C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ZWEYTER BAND

GESCHICHTE DES AGATHON

ZWEYTER THEIL

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT DES II. THEILS.

SIEBENTES BUCH.

Agathon erzählt die Geschichte seiner Jugend, bis zu dem Zeitpunkte, da er seinen Vater fand.

1. Kapitel.

Agathons erste Jugend. Etwas von Idealen. S. 3

2. Kap.

Agathon wird in der Orfischen Filosofie unterwiesen. S. 9

3. Kap.

En animam et mentem cum qua Di nocte loquantur. S. 13

4. Kap.

Die Liebe in verschiednen Gestalten. Die Pythia tritt an Theogitons Stelle. S. 25

5. KAPITEL.

Psyche. S. 30

6. KAP.

Die Absichten der Pythia entwickeln sich. S. 35

7. KAP.

Agathon lernt seine geliebte Unbekannte näher kennen. S. 44

8. KAP.

Ein neuer Versuch der Pythia. Psyche wird unsichtbar. Agathons letztes Abenteuer zu Delfi. S. 56

9. KAP.

Agathon entflieht von Delfi, und findet seinen Vater. Was für einen neuen Schwung sein Geist durch die Veränderung seiner Umstände bekommt. S. 66

ACHTES BUCH.

Fortsetzung der Erzählung Agathons, von seiner Versetzung nach Athen bis zu seiner Bekanntschaft mit Danae.

---

1. KAPITEL.

Agathon kommt nach Athen und widmet sich der Republik. Eine Probe der besondern Natur desjenigen Windes, der von Horaz *aura popularis* genannt wird. S. 87

2. KAPITEL.

Agathons Glück und Ansehen in der Republik erreicht seinen höchsten Gipfel. S. 100

3. KAP.

Agathon wird als ein Staatsverbrecher angeklagt. S. 112

4. KAP.

Ein Verwandter seines Vaters macht dem Agathon sein Geburts- und Erb-Recht streitig. Sein Gemüthszustand unter diesen Widerwärtigkeiten. S. 121

5. KAP.

Wie Agathon sich vor den Athenern vertheidiget. Er wird verurtheilt, und auf immer aus Griechenland verbannt. S. 129

6. KAP.

Agathon endigt seine Erzählung. S. 139

NEUNTES BUCH.

Fortsetzung der Geschichte Agathons und der schönen Danae bis zur heimlichen Entweichung des erstern aus Smyrna.

---

1. KAPITEL.

Ein starker Schritt zur Entzauberung unsers Helden S. 149

2. KAPITEL.

Vorbereitung zum Folgenden. Neue Anschläge des Sofisten Hippias. S. 161

3. KAP.

Hippias wird zum Verräther an seiner Freundin Danae. S. 170

4. KAP.

Folgen des Vorhergehenden. Agathon entfernt sich heimlich aus Smyrna. S. 184

5. KAP.

Eine kleine Abschweifung. S. 199

6. KAP.

Agathon wird von einem kleinen Rückfall bedroht. Ein unverhoffter Zufall bestimmt seine Entschlieſsung. S. 209

7. KAP.

Betrachtungen, Schlüsse, und Vorsätze. S. 218

8. KAP.

Eine oder zwey Abschweifungen. S. 231

ZEHNTES BUCH.

Darstellung des Syrakusischen Hofes, und des Merkwürdigsten, was sich kurz zuvor, ehe Agathon zu Syrakus auftrat, an demselben begeben hatte.

---

1. KAPITEL.

Karakter der Syrakuser, des Dionysius und seines Hofes. S. 246

2. KAP.

Karakter des Dion. Anmerkungen über denselben. S. 255

3. KAP.

Ein Beyspiel, daſs die Filosofie so gut zaubern kann als die Liebe. S. 265

4. KAP.

Filistus und Timokrates. S. 283

5. KAP.

Gemüthsverfassung des Dionysius. Unterredung mit Dion und Platon. Folgen derselben. S. 300

6. KAP.

Kunstgriffe des Günstlings Timokrates. Bacchidion. Dion und Platon werden entfernt. S. 309

7. Kapitel.

Ein merkwürdiger Vortrag des Filistus. Wozu ein groſser Herr Filosofen und witzige Köpfe brauchen kann. Dionysius stiftet eine Akademie von schönen Geistern. S. 319

GESCHICHTE

DES

AGATHON

ZWEYTER THEIL.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

AGATHON.

Siebentes Buch.

Agathon erzählt die Geschichte seiner Jugend, bis zu dem Zeitpunkte, da er seinen Vater fand.

1. Kapitel.

Agathons erste Jugend. Etwas von Idealen.

Ich war schon achtzehn Jahr alt, eh' ich denjenigen kannte, dem ich mein Daseyn zu danken habe. Von der ersten Kindheit an in den Hallen des Delfischen Tempels erzogen, war ich gewohnt, die Priester des Apollo mit diesen kindlichen Empfindungen anzusehen, welche das erste Alter über alle, die für unsre Erhaltung Sorge tragen, zu ergieſsen pflegt. Ich war noch ein kleiner Knabe, als ich schon mit dem geheiligten Gewande, welches die jungen Diener des Gottes von den Sklaven der Priester unterschied, bekleidet, und zum Dienste des Tempels gewidmet wurde.

Wer Delfi gesehen hat, wird sich nicht verwundern, daſs ein Knabe von gefühlvoller Art, der beynahe von der Wiege an daselbst erzogen worden, unvermerkt eine Gemüthsbildung bekommen muſste, die ihn von den gewöhnlichen Menschen unterschied. Auſser der besondern Heiligkeit, welche ein uraltes Vorurtheil und die geglaubte Gegenwart des Pythischen Gottes dem Delfischen Boden beygelegt hat, war in den Bezirken des Tempels selbst kein Platz, der nicht von irgend einem ehrwürdigen oder glänzenden Gegenstand erfüllt, oder durch das Andenken irgend eines Wunders verherrlichet gewesen wäre. Der Anblick so vieler wundervollen Dinge war das erste, woran meine Augen gewöhnt wurden, und die Erzählung wunderbarer Begebenheiten die erste mündliche Unterweisung, die ich von meinen Vorgesetzten erhielt. Eine Art von Unterricht, dessen ich bedurfte, weil es ein Theil meines Berufs seyn sollte, den Fremden, von welchen der Tempel immer angefüllt war, die Gemählde, Schnitzwerke und Bilder, und den unsäglichen Reichthum von Geschenken, wovon die Hallen und Gewölbe desselben schimmerten, zu erklären.

Für ungewohnte Augen ist vielleicht nichts blendenders, als der Anblick eines von so vielen Königen, Städten und reichen Privatpersonen in ganzen Jahrhunderten zusammen gehäuften Schatzes von Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen und Elfenbein. Für mich, der dieses Anblicks gewohnt war, hatte die bescheidene Bildsäule eines Solon mehr Reitz, als alle schimmernde Denkmahle einer abergläubischen Andacht, welche ich bald mit eben der verachtenden Gleichgültigkeit ansah, womit ein Knabe die Puppen und Spielwerke seiner Kindheit anzusehen pflegt. Noch unfähig von den Verdiensten und dem wahren Werthe der vergötterten Helden mir einen echten Begriff zu machen, stand ich oft vor ihren Bildern, und fühlte, indem ich sie betrachtete, mein Herz mit geheimen Empfindungen ihrer Gröſse und mit einer Bewunderung erfüllt, wovon ich keine andre Ursache als mein innres Gefühl hätte angeben können. Einen noch stärkern Eindruck machte auf mich die groſse Menge von Bildern der verschiednen Gottheiten, unter welchen unsre Voraltern die erhaltenden Kräfte der Natur, die mannigfaltigen Vollkommenheiten des menschlichen Geistes, und die Tugenden des geselligen Lebens vorgestellt haben, und wovon ich im Tempel und in den Hainen von Delfi mich allenthalben umgeben fand.

Meine damahlige Erfahrung, schöne Danae, hat mich seitdem oftmahls auf die Betrachtung geleitet, wie groſs der Beytrag sey, welchen die schönen Künste zu Bildung des sittlichen Menschen thun können, und wie weislich die Priester der Griechen gehandelt, da sie die Musen und Grazien, deren Lieblinge ihnen so groſse Dienste gethan, selbst unter die Zahl der Gottheiten aufgenommen haben. Der wahre Vortheil der Religion, in so fern sie eine besondere Angelegenheit des priesterlichen Ordens ist, scheint von der Stärke der Eindrücke abzuhangen, die wir in denjenigen Jahren empfangen, worin wir noch unfähig sind Untersuchungen anzustellen. Würden unsere Seelen in Absicht der Götter und ihres Dienstes von Kindheit an leere Tafeln gelassen, und anstatt der unsichern und verworrenen aber desto lebhaftern Begriffe, welche wir durch Fabeln und Wundergeschichten, und in etwas zunehmendem Alter durch die Musik und die bildenden Künste, von den übernatürlichen Gegenständen bekommen, allein mit den unverfälschten Eindrücken der Natur und den Grundsätzen der Vernunft überschrieben: so ist sehr zu vermuthen, daſs der Aberglaube noch gröſsere Mühe haben würde, die Vernunft, als, in dem Falle worin die meisten sich befinden, die Vernunft Mühe hat, den Aberglauben von der einmahl angenommenen Herrschaft zu verdrängen. Der gröſste Vortheil, den dieser über jene hat, hängt davon ab, daſs er ihr zuvorkommt. Wie liecht wird es ihm, sich einer noch unmündigen Seele zu bemeistern, wenn alle diese zauberischen Künste, welche die Natur im Nachahmen selbst zu übertreffen scheinen, ihre Kräfte vereinigen die entzückten Sinne zu überraschen! Wie natürlich muſs es demjenigen werden, die Gottheit des Apollo zu glauben, ja endlich sich zu bereden daſs er ihre Gegenwart und Einflüsse fühle, der in einem Tempel aufgewachsen ist, dessen erster Anblick das Werk und die Wohnung eines Gottes ankündet; — demjenigen, der gewohnt ist den Apollo eines Fidias immer vor sich zu sehen, und das mehr als Menschliche, welches die Kenner so sehr bewundern, der Natur des Gegenstandes, nicht dem Geiste des Künstlers zuzuschreiben!

So viel ich unsre Seele kenne, däucht mich, daſs sich in einer jeden, die zu einem merklichen Grade von Entwicklung gelangt, nach und nach ein gewisses idealisches Schöne bilde, welches (auch ohne daſs man sich's bewuſst ist) unsern Geschmack und unsre sittlichen Urtheile bestimmt, und das allgemeine Modell abgiebt, wonach unsre Einbildungskraft die besondern Bilder dessen, was wir groſs, schön und vortrefflich nennen, zu entwerfen scheint. Dieses idealische Modell bildet sich (wie mich däucht) aus der Beschaffenheit und dem Zusammenhange der Gegenstände, unter welchen wir zu leben anfangen. Daher (wie die Erfahrung zu bestätigen scheint) so vielerley besondere Denk- und Sinnesarten, als man verschiedene Stände und Erziehungsarten in der menschlichen Gesellschaft antrifft; daher der Spartanische Heldenmuth, die Attische Urbanität, und der Schwulst der Asiaten; daher die Verachtung des Geometers für den Dichter, oder des spekulierenden Kaufmanns gegen die Spekulazionen des Gelehrten, die ihm unfruchtbar scheinen, weil sie sich in keine Dariken 1) verwandeln, wie die seinigen; daher der grobe Materialismus des plumpen Handwerkers, der rauhe Ungestüm des Seefahrers, die mechanische Unempfindlichkeit des Soldaten, und die einfältige Schlauheit des Landvolks; daher endlich, schöne Danae, die Schwärmerey, welche der weise Hippias deinem Kallias vorwirft; diese Schwärmerey, die ich vielleicht in einem minder erhabnen Lichte sehe, seitdem ich ihre wahre Quelle entdeckt zu haben glaube; aber die ich nichts desto weniger für diejenige Gemüthsbeschaffenheit halte, welche uns, unter gewissen Einschränkungen, glücklicher als irgend eine andre machen kann.

---

2. KAPITEL.

Agathon wird in der Orfischen Filosofie unterwiesen.

Du begreifst leicht, schöne Danae, daſs unter lauter Gegenständen, welche über die gewöhnliche Natur erhaben und selbst schon idealisch sind, jenes fantasierte Modell, dessen ich vorhin erwähnte, in einem so ungewöhnlichen Grade abgezogen und überirdisch werden muſste, daſs bey zunehmendem Alter alles, was ich wirklich sah, weit unter demjenigen war, was sich meine Einbildungskraft zu sehen wünschte. In dieser Gemüthsverfassung war ich, als einer von den Priestern zu Delfi, aus Absichten welche sich erst in der Folge entwickelten, es übernahm, mich in den Geheimnissen der Orfischen Filosofie einzuweihen; der einzigen, die von unsern Priestern hochgeachtet wurde, weil sie die Vernunft selbst auf ihre Partey zu ziehen, und dem Glauben, von dessen unbeweglichem Ansehen das ihrige abhing, einen festern Grund, als die mündliche Überlieferung und die Fabeln der Dichter, zu geben schien.

Die Entzückung war unbeschreiblich, in die ich hinein gezogen wurde, als ich, an den Händen dieses Stifters unsrer Religion und Gelehrsamkeit, in das Reich der Geister eingeführt, und mir zu einer Zeit, da die erhabensten Gemählde Homers und Pindars ihren Reitz für mich verloren hatten, mitten in der materiellen Welt eine neue, mit lauter unsterblichen Schönheiten erfüllt und von lauter Göttern bewohnt, eröffnet wurde.

Ich stand damahls eben in dem Alter, worin wir, aus dem langen Traume der Kindheit erwachend, uns selbst zuerst zu finden glauben, die Welt um uns her mit erstaunten Augen betrachten, und neugierig sind, unsre eigne Natur und den Schauplatz, worauf wir uns ohne unser Zuthun versetzt sehen, kennen zu lernen. Wie willkommen ist uns da eine Filosofie, die den Vortheil unsrer Wissensbegierde mit dieser Neigung zum Wunderbaren und mit dieser arbeitscheuen Flüchtigkeit, welche der Jugend eigen sind, vereiniget, alle unsre Fragen beantwortet, alle Räthsel erklärt, alle Aufgaben auflöset! Eine Filosofie, die desto mehr mit dem warmen und gefühlvollen Herzen der Jugend sympathisiert, weil sie alles Unempfindliche und Todte aus der Natur verbannt, jeden Atom der Schöpfung mit lebenden und geistigen Wesen bevölkert, jeden Punkt der Zeit mit verborgenen Begebenheiten befruchtet, die für künftige Ewigkeiten heran reifen! Ein System, worin die Schöpfung so unermeſslich ist als ihr Urheber; welches uns in der anscheinenden Verwirrung der Natur eine majestätische Symmetrie, in der Regierung der moralischen Welt einen unveränderlichen Plan, in der unzählbaren Menge von Klassen und Geschlechtern der Wesen einen einzigen Staat, in den verwickelten Bewegungen aller Dinge einen allgemeinen Richtpunkt, in unsrer Seele einen künftigen Gott, in der Zerstörung unsers Körpers die Wiedereinsetzung in unsre ursprüngliche Vollkommenheit, und in dem nachtvollen Abgrunde der Zukunft helle Aussichten in grenzenlose Wonne zeigt! — Ein solches System ist zu schön an sich selbst, zu schmeichelhaft für unsern Stolz, unsern innersten Wünschen und wesentlichsten Trieben zu angemessen, als daſs wir es in einem Alter, wo alles Groſse und Rührende so viel Macht über uns hat, nicht beym ersten Anblicke wahr finden sollten. Vermuthungen und Wünsche werden hier zu desto stärkern Beweisen, da wir in dem bloſsen Anschauen der Natur zu viel Majestät, zu viel Geheimniſsreiches und Göttliches zu sehen glauben, um besorgen zu können daſs wir jemahls zu groſs von ihr denken möchten. Und, soll ich dir's gestehen, schöne Danae? selbst itzt, nachdem glückliche Erfahrungen mich von dieser hoch fliegenden Art zu denken zurück gebracht haben, glaube ich mit einer innerlichen Gewalt, die sich gegen jeden Zweifel empört, zu fühlen, daſs diese Übereinstimmung mit unsern edelsten Neigungen, die ihr das Wort redet, der echte Stempel der Wahrheit sey, und daſs selbst in diesen Träumen, welche dem sinnlichen Menschen so ausschweifend scheinen, für unsern Geist mehr Realitat, mehr Unterhaltung und Aufmunterung, eine reichere Quelle von ruhiger Freude, und ein festerer Grund der Selbstzufriedenheit liege, als in allem was uns die Sinne Angenehmes und Gutes anzubieten haben.

Doch ich erinnere mich, daſs es die Geschichte meiner Seele und nicht die Rechtfertigung meiner Denkart ist, wozu ich mich anheischig gemacht habe. Es sey also genug, wenn ich sage, daſs die Lehrsätze des Orfeus und des Pythagoras — von den Göttern, von der Natur, von unsrer Seele, von der Tugend, und von dem was das höchste Gut des Menschen ist, sich meines Gemüths so gänzlich bemeisterten, daſs alle meine Begriffe nach diesem Urbilde gemodelt, alle meine Neigungen davon beseelt, und mein ganzes Betragen, so wie alle meine Entwürfe für die Zukunft, mit dem Plan eines nach diesen Grundsätzen abgemessenen Lebens übereinstimmig waren.

3. KAPITEL.

En animam et mentem cum qua Di nocte loquantur?

Der Priester Theogiton, der sich zu meinem Mentor aufgeworfen hatte, schien über den auſserordentlichen Geschmack, den ich an seinen erhabnen Unterweisungen fand, sehr vergnügt zu seyn, und ermangelte nicht, meinen Enthusiasmus bis auf einen Grad zu erhöhen, welcher mich, seiner Meinung nach, alles zu glauben und alles zu leiden fähig machen müſste. Ich war zu jung und zu unschuldig, um das kleinste Miſstrauen in seine Bemühungen zu setzen, bey welchen die Aufrichtigkeit meines eignen Herzens die edelsten Absichten voraussetzte.

Er hatte die Vorsicht gebraucht, es so einzuleiten, daſs ich endlich aus eigner Bewegung auf die Frage gerathen muſste: „Ob es nicht möglich sey, schon in diesem Leben mit den höhern Geistern in Gemeinschaft zu kommen?“

Dieser Gedanke beschäftigte mich lange bey mir selbst; ich fand möglich, was ich mit der gröſsten Lebhaftigkeit wünschte. Die Geschichte der ersten Zeiten schien meine Hoffnung zu bestätigen. Die Götter hatten sich den Menschen bald in Träumen, bald in Erscheinungen entdeckt; verschiedene waren sogar zu der Ehre gelangt, Günstlinge der Götter zu seyn. Hier kamen mir Ganymedes, Endymion, Adonis, und so viele andre zu Statten, welche von Gottheiten geliebt worden waren. Ich legte dasjenige, was die Dichter davon erzählen, nach den erhabenen Begriffen aus, die ich von den höheren Wesen gefaſst hatte. Die Schönheit und Reinigkeit der Seele, die Abgezogenheit von den Gegenständen der Sinne, die Liebe zu den unsterblichen und ewigen Dingen, schien mir dasjenige zu seyn, was diese Personen den Göttern angenehm und zu ihrem Umgange geschickt gemacht hatte.

Endlich entdeckte ich dem Theogiton meine lange geheim gehaltenen Gedanken. Er erklärte sich auf eine Art darüber, die meine Neubegierde rege machte, ohne sie zu befriedigen. Er lieſs mich merken, daſs dieſs Geheimnisse seyen, welche er Bedenken trage meiner Jugend anzuvertrauen. Doch setzte er hinzu, die Möglichkeit der Sache sey keinem Zweifel unterworfen, und bezauberte mich ganz mit dem Gemählde, das er mir von der Glückseligkeit derjenigen machte, welche von den Göttern würdig geachtet würden zu ihrem geheimen Umgange zugelassen zu werden. Die geheimniſsvolle Miene, die er annahm, so bald ich nach den Mitteln hierzu zu gelangen fragte, bewog mich ruhig zu erwarten, bis er selbst für gut finden würde sich deutlicher zu entdecken. Er that es nicht; aber er machte so viele Gelegenheiten, meine erregte Neugierigkeit zu entflammen, daſs ich mich nicht lange enthalten konnte neue Fragen zu thun.

Endlich führte er mich einsmahls tief im Haine des Apollo in eine Grotte, welche ein uralter Glaube für eine Wohnung der Nymfen hielt, deren Bilder in Blinden von Muschelwerk das Innerste der Höhle zierten. Hier lieſs er mich auf eine bemooste Bank niedersitzen, und fing nach einer viel versprechenden Vorrede an, mir (wie er sagte) das geheime Heiligthum der göttlichen Filosofie des Hermes und Orfeus aufzuschlieſsen. Unzählige religiöse Waschungen, und eine Menge von Gebeten, Räucherungen und andre geheime Anstalten muſsten vorher gehen, einen noch in irdische Glieder gefesselten Geist zum Anschauen der himmlischen Naturen vorzubereiten. Und auch alsdann würde unser sterblicher Theil den Glanz der göttlichen Vollkommenheit nicht ertragen, sondern (wie die Dichter unter der Geschichte der Semele zu erkennen gegeben) gänzlich davon verzehrt und vernichtet werden, wenn sie sich nicht mit einer Art von körperlichem Schleier umhüllen, und durch diese Herablaſsung uns nach und nach fähig machen würden, sie endlich selbst, entkörpert und in ihrer wesentlichen Gestalt, anzuschauen. Ich war einfältig genug alle diese vorgegebenen Geheimnisse für echt zu halten. Ich hörte dem ernsten Theogiton mit einem heiligen Schauer zu, und machte mir seine Unterweisungen so wohl zu Nutze, daſs ich Tag und Nacht an nichts andres dachte, als an die auſserordentlichen Dinge, wovon ich in kurzem die Erfahrung bekommen würde.

Du kannst dir vorstellen, Danae, ob meine Fantasie in dieser Zeit müſsig war. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles beschreiben wollte, was damahls in ihr vorging, und mit welch einer Zauberey sie mich in meinen Träumen bald in die glücklichen Inseln, welche Pindar so prächtig schildert, bald zum Gastmahle der Götter, bald in die Elysischen Thäler, die Wohnung seliger Schatten, versetzte.

So seltsam es klingt, so gewiſs ist es doch, daſs die Kräfte der Einbildung dasjenige weit übersteigen, was die Natur unsern Sinnen darstellt: sie hat etwas glänzenders als Sonnenglanz, etwas lieblichers als die süſsesten Düfte des Frühlings zu ihren Diensten, unsre innern Sinnen in Entzückung zu setzen; sie hat neue Gestalten, höhere Farben, vollkommnere Schönheiten, schnellere Veranstaltungen, eine neue Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen, andere Zeitmaſse — kurz, sie erschafft eine neue Natur, und versetzt uns in der That in fremde Welten, welche nach ganz andern Gesetzen als die unsrige regiert werden. In unsrer ersten Jugend sind wir noch zu unbekannt mit den Triebfedern unsers eignen Wesens, um deutlich einzusehen, wie sehr diese scheinbare Magie der Einbildungskraft in der That natürlich ist. Wenigstens war ich damahls leichtgläubig genug, Träume von dieser Art übernatürlichen Einflüssen beyzumessen, und sie für Vorboten der Wunderdinge zu halten, welche ich bald auch wachend zu erfahren hoffte.

Als ich nun nach Theogitons Vorschrift acht Tage lang mit geheimen Ceremonien und Weihungen, und in einer unablässigen Anstrengung mein Gemüth von allen äuſserlichen Gegenständen abzuziehen, zugebracht hatte, und mich nunmehr für berechtiget hielt etwas mehr zu erwarten, als was mir bisher begegnet war, begab ich mich in später Nacht, da alles schlief, in die Grotte der Nymfen. Nachdem ich eine Menge seltsamer Lieder und Anrufungsformeln hergesagt hatte, lehnte ich mich, mit dem Angesicht gegen den vollen Mond gekehrt, auf die Ruhebank zurück, und überlieſs mich der Vorstellung, wie mir seyn würde, wenn Luna aus ihrer Silbersfäre herab steigen und mich zu ihrem Endymion machen würde. Mitten in diesen ausschweifenden Vorstellungen, unter denen ich allmählich zu entschlummern anfing, weckte mich plötzlich ein liebliches Getön, welches in einiger Entfernung über mir zu schweben schien, und, wie ich bald erkannte, aus derjenigen Art von Saitenspiel erklang, welche man dem Apollo zuzueignen pflegt. Einem natürlich gestimmten Menschen würde gedäucht haben, er höre ein gutes Stück von einer geschickten Hand; und so hätte er sich nicht betrügen können. Aber in der Verfassung, worin ich damahls war, hätte ich vielleicht das Gequäk eines Kors von Fröschen für den Gesang der Musen gehalten. Die Musik, die ich hörte, rührte, fesselte, entzückte mich; sie übertraf, meiner eingebildeten Empfindung nach, (denn die Fantasie hat auch ihre Empfindungen) alles was ich jemahls gehört hatte; nur Apollo, der Vater der Harmonie, dessen Laute die Sfären ihre Götter-vergnügenden Harmonien gelehrt hatte, konnte so überirdische Töne hervorbringen. Meine Seele schien davon wie aus ihrem Leibe empor gezogen, und, lauter Ohr, über den Wolken zu schweben; als diese Musik plötzlich aufhörte, und mich in einer Verwirrung von Gedanken und Gemüthsbewegungen zurück lieſs, die mir diese ganze Nacht kein Auge zu schlieſsen gestattete.

Des folgenden Tages erzählte ich meinem Lehrer was mir begegnet war. Er schien nichts sehr besondres daraus zu machen: doch gab er, nachdem er mich um alle Umstände befragt hatte, zu, daſs es Apollo, oder eine von den Musen gewesen seyn könne. Du wirst lächeln, Danae, wenn ich dir gestehe, daſs ich, so jung ich war, und ohne mir selbst recht bewuſst zu seyn, warum? doch lieber gesehen hätte, wenn es eine Muse gewesen wäre. Ich unterlieſs nun keine Nacht, mich in der Grotte einzuſinden, um die vermeinte Muse wieder zu hören. Aber meine Erwartung betrog mich; es war Apollo selbst. Nach etlichen Nächten, worin ich mir an der stummen Gegenwart der Nymfen von Cypressenholze genügen lassen muſste, kündigte mir ein heller Schein, der auf einmahl in die Grotte ſiel und durch die allgemeine Dunkelheit und meinen Wahnsinn zu einem überirdischen Licht erhoben wurde, irgend eine auſserordentliche Begebenheit an. Urtheile, wie bestürzt ich war, als ich mitten in der Nacht den Gott des Tages, auf einer hell glänzenden Wolke sitzend, vor mir sah, der sich mir zu Gefallen den Armen der schönen Thetis entrissen hatte. Goldne Locken flossen um seine weiſsen Schultern, eine Krone von Strahlen schmückte seine Scheitel, das silberne Gewand das ihn umfloſs funkelte von tausend Edelsteinen, und eine goldne Leier lag in seinem linken Arme. Meine Einbildung that das übrige hinzu, was zu Vollendung einer idealischen Schönheit nöthig war. Allein Bestürzung und Ehrfurcht erlaubten mir nicht, dem Gott genauer ins Gesicht zu sehen. Ich glaubte geblendet zu seyn, und den Glanz von Augen, welche die ganze Welt erleuchteten, nicht ertragen zu können. Er redete mich an. Er bezeigte mir sein Wohlgefallen an meinem Dienst, und an der feurigen Begierde, womit ich, mit Verachtung der irdischen Dinge, mich den himmlischen widmete. Er munterte mich auf, in diesem Wege fortzugehen, und mich den Einflüssen der Unsterblichen leidend zu überlassen; mit der Versicherung, daſs ich bestimmt sey, die Anzahl der Glücklichen zu vermehren, welche er seiner besondern Gunst gewürdiget habe. Er verschwand, indem er diese Worte sagte, so plötzlich, daſs ich nichts dabey beobachten konnte; und, so voreingenommen als mein Gemüth war, hätte dieser Apollo seine Rolle viel ungeschickter spielen können, ohne daſs mir ein Zweifel gegen seine Gottheit aufgestiegen wäre.

Theogiton, dem ich von dieser Erscheinung Nachricht gab, wünschte mir Glück dazu, und sagte mir von den alten Helden unsrer Nazion, welche einst Lieblinge der Götter gewesen und nun als Halbgötter selbst Altäre und Priester hätten, so viel herrliche Sachen vor, als er nöthig erachten mochte, meine Bethörung vollkommen zu machen. Am Ende vergaſs er nicht, mir Anweisung zu geben, wie ich mich bey einer zweyten Erscheinung gegen den Gott zu verhalten hätte. Insonderheit ermahnte er mich, mein Urtheil über alles zurück zu halten, mich durch nichts befremden zu lassen, und der Vorschrift unsrer Filosofie immer eingedenk zu bleiben, „welche eine gänzliche Unthätigkeit von uns fodert, wenn die Götter auf uns wirken sollen.“ Man muſste so unerfahren seyn als ich war, um keine Schlange unter diesen Blumen zu merken. Nichts als die Entwicklung dieser heiligen Mummerey konnte mir die Augen öffnen. Ich konnte unmöglich aus mir selbst auf den Argwohn gerathen, daſs die Zuneigung einer Gottheit eigennützig seyn könne. Ich hatte vielmehr gehofft, die gröſsten Vortheile für meine Wissensbegierde von ihr zu ziehen, und mit mehr als menschlichen Vorzügen begabt zu werden. Die Erklärungen des Apollo befremdeten mich endlich, und seine Handlungen noch mehr. Zuletzt entdeckte ich, was du schon lange vorher gesehen haben muſst, daſs der vermeinte Gott kein andrer als Theogiton selber war. Dieser änderte nun, so bald er sein Spiel entdeckt sah, auf einmahl die Sprache, und suchte mich zu bereden, daſs er diese Komödie nur zu dem Ende gespielt habe, um mich von der Eitelkeit der Theurgie, in die er mich so verliebt gesehen hätte, desto besser überzeugen zu können. Er zog die Folge daraus: daſs alles, was man von den Göttern sagte, Erfindungen schlauer Köpfe wären, womit sie Weiber und leichtgläubige Knaben in ihr Netz zu ziehen suchten; kurz, er vergaſs nichts was die unsittlichste Leidenschaft einem schamlosen Verächter der Götter eingeben kann, um die Mühe einer so wohl ausgesonnenen und mit so vielen Maschinen aufgestützten Verführung nicht umsonst gehabt zu haben. Ich verwies ihm seine Bosheit mit einem Zorne, der mich stark genug machte mich von ihm los zu reiſsen. Des folgenden Tages hatte er die Unverschämtheit, die priesterlichen Verrichtungen mit eben der heuchlerischen Andacht fortzusetzen, womit er mich und jeden andern bisher hintergangen hatte. Er lieſs nicht die geringste Veränderung in seinem Betragen gegen mich merken, und schien sich des Vergangnen eben so wenig zu erinnern, als ob er den ganzen Lethe ausgetrunken hätte. Diese Aufführung vermehrte meine Unruhe sehr. Ich konnte noch nicht begreifen, daſs es Leute geben könne, welche mitten in den Ausschweifungen des Lasters Ruhe und Heiterkeit, die natürlichen Gefährten der Unschuld, beyzubehalten wissen. Allein in weniger Zeit darauf befreyte mich die Unvorsichtigkeit dieses Betrügers von den Besorgnissen, worin ich seit der Geschichte in der Grotte geschwebt hatte. Theogiton verschwand aus Delfi, ohne daſs man die eigentliche Ursache davon erfuhr: aber aus dem, was man sich in die Ohren murmelte, errieth ich, daſs Apollo endlich überdrüssig geworden seyn möchte, seine Person von einem andern spielen zu lassen.

Diese Begebenheiten führten mich natürlicher Weise auf viele neue Betrachtungen; aber meine Neigung zum Wunderbaren und meine Lieblings-Ideen verloren nichts dabey. Sie gewannen vielmehr, indem ich sie nun in mich selbst verschloſs, und die Unsterblichen allein zu Zeugen desjenigen machte, was in meiner Seele vorging. Ich fuhr fort, die Verbesserung derselben nach den Grundsätzen der Orfischen Filosofie mein vornehmstes Geschäfte seyn zu lassen. Ich fing nun an zu glauben, daſs keine andre als eine idealische Gemeinschaft zwischen den höhern Wesen und den Menschen möglich sey. Nichts als die Reinigkeit und Schönheit unsrer Seele, dacht' ich, kann uns zu einem Gegenstande des Wohlgefallens jenes unnennbaren, allgemeinen, obersten Geistes machen, von welchem alle übrige, wie die Planeten von der Sonne, ihr Licht, und die ganze Natur ihre Schönheit und unwandelbare Ordnung erhalten; und allein in der Übereinstimmung aller unsrer Kräfte, Gedanken und geheimsten Neigungen mit den groſsen Absichten und allgemeinen Gesetzen dieses Beherrschers der sichtbaren und unsichtbaren Welt liegt das wahre Geheimniſs, zu derjenigen Vereinigung mit demselben zu gelangen, welche die natürliche Bestimmung und das letzte Ziel aller Wünsche eines unsterblichen Wesens seyn soll. Beides, jene geistige Schönheit der Seele und diese erhabene Richtung ihrer Wirksamkeit nach den Absichten des Gesetzgebers der Wesen, glaubte ich am sichersten durch die Betrachtung der Natur zu erhalten, welche ich mir als einen Spiegel vorstellte, aus welchem das Wesentliche, Unvergängliche und Göttliche in unsern Geist zurück strahle, und ihn nach und nach eben so durchdringe und erfülle, wie die Sonne einen angestrahlten Wassertropfen. Ich überredete mich, daſs die unverrückte Beschauung der Weisheit und Güte, welche sowohl aus der besondern Natur eines jeden Theils der Schöpfung, als aus dem Plan und der allgemeinen Ökonomie des Ganzen hervor leuchte, das unfehlbare Mittel sey, selbst weise und gut zu werden. Ich brachte alle diese Grundsätze in Ausübung. Jeder neue Gedanke der sich in mir entwickelte, wurde zu einer Empfindung meines Herzens; und so lebte ich in einem stillen und lichtvollen Zustande des Gemüthes, dessen ich mich niemahls anders als mit wehmüthigem Vergnügen erinnern werde, etliche glückliche Jahre hin; unwissend, (und glücklich durch diese Unwissenheit) daſs dieser Zustand nicht dauern könne; weil die Leidenschaften des reifenden Alters, und (wenn auch diese nicht wären) die unvermeidliche Verwicklung in den Wechsel der menschlichen Dinge jene Fortdauer von innerlicher Heiterkeit und Ruhe nicht gestatten, welche nur ein Antheil entkörperter Wesen seyn kann.

4. KAPITEL.

Die Liebe in verschiedenen Gestalten. Die Pythia tritt an Theogitons Stelle.

Inzwischen hatte ich das achtzehnte Jahr erreicht, und fing nun an, mitten unter den angenehmen Empfindungen, von denen meine Denkungsart und meine Beschäftigungen unerschöpfliche Quellen zu seyn schienen, ein Leeres in mir zu fühlen, welches sich durch keine Ideen ausfüllen lassen wollte. Ich sah die mannigfaltigen Scenen der Natur wie mit neuen Augen an; ihre Schönheiten hatten für mich etwas Herzrührendes, welches ich sonst nie auf diese Art empfunden hatte. Der Gesang der Vögel schien mir etwas zu sagen, das er mir nie gesagt hatte, ohne daſs ich wuſste was es war; und die neu belaubten Wälder schienen mich einzuladen, in ihren Schatten einer wollüstigen Schwermuth nachzuhängen, von welcher ich oft mitten in den erhabensten Betrachtungen wider meinen Willen überwältiget wurde. Nach und nach verfiel ich in eine weichliche Unthätigkeit. Mir däuchte, ich sey bisher nur in der Einbildung glücklich gewesen; und mein Herz sehnte sich nach einem Gegenstande, in welchem ich jene idealischen Vollkommenheiten wirklich genieſsen möchte, an denen ich mich bisher nur wie an einem geträumten Gastmahle geweidet hatte.

Damahls zuerst stellten sich mir die Reitzungen der Freundschaft in einer vorher nie empfundenen Lebhaftigkeit dar: ein Freund (bildete ich mir ein) ein Freund würde diese geheime Sehnsucht meines Herzens befriedigen. Meine Fantasie mahlte sich einen Pylades aus, und mein verlangendes Herz bekränzte dieses schöne Bild mit allem was mir das Liebenswürdigste schien, selbst mit jenen äuſserlichen Annehmlichkeiten, welche in meinem System den natürlichen Schmuck der Tugend ausmachten. Ich suchte diesen Freund unter der blühenden Jugend, welche mich umgab. Mehr als Einmahl glaubte mein getäuschtes Herz ihn gefunden zu haben; aber eine kurze Erfahrung überwies mich meines Irrthums nur zu bald. Unter einer so groſsen Anzahl von auserlesenen Jünglingen, welche die Liverey des Gottes zu Delfi trugen, war nicht ein einziger, den die Natur so vollkommen mit mir zusammen gestimmt hätte, als die Spitzfündigkeit meiner Begriffe es erfoderte.

Um diese Zeit geschah es, daſs ich das Unglück hatte, der Oberpriesterin eine Neigung einzuflöſsen, welche mit ihrem geheiligten Stande und mit ihrem Alter einen gleich starken Absatz machte. Schon seit geraumer Zeit hatte sie mich mit einer vorzüglichen Gütigkeit angesehen, welche ich einer mütterlichen Gesinnung beymaſs, und mit aller der Ehrerbietung erwiederte, die ich der Vertrauten des Apollo schuldig war. Stelle dir vor, schöne Danae, was für ein Modell zu einer Bildsäule des Erstaunens ich abgegeben hätte, als sich eine so ehrwürdige Person herab lieſs, mir zu entdecken, daſs alle Vertraulichkeit, die ich zwischen ihr und dem Apollo voraussetzte, nicht zureiche, sie über die Schwachheiten der gemeinsten Erdentöchter hinweg zu setzen! Die gute Dame war bereits in demjenigen

Alter, worin es lächerlich wäre, das Herz eines Mannes von einiger Erfahrung einer jungen Nebenbuhlerin streitig machen zu wollen. Allein einem Neulinge, wofür sie mich mit gutem Grund ansah, die ersten Unterweisungen zu geben, dazu konnte sie sich ohne übertriebene Eitelkeit für reitzend genug halten. Mahle dir zu den Überbleibseln einer vormahls berühmten Schönheit eine Figur vor, wie man die blonde Ceres zu bilden pflegt; groſse schwarze Augen, unter deren angenommenem Ernste eine wollüstige Gluth hervor glimmte, und zu allem diesem eine ungemeine Sorgfalt für ihre Person, und die schlaue Kunst, die Vortheile ihrer Reitzungen mit der strengen Sittsamkeit der priesterlichen Kleidung zu verbinden: so wird es dir leicht seyn, den Grad der Gefahr abzunehmen, worin sich die Einfalt meiner Jugend bey ihren Nachstellungen befand.

Ohne Zweifel mag es ihr Mühe gekostet haben die ersten Schwierigkeiten zu überwinden, welche ein mehr Ehrfurcht als Liebe einflöſsendes Frauenzimmer in den hartnäckigen Vorurtheilen eines achtzehnjährigen Jünglings findet. Ihr Stand erlaubte ihr nicht sich deutlich zu erklären; und meine Blödigkeit verstand die Sprache nicht, deren sie sich zu bedienen genöthigt war. Zwar braucht man sonst zu dieser Sprache keinen andern Lehrmeister als sein Herz; allein unglücklicher

Weise sagte mir mein Herz nichts für sie. Es bedurfte der lange geübten Geduld einer bejahrten Priesterin, um nicht tausendmahl das Vorhaben aufzugeben, einem Menschen, der aus lauter Ideen zusammen gesetzt war, ihre Absichten begreiflich zu machen. Und dennoch fand sie sich endlich genöthigt, sich des einzigen Kunstgriffs zu bedienen, von dem man in solchen Fällen einige Wirkung erwarten kann. Sie hatte noch Reitzungen, welche die ungewohnten Augen eines Neulings blenden konnten. Die Verwirrung, worein sie mich durch den ersten Versuch von dieser Art setzte, schien ihr von guter Vorbedeutung zu seyn; und vielleicht hätte sie sich weniger in ihrer Erwartung betrogen, wenn nicht ein Umstand, von dem ihr nichts bekannt war, meinem Herzen eine mehr als gewöhnliche Stärke gegeben hätte.

Unsre Tugend, oder vielmehr gewisse moralische Erscheinungen, welche das Ansehen haben, aus einer so edeln Quelle zu flieſsen, haben sehr oft geheime Triebfedern, die uns, wenn sie gesehen würden, wo nicht alles Verdienst, wenigstens einen groſsen Theil desselben entziehen würden. Wie leicht ist es, der Versuchung einer Leidenschaft zu widerstehen, wenn ihr von einer stärkern die Wage gehalten wird!

---

5. Kapitel.

Psyche.

Kurz zuvor, ehe die schöne Pythia den besagten Versuch machte, war das Fest der Diana eingefallen, welches zu Delfi mit aller der Feierlichkeit begangen wird, die man der Schwester des Apollo schuldig zu seyn vermeint. Alle Jungfrauen über vierzehn Jahre erschienen dabey in schneeweiſsem Gewande, mit aufgelösten fliegenden Haaren, den Kopf und die Arme mit Blumenkränzen umwunden, und Hymnen zum Preis der jungfräulichen Göttin singend. Auch alte halb erloschne Augen heiterten sich beym Anblick einer so zahlreichen Menge junger Schönen auf, deren geringster Reitz die frischeste Blume der Jugend war. Urtheile, schöne Danae, ob derjenige, den der bunte Schimmer einer blühenden Aue schon in eine Art von Entzücken setzte, bey einem solchen Auftritt unempfindlich bleiben konnte? Meine Blicke irrten in einer zärtlichen Verwirrung unter diesen anmuthsvollen Geschöpfen herum. Aber bald blieben sie auf eine einzige geheftet, deren erster Anblick meinem Herzen keinen Wunsch übrig lieſs, etwas andres zu sehen. Vielleicht würde mancher sie unter so vielen Schönen kaum besonders wahrgenommen haben. Den schönsten Wuchs, die regelmäſsigsten Züge, langes Haar, dessen wallende Locken bis zu den Knien herunter flossen, und die reinste Jugendfarbe hatte sie mit allen ihren Gespielen gemein. Viele übertrafen sie noch in einem oder dem andern Stücke der Schönheit; und wenn ein Mahler unter der ganzen Schaar hätte entscheiden sollen, welche die Schönste sey, so würde sie vielleicht übergangen worden seyn. Allein mein Herz urtheilte nicht nach den Regeln der Kunst. Ich empfand, oder glaubte zu empfinden, (welches in Absicht der Wirkung allemahl Eins ist) daſs nichts liebenswürdiger als dieses junge Mädchen seyn könne. Ich dachte nicht daran, sie mit den übrigen zu vergleichen; sie löschte alles andre aus meinen Augen aus. So (dacht' ich) müſste die Unschuld aussehen, wenn sie, um sichtbar zu werden, die Gestalt einer Grazie entlehnte; so rührend würden ihre Gesichtszüge seyn, so still-heiter würden ihre Augen, so holdselig ihre Wangen lächeln, so würden ihre Blicke, ihr Gang, jede ihrer Bewegungen seyn. Dieser Augenblick brachte in meiner Seele eine Veränderung hervor, welche mir, als ich in der Folge fähig wurde über meinen Zustand zu denken, dem Übergang in eine neue vollkommnere Art des Daseyns gleich zu seyn schien. Aber damahls war ich zu sehr von Empfindungen verschlungen, um mir meiner selbst recht bewuſst zu seyn. Meine Entzückung ging so weit, daſs ich nichts mehr von dem Pomp des Festes bemerkte; und erst, nachdem alles gänzlich aus meinen Augen verschwunden war, wurde ich, wie durch einen plötzlichen Schlag, wieder zu mir selbst gebracht. Itzt hatte ich Mühe mich zu überzeugen, daſs ich nicht aus einem von den Träumen erwacht sey, worin meine Fantasie, in überirdische Räume verzückt, mir zuweilen ähnliche Gestalten vorgestellt hatte. Der Schmerz, eines so süſsen Anblicks beraubt zu seyn, konnte das reine Vergnügen nicht schwächen, womit das Innerste meines Wesens erfüllt war. Diesen ganzen Abend und den gröſsten Theil der Nacht hatten alle Kräfte meiner Seele keine andere Beschäftigung, als sich dieſs geliebte Bild bis auf die kleinsten Züge, mit allen seinen nahmenlosen Reitzen, — welche vielleicht ich allein an dem Urbilde bemerkt hatte, — mit einer Lebhaftigkeit vorzumahlen, die ihm immer neue Schönheiten lieh. Mein Herz schmückte es mit allen Vorzügen des Geistes, mit jeder sittlichen Schönheit, mit allem, was nach meiner Denkungsart das Vollkommenste und Beste war, aus. Was für ein Gemählde ist dasjenige, wozu die Liebe die Farben giebt! — Und doch glaubte ich immer zu wenig zu thun, strengte alle Kräfte meiner Einbildung an, noch etwas schöneres als das Schönste zu finden, um die

Idee, die ich mir von meiner Unbekannten machte, zu vollenden, und gleichsam in das Urbild selbst zu verwandeln. Diese liebenswürdige Person hatte mich zu eben der Zeit, da ich sie erblickte, wahrgenommen; und es war (wie sie mir in der Folge gestand) etwas mit den Regungen meines Herzens übereinstimmendes in dem ihrigen vorgegangen. Ich erinnerte mich, (denn wie hätte ich ihre kleinste Bewegung vergessen können!) daſs unsre Blicke sich mehr als Einmahl begegnet waren, und daſs sie jedesmahl mit einer Schamröthe, die ihr ganzes Gesicht mit Rosen überzog, die Augen niedergeschlagen hatte. Ich war zu unerfahren, und in der That auch zu bescheiden, aus diesem Umstande etwas besondres zu meinem Vortheile zu schlieſsen. Aber doch erinnerte ich mich desselben mit einem so innigen Vergnügen, als ob es mir geahnet hätte, wie glücklich mich die Folge davon machen würde. Ich hatte die Eitelkeit nicht, die uns zu schmeicheln pflegt, daſs wir liebenswürdig seyen; ich dachte an nichts weniger als auf Mittel wieder geliebt zu werden. Aber die Schönheit der Seele, die ich in ihrem Gesichte ausgedrückt gesehen hatte, diese sanfte Heiterkeit, die aus dem natürlichen Ernst ihrer Züge hervor lächelte, machte mir Hoffnung dazu. Und welch einen Himmel von Wonne öffnete diese Hoffnung vor mir! Was für Aussichten! welches

Entzücken, wenn ich mir vorstellte, daſs mein ganzes Leben in ihrem Anschauen und an ihrer Seite dahin flieſsen würde!

So lebhafte Hoffnungen setzten voraus, daſs ich sie wieder finden würde; und dieser Wunsch brachte die Begierde mit sich, zu wissen wer sie sey. Aber wen konnt' ich fragen? Ich hatte keinen Freund, dem ich mich entdecken durfte. Von einem jeden andern glaubte ich, daſs er bey einer solchen Frage mein ganzes Geheimniſs in meinen Augen lesen würde; und die Liebe, die ein sehr guter Rathgeber ist, hatte mich schon einsehen gemacht, wie viel daran gelegen sey, daſs der Pythia nicht das geringste zu Ohren komme, was ihr den Zustand meines Herzens verrathen, oder sie zu einer miſstrauischen Beobachtung meines Betragens veranlassen könnte. Ich verschloſs also mein Verlangen in mich selbst, und erwartete mit Ungeduld, bis irgend ein meiner Liebe günstiger Genius mir zu dieser gewünschten Entdeckung verhelfen würde.

Nach einigen Tagen fügte es sich, daſs ich meiner geliebten Unbekannten in einem der Vorhöfe des Tempels begegnete. Die Furcht von jemand beobachtet zu werden, hielt mich in eben dem Augenblicke zurück, da ich auf sie zueilen und meine Freude über diesen unverhofften Anblick in Geberden und vielleicht in

Ausrufungen ausbrechen lassen wollte. Sie blieb einige Augenblicke stehen. Ich glaubte ein plötzliches Vergnügen in ihrem schönen Gesicht aufgehen zu sehen; sie erröthete, schlug die Augen wieder nieder, und eilte davon. Ich durft' es nicht wagen ihr zu folgen; aber meine Augen folgten ihr, so lang' es möglich war; und ich sah, daſs sie zu einer Thür' einging, welche in die Wohnung der Priesterin führte. Ich begab mich in den Hain, um meinen Gedanken über diese angenehme Erscheinung ungestörter nachzuhängen. Der letzte Umstand und ihre Kleidung brachte mich auf die Vermuthung, daſs sie vielleicht eine von den Aufwärterinnen der Pythia sey, deren diese Dame eine groſse Anzahl hatte, die aber (auſser bey besondern Feierlichkeiten) selten sichtbar wurden.

6. KAPITEL.

Die Absichten der Pythia entwickeln sich.

Diese Entdeckung beschäftigte mich nach der ganzen Wichtigkeit die sie für mich hatte, als ich, in der That zur ungelegensten Zeit von der Welt, zu der zärtlichen Priesterin gerufen wurde. Die Hoffnung, meine geliebte Unbekannte vielleicht bey dieser Gelegenheit wieder zu sehen, machte mir anfänglich diese Einladung sehr willkommen. Aber meine Freude wurde bald von dem Gedanken vertrieben, wie schwer es alsdann seyn würde, meine Empfindungen für sie den Augen einer Nebenbuhlerin zu entziehen. Die Künste der Verstellung waren mir zu unbekannt, und meine Gemüthsregungen bildeten sich zu schnell und zu deutlich in meinem Äuſserlichen ab, als daſs ich mich bey der gröſsten Bestrebung vorsichtig zu seyn sicher halten konnte. Diese Gedanken gaben mir (wie ich glaube) ein ziemlich verwirrtes Ansehen, als ich vor die Pythia kam. Allein da ich niemand als eine kleine Sklavin von neun oder zehen Jahren bey ihr fand, erhohlte ich mich bald wieder. Sie selbst schien mit ihren eigenen Bewegungen zu sehr beschäftigt, um auf die meinige genau Acht zu geben; oder, (welches wenigstens eben so wahrscheinlich ist) sie legte die Veränderung, die sie in meinem Gesichte wahrnehmen muſste, zu Gunsten ihrer Reitzungen aus. Sie mochte sich vermuthlich desto mehr von ihnen versprechen, je mehr sie beflissen gewesen war, sie in dieses reitzende Schattenlicht zu setzen, welches die Einbildungskraft zum Vortheil der Sinnen ins Spiel zu ziehen pflegt. Sie saſs oder lag (denn ihre Stellung war ein Mittelding von beidem) auf einem mit Tyrischen Purpurdecken belegten Ruhebette. Ihr ganzer Anzug hatte dieses zierlich Nachlässige, hinter welches die Kunst sich auf eine schlaue Art versteckt, wenn sie nicht dafür angesehen seyn will daſs sie der Natur zu Hülfe komme. Ihr Gewand, dessen bescheidene Farbe ihrer eigenen eben so sehr als der Anständigkeit ihrer Würde angemessen war, wallte zwar in vielen Falten um sie her: aber es war auch dafür gesorgt, daſs hier und da der schöne Kontur dessen, was damit bedeckt war, deutlich genug wurde, um die Augen anzuziehen und die Neugier lüstern zu machen. Ihre sehr schönen Arme waren in weiten, hoch aufgeschürzten Ärmeln fast ganz zu sehen; und eine Bewegung, welche sie während unsers Gesprächs unwissender Weise gemacht haben wollte, trieb einen Busen aus seiner Verhüllung hervor, der ihr Gesicht um zwanzig Jahre jünger machte. Sie bemerkte diese kleine Unregelmäſsigkeit endlich; aber das Mittel, wodurch sie die Sachen wieder in Ordnung zu bringen suchte, war mit der Unbequemlichkeit verbunden, daſs dadurch ein Fuſs sichtbar wurde, dessen die schönste Spartanerin sich hätte rühmen dürfen.

Die tiefe Gleichgültigkeit, worin mich alle diese Reitzungen lieſsen, war ohne Zweifel Ursache, daſs ich Beobachtungen machen konnte, wozu ein gerührter Zuschauer die Freyheit nicht gehabt hätte. Indeſs gab mir doch eine Art von Scham, die ich im Nahmen der guten Pythia auf meinen Wangen glühen fühlte, ein Ansehen von Verwirrung, womit die Dame (welche in zweifelhaften Fällen allemahl zu Gunsten ihrer Eigenliebe urtheilte) ziemlich wohl zufrieden schien. Sie maſs es vermuthlich einer schüchternen Unentschlossenheit oder einem Streite zwischen Ehrfurcht und Liebe bey, daſs ich (ungeachtet des Eindrucks den sie auf mich machte) ihrer Tugend keine Gelegenheit gab, sich durch ihre Gewandtheit in der Vertheidigungskunst in Achtung bey mir zu setzen. Ich hatte Aufmunterungen nöthig, zu welchen man bey einem geübtern Liebhaber sich nicht herab gelassen hätte. Glücklicher Weise diente ihr die Geschicklichkeit, die man mir in der Kunst die Dichter zu lesen beylegte, zum Vorwand, mir einen Zeitvertreib vorzuschlagen, von welchem sie sich einige Beförderung dieser Absicht versprechen konnte. Sie versicherte mich, daſs Homer ihr Lieblings-Autor sey, und bat mich sie eine Probe meines gepriesenen Talents hören zu lassen. Sie nahm einen Homer der neben ihr lag, und stellte sich, nachdem sie eine Weile gesucht hatte, als ob es ihr gleichgültig sey, welcher Gesang es wäre. Sie gab mir den ersten den besten in die Hände, und — es traf sich, daſs es gerade derjenige war, worin Juno, mit dem

Gürtel der Venus geschmückt, den Vater der Götter in eine so lebhafte Erinnerung der Jugend ihrer Liebe setzt. Von dem dichterischen Feuer, welches in diesem Gemählde glühet, und von dem süſsen Wohlklang der Homerischen Verse entzückt, beobachtete sie nicht, in was für eine verführerische Unordnung ein Theil ihres Putzes durch eine Bewegung der Bewunderung, welche sie machte, gekommen war. Sie nahm von dieser Stelle Anlaſs, die unumschränkte Gewalt des Liebesgottes zum Gegenstande der Unterredung zu machen. Sie schien die Meinung zu begünstigen, daſs der Gedanke, einer so mächtigen Gottheit widerstehen zu wollen, nur in einer sehr vermessenen Seele geboren werden könne.

Der Beyfall, den ich dieser Meinung gab, verlor alles Verdienstliche, das er in ihren Augen hätte haben können, durch die Einschränkung, womit ich ihn begleitete. Denn ich behauptete, daſs die meisten in den Begriffen, welche sie sich von diesem Gotte machten, der groſsen Pflicht, „von der Gottheit nur das Würdigste und Vollkommenste zu denken,“ sehr zu nahe träten; und daſs die Dichter, durch die allzu sinnliche Ausbildung ihrer allegorischen Fabeln, in diesem Stücke sich keines geringen Vergehens schuldig gemacht hätten. Unvermerkt schwatzte ich mich in einen Enthusiasmus hinein, in welchem ich, nach den Grundsätzen meiner geheimniſsreichen Filosofie, von der geistigen Liebe, welche der Weg zum Anschauen des wesentlichen Schönen ist, von der Liebe, welche die Flügel der Seele entwickelt, sie mit jeder Tugend und Vollkommenheit schwellt, und zuletzt durch die Vereinigung mit dem Urbild des Guten in einen Abgrund von Licht, Ruhe und unveränderlicher Wonne hinein zieht, worin sie gänzlich verschlungen und zu gleicher Zeit vernichtiget und vergöttert wird, — so erhabne, mir selbst, meiner Einbildung nach, sehr deutliche, der schönen Priesterin aber so unverständliche Dinge sagte, daſs sie in eben dem Verhältniſs, wie meine Einbildung sich dabey erwärmte, nach und nach davon eingeschläfert wurde. In der That konnte einem solchen Busen gegen über nichts seltsamer seyn, als eine Lobrede auf die geistige Liebe; auch gab die betrogne Pythia nach dieser Probe alle Hoffnung auf, mich für dieſsmahl zu einer natürlichern Art zu denken herab zu stimmen. Sie entlieſs mich also, indem sie mir mit einer etwas räthselhaften Art zu verstehen gab, sie hätte besondre Ursachen, sich meiner mehr anzunehmen als irgend eines andern Kostgängers des Apollo. Ich verstand aus dem was sie mir davon sagte so viel, daſs sie eine Anverwandte meines mir selbst noch unbekannten Vaters sey; daſs es ihr vielleicht bald erlaubt seyn würde, mir das Geheimniſs meiner Geburt zu entdecken; und daſs ich es allein diesem nähern Verhältniſs zuzuschreiben hätte, wenn sie mich durch eine Freundschaft unterscheide, welche mich ohne diesen Umstand vielleicht hätte befremden können.

Diese Eröffnung, an deren Wahrheit mich ihre Miene nicht zweifeln lieſs, hatte die gedoppelte Wirkung — mich zu bereden, daſs ich in meinen Gedanken von ihren Gesinnungen mich betrogen haben könne — und sie auf einmahl zu einem interessanten Gegenstande für mein Herz zu machen. In der That sah ich sie, von dem Augenblick an, da ich hörte daſs sie mit meinem Vater befreundet sey, mit ganz andern Augen an; und vielleicht würde sie bloſs von diesem Umstande mehr Vortheil gezogen haben, als von allen den Kunstgriffen, womit sie meine Sinnen hatte überraschen wollen. Aber die gute Jungfrau wuſste entweder nicht, wie viel man bey gewissen Leuten gewonnen hat, wenn man Mittel findet ihr Herz auf seine Seite zu ziehen; oder sie war über mein seltsames Betragen erbittert, und glaubte ihre verachteten Reitzungen nicht besser rächen zu können, als wenn sie mich in eben dem Augenblicke von sich entfernte, da sie in meinen Augen las, daſs ich gerne länger geblieben wäre. Alles Bitten, daſs sie ihre Gütigkeit durch eine deutlichere Entdeckung des Geheimnisses meiner Geburt vollkommen machen möchte, war vergeblich; sie schickte mich fort, und hatte Grausamkeit genug etliche Wochen vorbey gehen zu lassen, eh' sie mich wieder vor sich rufen lieſs.

Zu einer andern Zeit würde das Verlangen, diejenigen zu kennen denen ich das Leben zu danken hatte, mir diesen Aufschub zu einer harten Strafe gemacht haben. Aber damahls brauchte es nur wenige Minuten Einsamkeit und einen Gedanken an meine geliebte Unbekannte, um die Priesterin, mit allen ihren Reitzen und mit allem was sie mir gesagt und nicht gesagt hatte, aus meinem Gemüthe wieder auszulöschen. Es war mir unendlich angelegener zu wissen, wer diese Unbekannte sey, und ob sie wirklich (wie ich mir schmeichelte) für mich empfinde was ich für sie empfand. So lang' ich dieſs nicht wuſste, würde ich die Entdeckung, daſs ich der Erbe eines Königs sey, mit Kaltsinn angesehen haben. Der Blick, den sie diesen Abend auf mich geheftet hatte, schien mir etwas zu versprechen, das für mein Herz unendlich mehr Reitz hatte als alle Vortheile der glänzendsten Geburt. Mein ganzes Wesen war von diesem Blicke wie von einem überirdischen Lichte durchstrahlt und verklärt. Ich unterschied zwar nicht deutlich, was in mir vorging; aber so oft ich sie mir wieder in dieser Stellung, mit diesem Blicke, mit diesem Ausdruck in ihrem lieblichen Gesichte, vorstellte, zerfloſs mein Herz vor Liebe und Vergnügen in Empfindungen, für deren durchdringende Süſsigkeit keine Worte erfunden sind.

Hier wurde Agathon (dessen Einbildungskraft, von den Erinnerungen seiner ersten Liebe erhitzt, in einen hübschen Schwung, wie man sieht, zu gerathen anfing) durch eine ziemlich merkliche Veränderung in dem Gesichte seiner schönen Zuhörerin mitten in dem Laufe seiner unzeitigen Schwärmerey aufgehalten, und aus seinem achtzehnten Jahr, in welches er in dieser kleinen Verzückung versetzt worden war, auf einmahl wieder nach Smyrna, zu sich selbst und der schönen Danae gegen über gebracht.

7. KAPITEL.

Agathon lernt seine geliebte Unbekannte näher kennen.

Es ist eine alte Bemerkung, daſs man einem Frauenzimmer die Zeit schlecht vertreibt, wenn man sie von den Eindrücken, die eine andre auf unser Herz gemacht hat, unterhält. Je mehr Feuer, je mehr Wahrheit, je mehr Beredsamkeit wir in einem solchen Falle zeigen, je reitzender unsre Schilderungen, je schöner unsre Bilder, je beseelter unser Ausdruck ist, desto gewisser dürfen wir uns versprechen unsre Zuhörerin einzuschläfern. Diese Beobachtung sollte sich besonders derjenige empfohlen seyn lassen, welcher eine im Besitz stehende Geliebte mit der Geschichte seiner ehemahligen verliebten Abenteuer unterhält.

Agathon, der noch weit davon entfernt war von seiner Einbildungskraft Meister zu seyn, hatte diese Regel gänzlich aus den Augen verloren, da er einmahl auf die Erzählung seiner ersten Liebe gekommen war. Die Lebhaftigkeit seiner Erinnerungen schien sie in Empfindungen zu verwandeln. Er bedachte nicht, daſs es weniger anstöſsig wäre, eine Geliebte wie Danae mit der ganzen Metafysik der intellektualen Liebe, als mit so begeisterten Beschreibungen der Vorzüge einer andern, und der Gefühle, welche sie ihm eingeflöſst hatte, zu unterhalten. Eine Art von Mittelding zwischen Gähnen und Seufzen, welches ihr an der Stelle, wo wir seine Erzählung abgebrochen haben, entfuhr, und ein gewisser Ausdruck von Langweile, der aus einer erzwungnen Miene von vergnügter Aufmerksamkeit hervor brach, machte daſs er endlich seine Unbesonnenheit gewahr wurde. Er gerieth darüber in eine Verwirrung, die er vergebens vor Danaen zu verbergen suchte: und seine Erzählung würde vielleicht darüber ganz ins Stocken gerathen seyn, wenn sie ihm nicht sogleich zu Hülfe gekommen, und ihn mit der gefälligsten Miene und im naivsten Tone der Theilnehmung ersucht hätte, sie durch die Fortsetzung einer so interessanten Geschichte zu verbinden. Er fuhr also — nachdem er sich in geheim mehr Aufmerksamkeit auf seine Zuhörerin und auf sich selbst angelobt hatte — folgender Maſsen in seiner Erzählung fort.

Die süſsen Träume, worein mein Herz sich so gerne zu wiegen pflegte, hatten nicht Wahrheit genug, diesen angenehmen Gemüthszustand lange zu unterhalten. Eine zärtliche

Schwermuth, welche nicht ohne eine Art von Wollust war, bemächtigte sich meiner so stark, daſs es Mühe kostete, sie vor denjenigen zu verbergen, mit denen ich einen Theil des Tages zubringen muſste. Ich suchte die Einsamkeit; und weil ich den Tag über nur wenige Stunden in meiner Gewalt hatte, fing ich wieder an, in den Hainen, die den Tempel umgaben, mit meinen Gedanken und dem Bilde meiner Unbekannten ganze Nächte zu durchwachen.

In einer dieser Nächte begegnete es, daſs ich mich von ungefähr in eine Gegend verirrte, die das Ansehen einer Wildniſs hatte, aber der anmuthigsten die man sich nur einbilden kann. Mitten darin lieſs das Gebüsche, welches sich in vielen Krümmungen, mit hohen Cypressen und selbst-gewachsenen Lauben abgesetzt, um sich selbst herum wand, einen offnen Platz, der auf einer Seite mit einem halben Zirkel von wilden Lorberbäumen eingefaſst, auf der andern nur mit niedrigem Myrtengesträuch und Rosenhecken leicht umkränzt war. Mitten darin lagen einige Nymfen von weiſsem Marmor, welche auf ihren Urnen zu schlafen schienen; und aus jeder Urne ergoſs sich eine Quelle in ein geräumiges Becken von schwarzem Granit, welches den Frauenspersonen, die unter dem

Schutze des Delſischen Apollo standen, in der warmen Jahrszeit zum Bade diente. Dieser Ort war (einer alten Sage nach) der Diana heilig. Kein männlicher Fuſs durfte, bey Strafe sich den Zorn dieser unerbittlichen Göttin zuzuziehen, es wagen, ihrem geheiligten Ruheplatz nahe zu kommen. Vermuthlich machte die Göttin eine Ausnahme zu Gunsten eines unschuldigen Schwärmers, der (ohne den mindesten Vorsatz ihre Ruhe zu stören, und ohne nur zu wissen wohin er kam) sich hieher verirrt hatte. Denn anstatt mich ihren Zorn empfinden zu lassen, begünstigte sie mich mit einer Erscheinung, die mir angenehmer war, als wenn sie selbst mich zu ihrem Endymion hätte machen wollen. Weil ich in eben dem Augenblicke, da ich diese Erscheinung hatte, den Ort, wo ich mich befand, für denjenigen erkannte, der mir öfters, um ihn desto gewisser vermeiden zu können, beschrieben worden war: so war wirklich mein erster Gedanke, daſs es die Göttin sey, welche, von der Jagd ermüdet, unter ihren Nymfen schlummere. Von einem heiligen Schauer erschüttert, wollt' ich schon den Fuſs zurück ziehen, als ich beym Glanze des seitwärts einfallenden Mondlichts gewahr wurde, daſs es meine Unbekannte sey.

Ich will nicht versuchen zu beschreiben, wie mir in diesem Augenblicke zu Muthe ward. Es war einer von denen, an welche ich mich nur erinnern darf, um zu glauben, daſs ein Wesen, welches einer solchen Wonne fähig ist, zu nichts geringerm als zu der Wonne der Götter bestimmt seyn könne. Itzt konnt' ich natürlicher Weise nicht mehr daran denken, mich unbemerkt zurück zu ziehen. Meine einzige Sorge war, die liebenswürdige Einsame, zu einer Zeit und an einem Orte, wo sie keinen Zeugen, am allerwenigsten einen männlichen, vermuthen konnte, durch keine plötzliche Überraschung zu erschrecken. Die Stellung, worin sie an eine der marmornen Nymfen angelehnt lag, gab zu erkennen sie staune. Ich betrachtete sie eine geraume Weile, ohne daſs sie mich gewahr wurde. Dieser Umstand erlaubte mir, meine eigene Stelle zu verändern, und eine solche zu nehmen, daſs sie, so bald sie die Augen aufschlüge, mich unfehlbar erkennen müſste.

Diese Vorsicht hatte die verlangte Wirkung. Sie stutzte zwar, da sie mich erblickte; aber sie erkannte mich doch zu schnell, um mich — für einen Satyr anzusehen. Meine Erscheinung schien ihr mehr Vergnügen als Unruhe zu machen. Ein jeder andrer, sogar ein Satyr, würde irgend ein artig gedrehtes Kompliment in Bereitschaft gehabt haben, um seine Freude über eine so reitzende Erscheinung auszudrücken. Die Gelegenheit konnte nicht schöner seyn, sie für eine Göttin, oder wenigstens für eine der Gespielen Dianens anzusehen, und diesem Irrthum gemäſs zu begrüſsen. Aber ich, von neuen nie gefühlten Empfindungen gedrückt, ich konnte — gar nichts sagen. Zu ihren Füſsen hätte ich mich werfen mögen; aber die Schüchternheit, die mit der ersten Liebe so unzertrennlich verbunden ist, hielt mich zurück; ich besorgte, daſs sie sich einen nachtheiligen Begriff von der tiefen Ehrerbietung, die ich für sie empfand, aus einer solchen Freyheit machen möchte.

Meine Unbekannte war nicht so schüchtern. Sie erhob sich, mit dieser sittsamen Anmuth, die ihr beym ersten Anblick in meinen Augen den Vorzug vor allen ihren Gespielen gegeben hatte, und ging mir etliche Schritte entgegen. Wie finde ich den Agathon hier? sagte sie mit einer Stimme, die ich noch zu hören glaube, so lieblich, so rührend schien sie unmittelbar in meine Seele zu tönen. Ich fand in der Eile keine bessere Antwort, als sie zu versichern, daſs ich nicht so verwegen gewesen wäre ihre Einsamkeit zu stören, wenn ich vermuthet hätte sie hier zu finden. Das Kompliment war nicht so artig, als es ein junger Athener bey einer solchen Gelegenheit gemacht haben würde:

aber **Psyche** (so nannte sich meine Unbekannte) war zu unschuldig um Komplimente zu erwarten. Ich erkenne meine Unvorsichtigkeit, wiewohl zu spät, versetzte sie: was wird Agathon von mir denken, da er mich an diesem abgelegnen Ort in einer solchen Stunde allein findet? Und doch (setzte sie erröthend hinzu) ist es glücklich für mich, wenn ich ja einen Zeugen meiner Unbesonnenheit haben muſste, daſs es Agathon war. Ich versicherte sie, daſs mir nichts natürlicher vorkomme als der Geschmack, den sie an der Einsamkeit, an der Stille einer so schönen Nacht, und an einer so anmuthigen Gegend zu finden scheine. Ich setzte noch vieles von den Annehmlichkeiten des Mondscheins, von der majestätischen Pracht des sternvollen Himmels, von der Begeisterung, welche die Seele in diesem feierlichen Schweigen der ganzen Natur erfahre, von dem Einschlummern der Sinne, und dem Erwachen der innern geheimniſsvollen Kräfte unsers unsterblichen Theils, hinzu; — Dinge, die bey den meisten Schönen, zumahl in einem Myrtengebüsche und in der einladenden Dämmerung einer lauen Sommernacht, übel angebracht gewesen wären. Aber bey der gefühlvollen Psyche rührten sie die empfindlichsten Saiten ihres Herzens. Das Gespräch, worin wir uns unvermerkt verwickelten, entdeckte eine Übereinstimmung in unserm Geschmack und in unsern Neigungen, welche gar bald ein eben so vertrauliches Verständniſs zwischen unsern Seelen hervorbrachte, als ob wir uns schon viele Jahre gekannt hätten. Mir war, als ob ich alles, was sie sagte, durch unmittelbare Anschauung in ihrer Seele lese; und hinwieder schien das, was ich sagte, (so abgezogen, idealisch und dichterisch es immer seyn mochte) ein bloſser Wiederhall ihrer eigenen Empfindungen, oder die Entwickelung solcher Ideen zu seyn, welche als Embryonen in ihrer Seele lagen, und nur den erwärmenden Einfluſs eines geübtern Geistes nöthig hatten, um sich zu entfalten, und durch ihre naive Schönheit die erhabensten Gedanken der Weisen zu beschämen. Die Zeit wurde uns bey dieser Unterhaltung so kurz, daſs wir kaum eine Stunde bey einander gewesen zu seyn glaubten, als uns die aufgehende Morgenröthe erinnerte, daſs wir uns trennen müſsten.

Ich hatte nun durch diese Unterredung erfahren, daſs meine Geliebte von ihrer Herkunft eben so wenig wisse, als ich von der meinigen. Sie war von ihrer Amme in der Gegend um Korinth bis ins sechste Jahr erzogen, hernach von Räubern entführt und an die Priesterin zu Delfi verkauft worden, welche sie in allen weiblichen Künsten, und, da sie eine besondere Neigung zum Lesen an ihr bemerkt, auch in der Kunst die Dichter recht zu lesen, unterrichten lieſs, und sie in der Folge zu ihrer Leserin machte. Wie ungünstig auch diese Umstände meiner Liebe waren, so lieſs mich doch das Vergnügen des gegenwärtigen Augenblicks noch nicht an das Künftige denken. Unbekümmert, wohin die Empfindungen, von denen ich eingenommen war, in ihren Folgen endlich führen könnten, hing ich ihnen mit aller Gutherzigkeit der jugendlichen Unschuld nach. Meine kleine Psyche zu sehen, zu lieben, es ihr zu sagen, aus ihrem schönen Munde zu hören, in ihren seelenvollen Augen zu sehen, daſs ich wieder geliebt werde, — dieſs waren itzt alle Glückseligkeiten, an die ich Anspruch machte, und über welche hinaus ich mir keine andere träumen lieſs. Ich hatte ihr etwas von den Eindrücken gesagt, die ihr erster Anblick auf mein Herz gemacht habe; und sie hatte diese Eröffnungen mit dem Geständniſs der vorzüglichen Meinung, welche ihr das allgemeine Urtheil zu Delfi von mir gegeben, erwiedert. Allein eine zärtliche und ehrfurchtsvolle Schüchternheit erlaubte mir nicht, ihr alles zu sagen was ich empfand. Meine Ausdrücke waren lebhaft und feurig; aber sie waren von der gewöhnlichen Sprache der Liebe so unterschieden, daſs ich weniger zu sagen glaubte, indem ich in der That unendliche Mahl mehr sagte, als ein gewöhnlicher

Liebhaber, der mehr von seinen Begierden beunruhigt, als von dem Werthe seiner Geliebten gerührt ist. Nur da wir uns trennen muſsten, würde mich mein allzu volles Herz verrathen haben, wenn Psychens unerfahrne Jugend einiges Miſstrauen in Empfindungen hätte setzen können, welche sie nach der Unschuld ihrer eigenen beurtheilte. Ich zerfloſs in Thränen, und drang auf eine so zärtliche, so bewegliche Art in sie, sich in der folgenden Nacht wieder in dieser Gegend finden zu lassen, daſs es ihr unmöglich war mich ungetröstet wegzuschicken.

Wir setzten also, da uns alle andere Gelegenheiten abgeschnitten waren, diese nächtlichen Zusammenkünfte fort; und unsre Liebe wuchs und verschönerte sich zusehens, ohne daſs wir dachten daſs es Liebe sey. Wir nannten es Freundschaft, und genossen ihrer reinsten Süſsigkeiten, ohne durch einige Besorgnisse, Bedenklichkeiten oder andere natürliche Zeichen der Leidenschaft beunruhigt zu werden. Psyche hatte sich eine Freundin, wie ich mir einen Freund, gewünscht; nun glaubten wir gefunden zu haben was wir wünschten. Unsere Denkungsart und die Güte unserer Herzen flöſste uns ein vollkommenes und unbegrenztes Zutrauen gegen einander ein. Meine Augen, die schon lange gewohnt waren, anders zu sehen als man in meinem damahligen Alter zu sehen pflegt, sahen in Psyche kein reitzendes Mädchen, sondern die liebenswürdigste aller Seelen, deren geistige Schönheit aus dem durchsichtigen Flor eines irdischen Gewandes hervor schimmerte: und die wissensbegierige Psyche, welche nie so glücklich gewesen war, als da ich ihr die erhabenen Geheimnisse meiner dichterischen Filosofie entfaltete, glaubte den göttlichen Orfeus oder den Apollo selbst zu hören wenn ich sprach.

Es liegt in dem Wesen der Liebe (so zärtlich und unkörperlich sie immer seyn mag) so lange zuzunehmen, bis sie das Ziel erreicht hat, wo die Natur sie erwartet. Die unsrige nahm auch zu, und ging nach und nach durch mehr als Eine Verwandlung; aber sie blieb sich selbst doch immer ähnlich. Als uns zuletzt der Nahme der Freundschaft nicht mehr bedeutend genug schien, dasjenige was wir für einander empfanden auszudrücken: wurden wir eins, „daſs die Liebe eines Bruders und einer Schwester zugleich die stärkste und die reinste aller Zuneigungen sey.“ Die Vorstellung, die wir uns davon machten, entzückte uns; und nachdem wir oft bedauert hatten, daſs uns die Natur diese Glückseligkeit versagt habe, wunderten wir uns endlich, wie wir nicht eher eingesehen hätten, daſs es nur von uns abhange, ihre Kargheit in diesem Stücke zu ersetzen. Wir waren also Bruder und Schwester, und blieben es einige Zeit, ohne daſs die Vertraulichkeit und die unschuldigen Liebkosungen, wozu uns diese Nahmen berechtigten, der Tugend, welcher wir zugleich mit der Liebe eine ewige Treue geschworen hatten, den geringsten Abbruch (wenigstens in unsern Augen) thaten. Oft waren wir enthusiastisch genug, die Vermuthung, oder vielmehr die bloſse Möglichkeit, einander vielleicht so nahe verwandt zu seyn als wir es wünschten, für die Stimme der Natur zu halten; zumahl da eine wirkliche oder eingebildete Ähnlichkeit unserer Gesichtszüge diesen Wahn zu rechtfertigen schien. Da wir uns aber die Betrüglichkeit dieser vermeinten Sprache des Blutes nicht immer verbergen konnten: so fanden wir desto mehr Vergnügen darin, den Vorstellungen von einer natürlichen Verschwisterung der Seelen, und von einer schon in einem vorher gehenden Zustande in bessern Welten angefangenen Bekanntschaft, nachzuhängen, und sie in tausend angenehme Träume auszubilden. Aber auch bey diesem Grade lieſs uns der fantasiereiche Schwung, den die Liebe unsern Seelen gegeben hatte, nicht still stehen. Wir strengten das äuſserste Vermögen unserer Einbildungskraft an, um uns einen Begriff davon zu machen, wie in den überirdischen Welten die reinen Geiſter einander liebten. Keine andere Art zu lieben ſchien uns zu gleicher Zeit der Stärke und der Reinigkeit unſerer Empfindungen genug zu thun, noch für Weſen ſich zu ſchicken, die im Himmel entſprungen und dahin wiederzukehren beſtimmt wären. Darf ich dir's geſtehen, ſchöne Danae? Noch itzt erwehre ich mich bey der Erinnerung an dieſe glückliche Schwärmerey meiner erſten Jugend kaum des Wunſches, daſs die Bezauberung ewig hätte dauern können! Denn Bezauberung war es doch; und es iſt nichts gewiſſer, als daſs ſich dieſe allzu geiſtigen Empfindungen endlich verzehrt, und die Natur (welche ihre Rechte nie verliert) uns zuletzt unvermerkt auf eine gewöhnlichere Art zu lieben geführt haben würde, wenn uns die Pythia Zeit dazu gelaſſen hätte.

8. KAPITEL.

Ein neuer Verſuch der Pythia. Pſyche wird unſichtbar. Agathons letztes Abenteuer zu Delfi.

Dieſe lieſs einige Wochen vorbey gehen, ohne (dem Anſehen nach) ſich meiner zu erinnern; und ich hatte ſie in dieſer Zeit ſo gänzlich vergeſſen, daſs ich nicht wenig beſtürzt war, als sie mich wieder rufen lieſs. Ich fand nur zu bald, daſs die Göttin von Pafos, welche sich vielleicht wegen irgend einer ehemahligen Verschuldung an ihr rächen wollte, ihr in dieser Zwischenzeit nicht so viel Ruhe gelassen habe, als für sie und mich zu wünschen war. Vermuthlich hatte sie, wie die Fädra des Euripides, allen ihren weiblichen und priesterlichen Stolz zusammen gerafft, um eine Leidenschaft zu unterdrücken, deren Übelstand sie sich selbst unmöglich verbergen konnte. Allein vielleicht mochte sie sich selbst durch eben dieselben Trugschlüsse, welche Euripides der Erzieherin dieser unglückseligen Prinzessin in den Mund legt, wieder beruhigt, und endlich den herzhaften Entschluſs gefaſst haben, ihrem Verhängniſs nachzugeben. Denn, nachdem sie alle ihre Mühe verloren sah, mich das, was sie mir zu sagen hatte, errathen zu lassen, brach sie endlich ein Stillschweigen, dessen Bedeutung ich eben so wenig verstehen wollte, und entdeckte mir mit einer Dunkelheit und mit einem Feuer, welche mich erröthen und erzittern machten, daſs sie liebe und wieder geliebt seyn wolle. Die Unglückliche hatte nichts vergessen, was sie vermuthlich für geschickt hielt, mir den Werth des mir angebotenen Glückes mehr als jemahls einleuchtend zu machen. Ich muſs noch itzt erröthen, wenn ich an die Verwirrung denke, worin ich mit allen meinen erhabenen Begriffen in diesem Augenblick war, die menschliche Natur so erniedrigt, den Nahmen der Liebe so entweiht zu sehen! In der That, die Pythia selbst konnte von der Art, wie ich ihre Zumuthungen abwies, nicht empfindlicher beschämt und gequält werden, als ich durch die Nothwendigkeit, ihr so übel zu begegnen. Ich bestrebte mich, die Härte meiner Antworten durch die sanftesten Ausdrücke zu mildern, die ich in meiner Verlegenheit finden konnte. Aber ich erfuhr, daſs heftige Leidenschaften sich, so wenig als Sturmwinde, durch Worte beschwören lassen. Die ihrer selbst nicht mehr mächtige Priesterin nahm für beleidigenden Spott auf, was ich aus der wohl gemeinten, aber freylich sehr unzeitigen Absicht, ihrer sinkenden Tugend zu Hülfe zu kommen, sagte. Sie gerieth in Wuth; sie brach in Verwünschungen und Drohungen, und einen Augenblick darauf in einen Strom von Thränen und in so bewegliche Apostrofen aus, daſs ich beynahe schwach genug gewesen wäre mit ihr zu weinen. Ich ergriff endlich das einzige Mittel das mir übrig blieb, mich der albernen Rolle, die ich in dieser Scene spielte, zu erledigen: ich entfloh.

In eben dieser Nacht sah ich meine geliebte Psyche wieder an dem gewöhnlichen Orte. Mein Gemüth war von der Geschichte dieses Abends zu sehr beunruhigt, als daſs ich ihr ein Geheimniſs daraus hätte machen können. Wir bedauerten die Priesterin, so viele Mühe es uns auch kostete, die Wuth und die Qualen einer Liebe, welche der unsrigen so wenig ähnlich war, uns als möglich vorzustellen; aber wir bedauerten noch viel mehr uns selbst. Die Raserey, worin ich die Pythia verlassen hatte, hieſs uns das Ärgste besorgen. Wir zitterten eines für des andern Sicherheit; und aus Furcht, daſs sie unsere Zusammenkünfte entdecken möchte, beschlossen wir sie eine Zeit lang seltner zu machen. Dieſs war das erste Mahl, daſs die reinen Vergnügungen unserer schuldlosen Liebe von Sorgen und Unruhe unterbrochen wurden, und wir mit schwerem Herzen von einander Abschied nahmen. Es war als ob es uns ahnete, daſs wir uns zu Delfi nicht wieder sehen würden; und wir sagten uns wohl tausendmahl Lebewohl, ohne uns einander aus den Armen winden zu können. Wir redeten mit einander ab, erst in der dritten Nacht wieder zusammen zu kommen. Inzwischen fügte sich's zufälliger Weise, daſs ich mit der Priesterin in einer Gesellschaft zusammen traf, wo wir einander gleich unerwartet waren. Es war natürlich, daſs sie in Gegenwart fremder Personen ihrem Betragen gegen mich den freundschaftlichen Ton der Anverwandtschaft gab, welche zwischen uns vorausgesetzt wurde, und wodurch sie ihren Umgang mit mir gegen die Urtheile der argwöhnischen Welt sicher gestellt hatte; doch bemerkte ich, daſs sie etliche Mahl, wenn sie von niemand beobachtet zu seyn glaubte, die zärtlichsten Blicke auf mich heftete. Ich war zu gutherzig, Verstellung unter diesen Zeichen der wiederkehrenden Liebe zu vermuthen; und der Schluſs, den ich daraus zog, beruhigte mich gänzlich über die Besorgniſs, daſs sie meinen Umgang mit Psyche entdeckt haben möchte. Ich flog also mit ungeduldiger Freude zu unsrer abgeredeten Zusammenkunft: aber wie groſs war meine Bestürzung, als nach stundenlangem ungeduldigem Harren keine Psyche zum Vorschein kommen wollte! Ich wartete so lange, daſs mich der Tag beynahe überrascht hätte; ich durchsuchte den ganzen Hain: aber sie war nirgends zu finden. Eben so ging es in der folgenden und in der dritten Nacht. Mein Schmerz war unaussprechlich. Damahls erfuhr ich zum ersten Mahl, daſs meine Einbildungskraft, welche bisher nur zu meinem Vergnügen geschäftig gewesen war, in eben dem Maſse, wie sie mich glücklich gemacht hatte, mich elend zu machen fähig sey. Ich zweifelte nun nicht mehr, daſs die Pythia unsre Liebe entdeckt habe; und die Folgen dieser Entdeckung für die arme Psyche stellten sich mir mit allen Schrecknissen einer sich selbst quälenden Einbildung dar. Ich faſste in der Wuth meines Schmerzens tausend heftige Entschlieſsungen, von denen immer eine die andre verschlang. Ich wollte die Priesterin unversehens überfallen und meine Psyche von ihr fordern; ich wollte den Priestern ihre verbrecherische Leidenschaft entdecken; kurz, ich wollte — das ausschweifendste was man in der Verzweiflung wollen kann. Ich glaube, daſs ich fähig gewesen wäre den Tempel anzuzünden, wenn ich hätte hoffen können meine Psyche dadurch zu retten. Und doch hielt mich ein Schatten von Hoffnung, daſs sie vielleicht bloſs durch zufällige Ursachen verhindert worden sey ihr Wort zu halten, noch zurück, einen unbesonnenen Schritt zu thun, welcher ein bloſs eingebildetes Übel wirklich und unheilbar hätte machen können. Vielleicht (dachte ich) weiſs die Priesterin noch nichts von unserem Geheimniſs; und wie unselig wär' ich in diesem Falle, wenn ich selbst mein eigener Verräther wäre!

Dieser Gedanke führte mich zum vierten Mahl in den Ruheplatz der Diana. Nachdem ich wohl zwey Stunden vergebens gewartet hatte, warf ich mich in einer Betäubung von Schmerz und Verzweiflung zu den Füſsen einer von den Nymfen hin. Ich lag eine Weile ohne meiner selbst mächtig zu seyn. Als ich mich wieder erhohlt hatte, sah ich einen frischen Blumenkranz um den Hals und die Arme der Nymfe gewunden. Ich sprang auf, um genauer zu erkundigen, was dieſs bedeuten möchte, und fand ein Briefchen an den Kranz geheftet, worin mir Psyche meldete: „daſs ich sie in der folgenden Nacht unfehlbar an diesem Platz antreffen würde; sie verspare es auf diese Besprechung mir zu sagen, durch was für Zufälle sie diese Zeit über verhindert worden mich zu sehen oder mir Nachricht von sich zu geben; ich dürfte aber vollkommen ruhig und gewiſs seyn, daſs die Priesterin nichts von unserer Bekanntschaft wisse.“

Die heftige Begierde, womit ich wünschte, daſs dieses Briefchen von Psyche geschrieben seyn möchte, lieſs mich nicht daran denken ein Miſstrauen darein zu setzen, ungeachtet mir ihre Handschrift unbekannt war. Dieſs war das erste Mahl, da ich erfuhr, was der Übergang von dem äuſsersten Grade des Schmerzens zu der äuſsersten Freude ist. Ich wand den Glück weissagenden Blumenkranz um mich herum, nachdem ich die unsichtbaren Spuren der geliebten Finger, die ihn gewunden, von jeder Blume weggeküſst hatte. Den folgenden Abend wurde mir jeder Augenblick bis zur bestimmten Zeit ein Jahrhundert. Ich ging eine halbe Stunde früher, den guten Nymfen zu danken, daſs sie unsere Liebe in ihren Schutz genommen hatten. Endlich glaubte ich, Psyche zwischen den Myrtenhecken hervor kommen zu sehen. Die Nacht war nur durch den Schimmer der Sterne beleuchtet; aber ich erkannte die gewöhnliche Kleidung meiner Freundin, und war von dem ersten Rauschen ihrer Annäherung schon zu sehr entzückt, um gewahr zu werden, daſs die Gestalt, die sich mir näherte, mehr von der üppigen Fülle einer Bacchantin als von der jungfräulichen Geschmeidigkeit einer Gespielin Dianens hatte. Wir flogen einander mit gleichem Verlangen in die Arme.

Die sprachlose Trunkenheit des ersten Augenblicks verstattet nicht Bemerkungen zu machen. Aber es währte nicht lange, bis ich nothwendig fühlen muſste, daſs ich mit einer Heftigkeit, die von der Unschuld einer Psyche nicht vermuthlich war, an einen kaum verhüllten und ungestüm klopfenden Busen gedrückt wurde. — Dieſs konnte nicht Psyche seyn. — Ich wollte mich aus ihren Armen los winden; aber sie verdoppelte die Stärke, womit sie mich umschlang, zugleich mit ihren üppigen Liebkosungen; und da ich nun auf einmahl, mit einem Entsetzen, welches mir alle Sehnen lähmte, meinen Irrthum erkannte; so machte die Gewalt, die ich anwenden wollte, mich von der rasenden Priesterin los zu reiſsen, daſs wir mit einander zu Boden sanken. —

Ich wünschte aus Hochschätzung des Geschlechts, welches in meinen Augen der liebenswürdigste Theil der Schöpfung ist, daſs ich diese Scene aus meinem Gedächtniſs auslöschen könnte. Ich hatte meine ganze Vernunft nöthig, um nicht alle Achtung, die ich wenigstens ihrem Geschlechte schuldig war, aus den Augen zu setzen. Aber ich zweifle nicht, daſs eine jede Frauensperson, welche noch einen Funken von sittlichem Gefuhl übrig hätte, lieber den Tod, als die Vorwürfe und die Verwünschungen, womit sie überströmt wurde, ausstehen wollte. — Sie krümmte sich, in Thränen berstend, zu meinen Füſsen. — Dieser Anblick war mir unerträglich. Ich wollte entfliehen; sie verfolgte mich, sie hing sich an, und bat mich ihr den Tod zu geben. Ich verlangte mit Heftigkeit, daſs sie mir meine Psyche wieder geben sollte. Diese Worte schienen sie unsinnig zu machen. Sie erklärte mir, daſs das Leben dieser Sklavin in ihrer Gewalt sey, und von dem Entschluſs, den ich nehmen würde, abhange. Sie sah das Entsetzen, das bey dieser Drohung mein ganzes Wesen erschütterte; wir verstummten beide eine Weile. Endlich nahm sie einen sanftern, aber nicht weniger entschlossenen Ton an, um mir ihre vorige Erklärung zu bekräftigen. Die Eifersucht machte sie so vieles sagen, daſs ich Zeit bekam mich zu fassen, und eine Drohung weniger fürchterlich zu finden, zu deren Ausführung ich sie, wenigstens aus Liebe zu sich selbst, unfähig glaubte. Ich antwortete ihr also mit kälterm Blute, daſs sie, auf ihre Gefahr, über das Leben meiner jungen Freundin gebieten könne. Doch ersuchte ich sie sich zu erinnern, daſs sie selbst mich zum Meister über das ihrige, und über das was ihr noch lieber als das Leben seyn sollte, gemacht habe. Das meinige (setzte ich mit entschloſsnem Ton hinzu) hört mit dem Augenblick auf, da Psyche für mich verloren ist; denn, bey dem allsehenden Gott, dessen Gegenwart dieses heilige Land erfüllt! keine menschliche Gewalt soll mich aufhalten, ihrem geliebten Geist in eine bessere Welt nachzueilen, wohin uns das Laster nicht folgen kann, unsere geheiligte Liebe zu beunruhigen!

Meine Standhaftigkeit schien den Muth der Priesterin niederzuschlagen. Sie sagte mir endlich: Die Einbildung, daſs ich in meiner Gewalt habe sie zu Grunde zu richten, könnte mich sehr betrügen; ich möchte thun was ich wollte; nur sollte ich versichert seyn, daſs ihr Psyche für jeden Schritt bürgte, den ich machen würde. Mit diesen Worten entfernte sie sich, und lieſs mich in einem Zustande, dessen Abscheulichkeit, nach der Empfindung die ich davon hatte abgemessen, über allen Ausdruck ging. Ich wuſste nun alles. Nach dieser Niederträchtigkeit war keine Bosheit so ungeheuer, deren ich diese Elende nicht fähig gehalten hätte. Ich besorgte nichts für mich selbst, aber alles für die arme Psyche, welche ich der Gewalt einer Nebenbuhlerin überlassen muſste, ohne daſs mir alle meine Zärtlichkeit für sie das Vermögen geben konnte, sie zu befreyen.

9. KAPITEL.

Agathon entflieht, und findet seinen Vater. Was für einen neuen Schwung sein Geist durch die Veränderung seiner Umstände bekommt.

Nachdem ich etliche Tage in der grausamen Ungewiſsheit, was aus meiner Geliebten geworden seyn möchte, zugebracht hatte, erfuhr ich endlich von einer Sklavin der Pythia, daſs sie nicht mehr in Delfi sey. Dieſs war alle Nachricht die ich von ihr einziehen konnte; aber es war genug, mir den längern Aufenthalt an diesem Ort unerträglich zu machen. Ich bedachte mich keinen Augenblick was ich thun wollte, sondern stahl mich in der nächsten Nacht hinweg, ohne um die Folgen eines so unbesonnenen Schrittes bekümmert zu seyn; oder, richtiger zu sagen, in einem Gemüthszustande, worin ich aller Besinnung unfähig war. Ich irrte eine Zeit lang überall herum, wo ich eine Spur von meiner Freundin zu entdecken hoffte; thöricht genug, mir einzubilden, daſs sie mich, wo sie auch seyn möchte, durch die magische Gewalt der Sympathie unsrer Seelen nach sich ziehen werde. Aber meine Hoffnung betrog mich: niemand konnte mir die geringste Nachricht von ihr geben. Unempfindlich gegen alles Elend, welches ich auf dieser unsinnigen Wanderschaft erfahren muſste, fühlte ich keinen andern Schmerz, als die Trennung von meiner Geliebten, und die Ungewiſsheit was ihr Schicksal sey. Ich würde die Versicherung, daſs es ihr wohl gehe, gern mit meinem Leben bezahlt haben.

Endlich führte mich der Zufall oder eine mitleidige Gottheit nach Korinth. Die Sonne war eben untergegangen, als ich, von den Beschwerlichkeiten der Reise und einer ungewohnten Diät äuſserst abgemattet, vor dem Hof eines der prächtigen Landgüter ankam, welche die Küsten des Korinthischen Meeres verschönern. Ich warf mich unter eine hohe Cypresse nieder, und verlor mich in den Vorstellungen der natürlichen, aber in der Hitze der Leidenschaft nicht vorher gesehenen Folgen meiner Flucht von Delfi. In der That war meine Lage fähig den herzhaftesten Muth niederzuschlagen. In eine gänzlich fremde Welt ausgestoſsen, ohne Freunde, ohne Geld, unwissend wie ich ein Leben erhalten wollte, dessen Urheber mir nicht einmahl bekannt war, warf ich traurige Blicke um mich her. Die ganze Natur schien mich verlassen zu haben. Auf dem weiten Umfang der mütterlichen Erde sah ich nichts, worauf ich einen Anspruch machen konnte, als — ein Grab, wenn mich die Last des Elends endlich aufgerieben haben würde. Und selbst dieses konnte ich nur von der Frömmigkeit irgend eines mitleidigen Wanderers hoffen. Diese melankolischen Gedanken wurden durch die Erinnerung meiner vergangnen Glückseligkeit, und durch das Bewuſstseyn, daſs ich mein Elend durch keine Bosheit des Herzens oder irgend eine entehrende Übelthat verdient hätte, nur schmerzender gemacht. Ich sah mit thränenvollen Augen um mich her, als ob ich ein Wesen in der Schöpfung suchen wollte, dem mein Zustand zu Herzen ginge.

In diesem Augenblick erfuhr ich den wohlthätigen Einfluſs dieser glückseligen Begeisterung, „welche die Natur dem empfindlichsten Theile der Sterblichen zu einem Gegengewicht gegen die Übel, denen sie durch die Schwäche ihres Herzens ausgesetzt sind, gegeben zu haben scheint." Ich wandte mich an die Unsterblichen, mit denen meine Seele schon so lange in einer Art von unsichtbarer Gemeinschaft stand. Der Gedanke, daſs sie die Zeugen meines Lebens, meiner Gedanken, meiner geheimsten Neigungen gewesen seyen, goſs lindernden Trost in mein verwundetes Herz. Ich sah meine geliebte Psyche unter ihre Flügel gesichert. „Nein, rief ich aus, die Unschuld kann nicht unglücklich seyn, noch das Laster seine Absichten ganz erhalten! In diesem majestätischen All, worin Welten und Stäubchen sich mit gleicher Unterwürfigkeit nach den Winken einer weisen und wohlthätigen Macht bewegen, wär' es Unsinn und Gottlosigkeit, sich einer entnervenden Kleinmuth zu überlassen. Mein Daseyn ist der Beweis, daſs ich eine Bestimmung habe. Hab' ich nicht eine Seele welche denken kann, und Gliedmaſsen, die ihr als Sklaven zur Ausrichtung ihrer Gedanken zugegeben sind? Bin ich nicht ein Grieche? Und, wenn mich mein Vaterland nicht erkennen will, bin ich nicht ein Mensch? Ist nicht die ganze Erde mein Vaterland? Und giebt mir nicht die Natur ein unverlierbares Recht an Erhaltung und an jedes wesentliche Stück der Glückseligkeit, so bald ich meine Kräfte anwende, die Pflichten zu erfüllen, die mich mit der Welt verbinden?“

Diese Gedanken beschämten meine Thränen, und richteten mein Herz wieder auf. Ich fing an, die Mittel zu überlegen, die ich in meiner Gewalt hätte mich in bessere Umstände zu setzen: als ich einen Mann von mittlerm Alter gegen mich herkommen sah, dessen Ansehen und Miene mir Ehrerbietung und Zutrauen einflöſsten. Ich raffte mich vom Boden auf, und beschloſs bey mir selbst, ihn anzureden, ihm meine Umstände zu entdecken, und mir seinen Rath auszubitten. Er kam mir zuvor. „Du scheinest vom Weg ermüdet zu seyn, junger Fremdling, (sagte er zu mir, in einem Tone, der ihm sogleich mein Herz gewann) und da ich dich unter dem wirthlichen Schatten meines Baumes gefunden habe, so hoffe ich, du werdest mir das Vergnügen nicht versagen, dich diese Nacht in meinem Hause zu beherbergen.“ Er betrachtete mich, indem er dieſs sagte, mit einer Aufmerksamkeit, an welcher sein Herz Antheil zu haben schien. Ich gestand ihm mit einer Offenherzigkeit, die von meiner wenigen Kenntniſs der Welt zeugte: daſs ich im Begriff gewesen sey, ihn um dasjenige zu ersuchen, was er mir auf eine so edle Art anbiete. Ich weiſs nicht, was ihn zu meinem Vortheil einzunehmen schien. Mein Aufzug wenigstens konnte es nicht seyn; denn ich hatte, aus Furcht entdeckt zu werden, meine Delfische Kleidung gegen eine schlechtere vertauscht, die auf meiner Wanderschaft ziemlich abgenutzt worden war. Er wiederhohlte mir, wie angenehm es ihm sey, daſs mich der Zufall vielmehr ihm als einem seiner Nachbarn zugeführet habe; und so folgte ich ihm in sein Haus, dessen Weitläuftigkeit, Bauart und Pracht einen Besitzer von groſsem Reichthum und vielem Geschmack ankündigte. Die Gallerie, in die wir zuerst traten, war mit Gemählden von den berühmtesten Meistern und mit einigen Bildsäulen und Brustbildern von Fidias und Alkamenes ausgeziert. Ich liebe, wie dir bekannt ist, die Werke der schönen Künste bis zur Schwärmerey, und mein langer Aufenthalt in Delfi hatte mir einige Kenntniſs davon gegeben. Ich bewunderte einige Stücke, setzte an andern dieſs oder jenes aus, nannte die Künstler deren Hand oder Manier ich erkannte, und nahm Gelegenheit von andern Meisterstücken zu reden, die ich von ihnen gesehen hatte. Ich bemerkte, daſs mein Wirth mich mit Verwunderung ansah, als ob er betroffen wäre, einen jungen Menschen, den er in einem so wenig versprechenden Aufzug unter einem Baume liegend gefunden, mit so vieler Kenntniſs von den Künsten sprechen zu hören.

Nach einer Weile wurde gemeldet, daſs das Abendessen bereitet sey. Er führte mich in einen kleinen Sahl, dessen Wände von einem der besten Schüler des Parrhasius niedlich bemahlt waren. Wir aſsen ganz allein. Die Tafel, das Geräthe, die Aufwärter, alles stimmte mit dem Begriff überein, den ich mir von dem Geschmack und dem Stande des Hausherrn gemacht hatte. Unter dem Essen trat ein junger Sklave von feinem Ansehen und zierlich gekleidet auf, und recitierte ein Stück aus der Odyssee mit vieler Geschicklichkeit. Mein Wirth sagte mir, daſs er bey Tische diese Art von Gemüthsergetzung den Tänzerinnen und Flötenspielerinnen vorzöge, womit man sonst bey den Tafeln der Griechen sich zu unterhalten pflege. Das Lob, das ich seinem Leser beylegte, gab zu einem Gespräch über die beste Art zu recitieren und über die Griechischen Dichter Anlaſs, wobey ich meinem Wirthe abermahl Gelegenheit gab zu stutzen. Die Verwunderung, womit er mich betrachtete, vermischte sich zusehens mit einer zärtlichen Bewegung; und da er sah, daſs ich es gewahr wurde, sagte er mir: Die Verwunderung, womit er mich von Zeit zu Zeit betrachte, würde mich weniger befremden, wenn ich die auſserordentliche Ähnlichkeit meiner Gesichtsbildung und Miene mit einer Person, welche er ehmahls gekannt habe, wüſste. Doch du sollst selbst davon urtheilen, setzte er hinzu, indem er anfing von andern Dingen zu reden, bis der Wein und die Früchte aufgestellt wurden.

Bald darauf führte er mich in ein Kabinet, worin ein Schreibtisch, ein Büchergestell, einige Polster, und ein Gemählde in Lebensgröſse, auf welches ich nicht gleich Acht gab, alle Geräthschaft und Zierathen ausmachten. Er hieſs mich niedersetzen, und nachdem er das Bildniſs, welches ihm gegenüber hing, eine Weile mit Rührung angesehen hatte, redete er mich also an: „Deine Jugend, liebenswürdiger Fremdling, die Art, wie sich unsere Bekanntschaft angefangen, die Eigenschaften, die ich in dieser kurzen Zeit an dir entdeckt habe, und die Zuneigung, die ich in meinem Herzen für dich finde, rechtfertigen mein Verlangen, von deinem Nahmen und von den Umständen benachrichtiget zu seyn, welche dich in einem solchen Alter von deiner Heimath entfernt und in diese fremden Gegenden geführt haben können. Es ist sonst meine Gewohnheit nicht, mich beym ersten Anblick für jemand einzunehmen. Aber bey deiner Erblickung hab' ich einem geheimen Zuge nicht widerstehen können; und du hast in diesen wenigen Stunden meine voreilige Neigung so sehr gerechtfertiget, daſs ich mir selbst Glück wünsche, ihr Gehör gegeben zu haben. Befriedige also mein Verlangen, und sey versichert, daſs die Hoffnung, dir vielleicht nützlich seyn zu können, weit mehr Antheil daran hat als ein unbescheidener Vorwitz. Du siehest einen Freund in mir, dem du dich, ungeachtet der kurzen Dauer unsrer Bekanntschaft, mit allem Zutrauen eines langwierigen und bewährten Umgangs entdecken darfst.“

Ich wurde durch diese Anrede so sehr gerührt, daſs sich meine Augen mit Thränen füllten. Ich glaube, daſs er darin lesen konnte was ihm mein Herz antwortete, ob ich gleich eine Weile keine Worte dazu fand. Endlich entdeckte ich ihm, daſs ich von Delfi käme; daſs ich daselbst erzogen worden; daſs man mich Agathon genannt, und daſs ich nie erfahren können, wem ich das Leben zu danken hätte. Alles was ich davon wisse, sey, daſs ich in einem Alter von vier oder fünf Jahren in den Tempel gebracht, mit andern dem Dienste des Apollo gewidmeten Knaben erzogen, und, nachdem ich zu mehrern Jahren gekommen, von den Priestern mit einer vorzüglichen Achtung angesehen, und in allem, was zur Erziehung eines freygebornen Griechen erfordert werde, geübt worden sey.

Stratonikos (so wurde mein Wirth genannt) zeigte während meiner Erzählung eine Unruhe, die er vergebens zu verbergen suchte; sein Gesicht veränderte sich; er wollte etwas sagen, schien sich aber wieder anders zu bedenken, und fragte mich bloſs, warum ich Delfi verlassen hätte. So natürlich die Aufrichtigkeit sonst meinem Herzen war, so konnte ich doch dieſsmahl unmöglich über die Bedenklichkeiten hinaus kommen, welche mir über meine Liebe zu Psyche den Mund verschlossen. Einem Freunde von meinen Jahren, für den ich mein Herz eben so eingenommen gefunden hätte, als für Stratonikos, würde ich das Innerste meines Herzens ohne Bedenken aufgeschlossen haben, so bald ich hätte vermuthen können, daſs er meine Empfindungen zu verstehen fähig sey. Aber hier hielt mich etwas zurück, davon ich mir selbst die Ursache nicht angeben konnte. Ich schob also die ganze Schuld meiner Entweichung von Delfi auf die Pythia, indem ich ihm, so ausführlich als es meine jugendliche Schamhaftigkeit gestatten wollte, von den Versuchungen, in welche sie meine Tugend geführt hatte, Nachricht gab. Er schien mit meiner Aufführung zufrieden zu seyn, und nachdem ich meine Erzählung bis auf den Augenblick, wo ich ihn zuerst erblickt, und auf dasjenige was ich sogleich für ihn empfunden, fortgeführt hatte; stand er mit einer lebhaften Bewegung auf, warf seine Arme um meinen Hals, und sagte mit Thränen der Freude und Zärtlichkeit in seinen Augen: — „Mein liebster Agathon, siehe deinen Vater! — Hier (setzte er hinzu, indem er mich sanft umwendete und auf das Gemählde wies, welchem ich bisher den Rücken zugekehrt hatte) hier, in diesem Bilde, erkenne die Mutter, deren geliebte Züge mich beym ersten Anblick in deiner Gesichtsbildung rührten, und diese Bewegung erregten, die ich nun für die Stimme der Natur erkenne."

Du kennest mich zu wohl, liebenswürdige Danae, um dir meine Empfindungen in diesem Augenblicke nicht lebhafter einzubilden, als ich sie beschreiben könnte. Solche Augenblicke sind keiner Beschreibung fähig. Für solche Freuden hat die Sprache keine Nahmen, die Natur keine Bilder, und die Fantasie selbst keine Farben. — Das Beste ist, zu schweigen und den Zuhörer seinem eigenen Herzen zu überlassen. Mein Vater schien durch meine Entzückung, welche sich lange Zeit nur durch Thränen, sprachlose Umarmungen und abgebrochene Töne ausdrücken konnte, doppelt glücklich zu seyn. Das Vergnügen, womit er mich für seinen Sohn erkannte, schien ihn selbst wieder in die glücklichsten Augenblicke seiner Jugend zu versetzen, und Erinnerungen wieder aufzuwecken, denen mein Anblick neues Leben gab. Da er nicht zweifeln konnte, daſs ich begierig seyn würde die Ursachen zu wissen, welche einen Vater, der mich mit so vielem Vergnügen für seinen Sohn erkannte, hatten bewegen können, diesen Sohn so viele Jahre von sich verbannt zu halten: so gab er mir hierüber alle Erläuterungen die ich nur wünschen konnte, durch eine umständliche Erzählung der Geschichte seiner Liebe zu meiner Mutter.

Seine Bekanntschaft mit ihr hatte sich zufälliger Weise in einem Alter angefangen, worin er noch gänzlich unter der väterlichen Gewalt stand. Sein Vater war das Haupt eines von den edelsten Geschlechtern in Athen. Meine Mutter war, sehr jung, sehr schön, und eben so tugendhaft als schön, unter der Aufsicht einer alten Frau, die sich ihre Mutter nannte, dahin gekommen. Die strenge Eingezogenheit, worin sie kümmerlich von ihrer Handarbeit lebte, verwahrte die junge Musarion vor den Augen und vor den Nachstellungen der müſsigen reichen Jünglinge, welche gewohnt sind, junge Mädchen, die keinen andern Schutz als ihre Unschuld, und keinen andern Reichthum als ihre Reitzungen haben, für ihre natürliche Beute anzusehen. Dem ungeachtet konnte sie nicht verhindern zufälliger Weise meinem Vater bekannt zu werden, der sich durch seine Sitten von den meisten jungen Athenern seiner Zeit unterschied. Sein tugendhafter Karakter schützte ihn nicht gegen die Reitzungen der jungen Musarion; aber er machte daſs seine Liebe die Eigenschaft seines Karakters annahm: sie war tugendhaft, bescheiden, und eben dadurch stärker und dauerhafter. Sein Stand, sein guter Ruf, sein zurück haltendes Betragen gegen den Gegenstand seiner Liebe gaben zusammen genommen einen Beweggrund ab, der die Nachsicht entschuldigen konnte, womit die Alte seine geheimen Besuche duldete. Nichts kann natürlicher seyn, als eine geliebte Person dem Mangel nicht ausgesetzt sehen zu können: aber nichts ist auch in den Augen der Welt zweydeutiger, als die Freygebigkeit eines jungen Mannes gegen ein Mädchen, welches das Unglück hat durch seine Annehmlichkeiten den Neid und durch seine Armuth die Verachtung des groſsen Haufens zu erregen. Man kann sich nicht bereden, daſs in einem solchen Falle derjenige, welcher giebt, nicht eigennützige Absichten habe, oder diejenige, welche annimmt, ihre Dankbarkeit nicht auf Unkosten ihrer Unschuld beweise. Stratonikos gebrauchte zwar die äuſserste Vorsichtigkeit, um die Wohlthaten, womit er diese kleine Familie von Zeit zu Zeit unterstützte, vor aller Welt und vor ihnen selbst zu verbergen. Allein sie entdeckten doch zuletzt ihren unbekannten Wohlthäter; und diese neuen Proben seiner edelmüthigen Sinnesart vollendeten den Eindruck, den er schon lange auf das unerfahrne Herz der zärtlichen Musarion gemacht hatte, und gewannen es ihm gänzlich. Niemahls wurde die Liebe, von der innigsten Gegenliebe erwiedert, zwey Herzen glücklicher gemacht haben, wenn die Umstände der jungen Schönen einer gesetzmäſsigen Vereinigung nicht Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätten, welche ein jeder anderer als ein Liebhaber für unüberwindlich gehalten hätte. Endlich war Stratonikos so glücklich zu entdecken, daſs seine Geliebte wirklich eine Athenische Bürgerin sey, die Tochter eines rechtschaffenen Mannes, welcher im Peloponnesischen Kriege sein Leben auf eine rühmliche Art verloren hatte. Nunmehr wagte er es, seinem Vater das Geheimniſs seiner Liebe zu entdecken. Er wandte alles an, seine Einwilligung zu erhalten: aber der Alte, der die Reitzungen und Tugenden der jungen Musarion für keinen genugsamen Ersatz des Reichthums, der ihr fehlte, ansah, blieb unerbittlich. Stratonikos liebte zu inbrünstig, um dem Befehl, nicht weiter an seine Geliebte zu denken, gehorsam zu seyn. Er würde sich selbst für den Unwürdigsten unter den Menschen gehalten haben, wenn er fähig gewesen wäre ihr das geringste von seinen Empfindungen zu entziehen. Die Widerwärtigkeiten und Hindernisse, womit seine Liebe kämpfen muſste, thaten vielmehr die entgegen gesetzte Wirkung: sie koncentrierten das Feuer ihrer gegenseitigen Zuneigung, und bliesen eine Flamme, welche, so lange sie von Hoffnung genährt wurde, drey Jahre sanft und rein fortgebrannt hatte, zu der heftigsten Leidenschaft an. Das Herz ermüdet endlich durch den langen Kampf mit seinen süſsesten Regungen; es verliert die Kraft zu widerstehen; und je länger es unter den Qualen einer zugleich verfolgten und unbefriedigten Liebe geseufzet hat, je heftiger sehnet es sich nach einer Glückseligkeit, wovon ein einziger Augenblick genug ist, das Andenken aller ausgestandenen Leiden auszulöschen, das Gefühl der gegenwärtigen zu ersticken, und die Augen, benebelt von der süſsen Trunkenheit der glücklichen Liebe, gegen alle künftige Noth blind zu machen. Auſser diesem hatte Musarion noch den Beweggrund einer Dankbarkeit, von deren drückender Last ihr Herz sich zu erleichtern suchte. Kurz, sie schworen einander ewige Treue, überlieſsen sich dem sympathetischen

Verlangen ihres Herzens, und bedienten sich der Gewalt, die ihnen die Liebe gab, einander glücklich zu machen. Die Glückseligkeit, welche eines dem andern zu danken hatte, unterhielt und befestigte die zärtliche Vereinigung ihrer Herzen, anstatt sie zu schwächen oder gar aufzulösen; denn noch niemahls ist der Genuſs das Grab der wahren Zärtlichkeit gewesen. Ich, schöne Danae, war die erste Frucht ihrer Liebe. Glücklicher Weise fiel meinem Vater eben damahls durch den letzten Willen eines Oheims ein kleines Vorwerk auf einer von den Inseln zu, welche unter der Botmäſsigkeit der Athener stehen. Dieses muſste meiner Mutter zur Zuflucht dienen. Ich wurde daselbst geboren, und genoſs drey Jahre lang ihrer eigenen Pflege; bis sie mir durch eine Schwester entzogen wurde, deren Leben der liebenswürdigen Musarion das ihrige kostete. Stratonikos hatte inzwischen manchen Versuch gemacht das Herz seines Vaters zu erweichen; aber allemahl vergebens. Es blieb ihm also nichts übrig, als seine Verbindung mit meiner Mutter und die Folgen derselben geheim zu halten. Ihr frühzeitiger Tod vernichtete die Entwürfe von Glückseligkeit, die er für die Zukunft gemacht hatte, ohne die zärtliche Treue, die er ihrem Andenken widmete, zu schwächen. Die Sorge für das, was ihm von ihr übrig geblieben war, hielt ihn zurück, sich einer Traurigkeit völlig zu überlassen, welche ihn lange Zeit gegen alle Freuden des Lebens gleichgültig und zu allen Beschäftigungen desselben verdrossen machte. Der Tempel zu Delfi schien ihm der tauglichste Ort zu seyn, mich zu gleicher Zeit zu verbergen und einer guten Erziehung theilhaftig zu machen. Er hatte Freunde daselbst, denen ich besonders empfohlen wurde, mit dem gemessensten Auftrag, mich in einer gänzlichen Unwissenheit über meinen Ursprung zu lassen. Sein Vorsatz war, so bald der Tod seines Vaters ihn zum Meister über sich selbst und seine Güter gemacht haben würde, mich abzuhohlen und nach Athen zu bringen, wo er seine Verbindung mit meiner Mutter bekannt machen und mich öffentlich für seinen Sohn und Erben erklären wollte. Aber dieser Zufall erfolgte erst wenige Monate vor meiner Flucht, und seit demselben hatten ihn dringende Geschäfte genöthiget, meine Abhohlung aufzuschieben.

Nachdem mein Vater diese Erzählung geendigt hatte, lieſs er einen alten Freygelassenen zu sich rufen, und fragte ihn: ob er den kleinen Agathon kenne, den er vor vierzehn Jahren dem Schutze des Delfischen Apollo überliefert habe? Der gute Alte, dessen Züge mir selbst nicht unbekannt waren, erkannte mich desto leichter, da er binnen dieser Zeit von seinem Herrn öfters nach Delfi abgeschickt worden war, sich meines Wohlbefindens zu erkundigen. In wenigen Augenblicken wurde das ganze Haus mit allgemeiner Freude erfüllt. Die Zufriedenheit meines Vaters über mich, und das Vergnügen, womit alle seine Hausgenossen mich als den einzigen Sohn ihres Herrn bewillkommten, machte die Freude vollkommen, die ich bey einem so plötzlichen Übergang von dem Elend eines sich selbst unbekannten, nackten, allen Zufällen des Schicksals Preis gegebenen Flüchtlings zu einem so blendenden Glücksstande nothwendig empfinden muſste. Blendend hätte er wenigstens für manchen andern seyn können, der durch die Art seiner Erziehung weniger als ich vorbereitet gewesen wäre, einen solchen Wechsel mit Bescheidenheit zu ertragen. Inzwischen bin ich mir selbst die Gerechtigkeit schuldig, zu sagen, daſs die Versicherung, ein Bürger von Athen, und durch meine Geburt und die Tugend meiner Vorältern zu Verdiensten und schönen Thaten berufen zu seyn, mir ungleich mehr Vergnügen machte, als der Anblick der Reichthümer, welche die Gütigkeit meines Vaters mit mir zu theilen so begierig war, und welche in meinen Augen nur dadurch einen Werth erhielten, weil sie mir das Vermögen zu geben schienen, desto freyer und vollkommener nach meinen Grundsätzen leben zu können.

Ich unterhielt mich nun mit einer neuen Art von Träumen, die durch ihre Beziehung auf meine neu entdeckten Verhältnisse für mich so wichtig, als durch ihre Ausführung eben so viele Wohlthaten für das menschliche Geschlecht zu seyn schienen. Solltest du denken, daſs ich mit nichts geringerm umging, als mit Entwürfen, wie die erhabenen Lehrsätze meiner idealischen Sittenlehre auf die Einrichtung und Verwaltung eines gemeinen Wesens angewandt werden könnten? — Diese Betrachtungen, welche einen guten Theil meiner Nächte wegnahmen, erfüllten mich mit dem lebhaftesten Eifer für ein Vaterland, welches ich nur aus Geschichtschreibern kannte. Ich zeichnete mir selbst auf den Fuſsstapfen der Solonen und Aristiden einen Weg aus, bey welchem ich an keine andere Hindernisse dachte, als an solche, die durch Muth und Tugend zu überwinden sind. Dann setzte ich mich in meiner patriotischen Entzückung an das Ende meiner Laufbahn, und sah in Athen nichts geringers als die Hauptstadt der Welt, die Gesetzgeberin der Nazionen, die Mutter der Wissenschaften und Künste, die Königin des Meers, den Mittelpunkt der Vereinigung des ganzen menschlichen Geschlechtes. Kurz, ich machte ungefähr eben so schimärische und eben so ungeheure Projekte als Alcibiades;

nur mit dem sehr wesentlichen Unterschied, daſs nicht Eitelkeit und Ehrsucht, sondern ein von Güte und allgemeiner Wohlthätigkeit beseeltes Herz die Quelle der meinigen war. Sie hatten noch dieses Besondere, daſs ihre Ausführung (die moralische Möglichkeit derselben vorausgesetzt) keiner Mutter eine Thräne, und keinem Menschen in der Welt mehr als die Aufopferung seiner Vorurtheile und solcher Leidenschaften, welche die Ursache alles Privatelends sind, gekostet haben würde. Ihre Ausführung schien mir also, weil ich mir die Hindernisse nur einzeln und nicht in ihrem Zusammenhang und vereinigten Gewichte vorstellte, so leicht zu seyn, daſs ich mich über nichts so sehr wunderte, als wie ein Perikles, unter den kleinfügigen Bemühungen, Athen zur Meisterin von Griechenland zu machen, habe übersehen können, wie viel leichter es sey, es zum Tempel eines ewigen Friedens und der allgemeinen Glückseligkeit der Welt zu machen.

Diese schönen Entwürfe gaben etliche Mahl den Stoff zu den Unterredungen ab, womit ich meinem Vater des Abends die Zeit zu verkürzen pflegte. Die Lebhaftigkeit meiner Einbildungskraft schien ihn eben so sehr zu belustigen, als sein Herz, dessen Ebenbild er in dem meinigen erkannte, sich an den tugendhaften Gesinnungen vergnügte, die er, wie ich selbst, (vielleicht beide ein wenig zu parteyisch) für die Triebfedern meiner politischen Träume hielt. Alles, was er mir von den Schwierigkeiten ihrer Ausführung sagen konnte, überzeugte mich so wenig, als einen Verliebten die Einwendungen eines kaltblütigen Freundes überzeugen werden. Ich hatte eine Antwort für alle; und dieser neue Schwung, den mein Enthusiasmus bekommen hatte, wurde bald so stark, daſs ich es kaum erwarten konnte, mich in Athen und in solchen Umständen zu sehen, daſs ich die erste Hand an das groſse Werk, wozu ich gewidmet zu seyn glaubte, legen könnte.

Anmerkung.

1) S. 8. Eine goldene Münze der damahligen Zeit.

AGATHON.

ACHTES BUCH.

Fortsetzung der Erzählung Agathons, von seiner Versetzung nach Athen bis zu seiner Bekanntschaft mit Danae.

1. KAPITEL.

Agathon kommt nach Athen, und widmet sich der Republik. Eine Probe der besondern Natur desjenigen Windes, welcher von Horaz *aura popularis* genannt wird.

Mein Vater hielt sich nur so lange zu Korinth auf, als es seine Geschäfte erfoderten, und eilte, mich in dieses Athen zu versetzen, welches sich meiner verschönernden Einbildung in einem so herrlichen Lichte darstellte.

Ich gestehe dir, Danae, (und ich hoffe die fromme Pflicht gegen meine Vaterstadt nicht dadurch zu beleidigen) daſs der erste Anblick mit dem, was ich erwartete, einen starken Absatz machte. Mein Geschmack war zu sehr verwöhnt, um das Mittelmäſsige, worin es auch seyn möchte, erträglich zu finden. Er wollte gleichsam alles in diese feine Linie eingeschlossen sehen, in welcher das Erhabene mit dem Schönen zusammen flieſst: und wenn er diese Vollkommenheit an einzelnen Theilen gewahr wurde; so wollte er, daſs alles zusammenstimmen und ein sich selbst durchaus ähnliches, symmetrisches Ganzes ausmachen sollte. Von diesem Grade der Schönheit war Athen, so wie vielleicht jede andere Stadt in der Welt, noch weit entfernt. Indessen hatte sie doch der gute Geschmack und die Verschwendung des Perikles, mit Hülfe der Fidias, der Alkamenes und andrer groſser Meister, in einen solchen Stand gestellt, daſs sie mit den prächtigsten Städten der Welt um den Vorzug streiten konnte. 1) Wenigstens sah ich bald, daſs die Ergänzung dessen, was ihr von dieser Seite noch abging, der leichteste Theil meiner Entwürfe, und eine natürliche Folge derjenigen Veranstaltungen seyn werde, welche sie, meiner Einbildung nach, zum Mittelpunkt der Stärke und der Reichthümer des ganzen Erdbodens machen sollten.

So bald wir in Athen angekommen waren, lieſs mein Vater seine erste Sorge seyn, mich auf eine gesetzmäſsige Art für seinen Sohn zu erkennen, und unter die Athenischen Bürger aufnehmen zu lassen. Dieſs machte mich eine Zeit lang zu einem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Athener sind, wie dir nicht unbekannt ist, mehr als irgend ein andres Volk in der Welt, geneigt, sich plötzlich mit der äuſserten Lebhaftigkeit für oder wider etwas einnehmen zu lassen. Ich hatte das Glück ihnen beym ersten Anblick zu gefallen. Die Begierde mich zu sehen und Bekanntschaft mit mir zu machen, wurde eine Art von epidemischer Leidenschaft unter Jungen und Alten. Jene machten in kurzem einen glänzenden Hof um mich, und diese faſsten Hoffnungen von mir, welche mich unvermerkt mit einem geheimen Stolz erfüllten, und die allzu hoch fliegende Meinung, die ich ohnehin geneigt war von meiner Bestimmung zu fassen, bestätigten. Dieser subtile Stolz, der sich hinter meine besten Neigungen und tugendhaftesten Gesinnungen verbarg, und dadurch meinem Bewuſstseyn sich entzog, benahm mir nichts von einer Bescheidenheit, wodurch ich von den meisten jungen Leuten meiner Gattung mich zu unterscheiden schien. Ich gewann dadurch, nebst der allgemeinen Hochachtung des geringern Theils des Volkes, den Vortheil, daſs die Vornehmsten, die Weisesten und Erfahrensten mich gern um sich haben mochten, und mir durch ihren Umgang eine Menge besonderer Kenntnisse mittheilten, welche meinem frühzeitigen Auftritt in der Republik sehr zu Statten kamen. Die Reinigkeit meiner Sitten, der gute Gebrauch den ich von meiner Zeit machte, der Eifer womit ich mich zum Dienste meines Vaterlandes vorbereitete, die fleiſsige Besuchung der Gymnasien, die Preise die ich in den Übungen davon trug; alles vereinigte sich, das günstige Vorurtheil zu unterhalten, welches man einmahl für mich gefaſst hatte. Da mir überdieſs noch die Verdienste meines Vaters und einer langen Reihe von Voreltern den Weg zur Republik bahnten, so war es kein Wunder, daſs ich in einem Alter, worin die meisten Jünglinge nur mit ihren Vergnügungen beschäftiget sind, den Muth hatte, in den öffentlichen Versammlungen aufzutreten, und das Glück, mit einem Beyfall aufgenommen zu werden, der mich in Gefahr setzte, eben so schnell als ich empor gehoben wurde, entweder durch meine eigene Vermessenheit oder durch den Neid meiner Nebenbuhler, wieder gestürzt zu werden.

Die Beredsamkeit ist in Athen, wie in allen Freystaaten wo das Volk Antheil an der öffentlichen Verwaltung hat, der nächste Weg zu Ehrenstellen, und das gewisseste Mittel sich auch ohne dieselben Ansehen und Einfluſs zu verschaffen. Ich lieſs es mir also sehr angelegen seyn, die Geheimnisse einer Kunst zu studieren, von deren Ausübung, und dem Grade der Geschicklichkeit, den ich mir darin erwerben würde, die glückliche Ausführung aller meiner Entwürfe abzuhangen schien. Denn, wenn ich bedachte, wozu Perikles und Alcibiades die Athener zu bereden gewuſst hatten: so zweifelte ich keinen Augenblick, daſs ich sie, mit einer gleichen Geschicklichkeit, zu Maſsnehmungen würde überreden können, welche (auſserdem daſs sie an sich selbst edler waren) zu weit glänzendern Vortheilen führten, ohne so ungewiſs und gefährlich zu seyn.

In dieser Absicht besuchte ich die Schule des Platon, welcher damahls zu Athen in seinem höchsten Ansehen stand, und, indem er die Weisheit des Sokrates mit der Beredsamkeit eines Gorgias und Prodikus vereinigte, nach dem Urtheil meiner alten Freunde, weit geschickter als diese Wortkünstler war, einen Redner zu bilden, welcher mehr durch die Stärke der Wahrheit, als durch die Blendwerke und Kunstgriffe einer hinterlistigen Dialektik, sich die Gemüther seiner Zuhörer unterwerfen wollte. Der vertrautere Zutritt, den mir dieser berühmte Weise vergönnte, entdeckte eine so groſse Übereinstimmung meiner Denkungsart mit seinen Grundsätzen, daſs die Freundschaft, die ich für ihn faſste, sich in eine fast schwärmerische Leidenschaft verwandelte. Sie würde mir in den Augen der Welt schädlich gewesen seyn, wenn man damahls schon so von ihm gedacht hätte, wie man dachte, nachdem er durch die Bekanntmachung seiner metafysischen Dialogen bey den Staatsleuten, und selbst bey vielen die seine Bewunderer gewesen waren, den Vorwurf, welchen Aristofanes ehemahls (wiewohl höchst unbillig) dem weisen Sokrates machte, sich mit besserm Grund oder mehr Scheinbarkeit zugezogen hatte. 2) Aber damahls hatte Plato weder seinen Timäus noch seine Republik geschrieben. Indessen existierte diese letztere doch bereits in seinem Gehirne. Sie gab sehr oft den Stoff zu unsern Gesprächen in den Spaziergängen der Akademie ab; und er bemühete sich desto eifriger, mir seine Begriffe von der besten Art die menschliche Gesellschaft einzurichten und zu regieren, eigen zu machen, da er das Vergnügen zu haben hoffte, sie durch mich in einigem Grade realisiert zu sehen.

Sein Eifer in diesem Stücke mag so groſs gewesen seyn als er will, so war er doch gewiſs nicht gröſser, als meine Begierde dasjenige auszuüben, was er spekulierte. Allein, da meine Vorstellung von der Wichtigkeit der Pflichten eines Staatsmannes der Lauterkeit und innerlichen Güte meiner Absichten angepaſst war, und ich desto weiter von Ehrsucht und andern eigennützigen Leidenschaften entfernt zu seyn glaubte, je gewisser ich (wenn ich es für erlaubt gehalten hätte, bey der Wahl einer Lebensart bloſs meiner Privatneigung zu folgen) eine von städtischem Getümmel entfernte Freyheit und den Umgang mit den Musen der Ehre, eine ganze Welt zu beherrschen, vorgezogen hätte: so glaubte ich mich nicht genug vorbereiten zu können, eh'ich auf einem Theater erschiene, wo der erste Auftritt gemeiniglich das Glück des ganzen Schauspiels entscheidet. Ich widerstand bey etlichen Gelegenheiten, welche mich aufzufodern schienen, sowohl dem Zudringen meiner Freunde als meiner eigenen Neigung; wiewohl es (seitdem Alcibiades mit so gutem Erfolg den Anfang gemacht hatte) nicht an jungen Leuten fehlte, welche — ohne durch andre Talente, als die Geschicklichkeit ein Gastmahl anzuordnen, sich zierlich zu kleiden, zu tanzen und die Cither zu spielen, bekannt zu seyn — vermessen genug waren, nach einer durchgeschwärmten Nacht aus den Armen einer Buhlerin in die Versammlung des Volks zu hüpfen, und, von Salben triefend, mit einer tändelhaften Geschwätzigkeit über die Gebrechen des Staats und die Fehler der öffentlichen Verwaltung zu plaudern.

Endlich ereignete sich ein Fall, wo das Interesse eines Freundes, den ich vorzüglich liebte, alle meine Bedenklichkeiten überwog. Eine mächtige Kabale hatte seinen Untergang geschworen. Er war unschuldig, aber die Anscheinungen waren gegen ihn. Die Gemüther waren wider ihn eingenommen; und die Furcht, sich den Unwillen seiner Feinde zuzuziehen, hielt die Wenigen, welche besser von ihm dachten, zurück, sich seiner öffentlich anzunehmen. In diesen Umständen stellte ich mich als seinen Vertheidiger dar. Da ich von seiner Unschuld überzeugt war, so wirkten alle diese Betrachtungen, wodurch sich seine übrigen Freunde abschrecken liefsen, bey mir gerade das Widerspiel. Ganz Athen wurde aufmerksam, da es bekannt wurde, dafs Agathon, des Stratonikos Sohn, auftreten würde, die Sache des schon zum voraus verurtheilten Lysias zu führen. Die Zuneigung, welche das Volk zu mir trug, veränderte auf einmahl die Meinung, die man von dieser Sache gefafst hatte. Die Athener fanden eine

Schönheit, von der sie ganz bezaubert wurden, in der Groſsmuth und Herzhaftigkeit, womit ich (wie sie sagten) mich für einen Freund erklärte, den alle Welt verlassen und der Wuth und Übermacht seiner Feinde Preis gegeben hätte. Man that nun die eifrigsten Gelübde, daſs ich den Sieg davon tragen möchte; und der Enthusiasmus, womit einer den andern ansteckte, wurde so groſs, daſs die Gegenpartey sich genöthigt sah, den Tag der Entscheidung weiter hinaus zu setzen, um die erhitzten Gemüther sich wieder abkühlen zu lassen. Sie sparten inzwischen keine Kunstgriffe sich des Ausgangs zu versichern; allein der Erfolg vereitelte alle ihre Maſsnehmungen. Die Zujauchzungen, womit ich von einem groſsen Theile des Volkes empfangen wurde, munterten mich auf. Ich sprach mit einem gesetztern Muth, als man von einem Jüngling erwarten konnte, der zum ersten Mahle vor einer so zahlreichen und Ehrfurcht gebietenden Versammlung redete, und vor einer Versammlung, wo der geringste Handwerksmann sich für einen Kenner und rechtmäſsigen Richter der Beredsamkeit hielt, und vielleicht auch dafür gelten konnte. Die Wahrheit that auch hier die Wirkung, welche sie allemahl thut, wenn sie in ihrem eigenen Lichte und mit derjenigen Lebhaftigkeit, so die eigene Überzeugung des Redners giebt, vorgetragen wird: sie überwältigte alle Gemüther. Lysias wurde los gesprochen, und Agathon, der nunmehr der Held der Athener war, im Triumfe nach Hause begleitet.

Von dieser Zeit an erschien ich oft in den öffentlichen Versammlungen. Die Liebe meiner Mitbürger, und der Beyfall, der mir, so oft ich redete, entgegen flog, machten mir Muth, nun auch an den allgemeinen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Das Glück schien beschlossen zu haben, mich nicht eher zu verlassen, bis es mich auf den Gipfel der republikanischen Gröſse erhoben hätte. Ich machte also in dieser neuen Laufbahn so schnelle Schritte, daſs in kurzem die Gunst, worin ich bey dem Volke stand, dem Ansehen der Mächtigsten zu Athen das Gleichgewicht hielt. Meine heimlichen Feinde selbst sahen sich, um dem Volk angenehm zu seyn, genöthigt, öffentlich die Zahl meiner Bewunderer zu vermehren.

Der Tod meines Vaters, der um diese Zeit erfolgte, beraubte mich eines Freundes und Führers, dessen Klugheit mir in dem gefahrvollen Ocean des politischen Lebens unentbehrlich war. Ich wurde dadurch in den Besitz eines groſsen Vermögens gesetzt, bey welchem er dem Neide seiner Mitbürger nur durch die groſse Bescheidenheit, womit er es gebrauchte, entgangen war. Ich war nicht so vorsichtig. Zwar der Gebrauch, den ich davon machte, war an sich selbst edel und löblich: ich verschwendete es um Gutes zu thun. Ich unterstützte alle Arten von Bürgern, welche ohne ihre Schuld in Unglück gerathen waren. Mein Haus war der Sammelplatz der Gelehrten, der Künstler und der Fremden. Mein Vermögen stand jedem zu Diensten, der dessen benöthiget war. Aber eben dieſs war es, was in der Folge meinen Fall beförderte. Man würde mir eher zu gut gehalten haben, wenn ich es mit Gastmählern, mit Buhlerinnen, und mit einer steten Abwechslung prächtiger und ausschweifender Lustbarkeiten durchgebracht hätte.

Indessen stand es doch eine geraume Zeit an, bis die Eifersucht, welche ich durch eine solche Lebensart in den Gemüthern der Angesehensten erregte, sich sichtbare Ausbrüche erlauben durfte. Das Volk, welches mich vorhin geliebt hatte, fing nun an mich zu vergöttern. Der Ausdruck, den ich hier gebrauche, ist nicht zu stark. Denn da ein gewisser Dichter, der sich meines Tisches zu bedienen pflegte, sich einst einfallen lieſs, in einem groſsen und elenden Gedichte mir den Apollo zum Vater zu geben: so fand diese

Bayerische
Staatsbibliothek
München

lächerliche Schmeicheley bey dem Pöbel (dem ohnehin das Wunderbare allemahl besser als das Natürliche einleuchtet) so groſsen Beyfall, daſs sich nach und nach eine Art von Sage befestigte, welche meiner Mutter die Ehre beylegte, den Gott zu Delfi für ihre Reitzungen empfindlich gemacht zu haben. So ausschweifend dieser Wahn war, so wahrscheinlich schien er meinen Gönnern aus der untersten Klasse. Dadurch allein glaubten sie die auſserordentlichen Vollkommenheiten, die sie mir zuschrieben, erklären, und die ungereimten Hoffnungen, welche sie sich von mir machten, rechtfertigen zu können. Denn das Vorurtheil des groſsen Haufens ging weit genug, daſs viele öffentlich sagten: Athen könne durch mich allein zur Gebieterin des Erdbodens gemacht werden, und man könne nicht genug eilen, mir eine einzelne und unumschränkte Gewalt zu übertragen. Eine Sache, von welcher sie sich nichts geringers als die Wiederkehr der goldenen Zeit, die gänzliche Aufhebung des verhaſsten Unterschieds zwischen Armen und Reichen, und einen seligen Müſsiggang mitten unter allen Wollüsten und Ergetzlichkeiten des Lebens versprachen.

Bey diesen Gesinnungen, womit in gröſserm oder kleinerm Grade der Schwärmerey das ganze Volk zu Athen für mich eingenommen war, brauchte es nur eine Gelegenheit, um sie dahin zu bringen, die Gesetze selbst zu Gunsten ihres Lieblings zu überspringen. Diese zeigte sich, da Euböa und einige andre Inseln, sich des Joches, welches ihnen die Athener aufgelegt hatten, zu entledigen, einen Aufstand erregten, worin sie von den Spartanern heimlich unterstützt wurden. Man konnte (die unzulängliche Theorie, welche man zu Hause erwerben kann, ausgenommen) des Kriegswesens nicht unerfahrner seyn als ich es war. Ich hatte das Alter noch nicht erreicht, welches die Gesetze zu Bekleidung eines öffentlichen Amtes erforderten. Wir hatten keinen Mangel an geschickten und geübten Kriegsleuten. Ich selbst wandte mein ganzes Ansehen an, um einen davon, den ich seines sittlichen Karakters wegen vorzüglich hoch schätzte, zum Feldherrn gegen die Empörten erwählen zu machen. Aber das alles half nichts gegen die warme Einbildungskraft des lebhaftesten und leichtsinnigsten Volks in der Welt. Agathon, welchem man alle Talente zutraute, und von welchem man sich berechtigt hielt Wunder zu erwarten, war allein tauglich die Ehre des Athenischen Nahmens zu behaupten, und den hoch fliegenden Träumen der politischen Müſsiggänger zu Athen (die bey diesem Anlaſs in die Wette eiferten, wer die lächerlichsten Projekte machen könne) Wirklichkeit zu geben. Diese Art von Leuten war so geschäftig, daſs es ihnen gelang, den gröſsten Theil des Volks mit ihrer Thorheit anzustecken. Jede Nachricht, daſs sich wieder eine andere Insel aufzulehnen anfange, verursachte eine allgemeine Freude. Man würde es gern gesehen haben, wenn das ganze Griechenland an dieser Sache Antheil genommen hätte. Auch fehlte es nicht an Zeitungen, welche das Feuer gröſser machten als es war, und endlich sogar den König von Persien in den Aufstand von Euböa verwickelten; alles bloſs um dem Agathon einen desto gröſsern Schauplatz zu geben, die Athener durch Heldenthaten zu belustigen und durch Eroberungen zu bereichern. Ich wurde also, so sehr ich mich sträubte, mit unumschränkter Gewalt über die Armee, über die Flotten und über die Schatzkammer, zum Feldherrn gegen die abtrünnigen Inseln ernannt.

2. Kapitel.

Agathons Glück und Ansehn in der Republik erreicht seinen höchsten Gipfel.

Da ich einmahl genöthigt war dem Eigensinn meiner Mitbürger nachzugeben: so beschloſs ich, es mit einer guten Art zu thun, und die Sache von derjenigen Seite anzusehen, welche mir eine erwünschte Gelegenheit zu geben schien, den Anfang zur Ausführung meiner eigenen Entwürfe zu machen. Ich wuſste, daſs die Insulaner gerechte Klagen gegen Athen zu führen hatten. Wie hätten sie eine Regierung lieben können, von der sie unterdrückt, ausgesogen und mit Füſsen getreten wurden? Ich gründete also meinen ganzen Plan ihrer Beruhigung und Wiederbringung — auf den Weg der Güte, auf Abstellung der Miſsbräuche, wodurch sie erbittert worden waren, auf eine billige Mäſsigung der Abgaben, welche man, gegen ihre Freyheiten und über ihr Vermögen, von ihnen erpreſst hatte, und auf ihre Wiedereinsetzung in alle Rechte und Vortheile, deren sie sich als Griechen und als Bundsgenossen, vermöge vieler besondern Verträge, zu erfreuen haben sollten. Allein ehe ich von Athen abreisen konnte, war es nöthig, die Gemüther vorzubereiten, und auf einen Ton zu stimmen, der mit meinen Grundsätzen und Absichten überein käme; desto nöthiger, da ich sah, wie lebhaft die ausschweifenden Projekte, womit die Eitelkeit des Alcibiades sie ehmahls bezaubert hatte, bey dieser Gelegenheit wieder aufgewacht waren.

Ich versammelte also das Volk, und wandte alle Kräfte der Redekunst, welche bey keinem Volke der Welt so viel vermag als bey den

Athenern, dazu an, sie von der Gründlichkeit meiner Entwürfe zu überzeugen, wiewohl ich sie nur so viel davon sehen lieſs, als zu Erreichung meiner Absicht nöthig war. Nachdem ich ihnen die Gröſse und den Wohlstand, wozu die Republik, vermöge ihrer natürlichen Vortheile und innerlichen Stärke, gelangen könne, mit den reitzendsten Farben abgemahlt hatte; bemühte ich mich zu beweisen: „Daſs weitläufige Eroberungen (auſser der Gefahr, womit sie durch die Unbeständigkeit des Kriegsglücks verbunden sind) den Staat endlich nothwendiger Weise unter der Last seiner eigenen Gröſse erdrücken müſsten. Daſs es einen weit sicherern und kürzern Weg gebe, Athen zur Königin des Erdbodens zu machen; weil allezeit diejenige Nazion den übrigen Gesetze vorschreiben werde, welche zu gleicher Zeit die klügste und die reichste sey. Daſs der Reichthum allezeit Macht gebe, so wie die Klugheit den rechten Gebrauch der Macht lehre. Daſs Athen in beidem allen andern Völkern überlegen seyn werde, wenn sie auf der einen Seite fortfahre die Pflegemutter der Wissenschaften und der Künste zu seyn, auf der andern alle ihre Bestrebungen darauf richte, die Herrschaft über das Meer zu behaupten; nicht in der Absicht Eroberungen zu machen, sondern sich in eine solche Achtung bey den Auswärtigen zu setzen, daſs jedermann ihre Freundschaft suche, und niemand es wagen dürfe ihren Unwillen zu reitzen. Daſs für einen am Meere gelegenen Freystaat ein gutes Vernehmen mit allen übrigen Völkern, und eine so weit als möglich ausgebreitete Handelschaft, der natürliche und unfehlbare Weg sey, nach und nach zu einer Gröſse zu gelangen, deren Ziel nicht abzusehen sey; daſs aber hierzu die Erhaltung seiner eigenen Freyheit, und zu dieser die Freyheit aller übrigen, sonderheitlich der benachbarten, oder wenigstens ihre Erhaltung bey ihrer alten und natürlichen Form und Verfassung, nöthig sey. Daſs Bündnisse mit den Nachbarn, und eine Freundschaft, wobey sie eben so wohl ihren Vortheil finden als wir den unsrigen, einem solchen Staate weit mehr Macht, Ansehen und Einfluſs auf die allgemeine Verfassung des politischen Systems der Welt geben müſsten, als die Unterwerfung derselben; weil ein Freund allezeit mehr werth ist als ein Sklave. Daſs die Gerechtigkeit der einzige Grund der Macht und Dauer eines Staats, so wie das einzige Band der menschlichen Gesellschaft sey. Daſs diese Gerechtigkeit fodre, eine jede politische Gesellschaft (sie möge groſs oder klein seyn) als unsers gleichen anzusehen, und ihr eben die Rechte zuzugestehen, welche wir für uns selbst fodern; und daſs ein nach diesen Grundsätzen eingerichtetes Betragen das gewisseste Mittel sey, sich allgemeines Zutrauen zu erwerben, und, anstatt einer gewaltsamen, mit allen Gefahren der Tyranney verknüpften Oberherrschaft, ein freywillig eingestandenes Ansehen zu behaupten, welches in der That von allen Vortheilen der erstern begleitet sey, ohne die verhaſste Gestalt und schlimmen Folgen derselben zu haben." —

Nachdem ich alle diese Wahrheiten, in ihrer besondern Anwendung auf Griechenland und Athen, in das stärkste Licht gesetzt, und bey dieser Gelegenheit die Thorheit der Projekte des Alcibiades und andrer ehrsüchtiger Schwindelköpfe ausführlich erwiesen hatte, bemühte ich mich darzuthun: „Daſs der Aufstand der Inseln, welche bisher unter dem Schutz der Athener gestanden, in neueren Zeiten aber durch Schuld einiger böser Rathgeber der Republik als unterworfene Sklaven behandelt worden seyen, die glücklichste Gelegenheit anbiete, zu gleicher Zeit das ganze Griechenland von der gerechten und edelmüthigen Denkungsart der Athener zu überzeugen, und durch eine ansehnliche Vermehrung der Seemacht (wovon die Unkosten durch die gröſsere Sicherheit und Erweiterung der Handelschaft reichlich ersetzt würden) sich in ein solches Ansehen zu setzen, daſs niemand jenes gelinde und groſsmüthige

Verfahren, mit dem mindesten Schein, einem Mangel an Vermögen sich Genugthuung zu verschaffen, werde beymessen können.“ Ich unterstützte diese Vorschläge mit allen den Gründen, welche auf die warme Einbildungskraft meiner Zuhörer den stärksten Eindruck machen konnten, und hatte das Vergnügen, daſs meine Rede mit dem lautesten Beyfall aufgenommen wurde. In der That lieſsen sich die Athener eben so leicht von Wahrheit und gesunden Grundsätzen einnehmen, als von den Blendwerken einer falschen Staatskunst, wofern ihnen jene nur in einem eben so reitzenden Lichte gezeigt und mit eben so lebhaften Farben vorgemahlt wurden; auch war es ihnen ganz gleichgültig, durch was für Mittel Athen zu der Gröſse, die das Ziel aller ihrer Wünsche war, gelangen möchte, wenn es nur dazu gelangte. Ja ein groſser Theil der Bürger, dem der Friede mehr Vortheil brachte als der Krieg, lieſs sich's vielmehr wohl gefallen, wenn dieses Ziel seiner Eitelkeit auf eine mit seinem Privatnutzen mehr übereinstimmende Weise erhalten werden könnte.

Meine heimlichen Feinde, welche nicht zweifelten, daſs dieser Kriegszug auf eine oder andere Art Gelegenheit zu meinem Falle geben würde, waren weit entfernt meinen Maſsnehmungen öffentlich zu widerstehen, aber (wie ich in der Folge erfuhr) unter der Hand desto geschäftiger, ihren natürlichen Erfolg zu hemmen, Schwierigkeiten aus Schwierigkeiten hervor zu spinnen, und die miſsvergnügten Insulaner durch geheime Aufstiftungen übermüthig und zu billigen Bedingungen abgeneigt zu machen. Die Verachtung, womit man Anfangs diesen Aufstand zu Athen angesehen hatte, das ansteckende Beyspiel und die Ränke andrer Griechischen Städte, welche die Obermacht der Athener mit eifersüchtigen Augen ansahen, hatten zuwege gebracht, daſs indessen auch die Attischen Kolonien und der gröſste Theil der Bundesgenossen kühn genug worden waren, sich einer Unabhängigkeit anzumaſsen, deren schädliche Folgen sie sich selbst unter dem reitzenden Nahmen der Freyheit verbargen. Es war höchste Zeit, einer allgemeinen Empörung und Zusammenverschwörung gegen Athen zuvor zu kommen; und meine Landsleute — welche bey Annäherung einer Gefahr, die ihnen in der Ferne nur Stoff zu witzigen Einfällen gegeben hatte, sehr schnell von der leichtsinnigsten Gleichgültigkeit zur übermäſsigsten Kleinmüthigkeit übergingen — vergröſserten sich selbst das Übel so sehr, daſs ich genöthiget wurde unter Segel zu gehen, ehe die Zurüstungen noch zur Hälfte fertig waren.

Ich hatte die Vorsichtigkeit gebraucht, meinen Freund, über welchen mir die Gunst des

Volks einen so unbilligen Vorzug gegeben hatte, als Unterbefehlshaber mitzunehmen. Die Bescheidenheit, womit ich mich des Ansehens, welches mir meine Kommission über ihn gab, bediente, kam einer Eifersucht zuvor, die den Erfolg unsrer Unternehmung hätte vereiteln können. Wir handelten aufrichtig und ohne Nebenabsichten nach einem gemeinschaftlich abgeredeten Plane, und das Glück begünstigte uns so sehr, daſs in weniger als zwey Jahren alle Inseln, Kolonien und Schutzverwandte der Athener nicht nur beruhiget und in die Schranken zurück gebracht, sondern durch die Abstellung alles dessen, wodurch sie unbilliger Weise beschweret worden waren, und durch die Bestätigung ihrer alten Freyheiten, mehr als jemahls geneigt gemacht wurden, unsre Freundschaft allen andern Verbindungen vorzuziehen. In allem diesem folgte ich, ohne besondere Verhaltungsbefehle einzuhohlen, meiner eignen Denkungsart mit desto gröſsrer Zuversicht, da ich den ehemahligen Miſsvergnügten nichts zugestanden hatte, was sie nicht sowohl nach dem Naturrecht als kraft älterer Verträge zu fodern vollkommen berechtiget waren; hingegen durch diese Nachgiebigkeit neue und sehr beträchtliche Vortheile für die Athener erkaufte: Vortheile, die dem ganzen gemeinen Wesen zuflossen; anstatt daſs aller Nutzen von ihrer Unterdrückung lediglich in die Kassen einiger Privatleute und ehmahligen Günstlinge des Volks geleitet worden war.

Ich kehrte also mit dem Vergnügen recht gethan zu haben, mit dem Beyfall und der lebhaftesten Zuneigung aller Kolonien und Bundesgenossen, und mit der vollen Zuversicht, die Belohnung, die ich verdient zu haben glaubte, in der Zufriedenheit meiner Mitbürger zu finden, an der Spitze einer dreymahl stärkern Flotte, als womit ich ausgelaufen war, nach Athen zurück. Ich schmeichelte mir, daſs ich mir durch eine so schleunige Beylegung einer Unruhe, welche so weit aussehend und gefährlich geschienen, einiges Verdienst um mein Vaterland erworben hätte. Ich hatte aus unsern Feinden Freunde und aus unsichern Unterthanen zuverlässige Bundesgenossen gemacht, deren Treue desto weniger zweifelhaft schien, da ihre Sicherheit und ihr Wohlstand durch unzertrennliche Bande mit dem Interesse von Athen verknüpft worden war. Ich hatte, des gemeinen Schatzes zu schonen, mein eignes Vermögen zugesetzt, und durch mehr als hundert ausgerüstete Galeren, die ich von dem guten Willen der beruhigten Insulaner erhielt, unsrer Seemacht eine ansehnliche Verstärkung gegeben. Ich hatte das Ansehen der Republik befestiget, ihre Neider abgeschreckt, und ihrer Handlung einen Ruhestand verschafft, dessen Fortdauer nunmehr, wenigstens auf lange Zeiten, bloſs von unserm eigenen Betragen abhing. Das Vergnügen, welches sich über mein Gemüth ausbreitete, wenn ich alle diese Vortheile meiner Verrichtung überdachte, war so lebhaft, daſs ich mir, auſser dem Beyfall und Zutrauen meiner Mitbürger, keine höhere Belohnung denken konnte. Aber die Athener waren, im ersten Anstoſs ihrer Erkenntlichkeit, keine Leute, welche Maſs zu halten wuſsten. Ich wurde im Triumf eingeholhlt, und mit allen Arten von Ehrenbezeigungen in die Wette überhäuft. Die Bildhauer muſsten sich Tag und Nacht an meinen Statuen müde arbeiten. Alle Tempel, alle öffentliche Plätze und Hallen wurden mit Denkmählern meines Ruhms ausgeziert. Diejenigen, die in der Folge mit der gröſsten Hitze an meinem Verderben arbeiteten, waren itzt die eifrigsten, übermäſsige und zuvor nie erhörte Belohnungen vorzuschlagen, welche das Volk, in dem Feuer seiner brausenden Zuneigung, gutherziger Weise bewilligte, ohne daran zu denken, daſs mir diese Ausschweifungen seiner Hochachtung in kurzem von ihm selbst zu eben so vielen Verbrechen gemacht werden würden.

Da ich sah, daſs alle meine Bescheidenheit nicht zureichte, den reiſsenden Strom der popularen Dankbarkeit aufzuhalten: so glaubte ich am besten zu thun, wenn ich mich eine Zeit lang entfernte, und, bis die Athenische Lebhaftigkeit durch irgend eine neue Komödie, einen fremden Gaukler, oder eine frisch angekommene Tänzerin, einen andern Schwung bekommen haben würde, auf meinem Landgute zu Korinth in Gesellschaft der Musen einer Ruhe zu genieſsen, welche ich durch die Arbeiten einiger Jahre verdient zu haben glaubte. Ich dachte wenig daran, daſs ich in einer Stadt, deren Liebling ich zu seyn schien, Feinde hatte, welche, indessen ich mit aller Sorglosigkeit der Unschuld die Vergnügungen des Landlebens und der geselligen Freyheit kostete, einen eben so boshaften als künstlich ausgesonnenen Plan zu meinem Untergang anzulegen beschäftiget waren.

Alles, womit ich, bey der schärfsten Prüfung meines öffentlichen und Privatlebens in Athen, mir bewuſst bin, mein Unglück, wo nicht verdient, doch befördert zu haben, ist Unvorsichtigkeit, oder Mangel an derjenigen Klugheit, welche nur die Erfahrung geben kann. Ich lebte nach meinem Geschmack und nach meinem Herzen, weil ich gewiſs wuſste daſs beide gut waren, ohne zu bedenken, daſs man mir andre Absichten bey meinen Handlungen andichten könne als ich wirklich hatte. Ich that jedermann Gutes, weil ich meinem

Herzen dadurch ein Vergnügen verschaffte, welches ich allen andern Freuden vorzog. Ich beschäftigte mich mit dem gemeinen Besten der Republik, weil ich zu dieser Beschäftigung geboren war, weil ich Tüchtigkeit dazu in mir fühlte, und durch die Zuneigung meiner Mitbürger in den Stand gesetzt zu werden hoffte, meinem Vaterland und der Welt nützlich zu seyn. Ich hatte keine andere Absichten, und würde mir eher haben träumen lassen, daſs man mich beschuldigen werde, nach der Krone des Königs von Persien, als nach der Unterdrückung meines Vaterlandes zu streben. Da ich mir bewuſst war niemands Haſs verdient zu haben, so hielt ich einen jeden für meinen Freund, der sich dafür ausgab. Und warum hätt' ich es nicht thun sollen? Kaum war ein Bürger in Athen, dem ich nicht Dienste geleistet hatte. Aus dem nehmlichen Grunde dachte ich gleich wenig daran, wie ich mir einen Anhang machen, als wie ich die geheimen Anschläge von Feinden, die mir unsichtbar waren, vereiteln wolle. Denn ich glaubte nicht, daſs die Freymüthigkeit, womit ich ohne Galle oder Übermuth meine Meinung bey jeder Gelegenheit sagte, eine Ursache seyn könne mir Feinde zu machen. Mit Einem Wort, ich wuſste noch nicht, daſs Tugend, Verdienste und Wohlthaten gerade dasjenige sind, wodurch man gewisse Leute zu dem tödtlichsten Haſs erbittern kann. Eine traurige Erfahrung konnte mir allein zu dieser Einsicht verhelfen; und es ist billig, daſs ich sie werth halte, da sie mir nicht weniger als mein Vaterland, die Liebe meiner Mitbürger, meine schönsten Hoffnungen, und das glückselige Vermögen vielen Gutes zu thun und von niemand abzuhangen, gekostet hat.

3. Kapitel.

Agathon wird als ein Staatsverbrecher angeklagt.

Der Zeitpunkt meines Lebens, auf den ich nunmehr gekommen bin, führt allzu unangenehme Erinnerungen mit sich, als daſs ich nicht entschuldiget seyn sollte, wenn ich so schnell davon wegeile, als es die Gerechtigkeit zulassen wird, die ich mir selbst schuldig bin. Es mag seyn, daſs einige von meinen Feinden aus Beweggründen eines republikanischen Eifers gegen mich aufgestanden sind, und sich durch meinen Sturz eben so verdient um ihr Vaterland zu machen geglaubt haben, als Harmodius und Aristogiton durch die Ermordung des Pisistratiden Hipparchos. Aber es ist doch gewiſs, daſs diejenigen, welche die Sache mit der gröſsten Wuth betrieben, keinen andern Beweggrund hatten, als die Eifersucht über das Ansehen, welches mir die allgemeine Gunst des Volkes gab, und welches sie nicht ohne Ursache für ein Hinderniſs ihrer eigenen ehrgeitzigen und gewinnsüchtigen Absichten hielten. Die meisten glaubten auch, daſs sie Privatbeleidigungen zu rächen hätten. Einige nährten noch den alten Groll, den sie bey meinem ersten Auftritt in der Republik gegen mich faſsten, da ich meinen rechtschaffenen Freund den Wirkungen ihrer Verfolgung entriſs. Andere schmerzte es, daſs ich ihnen bey der Wahl eines Befehlshabers gegen die empörten Inseln vorgezogen worden war. Viele waren durch den Verlust der Vortheile, welche sie von den ungerechten Bedrückungen derselben gezogen hatten, beleidiget worden. Bey diesen allen half mir nichts, daſs ich keine Absicht sie zu beleidigen hatte, und daſs es nur zufälliger Weise dadurch geschehen war, weil ich, meiner Überzeugung gemäſs, meine Pflicht thun wollte. Sie beurtheilten meine Handlungen aus einem ganz andern Gesichtspunkte, und es war bey ihnen ein ausgemachter Grundsatz, daſs derjenige kein ehrlicher Mann seyn könne, der ihren Privatabsichten Schranken setzte. Zum Unglück für mich, machten diese Leute einen groſsen Theil von den Vornehmsten und Reichsten in Athen aus. Hierzu kam noch, daſs ich meiner immer fortdauernden Liebe zu Psyche die vortheilhaftesten Verbindungen, welche mir angeboten worden waren, aufgeopfert, und mich dadurch der Unterstützung und des Schutzes beraubet hatte, den ich mir von der Verschwägerung mit einem mächtigen Geschlechte hätte versprechen können. Ich hatte nichts, was ich den Ränken und der vereinigten Gewalt so vieler Feinde entgegen setzen konnte, als meine Unschuld, einige Verdienste und die Zuneigung des Volks; schwache Brustwehren, welche noch nie gegen die Angriffe des Neides, der Arglist und der Gewaltthätigkeit ausgehalten haben. Die Unschuld kann verdächtig gemacht, Verdiensten durch ein falsches Licht das Ansehen von Verbrechen gegeben werden: und was ist die Gunst eines schwärmerischen Volkes, dessen Bewegungen immer seinen Überlegungen zuvorkommen; welches mit gleichem Übermaſs liebt und haſst, und, wenn es einmahl in eine fieberische Hitze gesetzt worden, gleich geneigt ist dieser oder einer entgegen gesetzten Richtung, je nachdem es gestoſsen wird, zu folgen? Was konnte ich mir von der Gunst eines Volkes versprechen, welches den groſsen Beschützer der Griechischen Freyheit im

Gefängniſs hatte verschmachten lassen? welches den tugendhaſten Aristides, bloſs darum weil er den Beynahmen des Gerechten verdiente, verbannt, und in einer von seinen gewöhnlichen Launen sogar den weisen Sokrates zum Giftbecher verurtheilt hatte? Diese Beyspiele sagten mir, bey der ersten Nachricht, die ich von dem über mir sich zusammen ziehenden Ungewitter erhielt, zuverlässig vorher, was ich von den Athenern zu erwarten hätte. Sie machten, daſs ich ihnen nicht mehr zutraute als sie leisteten; und sie trugen nicht wenig dazu bey, daſs ich ein Unglück mit Standhaftigkeit ertrug, in welchem ich so vortreffliche Männer zu Vorgängern gehabt hatte.

Derjenige, den meine Feinde zu meinem Ankläger auserkoren hatten, war einer von den witzigen Schwätzern, deren feiles Talent gleich fertig ist Recht oder Unrecht zu verfechten. Er hatte in der Schule des berüchtigten Gorgias gelernt, durch die Zaubergriffe der Redekunst den Verstand seiner Zuhörer zu blenden, und sie zu bereden daſs sie sähen was sie nicht sahen. Er bekümmerte sich wenig darum, zu beweisen was er mit der gröſsten Dreistigkeit behauptete: aber er wuſste die Schwäche seiner einzelnen Sätze und Beweisgründe durch eine zwar willkührliche, aber desto künstlichere Verbindung so geschickt zu verbergen, daſs man, sogar mit einer gründlichen Beurtheilungskraft, auf seiner Hut seyn muſste, um nicht von ihm überrascht zu werden. Der hauptsächlichste Vorwurf seiner Anklage war die schlimme Verwaltung, deren ich mich, als Oberbefehlshaber in der Angelegenheit der empörten Schutzverwandten, schuldig gemacht haben sollte. Er bewies mit groſsem Wortgepränge, daſs ich in dieser ganzen Sache nichts gethan hätte, das der Rede werth wäre; daſs ich vielmehr, anstatt die Empörten zu züchtigen und zum Gehorsam zu bringen, ihren Sachwalter abgegeben, sie für ihren Aufruhr belohnt, ihnen noch mehr, als sie selbst zu fodern die Verwegenheit gehabt, zugestanden, und durch diese unbegreifliche Art zu verfahren ihnen Muth und Kräfte gegeben hätte, bey der ersten Gelegenheit sich von Athen gänzlich unabhängig zu machen. Er bewies alles dieſs nach den Grundsätzen einer Politik, welche das Widerspiel von der meinigen war, aber, wie es scheint, immer die beliebteste und gangbarste seyn wird, weil sie den Leidenschaften der Gewalthaber im Staate allzu sehr schmeichelt, um nicht Eingang zu finden. Er hatte noch die Bosheit, nicht entscheiden zu wollen, ob ich aus Unverstand oder geflissentlich so gehandelt hätte; doch erhob er auf der einen Seite meine Fähigkeiten so sehr, und legte so viel Wahrscheinlichkeiten in die andere Wagschale, daſs sich der Ausschlag von selbst geben muſste. Dieses führte ihn zu dem zweyten Theil seiner Anklage, welcher in der That (ob er es gleich nicht gestehen wollte) das Hauptwerk davon ausmachte. Und hier wurden Beschuldigungen auf Beschuldigungen gehäuft, um mich dem Volk als einen Ehrsüchtigen abzumahlen, der sich einen Plan gemacht habe sein Vaterland zu unterdrücken, und, unter dem Scheine der Groſsmuth, der Freygebigkeit und der Popularität, sich zum unumschränkten Herrn desselben aufzuwerfen. Eine jede meiner Tugenden war die Maske eines Lasters, welches im verborgenen am Untergang der Freyheit und Glückseligkeit der Athener arbeitete. In der That hatte die Beredsamkeit meines Anklägers hier ein schönes Feld sich zu ihrem Vortheil zu zeigen, und seinen Zuhörern das republikanische Vergnügen zu machen, eine Tugend, welche mir allzu groſse Vorzüge vor meinen Mitbürgern zu geben schien, herunter gesetzt zu sehen. Indessen, ob er gleich keinen Theil meines Privatlebens (so untadelhaft es ehemahls meinen Gönnern geschienen hatte) unbeschmitzt lieſs: so mochte er doch besorgen, daſs die Kunstgriffe, deren er sich dazu bedienen muſste, zu stark in die Augen fallen möchten. Er raffte also alles zusammen, was nur immer fähig seyn konnte mich in ein verhaſstes Licht zu stellen; und da es ihm an Verbrechen, die er mir mit einiger Wahrscheinlichkeit hätte aufbürden können, mangelte, so legte er mir fremde Thorheiten und selbst die ausschweifenden Ehrenbezeigungen zur Last, welche mir, in der Flut meines Glückes und meiner Gunst bey dem Volk, aufgedrungen worden waren. Ich muſste jetzt sogar für die elenden Verse Rechenschaft geben, womit einige Dichterlinge mir die Dankbarkeit ihres Magens auf Unkosten ihres Ruhms und des meinigen zu beweisen gesucht hatten. Man beschuldigte mich in ganzem Ernste, daſs ich übermüthig und gottlos genug gewesen sey, mich für einen Sohn Apollo's auszugeben; und mein Ankläger lieſs diese Gelegenheit nicht entgehen, über meine wahre Geburt Zweifel zu erregen, und, unter vielen scherzhaften Wendungen, die Meinung derjenigen wahrscheinlich zu finden, welche (wie er sagte) benachrichtigt zu seyn glaubten, daſs ich mein Daseyn den verstohlenen Liebeshändeln irgend eines Delfischen Priesters zu danken hätte.

In dieser ganzen Rede ersetzte ein von Bosheit beseelter Witz den Abgang gründlicher Beweise. Aber die Athener waren schon lange gewohnt, sich Witz für Wahrheit verkaufen zu lassen, und sich einzubilden daſs sie überzeugt würden, wenn im Grunde bloſs ihr Geschmack belustigt und ihre Ohren gekitzelt wurden. Sie machte also den ganzen Eindruck, den meine Feinde sich davon versprochen hatten. Die Eifersucht, welche sie in den Gemüthern anblies, verwandelte die übermäſsige Zuneigung, deren Gegenstand ich einige Jahre lang gewesen war, in den bittersten Haſs. Die guten Athener erschraken vor dem Abgrund, an dessen Rand sie sich durch ihre Verblendung für mich unvermerkt hingezogen sahen. Sie erstaunten, daſs sie meine Unfähigkeit zur Staatsverwaltung, meine Begierde nach einer unumschränkten Gewalt, meine weit aussehenden Absichten, und mein heimliches Verständniſs mit ihren Feinden, nicht eher wahrgenommen hätten. Und, da es nicht natürlich gewesen wäre, die Schuld davon auf sich selbst zu nehmen, so schrieben sie es lieber einer *Bezauberung* zu, wodurch ich ihre Augen eine Zeit lang zu verschlieſsen gewuſst hätte. Ein jeder glaubte nun, durch meine verderblichen Anschläge gegen die Republik von der Dankbarkeit vollkommen los gezählt zu seyn, die er mir für Dienste oder Wohlthaten schuldig seyn mochte, welche nun als die Lockspeise angesehen wurden, womit ich die Freyheit, und mit ihr das

Eigenthum meiner Mitbürger wegzuangeln getrachtet hätte. Kurz, eben dieses Volk, welches vor wenig Monaten mehr als menschliche Vollkommenheiten an mir bewunderte, war itzt unbillig genug, mir nicht das geringste Verdienst übrig zu lassen; und eben diejenigen, die auf den ersten Wink bereit gewesen wären, mir die Oberherrschaft in einem allgemeinen Zusammenlauf aufzudringen, waren itzt begierig, mich einen nie gefaſsten Anschlag gegen die Freyheit, deren sie sich in diesem Augenblicke selbst begaben, mit meinem Blute büſsen zu sehen. Als mir die gewöhnliche Frist zur Verantwortung gegeben wurde, war meine Verurtheilung durch die Mehrheit der Stimmen schon beschlossen: und das Vergnügen, womit ich von einer unzählbaren Menge Volks ins Gefängniſs begleitet wurde, würde vollkommen gewesen seyn, wenn die Gesetze gestattet hätten, mich ohne weitere Prozeſs - Förmlichkeiten zum Richtplatze zu führen.

---

4. KAPITEL.

Ein Verwandter seines Vaters macht dem Agathon sein Geburts- und Erb-Recht streitig. Sein Gemüthszustand unter diesen Widerwärtigkeiten.

So glücklich meinen Feinden ihr Anschlag von Statten gegangen war, so glaubten sie doch sich meines Untergangs noch nicht genugsam versichert zu haben. Sie fürchteten die Unbeständigkeit eines Volkes, von welchem sie allzu wohl wuſsten, wie leicht es von Liebe zu Haſs und von Haſs zu Mitleiden überging. Es blieb möglich, daſs ich mit der bloſsen Verbannung auf einige Jahre durchwischen konnte; und dieſs lieſs eine Veränderung der Scene besorgen, bey welcher weder ihr Groll gegen mich, noch ihre eigene Sicherheit ihre Rechnung fanden. Man muſste also noch eine andere Mine springen lassen, durch die mir, wenn ich einmahl aus Athen vertrieben wäre, alle Hoffnung jemahls wieder zurück zu kommen abgeschnitten würde. Man muſste beweisen, daſs ich kein Bürger von Athen sey; daſs meine Mutter keine Bürgerin, und Stratonikos nicht mein Vater gewesen; daſs er mich, in Ermanglung eines Erben von seinem eignen Blute, aus bloſsem Haſs gegen denjenigen, der es den Gesetzen nach gewesen wäre, angenommen und untergeschoben habe; und daſs also die Gesetze mir kein Recht an seine Erbschaft zugeständen. Da es zu Athen niemahls an Leuten fehlt, welche, gegen eine angemessene Belohnung, alles gesehen und gehört haben was man will, und da von denjenigen, die der Wahrheit das beste Zeugniſs hätten geben können, niemand mehr am Leben war; so hatten meine Gegner wenig Mühe, alles dieſs eben so gut zu beweisen, als sie meine Staatsverbrechen bewiesen hatten. Es wurde also eine neue Klage angestellt. Derjenige, der sich zum Kläger wider mich aufwarf, war ein Neffe von meinem Vater, durch nichts als die liederliche Lebensart bekannt, wodurch er sein Erbgut schon vor einigen Jahren verpraſst hatte. Seine Unverbesserlichkeit hatte ihn endlich der Freundschaft meines Vaters, so wie der Achtung aller rechtschaffenen Leute, beraubt; und dieses Umstands bediente er sich nun, mich um eine Erbschaft zu bringen, die er, bevor noch von mir die Rede war, als der nächste Verwandte, in seinen Gedanken schon verschlungen hatte. Die Geschicklichkeit des Redners, dessen Dienste er zur Ausübung seines Bubenstücks erkaufte, der mächtige Beystand meiner Feinde, die Umstände selbst, in denen er mich unvermuthet überfiel, und vornehmlich die Gefälligkeit seiner Zeugen, alle die Unwahrheiten zu beschwören, die er zu seiner Absicht nöthig hatte: alles das zusammen genommen versicherte ihm den glücklichen Ausgang seiner Verrätherey; und die Reichthümer, die ihm dadurch zufielen, waren, in den Augen eines gefühllosen Elenden wie er, wichtig genug, um mit Verbrechen, die ihm so wenig kosteten, erkauft zu werden.

Dieser letzte Streich, der vollständigste Beweis, auf was für einen Grad die Wuth meiner Feinde gestiegen war, und wie gewiſs sie sich des Erfolgs hielten, lieſs mir keine Hoffnung übrig, die ihrige zu Schanden zu machen. Denn alle meine vermeinten Freunde, bis auf wenige, deren guter Wille ohne Vermögen war, hatten, so bald sie mich vom Glück verlassen sahen, mich auch verlassen. Andere, welche zwar von dem Unrecht, das mir angethan wurde, überzeugt waren, hatten gleichwohl nicht Muth genug, sich für eine fremde Sache in Gefahr zu setzen; und der einzige, dessen Karakter, Ansehen und Freundschaft mir vielleicht hätte zu Statten kommen können, Plato, befand sich seit einiger Zeit am Hofe des jungen Dionysius zu Syrakus.

Ich gestehe, daſs ich, so lange die ersten Bewegungen dauerten, mein Unglück in seinem ganzen Umfang fühlte. Für ein redliches und dabey noch wenig erfahrnes Gemüth ist es entsetzlich, zu fühlen, daſs man sich in seiner guten Meinung von den Menschen betrogen habe, und sich zu der abscheulichen Wahl genöthiget zu sehen, entweder in einer beständigen Unsicherheit vor der Schwäche der einen und der Bosheit der andern zu leben, oder sich gänzlich aus ihrer Gesellschaft zu verbannen. Aber die Kleinmüthigkeit, welche eine Folge meiner ersten melankolischen Betrachtungen war, dauerte nicht lange. Die Erfahrungen, die ich seit meiner Versetzung auf den Schauplatz einer gröſsern Welt in so kurzer Zeit gemacht hatte, weckten die Erinnerungen meiner glücklichen Jugend in Delfi mit einer Lebhaftigkeit wieder auf, worin sie sich mir unter dem Getümmel des städtischen und politischen Lebens niemahls dargestellt hatten. Die Bewegung meines Gemüths, die Wehmuth, wovon es durchdrungen war, die Gewiſsheit, daſs ich in wenigen Tagen von allen den Gunstbezeigungen, womit mich das Glück so schnell und mit solchem Übermaſs überschüttet hatte, nichts als die Erinnerung, die uns von einem Traum übrig bleibt, und von allem, was ich mein genannt hatte, nichts als das Bewuſstseyn meiner Redlichkeit aus Athen mit mir nehmen würde, —

setzten mich auf einmahl wieder in jenen seligen Enthusiasmus, worin wir fähig sind dem Äuſsersten, was die vereinigte Gewalt des Glücks und der menschlichen Bosheit gegen uns vermag, ein standhaftes Herz und ein heitres Gesicht entgegen zu stellen. Der unmittelbare Trost, den meine Grundsätze über mein Gemüth ergossen, die Wärme und neu beseelte Stärke, die sie meiner Seele gaben, überzeugten mich von neuem von ihrer Wahrheit. Ich verwies es der Tugend nicht, daſs sie mir den Haſs und die Verfolgungen der Bösen zugezogen hatte: ich fühlte daſs sie sich selbst belohnt. Das Unglück schien mich nur desto stärker mit ihr zu verbinden, so wie uns eine geliebte Person desto theurer wird, je mehr wir um ihrentwillen leiden. Die Betrachtungen, auf welche mich diese Gesinnungen leiteten, lehrten mich, wie geringhaltig auf der Wage der Weisheit alle diese schimmernden Güter sind, die ich im Begriff war dem Glücke wieder zu geben; und wie wichtig diejenigen seyen, welche mir keine republikanische Kabale, kein Dekret des Volks zu Athen, keine Macht in der Welt nehmen konnte. Ich verglich meinen Zustand in der höchsten Flut meines Glückes mit der seligen Ruhe des kontemplativen Lebens, worin ich, in glücklicher Unwissenheit des glänzenden Elends und der wahren Beschwerden einer mit Unrecht beneideten Gröſse, meine schuldlose Jugend hinweg gelebt hatte; worin ich meines Daseyns und der innern Reichthümer meines Geistes, meiner Gedanken, meiner Empfindungen, der eigenthümlichen und von aller auſserlichen Gewalt unabhängigen Wirksamkeit meiner Seele, froh geworden war; — und ich glaubte bey dieser Vergleichung, alles gewonnen zu haben, wenn ich mich, mit freywilliger Hingabe der Vortheile die mir indessen zugefallen waren, wieder in einen Zustand zurück kaufen könnte, den mir meine Einbildungskraft mit ihren schönsten Farben, und in diesem überirdischen Lichte, worin er dem Zustande der himmlischen Wesen ähnlich schien, vormahlte. Der Gedanke, daſs diese Seligkeit nicht an die Haine von Delfi gebunden sey, — daſs die Quellen davon in mir selbst lägen, — daſs eben diese vermeintlichen Güter, welche mir mitten in ihrem Genusse so viele Unruhe und Zerstreuung zugezogen, die einzigen Hindernisse meines wahren Glücks gewesen — diese Gedanken setzten mich in eine innerliche Freude, die mich gegen alle Bitterkeiten meines Schicksals unempfindlich machte; und dieſs ging zuletzt so weit, daſs ich nach dem Tage meiner Verurtheilung ganz ungeduldig ward.

Allein eben diese Denkart, welche mir so viel Gleichgültigkeit gegen den Verlust meines Ansehens und Vermögens gab, machte, daſs ich das Betragen der Athener aus einem moralischen Gesichtspunkt ansah, aus welchem es mir Abscheu und Ekel erweckte. Meine Feinde schienen mir durch die Leidenschaften, von denen sie getrieben wurden, einiger Maſsen entschuldiget zu seyn: aber das Volk, das bey meinem Umsturz nichts gewann, das so viele Ursachen hatte mich zu lieben, mich wirklich so sehr geliebt hatte, und itzt, durch eine bloſse Folge seiner Unbeständigkeit und Schwäche, ohne selbst recht zu wissen warum, sich dummer Weise zum Werkzeuge fremder Leidenschaften und Absichten machen lieſs, dieses Volk ward mir so verächtlich, daſs ich kein Vergnügen mehr an dem Gedanken fand, ihm Gutes gethan zu haben. Diese Athener, die auf ihre Vorzüge vor allen andern Nazionen der Welt so eitel waren, stellsen sich meiner beleidigten Eigenliebe als ein abschätziger Haufe blöder Thoren dar, die sich von einer kleinen Rotte verschmitzter Spitzbuben bereden lieſsen, Weiſs für Schwarz anzusehen; die — bey aller Feinheit ihres Geschmacks, wenn es darauf ankam, über die Versifikazion eines Trinklieds oder die Füſse einer Tänzerin zu urtheilen, — weder Kenntniſs noch Gefühl von Tugend und wahrem

Verdienst hatten; die, bey der heftigsten Eiferſucht über ihre Freyheit, niemahls gröſsere Sklaven waren, als wenn sie ihr schimärisches Palladium am tapfersten behauptet zu haben glaubten; die sich jederzeit der Führung ihrer übelgesinntesten Schmeichler mit dem blindesten Vertrauen überlassen, und nur in ihre tugendhaftesten Mitbürger, in ihre zuverlässigsten Freunde, das gröſste Miſstrauen gesetzt hatten. Sie verdienen es, sagte ich zu mir selbst, daſs sie betrogen werden! Aber den Triumf sollen sie nicht erleben, daſs Agathon sich vor ihnen demüthige. Sie sollen fühlen, was für ein Unterschied zwischen ihm und ihnen ist! Sie sollen fühlen, daſs er nur desto gröſser ist, wenn sie ihm alle diese Flittern wieder abnehmen, womit sie ihn, wie Kinder eine auf kurze Zeit geliebte Puppe, umhängt haben; und eine zu späte Reue wird sie vielleicht in kurzem lehren, daſs Agathon ihrer leichter als sie Agathons entbehren können!

Du siehest, schöne Danae, daſs ich mich nicht scheue, dir auch meine Schwachheiten zu gestehen. Dieser Stolz hatte ohne Zweifel einen guten Theil von eben der Eitelkeit in sich, welche ich den Athenern zum Verbrechen machte; aber vielleicht gehört er auch unter die Triebfedern, „womit die Natur edle Gemüther versehen hat, um dem Druck widerwärtiger Zufälle mit gleich starker Zurückwirkung zu widerstehen, und sich dadurch in ihrer eigenen Gestalt und Gröſse zu erhalten.“ Die Athener rühmten ehmahls meine Bescheidenheit und Mäſsigung, zu einer Zeit, da sie alles thaten, um mich dieser Tugenden zu berauben. Aber diese Bescheidenheit floſs mit dem Stolze, der ihnen itzt so anstöſsig an mir war, aus einerley Quelle. Ich war mir eben so wohl bewuſst, daſs ich ihre Miſshandlungen nicht verdiente, wie ich ehmahls fühlte, daſs die Achtung, die sie mir bewiesen, übertrieben war; desto bescheidener, je mehr sie mich erhoben; desto stolzer und trotziger, je mehr sie mich herunter setzen wollten.

5. KAPITEL.

Wie Agathon sich vor den Athenern vertheidigt. Er wird verurtheilt, und auf immer aus Griechenland verbannt.

Meine wenigen Freunde hatten sich inzwischen in der Stille so eifrig zu meinem Besten verwandt, daſs sie mir Hoffnung machten, alles könne noch gut gehen, wenn ich mich nur entschlieſsen könnte, meine Vertheidigung nach dem Geschmack und der Erwartung des Volks einzurichten. Ich sollte mich zwar so vollständig rechtfertigen als es immer möglich wäre, sagten sie; aber am Ende sollt' ich mich doch den Athenern auf Gnade oder Ungnade zu Füſsen werfen. Meinen Feinden dürfte ich nach aller Schärfe des Selbstvertheidigungs- und Wiedervergeltungsrechts begegnen: aber den Athenern sollte ich schmeicheln, und, anstatt ihre Eigenliebe durch den mindesten Vorwurf zu beleidigen, bloſs ihr Mitleiden zu erregen suchen. Vermuthlich würde der Erfolg diesen Rath meiner Freunde, der sich auf die Kenntniſs des Karakters eines freyen Volks gründete, gerechtfertiget haben; wenigstens ist gewiſs, daſs die ersten Bewegungen dieser Unbeständigen bereits angefangen hatten, dem Mitleiden und den Regungen ihrer vormahligen Liebe zu weichen. Ich las es, da ich das Gerüste, von welchem ich zu dem Volke reden sollte, bestieg, in vieler Augen, sah, wie sie nur darauf warteten, daſs ich ihnen einen Weg zeigen möchte, mit guter Art, und ohne etwas von ihrer demokratischen Majestät zu vergeben, wieder zurück zu kommen. Aber sie fanden sich in dieser Erwartung sehr betrogen. Die Verachtung, womit mein Gemüth beym Anblick eines Volkes erfüllt wurde, welches mich vor wenigen Tagen mit so ausschweifender Freude ins Gefängniſs begleitet hatte, und das Gefühl meines eignen Werthes, waren beide zu lebhaft. Die Begierde ihnen Gutes zu thun, welche die Seele aller meiner Handlungen und Entwürfe gewesen war, hatte aufgehört. Ich würdigte sie nicht, eine Schutzrede zu halten, die ich für eine Beschimpfung meines Karakters und Lebens gehalten hätte; aber ich wollte ihnen zum letzten Mahl die Wahrheit sagen. Ehmahls, wenn es darum zu thun gewesen war, sie von ihren eignen wahren Vortheilen zu überzeugen, hatte ich alle meine Beredsamkeit aufgeboten. Aber itzt, da die Rede bloſs von mir selbst war, verschmähte ich den Beystand einer Kunst, worin der Ruf mir einige Geschicklichkeit zuschrieb. In diesem Stücke blieb ich meinem gefaſsten Vorsatze getreu; aber nicht der Kürze und Gelassenheit, die ich mir vorgeschrieben hatte. Der Affekt, in den ich unvermerkt gerieth, machte mich weitläuftig und zuweilen bitter. Meine Rede enthielt eine zusammen gezogene Erzählung meines ganzen Lebenslaufs in Athen, der Grundsätze, welchen ich in der Republik gefolgt war, und meiner Gedanken von dem wahren Interesse der Athener. Ich ging bey dieser Gelegenheit ein wenig streng mit ihren Urtheilen und Lieblingsprojekten um. Ich sagte ihnen, daſs ich in der Sache der Schutzverwandten eine Probe gegeben hätte, nach was für Maximen ich jederzeit in Verwaltung des Staats gehandelt haben würde: allein da diese Maximen so weit von ihrer Gemüthsbeschaffenheit und Denkart entfernt wären; so würden sie sehr weislich handeln, einen Menschen aus ihrem Mittel zu verbannen, welcher nicht gesonnen sey, den Pflichten eines allgemeinen Freundes der Menschen zu entsagen, um ein guter Bürger von Athen zu seyn.

Der Schluſs meiner Rede liegt mir noch so lebhaft im Gedächtniſs, daſs ich ihn, als eine Probe des Ganzen, wörtlich wiederhohlen will. „Die Götter (sagte ich) haben mich zu einer Zeit, da ich es am wenigsten hoffte, meinen Vater finden lassen. Sein Ansehen und seine Reichthümer gaben mir weniger Freude, als die Entdeckung, daſs ich mein Leben einem rechtschaffnen Manne zu danken hätte. Athen wurde durch ihn mein Vaterland. Ich sah es als den Platz an, den mir die Götter angewiesen das Beste der Menschen zu befördern. Die Vortheile dieser einzelnen Stadt waren in meinen Augen ein zu kleiner Gegenstand, um dem allgemeinen Besten der Menschheit vorgesetzt zu werden; aber ich sah beides so genau mit einander verknüpft, daſs ich nur alsdann gewiſs seyn konnte, jene wirklich zu erhalten, wenn ich dieses beförderte. Nach diesen Grundsätzen habe ich in meinem öffentlichen Leben gehandelt, und diese Handlungen haben mir euern Unwillen zugezogen. Die Athener wollen auf Unkosten des menschlichen Geschlechts groſs seyn; und sie werden es so lange seyn wollen, bis sie, in Ketten, welche sie sich selbst schmieden, und deren sie würdig sind so bald sie über Sklaven gebieten wollen, allen ihren Ehrgeitz auf den rühmlichen Vorzug einschränken werden, die besten Sprecher und die gelenkigsten Pantomimen in der Welt zu seyn. Aber von Agathon erwartet nicht, daſs er euern Lauf auf diesem Wege, den die Gefälligkeit eurer Redner mit Blumen bestreut, beschleunigen helfe. Mein Privatleben hat euch bewiesen, daſs die Grundsätze, nach welchen ich eure öffentlichen Handlungen zu leiten gewünscht hätte, die Maſsregeln meines eigenen Verhaltens waren. Mein Vermögen hat mehr zum Gebrauch eines jeden unter euch, als zu meinem eigenen gedienet. Ich habe mir Undankbare verbindlich gemacht, und diese Erfahrung lehrt mich, Güter mit Gleichgültigkeit zurück zu lassen, welche ich übel anwandte, da ich sie am besten anzuwenden glaubte. Dieſs, ihr Athener, ist alles, was ich euch zu meiner Vertheidigung zu sagen habe. Ihr seyd nun, weil euch die Menge eurer Arme zu meinem Herrn macht, Meister über meine Umstände, und, wenn ihr wollt, über mein Leben. Verlangt ihr meinen Tod, so meldet mir nur, was ich in eurem Nahmen dem weisen und guten

Sokrates sagen soll, zu dem ihr mich schicken werdet. Begnügt ihr euch aber mich aus euern Augen zu verbannen: so werde ich, mit dem letzten Blicke nach einem einst geliebten Vaterland, eine Thräne auf das Grab eurer Glückseligkeit fallen lassen; und, indem ich aufhöre ein Athener zu seyn, in jedem Winkel der Welt, worin Tugend sich verbergen darf, ein besseres Vaterland finden.“

Es ist leicht zu vermuthen, schöne Danae, daſs eine Apologie aus diesem Tone nicht geschickt war, mir ein günstiges Urtheil auszuwirken. Die Erbitterung, welche dadurch in den Gemüthern erregt wurde, die sich an dem angenehmen Schauspiel, mich vor ihnen gedemüthiget zu sehen, zu weiden gehofft hatten, war auf allen Gesichtern ausgedrückt. Demungeachtet sah ich niemahls eine gröſsere Stille unter dem Volk, als da ich aufgehört hatte zu reden. Sie fühlten, wie es schien, wider ihren Willen, daſs die Tugend Ehrfurcht einprägt. Aber eben dadurch wurde sie ihnen desto verhaſster, je stärker sie den Vorzug fühlten, den sie dem beklagten, verlassenen und von allen Auszierungen des Glücks entblöſsten Agathon über die Herren seines Schicksals gab. Ich weiſs selbst nicht wie es zuging, daſs mir mein guter Genius aus dieser Gefahr heraus half. Genug, als die Stimmen gesammelt waren, fand sich, daſs die Richter, gegen die Hoffnung meiner Ankläger, sich begnügten, mich auf ewig aus Griechenland zu verbannen, die Hälfte meiner Güter zum gemeinen Wesen zu ziehen, und die andre Hälfte meinem Verwandten zuzusprechen. Die Gleichgültigkeit, womit ich mich diesem Urtheil unterwarf, wurde in diesem fatalen Augenblicke, der alle meine Handlungen in ein falsches Licht setzte, für einen Trotz aufgenommen, welcher mich alles Mitleidens unwürdig machte. Gleichwohl erlaubte man meinen Freunden, sich um mich zu versammeln, mir ihre Dienste anzubieten, und mich aus Athen zu begleiten; welches ich, ungeachtet mir eine längere Frist gegeben worden war, noch in eben der Stunde mit so leichtem Herzen verlieſs, als ein Gefangener den Kerker verläſst, aus dem er unverhofft in Freyheit gesetzt wird. Die Thränen der wenigen, die mein Fall nicht von mir verscheucht hatte, und meiner guten Hausgenossen, waren das einzige, was, bey einem Abschiede, den wir auf ewig von einander nahmen, mein Herz erweichte; und ihre guten Wünsche alles, was ich von den Anerbietungen ihrer mitleidigen und dankbaren Vorsorge annahm.

Ich befand mich nun wieder ungefähr in eben den Umständen, worin ich, vor einigen Jahren, unter dem Cypressenbaum im Vorhofe meines noch unbekannten Vaters zu Korinth gelegen hatte. Die groſsen Veränderungen, die mannigfaltigen Scenen von Reichthum, Ansehen, Gewalt, und äuſserlichem Schimmer, durch welche mich das Glück in dieser kurzen Zwischenzeit herum gedreht hatte, waren nun wie ein Traum vorüber. Aber die wesentlichen Vortheile, die von allen diesen Begegnissen in meinem Geist und Herzen zurück geblieben waren, überzeugten mich, daſs ich nicht geträumt hatte. Ich fand mich um eine Menge nützlicher und schöner Kenntnisse, um die Entwickelung und Übung meiner Fähigkeiten, um das Bewuſstseyn vieler guter Handlungen, und um eine Reihe wichtiger Erfahrungen, reicher als zuvor. Ich hatte den Geist der Republiken, den Karakter des Volks, die Eigenschaften und Wirkungen einiger mir vorher unbekannten Leidenschaften kennen gelernt, und Gelegenheiten genug gehabt, vieler irrigen Einbildungen los zu werden, welche man sich von der Welt zu machen pflegt, wenn man sie nur von ferne, und ohne selbst in ihre Geschäfte eingeflochten zu seyn, betrachtet. Zu Delfi hatte man mich (zum Exempel) gelehrt, daſs sich das ganze Gebäude der republikanischen Verfassung auf die Tugend gründe. Die Athener lehrten mich hingegen, daſs die Tugend an sich selbst nirgends weniger geschätzt wird als in einer Republik;

den Fall ausgenommen, da man ihrer vonnöthen hat; und in diesem Falle wird sie unter einem Despoten eben so hoch geschätzt und nicht selten besser belohnt.

Überhaupt hatte mein Aufenthalt in Athen die erhabene Theorie von der Vortrefflichkeit und Würde der menschlichen Natur, wovon ich eingenommen war, schlecht bestätiget: und dennoch fand ich mich darum nicht geneigter von ihr zurück zu kommen. Ich legte alle Schuld auf die Ansteckung allzu groſser Gesellschaften, auf die Mängel der Gesetzgebung, auf das Privatinteresse, welches bey allen policierten Völkern, durch ein unbegreifliches Versehen ihrer Gesetzgeber, in einem beständigen Streite mit dem gemeinen Besten liegt. Kurz, ich dachte darum nicht schlimmer von der Menschheit, weil sich die Athener unbeständig, ungerecht und undankbar gegen mich bewiesen hatten. Aber ich faſste einen desto stärkern Widerwillen gegen eine jede andre Gesellschaft, als eine solche, welche sich auf übereinstimmende Grundsätze, Tugend und Bestrebung nach sittlicher Vollkommenheit gründet. Der Verlust meiner Güter und die Verbannung aus Athen schien mir die wohlthätige Veranstaltung einer für mich besorgten Gottheit zu seyn, welche mich dadurch meiner wahren Bestimmung habe wieder geben wollen. Es ist sehr vermuthlich, daſs ich durch Anwendung gehöriger Mittel, durch das Ansehen meiner auswärtigen Freunde, und selbst durch die Unterstützung der Feinde der Athener, welche mir gleich zu Anfang meines Prozesses heimlich angeboten worden war, vielleicht in kurzem wieder Wege gefunden haben könnte, meine Gegner in dem Genuſs der Früchte ihrer Bosheit zu stören, und triumfierend nach Athen zurück zu kehren. Allein solche Anschläge und solche Mittel schickten sich nur für einen Ehrgeitzigen, welcher regieren will um seine Leidenschaften zu befriedigen. Mir fiel es nicht ein, die Athener zwingen zu wollen, daſs sie sich von mir Gutes thun lassen sollten. Ich glaubte durch einen Versuch, der mir durch ihre eigene Schuld miſslungen war, meiner Pflicht gegen die bürgerliche Gesellschaft ein Genüge gethan zu haben, und nun vollkommen berechtiget zu seyn, die natürliche Freyheit, welche mir meine Verbannung wieder gab, zum Vortheil meiner eigenen Glückseligkeit anzuwenden. Ich beschloſs also, den Vorsatz, den ich zu Delfi schon gefaſst hatte, nunmehr ins Werk zu setzen, und die Quellen der morgenländischen Weisheit, die Magier, und die Gymnosofisten in Indien zu besuchen, in deren geheiligten Einöden ich die wahren Gottheiten meiner Seele, die Weisheit und die Tugend, (von welchen, wie ich glaubte, nur unwesentliche Fantomen unter den übrigen Menschen herum schwärmten) zu finden hoffte.

Aber eh' ich auf die Zufälle komme, durch welche ich an der Ausführung dieses Vorhabens gehindert und in Gestalt eines Sklaven nach Smyrna gebracht wurde, muſs ich mich meiner jungen Freundin wieder erinnern, die wir seit meiner Versetzung nach Athen aus dem Gesichte verloren haben.

---

6. KAPITEL.

Agathon endigt seine Erzählung.

Die Veränderung, welche mit mir vorging, da ich aus den Hainen von Delfi auf den Schauplatz der geschäftigen Welt, in das Getümmel einer volkreichen Stadt, in die unruhigen Bewegungen einer zwischen Demokratie und Aristokratie hin und her treibenden Republik, und in das moralische Chaos der bürgerlichen Gesellschaft, worin Leidenschaften mit Leidenschaften, Absichten mit Absichten, in einem allgemeinen und ewigen Streit gegen einander rennen, und nichts beständig, nichts gewiſs, nichts das ist was es scheint, noch die Gestalt behält die es hat, — diese Veränderung war so groſs, daſs ich ihre Wirkung auf mein Gemüth durch nichts andres zu bezeichnen weiſs, als durch die Vergleichung mit der Betäubung, worin (nach meinem Freunde Plato) unsre Seele eine Zeit lang, von sich selbst entfremdet, liegen bleibt, nachdem sie aus dem Ocean des reinen ursprünglichen Lichts, der die überhimmlischen Räume erfüllt, plötzlich in den Schlamm des groben irdischen Stoffes herunter gestürzet worden ist. Die Menge der neuen Gegenstände, welche von allen Seiten auf mich eindrang, verschlang die Erinnerung derjenigen, welche mich vierzehn Jahre lang umgeben hatten. Ich hatte Mühe mich selbst zu überreden, daſs ich eben derjenige sey, der im Tempel zu Delfi den Fremden die Merkwürdigkeiten desselben gewiesen und erklärt hatte. Sogar das Andenken meiner geliebten Psyche wurde eine Zeit lang von diesem Nebel, der meine Seele umzog, verdunkelt.

Allein dieſs dauerte nur so lange, bis ich des neuen Elements, worin ich itzt lebte, gewohnt worden war. Denn nun vermiſste ich ihre Gegenwart desto lebhafter wieder, je gröſser das Leere war, welches die Beschäftigungen und selbst die Ergetzungen meiner neuen Lebensart in meinem Herzen lieſsen. Die Schauspiele, die Gastmähler, die Tänze, die Musikübungen, konnten mir jene seligen Nächte nicht ersetzen, die ich in den Entzückungen einer zauberischen Begeisterung an ihrer Seite zugebracht hatte. Aber, so groſs auch meine Sehnsucht nach diesen verlornen Freuden war, so beunruhigte mich doch weit mehr die Vorstellung des unglücklichen Zustandes, in welchen die rachgierige Eifersucht der Pythia meine Freundin vermuthlich versetzt hatte. Den Ort ihres Aufenthalts ausfündig zu machen, schien beynahe eine Unmöglichkeit. Denn entweder hatte die Priesterin sie fern genug von Delfi, um uns alle Hoffnung des Wiedersehens zu benehmen, verkaufen, oder sie gar an irgend einer entlegnen barbarischen Küste aussetzen und dem Zufalle Preis geben lassen. Allein, da der Liebe nichts unmöglich ist, so gab ich auch die Hoffnung nicht auf, meine Psyche wieder zu finden. Ich belud alle meine Freunde, alle Fremde die nach Athen kamen, alle Kaufleute, Reisende und Seefahrer mit dem Auftrage, sich allenthalben wohin sie kämen nach ihr zu erkundigen: und damit sie weniger verfehlt werden könnte, lieſs ich eine unzählige Menge Kopien ihres Bildnisses machen, welches ich selbst, oder vielmehr der Gott der Liebe durch meine Hand, in der vollkommensten Ähnlichkeit, nach dem gegenwärtigen Original gezeichnet hatte, da wir noch in Delfi waren. Ich gestehe dir sogar, daſs das Verlangen meine Psyche wieder zu finden (anfänglich wenigstens) der hauptsächlichste Beweggrund war, warum ich mich in der Republik hervorzuthun suchte. Denn nachdem mir alle andre Mittel fehl geschlagen waren, schien mir nichts übrig zu bleiben, als meinen Nahmen so bekannt zu machen, daſs er ihr zu Ohren kommen müſste, sie möchte auch seyn wo sie wollte. Dieser Weg war in der That etwas weitläufig. Ich hätte zwanzig Jahre in Einem fort gröſsere Thaten thun können als Herkules und Theseus, ohne daſs die Hirkanier, die Massageten, die Hibernier oder die Lästrigonen, in deren Hände sie inzwischen hätte gerathen können, mehr von mir gewuſst hätten als die Einwohner des Mondes. 3) Zu gutem Glücke fand der Schutzgeist unsrer Liebe einen kürzern Weg uns zusammen zu bringen, wiewohl in der That nur, um uns Gelegenheit zu geben, auf ewig von einander Abschied zu nehmen.

Hier fuhr Agathon fort, der schönen Danae die Begebenheiten zu erzählen, die ihm auf seiner Wanderschaft bis auf die Stunde, da er mit ihr bekannt wurde, zugestoſsen, und wovon wir dem Leser bereits im ersten und zweyten Buche dieser Geschichte Rechenschaft gegeben haben: und nachdem er sich auf Unkosten des weisen Hippias ein wenig lustig gemacht hatte, entdeckte er seiner schönen Freundin (welche seine ganze Erzählung nirgends weniger langweilig fand als an dieser Stelle) alles, was von dem ersten Anblick, da er sie gesehen, in seinem Herzen vorgegangen war. Er überredete sie, mit eben der Aufrichtigkeit, womit er selbst es zu empfinden glaubte: „Daſs sie allein dazu gemacht gewesen sey, seine Begriffe von idealischen Vollkommenheiten und einem überirdischen Grade von Glückseligkeit zu realisieren; daſs er, seitdem er sie liebe und von ihr geliebt sey, ohne seiner ehemahligen Denkungsart ungetreu zu werden, nur von dem was darin übertrieben und schimärisch gewesen, und zwar bloſs dadurch zurück gekommen sey, weil er bey ihr alles dasjenige gefunden, wovon er sich vorher nur in der höchsten Begeisterung seiner Einbildungskraft einige unvollkommene Schattenbegriffe haben machen können; und weil es natürlich sey, daſs die Einbildungskraft zu wirken aufhöre, so bald der Seele nichts mehr zu thun übrig sey, als anzuschauen und zu genieſsen."

Mit Einem Worte, Agathon hatte vielleicht in seinem Leben nie so sehr geschwärmt, als itzt, da er sich, im höchsten Grade der verliebten Bethörung, einbildete, daſs er alles was er der leichtgläubigen Danae vorsagte, eben so gewiſs und unmittelbar sehe und fühle, als er ihre schönen, vom Geiste der Liebe und von aller seiner berauschenden Wollust trunknen Augen auf ihn geheftet sah, oder das Klopfen ihres Herzens unter seinen brennenden Lippen fühlte. Er endigte damit: „Er hoffe durch seine ganze Erzählung ihr begreiflich gemacht zu haben, warum, nachdem er schon so oft, bald von den Menschen, bald vom Glücke, bald von seinen eigenen Einbildungen betrogen worden, es entsetzlich für ihn seyn würde, wenn er sich jemahls in der Hoffnung betrogen fände, so vollkommen und beständig von ihr geliebt zu werden, als es zu seiner Glückseligkeit nöthig sey.“ Er gestand ihr, mit einer Offenherzigkeit, welche vielleicht nur eine Danae ertragen konnte, daſs eine lebhafte Erinnerung an die Zeiten seiner ersten Liebe, begleitet von der Vorstellung aller der seltsamen Zufälle, Veränderungen und Katastrofen, die er in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren bereits erfahren, ihn auf eine Reihe melankolischer Gedanken gebracht habe, worin es ihm schwer gewesen sey, seine gegenwärtige Glückseligkeit für etwas mehr als für ein abermahliges Blendwerk seiner Fantasie zu halten. „Gerade das Übermaſs derselben, sagte er, ist es, was mich befürchten machte, aus einem so schönen Traum aufzuwachen. Kannst du es mir verdenken, liebenswürdige

Danae, — o du, die durch die Reitzungen deines Geistes, auch ohne diese Liebe-athmende Gestalt, ohne diese Schönheit, deren Anschauen himmlische Wesen dir gegen über anzufesseln vermögend wäre, durch die bloſse Schönheit deiner Seele und den magischen Reitz eines Geistes, der alle Vorzüge, alle Gaben, alle Grazien in sich vereinigt, meinen Geist aus dem Himmel selbst zu dir herunter ziehen würdest! — könntest du mir verdenken, daſs ich vor der bloſsen Möglichkeit deine Liebe jemahls verlieren zu können, wie vor der Vernichtung meines ganzen Wesens, erzittre? — Laſs mich, laſs mich die Gewiſsheit, daſs es nie geschehen könne, immer in deinen Augen lesen, immer von deinen Lippen hören, und in deinen Armen fühlen! Und wenn diese vergötternde Bezauberung jemahls aufhören soll: so nimm im letzten Augenblick alle deine Macht zusammen, und laſs mich vor Entzückung und Liebe zu deinen Füſsen sterben!"

Von der Antwort, womit Danae diese Ergieſsungen einer glühenden Zärtlichkeit erwiederte, läſst sich das wenigste mit Worten ausdrücken; und dieſs kann, nach allem was wir bereits von ihren Gesinnungen für unsern Helden gesagt haben, der kaltsinnigste von unsern Lesern sich so gut vorstellen als wir es ihm sagen könnten. Daſs sie ihm übrigens sehr höflich für die Erzählung seiner Geschichte gedankt, und groſse Freude darüber empfunden habe, in diesem Sklaven, der die Alcibiaden und den liebenswürdigen Cyrus selbst aus ihrem Herzen ausgelöscht hatte, den ruhmvollen Agathon, den Jüngling, den das Gerüchte zum Wunder seiner Zeit gemacht hatte, zu finden; und daſs sie ihm hierüber viel schönes gesagt haben werde, — versteht sich von selbst. Dieſs und alles, was eine jede andere, die keine Danae gewesen wäre, in den vorliegenden Umständen auch gesagt hätte, wollen wir (so wie alle die feinen Anmerkungen und Scherze, wodurch sie in gewissen Stellen seine Erzählung unterbrochen hatte) überhüpfen, um zu andern Dingen, die in ihrem Gemüthe vorgingen, zu kommen, welche der gröſste Theil unserer Leserinnen (wir besorgen es, oder hoffen es vielmehr) nicht aus sich selbst errathen hätte, und welche wichtig genug sind, ein eigenes Kapitel zu verdienen.

Anmerkungen.

1) S. 88. Agathon spricht hier, wie es sich für sein Zeitalter, nicht für das unsrige schickt. Die Alten, und besonders die Griechen, setzten die Schönheit einer Stadt in die Menge und Pracht der Tempel, öffentlichen Gebäude und Denkmähler, Kolonnaden, Gymnasien, Theater, Bäder u. s. w. nicht in die Regelmäſsigkeit der Bauart und in die Gröſse, Pracht und Schönheit der Privatwohnungen. In Rücksicht dieser letzteren hat Herr v. **Pauw** (in seinen *Recherches sur les Grecs*) Recht zu behaupten, daſs Athen, mit den gröſsten Städten des heutigen Europa's verglichen, keine schöne Stadt war, ungeachtet sie seit der Staatsverwaltung des Perikles die schöne Athenä genannt zu werden pflegte; woraus sich schlieſsen läſst, daſs man in dem freyen Griechenlande ganz andere, aus dem Geiste der Freyheit und Gleichheit natürlicher Weise entspringende, Begriffe von der Schönheit einer Stadt hatte, als wir, oder als die Römer unter den ersten Kaisern hatten.

2) S. 92. Nehmlich den Vorwurf, mit allem seinem Haſs gegen die Sofisten selbst eine Art von Sofist zu seyn.

3) S. 142. Die Einwohner des Mondes, wiewohl wir Neuern erst durch Huygens und Fontenelle mit ihnen in Bekanntschaft gekommen, sind in Agathons Munde nicht unschicklich. Schon die alten Ägyptischen Priester hielten den Mond für eine bewohnte Welt, und Orfeus brachte diese Lehre zu den Griechen.

AGATHON.

NEUNTES BUCH.

Fortsetzung der Geschichte Agathons und der schönen Danae bis zur heimlichen Entweichung des erstern aus Smyrna.

1. KAPITEL.

Ein starker Schritt zur Entzauberung unsers Helden.

Die vertrauliche Erzählung, welche Agathon seiner zärtlichen Freundin von seinem ganzen Lebenslaufe gemacht, die Offenherzigkeit, womit er ihr die innersten Triebfedern seiner Seele aufgedeckt, und die vollständige Kenntniſs, welche sie dadurch von einem Liebhaber, an dessen Erhaltung ihr so viel gelegen war, empfangen hatte, lieſsen sie gar bald einsehen, daſs Sie vielleicht mehr Ursache habe über die Beständigkeit seiner Liebe beunruhigt zu seyn, als Er über die Dauer der ihrigen. So schmeichelhaft es für ihre Eitelkeit war von einem Agathon geliebt zu seyn, so hätte sie doch für die Ruhe ihres Herzens lieber gewollt, daſs er keine so schimmernde Rolle in der Welt gespielt haben möchte. Sie besorgte nicht unbillig, daſs es äuſserst schwer seyn würde, einen jungen Helden, der durch so seltene Gaben und Tugenden zu den edelsten Auftritten des geschäftigen Lebens bestimmt schien, immer in den Blumenfesseln der Liebe und eines wollüstigen Müſsiggangs gefangen zu halten. Zwar schien die Art seiner Erziehung, der sonderbare Schwung den seine Einbildungskraft dadurch erhalten, seine herrschende Neigung zur Unabhängigkeit und Ruhe des spekulativen Lebens, (welche durch die Streiche, die ihm das Glück in einer so groſsen Jugend bereits gespielt, neue Stärke bekommen hatte) nebst dem Hang zum Vergnügen, der, im Gleichmaſse mit der auſserordentlichen Empfindlichkeit seines Herzens, die Ruhmbegierde bey ihm nur zu einer subalternen Leidenschaft machte, — alles dieſs schien ihr zwar zu dem Vorhaben, ihn der Welt zu rauben und für sich selbst zu behalten, nicht wenig beförderlich zu seyn. Aber eben diese schwärmerische Einbildungskraft, eben diese Lebhaftigkeit der Empfindungen, waren auf einer andern Seite mit einer gewissen natürlichen Unbeständigkeit verbunden, von welcher sie alles zu befürchten hatte. Konnte sie, mit aller Eitelkeit, wozu das Bewuſstseyn ihrer selbst und der allgemeine Beyfall sie berechtigte, sich selbst bereden, daſs sie diese idealische Vollkommenheit wirklich besitze, welche die begeisterten Augen ihres Liebhabers an ihr sahen? Und da nicht sie selbst, sondern diese idealische Vollkommenheit der eigentliche Gegenstand seiner Liebe war: auf was für einem unsichern Grund beruhete eine Hoffnung, welche voraussetzte daſs die Bezauberung immer dauern werde!

Diese letzte Betrachtung machte sie zittern; — denn sie fühlte mit einer immer zunehmenden Stärke, daſs Agathon zu ihrer Glückseligkeit unentbehrlich geworden war. Aber (so ist die betrügliche Natur des menschlichen Herzens!) eben darum, weil der Verlust ihres Liebhabers sie elend gemacht haben würde, hatten alle Vorstellungen, die ihr mit seinem beständigen Besitz schmeichelten, doppelte Kraft, ein Herz zu überreden, welches nichts anders suchte als getäuscht zu werden. Sie bildete sich also ein, daſs der Hang zu demjenigen, was man Wollüstigkeit der Seele nennen könnte, den wesentlichsten Zug von der Gemüthsbeschaffenheit unsers Helden ausmache. Seine Filosofie selbst schien sie in dieser Meinung zu bestätigen, und (bey aller ihrer Erhabenheit über den groben Materialismus des gröſsten Haufens der Sterblichen) in der That mit den Grundsätzen des Aristippus, welche vormahls ihre eigenen gewesen waren, in Einem Punkte zusammen zu laufen. Der ganze Unterschied lag, wie ihr däuchte, bloſs darin, daſs dieser die Wollust, die er zum letzten Ziele der Weisheit machte, mehr in angenehmer Bewegung der Sinnen, in den Befriedigungen eines geläuterten Geschmacks, und in den Ergetzlichkeiten eines von allen unruhigen Leidenschaften befreyten geselligen Lebens, — Agathon hingegen diese feinere Wollust, wovon er in den stillen Hainen des Delfischen Tempels sich ein so liebenswürdiges Fantom in den Kopf gesetzt hatte, mehr in den Vergnügungen der Einbildungskraft und des Herzens suchte. Eine Filosofie, bey welcher er (nach der scharfsinnigen Beobachtung unsrer Schönen) sogar von Seiten der sinnlichen Lust mehr gewann als verlor; indem diese von den verschönernden Einflüssen einer begeisterten Einbildung und den zärtlichen Rührungen und Ergieſsungen eines gefühlvollen Herzens ihren mächtigsten Reitz erhält. Dieſs als gewiſs vorausgesetzt, glaubte sie von der Unbeständigkeit, welche sie, nicht ohne Grund, als eine Eigenschaft einer allzu geschäftigen und hoch gespannten Einbildungskraft ansah, nichts zu besorgen zu haben, so lange es ihr nicht an Mitteln fehlen würde, seinen Geist und sein Herz zugleich, und mit einer solchen Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu vergnügen, daſs eine weit längere Zeit, als die Natur dem Menschen zum Genieſsen angewiesen hat, nicht lang genug wäre, ihn eines so angenehmen Zustandes überdrüssig zu machen. Sie hatte Ursache, dieses um so mehr zu glauben, da sie aus Erfahrung wuſste, daſs die Energie der Einbildungskraft desto mehr abnimmt, je weniger Leeres der Genuſs wirklicher Vergnügungen im Herzen zurück läſst, und je weniger ihr Zeit gelassen wird, etwas angenehmeres als das Gegenwärtige zu wünschen.

Es ist noch nicht Zeit über diese Grundsätze der schönen Danae unsere eigenen Gedanken zu sagen. Sie mochten, von einer gewissen Seite betrachtet, richtig genug seyn; aber wir besorgen sehr, daſs sie sich in dem Gebrauch der Mittel, wodurch sie ihren Zweck zu erhalten hoffte, betrogen finden werde. In der That liebte sie zu aufrichtig und zu heftig um gute Schlüsse zu machen; und ihr Herz führte sie nach und nach, ohne daſs sie es gewahr wurde, weit über die Grenzen der Mäſsigung weg.

bey welcher sie sich Anfangs so wohl befunden hatte. Vielleicht mochte auch eine geheime Eifersucht über die gute Psyche sich mit ins Spiel gemischt und sie begierig gemacht haben, sogar die Erinnerung an die Freuden seiner ersten Liebe aus seinem Gedächtniſs auszulöschen. So viel ist gewiſs, daſs sie, — vor lauter Begierde unsern Helden mit Glückseligkeiten zu überschütten, ihm eine grenzenlose Liebe zu zeigen, und ihn einen solchen Grad von Wonne, über welchem dem Herzen nichts zu wünschen und der Fantasie nichts zu ersinnen übrig bliebe, erfahren zu machen, — einen Weg einschlug, auf dem sie ihres Zweckes nothwendig verfehlen muſste.

Agathon, nachdem er (dem neuen Plane seiner mehr zärtlichen als behutsamen Geliebten zu Folge) etliche Wochen lang, alles was die Liebe Süſses und Entzückendes hat, genossen hatte, verfiel unvermerkt in eine gewisse Mattigkeit der Seele, welche wir nicht kürzer zu beschreiben wissen, als wenn wir sagen: daſs sie vollkommen das Widerspiel von der Begeisterung war, worin wir ihn bisher gesehen haben. Man würde sich irren, wenn man diese Entgeisterung einer so unedeln Ursache beymessen wollte, als diejenige war, welche den verachtenswürdigen Helden des

Petronius nöthigte, seine Zuflucht zu den Beschwörungen und Brenn-Nesseln der alten Enothea zu nehmen. Wir finden weit wahrscheinlicher, daſs die wahre Ursache davon in seiner Seele lag; daſs sie aus einer Überfüllung mit Vergnügen, auf welche nothwendig eine Art von Betäubung folgen muſste, ihren Ursprung nahm. Die menschliche Natur scheint nur eines gewissen Maſses von Vergnügen fähig zu seyn, und einen anhaltenden Zustand von Entzückung eben so wenig ertragen zu können, als eine lange Dauer des äuſsersten Schmerzens. Beides spannt endlich die Nerven ab, und bringt uns zu einer Art von Ohnmacht, in welcher wir gar nichts mehr zu empfinden fähig sind.

Was indessen auch die Ursache einer für die Absichten der Danae so nachtheiligen Veränderung gewesen seyn mag, dieſs ist gewiſs, die Wirkungen derselben nahmen in kurzer Zeit so sehr zu, daſs Agathon Mühe hatte sich selbst zu erkennen, oder zu begreifen wie es mit dieser seltsamen Verwandlung zugegangen sey. Ein magischer Nebel schien von seinen erstaunten Augen abzufallen. Die ganze Natur zeigte sich ihm in einer andern Gestalt, verlor diesen reitzenden Firniſs, womit sie der Geist der Liebe überzogen hatte. Diese Gärten, vor wenigen Tagen der Aufenthalt aller Freuden und Liebesgötter, diese Elysischen Haine, diese irrenden Rosengebüsche, worin die lauschende Wollust sich so gerne verborgen hatte, um desto gewisser erhascht zu werden, — erweckten itzt durch ihren Anblick nichts mehr, als jeder andre schattige Platz, jedes andre Gebüsche. Die Luft, die er athmete, war nicht mehr dieser süſse Athem der Liebe, von dem jeder Hauch die Flammen seines Herzens stärker aufzuwehen schien. Die schöne Danae sank unvermerkt von der idealischen Vollkommenheit zu dem gewöhnlichen Werth einer jeden schönen Frau herab; und er selbst, der vor kurzem sich an Wonne den Göttern gleich geschätzet hatte, fing an sehr starke Zweifel zu bekommen, ob er in dieser weibischen Gestalt, in welche ihn die Liebe verkleidet hatte, den Nahmen eines Mannes verdiene?

Man wird nicht zweifeln, daſs in diesem Zustande die Erinnerungen dessen, was er ehemahls gewesen war, — der wundervolle Traum, den er je länger je mehr für das Werk irgend eines wohlthätigen Geistes, vielleicht des abgeschiedenen Schattens seiner geliebten Psyche, zu halten bewogen war, — die Stimme der Tugend, die er einst angebetet, welcher er alles aufgeopfert, und die Vorwürfe, die sie ihm schon vor einiger Zeit über ein unrühmlich in träger Wollust dahin schmelzendes Leben zu machen angefangen, — gute Gelegenheit hatten, sein Herz, dessen beste Neigungen schon auf ihrer Seite waren, mit vereinigter Stärke anzugreifen. Sie hatten es beynahe gänzlich wieder eingenommen, als er erst deutlich gewahr wurde, wohin ihn die Betrachtungen, denen er sich überlieſs, nothwendig führen muſsten. Er erschrak, da er sah, daſs nichts als die Flucht von einer allzu reitzenden Zaubrerin ihm seine vorige Gestalt wieder geben könne. — Sich von Danae zu trennen! auf ewig zu trennen! — dieser Gedanke benahm seiner Seele auf einmahl alle die Stärke wieder, welche sie wieder in sich zu fühlen anfing, weckte alle Erinnerungen, alle Empfindungen seiner entschlummerten Leidenschaft wieder auf. Sie, die ihn so inbrünstig liebte, — sie, die ihn so glücklich gemacht hatte, — zu verlassen, — für alle ihre Liebe, für alles was sie für ihn gethan hatte, auf eine so verbindliche, so edle Art gethan hatte, Sie den Qualen einer mit Undank belohnten Liebe Preis zu geben! — „Nein, zu einer so niederträchtigen, so häſslichen That konnte sich sein Herz nicht entschlieſsen. Die Tugend selbst, welcher er seine eigene Befriedigung aufzuopfern bereit war, konnte ein so undankbares und grausames Verfahren nicht gut heiſsen.“ —

Wir überlassen es der Entscheidung kälterer Sittenlehrer, ob die Tugend das konnte oder nicht. Genug, unser Held war von dem letztern so lebhaft überzeugt, daſs er, — anstatt auf Gründe zu denken, womit er die Sofistereyen der Liebe hätte vernichten können, — in vollem Ernst auf Mittel bedacht war, das Interesse seines Herzens und die Tugend, welche ihm nicht unverträglich zu seyn schienen, auf immer mit einander zu vereinigen.

Danae hatte inzwischen, wie leicht zu erachten ist, die Veränderung, die in seiner Seele vorgegangen war, im ersten Augenblicke, da sie merklich wurde, wahrgenommen. Allein die gute Frau war weit entfernt, seinem Herzen die Schuld davon beyzumessen. Sie betrog sich selbst über die wahre Ursache, und glaubte, die Veränderung des Orts und eine kleine Entfernung würde ihm in kurzem alle die Lebhaftigkeit der Empfindungen wieder geben, die er verloren zu haben schien. Die Wiederkehr in die Stadt, wo sie einander nicht immer sehen würden, wo ihre Liebe sich zu verbergen genöthiget seyn und dadurch den Reitz eines geheimen Verständnisses erhalten würde; die Zerstreuungen des Stadtlebens, die Gesellschaft, die Lustbarkeiten, würden ihn (glaubte sie) bald genug wieder so feurig als jemahls in ihre Arme zurück führen. Sie überredete ihn also ihr nach Smyrna zurück zu folgen, wiewohl die schöne Jahrszeit noch nicht ganz zu Ende war.

Hier wuſste sie (ohne daſs es schien, daſs sie Hand dabey habe) eine Menge Gelegenheiten zu veranstalten, wodurch sie einander seltner wurden. Wenn sie sich wieder allein befanden, flog sie ihm zwar eben so zärtlich in die Arme als jemahls; aber sie vermied alles, was zu jener allzu wollüstigen Berauschung (in welche sie ihn, so oft sie wollte, durch einen einzigen Blick setzen konnte) geführt hatte, und that es mit einer so guten Art, daſs er keinen besondern Vorsatz dabey gewahr werden konnte. Kurz, sie wuſste die feurigste Liebe unvermerkt so geschickt in die zärtlichste Freundschaft zu verwandeln, daſs Agathon (welcher weder Kunst noch Absicht unter ihrem Betragen argwohnte) ganz treuherzig in die Schlinge fiel, und in kurzem wieder so zärtlich und dringend wurde, als ob er erst anfangen müſste sich um ihr Herz zu bewerben. Zwar war es nicht in ihrer Gewalt, ihm jene Begeisterung mit allem ihrem zauberischen Gefolge wieder zu geben, welche, wenn sie einmahl verschwunden ist, nicht wieder zu kommen pflegt. Aber die Lebhaftigkeit, womit ihre Reitzungen auf seine Sinnen, und die Empfindungen der Dankbarkeit und Freundschaft auf sein Herz wirkten, brachten doch ungefähr die nehmlichen Erscheinungen hervor; und da man gewohnt ist gleiche Wirkungen gleichen Ursachen zuzuschreiben, so ist es nicht unbegreiflich, wie beide sich eine Zeit lang hierin betrügen konnten, ohne nur zu vermuthen, daſs sie betrogen würden.

Es ist sehr zu vermuthen, daſs es bey dieser schlauen Maſsigung, wodurch die schöne Danae die Folgen ihrer vorigen Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen wuſste, um unsern Helden geschehen gewesen wäre; und daſs seine Tugend unter diesem zweifelhaften Streit mit seiner Leidenschaft, bey welchem wechselsweise bald die eine, bald die andere die Oberhand behielt, endlich gefällig genug geworden wäre, sich mit ihrer schönen Feindin in einen unrühmlichen Vergleich einzulassen: wofern nicht Danae, durch den unglücklichsten Zufall, der ihr mit einem so sonderbaren Mann als Agathon nur immer begegnen konnte, auf einmahl mit seiner Hochachtung alles, was sie bisher noch im Besitz seines Herzens erhielt, verloren hätte. Eine einst geliebte Person behält (auch wenn das Fieber der Liebe vorbey ist) noch immer eine groſse Gewalt über unser Herz, so lange sie unsere Hochachtung nicht verloren hat. Agathon war zu edelmüthig, die schöne Danae für ihre Schwachheit gegen ihn selbst dadurch zu bestrafen, daſs er ihr darum das mindeste von der seinigen entzogen hätte. Aber so bald es dahin gekommen war, daſs er sich in seiner Meinung von ihrem Karakter und moralischen Werthe betrogen zu haben glaubte; so bald er sich gezwungen sah sie zu verachten: hörte sie auf Danae für ihn zu seyn; und durch eine ganz natürliche Folge, wurde er in dem nehmlichen Augenblicke wieder Agathon.

2. KAPITEL.

Vorbereitung zum Folgenden. Neue Anschläge des Sofisten Hippias.

Hippias nannte sich einen Freund der schönen Danae, oder hatte sich wenigstens vermöge einer Bekanntschaft von mehr als zehn Jahren in den Besitz aller Vorrechte eines Freundes gesetzt. Die Gewohnheit einander zu sehen, die Unterhaltung, die eines in des andern Umgang fand, gewisse Übereinstimmungen ihrer Denkungsart, vielleicht auch die besondre Gunst, worin er (der gemeinen Meinung nach) ehmahls bey ihr gestanden: alles dieſs hatte diese Art von Vertraulichkeit unter ihnen hervorgebracht, welche von den Weltleuten für Freundschaft gehalten wird, und auch in der That alle Freundschaft ist, deren die meisten von ihnen fähig sind; wiewohl im Grunde nichts besseres als eine stillschweigende Übereinkommniſs, einander so lange gewogen zu seyn, als es dem einen oder andern Theile gelegen seyn werde; daher sie auch ordentlicher Weise gerade so lange und keinen Augenblick länger dauert, als — bis sie auf die Probe gesetzt wird.

Es ist wahr, Hippias hatte einen guten Theil von ihrer Hochachtung und also zugleich von ihrem Vertrauen verloren, seitdem die Liebe so sonderbare Veränderungen in ihrem Karakter gewirkt hatte. Je mehr Agathon gewann, je mehr muſste Hippias verlieren. Aber eben darum, weil dieſs so natürlich war, hatte sie es nicht an sich selbst bemerkt; und daher kam es, daſs sie, unbesorgt, er möchte tiefer in ihr Herz hinein schauen als sie selbst, auch nicht einfallen lieſs die mindeste Vorsicht gegen ihn zu gebrauchen. Wir schlieſsen dieſs daraus, weil sie, anstatt ihm bey ihrem Liebhaber schlimme Dienste zu thun, sich vielmehr Mühe gab, ihn bey demselben in bessere Achtung zu setzen. Dieſs war ihr auch, da es der Sofist auf seiner Seite nicht fehlen lieſs, so wohl gelungen, daſs Agathon eine günstigere Meinung von seiner Sinnesart zu fassen anfing, und sich unvermerkt Vertrauen genug von ihm abgewinnen lieſs, sich sogar über die Angelegenheiten seines Herzens mit ihm zu unterhalten.

Unsre Liebenden verließen sich also, mit der sorglosesten Unvorsichtigkeit, welche Hippias nur wünschen konnte, in die Fallstricke die er ihnen legte, und dachten an nichts weniger, als daſs er Absichten haben könne, eine Verbindung wieder zu vernichten, welche gewisser Maſsen sein eigenes Werk war. Diese Sorglosigkeit könnte desto tadelhafter scheinen, da beiden so wohl bekannt seyn muſste, nach was für Grundsätzen er handelte. Allein es ist eine Beobachtung, die man alle Tage zu machen Gelegenheit hat, daſs edle Gemüther mit Leuten von dem Karakter unsers Sofisten betrogen werden müssen, sie mögen es angehen wie sie wollen. Sie mögen die Denkensart solcher Personen noch so gut kennen, noch so viele Proben haben, daſs derjenige, dessen Neigungen und Handlungen allein durch das Interesse seiner Leidenschaften bestimmt werden, keines rechtschaffenen Betragens fähig ist: es wird ihnen doch immer unmöglich bleiben, alle Krümmen und Falten seines Herzens so genau auszuforschen, daſs nicht in irgend einer derselben noch eine geheime Schalkheit lauern sollte, deren man sich, wenn sie zum Vorschein kommt, nicht versehen hatte. Agathon und Danae, zum Beyspiel, kannten den Hippias gut genug, um überzeugt zu seyn, daſs er sich, so bald sein Interesse dem Vortheil ihrer Liebe entgegen stände, nicht einen Augenblick bedenken würde, die Pflichten der Freundschaft seinem Vortheil aufzuopfern. Denn was sind Pflichten für einen Hippias? Aber was sie nicht begreifen konnten, war, was für einen Vortheil es ihm bringen könnte, ihre Herzen zu trennen; und dieſs machte sie sicher. In der That hatte er keinen; auch war eigentlich seine Absicht nicht, sie zu trennen. Aber er hatte ein Interesse, ihnen einen Streich zu spielen, welcher, dem Karakter des Agathon zu Folge, nothwendig diese Wirkung thun muſste. Und dieſs war es, woran sie nicht dachten.

Wir haben im vierten Buche dieser Geschichte die Absichten entdeckt, welche den Sofisten bewogen, unsern Helden mit der schönen Danae bekannt zu machen. Der Entwurf war wohl ausgesonnen, und hätte, nach den Voraussetzungen die dabey zum Grunde lagen, unmöglich miſslingen können, wenn man auf irgend eine Voraussetzung Rechnung machen dürfte, so bald sich die Liebe ins Spiel mischt. Dieses Mahl war es ihm gegangen, wie es gemeiniglich den Projektmachern geht; er hatte an alles gedacht, nur nicht an den einzigen Fall, der seine Absichten vereitelte. Wie hätte er auch glauben können, daſs eine Danae fähig seyn sollte, ihr Herz an einen Platonischen Liebhaber zu verlieren? Ein gleichgültiger Filosof würde darüber betroffen gewesen seyn, ohne ungehalten zu werden: aber es giebt sehr wenig gleichgültige Filosofen. Hippias fand sich in seinen Erwartungen betrogen; seine Erwartungen gründeten sich auf Schlüsse; seine Schlüsse auf seine Grundsätze, und auf diese das ganze System seiner Ideen, welches (wie man weiſs) bey einem Filosofen den besten Theil seines geliebten Selbsts ausmacht. Wie hätte er nicht ungehalten werden sollen? Seine Eitelkeit fühlte sich beleidigt. Agathon und Danae hatten die Gelegenheit dazu gegeben. Er wuſste zwar wohl, daſs sie keine Absicht ihn zu beleidigen dabey gehabt haben konnten; allein darum bekümmert sich kein Hippias. Genug, daſs sein Unwille gegründet war; daſs er einen Gegenstand haben muſste; und daſs ihm nicht zuzumuthen war, sich über sich selbst zu erzürnen. Leute von seiner Art würden eher die halbe Welt untergehen sehen, ehe sie sich gestehen würden gefehlt zu haben. Es war also natürlich, daſs er darauf bedacht war, sich durch das Vergnügen der Rache für den Abgang desjenigen zu entschädigen, welches er sich von der verhofften Bekehrung unsers Helden versprochen hatte.

Agathon liebte die schöne Danae noch immer, weil sie, selbst nachdem der höchste

Grad der Bezauberung aufgehört hatte, in seinen Augen noch immer die vollkommenste Person war, die er kannte. Was für ein Geist! was für ein Herz! was für seltene Talente! welche Anmuth in ihrem Umgang! welche Mannigfaltigkeit von Vorzügen und Reitzungen! Wie hochachtungswerth muſste sie dieſs alles ihm machen! Wie vortheilhaft war ihr die Erinnerung an jeden Augenblick, von dem ersten an da er sie gesehen, bis zu demjenigen, da sie, von sympathetischer Liebe überwältigt, die seinige glücklich gemacht hatte! Kurz, alles was er von ihr wuſste, war zu ihrem Vortheil, und von allem, was seine Hochschätzung hätte schwächen können, wuſste er nichts.

Man kann sich leicht vorstellen, daſs sie so unvorsichtig nicht gewesen seyn werde, sich selbst zu verrathen. Es ist wahr, sie hatte sich nicht entbrechen können, die vertraute Erzählung, welche er ihr von seinem Lebenslauf gemacht, mit Erzählung des ihrigen zu erwiedern; aber wir zweifeln sehr, daſs sie sich zu einer eben so gewissenhaften Vertraulichkeit verbunden gehalten habe. Und woher wissen wir auch, daſs Agathon selbst, mit aller seiner Offenherzigkeit, keinen Umstand zurück gehalten habe, von dem er vielleicht (wie ein guter Mahler oder Dichter) voraus sah, daſs er der schönen Wirkung des Ganzen hinderlich seyn könnte? Wer ist uns Bürge dafür, daſs die verführerische Priesterin nicht mehr über ihn erhalten habe als er eingestanden? — Wie dem auch sey, dieſs ist gewiſs, daſs Danae in der Erzählung ihrer Geschichte mehr die Gesetze des Schönen und Anständigen, als die Pflichten einer genauen historischen Treue, zu ihrem Augenmerke genommen, und kein Bedenken getragen hatte, bald einen Umstand zu verschönern, bald einen andern wegzulassen, so oft es die besondere Absicht auf ihren Zuhörer erfodern mochte. Denn für diesen allein, nicht für die Welt, erzählte sie; und sie konnte sich also durch die strengen Forderungen, welche die Welt (wiewohl vergebens) an die Geschichtschreiber macht, nicht sehr gebunden halten. Wir wollen damit nicht sagen, daſs sie ihm irgend eine hauptsächliche Begebenheit ihres Lebens gänzlich verschwiegen, oder, statt der wirklichen, ihn durch erdichtete hintergangen habe. Sie sagte ihm alles. Allein es giebt eine gewisse Kunst, dasjenige was einen widrigen Eindruck machen könnte, aus den Augen zu entfernen; es kommt so viel auf die Wendung an; ein einziger kleiner Umstand giebt einer Begebenheit eine so verschiedene Gestalt von demjenigen, was sie ohne diesen kleinen Umstand gewesen wäre, daſs man, ohne merkliche Veränderung dessen was den Stoff der Erzählung ausmacht, tausend sehr bedeutende Treulosigkeiten an der historischen Wahrheit begehen kann. Eine Betrachtung, die uns (im Vorbeygehen zu sagen) die Geschichtschreiber ihres eignen werthen Selbsts (keinen Xenofon, Cäsar, noch Markus Antoninus, ja den offenherzigen Montaigne selbst nicht ausgenommen) noch verdächtiger macht, als irgend eine andere Klasse von Geschichtschreibern.

Die schöne und kluge Danae hatte also ihrem Liebhaber weder ihre Erziehung in Aspasiens Hause, noch ihre Bekanntschaft mit dem Alcibiades, noch die glorreiche Liebe, welche sie dem Prinzen Cyrus eingeflöſst hatte, verhalten. Alle diese und viele andre nicht so schimmernde Stellen ihrer Geschichte machten ihr entweder Ehre, oder konnten doch, mit der Geschicklichkeit, worin sie die zweyte Aspasia war, auf eine solche Art erzählt werden, daſs sie ihr Ehre machten. Allein, was diejenigen Stellen betraf, an denen sie alle Kunst, die man auf ihre Verschönerung wenden möchte, für verloren hielt; es sey nun, weil sie an sich selbst, oder in Beziehung auf den eigenen Geschmack unsers Helden, in keiner Art von Einbildung, Wendung oder Licht gefallen konnten: diese hatte sie klüglich mit gänzlichem Stillschweigen bedeckt. Und daher kam es denn, daſs unser

Held noch immer in der Meinung stand, er selbst sey der erste gewesen, welchen sie sich durch Gunstbezeigungen — von derjenigen Art, womit er von ihr überhäuft worden war — verbindlich gemacht hätte. Ein Irrthum, der nach seiner spitzfündigen Denkensart zu seinem Glücke so nothwendig war, daſs ohne denselben alle ihre Vollkommenheiten zu schwach gewesen wären, ihn nur einen Augenblick in ihren Fesseln zu behalten. Ihm diesen Irrthum zu benehmen, war der schlimmste Streich, den man seiner Liebe und der schönen Danae spielen konnte. Und dieſs zu thun, war das Mittel, wodurch der Sofist an beiden auf einmahl eine Rache zu nehmen hoffte, deren bloſse Vorstellung sein boshaftes Herz in Entzückung setzte. Er lauerte dazu nur auf eine bequeme Gelegenheit, und diese pflegt einem bösen Vorhaben immer auf halbem Wege entgegen zu kommen.

Ob dieſs letztere der Geschäftigkeit eines bösen Dämons zuzuschreiben sey, oder ob es daher komme, weil die Bosheit, ihrer Natur nach, eine lebhaftere Thätigkeit hervorbringe als die Güte, ist eine Frage, welche wir andern zu untersuchen überlassen. Es sey das eine oder das andere, so würde eine ganz natürliche Folge dieser fast alltäglichen Erfahrungswahrheit seyn: daſs das Böse in einer immer wachsenden Progression zunehmen, und (wenigstens in dieser sublunarischen Welt) das Gute zuletzt gänzlich verschlingen würde; wenn nicht eine eben so gemeine Erfahrung bekräftigte: „Daſs die Bemühungen der Bösen, so glücklich sie auch in der Ausführung seyn mögen, doch gemeiniglich ihren eigentlichen Zweck verfehlen, und das Gute durch eben die Maſsregeln und Ränke, wodurch es hätte gehindert werden sollen, weit besser befördern, als wenn sie sich ganz gleichgültig dabey verhalten hätten.“

---

3. KAPITEL.

Hippias wird zum Verräther an seiner Freundin Danae.

Unter andern Eigenschaften, welche den Karakter der Danae schätzbar machten, war auch diese, daſs sie eine vortreffliche Freundin war. So gleichgültig, bis auf die Zeit, da Agathon sich ihres Herzens bemeisterte, gegen den Vorwurf der Unbeständigkeit der Liebe, so zuverlässig und standhaft war sie jederzeit in der Freundschaft gewesen. Sie liebte ihre Freunde mit einer Zärtlichkeit, welche von Leuten, die bloſs nach dem äuſserlichen Ausdruck urtheilen, leicht einem eigennützigern Affekt beygemessen werden konnte. Denn diese Zärtlichkeit stieg bis zur thätigsten Leidenschaft, so bald es darauf ankam, einem unglücklichen Freunde Dienste zu leisten. Es giebt kein Vergnügen, welches sie nicht in einem solchen Falle den Pflichten der Freundschaft aufgeopfert hätte.

Eine Veranlassung von dieser Art war es, was sie auf einige Tage von Smyrna abgerufen hatte. Agathon muſste zurück bleiben, und die gutherzige Danae, zufrieden mit dem Beweise seiner Liebe den ihr sein Schmerz beym Abschied gab, versüſste sich ihren eigenen durch die Vorstellung, daſs eine kurze Trennung ihm den Werth seiner Glückseligkeit weit lebhafter zu fühlen geben werde, als eine ununterbrochene Gegenwart. Ruhig über den Besitz seines Herzens, empfahl sie ihm, sich, während ihrer Abwesenheit, kein Vergnügen, so ihm das reiche und wollüstige Smyrna verschaffen konnte, zu versagen; und empfahl es ihm desto eifriger, je gewisser sie war, daſs sie von dergleichen Zerstreuungen nichts zu besorgen habe.

Allein Agathon hatte bereits angefangen den Geschmack an diesen Lustbarkeiten zu verlieren. So lebhaft, so mannigfaltig, so berauschend sie seyn mögen, so sind sie doch nicht fähig, einen edlern Geist lange einzunehmen. Als eine Beschäftigung betrachtet, können sie es nur für Leute seyn, die sonst zu nichts taugen; und Vergnügungen bleiben sie nur, so lange sie neu sind. Je lebhafter sie sind, desto eher folgen Sättigung und Ermüdung; alle ihre anscheinende Mannigfaltigkeit kann bey einem fortgesetzten Gebrauch das Einförmige nicht verbergen, wodurch sie endlich selbst der verdienstlosesten Klasse der Weltmenschen ekelhaft werden. Die Abwesenheit der Danae benahm ihnen vollends noch den einzigen Reitz, den sie für ihn hätten haben können, das Vergnügen an dem Antheil den sie daran genommen hätte. Er brachte also beynahe die ganze Zeit ihrer Abwesenheit in einer Einsamkeit zu, von welcher ihn das beschäftigte Leben zu Athen und die wollüstige Muſse zu Smyrna schon etliche Jahre entwöhnet hatten. Hier ging es ihm Anfangs wie denen, welche aus einem stark erleuchteten Ort auf einmahl ins Dunkle kommen. Seine Seele fühlte sich leer, weil sie allzu voll war. Er schrieb dieſs der Abwesenheit seiner Freundin zu. Er fühlte, daſs sie ihm mangelte; und dachte nicht daran, daſs er sie weniger vermiſst haben würde, wenn die Nerven seines Geistes durch die Gewohnheit einer wollüstigen Leidsamkeit nicht eingeschläfert worden wären.

Die ersten Tage schlichen für ihn in einer Art von zärtlichen Melankolie vorbey, welche nicht ohne Anmuth war. Danae war beynahe der einzige Gegenstand, womit seine in sich selbst zurück gezogene Seele sich beschäftigte. Oder, wenn seine Erinnerung auch in ältere Zeiten zurück ging, wenn sie ihm das Bild seiner Psyche, oder die glänzenden Auftritte seines republikanischen Lebens vorhielt: so war es nur, um den Werth der unvergleichlichen Danae, und die ruhige Glückseligkeit eines allein der Liebe, der Freundschaft, den Musen und den Göttinnen der Freude geweihten Privatlebens in ein höheres Licht zu setzen. Seine Liebe belebte sich aufs neue. Sie verbreitete wieder diese begeisternde Wärme durch sein Wesen, welche die Triebfedern des Herzens und der Einbildungskraft so harmonisch zusammen spielen macht. Er entwarf sich die Idee einer Lebensart, welche mehr das Leben eines Gottes als eines Sterblichen schien. Danae glänzte darin aus einem Himmel von lachenden Bildern der Freude und Glückseligkeit hervor. Entzückt von diesen angenehmen Träumen, beschloſs er bey sich selbst, sein Schicksal auf immer mit dem ihrigen zu vereinigen. Er hielt sie für würdig, diesen Agathon glücklich zu machen, welcher zu stolz gewesen wäre, das schimmerndste Glück aus der Hand eines Königs anzunehmen. Dieser Entschluſs, der bey tausend andern eine nur sehr zweydeutige Probe der Liebe seyn würde, war in der That, nach seiner Art zu denken, der Beweis, daſs die seinige auf den höchsten Grad gestiegen war.

In einem für Danae's Absichten so günstigen Gemüthszustande befand er sich, als Hippias ihm einen Besuch machte, um sich auf eine freundschaftliche Art über die Einsamkeit zu beklagen, worin er seit der Entfernung seiner schönen Freundin lebte. Danae sollte zufrieden seyn, sagte er in scherzhaftem Tone, den liebenswürdigen Kallias für sich allein zu behalten wenn sie gegenwärtig sey: aber ihn auch in ihrer Abwesenheit der Welt zu entziehen, dieſs sey zu viel, und müsse endlich die Folge haben, die Schönen zu Smyrna zu einer allgemeinen Zusammenverschwörung gegen sie zu reitzen. Agathon beantwortete diesen Scherz in gleichem Tone. Unvermerkt wurde das Gespräch interessant, ohne daſs der Sofist eine besondere Absicht merken lieſs. Er bemühte sich seinem Freunde zu beweisen, er habe Unrecht der Gesellschaft zu entsagen, um sich mit den Dryaden von seiner Liebe zu besprechen, und die Zefyrn mit

Seufzern und Botschaften an seine Abwesende zu beladen. Er mahlte ihm die Vergnügungen vor, deren er sich beraube, und vergaſs auch das Lächerliche nicht, welches er sich durch eine so seltsame Laune in den Augen der Schönen gebe. Seiner Meinung nach, sollte ein Kallias sich an einer einzigen Eroberung, wie glänzend sie auch immer seyn möchte, nicht begnügen lassen: Er, dem seine Vorzüge das Recht gäben, seinem Ehrgeitz in dieser Sfäre keine Grenzen zu setzen, und der nur zu erscheinen brauche um zu siegen. Er bewies die Wahrheit dieser Schmeicheley mit den besondern Ansprüchen, welche einige der berühmtesten Schönheiten zu Smyrna auf ihn machten. Seinem Vorgeben nach lag es nur an Agathon, seine Eitelkeit, seine Neubegier und seinen Hang zum Vergnügen zu gleicher Zeit zu befriedigen, und auf eine so mannigfaltige Art glücklich zu seyn, als sich die verzärteltste Einbildung nur immer wünschen könne.

Agathon hatte auf alle diese schönen Vorspiegelungen nur Eine Antwort, — seine Liebe zu Danae. Der Sofist fand sie unzulänglich. Eben diese Ursachen, welche seine Liebe zu Danae hervorgebracht hatten, sollten ihn auch für die Reitzungen andrer Schönen empfindlich machen. Seiner Meinung nach, machte die Abwechselung der Gegenstände das gröſste Glück der Liebe aus. Er behauptete diesen Satz durch eine sehr lebhafte Ausführung der besondern Vergnügungen, welche mit der Besiegung einer jeden besondern Klasse von Schönen verbunden sey. Die Unwissende und die Erfahrne, die Geistreiche und die Blöde, die Schöne und die Häſsliche, die Kokette, die Spröde, die Tugendhafte, die Schwärmerin, — kurz jeder besondere Karakter beschäftige den Geschmack, die Einbildung, und sogar die Sinne (denn von dem Herzen war bey ihm die Rede nicht) auf eine eigene Weise, erfordre einen andern Plan, setze andre Schwierigkeiten entgegen, und mache auf eine andre Art glücklich. Das Ende dieser feinen Ausführung war, daſs es unbegreiflich sey, wie man so viel Vergnügen in seiner Gewalt haben, und es sich nur darum versagen könne, um die einförmigen Freuden einer einzigen, mit romanhafter Treue in gerader Linie sich fortschleppenden Leidenschaft bis auf die Hefen zu erschöpfen.

Agathon gab zu, daſs die Abwechselung, wozu ihn Hippias aufmunterte, ganz angenehm für einen müſsigen Wollüstling seyn möge, der aus dieser Art von Zeitvertreib das Geschäfte seines Lebens mache. Er behauptete aber, daſs solche Personen niemahls erfahren haben müſsten was **wahre Liebe** sey. Er überlieſs sich sodann der ganzen Schwärmerey seines Herzens, um dem Hippias eine Abschilderung von demjenigen zu machen, was er von dem ersten Anblick an bis auf diese Stunde für die schöne Danae empfunden hatte. Er beschrieb eine so wahre, so zärtliche, so vollkommene Liebe; er breitete sich mit einer so begeisterten Entzückung über die Vortrefflichkeiten seiner Freundin, über die Sympathie ihrer Seelen, und über die Wonne, die er in ihrer Liebe genieſse, aus: daſs man entweder die Bosheit eines **Hippias**, oder die freundschaftliche Hartherzigkeit eines **Mentors** haben muſste, um fähig zu seyn, ihn einem so beglückenden Irrthume zu entreiſsen.

Die Reitzungen der schönen Danae sind zu bekannt, versetzte der Sofist, und ihre Vorzüge in diesem Stücke werden sogar von ihrem eigenen Geschlechte so allgemein eingestanden, daſs **Lais** selbst — Sie, welche den Ruhm hat, daſs die edelsten Griechen und die Fürsten ausländischer Nazionen den Preis ihrer Nächte in die Wette steigern — lächerlich seyn würde, wenn sie sich einfallen lassen wollte, ihr den Vorzug der Liebenswürdigkeit streitig zu machen. Aber daſs ſie jemahls die Ehre haben würde, eine ſo ehrwürdige, ſo metafyſiſche, ſo über alles was ſich denken läſst erhabene Liebe einzuflöſsen; daſs der Macht ihrer Reitzungen noch dieses Wunder, das einzige, welches ihr noch fehlte, aufbehalten ſey; dieſs hätte ſich in der That niemand träumen laſſen können, ohne ſich ſelbst über einen ſolchen Einfall zu belachen.

Hier ging unſerm Helden, der die boshafte Vergleichung mit einer Korinthiſchen Hetäre ſchon äuſserst ärgerlich gefunden hatte, die Geduld gänzlich aus. Er ſetzte den Sofiſten, mit aller Hitze eines in dem Gegenſtande ſeiner Anbetung beleidigten Liebhabers, wegen des zweydeutigen Tons zur Rede, womit er ſich anmaſse, von einer Perſon wie Danae zu ſprechen. Aber ſein Unwille ſowohl als ſeine Verwirrung ſtieg auf den höchſten Grad, da er ſah, daſs ein ſatyrmäſsiges Gelächter die ganze Antwort des Hippias war.

Es iſt ſo leicht voraus zu ſehen, was für einen Ausgang dieſe Scene nehmen muſste, daſs wir, nach allem, was von den Abſichten des Sofiſten bereits geſagt worden iſt, den Leſer ſeiner eigenen Einbildung überlaſſen können. Ungeduldige Fragen auf der einen, Ausflüchte und ſchalkhafte Wendungen auf der andern Seite; bis sich Hippias auf vieles Zureden endlich das Geheimniſs des wahren Standes der schönen Danae, und derjenigen Anekdoten, welche wir unsern Lesern schon im vierten Kapitel des vierten Buches verrathen haben, mit einer Gewalt, welcher seine vorgebliche Freundschaft für Agathon nicht widerstehen könne, abnöthigen lieſs.

Wir haben schon bemerkt, wie viel bey Erzählung einer Begebenheit auf die Absicht des Erzählers ankomme. Danae erzählte ihre Geschichte mit der unschuldigen Absicht zu gefallen. Sie sah natürlicher Weise ihre Aufführung, ihre Schwachheiten, ihre Fehltritte selbst, in einem mildern, und (lasset uns die Wahrheit sagen) in einem wahrern Licht als die Welt; welche auf der einen Seite von allen den kleinen Umständen, die uns rechtfertigen, oder wenigstens unsre Schuld vermindern, nicht unterrichtet, und auf der andern boshaft genug ist, um ihres gröſsern Vergnügens willen das Gemählde unsrer Thorheiten mit tausend Zügen zu überladen, um welche es zwar weniger wahr, aber desto komischer wird. Unglücklicher Weise für sie erforderte die Absicht des Hippias, daſs er diese schalkhafte Kunst, eine Begebenheit ins Häſsliche zu mahlen, so weit treiben muſste, als es die Gesetze der Wahrscheinlichkeit nur immer erlauben konnten.

Unser Held glich während dieser Entdekkungen mehr einer Bildsäule oder einem Todten, als sich selbst. Kalte Schauer und fliegende Gluth fuhren wechselsweise durch seine Adern. Seine von den widerwärtigsten Leidenschaften auf einmahl bestürmte Brust athmete so langsam, daſs er in Ohnmacht gefallen wäre, wenn nicht Eine davon plötzlich die Oberhand behalten, und durch den heftigsten Ausbruch dem gepreſsten Herzen Luft gemacht hätte. Das Licht, worin ihm Hippias seine Göttin zeigte, machte mit demjenigen, worin er sie zu sehen gewohnt war, einen so beleidigenden Kontrast, der Gedanke, sich so sehr betrogen zu haben, war so unerträglich, daſs es ihm unmöglich fallen muſste, dem Sofisten Glauben beyzumessen. Der ganze Sturm, der seine Seele schwellte, brach also über den Verräther aus. Er nannte ihn einen falschen Freund, einen Verleumder, einen Nichtswürdigen — rief alle rächende Gottheiten gegen ihn auf — schwor, wofern er die Beschuldigungen, womit er die Tugend der schönen Danae zu beschmitzen sich erfrechte, nicht bis zur unbetrüglichsten Evidenz erweisen werde, ihn als ein das Sonnenlicht befleckendes Ungeheuer zu vertilgen, und ſeinen verfluchten Rumpf unbegraben den Vögeln des Himmels Preis zu geben.

Hippias ſah dieſem Sturme mit der Gelaſſenheit eines Menſchen zu, der die Gewalt der Leidenſchaften kennt; ſo ruhig, wie einer, der vom ſichern Ufer dem wilden Aufruhr der Wellen zuſieht, denen er glücklich entgangen iſt. Ein mitleidiger Blick, dem ein ſchalkhaftes Lächeln ſeinen zweydeutigen Werth vollends benahm, war alles was er dem Zorne des aufgebrachten Liebhabers entgegen ſetzte. Agathon ſtutzte darüber. Ein ſchrecklicher Zweifel warf ihn auf einmahl auf die entgegen geſetzte Seite. Rede, Grauſamer, rief er aus, rede! Beweiſe deine haſſenswürdigen Anklagen ſo klar als Sonnenſchein; oder bekenne, daſs du ein verrätheriſcher Elender biſt, und vergeh vor Scham!

Biſt du bey Sinnen, Kallias? antwortete der Sofiſt mit dieſer verruchten Gelaſſenheit, welche in ſolchen Umſtänden der triumfierenden Bosheit eigen iſt — Komm erſt zu dir ſelbſt; ſo bald du fähig ſeyn wirſt, Vernunft anzuhören, will ich reden.

Agathon ſchwieg; denn was kann derjenige ſagen, der nicht weiſs was er denken ſoll?

Wahrhaftig, fuhr Hippias fort, ich begreife nicht, was für eine Ursache du zu haben glaubst, den rasenden Ajax mit mir zu spielen. Wer redet von Beschuldigungen? Wer klagt die schöne Danae an? Ist sie vielleicht weniger liebenswürdig, weil du weder der erste bist der sie gesehen, noch der erste der sie empfindlich gefunden hat? Was für Launen sind das? Glaube mir, jeder andre als du hätte nichts weiter nöthig gehabt als sie zu sehen, um meine Nachrichten glaubwürdig zu finden. Ihr bloſser Anblick ist ein Beweis. Aber du forderst einen stärkern? Du sollst ihn haben, Kallias. Was sagtest du, wenn ich selbst einer von denen gewesen wäre, welche sich rühmen können, die schöne Danae empfindlich gesehen zu haben?

Du? rief Agathon mit einem unglaubigen Erstaunen, welches eben nicht schmeichelhaft für die Eitelkeit des Sofisten war.

Ja, Kallias, ich; ich, wie du mich hier siehest, zehn oder zwölf Jahre abgerechnet, um welche ich damahls geschickter seyn mochte, den Beyfall einer schönen Dame zu erhalten. Du glaubst vielleicht ich scherze; aber ich bin überzeugt, daſs deine Göttin selbst zu edel denkt, um dir, wenn du sie mit guter Art fragen wirst, eine Wahrheit verhalten zu wollen, von welcher ganz Smyrna zeugen könnte.

Hier fuhr der barbarische Mensch fort, ohne das geringste Mitleiden mit dem Zustande, worein er den armen Agathon durch seine Prahlereyen setzte, die genossenen Glückseligkeiten von Stück zu Stück, in einem Tone von Wahrheit und mit einer Munterkeit zu beschreiben, welche seinen Zuhörer beynahe zur Verzweiflung brachte. Es ist vorbey! fiel er endlich dem Sofisten mit einer so heftigen Bewegung in die Rede, daſs er in diesem Augenblicke mehr als ein Mensch zu seyn schien — Es ist vorbey! O Tugend, du bist gerochen! — Hippias, du hast mich unter der lächelnden Maske der Freundschaft mit einem giftigen Dolche durchbohrt — aber ich danke dir! — Deine Bosheit leistet mir einen wichtigern Dienst, als alles was deine Freundschaft für mich hätte thun können. Sie öffnet mir die Augen — zeigt mir auf einmahl in den Gegenständen meiner Hochachtung und meines Zutrauens, in dem Abgott meines Herzens und in meinem vermeinten Freunde, die verächtlichsten Gegenstände, womit jemahls meine Augen sich besudelt haben. — Götter! die Buhlerin eines Hippias! Kann etwas unter diesem untersten Grade der Entehrung seyn? — Mit dieser Apostrofe warf er den verachtungsvollesten Blick, der jemahls aus einem menschlichen Auge geblitzt hat, auf den betroffenen Sofisten, und ging davon.

4. KAPITEL.

Folgen des Vorhergehenden. Agathon entfernt sich heimlich aus Smyrna.

Die menschliche Seele ist vielleicht keines heftigern Schmerzens fähig, als derjenige ist, den Gegenstand unsrer zärtlichsten Gesinnungen verachten zu müssen. Alles was man davon sagen kann, ist zu schwach, die Feuerpein auszudrücken, die durch eine so gewaltsame Zerreiſsung in einem gefühlvollen Herzen verursacht wird. Wir wollen also lieber gestehen, daſs wir uns unvermögend finden, den Tumult der Leidenschaften, welche, in den ersten Stunden nach einer so grausamen Unterredung, in dem Gemüthe Agathons wütheten, abzuschildern, als durch eine frostige Beschreibung zu gleicher Zeit unsre Vermessenheit und unser Unvermögen zu verrathen.

Das erste was er that, so bald er seiner selbst wieder mächtiger wurde, war, daſs er alle seine Kräfte anstrengte, sich zu überreden, daſs ihn Hippias betrogen habe. War es zu viel, das Schlimmste von einem so ungeheuern Bösewicht zu denken, als dieser Sofist nunmehr in seinen Augen war? Was für eine Gültigkeit konnte ein solcher Zeuge gegen eine Danae haben? — Oder vielmehr, was für einen mächtigen Vertheidiger hattest du, schöne Danae, in dem Herzen deines Agathon! Was hätte Hyperides selbst, ob er gleich beredt genug war die Athener von der Unschuld einer Fryne zu überzeugen, stärkeres und scheinbarers zu deiner Vertheidigung sagen können, als was Agathon sich selbst sagte? Vermuthlich würde die Vernunft allein von dieser sofistischen Beredsamkeit der Liebe überwältiget worden seyn: aber die Eifersucht, welche ihr zu Hülfe kam, gab den Ausschlag. Unter allen Leidenschaften ist keine, welcher die Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche weniger kostet als dieser. In dem zweifelhaften Lichte, welches sie über seine Seele ausbreitete, wurde Vermuthung zu Wahrscheinlichkeit, und Wahrscheinlichkeit zu Gewiſsheit; nicht anders, als ob er, mit der spitzfündigen Delikatesse eines Julius Cäsars, die schöne Danae schon darum schuldig gefunden hätte, weil sie bezüchtiget wurde. Er verglich ihre eigene Erzählung mit des Hippias seiner, und glaubte nun, da das Miſstrauen sich seines Geistes einmahl bemächtiget hatte, hundert Spuren in der ersten wahrzunehmen, welche die Wahrheit der letztern bekräftigten. Hier hatte sie einem Umstand eine gekünstelte Wendung geben müssen; dort war sie (wie er sich zu erinnern glaubte) verlegen gewesen, was sie aus einem andern machen sollte, der ihr unversehens entschlüpft war. Mit einem eben so schielenden Auge durchging er ihr ganzes Betragen gegen ihn. Wie deutlich glaubte er itzt zu sehen, daſs sie, von dem ersten Augenblick an, Absichten auf ihn gehabt habe! In tausend kleinen Umständen, welche ihm damahls ganz gleichgültig gewesen waren, fand er itzt die Merkmahle einer geheimen Bedeutung. Er besann sich, er verglich und verknüpfte so lange, bis ihm nichts so glaublich vorkam, als daſs alles, was von seinem ersten Besuche bis zu seinem Übergang in ihre Dienste vorgegangen, die Folgen eines zwischen ihr und dem Sofisten abgeredeten Plans gewesen sey. Wie sehr vergiftete dieser Gedanke alles was sie für ihn gethan hatte! Wie gänzlich benahm er ihren Handlungen diese Schönheit und Grazie, die ihn so sehr bezaubert hatte! Er sah nun in diesem vermeinten Urbilde jeder idealischen Vollkommenheit nichts mehr als eine schlaue Kokette, die durch eine groſse Fertigkeit in der Kunst die Männer zu bestricken den Vortheil über seine Unschuld erhalten hatte. Wie verächtlich kamen ihm itzt diese Gunstbezeigungen vor, die ihm so kostbar gewesen waren, so lang' er sie für Ergieſsungen eines für ihn allein empfindlichen Herzens angesehen hatte! Wie verächtlich diese Freuden, die ihn in jenem glücklichen Stande der Bezauberung den Göttern gleich gemacht! Wie zürnte er itzt über sich selbst, daſs er thöricht genug habe seyn können, in ein so sichtbares, so handgreifliches Netz sich verwickeln zu lassen!

Das Bild der liebenswürdigen Psyche konnte sich ihm zu keiner ungelegnern Zeit für Danae darstellen als itzt. Aber es war natürlich, daſs es sich darstellte; und wie blendend war das Licht, worin es ihm itzt erschien! Wie wurde sie durch die verdunkelten Vorzüge ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin heraus gehoben! Himmel! wie war es möglich, daſs die Beyschläferin eines Alcibiades, eines Hippias, eines jeden andern der ihr gefiel, fähig seyn konnte, diese liebenswürdige Unschuld auszulöschen, deren keusche Umarmungen, anstatt seine Tugend in Gefahr zu setzen, ihr neues Leben, neue Stärke gegeben hatten?

Er trieb die Vergleichung so weit sie gehen konnte. Beide hatten ihn geliebt. Aber welcher Unterschied in der Art zu lieben! Welcher Unterschied zwischen dieser Nacht, (an die er sich itzt mit Abscheu erinnerte) wo Danae, nachdem sie alle ihre Reitzungen, alles was die schlaueste Verführungskunst erfinden kann, zugleich mit den magischen Kräften der Musik aufgeboten, seine Sinne zu berauschen und sein ganzes Wesen in Begierden aufzulösen, sich selbst mit zuvorkommender Güte in seine Arme geworfen hatte: — und jenen Elysischen Nächten, die ihm, an Psychens Seite, in der reinen Wonne entkörperter Geister, wie ein einziger himmlischer Augenblick, vorüber geflossen waren! — Die arme Danae! Sogar die Reitzungen ihrer Figur verloren bey dieser Vergleichung einen Vorzug, den ihnen nur das parteylichste Vorurtheil absprechen konnte. Diese Gestalt der Liebesgöttin, bey deren Anschauen seine entzückte Seele in Wollust zerflossen war, sank itzt, mit der jungfräulichen Geschmeidigkeit der jungen Psyche verglichen, in seiner gramsüchtigen Einbildung zu der üppigen Schönheit einer Bacchantin herab; der Wuth eines weintriefenden Satyrs würdiger, als der zärtlichen Entzückungen, die er sich itzt schämte, in einer unverzeihlichen Bethörung an sie verschwendet zu haben.

Ohne Zweifel werden unsre tugendhaften Leserinnen, welche den Fall unsers Helden (nicht ohne gerechten Unwillen gegen die feinen Buhlerkünste der schönen Danae) betrauert haben, von Herzen erfreut seyn, die Ehre der Tugend, und gewisser Maſsen das Interesse ihres ganzen Geschlechts, an dieser Verführerin gerochen zu sehen. Wir nehmen selbst vielen Antheil an dieser ihrer Freude; aber wir können uns doch, mit ihrer Erlaubniſs, nicht entbrechen zu sagen: daſs Agathon in der Vergleichung zwischen Danae und Psyche eine Strenge bewies, welche wir nicht allerdings billigen können, so gern wir ihn auch von einer Leidenschaft zurück kommen sehen, deren längere Dauer ihn untauglich gemacht haben würde, der Held gegenwärtiger Geschichte zu seyn.

Danae mag wegen ihrer Schwachheit gegen ihn so tadelswürdig seyn als man will, so war es doch offenbar unbillig, sie zu verurtheilen, weil sie nicht Psyche war; oder, um bestimmter zu reden, weil sie in ähnlichen Umständen sich nicht vollkommen so wie Psyche betragen hatte. Wenn Psyche unschuldiger gewesen war, so war es weniger ein Verdienst, als ein fysischer Vorzug, eine natürliche Folge ihrer groſsen Jugend und ihrer Umstände. Danae war es vermuthlich auch, als sie, mit aller Naivität eines Landmädchens von vierzehn Jahren, bey den Gastmählern zu Athen nach der Flöte tanzte, oder den Alkamenen, für die Gebühr, das Modell zu dem halb aufgeblühten Busen einer Hebe vorhielt. War es ihre Schuld, daſs sie nicht zu Delfi erzogen worden war? Oder, daſs sich die ersten Empfindungen ihres jugendlichen

Herzens für einen Alcibiades, und nicht für einen Agathon entfaltet hatten? — Psyche liebte unschuldiger; wir geben's zu: aber die Liebe bleibt doch in ihren Wirkungen allezeit sich selbst ähnlich. Sie erweitert ihre Forderungen so lange, bis sie im Besitz aller ihrer Rechte ist; und die gutherzige Unerfahrenheit ist am wenigsten im Stande, ihr diese Forderungen streitig zu machen. Es war glücklich für die Unschuld der zärtlichen Psyche, daſs ihre nächtlichen Zusammenkünfte unterbrochen wurden, ehe diese auf eine so geistige Art sinnliche Schwärmerey, worin beide Liebende so starke Schritte zu machen angefangen hatten, ihren höchsten Grad erreichte. Vielleicht noch wenige Tage, oder auch später, (wenn ihr wollt) aber desto gewisser, würden die guten Kinder, von einer unschuldigen Ergieſsung des Herzens zur andern, von einem immer noch zu schwachen Ausdruck ihrer unaussprechlichen Empfindungen zum andern, sich endlich, zu ihrer eigenen groſsen Verwunderung, da gefunden haben, wo die Natur sie erwartet hätte; und wo würde dann der wesentlichste Vorzug der Unschuld geblieben seyn? — Ein andrer Umstand, worin Psyche, glücklicher Weise für sie, den Vortheil über Danae hatte, war dieser, daſs ihr Liebhaber eben so unschuldig war als sie selbst, und bey aller seiner Zärtlichkeit nicht den Schatten eines Gedanken hegte, ihrer Tugend nachzustellen. Wissen wir, wie sie sich verhalten hätte, wenn sie auf die Probe gestellt worden wäre? Sie würde widerstanden haben, daran ist kein Zweifel: aber doch nur so lang' es ihr möglich gewesen wäre. Denn daſs sie Stärke genug gehabt hätte, ihn zu fliehen, ihn gar nicht mehr zu sehen, dieſs ist nicht zu vermuthen. Sie würde also doch endlich von den süſsen Verführungen der Liebe überschlichen worden seyn, wie weit sie auch den Augenblick ihrer Niederlage hätte zurück stellen mögen. Man kann noch einwenden: Gesetzt auch, sie würde die Probe nicht ausgehalten haben, so hätte sie doch widerstanden. Danae hingegen habe ihren Fall nicht nur voraus gesehen, und beschleunigt; sondern er sey sogar das Werk ihrer eigenen Veranstaltung gewesen; und wenn sie ihn aufgeschoben habe, so sey es allein zum Vortheil ihrer Liebe und ihres Vergnügens, nicht aus Tugend, geschehen. Alles dieſs ist nicht zu läugnen. Allein vorausgesetzt, daſs sie sich endlich doch ergeben haben würde, (welches auf eine oder die andere Art doch allemahl der stillschweigende Vorsatz einer jeden ist, die sich in eine Liebesangelegenheit wagt) wozu würde ein langwieriger eigensinniger Widerstand gedient haben, als sich selbst und ihrem Liebhaber unnöthige Qualen zu verursachen? Und glauben wir etwann, daſs sie sich keine Gewalt habe anthun müssen, einen Liebhaber, dessen auſserordentlicher Werth die Heftigkeit ihrer Neigung so gut rechtfertigte, so lange schmachten zu lassen? Oder daſs die Selbstverläugnung, welche hierzu erfordert wurde, einer Person, deren Einbildungskraft mit den Vergnügungen der Liebe schon so bekannt war, nicht zum wenigsten eben so viel gekostet habe, als einer noch Unerfahrenen der ernstlichste Widerstand?

Wir sagen dieſs alles nicht, um die schöne Danae zu rechtfertigen, sondern nur, zu zeigen, daſs Agathon in der Hitze des Affekts zu streng' über sie geurtheilet habe. Es war unbillig, ihr eine Gütigkeit zum Verbrechen zu machen, welche ihn eben so glücklich gemacht hatte, als er elend gewesen seyn würde, wenn sie schlechterdings darauf beharret wäre, die heftige Leidenschaft, von welcher er verzehrt wurde, bloſs durch die ruhigen Gesinnungen der Freundschaft erwiedern zu wollen. Allein das Vorurtheil, von welchem er nun eingenommen war, machte ihn unfähig ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Gedanke, daſs sie einen Hippias eben so begünstiget habe als ihn, machte ihm alles verdächtig, was ihn hätte überzeugen können, daſs er wenigstens der erste gewesen sey, der ihr Herz wahrhaftig gerührt habe. Kurz, er sah nun nichts in ihr als eine Buhlerin, welche, in dem Lichte worin sie ihm itzt erschien, vor den übrigen ihrer Klasse keinen andern Vorzug hatte, als daſs sie gefährlicher war.

Indessen konnte sein Unwille gegen sie nicht so heftig seyn, ohne sich gegen sich selbst zu kehren. Die Vorstellung, daſs er die Stelle eines Hippias, eines Hyacinths, bey ihr vertreten habe, machte ihn in seinen eigenen Augen zum verächtlichsten Sklaven. Er schämte sich vor seinem ehmahligen besseren Selbst, wenn er an die Rechenschaft dachte, welche er sich von seinem Aufenthalt zu Smyrna schuldig sey. Würde er, sogar wenn Danae wirklich diejenige gewesen wäre, wofür er sie in der Trunkenheit der Leidenschaft gehalten hatte, vor dem Gerichtsstuhl der Tugend haben bestehen können? Was wollte er denn nun antworten, da er sich selbst anklagen muſste, eine so lange Zeit, ohne irgend eine lobenswürdige That, verloren für seinen Geist, verloren für die Tugend, verloren für sein eigenes und das allgemeine Beste, in unthätigem Müſsiggang, und, was noch schlimmer war, in der verächtlichen Bestrebung den wollüstigen Begierden einer Danae zu fröhnen, unrühmlich verschwendet zu haben? Er trieb die Vorwürfe, die er bey diesen gelbsüchtigen Vorstellungen sich selbst machte, so weit, als sie der Affekt einer allzu feurigen, aber mit angeborner Liebe zur Tugend durchdrungenen Seele nur immer treiben kann; und die Schmerzen, wovon sein Gemüth dadurch zerrissen wurde, waren unaussprechlich.

Das Miſsvergnügen über uns selbst ist (wie wir schon bemerkt haben) ein allzu schmerzhafter Zustand, als daſs ihn die Seele lang' ertragen könnte. Die Selbstliebe beut alle ihre Kräfte auf, um sich Linderung zu verschaffen. Und, bedenken wir, wie wenig Gutes ein anhaltendes Gefühl von Scham und Verachtung seiner selbst schaffen kann, und wie schädlich im Gegentheil Gram und Kleinmuth der wiederkehrenden Tugend seyn müssen: so haben wir vielleicht Ursache, die Geschäftigkeit der Eigenliebe, uns gegen uns selbst zu entschuldigen, für eine von den nöthigsten Springfedern unsrer Seele, in diesem Stande des Irrthums und der Leidenschaften worin sie sich in gegenwärtigem Leben befindet, anzusehen. Die Reue ist zu nichts gut, als uns einen tiefen Eindruck von der Häſslichkeit eines thörichten oder unsittlichen Verhaltens, dessen wir uns schuldig gemacht haben, zu geben. Hat sie diese Wirkung gethan, so soll sie aufhören. Ihre Dauer würde uns nur die Kräfte benehmen, uns in einen bessern Zustand empor zu arbeiten, und dadurch eben so schädlich werden, als eine allzu groſse Furcht, die uns dem Übel nur desto gewisser ausliefert, welchem wir behutsam entfliehen, oder muthig widerstehen sollten.

Agathon hatte desto mehr Ursache, diesen wohlthätigen Eingebungen der Eigenliebe Gehör zu geben, da ihn seine fast immer gar zu warme Einbildungskraft seine Vergehungen und den Gegenstand derselben wirklich in einem häſslichern Lichte gezeigt hatte, als die gelassene Vernunft gethan haben würde. Durch eine natürliche Folge brachte die Begierde, sich selbst vor seinen eigenen Augen zu rechtfertigen, ihn unvermerkt dahin, auch der schönen Danae etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Es war schwer, sehr schwer, (würde ein Sokrates gesagt haben) den Reitzungen eines so schönen Gegenstandes, den Verführungen so vieler vereinigter Zauberkräfte zu widerstehen. Die Flucht war das einzige sichere Rettungsmittel. Freylich war es beynahe gleich schwer, zu fliehen oder zu widerstehen: aber das Vermögen zum Fliehen war, wenigstens Anfangs, in deiner Gewalt; und es war unvorsichtig an dir, nicht zu denken, daſs eine Zeit kommen würde, da du keine Kräfte zum Fliehen mehr haben würdest.“ — So möchte derjenige gesprochen haben, der den Kritobulos, weil er den schönen Sohn des Alcibiades geküſst hatte, einen Wagehals nannte, 1) und dem jungen Xenofon rieth, vor einem schönen Gesichte so behende wie vor einer Schlange davon zu laufen. Allein so bescheiden und aufrichtig klang die Sprache der Eigenliebe nicht. Es war unmöglich (sagte sie) so mächtigen Reitzungen zu widerstehen; es war unmöglich zu entfliehen. Sie nahm die ganze Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft zu Hülfe, ihm die Wahrheit dieser tröstlichen Versicherungen zu beweisen: und wenn sie es nicht so weit brachte, ein gewisses innerliches Gefühl, welches ihr widersprach (und welches vielleicht das gewisseste Merkmahl der Freyheit unsers Willens ist) gänzlich zu betäuben; so gelang es ihr doch unvermerkt, den Gram aus seinem Gemüthe zu verbannen, und dieses sanfte Licht wieder darin auszubreiten, worin wir ordentlicher Weise alles, was zu uns selbst gehört, zu sehen gewohnt sind.

Indessen gewann Danae wenig bey dieser ruhigern Verfassung seines Herzens. Ihre Vollkommenheiten rechtfertigten zwar die hohe Meinung, die er von ihrem Karakter gefasset hatte, und beides die Gröſse seiner Leidenschaft. Er vergab sich selbst, sie so sehr geliebt zu haben, so lang' er die Schönheit ihrer Seele für eben so ungemein gehalten hatte, als es die Reitzungen ihrer Person waren. Aber sie verlor mit dem Recht an seine Hochachtung alle Gewalt über sein Herz. Der Entschluſs sie zu verlassen war die natürliche Folge davon; und dieser kostete ihm, da er ihn faſste, auch nicht einen Seufzer; so tief war die Verachtung, wovon er sich gegen sie durchdrungen fühlte. Die Erinnerung dessen, was er gewesen war, das Gefühl dessen, was er wieder seyn könne so bald er wolle, machte ihm den Gedanken unerträglich, nur einen Augenblick länger der Sklave einer andern Circe zu seyn, die durch eine schändlichere Verwandlung, als irgend eine welche die Gefährten des Ulysses erdulden muſsten, den Helden der Tugend in einen müſsigen Wollüstling verwandelt hatte.

Bey so bewandten Umständen war es nicht rathsam ihre Wiederkunft zu erwarten, welche, nach ihrem Berichte, längstens in dreyen Tagen erfolgen sollte. Denn sie hatte keinen Tag vorbey gehen lassen, ohne ihm zu schreiben; und die Nothwendigkeit, ihr eben so regelmäſsig zu antworten, setzte ihn, nach der groſsen Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgegangen, in eine desto gröſsere Verlegenheit, da er zu aufrichtig und zu lebhaft war, Empfindungen vorzugeben, die sein Herz verläugnete. Seine Briefchen wurden dadurch so kurz und verriethen so vielen Zwang, daſs Danae auf einen Gedanken kommen muſste, der zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber doch der natürlichste war, der ihr einfallen konnte. Sie vermuthete, ihre Abwesenheit könnte eine von den Schönen zu

Smyrna verwegen genug gemacht haben, ihr einen so beneidenswürdigen Liebhaber entführen zu wollen. Wenn ihr Stolz zu einem so vermessenen Vorhaben lächelte; so liebte sie doch zu zärtlich, um so ruhig dabey zu seyn, als man aus der muntern Art, womit sie über seine Erkältung scherzte, hätte schlieſsen sollen. Gleichwohl behielt das Bewuſstseyn ihrer Vorzüge die Oberhand, und lieſs ihr keinen Zweifel, daſs ihre Gegenwart alle Eindrücke, welche eine Nebenbuhlerin auf die Oberfläche seines Herzens gemacht haben könnte, wieder auslöschen würde. Und wenn sie dessen auch weniger gewiſs gewesen wäre, so war sie doch zu klug, ihn merken zu lassen, daſs sie ein Miſstrauen in sein Herz setze, oder fähig sey, ihm jemahls durch eine grillenhafte Eifersucht beschwerlich zu fallen. Bey allem dem beschleunigte dieser Umstand ihre Zurückkunft, und vermuthlich würde sie ihren Ungetreuen noch zu rechter Zeit überrascht haben, wenn ihm der Schutzgeist seiner Tugend die Nothwendigkeit der schleunigsten Flucht nicht so dringend vorgestellet hätte, daſs er sich, so bald der Bote der Danae abgefertigt war, nach dem Hafen begab, um ein Fahrzeug zu miethen, welches ihn noch an dem nehmlichen Tage von Smyrna entfernen sollte.

5. KAPITEL.

Eine kleine Abschweifung.

Unsere Leser, wenn sie diese Geschichte mit etwas weniger Flüchtigkeit als einen efemerischen Roman zu lesen würdigen, werden vielleicht bemerkt haben, daſs die Wiederherstellung unsers Helden aus einem Zustande, worin er diesen Nahmen allerdings nicht verdient, eigentlich weder seiner Vernunft noch seiner Liebe zur Tugend zuzuschreiben sey. Bey aller guten Meinung, welche wir von beiden hegen, müssen wir gestehen, daſs Agathon, wenn es auf sie allein angekommen wäre, noch lange in den Fesseln der schönen Danae hätte liegen können. Ja wir haben Ursache zu glauben, daſs jene gefällig genug gewesen wäre, durch tausend schöne Vorspiegelungen und Schlüsse diese nach und nach gänzlich einzuschläfern, oder vielleicht gar zu einem gütlichen Vergleich mit der Wollust, ihrer natürlichen und gefährlichsten Feindin, zu bewegen. Wir läugnen hiermit nicht, daſs auch sie das ihrige zur Befreyung unsers Freundes beygetragen haben. Indessen ist doch gewiſs, daſs Eifersucht und beleidigte Eigenliebe das meiste dabey thaten, und daſs also, ohne die wohlthätigen Einflüsse zweyer so verschriener Leidenschaften, der ehmahls so weise, so tugendhafte Agathon ein glorreich angefangenes Leben, allem Anschein nach, zu Smyrna unter den Rosen der Venus unrühmlich hinweg getändelt haben würde.

Wir wollen durch diese Bemerkung dem groſsen Haufen der Moralisten eben nicht zugemuthet haben, die Vorurtheile gegen die Leidenschaften fahren zu lassen, welche sie von ihren Vorgängern, und diese (wenn wir bis zur Quelle hinauf steigen wollen) von den Einsamen, womit die Morgenländer jederzeit angefüllt gewesen sind, durch eine dem Fortgange der gesunden Vernunft nicht sehr günstige Überlieferung, geerbt zu haben scheinen. Hingegen würde uns sehr erfreulich seyn, wenn die gegenwärtige Geschichte die glückliche Veranlassung geben könnte, irgend einen von den echten Weisen unserer Zeit aufzumuntern, mit der Fackel des Genies in gewisse dunkle Gegenden der Moralfilosofie einzudringen, welche, zu beträchtlichem Abbruch des allgemeinen Besten, noch manches Jahrtausend unbekanntes Land bleiben werden, wenn es auf die vortrefflichen Leute ankommen sollte, durch deren unermüdeten Eifer seit geraumen Jahren die Deutschen Pressen unter einem in alle mögliche Formen gegossenen Mischmasch unbestimmter und nicht selten willkührlicher

Begriffe, schwärmerischer Empfindungen, andächtiger Wortspiele, grotesker Karakter, und schwülstiger Deklamazionen zu seufzen gezwungen werden. Diejenigen, welche unsern wohl gemeinten Wunsch zu erfüllen geschickt sind, haben nicht vonnöthen daſs wir uns darüber deutlicher erklären, oder ihnen den Weg zur Entdeckung dieser moralischen *Terra incognita* genauer andeuten, als es hier und da in der gegenwärtigen Geschichte geschehen ist. Wir lassen es also bey diesem kleinen Winke bewenden, und begnügen uns, da wir nunmehr, allem Ansehen nach, unsern Helden aus der gröſsten der Gefahren, worin seine Tugend jemahls geschwebt hat, oder künftig gerathen mag, glücklich heraus geführt haben, einige Betrachtungen anzustellen.

Doch was für Betrachtungen könnten wir anstellen, daſs nicht diejenigen, welche Agathon selbst (so bald er Muſse dazu hatte) über seine Abenteuer machte, um so viel natürlicher und interessanter seyn sollten, da er sich wirklich in dem Falle befand, in welchen wir uns erst durch Hülfe der Einbildungskraft setzen müſsten, und die Gedanken sich ihm freywillig darboten, ja wohl wider Willen aufdrangen, welche wir erst aufsuchen muſsten?

Wir wollen also warten, bis er sich in der Gemüthsverfassung befinden wird, worin die sich selbst wieder gegebene Seele aufgelegt ist, das Vergangene mit prüfendem Auge zu übersehen. Nur mög' es uns erlaubt seyn, eh' wir unsre Erzählung fortsetzen, zum Besten unsrer jungen Leser einige Anmerkungen zu machen, für welche wir keinen schicklichern Platz wissen, und welche diejenigen, die, wie Schach Baham, keine Liebhaber vom Moralisieren sind, füglich überschlagen, oder sich indessen die Zeit vertreiben können — womit sie wollen.

Was würdet ihr also dazu sagen, meine gefühlvollen jungen Freunde, wenn ich euch, mit der Miene eines gedungnen Sittenlehrers, in geometrischer Methode beweisen würde, daſs ihr zu einer vollkommnen Unempfindlichkeit gegen diese liebenswürdigen Geschöpfe verbunden seyed, für welche eure Augen, euer Herz, und eure Einbildungskraft sich vereinigen euch einen Hang einzuflöſsen, der, so lang' er in einem unbestimmten Gefühl besteht, euch immer beunruhiget, und so bald er einen besondern Gegenstand bekommt, die Seele aller eurer übrigen Triebe wird?

Daſs wir einen solchen Beweis führen könnten, und (was noch ein wenig grausamer ist) daſs wir euch die Verbindlichkeit aufdringen könnten, keines dieser anmuthsvollen Geschöpfe, so vollkommen es immer in euern bezauberten Augen seyn möchte, eher zu lieben, bis es euch befohlen wird, daſs ihr sie lieben sollt, — ist eine Sache, die euch nicht unbekannt seyn kann. Aber eben deſswegen, weil es so oft bewiesen wird, können wir es als etwas ausgemachtes voraussetzen; und uns däucht, die Frage ist nun allein, wie es anzufangen sey, um euer ungelehriges Herz mit einer Pflicht auszusöhnen, gegen welche ihr tausend wichtige Einwendungen zu machen glaubt, wenn ihr uns am Ende doch nichts anders gesagt habt, als ihr habet keine Lust sie auszuüben.

Die Auflösung dieser Frage däucht uns eine von den Schwierigkeiten zu seyn, worin uns die Moralisten mit einer Gleichgültigkeit stecken lassen, welche desto grausamer ist, da wohl wenige unter ihnen sind, die nicht auf eine oder die andere Art erfahren haben sollten, daſs es nicht so leicht sey, einen Feind zu schlagen, als zu beweisen, daſs er geschlagen werden sollte. Wir schmeicheln uns keineswegs, das sicherste, kräftigste und ausführbarste Mittel, eine mit so vielen Schwierigkeiten umringte Sache zu bewerkstelligen, gefunden zu haben. Inzwischen erkühnen wir uns, euch vor der Hand (bessern Vorschlägen unnachtheilig) einen Rath zu geben, der zwar weder allgemein noch ohne alle Ungelegenheiten ist, aber doch, alles wohl überlegt, bis zu Erfindung eines bessern, in mehr als Einer Absicht von gutem Nutzen seyn könnte.

Wir setzen hierbey zwey gleich gewisse Erfahrungssätze voraus. Der erste ist: daſs die meisten jungen Leute (und vielleicht auch ein guter Theil der alten) entweder zur Zärtlichkeit, oder wenigstens zur Liebe, im populären Sinn dieses Wortes, einen stärkern Hang als zu irgend einer andern natürlichen Leidenschaft haben. Der andere: daſs Sokrates, in der Stelle, deren in dem vorigen Kapitel erwähnt worden, die schädlichen Folgen der Liebe, in so fern sie eine heftige Leidenschaft für irgend einen einzelnen Gegenstand ist, (denn von dieser Art von Liebe ist hier allein die Rede) nicht höher getrieben habe, als die tägliche Erfahrung beweiset. „Du Unglückseliger, sprach er zu dem jungen Xenofon, (welcher nicht begreifen konnte, daſs es eine so gefährliche Sache sey, einen schönen Knaben, oder, nach unsern Sitten zu sprechen, ein schönes Mädchen zu küssen, und leichtsinnig genug war zu bekennen, daſs er sich alle Augenblicke getraute dieses halsbrechende Abenteuer zu wagen) was meinst du, daſs die Folgen eines solchen Kusses seyn würden?

Glaubst du, du würdest deine Freyheit behalten, oder nicht vielmehr ein Sklave dessen werden, was du liebest? Wirst du nicht vielen Aufwand auf schädliche Wollüste machen? Meinst du, es werde dir viel Muſse übrig bleiben, dich um irgend etwas Groſses und Nützliches zu bekümmern? oder du werdest nicht vielmehr gezwungen seyn, deine Zeit auf Beschäftigungen zu wenden, deren sich sogar ein Unsinniger schämen würde?" — Man kann die Folgen dieser Art von Liebe, in so wenigen Worten nicht vollständiger beschreiben. Was hälf' es uns, meine Freunde, wenn wir uns selbst betrügen wollten? Sogar die unschuldigste Liebe, diejenige, welche in jungen enthusiastischen Seelen so schön mit der Tugend zusammen zu stimmen scheint, führt ein schleichendes Gift bey sich, dessen Wirkungen nur desto gefährlicher sind, weil es langsam und durch unmerkliche Grade wirkt. Was ist also zu thun?

Der Rath des alten Kato, 2) oder der, welchen Lukrez nach den Grundsätzen seiner Sekte giebt, 3) ist, in jeder Betrachtung, weit schlimmer als das Übel selbst, dem dadurch abgeholfen werden soll. Sogar die Grundsätze und das eigne Beyspiel des weisen Sokrates sind in diesem Stücke nur unter gewissen Umständen thulich; und (wenn wir nach unsrer Überzeugung reden sollen) wir wünschten, aus wahrer Wohlmeinenheit gegen das Beste der Menschheit, nichts weniger, als daſs es jemahls einem Sokrates gelingen möchte, den Amor völlig zu entgöttern, ihn seiner Schwingen zu berauben, und aus der Liebe eine bloſse regelmäſsige Stillung eines fysischen Bedürfnisses zu machen. Der Dienst, welcher der Welt dadurch geleistet würde, müſste nothwendig einen Theil der schlimmen Folgen haben, welche auf eine allgemeine Unterdrückung der Leidenschaften in der menschlichen Gesellschaft erscheinen würden. Hier ist also unser Rath!

„Meine jungen Freunde, Ägisthos machte sich bloſs deſswegen ein Geschäfte daraus, die schöne Klytämnestra zu verführen, weil er weder Verstand noch Muth genug hatte etwas Löbliches zu thun. Beschäftigt euch, meine Freunde! Müſsiggang ist euer gefährlichster Feind. Beschäftigt euch mit den Vorbereitungen zu eurer Bestimmung, oder mit ihrer wirklichen Erfüllung. Bewerbet euch um die Verdienste, von denen die Hochachtung der Vernünftigen und der Nachwelt die Belohnung ist, und um die Tugend, welche allein den innerlichen Wohlstand unsers Wesens ausmacht.“

Haltet ein, Herr Sittenlehrer, rufet ihr; dieſs ist's nicht, was wir von euch hören wollten. Alles das hat uns Claville besser gesagt, als ihr es könntet, und Abbt besser als Claville. Euer Mittel gegen die Liebe?

„Mittel gegen die Liebe? Davor behüte uns der Himmel! — oder, wenn ihr dergleichen wollt, so findet ihr sie bey allen moralischen Quacksalbern, und — in allen Apotheken. Unser Rath geht gerade auf das Gegentheil. Wenn ihr ja lieben wollt oder müſst, nun, so kommt alles, glaubet mir, auf den Gegenstand an. Findet ihr eine Aspasia, eine Leontion, eine Ninon, so bewerbet euch, wenn ihr könnt, um ihre Freundschaft. Die Vortheile, die ihr daraus für euern Kopf, für euern Geschmack, für eure Sitten — ja, meine Herren, für eure Sitten — und selbst für die Pflichten eurer Bestimmung, von einer solchen Verbindung ziehen werdet, werden euch für die Mühe belohnen." — Gut! Aspasien! Ninons! wo sollen wir diese aufsuchen? — „Auch rath' ich euch nicht sie zu suchen; die Rede ist nur von dem Falle, wenn ihr sie fändet." — Aber, wenn wir keine finden? — „So suchet die vernünftigste, tugendhafteste und liebenswürdigste Frau auf, die ihr finden könnet. Hier erlauben wir euch zu suchen, nur nicht (um euch einen Umweg zu ersparen) unter den schönsten. Ist sie liebenswürdig, so wird sie euch desto stärker einnehmen; ist sie tugendhaft, so wird sie euch nicht verführen; ist sie klug, so wird sie sich von euch nicht verführen lassen. Ihr könnet sie also ohne Gefahr lieben." — Aber dabey finden wir unsre Rechnung nicht; die Frage ist, wie wir es anstellen sollen, um von ihr wieder geliebt zu werden. — „Allerdings; dieſs wird eben die Kunst seyn! Ich wehre euch nicht, den Versuch zu machen; und ich stehe euch dafür, wenn sie und ihr jedes das Seinige thut, so werdet ihr euern Roman zehn Jahre durch ohne sonderlichen Schaden fortführen, und, wofern ihr euch nicht etwann einfallen laſst, ihn in eben so viel Bänden heraus zu geben, so wird die Welt wenig dagegen zu erinnern haben."

6. KAPITEL.

Agathon wird von einem Rückfall bedroht. Ein unverhoffter Zufall bestimmt seine Entſchlieſsung.

Wir kommen zu unserm Helden zurück, den wir zu Ende des vierten Kapitels auf dem Wege nach dem Hafen von Smyrna verlassen haben.

Man konnte nicht entschlossener seyn, als er war, das erste Fahrzeug, das zum Auslaufen fertig liegen würde, zu besteigen, und hätte es ihn auch zu den Antipoden führen sollen. Allein — so groſs ist die Schwäche des menschlichen Herzens! — da er angelanget war, und eine Menge von Schiffen vor den Augen hatte, welche nur auf das Zeichen den Anker zu heben warteten: so hätte wenig gefehlt, daſs er wieder umgekehrt wäre, um, anstatt vor der schönen Danae zu fliehen, ihr mit aller Sehnsucht eines entflammten Liebhabers in die Arme zu fliegen.

Wir wollen billig seyn! — Eine Danae verdiente wohl, daſs ihm der Entschluſs, sie zu verlassen, mehr als einen flüchtigen Seufzer kostete; und es war sehr natürlich, daſs er, im Begriff seinen tugendhaften Vorsatz ins Werk zu setzen, einen Blick ins Vergangene zurück warf, und sich diese Glückseligkeiten lebhafter vorstellte, denen er nun freywillig entsagen wollte, um sich von neuem, als ein im Ocean der Welt herum treibender Verbannter, den Zufällen einer ungewissen Zukunft auszusetzen.

Dieser letzte Gedanke machte ihn stutzen; aber er wurde bald von andern Vorstellungen verdrängt, die ein Herz wie das seinige weit stärker rühren muſsten, als alles was ihn allein und unmittelbar anging. Er setzte sich an die Stelle der Danae. Er mahlte sich ihren Schmerz vor, wenn sie bey ihrer Wiederkunft seine Flucht erfahren würde. Sie hatte ihn so zärtlich geliebt! Alles Böse, was ihm Hippias von ihr gesagt, alles was er selbst hinzu gedacht hatte, konnte in diesem Augenblicke die Stimme des Gefühls nicht übertäuben, welches ihn überzeugte, daſs er wahrhaftig geliebt worden war. Wenn die Gröſse unsrer Liebe das natürliche Maſs unsrer Schmerzen über den Verlust des Geliebten ist, wie unglücklich muſste Danae werden! Das Mitleiden, welches diese Vorstellung in ihm erregte, machte sie wieder zu einem interessanten Gegenstande für sein Herz. Ihr Bild stellte sich ihm wieder mit allen den Reitzungen dar, deren Zaubergewalt er so oft erfahren hatte. Was für Erinnerungen! Er konnte sich nicht erwehren, ihnen etliche Augenblicke nachzuhängen; und mit jedem fühlte er weniger Kraft, sich wieder davon los zu reiſsen. Seine schon halb überwundene Seele widerstand noch, aber immer schwächer. Amor, um desto gewisser zu siegen, verbarg sich unter die rührende Gestalt des Mitleidens, der Groſsmuth, der Dankbarkeit. — Wie? er sollte eine so inbrünstige Liebe mit so schnödem Undank erwiedern? einer Geliebten, in dem Augenblicke, da sie in die getreuen Arme eines Freundes zurück zu eilen glaubt, einen Dolch in diesen Busen stoſsen, welcher sich, von Zärtlichkeit überwallend, an den seinigen drücken will? sie verlassen, sich heimlich von ihr wegstehlen? Würde sie den Tod von seiner Hand, in Vergleichung mit einer solchen Grausamkeit, nicht als eine Wohlthat angenommen haben? So würde ihm zu Muthe gewesen seyn, wenn er sich an ihren Platz setzte; und dieſs thut die Leidenschaft allezeit — wenn sie ihren Vortheil dabey findet.

Allen diesen zärtlichen Bildern stellte sein gefaſster Entschluſs zwar die Gründe, welche wir kennen, entgegen: aber diese Gründe hatten von dem Augenblicke an, da sich sein Herz wieder auf die Seite der schönen Feindin seiner Tugend neigte, die Hälfte von ihrer Stärke verloren. Die Gefahr war dringend: jede Minute entscheidend. Denn die Wiederkunft der Danae war ungewiſs; und es ist nicht zu zweifeln, daſs sie, wofern sie noch zu rechter Zeit angelangt wäre, Mittel gefunden hätte, alle die widrigen Eindrücke der Verrätherey des Sofisten aus einem Herzen auszulöschen, welches so viel Vortheil dabey hatte sie unschuldig zu finden.

Ein glücklicher Zufall — Doch, warum wollen wir dem Zufall zuschreiben, was uns beweisen sollte, daſs eine unsichtbare Macht ist, welche sich immer bereit zeigt, der sinkenden Tugend die Hand zu reichen? — Eine wohlthätige Schickung also, fügte es, daſs Agathon in diesem zweifelhaften Augenblick, unter dem Gedränge der Fremden, welche die Handelschaft von allen Weltgegenden her nach Smyrna führte, einen Mann erblickte, den er zu Athen vertraulich gekannt und durch beträchtliche Dienstleistungen sich zu verbinden Gelegenheit gehabt hatte. Es war ein Kaufmann von Syrakus, der mit den Geschicklichkeiten seiner Profession einen rechtschaffenen Karakter, und (was bey den Griechen weniger selten war als bey uns) mit beiden die Liebe der Musen verband; eine Eigenschaft, welche ihn dem Agathon desto angenehmer, so wie sie ihn desto fähiger gemacht hatte, den Werth Agathons zu schätzen. Der Syrakuser bezeigte die lebhafteste Freude über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und bot unserm Helden seine

Dienste mit derjenigen Art an, welche beweist, daſs man begierig ist sie angenommen zu sehen; denn Agathons Verbannung von Athen war eine zu bekannte Sache, als daſs sie in irgend einem Theile von Griechenland hätte unbekannt seyn können.

Nach einigen Fragen und Gegenfragen, wie sie unter Freunden gewöhnlich sind, die sich nach einer geraumen Trennung unvermuthet zusammen finden, berichtete ihm der Kaufmann als eine Neuigkeit, welche die Aufmerksamkeit aller Europäischen Griechen beschäftigte, die auſserordentliche Gunst, worin Plato bey dem jüngern Dionysius zu Syrakus stehe; die filosofische Bekehrung dieses Prinzen, und die groſsen Erwartungen, mit welchen Sicilien den glückseligen Zeiten entgegen sehe, die eine so wundervolle Veränderung verspreche. Er endigte damit, daſs er den Agathon einlud, wofern ihn nichts wichtigeres in Smyrna zurück hielte, ihn nach Syrakus zu begleiten, welches im Begriff sey, ein Sammelplatz der Weisesten und Tugendhaftesten zu werden; und dabey meldete er ihm, daſs sein Schiff bereit sey noch diesen Abend abzusegeln.

Ein Funke, der in eine Pulvermine fallt, richtet keine plötzlichere Entzündung an, als die Revoluzion war, die bey dieser Nachricht in unserm Helden vorging. Seine ganze Seele loderte, wenn wir so sagen können, in einen einzigen Gedanken auf. Aber was für ein Gedanke war das! — Plato, ein Freund des Dionysius! — Dionysius, berüchtiget durch die ausschweifendste Lebensart, in welche sich eine durch unumschränkte Gewalt übermüthig gemachte Jugend dahin stürzen kann, Dionysius der Tyrann, ein Liebhaber der Filosofie, ein Lehrling der Tugend! — Und Agathon sollte die Blüthe seines Lebens in müſsiger Wollust verderben lassen? Sollte nicht eilen, dem göttlichen Weisen, dessen erhabene Lehren er zu Athen so rühmlich auszuüben angefangen hatte, das glorreiche Werk vollenden zu helfen, einen zügellosen Tyrannen in einen guten Fürsten zu verwandeln, und die Glückseligkeit einer ganzen Nazion zu befestigen? — Was für Arbeiten! was für Aussichten für eine Seele wie die seinige! Sein ganzes Herz wallte ihnen entgegen. Er fühlte wieder, daſs er Agathon war; fühlte diese moralische Lebenskraft wieder, die uns Muth und Begierden giebt, uns zu einer edeln Bestimmung geboren zu glauben, und diese Achtung für sich selbst, welche eine von den stärksten Schwingfedern der Tugend ist. Nun bedurfte es keines Kampfes, keiner gewaltsamen Anstrengung mehr, sich von Danae los zu reiſsen, um mit allem Feuer eines Liebhabers, der nach einer langen Trennung zu seiner Geliebten zurück eilt, sich wieder in die Arme der Tugend zu werfen. Sein Freund von Syrakus hatte keine Überredungen vonnöthen; Agathon nahm sein Anerbieten mit der lebhaftesten Freude an. Da er von allen Geschenken, womit ihn die freygebige Danae überhäuft hatte, nichts behalten wollte, als was zu den nöthigsten Bedürfnissen seiner Reise unentbehrlich war, so brauchte er wenig Zeit, um reisefertig zu seyn. Die günstigsten Winde schwellten die Segel, welche ihn aus dem verderblichen Smyrna entfernten; und so herrlich war der Triumf, den die Tugend in dieser glücklichen Stunde über ihre Gegnerin erhielt, daſs er die anmuthsvollen Asiatischen Ufer aus seinen Augen verschwinden sah, ohne den Abschied, den er auf ewig von ihnen nahm, nur mit einer Thräne zu zieren.

„So? — Und was wurde nun (hören wir irgend eine junge Schöne fragen, der ihr Herz sagt, daſs sie es der Tugend nicht verzeihen würde, wenn sie ihr ihren Liebhaber so unbarmherzig entführen wollte) — was wurde nun aus der armen Danae?“ — Ach! von dieser war itzt die Rede nicht mehr? — „Und der tugendhafte Agathon bekümmerte sich so wenig darum, ob seine Untreue ein Herz, welches ihn glücklich gemacht hatte, in Stücken brechen werde oder nicht?“ — Aber, meine schöne Freundin, was hätte er thun sollen, nachdem er nun einmahl entschlossen war? Um nach Syrakus zu gehen, muſste er Smyrna verlassen; und nach Syrakus muſste er doch gehen, wenn Sie alle Umstände unparteyisch in Betrachtung ziehen. Oder wollten Sie lieber, daſs ein Agathon sein ganzes Leben am Busen der zärtlichen Danae hätte hinweg buhlen sollen? Und sie nach Syrakus mitzunehmen, war aus mehr als Einer Ursache nicht zu rathen, gesetzt auch, daſs sie um seinetwillen Smyrna hätte verlassen wollen. Oder meinen Sie vielleicht, er hätte warten und erst die Einwilligung seiner Freundin zu erhalten suchen sollen? Dieſs wäre alles gewesen was er hätte thun können, wenn er die Absicht gehabt hätte, da zu bleiben. Alles wohl überlegt, konnte er also, däucht uns, weder mehr noch weniger thun als er that. Er hinterlieſs ein Briefchen, worin er ihr sein Vorhaben mit einer Aufrichtigkeit entdeckte, welche zugleich die Rechtfertigung desselben ausmacht. Er spottete ihrer nicht durch Liebesversicherungen, welche der Widerspruch mit seinem Betragen beleidigend gemacht hätte; hingegen erinnerte er sich dessen, was sie um ihn verdient hatte, zu wohl, um sie durch Vorwürfe zu kränken. Gleichwohl entwischte ihm beym Schluſs ein Ausdruck, den er vermuthlich groſsmüthig genug gewesen wäre wieder auszulöschen, wenn er Zeit gehabt hätte sich zu bedenken. Denn er endigte sein Briefchen damit, daſs er ihr sagte: „Er hoffe, die Hälfte der Stärke des Gemüths, womit sie den Verlust eines Alcibiades ertragen und den Armen eines Hyacinths sich entrissen habe, werde mehr als hinlänglich seyn, ihr seine Entfernung in kurzem gleichgültig zu machen. Wie leicht (setzte er hinzu) kann Danae einen Liebhaber missen, da es nur von ihr abhängt, mit einem einzigen Blicke so viele Sklaven zu machen, als sie haben will!“ — Dieſs war allerdings ein wenig grausam! Aber die Gemüthsverfassung, worin er sich damahls befand, war nicht ruhig genug, um ihn fühlen zu lassen, wieviel er damit sagte.

Und so endigte sich denn die Liebesgeschichte des Agathon und der schönen Danae. — Und so, holde Leserinnen, so haben sich noch alle Liebesgeschichten geendigt, und so werden sich auch künftig alle endigen, welche — so angefangen haben!

---

7. Kapitel.

Betrachtungen, Schlüsse, und Vorsätze.

Wer aus den Fehlern, welche von andern vor ihm gemacht worden oder noch täglich um ihn her gemacht werden, die Kunst lernte, selbst keine zu machen, würde unstreitig den Nahmen des Weisesten unter den Menschen mit gröſserm Rechte verdienen, als Konfucius, Sokrates oder König Salomon; welcher letzte, wider den gewöhnlichen Lauf der Natur, seine gröſsten Thorheiten in einem Alter beging, worin die meisten von den ihrigen zurück kommen. Unterdessen bis diese Kunst erfunden seyn wird, däucht uns, man könne denjenigen immer für weise gelten lassen, der die wenigsten Fehler macht, am ersten davon zurück kommt, und sich gewisse Maſsregeln für zukünftige Fälle daraus zieht, mittelst deren er hoffen kann künftig weniger zu fehlen.

Ob und in wie fern Agathon dieses Prädikat verdiene, mögen unsre Leser zu seiner Zeit selbst entscheiden. Wir unsers Ortes haben in keinerley Absicht einiges Interesse, ihn besser zu machen, als er in der That war; wir geben ihn für das was er ist; wir werden mit der bisher beobachteten historischen Treue fortfahren seine Geschichte zu erzählen, und versichern ein- für allemahl, daſs wir nichts dafür können, wenn er nicht allemahl so handelt, wie wir vielleicht selbst hätten wünschen mögen, daſs er gehandelt hätte.

Er hatte während seiner Überfahrt nach Sicilien, welche durch keinen widrigen Zufall beunruhiget wurde, Zeit genug, Betrachtungen über das, was zu Smyrna mit ihm vorgegangen war, anzustellen. „Wie? rufen hier einige Leser, schon wieder Betrachtungen?“ Allerdings: in seiner Lage würde es ihm nicht zu vergeben gewesen seyn, wenn er keine angestellt hätte. Desto schlimmer für euch, wenn ihr, bey gewissen Gelegenheiten, nicht so gerne mit euch selbst redet als Agathon! — Ihr würdet sehr wohl thun, ihm diese kleine Gewohnheit abzulernen.

Es ist für einen Agathon nicht so leicht als für manchen andern, die Erinnerung einer begangenen Thorheit von sich abzuschütteln. Braucht es mehr als einen einzigen Fehltritt, um den Glanz des schönsten Lebens zu verdunkeln? Wie verdrieſslich ist es schon, wenn wir an einem Meisterstücke der Kunst, an einem Gemählde oder Gedichte zum Exempel, Fehler finden, welche sich nicht verbessern laſsen ohne das Ganze zu vernichten! Wie viel verdrieſslicher, wenn es nur ein einziger Fehler ist, der dem schönen Ganzen die Ehre der Vollkommenheit raubt! Ein Gefühl von dieser Art war schmerzhaft genug, um unsern Mann zu vermögen, über die Ursachen seines Falles schärfer nachzudenken. Wie erröthete er itzt vor sich selbst, da er sich der allzu trotzigen Herausforderung erinnerte, wodurch er ehmahls den Hippias gereitzt, und gewisser Maſsen berechtigt hatte, den Versuch an ihm zu machen, ob es eine Tugend gebe, welche die Probe der stärksten und schlauesten Verführung aushalte! Was machte ihn damahls so zuversichtlich? Die Erinnerung des Sieges, den er über die Priesterin zu Delfi erhalten hatte? Oder das gegenwärtige Bewuſstseyn der Gleichgültigkeit, worin er bey den Reitzungen der jungen Cyane geblieben war? Die Erfahrung, daſs die Versuchungen, welche seiner Unschuld im Hause des Sofisten auf allen Seiten nachstellten, ihn weniger versucht als empört hatten; der Abscheu vor den Grundsätzen des Hippias, und das Vertrauen auf die eigenthümliche Stärke der seinigen? — Aber, war es eine Folge, daſs derjenige, der etliche Mahl gesiegt hatte, niemahls überwunden werden könne? War nicht eine Danae möglich, welche das auszuführen geschickt war, was die Pythia, was die Thracischen Bacchantinnen, was Cyane, und vielleicht alle Schönen im Harem des Königs von Persien, nicht vermocht hätten? — Und was für Ursache hatte er, sich auf die Stärke seiner Grundsätze zu verlassen? — Auch in diesem Stücke schwebte er in einem subtilen Selbstbetrug, den ihm vielleicht nur die Erfahrung sichtbar machen konnte. Entzückt von der Idee der Tugend, lieſs er sich nicht träumen, daſs das Gegentheil dieser intellektuellen Schönheit jemahls Reitze für seine Seele haben könnte. Die Erfahrung muſste ihn belehren, wie betrüglich unsere Ideen sind, wenn wir sie unvorsichtig realisieren. Betrachtet die Tugend an sich selbst, in ihrer höchsten Vollkommenheit, so ist sie göttlich, ja (nach dem kühnen aber richtigen Ausdruck eines vortrefflichen Schriftstellers) die Gottheit selbst. 4) Aber welcher Sterbliche ist berechtigt, auf die allmächtige Stärke dieser idealen Tugend zu trotzen? Es kommt bey einem jeden darauf an, wie viel die seinige vermag. — Was ist häſslicher als die Idee des Lasters? Agathon glaubte sich auf die Unmöglichkeit, es jemahls liebenswürdig zu finden, verlassen zu können, und betrog sich, — weil er nicht daran dachte, daſs es ein zweifelhaftes Licht giebt, worin die Grenzen der Tugend und der Untugend schwimmen; worin Schönheit und Grazien dem Laster einen Glanz mittheilen, der seine Häſslichkeit übergüldet, der ihm sogar die Farbe und Anmuth der Tugend giebt; und daſs es allzu leicht ist, in dieser verführerischen Dämmerung sich aus dem Bezirke der letztern in eine unmerkliche Spirallinie zu verlieren, deren Mittelpunkt ein süſses Vergessen unsrer selbst und unsrer Pflichten ist.

Von dieser Betrachtung, welche unsern Helden die Nothwendigkeit eines behutsamen Miſstrauens in die Stärke guter Grundsätze lehrte, ging er zu einer andern über, die ihn von der wenigen Sicherheit überzeugte, welche sich unsre Seele in jenem Zustand eines herrschenden moralischen Enthusiasmus versprechen kann, wie derjenige war, worin die seinige in dem fein gewebten Netze der schönen Danae gefangen wurde. Er rief alle Umstände in sein Gemüth zurück, welche zusammen gekommen waren, ihm diese reitzungsvolle Schwärmerey so natürlich zu machen, und erinnerte sich der verschiedenen Gefahren, denen er sich dadurch ausgesetzt gesehen hatte. Zu Delfi fehlte wenig, daſs sie ihn den Nachstellungen eines verkappten Apollo Preis gegeben hätte. Zu Athen hatte sie ihn seinen arglistigen Feinden wirklich in die Hände geliefert. Doch, aus diesen beiden Gefahren hatte er seine Tugend davon gebracht; ein unschätzbares Kleinod, dessen Besitz ihn gegen den Verlust alles andern, was ein Günstling des Glückes verlieren kann, unempfindlich gemacht hatte. Aber durch eben diesen Enthusiasmus unterlag sie endlich zu Smyrna den Verführungen seines eignen Herzens, eben sowohl als den Kunstgriffen der schönen Danae. War nicht dieses zauberische Licht, welches seine Einbildungskraft gewohnt war über alles, was mit seinen Ideen übereinstimmte, auszubreiten; war nicht diese unvermerkte Unterschiebung des Idealen an die Stelle des Wirklichen die wahre Ursache, warum Danae einen so auſserordentlichen Eindruck auf sein Herz machte? War es nicht diese begeisterte Liebe zum Schönen, unter deren schimmernden Flügeln verborgen, die Leidenschaft mit sanft schleichendem Fortgang sich endlich durch seine ganze Seele ausbreitete? War es nicht die lange Gewohnheit sich mit süſsen Empfindungen zu nähren, was sie unvermerkt dermaſsen erweichte, daſs sie desto schneller an einer so schönen Flamme dahin schmelzen muſste? Dieser Hang zu fantasierten Entzückungen, so geistig auch immer ihre Gegenstände seyn mochten, muſste er ihn nicht endlich nach denjenigen lüstern machen, von welchen ihm ein unbekanntes, verworrenes, aber desto lebhafteres innerliches Gefühl den wirklichen Genuſs jener vollkommensten Wonne versprach, wovon bisher nur vorüber blitzende Ahnungen seine Einbildung berührt, aber ihn selbst durch diese leichte Berührung schon auſser sich selbst gesetzt hatten?

Hier erinnerte sich Agathon der Einwürfe, welche ihm Hippias gegen diesen Enthusiasmus, und diejenige Art von Filosofie, die ihn hervorbringt und unterhält, gemacht hatte; und er befand sie jetzt mit seiner Erfahrung so übereinstimmend, als sie ihm damahls falsch und ungereimt vorgekommen waren. Er fand sich desto geneigter, der Meinung des Sofisten, von dem Ursprung und der wahren Beschaffenheit dieser hoch fliegenden Begeisterung, Beyfall zu geben; da er sich, seitdem er sie in den Armen der schönen Danae verloren hatte, so wenig wieder in sie hinein zu setzen vermochte, daſs selbst das wieder erwachte Gefühl für die Tugend weder seinen sittlichen Ideen den ehmahligen Glanz wieder geben, noch die dichterische Metafysik der Orfischen Sekte wieder in die vorige Achtung bey ihm setzen konnte. Er glaubte durch die Erfahrung überwiesen zu seyn, daſs dieses innerliche Gefühl, durch dessen Zeugniſs er die Schlüsse des Sofisten zu entkräften vermeint hatte, nur ein sehr zweydeutiges Kennzeichen der Wahrheit sey. Hippias könnte vielleicht eben so viel Recht haben, seinen thierischen Materalismus und seine verderbliche Moral, als die Theosofen ihre geheimniſsvolle Geisterlehre, durch die Stimme innerlicher Gefühle und Erfahrungen zu autorisieren; und vielleicht sey es allein dem verschiednen Schwung unserer Einbildungskraft beyzumessen, wenn wir uns zu einer Zeit geneigter fühlen, uns mit den Göttern, zu einer andern mit den Thieren verwandt zu glauben; — wenn uns zu einer Zeit alles sich in einem ernsthaften und schwärzlichen, zu einer andern alles in einem fröhlichen Lichte darstellt; — wenn wir itzt kein wahres und gründliches Vergnügen kennen, als uns, mit stolzer Verschmähung der irdischen Dinge, in die unbekannten Gegenden jenseit des Grabes und in die grundlosen Tiefen der Ewigkeit hinein zu senken, — ein andermahl kein reitzenderes Gemählde einer beneidenswürdigen Wonne, als den jungen Bacchus, wie er sein efeubekränztes Haupt in den Schooſs der schönsten Nymfe zurück gelehnt, und mit dem einen Arm ihre blendenden Hüften umfassend, den andern nach der düftenden Trinkschale ausstreckt, die sie ihm lächelnd mit einem Nektar füllt, den ihre eignen schönen Hände aus strotzenden Trauben frisch ausgepreſst haben; indessen die Faunen und die fröhlichen Nymfen mit den Liebesgöttern muthwillig um ihn her hüpfen, oder durch Rosengebüsche sich jagen, oder, müde von ihren Scherzen, in stillen Grotten zu neuen Scherzen ausruhen.

Der Schluſs, den er aus allen diesen Betrachtungen zog, war dieser: Daſs die erhabnen Lehrsätze der Zoroastrischen und Orfischen Theosofie — vielleicht (denn gewiſs getraute er sich über diesen Punkt noch nichts zu behaupten) nicht viel mehr Realität haben könnten, als die lachenden Bilder, unter welchen die Mahler und Dichter die Wollüste der Sinne vergöttert hätten. Daſs jene zwar der Tugend günstiger zu seyn und das Gemüthe zu einer mehr als menschlichen Hoheit, Reinigkeit und Stärke zu erheben schienen; in der That aber der wahren Bestimmung des Menschen vielleicht nicht weniger nachtheilig seyn dürften, als die letztern; theils, weil es ein widersinniges und vergebliches Unternehmen scheine, sich besser machen zu wollen, als uns die Natur zu seyn gestattet, oder, auf Unkosten des halben Theils unsers Wesens, nach einer Art von Vollkommenheit zu trachten, die mit der Anlage desselben in Widerspruch steht; theils, weil solche Menschen, wenn es ihnen auch gelänge, sich selbst zu Halbgöttern und Intelligenzen umzuschaffen, eben dadurch zu jeder gewöhnlichen Bestimmung des geselligen Lebens desto untauglicher würden. Aus diesem Gesichtspunkte däuchte ihn der Enthusiasmus der Theosofen zwar unschädlicher als das System des Wollüstlings, aber der menschlichen Gesellschaft eben so unnützlich: indem der erste sich dem gesellschaftlichen Leben entweder gänzlich entzieht, (welches wirklich das Beste ist was er thun kann) oder, dafern er von dem beschaulichen Leben ins wirksame übergeht, durch Mangel an Kenntniſs einer ihm ganz fremden Welt, durch abgezogene Begriffe, welche nirgends zu den wirklichen Gegenständen passen wollen, durch übertriebene moralische Zärtlichkeit, und tausend andre Ursachen, welche ihren Grund in seiner vormahligen Lebensart haben, andern wider seine Absicht öfters, sich selbst aber allezeit schädlich wird.

In wie fern diese Sätze richtig seyen, oder vielleicht in besondern Fällen einige Ausnahmen zulassen, zu untersuchen, würde uns hier zu weit von unserm Vorhaben abführen. Genug für uns, daſs sie dem Agathon begründet genug schienen, um sich selbst desto leichter zu vergeben, daſs er (wie der Homerische Ulyſs in der Insel der Kalypso) sich auf dem bezauberten Grunde der Wollust hatte abhalten lassen, sein erstes Vorhaben, die Schüler des Zoroasters und die Priester zu Sais zu besuchen, so bald als ihm Danae seine Freyheit wieder geschenkt hatte, ins Werk zu setzen. Kurz, seine Erfahrungen machten ihm die Wahrheit seiner ehmahligen Denkungsart verdächtig, ohne ihm einen gewissen geheimen Hang zu seinen alten Lieblingsideen benehmen zu können. Seine Vernunft konnte in diesem Stücke mit seinem Herzen, und sein Herz mit sich selbst nicht recht einig werden; und er war nicht ruhig genug, seine nunmehrigen Begriffe in ein System zu bringen, wodurch beide hätten befriedigt werden können. In der That ist ein Schiff eben nicht der bequemste Ort, ein solches Werk, wozu die Stille eines dunkeln Hains kaum stille genug ist, zu Stande zu bringen. Agathon mag daher zu entschuldigen seyn, daſs er diese Arbeit verschob, ob es gleich eine von denen ist, welche sich so wenig aufschieben lassen, als die Ausbesserungen eines baufälligen Gebäudes. Denn so wie dieses mit jedem Tage dem gänzlichen Einsturze näher kommt; so pflegen auch die Lücken in unsern moralischen Begriffen und die Miſshelligkeiten zwischen dem Kopf und dem Herzen immer gröſser und gefährlicher zu werden, je länger wir aufschieben, sie mit der erforderlichen Aufmerksamkeit zu untersuchen, um Eintracht und Harmonie zwischen den Theilen und dem Ganzen herzustellen.

Doch in dem besondern Falle, worin sich Agathon befand, war die Gefahr dieses Aufschubs desto geringer, da er, von der Schönheit der Tugend und der unauflöslichen Verbindlichkeit ihrer Gesetze mehr als jemahls überzeugt, eine auf das wahre allgemeine Beste gerichtete Wirksamkeit für die Bestimmung aller Menschen, oder (wofern ja einige Ausnahme zu Gunsten der bloſs kontemplativen Geister zu machen wäre) doch gewiſs für die seinige hielt. Vormahls war er nur zufälliger Weise, und gegen seine Neigung, in das thätige Leben verflochten worden; jetzt war es eine Folge seiner nunmehrigen (wie er glaubte) geläuterten Denkungsart, daſs er sich dazu entschloſs. Ein sanftes Entzücken, welches ihm den süſsesten Berauschungen der Wollust unendlich vorzuziehen schien, ergoſs sich durch sein ganzes Wesen bey dem Gedanken, der Mitarbeiter an der Wiedereinsetzung Siciliens in die unendlichen Vortheile der Freyheit und eines durch weise Gesetze und Anstalten verewigten Wohlstandes zu seyn. Seine immer verschönernde Fantasie mahlte ihm die Folgen seiner Bemühungen in tausend reitzende Bilder von öffentlicher Glückseligkeit aus. Er fühlte mit Entzücken die Kräfte zu einer so edlen Arbeit in sich; und sein Vergnügen war desto vollkommener, da er zugleich empfand, daſs Herrschsucht und eitle Ruhmbegierde keinen Antheil daran hatten; daſs es die tugendhafte Begierde, in einem weiten Umfang Gutes zu thun, war, deren gehoffte Befriedigung ihm diesen Vorschmack des göttlichsten Vergnügens gab, dessen die menschliche Natur fähig ist. Seine Erfahrungen, so viel sie ihm auch gekostet hatten, schienen ihm itzt nicht zu theuer erkauft, da er dadurch desto tüchtiger zu seyn hoffte, die Klippen zu vermeiden, an denen die Klugheit oder die Tugend derjenigen, welche sich den öffentlichen Angelegenheiten unterziehen, zu scheitern pflegt. Er setzte sich fest vor, sich durch keine zweyte Danae mehr irre machen zu lassen. Er glaubte sich in diesem Stücke desto besser auf sich selbst verlassen zu können, da er stark genug gewesen war, sich von der ersten los zu reiſsen, und es mit gutem Fug für unmöglich halten konnte, jemahls auf eine noch gefährlichere Probe gesetzt zu werden. Ohne Ehrgeitz, ohne Habsucht, immer wachsam auf die schwache Seite seines Herzens, die er kennen gelernt hatte, dachte er nicht, daſs er von andern Leidenschaften, welche vielleicht noch in seinem Busen schlummerten, etwas zu befürchten haben könne. Keine übel weissagende Ahnungen störten ihn in dem unvermischten Genusse der Hoffnungen, die ihn wachend und selbst in Träumen beschäftigten. Diese Hoffnungen waren der vornehmste Inhalt seiner Gespräche mit dem Syrakusischen Kaufmanne: sie machten ihm die Beschwerden der Reise unmerklich, und entschädigten ihn überflüssig für den Verlust der ehmahls geliebten Danae; einen Verlust, der mit jedem neuen Morgen kleiner in seinen Augen wurde. Und so führten ihn günstige Winde und ein geschickter Steuermann, nach einer kurzen Verweilung in einigen Griechischen Seestädten, glücklich in den Hafen zu Syrakus, um an dem Hof' eines Fürsten zu lernen: „Daſs auf dieser schlüpfrigen Höhe die Tugend entweder der Klugheit aufgeopfert werden muſs, oder die behutsamste Klugheit nicht hinreichend ist den Sturz des Tugendhaften zu verhindern.“

8. KAPITEL.

Eine oder zwey Abschweifungen.

Wir wünschen uns Leserinnen zu haben; (denn diese Geschichte, wenn sie auch weniger wahr wäre als sie ist, gehört nicht unter die Romanen, von welchen der Verfasser des gefährlichsten und lehrreichsten Romans in der Welt 5) die Jungfrauen zurück schreckt) und wir sehen es also nicht gern, daſs einige unter ihnen, welche noch Geduld genug gehabt haben, dieses neunte Buch zu durchblättern, — in der Meinung, daſs nun nichts Interessantes mehr zu erwarten sey, nachdem Agathon durch einen Streich von der verhaſstesten Art, durch eine heimliche Flucht, der Liebe den Dienst aufgesagt habe — den Verfolg seiner Geschichte kaltsinnig aus ihren schönen Händen entschlüpfen lassen, und vielleicht den Sofa, oder die allerliebste kleine Puppe des Herrn Bibiena ergreifen, um die Vapeurs zu zerstreuen, die ihnen die Untreue und die Betrachtungen unsers Helden verursacht haben.

Woher es wohl kommen mag, meine schönen Freundinnen, daſs die meisten unter Ihnen geneigter sind, uns alle Thorheiten, wozu die Liebe nur immer verleiten kann, zu verzeihen, als die Wiederherstellung in den natürlichen Stand unsrer gesunden Vernunft? Gestehen Sie, daſs wir Ihnen desto mehr gefallen, je mehr wir durch die Schwachheiten, wozu Sie uns bringen können, die Obermacht Ihrer Reitzungen über die eingebildete Stärke unsers Verstandes beweisen! Was für ein interessantes Gemählde ist nicht eine Dejanira, mit der

Löwenhaut ihres nervigen Liebhabers umgeben, und mit seiner Keule auf der Schulter, wie sie einen triumfierend - lächelnden Seitenblick auf den Bezwinger der Riesen und Drachen wirft, der, in ihre langen Kleider vermummt, im Zirkel ihrer Sklavinnen mit ungelenksamer Faust die weibische Spindel dreht! — Wir können einige, auf welche diese kleine Apostrofe gar nicht zu passen scheint. Aber wenn wir ohne Schmeicheley reden sollen, (welches freylich nicht geschehen würde, wenn wir die Klugheit zu Rathe zögen) so zweifeln wir, ob die Weiseste unter allen, zu eben der Zeit, da sie sich bemüht den Thorheiten ihres Liebhabers Schranken zu setzen, sich erwehren könne, ganz leise in sich selbst darüber zu frohlocken, daſs sie liebenswürdig genug ist, einen Mann seines eignen Werths vergessen zu machen.

Hingegen mögen wir unsern besagten Leserinnen zu einiger Vergütung eine kleine Anekdote aus dem Herzen unsers Helden nicht verhalten, wenn er auch gleich dadurch in Gefahr kommen sollte, die Hochachtung wieder zu verlieren, in die er sich bey den ehrwürdigen Damen, welche nie geliebt haben, und, Dank sey dem Himmel! nie geliebt worden sind, wieder zu setzen angefangen hat.

So vergnügt Agathon über die Entweichung aus seiner angenehmen Gefangenschaft in Smyrna, und in diesem Stücke mit sich selbst war; so wenig die Bezauberung, unter welcher wir ihn gesehen haben, die Liebe der Tugend in ihm zu ersticken vermocht hatte; so aufrichtig die Gelübde waren, die er that, ihr künftig nicht wieder untreu zu werden; so groſs und wichtig die Gedanken waren, welche seine Seele schwellten; so sehr er (um alles mit Einem Worte zu sagen) wieder Agathon war: so hatte er doch Stunden, wo er sich selbst gestehen muſste, daſs er mitten in der Schwärmerey der Liebe und in den Armen der schönen Danae — glücklich gewesen sey. Es mag immer viel Verblendung, viel Überspanntes und Schimärisches in der Liebe seyn, sagte er zu sich selbst, aber gewiſs ihre Freuden sind doch keine Einbildung! Ich fühlte es, und fühl' es noch, so wie ich mein Daseyn fühle, daſs es wahre Freuden sind, so wahr in ihrer Art, als die Freuden der Tugend! Und warum sollt' es unmöglich seyn, Liebe und Tugend mit einander zu verbinden? — Sie beide zugleich zu genieſsen, o! das würde erst vollkommne Glückseligkeit seyn!

Zu Verhütung eines besorglichen Miſsverstandes scheint uns hier eine kleine Parenthese vonnöthen zu seyn, um denen, die keine andre Sitten kennen, als die Sitten des Landes oder Ortes, worin sie geboren sind, zu sagen: daſs ein vertrauter Umgang mit Frauenzimmern von einer gewissen Klasse, das ist, (um nicht so Französisch, aber weniger zweydeutig zu reden) welche mit dem, was man etwas uneigentlich Liebe zu nennen pflegt, ein Gewerbe treiben, bey den Griechen eine so erlaubte Sache war, daſs die strengesten Väter sich lächerlich gemacht haben würden, wenn sie ihren Söhnen, so lange sie unter ihrer Gewalt standen, eine Liebste aus der bemeldeten Klasse hätten verwehren wollen. Frauen und Jungfrauen genossen, wie aller Orten, des besondern Schutzes der Gesetze, und waren durch die Sitten und Gebräuche dieses Volks vor Nachstellungen ungleich besser gesichert, als sie es bey den heutigen Europäern sind. Ein Anschlag auf ihre Tugend war so schwer zu bewerkstelligen, als die Bestrafung eines solchen Verbrechens streng war. Ohne Zweifel geschah es, um diese in den Augen der Griechischen Gesetzgeber geheiligten Personen, die Mütter der Bürger, und diejenigen, welche zu dieser Ehre bestimmt waren, den Unternehmungen einer unbändigen Jugend desto gewisser zu entziehen, — daſs der Stand der Frynen und Laiden geduldet wurde. So ausgelassen und schmutzig die Gemählde sind, welche uns der genievollste, witzigste und verständigste aller Possenschreiber, Aristofanes, von den Frauen zu Athen macht: so ist doch gewiſs, daſs die Weiber und Töchter der Griechen überhaupt sehr sittsame Geschöpfe waren; und daſs, ordentlicher Weise, die Sitten einer Vermählten und einer Buhlerin bey ihnen eben so stark von einander abstachen, als man dermahlen in einigen Hauptstädten von Europa bemüht ist, sie mit einander zu vermengen.

Ob jene Einrichtung in allen Stücken löblich war, ist eine andre Frage, von der hier die Rede nicht seyn soll: wir führen sie bloſs deſswegen an, damit man nicht glaube, als ob die Reue und die Gewissensbisse Agathons aus dem Begriff entstanden seyen, daſs es unerlaubt sey mit einer Danae der Liebe zu pflegen. In diesem Stücke dachte er wie alle andre Griechen seiner Zeit. Bey seiner Nazion (die Spartaner vielleicht allein ausgenommen) durfte man, wenigstens in seinem Alter, die Nacht mit einer Tänzerin oder Flötenspielerin zubringen, ohne sich deſswegen einen Vorwurf zuzuziehen, in so fern nur die Pflichten seines Standes nicht darunter leiden muſsten, und eine gewisse Mäſsigung beobachtet wurde, welche, nach den Begriffen dieser Heiden, die Grenzlinie der Tugend und des Lasters ausmachte. Wenn man dem Alcibiades übel genommen hatte, daſs er sich im Schooſs der schönen Nemea, wie vom Siege ausruhend, mahlen lieſs, oder daſs er den Liebesgott mit Jupiters Blitzen bewaffnet in seinem Schilde führte; (und Plutarch sagt uns, daſs nur die ältesten und ernsthaftesten Athener sich darüber aufgehalten; Leute, deren Eifer gegen die Thorheiten der Jugend öfters nicht sowohl die Liebe der Tugend als die Verdrieſslichkeit des Alters zur Quelle hat) wenn man, sage ich, dem Alcibiades diese Ausschweifungen übel nahm: so war es nicht sein Hang zu den Ergetzungen, oder seine Vertraulichkeit mit einer Person, welche durch Stand und Profession dem Vergnügen des Publikums gewidmet war; sondern der Übermuth, der daraus hervor leuchtete, die Verachtung der Gesetze des Wohlstandes und einer gewissen Gravität, welche man in freyen Staaten mit Recht gewohnt ist von den Vorstehern der Republik, wenigstens auſserhalb dem Zirkel des Privatlebens, zu fodern. Man würde ihm, so gut als einem Perikles oder Cimon, seine Schwachheiten, oder seine Ergetzungen übersehen haben: aber man vergab ihm nicht, daſs er damit prahlte; daſs er sich seinem Hang zur Fröhlichkeit und Wollust bis zur unbändigsten Ausgelassenheit überlieſs; daſs er, von Wein und Salben triefend, mit dem vernachlässigten und abgematteten Ansehen eines Menschen, der eine Winternacht durchschwelgt hatte, noch warm von den Umarmungen einer Tänzerin, in die Rathsversammlungen gehüpft kam, und, so übel vorbereitet, sich doch überflüssig tauglich hielt, die Angelegenheiten Griechenlands zu besorgen, und den grauen Vätern der Republik zu sagen, was sie zu thun hätten. Dieſs war es, was sie ihm nicht vergeben konnten, und was ihm die schlimmen Händel zuzog, von denen der Wohlstand Athens und er selbst endlich das Opfer wurde.

Überhaupt ist es eine längst ausgemachte Sache, daſs die Griechen von der Liebe ganz andere Begriffe hatten als die heutigen Europäer. Sie ehrten, wie alle policierten Völker, die eheliche Freundschaft: aber von dieser romantischen Leidenschaft, von dieser Liebe, welche von einer ganzen Folge von Romanschreibern in Spanien, Wälschland, Frankreich und England zu einer Heldentugend erhoben worden ist; von dieser wuſsten sie eben so wenig als von der weinerlich-komischen, der abenteuerlichen Hirngeburt einiger neueren weiblichen Skribenten, welche noch über die Begriffe der ritterlichen Zeiten raffiniert, und uns durch ganze Bände eine Liebe gemahlt haben, die sich von stillschweigendem Anschauen, von Seufzern und Thränen nährt, immer unglücklich und, selbst ohne einen Schimmer von Hoffnung, immer gleich standhaft ist. Von einer so abgeschmackten, so unmännlichen, mit dem Heldenthum, womit man sie verbinden will, so lächerlich abstechenden Liebe wuſste diese geistreiche Nazion nichts, aus deren schöner und lachender Einbildungskraft die Göttin der Liebe, die Grazien und so viele andre Götter der Freude hervorgegangen waren. Sie kannten nur die Liebe welche glücklich macht; oder (richtiger zu reden) diese allein schien ihnen, unter gewissen Einschränkungen, der Natur gemäſs, anständig und unschuldig. Diejenige, welche sich mit allen Symptomen eines fiebrischen Paroxysmus der ganzen Seele bemächtiget, war in ihren Augen eine von den gefährlichsten Leidenschaften, eine Feindin der Tugend, die Störerin der häuslichen Ordnung, die Mutter der verderblichsten Ausschweifungen und der häſslichsten Laster. Wir finden wenige Beyspiele davon in ihrer Geschichte; und diese Beyspiele sehen wir auf ihrem tragischen Theater mit Farben geschildert, welche den allgemeinen Abscheu erwecken muſsten; so wie hingegen ihre Komödie keine andere Liebe kennt, als den natürlichen Instinkt, welchen Geschmack, Gelegenheit und Zufall für einen gewissen Gegenstand bestimmen; der, von den Grazien und nicht selten auch von den Musen verschönert, das Vergnügen zum Zweck hat, nicht besser noch erhabner seyn will als er ist, und ihnen, im Ganzen betrachtet, noch immer weniger schädlich zu seyn däuchte, als jene tragische Art zu lieben, die vielmehr von der Fackel der Furien als des Liebesgottes entzündet, eher die Wirkung der Rache einer erzürnten Gottheit als dieser süſsen Bethörung gleich zu seyn schien, welche sie (wie den Schlaf und die Gaben des Bacchus) für ein Geschenk der wohlthätigen Natur ansahen, um uns die Beschwerden des Lebens zu versüſsen, und zu den Arbeiten desselben muntrer zu machen.

Ohne Zweifel würden wir diesen Theil der Griechischen Sitten noch besser kennen, wenn nicht (durch ein Unglück, welches die Musen immer beweinen werden) die Komödien eines Alexis, Menander, Difilos, Filemon, Apollodoros, und andrer berühmter Dichter aus dem schönsten Zeitalter der Attischen Musen, ein Raub der mönchischen und Saracenischen Barbarey geworden wären. Allein es bedarf dieser Urkunden nicht, um das, was wir gesagt haben, zu rechtfertigen. Sehen wir nicht den ehrwürdigen Solon noch in seinem hohen Alter, in Versen, deren sich der alte Dichter auf dem Berge Krapak nicht zu schämen hätte, von sich selbst gestehen: „Daſs er sich aller andern Beschäftigungen begeben habe, um den Rest seines Lebens in Gesellschaft der Venus, des Bacchus und der Musen auszuleben?“ Sehen wir nicht den weisen Sokrates kein Bedenken tragen, in Begleitung seiner jungen Freunde der schönen und gefälligen Theodota einen Besuch zu machen, um über ihre Schönheit, welche einer aus der Gesellschaft als unbeschreiblich angepriesen hatte, den Augenschein einzunehmen? Sehen wir nicht, daſs er seiner Weisheit nichts zu vergeben glaubte, indem er diese Theodota auf eine scherzhafte Art in der Kunst Liebhaber zu fangen unterrichtet? War er nicht ein Freund und Bewunderer, ja, wenn Plato nicht zu viel gesagt hat, ein Schüler der berühmten Aspasia, deren Haus (ungeachtet der Vorwürfe, welche ihr von der zaumlosen Frechheit der damahligen Komödie gemacht wurden) der Sammelplatz der schönsten Geister von Athen war? So enthaltsam er selbst in Absicht dieses Artikels gewesen zu seyn scheint, so finden wir doch seine Grundsätze über die Liebe mit der allgemeinen Denkungsart seiner Nazion ziemlich übereinstimmend. Er unterschied das Bedürfniſs von der Leidenschaft, das Werk der Natur von dem Werke der Fantasie. Er warnte vor dem letztern, wie wir schon anderswo im Vorbeygehen bemerkt haben, und rieth zu Befriedigung der ersten (nach Xenofons Bericht) eine solche Art von Liebe an, an welcher die Seele so wenig als möglich Antheil nehme. 6) Ein Rath, welcher zwar seine Einschränkungen leidet, aber doch auf die gemeine Erfahrung gegründet ist: daſs die Liebe, welche sich der Seele bemächtiget, sie gemeiniglich aller Gewalt über sich selbst beraubt, und zu allen edlen Anstrengungen untüchtig macht.

Nach den gewöhnlichen Begriffen der Zeit, in welcher Agathon lebte, wäre es demnach so schwer nicht gewesen, Liebe und Tugend mit einander zu verbinden. Aber Agathon hatte gröſsere und feinere Begriffe von der Tugend. Eine gewisse ideale Vollkommenheit war zu sehr mit den Grundzügen seiner Seele verwebt, als daſs er sie jemahls ganz verlieren konnte. Was ist einer empfindsamen Seele Liebe ohne Schwärmerey? ohne diese Zärtlichkeit der Empfindungen, diese Sympathie, welche ihre Freuden vervielfältiget, verfeinert, veredelt? Was sind die Wollüste der Sinnen ohne Grazien und Musen? — Agathon hätte also diese Art zu lieben, wie er die schöne Danae geliebt hatte und von ihr geliebt worden war, gern mit seinem erhabenen Begriffe von der Tugend verbinden mögen; und von diesem Wunsche sah er alle seine Schwierigkeiten ein.

Endlich däuchte ihn, es komme alles auf die Beschaffenheit des Gegenstandes an; und nun erinnerte ihn sein Herz wieder an Psyche. Er erröthete vor ihrem Bilde, wie er vor der gegenwärtigen Psyche selbst erröthet seyn würde; aber er empfand zu gleicher Zeit, daſs sein Herz, ohne nur mit einem einzigen Faden noch an Danae zu hangen, wieder zu seiner ersten Liebe zurück kehrte. Seine wieder ruhige Fantasie spiegelte ihm, wie ein klarer tiefer Brunnen, die Erinnerungen der reinen, tugendhaften, und mit keiner andern Lust zu vergleichenden Freuden vor, die er durch die zärtliche Vereinigung ihrer Seelen in jenen Elysischen Nächten erfahren hatte. Er empfand itzt zu dem, was er ehemahls für sie empfunden, noch alle die Liebe, welche ihm Danae eingeflöſst hatte; aber so sanft, so geläutert durch die moralische Schönheit des veränderten Gegenstandes, daſs es nicht mehr eben dieselbe schien. Er stellte sich vor, wie glücklich ihn eine unzertrennliche Verbindung mit dieser Psyche machen würde, welche ihm eine Liebe eingehaucht, die seiner Tugend so wenig gefährlich gewesen war, daſs sie ihr vielmehr Schwingen angesetzt hatte. Er versetzte sich in Gedanken mit Psyche in den Ruheplatz der Diana zu Delfi, und lieſs den Gott der Liebe, den Sohn der himmlischen Venus, das überirdische Gemählde ausmahlen. Eine süſse weissagende Hoffnung breitete sich durch seine Seele aus. Es war ihm, als ob eine geheime Stimme ihm zulisple, daſs er sie in Sicilien finden werde. Psyche paſste ganz vortrefflich in den Plan, den er sich von seinem bevorstehenden Leben gemacht hatte. Was für Aussichten stellte ihm die Verbindung seiner häuslichen Glückseligkeit mit der öffentlichen vor, welcher er alle seine Kräfte zu widmen entschlossen war! Aber erst wollte er verdienen glücklich zu seyn! — Doch, ohne den Leser mit seinen Gesinnungen und Vorsätzen länger aufzuhaltan, eilen wir, ihn auf einen Schauplatz zu versetzen, wo er sich uns durch Handlungen zu erkennen geben kann.

Anmerkungen.

1) S. 195. Xenofons Denkwürdigkeiten des Sokrates, im dritten Kapitel des ersten Buchs.

2) S. 205. In der zweyten Satire des Horaz, v. 31. u. f.

3) S. 205. Im vierten Buche *de Rerum Natura.*

4) S. 221. *Mieux on connoit la vertu, plus on l'aime: on se prosterneroit devant elle, on l'adoreroit, si elle étoit personifiée; et elle le seroit aux yeux d'un mortel, à qui Dieu se rendroit visible.* Les Moeurs, *P. I. ch.* 1.

5) S. 232. J. J. Rousseau in der Vorrede zu seiner neuen Heloise.

6) S. 242. Denkwürdigkeiten des Sokrates, I. B. 3. Kap. N. 14.

AGATHON.

ZEHNTES BUCH.

Darstellung des Syrakusischen Hofes, und des Merkwürdigsten, was sich kurz zuvor, ehe Agathon zu Syrakus auftrat, an demselben begeben hatte.

---

1. KAPITEL.

Karakter der Syrakuser, des Dionysius und seines Hofes.

Aber, ehe wir unsern Helden selbst wieder auftreten lassen, wird es nöthig seyn, dem Leser sowohl den Schauplatz und die Zuschauer, auf welchem und für welche Agathon eine der merkwürdigsten Rollen spielen wird, als die Scene, und einige der vornehmsten Personen, die theils mit und neben ihm, theils gegen ihn agieren werden, so umständlich, als es zu unserer Absicht und zu besserm Verständniſs seiner Geschichte nöthig ist, vorher bekannt zu machen.

Syrakus, die alte Hauptstadt Siciliens, verdiente in vielerley Betrachtungen den Nahmen eines zweyten Athen. Nichts kann ähnlicher seyn als der Karakter ihrer Einwohner. Beide waren im höchsten Grad eifersüchtig über eine Freyheit, in welcher sie sich niemahls lange zu erhalten wuſsten, weil sie Müſsiggang und Lustbarkeiten immer noch mehr liebten als die Freyheit; auch muſs man gestehen, daſs sie ihnen, durch den schlechten Gebrauch den sie von ihr machten, mehr Schaden gethan hat als alle ihre Tyrannen. Die Syrakuser hatten, wie die Athener, den Genie der Künste und der Musen; sie waren lebhaft, sinnreich, und zum spottenden Scherz aufgelegt; heftig und ungestüm in ihren Bewegungen, aber so unbeständig, daſs sie in einem Zeitmaſse von wenig Tagen vom äuſsersten Grade der Liebe zum äuſsersten Haſs, und vom thätigsten Enthusiasmus zur kältesten Gleichgültigkeit übergehen konnten. Lauter Züge, durch welche sich, wie man weiſs, auch die Athener vor allen andern Griechischen Völkern ausnahmen. Beide empörten sich mit eben so viel Leichtsinn gegen die gute Regierung eines einzigen Gewalthabers, als sie fähig waren, mit der niederträchtigsten Feigheit sich an das Joch des schlimmsten Tyrannen gewöhnen zu lassen. Beide kannten niemahls ihr wahres Interesse, und kehrten ihre Stärke immer gegen sich selbst. Muthig und heroisch in der Widerwärtigkeit, allezeit übermüthig im Glück, und, gleich dem Äsopischen Hund im Nil, immer durch schimmernde Entwürfe verhindert, von ihren gegenwärtigen Vortheilen den rechten Gebrauch zu machen. Durch ihre Lage, Verfassung, und den Geist der Handelschaft, der Spartanischen Gleichheit unfähig, aber eben so ungeduldig, an einem Mitbürger groſse Vorzüge von Verdienst, Ansehn oder Reichthum zu ertragen. Daher immer mit sich selbst im Streit, immer von Parteyen und Rotten zerrissen: bis, nach einem langwierigen umwechselnden Übergang von Freyheit zu Sklaverey und von Sklaverey zu Freyheit, beide zuletzt die Fesseln der Römer geduldig tragen lernten, und sich weislich mit der Ehre begnügten, Athen die Schule, Syrakus die Kornkammer dieser majestätischen Gebieterin des Erdbodens zu seyn.

Nach einer Reihe von so genannten Tyrannen (das ist, von Beherrschern, welche sich der einzelnen und willkührlichen Gewalt über den Staat bemächtiget hatten, ohne auf einen Beruf von den Bürgern zu warten) war Syrakus, und ein groſser Theil Siciliens mit ihr, endlich in die Hände des Dionysius gefallen; und von diesem, nach einer langwierigen Regierung, unter welcher die Syrakuser gezeigt hatten, was sie zu leiden fähig seyen, seinem Sohne, Dionysius dem Zweyten, erblich zugekommen. Das Recht dieses jungen Menschen an die königliche Gewalt, deren er sich nach seines Vaters Tod anmaſste, war noch weniger als zweydeutig; denn wie konnte ihm sein Vater ein Recht hinterlassen, das er selbst nicht hatte? Aber eine starke Leibwache, eine wohl befestigte Citadelle, und eine durch die Beraubung der reichsten Sicilier angefüllte Schatzkammer, ersetzten den Abgang eines Rechts, welches ohnehin alle seine Stärke von der Macht zieht, die es geltend machen muſs, und eben darum dessen leicht entbehren kann. Hierzu kam noch, daſs in einem Staate, worin der Geist der politischen Tugend schon erloschen ist, und grenzenlose Begierden nach Reichthümern, und nach der schmeichelhaften Freyheit alles zu thun was die Sinne gelüstet, die Oberhand gewonnen haben; daſs, sage ich, in einem solchen Staat eine ausgelassene und allein auf Befriedigung ihrer Leidenschaften erpichte Jugend sich von der unumschränkten Regierung eines Einzigen ihrer Art unendlich mehr Vortheile verspricht, als von der Aristokratie, deren sich die Ältesten und Verdienstvollesten bemächtigen, oder von der Demokratie, worin man ein abhängiges und ungewisses Ansehen mit einer Menge Beschwerlichkeiten, Gefahren und Aufopferungen theurer erkaufen muſs, als es sich der Mühe zu verlohnen scheint.

Der junge Dionysius setzte sich also, durch einen Zusammenfluſs günstiger Umstände, in den ruhigen Besitz der höchsten Gewalt zu Syrakus; und es ist leicht zu erachten, wie ein übel erzogner, vom Feuer seines Temperaments zu allen Ausschweifungen der Jugend hingerissener Prinz, unter einem Schwarme von schmeichelnden Höflingen, dieser Macht sich bedient haben werde. Ergetzungen, Gastmähler, Liebeshändel, Feste welche ganze Monate dauerten, kurz eine stete Berauschung von Schwelgerey, machten die Beschäftigungen eines Hofes von thörichten Jünglingen aus, welche nichts angelegeners hatten, als durch Erfindung neuer Wollüste sich in der Zuneigung ihres Prinzen fest zu setzen, und ihn zu gleicher Zeit zu verhindern, jemahls zu sich selbst zu kommen, und den Abgrund gewahr zu werden, an dessen blumichtem Rand er sorglos herum tanzte.

Man kennt die Staatsverwaltung wollüstiger Prinzen aus ältern und neuern Beyspielen zu gut, als daſs wir nöthig haben sollten, uns darüber auszubreiten. Was für eine Regierung ist von einem jungen Unbesonnenen zu erwarten, dessen Leben ein immer währendes Bacchanal ist? Der, mit jeder groſsen Pflicht seines Berufs unbekannt, die Kräfte, die er zu ihrer Erfüllung anstrengen sollte, bey nächtlichen Schmäusen und in den Armen üppiger Buhlerinnen verzettelt? Der, unbekümmert um das Beste des Staats, sogar seinen Privatvortheil so wenig einsieht, daſs er das wahre Verdienst, welches ihm verdächtig ist, hasset, und Belohnungen an diejenigen verschwendet, die, unter der Maske der eifrigsten Ergebenheit und gänzlicher Aufopferung, seine gefährlichsten Feinde sind? Von einem Prinzen, bey dem die wichtigsten Stellen auf die Empfehlung einer Tänzerin, oder der Sklaven die ihn aus- und ankleiden, vergeben werden? Der sich einbildet, daſs ein Hofschranze, der gut tanzt, ein Nachtessen wohl anzuordnen weiſs, und ein überwindendes Talent hat sich bey den Weibern in Gunst zu setzen, unfehlbar auch das Talent eines Ministers oder eines Feldherrn haben werde? oder, daſs man zu allem in der Welt tüchtig sey, so bald man die Gabe habe ihm zu gefallen? — Was ist von einer solchen Regierung zu erwarten, als Verachtung der Gesetze, Miſsbrauch der Formalitäten der Gerechtigkeit, Gewaltsamkeiten, üble Haushaltung, Erpressungen, Geringschätzung und Unterdrückung der Tugend, allgemeine Verdorbenheit der Sitten? — Und was für eine Staatskunst wird da Platz haben, wo Leidenschaften, Launen, vorüber fahrende Anstöſse von lächerlichem Ehrgeitz, wo die kindische Begierde von sich reden zu machen, die Konvenienz eines Günstlings oder die Intriguen einer Mätresse, die Triebfedern der Staatsangelegenheiten, der Verbindung und Trennung mit auswärtigen Mächten, und des öffentlichen Betragens sind? Wo, ohne die wahren Vortheile des Staats oder seine Kräfte zu kennen, ohne Plan, ohne Abwägung und Verbindung der Mittel — Doch, wir gerathen unvermerkt in den Ton der Deklamazion, welcher bey einem längst erschöpften und doch so alltäglichen Stoffe nicht zu verzeihen wäre. Möchte niemand der dieſs liest, aus der Erfahrung seines eignen Vaterlandes wissen, wie einem Volke mitgespielt wird, welches das Unglück hat, der Willkühr eines Dionysius Preis gegeben zu seyn!

Man wird sich, nach allem was wir gesagt haben, diesen Fürsten als einen der schlimmsten Tyrannen, womit der Himmel jemahls eine mit geheimen Verbrechen belastete Nazion gegeiſselt habe, vorstellen; und so schildern ihn auch die Geschichtschreiber. Allein, ein aus lauter schlimmen Eigenschaften zusammen gesetzter Mensch ist ein Ungeheuer, das nicht existieren kann. Eben dieser Dionysius würde Fähigkeit genug gehabt haben ein guter Fürst zu werden, wenn er so glücklich gewesen wäre, zu seiner Bestimmung gebildet zu werden. Aber es fehlte so viel, daſs er die Erziehung, die sich für einen Prinzen schickt, bekommen hätte, daſs ihm nicht einmahl diejenige zu Theil ward, die man jedem jungen Menschen von mittelmäſsigem Stande giebt. Sein Vater, der feigherzigste Tyrann, den vielleicht die Geschichte kennt, lieſs ihn, von aller guten Gesellschaft abgesondert, unter niedrigen Sklaven aufwachsen; und der präsumtive Thronfolger hatte kein anderes Mittel sich die lange Weile zu vertreiben, als daſs er kleine Wagen, hölzerne Leuchter, Schemel und andre dergleichen Kunstwerke verfertigte. Man würde Unrecht haben, wenn man diese selbst gewählte Beschäftigung für einen Wink der Natur halten wollte; es war vielmehr der Mangel an Gegenständen und Modellen, welche dem angebornen Trieb aller Menschen, Witz und Hände zu beschäftigen, eine andere Richtung hätten geben können. Er würde eben so gut Verse gemacht haben, und vielleicht bessere als sein Vater, (der unter andern Thorheiten auch die Wuth hatte, ein Poet seyn zu wollen) wenn man ihm einen Homer in seine Zelle gegeben hätte. Wie manche Prinzen hat man gesehen, die mit der Anlage zu Augusten und Trajanen, aus Schuld derjenigen, die über ihre Erziehung gesetzt waren, oder durch die Unfähigkeit eines mit klösterlichen Vorurtheilen angefüllten

Mönchs, dem sie auf Diskrezion überlassen wurden, in Neronen und Elogabalen ausgeartet sind!

Eine genaue und ausführliche Entwicklung, wie dieses zugehe, und wie es unter gewissen gegebnen Umständen nicht anders möglich sey, als daſs durch eine so fehlerhafte Veranstaltung das beste Naturell in ein moralisches Miſsgeschöpf verzerrt werden müsse, wäre, wie uns däucht, ein sehr nützlicher Stoff, welchen wir der Bearbeitung irgend eines Mannes von Genie empfehlen, der bey filosofischen Einsichten hinlängliche Kenntniſs der Welt besäſse. Unsre aufgeklärten und verfeinerten Zeiten sind weder dieses noch jenes in so hohem Grade, daſs ein solches Werk überflüssig seyn sollte; und wenn die Ausführung der Würde des Stoffes zusagte, so zweifeln wir nicht, daſs es glücklich genug werden könnte, von mancher Provinz die lange Folge von Plagen abzuwenden, welche ihr vielleicht durch die fehlerhafte Erziehung ihrer noch ungebornen Beherrscher im nächsten Jahrhundert bevorstehen.

2. KAPITEL.

Karakter des Dion. Anmerkungen über denselben.

Die Syrakuser waren des Jochs schon zu gewohnt, um einen Versuch zu machen, es nach dem Tode des alten Dionysius abzuschütteln. Es war nicht einmahl so viel Tugend unter ihnen übrig, daſs einige von denen, welche besser dachten als der groſse Haufen und die verächtliche Brut der Parasiten, den Muth gehabt hätten, sich bis zum Ohre des jungen Prinzen zu drängen, um ihm Wahrheiten zu sagen, von denen seine eigne Glückseligkeit eben sowohl abhing, als die Wohlfahrt von Sicilien. Ganz Syrakus hatte nur Einen Mann, dessen Herz groſs genug hierzu war. Aber auch dieser würde sich vielleicht in die sichere, wiewohl unrühmliche Dunkelheit, in welche ehrliche Leute unter einer Unglück weissagenden Regierung sich zu verbergen pflegen, eingehüllt haben, wenn ihn seine Geburt nicht berechtigt und sein Interesse genöthigt hätte, sich um die Staatsverwaltung zu bekümmern.

Dieser Mann war Dion, ein Bruder der Stiefmutter des jungen Dionysius und der Gemahl seiner Schwester, der Nächste nach ihm im Staat, und der Einzige, der sich durch seine groſsen Fähigkeiten, sein Ansehen bey dem Volke, und die unermeſslichen Reichthümer die er besaſs, furchtbar und eines Anschlags verdächtig machen konnte, sich entweder an die Stelle des jungen Fürsten zu setzen, oder die republikanische Verfassung wieder herzustellen. Wenn wir den Geschichtschreibern, insonderheit dem tugendhaften und gutherzigen Plutarch, einen unumschränkten Glauben schuldig wären; so würden wir den Dion unter die wenigen Helden der Tugend zählen müssen, welche sich (um dem Plato einen Ausdruck abzuborgen) zu der Würde und Gröſse guter Dämonen oder beschützender Genien und Wohlthäter des Menschengeschlechts empor geschwungen haben — Männer, welche fähig sind, aus dem erhabenen Beweggrunde einer reinen Liebe der sittlichen Ordnung und des allgemeinen Besten zu handeln; und, über dem Bestreben andere glücklich zu machen, sich selbst aufopfern, weil sie unter ihrer sterblichen Hülle ein edleres Selbst fühlen, welches seine angeborne Vollkommenheit desto herrlicher entfaltet, je mehr jenes thierische Selbst unterdrückt wird — die, im Glück und Unglück gleich groſs, durch dieses nicht verdunkelt werden, und von jenem keinen Glanz entlehnen, sondern, immer sich selbst genugsam, Herren ihrer Leidenschaften, und, über die Bedürfnisse gemeiner Seelen erhaben, eine Art sublunarischer Götter sind. Ein solcher Karakter fällt allerdings gut in die Augen, ergetzt den moralischen Sinn, und erweckt den Wunsch, daſs er mehr als eine schöne Schimäre seyn möchte. Aber wir gestehen, daſs wir, aus erheblichen Gründen, mit zunehmender Erfahrung, immer miſstrauischer gegen die menschlichen, — warum also nicht auch gegen die übermenschlichen Tugenden werden.

Es ist wahr, wir finden in dem Leben Dions Beweise groſser Fähigkeiten, besonders einer gewissen Erhabenheit und Stärke des Gemüths, die man gemeiniglich mit gröbern, weniger reitzbaren Fibern und derjenigen Art von Temperament verbunden sieht, welches ungesellig, ernsthaft, stolz und spröde zu machen pflegt. An jede Art von Temperament grenzen, wie man weiſs, gewisse Tugenden. Fügt es sich, daſs die Entwicklung der Anlage zu denselben durch günstige Umstände befördert wird; so ist nichts natürlicher, als daſs sich daraus ein Karakter bildet, der durch gewisse hervorstechende Tugenden blendet, welche eben darum zu einer völligern Schönheit gelangen, weil kein innerlicher Widerstand sich ihrem Wachsthum entgegen gesetzt. Diese Art von Tugenden finden wir bey Dion in hohem Grade. Aber ihm ein Verdienst daraus zu machen, wäre eben so viel, als einem Athleten die Elasticität seiner Sehnen, oder einem gesunden blühenden Mädchen ihre gute Farbe, als Verdienste anzurechnen, die ihnen ein Recht an die allgemeine Hochachtung geben sollten. Ja, wenn Dion sich durch diejenigen Tugenden vorzüglich unterschieden hätte, zu denen er von Natur nicht aufgelegt war; und wenn er es so weit gebracht hätte, sie mit eben der Leichtigkeit und Grazie auszuüben, als ob sie ihm angeboren wären! Aber wie viel daran fehlte, daſs er der Filosofie seines Lehrers und Freundes Platon so viel Ehre gemacht hätte, davon finden wir in den eigenen Briefen dieses Weisen, und in dem Betragen Dions in den wichtigsten Auftritten seines Lebens die zuverlässigsten Beweise. Niemahls konnte er es dahin bringen, oder vielleicht gefiel es ihm nicht den Versuch zu machen, (und beides läuft auf Eines hinaus) diese Austerität, diese Unbiegsamkeit, diese wenige Gefälligkeit im Umgang, welche die Herzen von ihm zurück stieſs, zu überwinden. Vergebens ermahnte ihn Plato den Grazien zu opfern: Dion bewies durch seine Ungelehrigkeit über diesen Punkt, daſs die Filosofie, ordentlicher Weise, uns nur die Fehler vermeiden macht, zu denen wir keine Anlage haben, und uns nur in solchen

Tugenden befestiget, zu denen wir ohnehin geneigt sind.

Indessen war er nichts desto weniger derjenige, auf welchen ganz Sicilien die Augen gerichtet hatte. Die Weisheit seines Betragens, seine Abneigung vor allen Arten der sinnlichen Ergetzungen, seine Mäſsigung, Nüchternheit und gute Haushaltung, erwarben ihm desto mehr Hochachtung, je stärker sie von der zügellosen Schwelgerey und Verschwendung des Tyrannen abstachen. Man sah, daſs er allein im Stande sey, dem Dionysius das Gegengewicht zu halten; und man erwartete das Beste von ihm, es sey nun daſs er sich der Regierung für sich selbst, oder für die jungen Söhne seiner Schwester bemächtigen, oder daſs er sich begnügen würde, der Mentor des Dionysius zu seyn.

Die natürliche Unempfindlichkeit Dions gegen die Reitzungen der Wollust, welche den Syrakusern so viel Vertrauen zu ihm gab, blendete in der Folge auch die Griechen des festen Landes, zu denen er sich vor dem Tyrannen zu flüchten genöthiget wurde. Selbst die Akademie zu Athen, diese damahls so berühmte Schule der Weisheit, scheint stolz darauf gewesen zu seyn, einen so nahen Verwandten des (wiewohl unrechtmäſsigen) Beherrschers von Sicilien unter ihre Pflegsöhne zählen zu können. Die königliche Pracht, welche er zu Athen in seiner Lebensart affektierte, war in ihren Augen (so gewiſs ist es, daſs auch weise Augen manchmahl durch die Eitelkeit verfälscht werden) der Ausdruck der innern Majestät seiner Seele. Sie schlossen ungefähr nach eben der Logik, welche einen Verliebten von den Reitzungen seiner Dame auf die Güte ihres Herzens schlieſsen macht. Sie sahen nicht, oder wollten nicht sehen, daſs eben dieser von den republikanischen Sitten so weit entfernte Pomp ein sehr deutliches Zeichen war, daſs es weniger einer Erhabenheit über die gewöhnlichen Schwachheiten der Groſsen und Reichen, als einem Mangel an Begierden zuzuschreiben sey, wenn derjenige gegen die Vergnügungen der Sinne gleichgültig war, welcher Eitelkeit genug hatte, durch ein Gepränge mit Reichthümern, deren er sich, als der Früchte seiner Verbindung mit der Familie des Tyrannen, vielmehr zu schämen hatte, sich unter einem freyen Volke unterscheiden zu wollen.

Doch indem ich diese Gelegenheit ergreife, die übertriebenen Lobsprüche zu mäſsigen, welche an die Günstlinge des Glückes verschwendet zu werden pflegen, so bald sie einigen Schimmer der Tugend von sich werfen; läugne ich keineswegs, daſs Dion, so wie er war, einen Thron eben so würdig erfüllt haben würde, als wenig er sich schickte, mit einem durch lange Gewohnheit der Fesseln entnervten Volke — in dem Mittelstande zwischen Sklaverey und Freyheit, worein er dasselbe in der Folge durch die Vertreibung des Dionysius setzte — so sanft und behutsam umzugehen, als es hätte geschehen müssen, wenn seine Unternehmung für die Syrakuser und ihn selbst glücklich hätte ausschlagen sollen. Plutarch vergleicht dieses Volk, in dem Zeitpunkte, da es das Joch der Tyranney abzuschütteln anfing, sehr glücklich „mit Leuten, die von einer langwierigen Krankheit wieder aufstehen, und, ungeduldig sich der Vorschrift eines klugen Arztes in Absicht ihrer Diät zu unterwerfen, sich zu früh wie gesunde Leute betragen wollen.“ Aber darin können wir nicht mit ihm einstimmen, daſs Dion dieser geschickte Arzt für sie gewesen sey. Sehr wahrscheinlich hat die Platonische Filosofie selbst, von deren idealischer Sitten- und Staatslehre er ein groſser Bewunderer war, dazu beygetragen, daſs er weniger als ein andrer zum Arzt eines äuſserst verdorbenen Volkes geeigenschaftet war. Vielfältige Erfahrungen zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern haben es erwiesen, daſs die Dion, die Kato, die Brutus, die Algernon Sidney allemahl unglücklich seyn werden, wenn sie einen von alten bösartigen Schäden entkräfteten und zerfressenen Staatkörper in den Stand der Gesundheit wieder herzustellen versuchen. Zu einer solchen Operazion gehören viele Gehülfen; und Männer von einer so auſserordentlichen Art sind unter einer Million Menschen allein. Es ist genug, wenn das Ziel (wie Solon von seinen Gesetzen sagte) das beste ist, das in den vorliegenden Umständen zu erreichen seyn mag; und Sie wollen immer das beste, das sich denken läſst. Alle Mittel, welche zugleich am gewissesten und ehesten zu diesem Ziele führen, sind die besten; und Sie wollen keine andre gebrauchen, als welche, nach den strengsten Regeln einer oft allzu spitzfündigen Gerechtigkeit und Güte, rechtmäſsig und gut sind. Löblich, vortrefflich, göttlich! — rufen die schwärmerischen Bewunderer der heroischen Tugend. Wir wollten gern mitrufen, wenn man uns nur erst zeigen wollte, was jene überspannte Tugend dem menschlichen Geschlecht jemahls geholfen habe. — Dion, zum Exempel, von den erhabenen Ideen seines Lehrmeisters eingenommen, wollte dem befreyten Syrakus eine Regierungsform geben, welche so nah als möglich an die Platonische Republik grenzte, — und verfehlte darüber, zu seinem eignen Untergang, die Mittel, ihr diejenige zu geben, deren sie fähig war. Brutus half den gröſsten der Sterblichen, den fähigsten eine ganze Welt zu regieren, der jemahls geboren worden ist, ermorden; bloſs weil ihm, in Rücksicht auf die Mittel wodurch er zur höchsten Gewalt gelanget war, die Definizion eines Tyrannen zukam. Brutus wollte die Republik wieder herstellen. Noch einen Dolch für den Markus Antonius, (wie es der nicht so erhaben, aber richtiger denkende Kassius verlangte) so wären Ströme von Blut, so wäre das edelste Blut von Rom, das Leben der besten Bürger gesparet worden, und der glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung versichert gewesen! Hätte sich derjenige, der dem vermeinten allgemeinen Besten seines Vaterlandes ein so groſses Opfer gebracht hatte als Cäsar war, ein Bedenken machen sollen, seinem majestätischen Schatten einen Antonius nachzuschicken? — Dieſs hätte er thun müssen, um eine That, — welche (weil sie unglücklich war) bey seinen Zeitgenossen ein verabscheuungswürdiger Meuchelmord hieſs, und der unparteyischern Nachwelt (im gelindesten Lichte betrachtet) wahnsinniger Enthusiasmus scheinen muſs, — zu einer so glorreichen Unternehmung zu machen, als jemahls die groſse Seele eines Römers geschwellt hatte. Aber Brutus hatte Bedenklichkeiten, welche ihm eine unzeitige Güte eingab; sein Ansehen entschied; Antonius bedankte sich für sein Leben, und begrub den Platonischen Brutus unter den Trümmern der auf ewig umgestürzten Republik.

Wir haben uns vielleicht zu lange bey dieser Betrachtung aufgehalten; aber die Beobachtung, die uns dazu verleitet hat, so alt sie ist, scheint uns wichtig und an praktischen Folgerungen fruchtbar, deren Nutzbarkeit sich über alle Stände ausbreiten, und besonders bey denjenigen, welche mit der Regierung und moralischen Disciplinierung der Menschen beschäftiget sind, sich vorzüglich äuſsern würde, wenn sie besser eingesehen und mit eben so viel Redlichkeit als Klugheit angewendet würden. Vielleicht würden die Augen derjenigen, die weder durch einen Nebel noch durch gefärbte Gläser sehen, mit dem weinerlich-lächerlichen Schauspiel von so vielen ehrlichen Leuten verschont bleiben, die aus allen Kräften und mit der feierlichsten Ernsthaftigkeit leeres Stroh dreschen, und, wenn sie ihr Leben lang gedroschen haben, sich sehr verwundern, daſs nichts als Stroh auf der Tenne liegt. Der patriotische Flegon würde sich mit dem allzu hitzigen Eifer, seine in allen Theilen verdorbene Republik durch eben so hitzige Mittel wieder gesund zu machen, nicht so viel Verdruſs zuziehen, und durch diesen Verdruſs und die Vergeblichkeit seiner undankbaren Bemühungen nicht veranlasset werden, sich zu Tode — zu trinken. Der redliche Makrin würde sich nicht, auf Unkosten seiner Freyheit und vielleicht seines Lebens, in den Kopf setzen, aus einem

Kaligula einen Mark Aurel zu machen. Der wohl meinende Diofant würde einsehen, wie wenig Hoffnung er sich zu machen habe, Leute, die noch sehr weit entfernt sind erträgliche Menschen zu seyn, in eine Engel - ähnliche Vollkommenheit hinein zu deklamieren. — Doch genug von einer Materie, welche, um gehörig ausgeführt zu werden, eine eigene Abhandlung erfoderte!

5. KAPITEL.

Ein Beyspiel daſs die Filosofie so gut zaubern kann als die Liebe.

Dion sah die Ausschweifungen des Dionysius mit der Verachtung eines kaltsinnigen Filosofen an, der keine Lust hatte daran Theil zu nehmen, und mit dem Verdruſs eines Staatsmannes, der sich in Gefahr sah, durch einen Schwarm junger Wollüstlinge, Lustigmacher, Pantomimen und Narren, von dem Ansehen und dem Antheil an der Regierung, die ihm gebührten, nach und nach verdrängt zu werden. Bey solcher Bewandtniſs hatte der Patriotismus das schönste Spiel. Der groſse Beweggrund des allgemeinen Wohls, die uneigennützige Betrachtung der verderblichen Folgen, welche aus einer so schlimmen Beschaffenheit des Hofes über den ganzen Staat sich verbreiten muſsten, wurden durch jene geheimern Triebfedern so kräftig unterstützt, daſs er den festen Entschluſs faſste, alles zu versuchen, um seinen Verwandten auf einen bessern Weg zu bringen.

Er urtheilte, den Grundsätzen Platons zu Folge, daſs die Unwissenheit des Dionysius, und die Gewohnheit unter dem niedriggesinntesten Pöbel (es waren gleichwohl junge Herren von sehr gutem Adel darunter) zu leben, die Hauptquelle seiner verdorbenen Neigungen sey. Diesem nach hielt er sich seiner Verbesserung versichert, wenn er die beste Gesellschaft um ihn her versammeln, und ihm diese edle Wissensbegierde einflöſsen könnte, welche bey denen, die von ihr begeistert sind, die animalischen Triebe, wo nicht gänzlich zu unterdrücken, doch gewiſs zu dämmen und zu mäſsigen pflegt. Er lieſs also keine Gelegenheit vorbey (und die unzähligen Fehler, welche täglich in der Staatsverwaltung gemacht wurden, lieſsen ihm daran keinen Mangel) dem Tyrannen die Nothwendigkeit vorzustellen, Männer von einem groſsen Ruf der Weisheit um sich zu haben. Er unterstützte diese Vorstellung mit so vielen Beweggründen, daſs unter einer Menge sehr erhabener, die an einem Dionysius verloren gingen, sich endlich einer ſand, der seine Eitelkeit interessierte. Doch selbst dieser schlüpfte nur leicht an den Ohren des jungen Fürsten hin; und, wiewohl er gewohnt war seinem beschwerlichen Oheim immer Recht zu geben, so würde doch schwerlich jemahls mit Ernst an die Sache gedacht worden seyn, wenn nicht ein kleiner fysischer Umstand dazu gekommen wäre, der den Vorstellungen des weisen Dion eine Stärke gab, die nicht ihre eigene war.

Dionysius hatte (wir wissen nicht aus welcher Veranlassung) seinem Hofe ein Fest gegeben, welches, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, drey Monate in Einem fort dauerte. Die ausschweifendste Einbildungskraft kann nicht weiter gehen, als Pracht und Schwelgerey bey diesem langwierigen Bacchanal getrieben wurden. Denn diesen Nahmen verdiente es um so mehr, weil, nachdem alle andere Erfindungen erschöpft waren, die letzten Tage des dritten Monats, welche in die Weinlese fielen, zu einer Vorstellung des Triumfes des Bacchus und seiner ganzen poetischen Geschichte angewandt wurden. Dionysius, der durch eine Anspielung auf seinen Nahmen den Bacchus (Dionysos) vorstellte, suchte einen besondern Ruhm darin, sein Urbild selbst, wo möglich, hinter sich zurück zu lassen. Die Quellen der Natur wurden erschöpft, und die ohnmächtige Begierde ihre Grenzen zu erweitern — Doch, wir wollen kein Gemählde machen, das bey Gegenständen dieser Art die Absicht, Abscheu zu erwecken, verfehlen könnte. Genug, daſs Dionysius mit den Silenen, Nymfen, Faunen und Satyrn, seinen Gehülfen, die Tiberen und Neronen der spätern Zeiten in die Unmöglichkeit setzte, etwas mehr als bloſse Kopisten von ihm zu seyn.

Wer sollte sich vorstellen, daſs aus einer so schlammigen Quelle die heftige Liebe der Filosofie, und eine Reformazion, welche ganz Sicilien und Griechenland in Erstaunen setzte, habe entspringen können? — Aber im Himmel und auf Erden sind eine Menge Dinge, wovon kein Wort in unserm Kompendium steht, — sagt Shakspeares Hamlet zu seinem Schulfreunde Horazio, — und sagt eine groſse Wahrheit!

Das unbändigste Temperament kann, so wie es Dionysius anfing, zu Paaren getrieben werden. Der neue Bacchus, von der Unmäſsigkeit, womit er eine so lange Zeit den Göttern der Freude geopfert hatte, erschöpft, sah sich endlich genöthigt aufzuhören. Zum ersten Mahle seit dem berauschenden Augenblicke, da er sich im Besitz der Gewalt, allen seinen Leidenschaften den Zügel zu lassen, sah, fühlte er ein Leeres in sich, in welches er mit Grauen hinein schaute. Zum ersten Mahl fühlte er sich geneigt, Betrachtungen anzustellen, wenn er — das Vermögen dazu gehabt hätte. Aber mit einem lebhaften Unwillen über sich selbst und alle diejenigen, die ihn zu einem Thiere zu machen geholfen hatten, erfuhr er itzt, daſs er nichts in sich habe, was er dem Ekel vor allen Vergnügungen der Sinne, und der langen Weile, die ihn verzehrte, entgegen stellen könnte. Was er indessen sehr lebhaft fühlte, war dieses: daſs er mitten unter Gegenständen, die ihm eine scheinbare Gröſse und Glückseligkeit ankündigten, sich selbst gegen über eine sehr elende Figur mache. Kurz, alle Fibern seines Wesens hatten so sehr nachgelassen, daſs er in eine Art von dummer Schwermuth verfiel, aus welcher ihn alle seine Höflinge nicht heraus lachen, und alle seine Tänzerinnen nicht heraus tanzen konnten.

In diesem kläglichen Zustande, den die natürliche Ungeduld seines Temperaments unerträglich machte, warf er sich in die Arme Dions, welcher während der letzten drey

Monate in ein entferntes Landgut sich zurück gezogen hatte. Er hörte seine Vorstellungen mit einer Aufmerksamkeit an, deren er sonst niemahls fähig gewesen war, und ergriff mit Verlangen die Vorschläge, welche ihm dieser Weise that, um so groſs und glückselig zu werden, als er itzt in seinen eigenen Augen verächtlich und elend war. Man kann sich also vorstellen, daſs er nicht die mindesten Schwierigkeiten machte, den Plato unter allen Bedingungen, welche Dion in dessen Nahmen nur immer fodern konnte, an seinen Hof zu berufen; er, der in dem Zustande, worin er war, sich von dem ersten besten Priester der Cybele hätte überreden lassen, mit Aufopferung des werthern Theils seiner selbst, in den Orden der Korybanten zu treten.

Dion wurde, bey so starken Anscheinungen zu einer vollkommenen Sinnesänderung des Tyrannen, von seiner Filosofie nicht wenig betrogen. Er schloſs zwar sehr richtig, daſs die Rasereyen des letzten Festes Gelegenheit dazu gegeben hätten. Aber darin irrte er sehr, daſs er, gewohnt, die Seele, und was in ihr vorgeht, allzu sehr von der Maschine, in welche sie eingeflochten ist, abzusondern, nicht gewahr wurde, daſs die guten Disposizionen des Dionysius ganz allein von einem körperlichen Ekel vor den Gegenständen, worin er bisher sein einziges Vergnügen gesucht hatte, herrührten. Er hielt die natürlichen Folgen der Überfüllung für Wirkungen der Überzeugung, worin er nunmehr stehe; daſs die Freuden der Sinne nicht glücklich machen könnten. Er setzte voraus, daſs eine Menge Veränderungen in seiner Seele vorgegangen seyen, woran Dionysens Seele weder gedacht hatte, noch zu denken vermögend war. Kurz, er beurtheilte (wie wir meistens zu thun pflegen) die Seele eines andern nach seiner eigenen, und gründete auf diese Voraussetzung ein Gebäude von Hoffnungen, welches zu seinem groſsen Erstaunen zusammen fiel, so bald Dionysius — wieder Nerven hatte.

Die Berufung des Plato war eine Sache, an welcher schon geraume Zeit gearbeitet worden war. Allein der Filosof hatte groſse Schwierigkeiten gemacht, und würde (ungeachtet des Zuspruchs seiner Freunde, der Pythagoräer in Italien, welche die Bitten Dions unterstützten) auf seiner Verweigerung bestanden seyn, wenn die erfreulichen Nachrichten, welche Dion von der glücklichen Gemüthsverfassung des Tyrannen gab, und die dringenden Einladungen, die in desselben Nahmen an ihn ergingen, ihm nicht Hoffnung gemacht hätten, der Schutzgeist

Siciliens, und vielleicht der Stifter einer neuen Republik (nach dem Modell derjenigen die er uns in seinen Schriften hinterlassen hat) werden zu können.

Plato erschien also am Hofe zu Syrakus mit aller Majestät eines Weisen, der sich durch die Gröſse seines Geistes berechtiget hält, die Groſsen der Welt für etwas weniger als seines gleichen anzusehen. Denn, ob es gleich damahls noch keine Stoiker gab, so pflegten doch die Filosofen von Profession bereits sehr bescheiden zu verstehen zu geben, daſs sie in ihren eigenen Augen eine höhere Klasse von Wesen ausmachten, als die übrigen Erdenbewohner. Dieses Mahl hatte die Filosofie das Glück eine Figur zu machen, deren Glanz der hohen Einbildung ihrer Günstlinge gemäſs war. Plato wurde wie ein Gott aufgenommen, und wirkte durch seine bloſse Gegenwart eine Veränderung, welche, in den Augen der erstaunten Syrakuser, nur ein Gott hervorzubringen mächtig genug schien. In der That glich das neue Schauspiel, welches sie allen, die diesen Hof vor wenigen Wochen gesehen hatten, darstellte, einem Werke der Zauberey. Aber — O! wie natürlich finden wir auch das Auſserordentlichste, so bald wir die wahren Triebräder davon kennen!

Der erste Schritt, welchen der göttliche Plato in den Palast des Dionysius that, wurde durch ein feierliches Opfer, und die erste Stunde, worin sie sich mit einander besprachen, durch eine Verbesserung, die sich sogleich über den ganzen Hof ausbreitete, bezeichnet. In wenigen Tagen glaubte Plato in seiner Akademie zu Athen zu seyn, so bescheiden und eingezogen sah alles in dem Hause des Prinzen aus. Die Asiatische Verschwendung machte auf einmahl der filosofischen Einfalt Platz. Die Vorzimmer, welche kurz zuvor von schimmernden Gecken und allen Arten lustig machender Personen gewimmelt hatten, stellten itzt akademische Sähle vor, wo man nichts als langbärtige Weise sah, welche einzeln und paarweise, mit gesenktem Haupt und gerunzelter Stirne, in sich selbst und in ihre Mäntel eingehüllt, auf und ab schritten, bald alle zugleich, bald gar nichts, bald nur mit sich selbst sprachen, und, wenn sie vielleicht gerade am wenigsten dachten, eine so wichtige Miene zogen, als ob der geringste unter ihnen mit nichts kleinerm umginge, als die beste Gesetzgebung zu erfinden, oder den Gestirnen einen regelmäſsigern Lauf anzuweisen. Die üppigen Bankette, bey denen Komus und Bacchus mit tyrannischem Zepter die ganze Nacht durch geherrschet hatten, verwandelten sich in Pythagorische Mahlzeiten, wo man sich an Gesprächen über die erhabensten Gegenstände des menschlichen Verstandes sättigte. Statt frecher Pantomimen und wollüstiger Flöten, lieſsen sich Hymnen zum Lob der Götter und der Tugend hören; und, um den Gaumen zum Reden anzufeuchten, trank man aus kleinen Sokratischen Bechern Wasser mit Wein vermischt.

Dionysius faſste eine Art von Leidenschaft für den Filosofen. Plato muſste immer um ihn seyn, ihn aller Orten begleiten, zu allem seine Meinung sagen. Die begeisterte Einbildungskraft dieses sonderbaren Mannes, welche, vermöge der natürlichen Ansteckungskraft des Enthusiasmus, sich auch seinen Zuhörern mittheilte, wirkte so mächtig auf die Seele des Prinzen, daſs er ihn nie genug hören konnte. Die Stunden dauchten ihn kürzer, wenn Plato sprach, als ehemahls in der Gesellschaft der kunsterfahrensten Buhlerinnen. Alles, was der Weise sagte, war so schön, so erhaben, so wunderbar! erhob den Geist so weit über sich selbst! warf Strahlen von so göttlichem Licht in das Dunkel der Seele! In der That konnte es nicht anders seyn, da die gemeinsten Ideen der Filosofie für Dionysen den frischesten Reitz der Neuheit hatten. Und nehmen wir zu allem diesem noch, daſs er das wenigste recht verstand, (ob er gleich, wie viele andere seines gleichen, zu eitel war, es merken zu lassen) noch alles verstehen konnte, weil der begeisterte Plato sich in der That zuweilen selbst nicht allzu wohl verstand; bedenken wir die erstaunliche Gewalt, die ein in schimmernde Bilder eingekleidetes mystisches Räthsel über die Unwissenden zu haben pflegt: so werden wir begreifen, daſs niemahls etwas natürlicher war, als der auſserordentliche Geschmack, welchen Dionysius an dem Gott der Filosofen (wie ihn Cicero betitelt) fand; zumahl da er noch überdieſs ein feiner stattlicher Mann war, und sehr wohl zu leben wuſste.

Ohne daſs sich die Überredungskraft des göttlichen Plato, oder die Kontagion der filosofischen Schwärmerey darein mischte, theilte sich die plötzliche Wissensbegierde des Dionysius, so bald man sah, daſs es ihm Ernst war, allen seinen Höflingen mit. Nicht, als ob ihnen viel daran gelegen gewesen wäre, ihre kleinen Affenseelen nach dem göttlichen Modell der Ideen umzubilden, oder als ob sie sich darum bekümmert hätten, was in den überhimmlischen Räumen zu sehen sey. Aber sie thaten doch dergleichen. Der Ton der Filosofie war nun einmahl Mode. Man muſste Metafysik in geometrischen Ausdrücken reden, um sich dem Fürsten angenehm zu machen. Man trug also am ganzen Hofe keine andre als filosofische Mäntel; alle Sähle des Palasts waren, nach Art der Gymnasien, mit Sande bestreut, um mit allen den Dreyecken, Vierecken, Pyramiden, Achtecken und Zwanzigecken überschrieben zu werden, aus welchen Plato seinen Gott diese schöne Welt zusammen setzen läſst; alle Leute, bis auf die Köche, sprachen Filosofie, hatten ihr Gesicht in irgend eine geometrische Figur verzogen, und disputierten über Materie und Form, über das was ist und was nicht ist, über die beiden Enden des Guten und Bösen, und über die beste Republik.

Alles dieſs machte freylich ein ziemlich seltsames Aussehen, und konnte den Verdacht erwecken, als ob Plato an dem Syrakusischen Hofe vielmehr die Rolle eines aufgeblasenen Pedanten unter einem Haufen unbärtiger Schüler, als die Rolle eines Weisen gespielt habe, der sich einen groſsen Zweck vorgesetzt hat, und die Mittel dazu nach den Umständen des Orts, der Zeit und der Personen klüglich zu bestimmen weiſs. Aber man würde sich irren. Er hatte an den lächerlichen Ausschweifungen der Hofleute wenig Antheil; ob er gleich ganz gern sah, daſs diese unnützen Hummeln, welche er nicht auf einmahl austreiben konnte, auf solche Spielwerke verfielen, die doch immer als eine Art von Vorübungen angesehen werden konnten, wodurch sie unvermerkt von ihren vorigen Gewohnheiten abgezogen, und durch den Geschmack an Wissenschaft zu der allgemeinen Verbesserung, welche er zu bewirken hoffte, vorbereitet wurden. Allein seine eigenen hauptsächlichsten Bemühungen bezogen sich unmittelbar auf den Dionysius selbst; und indem er ihn durch die Reitzungen seines Umgangs und seiner Beredsamkeit zu humanisieren und an sich zu gewöhnen suchte, trachtete er, ohne es allzu deutlich zu erkennen zu geben, dahin, ihm die Verachtung seines vorigen Zustandes, die Liebe der Tugend, Begierden nach ruhmwürdigen Thaten, kurz, solche Gesinnungen einzuflöſsen, welche ihn, durch unmerkliche Grade, von sich selbst auf die Gedanken bringen würden, ein unrechtmäſsiges Diadem von sich zu werfen, und sich an der Ehre, der Erste unter seines gleichen zu seyn, genügen zu lassen.

Die Anscheinungen lieſsen ihn den vollkommensten Erfolg hoffen. Dionys schien in wenigen Tagen nicht mehr der vorige Mann zu seyn. Seine Wissensbegierde, seine Gelehrigkeit gegen die Räthe des Filosofen, das Sanfte und Ruhige in seinem ganzen Betragen, übertraf alles, was sich Dion von ihm versprochen hatte. Ganz Syrakus empfand sogleich die Folgen dieser glücklichen Veränderung. Er ging mit einer unglaublichen Behendigkeit von dem höchsten Grade des tyrannischen Übermuths zu der Popularität eines Athenischen Archonten über. Er setzte alle Tage einige Stunden aus, um jedermann mit einnehmender Leutseligkeit anzuhören, nannte sie Mitbürger, wünschte sie alle glücklich machen zu können, fing sogar wirklich an verschiedene gute Anordnungen zu machen, und erweckte, durch so viele günstige Vorzeichen, die allgemeine Erwartung einer glückseligen Revoluzion, welche nun auf einmahl der Gegenstand aller Wünsche und der Inhalt aller Gespräche unter dem Volke wurde.

Es könnte genug seyn, gegen diejenigen, die eine so groſse und schnelle Verwandlung eines Fürsten, den wir als ein kleines Ungeheuer von Lastern und Ausschweifungen geschildert haben, unglaublich finden möchten, uns auf die einhellige Aussage der Geschichtschreiber zu berufen. Aber wir können noch mehr thun; es ist leicht, die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit derselben begreiflich zu machen. Aufmerksame Leser, welche einige Kenntniſs des menschlichen Herzens besitzen, werden die Gründe hierzu in unsrer bisherigen Erzählung schon von selbst entdeckt haben.

In einem Gemüthszustande, worin die Leidenschaften schweigen, wo uns vor den Ergetzungen der Sinne ekelt, und der Mangel an angenehmen Eindrücken uns in einen beschwerlichen Mittelstand zwischen Seyn und Nichtseyn versenkt, — in einem solchen Zustande ist die Seele begierig, jeden Gegenstand zu umfassen, der sie aus diesem unleidlichen Stillstand ihrer Kräfte ziehen kann, und am besten aufgelegt, den Reitz sittlicher und intellektueller Schönheiten zu empfinden. Freylich würde ein trockner Zergliederer metafysischer Begriffe sich nicht dazu geschickt haben, solche Gegenstände für einen Menschen zuzurichten, der zu einer scharfen Aufmerksamkeit eben so ungeduldig als unvermögend war. Allein die Beredsamkeit des Homers der Filosofen wuſste sie auf eine so reitzende Art für die Einbildungskraft zu verkörpern, wuſste die Leidenschaften und innersten Triebe des Herzens so geschickt für sie ins Spiel zu setzen, daſs sie nicht anders als gefallen und rühren konnten. Hierzu kam noch die Jugend des Tyrannen, welche seine noch nicht verhärtete Seele neuer Eindrücke fähig machte. Warum sollte es also nicht möglich gewesen seyn, ihm unter solchen Umständen auf etliche Wochen die Liebe der Tugend einzuflöſsen, da hierzu weiter nichts nöthig war, als seinen Neigungen unvermerkt andre Gegenstände an die Stelle derjenigen, deren er überdrüssig war, unterzuschieben? In der That war seine Bekehrung nichts andres, als daſs er nunmehr, anstatt irgend einer Wollust athmenden Nymfe, ein schönes Fantom der Tugend umarmte, und, statt in Syrakusischem Weine, sich in Platonischen Ideen berauschte. Eben diese Eitelkeit, welche ihn vor weniger Zeit angetrieben hatte, mit dem Bacchus und einer andern unnennbaren Gottheit in die Wette zu eifern, kitzelte sich itzt durch die Vorstellung, als Regent und Gesetzgeber den Glanz der berühmtesten Männer vor ihm zu verdunkeln, die Augen der Welt auf sich zu heften, sich von allen bewundert, und von den Weisen selbst vergöttert zu sehen.

Daſs dieses Urtheil von der Bekehrung des Dionysius richtig sey, hat sich in der Folge nur zu sehr bewiesen; auch hätte man, däucht uns, ohne die Gabe der Divinazion zu besitzen, voraus sehen können, daſs eine so plötzliche Veränderung keinen Bestand haben werde. Aber wie sollten die in einer groſsen Angelegenheit verwickelten Personen fähig seyn, so gelassen und uneingenommen davon zu urtheilen, wie entfernte Zuschauer, welche das Ganze bereits vor sich liegen haben, und, bey einer kalten Untersuchung des Zusammenhangs aller Umstände, sehr leicht mit vieler Zuverlässigkeit beweisen, daſs es nicht anders habe gehen können, als wie sie wissen daſs es gegangen ist?

Plato selbst lieſs sich von den Anscheinungen betrügen, weil sie seinen Wünschen gemäſs waren, und ihm zu beweisen schienen wie viel er vermöge. Die voreilige Freude über einen glücklichen Erfolg, dessen er sich schon versichert hielt, lieſs ihm nicht zu, sich alle die Hindernisse, die seine Bemühungen vereiteln konnten, in der gehörigen Stärke vorzustellen, und in Zeiten darauf bedacht zu seyn, wie er ihnen zuvorkommen möchte. Gewohnt in den ruhigen Spaziergängen seiner Akademie unter gelehrigen Schülern idealische Republiken zu bauen, hielt er die Rolle, die er an dem Hofe zu Syrakus zu spielen übernommen hatte, für leichter als sie in der That war. Er schloſs immer richtig aus seinen Prämissen; aber seine Prämissen setzten immer mehr voraus als war; und er bewies durch sein Exempel, daſs keine Leute mehr durch den Schein der Dinge hintergangen werden, als eben diejenigen, welche ihr ganzes Leben damit zubringen, „*inter sylvas Academi*“ dem was wahrhaftig ist, nachzuspähen.

In der That hat man zu allen Zeiten gesehen, daſs es den spekulativen Geistern nicht geglückt ist, wenn sie sich aus ihrem filosofischen Kreise heraus auf irgend einen groſsen Schauplatz des groſsen thätigen Lebens gewagt haben. Und wie könnte es anders seyn, da sie gewohnt sind, in ihren Utopien und Atlantiden zuerst die Gesetzgebung zu erfinden, und erst wenn sie damit fertig sind, sich so genannte Menschen zu schnitzeln, welche eben so richtig nach diesen Gesetzen handeln müssen, wie ein Uhrwerk durch den innerlichen Zwang seines Mechanismus die Bewegungen macht, welche der Künstler haben will? Es ist leicht genug zu sehen, daſs es in der wirklichen Welt gerade umgekehrt ist. Die Menschen in derselben sind nun einmahl wie sie sind; und der groſse Punkt ist, diejenigen, die man vor sich hat, nach allen Umständen und Verhältnissen so lange zu studieren, bis man so genau als möglich weiſs, wie sie sind. So bald man dieſs weiſs, so geben sich die Regeln, wonach sie behandelt werden müssen, von selbst; und dann erst ist es Zeit moralische Projekte zu machen! — Aber, o ihr groſsen Lichter unsers aufgeklärtesten Jahrhunderts, wann, glaubt ihr, daſs diese Zeit für das Menschengeschlecht kommen werde?

4. Kapitel.

Filistus und Timokrates.

Während daſs die Filosofie und die Tugend durch die Beredsamkeit eines einzigen Mannes eine so auſserordentliche Veränderung der Scene an dem Hofe zu Syrakus hervorbrachte, waren die ehmahligen Vertrauten des Dionysius sehr weit davon entfernt, die Vortheile, welche sie von der vorigen Sinnesart dieses Prinzen gezogen hatten, so willig hinzugeben, als man es aus ihrem äuſserlichen Bezeigen hätte schlieſsen sollen. Als schlaue Höflinge wuſsten sie zwar ihren Unmuth über die sonderbare Gunst, worin Plato bey demselben stand, künstlich zu verbergen. Gewohnt sich nach dem Geschmacke des Fürsten zu modeln, und alle Gestalten anzunehmen, unter welchen sie ihm gefallen, oder zu ihren geheimen Absichten gelangen konnten, hatten sie, so bald die neue Laune ihres Herrn bekannt war, die ganze Auſsenseite des filosofischen Enthusiasmus mit eben der Leichtigkeit angenommen, womit sie eine Maske angezogen hätten. Sie waren die ersten, die dem übrigen Hofe hierin mit ihrem Beyspiele vorgingen. Sie verdoppelten ihre Aufwartung bey dem Prinzen Dion, dessen Ansehen seit Platons Ankunft sehr gestiegen war. Sie waren die erklärten Bewunderer des Filosofen. Sie lächelten ihm Beyfall entgegen, so bald er nur den Mund aufthat. Alle seine Vorschläge und Maſsnehmungen hieſsen ihnen bewundernswürdig. Sie wuſsten nichts daran auszusetzen; oder, wenn sie ja Einwürfe machten, so war es nur um sich belehren zu lassen, und, auf die erste Antwort, sich einer höhern Weisheit überwunden zu geben. Sie suchten seine Freundschaft mit einem Eifer, worüber sie den Fürsten selbst zu vernachlässigen schienen; und besonders lieſsen sie sich angelegen seyn, die Vorurtheile zu zerstreuen, die man, von der vorigen Staatsverwaltung her, wider sie gefaſst haben könnte.

Durch diese Kunstgriffe erreichten sie zwar ihre Absicht, den weisen Plato sicher zu machen, nicht so vollkommen, daſs er nicht immer einiges gerechtes Miſstrauen in die Aufrichtigkeit ihres Bezeigens gesetzt hätte: allein, da sie gar nicht zweifelten, daſs er sie beobachten würde, so war es ihnen leicht sich so zu betragen, daſs er mit aller seiner Scharfsinnigkeit — nichts sah. Sie vermieden alles, was ihrer Aufführung einen Schein von Zurückhaltung, Zweydeutigkeit und Geheimniſs hätte geben können, und nahmen ein so natürliches und einfaches Wesen an, daſs man entweder ihres gleichen seyn oder betrogen werden muſste. Diese schöne Kunst ist eine von denen, in welchen nur Hofleuten gegeben ist Meister zu seyn. Man könnte die Tugend selbst heraus fordern, in einem höhern Grad und mit besserm Anstand Tugend zu scheinen, als diese Leute es in ihrer Gewalt haben, die eigenste Miene, Farbe, und äuſserliche Grazie derselben an sich zu nehmen, — so bald es ein Mittel zu ihren Absichten werden kann.

Alles bisher gesagte galt auf eine ganz vorzügliche Weise von zwey Männern, welche bey dieser Veränderung des Tyrannen am meisten zu verlieren hatten. Filistus war bisher der vertrauteste unter seinen Ministern, und Timokrates sein Liebling gewesen. Beide hatten sich mit einer Eintracht, welche ihrer Klugheit Ehre machte, in sein Herz, in die höchste Gewalt (wozu er nur seinen Nahmen hergab) und in einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte getheilt. Itzt zog die gemeinschaftliche Gefahr das Band ihrer Freundschaft noch enger zusammen. Sie entdeckten einander ihre Besorgnisse, ihre Bemerkungen, ihre Anschläge. Sie redeten die Maſsregeln mit einander ab, die in so kritischen Umständen genommen werden muſsten; und, da sie die schwache Seite des Tyrannen besser kannten als irgend ein andrer, so gingen sie mit so vieler Schlauheit zu Werke, daſs es ihnen nach und nach glückte, ihn gegen Platon und Dion einzunehmen, ohne daſs er merkte, was ſie im Schilde führten. .

Wir haben ſchon erwähnt, daſs die Syrakuſer (vermöge einer Eigenſchaft, welche aller Orten das Volk karakteriſiert) der Hoffnung, durch Platons Vermittlung ihre alte Freyheit wieder zu erlangen, ſich mit einer ſo voreiligen Freude überlieſsen, daſs die bevorſtehende Staatsveränderung gar bald der Inhalt aller Geſpräche wurde.

In der That ging die Abſicht Dions bey Berufung ſeines Freundes auf nichts geringeres. Beide waren gleich erklärte Feinde der Tyrannie und der Demokratie. Denn ſie hielten für ausgemacht, (mit welchem Grunde wollen wir hier nicht entſcheiden) daſs beide, wiewohl unter verſchiedenen Geſtalten und durch verſchiedene Wege, am Ende in Einem Punkte, nehmlich in Mangel der Ordnung und Sicherheit, in Unterdrückung und Sklaverey, zuſammen liefen, und daſs der ganze Unterſchied am Ende darin beſtehe, daſs in der erſten nur ein Einziger, in der andern hingegen der roheſte, unverſtändigſte und ſchlechteſte Theil des Volks — der Tyrann ſey. Sie waren beide für diejenige Art der Ariſtokratie eingenommen, worin das Volk zwar vor aller Unterdrückung hinlänglich ſicher geſtellt, folglich die Gewalt der Edeln, oder (wie man bey den Griechen sagte) der Besten, durch unzerbrechliche Ketten gefesselt ist; hingegen die Staatsverwaltung in den Händen einer kleinern Anzahl ist, welche dem ganzen aristokratischen Senat, als dem Inhaber der höchsten Gewalt, eine genaue Rechenschaft abzulegen haben. Es war also wirklich ihr Vorhaben, die Tyrannie (oder, was man zu unsern Zeiten eine uneingeschränkte Monarchie nennt) aus dem ganzen Sicilien zu verbannen, und die Verfassung dieser Insel in die vorbemeldete Form zu gieſsen. Dem Dionysius zu Gefallen, oder vielmehr, weil nach Platons Meinung die vollkommenste Staatsform eine Zusammensetzung aus der Monarchie, Aristokratie und Demokratie seyn muſste, wollten sie ihrer neuen Republik zwey Könige geben, welche in derselben eben das vorstellen sollten, was die Könige in Sparta; und Dionysius sollte einer von denselben seyn. Dieses waren ungefähr die Grundlinien ihres Entwurfs. Sie lieſsen keine Gelegenheit vorbey, dem Prinzen die Vortheile einer gesetzmäſsigen Regierung anzupreisen: aber sie waren zu klug, von einer so kitzlichen Sache, als die Einführung einer republikanischen Verfassung war, vor der Zeit zu reden, und den Tyrannen, eh' ihn Plato vollkommen zahm und bildsam gemacht haben würde, durch eine unzeitige Entdeckung ihrer Absichten in seine natürliche Wildheit zurück zu schrecken.

Unglücklicher Weise war das Volk so vieler Mäſsigung nicht fähig, und dachte auch ganz anders über den Gebrauch, den es von seiner Freyheit machen wollte. Ein jeder hatte dabey eine gewisse Absicht, die er noch bey sich behielt, und die, wie gewöhnlich, auf irgend einen Privatvortheil ging. Jeder hielt sich für mehr als fähig, dem gemeinen Wesen gerade in dem Posten zu dienen, wozu er die wenigste Fähigkeit hatte, oder hatte sonst seine kleinen Forderungen zu machen, welche er schlechterdings bewilliget haben wollte. Die Syrakuser verlangten also eine Demokratie; und da sie sich ganz nahe bey dem Ziel ihrer Wünsche glaubten, so sprachen sie laut genug davon, daſs Filistus und seine Freunde Gelegenheit bekamen, den Tyrannen aus seiner süſsen Platonischen Träumerey aufzuwecken, und zu sich selbst zurück zu rufen.

Das erste, was diese getreuen Anhänger der alten Verfassung thaten, war, daſs sie ihm die Gesinnungen des Volks, und die zwar von auſsen noch nicht merklich in die Augen fallende, aber innerlich desto stärker gährende Bewegung desselben, mit sehr lebhaften Farben, und mit ziemlicher Vergröſserung der Umstände, vormahlten. Sie thaten dieſs mit vieler Vorsichtigkeit, in gelegenen Augenblicken, nach und nach, und auf eine solche Art, daſs es dem Dionysius scheinen muſste, als ob ihm endlich die Augen von selbst aufgingen. Dabey versäumten sie keine Gelegenheit, den Plato und den Prinzen Dion bis in die Wolken zu erheben. Besonders sprachen sie in Ausdrücken, welche von der schlauesten Bosheit gewählt wurden, von der auſserordentlichen Hochachtung, in welche sich diese Männer bey dem Volke setzten. Um den Tyrannen desto aufmerksamer zu machen, wuſsten sie es, durch tausend geheime Wege, wobey sie selbst nicht zum Vorschein kamen, dahin einzuleiten, daſs häufige und zahlreiche Privatversammlungen in der Stadt angestellt wurden, wozu Dion und Plato, oder doch immer jemand von den besondern Vertrauten des einen oder des andern, eingeladen wurde. Diese Versammlungen waren zwar nur auf Gastmähler und freundschaftliche Ergetzungen angesehen: aber sie gaben doch dem Filistus und seinen Freunden Gelegenheit, so davon zu reden, daſs sie den Schein politischer Zusammenkünfte bekamen; und dieſs war alles was sie wollten.

Durch diese und andre dergleichen Kunstgriffe gelang es ihnen endlich, dem Dionysius Argwohn beyzubringen. Er fing an, in die Aufrichtigkeit seines neuen Freundes ein desto gröſseres Miſstrauen zu setzen, da er über das besondere Verständniſs, welches er zwischen ihm und dem Dion wahrnahm, eifersüchtig war. Um desto eher ins Klare zu kommen, hielt er für das Sicherste, den seit einiger Zeit vernachlässigten Timokrates wieder an sich zu ziehen, und, so bald er sich versichert hätte, daſs er wieder auf seine Ergebenheit zählen könne, ihm seine Wahrnehmungen und geheimen Besorgnisse zu entdecken. Der schlaue Günstling stellte sich Anfangs, als ob er nicht glauben könne, daſs die Syrakuser im Ernste mit einem solchen Vorhaben umgehen sollten! „Wenigstens (sagte er mit der ehrlichsten Miene von der Welt) könne er sich nicht vorstellen, daſs Plato und Dion den mindesten Antheil daran haben sollten. Indessen müsse er freylich gestehen, daſs, seitdem der erste sich am Hofe befinde, die Syrakuser von einem seltsamen Geiste getrieben, und zu den ausschweifenden Einbildungen, welche sie sich zu machen schienen, vielleicht durch das auſserordentliche Ansehen verleitet würden, worin dieser Filosof bey dem Prinzen stehe. Es sey nicht unmöglich, daſs die Republikanischgesinnten sich Hoffnung machten, Gelegenheit zu finden, während der Hof die Gestalt einer Akademie gewänne, dem Staat unvermerkt die Gestalt einer Demokratie zu geben. Indessen setze er doch nicht Vertrauen genug in seine eigene

Einsicht, seinem Herrn und Freunde in so schlüpfrigen Umständen einen sichern Rath zu geben. Filistus, dessen Treue dem Prinzen längst bekannt sey, würde durch seine Erfahrenheit in Staatsgeschäften unendliche Mahl geschickter seyn, einer Sache von dieser Art auf den Grund zu sehen."

Dionysius hatte wenig Lust, sich einer Gewalt zu begeben, deren Werth er, so wie seine Fibern wieder elastischer wurden, von Tag zu Tag wieder stärker zu empfinden begann. Die Einstreuungen seines Günstlings thaten also ihre ganze Wirkung. Er trug ihm auf, mit der nöthigen Vorsichtigkeit den Filistus noch in der nehmlichen Nacht in sein Kabinet zu führen, um sich über diese Dinge mit ihm zu besprechen, und die Gedanken desselben zu vernehmen. Es geschah. Filistus vollendete was Timokrates angefangen hatte. Er entdeckte dem Prinzen alles, was er beobachtet zu haben vorgab; nehmlich gerade so viel, als nöthig war, um ihn in den Gedanken zu bestärken, dafs eine geheime Verschwörung zu einer Staatsveränderung im Werke sey, welche zwar noch nicht zur Reife gekommen, aber doch so beschaffen sey, dafs sie Aufmerksamkeit verdiene. Und wer kann der Urheber einer solchen Verschwörung seyn? fragte Dionysius.

Hier stellte sich Filistus verlegen. „Er hoffe nicht, sagte er, dafs es schon so weit gekommen sey; Dion bezeige so gute Gesinnungen für den Prinzen —“ Rede aufrichtig, wie du denkst, fiel ihm Dionysius ein; was hältst du von diesem Dion? Keine Komplimente! Du brauchst mich nicht daran zu erinnern, daſs er meiner Schwester Mann ist; ich weiſs es nur zu wohl, und ich traue ihm nichts desto besser. Er ist ehrgeitzig — „Das ist er“ — Finster, zurück haltend, in sich selbst eingeschlossen — „In der That ist er das, (nahm Filistus das Wort) und wer ihn genau beobachtete, ohne vorhin eine bessere Meinung von ihm gefaſst zu haben, würde sich des Argwohns kaum erwehren können, daſs er miſsvergnügt sey, und Gedanken in sich selbst ausarbeite, die er nicht für gut befinde andern mitzutheilen.“ — Glaubst du das, Filistus? (fiel der Prinz ein) Ich habe immer so von ihm gedacht. Wenn Syrakus unruhig ist und mit Neuerungen umgeht, so darfst du versichert seyn, daſs Dion die Triebfeder davon ist. Wir müssen ihn genauer beobachten! — „Wenigstens ist es sonderbar, (fuhr Filistus fort) daſs er seit einiger Zeit so eifrig ist sich der Freundschaft der angesehensten Bürger zu versichern.“ (Hier führte er einige Umstände an, welche, durch die Wendung die er ihnen gab, seine Wahrnehmung bestätigen konnten.) „Wenn ein Mann von solcher Wichtigkeit, wie Dion, sich herab läſst eine Popularität anzunehmen, die so gänzlich wider seinen Karakter ist; so kann man glauben, daſs er Absichten hat: und wenn Dion Absichten hat, so gehen sie gewiſs auf keine Kleinigkeiten. Was es aber auch seyn mag, so bin ich gewiſs, (setzte er mit einer bedeutungsvollen Miene hinzu) daſs Platon, ungeachtet der engen Freundschaft, die zwischen ihnen obwaltet, zu tugendhaft ist. um an heimlichen Anschlägen gegen einen Prinzen, der ihn mit Ehre und Wohlthaten überhäuft, Theil zu nehmen." — Soll ich dir sagen was ich denke? (erwiederte der Prinz) Diese Filosofen, von denen man so viel Wesens macht, sind eine höchst unbedeutende Art von Geschöpfen. In der That, ich sehe nicht, daſs an ihren Spekulazionen so viel gefährliches seyn sollte, als die Leute sich einbilden. Ich liebe, zum Exempel, diesen Platon, weil er angenehm im Umgang ist. Er hat sich seltsame Dinge in den Kopf gesetzt; man könnte sich's nicht schnakischer träumen lassen; aber eben das belustigt mich. Und bey allem dem muſs man ihm den Vorzug lassen, daſs er schön spricht. Es hört sich ihm recht angenehm zu, wenn er euch von der alten Insel Atlantis und von den Sachen in der andern Welt eben so umständlich und zuversichtlich spricht, als ob er mit dem nächsten Marktschiffe aus dem Mond angekommen wäre. (Hier lachten die beiden Vertrauten, als ob sie nicht aufhören könnten, über einen so sinnreichen Einfall, und Dionysius lachte mit.) Ihr mögt lachen so lang' ihr wollt, fuhr er fort; aber meinen Plato sollt ihr mir gelten lassen! Er ist der gutherzigste Mensch von der Welt; und wenn man seine Filosofie, seinen Bart und seine hieroglyfische Fysionomie zusammen nimmt, so muſs man gestehen, daſs das Ganze eine Art von Leuten macht, womit man sich, in Ermanglung eines bessern, die Zeit ganz gut vertreiben kann.

O göttlicher Platon! du, der sich einbildete, das Herz dieses Prinzen in seiner Hand zu haben; du, der sich selbst das groſse Wunderwerk zutraute, einen weisen und tugendhaften Mann aus ihm zu machen! warum standest du nicht in diesem Augenblick hinter einer Tapete, und hörtest diese schmeichelhafte Apologie mit an, durch welche er seinen Geschmack an dir in den Augen seiner Höflinge zu rechtfertigen suchte!

„In der That, sagte Timokrates, die Musen selbst können nicht angenehmer reden als Plato; ich wüſste nicht, was er einem nicht überreden könnte, wenn er sich's in den Kopf gesetzt hätte.“ — Du willst vielleicht scherzen, fiel ihm der Prinz ein; aber ich versichre dich, es hat wenig gefehlt, daſs er mich nicht dazu gebracht hätte, Sicilien fahren zu lassen, und eine filosofische Reise nach Memfis zu den Pyramiden und Gymnosofisten anzustellen, die seiner Beschreibung nach eine seltsame Art von Kreaturen seyn müssen. Wenn ihre Weiber so schön sind, wie er sagt, so mag es keine schlimme Partie seyn, den Tanz der Sfären mit ihnen zu tanzen; denn sie leben im Stande der vollkommen schönen Natur, und treten dir, bloſs in ihre eigenthümlichen Reitzungen gekleidet, mit einer so triumfierenden Miene unter die Augen, als die schönste Syrakuserin in ihrem reichsten Putze.

Dionysius war, wie man sieht, in einer Laune, die den erhabenen Absichten seines Hoffilosofen nicht sehr günstig war. Auch baute der schlaue Timokrates, der nur eines Winkes hierzu bedurfte, stehendes Fuſses auf diese Anlage ein kleines Projekt, wovon er sich gute Wirkung versprach. Aber der weiter sehende Filistus fand nicht für dienlich, seinen Herrn in dieser leichtsinnigen Laune fortsprudeln zu lassen. „Ihr scherzet über die Wirkungen der Beredsamkeit Platons, sprach er: es ist nur allzu gewiſs, daſs er in dieser Kunst seines gleichen nicht hat. Aber eben dieses würde mir nicht wenig Sorge machen, wenn er der rechtschaffne Mann nicht wäre, für den ich ihn halte. Die Macht der Beredsamkeit übertrifft alle andre Macht; sie ist fähig funfzig tausend Arme nach dem Gefallen eines einzigen wehrlosen Mannes in Bewegung zu setzen, oder zu entnerven. Wenn Dion, wie es scheint, irgend ein gefährliches Vorhaben brütete, und Mittel fände, diesen überredenden Sofisten auf seine Seite zu bringen: so besorg' ich, Dionysius könnte das Vergnügen' seiner sinnreichen Unterhaltung theuer bezahlen müssen. Man weiſs was die Beredsamkeit zu Athen vermag; und es fehlt den Syrakusern nichts als ein paar solche Wortkünstler, die ihnen den Kopf mit Figuren und Bildern warm machen, so werden sie Athener seyn wollen, und der erste beste, der sich an ihre Spitze stellt, wird aus ihnen machen was er will."

Filistus sah, daſs sein Herr bey diesen Worten auf einmahl tiefsinnig ward. Er schloſs daraus, daſs etwas in seinem Gemüth arbeitete, und hielt ein. Was für ein Thor ich war! rief Dionysius aus, nachdem er eine Weile mit gesenktem Kopfe zu staunen geschienen hatte. Das war wohl der Genius meines guten Glücks, der mir eingab, dich diesen Abend zu mir rufen zu lassen! Die Augen gehen mir auf einmahl auf. Wozu mich diese Leute mit ihren Dreyecken und Schluſsreden nicht gebracht hätten! Kannst du dir wohl einbilden, daſs mich dieser Plato mit seinem glatten Geschwätze beynahe überredet hätte, mein stehendes Kriegsheer und sogar meine Leibwache nach Hause zu schicken? Ha! nun sehe ich, wohin alle diese schönen Vergleichungen eines Fürsten mit einem Vater im Schooſse seiner Familie, und mit einem Säugling an der Brust seiner Amme, und was weiſs ich mit was noch mehr, abgesehen waren! Die Verräther wollten mich durch diese süſsen Wiegenlieder erst einschläfern, hernach entwaffnen, und zuletzt, wenn sie mich dahin gebracht hätten, daſs ich weder Arme noch Beine nach meinem Gefallen hätte rühren können, würden sie mich im ganzen Ernst zu ihrem Wickelkinde, zu ihrer Puppe, und wozu es ihnen eingefallen wäre, gemacht haben! Aber sie sollen mir die Erfindung bezahlen! Ich will diesem verrätherischen Dion — Bist du albern genug dir einzubilden, daſs es ihm darum zu thun sey, euere Spieſsbürger von Syrakus in Freyheit zu setzen? Regieren will er, Filistus! Das will er! und darum hat er diesen Sofisten an meinen Hof kommen lassen, der mir, indeſs jener das Volk zur Empörung reitzt und sich einen Anhang macht, so lange und so viel von Gerechtigkeit und Wohlthun und goldnen Zeiten und väterlicher Regierung vorschwatzen soll, bis er mich überredet hätte, meine Galeren zu entwaffnen, meine Trabanten zu entlassen, und am Ende in Begleitung eines von den zottelbärtigen Knaben, die er mitgebracht hat, als ein Neuangeworbener nach Athen in die Akademie zu wandern, um unter einem Schwarm junger Gecken darüber zu disputieren, ob Dionysius recht oder unrecht gethan habe, sich in einer so armseligen Mausfalle fangen zu lassen.

„Aber ist's möglich, fragte Filistus mit angenommener Verwunderung, daſs Plato den sinnlosen Einfall haben konnte, meinem Prinzen solche Räthe zu geben?"

Es ist möglich, weil ich dir sage, daſs er's gethan hat. Aber ich will eine Öhlmühle drehen, wenn ich begreife, wie ich mich von diesem Schwätzer bezaubern lassen konnte.

„Das soll sich Dionysius nicht verdrieſsen lassen, erwiederte der gefällige Filistus. Plato ist in der That ein groſser Mann in seiner Art; ein vortrefflicher Mann, wenn es darauf ankommt den Entwurf zu einer Welt zu machen, oder zu beweisen, daſs der Schnee nicht weiſs ist. Aber seine Regierungsmaximen sind, wie es scheint, ein wenig unsicher in der Ausübung. In der That, das würde den Athenern was zu reden gegeben haben; und es wäre wahrlich kein kleiner Triumf für die Filosofie gewesen, wenn ein einziger Sofist, ohne Schwertschlag, durch die bloſse Zauberkraft seiner Worte zu Stande gebracht hätte, was seine Mitbürger durch groſse Flotten und Kriegsheere vergeblich unternommen haben.“

Es ist mir unerträglich nur daran zu denken, sagte Dionysius. Was für eine einfältige Figur ich ein paar Wochen lang unter diesen Grillenfängern gemacht haben muſs! Hab' ich dem Dion nicht selbst Gelegenheit gegeben, mich zu verachten? Was muſsten sie von mir denken, da sie mich so gelehrig fanden? — Aber sie sollen in kurzem sehen, daſs sie sich mit aller ihrer Wissenschaft der geheimniſsvollen Zahlen gewaltig überrechnet haben! Es ist Zeit, der Komödie ein Ende zu machen!

„Um Vergebung, Prinz, fiel Filistus ein: die Rede ist noch von bloſsen Vermuthungen. Vielleicht ist Plato, ungeachtet seines nicht allzu wohl überlegten Rathes, unschuldig; vielleicht ist es sogar Dion. Wenigstens haben wir noch keine Beweise gegen sie. Sie haben Bewunderer und Freunde zu Syrakus. Das Volk ist ihnen geneigt. Es möchte gefährlich seyn, sie durch einen übereilten Schritt in die Nothwendigkeit zu setzen, diesem Freyheit träumenden Pöbel sich in die Arme zu werfen. Lassen wir sie noch eine Zeit lang in dem angenehmen Wahne, den

Dionysius gefangen zu haben! Geben wir ihnen durch ein künstlich verstelltes Zutrauen Gelegenheit, ihre Gesinnungen deutlicher heraus zu lassen! Wie, wenn Dionysius sich stellte, als ob er wirklich Lust hätte die Monarchie aufzugeben, und als ob ihn kein anderes Bedenken davon zurück hielte, als die Ungewiſsheit, welche Regierungsform Sicilien am glücklichsten machen könnte? — Eine solche Eröffnung wird sie nöthigen, sich selbst zu verrathen; und, indeſs wir sie mit akademischen Fragen und Entwürfen aufhalten, werden sich Gelegenheiten finden, den regiersüchtigen Dion in Gesellschaft seines Rathgebers mit guter Art eine Reise nach Athen machen zu lassen; wo sie in ungestörter Muſse Republiken anlegen, und ihnen, wenn sie wollen, alle Tage eine andere Form geben mögen."

5. KAPITEL.

Gemüthsverfassung des Dionysius. Unterredung mit Dion und Platon. Folgen derselben.

Dionysius war von Natur hitzig und ungestüm. Eine jede Vorstellung, von der seine Einbildung getroffen wurde, beherrschte ihn so sehr, daſs er sich dem mechanischen Triebe, den sie in ihm hervorbrachte, gänzlich überlieſs. Aber wer ihn so genau kannte als Filistus, hatte wenig Mühe, seinen Bewegungen oft durch ein einziges Wort eine andere Richtung zu geben. Im ersten Anstoſs seiner unbesonnenen Hitze waren die gewaltsamsten Maſsnehmungen immer die ersten, auf die er fiel. Aber man brauchte ihm nur den Schatten einer Gefahr dabey zu zeigen; so legte sich die auffahrende Lohe wieder, und er lieſs sich eben so schnell überreden die sichersten Mittel zu erwählen, wenn sie gleich die niederträchtigsten waren.

Da wir die wahre Triebfeder seiner vermeinten Sinnesänderung oben bereits entdeckt haben, wird sich niemand wundern, daſs er von dem Augenblick an, da sich seine Leidenschaften wieder regten, in seinen natürlichen Zustand zurück sank. Was man bey ihm für Liebe der Tugend angesehen, was er selbst dafür gehalten hatte, war das Werk zufälliger und mechanischer Ursachen gewesen. Daſs er der Tugend zu Liebe seinen Neigungen die mindeste Gewalt hätte thun sollen, so weit ging sein Enthusiasmus für sie nicht. Die ungebundene Freyheit, worin er zu leben gewohnt war, stellte sich ihm wieder mit den lebhaftesten Reitzungen dar. Nun sah er in Plato bloſs einen verdrieſslichen Hofmeister, und verwünschte sich selbst, daſs er schwach genug habe seyn können, sich von einem solchen Pedanten einnehmen, und in eine seiner eigenen so wenig ähnliche Gestalt umbilden zu lassen. Er fühlte nur allzu wohl, daſs er sich eine Art von Verbindlichkeit aufgelegt hätte, in den Gesinnungen zu beharren, die er diesem Sofisten (wie er ihn itzt nannte) unbesonnener Weise gezeigt hatte, und besorgte, nicht ohne Grund, daſs Dion und die Syrakuser die Erfüllung seines Versprechens, auf eine gesetzmäſsige Art zu regieren, als eine Schuldigkeit von ihm verlangen würden. Diese Gedanken waren ihm unerträglich, und hatten die natürliche Folge, seine ohnehin bereits erkaltete Zuneigung zu dem Filosofen von Athen in Widerwillen zu verwandeln, den Dion aber, den er nie geliebt hatte, ihm doppelt verhaſst zu machen. Dieſs waren die geheimen Disposizionen, welche den Verführungen des Timokrates und Filistus den Eingang in sein Gemüth erleichterten. Es war schon so weit mit ihm gekommen, daſs er von diesen ehmahligen Vertrauten sich der Person schämte, die er einige Wochen lang, gleichsam unter Platons Vormundschaft, gespielt hatte; und vermuthlich rührte es von dieser verderblichen Scham her, daſs er in so verkleinernden Ausdrücken von einem Manne, den er anfänglich beynahe vergöttert hatte, sprach, und seiner Leidenschaft für ihn einen so spaſshaften Schwung zu geben suchte.

Er ergriff also den Vorschlag des Filistus mit der Ungeduld eines Menschen, der sich von dem Zwang einer verhaſsten Einschränkung je eher je lieber los zu machen wünscht; und damit er keine Zeit verlieren möchte, machte er gleich des folgenden Tages Anstalt, denselben ins Werk zu setzen. Er berief den Dion und den Filosofen in sein Kabinet, und entdeckte ihnen mit allen Anscheinungen des vollkommensten Zutrauens, daſs er gesonnen sey sich der Regierung zu entschlagen, und den Syrakusern die Freyheit zu lassen, sich diejenige Verfassung zu erwählen, die ihnen die angenehmste seyn würde.

Ein so unerwarteter Vortrag machte die beiden Freunde stutzen; aber sie faſsten sich unverzüglich. Sie hielten ihn für eine von den sprudelnden Aufwallungen einer noch ungeläuterten Tugend, welche gern auf schöne Ausschweifungen zu verfallen pflegt, und hofften daher, es werde ihnen leicht seyn, den Prinzen auf reifere Gedanken zu bringen. Sie billigten zwar seine gute Absicht; stellten ihm aber vor, daſs er sie sehr schlecht erreichen würde, wenn er das Volk, welches in politischer Hinsicht immer als ein Unmündiger zu betrachten sey, zum Meister über eine Freyheit machen wollte, die es, allem Vermuthen nach, zu seinem eigenen Schaden miſsbrauchen würde. Sie sagten ihm hierüber alles was eine gesunde Staatskunst sagen kann. Insonderheit bewies ihm Plato, der innere Wohlstand eines Staats beruhe nicht auf der Form seiner Verfassung, sondern auf der innerlichen Güte der Gesetzgebung, auf tugendhaften Sitten, und auf der Weisheit des Regenten, dem die Handhabung der Gesetze anvertraut sey. Seine Meinung ging dahin: Dionysius habe nicht nöthig sich der obersten Gewalt zu begeben, da es nur von ihm abhange, durch vollkommene Beobachtung aller Pflichten eines weisen und tugendhaften Fürsten die Tyranney in eine rechtmäſsige Monarchie zu verwandeln; eine Regierungsart, welcher die Völker sich desto williger unterwerfen würden, da sie durch das Gefühl ihres Unvermögens, sich selbst zu regieren, geneigt gemacht würden sich regieren zu lassen, ja denjenigen als eine Gottheit zu verehren, welcher sie schütze und für ihre Glückseligkeit arbeite.

Dion stimmte hierin nicht gänzlich mit seinem Freunde überein. Die Wahrheit war, daſs er den Dionysius besser kannte, und, weil er sich wenig Hoffnung machte, daſs seine guten Disposizionen von langer Dauer seyn würden, gern so schnell als möglich einen solchen Gebrauch davon gemacht hätte, wodurch ihm die Macht Böses zu thun, auf den Fall wenn ihm der Wille dazu wieder ankäme, benommen worden wäre. Er breitete sich also mit Nachdruck über die Vortheile einer wohl geordneten Aristokratie vor der Regierung eines Einzigen aus, und bewies, wie gefährlich es sey, den Wohlstand eines ganzen Landes von dem zufälligen und wenig sichern Umstand, ob dieser Einzige tugendhaft seyn wolle oder nicht, abhangen zu lassen. Er behauptete sogar: von einem Menschen, der die höchste Macht in Händen habe, zu verlangen, daſs er sie niemahlen miſsbrauchen solle, sey etwas gefodert, das über die Kräfte der Menschheit gehe; denn es sey nichts geringers als — von einem mit Mängeln und Schwachheiten beladenen Geschöpfe, weil man ihm die Macht eines Gottes eingeräumt habe, auch die Weisheit und Güte eines Gottes zu verlangen. Er billigte also das Vorhaben des Dionysius, die königliche Gewalt aufzugeben, im höchsten Grade. Jedoch stimmte er mit seinem Freunde darin überein: daſs, anstatt die Einrichtung des Staats in die Willkühr des Volks zu stellen, er selbst, mit Zuziehung einiger verständiger Männer, die das Vertrauen des

Volkes hätten, sich ungesäumt der Arbeit unterziehen sollte, eine dauerhafte und zum möglichsten Grad der Vollkommenheit gebrachte Verfassung zu entwerfen.

Dionysius schien sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen. Er bat sie, ihre Gedanken über eine so wichtige Sache in einen vollständigen Plan zu bringen, und versprach, so bald als sie selbst über das, was man thun sollte, einig seyn würden, zur Ausführung eines Werkes zu schreiten, welches ihm, wie er vorgab, sehr am Herzen liege.

Diese geheime Unterredung hatte bey dem Tyrannen eine gedoppelte Wirkung. Sie vollendete seinen Haſs gegen Dion, und setzte den Platon aufs neue in Gunst bey ihm. Denn ob er gleich nicht mehr so gern als Anfangs von den Pflichten eines guten Regenten sprechen hörte; so hatte er doch sehr gern gehört, daſs Plato sich als einen Gegner des popularen Regiments und als einen Freund der Monarchie erklärt hatte. Er ging aufs neue mit seinen Vertrauten zu Rathe. Es komme nun allein darauf an, sagte er, sich den Dion vom Halse zu schaffen. Filistus hielt dafür, eh' ein solcher Schritt gewagt werden dürfe, müſste das Volk beruhiget und das wankende Ansehen des Prinzen wieder befestiget seyn. Er schlug die Mittel vor, wodurch dieses am gewissesten geschehen könne. In der That waren dabey keine groſsen Schwierigkeiten; denn er und Timokrates hatten die vorgebliche Gährung in Syrakus weit gefährlicher vorgestellt, als sie wirklich war. Dionysius fuhr, auf sein Anrathen, fort, eine besondere Achtung für den Plato zu bezeigen; einen Mann, der in den Augen des Volks eine Art von Profeten vorstellte, welcher mit Göttern umgehe und Eingebungen habe. „Einen solchen Mann (sagte Filistus) muſs man zum Freunde behalten, so lange man ihn gebrauchen kann. Plato verlangt nicht selbst zu regieren; er hat also nicht dasselbe Interesse wie Dion. Seine Eitelkeit ist befriediget, wenn er bey demjenigen, der die Regierung führt, in Ansehen steht, und Einfluſs zu haben glaubt. Es ist leicht, ihn, so lang' es nöthig seyn mag, in dieser Meinung zu unterhalten; und das wird zugleich ein Mittel seyn, ihn von einer genauern Vereinigung mit dem Dion zurück zu halten."

Der Tyrann, der sich ohnehin von einer Art von Instinkt zu dem Filosofen gezogen fühlte, fand diesen Rath vortrefflich, und befolgte ihn so gut, daſs Plato dadurch hintergangen wurde. Er affektierte ihn immer neben sich zu haben, wenn er sich öffentlich sehen lieſs, und bey allen Gelegenheiten, wo es Eindruck machen konnte, seine Maximen im Munde zu führen. Er stellte sich als ob es auf Einrathen des Filosofen geschähe, wenn er dieſs oder jenes that, wodurch er sich den Syrakusern angenehm zu machen hoffte; ungeachtet alles die Eingebungen des Filistus waren, welcher, ohne daſs es in die Augen fiel, sich wieder einer gänzlichen Herrschaft über sein Gemüth bemächtiget hatte. Er zeigte sich ungemein leutselig und liebkosend gegen das Volk. Er schaffte einige Auflagen ab, welche die unterste Klasse desselben am stärksten drückten. Er belustigte es durch öffentliche Feste und Spiele. Er beförderte einige, deren Ansehen am meisten zu fürchten war, zu einträglichen Ehrenstellen, und lieſs die übrigen mit Versprechungen wiegen, die ihm nichts kosteten und dieselbe Wirkung thaten. Er zierte die Stadt mit Tempeln, Gymnasien, und andern öffentlichen Gebäuden. Und alles dieſs bewerkstelligte er, mit Hülfe seiner Vertrauten, auf eine so gute Art, daſs der betrogene Plato sein ganzes Ansehen dazu verwandte, einem Prinzen, der so schöne Hoffnungen von sich erweckte, und seine Eitelkeit mit so vielen öffentlichen Beweisen einer vorzüglichen Hochachtung kitzelte, alle Herzen gewinnen zu helfen.

Diese Maſsnehmungen erreichten den vorgesetzten Zweck vollkommen. Das Volk, dessen Vorstellungsart von politischen Dingen immer vom Eindruck des Augenblicks abhängt, hörte auf zu murmeln, verlor in kurzer Zeit den bloſsen Wunsch einer Veränderung, faſste eine heftige Zuneigung für seinen Prinzen, erhob die Glückseligkeit seiner Regierung, bewunderte die prächtige Uniform die er seinen Trabanten hatte machen lassen, betrank sich auf seine Gesundheit, und war bereit, allem was er unternehmen wollte, seinen dummen Beyfall zuzuklatschen.

6. Kapitel.

Kunstgriffe des Günstlings Timokrates. Bacchidion. Dion und Platon werden entfernt.

Filistus und Timokrates sahen sich durch diesen glücklichen Ausschlag in der Gunst ihres Herrn aufs neue befestiget. Aber sie wollten sie nicht länger mit Plato theilen, für welchen Dionysius eine Art von Schwachheit behielt, die vielleicht der natürlichen Obermacht eines groſsen Geistes über einen kleinen zuzuschreiben war. Um auch diesen Sieg noch zu erhalten, gerieth Timokrates auf einen Einfall, wozu ihm die geheime Unterredung im Schlafzimmer des Dionysius den ersten Wink gegeben hatte. Es war einer von den Einfällen, zu deren Erfindung eben kein groſser Aufwand von Witz erfordert wird: aber die Vortheile, die er sich davon versprach, waren desto beträchtlicher. Er hoffte dadurch, zu gleicher Zeit, sich ein Verdienst um den Tyrannen zu machen, und das Ansehen des Filosofen bey demselben zu untergraben; und er betrog sich nicht in seiner Hoffnung.

Dionysius hatte, von ihm aufgemuntert, angefangen, unvermerkt wieder eine gröſsere Freyheit bey seiner Tafel einzuführen. Die Anzahl und die Beschaffenheit der Gäste, welche dazu eingeladen wurden, gab den Vorwand dazu. Plato, der bey aller Erhabenheit seiner Grundsätze einen kleinen Ansatz zum Hofmanne hatte, machte es, wie es manche ehrwürdige Männer in seinem Falle auch zu machen pflegen: er sprach bey jeder Gelegenheit von den Vorzügen der Nüchternheit, und aſs und trank immer dazu wie ein andrer. Die kleine Erweiterung der allzu engen Grenzen der akademischen Frugalität (von welcher der Vater der Akademie selbst gestehen muſste, daſs sie sich für den Hof eines Fürsten nicht schicke) erlaubte den vornehmsten Syrakusern, und jedem, der dem Prinzen seine

Ergebenheit bezeigen wollte, ihm prächtige Feste zu geben; Feste, wo die Freude zwar ungebundener herrschte, aber doch durch die Gesellschaft der Musen und Grazien einen Schein von Bescheidenheit erhielt, welcher die Strenge der Weisheit mit ihr aussöhnen konnte.

Timokrates machte sich diesen Umstand zu Nutze. Er lud den Prinzen, den ganzen Hof, und die Vornehmsten der Stadt ein, auf seinem Landhause die Wiederkunſt des Frühlings zu begehen, dessen alles verjüngende Kraft (zum Unglück für den ohnehin übel befestigten Platonismus des Dionysius) auch diesem Prinzen die Begierden und die Kräfte der Jugend wieder einzuhauchen schien. Die schlaueste Wollust, hinter eine verblendende Pracht versteckt, hatte dieses Fest angeordnet. Timokrates verschwendete seine Reichthümer mit desto fröhlicherm Gesichte, da er sie eben dadurch doppelt wieder zu bekommen versichert war. Alle Welt bewunderte die Erfindungen und den Geschmack dieses Günstlings. Dionys versicherte, sich niemahls so wohl ergetzt zu haben. Und sogar der göttliche Plato (der weder auf seinen Reisen zu den Pyramiden und Gymnosoſisten, noch zu Athen so etwas gesehen hatte) wurde von seiner dichterischen Einbildungskraſt so sehr verrathen, daſs er die Gefahren zu vergessen schien, die unter den Bezauberungen dieses Orts, und unter dieser Verschwendung von Reitzungen zum Vergnügen lauerten. Der einzige Dion erhielt sich bey seinem gewöhnlichen Ernste. Allein der Kontrast seines finstern Bezeigens mit der allgemeinen Fröhlichkeit machte auf alle Gemüther Eindrücke, die nicht wenig dazu beytrugen, seinen bevorstehenden Fall zu befördern. Indeſs schien niemand darauf Acht zu geben; und in der That lieſs die Vorsorge, welche Timokrates gebraucht hatte, daſs jede Stunde und beynahe jeder Augenblick ein neues Vergnügen herbey führen muſste, wenig Muſse Beobachtungen zu machen.

Der schlaue Höfling hatte ein Mittel gefunden, dem Filosofen selbst, bey einer Gelegenheit, wo es so wenig zu vermuthen war, auf eine feine Art zu schmeicheln. Dieſs geschah durch ein groſses pantomimisches Ballet, worin die Geschichte der menschlichen Seele, nach Platons Grundsätzen, unter Bildern, die er in einigen seiner Schriften an die Hand gegeben hatte, allegorisch vorgestellt wurde. Timokrates hatte die jüngsten und schönsten Figuren hierzu gebraucht, die er zu Korinth und aus dem ganzen Griechenlande hatte zusammen bringen können.

Unter den Tänzerinnen schien Eine besonders dazu gemacht, alles was der gute Plato in etlichen Monaten an dem Gemüthe des Tyrannen gearbeitet hatte, in eben so vielen Augenblicken wieder zu zerstören. Sie stellte unter den Personen des Tanzes die Wollust vor; und wirklich paſsten ihre Figur, ihre Gesichtsbildung, ihre Blicke, ihr Lächeln, alles so vollkommen zu dieser Rolle, daſs das Anakreontische Beywort Wollustathmend ausdrücklich für sie gemacht zu seyn schien. Jedermann war von der schönen Bacchidion bezaubert; aber niemand war es so sehr als Dionysius. Er dachte nicht einmahl daran, der Wollust Widerstand zu thun, welche eine so verführerische Gestalt angenommen hatte, um seine erkaltete Zuneigung zu ihr wieder anzufeuern. Kaum daſs er noch so viel Gewalt über sich behielt, um von demjenigen, was in ihm vorging, nicht allzu deutliche Zeichen sehen zu lassen. Denn er getraute sich noch nicht, wieder gänzlich Dionysius zu seyn; ob ihm gleich von Zeit zu Zeit kleine Züge entwischten, welche dem beobachtenden Dion bewiesen, daſs er nur durch einen Rest von Scham, den letzten Seufzer der sterbenden Tugend, noch zurück gehalten werde.

Timokrates triumfierte in sich selbst; seine Absicht war erreicht. Die allzu reitzende Bacchidion bemächtigte sich in kurzem der Begierden, des Geschmacks und sogar des

Herzens des Tyrannen. Und da er den Timokrates zum Unterhändler seiner Leidenschaft, die er eine Zeit lang geheim halten wollte, vonnöthen hatte, so war der gefällige Höfling von diesem Augenblick an wieder der nächste an seinem Herzen. Der gute Plato, dem diese Intrigue nicht lange verborgen bleiben konnte, bedauerte nun zu spät, daſs er zu viel Nachsicht gegen den Hang des Prinzen nach Ergetzungen getragen hatte. Er fühlte nur gar zu wohl, daſs die Gewalt seiner metafysischen Bezauberungen durch eine stärkere Macht aufgelöst worden sey. Weil er nicht ohne Nutzen beschwerlich seyn wollte, fing er an, den Hof seltner zu besuchen. Aber Dion ging noch weiter: er unterstand sich, dem Dionysius wegen seines geheimen Verständnisses mit der schönen Bacchidion Vorwürfe zu machen, und ihn seiner Verbindlichkeiten mit einem Ernst zu erinnern, den der Tyrann nicht mehr ertragen konnte. Dionysius antwortete im Ton eines Asiatischen Despoten: Dion behauptete was er gesprochen hatte, wie ein Miſsvergnügter, der sich stark genug fühlt, den Drohungen eines übermüthigen Despoten Trotz zu bieten. Zwar wurde jener, da er schon im Begriff war seiner Wuth den Zügel schieſsen zu lassen, von dem vorsichtigen Filistus noch zurück gehalten: allein Dion fand sich so sehr beleidigt, und die

Sachen waren schon so weit gekommen, daſs ein schleuniger Entschluſs gefaſst werden muſste. Der kleinste Aufschub war gefährlich: aber ein öffentlicher Ausbruch war es nicht minder. Man fand also, das Sicherste würde seyn, den trotzigen Patrioten, welcher entschlossen schien es aufs Äuſserste ankommen zu lassen, heimlich auf die Seite zu schaffen. Dion verschwand auf einmahl; und erst nach einigen Tagen machte Dionys bekannt: daſs eine gefährliche Verschwörung gegen seine Person und gegen die Ruhe des Staats, an welcher Dion gearbeitet habe, seine Entfernung aus Sicilien nothwendig gemacht habe. Es bestätigte sich auch wirklich, daſs Dion bey nächtlicher Weile unvermuthet in Verhaft genommen, zu Schiffe gebracht, und in Italien ans Land gesetzt worden war.

Um die angebliche Verschwörung wahrscheinlich zu machen, wurden verschiedene Freunde Dions, und eine noch gröſsere Anzahl von Anhängern des Filistus, welche gegen diesen Prinzen zu reden bestochen waren, in Verhaft genommen. Man unterlieſs nichts, was seinem Prozeſs das Ansehen der genauesten Beobachtung der Justizformalitäten geben konnte; und erst nachdem er durch die Aussage einer Menge von erkauften Zeugen überwiesen worden war, wurde seine Verbannung in ein förmliches Urtheil gebracht, und ihm bey Lebensstrafe verboten, ohne besondere Erlaubniſs des Dionysius Sicilien wieder zu betreten. Der Tyrann stellte sich, als ob er dieses Urtheil ungern, und bloſs durch die Sorge für die Ruhe des Staats gezwungen, unterzeichne; und, um eine Probe zu geben, wie gern er eines Prinzen, den er allezeit besonders hochgeschätzt habe, schonen möchte, verwandelte er die Strafe der Konfiskazion aller seiner Güter in eine bloſse Zurückhaltung der Einkünfte von denselben. Aber niemand lieſs sich durch diese Vorspiegelungen hintergehen, da man bald darauf erfuhr, daſs er seine Schwester, die Gemahlin des Dion, gezwungen habe, die Belohnung des unwürdigen Timokrates zu werden.

Plato spielte bey dieser unerwarteten Veränderung eine sehr demüthigende Rolle. Dionysius affektierte zwar noch immer, ein groſser Bewunderer seiner Wissenschaft und Beredsamkeit zu seyn; aber sein Einfluſs hatte so gänzlich aufgehört, daſs ihm nicht einmahl erlaubt war, die Unschuld seines Freundes zu vertheidigen. Er wurde täglich zur Tafel eingeladen; aber nur, um mit eignen Ohren anzuhören, wie die Grundsätze seiner Filosofie, die Tugend, und alles was einem gesunden Gemüth ehrwürdig ist, zum Gegenstande leichtsinniger Scherze gemacht wurden, welche sehr oft den echten Witz nicht weniger beleidigten als die Sitten. Und damit ihm alle Gelegenheit benommen würde, die widrigen Eindrücke, welche man den Syrakusern gegen Dion beybrachte, wieder auszulöschen, gab man ihm, unter dem Schein einer besondern Ehrenbezeigung, eine Wache, die ihn wie einen Staatsgefangenen beobachtete und eingeschlossen hielt.

Der Filosof hatte denjenigen Theil seiner Seele, welchem er seinen Sitz zwischen der Brust und dem Zwerchfell angewiesen, noch nicht so gänzlich gebändiget, daſs ihn dieses Betragen des Tyrannen nicht hätte erbittern sollen. Er fing an im Tone eines frey gebornen Atheners zu sprechen, und verlangte unter verschiedenen Vorwänden seine Entlassung. Dionysius stellte sich über dieses Begehren bestürtzt an, und schien alles anzuwenden, um einen so wichtigen Freund bey sich zu behalten. Er bot ihm sogar die erste Stelle in seinem Reich, und (wenn anders Plutarch nicht zu viel gesagt hat) alle seine Schätze an, wofern er sich verbindlich machen wollte, ihn niemahls zu verlassen. Aber die Bedingung, welche hinzu gesetzt wurde, bewies, wie wenig man erwartete, daſs diese glänzenden Anerbietungen angenommen werden würden: denn man verlangte, daſs er dem Tyrannen seine Freundschaft für den Dion aufopfern sollte. Plato verstand den stillschweigenden Sinn dieser Zumuthung. Er beharrete also auf seiner Entlassung, und erhielt sie endlich, nachdem er das Versprechen von sich gegeben hatte, daſs er wieder kommen wolle, so bald der Krieg, welchen Dionysius mit Karthago anzufangen im Begriff war, geendigt seyn würde.

Der Tyrann machte sich eine groſse Angelegenheit daraus, alle Welt zu überreden, daſs sie als die besten Freunde von einander schieden; und Platons Ehrgeitz (wenn es anders erlaubt ist, eine solche Leidenschaft bey einem Filosofen vorauszusetzen) fand seine Rechnung zu gut dabey, als daſs er sich hätte bemühen sollen, die Welt von dieser Meinung zu heilen. Er gehe nur, sagte er, um Dion und Dionysius wieder zu Freunden zu machen. Der Tyrann bezeigte sich sehr geneigt hierzu; er hob sogar, zum Beweise seiner guten Gesinnung, den Beschlag auf, den er auf die Einkünfte Dions gelegt hatte. Plato hingegen machte sich zum Bürgen für seinen Freund, daſs er nichts widriges gegen Dionysen unternehmen sollte. Der Abschied machte eine so traurige Scene, daſs die Zuschauer (auſser den wenigen, welche das Gesicht unter der Maske kannten) von der Gutherzigkeit des Prinzen sehr gerührt wurden. Er begleitete den Filosofen bis an seine Galeren, erstickte ihn beynahe mit Umarmungen, netzte seine ehrwürdigen Wangen mit Thränen, und sah ihm so lange nach, bis er ihn aus den Augen verlor.

Und so kehrten beide, mit gleich erleichtertem Herzen, **Plato** in seine geliebte **Akademie**, und **Dionysius** in die Arme seiner Tänzerin zurück.

7. KAPITEL.

Ein merkwürdiger Vortrag des Filistus. Wozu ein groſser Herr Filosofen und witzige Köpfe brauchen kann. Dionysius stiftet eine Akademie von schönen Geistern.

Dionysius, dessen natürliche Eitelkeit durch die Diskurse des Athenischen Weisen zu einer heftigen Ruhmbegierde aufgeschwollen war, hatte sich, unter andern Schwachheiten, in den Kopf gesetzt, für einen Gönner der Gelehrten, für einen Kenner, und sogar für einen der schönen Geister seiner Zeit gehalten zu werden. Er war sehr bekümmert, Plato und Dion möchten den Griechen (denen er vorzüglich zu gefallen begierig war) die gute

Meynung wieder benehmen, welche man von ihm zu fassen angefangen hatte; und diese Furcht scheint einer von den stärksten Beweggründen gewesen zu seyn, warum er den Filosofen bey der Trennung mit so vieler Freundschaft überhäuft hatte. Er lieſs es nicht dabey bewenden. Filistus sagte ihm, daſs Griechenland eine Menge gelehrter und nicht allzu wohl genährter Müſsiggänger habe, welche so berühmt als Plato, und zum Theil geschickter seyen, einen Prinzen bey Tische oder in verlornen Augenblicken zu belustigen, als dieser seltsame Mann, den die wunderliche Grille plage, ein lächerlich ehrwürdiges Mittelding zwischen einem Ägyptischen Priester und einem Staatsmanne vorstellen zu wollen. Er bewies ihm mit den Beyspielen seiner eigenen Vorfahren: daſs ein Fürst sich den Ruhm eines vortrefflichen Regenten nicht wohlfeiler verschaffen könne, als indem er Filosofen und Poeten in seinen Schutz nehme; Leute, welche, für die Ehre seine Tischgenossen zu seyn, oder für einen mäſsigen Gehalt, bereit seyen, alle ihre Talente ohne Maſs und Ziel zu seinem Ruhm und zu Beförderung seiner Absichten zu verschwenden. — „Glauben wir, sagte er, daſs Hieron der wunderthätige Mann, der Held, der Halbgott, das Muster aller fürstlichen, bürgerlichen und häuslichen Tugenden gewesen sey, wofür ihn die Nachwelt hält?

Wir wissen was wir davon denken sollen. Er war, was alle Prinzen sind, und lebte wie sie alle leben. Er that was ich und ein jeder andrer thun würde, wenn wir zu unumschränkten Herren einer so schönen Insel, wie Sicilien ist, geboren wären. Aber er hatte die Klugheit, Simoniden und Pindarn an seinem Hofe zu halten. Sie lobten ihn in die Wette, weil sie wohl gefüttert und bezahlt wurden. Alle Welt erhob die Freygebigkeit des Prinzen, und doch kostete ihm dieser Ruhm nicht halb so viel als seine Jagdhunde. Wer wollte ein König seyn, wenn ein König das alles wirklich thun müſste, was sich ein müſsiger Sofist auf seinem Faulbette, oder Diogenes in seiner Tonne, einfallen läſst ihm zu Pflichten zu machen? Wer wollte regieren, wenn ein Regent allen Forderungen und Wünschen seiner Unterthanen genug thun müſste? Das meiste, wo nicht alles, kommt auf die Meinung an, die ein groſser Herr von sich erweckt; nicht auf seine Handlungen selbst, sondern auf die Gestalt und den Schwung, den er ihnen zu geben weiſs. Was er nicht selbst thun will oder thun kann, das können witzige Köpfe für ihn thun. Halten Sie Sich einen Filosofen, der alles demonstrieren, einen Schwätzer, der über alles scherzen, und einen Poeten, der über alles Verse machen kann! Der Nutzen, den Sie von dieser kleinen Ausgabe ziehen werden, fällt zwar nicht sogleich in die Augen; wiewohl es an sich selbst schon Vortheils genug ist, für einen Beschützer der Musen gehalten zu werden. Denn dieſs ist in den Augen von neun und neunzig Hunderttheilen des menschlichen Geschlechts ein untrüglicher Beweis, daſs der Fürst selbst ein Herr von groſser Einsicht und Wissenschaft ist; und diese Meinung erweckt Zutrauen und ein günstiges Vorurtheil für alles was er unternimmt. Aber dieſs ist der geringste Nutzen, den Sie von Ihren witzigen Kostgängern ziehen. Setzen wir den Fall, es sey nöthig eine neue Auflage zu machen. Braucht es mehr, um in einem Augenblick ein allgemeines Murren gegen Ihre Regierung zu erregen? Die Miſsvergnügten (eine Art von Leuten, welche die klügste Regierung niemahls gänzlich ausrotten kann) machen sich einen solchen Zeitpunkt zu Nutze. Sie setzen das Volk in Gährung, untersuchen die Aufführung des Fürsten, die Verwaltung seiner Einkünfte, und tausend Dinge, an welche vorher niemand gedacht hatte. Die Unruhe nimmt zu; die Repräsentanten des Volks versammeln sich; man übergiebt dem Hofe eine Vorstellung, eine Beschwerung um die andere. Unvermerkt nimmt man sich heraus, die Bitten in Forderungen zu verwandeln, und die Forderungen mit ehrfurchtsvollen Drohungen zu unterstützen. Kurz, die Ruhe Ihres Lebens ist, wenigstens auf einige Zeit, verloren. Sie befinden Sich in kritischen Umständen, wo der kleinste Fehltritt die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann; und es braucht nur einen Dion, der sich zu einer solchen Zeit einem miſsvergnügten Pöbel an den Kopf wirft, so haben wir einen Aufruhr in seiner ganzen Gröſse. Hier zeigt sich der wahre Nutzen unsrer witzigen Köpfe. Durch ihren Beystand können wir in etlichen Tagen allen diesen Übeln zuvorkommen. Lassen wir den Filosofen demonstrieren, daſs diese Auflage zur Wohlfahrt des gemeinen Wesens unentbehrlich ist! Der Spaſsvogel trage irgend einen lächerlichen Einfall, irgend eine lustige Hofanekdote, oder ein boshaftes Mährchen in der Stadt herum; und der Poet verfertige eilends eine neue Komödie und ein paar Gassenlieder, um dem Pöbel etwas zu sehen und zu singen zu geben; so wird alles ruhig bleiben: und während die politischen Müſsiggänger sich darüber zanken werden, ob der Filosof recht oder unrecht argumentiert habe, indeſs die kleine ärgerliche Anekdote und die neue Komödie den Witz aller guten Gesellschaften in Athen erhält; wird der Pöbel ein paar Flüche zwischen den Zähnen murmeln, seinen Gassenhauer anstimmen, und — bezahlen! Solche Dienste (setzte Filistus hinzu) sind doch wohl werth, etliche Leute zu unterhalten, die ihren ganzen Ehrgeitz darein setzen, Worte zierlich zusammen zu setzen, Sylben zu zählen, Ohren zu kitzeln und Lungen zu erschüttern; Leute, deren äuſserste Wünsche erfüllt sind, wenn man ihnen so viel giebt, als sie brauchen, um durch eine Welt, an die sie wenig Ansprüche machen, sorglos hindurch zu schlendern, und nichts zu thun, als was der Wurm im Kopfe, den sie ihren Genie nennen, ihnen zum gröſsten Vergnügen ihres Lebens macht."

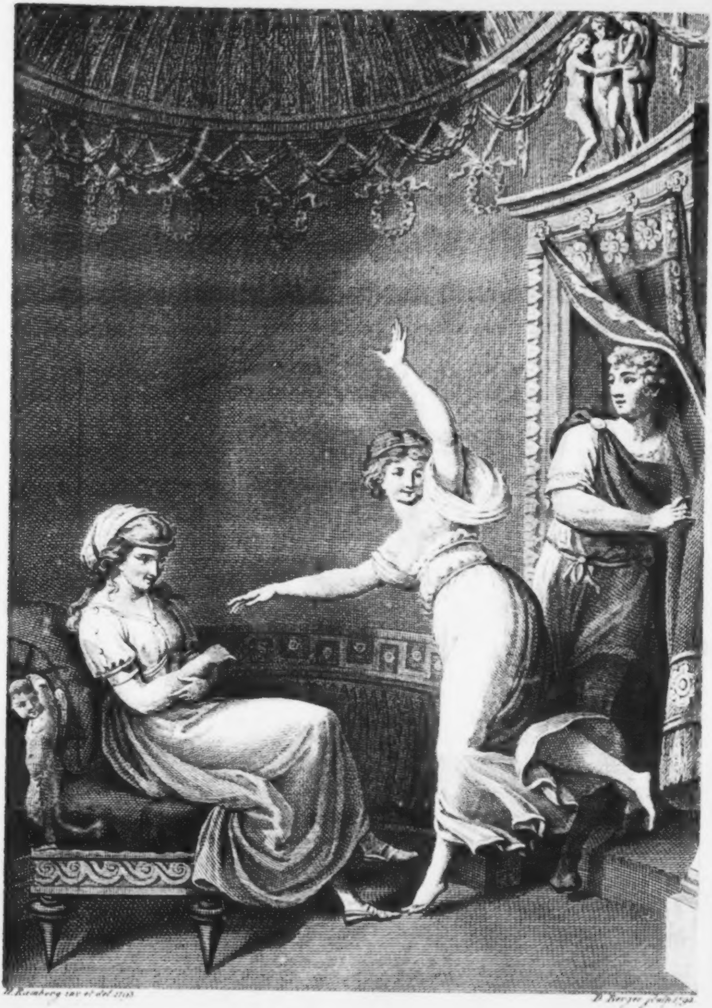
Dionysius fand diesen Rath seines würdigen Ministers vollkommen nach seinem Geschmacke. Filistus übergab ihm eine Liste von mehr als zwanzig Kandidaten, aus denen er nach Belieben auswählen könnte. Der Prinz glaubte, daſs man so nützlicher Leute nicht zu viel haben könne, und wählte alle. Die sämmtlichen schönen Geister Griechenlandes wurden unter blendenden Verheiſsungen an seinen Hof eingeladen. In kurzer Zeit wimmelte es in seinen Vorsählen von Filosofen und Priestern der Musen. Alle Arten von Dichtern, epische, tragische, komische, und lyrische, welche ihr Glück zu Athen nicht hatten machen können, zogen nach Syrakus, um ihre Leiern und Flöten an den anmuthigen Ufern des Anapus zu stimmen, und — sich satt zu essen. Sie glaubten, daſs es ihnen gar wohl erlaubt seyn könne, die Tugenden des Dionysius zu besingen, nachdem der göttliche Pindar sich nicht geschämt hatte, die Maulesel des Hieron unsterblich zu machen. Sogar der Sokratische Antisthenes lieſs sich durch die Hoffnung herbey locken, daſs ihn die Freygebigkeit dieses neuen Musageten in den Stand setzen würde, die Vortheile der freywilligen Armuth und der Enthaltsamkeit mit desto mehr Gemächlichkeit zu studieren; Tugenden, von deren Schönheit (nach dem stillschweigenden Geständniſs ihrer eifrigsten Lobredner) sich nach einer guten Mahlzeit am beredtesten sprechen läſst. Kurz, Dionysius hatte das Vergnügen, sich mitten an seinem Hofe eine Akademie für seinen eignen Leib zu errichten, deren Vorsteher und Apollo er selbst zu seyn würdigte, und in welcher über die Gerechtigkeit, über die Grenzen des Guten und Bösen, über die Quelle der Gesetze, über das Schöne, über die Natur der Seele, der Welt und der Götter, und andere solche Gegenstände, die nach den gewöhnlichen Begriffen der Weltleute zu nichts als zur Konversazion gut sind, mit so vieler Schwatzhaftigkeit und Subtilität, und mit so wenig gesundem Menschenverstande disputiert wurde, als es in irgend einer Schule der damahligen oder folgenden Zeiten zu geschehen pflegte. Er hatte das Vergnügen, sich bewundern, und wegen einer Menge von Tugenden und Heldeneigenschaften lobpreisen zu hören, die er sich selbst niemahls zugetraut hätte. Seine Filosofen waren keine Leute, die (wie Plato) sich heraus genommen hätten, ihn hofmeistern und lehren zu wollen, wie er zuerst sich selbst, und dann seinen Staat regieren müsse. Der strengste unter ihnen war zu höflich, etwas an seiner Lebensart auszusetzen; und alle waren bereit es einem jeden Zweifler sonnenklar zu beweisen, daſs ein Fürst, welcher Zueignungsschriften und Lobgedichte so gut bezahlte, so gastfrey war, und seine getreuen Unterthanen durch den Anblick so vieler Feste und Lustbarkeiten glücklich machte, der würdigste unter allen Königen seyn müsse.

In diesen Umständen befand sich der Hof zu Syrakus, als der Held unsrer Geschichte in dieser Stadt ankam; und so war der Fürst beschaffen, welchem er, unter ganz andern Voraussetzungen, seine Dienste anzubieten gekommen war.

ENDE DES ZWEYTEN THEILS.

Bayerische

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg inv et del 1793

D. Berger sculp 1793

ASPASIA.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

DRITTER BAND

GESCHICHTE DES AGATHON

DRITTER THEIL

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT DES III. THEILS.

EILFTES BUCH.

Agathon am Hofe des Königs Dionysius von Syrakus.

1. Kapitel.

Agathon findet eine alte Bekanntschaft wieder. Ein Bildniſs des Dionysius im Geschmack Herrn Josua Reynolds. S. 3

2. Kap.

Vorläufige Entschlieſsungen unsers Helden. Karakter des Aristippus. S. 12

3. Kap.

Agathons erste Erscheinung am Hofe. S. 22

4. Kap.

Eine akademische Sitzung, wobey Agathon ein neues Talent zu zeigen Gelegenheit hat. S. 28

5. KAPITEL.

Dionysius läſst dem Agathon Vorschläge thun, und bewilligt die Bedingungen, unter welchen dieser sich entschlieſst, sein Gehülfe in der Regierung zu werden. S. 39

6. KAP.

Einige Betrachtungen über das Betragen Agathons. S. 43

ZWÖLFTES BUCH.

Agathons Staatsverwaltung; seine Fehler gegen alle Hof- und Weltklugheit, und sein Fall.

---

1. KAPITEL.

Etwas von Haupt- und Staatsakzionen. Betragen Agathons am Hofe des Königs Dionysius. S. 51

2. KAP.

Geheime Nachrichten von Filistus. Agathon zieht sich die Feindschaft des Timokrates durch eine Handlung zu, wodurch er sich um Dionysius und um ganz Sicilien verdient macht. S. 65

3. KAP.

Beyspiele, daſs nicht alles was gleiſst Gold ist. S. 76

4. KAP.

Kleonissa. S. 86

5. KAPITEL.

Eine Hofkomödie. S. 95

6. KAP.

Agathon begeht einen groſsen Fehler gegen die Hofklugheit. Folgen davon. S. 102

7. KAP.

Eine merkwürdige Unterredung zwischen Agathon und Aristippus. Entschlieſsungen des Ersten, mit den Gründen für und wider. S. 112

8. KAP.

Agathon verwickelt sich in einen Anschlag gegen den Tyrannen, und wird in Verhaft genommen. S. 126

9. KAP.

Dermahliger Gemüthszustand unsers Helden. S. 132

10. KAP.

Agathon erhält einen sehr unvermutheten Besuch, und wird auf eine neue Probe gestellt. S. 145

11. KAP.

Agathons Schutzrede für sich selbst, und Erklärung auf den Antrag des Hippias. S. 161

12. KAP.

Agathon wird wieder in Freyheit gesetzt, und verläſst Sicilien. S. 179

DREYZEHNTES BUCH.

Agathon kommt nach Tarent, wird in die Familie des Archytas eingeführt, entdeckt in der wieder gefundenen Psyche seine Schwester, und findet die schöne Danae wieder.

---

1. Kapitel.

Archytas und die Tarentiner. Karakter eines seltnen Staatsmanns. S. 188

2. Kap.

Eine unverhoffte Entdeckung. S. 201

3. Kap.

Begebenheiten der Psyche. S. 212

4. Kap.

Etwas das man vorher sehen konnte. S. 220

5. Kap.

Agathon verirrt sich auf der Jagd, und stöſst in einem alten Schlosse auf ein sehr unerwartetes Abenteuer. S. 225

6. Kap.

Ein Studium für die Seelenmahler. S. 236

7. Kap.

Vorbereitung zur Geschichte der Danae. S. 246

VIERZEHNTES BUCH.

Geheime Geschichte der Danae.

1. KAPITEL.

Danae beginnt ihre geheime Geschichte zu erzählen. S. 255

2. KAP.

Erste Jugend der Danae, bis zu ihrer Bekanntschaft mit dem Alcibiades. S. 259

3. KAP.

Alcibiades macht seine junge Geliebte mit Aspasien bekannt. S. 275

4. KAP.

Karakter des Alcibiades, von Aspasien geschildert. Wie die junge Danae in Aspasiens Hause erzogen wird. S. 283

5. KAP.

Absichten des Alcibiades mit der jungen Danae. Er umringt seinen Plan mit selbst gemachten Schwierigkeiten, und wird in seiner eigenen Schlinge gefangen. S. 293

6. KAP.

Neue Kunstgriffe des Alcibiades. Eine Filippika gegen das männliche Geschlecht, als eine Probe der Filosofie der schönen Aspasia. S. 306

FUNFZEHNTES BUCH.

Verfolg und Beschluſs der geheimen Begebenheiten der Danae.

1. Kapitel.

Aspasiens Tod. Erste Verirrung der schönen Danae. S. 328

2. Kap.

Danae und Cyrus. S. 342

3. Kap.

Danae zu Smyrna. Beschluſs ihrer Geschichte, mit dem schönen Siege, den sie über Agathon erhält. S. 354

SECHZEHNTES BUCH.

Beschluſs.

1. Kapitel.

Agathon faſst den Entschluſs sich dem Archytas noch genauer zu entdecken, und zu diesem Ende sein eigener Biograf zu werden. S. 369

2. Kap.

Eine Unterredung zwischen Agathon und Archytas. S. 377

3. Kap.

Darstellung der Lebensweisheit des Archytas. S. 395

4. Kap.

Beschluſs der Geschichte Agathons. S. 428

GESCHICHTE

DES

AGATHON.

DRITTER THEIL.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

AGATHON.

Eilftes Buch.

Agathon am Hof des Königs Dionysius von Syrakus.

1. Kapitel.

Agathon ſindet eine alte Bekanntschaft wieder. Ein
Bildniſs des Dionysius im Geschmack Herrn
Josua Reynolds.

Agathon erfuhr die hauptsächlichsten Begebenheiten, welche den Inhalt des voher gehenden Kapitels ausmachen, bey einem groſsen Gastmahle, welches sein Freund der Kaufmann gab, um seine Ankunſt in Syrakus feierlich zu begehen.

Der Nahme eines Gastes, von welchem eine Zeit lang so viel Gutes und Böses unter den Griechen gesprochen worden war, zog unter andern Neugierigen auch den Filosofen Aristippus herbey; einen Mann, der wegen der Annehmlichkeiten seines Umgangs, und wegen der Gnade, worin er bey dem Prinzen stand, in den besten Häusern zu Syrakus sehr willkommen war. Dieser Filosof hatte sich, bey jener groſsen Auswanderung der schönen Geister Griechenlands nach Syrakus, auch dahin begeben, mehr um einen beobachtenden Zuschauer zu spielen, als in der Absicht, durch parasitische Künste die Eitelkeit des Dionysius seinen eigenen Bedürfnissen zinsbar zu machen. Agathon und Aristippus hatten einander zu Athen gekannt. Aber damahls kontrastierte der Enthusiasmus des ersten mit dem kalten Blut und der humoristischen Art zu filosofieren des andern zu stark, als daſs sie einander wahrhaftig hätten hochschätzen können; wiewohl Aristipp sich öfters bey den Versammlungen einfand, welche damahls Agathons Haus zu einer Akademie der besten Köpfe von Athen machten. Die Wahrheit war, daſs Agathon mit allen seinen schimmernden Eigenschaften in Aristipps Augen ein Fantast, und Aristipp mit allem seinem Witz nach Agathons Begriffen ein bloſser Sofist war, geschickter weibische Sybariten durch seine Grundsätze noch Sybaritischer, als junge Republikaner zu tugendhaften Männern zu machen.

Der Eindruck, welcher beiden von dieser ehemahls von einander gefaſsten Meinung geblieben war, machte sie stutzen, da sie sich nach einer Trennung von drey oder vier Jahren so unvermuthet wieder sahen. Das sollte Agathon — das sollte Aristipp seyn? dachte jeder bey sich selbst, war überzeugt, daſs es so sey, und hatte doch Mühe, seiner eigenen Überzeugung zu glauben. Aristipp suchte im Agathon den Enthusiasten, welcher nicht mehr war; und Agathon glaubte im Aristipp den Sybariten nicht mehr zu finden; vielleicht allein, weil seine eigene Weise, Personen und Sachen ins Auge zu fassen, seit einiger Zeit eine merkliche Veränderung erlitten hatte.

Ein Umgang von etlichen Stunden lösete beiden das Räthsel ihres anfänglichen Irrthums auf, zerstreute den Rest des alten Vorurtheils, und flöſste ihnen die Neigung ein, bessere Freunde zu werden. Unvermerkt erinnerten sie sich nicht mehr, daſs sie einander ehmahls weniger gefallen hatten; und ihr Herz liebte den kleinen Selbstbetrug, dasjenige was sie jetzt für einander empfanden, für die bloſse Erneuerung einer alten Freundschaft zu halten. Aristipp fand bey unserm Helden eine Gefälligkeit, eine Mäſsigung, eine Politur, welche ihm zu beweisen schien, daſs Erfahrungen von mehr als Einer Art eine starke Veränderung in seinem Gemüthe gewirkt haben müſsten. Agathon fand bey dem Filosofen von Cyrene etwas mehr als bloſsen Witz; er fand einen Beobachtungsgeist, eine gesunde Art zu denken, eine Feinheit und Richtigkeit der Beurtheilung, welche den Schüler des weisen Sokrates in ihm erkennen lieſsen.

Diese Entdeckungen flöſsten ihnen natürlicher Weise ein gegenseitiges Zutrauen ein, welches sie geneigt machte, sich weniger vor einander zu verbergen, als man bey einer ersten Zusammenkunft zu thun gewohnt ist. Agathon lieſs seinem neuen Freunde sein Erstaunen darüber sehen, daſs die Hoffnungen, welche man sich zum Vortheil Siciliens von Platons Ansehen bey dem Dionysius gemacht, so plötzlich und auf eine so unbegreifliche Art, vernichtet worden seyen. In der That bestand alles, was man in der Stadt davon wuſste, in bloſsen Muthmaſsungen, die sich zum Theil auf allerley unzuverlässige Anekdoten gründeten, dergleichen in Städten, wo ein Hof ist, von müſsigen Leuten, welche sich das Ansehen geben wollen, als ob sie mit den Geheimnissen und Intriguen desselben genau bekannt wären, von Gesellschaft zu Gesellschaft herum getragen zu werden pflegen. Aristipp hatte, seitdem er sich an Dionysens Hofe aufhielt, die schwache Seite dieses Prinzen, den Karakter seiner Günstlinge, der Vornehmsten der Stadt und der Sicilier überhaupt so gut ausstudiert, daſs er — ohne sich in die Entwicklung der geheimern Triebfedern (womit wir unsre Leser schon bekannt gemacht haben) einzulassen — den Agathon leicht überzeugen konnte: ein gleichgültiger Zuseher habe sich von den Anschlägen Dions und Platons, den Dionysius zu einer freywilligen Niederlegung der monarchischen Gewalt zu vermögen, keinen glücklichern Ausgang versprechen können. Er mahlte den Tyrannen von seiner besten Seite als einen Prinzen ab, „bey dem die unglücklichste Erziehung ein vortreffliches Naturell nicht gänzlich habe verderben können; der von Natur leutselig, edel, freygebig, und dabey so bildsam und leicht zu regieren sey, daſs alles bloſs darauf ankomme, in was für Händen er sich befinde. Seiner Meinung nach, war eben diese allzu bewegliche Gemüthsart und der Hang für die Vergnügungen der Sinne die fehlerhafte Seite dieses Prinzen. Plato hätte die Kunst verstehen sollen, sich dieser Schwachheiten auf eine feine Art zu seinen Absichten zu bedienen. Aber dieſs hätte eine Geschmeidigkeit, eine Mischung von Nachgiebigkeit und Zurückhaltung erfordert, wozu der Verfasser des Kratylus niemahls fähig seyn werde. Überdem hätte er sich zu deutlich merken lassen, daſs er gekommen sey, den Hofmeister des Prinzen zu machen; ein Umstand, der schon für sich allein alles habe verderben müssen. Denn die schwächsten Fürsten seyen allemahl diejenigen, vor denen man am sorgfältigsten verbergen müsse, daſs man weiter sehe als sie. Sie würden sich's zur Schande rechnen, sich von dem gröſsten Geist in der Welt regieren zu lassen, so bald sie glauben, daſs er sie regieren wolle. Daher komme es, daſs sie sich oft lieber der schimpflichen Herrschaft eines Kammerdieners oder einer Mätresse unterwürfen, welche die Kunstgriffe besitzen, ihre Gewalt über das Gemüthe des Herrn unter sklavischen Schmeicheleyen oder schlauen Liebkosungen zu verbergen. Plato sey zu einem Minister eines so jungen Prinzen zu spitzfündig, und zu einem Günstling zu alt gewesen. Zudem habe ihm seine vertraute Freundschaft mit Dion geschadet, da sie seinen heimlichen Feinden beständige Gelegenheit gegeben, ihn dem Prinzen verdächtig zu machen. Endlich habe der Einfall, aus Sicilien eine Platonische Republik zu machen, an sich selbst nichts getaugt. Der Nazionalgeist der Sicilier sey eine Zusammensetzung von so schlimmen Eigenschaften, daſs es, seiner Meinung nach, dem weisesten Gesetzgeber unmöglich bleiben würde, sie zur republikanischen Tugend umzubilden; und Dionysius, welcher unter gewissen Umständen vielleicht ein guter Fürst werden könnte, würde, wenn er sich auch in einem Anstoſs von eingebildeter Groſsmuth hätte bereden lassen die Tyrannie aufzuheben, allezeit ein sehr schlimmer Bürger gewesen seyn. Diese allgemeinen Ursachen seyen (was auch die nähern Veranlassungen der Verbannung des Dion und der Ungnade oder wenigstens der Entfernung des Platon gewesen seyn möchten) hinlänglich, begreiflich zu machen, daſs es nicht anders habe gehen können. Sie bewiesen aber auch, (setzte Aristipp mit einer anscheinenden Gleichgültigkeit hinzu) daſs ein anderer, der sich die Fehler dieser Vorgänger zu Nutze zu machen wüſste, wenig Mühe haben würde, die unwürdigen Leute zu verdrängen, welche sich wieder in den Besitz des Zutrauens und der Autorität des Prinzen geschwungen hätten."

Agathon fand diese Gedanken seines neuen Freundes so wahrscheinlich, daſs er sich überreden lieſs, sie für wahr anzunehmen. Und hier spielte ihm die Eigenliebe einen kleinen Streich, dessen er sich nicht zu ihr vermuthete. Sie flüsterte ihm (so leise, daſs er ihren Einhauch vielleicht für die Stimme seines guten Genius hielt) den Gedanken zu: wie schön es wäre, wenn Agathon dasjenige zu Stande bringen könnte, was Plato vergebens unternommen hätte! Wenigstens däuchte es ihn schön den Versuch zu machen; und er fühlte eine Art von ahnendem Bewuſstseyn, daſs eine solche Unternehmung nicht über seine Kräfte gehen würde. Diese Empfindungen (denn Gedanken waren es noch nicht) stiegen während daſs Aristippus sprach in ihm auf. Aber er nahm sich wohl in Acht, das geringste davon merken zu lassen, und lenkte, um von einem so schlauen Höflinge nicht unvermerkt ausgekundschaftet zu werden, das Gespräch auf andre Gegenstände. Überhaupt vermied er alles, was eine besondere Aufmerksamkeit auf ihn hätte richten können, desto sorgfältiger, da er wahrnahm, daſs man einen auſserordentlichen Mann in ihm zu sehen erwartete. Er sprach sehr bescheiden, und nur so viel als die Gelegenheit unumgänglich erforderte, von dem Antheile, den er an der Staatsverwaltung von Athen gehabt hatte. Er lieſs die Gelegenheit entschlüpfen, die ihm von einigen mit guter Art (wie sie wenigstens glaubten) gemacht wurde, seine Gedanken von Regierungssachen und von den Syrakusischen Angelegenheiten zu sagen. Er sprach von allem wie ein gewöhnlicher Mensch, und begnügte sich, bey Gelegenheit sehen zu lassen, daſs er ein Kenner aller schönen Sachen sey, wiewohl er sich nur für einen Liebhaber ausgab.

Dieses Betragen, wodurch er allen Verdacht besonderer Absichten von sich entfernen wollte, hatte die Wirkung, daſs die meisten, welche mit einem erwartungsvollen Vorurtheil für ihn gekommen waren, sich für betrogen hielten. Sie urtheilten, Agathon halte in der Nähe gar nicht, was sein Ruhm verspreche: und, um sich dafür zu rächen, daſs er nicht so war, wie er ihrer Einbildung zu Liebe hätte seyn sollen, liehen sie ihm noch einige Fehler, die er nicht hatte, und verringerten den Werth der schönen Eigenschaften, welche er entweder nicht verbergen konnte, oder nicht verbergen wollte. Gewöhnliches Verfahren kleiner Seelen, wodurch sie sich unter einander in der tröstlichen Beredung zu stärken suchen, daſs kein so groſser Unterschied, oder vielleicht gar keiner, zwischen ihnen und den Agathonen sey! — Und wer wird so unbillig seyn, ihnen einen solchen Behelf übel zu nehmen?

---

2. Kapitel.

Vorläufige Entschlieſsungen unsers Helden. Karakter des Aristippus.

So bald sich unser Mann allein sah, überlieſs er sich den Betrachtungen, die in seiner gegenwärtigen Stellung die natürlichsten waren. Als er gehört hatte, daſs Plato entfernt und Dionys wieder in seine vorige Gestalt zurück getreten sey, war sein erster Gedanke gewesen, Syrakus sogleich wieder zu verlassen, und nach Italien überzufahren, wo er verschiedne Ursachen hatte, in dem Hause des berühmten Archytas zu Tarent eine gute Aufnahme zu erwarten. Allein die Unterredung mit dem Aristippus brachte ihn wieder auf andere Gedanken. Je mehr er dasjenige, was ihm dieser Filosof von den Ursachen der vorgegangenen Veränderungen gesagt hatte, überlegte; je mehr fand er sich ermuntert, das Werk, welches Plato aufgegeben, auf einer andern Seite, und, wie er hoffte, mit besserm Erfolg anzugreifen. Von tausend mannigfaltigen Gedanken hin und her gezogen, brachte er den gröſsten Theil der Nacht in einem Mittelstande zwischen Entschlieſsung und Ungewiſsheit zu: bis er endlich mit sich selbst einig wurde, es darauf ankommen zu lassen, wozu ihn die Umstände bestimmen würden.

Inzwischen machte er sich doch, auf den Fall, wenn ihn Dionysius an seinen Hof zu ziehen suchen sollte, einen Verhaltungsplan: er stellte sich eine Menge Zufälle vor, welche begegnen könnten, und setzte die Maſsregeln bey sich selbst fest, nach welchen er in jedem derselben handeln wollte. Die genaueste Verbindung der Klugheit mit der Rechtschaffenheit war die Grundlage davon. Sein eigner Vortheil kam dabey in gar keine Betrachtung. Er wollte sich durch keine Art von Banden fesseln lassen, *sondern immer* die Freyheit behalten, sich, so bald er sehen würde daſs er vergebens arbeite, mit Ehre zurück zu ziehen. Dieſs war die einzige Rücksicht, die er dabey auf sich selbst nahm. Die lebhafte Abneigung gegen alle populare Regierungsarten, die ihm von seinen ehmahligen Erfahrungen geblieben war, lieſs ihn nicht daran denken, den Siciliern zu einer Freyheit behülflich zu seyn, welche er für einen bloſsen Nahmen hielt, unter dessen Schutz die Edeln eines Volkes und der Pöbel einander wechselsweise ärger tyrannisieren, als es gewöhnlich ein einzelner Tyrann zu thun fähig ist. Denn dieser mag so arg seyn als er immer will, so wird er wenigstens durch seinen eigenen Vortheil abgehalten, seine Sklaven gänzlich aufzureiben: da hingegen der Pöbel, wenn er die Gewalt einmahl an sich gerissen hat, seinen wilden Bewegungen keine Grenzen zu setzen fähig ist.

Diese Betrachtung traf zwar nur die Demokratie; aber Agathon hatte von der Aristokratie keine bessere Meinung. Eine endlose Reihe von schlimmen Monarchen schien ihm etwas das nicht in der Natur ist; und ein einziger guter Fürst war (nach seiner Voraussetzung) genug, das Glück seines Volkes auf Jahrhunderte zu befestigen. Hingegen glaubte er, die Aristokratie könne nicht anders als durch die gänzliche Unterdrückung des Volks auf einen dauerhaften Grund gesetzt werden, und sey also schon aus dieser einzigen Ursache die schlimmste unter allen möglichen Verfassungen. So sehr gegen diese beiden Regierungsarten eingenommen, konnte er nicht darauf verfallen, sie mit einander vermischen, und durch eine Art von politischer Chemie aus so widerwärtigen Dingen eine gute Komposizion heraus bringen zu wollen. Eine solche Verfassung däuchte ihn allzu verwickelt, und aus zu vielerley Gewichten und Rädern zusammen gesetzt, um nicht alle Augenblicke in Unordnung zu gerathen, und sich nach und nach selbst aufzureiben.

Die Monarchie schien ihm also, von allen Seiten betrachtet, die einfachste, edelste, und der Analogie des groſsen Systems der Natur gemäſseste Art die Menschen zu regieren.

Dieses vorausgesetzt, glaubte er alles gethan zu haben, wenn er einen zwischen Tugend und Laster hin und her wankenden Prinzen aus den Händen schlimmer Rathgeber ziehen, und durch einen klugen Gebrauch der Gewalt, die er über sein Gemüth zu bekommen hoffte, seine Denkungsart verbessern könnte. Denn er dachte noch immer zu gut von der menschlichen Natur, als daſs er nicht hätte hoffen sollen, ihn auf diesem Wege unvermerkt für die eigenthümlichen Reitzungen der Tugend empfindlich zu machen. Und gesetzt auch, daſs es ihm nur auf eine unvollkommene Art gelingen würde: so hoffte er, wofern er sich nur einmahl seines Herzens bemeistert hätte, doch immer im Stande zu seyn, viel Gutes zu thun und viel Böses zu verhindern; und auch dieses schien ihm genug zu seyn, um beym Schluſs des Schauspiels mit dem belohnenden Gedanken, eine schöne Rolle wohl gespielt zu haben, vom Theater abzutreten. In diesen sanft einwiegenden Gedanken schlummerte Agathon endlich ein, und schlief noch, als Aristippus des folgenden Morgens wieder kam, um ihn im Nahmen des Dionysius einzuladen, und bey diesem Prinzen aufzuführen.

Die Seite, von der sich dieser Filosof in der gegenwärtigen Geschichte zeigt, stimmt mit dem gemeinen Vorurtheil, welches man gegen ihn gefaſst hat, so wenig überein, als dieses mit den gewissesten Nachrichten, welche von seinem Leben und von seinen Meinungen auf uns gekommen sind. In der That scheint dasselbe sich mehr auf den Miſsverstand seiner Grundsätze und einige ärgerliche Mährchen, welche Diogenes von Laerte und Athenäus (zwey von den unzuverlässigsten Kompilatoren in der Welt) seinen Feinden nacherzählen, als auf irgend etwas zu gründen, welches ihm unsre Hochachtung mit Recht entziehen könnte.

Es hat zu allen Zeiten eine Art von Leuten gegeben, welche nirgends als in ihren Schriften tugendhaft sind; Leute, welche die Verdorbenheit ihres Herzens durch die Affektazion der strengesten Grundsätze in der Sittenlehre bedecken wollen; die sich das Ansehen einer auſserordentlichen Zärte der Ohren in moralischen Dingen geben, und vor dem bloſsen Schalle des Worts Wollust mit einem scheinheiligen Schauer zusammen fahren; kurz, Leute, welche jedermann verachten würde, wenn nicht der gröſste Haufe dazu verurtheilt wäre, sich durch Masken, Mienen, Geberden, Inflexionen der Stimme und verdrehte Augen betrügen zu lassen. Diese vortrefflichen Leute thaten schon damahls ihr Bestes, den guten Aristipp für einen Wollüstigen auszuschreyen, der die Forderungen der sinnlichen Triebe zu Grundsätzen seiner Filosofie, und die Kunst sich zu vergnügen zum höchsten Gut gemacht habe.

Es ist hier der Ort nicht, die Unbilligkeit und den Ungrund dieses Urtheils zu beweisen: und es ist auch so nöthig nicht, nachdem bereits einer der arbeitsamsten Gelehrten unsrer Zeit, ungeachtet seines Standes, den Muth gehabt hat, in seiner kritischen Geschichte der Filosofie diesem Schüler des Sokrates Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. 1)

Ohne uns also hier um Aristipps Lehrsätze zu bekümmern, begnügen wir uns, von seinem Karakter so viel zu sagen, als man wissen muſs, um die Person, die er an Dionysens Hofe vorstellte, richtiger beurtheilen zu können. Unter allen den vorgeblichen Weisen, welche sich damahls an diesem Hofe befanden, war er der einzige, der keine heimliche Absichten auf die Freygebigkeit des Prinzen hatte; wiewohl er sich kein Bedenken machte, Geschenke von ihm anzunehmen, die er nicht durch parasitische Niederträchtigkeiten erkaufte. Durch seine natürliche Denkungsart eben so sehr, als durch seine in der That ziemlich gemächliche Filosofie, von Ehrsucht und Geldgierigkeit gleich entfernt, bediente er sich eines zulänglichen Erbguts, (welches er, bey Gelegenheit, durch den erlaubten Vortheil, den er von seinen Talenten zog, zu vermehren wuſste) um, nach seiner Neigung, mehr einen Zuschauer als einen Schauspieler auf dem Schauplatze der Welt vorzustellen. Da er einer der besten Köpfe seiner Zeit war, so gab ihm diese Freyheit, worin er sich sein ganzes Leben durch erhielt, Gelegenheit, sich einen Grad von Einsicht zu erwerben, der ihn zu einem scharfen und sichern Beurtheiler aller Gegenstände des menschlichen Lebens machte. Meister über seine Leidenschaften, welche von Natur nicht heftig waren, frey von allen Arten von Sorgen und Geschäften, konnt' er sich in dieser Heiterkeit des Geistes, und in dieser Ruhe des Gemüthes erhalten, welche die Grundzüge von dem Karakter eines weisen Mannes ausmachen. Er hatte seine schönsten Jahre zu Athen, in dem Umgange mit Sokrates und den gröſsten Männern dieses berühmten Zeitalters, zugebracht; die Euripiden und Aristofanen, die Fidias und Polygnote, und (die Wahrheit zu sagen) auch die Frynen und Laidion, hatten seinen Witz gebildet, und jenes zarte Gefühl des Schönen in ihm entwickelt, welches ihn die Munterkeit der Grazien mit dem Ernste der Filosofie verbinden lehrte. Nichts übertraf die Annehmlichkeit seines Umgangs. Niemand wuſste, so wie er, die Weisheit unter der gefälligen Gestalt des Scherzes und der guten Laune in solche Gesellschaften einzuführen, wo sie in ihrer eignen Gestalt nicht willkommen wäre. Er besaſs das Geheimniſs, den Groſsen selbst die unangenehmsten Wahrheiten mit Hülfe eines Einfalls oder einer Wendung erträglich zu machen, und sich an dem langweiligen Geschlechte der Narren und Gecken, wovon die Höfe der damahligen Fürsten wimmelten, durch einen feinen Spott zu rächen, den sie dumm genug waren mit dankbarem Lächeln für Beyfall anzunehmen. Die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Kenntniſs, die er von allen Arten des Schönen besaſs, machte daſs ihn niemand übertraf, wo es auf die Erfindung sinnreicher Ergetzlichkeiten, auf die Anordnung eines Festes, die Auszierung eines Hauses, oder auf Urtheile über die Werke der Dichter, Tonkünstler, Mahler und Bildhauer ankam. Er liebte das Vergnügen, weil er das Schöne liebte; und aus dem nehmlichen Grunde liebte er auch die Tugend.

Aber er muſste das Vergnügen in seinem Wege finden, und die Tugend muſste ihm keine allzu beschwerliche Pflichten auflegen. Dem einen oder der andern seine Gemächlichkeit aufzuopfern, so weit ging seine Liebe nicht. Sein fester Grundsatz, dem er allezeit getreu blieb, war: Daſs es in unsrer Gewalt sey, in allen Umständen glücklich zu seyn; des Falaris glühenden Ochsen ausgenommen; denn wie man in diesem sollte glücklich seyn können, davon konnte er sich keinen Begriff machen. Er setzte voraus, daſs Seele und Leib gesund seyn müſsten. Alsdann komme es nur darauf an, daſs man sich nach den Umständen zu richten wisse, anstatt (wie der groſse Haufe der Sterblichen) zu verlangen, daſs sich die Umstände nach uns richten, oder ihnen zu diesem Ende Gewalt anthun zu wollen. Mittelst dieser sonderbaren Geschmeidigkeit konnte er das viel bedeutende Lob verdienen, welches ihm Horaz giebt: „Daſs ihm alle Farben, alle Umstände des günstigen oder widrigen Glückes gleich gut angestanden, oder (wie Plato von ihm sagte) daſs es ihm allein gegeben sey, ein Kleid von Purpur und einen Kittel von Sackleinewand mit gleich guter Art zu tragen.“

Es ist kein schwacher Beweis, wie wenig es dem Dionysius an Fähigkeit das Gute zu schätzen gefehlt habe, daſs er Aristippen um aller dieser Eigenschaften willen höher achtete, als alle andere Gelehrte seines Hofes. Ihn mocht' er am liebsten um sich leiden, und öfters lieſs er sich von ihm durch einen Scherz zu guten Handlungen bewegen, wozu ihn seine Pedanten mit aller ihrer Dialektik und schulgerechten Beredsamkeit nicht zu vermögen fähig waren.

Diese karakteristischen Züge vorausgesetzt, läſst sich, däucht uns, keine wahrscheinlichere Ursache angeben, warum Aristipp, so bald er unsern Helden zu Syrakus erblickte, den Entschluſs faſste, ihn bey Dionysius in Gunst zu setzen, als diese: daſs er begierig war zu sehen, was aus einer solchen Verbindung werden, und wie sich Agathon in einer so schlüpfrigen Stellung verhalten würde. Denn auf einige besondere Vortheile für sich selbst konnte er dabey kein Absehen haben, da es nur auf ihn ankam, ohne einen Mittelsmann zu bedürfen, sich die Gnade eines Prinzen zu Nutze zu machen, der in einem Anstoſs von prahlerhafter Freygebigkeit fähig war, die Einkünfte von einer ganzen Stadt an einen Luftspringer oder Citherspieler wegzuschenken.

Dem sey indessen wie ihm wolle, so hatte Aristipp nichts angelegners, als am nächsten

Morgen den Prinzen, dem er bey seinem Aufstehen aufzuwarten pflegte, von dem neu angekommenen Agathon zu unterhalten, und eine so vortheilhafte Abschilderung von ihm zu machen, daſs Dionysius begierig wurde, diesen auſserordentlichen Menschen von Person zu kennen. Aristipp erhielt den Auftrag ihn unverzüglich nach Hof zu bringen; und er vollzog denselben, ohne unsern Helden merken zu lassen, wie viel Antheil er an der Sache gehabt hatte.

3. KAPITEL.

Agathons erste Erscheinung am Hofe.

Agathon sah eine so bald erfolgende Einladung als eine gute Vorbedeutung an, und machte keine Schwierigkeit sie anzunehmen. Er wurde von Dionysius auf eine sehr leutselige Art empfangen. Bey dieser Gelegenheit erfuhr er abermahl, daſs die Schönheit eine stumme Empfehlung an alle Menschen, welche Augen haben, ist. Die Gestalt eines Apollo, die ihm schon so manchen guten und schlimmen Dienst gethan, die ihm die Verfolgungen der Pythia und die Zuneigung der Athener zugezogen, ihn in den Augen der Thracischen Bacchantinnen zum Gott, in den Augen der schönen Danae zum liebenswürdigsten der Sterblichen gemacht hatte, — diese Gestalt, diese einnehmende Gesichtsbildung, diese mit Würde und Anstand zusammen flieſsende Grazie, welche allen seinen Bewegungen und Handlungen eigen war, thaten ihre Wirkung, und zogen ihm beym ersten Anblick die allgemeine Bewunderung zu. Dionysius, welcher als König zu wohl mit sich selbst zufrieden war, um über einen Privatmann wegen irgend einer Vollkommenheit eifersüchtig zu seyn, überlieſs sich dem angenehmen Eindrucke, den dieser schöne Fremdling auf ihn machte. Die Filosofen hofften, das Inwendige werde einer so viel versprechenden Auſsenseite nicht gemäſs seyn; und diese Hoffnung setzte sie in den Stand, mit einem Nasenrümpfen, welches den geringen Werth, den sie einem solchen Vorzuge beylegten, andeuten sollte, einander zuzuflüstern daſs er — schön sey. Aber den Höflingen kam es schwer an, ihren Verdruſs darüber zu verbergen, daſs sie keinen Fehler an ihm finden konnten, der sie für den Anblick so vieler Vorzüge schadlos gehalten hätte. Wenigstens waren dieſs die Bemerkungen, welche der kaltsinnige Aristipp bey dieser Gelegenheit machte.

Agathon verband, in seinen Reden und in seinem ganzen Betragen, mit der edeln Freyheit und Zuversichtlichkeit eines Weltmannes, so viel Bescheidenheit und Klugheit, daſs Dionysius in wenig Stunden ganz von ihm eingenommen war. Man weiſs, wie wenig es oft bedarf den Groſsen zu gefallen, wenn uns nur der erste Augenblick günstig ist. Agathon muſste also dem Dionysius, welcher wirklich Geschmack hatte, nothwendig mehr gefallen, als irgend ein anderer den er jemahls gesehen hatte; und dieſs in immer zunehmendem Verhältnisse, so wie sich von einem Augenblick zum andern die Vorzüge und Talente unsers Helden entwickelten. In der That besaſs er deren so viele, daſs der Neid der Höflinge, der in gleicher Proporzion von Augenblick zu Augenblick stieg, gewisser Maſsen zu entschuldigen war. Die guten Leute würden sich viel auf sich selbst eingebildet haben, wenn sie nur diejenigen Eigenschaften in einem solchen Grad einzeln besessen hätten, welche, in ihm vereinigt, dennoch den geringsten Theil seines Werthes ausmachten. Er hatte die Klugheit, seine gründlichern Eigenschaften zu verbergen, und sich bloſs von derjenigen Seite zu zeigen, wodurch sich die Hochachtung der Weltleute am sichersten überraschen läſst. Er sprach von allem mit dieser Leichtigkeit des Witzes, welche über die Gegenstände nur dahin glitscht; eine Eigenschaft, wodurch sich oft die schalesten Köpfe in der Welt (auf einige Zeit wenigstens) das Ansehen, als ob sie Verstand und Einsichten hätten, zu geben wissen. Er scherzte; er erzählte mit Anmuth; er machte andern Gelegenheit sich zu zeigen; und (was der Erziehung, die er von der schönen Danae erhalten, Ehre brachte) er bewunderte die guten Einfälle, welche dem schwatzhaften Dionysius unter einer Menge von platten und frostigen zuweilen entfielen, mit einer Art, welche, ohne seiner Aufrichtigkeit oder seinem Geschmack zu viel Gewalt anzuthun, diesen Prinzen überzeugte, daſs Agathon unendlich viel Verstand habe.

Groſse Herren haben gemeiniglich eine Lieblingsschwachheit, wodurch es sehr leicht wird, den Eingang in ihr Herz zu finden. Der groſse Tanzai (ein Kenner übrigens von Verdiensten) kannte doch kein gröſseres, als die Leier gut zu spielen. Dionysius hegte ein so günstiges Vorurtheil für die Cither, daſs der beste Citherspieler in seinen Augen der gröſste Mann auf dem Erdboden war. Er spielte sie zwar selbst nicht sonderlich; aber er gab sich für einen Kenner, und rühmte sich die gröſsten Virtuosen auf diesem wundervollen Instrument an seinem Hofe zu haben. Zu gutem Glücke hatte Agathon zu

Delfi die Cither schlagen gelernt, und einige Lekzionen, die er bey der schönen Danae genommen, hatten ihn in dieser Kunst so weit gebracht — als sie gehen kann. Kurz, er nahm das dritte oder vierte Mahl, da er mit dem Dionysius zu Nacht speiste, eine Cither, begleitete darauf einen Dithyramben des Damon, (der von einer feinen Stimme gesungen, und von der schönen Bacchidion getanzt wurde) und setzte seine Hoheit dadurch in eine so übermäſsige Entzückung, daſs der ganze Hof von diesem Augenblick an für ausgemacht hielt, ihn in kurzem zur Würde eines erklärten Günstlings erhoben zu sehen. Dionysius überhäufte ihn, in der ersten Aufwallung seiner Bewunderung, mit Liebkosungen, welche unserm Helden beynahe allen Muth benahmen. Himmel! dachte er, was werde ich mit einem König anfangen, der bereit ist, den ersten Neuangekommenen an die Spitze seines Staats zu setzen, weil er ein guter Citherschläger ist?

Dieser erste Gedanke war sehr gründlich, und würde ihm vieles Ungemach erspart haben, wenn er seiner Eingebung gefolgt hätte. Aber eine andere Stimme — (war es Eitelkeit? oder der Gedanke ein groſses Vorhaben nicht um einer so geringfügigen Ursache willen aufzugeben? oder die Schwachheit, die uns geneigt macht, alle Thorheiten der Groſsen, welche Achtung für uns zeigen, mit nachsichtvollen Augen anzusehen?) — flüsterte ihm ein, daſs der Geschmack für die Musik, und die besondere Anmuthung für ein gewisses Instrument, eine Sache sey, welche von unsrer Organisazion abhange; und daſs es ihm desto leichter seyn werde, sich des Herzens dieses Prinzen zu versichern, je mehr er von den Geschicklichkeiten besitze, wodurch man seinen Beyfall erhalten könne.

Die Gunst, in welche er sich in so kurzer Zeit, und durch so zweydeutige Verdienste bey dem Tyrannen gesetzt hatte, stieg bald darauf, bey Gelegenheit einer akademischen Versammlung, welche Dionysius mit groſsen Feierlichkeiten veranstaltete, zu einem solchen Grade, daſs Filistus, der bisher noch zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt hatte, seinen Fall nunmehr für gewiſs hielt.

4. Kapitel.

Eine akademische Sitzung, wobey Agathon ein neues Talent zu zeigen Gelegenheit erhält.

Dionysius hatte von Aristipp vernommen, daſs Agathon ehmahls ein Schüler Platons gewesen, und, während seines Glücksstandes zu Athen, für einen der gröſsten Redner in dieser redseligen Republik gehalten worden sey. Erfreut, eine Vollkommenheit mehr an seinem neuen Liebling zu entdecken, säumte er sich keinen Augenblick, eine Gelegenheit zu veranstalten, wo er aus eigner Einsicht von der Wahrheit dieses Vorgebens urtheilen könnte. Denn es kam ihm ganz übernatürlich vor, daſs man zu gleicher Zeit ein Filosof, ein Adonis, und ein so groſser Citherschläger sollte seyn können. Die Akademie erhielt also Befehl sich zu versammeln, und das ganze Syrakus wurde dazu eingeladen.

Agathon dachte an nichts weniger, als daſs er bey diesem Wettstreit eines Haufens von Sofisten (die er nicht ohne Grund für sehr überflüssige Leute an dem Hof eines guten Fürsten ansah) eine Rolle zu spielen bekommen würde; und Aristipp hatte (aus dem oben berührten Beweggrunde, welcher der Schlüssel zu seinem ganzen Betragen gegen unsern Helden ist) ihm von Dionysens Absicht nichts entdeckt. Dieser eröffnete, als Präsident der Akademie, (denn seine Eitelkeit begnügte sich nicht an der Ehre, ihr Beschützer zu seyn) die Versammlung durch einen übel zusammen gestoppten und nicht allzu verständlichen, aber mit Platonismen reich verbrämten Diskurs, welcher (wie leicht zu erachten) allgemeinen Beyfall erhielt; ungeachtet er dem Agathon mehr das ungezweifelte Vertrauen des königlichen Redners in den Beyfall, der ihm von Standes wegen zukam, als die Gröſse seiner Gaben und Einsichten zu beweisen schien. Nach Endigung dieser Rede, nahm die akademische Hetze ihren Anfang: und wofern die Zuhörer durch die subtilen Geister, die sich nunmehr hören lieſsen, nicht sehr unterrichtet wurden; so fanden sie sich doch durch die Wohlredenheit des einen, die klingende Stimme und den guten Akzent eines andern, die paradoxen Einfälle eines dritten, und die Gesichter die ein vierter zu seinen Distinkzionen und Demontrazionen schnitt, erträglich belustiget.

Nachdem dieses Spiel einige Zeit gedauert hatte, und ein unhöfliches Gähnen bereits zwey Drittheile der Zuhörer zu ergreifen begann, sagte Dionysius: Da er das Glück habe, seit einigen Tagen einen der würdigsten Schüler des groſsen Platons in seinem Hause zu besitzen, so ersuchte er ihn, sich nicht verdrieſsen zu lassen, daſs der Ruhm, der ihm allenthalben voran gegangen, den Schleier, womit seine Bescheidenheit seine Verdienste zu verhüllen suche, hinweg gezogen, und in dem schönen Agathon einen der beredtesten Weisen der Zeit entdeckt habe. Er möchte sich also nicht weigern, auch in Syrakus sich von einer so vortheilhaften Seite zu zeigen, und sich mit den Filosofen der Akademie in einen Wettstreit über irgend eine wichtige Frage aus der Filosofie einzulassen.

Zu gutem Glücke sprach Dionysius, der sich selbst gern hörte, und die Gabe der Weitläufigkeit in hohem Maſse besaſs, lange genug, um unserm Manne Zeit zu geben, sich von der kleinen Bestürzung über eine so unerwartete Zumuthung zu erhohlen. Diese Frist setzte ihn in den Stand ohne Zaudern zu antworten: Er sey zu früh aus den Hörsählen der Weisen auf den Marktplatz zu Athen gerufen, und in die Angelegenheiten eines Volkes, welches bekannter Maſsen seinen Hofmeistern nicht wenig zu schaffen zu machen pflege, verwickelt worden, als daſs er Zeit genug gehabt haben sollte, sich seine Lehrer gehörig zu Nutze zu machen. Indessen sey er, wenn es Dionysius verlange, aus Achtung gegen ihn bereit, eine Probe abzulegen, wie wenig er das Lob verdiene, welches ihm aus einem allzu günstigen Vorurtheil beygelegt worden sey.

Dionysius rief nun den Filistus auf, (man weiſs nicht, ob vermöge einer vorher genommenen Abrede, oder ob von Ungefähr) eine Frage vorzuschlagen, für und wider welche von beiden Seiten gesprochen werden sollte. Der Minister bedachte sich eine kleine Weile, und, in Hoffnung den Agathon, der ihm furchtbar zu werden anfing, in Verlegenheit zu setzen, schlug er die Frage vor: „Welche Regierungsform einen Staat glücklicher mache, die republikanische oder die monarchische?“ Man wird, dachte er, dem Agathon die Wahl lassen, für welche er sich erklären will. Spricht er für die Republik, und spricht er gut, (wie er um seines Ruhms willen genöthiget ist) so wird er dem Prinzen miſsfallen: wirft er sich zum Lobredner der Monarchie auf, so wird er sich dem Volke verhaſst machen, und Dionysius wird den Muth nicht haben, die Staatsverwaltung einem Ausländer anzuvertrauen, der bey seinem ersten Auftritt einen so schlechten Eindruck auf die Gemüther der Syrakuser gemacht hat.

Allein dieses Mahl betrog den schlauen Mann seine Erwartung. Agathon erklärte sich, ungeachtet er die Absicht des Filistus merkte, mit einer Unerschrockenheit, welche diesem keinen Triumf profezeihte, für die Monarchie. Nachdem seine Gegner (unter denen Antisthenes und der Sofist Protagoras alle ihre Kräfte anstrengten, die Vorzüge der Freystaaten zu erheben) zu reden aufgehört hatten, fing er damit an, daſs er ihren Gründen mehr Stärke gab, als sie selbst zu thun fähig gewesen waren. Die Aufmerksamkeit war auſserordentlich. Jedermann war mehr begierig, zu hören, wie Agathon sich selbst, als wie er seine Gegner würde überwinden können. Seine Beredsamkeit zeigte sich in einem Lichte, welches die Seelen der Zuhörer blendete. Die Wichtigkeit des Augenblicks, der den Ausgang seines ganzen Vorhabens entschied, die Würde des Gegenstandes, die Begierde zu siegen, und vermuthlich auch seine herzliche Abneigung gegen die Demokratie, alles setzte ihn in eine Begeisterung, welche die groſsen Kräfte seiner Seele noch höher spannte. Seine Ideen waren so groſs, seine Gemählde so stark gezeichnet, mit so vielem Feuer gemahlt, seine Gründe jeder für sich selbst so schimmernd, und durch ihre Zusammenordnung so überwältigend; der Strom seiner Rede, der anfänglich in ruhiger Majestät dahin floſs, wurde nach und nach so stark und hinreiſsend, daſs selbst diejenigen, bey denen es zum voraus beschlossen war, daſs er Unrecht haben sollte, sich wie durch eine magische Gewalt genöthigt sahen, ihm innerlich Beyfall zu geben. Man glaubte den Merkur oder Apollo reden zu hören. Die Kenner (denn es waren einige zugegen, welche dafür gelten konnten) bewunderten am meisten, daſs er die Kunstgriffe verschmähte, wodurch die Sofisten gewohnt waren, einer schlimmen Sache die Gestalt einer guten zu geben. Keine Farben, welche durch ihren Glanz das Betrügliche falscher oder umsonst angenommener Sätze verbergen muſsten! Keine künstliche Austheilung des Lichts und des Schattens! Sein Ausdruck glich dem Sonnenschein, dessen lebender und beynahe geistiger Glanz sich den Gegenständen mittheilt, ohne ihnen etwas von ihrer eigenen Farbe zu benehmen.

Indessen müssen wir gestehen, daſs er ein wenig grausam mit den Republiken umging. Er bewies, oder schien doch allen die ihn hörten zu beweisen: Daſs diese Art von Gesellschaft ihren Ursprung in dem wilden Chaos der Anarchie genommen, und daſs die Weisheit ihrer Gesetzgeber sich mit schwachem Erfolg bemühet hätte, Ordnung und Dauerhaftigkeit in eine Verfassung zu bringen, welche (ihrer Natur nach) in steter Unruh' und innerlicher Gährung alle Augenblicke Gefahr laufe, sich durch ihre eigenen Kräfte aufzureiben, und des Ruhestandes so wenig fähig sey, daſs die Ruhe in derselben vielmehr eine Folge der äuſsersten Verderbniſs, und (gleich einer Windstille auf dem Meere) der gewisse Vorbote des Sturms und Untergangs sey. Er behauptete, daſs die politische Tugend (dieses geheiligte Palladium der Freystaaten, an dessen Erhaltung ihre Gesetzgeber das ganze Glück derselben gebunden hätten) eine Art von unsichtbarem und durch verjährten Aberglauben geheiligtem Götzen sey, an welchem nichts als der Nahme verehret werde. Daſs man in diesen Staaten einen stillschweigenden Vertrag mit einander gemacht zu haben scheine, sich durch ein gewisses Fantom von Gerechtigkeit, Mäſsigung, Uneigennützigkeit, Liebe des Vaterlandes und des gemeinen Besten, von einander betrügen zu lassen; und daſs unter der Maske dieser politischen Heucheley, unter dem ehrwürdigen Nahmen aller dieser Tugenden, das Gegentheil derselben nirgends unverschämter ausgeübt werde. Es würden, meinte er, eine Menge besonderer Umstände, welche sich in etlichen tausend Jahren kaum Einmahl in irgend einem Winkel des Erdbodens zusammen finden könnten, dazu erfordert, um eine Republik in der glücklichen Mittelmäſsigkeit zu erhalten, ohne welche sie von keinem Bestand seyn könne. Und eben daher, weil dieser Fall so selten sey, und von so vielen zufälligen Ursachen abhange, komme es, daſs die meisten Republiken entweder zu schwach wären, ihren Bürgern die mindeste Sicherheit zu gewähren, oder nach einer Gröſse strebten, welche den Staat unaufhörlich durch innerliche Unruhen und Bürgerkriege erschütterte, und demjenigen, der zuletzt Meister vom Kampfplatze bliebe, nichts als Einöden zu bevölkern und Ruinen wieder aufzubauen überlasse. Sogar die Freyheit, auf welche diese Staaten mit Ausschluſs aller andern Anspruch machten, finde kaum in den despotischen Reichen Asiens weniger Platz. Denn entweder müsse sich das Volk alles demüthiglich gefallen lassen, was die Edeln und Reichen, ihrem besondern Interesse gemäſs, schlössen und handelten; oder, wenn es den Gesetzgeber und Richter selbst spiele, sey kein ehrlicher Mann sicher, nicht alle Augenblicke das Opfer derjenigen zu werden, denen seine Verdienste im Wege ständen, oder die durch sein Ansehen und Vermögen reicher und gröſser zu werden hofften. In keinem andern Staate sey es weniger erlaubt, von seinen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, selbst zu denken, und über wichtige Gegenstände dasjenige, was man für gemeinnützlich halte, ohne Gefahr bekannt werden zu lassen. Alle Vorschläge zu Verbesserungen würden unter dem verhaſsten Nahmen Neuerungen verworfen, und zögen ihren Urhebern geheime oder öffentliche Verfolgungen zu. Selbst die Grundpfeiler der menschlichen Glückseligkeit, und dasjenige was den gesitteten Menschen eigentlich von dem Wilden und Barbaren unterscheide, Wahrheit und Tugend, die Wissenschaften und die liebenswürdigen Künste der Musen, seyen in diesen Staaten verdächtig oder gar verhaſst. Sie würden durch tausend im Finstern schleichende Mittel entkräftet, an ihrem Fortgang verhindert, oder doch gewiſs weder aufgemuntert noch belohnt. —

Doch es sey an diesem kurzen Auszuge genug, um dem Leser eine Probe zu geben, wie genau Agathon mit den Gebrechen der Freystaaten bekannt war, und wie wenig er ihrer bey dieser Gelegenheit schonte! Wir brechen ihn um so lieber ab, weil es gänzlich wider unsre Absicht wäre, irgend einem Erdenbewohner die Stellung, worin er sich befindet, unangenehmer zu machen, als sie ihm bereits seyn mag; oder Anlaſs zu geben, daſs die Gebrechen einiger längst zerstörten Griechischen Republiken, aus denen Agathon seine Gemählde hernahm, zur Verunglimpfung derjenigen gemiſsbraucht werden könnten, welche in unsern Zeiten als ehrwürdige Freystätte und Zufluchtsplätze der Tugend, der gesunden Denkungsart, der öffentlichen Glückseligkeit und einer politischen Gleichheit, welche sich der natürlichen möglichst nähert, angesehen werden können. Überhaupt scheint die Frage, über welche hier disputiert wurde, unter die müſsigen spekulativen Fragen zu gehören, worüber von jeher so viel Zeit und Mühe verloren worden, ohne daſs sich absehen läſst, worin die Welt jemahls durch ihre Auflösung sollte gebessert werden können. Wir übergehen also auch, wiewohl aus einem andern Grunde, die Lobrede, welche Agathon der monarchischen Staatsverfassung hielt. Die Beherrscher der Welt scheinen meist sehr gleichgültig über die Meinung zu seyn, welche man von ihrer Regierungsart haben mag. Es giebt Fälle, wir gestehen es, wo dieſs eine Ausnahme leidet; aber diese Fälle begegnen selten, wenn man die Vorsichtigkeit gebraucht, hundert und funfzig tausend wohl bewaffnete Leute bereit zu halten, mit deren Beystand man sehr wahrscheinlich hoffen kann, sich über die Meinung aller friedsamen Leute in der ganzen Welt hinweg setzen zu können. Sind nicht eben diese hundert und funfzig tausend ein lebendiger, augenscheinlicher Beweis, der alle andere überflüssig macht, daſs eine Nazion glücklich ist?

Genug also, daſs diese Rede, worin Agathon alle Gebrechen verdorbener Freystaaten und alle Vorzüge wohl regierter Monarchien in zwey kontrastierende Gemählde zusammen drängte, das Glück hatte, alle Stimmen davon zu tragen, alle Zuhörer zu überreden, und dem Redner eine Bewunderung zuzuziehen, welche den Stolz des eitelsten Sofisten hätte sättigen können. Jedermann war von einem Manne bezaubert, welcher so seltne Gaben mit einer so groſsen Denkungsart und mit so menschenfreundlichen Gesinnungen vereinigte. Denn Agathon hatte nicht die Tyranney, sondern die Regierung eines Vaters angepriesen, der seine Kinder wohl erzieht und glücklich zu machen sucht. Man sagte sich selbst, was für goldne Tage Sicilien sehen würde, wenn ein solcher Mann das Ruder führte. Er hatte nicht vergessen, im Eingang seiner Rede dem Verdacht zuvorzukommen, als ob er die Republik aus Rachsucht schelte, und die Monarchie aus Schmeicheley und geheimen Absichten erhebe. Er hatte bey dieser Gelegenheit zu erkennen gegeben, daſs er entschlossen sey, nach Tarent überzugehen, und in der ruhigen

Dunkelheit des Privatstandes, welchen er, seiner Neigung nach, allen andern vorziehe, dem Nachforschen der Wahrheit und der Verbesserung seines Gemüths obzuliegen. Jedermann tadelte oder bedauerte diese Entschlieſsung, und wünschte, daſs Dionysius alles anwenden möchte ihn davon zurück zu bringen.

5. KAPITEL.

Dionysius läſst dem Agathon Vorschläge thun, und bewilligt die Bedingungen, unter welchen dieser sich entschlieſst, sein Gehülfe in der Regierung zu werden.

Niemahls hatte sich die Neigung des Prinzen mit den Wünschen seines Volks so gleichstimmig befunden, wie dieses Mahl. Die hohe Meinung, die er von der Person unsers Helden gefasset hatte, war durch diese Rede bis auf den höchsten Grad gestiegen. So wenig Beständiges in dem Karakter dieses Fürsten war, so hatte er doch seine Augenblicke, wo er wünschte, daſs es weniger Verläugnung kosten möchte, ein guter Regent zu seyn. Die Beredsamkeit Agathons hatte ihn wie die übrigen Zuhörer mit sich fortgerissen; er fühlte die Schönheit seiner Gemählde, und vergafs darüber, dafs eben diese Gemählde eine Art von Satire über ihn selbst enthielten. Er setzte sich vor, dasjenige zu erfüllen, was Agathon auf eine stillschweigende Art von seiner Regierung versprochen habe; und um sich die Pflichten, die ihm dieser Vorsatz auferlegte, möglichst zu erleichtern, wollte er sie durch eben denjenigen ausüben lassen, der so gut davon sprechen konnte. Wo konnte er ein tauglicheres Werkzeug finden, den Syrakusern seine Regierung beliebt zu machen? Wo einen andern Mann, der so viele angenehme Eigenschaften mit so vielen nützlichen vereinigte?

Dionysius, gewohnt alles nur von Einer Seite anzusehen, und alles was er wollte hastig und ungeduldig zu wollen, pflegte zwischen seinen Entschliefsungen und ihrer Ausführung so wenig Zeit zu setzen als möglich war. Er trug also dem Aristippus auf, seinem Freunde Vorschläge zu thun. Agathon entschuldigte sich mit seiner Abneigung vor dem geschäftigen Leben, und bestimmte sogar den Tag seiner Abreise. Dionysius wurde um so viel dringender; und wiewohl sich unser Held noch immer weigerte, so geschah es doch mit einer so bescheidenen Art, dafs man hoffen konnte, er werde sich bewegen lassen. In der That war seine Absicht nur, die Zuneigung eines so wenig zuverlässigen Prinzen zuvor auf die Probe zu stellen, eh' er sich in Verbindungen einlassen wollte, welche für das Glück anderer und für seine eigene Ruhe so gute oder so schlimme Folgen haben konnten.

Endlich, da er Ursache zu haben glaubte, die Hochachtung, die ihm Dionysius bezeigte, für etwas mehr als einen launischen Anstoſs zu halten, gab er seinem Anhalten nach; aber nicht anders als bis gewisse Bedingungen zwischen ihnen festgesetzt worden waren. Er erklärte sich, daſs er bloſs in der Eigenschaft seines Freundes an seinem Hofe bleiben wollte, so lange als ihn Dionysius dafür erkennen und seiner Dienste nöthig zu haben glauben würde. Er wollte sich aber auch nicht fesseln lassen, sondern die Freyheit behalten, sich zurück zu ziehen, so bald er sähe daſs sein Daseyn zu nichts nütze sey. Die einzige Belohnung, welche er sich befugt halte für seine Dienste zu verlangen, sey diese: daſs Dionysius seinen Rathschlägen folgen möchte, so lange er werde zeigen können, daſs dadurch das Beste der Nazion, und die Sicherheit, der Ruhm und die Privatglückseligkeit des Prinzen zugleich befördert werde. Endlich bat er sich noch aus, daſs Dionysius niemahls einige heimliche Eingebungen oder Anklagen gegen ihn annehmen möchte, ohne ihm solche offenherzig zu entdecken und seine Verantwortung anzuhören.

Der Prinz bedachte sich um so weniger, alle diese Bedingungen zu unterschreiben, da er entschlossen war ihn zu haben, wenn es auch die Hälfte seines Reichs kosten sollte. Agathon bezog also eine Wohnung, welche man im Palast für ihn eingerichtet hatte; und Dionysius erklärte öffentlich, daſs man sich in allen Sachen an seinen Freund Agathon, wie an ihn selbst, wenden könne. Auf einmahl eiferten nun die Höflinge in die Wette, dem neuen Günstling ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, und Syrakus sah mit froher Erwartung der Wiederkunft der Saturnischen Zeiten entgegen.

6. Kapitel.

Einige Betrachtungen über das Betragen Agathons.

Wir machen hier eine kleine Pause, um dem Leser Zeit zu lassen, dasjenige zu überlegen, was er sich selbst in diesem Augenblick für oder wider unsern Helden zu sagen haben mag.

Vielleicht finden einige in dem Eifer womit er wider die Republiken gesprochen, eine Bitterkeit, welche ihn unbillig genug machte, die Undankbarkeit seiner eigenen Mitbürger an allen andern Freystaaten zu bestrafen. Andere werden vielleicht sein ganzes Betragen an dem Hofe des Königs Dionysius einer gekünstelten Klugheit, welche nicht in seinem Karakter sey und ihm eine schielende Farbe gebe, beschuldigen.

Wir haben uns schon mehrmahls erklärt, dafs wir in diesem Werke die Pflichten eines Geschichtschreibers und nicht eines Lob- und Schutzredners übernommen haben. Indessen bleibt uns doch erlaubt, von den Handlungen eines Mannes, dessen Leben wir zwar nicht für ein vollkommenes Muster, aber doch für ein lehrreiches Beyspiel geben, eben so frey nach unserm Gesichtspunkte zu urtheilen, als es unsre Leser aus dem ihrigen thun mögen.

Wir haben bereits erinnert, daſs es unbillig seyn würde, dasjenige, was Agathon wider die Republiken seiner Zeit gesprochen, für eine Beleidigung solcher Freystaaten anzusehen, welche, unter dem Einfluſs günstiger Umstände, durch ihre Lage vor auswärtigem Neid und vor ausschweifenden Vergröſserungsgedanken gesichert, durch weise Gesetze, und (was noch mehr ist) durch die Macht der Gewohnheit, in einer glückseligen Mittelmäſsigkeit fort erhalten werden, und die Gebrechen kaum dem Nahmen nach kennen, welche Agathon an den Republiken seiner Zeit für unheilbar ansah. Giebt es (wie wir hoffen und glauben) solche Republiken in unsern Tagen; so können sie sich durch das Böse, was Agathon mit Wahrheit von denen, die er kannte, sagt, nicht beleidigt finden. Im Gegentheil wird ihnen dieser Theil seiner Rede zu einem Spiegel dienen, worin sie ihre eigene Gestalt beschauen, und, wofern sie an derselben keines der Gebrechen entdecken, welche Agathon den Republiken vorwirft, sich mit gröſstem Recht einem reinen und untadelhaften Wohlgefallen an sich selbst überlassen können. 2)

Überhaupt hat man Ursache zu glauben, daſs Agathon gesprochen habe wie er dachte;

und das ist zu Rechtfertigung seiner Redlichkeit genug. Warum sollten wir an dieser zu zweifeln anfangen? Sein ganzes Betragen, während er das Herz des Tyrannen in seinen Händen hatte, bewies, daſs er keine Absichten hegte, welche ihn genöthiget hätten ihm gegen seine Überzeugung zu schmeicheln. Es ist wahr, er hatte von dem Augenblick an, da er den Fuſs in Dionysens Palast setzte, Absichten bey allem was er that. Sollte er vielleicht keine gehabt haben? Wenn seine Absichten edel und wohlthätig waren, (und das waren sie wirklich) was können wir, nach der äuſsersten Schärfe, mehr fodern? Es scheint also nicht, daſs man Grund habe, ihm aus der Vorsichtigkeit einen Vorwurf zu machen, womit er, auf der neuen und schlüpfrigen Bahn die er betreten wollte, alle seine Handlungen einrichten muſste, wenn sie Mittel zu seinen Absichten werden sollten. Wir geben zu, daſs eine Art von Zurückhaltung und Feinheit daraus hervor blicke, welche nicht ganz in seinem vorigen Karakter zu seyn scheint. Aber dieſs verdient an sich selbst keinen Tadel. Es ist noch auszumachen, ob diese Unveränderlichkeit der Denkungsart und Verhaltungsregeln, worauf manche ehrliche Leute sich so viel zu gut thun, eine so groſse Vollkommenheit ist als sie sich einbilden. Zwar schmeichelt uns die Eigenliebe sehr gern, daſs wir, so wie wir sind, am besten seyen: aber sie hat nicht selten Unrecht uns so zu schmeicheln. Es ist unmöglich, daſs, indem sich alles um uns her verändert, wir allein unveränderlich bleiben sollten; und wenn es auch nicht unmöglich wäre, so wäre es oft unschicklich und tadelhaft. Andre Zeiten erfordern andre Sitten, andre Umstände eine andre Bestimmung und Wendung unsers Verhaltens. In moralischen Romanen finden wir freylich Helden, welche sich immer in allem gleich bleiben, — und darum zu loben sind. Denn wie sollte es anders seyn, da sie in ihrem zwanzigsten Jahre Weisheit und Tugend bereits in eben dem Grade der Vollkommenheit besitzen, den ein Sokrates oder Epaminondas, nach vielfachen Verbesserungen ihrer selbst, kaum im sechzigsten erreicht haben? Aber im Leben finden wir's ganz anders. Desto schlimmer für die, welche sich da immer selbst gleich bleiben, anstatt immer besser zu werden! Oder sollten nicht auch die besten Menschen an ihren Begriffen, Urtheilen und Gefühlen, an ihrem Kopf und Herzen, und selbst an dem, was das Vorzüglichste und Schätzbarste an ihnen ist, immer noch viel zu verbessern haben? Und lehrt nicht die Erfahrung, daſs wir selten zu einer neuen Entwicklung unsrer selbst, oder zu einer merklichen Verbesserung unsers vorigen innerlichen Zustandes gelangen, ohne durch eine Art von Medium zu gehen, welches eine falsche Farbe auf uns reflektiert, und unsre wahre Gestalt eine Zeit lang verdunkelt? — Wir haben unsern Helden bereits in verschiedenen Lagen gesehen: und in jeder, durch den Einfluſs der Umstände, ein wenig anders als er wirklich ist. Er schien zu Delfi ein bloſser spekulativer Enthusiast; und man hat in der Folge gesehen, daſs er sehr gut zu handeln wuſste. Wir glaubten, nachdem er die schöne Cyane gedemüthiget hatte, daſs ihm die Verführungen der Wollust nichts anhaben könnten; und Danae bewies, daſs wir uns betrogen hatten. Aber es wird nicht mehr lange anstehen, so wird eine neue vermeinte Danae, welche seine schwache Seite ausgefunden zu haben glaubte, sich eben so betrogen finden. Agathon schien in verschiednen Zeitpunkten seines Lebens, nach der Reihe ein Platonischer und ein patriotischer Schwärmer, ein Held, ein Stoiker, ein Wollüstling; und er war keines von allen, wiewohl er nach und nach durch alle diese Klassen ging, und in jeder etwas von der eignen Farbe derselben bekam. Wir sind noch nicht am Ende seines Laufes; daher kann auch von seinem Karakter, von dem was er wirklich war, worin er sich unter allen diesen Gestalten gleich blieb, und was zuletzt, nachdem alles Fremdartige davon abgeschieden seyn wird, übrig bleiben wird, dermahlen die Rede noch nicht seyn.

Ohne also so voreilig über ihn zu urtheilen, wie man gewohnt ist im täglichen Leben alle Augenblicke zu thun, wollen wir fortfahren ihn zu beobachten, die wahren Triebräder seiner Handlungen so genau als uns möglich seyn wird zu erforschen, keine geheime Bewegung seines Herzens, welche uns einigen Aufschluſs hierüber geben kann, entwischen lassen, und unser Urtheil über das Ganze seines moralischen Wesens so lange zurück halten, bis — wir es kennen werden.

Anmerkungen.

1) S. 17. Der Verfasser des Agathons selbst hat dieſs, viele Jahre später, in seinen Erläuterungen zu den von ihm übersetzten Horazischen Briefen, nach seiner Weise und, so viel wir wissen, zur Zufriedenheit einiger kompetenter Richter in diesem Fache, bewerkstelligt.

2) S. 44. Übrigens ist es vielleicht bemerkenswerth, daſs alles Nachtheilige, was Agathon von den Republiken sagt, durch die neu entstandene Französische Republik so völlig bestätiget wird, daſs es Zug vor Zug nach ihr gezeichnet zu seyn scheint, wiewohl es vor mehr als fünf und zwanzig Jahren geschrieben wurde; zu einer Zeit, da sich noch niemand in der gröſsten Fieberhitze hätte träumen lassen, daſs, noch vor Ausgang dieses Jahrhunderts, aus dem Moder der aufgelösten Französischen Monarchie ein politisches Ungeheuer hervor steigen werde, das uns schon in den ersten Jahren seines Daseyns den gräſslich ekelhaften Anblick aller der Unordnungen, Ungerechtigkeiten, Thorheiten, Verbrechen und Greuelthaten, im Groſsen darstellt, welche uns die Geschichte an jenen berühmten Freystaaten des alten Griechenlandes, in der Epoke

ihrer höchsten Verderbniſs, im Kleinen zeigt. Welche Wahrscheinlichkeit, daſs eben dieselben Ursachen, die den Untergang jener alten Republiken nach sich zogen, in Frankreich die Quellen des Gedeihens, der Dauerhaftigkeit und des blühenden Wohlstandes einer neu gebornen Miſsgeburt von Republik, die das Princip ihrer baldigen Auflösung gleich mit auf die Welt brachte, sollten werden können?

AGATHON.

Zwölftes Buch.

Agathons Staatsverwaltung; seine Fehler gegen alle Hof- und Weltklugheit, und sein Fall.

1. Kapitel.

Etwas von Haupt- und Staatsakzionen. Betragen Agathons am Hofe des Königs Dionysius.

Man tadelt an Shakspeare, — demjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen, vom Könige bis zum Bettler, von Julius Cäsar bis zu Jack Fallstaff, am besten gekannt, und mit einer seltnen Anschauungskraft durch und durch gesehen hat — daſs seine Stücke meistens keinen, oder doch nur einen sehr fehlerhaften, unregelmäſsigen und schlecht ausgesonnenen Plan haben; daſs Komisches und Tragisches darin auf die seltsamste Art durch einander geworfen ist, und oft eben dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf, durch irgend einen seltsamen Einfall oder barokischen Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch dergestalt abkühlt, daſs es schwer wird uns wieder in die gehörige Fassung zu setzen. — Man tadelt dieſs, — und denkt nicht daran, daſs seine Stücke eben darum desto natürlichere Abbildungen des menschlichen Lebens sind.

Der Lebenslauf der meisten Menschen, und (wenn wir es sagen dürfen) der groſsen Staatskörper selbst, in so fern sie als moralische Wesen betrachtet werden, gleicht den Haupt- und Staatsakzionen, die ehmahls im Besitz der Schaubühne waren, in so vielen Punkten, daſs man beynahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieser letztern wären klüger gewesen als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern sie nicht gar die Absicht gehabt das menschliche Leben lächerlich zu machen, wenigstens die Natur eben so getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich angelegen seyn lieſsen sie zu verschönern. Um itzt nichts von der zufälligen Ähnlichkeit zu sagen, daſs in jenen Stücken, so wie im Leben, die wichtigsten Rollen sehr oft gerade durch die schlechtesten Schauspieler gespielt werden; was kann ähnlicher seyn, als es beide Arten von Haupt- und Staatsakzionen einander in der Anlage, in der Abtheilung und Verbindung der Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu seyn pflegen? Wie selten fragen die Urheber der einen und der andern sich selbst, warum sie dieses oder jenes gerade so und nicht anders gemacht haben! Wie oft überraschen sie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindesten vorbereitet waren! Wie oft sehen wir Personen kommen und wieder abtreten, ohne daſs sich begreifen läſst, warum sie kamen, oder warum sie wieder verschwinden! Wie viel wird in beiden dem Zufall überlassen! Wie oft sehen wir die gröſsten Wirkungen durch die armseligsten Ursachen hervorgebracht! Wie oft das Ernsthafte und Wichtige mit einer leichtsinnigen Art, und das Nichtsbedeutende mit lächerlichem Ernst behandelt! Und, wenn in beiden endlich alles so kläglich verworren und durch einander geschlungen ist, daſs man an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt, wie glücklich sehen wir nicht durch irgend einen unter Blitz und Donner aus papiernen Wolken herab springenden Gott, oder durch einen frischen Degenhieb, den Knoten auf einmahl zwar nicht aufgelöst, aber doch zerschnitten, welches in so fern auf Eines hinaus läuft, als auf die eine oder andere Art das Stück nun ein Ende hat, und die Zuschauer klatschen, oder zischen können wie sie wollen, oder — dürfen! Was übrigens der edle Hans Wurst in den komischen Tragödien, wovon wir reden, für eine wichtige Rolle zu spielen hatte, wird vielen unserer Leser noch in frischem Andenken liegen. Wie viel Mühe hat es nicht gekostet, diesen Lieblingskarakter der Oberdeutschen Provinzen von der Schaubühne zu verdrängen! — Und gleichwohl — möchte er immer auf der Schaubühne bleiben, in so fern er nirgends als dort geduldet würde! Aber wie manche groſse Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hans Wurst — oder, welches noch ein wenig ärger ist, durch Hans Wurst — aufführen gesehen! Wie oft haben groſse Männer, geboren, die schützenden Engel eines Throns, die Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu seyn, alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen schnakischen Streich von solchen Leuten vereitelt sehen müssen, welche, ohne eben das rothe Wamms und die gelben Hosen ihres Urbildes zu tragen, durch ihre ganze Aufführung bewiesen, daſs sie ihm in den wesentlichen Zügen seines Karakters desto ähnlicher waren!

Wie oft entsteht in beiden Arten der Tragi-Komödien die Verwicklung selbst lediglich daher, daſs Hans Wurst durch irgend ein dummes oder schelmisches Stückchen von seiner Arbeit den klugen Leuten, ehe sie sich dessen versehen können, ihr Spiel verderbt!

Wir wollen die Vergleichung nicht weiter treiben: aber wenn sie, wie es scheint, ihren guten Grund hat; so mögen wir wohl den weisen und rechtschaffenen Mann bedauern, den sein Schicksal dazu verurtheilt hat, unter einem schlimmen, oder — was noch ärger ist — unter einem schwachen Fürsten, in die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten verwickelt zu seyn! Was wird es ihm helfen, mit Einsichten und Muth nach den besten Grundsätzen und nach dem richtigsten Plan zu handeln; wenn das verächtlichste Ungeziefer, wenn ein Sklave, ein Kuppler, eine Bacchidion, wenn der erste beste Parasit, dessen ganzes Verdienst in Geschmeidigkeit, Verstellung und Schalkheit besteht, es in seiner Gewalt hat, die Maſsregeln des Biedermannes zu verrücken, aufzuhalten, oder gar zu hintertreiben?

Bey allem dem bleibt ihm, wenn er sich einmahl an ein so gefahrvolles Abenteuer gewagt hat, kein andres Mittel übrig, sich selbst zu beruhigen, und sein Betragen vor dem unparteyischen Gericht der Weisen und der Nachwelt rechtfertigen zu können, als — daſs er sich, eh' er die Hand ans Werk legt, einen regelmäſsigen Plan seines ganzen Verhaltens entwerfe. Wenn gleich alle Weisheit eines solchen Entwurfs ihm für den Ausgang nicht Gewähr leisten kann; so bleibt ihm doch der tröstende Gedanke: alles gethan zu haben, was ihn, ohne die Zufälle, die er entweder nicht vorher sehen oder nicht hintertreiben konnte, des glücklichen Erfolgs versichern muſste.

Dieſs war nun die erste Sorge unsers Helden, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, die Person eines Rathgebers und Vertrauten bey dem Könige Dionysius zu spielen. Er sah die Schwierigkeiten, einen Plan zu machen, der ihm durch den Labyrinth des Hofes und des öffentlichen Lebens zum Leitfaden dienen könnte: aber er glaubte, daſs der mangelhafteste Plan besser sey als keiner. Und in der That war ihm die Gewohnheit, seine Ideen, worüber es auch seyn möchte, in ein System zu bringen, so natürlich geworden, daſs sie sich, so zu sagen, von sich selbst in einen Plan ordneten, welcher vielleicht keinen andern Fehler hatte, als daſs Agathon noch nicht so übel von den

Menschen denken konnte, wie es diejenigen verdienten, mit denen er zu thun hatte. Und doch dachte er bey weitem nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur als ehmahls; oder, richtiger zu reden, er hatte den unendlichen Unterschied des metafysischen Menschen, den man sich in spekulativer Einsamkeit denkt oder träumt, von dem natürlichen Menschen, in der rohen Einfalt und Unschuld, wie er aus den Händen der allgemeinen Mutter der Wesen hervor geht, — und beider von dem erkünstelten Menschen, wie ihn Gesellschaft, Gesetze, Meinungen, Gebräuche und Sitten, Bedürfnisse, Abhänglichkeit, ewiger Streit seiner Begierden mit seinem Unvermögen, seines Privatvortheils mit den Privatvortheilen der übrigen, und die daher entspringende Nothwendigkeit der Verstellung und immer währenden Verlarvung seiner wahren Absichten, mit tausend andern fysischen und sittlichen Ursachen, die immer merklich oder unmerklich auf ihn wirken, — verfälscht, gedrückt, verzerrt, verschroben, und in unzählige unnatürliche und betrügliche Gestalten umgeformt oder verkleidet haben, — er hatte, sage ich, diesen Unterschied der Menschen um uns her, von dem was der Mensch an sich ist und seyn soll, bereits zu gut kennen gelernt, um seinen Plan auf Platonische

Ideen zu gründen. Er war nicht mehr der jugendliche Enthusiast, der sich einbildete, daſs es ihm eben so leicht seyn werde, ein groſses Vorhaben auszuführen, als es zu fassen. Die Athener hatten ihn auf immer von dem Vorurtheile geheilt, daſs die Tugend nur ihre eigene Stärke gebrauche, um über ihre Gegner obzusiegen. Er hatte gelernt, wie wenig man von andern erwarten, wie wenig man auf ihre Mitwirkung Rechnung machen, und (was das wichtigste für ihn war) wie wenig man sich auf sich selbst verlassen darf. Er hatte gelernt, wie viel man oft den Umständen nachgeben muſs; daſs der vollkommenste Entwurf an sich selbst oft der schlechteste unter den gegebenen Umständen ist — daſs sich das Böse nicht auf einmahl gut machen läſst — daſs in der moralischen Welt, wie in der materialen, nichts in gerader Linie sich fortbewegt, und man also selten anders als durch viele Krümmen und Wendungen zu einem guten Zweck gelangen kann — kurz, daſs das Leben einer Schifffahrt gleicht, wo der Steuermann sich gefallen lassen muſs, seinen Lauf nach Wind und Wetter einzurichten; wo er keinen Augenblick sicher ist, nicht durch widrige Ströme aufgehalten oder seitwärts getrieben zu werden; und wo alles darauf ankommt, mitten unter tausend unfreywilligen Abweichungen von seiner vorgesetzten Richtung, endlich dennoch, so bald und wohlbehalten als möglich, an dem vorgesetzten Ort anzulangen.

Diesen allgemeinen Grundsätzen zu Folge, bestimmte er, bey allem was er unternahm, den Grad des Guten, welches er sich zu erreichen vorsetzte, nach dem Zusammenhang aller Umstände, worin er die Sachen antraf; und sein Verhalten gegen die Personen, mit welchen er dabey zu thun hatte, ohne andere Rücksichten, lediglich nach dem Maſse, wie er urtheilte, daſs sie seinem Hauptzweck hinderlich oder förderlich seyn würden.

Er konnte, seitdem er den Dionysius näher kannte, nicht daran denken, ein Muster eines guten Fürsten aus ihm zu machen. Aber er hoffte doch, nicht ohne Grund, seinen Lastern ihr schädlichstes Gift benehmen, und seiner guten Neigungen, oder vielmehr seiner guten Launen, seiner Leidenschaften und Schwachheiten selbst, sich zum Vortheil des gemeinen Besten bedienen zu können. Diese Meinung von seinem Prinzen war in der That so bescheiden, daſs er sie, ohne alle Hoffnung zu Erreichung seiner Entwürfe aufzugeben, nicht tiefer herab stimmen konnte. Gleichwohl zeigte sich in der Folge, daſs er noch zu günstig von ihm gedacht hatte.

Dionysius besaſs in der That Eigenschaften, welche viel Gutes versprachen; aber unglücklicher Weise hatte er für jede derselben eine andere, die alles wieder vernichtete, was jene zusagte; und wenn man ihn lange genug in der Nähe betrachtet hatte, so befand sich's, daſs seine vermeinten Tugenden in der That nichts anders als — seine Laster waren, welche, von einer gewissen Seite betrachtet, die Farbe irgend einer Tugend annahmen. Dem ungeachtet lieſs sich Agathon durch diese guten Anscheinungen so verblenden, daſs er die Unverbesserlichkeit eines Karakters dieser Art (und also den Ungrund aller seiner Hoffnungen) nicht eher einsah, als da ihm die Entdeckung zu nichts mehr nützen konnte.

Die gröſste Schwachheit des Prinzen (seiner Meinung nach) war sein Hang zur Gemächlichkeit und Wollust. Agathon hoffte jenem dadurch zu begegnen, daſs er ihm die Geschäfte so leicht und so angenehm zu machen suchte als möglich war; diesem, wenn er ihn wenigstens von den wilden Ausschweifungen, zu welchen er sich bisher hatte hinreiſsen lassen, abgewöhnte. Unsre Vergnügungen werden desto feiner, édler und sittlicher, je mehr die Musen Antheil daran haben. Aus diesem nie genug zu empfehlenden Grundsatze bemühte er sich, dem Dionysius mehr Geschmack an den schönen Künsten beyzubringen, als er bisher daran gehabt hatte. In kurzem wurden seine Paläste, Landhäuser und Gärten, mit den Meisterstücken der Mahler und Bildhauer Griechenlandes angefüllt. Agathon zog die berühmtesten Virtuosen in allen Gattungen nach Syrakus; er führte ein prächtiges Odeon 1) auf, nach dem Muster dessen, worauf Perikles den öffentlichen Schatz der Griechen verwendet hatte; und Dionysius fand so viel Vergnügen an den verschiedenen Arten von Schauspielen, womit er, unter der Aufsicht seines Günstlings, fast täglich auf diesem Theater belustiget wurde, daſs er (seiner Gewohnheit nach) eine Zeit lang allen Geschmack an schlechtern Ergetzlichkeiten verloren zu haben schien. Indessen war doch eine andre Leidenschaft übrig, deren Herrschaft über ihn allein hinlänglich war, alle gute Absichten seines neuen Freundes zu hintertreiben.

Gegenwärtig fand sich die Tänzerin Bacchidion im Besitz derselben; aber es fiel bereits in die Augen, daſs die unmäſsige Liebe, welche sie ihm beygebracht, schon viel von ihrer ersten Heftigkeit verloren hatte. Es würde vielleicht nicht schwer gehalten haben, die Wirkung seiner natürlichen Unbeständigkeit um etliche Wochen zu beschleunigen. Aber Agathon hatte erhebliche Bedenklichkeiten, die ihn davon abhielten. Die Gemahlin des Prinzen war unglücklicher Weise in keinerley Betrachtung geschickt, einen Versuch, ihn in die Grenzen der ehelichen Liebe einzuschränken, zu unterstützen. Dionysius konnte nicht ohne einen Liebeshandel leben; und die Gewalt, welche seine Beyschläferinnen über sein Herz erhielten, machte seine Unbeständigkeit gefährlich. Bacchidion war eines von diesen gutartigen fröhlichen Geschöpfen, in deren Fantasie alles rosenfarb ist; die keine andere Sorge in der Welt haben, als ihr Daseyn von einem Augenblick zum andern wegzuscherzen, ohne sich jemahls einen Gedanken von Ehrgeitz und Habsucht, oder einigen Kummer über die Zukunft, anfechten zu lassen. Sie liebte das Vergnügen über alles. Immer aufgelegt es zu geben und zu nehmen, schien es unter ihren Tritten aufzusprossen; es lachte aus ihren Augen, und athmete aus ihren Lippen. Ohne daran zu denken, sich durch die Leidenschaft des Prinzen wichtig zu machen, hatte sie (aus einer Art von mechanischem Wohlgefallen an vergnügten Gesichtern) ihre Gewalt über ihn schon öfters dazu angewandt, Personen, die es verdienten, oder auch nicht verdienten, (denn darüber lieſs sie sich in keine Untersuchung ein) Gutes zu thun.

Agathon besorgte, ihre Stelle könnte leicht mit einer andern besetzt werden, die einen schlimmern Gebrauch von ihren Reitzungen machen würde. Er hielt es also seiner nicht unwürdig, mit guter Art, und ohne daſs es schien als ob er eine besondere Aufmerksamkeit auf sie habe, die Neigung des Prinzen zu ihr mehr zu unterhalten als zu bekämpfen. Er verschaffte ihr Gelegenheit, ihre belustigenden Talente in einer Mannigfaltigkeit zu entfalten, welche ihr immer die Reitzungen der Neuheit gab. Er wuſste es zu veranstalten, daſs Dionysius durch öftere kleine Entfernungen verhindert wurde, sich zu bald an dem Vergnügen zu ersättigen, welches er in ihrer Unterhaltung fand. Er ging endlich gar so weit, daſs er bey Gelegenheit eines Gesprächs, wo die Rede von den allzu strengen Grundsätzen des Plato über diesen Artikel war, sich kein Bedenken machte, zu sagen: Daſs es unbillig sey, einen Prinzen, welcher sich die Erfüllung seiner groſsen und wesentlichen Pflichten mit gehörigem Ernst angelegen seyn lasse, in seinen Privatergetzungen noch enger als in die Grenzen einer anständigen Mäſsigung einschränken zu wollen. Alles, was ihm hierüber (wiewohl in allgemeinen Ausdrücken) entfiel, schien die Bedeutung einer stillschweigenden Einwilligung in die Schwachheit des

Prinzen für die schöne Bacchidion zu haben; und in der That war dieses sein Gedanke.

Wir zweifeln sehr, ob die gute Absicht, die er dabey hatte, jemahls hinlänglich seyn könne, eine so gefährliche Äuſserung zu rechtfertigen. So viel ist gewiſs, daſs Dionysius, der bisher aus einer gewissen Scham vor der Tugend unsers Helden sich bemüht hatte, seine schwache Seite vor ihm zu verbergen, von dieser Stunde an weniger zurück haltend wurde, und aus dem vielleicht unrichtigen, aber sehr gemeinen Vorurtheil, daſs die Tugend eine erklärte Feindin aller Götter der Freude seyn müsse, einen Argwohn gegen unsern Helden faſste, wodurch er um einige Stufen herab, und mit ihm selbst und den übrigen Erdenbewohnern in die nehmliche Linie gesetzt wurde. Ein Argwohn, der zwar durch die sich selbst immer gleiche Aufführung Agathons wieder zum Schweigen gebracht, aber doch nicht so gänzlich unterdrückt wurde, daſs dessen geheimer Einfluſs den nachmahligen Beschuldigungen der Feinde Agathons den Zugang in das Gemüth eines Prinzen nicht erleichtert hätte, welcher ohnehin so geneigt war, die Tugend entweder für Schwärmerey oder für Verstellung zu halten.

Indessen gewann Agathon durch seine Nachsicht gegen die Lieblingsfehler des Prinzen doch so viel, daſs er sich desto leichter bewegen lieſs, an den Geschäften der Regierung mehr Antheil zu nehmen als er gewohnt war; und dieſs war es ohne Zweifel, was unser Held für eine hinlängliche Vergütung des Tadels ansah, den er sich durch seine Gefälligkeit bey gewissen Personen von strengen Grundsätzen zuzog, welche, in der weiten Entfernung von der groſsen Welt, worin sie leben, gute Muſse haben an andern zu verdammen, was sie an derselben Platz vielleicht noch schlechter gemacht haben würden.

2. Kapitel.

Geheime Nachrichten von Filistus. Agathon zieht sich die Feindschaft des Timokrates durch eine Handlung zu, wodurch er sich um Dionysius und um ganz Sicilien verdient macht.

Auſser der schönen Bacchidion war Filistus, durch die Gnade, worin er bey Dionysen stand, die beträchtlichste Person unter allen denjenigen, mit denen Agathon in seiner neuen Stelle in Verhältniſs war. Dieser Mann spielt in diesem Theil unsrer Geschichte eine Rolle, welche begierig machen kann, ihn genauer kennen zu lernen. Überdem ist es eine von den ersten Pflichten der Geschichte, den verfälschenden Glanz zu zerstreuen, welchen das Glück und die Gunst der Groſsen sehr oft über nichtswürdige Geschöpfe ausbreiten, und der Nachwelt zu zeigen, daſs zum Beyspiele dieser Pallas, welchen so viele Dekrete des Römischen Senats, so viele Statuen und öffentliche Ehrenmähler ihr als einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, als einen Halbgott, ankündigten, nichts bessers noch gröſsers als ein schamloser lasterhafter Sklave war. Wenn Filistus in Vergleichung mit einem Pallas oder Tigellinus nur ein Zwerg gegen einen Riesen scheint: so kommt es in der That allein von dem unermeſslichen Unterschied zwischen der Römischen Monarchie im Zeitpunkt ihrer äuſsersten Höhe, und dem kleinen Staat, worin Dionysius zu gebieten hatte, her. Eben dieser Teufel, der, seiner schlimmen Laune Luft zu machen, eine Herde Schweine ersäufte, würde mit ungleich gröſserm Vergnügen den ganzen Erdboden unter Wasser gesetzt haben, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre: und Filistus würde herzlich gern Pallas gewesen seyn, wenn er das Glück gehabt hätte, in den Vorzimmern des Klaudius aufzuwachsen. Die Proben, die er in seinem kleinen Kreise von dem, was er in einem gröſsern gethan hätte, ablegte, lassen uns nicht daran zweifeln.

Ein geborner Sklave, und in der Folge einer von den Freygelassenen des alten Dionysius, hatte dieser Filistus sich schon damahls unter seinen Kameraden durch den schlauesten Kopf und die geschmeidigste Gemüthsart ausgezeichnet, ohne daſs es ihm jedoch einigen besondern Vorzug bey seinem Herrn verschafft hätte. Er grämte sich billig über diese, wiewohl nicht ungewöhnliche Laune des Glücks; aber er wuſste sich zu helfen. Glücklichere Vorgänger hatten ihm den Weg gezeigt, wie man sich ohne Mühe und ohne Verdienste zu der hohen Stufe empor schwingen kann, nach welcher ihm eine Art von Ehrgeitz, die sich in gewissen Seelen mit der verächtlichsten Niederträchtigkeit verträgt, ein ungezähmtes Verlangen gab. Wir haben schon bemerkt, daſs der jüngere Dionysius von seinem Vater ungewöhnlich hart gehalten wurde. Filistus war der einzige, der den Verstand hatte, zu sehen, wie viel Vortheil sich aus diesem Umstande ziehen lasse. Er fand Mittel, die Nächte des jungen Prinzen angenehmer zu machen als seine Tage waren. Brauchte es mehr, um von einem jungen Menschen ohne Erziehung und Grundsätze als ein Wohlthäter angesehen zu werden, dessen gute Dienste er niemahls genug werde belohnen können? Filistus lieſs es nicht dabey bewenden. Er kam auf den Einfall, zu gleicher Zeit und durch einen einzigen kleinen Handgriff, sich dieser Belohnung würdiger und desto eher theilhaft zu machen. Eine bösartige Kolik, wozu er das Recept hatte, beschleunigte das Ende des alten Tyrannen. Filistus war der erste, der seinem jungen Gebieter die freudige Nachricht brachte, und nun sah er sich auf einmahl in dem geheimsten Vertrauen eines Königs, und in kurzem am Ruder des Staats.

Diese wenigen Anekdoten sind zureichend, uns einen so sichern Begriff von dem sittlichen Karakter dieses würdigen Ministers zu geben, daſs er nunmehr das ärgste, dessen ein Mensch fähig ist, begehen könnte, ohne daſs wir uns darüber verwundern würden. Aber was für ein Fysiognomist müſste der gewesen seyn, der diese Anekdoten in seinen Augen hätte lesen können? Es ist wahr, Agathon dachte gleich Anfangs nicht allzu vortheilhaft von ihm. Aber wie hätte er, ohne besondere Nachrichten zu haben, oder selbst ein Filistus zu seyn, sich vorstellen sollen, daſs Filistus das seyn könnte was er war? Wenige kannten die inwendige Seite dieses Mannes; aber auch diese wenigen waren zu gute Höflinge, um ihren bisherigen Gönner eher zu verrathen, bis sein Sturz gewiſs war, und sie wissen konnten was sie dadurch gewinnen würden. Aristipp, für den sein wahrer Karakter gleichfalls kein Geheimniſs war, hatte sich vorgesetzt, einen bloſsen Zuschauer abzugeben. Agathon konnte also desto leichter hintergangen werden, weil Filistus alle seine Kräfte und alle seine Verstellungskunst anstrengte, sich bey ihm in Achtung zu setzen. Denn da er, zu seinem groſsen Miſsvergnügen, mit aller Menschenkenntniſs, die er (nach einem gewöhnlichen, wiewohl sehr betrüglichen Vorurtheil der Hofleute) zu besitzen glaubte, die schwache Seite unsers Helden nicht ausfündig machen konnte: so blieb ihm kein andrer Weg übrig, als durch eine groſse Arbeitsamkeit und Pünktlichkeit in Geschäften sich bey dem neuen Günstling in das Ansehen eines brauchbaren — und durch Tugenden, die er eben so leicht, als man eine Maske anzieht, anzunehmen wuſste, sich endlich sogar in das Ansehen eines ehrlichen Mannes zu setzen.

Da zu diesen Eigenschaften, welche Agathon in ihm zu finden glaubte, noch die Achtung, welche Dionysius für ihn trug, und die Betrachtung hinzu kam, daſs es für den Staat weniger sicher sey, einen ehrgeitzigen Minister abzudanken, als ihn mit scheinbarer Beybehaltung seines Ansehens in engere Schranken zu setzen: so geschah es, daſs sich diejenigen in ihrer Meinung betrogen fanden, welche den Fall des Filistus für eine unfehlbare Folge der Erhebung Agathons gehalten hatten. Sein Ansehen schien vielmehr zuzunehmen, indem er zum Vorsteher der verschiednen Tribunale ernannt wurde, unter welche Agathon diejenige Gewalt vertheilte, welche vormahls von den Vertrauten des Prinzen willkührlich ausgeübt worden war. In der That aber wurde er dadurch beynahe in die Unmöglichkeit gesetzt, Böses zu thun, wofern ihn etwann eine Versuchung dazu ankommen sollte; da er bey allen seinen Handlungen von so vielen Augen beobachtet wurde, von allem Rechenschaft geben muſste, und nichts ohne die Einstimmung des Prinzen, oder (welches eine Zeit lang einerley war) seines Repräsentanten, unternehmen konnte.

Wir hätten ohne Zweifel viel Schönes von der Staatsverwaltung Agathons sagen können, wenn wir uns in eine ausführliche Erzählung aller der nützlichen Ordnungen und Einrichtungen ausbreiten wollten, welche er in Absicht der Staatsökonomie, der Einziehung und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, der Polizey, des Handlungswesens, und (welches in seinen Augen das Wesentlichste war) der öffentlichen Sitten und der Bildung der Jugend, theils wirklich zu machen anfing, theils gemacht haben würde, wenn man ihm Zeit dazu gelassen hätte. Allein alles dieses gehört nicht zu dem Plan des gegenwärtigen Werkes; und es wäre in der That nicht abzusehen, wozu eine solche Ausführung in einer Zeit nützen sollte, worin die Kunst zu regieren einen Schwung genommen zu haben scheint, der die Maſsregeln und das Beyspiel unsers Helden eben so unnütz macht, als die Projekte des ehrlichen Abts von Saint-Pierre. Die Art, wie sich Agathon ehmahls seines Ansehens und Vermögens zu Athen bediente, kann unsern Lesern einen hinlänglichen Begriff davon geben, wie er sich einer beynahe unumschränkten Macht und eines königlichen Vermögens bedient haben werde.

Nur Einen Umstand können wir nicht vorbey gehen, weil er einen merklichen Einfluſs in die folgenden Begebenheiten unsers Helden hatte. Dionysius befand sich, als Agathon an seinen Hof kam, in einen Krieg mit den Karthagern verwickelt, welche, durch verschiedene kleine Republiken des südlichen und westlichen Theils von Sicilien unterstützt, unter dem Schein sie gegen die Übermacht von Syrakus zu schützen, sich der innerlichen Zwietracht der Sicilier als einer guten Gelegenheit bedienen wollten, diese für ihre Handlungsabsichten unendlich vortheilhaft gelegene Insel in ihre eigene Gewalt zu bringen. Einige von diesen kleinen Republiken wurden von so genannten Tyrannen beherrscht; und diese hatten sich bereits in die Arme der Republik Karthago geworfen. Die andern hatten sich bisher noch in einer Art von Freyheit erhalten, und schwankten, zwischen der Furcht von Dionysen überwältiget zu werden und dem Miſstrauen in die Absichten ihrer anmaſslichen Beschützer, in einer Wage, die alle Augenblicke auf die Seite der letztern überzuziehen drohte. Timokrates, welchem Dionysius die oberste Befehlshaberstelle in diesem Kriege anvertraute, hatte sich bereits durch einige Vortheile über die Feinde den öfters wohlfeilen Ruhm eines guten Generals erworben. Aber, mehr darauf bedacht bey dieser Gelegenheit Lorbern und Reichthümer zu sammeln, als das wahre Interesse seines Fürsten zu besorgen, hatte er das Feuer der innerlichen Unruhen Siciliens vielmehr ausgebreitet als gedämpft, und durch seine Aufführung sich bey denen, die noch keine Partey genommen, so verhaſst gemacht, daſs sie im Begriff waren sich für Karthago zu erklären.

Agathon schmeichelte sich, seine Beredsamkeit würde dem Dionysius in diesen Umständen gröſsere Dienste thun können, als die ganze, wiewohl nicht verächtliche Land- und Seemacht, welche Timokrates unter seinen Befehlen hatte. Er hielt es für besser, Sicilien zu beruhigen als zu erobern; besser, es zu einer Art von freywilliger Übergabe an Syrakus zu bewegen, als es den Gefahren und verderblichen Folgen eines Kriegs ausgesetzt zu lassen, der (wenn er auch am glücklichsten für den Dionysius ausfiele) ihm doch nichts mehr verschaffen würde, als den zweydeutigen Vortheil, seine Unterthanen um eine Anzahl gezwungener und miſsvergnügter Leute vermehrt zu haben, auf deren guten Willen man keinen Augenblick zählen dürfte.

Dionysius konnte den Gründen, womit Agathon sein Vorhaben und die Hoffnung des gewünschten Ausgangs unterstützte, seinen Beyfall nicht versagen. Überhaupt galt es ihm gleich, durch was für Mittel er zum ruhigen Besitz der höchsten Gewalt in Sicilien gelangen könnte, wenn er nur dazu gelangte: und eben darum, weil er klein genug war, sich auf die wenig entscheidenden Siege seines Feldherrn so viel einzubilden, als ob er sie selbst erhalten hätte; so war er auch feigherzig genug, sich zu dem unrühmlichsten Frieden geneigt zu fühlen, so bald er mit einiger Aufmerksamkeit an die Unbeständigkeit des Kriegsglücks dachte. Die edlern Beweggründe unsers Helden fanden also leicht Eingang bey ihm; oder, richtiger zu reden, Agathon schrieb die Bereitwilligkeit des Prinzen dem Eindruck seiner eignen Vorstellungen zu, ohne wahrzunehmen, daſs der wahre Grund davon in seiner niederträchtigen Gemüthsart lag.

Er begab sich also in geheim (denn es war ihm daran gelegen, daſs Timokrates von seinem Vorhaben keinen Wink bekäme) in diejenigen Städte, welche im Begriff standen die Partey von Karthago zu verstärken. Es gelang ihm, die widrigen Vorurtheile zu zernichten, womit er alle Gemüther gegen die gefürchtete Tyranney Dionysens eingenommen fand. Er überzeugte sie so vollkommen, daſs das Interesse eines jeden besondern Theils von dem gemeinen Besten des ganzen Sicilien unzertrennlich sey, und machte ihnen ein so schönes Gemählde von dem glücklichen Zustande dieser Insel, wenn alle ihre Theile durch die Bande des Vertrauens und der Freundschaft sich mit Syrakus, als dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, vereinigen würden: daſs er mehr erhielt als er gehofft hatte, und sogar mehr als er verlangte. Er wollte nur Bundesgenossen, und es fehlte wenig, so würden sie, in einem Anstoſs von überflieſsender Zuneigung zu ihm, sich ohne Bedingung zu Unterthanen eines Prinzen ergeben haben, von dessen erstem Minister sie so sehr bezaubert waren.

Die Veränderung, welche hierdurch in den öffentlichen Angelegenheiten gemacht wurde, brachte den Krieg so schnell zu Ende, daſs Timokrates keine Gelegenheit bekam, durch ein entscheidendes Treffen (es möchte allenfalls gewonnen oder verloren worden seyn) Ehre einzulegen. Man kann sich vorstellen, ob Agathon sich dadurch die Freundschaft dieses Mannes, den sein groſses Vermögen und die Verschwägerung mit dem Prinzen zu einer wichtigen Person machte, erworben habe; und mit welchen Augen Timokrates die frohlockenden Regungen der Nazion, welche unsern Helden nach Syrakus zurück begleiteten, die Merkmahle der Hochachtung, womit er von dem Prinzen empfangen wurde, und das auſserordentliche Ansehen, worin er sich durch diese friedsame Eroberung befestigte, angeschielt haben werde. Genöthigt, seinen Unwillen und seinen Haſs gegen einen so siegreichen Nebenbuhler in sich selbst zu verschlieſsen, lauerte er nur desto ungeduldiger auf Gelegenheiten, in geheim am Untergange desselben zu arbeiten. Und wie hätte es ihm an einem Hofe, und an dem Hofe eines solchen Fürsten, an Gelegenheiten dazu fehlen können?

7. Kapitel.

Beyspiele, daſs nicht alles was gleiſst Gold ist.

Wenn Agathon während einer Staatsverwaltung, welche nicht ganz zwey Jahre dauerte, das vollkommenste Vertrauen seines Prinzen und die allgemeine Liebe der Nazion, welche er regierte, gewann, und wenn er sich dadurch auf die hohe Stufe des Ansehens und der scheinbaren Glückseligkeit empor schwang, welche unverdienter Weise der Gegenstand der Bewunderung aller kleinen, und des Neides aller zugleich boshaften Seelen zu seyn pflegt: so müssen wir gestehen, daſs diese launische unerklärbare Macht, die man Glück oder Zufall nennt, den wenigsten Antheil daran hatte. Die Verdienste, die er sich in so kurzer Zeit um den Prinzen und die Nazion machte, die Beruhigung Siciliens, das befestigte Ansehen von Syrakus, die Verschönerung dieser Hauptstadt, die Verbesserung ihrer Polizey, die Belebung der Künste und Gewerbe, und die allgemeine Zuneigung, welche er einer vormahls verabscheueten Regierung zuwandte: alle diese Erfolge legten ein unverwerfliches Zeugniſs für die Weisheit seiner Staatsverwaltung ab. Und da so viele und so wichtige Verdienste durch die Uneigennützigkeit und Regelmäſsigkeit seines Betragens in ein Licht gestellt wurden, welches keine Miſsdeutung zuzulassen schien: so blieb seinen heimlichen Feinden, ohne die ungewisse Hülfe irgend eines Zufalls, von dem sie selbst noch keine Vorstellung hatten, wenig Hoffnung übrig, ihn so bald wieder zu stürzen, als sie es für ihre Absichten wünschen muſsten.

Aber wie konnte ein Mann, der sich so untadelig betrug und um jedermann Gutes verdiente, Feinde haben? So werden diejenigen vielleicht denken, welche bey Gelegenheit zu vergessen scheinen, daſs der weise Mann nothwendig alle Thoren, und der Rechtschaffene, unvermeidlicher Weise, alle die es nicht sind entweder zu öffentlichen, oder doch gewiſs zu immerwährenden heimlichen Feinden haben muſs. Eine Wahrheit, welche in der Natur der Sachen so gegründet und durch eine nie unterbrochene Erfahrung so bestätiget ist, daſs wir mit besserem Grunde fragen könnten: Wie sollte ein Mann, der sich so wohl betrug, keine Feinde gehabt haben? Es konnte nicht anders seyn, als daſs derjenige, dessen beständige Bemühung dahin ging, seinen Prinzen tugendhaft, oder doch wenigstens seine Laster unschädlich zu machen, sich den herzlichen Haſs dieser Höflinge zuziehen muſste, welche (wie Montesquieu allzu streng von allen Hofleuten behauptet) nichts so sehr fürchten als die Tugend des Fürsten, und keinen zuverlässigern Grund ihrer Hoffnungen kennen, als seine Schwachheiten. Wie hätten sie den Agathon nicht für denjenigen ansehen sollen, der allen ihren Absichten und Entwürfen im Wege stand? Er verlangte, zum Beyspiele, daſs man vorher Verdienste haben müsse, ehe man an Belohnungen Anspruch machen könne: Sie hingegen wuſsten einen kürzern und gemächlichern Weg; einen Weg, auf welchem zu allen Zeiten (die Regierungen der Antonine ausgenommen) die nichtswürdigsten Leute an Höfen ihr Glück gemacht haben, — kriechende Schmeicheley, blinde Gefälligkeit gegen die Leidenschaften der Fürsten und ihre Günstlinge, Gefühllosigkeit gegen alle Regungen des Gewissens und der Menschlichkeit, Taubheit gegen die Stimme aller Pflichten, unerschrockne Unverschämtheit sich selbst Talente und Verdienste beyzulegen, die man nie gehabt hat, fertige Bereitwilligkeit jedes Bubenstück zu begehen, welches eine Stufe zu unsrer Erhebung werden kann; — und diesen Weg hatte ihnen Agathon auf einmahl versperrt. Sie sahen, so lange dieser Mann den Platz eines Günstlings bey Dionysen behaupten würde, keine Möglichkeit, wie Leute von ihrer Art sollten gedeihen können. Sie haſsten ihn also; und wir können versichert seyn, daſs in den Herzen aller dieser Höflinge eine Art von Zusammenverschwörung gegen ihn brütete, ohne daſs es dazu einiger geheimen Verabredung bedurfte.

Allein von allem diesem wurde noch nichts sichtbar. Die Maske, welche sie vorzunehmen für gut fanden, sah einem natürlichen Gesichte so ähnlich, daſs Agathon selbst dadurch betrogen wurde, und sich gegen die Filiste und Timokrate und ihre Kreaturen eben so bezeigte, als ob die Hochachtung, welche sie ihm bewiesen, und der Beyfall, den sie allen seinen Maſsnehmungen gaben, aufrichtig gewesen wäre. Diese wackern Männer hatten einen gedoppelten Vortheil über ihn. Er, weil er sich nichts Böses zu ihnen versah, dachte nicht daran sie scharf zu beobachten: Sie, weil sie sich ihrer eigenen Bosheit bewuſst waren, suchten desto vorsichtiger ihre wahren Gesinnungen in eine undurchdringliche Verstellung einzuhüllen. Versichert daſs ein Mensch nothwendig eine schwache Seite haben müsse, gaben sie sich alle mögliche Mühe die seinige zu finden, und stellten ihn, ohne daſs er einen Verdacht deſswegen auf sie werfen konnte, auf alle mögliche Proben. Da sie ihn aber gegen Versuchungen, denen sie selbst zu unterliegen pflegten, gleichgültig oder gewaffnet fanden: so blieb ihnen, bis auf irgend eine günstige Gelegenheit, nichts übrig, als ihn durch den zauberischen Dunst einer subtilen Schmeicheley einzuschläfern, welche er desto leichter für Freundschaft halten konnte, da sie alle Anscheinungen derselben hatte. Und wie natürlich muſste es ihm seyn, in einem Lande, worin er sich um alle verdient machte, einen jeden für seinen Freund zu halten! Diese Absicht gelang ihnen, und man muſs gestehen, daſs sie dadurch schon ein groſses über ihn gewonnen hatten.

Übrigens können wir nicht umhin (es mag nun unserm Helden nachtheilig seyn oder nicht) zu gestehen, daſs zu einer Zeit, da sein Ansehen den höchsten Gipfel erreicht hatte; da Dionysius ihn mit Beweisen einer unbegrenzten Gunst überhäufte; da er von dem ganzen Sicilien für seinen Schutzgott angesehen wurde, und das seltne Glück zu genieſsen schien, lauter Bewunderer und Freunde und keinen Feind zu haben; daſs in einem so blendenden Glücksstande — die Damen zu Syrakus die einzigen Personen waren, welche ziemlich deutlich merken lieſsen, daſs sie nicht sehr günstig von ihm dachten.

Die Damen zu Syrakus hatten so gut Augen wie die zu Smyrna — und Herzen dazu; oder, in Ermanglung der letztern, wenigstens etwas, dessen Bewegungen gewöhnlich mit den Bewegungen des Herzens verwechselt werden. Ja diejenigen, welche auch dessen ermangelten, (wenn es anders solche gab) hatten doch Eitelkeit, und konnten also nicht gleichgültig gegen die eigensinnige Unempfindlichkeit eines Mannes seyn, dessen Überwindung seine Siegerin zur Liebenswürdigsten ihres Geschlechts zu erklären schien. In den Augen der meisten Schönen ist der Günstling eines Monarchen allezeit ein Adonis. Wie natürlich war also der Wunsch, einen Adonis empfindlich zu machen, der noch überdieſs der Liebling eines Königs, und in der That (den Nahmen und das Diadem ausgenommen) der König selbst war!

Man kann sich auf die Geschicklichkeit der schönen Sicilierinnen verlassen, daſs sie nichts vergessen haben werden, seiner Kaltsinnigkeit auch nicht den Schatten einer anständigen Entschuldigung übrig zu lassen. Und womit hätte sie wohl entschuldiget werden können? Es ist wahr, ein mit der Sorge für einen ganzen Staat beladener Mann hat nicht so viel Muſse, als ein junger Herr, der sonst nichts zu thun hat, als sein Gesicht alle Tage ein paarmahl im Vorzimmer zu zeigen, und die übrige Zeit von einer Schönen und von einer Gesellschaft zur andern zu flattern. Aber man mag so beschäftigt seyn als man will, so behält man doch allezeit Stunden für sich selbst und für sein Vergnügen übrig. Und wiewohl Agathon sich seinen Beruf etwas schwerer machte, als er in unsern Zeiten zu seyn pflegt, nachdem man das Geheimniſs erfunden hat, die schwersten Dinge mit einer gewissen, unsern plumpern Vorfahren unbekannten Leichtigkeit, vielleicht nicht so gut, aber doch artiger, zu thun: so war es doch augenscheinlich, daſs er solche Stunden hatte. Sein Einfluſs in die Staatsverwaltung schien ihm so wenig zu schaffen zu geben; er brachte so viel Freyheit des Geistes, so viel Munterkeit und gute Laune zur Gesellschaft und zu den Ergetzlichkeiten, wobey ihn Dionysius fast immer um sich haben wollte; daſs man die Schuld seiner seltsamen Aufführung unmöglich seinen Geschäften beymessen konnte.

Man muſste also, um sie begreiflich zu machen, auf andere Hypothesen verfallen.

Anfangs hielt eine jede die andere im Verdacht, die geheime Ursache davon zu seyn; und so lange dieses dauerte, hätte man sehen sollen, mit was für Augen die guten Damen einander beobachteten, und wie oft man in einem Augenblicke eine Entdeckung gemacht zu haben glaubte, welche der folgende wieder vernichtete. Endlich fand sich's, daſs man einander Unrecht gethan hatte: Agathon war gegen alle gleich verbindlich, und liebte keine. Auf eine Abwesende konnte man keinen Argwohn werfen: denn was hätte ihn bewegen sollen, den Gegenstand seiner Liebe von sich entfernt zu halten?

Es blieben also zuletzt keine andre als solche Vermuthungen übrig, welche unserm Helden, auf die eine oder andre Art, nicht sonderlich Ehre machten, ohne den gerechten Verdruſs mindern zu können, den man über ein so wenig natürliches und in jeder Betrachtung so verhaſstes Fänomen empfinden muſste.

Unsre Leser, welche noch nicht vergessen haben können, was Agathon zu Smyrna war, werden sogleich auf einen Gedanken kommen, welcher freylich den Damen zu Syrakus unmöglich einfallen konnte: nehmlich, daſs es diesen vielleicht an Reitzungen gefehlt habe, um einen hinlänglichen Eindruck auf ein Herz zu machen, welches nach einer Danae (welch ein Gemählde macht dieses einzige Wort!) nicht leicht etwas würdig finden konnte, seine Neugier rege zu machen. Allein, wenn die Nachrichten, denen wir in dieser Geschichte folgen, Glauben verdienen, so hat eine den besagten Damen so wenig schmeichelnde Vermuthung nicht den geringsten Grund. Syrakus hatte Schönen, welche so gut als Danae den Polykleten zu Modellen hätten dienen können; und diese Schönen hatten alle noch etwas dazu, was die Schönheit noch geltender macht. Einige Witz, andere Zärtlichkeit, andre wenigstens einen guten Theil von dieser edeln Unverschämtheit, welche zuweilen schneller zum Zweck führt, als die vollkommensten Reitzungen, wenn sie, unter dem Schleier der Bescheidenheit versteckt, ein nachtheiliges Miſstrauen in sich selbst zu verrathen scheinen. Es konnte also nicht dieſs seyn. — Gut! So wird er sich etwann des Sokratischen Geheimnisses bedient, und in den verschwiegenen Liebkosungen irgend einer gefälligen Cypassis das leichteste Mittel gefunden haben, sich vor der Welt die Miene eines Xenokrates zu geben? — Auch dieſs nicht! Wenigstens sagen unsre Nachrichten nichts davon. Ohne also den Leser mit vergeblichen Muthmaſsungen aufzuhalten, wollen wir gestehen, daſs die Ursache dieser Kaltsinnigkeit unsers

Helden etwas so natürliches und einfältiges war, daſs (so bald wir es entdeckt haben werden) Schach Baham selbst sich einbilden würde, wo nicht eben das, doch ungefähr beynahe so etwas erwartet zu haben.

Der Kaufmann, welcher unsern Helden nach Syrakus gebracht hatte, war einer von denjenigen, welchen er ehmahls zu Athen das Bildniſs seiner Psyche zu dem Ende gegeben hatte, damit sie mit desto besserm Erfolg aller Orten möchte aufgesucht werden können. Agathon erinnerte sich dieses Umstands nicht eher, bis er einsmahls dieſs Bildniſs von ungefähr in dem Kabinet seines Freundes ansichtig wurde. Alles was er empfunden hätte, wenn es Psyche selbst gewesen wäre, empfand er in diesem Augenblicke. Die Erinnerungen seiner ersten Liebe wurden dadurch wieder so neu belebt, daſs er (wie schwach auch seine Hoffnung war, das Urbild jemahls wieder zu sehen) sich aufs neue in dem Entschluſs bestätigte, ihrem Andenken getreu zu bleiben. Die Damen von Syrakus hatten also wirklich eine Nebenbuhlerin. Aber wie hätten sie errathen sollen, daſs diese zärtlichen Seufzer, welche jede unter ihnen seinem Herzen abzugewinnen wünschte, in mitternächtlichen Stunden vor einer gemahlten Gebieterin ausgehaucht würden?

4. Kapitel.

Kleonissa.

Von allen, welche sich durch die Unempfindlichkeit unsers Helden beleidiget fanden, konnte keine der schönen Kleonissa den Preis der glänzendsten Vorzüge streitig machen.

Eine vollkommen regelmäſsige Schönheit ist (mit Erlaubniſs derjenigen, welche Ursache haben die Grazien der Venus vorzuziehen) unter allen Eigenschaften, die eine Dame haben kann, diejenige, die den allgemeinsten, geschwindesten und stärksten Eindruck macht. Und sie hat für tugendhafte Personen noch den schätzbaren Vortheil, daſs sie das Verlangen, von der Besitzerin eines so seltnen Vorzugs geliebt zu seyn, in dem nehmlichen Augenblick durch eine Art von mechanischer Ehrfurcht zurück scheucht, deren sich der verwegenste Satyr kaum erwehren kann. Kleonissa besaſs diese Vollkommenheit in einem Grade, der den kaltblütigsten Kennern des Schönen nichts zu tadeln übrig lieſs. Es war unmöglich sie ohne Bewunderung anzusehen. Aber die ungemeine Zurückhaltung, welche sie annahm, das Majestätische, das sie ihrer Miene, ihren Blicken und allen ihren Bewegungen zu geben wuſste, mit dem Ruf einer strengen Tugend, den sie sich dadurch erworben hatte, verstärkte die natürliche Wirkung ihrer Schönheit so sehr, daſs niemand sich in die Gefahr wagen wollte, den Ixion dieser Juno abzugeben.

Die Mittelmäſsigkeit ihrer Herkunft, und sowohl der Stand als die Vorsicht eines eifersüchtigen Ehemanns, hatten sie während ihrer ersten Jugend in einer so groſsen Entfernung von der Welt gehalten, daſs sie eine ganz neue Erscheinung war, als Filistus (der sie, wir wissen nicht wie, aufgespürt, und Mittel gefunden hatte, sie mit guter Art zur Wittwe zu machen) sie als seine Gemahlin an den Hof der Prinzessinnen brachte; unter welchem Nahmen die Mutter, die Gemahlin, und die Schwestern des Dionysius begriffen waren. Nicht viel geneigter als sein Vorgänger, eine Frau von so besondern Vorzügen mit einem andern zu theilen, hatte er Anfangs alle Behutsamkeit gebraucht, welche der geitzige Besitzer eines kostbaren Schatzes nur immer anwenden kann, um ihn vor der schlauesten Nachstellung zu verwahren. Aber die Tugend der Dame, und die herrschende Neigung, welche Dionysius in den ersten Jahren seiner Regierung für diejenige Klasse von Schönen zeigte, die nicht so viel Schwierigkeiten macht; vielleicht auch eine gewisse Laulichkeit, welche die Eigenthümer der groſsen Schönheiten nach Verfluſs zweyer oder dreyer Jahre, oft auch viel früher, unvermerkt zu überschleichen pflegt; — hatten seine Eifersucht nach und nach so zahm gemacht, daſs er kein Bedenken trug, sie den Prinzessinnen so oft sie wollten zur Gesellschaft zu überlassen. Wir wollen nicht untersuchen, ob Kleonissa damahls wirklich so tugendhaft war, als die Sprödigkeit ihres Betragens gegen die Mannspersonen, und die strengen Maximen, wonach sie ihr eigenes Geschlecht beurtheilte, zu beweisen schienen. Genug daſs die Prinzessinnen und ihr Gemahl selbst vollkommen davon überzeugt waren, und daſs sich noch keiner von den Höflingen unterstanden hatte, eine so ehrwürdige Tugend auf die Probe zu setzen.

Während daſs Plato bey dem Prinzen in Ansehen stand, war Kleonissa eine von den eifrigsten Verehrerinnen dieses Weisen, und diejenige, welche die erhabene Fraseologie seiner Metafysik am geläufigsten sprechen lernte. Ob es aus Begierde, sich durch ihren Geist eben so sehr als durch ihre Figur über die übrigen ihres Geschlechts zu erheben, oder aus irgend einem andern Beweggrunde geschehen sey, wissen wir nicht. Aber so viel ist gewiſs, daſs sie alle Gelegenheiten den göttlichen Plato zu hören mit Begierde suchte, eine ausnehmende Hochachtung für seine Person, einen unbedingten Glauben an seine Begriffe von Schönheit und Liebe und an alle übrige Theile seines Systems zeigte, mit Einem Worte, in kurzer Zeit an Seele und Leib einer Platonischen Idee so ähnlich wurde, als es diesseits der überhimmlischen Räume möglich ist. War es auf Seiten des Weisen nicht sehr natürlich, auf eine solche Schülerin stolz zu seyn? Er betrachtete sie mit den Augen eines Künstlers, der sich selbst in seinem Werke wohl gefällt; Kleonissa schien den Triumf seiner Filosofie vollkommen zu machen. Es ist wahr, es wäre nur auf ihn angekommen, bey Gelegenheiten gewisse Beobachtungen in ihren schönen Augen zu machen, welche ihn, ohne eine sehr lange Reihe von Schlüssen, auf die Vermuthung hätten bringen können, daſs es vielleicht nicht unmöglich sey, diese Göttin zu humanisieren. Aber der gute Plato, der damahls schon über sechzig Jahre zählte, machte keine solche Beobachtungen mehr. Kleonissa blieb also in dem Ansehen eines lebendigen Beweises des Platonischen Lehrsatzes: „Daſs die körperliche Schönheit ein Wiederschein der intellektualen Schönheit des Geistes sey.“ Das Vorurtheil für ihre Tugend hielt dem Eindruck, welchen ihre Reitzungen hätten machen können, das Gleichgewicht; und sie hatte das Vergnügen, die vollkommene Gleichgültigkeit, welche Dionysius für sie behielt, der Weisheit ihres Betragens zuzuschreiben, und sich dadurch ein neues Verdienst bey den Prinzessinnen zu machen.

Aber! — o wie wohl läſst sich jener Solonische Ausspruch, „daſs man niemand vor seinem Ende glücklich preisen solle,“ auch auf die Tugend der Heldinnen anwenden! Kleonissa sah den Agathon, und — hörte in diesem Augenblick auf Kleonissa zu seyn! — Doch nein! dieſs ist nicht der rechte Ausdruck, wiewohl er es nach dem Platonischen Sprachgebrauche zu seyn scheint. Richtiger zu sprechen, sie bewies, daſs die Prinzessinnen, und sie selbst, und ihr Gemahl, und der Hof, und die ganze Welt (den göttlichen Plato mit eingeschlossen) sich sehr geirret hatten, da sie die schöne Kleonissa für etwas andres hielten — als sie war, und als sie einem jeden mit Vorurtheilen unbefangenen Beobachter (dem Aristippus zum Exempel) in der ersten Stunde zu seyn scheinen muſste.

Sich über einen so natürlichen Zufall zu verwundern, würde, unserm Bedünken nach, eine groſse Sünde gegen das nie genug anzupreisende *NIL ADMIRARI* seyn, in welchem (nach der Meinung erfahrner Kenner der menschlichen Dinge) das eigentliche Geheimniſs der filosofischen Adepten verborgen liegt. Die schöne Kleonissa war — ein Frauenzimmer. Sie hatte also ihren Antheil an den Schwachheiten, welche die Natur ihrem Geschlecht eigen gemacht hat; Schwachheiten, ohne welche diese zärtere Hälfte der menschlichen Gattung weder zu ihrer Bestimmung in dieser sublunarischen Welt geschickt, noch in der That so liebenswürdig seyn würde als sie ist. Ja wie wenig Verdienst würde selbst ihrer Tugend übrig bleiben, wenn sie nicht durch eben diese Schwachheiten bewährt, geläutert, und in Bewegung erhalten würde!

Dem sey nun wie ihm wolle: die Dame fühlte, so bald sie unsern Helden erblickte, etwas das die Tugend einer gewöhnlichen Sterblichen hätte beunruhigen können. Aber es giebt Tugenden von einer so starken Beschaffenheit, daſs sie durch nichts beunruhiget werden; und die ihrige war von dieser Art. Sie überlieſs sich den Eindrücken, welche ohne Zuthun ihres Willens auf sie gemacht wurden, mit aller Unerschrockenheit, die das Bewuſstseyn unsrer Stärke zu geben pflegt. Die Vollkommenheit des Gegenstandes rechtſertigte die auſserordentliche Hochachtung, welche sie für ihn bezeigte. Groſse Seelen sind am geschicktesten einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihre Eigenliebe ist so sehr dabey interessiert, daſs sie die Parteylichkeit für einander sehr weit treiben können, ohne sich besonderer Absichten verdächtig zu machen. Ein so unedler Verdacht konnte ohnehin nicht auf die erhabene Kleonissa fallen. Indessen war doch nichts natürlicher, als ihre Erwartung, daſs sie in unserm Helden eben diesen, wo nicht einen noch höhern Grad der Bewunderung erwecken werde, als sie für ihn empfand. Diese Erwartung verwandelte sich (eben so natürlich) in ein mit Unmuth vermischtes Erstaunen, da sie sich darin betrogen sah. Und was konnte aus diesem Erstaunen anders werden, als eine heftige Begierde, ihrer durch seine Gleichgültigkeit äuſserst beleidigten Eigenliebe eine vollständige Genugthuung zu verschaffen? Auch wenn sie selbst gleichgültig gewesen wäre, hätte sie mit Recht erwarten können, daſs ein so feiner Kenner ihren Werth zu empfinden, und eine Kleonissa von den kleinern Sternen, denen nur in ihrer Abwesenheit zu glänzen erlaubt war, zu unterscheiden wissen werde. Wie sehr muſste sie sich also für beleidigt halten, da sie mit diesem edeln Enthusiasmus, womit privilegierte Seelen sich über die kleinen Bedenklichkeiten gewöhnlicher Leute hinweg setzen, ihm entgegen geflogen war, und die Beweise ihrer sympathetischen Hochachtung nicht so lange zurück zu halten gewürdiget hatte, bis sie von der seinigen überzeugt worden wäre!

Da es nur von ihrer Eigenliebe abhing, die Gröſse des Unrechts nach der Empfindung ihres eignen Werths zu bestimmen: so war die Rache, welche sie sich an unserm Helden zu nehmen vorsetzte, die grausamste, die nur immer in das Herz einer beleidigten Schönen kommen kann. Sie wollte die ganze Macht aller ihrer geistigen und körperlichen Reitzungen, verstärkt durch alle Kunstgriffe der schlauesten Koketterie, (wovon ein so allgemeines Genie als das ihrige wenigstens die Theorie besitzen muſs) dazu anwenden, ihren Undankbaren zu ihren Füſsen zu legen; und wenn sie ihn, durch die gehörigen Abwechslungen von Furcht und Hoffnung, endlich in den kläglichen Zustand eines von Liebe und Sehnsucht verzehrten Seladons gebracht, und sich an dem Schauspiel seiner Seufzer, Thränen, Klagen, Ausrufungen und aller andern Ausbrüche der verliebten Thorheit, lange genug ergetzt haben würde, — ihn endlich auf einmahl die ganze Schwere der kaltsinnigsten Verachtung fühlen lassen.

So wohl ausgesonnen diese Rache war, so eifrig und mit so vieler Geschicklichkeit wurden die Anstalten dazu ins Werk gesetzt; und wenn der Erfolg eines Projekts allein von der guten Ausführung abhinge, so hätte die schöne Kleonissa den vollständigsten Triumf erhalten müssen, der jemahls über den Trotz eines widerspenstigen Herzens erhalten worden ist.

Ob diese Dame, wenn Agathon sich in ihrem Netze gefangen hätte, fähig gewesen wäre, die Rache so weit zu treiben, als sie sich selbst versprochen hatte? — ist eine Aufgabe, deren Entscheidung vielleicht sie selbst, wenn der Fall sich ereignet hätte, in Verlegenheit gesetzt haben würde. Aber Agathon lieſs es nicht so weit kommen. Er legte eine neue Probe ab, daſs es nur einer Danae gegeben war, die schwache Seite seines Herzens ausfündig zu machen. Kleonissa hatte bereits die Hälfte ihrer Künste erschöpft, eh' er nur gewahr wurde, daſs ein Anschlag gegen ihn im Werke sey: und so bald er es gewahr wurde, stieg sein Kaltsinn, in eben dem Verhältnisse wie ihre Bemühungen sich verdoppelten, auf einen solchen Grad, oder (deutlicher zu reden) der Absatz, den ihre Nachstellungen mit der affektierten Erhabenheit ihrer Denkungsart und mit der Majestät ihrer

Tugend machten, that eine so schlimme Wirkung bey ihm; daſs die schöne Kleonissa sich endlich genöthiget sah, die Hoffnung des Triumſs, womit sich ihre Eitelkeit geschmeichelt hatte, gänzlich aufzugeben. Die Wuth, in welche sie dadurch gesetzt wurde, verwandelte sich nun in den vollständigsten Haſs; aber sie wuſste die Bewegungen dieser Leidenschaft so geschickt zu verbergen, daſs weder der Hof noch Agathon selbst gewahr wurde, mit welcher Ungeduld sie sich nach einer Gelegenheit sehnte, ihn die ganze Energie derselben empfinden zu lassen.

---

5. Kapitel.

Eine Hofkomödie.

In dieser Lage befanden sich die Sachen, als Dionysius, des ruhigen Besitzes der immer gefälligen Bacchidion und ihrer Tänze überdrüssig, sich zum ersten Mahl einfallen lieſs, die Beobachtung zu machen, daſs Kleonissa schön sey. Kaum hatte er sie mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, so däuchte ihm, niemahls etwas so schönes gesehen zu haben;

und nun ſing er an sich zu verwundern, woher es gekommen, daſs er diese Beobachtung nicht eher gemacht. Endlich erinnerte er sich, daſs die Dame sich jederzeit durch eine sehr spröde Tugend und einen erklärten Hang für die Metafysik unterschieden hatte; und nun zweifelte er nicht mehr, daſs es dieser Umstand gewesen seyn müsse, was ihn verhindert habe, ihrer Schönheit eher Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Eine Art von mechanischer Ehrfurcht vor der Tugend, die von seiner Trägheit und der Furcht vor den Schwierigkeiten sie zu besiegen ihre meiste Stärke zog, würde ihn vielleicht auch dieſsmahl in den Grenzen einer unthätigen Bewunderung gehalten haben, wenn nicht einer von diesen kleinen Zufällen, welche so oft die Ursachen der gröſsten Begebenheiten werden, seine natürliche Trägheit auf einmahl in die ungeduldigste Leidenschaft verwandelt hätte. Da dieser Zufall jederzeit eine Anekdote geblieben ist, so können wir nicht gewiſs sagen, ob er vielleicht von der Art desjenigen gewesen sey, wodurch in neuern Zeiten die Schwester des berühmten Herzogs von Marlborough den ersten Grund zu dem auſserordentlichen Glück ihrer Familie gelegt haben soll. 2) Dieſs ist indessen ausgemacht, daſs, von dieser geheimen Begebenheit an, die Leidenschaft und die Absichten des Prinzen einen

Schwung nahmen, wodurch sich die Tugend der schönen Kleonissa in keiner geringen Verlegenheit befand, wie sie das, was sie sich selbst schuldig war, mit den Pflichten gegen ihren Fürsten vereinigen wollte. Dionysius war so dringend, so unvorsichtig! — Und Sie, die in jedem andern Frauenzimmer eine Nebenbuhlerin sah, und bey jedem Schritte von hundert eifersüchtigen Augen belauert wurde, welche bereit waren, ihren kleinsten Fehltritt durch eben so viele Zeugen der ganzen Welt in die Ohren flüstern zu lassen, — wie viele Rücksichten hatte sie nicht zu nehmen! Auf der einen Seite, ein von Liebe brennender Fürst zu ihren Füſsen, ungeduldig eine grenzenlose Gewalt um die kleinste ihrer Gunstbezeigungen hinzugeben! Auf der andern, der Ruhm einer Tugend, welche noch kein Sterblicher für fehlbar zu halten sich unterstanden hatte, das Vertrauen der Prinzessinnen, die Hochachtung ihres Gemahls! Man muſs gestehen, tausend andre ihres Geschlechtes würden sich zwischen zwey auf so verschiedene Seiten ziehenden Kräften nicht zu helfen gewuſst haben. Aber Kleonissa, wiewohl sie sich zum ersten Mahl in dieser Schwierigkeit befand, wuſste dieſs so gut, daſs ihr der ganze Plan ihres Betragens schwerlich eine einzige schlaflose Nacht gekostet haben kann. Sie sah beym ersten Blick,

Bayerische Staatsbibliothek München

wie wichtig die Vortheile waren, welche sie in diesen Umständen von ihrer Tugend ziehen könnte. Das nehmliche Mittel, wodurch sie ihren Ruhm sicher stellen und die Freundschaft der Prinzessinnen erhalten konnte, war unstreitig auch dasjenige, was den unbeständigen Dionysius, bey einem klugen Gebrauch der erforderlichen Aufmunterungen, auf immer in ihren Fesseln erhalten würde. Sie setzte also seinen Erklärungen, Verheiſsungen, Bitten, Drohungen, (zu den feinern Nachstellungen war er weder zärtlich noch schlau genug) eine Tugend entgegen, welche ihn durch ihre Hartnäckigkeit nothwendig hätte ermüden müssen, wenn sie aus Mitleiden nicht zu gleicher Zeit besorgt gewesen wäre, seine Pein durch alle die kleinen Palliative zu lindern, welche im Grunde für eine Art von Gunstbezeigungen angesehen werden können, ohne daſs gleichwohl die Tugend, bey einem Liebhaber wie Dionysius, dadurch zu viel von ihrer Würde zu vergeben scheint. Die zärtliche Empfindlichkeit ihres Herzens, die Gewalt, welche sie sich anthun muſste einem so liebenswürdigen Prinzen zu widerstehen, die stillschweigenden Geständnisse ihrer Schwachheit, welche zu eben der Zeit, da sie ihm den entschlossensten Widerstand that, ihrem schönen Busen wider ihren Willen entflohen — o! tugendhafte Kleonissa! was für eine gute Schauspielerin du warest! — Und was hätte Dionysius seyn müssen, wenn er, bey solchen Anscheinungen, die Hoffnung aufgegeben hätte endlich noch glücklich zu werden!

Inzwischen war, ungeachtet aller Behutsamkeit, womit die Gemahlin des Filistus zu Werke ging, die Leidenschaft des Prinzen und die unüberwindliche Tugend seiner Göttin — ein Geheimniſs, welches der ganze Hof wuſste, wiewohl man sich nicht merken lieſs, daſs man Augen und Ohren habe. Sie hatte die Vorsicht so weit getrieben, von dem Augenblicke an, da sie an der Leidenschaft des Prinzen nicht mehr zweifeln konnte, seine eigenen Schwestern zu ihren Vertrauten zu machen. Diese hatten alles seiner Gemahlin entdeckt, und die Gemahlin seiner Mutter. Die Prinzessinnen (welche seine bisherigen Ausschweifungen immer vergebens beseufzt, und besonders gegen die arme Bacchidion einen Widerwillen gefaſst hatten, wovon sich kein andrer Grund als eine eigensinnige Laune angeben läſst) waren hoch erfreut, daſs seine Neigung endlich einmahl auf einen tugendhaften Gegenstand gefallen sey. Die ausnehmende Klugheit der schönen Kleonissa machte ihnen Hoffnung, daſs es ihr gelingen würde, ihn unvermerkt auf den rechten Weg zu bringen. Sie erstattete ihnen jedesmahl getreuen Bericht von allem, was zwischen ihr und ihrem Liebhaber vorgegangen war, — wenigstens von allem, was die Prinzessinnen davon zu wissen nöthig hatten. Alle Maſsregeln, wie sie sich gegen ihn betragen sollte, wurden in dem Kabinet der Königin abgeredet; und diese gute Dame (welche das Unglück hatte, die Kaltsinnigkeit ihres Gemahls lebhafter zu empfinden als es für ihre Ruhe diensam war) gab sich alle mögliche Bewegungen, die Bemühungen der tugendhaften Kleonissa zu unterstützen. Alles dieſs machte eine Art von geheimer Intrigue aus, welche, ohne daſs es in die Augen fiel, den ganzen Hof in innerliche Bewegung setzte. Der einzige Filistus, der am meisten Ursache hatte aufmerksam zu seyn, wuſste nichts von allem was jedermann wuſste; oder bewies doch wenigstens in seinem ganzen Betragen eine so seltsame Sicherheit, daſs wir (wenn uns das auſserordentliche Vertrauen nicht bekannt wäre, welches er in die Tugend seiner Gemahlin zu setzen Ursache hatte) beynahe unvermeidlich auf den Argwohn gerathen müſsten, als ob er gewisse Absichten bey dieser Aufführung gehabt haben könnte, welche dem Karakter eines jeden andern keine sonderliche Ehre machen würden, wiewohl sie bloſs ein Flecken mehr an dem seinigen gewesen wären.

Alles ging wie es gehen sollte. Dionysius setzte die Belagerung mit der äuſsersten Hartnäckigkeit und mit Hoffnungen fort, welche der tapfere Widerstand der weisen Kleonissa noch immer sehr zweydeutig machte. Die Liebe schien noch wenig über ihre Tugend erhalten zu haben; aber gleichwohl fing diese allmählich an von ihrer Majestät nachzulassen, und zu erkennen zu geben, — daſs sie nicht ganz ungeneigt wäre, sich, unter hinlänglicher Sicherheit, in ein geheimes Verständniſs, so fern es eine bloſse Liebe der Seelen zur Absicht hätte, einzulassen. Die Prinzessinnen sahen, mit dem vollkommensten Vertrauen auf die keuschen Reitzungen ihrer Freundin, der Entwicklung des Stücks entgegen; und Filistus war von einer Gefälligkeit, von einer Indolenz, wie man niemahls gesehen hat: als Agathon, zum Unglück für ihn und für Sicilien, durch einen Eifer, der an einem Staatsmanne von so vieler Einsicht kaum zu entschuldigen war, sich verleiten lieſs, den glücklichen Fortgang der verschiednen Absichten, welchen Dionysius — Kleonissa — die Prinzessinnen — und vielleicht auch Filistus — schon so nahe zu seyn glaubten, durch seine unzeitige Dazwischenkunft zu stören.

---

6. KAPITEL.

Agathon begeht einen groſsen Fehler gegen die Hofklugheit. Folgen davon.

Die Vertraulichkeit, worin Dionysius mit seinen Günstlingen zu leben pflegte, und das natürliche Bedürfniſs eines Verliebten, jemand zu haben, dem er sein Leiden oder seine Glückseligkeit entdecken kann, hatten ihm nicht erlaubt, dem Agathon aus seiner neuen Liebe ein Geheimniſs zu machen. Dieser trieb anfänglich die Gefälligkeit so weit, sich von dem schwatzhaftesten Liebhaber der jemahls war mit den Angelegenheiten seines Herzens ganze Stunden lange Weile machen zu lassen. Ohne seine Wahl geradezu zu miſsbilligen, (denn was für einen Erfolg hätte er davon hoffen können?) begnügte er sich, ihm die Schwierigkeiten, die sich bey einer Dame von so strenger und systematischer Tugend finden würden, so fürchterlich abzumahlen, daſs er ihn von einer Unternehmung, die sich, dem Ansehen nach wenigstens, in eine entsetzliche Länge hinaus ziehen müſste, abzuschrecken hoffte. Wie er aber sah, daſs Dionysius, anstatt durch den Widerstand ermüdet zu werden, von Tag zu Tag mehr Hoffnung schöpfte, diese beschwerliche Tugend durch hartnäckig wiederhohlte Anfälle endlich abzumatten: so glaubte er der schönen Kleonissa nicht zu viel zu thun, wenn er sie im Verdacht eines gekünstelten Betragens hätte, welches die Leidenschaft des Prinzen zu eben der Zeit, da sie ihm alle Hoffnung zu verbieten schien, aufzumuntern wisse. Je schärfer er sie beobachtete, je mehr Umstände entdeckte er, die ihn in diesem Argwohn bestärkten: und da sein natürlicher Widerwille gegen die majestätischen Tugenden das seinige mit dazu beytrug; so hielt er sich nun vollkommen überzeugt, dafs die weise und tugendhafte Kleonissa weder mehr noch weniger als eine Betrügerin sey, welche durch einen erdichteten Widerstand zu gleicher Zeit sich in dem Ruf der Unüberwindlichkeit zu erhalten, und den leichtgläubigen Dionysius desto fester in ihrem Garne zu verstricken im Sinne habe.

Nunmehr fing er an die Sache für ernsthaft anzusehen, und sich sowohl durch die Pflichten gegen den Prinzen, für den er bey allen seinen Schwachheiten eine Art von Zuneigung fühlte, als aus Sorge für den Staat, verbunden zu halten, einem Verständnifs, welches für beide sehr schlimme Folgen haben konnte, sich mit Nachdruck entgegen zu setzen. Bacchidion schien ihm ihres

Herzens — oder, richtiger zu reden, ihrer glücklichen Organisazion wegen — ungeachtet des gemeinen und gerechten Vorurtheils gegen ihren Stand, in Vergleichung mit dieser tugendhaften Dame eine sehr schätzbare Person zu seyn. Und da sie in der Unruhe, worein die immer zunehmende Kaltsinnigkeit des Prinzen sie zu setzen anfing, ihre Zuflucht zu ihm nahm, so machte er sich desto weniger Bedenken, sich ihrer mit etwas mehr Eifer, als die Würde seines Karakters vielleicht gestatten mochte, anzunehmen. Dionysius liebte sie nicht mehr; gleichwohl maſste er sich noch immer solche Rechte über sie an, welche, ihrer Meinung nach, nur die Liebe zugestehen konnte. Die schöne Bacchidion wurde gewahr, daſs sie bloſs die Stelle ihrer Nebenbuhlerin in seinen Armen vertreten sollte; und wiewohl sie nur eine Tänzerin war, so däuchte sie sich doch zu einem solchen Amte zu gut. Sie setzte sich also in den Kopf, an ihrem Theil auch die Grausame zu machen, und zu versuchen, ob sie durch ein sprödes und launisches Betragen, mit einer gehörigen Dosis von Koketterie vermischt, nicht mehr, als durch zärtliche Klagen und verdoppelte Gefälligkeit, gewinnen würde. Dieser Kunstgriff hatte einen so guten Erfolg, daſs Agathon (der sich des Sieges zu früh versichert hielt) itzt den gelegenen Augenblick gefunden zu haben glaubte, dem Dionysius offenherzig zu gestehen, wie wenig Achtung er für die angebliche Tugend der schönen Kleonissa trage.

Aber die Folgen der geheimen Unterredung, welche sie mit einander über diese Materie hatten, entsprachen der Erwartung unsers Helden nicht. Alles Nachtheilige, was Agathon dem Prinzen von seiner neuen Göttin sagen konnte, bewies höchstens, daſs sie nicht so viel Hochachtung verdiene, als er geglaubt hatte; aber es verminderte seine Begierden nicht. Desto besser für seine Absichten, wenn sie nicht so tugendhaft war! Diesen edlen Gedanken lieſs er zwar seinem Günstling nicht sehen; aber Kleonissa wurde ihn desto deutlicher gewahr. Dionysius hatte kaum vernommen, daſs die Tugend der Dame nur ein Popanz sey, so eilte er was er konnte, Gebrauch von dieser Entdeckung zu machen, und setzte sie durch ein Betragen in Erstaunen, welches mit seinem vorigen, und noch mehr mit der Majestät ihres Karakters, auf eine höchst beleidigende Weise kontrastierte. Er glaubte zwar, es sehr fein gemacht zu haben, da er ihr nicht geradezu sagte, was für Begriffe man ihm von ihr beygebracht habe; aber seine Handlungen sagten es so deutlich, daſs sie nicht zweifeln konnte, es müſste ihr jemand schlimme Dienste bey ihm geleistet haben. Dieser Umstand setzte sie in keine geringe Verlegenheit, wie sie dasjenige, was sie ihrer beleidigten Würde schuldig war, mit der Beſorgniſs, einen Liebhaber von solcher Wichtigkeit durch allzu weit getriebene Strenge gänzlich abzuschrecken, zusammen stimmen wollte. Allein ein Geist wie der ihrige weiſs sich aus den schwierigsten Lagen heraus zu wickeln. Kurz, Dionysius verlieſs sie überzeugter als jemahls, daſs sie die Tugend selbst sey, und daſs sie bloſs durch die Stärke der Sympathie, wodurch ihre zum ersten Mahl gerührte Seele gegen die seinige gezogen werde, fähig werden könnte, die Hoffnungen dereinst zu erfüllen, welche sie ihm weder erlaubte noch gänzlich verwehrte.

Von dieser Zeit an nahm seine Leidenschaft und das Ansehen dieser Dame von Tag zu Tag zu. Die schöne Bacchidion wurde förmlich abgedankt; und Agathon würde in den Augen seines Herrn haben lesen können, wenn er es nicht aus seinem Munde vernommen hätte, wie viel Hoffnung der Prinz habe, bald den letzten Seufzer der sterbenden Tugend von den Lippen der zärtlichen und nur noch schwach widerstehenden Kleonissa aufzufassen.

Itzt glaubte er, daſs es die höchste Zeit sey einen Schritt zu thun, der nur durch die äuſserste Nothwendigkeit gerechtfertiget werden konnte, aber, seiner Meinung nach, das einzige Mittel war, dieser gefährlichen Intrigue noch in Zeiten ein Ende zu machen. Er lieſs den Filistus zu sich rufen, und entdeckte ihm, mit der ganzen Vertraulichkeit eines ehrlichen Mannes, der mit einem ehrlichen Manne zu reden glaubt, die nahe Gefahr, worin seine Ehre und die Tugend seiner Gemahlin schwebe. Freylich entdeckte er dem edeln Filistus nichts, als — was dieser in der That schon lange wuſste. Aber Filistus machte nichts desto weniger den Erstaunten: indessen dankte er ihm mit der lebhaftesten Empfindung für ein so unzweifelhaftes Merkmahl seiner Freundschaft, und versicherte, daſs er auf ein schickliches Mittel bedacht seyn wollte, seine Gemahlin (von welcher er übrigens die beste Meinung von der Welt habe) gegen alle Nachstellungen der Liebesgötter sicher zu stellen.

Man hat wohl sehr Recht, uns die Lehre bey allen Gelegenheiten einzuschärfen: „daſs man sich die Leute nach ihrer Weise verbindlich machen müsse, und nicht nach der unsrigen.“ Agathon glaubte sich kein geringes Verdienst um den Filistus gemacht zu haben, und würde nicht wenig über die Apostrofen erstaunt gewesen seyn, welche dieser würdige Minister an ihn machte, so bald er sich wieder allein sah. In der That muſste es ihn nothwendig ungehalten machen, sich, durch eine so unzeitige Sorge Agathons für seine Ehre, auf einmahl aller Vortheile seiner bisherigen Unachtsamkeit verlustiget zu sehen. Indessen konnte er nun, ohne sich in Agathons Augen gänzlich herab zu würdigen, nicht anders, er muſste den Eifersüchtigen spielen. Die Komödie bekam dadurch auf etliche Tage einen sehr tragischen Schwung. Wie viel Mühe hätten sich die Hauptpersonen dieses Possenspiels ersparen können, wenn sie die Maske hätten abnehmen, und sich einander in ihrer natürlichen Gestalt zeigen wollen! Aber diese Art von Menschen sind so pünktliche Beobachter des Wohlstands! — Und sollen wir sie nicht darum beloben? Es beweiset doch immer, daſs sie sich ihrer wahren Gestalt schämen, und die Verbindlichkeit, etwas besseres zu seyn als sie sind, stillschweigend anerkennen. Kleonissa rechtfertigte sich also gegen ihren Gemahl, indem sie sich auf die Prinzessinnen, als unverwerfliche Zeugen der untadelhaften Unschuld ihres Betragens, berief. Niemahls ist ein erhabneres und pathetischeres Stück von Beredsamkeit gehört worden, als die Rede war, wodurch sie ihm die Unbilligkeit seines Verdachts vorhielt. Der gute Mann wuſste sich endlich nicht anders zu helfen, als daſs er den Freund nannte, von dem er in diesen kleinen Anstoſs einer, wie er nun vollkommen erkannte, höchst unnöthigen und sträflichen Eifersucht gesetzt worden sey.

Die Wuth einer stürmischen See — einer zur Rache gereitzten Hornisse — oder einer Löwin, der ihre Jungen geraubt worden, sind Bilder, deren sich in dergleichen Fällen sogar ein epischer Dichter mit Ehren bedienen könnte; aber es sind nur schwache Bilder der Wuth, in welche Kleonissens tugendhafter Busen bey Nennung des Nahmens Agathon aufloderte. Wirklich war nichts mit derselben zu vergleichen — als die Wollust, womit der Gedanke sie berauschte, daſs sie es nun endlich in ihrer Gewalt habe, die lange gewünschte Rache an dem undankbaren Verächter ihrer Reitzungen zu nehmen. Sie miſshandelte den Dionysius (den sie für die unerträgliche Beleidigung, welche sie von ihrem Gemahl erduldet hatte, zur Rechenschaft zog) so lange und so grausam, bis er ihr entdeckte, wie wenig sie dem Agathon für seine Meinung von ihr verbunden zu seyn Ursache habe. Nunmehr klärte sich, wie sie sagte, das ganze Geheimniſs auf: „und in der

That muſste sie sich nur über ihre eigene Einfalt verwundern, daſs sie sich eines Bessern zu einem Manne versehen hatte, von dessen Rache sie natürlicher Weise das Schlimmste hätte erwarten sollen.“

Wenn Dionysius bey diesen Worten stutzte, so kann man sich einbilden, was er für eine Miene machte, da sie ihm, zu ihrer abgenöthigten Rechtfertigung, umständlich entdeckte, daſs der Haſs Agathons keinen andern Ursprung habe als weil sie nicht für gut befunden, seine Liebe genehm zu halten. Dieſs war nun freylich nicht nach der Schärfe wahr. Allein, da sie sich nun einmahl dahin gebracht sah, sich selbst vertheidigen zu müssen; so begreift man leicht, daſs sie es lieber auf Unkosten einer Person, die ihr verhaſst war, als auf ihre eigenen that. So viel ist gewiſs, sie erreichte ihre Absicht dadurch mehr als zu gut. Dionysius gerieth in einen so heftigen Anfall von Eifersucht über seinen unwürdigen Liebling — daſs Kleonissa, aus Besorgniſs, ein plötzlicher Ausbruch möchte zu miſsbeliebigen Erläuterungen Anlaſs geben, alle ihre Gewalt über ihn anwenden muſste, ihn zurück zu halten. Sie bewies ihm die Nothwendigkeit, einen Mann, der unglücklicher Weise der Abgott der Nazion wäre, vorsichtig zu behandeln. Dionysius fühlte die

Stärke dieses Beweises, und haſste den Agathon nur um so viel herzlicher. Die Prinzessinnen mischten sich auch in die Sache. Sie legten unserm Helden sehr übel aus, daſs er, anstatt den Prinzen von Ausschweifungen abzuhalten, eine Kreatur wie Bacchidion mit so vielem Eifer in seinen Schutz genommen hätte. Man scheuete sich nicht, diesem Eifer sogar einen geheimen Beweggrund zu leihen; und Filistus brachte unter der Hand Zeugen auf, die in dem Kabinette des Prinzen verschiedene Umstände aussagten, welche ein zweydeutiges Licht auf die Enthaltsamkeit unsers Helden und die Treue der schönen Bacchidion zu werfen schienen. Der schlaue Höfling fand die Absichten seines Herren auf seine tugendhafte Gemahlin so rein und unschuldig, daſs es anstöſsig und lächerlich von ihm gewesen wäre, über die Freundschaft, womit er sie beehrte, eifersüchtig zu seyn. Ein täglicher Zuwachs der königlichen Gunst rechtfertigte und belohnte eine so edelmüthige Gefälligkeit. Auch Timokrates erhielt bey diesen Umständen Gelegenheit, sich wieder in das alte Vertrauen zu setzen; und beide vereinigten sich nunmehr mit der triumfierenden Kleonissa, den Fall unsers Helden desto eifriger zu beschleunigen, je mehr sie ihn mit Versicherungen ihrer Freundschaft überhäuften.

---

7. Kapitel.

Eine merkwürdige Unterredung zwischen Agathon und Aristippus. Entschlieſsungen des ersten, mit den Gründen für und wider.

Wir haben in den vorstehenden zwey Kapiteln ein merkwürdiges Beyspiel gesehen, (und wollte Gott, diese Beyspiele kämen uns nicht so oft im Leben selbst vor!) wie leicht es ist, einem lasterhaften Karakter den Anstrich der Tugend zu geben. Agathon erfuhr nunmehr, daſs es eben so leicht ist, die reinste Tugend mit häſslichen Farben zu übersudeln. Er hatte dieſs zu Athen schon erfahren. Aber bey der Vergleichung, die er zwischen jenem Fall und seinem itzigen anstellte, schienen ihm seine Athenischen Feinde, im Gegensatz mit den verächtlichen Geschöpfen, denen er sich nun auf einmahl aufgeopfert sah, so weiſs zu werden, als sie ihm ehmahls schwarz vorgekommen waren. Vermuthlich verfälschte die Lebhaftigkeit des gegenwärtigen Gefühls sein Urtheil über diesen Punkt ein wenig. Denn in der That scheint der ganze Unterschied zwischen der republikanischen und höfischen Falschheit darin zu bestehen: daſs man in Republiken genöthiget ist, die ganze äuſserliche Form tugendhafter Sitten anzunehmen; da man hingegen an Höfen genug gethan hat, wenn man den Lastern, welche des Fürsten Beyspiel adelt, oder wodurch seine Absichten befördert werden, tugendhafte Nahmen giebt. Allein im Grunde ist es nicht ekelhafter, einen hüpfenden, schmeichelnden, unterthänigen, vergoldeten Schurken, zu eben der Zeit, da er sich vollkommen wohl bewuſst ist nie eine Ehre gehabt zu haben, oder in diesem Augenblick im Begriff ist, wofern er eine hätte, sie zu verlieren, — von den Pflichten für seine Ehre reden zu hören; als einen gesetzten, nüchternen, schwerfälligen, gravitätischen Schurken zu sehen, der, unter dem Schutz seiner Nüchternheit, Eingezogenheit und pünktlichen Beobachtung aller äuſserlichen Formalitäten der Religion und der Gesetze, ein unversöhnlicher Feind aller derjenigen ist, welche anders denken als er, oder nicht zu allen seinen Absichten helfen wollen, und sich nicht das mindeste Bedenken macht, so bald es seine Konvenienz erfordert, eine gute Sache zu unterdrücken, oder eine böse mit seinem ganzen Ansehen zu unterstützen. Unparteyisch betrachtet, ist dieser noch der schlimmere Mann: denn er ist ein eigentlicher Heuchler; da jener nur ein Komödiant ist, der nicht verlangt, daſs man ihn für das halten soll wofür er sich ausgiebt, sondern vollkommen zufrieden ist, wenn die Mitspielenden und Zuschauer nur dergleichen thun, ohne daſs es ihm einfällt sich zu bekümmern, ob es ihr Ernst sey oder nicht.

Agathon hatte nun gute Muſse, dergleichen Betrachtungen anzustellen; denn sein Ansehen und Einfluſs nahmen zusehens ab. Äuſserlich zwar schien alles noch zu seyn wie es gewesen war. Dionysius und der ganze Hof liebkoseten ihm so sehr als jemahls. Kleonissa selbst schien es ihrer unwürdig zu halten, ihm einige Empfindlichkeit zu erkennen zu geben. Aber desto mehr Miſsvergnügen wurde ihm durch verborgene und schleichende Wege gemacht. Er muſste zusehen, wie nach und nach, unter tausend falschen und nichtswürdigen Vorwänden, seine besten Anordnungen, als schlecht ausgesonnen, überflüssig, oder schädlich, wieder aufgehoben oder durch andere unnütz gemacht, — wie die wenigen von seinen Kreaturen, welche wirkliche Verdienste hatten, entfernt, — wie alle seine Absichten übel gedeutet, alle seine Handlungen geflissentlich aus einem falschen Gesichtspunkte beurtheilt, alle seine Vorzüge oder Verdienste lächerlich gemacht wurden. Zu eben der Zeit, da man seine Talente und Tugenden erhob, behandelte man ihn, als ob er nicht das geringste von den einen oder von den andern hätte. Man behielt zwar noch aus politischen Absichten (wie man es zu nennen pflegt) den Schein bey, als ob man nach den nehmlichen Grundsätzen handle, denen er in seiner Staatsverwaltung gefolgt war: in der That aber geschah, in jedem vorkommenden Falle, gerade das Widerspiel von dem was Er gethan haben würde. Kurz, Dionysius sank wieder in seine alten Gewohnheiten, und in die Gewalt der verderbtesten Menschen in ganz Sicilien zurück.

Hier wäre es Zeit gewesen, die Klausel geltend zu machen, welche er seinem Vertrage mit dem Dionysius angehängt hatte, — sich zurück zu ziehen, da er nicht mehr zweifeln konnte, daſs er am Hofe dieses Prinzen zu nichts mehr nütze sey: und dieſs war auch der Rath, den ihm der einzige von seinen Hoffreunden, der ihm getreu blieb, der Filosof Aristippus gab. „Du hättest (sagte er ihm in einer vertraulichen Unterredung über den gegenwärtigen Lauf der Sachen) du hättest dich entweder niemahls mit einem Dionysius einlassen, oder an dem Platze, den du einmahl angenommen hattest, deine moralischen Begriffe — oder doch wenigstens deine Handlungen — nach den Umständen bestimmen sollen. Auf diesem Schauplatze der Verstellung, des Betrugs, der Intriguen, der

Schmeicheley und Verrätherey, — wo Tugenden und Pflichten bloſse Rechenpfennige, und alle Gesichter Masken sind, — kurz an einem Hofe, gilt keine andre Regel als die Konvenienz, keine andre Politik, als einen jeden Umstand mit unsern eignen Absichten so gut zu vereinigen als man kann. Im übrigen ist es vielleicht eine Frage, ob du so wohl gethan hast, dich um einer an sich wenig bedeutenden Ursache willen mit Dionysen abzuwerfen? Ich gestehe es, in den Augen eines Filosofen ist die Tänzerin Bacchidion viel schätzbarer als diese majestätische Kleonissa, die, mit aller ihrer Metafysik und Tugend, weder mehr noch weniger als ein falsches, herrschsüchtiges und boshaftes Weibsstück ist. Bacchidion hat dem Staat keinen Schaden gethan; Kleonissa wird unendlich viel Böses thun.“ — Bloſs aus dieser Betrachtung (unterbrach ihn Agathon) habe ich mich für jene und gegen diese erklärt. — „Und doch war es leicht vorher zu sehen, daſs Kleonissa siegen würde,“ sagte Aristipp. — Aber ein rechtschaffener Mann, Aristipp, erklärt sich nicht für die Partey, welche siegen wird, sondern für die, welche Recht, oder doch am wenigsten Unrecht hat. — „O Agathon, wie schwer ist es für den rechtschaffnen Mann, der an einem Hofe leben will, zwischen den Klippen, die ihn umgeben, unversehrt hindurch zu kommen! Aber, sage mir, ist es nicht Schade, daſs so viel Gutes, das du noch gethan haben würdest, bloſs darum verloren seyn soll, weil du eine schöne Frau nicht verstehen wolltest, da sie dir's so deutlich zu erkennen gab, daſs sie schlechterdings von dir — geliebt seyn wollte? Doch dieser Fehler hätte sich vielleicht wieder gut machen lassen, wenn du wenigstens gefällig genug gewesen wärest, ihre Absichten auf Dionysen zu befördern. Wolltest du auch dieses nicht, war es denn nöthig ihr entgegen zu seyn? Was für Schade würde daraus erfolgt seyn, wenn du neutral geblieben wärest? Die kleine Bacchidion würde nicht mehr getanzt haben, und Kleonissa hätte die Ehre gehabt ihren Platz einzunehmen, bis er ihrer eben sowohl überdrüssig geworden wäre als so vieler andrer. Dieſs wäre alles gewesen. Und gesetzt, du hättest auch die Gewalt über ihn mit ihr theilen müssen; so würdest du ihr wenigstens das Gleichgewicht gehalten, und noch immer Ansehen genug behalten haben, viel Gutes zu thun. Dem Schein nach in gutem Vernehmen mit ihr, würde dir dein Platz und die Vertraulichkeit mit dem Prinzen tausend Gelegenheiten gegeben haben, sie, so bald ihre Gunstbezeigungen den Reitz der Neuheit verloren hätten, mit der besten Art von der Welt wieder auf die Seite zu schaffen. Aber ich kenne dich zu gut, Agathon! Du bist nicht dazu gemacht dich zu Verstellung und Ränken herab zu lassen. Dein Herz ist zu edel, und (wenn ich es sagen darf) deine Einbildungskraft zu warm, um dich jemahls zu der Art von Klugheit zu gewöhnen, ohne welche es unmöglich ist, sich lange in der Gunst der Groſsen zu erhalten. Alles dieſs hätte ich dir ungefähr vorher sagen können, als ich dich überreden half dich mit Dionysen einzulassen; aber es war besser, durch deine eigne Erfahrung davon überzeugt zu werden. Ziehe dich itzt zurück, ehe das Ungewitter, das ich aufsteigen sehe, über dich ausbrechen kann. Dionysius verdient keinen Freund wie du bist. Wie sehr hättest du dich betrogen, wenn du jemahls geglaubt hättest, daſs er dich hochachte! Woher sollte ihm die Fähigkeit dazu gekommen seyn? Selbst damahls, da er am stärksten für dich eingenommen war, liebte er dich aus keinem andern Grunde, als warum er seine Affen und seine Papageyen liebt, — weil du ihm Kurzweil machtest. Seine Gunst hätte eben so leicht auf einen andern Neuangekommenen fallen können, der die Cither noch besser gespielt hätte als du. Nein, Agathon, du bist nicht gemacht, mit solchen Leuten zu leben. Ziehe dich zurück! Du hast genug für deine Ehre gethan. Die Thorheit der neuen Staatsverwaltung wird die Weisheit der deinigen am besten rechtfertigen. Deine Handlungen, deine Tugenden, und ein ganzes Volk, welches deine Zeiten zurück wünschen und dein Andenken segnen wird, werden dich am besten gegen die Verleumdungen und den albernen Tadel eines Hofes voll Thoren und schelmischer Sklaven vertheidigen, deren Haſs dir mehr Ehre macht als ihr Beyfall. Du befindest dich in Umständen, daſs du in einem unabhängigen Privatstande mit Würde leben kannst. Deine Freunde zu Tarent werden dich mit offenen Armen empfangen. Ich wiederhohle es, Agathon, verlaſs einen Fürsten, der seiner Sklaven, und Sklaven, die eines solchen Fürsten würdig sind; und denke nun daran, wie du des Lebens selbst genieſsen wollest, nachdem du den Versuch gemacht hast, wie schwer, wie gefährlich, und wie vergeblich es ist, für anderer Glück zu arbeiten.“

So sprach Aristipp; und Agathon würde wohl gethan haben, seinem Rathe zu folgen. Aber, wir wiederhohlen es, wie sollte es möglich seyn, daſs derjenige, welcher selbst eine Hauptrolle in einem Stücke spielt, so gelassen davon urtheilen sollte als ein bloſser Zuschauer? Agathon sah die Sachen aus einem ganz andern Gesichtspunkte. Er betrachtete sich als einen Mann, der sich selbst die

Verbindlichkeit aufgelegt habe, die Wohlfahrt Siciliens zu befördern. Warum kam ich nach Syrakus? — sagte er zu sich selbst, — und mit welchen Absichten übernahm ich das Amt eines Freundes und Rathgebers bey diesem Tyrannen? That ich es, um ein Knecht seiner Leidenschaften oder das Werkzeug einer willkührlichen Regierung zu seyn? Hatte ich nicht einen groſsen und rechtschaffenen Zweck? Würde ich mich jemahls mit ihm eingelassen haben, wenn er mir nicht Hoffnung gemacht hätte, daſs die Tugend endlich die Oberhand über seine Laster erhalten würde? Er hat mich betrogen. Die Erfahrungen, die ich von seiner Gemüthsart habe, überzeugen mich, daſs er unverbesserlich ist. Aber würde es edel von mir gehandelt seyn, ein Volk, dessen Wohlfahrt der Endzweck meiner Bemühungen war, ein Volk, welches mich als seinen Wohlthäter ansieht und sein ganzes Vertrauen auf mich setzt, den Launen eines grausamen Wollüstlings und der Raubsucht seiner Schmeichler und Sklaven Preis zu geben? Was für Pflichten hab' ich gegen ihn, die sein undankbares niederträchtiges Verfahren gegen mich nicht aufgehoben und vernichtet hätte? Oder, wenn ich noch Pflichten gegen ihn habe, sind nicht diejenigen unendliche Mahl heiliger, welche mich an ein Land binden, das durch meine Wahl, und die Dienste die ich ihm geleistet habe, mein zweytes Vaterland geworden ist? — Wer ist denn dieser Dionysius? Was für ein Recht hat er an die höchste Gewalt, deren er sich anmaſst? Wem anders als dem Agathon hat er das einzige Recht zu danken, worauf er sich mit einigem Schein berufen kann? Seit wenn ist er aus einem von aller Welt verabscheueten Tyrannen ein König geworden, als seitdem ich ihm, durch eine gerechte und wohlthätige Regierung, die Liebe des Volks zugewandt habe? Er lieſs mich arbeiten; er verbarg seine Laster hinter meine Tugenden, eignete sich meine Verdienste zu, und genoſs die Früchte davon, der Undankbare! — Und nun, da er sich stark genug glaubt mich entbehren zu können, überläſst er sich wieder seinem eigenen Karakter, und vernichtet alles Gute wieder, was ich in seinem Nahmen gethan habe; gleich als ob er sich schäme, eine Zeit lang ſich selbst unähnlich gewesen zu seyn; als ob er nicht genug eilen könne, die ganze Welt zu belehren, daſs es Agathon, nicht Dionysius, gewesen sey, der den Siciliern eine Morgenröthe besserer Zeiten gezeigt, und der ihnen Hoffnung gemacht hat, sich von den Miſshandlungen einer Reihe schlimmer Regenten wieder zu erhohlen. — Was würd' ich also seyn, wenn ich sie in solchen Umständen verlassen wollte, wo sie meiner mehr als jemahls benöthiget sind? — Nein! Dionysius hat Beweise genug gegeben, daſs er unverbesserlich ist; daſs er durch Nachsicht gegen seine Laster nur in der lächerlichen Einbildung bestärkt wird, als ob man ihnen Ehrfurcht schuldig sey. Es ist Zeit der Komödie ein Ende zu machen, und diesem kleinen Theaterkönige den Platz anzuweisen, wozu ihn seine persönlichen Eigenschaften bestimmen!

Man sieht aus dieser Probe der geheimen Gespräche, welche Agathon mit sich selbst hielt, wie weit er noch davon entfernt war, sich von diesem enthusiastischen Schwung der Seele Meister gemacht zu haben, der bisher die Quelle seiner Fehler sowohl als seiner schönsten Thaten gewesen ist. Wir haben keinen Grund, in seine Aufrichtigkeit gegen sich selbst einigen Zweifel zu setzen. Wir können demnach als gewiſs annehmen, daſs er zu dem Entschluſs, eine Empörung gegen den Dionysius zu erregen, durch eben so tugendhafte Gesinnungen getrieben zu werden glaubte, als diejenigen waren, welche funfzehn Jahre später einen der edelsten Sterblichen die jemahls gelebt haben, den Timoleon von Korinth, aufmunterten, die Befreyung Siciliens zu unternehmen. Allein es ist darum nicht weniger wahrſcheinlich, daſs eine lebhafte Empfindung des perſönlichen Unrechts, welches ihm zugefüget wurde, der Unwille über die Undankbarkeit des Dionyſius, und der Verdruſs, ſich einer verachtungswürdigen Buhlſchaft aufgeopfert zu ſehen, zur Entzündung dieſes heroiſchen Feuers, welches itzt in ſeiner Seele brannte, nicht wenig beygetragen habe. Im Grunde hatte er keine andre Pflichten gegen die Sicilier, als welche aus ſeinem Vertrag mit dem Dionyſius entſprangen; ſie hörten vermöge eben dieſes Vertrags auf, ſo bald dem Prinzen ſeine Dienſte nicht mehr angenehm ſeyn würden. Syrakus war nicht ſein Vaterland. Dionyſius hatte durch die ſtillſchweigende Anerkenntniſs der Erbfolge, kraft deren er nach ſeines Vaters Tode den Thron beſtieg, eine Art von Recht erlangt. Agathon ſelbſt würde ſich nicht in ſeine Dienſte begeben haben, wenn er ihn nicht für einen rechtmäſsigen Fürſten gehalten hätte. Die nehmlichen Gründe, welche ihn damahls bewogen hatten die Monarchie der Republik vorzuziehen, und aus dieſem Grunde ſich bisher den Abſichten des Dion zu widerſetzen, beſtanden noch in ihrer ganzen Stärke. Es war ſehr ungewiſs, ob eine Empörung gegen Dionyſen die Sicilier in einen glücklichern Stand ſetzen, oder ihnen nur einen andern, vielleicht noch ſchlimmern, Herrn geben würde, da sie bereits durch so viele Proben gewiesen hatten, daſs sie die Freyheit nicht ertragen konnten. Überdieſs hatte der Tyrann Macht genug, seine Absetzung schwer zu machen; und die verderblichen Folgen eines Bürgerkriegs waren die einzigen gewissen Folgen, welche man von einer so zweifelhaften Unternehmung voraus sehen konnte. Alle diese Betrachtungen würden kein geringes Gewicht auf der Wagschale einer kalten unparteyischen Überlegung gemacht, und vermuthlich den entgegen stehenden Gründen das Gleichgewicht gehalten haben. Aber Agathon war weder kalt noch unparteyisch; er war ein Mensch, — dessen Eigenliebe an ihrem empfindlichsten Theile verletzt worden war. Der Affekt, in welchen ihn dieſs setzen muſste, gab den Gegenständen eine andre Farbe. Dionysius, dessen Laster er ehmahls mit freundschaftlichen Augen als Schwachheiten betrachtet hatte, stellte sich ihm itzt in der häſslichen Gestalt eines Tyrannen dar. Je besser er vorhin von Filistus gedacht hatte, desto abscheulicher fand er itzt den Karakter dieses Ministers, nachdem er ihn einmahl falsch und niederträchtig gefunden hatte; es war nichts so schlimm und schändlich, das er einem solchen Manne nicht zutraute. Die reitzenden Bilder der Glückseligkeit Siciliens unter einer wohlthätigen Staatsverwaltung erhielten durch den Unmuth, sie vor seinen Augen vernichten zu sehen, eine desto gröſsere Gewalt über seine Einbildungskraft. Es war ihm unerträglich, Leute, welche nur darum seine Feinde waren, weil sie Feinde alles Guten, Feinde der Tugend und der öffentlichen Wohlfahrt waren, einen solchen Sieg davon tragen zu lassen. Er hielt es für eine öffentliche Pflicht, sich ihren Unternehmungen zu widersetzen; und die Stelle, die er beynahe zwey Jahre lang in Sicilien behauptet hatte, machte (wie er glaubte) seinen Beruf zur besondern Ausübung dieser Pflicht im gegenwärtigen Falle unzweifelhaft. Alle diese Betrachtungen hatten auſser ihrer eigenthümlichen Stärke noch sein Herz und seine Einbildungskraft auf ihrer Seite. Muſsten sie also nicht nothwendig alles überwiegen, was die Klugheit dagegen einwenden konnte?

8. Kapitel.

Agathon verwickelt sich in einen Anschlag gegen den Tyrannen, und wird in Verhaft genommen.

So bald Agathon seinen Entschluſs genommen hatte, so arbeitete er an der Ausführung desselben. Dion, der sich damahls zu Athen befand, hatte einen beträchtlichen Anhang in Sicilien, durch welchen er bisher alle mögliche Bewegungen gemacht hatte, seine Zurückberufung von dem Prinzen zu erhalten. Er hatte sich deſshalb vorzüglich an den Agathon gewandt, so bald ihm berichtet worden war, in welchem Ansehen dieser bey dem Fürsten stehe. Aber Agathon dachte damahls nicht so gut von dem Karakter Dions als die Akademie zu Athen. Eine Tugend, welche mit Stolz, Unbiegsamkeit und Härte vermischt war, schien ihm, wo nicht verdächtig, doch wenig liebenswürdig. Er besorgte mit einiger Wahrscheinlichkeit, daſs die Gemüthsart dieses Prinzen ihn niemahls ruhig lassen würde, und daſs er (ungeachtet seiner republikanischen Grundsätze) eben so ungeneigt seyn würde, das höchste Ansehen im Staat mit jemand zu theilen, als ohne Ansehen zu leben. Er hatte also, anstatt seine Zurückberufung zu befördern, wenig oder nichts gethan, um die äuſserste Abneigung, welche Dionysius dagegen zeigte, zu bestreiten, und durch dieses Benehmen sich einiges Miſsvergnügen von Seiten der Freunde Dions zugezogen, die es ihm eben so übel nahmen, daſs er nichts für diesen Prinzen that, als ob er gegen ihn gearbeitet hätte.

Allein seitdem seine eigene Erfahrung das Schlimmste, was Dionysens Feinde von dem Tyrannen denken konnten, rechtfertigte, hatte sich auch seine Gesinnung gegen den Dion gänzlich umgewandt. Dieser Prinz, welcher unstreitig groſse Eigenschaften besaſs, stellte sich ihm itzt unter dem Bilde eines rechtschaffenen Mannes dar, in welchem der langwierige Anblick des gemeinen Elendes unter einer heillosen Regierung, und die immer vergebliche Bemühung dem reiſsenden Strome der Verderbniſs entgegen zu arbeiten, einen anhaltenden gerechten Unmuth erzeugt hat, der, ungeachtet des Scheins einer gallsüchtigen Grämlichkeit, im Grunde die Frucht der edelsten Menschenliebe ist. Er beschloſs also mit ihm gemeine Sache zu machen, und entdeckte den Freunden Dions seine veränderte Gesinnung. Erfreut über den Beytritt eines Mannes, der durch seine Talente und seine Gunst beym Volk ihrer Partey das Übergewicht zu geben vermögend war, eröffneten ihm diese hinwieder die ganze Beschaffenheit der Angelegenheiten Dions, die Anzahl seiner Anhänger, und die geheimen Anstalten, welche, in Erwartung irgend eines günstigen Zufalls, bereits zu seiner Zurückkunft nach Sicilien gemacht worden waren. Und so wurde Agathon in kurzer Zeit, aus einem Freund und ersten Minister des Dionysius, das Haupt einer Verschwörung gegen ihn, an welcher alle diejenigen Antheil nahmen, die, aus edlen oder eigennützigen Bewegursachen, mit der gegenwärtigen Verfaſsung unzufrieden waren. Er entwarf einen Plan, wie die ganze Sache geführt werden sollte; und dieſs setzte ihn in einen geheimen Briefwechsel mit Dion, wodurch die bessere Meinung, welche sie von einander zu faſsen angefangen, immer mehr befestigt wurde.

Der Hof, in Lustbarkeiten und ein wollüstiges Vergessen aller Gefahren versunken, begünstigte den Fortgang der geheimen Unternehmung durch eine Sorglosigkeit, welche so wenig natürlich schien, daſs die Zusammenverschwornen dadurch beunruhiget wurden. Sie verdoppelten ihre Wachsamkeit, und (was bey Unternehmungen von dieser Art am meisten zu bewundern, und dennoch sehr gewöhnlich ist) ungeachtet der groſsen Anzahl derjenigen, die um das Geheimniſs wuſsten, blieb alles so verschwiegen, daſs vielleicht niemand auf einigen Argwohn verfallen wäre, wofern gewisse Umstände den von Natur miſstrauischen Filistus nicht endlich aufmerksam gemacht hätten. Auf der einen Seite fand er gar zu unwahrscheinlich, daſs Agathon seinen Fall so gleichgültig ansehen sollte, als er es zu thun schien. Auf einer andern kamen ihm Nachrichten von gewissen Zurüstungen des Dion zu, welche eine sehr ernsthafte Absicht verriethen. Der Gedanke, wie, wenn Agathon und Dion gemeine Sache machten? war hier zu natürlich, um sich ihm nicht darzustellen, und zu furchtbar, um ihn nicht äuſserst zu beunruhigen. Von diesem Augenblick an wurde Agathon sowohl als die bekannten Freunde Dions von tausend unsichtbaren Augen aufs schärfste beobachtet; bis es endlich dem Filistus glückte, sich eines Sklaven zu bemächtigen, der mit Briefen an Agathon von Athen gekommen war.

Aus diesen Briefen (welche die Ursachen enthielten, warum Dion die vorhabende Landung in Sicilien nicht so bald, als es zwischen ihnen verabredet war, ausführen könne) erhellte, daſs Agathon und die übrigen Freunde Dions an der eigenmächtigen Wiederkunft desselben Antheil hätten. Allein von einem

Anschlag gegen die Regierung und die Person des Tyrannen war (auſser einigen unbestimmten Ausdrücken, welche ein Geheimniſs zu verbergen schienen) nichts darin enthalten.

Diese Entdeckung verursachte groſse Bewegungen im Kabinet des Dionysius. Man war sich Ursachen genug bewuſst, um das Ärgste zu besorgen. Aber eben darum hielt Filistus für rathsam, die Sache als ein Staatsgeheimniſs zu behandeln. Agathon wurde, unter dem Vorwande verschiedener Verbrechen, die er während seiner Staatsverwaltung begangen haben sollte, in Verhaft genommen, ohne daſs dem Publikum etwas bestimmtes, am allerwenigsten die wahre Ursache, bekannt wurde. Man fand für besser, die Partey des Dion (welche man sich im Schrecken gröſser vorstellte als sie wirklich war) in Verlegenheit zu setzen, als zur Verzweiflung zu treiben; und, indessen man sich begnügte sie auſs genaueste zu beobachten, gewann man Zeit, sich gegen einen Überfall in Verfassung zu setzen.

Wir sind es schon gewohnt, unsern Helden niemahls gröſser zu sehen, als im widrigen Glücke. Auf das Ärgste gefaſst, was er von seinen Feinden erwarten konnte, setzte er sich vor, ihnen den Triumf nicht zu gewähren, den Agathon zu etwas, das seiner unwürdig wäre, erniedriget zu haben. Er weigerte sich schlechterdings, dem Filistus und Timokrates, welche zu Untersuchung seiner angeblichen Verbrechen ernannt waren, Antwort zu geben. Er verlangte von dem Prinzen selbst gehört zu werden, und berief sich auf den Vertrag, der zwischen ihnen errichtet worden war. Aber Dionysius hatte den Muth nicht, eine geheime Unterredung mit seinem ehmahligen Günstling auszuhalten. Man versuchte es, Agathons Standhaftigkeit durch harte Begegnung und Drohungen zu erschüttern; ja die schöne Kleonissa würde ihre Stimme zu dem strengsten Urtheil gegeben haben, wenn die Furchtsamkeit des Tyrannen und die Klugheit seines Ministers gestattet hätten ihren Eingebungen zu folgen. Sie mufste sich also durch die entfernte Hoffnung zufrieden stellen lassen, so bald man sich nur erst den Dion auf eine oder andere Art vom Halse geschafft haben würde, den verhafsten Agathon zu einem öffentlichen Opfer ihrer nach Rache dürstenden Tugend zu machen.

---

9. Kapitel.

Dermahliger Gemüthszustand unsers Helden.

Da wir uns zum Gesetz gemacht haben, die Leser dieser Geschichte nicht bloſs mit den Begebenheiten und Thaten unsers Helden zu unterhalten, sondern ihnen auch von dem, was bey den wichtigern Abschnitten seines Lebens in seinem Innern vorging, alles mitzutheilen, was die Quellen, woraus wir schöpfen, uns davon an die Hand geben: so erwartet man mit Recht, daſs wir diese Pflicht am wenigsten vergessen werden, da wir ihn, am Ende der merkwürdigsten Epoke seines Lebens, nun zum zweyten Mahle von groſsen Erwartungen getäuscht und aus einer ruhmvollen Laufbahn plötzlich heraus geworfen sehen; ihn, — vor kurzem noch, durch das unbegrenzte Vertrauen eines sich selbst erwählten Gebieters und die beynahe abgöttische Liebe eines durch seine Staatsverwaltung glücklichen Volkes, den ersten Mann in Sicilien, — auf einmahl in einer Lage sehen, worin ihm vielleicht weder seine Verdienste, noch die vermeinte Lauterkeit seiner Absichten, ohne die Dazwischenkunft irgend eines hülfreichen Genius, gegen die Anschläge seiner Feinde und die Folgen seiner eignen Unvorsichtigkeit zu Statten kommen werden.

Natürlicher Weise kann man erwarten, daſs der Überblick der ganzen Reihe neuer Erfahrungen, die er in so kurzer Zeit gemacht, und die Reflexionen über sich selbst, die sich ihm in der Stille und Einsamkeit seines Verhafts aufdringen muſsten, einen Mann, der von seinen frühesten Jahren an mehr in seiner eigenen Ideenwelt, als auſser sich zu leben gewohnt war, um so stärker beschäftigt haben werden, da er weder auf Rechtfertigung oder Bemäntelung begangener Übelthaten zu denken hatte, noch die geringste Versuchung in sich fühlte, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie er sich mit dem Tyrannen aussöhnen, oder wenigstens seine Freyheit auf eine andere Art, als durch öffentliche Anerkennung seiner Unschuld, wieder erlangen könnte.

Man erinnert sich vielleicht noch, daſs Agathon schon bey seiner Erscheinung am Hofe zu Syrakus lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur dachte, als zu Delfi, wo er, mit den wirklichen Menschen noch wenig bekannt, seine erste Jugend unter Bildsäulen von Göttern und Halbgöttern zugebracht hatte. Athen und Smyrna hatten seinen Standpunkt unvermerkt herab gesenkt; aber nachdem er die an diesen beiden Orten gesammelten Bemerkungen noch durch nähere Bekanntschaft mit den Groſsen und den Hofleuten zu Syrakus bereichert hatte, sank seine Meinung von der angebornen Schönheit und Würde der menschlichen Natur so tief herab, daſs er zuweilen in Versuchung gerieth, alles was der göttliche Plato Hohes und Herrliches davon gesagt und geschrieben hatte, für wenig besser als eine edlere Art Milesischer Mährchen anzusehen. Unvermerkt kamen ihm die Begriffe, welche Hippias ihm vor einigen Jahren beyzubringen gesucht hatte, nicht mehr so ungeheuer vor, als damahls, da er sich in den Gärten dieses wollüstigen Sofisten in den Mondschein setzte, und, im Geist an der Seite seiner geliebten Psyche, Betrachtungen über den Zustand entkörperter Seelen anstellte. Nach und nach fand er diese Begriffe immer weniger ungereimt; ja sie däuchten ihm, nachdem er die Menschen um ihn her genauer kennen gelernt hatte, wahrscheinlich genug, um sich vorstellen zu können, wie ein Mann, der in seinem eigenen Herzen nichts fände, das ihn edlere Gedanken von seiner Natur zu fassen nöthigte, durch einen langen Umgang mit der Welt dahin gebracht werden könnte, sich gänzlich von der Wahrheit derselben zu überreden.

Aber auch hierbey blieb es nicht, nachdem er sich das Vertrauen des Dionysius, um welches er (wie er sich bewuſst zu seyn glaubte) aus den reinsten Beweggründen, durch die schuldlosesten Mittel und zu den edelsten Zwecken sich beworben hatte, ohne die geringste Verschuldung auf seiner Seite, durch so verächtliche Menschen und auf eine so unwürdige Art entrissen sah. Der Gedanke, seine schönsten Hoffnungen durch die Thorheit oder Bosheit solcher Menschen vor seinen Augen vernichtet zu sehen, erfüllte ihn mit einem Unmuth, der sich nach und nach über die ganze Gattung ausbreitete; und es kamen Augenblicke, wo er, in dieser grämlichen Verdüsterung seiner Seele, geneigt schien, sich selbst von der Wahrheit der Hippiassischen Theorie zu überreden. „Nein, dachte er dann, die Menschen sind das nicht, wofür ich sie hielt, da ich sie nach mir selbst, und mich selbst nach den jugendlichen Empfindungen eines gefühlvollen wohl meinenden Herzens und nach einer noch ungeprüften Unschuld, beurtheilte. Meine Erfahrungen bestätigen das Ärgste was Hippias von ihnen sagte. Und wenn sie denn wirklich nichts besseres sind, was für Ursache habe ich, mich zu beschweren, daſs sie sich nicht nach Grundsätzen behandeln lassen, welche in keinem Ebenmaſs mit ihrer Natur stehen? An mir lag der Fehler, der sie zu etwas besserm machen wollte, als sie seyn können! der sie glücklicher machen wollte, als sie selbst zu seyn wünschen. Dieſs ist nun das zweyte Mahl, daſs Filistus, ein echter Anhänger des Systems meines Sofisten, über Weisheit und Tugend den Sieg davon getragen hat. Hätte er das gekonnt, wofern nicht die Unredlichkeit, der Eigennutz, die Feigheit, der Leichtsinn, die thierische Sinnlichkeit, kurz, alle die unzähligen Blöſsen, die der schwache Mensch dem boshaften, der unbesonnene dem schlauen, der niederträchtige dem ehrgeitzigen giebt, ihn beynah in jedem Menschen, auf den er die Augen warf, ein bereitwilliges oder doch um irgend einen Preis erkäufliches Werkzeug seiner Plane hätten finden lassen? Bedarf es noch einer neuen Erfahrung, um mich zu überzeugen, daſs er eben so gewiſs über einen andern Platon, über einen andern Agathon siegen würde? Wie viel lieſs ich von der Strenge meiner Grundsätze nach, wie tief stimmt' ich mich selbst herunter, da ich die Unmöglichkeit sah, diejenigen, mit denen ich's zu thun hatte, zu mir hinauf zu ziehen! Wozu half es mir? Ich konnte mich nicht entschlieſsen niederträchtig zu handeln, ein Schmeichler, ein Kuppler, ein Verräther an dem wahren Interesse des Landes und des Fürsten zu werden: und so verlor ich die Gunst des letztern, und mit ihr die einzige Belohnung, die ich für meine Arbeiten verlangte, die Vortheile, die dieses

Land von meiner Verwaltung zu genieſsen anfing; verlor sie, weil ich nicht von mir erhalten konnte, alles recht und anständig zu finden was nützlich ist! — O gewiſs Hippias, deine Begriffe, deine Maximen, deine Moral, deine Staatskunst, gründen sich auf die Erfahrung aller Zeiten! Wenn haben die Menschen jemahls die Tugend hochgeschätzt, als wenn sie ihrer Dienste benöthigt waren? Wenn ist sie ihnen nicht verhaſst gewesen, so bald sie dem Vortheil ihrer Leidenschaften im Lichte stand?"

Man begreift leicht, daſs diese Betrachtungen, denen Agathon seit seinem Fall bey Hofe, mehr als seiner Gemüthsruhe zuträglich war, nachhing, während seines Verhafts mit verdoppelter Stärke wieder kamen, und durch die anscheinende Gleichgültigeit der Syrakuser über das Schicksal eines Mannes, der so viele Rechte an ihre Zuneigung und Dankbarkeit hatte, mit jedem Tage und bey jeder neuen Kränkung, die ihm von seinen Feinden widerfuhr, tiefer und schmerzlicher in sein Gemüth eindrangen. War es schon ein so peinliches Gefühl, als er sich gezwungen sah, seine gute Meinung von der schönen und so sehr geliebten Danae, die doch nur eine einzelne Person war, aufzugeben: wie marternd muſste erst das Gefühl seyn, in seiner Meinung von der ganzen menschlichen Gattung, die er mit so inniger Liebe umfaſst hatte, sich betrogen zu haben! Kein Wunder, wenn jener kosmopolitische Enthusiasmus, der bey seiner Flucht aus Smyrna seine ganze Seele durchglühte, bis auf den letzten glimmenden Funken erloschen zu seyn schien! Was für einen Reitz könnte der Gedanke, für das Glück des Menschengeschlechts zu arbeiten, für denjenigen haben, der in den Menschen nichts edleres sieht, als eine Herde halb vernünftiger Thiere, deren gröſster Theil den letzten Zweck aller seiner Bemühungen auf seine körperlichen Bedürfnisse einschränkt, in Befriedigung derselben seinen höchsten Genuſs setzt, und dabey noch dumm genug ist, durch feigherzige Unterwürfigkeit unter eine kleine Anzahl der schlimmsten seiner Gattung, sich in den Fall zu setzen, auch dieses armseligen Lebensgenusses nur unter den härtesten Bedingungen und im kärglichsten Maſse habhaft zu werden? — Das Thier sucht seine Nahrung, gräbt sich eine Höhle oder baut sich ein Nest, wird von einem blinden Triebe zur Erhaltung seiner Gattung genöthiget, schläft und stirbt. Was thut der gröſste Theil der Menschen mehr? Das beträchtlichste Geschäft, das sie vor den übrigen Thieren voraus haben, ist die Sorge sich zu bekleiden, die allein viele Millionen Hände auf dem Erdboden beschäftiget. Und ich, (sagte Agathon in einer dieser übel-launigen Stunden zu sich selbst) ich sollte meine Vergnügungen, meine Kräfte, mein Daseyn, der Sorge aufopfern, damit irgend eine besondere Herde dieser edeln Kreaturen besser esse, bequemer wohne, sich häufiger vermehre, sich zierlicher kleide, und weicher schlafe als zuvor? Ist das nicht was sie wünschen? Und gebrauchen sie etwa mich dazu? Oder, wenn dieſs auch wäre, was sollte mich bewegen, mir diese Verdienste um sie zu machen? Ist vielleicht nur ein einziger unter ihnen, der bey allem was er unternimmt eine edlere Absicht hat als seine eigne Befriedigung? Bin ich ihnen Dank dafür schuldig, wenn sie für meine Bedürfnisse oder für mein Vergnügen arbeiten? Ich bin schuldig sie dafür zu bezahlen: dieſs ist alles was sie wollen, und alles was sie an mich fodern können.

So bald es mit Agathon erst dahin gekommen war, daſs er verächtlich von der Gattung dachte, zu welcher er gehörte, so konnt' es wohl nicht anders seyn, als daſs er zuletzt auch an sich selbst irre werden, und in starke Zweifel gerathen muſste, ob es nicht bloſse Täuschung einer überspannten Eigenliebe sey, eine höhere Meinung von seiner eigenen Natur zu hegen, als mit dem Begriffe, den er sich von der menschlichen Natur zu machen genöthigt war, verträglich zu seyn schien. Oder sollte er etwa sich selbst für ein höheres Wesen, für irgend eine Art guter Dämonen halten, die aus dem reinern Elemente des überhimmlischen Raums in menschliche Leiber herab gesenkt worden, um durch ihre wohlthätigen Einwirkungen die Menschen aus dem Stande der Thierheit, der ihr natürlichster Zustand zu seyn scheint, nach und nach zur Würde vernünftiger Wesen zu erheben? — Diese Hypothese, die ein Bewohner der Delfischen Haine sich wahrscheinlich genug hätte machen können, hatte zu wenig haltbaren Grund, als daſs ein Mann, dessen Fantasie unter Staatsgeschäften und Hofzerstreuungen abgekühlt worden war, sich bey ihr hätte beruhigen können. Was blieb also übrig, als der Gedanke, die Vorzüge, deren er sich vor dem groſsen Haufen der Menschen bewuſst war, möchten wohl nichts andres seyn als bloſse Blüthen einer feinern Organisazion und Früchte einer höhern Kultur, die ihm durch einen günstigen Zusammenfluſs äuſserer Umstände zu Theil geworden? Glücklich für ihn und andere, daſs er dadurch eines schönern, ausgebreitetern, vollkommnern Lebensgenusses fähig wurde! Aber warum sollte er sich selbst mit eben so undankbaren als vergeblichen Bemühungen verzehren, andere Leute besser und glücklicher zu machen, als sie seyn wollten? Wozu mit Aufopferung seiner Ruhe und Freyheit unmögliche Dinge unternehmen, Mohren weiſs waschen und das Faſs der Danaiden füllen? Wie groſs auch für ihn der Reitz jener idealischen Plane gewesen war, die er in Sicilien auszuführen hoffte, wie sehr sie die Anstrengung aller seiner Kräfte, und die Aufopferung aller geringern Freuden des Lebens verdient hätten: waren diese Plane darum weniger schimärisch? Hatte er nicht alles mögliche gethan sie gelingen zu machen? Könnte er mehr thun, wenn er — selbst mit allen den Kenntnissen, die ihm die Erfahrung über die Ursachen, warum sie fehl geschlagen, verschafft hatte — wieder von neuem an ihnen zu arbeiten anfangen sollte? Waren sie nicht einem weisern Mann als er miſslungen? — Und wenn diese Plane eben darum, weil sie einige Millionen Menschen zu einem höhern Grade von Glückseligkeit erheben sollten als sie fähig sind, bloſse Dichterträume waren: was sollte er von den Triebfedern und Bewegungsgründen halten, die ihn verleitet hatten, diese hoch fliegenden Fantasien wirklich machen zu wollen? Sollte nicht auch das Streben nach einer mehr als menschlichen Gröſse, Stärke und Erhabenheit der Seele bloſse Täuschung und subtiles Gaukelwerk eines sich selbst vergötternden Egoismus seyn? Wie, Agathon, wenn Hippias auch hierin am Ende Recht behielte, und diese idealische Tugend, der du schon so viel Opfer brachtest, selbst die gröſste, wenn auch die schönste, aller Schimären wäre?

Wir können nicht läugnen, diese und ähnliche Gedanken waren in einer trübsinnigen Stunde in unserm Helden aufgestiegen: und wofern sie mehr als bloſse Miſsklänge einer durch gereitzte Empfindlichkeit und gerechten Unwillen verstimmten Seele gewesen, wofern sie gar in Gesinnungen übergegangen waren; so schwebte er am äuſsersten Rande des Abgrunds, der zwischen Weisheit und Tugend und dem System des Hippias liegt, und seine Feinde hätten einen allzu fürchterlichen Sieg über ihn erhalten, wenn sie ihn nicht bloſs vom Gipfel seines Glücks in Syrakus, sondern sogar von der moralischen Höhe, auf der er so weit über sie erhaben stand, hätten herab stürzen können. Aber dieser Triumf sollte ihnen nicht zu Theil werden; denn der Genius seiner Tugend führte in eben dieser Stunde, da sein Gemüthszustand eine neue Probe seiner bis in ihrem Grund erschütterten Rechtschaffenheit gefährlicher als jemahls zu machen schien, einen Zufall herbey, der gerade das, was ihren Fall beschleunigen konnte, zum Mittel machte, ihr das Übergewicht wieder zu geben, welches sie unter allen seinen Schwachheiten und Verirrungen bisher noch immer glücklich behauptet hatte.

10. KAPITEL.

Agathon erhält einen sehr unvermutheten Besuch, und wird auf eine neue Probe gestellt.

Wiewohl die Feinde Agathons keine Maſsregel der Vorsichtigkeit vergessen hatten, ihm eine heimliche Entweichung oder seinen Anhängern eine gewaltsame Entführung unmöglich zu machen: so hatte man doch, da die schärfste Untersuchung nichts, das eine allzu groſse Strenge rechtfertigen konnte, gegen ihn aufgebracht, und der erste Zorn des Tyrannen sich wieder abgekühlt hatte, sich nicht entbrechen können, ihn nach Verfluſs einiger Wochen gelinder zu behandeln; und sein Verhaft war nicht mehr so enge, daſs man irgend einem von seinen ehmahligen Bekannten, auf den kein Verdacht von geheimem Einverständniſs mit ihm oder Dion fiel, besonders denen von der gelehrten Zunft, die Erlaubniſs, ihm seine gezwungene Einsamkeit zu erleichtern, schwer gemacht hätte.

Unter diesem Titel hatte er schon mehrere Besuche von seinem Freund Aristippus erhalten; und dieser war es auch den er vermuthete, als die Thür seines Zimmers aufgeschlossen wurde, und — anstatt desselben —

wer anders? als eben dieser nehmliche Hippias herein trat, den er noch vor wenigen Minuten, da er ihn mehr als hundert Meilen von Syrakus entfernt glaubte, so lebhaft apostrofiert, eben dieser Hippias, zu dessen Antiplatonischer Filosofie er bereits mit so stark gefühlter Überzeugung, wie es schien, sich zu bekehren angefangen hatte.

Berge kommen nicht zusammen, sagt ein sehr altes Sprichwort, aber Menschen, wie weit sie auch getrennt seyn mögen, sind nie sicher, einander unverhofft zu finden, oder wieder zu sehen. Hippias, nachdem er den Olympischen Spielen (deren Begehung in dieses Jahr fiel) seiner Gewohnheit nach beygewohnt hatte, war, es sey nun aus Vorwitz, oder um gelegenheitlich eine kleine Rolle zu spielen, nach Syrakus herüber gekommen; und, wiewohl er unsern Helden in einer ganz andern Lage zu finden geglaubt hatte, so schien er doch nichts befremdendes zu hören, als man ihm sagte, daſs Agathon in Ungnade gefallen, und sogar, wegen einer vermuthlichen geheimen Verbindung mit dem Schwager des Tyrannen, in Verhaft gekommen sey. Hippias wollte sich das Vergnügen nicht versagen, seine Augen an dem Falle dieses politischen Ikarus zu weiden, dem, seiner Meinung nach, nichts begegnet war, als was er durch seine Ungelehrigkeit, und durch die Vermessenheit, sich auf den Wachsflügeln der Schwärmerey in die sonnigen Höhen des Hofes und der Fürstengunst zu wagen, mehr als zu wohl verschuldet hatte. Er eilte also, so bald er binnen einigen Tagen die nöthigen Vorkenntnisse von Agathons Umständen eingezogen hatte, unter dem Titel eines alten Bekannten sich bey ihm einführen zu lassen.

Nach der Stimmung zu urtheilen, worin wir unsern Helden wenige Minuten vor dem Eintritt des Sofisten verlassen haben, sollte man mit Grund erwarten dürfen, daſs ihm diese so ganz unverhoffte Erscheinung eines Mannes, mit dessen Denkart er sich so gut ausgesöhnt zu haben schien, vielmehr angenehm als unwillkommen hätte seyn sollen. Gleichwohl zeigte sich, so bald ihm die wohl bekannte Gestalt des herein tretenden Hippias in die Augen fiel, das Gegentheil auf eine Art, die für diesen nicht sehr schmeichelhaft war. Eine plötzliche Röthe glühte in seinem bleichen Gesicht auf; er fuhr betroffen und beynahe bestürzt zurück, und alle Züge seines Gesichts verriethen jene Art von Verlegenheit, in welche man geräth, wenn man sich unversehens von einem Menschen überfallen sieht, den man nicht gern zum Zeugen seiner Gedanken haben möchte, und vor dessen

Scharfsichtigkeit man doch nicht sicher zu seyn glaubt. Hippias, der mit allem Scharfblick seines Schalksauges die wahre Ursache dieser Verlegenheit unmöglich erspähen konnte, schrieb sie einer in Agathons Lage (seiner Meinung nach) sehr natürlichen Verwirrung zu, und ging nur desto zuversichtlicher, mit aller anscheinenden Offenheit einer Person, die sich zum freundlichsten Empfang berechtigt hält, auf ihn zu. Agathon fand sich durch diese Vertraulichkeit um so mehr beleidigt, da er Schadenfreude und Triumf unter den buschigen Augenbraunen des Sofisten hervor blicken zu sehen glaubte. Auf einmahl standen alle seine ehmahligen Verhältnisse zu ihm, mit allen den Scenen, worin Hippias sich ihm als ein Gegenstand der tiefsten Verachtung und des innigsten Abscheues dargestellt hatte, im wärmsten Kolorit der Gegenwart vor seiner Seele: ihm war als sähe er seinen bösen Genius vor sich; und dieses seltsame Gefühl warf ihn auf einmahl wieder in sich selbst zurück. Die Theorie des Sofisten verlor im unmittelbaren Anblick seiner verhaſsten Gestalt alles Täuschende, was ihr Agathons eigne verstimmte Fantasie geliehen hatte; und so bald er in dem Manne, den er vor sich sah, den ganzen leibhaften Hippias, wie er ihn zu Smyrna verlassen hatte, wieder fand, fühlte er auch in sich wieder den ganzen Agathon

Unser Sofist war, mit allem seinem Stolz, nicht gesonnen, sich durch einen unhöflichen Empfang irre machen zu lassen. Ey, ey! rief er in einem Tone von ironischer Verwunderung, was ist das? Ich komme nach Syrakus, um ein Augenzeuge des glänzenden Glückes und der ruhmvollen Staatsverwaltung meines Freundes Agathon zu seyn, und ich treffe ihn in einem Gefängniſs an! Wie geht das zu, Agathon? Sollte dir etwa dein Platonism auch an Dionysens Hofe einen seiner alten Streiche gespielt haben? Ich hoffte was Besseres von den Schulen, die du zu Smyrna durchgegangen bist; und ich beklage sehr, daſs ich, der nach Sicilien gekommen war, sich deines Glücks zu erfreuen, dir in der Lage, worin ich dich finde, vielleicht mit nichts als einem unfruchtbaren Mitleiden dienen kann.

„Erspare auch dieſs, Hippias, erwiederte Agathon mit einem Blick der kältesten Verachtung: oder, wenn du ja so gutherzig bist, mir mit etwas, das mir noch lieber als dein Mitleiden wäre, dienen zu wollen; so suche dir eine Gesellschaft, für die du dich besser schickest, und überlaſs mich der meinigen.“

Lieber Agathon, versetzte Hippias, ohne die geringste Empfindlichkeit über einen so unfreundlichen Empfang zu verrathen, ich begreife, daſs man mit einem so zarten Gefühl wie das deinige, in einer solchen Lage, nicht immer bey guter Laune seyn kann. Wir kennen uns, und unter alten Freunden kommt es auf eine saure Miene mehr oder weniger nicht an. Ich bin nicht hier, deines Unglücks zu spotten —

„Wirklich nicht?“ fiel ihm Agathon mit einem bittern Lächeln ins Wort.

Es ist doch noch nicht so lange her, fuhr Hippias fort, daſs du dich nicht solltest erinnern können, auf welchem Fuſs wir einst zu Smyrna lebten; daſs ich, von dem ersten Augenblick an, da der Zufall uns zusammen brachte, dich lieb gewann; und daſs es an mir nicht lag, wenn du nicht einer der glücklichsten Menschen wurdest, auf welche jemahls die Ionische Sonne geschienen hat. Aber du wolltest lieber deinen eigenen Weg gehen. Ich sagte dir voraus, wohin er dich führen würde; aber du hörtest nicht auf mich, und ich muſste mir's gefallen lassen. Da ich mir selbst und meinen Grundsätzen immer getreu bleibe — (das mag dir leicht werden, dachte Agathon erröthend) so blieb ich auch dein Freund —

„Du, mein Freund? — Hippias, der Freund Agathons?“

Warum nicht, wenn anders der unser Freund ist, der es wohl mit uns meint, und auch in einem Unglücke, das wir uns selber zugezogen haben, herbey eilt, uns die Hand zu bieten?

„Ich bin nicht unglücklich, Hippias; aber wenn ich es wäre, was sollte mir das, was du deine Freundschaft nennst, helfen können?“

O sehr viel, wenn du nicht, noch so früh, schon ganz unverbesserlich bist.

„Unverbesserlich? — Doch, ja! Verlaſs dich darauf, daſs ich es bin, und ziehe deine bessernde Hand von mir ab! Je eher je lieber! Du würdest Zeit und Mühe umsonst verschwenden. Ich bin in der That unverbesserlich!“

Das kann und will ich nicht glauben, Agathon! Du bist übel-launig, verdrieſslich, siehst jetzt gerade alles braungelb, weil dir ein wenig Galle ins Blut getreten ist. Aber — Wir sind Männer; du bist Agathon, ich bin Hippias — Warum sollten wir einander nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen können?

„O! die laſs' ich dem Hippias gewiſs widerfahren,“ sagte Agathon, in dem er ihm einen verachtenden Blick zuwarf, und dann nach der Thür hinsah.

Höre, Agathon, erwiederte der weise Hippias mit der ganzen unanfechtbaren Jovialität, die er zu allen Zeiten in seiner Gewalt hatte, und indem er sich zugleich, mit aller Behaglichkeit eines Mannes der zu Hause ist, auf einen Polstersitz niederlieſs; ich hoffe dir einen Beweis zu geben, daſs ich gerecht gegen den Mann zu seyn weiſs, welcher Zaubermacht genug in sich hatte, um sogar Einen der Tieger, die den Wagen des Dionysos ziehen, zahm zu machen; gegen den Mann, der das goldne Alter nach Sicilien zurück gebracht — haben würde, wenn die Menschen nicht wären — was ich dir schon zu Smyrna sagte daſs sie seyen, und was sie so lange bleiben werden, als sie nichts als ein Paar feiner organisierte Vorderpfoten und die Gabe der Sprache vor den übrigen Thieren voraus haben.

Agathon fing itzt an, sich als einen Menschen zu betrachten, den ein Zufall auf einem Marktschiffe mit einer schlimmen Gesellschaft zusammen gebracht hat, die er für gut nehmen muſs, und, in Hoffnung sich bald wieder von ihr zu trennen, duldet so gut er kann. Er zuckte die Achseln, und lieſs den Sofisten reden.

Gewiſs ist es nicht deine Schuld, fuhr Hippias lächelnd fort, wenn Dionysius nicht der tugendhafteste und weiseste aller Tyrannen, sein Hof nicht ein Tempel aller Musen, seine Räthe und Diener alle nicht eben so uneigennützig als du selbst, sein Volk nicht das glücklichste Volk unter der Sonne, und — sogar die kleine Bacchidion nicht die harmloseste aller jungen Dirnen ist, die sich jemahls in die Arme eines Königs hinein getanzt haben.

Agathon erröthete abermahl, schlug die Augen nieder und schwieg fort. Was sollte er auch gesagt haben? Hippias hatte ihn nun einmahl in seiner Gewalt, und immer war es ein Vorrecht der Leute seiner Art, gute Menschen nicht nur über das, was sie sich bewuſst sind, sondern noch öfter über das, was jene von ihnen zu denken scheinen, schamroth zu machen.

Gewiſs, fuhr Hippias fort, kamst du mit solchen Absichten nach Syrakus; gewiſs hattest du dir den schönsten Plan von der Welt darüber gemacht, und gabst dir alle Mühe ihn zur Wirklichkeit zu bringen. Wie kam es denn, Agathon, daſs dir die Ausführung nicht besser gelang?

„Vermuthlich, weil man nicht alles kann was man will, antwortete Agathon; oder, du hörtest wohl lieber, wenn ich sagte: weil ich nicht klug genug war, von den Grundsätzen der geheimen Filosofie Gebrauch zu machen, in deren Mysterien du mich einzuweihen gewürdigt hattest?“

Mein lieber Agathon, versetzte der Sofist mit einem schalkhaft mitleidigen Lächeln, man kann alles was man will, so bald man nichts will als was man kann: und was den andern Punkt betrifft, so sollt' ich beynahe selbst glauben, du würdest mit meinen Maximen zwar keines der Wunderwerke, die du hier verrichten wolltest, weder gethan noch unternommen haben; aber dafür auch höchst wahrscheinlich noch zu dieser Stunde der Günstling des Dionysius seyn, und das Vergnügen haben, die Filiste und Timokraten, ja die majestätische Kleonissa selbst, nach jeder Melodie, die du ihnen vorspielen wolltest, tanzen zu sehen.

„Ohne Zweifel, sagte Agathon, würde sich der weise Hippias an meinem Platze ganz anders benommen haben als ich. Er würde Mittel gefunden haben, den Tieger des Dionysos mit lauter Rosenketten vor seinen eigenen Wagen zu spannen; die Filiste und Timokraten, und wer nur irgend schlau genug gewesen wäre, euch seinen Antheil an der gemeinsamen Beute abzuverdienen, würden sich willig haben finden lassen, dir deinen Plan ausführen zu helfen, und bey Gelegenheit ihren Beschützer wieder beschützt haben

Diese schöne Harmonie hätte so lange gedauert, als jedes bey der stillschweigenden Übereinkunft, sich von den andern betrügen zu lassen, seine Rechnung gefunden hätte; und niemand hätte sich bey euerer Eintracht übel gestanden, als der Staat und das Volk von Sicilien, und die kleine Zahl der ehrlichen Leute, deren Daseyn euern Blicken entgangen wäre. Nicht wahr?"

O Agathon, Agathon, rief der Sofist mit dem theilnehmenden Ton eines Mannes aus, der seinen oft gewarnten Freund eigensinnig auf einem Wege, der ihn ins Verderben führen wird, fortgehen sieht — So sollen denn auch diese neuen Erfahrungen, die du auf deine eignen Kosten gemacht hast, und vielleicht nur zu theuer bezahlen wirst, so sollen denn auch diese für dich verloren seyn!! — Aber lassen wir itzt das, was Ich an deiner Stelle gethan hätte, und bleiben bey dem stehen, was Du gethan hast. Obgleich das Geschehene nicht mehr zu ändern ist, so kann dir doch die Erkenntniſs deiner Verirrungen künftige Fehler ersparen. Wie gesagt, ich hoffe dich zu überzeugen, daſs ich dein Freund bin; denn ich will dir einen Spiegel vorhalten, der dir nicht schmeicheln soll. Wenn Agathon seinen herrlichen Plan vereitelt, seinen Zweck verfehlt, seine Arbeit verloren, und seine Verdienste mit Undank belohnt sieht: so hat er niemand die Schuld beyzumessen als — Sich. Erkenne an diesem Zuge den Karakter der Freundschaft, die sich nicht scheuet, dem Freunde zu seinem Besten wehe zu thun, und ihn strenger zu beurtheilen als er selbst. Ich will nichts von der Vermessenheit sagen, womit du dich an ein Werk wagtest, wozu dir gerade die einzigen Erfordernisse fehlten, ohne welche es nicht gelingen konnte; an ein Werk, das dem weisen Plato selbst miſslungen war! Arm an Weltkenntniſs, aber desto reicher an Idealen, glaubtest du, aus der Regierung eines Dionysius eben so leicht das Muster einer vollkommnen Monarchie machen zu können, als es dir zu Smyrna, in einem Hause wo dir alles zu Gebot stand und wo du alles fandest, ein leichtes gewesen war, jeden schönen Dichtertraum zu realisieren, woran deine Fantasie zur Belustigung der schönen Danae so fruchtbar war. Ohne den Karakter des Tyrannen und seiner Günstlinge durch dich selbst zu kennen, geschweige sie lange und scharf genug beobachtet zu haben, um zu wissen, wie viel ein Mann von deiner Denkart von jenem zu hoffen und von diesen zu fürchten habe, unternahmst du, was kein weltkluger Mann jemahls auf sich genommen hätte, — jenen zu einem guten Fürsten umzubilden, diese von ihm zu entfernen und unschädlich zu machen. Den Dionysius zu einem guten Fürsten! Es ist, als wenn Alkamenes seine Afrodite aus einem knotigen Stück Feigenholz hätte schnitzen wollen. Einen Filistus unschädlich! Giftiges Gewürm muſs man ausrotten um es unschädlich zu machen. Dir selbst solche Wunder zuzutrauen, war allerdings groſse Vermessenheit: indessen dient dir hier die Schönheit deines Plans, der Reitz eines so ruhmwürdigen Unternehmens, und deine Unbekanntheit mit dem Hofe, als einer für dich ganz neuen Welt, allenfalls zur Entschuldigung. Aber daſs du dein eignes Herz nicht besser kanntest; daſs du, um die Gunst, oder (wenn du es lieber so nennen willst) das Zutrauen des Tyrannen zu gewinnen, so gefällig warst einen Theil von dir selbst zu verläugnen; daſs du immer so viel von deinen Grundsätzen nachgabst, als du für deinen Zweck zu gewinnen hofftest; daſs du dich zu einem schimpflichen Vergleich mit dem, was du selbst Laster nennest, erniedrigtest, durch Nachgiebigkeit gegen gewisse Leidenschaften des Tyrannen Meister von den übrigen zu werden hofftest, eine Bacchidion in deinen Schutz nahmst, um eine Kleonissa durch sie zu verdrängen; — und daſs du, wie natürlich, mit aller dieser Halbheit deinen Plan doch nicht auszuführen vermochtest; daſs alle diese unzulänglichen

Aufopferungen am Ende vergebens gemacht waren; daſs du deinen Feinden eine Blöſse über die andere gabst, und die Gruben nicht gewahr wurdest, in welche du durch deine eignen Leidenschaften fallen muſstest; daſs du deine Urtheile von den Menschen, deren Laufbahn die deinige durchkreuzte, so oft ändertest, als sich ihr zufälliges Verhältniſs gegen dich veränderte; daſs du mit eben diesem Dion, den du noch kurz zuvor ruhig seinen Feinden Preis gabst, gemeine Sache gegen einen Fürsten machtest, von dem du mit Gunstbezeigungen überschüttet worden warst, und dem du so viele Ursache gegeben hattest dich für seinen Freund zu halten: — dieſs, Agathon, sind Abweichungen von deinen eigenen Grundsätzen, deren du dich billig vor dir selbst anzuklagen hast, und die dadurch nur desto verdammlicher werden, weil sie eben so sehr gegen die Gesetze der Klugheit verstoſsen, als gegen jenes hohe Ideal der Tugend, dem du in deinen schwärmerischen Stunden alles aufzuopfern bereit warst. Daſs du den Muth nicht hattest, entweder deinen Grundsätzen ganz treu zu bleiben, oder, wenn Erfahrung und zunehmende Menschenkenntniſs dich von der Richtigkeit der meinigen überführte, dich gänzlich von diesen führen zu lassen: das ist es was dich hierher gebracht hat, und vielleicht am Ende, für allen deinen guten

Willen, das Reich der Themis und des Kronos nach Sicilien zurück zu bringen, dich zum Opfer deiner Feinde machen wird, ohne daſs dir nur der Trost deines eigenen Beyfalls bliebe, nur das Recht, deinen Richtern und der ganzen Welt mit dem stolzen Bewuſstseyn, immer dir selbst gleich geblieben zu seyn, in die Augen zu sehen. Alle diese Kränkungen von auſsen und innen hättest du dir ersparen können, mein guter Agathon, wenn du dich, da du die schlüpfrigste aller Bahnen zu betreten wagtest, jener Theorie hättest erinnern wollen, die ich dir, als das Resultat der Erfahrungen und Beobachtungen eines an Begebenheiten und Glückswechseln sehr reichen Lebens, in wenig Stunden mit einer Offenheit und Gutmüthigkeit mittheilte, die einer bessern Aufnahme werth waren. Deine eigene Erfahrung ist nun die sicherste Probe über die Richtigkeit meiner Rechnung; und ich kann die Anwendung meiner Maximen auf die besondern Fälle, worin du dich seit deiner Entfernung von Smyrna befunden hast, um so eher deinen eigenen Betrachtungen überlassen, da ich gewiſs bin, daſs sie dir auch nicht Einen von dir begangenen Fehler zeigen werden, den du nicht durch die Befolgung dieser Maximen vermieden haben würdest.

Hier hielt Hippias ein, als ob er seinem in Gedanken (wie es schien) verlornen Zuhörer

Zeit laſſen wollte, das Gehörte zu Herzen zu nehmen. Aber, es ſey nun, daſs er in der Abſicht noch mehr zu ſagen gekommen war, oder daſs ſeine alte Zuneigung zu unſerm Helden in dieſem Augenblicke wieder erwachte, indem er einen der liebenswürdigſten und vorzüglichſten Sterblichen, dem Anſehn nach, ſo gedemüthigt vor ſich ſah, — genug, da dieſer noch immer mit geſenktem Haupt in tiefem Stillſchweigen verharrte, nahm er das Wort wieder, und ſagte, indem er aufſtand und den zu ihm aufblickenden Agathon bey der Hand nahm, mit einem Ton der Stimme, der aus dem Herzen zu kommen ſchien: Vergieb mir, Agathon, wenn ich dir weher gethan habe als meine Abſicht war! Ich bin in einer ſehr guten Meinung zu dir gekommen; und, wiewohl ich, wenn ich gewiſſen Erinnerungen Gehör geben wollte, vielleicht mit dir zürnen ſollte, ſo iſt es mir doch weit angenehmer, mich dem Hang zu überlaſſen, der mich ſeit dem Anfang unſrer Bekanntſchaft immer zu dir zog. Gieb meiner dir entgegen kommenden Freundſchaft eine freundliche Antwort, und alles iſt auf immer vergeſſen; ich gebe dir meine ganze Liebe für einen Antheil an der deinigen! Du kehrſt mit mir nach Smyrna zurück; dein Umgang verſchönert den Reſt meines Lebens; du theileſt alles was ich beſitze mit mir, und biſt, wenn ich ausgelebt habe, der Erbe meiner Talente und meiner ganzen Verlassenschaft.

Hippias hatte, beym letzten Theile dieser Anrede, Agathons halb verweigerte Hand abermahls mit einer Wärme ergriffen, die dem ganzen Ausdruck seines Gesichts die Wahrheit seiner Worte bekräftigen half. Laſs dich, setzte er hinzu, den Kontrast meines Anerbietens mit deiner gegenwärtigen Lage nicht beunruhigen. Ich bin, wie du schon gemerkt haben muſst, mit allen Umständen deines hiesigen Lebens bekannt, und weiſs ziemlich genau, wie weit deine Feinde allenfalls gehen dürften. Aber, ich habe Ursache zu glauben, daſs ich bey dem Fürsten, und selbst bey der tugendreichen Kleonissa, (die, unter uns gesagt, einst eine meiner gelehrigsten Schülerinnen war) ja, auf alle Fälle, bey dem ganzen Syrakusischen Volke so viel vermag, daſs deine Aussöhnung mit Dionysius und deine Freyheit mir nur wenig Mühe kosten werden.

Agathon, von einem so ganz unerwarteten Ausgange dieses Besuchs mehr gerührt als er wollte, wand seine von zwey sehr verschiedenen Regungen nach zweyerley Richtungen gezogene Hand nur langsam aus der stärkern Faust des Sofisten, und bat ihn, mit einem Blicke, der durch zwey groſse Thränen, die ihm in die Augen getreten waren, hindurch schimmerte, sich wieder niederzulassen, und nun auch an seiner Seite anzuhören, was er ihm aus vollem Herzen antworten würde.

Hippias, der einen Antrag gemacht zu haben glaubte, den in Agathons Lage nur ein Wahnsinniger abweisen könne, schien sich von dem, was ihn der feierliche Ernst in Agathons Augen erwarten hieſs, wenig Gutes zu versprechen; er biſs sich schweigend in die Oberlippe, lieſs Agathons sich sanft zurück ziehende Hand plötzlich fahren, nahm seinen vorigen Platz wieder, und hörte mit angenommener Zerstreuung, was der eigensinnige Schwärmer gegen einen Vorschlag, womit er ein Recht an seine wärmste Dankbarkeit erlangt zu haben glaubte, einzuwenden haben könnte.

11. Kapitel.

Agathons Schutzrede für sich selbst, und Erklärung auf den Antrag des Hippias.

Vor allen Dingen, Hippias, (fing Agathon an) bekenne ich mich von ganzem Herzen zu den Absichten, die du mir zuschreibest, als ich den Entſchluſs faſste mich dem Dionysius zu widmen. Wie schwärmerisch auch der Plan, den ich nach Syrakus mitbrachte, in deinen Augen erscheinen mag, es war der meinige: und in der That, es bedurfte keines geringern, um den Zauber zu entkräften, der mich, als ich aus Smyrna entfloh, noch immer mit kaum widerstehlicher Gewalt nach dem Ionischen Ufer zurück zog; es bedurfte des ganzen Schwunges, den mein Geist in diesen gefährlichen Augenblicken durch den Gedanken erhielt, eine neue Laufbahn nach dem edelsten Ziele seiner nur zu lange durch üppige Trägheit gebundenen Kräfte vor sich eröffnet zu sehen. Lege mir's nicht als Übermuth aus, Hippias, wenn ich sage: Wer, der in dem Alter, wo der Jüngling sich in den Mann verliert, solcher Kräfte sich bewuſst ist, könnte bey einem solchen Gedanken, bey einer so schönen und groſsen Unternehmung, vor Schwierigkeiten zittern, oder ängstlich das ihm selbst unbekannte Maſs seiner Stärke ausrechnen? Wenn Eitelkeit, Ruhmdurst, oder irgend eine andere unlautere Triebfeder damahls an meinen Entwürfen für die Zukunft Antheil hatte, so war ich mir dessen nicht bewuſst: meine Absichten waren rein, mein Zweck der edelste, auf den ein menschliches Wesen seine Thätigkeit richten kann; denn ich hatte keinen andern, oder (was doch wohl bey Menschen für das nehmliche gelten muſs) ich erkannte keinen andern in mir, als das möglichste Gute in dem ganzen Umfange des Wirkungskreises, der sich meinen Hoffnungen aufthat, hervorzubringen. Für den Erfolg konnte weder mein Wille noch mein Verstand die Gewähr leisten; und mir einen solchen Ausgang zu weissagen, würde, wenn es damahls auch möglich gewesen wäre, eher Feigheit als Behutsamkeit gewesen seyn. Wer mit reinen Gesinnungen und mit unbedingter Bereitwilligkeit zu jeder Aufopferung seines besondern Vergnügens oder Vortheils für das allgemeine Beste arbeitet, wird schwerlich, wie groſs auch sein Wirkungskreis sey, durch die Fehler in die er fallen mag, einem andern schaden als sich selbst. Niemand Unrecht zu thun, und immer das, was wir in den gegebenen Umständen für das möglichste Gute erkennen, zum Zweck zu haben, ist ganz in unsrer Gewalt: uns nie hierin zu irren, ist mehr als von einem Sterblichen gefodert werden kann. Ohne Zweifel habe ich während meines öffentlichen Lebens zu Syrakus manchen Irrthum dieser Art begangen; auch vielleicht manchen, den ein erfahrnerer und weiserer Mann als ich vermieden hätte. Fern sey es von mir, mich hierüber selbst täuschen, oder in anderer Augen besser scheinen zu wollen als ich bin. Aber eine Stimme, deren ernsten Ton ich zu gut kenne, um ihn jemahls mit dem schmeichelnden Gelispel des Eigendünkels zu verwechseln, spricht mich im Innersten meines Gemüthes von der Schuld eines unredlichen Willens oder einer sträflichen Nachlässigkeit los; und ist nicht schon allein der Umstand, daſs ich hier bin, ein Beweis meiner Unschuld? — Mehr Gelehrigkeit gegen deine Theorie der Lebensweisheit hätte mir, sagst du, die falschen Schritte erspart, die mich hierher gebracht haben. O gewiſs! Aber nur, weil sie mich zum Mitschuldigen derer gemacht hätte, die bloſs darum meine Feinde wurden, weil sie keine Lust hatten mir, auf Unkosten ihrer Selbstheit, Gutes wirken zu helfen, und ich ihnen im Bösesthun weder zum Gehülfen noch zum Werkzeug dienen wollte.

Doch, gerade in diesem Stücke, glaubst du, habe ich mich von der unerkannten Schwäche meines Herzens betrügen lassen. Ich hatte nicht Muth genug, sagst du, meinen Grundsätzen getreu zu bleiben; ich schwankte zwischen der Rechtschaffenheit, die ich mir selbst zur Maxime gemacht hatte, und der Klugheit, worin, nach deiner Theorie, die Tugend des Weisen besteht, unbeständig hin und her. Daher die Nachgiebigkeit gegen die Ausschweifungen des Tyrannen, die du mir Schuld giebst; daher diese Halbheit, und der schimpfliche Vergleich mit dem, was ich selbst Laster nenne, wozu ich mich erniedrigt haben soll. — In der That steht es übel mit mir, Hippias, wenn ich diese Beschuldigungen verdient habe, ohne mir dessen bewuſst zu seyn, und du hast mir den gröſsten aller Dienste erwiesen, daſs du gekommen bist, mein Gewissen aus einem so gefährlichen Zauberschlaf aufzurütteln. Nun wäre ich nicht länger zu entschuldigen, wenn ich fortfahren wollte mich selbst zu hintergehen. Allein, wie sehr du dich auch durch einen so uneigennutzigen Liebesdienst als meinen Freund bewiesen hast, so erwartest du doch nicht, daſs ich mich, gegen mein eigenes Bewuſstseyn, zu irgend einer Schuld bekenne, von welcher mich der Richter in meinem Busen frey spricht. Als ich, — im Gedränge zwischen der Wahl, entweder meinen ganzen Plan aufzugeben, oder mich zu einiger Nachsicht gegen die verderbten Menschen, mit denen ich es zu thun haben muſste, zu bequemen, — als ich da dem Gedanken Platz gab, daſs es nicht unmöglich sey, die Räthe der Klugheit mit den Foderungen der Rechtschaffenheit zu vereinigen, glaubte ich mir bewuſst zu seyn, daſs die Unmöglichkeit, meinen Plan ohne diese Nachgiebigkeit auszuführen, mein einziger Bewegungsgrund sey; und erlaube mir dich zu erinnern, daſs es ein Plan war, in welchem mein Privatinteresse in ganz und gar keine Betrachtung kam. Ich beruhigte mich damit, daſs ich nicht gegen mich selbst, sondern nur gegen andere etwas von der Strenge meiner Grundsätze nachlieſs, und nicht mehr als mir unvermeidlich schien, wenn ich sie nicht gänzlich von dem guten Wege zurück schrecken wollte, auf welchen ich sie zu bringen hoffte; auf einen Weg, von dem sie zu weit verirrt waren, als daſs ich, um sie dahin zu bringen, alle Krümmungen und Seitenpfade hätte vermeiden können. Dieſs allein, Hippias, war die Ursache der Halbheit, deren du mich mit mehr Strenge als Billigkeit beschuldigest. Daſs ich durch ein solches Benehmen meinen Feinden Blöſsen geben muſste, war, wie ich itzt bey kälterm Blute sehe, unvermeidlich: aber ich bitte dich, nicht zu vergessen, daſs ich keine andere Feinde hatte, noch haben konnte, als die Feinde des Guten, das ich schaffen wollte, und das mit den Foderungen ihrer Leidenschaften unverträglich war. Ihnen diese Blöſsen nicht zu geben, waren nur zwey Wege: entweder den Hof zu verlassen, oder die Rolle an demselben zu spielen, welche Hippias an meinem Platze gespielt hätte. Das erste wollte ich nicht, weil ich die Hoffnung eines guten Erfolgs nicht zu früh aufgeben wollte; das andere konnte ich nicht, weil ich nicht aufhören konnte Agathon zu seyn. — Doch, es gab noch einen dritten Weg, sagst du: ich hätte Muth genug haben sollen meinen Grundsätzen ganz getreu zu bleiben, und dem Ideal der Tugend alles aufzuopfern. Wenn ich dich recht verstehe, so heiſst dieſs: ich hätte meinen Wirkungskreis an Dionysens Hofe für einen Kampfplatz auf Leben oder Tod ansehen sollen; hätte alles darauf anlegen, und mich nicht eher zufrieden geben sollen, bis ich über der Ausführung meines Plans entweder selbst die Seele ausgeblasen, oder meine Gegenkämpfer leblos zu meinen Füſsen hingestreckt hätte. Aber dieſs, weiser Hippias, war mehr, als wozu der strenge Platon selbst sich verbunden geglaubt hatte; war etwas, was sogar der noch strengere Dion nicht eher unternahm, als bis er, durch die empfindlichsten Beleidigungen heraus gefodert, Gewalt für das einzige Mittel hielt, Sicilien zu retten, und — sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Wenn du neugierig genug bist, dich nach allen Umständen, unter welchen ich mit dem Dionysius und seinem Hofe in Bekanntschaft kam, zu erkundigen, — wozu dir, wie es scheint, deine hiesigen Verhältnisse überflüssige Gelegenheit geben, — so wirst du finden, daſs der Gedanke, als ein Athlet aufzutreten, und diejenigen mit Faust und Ferse zu bekämpfen, die ich zu gewinnen hoffen konnte, unter jenen Umständen nicht natürlich war, und einem rechtschaffnen Manne, der zugleich an den Nahmen eines vernünftigen Anspruch machte, nicht eher einfallen konnte, bis er erst alle gelindere Mittel vergebens versucht hatte, den Tyrannen und seine Rathgeber und Günstlinge so unschädlich zu machen, als es einem jeden möglich scheinen konnte, der, wie ich, des Gegentheils erst durch Erfahrung überwiesen werden muſste. Daſs ich, nachdem mich diese groſse Lehrerin, die uns ihre Schule so theuer bezahlen läſst, endlich von der Unzulänglichkeit jener gelindern Mittel überzeugt hatte, daſs ich da die Partey nahm, die ich (deiner Meinung nach) gleich Anfangs hätte nehmen sollen, hat mich — freylich nur zufälliger Weise — hierher gebracht: mein Anschlag miſslang; allein über das Vorhaben selbst und den Zweck desselben macht mein Herz mir die Vorwürfe nicht, die mir Hippias macht. Wenn sich mein Urtheil von Dion änderte, oder, richtiger zu reden, wenn ich mich in eine Verbindung mit ihm einlieſs, der ich ehmahls ausgewichen war; so kam es nicht daher, weil sein zufälliges Verhältniſs gegen mich, sondern weil die Umstände sich dergestalt verändert hatten, daſs mir, den Staat vom Verderben zu retten, kein andrer Weg übrig schien, als mich zu einer offnen Fehde gegen die Verführer des Dionysius, nicht gegen seine Person, mit Dion zu vereinigen. Wer nach einerley Grundsätzen und zu eben demselben Zweck, unter veränderten Umständen, bloſs die Art zu verfahren und die Mittel ändert, kann eben so wenig einer Veränderlichkeit beschuldiget werden, als derjenige, der sein Urtheil von Personen und Sachen, nach Maſsgabe des Wachsthums seiner durch Erfahrung, Nachdenken oder bessern Unterricht berichtigten Kenntniſs derselben, genauer zu bestimmen sucht.

Bey der günstigen Gesinnung, die dich zu mir geführt hat, Hippias, wirst du es hoffentlich sehr natürlich finden, daſs ich nicht gerne schlechter in deiner Meinung seyn möchte, als ich mir selbst vorkomme: aber noch weniger möchte ich in meiner eigenen besser erscheinen, als ich wirklich bin. Zu diesem Behuf ist mir dein unerwarteter Besuch wohlthätiger gewesen, als du vermuthlich wolltest, wenigstens in einem ganz andern Sinne, als du wolltest daſs er es seyn sollte. Mir war, als du herein tratest, beym ersten Anblick, als ob ich meinen bösen Dämon auf mich zukommen sehe. Wie sehr irrte ich mich! Jetzt fühl' ich mich im Gegentheil geneigt zu glauben, daſs mein guter Genius deine Gestalt angenommen habe, um mich einer gefährlichen Täuschung zu entreiſsen, in welcher die Eigenliebe mein besseres Selbst zu verstricken angefangen hatte. Nur zu wahr sagtest du, Hippias, mit einem Herzen wie das meinige sollte sich niemand auf die schlüpfrige Bahn des Hofes wagen. Nur zu wohl erkenne ich itzt, daſs es thöricht war, mit der Zither in der Hand der Mentor eines Dionysius werden zu wollen. Die Schönheit, die Gröſse, die Wohlthätigkeit meines Zwecks riſs mich dahin: ich kannte die Menschen zu wenig, und traute mir selbst zu viel. Ich wurde nicht gewahr, wie viel Antheil eine zu lebhafte Empfindung meines eignen Werths an der eiteln Hoffnung hatte, höchst verderbte Menschen entweder durch meine Talente, meine Beredsamkeit, mein Beyspiel, zu gewinnen, oder — warum sollt' ich dir nicht die reine Wahrheit bekennen? — durch die Überlegenheit meines Genius zu überwältigen. Ich wurde nicht gewahr, wie ungleich gröſser die Vortheile waren, die ihnen eben diese, durch eine gefällige Auſsenseite bedeckte Verdorbenheit über mich gab, und wie wenig meine Aufrichtigkeit, mein Edelmuth, und die Gewohnheit immer mit dem Herzen in der Hand zu reden und zu handeln, es gegen ihre Gewandtheit, ihre Verstellungskunst, ihre Ränke, ihre Gleiſsnerey, ihre gänzliche Gefühllosigkeit für allen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, in die Länge aushalten konnte. Kurz, ich wurde nicht gewahr, daſs ein Mensch wie ich am Hof eines Dionysius immer der Betrogne seyn wird, und daſs es viel leichter ist, daſs Er, (wie du mir zu richtig bemerkt hast) durch die Nothwendigkeit sich immer zu den andern herab zu stimmen, unvermerkt vom innern Gehalt seines eigenen Karakters verliere, als daſs es ihm gelänge den ihrigen umzuschaffen. Seltsam genug, daſs es Hippias seyn muſste, der meine in der betäubenden Hofluft unvermerkt eingeschläferte Wachsamkeit erwecken, und mir die Augen über Gefahren öffnen sollte, die ich, aus zu groſsem Vertrauen in die Unschuld meines Herzens, entweder übersah oder verachtete! In diesem Augenblick erst fühl' ich, wie viel der Feind schon über mich gewonnen haben muſste, da ich mir selbst nicht verbergen kann noch will, daſs die Gewohnheit mir bereits Menschen erträglich, ja beynahe angenehm zu machen anfing, die ich zu Smyrna, als ich noch unter dem Zauber der süſsesten Schwärmerey und — der schönen Danae lebte, unausstehlich gefunden hätte. Mein Auge, mein Ohr, mein Geschmack machte sich unvermerkt einer Gefälligkeit, oder wenigstens einer Duldsamkeit schuldig, über die ich wenige Jahre zuvor erröthet wäre. Wie sollte es möglich gewesen seyn, daſs die Nothwendigkeit, von jedem Guten das ich bewirken wollte, immer etwas nachzulassen, um nicht alles aufzugeben — die Nothwendigkeit, kleinere Übel zu dulden, um gröſseren den Zugang zu sperren — die Nothwendigkeit, bey tausend Gelegenheiten von gering scheinender Wichtigkeit meine wahren Gesinnungen zu verbergen, mein Miſsfallen in ein erzwungenes Lächeln zu hüllen, oder kalt zu loben, was ich, wenn keine Rücksichten mir die Zunge banden, sehr lebhaft getadelt hätte — wie wär' es möglich gewesen, daſs diese so häufig wieder kommende Gewalt, die ich meiner Denkart, meinem Gefühl, meiner Freyheit anthun muſste, nicht zuletzt meine Grundsätze selbst angegriffen haben sollte?

Du siehest, Hippias, daſs ich mich in deinen Augen so wenig als in meinen eigenen, zu einem gröſsern und bessern Menschen zu machen begehre als ich bin; und die Offenheit dieser freywilligen Geständnisse könnte dir zugleich für meine Aufrichtigkeit in allem, was ich zu meiner Rechtfertigung angeführt habe, bürgen, wenn die Sache selbst nicht schon zu laut für mich spräche. Denn gewiſs bedarf es keines andern Beweises, daſs ich mich wissentlich nie zu einem schimpflichen Vergleich mit dem Laster erniedriget habe, als das Schicksal, das ich mir bloſs dadurch zuzog, weil ich mich zu einem solchen Vergleich nicht erniedrigen wollte. Indessen, da ich einmahl im Bekennen bin, will ich dir noch mehr gestehen, Hippias! Daſs das bittre Gefühl des Undanks, womit Dionysius meine Freundschaft und (wie ich wohl ohne Selbstschmeicheley sagen kann) meine Verdienste um ihn belohnte; — daſs der Verdruſs, mich in meiner allzu guten Meinung von ihm so häſslich betrogen zu haben, und alle meine schönen Entwürfe durch die Ränke nichtswürdiger Höflinge auf einmahl wie bunte Seifenblasen zerplatzen zu sehen; — daſs das Brüten über solchen Erinnerungen, in der Einsamkeit einer unerwarteten Einkerkerung, mein Gemüth mit einem Trübsinn umzog, der in den dunkelsten Stunden meine Vernunft selbst verfinsterte, und sogar meinen Glauben an eine allgemeine, nach Gesetzen der höchsten Weisheit geführten Weltregierung wanken machte: dieſs könnte vielleicht mit der Schwäche der menschlichen Natur entschuldiget werden, und würde bey einem unverdorbenen Herzen von keinen dauernden Folgen gewesen seyn. Aber daſs dieser Trübsinn endlich gar mein Herz ergriff; daſs ich mich's reuen lieſs, so viel für die Menschen gethan zu haben, die mir, in dieser Zerrüttung meines innern Sinnes, so vieler Sorge für ihre Wohlfahrt und so vieler Aufopferungen unwürdig schienen; daſs es so weit kam, daſs ich sogar dem Hippias bey mir selbst gewonnen zu geben anfing, und seine egoistische Lebensfilosofie, als auf die allgemeine Erfahrung gegründet, bereits in einem günstigen Lichte betrachtete: — dieſs überzeugt mich, daſs der verpestete Dunstkreis eines verdorbenen Hofes bereits, wiewohl mir selbst unbemerkt, die Gesundheit meiner Seele angegriffen haben muſste, und daſs ich der Gefahr nur zu nahe war, das letzte und höchste Gut des Menschen, das einzige was ihn über den Verlust alles andern trösten kann, zu verlieren. In einer solchen Stunde war es, Hippias, da deine unvermuthete Erscheinung, dein ironisches Mitleiden, die Strenge deines Tadels, die Schärfe, womit du mein Benehmen an diesem Hofe gegen meine eigenen Grundsätze abwogst, und, was deinem Werke die Krone aufsetzte, dein groſsmüthiger Antrag — von dessen Annahme zugleich meine Befreyung und (nach deiner Schätzung) ein beneidenswerthes Glück die Folge seyn soll, — eine Umwälzung in meinem Gemüthszustand hervorbrachte, die dich, wiewohl gegen deine wirkliche Absicht, zu meinem gröſsten Wohlthäter macht. Deine Gegenwart stellte plötzlich unser wahres Verhältniſs wieder her. Ich fühlte mich wieder denselben, der ich war, da du mich in deinem Hause zu Smyrna verlieſsest, um mit der schönen Danae den Anschlag, der euch gleichwohl nur zur Hälfte gelang, abzureden. Dein selbst in seiner Strenge hinterlistiger Tadel (vergieb mir dieses Wort!) wirkte mehr als du wolltest, und wurde mir zwiefach heilsam. Er weckte das volle Bewuſstseyn in mir auf, daſs mein Wille immer redlich, und mein Zweck rein gewesen war: aber mitten unter der Bestrebung, das Ganze meines Lebens in Syrakus gegen deine Anklagen zu rechtfertigen, öffneten sich meine Augen für die feinen unsichtbaren Schlingen der Eitelkeit, des zu sichern Vertrauens auf meine eigene Stärke, und der übermäſsigen Selbstschätzung, worin meine Lauterkeit sich ungewahrsam verstrickte; und, indem mir mein Gewissen Zeugniſs gab, daſs ich nie so schwach gewesen sey als du mich beschuldigtest, sagte mir eben diese innerliche Stimme, daſs ich auch so untadelhaft nicht gewesen sey, als die Eigenliebe mir geschmeichelt hatte.

Und nun, mein lieber Hippias, höre, nachdem du so lange Geduld gehabt hast mich anzuhören, höre nun auch meine letzte, feste, unerschütterliche Erklärung. Dein Antrag verdient, in so fern er aus einem wohl wollenden Herzen zu kommen scheint, meine wärmste Dankbarkeit: aber annehmen kann ich ihn nicht. Es ist eine Kluft zwischen uns, die uns so lange trennen wird, als jeder von uns ist, was er ist. Du siehest, meine Erfahrungen, meine Verirrungen, meine Fehltritte selbst, dienten am Ende nur mein Gemüth zu läutern, mich in meinen Grundsätzen zu befestigen, und über das, was die Würde meiner Natur und der Zweck meines Daseyns ist, mir immer mehr Licht zu geben. Nie hab' ich inniger empfunden als in diesem Augenblicke, daſs unverwandte und unabsichtliche Anhänglichkeit an das, was ewig wahr und recht und gut ist, das einzige Bedürfniſs und Interesse meines edlern unsichtbaren Ichs ist, dem dieses sichtbare Ich, mit allen seinen Bedürfnissen, Neigungen, Leidenschaften, Wünschen und Hoffnungen, immer untergeordnet seyn muſs, wenn es in mir selbst wohl stehen, oder, was eben dasselbe ist, wenn ich in diesem groſsen All, worin wir zur Beförderung seines allgemeinen Endzwecks thätig zu seyn bestimmt sind, das zu seyn wünsche, was ich soll. Nur indem ich der gekränkten Eigenliebe des sichtbaren Agathons Gehör gab, der, im Zorn sein Werk von frevelhaften Händen zerstört zu sehen, diesen Frevel an der ganzen Menschheit rächen wollte, sank mein besseres Ich einen Augenblick unter sich selbst herab, und vergaſs, daſs es seine Natur ist, immer das Gute zu wollen und zu thun; unbekümmert ob es erkannt oder verkannt, mit Dank oder Undank, mit Ruhm oder Schande belohnt werde; unbekümmert was es fruchte, wie lang' es dauern, und von wem es wieder zerstört werden könnte. Dieſs, Hippias, ist es, was ich Tugend nenne; und dieser Tugend schwöre ich hier, in deiner Gegenwart, von neuem unverbrüchliche Treue; feſt entschlossen, jede neue Laufbahn, die sie mir eröffnen wird, muthig anzutreten, sollte auch etwas viel ärgeres, als was ich bereits erfahren habe, am Ziel derselben auf mich warten. Noch einmahl, Hippias, ich erkenne das Wohlwollende in deinem Antrage mit einem Dankgefühl, dem ich mich nicht ganz überlassen darf, weil ich deine Wohlthat nicht annehmen kann. Was mein Schicksal seyn wird, weiſs ich nicht; wiewohl mir kaum zweifelhaft ist, was meine Feinde über mich beschlossen haben. Eine höhere Macht gebietet über sie und mich. Übrigens fehlt es mir nicht an Freunden, die sich für meine Befreyung verwenden werden; und ich vertraue zu deinem Edelmuth, Hippias, daſs du, unbeleidigt von meiner Aufrichtigkeit, ihnen hierin eher beförderlich seyn als im Wege stehen wirst. Indessen will ich meine Freyheit weder unrechtmäſsigen Mitteln, noch der Gnade des Tyrannen zu danken haben. Wie weit ich auch unter dem, was ich seyn sollte und seyn konnte, geblieben bin, die Sicilier, Dionysius und seine Hofleute haben sich nicht zu beklagen, irgend ein Unrecht von mir erlitten zu haben; und in diesem Bewuſstseyn meiner Unschuld erwart' ich mit Ruhe was über mich verhängt ist.

Hier hörte Agathon zu reden auf; und Hippias, der ihm mit anscheinender Unbefangenheit, bald mehr bald weniger aufmerksam, zugehört hatte, erhob sich von seinem Sitz, und sagte in dem jovialischen Tone, der ihm eigen war: Wir sind also geschiedene Leute, Agathon? — Ich muſs es mir gefallen lassen, weil du es so willst. Wie wunderlich auch diese schwärmerische Vorstellungsart in meinen Augen ist, genug, sie scheint dir zur andern Natur geworden zu seyn; ich ehre deine Aufrichtigkeit, und verlasse dich ohne Groll. Mein Aufenthalt zu Syrakus wird von keiner langen Dauer seyn; denn ich liebe die Tyrannen so wenig wie du, und bin glücklich genug ihrer nicht zu bedürfen: sollt' ich aber Gelegenheit finden, dir meinen guten Willen zu beweisen, so soll mich die Kluft, die zwischen uns liegt, nicht verhindern, dem Gefühl gemäſs zu handeln, welches mich zu dem Antrage, den du ausschlugst, bewogen hat. Mit diesen Worten ergriff er Agathons dargebotne Hand, schüttelte sie mit einem leisen Druck, und entfernte sich, dem Anselm nach, eben so vergnügt und frohen Muthes als er gekommen war. Was, nachdem Hippias abgetreten war, in dem Gemüthe unsers sich selbst wieder überlassenen Helden vorging, zu errathen, überlassen wir nun der eigenen Divinazionsgabe unsrer Leser um so ruhiger, da wir sie auf den Weg gebracht haben, auf dem sie es nicht verfehlen können. Alles was wir davon sagen wollen, ist: daſs ihm in langer Zeit nie so leicht ums Herz gewesen war, und daſs alle Betrachtungen, wozu ihm diese so unverhoffte und für ihn so wichtige Scene Anlaſs gab, ihn in der edlen Gesinnung und Entschlieſsung bestärkten, mit welchen er den Versucher Hippias auf immer von sich entfernt hatte.

12. KAPITEL.

Agathon wird wieder in Freyheit gesetzt, und verläſst Sicilien.

Inzwischen waren die Freunde Agathons seiner Rettung wegen in desto gröſserer Verlegenheit, da sie sich von allen Seiten zu scharf beobachtet sahen, um in Syrakus selbst etwas unternehmen zu können. Denn, wiewohl man ziemlich sicher auf die Liebe des Volks zu ihm rechnen konnte, so war doch die Wahrscheinlichkeit, einen Aufstand zu seinem Vortheil zu erregen, ungewiſs, und ein verunglückter Versuch würde das Schlimmste, was sie von der Bosheit seiner Feinde und der Schwäche des wollüstigen Tyrannen befürchteten, beschleuniget und unvermeidlich gemacht haben. Man hatte sogar Ursache zu glauben, daſs der Hof — der seit Agathons Verhaftnehmung eine besondere Wachsamkeit zeigte, und in der Stille allerley Vorkehrungen für seine eigene Sicherheit machte — einen Schritt, der ihn in den Augen der Welt zu der gröſsten Strenge berechtigt haben würde, eher wünsche als befürchte.

In dieser miſslichen Lage entschloſs sich Dion selbst zu einer Maſsregel, von welcher man sich alles versprach, und die von seiner Seite um so groſsmüthiger war, je weniger persönliche Beweggründe er hatte, sich dem gefallenen Günstling besonders verbunden zu halten. Er lieſs ein sehr dringendes Schreiben an den Dionysius ab, worin er sich verbindlich machte, seine Kriegsvölker sogleich wieder abzudanken, und seine Zurückberufung als eine bloſse Gnade von dem guten Willen des Fürsten zu erwarten, wofern Agathon frey gesprochen würde, dessen einziges Verbrechen darin bestehe, daſs er sich für seine Zurückkunft in sein Vaterland beeifert habe. So edel dieser Schritt von Dions Seite war, so würde er doch vielleicht die gehoffte Wirkung nicht gethan haben, wenn Agathons Freunde in Italien nicht geeilt hätten, dem Tyrannen einen noch dringendern Beweggrund vorzulegen. Aber um eben die Zeit, da Dions Schreiben ankam, langten auch Gesandte von Tarent an, deren Auftrag war, im Nahmen des Archytas und der Republik die Freylassung seines Freundes aufs ernstlichste zu bewirken. Sie waren angewiesen, im Nothfall zu erklären, daſs die Republik sich genöthigt sehen würde, die Partey Dions mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen, wofern Dionysius sich länger weigern würde, diesem Prinzen sowohl, als dem gleich unschuldigen Agathon, vollkommene Gerechtigkeit widerſahren zu laſſen. Dionyſius kannte den Karakter des Archytas zu gut, um den Ernſt dieſer Drohung, die ihm nicht anders als fürchterlich ſeyn konnte, im geringſten zu bezweifeln. Er hoffte ſich alſo am beſten aus der Sache zu ziehen, wenn er, unter der Verſicherung, von einer Ausſöhnung mit ſeinem Schwager nicht abgeneigt zu ſeyn, in die Entlaſſung des Agathon einwilligte. Aber dieſer erklärte ſich, daſs er ſeine Freyheit weder als eine Gnade annehmen, noch allein der Fürbitte ſeiner Freunde zu danken haben wolle. Er verlangte, daſs die Verbrechen, um derentwillen er in Verhaft genommen worden, angezeigt, und in Gegenwart des Dionyſius, der Tarentiniſchen Geſandten und der Vornehmſten zu Syrakus öffentlich unterſucht, ſeine Rechtfertigung gehört, und ſein Urtheil nach den Geſetzen ausgeſprochen werden ſollte. Aber dazu durften es Kleoniſſa, Filiſt, und der Tyrann ſelbſt nicht kommen laſſen; und da die Tarentiner ihnen keine Zeit lieſsen, die Sache in die Länge zu ziehen, ſo ſah man ſich endlich genöthigt öffentlich zu erklären: Daſs eine ſtarke Vermuthung, als ob Agathon ſich in eine Verſchwörung gegen den Staat habe verwickeln laſſen, die einzige Urſache ſeines Verhafts geweſen ſey; da ſich aber indeſſen keine hinlängliche Beweiſe vorgefunden, ſo ſey man bereit ihn wieder auf freyen Fuſs zu stellen, so bald er, unter Verbürgung der Tarentiner, sich durch ein feierliches Versprechen, nichts gegen den Dionysius zu unternehmen, von diesem Verdacht gereiniget haben werde. Die Bereitwilligkeit, womit die Gesandten von Tarent sich diesen Antrag gefallen lieſsen, bewies, daſs es dem Archytas bloſs um Agathons Befreyung zu thun war; und wir werden in der Folge den Grund entdecken, warum dieser Vorsteher einer in die Sache nicht unmittelbar verwickelten Republik sich unsers Helden, der ihm von Person noch unbekannt war, mit so auſserordentlichem Eifer annahm. Allein Agathon konnte lange nicht dazu gebracht werden, eine Erklärung von sich zu geben, die den Anschein eines Geständnisses hatte, daſs er seiner Partey untreu geworden sey. Indessen muſste doch diese, in Ansehung der Umstände vielleicht allzu groſse Bedenklichkeit endlich der Betrachtung weichen: daſs er durch Ausschlagung eines so billigen Vergleichs sich selbst in die gröſste Gefahr setzen würde, ohne seiner Partey einigen Vortheil dadurch zu verschaffen; indem Dionysius viel eher einwilligen würde, ihn heimlich aus dem Wege räumen zu lassen, als zugeben, daſs er mit so viel Reitzungen zur Rache die Freyheit erhalten sollte, der Fakzion Dions neues Leben zu geben, und sich mit diesem

Prinzen zu seinem Untergange zu vereinigen. Die lebhaften Schilderungen, welche die Tarentiner ihm von dem glücklichen Leben machten, das im ruhigen Schooſs ihres Vaterlandes und in der Gesellschaft seiner dortigen Freunde auf ihn warte, vollendeten endlich die Wirkung, die der gewaltsame Zustand, worin er seit einiger Zeit gelebt hatte, auf ein Gemüth wie das seinige machen muſste; indem sie ihm zugleich den ganzen Widerwillen, den er nach seiner Verbannung von Athen gegen den Stand eines Staatsmannes gefaſst hatte, und seinen ganzen Hang zur Abgeschiedenheit von der Welt und zum Leben mit sich selbst und mit guten Menschen wieder gaben, welches ihm, wie er glaubte, jetzt um so nöthiger war, da er sein Gemüth auch von den geringsten Rostflecken, die von seinem Syrakusischen Hofleben zurück geblieben seyn könnten, zu reinigen wünschte. Er bequemte sich also endlich zu einem Schritte, der ihm von den Freunden Dions für eine feigherzige Verlassung der guten Sache ausgedeutet wurde, wiewohl er das einzige war, was ihm in seiner Lage vernünftiger Weise zu thun übrig blieb. Aber wie viele dunkle Stunden würde er sich selbst und wie viele Sorge und Mühe seinen Freunden erspart haben, wenn er dem Rathe des weisen Aristippus etliche Monate früher gefolgt hätte!

Es ist unstreitig einer von den zuverlässigsten und seltensten Beweisen der Rechtschaffenheit eines Ministers, wenn er ärmer, oder doch wenigstens nicht reicher in seine Hütte zurück kehrt, als er gewesen war, da er auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens versetzt wurde. Agathon hatte, über den Sorgen für die Wohlfahrt Siciliens sich selbst so vollkommen vergessen, daſs er eben so arm aus Syrakus gegangen wäre, als er vor einigen Jahren aus Athen ging, wofern ihm nicht, bald nach seiner Erhebung zu einer Würde, die ihm kein geringes Ansehen in allen Griechischen Staaten gab, ein Theil seines väterlichen Vermögens unvermuthet wieder zugefallen wäre. Die Athener, die eben damahls der Freundschaft des Dionysius zu gewissen Handlungsentwürfen nöthig hatten, fanden für gut, ehe sie sich bey Agathon um seine Vermittlung bewarben, ihm ein Dekret überreichen zu lassen, kraft dessen sein Verbannungsurtheil aufgehoben, der ganze Prozeſs, wodurch er seines Erbgutes beraubt worden war, vernichtet, und der unrechtmäſsige Inhaber des letztern zur gänzlichen Wiederherstellung verurtheilt war. Agathon hatte groſsmüthig nur die Hälfte davon angenommen, welche zwar für die Bedürfnisse eines Alcibiades oder Hippias nicht zureichend gewesen wäre, aber doch weit mehr war, als ein weiser Mann bedarf, um unabhängig und sorgenfrey zu leben; und so viel war für einen Agathon genug.

Unser Held verweilte sich, nachdem er seine Freyheit wieder erlangt hatte, nicht länger in Syrakus als nöthig war, sich von seinen Freunden zu beurlauben. Dionysius, der (wie wir wissen) den Ehrgeitz hatte, alles mit guter Art thun zu wollen, verlangte, daſs er in Gegenwart seines ganzen Hofes Abschied von ihm nehmen sollte. Er überhäufte bey dieser Gelegenheit seinen ehmahligen Günstling mit Lobsprüchen und Liebkosungen, und glaubte den feinsten Staatsmann zu machen, indem er sich stellte, als ob er ungern in seine Entlassung einwilligte, und als ob sie als die besten Freunde von einander schieden. Agathon trug um so weniger Bedenken, diesen letzten Auftritt der Komödie mitspielen zu helfen, da es vermuthlich die letzte Gefälligkeit dieser Art war, zu welcher er sich jemahls wieder herab zu lassen gemüſsiget seyn würde. Und so entfernte er sich, in Gesellschaft der Gesandten von Tarent, von jedermann beurtheilt, von vielen getadelt, von den wenigsten (selbst unter denen, welche günstig von ihm dachten) gekannt, aber von allen Redlichen vermiſst und oft zurück gewünscht, aus einer Stadt und einem Lande, worin er die Zufriedenheit hatte viele Denkmähler seiner ruhmwürdigen, wiewohl kurzen Staatsverwaltung zu hinterlassen, und aus welchem er nichts mit sich hinaus nahm, als eine Reihe von Erfahrungen, die ihn in dem lobenswerthen Entschluſs bestärkten, ohne dringenden Beruf keine andere von dieser Art mehr zu machen.

Anmerkungen.

1) S. 61. Ein zu den musikalischen Wettstreiten und Spielen bestimmtes öffentliches Gebäude.

2) S. 96. S. des Grafen Hamiltons *Memoires du Comte de Grammont.*

AGATHON.

Dreyzehntes Buch.

Agathon kommt nach Tarent, wird in die Familie des Archytas eingeführt, entdeckt in der wieder gefundenen Psyche seine Schwester, und findet unverhofft die schöne Danae wieder.

1. Kapitel.

Archytas und die Tarentiner. Karakter eines seltnen Staatsmanns.

Archytas von Tarent, durch dessen nachdrückliche Verwendung Agathon den Händen seiner Feinde zu Syrakus entrissen wurde, war ehmahls ein vertrauter Freund seines Vaters Stratonikus, und beide Familien waren durch die Bande des Gastrechts von uralten Zeiten her verbunden gewesen. Der ausgebreitete Ruhm, welchen der Weise von Tarent, als der würdigste unter den Nachfolgern des

Pythagoras, als ein tiefer Kenner der Geheimnisse der Natur und der Kunst, als ein kluger Staatsmann, als ein geschickter und glücklicher Feldherr, und, was allen diesen Vorzügen die Krone aufsetzt, als ein rechtschaffener Mann in der vollkommensten Bedeutung dieses Worts, sich erworben, hatte seinen Nahmen dem Agathon schon lange ehrwürdig gemacht. Hierzu kam noch, daſs dessen jüngerer Sohn, Kritolaus, in den Zeiten des höchsten Wohlstandes unsers Helden zu Athen, zwey Jahre in seinem Hause zugebracht, und, mit allen möglichen Freundschaftserweisungen überhäuft, eine Zuneigung von derjenigen Art für ihn gefaſst hatte, welche in schönen Seelen sich nur mit dem Leben endet. Diese Freundschaft war zwar durch verschiedene zufällige Umstände eine Zeit lang unterbrochen worden: aber kaum hatte Agathon den Entschluſs gefaſst, sich dem Dionysius zu widmen, so war eine seiner ersten Angelegenheiten gewesen, diese Verbindung wieder zu erneuern. Er hatte während seiner Staatsverwaltung sich öfters bey der weisen Erfahrenheit des Archytas Raths erhohlt; und die Verhältnisse, worin die Tarentiner und Syrakuser standen, hatten ihm öfters Gelegenheit gegeben, sich um die erstern einiges Verdienst zu machen. Bey allen diesen Umständen ist leicht zu ermessen, daſs er in seiner gegenwärtigen Lage den dringenden Einladungen seines Freundes Kritolaus um so weniger widerstehen konnte, da schon die Pflicht der Erkenntlichkeit gegen seine Erretter ihm keine Freyheit zu lassen schien, andere Beweggründe bey der Wahl seines Aufenthalts in Betrachtung zu ziehen.

In der That hätte er sich keinen zu seinen nunmehrigen Absichten bequemern Ort erwählen können als Tarent. Diese Republik war damahls gerade in dem Zustande, worin jeder patriotische Republikaner die seinige zu sehen wünschen muſs. Zu klein, um ehrgeitzige Entwürfe zu machen; zu groſs, um den Ehrgeitz und die Vergröſserungssucht ihrer Nachbarn fürchten zu müssen; zu schwach, um in andern Unternehmungen als in den Künsten des Friedens ihren Vortheil zu finden; aber stark genug, sich gegen jeden nicht allzu übermächtigen Feind (und einen solchen hatte sie damahls noch nicht) in ihrer Verfassung zu erhalten. Archytas hatte sie (in einem Zeitraume von mehr als dreyſsig Jahren, in welchem er siebenmahl die Stelle eines obersten Befehlshabers bekleidete) an die weisen Gesetze, die er ihnen gegeben, so gut angewöhnt, daſs sie mehr durch die Macht der Sitten als durch das Ansehen der Gesetze regiert zu werden schienen.

Fabrikanten und Handelsleute machten den gröſsern Theil der Tarentiner aus. Die Wissenschaften und schönen Künste standen daher in keiner besondern Hochachtung bey ihnen; aber sie waren auch nicht verachtet. Diese Gleichgültigkeit bewahrte die Tarentiner vor den Fehlern und Ausschweifungen der Athener, bey denen jedermann, bis auf die Gerber und Schuster, ein Filosof und Redner, ein witziger Kopf und ein Kenner seyn wollte. Sie waren eine gute Art von Leuten, einfältig von Sitten, emsig, arbeitsam, regelmäſsig, Feinde der Pracht und Verschwendung, leutselig und gastfrey gegen die Fremden, Hasser des Gezwungnen, Spitzfündigen und Übertriebenen in allen Sachen, und, aus eben diesem Grunde, Liebhaber des Natürlichen und Gründlichen, die bey allem mehr auf die Materie als auf die Form sahen, und nicht begreifen konnten, daſs eine zierlich gearbeitete Schüssel aus Korinthischem Erz besser seyn könne als eine schlechte aus Silber, oder daſs ein Narr liebenswürdig seyn könne weil er artig sey. Sie liebten ihre Freyheit, wie eine Ehegattin, nicht wie eine Beyschläferin, — ohne Leidenschaft, und ohne Eifersucht. Sie setzten ein gerechtes Vertrauen in diejenigen, denen sie die Vormundschaft über den Staat anvertrauten; aber sie forderten auch, daſs man dieses Vertrauen verdiene. Der Geist der Emsigkeit, der dieses achtungswürdige und glückliche Volk beseelte, — der unschuldigste und wohlthätigste unter allen sublunarischen Geistern, die uns bekannt sind, — machte, daſs man sich zu Tarent weniger, als in den meisten mittelmäſsigen Städten zu geschehen pflegt, um andre bekümmerte. In so fern man sie nicht durch eine gesetzwidrige That oder durch einen beleidigenden Widerspruch ihrer Sitten ärgerte, konnte jeder leben wie er wollte. Alles dieſs zusammen genommen machte, wie uns däucht, eine sehr gute Art von republikanischem Karakter aus; und Agathon hätte schwerlich einen Freystaat finden können, welcher geschickter gewesen wäre, seinen gegen dieselben gefaſsten Widerwillen zu besänftigen. Ohne Zweifel hatten die Tarentiner auch ihre Fehler, wie alle andre Erdenbewohner. Aber der weise Archytas, unter welchem ihr Nazionalkarakter erst eine gesetzte und feste Gestalt gewonnen hatte, wuſste die Temperamentsfehler seines Volkes so klüglich zu behandeln, daſs sie, durch die Vermischung mit ihren Tugenden, beynahe aufhörten, Fehler zu seyn. Eine nothwendige und vielleicht die gröſste Kunst des Gesetzgebers, deren genauere Untersuchung wir denjenigen empfohlen haben wollen, die an Auflosung der schweren Aufgabe, welche Gesetzgebung unter gegebenen Bedingungen die beste sey? zu arbeiten sich berufen fühlen.

Das erste, was unserm Helden, als er ans Land stieg, in die Augen fiel, war sein Freund Kritolaus, der mit einem Gefolge der edelsten Jünglinge von Tarent ihm entgegen geflogen war, um ihn in freundschaftlichem Triumf in eine Stadt einzuführen, welche sich's zur Ehre rechnete, von einem Manne wie Agathon vor andern zu seinem Aufenthalt erwählt zu werden. Der Anblick eines der schönsten Länder unter der Sonne, und das Wiedersehen eines Freundes, von dem er aufs zärtlichste geliebt wurde, machten ihn in einem einzigen Augenblick alles Ungemach vergessen, das er in Sicilien und in seinem ganzen Leben erlitten hatte. Eine frohe Vorempfindung der Glückseligkeit, die in diesem zum ersten Mahl betretenen Lande auf ihn wartete, verbreitete ein unbeschreibliches Behagen durch sein ganzes Wesen. Diese unbestimmte Wollust, welche alle seine Empfindungskräfte zugleich einzunehmen schien, war nicht das seltsame Zaubergefühl, womit ihn die Schönheiten der Natur und die Empfindung ihrer reinsten Triebe in seiner Jugend durchdrungen hatten. Diese Blüthe der Empfindlichkeit, diese zärtliche Sympathie mit allem was lebt oder zu leben scheint, der Geist der Freude, der uns aus allen Gegenständen entgegen athmet, der magische Firniſs, der sie überzieht, und uns über einem Anblick, von dem wir zehn Jahre später kaum noch flüchtig gerührt werden, in stillem Entzücken zerflieſsen macht, — dieses beneidenswürdige Vorrecht der ersten Jugend, verliert sich unvermerkt mit dem Anwachs unsrer Jahre, und kann nicht wieder gefunden werden. Aber es war doch etwas das diesem ähnlich war. Seine Seele schien dadurch von allen verdüsternden Flecken ihres unmittelbar vorher gehenden Zustandes ausgewaschen und zu den schönen Eindrücken vorbereitet zu werden, welche sie in dieser neuen Periode seines Lebens bekommen sollte.

Eine der glückseligsten Stunden desselben (wie er in der Folge öfters zu versichern pflegte) war diejenige, worin er die persönliche Bekanntschaft des Archytas machte. Dieser ehrwürdige Greis hatte der Natur, und einer Mäſsigung, die von seiner Jugend an ein unterscheidender Zug seines Karakters gewesen war, den Vortheil einer Lebhaftigkeit aller Kräfte zu danken, welche in seinem Alter etwas Seltnes ist, aber es doch bey den alten Griechen lange nicht so sehr war, als bey den meisten Europäischen Völkern unsrer Zeit. So abgekühlt die Einbildungskraft unsers Helden war, so konnte er doch nicht anders, als etwas

Idealisches in dem Gemische von Majestät und Anmuth, welches sich über die ganze Person dieses liebenswürdigen Alten ausbreitete, zu empfinden; und es desto stärker zu empfinden, je stärker dieser Anblick von allem demjenigen abstach, woran sich seine Augen seit geraumer Zeit hatten gewöhnen müssen. — „Und warum konnte er nicht anders?“ — Die Ursache ist ganz einfach: weil dieses Idealische nicht in seinem Gehirne, sondern in dem Gegenstande selbst lag. Man stelle sich einen groſsen stattlichen Mann vor, dessen Ansehen beym ersten Blick ankündiget, daſs er dazu gemacht ist andre zu regieren, und der, ungeachtet seiner silbernen Haare, die Miene hat, vor funfzig Jahren ein sehr schöner Mann gewesen zu seyn. Vermuthlich giebt es wenige unter unsern Lesern, denen im ganzen Lauf ihres Lebens nicht einmahl ein solcher Mann vorgekommen wäre. Aber nun stelle man sich auch vor, daſs dieser Mann von früher Jugend an ein tugendhafter Mann gewesen war; daſs eine lange Reihe von Jahren seine Tugend zu Weisheit gereift hatte; daſs die unbewölkte Heiterkeit seines Geistes, die Ruhe seines Herzens, die allgemeine Güte wovon es beseelt war, das stille Bewuſstseyn eines schuldlosen und mit guten Thaten erfüllten Lebens, sich in seinen Augen und in seiner ganzen Gesichtsbildung mit einer Wahrheit, mit einem Ausdruck von stiller Gröſse und Würde abmahlte, dessen Macht unwiderstehlich war. — Dieſs ist was man vielleicht noch nicht gesehen hat, was gewiſs unter die seltensten Erscheinungen unter dem Monde gehört, und wovon Agathon so stark gerührt wurde. Er hatte nun endlich gefunden, was er so oft gewünscht, aber noch nie gefunden zu haben vermeint hatte, ohne in der Folge auf eine oder die andere Art seines Irrthums überführt worden zu seyn, — einen wahrhaftig weisen Mann; einen Mann, der nichts scheinen wollte als was er war, und an welchem das scharfsichtigste Auge nichts entdecken konnte, das man anders hätte wünschen mögen. Die Natur schien sich vorgesetzt zu haben, in ihm zu beweisen, daſs die Weisheit nicht weniger ein Geschenk von ihr sey als der Genie; und daſs, wofern es gleich der Filosofie nicht unmöglich ist, ein schlimmes Naturell zu verbessern, ja wohl gar aus einem Silen (so der Himmel will) einen Sokrates zu machen, es dennoch der Natur allein zukomme, diese glückliche Temperatur der Elemente der Menschheit hervorzubringen, welche, unter einem Zusammenfluſs eben so glücklicher Umstände, endlich zu dieser vollkommenen Harmonie aller Kräfte und Bewegungen des Menschen, worin Weisheit und Tugend zusammen flieſsen, erhöht werden kann. **Archytas** hatte niemahls weder eine glühende Einbildungskraft noch heftige Leidenschaften gehabt. Eine gewisse Stärke, die den Mechanismus seines Kopfes und seines Herzens auszeichnete, hatte von seiner Jugend an die Eindrücke der Gegenstände auf seine Seele gemäſsigt. Diese Eindrücke waren deutlich und stark genug, um seinen Verstand mit wahren Bildern zu erfüllen, und die Verwirrung zu verhindern, welche in dem Gehirne derjenigen zu herrschen pflegt, deren allzu schlaffe Spannung nur eine schwache und matte Einwirkung der Gegenstände zuläſst. Aber sie waren nicht so lebhaft und von keiner so starken Erschütterung begleitet, wie bey denen, welche, durch zartere Organe und reitzbarere Sinne zu den enthusiastischen Künsten der Musen bestimmt, den zweydeutigen Vorzug einer zaubernden Einbildungskraft und eines unendlich empfindlichen Herzens theuer genug bezahlen müssen. Archytas hatte es dem Mangel dieses eben so schimmernden als wenig beneidenswerthen Vorzugs zu danken, daſs es ihm wenig Mühe kostete, Ruhe und Ordnung in seiner innerlichen Verfassung zu erhalten; daſs er, anstatt von seinen Vorstellungen und Gefühlen beherrscht zu werden, immer Meister von ihnen blieb, und die Verirrungen des Geistes und des Herzens, von denen das schwärmerische Volk der Helden, Dichter und Virtuosen aus Erfahrung sprechen kann, nur aus fremden Erfahrungen kannte. Daher kam es auch, daſs die Pythagoräische Filosofie, in deren Grundsätzen er erzogen worden war, — eben diese Filosofie, welche in dem Gehirne so vieler andrer zu einem abenteuerlichen Gemische von Wahrheit und Träumerey wurde, — sich durch Nachdenken und Erfahrung in dem seinigen zu einem System von eben so einfachen als fruchtbaren und praktischen Begriffen ausbildete; zu einem System, welches der Wahrheit näher als irgend ein andres zu kommen scheint; welches die menschliche Natur veredelt, ohne sie aufzublähen, und ihr Aussichten in bessere Welten eröffnet, ohne sie fremd und unbrauchbar in der gegenwärtigen zu machen. Ein System, das durch das Erhabenste und Beste, was wir von Gott, von der Welt, und von unsrer eigenen Natur und Bestimmung zu denken fähig sind, unsre Leidenschaften reiniget, unsre Gesinnungen verschönert, und (was das wichtigste ist) uns von der tyrannischen Herrschaft dieser pöbelhaften Begriffe befreyet, welche die Seele verunstalten, sie klein, niederträchtig, furchtsam, falsch und sklavenmäſsig machen, jede edle Neigung, jeden groſsen Gedanken abschrekken und ersticken, und doch darum nicht weniger von politischen und religiösen

Demagogen unter dem gröſsten Theile des menschlichen Geschlechts (aus Absichten, woraus diese Herren billig ein Geheimniſs machen) eifrigst unterhalten werden.

Die zuverlässigste Probe über die Güte der Filosofie des weisen Archytas ist, wie uns däucht, der moralische Karakter, den ihm das einstimmige Zeugniſs der Alten beylegt. Diese Probe, es ist wahr, würde bey einem System von bloſsen metafysischen Spekulazionen betrüglich seyn; aber die Filosofie des Archytas war durchaus praktisch. Das Beyspiel so vieler groſsen Geister, welche in der Bestrebung, über die Grenzen des menschlichen Verstandes hinaus zu gehen, verunglückt waren, hätte ihn in diesem Stücke vielleicht nicht weiser gemacht, wenn er mehr Eitelkeit und weniger kaltes Blut gehabt hätte. Aber so wie er war, überlieſs er diese Art von Spekulazionen seinem Freunde Plato, und schränkte seine eigenen Nachforschungen über die intellektualen Gegenstände lediglich auf diese einfältigen Wahrheiten ein, welche das allgemeine Gefühl erreichen kann, welche die Vernunft bekräftiget, und deren wohlthätiger Einfluſs auf den Wohlstand unsers Privatsystems sowohl, als auf das allgemeine Beste, allein schon genugsam ist ihren Werth zu beweisen. Von dem Leben eines solchen Mannes läſst sich ganz sicher auf die Güte seiner Denkungsart schlieſsen. Archytas verband alle häusliche und bürgerliche Tugenden mit dieser schönsten und göttlichsten unter allen, welche sich auf keine andre Beziehung gründet, als das allgemeine Band, womit die Natur alle Wesen verknüpft. Er hatte das seltene Glück, daſs die untadelige Unschuld seines öffentlichen und Privatlebens, die Bescheidenheit, wodurch er den Glanz so vieler Verdienste zu mildern wuſste, und die Mäſsigung, womit er sich seines Ansehens bediente, endlich den Neid selbst entwaffnete, und ihm die Herzen seiner Mitbürger so gänzlich gewann, daſs er (ungeachtet er sich, seines hohen Alters wegen, von den Geschäften zurück gezogen hatte) bis in seinen Tod als die Seele des Staats und der Vater des Vaterlandes angesehen wurde. In der That fehlte ihm zum Könige nichts als die äuſserlichen Zeichen dieser Würde. Niemahls hat ein Despot unumschränkter über die Leiber seiner Sklaven geherrschet, als dieser ehrwürdige Greis über die Herzen eines freyen Volkes; niemahls ist der beste Vater von seinen Kindern zärtlicher geliebt worden.

Glückliches Volk, welches von einem Archytas regiert wurde, und den ganzen Werth dieses Glücks so wohl zu schätzen wuſste! Und glücklicher Agathon, der in einem solchen Mann einen Beschützer, einen Freund, und einen zweyten Vater fand!

2. KAPITEL.

Eine unverhoffte Entdeckung.

Archytas hatte zwey Söhne, deren wetteifernde Tugend die seltene und verdiente Glückseligkeit seines Alters vollkommen machte. Diese liebenswürdige Familie lebte in einer Harmonie beysammen, deren Anblick unsern Helden in die selige Einfalt und Unschuld des goldnen Alters versetzte. Niemahls hatte er eine so schöne Ordnung, eine so vollkommne Eintracht, ein so regelmäſsiges und schönes Ganzes gesehen, als das Haus des weisen Archytas darstellte. Alle Hausgenossen, bis auf die unterste Klasse der Bedienten, waren eines solchen Hausvaters würdig. Jedes schien für den Platz, den es einnahm, ausdrücklich gemacht zu seyn. Archytas hatte keine Sklaven. Der freye, aber sittsame Anstand seiner Bedienten, die Munterkeit, die Genauigkeit, der Wetteifer womit sie ihre Pflichten erfüllten, das Vertrauen welches man auf sie setzte, bewies, daſs er Mittel gefunden hatte, selbst diesen rohen Seelen ein Gefühl von Ehre und Tugend einzuflöſsen. Die Art wie sie dienten, und die Art wie ihnen begegnet wurde, schien das Unedle und Demüthigende ihres Standes auszulöschen. Sie waren stolz darauf einem so vortrefflichen Herrn zu dienen, und es war nicht Einer, der die Unabhängigkeit, selbst unter den vortheilhaftesten Bedingungen, angenommen hätte, wenn er der Glückseligkeit, ein Hausgenosse des Archytas zu seyn, hätte entsagen müssen. Das Vergnügen mit ihrem Zustande leuchtete aus jedem Gesicht hervor; aber keine Spur dieses üppigen Übermuths, der gemeiniglich den müſsiggängerischen Haufen der Bedienten in groſsen Häusern bezeichnet. Alles war in Bewegung; aber ohne dieses lärmende Geräusch, welches den schweren Gang der Maschine ankündiget. Das Haus des Archytas glich der innerlichen Ökonomie des animalischen Körpers, in welchem alles in rastloser Arbeit begriffen ist, ohne daſs man eine Bewegung wahrnimmt, wenn die äuſsern Theile ruhen.

Agathon befand sich noch in diesem angenehmen Erstaunen, welches in den ersten Stunden seines Aufenthalts in einem so sonderbaren Hause sich mit jedem Augenblick vermehren muſste; als er auf einmahl durch eine Entdeckung überraſcht wurde, welche ihn beynahe dahin gebracht hätte, alles was er sah für einen Traum zu halten.

Das Gynäceon (oder das Innerste des Hauses, welches von dem weiblichen Theile der Familie bewohnt wurde) war, wie man weiſs, bey den Griechen einem Fremden, der in einem Hause aufgenommen wurde, ordentlicher Weise eben so unzugangbar, als der Harem bey den Morgenländern. Aber, Agathon wurde in dem Hause des Archytas nicht wie ein Fremder behandelt. Dieser liebenswürdige Alte führte ihn also, nachdem sie sich einige Zeit mit einander besprochen hatten, in Begleitung seiner beiden Söhne in das Gynäceon, um (wie er sagte) seinen Töchtern ein Vergnügen, worauf sie sich schon so lange gefreuet hätten, nicht länger vorzuenthalten. Man stelle sich vor, was für eine süſse Bestürzung ihn befiel, da die erste Person, die ihm beym Eintritt in die Augen fiel, — seine Psyche war!

Augenblicke von dieser Art lassen sich besser mahlen als beschreiben. Die Erscheinung war zu unerwartet, als daſs er durch die Ähnlichkeit dieser jungen Dame mit seiner geliebten Psyche nicht getäuscht zu werden hätte glauben sollen. Er stutzte; er betrachtete sie von neuem; und wenn er nunmehr auch seinen Augen nicht hätte trauen wollen, so lieſs ihm das, was in seinem Herzen vorging, keinen Zweifel übrig. Und doch kam es ihm so wenig glaublich vor, daſs er glücklich genug seyn sollte, nach einer so langen Abwesenheit, und bey so wenigem Anschein sie jemahls wieder zu sehen, seine Psyche in dem Hause seiner Freunde zu Tarent wieder zu finden!

Ein andrer Gedanke, der in diesen Umständen sehr natürlich war, vermehrte seine Verwirrung, und hielt ihn ab, sich der Freude zu überlassen, die ein eben so erwünschter als unverhoffter Anblick über seine Seele ergoſs. Psyche hatte nicht das Aussehn, eine Sklavin in diesem Hause vorzustellen. Was konnte er also anders denken, als daſs sie die Gemahlin eines von den Söhnen des Archytas seyn müſste? Es ist wahr, er hätte eben so wohl denken können, daſs sie seine wieder gefundene Tochter seyn könnte. Aber in solchen Umständen bildet man sich immer das ein, was man am meisten fürchtet. In der That errieth er die Sache auſs erste Mahl. Psyche war seit einigen Monaten die Gemahlin seines Freundes Kritolaus.

Unsere Leser sehen auf den ersten Blick, was für eine schöne Gelegenheit zu rührenden

Beschreibungen und tragischen Auftritten uns dieser kleine Umstand geben könnte. Welche Situazion! Den Gegenstand der zärtlichsten Neigung seines Herzens, seiner ersten Liebe, nach einer langen schmerzlichen Trennung unverhofft wieder finden, aber nur dazu wieder finden, um ihn in den Armen eines andern, und (was uns nicht einmahl das Recht zu klagen, zu wüthen und Rache zu schnauben übrig läſst) in den Armen unsers liebsten Freundes zu sehen!

Zu gutem Glücke für unsern Helden und für seinen Geschichtschreiber waren diejenigen, welche in diesem Augenblicke Zeugen seiner Bestürzung waren, keine so groſsen Liebhaber stürmischer Auftritte, daſs sie, bloſs um sich an seiner vergeblichen Qual zu ergetzen, grausam genug hätten seyn können, Tragödie mit ihm zu spielen, wie glücklich auch am Ende die Entwicklung immer hätte seyn mögen. Die zärtliche Psyche sah ein paar Augenblicke seiner Verwirrung zu; aber länger konnte sie sich nicht zurück halten. Sie flog ihm mit offenen Armen entgegen, und indem ihre Freudenthränen an seinen glühenden Wangen herab rollten, hörte er sich mit einem Nahmen benennen, der ihre zärtlichsten Liebkosungen, selbst in Gegenwart eines Gemahls, rechtfertigte.

Wäre die Liebe, welche sie ihm im Hain zu Delfi eingeflöſst hatte, weniger rein und tugendhaft gewesen, so würde die Entdeckung einer Schwester in der Geliebten seines Herzens so erfreulich nicht gewesen seyn als sie ihm war. Aber man erinnert sich vermuthlich noch, daſs diese Liebe allezeit mehr derjenigen, welche die Natur zwischen Geschwistern von übereinstimmender Gemüthsart stiftet, als der gemeinen Leidenschaft geglichen hatte, die sich auf den Zauber eines andern Instinkts gründet. Die ihrige war von den fieberischen Symptomen des letztern allezeit frey geblieben. Sie hatten immer ein sonderbares Vergnügen daran gefunden, sich einzubilden, daſs wenigstens ihre Seelen einander verschwistert seyen, da sie nicht Grund genug hatten, (so sehr sie es auch wünschten) die unschuldige Anmuthung, welche sie für einander fühlten, der Sympathie des Blutes zuzuschreiben. Agathon befand sich also über alle seine Hoffnung glücklich, da er, nach den Erläuterungen, welche ihm gegeben wurden, nicht mehr zweifeln konnte, in Psyche eben diese Schwester, welche er nach der ehmahligen Erzählung seines Vaters für todt gehalten hatte, wieder zu finden, und durch sie ein Theil einer Familie zu werden, für welche sein Herz bereits so eingenommen war, daſs der Gedanke, sich jemahls wieder von ihr zu trennen, ihm unerträglich gewesen seyn würde.

Und nun, zärtliche Leserinnen, was mangelte ihm noch, um so glückselig zu seyn als es Sterbliche seyn können, — als daſs Archytas nicht irgend eine liebenswürdige Tochter oder Nichte hatte, mit der wir ihn vermählen könnten? — Unglücklicher Weise für den armen Agathon hatte Archytas keine Tochter; und wofern er Nichten hatte, (welches wir nicht für gewiſs sagen können) so waren sie entweder schon verheirathet, oder nicht geschickt, das Bild der schönen Danae, und die Erinnerungen seiner ehmahligen Glückseligkeit mit ihr, welche von Tag zu Tag wieder lebendiger in seinem Gemüthe wurden, auszulöschen.

Diese Erinnerungen hatten schon zu Syrakus in trüben Stunden wieder angefangen einige Gewalt über sein Herz zu bekommen. Der Gram, wovon seine Seele in der letzten Periode seines Hoflebens öfters ganz verdüstert und niedergeschlagen wurde, veranlaſste ihn, Vergleichungen zwischen seinem vormahligen und nunmehrigen Zustande anzustellen, welche unmöglich anders als zum Vortheil des ersten ausfallen konnten. Er machte sich selbst Vorwürfe, daſs er das liebenswürdigste unter allen Geschöpfen — aus so schlechten Ursachen — auf die bloſse Anklage eines so verächtlichen Menschen als Hippias, eine Anklage, über welche sie sich vielleicht, wenn er sie gehört hätte, vollkommen hätte rechtfertigen können — verlassen habe. Diese That, auf welche er sich damahls — da er sie für einen herrlichen Sieg über die unedlere Hälfte seiner selbst, für ein groſses, der beleidigten Tugend gebrachtes Söhnopfer ansah — so viel zu gut gethan hatte, schien ihm itzt eine undankbare und niederträchtige That. Es schmerzte ihn, wenn er dachte, wie glücklich er durch die Verbindung seines Schicksals mit dem ihrigen hätte werden können; und er zürnte nur desto mehr auf sich selbst, wenn er sich zugleich erinnerte, durch was für schimärische Vorstellungen und Hoffnungen ihn seine damahlige Schwärmerey um ein so groſses Gut gebracht habe. Aber der Gedanke, daſs er durch ein so schnödes Verfahren die schöne Danae gezwungen habe ihn zu verachten, zu hassen, sich ihrer Liebe zu ihm bloſs als einer unglücklichen Schwachheit zu erinnern, deren Andenken sie mit Gram und Reue erfüllen muſste, — dieser Gedanke war ihm ganz unerträglich. Danae, wie gröblich sie auch beleidiget war, konnte ihn unmöglich so sehr verabscheuen, als er in Stunden, da diese Vorstellungen seine Vernunft überwältigten, sich selbst verabscheuete.

Allein diese Stunden gingen endlich vorüber; und wie wär' es auch möglich gewesen, daſs die glückliche Veränderung, welche die Versetzung in den Schooſs der liebenswürdigsten Familie, die vielleicht jemahls gewesen ist, in seinen Umständen hervorbrachte, nicht auch die Farbe seiner Einbildungskraft verändert, und die Vorwürfe, die er sich selbst machte, gemildert haben sollte? Hätte er Danae nicht verlassen, so würde er weder seine Schwester gefunden, noch mit dem weisen Archytas persönlich bekannt worden seyn. Muſsten diese Folgen seiner tugendhaften Untreue den Wunsch, sie nicht begangen zu haben, nicht unmöglich machen? Aber sie beförderten dagegen einen andern, der in seiner gegenwärtigen Lage sehr natürlich war. Die heitre Stille, welche in seinem ohnehin zur Freude aufgelegten Gemüth in kurzem wieder hergestellt wurde; die Freyheit von allen Geschäften und Sorgen; der Genuſs alles dessen, womit die Freundschaft ein gefühlvolles Herz beseligen kann; der Anblick der Glückseligkeit seines Freundes Kritolaus, welche im Besitz der liebenswürdigen Psyche alle Tage zuzunehmen schien; der Mangel an Zerstreuungen, wodurch das Gemüth verhindert wird, sich in seine angenehmsten Ideen und Empfindungen einzuhüllen; und die natürliche Folge hiervon, daſs diese Ideen und Empfindungen desto lebhafter werden müssen: alles dieſs vereinigte sich, ihn nach und nach wieder in eine Fassung zu setzen, welche die zärtlichsten Erinnerungen an die einst so sehr geliebte Danae erweckte, und ihn von Zeit zu Zeit in eine Art von sanfter Melankolie versetzte, worin sein Herz sich ohne Widerstand in jene zauberischen Scenen von Liebe und Wonne zurück führen lieſs. Scenen, welche — aus Ursachen, die wir den Psychologen zu entwickeln überlassen — durch die in seiner Seele vorgegangene Revoluzion ungleich weniger von ihrem Reitz verloren hatten, als die abgezogenern und bloſs intellektualen Gegenstände seines ehmahligen Enthusiasmus. Können wir ihm verdenken, daſs er in solchen Stunden die schöne Danae unschuldig zu finden wünschte? daſs er dieses so oft und so lebhaft wünschte, bis er sich endlich überredete, sie für unschuldig zu halten? und daſs die Unmöglichkeit, ein Gut wieder zu erlangen, dessen er sich selbst so leichtgläubig und auf eine so verhaſste Art beraubt hatte, ihn zuweilen in eine Traurigkeit versenkte, die ihm den Geschmack seiner gegenwärtigen Glückseligkeit verbitterte, und sich desto tiefer in sein Gemüth eingrub, weil er sich nicht entschlieſsen konnte, sein Anliegen denjenigen anzuvertrauen, denen er (diesen einzigen Winkel ausgenommen) das Innerste seiner Seele aufzuschlieſsen pflegte?

„Wohin uns diese Vorbereitung wohl führen soll? — werden vielleicht einige von unsern kritischen Lesern denken. Ohne Zweifel wird man nun auch die Dame Danae von irgend einem dienstwilligen Sturmwind herbey führen lassen, nachdem uns, ohne zu wissen, wie? das gute Mädchen Psyche, durch einen wahren Schlag mit der Zauberruthe, aus dem Gynäceon des alten Archytas entgegen gesprungen ist.“

Und warum nicht, da wir nun einmahl wissen, wie glücklich wir unsern Freund Agathon dadurch machen könnten?

„Aber wo bleibt alsdann das Vergnügen der Uberraschung, welches andre Verfasser ihren Lesern mit so vieler Mühe und Kunst zuzuwenden pflegen?“

Es bleibt aus; und wenn Diderot Recht hat, (wie uns däucht) so ist wenig oder nichts dabey zu verlieren. Inzwischen ist uns lieb, erinnert worden zu seyn, daſs wir einige Nachricht schuldig sind, wie Psyche (welche wir, in einen Ganymed verkleidet, in den Händen eines Seeräubers verlassen hatten) dazu gekommen sey, die Gemahlin des Kritolaus und die Schwester Agathons zu werden. Ein kurzer Auszug aus der Erzählung, welche dem letztern theils von seiner Schwester selbst, theils von ihrer Pflegemutter gemacht wurde, wird hinlänglich seyn, die gerechte Wissensbegierde des Lesers über diesen Punkt zu befriedigen.

3. Kapitel.

Begebenheiten der Psyche.

Ein heftiger Sturm ist ein sehr unglücklicher Zufall für Leute, die sich mitten auf der offenen See, nur durch die Dicke eines Bretes von einem feuchten Tode geschieden finden. Aber für die Geschichtschreiber der Helden und Heldinnen ist es beynahe der glücklichste unter allen Zufällen, welche man herbey bringen kann, um sich aus einer Schwierigkeit heraus zu helfen.

Es war also ein Sturm, (und wir hoffen niemand wird sich darüber zu beschweren haben, denn es ist, unsers Wissens, der erste in dieser Geschichte) der die liebenswürdige Psyche aus der furchtbaren Gewalt eines verliebten Seeräubers rettete. Das Schiff scheiterte an der Italiänischen Küste, einige Meilen von Kapua; und Psyche, von den Nereiden oder Liebesgöttern beschirmt, war die einzige Person auf dem Schiffe, welche, vermuthlich auf einem Brete, wohl behalten von den Zefyrn ans Land getragen wurde. Die Zefyrn allein wären hierzu vielleicht nicht hinreichend gewesen; aber mit Hülfe einiger Fischer, welche glücklicher Weise bey der Hand waren, hatte die Sache keine Schwierigkeit.

Dieſs war nun alles sehr glücklich; aber es ist nichts in Vergleichung mit dem was folgen wird. Einer von den Fischern, weil er, zum Glücke, sehr mitleidig war, trug die verkleidete Psyche, welche nichts so sehr vonnöthen hatte als sich zu trocknen und von dem ausgestandenen Ungemach zu erhohlen, zu seinem Weibe in seine Hütte. Die Fischerin (eine gute runde Frau von etwa vierzig Jahren) bezeigte ungemeines Mitleiden mit dem Unglück eines so liebenswürdigen jungen Herrn; sie pflegte seiner, so gut es nur immer möglich war, und konnte sich nicht satt an ihm sehen. Es war ihr immer, sagte sie, als ob sie schon einmahl ein solches Gesicht gesehen hätte wie das seinige; und sie konnte es kaum erwarten, bis der schöne Fremdling im Stande war, nach eingeführter Gewohnheit, seine Geschichte zu erzählen. Aber Psyche hatte der Ruhe vonnöthen; sie wurde also zu Bette gebracht; und bey dieser Gelegenheit entdeckte die besorgte und aufmerksame Fischerin, daſs der vermeinte Jüngling ein überaus schönes Mädchen, aber doch nicht ganz so schön mehr war, als in ihren Mannskleidern.

Es war natürlich, über diese Verwandlung im ersten Augenblick ein wenig miſsvergnügt zu seyn: doch der kleine vorüber gehende Unmuth verwandelte sich bald in die lebhafteste und zärtlichste Freude. — Denn, kurz, es entdeckte sich, daſs die Fischerin Klonarion die ehmahlige Amme der schönen Psyche war, welche (mit Hülfe dieses Nahmens) sich ihrer eben so gut wieder erinnerte, als diese aus den Gesichtszügen der Psyche, aus ihrer Ähnlichkeit mit ihrer Mutter Musarion, — besonders aus einem kleinen Mahle, welches sie unter der linken Brust hatte — ihre liebste Pflegetochter erkannte.

Klonarion war die vertrauteste Sklavin der Mutter unsrer Heldin gewesen, und ihrer Pflege wurde nach dem Tode derselben die kleine Psyche, oder Filoklea, (wie sie eigentlich hieſs) anvertraut. Denn Psyche war nur ein Liebkosungsnahme, den ihr die Amme aus Zärtlichkeit gab, und welchen die kleine Filoklea (weil sie sich niemahls anders als Psyche oder Psycharion nennen gehört hatte) in der Folge als ihren wirklichen Nahmen angab. Stratonikus hatte der guten Klonarion mit der noch unmündigen Psyche eine hinlängliche Summe Goldes übergeben, und ihr befohlen, sie in der Nähe von Korinth zu erziehen, weil er dort die beste Gelegenheit hatte, sie von Zeit zu Zeit unerkannt zu sehen. Die junge Psyche, die Freude und der Stolz ihrer zärtlichen Amme, wuchs so schön heran, daſs man nichts liebenswürdigers sehen konnte. Die Hoffnung des Gewinstes reitzte endlich einige Bösewichter, sie, da sie ungefähr fünf bis sechs Jahre alt war, heimlich wegzustehlen und an die Priesterin zu Delfi zu verkaufen. Ein Halsgeschmeide, woran ein kleines Bildniſs ihrer Mutter hing, und womit die junge Psyche allezeit geschmückt zu seyn pflegte, wurde zugleich mit ihr verkauft, und diente in der Folge zur Bestätigung, daſs sie wirklich die verlorne Tochter des Stratonikus sey. Klonarion raufte sich einen guten Theil ihrer Haare aus, da sie ihre Psyche vermiſste: und nachdem sie eine ziemliche Zeit zugebracht hatte, sie allenthalben (auſser da, wo sie war) zu suchen; wuſste sie kein andres Mittel, sich bey ihrem Herrn von der Schuld einer strafbaren Nachlässigkeit zu entledigen, als vorzugeben, daſs sie gestorben sey; und Stratonikus konnte desto leichter hintergangen werden, weil er damahls eben in Geschäfte verwickelt war, welche ihn lange Zeit hinderten nach Korinth zu kommen.

Inzwischen hatte die allenthalben herum irrende Klonarion eine Menge Abenteuer, welche sich endlich damit endigten, daſs sie die Gattin eines schon ziemlich bejahrten Fischers aus der Gegend von Kapua ward, in dessen Augen sie damahls wenigstens so schön als Thetis und Galatea war. Sie hatte ihre geliebte Pflegetochter in so zärtlichem Andenken behalten, daſs sie einer Tochter, von der sie selbst entbunden wurde, den Nahmen Psyche gab, bloſs um sich derselben beständig zu erinnern. Der Tod dieses Kindes, der beynahe in eben dem Alter erfolgte, worin ihr jene geraubt worden war, riſs die alte Wunde wieder auf; und da ihr durch diese Umstände das Bild der jungen Psyche immer gegenwärtig blieb, so hatte sie desto weniger Mühe sie wieder zu erkennen, ungeachtet vierzehn oder funfzehn Jahre einige Veränderung in ihren Gesichtszügen gemacht haben muſsten.

Unsre Heldin vermehrte also nunmehr die kleine Familie des alten Fischers, welcher seinen Aufenthalt veränderte, und in die Gegend von Tarent zog, wo er die schöne Psyche für seine Tochter ausgab. Psyche bequemte sich so gut in die geringen Umstände, worin sie bey ihrer Pflegemutter leben muſste, als ob sie niemahls in bessern gelebt hätte, und lieſs sich nichts angelegener seyn, als ihr durch emsiges Arbeiten die Last ihres Unterhalts zu erleichtern.

Endlich fügte es sich zufalliger Weise, daſs der junge Kritolaus unsre Heldin zu sehen bekam, welche, in ihrem bäurischen aber reinlichen Anzug und mit frischen Blumen geschmückt, demjenigen, dem sie in einem Haine begegnete, eher eine von den Gespielen der Diane, als die Tochter eines armen Fischers zu seyn scheinen muſste. Der junge Mann faſste die heftigste Leidenschaft für sie. Weil seine Liebe eben so tugendhaft als zärtlich war, so brachte er bald die mitleidige Klonarion auf seine Seite; und da Psyche selbst nunmehr wuſste, daſs Agathon ihr Bruder sey, so war nichts vorhanden, was sie gegen die Zuneigung eines so liebenswürdigen jungen Menschen unempfindlich hätte machen können. In der That war Kritolaus in mehrern Absichten der zweyte Agathon. Allein die Umstände lieſsen so wenig Hoffnung zu, daſs eine Verbindung zwischen ihnen möglich seyn könnte, daſs Psyche sich verbunden hielt, ihm alles, was zu seinem Vortheil in ihrem Herzen vorging, desto sorgfältiger zu verbergen, je entschlossener er schien, seiner Liebe alle andre Betrachtungen aufzuopfern.

Endlich wuſste er sich nicht anders zu helfen, als daſs er das Geheimniſs seines Herzens demjenigen entdeckte, dessen Beyfall er am wenigsten zu erhalten hoffen konnte. Die ganze Beredsamkeit der begeisterten Liebe würde über einen Archytas wenig vermocht haben, wenn Kritolaus nicht so viel Auſserordentliches von dem Geist und der Tugend seiner Geliebten gesagt hätte, daſs sein Vater endlich aufmerksam zu werden anfing.

Archytas hatte die Macht des Dämons der Liebe nie erfahren; aber er war menschlich, gütig, und über die in solchen Fällen gewöhnlichen Vorurtheile und Absichten weit erhaben. Ein schönes und tugendhaftes Mädchen war in seinen Augen ein sehr edles, sehr vornehmes Geschöpf, dessen Werth durch den Schatten der Niedrigkeit und Armuth nur desto mehr erhoben wurde.

Kaum wurde der junge Kritolaus gewahr, daſs sein Vater zu wanken anfing: so wagte er's, ihm das Geheimniſs der Geburt seiner Geliebten zu entdecken, welches ihm Klonarion ohne Wissen der schönen Psyche vertraut hatte. Archytas, der sich erinnerte, ehmahls aus des Stratonikus eigenem Munde die ganze Geschichte seiner Liebe zu Musarion vernommen zu haben, war über diesen Zufall nicht wenig erfreut. Er wünschte nichts mehr, als daſs diejenige, für welche sein Sohn so heftig eingenommen war, die Tochter seines liebsten Freundes seyn möchte. Aber er wollte gewiſs seyn, daſs sie es sey; und hierzu schien ihm das bloſse Zeugniſs eines Fischerweibes zu wenig. Er veranstaltete es, daſs er Psychen und ihre angebliche Amme selbst zu sehen bekam. Er glaubte in der Gesichtsbildung der ersten einige Züge von ihrem Vater zu entdecken. Eine Unterredung mit ihr bestätigte den günstigen Eindruck, den ihr Anblick auf sein Gemüth gemacht hatte. Er lieſs sich ihre Geschichte mit allen Umständen erzählen, und fand immer weniger Ursache, an der Wahrheit dessen zu zweifeln, was sein Sohn, ohne die mindeste Untersuchung, für ausgemacht hielt. Das Halsgeschmeide, welches Psyche in den Händen der Pythia hatte zurück lassen müssen, schien allein noch abzugehen, um ihn gänzlich zu überzeugen. Er schickte deſswegen einen seiner Vertrauten nach Delfi ab; und die Pythia, da sie sah, daſs ein Mann von solcher Wichtigkeit sich des Schicksals ihrer ehemahligen Sklavin annahm, machte keine Schwierigkeiten, dieses Merkzeichen der Abkunft derselben auszuliefern. Nunmehr glaubte Archytas berechtigt zu seyn, Psychen als die Tochter eines Freundes, dessen Andenken ihm theuer war, anzusehen; und nun hatte er selbst nichts angelegners, als sie je eher je lieber in seine Familie zu verpflanzen. Sie wurde also die Gemahlin des Kritolaus; und diese Verbindung gab ihm natürlicher Weise neue Beweggründe, sich der Befreyung Agathons mit so lebhaftem Eifer anzunehmen, als es oben erzählter Maſsen geschehen war.

9. KAPITEL.

Etwas das man vorher sehen konnte.

Agathon hatte zwar viel früher zu leben angefangen, als es gemeiniglich geschieht; aber er war doch noch lange nicht alt genug, um sich der Welt ganz zu entäuſsern. Indessen glaubte er, nachdem er schon zweymahl eine nicht unansehnliche Rolle auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens gespielt, und sie, für einen jungen Mann, ziemlich gut gespielt hatte, berechtiget zu seyn, — so lange er keinen besondern Beruf erhalten würde seiner Nazion zu dienen, oder so lange sie seiner Dienste nicht schlechterdings vonnöthen hätte, sich in den Zirkel des Privatlebens zurück zu ziehen; und hierin stimmten die Grundsätze des weisen Archytas völlig mit seiner Art zu denken überein. Ein Mann von mehr als gewöhnlicher Fähigkeit, sagte Archytas, hat zu thun genug, an seiner eigenen Besserung und Vervollkommnung zu arbeiten. Er ist am geschicktesten zu dieser Beschäftigung, nachdem er durch eine Reihe beträchtlicher Erfahrungen sich selbst und die Welt kennen zu lernen angefangen hat; und indem er solchergestalt an sich selbst arbeitet, arbeitet er zugleich für die Welt. Denn um so viel geschickter wird er, seinen Freunden, seinem Vaterlande, und den Menschen überhaupt nützlich zu seyn, und auf jeden Wink der Pflicht, — es sey nun in einem gröſsern oder kleinern Kreise, mit mehr oder weniger Gepränge, öffentlich oder im Verborgnen, — zum allgemeinen Besten des Ganzen mitzuwirken.

Dieser Maxime zu Folge beschäftigte sich Agathon, nachdem er zu Tarent einheimisch zu seyn angefangen hatte, hauptsächlich mit den mathematischen Wissenschaften, mit Erforschung der Kräfte und Eigenschaften der natürlichen Dinge, mit der Astronomie, kurz mit demjenigen Theile der spekulativen Filosofie, welcher uns auf dem Wege der Beobachtung zu einer zwar mangelhaften, aber doch zuverläſsigen Erkenntniſs der Natur und ihrer majestätisch einfältigen, weisen und wohlthätigen Gesetze führt. Er verband mit diesen erhabenen Studien, worin ihm die Anleitung des Archytas vorzüglich zu Statten kam, das Lesen der besten Schriftsteller von allen Klassen (insonderheit der Geschichtschreiber) und das Studium des Alterthums und der Sprache, welches er für eines der edelsten oder der nichtswürdigsten hielt, je nachdem es auf eine filosofische, oder bloſs mechanische Art getrieben werde. Nicht selten setzte er diese anstrengenden Beschäftigungen bey Seite, um, wie er sagte, mit den Musen zu scherzen; und der natürliche Schwung seines Genies machte ihm diese Art von Gemüthsergetzung so angenehm, daſs es ihm oft schwer wurde, sich wieder von ihr los zu reiſsen. Auch die Musik und die bildenden Künste, die Schwestern der Dichtkunst, deren höhere Theorie sich in den geheimniſsvollen Tiefen der Filosofie verliert, hatten einen Antheil an seinen Stunden, und halfen ihm, das allzu Einförmige in den Beschäftigungen seines Geistes, und die schädlichen Folgen, die aus der

Einschränkung desselben auf eine einzige Art von Gegenständen entspringen, vermeiden.

Die häufigen Unterredungen, welche er mit dem weisen Archytas hatte, trugen viel und vielleicht das meiste dazu bey, seinen Geist in dem tiefsinnigen Erforschen der übersinnlichen Gegenstände vor Abwegen zu bewahren. Agathon, welcher ehmahls, da alles in seiner Seele zur Empfindung wurde, seinen Beyfall zu leicht überraschen lieſs, fand itzt, seitdem er mit kälterm Blute filosofierte, beynahe alles zweifelhaft. Die Zahl der menschlichen Begriffe und Meinungen, welche die Probe einer ruhigen, gleichgültigen und genauen Prüfung aushielten, wurde alle Tage kleiner für ihn; die Systeme der dogmatischen Weisen verschwanden nach und nach, und zerflossen vor den Strahlen der prüfenden Vernunft, wie die Luftschlösser und Zaubergärten, welche wir zuweilen an Sommermorgen im düftigen Gewölke zu sehen glauben, vor der aufgehenden Sonne.

Der weise Archytas billigte zwar den bescheidnen Skepticismus seines Freundes; doch, — indem er ihn von allzu kühnen Reisen im Lande der Ideen zu den wenigen einfachen aber desto schätzbarern Wahrheiten zurück führte, die der Leitfaden zu seyn scheinen, an welchem uns der allgemeine Vater der Wesen durch die Irrgänge des Lebens sicher hindurch führen will, — verwahrte er ihn zugleich vor jener gänzlichen Ungewiſsheit des Geistes, die durch Unentschlossenheit und Muthlosigkeit des Willens für die Ruhe und Glückseligkeit unsers Lebens so gefährlich wird, daſs der Zustand des bezaubertsten Enthusiasten dem Zustand eines solchen Weisen vorzuziehen zu seyn scheinet, der, aus lauter Furcht zu irren, sich endlich gar nichts mehr zu bejahen oder zu verneinen getraut. In der That gleicht die Vernunft in diesem Stück ein wenig dem Doktor Peter Rezio von Aguero. Sie hat gegen alles, womit unsre Seele genährt werden soll, so viel einzuwenden, daſs diese endlich eben sowohl aus Inanizion verschmachten müſste, als die unglücklichen Statthalter der Insel Barataria bey der Diät, wozu sie das verwünschte Stäbchen ihres allzu bedenklichen Leibarztes verurtheilte. Das Beste ist in diesem Falle, sich wie Sancho zu helfen. Der allgemeine Menschensinn, dieses am wenigsten betrügliche Gefühl des Wahren und Guten, und dieses innigste Bewuſstseyn dessen was recht, und also Pflicht für vernünftige Wesen ist, welches die Natur allen Menschen zugetheilt hat, können uns am besten sagen, woran wir uns halten sollen; und dahin müssen, früher oder später, die gröſsten Geister zurück kommen, wenn sie nicht das Schicksal haben wollen, wie die Taube des Altvaters Noah, allenthalben herum zu flattern und nirgends Ruhe zu finden.

---

5. Kapitel.

Agathon verirrt sich auf der Jagd, und stöſst in einem alten Schlosse auf ein sehr unerwartetes Abenteuer.

Bey allen diesen mannigfaltigen Beschäftigungen, womit unser ehmahliger Held seine Muſse zu seinem eignen Vortheil erfüllte, blieben ihm doch viele Stunden übrig, welche der Freundschaft und dem geselligen Vergnügen gewidmet waren, und für seine Ruhe nur allzu viele, worin eine Art von zärtlicher unwiderstehlicher Schwermuth seine Seele in die Zaubergegenden zurück führte, deren wir im zweyten Kapitel dieses Buches schon Erwähnung gethan haben.

In einer solchen Gemüthsfassung liebt man vorzüglich den Aufenthalt auf dem Lande, wo man Gelegenheit hat seinen Gedanken ungestörter nachzuhängen, als unter den Pflichten und Zerstreuungen des geselligern Stadtlebens. Agathon zog sich also öfters in ein Landgut zurück, welches sein Bruder Kritolaus etliche Stunden von Tarent beſaſs, und wo er sich in seiner Gesellschaft zuweilen mit der Jagd belustigte.

Hier geschah es einsmahls, daſs sie von einem Ungewitter überrascht wurden, welches wenigstens so heftig war, als dasjenige, wodurch, auf Veranstaltung zweyer Göttinnen, Äneas und Dido in die nehmliche Höhle zusammen gescheucht wurden. Aber da zeigte sich nirgends eine wirthbare Höhle, welche ihnen einigen Schirm angeboten hätte. Das schlimmste war, daſs sie sich von ihren Leuten verloren hatten, und eine geraume Zeit nicht wuſsten wo sie waren: ein Zufall, der an sich selbst wenig Auſserordentliches hat, aber, wie man sehen wird, eines der glücklichsten Abenteuer veranlaſste, das unserm Helden jemahls zugestoſsen ist.

Nachdem sie sich endlich aus dem Walde heraus gefunden, erkannte Kritolaus die Gegend wieder; aber er sah zugleich, daſs sie etliche Stunden weit von Hause entfernt waren. Das Ungewitter wüthete noch immer fort, und es fand sich kein näherer Ort, wohin sie ihre Zuflucht nehmen konnten, als ein einsames Landhaus, welches seit mehr als einem Jahre von einer fremden Dame von sehr sonderbarem Karakter bewohnt wurde. Man vermuthete aus einigen Umständen, daſs sie die Wittwe eines Mannes von Ansehen und Vermögen seyn müsse; aber es war bisher unmöglich gewesen, ihren Nahmen und vorigen Aufenthalt auszuforschen, oder was sie bewogen haben könnte ihn zu verändern, und in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt zu leben. Das Gerüchte sagte Wunder von ihrer Schönheit; indessen war doch niemand, der sich rühmen konnte sie gesehen zu haben. Überhaupt hatte man eine Zeit lang viel und desto mehr von ihr gesprochen, je weniger man wuſste. Allein da sie fest entschlossen schien, sich nichts darum zu bekümmern; so hatte man endlich auf einmahl aufgehört von ihr zu reden, und es der Zeit überlassen, das Geheimniſs, das unter dieser Person und ihrer sonderbaren Lebensart verborgen seyn möchte, zu entdecken. Vielleicht, sagte Kritolaus, ist es eine zweyte Artemisia, die sich, ihrem Schmerz ungestört nachzuhängen, in dieser Einöde lebendig begraben will. Ich bin schon lange begierig gewesen sie zu sehen. Dieser Sturm soll uns, wie ich hoffe, Gelegenheit dazu geben. Sie kann uns eine Zuflucht in ihrem Hause nicht versagen; und wenn wir nur einmahl über die Schwelle sind, so wollen wir wohl Mittel finden vorgelassen zu werden, wiewohl wir die ersten in dieser Gegend wären, denen dieses Glück zu Theil würde.

Man kann sich leicht vorstellen, daſs Agathon, so gleichgültig er auch seit seiner Entfernung von der schönen Danae gegen ihr ganzes Geschlecht war, dennoch begierig werden muſste, eine so auſserordentliche Person kennen zu lernen. Sie kamen vor dem äuſsersten Thor eines Hauses an, welches einem verwünschten Schlosse ähnlicher sah, als einem Landhause in Ionischem oder Korinthischem Geschmacke. Das schlimme Wetter, ihr anhaltendes Bitten, und vielleicht auch ihre gute Miene brachte zuwege, daſs sie eingelassen wurden. Einige alte Sklaven führten sie in einen Sahl, wo man sie mit vieler Freundlichkeit nöthigte, alle die kleinen Dienste anzunehmen, welche sie in ihrem Zustande nöthig hatten.

Die Figur der Fremden schien die Leute des Hauses in Verwundrung zu setzen, und die Meinung von ihnen zu erwecken, daſs es Personen von Bedeutung seyn müſsten. Aber Agathon, dessen Aufmerksamkeit bald einige Gemählde an sich zogen, womit der Sahl ausgeziert war, wurde nicht gewahr, daſs er von einer Sklavin mit noch weit gröſserer Aufmerksamkeit betrachtet werde. Diese Sklavin schien einer Person gleich zu sehen, welche nicht weiſs, ob sie ihren Augen trauen soll; und nachdem sie ihn einige Minuten mit verschlingenden Blicken angestarrt hatte, verlor sie sich auf einmahl aus dem Sahle.

Sie lief so hastig dem Zimmer ihrer Gebieterin zu, daſs sie ganz auſser Athem kam. „Und wer meinen Sie wohl, meine Gebieterin, (keuchte sie) daſs unten im Sahl ist? Hat es Ihnen Ihr Herz nicht schon gesagt? Diana sey mir gnädig! Was für ein Zufall das ist! Wer hätte sich das nur im Traum einbilden können? Ich weiſs vor Erstaunen nicht wo ich bin.“

In der That däucht mich, du bist nicht recht bey Sinnen, versetzte die Dame ein wenig betroffen; und wer ist denn unten im Sahle?

„O! bey den Göttinnen! ich hätte es beynahe meinen eignen Augen nicht geglaubt. Aber ich erkannte ihn auf den ersten Blick, ob er gleich ein wenig stärker geworden ist. Es ist nichts gewisser; er ist es, er ist es!“

Plage mich nicht länger mit deinem geheimniſsvollen Unsinn, rief die Dame immer mehr bestürzt. Rede, Närrin! Wer ist es!

„Aber Sie errathen doch auch gar nichts, gnädige Frau! — Wer es ist? — Ich sage Ihnen ja, daſs **Agathon** unten im Sahl ist! — Ja, Agathon; es kann nichts gewisser seyn! Er selbst, oder sein Geist, eines von beiden unfehlbar. Denn die Mutter, die ihn geboren hat, kann ihn nicht besser kennen, als ich ihn erkannt habe, so bald er den Mantel von sich warf, worin er Anfangs eingewickelt war."

Das gute Mädchen würde noch länger in diesem Tone fortgeplaudert haben, (denn ihr Herz floſs von Freude über) wenn sie nicht auf einmahl gesehen hätte, daſs ihre Gebieterin ohnmächtig auf ihren Sofa zurück gesunken war. Sie hatte einige Mühe sie wieder zu sich selbst zu bringen. Endlich erhohlte sich die schöne Dame wieder; aber nur um über sich selbst zu zürnen, daſs sie sich so empfindlich fand.

„Sie machen einem ja ganz bange, rief die Sklavin. Wenn Sie schon bey seinem bloſsen Nahmen in Ohnmacht fallen, wie wird es erst werden, wenn Sie ihn selbst sehen? — Soll ich gehen und ihn geschwinde herauf hohlen?"

Ihn herauf hohlen? versetzte die Dame: nein wahrhaftig; ich will ihn nicht sehen!

„Sie wollen ihn nicht sehen? Was für ein Einfall! Aber es kann nicht Ihr Ernst seyn. O wenn Sie ihn nur sehen sollten! Er ist so schön, so schön als er noch nie gewesen ist, däucht mich. Sie müssen ihn sehen! — Es wäre unverantwortlich, wenn Sie ihn wieder fortgehen lassen wollten, ohne daſs er Sie gesehen hätte. Wofür hätten Sie Sich denn —“

Schweige! Nichts weiter! (rief die Dame) Verlaſs mich! Aber unterstehe dich nicht, wieder in den Sahl hinunter zu gehen. Wenn er's ist, so will ich nicht, daſs er dich erkennen soll. Ich hoffe doch nicht, daſs du mich schon verrathen hast?

„Nein, gnädige Frau, erwiederte die Vertraute; er hat mich noch nicht wahrgenommen; denn er schien ganz in die Betrachtung der Gemahlde vertieft, und mich däuchte, ich hörte ihn ein- oder zweymahl seufzen. Vermuthlich —“

Du bist nicht klug; (fiel ihr die Dame ins Wort) verlaſs mich! Ich will ihn nicht sehen, und er soll nicht wissen in wessen Hause er ist. Wenn er's erfährt, so — hast du eine Freundin verloren!

Die Vertraute entfernte sich also, in Hoffnung, daſs ihre Gebieterin sich wohl eines

Beſsern beſinnen würde, und — die ſchöne Danae blieb allein.

Eine Erzählung alles deſsen, was in ihrem Gemüthe vorging, würde etliche Bogen ausfüllen, wiewohl es weniger Zeit als ſechs Minuten einnahm. Welch ein Streit! Welch ein Getümmel von widerwärtigen Bewegungen! — Sie hatte ihn bis auf dieſen Augenblick ſo zärtlich geliebt, und glaubte itzt zu fühlen, daſs ſie ihn haſse. Sie fürchtete ſich vor ſeinem Anblick, und konnte ihn kaum erwarten. Was hätte ſie vor einer Stunde gegeben, dieſen Agathon zu ſehen, der, auch undankbar, auch ungetreu, über ihre ganze Seele herrſchte! Deſsen Verluſt ihr alle Vorzüge ihres ehmahligen Zuſtandes, den Aufenthalt zu Smyrna, ihre Freunde, ihre Reichthümer, unerträglich gemacht hatte! Deſsen Bild, mit allen den zauberiſchen Erinnerungen ihrer ehmahligen Glückſeligkeit, das einzige Gut war, was noch einen Werth in ihren Augen hatte. Aber nun, — da ſie wuſste, daſs es in ihrer Gewalt ſtehe, ihn wieder zu ſehen oder nicht, — wachte auf einmahl ihr ganzer Stolz auf, und ſchien ſich nicht entſchlieſsen zu können ihm zu vergeben. Wenn auch einen Augenblick lang die Liebe die Oberhand erhielt; ſo ſtürzte ſie die Furcht, ihn unempfindlich zu finden, ſogleich wieder in die vorige Verlegenheit.

Zu allem diesem kam noch eine andre Betrachtung, welche vielleicht für eine Danae allzu spitzfündig scheinen könnte, wenn wir nicht, zu ihrer Rechtfertigung, entdecken müſsten, daſs die Flucht unsers Helden, die Entdeckung der Ursachen welche ihn zu einem so gewaltsamen Entschluſs getrieben, der Gedanke, daſs ihre eigenen Fehltritte sie in den Augen des einzigen Mannes, den sie jemahls geliebt hatte, verächtlich gemacht, — eine merkwürdige Revoluzion in ihrer ganzen Denkungsart hervorgebracht hätten. Danae lieſs sich durch die Vorwürfe, welche sie sich selbst zu machen hatte, und wovon vielleicht ein guter Theil auf ihre Umstände fiel, nicht von dem edeln Vorsatz abschrecken, sich in einem Alter, wo dieser Vorsatz noch einiges Verdienst in sich schloſs, der Tugend zu widmen. Wir wollen nicht läugnen, daſs eine Art von verliebter Verzweiflung den gröſsten Antheil an dem auſserordentlichen Schritt hatte, sich aus einer Welt, worin sie angebetet wurde, in eine Einöde zu verbannen, wo die Freyheit sich mit ihren Empfindungen zu unterhalten das einzige Vergnügen war, welches sie für so groſse Opfer entschädigen konnte. Aber es gehörte doch keine gemeine Seele dazu, um in den glänzenden Umständen, worin sie zu leben gewohnt war, einer solchen Verzweiflung fähig zu seyn, und in einem Vorsatz auszuhalten, unter welchem jede schwächere Seele gar bald eingesunken wäre. Hätte es ihr zu Smyrna und allenthalben an Gelegenheit mangeln können, den Verlust eines Liebhabers zu ersetzen, wenn es ihr bloſs um einen Liebhaber zu thun gewesen wäre? Aber ihre Liebe zu Agathon war von einer edlern Art, war so nahe mit der Liebe der Tugend selbst verwandt, daſs wir Ursache haben zu vermuthen, daſs in der gänzlichen Abgeschiedenheit, worin unsre Heldin lebte, jene sich endlich gänzlich in dieser verloren haben würde. Und eben darum, weil ihre Liebe zur Tugend aufrichtig war, machte sie sich ein gerechtes Bedenken, bey dem Bewuſstseyn der unfreywilligen Schwachheit ihres Herzens für den allzu liebenswürdigen Agathon, sich der Gefahr auszusetzen, durch eine nur allzu mögliche Wiederkehr seiner ehmahligen Empfindungen mit dahin gerissen zu werden. Ein Gedanke, der ohne eine übertriebne Meinung von ihren Reitzungen in ihr entstehen konnte, und durch das Miſstrauen in sich selbst, womit die wahre Tugend allezeit begleitet ist, kein geringes Gewicht erhalten muſste.

Solchergestalt kämpften Liebe, Stolz und Tugend für und wider das Verlangen den Agathon zu sehen in ihrem unschlüssigen Herzen. Mit welchem Erfolg, läſst sich leicht errathen. Die Liebe müſste nicht Liebe seyn, wenn sie nicht Mittel fände, den Stolz und die Tugend selbst endlich auf ihre Seite zu bringen. Sie flöſste jenem die Begierde ein, zu sehen wie sich Agathon halten würde, wenn er, so plötzlich und unerwartet, der einst so sehr geliebten und so grausam beleidigten Danae unter die Augen käme; und munterte diese auf, sich selbst Stärke genug zuzutrauen, von den Entzückungen, in welche er vielleicht bey diesem Anblick gerathen möchte, nicht zu sehr gerührt zu werden. Kurz, der Erfolg dieses innerlichen Streites war, daſs sie eben im Begriff war, ihre Vertraute (die einzige Person, welche sie bey ihrer Entfernung von Smyrna mit sich genommen hatte) herein zu rufen, um ihr die nöthigen Verhaltungsbefehle zu geben; als diese Sklavin selbst herein trat, um ihrer Gebieterin zu melden: daſs die beiden Fremden auf eine sehr dringende Art um die Erlaubniſs anhalten lieſsen, vor die Frau des Hauses gelassen zu werden.

Neue Unentschlossenheit, über welche sich niemand wundern wird, der das weibliche Herz kennt. In der That klopfte der guten Danae das ihrige in diesem Augenblick so stark, daſs sie nöthig hatte, sich vorher in eine ruhigere Verfassung zu setzen, ehe sie es wagen durfte, eine so schwere Probe zu bestehen.

6. Kapitel.

Ein Studium für die Seelenmahler.

Unterdessen, bis sie mit sich selbst einig seyn wird, wozu sie sich entschlieſsen, und wie sie sich bey einer so erwünschten und gefürchteten Zusammenkunft verhalten wolle, kehren wir einen Augenblick zu unserm Helden in den Sahl zurück.

Je mehr Agathon die Gemählde betrachtete, womit die Wände desselben behängt waren, je lebhafter wurde die Einbildung, daſs er sie — in dem Landhause der Danae zu Smyrna gesehen habe. Allein er konnte sich so wenig vorstellen, durch was für einen Zufall sie von Smyrna hierher gekommen seyn sollten, daſs er für weniger unmöglich hielt von seiner Einbildung betrogen zu werden. Zudem konnte ja eben derselbe Meister unterschiedliche Kopien von seinen Stücken gemacht haben. Aber wenn er wieder die Augen auf eine **Luna** heftete, die mit Augen der Liebe den schlafenden Endymion betrachtete, so glaubte er es so gewiſs für das nehmliche zu erkennen, vor welchem er in einem Gartensahle der Danae oft Viertelstunden lang in bewundernder Entzückung gestanden, daſs es ihm unmöglich war, seiner Überzeugung zu widerstehen. Die Verwirrung, in die er dadurch gesetzt wurde, ist unbeschreiblich. „Sollte Danae — aber wie könnte das möglich seyn?“ — Und doch schien alles das Sonderbare, was ihm Kritolaus von der Frau dieses Hauses gesagt hatte, den Gedanken zu bekräftigen, der itzt in ihm aufstieg, und den er sich kaum auszudenken getrauete. Die schöne Danae hätte zufrieden seyn müssen, wenn sie gesehen hätte was in seinem Herzen vorging. Er hätte nicht erschrockner seyn können, vor das Antlitz einer beleidigten Gottheit zu treten, als er es vor dem Gedanken war, sich dieser Danae darzustellen, welche er seit geraumer Zeit gewohnt war sich wieder so unschuldig zu denken, als sie ihm damahls, da er sie verlieſs, verächtlich und hassenswürdig schien. Allein das Verlangen sie zu sehen verschlang endlich alle andre Gefühle, von denen sein Herz erschüttert wurde. Seine Unruhe war so sichtbar, daſs Kritolaus sie bemerken muſste. Agathon würde besser gethan haben, ihm die Ursache davon zu entdecken. Aber er that es nicht, sondern behalf sich mit der allgemeinen Ausflucht, daſs ihm nicht wohl sey. Dem ungeachtet bezeigte er ein so ungeduldiges Verlangen die Frau des Hauses zu sehen, daſs sein Freund aus allem, was er an ihm wahrnahm, zu muthmaſsen anfing, es müſste irgend ein Geheimniſs darunter verborgen seyn, dessen Entwicklung er begierig erwartete. Inzwischen kam der Sklave, den sie abgeschickt hatten, mit der Antwort zurück: daſs er Befehl habe, sie in ihr Zimmer zu führen.

Hier ist es, wo wir mehr als jemahls zu wünschen versucht sind, daſs dieses Buch von niemand gelesen werden möchte, der keine schönen Seelen glaubt. Die Situazion, worin man unsern Helden in wenig Augenblicken sehen wird, ist unstreitig eine von den schwierigsten, in welche man in seinem Leben kommen kann. Wäre hier die Rede von fantasierten Karaktern, so würden wir uns kaum in einer kleinern Verlegenheit befinden, als Agathon selbst, da er mit pochendem Herzen und schwer athmender Brust dem Sklaven folgte, der ihn in das Vorgemach einer Unbekannten führte, von der er fast mit gleicher Heftigkeit wünschte und fürchtete, daſs es Danae seyn möchte. Allein da Agathon und Danae so gut historische Personen sind als Brutus, Porcia, und hundert andere, welche darum nicht weniger existiert haben, weil sie nicht gerade so dachten und handelten wie gewöhnliche Leute: so bekümmern wir uns wenig, wie dieser Agathon und diese Danae, vermöge der moralischen Begriffe des einen oder andern, der über dieses Buch gut oder übel urtheilen wird, hätten handeln sollen, oder gehandelt haben würden, wenn sie nicht gewesen wären was sie waren. Unsre Pflicht ist zu erzählen, nicht zu dichten; und wir können nichts dafür, wenn Agathon bey dieser Gelegenheit sich nicht weise und heldenmäſsig genug verhalten, oder Danae die Rechte des weiblichen Stolzes nicht so gut behaupten sollte, als viele andre, — welche dem Himmel danken, daſs sie keine Danaen sind, — an ihrem Platze gethan haben würden.

Die schöne Danae erwartete, auf einem Sofa sitzend, ihren Besuch mit so vieler Stärke, als eine weibliche Seele nur immer zu haben fahig seyn mag, die zugleich so zärtlich und lebhaft ist, als eine solche Seele seyn kann. Aber was in ihrem Herzen vorging, mögen Leserinnen, welche im Stande sind sich an ihre Stelle zu setzen, in ihrem eigenen lesen. Sie wuſste, daſs Agathon einen Gefährten hatte. Dieser Umstand kam ihr zu Statten; aber Agathon befand sich wenig dadurch erleichtert. Die Thür des Vorzimmers wurde ihnen von der Sklavin eröffnet. Er erkannte beym ersten Anblick die Vertraute seiner Geliebten; und nun konnte er nicht mehr zweifeln, daſs die Dame, die er in einigen Augenblicken sehen würde, Danae sey. Er raffte seinen ganzen Muth zusammen, indem er zitternd hinter seinem Freunde Kritolaus herwankte. Er sah sie — wollte auf sie zugehen — konnte nicht — heftete seine Augen auf sie — und sank, vom Übermaſs seiner Empfindlichkeit überwältigt, in die Arme seines Freundes zurück.

Auf einmahl vergaſs die schöne Danae alle die groſsen Entschlieſsungen von Gelassenheit und Zurückhaltung, welche sie mit so vieler Mühe gefaſst hatte. Sie lief in zärtlicher Bestürzung auf ihn zu, nahm ihn in ihre Arme, lieſs dem ganzen Strom ihrer Empfindungen den Lauf, ohne daran zu denken, daſs sie einen Zeugen hatte, der über alles, was er sah und hörte, erstaunt seyn muſste.

Allein die Güte des Herzens und diese Sympathie, durch welche schöne Seelen in wenig Augenblicken vertraut mit einander werden, machte daſs Kritolaus in einer Lage, auf die er so wenig vorbereitet war, sich gerade ſo benahm, als ob er ſchon viele Jahre der Vertraute ihrer Liebe geweſen wäre. Er trug ſeinen Freund auf den Sofa, auf welchen ſich Danae neben ihn hinwarf: und da er nun ſchon genug wuſste, um zu ſehen daſs er hier zu nichts mehr helfen könne; ſo entfernte er ſich unvermerkt weit genug, um unſre Liebenden von dem Zwang einer Zurückhaltung zu entledigen, welche, in ſo ſonderbaren Augenblicken, ein gröſseres Übel iſt, als unempfindliche Leute ſich vorſtellen können.

Allmählich bekam Agathon, an der Seite der gefühlvollen Danae, und von einem ihrer ſchönen Arme umſchlungen, das Vermögen zu athmen wieder. Sein Geſicht ruhte an ihrem Buſen, und die Thränen, welche ihn zu benetzen anfingen, waren das erſte, was ihr ſeine wiederkehrende Empfindung anzeigte. Ihre erſte Bewegung war, ſich von ihm zurück zu ziehen; aber ihr Herz verſagte ihr die Kraft dazu. Es ſagte ihr, was in dem ſeinigen vorging; und ſie hatte den Muth nicht, ihm eine Linderung zu entziehen, welche er ſo nöthig zu haben ſchien und in der That nöthig hatte. In wenigen Augenblicken machte er ſich ſelbſt den Vorwurf, daſs er einer ſo groſsen Gütigkeit unwürdig ſey. Er raffte ſich auf, warf ſich zu ihren Füſsen, umfaſste ihre Knie, verſuchte es ſie anzuſehen, und ſank, weil er ihren Anblick nicht auszuhalten vermochte, mit einem von Thränen überschwemmten Gesicht auf ihren Schooſs nieder. Danae konnte nun nicht zweifeln, daſs sie geliebt werde, und es kostete ihr, die Entzückung zurück zu halten, worein sie durch diese Gewiſsheit gesetzt wurde. Aber es war nöthig, dieser allzu zärtlichen Scene ein Ende zu machen.

Agathon konnte noch nicht reden. Und was hätte er reden sollen? — Ich bin zufrieden, Agathon, sagte sie mit einer Stimme, welche wider ihren Willen verrieth, wie schwer es ihr wurde ihre Thränen zurück zu halten. — Ich bin zufrieden! Du findest eine Freundin wieder; und ich hoffe, du werdest sie künftig deiner Hochachtung weniger unwürdig finden als jemahls. Keine Entschuldigungen, mein Freund, (denn Agathon wollte etwas sagen das einer Entschuldigung gleich sah, und woraus er sich, in der heftigen Bewegung worin er war, schwerlich zu seinem Vortheile gezogen hätte) — denn du wirst keine Vorwürfe von mir hören. Wir wollen uns des Vergangenen nur erinnern, um das Vergnügen eines so unverhofften Wiedersehens desto reiner zu genieſsen. — Groſsmüthige, göttliche Danae! rief Agathon in einer Entzückung von Dankbarkeit und Liebe. — Auch keine Beywörter, Agathon! (unterbrach sie ihn) keine Schwärmerey! Du bist zu sehr gerührt. Beruhige dich! Wir werden Zeit genug haben, uns von allem Rechenschaft zu geben, was, seitdem wir uns zum letzten Mahle gesehen haben, vorgegangen ist. Laſs mich das Vergnügen, dich wieder gefunden zu haben, unvermischt genieſsen! Es ist das erste, das mir seit unserer Trennung zu Theil wird.

Mit diesen Worten — (und in der That hätte sie die letztern für sich selbst behalten können, wenn es möglich wäre immer Meister von seinem Herzen zu seyn) — stand sie auf, näherte sich dem Kritolaus, und lieſs dem mehr als jemahls bezauberten Agathon Zeit, sich in eine ruhigere Gemüthsfassung zu setzen.

Was diese zärtliche Scene für Folgen haben muſste, ist leicht voraus zu sehen. Danae und Kritolaus wurden gar bald traute Freunde. Dieser junge Mann gestand, seine Psyche ausgenommen, nichts vollkommneres gesehen zu haben als Danae; und Danae erfuhr mit vielem Vergnügen, daſs Kritolaus der Gemahl der schönen Psyche, und Psyche die wieder gefundene Schwester Agathons sey. Sie hatte nicht viel Mühe ihre Gäste zu bereden, ein Nachtlager in ihrem Hause anzunehmen. Sie meldete ihrem Freunde, daſs sie die Ursache seiner heimlichen Entweichung bey ihrer Zurückkunft nach Smyrna bald entdeckt habe. Sie verbarg ihm nicht, daſs der Schmerz, ihn verloren zu haben, sie zu dem seltsamen Entschluſs gebracht, der Welt zu entsagen, und in irgend einer entlegenen Einöde sich selbst für die Schwachheiten und Fehltritte ihres vergangenen Lebens zu bestrafen. Jedoch, setzte sie hinzu, hoffe sie, daſs, wenn sie einmahl Gelegenheit haben würde, ihm eine ganz aufrichtige und umständliche Erzählung der Geschichte ihres Herzens, bis auf die Zeit, da sein Umgang ihrer Seele wie ein neues Wesen gegeben habe, zu machen, — er Ursache finden würde, sie, wo nicht immer zu entschuldigen, doch mehr zu bedauern als zu verdammen.

Die Furcht, den Gedanken in ihr zu veranlassen, als ob sie durch das, was ehmahls zwischen ihnen vorgegangen war, von seiner Hochachtung verloren hätte, zwang unsern Helden eine geraume Zeit, die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen in seinem Herzen zu verschlieſsen. Danae wurde indessen mit der Familie des Archytas bekannt, nachdem vorher zwischen Agathon und Kritolaus verabredet worden war, das dem letztern entdeckte vormahlige Verhältniſs des erstern zu dieser

Dame vor der Hand noch ein Geheimniſs seyn zu lassen. Man muſste sie lieben, so bald man sie sah; und sie gewann desto mehr, je besser man sie kennen lernte. Es war überdieſs eine von ihren Gaben, daſs sie sich sehr leicht und mit der besten Art in alle Personen, Umstände und Lebensarten zu schicken wuſste. Wie konnte es also anders seyn, als daſs sie in kurzem durch die zärtlichste Freundschaft mit einer solchen Familie verbunden wurde? Sogar der weise Archytas liebte ihre Gesellschaft; und Danae machte sich ein Vergnügen daraus, einem Greise von so seltnen Verdiensten die kleinen Beschwerden des Alters durch die Annehmlichkeiten ihres Umgangs erleichtern zu helfen. Aber nichts war der Zuneigung zu vergleichen, welche Psyche und Danae einander einflöſsten. Niemahls hat vielleicht unter zwey Frauenzimmern, welche so geschickt waren Rivalinnen zu seyn, eine so vollkommne Freundschaft geherrschet.

Man kann sich einbilden, ob Agathon dabey verlor. Er sah die schöne Danae alle Tage; er hatte alle Vorrechte eines Bruders bey ihr: aber — wie sollte es möglich gewesen seyn, daſs er sich immer daran begnügt hätte?

7. KAPITEL.

Vorbereitung zur Geschichte der Danae.

Wenn wir alles, was im zweyten Kapitel dieses Buches von den Disposizionen unsers Helden in Absicht auf die schöne Danae gesagt worden ist, mit den Wirkungen zusammen halten, welche das unvermuthete Wiederfinden derselben, und der tägliche Umgang, der nun wieder zwischen ihnen hergestellt war, auf sein Herz und vermuthlich auch auf seine Sinne machen muſste; wenn wir überdieſs erwägen, daſs für eine so gefühlvolle Seele wie die seinige, in der Muſse und Freyheit worin er zu Tarent lebte, die Liebe eine Art von Bedürfniſs war: so werden wir sehr begreiflich finden, daſs es nur von Danae abhing, alles aus ihm zu machen was sie wollte.

Dieſs vorausgesetzt, werden vielleicht wenige seyn, welche nicht erwarten sollten, daſs sie ihre wieder erlangte Gewalt dazu angewendet haben werde, einen Gemahl aus ihm zu machen. Eine Vermuthung, welche durch viele Umstände wahrscheinlich gemacht wird, und beynahe zur Gewiſsheit steigt, wenn wir den Umstand hinzu thun, daſs sie fest entschlossen war, in einem gewissen Sinne nicht mehr Danae für ihren Freund zu seyn.

Dieser letzte Umstand läſst vermuthen, sie müsse Veranlassungen gehabt haben, eine für unsern Helden so ungemächliche Entschlieſsung zu fassen; und dieſs bringt natürlicher Weise auf den Gedanken: Agathon werde Versuche gemacht haben, die Rechte eines begünstigten Liebhabers wieder bey ihr geltend zu machen. Gleichwohl würde ihm ein solcher Gedanke Unrecht thun. Nicht als ob es ihm, in Augenblicken der Schwachheit, an derjenigen Art von Regungen des Willens gefehlt hätte, welche (nach dem Urtheil der Sittenlehrer) mehr mechanisch als freywillig, und von der weisen Natur bloſs dazu veranstaltet worden sind, uns vor Gefahr zu warnen und zum Widerstand aufzufodern. Aber die Hochachtung, die ihm das ganze Betragen seiner schönen Freundin einflöſste; die Vergütung, die er ihr schuldig zu seyn glaubte; die Besorgniſs, daſs sie sogar solche Freyheiten, welche die Vertraulichkeit der Freundschaft rechtfertigen konnte, weniger für Ergieſsungen der Empfindung als für Vorboten demüthigender Unternehmungen ansehen möchte: alles dieſs gab seinem Umgange mit ihr die ganze Schüchternheit einer ersten Liebe. Allein eben dieſs machte ihn, in Augenblicken, wo die gegenwärtige Empfindung, durch die Erinnerungen des Vergangnen verstärkt, ihr eigenes Herz schmelzte, nur desto gefährlicher; und es war mehr gegen sich selbst als gegen ihn, daſs sich Danae durch Entschlieſsungen waffnete, deren Standhaftigkeit sie vielleicht eben so viel seiner Zurückhaltung als ihrer Tugend zu danken hatte.

Nichts ist wohl gewisser, als daſs sie sich gerade so hätte betragen müssen, wenn sie die vorhin erwähnte Absicht gehabt hätte. Allein dem ungeachtet ist eben so gewiſs, daſs sie sich bloſs darum so betrug, weil sie diese Absicht nicht hatte, sondern, trotz allen Bemühungen ihres Liebhabers und allen Versuchungen ihres eigenen Herzens, fest entschlossen war, keinen Gebrauch von seiner Schwäche zu machen.

Wir haben uns vergebens Mühe gegeben, den Grund einer so auſserordentlichen Entschlieſsung in irgend einer eigennützigen Neigung oder Leidenschaft zu entdecken. Sie liebte den Agathon; sie wurde wieder geliebt, mehr als jemahls geliebt; das ganze Haus des Archytas war von ihr eingenommen. Ihre Geschichte war zu Tarent unbekannt; und wem sollte träumen, daſs sie selbst treuherzig genug habe seyn können, sie zu erzählen? Agathon wandte alle Beredsamkeit der Liebe, alle zärtliche Verführungen der Sympathie, er wandte alles an, was eine schöne Seele versuchen, und ein halb besiegtes Herz völlig entwaffnen kann, um ihren Entschluſs zu erschüttern. Mit welcher Begeisterung schilderte er ihr die Seligkeiten einer von der Tugend geheiligten Liebe — und einer Liebe wie die ihrige — vor! Wie schwer ward es ihr, in solchen Stunden, durch das Feuer womit er sprach, durch das Entzücken das alle seine Züge schwellte, durch die Überwallungen des Herzens, welche oft, mitten im Bestreben sie zu überreden, die Worte auf seinen Lippen erstickten, und ein Stillschweigen hervorbrachten, dessen stumme Beredsamkeit einem mitgerührten Herzen unaussprechliche Dinge sagt, — wie schwer ward es ihr da, oder vielmehr, wie war es ihr in solchen Augenblicken möglich, nicht überwältiget zu werden? Was, um aller Liebesgötter willen, konnte sie bewegen zu widerstehen; sie fähig machen auszuhalten? — „Eigensinn?“ — Gesetzt auch es wäre wahr, daſs die wichtigsten Entschlieſsungen der Schönen oft keine andre Triebfeder hätten: bloſser Eigensinn konnte es hier wohl nicht seyn. Gleichwohl sehen wir uns genöthiget, entweder zu dieser verborgenen Qualität unsre Zuflucht zu nehmen, oder zu gestehen, daſs es eine höhere Art von Liebe, daſs es die Leidenschaft der Tugend war, was sie fähig machte einen so heldenmüthigen Widerstand zu thun. — Aber welche neue Schwierigkeiten! — Die Tugend einer Danae! Wer kann nach den Proben, die wir mit der Tugend einer Priesterin und einer Schülerin des Platon gemacht haben, zu der Tugend einer Danae Vertrauen fassen? Können wir erwarten, daſs diese Leidenschaft der Tugend, wovon wir die gelehrige Schülerin eines Hippias begeistert zu seyn voraussetzen, für etwas besseres als für eine Göttin aus einer Wolke von Leinewand werde angesehen werden?

Wir gestehen es, in so weit ein Vorurtheil gerecht heiſsen kann, ist nichts gerechter, als das Vorurtheil, welches der schönen Danae entgegen steht. Allein dem ungeachtet würde es sehr ungerecht seyn, wenn wir sie zum Opfer eines allgemeinen Satzes machen wollten, der unstreitig einige Ausnahmen leidet. Eine schöne Seele, welcher die Natur die Lineamenten der Tugend (wie Cicero es nennet) eingezeichnet hat, begabt mit der zartesten Empfindlichkeit für das Schöne und Gute, und mit angeborner Leichtigkeit jede gesellschaftliche Tugend auszuüben, kann durch einen Zusammenfluſs ungünstiger Zufälle an ihrer Entwicklung gehindert, oder an ihrer ursprünglichen Bildung verunstaltet werden. Ihre Neigungen können eine falsche Richtung bekommen. Die Verführung, in der einnehmenden Gestalt der Liebe, kann sich ihrer Unerfahrenheit zur Wegweiserin aufdringen. Niedrigkeit und Mangel können in ihr diesen edeln Stolz niederschlagen, der so oft die letzte Brustwehre der Tugend ist. Erziehung und Beyspiele können sie über ihre wahre Bestimmung verblenden. Die unschuldigsten, ja selbst die edelsten Regungen des Herzens, Gefälligkeit, Dankbarkeit, Groſsmuth, können durch Umstände zu Fallstricken für sie werden. Hat sie sich einmahl auf dem blumichten Pfade des Vergnügens den Liebesgöttern, Scherzen und Freuden als Führern vertraut, wie sollte sie gewahr werden, wohin sie der sanfte Abhang eines so lustigen Weges führen kann? zumahl, wenn sich die Grazien und Musen selbst zu der fröhlichen Schaar gesellen, und der sofistische Witz, in den Mantel der Filosofie gehüllt, Gefühle zu Grundsätzen und die Kunst zu genieſsen zu Weisheit adelt? Eine lange Reihe angenehmer Verirrungen kann die Folge des ersten Schrittes seyn, den sie auf einem Wege gethan hat, der ihrem bezauberten Auge der gerade Pfad zum Tempel der Glückseligkeit schien. — Aber warum sollte sie nicht von ihrem Irrwege zurück kommen können? Die Umstände können der Tugend eben sowohl beförderlich als nachtheilig seyn. Ihre Augen können geöffnet werden. Erfahrung und Sättigung lehren sie anders von den Gegenständen urtheilen, in deren Genuſs sie ehmahls ihre Glückseligkeit setzte. Andre Begriffe zeugen andre Gesinnungen, oder, deutlicher zu reden, richtige Begriffe geben auch den Neigungen ihre wahre Richtung. Die Grundzüge der Seele bleiben unveränderlich. Eine schöne Seele kann sich verirren, kann durch Blendwerke getäuscht werden; aber sie kann nicht aufhören eine schöne Seele zu seyn. Laſst den magischen Nebel zerstreut werden, laſst sie die Gottheit der Tugend kennen lernen! Dieſs ist der Augenblick, wo sie sich selbst kennen lernt; wo sie fühlt, daſs Tugend kein leerer Nahme, kein Geschöpf der Einbildung, keine Erfindung des Betrugs, — daſs sie die Bestimmung, die Pflicht, die Wollust, der Ruhm, das höchste Gut eines denkenden Wesens ist. Die Liebe zur Tugend, das Verlangen sich selbst nach diesem göttlichen Ideal der moralischen Schönheit umzubilden, bemächtigt sich nun aller ihrer Neigungen; es wird zur Leidenschaft; in diesem Zustande, mehr als in irgend einem andern, ist es, wo man sagen kann, daſs die Seele von einer Gottheit besessen ist; und welche Probe ist so schwer, welches Opfer so groſs, um zu schwer, zu groſs für den Enthusiasmus der Tugend zu seyn?

Ob dieses nicht ganz eigentlich der Fall der schönen Danae gewesen sey, darüber sollen unsre Leser selbst urtheilen, so bald sie ihre Geschichte aus ihrem eignen Munde vernommen haben werden. Danae fand sich in der Nothwendigkeit sie zu erzählen, weil ihr Agathon kein andres Mittel übrig lieſs, ihre standhafte Weigerung gegen eine Verbindung, welcher nichts im Wege zu stehen schien, vor den Augen der Familie des Archytas und vor den seinigen zu rechtfertigen. In ihre Wahrhaftigkeit scheinen wir nicht Ursache zu haben einigen Zweifel zu setzen. Ihre Absicht war es wenigstens, die Wahrheit, selbst auf Unkosten ihrer Eigenliebe, zu sagen. Freylich ist diese Eigenliebe eine ganz vortreffliche Koloristin, wenn wir in der Abschilderung unsers lieben Selbst auf diejenigen Theile kommen, welche wir in den dunkelsten Schatten zu stellen Ursache haben. Sie besitzt ganz eigene Geheimnisse, diese Theile, wenn sie ja nicht ganz versteckt werden können, so zu beleuchten und zu nüancieren, daſs sie dem Ganzen den möglichst kleinsten Schaden thun; ja, sie findet wohl gar Mittel, die schönern Theile dadurch zu erheben, und uns glauben zu machen, das Ganze gewinne durch die Fehler selbst. Danae hätte mehr als eine Sterbliche seyn müssen, um auch gegen die unmerklichen Drücke dieser ersten Springfeder der menschlichen Natur immer auf der Hut zu seyn. Aber uns däucht, man kann mit dem Grade von Glaubwürdigkeit zufrieden seyn, der daher entspringt, wenn der Erzähler seiner eignen Geschichte die Wahrheit sagen will.

Hören wir also immer, was sie uns von einem Gegenstande sagen wird, von dem sie mit der vollständigsten Kenntniſs sprechen konnte, und dem sie, bey aller ihrer Aufrichtigkeit, gewiſs nicht zu viel geschehen lassen wird!

A G A T H O N.

VIERZEHNTES BUCH.

Geheime Geschichte der Danae.

1. KAPITEL.

Danae beginnt ihre geheime Geschichte zu erzählen.

Wir überlassen es dem Leser selbst, sich die Scene, wo die schöne Danae ihrem Freunde die geheime Geschichte ihres Lebens mittheilte, nach eignem Gefallen vorzustellen. Er kann sie auf einen Sofa, oder unter eine Sommerlaube, oder unter den Schatten einer hohen Cypresse an den Rand eines rieselnden Baches versetzen: für die Hauptsache — Doch nein! ich irre mich; die Scene ist bey einer solchen Erzählung (und überhaupt bey welcher Art von Handlung es immer seyn mag) niemahls gleichgültig. Hätte Danae irgend einen geheimen Anschlag auf die Sinnen oder auf das Herz unsers Helden gehabt, so würde sie vermuthlich Mittel gefunden haben, es so einzuleiten, daſs sie sich zufälliger Weise entweder in einem artigen *Boudoir*, (denn die Griechen hatten auch ihre *Boudoirs*) oder unter einer lieblich dämmernden Rosenlaube ihm gegen über befunden hätte. Aber da sie schlechterdings keine Nebenabsichten hegte, so ist eine gemächliche Rasenbank, im Schatten eines freyen Baumes, unter den ehrwürdigen Augen der Natur, — so ein Platz wie der, wo Sokrates mit dem schönen Fädrus über das wesentliche Schöne filosofierte, — unstreitig der schicklichste.

Es war also am Abend eines schönen Sommertages; der Himmel, heiter; nur hier und da ein leicht schwebendes Wölkchen, von sanften Lüftchen getragen. Danae, schön und rührend wie die Natur, deren Anblick Ruhe und allgemeines Wohlwollen über ihre Seele verbreitete: doch milderten einige ernste Züge diese schöne Heiterkeit; und eine sanfte Schamröthe, die ihre reitzenden Wangen überzog, indem sie die schönsten Augen, die jemahls gewesen sind, auf ihren erwartungsvollen Freund heftete, schien den Inhalt ihrer Rede anzukündigen. Agathon, ihr gegen über, seine ganze in ihr Anschauen ergoſsne Seele im Begriff, so bald sie die Lippen öffnen würde, lauter Ohr zu werden! — Ich wünschte Apelles oder Rafael zu seyn, um dieses Gemählde zu mahlen, und dann Palet und Pinsel auf immer an den Altar der Grazien aufzuhängen!

Danae spricht — und der Gedanke an den Ton ihrer Stimme, den ich nicht mahlen könnte, an den Ausdruck, der unter dem Reden mit jedem Augenblick ihrem Gesichte Reitzungen gab, die mein Pinsel nicht schaffen könnte, dieser Gedanke tröstet mich wieder, daſs ich nicht Apelles noch Rafael bin.

So schwer es mich ankommt, mein lieber Agathon, (sprach sie) dir eine ungeschmeichelte Abschilderung von meinem vergangenen Leben zu machen: so wenig ist es doch in meiner Gewalt, mich dieser Demüthigung zu überheben. Es war eine Zeit, da du zu gut von mir dachtest: und damahls war es mir vielleicht zu verzeihen, daſs ich den Muth nicht hatte, dich aus einem süſsen Irrthume zu ziehen, der uns beide glücklich machte. Hippias nahm diesen Dienst über sich: aber es ist mehr als wahrscheinlich, daſs er nicht einmahl den Willen hatte, mir Gerechtigkeit zu erweisen. Und wenn er ihn auch gehabt hätte, was würde ich dabey gewonnen haben? Er kannte nur die Hälfte von Danae, — und war unfähig mehr von ihr zu kennen. Deine plötzliche Flucht von Smyrna entdeckte mir alles, was er dir gesagt haben konnte. Wie tief muſste ich in deiner Meinung gefallen seyn! Das Bewuſstseyn, es nicht zu verdienen daſs du so übel von mir dächtest, war damahls nur ein schwacher Trost! Das Schicksal hat es auf sich genommen mich an dir zu rächen — wenn ich so sagen kann; denn ich liebe diese Vorstellung nicht. Ohne Bedenken gesteh' ich es dir, es ist keine Glückseligkeit für mich, wenn Agathon nicht glücklich ist. — Seitdem wir uns so unverhofft wieder gefunden, hat mir dein ganzes Betragen die vollkommenste Genugthuung gegeben. Nur ein Herz wie deines, ist eines so edelmüthigen Verfahrens, einer so feinen Empfindsamkeit, eines so zärtlich abgewogenen Gleichgewichts zwischen einer Freyheit und einer Zurückhaltung, welche mich in gleichem Grad erniedrigt haben würden, fähig. Von dieser Seite hast du mir nichts zu wünschen übrig gelassen. Wollte der Himmel für die Ruhe deines Herzens und des meinigen, daſs Agathon — dessen Freundschaft zu verdienen der äuſserste Wunsch meiner Eigenliebe ist — sich hätte begnügen können, gerecht gegen seine Freundin zu seyn! Ich rufe nicht die Götter zu Zeugen der Aufrichtigkeit dieses Wunsches an: meine ganze Seele liegt aufgeschlossen vor dir, und keine

Regung, die mir selbst noch merklich ist, soll dir ein Geheimniſs bleiben. Mitten in dem Wunsche, daſs du mich weniger lieben möchtest, begreife ich, daſs ich etwas unmögliches wünsche, so lange du diese Danae nicht völlig kennst, die du liebest. Ich habe wohl überlegt, was ich zu thun im Begriff bin. Was ich selbst dadurch verliere, ist das wenigste. Aber ich gestehe dir's, Agathon, es kostet mir Überwindung, dich aus deinem schönen Traum aufzuwecken. Die Danae deines Herzens, und die Danae, die du hier vor dir siehst, sind nicht eben dieselbe. Die Zerstreuung eines Irrthums, den du liebest, kann nicht anders als schmerzhaft seyn. Aber sie ist zu deiner Ruhe, sie ist für den Ruhm deines künftigen Lebens nothwendig. Höre mich also, bester Agathon!

2. Kapitel.

Erste Jugend der Danae, bis zu ihrer Bekanntschaft mit dem Alcibiades.

Meine Abkunft ist niedrig, und diejenigen, die mir das Leben gaben, kannten nie was Gemächlichkeit, Überfluſs und Ansehen ist. Meine erste Erziehung war diesen Umständen gemäſs: die Natur muſste alles thun. Und in der That — es wäre Undank es nicht bekennen zu wollen, — sie hatte so viel für die kleine Myris (so nannte man mich damahls) gethan, daſs es vielleicht am besten war, ihr alles zu überlassen. Die kleine Myris hatte eine Figur, von der man sich groſse Hoffnungen machte; und schon damahls, wenn sie unter andern Kindern ihres Alters im Reihen hüpfte, pflegte man sie die Grazie zu nennen: die kleine Myris hatte auch ein Herz; aber darum bekümmerte sich niemand. Ihre Mutter war eine Flötenspielerin. Sie mochte vielleicht den Entwurf ihres eigenen Glückes auf die Gaben, die sich in dem jungen Mädchen entwickelten, gegründet haben: denn ihr einziges Bemühen war, sie von ihrem siebenten oder achten Jahre an zur Bestimmung einer dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Person zu bilden. Alle meine kleinen Fähigkeiten wurden angebaut, so gut als es die Umstände zulieſsen, und so weit als meiner Mutter eigene, vermuthlich sehr eingeschränkte, Geschicklichkeit reichte. Man fand, daſs ich in der Musik und im Tanzen den Unterricht und das Beyspiel, so sie mir geben konnte, bald überhohlte. Nun bildete ich mich selbst, so gut ich konnte; denn ich fand etwas in mir — ohne zu wissen oder mich zu bekümmern was es war — das mich weder mit dem, was ich um mich her sah, noch mit mir selbst und mit dem Beyfall, den ich erhielt, zufrieden seyn lieſs. Die Natur hatte die Idee des Schönen in meine Seele gezeichnet: noch sah ich sie bloſs durch einen Nebel; aber auch das Wenige, was ich davon erblickte, that seine Wirkung.

Ein Umstand, der bey diesem allem zur Ehre meiner guten Mutter gereicht, ist zu wichtig, als daſs ich ihn vorbey gehen könnte. Wenn sie, wie ich schon bemerkte, nichts that, um mein Herz zu bilden, so that sie doch auch wenig oder nichts, um es zu verderben. Sie schien (so viel ich mich ihrer erinnern kann) über diesen Punkt ohne alle Sorgen. Die ihrigen gingen bloſs auf die körperliche Hälfte meiner Person; auf die Erhaltung meiner feinen Haut und schönen Gesichtsfarbe, auf die Entwicklung aller der Reitzungen, die sie an mir zu sehen glaubte, und in welche sie um so viel verliebter war, je weniger sie selbst jemahls Ansprüche von dieser Seite zu machen gehabt hatte. Sie that sich viel auf eine Menge kleiner kosmetischer Geheimnisse zu gut, in deren ausschlieſsendem Besitz sie zu seyn versicherte; und ich bin gewiſs, daſs die junge Myris die nachmahls so sehr gepriesene Schönheit ihrer Hand und ihres Fuſses, und das was man die

Eleganz ihrer Leibesgestalt nannte, der auſserodentlichen Sorgfalt der guten Frau zu danken hatte.

Unter den Hausgöttern, an welche sie mich meine Andacht richten lehrte, war eine Venus, die von den Grazien geschmückt wird, der vornehmste Gegenstand ihrer eigenen. Sie bat diese Göttinnen für ihre Tochter um Schönheit und um die Gabe zu gefallen. Nach ihrer Meinung war das beste, was sie mir von den Unsterblichen erbitten konnte, in diese beiden Eigenschaften eingeschlossen; wenigstens that sie alles was sie konnte, um diese Meinung in mir zu erwecken.

Diese Venus und diese Grazien, die ich alle Morgen mit frischen Rosen oder Myrtenzweigen bekränzen muſste, waren das Werk eines sehr mittelmäſsigen Bildschnitzers, und nichts weniger als geschickt, die Idee göttlicher Vollkommenheit in einer jungen Seele zu entzünden. Diese Betrachtung entstand oft in der jungen Myris, wenn sie sich selbst mit diesen Bildern verglich, und war allemahl von dem Wunsche begleitet, die Göttin der Schönheit und ihre Gespielen in ihrer wahren Gestalt zu sehen. Diesem Wunsche folgten oft Bestrebungen der Einbildungskraft, ein ihrer würdigeres Bild in sich selbst zu erschaffen; und diese Bestrebungen schienen zuweilen von den Göttinnen begünstiget zu werden. Ein Zufall machte ihr einst aus dem Munde eines Sängers von Theben Pindars erhabnen Gesang auf die Grazien bekannt. Ein himmlischer Lichtstrahl schien ihr, da sie ihn hörte, in ihre Seele zu fallen. Ihr war als würde ein dichter Schleier vor ihren Augen weggezogen, und nun sah sie „diese Grazien, [1]) von welchen alles Angenehme und Liebliche zu den Sterblichen ausflieſst; unter deren Einfluſs der Weise, der Tugendhafte, der Held, und der Liebhaber des Schönen sich bildet; diese himmlischen Grazien, ohne welche die Götter selbst keine Freuden kennen, und durch deren Hände alles geht was im Himmel geschieht; Sie, die, neben dem Pythischen Apollo thronend, nie aufhören die unvergängliche Majestät des Olympischen Vaters anzubeten.“ Von diesem Augenblick an blieb das göttliche Bild meiner Seele eingedrückt. Ich konnte mir selbst nicht entwickeln, was ich dabey fühlte; aber ich schwor den Grazien einen heiligen Schwur, sie in allem meinem Thun zu meinen Führerinnen zu erwählen. Wie du siehest, Agathon, hatte die junge Myris einen feinen Ansatz zu eben dieser schönen Schwärmerey, welche in den Hallen und Lorberhainen von Delfi deiner Seele die erste Bildung gab. Die

Umstände machten den ganzen Unterschied. Zu Delfi erzogen, würde sie eine Psyche geworden seyn.

Ich hatte nun ungefähr dreyzehn Jahre, als meine Mutter sich entschloſs, mich zu einer alten Vatersschwester nach Athen zu bringen, dem einzigen Ort in der Welt, wo, ihrer Meinung nach, Talente, Jugend und Schönheit die Ungerechtigkeiten des Glücks verbessern konnten. Dort hoffte sie die Früchte einer Erziehung einzuernten, durch welche sie sich das gröſste Verdienst um mich gemacht zu haben glaubte. Aber das Schicksal gönnte ihr diese Freude nicht. Sie starb, und ich ging nun in den Schutz eines Bruders über, der, um sich der Sorge für mich zu entledigen, nichts angelegners hatte, als den Wunsch unsrer sterbenden Mutter in Ansehung meiner zu erfüllen.

Ich kam also nach Athen, das nun den Nahmen der Hauptstadt von Griechenland behaupten konnte, nachdem es von Perikles zum Sitze der Musen und der Künste erhoben worden war. Die Anverwandte, zu der man mich brachte, schien über das Vermächtniſs, das ihr meine Mutter in meiner kleinen Person gemacht hatte, sehr erfreut zu seyn. Sie baute die nehmlichen Hoffnungen auf meine Gaben, und gab sich alle mögliche Mühe, mich zu unterrichten, wie ich's anfangen müsse, um sie zu meinem Glücke anzuwenden. Witz und eine gewisse Feinheit der Sitten, des Geschmacks und der Sprache sind in Athen sogar den niedrigsten Klassen des Volkes eigen. Meine neue Pflegemutter, wiewohl sie nur eine Kräuterhändlerin war, gab mir Lehren, welche einer in den Geheimnissen der schlauesten Koketterie eingeweihten Schülerin der Aspasia nicht unwürdig gewesen wären. Aber ein mir selbst unbekanntes innerliches Widerstreben machte mich ungelehrig für ihren Unterricht. Mein Herz schien mir zu sagen, daſs ich für einen edlern Zweck gemacht sey; aber wenn ich es weiter fragte, verstummte es. Die Profession einer Tänzerin, welche ich zu treiben genöthigt war, wurde mir verhaſst, so sehr ich die Kunst an sich selbst liebte; allein dieser Widerwille nahm unvermerkt ab, je mehr der Anblick so vieler mir ganz neuer Gegenstände, und die unmerkliche Ansteckung mit dem Geiste des Leichtsinns und der Üppigkeit, der das Volk zu Athen beherrschte, ihren Einfluſs auf mich äuſserten. Die Unschuld, die ich aus meiner armen väterlichen Hütte mitgebracht hatte, lief nun immer gröſsere Gefahr, so wie die Unwissenheit sich verlor, von der sie ihre Sicherheit zog. Eine schöne Wohnung, ein prächtiger Putz, ein glänzendes Gefolge, eine niedliche Tafel, Gemählde, Bildsäulen, Persische Tapeten und Ruhebetten, und tausend andre Bedürfnisse der Gemächlichkeit und der Wollust, fingen an Reitz für meine Einbildungskraft zu bekommen, und mir ihre Entbehrung zur Qual zu machen; und nun gab es Augenblicke, wo das Verlangen nach einer in meinem Wahne so beneidenswerthen Glückseligkeit mich zu allem bereitwillig zu machen schien, was ein Mittel dazu werden konnte.

Die alte Krobyle war, zu meinem Unglück, die Person nicht, die mich richtiger denken lehren konnte. Ihre eigenen Begriffe von Glückseligkeit erstreckten sich nicht über den Kreis der gröbern Sinnlichkeit, und sie lieſs sich gar nicht einfallen, daſs, auſser der Armuth und Dürftigkeit, etwas schändlich sey. Sie unterhielt mich also in einem Taumel, von dem sie selbst groſse Vortheile zu ziehen hoffte. Der gute Erfolg meiner ersten Versuche in der pantomimischen Tanzkunst machte unsre beiderseitige Bethörung vollkommen. Das gedankenlose Mädchen sog mit wollüstigen Zügen das Vergnügen eines Beyfalls ein, der sie hätte demüthigen sollen; und die geldgierige Alte berechnete Tag und Nacht die Schätze, die sie mit meiner Gestalt und mit meinem Talent gewinnen könnte. Ungewohnt sich jemahls im Besitz einer gröſsern Summe als einer Hand voll Obolen zu sehen, verwandelte sich beym Anblick eben so vieler Drachmen alles um sie her in Gold und Silber. Unsre Lebensart wurde sofort nach unsern Hoffnungen eingerichtet.

Aber ein kleiner Zufall, den, so gewöhnlich er auch war, die äuſserste Unerfahrenheit der jungen Myris sie nicht hatte voraus sehen lassen, warf sie gar bald wieder so weit als jemahls von dem Ziele ihrer Wünsche zurück. Sie liebte zwar die Freude, und mochte gern gefallen und bewundert werden, aber wollte sich von der vornehmen Jugend in den Häusern, wohin sie ihre Kunst auszuüben berufen wurde, nicht so begegnen lassen, wie man jungen Nymfen von ihrem Range zu begegnen pflegt. Ein gewisser Stolz empörte sich in ihrem kleinen Herzen, der allen unbesonnenen Wünschen ihrer jugendlichen Eitelkeit das Gegengewicht hielt. Die Jünglinge aus dem Stamme der Theseen und Alkmäonen fanden lächerlich, daſs eine kleine Tänzerin sich durch ihre Lebhaftigkeiten beleidiget finden sollte; und die kleine Tänzerin fühlte eine Seele in sich erwachen, die den Gedanken, diesen Heldensöhnen zum Spielwerk zu dienen, unerträglich fand.

Die wirthschaftliche Krobyle wollte über eine so unzeitige Spitzfündigkeit von Sinnen kommen; aber Myris dachte an das Gelübde, das sie den Grazien geschworen hatte, und blieb unbeweglich. Nicht, als ob sie nicht bereits zu fühlen angefangen hätte, daſs ihr Herz seine eigenen Bedürfnisse habe: die kleinen halb verschwiegenen Geständnisse, die es ihr that, gaben ihr immer mehr Licht über diesen Punkt. Sie fühlte Fähigkeiten in sich, welche entwickelt zu werden strebten, und einen Schatz von Zärtlichkeit, womit sie nichts anzufangen wuſste. Ihre Seele verlor sich in den Träumen einer angenehmen Schwermuth; sie gab ihren Wünschen Gestalten, und versuchte, sich Gegenstände in sich selbst zu bilden, in deren Anschauen sie ein Vergnügen fände, das die verhaſsten Eindrücke derjenigen, wovon sie sich umgeben sah, auslöschen möchte. Aber alle diese Bestrebungen dienten nur dazu, ihr das Gefühl ihres gegenwärtigen Zustandes unerträglicher zu machen. Ihre Umstände paſsten nicht zu ihren Gesinnungen; sie stellten sie in ein falsches Licht; alles was die Göttin der Schönheit und die Grazien für sie gethan hatten, verlor seinen Werth dadurch; und wie konnte sie hoffen, daſs Amor den Verlust ersetzen würde? Wie konnte ein Geschöpf, das seinen Unterhalt damit verdienen muſste, die Reichen zu Athen bey ihren Gastmählern durch üppige Tänze zu vergnügen, sich träumen lassen, jemahls der Gegenstand einer zärtlichen Leidenschaft zu werden? Die arme Myris ermüdete sich vergebens mit Nachsinnen, wie sie es anfangen könnte, ihrem Schicksal, dessen Schwere sie täglich schmerzlicher fühlte, eine andre Gestalt zu geben: indessen bestärkte sie sich doch in dem Entschlusse, nicht mehr bey den Gastmählern der Athener zu tanzen.

Die alte Krobyle, die ihre Rechnung gar nicht dabey fand, erschöpfte ihre ganze Beredsamkeit, sie auf andre Gedanken zu bringen; und da das eigensinnige Mädchen unbeweglich blieb, erklärte sie ihr endlich mit dürren Worten, daſs sie entweder gefälliger seyn, oder selbst für ihren Unterhalt sorgen müſste. Die Unglückliche hatte, da es Ernst wurde, nicht Muth genug sich zum Spinnrocken zu entschlieſsen. Sie bequemte sich also endlich, wiewohl mit Widerwillen, dem Antrage des Mahlers Aglaofon Gehör zu geben, dem sie zum Modell einer für den Alcibiades bestellten Hebe dienen sollte.

Der Mahler schien mit seinem Modell auſserordentlich zufrieden zu seyn. Ich weiſs nicht wie er es machte, aber seine Hebe wurde so schön, daſs die junge Myris in Gefahr kam, gleich dem Narcissus der Dichter, in ihr eigenes Ebenbild verliebt zu werden.

Alcibiades gerieth (wie er ihr in der Folge glauben machen wollte) beym Anblick dieses Gemähldes auſser sich. Er wollte wissen, wer die Sterbliche sey, die dem Mahler die Grundzüge zu einem so schönen Ideal geliehen habe. Aglaofon versicherte, daſs es ein bloſses Geschöpf seiner Einbildungskraft sey. In der That hatte er eine besondere Absicht bey diesem Vorgeben; denn es war ihm mit seiner Hebe ergangen, wie dem Pygmalion mit seiner Bildsäule; und wiewohl die Statue, für die er brannte, schon beseelt war, so fand er dennoch, daſs es ihm vielleicht nicht weniger Mühe kosten würde, sie für ihn zu beseelen; und um so viel weniger war er geneigt, sie den Augen eines Alcibiades auszusetzen.

Inzwischen bestellte dieser eine Danae bey ihm, welche das Seitenstück der Hebe werden sollte, und Myris muſste sich abermahl gefallen lassen, das Urbild dazu abzugeben. Ihre durch den glücklichen Erfolg des ersten Versuchs gereitzte Eitelkeit — eine jugendliche Thorheit, die ich nicht damit entschuldigen will, daſs sie in ihren Umständen natürlich war, — half ihr über die Bedenklichkeiten weg, die sie dabey zu überwinden hatte. Auch war sie noch weit entfernt, die ganze Stärke der Rolle, die sie übernahm, zu kennen. Gegen den Künstler, dessen Augen verdächtig zu werden anfingen, schützte sie die Gegenwart der alten Krobyle, welche so ziemlich die Miene eines Drachen hatte, der zum Hüter eines bezauberten Schatzes bestellt ist; und überdieſs hatte Aglaofon schwören müssen, so lange die Versuchung dauern würde, lauter Auge zu seyn. Dem ungeachtet setzte es einen groſsen Streit ab, da die neue Danae sich zu einem Wurf des Gewandes bequemen sollte, der dem Mahler einen zu groſsen Vortheil über sie einzuräumen schien. Aglaofon führte zu seinem Behuf an, daſs er für den Alcibiades mahlen müsse; für einen Kenner, der ihm nicht verzeihen würde, wenn er die Vollkommenheit seines Stücks Bedenklichkeiten aufopfern wollte, die er sich die Freyheit nahm übertrieben zu finden. Die Alte, die des Preises halben bereits mit ihm überein gekommen, und wenig geneigt war, der feinern Denkungsart ihrer Untergebenen zu schonen, unterstützte ihn mit ihrem ganzen Ansehen. Gleichwohl würde vielleicht alles dieſs nicht hinreichend gewesen seyn, wenn nicht ein Gedanke, der aus dem eigenen Busen der jungen Myris aufstieg, ihren Eigensinn überwältigt hätte. Die kindische Thörin besorgte, der

Künstler — denn für sie war Aglaofon sonst nichts — möchte ihre Weigerung einem Miſstrauen in sich selbst beymessen, dessen sie sich nicht schuldig wuſste. Sie überredete sich, daſs es undankbar wäre, der Natur nicht Ehre machen zu wollen, und willigte also endlich ein, weil sie doch einmahl Danae seyn sollte, es ganz zu seyn. Gleichwohl behauptete Alcibiades, (der ohne des Mahlers Vorwissen einen verstohlnen Zuschauer bey dieser Scene abgab) daſs sie mehr einer Grazie die mit einem Amor spielt, als derjenigen, welche sie hätte vorstellen sollen, gleich gesehen habe.

Dieser von der Raserey der Sinnlichkeit und der Ruhmsucht in gleichem Grade beherrschte junge Mann hatte sich bey seinem Mahler ein kleines Kabinet bloſs zu dem Ende verfertigen lassen, um, so oft es ihm einfiel, die Modelle desselben heimlich in Augenschein zu nehmen, und sich darunter was ihm beliebte auszulesen. Eben darum hatte Aglaofon vorgegeben, daſs er seine Hebe ohne Modell verfertigt habe. Aber Alcibiades war ein zu feiner Kenner um sich hintergehen zu lassen. Er glaubte in dieser Hebe Reitze zu sehen, welche man nur von der Natur abstehlen könne; und bloſs, um sich seine Vermuthungen wahr zu machen, bestellte er eine Danae. Der Eindruck, den das Modell derselben auf ihn machte, war zu stark, als daſs ein verzärtelter Günstling der Natur und des Glücks, der nicht wuſste was das wäre eine Begierde aufzuopfern, sich durch irgend eine Bedenklichkeit hätte zurück halten lassen sollen, sichtbar zu werden, und den bestürzten Mahler mitten in seinen Beschauungen zu unterbrechen. — „Du kannst deine Pinsel nur auswaschen, Freund Aglaofon, sagte er zu ihm; deine Danae — würde zwar etwas sehr schönes, aber doch — keine Danae werden. Überlaſs mir die Sorge, das reitzende Modell erst dazu zu bilden! So bald es Zeit seyn wird, will ich dich rufen lassen; dann sollst du mahlen! wenn du anders bey ihrem Anblick fähig bleiben wirst, einen Pinsel in der Hand zu halten."

Die Verwirrung der jungen Myris bey einer so unerwarteten Erscheinung würde noch schwerer zu mahlen seyn, als das, was Alcibiades zu einer vollkommnen Danae an ihr vermiſste. Sie selbst hätte sich, in den ersten Augenblicken, von dem Tumult von Regungen, der ihr Herz bestürmte, keine Rechenschaft geben können. Aber endlich drang das Gefühl des Übermuths in dem Betragen des jungen Herrn, mit ihrer eigenen Erniedrigung allen andern vor, und das gekränkte Mädchen brach in Thränen aus. Alcibiades war nicht zärtlich genug, davon gerührt zu werden, aber zu höflich, um sie nicht durch eine plötzliche Änderung seines Bezeigens wieder zu beruhigen. Niemahls besaſs ein Sterblicher eine gröſsere Leichtigkeit von einem Ton in einen andern überzugehen, und, ohne sich darauf vorbereitet zu haben, die widersprechendsten Rollen zu spielen. Er entschuldigte seine Dazwischenkunft mit einer so feinen Art, sagte der kleinen Myris so verbindliche Sachen, und sagte sie mit einem so gutherzigen Ton und offnen Gesicht, daſs es ihr unmöglich war ungehalten auf ihn zu bleiben. Was sie am meisten mit ihm aussöhnte, war, daſs er ihr nun mit einer Achtung begegnete, welche kaum gröſser hätte seyn können, wenn sie ihm an Stande gleich gewesen wäre. Von einem Manne, der an Adel der Geburt und persönlichen Eigenschaften in Griechenland nichts über sich sah, den seine Reichthümer in den Stand setzten den Aufwand eines Fürsten zu machen, und dem das von ihm bezauberte Athen, ohne es selbst recht zu merken, die Vorrechte eines unumschränkten Gebieters einräumte, war ein solches Bezeigen wirklich mehr, als die Eitelkeit eines jungen Geschöpfes, wie die arme Myris war, ertragen konnte. Sie vergab ihm nicht nur bey sich selbst; das unerfahrne Mädchen sah ihm sogar mit Blicken an, welche, wiewohl sie nur Dankbarkeit ausdrücken sollten, Feuer genug hatten, um von dem zuversichtlichsten Manne der je gewesen ist für etwas noch schmeichelhafteres aufgenommen zu werden. Sie verdient Aspasien bekannt zu werden, sagte er, indem er sich mit einer ihm eigenen reitzenden Lebhaftigkeit zu Aglaofon und Krobyle wandte. Aber — Myris nennt sie sich, sagt ihr? Welch ein Nahme für so viel Reitzungen! Von nun an soll sie Danae heiſsen! Noch diesen Abend soll Aspasia ihre neue Freundin unter diesem Nahmen kennen lernen! — Ein Wort, gute Mutter! — Und nun nahm er die Alte auf die Seite, sprach mit ihr, drückte ihr vertraulich die Hand, flog zurück, küſste die meinige, und verschwand.

3. KAPITEL.

Alcibiades macht seine junge Geliebte mit Aspasien bekannt.

Ich bin, wie du siehest, auf den Zeitpunkt meiner Geschichte gekommen, der für mein ganzes übriges Leben entscheidend gewesen ist, und ich halte mich um so mehr verbunden, dir genauere Rechenschaft davon zu thun, da es mir (ungeachtet mich dieses Geständniſs deiner Liebe unwürdig macht) noch immer unmöglich ist, an diesen Alcibiades, durch den ich Danae wurde, ohne Vergnügen zu denken. Erwarte nicht daſs ich mich rechtfertigen werde, bester Agathon! Ich würde es versuchen, wenn ich eine andre Absicht haben könnte, als dich zu überführen, daſs Danae die Ehre, die du ihr zugedacht hast, nicht annehmen kann. Ihr ist genug, wenn sie nicht unwürdig ist eine Freundin Agathons zu seyn. Aber sie ist zu stolz, auch diese Ehre durch Entschuldigungen erschleichen zu wollen, und die bloſse Erzählung ihrer Geschichte ist die ganze Apologie, die sie jemahls für ihre Schwachheiten machen wird.

Nach allen den Geständnissen, die ich dir über meine Herkunft, Erziehung und übrigen Umstände gethan habe, wirst du es, denke ich, sehr begreiflich finden, daſs ein Mann wie Alcibiades einen auſserordentlichen Eindruck auf ein so unerfahrnes, rohes, vernachlässigtes Geschöpf, wie ich war, machen muſste. Es würde mir damahls schwer gefallen seyn, zu sagen, ob meine Sinne, mein Herz oder meine Einbildung am meisten eingenommen waren. Itzt, da ich mit mehr Kenntniſs des Herzens und mit kälterm Blut in die Abenteuer meiner Jugend zurück sehe, glaube ich ziemlich zuverlässig sagen zu können, daſs Sinne und Einbildung den meisten Antheil an dem Irrthum meines Herzens hatten.

Ich habe in meinem Leben nur Einen Mann gesehen, der ihm den Vorzug der Gestalt, des Anstandes und der männlichen Grazie hätte streitig machen können. Die Gaben seines Geistes waren eben so glänzend als seine Auſsenseite. Nichts war lebhafter als sein Witz, nichts überredender als seine Beredsamkeit, nichts einschmeichelnder als sein Umgang. Alle Herzen flogen ihm entgegen. Unwiderstehlich wenn er gefallen wollte, tapfer wie ein Theseus, freygebig als ob er Königreiche zu verschenken hätte, stolz wie ein Halbgott, in allem was er that von den übrigen Menschen unterschieden und über sie erhaben, und (was ihn am gefährlichsten machte) selbst in seinen Lastern liebenswürdig, riſs er durch eine Art von Übermacht, deren er sich nur gar zu wohl bewuſst war, alles mit sich fort. Er wuſste nicht was Widerstand war, denn er hatte nie einen erfahren; und der Übermuth, den ihm dieser Umstand gab, half nicht wenig dazu, seine Siege zu beschleunigen und glänzender zu machen. Zum Unglück für eine jede, die in seinen Wirbel gezogen wurde, war dieser Mann, der so viel Liebe einflöſste, selbst unfähig Liebe zu empfinden. Er spielte nur mit den Herzen, die er von allen Seiten an sich zog; und nie hat ein Mann, mit feurigern Sinnen und einer gröſsern Gabe sich selbst und (wenn er wollte) auch andre über diesen Punkt zu täuschen, eine der Zärtlichkeit unfähigere Seele gehabt. Fiel ihm irgend ein neues Gesicht, oder eine Figur, die seine Fantasie reitzte, in die Augen, so hätte die ganze Welt glauben müssen, Amor mit allen seinen Flammen sey in seinen Busen gefahren. Er glaubte es zuweilen selbst. Aber der Irrthum dauerte nur so lange, als er noch etwas zu wünschen hatte. Von dem Augenblick an, da das Räthsel aufgelöst und seiner Einbildung nichts mehr zu rathen übrig war, verschwand die Bezauberung; und der Verräther hatte nicht einmahl die Geduld, von seinen Schauspielergaben Gebrauch zu machen, und das arme betrogene Geschöpf durch verstellte Zärtlichkeit in seinem süſsen Irrthum zu unterhalten.

So war der Mann beschaffen, den mein Schicksal in meinen Weg brachte, um mich aus Umständen, die so wenig mit dem, wozu mich die Natur gemacht hatte, zusammen stimmten, in einen Kreis zu versetzen, wo ich vielleicht mehr, als ich jetzt wünschen sollte, geglänzt habe; aber durch den ich doch, wie mich däucht, nothwendig gehen muſste, um das werden zu können was ich bin.

Die alte Krobyle fand nicht für gut, ihrer Pflegetochter zu entdecken, wie theuer sie dem Alcibiades ihre anmaſslichen Rechte über sie verhandelt habe. Sie sagte ihr von dem ganzen Vertrage nichts, als daſs sie sich anschicken sollte, noch diesen Abend vor Aspasien zu erscheinen.

Das auſserordentliche Ansehen, worin diese Dame lebte, welche durch den Tod des Perikles wenig oder nichts von ihrem Einfluſs über Athen verloren hatte, machte die junge Danae vor dem bloſsen Gedanken eines solchen Besuchs zittern. Indessen wurde doch jeder Augenblick dazu angewandt, ihre kleine Person in ein Licht zu setzen, welches ihr den ersten Blick einer so berühmten Kennerin des Schönen günstig machen möchte. Beynahe bin ich versucht zu sagen, sie hatte, wie Sokrates, eine Art von Genius, der ihr bey solchen Gelegenheiten sagte, was sie nicht thun sollte. 2) Krobyle, welcher die Kasse des Alcibiades zu Dienste stand, war der Meinung, ihre Reitzungen müſsten durch einen schimmernden Putz der Aufmerksamkeit einer so groſsen Dame, wie Aspasia wäre, empfohlen werden. Aber Danae verstand ihren Vortheil besser. Nichts konnte einfacher und ungekünstelter seyn als ihr Kopfputz und ganzer Anzug; aber anziehender hätte er nicht seyn können, wenn die Grazien selbst ihre Aufwärterinnen gewesen wären.

Niemahls in meinem Leben schlug mir das Herz, wie in dem Augenblicke, da ich von einer lieblichen jungen Sklavin, durch Gemächer, die den Aufenthalt einer Königin ankündigten, in das Zimmer der Aspasia geführt wurde. Verblendet von dem Glanze, der meinem schüchternen Blick allenthalben entgegen schimmerte, glaubte ich, da ich es endlich wagte, die Augen zu ihr zu erheben, daſs ich eine Göttin vor mir sehe. Sie saſs auf einem Persischen Ruhebette, und schien sich mit beobachtendem Blick an meiner Verwirrung zu ergetzen. Aber sie hatte in einer Gesichtsbildung, die ausdrücklich für die Majestät ihrer Figur gemacht war, etwas so unwiderstehlich reitzendes, und dieser forschende Blick war durch ein so einnehmendes Lächeln gemildert, daſs es unmöglich war, sie ohne Liebe anzusehen. Was in diesen Augenblicken in meiner Seele vorging, ist wirklich über alle Beschreibung. Ich fühlte ein neues Wesen, eine andre vollkommnere Art von Daseyn, gleich der Versetzung in die Wohnung der Götter, oder in Elysium. Meine durch das Anschauen eines Gegenstandes, der alle Träume meiner Fantasie auslöschte, befriedigte Seele schwamm in einem Äther von Liebe und Wonne. Ich warf mich zu ihren Füſsen, und hob Augen zu ihr auf, in welchen, wie ich glaube, alles was ich fühlte ausgedrückt war, Augen, die von Thränen der süſsesten Empfindlichkeit glänzten.

Aspasia fuhr noch etliche Augenblicke fort, der sympathetischen Wollust, die ihr mein

Entzücken mittheilte, zu genieſsen; aber endlich warf sie ihre schönen Arme um meinen Leib, hob mich zu sich auf, drückte mich an ihren Busen, und sagte: Liebenswürdiges Mädchen, diese Empfindlichkeit hat dir in Aspasien eine Freundin mit der ganzen Zärtlichkeit einer Mutter gewonnen.

Was ich ihr antwortete, erräth Agathon. Keine Worte — ich hatte keine; und Worte würden auch nicht ausgedrückt haben, was ich empfand — aber Sie war mit mir zufrieden. Und nun muſste ich mich neben sie auf das Ruhebette setzen.

Welch eine Veränderung in meinem Zustande hatten diese wenigen Minuten hervorgebracht! Wie hätte die Tochter einer armen Flötenspielerin von Chios, die Pflegetochter der alten Krobyle, die vor kurzem noch genöthigt war dem Mahler Aglaofon die Dienste einer beweglichen Statue zu thun, sich träumen lassen dürfen, in wenigen Stunden an Aspasiens Seite zu sitzen, und mit den zärtlichsten Liebkosungen von ihr überhäuft zu werden? Aber wie unglücklich würde sie sich auch gefühlt haben, hätte sie nach einem so wonnevollen Zustande wieder in die Hütte der alten Krobyle zurück kehren, und sich selbst sagen müssen, daſs alles nur ein entzückender Traum gewesen sey! Dieſs nur zu denken hätte die glückliche Danae auf einmahl aus dem Sitze der Götter in den Tartarus herab gestürzt. Aber ihre ganze Seele war von dem gegenwärtigen Anblicke verschlungen; sie konnte jetzt an nichts künftiges denken.

Die groſsmüthige Aspasia vermied alles, was das arme Mädchen aus ihrer angenehmen Bezauberung hätte erwecken können. Sie fragte nicht nach ihren vorigen Umständen, und lieſs ihr auch nicht merken, daſs sie davon unterrichtet sey. Sie sprach nicht einmahl von ihren Talenten; und um sogar der Besorgniſs, daſs ihr Glück nur von kurzer Dauer seyn möchte, zuvorzukommen, stand sie nach einer kleinen Weile auf, und führte mich in ein sehr schönes Gemach, wovon das Kabinet unmittelbar an ihr eignes Schlafzimmer stieſs. Dieſs, meine liebste Danae, sagte sie, ist dein eignes Zimmer, und wird es so lange seyn, als es dir gefällt, und als dir Aspasia lieb genug bleiben wird, um sie nicht ohne Schmerz verlassen zu können. — So werd' ich es ewig bewohnen, rief die entzückte Danae.

4. KAPITEL.

Karakter des Alcibiades, von Aspasien geschildert. Wie die junge Danae in Aspasiens Hause erzogen wird.

Bald darauf kam Alcibiades. Er that nicht als ob er mich kennte, und ersparte mir dadurch die Fortdauer der Verlegenheit und des Erröthens, worein mich seine Erscheinung setzte. Sein Bezeigen gegen mich war zurück haltend und voll von dieser ungezwungenen Urbanität, die den Athener von den übrigen Griechen eben so sehr unterscheidet, als die Griechen überhaupt allen andern Völkern an Witz und Lebensart vorgehen. Die Unterredung zwischen ihm und Aspasien war lebhaft, und so neu für mich, daſs ich lauter Ohr und Auge war. Er sprach von Staatssachen und Liebeshändeln mit dem gleich muntern Ton, und mit dem Leichtsinne, dessen verführerischer Reitz ihn für die Ruhe seines Vaterlandes eben so gefährlich machte als für die Ruhe der weiblichen Herzen. Nach einiger Zeit stand er auf, entschuldigte sich, daſs er den Abend nicht mit ihr zubringen könnte, und gab zur Ursache davon eine Lustbarkeit vor, die zwischen ihm und einigen jungen Herren von seiner Bekanntschaft angestellt sey. Die schöne Spartanerin wird dabey seyn, setzte er hinzu, indem er einen beobachtenden Seitenblick auf mich warf; und so verschwand er.

Der leichtsinnigste, witzigste, verwegenste, aber liebenswürdigste Bösewicht, auf den je die Sonne geschienen hat! — sagte Aspasia, nachdem er fortgegangen war. Ich weiſs keine Tugend, keine Vollkommenheit, wovon er nicht entweder den Schein oder die Wirklichkeit besäſse; aber Er allein hat das Mittel gefunden, mit allem, was einen Mann schätzbar und liebenswürdig macht, alle Laster, deren die menschliche Natur fähig ist, zu verbinden. Perikles, dessen Pflegesohn er war, hat in seinem ganzen Leben nichts tadelnswürdigers gethan, als daſs er durch zu viel Nachsicht diesen verzärtelten Menschen aus ihm gemacht hat, der er nun ist. Doch das ganze Athen, der weise Sokrates selbst machte es nicht besser. Von seiner Kindheit an wurde er angewöhnt, der allgemeine Liebling aller Welt zu seyn. Alles was er that gefiel, seine Unarten waren angenehme Lebhaftigkeiten, seine Wildheit das Feuer einer Heldenseele, seine muthwilligsten Ausschweifungen witzige Einfälle und Ergieſsungen eines fröhlichen, nichts Arges denkenden Herzens.

Immer hatte er das Glück, oder vielmehr das Unglück, daſs man seine Untugenden, um der schönen Form willen, die er ihnen zu geben wuſste, entschuldigte, oder gar für Verdienste gelten lieſs. Er übte seine Leichtfertigkeiten mit einer so guten Art aus, gab seinen Lastern eine so angenehme Wendung, eine so eigene Grazie, daſs man ihn auch da, wo er Tadel und Bestrafung verdiente, immer liebenswürdig fand. Dinge, die man einem andern nie vergeben hätte, wurden an ihm bewundert, oder wenigstens dadurch, daſs man bloſs darüber lachte, gebilliget und aufgemuntert. Nun, da es zu spät ist, fangen die Athener an gewahr zu werden, daſs sie übel daran gethan haben. Aber sein Genius überwältigt sie auch wider ihre bessere Überzeugung, und die Bezauberung wird nicht eher völlig aufhören, als wenn er sie zu Grunde gerichtet haben wird. Es geht ihnen nicht besser mit ihm, als unsern Schönen. Seine Unbeständigkeit, seine Treulosigkeit, sein Übermuth gegen unser Geschlecht, sind weltkundig. Tausend warnende Beyspiele sollten uns klug gemacht haben. Aber alles ist umsonst. Eine jede, die es noch nicht erfahren hat, eilt was sie eilen kann, die Zahl der Betrogenen zu vermehren. Jede schmeichelt sich, reitzender, oder geschickter, oder wenigstens glücklicher zu seyn als ihre Vorgängerinnen. Man thut alles ihn zu gewinnen, alles ihn zu erhalten; er wird mit der pünktlichsten Treue geliebt; kein Opfer, das er fordern kann, ist zu groſs; man glaubt nie zu viel für ihn thun zu können; man verblendet sich über seine Untreue; und zuletzt, wenn man nicht mehr daran zweifeln kann, tröstet man sich wenigstens mit dem süſsen Gedanken, daſs man doch einmahl vom Alcibiades geliebt worden sey, und jede schmeichelt sich, es mehr gewesen zu seyn als die übrigen. Ich habe es für nöthig gehalten, Danae, (fuhr sie fort) dir den gefährlichen Menschen in seiner wahren Gestalt zu zeigen; denn du wirst ihn täglich in meinem Hause sehen. Ich selbst erfahre das allgemeine Loos: ich liebe ihn; wiewohl die Zeit, da er mir gefährlich war, schon lange vorüber ist. Die deinige, meine liebe Danae, wird noch kommen. Ich muſste dich warnen, weil ich dich liebe. Aber nun überlaſs' ich dich deinem Herzen. Alles was ich um dich zu verdienen wünsche, ist, daſs du mich zu deiner Vertrauten machest, so bald du eine Vertraute nöthig haben wirst.

Ich versprach es ihr mit einer Naivität, über die sie lächeln muſste, und setzte hinzu: die Begierde mich ihrer Liebe würdig zu machen, würde meinem Herzen keine Zeit lassen, sich mit einem andern Gegenstande zu beschäftigen. — Du hast noch nicht lange genug gelebt, meine Tochter, erwiederte sie, um dein Herz zu kennen; und noch weniger, um alle die Gefahren zu kennen, wovon es umgeben ist. In einigen Jahren wird dich deine eigene Erfahrung gelehrter gemacht haben. Indessen wird es nur auf dich ankommen, dich der meinigen zu deinem Vortheil zu bedienen. Ein gefühlvolles Herz ist sehr zu beklagen, wenn es bloſs auf eigene Unkosten lernen muſs, sich gegen ein Geschlecht zu verwahren, das bey uns nichts als seine Befriedigung sucht, und von dem wir immer betrogen werden, so lange wir es nach uns selbst beurtheilen. — Ich versicherte sie, mit einem Ton in den mein ganzes Herz einstimmte, daſs von nun an mein angelegenstes Geschäft seyn würde, mich nach ihr zu bilden und ihren Lehren zu folgen.

Meine Erfahrung, bester Agathon, hat mich gelehrt, wie wichtig es für ein junges Mädchen ist, frühzeitig eine Person ihres Geschlechts kennen zu lernen, welche vortrefflich genug ist, sich ihres Herzens zu bemächtigen. Vor wenigen Stunden war das meinige noch ganz von dem Bilde des verführerischen Alcibiades erfüllt. Wie leicht würde ihm sein Sieg geworden seyn, wenn er damahls, anstatt mich in Aspasiens Schutz zu bringen, sich der Mittel, woran er nur allzu reich war, hätte bedienen wollen, mich in seine eigene Gewalt zu bekommen! Aber er wollte sich seinen Sieg schwer machen; wiewohl er in der Folge mehr als Einmahl Ursache fand zu wünschen, daſs er sich weniger auf die Unwiderstehlichkeit seiner Verdienste und Gaben verlassen haben möchte. Der erste Augenblick, da ich Aspasien sah, schien mich zu einer andern Person umzuschaffen. Der Wunsch, dem Ideal weiblicher Vollkommenheit, welches ich in ihr zu erblicken glaubte, ähnlich zu werden, wurde die herrschende Leidenschaft meiner Seele. Mir war als ob mein Herz mir sagte: Diese Göttin ist doch immer nicht mehr als was du auch werden kannst; sie ist — doch nur ein Weib. Dieser Gedanke machte mich stolz auf mein Geschlecht; und, ohne diesen Stolz, womit sollten wir uns gegen den Übermuth des eurigen schützen? Alcibiades schien mir nun ein ganz andrer Mann, da ich ihn neben Aspasien sah. Ihr Glanz verdunkelte den seinigen; ich konnte ihn ungeblendet ansehen. Meine Augen verweilten darum nicht mit minderm Vergnügen auf seiner Gestalt; ich fühlte seine Reitzungen nicht schwächer: aber ich empfand stärker den Werth der meinigen.

Aspasia pflegte beynahe alle Abende Gesellschaft zu sehen, und an gewissen Tagen versammelte sich alles, was in Athen durch Stand, Schönheit, Geist und Talente vorzüglich war, in ihrem Hause. Sie sagte mir, wenn ich lieber allein seyn wollte, sollten einige von ihren Mädchen mir den Abend angenehm zubringen helfen. Ich ersuchte sie darum. Sie verlieſs mich unter neuen Ausdrücken einer Zärtlichkeit, die mich über allen Ausdruck glücklich machte. Bald darauf traten drey angenehme junge Mädchen in mein Zimmer, wovon die älteste kaum vierzehn Jahre hatte. Sie glichen in ihrer leichten und niedlichen Kleidung den Freuden, welche die Dichter und Mahler, in Gestalt junger Mädchen, vor dem Wagen der Liebesgöttin hertanzen lassen. Wir wurden in kurzer Zeit vertraut mit einander; denn sie begegneten mir als ob wir uns immer gekannt hätten. Sie waren Sklavinnen der Aspasia, in ihrem Hause geboren, und, da sie vorzügliche Gaben zu den Künsten der Musen zeigten, zu ihrem Vergnügen erzogen. Es befanden sich noch mehrere von dieser Art im Hause, die an Reitzungen und Geschicklichkeiten vollkommen genug gewesen wären, den Hof eines Königs zu zieren; und dieſs mag wohl in einer Stadt, wo der zaumlose Muthwille der Komödienschreiber weder Talente noch Tugend, weder Götter noch Menschen schonte, Gelegenheit zu gewissen Verleumdungen gegeben haben, die dir nicht unbekannt seyn können. Es ist wahr, die Freyheit eines Hauses, welches eine Art von Tempel aller Musen und Götter der Freude war, schien den Aristofanen einigen Vorwand zu geben. Aber um diesem Vorwand alle Scheinbarkeit zu benehmen, braucht man nur zu bedenken, daſs Aspasia die Gemahlin des Ersten unter allen Griechen war; daſs Sokrates seine jungen Freunde, und die edelsten Athener ihre Gemahlinnen in keine bessere Gesellschaft führen zu können glaubten; und daſs man die verdorbnen Sitten eines Aristofanes haben muſste, um die Akademie des Geschmacks, der Filosofie, der Wohlredenheit und der feinsten Lebensart, dem niedrigsten Pöbel, der das nicht kennt noch kennen kann was edle Seelen Freude nennen, als ein Gelag von Bacchanten und Mänaden, oder als eine Schule der Ausschweifung und Liederlichkeit vorzuschildern.

Dieser erste Abend, da ich mit den liebenswürdigen Sklavinnen der Aspasia Bekanntschaft zu machen anfing, lehrte mich, wie weit ich noch in der einzigen Kunst, in welcher ich mir einige Stärke zugetraut hatte, von der Vollkommenheit entfernt war. Einige Tage darauf machte Aspasia Gelegenheit, daſs es schien als ob sie von ungefähr dazu komme, als ich mich mit den drey Mädchen in pantomimischen Tänzen übte. Sie setzte sich unter uns hin, und wurde unsre Lehrmeisterin, indem sie scherzend vorgab, bloſs unsre Richterin seyn zu wollen. Sie gab uns Fabeln aus der Göttergeschichte, oder Begebenheiten aus der Heldenzeit zu Tänzen auf. Meine Gelehrigkeit und feine Empfindung erhielt ihren Beyfall. In der That verstand ich ihre leisesten Winke; und da sie sich eine Ergetzlichkeit daraus machte, diese Übungen fortzusetzen, so erreichte ich in kurzer Zeit eine Fertigkeit darin, die vielleicht nicht wenig dazu beytrug mich zu ihrem Liebling zu machen. Denn sie selbst hatte ehmahls den Ruhm der vollkommensten Tänzerin; und noch itzt liebte sie diese Kunst so sehr, daſs sie, wenn sie mich einen Karakter oder eine Situazion vorzüglich gut machen sah, in einem augenblicklichen Vergessen dessen was sie itzt war, ausrief: Mich däucht ich sehe mich selbst in meine Jugend zurück versetzt!

Mit diesen Übungen wurden alle andere verbunden, die man bey uns Griechen zur vollkommnen Erziehung einer Schönen rechnet. Aspasia, welche so viele Ursache hatte die meinige als ihr eignes Werk anzusehen, schien den ganzen Umfang ihres Vermögens in Vervollkommnung eines Werkes, worin sie sich selbst gefiel, erschöpfen zu wollen. Die

Virtuosen von allen Arten, die das Haus des Perikles als ihr eigenes anzusehen gewohnt waren, eiferten in die Wette, diese Absicht meiner edlen Wohlthäterin befördern zu helfen. Ein jeder schien seinen gröſsten Stolz darin zu suchen, wenn er sich rühmen könnte, etwas zu Verschönerung und Vollendung dieser Danae, in welcher Aspasia sich selbst wieder hervorbringen wollte, beygetragen zu haben. Alles Verdienst, was ich mir selbst dabey zueignen kann, war Gelehrigkeit, und brennende Begierde einer Wohlthäterin zu gefallen, die alles für mich that, was die beste Mutter für eine einzige Tochter thun kann, und die ich, auch ohne Rücksicht auf das was ich ihr schuldig war, um ihrer selbst willen unaussprechlich liebte. Und war nicht auch diese Gelehrigkeit, dieser Enthusiasmus für das Schöne, dieses Verlangen, einer Wohlthäterin, deren Güte ich durch nichts anders vergelten konnte, das Vergnügen, ihre Absichten mit mir erreicht zu sehen, zu gewähren — war nicht auch dieſs ein bloſses Geschenk der Natur?

---

5. Kapitel.

Absichten des Alcibiades mit der jungen Danae. Er umringt seinen Plan mit selbst gemachten Schwierigkeiten, und wird in seiner eigenen Schlinge gefangen.

Alcibiades — denn zu ihm müssen wir doch wieder zurück kehren; er spielt eine Hauptrolle in meiner Geschichte, und in der That, er war nicht gemacht in irgend einer Sache eine andere zu spielen — Alcibiades sah mit Vergnügen, wie seine Danae (er zählte gänzlich darauf daſs sie es sey) unter den Händen der Musen und Grazien täglich sich verschönerte. So stark der Eindruck gewesen zu seyn schien, den sie in dem Arbeitssahle des Mahlers Aglaofon auf ihn gemacht hatte, so war gleichwohl sein Entwurf, nicht eher ernsthafte und entscheidende Anfälle auf ihr Herz zu thun, bis sie, unter Aspasiens Augen, alles was sie werden könnte geworden wäre. Seinem Stolze schmeichelte kein geringerer Sieg. Die Gefälligkeit der Schönen zu Athen setzte ihn in den Stand, diesen Zeitpunkt ganz gemächlich abzuwarten; und wenn es auch eine kleine Überwindung gekostet hätte, so hielt er sich durch das Vergnügen, ein noch so neues Herz zu beobachten, und so viel Versuche als ihm belieben könnten damit anzustellen, reichlich entschädiget.

Die junge Danae, so sehr sie ein Neuling war, unterlieſs doch nicht in dem Betragen ihres Liebhabers etwas wahrzunehmen, welches ihr, es mochte nun natürlich oder gekünstelt seyn, von seiner Art zu lieben nicht die vortheilhafteste Meinung gab. Sie bemerkte in seinen Augen weniger Vergnügen an ihrem Anschauen, als Begierde in ihrer Seele zu lesen; und in den Momenten, wo er mehr als gewöhnlich gerührt schien, weniger Zärtlichkeit als Feuer. Sie machte nach und nach ausfündig, daſs es ihm weit mehr darum zu thun wäre, sie von der Macht seiner eignen Reitzungen als von den Wirkungen der ihrigen zu überzeugen, und daſs diejenige, welche schwach genug wäre sich von ihm einnehmen zu lassen, ihre gefährlichste Nebenbuhlerin in seiner *Eitelkeit* finden würde. Ein junges Mädchen von lebhaftem Geist und feiner Empfindung, zumahl wenn es sich vorzüglicher Reitzungen bewuſst zu seyn glaubt, hat selbst zu viel Eitelkeit, um einem Liebhaber die seinige zu übersehen. Sie sah das Betragen des Alcibiades als eine Art von Ausforderung an, und nahm so starke Entschlieſsungen gegen ihn, als ein Mädchen von funfzehn

Jahren nehmen kann. Aber was das gute Mädchen selbst nicht wuſste, und also auch dem erfahrnen und scharfsichtigern Alcibiades nicht verbergen konnte, war: daſs sie, dessen ungeachtet, lebhaft genug von ihm eingenommen war, um nichts schöners zu finden als seine Figur, nichts reitzenders als alles was er sagte oder that, sich nirgends besser zu gefallen als wo er war, durch niemands Beyfall mehr geschmeichelt zu seyn als durch den seinigen, und für seinen Ruhm und für den Erfolg seiner Unternehmungen sich so lebhaft zu interessieren, daſs in der That nur eine sehr alte Freundschaft oder eine sehr junge Liebe die Quelle davon seyn konnte.

Der Vortheil, welchen Alcibiades dadurch über sie gewann, war zu groſs, als daſs er Aspasiens Aufmerksamkeit hätte entgehen können: aber Danae täuschte sich selbst, weil die scheinbare Freyheit, die er ihrem Herzen lieſs, sie sicher machte. Sie war gewohnt, sich die Liebe unter einer ganz andern Gestalt vorzustellen, als diejenige war, in welcher sie von ihr überschlichen wurde. Ernsthaft, tiefsinnig, zerstreut, unruhig in der Gegenwart des Geliebten, traurig in seiner Abwesenheit seyn; sich über nichts erfreuen das sich nicht auf ihn bezieht; die Einsamkeit suchen, oder mitten in Gesellschaft sich einbilden, man habe bloſs Bäume und Felsen und rieselnde Quellen zu Zeugen seiner Empfindungen; staunen ohne zu wissen was, seufzen ohne zu wissen warum; — dieſs waren, ihrer Meinung nach, die wahren Symptomen der Liebe: und da sie von allem diesem, seit ihrer Bekanntschaft mit dem Alcibiades, nichts an sich bemerkte, so lieſs sie sich gar nicht einfallen das geringste Miſstrauen in ihr Herz zu setzen. Alcibiades belustigte sie. Seine Lebhaftigkeit, seine Launen, sein Witz, sein Talent das Lächerliche an allen Leuten ausfündig zu machen und auf die feinste Art zu verspotten, seine Geschicklichkeit in Erzählungen und Abschilderungen, die ihm eigene Gabe, aus einer Kleinigkeit, durch die Wendung die er ihr gab, etwas unterhaltendes zu machen, kurz, alle diese Eigenschaften, die ihn zur Lust aller Leute von Verstand und zum Schrecken aller Thoren machten, machten auch ihr seinen Umgang angenehm. Sie gestand den Geschmack den sie an ihm fand; aber sie konnte nicht begreifen, was der Mann so gefährliches haben sollte: und dieſs war es eben, was er zu seinen Absichten vonnöthen hatte. Niemand, der ihn nicht genau kannte, hätte nur vermuthen können, daſs er Absichten auf Danaen habe. Sein einziges Bemühen schien, ihr Kurzweile zu machen; und er unterhielt sie oft Stunden lang von den Mängeln andrer junger Frauenzimmer in der Stadt, ohne daſs er ein Wort von ihren eigenen Vorzügen mit einflieſsen lieſs. Freylich sagte er ihr zuweilen sehr schmeichelhafte Dinge vor; aber dieſs geschah mit einem so freyen, so aufgeweckten Wesen, in einem so leichtsinnigen, unempfindsamen Tone, daſs er ihr in diesem Tone die stärkste Liebeserklärung hätte machen können, ohne daſs sie für nöthig gehalten hätte, einen Augenblick ernsthaft dabey auszusehen.

Durch diese Aufführung erhielt der schlaue Mann einen doppelten Vortheil: Danae gewöhnte sich keine Vorsichtigkeit gegen ihn zu gebrauchen; und er durfte sich, unter dem Vorrecht eines Freundes, eines nahen Verwandten der Aspasia, eines Mannes den man täglich sah, allerley kleine Freyheiten heraus nehmen, welche in der Vertraulichkeit, worin sie mit einander standen, von keiner Bedeutung zu seyn schienen. Unvermerkt erweiterte er seine Vorrechte, aber mit einer so guten Art, mit Beobachtung einer so feinen Gradazion, daſs Danae, da sie weder in ihn noch in sich selbst das mindeste Miſstrauen setzte, die Veränderung nicht einmahl gewahr worden wäre, wenn Aspasia (welche, ohne sich's anmerken zu lassen, beide genau beobachtete) ihr über seine Absichten und ihre Gefahr die Augen nicht geöffnet hätte.

Der Gedanke, sich wie eine unbesonnene Thörin fangen zu lassen, beleidigte den Stolz des jungen Mädchens. Sie wurde aufmerksamer. Sie untersuchte ihr eignes Herz, und fand, daſs sie fähig wäre den bösen Mann zu lieben, wenn die Natur, die in allen andern Stücken so verschwenderisch gegen ihn gewesen war, nicht unglücklicher Weise sein Herz allein verwahrloset hätte. Aber diese Entdeckung bestärkte sie nur desto mehr in dem Vorsatze, ihn dafür zu bestrafen, daſs er zwischen ihr und einer Nemea keinen bessern Unterschied zu machen wuſste. Aspasia, welche aus besondern Ursachen seinen Übermuth gedemüthiget zu sehen wünschte, unterrichtete sie, wie sie sich betragen sollte, um ihm, wenn er den glücklichen Moment gefunden zu haben glauben würde, das Fehlschlagen seiner Hoffnung desto empfindlicher zu machen. Es war Gefahr dabey, und Aspasia machte ihr kein Geheimniſs daraus; aber die Ehre, die erste zu seyn, die ihr Geschlecht an dem muthwilligsten und gefährlichsten Verächter desselben rächen würde, war zu groſs um nicht alles zu wagen.

Alcibiades, wenig besorgend daſs man solche Anschläge gegen ihn schmiede, rechtfertigte in kurzem die Vermuthungen der klugen Aspasia. Er glaubte seine Maſsregeln aufs schlaueste genommen zu haben. Alles schien sein Vorhaben zu begünstigen, und ihm einen glücklichen Erfolg zu weissagen. Danae selbst war in einer Laune, die einem minder unternehmenden Liebhaber Muth gemacht hätte. Ihre Munterkeit grenzte an den reitzenden Muthwillen, der in ihrem Alter den Gaben der Aurora und der Venus etwas so anlockendes giebt. Ihr Blut schien in ihren Adern zu tanzen, und ihre Augen versprachen alles — was sie nicht zu halten entschlossen war. Alcibiades, ein zu feiner Wollüstling, um durch Übereilung sich des kleinsten Vergnügens zu berauben, das den Werth seines Sieges vollkommen machen konnte, wollte sie durch stufenweise Vorbereitungen führen, in deren Theorie und Ausübung er niemand über sich zu haben stolz war. Eine von seinen Regeln war: daſs man weniger darauf bedacht seyn müsse die Sinne, als die Einbildungskraft einer Schönen, auf die man Absichten habe, ins Spiel zu ziehen. Diesem Grundsatze gemäſs, nahm er von einem Diskurs des Sokrates über die Grenzen des Schönen Gelegenheit, die Frage aufzuwerfen: wie weit die pantomimische Tanzkunst in Vorstellung gewisser aus der ärgerlichen Kronik des Olymps genommenen Begebenheiten gehen dürfte? Er sprach über diesen Gegenstand wie ein zweyter Sokrates, und affektierte (ohne Zweifel um Danaen zum Widerspruch zu reitzen) eine Strenge, welche in dem Munde dieses weisen Mannes vielleicht ehrwürdig gewesen wäre, aber in des Alcibiades seinem lächerlich war. Eine Ariadne, die sich von dem schönen Bacchus trösten läſst, war von Sokrates selbst gebilliget worden. 3) So weit, meinte er, möchte in Sachen dieser Art die Kunst aufs höchste gehen dürfen; aber eine Leda! — eine Leda könnte, ohne Beleidigung der Grazien, nicht getanzt werden. Der Verräther kannte die schwache Seite der jungen Person, die er vor sich hatte. Danae liebte den pantomimischen Tanz bis zur Ausschweifung. Man legte ihr darin ein mehr als gewöhnliches Talent bey —

„Man hatte nur zu viel Ursache dazu,“ sagte Agathon —

Und besonders erhob man ihre Delikatesse im Ausdruck der feinsten Grade und Schattierungen der Leidenschaften. Gereitzt von seiner Strenge, die ihr übertrieben schien, vielleicht auch aus jugendlicher Eitelkeit, eine Kunstprobe abzulegen, deren Schwierigkeiten unläugbar waren, behauptete sie: daſs es nicht unmöglich wäre, den Schleier der Sokratischen Grazien um die Fabel der Leda zu ziehen, ohne der Wahrheit des Ausdrucks in der Vorstellung Abbruch zu thun. Alcibiades behauptete die Unmöglichkeit so zuversichtlich, daſs kein anderes Mittel ihn zu widerlegen übrig blieb als der Augenschein. Ihres Sieges gewiſs unternahm sie es, Leda zu seyn; — und wenn ihr Aspasia (welche bey dieser ganzen Scene eine ungesehene Zuschauerin abgab) nicht geschmeichelt hat, so führte sie aus was sie versprochen hatte. Wenn eine Grazie an der Stelle der Leda seyn, oder sich einfallen lassen könnte sie vorzustellen, so würde sie es gerade so gemacht haben, sagte Aspasia. Aber Alcibiades, wiewohl er von dem Tanze der jungen Thörin, und von den Reitzen die sie dabey entwickelte, ganz entzückt zu seyn vorgab, wollte nicht eingestehen, daſs Wahrheit in ihrem Spiele gewesen sey.

Der kleine Streit, der sich darüber zwischen ihnen erhob, wurde zuletzt lebhaft genug, um (seiner Meinung nach) das Zeichen zu einem andern zu seyn, wobey er unfehlbar den Sieg davon zu tragen hoffte. Was seine junge Freundin verhinderte, dieses Stück wirklich zum Triumf ihrer Kunst zu machen, wäre bloſs der Mangel an Erfahrung, meinte er. Unmöglich kann man seine Dienste mit einer bessern Art anbieten als er that; und, ungewarnt, möchte es der neuen Leda vielleicht nicht besser als ihrem Urbild ergangen seyn. Aber Aspasiens

Warnungen und Unterricht — und, was unstreitig ihrer Schwäche am meisten zu Hülfe kam, das Bewuſstseyn der heimlichen Gegenwart Aspasiens — gaben ihr eine Stärke, auf welche freylich Alcibiades nicht gerechnet hatte. Gleichwohl hatte ihr Widerstand zu viel anlokkendes, um von einem so geübten Helden, wie Er war, für Ernst genommen zu werden. Er verfolgte also seinen vermeintlichen Sieg; aber, da er sich's am wenigsten versah, entschlüpfte ihm die ungelehrige Leda aus den Händen. Er kannte Aspasiens Haus zu wohl, um nicht zu wissen, daſs der Weg, den sie im Fliehen nahm, in ein kleines Kabinet führte, dessen Einrichtung zu den Unterweisungen, die er ihr geben wollte, noch bequemer war als der Ort wo sie sich befanden. Dieſs schien ein Umstand von guter Vorbedeutung zu seyn. Er hielt sich also, da er ihr nacheilte, seiner Sache wenigstens so gewiſs, als Apollo, da er die fliehende Dafne an das Ufer des Peneus verfolgte. Aber wie groſs war seine Betroffenheit, als er sie beym Eintritt ins Kabinet in — Aspasiens Arme fliegen sah, einer Person, deren Gegenwart er hier eben so wenig erwartete, als sie ihm willkommen war!

Die Sache sah einer Abrede zu ähnlich um für einen Zufall gehalten zu werden; und niemahls vielleicht in seinem Leben hatte es ihm so viel gekostet, den Unmuth, sich so unbedachtsam in seinen eignen Schlingen gefangen zu haben, nicht ausbrechen zu lassen. Indessen war doch weiter nichts zu thun, als, mit Danaen einstimmig, aus der ganzen Sache einen Scherz zu machen, und so gut er konnte mitzulachen, da die beiden Damen über die Miſslingung des Anschlags, dessen sie ihn beschuldigten, mit aller Schärfe des Attischen Witzes so lange kurzweilten, bis er, der ungemächlichen Rolle die er dabey spielte überdrüssig, sich zurück zog; sehr ungewiſs, wie er die Rache nehmen wollte, die er der kleinen Betrügerin und ihrer unzeitigen Schutzgöttin in seinem Herzen angelobte.

Ob übrigens die schöne Aspasia wohl oder übel daran gethan habe, daſs sie ein junges Mädchen, bey welchem sie die Stelle einer Mutter zu vertreten übernommen hatte, einer Gefahr aussetzte, aus der es immer unmöglich war ganz unbeschädigt zu entkommen; dieſs kann wohl keine Frage seyn. Ohne Zweifel that sie übel; aber vermuthlich war es gar nie in ihre Gedanken gekommen, aus der jungen Danae etwas vollkommneres als eine zweyte Aspasia zu machen. Vielleicht sah sie auch die Eindrücke, welche von dieser Scene in ihrer Einbildung zurück bleiben könnten, nicht für so bedeutend an, daſs sie den Vortheil überwiegen sollten, den ihr eine solche Übung in der Kunst List durch List zu vereiteln bringen würde; einer Kunst, worin man (ihrer Meinung nach) in Danae's Umständen, und mit den Gaben die man ihr zuschrieb, nicht anders als auf Unkosten seiner Sicherheit ein Fremdling seyn konnte.

Wie dem auch seyn mochte, diefs ist gewifs, dafs Danae durch ihr gutes Benehmen in dieser Begebenheit in Aspasiens Augen unendlich viel gewann. Von dieser Zeit an begegnete sie ihr als einer Person, welcher sie alle ihre Geheimnisse vertrauen, und alle ihre Kenntnisse mittheilen könnte. „Du bist dazu gemacht, sagte sie ihr unter der zärtlichsten Umarmung, Aspasiens Nachfolgerin zu seyn: der Antheil, den ich daran haben werde, befriedigt meinen Stolz genug, um, ohne Neid, mich von dir sogar übertroffen zu sehen.“ Sie machte sich itzt mehr als jemahls ein Geschäft daraus, meinen Verstand auszubilden, mich den Menschen und die Welt kennen zu lehren, und besonders mich in den Geheimnissen der Kunst zu iniziieren, welche einen Sokrates zu ihrem Schüler, einen Perikles zu ihrem Gemahl, und sie selbst, ohne andre Vorzüge als ihre Gaben und Geschicklichkeiten, zur Seele der öffentlichen Angelegenheiten ihrer Zeit in Griechenland gemacht hatte.

Danae's eigne Sinnesart, welche sie von dem Gedanken, jemahls eine groſse Rolle auf dem Schauplatze der Welt zu spielen, gänzlich entfernte, erlaubte ihr nicht, sich Aspasiens Beyspiel und Unterricht so vollkommen, als es diese zu wünschen schien, zu Nutze zu machen: aber gleichwohl gesteht sie gern, daſs sie beiden die Ausbildung ihres Geistes, die Verfeinerung ihres Geschmacks, und Kenntnisse, deren Werth die Erfahrung sie erst recht schätzen lehrte, zu danken gehabt hat. Soll sie dir noch mehr gestehen, Agathon? Die Unterredungen, welche Aspasia mit mir pflog, oder wobey mir erlaubt war eine Zuhörerin abzugeben, schienen mir so wichtig, daſs ich nicht ein Wort davon zu verlieren wünschte. Ich schrieb sie also, da sie mir frisch im Gedächtnisse lagen, damahls heimlich auf; und ich brachte nach und nach eine Sammlung von Diskursen dieser auſserordentlichen Frau zusammen, die ich immer für meinen gröſsten Schatz angesehen habe. Dieser Schatz ist, wie du vermuthen kannst, noch in meinen Händen. Es war eine Zeit, da ich sie als Geheimnisse ansah, die ich, so standhaft als eine Pythagoräerin die ihrigen, vor ungeweihten Augen verwahrte. Aber auſserdem, daſs die Absichten, die ich hierbey haben konnte, nicht mehr Statt finden, warum sollte ich sie vor einem Freunde wie Agathon verbergen wollen? Du sollst sie also sehen, Agathon, und ich bin gewiſs, daſs ich dem Andenken meiner Freundin — der vollkommensten Sterblichen, die jemahls den Ruhm unsers Geschlechts an dem eurigen gerochen hat — keine gröſsere Ehre erzeigen kann.

6. KAPITEL.

Neue Kunstgriffe des Alcibiades. Eine Filippika gegen das männliche Geschlecht, als eine Probe der Filosofie der schönen Aspasia.

Da dem Leser wenig daran gelegen seyn muſs, wie oft Danae in ihrer Erzählung entweder durch die Zwischenreden ihres Zuhörers oder durch irgend einen andern Zufall unterbrochen worden: so glauben wir am besten zu thun, wenn wir annehmen, als ob sie niemahls unterbrochen worden sey, und sie so lange fortreden lassen als es ihr beliebt; einbedungen, daſs wir nicht verbunden sind, ihr länger zuzuhören, als sie uns interessieren wird.

Alcibiades (fuhr sie fort) empfand es sehr hoch, nicht allein, daſs ihm sein Anschlag auf die junge Danae, die er als sein rechtmäſsiges

Eigenthum ansah, miſslungen war — denn dieſs hätte sich wohl leicht wieder gut machen lassen, dachte er — sondern daſs es auf eine Art geschehen war, die, wenn er auch hoffen könnte nicht die Fabel von ganz Athen dadurch zu werden, ihn wenigstens in seinen eignen Augen herab setzte. Er glaubte sich an Danaen nicht besser dafür rächen zu können, als indem er ihr eine Gleichgültigkeit zeigte, die ihr, wofern sie sich jemahls geschmeichelt hätte sein Herz gerührt zu haben, auch nicht den Schatten einer solchen Einbildung übrig lieſse.

Zu diesem Ende entführte er, so öffentlich und mit so vielem Geräusch als nur immer zu machen möglich war, eine junge Sklavin der Aspasia, die (auſser einem vortrefflichen Ansatz zur Ausgelassenheit) nichts hatte, was die ungeheure Leidenschaft, die er für sie affektierte, rechtfertigen konnte, als eine sehr mittelmäſsige Stimme und einiges Talent zur Pantomimik. Seine Absicht dabey war, Aspasien und ihre junge Freundin recht empfindlich zu kränken, indem er diese kleine Kreatur zu der bewundernswürdigsten Person von Griechenland machte, oder wenigstens die Welt beredete daſs sie es sey. Da er schon lange im Besitz war in allen Sachen den Ton anzugeben; da er einen ganzen Hof von Freunden, Schmeichlern und Parasiten um sich hatte, die sich ohne

Bedenken zu blinden Werkzeugen aller seiner Einfälle gebrauchen lieſsen; da er, um eine Absicht, so unbedeutend auch ihr Gegenstand seyn mochte, durchzusetzen, keine Mühe zu groſs, keinen Aufwand zu kostbar, kein Mittel zu ausschweifend fand: so gelang es ihm auch, wiewohl mit vieler Mühe, die kleine Pannychis auf etliche Augenblicke zum Abgott der Athener zu machen. Aber der Triumf, Aspasien und ihre junge Freundin dadurch so sehr zu demüthigen als er sich geschmeichelt hatte, wurde ihm durch die unbegrenzte Gelehrigkeit der letztern gegen die Anweisungen der erstern vereitelt.

Um so aufrichtig zu bleiben als ich bisher in meiner Erzählung gewesen bin, darf ich nicht verbergen, daſs die junge Danae das muthwillige Vergnügen, dem Alcibiades einen kleinen Streich gespielt zu haben, durch die Eindrücke, welche diese Scene in ihrem Gehirne zurück lieſs, weit über seinen Werth bezahlen muſste. So bald sie allein war, drangen sich die verführerischen Bilder ihrer Einbildung auf. Ein beunruhigender Vorwitz machte sie lüstern, zu wissen was daraus erfolgt seyn möchte, wenn sie dem Alcibiades mehr Gelehrigkeit gezeigt hätte. Sie erröthete vor sich selbst, wie sie sich bey dem Wunsch ertappte, noch einmahl eine solche Gelegenheit zu bekommen; aber es war nicht in ihrer Gewalt — und in der That wandte sie auch keine groſse Gewalt an — diesen Wunsch zu unterdrücken. Das Bild des Alcibiades stellte sich ihr von dieser Zeit an mit so lebhaften Farben, mit so besiegenden Reitzungen dar, daſs die Ruhe ihres Herzens darunter zu leiden anfing. Urtheile selbst, wie empfindlich es ihr, in einer solchen Lage des Gemüths, seyn muſste, sich um eine Pannychis verachtet und verlassen zu sehen! Ohne Aspasiens Beystand würde sie viel zu schwach gewesen seyn, dem Verräther ihren Schmerz darüber zu verbergen; zumahl da selten ein Tag vorbey ging, ohne daſs er gekommen wäre, um sie mit Beweisen seiner vollkommensten Gleichgültigkeit und mit Abschilderungen der unendlichen Reitzungen ihrer Nebenbuhlerin und seiner Leidenschaft zu quälen.

Aber Aspasia, die das Vertrauen, womit ihr Danae ihr Innerstes aufzuschlieſsen pflegte, nicht nöthig hatte, um jede Bewegung ihrer Seele wahrzunehmen, kam ihr noch zu rechter Zeit zu Hülfe. Da sie bald entdeckte, daſs die Krankheit ihrer jungen Freundin mehr in der Einbildung als im Herzen ihren Sitz habe, so schien ihr die Kur desto leichter zu seyn: und, wiewohl das Mädchen die Offenherzigkeit nicht völlig so weit gegen sie trieb als gegen sich selbst; so glaubte sie doch zu sehen, daſs die Erhitzung ihrer Fantasie und die Empfindlichkeit ihrer beleidigten Eigenliebe einem jeden liebenswürdigen Manne, der sich den Augenblick zu Nutze zu machen wüſste, zu Statten kommen, und ihr wenigstens Stärke genug geben würde, der Gleichgültigkeit des Alcibiades so viel Kaltsinn entgegen zu setzen, als vonnöthen wäre, um ihn über seine abermahls fehl geschlagene und so theuer erkaufte Erwartung zur Verzweiflung zu bringen.

Axiochus, ein junger Mann, der in jeder Betrachtung niemand als den Alcibiades über sich sah, und auch diesem (wiewohl er einer von seinen Freunden war) ungern den Vorzug eingestand, war der Mann, durch den sie ihre Absichten am gewissesten zu erreichen hoffte. Er hatte für Danaen vom ersten Anblick an eine heftige Leidenschaft gefaſst, welche durch den Widerstand, den er in ihrem Vorurtheile für seinen Freund gefunden, nur desto heftiger geworden war. Zwanzig andere befanden sich ungefähr in dem nehmlichen Falle: aber Alcibiades hatte sie alle in einer gewissen Entfernung gehalten. Sein Abenteuer mit der Tänzerin Pannychis erneuerte ihre Ansprüche. Der Gedanke, diesen ganzen Schwarm von Rivalen zu zerstreuen, und den Alcibiades selbst — der, seiner Gewohnheit nach, seinen Sieg über

Danae's Herz für vollständiger ausgegeben hatte als er war — aus ihrem Andenken auszulöschen, däuchte dem schönen Axiochus würdig, alle seine Reitzungen gegen die nichts übels besorgende Danae aufzubieten.

Aspasia, deren Verwandter er war, unterstützte seine Hoffnungen; und Danae, ohne sich selbst das was in ihr vorging recht entziffern zu können, rechtfertigte in kurzem die Vermuthungen ihrer weiseren Freundin. Ohne das geringste von diesen zärtlichen Regungen, die allein des Nahmens der Liebe würdig sind, für Axiochus zu empfinden, fühlte sie sich unvermerkt von den Reitzen seiner Person getroffen; und wiewohl sie den Vorsatz nicht hatte, ihm Aufmunterungen zu geben, so neigte sich doch ihr williges Ohr zu seinen verliebten Beschwörungen, und ihr Auge verweilte mit Vergnügen auf seiner Gestalt, welche — den unerklärbaren Zauber, der dem Alcibiades eigen war, ausgenommen — als Statue betrachtet, von vielen der seinigen selbst vorgezogen wurde. Ohne voraus sehen zu wollen, wohin diese Sorglosigkeit sie führen könnte, überliefs sie sich dem angenehmen und ihr neuen Spiele des Instinkts und der Eitelkeit, welche sich vereinigten, sie über den Verlust eines Liebhabers zu trösten, dessen Betragen die hassenswürdige Abschilderung, welche ihr Aspasia von ihm gemacht hatte, so sehr zu rechtfertigen schien.

Axiochus schmeichelte sich, mit jedem Tag einen neuen Vortheil über Danae's Herz erhalten zu haben, und wurde, mit aller Kenntniſs unsers Geschlechts, (eines Zweiges von Gelehrsamkeit, worauf er sich viel zu gute that) nicht gewahr, daſs er alle diese vermeintlichen Vortheile nicht sich selbst, sondern ganz allein eben diesem Alcibiades, den er verdrängt zu haben glaubte, zu danken hatte. Indessen würde er vielleicht am Ende durch den Irrthum der von sich selbst betrognen Danae glücklich geworden seyn, wenn Aspasia nicht abermahl die Stelle ihres guten Genius vertreten hätte. Diese auſserordentliche Frau wachte zu eben der Zeit, da sie ihre Untergebene auf die schlüpfrigen Wege leitete, wo die Unschuld bey jedem Schritt in Gefahr ist auszuglitschen, über jede ihrer Bewegungen, und bediente sich aller Scharfsichtigkeit, die ihr ein durchdringender Geist und eine groſse Kenntniſs des Herzens gab, sie vor Fehltritten zu bewahren. — Warum, o Agathon! warum muſste jemahls der Augenblick kommen, wo die vereinigten Verführungen des Herzens, der Einbildung und der Sinne die Wirkung ihrer Lehren unkräftig machten!

„Die Männer, sagte Aspasia zu ihr, haben aus einer angemaſsten Machtvollkommenheit, für welche sie nicht den mindesten Titel aufweisen können, die ungerechteste Theilung mit uns gemacht, die sich denken läſst. Nicht zufrieden, uns von allen andern wichtigen Geschäften auszuschlieſsen, haben sie sich sogar der Gesetzgebung einseitig bemächtiget, sie gänzlich zu ihrem eignen Vortheil eingerichtet, uns hingegen tyrannischer Weise genöthiget, Gesetzen zu gehorchen, zu denen wir unsre Einwilligung nicht gegeben haben, und die uns beynahe aller Rechte vernünftiger und frey geborner Wesen berauben. Nachdem sie alles gethan was nur immer zu thun war, um uns des bloſsen Gedankens einer Empörung gegen ihre unrechtmäſsige Herrschaft unfähig zu machen, sind sie unedelmüthig genug, unsrer Schwäche, die ihr Werk ist, noch zu spotten; nennen uns das schwächere Geschlecht; behandeln uns als ein solches; fordern zum Preis alles Unrechts, das wir von ihnen leiden, unsre Liebe; wenden alle nur ersinnliche Verführungen an, uns zu überreden, daſs sie ohne uns nicht glücklich seyn können; und bestrafen uns gleichwohl dafür, wenn wir sie glücklich machen. Doch in diesem einzigen Punkte find' ich sie lobenswürdig. Wir verdienen bestraft zu werden, wenn wir blöde genug sind, die Feinde unsrer Ruhe, die Tyrannen unsers Lebens, die Räuber unsrer angebornen Rechte zu lieben. Warum fühlen wir nicht die Vortheile, die uns die Natur über sie gegeben hat? Warum bedienen wir uns derselben nicht? Wir sollten das schwächere Geschlecht seyn? Sie das Stärkere? Die lächerlichen Geschöpfe! Wie fein steht es ihnen an, mit ihrer Stärke gegen uns zu prahlen, da die schwächste aus unserm Mittel es in ihrer Gewalt hat, ihre Helden, ihre eingebildeten Halbgötter selbst, mit einem lächelnden oder sauren Blick zu ihren Füſsen zu legen! In der Güte unsers Herzens liegt unsre Schwäche; die schönste unsrer Tugenden ist es, die uns von den Unverschämten zum Verbrechen gemacht wird. — Sie das stärkere Geschlecht? Wo ist eine Fähigkeit, ein Talent, eine Kunst, eine Vollkommenheit, eine Tugend, in der sie nicht weit hinter uns zurück blieben? An Schönheit, an Reitz, an feinem Gefühl, an Behendigkeit und Feuer des Geistes, an Groſsmuth, sogar an Entschlossenheit und Standhaftigkeit, übertreffen wir sie unläugbar; — und ich möchte den Mann sehen, der den Muth hätte zu thun oder zu leiden, was eine Frau zu thun oder zu leiden fähig ist. Unter welchem Geschlechte haben wir die meisten und auſserordentlichsten Beyspiele von Thaten, die nur eine groſse Seele unternehmen kann? Und alle diese Vorzüge — sind gleichwohl nur der Überrest dessen, was sie uns genommen haben! Aller Hülfsmittel zur Vervollkommnung, so viel an ihnen liegt, beraubt, haben wir nichts, als was uns die Tyrannen nicht nehmen konnten; und dieſs beweist, was wir seyn würden, wenn die Erziehung, die sie uns geben, die Vorurtheile, womit sie uns fesseln, der Zirkel von Kleinigkeiten, in den sie uns einsperren, die Entwicklung und den freyen Schwung unsrer Fähigkeiten nicht verhinderte. — Aber unsre Tyrannen haben uns zu bloſsen Werkzeugen ihres Vergnügens herab gewürdiget. Sie fürchteten die Macht unsrer Reitzungen, wenn sie durch die Vollkommenheiten des Geistes unterstützt würden; sie fühlten, daſs es ihnen alsdann unmöglich seyn würde eine Herrschaft zu behaupten, zu der sie, auſser der Stärke ihrer Knochen, nicht das mindeste natürliche Vorrecht haben. Kurz, es ist ihnen gelungen uns zu unterjochen; und ihre Usurpazion ist durch die Länge der Zeit zu sehr befestiget, als daſs die wenigen unter uns, welche durch irgend einen günstigen Zufall zum Besitz ihrer natürlichen Vorzüge gelangen, daran denken könnten die Befreyung ihres Geschlechts zu unternehmen. Alles was uns also übrig bleibt, ist, daſs jede, so gut sie kann, für sich selbst sorge: und wenn sie glücklich genug gewesen ist, es so weit als Aspasia zu bringen; warum sollte sie nicht geneigt seyn, jungen Personen ihres Geschlechts, die durch vorzügliche Gaben von der Natur zu einer edlern Rolle ausgezeichnet sind, durch Mittheilung einer vielleicht theuer genug erkauften Weisheit nützlich zu werden? zumahl da ihr kein andrer Weg, sich um ihre Gattung verdient zu machen, übrig gelassen ist?

„Höre mich also, liebste Danae, fuhr sie fort, und sey versichert, daſs das Glück deines Lebens von dem Gebrauch abhangen wird, den du von dem, was ich dir sage, machen wirst.

„Eine Person unsers Geschlechts, die sich mit dem zweydeutigen Vorzuge begabt sieht, durch einen mehr als gewöhnlichen Grad von Liebenswürdigkeit die Augen der Männer auf sich zu heften, hat alle ihre Sorgen und Bemühungen auf den gedoppelten Zweck zu richten — sich selbst von diesen Herren der Schöpfung unabhängig zu erhalten, und so viel Gewalt über sie zu bekommen, als nur immer möglich ist. Zu dem letztern hat uns die Natur mit einer Art von bezauberten Waffen versehen, gegen welche alle ihre eingebildete Stärke und Weisheit ohne Wirkung bleibt. Hier ist der Vortheil ganz auf unsrer Seite. Aber unglücklicher Weise scheint sie, über der Sorge uns zum Angriff auf die Herzen unsrer Gegner zu bewaffnen, vergessen zu haben unsre eignen gehörig zu verschanzen. Die Vertheidigung, liebste Danae, ist unsre blinde Seite; und hier ist es, wo wir am meisten vonnöthen haben, den Fehler der Natur durch Kunst zu verbessern.

„Sehr reitzbare Sinnen, eine warme, immer geschäftige Einbildung, und ein Herz voll sympathetischer zärtlicher Gefühle sind auf einer Seite das, was unsern gröſsten Werth ausmacht, aber auf einer andern gerade das, was uns den Nachstellungen unsrer Feinde am gewissesten Preis giebt. Wundre dich nicht, daſs ich ein so hartes Wort gebrauche: nichts ist nöthiger, als daſs du dich angewöhnest, dir die Männer unter diesem verhaſsten Bilde vorzustellen. Eine junge Person ist durch die Güte und Aufrichtigkeit ihres eigenen Herzens nur zu sehr geneigt, jeden der ihr liebkoset, für einen Freund anzusehen. Da sie, in glücklicher Eintracht mit der ganzen Natur, lauter wohl wollende Blicke um sich her wirft: woher sollte sie in einem Geschöpfe, dessen Annäherung ihr Herz in so angenehme Regungen setzt, dessen Worte sich so sanft in ihre Seele einschmeicheln, den Zerstörer ihrer Glückseligkeit argwohnen? Gleichwohl ist dieſs die wahre Gestalt des gefallenden Betrügers; der, wenn unsre gutherzige Thorheit ihm nichts mehr zu wünschen übrig gelassen hat, von der Person, die er vorstellte, da ein einziger Hoffnung gebender Blick ihn in Entzückung setzen konnte, so verschieden ist, als es zwey Wesen von ganz verschiedner Gattung nur immer seyn können.

„Die sichersten Mittel, unser Herz gegen ihre Verführungen zu bewahren, sind — wenn wir sie so gut kennen lernen, daſs sie uns keine Hochachtung einflöſsen können; denn dieſs ist doch gewöhnlich die Empfindung, unter deren Schutz sie unsre Liebe erschleichen; — wenn wir eine groſse Meinung von der Würde unsers eignen Geschlechts und eine geringe von dem ihrigen fassen; — wenn wir ihre anmaſslichen Vorzüge auf ihren wirklichen Werth herunter setzen, und einsehen lernen, daſs es der Gipfel der Thorheit wäre, sie für die Vortheile, die sie von unsrer Unterdrückung ziehen, noch belohnen zu wollen; — wenn wir, anstatt uns selbst über die Quelle ihrer vorgeblichen Empfindungen für uns zu verblenden, aufrichtig genug sind uns zu gestehen, daſs es bloſs die Befriedigung ihrer Begierden oder ihrer Eitelkeit ist, was sie bey uns suchen; — wenn wir, ohne uns alberner Weise der Natur zu schämen, uns selbst über diesen Punkt eben so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen als ihnen; — und endlich, wenn wir durch Beschäftigungen und Zerstreuungen die Schärfe unsrer Empfindlichkeit stumpfer zu machen suchen, und, indem wir unser Gemüth auf einmahl so vielen und mannigfaltigen Eindrücken, als nur immer möglich ist, aussetzen, verhindern, dafs kein besonderer Gegenstand sich unsrer ganzen Empfindlichkeit bemächtige.

„Die Belohnung, die uns für das Beschwerliche dieser Wachsamkeit über unser Herz entschädigt, und uns die angenehmen Täuschungen, deren wir uns berauben indem wir der Liebe entsagen, reichlich ersetzt, ist das Vergnügen, uns durch das Verdienst unsers eignen Betragens in alle Vorrechte unsers Geschlechts eingesetzt zu sehen. Denn je weniger Gewalt wir unsern Verehrern über unser Herz gestatten, je gröfser ist diejenige, die wir über das ihrige erlangen. Ich setze zum voraus, was sich von selbst versteht, dafs wir nie zu viel Reitzungen und Talente, nie zu viel Eigenschaften haben können, wodurch wir anlocken, gefallen, bezaubern, uns den Reitz der Neuheit geben, und durch die Mannigfaltigkeit und Gröfse der Vortheile, die sie in unserm Umgang finden, uns ihnen unentbehrlich machen können. Die ganze Theorie, von der ich dir spreche, ist nur für die Danaen und ihres gleichen gemacht. Aber aufſerdem, daſs es uns ungleich leichter als den Männern wird, in allen Dingen die Vollkommenheit zu erreichen, sollte der gedoppelte Vortheil, den wir durch Ausbildung unsers Geistes erhalten, nicht fähig seyn, uns auch die gröſsten Schwierigkeiten, die damit verbunden seyn könnten, übersteigen zu helfen? Die Schönheit ist ein vortrefflicher Firniſs, um den Vorzügen des Geistes und den Talenten einen höhern Glanz zu geben: aber nichts ist gewisser, als daſs sie von ihnen mehr zurück empfängt als sie ihnen giebt; und daſs die Vorzüge eines durch schöne Kenntnisse, Filosofie und Geschmack aufgeklärten, erhöhten und verfeinerten Geistes, verbunden mit den Reitzungen eines schimmernden Witzes und eines gefälligen Umgangs, hinlänglich sind, um die unbedeutendste Figur über jedes belebte Venusbild, dem diese innere Quelle mannigfaltiger und nie veralternder Reitzungen mangelt, triumfieren zu machen. Die Schönheit thut ihre stärkste Wirkung beym ersten Anblick, und verliert ihre anziehende Kraft in dem Maſse, wie man mit ihr bekannter wird. Überdieſs giebt es Stunden, Tage, ganze Perioden des Lebens, wo besondere Beschaffenheiten des Leibes oder der Seele, — Sättigung — Launen — erschöpfte Lebensgeister — oder Sorgen und Unruhe des

Gemüths — oder ernsthafte Geschäfte — oder der Frost des Alters, allem Zauber der Schönheit Trotz bieten. Vergebens berührt die schöne Circe den von Minerva mit einem Gegenmittel versehenen Ulysses mit ihrem Zauberstab, und befiehlt ihm die Gestalt anzunehmen die sie ihm geben will: unverwandelt bleibt Ulysses vor ihr stehen, und Circe ist für ihn keine Zaubrerin, sondern eine gemeine Frau. Aber so bald ihn die Sirenen, unter feinen Schmeicheleyen seiner Ruhmbegierde, zu Vergnügungen des Geistes einladen, ihm sagen, „daſs sie alles wissen, was geschehen ist und geschehen wird:“ — dann fühlt er einen unwiderstehlichen Hang, verliert alle Gewalt über sich selbst, und würde in die Wellen springen, um zu den Ufern dieser Seelenbezwingerinnen hinüber zu schwimmen, wenn seine Gefährten die Bande nicht verdoppelten, womit er an den Mast gebunden ist. Ich weiſs nicht, ob Homer die Absicht hatte, unter diesen Bildern die Wahrheit anzudeuten, von der ich rede; aber dieſs ist gewiſs, daſs sie sich nicht besser dazu schicken könnten, wenn er sie ausdrücklich dazu gewählt hätte. Die Schöne, welche, ohne darum weniger ein Gegenstand angenehmer Empfindungen zu seyn, den Verstand eines Liebhabers, oder — was im Grunde auf dasselbe hinaus kommt — eines Freundes zu interessieren weiſs; die sich ihm durch ihren Rath in Geschäften, durch ihren Witz in Verlegenheiten, durch ihre Scherze in trübsinnigen Stunden, durch ergetzende Talente, wenn er belustiget, durch ernsthafte Gespräche, wenn er unterhalten seyn will, nothwendig machen kann; — die Schöne, die eine Schülerin und Gespielin der Musen ist, und von den Charitinnen die Gabe empfangen hat, Anmuth und Gefälligkeit über alles was sie sagt und thut zu gieſsen, — glaube mir, Danae, diese Schöne ist mehr Königin, als die oberste Sklavin des Despoten von Persien. Sie herrschet über die Herzen. Alles was Empfindung und Verstand hat, huldiget ihr. Die Filosofen, die Helden, die Virtuosen machen ihren Hof aus. In ihren Augen, von ihren Lippen erwartet jeder die Bestätigung seiner eignen Vorzüglichkeit. Der Dichter, der Künstler ist nicht eher mit seinem Werke zufrieden, bis er ihres Beyfalls gewiſs ist; und der Weise selbst erröthet nicht, sich für ihren Schüler anzugeben. Aber nicht nur über das Reich des Schönen erstreckt sich ihre Herrschaft; ihr Einfluſs über diejenigen, die am Ruder der Staaten sitzen, macht sie zur ersten Bewegerin der Triebräder der politischen Welt; und öfter als es diejenigen vermuthen, die nicht in das Innere der Maschine sehen, entscheidet sie, wohl oder übel, das Schicksal der Völker. . . . . .

„Wir sind allein, Danae — warum sollte mich eine falsche Bescheidenheit zurück halten, dir über alles dieses mich selbst zum Beyspiel aufzustellen? Die schöne Thargelia, die, nachdem sie in Ionien lange eine glänzende Rolle gespielt hatte, in Thessalien endlich einen Thron bestieg, diese Thargelia ist mir eben das gewesen, was ich dir zu seyn wünsche. Ihr Unterricht und ihr Beyspiel bildeten mich. Der Ruhm, den ich mir schon zu Milet erworben hatte, bahnte mir den Weg nach Athen. Eine Frau, die mit allem, was die Männer bey unserm Geschlechte suchen, alle die Eigenschaften verband, die sie als ein Eigenthum des ihrigen anzusehen gewohnt sind, war in Athen eine Art von Wunder. Aspasia erregte die allgemeine Aufmerksamkeit; in kurzem wurde sie der Gegenstand der Bewunderung der einen und der Mifsgunst der andern. Man machte ihr ein Verbrechen daraus, dafs sie die edelsten und wichtigsten Personen des Staats durch den Reitz der Vergnügungen in ihr Haus zöge; und eben davon, dafs es nur Personen vom ersten Rang oder von dem ausgezeichnetsten Verdienste offen war, nahm der grofse Haufe der Ausgeschlossenen Anlafs, ihre Sitten zu lästern. Aber sie ging ihren Weg fort. Zufrieden die ersten Männer der Nazion unter ihren Freunden zu sehen, verachtete sie die Urtheile des Pöbels und die Spöttereyen der Athenischen Possenspiele. Ihr Haus war eine Art von Akademie der schönsten Geister und der gröſsten Künstler Gräciens. Staatsmänner besuchten es, um im Schooſs der Musen und Grazien auszuruhen; die Anaxagoras und Sokrates, um ihre Filosofie aufzuheitern; die Fidias und Zeuxis, um schöne Ideen zu haschen; die Dichter, um ihren Werken die letzte Politur zu geben; die edelste Jugend von Athen, um sich zu bilden, oder wenigstens um sich rühmen zu können, in Aspasiens Schule gebildet zu seyn. Viele der ersten Redner Griechenlands schätzten sich's zur Ehre, die Geheimnisse ihrer Kunst von Aspasien gelernt zu haben; und diese Aspasia — die in ihrem ersten Anfange nichts mehr gewesen war, als was Danae war, da der schöne Alcibiades sie aus der Werkstätte des Mahlers Aglaofon und den Klauen der alten Krobyle rettete — endigte damit, die Gemahlin des Perikles zu werden, und einige Jahre, ohne Diadem, unumschränkter in Griechenland zu herrschen, als ihre Lehrmeisterin Thargelia mit einem Diadem in Thessalien geherrscht hatte.

„Aber laſs mich dir zum zweyten Mahl sagen, was nicht oft genug wiederhohlt werden kann: Aspasia würde diese edle Rolle nicht gespielt haben, würde höchstens eine Nemea, eine

Theodota 4) gewesen seyn, wenn sie weniger Meister von ihrem Herzen, weniger vorsichtig in ihrer Aufführung, und (ungeachtet einer überlegten Verachtung der Urtheile des Pöbels) weniger sorgfältig gewesen wäre, sich die Hochachtung derjenigen zu erwerben, deren Beyfall für den öffentlichen Bürge ist. Glaubst du, Perikles würde sich haben einfallen lassen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, wenn er Ursache gefunden hätte, nur zu vermuthen, daſs sie um einen andern Preis zu haben wäre?"

Ich habe mich (fuhr Danae nach einer kleinen Pause fort) von der Gelegenheit, und von dem Eindrucke, den diese Rede in mein Gedächtniſs gemacht, verleiten lassen, dir durch diesen Auszug davon eine Probe von den Diskursen der Aspasia zu geben, die ich dir schriftlich mitzutheilen versprochen habe. Ihre Neigung zu mir, welche täglich zunahm, ging zuletzt so weit, daſs sie mir ihre Geschichte, ohne selbst den geheimsten Theil davon auszunehmen, mit einer Offenherzigkeit vertraute, die durch Einwebung einer Menge feiner und lehrreicher Anmerkungen sie für mich unendlich interessant machte.

Hier unterbrach sie Agathon um sie zu versichern, daſs diese Geschichte es eben so sehr für ihn seyn würde; und er setzte hinzu, er hoffe, Danae werde sie nicht weniger als die übrigen Unterredungen der schönen Aspasia aufgeschrieben haben. Ihre Antwort gab ihm einige Hoffnung, daſs sie seine Neugier vielleicht auch in diesem Stücke würde befriedigen können; und nun setzte sie, auf sein Bitten, ihre eigene Geschichte folgender Maſsen fort.

Anmerkungen.

1) S. 263. Danae sagt im Original diese Verse Pindars (aus der neunten Olympischen Ode) mit seinen eigenen Worten her. Das Unvermögen einem Pindar nachzufliegen hat uns zu einer Umschreibung genöthigt, wodurch das Urbild vielleicht weniger verliert als durch eine wörtliche Übersetzung.

2) S. 279. Der Genius des Sokrates (der bis auf diesen Tag ein Problem für die Gelehrten ist) sagte ihm nie, was er thun sollte: dazu hat uns Gott fünf Sinne und Vernunft gegeben, sagte Sokrates. Aber es giebt Fälle, wo uns diese Führer und Rathgeber in der Ungewiſsheit lassen, oder gar irre führen; in solchen Fällen ist es glücklich einen warnenden Genius zu haben, der uns sagt: thue das nicht!

3) S. 300. S. Xenofons Symposium gegen das Ende.

4) S. 325. Nahmen zweyer ihrer Schönheit wegen berühmten Hetären der damahligen Zeit.

AGATHON.

FUNFZEHNTES BUCH.

Verfolg und Beschluſs der geheimen Begebenheiten der Danae.

1. KAPITEL.

Aspasiens Tod. Erste Verirrung der schönen Danae.

Danae hätte in den Händen einer so vortreflichen Frau, als die Wittwe des Perikles war, billig eine zweyte Aspasia werden sollen. Man schmeichelte ihr auch in der Folge mit diesem Nahmen, der in ihren Augen alles was Schönes, Liebenswürdiges und Groſses von einem weiblichen Wesen gedacht werden kann, in sich schlieſst. Aber wenn sie gleich, weder durch ihre persönlichen Eigenschaften noch durch ihr Betragen, sich einer solchen Lehrmeisterin unwürdig zeigte, so ist doch gewiſs, daſs die Natur eine Quelle von Schwachheit in ihr Herz gelegt hatte, die den Lehren und

Warnungen der weisen Aspasia den gröſsten Theil von ihrer Kraft benahm, und Ursache war, daſs sie so weit hinter ihrem geliebten und bewunderten Urbilde zurück geblieben ist. Der Verfolg ihrer Geschichte wird mehr als zu deutliche Beweise davon enthalten.

Da sie sich seit jener groſsen Unterredung Aspasiens Führung mehr als jemahls überlieſs, so wurde es ihr nun um so viel leichter, den Anschlag des schönen **Axiochus** gegen sie zu vereiteln, weil die Eindrücke, die er auf sie machte, nicht stark genug waren, um bis zu ihrem Herzen einzudringen. Indessen begegnete sie ihm doch, nach Aspasiens eignem Rathe, so wohl, daſs alle Welt, und sogar Alcibiades, (der, ungeachtet seiner scheinbaren Sorglosigkeit, kein Auge von ihr verwandte) ihn für glücklicher hielt als er war. Axiochus selbst dachte zu gut von seinen eignen Vollkommenheiten, um nicht jeden Blick, jedes Wort, und sogar die Strenge, die man ihn erfahren lieſs, zu seinem Vortheil auszulegen; und so vermehrte er den Argwohn und die Eifersucht seines Freundes durch die vertraulichen Eröffnungen, die er ihm von seinen vermeinten Progressen machte. Kaum bildete sich Alcibiades ein, daſs ein andrer im Begriff sey, sich eines Gutes zu bemächtigen, welches er dem Jupiter selbst nicht abzutreten entschlossen war: so kehrte seine Neigung mit verdoppelter Lebhaftigkeit wieder. Die kleine **Pannychis** wurde, mit eben so vielem Geräusche als womit man sie angenommen hatte, wieder abgeschafft; und, anstatt daſs seine erste Liebe zu Danaen mehr Geschmack als Leidenschaft gewesen war, so schien hingegen das, was er itzt für sie empfand, oder zu empfinden vorgab, alle Kennzeichen derjenigen Art von Liebe zu tragen, die von der Göttin zu Pafos denen zugeschickt wird, welche sie für die Verachtung ihrer Macht bestrafen will. Wenn wahre Sympathie wenig oder keinen Antheil an diesen seinen Empfindungen hatte, so ist doch gewiſs, daſs er selbst mehr von seinem eignen Herzen betrogen wurde, als daſs er den Vorsatz gehabt hätte zu betrügen. Gewohnt überhaupt alles was er wollte mit feuriger Ungeduld zu wollen, und in einem Augenblick mit der gröſsten Leichtigkeit die Farbe des Gegenstandes anzunehmen, dem er zu gefallen wünschte, setzte er alle seine Freunde, und vielleicht sich selbst, durch eine Verwandlung in Erstaunen, die er für ein Wunder der Liebe hielt, wiewohl sie, wenn ja Liebe Theil daran hatte, gewiſs nur ein Wunder seiner **Eigenliebe** war. Mit Einem Worte, die Furcht vor Axiochus (einem Rival, dem er eben darum weniger als irgend einem andern aufgeopfert werden wollte, weil er fähig schien ihm den Vorzug streitig zu machen) scheuchte ihn eine Zeit lang aus seinem eigenthümlichen Karakter heraus: er wurde zärtlich, aufmerksam, bescheiden; hatte keine Augen als für seine Geliebte, keinen Gedanken, den nicht die Begierde ihr zu gefallen zeugte, und (was in der That einem Wunder nahe kam) schien alle seine hohen Einbildungen von sich selbst zu den Füſsen seiner Göttin niedergelegt zu haben. Zum Unglück für ihn lieſs Aspasia ihre junge Freundin den kleinen Triumf, den ihre Eigenliebe über alle diese vermeinten Siege ihrer Liebenswürdigkeit zu halten bereit war, nicht ungestört genieſsen. Sie entwickelte ihr die wahren Ursachen davon mit so vieler Scharfsichtigkeit, daſs Alcibiades (wiewohl er dem ungeachtet einen geheimen Fürsprecher in Danaens Herzen behielt) die Vortheile wenigstens nicht einerntete, die er sich davon hätte versprechen können.

Um dir nicht mit einer wenig interessierenden Umständlichkeit beschwerlich zu seyn, begnüge ich mich zu sagen: Daſs Aspasia, durch ihre unermüdeten Bemühungen, den Hang ihrer Freundin zur Zärtlichkeit zu vermindern — ihre Eigenliebe (das natürliche Gegengewicht desselben) zu verstärken — ihrer Einbildung tausend Zerstreuungen zu geben — und ihre Liebhaber, durch die mannigfaltigen Operazionen, wodurch einer des andern Absichten zu vernichten bemüht war, für sie zu Gegenständen einer das Herz frey lassenden Belustigung zu machen, — daſs, sage ich, Aspasia durch alle diese Bemühungen so viel erhielt, daſs, so lange sie lebte, keiner von den gefährlichen Leuten, von denen ihre junge Freundin umringt war, sich eines entscheidenden Vortheils über ihr Herz rühmen konnte. Alcibiades, — der niemahls einen Begriff davon gehabt hatte, wie man ihm so lange widerstehen könnte, — nachdem er alles mögliche versucht hatte, den Sieg über Aspasiens Einfluſs (denn er sah nur zu wohl daſs Danae alle ihre Stärke aus dieser Quelle zog) zu erhalten, that nun eben so viel um über eine Leidenschaft zu siegen, welche durch Schwierigkeiten, die sich täglich erneuerten und vermehrten, wider seinen Willen ernsthaft geworden war. Aber alle seine Bestrebungen schienen vergeblich. Je leichter es ihm die Schönen von Athen machten, je mehr sie in die Wette stritten ihn zu entschädigen: je gewisser kam er nach jeder kleinen Untreue zu seiner Unerbittlichen zurück, deren kleinste Gunstbezeigungen, weil sie alles waren was er von ihr erhalten konnte, mehr Reitz für ihn hatten, als die vollständigsten Siege, die er täglich ohne Mühe über Personen erhalten konnte, welche in ihrem Stand und Rang ein Recht zu finden glaubten, den Trieben dessen, was sie ihr Herz zu nennen beliebten, freyen Lauf zu lassen. Er endigte endlich damit, allen andern Verbindungen gänzlich zu entsagen, und mit einer Regelmäſsigkeit, welche Aspasien selbst in Erstaunen setzte, alle Stunden, die er den Geschäften entziehen konnte, einer Liebe zu widmen, welche nunmehr bey der armen Danae ansteckend zu werden anfing. In der That war er damahls so liebenswürdig, daſs ich — wiewohl ich hierin zu parteyisch seyn mag um Glauben zu verdienen — selbst itzt, nachdem meine Einbildung in mehr als zwanzig Jahren Zeit genug gehabt hat sich abzukühlen, nicht begreife, wie es möglich gewesen seyn sollte, nicht von ihm eingenommen zu werden.

Aspasia — laſs mich dem Andenken der vollkommensten Frau, die jemahls gewesen ist, diese Thräne opfern — Aspasia starb um diese Zeit. Der Schmerz über den Verlust einer Beschützerin von so unersetzlichem Werthe, verschlang eine Zeit lang alle andre Gefühle in meiner Seele. Alcibiades schien seiner selbst zu vergessen, um die Traurigkeit mit mir zu theilen, in welche sich mein erster Schmerz nach und nach auflöste. Er selbst hatte Aspasien einst geliebt; und, wiewohl ihm seine unüberwindliche Unbeständigkeit nicht gestattet hatte, ihr so zu begegnen wie sie es verdiente, so behielt er doch immer einen Grad von Hochachtung für sie, den einem Manne wie er nur eine Aspasia einflöſsen konnte. Die zarte, achtungsvolle Zurückhaltung, welche seit ihrem Tode in seinem Betragen gegen Danae herrschte; die aus einem selbst gerührten Herzen entspringende Theilnehmung an ihrer Traurigkeit; die Gefälligkeit, womit er sich dazu bequemte, daſs Aspasia viele Tage lang der einzige Inhalt ihrer Gespräche war; kurz, ein Benehmen, worin die bescheidenste Liebe nur unter dem Schutze der zärtlichsten Freundschaft um Duldung zu bitten schien, stellte unvermerkt ein Verständniſs zwischen ihnen her, an dessen Folgen Danae nicht dachte. Da sie kein Bedenken trug, ihm ihre Empfindungen für ihre verstorbene Freundin ohne einige Zurückhaltung zu zeigen: so gewöhnte sie sich unvermerkt, ihn in ihrer Seele lesen zu lassen. Alcibiades gewann täglich mehr Raum in ihrem Herzen: und da das Bedürfniſs etwas zu lieben, welchem durch Aspasiens Tod seine gewohnte Nahrung entzogen war, hinzu kam; wie hätte sie sich erwehren können, endlich von der Leidenschaft eines Mannes gerührt zu werden, der in ihren Augen der liebenswürdigste unter allen Sterblichen war?

Es würde unfreundlich seyn, lieber Agathon, wenn ich dich mit einer Abschilderung der Glückseligkeit meiner ersten Liebe unterhalten wollte. Aber dieſs bin ich doch seinem Andenken schuldig, zu gestehen, daſs, so lange der süſse Irrthum unsrer Herzen dauerte, — und nie hatte er bey Alcibiades so lange gedauert — mein ganzes Daseyn ein einziger Augenblick von Entzücken war.

Nichts scheint gewisser zu seyn, als daſs die Seele, nach dem Grade der Intension womit sie liebt, sich in den Gegenstand ihrer Liebe zu verwandeln sucht. Mich dünkt, dieſs ist es, was unsre Dichter durch die Fabel von der Nymfe Salmacis haben andeuten wollen. Alcibiades legte, während seine Liebe sich dem äuſsersten Punkt ihrer Höhe näherte, unvermerkt seinen eigenthümlichen Karakter ab, und der flatterhafteste, muthwilligste, ungezähmteste unter den Männern wurde sanft, zärtlich, empfindsam. Aber so bald auch die erste Trunkenheit der glücklichen Liebe vorüber war, trat er durch eben so unmerkliche Stufen in seine eigne Person zurück; und so verlor er wieder, was er durch Danaens Einfluſs auf sein Herz gewonnen hatte.

Die arme Danae, welche natürlicher Weise stärker liebte als er, muſste also auch desto mehr durch jene Wirkung der Liebe verlieren; und was sie dadurch gewann, wiewohl ich nicht so strenge seyn möchte ihm allen Werth abzusprechen, war doch in aller Betrachtung nur ein schlechter Ersatz. Alcibiades theilte ihr nach und nach so viel von seiner leichtsinnigen Fröhlichkeit — wozu er ohnehin Anlage genug in ihrer Sinnesart fand — und durch diese so viel von seiner Art zu denken mit, daſs sie unvermerkt über die feinen Grenzlinien hinweg kam, in welche Aspasiens Unterricht den Plan ihres sittlichen Verhaltens eingeschlossen hatte. Die Abweichungen waren klein; aber es waren doch immer Abweichungen, wodurch sie, um so viel als sie von ihrem Urbilde sich entfernte, den Nemeen und Theodoten — mit denen sie doch verglichen zu werden erröthet hätte — näher kam.

Eine der wichtigsten Folgen dieser Untreue an den Grundsätzen ihrer Lehrmeisterin, wozu der reitzende Verführer sie verleitete, war wohl diese: daſs sie, auch nachdem sie sich selbst nicht mehr verbergen konnte, daſs alles Geistige von seiner Liebe gänzlich verraucht war, gleichwohl schwach oder leichtsinnig genug blieb, sich an dem zu begnügen, was nur für eine Nemea ein würdiges Opfer seyn konnte. Zwey Betrachtungen könnten ihr vielleicht zu einer Entschuldigung dienen: — die eine, daſs er Achtung genug für sie hegte, um das Auffallende in seinem Betragen durch sehr feine Gradazionen zu vermindern; — die andre, daſs ihre Neigung zu ihm niemahls auf wirkliche Sympathie gegründet, sondern bloſser Geschmack war, dem die Umstände die Gestalt der Liebe gaben.

Aber ich selbst, mein lieber Agathon, fühle zu sehr, daſs Entschuldigungen eine schlimme Sache nicht besser machen, als daſs ich von diesen einigen Vortheil zu ziehen hoffen sollte. Indessen bin ich doch der Wahrheit das Geständniſs schuldig, daſs dieser Irrthum nicht lange genug dauerte, um Danaen in den Augen ihres flatterhaften Liebhabers, oder (was noch schlimmer gewesen wäre) in ihren eignen verächtlich zu machen. Und, wie vielleicht kein Übel ist, das nicht zu etwas gut seyn sollte, so diente es wenigstens dazu, daſs sie unvermerkt auf den Augenblick vorbereitet wurde, der bey einem Liebhaber wie Alcibiades früher oder später nothwendig kommen muſste; und daſs sie die angenehme Bezauberung, unter welcher sie sich befunden hatten, mit einer Art von Gleichgültigkeit verschwinden sah, die zwar der Eitelkeit ihres Ungetreuen nicht sehr schmeichelte, aber ihm doch auch die tragischen Auftritte ersparte, womit gewöhnlich die

Heldinnen verliebter Geschichten den Ausgang derselben veredeln zu können glauben.

Danae war durch Aspasiens Tod ohne Zweifel zu früh einer Führerin beraubt worden, deren Aufſicht und Gewalt über ihr Herz sie vielleicht vor den Verirrungen, deren sie sich anklagen muſs, bewahrt hätte. Aber wenigstens hatte diese groſsmüthige Freundin dafür gesorgt, daſs die Noth — unter allen Ursachen, die uns in Abwege stürzen können, die grausamste — nicht die Schuld tragen möchte, wenn die junge Danae ihrer Lehren jemahls vergessen sollte; und Alcibiades, der bey allen seinen Fehlern ein königliches Herz besaſs, hatte Mittel gefunden, dieses Vermächtniſs auf eine so edle Weise zu verdoppeln, daſs er ihr keinen Vorwand lieſs, seine Wohlthaten auszuschlagen. Sie sah sich dadurch im Stande, die Lebensart fortzuführen, an welche sie in Aspasiens Hause gewöhnt worden war. Aber dem ungeachtet wurde ihr der Aufenthalt an einem Orte, der das Grabmahl ihrer Freundin in sich hielt, von dem Augenblick an verhaſst, da die Letheische Kraft der ersten Liebe zu wirken aufhörte.

Ein Umstand, der ihren Entschluſs, Athen zu verlassen, nothwendig machte und beschleunigte, war das Verlangen, sich dem Ungestüm des groſsen Haufens ihrer Liebhaber zu entziehen, welche ihre Anmaſsungen wieder erneuerten, so bald es bekannt war, daſs Alcibiades sich zurück gezogen habe. Die Art, wie diese Herren sich dabey benahmen, bewies ihr, wie viel sie durch ihre Schwachheit (welche, Dank ihrer eigenen Unvorsichtigkeit, ganz Athen zum Zeugen hatte) in den Augen der Welt verloren haben muſste. Diese Vorstellung war ihr um so unerträglicher, je weiter sie von dem Gedanken entfernt war, durch einen zweyten freywilligen Fehltritt die Schuld des ersten, der gewisser Maſsen unvorsetzlich genannt werden konnte, zu vergröſsern. Denn ungeachtet ihre Verbindung mit dem Alcibiades den Nahmen der Liebe, in der edelsten Bedeutung dieses Wortes, nicht verdiente: so machten doch alle die besondern Umstände, die dabey vorgewaltet hatten, daſs sie als eine Ausnahme von der gemeinen Regel angesehen werden konnte. Das Herz hatte wenigstens vielen Antheil an ihrem Irrthume gehabt, und die auſserordentlichen Eigenschaften ihres Besiegers entschuldigten sie einiger Maſsen in den Augen derjenigen, die in solchen Fällen irgend eine Entschuldigung gelten lassen. Aber was hätte sie entschuldigen können, wenn sie die Zahl derjenigen hätte vermehren wollen, welche ihre Niederlage voraus sehen, den ganzen Plan ihres Verfahrens zu diesem Endzweck anordnen, und dem Wohlstande völlig genug gethan zu haben glauben, wenn sie nicht zu wissen scheinen, was nur einer gänzlichen Unerfahrenheit unbekannt seyn kann?

Nicht wenige von den vornehmsten Frauen in Athen befanden sich damahls in diesem Falle. Aber Danae erinnerte sich zu lebhaft wieder des Gelübdes, welches sie in ihrer ersten Jugend den Grazien gethan, und der Lehren, die sie von Aspasien empfangen hatte, um in fremden Beyspielen ein Heilungsmittel wider die Verachtung ihrer selbst zu finden.

„Aber das Bedürfniſs etwas zu lieben?" sagte Agathon. — Gestehen wir, es war ein wenig hart von ihm (wiewohl er's nur mit leiser Stimme that) diesen aus ihrem eignen Munde aufgefaſsten Einwurf gegen sie geltend zu machen. Auch schien die gute Danae die ganze Grausamkeit desselben zu empfinden. Sie schwieg etliche Augenblicke; doch nicht lange genug, daſs es das Ansehen hätte haben können, als ob sie auf Ausflüchte denken müsse. — Wenn Agathon noch nicht müde ist meiner Erzählung zuzuhören, versetzte sie, so wird ihm der Verfolg meiner Begebenheiten die Antwort auf eine Frage geben, welche, so natürlich sie an sich selbst ist, aus dem Mund eines Freundes unerwartet seyn könnte.

Agathon fühlte die Stärke dieses Vorwurfs desto tiefer, je sanfter er war. Er war nicht mehr jung genug, um seine Sache durch Entschuldigungen schlimmer zu machen. Sie schwiegen. Er wagte es eine gute Weile nicht, Danaen anzusehen. Endlich hob er die Augen zu ihr auf, um sie mit einem von diesen Blicken, womit eine Seele die andre zu durchdringen scheint, um Vergebung zu bitten. Er sah eine Thräne in ihren schönen Augen zittern, und sank unaussprechlich gerührt zu ihren Füſsen.

Dieſs war ein gefährlicher Augenblick! Danae fühlte es, und hatte Stärke genug, ihn nicht länger als wenige Augenblicke dauern zu lassen. Sie stand auf, indem sie zugleich seine Hand ergriff. — Sie befanden sich eben damahls in einem kleinen Gartensahle, welchem hohe Gebüsche von wilden Lorbern und Myrten Schatten und Kühlung gaben. — Die Scene (wie wir schon einmahl erinnerten) ist in solchen Umständen nicht gleichgültig. — Komm, Agathon, sagte sie, wir wollen unsre Psyche aufsuchen. Wir werden sie ganz gewiſs mit ihren Kindern unter den Blumen sitzend finden. Ich fühle, daſs ich eines solchen Anblicks vonnöthen habe.

Agathon drückte zitternd ihre Hand an seinen Mund, und folgte ihr, stillschweigend, ohne Widerstand.

---

2. KAPITEL.

Danae und Cyrus.

Wir haben (so fuhr Danae, als sie sich wieder dazu aufgelegt fand, in ihrer Geschichte fort) einen Mann aus dem Gesichte verloren, der nicht die Miene hatte, aufzutreten um nur wieder zu verschwinden.

Axiochus, als der erste unter des Alcibiades Freunden und als Aspasiens Erbe, hatte zu viel Veranlassung, auch nach dem Tode derselben die mit Danaen in ihrem Hause gemachte Bekanntschaft zu unterhalten, — und hatte vormahls schon zu viel Hoffnung glücklich bey ihr zu werden gehabt, als daſs er sich nicht, vor allen andern, mit einem Vorrecht an die von seinem Freund erledigte Stelle in ihrem Herzen hätte schmeicheln sollen. Die Schwierigkeiten, die seinen erneuerten Bemühungen entgegen gesetzt wurden, verdoppelten seinen Muth, so lange er sie für bloſse Grimassen ansah; aber da er sie endlich für Ernst erkennen muſste, wurde er behutsamer. Er betrachtete sie als Schlingen, wodurch man ihn dahin zu bringen hoffte, wohin Aspasia den groſsen Perikles gebracht hatte. Es war natürlich, daſs er alles mögliche anwandte, seine Leidenschaft um einen geringern Preis zu befriedigen. Allein, da ihm Danae mit einer Vorsichtigkeit, die der Schülerin Aspasiens würdig war, alle Gelegenheit, ihr mit einigem Schein von Wohlstand andre Vorschläge zu thun, abschnitt: so stimmte er zuletzt sein Betragen und seine Sprache auf einen solchen Ton, dafs sie unrecht zu thun geglaubt hätte, ihm nicht wenigstens so gut zu begegnen, als es die scheinbare Anständigkeit seiner Absichten zu erfordern schien.

Axiochus hatte den gröfsten Theil seines Vermögens in der Nachbarschaft von Milet; und in eben dieser Gegend lag ein kleines Gut, welches Aspasia ihrer jungen Freundin hinterlassen hatte. Danae beschlofs (unter dem Schutz einer ehmahligen vertrauten Freundin ihrer Wohlthäterin, welche gewöhnlich zu Milet wohnte) sich dahin zu begeben. Axiochus, welcher vermuthlich auf eine oder andere Art Vortheil davon zu ziehen hoffte, bestärkte sie in diesem Vorsatz, und half ihr die Ausführung desselben beschleunigen.

Danae befand sich itzt in dem Alter, wo ihr Spiegel mit ihrer Eitelkeit so gut einverstanden war, dafs sie die Lobsprüche, die man ihren Reitzungen gab, für etwas mehr als Schmeicheleyen halten mufste. In der That, Agathon, ich würde mir selbst noch lächerlicher scheinen als dir, wenn ich von dem, was ich damahls in meinen eignen Augen war, eine Abschilderung zu machen versuchen wollte. Indessen, wenn ich mir zu viel schmeichelte, bin ich mir wenigstens die Gerechtigkeit schuldig zu sagen, daſs alle, die mich sahen, es verabredet zu haben schienen, mich des Gegentheils zu überreden. Und wie hätte eine Person von zwanzig Jahren, die unter der Form bald einer Aurora oder Latona, bald einer Diana oder Venus, oder einer von den Nymfen für welche sich Jupiter verwandelte, allenthalben ihr eignes Bildniſs erblickte, wie hätte sie nicht in gewissen Augenblicken so vielen Versuchen zur Eitelkeit unterliegen sollen? Wie natürlich war es, wenn sie zuweilen dachte, was eine Semiramis, eine Rhodope, eine Thargelia ursprünglich gewesen, und wodurch sie sich bis zu dem, was das äuſserste Ziel der menschlichen Wünsche ist, hinauf geschwungen hatten, — daſs sie sich alsdann in Träume verirrte, die zu Wünschen und aus Wünschen oft zu Entwürfen wurden! — So viel Thörichtes auch immer in allen diesen Dingen seyn mochte, so fand sie doch darin ein mächtiges Gegenmittel gegen die Versuchungen, von denen sie umgeben war, und selbst gegen das Bedürfniſs etwas zu lieben, dessen du neulich erwähntest. Dieses

Bedürfniſs müſste auſserordentlich dringend seyn, und wenigstens seinen Grund nicht im Herzen haben, wofern es nicht eine Zeit lang von Eitelkeit und Ehrbegierde überwogen werden könnte. Je mehr wir in uns selbst verliebt sind, pflegte Aspasia zu sagen, je weniger sind wir fähig etwas auſser uns zu lieben.

Das Schicksal spielt zuweilen so wunderlich mit den Sterblichen, daſs Danae in der Folge nahe dabey war, dasjenige erfüllt zu sehen, was sie selbst für den ausschweifendsten Traum gehalten hatte.

Um die Zeit, da ich nach Asien überzugehen beschloſs, machten die Cilicischen und Pisidischen Seeräuber, unter dem Schutze, den ihnen die Statthalter des Königs von Persien gegen einen beträchtlichen Antheil an ihrer Beute angedeihen lieſsen, die Griechischen Meere mehr als jemahls unsicher. Ich hatte das Unglück, auf meiner Überfahrt nach Milet in die Hände eines von diesen Korsaren zu fallen. Axiochus, der mich begleitete, bezahlte meine Vertheidigung mit seinem Leben, und ich wurde als Sklavin nach Sardes verkauft, wo sich damahls Cyrus, der jüngere Bruder des groſsen Königs, aufhielt.

Die auſserordentlichen Eigenschaften dieses Prinzen, sein Entwurf seinen Bruder vom Throne zu werfen, und sein unglückliches Ende sind dir bekannt. Die Natur schien sich in seiner Hervorbringung erschöpft zu haben. Eine barbarische Erziehung hatte wenig gethan seine Fähigkeiten auszubilden, und daher behielten seine Tugenden selbst etwas wildes, das ihnen oft das Ansehen von Ausschweifungen gab. Aber die Majestät seiner Gestalt, seine auſserordentliche Leibesstärke, seine Geschicklichkeit in allen kriegerischen Übungen, seine Groſsmuth und Freygebigkeit, kurz das Heldenmäſsige, das die Morgenländer an ihren Königen so sehr lieben, nahm die Persischen Völker dergestalt für ihn ein, daſs sie ihn allein für würdig hielten, den Thron des Cyrus, dessen Nahmen er führte, auszufüllen.

Dieser Prinz unterhielt nach der Gewohnheit seines Landes ein zahlreiches Gynäceum, welches die Intendanten seiner Vergnügungen mit Schönheiten aus allen Gegenden der Welt anzufüllen besorgt waren. Danae hatte die Ehre, zugleich mit fünf oder sechs andern jungen Griechinnen, für diese Sammlung gekauft zu werden. Die Veränderung ihres Schicksals war zu plötzlich und zu stark, um mit Gleichgültigkeit ertragen zu werden.

Gleichwohl kam ihr in diesen Umständen die Filosofie der schönen Aspasia, und (was nicht zu vergessen ist) eine Sinnesart, die sehr gut zu ihr stimmte, nicht wenig zu Statten. „Sklavin oder frey, ein schönes Weib, das seine Macht kennt und sie gelten zu machen weiſs, ist allenthalben Königin wohin sie kommt,“ — war, wie du dich erinnerst, der erste Grundsatz ihres Systems.

Danaens neue Gespielen oder Rivalinnen (denn daſs sie das letzte seyn würden, kündigte ihr Betragen deutlich an) kamen nicht aus Aspasiens Schule. Sie glaubten es vortrefflich gemacht zu haben, wenn sie die Sinnen ihres neuen Herrn mit allen ihren Reitzen und Künsten auf einmahl bestürmten. Ihre Blicke, ihre Geberden, ihr Ton, ihr Putz, erklärten ihm in der ersten Minute, da wir ihm vorgestellet wurden, ihre Absichten auf eine so unzweydeutige Art, daſs der Prinz keinen Augenblick zweifelhaft bleiben konnte, zu welchem Gebrauch er sie zu bestimmen hätte. Danae, in ihren Schleier eingewickelt, stand hinter den übrigen, und wurde zuletzt bemerkt: aber Cyrus schien von ihrem Anblick getroffen zu werden. Er betrachtete sie eine Weile mit einer Art von angenehmen Erstaunen, welches an einem morgenländischen Fürsten, dessen Augen sich vermuthlich an allen Arten der Schönheit satt gesehen hatten, schmeichelhaft seyn muſste. Ein Wink mit der Hand machte die Rivalinnen verschwinden, und Danae befand sich mit ihrem neuen Gebieter allein.

Gebieter! — dieſs Wort befand sich nicht in dem Wörterbuch einer Schülerin der Aspasia. Auch wurde Cyrus bald genug überzeugt, daſs es unmöglich seyn würde, sie jemahls mit der Bedeutung desselben zu versöhnen. Eine Schöne, die etwas mehr Seele hatte, als vonnöthen ist um eine Bildsäule zu beleben, schien eine groſse Neuigkeit für ihn zu seyn. — Ich hoffe, Agathon, du erlässest mir eine genaue Umständlichkeit in der Erzählung dieser Scene, und einiger folgenden, welche der Streit zwischen den Anmaſsungen eines despotischen Liebhabers und der Ungeschmeidigkeit einer frey gebornen und an die vorerwähnten Grundsätze gewöhnten Griechin nothwendig veranlassen muſste. Bey Gegenständen dieser Art ist es allzu schwer seine eigne Geschichte zu erzählen, wenn man, um der Wahrheit getreu zu bleiben, sich den Schein der Parteylichkeit gegen sich selbst zuziehen muſs. Agathon weiſs, daſs ich weit von der Thorheit entfernt bin, auf die Vorzüge, die ich der Natur und dem Glücke zu danken haben kann, einbildisch zu seyn. Und eben so wenig denke ich falsch genug, mir daraus ein Verdienst machen zu wollen, daſs ich keinen Beruf in mir spürte, mit den übrigen demüthigen Werkzeugen der Vergnügungen eines üppigen Barbaren, so blendend auch immer seine Geburt und seine persönlichen Vorzüge seyn mochten, in die nehmliche Klasse gestellt zu werden. Genug, mein Betragen, worin Sprödigkeit und Gefälligkeit, anziehende und zurück stoſsende Kräfte seltsam genug zusammen spielten, gab durch den Erfolg einen neuen Beweis von der Richtigkeit des Systems der weiblichen Politik, wovon Aspasia in gewissem Verstande als die Urheberin angesehen werden kann.

Cyrus hätte nur der Erziehung genossen haben sollen, welche Perikles und Sokrates an den ausschweifenden Alcibiades verschwendeten, und er würde der beste unter den Fürsten geworden seyn. Seine Fehler lagen weder in seinem Kopfe noch in seinem Herzen: es waren Fehler eines zu leicht aufwallenden Blutes, oder Fehler seines Standes, seiner Nazion, seiner schlechten Erziehung; und die von der letzten Art — nicht eingewurzelt genug, um nicht noch einige Verbesserung zuzulassen; zumahl da ihn seine natürliche Neigung zu allem, was schön und gut und edel ist, hinzog. Es gelang also Danaen endlich, den halb erstickten Keim von zärtlicher Empfindung, den die Natur in seine Seele gelegt hatte, wieder aufleben zu machen. Cyrus, der das bloſse Spiel der Sinne so lange für Liebe gehalten hatte, lernte lieben, und wurde selbst liebenswürdig.

Von diesem Augenblick an war Danae die einzige Besitzerin seines Herzens; sie vermochte alles über ihn, und theilte seine Zuneigung mit keiner andern. Man sagte, sie hätte dieſs zur unumgänglichen Bedingung ihrer Gefälligkeit für ihn gemacht. Aber diejenigen, die dieſs sagten oder glaubten, kannten sie nicht. Sie verstand sich besser auf ihre Vortheile, um etwas zu fordern, das ihre Gesinnungen für ihn verdächtig hätte machen müssen. Aller Antheil, den sie an der Entlassung seiner Beyschläferinnen hatte, war, daſs sie das Geheimniſs beſaſs, ihm, zu eben der Zeit da sie ihm am schlimmsten zu begegnen schien, einen Grad von Hochachtung einzuflöſsen, den er noch für keine andre ihres Geschlechts empfunden hatte. Die Vergleichung, die er zwischen ihr und ihren Rivalinnen anstellte, war diesen nachtheilig; und er entfernte sie, weniger um Danaen ein Opfer zu bringen, als um sich selbst von beschwerlichen Gegenständen zu entledigen. Die allzu willigen Geschöpfe hatten sich an der demüthigen Ehre begnügt, seine Begierden zu erwecken: Danae hingegen lieſs ihm keine Hoffnung, jemahls anders als durch Gewinnung ihres Herzens glücklich bey ihr zu werden. Jene hatten höchstens nur seine Person in ihm geliebt: Danae überzeugte ihn, daſs sie seine Glückseligkeit suche, an seinem Ruhm Antheil nehme, und so bald sie den Prinzen Cyrus eines so glorreichen Nahmens würdig sähe, alles für ihn zu thun fähig sey. Natürlicher Weise muſste seine Liebe zu ihr mit dieser Überzeugung von ihren Gesinnungen in gleichem Verhältnisse steigen. Eben so natürlich ging es zu, daſs sie, auch nachdem sie aus Dankbarkeit und Neigung seine Liebe gekrönt hatte, sich unverändert in dem Besitz seines Herzens erhielt. Die Perserinnen konnten nicht begreifen, wie dieſs ohne Zaubermittel zugehen könne. Sie wuſsten nicht, daſs man, nach dem was bey ihnen die letzte Gunst war, noch unendlich viel zu bewilligen haben könne. Danae hatte von Aspasien (und, um aufrichtig zu seyn, von einem noch gröſsern Meister) die Kunst gelernt, die man die Ökonomie der Liebe nennen könnte. Sie wuſste Kleinigkeiten einen Werth zu geben, und verkleidete das Vergnügen in so mancherley Gestalten, daſs es immer den Reitz der Neuheit hatte. Cyrus fand in ihrem Geist, in ihrem Herzen, in ihren

Talenten, in ihren Launen selbst, unerschöpfliche Quellen gegen lange Weile und Überdruſs; aber, was das wichtigste war, er fühlte daſs er besser durch sie wurde. Mit Einem Worte, sie wurde für ihn was Aspasia für Perikles gewesen war, und er gefiel sich selbst so wohl in dieser Vorstellung, daſs er sie gewöhnlich nur seine Aspasia zu nennen pflegte.

Gewohnt alle seine Geheimnisse, Anschläge und Sorgen mit ihr zu theilen, entdeckte er ihr auch sein Vorhaben gegen den König seinen Bruder: und Danae, nachdem sie es lange bestritten hatte, ergab sich endlich (es sey nun daſs sie recht oder unrecht daran that) der Stärke seiner Gründe. In der That konnte sie die Sachen in dem Lichte, worin sie ihr dargestellt wurden, nicht anders sehen. Cyrus hatte groſse Beschwerden gegen Artaxerxes zu führen; sein Geburtsrecht zur Krone war so unläugbar als seine persönlichen Vorzüge; die Herzen der Völker waren für ihn; man hoffte die glücklichen Zeiten des ersten Cyrus unter ihm wieder kommen zu sehen; überdieſs war die Erbitterung zwischen dem König und ihm schon so weit gekommen, daſs nothwendig einer von beiden das Opfer davon werden muſste. Und wie wollte ich einem Manne, der das menschliche Herz so gut kennt wie

Agathon, verbergen können, daſs die Parteylichkeit für einen Prinzen den ich hochschätzte, und die Aussichten womit meiner Eigenliebe durch seine Entwürfe geschmeichelt wurde, mehr als hinlänglich waren, jenen Betrachtungen ein überwiegendes Gewicht zu geben? Welches Frauenzimmer würde, wenn es in ihrer Gewalt stände, den Mann, von dem sie angebetet wird, nicht zum Monarchen des Erdbodens machen?

Danae, unter dem Nahmen Aspasia, den er ihr beygelegt hatte, begleitete den Cyrus in den Feldzug, dessen Ausgang alle ihre Hoffnungen mit seinem Leben endigte. Seine Liebe zu ihr war so groſs, daſs sie ihn nur mit vieler Mühe dahin bringen konnte, sie den Gefahren und der Ungewiſsheit seines eigenen Schicksals ausgesetzt zu sehen. Der Gedanke, daſs sie, im unglücklichen Falle, die Beute des ihm so sehr verhaſsten Artaxerxes werden könnte, war ihm unerträglich; auch erhielt sie seine Einwilligung nicht eher, bis alle mögliche Vorsicht für ihre Sicherheit gebraucht worden war. Sie folgte ihm in männlichen Kleidern. Unter ihren Begleiterinnen befand sich eine junge Griechin, die ihr an Gestalt ähnlich genug, und überdieſs mit Vorzügen versehen war, welche sie im Nothfall fähig machten, die Aspasia des Prinzen in einem

Persischen Harem vorzustellen. Der unglückliche Ausgang der entscheidenden Schlacht bey Kyxaxa machte diese Vorsicht nur allzu nothwendig. Danae hatte den Muth — oder die Schwachheit — einen Prinzen zu überleben, von dem sie so zärtlich geliebt worden, und der eines glücklichern Schicksals so würdig war. Vielleicht ist dieſs der schwärzeste Flekken in ihrem ganzen Leben: — aber (setzte sie mit einem Blick hinzu, der fähig gewesen wäre einen noch schwärzern Flecken auszulöschen) ich überlasse es dem Agathon selbst, mich hierüber zu entschuldigen. — Daſs Agathon etwas hierauf gesagt haben werde, läſst sich leicht vermuthen; aber es gehört nicht zur Geschichte der Danae, und wir lassen sie selbst fortreden.

3. KAPITEL.

Danae zu Smyrna. Beschluſs ihrer Geschichte, mit dem schönen Siege, den sie über Agathon erhält.

Die List, die ich nicht weniger aus eigner Neigung, als um den geliebten Schatten eines unglücklichen Prinzen zu befriedigen, dem Artaxerxes spielte, gelang vollkommen. Die schöne Milto, meine Vertraute, ging an meiner Statt in die Hände des Siegers über, flöſste diesem Monarchen die heftigste Leidenschaft ein, und spielte, unter dem Nahmen Aspasia, viele Jahre lang zu Babylon und Ekbatana eine Rolle, welche Stoff genug für eine Milesische Fabel von zwanzig oder dreyſsig Büchern geben könnte. Die wahre Danae hingegen, welche von den Herrlichkeiten des Serails zu Babylon einen zu richtigen Begriff hatte, um ihre Freyheit dagegen zu vertauschen, entkam mit eben dem sonderbaren Glücke, welches alle Perioden ihres Lebens bezeichnet, erwählte Smyrna — den reitzendsten Ort der Welt für eine Person, die noch nicht daran denken konnte den Vergnügungen des Lebens zu entsagen — zu ihrem beständigen Aufenthalt, und fand sich durch die Vorsorge des Prinzen Cyrus in den Stand gesetzt, unter ihrem eigenen Nahmen auf demjenigen Fuſs daselbst zu leben, von welchem Agathon ein Augenzeuge gewesen ist.

Der Nahme Danae, unter welchem sie sich ankündigte, und der zu Smyrna nicht unbekannt war, überhob sie der Mühe, den Neugierigen von ihrer Person nähere Rechenschaft zu geben: und ihre Lebensart besänftigte nach und nach das Vorurtheil, das dieser Nahme gegen sie erwecken konnte. So leicht die Fesseln gewesen waren, welche sie während ihrer Verbindung mit dem Prinzen Cyrus getragen hatte, so waren es doch Fesseln gewesen, deren Erinnerung ihr die wieder erlangte Freyheit unschätzbar machte. Diese Freyheit, von niemand als ihrem eignen Herzen Gesetze anzunehmen, war in ihren Augen ein so groſses Gut, daſs kein Glück in der Welt sie hätte in Versuchung setzen können, es dagegen zu vertauschen. Nur die öffentliche Hochachtung wollte sie dieser Freyheit nicht aufopfern: und so schwer es vielleicht an jedem andern Orte der Welt gewesen seyn möchte, beide mit einander zu verbinden; so wohl gelang es ihr zu Smyrna, wo der sanfteste Himmel den Geist der Gefalligkeit und der Freude über ein glückliches Volk ausgieſst, welchem das Geheimniſs eigen ist, die Emsigkeit mit den Vergnügungen und persönliche Freyheit mit politischer Ordnung zu vereinbaren. Ohne zu irgend einer besondern Klasse zu gehören, genoſs Danae des Vergnügens, für die Einzige in ihrer Art erkannt zu werden; und, es sey nun mit Recht oder Unrecht, ihre Eitelkeit fand sich durch diesen Gedanken geschmeichelt. Wenn sie Aspasien — für deren Tochter man sie zu Smyrna hielt — zu ihrem Muster nahm, so geschah es auf eine Art, die ihr den Ruhm erwarb, selbst unnachahmlich zu seyn; so wie die vorzüglichsten Schüler des Sokrates ihren Meister von so verschiedenen Seiten nachbildeten, daſs jeder selbst ein Urbild wurde.

Eine ihrer ersten Verrichtungen, nachdem sie sich in Smyrna festgesetzt hatte, war, den Grazien einen Tempel zu bauen! — Du kennst ihn, Agathon!

Hier bemühte sich die schöne Danae vergebens einen Seufzer zu unterdrücken, von dem sich ihr Herz bey diesen letzten Worten erleichterte. Agathon sah ihn, wie er sich allmählich aus ihrem schönen Busen empor arbeitete, und seufzte mit. O was für Erinnerungen! — rief er, indem er mit einem Blick, in welchem alle diese Erinnerungen gemahlt waren, ihre Hand ergriff.

Danae — welche keinen Erinnerungen Platz lassen wollte, die ihren Entschluſs hätten erschüttern können — war grausam genug keine Antwort auf diese Ausrufung zu geben, und nach einer kleinen Pause fuhr sie also fort: Aber — laſs uns der Wahrheit dieſs Opfer bringen! — die Grazien, zu deren Priesterin sie sich weihte, waren nicht die Grazien des Pindarus; nicht die Gespielen und Begleiterinnen der himmlischen Venus; nicht die keuschen Göttinnen, denen deine

Psyche als Jungfrau, als Freundin, als Gattin und als Mutter, diente. Danae erröthet weniger über das was sie war, als über den Gedanken, sich selbst oder ihrem Freunde verbergen zu wollen, wie weit sie, selbst in dem höchsten Triumfe der Liebenswürdigkeit, die man ihr damahls zuschrieb, unter einer Psyche war. Die Tänzerin der Leda beleidigt die Gottheit der Grazien eben dadurch, daſs sie ihren keuschen Schleier um einen solchen Karakter werfen will. So empfinde ich's itzt; und ich kann mir so gute Ursachen geben diese Empfindung zu rechtfertigen, daſs ich nicht besorgen darf von ihr betrogen zu werden. Aber damahls machte mich eine angenehme Täuschung der Einbildung und des Herzens anders denken.

Drey oder vier Olympiaden, mein lieber Freund, können den Gesichtspunkt, woraus wir die Sachen ansehen, sehr verrücken. Wie natürlich ist es, wenn Jugend und blühende Gesundheit den Geist der Freude über uns und alles um uns her ausgieſst, daſs wir dann alles in einem zu milden Lichte betrachten; daſs alsdann die Grenzen des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen, oft in unsern Begriffen schwimmen und in einander flieſsen; und daſs wir uns noch viel darauf zu gute thun, wenn wir das Geheimniſs gefunden zu haben glauben, die Weisheit mit den Grazien und die Grazien mit der Wollust in Eine schöne schwesterliche Gruppe zusammen zu schlingen!

Zu allem diesem kam noch die begeisterte Liebe der Musenkünste, das Vergnügen, das mit der Besiegung groſser Schwierigkeiten verbunden ist, und der zauberische Reitz, womit ein vielleicht bloſs eingebildetes Ideal der Vollkommenheit unsre ganze Seele anzieht. Vergieb mir, Agathon, wenn ich selbst itzt, da ich das Unwesentliche dieser angenehmen Verblendungen einzusehen glaube, noch schwach genug bin, mich's nicht gereuen zu lassen, daſs ich — Danae war.

Agathon fand nur zu viel Ursache in seinem Herzen, ihr diese Schwachheit zu vergeben. — Götter! rief er, dich's gereuen zu lassen, das liebenswürdigste unter allen Geschöpfen gewesen zu seyn! Brauchte es mehr als nur Eine Danae an jedem Orte wo Menschen wohnen, um die Erde in ein Elysium zu verwandeln?

Bester Agathon! erwiederte sie, in diesem Augenblicke betrügt dich doch wohl deine Fantasie sichtbarlich! — Archytas, der mildeste Weise den ich jemahls gesehen habe, würde finden, daſs es an Einer Danae schon zu viel sey; und du willst ihrer unzählige?

Aber wie, wenn du dich besinnest, daſs die Freyheit, in welcher Danae lebte, eine Ausnahme von einem Grundgesetze der Gesellschaft macht, welche sie zu machen nicht berechtigt war, wiewohl die Sitten der Griechen solche Ausnahmen dulden? Ich wollte dir einen ganz andern Wunsch anrathen, wenn jemahls die Erfüllung eines Wunsches in deine Gewalt gestellt würde. Nur eine einzige Familie, wie diese worin du jetzt lebst, nur Einen Archytas, Eine Psyche, Einen Kritolaus, und, laſs mich hinzu setzen, Einen Agathon, der, von den Irrungen der Fantasie und der Empfindung zurück gekommen, weise genug geworden ist, um sich dem höchsten Schönen, der Tugend, ganz zu ergeben — nur Eine solche Familie, an jedem Orte wo Menschen wohnen; so können wir die Lykurge und Solonen ihres Amts entlassen: Plato selbst würde keine Gesetze erfinden können, welche mehr Gutes wirkten, als ein solches Beyspiel der Tugend und der Glückseligkeit.

Und warum, Danae, kannst du ungerecht genug gegen dich selbst seyn, dich von dieser Familie auszuschlieſsen? sagte Agathon lebhaft. Durch deinen Beytritt würde sie vollkommen werden. Und ist nicht Danae, die in bittender Stellung die Bildsäule der

Tugend umfaſst, der herrlichste Triumf der Tugend?

Die Freundschaft macht dich vergessen, erwiederte sie, daſs eine Person, die der Tugend so viel abzubitten hat als Danae, sich niemahls selbst würdig fühlen kann, der Familie eines Archytas einverleibt zu werden. Und kannst du ihr verdenken, wenn sie zu stolz ist, als daſs sie den Gedanken — alle Augenblicke vor Personen, welche nichts abzubitten haben, erröthen zu müssen — erträglich finden sollte? Glaube übrigens nicht, daſs sie zu strenge gegen sich selbst sey. Sie ist nur zu sehr geneigt, den Entschuldigungen der Eigenliebe mehr als sie vielleicht sollte Gehör zu geben. In der That sah sie damahls, als sie kein gröſseres Vergnügen kannte als über die Herzen zu herrschen, und, wie Homers Jupiter aus seinen beiden Urnen, Glück und Unglück nach Gefallen auszutheilen, freylich sah sie damahls die Gegenstände ihrer itzigen Verachtung mit ganz andern Augen an. Sie gefiel sich selbst in ihren angenehmen Irrthümern. Ihr Witz webte sie in ein System, welches ihren Empfindungen zu sehr schmeichelte, um nicht für wahr gehalten zu werden. Zwar konnte sie sich selbst nicht verbergen, daſs die Regel, von welcher sie die Ausnahme machte, ordentlicher Weise keine Ausnahmen leide; aber sie glaubte sich gerade in dem einzigen auſserordentlichen Falle zu sehen, wo eine Ausnahme Statt finden könne. Das Bewuſstseyn der Tugenden, welche sie hatte weil sie ihr nichts kosteten, der guten Handlungen, die sie eben darum desto leichter, desto häufiger that, weil sie keinen andern als den gefährlichen Beweggrund des Vergnügens sie zu thun kannte — dieses Bewuſstseyn beruhigte sie über die einzige Tugend, die ihr mangelte. Ja ihr Selbstbetrug ging so weit, daſs sie sich nicht einmahl diesen Mangel eingestand. „Gemeine Formen sind keine Regeln für groſse Seelen, sagte sie zu sich selbst. Ist wohl unter allen diesen ehrbaren Geschöpfen, welche mich verdammen, eine einzige, welche nicht Danae wäre, wenn sie es seyn könnte? Sie machen ihr ein Verbrechen daraus, von einem Hofe von Liebhabern umgeben zu seyn? Aber sie vergessen, daſs diese Liebhaber die vortrefflichsten Männer von Ionien sind, oder, wenn sie es noch nicht waren, es in Danaens Umgang werden. Wo ist der wilde Jüngling, den sie nicht gesittet gemacht, wo ist der Verdienstlose, den sie nicht zu edeln Unternehmungen begeistert hätte? Wie viele Väter haben ihr die Tugend ihrer Söhne, wie viele Frauen das gute Betragen ihrer Männer zu danken! Wie manchen guten Bürger, wie manchen groſsen Mann hat sie seinem Vaterlande gegeben! Nur die Besten, nur die Verdienstvollesten und Vollkommensten konnten sich Hoffnung machen, jemahls ihr Herz zu rühren; und wie viele Verwandlungen, wie manches sittliche Wunder wirkte diese Hoffnung nicht! Wo ist in ganz Smyrna, in ganz Athen, die untadelhafte Matrone, die keusche Priesterin der Diana oder Minerva, die sich rühmen könnte, der Tugend so gute Dienste geleistet zu haben?" — Ich wollte nicht dafür stehen, mein lieber Agathon, daſs alles dieſs sich immer im strengsten Verstande und ohne alle Ausnahmen so befunden hätte. Aber es war doch immer Wahrheit genug darin, um den Schlüssen, die sie daraus zog, Scheinbarkeit zu geben. Überdieſs hatte sie an dem Soſisten Hippias einen Freund —

O nenne mir diesen Nahmen nicht, rief Agathon mit Ungeduld.

Gleichwohl, versetzte sie mit eben so viel anscheinendem Kaltsinn, war diese Danae, mit welcher du so groſse Absichten hast, schwach genug, diesen Hippias in den Fall zu setzen, daſs er sich eines Sieges über ihr Herz rühmen konnte, den er nie erhalten hatte.

Der Unverschämte! — rief Agathon — und hielt plötzlich inne, indem er Danaen mit Augen ansah, welche sie zu bitten schienen, daſs sie ihm nicht den Schatten eines Argwohns über diesen Punkt übrig lassen möchte.

Ich verstehe dich, sagte Danae mit lächelnden Augen, aber mit einem Erröthen, welches von schlimmer Vorbedeutung war — Hippias hatte kein Recht sich eines Sieges über mein Herz zu rühmen, es ist wahr — aber —

Wie, Danae? Ist's möglich? — rief Agathon.

O, mein bester Agathon, versetzte sie — du hast die Menschen, du hast dich selbst kennen gelernt, und du weiſst nicht was möglich ist? — Was können die Umstände, was kann der Augenblick nicht möglich machen?

Und was könnt' ich dir nicht vergeben, Danae! — seufzte Agathon.

Zu viel Nachsicht könnte mir eben sowohl schädlich seyn als andern, antwortete Danae in einem scherzenden Tone, der nicht zu dem seinigen stimmte. Und dennoch muſs ich dir sagen, Agathon, daſs Hippias vielleicht nicht das Schlimmste ist, was du mir zu vergeben hättest.

„Nicht das Schlimmste!“

Ich will sagen, nicht das, was deiner Freundin am wenigsten Ehre macht. Hippias war ein Mann von Talenten und ausgebreitetem Ruhme, dem — seine Grundsätze ausgenommen — alles übrige das Wort redete; der die Gabe hatte, selbst diesen Grundsätzen den lebhaftesten Anstrich von Wahrheit zu geben, und der überdieſs schon lange im Besitz war, selten abgewiesen zu werden. Ein solcher Mann konnte, nach einem Umgang von etlichen Jahren, gar wohl schlau oder glücklich genug seyn, den Augenblick zu finden, der vielleicht in dem ganzen Lauf ihres beiderseitigen Lebens der einzige war, wo er durch Überraschung erhalten konnte, was er von ihrem Herzen nie erhalten hätte. Er hatte Unrecht, sich ein Verdienst aus einem Werke des Zufalls machen zu wollen: aber Danae würde vielleicht nicht weiser seyn als er, wenn sie sich darüber mehr Vorwürfe machen wollte, als über Schwachheiten, an denen die Überlegung mehr Antheil hatte.

„Du hast beschlossen mich zum äuſsersten zu treiben, Danae.“

Nein, guter Agathon; bloſs, dich auf ewig einem Entwurf entsagen zu machen, der, wie du siehest, auf falsche Voraussetzungen gegründet war. Glaube nicht, daſs es mir keine Überwindung gekostet habe, so aufrichtig zu seyn! Aber konnt' ich weniger thun, da es darauf ankam, die verwundete Einbildung eines Freundes von deinem Werthe wieder herzustellen? Wenn diese Danae, von der du so günstig dachtest, und die (um nicht ganz ungerecht zu seyn) in der That in manchem Stücke deine Meinung rechtfertigt — wenn diese Danae von dem Augenblick an, da sie durch den Tod des Cyrus wieder frey wurde, glücklich genug gewesen wäre in die Bekanntschaft einer Familie zu kommen, wie die des Archytas ist; wenn sie damahls schon gedacht und gelebt hätte, wie sie jetzt thut: dann hätte sie vielleicht, ohne zu viel zu wagen, der Stimme deines Herzens und ihres eigenen Gehör geben mögen! Aber — die Götter selbst haben keine Gewalt über das was geschehen ist. Laſs es genug seyn, bester Agathon! Fordere keine umständlichere Bekenntnisse! Unterwirf dich mit mir einem gemeinschaftlichen Schicksal; und, wenn du jemahls bey der Erinnerung an unsre Liebe erröthen solltest, so erinnre dich auch, daſs diese Liebe Danaens Wiederkehr zur Tugend veranlaſste. Ohne dich würde sie noch immer Danae seyn. —

Aber was hälfe ihr das Glück dich gekannt zu haben, wenn du nicht groſsmüthig genug wärest, deine Wohlthat zu vollenden? — Von diesem Augenblick an werde ein Nahme nicht mehr zwischen uns genannt, der uns beide demüthiget! Laſs deine Freundin unter dem Nahmen Chariklea, unter dem sie hier allein bekannt ist, sich des Glückes würdig machen, die Schülerin eines Archytas und die Gespielin einer Psyche zu seyn. Und wenn du sie liebest, so freue dich mit ihr, daſs sie dieses Glück in einem Alter gefunden hat, wo die Opfer, die sie der Tugend bringt, noch verdienstlich sind!

Der Ton, womit sie diese letzten Worte sagte, rührte das edle Herz unsers Helden. Er glaubte die Stimme einer Gottheit zu hören, und fühlte in demselben Augenblicke, daſs die bessere Seele die Oberhand in ihm gewann. Er warf sich zu ihren Füſsen, ergriff ihre Hand, drückte sie an sein Herz. Die Liebe, von welcher seine Seele in diesem Augenblick brannte, war heiliges Feuer. Ja, rief er, bey dieser Hand schwör' ich es, Chariklea, der Tugend, der du dich geweiht hast, und die in diesem entscheidenden Augenblicke aus deinem Munde zu mir spricht, ewig getreu zu bleiben! Für sie, für sie allein sind unsre Herzen gemacht! Wir verirrten uns von ihr — aber nur um weiser zu werden, nur um mit desto mehr Überzeugung zu ihr zurück zu kehren, und desto standhafter bey ihr auszuhalten. Ja, Chariklea, ich fühl' es, daſs ich, indem ich hier im Angesichte des Himmels dieser geliebten Hand entsage, glücklicher bin durch das was ich Dir und der Tugend aufopfre, als ich durch die Befriedigung aller eigennützigen Wünsche werden könnte! Niemahls, niemahls werd' ich aufhören dich zu lieben, beste Chariklea, — aber zu lieben, wie ich die Tugend liebe; mit einer Liebe, die deiner würdig, selbst die schönste der Tugenden ist.

Danae, — oder, um sie nicht durch einen Nahmen zu beleidigen, dem sie nun auf ewig entsagt hat, — Chariklea, so angenehm ihrem mitempfindenden Herzen das schöne Feuer war, welches sie in dem Busen ihres Freundes angezündet hatte, fand doch nicht für gut, es in diesem Augenblicke zu unterhalten. Sie kannte die Gefahren solcher Aufwallungen; und ohne in die Aufrichtigkeit seiner Empfindungen den mindesten Zweifel zu setzen, wuſste sie doch mehr als zu wohl, daſs die Zeit noch nicht gekommen war, wo sie sich schmeicheln konnte, von einem Liebhaber für eine bloſse Seele angesehen zu werden. Sie hatte nun ihren Zweck erreicht; und die Zufriedenheit, die aus ihren schönen Augen leuchtete, bewies, daſs wir nicht zu günstig von ihr urtheilten, da wir versicherten, daſs ihr Betragen gegen unsern Helden wirklich ohne alle eigennützige Absichten gewesen sey.

AGATHON.

Sechzehntes Buch.

Beſchluſs.

---

1. Kapitel.

Agathon faſst den Entſchluſs, sich dem Archytas noch genauer zu entdecken, und zu diesem Ende sein eigener Biograf zu werden.

Je näher Agathon mit dem Karakter des vortrefflichen Mannes bekannt wurde, in welchem sein glückliches Schicksal ihn einen zweyten Vater finden lieſs, desto dringender wurde sein Verlangen, mit einem solchen Manne in ganz reinem Verhältnisse zu stehen. Zwar konnt' er ziemlich sicher seyn, daſs ein Archytas in seiner guten Meinung von ihm weder aus Übereilung noch aus Schwäche zu weit gehen werde: aber er fühlte nichts desto weniger, daſs er nicht ganz ruhig seyn könne, bis er selbst von allem, was ihn vielleicht besser scheinen machte als er in seinem eigenen Bewuſstseyn war, sich vor den Augen desselben entkleidet haben würde. Mit jedem Tage, den er in seinem Hause verlebte, bestärkte er sich in der Hoffnung, durch seinen Beystand wieder zu jener heitern Stille der Seele, jenem seligen Frieden in und mit sich selbst zu gelangen, die er zu Smyrna unvermerkt verloren, und deren Verlust er zu Syrakus zwar öfters lebhaft und schmerzlich empfunden, aber, mit allem Bestreben sich in seiner neuen Vorstellungsart fest zu machen, nicht zu ersetzen vermocht hatte. Archytas, oder sonst niemand in der Welt, konnte ihn von den leidigen Zweifeln befreyen, die ihm seit jenem Zeitraume die erhabenen Grundlehren der Orfischen Theosofie, in welchen er erzogen worden war, und mit ihnen die seligsten Gefühle seiner Jugend verdächtig gemacht hatten. Er betrachtete diesen ehrwürdigen Greis als einen Sterblichen, der den höchsten Punkt der Vollkommenheit, nach welchem ein menschliches Wesen streben kann, erreicht habe; ja, wenn er ihn, nach Beendigung der Geschäfte des Tages, in der Vorhalle seiner Wohnung, an den Strahlen der untergehenden Sonne, so traulich im Kreise seiner Kinder und Freunde sitzen sah, schien er ihm oft weniger ein angesessener Einwohner dieser Welt, als ein Wesen von höherer Art, ein den Menschen gewogener Genius zu seyn, der sich freundlich zu diesen guten Seelen herab gelassen, um sie durch die leise Einwirkung seiner Gegenwart in der Liebe der Weisheit und Tugend zu befestigen, und dadurch für jede schöne Freude des Menschenlebens desto empfänglicher zu machen. Auch Er glaubte schon allein dadurch, daſs er ein Hausgenosse dieses göttlichen Mannes war, sich in seinem Innern mit jedem Tage besser zu befinden: aber nur um so fester wurde sein Entschluſs, sich ganz vor ihm zu enthüllen, und ihm besonders von jener Veränderung in seiner moralischen Verfassung, die sich während seines Aufenthaltes in Smyrna zugetragen hatte, die genaueste Rechenschaft zu geben; denn sein Herz sagte ihm, daſs er seit diesem Zeitpunkt an innerem Werth eher ab- als zugenommen habe. Er konnte und wollte die Lücken, die damahls im System seiner Meinungen und Überzeugungen entstanden waren, nicht länger unberichtigt lassen. Die Uneinigkeit, die sich unvermerkt zwischen seinem Kopf und seinem Herzen entsponnen hatte, muſste schlechterdings aufs Reine gebracht werden: und wer hätte ihn in dieser, für die Ruhe und Gesundheit seiner Seele so wichtigen Angelegenheit, sicherer leiten, ihm gewisser zu einem glücklichen Ausgang aus dem Labyrinth seiner Zweifel verhelfen können, als Archytas?

Dieser Vorsatz auf der einen Seite, und auf der andern die Besorgniſs, daſs ihm bey einer mündlichen Erzählung, im Feuer der unvermerkt sich erhitzenden Einbildungskraft, mancher erhebliche Umstand entfallen, oder ohne seinen Willen manches in ein verschönerndes Licht, manches in einen zu dunkeln Schatten gestellt werden könnte, brachte ihn auf den Gedanken, seine Beichte schriftlich abzulegen, und die Geschichte seiner Seele in den verschiedenen Epoken seines Lebens so getreu und lebendig, als er sie in der Stille einsamer Stunden in sein Gedächtniſs zurück rufen könnte, zu Papier zu bringen. Er wandte hierzu hauptsächlich die frühen Morgenstunden an, über welche ihm sein Aufenthalt auf dem Lande freye Hand lieſs, und war gröſsten Theils damit zu Stande gekommen, als das unverhoffte Wiederfinden der schönen Danae, das neue Verhältniſs, worein sie sich gegen ihn setzte, und sein Verlangen, sie in die Familie des Archytas aufgenommen zu sehen, ihm zur Pflicht zu machen schien, denjenigen Theil seiner Geschichte, worin sie die Hauptrolle spielt, sorgfältiger zu bearbeiten, als er es Anfangs, bey der Voraussetzung, daſs die Heldin dieses erotischen Drama's in Tarent persönlich unbekannt bleiben werde, für nöthig befunden hatte. Nicht als ob er sich erlaubt hätte, der Wahrheit in diesem

Theile seiner Erzählung weniger getreu zu seyn als in allen übrigen. Bey solchen Personen wie Archytas, Kritolaus, und die übrigen Glieder dieser edeln Familie, lief eine Chariklea auch als Danae keine Gefahr, durch die Aufrichtigkeit ihres Biografen zu viel zu verlieren; denn wahre Weisheit ist immer gerecht, und wahre Tugend immer geneigt, mehr Nachsicht gegen andere zu beweisen, als gegen sich selbst. Aber es kommt doch immer bey Gegenständen von so groſser Zartheit sehr vieles auf die Darstellung an; und wer sollte es ihm verdenken können, wenn er den Schleier der Grazien, dessen Danae in ihrer Geschichte Erwähnung that, über einige Theile derselben warf, die einer leichten Bedeckung nicht wohl entbehren konnten? — Auf diese Weise entstand nun die von Agathon selbst aufgesetzte geheime Geschichte seines Geistes und Herzens, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, die erste und reinste Quelle ist, waraus die in diesem Werk enthaltenen Nachrichten geschöpft sind.

Es währte nicht lange, bis Agathon sowohl in dem freundschaftlichen Verhältniſs, in welches Chariklea durch ihn mit dem Hause des Archytas gekommen war, als in seinem eigenen Gefühle, daſs er den Beystand eines solchen Freundes gegen sich selbst vonnöthen haben würde, neue Bewegungsgründe fand, so bald als möglich den Gebrauch von seiner Arbeit zu machen, um dessentwillen er sie unternommen hatte. Er suchte also nur eine bequeme Gelegenheit, und diese gab ihm Archytas selbst, da er, in einem traulichen Gespräche, worin Agathon der schönen Schwärmerey seiner Jugend mit Bedauern ihrer nicht mehr fähig zu seyn erwähnte, ihm ein Verlangen zeigte, von den Umständen und der Art und Weise, wie seine Seele von jenem hohen Ton herab gestimmt worden, recht genau unterrichtet zu seyn. Dein Wunsch, mein Vater, kommt dem meinigen entgegen, sagte Agathon: schon lange fühl' ich ein dringendes Bedürfniſs, dir das Innerste meiner Seele aufzuschlieſsen. Ich glaubte dieſs durch eine schriftliche Darstellung alles dessen, was ich mir seit ihrer ersten Bildung von den verschiedenen Veränderungen, durch welche sie bisher gegangen ist, bewuſst bin, vollständiger und getreuer als durch eine mündliche Erzählung, bewerkstelligen zu können. Diese Arbeit beschäftigt mich schon seit einiger Zeit; ich bin vor kurzem damit fertig geworden, und wartete nur auf einen günstigen Augenblick sie dir zu übergeben. Du kannst, versetzte Archytas, keinen bequemern erwarten, als den gegenwärtigen, da ich gerade auf mehrere Tage ohne Geschäfte bin — Und so eilte Agathon seine Handschrift zu hohlen, stellte sie seinem ehrwürdigen Freunde zu, und entfernte sich mit der sichtbaren Freude eines Menschen, der sich eines drückenden Geheimnisses erledigt hat.

Archytas, dessen zärtliche Theilnehmung an unserm Helden durch das Lesen dieser Papiere noch inniger wurde als sie bereits war, glaubte daraus zu sehen, daſs es, um ihn auf den Weg zu bringen, auf welchem er das höchste Ziel menschlicher Vollkommenheit nicht verfehlen könnte, nur noch auf zwey Punkte ankomme: seine Liebe zu Chariklea auf immer vor einem Rückfall in die Leidenschaft für Danae sicher zu stellen; und durch unerschütterliche Gründung seines Gedankensystems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht, seinen Kopf mit seinem Herzen auf ewig in Einverständniſs zu setzen. Jenes war, seiner Meinung nach, nur durch eine ziemlich lange Entfernung möglich, auf deren Nothwendigkeit er aber aus eigner Bewegung kommen, und wobey ein groſser Zweck seinen Geist in beständiger Thätigkeit erhalten müſste: zu diesem hoffte Archytas ihm selbst um so gewisser verhelfen zu können, da er noch nie einen Sterblichen gefunden zu haben glaubte, der einen hellern Sinn für Wahrheit, mit einer so reinen Liebe zum Guten und mit einem so herzlichen Widerwillen gegen Sofisterey und Selbsttäuschung in sich vereinigt hätte, als Agathon.

Dieses letztere war nun von Stund' an sein Hauptaugenmerk, und veranlaſste verschiedene Unterredungen zwischen ihm und seinem jungen Freunde, die es ohne Zweifel verdienten, denjenigen von unsern Lesern, denen es mehr um Unterricht und Besserung als um Kürzung der langen Weile zu thun ist, mitgetheilt zu werden, wenn sie — noch vorhanden wären. Daſs dieſs nicht der Fall ist, davon liegt die Schuld bloſs an Agathon, der von allen diesen Gesprächen nur ein einziges — vermuthlich ihm selbst das wichtigste — zu Papier brachte, und der mehr erwähnten geheimen Geschichte, wovon die Handschrift (wie es scheint) sich lange Zeit bey seiner Familie erhielt, als einen Anhang beyfügte. Glücklicher Weise hat eben der gute Genius, der jene für uns aufbewahrte, sich auch des letztern angenommen, und uns in den Stand gesetzt, dieses Werk mit einem Dialog zu bereichern, welchem wir wünschen, daſs er allen unsern Lesern, oder doch einigen, allenfalls auch nur Einem von ihnen, eben so nützlich seyn möchte, als er unserm Helden war.

2. Kapitel.

Eine Unterredung zwischen Agathon und Archytas.

Es war an einem paradiesischen Sommermorgen, als Agathon den ehrwürdigen Alten, in welchem er immer seinen guten Dämon zu sehen glaubte, in einem Sahle, dessen Thüren gegen den Garten und die aufgehende Sonne offen standen, mit einem aufgeschlagnen Buch auf den Knien, allein und, wie es schien, in Gedanken sitzen sah. Er wollte aus Bescheidenheit unbemerkt vorüber gehen; aber Archytas, der ihn schon von fern erblickt hatte, stand auf, rief ihm näher zu kommen, und bot sich ihm auf seinem Spaziergang zum Begleiter an.

Die Wohnung, wo Archytas mit einem Theil seiner Familie sich den Sommer über aufzuhalten pflegte, war, ungeachtet ihrer geringen Entfernung von der Stadt, eine eigentliche Villa, und gröſsten Theils mit weitläufigen Gärten umgeben, die sich auf der einen Seite in einem sanften Abhang bis zum Meerufer hinzogen, auf der andern eben so unmerklich zu einer Anhöhe empor stiegen, wo ein kleiner Tempel des Apollo, aus einem Lorberwäldchen hervor glänzend, dem Aug' einen schönen Ruhepunkt gab. Schlängelnde Gänge zwischen Hecken von Myrten, hier und da von schlanken Pappeln und weinbekränzten Ulmen unterbrochen, und mit blühenden Lauben und Moosbänken zum Ausruhen abgesetzt, führten von verschiedenen Seiten zu diesem Tempel, dessen auf Ionischen Säulen ruhende Vorhalle eine herrliche Aussicht auf die Stadt Tarent, ihren Hafen, und ihren von allen Arten von Fahrzeugen, Handelsschiffen und Fischerbarken belebten Meerbusen gewährte.

Du hättest mir nicht gelegner begegnen können, Agathon, sagte Archytas, indem sie einen der Gänge einschlugen, die zu dem Tempel führten: ich war eben mit Dir beschäftigt, und eine Stelle deiner Lebensgeschichte, die ich schon zum zweyten Mahle lese, erregte das Verlangen in mir, dir die Gedanken, auf welche sie mich führte, auf der Stelle mitzutheilen. Du wirst dich erinnern, daſs es dir schon mehr als Einmahl begegnet ist, der schönen Schwärmerey deiner Jugend gegen mich zu erwähnen, und von dem glücklichen Zustande, worein sie dich versetzte, als von etwas, dessen unwiederbringlichen Verlust du beklagtest, zu sprechen. Wie ich finde, trug deine Versetzung aus der heiligen Stille des Delfischen Hains in das Getümmel von Athen, und eine allzu frühe Verwicklung in politische Verhältnisse und Geschäfte allerdings etwas, aber doch im Grunde nur sehr wenig zu diesem Verluste bey; denn die Unfälle, die dort auf dich zusammen stürzten, schienen vielmehr deiner Seele ihren ganzen vorigen Schwung wieder gegeben zu haben. Das Haus der schönen Danae zu Smyrna war es, wo eine für dich ganz neue Art von Bezauberung dein nichts böses besorgendes Herz unvermerkt auf den Ton der Personen und Gegenstände, die dich umgaben, herab stimmte. Ich finde ein sehr treffendes Bild der Täuschung, die du damahls erfuhrest, in dem Wettstreite der Sirenen und Musen, den dir Danae in den ersten Tagen einer noch schuldlosen Liebe zu hören — und zu sehen gab. Du glaubtest durch den Gesang einer Muse in den Tempel der himmlischen Afrodite versetzt zu seyn; und in der That war es die gefährlichste aller Sirenen, die dich, an Aug' und Ohr und Herz gefesselt, ohne dein Wissen in ihre Klippen zog. Die Verwandlung, die während dieser süſsen Bezauberung mit dir vorging, war in der That groſs, Agathon! viel gröſser vielleicht — als du dir selbst vorstellst. —

Du erschreckst mich, Archytas! — rief Agathon erblassend, indem er seine Augen mit verdoppelter Aufmerksamkeit und Erwartung auf das freundlich - ernste Gesicht des Alten heftete.

Hier ist die Stelle, fuhr Archytas fort, deren ich vorhin erwähnte, und die mich auf diese Vermuthung gebracht hat. Du bestrebtest dich, der schönen Danae — welcher wahrscheinlich alles, was du ihr damahls vorsagtest, seltsam und wunderbar genug vorkommen muſste — einen Begriff davon zu geben, wie es möglich gewesen sey, daſs die Orfische Theosofie, in welcher du zu Delfi erzogen wurdest, sich deiner Seele so gänzlich habe bemächtigen können; und du thatest dieſs mit Wendungen und Ausdrücken, die, wenn ich nicht sehr irre, eine Art von falscher Scham verrathen, als ob du befürchtetest, deiner Zuhörerin, wiewohl du sie damahls noch nicht als die Pflegetochter Aspasiens kanntest, lächerlich zu scheinen, wenn du jener schönen Schwärmerey, wie du es nanntest, einen höhern Werth beylegtest, als sie (damahls wenigstens) in ihren Augen haben konnte. Und doch hätte Orfeus und Pythagoras selbst das Wahre und Erhabne jener göttlichen Filosofie nicht stärker in so wenig Worten zusammen fassen und darstellen können, als du es in folgender Stelle thatest: — „Wie willkommen ist uns in diesem Alter eine Filosofie, welche den Vortheil unsrer

Wiſsbegierde mit der Neigung zum Wunderbaren, die der Jugend eigen ist, vereiniget, alle unsre Fragen beantwortet, alle Räthsel erklärt, alle Aufgaben auflöset! — Eine Filosofie, die alles Todte aus der Natur verbannt, jeden Atom der Schöpfung mit geistigen Wesen bevölkert, jeden Punkt der Zeit mit Begebenheiten befruchtet, die für künftige Ewigkeiten reifen! — Ein System, in welchem die Schöpfung so unermeſslich ist als ihr Urheber; welches uns in der anscheinenden Verwirrung der Natur eine majestätische Symmetrie, in der Regierung der moralischen Welt einen unveränderlichen Plan, in allen Klassen und Geschlechtern der Wesen einen einzigen Staat, in den verwickelten Bewegungen aller Dinge einen allgemeinen Ruhepunkt, in unsrer Seele einen künftigen Gott, in der Zerstörung unsers Körpers die Wiedereinsetzung in unsre ursprüngliche Vollkommenheit, und im finstern Abgrunde der Zukunft helle Aussichten in grenzenlose Wonne zeigt“! — Und von einer solchen Filosofie, Agathon, konntest du der schönen Danae sagen: „Glückliche Erfahrungen“ — welche andere als die, wozu sie selbst dir verholfen hatte? — „hätten dich das Schwärmende und Unzuverlässige derselben kennen gelehrt?“ —

Wiewohl Archytas seinem jungen Freunde diesen in eine Frage an sein Herz gehüllten

Vorwurf mit einem Blick und einem Tone der Stimme machte, die ihm die Hälfte seiner Strenge benahmen: so zeigte doch Agathon durch sein Erröthen und sein niedergeschlagenes Auge, daſs er dessen ganze Stärke fühle. Nur zu gewiſs, sagte er, befand ich mich damahls unter einem gefährlichen Zauber, da ich meine Erfahrungen mit den Schlüssen, die ich daraus zog, verwechselte, ohne gewahr zu werden, wie viel Antheil die Verführung meiner Sinne an diesen Trugschlüssen hatte. Daſs die Orfischen Geheimlehren so viel von der vollen Stärke ihrer vormahligen Wirkung auf mein Gemüth verloren hatten, bewies im Grunde nichts gegen ihre Zuverlässigkeit: es war die natürliche Folge unmerklich entgegen wirkender Einflüsse, des täglichen Umgangs mit Danae und ihrer Gesellschaft, der für mich ganz neuen Welt, in der ich lebte, der neuen Sprache und Vorstellungsart, an die ich unvermerkt in ihr gewöhnt wurde, und der süſsen Trunkenheit, in welche mich die Liebe zu einer in jeder Betrachtung so auſserordentlichen Person gesetzt hatte. Noch itzt fühle ich mich, durch ich weiſs nicht welche innere Gewalt, genöthigt zu glauben, daſs es damit eben so natürlich zuging, als wenn das ganze majestätische Heer der Sterne, dessen Anblick eine in sich gesammelte Seele mit so groſsen Gefühlen und Ahnungen begeistert, vor der Allgewalt der empor steigenden Sonne aus unsern Augen weggedrängt wird. Die Täuschung ist in beiden Fällen dieselbe, wiewohl wir unser Leben für die Wahrheit dessen, was wir dabey fühlen, verbürgen könnten.

Weil das, was wir fühlen, für uns wirklich wahr ist, versetzte Archytas. Denn die Sterne bleiben zwar in Gegenwart der Sonne wo sie sind, und funkeln immer mit gleicher Lebhaftigkeit fort: aber da sie nicht mehr in unsre Augen funkeln, sind sie für uns erloschen. Indessen läſst sich daraus nicht folgern, wir hätten uns getäuscht als wir sie sahen. Eher lieſse sich mit einigem Scheine vermuthen, daſs die Sonne, deren Licht das ganze Sternenheer in unsern Augen vernichtet, ein mächtigeres Wesen sey als sie: und doch wäre auch dieser Schluſs trüglich; denn der kleinste dieser Sterne würde eben so wohl vermögend seyn die Sonne aus unsern Augen verschwinden zu machen, wenn er uns näher stände als sie. Auch bedarf es, um den ganzen gestirnten Himmel auszulöschen, eben keiner Sonne: ein so armseliges Ding als eine Pechfackel, wenn sie unserm Auge nah genug ist, vermag eben dasselbe, wo nicht mit ihrem Scheine, wenigstens mit ihrem Dampfe. Aber wir wollen der Würde unsrer Natur nichts vergeben, lieber Agathon. Auch damahls, da die Fackel in Amors Hand, die deinen bezauberten Augen eine Sonne schien, das erhabene System der Orfischen Theosofie nach und nach in deiner Seele verschwinden machte, blieb doch noch Etwas zurück, das ohne Zweifel, wenn du ihm getreuer gewesen wärest, und dich der ganzen Kraft, die es dir mittheilen konnte, hättest bedienen wollen, dich schon damahls zum Herren über deine Leidenschaft gemacht, und alles in deinem Innern wieder in den vorigen, oder vielmehr in einen noch bessern Stand gesetzt haben würde.

O gewiſs, fiel Agathon ein; denn in dem nehmlichen Augenblicke, da ich schwach oder verblendet genug war, der schönen Danae mit einem so groſsen Siege zu schmeicheln, war dieſs Etwas mächtig genug mir das Geständniſs abzunöthigen, „ich fühlte, daſs in jenen Ideen, — die dem sinnlichen Menschen nichts besseres als ausschweifende Träume scheinen, wiewohl ihre Übereinstimmung mit unsern edelsten Neigungen der echte Stempel ihrer Wahrheit ist, — daſs selbst in jenen Träumen mehr Wirklichkeit, mehr Unterhaltung und Aufmunterung für unsern Geist, eine Quelle reinerer Freuden, und ein festerer Grund der Selbstzufriedenheit liege, als in allem was uns die Sinne Angenehmes anzubieten haben.“

Dieſs fühltest du, mein Bester, sagte Archytas, — und wie hättest du nicht fühlen sollen was die gewisseste aller Wahrheiten ist? — du fühltest es selbst im Angesicht der reitzenden und mit Schwärmerey geliebten Danae, und unterlagst dennoch der Versuchung, dieses so mächtige, so wohlthätige, so heilige Gefühl unbenutzt wieder erkalten zu lassen? Oder lieſsest du dich wohl gar durch die Sofistereyen einer von Leidenschaft und Sinnlichkeit bestochenen Vernunft bereden, es für schwärmerisch und unzuverlässig zu halten?

In der That, erwiederte Agathon, schwankte mein Gemüth in jenem Zeitraume zwischen zwey entgegen gesetzten gleich mächtigen Gefühlen, und ich wuſste den Zwiespalt, der aus meiner veränderten Vorstellungsart in meinem Inwendigen entstanden war, zuletzt nicht anders beyzulegen als durch einen gezwungnen Waffenstillstand, der eine bloſse Folge der Erschöpfung beider streitenden Parteyen ist, und, da der Gegenstand des Kriegs unentschieden bleibt, die Gelegenheit zu neuen Fehden immer offen läſst. Nachdem einmahl jene sublimen Ideen und Grundlehren in der Zauberluft, die ich in Danaens Hause athmete, eben so viel von ihrer Macht über meine Seele verloren hatten, als Liebe und Befriedigung der feinsten und (wenn ich so sagen kann) geistigsten Sinnlichkeit über sie gewann: so war es nur allzu natürlich, daſs die Allgewalt gegenwärtiger wirklicher Gefühle auch die lebhaftesten Erinnerungen ehmahliger Empfindungen, deren Gegenstände auſserhalb dieser sichtbaren Welt lagen, verdunkelte, und unvermerkt dem Gedanken Raum verschaffte, daſs diese Empfindungen wohl nur Kinder der Fantasie, schöne Träume und süſse Täuschungen einer jugendlichen, nach hoher Glückseligkeit dürstenden Seele gewesen seyn könnten. Die mannigfaltigen Vollkommenheiten der liebenswürdigen Danae, die Feinheit der Bande, womit sie mein ganzes Wesen umwikkelte, die Natur meiner Liebe selbst, die mit der Liebe der Musen, mit dem reinsten Wohlgefallen an allem, was Natur und Kunst dem feinsten Geschmack Schönes zu genieſsen geben können, so innig verwebt war, und selbst an die edelsten Triebe und Gesinnungen des Herzens, an alles sittlich Schöne und Gute, so sanft und gefällig sich anschmiegte, — alles dieſs gab unvermerkt der Einbildung immer mehr Wahrscheinlichkeit, in Danae das wirklich gefunden zu haben, was ich in den Hainen von Delfi nur geahnet, und aus Unerfahrenheit in die überirdischen Formen und Bilder, die durch die Orfischen Mysterien in meine Seele gekommen wären, gekleidet hätte. Und nun war es einer von Liebe und Vergnügen, wie du sagtest, bestochenen Vernunft ein leichtes, die Einwürfe eines Hippias gegen die Realität jener übersinnlichen Ideen und Lehrpunkte, zumahl aus den reitzenden Lippen einer Danae, immer scheinbarer, und zuletzt gar unwiderleglich zu finden. Nun schien mir nichts überzeugender, als daſs es Thorheit sey, von Platons überhimmlischen Gegenden — einer Welt die uns von allen Seiten verschlossen und unzugangbar ist — mehr wissen zu wollen, als daſs wir nichts von ihr wissen. Unsre gröſste Angelegenheit (sagte ich mir) ist, zu wissen, wer wir selbst sind, wo wir sind, und wozu wir sind. Hierin führen uns unsre Sinne mit Hülfe unsrer Vernunft gerade so weit, aber nicht einen Schritt weiter, als nöthig ist um einzusehen, daſs wir in diesem kurzen Daseyn unsern Wünschen und Bestrebungen kein höheres Ziel setzen können, als selbst glücklich zu seyn, und so viel Glück als möglich um uns her zu verbreiten. Weiter reicht unser Vermögen nicht. Den undurchdringlichen Schleier, der auf dem Geheimnisse der Natur liegt, aufdecken zu wollen, wäre eben so vergeblich als vermessen. Ich soll nicht wissen, weder woher ich kam noch wohin ich gehe; soll nicht wissen, wie und durch welche Kraft dieses unermeſsliche All, worin ich der unbedeutende Bewohner eines Sonnenstaubes bin, zusammen gehalten wird: und so *will ich* denn auch nichts von dem allen wissen, was die Natur eben darum vor mir verborgen hat, *weil ich* nichts davon wissen soll! — Dieſs, mein ehrwürdiger Freund, waren die Resultate der Vorstellungsart, die sich während meines Aufenthalts in Smyrna meines Kopfes bemächtigte, ohne jedoch weder mein *Herz* gänzlich zu befriedigen, noch verhindern zu können, daſs nicht von Zeit zu Zeit eine geheime Stimme in mir sich gegen die Gleichgültigkeit erhob, mit welcher meine Vernunft dem Gebrauch ihrer wesentlichsten Kräfte so enge Grenzen setzte. Immer, so oft ich diese Stimme hörte, nahm ich mir vor, so bald ich wieder zu der Stille gelangen könnte, die zum Forschen in den Tiefen unsers eigenen Wesens nöthig ist, eine scharfe Untersuchung über mich selbst ergehen zu lassen, und nicht eher zu ruhen, bis ich eine völlige Harmonie zwischen meinem Kopf und Herzen wieder hergestellt hätte. Aber der Wirkungskreis, worin ich mich zu Syrakus herum trieb, lieſs mich nie zu dieser Stille kommen. Ich lebte dort in einem Elemente, das meine Vorstellungsart, so zu sagen, immer noch mehr verdickte; die neuen Erfahrungen, die ich machte, waren der *Hippiassischen* Theorie zu günstig, als daſs die entgegen stehende nicht eher dadurch hätte verlieren als gewinnen sollen. Mein Herz blieb zwar noch immer mein einziger Führer: aber auch dieses gerieth durch allzu groſse Sicherheit in Gefahr sich selbst zu täuschen; und es bedurfte des unvermutheten Besuchs, den ich von Hippias in meinem Verhaft erhielt, mich aus dem Zauberschlummer einer allzu groſsen Selbstzufriedenheit zu erwecken. Denn dieser veranlaſste mich zu einer Prüfung meines Innern, woron das Resultat war, daſs ich zwar erfahrner und klüger, aber nicht besser von Syrakus weggehen würde, als ich gekommen sey. Ich fühlte nun mehr als jemahls den Mangel der Unterstützung, die ein inniges Gefühl unsers Zusammenhangs mit der unsichtbaren Welt der Tugend giebt; meine zeitherige Vorstellungsart wurde mir zweifelhaft; und wiewohl meine Ruhe nicht sehr dadurch gestört wurde, so war es mir doch zuweilen lästig, daſs ich mir die Einwürfe meiner Vernunft gegen jene Lehrsätze, zu denen mein Herz eine so besondere Anmuthung hatte, auf keine befriedigende Weise aufzulösen vermögend war. In dieser Verfassung, bester Archytas, kam ich hierher; sahe dich, sahe dein Haus, dein Privatleben, dein öffentliches Leben, und war so glücklich in Verhältnisse mit dir zu kommen, die mir Gelegenheit verschafften mich zu überzeugen, daſs diese moralische

Vollkommenheit, die dich so hoch über alle gewöhnliche Menschen erhebt, die Frucht eben derselben Ideen und Grundsätze ist, von denen ich noch im Hause des Soſisten zu Smyrna begeistert wurde: mit dem groſsen Unterschied zwischen uns, daſs bey Dir Weisheit ist, was bey mir schwerlich für etwas besseres als schöne Schwärmerey gelten konnte, da es mehr auf Gefühl und Fantasie als auf feste Überzeugung und deutlich gedachte Begriſſe gegründet war, und daher auch in der Probe, worauf Hippias und Danae diese vermeinte Weisheit setzten, so schlecht bestand. Nun, Archytas, habe ich dir alles gesagt, was du wissen muſstest, um meinen Zustand gründlich zu beurtheilen, und zu sehen, (setzte er lächelnd hinzu) ob Hoffnung da ist, mich mit mir selbst in bessere Übereinstimmung zu bringen.

Die beste Hoffnung, erwiederte Archytas in einem eben so muntern Tone, sofern (wie ich bey dir mit gutem Fug voraussetzen kann) der Grund des Übels nicht im Willen sitzt. Denn dieſs haben die Krankheiten der Seele vor den körperlichen voraus, daſs keine unheilbar ist so bald der Pazient geheilt seyn will.

Unter diesen Reden waren sie unvermerkt bey dem Tempel des Apollo angekommen, in dessen von Lorberbäumen umschatteter Vorhalle sie sich auf einen marmornen Sitz niederlieſsen. Der herrliche Anblick des von der Morgensonne angestrahlten Meerbusens hätte zu einer andern Zeit alle andere Bilder in Agathons Seele ausgelöscht: aber itzt zog er seinen nur flüchtig über diese prächtige Scene hinlaufenden Blick gar bald wieder zurück, um ihn auf die ernst-heitre Stirne des alten Weisen zu heften, und alle seine Sinne den Aufschlüssen zu öffnen, die er aus einem Mund erwartete, von welchem man, wie von Homers Nestor, sagen konnte,

Daſs von der Zunge ihm süſser als Honig
die Rede dahin floſs.

Nach einer kurzen Stille fuhr Archytas fort: Nichts ist gewisser, Agathon, als daſs den heiligen Schleier, der das Geheimniſs der Natur verhüllt, kein Sterblicher aufzudecken vermag, und daſs es, wie du sagtest, thörichte Vermessenheit wäre, es versuchen zu wollen. Aber hieraus mit den Hippiassen zu folgern, was über uns sey, gehe uns nichts an, wäre der rasche Schluſs einer zum Dienst der Sinnlichkeit erniedrigten Vernunft, die sich selbst ihre verlorne Würde zu verbergen sucht, und auf ihr edelstes Vorrecht Verzicht thut. Denn wer, der jenem goldenen, vom Delfischen Gotte dem Menschen empfohlnen „Erkenne dich selber“ gehorsam war, könnte läugnen wollen, daſs diese Vernunft, die uns über unsre thierischen Halbbrüder so hoch erhebt, noch eine edlere Bestimmung habe, als die bloſse Verschönerung unsers animalischen Lebens? Unstreitig ist der Mensch, wenigstens in dieser Periode seines Daseyns, nach allen seinen Anlagen zu schlieſsen, weniger zum Forschen als zum Thun geboren. Aber wenn ihm gleich verborgen ist und bleiben soll, woher er kam, und wohin er geht, (beides vermuthlich weil es für ihn selbst so besser ist) so steht es doch in seiner Macht, zu wissen, wie und wodurch er mit dem groſsen Ganzen, dessen Theil er ist, zusammen hängt, und wie er handeln muſs, um seiner Natur gemäſs zu handeln, und seine Bestimmung im Weltall zu erfüllen. Laſs ihn immerhin nur einen beseelten Atom auf einem Planeten seyn, der selbst nur ein Atom im Unendlichen ist: der Geist, der in diesem Atom webt und wirkt, strebt mit seinen Gedanken über Raum und Zeit empor, und ist stark genug, mit seiner Kraft einer über ihm zusammen stürzenden Welt Trotz zu bieten. Seine Sinne begrenzen sich, so zu sagen, selbst, und scheinen ihn in den engen Kreis der Thierheit einzuschlieſsen: aber wo sind die Grenzen der

Kraft und Thätigkeit jenes Geistes, der ihm Erde und Meer unterwürfig gemacht hat? des Geistes, der ihm Mittel entdeckt hat, in tausend Fällen die Unzulänglichkeit des äuſsern Sinnes zu ersetzen, die Irrthümer desselben zu berichtigen, und selbst im Umfang der sichtbaren Natur, der durch ihn unermeſslich erscheint, der wirklichen Beschaffenheit der Dinge viel näher zu kommen, als der bloſse Sinn vermögend ist?

Doch laſs es auch seyn, daſs in der sichtbaren Welt das Meiste für uns Täuschung, Alles nur Erscheinung ist; laſs seyn, daſs wir mit unsern äuſserlichen Sinnen so wenig in das innere Wesen der Dinge als in Platons überhimmlische Gegend dringen können: liegt nicht unserm innern Sinn eine unsichtbare Welt in uns selbst aufgedeckt, deren Grenzen noch kein Sterblicher erflogen hat? Und was liegt uns näher, geht uns mehr an, als diese nur dem Auge des Geistes anschauliche Welt unsrer eigenen Gefühle, Gedanken, Ahnungen, Triebe und Bestrebungen, in deren Mitte unser geistiges Ich, wie ein Gott im Chaos, Gesetze giebt, Licht werden heiſst, das Verschiedene trennt, das Gleichartige zusammen ordnet, Wirkungen mit Ursachen, Mittel mit Zwecken verbindet, und indem er so, vermöge seiner gottähnlichen Natur, das Viele und Mannigfaltige immer zu Einem zu verbinden, und das Besondere dem Allgemeinen, das Zufällige dem Nothwendigen, das Geringere dem Bessern, unterzuordnen beschäftigt ist, von Ursache zu Ursache, von Zweck zu Zweck, von System zu System, als auf einer von der Erde über die Wolken empor steigenden Leiter, sich bis zur Idee eines alles umfassenden allgemeinen Systems und eines alles belebenden, allem gesetzgebenden, alles erhaltenden und regierenden Geistes zu erheben fähig ist? Hier, in diesem heiligen Kreise, Agathon, liegt unser wahres, höchstes, ja, genau zu reden, einziges Interesse; dieſs ist der Kreis unsrer edelsten und freyesten Thätigkeit; hier, oder nirgends müssen wir die Wahrheit suchen, die uns zum sichern Leitfaden durch diese Sinnenwelt dienen soll; und hier ist für den, der sie redlich sucht, keine Täuschung möglich!

Diese Redlichkeit gegen mich selbst, dieſs unverwandte innere Streben, dem was ich für den Zweck meines Daseyns erkenne genug zu thun, ist das, was deine Liebe zu mir nur sehr uneigentlich Vollkommenheit nennt — denn diese ist ein Ziel, das wir nie ergreifen werden, wiewohl wir ihm ewig nähern. — Aber es ist hinlänglich dein Zutrauen zu rechtfertigen; und mir selbst legt es die Pflicht auf, dir den ganz einfachen Weg vorzuzeichnen, auf welchem ich zu diesem Frieden mit mir selbst und der ganzen Natur, zu dieser mitten im Getümmel der Welt sich immer erhaltenden, nur selten durch vorüber gehende Wolken leicht beschatteten Heiterkeit der Seele, und zu dieser Ruhe, womit ich dem Ende eines langen, immer beschäftigten Lebens entgegen sehe, gelangt bin, die von allem was ich besitze das einzige sind, was ich mein nennen kann, und denen ich den reinen Genuſs alles andern Guten zu danken habe.

3. Kapitel.

Darstellung der Lebensweisheit des Archytas.

Meine erste Jugend, Agathon, hat dieſs mit der deinigen gemein, daſs ich in den Grundbegriffen und Maximen der Pythagorischen Filosofie, die in der Hauptsache von der Orfischen wenig unterschieden ist, erzogen wurde. Durch sie erhielt ich also in sofern meine erste Bildung, als ihre Grundlehren eine besondere Empfänglichkeit in meiner Seele antrafen, auf welche es auſserdem schwer war einen bleibenden Eindruck zu machen: aber dem ungeachtet kann ich sagen, daſs ich zu meiner Theorie der Lebensweisheit auf einem ganz praktischen Wege gekommen bin. Von meiner Kindheit an war Aufrichtigkeit und ein tödtlicher Haſs gegen Verstellung und Unwahrheit der stärkste Zug meines Karakters. Zu diesem gesellte sich gar bald ein ihm gleichartiger, eben so lebhafter Abscheu vor allem, was ich für unrecht und unbillig hielt, sollte es auch nur ein gering geachtetes Thier oder selbst ein lebloses Ding betroffen haben. Dieser entschiedene Hang für Wahrheit und Recht, der noch nicht durch die Nachsicht gemildert war, die wir den Fehlenden schuldig sind, zog mir viel Unangenehmes in und auſser dem väterlichen Hause zu; und weil man keine Rücksicht auf die Wärme nahm, womit ich jedes Unrecht, das andern widerfuhr, fast noch stärker empfand als ob es mir selbst geschehen wäre, so setzte sich unvermerkt die Meinung fest, daſs ein hartherziger, ungefälliger und hoffärtiger Mensch aus mir werden würde. Ich hatte daher unter den Knaben meines Alters nicht nur keinen Freund, sondern gewöhnlich vereinigten sich bey jeder Gelegenheit alle gegen mich: und so wurde ich, wiewohl es mir nicht an Neigung zur Geselligkeit fehlte, genöthigt mich in mich selbst zurück zu ziehen, und beynahe alle meine Unterhaltung in dem Fleiſse zu suchen, womit ich vorzüglich den mathematischen und mechanischen Wissenschaften oblag; die ich, der Schärfe ihrer Beweise und des Gebrauchs wegen, der sich von ihnen bey so vielerley Verrichtungen des Lebens machen läſst, allen andern vorzog, deren Nutzbarkeit weniger in die Augen fiel.

So wie ich an Verstand und Alter zunahm, bildete sich durch die Aufmerksamkeit auf mich selbst, an die ich so früh gewöhnt worden war, auch die vorhin erwähnte Anlage meines Karakters aus: die Liebe zur Wahrheit machte, daſs ich nichts so sehr scheute, als besser zu scheinen als ich mich selbst fühlte; die Liebe zur Gerechtigkeit, daſs ich mich immer sorgfältiger hütete, andern durch rasche Urtheile oder zu scharfe Strenge Unrecht zu thun. Aber was ich am stärksten scheute, war, durch eine zu schmeichelhafte Meinung von meinem eigenen Werthe mich selbst zu hintergehen; und das Gefühl, vor mir selbst Unrecht zu haben, wurde der empfindlichste Schmerz, dessen ich fähig war: lieber hätte ich die schärfste körperliche Pein erduldet, als einen Vorwurf von meinem eigenen Herzen. Zu meinem Glücke trug ich einen Angeber in meinem Busen, dessen Wachsamkeit nicht der kleinste Fehltritt entging, und einen Richter, der sich durch keine Ausflüchte oder Entschuldigungen der Eigenliebe bestechen lieſs. Ich muſste mich also, um Friede vor ihnen zu haben, der möglichsten Unsträflichkeit befleiſsigen; und so bewirkte die Scheu vor mir selbst, was bey vielen keine andere Furcht erzwingen kann.

Ich hatte kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt, als ein Krieg, der zwischen den Tarentinern und einem benachbarten Volke ausbrach, mir zur Pflicht machte, mit andern Jünglingen meines Alters ins Feld zu ziehen. Ich diente, wie es unsre Gesetze fodern, von unten auf, und zog mir durch mein Verhalten im Lager sowohl, als bey allen gefährlichen Gelegenheiten woran ich Theil nehmen muſste, die Aufmerksamkeit und den Beyfall meiner Obern zu. Die Ruhmbegierde, die dadurch in mir erweckt wurde, durch die Grundtriebe meines Karakters geleitet und beschränkt, spornte mich zu mehr als gewöhnlichen Anstrengungen. Ich that mich hervor: und wiewohl das Feuer, womit ich, mehr als Einmahl, um einen meiner Kameraden zu retten mein eignes Leben wagte, mir die Liebe der Menge zu erwerben schien; so zeigte sich doch bey Gelegenheit, daſs nur wenige mir das öffentliche Lob und die Preise, die ich mehrmahls von unsern Obern erhielt, verzeihen konnten. Aber auch unter den letztern waren einige, auf deren Söhne oder Anverwandte die öffentliche Meinung von meinen Vorzügen einen Schatten warf, der ihre Eitelkeit beleidigte, oder ihren Entwürfen nachtheilig seyn mochte; und diese ermangelten nicht, mir bey jedem Anlaſs Beweise ihres bösen Willens zu geben. Man stellte meine Handlungen in ein falsches Licht, verkleinerte meine Verdienste, machte mich für fremde Fehler verantwortlich, kurz, man lieſs nichts unversucht, was meine Ruhmbegierde abzukühlen und meinen Diensteifer zu ermüden und abzuschrecken dienen konnte. Der Verdruſs, der bey diesen Kränkungen mein Gemüth bald empörte, bald verdüsterte, war um so lebhafter, da ich aus eigenem Gefühle nichts von Neid wuſste, und mir nicht vorstellen konnte, wie gerade das, was einem Menschen Achtung und Liebe erwerben sollte, ihm Haſs und Verfolgung zuziehen könne. Indessen wuſste mein guter Genius auch diese Widerwärtigkeiten zu meinem Besten zu kehren. Diese Ruhmbegierde, welcher ich mich bisher mit zu vieler Sicherheit überlassen hatte, und die mir itzt so oft die peinlichste Unruhe verursachte, wurde vor Gericht gefodert, um die Gültigkeit ihrer Ansprüche und Beschwerden untersuchen zu lassen; und es befand sich, daſs sie nicht zu Recht bestehen konnten. Was hat die Ungerechtigkeit andrer Menschen mit deiner Pflicht zu schaffen? sagte der Richter in meinem Busen: wie? du thust also deine Schuldigkeit als Bürger, du handelst edel und groſsmüthig als Mensch, um durch fremden Beyfall dafür belohnt zu werden? Erröthe vor dir selbst! Willst du die Ruhe deines Gemüths vor den Pfeilen des Neides sicher stellen, so strebe nach jeder Tugend, jedem Verdienst, weil es deine Schuldigkeit ist! Thue bey jeder Auffoderung zum Handeln das beste, was dir möglich ist, weil du nicht weniger thun könntest, ohne einen Vorwurf von deinem eignen Herzen zu verdienen; und laſs dir an dem Bewuſstseyn genügen deine Pflicht gethan zu haben, andere mögen es erkennen oder nicht! — Ich fühlte die Wahrheit und Gerechtigkeit dieses Urtheils, und bestrebte mich von diesem Augenblick an, jede Empfindlichkeit über Beleidigungen meiner Eigenliebe zu ersticken, und eben so gleichgültig gegen unverdiente Demüthigung, als bescheiden bey verdientem Ruhme zu bleiben.

Auf diese Weise, lieber Agathon, bildete und befestigte sich mein moralischer Karakter, bevor ich mich noch in mir selbst gedrungen, oder von auſsen veranlaſst fand, über die theoretischen Grundsätze, in welchen ich erzogen war, und an denen ich mehr durch Gefühl und Glauben als durch wissenschaftliche Überzeugung hing, schärfer nachzudenken. Als der Friede in meinem Vaterlande wieder hergestellt war, unternahm ich eine Reise nach Griechenland, Asien und Ägypten. Ich lieſs mich in den Mysterien von Eleusis und Samothrake, und zu Sais in den geheimen Orden der Isis und des Osiris iniziieren, und machte zufälliger Weise Bekanntschaft mit verschiedenen Filosofen und Sofisten von Profession, deren Lehrsätze von den Pythagorischen weit abgingen, und von welchen einige durch die Subtilität ihrer Unterscheidungen in Begriffen, worin ich nichts mehr zu unterscheiden fand, und durch die scheinbare Stärke ihrer Einwürfe gegen Sätze, die ich immer als ausgemacht angenommen hatte, meine bisherige Sicherheit über diese Dinge um so mehr zu beunruhigen anfingen, da ich eben so wenig aufgelegt war einen Schüler als einen Antagonisten dieser spitzfündigen Vernünftler abzugeben. Mein entschiedner Widerwille gegen alles was nach Sofisterey schmeckte, und gegen alle Spekulazionen, die mir ins praktische Leben keinen Einfluſs zu haben schienen, oder das Gemüth nur in einen Labyrinth von Zweifeln führten, um es ihm dann selbst zu überlassen wie es sich wieder heraus finden könnte, hatte mich immer von subtilen Nachforschungen über bloſs intelligible Gegenstände entfernt. Aber die Ideen von einem allgemeinen System der Wesen; von einem unendlichen Geiste, der diesen unendlichen Körper beseelt, und einer unsichtbaren Welt, die der Typus der sichtbaren ist; von Gott als dem obersten Gesetzgeber dieser beiden Welten; von der ewigen Fortdauer aller Bürger der Stadt Gottes, und von den Stufen, auf welchen die verschiedenen Klassen der Wesen sich dem unerreichbaren Ziele der Vollkommenheit ewig nähern: diese erhabenen Ideen waren mir immer wichtig gewesen, hatten stark auf mein Gemüth gewirkt, und, da sie durch die Pythagorische Erziehung zu Glaubenspunkten bey mir geworden waren, sich mit meiner ganzen Vorstellungsart so verwebt, daſs es mir itzt, da ich dem Grund ihrer Wahrheit nachforschen sollte, beynahe eben so vorkam, als ob man mir zumuthete den Grund von meinem eigenen Bewuſstseyn anzugeben. Indessen sah ich scharfsinnige und gelehrte Männer, denen diese Ideen unerweislich, andere, denen sie schwärmerisch und schimärisch vorkamen; und je mehr ich die Welt kennen lernte, desto augenscheinlicher bewies mir der ungeheure Kontrast der gemeinen Vorstellungsart und Lebensweise der Menschen mit derjenigen, die unmittelbar aus jenen Ideen folgt, wie unendlich klein die Zahl derjenigen seyn müsse, die von der Wahrheit derselben überzeugt genug wären, um sie zum Regulativ ihres Lebens zu machen. Gleichwohl schienen unsre weiseſten Gesetzgeber, so wie die Stifter unsrer ehrwürdigsten Mysterien, sie als etwas Ausgemachtes angenommen, und entweder von ihnen ausgegangen zu seyn, oder auf sie hingeführt zu haben. Von jeher glaubten die besten unter den Menschen an sie, und lebten nach Maximen, die sich auf diesen Glauben gründeten. Und du selbst, sagte ich mir, würdest du den deinigen um irgend einen Preis aufgeben wollen? dich nicht für höchst unglücklich halten, wenn es jemahls einem Sofisten gelingen könnte, dich zu bereden, daſs er Täuschung sey? Wäre dieſs, wenn diese Ideen nicht in dem Innersten deiner Natur gegründet wären? Und sind sie dieſs, sollte es wohl so schwer seyn, bloſs mit Hülfe des allgemeinen Menschenverstandes bis auf ihren Grund zu kommen?

Ich beschloſs mich von dieser Möglichkeit durch die That selbst zu überzeugen.

„Die Wahrheit, sagte ich zu mir selbst, die für alle wahr und allen unentbehrlich ist, die den Menschen zu seiner Bestimmung, zu dem was für ihn das höchste Gut ist, führen soll, kann nicht in dem Brunnen des Demokritus versenkt liegen; sie kann kein Arkanum seyn, dessen Besitz die Natur einigen Wenigen ausschlieſslich anvertraut hätte, und welchem zu Liebe man nach Memfis oder

Sais, oder zu den Gymnosofisten am Ganges reisen müſste. Sie muſs uns allen nahe genug liegen, um durch bloſse Aufmerksamkeit auf uns selbst, durch bloſses Forschen in unsrer eignen Natur, so weit das Licht in uns selbst den Blick des Geistes dringen läſst, gefunden zu werden.

„Das erste, was die auf mich selbst geheftete Betrachtung an mir wahrnimmt, ist, daſs ich aus zwey verschiedenen und einander entgegen gesetzten Naturen bestehe: einer thierischen, die mich mit allen andern Lebendigen in dieser sichtbaren Welt in Eine Linie stellt; und einer geistigen, die mich durch Vernunft und freye Selbstthätigkeit unendlich hoch über jene erhebt. Durch jene hange ich auf tausendfache Weise von allem, was auſser mir ist, ab, bin den Bedürfnissen, die allen Thieren gemein sind, unterworfen, und selbst in der thätigen Äuſserung meiner Triebe an die Gesetze der Bewegung, der Organisazion und des animalischen Lebens durch eben dieselbe Nothwendigkeit gefesselt, welcher jedes andere Thier unterthan ist. Durch diese fühle ich mich frey, unabhängig, selbstthätig, und bin nicht nur Gesetzgeber und König einer Welt in mir selbst, sondern auch fähig, mich bis auf einen gewissen Grad zum Herren über meinen Körper und über alles andere, was innerhalb der Grenzen meines Wirkungskreises liegt, zu machen.

„Natürlicher Weise wird durch diese wunderbare, mir selbst unerklärliche Vereinigung zweyer so ungleichartiger Naturen, die thierische auf tausendfache Weise veredelt, die geistige hingegen, die ihrer Natur nach lauter Kraft Licht und Feuer ist, abgewürdigt, verdüstert, erkältet, und, um mich eines sehr passenden Platonischen Bildes zu bedienen, durch die Verwicklung in die niedrigen Geschäfte und Bedürfnisse des Thiers, wie ein Vogel der an der Leimruthe hängen blieb, verhindert, ihren natürlichen freyen Flug zu nehmen, und sich in ein reineres Element zu gleichartigen Wesen aufzuschwingen.

„Gleichwohl, da nun einmahl diese Vereinigung das ist, was den Menschen zum Menschen macht: worin anders könnte die höchste denkbare Vollkommenheit der Menschheit bestehen, als in einer völligen, reinen, ungestörten Harmonie dieser beiden zu Einer verbundenen Naturen? — Eine Vollkommenheit, welche, wie unerreichbar sie auch mir, und vermuthlich jedem andern Menschen seyn mag, dennoch, in so fern ich sie durch getreue Anwendung der Mittel, die in mir selbst liegen, befördern kann, das unverrückte Ziel meiner ernstlichsten Bestrebung seyn muſs.

„Wenn aber eine solche Harmonie unter irgend einer Bedingung Statt finden kann, so ist es gewiſs nur unter dieser, daſs der thierische Theil meines Wesens von dem geistigen, nicht umgekehrt der letztere von dem erstern, regiert werde; denn was kann widersinniger seyn, als daſs der Blinde den Sehenden führe, und der Verständige dem Unverständigen gehorche? Diese Unterordnung ist um so gerechter, weil der thierische Theil bey der Regierung des vernünftigen keine Gefahr läuft, und nicht die geringste Beeinträchtigung in seinen rechtmäſsigen Foderungen von ihm zu besorgen hat: indem dieser zu gut erkennt, was zum gemeinsamen Besten des ganzen Menschen erfodert wird, um dem thierischen Theil etwas zu versagen, was die Natur zu einer Bedingung seiner Erhaltung und seines Wohlseyns gemacht hat. Das Thier hingegen weiſs nichts von den höhern Bedürfnissen des Geistes; es kümmert sich nichts darum, ob sein unruhiges Bestreben jede seiner Begierden zu befriedigen den Geist in edlern Geschäften und reinern Vergnügungen beeinträchtiget, und ist so wenig geneigt, seinen eigennützigen Foderungen Ziel und Maſs setzen zu lassen, daſs es sich vielmehr jeder Einschränkung entgegen sträubt, und, so bald die Vernunft einschlummert oder den Zügel nicht fest genug hält, sich einer Willkührlichkeit und Oberherrschaft anmaſst, wovon die Zerrüttung der ganzen innern Ökonomie des Menschen die unfehlbare Folge ist.

„Da nun dieſs (wie die Erfahrung zeigt) der Fall — wo nicht bey allen, doch gewiſs bey der ungleich gröſsern Zahl der Menschen auf dem ganzen Erdboden ist, und von jeher gewesen zu seyn scheint; und da nicht nur die allgemein anerkannte sittliche Verdorbenheit, sondern selbst der gröſste Theil der fysischen Übel und Leiden, die das Menschengeschlecht drücken und peinigen, nothwendige Folgen dieser Herrschaft des thierischen Theils unsrer Natur über den geistigen sind, und der schändlichen Dienstbarkeit, zu welcher die Vernunft sich nur zu leicht bequemt, wenn der Sirenengesang der Leidenschaften einmahl den Eingang zu unserm Herzen gefunden hat: so folgt hieraus, als eine Regel, die — ohne Rücksicht auf mögliche, seltne Ausnahmen — mit gutem Fug für allgemein gelten kann, „daſs ein rastloser Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit, oder des geistigen Menschen mit dem thierischen, das einzige Mittel sey, wodurch der Verderbniſs unsrer Natur und den Übeln aller Arten, die sich aus ihr erzeugen, abgeholfen werden könne; und daſs dieser innerliche Krieg in jedem Menschen so lange dauern müsse, bis das zum Dienen geborne Thier die weise und gerechte Herrschaft der Vernunft anerkennt und willig dulden gelernt hat.“ — Eine Bedingung, wozu das thierische Ich, dessen Thätigkeit immer nur seine eigene Befriedigung zum Zweck hat, schwerlich auf eine andere Art zu bringen ist, als wenn das geistige durch jede mögliche Verstärkung seiner Kraft und Energie eine ganz entschiedene Übermacht gewonnen hat.

„Wenn dieſs, wie ich innigst überzeugt bin, Wahrheit ist, so habe ich von diesem Augenblick an kein dringenderes Geschäft, als mich zu diesem Endzweck aller Kräfte und Hülfsquellen, die in der Natur meines Geistes liegen, in ihrer ganzen Stärke bedienen zu lernen; und nun begreife ich erst, warum der Delfische Apollo (hierin das Organ der höchsten Weisheit die zu allen Menschen spricht) denen, die in seinen Tempel eingehen, nichts wichtigeres zu empfehlen wuſste, als Kenne dich selbst! Denn worin anders als in dieser Unbekanntheit mit der hohen Würde unsrer Natur, mit der unendlichen Erhabenheit des Unsichtbaren in uns über das Sichtbare, und mit der unerschöpflichen Stärke unsrer bloſs durch Nichtgebrauch so wenig vermögenden Geisteskraft, worin anders liegt die erste Quelle aller unsrer Übel? — Ich entschlage mich hierbey jeder Untersuchung, die aus Mangel eines festen Grundes, worauf die Vernunft fuſsen könnte, sich in bloſse Hypothesen verliert. Woher es auch komme — es sey nun, daſs die Seele, wie Plato sagt, durch den Sturz aus jenen überhimmlischen Gegenden (dem Element ihres vorigen Lebens) in die Materie, wo sie in einen irdischen Körper gefesselt wird, betäubt, nur langsam und stufenweise wieder zur Besinnung kommen könne; oder daſs die Schwäche des kindischen Alters, die langsame und meistens sehr mangelhafte Ausbildung des Instruments, von dessen Tauglichkeit und reiner Stimmung ihre eigene Entwicklung gröſsten Theils abhängt, und die übrigen Umstände, deren Einfluſs sich bey den meisten auf ihr ganzes Leben erstreckt, hinlänglich sey, jene traurige Erfahrung zu erklären — genug, die Sache selbst liegt am Tage. Nur die Unkunde seiner eigenen Natur und Würde kann den Geist in einen so unnatürlichen Zustand versetzen, daſs er, anstatt zu herrschen, dient; anstatt sich vom Stoffe los zu winden, immer mehr in ihn verwickelt wird; anstatt immer höher empor zu steigen, immer tiefer herab sinkt; anstatt mit Götterspeise sich zu nähren, an thierischen Genüssen oder leeren Schaugerichten sich genügen läſst. Aber selbst in diesem schmählichen Zustande dringt sich ihm ein geheimes Gefühl seiner höhern Natur wider Willen auf; er ist weit entfernt sich in seiner Erniedrigung wohl zu befinden; er macht sich selbst Vorwürfe über jede seiner unwürdige Gefälligkeit gegen die Tyrannen, deren Ketten er sich zu tragen schämt; und die ewige Unruhe in seinem Innern, das stete Bestreben sein eigenes Bewuſstseyn zu übertäuben, das häufige Wechseln der Gegenstände seiner Begierden und Leidenschaften, das ewige Sehnen nach einem unbekannten Gute, dessen er bey jeder Veränderung vergebens habhaft zu werden hofft, — beweiset überflüssig, wie wenig Befriedigung er in jenen Genüssen findet, und daſs keine Glückseligkeit für ihn ist, so lang' ihm ihre reinste Quelle im Grunde seines eigenen Wesens verborgen und verschlossen ist.

„Wohl mir, sagte ich bey diesen Betrachtungen zu mir selbst, daſs ein Zusammenfluſs günstiger Umstände, Erziehung, Unterricht, frühzeitige Anstrengung des Geistes, und Aufmerksamkeit auf die Stimme meines guten Dämons mich davor bewahrt haben, diese unglücklichen Erfahrungen an mir selbst zu machen! Wohl mir, daſs weder ein überwiegender Hang zur Sinnlichkeit, noch irgend eine andre selbstsüchtige Leidenschaft, die Liebe zur Wahrheit, und das Bestreben den Beyfall des Richters in meinem Herzen zu verdienen, in mir überwältigte! Aber darf ich mir darum schmeicheln, die Oberherrschaft der Vernunft in mir sey nun auf immer so fest gegründet, daſs es keiner Vorsicht gegen den vielleicht nur versteckten Feind bedürfe, der, gerade wenn ich mich seiner am wenigsten versehe, aus irgend einem Hinterhalt hervorbrechen, und mein unbesonnenes Selbstvertrauen zu Schanden machen könnte? Ich habe die Laufbahn des Lebens kaum begonnen — Geburt, Erziehung, Verhältnisse und die Erwartung meiner Mitbürger bestimmen mich zu den öffentlichen Geschäften meines Vaterlandes — tausend Gelegenheiten, wo meine Rechtschaffenheit, meine Geduld, meine Gewalt über mich selbst, meine Beharrlichkeit im Guten, auf unerwartete Proben gesetzt werden mögen, stehen mir bevor — mancher schwere Kampf, vielleicht mit einem mir noch unbekannten Gegenkämpfer in meinem Busen, oder doch gewiſs mit den Leidenschaften, Irrthümern und Lastern andrer Menschen, mit welchen mein Lauf in der Republik oder meine Verhältnisse im bürgerlichen Leben mich verwickeln werden, und — was von allen Gefahren vielleicht die gefährlichste ist — der Geist der Welt, die unmerkliche Ansteckung herrschender Beyspiele, Vorurtheile und Gewohnheiten! — Werde ich auf einer so schlüpfrigen Bahn nie ausglitschen? unter so mancherley Geschäften, Sorgen und Zerstreuungen, bey einer so vielfach getheilten Aufmerksamkeit auf die Dinge auſser mir, die Aufmerksamkeit auf mein Inneres nie verlieren? unter dem lärmenden Getümmel von auſsen die Stimme der Weisheit, die leisen Warnungen meines guten Dämons nie überhören? — Es ist so schwer empor zu steigen, so leicht herab zu schlüpfen; und auf der Bahn, die ich zu gehen entschlossen bin, kommt man durch bloſses Stillstehen schon zurück! — O gewiſs, Archytas, hast du jede mögliche Verstärkung, die deinem Willen eine auf immer entschiedene Übermacht geben kann, gewiſs hast du ein System von Lebensweisheit vonnöthen, das auf einem Grunde stehe, den keine entgegen wirkende Kraft weder von auſsen noch innen zu erschüttern vermögend sey!

„Aber warum solltest du suchen was du bereits gefunden hast? Oder wie wolltest du unter den Träumereyen müſsiger Grübler, oder in den Schulen geschwätziger Sofisten, die aus ihrer Denkkraft eine gymnastische Kunst machen, und stolz darauf sind, mit gleicher Fertigkeit und gleichem Erfolg heute für die Ideen des Parmenides, morgen für die Atomen des Leucippus zu fechten, wie solltest du bey ihnen eine bessere Norm deiner ganzen innern Verfassung, einen sicherern Leitfaden durch den Labyrinth des Lebens, ein edleres Ziel deines Daseyns, mehr Aufmunterung und Kraft zur Tugend, und einen festern Grund guter Hoffnungen finden können, als in den Grundlehren eben dieser erhabenen Weisheit, in welcher du erzogen wurdest? Dem Glauben, „daſs dieses unermeſsliche Weltall, — worin die Vernunft, so bald ihr reiner Blick durch keine zufällige Ursache verdüstert ist, selbst in den bloſsen Schattenbildern der wesentlichen Dinge, die durch die äuſsern Sinne in den innern fallen, einen so genauen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Mittel und Endzweck, eine so schöne Einfalt in der unerschöpflichsten Mannigfaltigkeit, im ewigen Streit der verschiedensten Elemente und Zusammensetzungen so viel Harmonie, im ewigen Wechsel der Dinge so viel Einförmigkeit, bey aller anscheinenden Verwirrung so viel Ordnung, im Ganzen einen so reinen Zusammenklang aller Theile zu Einem gemeinschaftlichen Zweck wahrnimmt, — nicht das Werk eines blinden Ungefährs oder mechanisch wirkender plastischer Formen sey, sondern die sichtbare Darstellung der Ideen eines unbegrenzten Verstandes, die ewige Wirkung einer ewigen geistigen Urkraft aus welcher alle Kräfte ihr Wesen ziehen, eine einzige nach einerley Gesetz regierte Stadt Gottes, deren Bürger alle vernünftige Wesen, deren Gesetzgeber und Regierer die Gerechtigkeit und Weisheit selbst, deren ewiges Grundgesetz gemeinschaftliches Aufstreben nach Vollkommenheit ist.“

Je mehr ich diesen groſsen, alles umfassenden Gedanken durchzudenken strebe, je völliger fühle ich mich überzeugt, daſs sich die ganze Kraft meines Geistes in ihm erschöpft, daſs er alle seine wesentlichen Triebe befriedigt, daſs ich mit aller möglichen Anstrengung nichts höheres, besseres, vollkommneres denken kann, und — daſs eben dieſs der stärkste Beweis seiner Wahrheit ist. Von dem Augenblick an, da mir dieser göttlichste aller Gedanken, in der ganzen Klarheit, womit er meine Seele durchstrahlt, so gewiſs erscheint, als ich mir selbst meiner vernünftigen Natur bewuſst bin, fühle ich, daſs ich mehr als ein sterbliches Erdenwesen, unendlich mehr als der bloſse Thiermensch bin, der ich äuſserlich scheine; fühle, daſs ich durch unauflösliche Bande mit allen Wesen zusammen hange, und daſs die Thätigkeit meines Geistes, anstatt in die traumähnliche Dauer eines halb thierischen Lebens eingeschränkt zu seyn, für eine ewige Reihe immer höherer Auftritte, immer reinerer Enthüllungen, immer kraftvollerer, weiter grenzender Anwendungen eben dieser Vernunft bestimmt ist, die mich schon in diesem Erdenleben zum edelsten aller sichtbaren Wesen macht.

Von diesem Augenblick an fühle ich, daſs der Geist allein mein wahres Ich seyn kann, daſs nur seine Geschäfte, sein Wohlstand, seine Glückseligkeit, die meinigen sind; daſs es Unsinn wäre, wenn er einen Körper, der ihm bloſs als Organ zur Entwicklung und Anwendung seiner Kraft und zu Vermittlung seiner Gemeinschaft und Verbindung mit den übrigen Wesen zugegeben ist, als einen wirklichen Theil seiner selbst betrachten, und das Thier, das ihm dienen soll, als seines gleichen behandeln wollte; aber mehr als Unsinn, Verbrechen gegen das heiligste aller Naturgesetze, wenn er ihm die Herrschaft über sich einräumen, oder sich in ein schnödes Bündniſs gegen sich selbst mit ihm einlassen, eine Art von Centaur aus sich machen, und die Dienste, die ihm das Thier zu leisten genöthigt ist, durch seiner selbst unwürdige Gegendienste erwiedern wollte.

Von diesem Augenblick an, da mein Rang in der Schöpfung, die Würde eines Bürgers der Stadt Gottes, die mich zum Genossen einer höhern Ordnung der Dinge macht, entschieden ist, gehöre ich nicht mir selbst, nicht einer Familie, nicht einer besondern Bürgergesellschaft, nicht einer einzelnen Gattung, noch dem Erdschollen, den ich mein Vaterland nenne, ausschliesslich an: ich gehöre mit allen meinen Kräften dem grossen Ganzen an, worin mir mein Platz, meine Bestimmung, meine Pflicht, von dem einzigen Oberherren, den ich über mir erkennen darf, angewiesen ist. Aber eben darum, und nur darum, weil in diesem Erdenleben mein Vaterland der mir unmittelbar angewiesene Posten, meine Hausgenossen, Mitbürger, Mitmenschen, diejenigen sind, auf welche meine Thätigkeit sich zunächst beziehen soll, erkenne ich mich verbunden, alles mir mögliche zu ihrem Besten zu thun und zu leiden, sofern keine höhere Pflicht dadurch verletzt wird. Denn von diesem Augenblick an sind Wahrheit, Gerechtigkeit, Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit, ohne eigennützige Rücksicht auf mich selbst, die höchsten Gegenstände meiner Liebe; ist das Bestreben, diese reinsten Ausstrahlungen der Gottheit in mir zu sammeln und ausser mir zu verbreiten, mein letzter Zweck, die Regel aller meiner Handlungen, die Norm aller Gesetze, zu deren Befolgung ich mich verbindlich machen darf. Mein Vaterland hat alles von mir zu fodern, was dieser höchsten Pflicht nicht widerspricht: aber so bald sein vermeintes Interesse eine ungerechte Handlung von mir foderte, so hörten für diesen Moment alle seine Ansprüche an mich auf, und wenn Verlust meiner Güter, Verbannung und der Tod selbst auf meiner Weigerung stände, so wäre Armuth, Verbannung und der Tod der beste Theil den ich wählen könnte.

Kurz Agathon, von dem Augenblick an, da jener groſse Gedanke von meinem Innern Besitz genommen hat und die Seele aller meiner Triebe, Entschlieſsungen und Handlungen geworden ist, verschwindet auf immer jede Vorstellung, jede Begierde, jede Leidenschaft, die mein Ich von dem Ganzen, dem es angehört, trennen, meinen Vortheil isolieren, meine Pflicht meinem Nutzen oder Vergnügen unterordnen will. Nun ist mir keine Tugend zu schwer, kein Opfer, das ich ihr bringe, zu theuer, kein Leiden um ihrentwillen unerträglich. Ich scheine, wie du sagtest, mehr als ein gewöhnlicher Mensch; und doch besteht mein ganzes Geheimniſs bloſs darin, daſs ich diesen Gedanken meines göttlichen Ursprungs, meiner hohen Bestimmung, und meines unmittelbaren Zusammenhangs mit der unsichtbaren Welt und dem allgemeinen Geist, immer in mir gegenwärtig, hell und lebendig zu erhalten gesucht habe, und daſs er durch die Länge der Zeit zu einem immer währenden leisen Gefühl geworden ist. Fühle ich auch (wie es kaum anders möglich ist) zuweilen das Loos der Menschheit, den Druck der irdischen Last, die an den Schwingen unsers Geistes hängt, verdüstert sich mein Sinn, ermattet meine Kraft, — so bedarf es nur einiger Augenblicke, worin ich den schlummernden Gedanken der innigen Gegenwart, womit die alles erfüllende Urkraft auch mein innerstes Wesen umfaſst und durchdringt, wieder in mir erwecke, und es wird mir, als ob ein Lebensgeist mich anwehe, der die Flamme des meinigen wieder anfacht, wieder Licht durch meinen Geist, Wärme durch mein Herz verbreitet, und mich wieder stark zu allem macht, was mir zu thun oder zu leiden auferlegt ist.

Und ein System von Ideen, dessen Glaube diese Wirkung thut, sollte noch eines andern Beweises seiner Wahrheit bedürfen als seine bloſse Darstellung? Ein Glaube, der die Vernunft so völlig befriedigt, der mir sogar durch sie selbst aufgedrungen wird, und dem ich nicht entsagen kann ohne meiner Vernunft zu entsagen; ein Glaube, der mich auf dem geradesten Wege zur gröſsten sittlichen Güte und zum reinsten Genuſs meines Daseyns führt, die in diesem Erdenleben möglich sind; ein Glaube, der, so bald er allgemein würde, die Quellen aller sittlichen Übel verstopfen, und den schönen Dichtertraum vom goldnen Alter in seiner höchsten Vollkommenheit realisieren würde; — ein solcher Glaube beweiset sich selbst, Agathon! und wir können alle seine Gegner getrost auffodern, einen vernunftmäſsigern und der menschlichen Natur zuträglichern aufzustellen. Wirf einen Blick auf das, was die Menschheit ohne ihn ist, — was sie wäre, wenn sich nicht in den Gesetzgebungen, Religionen, Mysterien und Schulen der Weisen immer einige Strahlen und Funken von ihm unter den Völkern erhalten hätten, — und was sie werden könnte, werden müſste, wenn er jemahls herrschend würde, — was sie schon allein durch bloſse stufenweise Annäherung gegen dieses vielleicht nie erreichbare Ziel werden wird: und alle Zweifel, alle Einwendungen, die der Unglaube der Sinnlichkeit und die Sofisterey der Dialektik gegen ihn aufbringen können, werden dich so wenig in deiner Überzeugung stören, als ein Sonnenstäubchen eine vom Übergewicht eines Zentners niedergedrückte Wagschale steigen machen kann.

Ich kenne nur einen einzigen Einwurf gegen ihn, der beym ersten Anblick einige Scheinbarkeit hat; den nehmlich, daſs er zu erhaben für den groſsen Haufen, zu rein und vollkommen für den Zustand sey, zu welchem das Schicksal die Menschheit auf dieser Erde verurtheilt habe. Aber, wenn es nur zu wahr ist, daſs der gröſste Theil unsrer Brüder sich in einem Zustande von Rohheit, Unwissenheit, Mangel an Ausbildung, Unterdrückung und Sklaverey befindet, der sie zu einer Art von Thierheit zu verdammen scheint, worin dringende Sorgen für die bloſse Erhaltung des animalischen Lebens den Geist niederdrücken und ihn nicht zum Bewuſstseyn seiner eignen Würde und Rechte kommen lassen: wer darf es wagen, die Schuld dieser Herabwürdigung der Menschheit auf das Schicksal zu legen? Liegt sie nicht offenbar an denen, die aus höchst sträflichen Bewegursachen alle nur ersinnliche Mittel anwenden, sie so lange als möglich in diesem Zustande von Thierheit zu erhalten? — Doch, diese Betrachtung würde uns jetzt zu weit führen. — Genug, wir, mein lieber Agathon, wir kennen unsre Pflicht: nie werden wir, wenn Macht in unsre Hände gegeben wird, unsre Macht anders als zum möglichsten Besten unsrer Brüder gebrauchen; und wenn wir auch sonst nichts vermögen, so werden wir ihnen, so viel an uns ist, zu jenem Kenne dich selbst behülflich zu seyn suchen, welches sie unmittelbar zu dem einzigen Mittel führt, wodurch den Übeln der Menschheit gründlich geholfen werden kann. Freylich ist dieſs nur stufenweise, nur durch allmähliche Verbreitung des Lichtes, worin wir unsre wahre Natur und Bestimmung erkennen, möglich: aber auch bey der langsamsten Zunahme desselben, wofern es nur zunimmt, wird es endlich heller Tag werden; denn so lange die Unmöglichkeit einer stufenweise wachsenden Vervollkommnung aller geistigen Wesen unerweislich bleiben wird, können wir jenen trostlosen Zirkel, worin sich das Menschengeschlecht, nach der Meinung einiger Halbweisen, ewig herum drehen soll, zuversichtlich für eine Schimäre halten. Bey einer solchen Meinung mag wohl die Trägheit einzelner sinnlicher Menschen ihre Rechnung finden: aber sie ist weder der Menschheit im Ganzen zuträglich, noch mit dem Begriffe, den die Vernunft sich von der Natur des Geistes macht, noch mit dem Plane des Weltalls vereinbar, den wir uns, als das Werk der höchsten Weisheit und Güte, schlechterdings in der höchsten Vollkommenheit, die wir mit unsrer Denkkraft erreichen können, vorzustellen schuldig sind; und dieſs um so mehr, da wir nicht zweifeln dürfen, daſs die undurchbrechbaren Schranken unsrer Natur, auch bey der höchsten Anstrengung unsrer Kraft, uns immer unendlich weit unter der wirklichen Vollkommenheit dieses Plans und seiner Ausführung zurück bleiben lassen.

Auch der Einwurf, daſs der Glaube einer Verknüpfung unsers Geistes mit der unsichtbaren Welt und dem allgemeinen System der Dinge gar zu leicht die Ursache einer der gefährlichsten Krankheiten des menschlichen Gemüthes, der religiösen oder dämonistischen Schwärmerey, werden könne, ist von keiner Erheblichkeit. Denn es hängt ja bloſs von uns selbst ab, dem Hange zum Wunderbaren die Vernunft zur Grenze zu setzen, Spielen der Fantasie und Gefühlen des Augenblicks keinen zu hohen Werth beyzulegen, und die Bilder, unter welchen die alten Dichter der Morgenländer ihre Ahnungen vom Unsichtbaren und Zukünftigen sich und andern zu versinnlichen gesucht haben, für nichts mehr als das was sie sind, für Bilder übersinnlicher und also unbildlicher Dinge anzusehen. Verschiedenes in der Orfischen Theologie, und das Meiste, was uns in den Mysterien geoffenbaret wird, scheint aus dieser Quelle geflossen zu seyn. Diese lieblichen Träume der Fantasie sind dem kindischen Alter der Menschheit angemessen, und die Morgenländer scheinen auch hierin, wie in allem übrigen, immer Kinder bleiben zu wollen. Aber uns, deren Geisteskräfte unter einem gemäſsigten Himmel und unter dem Einfluſs der bürgerlichen Freyheit entwickelt, und durch keine Hieroglyfen, heilige Bücher und vorgeschriebene Glaubensformeln gefesselt werden, — uns, denen erlaubt ist, auch die ehrwürdigsten Fabeln des Alterthums für — Fabeln zu halten, liegt es ob, unsre Begriffe immer mehr zu reinigen, und überhaupt von allem, was auſserhalb des Kreises unsrer Sinne liegt, nicht mehr wissen zu wollen, als was die Vernunft selbst davon zu glauben lehrt, und als für unser moralisches Bedürfniſs zureicht. Die Schwärmerey, die sich im Schatten einer unbeschäftigten Einsamkeit mit sinnlich-geistigen Fantomen und Gefühlen nährt, läſst sich freylich an einer so frugalen Beköstigung nicht genügen; sie möchte sich über die Grenzen der Natur wegschwingen, sich durch Überspannung ihres innern Sinnes schon in diesem Leben in einen Zustand versetzen können, der uns vielleicht in einem andern bevorsteht; sie nimmt Träume für Erscheinungen, Schattenbilder für Wesen, Wünsche einer glühenden Fantasie für Genuſs; gewöhnt ihr Auge an ein magisches Helldunkel, worin ihm das volle Licht der Vernunft nach und nach unerträglich wird, und berauscht sich in süſsen Gefühlen und Ahnungen, die ihr den wahren Zweck des Lebens aus den Augen rücken, die Thätigkeit des Geistes einschläfern, und das unbewachte Herz wehrlos jedem unvermutheten Anfall auf seine Unschuld Preis geben. Gegen diese Krankheit der Seele ist Erfüllung unsrer Pflichten im bürgerlichen und häuslichen Leben das sicherste Verwahrungsmittel; denn innerhalb dieser Schranken ist die Laufbahn eingeschlossen, die uns hienieden angewiesen ist, und es ist bloſse Selbsttäuschung, wenn jemand sich berufen glaubt, eine Ausnahme von diesem allgemeinen Gesetze zu seyn. Die reine, einfache, ganz und allein auf das Bedürfniſs unsers Geistes gegründete Theosofie der Pythagoräer setzt uns unmittelbar in diese Laufbahn; und, weit entfernt uns von den Geschäften des Lebens abzuziehen, unterweiset und übt sie uns vielmehr in der besten Art sie auszurichten, und bewaffnet uns mit moralischen Kräften, die uns jede Tugend, jede Selbstüberwindung, jedes Opfer das wir der Pflicht zu bringen haben, nicht nur möglich, sondern sogar leicht und natürlich machen. Meine Erfahrung, liebster Agathon, giebt mir das Recht hierüber so zuversichtlich zu sprechen. Wenn ich in funfzig den öffentlichen Angelegenheiten meines Vaterlandes aufgeopferten Jahren, worin ich alle Stufen durchgegangen und fünfmahl die höchste Würde unsrer Republik in Krieg und Frieden bekleidet habe, nie müde wurde meine Schuldigkeit zu thun, wie mannigfaltig und hartnäckig auch der Widerstand war, den ich zu bekämpfen hatte; wenn ich jeden Wechsel des Glücks und der Volksgunst mit Mäſsigung und Geduld ertrug, und aus jeder Prüfung meiner Rechtschaffenheit reiner und geläuterter hervorging; wenn endlich, wie ich mit frohem Herzen sagen kann, die allgemeine Liebe und das unbegrenzteste Vertrauen meiner Mitbürger die einzige, wiewohl in meinen Augen die reichste Belohnung ist, die ich mit meinen Diensten gewonnen habe: so sagt mir mein innerstes Bewuſstseyn, daſs ich nicht dazu hätte gelangen können, wenn meine Kräfte nicht immer durch den Glauben an dieses geistige Band, das mich mit einer höhern Ordnung der Dinge, mit der allgemeinen Stadt Gottes und mit der Gottheit selbst verknüpft, — genährt, ermuntert, gestützt, und in besondern Lagen sogar über ihr gewöhnliches Maſs erhöhet worden wären. Indessen darf ich nicht vergessen, hinzu zu setzen, daſs mir in dem langen Laufe meines Lebens vornehmlich zwey Maximen zu Statten gekommen sind, ohne welche dieser Glaube seine ganze Wohlthätigkeit nicht erweisen, ja vielmehr in manchen Fällen eher nachtheilig wirken könnte. Die erste war: bey jeder Auffoderung der Pflicht eben so zu handeln und meiner selbst so wenig zu schonen, als ob alles bloſs auf meine eigenen Kräfte ankäme, und nur nach gewissenhaftester Erfüllung dieser Bedingung mich eines höhern Beystandes gewiſs zu halten; die zweyte: ungeachtet meines Glaubens an den

Zusammenhang unsers gegenwärtigen Lebens mit einem zukünftigen, welches den Schlüssel zu allem, was uns in jenem unerklärbar ist, enthält — mein gegenwärtiges Leben als ein Ganzes zu betrachten, ihm eine eben so groſse Wichtigkeit beyzulegen, und allem, was meine jetzigen Verhältnisse von mir foderten, eben so sorgfältig genug zu thun, kurz, so viel möglich, jeden Augenblick desselben eben so wohl und weislich anzuwenden, als ob mein ganzes Daseyn auf die Dauer dieses Erdenlebens eingeschränkt wäre. Du wirst, bey eigenem Nachdenken, diese Maximen in der Anwendung auf die gemeinen und täglichen Pflichten des Lebens so reich an praktischem Nutzen finden, Agathon, daſs ich nicht nöthig habe, sie dir als die heilsamsten Mittel gegen eine gewisse subtile Schwärmerey, die uns unsre Schuldigkeit bequemer als recht ist zu machen sucht, anzupreisen.

Hier hielt der ehrwürdige Greis ein, um seine noch nicht dunkel gewordnen Augen auf dem Gesichte seines jungen Freundes ruhen zu lassen, aus welchem ihm die reine Beystimmung seiner ganzen Seele lebendiger und stärker entgegen glänzte, als er sie durch die beredtesten Worte auszudrücken vermögend gewesen wäre. Agathon war um diese Zeit in jeder Ansicht völlig dazu vorbereitet, durch eine solche Darstellung von der Orfisch-Pythagorischen Glaubenslehre und Lebensfilosofie überzeugt zu werden: und wofern auch noch einer oder ein anderer Zweifelsknoten zurück geblieben wäre; so wurde er in den Unterredungen, welche sie in der Folge öfters über diesen Gegenstand und einige besondere Punkte des Pythagorischen Systems mit einander pflogen, zu einer so völligen Befriedigung seiner Vernunft, als in Dingen dieser Art verlangt werden kann, aufgelöst. Denn so bald das Herz keine geheimen Einwendungen gegen eine Lehre zu machen hat, die uns so schwere Pflichten auferlegt, und die Aufopferungen, welche sie fodert, bloſs durch Vortheile und Freuden, die nur ein reines Herz dafür zu erkennen und zu genieſsen fähig ist, vergütet: so fällt es einem gesunden Verstande so wenig schwer, sich von ihrer Wahrheit gewiſs zu machen, daſs es ihm vielmehr unmöglich ist sie nicht zu glauben, oder sich durch Zweifel und Einwürfe, selbst im Falle daſs er sie nicht ganz aus dem Wege räumen könnte, irre und ungewiſs machen zu lassen.

4. Kapitel.

Beschluſs der Geschichte Agathons.

Die Geschichte der ehmahligen Danae, ihre Verhältnisse gegen Agathon, und alles was seit ihrem unverhofften Wiedersehen zwischen ihnen vorgegangen, war nun, nachdem Agathon den Archytas mit allen besondern Umständen der seinigen bekannt gemacht hatte, für diesen Weisen und seine Familie kein Geheimniſs mehr. Es erfolgte was Agathon voraus gesehen hatte. Chariklea, welche zu edel gesinnt war um eine erschlichene Hochachtung usurpieren zu wollen, fand daſs sie durch die Geständnisse, wozu sie ihren Freund selbst aufgemuntert hatte, in den Augen dieser im höchsten Grade gutartigen Menschen mehr gewonnen als verloren habe; oder vielmehr, sie konnte dadurch, daſs sie alles von ihr wuſsten, nicht anders als gewinnen, indem das, was sie als Danae gewesen war, den Werth des Karakters erhöhte, den sie als Chariklea behauptete, und sie um so viel achtungswürdiger machte, je weniger ihr die Opfer, die sie der Tugend brachte, zu kosten schienen.

Archytas belebte und stärkte, wie leicht zu erachten ist, die lobenswürdige Entschlieſsung, welche Chariklea unserm Helden abgedrungen hatte; und Psyche entschädigte Charikleen für das, was sie dabey verlor, durch Verdoppelung der Freundschaft, die sie einander gleich beym ersten Anblick einflöſsten. Die letztere erwählte nun Tarent zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte. Durch die Bande der Sympathie mit der Familie des Weisen vereinigt, schien sie in kurzer Zeit einen Theil derselben auszumachen. Ihre angenehmste Beschäftigung war, der Schwester Agathons drey Töchter erziehen zu helfen, über welche die Grazien alle ihre Gaben ausgegossen hatten. Sie gewöhnte sich unvermerkt, diese holdseligen Kinder als ihre eigenen anzusehen. Die Kinder wuchsen in der Überredung auf, als ob sie zwey Mütter hätten, und Psyche fand das gröſste Vergnügen daran, den angenehmen Irrthum, der aus ihr und ihrer Freundin nur Eine Person machte, in diesen jungen Herzen zu unterhalten.

Agathon, dem Gelübde getreu, welches er der Tugend und Charikleen gethan hatte, betrug sich von dieser Zeit an so vorsichtig, daſs — den einzigen Archytas und vielleicht Charikleen selbst ausgenommen — niemand gewahr wurde, wie viel ihm die Gewalt kostete, die er sich dabey anthun muſste. Aber nach Verfluſs einiger Monate erfuhr er, daſs er mehr versprochen habe als er halten könne. Es giebt Augenblicke von Begeisterung, wo unsre Seele Kräfte in sich fühlt, die nicht ihre eigenen sind, und auf deren Fortwirken sie vergebens Rechnung macht. Entfernung allein konnte ihn retten. Der Gedanke, sich von seinen Freunden, von Psyche, von Charikleen entfernen zu müssen, war entsetzlich für ihn: aber von dem Augenblick an, da er die Nothwendigkeit dieser Trennung fühlte, war sein Entſchluſs gefaſst. Archytas billigte denselben; und die Schwestern (so pflegten sich Psyche und Chariklea zu nennen) liebten ihren Bruder zärtlich genug, um ihm eine Trennung, deren wahren Beweggrund sie stillschweigend vermutheten, so viel als nur möglich war zu erleichtern.

Agathon durchreisete, in Gesellschaft eines gelehrten Freundes aus der Pythagorischen Schule und eines Mahlers von Sicyon, alle Provinzen der damahls bekannten Welt, in welchen die Griechische Sprache geredet oder wenigstens verstanden wurde. Natur und Kunst, und was in beiden für den Menschen das wichtigste ist, der Mensch, waren die Gegenstände seiner aufmerksamen Beobachtung.

Er nahm wenig Vorurtheile mit, da er auszog, und fand sich auch von diesen wenigen entledigt, als er wieder zurück kam. Da er während der ganzen Zeit seiner filosofischen Wanderschaft einen bloſsen Zuschauer des Weltschauspiels abgab, so konnte er desto unbefangener von den Handlungen sowohl als von den handelnden Personen urtheilen.

Seine Beobachtungen vollendeten, was der Umgang mit Archytas und anhaltendes Nachdenken über seine eigenen Erfahrungen angefangen hatten: sie überzeugten ihn, daſs die Menschen, im Durchschnitt genommen, überall so sind, wie Hippias sie schilderte, wiewohl sie so seyn sollten, wie Archytas durch sein Beyspiel lehrte.

Er sah allenthalben — was man bis auf diesen Tag sehen kann — daſs sie nicht so gut sind, als sie seyn könnten, wenn sie weiser wären: aber er sah auch, daſs sie unmöglich besser werden können, ehe sie weiser werden; und daſs sie nicht weiser werden können, bis ihre Väter und Mütter, Ammen, Pädagogen, Lehrer und Priester, mit allen ihren übrigen Vorgesetzten durch alle Stufen, vom Gassenvogte bis zum Könige, so weise geworden sind, als jedes, nach dem Maſse seiner Beziehung und seines Einflusses, seyn müſste, um seiner Pflicht genug zu thun und der menschlichen Gesellschaft wirklich nützlich zu seyn.

Er sah also, daſs wahre Aufklärung zu moralischer Besserung das Einzige ist, worauf sich die Hoffnung besserer Zeiten, das ist, besserer Menschen, gründet. Er sah, daſs alle Völker, die wildesten Barbaren so gut als die kultivierten und verfeinerten Griechen, die Tugend ehren, und daſs keine Gesellschaft, sollte es auch nur eine Horde Arabischer Räuber seyn, ohne einigen Grad von Tugend, oder, richtiger zu reden, ohne etwas das ihr ähnlich ist und ihre Stelle vertritt, bestehen kann. Er fand jeden Ort, jede Provinz, jede Nazion, die er kennen lernte, desto glücklicher, je besser die Sitten der Einwohner waren; und ohne Ausnahme, sah er die meiste Verderbniſs, wo äuſserste Armuth, oder äuſserster Reichthum herrschte.

Er fand bey allen Völkern, die er durchwanderte, die Religion in Aberglauben gehüllt, zum Schaden der bürgerlichen Gesellschaft gemiſsbraucht, und durch Heucheley oder offene Gewalt zum Werkzeuge des Betrugs, der Herrschsucht, des Geitzes, der Wollust, und des Müſsiggangs herab gewürdigt. Er sah, daſs einzelne Menschen und ganze Völker Religion ohne Tugend haben können, und daſs sie dadurch desto schlimmer sind: aber er sah auch, ohne Ausnahme, daſs einzelne Menschen und ganze Völker, wenn sie schon gut sind, durch Gottesfurcht desto besser werden.

Er sah die Gesetzgebung, die Staatsverwaltung und die Polizey allenthalben voller Mängel und Gebrechen: aber er sah auch, daſs die Menschen ohne eben diese Gesetze, Staatsverwaltung und Polizey noch weit schlimmer und unglücklicher wären. Er hörte allenthalben über Miſsbräuche klagen, sah daſs jedermann die Welt verbessert wissen wollte, sah eine Menge Leute, die an der Verbesserung derselben zu arbeiten bereit und an Vorschlägen unerschöpflich waren; aber keinen einzigen, der die Verbesserung an ihm selbst anfangen lassen wollte; — und er erklärte sich ganz natürlich daraus, warum es nirgends besser werden wollte. Er sah die Menschen überall durch zwey einander entgegen stehende Triebe beherrscht, den Trieb zur Gleichheit, und den Trieb willkührlich über andre den Meister zu spielen; und dieſs überzeugte ihn, daſs es, so lange diesem Übel nicht abgeholfen ist, durch keine Veränderung der Regierungsform besser mit den Menschen werden kann, sondern daſs sie, in einem ewigen Zirkel, von königlichem Despotismus und aristokratischem Übermuth — zu Volks- und Pöbels-Tyrannie, und von dieser wieder zu jenen, so lange herum gewälzt werden müssen, bis eine aus den Grundlehren der reinsten Religion und Moral abgeleitete Gesetzgebung, und eine durch dieselbe veranstaltete Erziehung, den thierischen Trieb zu gesetzloser Willkühr in allen Menschen gebändiget haben wird.

Er sah, daſs allenthalben Künste, Fleiſs und gute Wirthschaft den Reichthum, der Reichthum den Luxus, der Luxus verdorbene Sitten, verdorbene Sitten den Untergang des Staats, zur Folge haben: aber er sah auch, daſs die Künste, wenn sie ihre Richtung von der Weisheit erhalten, die Menschheit verschönern, entwickeln, veredeln; daſs Kunst die Hälfte unsrer Natur, und der Mensch ohne Kunst das elendeste unter allen Thieren ist.

Er sah durch die ganze Ökonomie der Menschheit die Grenzen des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts, unmerklich in einander flieſsen; und überzeugte sich dadurch immer mehr von der Nothwendigkeit weiser Gesetze, und von der Pflicht des guten Bürgers, dem Gesetz mehr zu glauben als seinem eigenen Gefühle.

Alles aber, was er gesehen hatte, befestigte ihn in der Überzeugung: „Daſs der Mensch — auf der einen Seite den Thieren des Feldes, auf der andern den höhern Wesen und der Gottheit selbst verwandt — zwar eben so unfähig sey, ein bloſses Thier als ein bloſser Geist zu seyn; aber, daſs er nur alsdann seiner Natur gemäſs lebe, wenn er immer empor steige; daſs jede höhere Stufe der Weisheit und Tugend, die er erstiegen hat, seine Glückseligkeit erhöhe; daſs Weisheit und Tugend allezeit das richtige Maſs sowohl der öffentlichen als der Privatglückseligkeit unter den Menschen gewesen; und daſs diese einzige Erfahrungswahrheit, welche kein Zweifler zu entkräften fähig ist, alle Trugschlüsse der Hippiasse zerstäube, und die Theorie der Lebensweisheit des Archytas unerschütterlich befestige."

Diese Kenntnisse und diese Überzeugung waren die Früchte, welche Agathon in Stunden der einsamen Betrachtung oder des geselligen Nachforschens in freundschaftlichen Unterredungen, zum Vortheil seines Moralsystems, aus seinen Beobachtungen zog. Sie machten nur einen kleinen, aber in der That den wichtigsten Theil des Schatzes von schönen und nützlichen Kenntnissen aus, den er von einer dreyjährigen Reise durch die vornehmsten Theile der damahligen Welt nach Tarent zurück brachte.

Er hatte die überschwengliche Freude, seinen alten Freund Archytas und alle die er liebte in eben dem glücklichen Zustande wieder anzutreffen, worin er sie verlassen hatte. Der Tag des Wiedersehens war ein Fest der Freundschaft, an welchem das ganze Tarent Antheil nahm. Was ihre Freude vollkommen machte, war die Bemerkung, daſs Agathon zwischen Psyche und Chariklea keinen Unterschied machte, und gänzlich vergessen zu haben schien, daſs die letztere — einst Danae, und wie sehr sie es für ihn gewesen war.

Er befestigte sich nunmehr in dem Entschlusse, Tarent zu seinem beständigen Sitze zu erwählen. Die Tarentiner beschenkten ihn mit ihrem Bürgerrecht: er verdiente das Glück, im Schooſse der Freyheit und des Friedens unter gutartigen Menschen zu leben, und sie waren eines solchen Mitbürgers würdig.

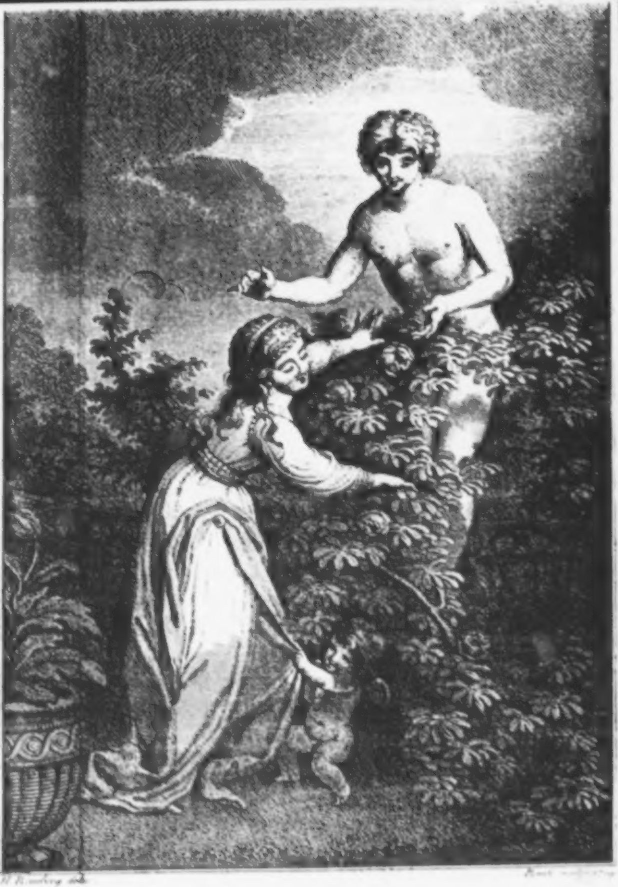
Durch alles was er erfahren und beobachtet hatte überzeugt, „daſs man in einem groſsen Wirkungskreise zwar mehr schimmern, aber in einem kleinen mehr Gutes schaffen kann,“ widmete er sich mit Vergnügen und Eifer den öffentlichen Angelegenheiten dieser Republik; und so lange Kritolaus und Agathon lebten, glaubten die Tarentiner nichts dadurch verloren zu haben, daſs Archytas in eine bessere Welt gegangen war.

ENDE

DER GESCHICHTE DES AGATHONS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg del. [illegible]

AMADIS

[illegible]

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

VIERTER BAND

DER NEUE AMADIS

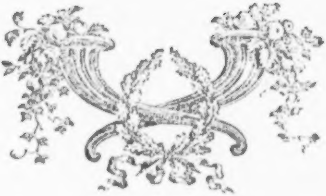
ERSTER THEIL

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DER

NEUE AMADIS



IN ZWEY BÄNDEN

LEIPZIG

bey Georg Joachim Göschen. 1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In *muliebrem levitatem* ab auctoribus passim multa scribuntur; fortasse falso interdum: nihil tamen impedit, *ridentem dicere verum*, et *fabulosis narrationibus*, quas Philosophia non rejicit, *exprimere quid obesse possit in moribus.* Ex his enim liquet, *quam facile ament*, *quanta oderint levitate*, quam cito obliviscantur affectuum, etc.

JOANNES SARISBERIENSIS,
Episcop. Carnot. in *Polycratico*, s. de Nugis
Curialium et Vestigiis Philosophorum,
L. VIII. c. 4.

On dira ce qu'on voudra (dit le Sultan) mais c'est ma foi! une belle chose qu'un Conte, surtout quand on trouve, comme dans celui-ci, une morale épurée, de beaux préceptes, et je ne sai combien d'autres choses encore, qui se sentent mieux qu'on ne peut les dire, et qui vous élèvent l'esprit en même tems qu'elles l'amusent. C'est qu'il ne faut pas croire, non, qu'il soit donné à tout le monde de réunir l'utile et l'agréable. — Cela est bien vrai, dit la Sultane: pour le Visir, on n'a rien à lui reprocher; s'il conte bien, il endort encore mieux.

Ah! quel Conte! Part. II. p. 76.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

VORBERICHT

der ersten Ausgabe von 1771.

Bey dem Inquisizions-Gerichte, welches der Pfarrer, der Barbier, die Base und die Haushälterin über die Bibliothek des preiswürdigen Ritters Don Quichotte von Mancha im sechsten Kapitel des ersten Theils seiner lehrreichen Geschichte halten, sind die vier Bücher des Amadis von Gallien das erste, welches der Pfarrer, aus der Ursache, „weil es das erste Ritterbuch sey, das in Spanien gedruckt worden, und weil es allen übrigen zum Modell gedient habe,“ als den Stifter einer so schlimmen Sekte, zum Feuer verdammt wissen will. Der Barbier aber stellt zum Behuf desselben vor: „er habe von sehr verständigen Leuten sagen gehört, daſs es nicht nur das erste, sondern auch das beste und einzige in seiner Art sey, welches die Spanier aufzuweisen hätten;“ und er erhält durch seine Fürbitte, daſs ihm der Pfarrer, wenigstens bis auf weitere Untersuchung, Gnade widerfahren läſst. Das fünfte Buch, welches die Abenteuer des Kaisers Esplandian, des ältesten Sohnes von Amadis und Oriane, enthält, und die folgenden acht Bücher, worin die Thaten der Ritter Florisando, Liswart, Perion, Florisel oder Amadis aus Griechenland und seiner Söhne, Roger aus Griechenland, und Silvio de la Silva, beschrieben sind, und welche nach und nach von verschiedenen andern, zum Theil unbekannten Verfassern hinzu gethan worden, finden als unechte Nachahmungen eines Originals, dessen eigener

Werth dem wackern Pfarrer schon mehr als zweydeutig schien, keine Gnade vor seinen Augen. „Sie sollen alle zum Fenster hinaus, (sagt er, indem er die ganze Familie des Gallischen Amadis dem weltlichen Arm der Haushälterin überantwortet) ehe ich die Königin Pintiquiniestra und den Schäfer Darinel mit seinen Eklogen, und die verwünschten Dissertazionen, die der Autor allenthalben einmengt, verschonen wollte, ehe wollte ich meinen leiblichen Vater sammt ihnen verbrennen, wenn er mir in Gestalt eines irrenden Ritters in den Wurf käme."

In Frankreich sind die ersten Bücher des Amadis von Niklas d'Herberay, Herrn Des Essars, übersetzt, und, vom Jahre 1540 an, nach und nach heraus gegeben, mehrmahls aufgelegt und in der Folge von unterschiedlichen Verfassern bis auf vier und zwanzig Bücher erweitert worden. *)

---

*) Der **Nahme Amadis** war um das Jahr 1771 dem gröſsten Theile des lesenden Publikums in Deutschland noch so unbekannt, daſs der Verfasser des **Neuen Amadis** zu entschuldigen ist, wenn er einige Notiz von dem einst so berühmten und beliebten, aber damahls, auſser Frankreich wenigstens, ganz vergessenen *Amadis de Gaule* voraus zu schikken nöthig fand. So unvollkommen sie war, so reichte sie doch für seine Absicht zu; überdieſs konnte er nicht mehr geben, als er selbst hatte. Er kannte damahls den Amadis bloſs aus der alten Deutschen Übersetzung, und zum Theil aus der Französischen des **d'Herberay**, und wuſste nichts davon, daſs die durch ihre Feen-Mährchen bekannte Mselle **de Lubert** einen modernisierten Auszug aus den sämmtlichen Amadisen in acht Oktavbänden gegen die Mitte dieses Jahrhunderts gegeben hatte. Seitdem hat die *Traduction libre d'Amadis de Gaule* des alten **Grafen von Tressan**, durch die gute Laune und Urbanität, die er mit dem Geiste der Ritterzeit und der Verfeinerung der seinigen auf eine ihm ganz eigene Art zu verbinden wuſste, diesen romantischen Helden

Auch wir Deutsche besitzen eine alte Übersetzung dieses Ritterbuchs, welche

und Heldinnen wieder ein neues Daseyn gegeben, und sie, zu einer Zeit, da die Französische Nazion in der reitzenden Schilderung der Königin Brisene das liebenswürdige Urbild (die Königin Maria Antonia) noch mit allgemeinem Beyfall erkannte, der feinern Welt der siebenten Dekade unsers Jahrhunderts nicht weniger beliebt gemacht, als sie es im alten *Gaulois* des Des Essars dem Hofe Franz I. und der Königin von Navarra, seiner Schwester, gewesen waren. In dem *Discours préliminaire*, der diesem neu belebten *Amadis de Gaule* vorgesetzt ist, findet sich über den wahren Ursprung desselben viel Lesenswürdiges und Neues; und Herr von Tressan macht es beynahe mehr als wahrscheinlich, daſs die Ehre, die Welt mit diesem merkwürdigen Produkte der Ritterzeit beschenkt zu haben, weder dem Portugiesen Vasquez Lobeira, noch einem Kastilianischen Autor, sondern irgend einem Französischen Troubadour aus der Schule des *Rusticien de Puise* und den Zeiten Königs Philippe-Auguste gebühre.

A. d. N. Ausgabe.

den Sprachforschern und demjenigen, dem die wünschenswürdige Unternehmung einer kritischen Geschichte der Deutschen Sprache und Litteratur vorbehalten ist, nicht gleichgültig seyn darf, und wovon, auſser der seltnen Folio-Ausgabe vom Jahre 1583, eine spätere in vier und zwanzig dicken Oktavbänden, die man nicht leicht beysammen antrifft, vorhanden ist.

Bernardo Tasso, der Vater des Sängers **Rinaldo's** und **Gottfrieds**, hat diesem Stammvater so vieler irrenden Ritter die Ehre erwiesen, ein Heldengedicht in hundert Gesängen und mehr als sieben tausend achtzeiligen Stanzen aus seiner Geschichte zu verfertigen; ein Werk, dessen poetische Verdienste, nach einigen Stücken von dem Ganzen zu urtheilen, ziemlich weit hinter den prächtigen Lobsprüchen zurück bleiben, womit ihn sein Vorredner, **Lodoviko**

Dolce, in zu vollem Maſse überschüttet hat. *)

---

*) So urtheilte der Verfasser des Neuen Amadis im Jahre 1771 von dem *Amadigi* des Bernardo Tasso. Zwanzig Jahre später fällt sein Urtheil über dieses groſse Rittergedicht gelinder und billiger aus. Dieser *Amadigi* war das Werk eines Soldaten und Weltmanns, der in einer Zeit lebte, die der alte Rittergeist noch nicht ganz verlassen hatte, und der allen den Heldenmuth, alle die Biederheit, Groſsherzigkeit, Treue und Standhaftigkeit, die seinen Helden auszeichnen, in seinem eigenen Herzen fand; er verfertigte es (wie L. Dolce versichert) gröſsten Theils zu Pferde, unter dem Geräusche der Waffen und den Störungen unzähliger Geschäfte, Sorgen und Plagen, die mit seinem Stande und seinen Verhältnissen verbunden waren; und es kann schon allein aus dieser Ursache nicht schlecht seyn, da wohl gewiſs mehr als ein alltäglicher Mensch dazu gehört, in einer solchen Lage so viel Kraft und Lust zur Sache zu behalten, als zur Ausführung eines Rittergedichts von hundert Gesängen erforderlich ist. Wenn es schon keine Vergleichung mit dem unnachahmlichen Orlando aushalten kann, so ist es doch als

Weder mit diesem *Amadigi* des Bernardo Tasso, noch mit dem alten *Amadis de Gaule* noch mit irgend einem andern Amadis in der Welt hat der gegenwärtige Neue Amadis auſser dem Nahmen (und auſser derjenigen Ähnlichkeit, die er sogar mit den *Contes de ma mere l'oye* hat) wenigstens mit Wissen und Willen des Dichters, nicht das mindeste gemein. Die Laune, deren Ausgeburt das Werk selbst ist, hat ihm auch den Nahmen geschöpſt, und es könnte schwerlich ein andrer Grund angegeben werden, warum dieses Gedicht nicht der Neue Esplandian oder der

---

ein ehrwürdiges Denkmahl des Karakters seiner Zeit und als ein Abdruck des Geistes und Herzens seines Urhebers achtungswerth, und was in den Anmerkungen zum Neuen Amadis von den Romanen des D'Urfé, Kalprenede, und andrer ihres gleichen gesagt worden, gilt auch von diesem *Amadigi* in vollem Maſse.

A. d. N. Ausgabe.

Neue Florismarte genannt worden, als weil der Nahme Amadis bekannter ist, und ich weiſs nicht was für einen romantischen Klang hat, der ihn vorzüglich geschickt macht, einen Abenteurer von so sonderbarem Schlage zu bezeichnen.

Die Versart, welche unser Dichter zu einem Werke, worin die Helden alle, mehr oder weniger, närrisch, und die Heldinnen, bis auf eine oder zwey, die abgeschmacktesten Geschöpfe von der Welt sind, gewählt, oder (um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen) erfunden hat, scheint ihm unter allen möglichen die schicklichste zu seyn. In einem Gedichte dieser Art muſs der Dichter Raum und Freyheit genug haben, damit der Geist *Capriccio*, dem er sich gänzlich überläſst, alle mögliche Bewegungen, Wendungen und Sprünge machen könne. Jede einförmige Versart würde ihm einen Gang vorschreiben, der mit seinem launigen Karakter, mit der Munterkeit und dem naiven Tone der Erzählung, mit dem Lächerlichen oder Drolligen der Gegenstände, kurz mit der ganzen Beschaffenheit eines Gedichtes, welches durchaus mehr einem bloſsen Spiele der Fantasie und der freywilligen Ergieſsung einer reichen Brunnader von Witz und Laune als einem Werke des Nachdenkens und der Kunst gleich sieht, einen auffallenden Abstich machen würde.

Die Versart des Neuen Amadis hat die Vortheile der meisten übrigen, ohne ihre Mängel und Unbequemlichkeiten zu haben. Sie schmiegt sich an alle Arten von Gegenständen an, und paſst zu allen Veränderungen des Tons und Styls. Sie hat, je nachdem es erforderlich ist, einen gelassenen oder raschen, einen feierlichen oder hüpfenden, einen eleganten oder nachlässigen Gang; sie windet sich wie ein sanfter Bach durch Blumengefilde, oder rauscht, wie ein Waldwasser über Stämme und Felsenstücke, daher. Zwar scheint sie beym ersten Anblick allzu frey zu seyn, um dem Poeten die mindeste Mühe zu verursachen: aber Ungeübte, die ohne zartes Gefühl für Rhythmus und Harmonie sie nachzumachen versuchen wollten, möchten sich hierin betrogen finden. *) Alles in der Welt hat seine Regeln; und diese freye Versart hat deren vielleicht mehr als irgend eine andere. Sie ist fähig, wenn sie recht behandelt wird, einem Gedichte (vorausgesetzt daſs sie überhaupt dem Geist und Ton des Ganzen angemessen sey) die gröſste musikalische Anmuth zu geben: aber unter

---

*) Der Versuch ist seit 1771 häufig und unglücklich genug gemacht worden, um diese Warnung zu rechtfertigen.

A. d. N. Ausgabe.

ungeschickten oder allzu nachlässigen Händen würde sie ein unerträgliches Geleier werden. Die Nachahmer wissen selten, wie viel Kunst und welch ein hartnäckiger Fleiſs oft unter dem Anschein der äuſsersten Leichtigkeit versteckt ist. Aber sollte man darum nichts Neues wagen dürfen, damit diesen Unberufenen die Gelegenheit benommen würde Ausschweifungen zu begehen?

Das Eigene dieser Versart liegt, auſser der Freyheit, Verse von sechs, fünf und vier Füſsen mit einander abwechseln zu lassen, in der häufigen, der Willkühr oder vielmehr dem Urtheil und Ohr des Dichters überlassenen Vermischung und Vertauschung des Anapästs (◡◡ -) mit den Jamben, welche sonst die herrschende Versart des Gedichtes wären. Vielleicht wäre zu wünschen, daſs dieser Gebrauch des Anapästs, mit der nöthigen Bescheidenheit, auch in andern

Gedichten, und vornehmlich in versificierten Lust- und Trauerspielen, eingeführt würde. Die Dichter würden dadurch des nachtheiligen und nicht immer vermeidlichen Zwanges enthoben, sich einer Menge von schicklichen Wörtern und Redensarten nur darum nicht bedienen zu können, weil sie nicht in die gewöhnlichen Jamben passen; nicht zu gedenken, daſs die Monotonie, eine andere, in langen Gedichten sehr beschwerliche Eigenschaft der letztern, dadurch wenigstens gemildert werden könnte. Manche gute Gedichte würden, durch dieses einzige Mittel, von Wörtern die nicht an ihrem Platze stehen, von Füllwörtern, Härtigkeiten, ja sogar von Sprachfehlern gereinigt werden, welche man dem Autor jetzt, wiewohl ungern, zu gut halten muſs, da man die Unmöglichkeit sieht, daſs er mit Klötzen an den Füſsen so leicht und ungezwungen sollte tanzen können, als ob er frey wäre. Diese Einführung des Anapästs in die jambischen Versarten wäre nichts weiter als eine Freyheit, deren sich schon die Alten bedient haben, um ihren Jamben mehr Mannigfaltigkeit zu geben, und sie in dramatischen Stücken der Sprache des gemeinen Lebens näher zu bringen. Übrigens bedarf es kaum der Erinnerung, daſs die Verse des Neuen Amadis (bis das Talent Gedichte zu deklamieren etwa einmahl bey uns die Gestalt einer förmlichen Kunst erhält) mit gehöriger Aufmerksamkeit den Akzent immer dahin zu setzen, wo er dem Sinne der Worte und dem Ton oder Affekt des Redenden zu Folge stehen müſste, wenn kein bestimmtes Sylbenmaſs vorhanden wäre, wenigstens wie lebhafte Prose recitiert werden müssen; eine Regel, die zwar gewisser Maſsen auf alle Versarten anwendbar ist, aber bey dieser vorzüglich genau beobachtet werden muſs, wenn nicht bald dem Wohlklang, bald dem wahren Ausdruck, und oft sogar dem Sinn der Worte Gewalt geschehen soll.

Nach allem, was Hagedorn zur Rechtfertigung der Anmerkungen, womit er seine Gedichte mit beynahe verschwenderischer Hand zierte, gesagt hat, scheinen die unsrigen einer Schutzrede um so weniger zu bedürfen, da man ausdrücklich darauf bedacht gewesen, bloſs den vermuthlichen Wünschen solcher Leser und Leserinnen zuvorzukommen, die keinen Anspruch machen alles zu wissen, und denen erlaubt ist, ohne Beschämung sehr vieles entweder nie gewuſst oder wieder vergessen zu haben; und wenn man sich dabey nicht immer auf das bloſse Nothdürftige eingeschränkt hat, so geschah es bloſs, weil man glaubte, daſs in Werken, deren Hauptzweck eine angenehme Unterhaltung des gebildeten Theils des Publikums ist, alles was hierzu beytragen kann, ohne den Leser gar zu weit aus dem Wege zu führen, an seinem rechten Platze stehe.

VORBERICHT

zu der gegenwärtigen Ausgabe.

Der Neue Amadis sollte, nach dem ersten Gedanken des Dichters, in Stanzen von zehen Zeilen verfaſst werden, welche in ihrer Art eben so neu seyn sollten, als es der Versbau, und in der That das ganze Gedicht in jeder Betrachtung war. Zum Beweise hiervon wird man, bey Vergleichung der ersten Ausgabe von 1771 mit der gegenwärtigen, finden, daſs der ganze erste Gesang, wiewohl die Stanzen nicht mit Zahlen angegeben sind, doch wirklich in die nehmlichen zehnzeiligen Abschnitte zerfällt, die man hier, nur mit wenigen Veränderungen einzelner Worte und Verse, wieder findet. Erst, als in der Folge die damahlige Laune des Dichters, welche schlechterdings von allen willkührlichen Regeln frey seyn wollte, auch die Bewegung in sehr freyen Stanzen noch zu regelmäſsig fand, wurden, um das Abstechende der Versifikazion des ersten Gesangs von dem freyern Rhythmus aller übrigen unmerklicher zu machen, nicht nur auf der zwey und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Seite (der Ausgabe von 1771) ein willkührlicher Absatz nach den Worten „beginne deinen Gesang!“ und

„beräuchert die fürstlichen Nasen“ — angebracht, hingegen auf S. 28 die funfzehnte Stanze ohne Absatz an die vierzehnte angehängt; sondern sogar, um in der dreyzehnten Stanze, anstatt zehn Zeilen, eilf zu bekommen, die Worte — „weiſshalsig, weiſs von Hand und Stirn und Haar“ — eingeschoben.

Noch im zweyten Gesange lieset man die sechs ersten Stanzen der neuen Ausgabe beynahe unverändert wie sie ursprünglich waren, und erst mit der siebenten beginnt die ganz ungebundene Vers- und Reimart, die dann durch alle siebzehn Gesänge der ersten Ausgabe fortgeht, und — wiewohl sie der Willkührlichkeit des zügellosen Genius *Capriccio* die angemessenste scheint, doch in der That weniger den Nahmen einer freyen als einer licenziösen Versifikazion verdient, und den Dichter wirklich nur zu oft zu Nachlässigkeiten verleitet hat, die, wenn auch andere sie zu verzeihen geneigt wären, niemand sich selbst verzeihen soll.

Er hat es also für eine Pflicht, die er der Kunst schuldig sey, gehalten, das Ärgerniſs, das eine solche poetische Sankülotterie künftigen angehenden Versemachern geben könnte, wegzuschaffen, und sich weder die Zeit noch die

Mühe dauern zu lassen, die dazu erfordert wurde, siebzehn Gesänge dieses Gedichts in zehenzeilige Stanzen von ähnlicher Art mit denen, worin der erste Gesang geschrieben war, umzuschmelzen; eine Operazion, die ihm zugleich Gelegenheit gab, in der Sprache und Versifikazion, und nicht selten in andern noch wichtigern Erfordernissen eines guten Gedichtes, eine Menge Verbesserungen zu machen; die aber auch um so viel schwerer war, da das Mühselige der Arbeit dem Leser gänzlich verborgen werden muſste, und der ursprünglichen Laune, welche den wesentlichen Karakter dieses komisch-satirischen Gedichtes ausmacht, nicht der geringste Abbruch geschehen durfte. Seine aufmerksamste Bemühung ging dahin, demselben, ohne Nachtheil der ungezwungensten Leichtigkeit und anscheinenden (aber auch *nur* anscheinenden) Kunstlosigkeit, eben dieselbe *Korrektheit* des *Styls* und der *Sprache* zu geben, die er (so weit es in seinem Vermögen stand) allen in dieser Sammlung erscheinenden Gedichten zu geben, mit der äuſsersten Strenge gegen sich selbst beflissen gewesen ist. Auch schmeichelt er sich, es werde bey einer genauern kritischen Vergleichung beider Ausgaben sich finden, daſs der Neue Amadis durch diese Umarbeitung nicht nur von einer Menge Fehler und

Flecken gereinigt, sondern vielleicht auch der positiven Vollkommenheit, deren ein Gedicht dieser Art fähig ist, um ein merkliches näher gebracht worden sey.

Daſs die Mannigfaltigkeit der Formen, die in den zehnzeiligen Stanzen des Neuen Amadis (eben so, in ihrer Art, wie in den achtzeiligen des Oberon) herrschet, vielmehr für eine Schönheit als für einen Fehler desselben zu halten sey, werden uns vermuthlich die meisten eingestehen, welche Sinn für die Grazien eines Sylbentanzes haben, der bey aller seiner Freyheit niemahls, oder doch nur selten, über die Wellenlinien der Schönheit hinaus schweiſt, und, wiewohl an einem losern Bande geführt, doch in seiner scheinbaren Ungebundenheit immer zwischen Rhythmus und Harmonie dahin schwebt.

Mit besserm Grunde könnte hingegen getadelt werden, daſs der Fall — zwar verhältniſsmäſsig nicht allzu oft, aber doch immer noch oft genug — vorkommt, wo die Stanzen, anstatt mit einem Punkt, und also mit der Periode selbst zu schlieſsen, sich mit einem Kolon oder Semikolon, ja wohl gar mit einem bloſsen Komma endigen, und die Periode also in die folgende Stanze hinüber gezogen wird. Allein, wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs eine solche

Freyheit an einem Dichter, der sein Werk gleich bey der ersten Ausführung in Stanzen arbeitete (zumahl wenn er sich dieselbe öfters erlauben wollte) sehr zu tadeln wäre: so dürfte es doch wohl billig seyn, demjenigen, der ein so freyes Werk der guten Laune, als das gegenwärtige in seinem Ursprung war, vier und zwanzig Jahre später erst in Stanzen umschmelzen will, und doch so wenig als möglich von irgend einer wirklichen Schönheit des ersten Originals verloren gehen lassen möchte, in diesem Stücke nur wenigstens so viel nachzusehen, als man ihm schlechterdings nachsehen muſs, wenn man nichts Unmögliches von ihm fordern will. Wir erinnern dieses bloſs, um, so viel an uns ist, zu verhüten, daſs nicht etwa ein künftiger junger Dichter (den Dichterlingen, deren Geburten doch nur Einen Tag zu leben haben, steht alles frey) sich zum Gebrauch gleicher Freyheiten verleiten lasse, und, was an ihm bloſse Bequemlichkeit und sträfliche Nachsicht gegen sich selbst wäre, mit der vermeinten Autorität eines Beyspiels, das in seiner Art vielleicht einzig ist und schlechterdings nicht Beyspiel seyn darf, rechtfertigen zu können glaube. Übrigens müssen wir noch hinzu setzen, daſs diese Warnung eigentlich nur auf die (auch im Neuen Amadis seltner vorkommenden) Fälle geht, wo die Stanze mit einem Komma schlieſst, oder wohl gar, ohne alle Pause, sich an die folgende anschmiegt. Denn auch Ariost erlaubt sich in seinem *Orlando* nicht selten, eine Stanze mit der Hälfte der Periode, oder auch mit einem Semikolon zu endigen; und es wäre nicht billig von einem Deutschen in diesem Punkte mehr zu fodern, als der wohlklingendste aller Italiänischen Dichter in einer so geschmeidigen Sprache als die Toskanische geleistet hat.

Zu dem, was über die Versart der Stanzen des Neuen Amadis in der ersten Vorrede bereits gesagt worden, setzen wir noch hinzu: daſs, da unsre Sprache nur sehr wenig Anapästen hat, hingegen sehr reich an Daktylen ist, es vielleicht bequemer wäre, sich die in diesen Stanzen gebrauchten Verse als Trochäen mit Daktylen vermischt und mit einer kurzen Vorschlag-Sylbe vorzustellen, so daſs folgendes Schema die metrische Beschaffenheit der in selbigen abwechselnden Verse von sechs, fünf und vier Sylbenfüſsen, bezeichnen würde:

1)	∪	— ∪	— ∪	— ∪	— ∪	— ∪	— ∪
		— ∪∪	— ∪∪	— ∪∪	— ∪∪	— ∪∪	∪

2)	∪	— ∪	— ∪	— ∪	— ∪	— ∪
		— ∪∪	— ∪∪	— ∪∪	— ∪∪	∪

3)	∪	— ∪	— ∪	— ∪	— ∪
		— ∪∪	— ∪∪	— ∪∪	∪

Dieſe drey Hauptarten metriſcher Zeilen laſſen, je nachdem ſich die Trochäen zu den Daktylen in Anſicht der Anzahl und Stellung verhalten, eine groſse Anzahl verſchiedener Formen zu, welche, indem ſie dem Genie und der Laune den freyeſten Spielraum verſchaffen, zugleich dem Dichter, den die Muſen mit einem Ohr für Rhythmus und Harmonie begabt haben, überflüſſige Mittel an die Hand geben, ſich durch Mannigfaltigkeit, Abwechslung und Schicklichkeit der Modulazionen der poetiſchen Periode, und vornehmlich durch die Harmonie des Rhythmus oder Sylbentanzes mit dem Gegenſtande der Darſtellung, dem Hörer gefällig zu machen. Denn daſs ein Gedicht nicht bloſs gesehen sondern auch gehört werden soll, ist etwas so Wesentliches, daſs man es sich, auch wenn man Verse für sich allein liest, zum Gesetz machen sollte, allezeit laut zu lesen; — welches freylich voraussetzt, daſs man in der Kunst Gedichte zu lesen nicht so ganz ungeschickt und ungeübt sey, als es (nicht zur Ehre unsrer Schulverfaſsungen!) noch auf diesen Tag sogar die meisten unsrer Gelehrten — zu seyn beschuldiget werden.

DER NEUE AMADIS.

ERSTER THEIL.

ERSTER GESANG.

1.

Von irrenden Rittern und wandernden Schönen
Sing, komische Muse, in freyer irrenden Tönen!
Den Helden sing, der lange die Welt Berg auf Berg ab
Durchzog, das Gegenbild von einer Schönen zu finden,
Die aus dem Reich der Ideen herab
Gestiegen war, sein junges Herz zu entzünden,
Und der, es desto gewisser zu finden,
Von einer zur andern sich unvermerkt allen ergab:
Bis endlich dem stillen Verdienst der wenig scheinbarn Olinden
Das Wunder gelang, den Schwärmer in ihren Armen zu binden.

2.

„Allein, was werden (so denkst du vielleicht)
Zu unserm Gesang die strengen Kenner sagen?“
Die Kenner? — Gut! die wahren gewinnest du leicht;
Ergetzt dein Lied, so wird kein Kluger fragen,
Ob Aristoteles ihm — mit allem Respekt vor dem Haupt
Der Kritiker sey es gesagt! — sich so zu ergetzen erlaubt.
Die Grazie tanzt nach unstudierten Gesetzen,
Mit ungelerntem Gesang entzückt Filomela die Flur;
Bleib du dem Wahren getreu und der ungeschminkten Natur,
So kannst du, auf meine Gefahr, die andern Regeln verletzen.

3.

Erobre den Beyfall der lesenden Welt
Und sey, wo möglich, die Schöne, die allen gefällt.
„Ich? ruft die Muse mit spottendem Lachen,
Die Mühe, dächt' ich, erlieſsen Sie mir!
So wollten Sie mich zur Lais des Publikums machen?
Ich sollte in seinem Dienst mich hypochondrisch wachen?
Sie hoffen ein wenig zu viel von meiner Dienstbegier.

Gewohnt die Sommernacht mit Grazien wegzuscherzen,
Sänn' ich mich mager und bleich beym Dampfe nächtlicher Kerzen,
Und kraute die Nägel mir ab? und wofür?

4.

Daſs Kritikus mich und Antikritikus preise? 1)
Ein feiner Ersatz! Herr Dichter, wo denken Sie hin?
Nein! allen Ruhm des Sängers der Frösche und Mäuse
Erkauft' ich nicht — um ein spitziges Kinn!
Ich lobe mir die runden sorglosen Backen,
Das doppelte Kinn, den vollen Busen und Nacken
Von meiner Schwester U**rin! 2)
Ihr Beyspiel reitzt. Fahr wohl, o Beyfall der Kenner!
Ich würde, um deinetwillen, zu einer Sibylle von Denner?
Nein! wahrlich nicht, so wahr ich Muse bin!

5.

Euch, Schwestern, mit denen ich oft in sommernächtlichen Stunden,
Am Rande der unberühmt schleichenden Riſs, 3)
Wie am Eurotas einst und am Sokrat'schen Ilyſs,

Den goldnen Gürtel losgebunden,
Euch weih' ich meinen Gesang! Ihn hört der romantische Hain,
Den um Luisenlust die Oreaden gewunden,
Ihn hören, in Lauben versteckt, die Nymfen bey Cynthiens Schein;
Und fern in Felsen spitzt ein alter Faun die Ohren,
Er rafft vom Schlauche sich auf, in süſsem Taumel verloren,
Und schlummert horchend wieder ein.

6.

Vielleicht daſs auch, indem sie die reitzenden Schatten
Mit ihrer Freundin besucht, des Weisen Tochter uns hört,
Der, mit Verdiensten und Jahren beschwert,
Dem Vaterland theuer und Königen werth,
Des Lebens Abend hier in selbstgepflanzten Schatten
Verlebte, wie Sülly und Harley den ihrigen ausgelebt hatten.
Vielleicht, ihr Grazien, hört in unbelauschter Ruh'
Sie, die von Euch die Gabe zu scherzen
Und zu gefallen empfing, gleich schön an Geist und Herzen,
Dann unsern Spielen lächelnd zu.

7.

Ihr Lächeln gewährt uns sicher den Beyfall von allen,
Die selbst verdienen, der Welt und uns zu gefallen.
Wem sängen wir sonst? Gewiſs nicht dem grämlichen Mann,
Dem gelben Smelfungus, dem Mann von abgestumpften Sinnen,
Dem Onkel Toby selbst kein Lächeln abgewinnen,
Schach Baham nicht die Stirn entrunzeln kann;
Der in Minervens göttlichstem Bilde
Mit Mühe die Göttin erkennt, doch nur an — ihrem Schilde,
Der Venus am Arno sein Auge geärgert entzieht,
Und nur ein Weib — sogar in Niobe sieht.

8.

Auch nicht Tartüffen, der stracks zum Bösen versucht sich fühlet,
Wenn Zefyr in Unschuld mit Hebens Schleier spielet,
Und wenn der schönen Sünderin Bild
Sein rollendes Auge mit heuchelnden Thränen erfüllt,
Susannens Alten gleich, nach ihrem Busen schielet.

Noch Fatmen, die künstlich und falsch, wie ihr studiertes Gesicht,
Bey Nacht Quartillen gleicht, bey Tage wie Seneka spricht; 4)
Noch jenem, der, gegen sich selbst in fanatischem Eifer entflammet,
Die Freuden, die er nicht kennt, miſsgünstig an andern verdammet:
Flieht, Ungeweihte! für euch tönt meine Leier nicht!“

9.

Sie fliehen, Muse, sie fliehn, von rosenbekränzten Satyren
Aus unsern Augen gepeitscht! — Beginne nun deinen Gesang!
Es reiseten, quer durch die Welt, auf ihren langhalsigen Thieren,
Schach Bambo's Töchter bereits drey ganzer Monate lang,
Als, an des Atlas Fuſs, in einem schattigen Thale
Die strenge Mittagsgluth sie abzusteigen zwang.
Ein reiches Gezelt wird unter den Palmen dem Strahle
Der Sonn' entgegen gespannt. Die Damen kleiden sich um.
Die Köche schwitzen indeſs: Man rüstet die Tafel zum Mahle,
Und ringsum legt sich auf Polstern die hohe Gesellschaft herum.

10.

Sechs Knaben, jeder so schön, wie Aezions zärtlicher Pinsel,
In Wollust getaucht, den Liebling Jovis gemahlt, 5)
Und jeder zum mindsten ein Prinz von einer kleinen Insel
Des festen Landes, bedienen die Tafel; sie strahlt
Von goldnem Geschirr und bunten japanischen Vasen,
Und Amber und Aloeholz beräuchert die fürstlichen Nasen.
Nenn' uns, Thalia, die Nahmen! — Vor allen, als älteste, hebt
Sich Leoparde heraus, die unerbittlichste Spröde,
Mit groſsen Junonischen Augen, für welche, so zärtlich als blöde,
Der Prinz von Trebisond nur an einer Faser noch lebt.

11.

Zur Rechten wiegt sich an ihr Prinzessin Dindonette,
Ihr Eichhorn Puck auf der Schulter, im Schooſs ihr türkischer Hund;
Ein gutes Mädchen zu Tisch und zu Bette,
Fromm wie ein Lamm, an Leib und Seele rund,
Nur (flüstert der Neid, nicht ohne scheinbaren Grund)

Ein wenig zu platt, und ein wenig zu fette.
Zur Linken spitzt mit gezierter Anmuth den Mund
Prinzessin Schatulliöse, die Keusche,
Und Fräulein Kolifischon macht uns mit vielem Geräusche
Das Schooſskind der gnäd'gen Mama durch Launen und Übermuth kund.

12.

Nie steht ihr Mäulchen still, stets flattern ihre Blicke,
Nie läſst sie Hände noch Füſse ruhn;
Voll Grillen und kleiner schalkhafter Tücke
Macht ihr quecksilberner Witz sich immer was zu thun
Das andre Leute verdrieſst; und weiſs sie nichts bessers, ey nun
So fliegt wie der Blitz die pudervolle Perücke
Von Trebisonds Kopf; denn Fräulein Kolifischon
Kennt kein Gesetz als jedes Augenblicks Laune,
Und diese läuft, wie gehext, mit ihrem Verstande davon;
Im übrigen eine reitzende Braune.

13.

Dem weinerlichen Blömurant,
Dem Sohn und Erben des Kaisers von Trebisonde,
Zur Rechten, prangt in aurorafarbem Gewand,

Mit Diamanten bedeckt, Miſs Blaffardine, die Blonde;
So blond und so sehr in ihre Blondheit verliebt,
Daſs lange schon niemand die Mühe sich giebt
Um ihrentwillen auch nur in einer Ode zu sterben:
Ihr frostiger Blick entnervt die kühnste Fantasie,
Und ihre Schönheit verspricht, weil noch kein Ritter für sie
Sich blond genug fand, der Nachwelt keinen Erben.

14.

Don Karamell schlieſst den Kranz, ein edler Ritter, und traun!
Nicht häſslich, sogar in Blaffardinens Augen,
Schön wie ein griechischer Fechter, allein zum Unglück braun;
Kein Mann, dem Ansehn nach, nur bloſs vom Blicke-saugen
Zu leben; ein hübsches Model zu einem Geſsnerschen Faun,
Doch in der Liebe ganz Geist; (so kann das Ansehn trügen!)
Gewohnt, sich bloſs am Anschaun zu begnügen,
Ein Erbe der Tugend und Zucht des seligen Seladon, 6)
So zärtlich wie er, so süſs von Manieren und Ton,
So weiblich von Gefühl, wiewohl von männlichern Zügen.

15.

Stets war er fertig zu Pferd und zu Fuſs
Für **Plato's** Amorn sich mit Riesen und Zwergen zu schlagen;
Die Liebe durfte, nach ihm, selbst in Gedanken nichts wagen
Als höchstens einen ekstatischen Kuſs
Auf seiner Göttin Hand. Nach Ritter Karamells Sagen
War **Dindonette** selbst, *in Naturalibus*, 7)
Für ihn ein bloſser Geist in einer **Vertügade.** 8)
Hingegen hatten bey ihm die Schönen alle — Verstand,
Und in Betracht der schönen Seele fand 9)
Ein Busen, wie reitzend er war, vor seinen Augen Gnade.

16.

Aus allen Freyern von Morgen, Mittag und Mitternacht,
Die an Schach **Bambo's** Hof sich wie die Meereswogen
Ergossen, hatte der Liebe furchtbare Macht
Nur diese Zwey den Schwestern nachgezogen,
Als ein Orakel, das **Bambo** sehr lächerlich fand,
Sie, was sie nicht hätten zu suchen, verband.

Don Blömurant, entschlossen sich ewig zu täuschen,
Hofft — aus Verzweiflung, und wird durch keine Miſshandlung geheilt:
Dem andern, der Dindonetten und Schatulliösen der Keuschen
Sein zärtliches Herz zu gleichen Theilen vertheilt,

17.

Schenkt, seinem Plato sey Dank! die Liebe süſsere Stunden.
Nicht etwa, daſs er sie schon zum Kapitulieren gebracht:
Ach nein! von Dieser wird ihm noch alles streitig gemacht,
Und Jene, beschäftigt mit ihren Puppen und Hunden,
Gab auf die erhabensten Sprüche mit halbem Ohre nur Acht.
Allein, er hatte, vom Mantel der Freundschaft umwunden,
Bey beiden doch einen Schleichweg zu ihrem Herzen gefunden.
Von ihm besorgte man nichts; er durfte die Hälfte der Nacht
Vor Dindonettens Bette sich setzen
Und zwischen Wachen und Schlaf mit Mährchen sie ergetzen.

18.

Ihr kennet nun, Freunde, so viel euch für itzt
Zu wissen dient, die Hauptpersonen im Stücke.
Die übrigen werden vor euerm günstigen Blicke
Sich stellen, wie es dem Schöpfer und Herrn
von ihrem Geschicke,
Zum Besten des Ganzen, worin sie bloſse Räder
sind, nützt.
Ihr seht, Schach Bambo's holde Kinder
Sind keine **Kassandern**, wie einst Herr Kalprenede geschnitzt. 10)
Sie sind die pure Natur, und ihre Ritter nicht
minder.
Wir pfuschen nicht gern an den Werken der
alma mater rerum,
Und lieben den Spruch: *ridendo dicere verum*. 11)

19.

Die Gesellschaft sondert nunmehr nach Tafel
sich einzeln ab,
Um, wo es jedem beliebt, der Mittagsruhe zu
pflegen.
Don Blömurant, mit einem entsetzlichen
Degen
An seiner Seite, den ihm der Zauberer **Padmanab**,
Sein Pathe, mit auf die Wanderschaft gab,
Sucht, seinen Schmerzen nachzuhängen,
Im nahen Walde den allerwaldigsten Ort,

Wo Hecken und Büsche fein dicht sich in einander mengen.
Dort wirft er sich an eines Gieſsbachs Bord,
Und klagt den Felsen sein Leiden von Leoparden, der Strengen.

20.

Herr Karamell lag inzwischen, von einem Lorberstrauch
Umschattet, züchtiglich zu Schatuliösens Füſsen,
Und schien, wie dort bey Armiden der liebeskranke Gauch
Rinaldo, in schmachtende Blicke wollüstig hinzuflieſsen:
Indessen die Dame, ihr rosenfarbes Gesicht
Im weiſsen Arme verbergend, nicht wahrnimmt, oder nicht achtet,
Mit welchem Ernst er den Anfang der zierlichsten Wade betrachtet,
Den ihm, verschönert vom dämmernden Licht,
Ein Amor, unter den Falbeln von ihrem Rocke verstecket,
So, wie sie zurück gelehnt sitzt, mit schlauem Lächeln entdecket.

21.

In einer andern Laube hielt
Miſs Blaffardinen, der Blonden und Kalten,

Ein Zwerg (denn damahls hatten die Zwerge noch viel zu verwalten)
Den gröſsten Spiegel vor, den je ein Zwerg gehalten.
Sie sieht, mit dem lächelnden Stolz, den Venus auf Ida gefühlt,
Als Paris sie zur Schönsten erkoren,
Wie herrlich blond in blond auf ihrer Stirne spielt:
Indeſs Leoparde, die Strenge, von zwanzig bewaffneten Mohren
Und einem Gewebe von Laub vor männlichen Blicken geschützt,
Dianen ähnlich, im Bade mit ihren Zofen sitzt.

22.

Auf einmahl erschallt von scharfen schmetternden Tönen,
Unzählig vom Echo verdoppelt, der Wald.
Der unvermuthete Schall schreckt unsre ruhenden Schönen;
Man lauscht, man rennt, man fragt einander, und bald
Stellt ihnen sich von allen möglichen Scenen
Die seltsamste dar. Zwölf Knaben, alle in Grün
Und reich gestickt, sein Waldhorn jeder am Munde,

Sieht man, in Paaren, zuerst auf Apfelschimmeln ziehn,
Und alle blasen zugleich; drauf folgt im Mittelgrunde
Auf einem arabischen Klepper ein zierlicher Paladin.

23.

Mehr einem süſsen Herrn als einem irrenden Ritter
Glich er, ein **Galaor** mehr an Schönheit als an Kraft.
Sein fliegendes Kleid war siebenfarbiger Taft,
Sein Helm ein kleiner Hut, verbrämt mit goldnem Geflitter.
Ein groſser Sonnenschirm an einem Rosa Band
Hängt statt des Schildes an seiner Schulter; ein Fächer,
Mit Amors Siegen bemahlt, dient seiner schneeweiſsen Hand
Für Schwert und Lanze, für Bogen und Köcher;
Und funfzig Schritte ringsum verfälscht der öhlige Duft
Von seinen bebalsamten Locken die Luft.

24.

Zu seiner Bedeckung folgt auf einem Elefanten,
Mit Eisenblechen behängt, der Riese **Moulineau.** 12)
Den Damen däucht es zum wenigsten so,

Die stracks in ihm den gräſslichen Popanz erkannten,
Womit die Amme sie einst zu schweigen pflegte. Sie rannten
Vor seinem Knebelbart, wie schüchterne Rehe, davon.
Selbst Leoparde, vor Angst, dem neuen Enakssohn
Zur Beute zu werden, entstieg im ersten Schrecken dem Bade,
Und lief mit fliegenden Haaren, wie eine trunkne Mänade,
So leicht als Natur uns bekleidet, davon.

25.

Dem Schlummer entweckt, worein Don Karamells mystische Reden
Sie wiegten, wird Schatulliöse den Riesen kaum gewahr,
So übersieht sie auf einmahl die ungeheure Gefahr
Die ihrer Tugend dräut. Was könnte der Mann sich entblöden!
Vom bloſsen Gedanken empört sich jedes Haar
Auf ihrem Kopfe. Mit Recht! die ganze Riesenschaar
War, noch vom Blaubart her, nicht wohl bey ihr empfohlen. 13)
Sie flieht, sie schwebet vielmehr, wie Psyche vom Zefyr entführt,

Kaum werden von ihren beflügelten Sohlen
Die Spitzen des Grases im Laufen berührt.

26.

Umsonst ruft Karamell sie in seinen Schutz zurücke:
Der Riese, den die Angst mit jedem Augenblicke
Um etliche Spannen in ihrem Wahn verlängt,
Spornt ihre Tugend so scharf, daſs alles nichts verfängt
Was jener bittet und flucht. Sie läuft, und merkt nicht vor Schrecken
Daſs hier und dort an Standen und Hecken
Ihr Schleier und manches Fragment von ihrem Unterrock hängt.
Der Ritter, von Eifer und Liebe gedrängt,
Rennt ihr vergebens nach; schon liegen Thäler und Wiesen
Und Hügel zwischen ihr, und dem eingebildeten Riesen.

27.

Auf einmahl hemmet der schnellen Füſse Flug
Ein Fluſs, nicht Meilen breit, doch immer breit genug.
An welchen Gott soll itzt die Keusche sich wenden?
Zum Glücke lag am Gestade, vom Riedgras halb versteckt,

Im Sonnenschein ein Fluſsgott hingestreckt,
Sein Haupt mit Binsen bekränzt, und um die
zottigen Lenden,
Statt alles Gewandes, mit Schilfe bedeckt.
Welch Grauen hätt' ihr vor kurzem ein solcher
Anblick erweckt!
Doch itzt, in der Angst vor gröſserm Harme,
Schlieſst sie die Augen und stürzt dem Triton
in die Arme. 14)

Varianten der ersten Ausgabe.

Stanze 1.

Den Helden besing, der lange Berg auf und Berg ab
Die Welt durchstrich, um eine Schöne zu finden,
Die fähig wäre für ihn, was er für sie, zu empfinden u. s. w.

St. 18. (S. 31. der ersten A.)

Die übrigen werden, so wie ihr gutes und böses Geschicke
Ins Spiel sie mischen wird, vor euerm günstigen Blicke
Sich stellen, wie sie sind, nicht wie sie ein Phidias schnitzt.
Denn Bambo's Töchter (gesagt im Vertrauen)
Sind, gegen den ritterschaftlichen Brauch,
Die pure Natur, und ihre Ritter auch.

Anmerkungen.

1) Daſs Kritikus mich und Antikritikus preise.

Eine Anspielung auf zwey kunstrichterliche Parteyen, (die Klotzische und Anti-Klotzische) welche um die Zeit, da dieses Gedicht geschrieben wurde, viel Lärmens auf dem deutschen Parnaſs machten. Antikritikus war der Titel eines gegen die Klotzische Partey gerichteten Journals von kurzer Dauer, welches dermahlen wohl bereits unter die *libros rariores* gehören mag.

2) Ich lobe mir die runden sorglosen Backen
Das doppelte Kinn, den vollen Busen und
Nacken u. s. w.

Wer gegenwärtig noch so glücklich ist, eine um jene Zeit herausgekommene Sammlung von Gedichten der damahls sehr beliebten und belobten Dichterin, die hier gemeint ist, zu besitzen, wird gestehen, daſs ihr derselben vorgesetztes, ziemlich schlecht gestochnes Bildniſs in diesen zwey Versen sehr getreu kopiert ist. Das Ganze (die Modefrisur von 1766, die steife Schnürbrust, und die drey- oder vierfachen Spitzenmanschetten mit eingerechnet) machte wirklich einen komischen Kontrast mit der Gestalt und dem Kostum, unter welchen man sich die Musen zu denken gewohnt ist; und in der genialischen Laune, der das gegenwärtige ganze Gedicht sein Daseyn zu danken hat, war es dem Verfasser vielleicht zu verzeihen, daſs er dem Einfall nicht widerstehen konnte, der kleinen Eitelkeit, die man der Dichterin, bey freywilliger Ausstellung einer solchen Fülle von Naturgaben, gar wohl zutrauen konnte, hier sein Kompliment zu machen.

3) der unberühmt schleichenden Riſs.

So heiſst ein kleiner Fluſs, an welchem die Schwäbische Reichsstadt Biberach, die Vaterstadt des Dichters, liegt, in welcher die ersten Gesänge des Neuen Amadis geschrieben wurden.

4) Bey Nacht Quartillen gleicht u. s. w.

Eine Römische Dame aus dem Jahrhundert Augusts, die in Petrons Satyrikon figuriert, und zu welcher die Fatme in Krebillons Sofa das Gegenbild zu seyn scheint.

5) Aezions zärtlicher Pinsel u. s. w.

Ob Aezion (ein Mahler, den wir bloſs aus Lucians Schriften kennen) jemahls einen Ganymed gemahlt habe, ist unbekannt. Hier scheint auf ein antikes Gemählde gedeutet zu werden, welches uns Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst beschreibt. „Der darauf dargestellte Liebling Jovis ist ohne Zweifel (sagt Winkelmann) eine der allerschönsten Figuren, die aus dem Alterthum übrig sind, und mit dem Gesichte desselben ist nichts zu vergleichen; es bluhet so viel Wollust auf demselben, daſs dessen ganzes Leben nichts als ein Kuſs zu seyn scheint.“ — Was unsern Dichter veranlaſst haben mag, den Mahler Aezion durch Zärtlichkeit des Pinsels zu karakterisieren, und ihm zuzutrauen, daſs er einen Ganymed wie der Winkelmannische gemahlt haben könnte, ist vermuthlich das Gemählde von Alexander und Roxane, welches Lucian in seinem Herodot oder Aezion, um so viel zuverlässiger beschreibt, da er es selbst zu Rom gesehen zu haben versichert. Der Begriff, den unser Dichter von diesem Mahler giebt, scheint dadurch hinlänglich gerechtfertigt zu seyn, und wird durch eine Stelle der Bilder, oder des Ideals einer vollkommnen Frau, von eben denselben Verfasser, noch mehr bestätigt, wo er, um seine Panthea auszumahlen, vier Mahler (vermuthlich die besten, die er kannte) den Polygnotus, Eufranor, Apelles und Aezion, zu Hülfe nimmt, und den Mund, den eigentlichen Sitz der Grazie, von der Roxane des letztern entlehnt.

6) des seligen Seladon.

Ein Dichter ist berechtiget, bey seinen Lesern einige Kenntniſs der Mythologie und Geschichte, und einige Belesenheit in Romanen, Schauspielen und andern Werken der Einbildungskraft und des Witzes vorauszusetzen: und es würde daher unnöthig seyn, zu allen solchen Nahmen Anmerkungen zu machen, die einem jeden bekannt sind, der nur den kleinsten Grad von Belesenheit hat. Der eben so schöne als zucht- und tugendreiche Schäfer Seladon, der Held des groſsen heroischen Pastoral-Romans Asträa, ist unstreitig einer von diesen allgemein bekannten Nahmen in der poetischen Welt; man sagt, zärtlich wie Seladon, wie man zu sagen pflegt, schön wie Adonis, oder, tapfer und höflich wie Don Quichotte; jedermann versteht, was man damit sagen will, wiewohl in unsern Tagen vielleicht in ganz Europa nicht drey Personen leben, welche sich rühmen könnten, die Asträa des Marquis von Urfé gelesen zu haben, die doch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die ganze schöne Welt bezauberte, *qui faisoit les delices des personnes les plus spirituelles et même des savans*, wie der P. Niceron sagt. Um eine solche Wirkung zu thun, muſste sie wesentliche, durch die Veränderungen, welche die Zeit im Geschmack, in den Sitten und in der ganzen Vorstellungart kultivierter Völker hervorbringt, unzerstörbare Verdienste haben: und so urtheilte auch der Abbé Souchai, da er 1733 eine neue Ausgabe der Asträa in zehen Duodezbänden bey Didot in Paris besorgte, worin er, ohne an dem Hauptwerk und an den Episoden etwas zu verändern, bloſs die allzu langen und spitzfündigen Konversazionen abgekürzt und die etwas altfränkische Sprache aufgefrischt hat. Aber auch zu dieser modernisierten Ausgabe konnten wenige Leser von Geschmack so viel Geduld aufbringen, als nöthig ist, sich von Herrn D'Urfé's höfischen, ritterhaften, gelehrten und Platonisch verliebten Schäfern zehn Bände durch — lange Weile machen zu lassen. Um also solchen Lesern zu Hülfe zu kommen, die mit so berühmten Personen, als Seladon und Asträa, gern Bekanntschaft machen möchten, aber nicht Muth genug haben, sich durch einen so voluminösen, mit so vielen Episoden durchwebten und mit so viel Theologie, Filosofie, Politik und allen andern Arten von Gelehrsamkeit überladenen Roman durchzuarbeiten: hat ein Ungenannter die Quintessenz aus demselben heraus gezogen und unter dem Titel der Neuen Asträa eine kleine Komposizion daraus gemacht, die man im neunten Bande der *Bibliothèque de Campagne* (Genf 1761) finden kann, und deren gröſstes Verdienst ist, daſs sie nur sechs Bogen einnimmt. Der Menschenforscher, der in einem einst allgemein geschätzten Werke dieser Art den Geist und Karakter der Zeit aufsucht — ein Zweck, in dessen Rücksicht ein Roman, wie die Asträa des D'Urfé, selbst für den filosofischen Geschichtschreiber wichtig ist — wird immer lieber die vier dicken Bände der ersten Ausgabe durchlaufen, als seine Zeit mit Lesung einer Asträa *in nuce* verderben, die weder das Verdienst des Originals hat, noch durch ihr eigenes unterhalten kann.

7) *in Naturalibus.*

D. i. in dem kunstlosen Aufzuge, worin Lucian die drey Göttinnen dem Urtheil des Paris, Ariost die schöne Angelika den Blicken des Ruggiero und die schöne Olympia der Imaginazion seiner Leser, Thomson in seinem Sommer die schöne Musidora der verstohlnen Beschauung des jungen Damon, und auch der trivialste Farbenklecker die Stammältern des Menschengeschlechts (wiewohl so häſslich, daſs die strengsten Verurtheiler der Nuditäten damit zufrieden seyn können) ohne Bedenken den Augen der Andacht selbst in jeder Dorfkirche aussetzt.

8) ein bloſser Geist in einer Vertügade.

Die Vertugade, auch Vertugadin und Guard'infante genannt, machte ein wesentliches Stück der *grande parure* der Damen in Franz I. und Heinrich II. Zeiten aus. Sie war eine Art von steifem Reifrock, von einer Form, die man aus Gemählden dieser Zeit am besten kennen lernt. So lächerlich uns dieser Reifrock, durch welchen die schönsten Prinzessen des sechzehnten Jahrhunderts sich verschönert glaubten, jetzt selbst auf einer Maskerade vorkäme, so gut schickte er sich zum Ganzen der damahligen Modetracht der Damen, die gerade das Gegentheil des gewöhnlichen Kostums der Grazien war. Wenn dieses der Imaginazion alle Mühe erspart, so machte es ihr jener beynahe unmöglich, zu errathen, was für eine Figur unter dieser Verkleidung verborgen stecke.

9) Und in Betracht der schönen Seele u. s. w.

„Der Betracht (sagt Adelung in seinem Wörterbuche) ist ein oberdeutsches Wort, und die Redensarten, in diesem oder jenem Betracht, u. s. w. werden in der reinen Schreibart billig vermieden.“ Ich sehe diese Billigkeit nicht. Denn, 1) fehlet viel, daſs Betracht und Betrachtung völlig Synonymen seyn sollten: Betracht entspricht dem französischen *égard* in den Redensarten, *en égard, à l'égard* u. s. w.; Betrachtung hingegen den Wörtern *consideration*, *reflexion*, u. a. in einer bekannten Bedeutung dieser Wörter, wenn gleich nicht in allen. Man sagt auch in Oberdeutschland nicht der Betracht eines Gemähldes, sondern die Betrachtung. 2) Wäre es ganz und gar nicht billig, ein altes, echtdeutsches zweysylbiges Wort, zu Gunsten eines durch das dumpf näselnde Suffixum ung in drey Sylben ausgedehnten, aus der Dichtersprache ausmerzen zu wollen: da doch einem Dichter öfters (wiewohl dieſs hier nicht der Fall war) an einem schicklichen Worte von zwey Sylben viel gelegen seyn kann. Überhaupt hat der gelehrteste Grammatiker und Lexikograf nur seine einzelne Stimme bey Entscheidung solcher Fragen, und auch diese gilt nur so viel, als die Gründe gelten, womit er seine Meinung unterstützt.

10) Klaudius Walther von Costes, Herr de la Calprenede, Verfasser der Kassandra, der Kleopatra, und des Faramond, hat (wie der Herausgeber der *Bibliotheque universelle des Romans* sehr schön gezeigt hat) keines Weges verdient unter die elenden Skribenten verstoſsen zu werden; und Boileau — der sich an mehrern wackern Männern seiner Nazion, besonders an dem Operndichter Quinault, schwer versündigt hat — mag die Schuld der Note zur ersten Ausgabe, in welcher von dem Verfasser der Kassandra nicht gebührlich gesprochen wird, wenigstens zur Hälfte auf sich nehmen; wiewohl auch der

Verfasser der Note, der einen ihm Unbekannten auf das bloſse Wort eines Andern, wie groſs auch sein Ansehen sey, miſshandelte, keine Schonung verdient. Freylich ist es keine sehr empfehlende Eigenschaft der heroischen Romane dieses fruchtbaren Autors, daſs sie zehn bis zwölf dicke Oktavbände stark sind. Aber ihr gröſster Fehler ist doch wohl, nicht, daſs sie in ihrer Art und für sich selbst nicht vortrefflich seyn sollten, sondern daſs wir und unsre Zeit zu solchen Geisteswerken und Geistesunterhaltungen nicht mehr passen; so wenig zu ihnen passen, als unsre Schultern und Rücken zu den schweren Rüstungen, und unsre Fäuste zu den Lanzen und Schwertern unsrer kraftvollen Vorfahren. Wohl den Herren und Damen der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, die noch Kopf und Gedächtniſs und Nerven und Gesundheit des Leibes und der Seele, und an Idealen hoher sittlicher Schönheit Geschmack genug hatten, um im Lesen und Wiederlesen der zwölf dicken Bände der Kassandra eine Unterhaltung des Geistes und Herzens zu finden, die wir in den gröſsten Theils schalen, schwächlichen, krampfigen und epileptischen Produkten unsrer Zeit, die an die Stelle der Kassandern und Klelien gekommen sind, vergebens suchen.

11) Wir bessern nicht gern an den Werken der *alma mater rerum*, u. s. w.

Man hat unserm Dichter die Lizenz, nach Buttlers, Priors, u. a. Beyspiel, lateinische Brocken — *cum grano salis* — in dieses launische Werk einzumengen, so wohl aufgenommen, dafs es billig dabey sein Verbleiben hat. Denen, die aus Patriotismus diese zwey Verse lieber ganz deutsch haben möchten, stellen wir frey, ob sie lieber lesen wollen:

Wir bessern nicht gern an den Werken der guten Mutter der Dinge,
Und lieben, wie Flakkus, dafs man die Wahrheit lachend singe.

12) der Riese Moulineau.

Aus dem Bélier des Grafen Hamilton bekannt.

13) War noch von Blaubart her u. s. w.

S. die berühmten *Contes de ma mere l'Oye*, wovon, kurz vor der ersten Erscheinung des Neuen Amadis, eine Ausgabe, französisch und deutsch, bey Arnold Wever in Berlin heraus gekommen war, und welche man itzt in einer Übersetzung, die den Ton des Originals glücklich getroffen hat, in der Blauen Bibliothek aller Nazionen lesen kann.

14) und stürzt dem Triton in die Arme.

Wir wissen in solchen Dingen ungefähr auch was jedermann weifs. Tritonen sind keine Flufsgötter, sondern Söhne des Oceans, die ihre gewöhnliche Residenz im Meere haben. Allein, warum sollte sich nicht auch einmahl ein Triton, der grofsen Wasserwelt überdrüssig, in einen ansehnlichen Flufs haben zurückziehen können? Und wer wehrt uns zu glauben, dafs die bey den Alten vorkommenden Flüsse dieses Nahmens ihre Benennung von solchen retirierten Meergöttern erhalten haben?

ZWEYTER GESANG.

1.

Indessen lag die runde Dindonette,
In süſser Ruh', auf einem elastischen Bette,
Dem edeln Verdauungswerk ob. Zwerg oder Riese war
Ihr völlig gleich; sie träumte von keiner Gefahr,
Und hatte keine Vermuthung (wir sagen's ihr zur Ehre)
Als ob ein Riese mehr Mann als andre Männer wäre.
Doch Kolifischon, von der Hoffnung zu Abenteuern entzückt,
Sobald sie den zierlichen Ritter und seinen Fächer erblickt,
Hüpft ihrem Putztisch zu, macht ihren Kopf zu rechte,
Und sucht die Miene, die ihr am besten lassen möchte.

2.

Herr **Parasol** (so hieſs der zarte Paladin)
Zog, nach dem Rittergebrauch, den wenig Regeln binden,
Mit seinem ganzen Gefolge bis vor die Zelten hin,
Erfreut, dem Anschein nach, hier gute Gesellschaft zu finden.
Ein süſser Geruch von destilliertem Schasmin
Macht eine Atmosfäre, indem er zieht, um ihn.
Ihn sehn erstaunt, mit halb verächtlichem Lächeln,
Die Kammermädchen im äuſsern Gezelt
Sein jüngferliches Gesicht mit vielem Anstand befächeln,
Und alle bekennen, er sey der seltsamste Ritter der Welt.

3.

Nicht halb so sehr Riese, als ihn der vergröſsernde Schrecken gemacht,
Doch lang und breit genug zu einem Ehrengesandten, 1)
Steigt jetzt der Riese herab von seinem Elefanten,
Und schreitet voran, von allen angelacht,
Den Töchtern Bambo's die Ankunft des lilienwangigen Helden,
Und seinen Gruſs zuvor und sein Verlangen zu melden,

Die Reitze, womit die Natur ihn über und über verbrämt,
Vor ihren Augen zu entfalten;
Indessen Parasol selbst sich, vornehm-gnädig, bequemt
Die Damen im äuſsern Gezelt galant zu unterhalten.

4.

Die schöne Kolifischon, von sieben Nymfen umringt,
(Ihr Muthwill hätte leicht noch sieben mehr beschäftigt)
Steht nun bewaffnet da mit allem was Herzen bezwingt.
Ihr Spiegel, vom lauten Entzücken der schlauen Zofen bekräftigt,
Verspricht ihr den glänzendsten Sieg. Das goldne Glöckchen erklingt,
Und rauschend öffnen sich des Vorgezeltes Flügel,
Als mit dem letzten Blick in den Spiegel
Die Dame noch etwas entdeckt. Ihr Götter! von Schrecken entseelt
Fliegt sie dem Putztisch zu. Was ist's? o Himmel! das Siegel
Von ihrem Triumf — noch eine Musche, fehlt!

5.

Dank sey den Göttern! sie sitzt, die Sieg weissagende Musche,
Und hinter ihr lau'rt, wie ein Faun in einem dunkeln Busche,
Ein schelmischer Amor versteckt. Nun ist's um den Fremden geschehn!
Zehn Feen können ihn nicht vor dieser Schlinge retten.
Der Fremde denkt vielleicht anders; ich möchte für sie nicht wetten!
Es könnt' ihr mit ihm, wie Montaignen mit seiner Katze, gehn. *)
Der erste Anblick bewies, der Ritter sey für die Dame,
Sie für den Ritter gemacht. Denn alles, sogar der Nahme,
Ist Harmonie. Nun sag' ein Freygeist mehr,
Die Sympathie sey bloſses Ungefähr!

6.

Der Blick, an welchem zwey Seelen einander stracks erkennen,
Und, wie vom nehmlichen Strahl getroffen, zugleich entbrennen,
Sey Grillenfängerey! — Der Ritter, in seiner Sfar'
Ein andrer Cäsar, tanzt unbefangen einher,
Kommt, sieht und siegt, und läſst, zu beider Theile Vergnügen,

So schnell er siegt, so schnell sich wieder besiegen.
Es flattern schmetterlingartig mit wechselseit'ger Begier
Die leichten Herzen einander entgegen:
Wie sollten sie auch der Natur zu widerstehen vermögen
Und ihrem groſsen Gesetz? Das Siegelwachs ziehet Papier,

7.

Die Erde den Mond, der schöne Herr die Kokette,
Und, umgekehrt, mit gleich magnetischer Kette
Den schönen Herrn das siegbegierige Weib.
Wo fänden sie sonst, als eines im andern, so vielen
Und angemeſsnen Zeitvertreib?
Und warum wären sie da, als mit einander zu spielen?
Noch lag mit halbem Leibe (die andre Hälfte ſaſs)
Der Ritter neben ihr auf dem Sofa, und schwatzt' ihr im Tone
Der fadsten Galanterie, wie zwischen Ernst und Spaſs,
Das Nehmliche vor, was Dame Quintanjone, 3)

8.

Was Königin Genievre, die Favoritin vom Dey
Zu Tunis, und jede andre, so gut als Kolifischette,
Bey solcher Gelegenheit auch von ihm vernommen hätte;
Macht übrigens den Zerstreuten dabey,
Als dächt' er was andres, spielt mit ihrem Papagay,
Schielt fleiſsig nach der Kante, die ihren Busen — nicht deckte,
Und suchet (schilt ihn gleich das Fräulein allzu frey)
Den Amor (so sagt er) der dort sich unter Rosen versteckte.
Die Klugheit, in solchen Fällen, macht einen Seitensprung,
Und Kolifischette war nicht zu solchen Künsten zu jung.

9.

Um anders wohin des Ritters Gedanken zu verschlagen,
Erkundigt sie sich nach der Ursach', die ihn zu der Grille bewegt,
Statt männlicher Waffen, nur Fächer und Sonnenschirm zu tragen?

Ich dächte, versetzt er, der Sonnenschirm — der legt
Von selbst sich aus; man braucht, um ein Gesichte
Zu haben, nun eben nicht gleich Adonis der zweyte zu seyn.
Was aber den Fächer betrifft, der spielt in meiner Geschichte
Die groſse Rolle, Madam, wiewohl der äuſsre Schein
Nicht viel verspricht. Mein Fächer spricht durch Thaten!
Mehr, Fräulein, darf ich nicht von meinem Geheimniſs verrathen.

10.

Sie scherzen, erwiedert die reitzende Kolifischon,
Was könnten Sie dabey riskieren müssen?
Allein, Sie kommen mit mir so wohlfeil nicht davon;
Ist's ein Geheimniſs, so muſs ich's nur um so eher wissen!
Spitzfündig lachend beharrt Herr Parasol darauf,
Des Fächers Geheimniſs sey nicht jeder Dame Kauf;
Die Ehrfurcht selbst gebiete ihm zu schweigen.
Nun gut, versetzt sie, so will ich's nicht wissen, Sennor;

Doch wenigstens sollen Sie mir den Wunderfächer zeigen!
Und plötzlich zieht sie ihn halb aus seinem Busen hervor.

11.

„Nur keine Gewalt, Madam! die würde hier nichts verfangen.
Die Schönen, die ihn zu sehen verlangen —
Doch still! ich hätte beynahe die ganze Sache verschwatzt!“
Nun, ruft die Infantin, die fast vor Neugier platzt,
Nicht länger das Kind gespielt! ich will ihn haben, Herr Ritter!
Und auf der hohen Stirn zieht sich ein dunkles Gewitter
Die finstern Augenbraunen herab;
Geschwinde, den Fächer, mein Herr! — „Wohlan! Sie sollen ihn sehen,
Doch anders kann es nicht als auf die Bedingung geschehen,
Mit welcher ihn meine Frau Tante mir gab.

12.

Um dieſs zu verstehen, Madam, geruhn Sie Sich sagen zu lassen,
Was meinen Fächer für eine Eigenschaft ziert.

Sobald sich eine Infantin entſchlieſst mich — nicht zu hassen,
Und auf die gehörige Art mich dessen überführt,
So wird von unsichtbaren Händen
Ihr Bildniſs, zum Sprechen getroffen, mit allen Nebenumständen,
So pünktlich, wie Vater Homer die Wunden und Beulen beschreibt
Die seine Helden sich schlagen, dem Fächer einverleibt.
Nun, sagen Sie, ob ihn zu sehn der Mühe sich lohnet? Ich wette
Sie finden kein solches Stück im Dresdner Kabinette!"

13.

Und, wenn man fragen darf, Herr Ritter, beläuft sich die Zahl
Der Bildnisse hoch? — „Ich bin zufrieden," erwiedert
Kaltsinnig Parasol. Sein lächelnder Kaltsinn befiedert
Des Fräuleins Neugier noch mehr. — Sie sind vielleicht in der Wahl
Nicht allzu ekel? — „Verzeihung! es klingt vermessen,
Allein, mein Fächer ist stolz, er mahlet nur Prinzessen,

Und, wenn ich richtig zählte, so wird
Nur eine einzige noch am ersten Hundert fehlen.“
Nur Eine? ruft sie erröthend. — „Ich habe
vielleicht mich geirrt;
Doch, wenn Sie zweifeln, so steht's bey Ihnen,
sie selber zu zählen.“

14.

Gut, Ritter! so geben Sie her! Wahrhaftig!
Neunzig und neun
Prinzessen auf Einem Fächer, und alle getroffen
zum Leben,
Und ihre Geschichte dazu — das muſs was
Herrliches seyn!
Sie haben, ich muſs gestehn, mir eine Neugier
gegeben,
Die bis zur Ungeduld geht. — „Der Fächer,
Königin,
Stånd' Ihnen, so wahr ich der Sklave von Ihren
Reitzungen bin!
Auch ohne Bedingung zu Dienst: allein, ich bin
gebunden.
So viele Prinzessen ich noch in meinem Wege
gefunden,
So viele lieſsen mich auch die nehmliche Neugier
sehn,
Und alle muſsten nun einmahl — sich zur Bedingung
verstehn.“

15.

Zu welcher? machen Sie's kurz! — „Madam — mich ein wenig zu lieben,
Und, ohne mich an die gewöhnliche Frist
Zu binden, die Probe darüber nicht lange aufzuschieben.
Dieſs ist das Ganze, Madam! Und doch, so wenig es ist,
So kommt, beym Eide, den ich der Tante Mab geschworen,
Mein Fächer um weniger nicht in eine weibliche Hand. —“
Sie nennen das wenig? — Mein Herr, Sie haben was verloren,
So wenig es ist, so ist's doch — Ihr Verstand!
Sie sind, verzeihen Sie mir, der unverschämteste Knabe
(Setzt sie halb lächelnd hinzu) den ich erwandert habe.

16.

„Im Gegentheil, schönste Prinzessin! erwiedert Parasol,
Wo fänden Sie einen andern so zahm und ehrfurchtsvoll
Als Ihren gehorsamsten Diener? Die Künste, ein Herz zu verführen,
Verschmäh' ich; ich brauche sie nicht. Die Neugier spielt ihr Spiel,

Ich bleibe ruhig. Seitdem's der ersten Infantin gefiel
Den magischen Fächer mit ihrem Bilde zu zieren,
(Es war ein reitzendes Kind und würdig die erste zu seyn!)
Seitdem zog alle andern ihr eigner Vorwitz hinein.
Mir gilt es gleich.“ — Herr Ritter, man muſs gestehen,
Sie sind ein abscheulicher Mensch! — Und dennoch muſs ich ihn sehn! —

17.

Mit diesen Worten versucht die rasche Kolifischon
Noch einmahl den Fächer ihm aus dem Busen zu winden.
Die Fehde dauerte noch, als aus den benachbarten Gründen
Des Waldes plötzlich der eiserne Ton
Von klirrenden Waffen ihr Ohr mit Schrecken rühret.
Sie läſst von ihm ab. Des Ritters Wange verlieret
Die Rosen vor Angst; und bleich, wie in Cynthiens Schein
Ein wandernder Geist, stürzt Dindonette herein:

„Herr Ritter, schützen Sie uns! Ein ganzes Heer von Mohren!
Beschützen Sie uns, sonst sind wir alle verloren!

18.

Beschützen Sie uns“ — Sehr wohl! — Dem Don Esplandian
Und seines gleichen ist schon so etwas zuzumuthen!
Allein Herr Parasol war, von Kindesbeinen an,
Ein abgesagter Feind vom Bluten.
Er tröstet sie also, indeſs auf sein Geheiſs
Der Riese zum Kampfplatz trabt, so gut er kann und weiſs.
Der Riese kommt schnaubend zurück. — „Was ist's?“ — Nichts als ein Ritter
In Waffen von Golde mit Edelsteinen beschwert,
Der gegen ihrer zwanzig sich wie ein Löwe wehrt.
Er donnert unter sie ein als wie ein Alpengewitter,

19.

Und jeder Streich ist Tod; schon liegen wenigstens zehn
Ins Gras gestreckt; und doch, von Bluten und Siegen
Erschöpft, muſs endlich Ein Mann so vielen unterliegen. —
„Und du, schreyt Parasol, hast ruhig zugesehn?

Der Henker hohle den Schöps!“ — Mein Herr, erwiedert der Riese,
Sie gaben mir keinen Befehl zum Schlagen; ich sollte nur spähn
Wie stark die Feinde wären; zudem vergaſs ich im Gehn
Die stählerne Keule, und haben Sie ohne diese
Je einen meines Geschlechts nur auf Tapeten gesehn? —
„So nimm sie, Dummbart, und eile dem Ritter beyzustehn!“

20.

Herr **Morgan** stand noch da, und lieſs von seinem Zwerge
Die Nestel der Schuhe sich knüpfen; und ihm zur Seite stand,
Gleich einem aus Knochen und Fleisch zusammen gethürmten Berge,
Das edle Thier, sein Elefant:
Als, ohne auf ihn und seinen Kolben zu warten,
Vom Siege gekrönt, auf einem getiegerten Hengst
Der goldne Paladin, mit seinem Sancho, längst
Den Zelten, wo alle Augen voll Wunders auf ihn starrten,
Daher geschritten kam. Sobald ihn die Damen erblickt,
So wurden, ihn einzuladen, drey Knaben entgegen geschickt.

21.

Er schwang sich, wiewohl viel Blut an seinen Waffen herunter
Aus mancher Wunde ihm lief, so munter
Als ging es zum Tanze, vom Roſs; ihm hielten ehrfurchtsvoll
Die Knaben den goldenen Bügel, und Junker Parasol,
Am Eingang des Vorgezelts stehend, empfing ihn aufs höflichste, führte
Ihn an der Hand hinein, und präsentierte
Den Damen (wie er sagte) den tapfersten Ritter der Welt.
Die Damen machten, indem sie ihn grüſsten, eine Bewegung
Als wollten sie aufstehn; jedoch, nach beſsrer Überlegung,
Blieb's, bis auf weitern Bescheid, für dieſsmahl eingestellt.

22.

Dagegen ersetzte die runde Dindonette
Den Abgang, indem sie den Fremden nicht anders mit Blicken verschlang
Als ob sie noch keinen Mann vor ihm gesehen hätte.
Er war, wenn dieſs sie entschuldigt, ein echter Amadis, lang
Und wohl gebildet, dem Vatikanschen Apolle

An hohem Anstand gleich; ein fast zu schönes Gesicht,
Und Augen, womit er den Damen beym ersten Blicke verspricht
Wie zärtlich er, um den Sold der Minne, dienen wolle; 4)
Ob auch getreu? dieſs sagen sie eben nicht;
In diesem Punkt spielte sein Herz just nicht die rühmlichste Rolle.

23.

Denn, glaubt er in schönen Augen Gefühl zu lesen (und dieſs
Glaubt niemand leichter als er) so ist er schon gefangen.
So witzig auch Kolifischon, den Vorzug zu erlangen,
So ungeheur lebhaft sie ist, mein neuer Amadis
Sieht Dindonetten nur, — die, offen und unbefangen,
Ein echtes Kind der Natur, sich ihrem Gefühl überlieſs.
Denn was der guten Prinzessin in ihrem ganzen Leben
Den wenigsten Kummer gemacht, war wohl, von diesem und dem,
Was in ihr vorging, sich Rechenschaft zu geben;
Genug für sie, war's ihr nur angenehm.

24.

Nun rechnet hinzu — was der Liebe gewiſs noch nie geschadet,
Den zierlichsten Fuſs, auf dem je eine Infantin stand,
Den rundesten Arm, die küssenswürdigste Hand,
Und einen Hals, wie Cytheren, die mit Adonis sich badet,
Marino giebt; 5) ein blaues Augenpaar
Das ohne Verstellung und Kunst mehr sagte als sie dachte,
Und einen Blumenstrauſs, der desto sichtbarer machte
Was er verbergen sollte, wie damahls Mode war:
Und wenn ich Heil'ge damit nicht aus der Fassung bringe,
So sagt, ich wisse nichts vom Gang der menschlichen Dinge!

25.

Herr Amadis, der sich just für keinen Heiligen gab,
Entdeckte durch stille Seufzer und Blicke voll zärtlicher Wehmuth
(Nach seiner Gewohnheit) was sich in seiner Seele begab.
Indessen verrieth das Blut, das seinen Panzer herab
In Tropfen schlich, was er aus stolzer Demuth

Verhehlen wollte, indem er von seiner Heldenthat
Als einer Sache sprach, die keine Achtung verdiene.
Herr Parasol, geschwinde, geschwinde schaffen Sie Rath!
Rief Dindonette, indem sie mit ängstlicher Miene
Den schönen Paladin sich zu entwaffnen bat.

26.

Zum Glücke führte der Held mit dem Sonnendache,
Zur Sicherheit vor Schuſs und Hieb und Stich,
Den besten sinesischen Wundarzt mit sich.
Der schöne Ritter wird in einem andern Gemache
(Wo Dindonette ihm selbst das weichste Lager gedeckt)
Entwaffnet, besichtigt, bepflastert, verbunden,
Und sanft auſs Lager hingestreckt.
Der Arzt (kaum glaub' ich es selbst) gestand, daſs seine Wunden
Die leichtesten wären, die je sein Balsam geheilt, — ein Laudan,
Das, wenn man ihm glaubte, bereits unglaubliche Wunder gethan.

27.

Er hatte damit Gichtbrüchige, Blinde und Lahme,
Ja Todte sogar, in wenig Tagen geheilt.
Ein Blick, sprach Amadis leise, von dieser reitzenden Dame
(Auf Dindonetten, die noch an seinem Sofa verweilt,
War zärtlich sein Auge geheftet) vermöchte
Zu meiner Genesung mehr als aller Balsam der Welt;
Doch (setzt er seufzend hinzu) mein Horoskop ist gestellt,
Nie werd' ich glücklich seyn! — „Sie denken von meinem Geschlechte,
Spricht jene, auch gar zu übel! Wir nehmen's nicht halb so scharf;
Was wenigstens mich betrifft, wofern es nichts weiters bedarf,

28.

So bin ich bereit, mein Herr, Sie unverwandt anzuschauen
So lange Sie wollen. Vermuthlich taugen dazu
Die braunen und schwarzen Augen so gut nicht als die blauen?
Von Herzen gern, mein Herr, wofern's zu Ihrer Ruh'
Vonnöthen ist!“ — Sie können mit einem leidenden Herzen

(Versetzt tief seufzend der Ritter) so unbarmherzig scherzen? —
„Ich scherzen, mein Herr? Ich sehe Sie kennen mich nicht — “
Prinzessin, fällt ihr der Arzt mit einem Amtsgesicht
Ins Wort, um Vergebung! Sie machen den Pazienten sprechen,
Und ich erlaube nicht gern die Kunstgesetze zu brechen.

29.

Den Kunstgesetzen gehorsam legt Dindonette die Hand
Auf ihren schönen Mund, pflanzt neben den zärtlichen Kranken
In eine Bergere sich hin, und lächelt unverwandt
Mit Augen ihn an, die ihm für das Vergnügen danken
Das ihr sein Anblick macht. Sie fanden beide dabey
So vielen Zeitvertreib (denn seine Augen ruhten
Auf ihrem Blumenstrauſs) daſs keines in zwanzig Minuten
Ein Wörtchen zu sagen hatte. Doch, alles Einerley
Ermüdet zuletzt, und der Ritter, satt von Blicken,
Beginnt ihr schon die Hand vor langer Weile zu drücken.

50.

Das Schweigen, spricht endlich die Dame, wozu der Arzt uns zwang,
Macht, denk' ich, Ihnen und mir die Zeit ein wenig lang.
Die Wahrheit zu sagen, ich wuſste nicht, wo es mir fehlte;
Beständig stumm zu bleiben macht einem auch gar zu bang!
Was meinen Sie, wenn ich Ihnen ein hübsches Mährchen erzählte?
Ich konnte, zum Glück, in verwichener Nacht
Nicht schlafen — wir waren zu lange bey Tafel gesessen,
Es wurde viel geschäkert und gelacht,
Auch hatt' ich vielleicht zu viel von der Aalpastete gegessen,
Genug, ich hätte bis an den hellen Morgen gewacht,

51.

Wenn meine Amme nicht wäre. Die sollten Sie hören, Herr Ritter!
Im ganzen Arabienland muſs keine Erzählerin seyn
Wie meine Amme! Die Mährchen von Babiole, vom Widder,
Vom goldnen Zweig und von der Hindin im Hain,

Sind hübsch; doch, glauben Sie mir, das ihre war auch nicht bitter!
Ich wette, Sie schliefen so gut als ich darüber ein.
Aus Ihrem schönen Munde (versetzt mit erröthenden Wangen
Der neue Amadis, nach seiner höflichen Art)
Prinzessin, würde für mich sogar der blaue Bart
Und Melusine Reitz empfangen.

52.

„O gehn Sie mit Ihrem Blaubart, mein Herr! der goldne Hahn
Hat ganz ein ander Gesicht, spricht Fräulein Dindonette;
Sie sähen's ihm zwar beym ersten Blick nicht an,
Allein, Sie haben gewiſs dergleichen noch nicht, ich wette,
Gelesen noch gehört, es wäre denn — Bonbeningette.
Wohlan! Es war einmahl — Doch Eins beding' ich mir aus,
Herr Ritter! Sie müssen mir versprechen
So ruhig zu seyn wie eine Maus,
Und bis ich sage, mein Mährchen ist aus,
Mich ja bey Leibe nicht unterbrechen!

53.

Es war einmahl ein König im Feenland,
Der hatte sieben Schlösser, und sieben silberne Thürme

Auf jedem Schloſs, und auf jedem Thurme stand
Ein goldener Hahn. — Nun zählen Sie: sieben Thürme
Giebt sieben Hähne aufs Schloſs —“ Es kann nicht fehlen, Madam —
„So hören Sie nur! Sie sollen die Ursach' bald erfahren.
Die goldnen Hähne zu zählen, ob keiner fehle, kam
Der König täglich mit Sechsen angefahren,
Durchzählte sie selbst in eigner höchster Person
Mit groſsem Fleiſs, und fuhr dann wieder davon.

34.

Herr Ritter, drückt sie der Magen? Sie gähnen
Ja einmahl übers andre! — Nur einen Augenblick;
Ich komme sogleich mit Magentropfen zurück.“ —
Der Arme schwört bey allen Hähnen
Und Hennen der Welt, ihm fehle nichts; es sey
Bloſs seine Art oder Unart, vielleicht durch Feerey,
Bey Mährchen vor lauter Vergnügen den Magen so zu lüften —
„Sie nehmen wohl ungern ein, Herr Ritter? — Sie trauen mir
Doch hoffentlich zu, ich werde Sie nicht vergiften?
Nur einen Löffel voll von meinem Elixier!“

35.

Um nicht durch längern Widerstand
Das Fräulein, die es mit ihm so wohl meint, zu betrüben,
Schluckt Amadis wie ein Held, und fand
Selbst Wermuthsaft verwandle in ihrer schönen Hand
In Honig sich. — „Und nun, wo sind wir stehen geblieben?
Herr Ritter, helfen Sie mir ein wenig auf die Spur!“ —
Ich denke, sagt er, beym König, der täglich siebenmahl sieben
Verwünschte Hähne — „Genug! so hören Sie nur!
Der König also kam täglich mit Sechsen gefahren und zählte
Die Hähne so lange, so lange, bis endlich einer fehlte.

56.

Ich habe mich, denkt der König, verzählt,
Und fängt von vorn an zu zählen, und leider! immer fehlt
Der neun und vierzigste Hahn. Nun hätten Sie sehen sollen
Wie toll der Herr sich benahm. Er wurde so schwarz wie ein Mohr,

Wie Borsten sträubten sich die Augenbraunen empor,
Man glaubte ein Donnerwetter rollen
Zu hören, so schrie und knirscht' er vor Wuth:
Nie hatten die Junker am Hof ihn so erboſst gesehen:
Auch liefen sie alle so eilig, daſs mancher ohne Hut
Zurück kam; kurz, von allen blieb nur der Hofnarr stehen.

37.

Dieſs war sein Prärogativ. Denn, wenn der König manchmahl
(Was andern Königen wohl zuweilen auch geschehen)
Nicht wohl bey Troste war, und seinem Kanzler befahl
Ihm — was Sie wissen — zu thun, (und dann war's Zeit zu gehen!)
So konnt' er von allem was einem Menschen glich
Nur seinen Narren und Affen um sich leiden.
Herr Bruder, sagte der Narr, du bist, für einen gescheiden
Gekrönten Kopf, nicht halb so klug als ich:
Ich will den meinen, mit Kappe und Schellen,
Verlieren, oder dein Hahn soll sich bis morgen stellen!

38.

Ich kenne den Vogel! er ist nicht kleiner als ein Trappe,
Und ärger als Leda's Schwan auf eure Zofen erpicht.
Da steckt ein Geheimniſs dahinter. Ich setze meine Kappe
An eure Krone, Herr, wofern der Schäker nicht
Noch diese nehmliche Nacht uns ins Gehäge bricht;
Und thut er's, so nennt mich — langsam wenn ich ihn nicht ertappe!
Nun müssen Sie wissen, Herr Ritter, der König im Feenland
Hatt' eine Tochter, so schön wie Sonne, Mond und Sterne;
Und nicht, wie manche Prinzessin, nur etwa schön von ferne,
Sie wurde schöner und schöner je näher man vor ihr stand."

39.

So glich sie Ihnen, spricht der höfliche Paladin. —
„Das sagen Sie nur mich aufzuziehn,
Erwiedert mit einem Knicks die runde Dindonette,
Ich danke für den Stich!" — Herr Amadis seufzt' und schwieg.

„Nun hatte (fuhr ſie fort) die ſchöne Landririrette
(So hieſs die Prinzeſsin) ſo oft ſie auf ihren Zelter ſtieg,
Wohl vierzig bis funfzig Prinzen, die alle, um die Wette,
Sich zu der Ehre drängten, ihr
Den Fuſs in den Bügel zu ſetzen. Was wurde den Armen dafür?
Die Stolze that, als ob ſie keine Augen hätte.

40.

Das machte die Prinzen toll; ſie hieſsen ſie Tiegerthier,
Hyäne, Felſenherz, — was weiſs ich alles, was wir
Von euch oft hören müſsen, und fluchten Donner und Wetter,
Und wurden dabey ſo mager und grün als fräſsen ſie Gras.
Sie aber lachte dazu, ging ihres Weges, aſs
Und trank und ſchlief und wurde ſtets ſchöner und fetter.
Deſselbigen Tages nun, da der goldene Hahn verſchwand,
Begab ſich's, daſs die Prinzeſsin alleine
Spazieren ging, in einem kleinen Haine
Von Myrten, um deren jede ein Roſenſtock ſich wand.

41.

Sie werden's nicht übel nehmen, ein Mäntelchen ohne Mieder
Und, leichter als ein Wölkchen, ein seidner Unterrock
War all' ihr Putz. Sie wirft an einem Rosenstock,
Um auszuruhn, auf kurzes Gras sich nieder,
Und unvermerkt fängt sie zu schlummern an.
Da kommt, o Wunder! ein groſser goldner Hahn
Mit vollen Segeln angeflogen,
Der, ohne Bedenken, sich auf sie niederläſst.
Herr Ritter, wurden Sie je vom Alp im Schlafe gepreſst?
So war ihr. Sie konnte nicht schreyn, sah lauter Regenbogen

42.

Vor ihren Augen und wuſste nicht wie ihr geschah:
Als sich, ich weiſs nicht wie, mein Hahn des Vortheils ersah,
Und leise, leise, aus seinem smaragdenen Schnabel
Ein kleines Ey, nicht gröſser als eines Kolibri's,
In ihren Busen rollen lieſs.
Sie lächeln? — Denken Sie etwa, es sey nur eine Fabel?

Im Feenlande, mein Herr, spricht meine Amme (die dort
Als wie zu Hause ist) geschehen
Wohl närrschere Dinge als dieſs. Ich gebe Ihnen mein Wort,
Sie haben noch keinen Ball, wie jener war, gesehen,

43.

Den König Strauſs in seinem grünen Sahl
Dem König von Isma zu Ehren gegeben! 6)
Das muſs ich gestehn, was ich in meinem Leben
Zu sehen mir wünschte, wenn eine Fee die Wahl
Mir lieſse, das wäre so einen Ball zu sehen
Und mit zu tanzen! — Herr Ritter, Sie sind doch auch dabey?“ —
Mit vielem Vergnügen. — „Ich liebe den Tanz mit Schwärmerey;
Versprechen Sie mir, wenn etwa eine der Feen
Den Spaſs mir macht, ein Stündchen oder zwey
Mit ihrer Dienerin zu drehen!

44.

Doch, daſs ich den Hahn nicht vergesse, der, wie Sie wissen, ein Ey
Aus seinem smaragdenen Schnabel —“ Hier wird, durch ein lautes Geschrey
Im nächsten Gezelt, der König der Mährchen unterbrochen,
Und Amadis athmet (gefühllos für den Verlust

Der blauen Bibliothek) von neuem aus freyer Bruſt.
Sie hatte das letzte Wort nicht völlig ausgeſprochen,
So ſtürzt erſchrocken und keuchend ihr kleiner Mohr herein.
Prinzeſſin, fängt er an mit heulender Stimme zu krähen,
Ach! daſs es mich juſt trifft der Unglücksbote zu ſeyn!
Ihr Eichhorn — „Was ſagſt du? Was iſt dem armen Puck geſchehen?

45.

So ſprich!“ — Prinzeſſin, der Puck — „Er brach doch nicht ein Bein?“ —
Ach! Ach! — „Was ärgers? — Er fiel in's Waſſer?“ — Nein!
Das nicht! — „So iſt er todt?“ — Behüte!
So arg iſt's nicht! er kam nur von der Kette los
Und lief in den Wald. — „So renne! ruf alles zuſammen! biete
Fünfhundert Bambo's, und tauſend, mir iſt kein Preis zu groſs,
Dem Wiederbringer! — Sie glauben nicht was ich verliere
Herr Ritter! — Mein armer Puck! — Verzeihn Sie! — Glück zur Kur! —

Ich muſs ihm nach!“ — Und ohne weiters fuhr
Mit einem tiefen Knicks mein Fräulein aus der Thüre.

46.

Der Ritter, der während des Mährchens, mit dem
Das gute runde Geschöpf ihn sehr zu belustigen dachte,
Zwey mächtig klotzende Augen an unsre Erzählerin machte,
Fand seinen Irrthum an ihr nicht halb so angenehm
Als wir, die nichts dabey verlieren.
O! sagt' er beschämt zu sich selbst, zu schwacher Amadis!
Wie oft, wie oft wird dich noch die Fantasie verführen?
Die Gans, von der sich der König von Isma verführen lieſs,
War's wenigstens nur von auſsen: doch, diese Dindonette,
Welch eine vollständige Gans, sobald sie Federn hätte!

47.

Vergebens hoffst du die Schöne zu sehen,
Die deiner Empfindung entspricht, und diesem Bilde gleicht,

Das, wie ein elysischer Schatten, dir scheint entgegen zu gehen,
Mit leiser Stimme dir ruft, die Hand dir liebend reicht,
Und wenn du es glaubest zu halten, entfleucht.
Doch nein! sie täuschet mich nicht die schönste der Ideen,
Sie kann kein Hirngespenst seyn! Mit unermüdetem Lauf.
Sucht mein verlangendes Herz ihr schönes Urbild auf.
Ja, suchen will ich dich durch alle Zonen der Erde,
Mein Genius flüstert mir zu, daſs ich dich finden werde!

Varianten.

Stanze 33 u. f.

Die goldnen Hähne zu zählen, ob keiner fehle, kam
Der König alle Tage ich glaube zweymahl gefahren
Und zählte; denn, merken Sie Sich's, die goldnen Hähne waren
Von einer Fee so künstlich gemacht
Daſs man gewettet hätte sie lebten;
Sie krähten die Stunden bey Tag und bey Nacht,
Und witterten sie von fern ein Fräulein vom Hofe, so schwebten
Sie mit den Flügeln, und strotzten an allen Federn, und strebten
Sich los zu machen, wiewohl vergeblich; es war
Recht drollig zu sehn. Nun kam, wie ich sagte, der König
Und zählte sie Morgens und Abends. Da ward er einsmahls gewahr
Daſs einer fehlt'. Er erschrak, und zählte sie, Paar und Paar
Und einzeln, zweymahl und dreymahl, und immer war einer zu wenig;
Nur acht und vierzig, und vierzig und neun,
So viel als Thürme, sollten's seyn.

Nun denken Sie, wie sich der König dabey geberden mochte!
Er fuhr wie ein Kreisel herum, und flucht' entsetzlich, und pochte
So arg, daſs alles davon lief — Doch, nein,
Ich irrte, sein Hofnarr blieb, als alle lieſen, stehen.

Diese Stelle ist in der 33—36sten Stanze gänzlich umgeschmolzen und verändert worden.

Anmerkungen.

1) zu einem Ehrengesandten.

So nennt man in Helvezien die Gesandten der Kantonen und zugewandten Orte zu ihren Tagsatzungen.

2) Es könnt' ihr mit ihm, wie Montaignen u. s. w.

Quand je me joue à ma chatte, qui sçait, si elle passe son tems de moi plus que je ne ſays d'elle? Nous nous entretenons de singeries reciproques. Si j'ay mon heure de commencer ou de reſuser, aussi a elle la sienne. Essays moraux L. II. ch. 12.

3) Dame Quintanjone u. s. w.

Die Liebesgeschichte der Königin Genievre, Gemahlin des groſsen Artus, mit dem schönen und tapfern Ritter Lanzelot vom See, wobey die weise und ehrenvolle Dame Quintanjone (wie Don Quichotte sie karakterisiert) die Unterhändlerin spielte, macht mit den wunderbaren Abenteuern des besagten Lanzelot einen beträchtlichen Theil der Geschichte der Ritter von der Tableronde aus, die seit der Erscheinung der Bibliothek der Romanen nun eben so bekannt unter uns sind, als sie es vor zwanzig Jahren nicht waren.

4) Wie zärtlich er, um den Sold der Minne u. s. w.

Die Ritter im neuen Amadis sind, wie die Ritter im alten Amadis de Gaule und seiner ganzen Sippschaft, gröſsten Theils nichts weniger als platonische Liebhaber. Jeder hat sich (auſser der allgemeinen Ritterpflicht, alle Damen, die seinen Arm ansprechen, gegen alle Gewalt zu schützen) noch dem besondern Dienst einer gewissen Dame gewidmet, deren Fesseln er trägt, und deren Ritter sich nennen zu dürfen, er sich zur höchsten Ehre schätzt. Eher könnte der Himmel ohne Sterne seyn, sagt der groſse Don Quichotte, als ein irrender Ritter ohne Dame. Aber so uneigennützig zu lieben, wie der Ritter von Mancha das Fräulein Dulcinea von Toboso liebte, war nicht die Sache der meisten dieser Herren. Sie wollten auch wissen, warum sie dienten, und hielten sich, nach überstandener Probezeit oder geleisteten wichtigen Diensten, eben so berechtigt den Sold der Minne zu fordern, als ihre Damen (wenige Unerbittliche ausgenommen) sich durch Mitleiden und Dankbarkeit verbunden hielten, ihnen solchen, wiewohl immer aus Gnaden, zu gewähren. Dieſs hieſs in den alten französischen Ritterbüchern *octroyer le don de l'amoureuse merci;* eine Sache, wozu jede Dame, sobald sie einen Ritter in ihren Dienst nahm, sich stillschweigend anheischig zu machen präsumiert wurde.

5) einen Hals, wie Cytheren, die mit Adonis
sich badet, Marino giebt.

Vermuthlich wird hier auf die üppigen Gemählde gedeutet, welche Marino im achten Gesang seines *Adone*, der den Titel *Trastulli* führt, von der Liebesgöttin macht; und vielleicht insonderheit auf folgende Verse in der 75sten Stanze:

Vedeansi accese entro le guancie belle
Dolci ſiamme di rose et di rubini,
E nel bel sen per entro un mar di latte
Tremolando natar due pome intatte.

6) S. *Ah quel Conte! Part. III. l. 2. ch. 3.*

DRITTER GESANG.

1.

Indeſs der Paladin von Schwester **Dindonetten**,
Wie wir gehört, sich unterhalten lieſs,
Stand, oder saſs, der Herr von **Feraſis**,
Sein Sekretär, um Fräulein **Kolifischetten**,
Nach hergebrachter Sitte, vom Ritter, seinem Herrn,
Die Helden- und Liebesgeschichte vertraulich zu erzählen.
Das Fräulein war eine der wiſsbegierigen Seelen,
Die, unter der Hand, von ihren Nächsten so gern
Die Anekdoten erforschen. Zum guten Glücke leerte
Herr Feraſis seinen Sack so gern, als jene hörte.

2.

Ein Autor weiſs nicht immer wie seinem Leser
ist,
Und irrt oft, wenn er andre mit seiner Laune
miſst:
Doch dächt' ich, weil wir gerade nichts angelegneres
haben,
Wir hörten ihm zu. — „Das erste was demnach
Der König, sein Vater, that, sobald er den Zettel
erbrach,
Worin die gefragten Druiden ihm ihre Antwort
gaben, [1])
War, daſs er in Merlins Thurm den Knaben
sperren lieſs;
Denn das Orakel der Eichenmistel verhieſs, [2])
Er würd' einst unter den Fürsten wie eine Sonne
blitzen,
So fern man Mittel fänd', ihn vor der Liebe zu
schützen.

3.

Er ward in diesem Thurm von unsichtbaren
Händen
So gut bedient als je ein Königssohn.
Man sah an aller Zimmer Wänden
Die Tizian und die Giorgion
Der Farben Zauberey verschwenden.
Verschwendet überall war Gold und Elfenbein;
Nichts Angenehmes gebrach, ein Einziges ausgenommen:

Es durfte kein weiblicher Fuſs in seine Mauern kommen.
Kein Fenster, keine Thür! Sogar der Sonnenschein
Schlich nur mit äuſserster Vorsicht durch hohe Gitter hinein.

4.

So lang' er Kind noch war von unsichtbaren Gnomiden
Bedient (denn bey Gnomiden sogar
Hielt seinen Sohn der behutsame König,
Der lieber in solchen Dingen zu viel that als zu wenig,
Mit Recht, nicht auſser aller Gefahr)
Erblickt' er von Jugend an nichts, worin ein Leben war,
Als einen Psittich, ein Äffchen und einen alten Druiden,
Mit langem Bart und silberlockigem Haar,
Der ihm, was ungefähr dem Peliden
Achilles der alte Fönix, seyn sollte, wenn er's nicht war.

5.

Nie war ein gelehrterer Mann den waldigen Ardennen
Entkrochen als er: ihm war das Dunkelste klar;
Nur wie die Leute an etwas zweifeln können,
Dieſs Einzige schien ihm wunderbar.

Denn jeden Knoten der Körper- und Geisterlehre,
Der ihm, zum Lösen, zu stark verschlungen war,
Zerschnitt er herzhaft mit der Schere;
Sogar das seltsame Ding, das (närrisch genug) in uns denkt,
Und jede geheime Feder, die seinen Willen lenkt,
Erklärte der Mann so fix, als ob's ein Uhrwerk wäre.

6.

Er war nicht minder gelehrt in alter und neuer Geschichte,
Zumahl in der, die nie geschah;
Wie mancher Herkules war, wie viel an Maſs und Gewichte
Der Becher gehalten, zu welchem die keusche Helena 3)
Das Muster lieh, das Alter der Pyramiden,
Den Tag der Erschaffung der Welt und der Gründung von Ninive,
Die ganze Topografie des Reichs der Atlantiden,
Das Maſs des Pantoffels, der einst die schöne Rhodope
Zur Königin machte, und tausend andre dergleichen
Probleme ins Reine zu bringen, muſst' ihm Salmasius weichen.

7.

Trotz aller dieser Gelehrsamkeit, hätte
Ein Mädchen von vierzehn, das Gott mit fünf bis sechs Sinnen bedacht,
Ihm, wie dem kleinsten Kinde, wer weiſs was weiſs gemacht.
Was half's ihm in seinem Sessel die ganze lange Kette
Der Dinge zu übersehn? Was vor der Nase ihm lag
Das sah er nie. Er bewies euch, klar wie Tag,
So müss' es gehn, und immer würde sein Hoffen
Vom ungefäll'gen Erfolg so widrig übertroffen,
Als hätte Natur und Zufall sich gegen sein System
Verschworen — und in der That war dieſs nicht angenehm.

8.

Indessen schickt' er sich doch, von allen möglichen Dingen
Wo nicht die Quintessenz, doch eine Wassertinktur,
So viel ein Edelmann braucht, dem Prinzen beyzubringen.
Denn diese höheren Wesen besitzen, aus Gunst der Natur,
Das alles, was meines gleichen durch bloſsen Fleiſs erringen,
Bekanntlich in der Wiege schon.

Natürlich war mein Prinz bey so gestalten Dingen
Im achten Jahre bereits ein kleiner Salomon,
Ein kleiner Trismegist, 4) wie auch, den Damen zur Freude,
Schön wie ein Amor in seinem Husarenkleide.

9.

„Den Damen? denen sein Anblick so scharf verboten war?“ —
Verzeihn Sie! Die Königin durfte ihn hinter dichten Gardinen
Von Zeit zu Zeit bis in sein neuntes Jahr
Durch eine Ritze betrachten, und mütterlich, nach Verdienen,
Bewundern; so wie auch der König an jedem Quatember kam,
Nebst einigen, die er aus Gunst — zum Klatschen mit sich nahm,
Zu hören, wie rasch und beherzt auf sechzehn tausend Fragen
Der kleine Papagay die Antwort aufzusagen
Gelehrig war; worüber, wie jedermann sieht,
Der ganze mit klatschende Hof in groſses Erstaunen gerieth.

10.

Mein junger Prinz, ein Amor an Gestalt,
Und wie ein Buch gelehrt, war funfzehn Sommer nun alt —

„Gottlob! — ruft gähnend die schöne Kolifischette;
Denn, wenn Herr Feraſis länger so fortgefahren hätte,
Wir lebten, das Ende von seiner Geschichte zu sehn,
Nicht lange genug.“ — Madam, ich muſs gestehn,
Erwiedert dieser, man wird vom vielen Erzählen
(Und irrenden Sekretären pflegt's nie an Anlaſs zu fehlen)
Gewohnt, zu sehr ins Besondre zu gehn;
Die Erzählung belebt sich dadurch — Doch steh' ich zu hohen Befehlen!

11.

Der Prinz demnach war nun dem Alter nah,
Worin, wiewohl er von Liebe und von den Schönen nichts wuſste
Als was er in Büchern las und in Gemählden sah,
Er etwas mehr als sonst dabey empfinden muſste.
Man hatte, ich weiſs nicht wie, aus einem alten Sahl
Ein prächtiges Stück hinweg zu schaffen vergessen,
Worauf, mit Figuren in Lebensgröſse, die Wahl
Des jungen Herkules, 5) im höchsten Ideal,

Geschildert war. Nun lass' ich Sie selbst ermessen,
Wie oft mein Prinz vor diesem Gemählde gesessen!

12.

Er sah es Stunden lang an. Derselbe Amadis,
Der kurz zuvor den Blick kaum drüber glitschen lieſs,
Verschlang es itzt mit den Augen, glaubt' immer was Neues zu sehen.
Es gab ihm so viel zu denken! So fremde, so schöne Ideen
Entwickelten sich dabey! Es ward ihm in der Brust
So warm, so ein seltsam Gemisch zweydeutiger schmerzender Lust
Durchdrang sein ganzes begeistertes Wesen!
Homers vierzehentes Buch lieſs sich so gut dabey lesen!
Kurz, was er in langen zehn Jahren von seinem Druiden gehört,
Vergaſs er in Einer Stunde bey dem, was der Mahler ihn lehrt.

13.

Wie Herkules zwischen der Tugend und Wollust unentschlossen
Zu schweben schien, so fand auch hier mein Amadis

Sein Herz getheilt, und hätte gern alle beide genossen.
Wie göttlich erscheint ihm jene! — Doch diese lächelt so süſs,
Ist mit so lieblichem Reitz übergossen!
Ihr bloſser Anblick ist ein Blick ins Paradies.
Wer widerstände dem Auge, das ihm so schüchtern sehnlich
Erlaubt an den Busen zu sinken, der ihm entgegen wallt?
Und doch, wie herrlich ist jene! wie nur sich selber ähnlich!
Wie voll von Adel und Gröſse in ihrer ganzen Gestalt!

14.

Schön ist in allen seinen Zügen
Ihr bräunlich Angesicht, wo, wie auf glatter Flut
Der Sonne Bild, das reinste aller Vergnügen,
Vergnügen an sich selbst und inn'rer Friede ruht.
Durch ihre Wangen scheint ein unbeflecktes Blut;
Ihr offnes blaues Aug', voll sicherm Selbstvertrauen,
Erlaubt bis auf den Grund von ihrer Seele zu schauen;
Still wirkende Güte, die minder spricht als thut,

Und Wahrheit mahlt sich darin und unbezwingbarer Muth,
Und fesselt das Herz zugleich mit Liebe und heiligem Grauen.

15.

Mein Prinz, der unter beiden Gestalten
Die Schönheit liebt, und, wenn sein Aug' auf dem Bild
Der Tugend mit Rührung verweilt, sich doch nicht kann enthalten
Zugleich nach ihrer Rivalin (so sehr sein Fönix sie schilt)
Verstohlne Blicke, die Zeugen von seinem Gefühle, zu schicken
Und in Gedanken sein Herz an ihren Busen zu drücken;
Mein Prinz betrachtet, vergleicht und kombiniert so lang',
(Denn seine Fantasie war nun einmahl im Gang)
Und kann sich so lange zu keiner Wahl entschlieſsen,
Bis beide Formen zu Einer in ihm zusammen flieſsen.

16.

Er schafft sich selbst das höchste Ideal
Von Liebenswürdigkeit, indem er beide vereinigt;

Ein glücklicher Weg, den Verlegenheiten der Wahl
Auf einmahl sich zu entziehn, die ihn wollüstig peinigt!
Das schönste Bild, das je die Fantasie
Der Liebe mahlen half, stand itzt vor seiner Stirne —
Was sag' ich? füllte sein Herz, und spükt' in seinem Gehirne.
Von nun an hätte sein Alter die undankbare Müh'
Ersparen können, die Tablatur der Sfären
Und seine Ontologie und seine Moral ihn zu lehren.

17.

Viel angelegnere Dinge arbeiteten Tag und Nacht
In seines Telemachs Kopf. Er wollte schlechterdings wissen,
Was man für Gründe gehabt, so eng ihn einzuschlieſsen;
Oft wurde der Alte zum Murren durch seine Fragen gebracht.
Denn manches, womit wir im sechsten uns stillen lassen müssen,
Wird uns zehn Jahre hernach so leicht nicht weiſs gemacht.
Einst da der Druide sehr viel im Senekaischen Tone
Vom höchsten Gute sprach, und sehr gelehrt bewies,

Der Weise find' es in Sich — In sich? rief Amadis,
Um dieses höchste Gut gäb' ich nicht eine Bohne!

18.

Hör' auf, ganz gegen mein Herz, dem ich geneigter bin
Zu glauben als allen sieben und siebenmahl sieben Weisen,
In groſsen Wörtern ohne Sinn
Der Austern Glück mir anzupreisen!
Komm, guter Alter, ich will das höchste Gut dir weisen!
(Er führt', indem er's sprach, ihn zum Gemählde hin)
Hier, schmelze mir diese zwey in Eine Göttin zusammen
Und wiss', an ihrem Busen winkt
Das höchste Gut! — Der arme Druide sinkt
Beynahe zu Boden, indem sein Jünger, die Augen voll Flammen

19.

Und mit dem kräftigsten Ausdruck des innern Gefühls im Gesicht,
Die schrecklichen Worte — „an ihrem Busen" — spricht.
Er setzt sich hin und beginnt aus Überzeugung und Pflicht
Des Jünglings Muthwill zu verdammen.

Schmelz', ruft der Prinz, taub seinem Strafgericht,
Mir diese Zwey in Eine zusammen!
Doch, was du schwerlich kannst, hat schon mein Herz gethan.
Hier steht sie! — Und nun, mein guter Alter, hör' an,
Ich bin kein Knabe mehr! — Und müſst' ich ins Land der Ideen,
Wie Zulma, reisen, ich will mit diesen Augen sie sehen.

20.

Der Alte disputiert, stellt tausend schwache Gründe
(Nach Sykofanten Art — er denkt, die Menge trägt's aus)
Vor seine Meinung her, und beweist mit groſsem Gebraus,
Ein Weib zu lieben, ja nur sie anzuschauen, sey Sünde.
Die saubern Gemeinplätze alle, worauf, von Aristofan
Zu Dechant Swift, die Sekte der Misogynen
Herum sich getummelt, er führt sie alle an,
Und da er meint wie wohl er dran gethan,
So zeigt sich, daſs sie den Prinzen nur fester zu machen dienen.
Gut! fing der kleine Rebell mit schlauem Kaltsinn an:

21.

Nach deinem System ist nichts, das weniger Liebe zu geben
Gemacht ist, als ein schönes Weib.
Ich glaub' es weil du willst; doch, meine Zweifel zu heben,
Warum spielt in der Geschichte und in der Fabel das Weib
Die erste Rolle stets? Vom ganzen menschlichen Leben
Treibt sie das groſse Rad, hat Kronen zu vergeben,
Herrscht über die Narren und ist der Weisen Zeitvertreib.
Homer, dieſs ist gewiſs, war nicht von deiner Sekte;
Von seinen Helden hat jeder auf seinen eigenen Leib
Zwey oder drey; sogar Achillen, dem Trotzigen, deckte

22.

Die schöne Diomede, in Lesbos zur Sklavin gemacht,
Mit weichen Fellen sein Lager jede Nacht
Für ihn und sich selbst; und auf der andern Seite
Lag beym Patroklos die schöne Iſis, die er
Von seinem Waffenbruder Achilles aus der Beute
Von Skyros erhielt. Ich denke daſs Vater Homer

Die wahre Natur viel beſser als Seneka kannte.
Ein Mädchen iſt immer bey ihm das *pomum Eridis.*
Selbſt zum verderbenden Zorn, worin Achill entbrannte,
Was gab den Zunder dazu? Die ſchöne Chryseis.

23.

Kein Wunder! Hatte vielleicht die zehenjährige Fehde,
Die Gräciens Helden und Götter zu Trojens Falle verband,
Was wichtigers zum Gegenſtand?
Die ſchönen Augen der blonden Tochter der Lede
Entflammten die Fackeln zu Ilions Brand.
Bedarf der Dichter, damit die Griechen ſiegen,
Daſs Jupiter ſchlafe, ſo iſt kein ander Mittel, er muſs
Der Frauenliſt auf Ida unterliegen;
Und Juno, den Schlaf auf ihre Seite zu kriegen,
Sag', was verſpricht ſie ihm? Der jüngſten Grazie Kuſs.

24.

Mit tiefer Beſtürzung vernimmt der Graubart, wie gelehrt
Sein Zögling iſt, ſich ſelber zu verführen:
So den Homer zu kommentieren,

Das hatt' er wahrlich nicht in seinen Stunden gehört!
Man hätte dem Prinzen, sein Herz der Liebe zu verschlieſsen,
Homeren nicht lesen, Cytheren nicht mahlen müssen.
Vergebens wird er, seitdem ihm diese Lehrer entdeckt
Wofür er zärtlich ist, mit Orakelsprüchen geschreckt;
Er läſst euch bitten und dräun und seine Verblendung beklagen,
Dieſs alles reitzt ihn nur mehr das Abenteuer zu wagen.

25.

Nicht fern vom Thurme, worin der junge Amadis
Der Liebe zu einer Idee, die auſser seinem Gehirne
Wohl nirgends ist, sich schmachtend überlieſs,
Wohnt' eine Fee, auf deren schöner Stirne
Das Alter bereits begann die ersten Furchen zu ziehn.
Schön war sie einst gewesen, und hatte, noch im Verblühn,
Die Grazien alle in vollem Glanz erhalten,
Die nicht so bald, wie Mund und Wange, veralten.

Sie hatte den Prinzen zwar nur in ihrem Buche gesehn,
Doch reitzend genug, um ihm — aus Groſsmuth beyzustehn.

26.

Das schwarze Stäbchen, womit die Alquif und Alcinen
So groſse Wunder thun, sprengt seinen Kerker auf.
Er wischt hinaus. Zwey Sylfen ersparten ihm den Lauf
Bis in der Fee Gebiet; er schwebte zwischen ihnen
Nach Art der Götter daher, und wuſste nicht wie ihm geschah,
Als er im schönsten der Gärten allein und frey sich sah.
Er lag auf Blumen, in zweifelhaftem Entzücken,
Und traute seinen Sinnen kaum:
An einem solchen Ort lieſs oft ein schmeichelnder Traum
Die schöne Idee, die er liebt, ihn unter Rosen erblicken.

27.

Doch als er gewiſs zu seyn meint sein Abenteuer sey wahr,
Steigt sein Entzücken zum äuſsersten Grade.
Man hoffet so leicht im sechzehnten Jahr

Was man sich wünschet! Er glaubt sich auf dem Pfade
Der ihn gerades Wegs zu seiner Göttin führt.
Die Sonne stand noch hoch. Die kluge Zauberin hatte
Die Stunde seiner Befreyung sehr weislich kalkuliert.
Sein alter Mentor schlief getrost auf seiner Matte
Und träumte die Quadratur des Zirkels, ahnunglos
Was gegen die Tugend des Prinzen sich, während er träumte, beschloſs.

28.

Zur gleichen Stunde, doch minder sorglos, pflegte
Auf weichen Polstern, mit Federn vom feinsten Stahl
Geschwellt, die schöne Fee in ihrem Gartensahl
Der Mittagsruh', und — überlegte
(Wie einer Dame geziemte, die nicht zum ersten Mahl
In dieser Lage sich fand) mit skrupelhafter Wahl
Die sichersten Mittel, das Herz des Schwärmers nicht zu verfehlen.
Die Thür des Sahls (vermuthlich aus Vergehn
Des Kammermädchens) mehr als halb geöffnet zu sehn,
War meinem Prinzen ein Wink, sich leise hinein zu stehlen.

29.

Es herrschte darin der sanfte dämmernde Tag,
Das Dunkelhell, das Damen, die vierzig Sommer zählen,
Mit gutem Bedacht am liebsten zu ihren Siegen wählen.
Höchst sittsam war die Stellung worin die Nymfe lag;
Die schlaue Tugend der ernsten fei'rlichen Prüde
Setzt, wenn sie bezaubern will, sich in diese Attitüde.
Kurz, ihr gelang's. Mein Prinz, bethört von seiner Idee,
Glaubt, daſs er sie hier, im wahren Ideenlande,
Verkörpert in dieser Schläferin seh',
Und alle Schüchternheit vom ersten Jünglingsstande

30.

Hält ihn mit Noth zurück Thorheiten zu begehn.
Schon schwebt der Ausruf — „Ihr Götter! wie schön!“ —
Auf seiner schwärmenden Lippen Rande.
Und doch, wie durft' er des Frevels sich unterstehn
Sie aufzuwecken? Sie schlief so sanft! so schön!
Das sicherste war, so leise als möglich wieder zu gehn.

Er that's, nachdem er andächtig den Saum von ihrem Gewande
Gekűſst, nicht ohne den Kopf ſehr oft zurück zu drehn.
Was weiter erfolgt, und wie die Göttin erwacht,
Den Prinzen gefunden, Bekanntſchaft mit ihm gemacht,

31.

Und, ohne dergleichen zu thun als ob ſie bey ſeiner Befreyung
Betroffen wäre, ihm viel verbindliche Dinge geſagt,
Und wie er, von ihren Blicken ermuntert und voller Verzeihung
Voraus verſichert, mit Stammeln ſein kühnes Geständniſs gewagt;
Wie viele Schwierigkeit er in ihrer Tugend gefunden,
Bis endlich, nachdem er ſich ſelbst und ſie viel länger geplagt
Als nöthig war, die Liebe überwunden;
Das heiſst, den ganzen Prozeſs, wie an allen Gliedern gebunden
Ein Knabe, der ſein Herz in den Fingerſpitzen trägt,
Betagten Reitzungen oft ſich Preis zu geben pflegt:

32.

Dieſs alles sind Dinge, wovon die Meister der Kunst zu lieben
Uns Anfang, Mittel und Ende in mehr als Einem Roman
Aus sichern Quellen, so psychologisch beschrieben,
Daſs ich hierüber mich gänzlich auf sie beziehen kann.
Drey lange Wochen (drey Tage nach Amors Kalender)
Träumt Amadis im Besitz des höchsten Gutes zu seyn;
Man theilte Tag und Nacht in tausend Vergnügungen ein,
Und gab und nahm unzählige Liebespfänder:
Doch unvermerkt zerfloſs der Zaubernebel, durch den
Er seine fantastische Göttin in einer Prüde gesehn;

33.

In einer Prüde, die ihm die Wirkung sinnlicher Triebe
Mit schlauem Betrug für Empfindungen gab:
Und wie der Nebel verschwand, so nahm die feurigste Liebe,
Die je gewesen, in schnellen Graden ab.
Die arme Fee! ihr half kein Zauberstab,

Ihr halfen nichts die schlauen ovidischen Künste!
Vergebens lieſs sie an ihm kein Mittel unversucht,
Ihr half Koketterie nicht mehr als Eifersucht,
Geduld und zärtliches Schmachten nicht mehr als Launen und Dünste:
Abtreten muſste sie ihn, und an — ein Hirngespinste!

34.

Zum Glück für meinen Herrn ging just zur nehmlichen Zeit
Ein junger viel versprechender Ritter,
Ein Neuling wie er, ins Garn: die Ungelegenheit,
In irgend ein himmlisches Thier, Krebs, Steinbock oder Widder,
Sich übersetzt zu sehn, ward ihm dadurch erspart.
So trennte man sich doch noch mit ziemlich guter Art.
Sie selbst ermahnte den Prinzen die Zeit nicht zu verlieren;
Und, als er sich höflich zu Gnaden empfahl,
So hatte sie Bosheit genug, den Abschied nicht einmahl
Mit einem einzigen Thränchen zu zieren.

55.

Mein Prinz verfolgte nunmehr auf einem schönen Pferd',
Das ihm, gezäumt und gesattelt, die edle Fee verehrt,
Das schöne Fantom, an welches er sonder Entzücken
Nicht denken kann, und das mit jedem neuen Betrug
Nur desto tiefer sich scheint in sein Gehirne zu drücken.
Nur dieses (schwor er mir zu, auf unserm ersten Flug)
Sey fähig, ein Herz wie seines zu beglücken.
Die erste Dame, zu welcher uns Weg und Zufall trug,
Schien ihm die Gesuchte zu seyn, und seit drey Sonnenjahren
Hab' ich drey Dutzend gezählt, die nach und nach es waren.

56.

Dem lauten Gekläffe Don Parasols, der neben
Der Tochter Bambo's saſs, und mit zerstreuter Art
Erzählen hörte, Raum zu geben,
Hält Ferafis in, und zupft sich indessen am Bart.
In viel ernsthafterem Lichte betrachtet Kolifischette
Die Sache; sie reitzt der Gedank', ein Herz zu fixieren wie dieſs.

Die Kleinmuth, daſs sie vielleicht dazu nicht Reitz genug hätte,
War nicht in ihrem Karakter; sie hielt sich des Sieges gewiſs.
Herr Ritter, denken Sie nicht (fragt sie mit schelmischer Miene)
Daſs dieser Schwärmer die Müh', ihn fest zu halten, verdiene?

57.

Die Frage war spitzig genug. Der Stutzer, als hört' er sie nicht,
Fängt *mezza voce* an: „Wie gleichet nicht Zefyr der Floren!
„Sie haben sich weislich erkoren,
„Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.“
Sie singen ja wie ein Vogel, mein Herr! Ich sehe, Sie haben
Für unsre Ruhe nur allzu viele Gaben! —
Geh, Zelis, und frag' im Vorgemache, wie sich
Der schöne Ritter befinde! — Doch nein, ich selbst will gehen!
Er ist der artigste Mann — mein Herr, Sie führen mich —
Der artigste Mann, den ich jemahls gesehen.

58.

Mit einer kleinen Grimasse, die lächeln sollte, reicht
Der Stutzer ihr den Arm, wirft auf der Zofen eine

Im Fortgehn einen Blick, der ihr Marmorherzchen erweicht,
Und läſst, sobald er das Zelt des Nebenbuhlers erreicht,
Mit einer tiefen Verbeugung die Dame bey ihm alleine.
Die Nymfe, die er zum Werkzeug der Rache auserſah,
War artig genug für eine Paſsade,
Und Paraſol dringend. Doch ob, und wann er Gnade
Vor ihr gefunden, und was in den Zelten weiter geſchah,
Verſchieben wir jetzt, und ſuchen der andern Schweſtern Pfade.

Varianten.

Stanze 4, 5, 6.

— — — Und einen alten Druiden,
Mit langem silbernen Bart, der ungefähr was dem Peliden
Der alte Fönix, ihm war. Sein langer silberner Bart
Erweckte die Meinung, daſs er ein wenig hexen könne.
Er war in aller Weisheit Ägyptens hochgelahrt,
Und wuſste genau, warum das Feuer brenne,
Warum der Schnee uns weiſs, nicht gelb, noch seladon scheint,
Auch daſs der Mond nicht kühlt, Aurora Perlen nicht weint,
Und Basilisken nicht aus Hahneneyern entstehen.
Er maſs die Ellipsen aufs Haar, worin die Planeten sich drehen,
Und kurz, im Himmel, auf Erden und unter der Erden, im Land
Der Gnomen, erklärt' er euch alles, den Zirkel in der Hand.
Gleich stark war unser Mann in der metafysischen Sfäre,
Er wuſste sein *sum quia sum* und seine Dingerlehre

So gut als Suarez und Duns. Ihm schien nichts wunderbar.
Sogar das seltsame Ding, das (närrisch genug) in uns denket,
Mit jedem geheimen Warum das unsern Willen lenket,
Und vom Warum das Warum erklärt' er an Fingern euch her;
Und daſs in unsrer Welt, der besten aller Welten,
Die Dinge nicht minder noch mehr als was wir wollen gelten,
Glaubt Meister Pangloſs nicht steifer als er u. s. w.

Anmerkungen.

1) Worin die gefragten Druiden u. s. f.

Die Druiden waren die Priester und Weisen bey den alten Galliern, Britten und andern celtischen Völkern. Sie standen in dem höchsten Ansehen; nichts Wichtiges wurde ohne ihren Rath unternommen; denn man betrachtete sie als Vertraute der Götter und authentische Ausleger ihres Willens. Sie waren im ausschlieſsenden Besitz aller Wissenschaften bey den celtischen Völkerschaften, und hatten, wie Julius Cäsar *(de B. G. lib. VI. c. 14)* berichtet, sehr viel von den Gestirnen und ihren Bewegungen, von der Gröſse der Welt und der Erde, von der Natur der Dinge, und von der Natur und Macht der Götter zu erzählen. — Kurz, sie spielten unter den Celten die nehmliche Rolle, welche die Magen bey den alten Persern, die Chaldäer bey den Babyloniern und die Gymnosofisten oder Brachmanen bey den Indiern spielten.

2) Denn das Orakel der Eichenmistel u. s. w. Die Druiden geben vor, daſs sie den Willen der Götter wissen, sagt Mela. Quintus Cicero erwähnt gegen seinen Bruder Markus eines Druiden von ihrer Bekanntschaft, Nahmens Divitiakus, der, vermittelst gewisser Augurien (worin sie bestanden, sagt er nicht) und einer muthmaſslichen Deutung derselben, künftige Dinge vorher sagte. Daſs sie zu diesen Weissagungen auch die Eichenmistel gebraucht hätten, wie Herr Feraſis hier zu erkennen giebt, finde ich nirgends bestätiget; denn Plinius (der die Feierlichkeiten, womit die Druiden immer am ersten Tage des Jahres die Eichenmistel zu suchen und abzuschneiden pflegten, ziemlich umständlich beschreibt) sagt bloſs: sie hielten die Eichenmistel und die Eiche, worauf sie wachse, für etwas über alle Maſsen Heiliges, und bereiteten vermittelst derselben einen Trank, der die Wunderkraft habe, die Unfruchtbarkeit eines jeden Thieres, dem er eingegeben werde, zu heben, und allen Arten von Gift zu widerstehen. Herr Feraſis mag also, als ein geborner Gallier, mehr

als andre von der Sache gewuſst oder auch mehr gesagt haben als er wuſste: genug daſs uns, Gottlob! niemand zumuthet, mehr davon zu glauben als wir wollen.

5) Wie viel — der Becher gehalten, wozu u. s. w.

Helena stiftete (nach dem Berichte des Plinius) in den Tempel der Minerva zu Lindos auf der Insel Rhodos einen goldenen Becher, [*] wozu sie, wie die Geschichte (oder Legende) sagte, das Maſs von ihrer Brust nahm. **Brantome**, der dem römischen Natur- und Kunstgeschichtschreiber diese Anekdote nacherzählt, macht sich, nach seiner Art, über die *Dames opulentes en tetasses* lustig, deren es damahls am französischen Hofe nicht wenige gegeben zu haben scheint: „*Qui voudroit faire des coupes d'or sur les grandes tetasses que je dis et que je connois, il faudroit bien fournir de l'or à monsieur l'orfevre — ces coupes ressembleroient non pas des coupes, mais de vrayes auges, qu'on voit de bois, toutes rondes, dont on donne à manger aux pourceaux.* (*Memoir. de Brantome Vol. IX. p. m.* 323.) Bey allem dem scheint sich Junker Brantome einen gar zu mäſsigen Begriff von dem Aufwand an Golde, den diese fromme Stiftung der schönen Helena gekostet haben könnte, gemacht zu haben: denn die Spartanerinnen waren nicht nur überhaupt wegen der Fülle ihres Busens unter den griechischen Damen berühmt, sondern Helena insonderheit war hierin (wenn wir dem Dares und Cedrenus glauben) die ausgemachteste Spartanerin. Auch hatte sie sich, von dieser Seite wenigstens, so gut erhalten, daſs der alte Peleus, in der Andromache des Euripides, die schimpfliche Schwachheit, welche Menelaus gegen seine Ungetreue, als sie wieder in seine Hände fiel, bewies, sich nicht anders zu erklären weiſs, als durch den zaubrischen Effekt, den der Anblick dieser noch nicht veralteten Reitze auf ihn gemacht, als er schon im Begriff war, ihr sein Schwert in den Busen zu stoſsen; und so hatte denn Helena alle mögliche Ursache, das Gold nicht zu sparen, um ein würdiges Denkmahl dieser Begebenheit in den Tempel der Minerva zu Lindos zu stiften.

---

[*] Plinius sagt zwar *ex electro;* setzt uns aber auſser allem Zweifel, was er damit gemeint habe, indem er meldet, Gold, worunter ein Fünftel Silber sey, werde *Electrum* genannt, und scheine bey Licht so weiſs wie Silber.

4) Ein kleiner Trismegist.

Wer kennt in unsern Tagen den dreymahl groſsen Hermes nicht? — den Erfinder der Buchstaben, den ersten aller weisen Meister, den Stifter der von dem groſsen Kalliostro in den heiligen und allen Sterblichen unzugangbaren Wohnungen der ägyptischen Priester, in den Pyramiden, entdeckten, und unsrer nach geheimen Wissenschaften dürstenden Zeit geschenkten ägyptischen Loge! „Dieser Trismegist (sagt Herr Walther Shandy zu dem guten Kapitän, seinem Bruder) war das gröſste unter allen irdischen Wesen, Bruder Tobies! Er war der gröſste König, der gröſste Gesetzgeber, und der gröſste Priester.“ *(Life and Opin. of Tristram Shandy, Vol. IV. p. 101.)*

5) Die Wahl des jungen Herkules.

Das filosofische Mährchen von der Erscheinung, welche der junge Herkules auf einem Scheidewege gehabt, da ihm die Tugend und die Wollust, in Gestalt zweyer Frauen sichtbar geworden, und beide sich in die Wette beeifert ihn auf ihre Seite zu ziehen, ist aus Xenofons Sokratischen Denkwürdigkeiten aller Welt bekannt, oder sollte es doch seyn Zur Erläuterung des Gemähldes, wovon hier die Rede ist, dient die Tablatur der Wahl des Herkules oder der 7te Traktat in den Characteristicks des Grafen von Shaftesbury, wovon uns die Herren Turneisen und Le Grand in Basel eine schöne neue Ausgabe in der Folge ihrer schätzbaren Sammlung der besten englischen Schriftsteller geliefert haben.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

VIERTER GESANG.

1.

Wie **Leoparde**, die Strenge, sobald sie durchs Gesträuch
Den Riesen erblickt, erschrocken und todtenbleich
Dem Bade, worin sie sich kühlte, entstiegen,
Und schneller, als schüchterne Tauben dem fernen Geier entfliegen,
Sich in den Wald gestürzt, — wird, werthe Leser, euch
Vermuthlich in frischer Erinnerung liegen.
Man hat es übel gefunden, daſs, bey so geringer Gefahr,
Die Dame wenigstens nicht sich so viel Zeit genommen
Als, nur zur Noth, erforderlich war,
Nicht ohne Hemd aus dem Wasser zu kommen:

2.

Der Übelstand springt jedem ins Gesicht;
Doch war das Ärgerniſs, zum Glück, so schrecklich nicht,
Weil sie ein Wald umgiebt, so finster, dicht verschlungen
Und öde, daſs wohl in mancher Jahresfrist
Kein menschlicher Fuſs in ihn hinein gedrungen.
Die Schöne, der dieſs zu wenig zu ihrer Entschuldigung ist,
Geruht vielleicht im Eifer zu vergessen,
Daſs ihre eigene Tugend — wer weiſs? — noch diesen Tag
Durch eine schnellfüſsige Spinne zu Falle kommen mag,
Und Spinnen pflegen doch auch die Mädchen nicht zu essen.

3.

Als Leoparde, vom Laufen athemlos,
Auf einem Hügel ein wenig zu ruhen beschloſs,
Horcht sie mit lauschendem Ohr, und steht nicht wenig betroffen
Daſs von den Zelten kein Laut ihr Trommelfell erreicht.
Sie hatte so weit sich verirrt, daſs einen Rückweg zu hoffen,
Wo jeder Pfad verführt, ihr unwahrscheinlich däucht.
Inzwischen fanden die Nymfen und Mohren,

Die ihr im Laufen gefolgt, sich, einzeln, keuchend ein.
Die meisten gaben die Hoffnung, sich aus dem furchtbaren Hain,
Der ohne Grenzen schien, heraus zu finden, verloren.

4.

In einer Lage wie diese hat wohl ein Weiser Müh'
In leidlichem Gleichgewicht sich zu erhalten.
Mit hangenden Köpfen, um welche zerstreut die Locken wallten,
Die Arme über die Brust verschränkt, die Stirn in Falten,
Sitzt um die Dame die Schaar der Zofen; und denken sie
Zurück an die Zelten, wo jetzt in ihrer Fantasie
Die Feinde, in Flammen gehüllt, nach strengem Kriegsrecht schalten,
So fangen sie alle zugleich in Einer Melodie
So bitterlich an zu heulen und zu weinen,
Daſs alle Felsen ringsum mit ihnen sich vereinen.

5.

Indessen sank der Tag und immer länger fiel
Der Zedern gigantischer Schatten herab in einsame Thäler.
Von Kälte litten zwar die guten Mädchen nicht viel,

Wiewohl sie (die närrischen Dinger!) im Schrecken den nehmlichen Fehler
Wie ihre Dame gemacht. Doch war der Nymfenstand
Noch etwas zu Neues für sie, um ihn sogleich für bekannt
Zu nehmen; auch hatten nicht alle, die Wahrheit zu gestehen,
Besondere Gründe, sich gern in diesem Stande zu sehen;
Kurz, alle wünschten sich sehnlich auf die Nacht
Ein besseres Lager, als sich Ulysses einst gemacht. 1)

6.

Ein armes Strohdach ist in diesem Augenblicke
Der höchste Wunsch, den Bambo's Tochter wagt.
Sie, die in ihrem ursprünglichen Glücke
Nicht selten auf Schwanen und Atlaſs zu hart zu liegen geklagt,
Wär' itzt unendlich wohl mit ihrer Nacht zufrieden,
Hätt' ihr das Schicksal nur von einer Schäferin
Den harten Laubsack zum Lager beschieden,
Mit Rosen bestreut oder nicht, darüber schlüpft sie hin.
Allmächtige Noth, du kannst mehr als die Epikteten!
Du machst den Weichling hart, und lehrst den Frevler beten.

7.

Nichts kann den stolzen Übermuth
Der Erdengötter, wie du, zur Selbsterkenntniſs zwingen.
So lang' ihr zartes Fell auf Flaum und Ederdon ruht,
Nichts ihnen gebricht was nur den Sinnen gütlich thut,
Und, wenn sie winken, sogleich sich tausend Füſse beschwingen,
Wie leicht vergessen sie dann daſs unser bürgerlich Blut
So roth als ihres ist! Wem könnt' es da gelingen
Terenzens *homo sum* den Stolzen beyzubringen? 2)
Die Musen verlören die Müh' es ihnen einzusingen!
Ihr Herz wird nur durch Trübsal gut.

8.

Schon sank Leoparden der Muth, indem die Königin
Der Nacht den drachenbespannten Wagen
Herauf am Horizont trieb: als mitten unter den Klagen
Der Mädchen eine rief: Was seh' ich? O sehet dorthin!
Mehr konnte das Mädchen vor Freude nicht sagen.

Und alle riefen zugleich, was siehst du? und sahen dahin
Wohin sie zeigte, und sahen mit freudetrunknen Blicken
Auf eines Berges blauem Rücken
Ein schönes Schloſs, das ganz von Golde schien,
Im blassen Roth der Abenddämmerung glühn.

9.

Der Anblick goſs auf einmahl neues Leben
In jede Ader, und lehrte die müden Füſse sich heben.
Kein Nymfchen, das einem verfolgenden Satyr entflieht,
Läuft schneller als sie; denn das Verlangen zieht
Je bälder je lieber das herrliche Schloſs zu erreichen,
Wovon, nach einem Vorrecht von allen ihres gleichen,
Sich Leoparde bereits die höchste Gebieterin sieht.
Sie ist nun auf gutem Wege. Wir lassen sie laufen und keuchen,
Und eilen zu Schatulliösen, die noch, von Ohnmacht besiegt,
Dem Triton in den Armen liegt.

10.

Der Triton, dem wohl nicht geträumt, noch heute
So einen Zug zu thun, schwamm mit der schönen Beute
In stillem Triumfe der sichern Grotte zu.
So schleicht sich mit grinsendem Lächeln und aufgeblasenen Backen
Ein diebischer Affe davon, um in gemächlicher Ruh'
Zu oberst unterm Dach die geraubten Nüsse zu knacken.
Die arme Dame! Die Ohnmacht hinderte sie
Sich nach den Regeln zu sträuben und zu zappeln.
Ihr Schönen! wenn guter Rath euch lieb ist, trauet nie
Der Groſsmuth eines Manns mit einer Schürze von Pappeln!

11.

Man wagt, das kann ich euch sagen, sehr viel dabey, zumahl
In einer Ohnmacht. Er hatte, sie zu sich selbst zu bringen,
Gewiſs weder *Eau de Luce* noch sonst ein Kordial —
„Und brachte sie doch zu sich selbst? Das kann mit rechten Dingen

Nicht zugegangen seyn!“ — So denkt, zum Exempel, die Welt!
Kommt's hoch, so zückt man mit skeptischer Nase
Die Achseln, hofft nach der Liebe, und läſst's dahin gestellt.
Im übrigen weiſs ich nicht, was hier zurück mich hält;
Die Rede ist weder von meiner Tochter noch Base,
Und bin ich etwa zum Hüter von Bambo's Töchtern bestellt?

12.

Ich danke für dieſs Amt! — Sie gehn den Mann im Monde
Nicht weniger an. Wer weiſs in welchem Strauſs,
In diesem Augenblick selbst, sich Blaffardine, die Blonde,
Die auch davon lief, befindet? — Indessen zieht euch daraus
Die Regel, ihr schönen Kinder: man soll vor Riesen und Zwergen
Sich weder in freyem Felde noch hinter Gebüschen verbergen.
Was liefen sie so? Ging's jeder, im ärgsten Falle, doch bloſs
Wie allen andern! und wirklich war die Gefahr nicht groſs.

Allein so pflegt die Furcht es immer zu machen;
Sie rennte vor einer Maus dem Behemoth in den Rachen.

13.

Dem sey nun wie ihm will, die keusche Infantin erwacht
Auf einem Bette von Schilf und Wasserlinsen
Aus einer langen Entgeist'rung, und macht
An ihren Erretter mit seiner Krone von Binsen
Zwey groſse Augen. Doch Reue nach der That
Hilft just so viel, als, nach der Entschlieſsung, guter Rath.
Der Triton scheint ihr, je mehr sie ihn beschauet,
Zum wenigsten um die Hälfte mehr Riese als jener zu seyn.
Mit einem Triton, in seiner Grotte, allein!
Das macht Gedanken, wovor der Keuschen billig grauet.

14.

Von diesen Gedanken empört, fährt sie mit beiden Händen
In ihre Locken, zerreiſst ihr Halstuch, springt an den Wänden
Hinauf, und deklamiert mit tragischem Anstand aus mehr
Als zwanzig Opern die tollsten Stellen her.

Dann wirſt sie, athemlos, sich auf die Erde nieder,
Reibt ihre Augen, weint, fährt wieder
Wie eine Medea herum, spricht Unsinn, apostrofiert
Die halbe Natur, und schwört den Triton ewig zu hassen,
Wofern er — kurz, sie spielt die Tugend wie sich's gebührt,
Und muſs — was ist zu thun? — am Ende doch sich fassen.

15.

Wie sehr ihr auch des Meermanns Ungestalt
Miſsfällt, so ist sie nun einmahl in seiner Gewalt;
Ringsum ist See; sie kann nicht schwimmen
Noch unter Wasser gehn. Wiſst ihr sonst einen Rath,
Als allgemach die Saiten herunter zu stimmen?
Dieſs war's denn auch was ihre Tugend that.
Das Schicksal, spricht sie, mein Herr, hat über uns zu gebieten;
Indessen hoff' ich, Sie haben, so lang' ich mich selbst nicht empfand,
Sich in den Schranken der Ehrfurcht, die meinem Geschlecht und Stand
Von jedem gebührt, gehalten! Ein Zweifel nur machte mich wüthen!

16.

Nur Wilde sind mit den Regeln des Wohlstands
unbekannt
Genug, uns mit Gewalt zu nehmen,
Wozu wir (sie hält bey diesen Worten die Hand
Vor ihre Augen) uns nie mit gutem Willen bequemen.
Der Triton war — was alle Tritonen zu Land
Und Wasser von jeher gewesen, ein wahrer
Sakripant, 3)
Rauh wie die schäumende Welle. Verfeinte
Gesinnungen waren
Arabisch für ihn. Der Damen Zärtlichkeit
Zu schonen, ihren Wangen die Ungelegenheit
Erröthen zu müssen behutsam zu ersparen;

17.

Die Kunst, sie unvermerkt dahin
Wo man sie haben will zu führen,
Nachgiebig, ohne sein Ziel zu verlieren,
Wenn Skrupel oder Eigensinn
Den nahen Sieg euch disputieren;
Kurz, alle die Künste, wofür ihr loser Meister,
Ovid,
Mit seinen Korinnen vermuthlich im feurigen
Flegethon glüht,
Hat nie ein Triton noch Faun zu lernen noch
zu üben

Gewürdigt. Was brauchen sie das? Sie lehrt der Appetit
Gleich zärtlich ihr Mädchen, ihr Glas und ihren Rostbif lieben.

18.

Bey einem solchen Thiere ging
Die zarte Denkungsart von Schatulliösen verloren.
Komm, sprach er, indem er vertraulich sie unter dem Gürtel umfing,
Komm, Närrchen, und winsle mir nicht noch länger um die Ohren.
Wir müssen Freunde seyn! Du bist mir schön genug
Dich in mein Lager aufzunehmen.
Nur keine Grimassen, mein Püppchen! Ich dächte du wärest so klug,
Dich ohne so vieles Gezier zu einem Gemahl zu bequemen.
Wozu das Komplimentieren? Ich bin kein Seladon,
Und desto besser für dich! was hättest du davon?

19.

Er sagte noch viel dergleichen, was wir Bedenken tragen
Vor zarten Ohren ihm nachzusagen;

Noch weniger sagten wir gern was er zugleich gethan.
Nur Schad' um die Delikatesse der armen Schatulliöse!
Ihr Zustand war für eine Preziöse
Der härteste, den man denken kann.
Ein Mann — schon schrecklich genug! doch, Götter welch ein Mann!
Welch eine Figur! Der Herkules Farnese
Schien gegen ihn — nun machet selbst den Schluſs —
Ein *Veneris columbulus.* 4)

20.

Zwar kennen wir diese und jene, die, sonst unendlich zart,
Kaum eines Zefyrs Berührung ertragen,
So reitzbar sind, den neuen Abälard 5)
Der Schlüpfrigkeit erröthend anzuklagen,
Und an Figuren dieser Art
Die ihrigen doch mit vieler Entschlossenheit wagen.
Ob Bambo's Tochter von dieser Klasse war,
Das muſs sie euch durch ihre Handlungen sagen.
Genug, sie ergab sich dem Schicksal, und lieſs vielleicht wohl gar
(So groſs ist die Macht der Gewohnheit!) zuletzt sich's wohl behagen.

21.

Und, in der That, es war nicht halb so schwer
Als wie sie Anfangs besorgte. Der Triton, so lieb er sie hatte,
War sehr zum Schlafen geneigt. Kein minder beschwerlicher Gatte
Muſs in der Welt nicht seyn als er.
Ihr war erlaubt, in einem vergoldeten Nachen,
So oft sie wollte, mit einer Hofmeisterin zwar,
(Die eine alte Nixe, doch mit kandierten Sachen
Und Pfefferkuchen und Sekt sehr fromm zu machen war)
Bald eine Fahrt auf dem See, bald nach dem Lande zu machen,
Und, während er schlief, zu ihrem Vergnügen zu wachen.

22.

Einst, da die Dame an einem schwühlen Tag
Im Schatten eines Baums allein am Ufer lag
Und ihren Gedanken Gehör gab, indeſs in seiner Grotte
Der Alte schnarchte: da kam, quer über Land
Dem Ufer zu, in kurzem Trotte
Ein mächtiger Ritter geritten. Sein Weg ging linker Hand;
Er hätte vielleicht die Dame nicht wahrgenommen;
Allein ein lauter Ton, der ihr im Schrecken entfuhr,

(Sie war, wie wir wissen, sehr schreckhaft von Natur)
Entdeckte die furchtsame Schöne, und hieſs ihn näher kommen.

23.

Ein Frauenzimmer, so schön, so reich mit Perlen geschmückt,
(Denn sie geputzt zu sehn war ihres Alten Grille)
Ist was man in einer Gegend, wo allgemeine Stille
Und öde Wildheit herrscht, nicht ohne Wunder erblickt.
Er lieſs sein Visier herab, die schöne Dame zu grüſsen,
Und bot mit vieler Höflichkeit
Ihr seine Dienste an. „Welch eine Seltenheit!
(So rief er) Lebten wir noch in der alten Götterzeit,
Ich würde Sie für die Nymfe der Gegend halten müssen;
Denn Nymfen und Faunen allein scheint diese Gegend geweiht.

24.

Was für ein glücklicher Stern läſst in so öden Gründen
(Ist anders mir diese Frage vergönnt)
Mich eine Schöne so einsam finden,

Die man beym ersten Blick dafür gemacht erkennt
Um, wo es Augen giebt und Herzen, den Szepter zu führen?“
So sprach der Ritter. Die Dame betrachtet ihn schweigend, und fühlt
Die Möglichkeit stracks, ihr Herz an diesen Mann zu verlieren:
Sie braucht nicht lange zu kalkulieren;
Ein einziger Blick ist genug, sich völlig zu überführen
Daſs ihre Tugend beym Tausche nichts verspielt.

25.

Der Triton (unter uns) war von den Truggestalten,
Die viel versprechen und desto weniger halten.
Don Boreas (so hieſs der Paladin)
Ein nerviger Held, mit einer römischen Nase
Und schwarzen feurigen Augen, däucht ihr, je länger sie ihn
Betrachtet, ihrem Gemahl mit seinen Augen von Glase
(Auch alles übrige gleich) noch immer vorzuziehn.
Mit Einem Wort, er schien dem groſsen Fakardin,
(Von dem er ein Tochtersohn war) so viel aus äuſsern Zeichen
Sich schlieſsen läſst, an innerm Gehalte zu gleichen.

26.

Dieſs alles erklärt uns genüglich den sanft einladenden Blick,
Womit die Dame sein Kompliment belohnet.
Bald wird sie vertraulich genug, ihr abenteurlich Geschick
Ihm frey zu entdecken. Der Triton wird wenig dabey geschonet;
Doch muſs sie ihm in einem einzigen Stück
Sein Recht widerfahren lassen — er hat bisher noch immer
Sich in den Grenzen der Ehrfurcht, die einem Frauenzimmer
Von ihrer Zartheit gebührt, zu halten sich bequemt:
Sie hätte (spricht sie jungfräulich verschämt)
Nicht ohne Mühe zwar, stets seine Begierden gezähmt.

27.

Indessen, wie leicht zu erachten, war ihr
Das Glück, den Ritter kennen zu lernen,
Unendlich willkommen. Denn so ein gutes Thier
Der Triton ist, wer ist ihr Bürge dafür
Er werd' es bleiben? Das Beste war immer, sich bald zu entfernen.
Herr Boreas schwört bey den beiden Angelsternen

Von seinem Herzen, bey ihren Karfunkelaugen, er sey,
Um gegen alle Tritonen (den Priester Johann und den Dey
Von Tunis mit eingeschlossen) sie Tag und Nacht zu schützen,
Bereit, bis auf die Hefen sein ritterlich Blut zu verspritzen.

28.

Doch hofft er, indem er hiemit zu ihren Diensten sich weiht,
Sie werd' ihn gnädigst dafür zu ihrem Ritter erklären,
Und nach erstandner Prüfungszeit,
Je bälder je lieber, ihm auch den Sold der Minne gewähren.
Die Dame läſst, wie er's spricht, erröthend ihr schönes Gesicht
Auf ihren Busen sinken, und, wenn sie nichts verspricht,
So bleibt ihm unverwehrt ihr Schweigen auszulegen.
Drey Küsse auf ihre Hand, von drey kaum sichtbaren Schlägen
Mit ihrem Fächer bestraft, versiegeln den zärtlichen Bund,
Und, wie er aufs Pferd sie hebt, ein vierter auf den Mund.

29.

Schon ſaſs die Perle der Damen und hielt den nothhaften Ritter
Nach ihrer furchtsamen Art mit beiden Armen umfaſst;
Schon fliegt sein Roſs davon, stolz auf die schöne Last:
Da sprengt aus dem Wald ein unwillkommner Dritter
Mit rennenden Zügeln ihn an. Doch, wer er war, und warum
Er sich die Entführung der Dame zu Herzen genommen,
Davon ein andermahl! Wir sehn nach den Zelten uns um,
Wo wir vielleicht Dinge zu hören bekommen,
Die einer, dem der Dämon von Kardan 6)
Nicht dienstbar ist, wohl schwerlich errathen kann.

Anmerkungen.

1) als sich Ulysses einst gemacht.

Nehmlich aus dürrem Laube zwischen zwey dicht verwachsnen Bäumen. Odyssee, B. IV. v. 174 u. f.

2) Terenzens *homo sum*, u. s. w.

Wie? (sagt der Heautontimorumenos oder Selbstpeiniger beym Terenz zu seinem Nachbar) lassen dir deine eigenen Angelegenheiten so viel Muſse, daſs du dich um fremde Dinge bekümmern kannst, die dich nichts angehen? — Ich bin ein Mensch, antwortet ihm Chremes, nichts ist mir fremde was einen Menschen angeht:

Homo sum, nihil humani a me alienum puto.

Ein Vers, der, bey aller seiner ungeschmückten Einfalt, der beste ist, den die Menschlichkeit jemahls einem Dichter eingegeben hat.

3) ein wahrer Sakripant.

Sakripante, König von Tschirkassien, ist einer von den Helden im Orlando Furioso, und von den Liebhabern der schönen Angelika. Der Karakter, den ihm Ariost giebt, rechtfertigt die Vergleichung unsers Dichters. Hier scheint er besonders auf die 57. und 58. Stanze im 1. Gesange zu deuten, wo Sakripant in einem kleinen Selbstgespräche den Entschluſs faſst, sich den Zufall zu Nutze zu machen, der ihm seine spröde Gebieterin, allein, und in einem Walde, in die Hände spielte. „Wenn Orlando (sagt er zu sich selbst) ein solcher Narr war und die günstige Stunde ungenutzt entschlüpfen lieſs, so mag er dafür büſsen! Ich verstehe meinen Vortheil besser.“

Corrò la fresca e mattutina rosa,
Che tardando stagion perder potria.
Sò ben, ch'a Donna non si può far cosa
Che più soave e più piacevol' sia,
Ancor che se ne mostri disdegnosa,
E talor mesta e flebil' se ne stia:
Non starò per ripulsa o finto sdegno,
Ch' io non adombri e incarni il mio disegno.

4) Ein *Veneris columbulus* (ein Täuberchen der Venus)

So nennt Katull (wenn ich nicht irre) was wir einen süſsen Herrn, einen kleinen Seladon nennen würden, der zu seines Mädchens Füſsen sein kurzes Sperlingsleben wegtändelt, wie ein Dichter irgendwo sagt.

5) So reitzbar sind, den neuen Abälard u. s. w.

Nicht der neue Abälard des Retif de Bretonne, sondern der Held der neuen Heloise. — Übrigens ist dieſs nicht Satyre, sondern Thatsache. — Welch eine Delikatesse, welche überzarte moralische Reitzbarkeit muſs nicht eine Dame besitzen, um die *Memoires de Versorand*, die *Poupée*, die *Petite maison*, und zwanzig Dinge von dieser Stärke, die *Pucelle* selbst nicht ausgenommen, ohne allen Anstoſs lesen zu können, und dagegen den 55. Brief im 1. Theile der neuen Heloise von einer unerträglichen Schlupfrigkeit zu finden! — Auch hätte der Dichter des Neuen Amadis sich nie erdreistet seine Schatulliöse zu erdichten, wofern ihm einige Damen von seiner Bekanntschaft nicht beynahe mit jedem Zuge, woraus er ihren Karakter zusammen gesetzt, versehen hätten.

6) der Dämon von Kardan.

Daſs Sokrates einen besondern Genius, oder Dämon (wie es die Griechen nannten) zu haben geglaubt oder vorgegeben habe, ohne sich doch jemahls deutlich zu erklären, was es mit demselben für eine Beschaffenheit habe, ist eine bekannte Sache; und die Gelehrten, denen nichts willkommner ist als eine Gelegenheit Dissertazionen zu schreiben, haben sich groſse Mühe gegeben, zu untersuchen, von was für einer Geisterklasse dieser Dämon wohl gewesen sey, weiſs oder schwarz, gut oder böse, oder auch keines von beiden. Uns däucht, sie hätten sich diese Mühe wohl ersparen können; so lange unausgemacht ist, was vermuthlich immer unausgemacht bleiben wird, — daſs Sokrates wirklich einen Genius oder *Spiritus familiaris* gehabt habe. Indessen fanden in den spätern Zeiten verschiedene Filosofen *vel quasi*, von der schwärmerischen oder marktschreyerischen Gattung, nichts so schön, als auch einen Genius zu haben wie Sokrates. Hieronymus Kardano, ein berühmter Arzt und Allwisser des sechzehnten Jahrhunderts, war einer von dieser Klasse, wenn es jemahls einer war. Unter zwanzig andern auſserordentlichen Dingen, die er in seiner selbst verfertigten Lebensbeschreibung von sich rühmt, ist auch dieses, daſs er, wie Sokrates, einen Genius habe. *Cardan. de vita propria, cap.* 47. An einem andern Orte spricht er gleichwohl etwas zweifelhaft von der Sache, und in seinem Buche *de rerum Varietate* trägt er sogar kein Bedenken, sein ehemahliges Vorgeben Lügen zu strafen, und gerade heraus zu sagen: „Er wisse gewiſs *(ego certe cognosco)* daſs er keinen Genius oder Dämon habe.“ Dafür aber hatte ihn die Natur durch vier andere Gaben entschädigt, deren jede so gut als ein dienstbarer Geist ist. Denn er versichert in dem eben angezogenen Buche: daſs er 1) so oft es ihm beliebe, in Verzückung gerathen könne; 2) daſs er alles, was er sehen wolle, nicht etwa bloſs mit dem Auge der Seele, sondern mit leiblichen Augen vor sich sehe; 3) daſs ihm alles, was ihm künftig begegne, in Träumen vorgebildet werde, und 4) daſs er alles was ihm begegne, sogar die geringsten Kleinigkeiten, an gewissen, bald erscheinenden, bald wieder verschwindenden Zeichen an seinen Nägeln voraussehe. — Das Wahre ist, daſs dieser Kardan einer der gröſsten, wiewohl gelehrtesten, Narren, Marktschreyer, Astrologen und Fantasten seiner Zeit war, der meistens selbst nicht recht wuſste, was er wollte, alles glaubte und nichts glaubte, der Begierde, für einen auſserordentlichen Menschen zu passieren, alles aufopferte, und mit allen diesen Qualitäten doch Verstand genug hatte, sich gegen das Ende seines Lebens noch eine Pension vom Papst (Pius V.) zu verschaffen; was gewiſs manchem weisern Mann als er nicht gelungen wäre.

FÜNFTER GESANG.

1.

Indeſs, daſs **Kolifischette** mit Amadis und dem Gecken
Von Parasol ihren Abend ganz leidlich zugebracht,
Ward an der Schwestern Flucht nur obenhin gedacht.
Man hoffte sie wären nicht weit. Allein, nachdem die Nacht
Die Lichter nach und nach am Himmel aufzustecken
Begann, und niemand kam, entstand
Ein schrecklicher Lärm. Die schöne Kolifischette
Zerriſs in der ersten Angst ihr schönstes Nachtgewand,
Und schrie mit ihren Zofen so kläglich in die Wette
Als ob — als ob ihr **Spitz** den Styx befahren hätte.

2.

Drey Schweſtern ſehlten nun, und da man weiter fragt,
So ſehlt auch die vierte, die, (wie wir oben vernommen)
So bald man ihr die Flucht des Eichhorns angesagt,
Ihr Mährchen, wovon nun just das Beste sollte kommen,
Und ihren Ritter im Stich lieſs, und unbesonnen genug
Im dichtesten Hain sich verlief. Nun muſs sich ohne Verzug
Was Füſse hat eilig aufs Suchen begeben.
Wohl funfzig Mohren durchirren mit brennenden Fackeln den Wald;
Man ruft, daſs Felsen und Wipfel erbeben,
Und tausendmahl jeder Nahme aus Klippen wiederhallt.

3.

Oft wird dadurch der Rufenden Hoffnung betrogen.
Vergebens hatte das wüthende Heer
Drey Stunden bereits das wilde Gebirge durchzogen,
Sie fanden alles wüst und leer;
Die Löwen und Tieger ausgenommen,
Die sonst bey Nacht auf gute Beute ziehn,

Allein, zu allem Glück, vor Fackeln wie Hasen
fliehn.
Wie wird sie Kolifischon, wenn sie zurücke
kommen,
Empfangen! Die Furcht davor verzögert ihren
Lauf,
Und hält sie unterwegs noch eine Stunde auf.

4.

Schon brach der Morgen an, als auf dem
schmalsten Stege
In blau geschmelzten Waffen ein Ritter auf sie
stieſs.
Ein Zwerg, der (gut oder schlecht) ein silbern
Hifthorn blieſs,
Ritt vor ihm her und rief: Kanallje aus dem
Wege!
Was sollten sie thun? Der Ritter schien ein
Mann,
Und war er's (wiewohl hierin der Schein
betrügen kann)
So war er mehr, als einer von unsern funfzig
Mohren
Zu seyn sich rühmen konnte. Denn ach! sogar
sein Hengst
Erregte den Neid der Armen; sie hatten alle
vorlängst
Die Quelle des Muths mit den Freuden des
Lebens verloren. 1)

5.

Sie fanden alſo, nach wohl genommnem Bedacht,
Das Sicherste sey, der ungeprüften Macht
Des Ritters und seines Zwergs zu weichen,
Der wirklich einem Unhold zu gleichen
Und nicht umsonst so hämisch sie anzugrinsen schien.
Doch wie sie sehn, der Paladin
Begnüge sich seinen Weg im Frieden fortzureiten,
Wird einer von ihnen so kühn ihm in den Weg zu stehn,
Und frägt in bittendem Ton: ob Ihre Herrlichkeiten
Nicht drey bis vier Prinzessen im Walde laufen gesehn?

6.

Meerkatzen in Menge, versetzt der Zwerg mit lautem Lachen,
Und manche darunter vielleicht noch gut genug
Prinzessen daraus, wie ihr sie sucht, zu machen.
Doch, unter uns, ihr Herren, seyd ihr klug?
Seit wann, wenn's euch beliebt, sieht man die Prinzessen in Haufen
Wie Sapajus herum in Wäldern laufen? —
Seit gestern, erwiedert der Mohr, und daſs dem also sey,

Das haben unsre Füſse nur gar zu stark empfunden;
Wir stolpern die ganze Nacht in dieser Wüsteney
Mit Fackeln herum, und haben nichts gefunden.

7.

Dem Ritter scheint dieſs Abenteuer werth
Ausführlich sich's erzählen zu lassen.
Der Mohr verspricht die Sache kurz zu fassen,
Und sagt wohl zehnmahl mehr als jener zu wissen begehrt.
Dem Dichter gleich, der seine Iliade
Von Leda's Ey begann, fing Moslem seinen Roman
Von Bambo's Hochzeitnacht und von den Feen an
Die ihn dabey begabt, und wie Frau Perisade,
Die Königin, Jahr vor Jahr, dem Sultan ihrem Gemahl
Ein hübsches Mädchen gebracht, und das zum sechsten Mahl;

8.

Und wie die Mädchen allmählich gar schön und groſs geworden,
Und manche Prinzen und Herren vom ritterlichen Orden
Um ihren Besitz sich viel verlorne Müh'

Gegeben, sich blind geweint, die Kehlen sich abgeschnitten,
Auf schreckliche Abenteuer, um sie
Zu amüsieren, ausgeritten,
Mit Drachen und Riesen und blauen Centauren gestritten,
Und, wenn sie alles gethan und gelitten,
Es doch am Ende nicht weiter gebracht
Als daſs die Prinzessen sich Spaſs aus ihrem Leiden gemacht.

9.

Wie nun Schach Bambo hierauf, aus väterlichem Verlangen
Sich Groſspapa nennen zu hören, nach einem Orakel gegangen,
Sey ihm die Antwort geworden: Er sollte ohne Verzug
Die Mädchen auf Reisen schicken, um was sie nicht hätten zu suchen.
Wie? habe Schach Bambo gerufen, ist das Orakel klug?
Wo sucht man was man hat? — *Corbleu!* — wer sollte nicht fluchen?
Ich wette die Mädchen kommen nicht wieder wie sie gehn!
Oft will man fischen und krebst. Doch, wenn sie suchen müssen

Und müssen suchen, so mag des Orakels Wille geschehn!
Nur wünscht' ich, mit seiner Erlaubniſs, das *quam ob rem?* zu wissen.

10.

Der Mohr erzählte nun weiter, wie Bambo's Töchter sogleich
Zur Reise sich angeschickt, wie prächtig ihr Zug gewesen,
Wie groſs die Welt sie gedäucht, wie manches Königreich,
Von Kaschmir an bis zu den Siamesen,
Und wieder vom Ganges zurück bis an den schilfigen Nil,
Sie durchgewandert, und wie sie überall viel
Von sich zu reden gemacht und Abenteuer gefunden;
Bis gestern, da sie Mittags an diesem Walde kampiert,
Ihr Unstern einen Riesen die Quere daher geführt,
Bey dessen Anblick vier von Bambo's Töchtern verschwunden;

11.

Mit ihnen zwey Rittersmänner, von manchem hübschen Schock
Verehrern das einzige Paar, das ihnen treu geblieben;

Und wie die älteste gar vor Angst den Unterrock
Vergessen, kurz, was die Leser sich noch zu erinnern belieben.
Auch wird des Ritters in Ehren gedacht
Der Kolifischetten indeſs die Cour gemacht,
Und sonderlich sein Fächer als etwas Rares erwähnet.
Der blaue Ritter, der mit zerstreutem Gesicht
Des Mohren Erzählung bisher sehr schläfrig angegähnet,
Fährt plötzlich auf, wie dieser von einem Fächer spricht.

12.

Er läſst den Mann mit dem Fächer sich so genau beschreiben
Als ob er ihn mahlen müſste, und wuſste wohl, warum;
Drauf spricht er: Ich denke wir ziehn, die Zeit uns zu vertreiben,
Ein Weilchen mit; der Weg ist allenthalben krumm,
Und endlich müssen wir doch da oder dorthin kommen.
Die Mohren denken: Gottlob! so kommen wir doch nicht leer,
Und unsrer Gebieterin ist zum Schmählen der Anlaſs benommen:
Zwar hat sie zwey bereits; doch ein Verehrer mehr

Macht richtig drey, und drey sind immer beſser;
Den Zwerg dazu gezählt wird gleich der Hofſtaat gröſser.

13.

Sie zogen demnach mit einander. Der Morgen röthete schon
Der Berge Scheitel, als **Antiseladon**
(So hieſs der Ritter) vermeint, er entdecke
Nicht weit von den Zelten, an einer Rosenhecke
Ich weiſs nicht welche Gruppe, die jenem Götterpaar
In Vulkans Netze von fern nicht ungleich war.
Er nähert sich und sieht auf einer reichen Tapete
Den schönen **Parasol** in süſser Morgenruh';
Das übrige, was ich zu sagen erröthe,
Geneigte Leser, denkt hinzu.

14.

Ob eine der Kammerzofen (wie glaublich scheinen könnte)
Am Flattersinn der schönen Kolifischon
Auf diese Weise sich zu rächen ihm vergönnte,
Sey wie es will! Man spricht nicht gern davon.
Genug, Herr **Antiseladon**,
Zufrieden, das Kleinod (das ihm, mit Hülfe seiner Tante,
Der Stutzer vor etlichen Monden entwandte)

Im Grase liegen zu sehn, und unsern Endymion
Um dieser Kleinigkeit willen im Schlaf zu unterbrechen
Zu höflich, langt nach dem Fächer, und, ohne ein Wörtchen zu sprechen,

15.

Grüſst er die Mohren, und dreht mit frohem Sinn
Sein Pferd gerade wieder dahin
Woher er gekommen. Und recht geschah dem Thoren,
Der seine Zeit mit Schnarchen bey einer Freundin verloren!
Nie wird er den Fächer wieder in seinen Händen sehn.
Hätt' er gewacht, es wär' ihm nicht geschehn!
Die Mohren, die dem Spiele von ferne zugesehn,
Begriffen, wiewohl sie nichts von der Kartenmischung verstunden,
Das Sicherste sey, stracks ihrer Wege zu gehn:
Was hätte der Junker gedacht, hätt' er sie hier gefunden?

16.

Nichts hören noch sehn und alles dahin gestellt
Seyn lassen, ihr Herrn, führt sicher durch die Welt! 2)
Kraft dieser goldnen Regel schlichen

Die Mohren sich leise davon, und waren kaum entwichen,
Als unser Junker dem Arm des Schlummers sich entwand.
Nun denkt euch, wie ihm ward, da er sein Alles, den Fächer,
Ein Kleinod, ohne welches er nur ein armer Schächer
Von einem Ritter war, nicht mehr zur Seite fand!
Natürlich muſste sein Argwohn vor allen
Auf seine Schlafgesellin fallen.

17.

Er zieh des Frevels sie gerad' ins Angesicht,
Der Undankbare! und, seinen Wahn zu beschämen,
Zu welchen Proben muſste sich nicht
Die Delikatesse der edeln Nymfe bequemen!
„Verzeihung, Fräulein! Sie sehen mich hier am Rand
Der tiefsten Verzweiflung; daſs ihn der Mond hinauf gezogen,
Das machen mir alle Doktoren von Balk und Samarkand 3)
Nicht weiſs!“ — So spricht er, und sucht mit Aug' und Hand,
Vergebens, doch immer von neuem. Man dächte, sein Biſschen Verstand
Sey sammt dem Fächer dem Monde zugeflogen.

18.

Er schlägt sich vor die Stirn, flucht wie ein Bootsmann, und dräut,
Wofern das Fräulein ihm ihr seidnes Strumpfband leiht,
Er wolle sporenstreichs — weil leider! sich zu ertränken
Kein Fluſs in der Nachbarschaft war — wie Neukirchs Schäfer „gehn 4)
Und seinen Rumpf an einen Eichbaum henken.“
Grund hatte er wirklich dazu, das müssen wir selber gestehn;
Die Gröſse seines Verlusts ist kaum zu überdenken.
Wer konnte dem Zauber des Fächers widerstehn?
Wo war, so lang' er ihn besaſs, ein gröſsrer Sprecher
Als Parasol? Wer fand die Schönsten schwächer?

19.

Natürlich reitzte die Lust den Wunderfächer zu sehn
Vestalen sogar — was sag' ich? Prinzessen, Kaiserinnen,
Und, wenn es Göttinnen gäbe, Göttinnen,
Junonen selber waren am Ende dadurch zu gewinnen,
Und fühlten sich mächtig versucht die Klausel einzugehn.

Wie konnte man essen und trinken und schlafen und athmen und leben
Und nicht den Fächer sehn? In diesem Fall allein
Kann auch die Weisheit selbst was Menschliches sich verzeihn;
Hier wär' es der Mutter der Gracchen beynahe zu vergeben
Nichts mehr als — nur ein Weib zu seyn!

20.

Der arme Parasol! wie käm' er nicht von Sinnen?
Sein ganzes Daseyn hängt an diesem Talisman,
Den eine Welt voll Gold ihm nicht ersetzen kann.
Nach einem solchen Verlust was blieb ihm zu beginnen?
Nie war ein Sterblicher leerer, als er, an eignem Werth;
Ein wahrer Pantin, dergleichen die gallischen Damen vor Zeiten 5)
Am Halse trugen; ein Ding, das herum im Zimmer fährt,
Sich lächelnd im Spiegel begafft, stets tausend Kleinigkeiten
Zu sagen hat und zu tändeln, und, wenn man an Männern es mifst,
Von allen Kleinigkeiten die gröfste Kleinigkeit ist.

21.

Ein blasses Gesichtchen, ein paar gespindelte Beine,
Ein Köpfchen, so leer als ein ausgenommenes Nest,
Ein Mund, in den er oft beiſst damit er röther scheine,
Und den er, die Zähne zu weisen, fast immer offen läſst,
Dieſs alles in eine Figur, die ein Hauch von der Stelle zu blasen
Genug war, zusammen gescherzt und aufgedunsen mit Wind,
Zu früh der Natur entwischt, an Geist ein ewiges Kind,
Von einem Affen der Witz, das Herz von einem Hasen —
Sagt, wenn der Fächer das Beste nicht thut,
Was wär' ein solches Ding zu Schimpf und Ernste gut?

22.

Er fühlt es selbst, und beschlieſst sogleich das Feld zu räumen:
Bey Bambo's Tochter ist nun nichts weiter zu versäumen;
Er hätte zum Schaden den Spott noch oben drein;
Sie mag ihm, daſs er sie nicht um Urlaub bittet, verzeihn.

Und also, nachdem er der kleinen Babiolen
Mit einem Handkuſs sein Angedenken empfohlen,
Läſst er von seinem Riesen (indeſs, vom Schlummer besiegt,
Die Zeltenbewohner noch in süſsen Träumen lagen)
Sein Gänlchen sich satteln, und eilt, schlecht mit sich selbst vergnügt,
Der Tante Mab sein Leid zu klagen.

Varianten.

Stanze 16, 17.

Nun denket selbst, da er sein bestes Theil, den Fächer,
Der ihm zur Seite gelegen, nicht fand,
Was zwischen ihm und der Nymfe für eine Fehd' entstand.
Kupido, da er einst Bogen und Köcher
An Ganymeden verspielte, *) geberdete sich,
So groſs der Schade war, nicht halb so jämmerlich.
Zu welchen Proben muſstest du dich,
Zu sehr beleidigte Nymfe, bequemen!
Wo suchte der Wüthende nicht? Zu welchem Ersatz verband
Ihn ihre siegende Unschuld! Allein sein ganzer Verstand
War von dem Augenblick an, da er kein Mittel mehr fand
Zu hoffen er habe sich betrogen,
In einen Seufzer gewickelt, dem Monde zugeflogen.'
Er schlägt sich vor die Stirn, flucht seinem Schlaf, und dräut,

---

*) S. die Erzählung *Cupid and Ganymed* in Priors Gedichten, Vol. I.

Wofern das Fräulein ihm ihr seidnes Schnupftuch leiht,
(Allein daran sey, spricht sie, nicht zu denken)
Wie Neukirchs Korydon, zu gehn
Und seinen Rumpf an einen Eichbaum zu henken.

Stanze 21.

„Von einem Affen der Witz, das Herz von einem Hasen"
Ein solches Ding mag allenfalls zu Paris
Zur Kurzweil jungen Koketten, und alten Messalinen
Zum Vorspiel oder vielleicht zum Intermezzo dienen,
Denn dort ist ohnehin der Narren Paradies;
An jedem andern Orte war ohne seinen Fächer
Sir Parasol ein armer Lanzenbrecher. u. s. w.

Anmerkungen.

1) mit den Freuden des Lebens u. s. w.

Une Princesse de grande vertu, et qui étoit demeurée fille toute sa vie, perdit la vue sur le retour de son âge. Comme elle étoit dans cet état, un pauvre aveugle fut conduit à la portiere de son carosse et lui dit: Ma bonne Dame, ayez pitié d'un pauvre homme, qui a perdu les joyes de ce monde. La princesse, qui l'entendit, demanda à une de ses femmes: Qu'a donc cet homme? est ce qu'il est eunuque? Non, ma Princesse, lui repondit cette femme, c'est qu'il est aveugle. Helas! le pauvre homme! il a raison, repliqua-t-elle, je n'y songeois pas. Recueil des bons Contes et des bons mots par Mr. de Caillere, cité au Dictionnaire de Bayle, Tom. IV. p. 384.

2) Nichts hören noch sehn und alles dahin gestellt
Seyn lassen, ihr Herrn, führt sicher durch die Welt!

Unser Dichter spielt hier ohne Zweifel auf eine Erzählung des Prior an, (dessen Gedichte um die Zeit, da er gegenwärtiges verfaſste, eine seiner Lieblingslektüren waren) worin *merry Andrew* (ein Schäker der mit unserm *ci-devant* Hanswurst nahe verwandt ist) seinem Principal seine auf jenen Grundsatz gebaute Filosofie beyzubringen sucht. Denen, welche der Sprache des Originals nicht mächtig sind, wird eine Übersetzung derselben, so gut sie uns gelingen wollte, vielleicht nicht unwillkommen seyn.

„Am letzten Markt in Southwark schritt
Der lust'ge Andrees, unsre Obern
Nach Standsgebühr, und seine Freunde,
Die *Sans-Culottes*, zu ergetzen,
Mit einer groſsen Ochsenzunge
In seiner Rechten, in der Linken
Mit einer ungeheuern Knackwurst
Bewaffnet, im behäglichsten
Gefühl von Sattheit, ernst und schweigend,
Quer über das Theater hin.

Demüthig naht sein Principal
Dem stolzen Speckhals sich, zu fragen,
Was diese emblematische
Prosopöie bedeuten sollte?

Kein Griechisch, Herr! erwiedert Andrees,
Ich hasse all' den Heidenplunder!
Laſs uns auf gut altenglisch sprechen.
Gelehrsamkeit ist dein Talent,
Das meinige ist Mutterwitz.
Du armer Schelm! An Ochsenzungen
Und Knackwurst hast du keinen Anspruch!
Auch ich war einst, verzeih' mir's Gott!
So ein geschäft'ger Narr wie du;

Wollt' immer alles reformieren,
Und wuſste nicht bey welchem Zipfel
Ich's fassen sollte; schalt und lobte,
Mit guter Absicht, wenig Klugheit,
Die Dinge dieser Welt, wie ich's
Für recht erkannte: allein dafür
Erging mir's auch gerad' wie dir;
Ich war ein Biedermann und nagte
Am Hungertuch. Doch, meinen Sternen
Sey Dank! seitdem ich das Geheimniſs,
Ein groſser Mann zu werden, fand,
Steht's desto baſs um meinen Magen.

O holder Andrees, spricht zu ihm
In Demuth sein gebeugter Meister,
Von nun an tauschen wir die Rollen;
Sey du der Herr und ich der Diener,
Nur lehre dein Geheimniſs mich!

„So bücke dich und spitz' die Ohren,
Denn zweymahl hörst du's nicht von mir.
Was dein Patron auch thun und sagen mag,
Sey immer unterthänigst seiner Meinung;
Schlaf' viel, denk' wenig, sprich noch weniger;
Gut oder schlecht, recht oder unrecht, Narr,
Was kümmert's dich? Laſs alles gehn wie's geht,

Und zäumten sie beym Schwanze ihren
Gaul,
Friſs deine Knackwurst, Sklav, und
halt' dein Maul!“

Indem er so filosofierte,
Kam ein hochwürdiger Prälat
Mit Sechsen just daher gefahren;
Hielt einen Augenblick, sein Zwerchfell
Mit unsers Lustigmachers Späſsen
Zu beſsrer Eſslust zu erschüttern:
Kaum traf der goldne Spruch sein Tympanum,
Rief er: fahr zu! der Kerl ist nicht so dumm!

3) Das machen mir alle Doktoren von Balk und Samarkand u. s. w.

Die Stadt **Balk** in der ehmaligen persischen Provinz **Korassan**, und **Samarkand**, die Hauptstadt der Provinz Maurannahar oder Mavaralnahar, beide vor Zeiten sehr groſse und blühende Städte, waren auch als Sitze der Gelehrsamkeit berühmt, ehe sie im Jahre 904 der **Hedschra** (1526) in die Gewalt der uſsbekkischen Tatarn kamen; unter welchen sie (wie nicht zu bezweifeln ist) sehr viel von ihrem vormahligen Wohlstand und Glanz verloren haben sollen.

4) Wie Neukirchs Schäfer u. s. w.

Da die Werke des *ci-devant* berühmten Poeten **Benjamin Neukirch**, dessen Reimereyen **Gottsched** noch im Jahre 1744 als Meisterstücke anpries und wieder auflegen lieſs, dermahlen unter die seltnen Bücher gehören: so war es billig, sein Andenken bey dieser Gelegenheit zu erneuern. Die Stelle, auf welche hier angespielt wird, ist aus seinem Schäfergedicht an Sylvien genommen, und muſs, wenn man ihre ganze Energie fühlen will, im Zusammenhange gelesen werden.

„Ach, stolze Sylvia, laſs deinen Zorn sich wenden,
Ich will dir, wo du willst, auch wohl Geschenke senden;
Nicht etwan die der Wald und unser Garten trägt,
Nicht die das reife Feld uns in die Scheunen legt;
Nein, sondern einen Putz mit Puder überschlagen,
Wie in der Stadt jetzund die Bürgerstöchter tragen,
Und einen bunten Korb, den neulich erst Serran
Mit groſser Kunst gemacht, Serran, der kluge Mann u. s. w.
Doch wo du hierdurch auch nicht zu bewegen bist,
So weiſs ich ärmster nicht, was weiter übrig ist,
Als daſs ich meinen Rumpf an diesen Eichbaum henke.
Vielleicht liebst du mich todt, weil ich dich lebend kränke.
Schreib aber auf mein Grab nur noch zu guter Nacht,
Allhier hat Sylvia den Thyrsis umgebracht.

5) Ein wahrer Pantin u. s. w.

„Die possierlichen kleinen Kartenmännchen, welche unter diesem Nahmen, gegen die Mitte unsers Jahrhunderts zur allgemeinen Unterhaltung der damahligen *Elegans* und *Elegantes* dienten, gehören unter die transitorischen Erfindungen des französischen Witzes, von welchen die Nachwelt Mühe haben wird sich einen Begriff zu machen, und um derentwillen ein Journal der Moden eine Sache wäre, wodurch einer von den müſsigen schönen Geistern dieser Nazion sich sehr verdient machen könnte.“ Dieſs schrieb unser Autor vor 22 Jahren, und sah seinen Wunsch, wiewohl nur zum Theil, durch ein im December 1785 in Paris zuerst eröffnetes *Cabinet des Modes* erfüllt; dessen erheblichster Nutzen war, daſs es das bald darauf in Weimar unternommene Journal der Moden veranlaſste, welches sich schon mit dem Jahre 1787 nach einem erweiterten Plan zu einem Journal des Luxus und der Moden ausbildete, und, ungeachtet alles zufälligen Schadens, den sich Unbesonnenheit und Thorheit durch Miſsbrauch desselben zufügen können, eine Unternehmung von mannigfaltigem Nutzen ist, welche, in so fern sie immer in so guten Händen bleibt wie bisher, aus vielerley Gesichtspunkten, und vornehmlich auch als fortlaufende Sammlung urkundlicher Beyträge zur Geschichte der Menschheit in Rücksicht auf Geschmack, Sitten, Künste, Handlung, Geist und Karakteristik der Zeiten u. s. w. so lange interessant bleiben muſs, als Luxus und Moden in unserm Welttheile Statt finden werden, d. i. so lange Europa seinen Zustand nicht entweder mit dem von Neuholland vertauschen, oder sich zur einförmigen Vollkommenheit einer Platonischen Republik erheben wird.

SECHSTER GESANG.

1.

Inzwischen rüstete sich nach einem guten Schlaf,
Der besten aller Panaceen,
Herr Amadis, frisch und gesund, vom Lager aufzustehen.
Er hatte den Unfall, der Parasoln betraf,
Und daſs die ausgesandten Mohren
Bey ihrem Suchen Müh' und Schlaf und Fackeln verloren,
Von seinem Diener vernommen. Nach allem, was er bisher
Von Bambo's Töchtern gesehn, und was sein Sekretär
Im Vorgezelt von ihnen aufgefangen,
War ihm so ziemlich die Lust, sich ihnen zu widmen, vergangen.

2.

Indeſs erfoderte doch des Ritterordens Pflicht
(Die ihm so heilig war als Don Quichotten) sie nicht
Allein und unbeschützt dem Zufall Preis zu geben.
Kein Ritter, von Artus an bis auf den Ritter *sans peur*
Et sans reproche, 1) befliſs sich den Damen so sehr
Zu angenehmen Diensten zu leben.
Er säumte demnach sich nicht, so bald der Mittag kam,
Im Vorgemach nach ihrem Befinden zu fragen,
Und eine der Sklavinnen brachte die Antwort von Madam,
Ihr würde an ihrem Putztisch sein Anblick sehr behagen.

3.

Die Komplimente, die beide einander gemacht,
Sie ihm zu seiner Genesung, er ihr zu den blühenden Wangen
Und zu den Augen voll Glanz, womit sie ihn empfangen,
Und alle die feinen Dinge, wozu die Morgentracht
Der Schönen Anlaſs giebt, dem Leser vorzureimen,
Das hieſse, sich ohne Noth bey Kleinigkeiten säumen.

Das Fräulein, ohne daſs es schien,
Gab sich die äuſserste Mühe den Vogel ins Garn zu ziehn;
Und er, so übel bisher ihm seine Versuche gelungen,
Fand endlich in ihren Blicken sich wider Willen verschlungen.

4.

Er hatte die böse Gewohnheit, die manchem jungen Herrn
Schon theuer zu stehen kam, verstohlner Weise so gern
Nach Palatinen, die sich ein wenig verschoben, zu schielen;
Und Bambo's Töchterchen wuſste dabey
Ihr kleines Spiel so fein und behende zu spielen,
(Man schwüre daſs es Instinkt bey diesen Hexen sey)
Daſs unser Ritter die List, die ihn geärgert hätte,
Für bloſsen Zufall hielt. Wenn übrigens Kolifischette,
So unbesonnen, wie man sie uns geschildert hat,
In diesem Stück ein wenig aus ihrem Karakter trat:

5.

So scheint die dringende Noth das Fänomen zu erklären.
Man konnte, nach ihren Begriffen, die Zahl

Der Sklaven nie zu viel vermehren.
Erst gestern hatte sie zwey; da war doch eine Wahl:
Nun, leider! brauchte sie nur noch Einen zu verlieren,
So blieb ihr nichts. Jetzt galt's behutsam zu seyn!
Sie war, ging Amadis nicht ein,
Dahin gebracht sich selbst zu amüsieren.
Wie flatterhaft auch das Fräulein immer war,
Wer zitterte nicht vor einer solchen Gefahr?

6.

Den einzigen, den sie noch hatte, so vielfach zu umspinnen
Daſs ihm nicht möglich sey ihr wieder zu entrinnen,
Dieſs war das groſse Ziel, wozu itzt, ohne Verziehn,
Vom Schleier bis zum Pantoffel ihr alles helfen muſste.
Gut war's hiebey für sie, doch desto schlimmer für ihn,
Daſs sie so viel von seiner Geschichte wuſste.
Itzt war ihr's leicht, sein nichts befahrendes Herz
Durch stille Grazien und durch Blicke voll Seele zu fangen,

Durch schöne Unschuld, gefallenden Scherz,
Und unbewuſsten Reitz und sanft erröthende Wangen.

7.

Wie sehr sie Meisterin war in dieser schönen Kunst,
Bewies der Erfolg. Denn mitten unterm Schielen
Fing auch des Ritters Herz unmerklich an zu fühlen,
Und stufenweise so viel, bis endlich im magischen Dunst
Der süſsen Gefühle das Auge fantasierte,
Schach Bambo's Tochter unmerklich verschwand,
Und er — sein Ideal an ihrer Stelle fand.
Da hatte sie ihn erwartet! In diesem begeisterten Stand
War Amadis nun der Löwe, den Amors kleine Hand
So folgsam wie ein Lamm an Rosenketten führte.

8.

Und also genösse das Fräulein, so lang' es wenigstens währt,
Der Freude, alle die zärtlichen Sachen,
Die sechs und dreyſsig vor ihr der Reihe nach gehört,
Zum sieben und dreyſsigsten Mahl sich wieder sagen zu machen,

Mit einem Feuer zwar als wär's das erste Mahl.
So eine Freude ist freylich etwas schal,
Und doch (versichern die Doktoren)
Soll nichts gewöhnlicher seyn als dieser Selbstbetrug.
Kein Weiser, sey er noch so klug,
Dem nicht sein Lob behagt, selbst aus dem Munde des Thoren. 2)

9.

Indessen war nun alles angeschickt,
Die Schwestern zu suchen, von denen die gute Dindonette
Noch immer im Kopf des brennbaren Ritters spükt,
Seitdem er (freylich nur durch ihre Kolerette)
Das beste der Herzen in ihrem Busen erblickt,
Wiewohl er ihr übrigens gern die Mährchen erlassen hätte.
Der Ritter erhielt, wie der schlaue Leser schon
Errathen hat, die Ehre das Fräulein zu begleiten.
Schön, wie ein Mittelding vom Kriegsgott und Adon,
Ritt er dem stolzen Kamel, worauf sie saſs, zur Seiten.

10.

Gespräche kürzten den Weg. Prinzessin Kolifischon,
Die gerne schwatzte, begann die fünf geliebten Schwestern

Mit allem Witz von der Welt sehr liebreich zu verlästern.
Sie kennen, sprach sie, mein Herr, bis itzt nur Eine davon,
Ein rundes ehrliches Ding, dem etwas zu miſsgönnen
Wohl Sünde wäre; Sie sollen nun auch die übrigen kennen!
Das schwesterliche Lob muſs Ihnen übrigens nicht
Des Pinsels Treue verdächtig machen:
Ich weiſs des Porträtmahlers Pflicht,
Und werde mein Herz mit aller Strenge bewachen.

11.

Die ältste — Sie haben doch wohl auch Spröden Cour gemacht?
Doch eine Spröde wie Leoparde, noch Eine,
Durchsuchen Sie Himmel und Erde, mein Herr — Sie finden keine!
Herr Kalprenede selbst hat nichts so prüdes erdacht.
Wohl achtzig bis hundert gehorsame Diener
Hat ihr tyrannischer Stolz vom Leben zum Tode gebracht.
Manch Seladonchen wurde durch ihrer Augen Macht
Aus einem zweyten Narciſs in dreymahl Tag und Nacht

So leicht wie ein Seufzer, und hohler von Augen und grüner
Als eine Dirne, der Hymen das Warten zu lange gemacht.

12.

Es war erbärmlich zu sehn! Doch Leopardens Strenge
Hat nie was Mitgefühl heiſst, nie weibliche Milde gekannt.
Im Ernst, es ging zu weit; auch hielt es in die Länge
Sonst keiner aus, als Ritter Blömurant
Von Trebisond; ein Mensch, der wie der Fisch zum Schwimmen,
Zum Schmachten geschaffen scheint, und ewig hoffnungslos
Sich unter den Füſsen von seiner Juno zu krümmen.
Ich wollte wohl schwören, er hat Leoparden sich bloſs
Deſswegen erwählt; denn Seufzer und Thränen laben
Sein krankes Herz; er muſs stets was zu wimmern haben;

13.

Für ihn hat Amor nur Leiden, und Leiden ist seine Lust.
Der Mann scheint seines Werths sich sehr genau bewuſst:

Denn jemahls ihm begreiflich zu machen
Daſs man ihm gut sey, ist keine der möglichen Sachen.
Ihm könnten an Armidens Brust
Zehn tausend Amorn winken und lachen,
Er dächte sie lachten ihn aus, so wahr ich ehrlich bin!
Und lieſe was er nur könnte zu seiner Tyrannin hin,
Um, wie er spricht, aus ihren göttlichen Augen
Herzstärkende Pein und süſses Sterben zu saugen.

14.

Genug von der albernen Seele, und seiner Peinigerin,
Die, ohne den hohen Begriff von Majestät und Ehre,
Worin sie Blömurant der Götterkönigin
Vergleicht, und, wenn Sie wollen, mit einem kürzern Kinn
Und einer gefälligern Miene ein gutes Mädchen wäre;
Doch hassenswürdig zu seyn ist nun ihr Eigensinn!
Um Ihnen nunmehr von Schwester Blaffardinen
Ein Bild zu machen, mein Herr, — das ist so viel gesagt,
Mich eines Wagstücks zu erkühnen
Woran sich noch bis itzt kein Kolorist gewagt:

15.

So stellen Sie Sich, wofern Sie anders können,
Was Blonderes vor als Schnee im Sonnenschein,
Die Haare ins Rosige schielend, die Haut erträglich fein,
Die Augen wasserblau und, ohne sie todt zu nennen,
So unbedeutend als schliefen sie offen ein,
Auch Hand und Fuſs um's Halbe nicht zu klein;
Im übrigen lang und gerad wie eine Oreade,
Von schönem Gewächs, wie ein Pfersich voller Saft,
Doch, wie die Heldin der Iliade,
(Die Wahrheit zu sagen) ein wenig ammenhaft.

16.

Sie sehn, als Marmorbild ist Schwester Blaffardine
Unläugbar ein Werk der schönen Natur
In Ritter Bernin's Geschmack: nur Leben, Ausdruck, Miene,
Verlangen Sie nicht, so wenig als griech'schen Kontur;
Nichts von dem geistigen Reitz, den nur die Kenner fühlen,
Doch desto bequemer vielleicht zu euern Puppenspielen!
So dächten Sie selbst im ersten Moment:
Denn wirklich ist's unmöglich, das, was man Seele nennt,

In kleinerer Gabe zu haben; sie könnte die ihre verlieren,
Es würde kein Mensch den geringsten Abgang spüren.

17.

Wer lieſse sich träumen in einem Mädchen wie dieſs
Die ekelste Spröde zu finden? Und nichts ist ſo gewiſs;
Der Mann, der in ihren Augen das Glück verdienen sollte
Sie zu besitzen, (von Lieben ist nur die Rede nicht)
Soll immer noch kommen! Er möchte so schön von Gesicht,
An Geist und Verdienst so groſs seyn als er wollte;
Er möchte in seiner Person und seinem Karakter, allein
Die ganze Summe des Werths der Ritter der *Tableronde*
Vereinigen, möcht' ein Cäsar, ein Alexander seyn,
Ein Gott, — er wärbe vergebens um Blaffardine, die Blonde!

18.

Er müſste, um ihr zu gefallen, ein wenig blonder seyn
Als Blaffardine selbst. — Sie ſchmunzeln in Sich hinein,

Herr Ritter? Lachen Sie immer! Ich muſs es selbst gestehen,
Sie können vom Tagus bis zum Rhein,
Vom Rhein zum gelben Fluſs die weite Welt durchgehen,
Und werden keine Töchter wie Bambo's Töchter sehen.
Was würden Sie erst, wenn diese Sie seltsam däucht,
Von Schwester Belladonna sagen?
Denn eine Dame, die ihr an Unerträglichkeit gleicht,
(Nicht weil sie mein Schwesterchen ist) hat nie der Boden getragen.

19.

Sie war, wenn einer von uns das Beywort schön gebührt,
Die schönste von ihren Schwestern, und wirklich von allen andern
Die jemahls ein Dichter gemahlt, ein Mahler fantasiert,
Von allen den Magellonen, Marfisen und Kassandern
Und Bradamanten, die, immer erobert oder entführt,
Durch tausend Gefahren die Welt mit ihrer Tugend durchwandern;
Allein, dem Brama sey Dank (ich sag' es unverstellt)

Daſs wir sie unterwegs, man weiſs nicht wie, verloren!
So schön sie war, so gewiſs ward seit Erschaffung der Welt
Nichts Unausstehlichers geboren.

20.

Veränderlicher ist nicht der Sylfen Element!
Sie blieb den ganzen Tag nie länger als einen Moment
Sich selber gleich; so viele Augenblicke
So viele Launen. Ausschweifend oder nicht,
Nach ihrer Moral war aller Wesen Pflicht
Zu fliegen und Wunder zu thun, was immer für eine Mücke
Die Dame gestochen hätte; das war der Schönheit Recht
Und angebornes Regal. Es konnte (so prächtig dachte
Sie von sich selbst) das ganze Menschengeschlecht
Nicht stolz genug seyn auf die Ehre, die Belladonna ihm machte.

21.

Der muſste sich glücklich preisen, auf den ein Blick ihr entfiel.
Gesetzt, Sie hätten um sie drey hundert Lanzen gebrochen;
Sie wären am siebenmündigen Nil

Aus Liebe zu ihr dem gröſsten Krokodil,
Dem Behemoth selbst in den Rachen gekrochen;
Sie hätten auf ihren Befehl den schwarzen Drachen erstochen,
Der, wenn am Ganges der Mond in den Schatten der Erde sich duckt,
Das arme empfindsame Ding wie einen Frosch verschluckt;
Mehr hoffen Sie nicht von ihr, wofern es anders Ihnen
So gut wird, als einen Knicks durch alles dieſs zu verdienen!

22.

Das Weltall ist, nach ihrer Fysik,
Ein groſser Spiegel, gemacht, damit sie von vorn und von hinten
Sich drin beschaue; ihr strahlt aus allem sie selber zurück;
Von ihr entlehnt der May die frischen blühenden Tinten,
Und selbst der Sonnengott stiehlt sein Feuer ihrem Blick;
Beschämt zu werden von ihr blühn Rosen und Hyacinthen:
Es ziert den Triumf der Göttin die ganze besiegte Natur;
Die Sommersonne verweilt sie länger anzusehn nur

Am Horizont, und, Wonne aus ihrem Anblick zu saugen,
Beguckt sie der nächtliche Himmel aus hundert tausend Augen.

23.

Das Fräulein war im Gang, die schöne Karrikatur,
Woran sie *con amore* zu pinseln schien, zu vollenden:
Als ihnen, wie sie sich eben in einen Holzweg wenden,
Don Blömurant, der noch im ganzen Walde die Spur
Von seiner Dame sucht, begegnet. Mit langsamen Schritten
Und trostlos hängendem Haupt kam er herbey geritten.
Woher (rief **Kolifischette**, so bald
Sie ihn erblickt) Herr Ritter von trauriger Gestalt?
Willkommen! Wie so allein mit dieser Miene des Schmerzens?
Wo haben Sie denn die Dame Ihres Herzens?

24.

Der arme Dulder zieht zuvor aus tiefer Brust,
Den längsten Seufzer heraus, der je geseufzet worden,

Und schwört ihr dann bey den Augen, die seine Ruh' ermorden,
Noch sey der Ort ihm unbewuſst
Der seine Göttin verberge: wiewohl er, seit sie verschwunden,
In Einem Zug schon vier und zwanzig Stunden
Das ganze Gebirge durchstöbert. Vielleicht, spricht Kolifischon,
Lief irgend ein blauer Centaur mit meinen Schwestern davon.
Und wär' er mit ihnen ins Reich der Gnomen hinab gestiegen,
Ruft jener, so steigen wir nach, und sterben oder siegen.

25.

Die Ritter grüſsen sich itzt, und werden bald so gut
Bekannt als hätten sie schon viel Salz mit einander gegessen.
Sie waren beide tapfer, verliebt, von warmem Blut,
Geneigt zur Schwärmerey, und von einem Amor besessen,
Der sich mit leichter Speise, mit Blicken und Seufzern nährt;
Wiewohl, wenn Zufall und Glück ihm etwas derbers beschert,
Herr Amadis sich an sein System nicht immer

So sklavisch band. Es zog inzwischen mit klingendem Spiel
Die Karawane fort, bis ihnen der prächtige Schimmer
Vom schönsten Schlosse der Welt von fern in die Augen fiel.

26.

Es funkelt im Abendroth, als wär' es aus Rubinen
Und klarem Golde gebaut, von einem Felsen herab.
Man stelle die Freude sich vor! Erwünschters konnte sich ihnen
Nichts zeigen. Trebisond selbst fing wieder an zu grünen,
Der kurz zuvor sich aller Hoffnung begab.
Wie, wenn, rief Kolifischon, die Damen, denen zu Ehren
Wir, wie in April geschickt, dieſs wilde Gebirge durchstören,
In diesem prächtigen Schloſs ein wenig bezaubert wären?
Der Prinz von Trebisond seufzt. Wir wollen immer sehn,
Spricht Amadis, wenigstens scheint das Abenteuer schön.

27.

Sie waren, dem Augenmaſs nach, kaum eine halbe Meile
Noch von der Burg entfernt, die ihnen, je näher sie kam
Je besser gefiel. Sie glänzte wie lauter Karfunkel. Madam
War auſser sich selbst vor Freude. Da sprang in keuchender Eile
Ein kleines Geschöpf, wie ein Äsop gebaut,
Hervor aus einem Strauch. Es schrie, als würde die Haut
Ihm über die Ohren gestreift; die Ritter hielten stille;
Der Zwerg, dem unser Held sogleich das Herz gewann,
Warf auf ein Knie sich vor ihm, und schrie wie eine Grille:
Herr Ritter, hören Sie mich nur einen Augenblick an.

28.

„Was willst du?“ — Herr, erwiedert der Zwerg,
Mit Eurer Gnaden Erlaubniſs, dort hinter jenem Berg
Hat mitten in einem See von Feuer
Der Neger Tulpan sein Schloſs. Ich sollt' es nicht sagen, allein

Die Wahrheit geht allem vor; ein häſslichers Ungeheuer
Von einem Neger muſs nicht im ganzen Lande seyn,
Und kein verliebters dazu. Das eben ist die Sache!
Der Unhold — denken Sie nur — Hihi, ha, ha! — ich lache —
Und sollte in Thränen zerflieſsen! — er macht Prätension
An Liebenswürdigkeit, und dünkt sich ein Adon!

29.

Er schwört bey Mahomed und Ali und Abubeker,
Mein gnädigstes Fräulein, die schönste Prinzessin der Welt,
Die er gefangen in diesem Schlosse hält,
Soll diese nehmliche Nacht mit ihm und seinem Höcker
Und seinem Rüssel von Nase, mit gelbem Tabak gestopft,
Zu Bette gehn. Das Fräulein, wie Euer Gnaden erachten,
Schwört ihm das Gegentheil. Er lacht dazu, und klopft
Ganz trotzig auf seinen Wanst: „Sie wissen nicht was Sie verachten,

Madam! aus Liebe zu Ihnen gebrauch' ich meine Macht!
Sie sollen Frau Tulpan seyn, und das noch diese Nacht!“

30.

Und, gnädiger Herr, er ist der Mann sein Wort zu halten,
Wiewohl mein Fräulein schwört, viel eher zu erkalten,
Sich eher selbst in den feurigen See
Zu stürzen, als eine Frau um diesen Preis zu werden.
Allein, das macht ihn nur spaſshaft. — „Madam, sind Sie Medee
So bin ich Jason, und keine Macht auf Erden
Soll mir verwehren, das goldene Vlieſs
Dem Drachen Ihrer Tugend zu rauben!
Es ist nicht meines Thuns an den Zorn der Damen zu glauben;
Sie sind die Erste nicht, die mir die Nägel wies!“

31.

Sie sehn, Groſsmächtiger Herr, mein Fräulein zu befreyen
Erfordert einen Mann wie Sie.
Sie bittet demnach, Sie möchten Sich die Müh'
Nicht dauern lassen, ihr Dero Arm zu leihen.

Wahr ist's, der Feuersee scheint einige Hinderniſs;
Doch hofft mein Fräulein, Sie denken zu edelmüthig
Durch eine Kleinigkeit Sich erschrecken zu lassen wie dieſs. —
„Gevatter Zwerg, dein Fräulein ist allzu gütig,
Versetzt der Ritter: durch eine Kleinigkeit
Wie dieſs! — Doch, zeige mir immer den Weg, ich bin bereit.“

52.

Er wendet sich nun zu Fräulein Kolifischetten:
„Sie wissen, mein Stand verbindet mich, ohne Unterschied,
Auf jeden Ruf die Unterdrückten zu retten.
Ich eile, wie wunderlich auch das Abenteuer sieht.
Der Prinz von Trapezunt geleitet Sie indessen
Bis wir uns wiedersehn.“ — Halt! rief Don Blömurant,
(Der, während der Zwerg erzählte, in tiefen Gedanken stand)
Betrifft es, wie er sagt, die schönste aller Prinzessen,
Wer könnt' es (verzeihn Sie, Madam!) als Leoparde seyn?
Herr Ritter, das Abenteuer gehört für mich allein!

53.

Mein Held, den nichts in der Welt wie ein Abenteuer ergetzte,
Unwillig sich dieses hier entgehen zu lassen, versetzte:
„Der Streit ist leicht zu entscheiden. Sprich, Zwerg, und rede wahr!
Von welcher Farbe ist deines Fräuleins Haar?“
Wofern mir ein Wort vom Äschylus geltend zu machen
Erlaubt ist, goldner als Gold, versetzt der Zwerg mit Lachen. —
„Wie? ruft der Paladin, verstehst du Griechisch?“ — So gut
Als meine Mutter, mein Herr; ich bin von griechischem Blut. —
Und siehst wie ein griechisches Z, spricht Fräulein Kolifischette,
Die ihn dem Behemoth lieber im Rachen gesehen hätte.

54.

„Spricht dieser Lilliputter wahr,
Fahrt Amadis fort, so däucht mir, die Sache kläre
Sich vor mir auf. Wie wenn die Schöne mit goldnem Haar
Prinzessin Blaffardine wäre?“ —

Das dacht' ich so eben, versetzt die Infantin:
ich sorge, die Ehre
Des Hauses von Bambo läuft groſse Gefahr.
„Madam, Ihr Sklav! — Auf baldiges Wiedersehen,
Herr **Blömurant!** Ich lasse das Fräulein in
Ihrer Huth.“
Mit diesen Worten entfernt sich mein Ritter,
voller Muth
Von allen Abenteuern das seltsamste frisch zu
bestehen.

Anmerkungen.

1) Den Ritter *sans peur et sans reproche* — Diesen ehrenvollen Beynahmen erwarb sich durch seine militarischen und bürgerlichen Tugenden der berühmte Ritter **Bayard**, einer der groſsen französischen Helden unter den Regierungen Karls VIII. Ludwigs XII. und Franz I. Der letztere gab ihm bald nach seiner Thronbesteigung einen ausgezeichneten Beweis seiner Hochachtung, indem er sich von ihm mit allen in der alten Ritterzeit üblichen Zeremonien zum Ritter schlagen lieſs.

2) selbst aus dem Munde des Thoren. Wenigstens nach der Meinung des berühmten **Cervantes** — „Es ist nicht zu sagen (spricht er von einem jungen Dichter, der dem Ritter von Mancha eines seiner Stücke vorgelesen hatte) wie groſs die Freude Don Lorenzo's war, da er sich von Don Quichotten so mächtig loben hörte, wiewohl er ihn für einen Narren hielt.“ — Der Schlüssel zum Räthsel ist, daſs Don Quichotte nicht **immer**, noch in **allen** Dingen, ein Narr war, sondern, seine ritterlichen Anwandlungen ausgenommen, uber tausend andere Gegenstände wie ein verständiger und scharfsinniger Mann sprach. Sein Lob konnte dem jungen Lorenzo also mit gutem Fug angenehm seyn. — Im Vorbey-

gehen bemerken wir, daſs das hier, aus Zwang des Reims, gebrauchte Wort Thor, welches man in gereimten Versen so oft genöthigt ist statt Narr zu gebrauchen, hier nicht am rechten Orte steht. Thor ist das Äquivalent für das französische *sot*, Narr für *fou*. Man kann mit vielem Witz und Geschmack ein Narr seyn, aber unmöglich ein Thor; das Lob des erstern kann schmeichelhaft seyn, des letztern ist demüthigend.

SIEBENTER GESANG.

1.

Ihr Grazien, wenn mein Dienst euch je gefällig war,
So laſst es mich bey diesem Gesang empfinden!
Wie könnt' ich, sonder euch, der unerhörten Gefahr,
Die uns bevorsteht, mich und meinen Helden entwinden?
Die Wahrheit, wie schön die Weisen sie unbekleidet finden,
Wird öfters, eben dadurch, den Schwachen ärgerlich.
Erlaubt ihr, Sokratische Grazien, [1] sich
Vor cynischen Faunen und kritischen Zwergen
In euern Schleier zu verbergen,
Und, ist noch Raum, so bergt auch mich!

2.

An Ort und Stelle gelangt sieht itzt der Paladin
Den flammenden See vor seinen Augen praſseln.
Bey dieſem Anblick verläſst beynahe sein Heldenmuth ihn;
Dieſs, denkt er, sind ja die Flammen, worin die Verworfenen glühn!
Ihr Winseln erſchüttert mein Ohr! Ich höre Ketten raſseln!
Sich hier hinein zu stürzen, wenn man's umgehen kann,
Das hätte Don Esplandian
Und Don Quichotte selbst so wenig als ich gethan.
Es wird kein Überfluſs seyn, so spricht er zum Pygmäen,
Uns, eh' man das äuſserste wagt, ein wenig umzusehen.

3.

Herr Ritter, erwiedert der Zwerg, von hier zum Schloſse geht
(Wie jeder weiſs der seinen Euklides versteht)
Der kürzeste Weg gerade durch die Flammen.
Allein, so fern Ihr Muth sich nicht durch Zögern kühlt
Und lieber den Eingang sucht, den ihm die Klugheit empfiehlt,
So hängt das Schloſs mit dem Lande durch eine Brücke zusammen —

„Herr Schäker, fällt Amadis ein, ich hätte groſse Lust
Ihm durch den kürzesten Weg, den uns Euklides weiset,
Die Ohren zu stutzen: wofern Er eine Brücke gewuſst,
Was brauch' ich daſs Er mir den Weg durch's Feuer preiset?“

4.

Ich bitte tausendmahl ab, es war nicht böse gemeint,
Versetzt der Knirps: Herr Ritter, wie es scheint,
Kann Eure Herrlichkeit die Laune nicht vertragen?
„Zur Unzeit nicht, Herr Zwerg!“ — Im übrigen wollt' ich nur sagen,
Der Neger, Gnädiger Herr, sey schwerlich höflich genug,
Wiewohl es bey Ihres gleichen gewöhnlich ist, den Zug
Der Brücke herunter zu lassen; und, wie Sie besser wissen
Als ich, ist eine Brücke, die aufgezogen ist,
So gut als keine. — „Mich wundert, daſs dieſsmahl Trismegist
Und Archimedes nicht auch als Zeugen erscheinen müssen.

5.

Doch sieh, dein Neger ist wirklich honetter, als man
Nach deiner Beschreibung von ihm erwartet hätte;
Der Weg ist offen. Ich nehme das Omen an!“
So sprach er und spornte sein Roſs; denn eine Wagenkette
Von Gold, mit Rubinen besetzt, war aller Widerstand,
Den unser Held vorn an der Brücke fand.
Sie sprang, auf den ersten Hieb von seiner bezauberten Klinge,
Entzwey wie Glas. Er ritt, mit aufgezognem Visier,
Bis in das innerste Thor, und weder Mensch noch Thier
Verwehrt ihm, daſs er nicht bis zur Infantin dringe.

6.

Sie lag, ihr blondes Haupt auf den Lilienarm gelehnt,
(Die Stellung, an welche sie sich seit langer Zeit gewöhnt)
Im gröſsten Neglischee auf sammtne Polster gegossen;
Die Haare aufgelöst, die Wangen von Thränen umflossen.

Beym ersten Blick erkennt der Paladin
Daſs seine Vermuthung ihn nicht betrogen.
Mehr aus Galanterie als vom Gefühl gezogen
Läſst er vor ihr aufs linke Knie sich hin,
Bewundert, bedau'rt, erbeut sich sie zu
rächen,
Kurz, sagt was alle Ritter in solchen Fällen
sprechen.

7.

Die Göttin, ohne die Stellung zu ändern,
Wirft einen gnädigen Blick, doch seitwärts nur,
auf ihn;
Spielt, während er spricht, mit einem von den
Bändern
Die ihr Korsett zusammen ziehn,
Und dankt ihm, da er schweigt, so schläfrig,
als ob sie zur Müh'
Die Lippen aufzuthun sich nicht entschlieſsen
könnte.
Der edle Ritter, dem die Knie
Zu schmerzen beginnen, steht auf, setzt ohne
Komplimente
Sich auf den Sofa zu ihr, spricht in vertrau-
lichem Ton
Von ihren Schwestern, besonders von Fräulein
Kolifischon;

8.

Und setzt galant hinzu, wie er sich vor Freude kaum fasse,
So reitzende Schwestern noch diese nehmliche Nacht
Einander wieder zu geben. — Dieſs hatt' er nicht gut gemacht!
Die blonde Dame zieht bey dem Wort ihm eine Grimasse,
Als hätt' er das gröſste Verbrechen von der Welt
Begangen, indem er sie so mit den Schwestern zusammen stellt.
Sehr gütig, spricht sie, mein Herr; Sie scheinen mächtig zu eilen?
Der Neger schreckt Sie doch nicht? — „O! wenn er Ihnen gefällt,
Madam, so bin ich der nicht, der Sie zurücke hält
Bis zum Platonischen Jahr an seinem Hofe zu weilen.

9.

Vermuthlich muſs Ihr Neger sehr liebenswürdig seyn."
Mein Herr, versetzt die Infantin, Sie sind, so viel ich höre,
Nicht glücklich im Vermuthen. Wahrhaftig, so viele Ehre
Erweist man den Männern auch, und läſst in die Frage sich ein

Wer liebenswürdiger sey? Was hätten die Oschanteyen[2])
Hierin vor den Negern voraus? Sie mögen sich immer uns weihen,
Uns amüsieren, uns schützen, und für uns sterben! Allein,
Sich schmeicheln, daſs wir uns ihnen dafür verpflichtet wissen,
Dazu, Herr Ritter, mit Ihrer und aller Ihrer Narcissen
Erlaubniſs, spricht wenigstens Eine der reitzenden Schwestern Nein!

10.

Prinzessin, (erwiedert mein Held, in gleichem Grade betroffen
Und miſsvergnügt) Ihre Hoheit erklären Sich deutlich genug.
Gleich offenherzig zu seyn, so däucht mich der Mann nicht klug,
Der, ohne Gegenliebe zu hoffen,
Zu solchem Dienste sich fügte. Der Ritter sprach's, und schwieg.
So war denn, wie wir sehn, von beiden Seiten der Krieg
Ganz förmlich erklärt. — „Er sollte die Segel nicht vor mir streichen?
Noch Trotz mir bieten?“ — „Die Puppe sollte vor mir

Mit Unempfindlichkeit prahlen? mit Negern mich vergleichen?“ —
Nein! denken beide, da bin ich gut dafür!

11.

Nun muſste man unumgänglich, den groſsen Zweck zu erzielen,
Von beiden Seiten ein wenig gefälliger thun.
Der Ritter lieſs noch immer die Zunge ruhn,
Die Augen hingegen um so viel freyer spielen.
Ein Seitenblick (denn Blaffardine hielt
Sehr viel auf diese Art von Blicken)
Entdeckt es ihr. Sie denkt: Gewonnen! der Ritter fühlt!
Und der Gedanke des Siegs belebt mit leisem Entzücken
Ihr unbedeutend Gesicht; was Interessanteres scheint
Daraus hervor als sonst, zum mindsten wie Amadis meint.

12.

Mein Herr, fängt endlich die Dame nach langem Schweigen wieder
Zum Ritter an, Sie wissen vermuthlich den Anlaſs schon,
Der Bambo's Töchter getrennt? Ich spreche nicht gerne davon,
Vom bloſsen Gedanken erzittern mir alle Glieder.

Ich hielt mich verloren, als mitten im dicksten Wald
Der Neger mich fand. Ihn rührte meine Gestalt;
Er warf sich mir entzückt zu Füſsen;
Er bot mir seine Person, sein Schloſs, und Schätze an,
Dergleichen kein Monarch auf Erden zeigen kann,
Und stürmte heftig in mich, ich sollte mich entschlieſsen.

15.

Sie können die Antwort leicht errathen, die man ihm gab.
Ein Herz, dem Königssöhne nichts angewonnen hatten,
War nicht gemacht zu Negern oder Mulatten
Unrühmlich überzugehn. Allein er lieſs nicht ab,
Und wie er sah, daſs Bitten nichts verfänge,
So sprach er aus dem Tone, wozu ihn sein Zauberstab
Ermächtigt. Sie wissen, der Atlas enthält solch Volk in Menge.
Er trug mich in diese Burg, er schloſs mich ein, und trieb,
Da jeder neue Versuch zur Güte fruchtlos blieb,
Ich muſs gestehen, zuletzt mich ziemlich in die Enge.

ihr den geheimen Auftrag, alles was Herrschaft heiſst überall zu vertilgen. Ein Monarch kann nicht unschuldig regieren; die Narrheit, das für möglich zu halten, ist zu handgreiflich. Jeder König ist ein Rebell und Usurpator." u. s. w.

Diese und tausend ähnliche sinnlose Maximen, die der independentische Fanatismus im Jakobinerklub zu Paris und sogar im Nazionalkonvent täglich erschallen läſst, werden nun auch in Deutschland mit allem Eifer, der die Apostel einer neuen Religion karakterisiert, ausgebreitet, und — zwar nicht überall, aber gewiſs an vielen Orten — von einer schwärmerischen, nach neuen Dingen dürstenden Jugend aus den kultiviertern Klassen mit desto heiſserer Begier verschlungen, je gröſsere Reitze der Gedanke für sie hat, durch eine neue Ordnung der Dinge ihrer Selbstthätigkeit ein unermeſsliches Feld eröffnet zu sehen. Selbst unter denen, die sehr ansehnliche Vorrechte dadurch zu verlieren hätten, wenn Deutschland in eine Demokratie nach dem Fränkischen Muster umgeschmolzen würde, fehlt es nicht an Ehrgeitzigen, die durch die Hoffnung, im Reiche der Freyheit und Gleichheit irgend eine glänzende Rolle zu spielen, getrieben werden, zu Beförderung desselben so viel möglich geschäftig zu seyn.

XV.

Man läſst es aber nicht bey bloſser Ausbreitung des antimonarchischen und independentischen Jakobinerglaubens bewenden, dessen Theorie man auf so wenige und so massive Grundsätze gebracht hat, daſs der gröbste Tagelöhner scharfsinnig genug ist sie in wenig Minuten zu fassen: man beeifert sich auch dem Volke praktische Anweisungen zu geben, wie es bey wirklicher Anwendung derselben zu Werke gehen müsse. „Es braucht weiter nichts, (sagt man) als daſs das Volk, nachdem es sich von seiner unveräuſserlichen Suveränität und von der Strafwürdigkeit eines jeden, der sich (gegen das hochheilige Gesetz der Gleichheit) untersteht, mächtiger, vornehmer und reicher zu seyn als andere, gehörig überzeugt hat, den Anfang damit mache, seiner bisherigen Obrigkeit den Gehorsam aufzukündigen; sodann sich in Municipalitäten, Distrikte und Departements organisiere; hierauf in Primarversammlungen aus jeder Municipalität einige Wähler, und in Wahlversammlungen eine Anzahl Deputierte zu einem bevollmächtigten Nazionalkonvent ernenne, welcher vor allen Dingen ein provisorisches Kollegium von Ministern zu Handhabung der vollziehenden Macht zu bestellen, und sodann den Entwurf einer auf vollkommene Freyheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung und Gesetzgebung auszuarbeiten, und den besagten Primarversammlungen, als dem Suverän, zur Bestätigung vorzulegen hat — so ist die Demokratie fertig; der Strick ist entzwey, wir sind frey, und niemand befindet sich (vor der Hand wenigstens) übel dabey als — die sich vorher wohl befanden.“

Indessen, da die groſse Menge Völkerschaften, welche dermahlen unter dem Nahmen der unmittelbaren Stände des Deutschen Reichs durch ältere und neuere Verträge und Grundgesetze zu einem Ganzen, das in seiner Art einzig ist, zusammen gesetzt sind, sich nicht so leicht und geschwind, als die Ungeduld der allgemeinen Weltbefreyer natürlicher Weise wünschen muſs, in diese neue Unordnung der Dinge fügen möchte: so muſs man „der Deutschen Thorheit und Trägherzigkeit“ durch das weltberühmte, in Frankreich so probat gefundene Englische Universalmittel der patriotischen Klubs, Journale, Pamflets und Anschlagezettel zu Hülfe kommen. Die öffentlichen Blätter melden uns, daſs zu Mainz (als dem Mittelpunkt aller Anstalten zu der heroischen Operazion, die mit dem Deutschen Staatskörper vorgenommen werden soll) mit beiden Instituten bereits der Anfang gemacht sey; und wenn der Sage zu glauben wäre, so könnte der Sitz des ersten Erzbischofs und Kurfürsten Germaniens sich bey dem Nazionalkonvent zu Paris des Verdienstes rühmen, die Mutter des ersten Deutschen Jakobinerklubs zu seyn, an welchen sich ohne Zweifel, durch den Eifer der zu diesem Ende in alle Welt ausgehenden Diener des Worts, in kurzem viele würdige Töchter anschlieſsen werden.

XVI.

Ich zweifle nicht, daſs ein Butler (wenn wir einen unter uns hätten) in allem diesem den Stoff zu einem Deutschen Hudibras finden könnte, der unsre leselustige Welt besser unterhalten würde als ernsthafte Betrachtungen. Aber ich gestehe, daſs mir die Sache nicht komisch genug vorkommt, um mich bey ihrer lustigen Seite aufzuhalten. Alles wohl erwogen glaube ich zwar noch keine Ursache zu sehen, warum wir gerade den nahen Ausbruch des jüngsten Tages befürchten sollten, den unlängst ich weiſs nicht welcher wohlmeinende Pfarrer (um sich bey Zeiten auſser aller Verantwortung zu setzen) der werthen Christenheit aus den Zeichen dieser Zeit angekündiget hat: aber mich däucht doch, wir befinden uns in einer von den Lagen, worin ehemahls der Senat zu Rom die Konsuln zu erinnern pflegte, „dahin zu sehen, daſs das gemeine Wesen nicht zu Schaden komme.“

XVII.

Die dermahlige Deutsche Reichsverfaſsung ist, ungeachtet ihrer unläugbaren Mängel und Gebrechen, für die innere Ruhe und den Wohlstand der Nazion im Ganzen unendlich zuträglicher, und ihrem Karakter und der Stufe von Kultur, worauf sie steht, angemessener, als die Französische Demokratie; angemessener und zuträglicher, als uns diese letztere auch alsdann seyn würde, wenn irgend ein Zauberer Merlin es auf sich nähme, uns durch einen Schlag mit seinem Zauberstabe, so schnell als der König von England einen wackern Londner *Cit* zum Ritter schlägt, zu einer einzigen unzertrennlichen Demokratie zu schlagen; vorausgesetzt, daſs dieser politische Merlin uns alle nicht auch zugleich entweder in lauter Sokratesse und Epiktete oder in lauter Swiftische Huynhnhms verwandeln könnte. Denn freylich, im einen und im andern dieser beiden Fälle gestehe ich gern, daſs eine völlige Freyheit und Gleichheit jeder monarchischen, aristokratischen oder gemischten Verfaſsung vorzuziehen wäre.

Das zuträglichſte für jedes Volk (wie ich ſchon mehrmahls mit dem weiſen Solon behauptet habe) iſt, nicht das Ideal der vollkommenſten Geſetzgebung, ſondern gerade die zu haben oder zu bekommen, die es dermahlen am beſten ertragen kann. Welche Furien müſsten uns zu der Raſerey treiben, unſern Zuſtand (wiewohl er mancher Verbeſserungen bedürftig iſt) durch ein Mittel beſser machen zu wollen, das ihn unfehlbar ſehr verſchlimmern würde, das der gerade Weg wäre, unermeſsliche, unabſehbare Übel über uns und unſer Vaterland zu häufen? Warum ſollten wir ſo theuer und mit einem ſo ungeheuern Riſiko erkaufen wollen, was wir wahrſcheinlich ohne Empörung, ohne Desorganiſazion, ohne Verbrechen, ohne Aufopferung der gegenwärtigen Generazion, von dem bloſsen Fortſchritt der Aufklärung und Moralität unter uns weit ſichrer hoffen dürfen? [36] Wenigſtens iſt gewiſs, daſs wir, ehe man uns rathen kann gerade zum desperateſten Mittel zu greifen, vorher alle andern vergeblich verſucht haben müſsten; welches, meines Wiſsens, noch bey weitem nicht unſer Fall iſt.

---

[36] „Wenn eine Regierung weiſe genug iſt, mit der Verfeinerung der Sitten und der Aufklärung der Menſchen Schritt zu halten, dann bietet ſie ſelbſt der wohlthätigſten Revoluzion die Hand. Alles gewinnt dann eine beſsere Geſtalt; alles verändert ſich nach und nach; alles geſchieht ohne Blutvergieſsen, ohne Gewaltthätigkeit,“ u. ſ. w. — ſagt ein ſehr verſtändiger Däne in ſeinen patriotiſchen

Die Apoſtel der neuen Religion haben (wie es ſcheint) von unſerm wirklichen Zuſtande nur ſehr dürftige und verworrene Kenntniſse, und täuſchen ſich dagegen mit ſehr übertriebenen Einbildungen von dem, was ſie unſre Sklaverey nennen. Indeſsen braucht es doch nur die gemeinſte Kenntniſs der Deutſchen Reichs- und Kreisverfaſsung und der weltkundigen Reichsgrundgeſetze, beſonders des Osnabrückiſchen Friedensinſtruments und der jedesmahligen kaiſerlichen Wahlkapitulazion, um zu wiſsen: daſs das Deutſche Reich aus einer groſsen Anzahl 37) unmittelba-

---

Gedanken über ſtehende Heere, politiſches Gleichgewicht und Staatsrevoluzionen; einem kleinen Büchlein, das manchem ſeyn ſollenden Staatsmann *en place*, wenn er es allzu haſtig hinunter ſchlänge, vielleicht (gleich jenem in der Apokalypſe) gewaltiges Bauchgrimmen verurſachen dürfte, aber, wenn es wohl verdaut und in Saft und Blut verwandelt würde, unfehlbar ſehr heilſame Wirkung thun müſste.

37) Aus drey hundert acht und vierzig (*s. e. c.*) geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Prälaten, Grafen,

rer Stände besteht, deren jeder, in seinem Innern von jedem andern unabhängig, die Reichsgesetze, oder Kaiser und Reich, nur in so fern diesen die Handhabung und Vollziehung jener Gesetze obliegt, über sich hat; und daſs von seinem selbsterwählten Oberhaupt an, bis zu Schultheiſs, Meister, Rath und Gemeine der Reichsstadt Zell am Hammersbach, kein Regent in Deutschland ist, dessen gröſsere oder kleinere Machtgewalt nicht durch Gesetze, Herkommen, und auf viele andere Weise von allen Seiten eingeschränkt wäre, und gegen welchen, wofern er sich irgend eine widergesetzliche Handlung gegen das Eigenthum, die Ehre, oder die persönliche Freyheit des geringsten seiner Unterthanen erlaubt, die Reichsverfassung dem Beleidigten nicht Schutz und Remedur seiner Beschwerden verschaffte. 38)

Wie man also verwegen genug seyn könne, eine Nazion von acht und zwanzig Millionen

---

Dynasten und Reichsstädten, die unmittelbare Ritterschaft und die freyen Reichsdörfer nicht gerechnet.

38) Was hiergegen einzuwenden ist, weiſs ich so gut als ein anderer; nur behaupte ich, was uns helfen könne, sey eine (höchst nöthige) Reformazion unsrer Verfassung, nicht eine sinnlose Umkehrung und Zerstörung derselben.

Menschen, die unter einer solchen Verfassung lebt, Sklaven, und ihre nicht nach Willkühr sondern nach Gesetzen regierenden und durch Gesetz und Herkommen eingeschränkten Fürsten Despoten zu schimpfen, ist nur durch die lächerliche Eitelkeit und dicke Unwissenheit begreiflich, womit diese Menschen — die noch vor wenig Jahrzehenden auf ihre eigene schmähliche Sklaverey eben so hoffärtig waren als sie es jetzt auf ihren zügellosen Libertinismus sind — so viele ihrer glänzenden Eigenschaften verunzieren. Schwerlich findet sich in und auſser Deutschland, unter allen, die sich mit der dermahligen fysischen, politischen, sittlichen, litterarischen und ökonomischen Verfassung unsrer groſsen und in ihrer Art einzigen Staatengruppe etwas genauer bekannt gemacht haben, ein unbefangner und billiger Kosmopolit, der den Verfasser der Annalen der Staatskräfte von Europa eines übertriebenen Nazionalstolzes beschuldigen sollte, wenn er nach summarischer Übersicht seiner ganzen Darstellung ausruft: „Wo ist das Europäische Reich, das, alle fysische Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, im Ganzen, bey gleicher Gröſse, an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl groſser und reicher, als an Menge mittelmäſsiger, aber wohl policierter, betriebsamer und nach Verhältniſs ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, dem Deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte?“ — Ich setze hinzu: Wo ist ein Volk in Europa, das sich einer nähern Anlage zu immer zunehmender Verbesserung seines Zustandes, eines gröſsern Flors der Wissenschaften, mehrerer, oder vielmehr so vieler und so gut eingerichteter öffentlicher Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, einer gröſsern Denk- und Preſsfreyheit, und, was eine natürliche Folge von diesem allen ist, einer hellern und ausgebreitetern Aufklärung zu rühmen hätte, als die Deutschen im Ganzen genommen? — und das alles ungeachtet wir der Vortheile einer anerkannten Hauptstadt von Deutschland (gern) ermangeln!

Und die Nazion, von welcher alles dieſs wahr ist, sollte aus Sklaven bestehen und von Despoten und Tyrannen beherrscht seyn? Welche sinnlose Vermengung der Begriffe und der Worte!

XVIII.

Doch — wie unwissend auch die Neufränkischen Republikaner in allem, was die innere Verfassung und den wahren Zustand

14.

„Wie so? rief Amadis aus; ich hoffe, der Troglodyt
Erfrechte sich nicht“ — Mein Herr, er drohte damit;
(Versetzt sie) allein man wuſste ihn im Respekt zu erhalten.
„Ah, der Gedanke bloſs, spricht jener, fodert Blut!
Ich eile, schönste Prinzessin, ihm seinen Schädel zu spalten.
Wie? soll ein Unhold, auf dem der Fluch des alten
Verworfnen Chams, von dem er abstammt, ruht,
Nur seine stierischen Augen auf Bambo's Tochter zu heben
Sich unterfangen? Der Frevel setzt mich in Wuth;
Bey meinem Degen, Madam, es kostet ihm sein Leben!“

15.

Sie treiben, versetzt die Infantin, den Eifer gar zu weit.
Ein Neger hat Augen, wie andre; die Kühnheit sie zu erheben,
Mich anzuschauen, zu lieben, sogar die Dreistigkeit,

des Deutschen Reichs betrifft, seyn mögen — so sehr sind sie es wahrlich nicht, daſs sie uns im Ernst für Sklaven halten sollten; und gewiſs ist es auch nichts weniger als ein überwallender Strudel von Menschenliebe, was sie antreibt sich so viele Mühe zu geben, den Bürgerstand und die untern Volksklassen in Deutschland, so viel an ihnen ist, zu desorganisieren, mit ihren sofistisierten Begriffen von unveräuſserlicher Volkssuveränität, Freyheit und Gleichheit anzustecken, und zur Empörung gegen ihre rechtmäſsigen Landesregenten und Obrigkeiten aufzureitzen.

Man müſste stockblind seyn wollen, wenn man nicht sähe, was die wahren Beweggründe der sonderbaren Rolle sind, die sie seit einigen Wochen in einem Theil unsrer Rheinländer spielen. Es ist nicht nur, nachdem sie nun einmahl Krieg mit Österreich und Preuſsen haben, ihr Interesse, denselben von ihren Grenzen weg und in Feindesland zu ziehen: der Krieg selbst war schon lange, was sie wünschten, ist noch immer, was sie zur Erreichung ihrer Absichten nöthig haben, ist gewisser Maſsen das Einzige, was ihre Republik retten kann; und aller Wahrscheinlichkeit nach erfüllt die hohe Reichsversammlung zu Regensburg einen ihrer angelegensten Wünsche, indem sie ihnen durch die beschlossene lebhafte Theilnahme an diesem Kriege den erwünschten Vorwand giebt, sich ihrer so oft vor ganz Europa wiederhohlten friedfertigen und menschenfreundlichen Versprechungen quitt zu halten, und von dem Tage an, da Reichsständische Heere gegen sie agieren werden, das ganze Deutsche Reich als einen erklärten Feind behandeln zu können.

Sehr wahrscheinlich sieht der Nazionalkonvent durch die innerliche Zwietracht, welche die neue Republik alle Augenblicke wieder aufzulösen droht, sich in demselben Falle, wie der Römische Senat in den ältern Zeiten der Republik. Nur eine anhaltende Verwicklung der Nazion in die Gefahren und Erfolge auswärtiger Kriegsoperazionen kann ihnen so viel Zeit und innere Sicherheit verschaffen, 39) als sie zu Gewinnung einer festern Konsistenz

---

39) Wiewohl auch dieses im Grunde verzweifelte Mittel noch immer unzulänglich scheint. Wenigstens erhalten wir in den Französischen Tageblättern noch immer von Zeit zu Zeit klägliche Nachrichten von parziellen Aufständen des suveränen Volks, die zwar (wie gewöhnlich) auf Rechnung der *Agitateurs* gesetzt werden, aber in der That immer aus einer und eben derselben Quelle, aus der gepriesenen Volkssuveränität, entspringen, die man dem Pöbel nun durch keine Distinkzionen und Räsonements wieder aus den Köpfen bringen kann.

ihres noch so lockern politischen Vereins nöthig haben. Überdieſs ist es augenscheinlich doppeltes Interesse für sie, die Monarchen, von deren Staaten die werdende Französische Republik umgeben ist, durch Abtrennung ihrer zunächst angrenzenden Provinzen zu schwächen, und, indem sie die abtrünnigen Länder zu Republiken organisieren helfen, sich selbst so viele neue Bundesgenossen als nur immer möglich zu erwerben, die ihrer Freundschaft nicht entbehren und ihre eigene Existenz nur dadurch erhalten können, daſs sie gemeine Sache mit ihnen machen.

XIX.

Ich müſste mich sehr irren, oder dieſs ist auch ihr Plan in Absicht der Deutschen Länder, in welchen sie ihre beliebten Freyheitsbäume zu pflanzen angefangen haben. Wie sie bisher alles was sie vorhatten immer einige Tage oder Wochen zuvor der ganzen Welt kund zu thun pflegten, so machen sie auch jetzt kein Geheimniſs daraus, daſs es eine ihrer Ideen sey, das Land der Freyheit und Gleichheit bis an den Rhein auszudehnen; welchen (wie Bürger Mercier im Oktober der *Chronique du Mois* sehr zierlich bewiesen hat) die Natur selbst zur östlichen Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bestimmt haben soll. Wie schimärisch auch ein solches Vorhaben uns scheinen mag, eine so exaltierte Einbildungskraft wie die ihrige könnte wohl unmöglichere Dinge ausführbar finden. Aber auf alle Fälle wird dazu erfordert, daſs man sich die bekannte Disposizion des Volks in diesen Ländern zu Nutze mache, um es theils gutwillig zu Annehmung der Neufränkischen Organisazion zu bereden, theils durch die gewagten Schritte, wozu man es verleitet, es in eine solche Lage zu setzen, daſs ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig bleibe, als eben diese Art von verzweifelter Selbsthülfe, welcher die Französische Nazion ihre Befreyung von einer unerträglich gewordenen monarchisch-aristokratischen Regierung zu danken hat.

Der Französische Nazionalkonvent und die militarischen Vollzieher seiner Dekrete rechnen bey allem diesem nicht nur auf den Umstand, daſs es in Deutschland so wenig (und in der That noch weniger) als in irgend einem andern groſsen Staate an mancherley mehr oder minder gegründeten Beschwerden des Volks fehlen könne, die man denn noch durch die übertriebensten Schilderungen vergröſsert: sie rechnen (als Leute, welche die beste Gelegenheit gehabt haben, das im engern Verstande so genannte Volk, den rohesten und ärmsten Theil desselben, vollkommen kennen zu lernen) auch auf seine Leidenschaften, auf seinen Haſs gegen die so genannten Aristokraten, auf den Hang zur Independenz, zum Müſsiggang und zu thierischen Befriedigungen, der dem gemeinen Mann so gut angeboren ist als den Vornehmen, und überhaupt auf den tollkühnen Muth, womit diejenigen, die bey Staatsumkehrungen nichts zu verlieren haben, bereit sind, sich zu allem gebrauchen zu lassen, was ihnen eine Verbesserung ihres Zustandes verspricht. Und sollten sie — die ihrer Schwärmerey ungeachtet sehr scharf auf alle Umstände dessen, was auſser ihnen vorgeht, Acht haben — nicht auch auf die möglichen, beynahe mit Gewiſsheit voraus zu sehenden Folgen eines fortdauernden und mit zusammen gesetzten Kräften geführten Krieges, dessen Schauplatz in Deutschland läge, gerechnet haben? Sollten sie nicht einen Theil ihrer Hoffnungen auf die Erwartung gründen, was nach einem alle Vorräthe vollends aufzehrenden Feldzuge, bey der Disposizion, den ein beträchtlicher Theil der Deutschen schon jetzt verräth, die natürliche Wirkung eines solchen Jahres wie das 1771ste war, in einem groſsen Theile des Reichs seyn müſste?

XX.

Es ist schwer, nach allen diesen gröſsten Theils aus notorischen Thatsachen resultierenden Betrachtungen, sich eines traurigen Gefühls über das Loos der menschlichen Dinge zu erwehren.

Ist es der unwiderstehliche Strom des Schicksals und der Zeiten, der uns überwältigt, und unvermeidlich in den Schlund einer unbekannten furchtbaren Zukunft fortschleudert?

— — Di ne hunc ardorem mentibus addunt,
Euryale? An sua cuique Deus ſit dira cupido?

Warum muſste Deutschland so ganz wider sein eigenes Interesse in die fatalen Folgen der Französischen Revoluzion verwickelt werden? Hätte seine Ruhe nicht erhalten, hätten alle die Gefahren, die nun über ihm schweben, nicht vermieden werden können, wenn das weise und eben so staatskluge als menschenfreundliche und landesväterliche Betragen, welches einer unsrer preiswürdigsten Fürsten vom Anfang der Französischen Revoluzion an beobachtete, auch von andern, die sich in einer ähnlichen Lage gegen Frankreich befanden, zum Vorbilde genommen worden wäre?

Doch vielleicht wendet Germaniens guter Genius durch irgend einen günstigen Erfolg noch in Zeiten das Unheil eines, selbst im glücklichsten Falle, verderblichen Krieges von uns ab. Vielleicht ist es aber auch der Wille einer höhern Macht, daſs wir, zum allgemeinen Besten des Ganzen, durch ein Feuer gehen, welches die Schlacken unsrer Verfassung verzehre, und die Erfüllung des vorhin angeführten patriotischen Horoskops beschleunige.

Auf alle Fälle wird ein jeder, der Augen zu sehen hat und dem sein Vaterland nicht ganz gleichgültig ist, mit mir einstimmen: daſs sich letzteres seit den abscheulichen Zeiten Ferdinands des Zweyten nie in einer Lage befunden habe, worin es seinen Fürsten lauter zugerufen hätte, als dermahlen: *Videant Principes, ne quid res publica detrimenti capiat!*

VII.

WORTE ZUR RECHTEN ZEIT
an die politischen und moralischen Gewalthaber.

Dum vitant stulti vitia in contraria currunt.

Über die
ROBESPIERRISCHE KONSTITUZION
von 1793 und über Konstituzionen überhaupt.

Fragmente aus Briefen. 1793.

Wem soll ich die Menschen dieses Geschlechts vergleichen? Sie sind gleich den Kindern, die auf dem Markte sitzen und rufen gegen einander: Wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt; wir haben euch geklagt, und ihr habt nicht geweint.

Lucä VII. v. 31, 32.

I.

Wenn Sie, mein Freund, das Schleſswigische Journal, wiewohl es unter unsern lesenswürdigsten einen der ersten Plätze behauptet, zufälliger Weise noch nicht kennen sollten, so rathe ich Ihnen, Sich das fünfte Stück des laufenden Jahrganges zum Durchlesen zu verschaffen; und ich zweifle nicht, es werde hinlänglich seyn, Ihnen Lust zu machen, einen fleiſsigen Leser dieses Journals abzugeben, wenn Sie auch gleich, so wenig als ich, alles darin gut heiſsen, oder alle Aufsätze von gleichem Werthe finden sollten, welches von Zeitschriften dieser Art nie zu erwarten ist.

Sie werden gleich zu Anfang des besagten Stücks, unter der Rubrik: „Rekapitulazion einiger neu gemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts,“ einen kleinen Aufsatz finden, der an Gewicht des Inhalts eine Menge groſser aufwiegt, und unsern Volks- und Zeitgenossen, von den gröſsten bis zu den kleinsten, eine Arzney darreicht, deren heilsame Bitterkeit durch die beygemischte Swiftische Ironie zwar eher verstärkt als versüſst wird, aber den Pazienten, so fern man sie nur zum Einnehmen bringen könnte, (denn hier liegt freylich die Schwierigkeit!) unfehlbar 40) wieder zur verlornen Gesundheit ihres Urtheils über die wichtigen Gegenstände, welche dermahlen die allgemeine Aufmerksamkeit fixie-

---

40) Wenn anders die Krankheit nicht zum Tode ist.

ren, verhelfen müſste. Denn man braucht in der That weiter nichts, als nur nicht gänzlich allen Menschenverstand verloren zu haben, um von der Evidenz der Wahrheit, wenn sie uns mit solcher Stärke in die Augen blitzt, überwältigt zu werden.

Wer es redlich mit den Menschen meint, darf nicht müde werden, sie vor der unseligen Leichtigkeit zu warnen, womit sie (und gerade in den wichtigsten Angelegenheiten am leichtesten) von einem Äuſsersten zum andern überzuspringen gewohnt sind.

Vor vier Jahren und drüber wurden die Wahrheiten, die jeder bürgerlichen Gesellschaft (unabhängig von der Form ihrer Regierung) zum Grunde liegen, auf einmahl allgemein anerkannt. Wer sich damahls unterfangen hätte, sich öffentlich gegen diese Grundwahrheiten auflehnen zu wollen, würde nicht nur von der Menge als ein Verräther der gemeinen Sache des Menschengeschlechtes mit Verwünschungen überschüttet, sondern von den Groſsen selbst als ein schamloser Schmeichler mit Verachtung zurück gestoſsen worden seyn.

Wie kommt es nun, daſs eben dieselben Gegenstände den meisten jetzt in einem so ganz andern Licht erscheinen? Haben jene Grundwahrheiten etwa im Jahre 1793 aufgehört Grundwahrheiten zu seyn? Sollte die

So unbegreiflich sie ist, nach meinem Besitz zu streben,
Das alles kann ich ihm vergeben:
Am Ende that er hierin nur seine Schuldigkeit.
Ja, was sogar die Schuld versuchter Gewalt vernichtet,
Was, nach der strengern Moral, mich fast zum Erbarmen verpflichtet,
Ist dieſs — (Sie würden es selbst an seinem Platze gestehn)
Der Unglückselige hat — im Bade mich gesehn!

16.

Ich stand, wie Fryne einst vorm ganzen Griechenland,
Und lange zuvor auf dem Ida die Liebesgöttin stand:
War's seine Schuld, wenn ihm die Sinnen entflogen?
Wenn solch ein Anblick zu viel für seine Weisheit war?
Nichts ahnend löst' ich so eben von meinem lockigen Haar
Den Knoten auf; es floſs in langen goldnen Wogen
Den Rücken herab. Er schwor, der neu gefallne Schnee
Sey isabellenfarb, an meine Haut gehalten;

Anmaſsung einer willkührlich über alle Gesetze sich erhebenden und den unläugbarsten Menschenrechten Trotz bietenden Gewalt an einem Einzigen oder an etlichen Wenigen rechtmäſsig werden, weil sie an einem Konventikel von etlichen Hunderten abscheulich ist? Oder ist der Miſsbrauch des Vertrauens einer ganzen Nazion, die ihre Rechte, ihr Glück, ihr Wohl oder Weh in unsre Hände stellt, an Einem zu entschuldigen, und nur an Vielen straſbar?

Frankreich belehrt uns noch immer durch den schrecklichen Anblick der Zerrüttung und des unbeschreiblichen Elends, welchen ein plötzlicher gewaltsamer Umsturz der ganzen innern Verfassung eines groſsen Staats nach sich zieht, daſs es unendliche Mahl besser ist, lieber alle unserm gegenwärtigen Zustande anklebende Gebrechen zu dulden und mit einer erträglichen Existenz zufrieden zu seyn, als über dem Schnappen nach dem Schatten einer Glückseligkeit, die wir wahrscheinlich nie erreichen werden, auch das Gute was wir wirklich besitzen zu verlieren. Jedermann, oder doch gewiſs neun und neunzig unter hundert sind dermahlen so gesinnt; und ich begreife nicht, aus welchem Grund und zu welchem Ende man mehr von uns verlangen könnte.

Aber warum sollten wir nun über diese billige und gemäſsigte Denkart noch hinaus gehen wollen? Warum, weil wir alle Empörung gegen die eingeführte bürgerliche Ordnung und die gesetzmäſsige Obrigkeit, alle Versuche den Gebrechen, die uns drücken, durch eigenmächtige gesetzwidrige Mittel abzuhelfen, verabscheuen, — sollten wir uns darum zu unbegrenztem, blindem, leidendem Gehorsam verbunden halten?

Wehe den unklugen Rathgebern der Groſsen, die sich nicht scheuen, von dieser unseligen Disposizion des Erdenvolkes, „immer des Guten bald zu viel bald zu wenig zu thun,“ einen Gebrauch zu machen, der keinem verständigen Manne, dessen Absichten rein und rechtschaffen sind, jemahls zu Sinne kommen kann!

Wozu diese seit kurzem so auffallend überhand nehmende und bereits nicht mehr geheim gehaltene Verschwörung gegen die Freyheit der Vernunft und des Gewissens? diese immer zunehmende Geringschätzung der Wissenschaften, der Gelehrten, der Schriftsteller? Wozu diese Anstalten, die Freyheit der Presse, die einzige mögliche Schutzwehre gegen die wieder einbrechende Barbarey, mit Fesseln zu belegen, die ihre gänzliche Vernichtung bewirken würden? Womit könnten solche Maſsregeln unter ruhigen, die Gesetze respektierenden, ihren Fürsten mit Treue, ja sogar mit leidenschaftlicher, nicht immer verdienter Anhänglichkeit ergebenen Völkern, gerechtfertigt werden? Kann der unverständige und unbescheidene Gebrauch, der von diesem oder jenem, meistens unbedeutenden Erdensohne von dieser Freyheit etwa gemacht worden ist, auch nur für einen erträglichen Vorwand gelten? Könnte der Mann, der solche Maſsregeln anrathen kann, einen augenscheinlichern Beweis der tiefsten Unwissenheit in menschlichen Dingen, der entschiedensten Unfähigkeit die Sache auch nur aus dem Gesichtspunkte des politischen Interesse richtig zu beurtheilen, ablegen?

Man kann es nicht oft genug wiederhohlen: unbeschränkte Aufklärung über alle göttliche und menschliche Dinge hat der bürgerlichen Gesellschaft niemahls wahren Schaden gethan, 41) und ist selbst in Zeitläuften wie die unsrigen so wenig gefährlich, daſs sie vielmehr das einzige unfehlbare Mittel ist, wodurch die dermahlen noch bestehenden Staaten befestiget, und ohne gewaltsame Erschütterungen und Umwälzungen von den

---

41) Oder, was im Grunde eben dasselbe ist, keinen, der nicht gegen das unendlich gröſsere Gute, das sie bewirkt, ein *Minimum* wäre.

Gebrechen, womit sie noch behaftet sind, nach und nach befreyt werden können.

Europa befindet sich bereits auf einem Grade von Kultur, der jede Maxime, die nur in den finstersten Jahrhunderten Statt finden konnte, zweckwidrig macht, — falls man wirklich das Beste des Staats dadurch befördern wollte. Sollte aber die Absicht solcher Maximen seyn, das Privatinteresse der Gewalthaber von dem allgemeinen Interesse der Völker trennen, oder dem letztern gar entgegen setzen zu wollen: so braucht man weder ein groſser noch kleiner Profet zu seyn, um voraus sagen zu können, daſs die Folgen einer solchen Politik über lang oder kurz endlich auf die Köpfe der Rathgeber schwer zurück fallen würden.

Die Sache läſst sich durch wenige Sätze von entscheidender Evidenz ausmachen. Aufgeklärte, oder, welches einerley ist, über ihre Verhältnisse, Rechte, Pflichten und ihr wahres Interesse richtig denkende Menschen sind, eben darum weil sie aufgeklärt sind, leicht zu regieren, wofern der Regent und seine Gehülfen so viel Achtung für die menschliche Natur und so viel Einsicht in ihren eigenen Vortheil haben, wie die Auguste, Trajane und Mark-Aurele regieren zu wollen.

Aber aufgeklärte Menschen lassen sich nicht wie unvernünftige Thiere behandeln.

Blinden Gehorsam, unbedingte Unterwerfung unter eine willkührlich gebrauchte und über ihre rechtmäſsigen Grenzen ausgedehnte Gewalt, kann man eben so wenig von ihnen erwarten, als man sie zu fordern befugt ist. Auch bedarf ein Trajan oder Mark-Aurel, der nach den ewigen Gesetzen der Vernunft, d. i. der allgemeinen Gerechtigkeit, regiert, keiner sultanischen Zwangsmittel, um sich Gehorsam zu verschaſſen. Denn so ganz von allem Menschenverstande verlassen ist kein Volk, daſs es nicht wenigstens fühlen (wo nicht deutlich einsehen) sollte, ob es gesetzmäſsig oder willkührlich, wohl oder übel regiert wird. Wozu also die Fortschritte der Vernunft und die Verbreitung der edelsten und zur moralischen Bestimmung des Menschen unentbehrlichsten Kenntnisse, d. i. die Ausbildung der Menschen zur wahren Humanität, hemmen zu wollen, wenn man sich keiner andern als reiner Absichten bewuſst ist?

II.

Wenn ich an einigen Schriftstellern unsrer Zeit den Mangel an Bescheidenheit und Klugheit beklage, so würden Sie mich sehr unrecht verstehen, lieber K. wenn Sie glaubten, ich verlange, daſs Männer, die sich zu Zeugen und Evangelisten der Wahrheit berufen fühlen, stumme Hunde seyn, und aus niedriger Feigherzigkeit die Sache der Menschheit verrathen sollten. Ich bin hiervon so weit entfernt, daſs ich selbst von demjenigen, der den Muth hätte für eine so gute Sache im Nothfall zum Märtyrer zu werden, weiter nichts sagen würde, als, er habe seine Schuldigkeit gethan.

Aber daraus folgt nicht, denke ich, daſs man verpflichtet oder befugt sey, ohne Noth, ohne Mäſsigung, ohne Unterschied der Zeiten und Umstände, oder auch selbst ohne Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs, aus bloſser (selten reiner) Schwärmerey für das was man für die gute Sache hält, sich und andern, die man oft ohne ihre Schuld in seine Sache verwickelt, böse Händel zuzuziehen. Unverständige Märtyrer haben einer jeden Sache zu allen Zeiten mehr geschadet als genützt; wär' es auch nur allein aus diesem Grunde, daſs es in den Augen der meisten zweifelhaft war, ob sie als Zeugen der Wahrheit schuldlos litten, oder als Verbrecher gegen die öffentliche Ordnung und Ruhe mit Recht gestraft würden. Freymüthigkeit kann sehr wohl mit Bescheidenheit bestehen; man kann frey und unbefangen, ja sogar mit Kühnheit und Energie von den Sachen sprechen, ohne darum die Personen anzutasten; und es giebt schwerlich irgend eine gemeinnützige Wahrheit, (es versteht sich daſs die Rede hier nicht von Thatsachen ist) die man nicht, mit der gehörigen Art, auf den Dächern predigen dürfte; oder, wenn es ja Ausnahmen giebt, so finden sie nur an solchen Orten und in solchen Zeiten Statt, wo man durch Behauptung solcher Wahrheiten bloſs sich selbst schaden würde, ohne irgend etwas gemeinnützliches Gutes zu stiften. Es kommt sehr viel darauf an, wo, wann, und von wem etwas gesagt wird.

Was meinen Sie, zum Beyspiel, wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke aufgenommen würde, wenn ich, oder Sie, oder irgend einer von den Schriftstellern, die seit der Französischen Revoluzion über die vorgehenden Welthändel oder darauf sich beziehende theoretische Lehrsätze, Meinungen und Probleme geschrieben haben, unsern Zeitgenossen ein Kompliment, wie das folgende, machen wollte:

„Wenn ich meine Augen auf diese Erdkugel, oder vielmehr dieses Erdkügelchen werfe, kann ich nicht umhin zu denken, unser Herr Gott habe es irgend einem bösartigen Wesen gänzlich Preis gegeben. Ich habe noch keine Stadt gesehen, die nicht am Ruin der benachbarten

Stadt Freude haben würde, keine Familie, die nicht irgend eine andere Familie zu Grunde zu richten wünschte. Überall fluchen die Schwachen den Groſsen, in eben dem Augenblicke da sie vor ihnen kriechen, alles Unheil an den Hals; und überall behandeln die Mächtigen die Schwächern wie Schafe, deren Wolle und Fleisch man verkauft. Eine Million in Regimenter vertheilte Mörder, die von einem Ende Europens zum andern laufen, rauben und morden mit Disciplin, um ihr Brot zu verdienen, weil sie kein ehrlicheres Handwerk haben." u. s. w.

Sie werden mir gestehen, daſs dieſs sehr grobe Pillen sind: und doch war es ein allgemein gelesener, bewunderter, beynahe von allen Groſsen in Europa, und selbst von dem ersten der Könige unserer, und vielleicht aller Zeiten geschmeichelter und vergötterter Schriftsteller, mit Einem Worte, Voltaire war es, der den Fürsten, den Aristokraten, den Kriegshelden und Kriegsknechten, und (damit sich keine besondere Klasse über Parteylichkeit beklagen könne) dem ganzen menschlichen Geschlecht *in Corpore* solche Pillen zu verschlucken gab. Seine Schriften wimmeln davon, und ich hätte ohne Mühe zwanzig noch derbere Stellen finden können, wenn ich nicht die erste beste, die mir aufstieſs, für hinlänglich gehalten hätte meinen Satz zu bestätigen.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, ist man es weit weniger seiner eigenen Erhaltung oder Ruhe, als der guten Sache, d. i. dem allgemeinen Besten selbst, schuldig, vorsichtig in seinen Behauptungen und Urtheilen zu seyn, und sich vor Übertreibungen und Extremen aller Art um so sorgfältiger zu hüten, je schwerer es ist, nicht von der Flut der Zeit und den Strömen des Parteygeistes, der beynahe alle Köpfe (wiewohl in sehr verschiedenem Sinne) exaltiert hat, mit fortgerissen zu werden.

Zwar gestehe ich Ihnen gern zu, daſs es noch schwerer für einen menschlichen Menschen ist, über gewisse Dinge, die man nicht zu nennen braucht, weil jedermann sie sich von selbst nennt, nicht warm zu werden. Aber was könnte es helfen, wenn man von dem, dessen das Herz voll ist, auch immer den Mund überflieſsen lassen wollte? Man räsoniert nicht mit einem Erdbeben, einem Orkan, einer daher stürzenden Wasserflut, und die Vernunft selbst weicht der Gewalt, wenn sie ihr keine stärkere entgegen zu setzen hat. Freylich kommt es Menschen, die so weit gekommen sind sich ihres Unterschieds von den vierfüſsigen Erdbewohnern deutlich bewuſst zu seyn, schwer an, sich die Antwort auf eine vernünftige Frage mit einer Herkuleskeule oder Jakobinerpike geben zu laſsen: aber, wofern dieſs nun einmahl der Fall wäre, was hätte der Vernünftige zu thun, als zu schweigen?

Glauben Sie mir indeſsen, lieber K. daſs die Schwächern (wie Voltaires Martin in der vorhin angeführten Stelle die niedrigern Volksklaſsen nennt) und ihre unbestellten allzu dienstfertigen Wortführer meistens Unrecht haben, wenn sie den Groſsen fast immer bösen Willen gegen die Schwachen, entschiedene Abneigung gegen Wahrheit und Gerechtigkeit, erklärten Haſs gegen alle Einschränkungen ihrer Willkührlichkeit, und gänzliche Gleichgültigkeit in Absicht der Moralität oder wenigstens der wirklichen Zweckmäſsigkeit der Mittel, wodurch sie ihre Absichten zu erreichen suchen, als Eigenschaften zuschreiben, die man eben so gewiſs bey ihnen voraussetzen könne, als Dummheit, List, Gefräſsigkeit und Blutdurst bey gewiſsen Arten von Thieren.

Wofern die Groſsen in einzelnen Fällen irgend einen von jenen Vorwürfen wirklich verdienen, (welches freylich von jeher oft genug der Fall war) so geschieht es nicht weil sie Groſse, sondern weil sie Menschen sind: und (das sehr kleine Häufchen der Weisen und Guten im eigentlichen Ver-

Und, ohne Hyperbel, ihr Glanz thut schwachen Augen weh.
Wie sollte sein Biſschen Vernunft da noch ihr Amt verwalten?

17.

Der Ritter, bestürzter als ein begoſsner Hahn,
Sah Blaffardinen, indem sie so mit bescheidenen Farben
Sich selbst ihm mahlte, aus starren Augen an.
Es schien er wolle was sagen, allein die Worte starben
Auf seinen Lippen. Und dennoch fühlt' er sich,
Ich weiſs nicht wie, gerührt. Dieſs macht ihn doppelt betroffen.
Er sah so gut als wir, wie albern-lächerlich
Die blonde Närrin war — was half's? ihr Kaftan war offen.
Was er gehört hat, mischt die Fantasie ins Spiel,
Und was er sieht, verstärkt sie durch's Gefühl.

18.

Ich sehe, Sie glauben, mein Herr, ich übertreibe die Sachen,
Sie zweifeln — Wohlan! ich will, auf Ihre Gefahr,
Ihr eignes Auge zum Richter machen.
Gestehn Sie, so schön von Armen die Göttin Juno war,

stande ausgenommen, deren es aber *verhältniſsmäſsig* unter den Groſsen immer so viele gegeben hat als unter den übrigen Menschenklassen) wo ist unter Millionen aus diesen letztern auch nur Einer, der sich ohne Widerspruch seines Gewissens unterstehen dürfte zu sagen, daſs er — ich will nicht sagen, an dem Platze jener Groſsen, sondern gerade an dem, wo er steht, wie niedrig er auch seyn mag — nicht alle Einschränkungen seiner Willkühr, seines Privatvortheils und jeder seiner Lieblingseigenschaften hasse, und (so weit es ihm in seiner Lage nur möglich oder erlaubt seyn kann) nicht jedes Mittel, das ihm die Befriedigung seiner eigennützigen Wünsche zu versichern scheint, willkommen heiſse, ohne sich um die innere Moralität zu bekümmern? — Und wenn dieſs (wie Sie mir schwerlich werden läugnen wollen) bey weitem von den meisten Menschen im Privatstande gilt, denen gleichwohl durch ihre Kleinheit, Schwäche und tausendfache Abhängigkeit von den Höhern und von ihres gleichen, und vornehmlich durch die Furcht vor der lieben Justiz, in deren Gewebe doch fast immer nur die Kleinen hangen bleiben, so enge Schranken gesetzt, und so viele Reitzungen, Gelegenheiten und Hülſsmittel zum Sündigen benommen sind: wie übel steht es uns an, mit einer so unbescheidenen und unbilligen Strenge, als seit geraumer Zeit Mode wird, Verdammungsurtheile über jene Groſsen der Erde auszusprechen, deren gröſster Fehler am Ende doch nur darin besteht, daſs sie nicht besser sind als ein jeder andere an ihrem Platze wäre! Sie, die sich von allem was sich ihnen nähern darf, ja von allen, die auch nur von ferne mit dem unaussprechlichen Glücke sie anzugaffen beseligt werden, so unmäſsig geschmeichelt, bejauchzt, beräuchert und vergöttert sehen, müſsten wirklich mehr als Sterbliche seyn, wenn sie nicht zuletzt, von der ungeheuern Gewalt, womit ihre Menschlichkeit bestürmt wird, überwältigt, sich wirklich mehr als Menschen zu seyn dünken, oder wenigstens doch alle die unzähligen heuchlerischen oder schwärmerischen Demonstrazionen einer grenzenlosen Liebe und Anhänglichkeit, die man ihnen bey jeder Gelegenheit freywillig aufdringt, wirklich zu verdienen glauben sollten.

Ich müſste mich sehr an Ihnen irren, lieber K. oder Sie werden, eben so sehr als ich, die heftigen und bittern Ausfalle miſsbilligen, die zum Beyspiel in der Vision, welche einem sehr modernen und seine Modernität gar zu wenig verbergenden Doktor Luther im fünften Stück des Schleſswigischen Journals zugeschrieben wird, auf die Personen und öffentlichen Handlungen einiger Monarchen unserer Zeit gethan worden sind, und (wie ich mit

Recht besorge) das viele Gute, das in eben diesem Aufsatze vorkommt, und die gemeinnützige Tendenz des Ganzen unwirksam machen werden.

Denn auf wen sollen solche leidenschaftliche Deklamazionen wirken? Gesetzt auch, die Vorwürfe, womit die besagten Monarchen im Tone der Marats, Dantons, Robespierren und ihres gleichen überschüttet werden, seyen nicht übertrieben und auf eine einseitige Vorstellungsart gegründet; gesetzt sie seyen verdient: so ist es gewiſs der Ton nicht, worin sie vorgebracht werden. Und wofern die Absicht einer so heftigen und schmählichen öffentlichen Züchtigung auf Besserung der Gezüchtigten ging: wie konnte der Verfasser erwarten, daſs eine Art zu tadeln, die kein Privatmann in der Welt leiden würde, auf Könige eine gute Wirkung thun sollte?

Wenn es verdienstlich ist den Groſsen auch bittre Wahrheiten zu sagen, wofern sie nur heilsam sind: so ist es doch weder verdienstlich noch vernünftig, sie ihnen mit Bitterkeit, auf eine grobe und beleidigende Art zu sagen. Ist es aber mit dieser ganzen politischen Vision, wie man wohl glauben muſs, nur auf das lesende Publikum abgesehen: was könnte und müſste wohl, falls diese mit Galle und Sarkasmen angefüllten Deklamazionen ihre natürliche und volle

Wirkung thäten, in einem Zeitpunkte, da die Gemüther ohnehin in Gährung und faſt alle Köpfe allenthalben weit über den Punkt ihrer gewöhnlichen Höhe und Wärme exaltiert sind, bey den Unterthanen jener Monarchen die Folge davon seyn? Gewiſs wünscht der Verfasser der Vision — wie heiſs auch sein Enthusiasmus für die allgemeine Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft und der Menschheit überhaupt kochen mag — so wenig als wir andern, denen sie wahrlich auch nicht gleichgültig ist, daſs die Deutschen oder die übrigen Europäischen Staaten dem Beyspiel der Franzosen nachfolgen. Wer wollte also zu den Disposizionen, welche vielleicht da oder dort schon dazu vorhanden sind, nur ein Körnchen zündbaren Stoffes hinzu thun, oder so ohne alle Noth in die glimmenden Funken blasen wollen?

Ich höre zwar öfters zur Rechtfertigung solcher — ohne Zweifel wohlgemeinter — Ergieſsungen einer patriotischen oder filanthropischen Galle sagen: Da die Wahrheit, gelassen und ohne alle Anwendung oder Richtung auf gewisse Personen oder Handlungen vorgetragen, so gar nichts helfen wolle, so seyen ihre Priester doch wohl genöthigt, zumahl wenn die gemeine Sache gar zu sehr periklitiere, den profetischen Strafton anzustimmen, und die Könige unserer Zeit, eben darum weil sie am Ende doch nur schwache, dem Irrthum und der Sünde unterworfene Menschen seyen wie wir andern auch, nicht schonender zu behandeln, als weiland die Profeten Jesaias, Jeremias, Ezechiel u. s. w. die Könige von Juda und Israel, Ägypten und Assyrien.

Aber, wenn wir die besagten Priester und Hierofanten der Wahrheit auch über den Punkt ihres Berufs unangefochten lassen; wenn wir ihnen sogar zugeben, (was wir, alles genau erwogen, nicht einmahl nöthig haben) daſs es Fälle gebe, wo ein ruhiger, oder verschleierter, oder wenigstens nicht geradezu beleidigender Vortrag solcher Wahrheiten, wovon die Rede ist, nichts verfange: so bleibt doch, dünkt mich, alles, was ich von der Zweckwidrigkeit des von mir getadelten Gebrauchs der profetischen Zuchtruthe gesagt habe, in seiner vollen Kraft. Nicht nur läſst sich ganz und gar nicht erwarten, daſs die Gezüchtigten die Operazion geduldig aushalten und, als zu ihrem Besten gemeint, wohl gar gutherzig und dankbar aufnehmen sollten; sondern es ist hingegen sehr wahrscheinlich, daſs das Gegentheil erfolgen und sie vielmehr dadurch gereitzt werden könnten, von solchen respektwidrigen Neckereyen — die sie vielleicht eine Zeit lang, wie der

Swiftische Menschberg Quimbus-Flestrum die Pfeilchen der Lilliputter, nicht gespürt oder nicht geachtet — endlich Notiz zu nehmen, und sich durch eine einzige schüttelnde Bewegung ihrer Machtgewalt auf immer Ruhe davor zu verschaffen. Und gesetzt auch, was vermuthlich hier der Fall ist, der oder diejenigen, die dazu den nächsten Anlaſs gegeben, hätten für ihre eigene Person nichts zu befürchten: so ist desto wahrscheinlicher, daſs die gemeine gute Sache um so stärker leiden dürfte. Denn, da es unter denen, die um die Groſsen sind, nicht an Leuten fehlt, denen zu ihren Absichten und Planen daran gelegen ist, der Aufklärung und dem sichersten Beförderungsmittel derselben — der freyen Mittheilung aller Gedanken, Meinungen, Thatsachen, Bemerkungen, Untersuchungen, Vorschläge, u. s. w. wodurch der Zustand der menschlichen Gesellschaft gebessert werden könnte — die engesten Grenzen zu setzen: so kann man sicher erwarten, daſs sie einen so scheinbaren Vorwand nicht unbenutzt lassen werden.

Wenden Sie mir nicht ein: „Es sey schon zu weit gekommen, als daſs ein so tyrannisches Verfahren nicht zweckwidrig seyn sollte; es würde gerade die entgegen gesetzte Wirkung thun, und die Gefahren, wovor man sich fürchte, beschleunigen," u. s. w.

Alles dieſs, lieber K. sind sehr zweifelhafte Behauptungen, gegen welche sich zu viel einwenden läſst, als daſs ihre Betrachtung bey den Handhabern der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt von einigem Gewichte seyn könnte. Maſsregeln, deren unmittelbare Übereinstimmung mit unserm Zwecke stark in die Augen fallt, werden (wie die Erfahrung von jeher gelehrt hat) um entfernter Nachtheile und Gefahren willen nicht leicht verworfen; und überdieſs müssen wir auch bey allen solchen Dingen das *Minimum sapientiae*, wodurch die Welt regiert wird, in Anschlag bringen.

Auf jeden Fall bleibt, wie Sie sehen, meine Behauptung, „daſs der unbescheidene Gebrauch des profetischen *Elenchus* gegen die Groſsen wenig oder nichts nützen, hingegen immer höchst wahrscheinlich der guten Sache selbst schaden müsse," fest und unerschüttert. Denn gerade das, was in den Augen gewisser enthusiastischer oder vielleicht wohl gar selbstsüchtiger Sachwalter der Menschheit eine vielmehr wünschenswürdige als besorgliche Wirkung des Sturms und Drangs, womit sie zu Werke gehen, zu seyn scheint, ist in den Augen aller, die mit ruhigem Geist über die menschlichen Dinge urtheilen und ein ungewisses künftiges Gut nicht mit unendlichen gegenwärtigen Übeln erkaufen möchten, gerade das ärgste was geschehen könnte, und also das, wogegen alle wohl denkende Menschen mit gesammten Kräften zu arbeiten verbunden sind.

III.

Den 8ten August 1793.

Sie fragen mich um meine Meinung über die neue Konstituzion, von welcher die so genannten Jakobiner in Paris, seitdem sie Mittel gefunden den Nazionalkonvent am 2ten Junius dieses Jahres zu unterjochen, binnen wenig Tagen entbunden wurden, und die bereits von dem gröſsten Theile der Municipalitäten in Frankreich, ohne weitere Untersuchung, auf Treu und Glauben angenommen worden seyn soll.

Wer schreiblustig genug wäre und seine Zeit schlechterdings nicht besser anzuwenden wüſste als — leeres Stroh zu dreschen, könnte sehr leicht über, für oder gegen diese neue Konstituzion einen dicken Folianten schreiben. Aber fürchten Sie nichts dergleichen von mir. Was ich darüber zu sagen habe, wird (weil Sie es doch wissen wollen) sehr bald expediert seyn. Denn eben darum, weil ich *de lana* *caprina* nicht gern viele Worte mache, betrachte ich dieses Jakobinische Machwerk nicht — wie es auf dem Papiere da steht, sondern stelle mir vor, was wahrscheinlicher Weise in der wirklichen Ausführung daraus werden könne, und das nach diesem Grundriſs aufzuführende Staatsgebäude, wofern es auch zu Stande kommen sollte, werde schwerlich so lange dauern, daſs es sich der Mühe verlohnen könnte, eine genaue Prüfung seiner Bestandtheile und ihrer Zusammensetzung anzustellen.

Wenn die Franzosen die Leute wären, denen eine solche Konstituzion dienen könnte, so wären sie auch die Leute dazu, sich eben so gut ohne irgend eine Konstituzion zu behelfen. Denn das gestehe ich gern, daſs vier und zwanzig Millionen Epiktete sich unter einer solchen Staatsverfassung, in einem Lande wie Frankreich, ganz erträglich befinden würden. Da aber diese Konstituzion für eben diese Franzosen gemacht ist, die wir seit 1789 gut genug kennen gelernt haben, um genau zu wissen was man ihnen zutrauen darf oder nicht: so ist es mir mit allem kosmopolitischen guten Willen unmöglich, sie für etwas andres anzusehen, als (wofern ich mich der Worte des Herrn Pitt bedienen darf, weil sie meine mit den seinigen hierin völlig einstimmigen Gedanken am kürzesten und vollständigsten ausdrücken) für einen unseligen Versuch, „ein Gemisch von Tyranney und Anarchie zu organisieren," d. i. den verblendeten und verwilderten Sankülotten, aus welchen die groſse Majorität des Französischen Volks besteht, weiſs zu machen, sie hätten eine gesetzmäſsige Verfassung, weil die besagte Konstituzion ihnen gegen die willkührliche Regierung des Jakobinerklubs in Paris und seiner durch ganz Frankreich verbreiteten Filiale, welcher sie kraft derselben noch ferner unterworfen bleiben, das herrliche Remedium der Anarchie, Insurrekzion und gewaltsamen Selbsthülfe immer offen läſst. Es gehören Franzosen dazu, um sich so etwas weiſs machen zu lassen: aber sie müſsten auch keine Franzosen seyn, wenn sie nicht, wenige Wochen oder Monate nachdem sie um dieſs neu geschnitzte Palladium, wie die Israeliten um Aarons goldnes Kalb, jubilierend herum getanzt haben werden, aus ihrem Taumel wieder erwachen, und auf den ersten Blick, den sie aus hellen Augen auf das feigenhölzerne Götzenbild werfen, einsehen sollten daſs man sie betrogen habe.

„Aber (werden Sie mir einwenden) dieser Betrug ist im Grunde doch nur anscheinend, indem er sich bloſs darauf gründet, daſs die dermahligen Franzosen für eine demokratische

So konnten sie doch nicht runder noch weiſser seyn als meine!
Was sagen Sie, fuhr sie fort — dem armen Amadis läuft
Das Wasser in den Mund, er wird beynah zum Steine,
Indem sie bis über's Knie den Rock zurücke streift — 3)
Was sagen Sie, unter uns, mein Herr, zu diesem Beine?
„Daſs, ruft er, Diana die Wälder auf keinen so schönen durchschweift.“

19.

Zwar dieses, (setzt sie hinzu, indem sie verstohlen ihm weiset
Was an Helenen vorzüglich der alte Dares preiset)
Schweift über das Maſs der Venus Medicis
Ein wenig hinaus — sie mag es mir verzeihen!
„O schonen Sie meiner, Madam,“ ruft stotternd Amadis,
Mit Augen, die ihr Rache dräuen.
Er hätte besser gethan, sprecht ihr,
Sie lieber ganz und gar zu schlieſsen —
Wahr! — Doch, was sagt Terenz? — „Ihr Herren, wäret ihr hier,
Ihr dächtet anders!“ — Genug, er sank zu ihren Füſsen.

Verfassung noch nicht gut genug sind. Ich nehme Sie bey Ihrem eignen Worte: wenn es nur daran liegt, daſs die Neufranken nicht weise und tugendhaft genug für eine solche Verfassung sind, so ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Denn was die jetzt Lebenden nicht sind, können wenigstens ihre Nachkommen werden; und eben deſswegen ist ja dermahlen die *Instruction publique*, die Umbildung der Französischen Nazion zu republikanischen Gesinnungen und Sitten, ein Hauptgeschäfte der Gesetzgeber, die von der Nothwendigkeit einer solchen Metamorfose so sehr überzeugt sind als es irgend jemand seyn kann." u. s. w.

Gut, lieber Freund. Nur bedenken Sie, erstens, daſs die Jakobinische Nazionalversammlung mit dem Projekt, wie diese so nothwendige neue Nazionalerziehung eingerichtet werden soll, noch bey weitem nicht fertig ist; zweytens, daſs, wenn es auch fertig wäre, noch die Frage ist, wie viel es tauge; drittens, daſs, wenn es auch ganz unverbesserlich wäre, noch immer eine groſse Kluft zwischen dem Projekt und der bedingten fysisch-moralischen Möglichkeit seiner Ausführung übrig bliebe; viertens, daſs, wenn auch diese Kluft ausgefüllt werden könnte, doch immer wenigstens der vierte Theil des bevorstehenden neunzehnten Jahrhunderts darauf gehen muſs, bis die neuen Franzosen, denen diese Konstituzion anpassen und wohl bekommen soll, gezeugt, geboren, groſs gezogen, gebildet und fertig gemacht seyn können; — und daſs also, fünftens, zehen gegen Eins zu wetten ist, daſs unsre eben so flatterhaften als industriösen Gallofranken bis dahin wenigstens noch ein oder zwey Dutzend neue Konstituzionen gemacht haben, und diejenige, über welche sie in diesem Augenblick ein so frohlockendes Gekakel erheben, eben so rein vergessen haben werden, als sie die unendlichen Eidschwüre vergessen haben, wodurch sie sich in den Jahren 1790 und 91 so oft und so feierlich verpflichteten, der ersten Konstituzion und Ludwig dem Sechzehnten getreu zu bleiben.

Sie, lieber * * *, scheinen mir zwar aus der allgemeinen Bereitwilligkeit und Freude, womit diese auf Freyheit und Gleichheit gebaute Jakobinische Konstituzion bereits von den meisten Distrikten und Municipalitäten angenommen worden ist, eine günstigere Vermuthung für die Dauer derselben zu ziehen. Aber sollte Ihr gutherziger Wunsch, eine schon so oft betrogne, schon so lange und so übel von Freunden und Feinden gemiſshandelte Nazion endlich einmahl (auf welche Weise es auch sey) wieder beruhigt und nach ihrer eignen Vorstellungsart glücklich zu sehen, Ihrem Kopfe nicht einen kleinen Streich gespielt haben?

Die Jakobiner — die überhaupt während der ganzen Revoluzion die einzigen waren, die immer konsequent gehandelt, ihren ganzen Plan auf richtige Begriffe von dem, was das Volk allenthalben, und besonders was es in Frankreich ist, gegründet, und diesen Plan nie aus den Augen verloren haben — die Jakobiner, sage ich, rechneten freylich sehr richtig, da sie ihrem so eilfertig zur Welt gebrachten Kinde die beste Aufnahme versprachen. Sie wuſsten, wie unbeschreiblich die Sehnsucht der Nazion nach einer Verfassung ist, die den immer unerträglicher werdenden Übeln der bisherigen Anarchie ein Ende mache. Sie wuſsten recht gut, daſs eine jede Konstituzion, — gleich viel was für eine — wenn sie nur die Worte Freyheit und Gleichheit mit recht groſsen Buchstaben an der Stirne führe, ihrer Absicht genug thun, die Unternehmungen der Girondisten und Royalisten vereiteln, und (wenigstens wieder eine Zeit lang) die willkührliche Vormundschaft über einen vier und zwanzig Millionen-köpfigen Suverän in ihren Händen erhalten werde. Sie eilten also über Hals über Kopf, dieses eben so einzige als zuverlässige Mittel, wodurch sie zugleich sich selbst retten und ihre Feinde vernichten konnten, fertig zu machen;

und binnen wenigen Tagen war es fertig, approbiert, dekretiert, gedruckt und in ganz Frankreich zur Sankzion des Volks, ihres Suveräns und Herrn-Gottes, verbreitet. Überall wurde diese neue Konstituzion von Jakobinern und Sankülotten mit Entzücken aufgenommen, ja in vielen Municipalitäten bevor man noch wuſste was ihr Inhalt war. Warum das? als eben darum, weil sie diese Aufnahme — nicht ihrer innern Güte und Vortrefflichkeit zu danken hatte: sondern weil das Ding, was man dem Volke brachte, eine Konstituzion hieſs, d. i. weil das Volk, seines elenden Zustandes herzlich müde, mit dem Worte Konstituzion die Vorstellungen von wiederkehrender Ordnung, Ruhe und Sicherheit und (was die Sankülotten und Bettler, als die dermahlige Majorität der Nazion, besonders betrifft) die lachenden Bilder aller der Vortheile, womit die Wörter Freyheit und Gleichheit ihrer Einbildung schmeicheln, zu verbinden gewohnt ist.

Was Wunder also, daſs die Nazionalversammlung von allen Orten und Enden nichts als Danksagungen für die unaussprechliche Wohlthat, womit sie das Französische Volk beseliget habe, empfängt? Wie sollte es anders seyn? Diejenigen, die im Stande wären das Werk mit Kenntniſs der Sachen zu prüfen und zu beurtheilen, machen eine unendlich kleine Minorität aus, und wissen nur zu wohl, wie es ihnen ergehen würde, wenn sie sich dem reiſsenden Volksstrom entgegen stemmen wollten. In allen Municipalitäten giebt es Jakobiner, die über die Gemüther der Sankülotten herrschen, und im Nahmen der Republik auch über ihre Fäuste disponieren können. Sechzehn Millionen Sankülotten (denn so stark kann man sie, Weiber und Kinder mit eingeschlossen, aufs wenigste sicher rechnen) geben den Jakobinern ein furchtbares Übergewicht. Vergebens werden Brissot und Barbaroux, Roland und Petion, Guadet und Gensonné, mit allem ihrem Anhang, sich einer solchen Übermacht entgegen thürmen. Ihr Schicksal ist leicht voraus zu sehen. Da sie von der herrschenden Partey mit den La Fayette und Rochefoucault, mit den Barnave und Vaublanc und Dumas (die doch um so viel besser waren als sie) in Eine Rubrik geworfen werden, so werden sie auch gleichen Ausgang mit jenen haben. Es ist Natur der Sache. Was sie ausrichten wollen, müſsten sie durch Sankülotten ausrichten: aber auf diese kann niemand, der seinen Arm gegen die Jakobiner aufhebt, auch nur einen Tag sicher rechnen; und es ist daher unbegreiflich, wie Felix Wimpfen, der sich neuerlich zum Schampion der Anti-

Jakobiner zu Caen aufgeworfen hat, hoffen konnte, daſs es ihm besser ergehen werde, als dem einst angebeteten La Fayette, oder dem auf sich selbst und seine Linientruppen so zuversichtlich trotzenden Dumouriez?

Neue Erfahrungen werden bald genug bestätigen, was ältere uns schon gelehrt haben sollten. Ich wiederhohle es: es ist so, weil es nicht anders seyn kann. Jakobiner und Sankülotten sind *Correlata*, deren keines des andern entbehren kann: ohne diese würden jene nicht willkührlich tyrannisieren, diese ohne jene nicht das suveräne Volk seyn. Es läſst sich kein stärkeres Band denken als das Band, das die viermahl hundert tausend Jakobiner in Frankreich mit den sechzehn Millionen Sankülotten vereiniget; und ich bin so gewiſs als man es von einer zufälligen künftigen Sache seyn kann, daſs beide nur unter den Ruinen ihres Vaterlandes aufhören werden zu seyn was sie sind.

Ich halte also (um mich kurz zu fassen) die neue Konstituzion zwar für ein übereiltes unhaltbares Werk, welches früher oder später entweder von seinen Baumeistern wieder eingerissen werden, oder in sich selbst zusammen fallen wird: aber desto dauerhafter scheint mir die auf suveräne Sankülotterie gegründete Tyrannie der Jakobiner zu seyn;

und ich bin weit entfernt den Gerüchten zu glauben, die uns, seit dem Tode des wahnsinnigen und aussätzigen Volksfreundes Marat, die nahe Zerstörung jenes verruchten Ordens ankündigen; wiewohl ich solche eben so herzlich wünsche, als ich überhaupt allen Despotismus (wo, wie und unter welchem Nahmen oder rechtlichen Behelf er über die vernunftfähigen Bewohner des Erdbodens tyrannisieren mag) zu Grabe singen helfen möchte.

Fragen Sie mich aber nicht, was aus allem diesem endlich werden könne oder müsse? Denn die Antwort geht über meine Fähigkeit. Was mir indessen sehr wahrscheinlich vorkommt, ist: daſs, wofern sich in irgend einem unbekannten Winkel Frankreichs irgend ein verborgener Dschengis befände, der in aller Stille einen jungen Tifan [42] aufzöge und bildete, dieser neue Tifan, wenn er endlich zur rechten Zeit hervor träte, alle Herzen (so viele die Revoluzion noch übrig gelassen hätte) erobern, über Jakobinismus und Sankülotterie triumfieren, und der Stifter einer neuen, bessern und wieder einige Zeit dauernden Ordnung der Dinge in Frankreich (vielleicht, durch sein Beyspiel, in ganz Europa) werden würde.

---

[42] Man sehe den goldnen Spiegel im zweyten Theile.

„Wie vieles (sagt Euripides) richten die Götter aus, das wir nicht gehofft hatten! Was unsers Bedünkens geschehen sollte, erfolgt nicht, und für das, was uns unglaublich schien, findet Gott einen Weg.“ — Möchte sich doch dieser fromme Glaube auch durch den Ausgang der gegenwärtigen Welthändel bestätigen!

IV.

Ich bitte Sie, lieber ***, sprechen Sie mir nichts mehr von neuen Konstituzionen! Eine alte Konstituzion, sie möchte so schlecht seyn als sie wollte, wenn die Menschen, denen sie gegeben worden oder die sie sich selbst gegeben hätten, nur vernünftig und redlich genug wären jeder seine Pflicht zu thun, würde immer gut genug, und eben darum, weil sie alt wäre, nur desto besser seyn. Glauben Sie mir, in der Verderbniſs und Verkehrtheit der Menschen steckt die Quelle des Übels, die durch keine Konstituzion verstopft werden wird noch werden kann, wenn gleich alle Konstituzionenmacher, von Hermes Trismegistus und Minos dem Ersten an bis auf die Französischen Gesetzgeber, welche für die verunglückte Konstituzion von 1791 mit ihrem Kopfe bezahlen muſsten, aus ihren Gräbern hervor gingen, und mit vereinigten Kräften die vollkommenste aller Konstituzionen, die durch Menschenwitz erdacht werden mag, heraus klügeln würden. Sie würde doch immer weder mehr noch weniger als eine Utopische Republik seyn, so lange das groſse Arkanum, „die Majorität der Menschen vernünftig und rechtschaffen zu machen,“ unerfunden bleiben wird.

Sagen Sie mir nicht: Eben darum, weil die Menschen das nicht sind, bedürfen sie einer Konstituzion, d. i. einer künstlich zusammen gesetzten politischen Maschinerie, deren Springfedern, Räder und Gewichte sie, ohne daſs die meisten wissen wie es zugeht, nöthigen ihre Pflichten zu erfüllen, und, gern oder ungern, das Beste des Ganzen zu befördern, indem sie bloſs für ihr Privatinteresse zu arbeiten glauben.

Das ist bald gesagt, mein Freund. — Aber hat nicht die Erfahrung von mehr als vier tausend Jahren auf dem ganzen Erdboden gezeigt, daſs es mit allen diesen politischen Maschinen nichts als Stück- und Flickwerk ist? daſs keine ihrem Endzweck ein Genüge thut? daſs man noch keine gesehen hat, die nicht früher oder später in Unordnung gerathen, bald zu schnell, bald zu langsam gegangen und zuletzt ganz ins Stocken gekommen wäre? Und wahrlich es braucht keines sehr tiefsinnigen Nachdenkens, um den Grund, warum es immer so seyn muſste, heraus zu bringen. Denn das ganze Geheimniſs liegt darin: daſs der Mensch selbst keine Maschine ist. Ein freyes Wesen kann seiner Natur nach durch kein Maschinenwerk, wie fein und künstlich es auch ausgedacht sey, zum Zweck seines Daseyns gebracht werden; weil es ewig unmöglich bleiben wird, diesen Zweck jemahls durch andere Mittel als durch den richtigen Gebrauch seiner Vernunft und seines freyen Willens zu erhalten.

Sie sehen wohl ohne mein Erinnern ein, daſs ich damit nicht habe behaupten wollen, die Menschen, so wie sie sind, würden eben so gut thun unter gar keiner bürgerlichen Regierung zu leben. Diese Absurdität folgt keineswegs aus meiner obigen Behauptung. Alles was daraus folgt ist bloſs: daſs eine auf freywillig angenommenen Grundsätzen ruhende Regierungsform bey weitem nicht hinlänglich ist einen Staat glücklich zu machen; und daſs es also ein groſser Irrthum ist, sich einzubilden, man hätte Alles oder auch nur das Wichtigste gethan, wenn man einem Volke, das sich bey seiner dermahligen Staatsverfassung übel befindet, eine andere, bessere, oder

20.

Im übrigen wünscht' ich sehr, den Mann,
Dem's anders an seinem Platz ergangen wäre, zu kennen.
Ich fange bey Konfuzius an,
Und zähle die Weisen herab, und weiſs euch keinen zu nennen.
Den Sokrates nehm' ich aus, und, keinem andern Dekan
Zu nahe gesprochen! den Dechant von Killerine:
Die haben die Probe gemacht; denn mit der frostigen Miene,
Herr Futatorius, wahrlich: ist noch nicht alles gethan! 4)
Wir unterscheiden, wie billig, den Mann von seinem Kragen,
Und wissen, nicht alle sind Köche die lange Messer tragen.

21.

Das, was uns lobenswürdig, das, was uns tadelhaft macht,
Ist oft ein leiser Zug, den nur ein Yorick entdecket:
Der Thaten wahre Gestalt bleibt immer in ewige Nacht
Dem blinzenden Blicke des Vorurtheils verstecket.

vielmehr besser scheinende, geben könnte. Der hierbey vorwaltende Irrthum ist zweyfach: denn man irrt sich, wenn man die dermahlige Verfassung für die Ursache hält, warum sich das Volk übel befindet; und man irrt sich nicht weniger, wenn man glaubt, es bedurfe nur einer andern seinen Wünschen angemeſsneren, um sich künftig wohl zu befinden.

Nehmen wir den Fall an: eine Nazion gerathe (wie zum Beyspiel die Französische in unsern Tagen) unter einer uneingeschränkten monarchischen Verfassung stufenweise in so elende Umstände, daſs sie sich nicht anders als durch ein verzweifeltes Mittel retten zu können glaube. Vermöge einer dem rohen Theile der Menschen sehr natürlichen Art zu schlieſsen, kann sie leicht auf den Gedanken gerathen: da wir uns unter einem uneingeschränkten Könige so übel befunden haben, so wird uns durch eine Verfassung, die sich so weit als möglich von der monarchischen entfernt, desto gewisser und vollständiger geholfen werden. Gesetzt nun, sie gäbe sich in dieser Hoffnung eine demokratische Konstituzion, was gewänne sie dadurch? Beym ersten Anblick freylich sehr viel; denn sie sähe sich nun auf einmahl von allen Arten monarchischer und aristokratischer Bedrückung befreyt. Aber ehe sie noch Zeit gehabt hätte die Früchte einzuernten, würde sie durch eine traurige Erfahrung belehrt werden, daſs sie bey der Veränderung nichts gewonnen habe, was sie nicht mit dem Verlust eines Vortheils bezahlen müsse, dessen Werth sie nun erst durch die Entbehrung gehörig schätzen lernen würde; und daſs (alles aufs billigste berechnet) die Gebrechen und Übel einer popularen Regierung in einem sehr groſsen Staate das ärgste, was ein Volk in unsern Tagen von einem unweisen oder nach cyklopischen Grundsätzen regierenden Alleinherrscher zu leiden haben kann, so auffallend überwiegen, daſs nur herrsch- und raubsüchtige Demagogen auf der einen Seite, und der roheste, dürftigste, sittenloseste, kurz in jeder Betrachtung schlechteste Theil der untersten Volksklassen auf der andern, die Fortdauer einer solchen Verfassung wünschen können, worin der bessere Theil der Bürger seines Eigenthums, seiner Freyheit und seines Lebens nur so lange als es jenen Demagogen und diesen Sankülotten gefällt, d. i. keinen Augenblick, sicher ist.

Wenn man nicht die stärksten Gründe hätte, die meisten Urheber der Revoluzion vom 10ten August 1792 für Bösewichter zu halten, so würde ich sagen: Es war lächerlich und kindisch, die Monarchie für die Ursache alles Übels in Frankreich zu erklären.

Sie war es nicht mehr als es die Demokratie dermahlen ist: denn eine Monarchie, in welcher der Staat blühend und das Volk glücklich ist, ist wenigstens eben so denkbar, als eine Demokratie, die diese Bedingung erfüllt; oder, mit andern Worten, wenn Monarchie und Demokratie das wirklich sind was sie seyn sollen, so kann ein Volk, in so fern es zur Glückseligkeit geeigenschaftet ist, unter beiden Verfassungen glücklich seyn. Aber diese Bedingung ist der Punkt, worauf es ankommt. Nicht die Monarchie, sondern die Laster und die tiefe sittliche Verdorbenheit aller Stände und Klassen waren das, was Frankreich von Stufe zu Stufe so weit herunter brachte, daſs der Hof selbst sich zuletzt gezwungen sah, die Nazion zur Rettung des Staats aufzufordern: und eben diese Laster, eben diese tiefe moralische Verdorbenheit, welche sie in die neue Staatsverfassung mitbringt, macht die Hoffnung, durch die Demokratie glücklich zu werden, zur lächerlichsten aller Schimären. Denn, um dieſs durch die Demokratie zu werden, müſste die Französische Nazion nicht bloſs moralisch besser, sie müſste gänzlich umgeschaffen werden. Dieser unbeschreibliche Leichtsinn, diese unbändige Hitze, diese Unbeständigkeit, Hoffart und Eitelkeit, mit Einem Worte, dieser in den bekannten Horazischen Versen so treffend gezeichnete Jünglingskarakter, 43) der die Französische Nazion vor allen andern auszeichnet, ist mit der Demokratie ganz unverträglich. Eine gute monarchische Regierung kann ihn zur Noth in Schranken halten, ja sogar durch eine weise Leitung zum Vortheil des Staats benutzen. Aber wie sollte ein Volk mit einem solchen brausenden Jünglingskarakter jemahls sich selbst regieren, sein eigener Gesetzgeber und Unterthan zugleich seyn können?

Da es also nicht auf die Konstituzion, nicht auf monarchische oder populare Regierungsform, sondern auf die Beschaffenheit des Kopfes und Herzens, auf die Denkart, Gesinnungen und Sitten der Einwohner eines Staats ankommt, wenn häusliche Glückseligkeit in den einzelnen Familien, und wahrer dauerhafter Wohlstand im Ganzen, wovon jene die Elemente sind, auch nur als möglich sollen gedacht werden können: so lassen Sie

---

43) Er nimmt wie Wachs des Bösen Eindruck an,
Weist guten Rath und Warnung trotzig ab,
Denkt immer an das nützlichste zuletzt,
Verstreut sein Geld wie Sand, ist stolz und rasch
In seinen Leidenschaften, aber läſst,
Was er mit Hitze kaum geliebt, gleich schnell
Für etwas neues, das ihn anlockt, fahren.
Horaz, Epistel an die Pisonen.

uns doch endlich einmahl aufhören, dem, was man die Konstituzion eines Staats nennt, eine so groſse Wichtigkeit beyzulegen, und, je nachdem die Französischen Volksredner, denen man seit einigen Jahren so gefällig zuhört, uns die Köpfe mehr oder weniger erhitzt haben, so viel Dinge zu sagen und zu schreiben, die — wofern sie nicht bloſs in den Wind hinein gesprochen seyn sollen — kaum eine andere Tendenz haben können, als unsere guten Deutschen mit ihrer gegenwärtigen Verfassung unzufrieden zu machen, und die eitle Hoffnung in ihnen zu erwecken, daſs sie unter einer andern glücklicher seyn würden.

Man kann es nicht oft genug wiederhohlen, oder vielmehr, es ist eine Wahrheit, die man so lange predigen und den Menschen auf alle nur ersinnliche Weise anschaulich zu machen und einzuprägen suchen muſs, bis sie endlich Wirkung thut: „Die Menschen können nur dadurch glücklicher werden, wenn sie vernünftiger und moralischer werden.“ Mit dieser Bedingung werden sie sich unter jeder Staatsverfassung und Regierungsform, die nicht ganz so barbarisch als die Japanische ist, besser befinden, als ohne sie unter der vollkommensten, die irgend ein Plato oder Aristoteles auszudenken vermöchte. Und, was das Wichtigste ist, diese Bedingung der Glückseligkeit ist in unserer Macht; da hingegen der Erfolg einer gewaltsamen Revoluzion nicht in unsrer Macht steht, wie gut und rein auch Anfangs die Absichten derjenigen gewesen seyn möchten, die sich durch die schwärmerische Hoffnung der herrlichen Folgen einer neuen Ordnung der Dinge zum Umsturz der alten verleiten lieſsen.

Ich sagte oben, „eine alte Konstituzion sey eben darum, weil sie alt ist, desto besser,“ — als eine neue nehmlich, die auf den Trümmern der alten errichtet würde; und indem ich es hinschrieb, fühlte ich, daſs Sie über eine so paradoxe Behauptung stutzen würden. — Sie trauen mir hoffentlich zu, daſs ich weder diesen Satz, noch den allgemeinern, worauf er sich gründet, ohne alle Einschränkung und genauere Bestimmung angenommen wissen wolle: dafür aber wird Ihnen auch, was daran wahr ist, und in wie fern es wahr ist, bey näherer Erwägung leicht in die Augen fallen.

Überhaupt, denke ich, würde eine politische Verfassung nie alt geworden seyn, würde es gar nicht haben werden können, wenn sie dem Temperament und Karakter, der Lage und den Umständen des Volkes, bey welchem sie alt wurde, nicht besonders und mehr als irgend eine andere angemessen gewesen wäre. Und dann ist es eine durch die ganze Geschichte der Menschheit bestätigte Erfahrungswahrheit, daſs die Menschen sich, so wie nach und nach an jedes Klima und an jede Art sich zu nähren und zu kleiden, eben so auch an jede Art von bürgerlicher Verfassung und Regierungsform gewöhnen, in jeder bald das, was sie Vortheilhaftes für sie hat, zu benutzen wissen, das Nachtheilige hingegen, und sowohl die von ihr unzertrennlichen als die aus zufälligen Miſsbräuchen entspringenden Übel durch die Gewohnheit erträglich, ja zum Theil ganz unmerklich finden.

„Desto schlimmer! — höre ich Sie mit Unwillen ausrufen. Eben dieſs ist das stärkste, was gegen die Verfassungen, denen Sie, wie es scheint, das Wort reden wollen, gesagt werden kann."

Nicht so voreilig, lieber Freund! Ihre Einwendung könnte mich nur dann treffen, wenn ich aus den beiden so eben angeführten Erfahrungssätzen die Folge ziehen wollte, „daſs die Gebrechen und Miſsbräuche einer Staatsverfassung, die schon lange gedauert hat, und eben deſswegen mancher Ausbesserung benöthigt seyn muſs, eben so heilig seyn müſsten, als die Grundgesetze dieser Verfassung selbst." Natürlicher Weise werde ich mich einer so widersinnigen Behauptung nie schuldig machen: sie folgt aber auch keineswegs aus den Sätzen, worauf ich meine Meinung, daſs eine alte Konstituzion (nicht zu vergessen, unter der beygefügten ausdrücklichen Bedingung) besser als eine neue sey, gegründet habe. Unläugbar war jede alte Verfassung ursprünglich der Lage des Volkes, das sich ihr unterwarf, angemessen; und je mehr sie dieſs war, desto leichter gewöhnte sich das Volk an sie. Beides giebt überwiegende Gründe gegen jeden Versuch, sie gewaltsamer Weise mit einer neuen zu vertauschen, als welche nicht nur alle, die mit der alten zufrieden waren, gegen sich haben, sondern auch dem Karakter, den Sitten, der Vorstellungsart, und einer Menge zur andern Natur gewordenen Gewohnheiten des Volkes überhaupt um so weniger angemessen seyn wird, je weiter sie sich von der alten entfernt.

Aber, giebt es denn keine andern Mittel und Wege, den Mängeln, Gebrechen und Miſsbräuchen einer alten Verfassung abzuhelfen, als einen gewaltsamen Umsturz? — Allerdings ist es Natur der Sache, daſs auch die beste Konstituzion, deren ein Volk unter gegebenen Umständen fähig war, mit der Länge der Zeit und unter veränderten Umständen der Ausbesserung benöthigt seyn muſs. Aber eine Verfassung müſste auch gar nichts taugen, wenn sie nicht schon in sich selbst Kräfte und Mittel hätte, ihrer Verderbniſs zu widerstehen und sich selbst auszubessern: und ein Volk, unter welchem nicht so viel Vernunft und Rechtschaffenheit ist, als dazu gehört, den Gebrechen der Staatsverwaltung oder der Verfassung selbst, durch gelindere und zweckmäſsigere Mittel als Aufstand, Empörung und Umsturz der gegenwärtigen Ordnung, zu Hülfe zu kommen, ein solches Volk ist noch gar nicht fähig sich eine bessere Verfassung zu geben. Denn eben dadurch, daſs es durch fysische Gewalt erzwingen will, was die Vernunft allein durch die sanfte, langsam wirkende, aber endlich unwiderstehliche Macht der Überzeugung zu Stande bringen kann und wird, beweist es, wie tief es noch unter derjenigen Stufe von Aufklärung und Humanisierung stehe, auf welcher ein Volk stehen muſs, um über sein wahres Interesse richtig zu urtheilen, und sich selbst gründlich helfen zu können.

Sie sehen, lieber * * *, wohin ich ziele. Es ist der ewige *Refrein* aller meiner politischen Träume, und das Resultat alles dessen, was mich die groſse Regenten- und Völkerschule, die Französische Staatszerrüttung, seit fünf Jahren gelehrt hat. Kurz, wir befinden uns wieder auf dem nehmlichen Punkte, von dem ich ausging. Soll es jemahls besser um die Menschheit stehen, so muſs die Reform nicht bey Regierungsformen und Konstituzionen, sondern bey den einzelnen Menschen anfangen. So wie diese in allen

Ständen und Klassen vernünftig genug seyn werden ihr wahres Interesse zu kennen, so werden sie auch besser, und so wie sie besser sind, werden sie auch glücklicher seyn. Denn die reichste Quelle alles menschlichen Elends ist nicht auſser uns, sondern liegt in dem Mangel eines richtigen Begriffs von unsrer Natur und Bestimmung, in der falschen Schätzung des Werths der äuſsern Dinge, in dem Übergewichte des thierischen Theils über den vernünftigen, in der Verdorbenheit der Sitten, in der täglich zunehmenden Weichlichkeit, Trägheit, Üppigkeit, Abstumpfung des moralischen Gefühls, und in der Egoisterey, die sich von den höhern Klassen immer mehr und mehr auf die niedrigern ergieſsen. Wer kein tiefes Gefühl von seinen Pflichten hat, kann keinen richtigen Begriff von seinen Rechten haben. Wer fähig ist zu thun was die Würde der menschlichen Natur schändet, der ist auch fähig zu leiden was kein Mensch leiden soll, und verdient es zu leiden. Denn der Sklave seiner eigenen Leidenschaften hat keinen gegründeten Anspruch an eine Freyheit zu machen, die er nur zu seinem eigenen und anderer Menschen Verderben anwenden würde.

Ist alles dieſs unläugbar, so freuen Sie Sich mit mir, mein Freund, daſs die unnachläſslichen Bedingungen der besondern und

Wie oft wird mit dem Versehn der übereilten
Natur,
Mit einem Zufall, dem Biſs von einem kalkut-
tischen Hahne, 5)
Der Weisheit Ehre gemacht? wie oft uns Kar-
rikatur
Für Schönheit angerühmt? — bis uns die
Luciane
Den Dunst von den Augen blasen, und der
entlarvte Sofist
Ein Theriaksmann, der Halbgott — ein armer
Sünder ist.

22.

Beklagt indessen mit mir, ihr, die ihr Freunde
seyd
Von unsrer Natur, das Loos der Sterblichkeit!
Den Ruhm zu verdunkeln von tausend schönen
Thaten,
Darf, leider! uns nur die tausend und erste
miſsrathen.
Den Mann, der in unserm Wahn den Göttern
ähnlich ist,
Dem in die Augen zu sehn wir uns kaum wür-
dig schätzen,
So tief, als hoch er stand, zu uns herab zu
setzen,
Bedarf's nur einen Moment worin er sich
vergiſst.

allgemeinen Glückseligkeit so ganz in unsrer Gewalt sind. Denn moralisch gut zu seyn, hängt lediglich davon ab, daſs man es ernstlich seyn wolle; und was erfordert wird, um sich von den schädlichsten Irrthümern zu befreyen und zur Erkenntniſs der nöthigsten und heilsamsten Wahrheiten zu gelangen, ist in unsern Tagen immer leichter zu erhalten, da die Mittel dazu immer allgemeiner verbreitet werden. Wie langsam auch vermittelst dieser Fortschritte der Vernunft die Verbesserung und Veredlung der Menschen zu Stande kommen mag, genug, sie ist im Werke, und nur ein erklärter Feind alles Guten, oder ein Thor der nicht weiſs was er thut, kann sich ihrem unaufhaltbaren Gange absichtlich in den Weg stellen wollen.

Ich kenne, wenn die Rede von der ungeheuren Menge von Übeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, und in welcher ein Anhänger der Epikurischen und Diderotischen Filosofie ein unauflösliches Argument gegen das Daseyn Gottes zu finden glaubt, keine bessere Antwort als diese: *Il y a des maux horribles, mes amis; eh bien, n'en augmentons pas le nombre!* 44) Lassen

---

44) Worte des ehrwürdigen Freind in *Voltaires Histoire de Jenni. Oeuvres compl. Vol. XLV.* p. 319.

Sie uns dieſen Zuruf auch auf die Übel anwenden, die den politiſchen Schwärmern unſrer Zeit zum Vorwand eines Antimonarchismus dienen, der (wie wir ſehen) binnen vier Jahren gröſseres Elend auf Frankreich zuſammen gehäuft hat, als alle ſeine Könige von Klovis bis auf Ludwig den Sechzehnten binnen dreyzehn Jahrhunderten. Der Ungerechtigkeiten, der Thorheiten, der Miſsbräuche aller Art ſind nur allzu viele unter der Sonne; nun denn, mein Freund, ſo wollen wir wenigſtens uns hüten ihre Anzahl zu vermehren!

VIII.

ÜBER DEUTSCHEN PATRIOTISMUS.

Betrachtungen, Fragen und Zweifel.

Geschrieben im May 1795.

Man kann über eine Sache nur in so weit denken, als man deutliche Begriffe von ihr hat; wo diese aufhören, fängt die Unwissenheit an; die Tugend des Unwissenden aber ist fragen und Bescheid annehmen. Nun gebricht es zwar einem Frager selten an einem fertigen Antworter: allein dafür geschieht es auch öfters, daſs die erhaltene Antwort den Fragenden nicht befriedigt; es sey nun, daſs der Fehler an ihm oder an dem Antworter oder an der Natur und Schwierigkeit der Sache liege. In diesem Fall entstehen in dem Verstande des Unwissenden

Zweifel, welche zu neuen Fragen Anlaſs geben, und dem, der das Amt zu antworten über sich genommen hat, zuweilen sehr beschwerlich fallen. Indessen, da diese Zweifel nicht nothwendig einen bösen Willen zur Quelle haben, sondern gar wohl bloſse Äuſserungen des natürlichen Bedürfnisses eines noch unbefriedigten Verstandes seyn können, und da kein Naturgesetz vorhanden ist, kraft dessen alle Vorstellungen oder Gründe, welche einen Menschen zu überzeugen hinlänglich sind, auch einen andern überzeugen müssen; so scheinen die Antworter nicht immer untadelig zu seyn, wenn sie über die Zweifel der Frager ungehalten werden: und, wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs es für jene bequemer wäre, wenn der Verstand der letztern sich auf die erste beste Antwort gleich zum Ziel legte, und es daher auch ganz natürlich ist, daſs sie es lieber mit Leuten, die ihnen auf ihr Wort und ehrliches Gesicht glauben, als mit solchen, deren Zweifel nur der Überzeugung weichen, zu thun haben; so scheint dieſs dennoch keine hinlängliche Ursache zu seyn, das Zweifeln überhaupt unter die Sünden zu stellen, welche man dem lieben Gott in der öffentlichen Beichte zu bekennen und abzubitten pflegt, und es dadurch zu einer verhaſsten, das Gewissen beunruhigenden, ja wohl gar ärgerlichen und der Ketzerey nahe kommenden Sache zu machen.

Was mich auf diese Betrachtung gebracht hat, will ich ohne längere Umschweife aufrichtig bekennen. Ich habe seit einigen Jahren so viel schönes von Deutschem Patriotismus und Deutschen Patrioten rühmen gehört, und die Anzahl der wackern Leute, die sich für diese Modetugend erklären und nützlichen Gebrauch von ihr machen, nimmt von Tag zu Tage so sehr überhand, daſs ich — wäre es auch nur um nicht zuletzt allein zu bleiben — wohl wünschen möchte, auch ein Deutscher Patriot zu werden. An gutem Willen mangelt es mir ganz und gar nicht: nur habe ich es bisher noch nicht so weit bringen können, mir von dem, was man einen Deutschen Patrioten nennt, und von den Pflichten desselben, und wie diese Pflichten mit einigem Erfolg in Ausübung zu bringen und mit denjenigen zu vereinigen seyn möchten, die ich (vielleicht aus einem Vorurtheil der Erziehung) auch den übrigen Völkern — schuldig zu seyn vermeine, — einen deutlichen und rechtgläubigen Begriff zu machen.

In meiner Kindheit wurde mir zwar viel von allerley Pflichten vorgesagt; aber von der Pflicht, ein Deutscher Patriot zu seyn, war damahls so wenig die Rede, daſs ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Deutsch (Deutschheit war noch ein völlig unbekanntes Wort) jemahls ehrenhalber nennen gehört zu haben.

Nun ist zwar an dem, daſs es mir bey zunehmendem Alter und Verstande an Gelegenheit nicht fehlte, das Deutsche Reich, zu welchem (wie ich endlich zu merken anfing) auch meine werthe Vaterstadt gerechnet wird, nach seiner ältesten, spätern, neuern und neuesten Verfassung, und die Deutsche Nazion, nach allem was sich zu ihrem Vortheil und Nachtheil sagen läſst, etwas näher kennen zu lernen: allein ich muſs gestehen, daſs mir alle diese Kenntnisse über das, was unter Deutschem Patriotismus eigentlich zu verstehen sey, wenig Licht gegeben haben.

Insonderheit will und kann ich nicht läugnen, daſs die Vorstellungsart, die ich über Vaterland und Vaterlandsliebe, und über den schönen Tod fürs Vaterland, oder das berühmte

Dulce et decorum est pro Patria mori!
Süſs und ruhmwerth ists sterben fürs Vaterland!

aus dem Lesen der alten Griechen und Römer unvermerkt einsog, nicht sehr geschickt war, mich auf den Gedanken zu bringen, daſs diese Altgriechischen Tugenden oder

Gefühle so leicht auf Deutschen Grund und Boden verpflanzt werden könnten, oder, falls man es ja versuchen wollte, sonderliche Früchte tragen würden.

Um mich hierüber etwas bestimmter erklären zu können, muſs ich um Erlaubniſs bitten, etwas weit ausholen zu dürfen.

Als der groſse Persische König Xerxes mit einer unzählbaren Heeresmacht in das Innere von Griechenland eindrang, bestand der vornehmste Theil desselben aus einer Menge freyer Städte, die an Gröſse und Macht (alles Moralische abgerechnet) wenig mehr waren, als was unsere Deutschen Reichsstädte in ihrer glücklichsten Epoke (wo patriotischer Geist auch in ihnen athmete, und Verfassung sowohl als Zeitumstände sie noch vor drückenden Nachbarn schützten) gewesen sind; die aber freylich, theils durch ihre innere Einrichtung, vornehmlich aber durch den Geist und die Naturgaben ihrer Einwohner, Vorzüge hatten, welche einen beträchtlichen Unterschied machten.

Diese kleinen Freystaaten befanden sich mächtig wohl bey ihrer Unabhängigkeit; und der Gedanke, sich dem Könige von Persien zum Eigenthum, oder, was damahls für einerley galt, zu Sklaven zu ergeben, war etwas, das ihnen eben so wenig einfallen konnte, als sich zum

Spaſs die Nasen abzuschneiden. Da war also nichts andres zu thun, als für ihre Freyheit und für ihr Eigenthum, für ihre angeerbten Tempel und Hausgötter, für ihren Hof und Herd, ihre Weiber, Kinder und grauen Ältern, kurz, für alles, was einem edeln, freyen, im Genusse seiner angebornen Rechte, seines väterlichen Erbgutes und seiner häuslichen Freuden glücklichen Manne das Liebste ist, sich bis auf den letzten Tropfen Bluts zu wehren. Und diese Entschlieſsung der Griechen — eine sehr simple Wirkung einer sehr begreiflichen Vaterlandsliebe — war an ihnen um so natürlicher, weil sie gröſsten Theils von Geburt, Stand und Erziehung Athleten und Kriegsmänner waren, die von Kindesbeinen an keine andre Arbeit, ja selbst keine andere Spiele als kriegerische, gekannt hatten, und weil überdieſs in der damahligen Welt noch eine Art sich zu bewaffnen und Krieg zu führen üblich war, wo persönlicher Muth, Tapferkeit, Behendigkeit und Geschicklichkeit ihrem Besitzer noch eine Art von Gewähr für sein Leben leisteten.

Indessen muſste doch jede Griechische Stadt oder Völkerschaft beym ersten Anblick einsehen, daſs sie für sich allein, gegen einen Feind, der durch seine ungeheure Menge fürchterlich war, nichts vermögen würde.

Nur vereiniget konnten eben diese Griechen, welche Xerxes einzeln vernichtet hätte, vernünftiger Weise hoffen, ihm einen siegreichen Widerstand zu thun.

Sie vereinigten sich also; und in diesem Augenblicke schwieg jede Privatleidenschaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder frischer Beschwerden, alle Eifersucht, alles Miſstrauen, vor dem Gefühl der gemeinen Noth: Eine Seele flammte auf einmahl in der ganzen Hellas auf. Athener und Spartaner, Euböer und Korinther, Thebaner und Plateer, fühlten jetzt bloſs daſs sie Hellenen waren, und kämpften als Brüder um die Erhaltung und Freyheit des gemeinsamen Vaterlandes.

Dieſs ist, wie jedermann weiſs, Geschichte, und schien mir immer, seitdem ich das Verhältniſs zwischen Ursache und Wirkung einzusehen fähig war, sehr natürlich und begreiflich. Ähnliche Ursachen und Umstände haben zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen — wie z. B. bey den Helveziern und Batavern im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert — ähnliche Wirkungen von Patriotismus hervorgebracht.

Kaum aber war die gemeine Gefahr abgetrieben, kaum genossen die Griechen der ersten Früchte ihrer Siege: so sank jeder einzelne

Freystaat gleichsam wieder in sich selbst zurück. Der Gemeingeist, der so groſse Wunder gethan hatte, hörte auf zu wehen; die Hellenen wurden wieder Athener, Spartaner, Korinther, Euböer, Thebaner, u. s. w. Jeder dachte wieder bloſs auf sein Eigenes. Athen und Lacedämon kämpften wieder um die Ehre und die Vortheile dessen, was sie mit einem milden Worte die Hegemonie (das Direktorium) von Griechenland nannten, und was in der That nicht viel gelinder als eine drückende Oberherrschaft über die Bundsgenossen war. Die minder mächtigen Städte schlossen sich bald an diese, bald an jene an, je nachdem sie dabey am wenigsten zu verlieren oder am meisten zu gewinnen hofften. Kurz, der Privat-Patriotismus verschlang den allgemeinen eben so, wie endlich der Privat-Eigennutz auch den Privat-Patriotismus verschlang.

Bey allem dem aber erhielt sich doch unter den Griechen oder Hellenen überhaupt noch lange ein gewisser gemeiner vaterländischer Geist. Und wie hätte es anders seyn können? Ein gemeinsamer Ursprung, gemeinschaftlicher Ruhm, gemeinschaftliche Freyheit, gemeinschaftliche Götter und Feste, das Gericht der Amfiktyonen, die Tempel zu Delfi, zu Olympia, zu Eleusis, und so viele

Den schönsten, tapferſten, beſten von allen
irrenden Rittern
Sieht eine Blaffardine zu ihren Füſsen
zittern!

23.

Unseliger Moment! wie viel vermagſt du nicht!
In welcher verächtlichen Stellung, in welchem
verdunkelndem Licht,
Wie unheroiſch beſchäftigt, erſchien' er vor
unſerm Geſicht,
(Er, der noch kürzlich ſo groſs uns in die
Augen ſtrahlte)
Wenn ihn ein Hogarth uns in dieſem Augenblick
mahlte!
Doch, ob die Weisheit dir ſchon ein ſtrenges
Urtheil fällt,
So ſey dieſs, edler Ritter, dein Troſt, daſs
mancher Held
Und mancher fei'rliche Mann in langer ſpan'ſcher
Perücke,
Mit wichtigem Bauch und gravitätiſchem Blicke,
In gleicher Poſitur, wie du, ſich dargeſtellt!

24.

Wie mancher, deſsen Miene uns vierzig Jahre
belogen,
Spielt jetzt den Seneka, vielleicht den Heiligen
gar,
Der, würde gleich der Vorhang aufgezogen,

andere, die allen Griechen gleich heilig waren, die groſsen periodischen Nazionalversammlungen bey den vierjährigen feierlichen Kampfspielen, — deren vornehmster Zweck und Nutzen war, die allenthalben her versammelten Griechen ihrer gegenseitigen Anverwandtschaft zu erinnern, und Wohlwollen und gutes Vernehmen sowohl unter den einzelnen Bürgern als unter den Städten und Gemeinheiten selbst zu unterhalten, — und vornehmlich die groſse und schöne Stadt Athen, die durch ihr hohes Alterthum, durch die geselligen und menschenfreundlichen Sitten ihrer Bürger, durch die Verdienste, die sie sich von jeher um die übrigen Griechen erworben, durch die Hochachtung und Belohnungen, die sie allen Künsten und Talenten, die Freystatt, die sie den Unglücklichen, und die Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens, die sie den Glücklichen anbot, das Herz, der Mittelpunkt, und (nach dem Ausdrucke des Isokrates) der gemeinsame immer währende Versammlungsort aller Griechen war — alles dieſs muſste nothwendig seine Wirkung thun; und es wäre, ungeachtet ihrer Spaltung in so viele gröſsere und kleinere Staaten, und wiewohl das Privatinteresse unaufhörlich an dem gemeinschaftlichen Bande nagte, eben so unbegreiflich, wie dieses aus so vielen und starken Fäden gewebte Band weniger ausgehalten hätte, als es unbegreiflich und ein wahres moralisches und politisches Wunder wäre, wenn ein sehr groſser, aber aus äuſserst ungleichartigen und schwach zusammen hangenden Theilen bestehender Staatskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindenden Ursachen, von Einem vaterländischen Gemeingeiste beseelt, zusammen gehalten und geleitet werden sollte.

Ob nun dieser letztere Fall nicht gerade der unsrige sey? ist die erste Frage, die ich allen ehrlichen Deutschen, die sich selbst nicht mit leeren Worten täuschen wollen, sondern denen es um Wahrheit zu thun ist, ans Herz legen möchte.

Ich meines Orts gestehe, daſs sich mir starke Zweifel entgegen stellen, wenn ich diese Frage mit Nein beantworten will. Nicht nur mangelt es uns, däucht mich, beynahe an allem, was die Nazion mit einem solchen patriotischen Gemeingeist beseelen könnte: sondern es finden sich auch in unsrer Verfassung und Lage stark entgegen wirkende Ursachen, welche das Daseyn eines solchen Geistes beynahe unmöglich zu machen, oder, falls er auch verborgener und unbegreiflicher Weise in unserm Mittel vorhanden wäre, wenigstens seiner Einwirkung zu widerstehen, und seinen Einfluſs auf etwas unendlich kleines herab zu setzen scheinen.

Wenn es bey Betrachtung einer so ernsthaften Sache erlaubt seyn muſs, die reine Wahrheit frey heraus zu sagen; wenn es sogar Pflicht ist, einer Nazion nicht mit Tugenden zu schmeicheln, die sie weder besitzt noch besitzen kann: was sollte uns hindern, frey zu gestehen, daſs, wofern sich ja noch hier und da etwas der Altgriechischen Vaterlandsliebe ähnliches in den einzelnen Staaten, woraus der groſse Germanische Körper besteht, regen sollte, nicht nur die Wirkung dieser lebendigen Kraft sehr gering, sondern auch bloſs auf den besondern gröſsern oder kleinern Staat, als dessen unmittelbares Mitglied der angebliche Patriot sich betrachtet, eingeschränkt ist. Es giebt vielleicht — oder vielmehr, es giebt ohne Zweifel, Märkische, Sächsische, Baierische, Würtembergische, Hamburgische, Nürnbergische, Frankfurtische Patrioten, u. s. w. Aber Deutsche Patrioten, die das ganze Deutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit sind, nicht etwa bloſs seiner Erhaltung und Beschützung gegen einen gemeinschaftlichen Feind, sondern auch, wenn die Gefahr vorüber ist, seinem Wohlstand, der Heilung seiner Gebrechen, der Beförderung seiner

Aufnahme, seines innerlichen Flors, seines äuſserlichen Ansehens, beträchtliche Opfer darzubringen: wo sind sie? Wer zeigt, wer nennt sie uns? Was haben sie bereits gewirkt? und was kann man noch von ihnen erwarten?

Ich sprach von beträchtlichen Opfern: sollte dieſs etwa zu viel verlangt seyn? O gewiſs wär' es eine lächerliche Forderung an Egoisten und Machiavellisten, an kleine, eigennützige und gemeine Menschen! Aber hier ist ja die Rede von Patrioten.

Man pflegt wohl zu sagen: Worte gelten wie Geld; — und es schwimmt freylich unter der Garantie des öffentlichen Zutrauens manches unechte Stück im Strom des allgemeinen Umlaufs mit fort. Aber so angelegen es der politischen Gesellschaft ist zuverlässige Münze zu haben: so angelegen, und wahrlich ungleich angelegener, ist es den Menschen, als vernünftigen Wesen, (deren Wohl oder Weh von ihrer Denkart und Handlungsweise abhängt) weder falsche noch blindlings nachgesprochene, noch hin und her schwankende Begriffe von ihren wichtigsten Angelegenheiten zu haben, sondern mit den Worten, womit sie diese Begriffe bezeichnen, einen festen, zuverlässigen und richtig gefaſsten Sinn zu verbinden.

Wir wollen uns also mit unserm vermeintlichen Patriotismus nicht zu viel schmeicheln. Vielleicht ist er bey den meisten, die eine gewisse Erziehung genossen haben, nur das Aggregat aller der Eindrücke, welche die Maximen und Beyspiele von Vaterlandsliebe, die sie in ihrer Jugend in den alten Schriftstellern lasen, auf ihre damahls noch weichen und unbefangenen Gemüther machten. Vielleicht ist es mit dieser Tugend, wie mit der unbegrenzten Wohlthätigkeit und Groſsmuth, von welcher gewöhnlich niemand mit gröſsrer Wärme spricht, als Leute, die keinen Häller in der Tasche haben.

Wie an allen alten Weidsprüchen, so ist auch an diesem, „jeder Ort, wo uns wohl ist, ist unser Vaterland," (*patria est ubi bene est*) viel wahres: und es begreift sich daraus, warum wirklich noch in einzelnen Deutschen Staaten so etwas, das man, wo nicht Liebe zum Vaterlande, doch wenigstens Anhänglichkeit an dasselbe nennen kann, unter gewissen Umständen und für den Augenblick auch ungefähr etwas jener schönen Leidenschaft ähnliches zu wirken vermögend ist.

Ich erkläre mir zum Beyspiel hieraus (wiewohl hieraus nicht allein) die patriotischen Regungen, welche sich, mehr oder weniger, bey einigen Völkerschaften Germaniens gegen die Französischen Horden, die den schönsten Theil unsrer Rheingegenden überschwemmt hatten, von dem Augenblick an zu äuſsern anfingen, da unser Volk durch die Dekrete der dermahligen Nazionalversammlung vom 15ten und 21sten December vorigen Jahres, und durch die auf selbige gegründeten Handlungen der Französischen Heer- und Hordenführer, augenscheinlich überzeugt zu werden anfing, daſs es diesen Desorganisierern aller bürgerlichen Ordnung wahrlich nicht um Verbesserung unsers Zustandes, sondern bloſs darum zu thun sey, das Feuer des Aufruhrs und der Zwietracht, das schon vier Jahre in ihren eigenen Eingeweiden gewüthet, mit ihren allem Menschenverstande Hohn sprechenden sankülottischen Maximen auch unter uns zu verbreiten, und, indem sie auch unserm Volke die Köpfe verrückten, es zu Meinungen und Handlungen zu verführen, deren natürlichste Folgen allgemeines grenzenloses Elend und Verderben seyn würde.

Aber selbst hier wollen wir uns nicht täuschen. Weit weniger unserm Patriotismus, als dem unbegreiflichen Unsinne der Gallischen Schwärmer und Fakzionsmänner; weniger der Anhänglichkeit unsers Volks an das allgemeine Vaterland, als dem innigen

Abscheu, den die schändliche Ermordung König Ludwigs des Sechzehnten, und die gewaltsam versuchte Einführung ihrer wahnsinnigen, den Nahmen der Demokratie beschimpfenden Sankülotterie in Brabant und einigen Theilen von Deutschland, in den Gemüthern des Deutschen Volks erregte; weniger einer bey den meisten nicht möglichen Überzeugung von der Vortrefflichkeit unserer allgemeinen Verfassung, als einer vielleicht unnöthigen Furcht, auch das Gute, dessen Genuſs sie uns bisher gewährt hat, zu verlieren, und die Fackel der Zerstörung von jenen Wüthenden auch in unserm besondern Vaterlande schwingen zu sehen, ist es vielleicht zuzuschreiben, daſs sich seit dem Ende des vorigen Jahres, und besonders seit dem 21sten Januar des laufenden, eine so allgemein spürbare Äuſserung einer veränderten Vorstellungsart über die Französische Revoluzionssache gezeigt, und die zweydeutige Gleichgültigkeit oder die schwankende Gesinnung eines nicht unbeträchtlichen Theils unsrer Deutschen verdrängt hat. Auch ist schwerlich zu läugnen, daſs die Theilnahme an dem Unternehmen der groſsen Fürsten, welche den feindlich überfallnen Reichsständen zu Hülfe gezogen sind, sich dem reiſsenden Fortschritte der Desorganisierer entgegen gestellt haben, und im Begriff sind das Deutsche

Vaterland von dieser Pest gänzlich zu befreyen, noch lange nicht so lebhaft, der Eifer für die gemeine Sache noch lange nicht so wirksam und thätig ist, als er seyn müſste, wenn die Meinung derjenigen, die an dem Daseyn eines auf Nazionalgeist gegründeten Deutschen Patriotismus zweifeln, durch das, was jetzt unter unsern Augen vorgeht, sollte entkräftet werden können. Weder die Wirkungen noch die wahrscheinlichen Quellen dieser Theilnahme, dieses Eifers, sind so beschaffen, daſs wir Ursache hätten uns viel darauf zu gute zu thun.

Sollte ich etwa durch diese Behauptung den fanatischen Freyheits - und Gleichheitsschwärmern in Paris, welche die Existenz des Nazional - Patriotismus auſser ihrer im Fieber geträumten Demokratie für etwas unmögliches erklären, gewonnene Sache geben? — O gewiſs nicht! Niemand kann stärker als ich überzeugt seyn, daſs das, was den Patriotismus hervorbringt oder ausschlieſst, nicht das ist, was man die Form der Regierung nennt, in so fern sie monarchisch oder republikanisch, aristokratisch oder demokratisch, gemischt oder einfach ist. Niemand kann überzeugter seyn, daſs Patriotismus die natürliche Frucht einer auf die Gerechtigkeit der Gesetze und die Zuverlässigkeit ihrer Vollziehung gegründeten Zufriedenheit des Volks mit seinem Zustande ist, unter welcher Regierungsform es auch sey. Nicht eine schimärische, nur unter Wilden, ja unter diesen kaum mögliche Gleichheit, welche allen Unterschied der Stände oder alle Vorzüge eines Standes vor dem andern aufhebt, sondern die Gleichheit aller Glieder des Staats vor dem Gesetz; nicht die Gröſse, sondern die Sicherheit des Eigenthums; nicht das einem jeden Bürger durch eine demokratische Konstituzion zugetheilte Recht unmittelbar an der höchsten Gewalt im Staate Antheil zu haben, sondern die Gewiſsheit eines jeden Bürgers, daſs er von der höchsten Gewalt kein Unrecht zu erleiden hat; nicht das, was die schwindligen Franzosen politische Freyheit nennen, sondern die Freyheit von Unterdrückung, von ungerechter Einschränkung des Gebrauchs seiner Kräfte und Talente, die Befreyung von allen unklugen, auf den gegenwärtigen Zustand nicht mehr passenden, und eben darum ungerechten Gesetzen, Gebräuchen und alten Einrichtungen, — sind die ersten und nothwendigsten Bedingungen, unter welchen es möglich ist, daſs ein Volk sich glücklich genug fühle, um das Land, in welchem, und die Regierung, unter welcher es diese Vortheile genieſst, mit Anhänglichkeit zu lieben, und, wenn es die Noth erfordert, alles für ein solches Vaterland zu thun, zu leiden, und aufzuopfern.

Unläugbar befinden sich viele Städte und Länder im Deutschen Reiche, mehr oder weniger, in wirklichem Genusse einiger der vorbesagten Vortheile. Gesetzt aber, (was ich weder läugnen noch behaupten kann, aber gern glaube und herzlich wünsche) gesetzt, alle einzelnen Reichsländer, welche zusammen den groſsen Germanischen Nazionalkörper ausmachen, befänden sich in einem so erwünschten Zustande, und man könnte also ihren Bewohnern mit genugsamem Grunde einen wahren lebendigen und thätigen Patriotismus für das Land worin sie wohnen, und für die Regierung unter welcher sie unmittelbar stehen, zutrauen: wäre man denn wohl deſswegen auch begründet, anzunehmen, daſs sie alle, oder daſs auch nur der gröſste Theil von ihnen den Zusammenhang des Wohlstandes ihres besondern Vaterlandes mit der Erhaltung der allgemeinen Verfassung Germaniens, oder mit der Erhaltung irgend eines von ihnen weit entfernten und in keinen besondern Beziehungen mit ihnen stehenden Theils des Deutschen Reichs, so deutlich einsehen und so lebendig fühlen werde, um wirklich von einem eben so lebhaften Patriotismus für das Ganze beseelt zu seyn?

Beschämter stände, als unser Ritter war,
Da ihn der lauernde Mohr auf einmahl überraschte.
Indessen hätte gewiſs der groſse Demosthen
In diesem Falle so gut dem Knaben ähnlich gesehn,
Der Blumen brach und eine Natter haschte,
Als Amadis. Ich zweifle, daſs ein Mann
In einem solchen Moment sich selber gut seyn kann.

25.

Es war sein Glück, daſs in der ersten Hitze
Der eifersüchtige Neger des magischen Stabes Spitze,
Noch eh' er sich selbst der ersten Bestürzung entwand,
Ihm vor die Nase hielt. „Steh!“ rief er, — und Amadis stand,
Stand in der nehmlichen Stellung, worin ihn Tulpan fand,
Wie eine Statue da — „und bleib' in diesem Stand,
Bis dich die Kaiserin von allen Preziösen
Entzaubern wird!“ — So ist die Dame mir bekannt,
Rief Blaffardine mit Lachen, der unter allen Wesen
Die Ehre gebührt, die Bezaubrung des Prinzen aufzulösen!

Ich zweifle sehr, daſs jemand dieſs von den mittelbaren Bürgern oder Unterthanen des Deutschen Reichs werde behaupten wollen, oder daſs man es mit Billigkeit von ihnen erwarten könnte.

Aber sollte man es nicht desto gewisser und mit dem gröſsten Rechte von allen denen erwarten, welchen als unmittelbaren Ständen des Deutschen Reichs an der Erhaltung seiner Grundverfassung alles gelegen seyn muſs, da sie derselben ihre wichtigsten Vorzüge und Vortheile, da sie ihr alle ihre Besitzungen und Rechte zu danken haben?

Der stärkste Antrieb zum wärmsten und thätigsten Patriotismus ist unstreitig dieser, wenn wir uns in einer solchen Lage befinden, daſs wir nur *salva re publica salvi* seyn können. Dieſs war der Fall der Griechen, als sie von Darius und Xerxes angegriſſen wurden: dieſs ist der Fall, worin sich gegenwärtig wo nicht alle, doch unstreitig $\frac{99}{100}$ der Deutschen Reichsstände befinden. Beider Lage ist in dieser Rücksicht gleich: sollte man sich nicht billig wundern, wenn gleiche Ursachen nicht auch hier gleiche Wirkungen hervorbringen sollten?

Wer indessen die Dumpfheit und Befangenheit kennt, womit die Menschen gewöhnlich in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu

Werke gehen, der wird sich gleichwohl (zumahl wenn er einen Blick auf das, was in ähnlichen Fällen ehemahls geschehen ist, wirft) nicht wundern lassen, wenn die einseitige und kurzsichtige Sofisterey des Privateigennutzes auch dieſsmahl eben denselben verderblichen Einfluſs auf die Maſsregeln und Handlungen der mächtigern Glieder unsers groſsen Völkervereins haben sollte, der im sechzehnten Jahrhundert den Schmalkaldischen Bund zerstörte, und im siebzehnten nach einem langwierigen verwüstenden Kriege, dessen Narben uns nie verwachsen werden, eine Umgestaltung unsrer alten Verfassung zuwege brachte, von deren schädlichen Folgen das langsame Ersterben jenes echten Patriotismus, der uns allein retten könnte, unstreitig die schädlichste ist. Wie viel Gutes man dem gemeinsamen Vaterlande in seiner gegenwärtigen gefährlichen Lage zu versprechen habe, wird man sich schwerlich verbergen können, wenn man bedenkt, wie wenig auf der einen Seite den Mächtigen an der Erhaltung der Schwächern gelegen ist, und wie abschreckend und entnervend auf der andern Seite für die Schwächern der Gedanke ist, daſs, so wie die Sachen stehen, die äuſserste Anstrengung ihrer Kräfte wahrscheinlich dem Ganzen wenig helfen, sie selbst aber unfehlbar zu Grunde richten würde. Möge der Erfolg diese untröstlichen Ahnungen beschämen, und irgend eine zu unserm Besten thätige Macht zur Stärkung unsers Glaubens uns zu einem Beyspiele machen, daſs in den menschlichen Angelegenheiten der unwahrscheinlichste Ausgang zuweilen gerade derjenige ist, den das Schicksal herbey führt, um die selbstsüchtigen Plane der Sterblichen zu vereiteln, und uns zu lehren, daſs die Guten und die Bösen, die Klugen und die Unklugen, die Gewaltigen und die Schwachen, mit allem ihrem Dichten und Streben am Ende doch nur blinde Werkzeuge sind, die den unaufhaltbaren groſsen Zweck einer höhern Weisheit auch wider ihren Willen befördern müssen!

IX.

ÜBER KRIEG UND FRIEDEN

Geschrieben im Brachmonat 1794.

Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse.

Wie getheilt auch in diesem kritischen Zeitpunkte, worin alles eine groſse Katastrofe des bisherigen Zustandes von Europa zu beschleunigen scheint, die Meinungen über tausend mehr oder minder wichtige Fragen seyn mögen, welche das allgemeine Interesse zu Aufgaben für alle nachdenke Menschen macht: so sieht und hört man doch allenthalben die groſse Mehrheit der verständigsten, erfahrensten und unbefangensten Personen aller Stände und Klassen, so bald unter vier Augen von den gegenwärtigen Zeitläuften gesprochen wird, in diesem Einen Punkte zusammen treffen und wie aus Einem Munde gestehen: „daſs sie nicht begreifen, wann das Ende und welches der Erfolg des allgemein verabscheuten Krieges seyn könne, der seit mehr als zwey Jahren die mächtigsten Europäischen Nazionen ergriffen hat, und, wie man mit Grunde besorgen muſs, (falls nicht eine höhere Macht einen baldigen, jetzt noch unerrathbaren Ausgang herbey führt) das ganze Europa in einen allgemeinen Brand setzen wird.“ Ich an meinem Theil gestehe, daſs ich überzeugt bin, der Delfische Dämon selbst, wenn sein Tempel noch stände und sein Orakel noch befragt würde, wüſste den Fragenden keine klügere Antwort zu geben, als jene zweydeutige, die er dem Könige Pyrrhus ertheilt haben soll, da dieser den Ausgang seines berühmten Feldzuges gegen die Römer von ihm erforschen wollte, und die ich zum Motto des gegenwärtigen Aufsatzes gemacht habe.

Nie ist ein Krieg an sich selbst abscheulicher und in seinen Folgen schrecklicher gewesen; nie hat ein Krieg ein allgemeineres Interesse gehabt; nie ist ein Krieg so sehr Sache eines jeden, so sehr allgemeine Sache der Menschheit gewesen, als der gegenwärtige. Hierin stimmen beide Hauptparteyen überein. Jede glaubt, oder giebt vor zu glauben, und sucht die Zweifelnden zu überreden, daſs sie für die Sache der Menschheit fechte; daſs das Heil der Welt, die Rettung der Völker aus einem über ihren Häuptern hangenden unabsehbaren Elend, ihr letzter Zweck sey, und die Frucht ihres Triumfes seyn werde. Jede scheint daher entschlossen, zu siegen oder zu sterben, die Oberhand zu erhalten oder zu Grunde zu gehen. Jede verabscheut den Krieg, so bald sie den ungeheuern Schaden, den sie durch ihn erleidet, überrechnet, und sich innerlich genöthigt fühlt, einen widrigen Ausgang als eine wenigstens nicht schlechterdings unmögliche Sache zu betrachten; und keine will doch etwas vom Frieden hören, weil sie glaubt, daſs er nur unter Bedingungen zu erhalten sey, welche sie noch mehr verabscheut, und vor deren Folgen sie sich ärger fürchtet als vor dem unglücklichsten Ausgange des Krieges. Dieser ist wenigstens ungewiſs, und die Möglichkeit zuletzt zu siegen bleibt, so lange der Krieg dauert: aber einen Frieden, der das gewisse Verderben der einen Partey zur Folge hätte, einzugehen, wäre ein Rath, der nur von Wahnsinnigen gegeben, und nur von Wahnsinnigen befolgt werden könnte.

Wenn dieſs, wie es allerdings einem jeden Unbefangenen so scheinen muſs, wirklich die Vorstellungsart beider Hauptparteyen ist, so wäre wohl keine vergeblichere und undankbarere Bemühung, als Worte des Friedens zu Menschen zu reden, die den Krieg als die einzig mögliche Bedingung ihrer Selbsterhaltung ansehen. Aber man vergesse nicht, daſs zwey Parteyen, deren jede in der andern einen unversöhnlichen Feind, der sein Daseyn allein durch ihren Untergang verlängern kann, zu erblicken glaubt, in einer Gemüthsfassung stehen, wo die Stimme der unbefangenen Vernunft, im Tumulte der Leidenschaften und im Gedräng einer rastlosen, überspannten und von allen Seiten bestürmten Thätigkeit, nicht immer deutlich genug gehört werden kann, um von den täuschenden Eingebungen selbstsüchtiger Triebe immer unterschieden zu werden, oder wo ihr Einfluſs nicht mächtig genug ist, um dem Ungestüm jener immer aufgereitzten und täglich anwachsenden Leidenschaften die Wage zu halten.

Bey allem dem ist gleichwohl nichts leichter zu errathen, als der Bescheid, den die allgemeine Menschenvernunft den kämpfenden Parteyen ertheilen würde, wofern irgendwo ein Orakel derselben vorhanden wäre, bey welchem man sich eben so gut, wie die Völker der alten Welt bey dem Delfischen Apollo, Raths erhohlen könnte. Nur unvermeidliche Nothwendigkeit kann einen Krieg erlaubt machen, der so vielen hundert tausend

Menschen Sicherheit, Wohlstand, Habe und Gut, Leib und Leben kostet: und diese Nothwendigkeit ist nur in dem einzigen Falle denkbar, wenn ein billiger Vergleich unmöglich ist; wenn eine der streitenden Parteyen den Frieden ihrer Schätzung nach so theuer erkaufen müſste, daſs der Krieg mit allen seinen Folgen, und der Tod selbst in ihren Augen den Bedingungen vorzuziehen wäre, unter welchen ihr die andere den Frieden zugestehen wollte.

Die Sache ist von so groſser Wichtigkeit, daſs es einem jeden nicht nur erlaubt, sondern wirkliche Pflicht ist, sie von allen Seiten in Erwägung zu ziehen, um zu sehen, ob dieſs letztere denn wirklich der Fall sey, worin die beiden Parteyen sich befinden, welche dermahlen um ihre Existenz zu kämpfen vermeinen, und den Krieg deſswegen mit einer Anstrengung von Kräften und mit einer Aufopferung von Menschen, wovon die Geschichte kaum ein Beyspiel aufzuweisen hat, führen, und bis zu einem entscheidenden Siege, oder bis zu beiderseitiger gänzlicher Erschöpfung fortzusetzen entschlossen scheinen.

Unfehlbar müſste jede dieser Parteyen geneigt seyn es nicht aufs äuſserste ankommen zu lassen, wenn sich die Möglichkeit eines Friedens denken lieſse, der dem

Risiko des Äuſsersten, welches beide, oder doch unfehlbar eine derselben (und welches Orakel kann sagen welche?) bey Fortsetzung des Krieges wagt, unläugbar vorzuziehen wäre. Sollte sich eine solche Möglichkeit nicht denken lassen?

Der Krieg an sich, oder, was eben so viel ist, ein ewiger Krieg aller gegen alle, kann nie der Zweck policierter Völker seyn. Friede ist immer die letzte Absicht des Krieges, und diese Absicht darf und muſs also auch bey dem gegenwärtigen auf beiden Theilen vorausgesetzt werden.

Die Franzosen — welche hier nicht etwa aus besonderer Vorliebe oder Ehren halber, sondern bloſs als *teterrima belli causa* zuerst genannt werden — sind unstreitig von der republikanischen Fakzion (von welcher sie sich seit Abschaffung der Königswürde mit einer merkwürdigen Geduld tyrannisieren lassen) gewisser Maſsen in den Krieg betrogen worden, und sehen sich als den unschuldig leidenden Theil an, der in seinen wesentlichsten Rechten gekränkt ist, und gegen unrechtmäſsige Gewalt für seine politische Existenz, und für das, was ihm noch lieber als das Leben ist, für Nazionalehre und Unabhängigkeit, zu streiten gezwungen ist. Ich sage, sie sind gewisser Maſsen von ihren Demagogen in dieſen Krieg betrogen worden, und ich weiſs recht gut, in wie fern und in welchem Sinne dieſs Wahrheit ist. Aber laſsen wir uns weder durch unsre eigene angewohnte Vorstellungsart, noch durch die Vorspiegelungen eines solchen um und um in alte Vorurtheile eingewindelten und überdieſs noch gedungenen *Bel-esprit*, wie Peltier 46) ist, irre machen! Nennen wir immer (wenn es uns so vorkommt) die dermahlige Stimmung des gröſsten Theils des Französischen Volkes Bethörung, Wahnsinn, oder Bezauberung: nur schmeicheln wir uns nicht mit der falschen Hoffnung, daſs dieser demokratische Wahnsinn so bald und so leicht vorüber gehen werde, als uns die Peltier und ihres gleichen weiſs machen wollen. Blutige Erfahrungen sollten uns, auf Unkosten so vieler Myriaden unglücklicher Opfer der hartnäckigen Entschloſsenheit und korybantischen Wuth, womit die Franzosen für ihre eingebildete Republik fechten, endlich einmahl überzeugen, daſs Gewalt wenig oder nichts gegen diesen Fanatismus der Freyheit und Gleichheit vermag, von welchem die groſse Mehrheit des Französischen Volks nun einmahl besessen ist.

---

45) Verfaſser der *Actes des Apôtres*, der *Correspondence politique* und des *Dernier Tableau de Paris* (*à Londres et Bruxelles*, *Septembre* 1793.)

26.

„Und du, so fuhr der Neger zu Bambo's Tochter fort,
Wie soll ich dich nennen, um dir den rechten Nahmen zu geben?
Dein Schicksal hängt an einem einzigen Wort.
Entschlieſse dich auf der Stelle, für mich allein zu leben;
Wo nicht, so werde was ich in deinen Augen bin!
Kein Aber, Fräulein! Fort! hier hilft kein Widerstreben!"
Er führt sie mit diesen Worten vor einen Spiegel hin.
Entkleiden — da hilft kein Bitten, kein Trotz noch Eigensinn —
Entkleiden muſs sie sich hier, entkleiden bis auf die Seele.
„Nun, schnarcht er sie an, schau in den Spiegel und wähle!"

27.

Den Tod viel lieber als dich, ruft Blaffardine. — „Den Tod?
Nein, Fräulein, erwiedert der Mohr, indem er den Kopf ihr berühret,
Ich fühle zu sehr, wie viel die Welt dadurch verlieret.
Wie diese Runzeln bezaubern! Welch eine Feuersnoth

Diese Mehrheit noch länger läugnen zu wollen, sich von den redseligen und witzigen Worthaltern des unterdrückten und unwiederbringlich verlornen Theils der Frankogallischen Nazion bereden zu lassen, daſs nur die so genannte *Canaille*, nur der Auswurf des verworfensten Pöbels, wirklich für die Republik sey, 46) und daſs der gröſsere

---

46) Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle in des besagten Peltier *Dernier Tableau de Paris* auszuzeichnen, die ein sehr auffallendes und beynahe unglaubliches Beyspiel ist, wie weit der Unverstand mancher Französischen Royalisten geht, wenn die Rede vom Volke ist. Sie steht gleich im Eingange des Plans der republikanischen Fakzion zu Abschaffung der Königswürde in Frankreich, S. 15. f. des angeführten Buches. „Beynahe alle Suveräns von Europa (sagt Peltier) hatten mit Ludwig XVI. die Französische Konstituzion angenommen: sie glaubten, oder stellten sich als glaubten sie, das Biſschen Königswürde, (*le peu de Royauté*) das sich in dieser Konstituzion befand, würde hinreichen, die Demokratie in Schranken zu halten, welche die Grundlage derselben ausmacht; die Tugenden Ludwigs XVI. und die Lunge des Herrn Vaublanc würden mehr ausrichten, als die Arme von achtmahl hundert tausend mit Flinten bewaffneter Männer, und von zwey Millionen *Brigands*, die bereits mit Spieſsen versehen waren.“ — Man weiſs nicht, soll man über

Theil des Volkes nichts sehnlicher als die Wiederkehr der alten Ordnung, die

den Witzling lachen oder unwillig werden, der die Schamlosigkeit hat, zwey Millionen seiner ehemahligen Mitbürger, welche (mit Einschluſs ihrer achtmahl hundert tausend mit Flinten versehenen Brüder) mehr als die Hälfte des wehrhaften Theils der ganzen Nazion ausmachen, *Brigands* zu schelten? Oder will er mit diesem Schimpfnahmen bloſs zwey Millionen Menschen ohne Landeigenthum und Vermögen bezeichnen, und damit so viel sagen: solche Menschen, wenn sie auch gleich mit Weibern und Kindern zwey volle Drittel der Staatseinwohner ausmachten, kämen, wenn die Rede von der Nazion wäre, in gar keine Betrachtung, und wären vielmehr als bloſse Räuber anzusehen, die, unter der Begünstigung einer demokratischen Konstituzion, nichts dringenders zu thun hätten, als über das Eigenthum derer, die etwas haben, herzufallen? Deckt er nicht eben dadurch, wider seine Absicht, die scheuſsliche Seite der vorigen Verfassung Frankreichs auf, durch welche der gröſste Theil der Nazion in einen höchst verzweifelten Zustand gebracht worden seyn muſste, wenn ihm diese schändliche Benennung mit Recht gegeben werden könnte? Aber man lasse sich nicht irren! Zwey Millionen Staatseinwohner sind, wie arm sie auch immer seyn mögen, zwey Millionen Menschen, und haben, in so fern sie arbeiten, ein unverlierbares Recht an menschliche Wohnung, Nahrung

Wiederherstellung der Monarchie wünsche, hieſse die Augen vorsetzlich vor dem verschlieſsen wollen, was die Blödsichtigsten sehen und die Blinden mit Händen greifen.

Die Rede ist hier nicht, ob der Volksaufstand vom 14ten Julius 1789 rechtmäſsig war oder nicht? ob die Konstituzion von 91 etwas oder nichts taugte? ob der Jakobinerorden die Welt regieren oder desorganisieren will? ob die neun Glieder des Heilsausschusses zu Paris, mit Robespierren an der Spitze, *Bruta* oder Brutusse sind?

---

und Bekleidung; und wenn die Verfassung ihres Vaterlandes so schlecht ist, daſs sie, aus Mangel des Unentbehrlichen, gezwungen sind *Brigands* zu werden, so haben sie auch ein Recht *Brigands* zu seyn. Nur eine höchst elende Verfassung und Staatsverwaltung, die den unterdrückten Armen dem zügellosen Übermuth der Reichen und Mächtigen unbeschützt Preis giebt, kann ein Volk, das durch die vortheilhafteste Lage und durch den Grad seiner Kultur in einem mit allen Gaben der Natur überschütteten Lande zum glücklichsten in der Welt bestimmt ist, so tief herunter bringen, daſs es zwey Millionen Spitzbuben und Straſsenräuber in seinem Schooſse hegt; und wo dieſs der Fall ist, kann man freylich nichts besseres, als eine Revoluzion wie die Französische, erwarten.

Auch davon ist die Rede nicht, ob die Französische Demokratie eine politische Schimäre ist? ob die Nazion sich bey einer solchen Verfassung wohl befinden würde? und wie lange sie wohl dauern könnte? Die Rede ist bloſs davon: was die Majorität dieses Volks aller Wahrscheinlichkeit nach will, und ob ihr das, was sie verlangt, billiger Weise zugestanden werden könne? — Wenn es uns sagt: „Ganz Europa sah der Revoluzion, wozu wir uns durch die Gesinnungen und das Betragen unsrer Aristokraten gezwungen sahen, ruhig zu; keine auswärtige Macht hielt sich berechtigt, zwischen uns und unsern König, seinen Adel, seine Klerisey, seine Parlamente, u. s. w. zu treten, und uns zu fragen, was macht ihr? geschweige, uns mit Heereskraft zu Beybehaltung unsrer alten Verfassung zu nöthigen. Alle lieſsen sich unsre neue Konstituzion ausdrücklich oder stillschweigend gefallen, und erkannten dadurch an, daſs wir, als eine unabhängige Nazion, berechtigt waren, nach Auflösung unsrer alten Regierungsform, uns diejenige zu geben, die wir uns für die zuträglichste hielten. Hatten wir dieses Recht im Jahre 89, 90 und 91: so hatten wir es auch im Jahre 92, da es uns gut dünkte, eine Konstituzion, deren Unhaltbarkeit die ganze Welt anerkennt, wieder einzureiſsen, und auf eine Grundlage, die nicht fest genug war den Armstuhl eines Gonfalonier von Lukka, geschweige den Thron eines Königs zu tragen, ein so leichtes und luftiges Ding, als eine Demokratie von fünf und zwanzig Millionen Menschen ist, aufzuführen. Wie leicht und wie luftig sie immer sey, genug sie gefällt uns, wir wollen es mit ihr versuchen; und wenn sie uns nicht zuschlägt, so ist es unsere Sache. Womit hätten wir seit 1792 unsere Unabhängigkeit verscherzt? Gesetzt auch, wir hätten uns (wie man auſser Frankreich sagt, und wie vielleicht unsre Nachkommen in hundert Jahren selbst gestehen werden) durch die Ermordung Ludwigs des Sechzehnten einen unauslöschlichen Schandfleck zugezogen; gesetzt, wir hätten, seitdem wir im Revoluzionszustand sind, unendliche Verbrechen gegen uns selbst und gegen einen Theil unsrer ehemahligen Mitbürger begangen: welche Macht auf Erden ist unser Richter? Und welche Macht auf Erden, wenn sie nicht selbst unmittelbar von uns beleidigt wird, ist berechtigt, uns wegen der Verbrechen, die innerhalb unsrer eignen Grenzen begangen werden, zur Strafe zu ziehen?" — Wenn, sage ich, das Französische Volk alles dieſs sagt, so ist nicht wohl abzusehen, was dagegen mit Bestand eingewendet werden könnte. Auch ist weltbekannt, daſs keine jener Thatsachen die wirkliche Ursache des Kriegs gewesen ist. Die Franzosen selbst haben den gegen sie vereinigten Mächten, ja, in der Trunkenheit ihres tollen Freyheits- und Gleichheitseifers, allen Staaten der Welt einen Krieg angekündigt, der nur mit dem gänzlichen Umsturz aller jetzt bestehenden Verfassungen aufhören sollte. — Aber diese Fieberhitze ist nun vorbey; die wahren Urheber jener voreiligen Kriegserklärungen sind entweder unter der **Guillotine** gefallen, oder, wie **Dumouriez**, auf immer aus Frankreich verbannt. Der höchste Wunsch der Franzosen ist nun, die Einheit, Untheilbarkeit und Unabhängigkeit ihrer Republik zu erhalten. Würde ihnen diese zugestanden, so fiele auf ihrer Seite die Hauptursache des Krieges weg. Denn (was auch die **Mallet du Pan** und **Peltier** sagen mögen) das Vorgeben, die Franzosen würden nicht eher ruhen, bis sie ganz Europa in eben den heillosen Revoluzionszustand gesetzt hätten, dessen Gräuel allein mehr als hinlänglich sind, jedem andern Volke die Lust zur Empörung auf immer vergehen zu machen: ich sage, jenes Vorgeben ist in jedem andern Falle ungereimt, als in einem einzigen, der nicht von ihrer Willkühr abhängt; nehmlich, wenn sie zu einem Zustande von Verzweiflung gebracht würden, worin man zu seiner Selbsterhaltung sogar das Unmögliche zu versuchen gezwungen ist. Denn unmöglich wird jene Zerrüttung und Vernichtung aller bürgerlichen Ordnung, womit man uns noch immer schrekken will, seyn und bleiben, so lange die Völker mit ihrer bisherigen Verfassung zufrieden sind, und zufrieden zu seyn Ursache behalten werden. Dieſs ist bisher in Deutschland und in den meisten übrigen Staaten Europens der Fall gewesen, und wird es überall bleiben, wo eine gerechte, milde, für das allgemeine Beste thätige Regierung die Ergebenheit des Volkes gegen den Regenten und das Zutrauen des Regenten zu seinem Volke immer lebendig erhält.

Aber, höre ich sagen, gesetzt auch, die Fakzion, welche dermahlen die Französische Nazion vorstellt, oder sie vielmehr mit dem blutigen Zepter eines beyspiellosen Despotismus tyrannisiert, würde sich unter der obigen Bedingung zum Frieden geneigt finden lassen: wie viele Umstände und Rücksichten sind nicht, die es dem andern Theile moralisch und politisch unmöglich machen, mit einer Bande von Aufrührern, Räubern, Königsmördern, Atheisten und erklärten Feinden aller bürgerlichen Ordnung, oder wenigstens jeder andern als der demokratischen Regierungsform, sich in Traktaten einzulassen?

Gleichwohl, wie groſs auch das Gewicht dieser Betrachtung seyn mag, muſs doch endlich einmahl, über lang oder kurz, wieder Friede werden. Soll es also lediglich auf den ungewissen Erfolg ankommen, ob entweder eine Reihe von Siegen den einen Theil der Willkühr des andern schlechterdings unterwerfe, oder (was doch wenigstens keine absolute Unmöglichkeit ist) eine gänzliche Erschöpfung (andrer besorglichen Folgen eines neuen auch nur siebenjährigen Krieges nicht zu gedenken) die Kämpfer endlich nöthige von einander abzulassen, und sich dann zu den Bedingungen, die man jetzt so sehr verabscheut, dennoch verstehen zu müssen? Soll auch hier, wo das Leben von Hunderttausenden, das Wohl oder Weh von Millionen, vielleicht das Heil von ganz Europa auf der Spitze steht, nicht die ruhige Vernunft, sondern der Erfolg, der nicht in unsrer Gewalt ist und dessen Zufälle keine menschliche Klugheit berechnen kann, den Ausschlag geben? — Sollte wohl irgend eine andere Betrachtung das Gewicht dieser einzigen überwiegen können? — „Der Französische Nazionalkonvent (sagt man) ist eine Bande von Königsmördern." Leider ist er das! Aber bestand das lange Parlament in

England nicht auch aus Königsmördern? und wurde die durch eben so abscheuliche Mittel eben so tumultuarisch errichtete Englische Republik darum weniger von den Mächten Europens anerkannt?

„Wie? sagt Peltier, der Minister Georgs des Dritten sollte verurtheilt werden, mit Robespierre zu unterhandeln?“ — Ich antworte: War der Protektor Kromwell, der von den mächtigsten Fürsten seiner Zeit als das rechtmäſsige Oberhaupt der Englischen Republik behandelt wurde, dessen Freundschaft man suchte, dessen Zorn man fürchtete, etwa ein besserer Mann als Robespierre? — „Robespierre und seine Gesellen sind Bösewichter.“ Nur zu wahr! Aber so bald sie von der Nazion bevollmächtigt werden in ihrem Nahmen zu handeln, hören sie auf, in politischem Sinne zu seyn was sie an sich selbst sind, und sind nun was sie vorstellen.

„Aber (sagt man) ist es nicht unerträglich, daſs so ungeheure Verbrechen, als die Jakobinische Fakzion auf sich geladen, und das abscheuliche Beyspiel, das sie den übrigen Völkern gegeben hat, ungestraft bleiben sollten?“ — Nicht unerträglicher, als daſs so viele andere eben so groſse Verbrechen, die zu allen Zeiten gegen die Menschheit, gegen die heiligsten Gesetze der Natur und der Vernunft begangen wurden, ungerochen geblieben sind, wenn man anders Verbrechen, die sich selbst durch ihre natürlichen Folgen bestrafen, ungerochen nennen kann. Aber schon ist ein groſser Theil der Mörder des guten Königs Ludwigs des Sechzehnten von ihren eigenen Mitschuldigen abgeschlachtet worden; und die übrigen werden, auch ohne unser Zuthun, ihrem verdienten Schicksale nicht entgehen. Indessen vergesse man nicht, daſs ein sehr groſser Theil des Volkes sich dieses schändlichen Königsmordes und so vieler andrer Gräuel mitschuldig gemacht hat! Sollte auch das Volk, das seine Thorheit und Verblendung schon so hart gebüſst hat, dieser Verbrechen wegen noch besonders bestraft werden? Ist der unselige Zustand, in welchen wir diese Nazion seit fünf Jahren von einer Stufe zur andern herunter sinken sahen, nicht mehr als hinlänglich, das böse Beyspiel, das sie andern gegeben hat, gänzlich zu entkräften? Und wenn alle Franzosen von der Erde vertilgt würden, würde dadurch irgend etwas, das geschehen ist, ungeschehen werden? Und worauf wollten wir das angebliche Recht begründen, groſse Übel dadurch zu rächen, daſs wir sie mit noch gröſsern häufen?

„Aber die Jakobiner, sagt man, haben sich verschworen, nicht eher zu ruhen, bis

Aus diesen triefenden Augen die armen Männer bedroht!
Wie diese Nase, besetzt mit sprossenden Kornalinen,
Das holde Gesichtchen schattiert! Wie diese Wangen grünen!
Wie blau der weite Mund! die kleinen Augen wie roth!
Und blieb' auch Amor nicht an diesen Warzen hangen,
So muſs er gewiſs in den Gruben der hohlen Backen sich fangen."

28.

Ein kalter Schauer fährt der Schönen über die Haut,
Indem sie die furchtbare Wirkung von seiner Berührung schaut;
Den Kopf der häſslichsten aller Empusen
Auf einem Venus-Rumpf! — „Nun, fragt mit kaltem Blut
Der Neger, wollen Sie nun?" — Nein, schreyt sie wüthend. — „Gut!
Gut, spricht er, (und legt die Hand auf ihren schwellenden Busen)
Nach Ihrem Belieben, Madam!" — Und, wie er sie berührt,
Sieht Blaffardine den Thron der Liebesgötter sinken;

sie die ganze Welt desorganisiert haben; sie haben sich als unversöhnliche Feinde jeder andern Regierungsform, auſser der einzigen, die ohne gänzliche Zerstörung aller jetzt bestehenden bürgerlichen Verfassungen nicht ausführbar ist, erklärt: sie sind also als wahre Feinde des menschlichen Geschlechts zu betrachten, und folglich auch als solche zu behandeln.“ — Ich antworte: Die Wahnsinnigen, denen diese Beschuldigungen mit Grund gemacht werden konnten, sind gröſsten Theils nicht mehr: und wenn auch die dermahligen Häupter der sich so nennenden Französischen Republik, in einer Lage, worin sie sich von allen Seiten bedrängt, gehetzt und beängstiget sehen, gelegentlich noch die alte Sprache führen; so ist doch weder erweislich noch glaublich, daſs der sinnlose Plan, die Welt aus ihren Angeln zu heben, noch immer der ihrige seyn sollte. Sie wollen eine Republik aus Frankreich machen. Dieſs war ihr wahrer Plan von Anfang an. Alles was sie gethan haben, diese lange fürchterliche Reihe von Verbrechen, womit sie belastet sind, wurden bloſs um dieses Endzwecks willen begangen: und sie sollten ihre eigene Seele mit dem Bewuſstseyn so vieler Übelthaten belasten, sollten so viel Jammer über ihr Volk und Vaterland gebracht haben, um auf halbem Wege stehen zu bleiben? sollten nicht das äuſserste anwenden? sich nicht, wie bisher, jedes Mittel, zu ihrem Ziel zu gelangen, erlauben? sollten nicht lieber sich selbst unter den Ruinen von ganz Frankreich (aber schwerlich eher als bis sie ganz Europa mit in ihr Verderben hinein gezogen) begraben, als einem Erfolg entsagen, der ihnen allein ihre eigene Existenz versichern kann? Wer kann das von ihnen erwarten?

Die Anerkennung der Unabhängigkeit des Französischen Volks — oder (was dasselbe ist) der Französischen Republik, in so fern die Majorität des Volks sich keiner andern als dieser Regierungsform unterwerfen will — scheint also möglicher Weise der einzige Weg zu seyn, zum Frieden zu gelangen, wofern es nicht auf die gänzliche Ausrottung des Französischen Nahmens abgesehen ist, die, nach den bisherigen Erfolgen zu urtheilen, so leicht wohl nicht seyn dürfte, als manche emigrierte Brauseköpfe sichs vorstellen.

„Aber, sagt Peltier, die Französische Republik kann keine Aliierten haben; keine Macht kann sie anerkennen.“ Nun, wenn das ist, so ist freylich auch wahr, was er sogleich hinzu setzt: *La guerre perpetuelle est son partage; car il en est des corps politiques comme des individus; là ou l'amitié est impossible, la haine devient un* *devoir.* Also ein ewiger Krieg wäre alles, was die Bewohner Europens von denen, die wie *Monsieur Peltier* denken, zu hoffen hätten! Dieser ewige Krieg wars, was *Monsieur Mallet du Pan* vor einiger Zeit zum letzten Zweck der Jakobiner machte, und weſswegen er alle Mächte der Welt gegen sie aufforderte. Nun sollen es, nach Herrn Peltiers Rath, diese letztern selbst seyn, die der Französischen Republik einen ewigen Krieg ankündigen sollen; denn ein ewiger Krieg, d. i. ein Zustand einer nach und nach allgemein werdenden Zerrüttung, Erschöpfung und Stockung aller Lebenskräfte der politischen Körper Europens, — ist, seiner sinnreichen und staatsklugen Meinung nach, das einzige Mittel, „wodurch" die Suveräns ihre Personen und Prärogative erhalten, und ihre Völker (zu deren Bestem sie doch wohl im Besitz dieser Prärogative sind?) die Vortheile ihrer Regierung genieſsen lassen können!

Doch wozu halte ich mich mit diesem Unsinn eines Mannes auf, der in der Fieberhitze einer durch Leidenschaft exaltierten Einbildung räsoniert, und nicht Besonnenheit genug hat, zu merken, daſs er selbst nicht weiſs was er sagt? Fahren wir lieber fort, die Einwendungen zu hören, die von kaltblütigern Personen gegen die moralische

Möglichkeit des Friedens, um welchen wir alle bitten, vorgebracht werden.

„Die Französische Republik, sagt man, kann nicht bestehen, denn sie ist eine Schimäre; sie kann also auch nicht anerkannt werden.“ — Schon zu einer Zeit, da die neue Konstituzion von 1791 in ganz Europa eine Menge Bewunderer fand, behauptete der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, daſs sie wegen des ungeheuern Übergewichts, das sie dem Volke über den konstituzionellen Schattenkönig gebe, von keiner Dauer seyn könne; oder, mit andern Worten, daſs eine demokratische Monarchie eine Schimäre sey. Aber ob diese Benennung auch einer reinen Demokratie zukomme, ist eine andere Frage, die wohl schwerlich von jemand, der bloſs innerhalb der Theorie stehen bleibt, bejahet werden kann. Indessen, so bald die Anwendung auf Frankreich, auf seine Lage, Gröſse, Verhältnisse, auf das Temperament und den Nazionalkarakter seiner Einwohner, auf ihre alten Gewohnheiten, die Verdorbenheit ihrer Sitten, die Unbeständigkeit ihrer Sinnesart, u. s. w. gemacht wurde, schien die plötzliche Verwandlung der Französischen Monarchie in eine reine Demokratie auch ihm ein Hirngespenst exaltierter Köpfe zu seyn. Dieſs ist aber gleichwohl nur eine Meinung, die auf bloſsen (wiewohl sehr überwiegenden) Wahrscheinlichkeiten beruht. Die Erfahrung allein kann uns zeigen, ob Frankreich auf Bedingungen, die unter den gegenwärtigen Umständen möglich sind, eine Republik werden, und wie lange es als Republik bestehen kann. Übrigens ist dieſs ihre Sache; und man kann sich darauf verlassen, daſs sie sich schon selbst zu helfen wissen werden, wenn man sie nur ihre eignen Angelegenheiten selbst besorgen läſst.

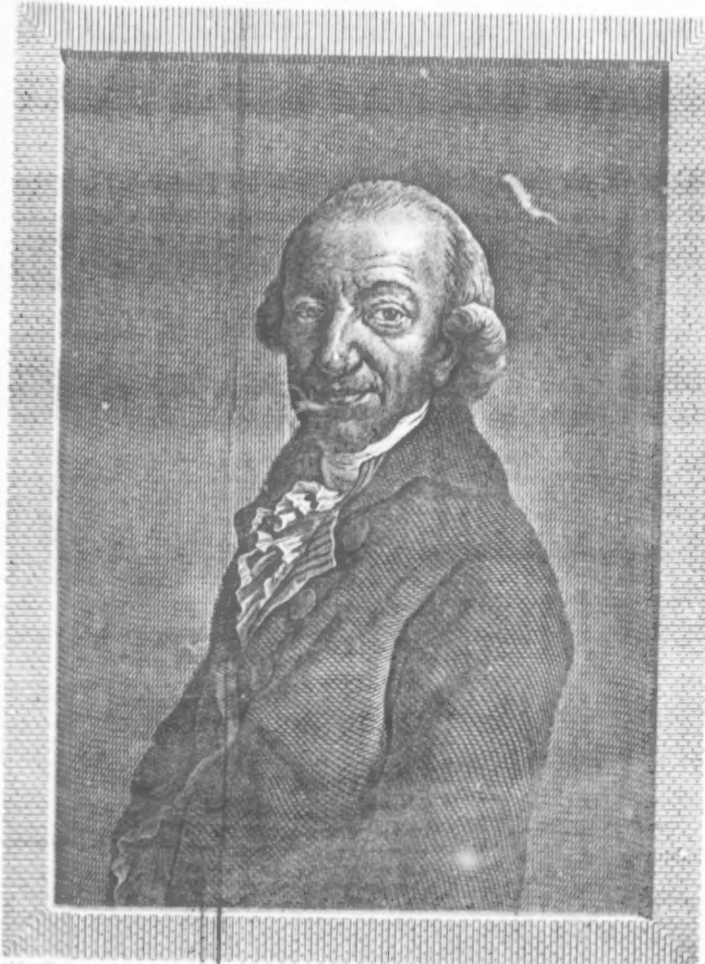
Die gröſste Schwierigkeit, und vielleicht die einzige, die alle übrigen aufwiegt, liegt also wohl in der Entschädigung, an welche die verbundnen Mächte, wegen dieses so kostbaren, blutigen und verheerenden Krieges Anspruch machen, zu welchem sie durch die Französischen Kriegserklärungen (von so vielen vorgehenden Beleidigungen aller Art nichts zu gedenken) heraus gefordert wurden. Dieſs ist ein Punkt, den man wohl schwerlich auf die Entscheidung des allgemeinen Vernunftrechts ankommen lassen dürfte. Wem das Glück der Waffen günstig genug ist, um durch Eroberungen auf Kosten des Feindes die Macht des letztern beträchtlich schwächen, seine eigene hingegen ansehnlich vermehren zu können, dem wird die Frage: ob und wie fern er dazu berechtigt sey? wenig Skrupel machen. Elsaſs, Lothringen und die drey Bisthümer sind bekannter Maſsen abgerissene Stücke des Deutschen Reichs, deren gelegentliche Wiedereroberung dem jedesmahligen Reichsoberhaupt in der Wahlkapitulazion sogar zur Pflicht gemacht wird. Gesetzt also, der gegenwärtig mit so gutem Erfolg angefangene Feldzug würde diese Provinzen den Kriegsheeren der verbundnen Mächte unterwerfen: sollte wohl, wofern sie sich zu dem Ruhme der Waffen auch noch den höhern Ruhm einer weisen Mäſsigung im Glück erwerben wollten, das Französische Volk bethört genug seyn, die Anerkennung seiner Freyheit und des Rechts, sich eine selbstbeliebige Verfassung zu geben, nicht mit einer Aufopferung erkaufen zu wollen, wodurch die demokratische Republik, deren Begründung ihm so sehr am Herzen liegt, eher gewinnen als verlieren würde? Denn unläugbar ist Frankreich, nach dem Umfang, den es unter der abgeschafften monarchischen Verfassung hatte, viel zu groſs für eine Demokratie; und es würde, auch nach Wiedergabe aller von den Königen Ludwig dem Dreyzehnten und Vierzehnten gemachten Eroberungen, noch immer groſs und mächtig genug seyn, um als Republik seine Unabhängigkeit und einen hohen Rang unter den Europäischen Mächten zu behaupten.

Auf alle Fälle ist zu hoffen, daſs ein Friede, auf Bedingungen, zu welchen eine gesunde Politik selbst beiden Theilen die Anleitung giebt, das Ziel sey, welchem man sich um so mehr zu nähern suchen wird, je mehr die Wahrscheinlichkeit zunimmt, sich durch kluge Mäſsigung solche Bedingungen verschaffen zu können. Denn einen Feind, der durch seinen Muth und Stolz, durch seine ungeheure Anzahl und seine kaum erschöpflichen innerlichen Hülfsquellen, auch wenn er geschlagen ist, immer furchtbar bleibt, — einen Feind, der das Leben so wenig achtet, daſs er eine heutige Niederlage als eine Verpflichtung morgen zu siegen ansieht, einen solchen Feind zur äuſsersten Verzweiflung zu treiben, kann in keinem Falle der Rath der Klugheit seyn!

ENDE DES XXIX. BANDES.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



C. M. WIELAND

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

DREYSSIGSTER BAND

VERMISCHTE AUFSÄTZE.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1797.

Sieht, wie sich sein stolzes Gewölbe in längere Schläuche verliert
Als jene, woran die kleinen Kaffern trinken.

29.

Ein ganzer Schwarm von Liebesgöttern
Fahrt ängstlich heraus, wie Käuzchen aus einem zerfallenden Grab.
So hangen dem Neid und dem Hunger die runzligen Zitzen herab,
Wie lederne Beutel an Form, an Farbe gleich den Blättern
Die, welk und zusammen geschrumpft, von herbstlichen Nebeln gebeitzt,
Den sumpfigen Garten bedecken. — „Nun, spricht der Mohr, ich dächte,
Man wäre mit solcher Waare, die keinen Kenner reitzt,
Sehr glücklich, wenn man sie noch an einen Käufer brächte.“
Nein, ruft sie, und klappt die schwarzen Kiefer zusammen
(Denn Zähne hatte sie nicht) eh' stürb' ich mitten in Flammen!

30.

Barockischer konnte man nichts als Blaffardinen sehn;
Vom Kopf zum Gürtel so scheuslich, als bis zum Knöchel schön!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DIE AEROPETOMANIE

Im Oktober 1783.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Wunder unsers Jahrhunderts scheinen sich immer dichter an einander zu drängen, immer gröſser und schimmernder zu werden, je näher es zu Ende läuft. „Sagt mir nichts von Unmöglichkeit!“ ruft vom Anblick der Zeichen, die vor seinen Augen geschehen, begeistert, ein poetischer *Academicien de Marseille* [1] aus: „dem hartnäckigen Fleiſs ist nichts unmöglich. Cook geht im Grunde des Meers, Montgolfier fliegt gen Himmel: öffnet mir die Hölle, und ich nehm' es auf mich, ihr Feuer auszulöschen.“

Cook marche au fond des mers, Montgolfier
vole aux Cieux;
Ouvrez moi les Enfers, j'en éteindrai les feux.

Es ist glücklich für Monsieur Gudin de la Brenellerie, daſs er die Heldenthat, die

---

[1] Mr. Gudin de la Brenellerie, in einem Gedichte *sur le globe ascendant.*

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13026/036

ihm in seiner ekstatischen Begeisterung nicht schwerer scheint, als Yoricks Parisischem Haarkräusler eine Locke in den Ocean zu tauchen, unter eine Bedingung gesetzt hat, die von seiner Behauptung, „daſs einem unabschreckbaren Fleiſs nichts unmöglich sey," wenn sie auch sonst allgemein wahr wäre, immer die einzige Ausnahme bleiben würde; und daſs er also eben so wenig Gefahr läuft beym Worte genommen zu werden, als Archimedes, da er sich anheischig machte die Welt aus ihrer Stelle zu rücken, wenn man ihm einen festen Standort im leeren Raume anweisen wollte.

Ob nun gleich die Einbildungskraft des Akademikers von Marseille, vermuthlich mit einer Menge brennbarer Luft angefüllt, die steigende Kugel der Herren Gebrüder Montgolfier weit überflogen zu haben scheint: so kann man doch nicht in Abrede seyn, daſs die ersten Versuche, wodurch dieser neumodische *Cerf-volant* die Köpfe zu Paris und Versailles seit kurzem aus dem Gleichgewichte gebracht hat, auſserordentlich genug sind, um sich der ganzen Aufmerksamkeit eines nach neuen Gegenständen so begierigen Volkes zu bemeistern. Herr Montgolfier ist zwar selbst noch so wenig gen Himmel geflogen, als der weltumsegelnde Cook jemahls (unsers Wissens) auf dem Meeresgrunde lustwandeln gegangen ist: aber wenigstens hat er doch schon einen Hammel, einen Hahn (das alte Sinnbild seiner Nazion) und eine Ente, mit Hülfe eines frischen Westwindes, eine Luftreise von einer Französischen Viertelmeile machen lassen. Und wenn dieſs auch einem kaltblütigen Mitgliede der Societät der Wissenschaften zu London nicht hinlänglich scheinen möchte die luftigen Hoffnungen zu rechtfertigen, die seit einigen Wochen, gleich eben so vielen aerostatischen Kügelchen, mit der Fantasie der Pariser empor flattern: so muſs man doch gestehen, daſs es ein gutes Theil mehr ist, als der berühmte König Strauſs, der erhabene Erfinder des papiernen Drachen, (von den Franzosen der fliegende Hirsch genannt) jemahls geleistet hat; so viel er sich auch auf diese Erfindung und auf den Einfall zu gute that, seinem fliegenden Hirsch auf seiner Luftreise ein paar Katzen zur Gesellschaft mitgegeben zu haben.

Die Herren Montgolfier, Gebrüder, deren Nahme durch diese Erfindung so berühmt geworden ist, waren vorher schon in ihrem Vaterlande, der eine als ein Mathematiker, der andere als ein geschickter Naturforscher und Chymiker, vornehmlich durch den hohen Grad von Vollkommenheit, wozu sie vermittelst dieser Wissenschaften die ihnen gemeinschaftlich zugehörige Papierfabrik zu Annonay erhoben hatten, rühmlich bekannt.

Ein Versuch des berühmten Sir Robert Boyle über die Schwere der Luft, den sie mit einander anstellen wollten, brachte sie auf den Einfall, ein eben von Lyon ankommendes Stück Taft, wiewohl es zum Unterfutter für ein Paar neue Kleider bestimmt gewesen war, zu diesem Experiment anzuwenden. Sie nähten den Taft zusammen, und füllten ihn mit vierzig Kubikfuſs brennbarer Luft; und siehe da, das Ding entwischte unsern Naturforschern aus den Händen, und stieg bis an die Decke des Zimmers.

Die Freude der Gebrüder Montgolfier über ein so unerwartetes Resultat war unbeschreiblich. Sie eilten, sich ihres Luftsacks wieder zu bemächtigen, und brachten ihn, um ihm freyern Spielraum zu geben, in den Garten, wo er sich sechs und dreyſsig Fuſs hoch erhob, aber, weil die brennbare Luft durch den porosen Taft zu bald Ausgang fand, in zwey Minuten wieder zu Boden fiel. Dieser unverhoffte Erfolg munterte die Herren Montgolfier auf, noch mehrere Versuche zu Annonay anzustellen, und die Maschine, deren sie sich dazu bedienten, der zweckmäſsigen Vollkommenheit näher zu bringen.

Die Sache wurde ruchtbar, und kam dem bekannten Fysiker Faujas de St. Fond zu Ohren, den sie plötzlich in eine so groſse Begeisterung setzte, daſs er keine Ruhe hatte, bis er die Ehre dieser Erfindung mit den Gebrüdern Montgolfier theilen könnte. Weder die Luftart, noch das Werkzeug, dessen sich diese Herren zu ihrem Experimente bedient hatten, war ihm bekannt: aber den Mangel der erstern ersetzte er durch die Vermuthung, daſs es wohl keine andre als die brennbare Luft seyn werde, die aus Eisenfeile und Vitriolsäure mit gemeinem Wasser gezogen wird; zu dem andern aber verhalfen ihm die Herren Gebrüder Robert, ein paar junge Mechaniker von seltner Geschicklichkeit, von welchen er hörte, daſs sie das Geheimniſs besäſsen, das so genannte elastische Harz 2) aufzulösen, welches, gegen die Natur aller andern Harze, die sonderbare

---

2) Es wird aus einem Baume gezogen, der in verschiedenen Gegenden von Südamerika, um den Amazonenfluſs und in Cayenne, häufig anzutreffen ist. Die Indier nennen dieses Harz Kautschuk, und bereiten daraus eine Art von Wasserstiefeln, weil es so zäh und dehnbar als Leder ist, und kein Wasser eindringen läſst. Die Indierinnen machen einen andern Gebrauch davon, dessen, wer Lust hat, sich aus den *Recherches Philosoph. sur les Americains, T. I. p.* 66. belehren kann.

Eigenschaft hat, daſs es eine Art von Elasticität besitzt und sich im Weingeist nicht auflösen läſst. Auſser den Herren Robert gesellte sich Herr Faujas auch noch den Herrn Charles, Professor der Naturlehre, und Herrn Argand, einen Naturforscher aus Genf, bey seiner Unternehmung zu; und da sich bald eine Anzahl von Liebhabern fand, welche sich zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten unterzeichneten, so glaubten diese Herren (nachdem sie sich des Erfolgs durch allerley Arten von Versuchen vorher versichert hatten) im Stande zu seyn, das Publikum zum Experiment der Herren Montgolfier, ohne Zuziehung der ersten Erfinder, einzuladen. Die Neugierde der Pariser war auf einen so hohen Grad gespannt, daſs man sich genöthigt sah, das so genannte Marsfeld zum Theater eines Schauspiels zu erwählen, welches seit einiger Zeit der Inhalt aller Gespräche gewesen war.

Der 27ste August dieses Jahres war der groſse Tag, der die Herren Faujas de Saint Fond und Konsorten vor den Augen alles Volkes entweder mit unsterblichem Ruhme krönen, oder in unauslöschlichem Spotte ersäufen sollte. Unter den Zuschauern befanden sich nicht wenige Ungläubige, und unter diesen auch einige Herren von der fysikalischen Gilde, die mit Schmerzen auf

Von unten der besten Nymfe von Vanloo zu
vergleichen, 6)
Von oben ein Ideal um Vögel zu verscheuchen.
Noch gleicht sie zur Hälfte sich selbst. Allein
auch diesen Trost
Raubt ihr der Unhold. Sein grausames Werk
zu vollenden,
Stirbt unter seinen verderbenden Händen
Ein Reitz am andern ab. Sankt Lorenz auf
dem Rost
Sah nicht so braun und gedörrt; nichts blieb ihr
als Leder und Knochen;
Sie schien ein Todtengeripp, dem muffigen
Grab' entkrochen.

31.

Nun kann sie nicht länger sich halten; ihr Zorn
verwandelt sich
In nahmenlosen Schmerz; sie weinet bitterlich,
Indem sie die morschen Ruinen von ihrer
Schönheit betrachtet.
Ruinen? — wollte Gott! sie hätte sich glücklich geachtet:
Allein kein Schatten, keine Spur
Von ihrer ehmahligen Blondheit und Nereiden-Figur;
Nicht so viel Haare nur übrig, um sich daran
zu erhenken!

die Verunglückung des Versuchs zu harren schienen, und der Maschine von der Reakzion der brennbaren Luft auf die atmosfärische wenig Gutes weissagten.

Unglücklicher Weise kann (wie es scheint) zu Paris keine Unternehmung, von welcher einiger Ruhm oder Vortheil zu ernten ist, ohne Einmischung von Eifersucht, Parteygeist und Kabalen zu Stande kommen. Dieſs war auch hier der Fall. Aber auſser diesem widrigen Umstande kamen noch verschiedene andre zusammen, wovon allem Ansehen nach die hauptsächliche Schuld an der Menge der Personen lag, die auch mit zur Sache sprechen und an der Ehre des Erfolgs Theil haben wollten. Die Herren erschwerten sich den Prozeſs ohne alle Noth, und nachdem sie sich endlich mit unendlicher Mühe und Arbeit siebzehn Kubikfuſs brennbarer Luft oder so genannten Gas verschafft hatten, so wollte ihr böser Genius, daſs sie zwey Tage vor dem Experiment allen ihren Gas unbemerkt wieder entwischen lieſsen, indem einer von ihnen den Hahn der Maschine umdrehte, in der Meinung, daſs er offen sey, da er doch verschlossen war.

Die Bestürzung der Unternehmer konnte nur durch die Schadenfreude ihrer Miſsgünstigen übertroffen werden. Indessen belebte dieses Unglück den Eifer der Subskribenten nur desto mehr, und verschiedene der letztern halfen den Unternehmern Tag und Nacht so fleiſsig arbeiten, daſs der Verlust wenigstens nothdürftig ersetzt wurde, und das Experiment im Marsfelde den 27sten August angekündigter Maſsen vor sich gehen konnte. Zwey Kanonenschüsse verkündigten den groſsen Augenblick, dem so viele tausend Augen weit offen entgegen sahen. Die Kugel erhob sich, zu gerechter Beschämung der Ungläubigen und der Unglücksprofeten, in die Luft, und verschwand nach zwey Minuten in einer Wolke. Zwey andere Kanonenschüsse feierten den Augenblick der Verschwindung. Bald darauf zerfloſs die Wolke, und die Kugel wurde wieder sichtbar; erschien aber, wiewohl sie zwölf Fuſs im Durchmesser hatte, so klein, daſs man dem bloſsen Augenmaſs nach urtheilen konnte, sie müſste zu einer beträchtlichen Höhe 3) gestiegen seyn. Hierauf verlor sie sich unter dem Händeklatschen der entzückten Zuschauer zum zweyten Mahl, und fiel endlich nach einer Luftreise von drey Viertelstunden bey Gonesse (einem vier Stunden von Paris entlegenen Flecken) nieder. Man bemerkte eine Öffnung an ihr, wodurch die

---

3) Diese Höhe wurde in der Folge durch die Berechnungen eines Mathematikers auf zwey tausend sieben hundert und zehn Fuſs angegeben.

brennbare Luft, nachdem die Kugel eine Höhe erreicht, wo die atmosfärische weniger Widerstand that, sich mit Gewalt in Freyheit gesetzt hatte.

Was die Zuschauer dieser aerostatischen Lustbarkeit nicht wenig befremdete, war, daſs weder Herr Faujas, wiewohl der erste Beweger der ganzen Unternehmung, noch der eine von den Gebrüdern Montgolfier, der bey dem Versuch im Marsfelde gegenwärtig war, in den innern Kreis, wo der Professor Charles mit Zuziehung der Gebrüder Robert sich der alleinigen Direkzion anmaſste, eingelassen wurden. Dieser Umstand erregte das Miſsvergnügen der Ausgeschlossenen, deren Meinung von der Mehrheit der übrigen überstimmt worden war; und mancherley widrige Urtheile und Gerüchte im Publikum waren die natürlichen Folgen davon. Man sprach von der Sache, als ob der Erfolg der Erwartung nicht zugesagt hätte. Die Explosion der brennbaren Luft wurde als etwas, das gar nicht hätte geschehen sollen und wodurch die Glorie der ganzen Unternehmung ausgelöscht würde, dem Herrn Charles zur Last gelegt, der bey Ladung des Ballons nicht gehörig zu Werke gegangen seyn sollte. In wenig Tagen brach die Miſshelligkeit zwischen ihm und seinen Assistenten, den Gebrüdern Robert, an einem, und Herrn Faujas de St. Fond am andern Theil, öffentlich aus, und die Herren Robert manifestierten sich den 14ten Sept. in No. 257. des *Journal de Paris:* „Daſs Herr Charles der einzige sey, der alle ihre Operazionen dirigiert habe; daſs dem Herrn Faujas kein anderer Antheil an den im Marsfelde erfochtnen Lorbern gebühre, als daſs er sich viele Mühe gegeben Subskribenten zusammen zu bringen, die Liste darüber zu führen und die Einlaſsbilliets im Marsfelde auszutheilen; daſs er hingegen an dem Bau der Kugel, an den Berechnungen, welche demselben vorgehen müssen, und besonders an dem ersten Gedanken, von dem mit elastischem Harz überzognen Taft Gebrauch zu machen, nicht den geringsten Antheil gehabt, sondern alles das von Herrn Charles und ihnen, Gebrüdern Robert, vorgesehen, kombiniert und ausgerechnet worden sey; und daſs endlich die Explosion des Ballons eigentlich bloſs dem gröſsern und unaufgeklärtesten Theile der Herren Subskribenten zur Last falle, als welche, alles Einwendens von Seiten der Herren Charles und Robert ungeachtet, darauf bestanden hätten, daſs man den Ballon (welchen Herr Charles bloſs zu interessanten Beobachtungen bestimmt und zu diesem Ende hätte befestigen wollen) sich selbst und den Winden überlassen sollte. Da sie nun gezwungen gewesen hierin wider Willen nachzugeben, so hätten sie auch den Ballon nothwendig stärker laden müssen; aus gerechter Besorgniſs, der damahls sehr heftige Wind möchte sich, wenn er weniger geladen wäre, in den Höhlen desselben fangen, und ihn gegen die Bäume und Häuser werfen. Überdieſs hätten sie noch die Nebenabsicht dabey gehabt, besagten Ball dem Publikum unter einer angenehmern Form darzustellen, u. s. w." — ein Gedanke, der dem Nazionalkarakter allzu gemäſs ist, als daſs er nicht allein schon hinlänglich seyn sollte, die volle Ladung des Ballons vollkommen zu rechtfertigen.

Herr Faujas de St. Fond konnte dieses Manifest nicht unbeantwortet lassen. Er erklärte sich also den 18ten September in No. 261. des *Journal de Paris:* „Seine und seiner sämmtlichen Subskribenten Absicht bey der ganzen Unternehmung sey nicht auf eigne Ehre, sondern bloſs darauf gegangen, durch Wiederhohlung des glänzenden Experiments der Herren Montgolfier die „*Gloire*" dieser Herren, als der einzigen wahren Urheber desselben, auf eine authentische Art vor den Augen der ganzen Hauptstadt zu befestigen. Nun komme alles lediglich auf die Frage an: wie die „*Physiciens executans,*" (d. i. Herr Charles und Konsorten) welchen die Ausführung der Sache anvertrauet worden, diese Absicht erfüllt hätten?

Diese Frage beantworte sich von selbst, wenn man erwäge, daſs Herr Charles geradezu gegen die Absicht seiner Obern und Kommittenten gehandelt, indem er sich alles Verdienst dieses Experiments allein zugeeignet, und sogar kein Bedenken getragen habe, dem anwesenden Herrn Montgolfier den Eintritt in den innern Kreis zu versagen. Was ihn, Herrn Faujas, persönlich betreſſe, so sey seine Meinung nie gewesen, sich das mindeste von der Ehre, die den ersten Entdeckern ganz allein gebühre, zuzueignen. Indessen könne er mit genugsamen Zeugen beweisen, daſs Er es sey, der die Subskripzion in Gang gebracht; daſs er selbst, mit einem von den Subskribenten, in Person den Taft zum Überzug des Ballons eingekauft; daſs er gleich in den ersten Versammlungen der Unterzeichner die brennbare Luft in Vorschlag gebracht, und dieses Mittel dem Herrn Charles vorgeschlagen; daſs er bey eigenhändiger Ladung des Globus mehrmahlen seine Person gewagt, tagtäglich über alle Operazionen gewacht habe, u. s. w. An dem Unglück, daſs der Ball ein Loch bekommen, hätten die Herren Robert ganz allein Schuld, weil sie solchen mit atmosfärischer Luft vollends angefüllt hätten. Dieſs hätten sie ihm den folgenden Tag, da sie ihre Bezahlung bey ihm abgehohlt, in Gegenwart vieler Zeugen selbst gestanden, nicht ohne Unruhe, daſs ihnen wegen des darüber verspürten Miſsvergnügens an ihrem *Honorar* etwas möchte abgezogen werden: nun aber, da sie ihr Geld in der Tasche hätten, stimmten sie einen ganz andern Ton an, und machten den Unterzeichnern einen Vorwurf daraus, daſs sie die Kugel dem Wind und nicht vielmehr der Diskrezion der Herren *Physiciens assistans* überlassen; gleich als ob man, um aufgeklärt zu seyn, ihnen mit der Kugel ein Geschenk hätte machen sollen," und was dergleichen mehr war.

Während die Eitelkeit dieser Herren — welche von der Entdeckung der Gebrüder Montgolfier den Vortheil ziehen wollten, der Welt auch ihr eignes Daseyn mit Geräusch und Lösung der Kanonen zu manifestieren — dem Publikum zu Paris einige Tage lang auf ihre Kosten zu schwatzen und zu lachen gab, lieſs sich die Französische Industrie, die (zu ihrem Ruhm sey es gesagt) immer den Augenblick zu benutzen weiſs, nicht langsam finden. Schon den 30sten August verkaufte Herr Le Noir, königlicher Kupferstich-Lieferant, um zwölf Sols einen Kupferstich, der das im Marsfelde angestellte Experiment, und bald darauf einen andern, der den Fall der Kugel zu Gonesse vorstellte. Den 3ten September eröffnete Herr Rouland, Demonstrator der Experimentalfysik auf der Universität zu Paris, eine Unterzeichnung auf eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen uber die Eigenschaften der brennbaren Luft und den verschiedenen Gebrauch, der davon zu machen sey. Den 7ten September kündigte Herr Pilatre de Rozier, in dem feierlichen Tone, den die Gröſse des Gegenstandes zu erfordern schien, einen neuen Kupferstich an, unter dem Titel: *Allegorie destinée à fixer l epoque de la decouverte de la Machine Aërostatique, dediée à Mssrs. de Montgolfier*, der von den gröſsten Künstlern gezeichnet und gestochen werden soll, und dessen Poesie zu auſserordentlich und zu karakteristisch ist, als daſs wir sie den Lesern vorenthalten könnten.

Dieses Kupfer sollte also vorstellen:

1) „Zur Linken den Äolus, der dieses „*superbe*“ Experiment begünstiget, indem er die Winde in seiner Höhle fesselt, die durch kleine Genien, welche mit Gewalt zu entwischen suchen, vorgestellt werden.

2) „Zu den Füſsen dieses Gottes werden auf einer Rolle Papier die Virgilianischen Verse, *celsa sedet Aeolus arce, sceptra tenens etc.* zu lesen seyn.

3) „Zur Rechten wird sich, auf einem von Pfauen gezogenen Wagen, Juno, die Göttin des Luftkreises, präsentieren, wie sie, aus Unwillen ihre Geheimnisse von einem

Sterblichen errathen zu sehen, den ersten, der sich erkühnen würde ihr zu nahen, 4) bedroht.

4) „Ein wenig weiter unten, wird man, unter der Figur der Göttin des Ruhms, Deiopeen, die schönste der Nymfen, erkennen, wie sie Junons Hof verläſst, um die Herren Montgolfier zu begleiten, welche, in Gestalt Merkurs, majestätisch auf einem Ballon sich erheben, der sie in die himmlischen Gegenden trägt.

5) „Daselbst entdeckt man auf einem Adler sitzend Jupitern, der den neuen Himmelsgästen eine schützende Hand reicht. Fama wird in der einen Hand ihre Trompete halten, und ein Papier mit der Aufschrift: *Il a de la pesanteur enfin rompu la chaine*, 5) und in der andern eine Lorberkrone, welche sie den Herren Montgolfier aufsetzen wird.

6) „In der Ferne wird Neptun zu sehen seyn, wie er voller Verwunderung den Wassern befiehlt, sich in die Atmosfäre zu ergieſsen, um den Erfolg dieser Entdeckung zu begünstigen.

---

4) Dieſs war vermuthlich auf Herrn Charles gemünzt.

5) Aus dem oben angezogenen Gedichte des Herrn Gudin de la Brenellerie.

7) „Zwischen den Wolken wird man einige Genien von Jupiters Hofe anbringen, welche Lorberzweige und Eichenlaub auf die für die Götter bezeichnete Bahn herab streuen.“

Man muſs gestehen, der Künstler, der alles dieſs zeichnen und zusammen setzen soll, muſs ein zweyter Rubens oder noch ein wenig mehr seyn, wenn das Blatt die Anschauer nicht zweifelhaft lassen soll, ob es mit diesem *Hommage* auf Spaſs oder Ernst abgesehen sey. Indessen hofft Herr Pilatre de Rozier: „*Qu'on voudra bien partager la gloire de cet hommage, qu'on s'efforcera de rendre digne du noble desinteressement de Messieurs de Montgolfier;*“ und das Publikum wird sich ohne Zweifel dazu desto williger finden lassen, da das Kupfer den Subskribenten nur einen groſsen Thaler kosten, und der Profit bloſs auf eine Maschine von einer neuen Form verwendet werden soll, auf welcher sich Herr Pilatre selbst zu erheben hofft; die aber, „weil das Mittel in der Atmosfäre zu steuern noch unbekannt ist,“ zu mehrerer Sicherheit des neuen Ikarus, nicht anders als an einem tüchtigen Seile los gelassen werden soll.

Den 11ten September machte der berühmte Baron von Beaumanoir bekannt, daſs er (nach seinem eignen Ausdruck) ein *Mini-*

Die arme Prinzessin beginnt vor Schmerz zu
rasen; sie spricht
Von Gift und Dolch, von Hängen und Ertränken,
Und schlägt den Spiegel in Stücken und flucht
dem Tageslicht.

52.

Der Neger hatte nun an Blaffardinens Schmerzen
Sich lange genug ergetzt. „Prinzessin, fassen
Sie Sich!
Sie merken doch, spricht er, ich wollte nur
scherzen:
Zudem, was that ich, das nicht, ganz unverhinderlich,
Die alles zerstörende Zeit dereinst an Ihnen
verübet?
Nun fragen Sie Sich, was Ihnen besser beliebet,
Zu bleiben wie Sie sind, hingegen so viel
Verstand
Zu haben als möglich ist; oder, so schön wie
ehmahls zu werden?“ —
So viel Verstand als möglich? versetzt sie mit
stolzen Geberden:
Man spricht manierlicher, Herr, mit Damen
in meinem Land!

53.

Verstand! als ob es daran mir fehlen könnte!
Herr Neger,
Sie reden, verzeihen Sie mir, als wie ein
Sänftenträger.

mum der aerostatischen Maschine der Herren Montgolfier zu Stande gebracht habe; nehmlich einen Ball von anderthalb Fuſs im Durchmesser, der nicht mehr als 5¾ Drachmen gewogen, und ein Luftvolumen von 21 Drachmen verdrängt, folglich (die brennbare Luft, womit er geladen worden, zu 3¼ Drachmen gerechnet) sich mit einer Kraft von 12 Drachmen erhoben habe. Der Herr Baron lud zugleich die Liebhaber ein, an besagtem Tage auf den Schlag eilf Uhr Vormittags ein neues Experiment dieser Art in seiner Wohnung zu sehen. Der Versuch ging in Gegenwart vieler Naturforscher und Liebhaber glücklich von Statten. Der Ball, der aus einem dazu präparierten Ochsendarm verfertigt war, erhob sich, nachdem er mit brennbarer Luft aus der Soluzion von Eisen und Vitriolsäure gefüllt worden, gegen funfzig Fuſs hoch, setzte sich aber, weil der Überzug nicht fest genug verschloſs und der Gas sich also nach und nach verlor, gar bald mit der äuſsern Luft ins Gleichgewicht. Nachdem die Maschine ausgebessert worden, wurde das Experiment noch an selbigem Abend wiederhohlt: aber kaum war der Bindfaden, der sie festhielt, abgeschnitten, so erhob sie sich bis zu einer sehr groſsen Höhe, nahm den Weg nach Neuilly, und wurde nicht mehr gesehen.

Alle diese Versuche setzten das Publikum so sehr in den Geschmack der neumodischen Luftkugeln, daſs jeder Liebhaber, wie billig, seine eigne zu haben wünschte. Dieses neue Bedürfniſs zu befriedigen, machte Blondy, *Portier de la Cour au Cul-de-sac de Rouen*, den 14ten September bekannt: daſs kleine aerostatische Kugeln, von acht Zoll im Durchmesser, das Stück zu einem groſsen Thaler, bey ihm vorräthig seyen. Und da die Liebhaber sehr bedauerten, daſs sie sich nicht auch gleich mit brennbarer Luft bey ihm versehen könnten; so avisierte er den 17ten: daſs er von nun an auch mit diesem Bedürfniſs, von extrafeiner Qualität, und zwar in Blasen, welche man um die Ballons zu laden nur zu drücken brauche, aufwarten könne, und daſs eine gefüllte Blase nur zwey Livres kosten würde.

Während der müſsige Theil von Paris sich solcher Gestalt mit achtzolligen Luftkügelchen amüsierte, machte die Gegenpartey des Herren Charles mit immer zunehmendem Geräusche Anstalt, die Ehre, die er sich am 27sten August im Marsfeld erworben hatte, durch ein neues Experiment auszulöschen, welches Herr Montgolfier in eigner Person zu geben versprach. Alles vereinigte sich diesem letztern einen glänzenden Sieg über seinen Nebenbuhler zu versprechen.

Er war der erste Urheber der wundervollen Entdeckung, die dem dringendsten Bedürfniſs der Pariser Welt, dem Durst nach neuem Zeitvertreib, so glücklich zu Statten kam. Ein Fremder hatte sich eingeschlichen, und ihm den Ruhm eines so wichtigen Verdienstes, in seiner eignen Gegenwart, gleichsam vor dem Munde wegfischen wollen. Unglücklicher Weise für Herrn Charles war seine Maschine zu Gonesse gefallen; und dieser Umstand, wiewohl man alle Ursache hatte darauf gefaſst zu seyn, war von den Miſsvergnügten sogleich benutzt worden, die Meinung im Publikum zu erregen, als ob das Experiment der Herren Montgolfier unter seinen Händen verunglückt sey. Charles wurde nun für einen Pfuscher ausgegeben, und man erwartete einen ganz andern Erfolg, wenn der Meister selbst auftreten und seine Kunststücke machen würde.

Um das neue Experiment, welches die Herren Montgolfier ankündigten, noch mehr zu verherrlichen, wurde Versailles zum Schauplatz desselben auserkohren. Ihre Maschine war aus drey Stücken zusammen gesetzt: aus einer Pyramide von vier und zwanzig Seiten, einem eben so vielseitigen Prisma, und einer abgekürzten Pyramide. Die ganze Maschine sollte, einer von Herrn Faujas Tages zuvor gemachten Ankündigung zu Folge, die Form eines Zeltes bekommen, 60 Fuſs hoch und 40 breit, der Grund Azur, der Pavillion und die Auszierungen Goldfarbe. Sie sollte mit 40,000 Kubikfuſs Gas (welchen Herr Montgolfier, anstatt aus Eisen und Vitriolsäure, mit weit geringern Kosten aus verbranntem nassem Stroh gezogen hatte) geladen werden, und im Stande seyn 1200 Pfund zu heben; jedoch wollte man, zumahl da sie selbst wenigstens 7 bis 800 Pfund schwer sey, sie dieſsmahl nur mit 600 Pfund belasten.

Das war nun freylich ein anderes Werk als der *Globulus* von 12 Fuſs im Durchmesser, womit Herr Charles vor drey Wochen im Marsfelde so vielen Spuk gemacht hatte! Die Sache ward ernsthaft; und man muſs gestehen, eine Maschine von mehr als 1200 Pfund, die ohne Anwendung irgend einer sichtbaren Kraft über 200 Klafter hoch steigt, kann allerdings für eine Erfindung gelten, womit eine Nazion sich etwas zu gute thun kann. Die Französische läſst es bey solchen Gelegenheiten nicht an der lebhaftesten Theilnehmung fehlen. Das Experiment ging den 19ten September im ersten Hofe des Schlosses zu Versailles unter einem unglaublichen Zusammenfluſs von Zuschauern von Statten. Ein Stückschuſs kündigte den Augenblick an, wo der Anfang mit Ladung der Maschine

„unter den Befehlen des Herrn Montgolfier“ gemacht wurde; ein andrer ungefähr 10 Minuten darauf, den Moment wo man damit fertig war; und ein dritter denjenigen, wo die Stricke, womit sie befestigt war, abgehauen wurden. Sie erhob sich sogleich zu allgemeinem Erstaunen der Zuschauer, und stieg dem Ansehen nach ungefähr 200 Klafter. Man hatte (vermuthlich um zu versuchen wie eine solche Luftreise lebendigen Wesen bekommen würde) unten an die Maschine einen groſsen Korb gehängt, worin ein Hammel, eine Ente und ein Hahn eingesperrt waren. An dem Korbe hing, den Fysikern zu Ehren, ein Barometer. Der Westwind nöthigte diese ungeheure Maschine einen horizontalen Lauf zu nehmen, der nicht länger als 27 Sekunden dauerte; nach diesem fing sie an merklicher zu sinken, und fiel im Gehölze von Vaucresson, eine halbe Stunde weit von dem Ort ihres Aufsteigens, zu Boden. Herr Pilatre de Rozier, der die Ehre hatte, unter den *Naturae Curiosis*, welche ihrem Laufe folgten, der erste zu seyn der an Ort und Stelle kam, fand den Ballon oder das Zelt durch einen Stoſs Holz, worauf es gestürzt war, von dem Korbe abgetrennt. Der Hahn und die Ente schienen sich nicht übel zu befinden; der Hammel fraſs in seinem Käfig; der Barometer war zwar umgeworfen, jedoch ohne

Bruch; aber der Ballon hatte in seinem obern und untern Theile ziemlich groſse Risse bekommen.

Zwey Herren von der Akademie der Wissenschaften, Herr Jeaurat und Herr Le Gentil, hatten den Lauf dieses seltsamen Fremdlings in den ätherischen Höhen beobachtet. Der erste auf der *Plate-forme* des königlichen Observatoriums, wo er fand, daſs die Maschine 293 Klafter über das *Rez-de-Chaussée* der Sternwarte gegangen sey; der andre, der sie mit einem Quadranten von drey Schuh beobachtete, brachte heraus, daſs sie sich zu einer Höhe von 280 Klaftern über dem zweyten Stock der Sternwarte erhoben hatte.

Wie sehr auch dieses Experiment des Herrn Montgolfier jenes im Marsfeld angestellte durch die Gröſse der Maschine und andre die Augen der Zuschauer bestechende Umstände verdunkelt hatte, so konnte man doch nicht umhin zu bemerken: daſs der Ballon des Herrn Charles sich zu einer weit beträchtlichern Höhe erhoben, und einen Raum von 8 bis 9 Französischen Meilen durchlaufen hatte. Dieses waren wesentliche Vorzüge, welche dem letztern den Triumf zu versichern schienen. Allein die Partey des Herrn Montgolfier wandte dagegen ganz bescheiden ein: „Seine Absicht sey bloſs gewesen, das Experiment von Annonay in der Hauptstadt zu wiederhohlen; und die Akademie der Wissenschaften habe auch nichts andres verlangt, da der Gas, dessen sich Herr Montgolfier zu Ladung seiner Maschine bediene, ein ganz und gar neues Fänomen darstelle. Auch lasse sich von dieser erhabenen Entdeckung keine nützliche Anwendung erwarten, als mit Hülfe des Gas des Herrn Montgolfier, den er bloſs durch Verbrennung nassen Strohs mit einer gewissen Quantität Wolle oder einer andern animalischen Substanz erhalte. Aus diesen Materien lasse sich für 40 Sous binnen 10 Minuten 42,000 Kubikfuſs Gas ziehen; da hingegen eine gleich groſse Quantität von der flogistischen Luft des Herrn Charles 8 bis 10 Tage Arbeit und 8 bis 10,000 Livres Unkosten erfordern würde. Wenn die aerostatische Maschine z. B. angewandt würde, die Schwere groſser Massen zu vermindern, so sey es unnöthig daſs sie sich ganze Stunden in der Luft erhalte: wolle man sie aber zu Erfahrungen von längerer Dauer gebrauchen, so sey nichts leichter, als aus verbranntem Stroh wieder neuen Gas zur Ladung zu schaffen; da hingegen nichts schwerer seyn würde, als sie mit Luft aus der Eisensoluzion zu unterhalten, u. s. w." Endlich wurde auch Hoffnung gemacht, daſs Herr Montgolfier noch neue Versuche anstellen, und den verschiedenen Gebrechen, die dem Interesse des Experiments vom 19ten September nachtheilig gewesen, abzuhelfen wissen würde.

Die Herren Charles und Gebrüder Robert hatten, wie es scheint, erst den Erfolg des Montgolfierischen Schauspiels abwarten wollen, ehe sie sich auf das oben extrahierte zweyte Manifest des Herrn Faujas de St. Fond öffentlich vernehmen lassen wollten. Da nun dieser Erfolg eben nicht so ausgefallen war, daſs sie Ursache gehabt hätten den Muth gänzlich zu verlieren: so traten die Gebrüder Robert den 28sten September wieder auf, und bewiesen nicht nur durch eine Quittung des Kaufmanns Perrault, welcher den Taft zu ihrem Ball geliefert hatte, daſs er besagten Taft dem ältern Herrn Robert ganz allein verkauft und die Ehre gar nicht habe den Herrn Faujas de St. Fond zu kennen; sondern rechtfertigten sich auch gegen die verschiedenen Vorwürfe desselben mit einem anscheinenden Bewuſstseyn ihrer gerechten Sache. Sie versicherten: „Es sey ihnen nie eingefallen, das Experiment von Annonay zu wiederhohlen; und es habe also nie ihre Absicht seyn können, den Herren Montgolfier etwas von ihrem Ruhme zu entwenden. Ihre aerostatische Maschine habe mit der Montgolfierischen weder in der Theorie noch in der Ausführung das mindeste gemein. Man habe zwar bisher affektiert, mit einer für die Künste sehr abschreckenden Parteylichkeit beide mit einander zu vermengen: allein sie würden sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern gedächten mit Thaten zu streiten, um das Publikum auf eine bessere Meinung zurück zu bringen. Eine neue und viel beträchtlichere Unterzeichnung ihrer Bekannten und Freunde werde sie in den Stand setzen mit mehr Ruhe neue Versuche zu machen; und sie hofften in kurzem der Nazion weit kostbarere und interessantere Erfahrungen vorweisen zu können."

Überhaupt ergiebt sich aus dieser Erklärung der Herren Robert, daſs Herr Charles und Konsorten am einen, und Herr Faujas mit seinen Freunden am andern Theile, vom Anfang an einander nicht recht verstanden, und daſs weder Charles ein bloſser *Physicien assistant*, noch die Gebrüder Robert bloſse Handlanger und Tagelöhner von einem Manne zu seyn gemeint waren, der ein so groſses Verdienst darein setzte, den Taft zum Überzug der aerostatischen Maschine eingekauft zu haben. So viel ist übrigens gewiſs, daſs der „*Globe ascendant*" zwey Parteyen zu Paris hervorgebracht hat; und vermuthlich wird sich nun, nachdem von Molinisten und Jansenisten nicht mehr die Rede ist, und auch der Eifer der Gluckisten und Piccinisten ziemlich nachgelassen hat, das zahlreiche Heer der Liebhaber des experimentalischen Zeitvertreibs in Montgolfianer und Robertaner spalten, deren aerostatischer Bürgerkrieg den gleichgültig zuschauenden Bewohnern von Europa (wenigstens bis zum Ausbruch des bevorstehenden Türkenkrieges) eine sehr angenehme Unterhaltung verspricht. In der That hätte die seltsamste Dichtungskraft kein so wunderbares Schauspiel ersinnen können, als zwey Armeen von Naturforschern, die in freyer Luft und auf den Wolken des Himmels Zelte gegen einander aufschlagen, sich mit 1200pfündigen Luftkugeln herum schiefsen, und einander mit immer gröfsern und unerhörtern Experimenten entweder aus dem Felde zu schlagen oder (wie man jetzt in England spricht) zu Bourgoynisieren suchen.

Inzwischen, und während sich beide Parteyen mit der gröfsten Hitze zu diesem wunderbaren Kriege rüsten, scheint die Partey der Herren Montgolfier auch die minder edeln, aber desto schärfer verwundenden Waffen des Lächerlichen nicht zu verschmähen, und unter der Hand aus den Theatern auf den

Verstand! man sagt auch so was zu Standespersonen wie ich!
Behalten Sie Ihren Verstand für Sich,
Und geben mir wieder was mir Ihr höllischer Zauber genommen! —
„Das sollst du auch stehenden Fuſses bekommen,
Du bist nichts bessers werth, erwiedert verächtlich der Mohr:
Da, habe deinen Wunsch! Geh wie du hergekommen,
Als ich den Menschenverstand an deine Blondheit verlor,
Und sey, wo möglich, noch blonder und alberner als zuvor!

51.

Geh, sag' ich, und suche bey Weiſsen und Mohren
Das, was du nicht hast, — den unvergleichlichen Thoren,
Der Thor genug sey, so blond und abgeschmackt du bist,
Dich lieben zu können; mich rechne für verloren,
Und diesen Helden dazu! Der steht so lange gefroren,
Bis seine Zeit erfüllet ist.“ —

sah in der ersten Entzückung, worein ihn der Versuch des Herrn Charles setzte, schon das ganze Element der Luft seiner Nazion unterthan. Auſser sich von diesem stolzen Gedanken, ruft er aus:

D'un nouvel Ocean Argonautes nouveaux,
De Colomb et de Cook surpassez les travaux!
Suivez ce Montgolfier, qui d'une main certaine
A de la pesanteur enfin brisé la chaine.
Partez, volez, cherchez dans les plaines d'Azur
Un air moins variable, un horizon plus pur.
Glissez d'un vol leger sur les glaces Australes,
Jouez-vous au milieu des flammes Boreales etc.

Am Schlusse seines Gedichtes ruft er die Herren Charles und Robert auf, zu eilen, um das groſse Werk zu vollenden, und ihr Luftschiff mit Rudern oder Segeln auszurüsten. „Fürchtet, sagt er, daſs irgend ein verwegener Engländer euch die Erfindung stehle," — und er meint: „dieses Volk, das sich den Vorzug das Meer zu beherrschen entrissen sehe, werde nun bald alles versuchen, um Herr von der Luft zu werden." Wie gesagt, von der raschen Einbildungskraft eines Französischen Dichters war nicht weniger zu erwarten. Aber auch die prosaischen Köpfe flogen in Gedanken mit; und schon am 5ten September versicherte einer von ihnen im Journal von Paris: Er sey so überzeugt, daſs es nun zur völligen Erfindung der Luftschiffahrt nur noch einen Schritt brauche, daſs er sich hiermit erboten haben wolle, die erste Maschine dieser Art, die der vereinigte Fleiſs der Herren Fysiker und Mechaniker (jedoch auf ihre eignen Kosten) zu Stande gebracht haben würde, in Person zu besteigen, ohne eine andere Belohnung zu verlangen, als die Ehre der erste Luftschiffer gewesen zu seyn. — Eine Ehre, die diesem wackern Manne gleichwohl den 19ten September von einem bloſsen Hammel geraubt wurde; vermuthlich zu seinem desto gröſsern Miſsvergnügen, da der glückliche Hammel, wie verlautet, eine Art von Pension von Sr. Majestät erhalten haben soll, die er jedoch mehr durch seine Geduld und Gleichgültigkeit als durch die Gröſse seines Muthes verdient zu haben scheint.

Das Publikum konnte das Anerbieten des Ungenannten für Scherz aufnehmen. Aber Herr Blanchard, der im verwichenen Jahre so viel Aufsehens mit seinem verunglückten Luftschiffe gemacht hatte, nahm es für Ernst, und bat sich in einer Antwort vom 6ten September von dem Ungenannten die Erlaubniſs aus, ihm die Ehre, der erste Luftbesegler zu seyn, streitig zu machen. „In wenigen Tagen werde ich, sagt Herr Blanchard, im Stande seyn, eine aerostatische Maschine zu zeigen, welche auf und nieder steigen, und jede beliebige Horizontallinie halten wird. Ich selbst werde darin seyn, und ich habe Vertrauen genug zu meinem Verfahren, um mir vor dem Loos eines neuen Ikarus nicht bange seyn zu lassen."

Das wäre doch Etwas, — wofern das tiefe Stillschweigen, das Herr Blanchard seit dieser Zeit beobachtet, nicht vermuthen lieſse, daſs ihm diese neue Gaskonnade nur von irgend einem losen Vogel angedichtet worden sey; vielleicht von eben dem, der einige Zeit darauf, unter dem Nahmen Perseus, in einem drolligen Briefe an die Herren Luftschiffer den Vorschlag that, dem neu erfundenen Luftschiffe die Form des Flügelpferds der Dichter zu geben.

Die Herren Montgolfier selbst und ihre Freunde in der königlichen Akademie scheinen zur Zeit noch weit entfernt zu seyn, so hoch fliegende Hoffnungen erwecken zu wollen. Man spricht zwar von nützlicher Anwendung ihrer Maschine: aber man schränkt sie noch mit groſser Bescheidenheit auf leichtere Erhebung groſser Massen, und höchstens auf atmosfärische Beobachtungen ein, [6] zu deren Behuf

---

[6] Der Duc de Crillon-Mahon, in dessen Imaginazion die glühenden Kugeln von Gibraltar noch immer zu spielen scheinen, hat bey Gelegenheit des prächtigen Festes, das er am ersten Oktober wegen der Geburt der beiden Infanten von Spanien im Boulogner-Holze gab, noch einen andern Gebrauch der aerostatischen Kugeln gezeigt, an welchen die ersten Erfinder nicht gedacht zu haben scheinen; indem er seinen Gästen nach dem Souper einen aerostatischen Ballon von 6 Fuſs 4 Zoll zum Besten gab, an welchem ein *Transparent* hing, auf dessen beiden Seiten ein *Quatrain*, das sich mit *vive Charles! vive Louise!* anfängt, deutlich zu lesen war. Nachdem der Ingenieur, der den Globus verfertigt, ihn einige Minuten lang in einer Höhe von 2 bis 3 Klaftern erhalten, und verschiedene beliebige Bewegungen hatte machen lassen, lieſs man ihm endlich seine Freyheit. Der Globus erhob sich unter dem Schall einer prächtigen Musik, majestätisch, beynahe in gerader Linie in die Luft; welches (wie man dem Geschichtschreiber dieser *Fête* im *Journal de Paris* gern glauben wird) eine unbeschreiblich schöne Wirkung that. — Woraus also zu sehen war, daſs man, Dank sey dem Herrn Montgolfier, oder vielmehr dem

Herr von Parcieux bereits den 10ten September Berechnungen gemacht hatte, wovon das Resultat war: daſs ein Globus von 24 Fuſs im Durchmesser, mit 75 Pfund Gas geladen, sich 5000 Klafter hoch erheben müſste — eine Berechnung, die dem Experiment vom 19ten September eben nicht sehr günstig zu seyn scheint.

Wie dem auch seyn mag, wer kann sagen, wie weit Genie, Wissenschaft und Kunst vereinigt irgend eine Erfindung, die sich auf neu entdeckte Naturkräfte gründet, treiben können? Diese Erfindung ist noch ein neu gebornes Kind, sagte der groſse Franklin; je nachdem es erzogen wird, kann viel oder wenig daraus werden. — Das Verständigste was zur Zeit noch geurtheilt werden kann!

Herrn Charles und dem Baron von Beaumanoir, künftig ein sehr prächtiges Feuerwerk mit sehr mäſsigen Kosten geben könne. — Von den *Coeffures* und übrigen Siebensachen *à la Montgolfier* sagen wir nichts, weil sich das von selbst versteht. Natürlicher Weise muſs jetzt in Frankreich alles *à la Montgolfier* seyn, wie noch vor kurzem alles *à la Marlborough* war. Glückliches Volk, das alles seines Elendes so leicht über jedem neuen Spielzeuge vergessen kann!

Sehen die Französischen Fysiker und Mechaniker sich im Stande, wichtigere Dinge damit auszurichten, als die Müſsiggänger und *Badauds* von Paris mit einer neuen Art von fliegenden Hirschen zu belustigen, so werden sie wohl thun, nicht eher mit neuen Versuchen öffentlich hervor zu rücken, bis sie ihrer Sache recht gewiſs sind. Denn die Schwärmerey der Pariser für einen und denselben Gegenstand, wie wundervoll er auch seyn mag, kann es doch nicht viel über vier oder sechs Wochen aushalten; und was die Zeit nicht thut, das thun die *Gilles* und *Crispins* auf den *Boulevards.* Allbereits ist schon ein ziemlicher Theil der brennbaren Luft, womit diese ohnehin so leichten Köpfe seit dem 27sten August geladen waren, wieder verflogen, und ein leichtfertiger Brief, der am 3ten Oktober im *Journal de Paris* erschien, scheint von böser Vorbedeutung für die Aerostatomanie zu seyn. Ein sich so nennender Sieur Borné, in der neuen Straſse St. Marceau, berichtet darin, mit einem groſsen Anschein von Bestürzung, das Unglück, das seinem mit besagter Krankheit befallenen Oheim, dem Fysiker, zugestoſsen sey. „Der Oheim hatte, gleich allen Herren vom Metier, seit der Erfindung der aerostatischen Kugeln sich, aller Vorstellung seines Neffen und seiner Guvernante ungeachtet, mit nichts anderm beschäftigt. Freytags den 26sten September war er früher als gewöhnlich aufgestanden, um einige Flaschen brennbarer Luft zu einem Ball von seiner Erfindung zu verfertigen. Es zeigte sich aus dem Erfolg, daſs er ein paar Klystierspritzen, womit das Haus versehen war, gebraucht hatte, um die brennbare Luft desto bequemer in den Ball zu bringen. Zum Unglück muſste er, da er noch im Laden begriffen war, einen Besuch von einem Herrn Konfrater bekommen, der mit ihm frühstücken wollte. Während daſs sie Kaffee mit Milch zusammen tranken, geriethen sie in einen wissenschaftlichen Streit, wobey es bald so hitzig zuging, daſs der Neffe und Hannchen Mühe hatten die Herren aus einander zu bringen. Aber das Übel war geschehen, und der Zorn bekam dem Onkel zu seinem Milchkaffee so übel, daſs er von einer heftigen Kolik und endlich gar von einer Ohnmacht befallen wurde. Hannchen und der Neffe, ganz auſser sich über einen so unerwarteten Zufall, tragen ihn auf sein Bette, frottieren ihn mit erwärmten Handtüchern, reiben ihm Schlagwasser in die Schläfe ein, und da ihnen von ungefähr die beiden mit brennbarer Luft angefüllten Spritzen in die Augen fallen, greifen sie in der Angst zu, und eilen den alten Herrn in die erforderliche Positur zu legen, um das in

Koliken gewöhnliche Mittel empfangen zu können. Die erste war ziemlich gut von Statten gegangen, und lieſs von der zweyten den besten Erfolg hoffen: aber kaum war sie halb leer, so entwischte ihnen der arme Onkel, dessen Bauch zusehens aufschwoll, unter den Händen, erhob sich bis an die Decke, machte ein paar Touren im Zimmer, und flog endlich wie ein Vogel zu einem unglücklicher Weise offnen Fenster hinaus, während daſs Hannchen vor Schrecken in Ohnmacht, und der Neffe, mit dem einen Schuh des Onkels (den er beym Fuſse noch hatte zurück ziehen wollen) in der Hand, rücklings zu Boden fiel. So bald Hannchen wieder zu sich selbst kam, liefen sie beide was sie konnten, den davon fliegenden Onkel wo möglich einzuhohlen; aber vergebens! Seine Nachtmütze, die sie auf der Normandischen Straſse fanden, war alles, was sie, nachdem sie sich den ganzen Tag auſser Athem gelaufen hatten, zurück nach Hause brachten. Doch erfuhren sie Tages darauf, daſs seine Perücke zu Rouen aufgelesen worden sey. Nun folgt eine Beschreibung seiner Person und seines Anzugs, mit unterdienstlicher Bitte an alle mitleidige Herzen, ihnen den Onkel, falls er etwa jemanden in die Hände fallen sollte, so wie er sey, mit der ersten Gelegenheit zurück zu schicken," u. s. w.

So platt dieses Persifflage ist, so macht es doch zu lachen, und scheint zu beweisen, daſs die oben gedachten Pantomimen und Possenspiele zu wirken anfangen.

Die Pariser aber könnten es wohl kaum übel nehmen, wenn man nach allen diesen Begebenheiten versucht wäre, das Kompliment bey ihnen anzubringen, das der alte Oberpriester zu Heliopolis dem Solon zu Handen seiner sämmtlichen Landsleute machte: „Ihr Griechen seyd und bleibt doch ewig — Kindsköpfe!“

Der Neger hält sein Wort. Die Blonde findet
sich selber,
O Wonne! wieder in sich, und fliegt von dem
magischen Ort,
Vor Freude hüpfend wie junge Rehekälber,
Auf einem Zelter des Mohren aus seinen Augen
fort.

DIE AERONAUTEN.

Im Januar 1784.

Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus — — — Horat.

I.

Die Erfindung der Herren Montgolfier und Charles, die seit mehrern Monaten die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, hat binnen wenigen Wochen bereits Fortschritte gethan, welche die stärksten Hyperbeln und kühnsten Weissagungen des begeisterten Provenzalen Gudin de la Brenellerie zu rechtfertigen scheinen.

Der Titel Aeropetomanie, den wir den ersten Versuchen der noch in der Wiege liegenden Luftschifferkunst beylegten, wiewohl er damahls durch die Art, wie sich die Pariser Welt bey einer Erfindung von dieser Wichtigkeit benahm, veranlaſst und gewisser Maſsen gerechtfertigt wurde, war doch in so fern nicht zum glücklichsten gewählt, als er eine an sich sehr ernsthafte Sache lächerlich, und den Verfasser des Aufsatzes verdächtig zu machen schien, als ob er den ungläubigen Herren nachhinke, die ihre voreilige Behauptung, „daſs die ganze Sache bloſser Spaſs und Französische Steckenreiterey sey," jetzt gern zurück nehmen möchten, und durch Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten, [1] vor aller Welt mit Schamröthe überdeckt worden sind. Er hat sich zwar an mehr als Einer Stelle gegen diesen Verdacht zu verwahren gesucht, und zu einer Zeit, wo berühmte Naturforscher (vielleicht eben darum, weil Vielwissen zuweilen bläht) mit Verachtung von den Montgolfierischen Versuchen sprachen, im Vertrauen auf den bloſsen schlichten Menschenverstand sich nicht gescheut, die Sache für wichtiger zu halten, als das Französische Publikum selbst sie Anfangs zu halten schien. Allein dieſs macht den Gebrauch des komischen Salzes, womit jener Aufsatz fast zu stark gewürzt war, nur desto tadelhafter. Indessen trifft dieser Tadel den Verfasser nicht allein:

---

[1] Es ist gleichwohl einiger Trost für diese Herren, daſs die residierenden Glieder der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London selbst, öffentlichen und nicht widersprochnen Nachrichten zu Folge, dem Könige durch ihren Präsidenten eben so frühzeitig ihr Wort gegeben haben sollen, daſs die Montgolfierische Erfindung nicht den geringsten Nutzen haben könne. Aber daſs sich auch noch jetzt, da dem Unglauben kein Ausweg mehr übrig gelassen scheint, Gelehrte mitten unter uns finden, welche steif und fest dabey beharren, die ganze Sache mit der aerostatischen Kugel, die Versuche im Marsfeld, zu Versailles und La Muette, die Spazierfahrt der Herren Rozier und d'Arlandes, und die Luftreise der Herren

Charles und Robert, seyen ein bloſses zur Lust erfundenes Mährchen, womit eine Gesellschaft müſsiger Spaſsvögel zu Paris ganz Europa zum besten haben wolle, das ist ein so unglaubliches Beyspiel von skeptischem Starrsinn und vorsetzlicher Blindheit des Vorurtheils, daſs wir zur Ehre der Nazion wünschten, es möchte nicht von Deutschen gegeben worden seyn. Die Engländer sind bey aller ihrer Nazionaleifersucht über die Franzosen gelehriger gewesen; wenn anders die Palinodie, welche Sir Josef Banks in einem Briefe an einen seiner Korrespondenten in Paris angestimmt hat, so authentisch ist, als ihre Einrückung in das *Journal de Paris* vermuthen läſst.

er gilt (wenn wir es sagen dürfen) allen den Deutschen Patrioten überhaupt, denen man mit Verkleinerung und Verspottung der Franzosen immer willkommen ist, wie unbillig auch oft beides seyn mag. Denn, im Grunde, und wenn wir — wo nicht edelmüthig genug sind, unsern alten Brüdern und Landsleuten jenseits des Rheins ihr Recht widerfahren zu lassen, wenigstens nur weise genug wären, uns nicht dem Verdacht auszusetzen, als ob wir bloſs darum die Grimasse der Verachtung gegen sie machten, weil es uns unangenehm sey ihre Vorzüge zu fühlen: so müſsten wir bekennen, daſs das Französische Publikum von der Lebhaftigkeit und Wärme, womit es gleich Anfangs Theil an der Sache nahm, ja selbst von den schwärmendsten Wirkungen dieser Theilnehmung, die uns von ferne so possierlich vorkamen, mehr Ehre hat, als wir von der kalten Gleichgültigkeit, womit wir an ihrem Platze sie vermuthlich aufgenommen hätten. Wohl dem Volke, das ein so lebhaftes Gefühl für Nazionalruhm hat, und mit solchem Feuer sich beeifert, jedes wahre Talent zu ehren und aufzumuntern, jede Unternehmung, so bald sie die Aufmerksamkeit der Sachverständigen erregt, auch dann schon zu befördern, wenn ihr Nutzen noch zweifelhaft, und sogar der Erfolg noch ungewiſs ist! Schwärmerey für alles Schöne und Groſse ist ein Nazionalkarakterzug, der vielmehr beneidet als verspottet zu werden verdient.

Doch, wie es auch vor drey Monaten — da man zu Paris selbst bey der *Chûte du Globe volant* und andern dergleichen Albernheiten, womit die Schaubühne auf den *Boulevards* die Zurüstungen zum glänzendsten Triumfe der Filosofie bewillkommte, noch lachte und händeklatschte, — wie schicklich oder unschicklich es damahls seyn mochte, von den ersten Versuchen der Luftschiffahrt in einem etwas jovialischen Tone zu sprechen: dieſs ist gewiſs, daſs die Sache inzwischen einen Fortgang gewonnen hat, der eine merkliche Veränderung der Tonart erfordert. Der Onkel, der bey den *Grands Danseurs du Roi* mit einem Klystier von brennbarer Luft im Leibe zum Fenster hinaus flog, war ein sehr lustiger Anblick für die *Badauds de Paris*: aber Herr Charles, der sich in seinem aerostatischen Wagen über 1500 Klafter hoch erhob, und, nach einer zweystündigen Luftreise, neun Stunden von dem Orte wo er eingestiegen war, sich wieder herab lieſs — ist ein sehr ernsthafter Gegenstand für das ganze Menschengeschlecht. Und da dieser Erfolg nicht das Werk eines geglückten Zufalls, sondern scharfsinnig beobachteter, verbundener und genau 2) berechneter Naturwirkungen war: so kann man wohl ohne Vergröſserung behaupten, daſs der menschliche Verstand seit Jahrtausenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieser Erfindung nicht verdunkelt würde. Man kann sich nun die weitern Erfolge und die künftige Vervollkommnung derselben mit einer Art von Gewiſsheit voraus versprechen. Die Wunder, die uns der um so viel erleichterte Fortschritt von einer Entdeckung zur andern erwarten heiſst, sind eben so unabsehbar, als die Vortheile, die sich davon über die künftigen Jahrhunderte ausbreiten werden; ja vielleicht steht die Epoke dieser Erfindung mit einer groſsen fysischen Revoluzion, wozu die Natur immer nähere Anstalten zu machen scheint, in einer jetzt noch unbestimmten Beziehung, welche sie unsern spätern Nachkommen unendlich wichtig machen wird.

II.

Meine Erzählung blieb bey dem Schauspiele stehen, welches Herr Montgolfier

---

2) Nehmlich so genau als damahls möglich war. Denn man hat alle Ursache zu erwarten, daſs die aerostatische Kugel selbst zu neuen Beobachtungen, wovon die Vervollkommnung der Aeronautik das Resultat seyn wird, Gelegenheit geben werde; wie sie zum Theil schon gethan hat.

und seine Freunde dem Hofe und den Einwohnern von Versailles am 19ten September vorigen Jahres mit einer 60 Fuſs hohen und mit 60,000 Kubikfuſs Gas angefüllten Kugel gab, die einen Hammel, einen Hahn und eine Ente 200 Klafter hoch in die Höhe führte, und, nach einem horizontalen Lauf von 27 Sekunden, eine halbe Stunde weit von dem Orte des Aufsteigens, wieder etwas unsanft niedersetzte; ein Experiment, das der Erwartung nicht entsprochen hatte, die man sich, nach den mächtigen Zurüstungen und dem voreiligen Triumfsgeschrey der Gegenpartey des Herrn Charles, davon zu machen berechtigt war.

Diese schien damahls dem letztgenannten Naturforscher — einem Manne, der sich in der Folge in einem sehr glänzenden Lichte gezeigt hat — beynahe ein Verbrechen daraus zu machen, daſs er, auf die erste Nachricht von dem Experimente der Herren Montgolfier zu Annonay, der Sache nachgedacht, und aus eignen Kräften eine aerostatische Maschine erfunden hatte, welche sowohl in der Theorie als in der Ausführung, vornehmlich in der Luftart womit sie geladen wurde, und in der Wirkung welche sie that, von der Montgolfierischen ganz verschieden war. Man affektierte diesen sehr wesentlichen Unterschied nicht zu sehen, und erlaubte sich sogar unedle Mittel, den vortrefflichen Mann von Verfolgung seines Zwecks abzuschrecken, der damahls schon auf dasjenige gerichtet war, was er am ersten December (1783) mit einem so rühmlichen Erfolge bewerkstelligte. Es ist bloſse Billigkeit, in Ermanglung näherer Nachrichten, zur Ehre des Herrn Montgolfier zu glauben, er habe an allen diesen Bemühungen, seinen wackern Rivalen zu unterdrücken, keinen Antheil gehabt. Indessen verdient doch aus einem (entweder von ihm selbst oder einem seiner Freunde) in No. 263. des *Journal de Paris* vom Jahre 1783 eingerückten Schreiben die künstliche Wendung bemerkt zu werden, die man darin nimmt, um die Vorzüge der Erfindung und Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkleinern, und besonders die ausdrückliche Behauptung: „daſs diese erhabene Entdeckung (des Herrn Montgolfier nehmlich) nie anders einer nützlichen Anwendung fähig seyn werde, als vermittelst des Montgolfierischen Gas, (aus verbranntem feuchtem Stroh oder Wolle) und daſs die Verfahrungsart des Herrn Charles, ihrer Kostbarkeit wegen, weiter nichts als einen von den Versuchen hervorbringen könne, die man gewiſs nicht zum zweyten Mahl mache,“ und dergleichen.

Herr **Charles** beantwortete diese Erklärung seiner Gegenpartey ganz kaltblütig mit dem Versprechen, daſs er das thun würde, was jene für unmöglich erklärte; und er hielt Wort.

Herr **Montgolfier**, der sich indessen an dem Unternehmer und Vorsteher des unter dem Schutze des Grafen von Provence vor einiger Zeit zu Paris errichteten **Museums**, Herrn **Pilatre de Rozier**, einen geschickten und unternehmenden Bundsgenossen erworben, und überhaupt in der Akademie einen starken Anhang hatte, blieb inzwischen bey den Zurüstungen der Herren **Charles** und **Robert** nicht müſsig. Der gröſste Theil des Oktobers wurde im Hause und Garten des Herrn **Reveillon** mit Versuchen zugebracht, welche zur Absicht hatten, „die Theorie seiner Entdeckung zu befestigen und zu berichtigen," und wovon man alle bloſs vorwitzigen Zuschauer so viel möglich ausschloſs, weil diese Versuche (wie Herr **Reveillon** öffentlich erklärte) nur Naturforscher von Profession interessieren könnten.

Das Resultat war **eine neue aerostatische Maschine**, 70 Fuſs hoch und 46 Fuſs im Durchmesser, welche 60,000 Kubikfuſs Luft enthielt, und mit Einschluſs der Gallerie 1500 Pfund wog. Sie wurde von

Herrn **Faujas de St. Fond** am 20sten Oktober mit vielem Pomp angekündigt, und dabey nicht vergessen: „daſs Herr **Montgolfier** sie **auf eigne Kosten** und **zu seiner eignen Belehrung** habe verfertigen laſsen.“ Dieser schielende Seitenblick auf Herrn **Charles**, der **auch** an einer neuen Maschine, aber **auf Subskripzion**, und **um der Nazion kostbarere und wichtigere Experimente**[3] **vorzuweisen**, arbeiten lieſs, veranlaſst uns, unsre Leser noch auf ein paar Umstände aufmerksam zu machen, die demjenigen, der in der Geschichte dieser Begebenheiten etwas klärer zu sehen wünscht, nicht ganz gleichgültig seyn dürfen; denn der neulich erschienene Bericht des Herrn **Faujas** ist weder unparteyisch, noch **kann** er es seyn. Die Gegenpartey des Herrn **Charles** hat freylich **seit dem ersten December** eine andere Stellung genommen und eine andere Sprache zu reden angefangen: aber **vor dieser Epoke** war es mehr darum zu thun, **ihn auszulöschen**, als den Ruhm der aerostatischen Erfindung **mit ihm zu theilen**.

---

[3] Dieſs sind die eigenen Worte der Herren **Robert**, in ihrem Schreiben an die Herausgeber des *Journal de Paris* vom 24sten September.

Anmerkungen.

1) Sokratische Grazien —

Vermuthlich eine Anspielung auf die marmornen Bilder der Grazien, welche vor dem Eingang des Schlosses zu Athen standen, und ein Jugendwerk des nehmlichen Sokrates waren, der in der Folge Platonen, Alcibiaden und Xenofonten bildete. Diese Grazien waren bekleidet. Die Idee sie zu bekleiden würde ihm Ehre machen, wenn er der Erfinder davon wäre. Aber Pausanias berichtet uns, die Mode, die Charitinnen nackend zu bilden und zu mahlen, sey erst in spätern Zeiten aufgekommen, ohne daſs er eigentlich habe entdecken können, wann und von wem.

2) Was hätten die Oschanteyen hierin vor
den Negern voraus?

Dieser Vers und etliche vorhergehende und folgende lauteten in der ersten Ausgabe so:

Mein Herr, versetzt die Infantin, Sie kennen Blaffardinen,
So viel ich höre, noch nicht. Es ist für sie zu klein
Dem männlichen Übermuth zur Unterhaltung zu dienen.

Der eine dieser Umstände also ist: daſs um diese Zeit die Bildnisse „der Herren Stefan und Josef Montgolfier Gebrüder, als Erfinder der aerostatischen Kugel,“ von de Launay dem jüngern nach Houdons Modell gestochen, mit folgender Unterschrift erschienen:

Montgolfier, que l'Europe entiere
Ne sauroit assez reverer,
A des airs franchi la carriere,
Quand l'oeil de ses rivaux cherche à le mesurer.

Dieser abermahlige satirische Zug (dessen Spitze aber durch den Erfolg gegen denjenigen gekehrt wurde, der damit hatte verwunden wollen) konnte doch wohl niemand anderm gelten, als dem Herrn Charles und seinen Freunden, und scheint uns ein desto vollgültigeres Zeugniſs von den damahligen Gesinnungen der andern Partey zu seyn, da man diese dadurch zugleich mit den Bildnissen der Herren Montgolfier zu verewigen suchte.

Der andre Umstand ist, daſs die Schnurre mit dem Onkel, den ein Klystier von brennbarer Luft durchs Fenster davon führte, in eben diese Zwischenzeit fiel, und aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls darauf abgesehen war, den Herrn Charles lächerlich zu machen. Die brennbare Luft und das Davonfliegen beweisen es deutlich genug, und um so mehr, da man sich von Montgolfierischer Seite öffentlich und ernsthaft gegen die brennbare Luft, deren sich Herr Charles bediente, erklärt und dabey hinlänglich zu verstehen gegeben hatte: daſs man mit keinen so hohen Ideen, als eigentliche aeronautische Versuche wären, schwanger gehe, sondern den Nutzen der sublimen Erfindung des Herrn Montgolfier bloſs in die Möglichkeit setze, groſse Lasten dadurch empor zu ziehen, oder auch allenfalls sich zu Anstellung fysikalischer Beobachtungen in die Luft zu erheben und eine Zeit lang darin zu erhalten. Dieses letztere war nun der hauptsächlichste Gegenstand, auf welchen die Versuche des Herrn Montgolfier mit seiner neuen Maschine gerichtet waren. Da man aber von der Absicht des Herrn Charles mit seiner den 19ten November angekündigten Maschine so viel gewiſs wuſste, daſs er sich damit in die Luft erheben würde: so eilte man, ihm darin wenigstens zuvorzukommen; und Herr Faujas gab zu eben der Zeit, da er versicherte, daſs Herr Montgolfier seine neuen Versuche bloſs zu seiner eignen Belehrung mache, dem Publikum Nachricht: daſs Herr Pilatre de Rozier, „von edelm und groſsmüthigem Enthusiasmus für diese Entdeckung durchdrungen,“ binnen dem

15ten und 20sten Oktober, zu sechs verschiedenen Mahlen, theils allein, theils in Gesellschaft des Herrn Giroud de la Villette und des Herrn Marquis d'Arlandes, sich auf einer mit Stricken befestigten Maschine, erst 80, hernach 200, hernach 250, und endlich gar 324 Schuh hoch in die Luft erhoben, und das erste Mahl 4 Minuten 25 Sekunden, das andre Mahl wegen widrigen Windes nicht so lange, das dritte Mahl 6 Minuten ohne Gluthpfanne, das vierte Mahl mit der Gluthpfanne 8½ Minuten, das fünfte Mahl 9 bis 10, und das letzte Mahl 8½ Minuten, sich im Gleichgewicht erhalten habe.

Auf den ersten Anblick scheint dieſs eben nicht viel mehr, als was der Hammel und seine gefiederten Reisegefährten den 19ten September bereits geleistet hatten, zu seyn, und weiter nichts zu beweisen, als daſs die mit Gas angefüllte Kugel eben so gut mit einem Naturforscher und einem Major von der Infanterie als mit einem Schöps und einer Ente in die Höhe gehen könne. Allein die ziemlich lange Zeit, worin Herr Pilatre die Maschine in einer Höhe von mehr als 200 Fuſs vermittelst der Gluthpfanne, durch welche sie von Zeit zu Zeit wieder frischen Gas empfing, im Gleichgewicht erhalten hatte, bewies doch, daſs man in der Kunst sie zu behandeln und nach Willkühr zu regieren, schon merkliche Schritte vorwärts gethan habe.

Herr Pilatre hatte bey diesen verschiedenen Versuchen eine Gegenwart des Geistes und eine Geschicklichkeit in den Handgriffen, welche die Montgolfierische Maschine erfordert, gezeigt, die ihn zu der Ehre berechtigten, dem öffentlichen Versuche vorzustehen, der am 21sten November, acht Minuten nach Mittag, auf dem Hofe des Schlosses La Muette (wo der Dauphin erzogen wird) angestellt wurde. Der Himmel war um diese Zeit hier und da mit Wolken bedeckt, und der Wind blies von Nordwest. In acht Minuten nach dem ersten gegebenen Zeichen war die Maschine in reisefertigem Stande; der Herr Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier bestiegen die für sie zubereitete Gallerie; die Maschine erhob sich ein wenig, wurde aber vom Winde auf eine Allee des Gartens getrieben; und, weil die Stricke, woran sie befestigt war, bey diesem Zufalle zu stark wirkten, so bekam sie einige groſse Risse, und muſste zurück gebracht und ausgebessert werden. Um 1 Uhr 54 Minuten war alles wieder in Ordnung. Die Maschine erhob sich von neuem mit den nehmlichen Personen, und dieſsmahl auf eine sehr majestätische Art; sie verlor sich bald aus den Augen der Zuschauer, die ihr mit ängstlicher Bewunderung nachsahen, stieg bis zu einer Höhe von wenigstens 3000 Fuſs, ging über die Seine, und konnte, da sie zwischen der *Ecole Militaire* und dem *Hôtel des Invalides* durchging, von ganz Paris gesehen werden. Die beiden Luftschiffer, „vergnügt mit diesem Versuch und gesonnen nicht weiter zu gehen," machten Anstalt zum Herabsteigen. Wie sie aber gewahr wurden, daſs der Wind sie auf die Häuser der *Rue de Seve* in der Vorstadt St. Germain treibe: entwickelten sie mit aller möglichen Kaltblütigkeit frischen Gas, entgingen dadurch der Gefahr, und stiegen wieder höher; lieſsen sich aber doch bald darauf jenseits des neuen Walles im freyen Felde nieder, „wiewohl sie noch zwey Drittel von ihrem Vorrathe (um Gas zu machen) in ihrer Gallerie hatten, und also, wenn sie gewollt hätten, noch eine dreymahl so weite Reise hätten machen können. Die Länge ihrer Fahrt betrug 4 bis 5000 Klafter, die Zeit, die sie dazu gebrauchten, 20 bis 25 Minuten, und das Gewicht, das die Maschine, welche 60,000 Kubikfuſs enthielt, in die Höhe zog, war zwischen 1600 und 1700 Pfund."

Das hierüber förmlich aufgenommene Protokoll wurde am besagten Tage zu La Muette, Abends um 5 Uhr, von den Herzogen von Polignac und von Guines, den Grafen von Polastron und von Vaudreuil, dem

Herrn von Hunaud, dem berühmtem Benjamin Franklin, und noch dreyen Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, nehmlich den Herrn Faujas de St. Fond, Delisle und Leroy, unterschrieben.

Acht Tage hernach trat der Herr Marquis d'Arlandes im Journal von Paris mit einer sehr umständlichen und, wenn die Gelegenheit weniger auſserordentlich gewesen wäre, allerdings fast kleinlichen Reisebeschreibung dieses ersten Versuchs, mittelst der aerostatischen Kugel in den Lüften herum zu irren, hervor. Ohne eine sehr genaue Kenntniſs der ganzen Maschine, und der Art wie man mit ihrer Ladung und mit Erneuerung des Gas (deren sie, wenn sie wieder steigen soll, von Zeit zu Zeit bedarf) verfährt, ist sehr vieles in dieser Erzählung unverständlich; aber was jedermann verstehen kann, ist: 1) daſs der Herr Marquis dem Herrn Pilatre de Rozier zwar ganz artige Komplimente macht, aber vornehmlich sich selbst über den Muth, die heroische Kaltblütigkeit, den richtigen Blick, und die Geschicklichkeit im Manoeuvrieren, so er bey dieser Unternehmung bewiesen, die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren läſst; 2) daſs die Montgolfierische Maschine, oder vielmehr der Gas, dessen Herr Montgolfier sich bedient sie zu erheben und in der Luft zu erhalten, Unbequemlichkeiten und selbst Gefahren unterworfen ist, bey welchen er, seines geringen Preises ungeachtet, zum aeronautischen Gebrauch wenig geschickt zu seyn scheint; 3) daſs eine längere Fortsetzung dieser Luftfahrt bey weitem nicht so sehr in der Willkühr der beiden Herren stand als das Protokoll besagt, sondern im Gegentheil, daſs sie sich durch den delabrierten Zustand der Maschine genöthigt sahen, sich wieder herab zu lassen; und endlich 4) daſs der Herr Marquis (wie er versichert) dieses Experiment zu Muette eigentlich, nach seinem ersten Anerbieten, ganz allein hätte machen sollen; daſs aber die Klugheit des Herrn Montgolfier für gut befunden, ihm einen Reisegefährten zuzugeben; daſs er ihm den Herrn Pilatre de Rozier dazu vorgeschlagen, welchen der Herr Marquis denn auch wegen seiner in den Experimenten bey Herrn Reveillon bewiesenen Geschicklichkeit „mit *Empressement*“ angenommen; und daſs also er, der Herr Marquis, derjenige sey, der vom Herrn Montgolfier ausersehen worden, dieses Experiment zu dirigieren. „*Il est permis*, setzt er hinzu, *d'être glorieux de ce choix, et peu naturell d'imaginer, que je puisse ceder à un autre* (nehmlich dem Herrn Pilatre) *le droit acquis de publier ses succès.*“

Unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob dem guten Herrn Marquis bey allem diesem etwas menschliches begegnet sey, und in wie fern er etwa dem Herrn Faujas de St. Fond, der mit aller Gewalt den Taft zu der ersten Maschine der Herren Charles und Robert eingekauft haben wollte, Paroli gemacht haben möchte? Wie es damit auch war, so muſste es allerdings einem *Galant-homme*, der so viel Recht hatte über die Wahl des Herrn Montgolfier gloriös zu seyn, sehr auf die Brust fallen, bald darauf im Journal von Paris einen Brief eben dieses Herrn Stefan Montgolfier an den Herrn Marquis von G** (unterm 6ten December datiert) zu lesen, der sich gleich damit anfängt: „Man könne ganz gewiſs nicht ohne Ungerechtigkeit dem Herrn Pilatre de Rozier den Titel des ersten Luft-Argonauten versagen.“ Apollo aus dem Munde seiner Priesterin auf dem heiligen Dreyfuſs, zur Zeit da man noch an seine Gottheit glaubte, hätte wahrlich keinen gültigern Ausspruch in dieser Sache thun können als Herr Montgolfier; und seine Erzählung setzt, mit der möglichsten Schonung des Herrn Marquis d'Arlandes, die Vermuthung, die wir bey unsern Lesern voraus setzten, auſser allem Zweifel. Herr Pilatre, (sagt er) als er hörte, daſs die Akademie der Wissenschaften das

Experiment von Annonay wiederhohlt zu sehen wünsche, bat sogleich, daſs ihm erlaubt werden möchte mit der Maschine in die Höhe zu gehen. Die Akademie lobte seinen Eifer, hielt aber nicht für rathsam ihm ihre Einwilligung zu geben. Er faſste also den Entschluſs, sich zu Ausführung seines Vorhabens eine eigene Maschine machen zu lassen, und stand nicht eher davon ab, bis ihm Herr Montgolfier versprach, daſs er ihm bey den Experimenten, die bey Herrn Reveillon gemacht werden sollten, freye Hand lassen wollte, Versuche mit der angebundnen Maschine zu machen, um die beste Art, sie nach Gefallen steigen und sinken zu lassen, selbst studieren zu können. Herr Pilatre that dieses mit dem schon oben aus dem Schreiben des Herrn Faujas angeführten Erfolge, und der Herr Marquis d'Arlandes vertrat bey dieser Gelegenheit einmahl die ehrenvolle Stelle eines — Gegengewichts. Herr Pilatre ward nun immer begieriger, es auch mit freyer Maschine zu versuchen; aber Herr Montgolfier war damahls anders beschäftigt. Allem Ansehen nach hatte es auch dem Herrn Marquis in dem Korbe, worin er das Gegengewicht machte, so wohl gefallen, daſs er auf Mittel und Wege bedacht war, sich dieses Vergnügen noch einmahl und auf eine gloriösere Art zu verschaffen.

Genug, Herr Montgolfier erhält den 17ten November einen Brief von Herrn de la Greze, Sekretär der königlichen Kinder, des Inhalts: Der Hof Seiner Königlichen Hoheit des Dauphins wünschte auf nächsten Donnerstag ein Experiment zu Muette zu sehen. Nichts war dazu in Bereitschaft. Aber zum Ersatz war Herr von Arlandes bey der Hand, der seine Dienste zu den Zubereitungen anbot, und sich dafür die Ehre ausbat, mit der Maschine empor zu steigen. Natürlicher Weise muſste Montgolfier (welcher Willens gewesen war, seinen Freund Pilatre in eigner Person zu begleiten) nun so höflich seyn, diese Ehre dem Herrn Marquis abzutreten; er ging aber auch sogleich zum Herrn von Rozier, ihm von diesem allen Nachricht zu geben, und ihm zu sagen: „Er rechne noch immer auf seine Einsicht und seinen Eifer in Rücksicht auf die Regierung der Maschine.“ Sie machten noch einige Versuche mit brennendem Öhl, dessen Gebrauch Herr Josef Montgolfier vortheilhaft befunden hatte; „während daſs der Herr Marquis von Arlandes zu Muette die Oberaufsicht über die Erbauung der Estrade führte, von welcher er und Herr Pilatre als neue Argonauten (wie Herr Montgolfier sagt) sich in die Luft erhoben.“

Mein Herz gesteht den schönen Fakardinen
Den Vorzug, mit dem sie so viel sich wissen, nimmermehr ein.
Anbeten mögen sie uns, zu unsern Diensten sich weihn,
Uns amüsieren, uns schützen, auch für uns sterben — allein
Sich schmeicheln, daſs wir dann sie wieder lieben müssen,
Mein Herr, mit Ihrer Erlaubniſs, und aller Ihrer Narcissen,
Dazu spricht Blaffardine nein.

Bey der neuen Bearbeitung dieses Gedichtes war dem Dichter verschiedenes in dieser Stelle miſsfällig; unter andern auch die kindische Art Blaffardinens, indem sie von sich selbst spricht, ihren Nahmen zu nennen, anstatt ich oder mich zu sagen. Sie muſste also verändert werden, und dadurch wurde es nothwendig, daſs die schönen Fakardinen den Oschanteyen Platz machen muſsten; wozu weiter nichts vonnöthen war, als die billige Voraussetzung: daſs Blaffardinen, anstatt des Hamiltonischen Fakardins, der König der schwarzen Inseln Uzim-Oschantey aus dem Wintermährchen, gerade im Sinne geschwebt habe. Der letztere schickte sich sogar weit besser hieher, weil es sich just trifft, daſs der Nebenbuhler, dem er von seiner angebeteten Gemahlin aufgeopfert wird, ein Neger ist.

Ich bin nicht ohne Ursache bey dieser an sich selbst vielleicht geringfügigen Episode etwas umständlich gewesen. Wir sehen nur von ferne zu; und natürlicher Weise war mir und einem jeden, der mit keinem der Herren, die wir bisher auf dem Schauplatze gesehen haben, in nähern Verhältnissen steht, beym ersten Anblick der eine so gleichgültig als der andre. Aber es ist unmöglich lange ein ganz unparteyischer Zuschauer zu bleiben; und, wo alles übrige gleich ist, nehmen wir, durch einen unfreywilligen Instinkt unsrer Natur, die Partey derjenigen, die uns die edelsten scheinen; zumahl wenn wir sie in Gefahr sehen, Opfer von andrer Leute Ungerechtigkeit, Eitelkeit und Eifersucht zu werden. Wenn man den immer einfachen, geraden, und ohne Seitenblicke blofs auf die Sache selbst gerichteten Gang des Herrn Charles und seiner Freunde mit den Wendungen, Kunstgriffen, Kabalen, und dem ganzen Spiele der kleingeistischen Leidenschaften, die unter ihrer Gegenpartey zum Theil in recht lächerlichen Wirkungen nach und nach zum Vorschein gekommen sind, vergleicht: so wird man, denke ich, Stoff genug zu praktischen Betrachtungen, und genugsame Ursache finden, eine gewisse Vorneigung für die erstern nicht verläugnen zu dürfen.

Indeſſen bin ich verſichert, daſs es unbillig wäre, Männer wie Montgolfier und Pilatre de Rozier wegen der Thorheiten ihrer Anhänger zur Verantwortung ziehen zu wollen. Ein Naturforſcher, der durch Zufall und Nachdenken auf irgend eine wichtige Entdeckung geräth, denkt Anfangs wohl an nichts weniger als eine Partey zu machen. Die Partey macht ſich von ſelbſt, und wird ohne ſein Zuthun immer gröſser und ungleichartiger, je mehr der gute Erfolg des Erfinders Leute herbey lockt, denen es gar wohl behagt, ſich von ſeinen Strahlen vergolden zu laſſen, und, indem ſie ſich überall an ihn anklammern, von ihm zum Tempel des Ruhms mit empor geſchleppt zu werden. 4)

---

4) Auch ſogar der wackere Herr Giroud de la Villette, der (als Adjunkt der königlichen Fabrik, deren Vorſteher Herr Reveillon iſt) auch einmahl „die Ehre hatte,“ dem Herrn von Rozier das Gegengewicht zu halten, konnte ſich das Vergnügen nicht verſagen, der Welt im Journal von Paris von dem, was er, bey dieſer Erhöhung, aus einer Öffnung ſeines Korbes mit einem Paar geſunder friſcher Augen geſehen hatte, und von ſeinen dabey angeſtellten Reflexionen über den Nutzen, den dieſe Maſchine bey einer Armee oder Flotte ſchaffen könne, Rechenſchaft zu geben. Sein Brief iſt wirklich luſtig zu leſen.

Je weniger diese Leute für die Sache selbst thun können, je mehr Bewegungen geben sie sich, um auf eine in die Augen fallende Art zu den Beywerken und zu dem Mechanischen der Ausführung etwas beyzutragen. Den Taft zu einer aerostatischen Kugel eingekauft, den Oberbefehlshaber bey Erbauung einer Estrade vorgestellt, oder einen Arm voll Stroh auf die Gluthpfanne geworfen zu haben, ist in den Augen solcher Sterblichen eine merkwürdige That. Und das ist noch immer das unschuldigste was sie thun. Denn man kann sich darauf verlassen, daſs alle das Geklatsch, Kabalieren, Verhetzen und Hin- und hertragen dessen was dieser oder jener gesagt haben soll, und die endlich daraus entstehenden Miſsverständnisse, Verkältungen und Irrungen unter Männern, die sonst Freunde, oder wenigstens edelmüthige Nebenbuhler gewesen wären, bloſs dem allzu dienstfertigen Eifer solcher geschäftigen Personen zuzuschreiben ist. Ein Mann von Verdiensten, der sich unvermerkt und wider seinen Dank und Willen an der Spitze einer solchen Partey sieht, hat es in den mancherley Verhältnissen des Lebens nicht immer in seiner Gewalt, die unbescheidene Thätigkeit seiner Freunde im Zügel zu halten; und gemeiniglich ist Er es, der am Ende für Thorheiten, an denen er keinen Theil hat, bezahlen muſs. Je gröſser das Gedränge der dunkeln Körper, die etwas von seinen Strahlen auffangen möchten, um ihn her ist, je gewisser kann er seyn, selbst von ihnen verfinstert zu werden.

III.

Doch ich halte mich zu lange bey einem Gesichtspunkte auf, der über die Frage, welche von beiden Parteyen in der Hauptsache bisher am meisten geleistet habe, nichts entscheidet.

Diese Frage scheint durch das Experiment vom ersten December vorigen Jahres, wodurch die Herren Charles und Robert sich einen so wohl verdienten Ruhm erworben haben, auf die überzeugendste Art entschieden worden zu seyn. Die Maschine, welche sie dazu hatten verfertigen lassen, bestand aus einem beynahe eyförmigen Globus von 26 Fuſs im Durchmesser, an welchem eine Art von Mittelding zwischen Wagen und Gondel, von sehr zierlicher Form, mit Seilen befestigt hing. Das Experiment wurde in den Tuilerien Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten bey einem unbeschreiblichen Zusammenfluſs von Zuschauern beider Parteyen angestellt. Herr Montgolfier selbst war dazu eingeladen, und man erwies ihm die Auszeichnung, einen kleinen Globus von fünf Fuſs acht Zoll im Durchmesser, der zu Erforschung der Richtung des Windes voran steigen sollte, in die Höhe zu lassen. Das Publikum (sagt Herr Charles in seinem Bericht an die Akademie der Wissenschaften) verstand diese simple Allegorie, wodurch ich zu erkennen geben wollte, daſs er das Glück gehabt habe die Bahn zu brechen. Die kleine Kugel stieg in gerader Linie auf, und wurde nach fünf Minuten nur noch wie ein Stern gesehen.

Die Herren Charles und Robert der jüngere, ungedudig ihr zu folgen, bestiegen nun den Wagen, der ein wahrer Triumfwagen für sie werden sollte, und erhoben sich, nachdem sie die Maschine um 19 Pfund Ballast leichter gemacht, bey einer durch mancherley Leidenschaften unter den Zuschauern verursachten Stille, mit einer Unerschrockenheit und Gewiſsheit ihrer Sache, die mit dem Ausdruck des Zweifels und der Furcht auf den erblassenden Gesichtern der Zuschauer einen sonderbaren Kontrast machen muſste. Aber in wenig Augenblicken wurden alle andern Leidenschaften von dem allgemeinen Entzücken verschlungen, welches ein Schauspiel gewähren muſste, dessen bloſse Möglichkeit zu behaupten vor sechs Monaten noch etwas lächerliches gewesen wäre, und das man auch jetzt, da man es sah, kaum seinen eignen

Augen glaubte. Das Händeklatschen, Zujauchzen und Glückwünschen wurde nun allgemein; und man bemerkte als etwas auſserordentliches, daſs sogar die Garde-Schweizer vor Vergnügen ihre Säbel in die Höhe warfen.

Wie dem Herrn Charles dabey zu Muthe war, wollen wir von ihm selbst hören; denn es ist keiner seiner schlechtesten Vorzüge, daſs er auch sehr gut schreibt. — „Niemahls (sagt er in der Rede, womit er seine Wintervorlesungen über die Fysik eröffnete) wird etwas dem Augenblick von Freudigkeit gleich seyn, der sich meiner ganzen Existenz bemächtigte, als ich fühlte, daſs ich der Erde entfloh. Es war nicht Vergnügen, es war Wonnegefühl. Glücklich entgangen den abscheulichen Qualen der Verfolgung und Verleumdung, fühlte ich, daſs ich alles beantwortete, indem ich mich über alles erhob. Dieser moralischen Empfindung folgte bald eine andere noch lebhaftere, die Bewunderung des majestätischen Schauspiels, das sich uns darstellte. Auf welche Seite wir herab schauten, war nichts als Kopf an Kopf; über uns ein Himmel ohne Wolke; in der Ferne die reitzendste Aussicht von der Welt. O mein Freund, sagte ich zu Herrn Robert, wie glücklich sind wir! Ich weiſs nicht, in welcher Disposizion wir die Erde zurück lassen: aber wie sehr ist der Himmel auf unsrer Seite! Welche Heiterkeit!

Was für eine entzückende Scene! Warum kann ich nicht den letzten von allen unsern Verkleinerern hier haben und ihm sagen: da, sieh, Unglücklicher, was man verliert, wenn man den Fortgang der Wissenschaften aufhält!" —

Zufolge einer Abrede, die sie mit ihren stazionenweise zum Beobachten vertheilten Freunden genommen hatten, hörten sie auf zu steigen, da der Barometer auf 26 Zoll gefallen war, also in einer Höhe von ungefähr 300 Klaftern; und von dieser Zeit an richteten sie ihren horizontalen Lauf südostwärts (nach der Direkzion des Windes) so ein, daſs sie sich immer in einer Höhe von 26 Zoll bis 26 Zoll 8 Linien erhielten, bis sie 56 Minuten nach ihrem ersten Aufsteigen den Kanonenschuſs hörten, der das Signal war, daſs sie aus den Augen ihrer Beobachter zu Paris verschwunden seyen. — „Wir freuten uns daſs wir ihnen entwischt waren, sagt Herr Charles. Da wir nun nicht mehr so genau als bisher an unsern horizontalen Lauf gebunden waren: so überlieſsen wir uns völliger den mannigfaltigen Schauspielen, die sich uns in den unabsehbaren Gefilden, über welchen wir hinschwebten, darstellten. Von diesem Augenblick an hörten wir nicht auf uns mit ihren Bewohnern zu unterhalten, die wir von allen Enden herbey laufen sahen.

Wir hörten ihr Freudengeschrey, ihre Wünsche und Besorgnisse für uns, mit Einem Worte, den Allarm der Bewunderung. Wir riefen *Vive le Roi!* und die ganze Gegend antwortete unserm Ruf. Wir hörten ganz deutlich: Lieben Herren, fürchten Sie Sich denn nicht? Sind Sie auch wohl? — Gott! wie das schön ist! Adieu, lieben Freunde, Gott steh' Ihnen bey! — Ich war von dieser wahren und herzlichen Theilnehmung bis zu Thränen gerührt. Zu verschiedenen Mahlen liefsen wir uns weit genug herab, um auf die Fragen die man an uns that, von wannen und um welche Zeit wir abgereist seyen, deutlicher gehört zu werden; dann riefen wir ihnen Lebt wohl, und stiegen wieder höher," u. s. w.

Um halb vier Uhr langten sie endlich in der Gegend von Nesle an; und weil Herr Charles noch eine zweyte Reise zu machen gedachte, so ward er mit seinem Gefährten einig, ihn hier abzusetzen. Indem kamen die Herzoge von Chartres und Fitzjames und Herr Farrer, ein Engländer, bey dessen Jagdhause sie sich eben zufälliger Weise befanden, in vollem Gallop heran gesprengt. Diese Herren halfen den Bericht, den Herr Charles in dem aerostatischen Wagen aufsetzte, unterschreiben; und der heldenmüthige Filosof erhob sich ein Viertel nach vier Uhr nochmahls, allein, aus der Wiese von Nesle in die Luft. Da die Maschine jetzt um 125 Pfund leichter war, so stieg sie mit einer solchen Geschwindigkeit empor, daſs er sich in zehn Minuten in einer Höhe befand, wo der Barometer, der an der Erde auf 28 Zoll 4 Linien gestanden, auf 18 Zoll 10 Linien gefallen war, welches, nach de Luc's Regel für dergleichen Berechnungen, eine Höhe von 1524 Klaftern ausmacht. Der Thermometer, der an der Erde 7½ Grad über dem Gefrierpunkte stand, fiel in dieser Zeit 5 Grad unter denselben, so daſs Herr Charles binnen zehn Minuten aus der Witterung des Frühlings sich mitten in den Winter versetzt fühlte. Die einbrechende Nacht, die Kälte, und ein dem Herzog von Chartres gegebenes Versprechen, bewogen ihn nach fünf und dreyſsig Minuten bey La Tour du Lay, anderthalb Stunden weit von dem Orte, von wannen er abgereist war, wieder herab zu steigen, und mit Herrn Farrer, der ihn dort einhohlte, nach dem Landhause desselben zurückzukehren.

Ein gewisser Herr Pivan de la Forest, königlicher Prokurator zu Pontoise, der den Flug der Herren Charles und Robert auf dem Kirchthurme von St. Maclou daselbst anderthalb Stunden lang mit einem Dollondischen Fernglase beobachtete, spricht davon, in einem, noch am selbigen Abend an den *Redacteur* des *Journal de Paris* abgelassenen Schreiben, mit einem Vergnügen, das bey einem Astronomen, der die Bahn des neu entdeckten Uranus beobachtet, nicht lebhafter seyn kann. Ich gestehe, daſs ich kein Augenzeuge zu seyn brauche, um mich ganz an seinen Platz zu setzen.

In einer Art von Luftfahrzeug, dessen bloſse Möglichkeit behaupten zu hören nur sechs Monate zuvor jeden groſsen und kleinen Naturforscher lächeln gemacht hätte — durch ein Mittel, dessen Anwendung zu diesem Zwecke Herr Cavallo selbst, (der erste, der im Jahre 1781 Seifenblasen mit brennbarer Luft gefüllt steigen sah) nach allerley fruchtlosen Versuchen, gänzlich aufgegeben hatte — zwey neue Prometheen, denen im Vertrauen zu der Richtigkeit ihrer Beobachtungen und Kombinazionen, bey einer Unternehmung, wovor jedem in den Geheimnissen der Natur Uneingeweihten die Sinne vergehen, nicht einmahl einfällt daſs sie ihr Leben dabey wagen, mit der Geschwindigkeit einer vom Winde getriebenen Wolke hoch in den Lüften daher schwimmen zu sehen — ein so groſses, so wunderbares, so schauerliches, so einziges Schauspiel, muſs in seiner ersten Neuheit, da es alle Springfedern der Einbildungskraft und des

5) Indem sie bis über's Knie den Rock zurücke streift —

Wie viel Impertinenz man auch einer Tochter Bambo's, und wie viel Eitelkeit einer so sehr in sich selbst verliebten Närrin wie Blaffardine zutrauen mag, so ist doch nicht zu läugnen, daſs man sie hier auf eine Art sprechen und handeln läſst, die sehr hart gegen die gemeinen Begriffe von Sittsamkeit und Anständigkeit verstöſst. Weil Entschuldigungen in einem solchen Falle eigentlich nichts entschuldigen, so wollen wir lieber hören, was den Dichter verleitet haben mag, den Karakter der abgeschmackten Blaffardine so weit zu treiben, und ob sich nicht vielleicht zum wenigsten die poetische Wahrheit desselben rechtfertigen läſst. Uns dünkt, ein paar Beyspiele, daſs Damen, die in Ansicht der Sittigkeit ihres Karakters dieser Bembo'stochter weit vorgehen, ungefähr das Nehmliche gethan haben, was Blaffardine thut, um unsern Helden von der Allgewalt ihrer Reitze zu überführen, sollten hinlänglich seyn, den Dichter gegen alle billige Vorwürfe über diesen Punkt sicher zu stellen. Glücklicher Weise können wir uns zu diesem Behuf auf die schöne Zemrude aus den *Mille et un jour*, (die Angela in Gozzi's glücklichen Bettlern) und auf eine Anekdote, welche Graf Hamilton von Miſs Stuart, einer Dame am Hofe König Karls II. von England, erzählt, berufen. Es ist wahr, Zemrude — da sie dem Kadi unter dem Nahmen der Tochter des Färbers Usta Omar einen Besuch macht, um ihn durch diesen Betrug einen Streich zu spielen, den er zwar überflüssig verdient

Herzens zugleich spielen macht, und alle Arten von Leidenschaften, die das Gefühl des Erhabnen in der Seele entzünden kann, in eine einzige nie zuvor gekannte Empfindung zusammen schmilzt, einen Grad von Entzücken hervorbringen, der nur durch das Wonnegefühl desjenigen übertroffen werden konnte, der den Muth hatte, einen solchen Versuch selbst zu machen, nachdem er die Talente und Kenntnisse gehabt hatte, die Mittel dazu zu erfinden.

Ich verlasse mich hoffentlich nicht zu viel auf die Meinung, auch der kälteste meiner Leser müsse bey dem Gedanken einer solchen Scene warm genug werden, um alles dieſs so gut zu fühlen als ob er — ein Dichter wäre; und man werde mir also nicht verdenken, daſs ich ein Schauspiel, das für mich, und (wie mich däucht) für jeden Menschen der etwas mehr Seele als eine Auster hat, so interessant ist, noch nicht verlassen kann. Da dieſs alles eine wirklich geschehene Sache ist, so bleibt da auch für die glücklichste Imaginazion nichts zu vergröſsern noch zu verschönern übrig. Die Sache selbst ist das gröſste, was Menschenwitz und Menschenkunst jemahls seit der Erfindung der Wasserschiffahrt hervorgebracht haben: sie übertrifft sogar diese an Unbegreiflichkeit, für jeden wenigstens, der beide als bloſser Naturmensch betrachtet;

und es giebt also kein Bild, wodurch die Darstellung dieser auſserordentlichsten aller Begebenheiten nicht vielmehr verkleinert als vergröſsert würde.

Wie aber in dem ganzen Umfang der Dinge für den Menschen doch nichts interessanter ist als — der Mensch, und an der gröſsten That, die ein Mensch thun, oder dem erstaunlichsten, was ihm begegnen kann, immer das Gefühl, womit er es thut, und die Art, wie er sich dabey benimmt, für uns das wichtigste ist: so ist auch in der Begebenheit vom ersten December nichts schöner, als das Wenige, das dem Herrn Charles von dem, was in ihm selbst dabey vorging, in der ersten Wärme des Gefühls gleichsam entschlüpft ist. Denn ein Mann, der sich der Welt in einem solchen Lichte gezeigt hat wie Er, kann kein Groſssprecher seyn, und bedarf es auch nicht zu seyn. Auch ist (für ein lautres Auge wenigstens) in seiner Erzählung kein Wort, das einen solchen Argwohn erwecken könnte. Er spricht zwar in dem Tone eines Filosofen dem auch Pindars Grazien 5) hold sind, und dem es

---

5) Die Grazien, ohne welche kein Virtuoso, (σοφος) kein Edler noch hervor glänzender Mann wird. Olymp. XIV. 9.

natürlich ist sich gut auszudrücken, aber zugleich mit der naiven Einfalt der unmittelbar erfahrnen Wahrheit. Ein Mann von Geist und Gefühl in seiner Lage konnte nicht weniger sagen.

Als Herr Charles nach einer beynahe zweystündigen Luftfahrt mit seinem Reisegefährten auf der Wiese bey Nesle anländete, liefs er sogleich die Pfarrer und Gerichtspersonen des Ortes herbey rufen, um das kurze Protokoll, das er inzwischen aufsetzte, zu unterzeichnen. Indem sprengte eine Gruppe von Reitern in vollem Lauf daher. Es war der Herzog von Chartres, mit dem Herzog von Fitz-James und dem Engländer Farrer, die ihnen von Paris aus gefolgt waren. Von mehr als hundert Personen, die das nehmliche versucht hatten, waren diese die einzigen die ihnen nachkamen; die andern hatten entweder ihre Pferde zu Schanden geritten, oder es in Zeiten aufgegeben. Herr Charles erzählte dem Herzog kürzlich einige Umstände ihrer Reise. Aber das ist noch nicht alles, Monseigneur, setzte er lächelnd hinzu: ich bin im Begriffe wieder abzugehen. — „Wie? wieder abzugehen?“ — Wie Eure Hoheit sehen werden. Was noch mehr ist, wenn wollen Sie dafs ich wieder da sey? — „In einer halben Stunde.“ — Gut, es bleibt dabey, in einer halben Stunde bin ich wieder zu Ihren Befehlen. — Herr Robert stieg aus. Der Luftwagen wurde dadurch um 130 Pfund leichter, und 30 Bauern hatten ihre ganze Kraft und Schwere nöthig ihn auf dem Boden zu erhalten. Herr Charles, der nur noch 3 bis 4 Pfund Ballast hatte, verlangte etwas Erde die ihm dafür dienen sollte. Man lief nach einem Grabscheit, es blieb aber zu lange aus. Er verlangte Steine, aber es waren keine auf der Wiese. Die Sonne war am Untergehen. Herr Charles überrechnete schnell die möglichste Höhe, wohin ihn die specifische Leichtigkeit von 130 Pfund, die er erhalten hatte, führen könnte, und entschloſs sich ohne weiteres abzureisen. Er stieg ein; auf ein verabredetes Zeichen lieſsen die Bauern alle zugleich von der Maschine ab, und sie schwang sich wie ein Vogel auf. — „In zehn Minuten (sagt Herr Charles) war ich über 1500 Klafter hoch. Ich konnte auf der Erde nichts mehr unterscheiden, und sah die Natur nur noch in ihren groſsen Massen. Gleich Anfangs meiner Abfahrt hatte ich mich gegen die Gefahren der Explosion des Globus sicher gestellt, und jetzt schickte ich mich an, die Beobachtungen zu machen, die ich mir vorgesetzt hatte. Zuerst, um den Barometer und Thermometer, die am Ende des Wagens befestigt waren, zu beobachten, ohne den Schwerpunkt der Maschine zu verrücken, setzte ich mich in der Mitte auf ein Knie, den einen Fuſs und den Leib vorwärts, meine Uhr und ein Papier in der linken Hand, meine Feder und die Luftklappe in der rechten. Ich versah mich dessen was geschehen würde. Der Globus, der bey meiner Abreise ziemlich schlapp war, schwoll unvermerkt wieder auf. In kurzem strömte die brennbare Luft sehr stark zu der untern Offnung hinaus. Jetzt zog ich von Zeit zu Zeit an der Luftklappe, um ihr zwey Ausgänge zu gleicher Zeit zu verschaffen; und so fuhr ich, indem ich Luft verlor, noch immer fort zu steigen. Sie drang pfeifend heraus, und wurde sichtbar, wie ein warmer Dunst der in einen weit kältern Luftkreis übergeht. Die Ursache dieses Fänomens ist sehr simpel. Auf der Erde stand der Thermometer auf 7 Grad über dem Gefrierpunkt; in zehn Minuten Aufsteigen war er schon 5 Grad unter ihn gefallen. Man begreift, daſs die eingeschloſsne brennbare Luft nicht Zeit genug gehabt hatte, in dasjenige Gleichgewicht, das die Temperatur der äuſsern Luft erforderte, zu kommen. Da sie viel weniger Zeit gebraucht, um sich mit der äuſsern Luft in das Gleichgewicht der Elasticität als in das Gleichgewicht der Wärme zu setzen: so muſste sie nothwendig in gröſserer Menge heraus dringen, als die bloſse gröſsere Subtilität der äuſsern Luft durch ihren mindern Druck zuwege gebracht hätte. Was mich betrifft, so ging ich binnen zehn Minuten aus der Milde des Frühlings in den Frost des Winters über. Die Kälte war lebhaft und trocken, aber nicht unerträglich. Jetzt fragte ich ganz ruhig alle meine Empfindungen; ich hörte mich, so zu sagen, leben, (*je m'écoutois vivre*) und ich kann versichern, daſs ich im ersten Augenblicke bey diesem plötzlichen Übergang zu einem so viel höhern Grade von Ausdehnung und Kälte nichts unangenehmes fühlte."

Wie der Barometer zu fallen aufhörte, bemerkte Herr Charles mit der gröſsten Genauigkeit 18 Zoll 10 Linien. Vermöge einer von dem Herrn Meunier der Französischen Akademie der Wissenschaften, deren Korrespondent er ist, mitgetheilten Ausrechnung, befand Herr Charles sich damahls in einer Höhe von wenigstens 1700 Klaftern. In wenig Minuten wirkte die Kälte so stark auf seine Finger, daſs er die Feder kaum länger halten konnte. Er hatte sie auch nicht mehr nöthig; denn, anstatt höher zu steigen, hatte die Maschine nur bloſs eine horizontale Bewegung. — „Ich richtete mich jetzt mitten in dem Wagen auf, (sind seine eignen Worte) und überlieſs mich dem Schauspiele, welches mir die Unermeſslichkeit des Horizonts darstellte. Bey meiner Abreise von der Wiese war die Sonne für die Einwohner der Thäler untergegangen; aber bald ging sie für mich allein wieder auf, und begann noch einmahl den Globus und den Wagen mit ihren Strahlen zu vergolden. Ich war nun der einzige beleuchtete Körper im ganzen Gesichtskreise, und ich sah die ganze übrige Natur in Schatten getaucht. Bald verschwand auch die Sonne selber, und ich hatte das Vergnügen sie zweymahl in Einem Tage untergehn zu sehen. Ich betrachtete etliche Augenblicke den Luftraum und die Dünste, die aus den Thälern und Flüssen empor stiegen. Die Wolken schienen aus der Erde heraus zu dampfen, und, mit Beybehaltung ihrer gewöhnlichen Gestalt, sich über einander her zu wälzen. Nur war ihre Farbe graulich und eintönig, wie es bey dem wenigen durch die Atmosfäre zerstreuten Lichte nicht anders seyn konnte. Der Mond allein beleuchtete sie. Bey seinem Lichte bemerkte ich, daſs ich zweymahl umlegte, und von wahren Luftströmen wieder zurück getrieben wurde. Zu verschiednen Mahlen kam ich sehr merklich von meiner ersten Richtung ab. Eine Erscheinung, die mich sehr angenehm überraschte, war: daſs die Wimpel meiner Flagge der Richtung des Windes folgten; und von diesem Augenblicke faſste ich (vielleicht zu voreilig) die Hoffnung, daſs es möglich seyn könnte, die Richtung der aerostatischen

Maschine in seine Gewalt zu bekommen. — Mitten in dem unbeschreiblichen Entzücken der Kontemplazion, worin ich in diesen Augenblicken schwebte, wurde ich durch einen ganz auſserordentlichen Schmerz im Innern des rechten Ohres und in den Drüsen der Kinnbacken zu mir selbst gebracht. Ich schrieb diese Empfindung eben sowohl der Ausdehnung der in dem zellförmigen Gewebe des Organismus enthaltenen Luft als der Kälte der äuſsern Luft zu. Ich war nur in der Weste und mit bloſsem Haupte. Ich bedeckte mich mit einer wollenen Mütze, die zu meinen Füſsen lag; aber der Schmerz verlor sich nicht eher, als bis ich der Erde wieder nahe kam. Es waren ungefähr 7 bis 8 Minuten seitdem ich nicht mehr stieg; im Gegentheil machte die Verdickung der brennbaren Luft die noch im Globus war, daſs ich zu sinken anfing. Ich erinnerte mich meines dem Herzog von Chartres gegebenen Wortes, und beschleunigte mein Herabsteigen, indem ich von Zeit zu Zeit die obere Luftklappe zog. In kurzem zeigte mir der beynahe halb leere Globus nur noch die Gestalt einer Halbkugel. Ich wurde am Walde von La Tour du Lay einer unbebauten Strecke Landes gewahr, die mir zum Anländen bequem schien. In einer Entfernung von zwanzig bis dreyſsig Klaftern warf ich eilends noch zwey bis drey Pfund

Ballast aus, die ich sorgfältig aufgespart hatte; die Maschine blieb einen Augenblick stehen, und lieſs sich sodann ganz sanft auf dem nehmlichen Platze nieder, den ich mir ausersehen hatte. Ich war über eine Meile von dem Orte des Aufsteigens entfernt: weil ich aber in meinem Laufe öfters bald wieder rückwärts bald auf die Seite getrieben wurde; so möchte meine ganze Luftfahrt in gerader Linie wohl drey Stunden betragen haben. Es waren nun 35 Minuten seit meiner Abreise; und so zuverlässig sind die Kombinazionen unsrer aerostatischen Maschine, daſs ich 130 Pfund specifischer Leichtigkeit nach Belieben verlieren konnte, deren Sparung (welche ebenfalls in meiner Willkühr stand) mich wenigstens noch 24 Stunden in der Luft erhalten hätte."

IV.

Da eine genaue Darstellung der Verfahrungsart des Herrn Charles nicht hierher gehört, so begnüge ich mich bloſs, ihre Verschiedenheit von der Montgolfierischen, so viel aus den bisherigen Berichten erhellet, kürzlich anzuzeigen.

Die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, deren sich Herr Charles am ersten December zu Ladung seines Balls bediente, verhielt sich zur atmosfärischen am Gewichte wie 1 zu $5\frac{1}{2}$. — Dieses Verhältniſs bleibt in allen Graden der Ausdehnung beider Luftarten: und da vermöge desselben das Verfahren im Auf- und Absteigen sich auf Kombinazionen, die einer hinlänglich genauen Berechnung fähig sind, gründet; so ist nicht nur die vollkommne Sicherheit des Herrn Charles und seines Reisegefährten in einem Elemente, welches vor ihnen nur von geflügelten Wesen mit solcher Zuversicht befahren wurde, begreiflich, sondern man kann es dem ersten auch wohl glauben, daſs er unter andern Umständen, vermittelst gehöriger Sparung der 130 Pfund specifischer Leichtigkeit, die er bey seinem zweyten Aufsteigen durch Zurückbleiben des Herrn Robert gewonnen hatte, sich eben so gut 24 Stunden als 35 Minuten lang in der Luft hätte erhalten können.

Alles dieses findet sich ganz anders, wenn die Maschine nach der *Montgolfierischen* Weise behandelt wird. Der aus brennendem feuchtem Stroh und Wolle gezogene Dampf ist, wie die Versuche des berühmten Genfischen Filosofen, Herrn von *Saussures*, beweisen, so weit entfernt specifisch leichter zu seyn als die atmosfärische Luft, daſs er vielmehr *bey gleicher Temperatur* um ein beträchtliches schwerer ist. Das, was also den Montgolfierischen Ball steigen macht, ist bloſs *das Feuer*, das diesen *Rauch* in die möglichste *Verdünnung* setzt. Da er aber, so hat, der aber darum an ihr nicht weniger tadelhaft ist — treibt die Demonstrazion ihrer Reitze nicht völlig so weit als Blaffardine; allein dafür kommt der letztern zu Statten, daſs sie nicht, wie jene, die Absicht hat den Ritter zu verführen, sondern ihn bloſs durch den Augenschein von der Unmöglichkeit überzeugen will, daſs der Neger bey ihrer Erblickung im Bade den Verstand nicht hätte verlieren sollen. Mit einer in ihren Augen so untadeligen Absicht konnte sie schon etwas weiter gehen als Zemrude; und so dachte vermuthlich auch die schöne Stuart, da sie (als die Rede von den schönen Beinen der Russischen Damen war, und der König behauptete, daſs es keine schönere geben könne als Miſs Stuarts) um zu beweisen, daſs Se. Majestät nicht zu viel gesagt habe, den Rock bis über's Knie aufstreifte und alle Anwesende zu Augenzeugen der Sache machte, wie in Hamiltons *Memoires du Comte de Grammont* zu lesen ist. Nach einem solchen historischen Beyspiel wäre es Überfluſs, sich noch auf die drey Göttinnen, die den Paris zum Richter über ihre Schönheit machten, oder auf die Anekdote, die zur Erbauung des Tempels der Venus Kallipyga Gelegenheit gegeben haben soll, berufen zu wollen.

4) Herr Futatorius —

Ein Karakter, den wir aus dem 4ten Theile des Tristram Shandy als allgemein bekannt voraussetzen, und von welchem nur zu viel Kopien in der Welt herumgehen.

bald dieses aufhörte, sich wieder verdichten und seine erhaltne specifische Leichtigkeit verlieren würde: so muſs er durch ein beständig genährtes Feuer in der Rarefakzion erhalten werden, die mit Hülfe des Stoſses der Flamme und des Zugs der äuſsern Luft, den die Wärme der Maschine längs ihrer Seitenwände verursacht, das Steigen derselben ganz allein bewirken und sie eine Zeit lang in der Luft erhalten kann. Wie gefährlich es aber seyn müsse, drey hundert Klafter hoch in freyer Luft, in einer aus lauter sehr leicht Feuer-fangenden Materien zusammen gepappten Maschine, ein beständiges Feuer zu unterhalten; wie schwer oder vielleicht gar unmöglich es sey, nie über den Grad von Hitze und Ausdehnung, den sie ertragen kann, hinaus zu kommen; und wie leicht also die Maschine, zumahl auf einer beträchtlichen Luftreise, bey einer so unsichern Verfahrungsart beschädiget werden, oder auch (besonders wenn sie sehr groſs ist, und eine Last von vielen Zentnern mit sich schleppen soll, folglich desto stärker geheitzt werden muſs) gar in Brand gerathen könne: alles dieſs fällt einem jeden von selbst in die Augen; und es würde, ohne die moralischen Ursachen welche dabey im Spiele sind, unbegreiflich seyn, wie man, sogar nach den Versuchen vom 21sten November und ersten December, noch eigensinnig genug seyn könne, die entschiednen Vorzüge der Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkennen, und gegen Vernunft und Erfahrung Recht behalten zu wollen.

Die Maschine des letztern hingegen, und die Art wie er sie behandelt, ist eben so einfach als sicher. Eine bestimmte Quantität brennbarer Luft, womit der Ball gefüllt ist, ein gewisses Quantum Ballast, vermittelst dessen man sich nach Erforderniſs der Umstände in der gehörigen specifischen Leichtigkeit erhalten kann, und ein paar Luftklappen, um dem zu sehr dilatierten Gas den nöthigen Ausgang zu verschaffen, ist alles, was erfordert wird, den in seiner Neuheit so erstaunlichen, und in seinen Ursachen so simpeln und unfehlbaren Effekt hervorzubringen. Die Maschine konnte nicht eher steigen, bis sie leichter war als das Volumen von Luft, dessen Platz sie einnahm; daher muſste sie im Momente der Abreise um einige Pfund Ballast erleichtert werden. Sie stieg nun, so wie der Druck der atmosfärischen Luft abnahm, und der im Ball eingeschloſsne Gas in Äuſserung seiner Federkraft weniger Widerstand erfuhr; und sie hörte nicht eher auf zu steigen, bis er in einer Höhe von 334 bis 335 Klaftern (nach einer auf die barometrischen Beobachtungen der Luftfahrer gegründeten Ausrechnung des Herrn Meunier) mit der äuſsern

Luft sich wieder beynahe im Gleichgewichte befand. Ich sage beynahe: weil die Kunst, in der Luft gleichsam vor Anker zu liegen und eine Zeit lang in völligem Gleichgewichte Stazion zu halten, eine Sache ist, die nur durch oft wiederhohlte Versuche und eine Menge Beobachtungen, deren Resultate die Regeln des Verfahrens geben müssen, gefunden werden kann. Die Maschine erlitt inzwischen einen doppelten Verlust an Gas: einmahl, weil der Überzug von Taft, ungeachtet des elastischen Harzes womit er gummiert ist, nicht Dichtigkeit genug hat, das unmerkliche Verfliegen dieses äuſserst flüchtigen Wesens zu verhindern; und dann, weil er durch die Sonnenstrahlen, die den Ball eine Stunde lang beschienen und erwärmten, so stark ausgedehnt wurde, daſs er sich vermuthlich mit Gewalt einen Ausgang verschafft hätte, wenn die Einrichtung der Maschine und die Aufmerksamkeit des Herrn Charles diesem Zufalle nicht zuvorgekommen wären. Eine solche gewaltsame Explosion des sich zu sehr ausdehnenden Gases (welche die Folge von verschiedenen Ursachen seyn kann) scheint die einzige, oder doch die gröſste Gefahr zu seyn, der diese Art in der Luft zu reisen ausgesetzt ist. Aber eben deſswegen hatte man sie vorher gesehen, und, auſser der Öffnung des so genannten *Appendix*, (wodurch der Gas in den Ball gebracht wird) die demselbigen gleichsam zu beliebigem Ausgang überlassen blieb, noch oben und unten eine Luftklappe angebracht, wodurch man im Nothfalle so viel Gas auf einmahl heraus lassen konnte, daſs keine der Maschine selbst verderbliche Explosion zu befürchten war. Dieser starke Verlust an brennbarer Luft zog unmittelbar eine Verminderung an specifiſcher Leichtigkeit der Maschine nach sich, welche aber sogleich wieder hergestellt wurde, indem man sie nach Befinden wieder um ein gewisses Quantum Ballast erleichterte. Oft wiederhohlte Versuche und darüber gemachte Ausrechnungen werden auch hierin alles nach Maſs, Zahl und Gewichte bestimmen lehren; genug, daſs Herr Charles, schon bey seinem zweyten Experimente im Groſsen, durch dieses so einfache Mittel im Stande war, seinen Aufenthalt in der Luft nach Gutbefinden zu verlängern, und aus einer entsetzlichen Höhe so langsam und sanft, als er nur wünschen konnte, wieder auf die Erde herab zu schweben.

Übrigens bleibt es unläugbar, daſs dieser doppelte Verlust an der Materie, die das *Primum Mobile* der Aeronautik ist, ein groſses Gebrechen und wichtig genug ist, daſs man auf Mittel und Wege denke, demselben abzuhelfen. Ob der Verlust, den die Ausströmungen des zu sehr dilatierten Gases verursachen, dadurch mit Erfolg verhütet werden könne, daſs man sie (wie einige vorgeschlagen haben) im Ausströmen in dazu schickliche Gefäſse auffasse, — wird die Erfahrung zeigen müssen. Inzwischen hat ein gewisser Herr Lapostolle von Amiens Hoffnung gemacht, demjenigen Verluste, den das unmerkliche Verfliegen desselben durch den Überzug verursacht, durch Erfindung einer dem Gas schlechterdings undurchdringlichen und zugleich viel wohlfeilern Hülle, vielleicht in kurzem abhelfen zu können. Dieser Herr Lapostolle erweckt ein um so gröſseres Zutrauen zu dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen für die Vervollkommnung der aerostatischen Maschine, da er sich, in Verbindung mit einigen andern Liebhabern der Naturwissenschaft zu Amiens, bereits durch Bekanntmachung einer äuſserst wohlfeilen Art von brennbarer Luft, die aus Steinkohlen gezogen wird, um die Aeronautik verdient gemacht hat. Die Operazion geschieht mittelst eines starken Feuers, wodurch sich der in den Steinkohlen enthaltne äuſserst flüchtige brennbare Gas mit solcher Geschwindigkeit entwickelt, daſs es vieler Vorsicht bedarf, wenn man ihn in den Ball hinein bringen will. Hauptsächlich kommt es darauf an, diesen Gas in der Zubereitung von einer andern Flüssigkeit abzuscheiden, welche zugleich mit ihm übergeht, und in einem in Dunst aufgelösten Steinöhle besteht. Dieser Dunst ist anfänglich (so lange nehmlich die Nafta mit ihrem auflösenden flüchtigen Princip vereinigt bleibt) eben so brennbar als der eigentliche Gas: wenn er aber in den Ball hinein gebracht wird und sich darin verdickt, setzt sich das Steinöhl an die innern Wände des Balles an, und das davon abgetrennte flüchtige Wesen verändert die brennbare Luft in atmosfärische. Damit dieses nun nicht geschehen könne, muſs man das luftähnliche Flüssige, welches durch die Wirkung des Feuers aus den Steinkohlen gezogen wird, ehe man es in den Ball hinein bringt, durch Wasser gehen lassen; als welches in eben dem Augenblicke, da es das Steinöhl von seinem Auflöser frey macht, sich des letztern dergestalt bemächtigt, daſs der brennbare Gas ganz rein und unvermischt in den Ball übergehen kann.

Solchemnach wäre das Mittel, mit sehr geringem Aufwand von Kosten und Zeit sich eine so groſse Menge brennbaren Gases, als man jemahls nöthig haben könnte, zu verschaffen, bereits erfunden; und nach den Äuſserungen des Herrn Lapostolle zu schlieſsen, wird man auf die Erfindung einer demselben undurchdringbaren Leinewand zum Überzuge nicht lange mehr warten müssen.

Es bliebe also nur noch übrig, ein Mittel zu finden, die aerostatische Maschine in horizontaler Richtung nach Belieben zu lenken. Ohne Zweifel ist über diesen wichtigen Punkt von dem Genie und der Wissenschaft des Herrn Charles, dessen Ruhm vorzüglich dabey interessiert ist, das meiste zu erwarten. Inzwischen hat ein gewisser Herr Vallet, Theilhaber der zu Javel errichteten Manufaktur mineralischer Säuren, schon zu Anfange dieses Jahres drey Versuche bekannt gemacht, die er zu besagtem Zwecke mit gewissen elastischen Flügeln von seiner Erfindung angestellt zu haben versichert. Da es ihm aber nicht beliebt hat das Publikum in den Stand zu setzen, sich von der Beschaffenheit dieser elastischen Flügel einen deutlichen Begriff zu machen: so wird man den Bericht erwarten müssen, den er von dem Erfolge seines Vorhabens, eben diese Versuche an einer grofsen aerostatischen Maschine zu machen, mitzutheilen versprochen hat.

V.

Das Schicksal des ungeheuern Lyoner Luftschiffes, welches die Herren Montgolfier, Pilatre de Rozier und einige andere im Triumf nach Paris führen sollte, ist nunmehr auf eine Art entschieden, die uns von der filosofischen Voraussehungsgabe der Herren Unternehmer eben nicht die gröfste

Meinung giebt. Es ist bisher immer das Unglück dieser Partey gewesen, groſse Erwartungen zu erwecken, und weniger zu leisten als man zu erwarten berechtigt war. Sie behelfen sich alsdann mit der Versicherung, sie hätten nicht mehr leisten wollen: aber dieses Mahl haben sie sich diese Ausflucht selbst versperrt. Sie haben das, was sie leisten wollten, nicht bewerkstelliget; und es wird schwer seyn, sie von dem Vorwurfe, übel kombiniert zu haben, frey zu sprechen.

Die neue Maschine wurde mit groſsem Prunk als das superbeste Luftschiff, das jemahls gesehen worden, angekündigt. Sie hatte 100 Fuſs im Durchmesser, und enthielt 545,000 Kubikfuſs. Hundert und funfzig Werkleute arbeiteten über Hals und Kopf daran. Es bekam, dem königlichen Intendanten von Lyon zu Ehren, den Nahmen *le Flesselles*, und der unermüdliche Pilatre de Rozier (wie er in einem Schreiben von Lyon vom 2ten Januar heiſst) war von den Subskribenten zum Kapitän desselben ernannt. Er sollte acht Personen, die ihm Vollmacht über ihre Existenz gegeben hatten, und überdieſs noch 140 bis 150 Zentner Waaren mit einnehmen, um diese Luftfahrt auch zugleich zu einem Handlungsobjekt zu machen. Die Abreise wurde zuerst auf den 10ten Januar festgesetzt, und, als dieser kam, auf den 15ten verschoben. Die Liste der Liebhaber, welche das Abenteuer mit bestehen wollten, wurde täglich gröſser; und nichts war mit der Bewegung, worin ganz Lyon in diesen Tagen war, zu vergleichen, als — diejenige, in welche die groſse Nase, die sich Don Diego auf dem Vorgebirge der Nasen angeschafft hatte, die guten Straſsburger in der *Fabella* des berühmten Hafen Slawkenbergius setzte. Zu Paris war die Erwartung nicht viel geringer; aber man behielt doch kaltes Blut genug um sich selbst zu fragen, ob das, was zu Lyon versprochen wurde, auch unter die möglichen Dinge gehöre? Man zweifelte, man verglich, man berechnete; und je mehr man die Sache überlegte, je unwahrscheinlicher fand man die Hoffnung, den Herrn Pilatre de Rozier und seine braven Kameraden in den Lüften von Lyon anlangen zu sehen. Ein Ungenannter machte den 16ten Janaar seine Zweifel in dem Journale bekannt, aus welchem ich alle Urkunden und Belege dieses historischen Versuches ziehe. „Man sagt uns, (spricht er) die Maschine werde, wenn der Wind gut sey, auf der Höhe von Paris anlangen, welches in gerader Linie vielleicht nicht mehr als 30 Meilen (gemeine Französische nehmlich) Entfernung beträgt.

Rechnet man, daſs die Maschine in einer Stunde fünf zurück lege, so brauchte sie doch immer 16 Stunden zu der ganzen Reise; und gerade dieſs, daſs sie so lange in der Luft ausdauern könne, ist was mir unmöglich scheint. Denn weil der Ball sich durch Rauch in der Höhe erhalten soll, und der Rauch seine gröſste specifische Leichtigkeit nur durch die gröſste Hitze erlangen kann — (eine Hitze, die in dem ersten Globus, der in die Luft ging, so groſs gewesen seyn soll, daſs der daran befestigte Thermometer 5 Grad über den Punkt des kochenden Wassers gestiegen) so ist nothwendig zu besorgen, daſs bey dieser Voraussetzung die Maschine zu Grunde gehen müsse. Wollte man hingegen, um dieses Unheil zu vermeiden, den Rauch nicht immer in dem gleichen Grade von Hitze erhalten: so kann ich nichts andres voraus sehen, als daſs er sich gar bald verdicken und bey Annäherung an die kalte Oberfläche des Balls in Wasser verwandelt wird."

In Gemäſsheit dieses Räsonements bot der Ungenannte eine Wette von 25 Louis aus, welche er bey dem Herausgeber des Journals von Paris niederlegte: „Daſs die Lyoner Maschine, weit entfernt sich 16 Stunden in der Luft zu halten, nicht einmahl vier Stunden darin ausdauern werde; vorausgesetzt, daſs man die Rarefakzion der Luft in dem

5) dem Biſs von einem kalkuttischen Hahne u. s. w.

Ich erinnre mich keines andern Gewährsmanns als Frerons (des von Voltairen so übel miſshandelten Verfassers der *Année Literaire*) für die Anekdote von dem französischen Juvenal, N. Boileau, die ich auch anderswo gefunden zu haben glaube, daſs er in seiner Kindheit von einem Truthahn auf eine Art verstümmelt worden sey, wodurch sich seine Gleichgültigkeit oder vielmehr sein Groll gegen das schöne Geschlecht ganz simpel erklären lasse. Wenn die Anekdote wahr ist, so hätte Boileau wegen seiner galligen Satire auf die Weiber eher das Mitleiden als den Unwillen der Beleidigten verdient.

6) Von unten der besten Nymfe von Vanloo zu vergleichen.

Eine Vergleichung, womit der Dichter Blaffardinen, wie es scheint, eben kein groſses Kompliment machen will; denn sie scheint mehr auf die Uppigkeit als die Korrektheit und Zierlichkeit der Formen zu deuten.

Balle durch kein anderes Mittel als durch Rauch und Feuer bewirke."

So mäſsig auch die ausgebotne Wette war: so war doch (wie es scheint) seit den Einsichten, die man durch die beiden groſsen Experimente des Herrn Montgolfier bekommen hatte, der Glaube an seine Verfahrungsart so schwach geworden, daſs sich in ganz Paris niemand fand, der 25 Louis an eine Wette wagen wollte, gegen welche die Herren Montgolfier und Pilatre nicht weniger als Ruhm und Leben gesetzt zu haben scheinen konnten.

Inzwischen kam der zur Abreise unfehlbar anberaumte 15te Januar: aber die Reise wurde (wir wissen nicht warum) abermahls auf den 16ten aufgeschoben. Man begnügte sich den Ball anzufüllen, und — vielleicht (denn auch hierüber drückt sich der Lyoner Korrespondent nicht deutlich aus) an Stricken steigen zu lassen. Alles was er davon sagt, ist: „Die ganze Maschine gab durch ihr durchaus gleiches Aufschwellen das prächtigste Schauspiel, und es ist schwer, sich ein so immenses und imposantes Objekt vorzustellen." Indessen hatten die Zuschauer dieſsmahl keine Schuld daran daſs die Sache nicht vor sich ging: denn ungeachtet ihr Zusammenlauf ebenfalls ungeheuer (*immense*) war, so lief doch alles in der besten Ordnung und Ruhe ab, die man nur wünschen konnte.

Die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, war indessen zu Paris zwischen Furcht und Hoffnung bis zur Ungeduld gestiegen, als endlich den 23sten Januar folgende Hiobspost anlangte.

Lyon, den 17ten Januar 1784.

„Ungeachtet die vorgestrige Nacht sehr regnig und die aerostatische Maschine sehr durchnäſst war: so war man doch gestern an dem Augenblick, eines himmlischen Schauspiels zu genieſsen, und die Zurüstung dazu war superb; als das Feuer, weil es zu stark gemacht worden war, den obern Theil der Maschine ergriff und in Flammen setzte. Dieser Zufall brachte eine groſse Konsternazion hervor. Man beschäftigt sich gegenwärtig den Schaden wieder auszubessern: aber es ist wenig Hoffnung da, daſs man von der aerostatischen Maschine von Lyon andre Nachrichten zu geben haben werde.“

Das klingt nun freylich gar trostlos! Aber so schreibt man auch nur in der Niedergeschlagenheit des ersten Augenblicks der getäuschten Hoffnung. Die Herren Unternehmer lieſsen den Muth nicht so schnell sinken; und die gute Fassung, worin sie sich erhielten, richtete auch bald wieder die Subskribenten und das Publikum auf. Man sehe aus folgendem Schreiben, was für eine glückliche Wendung die Geschmeidigkeit des Französischen Geistes zu nehmen wuſste, um die Sache in das mildeste Licht zu stellen, und einen Vorfall, der gestalten Umständen nach äuſserst niederschlagend war, in einen Anlaſs — wo nicht zu einem Triumfe, doch wenigstens zu einer Ovazion zu verwandeln.

Lyon, den 19ten Januar 1784.

„Die aerostatische Maschine von 100 Fuſs Durchmesser, welche durch die vorgehenden Experimente, durch Frost, Regen und Schnee, und selbst durch das Feuer, das einen Theil davon ergriffen hatte, sehr fatiguiert 6)

---

6) *Très fatiguée* — Welch ein erwünschter glücklicher Ausdruck! Die gute Maschine hätte auch von Stahl und Eisen seyn müssen, um von so vielen auf sie einstürmenden Feinden nicht fatiguiert zu werden. — Die beste Karakteristik eines Volkes ist seine Sprache. Die Französische ist beneidenswürdig reich an dergleichen versüſsenden und einwickelnden Redensarten, die der leidenden Eitelkeit zu Hülfe kommen, und einen sanft bedeckenden Schatten auf Theile legen, denen ein volles Licht nicht günstig wäre. Der Styl des ganzen Briefes ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück.

war, ist mit unbeschreiblichem Eifer wieder hergestellt worden. Alles hat sich demnach diesen Morgen zu einem groſsen Experiment angeschickt. Die Maschine wurde glücklich gefüllt; aber in dem Augenblicke, da man erwartete daſs die Abreise vor sich gehen sollte, wendete Herr Pilatre de Rozier auf eine sehr dringende Art ein: daſs die Anzahl der Herren, welche mitreisen wollten, viel zu beträchtlich sey, und daſs nicht mehr als drey zugleich abgehen könnten. Da aber diese Liebhaber, *animés de la même ardeur*, sehr lebhaft auf ihrem Vorsatz bestanden, und keiner von seinem Posten weichen wollte: so vereinigten sie sich endlich, es auf den Rath oder Befehl des Herrn Intendanten ankommen zu lassen. Dieser that den Ausspruch: „Daſs es unendlich besser sey, Alle die illüstern *Voyageurs*, welche sich angäben, zu befriedigen, indem man etwas von der vorgehabten Himmelfahrt und Reise aufopferte.“ Dieser Entscheidung zu Folge wurden die Stricke auf der Stelle abgehauen; die Maschine erhob sich 500 Klafter hoch, und lieſs sich wieder gar sanft auf einer nicht weit von dem Orte des Aufsteigens entfernten Wiese nieder. Alles ging ohne den geringsten unangenehmen Zufall vorbey.

„*Le spectacle ètoit superbe, et a fait l'admiration de plus de cent mille ames rèunies.*“ Die auf der Gallerie befindlichen Personen waren: Herr Montgolfier der ältere; Herr Pilatre de Rozier; der Prinz Karl, ältester Sohn des Fürsten von Ligne; der Herr Graf von la Porte d'Anglefort, Oberstlieutenant von der Infanterie und Ritter des heiligen Ludewigs; der Herr Graf von Laurencin, Ritter des heiligen Ludewigs; der Herr Graf von Dampiere, Officier von der Französischen Garde; und Herr Fontaine aus Lyon, als treufleiſsiger Mitarbeiter.“

Und so lief denn die groſse aerostatische Reise von Lyon nach Paris, in dem ungeheuern Luftschiffe der Flesselles, darauf hinaus: daſs sechs illüstre Personen und ein *Cooperateur très zélé* sich 500 Klafter hoch schaukeln lieſsen, um so bald als möglich in einer benachbarten Wiese wieder herab zu steigen, und 100,000 neugierigen Seelen eine kleine Augenlust zu machen! — Und das groſse Experiment, wozu so groſse Anstalten gemacht, und wovon eine so groſse Erwartung erweckt worden war, bestand in nicht mehr noch weniger, als daſs die Herren Unternehmer den 16ten Januar 1784 mit einer Maschine von 100 Fuſs Durchmesser, *proportion* *gardée*, das nehmliche leisteten, was sie den 21sten November 1783 mit einer Maschine von 60 Fuſs geleistet hatten! — Freylich machte es ein superbes Schauspiel, und es ist allerdings keine Kleinigkeit, hundert tausend Seelen auf einmahl Freude zu machen; aber, alles unparteyisch überlegt, kann man sich doch kaum erwehren, den guten Herrn Montgolfier und seinen Freund Pilatre zu beklagen, daſs sie sich dazu bequemen muſsten, den unendlichen Ruhm, den ihnen die erste Luftreise von Lyon nach Paris gebracht haben würde, der Meinung des Herrn von Flesselles, „daſs an der Befriedigung der vier Hochgebornen Herren, welche zu Hause hätten bleiben müssen, unendlich mehr gelegen sey," aufzuopfern.

So weit hatte ich geschrieben, als ich einen Besuch von einem meiner Freunde erhielt, welcher, da er mich mit der Feder in der Hand überraschte, einige Neugierde zeigte, zu wissen, womit ich eben beschäftigt wäre. Ich las ihm die ganze *Facti Speciem* vor. Er fand die Geschichte deliciös, (denn ich muſs nicht vergessen zu sagen, daſs er wenigstens ein eben so warmer Verehrer der Französischen Nazion und Sprache ist als ich) aber, wie ich zu meinem Mitleiden mit den Herren Pilatre und Montgolfier kam, schüttelte er den Kopf, und meinte:

daſs ich dieſs auf eine andre Gelegenheit für sie aufsparen könnte. Wenn es wahr ist, sagte er, daſs die Herren sich noch nicht geben, sondern die Reise, die ihnen mit der Rauchmaschine von 100 Fuſs so übel gelungen ist, nun mit einer neuen von 70 probieren wollen: so besorge ich, wir werden nur zu bald Gelegenheit bekommen, den Eigensinn dieser wackern Männer zu beklagen, welche sichs nun einmahl (wie es scheint) in den Kopf gesetzt haben, neben ihrer Gluthpfanne entweder zu siegen oder zu sterben. Aber dermahlen, Freund, geben Sie Ihr Mitleiden ganz umsonst aus. In ganzem Ernste, lieber Herr, sehen Sie denn nicht, daſs das alles eine prämeditierte Sache war, und daſs der Herr Kapitän sich darauf verlieſs, daſs Herr Flesselles den Ausspruch thun würde, den er that? Oder konnte dieser etwa, so wie die Umstände (Dank sey es den Herren Unternehmern!) lagen, die ihm vorgelegte Frage anders entscheiden? — Überlesen Sie die *Facti Speciem* nur noch einmahl — mit einiger Vorsichtigkeit gegen die feinen Sprachwendungen, worin unsre lieben Westfranken so groſse Meister sind, wenn es darauf ankommt die blinde Seite einer Begebenheit, wo ihre *Gloriole* mit im Spiele ist, zu verheimlichen. Natürlicher Weise muſs man den besagten Herren zutrauen, daſs die

Erfahrung vom 16ten Januar ihnen die Augen genugsam öffnete, um die Hoffnung aufzugeben, die versprochene Luftreise nach Paris mittelst ihrer ungeheuern Maschine zu bewerkstelligen. Aber noch natürlicher war es, daſs sie sich gegen das Publikum nichts davon merken lieſsen. Sie lieſsen dasselbe auf dem Glauben, daſs die Entzündung der Maschine ein bloſser unglücklicher Zufall gewesen sey, der sie nicht abhalten könne, ihr groſses Vorhaben, so bald die Maschine wieder ausgebessert seyn werde, ins Werk zu setzen. Man braucht nur den Umstand, daſs diese Ausbesserung *avec un zèle et une promptitude inconcevable* in so kurzer Zeit bewirkt wurde, mit der Konsternazion zu vergleichen, in welche das Publikum Tages zuvor, als das ungeheure Ding in Brand gerieth, gesetzt worden war, um zu begreifen, daſs die Herren Unternehmer es gewiſs nicht an sich fehlen lieſsen, den Glauben der bestürzten Menge zu stärken und den gesunknen Muth wieder aufzurichten. Der Erfolg setzt dieſs auſser allem Zweifel. Am 19ten war die Maschine wieder hergestellt, und das Publikum, vermöge der gemachten Anstalten, wieder in allgemeiner Erwartung daſs die Reise vor sich gehen werde. Der Prinz von Ligne und seine drey edeln Freunde, welche von der Partie seyn sollten, fanden sich richtig ein, und bestiegen die Gallerie *bona fide*, voll frohen Muthes, ein Abenteuer zu bestehen, das für junge Kriegsmänner von einer Nazion und einem Stande, welche der Geist der alten Ritterschaft nie verlassen wird, einen unsäglichen Reitz haben muſste. Herr Pilatre, als der erwählte Kapitän des Luftschiffes, lieſs sie in Gegenwart von mehr als 100,000 Zuschauern ruhig einsteigen, und erst, nachdem sie ihre Plätze genommen hatten, trat er auf, und deklarierte „*d'une maniere très pressante:*“ daſs sein Schiff (das nehmliche, welches nach der öffentlichen Ankündigung im Journale von Paris wenigstens dreyſsig Personen sollte tragen können) unmöglich mehr als drey einzunehmen im Stande sey. Vier muſsten also wieder aussteigen. Nun war aber Herr Pilatre, als Kapitän, unentbehrlich; und dem Herrn Montgolfier zuzumuthen, daſs er einem andern Platz mache, wäre wenigstens sehr unhöflich gewesen. Gesetzt aber, er hätte sich selbst freywillig aufgeopfert: so blieben (wenn man auch den *Cooperateur zélé* zurück lassen wollte) immer noch zwey von den vier Herren übrig, welche wieder hätten aussteigen müssen. Natürlicher Weise konnte keiner von ihnen so gefällig seyn, dem andern seinen Platz bey einer solchen Gelegenheit und vor einer solchen Menge Zeugen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

abzutreten. Wo es um eine gewagte und (wenigstens in den Augen des gröſsten Haufens) höchst gefährliche Unternehmung zu thun ist, würde eine solche Höflichkeit immer etwas schielendes haben, und den wahren Beweggrund des Nachgebens zweydeutig machen. Kurz, es war nun augenscheinlich ein Ehrenpunkt, seinen Posten nicht zu verlassen; und so sah auch Herr von Flesselles die Sache an. Sie litt gar keine andere Entscheidung, als diejenige die er gab. Die Schuld, daſs die Erwartung des Publikums in Absicht der Reise nach Paris getäuscht wurde, lag also weder an den vier *illustres voyageurs* noch an dem Herrn Intendanten. Aber, (fuhr mein Freund fort) Sie werden sagen: Wie konnte es Herr Pilatre anders machen? Die Erfahrung bewies ja auf der Stelle, daſs es unmöglich gewesen wäre die sieben Personen nur bis nach Ville-Franche, geschweige nach Paris zu bringen. — Gut! Aber warum sagte Herr Pilatre nicht in Zeiten, was er doch nothwendig wissen muſste? Warum erst, da die vornehmen Herren schon eingestiegen waren? Und (was hier sehr wesentlich ist) was hinderte ihn, nachdem nun die Erfahrung seine Behauptung hinlänglich gerechtfertigt hatte, und das Reisen oder Zurückbleiben der vier Herren kein Ehrenpunkt mehr war, was hinderte ihn

ACHTER GESANG.

1.

Mit gutem Willen der Herren und Frauen, die uns lesen,
Sehn wir indessen ein wenig nach Fräulein Schattulliösen
Und ihrem Ritter uns um, den wir verlieſsen, als ihn
An seinem Liebeswerke, die Dame zu erlösen,
Ein ungenannter Paladin
Zu hindern sich vermaſs. Der Neugekommene schien
Ein feiner Mann, und prangte in grün geschmelzten Waffen.
Er stutzte beym Anblick des Enkels vom groſsen Fakardin,
Der ihm die Miene hatte sich Ehrfurcht zu verschaffen:
Doch sollt' er, wer er auch war, mit seiner Prinzessin entfliehn?

nun, die Reise nach Paris mit den Herren Montgolfier und Fontaine fortzusetzen? War die Maschine etwa durch die kleine Spazierfahrt von wenigen Minuten auch schon so fatiguiert, daſs man ihr nicht weiter trauen durfte? Man müſste sehr eingenommen seyn, um nicht zu sehen — — Ja, ja, fiel ich meinem unbarmherzigen Freund ins Wort, das müſste man auch seyn, um nicht zu sehen, daſs man einem Filosofen, zumahl dem Vorsteher eines Museums zu Paris, eben so wenig zumuthen kann sein System Lügen zu strafen, als einem Officier seinen Posten zu verlassen. Lassen Sie mich immer die Herren Montgolfier und Pilatre bedauern! So glänzend auch der Ruhm ist, den sie sich bereits erworben haben, so bin ich doch gewiſs, daſs keiner von ihren Rivalen sich am 17ten Januar an ihrem Platze hätte sehen mögen.

VI.

Die Erfindung der Herren Montgolfier bemächtigte sich der lebhaften Einbildungskraft ihrer Landsleute in einem so hohen Grade, daſs sie beynahe alle andere Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit verdrängte. Weder der Meſsmerische Magnetismus, noch der Wundermann Plethon mit seiner Gabe, Quellen viele Lachter tief unter der Erde heraus zu fühlen, konnten es gegen die aerostatischen Kugeln aushalten; sogar Figaro verlor das unsägliche Interesse, das er den Parisern einzuflöſsen gewuſst hatte. Die neu erfundne Kunst, die Luft schiffbar zu machen, und die neuen Versuche, welche unaufhörlich von allen Enden angekündigt wurden, und wozu man sich des Beytrags der Liebhaber durch Unterzeichnungen zu versichern suchte, waren der Gegenstand aller Gespräche; und während die Naturforscher sich ein ernsthaftes Geschäft daraus machten, die Aeronautik zu einer immer gröſsern Vollkommenheit zu erheben, diente sie den müſsigen und begüterten Klassen zu einer Art von Zeitvertreib, der auſser dem Reitze des Neuen und Wunderbaren noch den besondern Vorzug hatte, daſs er manchem dunkeln Erdensohn eine unverhoffte und vielleicht einzige Gelegenheit gab, die Welt mit seinem Daseyn und Nahmen bekannt zu machen, und entweder seine Kenntnisse, oder doch wenigstens den heroischen Muth, womit er sein Leben an diese kleine Befriedigung seiner Eitelkeit setzte, vor den Augen seiner Nazion zur Schau auszustellen. Herr de la Lande zählte in dem Zeitraum vom ersten December 1783 bis zum 19ten September 1784 vier und zwanzig öffentliche aeronautische Experimente, welche mit vielem Prunk, theils nach der Montgolfierischen Verfahrungsart, theils mittelst der brennbaren Luft angestellt wurden.

Der schlechte Erfolg der groſsen Lyoner Montgolfiere von 100 Fuſs Durchmesser verdoppelte, ohne die Freunde des Herrn Montgolfier abzuschrecken, nicht nur den Eifer der Gebrüder Robert, sondern erweckte noch beiden Parteyen an dem auch in Deutschland durch seine diesseits des Rheins angestellten einträglichen Luftfahrten berühmt gewordenen Blanchard einen bedeutenden Nebenbuhler. Dieser empirische Mechaniker, der mit einem erfinderischen Genie eine unermüdliche Hartnäckigkeit in Verfolgung und Ausführung seiner Ideen verband, hatte mehrere Jahre vor der Erscheinung des ersten Aerostats viele Zeit, Mühe und Kosten auf Erfindung einer Art mechanischer Flügel gewandt, womit er, wie ein neuer Dädalus oder Ikaromenippus, sich in die Luft erheben, und dieses seitdem noch von keinem Sterblichen usurpierte Element nach beliebiger Richtung durchschneiden wollte. Ungeachtet des wenigen Erfolgs der groſsen Erwartungen, die er durch häufige Bekanntmachungen im Publikum erregt hatte, war er noch immer mit Eifer beschäftigt, die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich seiner Unternehmung von allen Seiten entgegen thürmten, als die Erfindung des Herrn Montgolfier und der glänzende Erfolg der von den Herren Charles und Robert am ersten December 1783 unternommenen Luftreise ihm auf einmahl einen Weg zeigten, seine, wie er nun selbst einzusehen anfing, durch bloſs mechanische Mittel ewig unausführbare Idee durch Verbindung derselben mit fysischen auf eine Art ins Werk zu setzen, wodurch er die Ehre der Erfindung wenigstens mit Montgolfier zu theilen hoffte. Er ermangelte nicht das Publikum sogleich von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, welches auf nichts geringers ging, „als an der Luft, die sich bisher so spröd und ungefällig gegen ihn gezeigt hatte, eine vollständige Rache zu nehmen, und, wenn er sich nur einmahl mit Hülfe des Ballons in die Atmosfäre erhoben habe, nun auch seinerseits den Meister über sie zu spielen, und die Kunst dieser wunderbaren Schiffahrt vielleicht um einige Grade vorwärts zu bringen.“

Herr Blanchard machte seinen ersten Versuch am 2ten März 1784. Das Experiment sollte eben eine Viertelstunde nach Mittag im Marsfelde vor den Augen einer unendlichen Menge vor sich gehen, als ein junger Mensch (den damahls niemand kannte, und der jetzt als Oberfeldherr der Kriegsvölker der Französischen Republik in Italien seiner damahligen *Etourderie* Ehre macht) mit bloſsem Degen in die Gondel (welche nur für Herrn Blanchard und einen zu dieser Luftreise erbetenen gelehrten Religiosen Raum hatte) gesprungen kam, und, ungeachtet des Unwillens und Aufstandes, den er gegen sich erregte, mit der äuſsersten Hartnäckigkeit darauf bestand die Reise mitzumachen. Unglücklicher Weise gingen unter dem Getümmel, welches durch diese seltsame Scene erregt wurde, die künstlichen Flügel in Stücken, die einen wesentlichen Theil der Mittel ausmachten, wodurch Herr Blanchard seinem Lauf in der Luft Richtung zu geben gedachte, und es blieb ihm nur noch das Steuerruder übrig, welches zu diesem Zweck nicht hinlänglich war. Nun erhob sich zwar Herr Blanchard dem ungeachtet, um die Erwartung des Publikums nicht ganz zu täuschen, mit der ihm eigenen Unerschrockenheit allein in die Luft: da er aber genöthigt war, sich der Gewalt der Luftströme oder Zugwinde, in die er gerieth, zu überlassen; so muſste er für dieſsmahl zufrieden seyn, sich gegen fünf Viertelstunden in der Atmosfäre zu erhalten, und wenigstens die Erfahrung (wie er glaubte) gemacht zu haben, daſs er, auch ohne seine Flügel, durch den bloſsen Gebrauch seines Steuerruders nicht nur die Gewalt der Luftströme zu mäſsigen, sondern ihnen sogar (wie einige Zuschauer bemerkt haben wollten) zuweilen entgegen zu steuern vermögend gewesen sey, was von seinen Vorgängern noch keinem gelungen war.

Nachdem sich Herr Blanchard wieder ein paar tüchtige Flügel zugelegt hatte, unternahm er mit dem nehmlichen Luftballon, den 23sten May Abends um 7 Uhr, von Rouen aus, seine zweyte Luftreise. Es fehlte ihm nicht an Zuschauern: aber niemand wollte bemerkt haben, daſs er die Evoluzionen, die er angekündigt hatte, wirklich gemacht, oder eine andere Richtung als die, wozu ihn der Wind nöthigte, gehalten habe; wiewohl dieſsmahl sein ganzer Apparat in bestem Stande und kein junger Buonaparte da war, dem die Schuld hätte gegeben werden können. Indessen fehlte es dem Luftschiffer doch nicht an Ausreden; denn dieſsmahl waren zwar die Flügel gut, die Winde hingegen so brutal, und das Steuerruder aus Eilfertigkeit so schlecht gemacht, daſs es 15 Minuten nach dem Aufsteigen schon zerbrochen war. Herr Blanchard begnügte sich also abermahls zu zeigen, daſs er mit Hülfe seiner Flügel nach Gefallen auf und nieder steigen könne.

Selbst wenig mit diesem zweyten Versuch zufrieden, machte er den 18ten Julius in Gesellschaft eines Herrn Boby eine dritte Luftreise, welche er in einem an den *Redacteur* des *Journal de Paris* eingeschickten Bericht mit vieler Zufriedenheit mit sich selbst ausführlich beschreibt. Das auffallendste dabey ist die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, womit er in einem Elemente, dessen Übermacht er, aller seiner Bravaden ungeachtet, auch bey dieser Gelegenheit zu erkennen genöthigt war, eben so gelassen und furchtlos arbeitete, als nur immer ein geübter Schiffer auf einem wohl bekannten Meere. Er versichert, auch auf dieser Reise nicht ohne Erfolg mit den Winden gekämpft zu haben, und durch die bloſse Art, wie er seine vier Flügel gedreht und in Bewegung gesetzt, nach Belieben auf und nieder gestiegen zu seyn. Da er indessen doch selbst gesteht, daſs er eine willkührlich genommene Richtung nur so lange habe halten können als der Wind es ihm gestattet, und da er uns ohne Zweifel kein Geheimniſs daraus gemacht hätte, wenn die Ebne von Puisanval, wo er 15 Meilen von Rouen (dem Ort der Abfahrt) wieder ans Land stieg, das Ziel gewesen wäre, nach welchem er gleich Anfangs seinen Lauf gesteuert hätte: so scheint die Aeronautik auch durch diese dritte Reise des Herrn Blanchard keinen merklichen Schritt vorwärts gethan zu haben.

Hingegen hatte Herr Pilatre de Rozier bald nach der miſslungenen Luftreise von Lyon nach Paris ein neues Projekt entworfen, wodurch er alles, was mit dem Luftballon bisher geleistet worden war, auszulöschen hoffte. Er wollte mit einem Palast von 150 Fuſs in der Breite, der ein prächtiges Feuerwerk mit farbigen *Transparens* darstellen sollte, bey Nacht in die Höhe steigen, und, nachdem dieses Feuerwerk abgebrannt wäre, des folgenden Tages sich in seinem Palast wieder in die Luft erheben, sich drey Tage und drey Nächte ununterbrochen in der Atmosfäre aufhalten, in dieser Zeit wenigstens 150 Meilen durchlaufen, und sodann wieder herab steigen, um bey seiner dritten Auffahrt nach England überzuschiffen. Er glaubte alle zu einem so groſsen Abenteuer erforderliche fysische Mittel so wohl gewählt und kombiniert zu haben, daſs er an dem Erfolg nicht zweifelte: indessen kam das Projekt ohne seine Schuld nicht zur Ausführung; und er muſste sich begnügen, am 23sten Junius zur Belustigung des Hofes in einer ungeheuern Montgolfiere, die der Königin zu Ehren den Nahmen Marie Antoinette bekam, in Gesellschaft des Professors der Chymie Prouts eine Luftspazierfahrt von Versailles nach Chantilly zu machen; woselbst sie sich, nachdem sie binnen 47 Minuten ihren ganzen Vorrath von Brennmaterialien aufgebraucht, übrigens ohne alle widrige Zufälle, wieder abzusteigen genöthiget sahen.

Ungleich glänzender war die dritte Luftreise der Gebrüder Robert, welche sich am 19ten September aus dem Garten der *Tuileries* erhoben, und nach einer Fahrt von 6 Stunden 40 Minuten zu Beuvry, eine Viertelstunde von Bethune in Flandern, 50 Französische Meilen von Paris, vor dem Schlosse des Prinzen Ghistelles-Richebourg wieder abstiegen. Sie bedienten sich bey diesem wiederhohlten Versuch eines mit brennbarer Luft angefüllten Aerostats von cylindrischer Form, 32 Fuſs im Durchmesser, 52 Fuſs lang, und in zwey Halbkugeln von 26 Fuſs im Durchmesser auslaufend; und ihre Hauptabsicht war, die Wirkung der mechanischen Kräfte genauer zu erforschen, von welchen sie zu Regierung ihres luftigen Fahrzeugs Gebrauch machen wollten.

Der Bericht, welchen sie selbst in einem eigenen „*Memoire sur les experiences aerostatiques par Messieurs Robert, freres,*“ über diese Reise, abgestattet haben, enthält viel merkwürdiges, und scheint zum Behuf des groſsen Problems, dessen Auflösung die Aeronautik zu einer der wichtigsten Erfindungen des menschlichen Geistes machen wird, (nehmlich zur Kunst, die Luftschiffe durch alle Hindernisse, welche die verschiedenen atmosfärischen Erscheinungen, besonders die Luftströme und Winde, entgegen setzen, nach jeder beliebigen Richtung vertikal und horizontal zu regieren) einen nicht unbeträchtlichen Beytrag geliefert zu haben.

Bey allem dem blieb diese Aufgabe, aller bisherigen Versuche und Bestrebungen ungeachtet, noch sehr weit von ihrer Auflösung entfernt, da sowohl die möglichste Vervollkommnung der Aerostaten, als die übrigen Bedingungen, unter welchen die Kunst, sie unter allen gegebenen Umständen zu regieren, möglich ist, eine Menge Untersuchungen, Erfahrungen, Kombinazionen und Berechnungen voraussetzte, welche nur von den vereinigten Kräften der geschicktesten Naturforscher, Mathematiker und Chemiker zu erwarten sind.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daſs die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris, so bald die Versuche der Herren Charles und Robert bewiesen hatten, daſs die Sache etwas mehr als Lufttänzerey und Augenweide für die müſsigen Pariser sey, einsehen muſste, daſs es (auch ohne den besondern königlichen Befehl, den sie hierzu erhielt) Pflicht für sie sey, sich mit einem Gegenstande von dieser Wichtigkeit auſs ernstlichste zu beschäftigen. Sie unterzog sich dieser Pflicht durch die Niedersetzung eines Ausschusses, welchem sie auftrug, die ganze Sache, so weit man bisher damit gekommen war, und was noch zu thun übrig sey, auſs

2.

Halt, rief er, Ritter! und sprich, wie kommst
du zu dieser Dame?
Auf welcherley Art es geschah, ich hab' ein
älteres Recht. —
Herr Laſſe, versetzt der andre, ich bin ein
Mann zum Geschlecht,
Und trag' ein Schwert an der Hüfte, und
Boreas ist mein Nahme. —
Der Nahme, spricht jener, ist schön, ich mache
dem Herrn dazu
Mein Kompliment; allein, ich will die Dame
haben! —
Du willst (schreyt dieser ergrimmt) die Dame
haben, Du?
Verzeihn Sie, Madam; man muſs die ungezo-
genen Knaben
Ein wenig Höflichkeit lehren. — Dieſs sagend
springt er vom Pferd,
Und faſst den schuppigen Schild und zieht sein
ritterlich Schwert.

3.

Sein Gegner ist eben so schnell von seinem
Gaule zu steigen,
Und ihm, wie wenig er sich vor Pochern
fürchte, zu zeigen.
Ein schrecklicher Kampf begann. Die Hiebe
fielen so dick

genaueſte zu unterſuchen, und, da die bloſse Empirie hier noch weniger als bey irgend einer andern Kunſt zureichte, hauptſächlich den theoretiſchen Theil der Aeronautik ſo zu bearbeiten, daſs der praktiſche den möglichſten Grad von leichter Ausführbarkeit, Sicherheit im Verfahren, und Nützlichkeit in der Anwendung, ſowohl zum Behuf der Wiſſenſchaften als zum Gebrauch des gemeinen Lebens, erhalten möchte. Der Bericht, welchen Herr Meusnier der Akademie am 15ten November 1784 darüber erſtattete, gab die beſte Hoffnung, daſs auch die horizontale Direkzion, das einzige, aber auch das wichtigſte was noch zu erfinden war, auf dem von der Akademie eingeſchlagenen Wege würde gefunden werden.

Während daſs mehrere Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften ſich ſolcher Geſtalt beſchäftigten, die Theorie der neuen Kunſt zur Vollkommenheit zu fördern, machte der genialiſche Luftſchiffer Blanchard Anſtalt, ſeine vierte Reiſe zur Beluſtigung der Engländer auf Engliſchem Boden zu unternehmen. Sie ging auch am 16ten Oktober 10 Minuten nach Mittag, von Chelsea aus, glücklich von Statten. Herr Blanchard ſtieg in Geſellſchaft eines Herrn Sheldon auf, ſetzte ſeinen Gefährten um halb ein Uhr zu Sunbury, vierzehn Engliſche Meilen von London, wieder ab, erhob ſich dann von neuem allein, und kam, nachdem er über 3 Stunden in der Luft, und einen ziemlichen Theil dieser Zeit bald auf bald über den Wolken herum geschwebt hatte, um halb fünf Uhr zu Rumsey, 78 Englische Meilen von London, wohlbehalten wieder auf festen Boden. Die Beschreibung, die er von dieser Luftfahrt macht, läſst sich in der ihm eigenen breiten Manier ganz angenehm lesen, beweist aber zugleich, daſs er, seiner Flügel, seines Steuerruders und seines Windrads (*moulinet*) ungeachtet, sich noch nicht rühmen konnte, das widerspenstige Element, das ihm schon seit mehrern Jahren so viele Streiche gespielt, zu Paaren getrieben zu haben. Doch diesem stolzen Gedanken schien er um diese Zeit entsagt, und dafür die klügere Partey ergriffen zu haben, sich aus seinem Talente, die aerostatische Maschine mit Hülfe seiner Vorrichtungen und eines günstigen Windes zu handhaben, eine Art von Geschäfte zu machen, das ihm neben einer gewissen momentanen Celebrität eine sehr angenehme Existenz und beträchtliche Einkünfte verschaffen könnte. Gewiſs ist, daſs von allen Luftfahrern dieser Zeit keiner sich die Vortheile, die ein unternehmender Kopf von gewissen ziemlich allgemeinen unschuldigen Schwachheiten der menschlichen Natur ziehen kann, besser zu Nutze zu machen wuſste, als Herr Blanchard. Daher war ihm denn auch so viel daran gelegen, der Erste zu seyn, der das kühne Abenteuer gewagt, durch die Luft über den Kanal La Manche zu setzen, und seinem enthusiastischen Nebenbuhler um diese Ehre, dem Herrn Pilatre de Rozier, es koste was es wolle, zuvorzukommen. Mit Recht sagt König Salomon, oder der weise Mann, der sich den Nahmen dieses berühmten Sultans zugeeignet hat: „Es liegt alles an der Zeit und am Glück.“ Herr Pilatre hatte schon seit geraumer Zeit zu Boulogne Anstalten gemacht, in einer Montgolfiere nach England überzuschiffen: aber ohne seine Schuld warf sich ihm ein Hinderniſs nach dem andern in den Weg; und so muſste er den Schmerz erleben, daſs ihm ein kleiner Empiriker den ewigen Ruhm, der erste, der dieſs groſse Abenteuer bestanden, gewesen zu seyn, vor dem Munde weghaschte. Genug, Herr Blanchard brachte es am 7ten Januar 1785 glücklich zu Stande, und flog in seinem Luftschiffe mit günstigem Winde binnen 2 Stunden 45 Minuten von Dover nach Calais, seiner Sache so gewiſs und so wohlgemuth, als ob er von Paris nach Fontainebleau geflogen wäre. Auch hatte er, als er das vermeinte groſse Wagestück unternahm, den guten Verstand, einzusehen, daſs es im Grunde für ihn ziemlich einerley sey, ob Wasser oder festes Land unter ihm liege, d. i. ob er, im unglücklichen Fall, ertrinke oder zerschmettert werde. Aber in den Augen der unendlichen Menge von Zuschauern, die dieses nie gesehene Wunder aus England und Frankreich herbey gezogen hatte, und welche die Sache bloſs nach dem sinnlichen Eindrucke, den sie dabey erfuhren, beurtheilten, war der Unterschied sehr groſs. Daher die unsägliche Schwärmerey, womit dieser heroischen That diesseits und jenseits des Kanals zugejubelt wurde, der Triumf, womit die Municipalität von Calais den glücklichen Abenteurer einhohlte, und das Patent des Bürgerrechts dieser berühmten Stadt, das ihm, nach einem prächtigen Gastmahl auf dem Rathhause, von dem Bürgermeister in einer goldnen Büchse überreicht wurde.

Alles das muſste der unglückliche **Pilatre de Rozier** mit ansehen, ohne daſs ihm etwas andres übrig blieb, als dem Publikum mittelst eines von sieben angesehenen und des Seewesens kundigen Personen zu Boulogne unterschriebenen Attestats zu beweisen, daſs die Schuld, warum ihm Herr Blanchard zuvorgekommen, nicht an ihm, sondern an Nebel, Regen, Schnee, Stürmen und hauptsächlich an dem Winde gelegen, welcher eben darum, weil er Herrn Blanchards Fahrt von Dover nach Calais günstig gewesen, es dem Herrn

Pilatre unmöglich gemacht habe, von Boulogne nach Dover zu reisen.

In der That ist es bemerkenswürdig, mit welchem leidenschaftlichen, hartnäckigen Eifer dieser schwärmerische junge Mann die unaufhörlich unter seinen Tritten hervor wachsenden Hindernisse bekämpfte, durch welche sein guter Genius das unglückliche Schicksal, dem er unwissend entgegen eilte, zu entfernen suchte. Schon am 27sten Januar 1785 sollte endlich die schon so lange angekündigte Unternehmung vor sich gehen, zu deren Anschauen ganz **Boulogne** mit Fremden angefüllt war. Sie konnte an diesem Tage nicht Statt haben. Man setzte sie auf den 30sten an, und sie wurde abermahls zu Wasser. Aber Herr **Pilatre de Rozier** lieſs sich weder abschrecken noch ermüden; und in der That war die Sache zu weit gekommen, als daſs er sie mit Sicherheit oder Ehre hätte aufgeben können. Die Monate Februar und März gingen darüber hin, und nachdem auch ein fünfter Versuch, zu welchem am 12ten März alle Anstalten gemacht waren, durch den Nordwind vereitelt worden, verzog sich die Sache bis zum 14ten Junius, da Herr Pilatre sich abermahls entschloſs seinen Ballon füllen zu lassen, um mit Anbruch des folgenden Tages abzufahren. Die Zurüstungen nahmen aber mehr Zeit weg als er sich vorgestellt; es fand sich, daſs der Ballon einige Löcher bekommen hatte, welche zugeflickt werden muſsten; es fehlte bald an diesem bald an jenem, und am 15ten Vormittags um 10 Uhr war der Ball erst zum dritten Theil gefüllt. Der Wind änderte sich inzwischen, und wurde nicht eher als bis in der Nacht günstig. Nun lieſs Herr Pilatre den Ball vollends füllen, und nachdem er sich, da der Wind am 16ten Morgens um 4 Uhr abermahls umzusetzen drohte, durch drey kleine Luftbälle, die er nach und nach als Wegweiser steigen lieſs, des günstigen Moments endlich versichert zu haben glaubte, bestieg er um 7 Minuten mit einem jungen Kunstverwandten, Nahmens Romain, die Gallerie der Montgolfiere, und die Maschine erhob sich nach und nach bis zu einer Höhe von ungefähr 200 Fuſs. Freude und Sicherheit (sagt der Herr Marquis de la Maisonfort, ein Augenzeuge und Freund des Herrn Pilatre) mahlte sich auf dem Gesichte der beiden Luftfahrer, während eine düstre Unruhe und eine Art von dumpfem Staunen die sämmtlichen Zuschauer ergriffen zu haben und für die Schönheit des Schauspiels gefühllos zu machen schien. In der vorbesagten Höhe schien ein Südostwind die Maschine zu treiben, und sie befand sich in kurzem über dem Meere. Jetzt wurde sie 3 Minuten lang von verschiedenen Luftströmen hin und her bewegt, bis endlich der Südostwind die Oberhand behielt, und die Montgolfiere nach der Französischen Küste zurück trieb. Was die Zuschauer nunmehr von dem unglücklichen Ausgang wahrnehmen konnten, wird in einem Briefe aus Boulogne von einem Augenzeugen folgender Maſsen erzählt. „Nachdem der Ballon sehr hoch gestiegen war, sank er wieder langsam und nach und nach 3 bis 4 Minuten lang, ungefähr bis zum vierten Theil seiner Höhe herab; darauf sah man ein wenig Rauch, und fast im nehmlichen Augenblick eine sehr helle Flamme am obersten Theile der *Calotte* des Ballons, der die Gestalt eines sich öffnenden Fächers bekam. Dieses Feuer dauerte höchstens 15 Sekunden, und nun fiel die Montgolfiere und die Gallerie Anfangs ziemlich langsam, aber in wenig Augenblicken mit der gröſsten Schnelligkeit. Die beiden Unglücklichen stürzten mit der Gallerie aus einer Höhe von mehr als 1600 Fuſs zur Erde, und wurden aufs gräſslichste zerschmettert gefunden. Pilatre de Rozier blieb auf der Stelle todt, Romain gab noch einige schwache Lebenszeichen, aber ohne reden zu können, und verschied nach 10 Minuten.“

Daſs diese melankolische Katastrofe von verschiedenen Zuschauern auf eine ziemlich verschiedene Art erzählt wurde, kann bey einem Falle, wo eine genaue und von allen Arten der Täuschung gänzlich freye Beobachtung kaum möglich ist, niemanden befremden. Indessen scheint sich doch auch hier der Parteygeist ein wenig eingemischt zu haben, und mehrere Umstände wurden von verschiedenen Personen, je nachdem sie entweder der Montgolfierischen oder Robertischen Verfahrungsart günstiger waren, auf diese oder jene Art angegeben. Der Umstand aber, worin die meisten Augenzeugen übereinstimmten, war die Flamme, die den obern Theil des Ballons ergriff und in einem Augenblick verzehrte, welche doch schwerlich eine andere Ursache haben konnte, als daſs die aus einem Risse, den der Ballon zufällig bekommen hatte, mit Gewalt heraus strömende brennbare Luft von dem in der Montgolfiere unterhaltenen Feuer entzündet worden seyn muſste. Übrigens kann man dem Marquis de la Maisonfort, der das ganze Unglück auf den delabrierten Zustand des Luftballons schiebt, gern so viel zugestehen, daſs es wahrscheinlich nicht geschehen wäre, wenn der letztere nicht durch die mehrere Monate lang ausgehaltenen Strapazen so übel zugerichtet gewesen wäre, daſs es immer unbegreiflich bleiben wird, wie Pilatre de Rozier sein und seines Freundes Leben einer so unzuverlässigen Maschine anvertrauen konnte.

Wenn man die Augen von diesem traurigen Falle wegwendet, um sie wieder auf die verschiedenen neuen Luftreisen zu heften, welche Herr Blanchard, nach seinem ersten Flug über den Kanal, theils vor, theils nach dem Unglück des armen Pilatre, immer mit dem glücklichsten Erfolg anstellte: so kann man nicht umhin sich selbst zu gestehen, daſs er seine vielfältigen Triumfe weder dem blinden Glücke, noch allein seinem sonderbaren Talent und einer seltnen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, sondern unstreitig auch seiner Art zu verfahren, und verschiedenen Vorrichtungen und mechanischen Hülfsmitteln von seiner Erfindung zu danken hat; und daſs sein unglücklicher Nebenbuhler wahrscheinlich noch leben würde, wenn er, anstatt mit eigensinniger Beharrlichkeit seiner einmahl erwählten Verfahrungsart getreu zu bleiben, diejenige angenommen hätte, welcher Erfahrung und Theorie den unläugbaren Vorzug einer ungleich gröſsern Sicherheit gab.

VII.

Das Unglück des allgemein geschätzten und bedauerten Pilatre de Rozier machte einen Eindruck auf das Publikum, der den Fortgang der neu erfundenen Kunst auf einmahl zu hemmen, und sie bey einem Volke, das so leicht von einem Äuſsersten zum andern überspringt, um allen Kredit zu bringen drohte, wenn nicht einige Naturforscher und Mechaniker sich beeifert hätten, die natürlichen Folgen jenes Eindrucks noch eine Zeit lang aufzuhalten.

Der groſse Haufen wird immer bloſs vom Strome des Augenblicks fortgerissen: und wie oft ein einziger glücklicher Erfolg sein Herz so mächtig schwellt, daſs ihm nun nichts mehr unmöglich, das Schwerste federleicht und das Gefährlichste Kinderspiel scheint; so braucht es hingegen auch nur einen einzigen nicht vermutheten Unfall, um seinen Muth auf einmahl zu Boden zu werfen, und ihm unübersteigliche Berge zu zeigen, wo er kurz zuvor nur Maulwurfshügel sah. „Man erinnere sich (sagt ein Ungenannter im 179sten Blatte des *Journal de Paris* von 1785) des Augenblicks, wo man den ersten Luftballon sich mitten im Marsfelde erheben und in den Wolken verlieren sah, während ganz Paris das neue Experiment als ein die Naturgesetze unterbrechendes Wunderwerk anstaunte. Die Einbildungskraft selbst wagte es nicht, sich einen mit diesem Ballon aufsteigenden Menschen zu denken. — In diesem Augenblick stellt sich ein junger Mann mit einer einnehmenden, den glücklichsten Karakter ankündenden Bildung dar, der von allen, die ihn kannten, geliebt wurde, und allem Ansehen nach nichts als Ursachen sein Leben zu lieben haben konnte,

Wie Hagel auf Helm und Schild. Sie kämpften mit gleicher Stärke,
Mit gleichem Muthe, mit gleichem Glück,
Und gleich erfahren der ritterlichen Werke:
Der Enkel Fakardins, zugleich erstaunt und ergrimmt
Daſs ihm der grüne Ritter zum leicht geglaubten Siege
Durch seinen Widerstand die Hoffnung fast benimmt,
Erfährt, daſs seine Gestalt, die viel versprach, nicht lüge.

4.

Schon hatte der Kampf zwey Viertelstunden gewährt,
Als beide, um Athem zu schöpfen, die Schwerter ruhen lassen.
Noch waren beide unversehrt,
Und wollten itzt eben die Schilde zum neuen Streit umfassen,
Als eines Dritten Erscheinung sie in der Arbeit stört.
Es hatte, geweckt vom Donner ihrer Streiche,
Der Triton lange durch's Schilf der Fehde zugesehn;
Nun wird der Spaſs ihm zu lang': „Die Herren fechten schön,

und erbietet sich einen Versuch zu machen, welchen kein Mensch nur in Gedanken zu wagen das Herz hatte. Man konnte sich kaum erwehren, ihn für wahnsinnig zu halten; aber als er von der Höhe des Himmels, wo man ihn über Paris hinschweben sah, wieder zur Erde herab gestiegen war, fehlte wenig, daſs man ihn nicht für ein Wesen einer höhern Gattung ansah. Kaum war das Wunder vier- oder fünfmahl wiederhohlt worden, so fing man schon an, sich nichts mehr daraus zu machen. Man sprach davon wie von einem Kinderspiele, wozu man nicht einmahl Herz zu haben brauchte. Nun, da das schreckliche Ende des Unglücklichen, der den ersten Versuch mit einem so glänzenden Erfolge gemacht hatte, die ersten Bangigkeiten wieder erneuerte, hört man überall sagen, es wäre am besten, diese Versuche, die für den ersten, der sie gewagt, so übel ausgefallen, gänzlich aufzugeben; und man ist nicht weit davon entfernt, eben den Mann wieder als einen Unsinnigen zu verdammen, den man kurz vorher als einen Helden bewunderte. Indessen sollte man doch nicht übersehen, daſs unter mehr als hundert ähnlichen Versuchen nur dieser einzige (und, was am wenigsten zu vergessen ist, aus Schuld des Unternehmers selbst) einen unglücklichen Ausgang genommen hat. Die Gefahr muſs so groſs nicht seyn, da die widrigen Zufälle schon in den ersten Versuchen so selten gewesen sind. Wie viele tausend Opfer kostet die Schiffahrt noch immer der Menschheit! und doch ist die Schiffahrt eine nützliche Kunst. Freylich wird die Montgolfierische Erfindung diese Benennung nicht eher verdienen, bis die Kunst die aerostatische Maschine zu dirigieren gefunden seyn wird. Aber wenn auch diese Kunst noch ein Problem ist, wer kann sagen, es sey unauflöslich, oder die Unmöglichkeit sey bereits ausgemacht? Selbst das Ansehen der gelehrtesten Männer entscheidet hier nichts. Die Wissenschaft vergleicht und verbindet nur bekannte Kräfte, und ihre Resultate können nicht weiter gehen; der Genie und der Zufall entdecken neue Kräfte und erweitern die Grenzen des Möglichen. Eine einzige Bemerkung des Genies, eine einzige Entdeckung, die der Zufall herbey führt, können mehr als tausend Erfahrungen werth seyn, um uns auf den rechten Weg zu bringen, den wir beym Lampenschein der Wissenschaft in den finstern und krummen Irrgängen der Natur lange vergebens gesucht hatten."

Während einige filosofische Köpfe durch Vorstellungen dieser Art die Hoffnung zu nähren suchte, daſs die Aeronautik mit der Zeit noch zum Rang einer gemeinnützigen und auf zuverlässigen Principien fest stehenden Wissenschaft erhoben werden könne, beeiferten sich die Herren Alban und Vallet nebst einigen andern, durch neue aerostatische Versuche und Schauspiele die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Vor allen blieb Herr Blanchard geschäftig, die Proben seiner Kunst auſserhalb Frankreichs zu vervielfältigen: aber die Art, wie er die Sache behandelte, und der Ton, worin er seine Thaten dem Publikum verkündigte, näherte sich immer mehr der Manier gewisser andrer Künstler, die ihr Wesen zur Belustigung der Zuschauer ebenfalls in der Luft treiben wie er. Indessen fehlte wenig, daſs er bey einer seiner luftigen Promenaden (wie er sie nennt) am 21sten November 1785 das Schicksal des Pilatre de Rozier gehabt hätte; und wiewohl er der Sache eine für seine Eitelkeit schmeichelhaftere Wendung zu geben sucht, so scheint doch dieſsmahl ein bloſser glücklicher Zufall sein Retter gewesen zu seyn. Er hatte sich (sagt er in einem Briefe an die Herausgeber des *Journal de Paris*) 32,000 Fuſs hoch in die Luft erhoben, und, was er selbst beynahe unglaublich findet, drey Minuten lang in einer Temperatur ausgehalten, 7) worin nach der

---

7) Der berühmte Mathematiker de la Lande vermuthete in dieser Angabe einen merklichen Schreib-

bisherigen Meinung der Naturforscher keines Menschen Lunge auch nur eine einzige Minute ausdauern könnte. „*Ensuite*, (fährt er fort) *ayant mis mon ballon en pieces par le pôle inferieur, je suis descendu en parachyte du haut des Nuées, et mon ballon est allé se precipiter dans la mer. Mon seul but dans cette experience étoit d'échapper aux dangers qui me menaçoient sur la terre par la tempête, et sur la mer qui m'environnoit de*

---

fehler, weil die höchste Höhe, welche bisher von irgend einem Sterblichen erstiegen worden, nicht über 2434 Klafter betrage, und in einer Höhe von 5333 Klaftern, wo der Barometer auf 8 Zoll fallen würde, die Ausdehnung der Luft so groſs seyn müſste, daſs wahrscheinlich ein Blutsturz und der Tod die unmittelbare Wirkung davon wäre. Herr **Blanchard** erklärte sich hierüber kurz und gut: „Es bleibe bey den angegebnen 32,000 Fuſs; was andere Leute erfahren hätten, könne ihm nichts präjudicieren; er wolle, zwar nicht jetzt, aber künftig in einem **Journal seiner aeronautischen Reisen** hinlängliche Auskunft über die Sache geben, würde sich aber inzwischen ein Vergnügen daraus machen, den Herrn **de la Lande**, wofern er ihm die Ehre erweisen wollte, ihn bey seinem nächsten Aufsteigen zu begleiten, durch die Erfahrung zu überzeugen, daſs die gründlichsten Räsonements gegen die Gewiſsheit einer Thatsache nichts bedeuteten.“

toutes parts. Il ne m'est arrivé d'autre accident que celui de renverser le toit d'une chaumiere, de deraciner de petits arbres, d'en casser de grands, et d'arracher des buissons. Mon ballon et ma nacelle sont aussi en pieces: je suis resté seul entier de mon equippage; et semblable au capitaine qui perd son vaisseau, je suis tout prèt d'en remonter un autre, que je fais construire dans ce moment à Lille." — Ich gestehe, daſs ich nicht Ödipus genug bin, um mir aus dieser räthselhaften Darstellung einen deutlichen Begriff von dem halsbrechenden Abenteuer zu machen, welches Herr Blanchard in einem so jovialischen Ton erzählt. Was darüber in den Flandrischen öffentlichen Blättern gesagt wurde, giebt zwar etwas mehr Licht, scheint aber nur die Unbegreiflichkeit der Sache zu vermehren. Herr Blanchard versicherte nehmlich zu Gent öffentlich: „Er wäre in der gröſsten Gefahr gewesen. Sein Ballon, der bey seinem Aufsteigen nicht ganz voll gewesen, sey (vermuthlich in der Höhe von 32,000 Fuſs) so auſserordentlich aufgeschwollen, daſs er den Augenblick vor sich gesehen habe, wo er zerplatzen müſste. Wiewohl er das Ventil aufgemacht, habe sich doch das Volumen der Luft nicht vermindert; er hätte also keinen andern Ausweg gehabt, als mit der Spitze seiner Fahne Risse in den untern Theil des Ballons zu machen. Aber da habe sich eine andere Gefahr gezeigt: er sey nehmlich mit einer solchen Rapidität herab gestiegen, daſs er sich in einem Augenblick ganz nahe an der Erde gesehen habe. Nun sey sein letztes Hülfsmittel gewesen, nachdem er allen seinen Ballast über Bord geworfen, die Stricke seines Nachens abzuhauen, sich an sie anzuhängen, und sich somit seines Ballons statt eines *Parachyte* zu bedienen. So sey er denn in der Nähe von Delft glücklich auf die Erde gefallen, ohne die geringste Beschädigung an seiner Person erlitten zu haben." — Man muſs gestehen, daſs Herr Blanchard unter einem ungewöhnlich glücklichen Zeichen geboren seyn muſste: aber noch unendliche Mahl erstaunlicher ist die unbegreifliche Behendigkeit, womit er, ohne von einer so groſsen und nahen Gefahr betäubt oder aus der Fassung gesetzt zu werden, in einem Augenblick (und mehr Zeit konnte er auch in der That nicht haben) alle diese Operazionen, die zu seiner Rettung nöthig waren, machen konnte. Indessen ist nicht zu läugnen, daſs auch der Umstand, daſs er mit seinem zerriſsnen Ballon und seinem Nachen so stark auffiel, daſs er das Dach einer Strohhütte einwarf, groſse Bäume zerbrach, kleine entwurzelte und Büsche ausriſs, und doch, trotz allem diesem entsetzlichen *Fracas*, an seinem eignen Leibe nicht einmahl eine Beule davon trug — eine Sache ist, die man nicht alle Tage sieht, und die ihm selbst, bey einer Wiederhohlung dieses sonderbaren Experiments, schwerlich wieder so gut gelingen würde.

ZUSATZ.

Im Februar 1797.

Die Luftballons und die Luftschifferey kamen bereits im Jahre 1786 unvermerkt aus der Mode; 8) die Pariser hatten sich lange

---

8) Zu Anfang dieses Jahres erschien gleichwohl eine Abhandlung von Herrn **Carnus**, Professor der Filosofie zu Rhodez, worin der Verfasser, ungeachtet des wenigen Nutzens, den die Erfindung **der Aerostaten** bisher geschafft, die um diese Zeit beynahe allgemein gewordene Meinung, daſs es am besten wäre die Aeronautik gänzlich aufzugeben, ernstlich bestreitet. Er behauptet, sie könnte vielmehr in wenig Jahren so weit gebracht werden, daſs sie viel **sichrer**, bequemer, angenehmer und weniger kostbar wäre als die Schiffahrt zu Wasser. Nur muſste vor allen Dingen den Luftballons mehr Solidität gegeben werden, als bey ihrer bisherigen Zubereitung zu erhalten sey. Er schlägt zu diesem Ende das Blech vor, und behauptet, ein Globus aus Blech von 15 bis 20 Klaftern im

genug damit amüsiert; andere Zeitvertreibe, die *Folle Journée*, die *Folie par amour* und eine Menge anderer *Folies* traten an ihren Platz; im Jahre 1787 und 88 auch andere Sorgen. Die Folgen einer unklugen, übel zusammen hangenden und verschwenderischen Staatsverwaltung, und die Beschwerden über alte Miſsbräuche, welche, gleich unheilbaren Schäden, am Leben des Staats nagten, konnten durch alle bisher versuchte Palliative und empirische Kuren nicht länger weder verborgen noch aufgehalten werden. Das leichtsinnigste aller Völker in der Welt fuhr endlich aus seinem langen Taumel auf, und wurde

---

Durchmesser würde zwölf Personen mit dem nöthigen Geräthe und Lebensmitteln auf sechs Monat tragen können. Ja er geht so weit, zu zeigen, wie man eine Maschine von 100 Klaftern im Durchmesser luftleer machen könnte, welche im Stande wäre, eine Armee von zwanzig tausend Mann durch die Luft zu führen. Da die Ausführbarkeit der Sache (wie es scheint) bey diesem Theoretiker nicht in Anschlag kommt, warum sollte man auf diesem Wege nicht so weit gehen können, einen Aerostaten von Blech zu fabricieren, der groſs genug wäre, um das Wunder der goldnen Kette des Homerischen Jupiters zu realisieren, und die ganze Erdkugel aus ihren Ångeln empor zu ziehen? Nur Blech genug und Raum genug für die Maschine; das wäre die einzige Schwierigkeit!

durch die Maſsregeln selbst, die der gefürchteten Katastrofe vorbeugen sollten, in die Revoluzion, die endlich im Sommer des Jahres 1789 wie ein schnell um sich fressendes Feuer ausbrach, mit Gewalt hinein gestoſsen. Die nothwendigen und zufälligen Folgen der allgemeinen Umwälzung der Dinge verschlangen alles geringere Interesse; und so war nichts natürlicher, als daſs in den ersten fünf Jahren der Revoluzion von der Aeronautik im Publikum eben so wenig mehr die Rede war, als von **der Kunst auf dem Wasser zu gehen**, wovon einige Jahre zuvor ein gewisser Flammänder, Nahmens **van Rudder**, vor den Augen von ganz Paris, gegen Billiets zu drey Livres und zu einem Livre zehn Sous, die Probe zu machen versprach, und sie auch am 4ten December 1785, wiewohl auf eine so mühsame und plumpe Art, bewerkstelligte, daſs niemand Lust hatte, eine Wiederhohlung dieses Kunststücks zu sehen.

Wiewohl nun über jenen groſsen Nazional-Angelegenheiten die Luftschifferkunst in gänzliche Vergessenheit gerathen war, so scheint sie doch selbst in dieser stürmischen Zeit noch immer einen oder mehrere geschickte Männer in der Stille beschäftigt zu haben, und auf einen höhern Grad von Brauchbarkeit gebracht worden zu seyn; als Europa auf einmahl durch den nutzlichen und in mehr als Einem Fall entscheidenden Gebrauch überrascht wurde, den die Vorsteher der neuen Französischen Republik in den Feldzügen der Jahre 1794, 95 und 96 von der aerostatischen Maschine zu machen die Klugheit hatten. „Die Französische Republik (sagt Herr Doktor Posselt im achten Stück seiner Politischen Annalen vom Jahrgange 1796) hat jetzt eine zweyfache Marine: eine, die gewöhnliche für das Meer, die andere, bisher von ihr allein genützte, für die Luft. Jeder Armee folgen zwey Luftschiſſe, (deren Bestimmung ist, die Lage und Bewegungen der Feinde von oben herab auszukundschaften.) Die bey der Sambre- und Maasarmee sind, le Celeste, und l'Entreprenant, mit welchem der Divisionsgeneral Morlot und der Generaladjutant Etienne in der Schlacht bey Fleurus in die Höhe gestiegen. Die bey der Rhein- und Moselarmee sind der Herkules, ein ganz kugelförmiger Aerostat von 30 Schuh im Durchmesser, der gröſste unter den vieren, der in dem Feldzuge von 1796 zum ersten Mahle gebraucht wurde, und der Intrepide, der schon bey Mannheim gedient hatte. Zu jedem dieser Luftschiſſe gehört eine Anzahl so genannter Aerostiers, die unter den Befehlen eines Officiers auf der Erde die Signale aufnehmen und befolgen, welche der in die Höhe gegangene Officier mittelst der verschiedenen Flaggen giebt, die er in der Gondel,

Ruft er dazwischen, allein, so könnte der Tag vergehn
Und würde nichts ausgemacht; ich rathe zum Vergleiche.

5.

Die Leute raufen sich hier und wissen nicht warum!
Denn diese neue Helene, mit eurer Erlaubniſs, ihr Herren,
Ist, wie sie steht und geht, mein wahres Eigenthum.
Was könnt' es uns helfen, sie in drey Theile zu zerren?
(Wiewohl das Ganze vielleicht zu viel für Einen ist)
Um bald aus der Sache zu kommen, entscheide sie selber den Zwist!
Sie ist ja groſs genug, um für sich selbst zu wählen."
Top! riefen die Ritter, der alte Wassermann spricht
Wie ein Orakel! — und jeder, damit es, ihn zu verfehlen,
Nicht möglich sey, entblöſset sein Gesicht.

6.

Der grüne Ritter nähert der Dame sich ehrerbietig
Und spricht: Ich hoffte, vielleicht zu übermüthig,

worin er und gewöhnlich noch ein Ingenieurofficier sitzt, aufsteckt. Beide Officiers, der in der Luft, und der, welcher dem Manoeuvre auf der Erde vorsteht, haben ein übereinstimmendes Signalbuch bey sich, worin die verschiedenen Flaggen mit ihren Bedeutungen bemerkt sind. Um aber zu verhindern, daſs der Feind diese aeronautische Chiffre nicht so leicht errathen könne, wird sie öfters abgeändert. Die gröſste Höhe, zu welcher ein solcher Luftball sich erhebt, ist zu 400 bis 500 Klaftern, die zum Beobachten bequemste aber zu 130 bis 150. Die Vorzüge dieser republikanischen Luftbälle liegen theils in einem eigens dazu erfundenen Seidenstoffe zum Überzug, welcher Leichtigkeit und Festigkeit im höchsten Grad in sich vereiniget, theils in dem Geheimniſs einer Füllung, die eben so wohlfeil als lange dauernd ist. Nach der Versicherung des Hauptmanns Delaunoy, der den Herkules kommandiert, würde es, um diesen Ball nach Blanchards Art (mit brennbarer Luft) zu füllen, mehrere hundert tausend Livres in barem Gelde gekostet haben, 9) da er (Delaunoy) hingegen nicht mehr als sieben tausend Livres in Mandaten dazu erhielt, die er nicht einmahl ganz aufzuwenden brauchte. Überdieſs hat diese Art von Füllung noch den Vorzug,

---

9) Diese Angabe scheint sehr übertrieben zu seyn.

daſs sie sich mehrere Monate lang in dem Ballon erhält, ohne sich aufzuzehren oder dem Überzug Schaden zu thun."

Ob man (wie der angeführte Annalist hinzu setzt) in Frankreich wirklich schon mit dem Gedanken von Luftschiffen umgehe, die nicht nur ein paar Männer, zu Beobachtungen, sondern eine weit stärkere Zahl, zu Unternehmungen, tragen, und dadurch die vorerwähnten Vorschläge des Herrn Carnus wenigstens bis auf einen gewissen Punkt zur Ausführung bringen sollen? was der Erfolg davon seyn werde? und ob die mit so vielem Geräusch angekündigte Landung in Irland oder Groſsbritannien, welche der gegen Ende des vorigen Jahres in dieser Absicht von Brest ausgelaufenen Seeflotte so übel miſslang, einer Luftflotte vielleicht besser gelingen dürfte? — wird die Zeit lehren. Gewiſs ist, daſs der ausschlieſsliche Besitz einer solchen Luftmarine die Französische Republik dem ganzen Erdboden so gefährlich machen würde, daſs dieser einzige Grund die sämmtlichen übrigen Mächte in die unumgängliche Nothwendigkeit setzen müſste, alle ihre Kräfte zu gänzlicher Zerstörung derselben zu vereinigen.

ÜBER

DIE RECHTE UND PFLICHTEN DER SCHRIFTSTELLER,

in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nazionen, Regierungen, und andere öffentliche Gegenstände. 1785.

Bey der groſsen Menge von Schriften, worin gereiste Leute (unter welche von Yoricks Klassen 1) sie auch gehören mögen) die auf ihren Reisen und Wanderungen gesammelten Bemerkungen und Nachrichten in Briefen an Freunde oder vielmehr an das Publikum zum Druck befördern, und da die Begierde der leselustigen Welt nach Schriften

---

1) S. in Yoricks empfindsamer Reise die in dem *Desobligeant* geschriebene Vorrede.

dieser Art natürlicher Weise die Anzahl der reiselustigen Schriftsteller und briefstellenden Wanderer täglich vermehrt, möchte wohl manchen mit einem Maſsstabe gedient seyn, an welchem sie die Befugnisse solcher Schriftsteller und die Grenzen ihrer Freyheit bey Bekanntmachung ihrer Bemerkungen, Nachrichten und Urtheile in allen vorkommenden Fällen mit Zuverlässigkeit bestimmen könnten.

Dieser Maſsstab scheint mir in der folgenden Reihe von Wahrheiten enthalten zu seyn.

Ich gebe sie mit Zuversicht für Wahrheiten aus, weil ich nicht nur selbst von ihnen überzeugt bin, sondern auch glaube, daſs sie jedem nur mäſsig aufgeräumten und einiges Nachdenkens fähigen Kopfe als Wahrheit einleuchten müssen.

I.

Freyheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechtes. Ihr haben wir hauptsächlich die gegenwärtige Stufe von Kultur und Erleuchtung, worauf der gröſsere Theil der Europäischen Völker steht, zu verdanken. Man raube uns diese Freyheit, so wird das Licht, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen, bald wieder verschwinden; Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit uns wieder dem Aberglauben und dem Despotismus Preis geben. Die Völker werden in die Barbarey der finstern Jahrhunderte zurück sinken; und wer sich dann erkühnen wird Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heiſsen, und als ein Verbrecher bestraft werden.

II.

Freyheit der Presse ist nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit, oder, wenn man will, ein Recht policierter Nazionen, ist; und sie ist bloſs darum ein Recht des Menschengeschlechts, weil die Menschen, als vernünftige Wesen, kein angelegneres Interesse haben als wahre Kenntnisse von allem, was auf irgend eine Art geradezu oder seitwärts einen Einfluſs auf ihren Wohlstand hat, und zu Vermehrung ihrer Vollkommenheit etwas beytragen kann.

III.

Die Wissenschaften, welche für den menschlichen Verstand das sind, was das

Licht für unsre Augen, können und dürfen also, ohne offenbare Verletzung eines unläugbaren Menschenrechtes, in keine andere Grenzen eingeschlossen werden, als diejenigen, welche uns die Natur selbst gesetzt hat. Alles was wir wissen können, das dürfen wir auch wissen.

IV.

Die nöthigste und nützlichste aller Wissenschaften, oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrigen eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft des **Menschen**:

> Der Menschheit eignes Studium ist der
> Mensch.

Sie ist eine Aufgabe, an deren vollständiger und reiner Auflösung man noch Jahrtausende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu seyn. Sie anzubauen, zu fördern, immer gröſsere Fortschritte darin zu thun, ist der Gegenstand des Menschen-Studiums: und wie könnte dieses auf andere Weise mit Erfolge getrieben werden, als indem man die Menschen, wie sie von jeher waren, und wie sie dermahlen sind, nach allen ihren Beschaffenheiten, Verhältnissen und Umständen, kennen zu lernen sucht?

V.

Diese historische Kenntniſs der vernünftigen Erdebewohner ist die Grundlage aller echt filosofischen Wissenschaft, welche die Natur und Bestimmung des Menschen, seine Rechte und seine Pflichten, die Ursachen seines Elendes und die Bedingungen seines Wohlstandes, die Mittel, jenes zu mindern und diesen zu befördern, kurz, das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechtes, zum Gegenstande hat. Um heraus zu bringen, was dem Menschen möglich ist, muſs man wissen, was er wirklich ist und wirklich geleistet hat. Um seinen Zustand zu verbessern und seinen Gebrechen abzuhelfen, muſs man erst wissen, wo es ihm fehlt, und, woran es liegt, daſs es nicht besser um ihn steht. Im Grunde ist also alle echte Menschenkenntniſs historisch. Die Geschichte der Völker, nach ihrer ehemahligen und gegenwärtigen Beschaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatsachen und Begebenheiten, woraus man sieht wie sie zusammen hangen, und wie die Wirkung oder der Erfolg des einen wieder die Veranlassung oder Ursache des andern wird; diese Filosofie der Menschengeschichte ist nichts andres als Darstellung dessen, was sich mit den Menschen zugetragen und immerfort zuträgt;

Darstellung eines immer fortlaufenden Faktums, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und sieht, und indem diejenigen, welche mehr Gelegenheit als andere gehabt haben zu sehen was zu sehen ist, ihre Beobachtungen den andern mittheilen.

VI.

Aus diesem Gesichtspunkte sind alle Beyträge zu beurtheilen, welche von verständigen und erfahrnen Männern, von Seefahrern und Landfahrern, Reisigen und Fuſsgängern, Gelehrten und Ungelehrten (denn auch Ungelehrte können den Geist der Beobachtung haben, und sehen oft aus gesundern Augen als Gelehrte von Profession) zur Erd- und Völkerkunde, oder, mit Einem Worte, zur Menschenkenntniſs, in gröſsern oder kleinern Bruchstücken bekannt gemacht worden sind. Aus diesem Gesichtspunkt erkennt man ihre Schätzbarkeit, und daſs dem menschlichen Geschlecht überhaupt und jedem Volke, jedem einzelnen Staatskörper und jedem einzelnen Menschen insbesondre daran gelegen ist, daſs solcher Beyträge recht viele in dem allgemeinen Magazine der menschlichen Kenntnisse niedergelegt werden.

VII.

Insonderheit ist jedem groſsen Volke — und ganz vorzüglich dem unsrigen, (dessen Staatskörper eine so sonderbare Gestalt hat, und aus so mannigfaltigen und ungleichartigen Theilen mehr zufälliger Weise zusammen gewachsen als planmäſsig zusammen gesetzt ist) daran gelegen, seinen gegenwärtigen Zustand so genau als möglich zu kennen. Jeder noch so geringe Beytrag, der über die Beschaffenheit der Staatswirthschaft, Polizey, bürgerlichen und militarischen Verfassung, Religion, Sitten, öffentlichen Erziehung, Wissenschaften und Künste, Gewerbe, Landwirthschaft, u. s. w. in jedem Theile unsers gemeinsamen Vaterlandes, und über die Stufe der Kultur, Aufklärung, Humanisierung, Freyheit, Thätigkeit und Emporstrebung zum Bessern, die jeder derselben erreicht hat, einiges Licht verbreitet, jeder solche Beytrag ist schätzbar, und verdient unsern Dank.

VIII.

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines Schriftstellers, welcher einen Beytrag zur Menschen- und Völkerkunde aus eigener Beobachtung liefert, ist: daſs er den aufrichtigen Willen habe die Wahrheit zu sagen, folglich keiner Leidenschaft, keiner vorgefaſsten Meinung, keiner interessierten Privatabsicht wissentlich einigen Einfluſs in seine Nachrichten und Bemerkungen erlaube. Seine erste Pflicht ist Wahrhaftigkeit und Unparteylichkeit: und da wir zu allem berechtigt sind, was eine nothwendige Bedingung der Erfüllung unsrer Pflicht ist; so ist auch, vermöge der Natur der Sache, Freymüthigkeit ein Recht, das keinem Schriftsteller dieser Klasse streitig gemacht werden kann. Er muſs die Wahrheit sagen wollen, und sagen dürfen.

IX.

Diesemnach ist ein Schriftsteller vollkommen berechtigt, von dem Volke, über welches er uns seine Beobachtungen mittheilt, alles zu sagen was er gesehen hat, Gutes und Böses, Rühmliches und Tadelhaftes. Mit ungetreuen Gemählden, welche nur die schöne Seite darstellen, und die fehlerhafte entweder ganz verdunkeln oder gar durch schmeichlerische Verschönerung verfälschen, ist der Welt nichts gedient.

X.

Niemand kann sich beleidiget halten, wenn man ihn abschildert wie er ist. Die

Es hätte Ihr ahnendes Herz von ferne mich schon erkannt:
Allein so gänzlich ist doch aus Ihren schönen Gedanken
Der arme Karamell nicht, dieſs wag' ich zu glauben, verbannt,
Um zwischen ihm und einem Fremden zu schwanken. —
Mein Herr, versetzt die Infantin, wiewohl ich, was Sie mir da
Zu sagen die Ehre gethan, nicht allzu wohl verstanden,
So klang es doch, als wären Sie ziemlich nah
Mit mir verwandt. Ich weiſs von keinen solchen Banden.

7.

Ein Mann von Feigenholz, von Erz, von Gyps, von Stein,
Von was Sie wollen, und einer von Fleisch und Bein
Gilt mir gleich viel; ich fühle dasselbe für beide,
Für beide — Nichts, und sag' es keinem zu Leide.
Sie sprechen, mein Herr, von einem ältern Recht?
Ich weiſs nicht was Sie vielleicht belieben Recht zu nennen,
Allein das giebt kein Recht daſs Sie mich länger kennen;

Höflichkeit, welche uns verbietet, einer Person in öffentlicher Gesellschaft ihre Fehler zu sagen, ist keine Pflicht des Schriftstellers, der vom Menschen überhaupt, oder von Nazionen, Staaten und Gemeinheiten (wie groſs oder klein sie übrigens seyn mögen) zu sprechen hat. Eine Nazion würde etwas unbilliges verlangen und sich lächerlich vor der Welt machen, welche für ganz untadelig und von allen Seiten vollkommen gehalten seyn wollte: und ganz untadelig müſste sie doch seyn, wenn ein verständiger Beobachter gar nichts an ihr auszusetzen hätte. Alles, was in solchem Falle die Ehrerbietung gegen eine ganze Nazion oder Gemeinheit fordert, ist, in anständigen Ausdrücken, ohne Übertreibung, Bitterkeit und Muthwillen, von ihrer blinden Seite zu sprechen, und vornehmlich seine Unparteylichkeit auch dadurch zu beweisen, daſs man ihren Vorzügen, und allem was an ihr zu rühmen ist, Gerechtigkeit widerfahren lasse.

XI.

Zu Erlangung einer richtigen Kenntniſs von Nazionen und Zeitaltern ist hauptsächlich vonnöthen, daſs man das Unterscheidende oder Karakteristische eines jeden Volkes, welches merkwürdig genug ist um die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen, kennen lerne. Dieses Karakteriſtiſche äuſsert sich gewöhnlich eben sowohl, ja oft noch stärker und auszeichnender, in Fehlern, als in Vollkommenheiten. Oft sind die Fehler nur ein Übermaſs von gewiſsen Eigenschaften, die in gehörigem Maſse sehr löblich sind; wie zum Beyspiel geziertes Wesen ein Übermaſs von Eleganz ist. Nicht selten sind die Fehler an Nazionen, eben so wie an einzelnen Menschen, bloſs natürliche (wiewohl allezeit verbesserliche) Folgen eben derjenigen Sinnesart, wodurch ein Volk zu gewiſsen Tugenden besonders aufgelegt ist; wie zum Beyspiel die Nazionaleitelkeit des Franzöſischen Volkes ein Fehler ist, den es nicht hätte, wenn nicht hohes Ehrgefühl, Liebe zum Ruhm, und lebhafte Theilnehmung an Nazionalehre Hauptzüge seines Karakters wären. Fehler dieser Art bemerken, heiſst nicht beleidigen, sondern einen Dank verdienenden Wink geben, wo und wie man in seiner Art besser und lobenswürdiger werden kann.

XII.

Ein unbefangener Beobachter, den die Natur mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit des Geistes ausgesteuert, und die Filosofie mit dem richtigen Maſsstabe dessen, was löblich, schön, anständig und schicklich oder das Gegentheil ist, versehen hat, sieht überall, wo er hinkommt, die Menschen und ihr Thun und Lassen, ihre Gewohnheiten und Eigenheiten, Schiefheiten und Albernheiten, in ihrem natürlichen Lichte; und, ohne die mindeste Absicht etwas lächerlich machen zu wollen, findet sich, daſs man über das Lächerliche — lachen oder lächeln muſs. Wohl dem Volke das nur lächerliche Fehler hat!

XIII.

Zuweilen liegt der vermeinte Tadel, worüber man sich unzeitig beklagt, bloſs in der Vorstellungsart einer übermäſsig reitzbaren Selbstgefälligkeit. Als Xenofon seine zwey Gemählde von der Spartanischen und Athenischen Republik gegen einander stellte, schrieen die Athener, welche gewohnt waren von ihren Sofisten und Lohnrednern immer nur schmeichelhafte Dinge zu hören, über groſses Unrecht: aber Wir, die keinen Grund haben weder Athenern noch Spartanern zu schmeicheln, oder mehr Vorliebe für die einen als für die andern zu haben, wir finden, daſs Xenofon den Athenern kein Unrecht that. Er sagt mit der ihm ganz eigenen Simplicität und Geradheit, was jedermann, der nach Athen ging und mit seinen eigenen Augen sah, sehen muſste. Die Athener schrieen über Satire und Ironie, wo Xenofon weder an Satire noch Ironie gedacht hatte. Die Wahrheit war, daſs er sie bloſs in einen Spiegel schauen lieſs. Sein Gemählde ist das Gemählde einer jeden Republik, in welcher das Volk die höchste Gewalt hat; und alle die besondern Züge, die nur auf die Athener zu passen scheinen, sind im Grunde bloſse Modifikazionen, wovon der nähere Grund in ihrer Lage und in ihren äuſsern Umständen zu finden war. Ich kann die Verfassung der Athener nicht loben, sagt Xenofon: aber, da es ihnen einmahl beliebt hat sich eine solche Verfassung zu geben, so finde ich, daſs sie sehr inkonsequent seyn müſsten, wenn sie anders wären als sie sind. Man tadelt dieſs und dieſs und dieſs an ihnen, und überlegt nicht, daſs sie, ihre Staatsverfassung vorausgesetzt, in allem dem, weſswegen man sie tadelt, Recht haben. Sein Buch von der Athenischen Republik ist daher, wenn man will, eine Satire und eine Apologie zu gleicher Zeit; in der That aber weder mehr noch weniger als eine historische Darstellung dessen, was die Athener in ihrer demokratischen Epoke waren, in ein solches Licht gestellt, daſs man deutlich begreift, wie sie das waren, und warum sie es waren, und warum es unmöglich war, daſs sie anders hätten seyn sollen, so lange sie nicht die Quelle alles dessen was an ihnen tadelhaft war, ihre Verfassung, änderten.

Eine eben so simple, eben so getreue und ungeschmeichelte Darstellung dessen, was in unserm gegenwärtigen Zeitmomente jeder besondre Staat, jede groſse oder kleine Haupt-Residenz- und freye Reichsstadt in Deutschland wirklich ist, wie jene Xenofontische von Sparta und Athen, würde ihrem Verfasser zwar wahrscheinlich viel Verdruſs und keine öffentliche Danksagung im Nahmen Kaisers und Reichs zuziehen, (wie ehedem Doktor Burnet für seine Whiggische Geschichte von England vom Ober- und Unterhause des Groſsbritannischen Parlaments erhielt) aber er würde eine solche Danksagung wenigstens verdienen; denn es wäre eine groſse Wohlthat, die er der Nazion erwiese.

XIV.

Wer aus einem groſsen Staat in einen andern kommt, worin Verfassung und Einrichtung, Nazionalkarakter und Nazionalsitten mit jenem stark abstechen, zum Beyspiel aus einem militarischen in einen, der seinen Wohlstand dem Frieden und den Künsten des Friedens zu danken hat, der bringt eine Disposizion mit sich, vorzüglich alles das zu bemerken, was den Unterschied zwischen beiden ausmacht, weil dieſs gerade die Züge sind, die ihm am stärksten auffallen. Daher kommt es denn ganz natürlich, daſs er ein Belieben daran findet, das Karakteristische der einen und der andern Nazion gegen einander zu stellen, und mit einander zu vergleichen — ein Verfahren, wodurch gemeiniglich heraus kommt, daſs das, worin die eine sich besonders hervor thut, gerade nicht die glänzendste Seite der andern ist. Kein Volk, zumahl ein kleines, kann alle mögliche Vorzüge beysammen haben; es giebt sogar einige, die einander ausschlieſsen. Ich bin gewiſs, daſs ein Haufen edler junger Mitbürger und Kameraden des Alcibiades, ihrer Tapferkeit unbeschadet, gegen eben so viele Spartanische Knasterbärte wie ein Trupp schöner Herren, die zum Tanze gehen, aussah. Spartaner und Athener, Thebaner und Korinther, (alte oder moderne) in einem Gemählde gegen einander kontrastieren zu lassen, ist immer eine sehr unschuldige Sache: wiewohl die einen auf die andern wechselsweis' ein nicht immer vortheilhaftes Licht werfen.

XV.

Was von Nazionen gesagt worden, gilt auch von Regenten und groſsen Herren. August und Trajan, wenn man ihren Schmeichlern und Lobrednern glauben wollte, müſsten keine Menschen, sondern Götter und Ideale aller Vollkommenheiten gewesen seyn. Eben so, wenn man den Büchermachern in ihren Zueignungsschriften, und den Zeitungsschreibern, wenn sie Todesfälle und Thronbesteigungen ankündigen, und den Leichenpredigern oder Standrednern, wenn sie aus bezahlter Pflicht zum letzten Mahle loben, unbeschränkt glauben müſste: so wären alle unsre Regenten, vom ersten Monarchen in Europa bis zum kleinsten aller Dynasten im heiligen Römischen Reiche, lauter Auguste und Trajane. Wollte Gott! Aber was ist — ist; und wie es überall in der Welt ist, das sieht wer ein Paar gesunde Augen hat, und wer nicht sehen kann, fühlts. Regenten, die von ihrer Würde und von ihrem Amte die gehörige Empfindung haben, verachten solche Schmeicheleyen, und wissen, daſs, wer das Herz hat ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, es gewiſs ehrlich mit ihnen meint. Der beste Fürst ist der, dessen gröſster Wunsch ist, der beste Mensch unter seinem Volke zu seyn. Und gewiſs ein solcher kann und wird es nicht übel finden, wenn man ihm mit Bescheidenheit zu verstehen giebt, was die Nachwelt ohne Scheu heraus sagen wird, wenn es zu spät für ihn seyn wird Nutzen daraus zu ziehen.

XVI.

So wie es keinen wissenschaftlichen Gegenstand giebt, den man nicht untersuchen, ja selbst keinen Glaubenspunkt, den die Vernunft nicht beleuchten dürfte, um zu sehen, ob er glaubwürdig sey oder nicht: so giebt es auch keine historische und keine praktische Wahrheit, die man mit einem Interdikt zu belegen, oder für Kontrebande zu erklären berechtiget wäre. Es ist widersinnig, Staatsgeheimnisse aus Dingen machen zu wollen, die aller Welt vor Augen liegen, oder übel zu nehmen, wenn jemand der ganzen Welt sagt, was einige hundert tausend Menschen sehen, hören und fühlen.

XVII.

Ein Augenzeuge kann, ohne Schuld seines Willens, unrichtig sehen. Wer einem andern, den er für glaubwürdig hält, etwas nachsagt, kann falsch berichtet worden seyn. Der aufmerksamste und scharfsichtigste Beobachter ist, wie alle Menschen, der Möglichkeit des Irrthums unterworfen, und kann einen wichtigen Umstand übersehen, oder manches nicht aus seinem wahren Gesichtspunkt oder in dem gehörigsten Lichte gesehen haben. Es ist also kaum möglich, daſs Schriften, worin Völker, Staaten, merkwürdige Menschen und Begebenheiten, Sitten der Zeit, und dergleichen, historisch geschildert werden, selbst bey dem reinsten Vorsatze die Wahrheit zu sagen, von allen Unrichtigkeiten gänzlich frey seyn sollten. Auch ist es möglich, daſs jemand aus Unerfahrenheit oder Beschränktheit seiner Einsichten, oder aus dunkeln Vorstellungen und Neigungen, die ohne sein Wissen auf seinen Willen wirken, (zum Beyspiel aus Vorliebe für sein eigenes Vaterland) zuweilen unrichtig sehen und urtheilen kann. Aber es wäre widersinnig, den Schluſs hieraus zu ziehen, daſs man also keine historische Schriften, keine Beyträge zur Völker- und Menschenkunde, keine Reisebeschreibungen, und keine Sammlungen solcher Thatsachen, deren Publicität der Welt nützlich ist oder werden kann, mehr bekannt machen dürfe. Alles was daraus folgt, ist, daſs ein jeder, der die Sache besser zu wissen glaubt, oder die Irrthümer eines Schriftstellers aufzudecken und zu berichtigen im Stande ist, nicht nur volle Befugniſs, sondern sogar eine Art von Pflicht auf sich hat, der Welt damit zu dienen.

DAS GEHEIMNISS
DES
KOSMOPOLITEN-ORDENS.

1788.

Einleitung.

Es werden ungefähr vierzehn Jahre seyn, daſs der Geschichtschreiber der Abderiten, bey Gelegenheit einer unvermutheten Zusammenkunft des Hippokrates und Demokritus, die erste Nachricht von einer unsichtbaren Gesellschaft gab, welche bereits einige Jahrtausende unter dem Nahmen der Kosmopoliten existieren, und, seinem Vorgeben nach, groſse Vorzüge vor allen andern geheimen Gesellschaften, und einen wichtigern und dauerhaftern Einfluſs in die Dinge dieser Welt haben sollte, als irgend

Und zum Beweise, daſs einer von Ihrem Geschlecht
Mir was der andere gilt, soll dieser edle Knecht
(Sie zeigt auf Boreas hin) sich meinen Ritter nennen!

8.

Was hör' ich, Götter! ist's möglich? hört' ich recht?
Rief Karamell aus, und zog halb sinnlos seinen Degen.
„Humm! — hummt der Triton, hier müssen wir uns dazwischen legen,
Sonst giebt's ein neues Stiergefecht!
Ich bin ein Gott, ihr Herren! zwar nur vom zweyten Range,
Doch wisset, ein ganzes Heer von Helden wie ihr seyd
Mit meiner zweygezackten Stange
In Kröten und Frösche zu wandeln, ist eine Kleinigkeit
Für meines gleichen. Kann ich zufrieden mich geben,
Morbleu! so soll mir kein andrer nur einen Finger heben!

9.

Wir kennen das Frauenzimmer, das hier so züchtig steht;
Sie ist nicht häſslich, wie ihr seht,

eine der letztern sich mit Grunde zuschreiben könne.

Das Wenige, was dem besagten Geschichtschreiber bloſs zufälliger Weise und im Vorbeygehen von diesem bisher unbekannten geheimen Orden entfallen war, erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, in deren Ursachen wir hier nicht einzudringen begehren. Genug, je räthselhafter die Sache den meisten Lesern vorkam, je begieriger wurden sie, mehr von diesem Geheimnisse zu erfahren.

Diese Neugier muſste natürlicher Weise nicht wenig zunehmen, da bald hernach ein berühmter Mann desselben Jahrzehends, in den dringenden Ermahnungen, die er schnell hinter einander an alle Stände und Klassen der Nazion ergehen lieſs, um zu Ausführung eines der ganzen Welt unendlich wichtigen Instituts die geringe Summe von dreyſsig tausend Thalern zusammen zu schieſsen, sich auch nahmentlich und mit ganz besonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte, und dadurch das Daseyn dieser geheimen Gesellschaft (welches vorher noch von einigen Ungläubigen bezweifelt worden war) auſser allem Widerspruch zu setzen schien.

In kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten voraus gesehen hatten. Da ihre Unsichtbarkeit nothwendig aus der Natur der

Sache folgt; da überdieſs keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Gesellschaft seyn kann, weil er von dem Augenblick an, da er sich zu einem solchen Schritt entschlösse, aufhörte ein Kosmopolit zu seyn; und also, alles Forschens und leisen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieses Ordens allen, die nicht ihres gleichen waren, verborgen blieben: so glaubten gewisse Leute, die um diese Zeit mit sehr weit aussehenden Entwürfen schwanger gingen, ein groſses zu Beschleunigung derselben zu thun, und sich bey manchen einen desto leichtern Eingang zu verschaffen, wenn sie sich eines Nahmens, an welchen mehrere Jahre lang niemand Anspruch zu machen schien, als einer gleichsam verlassenen Sache bemächtigten, und sich, so oft es ihren Absichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürger-Titel schmückten, um die Meinung von sich zu erwecken, als ob sie wirklich und ausschlieſslich im Besitze des Geheimnisses wären, wovon der Verfasser der Abderitengeschichte in einem so räthselhaften Tone gesprochen hatte.

Ob sie hierin bloſs als feine weltkluge Spekulanten zu Werke gegangen, oder ob sie vielleicht in allem diesem ehrlich zu seyn geglaubt, und, selbst von der gröſsten aller Zaubrerinnen getäuscht, sich wirklich eingebildet haben mögen etwas zu seyn was sie nicht waren, lassen wir dahin gestellt. Das letztere könnte um so eher zu glauben seyn, da sie, indem sie sich den Begriff eines Weltbürgers zu entwickeln suchten, sehr leicht auf die vermeinte Entdeckung fallen konnten, daſs die Erleuchtung der Welt, wo nicht das einzige, doch wenigstens das vornehmste Mittel sey, wodurch die Kosmopoliten den ihnen zugeschriebenen groſsen Einfluſs in die sublunarischen Dinge bewirkten.

Da der Erfolg, ungeachtet der glänzenden Aussichten, die den Menächmen der Kosmopoliten nichts geringers als das *Imperium orbis* zu verheiſsen schienen, ihren sanguinischen Hoffnungen nicht besser entsprach, als es jene (ohne ihre Feinde zu seyn, oder nur einen Finger gegen sie zu rühren) voraus gesehen hatten: so wäre es ohne allen Nutzen, uns deutlicher über diesen Hergang zu erklären. Aber dieſs glauben wir doch hinzu setzen zu müssen: daſs man sich mächtig betrogen finden würde, wenn man sich schmeicheln wollte, mit irgend einem andern Losungsworte — zum Beyspiel mit Aufklärung, (das ohnehin der verunglückten Erleuchtung zu synonym ist, um sich ein viel besseres Schicksal zu versprechen) jemahls glücklicher zu seyn. Denn die wahren Kosmopoliten können und werden es nicht länger zugeben, daſs geheime Gesellschaften, die in ihrer ganzen innern Verfassung, und in der Art und Weise wie sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machen wollen, so ganz das Gegentheil von ihnen sind, sich entweder ihres Nahmens anmaſsen, oder, unter welchem andern Nahmen es seyn möge, die Meinung von sich erwecken, als ob die Kosmopoliten mit ihnen einerley Zweck und Mittel hätten, und jemahls, es sey durch den Beytritt einzelner Personen aus ihrem Mittel, oder durch eine allgemeine Vereinigung, gemeine Sache mit ihnen zu machen fähig wären.

Das kürzeste und meines Erachtens auch das edelste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, und den Gaukelspielen aller gegenwärtigen und künftigen Pseudo-Kosmopoliten ein Ende zu machen, (es wäre denn, daſs die Welt schlechterdings mit sehenden Augen betrogen seyn wollte) ist unstreitig der Entschluſs, den ich — mit vorausgesetzter unausbleiblicher Genehmigung und im Nahmen des ganzen Ordens — gefaſst habe, das, was bisher das Geheimniſs desselben war, ohne alle Zurückhaltung so aufrichtig und deutlich bekannt zu machen, daſs es auch dem einfältigsten Menschenkinde in Zukunft unmöglich seyn soll, echte und unechte Kosmopoliten jemahls mit einander zu verwechseln.

Die Zeit ist endlich gekommen, wo nichts Gutes das Licht zu scheuen Ursache hat: wenigstens ist sie für unser Vaterland gekommen. Es giebt, Dank sey dem Himmel! keine Neronen und Domiziane unter uns, vor denen gute Menschen sich verbergen müſsten. Wenn auch in vielen Gegenden die Rechte der Vernunft durch alte Vorurtheile noch geschmälert und angefochten werden: so ist doch keine Wahrheit, die sich nicht irgendwo in Germanien mit aufgedecktem Angesichte zeigen dürfte. Der freye Geist der Untersuchung hat in dem glücklichsten Zeitalter der Griechen, (von welchen alle Aufklärung ausgegangen ist) mitten in Athen, nie unbeschränkter wirken dürfen als in unsern Tagen; und selbst jeder Miſsbrauch der Vernunft in spekulativen Dingen hat (wie billig) keine andere Ahndung als die Zuchtruthe der Kritik zu scheuen. Und ist nicht die auſserordentliche Duldung, welche man geheimen Verbindungen, die in keinem wohl policierten Staate geduldet zu werden hoffen durften, widerfahren lieſs, ist nicht diese Duldung selbst der auffallendste Beweis, wie ganz unnöthig es ist, irgend einen löblichen Zweck durch verborgene Wege und geheimniſsvolle Mittel erzielen zu wollen?

Die Kosmopoliten können durch die Bekanntmachung ihres Geheimnisses in den Augen aller verständigen und guten Menschen nur gewinnen. — Es ist nicht das geringste weder in ihrer Verfassung, noch in ihrem Zwecke, noch in ihren Mitteln, das sich hinter allegorische Schleier und in hieroglyfische Dunkelheit verbergen müſste. Sie dürfen der Welt zeigen, wer sie sind, und was sie im Schilde führen. — Ihr geheimen Orden alle, wollt ihr uns von der Rechtmäſsigkeit eurer Verfassungen, von der Lauterkeit eurer Absichten, von der Unschuld eurer Mittel überzeugen, — so gehet hin und thut desgleichen!

DAS GEHEIMNISS
DER KOSMOPOLITEN.

I.

Vor allen Dingen müssen wir uns, um auch dem Schatten eines Miſsverstandes auszuweichen, erklären, in welchem Sinne die Kosmopoliten eine Art von geheimer Gesellschaft ausmachen.

Sie haben nehmlich mit allen andern menschlichen Gesellschaften gemein, daſs sie unter einerley Gesetzen auf Einen Zweck durch ähnliche und zusammen stimmende Mittel arbeiten. Sie unterscheiden sich hingegen von allen andern theils durch die Gröſse und Vollkommenheit ihres Zwecks, theils durch die Lauterkeit ihrer Grundsätze und Gesinnungen, theils durch die immer zweckmäſsige Güte und reine Zusammenstimmung ihrer Arbeiten und Bestrebungen.

Eine geheime Gesellschaft aber können sie genannt werden, in so fern dasjenige, was sie zu Kosmopoliten macht, den Augen des groſsen Haufens von jeher verborgen geblieben, und vermöge seiner Natur so beschaffen ist, daſs, selbst nach gegenwärtiger gänzlicher Aufdeckung ihres Geheimnisses, mancher, wiewohl ohne unsere Schuld, wenig mehr davon begreifen wird als vorher.

Man sieht bereits aus diesem einzigen Merkmahle, wie wesentlich sie von allen andern sowohl öffentlichen als geheimen Gesellschaften, Hetärien, Orden und Verbrüderungen verschieden sind.

Andere geheime Orden sind nur darum geheim, weil sie es seyn wollen. Es hängt bloſs von ihnen ab, so hört ihr vorgebliches Geheimniſs auf ein Geheimniſs zu seyn, und die ganze Welt weiſs so viel oder so wenig davon als sie selbst; kurz, um einer von ihnen zu seyn, braucht man nur von ihnen aufgenommen und in ihren Mysterien unterrichtet zu werden.

Mit den Kosmopoliten verhält es sich gerade umgekehrt. Man wird kein Kosmopolit durch Aufnahme und Unterricht: sondern man befindet sich in ihrer Gesellschaft, weil man ein Kosmopolit ist. Man wird dazu geboren, und der hinzu kommende Unterricht trägt nicht mehr dazu bey, als Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beyträgt, ohne ihn darum zu etwas anderm machen zu können, als wozu ihm die Natur selbst die substanzielle Form und innere Anlage gegeben hat.

II.

Die Kosmopoliten sind nicht nur durch keinen Eid zu Beobachtung eines unverbrüchlichen Geheimnisses gegen alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, verbunden: sondern sie behaupten sogar, daſs keine Privatgesellschaft, ohne ausdrückliche Erlaubniſs des Staats in welchem sie lebt, berechtigt seyn könne, ihren Gliedern einen solchen Eid aufzulegen; und sie erklären dergleichen geheime eidliche Verbindungen für unzulässig, wie unschuldig auch ihre ursprüngliche Absicht und Verfassung seyn möchte. Es ist augenscheinlich, sagen sie, daſs eine eigenmächtige und von der höchsten Gewalt nicht mit völliger Kenntniſs der Sache autorisierte eidliche Verbindung eine Art von Zusammenverschwörung ist, und einen Staat im Staat hervorbringt, der dem letztern auf vielerley Art gefährlich und nachtheilig werden kann; zumahl wenn es bloſs in der Willkühr der Zusammenverschwornen steht, die Anzahl ihrer Glieder auf so viele Tausende und Hunderttausende zu erstrecken, als ihnen beliebt. Nichts als die völligste Gewiſsheit, daſs das gemeine Wesen durch kein anderes Mittel von seinem gänzlichen Verderben gerettet werden könnte, kann jemahls eine solche geheime Konföderazion rechtfertigen: denn ordentlicher Weise ist in keinem Staate jemanden verwehrt, so viel Gutes zu thun als er kann und will, in so fern er nur in den Grenzen bleibt, die ihm die Verfassung und die öffentliche Ordnung und Ruhe vorschreiben. Und gesetzt auch, diese Einschränkung wäre in einigen Staaten oder zu gewissen Zeiten so enge, daſs mancher wohl gesinnte Mann nicht alles thun könnte, wozu er einen Beruf in sich fühlt: so soll und muſs er sich in dem Gedanken beruhigen, daſs er als Mensch zu nichts verbunden ist, was er nicht ohne Verletzung seiner bürgerlichen Pflichten unternehmen könnte.

Die Versicherung, die eine solche zusammen verschworne geheime Gesellschaft von sich giebt, daſs weder ihre Verfassung noch ihre Arbeiten dem Staate, der Religion, noch den Sitten nachtheilig sey, gesetzt auch sie sey vollkommen aufrichtig, kann ihre Konföderazion nicht unschuldiger noch rechtmäſsiger machen: denn wer ist uns Bürge dafür, daſs sie nicht dereinst werden, was sie jetzt nicht sind? Überdieſs sind die Begriffe und Urtheile einzelner Menschen von so zusammen gesetzten und äuſserst verwikkelten Gegenständen viel zu verschieden und unzuverlässig, als daſs man es in einer Sache, wobey die Ruhe des Staats betroffen ist, darauf ankommen lassen könnte, ob diejenigen, die eine solche Gesellschaft leiten, immer richtig oder unrichtig urtheilen, und nicht vielleicht Religion und Staat durch eben die Mittel, wodurch sie ihnen nützlich zu seyn wähnen, gegen ihre Meinung untergraben könnten.

Am allerwenigsten aber (sagen die Kosmopoliten) können sich solche zum Geheimniſs verschworne Gesellschaften mit dem

Und spricht Moral trotz euerm Epiktet!
Doch (unter uns) gewisse Sachen
Auf einen gewissen Grad ihr interessant zu machen,
Da steckt der Knoten! Der Ritter Boreas
Soll, wenn er will, in sechs bis sieben Tagen
Von diesem Punkt uns seine Meinung sagen!
Ich bin zu alt, und gönn' ihm gern den Spaſs,
Wenn's einer ist, sich auch an dieſs Problem zu wagen."

10.

Die Dame, aus Furcht es möchte der alte Wassermann
Noch mehr von ihrem Geheimniſs verschwatzen,
Wiewohl im Herzen begierig die Augen ihm auszukratzen,
Nimmt von der Sonne, die sich zu neigen begann,
Den Anlaſs, ihren Beschützer zum Abzug anzutreiben.
Die Ritter hätten sich gern vorm Scheiden noch geletzt,
Allein des Tritons Zinke rieth ihnen ruhig zu bleiben.
„Thor! spricht er zu Karamellen, so bleibe doch gesetzt!

Beyspiele der alten Ägyptischen, Eleusinischen und anderer Mysterien dieser Art rechtfertigen, mit welchen sie sich eine Ähnlichkeit zu geben suchen, die keinem Sachkundigen den zwischen ihnen obwaltenden wesentlichen Unterschied verbergen kann: denn jene Mysterien waren von den Gesetzgebern selbst angeordnet, machten einen Theil der politisch-religiösen Verfassung aus, und standen unmittelbar unter der Oberaufsicht des Staats. So bald die geheimen Orden sich gleicher Vorzüge werden rühmen können, wird ihnen niemand ihre Rechtmäſsigkeit streitig machen.

Das erste also, worin sich die Kosmopoliten von allen geheimen Orden und Hetärien unterscheiden, ist, daſs sie weder ein Geheimniſs zu verbergen haben, noch aus ihren Grundsätzen und Gesinnungen eines machen. Die ganze Welt darf wissen, wie sie denken, was sie unternehmen, und welche Wege sie gehen. Sie lächeln über die Affektazion, symbolische Bücher und Hieroglyfen aus der Kindheit der Welt herüber zu hohlen, um Wahrheiten, die jedermann in der Schule schon gelernt hat, darein zu vermummen. Was für Weisheit, sagen sie, kann man sich von Männern versprechen, die mit der feierlichsten Miene von der Welt — Puppen an- und auskleiden, blinde Kuh spielen und Nadeln verstecken? Oder was für männliche Geschäfte können das seyn, die man, durch einen Schein von Rückfall in die erste Kindheit, der Aufmerksamkeit der Verständigen entziehen will?

III.

Die Kosmopoliten führen den Nahmen der Weltbürger in der eigentlichsten und eminentesten Bedeutung. Denn sie betrachten alle Völker des Erdbodens als eben so viele Zweige einer einzigen Familie, und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besondern Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftig ist.

Sie sind gleich weit von den beiden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben, oder sein Daseyn für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaſsen, — ohne (was eben so unmöglich ist) erforschen zu wollen, was er war, eh' er in seinen dermahligen Wirkungskreis gesetzt wurde, oder was er seyn wird, wenn er aufhört zu seyn was er ist, — überzeugt sie der Vorzug der Vernunft, (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenstaubs im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt) daſs der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht bloſs, als organisierter und belebter Stoff, ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern, als denkendes und wollendes Wesen, selbst eine wirkende Kraft ist, und, auf diese zweyfache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen verflochten, eine viel gröſsere Rolle spielt, als er selbst zu übersehen fähig ist.

IV.

Aus dieser Überzeugung entspringt für die Kosmopoliten ein doppelter Grundsatz, der sie durch ihr ganzes Leben leitet.

Der erste ist: Alle Bestimmungen und Folgen ihres Daseyns, die nicht von ihrem Willen abhangen, alles anscheinende Böse, das sie entweder nicht voraus sehen können, oder, wenn sie es auch sahen, als natürliche Folge nothwendiger Kollisionen oder Dissonanzen nicht vermeiden konnten,[1] kurz, alles, was sie, in so fern sie bloſse Werkzeuge der Natur sind, unfreywillig wirken oder leiden müssen, für etwas anzusehen, wofür sie sich selbst oder andern eben so wenig verantwortlich sind, als für die Wirkungen der Gesetze des Stoſses, der Schwere, oder irgend ein anderes Gesetz der Natur, dessen Wirkung nothwendig und unaufhaltbar ist.

Der andere ist: Alle ihre Aufmerksamkeit so viel möglich auf das zu richten, was von ihrem eigenen Verstand und Willen abhängt, was sie gut oder übel, besser oder schlechter machen können; in allen Dingen dieser Art, selbst in Kleinigkeiten, sich die möglichste Vollkommenheit zum Ziel zu setzen, und hierin mit einer desto gröſsern Strenge gegen sich selbst zu verfahren, je mehr Nachsicht einer von andern sich versprechen könnte.

Die Natur (sagen sie) hat einem jeden Menschen die besondere Anlage zu dem, was er seyn soll, gegeben, und der Zusammenhang der Dinge setzt ihn in Umstände, die der Entwicklung derselben mehr oder weniger günstig sind: aber ihre Ausbildung und Vollendung hat sie ihm selbst anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelassen oder gar gefehlt hat, zu verbessern, und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben: es ist sein eigenes Interesse, und er kann kein angelegneres Geschäft haben, als das Bestreben, der Vollkommenheit in seiner Art, die in gewissem Sinne keine Grenzen hat, so nahe zu kommen als möglich. Da der Plan seines Lebens nicht von ihm allein abhängt; da er zu jedem Gebrauche, den der oberste Regierer der Welt von ihm machen will, bereit seyn soll: so ist seine erste und höchste Pflicht, sich die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

---

[1] D. i. alles partikulare Böse, dessen wahres und vollständiges Verhältniſs zum Ganzen wir nicht abmessen, und uns also nicht anschaulich überzeugen können, in wie fern es im Ganzen gut ist.

Ein hoher Grad dieser Tauglichkeit, in so fern er von Übung, Fleiſs, Anstrengung und Beharrung, und also von unserm eigenen Willen abhängt, ist, was die Kosmopoliten Tugend nennen, und das Ideal derselben der Maſsstab, wonach sie den Werth einzelner Personen bestimmen.

Aus dem bisher gesagten ergiebt sich der Unterschied zwischen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erstere Benennung kommt nicht nur allen Menschen, sondern selbst der ganzen Leiter der unter ihm herab steigenden Thiere zu: aber ein Bürger der Welt in der engern und edlern Bedeutung dieses Wortes kann nur derjenige heiſsen, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen, durch ihre reine Zusammenstimmung mit der Natur, tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der groſsen Stadt Gottes mitzuwirken. Nur der gute Bürger verdient diesen Nahmen vorzugsweise.

V.

Die Kosmopoliten haben und erkennen, als solche, keine andern Obern, als die Nothwendigkeit und das Naturgesetz, oder — was im Grunde eben dasselbe sagt — als das unerforschliche ewige Urwesen, welches der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

Es würde ein sehr unbedeutendes Wortspiel seyn, wenn man darum auch von ihnen sagen wollte, daſs sie unbekannte Obern hätten. Wie verborgen und unzugangbar uns auch der höchste Regierer des Weltalls ist, so wissen wir doch genug von seiner Regierung, um unbeschränktes Vertrauen zu ihr zu fassen, und genug von seinen Gesetzen, d. i. von dem, was in der intellektuellen und moralischen Welt Ordnung, Übereinstimmung und fortschreitende

Vollkommenheit hervorbringt, um unsern Willen, und unsre Wirksamkeit, in so fern sie von unserm Willen abhängt, denselben gleichförmig zu machen.

Auſser dieser Subordinazion herrscht unter allen Kosmopoliten eine so vollkommene Gleichheit, als mit ihrer individuellen Verschiedenheit nur immer bestehen kann. Ihre Vollmacht und Instrukzion erhalten sie aus den Händen der Natur. Es giebt keine andern Grade unter ihnen, als die Stufen ihrer Tauglichkeit und innern moralischen Güte. Und da sie keinen besondern geheimen Plan haben, in keiner geheimen Verbindung zu Bearbeitung weit aussehender Absichten stehen, keinen erloschnen Orden von den Todten zu erwecken, keine Kirchenvereinigungen zu Stande zu bringen suchen, und nichts weniger im Schilde führen, als die Welt nach ihrem Sinne reformieren, und vermittelst einer künstlich ausgedachten Maschinerie, die eine unaufhörliche Aufſicht und Nachhülfe erfordert, nach Jesuitischer Art und Kunst regieren zu wollen; kurz, da sie keinen Staat im Staate vorstellen, und von keinem gemeinschaftlichen Ordensinteresse wissen, welches mit dem Interesse der bürgerlichen oder kirchlichen Gesellschaft in Kollision kommen könnte, oder wohl gar in einer beständigen absichtlichen

Opposizion mit demselben stände: so ist klar, daſs sie keiner besondern Konstituzion, keiner hochwürdigen Obern, keiner geheimen Kanzley, keines Säckelmeisters, und keiner gemeinschaftlichen Kasse nöthig haben.

VI.

Diesem allen ungeachtet ist in buchstäblichem Verstande wahr, was an einem andern Orte schon vor vierzehn Jahren von ihnen gesagt wurde, nehmlich, daſs sie, trotz aller Entfernung von Raum und Zeit, in der engesten Verbindung mit einander stehen, ohne Schiboleth oder abgeredete Zeichen einander bey der ersten Zusammenkunft erkennen, und sogleich die besten und vertrautesten Freunde sind. Das ganze Geheimniſs liegt in einer gewissen natürlichen Verwandtschaft und Sympathie, die sich im ganzen Universum zwischen sehr ähnlichen Wesen äuſsert, und in dem geistigen Bande, womit Wahrheit, Güte und Lauterkeit des Herzens edle Menschen zusammen kettet. Ich kenne kein stärkeres; wenigstens bedürfen die Kosmopoliten kein anderes, um eine Gemeinheit auszumachen, die an Ordnung und Harmonie alle andere menschliche Gesellschaften übertrifft.

VII.

Aus dem bisher gesagten erhellet schon von selbst, daſs die Kosmopoliten über das, was der Zweck ihres Ordens sey, nie in die seltsame Verlegenheit gerathen können, worin man wohl eher andere ansehnliche und weltberühmte Gesellschaften gesehen hat. Nie werden sie allgemeine oder besondre Synoden ausschreiben müssen, um das Geheimniſs ihres Geheimnisses ausfündig zu machen, und auf die Fragen: wer sind wir? was wollen wir? wo kommen wir her? und wo zielen wir hin? wenigstens sich selbst eine befriedigende Antwort geben zu können. Es giebt in ihrem Mittel keine verschiedenen Meinungen über ihren Zweck, keine Parteyen, die nicht etwa nur in Vorstellungsarten verschieden, sondern sogar die Antipoden von einander sind, und, wiewohl sie äuſserlich Ein Ganzes auszumachen scheinen, innerlich in einem so schlimmen Verhältniſs mit einander stehen, daſs der Zweck der einen ist, das Werk der andern zu zerstören. Die Kosmopoliten, so viele ihrer in der Welt verstreut leben, sind alle zusammen, in der schärfsten Bedeutung dieser Redensart, Ein Herz und Eine Seele: denn sie haben nur Einen gemeinschaftlichen Zweck, an welchem sie alle, ohne Geräusch, ohne das klappernde Getöse eines schwerfälligen Räderwerks, im Verborgenen, wiewohl von jedermann gesehen, jeder nach dem Maſse seiner Kräfte und Mittel und nach dem Standpunkte worauf er gesetzt ist, ruhig fortarbeiten.

Dieser Zweck ist an sich der einfachste, unschuldigste und wohlthätigste, der sich denken läſst; denn er ist weder mehr noch weniger als was in folgender Formel enthalten ist: „Die Summe der Übel, welche die Menschheit drücken, so viel ihnen, ohne selbst Unheil anzurichten, möglich ist, zu vermindern, und die Summe des Guten in der Welt nach ihrem besten Vermögen zu vermehren.“ Sie sind sich bewuſst, daſs sie in jedem Augenblicke ihres Lebens den reinen und festen Willen haben, sich zu diesem Zwecke zu verwenden, der, ihrer Überzeugung nach, der Zweck ihres Daseyns ist, und mit dem groſsen und letzten Zweck des ganzen Weltalls im reinsten Einklange steht. Sie können, als Menschen wie andere, im besondern des besten Mittels oder des rechten Maſses oder der schicklichsten Zeit verfehlen; wiewohl ihnen dieſs unendlich seltner als andern begegnet: aber ihr Zweck ist immer der einzig wahre; und da eines ihrer Grundgesetze ist, nichts Gutes durch gewaltsame, oder hinterlistige, oder zweydeutige, geschweige schändliche Mittel bewirken zu wollen, so

Du siehst ja daſs dein Zorn die Leute nur ergetzt;
Ein Kerlchen wie du kann leicht sich besser beweiben.

11.

Komm mit in meine Grotte! ich führe guten Wein!
(Ich wollte mit keinem Faun' ihn tauschen,
Wiewohl ich ein Wassergott bin) Weg mit der Liebespein!
Noch gestern schenkte mir ihn die Ungetreue dort ein,
Allein wir wollen uns wohl auch ohne sie berauschen!“
Don Karamell denkt ganz leis' in seinem Herzen: Dein Wein,
Wie gut er ist, würde noch besser zu ihren Küssen seyn!
Doch, weil ihm das Bessere fehlt, so folgt er dem führenden Gotte
Zum Nektarschlauch in seine Muschelgrotte,
Und läſst die keusche Sultanin mit ihrem Mars allein.

12.

Sie tranken die ganze Nacht, und als Aurora die Pforte
Des Morgens eröffnete, legt der Triton sich aufs Ohr,

iſt es, wie geſagt, bloſs eine Folge der Schranken unſrer Natur, wenn ſie, in beſondern oft ſehr verwickelten Fällen, ihres edeln Zwecks verfehlen. Dieſer Fall muſs bey ihnen nothwendig um ſo ſeltner ſeyn, da ſie im Urtheilen von keinen Vorurtheilen und Wahnbegriffen, im Handeln weder von Nebenabſichten noch Leidenſchaften getäuſcht und irre geführt werden. Sie haben alſo den Vorzug vor andern, daſs nicht nur ihre Art zu denken immer geſund und ihr Zweck immer lauter iſt: ſondern daſs ſie auch, ſo viel es das Loos der Menſchheit zuläſst, ihren Grundſätzen immer gemäſs handeln, und daher immer ſicher ſeyn können, das Gute wirklich zu thun, das ſie thun wollen.

VIII.

Unter welcher Staatsverfaſſung ein Kosmopolit leben mag, — es ſey nun daſs er hierin bloſs von der Nothwendigkeit oder durch ſeine eigne Wahl beſtimmt worden ſey, — ſo lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundſätze und Geſinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, ſind auch die Grundlage ſeines Wohlwollens gegen die beſondere ſtaatsbürgerliche Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt; aber ſie ſind es auch, was den Wirkungen dieſes Wohlwollens Schranken ſetzt.

Was man in den alten Griechischen Republiken und bey den stolzen Bürgern jener Stadt, die zur Herrschaft über die Welt gestiftet zu seyn glaubte, Vaterlandsliebe nannte, ist eine mit den kosmopolitischen Grundbegriffen, Gesinnungen und Pflichten unverträgliche Leidenschaft. Kein Römer konnte ein Kosmopolit, kein Kosmopolit ein Römer seyn. Der einzige Pomponius Attikus macht vielleicht eine Ausnahme. Aber er war auch in der That, nach seinem Beynahmen, mehr Athener als Römer: und was konnte er in seinen Verhältnissen, während des Sturms, der die aristokratische Demokratie in Rom umstürzte, weiseres und besseres thun, als sich auf die Erfüllung seiner weltbürgerlichen Pflichten einzuschränken?

Der Kosmopolit befolgt alle Gesetze des Staats worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit offenkundig ist, als Weltbürger, und unterwirft sich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meint es wohl mit seiner Nazion; aber er meint es eben so wohl mit allen andern, und ist unfähig, den Wohlstand, den Ruhm und die Gröfse seines Vaterlandes auf absichtliche Übervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen.

Die Kosmopoliten lassen sich daher niemahls in besondere Verbindungen ein, die mit der Ausübung dieser Gesinnungen unverträglich wären. Sie entziehen sich aller Theilnehmung an einer Staatsverwaltung, wobey ihnen die entgegen gesetzten Maximen als Grundregeln vorgeschrieben würden. Wenn es daher in irgend einem Staate von nicht ganz unbeträchtlicher Gröſse etwas noch seltners geben könnte, als einen Minister der ein Kosmopolit wäre, so wär' es, wenn dieser Minister sich zehen Jahre hinter einander an seiner Stelle erhalten hätte.

IX.

Der Kosmopolit ist, vermöge seiner wesentlichsten Ordenspflichten, immer ein ruhiger Bürger, auch wenn er mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht zufrieden seyn kann. Aber wiewohl dieses letztere (aus einem Mangel an objektiven Beweggründen, woran er keine Schuld hat) zuweilen der Fall seyn muſs; wiewohl er, mit dem besten Willen von der Welt, alles was gut ist gut zu heiſsen, die Maſsregeln und Handlungen der Vorsteher des Staats nicht immer besingen und beklatschen kann, ihre Schwächen, Untugenden, Schiefheiten, Miſsgriffe, Inkonsequenzen, u. s. w. sehr wohl sieht und sehr ernstlich miſsbilligt; — kurz, ob er gleich die Gebrechen der Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizey, Ökonomie, und der ganzen Staatsverwaltung im Groſsen und Kleinen, auch vielleicht die Mittel diesen Gebrechen abzuhelfen, kennt, und nichts eifriger wünscht als ihnen abgeholfen zu sehen: so kann man doch sicher darauf rechnen, daſs er niemahls, weder aus eigennützigen noch patriotischen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe stören und irgend eine Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel zu bewirken trachten werde. Nie hat ein Kosmopolit an einer Zusammenverschwörung, an einem Aufruhr, an Erregung eines Bürgerkriegs, an einer gewaltsamen Revoluzion, an einem Königsmord, absichtlichen Antheil gehabt, noch jemahls diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen. Ein Timoleon, der sein Vaterland durch einen Brudermord in Freyheit setzte, Brutus und Kassius, welche Cäsarn zu einer Zeit ermordeten, da sein möglichst langes Leben eine Wohlthat für die Welt gewesen wäre, Milton, der die Enthauptung Karls des Ersten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen alles für erlaubt hielt, waren republikanische Enthusiasten, keine Kosmopoliten.

Es fehlt zwar nicht an Beyspielen, daſs auch diese letztern gegen unerträgliche Miſsbräuche der höchsten Gewalt, gegen politischen und religiösen Despotismus, gegen erweislich ungerechte und unvernünftige Gesetze, gegen eine unterdrückende Staatsverwaltung heilloser Minister und dergleichen, in gewissem Sinne Partey gemacht und gearbeitet haben; aber nur so lange es durch rechtmäſsige Mittel geschehen konnte. In solchen Fällen ist Widerstand sogar eine ihrer Ordenspflichten; nur sind ihnen dazu keine andere Waffen als die Waffen der Vernunft erlaubt. Diese mögen sie mit so viel Witz, Beredsamkeit, Scharfsinn und Stärke, als sie nur immer in ihrer Gewalt haben, zum Besten der guten Sache gebrauchen, und in dieser Art von Krieg, vertheidigungs- und angriffsweise, so viel Verstand, Klugheit, Standhaftigkeit, Freymüthigkeit und Beharrlichkeit zeigen, als nur immer möglich ist: wenn sie alles gethan haben, so haben sie weiter nichts als ihrer Kosmopolitenpflicht genug gethan.

Aber so bald sie sehen, daſs die brennenden Köpfe, die sich etwa an die Spitze der Bessergesinnten und der Unterdrückten stellen, solche Wege einschlagen, die durch ihre natürlichen Folgen den Staat gewaltsam erschüttern müssen; so bald es darauf angelegt wird, die abgezielten Verbesserungen theurer, als sie vielleicht werth sind, mit dem häuslichen Glücke, dem Wohlstand und dem Leben von Tausenden und Hunderttausenden zu erkaufen: dann ziehen sie sich zurück, arbeiten nun vielmehr das im Staat angezündete Feuer zu löschen, als die Flamme noch mehr anzublasen und zu unterhalten; und wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäſsigung gebietet, nicht mehr gehört wird, stehen sie lieber von allem Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen wollten wider ihre Absicht Schaden zu thun, und werden nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen ist, nach einem bessern Plane wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatischen Parteygeistes und des wüthenden Kampfes der willkührlichen Macht, die sich zu erhalten, mit der beleidigten Menschheit, die sich frey zu machen und zu rächen sucht, zu Trümmern gehen muſste.

X.

Man hat den Kosmopoliten dieses Betragen von jeher für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache, und eigennützigen Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Kosmopoliten sind, aus Feigheit und Mangel an edeln Gefühlen sich eben so zu betragen scheinen wie jene.

Aber es ist, nach einer alten und sehr wahren Bemerkung, nicht immer einerley, wenn Zwey dasselbe thun: und wie (mit Hallern zu reden) ein Narr thöricht sagen kann, was ein kluger Mann weislich sprach, so kann ein Mensch von kleiner Seele auf eine schlechte Art thun, was ein edler Mensch auf seine Weise thut. Der Grund des Betragens der Kosmopoliten in den vorbesagten Fällen ist ein Princip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nehmlich: „Daſs in der moralischen Ordnung der Dinge (wie in der fysischen) alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit, durch natürliche, sanfte, und von Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicklung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muſs.“ — Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte, alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daſs man das Maſs der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabey berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr als nöthig ist zu thun, — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften nach den Richtungen einseitiger

Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes, und richten, indem sie groſsen Übeln steuern wollen, selbst so groſses Übel an, daſs nur ein Gott fähig ist zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Übergewicht habe.

Nach den Grundbegriſſen der Kosmopoliten ist daher der Gewinn, den die Menschheit durch heftige und gewaltsame Mittel sich in einen bessern Zustand zu setzen erhält, mehr scheinbar als wirklich. Ihrer Überzeugung nach verliert sie dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nehmliche Gute, oder vielmehr ein weit gröſseres erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen mehrern Aufwand von Zeit sehen sie als keinen Verlust an, da, vermöge der Natur der Dinge, eine gröſsere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist.

Übrigens ist die anscheinende Neutralität, welche von den Kosmopoliten in den meisten Fällen, wo der Staat in Parteyen zerfällt, beobachtet wird, nichts weniger als

Gleichgültigkeit gegen die gute Sache: sondern gerade ihr erleuchteter und wohl geordneter Eifer für die gute Sache ist die Ursache, warum sie sich (zwey Fälle allein ausgenommen) für keine Partey erklären. Gewöhnlich liegt die gute Sache zwischen den Parteyen, deren keine weder ganz Recht noch ganz Unrecht hat, mehr oder weniger in der Mitte; und die Kosmopoliten, deren Urtheil von keinen Leidenschaften verfälscht, von keinen Nebenabsichten irre geführt wird, finden bey aller ihrer anscheinenden Ruhe und Unthätigkeit tausend Gelegenheiten und Mittel, viel Böses zu verhindern und viel Gutes zu thun, die ihnen entgehen würden, wenn sie sich öffentlich und ausschlieſslich für eine Partey erklärten.

Ich kenne (vorberührter Maſsen) nur zwey Fälle, wo die Kosmopoliten sich mit einer Partey gegen eine andere vereinigen.

Der erste ist, wenn es moralisch gewiſs ist, daſs ihr öffentlicher Beytritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde: der andere, wenn eine offenbar Unrecht leidende Partey in Gefahr wäre, ohne ihren Beystand gänzlich unterdrückt zu werden; oder wenn eine Partey die andere mit einer die Menschlichkeit empörenden Grausamkeit behandelte. So konnte zum Beyspiel in den Niederländischen Unruhen unter Filipp dem

Zweyten und seinem teuflischen Werkzeuge, dem Herzog von Alba, kein Kosmopolit anders als Partey gegen diese Unmenschen nehmen. So würde, (als ein Beyspiel des ersten Falles) wenn die künftigen Repräsentanten der Französischen Nazion auf den guten Gedanken kämen, der willkührlichen Gewalt des Königs und seiner Minister zweckmäſsige und der Natur ihres Staates angemessene Schranken zu setzen, kein Kosmopolit einen Augenblick anstehen können, diese Partey, so lange sie in den oben bezeichneten Grenzen bliebe, aus allen seinen Kräften zu unterstützen.

XI.

Die Kosmopoliten behaupten, es gebe nur Eine Regierungsform, gegen welche gar nichts einzuwenden sey, und dieſs ist, sagen sie, die Regierungsform der Vernunft. Sie bestände darin, wenn ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgesetzten nach vernünftigen Gesetzen regiert würde. — Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daſs das Wort vernünftig hier in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, nicht in der, wo es die bloſse Fähigkeit vernünftig zu werden, sondern in der, wo es die wirkliche Thätigkeit der Vernunft und die volle Ausübung der ihr zustehenden Herrschaft über

Und Karamell dankt ihm, und eilt aus diesem verhaſsten Orte,
Um Dindonetten (als die er sich nun zur Göttin erkor)
Zu suchen. Er überläſst sich seiner schützenden Fee,
Und seinem Klepper, bis ihn aus einer waldigen Höhe
Ein helles Geschrey die Stimme zu Fuſs verfolgen heiſst,
Die er zu kennen glaubt. Er schlüpft durch Hecken und Ruthen
Und dicht verwachsnes Gesträuch, und hat in wenig Minuten
Den Felsen erstiegen, wo ihm ein seltsamer Anblick sich weist.

13.

Die Sonne war schon unterm Horizonte,
Doch sah er noch helle genug, ein starkes Mädchen zu sehn,
Das, gegen einen gehörnten weitmauligen Silen 1)
Mit rundem Wanste, sich wehrte so gut es wuſst' und konnte.
Mit seinen Haaren vermischt lag auf dem Boden verstreut
Der beste Theil von ihrem seidnen Gewande.
Der Ritter kam noch eben zu rechter Zeit;

den thierischen Theil der menschlichen Natur bezeichnet.

Daſs diese Regierungsform noch unter die Dinge gehöre, die zwar jedermann in gewissen Augenblicken wünscht, die aber noch nie da gewesen sind, wird schwerlich irgend ein vernünftiger Mensch zu läugnen begehren. Aber daſs sie nicht nur möglich sey, sondern daſs alle bürgerliche Gesellschaft, vermöge einer innern Nothwendigkeit, nach ihr strebe, und — wie langsam auch immer der Fortschritt seyn mag — ihr mit der Zeit immer näher komme, ist ein Lieblingssatz der Kosmopoliten, dessen Wahrheit auf keinem schwächern Grunde beruht, als auf dem groſsen, ihrer Meinung nach unumstöſslichen moralischen Axiom: „Daſs, vermöge einer unfehlbaren Veranstaltung der Natur, das menschliche Geschlecht sich dem Ideal menschlicher Vollkommenheit und daraus entspringender Glückseligkeit immer nähere, ohne es jemahls zu erreichen."

Ihrer Meinung nach sind alle bisher bekannte Regierungsformen eben so viele natürliche Stufen, auf welchen die menschliche Gesellschaft zur vollkommensten, zur Regierung der Vernunft, empor steigt. Eine jede derselben bildete sich Anfangs auf eine bloſs natürliche Art gleichsam von selbst, war fast immer das Werk zufälliger Ursachen, momentaner Bedürfnisse, persönlicher Vorzüge und Verdienste auf Seiten der Regenten, freywilliger Zuneigung oder Dankbarkeit auf Seiten des Volks. Jede war den besondern Umständen des letztern, der niedrigern oder höhern Stufe seiner Kultur, dem Himmelsstrich unter welchem es wohnte, der Lage und fysischen Beschaffenheit des Landes, der Nahrung und Lebensweise, dem Nazional - Temperamente und so weiter, bald mehr bald weniger angemessen.

In jenen ältesten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meistens nur als Instinkt. Die Menschen, noch Kinder an Erfahrung, sinnlich, lebhaft, leichtsinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, sorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick, und sahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen aber langsamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeiten wuſsten den Werth der Freyheit gehörig zu schätzen; noch wenigere wuſsten Freyheit mit bürgerlicher Ordnung, und die Künste des Kriegs (der gewisser Maſsen der natürliche Zustand roher Menschen ist) mit den Künsten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wuſsten es, und durch sie — deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach was es ist und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Kultur aufs höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, welche seine Bewohner durch die ungleich gröſsere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Aus bekannten Ursachen erfolgte indessen die eben so bekannte Wirkung, daſs — bey dem schnellsten Fortschritte der Kultur in einzelnen Künsten und Wissenschaften, die von der Erfindsamkeit, der Betriebsamkeit, dem hartnäckigen Fleiſs und dem Wetteifer, den die Mitbewerbung hervorbringt, abhangen, — die höchste Kunst aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und darin zu erhalten, verhältniſsmäſsig am weitesten zurück geblieben ist. Noch immer liegt der gröſsere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschheit erstickenden Drucke, dem schweren Druck der Überreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und der Irrthümer eines rohen und finstern Jahrtausends. Noch sind in einigen unsrer mächtigsten Reiche die Rechte des Throns nicht aus einander gesetzt, nicht gegen einander abgewogen und dem ersten Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaft gemäſs bestimmt. Noch giebt es Staaten, wo nicht die allgemeine Vernunft, sondern der oft sehr blödsichtige Verstand und der schwankende Wille eines Einzigen, oder der Wenigen, die sich seiner Autorität zu bemächtigen wissen, die Quelle der Gesetze ist. Noch wird das, was man Justizpflege nennt, in den meisten Ländern durch barbarische oder schlecht zusammen hangende, und auf Zeit und Umstände übel passende Gesetze geschändet. Noch ist in vielen Staaten nichts ungewisser, als die Sicherheit des Eigenthums, der Ehre, der Freyheit und des Lebens der Bürger. — Und alles dieſs in Europa! in einem Jahrhundert, wo Kunst und Wissenschaft, Geschmack, Aufklärung und Verfeinerung, in verhältniſsmäſsig kurzer Zeit Stufen erstiegen haben, von deren Höhe man mit einer Art von Schwindel auf die vorigen Jahrhunderte herunter sieht!

Aber auch in diesen wichtigen und zum Glück der Völker so wesentlichen Stücken scheint sich (wenn uns unser Vertrauen nicht betrügt) der gegenwärtige Zustand von Europa einer wohlthätigen Revoluzion zu nähern; einer Revoluzion, die nicht durch wilde Empörungen und Bürgerkriege, sondern durch ruhige, unerschütterliche standhafte Beharrlichkeit bey einem pflichtmäſsigen Widerstand, — nicht durch das verderbliche Ringen der Leidenschaften mit Leidenschaften, der Gewalt mit Gewalt, sondern durch die sanfte, überzeugende, und zuletzt unwiderstehliche Übermacht der Vernunft, bewirkt werden wird; kurz, einer Revoluzion, die, ohne Europa mit Menschenblut zu überschwemmen und in Feuer und Flammen zu setzen, das bloſse wohlthätige Werk der Belehrung der Menschen über ihr wahres Interesse, über ihre Rechte und Pflichten, über den Zweck ihres Daseyns, und die einzigen Mittel, wodurch derselbe sicher und unfehlbar erreicht werden kann, seyn wird. 2) — Was zu diesem Ende im Laufe des gegenwärtigen Jahrhun-

---

2) Wie sehr sich auch Kosmopoliten in ihren Vermuthungen irren und in ihren Erwartungen betrogen werden können, hat sich binnen den acht Jahren, da dieser Aufsatz geschrieben worden, auf eine Art erwiesen, welche alle unsre Mitbrüder abschrecken muſs, den Menschen jemahls (wie schön auch die Anscheinungen seyn mögen) mehr Weisheit und Rechtschaffenheit zuzutrauen, als sie, so bald sie in groſsen Massen wirken, bisher noch bewiesen haben.

derts schon geschehen, ist bekannt: was im Werden ist, wird vielleicht noch vor Verfluſs desselben entschieden, und von den wichtigsten Folgen seyn; und man kann sich darauf verlassen, daſs die Kosmopoliten bey allem diesem keine müſsigen Zuschauer abgeben.

XII.

Es erhellet aus dem vorhin gesagten, daſs die Kosmopoliten die noch jetzt bestehenden Regierungsformen, so zu sagen, als bloſse Gerüste zu Aufführung jenes ewig bestehenden Tempels der allgemeinen Glückseligkeit betrachten, woran, in gewissem Sinne, alle vorgehenden Jahrhunderte gearbeitet haben.

Aber Despotismus ist nach ihren Begriffen eine barbarische Regierungsform, welche, um lange bestehen zu können, Umstände und Bedingungen voraussetzt, die bey den aufgehelltern Nazionen Europens nicht mehr denkbar sind. Überhaupt ist er diesem Welttheile, selbst in den Zeiten, die der Kultur und Aufklärung vorher gegangen, immer unbekannt gewesen. Jahrtausende lang war Freyheit das Element sowohl seiner rohen, als seiner policierten und gebildeten Bewohner. Alle Stifter der heutigen Europäischen Reiche waren Anführer freyer Menschen; und wo findet sich (ein einziges nordisches ausgenommen) eine öffentliche Akte, wodurch in einem der übrigen das Volk förmlich und feierlich seinem Freyheitsrecht entsagt hätte? Kann nicht vielmehr im Gegentheil aus der Geschichte deutlich dargethan werden, daſs alles, was der Thron in einigen Staaten über die unläugbaren Rechte der Nazion gewonnen hat, entweder hinterlistig erschlichen, oder gewaltsamer Weise usurpiert und erzwungen worden ist? Aber könnte man auch beweisen, daſs unsre Vorfahren jemahls dumm genug gewesen wären in ihre Unterdrückung einzuwilligen, und es auf die bloſse Willkühr Eines oder mehrerer Menschen ankommen zu lassen, wie er oder sie über ihre Personen und ihr Eigenthum schalten wollten: was könnte eine solche Thatsache im Wege des Rechts den Ansprüchen ihrer Nachkommenschaft schaden? Gegen die ewigen Gesetze der Vernunft, gegen die wesentlichen Rechte der Menschheit, gilt keine Verzicht, keine Verjährung, keine Verabsäumung der Gelegenheit sie geltend zu machen oder anzusprechen. Das erste, was Menschen, unter welcher Regierungsverfassung sie leben, zu fordern haben, und was ihnen nur ein erklärter Tyrann streitig machen könnte, ist „Menschen zu seyn," — und Menschen können sie nicht seyn, wenn sie Sklaven sind.

Die Anwendung dieser groſsen **Grundwahrheit**, die auch der schamloseste Schmeichler und verworfenste Knecht der Gewalthaber zu läugnen sich nicht unterstehen darf, ist reich und fruchtbar an eben so unläugbaren Folgerungen, die den Kosmopoliten gegründete Hoffnung geben, daſs Europa zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem, was sie die Regierungsform der Vernunft nennen, um ein groſses näher gekommen seyn werde, als es dermahlen ist. Das wohlthätige Licht, das sich immer weiter über diesen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt, und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falschen Staatskunst bis in seine geheimsten Höhlen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker sowohl als die Regenten immer besser und gründlicher, **jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten**, diese hingegen, umgekehrt, über die so oft überschrittenen **Schranken** ihrer **Rechte** und die so oft vergeſsne **Gröſse** ihrer **Pflichten** belehren. Jene werden einsehen lernen, daſs nur ein Blödsinniger sich zumuthen läſst, Gold für gelbe Blätter hinzugeben, und sich vor Blitzen von Bärlappenstaub zu fürchten; — daſs nur Schafe einem Herren unterthänig sind, der sie bloſs darum weiden läſst, um sie zu scheren, und, so bald es ihm einfällt oder gelegen ist, abzuschlachten; — und daſs es nur an ihnen liegt, Spinnefäden, die sie in einer seltsamen Verblendung für unzerreiſsliche Stricke gehalten haben, für Spinnefäden zu erkennen. Auf der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die dessen bedürfen, die Augen öffnen, und sie aus der traumähnlichen Täuschung erwecken, worin die meisten von ihnen ihr eigenes wahres Interesse von jeher so sehr verkannt haben. Aus innerster Überzeugung, daſs es für die Inhaber der obersten Staatsgewalt unendliche Mahl besser ist, über freye, thätige und glückliche Menschen, als über thierische, muthlose, langsam verhungernde Sklaven, — besser über volkreiche, blühende und überall durch die Wirkungen des Fleiſses, der Betriebsamkeit, der Künste und des Reichthums verschönerte Länder, als über armselige Hütten und verwildernde Einöden zu regieren, — werden sie sich willig der verhaſsten Macht, gegen ihre Absicht Unheil anzurichten, entäuſsern, um desto unbeschränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem sie sich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geschweige einem Menschen, zukommen kann, begeben, werden sie, aus innerer Überzeugung, nichts verlieren, aber wohl sehr viel zu gewinnen glauben.

Es wäre wohl zu sanguinisch gehofft, wenn wir uns eine so wohlthätige Revoluzion von einem groſsmüthigen Entschluſs, ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Besten aufzuopfern, versprechen wollten: aber da sie so augenscheinlich ihr eignes höchstes Interesse ist, so läſst sich mit bestem Grund erwarten, daſs die Zeit, wo eine so evidente Wahrheit auch bis zu ihnen durchdringen wird, nicht mehr so ferne sey, als viele Kleingläubige sich einbilden. Noth lehrt nicht nur beten; sie lehrt auch denken: und wenn man erwägt, wie groſs und ausgebreitet oft der Nutzen eines einzigen vernünftigen Gedankens ist, den ein Regent zu rechter Zeit hat; so können die Freunde der Menschheit nicht umhin sich zu freuen, daſs manche es so eifrig darauf angelegt zu haben scheinen, sich recht bald in diese heilsame Nothwendigkeit zu setzen.

XIII.

Da die vernunftmäſsigste Verfassung und Regierung der Völker, welcher (nach dem System der Kosmopoliten) der ganze Zusammenhang der menschlichen Dinge mit langsamen, aber desto festern Schritten sich nähert, durch nichts mehr beschleunigt werden kann, als durch die möglichste Kultur der Vernunft, die möglichste Ausbreitung aller Grundwahrheiten, die möglichste Publicität aller Thatsachen, Beobachtungen, Ent-

Denn wenig fehlte, so war das arme Ding im Stande
Der ersten Natur. Sie wehrte zwar sich gut,
Allein dem Faune wuchs mit jedem Angriff der Muth.

14.

He! ruft der Ritter, indem er mit der Fläche
Von seinem Degen dem Faun den breiten Rücken miſst,
Wo macht ein Biedermann sich des zärtern Geschlechtes Schwäche
Auf diese Weise zu Nutz? Zurück! das Fräulein ist
In meinem Schutze! Mein Stand verbindet mich daſs ich sie räche. —
Don Teufel, oder wer du bist,
(Versetzt der Faun, indem er die schmerzenden Hüften sich reibet)
Was geht mein Mädchen dich an? — Du schlägst nicht übel, doch schlecht
Verstehst du dich, mit Erlaubniſs, auf unser Faunenrecht. 2)
Wie? meinst du, es sey ihr Ernst, wenn sich die Dirne sträubet?

15.

„Mein Ernst? — das garstige Thier! Herr Ritter, glauben Sie nur
Dem häſslichen Menschen kein Wort; er lügt's in seinen Rachen!“

deckungen, Untersuchungen, Vorschläge zu Verbesserungen, oder Warnungen vor Schaden, deren Bekanntmachung einzelnen Gesellschaften und Staaten oder dem menschlichen Geschlecht überhaupt nützlich seyn kann: so betrachten die Kosmopoliten die Freyheit der Presse, ohne welche dieſs alles nicht bewerkstelliget werden könnte, als das dermahlige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Übel nach sich ziehen würde.

Man beurtheile diese Sache weder einseitig noch obenhin! Wir wissen, was sich in einer lustigen Laune darüber witzeln, oder in einer finstern darüber seufzen läſst; und eben so bekannt sind uns die mehr oder weniger scheinbaren Gründe, womit man eine vorgebliche Nothwendigkeit, der Preſsfreyheit willkührliche Schranken zu setzen, aufstutzen und anstreichen will. Aber sie fallen von sich selbst zusammen, wenn man bedenkt, daſs die Freyheit selbst verloren ist, so bald ihr andere und engere Schranken gesetzt werden, als die Natur der Sache zuläſst. Nun ist aber schon längst unumstöſslich erwiesen, daſs man der Preſsfreyheit (ohne sie nach und nach so lange zu beschneiden bis nichts mehr von ihr übrig bliebe) gar keine andere Schranken setzen darf, als diejenigen, die jedem Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker durch das gemeine bürgerliche und peinliche Recht gesetzt sind. Alle Schriften nehmlich, deren Bekanntmachung in jedem policierten Staate, wie groſs auch die persönliche Freyheit in demselben seyn mag, ein Verbrechen ist, und es vermöge der Natur der Sache seyn muſs, — also Schriften, welche solche direkte Beleidigungen einzelner benannter oder deutlich bezeichneter Personen enthalten, die in den bürgerlichen Gesetzen verboten und verpönt sind, — Schriften, welche geradezu Aufruhr und Empörung gegen die gesetzmäſsige Obrigkeit zu erregen suchen, — Schriften, welche geradezu gegen die gesetzmäſsige Grundverfassung des Staats gerichtet sind, — Schriften, welche geradezu auf den Umsturz aller Religion, Sittlichkeit, und bürgerlichen Ordnung arbeiten, — alle solche Schriften sind in jedem Staat eben so gewiſs strafwürdig als Hochverrath, Diebstahl, Meuchelmord und so weiter. Aber das Wörtchen direkt oder geradezu ist hier nichts weniger als müſsig: es ist so wesentlich, daſs die ganze Strafwürdigkeit einer angeklagten Schrift gänzlich auf ihm beruhet. Denn so bald es irgend einem bestellten Büchercensor oder dem bürgerlichen Richter erlaubt wäre, eine Schrift durch Folgerungen, die von seiner Vorstellungsart, seiner besondern Meinung, oder seinen Vorurtheilen, dem Grade seines Verstandes oder Unverstandes, seiner Sachkenntniſs oder Unwissenheit, der Schiefheit oder Richtigkeit seines innern Auges, der Lauterkeit oder Verdorbenheit seines Gefühls und Geschmacks abhingen, zu richten, — welches Buch wäre vor der Verdammung sicher? Und wissen wir nicht aus der Erfahrung, daſs in Ländern, wo eine so willkührliche Censur herrscht, gerade die vortrefflichsten Bücher die ersten sind, die in das Verzeichniſs der verbotenen gesetzt werden?

Es sey also, daſs man, um ein Amt mehr zu haben, 3) einen Büchercensor bestellen will,

---

3) Ich gestehe, daſs ich von der Nothwendigkeit einer eignen Büchercensur in einem wohl policierten Staate nicht überzeugt bin. Warum bestellt man nicht auch besondere Aufpasser, die dahin sehen, daſs niemand sich betrinken, oder den andern bey den Ohren kriegen, oder seine Taschenuhr mausen, oder irgend ein anderes Gebot im Dekalogus übertreten könne? Man läſst es ganz ruhig darauf ankommen, und begnügt sich den wirklichen Übertreter zu bestrafen, wenn er, nach rechtlicher Untersuchung, des Verbrechens überwiesen worden ist. Warum hält man es mit den schriftstellerischen Verbrechen nicht

oder daſs die Untersuchung über Schriften, die als verbrecherisch angegeben werden, dem ordentlichen Richter überlassen bleibt; immer ist unläugbar, daſs jener nur solche Bücher verbieten kann, deren Verfasser dadurch ein Verbrechen begangen hat, worüber dem bürgerlichen Richter die Erkenntniſs zusteht. Über die Frage, ob der Inhalt des Buches alt oder neu, interessant oder unbedeutend, nützlich oder schädlich sey, ob der Autor wohl oder übel räsoniere, hat kein andrer Censor zu erkennen als das Publikum und die Zeit, welche die entscheidenden Stimmen sammelt und bekannt macht: viel weniger kann aus irgend einem solchen Vorwand ein Buch mit Gewalt unterdrückt werden, ohne sich an den wesentlichsten Rechten der Gelehrten-Republik zu vergreifen, die (eben so wie die christliche) vom Staat ganz unabhängig ist, so lange sie nichts gegen seine Grundsätze unternimmt. Die Wissenschaften, die Litteratur, und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste

---

eben so? Der Censor, dem ein kriminelles Manuskript in die Hände kommt, kann und darf doch (wenige Fälle ausgenommen) nichts weiter thun als den Druck verbieten? Und dieses Verbots ungeachtet wird es irgendwo gedruckt nnd als Kontrebande in den Staat hinein geschwärzt werden. Wozu also die Censur?

aller Erfindungen, die seit Erfindung der alfabetischen Schreibekunst gemacht worden sind, gehören nicht diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiſs, sie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, schützt, und in der Freyheit, die ihr Element ist, ungehindert weben und leben läſst!

Vor allen andern Völkern hat die Deutsche Nazion vorzüglich Ursache, eine Beschützerin der Preſsfreyheit zu seyn; sie, in deren Schooſse zuerst die Erfinder der Typografie, und bald darauf die muthvollen Männer entstanden sind, die bloſs durch den freyen Gebrauch, den sie von jener machten, fähig wurden, die Hälfte Europens von der Tyranney des Römischen Hofes zu befreyen, die Rechte der Vernunft gegen uralte Vorurtheile zu behaupten, und den unabhängigen Geist der Untersuchung, der nach und nach über alle Gegenstände der menschlichen Kenntniſs ein so wohlthätiges Licht verbreitete, aus einem mehr als tausendjährigen Schlummer aufzuwekken. Wie übel stände es uns an, unsre eignen Wohlthaten wieder zurück nehmen, den Fortgang der Wissenschaften mitten in ihrem muntersten Lauf aufhalten, und der Aufklärung, der wir so viel Gutes schon zu danken haben, und von welcher wir und unsre Nachkommen noch so viel Besseres uns versprechen dürfen, unnatürliche Grenzen setzen zu wollen, da sie doch, vermöge der Natur des menschlichen Geistes, eben so grenzenlos ist als die Vollkommenheit, wozu die Menschheit mit ihrer Hülfe gelangen kann und soll!

Übrigens werden die Kosmopoliten nie ein Geheimniſs daraus machen, daſs die Preſsfreyheit keinen eifrigern Verfechter haben kann, als ihren Orden; da sie in der That das einzige Mittel ist, wodurch er zur Beförderung seines oben angezeigten Zwecks in einem gröſsern und seinen Kräften angemessenen Kreise thätig seyn, und dadurch eine seiner wesentlichsten Pflichten erfüllen kann. Wahrlich, wenn diejenigen, die kein höheres Interesse kennen als Wahrheit, nicht frey sollten reden dürfen, „so müſsten endlich — die Steine zu schreyen anfangen.“

C. M. WIELAND

AN DIE KÄUFER

SEINER

SÄMMTLICHEN WERKE

DIE

SUPPLEMENTE

BETREFFEND.

Seitdem ich mich entschlossen hatte, eine Ausgabe von der letzten Hand von allen meinen Schriften zu veranstalten, war es auch bey mir festgesetzt, daſs diejenigen mit darunter begriffen seyn sollten, welche zwischen meinem achtzehnten und vier und zwanzigsten Jahre, d. i. zwischen 1751 und 57, während meines Aufenthalts zu Tübingen, Zürich und Bern, nach und nach ans Licht getreten waren. Auch ohne die Gewiſsheit, daſs viele Freunde meiner Schriften schon lange den Wunsch geäuſsert, alles, was ich selbst mit einiger Zufriedenheit für mein erkennen kann, in einer vollständigen Ausgabe beysammen zu haben, würde ich durch verschiedene nicht unerhebliche Gründe dazu bewogen worden seyn. Wie schwach und unvollkommen auch jene ersten Versuche in Vergleiehung mit eigentlichen Kunstwerken seyn mögen, so können sie doch nicht ohne allen innern Werth seyn, da ich die Freunde meiner Jugend — eine schöne Anzahl der edelsten und vorzüglichsten Personen beiderley Geschlechts, welche theils noch leben, theils ewig in meinem dankbaren Andenken leben werden — ihnen hauptsächlich zu danken hatte. Überdieſs gehören sie als unentbehrliche Belege zu der Geschichte meines Geistes und Herzens, welche zu schreiben ich mich verbindlich gemacht, und wovon ein groſser Theil ohne sie den Lesern unverständlich bleiben müſste; ja ich darf vielleicht hinzu setzen, daſs sie in mehr als Einer Rücksicht für eine kritische Geschichte der Deutschen Sprache und Litteratur, die man von dem Genius des XIXten Jahrhunderts mit Recht erwarten kann, nicht ganz gleichgültig seyn dürften. Wiewohl nun diese Betrachtungen meinen zu Gunsten besagter Jugendwerke gefaſsten Vorsatz hinlänglich zu rechtfertigen scheinen, so gestehe ich doch, daſs, so bald als ich meinen Freund und Verleger Göschen entschlossen sah, auſser zweyerley Ausgaben in Taschenformat noch eine Prachtausgabe in Quart mit Kupfern, und eine, derselben an Schönheit nichts nachgebende, Groſsoktavausgabe zu unternehmen, ich von einem lebhaften und allen Einwendungen widerstehenden Gefühl durchdrungen wurde, daſs es ungehörig und unverzeihlich wäre, wenn ich unter der Menge meiner während beynahe eines halben Jahrhunderts verfaſsten Werke und Aufsätze keine Auswahl treffen, und die Versuche eines noch unreifen, sich selbst erst versuchenden und durch Fehlen sich erst belehrenden Geistes mit Produkten des reifern Alters und eines durch Übung und Studium geläuterten ästhetischen Sinnes durch einander mengen oder zusammen stellen wollte. Ich sah mich also genöthigt, nicht nur von der chronologischen Ordnung, in welcher ich ehemahls meine sämmtlichen Schriften zu geben Willens war, abzustehen, sondern überhaupt alles, was älter als das unvollendet gebliebene Heldengedicht Cyrus ist, in eine besondere Sammlung zu bringen, und — nebst verschiedenen zwar viel späteren, aber doch (aus hinlänglichen Rücksichten) in die Sammlung meiner vorzüglichsten Werke nicht gehörigen Aufsätzen — unter dem Titel „Supplemente zu Wielands sämmtlichen Werken,“ den dreyſsig Bänden der letztern nach und nach folgen zu laſsen.

Diese Supplemente werden enthalten: 1) das Gedicht von der Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt, das erste, was von mir im Druck erschienen ist; 2) die moralischen Briefe; 3) die moralischen Erzählungen; 4) den Lobgesang auf den Frühling und auf die Liebe; 5) den Anti-Ovid; 6) Auszüge aus dem unvollendeten Heldengedicht Hermann, wenn anders die Handschrift unter dem Bodmerischen Manuskripten-Nachlaſs noch aufgefunden werden kann; 7) Auszüge aus der Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen; 8) Briefe von Abgestorbenen an hinterlaſsne Freunde; 9) die Prüfung Abrahams; 10) die Sympathien; 11) das Gesicht des Mirza und Platonische Betrachtungen über die Menschen; 12) die Empfindungen eines Christen; 13) zwey Oden auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers; 14) Betrachtungen über das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1756; 15) Johanna Gray, ein Trauerspiel in Jamben; 16) Klementine von Porretta, eine Reihe zu einem Ganzen verbundener dramatischer Scenen; und mehrere kleinere poetische und prosaische Stücke, deren Verfertigung in jene Periode meines Lebens fällt.

Alles dieses, nebst den vermischten litterarischen Aufsätzen, welche noch im Deutschen Merkur zerstreut und des Aufhebens vielleicht nicht unwürdig sind, kann zusammen etwa sechs Supplementbände, jeden ungefähr zu einem Alfabeth, im Druck betragen. Ich bin im Begriff auch sie durch die letzte Hand gehen zu lassen: aber, wiewohl ich keinen Fleiſs spare, sie von allen den kleinen Flecken, Härten und andern Mängeln in Sprache, Styl und Versifikazion, welche die Feile wegnehmen kann, zu reinigen; so will ich doch die Leser zum voraus benachrichtiget haben, daſs ich, aus Gründen die mich selbst völlig überzeugen, keine die Materie sowohl als die Form, geschweige denn den Geist derselben afficierende Veränderungen mit ihnen vornehmen werde. Sie müssen in allem, was ihren Karakter ausmacht, entweder bleiben wie sie sind, oder gänzlich vernichtet werden. Das letztere überlasse ich der Zeit: denn ich muſs gestehen, so oft ich selbst mich ihnen, zur bösen Stunde, mit einem so unnatürlichen Vorsatz nähern wollte, *patriae cecidere manus.*

Ha! rief der Junker, sie ist's! Sie ist es! Stimme, Figur,
Und alles vereinigt sich, mich zum glücklichsten Manne zu machen.
Prinzessin, fährt er fort, und küſst ihr die atlaſsne Hand,
Sie kennen doch Karamelln noch? — Ich zieh' im ganzen Land
Sie aufzusuchen umher, und, Dank den Amoretten
Die mich geleitet! ich langte zu rechter Zeit noch an,
Sie aus den Klauen von diesem Wilden zu retten. —
Der Herr ist ziemlich grob für einen Edelmann!

16.

(Fällt ihm der Faun in's Wort) Nichts von dem Rechte zu sagen,
Das bey uns Faunen die Mädchen, die sich in Haine wagen,
Seit unfürdenklichen Zeiten für gute Prisen erklärt,
Sprich selbst, verkehrtes Ding! was kannst du über mich klagen?
Sag', hab' ich dich nicht vollauf mit Datteln und Trüffeln genährt,
Dich und dein Eichhorn? und sag', wer bracht' es dir zurücke?

Schlieſslich ergreife ich diese Gelegenheit, auf verschiedene Anfragen folgende Antworten zu ertheilen:

1) Die Wielandischen sämmtlichen Werke sind mit der bis zum dreyſsigsten Band inklusive gehenden sechsten Lieferung, die in gegenwärtiger Messe erscheint, zwar noch nicht geschlossen, da sichs von selbst versteht, daſs auch die künftigen, und zunächst der Agathodämon und des Verfassers Beyträge zur Geschichte seines Geistes und seiner Schriften, in diese Sammlung gehören, und, so bald sie vollendet sind, als der ein und dreyſsigste, zwey und dreyſsigste und drey und dreyſsigste Band der sämmtlichen Werke erscheinen werden.

2) Dieses letztere kann aber nicht eher Statt finden, bis die Supplemente die Presse verlassen haben, welche in der Leipziger Ostermesse 1798 fertig seyn sollen.

3) Was die Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen betrifft, wovon die Liebhaber (wie es scheint) ebenfalls eine Ausgabe von der letzten Hand in der Reihe der Wielandischen sämmtlichen Werke zu erhalten wünschen, so wird man sich angelegen seyn lassen, das Publikum auch in diesem Stücke zufrieden zu stellen. Zwar kann die Frage wann? und wie? jetzt noch nicht bestimmt beantwortet werden; es soll aber auch über diesen Artikel noch vor dem Schlusse dieses Jahrzehends alles ins Reine gebracht seyn.

W. den 30. April 1797.

C. M. Wieland.

Nachschrift.

Der Druck der sechs Supplementbände, auf eben so schönem Velin-Papier, geglättet und überhaupt den 30 Bänden der sämmtlichen Werke gleich, soll in der Ostermesse 1798 vollendet seyn.

Es wird darauf bey Ablieferung des 30. Bandes pränumeriert:

Für Quarto alle 6 Bände	30 rthlr.
für gr. 8. ebenfalls :	16 rthlr.
für Taschenformat ebenf.	12 rthlr.

G. J. GÖSCHEN.

NIKOLAS FLAMEL, PAUL LUKAS,

UND

DER DERWISCH VON BRUSSA.

Historische Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen.

Ein Beytrag zur Geschichte der Unsichtbaren. 1788.

EINLEITUNG.

Unter allen angeblichen Besitzern des Steins der Weisen, von welchen man mehr oder weniger umständliche Nachrichten hat, ist meines Wissens keiner, dessen Geschichte (wenn ich dem Verfasser des Aufsatzes No. V. im vierten Stück des Deutschen Merkurs 1788 diesen Ausdruck abborgen darf) einem Mährchen der redseligen Sultanin Scheherezade ähnlicher sähe, und dennoch wegen des sonderbarsten Zusammentreffens beglaubigender Umstände mehr Aufmerksamkeit verdiente, als die Geschichte des berühmten Adepten Nikolas Flamel, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung näher zu beleuchten gesonnen bin.

Die Nachrichten, die uns der eben angezogene Unbekannte (der sich bloſs durch die Buchstaben *G — e* zu errathen giebt) von Flamels Leben und Schicksalen aus unbekannten Quellen mittheilt, hauptsächlich aber der sonderbare Umstand, daſs diese wundervolle Geschichte durch eine nicht weniger seltsame Begebenheit, die dem berühmten Wanderer Paul Lukas (seinem eigenen Berichte nach) zu Brussa in Klein-Asien zugestoſsen seyn soll, eine Art von Bestätigung erhält, welcher schwerlich irgend ein Freund des Wunderbaren seinen Beyfall versagen kann, schienen mir eine schärfere Prüfung und unbefangnere Untersuchung zu verdienen, als bisher damit vorgenommen worden ist: und so entstand der folgende Aufsatz, bey welchem meine Absicht erreicht ist, wenn er den Lesern einen Theil des Vergnügens macht, welches der Verfasser an dergleichen Untersuchungen findet; wiewohl ich nicht zweifle, daſs er auch von einigem Nutzen seyn könnte, wenn er als ein auffallendes Beyspiel betrachtet würde, wie nöthig es sey, selbst den ehrlichsten Erzählern solcher Wundergeschichten eben so scharf auf alle Worte zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut sich diese Mühe dadurch belohne, daſs wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse seyn sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen.

Da meine Beleuchtung der Geschichte Flamels voraussetzt, daſs die letztere, so wie sie theils von ihm selbst, theils von einer Menge Geschichtschreiber, Kompilatoren und anderer Schriftsteller, erzählt wird, dem Leser gegenwärtig sey, so zweifle ich nicht, daſs man den Bericht, den er selbst (in einer Schrift, welche Herr *G—e* in Händen gehabt zu haben scheint) von der wunderbaren Art, wie er zu seinem groſsen Vermögen gekommen, erstattet, hier am rechten Orte finden werde.

„Obgleich ich, Nikolas Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in diesem 1399sten Jahre, wohnhaft in meinem Hause in der Schreibergasse, wegen der Armuth meiner ehrlichen Altern nichts gelernt habe als ein wenig Latein: so habe ich doch durch die groſse Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieses, vorzüglich Sankt Jakobs, endlich alle Bücher der Filosofen und ihre gröſsten Geheimnisse verstehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knien danken werde. Nach dem Tode meiner Altern, als ich mein Brot mit Schreiben verdiente, kaufte ich einst ein altes groſses vergoldetes Buch, das auf Baumrinde geschrieben war. Die Decke dieses Buchs war von dünnem Kupfer, und es waren viele unbekannte und sonderbare Buchstaben in dieselbe eingegraben. Ich glaube, es waren Griechische Lettern oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte sie nicht lesen; Lateinisch oder Celtisch waren sie nicht, davon verstehe ich was. In dem schönen Buche studierte ich nun Tag und Nacht, aber konnte nicht klug daraus werden. Mein Weib Pernelle, (Petronelle) die ich so wie mich selbst liebe, und die ich damahls seit kurzem geheirathet hatte, war darüber sehr betrübt; — sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniſs nicht vor ihr verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herrlichen Gemählde, wovon sie so wenig wie ich verstand; doch machte es mir viel Freude, mit ihr davon zu sprechen, und mich mit ihr berathen zu können, was zu thun sey, um den Sinn derselben zu erforschen. Ich lieſs die Figuren nachmahlen, zeigte sie allen Gelehrten in Paris, und sagte ihnen, diese Figuren seyen aus einem Buche, welches vom Stein der Weisen handle: aber sie verstanden nichts davon, und lachten über mich und über den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete ein und zwanzig Jahre, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Geduld, und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Gallicien, nahm mit Bewilligung meines Weibes Pernelle den Pilgerstab und die Kürbiſsflasche, machte mich auf den Weg, und kam nach St. Iago von Kompostell, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück, und traf zu Leon einen Französischen Kaufmann an, der mich an einen Jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hieſs Canchez (Sanchez vermuthlich.) Als ich ihm die Kopey einiger Gemählde zeigte, ward er ganz entzückt, und fragte mich sogleich, ob ich etwas von dem Buche wisse worin sie zu finden seyen? Ich antwortete, ich hätte Hoffnung etwas davon zu erfahren, wenn sich jemand fände, der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurück halten, und fing an mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze der gänzlich verloren wäre. Er verlieſs sogleich alles, reiste mit mir von Leon nach Orviedo, und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beynahe alle Figuren, und fand in jedem Punkt ein Geheimniſs, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land. Als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn, seit der Zeit da wir aus dem Schiffe gestiegen waren, nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich starb er am siebenten Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich lieſs ihn in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahre 1379 kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibes Pernelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heiligen Jakob nicht vorstellen. Ich arbeitete nun fleiſsig, und fand was ich suchte; so daſs ich endlich in Gegenwart meines Weibes am Montage den 17ten Januar des Jahres 1382 gegen Mittag ein halbes Pfund Quecksilber in reines Silber verwandelte; und den 25sten April desselben Jahrs verwandelte ich in Gegenwart meines Weibes gegen fünf Uhr Abends eben so viel Quecksilber in Gold. Pernelle hatte darüber eine so auſserordentliche Freude, daſs mir bang wurde, sie möchte das Geheimniſs ausschwatzen; aber durch die Güte Gottes ist mir nicht nur ein keusches und kluges Weib zu Theil worden, sondern sie ist auch verschwiegen und vorsichtig, was andre Weiber nicht sind.“

So weit der wörtliche Auszug aus Flamels handschriftlichem Buche, welchen wir meinem unbekannten Freunde *G—e* zu danken haben. Ich habe nöthig gefunden, ihn dem Leser so ausführlich mitzutheilen, weil es mir zu meiner folgenden Untersuchung wichtig scheint, den Ton, worin Flamel seine Aussage vorbringt, (mit Lessing zu reden) vor Gericht stellen zu können. Nun muſs ich auch Herrn *G—e* fortfahren lassen.

„Flamel stiftete hierauf vierzehn Hospitäler, baute auf seine Kosten drey neue Kirchen in Paris, und begabte mit groſsen Summen sieben alte, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen seiner Güte genieſsen. Noch jetzt 1) geht alle Jahre eine Procession der Armen aus dem von ihm gestifteten Hospital *des Quinze-Vingts* nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche *St. Jaques de la boucherie*, um Gott für die Seele Flamels, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus stand noch vor dreyſsig Jahren. Es war das Eckhaus der *Rue Marivaux*

---

1) Dieſs wurde ein Jahr vor der Revoluzion geschrieben, welche ohne Zweifel auch diesem frommen Gebrauche (wie so vielen andern) ein Ende gemacht haben wird. A. d. H.

und der *Rue des Ecrivains*, und ich habe sehr oft im Vorbeygehen die Stelle mit Andenken an Flamel betrachtet. Auch habe ich mir im Archiv der von ihm erbauten Kirche *St. Jaques de la boucherie* die Akten zeigen lassen, welche seine Vergabungen enthalten, und deren über vierzig sind, so wie sein eigenhändiges äuſserst sonderbares Testament, worin er die Geschichte erzählt, wie er zu seinen groſsen Reichthümern gelangt ist. Diese Reichthümer eines Mannes von so niedrigem Stande machten bald so groſses Aufsehen, daſs König Karl der Sechste etwas davon erfuhr. Er schickte den Herrn von Cramoisy, einen seiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erforschen, durch welche Mittel er so reich geworden sey. Dieser fand den Filosofen in seinem kleinen schlechten Hause aus irdenem Geschirre speisend. Flamel war genöthiget zu gestehen, daſs er den Stein der Weisen besitze, und eine Abschrift seines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo sie jedermann sehen kann. Bald nach diesem Besuch im Jahre 1413 starb Pernelle, Flamels Weib, und kurz darauf auch er selbst, nachdem sie beide nahe an hundert Jahre alt geworden.

„Dieſs ist alles was wir von dem Leben und den Schicksalen dieses berühmten Adepten wissen. Aber seine Geschichte hat das Besondere, daſs sie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, sondern vielmehr erst nach diesem Zeitpunkte recht interessant wird.

Wer stieg auf jeden Baum und kroch durch jeden Strauch,
Und brach sich um deinetwillen wohl zehnmahl schier das Genicke?
Dein kleiner Faun, nicht wahr? Kaum liebt' ich meinen Schlauch
So zärtlich wie dich! Und gabst du mir nicht die freundlichsten Blicke?

17.

„Herr Ritter, alles was er spricht,
(Versetzt die Prinzessin) ist wahr; den Leuten ein freundlich Gesicht
Verleihen, hört' ich stets, sey junger Damen Pflicht;
Die Kammerfrau sagte mir's täglich. Und wenn ich ihm gefalle,
Wer wehrt es ihm? Das müssen wir Damen alle
Geschehen lassen. Allein, das ist die Sache nicht.
Denn, hören Sie nur, Herr Ritter — ich schäme mich laut es zu sagen;
Er will mich — denken Sie nur! das unverschämte Gesicht!
Heirathen will er mich!" — Heirathen! Sie? — ein Wicht
Wie er? — „Nicht anders! Sie können ihn selber fragen!

„Paul Lukas, ein Mann von vielen Kenntnissen, und (wie man aus seinen Schriften sieht) ein Feind des Aberglaubens, dabey ein Arzt und aufgeklärter Kopf, machte zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Kosten Ludwigs des Vierzehnten mehrere Reisen in die Levante. In der Beschreibung seiner zweyten Reise erzählt er eine sonderbare Unterredung, die er mit einem Derwisch zu Brussa in Kleinasien hatte, und welche Flameln betrifft. Paul Lukas fand nehmlich an einem abgelegnen Ort eine Moschee, wo ein berühmter Derwisch begraben liegt. In einem nahe dabey stehenden Hause lebten vier Derwische, die ihm sehr höflich und zuvorkommend begegneten, und ihn aufs beste bewirtheten. Einer von ihnen lieſs sich mit unserm Doktor in ein Gespräch ein. Nachdem sie einige Zeit Türkisch gesprochen hatten, fing der Derwisch an Lateinisch, Spanisch und Italiänisch zu reden. Da er aber bemerkte, daſs sein Gast keine dieser Sprachen geläufig sprach, so fragte er ihn, aus welchem Europäischen Land er komme; und so bald er von Paul Lukas hörte daſs er ein Franzose sey, fing er an sehr fertig Französisch zu sprechen; und da ihm jener (wie es scheint) ein Kompliment hierüber machte, sagte er, er sey nie in Frankreich gewesen, hätte aber groſse Lust dahin zu reisen. Das Gespräch fiel nachher auf allerley Gegenstände. Der Derwisch machte sehr gute Bemerkungen über einige morgenländische Handschriften, welche Paul Lukas gekauft hatte, und lehrte diesen die medicinischen Kräfte verschiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Gespräch auf die Alchymie und die Mittel das menschliche Leben zu verlängern. Der Derwisch gestand, er besitze, nebst sechs andern Freunden, dieses groſse Geheimniſs. „Wir reisen, sagte er, beständig in der Welt herum, um vollkommen zu werden. Alle zwanzig Jahre kommen wir an irgend einem bestimmten Orte zusammen; die zuerst angekommenen erwarten die übrigen; und wenn wir uns wieder trennen, so reden wir mit einander ab, wo wir uns in zwanzig Jahren wieder sehen wollen. Dieſsmahl ist Brussa der bestimmte Ort: unsrer viere sind bereits da, und wir erwarten die drey übrigen.“ — Nun entspann sich zwischen Paul Lukas und dem Derwisch ein Gespräch über die Alchymie und den Stein der Weisen, dessen Wirklichkeit der letztere gegen die Zweifel des erstern, im Ton eines Mannes der seiner Sache gewiſs ist, behauptete. Eine der gröſsten Tugenden dieses Geheimnisses, sagte er, sey diese, daſs es in der Macht seines Besitzers stehe, sein Leben weit über das gewöhnliche Maſs des höchsten Menschenalters zu verlängern. Lukas wendete dagegen ein, in Frankreich hätten mehrere in dem Rufe gestanden, daſs sie den Stein der Weisen besessen; aber alle, sogar Nikolas Flamel, seyen gestorben wie andere Leute. „Wie? rief der Derwisch aus, Flamel gestorben? Wenn du das glaubst, so irrest du sehr, mein Freund! Flamel lebt noch; ich selbst habe ihn erst vor drey Jahren in Indien gesehen; er ist einer meiner vertrautesten Freunde. Vermuthlich kennt man in Frankreich seine Geschichte nicht. Ich will sie dir also erzählen.“

Der Derwisch erzählte nun mit wenigen geringen Veränderungen, was wir bereits in Flamels eigenem Berichte gelesen haben, und setzte hinzu: „Da der wohlthätige Gebrauch, welchen Flamel von seinem ungeheuern Reichthum gemacht, natürlicher Weise groſses Aufsehen habe erregen müssen, so hätte dieser Adept, der als ein weiser Mann die Folgen leicht voraus gesehen, eben als man im Begriff gewesen sey ihn einzusperren, mit seiner Hausfrau Pernelle die Flucht ergriffen, nachdem er zuvor solche Maſsregeln genommen, daſs alle Welt sie für todt gehalten habe. Frau Pernelle (sagte der Derwisch) muſste sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen gab er vor, sie sey gestorben, und lieſs an ihrer Statt ein Stück Holz mit ihren Kleidern angethan in einer von den Kirchen, welche sie hatten erbauen lassen, begraben, während sie selbst auf dem Wege nach der Schweiz begriffen war. Bald darauf bediente sich Flamel eben desselben Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Arzte und die Geistlichen. Er hinterlieſs ein Testament, worin er befahl, daſs man ihn neben seiner geliebten Pernelle begraben, und eine steinerne Spitzsäule auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen heimlich seinem Weibe nach. Seit dieser Zeit haben sie ein wahrhaft filosofisches Leben geführt, sind beständig unbekannter Weise von einem Lande zum andern herum gereist, und leben noch immer, wiewohl seit ihrem vermeinten Tode beynahe vier hundert Jahre verflossen sind.“

Vorausgesetzt, daſs dieses Abenteuer mit dem Derwisch zu Brussa dem Doktor Paul Lukas wirklich begegnet sey, wird man sein Erstaunen sehr natürlich finden, wie es möglich sey, daſs ein Türkischer Mönch, der Frankreich nie gesehen hatte, von allen Umständen der Geschichte Flamels so genau unterrichtet seyn könne. Er setzt hinzu: „Er könne alles dieſs unmöglich glauben; er erzähle bloſs historisch was er gehört habe, und überlasse nun einem jeden, seine eigenen Bemerkungen zu machen und von der Sache zu denken was er wolle.“

Jedermann, der sich in diesem Fache der unglaublichen Geschichten genauer umgesehen hat, wird gestehen müssen, daſs kein anderer Adept solche Beweise der Realität seiner Kunst aufzuweisen habe, als Nikolas Flamel. Ein Goldmacher, der Spitäler dotiert und Kirchen baut, ist eine so groſse Seltenheit, oder ist vielmehr so einzig in seiner Art, daſs der Stein der Weisen und die Quelle der ewigen Jugend selbst unglaublich zu seyn aufhören, so bald man, wie hier der Fall ist, jenes Faktum für etwas unläugbares annehmen muſs. Aber daſs drey hundert Jahre nach seinem Tode ein Türkischer Mönch mit der Zuversicht eines Augenzeugen behauptet, dieser Flamel lebe noch immer, und sey ihm nicht nur von Person bekannt, sondern sogar einer seiner vertrautesten Freunde; daſs dieser Derwisch ein so unglaubliches, oder vielmehr ganz ungereimtes Vorgeben dadurch beglaubigt, daſs er eine Menge besonderer Umstände von Flameln zu erzählen weiſs, die mit dessen handschriftlichem Bekenntniſs ziemlich genau übereinstimmen, ohne daſs man begreifen kann, wie er auf eine andere Art, als aus Flamels eigenem Munde, dazu hätte gelangen können; und daſs wir für alles dieſs das Zeugniſs eines Mannes wie Paul Lukas haben, gegen dessen umständliche Erzählung von seiner Zusammenkunft und Unterredung mit dem besagten Derwisch in Rücksicht auf die Wahrhaftigkeit des Erzählers keine Einwendung Statt findet: dieſs scheint allerdings jenem eigenhändigen Bekenntniſs Flamels ein so entscheidendes Gewicht beyzulegen, und die historische Wahrheit dieser in ihrer Art einzigen Adeptengeschichte so kräftig zu unterstützen, daſs ein Karneades selbst sich versucht fühlen könnte, seine gegen so handgreifliche Beweise noch immer widerspenstige Vernunft schweigen zu heiſsen, und wider seinen Willen zu glauben — was nicht zu glauben ist.

In der That bleibt der gesunden Vernunft in einem so verzweifelten Falle wie dieser nur ein einziger Ausweg übrig; der nehmlich, die geschehenen oder geschehen seyn sollenden Dinge mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit von allen Seiten so lange zu betrachten und daran herum zu tasten, bis die Lücken sich entdecken, welche man in solchen Fällen immer mit unechten und unhaltbaren Einschiebseln von eigener Erfindung auszufüllen pflegt. Denn darauf können wir uns verlassen, daſs, so oft man uns etwas schlechterdings unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatsache aufschwatzen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung dabey vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist. Ob sich dieſs auch bey gegenwärtiger Adeptengeschichte bewähren werde, wird dem Urtheil des Wahrheit suchenden Lesers anheim gestellt.

Ich mache den Anfang damit, einige die Person Flamels, seinen vorgeblichen übergroſsen Reichthum, und seine milden Stiftungen betreffende Umstände in etwas zu berichtigen.

Erstens war Flamel nicht bloſs ein Schreiber, sondern auch ein Mignaturmahler, und trieb also zwey Professionen, womit in den damahligen Zeiten viel zu verdienen war.

Zweytens, Herr *G — e* scheint durch die Art, wie er von Flamels Stiftungen spricht, einen viel gröſsern Begriff davon in uns zu erwecken, als man sich, nach dem Berichte der Französischen Schriftsteller die von ihm Nachricht geben, zu machen hat. Flamel, sagt er, stiftete in Paris vierzehn Hospitäler, baute drey neue Kirchen, und begabte sieben alte mit groſsen Summen. Eben dieſs wird zwar auch in den *Melanges tirés d'une grande Bibliotheque, Vol. XXV. p.* 350. gesagt. Allein daſs das Wort stiften (*fonder*) hier nicht so zu nehmen sey, als ob er diese Kirchen und Spitäler allein gestiftet habe, erhellet schon daraus, daſs *Vol. XLIII. p.* 338. von der Kirche *St. Jaques de la Boucherie* ausdrücklich gesagt wird: Flamel habe im Jahre 1400 zu ihrem Bau beygetragen und sie mit einigen Stiftungen begabt. In eben diesem Bande des besagten Werkes S. 397. heiſst es auch von der Pfarrkirche *des Innocens:* „Man weiſs, daſs Nikolas Flamel an der Erbauung dieser Kirche Antheil hatte.“ So wird es wahrscheinlich auch mit den übrigen gewesen seyn. Wenn aber gleich in der Angabe seiner Stiftungen viel übertriebenes seyn sollte, so bleibt doch immer unläugbar, daſs sie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Parisischen Schreibers und Mignaturmahlers zu König Karls des Sechsten Zeiten weit zu übersteigen, und die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr zu erregen, daſs der Requetenmeister *Cramoisy* ihn auf Befehl des Hofes fragen muſste: durch was für ein *geheimes Mittel* er zu einem so groſsen Vermögen gekommen sey? Vernünftig zu reden konnte dieses Mittel, wie viel Ursache auch Flamel haben mochte es *geheim zu halten*, doch kein anderes als ein ganz *natürliches*, wenn auch ungewöhnliches, seyn. Aber zu Karls des Sechsten Zeiten gab es noch *übernatürliche* Mittel reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als Eines angeben können, und würde sogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beyspiel sagen, er habe seine Schätze durch ein Bündniſs mit dem Teufel bekommen: nur hätte ihn dieſs geraden Weges nach dem *Greveplatz* auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte sagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemahls leer werde, begabt: aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen können, er habe von ungefähr in einem Winkel seines Kellers einen groſsen Stein mit einem *talismanischen* Ring entdeckt, und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne

Wendeltreppe von hundert und funfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein groſses marmornes Becken voll Goldstücke gefunden: aber auch das hätte ihm nichts geholfen; immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Geiste seiner Zeit [2] angemessenste Antwort war immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

Dazu war nun freylich ungefähr so ein Mährchen nöthig, wie das, welches er dem König in seinem Berichte vorlog; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heiligen Jakob zu Kompostell, der damahls in der ganzen Europäischen Christenheit noch eine sehr groſse Figur machte, mit in die Sache zu verwickeln.

Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äuſserst eingezogen. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen in drey Operazionen verschaſſt hatte, waren meistens auf seine milden Stiftungen verwendet worden. Indessen war ihm doch die Quelle seiner Schätze geblieben: denn er besaſs ja das Hieroglyfenbuch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jude Sanchez den Schlüssel gegeben hatte. Dieses Buch, sagt man, lieferte Flamel dem König aus, und kaufte sich damit von aller weitern Anforderung los.

---

[2] Einer Zeit nehmlich, da die ganze Welt an Alchymie glaubte, und für alle vermeinte Adepten, nicht nur als besondere Günstlinge des Himmels, sondern hauptsächlich wegen ihrer vorgeblichen Machtgewalt über Körper und Geister, groſse Ehrfurcht trug.

Wie kam es denn aber, daſs Karl der Sechste, oder seine immer so gelddürftige Gemahlin Isabelle (die berüchtigte Ysabeau de Baviere) und ihre geldhungrigen Günstlinge sich dieses herrliche Mittel, wodurch sie aller ihrer so verhaſsten und schändlichen Erpressungen auf einmahl überhoben gewesen wären, nicht besser zu Nutze machten? Und wie kam es, daſs man aus einem Fund von dieser Wichtigkeit nicht ein Staatsgeheimniſs machte, sondern zulieſs, daſs es im sechzehnten Jahrhundert sogar durch öffentlichen Druck bekannt wurde? — Bis diese Fragen zu unsrer völligsten Befriedigung beantwortet seyn werden, möcht' es wohl das rathsamste bleiben, als etwas ausgemachtes anzunehmen, daſs Flamel — zwar vielleicht nicht auf die gewöhnlichste und rechtmäſsigste — aber doch auf eine sehr natürliche Art zu seinem Reichthum gekommen sey. Gesetzt auch, wir könnten nicht errathen wie? so würde doch das

18.

Er spricht den ganzen langen Tag
Von nichts als von den kleinen Faunen
Womit er diesen Wald bevölkern will; ich mag
Nicht sagen wie er spricht! Sie würden darüber erstaunen!
Bedenken Sie selbst — Sie kennen doch meinen Papa?
Was würde *mein* Papa zu solchen Enkeln sprechen?
Und einem Schwiegersohn mit Hörnchen, wie dieser da?
Er würde mich ohne Gnade mit eigner Hand erstechen!“
Das soll er (fiel der Waldmann ein)
Wohl bleiben lassen! Doch still! wozu die Kinderey'n?

19.

Du weiſst, mein Schatz, ich bin kein groſser Sprecher,
Allein — (hier schwingt er den Thyrsus) gefoppt will ich nicht seyn!
Mich freut des Ritters Ankunft; er soll von meinem Wein
Auf deine Gesundheit trinken! (Er füllt, dieſs sagend, den Becher)
Es lebe die Braut, Herr Ritter! — Keinen Groll! —

Unvermögen unsre Neugier hierüber zu befriedigen nicht einmahl ein scheinbarer, geschweige ein hinlänglicher Grund seyn, das hieroglyfische Buch des Rabbi Abraham und den heiligen Iago von Kompostella zu Hülfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmahl unerklärbarers, nicht begreiflich, sondern noch viel unbegreiflicher zu machen.

Aber selbst das Wie? liegt nicht so hoch über dem Punkt, zu welchem der menschliche Verstand hinauf reichen kann, als mein Ungenannter zu glauben scheint. Gesetzt auch, die Vermuthung des berühmten Gabriel Naudé wäre (nach Lenglets du Fresnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Zeitrechnungsfehler behaftet, 3) so leitet sie

---

3) „Naudé, (sagt Herr *G—e* in einer Note) der es eher für möglich hält, daſs Flamel ein Schurke als ein Goldmacher gewesen sey, behauptet: er sey durch Beraubung der Juden, die um diese Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden, indem er Schuldverschreibungen von ihnen angenommen, aber die Gelder, anstatt sie für ihre Rechnung einzuziehen, für sich selbst behalten habe. Aber der bekannte kritische Geschichtschreiber Lenglet du Fresnoy beweist in seiner ***Histoire de la Philosophie Hermetique***, *Vol. I. p.* 217. daſs Naudé sich geirrt habe.

uns wenigstens auf eine andere, die, auch als bloſs mögliche Hypothese, noch immer unendlich wahrſcheinlicher ist, als die Meinung, daſs Flamel den Stein der Weisen (was mit einer vornehmern Benennung eben so viel gesagt ist als das Wünschhütchen des Fortunatus) gefunden habe. Die Juden wurden erst im Jahre 1406 aus Frankreich vertrieben, da Flamel die Kirche zu *St. Jaques de la boucherie* schon lange, (sagt Lenglet) aber doch nicht länger als im Jahre 1400 hatte erbauen helfen. Gut! Aber warum erinnert er sich nicht des heftigen Sturms, der beym Aufstande der Pariser im Jahre 1393 über die vom Hofe begünstigten, der

---

Die Juden, sagt er, wurden im Jahre 1181 durch König Filipp-August aus Frankreich vertrieben, also zwey hundert Jahr ehe Flamel geboren war. Zum zweyten Mahle wurden sie verjagt im Jahre 1406. Das Archiv der Kirche *de St. Jaques de la boucherie* beweist aber, daſs Flamel diese Kirche lange vor besagter Zeit habe erbauen lassen. Er kann also seine Reichthümer unmöglich durch Beraubung der Juden erhalten haben, indem er bey der ersten Verjagung derselben noch nicht lebte, und lange vor der zweyten seine groſsen Schätze schon besaſs. Übrigens, sagt dieser groſse Kritiker, ist Flamels eigene Erzählung so naiv, einfach und umständlich, daſs man beynahe nicht an der Wahrheit derselben zweifeln kann."

Nazion aber äuſserst verhaſsten Juden erging? Das Volk drang auf eine allgemeine Verjagung dieser Wucherer und Zöllner aus dem Königreiche; und als man ihm nicht sogleich willfahren wollte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer ein, welche gröſsten Theils Juden oder Lombarden waren, öffnete ihre Kassen, schüttete das Geld auf die Straſsen, und zerriſs ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gasse wurden vierzig Judenhäuser geplündert, und viele dieser Unglücklichen, die sich mit der Flucht retten wollten, getödtet. 4) Könnte dieſs nicht etwa der Schlüssel zum Geheimniſs unsres Adepten seyn? Könnte Flamel bey dieser Gelegenheit nicht so gut als ein anderer über irgend eine wohl gespickte Judenkasse gerathen seyn, und, anstatt das Geld auf die Gasse zu schütten, für besser gefunden haben, es in aller Stille nach seinem Eckhause in der Schreibergasse zu schaffen? Und (damit wir doch auch die kluge und vorsichtige Dame Pernelle ihren Theil zum Erwerb ihres gemeinschaftlichen Reichthums beytragen lassen) könnte nicht Frau Pernelle zufälliger Weise eben bey einem Hause, wo

---

4) Siehe Meusels Geschichte von Frankreich, zweyter Theil, S. 459. und die daselbst angezogenen Gewährsmänner.

das Geld zum Fenster hinaus geschüttet wurde, vorbey gegangen seyn, und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgelesen haben? Oder, wofern diese Vermuthungen zu lieblos scheinen, was hindert uns anzunehmen, daſs einige reiche Juden von Flamels Bekanntschaft (denn es scheint doch, daſs er immer viel mit Juden zu verkehren hatte) beym Ausbruch dieses Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile zu ihm geflüchtet haben könnten; daſs zufälliger Weise gerade diese Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu seyn, die im Tumult ums Leben kamen; und daſs Flamel diese Gelegenheit, sich zum Intestat-Erben derselben zu machen, um so getroster ergriffen haben könnte, da so etwas in jenen verwirrten und gesetzlosen Zeiten sich mit ziemlicher Sicherheit unternehmen lieſs? Dieſs wäre doch wohl eine ganz natürliche und begreifliche Erklärung, wie Flamel sein bereits durch Schreiberey, Mahlerey und gute Wirthschaft erworbenes Vermögen auf einmahl beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen überflüssigen Fond zu den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

„Aber wie gerieth der Mann, wenn er auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthum gekommen war, auf den frommen Entschluſs, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen?“ — Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein Paar Schuhe um Gottes willen verschenkt hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bey seinem auf die eine oder andere Art, aber nicht durch die gewissenhaftesten Wege, erlangten Reichthum ein wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des vierzehnten Jahrhunderts nicht sehr gemäſs, unrecht erworbenes Gut — das denn doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entsündigen, daſs man einen Theil davon dem lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen verwendete? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages in eben demselben Falle; denn die letzten Jahre des vierzehnten und die ersten des funfzehnten Jahrhunderts sind gerade der Zeitraum, worin eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris durch milde Beyträge begüterter Bürger erbaut und begabt wurden.

Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmack an dieser Art seinen Nahmen auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu erkaufen, daſs er durch das Mittel selbst, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publikums von den Wegen, worauf er zu seinem Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden muſste. Flamel, der wohl so einfältig nicht war als er sich in seinem *Livre des Explications* stellt, konnte leicht voraus sehen, daſs es (zumahl unter einer so heillosen und immer gelddürftigen Regierung wie Karls des Sechsten war) gar leicht zu miſslichen Erörterungen kommen könnte. Er hielt also eine Erklärung bereit, womit sich zwar in unsern Tagen weder die Requetenmeister noch die Könige so leicht abfertigen lieſsen, die aber in den seinigen die klügste war, die er nur immer hätte ersinnen können. Er gab vor, daſs er von Gottes und des heiligen Jakobs zu Kompostella Gnaden, ohne sein Verdienst, den gebenedeiten Stein der Weisen gefunden habe; er lieferte das Bilderbüchlein des Adepten Abraham (wovon er vermuthlich so wenig verstand als irgend ein *Clerc* des Königs) dem Hofe aus, hielt (wie man wahrscheinlich voraus setzen kann) den König oder vielmehr die Königin, so lang' es nur immer möglich war, mit Versprechungen und Zurüstungen zu dem groſsen Werke hin, (was unter der unsäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, welche auf die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Schwagers und Günstlings der Königin Ysabeau folgte, um so leichter war) und starb darüber im Jahre 1413 in einem sehr hohen Alter, und in dem Rufe, daſs er das Geheimniſs der weisen Meister, womit seit mehrern Jahrtausenden so viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren zum Besten gehabt haben, nicht nur selbst besessen, sondern der Welt sogar schriftlich hinterlassen habe.

Eine gründliche Untersuchung und Berichtigung dieses von ihm selbst veranlaſsten Rufs war weder von dem Geiste seiner Zeit, noch von der damahligen Regierung zu erwarten. Hingegen können wir sicher seyn, daſs es unter den Alchymisten des funfzehnten Jahrhunderts nicht an mehr als Einem gefehlt haben werde, der seine Rechnung dabey zu finden glaubte, wenn er unter Flamels Firma und Kredit solche Werklein, wie das *Sommaire philosophique* und das *Desir desiré*, in die goldbegierige Welt ausgehen lieſse. Denn daſs Flamel selbst Verfasser derselben gewesen sey, ist nichts weniger als erweislich. Zu einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten Männern wie Robert Bakon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Papst Johann dem Zweyundzwanzigsten (der doch in der Bulle

Spondent quas non exhibent divitias pauperes Alchymistae den Fluch des Ernulfus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben, 5) — von

---

5) „Papst Johann der Zweyundzwanzigste (sagen die Alchymisten) brachte es unter der Führung des groſsen Adepten Arnold von Villanova so weit in der Kunst, daſs er bey seinem im Jahre 1334 erfolgten Tode bereits zwey hundert Zentner Goldes mit eignen Händen gemacht hatte: ja er hielt es sogar für Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der christlichen Welt, ein so wohlthätiges Geheimniſs nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern es, der ganzen werthen Christenheit zum Besten, in einem Lateinischen Traktat, *de arte transmutandi metalla*, (von der Kunst die Metalle zu verwandeln) öffentlich bekannt zu machen." — Daher kam es vermuthlich, daſs Gold und Silber in diesen glücklichen Tagen so gemein wurden wie die Gassensteine; daſs die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon voll waren; daſs man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte Steuern und Gaben von den Unterthanen zu verlangen; kurz, daſs die von Lucian gepriesenen Saturnischen Zeiten sich überall wieder einstellten, wie die Geschichtschreiber des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden!! — Ohne Ironie zu reden, Johann der Zweyundzwanzigste verstand sich allerdings aufs Goldmachen so gut und besser als irgend

solchen Leuten läſst sich doch wohl erwarten, daſs sie nicht ermangelt haben werden, auch den Nahmen und Ruf eines Flamels zu benutzen.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamels hat zu Hülfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu seyn. „Er erzählt alles mit einer so treuherzigen Einfalt," sagt man. — Aber dieſs war überhaupt der Ton seiner Zeit, und ein groſser Theil davon liegt in der damahligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammen- und Rittermährchen überschleichen unsre Unbefangenheit in dieser Sprache, durch diesen Ton: und läſst nicht schon der alte Vater Homer seinen Odysseus den gastfreyen Fäaziern oder Fajaken (wenn man lieber will) seine Lästrigonen- und Cyklopengeschichten, seine Mährchen von

einer seiner Vor- und Nachfahrer. Besonders trug ihm seine Sündentaxe groſse Summen ein; vielleicht eine nicht geringere als ihn die *pauperes Alchymistae* aus dem Schmelztiegel ziehen lassen. Und, wenn es wahr ist, daſs er achtzehn Millionen Goldgulden bares Geld hinterlassen, wie Villani als Augenzeuge versichert: so hätte Se. Heiligkeit einen schönen Traktat, „von der Kunst die Sünden und Thorheiten der Welt in Gold zu verwandeln," schreiben können.

der schönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern die im Kessel und am Bratspieſse wieder lebendig werden, u. s. w. mit einer eben so einfältigen Miene, in eben dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dieſs nicht, von Homer an, alle Dichter die ihre Kunst verstehen? Flamel war zwar kein Poet, (wiewohl man ihn in mehrern Wörterbüchern als einen berühmten Poeten, 6) Filosofus und Mathematikus seiner Zeit aufgeführt ſindet) aber warum sollte er das, was die Dichter, um uns zu unserm Vergnügen zu täuschen, thun, nicht haben thun können, um sich selbst zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit eben so wenig Wirkung, däucht mich, hat man den historischen Beweis des Lenglet du Fresnoy, daſs Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich Vortheil gezogen haben könne, geltend zu machen gesucht: denn dieser hebt die Möglichkeit nicht auf, daſs Flamel nicht auf irgend eine

---

6) Die Lexikografen, die ihn mit diesem Nahmen beehren, gründen vermuthlich sein Recht an denselben darauf, daſs das unverständliche alchymistische Traktätlein, *Sommaire philosophique* genannt, (welches unter Flamels Nahmen geht) in elenden Reimen geschrieben ist.

Dein Nahme? — „Karamell.“ — Gut! mein erstes Faunchen soll
Den Nahmen Karamell haben, es ist ein hübscher Nahme!
Der Ritter trinkt, und mahlt nun selbst der Dame,
Aus billiger Furcht vor seinem Thyrsusstab,
Der kleinen Faunen Reitz mit warmen Farben ab.

20.

Noch mehr Vertrauen dem Waldmann abzugewinnen,
Sang Karamell seiner Braut den Bacchus auf Naxos vor.
Der Faun begleitet das Lied mit der Pfeife. Die Dame verlor
Kein Wort davon; die Musik erweckt die schlummernden Sinnen,
Und kurz, es kommt so weit, zumahl da Karamell schiebt,
Daſs Dindonette dem Faun die Hand auf morgen giebt,
So bald Aurora winkt, in Hymens nächster Kapelle
Die Seine zu werden. Er meint, warum nicht auf der Stelle?
Doch, Dindonette war ein wohl erzognes Kind,
Und eine Sommernacht entschlüpft beym Schlauche geschwind.

andere Art Mittel gefunden, Jüdische Reichthümer heimlich an sich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dieſs bey dem Aufstand der Pariser im Jahre 1393 der Fall seyn konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Gesetzt aber auch, es fände sich über lang oder kurz ein historischer Beweis, daſs Flamel schon im Jahre 1380 oder noch früher zum Besitz seines geheimniſsvollen Reichthums gekommen sey, so würde sein Mährchen dadurch um nichts glaubwürdiger werden. Ehe man sich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben, daſs er durch den Stein der Weisen reich geworden sey, müſste erst bewiesen seyn, daſs von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich habe Statt finden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: wär' es nicht möglich, daſs er einen Schatz in seinem Hause gefunden hätte, der seit König Filipp Augusts Zeiten in seinem Keller vergraben seyn konnte? Konnte dieses Haus damahls nicht von reichen Juden bewohnt worden seyn? Konnten sie nicht, da sie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den gröſsten Theil ihres baren Goldes und Silbers in der Eile vergraben haben, und in der Folge durch tausenderley Zufälle in ihrer Hoffnung, diesen Schatz in irgend einem günstigen Augenblicke wieder zu erheben, betrogen worden seyn? — Ich sehe in allem diesem nichts unmögliches. Aber, bliebe zuletzt auch nichts andres übrig, als den frommen und wohlthätigen Flamel noch vier hundert Jahre nach seinem Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers, oder eines jeden andern denkbaren Verbrechens wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen: so würde ich mich, ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschlieſsen, als mir so ein Mährchen weiſs machen lassen wie das Flamellische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devozion, Geitz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder seyn; davon hat man unläugbare Beyspiele ohne Zahl: aber daſs ein Mensch, mit Hülfe eines Pülverchens oder einer Tinktur, Quecksilber in Silber, und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unläugbares Beyspiel; und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage seyn, ob einer, der sich für einen Adepten ausgiebt, ein Betrüger sey oder nicht?

Von dieser Seite möchte denn wohl dem guten Nikolas Flamel nicht zu helfen seyn. Aber was sollen wir zu dem neuen wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas, drey hundert Jahre nach Flamels allgemein geglaubtem Tode, mitten in Natolien aufstehen, und die Wahrheit des Flamellischen Mährchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestätigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läſst? Die Sache ist in der That mehr als sonderbar.

Oder was könnte wohl seltsamer seyn, als daſs ein gelehrter Arzt, den Ludwig der Vierzehnte in der Levante reisen läſst, um alte Münzen und Manuskripte aufzusuchen, auf seiner zweyten Reise, den 9ten Julius 1705 zu Burnus-Baschi bey Brussa, in einem Kiosk neben einer kleinen Moschee, einen Derwisch aus dem Lande der Usbeckischen Tartarn finden muſs, der, ohne jemahls in Franreich gewesen zu seyn, von der ganzen Wundergeschichte eines schon im Jahre 1413 verstorbenen Parisischen Bürgers so gut (und noch besser, wie wir sehen werden) unterrichtet ist, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Litteratur mitten in Paris seyn kann?

Nach unsern gewöhnlichen Begriffen von den Türkischen Derwischen, die wir uns als der Europäischen Sprachen wenig kundige und mit unsrer Geschichte und Litteratur ganz unbekannte Leute vorzustellen pflegen, muſs uns diese Begebenheit ganz unglaublich scheinen. Aber das ist noch nichts! Der Usbeckische Derwisch ist auf die simpelste und natürlichste Weise von der Welt zu seinen Kenntnissen von der Person und Geschichte des alten Parisischen Adepten gekommen; — denn, kurz und gut, er hat sie aus seinem eigenen Munde; er kennt Flameln und Frau Pernellen von Person, sie leben noch, sie befinden sich wirklich in Ostindien, Flamel ist einer seiner vertrautesten Freunde, und es sind kaum drey Jahre, seitdem er ihn zum letzten Mahl gesprochen hat. Denn Flamel, als einer von den auserwählten Weisen, die des dreymahl groſsen gebenedeiten Geheimnisses des filosofischen Steins theilhaftig gemacht worden sind, besitzt in ihm auch die berühmte Jugendquelle, (*Fontaine de jouvence*) oder das Mittel, sein Leben in einer Art fortdauernder Jugend tausend Jahre lang zu erhalten; er ist jetzt, da ich dieses schreibe, noch nicht völlig fünf hundert Jahr alt: und, da die Weisen seines gleichen nach und nach auf dem ganzen Erdboden herum kommen, und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bald an diesem bald an jenem Orte mit einander abreden; warum sollte nicht mir selbst noch das Vergnügen aufbehalten seyn können, den weisen Flamel und seine diskrete Frau Pernelle persönlich kennen zu lernen, und dadurch von meinem Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weisen, den Siegelring Salomons, und alle Jugendquellen, Medeenkessel, Fortunatushütchen und Oberonshörner, von der Wurzel aus geheilt zu werden?

Indessen, bis dieser glückliche Tag anbrechen wird, ist es sehr natürlich, daſs man sich eine so wunderbare Sache, wie die Erzählung des Usbeckischen Derwisch im zwölften Kapitel des ersten Theils von Paul Lukas zweyter Reise, auf irgend eine begreifliche Art zu erklären sucht.

Die erste Vermuthung, die einem Leser, dem die Vernunft nun einmahl in den Kopf gesetzt hat, daſs alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen muſs, ist: ob Herr Paul Lukas (übrigens allen seinen Ehren unbeschadet) diese ganze Geschichte nicht etwa bloſs zur unschuldigen Belustigung seiner Leser, und um etwa ihren Menschenverstand auf eine kleine Probe zu setzen, erdichtet haben könnte?

Wahr ists, Paul Lukas passiert (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlassen hat) — trotz dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen sich haben — für einen der ehrlichern Reisebeschreiber. Aber freylich könnte eine so unglaubliche Erzählung, wie diese, die Ehrlichkeit eines Heiligen selbst verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entsteht ja eben daher, wenn er, wenigstens als Augenzeuge, lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen zu behaupten, daſs Paul Lukas von der fast allgemeinen Schwachheit gereister Leute, das Gesehene zu vergröſsern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frey geblieben sey. Um nur ein paar Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuern Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup-Estant in dem Karamanischen Distrikt Kaiserie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden (sagt er) ist aus einem ganzen Felsen gehauen, und inwendig so ausgehöhlt, daſs sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe, und verschiedene Gemächer über einander hat, die durch groſse Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend, zu beiden Seiten der Berge, zwischen welchen der Irmak (Iris) flieſst, einige Meilen von Hadschi-Bestasch, in unzähliger Menge zu sehen. Viele schienen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen, aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebirges, durch welche seine Karawane gezogen, über zwanzig tausend, und man hätte ihm gesagt, daſs auf der andern Seite und in der Gegend von Jurkup-Kasabas noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaublicher seyn als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden, (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen seyn können) von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der groſsen Syrischen Wüste entdeckt hätte; aber in einem so bekannten Lande, wie das alte Kappadocien! Gleichwohl, da Paul Lukas sie mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da seyn; nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über funfzig tausend belaufen muſste, dürfte doch wohl eine Nulle wenigstens abgehen. Fünf tausend solche pyramidalische Felsenhäuser machten noch immer eine ansehnliche Menge aus; und bey der eilfertigen und äuſserst flüchtigen Art, wie er sie sah, (da die Karawane ihm zu Gefallen nicht still halten und ihm nicht einmahl sich von ihr zu entfernen erlauben wollte) hätte er doch in die

Rechnung seiner Augen einiges Miſstrauen setzen sollen.

Eben so zuversichtlich sagt er im zwölften Kapitel des zweyten Theils von den Löwen, deren es eine groſse Menge in einem Walde zwischen Momette und Tunis gebe: Die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dieſs sey gewiſs, daſs die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloſses Schimpfen (*en leur disant des injures*) in die Flucht zu jagen.

Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Miene von der Welt: Ein (Armenischer) Bürger von Isnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr auſserordentliches erzählt, das sich auf dem See, (ehemahls Askanios genannt) an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversammlung zugetragen habe. „Unter der groſsen Anzahl von Bischöfen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammen kamen, befand sich auch ein Armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war, und sogar im Rufe stand daſs er Wunder thue. Der gröſsere Theil der übrigen heiligen Väter des Konciliums waren keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaſsten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr Armenischer Mitbruder, waren aber doch schlecht denkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu miſsgönnen, und ihn bey allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischof war bey aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spöttereyen nicht gleichgültig; und da es die hochwürdigsten Herren gar zu arg machten, ging ihm endlich die Geduld aus, und er beschloſs bey sich selbst, sie auf eine Art zu prostituieren, daſs sie ihn künftig wohl ungeneckt lassen sollten. Eines Tages, da der gröſste Theil der Bischöfe am Ufer des Sees beysammen war, nahm er einen Pflug, setzte ihn aufs Wasser spannte ein paar Ochsen davor, und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelassen, wie ein Bauer der sein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann sich vorstellen, ob die Herren Konfratres groſse Augen machten. Nun, hochwürdige Herren, (sagte er zu ihnen, da er seinen Pflug wieder ans Land geführt hatte) ich habe gepflügt, geht ihr nun hin und säet, indeſs ich hier ein wenig ausruhe. — Das muſsten die Herren nun wohl bleiben lassen! Aber das Wunder des heiligen Bischofs brachte doch die gute Frucht, daſs sie sich schämten eines solchen Mannes gespottet zu haben, ihn um Verzeihung baten, und ihm von Stund' an mit gröſster Ehrerbietung begegneten.“ — Und so eine Historie erzählt Paul Lukas ohne nur den Mund zu verziehen! Er sagt zwar nicht, daſs er sie für wahr halte; aber er findet sie doch auch nur sehr auſserordentlich, und man sieht es ihm ordentlich an, daſs er sie recht gern glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüſste.

Indessen beweist doch das alles nichts gegen seine Ehrlichkeit. Das schlimmste, was sich daraus folgern lieſse, wäre: daſs Paul Lukas ein Mann war, der allenfalls noch wohl betrogen werden konnte, aber nicht, daſs er eines Vorsatzes seine Leser zu betrügen fähig war. Und warum hätte er ihnen einen solchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Ersten Blickes wenigstens läſst sich keiner absehen. Daſs er aber aus bloſser Schalkheit, bloſs um die Leichtgläubigen zum besten zu haben, so etwas ersonnen und auf eine so ernsthafte Art vorgetragen haben sollte, ihm dieſs zuzutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindesten Zug in allen seinen Schriften berechtigt.

Wir sehen uns also genöthigt, statt seiner den Usbeckischen Derwisch in eine etwas schärfere Untersuchung zu nehmen. Daſs Paul Lukas zufälliger Weise zu Brussa

21.

Die Hoffnung, morgen früh die schönste Frau zu haben,
Der, seit Ariadnens Krone den Sternenhimmel ziert,
Ein Satyr oder Silen den Gürtel aufgeschnürt,
Setzt unsern Faun in die Laune, aufs Wohlseyn aller der Knaben
Und Mädchen, womit er die Erde mit ihr zu füllen gedenkt,
Den bauchigsten seiner Krüge zu leeren;
Ein groſser Becher wird Amorn und Cytheren
Und Dindonetten und ihren *Faununculis* zu Ehren
So oft geleert und wieder eingeschenkt,
Bis endlich Rausch und Schlaf ihn zwingen aufzuhören.

22.

Er sinkt auf ein Lager von Eppich vermischt mit Rosen hin,
Und schläft so ruhig und tief als wollt' er nicht wieder erwachen.
Da hatt' ihn der Ritter erwartet! Die schöne Pförtnerin
Des Himmels kam eben heraus, dem Morgen aufzumachen;
Itzt muſsten sie fliehn oder nie! — Der zärtliche Ritter verlor

mit ihm bekannt ward, und alles das aus seinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Ursache haben zu glauben) seine Richtigkeit: der Lügner, der Betrüger ist also der Derwisch.

Aber wer war dieser Derwisch? Wie kam er zu seiner Kenntniſs von Flameln? Und was für Bewegungsgründe konnte er wohl haben, dem ehrlichen Paul ein so unsinniges Mährchen mit solcher Dreistigkeit als die gewisseste Sache von der Welt aufzuhängen?

Der Usbeckische Derwisch war, nach allem was unser Wanderer von ihm berichtet, ein Derwisch wie es wenige in der Welt giebt. Auch sein Äuſserliches, sagt Lukas, war in der That auſserordentlich; doch meldet er uns nicht, worin dieſs Auſserordentliche bestanden habe. Er schien nicht über dreyſsig Jahre alt zu seyn, und sprach, wie es scheint, Latein, Spanisch, Italiänisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit: das letztere wie ein geborner Pariser, wiewohl er nie in Frankreich gewesen zu seyn versicherte. — Sollte dieser Usbeckische Derwisch am Ende wohl gar ein Europäischer — vielleicht ein mitten in Frankreich geborner Derwisch gewesen seyn? Wenigstens müſste er mir einen sehr beglaubten Geburtsbrief vorweisen, wenn ich ihn für einen gebornen Usbeck halten sollte!

Bey dem Gegenbesuche, den der Derwisch dem Paul Lukas gab, „theilte er ihm sehr schöne Sachen über die Arzneywissenschaft mit, (ich übersetze hier absichtlich von Wort zu Wort, weil diese Redensart für uns Leser — Nichts sagt) und versprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, setzte er hinzu: dieſs erfordert gewisse Vorbereitungen von Deiner Seite, und ich hoffe, du werdest noch einst des Lichtes fähig werden, welches ich über deinen Verstand ausgieſsen kann.“ 7) Man bemerke diese Erregung unbestimmter Hoffnungen — und besonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig sind, um des Lichts und der Aufschlüsse, die ihm der Derwisch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicher Weise wurde die Aufmerksamkeit unsers Reisenden durch diese Reden verdoppelt. Es war also schicklich, ihm allmählich mehr zu sagen. Der Derwisch sprach ihm von den groſsen Reisen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lukas schlieſsen muſste, daſs dieser Mann, dem er kaum dreyſsig Jahre gab, schon über hundert seyn müsse. — Ich sehe Paul Lukassen immer

---

7) *J'espere que vous serez quelque jour en état de profiter des lumieres, que je suis en état de repandre dans votre entendement.*

gröſsere Augen machen: dafür wird ihm aber auch immer mehr Licht gegeben! — „Es sind unser sieben Freunde, fährt der Derwisch fort, die in der Absicht immer vollkommner zu werden die Welt durchstreichen. 8) So oft wir uns trennen, bestellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewissen Ort, wo wir wieder zusammen kommen. Dieſsmahl ist es Brussa: vier von uns sind bereits da, und wir erwarten täglich die drey übrigen.“

Paul Lukas bemerkte ein solches Einverständniſs unter den vier Derwischen, daſs man wohl sah, „es sey kein Zufall, sondern eine langwierige Bekanntschaft, was sie hier zusammen gebracht habe.“ — Diese sonderbaren Menschen machten also, wie man sieht, einen geheimen Orden von einer sehr merkwürdigen Art aus. Daſs sie in Brussa in Gestalt Muhamedanischer Derwische erscheinen, muſs uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, ist nicht die Kutte.

Die Unterhaltung zwischen dem Usbeckischen Derwisch und unserm neugierigen Reisenden wird immer wichtiger. Sie gerathen auf Alchymie und Kabbala; und Lukas (der noch immer nicht merkt mit wem ers

---

8) Die Absicht läſst sich hören; aber das Mittel dazu möchte nicht das sicherste seyn.

zu thun hat) sagt ihm in der Unschuld seines Herzens: „Diese Wissenschaften, und besonders der Stein der Weisen, passierten in Europa bey vielen Leuten für sehr schimärische Dinge.“

Das war Wasser auf die Mühle des Derwisch. Seiner Meinung nach war gerade die höchste, die einzige diesen Nahmen verdienende Filosofie in der Kabbala und in der Wissenschaft, die zum Besitz des Steines der Weisen führt, eingeschlossen — kurz, er war (wie man es nennen will) ein magischer, oder theurgischer, oder Hermetischer Filosof, und ein Adept in dieser übernatürlichen Filosofie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wissenschaften, die sich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, auf Messen, Rechnen und vernunftmäſsige Kombinazionen gründen. Als ein solcher erklärt er sich nun auch gegen unsern Mann in ziemlich derben Ausdrücken, und giebt deutlich zu verstehen, daſs Filosofen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in seinem Urtheil nur unwissender Pöbel sind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weisen nicht ertragen können. „Der echte Weise, sagt er, ist der einzige Mensch, dem es zukommt sich des Filosofierens anzumaſsen. Er hängt durch nichts an der Welt. Er sieht alles um sich her sterben und wieder geboren werden, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern. Er kann sich gröſsere Reichthümer verschaffen, als die gröſsten Könige je gehabt haben: aber er tritt das alles unter seine Füſse; und diese groſsmüthige Verachtung giebt ihm in der Dürftigkeit selbst eine Gröſse, die ihn über alle Zufälle erhebt.“

Man kennt diese Sprache! — Es ist das alte Rothwälsch aller Goldmacher, Kabbalisten, Hermes-Schüler, Magier, kurz aller angeblicher Wiederhersteller der Menschheit in ihre ursprünglichen Vorrechte — d. i. in das Vermögen, der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verstehen, sich die Geister gewogen oder dienstbar zu machen, tausend Jahre alt zu werden, an Einem Tage zu Paris und zu Kairo zu seyn, sich unsichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Wasser zu gehen, u. s. w. Das seltsame ist nur, daſs solche Rodomontaden einem sonst so verständigen Manne, wie Paul Lukas, nicht stärker auffielen. Mit allem dem, meinte er, wie viel der Weise auch vor uns gemeinen Menschen voraus haben möchte, müsse er doch wenigstens so gut wie andere Leute sterben. — „Man sieht wohl, erwiederte der Derwisch, daſs du noch nie einen wahren Filosofen gesehen hast.“ — Und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem

Menschen von Anfang an bestimmt gewesen, sey kein geringerer Zeitraum als tausend Jahre; und dieses hohe Alter zu erreichen, sey eines der Vorrechte der Besitzer des Steines der Weisen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Mensch nicht nur alles, was das Temperament seiner Natur in Unordnung bringen und zerstören kann, von sich entferne, sondern überhaupt alle die Kenntnisse erhalte, welche Gott in den Verstand des ersten Menschen gelegt habe, und deren dieser durch den Miſsbrauch seiner Vernunft verlustig geworden sey.

Aber, wendete Lukas ein, unser berühmter Flamel besaſs diesen Stein auch, und gleichwohl ist es eine ausgemachte Sache, daſs er gestorben und begraben ist wie sichs gebührt. Der Derwisch lachte über die Einfalt des guten Lukas, der sich einbilden konnte, ein Mann wie Flamel sey gestorben wie jeder andre gemeine Erdensohn. „Da ich ihm schon beynahe alles, was er bisher gesagt hatte, glaubte, (spricht unser Wanderer naiv genug) so erstaunte ich über alle Maſsen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamels zweifeln sah.“ — Das heiſst auf gut Deutsch: ich fing an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wohl nicht gestorben seyn.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lukas. „Du bist also wirklich, sagte er lachend, so treuherzig, und glaubst Flamel sey gestorben?“ — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Kostum dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Äuſserungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen in Widerspruch stehen, ein mitleidig spöttisches Gelächter zu erheben, und durch diesen äuſsersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen, daſs sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie bloſs der gesunden Vernunft gemäſs sprechen, nicht etwa gar etwas albernes gesagt haben könnten.

„Du glaubst also, fuhr der Derwisch fort, Flamel sey gestorben? Da irrst du dich sehr. Er lebt noch stark; es sind kaum drey Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe; er ist einer meiner besten Freunde.“ — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da er und Flamel zuerst mit einander bekannt geworden seyen: aber er hielt auf einmahl wieder an sich, 9) um ihn vor

---

9) Warum das? Vermuthlich weil er nicht zu viel Licht auf einmahl in Lukassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon genug, daſs er sich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weisen und Adepten, gezeigt hatte: alles übrige muſste noch unter einem geheimniſsvollen Schleier verborgen gehalten werden; denn es gehören ja Vorbereitungen,

allen Dingen mit der wahren Geschichte des Französischen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folgt, verdient die gröſste Aufmerksamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur, und dem Geheimniſs der Person des Usbeckichen Derwisch näher bringen wird.

„Unsrer Weisen, sprach er, sind zwar nur wenige in der Welt; aber sie finden sich unter allen Sekten, und haben in dieser Rücksicht wenig vor einander voraus. Zu Flamels Zeit war einer von ihnen der Jüdischen Religion zugethan. In seinen jüngern Jahren 10) hatte er sich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge seiner Brüder nicht aus dem Gesichte zu verlieren; und da er wuſste, daſs die meisten sich in Frankreich niedergelassen hatten, so brachte ihn sein Verlangen sie zu besuchen dahin, daſs er sich von uns trennte, 11) um diese Reise zu

---

vermuthlich auch Prüfungen dazu, bis Paul Lukas zum Anschauen des vollen Lichtes zugelassen werden konnte.

10) D. i. in den ersten Jahrhunderten seines Lebens.

11) Unser Usbeckischer Derwisch war also auch dabey? Wie sorgfältig er ist, das, was er nicht geradezu heraus sagen will, doch so handgreiflich zu verstehen zu geben, daſs man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläſst!

machen. Wir thaten unser möglichstes ihn davon abzuhalten, [12] und er stand verschiedene Mahle auf unsern Rath von seinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann sein gar zu heftiges Verlangen nach dieser Reise dennoch die Oberhand, und er verlieſs uns, jedoch mit dem Versprechen, so bald als immer möglich wieder bey uns zu seyn. Er kam nach Paris, welches schon damahls, wie jetzt, die Hauptstadt des Reiches war. Er fand, daſs die Nachkömmlinge seines Vaters unter der dortigen Judenschaft in groſsem Ansehen standen; und unter andern lernte er auch einen Rabbiner seines Stammes kennen, der die wahre Filosofie suchte und an dem groſsen Werke (dem Stein der Weisen) arbeitete. Unser Freund lieſs sich mit diesem Verwandten in eine vertraute Freundschaft ein, und theilte ihm wichtige Aufschlüsse mit. Da aber die Verfertigung der *Materia prima* eine langwierige Operazion erfordert, so begnügte er sich, die ganze Wissenschaft der Zubereitung des filosofischen Steins schriftlich für ihn aufzusetzen; und um ihn von der Wahrheit dessen was er geschrieben zu überzeugen, machte er in seiner Gegenwart eine Projekzion von neunzig Pfund schlechtem Metall, die er in das reinste Gold verwandelte. Der Rabbiner, den diese Operazion mit Bewunderung für unsere Brüder erfüllte, that sein Auſserstes um ihn bey sich zu behalten; aber vergebens, weil dieser sein uns gegebenes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabbiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte sich seine bisherige Freundschaft in den tödtlichsten Haſs. Er faſste den schwarzen Entschluſs, eines der Lichter der Welt auszulöschen, und fand Mittel ihn auszuführen. Kurz, er ermordete den Weisen, und bemächtigte sich seiner Tinkturen und seines ganzen Apparats. Allein er genoſs der Früchte seiner Bosheit nicht lange; sein Verbrechen wurde entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn heraus kamen, wurde er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und sie wurden bekannter Maſsen alle ins Elend gejagt. Flamel, der besser dachte als seine meisten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen mit einigen Juden gute Freundschaft zu halten, und passierte bey ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtschaffenheit. Dieſs war

---

[12] Auch dieſs ist nicht ohne Absicht. Da diese Reise (wie die Folge ausweist) übel für den Jüdischen Adepten ablief, so giebt das so ernstliche Abrathen seiner Ordensbrüder zu erkennen, daſs ein gewisser hoher Grad der Divinazionskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Gesellschaft gehörte.

Nicht einen Moment. Er lud sein Fräulein auf den Rücken,
Stieg glücklich den Felsen hinab, fand seinen Brilliador,
(So hieſs sein ritterlich Pferd, ein schöner getiegerter Mohr)
Und rief, indem er ihn sattelt, in komisch-ernstem Entzücken:
Mit welcher schönen Last wird dich mein Fräulein drücken!

23.

Mit Dindonettens schöner Last
Und mit dem wärmsten der Ritter, die jemahls ritten, beladen,
Trabt Brilliador einher auf ungebahnten Pfaden.
Aus mädchenhafter Furcht sie möchte fallen, umfaſst
Das Fräulein ihren Beschützer am Gürtel ein wenig stärker
Als nach den strengsten Regeln der Klugheit rathsam ist.
Der Ritter war ein schlauer Merker,
Allein, bekanntlich, zugleich ein groſser Platonist:
Und manches, was Folgen hätte bey andern alltäglichen Leuten,
Das hatte mit ihm viel weniger zu bedeuten.

die Ursache, daſs ihm ein Jüdischer Kaufmann seine Handlungsbücher und sämmtlichen Papiere anvertraute, in der Überzeugung, daſs er keinen schlimmen Gebrauch davon machen und sie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter diesen Papieren waren auch die des vorbesagten Rabbiners und die Bücher unsers Weisen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von seinen Handlungsgeschäften voll hatte, keine groſse Aufmerksamkeit auf diese Dinge verwandt. Aber Flamel besah sie genauer; und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern solchen Gefäſsen darin fand, und mit Recht daraus schloſs, daſs das groſse Geheimniſs der Weisen darin verborgen seyn könnte, lieſs er sich das erste Blatt davon übersetzen, (denn die Bücher waren Hebräisch) und wie er sich dadurch in seiner Meinung bestärkt fand, gab ihm seine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniſs zu kommen, an die Hand. Er ging nach Spanien, wo es beynahe überall Juden gab, und lieſs sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Übersetzung von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund, und nahm ihn mit, in der Absicht, ihm sein Geheimniſs zu entdecken, damit er ihm an dem groſsen Werke arbeiten hälfe: aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschloſs er mit seiner Frau zu arbeiten. Es gelang ihnen; und da sie zu unermeſslichem Reichthum gekommen waren, lieſsen sie verschiedene groſse öffentliche Gebäude aufführen, und bereicherten mehrere Personen. Dieſs erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sah voraus, man werde sich seiner Person versichern, so bald man von ihm glaube, daſs er den Stein der Weisen besitze; und es war nicht zu erwarten, daſs man ihm, nach dem Aufsehen das seine groſsen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr bald zutrauen werde. Er fand also, als ein wahrer Filosof, dem nichts daran gelegen ist ob er in der Meinung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die wir oben schon von Herrn *G—e* vernommen haben. „Und dieſs, setzte er hinzu, ist Flamels wahre Geschichte, und nicht das, was du davon glaubst, noch das, was man thörichter Weise zu Paris davon denkt, wo wenige Perſonen von der wahren Weisheit Kenntniſs haben." 13)

Bey Vergleichung dieſer Erzählung des Derwiſch mit derjenigen, die uns der Ungenannte aus Flamels eigener Beichte gemacht, wird man finden, daſs ſie der letztern nicht nur in vielen weſentlichen Umſtänden widerſpricht, ſondern auch, daſs ſie in einem ganz andern Geiſte und zu einer ganz andern Abſicht gemacht iſt, als die Flamelliſche. Der Pariſer Bürger wollte ſich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch ſein Mährchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war ſo weit entfernt zu beſorgen, daſs ihm die Entdeckung ſeiner ſo wunderbar erlangten geheimen Wiſſenſchaft böſe Händel zuziehen werde, daſs er ſich vielmehr im Gegentheil dadurch ſicher zu ſtellen hoffte. Mit dem Mährchen des Derwiſch hingegen hat es eine ganz andere Bewandtniſs. Er fängt ſeine Ilias beym Ey der Leda an, und erzählt Flamels Geſchichte, die er im Grunde nur als Epiſode behandelt, wie es ſeinem Syſtem und ſeiner Abſicht gemäſs iſt, unbekümmert ob ſie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen, und ihm vermuthlich eben ſo unbe-

---

13) Alſo doch einige?

kannt waren als dem Paul Lukas, zusammen treffen oder nicht.

Alles was der Usbeckische Derwisch in dieser zweyten Konversazion mit unserm Reisebeschreiber von sich, von seinen Brüdern, von Flameln, und von der wahren Filosofie überhaupt gesprochen hat, scheint mir so beschaffen zu seyn, daſs auch Ungeweihte meines gleichen mit dem Geheimnisse seiner Person ziemlich bekannt dadurch werden.

Er ist mit noch sechs andern Adepten auf eine sehr enge Art verbunden, und der noch lebende Flamel ist keiner von diesen Sechsen, ungeachtet er einer seiner vertrautesten Freunde ist. Sollte dieſs nicht sehr klüglich von dem Derwisch ausgedacht seyn, damit Lukas nicht auf den ganz natürlichen Einfall kommen könne, seine Ankunft abzuwarten? — Doch dem sey wie ihm wolle, es giebt also mehrere solche Weise unter allen Religionsparteyen; sie stehen (wie natürlich) in sehr enger Verbindung mit einander, sie sind Brüder. Das was sie zu den auſserordentlichen Menschen macht, die sie sind, ist, daſs sie sich im Besitze der wahren Filosofie befinden.

Diese Filosofie ist auf die kabbalistische Theorie vom Menschen, nehmlich auf den Grundbegriff gebaut: Daſs der Mensch in seiner ursprünglichen Vollkommenheit ganz etwas andres gewesen sey als er jetzt ist; daſs er ein lebendiges Abbild des groſsen Adam Kadmon oder urbildlichen Gottmenschen, (des ersten und reinsten Ausflusses aller göttlichen Kräfte und Eigenschaften) und daher im Genuſs einer ewigen Jugend und Unsterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geister, ein Herr der ganzen sichtbaren Welt, und der Besitzer einer unendlichen Menge geheimer Wissenschaften und wundervoller Künste gewesen sey.

Die Wiederherstellung der menschlichen Natur in diese ihre ursprüngliche, oder wenigstens in eine derselben nahe kommende Vollkommenheit, ist das groſse Geheimniſs jener wahren Filosofie, die, mit Einwilligung des allerhöchsten Urwesens, schon dem Vater aller Menschen, Adam, nach seinem Falle, und nach der langwierigen ernstlichen Buſse die er deſswegen that, von höhern Geistern aus mitleidiger Freundschaft mitgetheilt worden ist, und sich von dieser Zeit an, durch Tradizion und hieroglyfische oder andere geheime Schriften, unter einer kleinen Anzahl auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moses, Salomon, Elias, Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orfeus, in den ältern, und König Geber, die Arabischen Ärzte

Adfar und Avicenna, der Einsiedler Morien, Artefius, [14] Raymund Lullus, Nikolas Flamel, Basilius Valentin, und v. a. in neuern Zeiten, waren Glieder dieses wundervollen Ordens, der sich (wie unser Derwisch sehr richtig sagt) unter Juden, Christen, Muhamedanern und Heiden ausgebreitet, — und, da er verschmitzten und dreisten Betrügern so auſserordentlich groſse Vortheile über die schwächste Seite der Menschheit giebt, sich, aller Aufklärung zu Trotz, sogar mitten in Europa bis auf diesen Tag erhalten hat.

Das höchste Geheimniſs dieses Ordens, das unter dem Nahmen des Steins der Weisen verborgen wird, begreift also unendliche Mahl mehr in sich, als die bloſse Operazion, geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sowohl, als das Geheimniſs, tausend Jahre und noch länger im Genuſs einer vollkommnen Gesundheit zu leben, ist nur ein kleiner Theil der wundervollen Wissenschaften und Vorrechte des wahren Weisen. Daher sprechen alle Adepten, d. i. diejenigen, die uns gern bereden möchten daſs sie es seyen, von der Kunst Gold zu machen als einer armseligen Kleinigkeit, die in ihren Augen so verächtlich ist, daſs sie sich nicht einmahl damit abzugeben würdigen; — eine sehr sinnreiche Art uns begreiflich zu machen, warum diese Herren meistens in ziemlich lumpiger Gestalt erscheinen, und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweiſstüchlein mit sich führen können.

---

[14] Es existiert ein geheimes Buch von diesem Adepten, worin er sagt, er habe es in einem Alter von tausend Jahren geschrieben.

Daſs der Usbeckische Derwisch mit seinen sechs Freunden zu diesem Orden gehört habe, wird nun wohl, nach allem dem was uns Lukas aus seinem eigenen Munde erzählt hat, schwerlich einem meiner Leser zweifelhaft scheinen können. Denn wiewohl das, was er unserm ehrlichen Wanderer davon eröffnet, nur einzelne Lichtstrahlen sind, die er nach und nach in seine Seele fallen läſst: so hat er doch, alles zusammen genommen, genug gesagt, um uns zu überzeugen, daſs seine Filosofie und diejenige, die ich so eben nach ihren Hauptzügen skizziert habe, eine und eben dieselbe sey. — Lukas sagt am Ende seines Berichts von seiner Unterredung mit diesem Derwisch ausdrücklich: „Ich übergehe verschiedene andere noch weniger glaubliche Dinge, die er mir in einem eben so zuversichtlichen Ton erzählte.“ — Vielleicht betrafen gerade diese noch weniger glaublichen Dinge einen Punkt, worüber das Stillschweigen des Derwisch manchem unsrer Leser aufgefallen seyn mag: nehmlich die Verbindung der Weisen mit der Geisterwelt, ihre Freundschaft mit den guten Geistern, ihre Gewalt über die bösen, ihr Vermögen Verstorbene erscheinen zu lassen, und dergleichen. Gesetzt aber auch, der Derwisch hätte von diesem allen nichts erwähnt, so ist die Art, wie er sich selbst als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er sich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weisen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehr besagten schwärmerischen Morosofie zu karakterisieren.

Es gab also im Jahre 1705 eine geheime Gesellschaft solcher Adepten in dem Türkischen Reiche, die sich vermuthlich irgend eines besondern, des Geheimnisses bedürftigen Zweckes, worin er auch bestanden haben mag, bewuſst waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beständigen Herumreisen und aus ihrer Kenntniſs mehrerer Europäischen Sprachen natürlich schlieſsen muſs) mit andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung standen, und unsichtbarer Weise allerley Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unsre Vorfahren uns wenig träumen lieſsen. Aber, so wie allerdings zu glauben ist, daſs diese geheime Brüderschaft zu Brussa (die aller

Wahrscheinlichkeit nach ihre tausend Jahre noch nicht vollendet hat, und also noch gegenwärtig bey Leben ist) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen werde, so ist nicht weniger zu vermuthen, daſs sie auch in den drey bis vier letzt verflossenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben seyn könne, daſs sich nicht schon lange vor der zufälligen Bekanntschaft, die der ehrliche Lukas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich müſste mich sehr betrügen, oder der gewaltige Lärm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Gesellschaft des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lärm, wie uns einige Gelehrte haben bereden wollen. Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens, Christian Rosenkreuz, viel unrichtiges eingemischt seyn; vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahre 1610 in fünferley Sprachen ausgestreute Broschüre, *Fama Fraternitatis laudabilis Ordinis Roseae Crusis*, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus bloſsen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen

Zusätzen legiert zu seyn pflegt, entsprungen war: aber Etwas wahres, das mit unserm Usbeckischen Derwisch und seinen Brüdern in Beziehung steht, mag doch immer an der Sache seyn.

„Christian Rosenkreuz, heiſst es, geboren im Jahre 1388, unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, und wurde darauf zu Damas mit Chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der magischen und kabbalistischen Filosofie einweihten. Er erweiterte seine auf diesem Wege erworbenen Wissenschaften durch Reisen in Ägypten und Afrika, und wurde nach seiner Zurückkunſt der Stifter einer durch die Bande der engesten Freundschaft, Treue und Verschwiegenheit verbundenen Brüderschaft, die nur aus wenigen Mitgliedern bestand, und in deren Schooſs er die Mysterien der erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen, und kraft dessen auch die Universalmedicin, und die Kunst die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideikommiſs, niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem hundert und zwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft (als eine

24.

Denn alles, wozu die Infantin dadurch ihm Anlaſs gab,
War ein Kapitelchen aus der Metafysik der Liebe;
Ein schöner langer Diskurs, dergleichen einst Kombab
Der syrischen Königin hielt — der, wenn ich ihn reimen wollte,
Euch schwerlich die Zeit viel besser als ihr vertreiben sollte;
Noch schlechter vielmehr; denn ihr wird doch die Hand geküſst,
Zuweilen auch der Arm — ein Arm, der, wie ihr wiſst,
An Weiſse und zierlicher Rundung und Elfenbein ähnlicher Glätte
Den schönsten im Land, das so reich an schönen Jungfraun ist,
In Mahoms Paradies, nichts nachgegeben hätte.

25.

Das Fräulein, wiewohl sie nicht immer in ihrem Kopfe fand
Was sie bey seinen Figuren und Frasen denken sollte,
Begriff doch, daſs er ihr was Schönes sagen wollte,

Schwester oder Tochter jener morgenländischen zu Damas) noch eine geraume Zeit im verborgenen, bis ihr Daseyn endlich, ohne dafs man sagen kann wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde.“

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weifs, dafs es damahls keine eigentlich so genannten Chaldäer mehr gab. Unter den Chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine andre, als Weise von dem Orden unsers Usbeckischen Derwisch, gemeint seyn: und was hindert uns zu glauben, dafs es eben dieselbe Gesellschaft war, mit welcher Paul Lukas im Jahre 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, dafs sie schon zu Flamels Zeiten in voller Aktivität, und mit dem Jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimnifs des Steines der Weisen lernte, in Bündnifs stand? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besafs, sey in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren gestorben. Wie? Ein Mann wie Er sollte so jung gestorben seyn? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er seyn: gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiſs lebt er noch, und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbeckischen Derwisch und seinen Brüdern, unsichtbarer und unbekannter Weise, die in diesem unserm Jahrhundert so weit ausgebreitete Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherey, Goldmacherey und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt; — eine Menschenklasse, die vermuthlich nicht aussterben wird, so lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die sich Lucians Timolaus wünschte, die blinde Seite der Menschheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher gesagten nöthig haben, die Person, die Brüderschaft, das Geschäft und den groſsen Zweck des Usbeckischen Derwisch noch mehr zu enthüllen, oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muſs wohl sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprichwort. Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Paul Lukas hatte, wie es scheint, keine Augen zu sehen. Es ist beynahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr und gerade so viel hatte, als nöthig war um tiefer in das Geheimniſs einer so auſserordentlichen Person einzudringen; — eines Menschen, der wie ein Mann von dreyſsig Jahren aussah und wie einer von fünf hundert sprach, — der den Stein der Weisen zu haben vorgab, — der ihm sogar Hoffnung machte, ihm, nach gehöriger Vorbereitung, die erhabensten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Mährchen für Wahrheit erzählte, nichts andres als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich groſsem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem alles Verdacht erwecken muſste, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, beynahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Herr *G — e* läſst ihn zwar sagen: er könne alles dieses (nehmlich was ihm der Derwisch bey Gelegenheit Flamels erzählt hatte) nicht glauben. Aber, mit Erlaubniſs, Lukas sagt nur: er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge, (*des choses encore moins croyables*) die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben: er hätte ihm beynahe alles übrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Flameln die Rede war) geglaubt? und dieses übrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint: daſs der gute Lukas, wie so viele andre wackere Leute, selbst nicht recht wuſste was er glaubte oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von ziemlich gesundem Menschenverstande, aber wenig Imaginazion, vielerley aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber kurioser Dinge, ohne alle Anlage zur Schwärmerey, wiewohl von den Vorurtheilen des groſsen Haufens nicht ganz frey, gewesen zu seyn. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Überdieſs war er kein müſsiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige: sein Geschäft war alte Münzen und Manuskripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hing an guter Ausrichtung dieses Geschäftes, und er verlor es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbeckischen Derwisch bloſs deſswegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuhohlen: alles übrige war zufällig. Das Auſserordentliche in der Person und den Reden dieses Derwisch interessierte ihn, — er lieſs sich also näher mit ihm ein: es interessierte ihn nicht so sehr, daſs er Lust bekommen hätte sich tief einzulassen; dazu müſste er einen ganz anders organisierten Kopf und keine so weit von dergleichen Spekulazionen abführende Geschäfte gehabt haben; aber es interessierte ihn doch genugsam, um dem Derwisch mit so viel Aufmerksamkeit, und mit einem Erstaunen, das so nahe an Glauben grenzte, zuzuhören, daſs dieser, auch ohne eine andere Absicht, unvermerkt Lust bekommen muſste ihm recht viel vorzulügen.

Alles zusammen genommen, scheint mir Lukas bey dieser ganzen Sache aufrichtig und arglos zu Werke gegangen zu seyn; er erzählt sie in eben dem Tone, wie er von den zwanzig tausend Pyramiden spricht, die er zu Jurkup gesehen hat. „Ich habe (sagt er in seiner Zueignungsschrift an Ludwig den Vierzehnten) mehr als Einmahl Griechenland, Kleinasien, Persien, Syrien, Ägypten und Afrika durchwandert, und habe dort mit vielen Gefahren eine groſse Menge Münzen, geschnittne Steine, alte Handschriften, und andere nützliche Kuriositäten gesammelt, die im Kabinet und in der Bibliothek Ew. Majestät Platz gefunden haben. Aber, Sire, es giebt Raritäten, deren man nur mit dem Verstande habhaft werden, und die man andern nur durch die Rede mittheilen kann. Da diese nicht weniger kostbar sind als die andern, so habe ich groſse Sorge getragen, sie zu sammeln, um sie Ew. Majestät ebenfalls anzubieten: und diese sind in dem Buch enthalten, das ich Ihnen zu überreichen mir die Freyheit nehme." — Ganz gewiſs dachte hier Lukas auch an seinen Derwisch von Brussa; denn der ist doch wohl die gröſste Rarität in seinem ganzen Buche.

Wenn ich nicht irre, so liegt in dem, was ich von dem Karakter des Paul Lukas gesagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwisch haben konnte, ihm so viel unsinniges Zeug aufheften zu wollen. — Ohne jemanden in seinem eigenen Urtheile über diese auſserordentliche Person Maſs geben zu wollen, betrachte ich den mehr besagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Klasse und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Kagliostro, oder, was bey mir einerley ist, des Armeniers in Schillers Geisterseher, und des weisen Misfragmutosiris im Stein der Weisen. Diese Herren (deren Zweck bekannter Maſsen bloſs die Veredlung der menschlichen Natur sowohl als der Steine und Metalle, und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist) machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus: und wiewohl man eben nicht verbunden ist, das, was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen; so glaube ich doch gern, daſs man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche dafür sorgen, daſs keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst, daſs sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, so bald ihnen Leute aufstoſsen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daſs einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt: so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dieſs scheint nun gerade bey Paul Lukas der Fall gewesen zu seyn. Es ist wohl möglich, daſs die Disposizion, die der hochwürdige Bruder Derwisch Anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm solche historische

Notizen von den Geheimnissen des Ordens zu geben, die seine Empfänglichkeit für das kabbalistische Licht auf die Probe stellen konnten. Da sichs aber zeigte, daſs Lukas in den Grenzen einer kalten Bewunderung stehen blieb, und kein Verlangen bezeigte, in das innere Heiligthum des mysteriösen Tempels, dessen Auſsenseite er anstaunte, eingeführt zu werden: so lieſs es der Derwisch bey dem Gesagten bewenden; zufrieden, es einem Manne gesagt zu haben, der es wieder sagen und bey seiner Nachhausekunft nicht ermangeln würde, es durch seine Reisebeschreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise, ohne sein Wissen, ein Werkzeug seyn, die *Famam fraternitatis* (die vielleicht damahls einen solchen Trompetenstoſs nöthig hatte) von neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher *Homo bonae voluntatis* aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wohl in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemeſsnere Zwecke gegeben werden?

Ich will diese Vermuthung für nichts mehr als was sie ist gehalten wissen, und unterwerfe sie, wie diesen ganzen Aufsatz, dem Urtheil der Leser, allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung derjenigen, die mehr als ich von solchen Dingen wissen, und begnüge mich zum Schlusse mit Oberon zu sagen:

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir
verbrüdert!

DER

STEIN DER WEISEN

Eine Erzählung.

Als Zugabe zu Nikolas Flamel 1786.

In den Zeiten, da **Kornwall** noch seine eigenen Fürsten hatte, regierte in dieser kleinen Halbinsel des groſsen Britanniens ein junger König Nahmens **Mark**, ein Enkel desjenigen, der durch seine Gemahlin, die schöne **Yselde**, auch **Yseult die Blonde** genannt, und ihre Liebesgeschichte mit dem edeln und unglücklichen **Tristan von Leonnois** so berühmt geworden ist.

Dieser König **Mark** hatte viel von seinem Groſsvater: er war hoffärtig ohne Ehrgeitz, wollüstig ohne Geschmack, und geitzig ohne ein guter Wirth zu seyn. So bald er zur Regierung kam, welches sehr früh geschah, fing er damit an, sich seinen Leidenschaften

Und fühlte desto mehr, je minder sie verstand.
Zum Unglück mischt ein Sturm mit überströmendem Regen
Sich unversehens ins Spiel. In Feuer eingehüllt
Scheint ringsum die ganze Natur, und unter den schmetternden Schlägen
Des Donners krachet der Wald. Das aufgeschreckte Wild
Läuft ängstlich von Bergen herab. Der Ritter hält den Schild,
Die Dame zu schirmen, umsonst dem tollen Sturm entgegen.

26.

Sie müssen weichen, da ist kein andrer Rath,
Und thun, was Dido einst und ihr Trojaner that.
Doch, sollte nicht mit einem Platonisten,
Mit einem Manne, der nur den geistigen Wiederschein
Der Seele liebt, ein Mädchen, wiewohl allein,
Gleich sicher in einer Höhle und einem Tempel seyn?
Theagenes machte die Probe, 3) wiewohl die Kasuisten
Die Achseln zücken. Indeſs gesteht selbst Busenbaum ein, 4)
Das sicherste sey, wenn Zeit und Ort es leiden,
Die Probe lieber zu vermeiden.

und Launen zu überlassen, und auf einem Fuſs zu leben, der ein weit gröſseres und reicheres Land als das seinige hätte zu Grunde richten müssen. Als seine gewöhnlichen Einkünfte nicht mehr zureichen wollten, drückte er seine Unterthanen mit neuen Auflagen; und als sie nichts mehr zu geben hatten, machte er sie selbst zu Gelde, und verkaufte sie an seine Nachbarn.

Bey allem dem hielt König Mark einen glänzenden Hof, und wirthschaftete als ob er eine unerschöpfliche Goldquelle gefunden hätte. Nun hatte er sie zwar noch nicht gefunden, aber er suchte sie wenigstens sehr eifrig; und so bald dieſs ruchtbar wurde, stellten sich allerley sonderbare Leute an seinem Hofe ein, die ihm suchen helfen wollten. Schatzgräber, Geisterbeschwörer, Alchymisten, und Beutelschneider die sich Schüler des dreymahl groſsen Hermes nannten, kamen von allen Enden herzu, und wurden mit offnen Armen aufgenommen; denn der arme Mark hatte zu allen seinen übrigen Untugenden auch noch die, daſs er der leichtgläubigste Mensch von der Welt war, und daſs der erste beste Landstreicher, der mit geheimen Wissenschaften prahlte, alles aus ihm machen konnte was er wollte. Es wimmelte also an seinem Hofe von solchem Gesindel.

Der eine gab vor, er hätte eine natürliche Gabe alle Schätze zu wittern, die unter der Erde vergraben lägen; ein andrer wuſste sie mit Hülfe der Wünschelruthe zu entdekken; ein dritter versicherte, daſs das eine und das andere vergeblich sey, wenn man nicht das Geheimniſs besitze, die Geister, die in Gestalt der Greifen, oder unter andern noch fürchterlichen Larven, die unterirdischen Schätze bewachten, einzuschläfern, zu gewinnen, oder sich unterwürfig zu machen; und er lieſs sichs auf eine bescheidene Art anmerken, daſs er im Besitze dieser Geheimnisse sey.

Noch andere sahen auf alle magischen Künste mit Verachtung herab: bey ihnen ging alles natürlich zu. Sie verwarfen alle Talismane, Zauberworte, Kreise, Karaktere, und was in diese Rubrik gehört, als eitel Betrügerey und Blendwerk. Was jene durch übernatürliche Kräfte zu leisten vorgaben, das leisteten sie, wenn man ihnen glaubte, durch die bloſsen Kräfte der Natur. Wer in das innerste Heiligthum derselben eingedrungen ist, sagten sie; wer in dieser ihrer geheimen Werkstätte die wahren Elemente der Dinge, ihre Verwandtschaften, Sympathien und Antipathien kennen gelernt hat; wer den allgestaltigen Naturgeist mit dem allauflösenden Natursalze zu vermählen weiſs, und durch Hülfe des alldurchdringenden Astralfeuers diesen Proteus fest halten und in seiner eigenen Urgestalt zu erscheinen zwingen kann: der allein ist der wahre Weise. Er allein verdient den hohen Nahmen eines Adepten. Ihm ist nichts unmöglich, denn er gebietet der Natur, welcher alles möglich ist. Er kann die geringern Metalle in höhere verwandeln; er besitzt das allgemeine Mittel gegen alle Krankheiten; er kann, wenn es ihm und den Göttern gefällt, Todte ins Leben zurück rufen, und es steht in seiner Macht, selbst so lange zu leben, bis es ihm angenehmer ist in eine andere Welt überzugehen.

König Mark fand dieſs alles sehr nach seinem Geschmacke: aber weil er sich doch nicht entschlieſsen konnte, nur Einen von seinen Wundermännern beyzubehalten und die übrigen fortzuschicken, so behielt er sie alle, und versuchte es mit einem nach dem andern. Der Tag wurde mit Laborieren, die Nacht mit Geisterbannen und Schatzgraben zugebracht; und wie die Betrüger sahen, daſs er kein Freund von Monopolien war, so vertrugen sie sich, zu seiner groſsen Freude, gar bald so gut zusammen, als ob alles in Einen Beutel ginge.

Verschiedene Jahre verstrichen auf diese Weise, ohne daſs König Mark dem Ziele seiner Wünsche um einen Schritt näher kam. Er hatte die Hälfte seines kleinen Königreichs aufgraben lassen und keinen Schatz gefunden; und über der Hoffnung, alles Kupfer und Zinn seiner Bergwerke in Gold zu verwandeln, war alles Gold, das seine Vorfahren daraus gezogen hatten, zum Schorstein hinaus geflogen.

Einem andern wären nach so vielen verunglückten Versuchen die Augen aufgegangen; aber Mark, dessen Augen immer trüber wurden, wurde desto hitziger auf den Stein der Weisen, je mehr er sich vor ihm zu verbergen schien. Seine Hoffnung, den allgestaltigen Proteus endlich einmahl fest zu halten, stieg in eben dem Verhältnisse, wie die Schale seines Verlustes sank: er glaubte daſs er nur noch nicht an den rechten Mann gerathen sey; und indem er zehn Betrüger fortjagte, war ihm der eilfte neu angelangte willkommen.

Endlich lieſs sich ein Ägyptischer Adept aus der echten und geheimen Schule des groſsen Hermes bey ihm anmelden. Er nannte sich Misfragmutosiris, trug einen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte, eine pyramidenförmige Mütze, auf deren Spitze ein goldner Sfinx befestigt war, einen langen mit Hieroglyfen gestickten Rock, und einen Gürtel von vergoldetem Blech, in welchen die zwölf Zeichen des Thierkreises gegraben waren.

König Mark schätzte sich für den glücklichsten aller Menschen, einen Weisen von so viel versprechendem Ansehen an seinem Hofe ankommen zu sehen; und wiewohl der Ägypter sehr zurückhaltend that, so wurden sie doch in kurzem ziemlich gute Freunde. Alles an ihm, Gestalt, Kleidung, Sprache, Manieren und Lebensart, kündigte einen auſserdentlichen Mann an. Er aſs immer allein und nichts was andere Menschen essen; er hatte einige groſse Schlangen und ein ausgestopftes Krokodill bey sich in seinem Zimmer, denen er mit groſser Achtung begegnete, und mit welchen er von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen zu halten schien. Er sprach die wunderbarsten und räthselhaftesten Dinge mit einer Offenheit und Gleichgültigkeit, als ob es die gemeinsten und bekanntesten Dinge von der Welt wären: aber auf Fragen antwortete er entweder gar nicht; oder wenn er es that, so geschah es in einem Tone, als ob nun weiter nichts zu fragen übrig wäre, wiewohl der Fragende jetzt noch weniger wuſste als zuvor. Von Personen, die vor vielen hundert Jahren gelebt hatten, sprach er als ob er sie sehr genau gekannt habe; und überhaupt muſste man aus seinen Reden schlieſsen, daſs er wenigstens ein Zeitgenosse des Königs *Amasis* gewesen sey, wiewohl er sich nie deutlich darüber erklärte. Was ihm bey

Mark den meisten Kredit gab, war, dafs er viel Gold und eine Menge seltner Sachen bey sich hatte, und von sehr grofsen Summen als von einer Kleinigkeit sprach. Alle diese Umstände schraubten nach und nach die Neugier des leichtgläubigen Königs von Kornwall so hoch hinauf, dafs er es nicht länger aushalten konnte; und, wie er es nun auch angefangen haben mochte, genug, der weise Misfragmutosiris liefs sich endlich erbitten, oder sein Herz erlaubte ihm nicht länger undankbar gegen die Ehrenbezeigungen und Geschenke zu seyn, womit ihn der König überhäufte; und so entdeckte er ihm endlich — doch nicht eher als bis er ihn mittelst verschiedener Iniziazionen durch einige höhere Grade des Hermetischen Ordens geführt hatte — das ganze Geheimnifs seiner Person.

Die Götter, sagte Misfragmutosiris, geben ihre kostbarsten Gaben wem sie wollen. Ich war nichts weiter als ein Mensch wie andre, noch jung, doch nicht ganz unerfahren in den Mysterien der Ägyptischen Filosofie; als mich die Neugier anwandelte, in das Innere der grofsen Pyramide zu Memfis, deren Alter den Ägyptern selbst ein Geheimnifs ist, einzudringen. Eine gewisse hieroglyfische Aufschrift, die ich schon zuvor über dem Eingang des ersten Sahles entdeckt und abgeschrieben hatte, brachte mich, nach vieler

Mühe ihren Sinn zu errathen, auf die Vermuthung, daſs diese Pyramide das Grabmahl des groſsen Hermes sey. Ich beschloſs, mich in einer Stunde hinein zu wagen, worin gewiſs noch kein Sterblicher sich dessen unterfangen hat; und noch jetzt wäre mir meine Verwegenheit unbegreiflich, wenn ich nicht überzeugt wäre, daſs dieser Gedanke, dessen meine eigene Seele nicht fähig war, von einer höhern Macht in mir erschaffen wurde. Genug, ich stieg um Mitternacht, ohne Licht und mit gänzlicher Ergebung in die Führung desjenigen, der mir ein so kühnes Unternehmen eingegeben, in die Pyramide hinab. Ich war auf einem sanften Abhang eine Zeit lang abwärts, und dann wieder eben so unvermerkt empor gestiegen, als ich auf einmahl ein helles Licht erblickte, das wie eine Kugel vom reinsten gediegenen Feuer vor mir her schwebte.

Hier hielt Misfragmutosiris einige Augenblicke ein. — Und ihr hattet den Muth diesem Lichte zu folgen? fragte König Mark, der in der Stellung eines versteinerten Horchers, den Leib schräg vorwärts gebogen, mit straff zurück gezogenen Füſsen, beide Hände auf die Knie gestützt, ihm gegenüber saſs, und furchtsam nur eine Sylbe von der Erzählung zu verlieren, wiewohl unter beständigem Schaudern vor dem was kommen würde, mit zurück gehaltnem Athem und weit offnen Augen zuhörte.

Ich folgte dem Lichte, fuhr der Ägypter fort, und kam durch einen immer niedriger und enger werdenden Gang in einen viereckigen Sahl von poliertem Marmor, dessen Ausgang mich in einen andern Gang leitete. Als ich ungefähr funfzig Schritte fortgekrochen war, fand ich zwey Wege vor mir. Der eine schien ziemlich steil in die Höhe zu führen, der andere, linker Hand, lief gerade fort. Ich folgte der Lichtkugel auf diesem letztern, bis ich an den Rand eines tiefen Brunnens gelangte. Bey dem sehr lebhaften Lichte, das die Kugel umher streute, wurde ich gewahr, daſs eine Anzahl kurzer eiserner Stangen, eine ungefähr zwey Spannen weit von der andern, von oben bis unten aus der Mauer hervorragten; eine gefährliche Art von Treppe, auf welcher man zur Noth in den Brunnen hinab steigen konnte. Ohne mich lange zu bedenken, schickte ich mich an, diese schwindlige Fahrt anzutreten, und war schon drey oder vier Stufen hinab gestiegen, als die Lichtkugel plötzlich verschwand, und mich in der schrecklichsten Dunkelheit zurück lieſs.

Ich begreife nicht, wie ich in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht vor Schrecken in den Abgrund hinunter stürzte. Genug, ich faſste mich, und fuhr mit verdoppelter Behutsamkeit fort hinab zu klettern, indem ich mich mit Einer Hand an einer Stange über mir fest hielt, während ich eine andere unter mir mit den Füſsen suchte. Endlich merkte ich, daſs keine Stangen mehr folgten; ich hörte das Wasser unter mir rauschen; aber zugleich ward ich an der Seite, woran ich herunter gestiegen, einer Öffnung gewahr, aus welcher mir ein dämmernder Schein entgegen kam. Ich sprang in diese Öffnung hinein, und gelangte auf einem abschüssigen Weg in eine ungeheure Höhle von glimmerndem Granit, die durch einen mitten aus der gewölbten Decke herab hangenden groſsen Karfunkel erleuchtet war. Wie groſs war meine Bestürzung, als ich mich auf einmahl an dem Rand eines reiſsenden Stromes sah, der sich mit entsetzlichem Geräusch aus einer Öffnung dieser Höhle über schroffe Felsenstücke herab stürzte! Indessen bedachte ich mich nur einen Augenblick was ich zu thun hätte. Ich war schon zu weit gegangen um wieder zurück zu gehen, und ein Genius schien mir zuzuflüstern, daſs mir alle diese Schwierigkeiten nur um meinen Muth zu prüfen entgegen gestellt würden. Ich zog alle meine Kleider aus, band sie in einen Bündel über meinem Kopfe zusammen, und stürzte mich in den Strom. In wenigen Augenblicken wurde ich von der

Gewalt desselben durch ein dunkles Gewölbe fortgerissen. Nun merkte ich, daſs das Wasser unter mir seicht wurde; bald darauf verlor es sich gänzlich, und lieſs mich in einer groſsen Höhle auf einem moosigen Grunde sitzen. Eine ungewöhnliche Hitze, die ich hier verspürte, trocknete mich so schnell, daſs ich mich sogleich wieder anzog, um zu sehen, wohin mich eine ziemlich enge Öffnung führen würde, aus welcher ein lebhafter Schein in die Höhle eindrang. So wie ich der Öffnung näher kam, hörte ich ein zischendes Geprassel, wie von einem lodernden Feuer. Ich kroch hinein, die Öffnung erweiterte sich allmählich, und ich befand mich am Eingang eines weiten gewölbten Raumes, wo mein Fortschritt durch ein neues Hinderniſs gehemmet wurde, das noch viel fürchterlicher als alle vorigen war.

Ich sah einen feurigen Abgrund vor mir, der beynahe den ganzen Raum erfüllte, und dessen wallende Flammen, wie aus einem Feuersee, über die Ufer von Granitfelsen, womit es rings um eingefaſst war, empor loderten, und bis an meine Füſse herauf zu zükken schienen. Statt einer Brücke war eine Art von Rost, aus vierfach neben einander liegenden schmalen Kupferblechen zusammen gefügt, hinüber gelegt, der von einem Ufer zum andern reichte, aber kaum drey Palmen

27.

Doch Noth hat kein Gesetz. Der Ritter befand nun einmahl
Sich *solus cum sola* in einer dunkeln Höhle.
Das Fräulein, in der That, war zwar die ehrlichste Seele
Die jemahls vegetierte, nur etwas zu material.
Was Karamell ihre Seele sehr höflich zu nennen geruhte,
War wirklich, dem Buchstaben nach, allein in ihrem Blute.
Doch hätte nicht eben dieſs sich mancher zu Nutze gemacht?
Zumahl da Dindonette, statt Unglück zu verhüten,
So unvorsichtig war, so fern von allem Verdacht,
Dem Messer selbst die Kehle darzubieten.

28.

Sie fuhr bey jedem Blitze, von dem der feurige Schein
Die finstern Schlünde der Höhle vergoldte,
So ängstlich in Karamellen hinein
Als ob sie sich ganz in ihn verkriechen wollte:
Und er, nach dem ersten Anblick zu schlieſsen,
Schien eben kein Mann, der seiner Fyllis zu Füſsen

breit war. Ich gestehe aufrichtig, ungeachtet der groſsen Hitze dieses schrecklichen Ortes lief mirs eiskalt durchs Rückenmark auf und nieder: aber was war hier anders zu thun, als auch dieses Abenteuer zu wagen, ohne mich lange über die Möglichkeit zu bedenken? Wie ich hinüber gekommen, weiſs ich selbst nicht; genug ich kam hinüber; und eh' ich Zeit hatte wieder zu mir selbst zu kommen, fühlte ich mich von einem Wirbelwind ergriffen, und mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit durch die grauenvolleste Finsterniſs fortgezogen. Ich verlor alle Besinnung, kam aber bald wieder zu mir selbst, indem ich mich etwas unsanft gegen eine Pforte geworfen fühlte. Sie sprang auf, und ich befand mich auf meinen Füſsen stehend, in einem herrlich erleuchteten Sahle, dessen gewölbte mit Azur überzogene Decke die Halbkugel des Himmels vorstellte, und mit einer unendlichen Menge von Karfunkeln, als eben so viel Sternbildern, eingelegt war. Sie ruhete auf zwey Reihen massiv goldener Säulen, an welchen unzählige Hieroglyfen aus Edelsteinen von allen möglichen Farben schimmerten. Ich stand etliche Minuten ganz verblendet und entzückt von der Herrlichkeit dieses Ortes.

Das glaub' ich, rief König Mark, und nach solchen ausgestandenen Fährlichkeiten!

Ich möchte da wohl an euerm Platze gewesen seyn!

Als ich mich wieder in etwas gefaſst hatte, (fuhr Misfragmutosiris in seiner Erzählung fort, ohne auf die lebhafte Theilnehmung des Königs Acht zu geben) fiel mir eine hohe Pforte von Ebenholz in die Augen, vor welcher zwey Sfinxe von kolossalischer Gröſse einander gegenüber lagen. Sie waren aus Elfenbein geschnitzt, und von wunderbarer Schönheit: aber, zu meinem groſsen Bedauern, lagen sie so dicht an der Pforte und so nahe beysammen, daſs es schlechterdings für mich unmöglich schien, sie zu öffnen, und die Begierde zu befriedigen, welche mich in ein so gefahrvolles Abenteuer verwickelt hatte. Indem ich nun, der verbotenen Pforte gegenüber stehend, vergebens auf ein Mittel sann diese Schwierigkeit zu überwinden, erblickte ich über der Thür, in diamantnen Karakteren der heiligen Priesterschrift, die mir nicht unbekannt war, den Nahmen Hermes Trismegistos. Ich las ihn mit lauter Stimme; und kaum hatte ich ihn ausgesprochen, so öffnete sich die Pforte von selbst, die beiden Sfinxe belebten sich, sahen mich mit funkelnden Augen an, und wichen so weit zurück, daſs ich zwischen ihnen durchgehen konnte. So bald ich über die Schwelle der Pforte von Ebenholz geschritten war, schlossen sich ihre

Flügel, wie von einem inwohnenden Geiste bewegt, von sich selbst wieder zu, und ich befand mich in einem runden Dome von schwarzem Jaspis, dessen furchtbares Dunkel nur von Zeit zu Zeit, in Pausen von zehn bis zwölf Sekunden, durch eine Art von plötzlichem Wetterleuchten erhellt wurde, das an den schwarzen glatt geschliffnen Wänden herum zitterte, und eben so schnell verschwand als entstand.

Bey dieser majestätischen und geheimniſsvollen Art von Beleuchtung erblickte ich in der Mitte des Doms ein groſses Prachtbette von unbeschreiblichem Reichthum, worauf ein langer ehrwürdiger Greis, mit kahlem Haupte und einem schloſsweiſsen Barte, die Hände auf die Brust gelegt, sanft zu schlummern schien. Zu seinen Häupten lagen zwey Drachen von so seltsamer und schrecklicher Gestalt, daſs ich sie noch jetzt, nach so viel Jahrhunderten, vor mir zu sehen glaube. Sie hatten einen flachen Kopf mit langen herab hangenden Ohren, runde gläserne Augen, die weit aus ihren Kreisen hervorragten, einen Rachen gleich dem Krokodill, einen langen äuſserst dünnen Schwanenhals, und ungeheure lederne Flügel, wie die Fledermäuse; der vordere Theil des Leibes war mit starren spiegelnden Schuppen bedeckt und mit Adlersfüſsen bewaffnet, und der Hinterleib endigte sich in eine dicke siebenmahl um sich selbst gewundene Schlange. Ich bemerkte bald, daſs das Wetterleuchten, das diesen Dom alle zehn Sekunden auf einen Augenblick erhellte, aus den Nasenlöchern dieser Drachen kam, und daſs dieſs ihre Art zu athmen war. Wie schauderhaft auch der Anblick dieser gräſslichen Ungeheuer war, so schienen sie doch nichts feindseliges gegen mich im Sinne zu haben, sondern erlaubten mir, den majestätischen Greis, der hier den langen Schlaf des Todes schlief, bey dem flüchtigen Lichte das sie von sich gaben, so lang' ich wollte zu betrachten. Ich bemerkte eine dicke Rolle von Ägyptischem Papier, die zu den Füſsen des Greises lag, und mit Hieroglyfen und Karakteren beschrieben schien. Eine unsägliche Begierde, der Besitzer dieser Handschrift zu seyn, bemächtigte sich meiner bey diesem Anblick; denn ich zweifelte nicht, daſs sie die verborgensten Geheimnisse des groſsen Hermes enthalte. Zehnmahl streckte ich die Hand nach ihr aus, und zehnmahl zog ich sie wieder mit Schaudern zurück. Endlich wurde die Begierde Meister, und meine Hand berührte schon den heiligen Schatz, gegen welchen ich alle Schätze über und unter der Erde verachtete; als mich ein Blitz aus dem Munde eines der beiden Drachen plötzlich zu Boden warf, und alle meine Glieder dergestalt lähmte, daſs ich unfähig war wieder aufzustehen. Sogleich fuhr eine kleine geflügelte und gekrönte Schlange, die den hellsten Sonnenglanz von sich warf, aus der Kuppel des Doms herab, und hauchte mich an: ich fühlte die Kraft dieses Anhauchs, gleich einer lieblich scharfen geistigen Flamme, alle meine Nerven dergestalt durchdringen, daſs ich etliche Augenblicke wie betäubt davon war. Als ich mich aber wieder aufraffte, sah ich einen Knaben vor mir, der auf einem Lotusblatte saſs, und, indem er den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund drückte, mir mit der linken die Rolle darreichte, die ich zu den Füſsen des schlafenden Greises gesehen hatte. Ich erkannte den Gott des heiligen Stillschweigens, und warf mich vor ihm zur Erde: aber er war wieder verschwunden; und nun wurde ich erst gewahr, daſs ich mich, ohne zu begreifen wie es damit zugegangen, anstatt in der groſsen Pyramide bey Memfis, in meinem Bette befand. —

Wunderbar! seltsam, bey meiner Ehre! rief König Mark, mit allen Zeichen des Erstaunens und der Überraschung auf dem glaubigsten Gesichte von der Welt.

So kam es mir auch vor, erwiederte Misfragmutosiris; und ich würde mich sicher selbst beredet haben, daſs mir alle diese wunderbaren Dinge bloſs geträumt hätten, wenn die geheimniſsvolle Rolle in meiner Hand mich nicht von der Wirklichkeit derselben hätte überzeugen müssen. Ich betrachtete sie nun mit unbeschreiblichem Entzücken, ich betastete und beroch sie auf allen Seiten, und konnte es gleichwohl kaum meinen eignen Sinnen glauben, daſs ein so unbedeutender Mensch als ich der Besitzer eines Schatzes sey, um welchen Könige ihre Kronen gegeben hätten. Das Papier war von der schönsten Purpurfarbe, die Hieroglyfen gemahlt, und die Karaktere von dünn geschlagenem Golde.

Das muſs ein schönes Buch seyn, sprach König Mark; ich weiſs nicht was ich nicht darum gäbe, es nur eine Minute lang in meiner Hand zu haben. Dürft' ich bitten? —

Von Herzen gern, wenn es noch in meinen Händen wäre.

Wie? Es ist nicht mehr in euern Händen? rief Mark mit kläglicher Stimme.

Ich besaſs es nur sieben Tage. Am achten erschien mir der Knabe auf dem Lotusblatte wieder, nahm die Rolle aus meiner Hand, und verschwand damit auf ewig. Aber diese sieben Tage waren für mich hinreichend, mich zum Meister von sieben Geheimnissen zu machen, deren geringstes von unschätzbarem Werth in meinen Augen ist. Seit dieser merkwürdigen Nacht sind nun über tausend Jahre verstrichen —

Über tausend Jahre? unterbrach ihn König Mark abermahl — Ists möglich? über tausend Jahre?

Alles ist möglich, antwortete der tausendjährige Schüler des groſsen Hermes mit seinem gewöhnlichen Kaltsinne: dieſs ist es kraft des siebenten Geheimnisses. Seitdem ich im Besitze desselben bin, ist der ganze Erdboden mein Vaterland, und ich sehe Königreiche und Geschlechter der Menschen um mich her fallen wie die Blätter von den Bäumen. Ich wohne bald hier bald da, bald in diesem bald in jenem Theile der Welt; ich rede alle Sprachen der Menschen, kenne alle ihre Angelegenheiten, und habe bey keiner zu gewinnen noch zu verlieren. Ich verlange über niemand zu herrschen und bin niemanden unterthan: aber wenn ich (was mir selten begegnet) einen guten König antreffe, so habe ich mein Vergnügen daran, sein Vermögen Gutes zu thun zu vermehren.

König Mark versicherte, er wünsche und hoffe einer von den guten Königen zu seyn: wenigstens habe er immer seine Lust daran gehabt Gutes zu thun; und bloſs, um unendlich viel Gutes thun zu können, habe er sich immer gewünscht den Stein der Weisen in seine Gewalt zu bekommen.

Misfragmutosiris gab ihm zu verstehen, dazu könne wohl noch Rath werden;

er schien die Sache als eine Kleinigkeit zu betrachten, wollte sich aber dieſsmahl nicht näher darüber erklären.

König Mark, der einen Mann, dem nichts unmöglich war, zum Freunde hatte, glaubte den Stein der Weisen schon in seiner Tasche zu fühlen, und gab, auf Abschlag der Goldberge, in welche er seine Kupferberge bald zu verwandeln hoffte, alle Tage glänzendere Feste; denn der Wundermann mit dem goldnen Sfinx auf der Mütze, der schon tausend Jahre alt war, alle Krankheiten heilen konnte, und einen Krokodill zum *Spiritus familiaris* hatte, war bereits im ganzen Land erschollen, und mit der hohen Meinung, die das Volk von ihm gefaſst hatte, war auch der gesunkene Kredit des Königs wieder höher gestiegen. Die Königin Mabillje mit ihren Damen und Jungfrauen trug nicht wenig bey, diese Hoflustbarkeiten lebhafter und schimmernder zu machen. Es war schon lange, daſs König Mark, der die Veränderung liebte, seiner Gemahlin einige Ursachen gab, sich von ihm für vernachlässiget zu halten; und die Eifersucht, womit sie ihm ihre Zärtlichkeit zu beweisen sich verbunden hielt, war ihm so beschwerlich gefallen, daſs ihm zuweilen der Wunsch entfahren war, daſs sie (ihrer Tugend unbeschadet) irgend ein anderes Mittel, sich die lange Weile zu vertreiben, ausſündig machen möchte, als das Vergnügen, das sie daran zu finden schien, wenn sie ihm seine kleinen Zeitkürzungen verkümmern konnte. Er schien es daher entweder nicht zu bemerken, oder (wie einige Hofleute wiſsen wollten) es heimlich ganz gern zu sehen, daſs ein schöner junger Ritter, der seit kurzem unter dem Nahmen Floribell von Nikomedien an seinem Hoflager erschienen war, sich auf eine sehr in die Augen fallende Art um die Gunst der Königin bewarb, und alle Tage gröſsere Fortschritte in derselben machte. In der That war es schon so weit gekommen, daſs Mabillje ihre Parteylichkeit für den schönen Floribell sich selbst nicht länger läugnen konnte: da sie aber fest entschlossen war einen tapfern Widerstand zu thun, so nahmen ihr die Angelegenheiten ihres eigenen Herzens so viel Zeit weg, daſs sie keine hatte, den König in den seinigen zu beunruhigen.

Wie lebhaft auch König Mark seine Geschäfte auf dieser Seite treiben mochte, so verlor er doch das Ziel seiner Hauptleidenschaft keinen Augenblick aus dem Gesichte. Es waren nun bereits einige Monate verstrichen, seit der Erbe des groſsen Trismegistos an seinem Hofe wie ein König bewirthet wurde, und Mark glaubte sich einiges Recht an seine Freundschaft erworben zu haben.

Misfragmutosiris hatte sich zwar bey aller Gelegenheit gegen Belohnungen und groſse Geschenke erklärt; aber kleine Geschenke, pflegte er zu sagen, die ihren Werth bloſs von der Freundschaft erhalten, deren Symbole sie sind, kann sich kein Freund weigern von dem andern anzunehmen. Weil aber die Begriffe von klein und groſs relativ sind, und unser Adept von Sachen, die nach der gemeinen Schätzung einen groſsen Werth haben, als von sehr unbedeutenden Dingen sprach: so hatten die kleinen Geschenke, die er nach und nach von seinem Freunde Mark anzunehmen die Güte gehabt hatte, die Schatzkammer des armen Königs ziemlich erschöpft, und es war hohe Zeit ihr durch neue und ergiebige Zuflüsse wieder aufzuhelfen. Der Ägypter schien die Billigkeit hiervon selbst zu fühlen; und bey der ersten Anregung, welche der König von den sieben Geheimnissen that, trug er kein Bedenken mehr, ihm zu gestehen, daſs das erste und geringste derselben die Kunst, den Stein der Weisen zu bereiten, sey. Mark betheuerte, daſs er mit diesem geringsten gern fürlieb nehmen wolle, und der Adept machte sich ein Vergnügen daraus, ihm ein Geheimniſs zu entdecken, worauf er selbst zwar keinen groſsen Werth legte, das aber gleichwohl, wie er weislich sagte, um des Miſsbrauchs willen allen Profanen ewig verborgen bleiben müsse.

Die Schäferstunde verseufzt. Auch muſste der stärkern Natur,
Die selten ihr Recht verliert, die Kunst zuweilen weichen.
Kein andrer wuſste den schlauen Epikur
So gut, wie er, mit Plato zu vergleichen.

29.

Von jenem nahm er die Praxis, von diesem die Theorie.
Er schalt, zum Exempel, in feinen Gegensätzen
Den Amor aus, der seinem eignen Ergetzen
Der Schönen Unschuld und Ruhm gewohnt ist nachzusetzen:
Die reine Liebe, die echte Sympathie,
Lebt, sprach er, vom bloſsen Anschaun, so wie der Kolibri
Vom bloſsen Geruch der Blumen. Daſs seine Hand inzwischen
Auf ihrer Achsel liegt, vielleicht
Auch unvermerkt unter ihr Halstuch sich schleicht,
Sind Dinge, worein sein Geist nicht Zeit hat sich zu mischen.

30.

Und gleichwohl pflegt davon, zumahl im begeisterten Stand
Der Fantasie, das Blut elektrisch zu werden;

Der wahre Hermetiſche Stein der Weisen, sagte er, kann aus keiner andern Materie als aus den feinſten Edelſteinen, Diamanten, Smaragden, Rubinen, Saffiren und Opalen gezogen werden. Die Zubereitung desſelben, vermittelſt Beymiſchung eines groſsen Theils Zinober, und einiger Tropfen von einem aus verdickten Sonnenſtrahlen gezogenen flüchtigen Öhle, iſt weniger koſtbar oder verwickelt, als mühsam, und erfordert beynahe nichts als einen ungewöhnlichen Grad von Aufmerksamkeit und Geduld; und dieſs iſt die Urſache, warum es der Mühe nicht werth wäre, einen Verſuch im Kleinen zu machen. Das Reſultat der Operazion, welche unter meinen Händen nicht länger als dreymahl sieben Tage dauert, iſt eine Art von purpurrother Maſse, die sehr ſchwer ins Gewicht fällt, und ſich zu einem feinen Mehle ſchaben läſst, wovon eines halben Gerſtenkorns ſchwer hinreichend iſt, zwey Pfund Bley zu eben ſo viel Gold zu veredeln: und dieſs iſt, was man den Stein der Weisen zu nennen pflegt.

König Mark brannte vor Begierde, ſo bald nur immer möglich einige Pfund dieſer herrlichen Kompoſizion zu ſeinen Dienſten zu haben. Er fragte alſo, ein wenig furchtſam, ob wohl eine sehr groſse Quantität Edelsteine vonnöthen wäre, um ein Pfund des filosofischen Steines zu gewinnen?

O, sagte Misfragmutosiris, ich merke wo die Schwierigkeit liegt. An Edelsteinen soll es uns nicht fehlen; denn ich besitze auch das Geheimniſs die feinsten und echtesten Edelsteine zu machen. Ich muſs gestehen, die Operazion ist etwas langweilig; sie erfordert gerade so viel Monate als der Stein der Weisen Tage: aber —

Nein, fiel ihm Mark in die Rede, so lange kann ich unmöglich warten! Lieber will ich meine Kronen und mein ganzes übriges Geschmeide dazu hergeben! Ein und zwanzig Monate sind eine Ewigkeit! Wenn wir nur erst den Stein aller Steine haben, so soll es uns an den übrigen nicht fehlen. Für Gold ist alles zu bekommen; und allenfalls habe ich nichts dagegen, wenn ihr bey guter Muſse auch Edelsteine machen wollt.

Wie es beliebig ist, sagte der Adept. Von zwey Unzen Diamanten und zweymahl so viel Rubinen, Smaragden, und dergleichen, erhalten wir genau einen Stein von zwölf tausend Gran an Gewicht, und damit läſst sich schon was machen. Ich für meinen Theil brauche in hundert Jahren nicht so viel.

Kleinigkeit, rief König Mark; ich wette, an meiner schlechtesten Hauskrone müssen mehr Steine seyn als ihr verlangt: aber, wenn wir einmahl an die Arbeit gehen, so muſs es auch der Mühe werth seyn. Laſst mich dafür sorgen! Wir müssen einen Stein von vier und zwanzig tausend Gran bekommen, oder ich heiſse nicht König Mark!

Das beste ist, sagte der Adept, daſs ich mit dem Sonnenöhle schon versehen bin, welches von allen Ingredienzien das kostbarste ist, und dessen Zubereitung ein und zwanzig Jahre dauert. Ich bin immer besorgt, einige Fiolen davon vorräthig zu haben; denn, auſserdem daſs es bey Verfertigung des Steins die Hauptsache ist, so ist es auch die Materie, woraus, vermittelst einer Koncentrazion, welche dreymahl ein und zwanzig Jahre erfordert, das Hermetische Öhl der Unsterblichkeit bereitet wird, von dessen wunderbaren Kräften ich dir künftig so viel entdecken werde als mir erlaubt seyn wird.

König Mark war vor Freude auſser sich, einen Freund zu besitzen, der solche Entdekkungen zu machen hatte, und eilte was er konnte, alles nöthige zu dem groſsen Werke veranstalten zu helfen. An Öfen und allen Arten chymischer Werkzeuge konnte es an einem Hofe, wo schon so lange laboriert wurde, nicht fehlen; aber Misfragmutosiris erklärte sich, daſs er, auſser einem kleinen Herde, den er in einem kleinen Kabinette seines Zimmers bauen lieſs, und einem Sacke voll Kohlen, nichts vonnöthen habe, weil er alles, was zur Operazion erforderlich sey, bey sich führe. Als man mit den Zurüstungen fertig war, zog er die Gestirne zu Rathe, und setzte den Anfang der geheimen Arbeiten auf einen gewissen Tag um die erste Stunde nach Mitternacht fest. Vorher aber iniziierte er den König in einem neuen Grade der Hermetischen Mysterien, welcher ihn fähig machte, ein Augenzeuge aller zu dem grofsen Werke gehörigen Arbeiten zu seyn. Eine einzige höchst geheimnifsvolle war hiervon ausgenommen, bey welcher der Geist des dreymahl grofsen Hermes selbst erscheinen mufste, um zu dem vorhabenden Werke seinen Beyfall zu geben. Die Gegenwart dieses Geistes ertragen zu können, war ein Vorrecht der Eingeweihten des höchsten Grades; und Misfragmutosiris gab dem Könige zu verstehen, dafs er selbst unter allen Lebendigen der einzige, der sich dieses Vorrechtes rühmen könne, und kraft desselben das unsichtbare Oberhaupt des ganzen Hermetischen Ordens sey.

Endlich, als die sehnlich erwartete Mitternacht heran nahte, übergab König Mark dem Adepten eigenhändig ein goldenes Kästchen, mit Dicksteinen, Smaragden, Rubinen, Saffiren und morgenländischen Opalen angefüllt, die er aus zwey oder drey von seinen

Vorfahren geerbten Kronen hatte ausbrechen lassen. Bey dieser Gelegenheit wurde er zum ersten Mahle in das geheime Kabinet eingelassen, welches bisher, auſser dem Adepten, kein sterblicher Fuſs hatte betreten dürfen. Es war um und um mit Ägyptischen Götterbildern und Hieroglyfen ausgeziert, und nur von einer einzigen Lampe, die von der Decke herab hing, beleuchtet; in der Mitte stand ein kleiner runder Herd von schwarzem Marmor, in Form eines Altars, auf welchem das groſse Werk zu Stande kommen sollte. Misfragmutosiris, in der Kleidung eines alten Ägyptischen Oberpriesters, fing die Ceremonie damit an, daſs er den König mit einem angenehm betäubenden Rauchwerk beräucherte. Er zog hierauf einen groſsen Hermetisch-magischen Kreis um den Altar, und in denselben einen kleinern, den er mit sieben, wie jenen mit neun, hieroglyfischen Karakteren bezeichnete. Er befahl dem Könige in dem äuſsern Kreise stehen zu bleiben: er selbst aber trat in den innern Kreis vor den Altar, warf etliche Körner Weihrauch in die Gluthpfanne, und murmelte einige dem König unverständliche Worte. So wie der Rauch in die Höhe stieg, erschien über dem Altar ein langöhriger Knabe auf einem Lotusblatte sitzend, den Zeigefinger der rechten Hand an den Mund gelegt, und in der linken eine brennende Fackel tragend. Mark wurde bey dieser Erscheinung leichenblaſs und konnte sich kaum auf den Beinen erhalten: aber der Adept näherte seinen Mund dem rechten Ohre des Knaben, und flüsterte ihm etwas zu, worauf dieser mit einem bejahenden Kopfnicken antwortete, und verschwand. Misfragmutosiris hieſs den König gutes Muthes seyn, gab ihm, um seine Lebensgeister wieder zu stärken, einen Löffel voll von einem Elixier von groſser Tugend, und empfahl ihm morgen in der siebenten Stunde sich wieder einzufinden, indessen aber sich zur Ruhe zu begeben, während er selbst wachen werde, um der Erscheinung des groſsen Hermes, welche ihm angekündigt worden, abzuwarten, und die Mysterien zu vollziehen, womit das groſse Werk angefangen werden müsse, wenn man sich eines glücklichen Ausgangs versichern wolle.

König Mark begab sich voll Glauben und Erwartung in sein eigenes Gemach; und weil das, was ihm der Adept gegeben hatte, ein Schlaftrunk gewesen war, so schlief er hart und ununterbrochen zwey Stunden länger als die Zeit, auf welche er bestellt war. Endlich erwachte er, warf sich in seine Kleider und eilte dem geheimen Zimmer zu. Er fand alles in eben dem Stande wie er es verlassen hatte: nur der weise Misfragmutosiris und das goldne Kästchen mit den Edelsteinen waren unsichtbar geworden.

Es giebt keine Worte, um die Bestürzung des Königs zu schildern, wie er seine sanguinischen Hoffnungen und sein grenzenloses Vertrauen auf das Haupt des Hermetischen Ordens so grausam betrogen sah. Auf die erste Betäubung des Erstaunens folgte Unwillen über sich selbst, und dieser brach endlich in Verwünschungen und wüthende Drohungen gegen den Betrüger aus, der in einer sichern Freystätte seiner Leichtgläubigkeit spottete. Er war im Begriff in die Halle herunter zu steigen, und alle seine Reisigen und Knechte aufsitzen zu lassen, um dem Flüchtling auf allen Seiten nachzusetzen; als auf einmahl ein wunderschöner Jüngling, in einem hell glänzenden Gewande, mit einer goldnen Krone auf dem Haupte und einem Lilienstängel in der Hand vor ihm stand, und ihn anredete. Ich kenne den Unfall, sprach der Jüngling, der dich beunruhiget, und bringe dir Entschädigung. Du suchest den Stein der Weisen. Nimm diesen Stein, bestreiche dreymahl mit ihm deine Stirne und deine Brust hin und wieder, und du wirst die Erfüllung deines Wunsches sehen. Mit diesen Worten gab ihm der Jüngling einen purpurrothen Stein in die Hand und verschwand.

König Mark sank aus einer Bestürzung in die andre. Er betrachtete den Stein, den er auf eine so wunderbare und unverhoffte Art empfangen hatte, von allen Seiten: und wiewohl er nicht begriff, wie die Erfüllung seiner Wünsche und das Bestreichen seiner Stirne und seiner Brust mit diesem Steine zusammen hange; so war er doch zu sehr gewohnt, Dinge, von denen er nichts begriff, zu glauben und zu thun, als dafs er hätte Anstand nehmen sollen, dem Befehle des Genius Folge zu leisten. Er bestrich sich also Stirne und Brust dreymahl mit dem magischen Steine hin und wieder, und stand beym dritten Mahl — in einen Esel verwandelt da.

Während dafs dieses mit dem Könige vorging, erhob sich auf einem andern Flügel des Schlosses, wo die Königin wohnte, auf einmahl ein entsetzlicher Lärm. Der schöne junge Ritter Floribell (der, wie wir nicht läugnen können, im Verdacht stand, die Nacht im Schlafzimmer der Königin zugebracht zu haben) hatte sich mit dem besten Theile ihrer Juwelen diesen Morgen unsichtbar gemacht. Mabillje war die erste Person am Hofe die es gewahr wurde. Sie war im Begriff vor Scham und Ärger sich ihre schönen Haare aus dem Kopfe zu raufen; als eine Dame von unbeschreiblicher Schönheit, in rosenfarbnem Gewand und mit einer Krone von Rosen auf dem Haupte, vor ihr stand und zu ihr sagte: Ich kenne dein Anliegen, schöne Königin, und komme dir zu helfen. Nimm diese Rose und stecke sie an deine Brust, so wirst du glücklicher werden als du jemahls gewesen bist. Mit diesen Worten reichte sie ihr eine Rose aus ihrer Krone und verschwand. Die Königin wuſste nichts besseres zu thun als zu gehorchen; sie steckte die Rose an ihren Busen, und sah sich in dem nehmlichen Augenblick in eine rosenfarbne Ziege verwandelt, und in eine unbekannte wilde Einöde versetzt.

Als die Kammerfrauen des Morgens um die gewöhnliche Stunde herein kamen, und weder die Königin, noch ihre Juwelen, noch den schönen Floribell fanden, war die Bestürzung und der Lärm so arg als man sichs vorstellen kann. Man konnte nicht zweifeln, daſs sie sich von dem jungen Ritter habe entführen lassen, und man ging, es dem König anzuzeigen. Aber wie groſs ward erst der Schrecken und die Verwirrung, da auch der König und sein neuer Günstling, der Mann mit dem groſsen weiſsen Barte, nirgends zu finden waren! Sich vorzustellen, daſs König Mark sich von dem alten Graubart habe entführen lassen, war keine Möglichkeit. Man stellte sich also gar nichts vor, wiewohl acht Tage lang in ganz Kornwall

Die Seele, vom Stagyriten die sensitive genannt,
Unfähig dem fliegenden Geiste nach Platons himmlischen Erden
Zu folgen, bleibt zurück im irdischen Gewand;
Und glaubt nicht daſs sie müſsig bleibe!
Ein körperlicher Gegenstand
Wie Dindonette, giebt Stoff zu manchem Zeitvertreibe:
Hier ist's, zumahl in einer stürmischen Nacht,
Wo die Gelegenheit leicht, sehr leicht zum Diebe macht.

51.

Auch wissen die Götter, wie weit (nachdem der Lärm in den Sfären
Sich wieder gelegt) die Sachen gekommen wären,
Wenn nicht ein glücklicher Zufall (so glücklich als Marmontels
Heureusement) dem Fortgang Karamells
In Zeiten noch Einhalt that; wiewohl, natürlicher Weise,
Auf wenig Minuten nur. Der Umstand ist so klein,
Daſs ihn zu schildern das kleinste Dichterlein
Zu gut sich dünkte. Wir sagen demnach ganz leise:

von nichts anderm gesprochen wurde. Die Ritter und Knappen setzten sich alle zu Pferde, und suchten den König und die Königin vier Monate lang in allen Winkeln von Britannien. Aber alles Suchen war umsonst. Sie kamen wieder so klug nach Hause wie sie ausgezogen waren; und das einzige, womit sich das Volk tröstete, war die Überzeugung, daſs es ihnen leicht seyn werde wieder einen König zu finden, wenn sie keinen weisern haben wollten als König Mark.

Der königliche Esel hatte sich indessen mit vieler Behutsamkeit, um nicht entdeckt zu werden, aus seiner Burg ins Freye hinaus gemacht, und war, miſsmuthig und mit gesenkten Ohren, schon einige Stunden lang durch Wälder und Felder daher getrabt, als er in einem Hohlwege eine junge mit einem Quersack beladene Bäuerin antraf, deren Wohlgestalt, frische Farbe und schönen blonden Haare ihm beym ersten Anblick etwas einflöſsten, das sich besser für seinen vorigen als gegenwärtigen Zustand schickte. Er blieb stehen um das junge Weib anzugaffen, die sich ganz auſser Athem gelaufen hatte, und vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Die Theilnehmung, die sie diesem, allem Ansehen nach herrenlosen, Thiere einzuflöſsen schien, erregte ihre Aufmerksamkeit: sie näherte sich ihm, streichelte ihn mit einer sehr weiſsen atlaſsweichen Hand; und, da er ganz ruhig still hielt, und (zum Zeichen daſs es ihm wohl behage von einer so weichen Hand gekrabbelt zu werden) die Zähne blökte und beide Ohren Ellen lang vorstreckte, so bekam sie auf einmahl Lust, ihn in ihre Dienste zu nehmen, und schwang sich auf seinen Rücken. Der Esel bequemte sich zu dem ungewohnten Dienste mit einer Gefälligkeit, von deren geheimem Beweggrunde die schöne Bäuerin sich wenig träumen lieſs; er schien stolz auf die angenehme Bürde zu seyn, und trabte so munter mit ihr davon, wie der beste Maulesel aus Andalusien. Wiewohl sie nichts hatte womit sie ihn lenken konnte, als seine kurze Mähne, schien er doch die Bewegungen ihrer Hände, ja sogar den Sinn ihrer Worte zu verstehen; und so brachte er sie, durch eine Menge Abwege die sie ihm andeutete, gegen Einbruch der Nacht in eine wilde Gegend an der Seeküste, die von Felsen und Gehölz eingeschlossen und nur gegen die benachbarte See ein wenig offen war.

Sie hielten vor einer mit Kiefern und wildem Gebüsche umwachsenen Höhle still, wo die junge Bäuerin kaum mit etwas heller Stimme zwey- oder dreymahl Kasilde rief, als ein feiner wohl gewachsner Mann von dreyſsig bis vierzig Jahren, in Matrosenkleidung, aus der Höhle hervor eilte, und, mit groſser Freude über ihre Ankunft, ihr von dem lastbaren Thier herunter half. Dank sey dem Himmel, rief er, sie umarmend, daſs du da bist, liebe Kasilde; mir war schon herzlich bang, es möchte dir ein Unfall zugestoſsen seyn. — Sage lieber, Dank diesem guten Esel, versetzte die Bäuerin lachend; denn ohne ihn würdest du mich schwerlich so bald, vielleicht gar nicht wieder gesehen haben. — Dafür soll er nun auch ausrasten, und so viel Gras oder Disteln fressen als er in dieser hungrigen Gegend finden kann, sagte jener: ich bin unendlich in seiner Schuld, daſs er dich, und, wie ich sehe, auch den lieben Quersack, so glücklich in meine Arme geliefert hat.

Der König - Esel stutzte mächtig, da er eine Stimme hörte, die ihm nur gar zu wohl bekannt war. Er betrachtete die beiden Personen (denen er unvermerkt in die Höhle gefolgt war) beym Schein einer Lampe, die aus dem Felsen herab hing, und es kam ihm vor, als ob ihm die Züge des Matrosen und der jungen Bäuerin nicht ganz fremde wären. Er schaute dem ersten schärfer ins Gesicht; die Ähnlichkeit schien immer gröſser zu werden; und, wie er von ungefähr nach einer Art von steinernem Tische sah, der aus einer von den Felsenwänden hervorragte, fiel ihm ein langer weiſser Bart in die Augen, der auf einmahl ein verhaſstes Licht in seinen dumpfen Schädel warf.

Ha, ha, rief die Bäuerin lachend; da ist jà auch der Hermetische Bart! — Ich weiſs wahrlich nicht, sagte der Mann im nehmlichen Tone, warum ich ihn nicht unterwegs in eine Hecke geworfen habe: er hat nun seine Dienste gethan, und wir werden ihn schwerlich wieder nöthig haben. — Dafür ist gesorgt, versetzte jene, indem sie auf den Quersack klopfte. Sieh einmahl, und sage, ob ich nicht würdig bin die Geliebte eines Zeitgenossen des Königs Amasis zu seyn.

O gewiſs, rief der weise Misfragmutosiris, und des dreymahl groſsen Hermes selbst, wenn du willst. Aber, fuhr er fort, indem er den Sack ausleerte, wo hast du deine schimmernde Hofritter-Kleidung gelassen, Kasilde? — „Wie du siehst, hab' ich sie mit der ersten hübschen Bäuerin, die ich nach der Stadt zu Markte gehen sah, vertauscht.“ — Der Schade ist zu verschmerzen, sagte das unsichtbare Haupt des Hermetischen Ordens, indem er den kostbaren Inhalt des Quersackes durchmusterte: aber, damit du mir nicht gar zu stolz auf deine Talente wirst, Mädchen, — sieh einmal her, ob ich mir die Abenteuer in der groſsen Pyramide zu Memfis, und den Schrecken, den mir die wetterleuchtenden Drachen am Prachtbette des groſsen Hermes eingejagt, nicht theuer genug habe bezahlen lassen.

Man stelle sich vor, wie des armen Esels Majestät dabey zu Muthe war, da er alle die Geschenke, die der schelmische Adept nach und nach von ihm erhalten hatte, mit den gesammten Edelsteinen seiner Kronen und dem gröſsten Theile des Schmuckes der Königin, in funkelnder Pracht auf dem steinernen Tisch ausgebreitet sah. Wär' ihm nicht die unbegrenzte Duldsamkeit zu Statten gekommen, die als eine karakteristische Tugend der Gattung, zu welcher er seit kurzem gehörte, von jeher gepriesen worden ist, er würde sich unmöglich haben halten können, die Wuth, die in seinem Busen kochte; auf die fürchterlichste Art ausbrechen zu lassen. O warum muſste ich nun auch gerade in einen Esel verwandelt werden? dacht' er: wär' ich ein Leopard, ein Tieger, ein Nashorn, wie wollte ich! — Aber wozu kann das helfen? Mit einem Esel würden sie bald fertig werden. — So sprach der arme König Mark zu sich selbst, und lag in seinem Winkel so still und in einen so kleinen Raum zusammen geschmiegt, als ihm nur immer möglich war, um wenigstens seine Neugier zu befriedigen, indem er dem vertraulichen Gespräche dieser zu seinem Unglück verschwornen Schlauköpfe zuhörte.

Nachdem sie ihre Augen an der kostbaren Beute satt geweidet hatten, regte sich ein Bedürfniſs von einer dringendern Art; denn sie hatten beide den ganzen Tag nichts gegessen. Der Adept, der immer an alles dachte, hatte, da ihm in der Burg noch alles zu Gebote stand, sich aus der königlichen Küche mit Vorrath auf etliche Tage reichlich versehen lassen. Er zog einen Theil davon nebst einer Flasche köstlichen Weins aus seinem Sacke, und, während sie sichs trefflich schmekken lieſsen, vergaſsen sie nicht, sich durch tausend leichtfertige Einfälle über die Leichtgläubigkeit des Königs von Kornwall und die Schwachheit seiner tugendreichen Gemahlin lustig zu machen. Nun muſs ich dir doch erzählen, lieber Gablitone, sagte die schöne Spitzbübin, wie ich es anfing, um die Tugend der guten Königin so kirre zu machen, daſs ich Gelegenheit bekam, unsern Anschlag auszuführen.

„Wie du das anfingst, Kasilde? So wie du in deiner Hofritter-Kleidung aussahest, und bey allen deinen übrigen Gaben, welche Königin in der Welt hätte sich nicht von dir fangen lassen?“

Schmeichler! Die meinige zappelte noch im Garne so heftig, daſs sie es beynahe zerrissen hätte. Meinen Verführungskünsten würde sie vielleicht widerstanden haben: aber die Eifersucht über die Buhlereyen des Königs, die lange Weile, die Gelegenheit, eine gereitzte Einbildungskraft und unbefriedigte Sinne kämpften für mich, und sie wurde endlich überwältigt, indem sie sich bis auf den letzten Augenblick wehrte. Das Fest, das der König am Tage vor unsrer Entweichung gab, beförderte mein Glück nicht wenig. Ich verdoppelte die Lebhaftigkeit meiner Anfälle auf ihr Herz; Tanz und Griechische Weine hatten ihr Blut erhitzt; eine gewisse Fröhlichkeit, der sie sich überliefs, machte sie sorglos und zuversichtlich; sie that, was sie noch nie gethan hatte, sie machte sich ein Spiel aus meiner Leidenschaft, und verwickelte sich unvermerkt immer stärker, je weniger sie Gefahr zu sehen schien. Endlich wirkte das Opiat, das ich zu gehöriger Zeit in ihren Wein hinein prakticiert hatte. Eine angenehme Mattigkeit überfiel ihre Sinne, ihre Augen funkelten lebhafter, aber ihre Knie erschlafften; sie schrieb es der Müdigkeit vom Tanze zu, und begab sich in ihr Schlafgemach. So bald ihre Jungfrauen sie zu Bette gebracht hatten, kamen sie in den Tanzsahl zurück, und ich schlich mich davon. Mabillje erschrak nicht wenig, da sie, schon halb eingeschlummert, mich vor ihrem Bette sah. Gleichwohl merkte ich, dafs ich nicht ganz unerwartet kam, und dafs ein anderer an meinem Platze klüger gethan hätte, etwas später zu kommen. Genug, die Delikatesse, womit ich, vermöge der Vortheile meines Geschlechts, meine vorgebliche Leidenschaft in diesen kritischen Augenblicken zu mäſsigen wuſste, ohne darum weniger zärtlich und feurig zu scheinen, gewann unvermerkt so viel über die gute Dame, daſs ich mich, wenn der Schlaftrunk nicht so wirksam gewesen wäre, in keiner geringen Verlegenheit befunden haben würde. Aber er überwältigte sie gar bald unter so zärtlichen Liebkosungen, daſs sie beym Erwachen sich vermuthlich für viel strafbarer halten wird als ich sie machen konnte; und dieses Kästchen von Ambra mit dem besten Theil ihres Geschmeides ist der Beweis, daſs ich meine Zeit nicht mit Betrachtung ihrer schlummernden Reitze verlor, wie vielleicht der weise Misfragmutosiris selbst an meinem Platze gethan haben möchte.

Spitzbübin, sagte Gablitone, indem er sie auf die Schulter klopfte: jedes von uns war auf seinem gehörigen Posten. Du hast deine Rolle wie eine Meisterin gespielt; und weniger konnt' ich auch nicht von dir erwarten, als ich dich beredete das Theater zu Alexandria zu verlassen, und mir den Plan ausführen zu helfen, der uns so glücklich gelungen ist. Wir haben nun genug, um künftig bloſs unsre eigenen Personen zu spielen. Morgen soll uns ein Fischerboot nach Kleinbritannien hinüber bringen, und von dort wird es uns nicht an Gelegenheit fehlen in unser Vaterland zurückzukehren. Inzwischen, schöne Kasilde, laſs uns dem guten Beyspiel unsers Esels folgen, der dort im Winkel eingeschlafen ist. Wir sind hier vor allen Nachsetzern sicher, und bedürfen der Ruhe.

Der königliche Esel war nichts weniger als eingeschlafen, wiewohl er sich so gestellt hatte. Der Verdruſs, sich so schändlich hintergangen zu sehen, ein Augen- und Ohrenzeuge der Ränke und des glücklichen Erfolges der Betrüger, und (was noch das ärgste war) aus einem König in einen Esel verwandelt zu seyn, seine Feinde vor Augen zu sehen und sich nicht an ihnen rächen zu können, ja in seiner Eselsgestalt noch sogar selbst ein Werkzeug ihres Glückes gewesen zu seyn, alles das schnürte ihm die Kehle so zusammen, daſs er kaum noch athmen konnte. Aber eine andre Scene, die in alle Leidenschaften, welche in seinem Busen kochten, noch das Furiengift des Neides goſs, setzte ihn auf einmahl in solche Wuth, daſs er nicht länger von seinen Bewegungen Meister war. Er sprang mit einem gräſslichen Geschrey von seinem Lager auf, und über die beiden Glücklichen her, die sich einer solchen Ungezogenheit zu ihrem Esel so wenig versehen hatten, daſs sie etliche tüchtige Hufschläge davon trugen ehe sie sich seiner erwehren konnten. Aber der Handel fiel doch zuletzt, wie natürlich, zum Nachtheil des unglücklichen Königs aus; denn der ergrimmte Adept fand bald einen Knüttel, womit er einen so dichten Hagel von Schlägen auf den Kopf und Rücken des langöhrigen Geschöpfes regnen lieſs, daſs es halb todt zu Boden fiel, und zuletzt, nachdem jener auf inständiges Bitten der mitleidigen Kasilde seiner Rache endlich Grenzen setzte, in einem höchst kläglichen Zustande zur Höhle hinaus geschleppt wurde.

Der arme Mark war nunmehr auf einen Grad von Elend gebracht, wo der Tod das einzige zu seyn scheint, was einem, der ein Mensch und ein König gewesen war, in einer solchen Lage noch zu wünschen übrig ist. Aber der mächtige Trieb der Selbsterhaltung ringt in jedem lebenden Wesen dem Tode bis zum letzten Hauch entgegen. Der gemiſshandelte Esel kroch so weit er konnte von der verhaſsten Höhle ins Gebüsche, und ein paar Stunden Ruhe, die freye Luft, und etwas frische Weide, die er auf einem offnen Platze des Waldes fand, brachten ihn so weit, daſs er mit Anbruch des Tages seine Beine wieder ziemlich munter heben konnte. Er lief den ganzen Tag in der Wildniſs herum, ohne einen andern Zweck, als sich von den Woh-

Es giebt Geschäfte — die auch der Groſs-Sultan,
Und gält' es sein Leben, nicht anders als Selbst verrichten kann.

32.

Dergleichen vor Damen zu thun, passiert für eine Sache
Die **Lanzelot Gobbo** an seinem Pudel sogar 5)
Unhöflich fand. Wo siehst du, daſs **ich** so etwas mache,
(Spricht Lanzelot Gobbo zu ihm) ich, der doch offenbar
Mehr als ein Pudel bin? — Kurz von der Sache zu kommen,
Der Ritter hatte sehr höflich auf einen Augenblick
Von seiner Gebieterin Urlaub genommen,
Und kehrte so eben, getrost und leichter, zurück:
Als ihm vermuthlich ein Sylfe, der für die Dame wachte,
Auf einmahl einen Strich durch seine Rechnung machte.

33.

Ich sage mit gutem Bedacht ein Sylfe; wiewohl er zuletzt
Ein *Deus ex machina* ist, so gut als irgend ein andrer

nungen der Menschen zu entfernen, in deren Dienstbarkeit zu gerathen er nun für das einzige Unglück hielt, das ihm noch begegnen konnte; denn von Wölfen und andern reiſsenden Thieren war das Land ziemlich gereinigt. So trabte er den ganzen Tag auf ungebahnten Pfaden daher, stillte seinen Hunger so gut er konnte, trank, wenn er Durst hatte, aus einer Quelle oder Pfütze, und schlief des Nachts in irgend einem dicken Gebüsche, wiewohl ihn die Erinnerung an seinen vorigen Zustand wenig schlafen lieſs. Das seltsamste bey dem allen war, daſs er die unselige Grille, die ihm so theuer zu stehen kam, das Verlangen nach dem Besitze des Steins der Weisen, auch in seinem Eselsstande nicht aus dem Kopfe bringen konnte. Den Tag über dachte er an nichts andres, und des Nachts träumte ihm von nichts anderm.

Der wohlthätige Genius, der den Entschluſs gefaſst hatte, ihn von dieser Thorheit zu heilen, machte sich diese Disposizion seines Gehirnes zu Nutze, und wirkte durch einen Traum, was vielleicht die Vorstellungen und Gründe aller Weisen des Erdbodens wachend nicht bey ihm bewirkt haben würden.

Ihm träumte, er sey noch König von Kornwall, wie ehemahls, und stehe voll Unmuth über einen miſslungenen Versuch an seinem chemischen Herde. Auf einmahl sah er den schönen Jüngling wieder vor sich stehen, von welchem er den purpurrothen Stein empfangen zu haben sich sehr wohl erinnerte. König Mark, sprach der Genius mit einer Stirne voll Ernstes zu ihm, ich sehe, daſs das Mittel, wodurch ich dich von deinem Wahnsinne zu heilen hoffte, nicht angeschlagen hat. Du verdienst, durch die Gewährung deiner Wünsche bestraft zu werden. Vergeblich würdest du bis ans Ende der Tage den Stein der Weisen suchen, denn es giebt keinen solchen Stein; aber nimm diese Lilie, und alles was du mit ihr berührst wird zu Golde werden. Mit diesen Worten reichte ihm der Jüngling die Lilie dar und verschwand.

König Mark stand einen Augenblick zweifelhaft, ob er dem Geschenke trauen sollte; aber seine Neugier und sein Durst nach Golde überwogen bald alle Bedenklichkeiten: er berührte einen Klumpen Bley, der vor ihm lag, mit der Lilie, und das Bley wurde zum feinsten Golde. Er wiederhohlte den Versuch an allem Bley und Kupfer, womit das Gewölbe angefüllt war, und immer mit dem nehmlichen Erfolge. Er berührte endlich einen groſsen Haufen Kohlen: auch dieser wurde in einen eben so groſsen Haufen Gold verwandelt. Die Wonnetrunkenheit des bethörten Königs war unaussprechlich. Er lieſs unverzüglich zwölf neue Münzhäuser errichten, wo man Tag und Nacht genug zu thun hatte, alles Gold, das er mit seiner Lilie machte, in Münzen aller Arten auszuprägen. Da in Träumen alles sehr schnell von Statten geht, so befanden sich in kurzem alle Gewölbe seiner Burg mit mehr barem Gelde angefüllt, als jemahls auf dem ganzen Erdboden im Umlauf gewesen ist. Nun, dachte Mark, ist die Welt mein. Er fragte sich selbst was ihn gelüstete, und sein Gold verschaffte es ihm, es mochte noch so kostbar oder ausschweifend seyn. Mit der Willkühr über eine unerschöpfliche Goldquelle zu gebieten, gerieth er sehr natürlicher Weise in den Wahn, daſs er alles vermöge: er wollte also auch seine Wünsche eben so schleunig ausgeführt wissen als sie in ihm entstanden, und was er gebot, sollte auf den Sturz da stehen. Seine Unterthanen zogen daher wenig Vortheil von dem unermeſslichen Aufwande, den er machte; denn er lieſs ihnen keine Zeit, weder die zu seinen Unternehmungen nöthigen Materialien herbey zu schaffen, noch sie zu verarbeiten. Zudem fehlte es auch in seinem Lande an Künstlern; und zu warten, bis er durch seine Unterstützung welche erzogen hätte, konnte ihm gar nicht einfallen. Wozu hätte er das auch nöthig gehabt? Es fanden sich Künstler und Arbeiter aus allen Enden der Welt bey ihm ein, und alle nur ersinnliche Produkte und Waaren wurden ihm aus Italien, Griechenland und Ägypten in unendlichem Überfluſs zugeführt. Er lieſs Berge abtragen, Thäler ausfüllen, Seen austrocknen, schiffbare Kanäle graben; er führte herrliche Paläste auf, legte zauberische Gärten an, erfüllte diese und jene mit allen Reichthümern der Natur, mit allen Wundern der Künste, und das alles, so zu sagen, wie man eine Hand umwendet. Die schönsten Weiber, die vollkommensten Virtuosen, die sinnreichsten Erfinder neuer Wollüste, alles was jede seiner Leidenschaften, Gelüste und Launen reitzen und befriedigen konnte, stand zu seinem Gebot. Er gab Turniere, Schauspiele und Gastmähler, wie man noch keine gesehen hatte, und verschwendete oft in einem Tage mehr Gold, als die reichsten Könige im ganzen Jahre einzunehmen hatten.

Bey allem diesem zog die ungeheure Menge Gold, die er auf einmahl in die Welt ergoſs, einige sehr beträchtliche Unbequemlichkeiten nach sich. Die erste war, daſs die Fremden, die aus allen Ländern der Welt herbey strömten, ihm ihre Waaren, ihre Köpfe, Hände oder Füſse anzubieten, so bald sie von der Unerschöpflichkeit seiner Goldquelle benachrichtigt waren, ihre Preise in kurzer Zeit erst um hundert, dann um tausend, zuletzt um zehn tausend pro Cent steigerten. Alle

Produkte des Kunstfleiſses wurden so theuer, das Gold hingegen wegen seines Überflusses so wohlfeil, daſs es endlich ganz unfähig ward, als ein Zeichen des Werthes der Dinge im Handel und Wandel gebraucht zu werden. Aber bevor es so weit kam, zeigte sich eine noch weit schlimmere Folge der magischen Lilie, die in den Händen des Königs die Stelle des Steins der Weisen vertrat. Denn während seine grenzenlose Hoffart, Üppigkeit und Verschwendung die halbe Welt mit Gold überschwemmte, verhungerte der gröſste Theil seiner eigenen Unterthanen, weil ihnen beynahe alle Gelegenheit etwas zu verdienen abgeschnitten war. Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder; denn wer hätte sich im Lande noch damit abgeben sollen, da man alle Nothwendigkeiten und Überflüssigkeiten des Lebens in allen Häfen des Königreiches zu allen Zeiten in gröſsrer Güte und Vollkommenheit haben konnte, und da überdieſs alle hübschen jungen Leute vom Lande nur nach der Hauptstadt zu gehen brauchten, um tausend Gelegenheiten zu finden, durch Müſsiggehen dort ein ganz anderes Glück zu machen, als sie an ihrem Orte durch Arbeit und Wirthschaft zu machen hoffen konnten?

König Mark, so bald er von der Noth des Volkes Bericht erhielt, glaubte ein unfehlbares Mittel dagegen zu besitzen, und säumte nicht, in allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes so viel Gold austheilen zu lassen, daſs sich der ärmste Tagelöhner auf einmahl reicher sah, als es vormahls sein Edelmann gewesen war. Mark glaubte dadurch dem Übel abgeholfen zu haben: aber er hatte aus übel ärger gemacht. Denn nun hörte vollends aller Fleiſs und alle häusliche Tugend auf: jedermann wollte sich nur gute Tage machen, und in kurzem waren alle diese Reichthümer, die so wenig gekostet hatten, in Saus und Braus und unter den zügellosesten Ausschweifungen durchgebracht. Der König konnte nicht Gold genug machen; und, wie es endlich seinen Werth gänzlich verlor, so stellte sich wieder der vorige Mangel ein, der aber nun durch die Erinnerung der goldnen Tage des Wohllebens desto unerträglicher fiel, und unter einem Volke, das alles sittliche Gefühl und alle Scheu vor den Gesetzen verloren hatte, ein allgemeines Signal zu Raub, Mord und Aufruhr wurde. Der König, der sich und sein Volk vor lauter Reichthum in Bettler verwandelt sah, wuſste sich nicht zu helfen: aber er hatte noch nicht alle Früchte seines wahnsinnigen Wunsches gekostet. Sie blieben nicht lange aus. Sein von allen Arten der Schwelgerey erschöpfter und zerrütteter Körper erlag endlich den übermäſsigen Anstrengungen der Lüste; sein Magen hörte auf zu verdauen, seine Kräfte waren dahin, seine abgenützten Sinne taub für jeden Reitz des Vergnügens; scheuſsliche Krankheiten, von den empfindlichsten Schmerzen begleitet, rächeten die gemiſsbrauchte Natur, und lieſsen ihn in den besten Jahren seines Lebens alle Qualen einer langsamen Vernichtung fühlen.

In diesem Zustande merkte König Mark, daſs es noch ein elenderes Geschöpf gebe als einen halb todt geprügelten Esel, und daſs dieses elendeste aller Geschöpfe ein König sey, dem irgend ein feindseliger Dämon die Gabe Gold zu machen gegeben, und der unsinnig genug habe seyn können, ein so verderbliches Geschenk anzunehmen. Aber wie unbeschreiblich war dafür auch seine Freude, da er mitten in diesem peinvollen Zustand erwachte, und im nehmlichen Augenblicke fühlte, daſs alles nur ein Traum, und er selbst glückliher Weise der nehmliche Esel sey, wie zuvor! Er stellte jetzt, in der lebhaften Spannung, die dieser Traum seinem Gehirne gegeben hatte, Betrachtungen an, wie sie vermuthlich noch kein Geschöpf seiner Gattung vor ihm angestellt hat; und das Resultat davon war, daſs er aus voller Überzeugung bey sich selbst festsetzte, lieber ewig ein Esel zu bleiben, als ein König ohne Kopf und ein Mensch ohne Herz zu seyn.

Während der Nutzanwendung, welche der königliche Esel aus seinem Traume zog, war der Morgen angebrochen; und wie er sich aufmachte, um die Gegend, in die er gerathen war, ein wenig auszukundschaften, ward er am Fuſs eines mit Tannen und Kiefern bewachsenen Felsens eine Art von Einsiedeley gewahr, um welche einige Ziegen herum kletterten, und hier und da, wo sich zwischen den Spalten oder auf den flächern Theilen des Felsens etwas Erde angesetzt hatte, ihre Nahrung suchten. Vor der Einsiedeley zog sich ein schmaler sanft an den Felsen angelegter Hügel hin, wovon der Fleiſs des Menschen, der auch die wildeste Gegend zu bezähmen weiſs, einen Theil zu einem Küchengarten angebaut, und den andern mit allerley Arten von Obstbäumen bepflanzt hatte, die unter dem Schirme der benachbarten Berge sehr wohl zu gedeihen schienen, und das romantische Ansehen dieser Wildniſs vermehrten. Indem der gute Mark ziemlich nahe, aber von einem dünnen Gesträuche bedeckt, alles dieſs mit einigem Vergnügen betrachtete, sah er eine Magd mit einem groſsen Krug auf dem Kopf aus der Hütte hervor gehen, um an einer Quelle, welche funfzig Schritte davon aus dem Felsen hervor sprudelte, Wasser zu hohlen. Sie schien eine Person von vier und zwanzig Jahren zu seyn, wohl gebildet, schlank, etwas bräunlich, aber dem Ansehen nach von blühender Gesundheit und munterm gutlaunigem

Wesen, wie Mark, der jetzt seine Menschheit wieder fühlte, aus ihrem leichten Gange und einem Liedchen, das sie vor sich her trallerte, zu erkennen glaubte. Sie ging in einem leichten aber reinlichen bäurischen Anzuge daher, ohne Halstuch, die Haare in einen Wulst zusammen gebunden, und, indem sie sich im Vorbeygehen bückte, um eine frisch aufgeblühte Rose zu brechen und vorzustecken, hatte er einen Augenblick Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die den Hofbusen, an die er gewöhnt war, wenig schmeichelte. Das Wenige, was ihn ein nicht allzu langer Rock von ihrem Fuſse sehen lieſs, bestärkte ihn vollends in der günstigen Meinung, die er nach diesem Muster von den Töchtern der kunstlosen Natur zu fassen anfing. Aber mit allen diesen Bemerkungen ward auch der Verdruſs über seine gegenwärtige Gestalt wieder so lebhaft, daſs er Kopf und Ohren voll Verzweiflung sinken lieſs, und (was noch nie ein Esel gethan hat noch jemahls thun wird) mit dem Gedanken umging, sich von einem der benachbarten Felsen in die Schlucht herab zu stürzen. Er entfernte sich mit einem schweren Seufzer von dem Orte, wo er ein so schmerzliches Gefühl seiner zur Hälfte verlornen Menschheit bekommen hatte, und war im Begriff den Gedanken der Verzweiflung auszuführen, als ihm unversehens eine aus dem Gras empor prangende Lilie in die Augen fiel. Ihn schauderte vor ihrem Anblick; aber zu gleicher Zeit wandelte ihn eine so starke Begierde an, diese Lilie aufzuessen, daſs er sich dessen nicht enthalten konnte. Kaum hatte er sie mit Blume und Stängel hinab geschlungen, o Wunder! so verschwand seine verhaſste Eselsgestalt, und er fand sich in einen wohl gewachsnen, nervigen, von Kraft und Gesundheit strotzenden Bauerkerl von dreyſsig Jahren verwandelt, der (auſser dem was in der menschlichen Bildung allen gemein ist) mit dem, was er sich erinnerte vor seiner ersten Verwandlung gewesen zu seyn, wenig ähnliches hatte. Das sonderbarste dabey war, daſs er mit dem völligsten Bewuſstseyn, noch vor wenig Tagen Mark, König von Kornwall, gewesen zu seyn, und mit deutlicher Erinnerung aller Thorheiten, die er in dieser Periode seines Lebens begangen, eine ganz andere Vorstellungsart in seinem Gehirn eingerichtet fand, eine ganz andre Art von Herz in seinem Busen schlagen fühlte, und an Leib und Seele bey diesem Tausche stark gewonnen zu haben glaubte.

Man kann sich einbilden, wie groſs seine Freude über eine so unverhoffte Veränderung war. Er dachte mit Schaudern daran, was sein Schicksal hätte seyn können, wenn er wieder König Mark geworden wäre; und so

Den Vater Homer in Bewegung geſetzt:
Denn daſs (wie hier) ergriffen von Nacht und Wetter, ein Wandrer
Sein Pferd an einen Baum vor einer Höhle bindt,
Das Pferd sich los reiſst, das Freye gewinnt,
Er nachläuft, jenes durchaus sich nicht will halten lassen,
Er, da er's beym fliegenden Zügel zu fassen
Vergebens getrachtet, ihm auf den Rücken voltischiert,
Und Reiter und Roſs zuletzt den Weg verliert:

34.

Sind Dinge, die ohne Sylfen sich schon sehr oft begaben;
Nichts kann natürlicher seyn. Allein, wenn alles das
Als wie gerufen kommt, just wenn wir's nöthig haben,
Um eine Jungferschaft, ein Leben, oder so was
Zu retten, — dieſs, liebe Parnassische Brüder,
Ist unsern Statuten in jedem Falle zuwider,
Wo nicht (wie unserm Lykurgus beliebt)
Ein *dignus vindice nodus* dem Wunder Ansehn giebt: 6)
Nur in der äuſsersten Noth darf sich ein Dichter erlauben
Durch solche heroische Mittel den Helden heraus zu schrauben.

lebhaft war der Eindruck, den er von seinem Traume noch in seiner Seele fand, daſs ihn däuchte, wenn er wählen müſste, er wollte lieber wieder zum Esel als zum König Mark von Kornwall werden.

Unter diesen Gedanken befand er sich unvermerkt wieder vor der Hütte, aus welcher er die Frauensperson mit dem Krug auf dem Kopfe hatte hervor gehen sehen. Ihm war als ob ihn eine unsichtbare Gewalt nach der Hütte hinzöge. Er ging hinein, und fand einen steinalten Mann mit einem eisgrauen Bart in einem Lehnstuhle, und gegenüber ein zusammen geschrumpftes Mütterchen an einem Spinnrocken sitzen. Beym Anblick des eisgrauen Bartes wandelte ihn eine Erinnerung an, die ihn einen Schritt zurück warf: aber alles übrige in dem Gesichte des alten Mannes paſste so gut zu diesem ehrwürdigen Barte, und flöſste zugleich so viel Ehrfurcht und Liebe ein, daſs er sich augenblicklich wieder faſste, und die ehrwürdigen Bewohner dieser einsamen Hütte um Vergebung bat, daſs er ohne Erlaubniſs sich bey ihnen eingedrungen habe. Ich irre, sprach er, durch einen Zufall, der mich aus meinem Wege warf, schon zwey Tage in dieser wilden Gegend herum, und meine Freude, endlich eine Spur von Menschen darin anzutreffen, war so groſs, daſs es mir unmöglich gewesen wäre vorbey zu gehen, ohne die Bewohner dieser Hütte zu grüſsen, wenn mich auch kein anderes Bedürfniſs dazu getrieben hätte. Die beiden alten Leutchen hieſsen ihn freundlich willkommen, und da die Magd inzwischen ihr Frühstück herein gebracht hatte, nöthigten sie ihn sich zu ihnen zu setzen und mitzuessen. In kurzem wurden sie so gute Freunde, daſs Mark, der sich den Nahmen Sylvester gab, sich aufgemuntert fühlte, ihnen seine Dienste anzubieten. Ich bin, sprach er, ein rüstiger junger Mann, wie ihr seht; ihr seyd alt, und die junge Frauensperson hier mag doch wohl einen Gehülfen zu Beschickung dessen, was das Haus erfordert, nöthig haben, wiewohl sie flink und von gutem Willen scheint. Ich habe Lust und Kräfte zum Arbeiten: wenn ihr mich annehmen wollt, so will ich alle Arbeit, die einen männlichen Arm erfordert, übernehmen, und euch in Ehren halten wie meine leiblichen Ältern.

Die Magd, die inzwischen ab- und zugegangen war, und den Fremden seitwärts, wenn sie nicht bemerkt zu werden glaubte, mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, erröthete bey dieser Erklärung, schien aber vergnügt darüber zu seyn, wiewohl sie that als ob sie nicht zugehört hätte, und ungesäumt wieder an ihre Arbeit ging.

Die Alten nahmen das Erbieten des jungen Mannes mit Vergnügen an, und **Sylvester**, der unter einer Schuppe neben der Wohnung das nöthige Feld- und Gartengeräthe fand, installierte sich noch an demselben Tage in seinem neuen Amte, indem er rings um die Wohnung alle noch unbepflanzten Plätze auszustocken und umzugraben anfing, um sie theils zu Kohl- und Rübenland, theils zum Anbau des nöthigen Getreides zuzurichten. Diese Arbeit beschäftigte ihn mehrere Wochen; und wie er damit fertig war, fing er an einen Keller in den Felsen zu hauen, und brachte alle Zeit damit zu, die ihm die Garten- und Feldarbeit übrig liefs. Das alte Paar gewann ihn so lieb, als ob er ihr leiblicher Sohn gewesen wäre, und er fühlte sich alle Tage glücklicher bey einer Lebensart, die ihm so leicht und bekannt vorkam, als ob er dazu geboren und erzogen gewesen wäre. Nie hatte ihm als König Essen und Trinken so gut geschmeckt, denn ihn hatte nie gehungert noch gedürstet; nie hatte er so wohl geschlafen, denn er hatte sich nie müde gearbeitet, noch sich mit so ruhigem Herzen niedergelegt; nie war er zu den Lustbarkeiten des Tages so fröhlich aufgestanden, als jetzt zu mühsamer Arbeit; nie hatte er das angenehme Gefühl nützlich zu seyn gekannt: kurz, nie hatte er solche Freude an seinem Daseyn, solche Ruhe in seinem

Gemüth, und so viel Wohlwollen und Theilnehmung an den Menschen, mit denen er lebte, empfunden; denn nun war er selbst ein Mensch, und nichts als ein Mensch; und wie hätte er das seyn können, als er König, und, was noch ärger ist, ein thörichter und lasterhafter König war?

Mittlerweile hatten Sylvester und die junge Frauensperson, die sich Rosine nannte, täglich so manche Gelegenheit sich zu sehen, daſs es in ihrer Lage ein gewaltiger Bruch in die Naturgesetze gewesen wäre, wenn die Sympathie, welche sich schon in der ersten Stunde bey ihnen zu regen anfing, nicht zu einer gegenseitigen Freundschaft hätte werden sollen, die in kurzem alle Kennzeichen der Liebe hatte, und, ungeachtet sie einander noch kein Wort davon gesagt, sich auf so vielfältige Art verrieth, daſs das Einverständniſs ihrer Herzen und Sinne keinem von beiden ein Geheimniſs war. Endlich kam es an einem schönen Sommerabend zur Sprache, da sie im Walde, Er, bey der Beschäftigung dürres Reisholz zusammen zu binden, Sie, indem sie junges Laub für ihre Ziegen abstreifte, wie von ungefähr zusammen kamen. Anfangs war der Kreis, innerhalb dessen sie in der Entfernung eines ganzen Durchmessers arbeiteten, ziemlich groſs; aber er wurde unvermerkt immer kleiner und kleiner; und so geschah es zuletzt, daſs sie, ohne daſs es eben ihre Absicht zu seyn schien, sich nahe genug beysammen fanden, um während der Arbeit ein freundliches Wort zusammen zu schwatzen. Die Wärme des Tages und die Bewegung hatte Rosinens bräunlichen Wangen eine so lebhafte Röthe, und ich weiſs nicht was andres, das ihren Busen aus seinen Windeln zu drängen schien, ihren Augen einen so lieblichen Glanz gegeben, daſs Sylvester sich nicht erwehren konnte, vor ihr stehen zu bleiben, und sie mit einer Sehnsucht zu betrachten, die den beredtesten Liebesantrag werth war. Rosine war vier und zwanzig Jahr alt und eine unverfälschte Tochter der Natur. Sie stellte sich nicht, als ob sie nicht merke was in ihm vorging, noch fiel es ihr ein, ihm verbergen zu wollen, daſs sie eben so gerührt war wie er. Sie sah ihm freundlich ins Gesicht, erröthete, schlug die Augen nieder und seufzte. Liebe Rosine! sagte Sylvester, indem er sie bey der Hand nahm, und konnte kein Wort weiter heraus bringen, so voll war ihm das Herz.

Ich merke schon lange, sagte Rosine, nach einer ziemlichen Pause, mit leiserer Stimme, daſs du — mir gut bist, Sylvester.

Daſs ich dir gut bin, Rosine? Was in der Welt wollt' ich nicht für dich thun und für dich leiden, um dir zu zeigen wie gut ich dir bin! — rief Sylvester, und drückte ihr die Hand stark genug an sein Herz, daſs sie sein Schlagen fühlen konnte.

So ist mirs auch, versetzte Rosine, aber —

„Aber was? Warum dieſs Aber, wenn ich dir nicht zuwider bin, wie du sagst?“

Ich weiſs nicht was ich dir antworten soll, Sylvester: ich bin dir herzlich gut; ich wollte lieber dein seyn als die vornehmste Frau in der Welt heiſsen — aber — mir ist es werde nicht angehen können.

„Und warum sollte es nicht angehen können, da wir uns beide gut sind?“

Weil es — eine gar besondere Sache mit mir ist, sagte Rosine stockend.

„Wie so, Rosine?“ fragte Sylvester, indem er ihre Hand erschrocken fahren lieſs.

Du wirst mirs nicht glauben, wenn ich dirs sage.

„Ich will dir alles glauben, liebe Rosine, rede nur!“

Ich bin nur zwey Tage, eh' ich dich zum ersten Mahle sah, eine — rosenfarbne Ziege gewesen.

„Eine rosenfarbne Ziege? — Doch, wenns nichts weiter ist als dieſs, so haben wir einander nichts vorzuwerfen, liebes Mädchen; denn um eben dieselbe Zeit war ich, mit Respekt, ein Esel.“

Ein Esel? rief Rosine eben so erstaunt wie er; das ist sonderbar! Aber wie ging es zu, daſs du es wurdest, und daſs du nun wieder Mensch bist?

„Mir erschien in einem Augenblicke, da ich mir aus Verzweiflung das Leben nehmen wollte, ein wunderschöner Jüngling mit einer Lilie in der Hand, gab mir einen Stein mit welchem ich mich bestreichen sollte, und sagte mir, dieſs würde mich glücklich machen. Ich bestrich mich mit dem Stein, und wurde zum Esel.“

Erstaunlich! sprach Rosine. Mir erschien, da ich mir eben vor Herzeleid alle Haare aus dem Kopfe raufen wollte, eine wunderschöne Dame mit einer Rosenkrone auf der Stirne. Sie gab mir eine von diesen Rosen. Stecke sie vor den Busen, sagte sie, so wirst du glücklicher werden als du jemahls gewesen bist. Ich gehorchte ihr, und wurde stracks in eine rosenfarbne Ziege verwandelt.

„Wunderbar! Aber wie kam es daſs du wieder Rosine wurdest?“

Ich irrte beynahe einen ganzen Tag in Wäldern und Gebirgen herum, bis ich von ungefähr in diese Wildniſs und an die Hütte der beiden Alten kam. Nicht weit davon, am Fuſssteige der nach der Quelle führt, erblickte ich einen groſsen Rosenbusch. Da wandelte mich eine unwiderstehliche Begierde an von diesen Rosen zu essen; und kaum hatte ich das erste Blatt hinab geschluckt, so war ich wie du mich hier siehest, aber nicht was ich zuvor gewesen war.

Mit mir gings gerade eben so, erwiederte Sylvester. Ich fand eine Lilie dort im Walde; mich kam eine unwiderstehliche Begierde an sie zu verschlingen; und da ward ich was du siehest, und was ich vorher nicht gewesen war. Es ist eine wunderbare Ähnlichkeit in unsrer Geschichte, liebe Rosine. Aber was warst du denn vorher ehe du in eine Ziege verwandelt wurdest?

„Die unglücklichste Person von der Welt. Ein Betrüger, der sich durch die feinste Verstellung in meine Gunst eingeschlichen hatte, fand, ich weiſs nicht wie, ein Mittel, sich in mein Schlafzimmer zu schleichen, und machte sich mit allen meinen Juwelen aus dem Staube."

Immer wunderbarer! rief Sylvester. Ein andrer Betrüger spielte ungefähr die nehmliche Geschichte mit mir. Er machte mir weiſs, er besitze ein Geheimniſs, mich zum reichsten Mann in der Welt zu machen; aber es war ein Mittel, mich um den Werth einiger Tonnen Goldes zu prellen und damit unsichtbar zu werden. Aber diesemnach müssen wir, wie es scheint, alle beide sehr vornehme Leute gewesen seyn?

„Du magst mirs glauben oder nicht, aber ich war wirklich eine Königin.“

Desto besser, liebste Rosine! rief Sylvester, so kannst du mich ohne Bedenken heirathen: denn ich selbst war auch nichts geringers als ein König.

„Seltsam genug, wenn es dein Ernst ist! — Aber —“

Wie, Rosine? schon wieder ein Aber, da ichs mir am wenigsten versehen hätte?

„Du kannst mich nicht heirathen, denn mein Gemahl ist noch am Leben.“

Die Wahrheit zu sagen, ich fürchte dieſs ist auch bey mir der Fall.

„Du liebtest also deine Gemahlin nicht?“

Sie war eine ganz hübsche Frau, wiewohl bey weitem nicht so hübsch wie du. Aber, was willst du? ich war ein König, und in der That keiner von den besten. Ich liebte die Veränderung; meine Gemahlin war mir zu einförmig, zu zärtlich, zu tugendhaft, und zu eifersüchtig. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr sie mir mit allen diesen Eigenschaften zur Last war.

„So warst du ja um kein Haar besser als der König, dessen Gemahlin ich war, als ich noch die Königin Mabillje hieſs.“

Wie, Rosine? dein Gemahl war der König Mark von Kornwall?

„Nicht anders.“

Und der schöne junge Ritter, der sich in dein Schlafzimmer schlich und dir deine Juwelen stahl, nannte sich Floribell von Nikomedien?

Himmel! rief Rosine bestürzt, wie kannst du das alles wissen, wenn du nicht —

Mein Mann selber bist? fiel ihr Sylvester ins Wort, indem er ihr zugleich um den Hals fiel. Das bin ich, liebste Rosine, oder Mabillje, wenn du dich lieber so nennen hörst; und wenn du mir als Sylvester nur halb so gut seyn kannst wie ich dir als Rosine bin, so haben der Jüngling mit dem Lilienstängel und die Dame mit der Rosenkrone ihr Wort treulich gehalten.

„O wie gern wollt' ich nichts als Rosine für dich seyn! Aber, armer Sylvester! sprach sie weinend, indem sie sich aus seinen Armen wand, ich fürchte ich bin deiner nicht mehr werth. Zwar mit meinem Willen geschah es nicht; aber der Bösewicht muſs Zauberey gebraucht haben. Denn es überfiel mich ein übernatürlicher Schlaf, leider! gerade da ich aller meiner Kräfte am nöthigsten hatte, um mich von ihm los zu machen; und was kann ich besorgen, als daſs er sich —"

Über diesen Punkt kannst du ruhig seyn, sagte Sylvester lachend; dein Bösewicht war ein verkleidetes Mädchen, eine Tänzerin von Alexandrien, die sich mit dem Goldmacher

55.

Wie sehr der Kredit der Wunder in unsern Tagen fällt,
So ist doch, um Dindonetten, das beste Mädchen der Welt,
Zu retten, und rein von aller Makel
Einst unter die Haube zu bringen, beym Kastor! kein Mirakel
Wozu der Dichter sich nicht verpflichtet hält:
Und wahrlich, seit Pope in seiner geraubten Locke 7)
Bey seiner Heldin Unterrocke
Nicht minder als funfzig Sylfen auf Einmahl angestellt;
Ist Einer wohl nicht zu viel, um den von Dindonetten
Vor Karamells Platonismus — in einer Höhle zu retten.

Misfragmutosiris heimlich verbunden hatte, uns in Gesellschaft zu bestehlen. Ein glücklicher Zufall brachte mich, da ich noch ein Esel war, in die Höhle, wohin sie sich mit ihrer Beute flüchteten, und ich hörte alles aus ihrem eigenen Munde.

Wenn diefs ist, sprach Rosine, indem sie sich in seine Arme warf, so bin ich das glücklichste Geschöpf, so lange du Sylvester bleibst —

Und ich der glücklichste aller Männer, wenn du nie aufhörst Rosine zu seyn.

Seyd ihr das? hörten sie zwey bekannte Stimmen sagen; und als sie sich umsahen, wie erschraken sie, den Greis mit dem eisgrauen Bart und das gute alte Mütterchen vor sich zu sehen!

Sylvester wollte eben eine Entschuldigung vorbringen: aber bevor er noch zu Worte kommen konnte, verwandelte sich der Greis in den Jüngling mit dem Lilienstängel und das Mütterchen in die Dame mit der Rosenkrone. Ihr sehet, sprach der schöne Jüngling, diejenigen wieder, die es auf sich nahmen, euch glücklich zu machen, als ihr euch für die unglücklichsten aller Wesen hieltet, und ihr seht uns zum letzten Mahle. Noch steht es in eurer Willkühr, ob ihr wieder werden wollt was ihr vor eurer Verwandlung waret, oder ob ihr Sylvester und Rosine bleiben wollt. Wählet!

Laſst uns bleiben was wir sind, riefen sie aus Einem Munde, indem sie sich den himmlischen Wesen zu Füſsen warfen: der Himmel bewahre uns einen andern Wunsch zu haben!

So haben Wir unser Wort gehalten, sprach die Dame, und Ihr habt in dieser Wildniſs den Stein der Weisen gefunden!

Mit diesen Worten verschwanden die beiden Geister, und Sylvester und Rosine eilten beym lieblichen Scheine des Mondes Arm in Arm nach ihrer Hütte zurück.

DIE SALAMANDRIN

UND

DIE BILDSÄULE.

Eine Erzählung.

Als Gegenſtück der Vorgehenden. 1787.

Es war an einem ſchwülen Sommertage, da die Sonne ſich bereits zu neigen anfing, als ein plötzlich einbrechendes Ungewitter einen wandernden Fremdling, deſſen äuſserliches Anſehen eher Dürftigkeit als Wohlſtand ankündigte, in einer ziemlich wilden und ihm gänzlich unbekannten Gegend überfiel, und ihn nöthigte ſich nach irgend einem Orte umzuſehen, wo er Schirm gegen den daher brauſenden Sturm finden könnte. Die natürliche Dunkelheit eines finſtern Tannenwaldes, durch die Schwärze der Gewitterwolken, womit der ganze Horizont umzogen war, verdoppelt, hüllte ihn auf einmahl in eine so grauenvolle Nacht ein, daſs er ohne das blendende Licht der Blitze nicht zwanzig Schritte vor sich hätte sehen können. Glücklicher Weise entdeckte er bey dieser furchtbaren Art von Beleuchtung einen alten halb verfallnen Thurm, der auf einer kleinen Anhöhe aus wildem Buschwerk hervorragte, und ihm, wenn er ihn erreichen könnte, eine erwünschte Zuflucht anzubieten schien.

Bey diesem Anblick fiel ein Strahl von Freude in die Seele des Wanderers; eine Freude, die sich in Entzücken verwandelte, da ein neuer sehr heller Strahl ihn wahrnehmen lieſs, daſs unter den zerfallenen Zinnen dieses Thurms noch drey ganz unbeschädigt waren.

Endlich, rief er, hab' ich gefunden, was ich schon so lange vergebens suche; denn es ist unmöglich, daſs mich Kalasiris betrügen könnte. Ganz gewiſs ist dieſs der Thurm, wo ich das Ziel meiner Wünsche finden soll.

Indem erblickte er einen schmalen Fuſspfad, der sich durch das Gebüsche zu dem Thurm hinauf zu winden schien. Eine gute Vorbedeutung! dacht' er; und wirklich führte ihn dieser Pfad einen so kurzen Weg, daſs er in wenigen Minuten bey dem Thurm anlangte, dem einzigen Überbleibsel eines dem

Ansehen nach uralten zerstörten Schlosses, dessen majestätische Ruinen, mit Buschwerk und Farnkraut durchwachsen, in wilden seltsamen Gestalten umher lagen.

Der Fremdling, dem der einfallende Platzregen keine Zeit lieſs diese rauhen Schönheiten zu betrachten, eilte was er konnte das Innere des Thurms zu gewinnen, dessen Eingang offen stand; und er befand sich nun in einer groſsen gewölbten Halle, die durch den Eingang und von oben herab durch eine schmale Öffnung in der dicken Mauer nur gerade so viel Licht empfing, daſs er eine Wendeltreppe gewahr werden konnte, die in den obern Theil des Gebäudes führte. Ungeachtet des freudigen Ausgangs, den sich seine Seele weissagte, überfiel ihn eine Art von Grauen, und das Herz klopfte ihm, wie einem der zwischen Furcht und Hoffnung der Entscheidung seines Schicksals entgegen geht, indem er, mit beiden Händen um sich tappend, die finstre Treppe hinauf stieg. Er fand, daſs sie ohne Stufen sich in ziemlich sanfter Erhebung dreymahl um den Thurm herum wand, bis sie ihn zu einem kleinen Vorsahl führte, der so schwach beleuchtet war, daſs er nichts darin erkennen konnte, als eine steinerne Bank an der einen Seitenwand, und den schmalen Eingang in ein anderes Gemach, aus welchem das wenige

Licht hervor brach, das in dem kleinen Sahle dämmerte. Er blickte durch diesen Eingang hinein, und was er auf den ersten Blick entdeckte, gab seiner Erwartung auf einmahl eine solche Gewiſsheit, daſs er zurück bebte, und, um einen ruhigern Schlag seines Herzens abzuwarten, sich auf die mit Natten belegte Bank im Vorsahl niedersetzte. Er betrachtete seinen Aufzug, und schämte sich zum ersten Mahl der armseligen Figur, die er darin machte. In der That sah er keiner Person gleich, die zum Eintritt in ein so prächtiges Gemach berechtigt war. Ein brauner Leibrock von grober Leinwand, der ihm bis an die Knöchel reichte, und ein sehr abgetragener, an den Enden zerrissener Mantel von blauem Tuche, mit einem ledernen Gürtel um den Leib, machte seine ganze Kleidung aus. Er trug eine Art von Halbstiefeln, denen man es nur zu sehr ansah, daſs sie durch lange Dienste mitgenommen waren; und den Kopf hatte er in einer groſsen Mütze von braunem Tuche stecken, die von seinem schwarzbraunen, runzligen und abgezehrten Gesichte nur so viel sehen lieſs, als nöthig war, seinen Anblick widerlicher zu machen. Dieſs alles, mit einem auf die Brust herab hangenden rothen Bart, machte ein Ganzes aus, das jedermann beym ersten Anblick für — einen Bettler halten muſste, und war nicht sehr geschickt weder das Auge noch das Herz für ihn einzunehmen. Indessen, da er mit dieser nehmlichen Figur schon über ein ganzes Jahr durch die Welt gekommen war, raffte er sich zusammen, und entschloſs sich es darauf ankommen zu lassen, wie er in dem schimmernden Zimmer würde aufgenommen werden.

Er ging hinein, und es däuchte ihn, er trete in das Schlafgemach einer Göttin. Der Fuſsboden war mit einer Decke von goldnem Stoffe belegt; die Wände mit blaſsgrünen atlaſsnen Tapeten beschlagen, und ringsum mit Kränzen von vergoldetem Schnitzwerk eingefaſst, woran groſse Ketten von frischen natürlichen Blumen herab hingen. Mit eben dergleichen waren auch die rosenfarbnen Vorhänge eines prächtigen zeltförmigen Ruhebettes aufgebunden, welches nebst einigen an den Wänden aufgeschichteten Polstern von blaſsgelbem Atlaſs, mit Silber durchwirkt, alle Geräthschaft in diesem Zimmer ausmachte. Das Ganze empfing durch die bunt bemahlten Glasscheiben eines einzigen groſsen eyrunden Fensters eine Art von gebrochnem Lichte, das die angenehmste Wirkung that, und diesen Ort zum unbelauschten Genuſs eines geheimniſsvollen Glückes zu bestimmen schien.

So unerwartet alles dieſs unserm Wanderer in dem halb verfallnen Thurm eines alten zertrümmerten Schlosses war, so war ihm doch noch unerwarteter, daſs er, anstatt dessen was er hier zu finden hoffte, einen jungen Menschen auf dem Ruhebette liegen sah, der bey seiner Annäherung sich aufrichtete, und einen finstern aber ruhigen Blick auf ihn warf, ohne das mindeste Zeichen von Furcht oder Verlegenheit über die plötzliche Erscheinung einer Gestalt von so schlimmer Vorbedeutung von sich zu geben.

Der Jüngling war in einen abgenutzten Mantel von Scharlach gehüllt; seine Haare (die schönsten gelben Haare die man sehen konnte) hingen nachlässig in langen natürlichen Locken um seine Schultern; seine Augen lagen tief im Kopfe, seine Gesichtsfarbe war blaſs und kränklich, und über sein ganzes Wesen war ein Ausdruck von Schwermuth ausgegossen, der den Resten einer welkenden, aber noch immer seltnen Schönheit etwas unwiderstehlich rührendes gab.

Der Fremde fühlte sich beym ersten Blick so stark zu dem liebenswürdigen Unbekannten hingezogen und mit so viel Theilnehmung für ihn erfüllt, daſs er verlegen war, Worte für das zu finden, was er ihm auf einmahl hätte sagen mögen. Er fing an eine Entschuldigung hervor zu stottern, die ihn der Jüngling nicht zu Ende bringen lieſs. Du scheinst, sagte er, nach deinem Ansehen zu urtheilen, dem Glücke wenig schuldig zu seyn. Wenn du unglücklich bist, so bist du mein Bruder, und mir willkommen, wer du auch seyn magst.

Ich bin ein Fremdling, antwortete der Wanderer; ein Ungewitter, das mich in diesem Walde überfiel, trieb mich hierher. Ich erblickte, indem ich nach einem Schirmort mich umsah, diesen Thurm; und das Wunderbarste ist, daſs es gerade der war; den ich schon seit fünf bis sechs Monaten in diesem Lande suche.

Bey diesen Worten richtete der schöne Jüngling sich noch mehr in die Höhe, um den Fremden mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu betrachten. Wie abschreckend auch das Äuſserliche desselben war, so glaubte er doch den Klang seiner Stimme im Innersten seines Herzens wiederhallen zu hören; und bloſs um dieses Klanges willen, der auf einmahl die süſsesten und schmerzlichsten Erinnerungen in ihm rege machte, fühlte er sein Herz gegen den Unbekannten aufgehen, der ihm, ohne daſs er sich sagen konnte warum, ganz etwas andres zu seyn schien, als seine Auſsenseite zu erkennen gab. Kurz, sie wurden in wenig Minuten so gute Freunde, als ob sie sich schon eben so viele Jahre gekannt hätten. Der schöne Jüngling hieſs den Alten neben sich auf das Ruhebette sitzen, und stand auf, um aus einem verborgenen Schrank in der Mauer einige Früchte, etwas Brot und eine Flasche Cyprischen Wein zu hohlen. Diese Flasche, sprach er, steht schon einige Tage unerbrochen hier; ich kann sie nicht besser anwenden als dich damit zu erfrischen. Du scheinst dessen zu bedürfen, Freund; ich nähre mich seit mehr als einem Monat von bloſsem Brot und Wasser.

Der Alte dankte ihm mit einem Blick der zärtlichsten Theilnehmung für seine Güte: und, um dir wenigstens meinen Willen, dankbar zu seyn, zu beweisen, sprach er, will ich damit anfangen, mich dir in meiner eigenen Gestalt zu zeigen. Mit diesen Worten lösete er eine unter seinem Bart verborgene Schnur auf, nahm seine Mütze und sein schwarzbraunes runzliges Mumiengesicht mit dem langen rothen Barte (welches nichts weiter als eine sehr künstlich gearbeitete Larve war) ab, warf seinen Mantel von sich, und zeigte dem schönen Jüngling einen schwarzlockigen jungen Menschen von seinem Alter, der an Schönheit nur ihm allein weichen konnte; wiewohl er, so wie er selbst, von irgend einem geheimen Grame noch mehr als von ausgestandenen Mühseligkeiten gelitten zu haben schien.

Der Unbekannte war bey den Worten — „ich will mich dir in meiner eigenen Gestalt

---

Varianten.

Stanze 34 und 35, nach dem Verse, „ein *dignus vindice nodus* u. s. w. lautet in der ersten Ausgabe wie folget:

Dieſs ist gerade der Fall, worin wir uns befinden.
Um Dindonetten, das beste Mädchen der Welt,
Aus einer Fährlichkeit zu winden,
Ist, nach den Pflichten der Liebe, die auch den Dichter verbinden,
Kein Mittel, wozu der unsre sich nicht verbunden hält:
Zumahl da **Pope's** geraubte Locke
Uns offenbart, daſs jedem Unterrocke
Ein Schutzgeist zugegeben sey.
Ob die von Atlaſs hierin ein Privilegium haben,
Und ob nicht Mutter Natur zuweilen ihre Gaben
Auch in Flanell versteckt, steht euerm Urtheil frey.
Wir sind zufrieden den Ritter so weit entfernt zu haben,
Daſs Bambo's ehrliche Tochter auf ihrer Lagerstatt
Zum wenigsten von ihm nichts zu besorgen hat.

---

zeigen" — in eine Bewegung gerathen, die er nicht verbergen konnte: aber, wiewohl er sich einen Augenblick darauf in der seltsamen Hoffnung, die sie in ihm entzündet hatten, betrogen sah; so fand er doch etwas so besonderes und anziehendes in der Gesichtsbildung des schönen Fremden, daſs er nicht satt werden konnte ihn anzusehen. Endlich hielt er sich nicht länger; er sprang auf, fiel ihm um den Hals, drückte ihn mit feuriger Wärme an seine Brust, und überschwemmte seine Wangen mit einem Strome von Thränen.

Der Fremde, wie gerührt er sich auch von einem so plötzlichen und sonderbaren Ausbruch von Zärtlichkeit fühlte, konnte sich doch nicht enthalten, ein Erstaunen darüber in seinem Gesichte zu zeigen, welches dem Jüngling vom Thurme nicht unbemerkt blieb. Du sollst alles erfahren, sprach dieser, indem er ihn von neuem umarmte; aber vorher schwöre mir, wenn du anders willst daſs ich das Leben wieder lieb gewinne, schwöre mir daſs du mich nie wieder verlassen willst, und daſs uns von nun an nichts als der Tod trennen soll! — Ich schwöre dirs, antwortete der Fremde mit halb erstickter Stimme und thränenden Augen, ich schwöre dirs bey dem Leben derjenigen, für die ich selbst athme, die ich so lange schon suche, und die ich hier zu finden hoffte.

Hier in diesem Thurme? rief der andere mit einer sichtbaren Bewegung. — Doch, ich denke das hast du mir schon gesagt. Es ist etwas geheimniſsvolles in deinen Reden, in deinen Gesichtszügen, und in unserm Zusammentreffen in diesem Thurme. Sage mir, ich beschwöre dich, wer du bist und wen du hier suchest; und ich will deine Offenherzigkeit erwiedern, und deinem Busen ein Geheimniſs anvertrauen, das noch niemahls aus dem meinigen gekommen ist, und woran das Schicksal meines Lebens hängt.

Eine unfreywillige Sympathie zieht mich zu dir seitdem meine Augen den deinigen begegneten, antwortete der Fremde; was könnte ich dir vorenthalten wollen, da ich alle Augenblicke bereit bin, dir die Stärke der Zuneigung, die du mir einflöſsest, mit Darsetzung meines Lebens zu beweisen? Aber mache dich auf eine seltsame Geschichte gefaſst!

Sie kann schwerlich seltsamer seyn, erwiederte jener, als diejenige, die ich dir zu erzählen habe, wenn du erst so gefällig gewesen seyn wirst meine Ungeduld zu befriedigen.

Während diese beiden Jünglinge, zu sehr mit einander und mit sich selbst beschäftiget um auf etwas andres aufmerksam zu seyn, in diesem Gespräche begriffen waren, langten zwey bis an die Augen eingehüllte Reiter an, welche der noch fortdauernde Sturm hier ebenfalls Schirm zu suchen nöthigte. Sie lieſsen einen Knecht bey ihren Pferden, und stiegen die Wendeltreppe hinauf. Aber bevor sie den Vorsahl erreichten, merkten sie, daſs sie hier nicht allein seyen, und daſs in dem daran stoſsenden Zimmer ziemlich laut gesprochen werde. Bescheidenheit oder Vorwitz, oder was es sonst war, hielt sie ab, die Unbekannten in ihrer Unterredung zu stören. Sie setzten sich also, ohne von jenen bemerkt worden zu seyn, auf die steinerne Bank, nahe bey dem Eingang in das offne Zimmer, wickelten sich aufs neue in ihre Mäntel ein, und horchten mit hingerecktem Ohre und zurück gehaltnem Athem, um, wo möglich, kein Wort von dem was gesprochen wurde zu verlieren.

Der Ort wo ich geboren bin, fing der Fremde an, ist Memfis in Ägypten, wo Kalasiris, mein Vater, Oberpriester und Statthalter des Königs ist.

Was hör' ich? unterbrach ihn der Jüngling vom Thurme: Kalasiris dein Vater? und du sein Sohn Osmandyas? —

Wie? rief der Ägypter erstaunt, du kennest uns also?

Vergieb mir, Osmandyas, versetzte der andere, ich werde dich nicht wieder unterbrechen. Du sollst alles wissen — aber jetzt fahre fort!

Die Nahmen Osmandyas und Kalasiris setzten auch die beiden Vermummten im Vorsahl in eine so sonderbare Bewegung, daſs ihre Gegenwart dadurch hätte verrathen werden müssen, wenn die beiden Jünglinge nicht im nehmlichen Augenblick unfähig gewesen wären zu hören was auſser ihnen vorging. Sie faſsten sich aber bald wieder, winkten einander zu, ruhig zu seyn, und rückten noch ein wenig näher, um mit allen ihren Ohren aufzuhorchen.

„Da du mit Ägypten nicht unbekannt zu seyn scheinst, fuhr der Fremde fort, so wär' es überflüssig, dir zu sagen wie die Söhne unsrer Oberpriester erzogen werden. Als ich das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte, schickte mein Vater, um meine Erziehung zu vollenden, mich unter der Aufsicht eines alten Priesters nach Griechenland, um in den Kabirischen, Orfischen und Eleusinischen Mysterien eingeweiht zu werden, und dadurch meine zu Memfis und Sais erlangte Einsicht in die Geheimnisse der Urwelt, welche seiner Meinung nach alle Wissenschaften der spätern Zeiten weit hinter sich lassen, vollständig zu machen. Ich brachte über zwey Jahre mit diesen Reisen zu, und kehrte, nachdem ich in Samothraze, in Kreta, zu Lemnos, zu Eleusis und andrer Orten alles erfahren hatte was mir die Mystagogen sagen konnten, mit der Überzeugung nach Hause, daſs ich von allem, was ich zu wissen am begierigsten war, gerade so viel wuſste als zuvor.

„Bey meiner Zurückkunft wurde ich von meinem Vater sehr gütig empfangen; und da er fand, daſs der Zweck meiner Reisen nicht verfehlt war, so machte er sich (vermuthlich um mich vor dem Eigendünkel junger Leute, die viel zu wissen glauben, zu verwahren) ein eignes Geschäft daraus, mich von dem wenigen Werth aller meiner erworbenen Kenntnisse zu überzeugen. — Was, sagte er mir, kannst du nun mit allen diesen vorgeblichen Geheimnissen wirken? Der wahre Weise ist nicht der, der schwatzen kann was wenige wissen und niemand zu wissen verlangt noch braucht, sondern der Mann, der ein vollkommneres Leben lebt als die gemeinen Menschen, der die Kräfte der Natur zu seinen eigenen zu machen weiſs, und der durch sie Dinge thun kann, die in den Augen der Unwissenden Zauberey und Wunderwerke sind. Die wahren Mysterien, zu welchen dich nur langwieriger Fleiſs und unermüdetes Forschen vorbereiten kann, sind der Treue und Weisheit einer kleinen Anzahl von Günstlingen des Schicksals anvertraut; und selbst diese Geheimnisse sind nur schwache Überreste dessen, was die Menschen ehemahls wuſsten und konnten, ehe die letzte Katastrofe unsers Planeten dieser edlern Menschengattung ein Ende machte. Du selbst wirst davon Proben sehen, die dich in Erstaunen setzen werden — und die doch nur ein geringer Theil dessen sind, was der Mensch hervorzubringen vermag, der im wirklichen Besitz aller seiner Kräfte ist.

„Durch dergleichen Reden suchte Kalasiris, wie ich glaube, meine Wiſsbegierde zu entflammen, und mich zu einem Fleiſse anzuspornen, ohne welchen ich (wie er sagte) keine Empfänglichkeit für die Geheimnisse haben könnte, die allein diesen Nahmen verdienten. Aber das Schicksal scheint mich nicht zum Erben seiner Weisheit bestimmt zu haben. Eine Leidenschaft, die er mit aller seiner Filosofie nicht verhindern konnte, (die seltsamste und unsinnigste, wenn du willst, die vielleicht jemahls die Einbildung eines Sterblichen überwältigt hat) bemächtigte sich meines ganzen Wesens, und vernichtete alle Plane meines vorigen Lebens, alle Bestrebungen mich des Unterrichts von Kalasiris würdig zu machen, indem sie mich — an die Füſse einer Bildsäule anheftete."

Einer Bildsäule? rief der Jüngling vom Thurme lächelnd und erstaunt.

„Höre mich an, sagte Osmandyas, und entschuldige oder verdamme mich alsdann, wie dein Herz dirs eingeben wird. Denn von Sachen des Herzens kann nur das Herz urtheilen. Seit meiner Zurückkunft nach Memfis hatte mir Kalasiris den freyen Zutritt in sein Zimmer verstattet, welches ich zuvor nie anders, als wenn er mich rufen lieſs, betreten durfte. An dieses Zimmer stieſs ein Kabinet, das niemand in seinem Hause um irgend einen Preis zu öffnen sich unterstanden hätte, wiewohl es gewöhnlich unverschlossen war; denn man machte sich eine sehr fürchterliche Vorstellung von diesem Kabinette. Man war fest überzeugt, daſs die Thür von einem Geiste bewacht werde, welcher auſser dem Oberpriester jeden andern, der sich erkühnen wollte sie zu öffnen, auf der Stelle tödten würde. Auf mich hätte ein bloſses Verbot meines Vaters stärker gewirkt als die Furcht vor diesem Geiste; denn ich war von Kindheit an gewohnt, alle seine Befehle oder Verbote als unverletzbare Gesetze anzusehen. Aber da er mir über diesen Punkt gar nichts gesagt hatte, so überwog endlich der Vorwitz, was in diesem geheimniſsvollen Kabinette zu sehen seyn möchte, jede andere Betrachtung; und ich benutzte dazu die erste Stunde, wo ich gewiſs war nicht von ihm überfallen zu werden.

„Ich gestehe, daſs ich an allen Gliedern zitterte, als ich den Riegel zurück zog. Aber der furchtbare Geist war so gefällig mich einzulassen; und, so bald ich mich wieder gefaſst hatte, war das erste, was mir unter einer Menge sonderbarer Sachen in die Augen fiel, ein alter Mann in priesterlicher Kleidung, dessen majestätisches Ansehen und sanft ernster Blick mich so sehr überraschte, daſs ich im Begriff war mich zu seinen Füſsen niederzuwerfen, wenn seine Unbeweglichkeit, die mir nicht ganz natürlich vorkam, mich nicht zurück gehalten hätte. Sollte es, dachte ich, eine bloſse Bildsäule seyn? Ich hatte aller meiner Herzhaftigkeit nöthig, um mich von der Wahrheit dieser Vermuthung zu überzeugen; aber es blieb mir unbegreiflich, wie die Kunst ein so vollkommenes Werk zu bilden, einer todten Masse diesen Schein von athmendem Leben und diesen Ausdruck eines inwohnenden Geistes zu geben vermocht hätte.

„Ich war noch mit dieser Betrachtung beschäftigt, als mir in einer andern Ecke des Kabinets ein wunderschönes junges Mädchen in die Augen fiel, das auf einem Ruhebettchen sitzend mit einer Taube spielte, die etwas aus ihrer schönen Hand zu picken schien. Sie war in eine lange Tunika von feinem Byssus mit goldenen Streifen gekleidet, die oben auf den Schultern mit einem Knopfe befestigt und dicht unter dem leicht bedeckten Busen mit einem goldenen Bande umschlungen war; Arme und Schultern waren bloſs, und das leichte Gewand, wiewohl es sie nach morgenländischer Weise sehr anständig bekleidete, bezeichnete doch auf die ungezwungenste und reitzendste Art alle schönen Formen ihres mit vollkommenstem Ebenmaſs gebauten Körpers. Ich erstaunte, eine so reitzende Person in dem geheimen Kabinette des Kalasiris zu finden, den seine Weisheit, sein Alter und seine Würde über allen Verdacht von dieser Seite weit erhob; und wiewohl ich so eben gesehen hatte, wie weit es die Kunst im Nachahmen der Natur bringen kann, so täuschte mich doch der erste Anblick zum zweyten Mahle, und der Gedanke, daſs auch dieses liebenswürdige Mädchen eine bloſse Bildsäule sey, kam mir nicht eher, bis mich ihre gänzliche Unbeweglichkeit davon überzeugte.

„Ich bin unvermögend dir zu beschreiben was in diesen Augenblicken in mir vorging; man müſste selbst durch meinen damahligen Zustand gegangen seyn, um etwas davon zu begreifen. Ich konnte nicht zweifeln, daſs es ein bloſses lebloses Bild sey; und doch bestand mein Herz hartnäckig darauf, es lebe und athme und höre was ich ihm sage. Meine Fantasie half die Täuschung unterhalten; und diese Täuschung war so stark, daſs ich eine halbe Stunde auf den Knieen vor ihr lag, und ihr alles sagte, was der zärtlichste und ehrerbietigste Liebhaber der Geliebten seines Herzens sagen kann, ohne daſs ich gewagt hätte sie anzurühren, um mich zu überzeugen, daſs sie nichts als eine Masse ohne Leben sey. Unfehlbar, dachte ich, ist sie bloſs bezaubert; sie lebt, wiewohl sie nicht athmet; sie hört mich, wiewohl sie mir nicht antworten kann: ganz gewiſs wird sie gegen die unbegrenzte Liebe, womit sie auch mich bezaubert hat, nicht immer unempfindlich bleiben; ich werde sie durch die Beständigkeit meiner Leidenschaft rühren, und vielleicht ist es mir aufbehalten, den Zauber, der ihre Sinne gebunden hält, aufzulösen, und zur Belohnung in ihren Armen der glücklichste aller Sterblichen zu seyn.

„Ich begreife daſs dir eine solche Leidenschaft unsinnig vorkommen muſs, und ich habe nichts zu ihrer Rechtfertigung zu sagen, als daſs ich (wie es auch damit zugegangen seyn mag) von dem Augenblick an, da ich dieses himmlischen Mädchens ansichtig wurde, meiner selbst nicht mehr mächtig war. Ich war

Anmerkungen.

1) Das gegen einen gehörnten weitmauligen Silen —

Die **Faunen**, von deren einem hier die Rede ist, heiſsen bey den griechischen Dichtern **Silenen**, oder vielmehr ist dieſs der gemeine Nahme der **alten** Faunen, und im besondersten Verstande desjenigen unter ihnen, der den Bacchus überall auf seinen Zügen wie ein Stallmeister begleitet, und von den Poeten und Mahlern so bezeichnet wird, als ob sein Leben ein ewiger Rausch sey.

2) Das Faunen-Recht,

auf welches der Faun hier sich beruft, scheint ein Zweig des berüchtigten *Juris divini*, oder **Rechts des Stärkern** zu seyn, welches in unsern Tagen, der Filosofie zu Trotz, seine eiserne Stirne gegen jedes andere, sogar gegen das, was bisher allgemein für **Völkerrecht** anerkannt wurde, erhebt, und unsrer Nachkommenschaft die tröstliche Aussicht giebt, entweder Europa von Stufe zu Stufe zu dem faunenhaften Zustande der **Asiatischen Steppenbewohner** herab sinken, oder unter dem Scepter der groſsen **Nemesis** (auf deren Herabkunft man uns schon so lange hoffen heiſst) das **Vernunftrecht** über das **Faustrecht** und Schwertrecht endlich auf immer triumfieren zu sehen.

es so wenig, daſs ich endlich ihre nicht widerstehende, aber leider! auch nicht fühlende Hand ergriff, und sie mit eben so schüchterner und eben so inniger Inbrunst an meinen Mund drückte, als ob sie lebendig gewesen wäre.

„In dem nehmlichen Augenblicke trat mein Vater in das Kabinet, und überraschte mich, auf meinen Knieen vor dem leblosen Mädchen liegend, und mein Gesicht über eine ihrer Hände gebückt. Ich fuhr über seinen Anblick zusammen, und erwartete hart von ihm angelassen zu werden: aber ich irrte mich glücklicher Weise; seine Miene hatte nichts strenges. Du bist, wie ich sehe, bey den Griechen ein groſser Bewunderer der Kunst geworden, Osmandyas? sagte er lächelnd. — Ich habe in meinem Leben nichts so liebenswürdiges gesehen, antwortete ich erröthend. — Liebenswürdig? versetzte Kalasiris, indem er mir mit Aufmerksamkeit in die Augen sah. — So vollkommnes wollt' ich sagen, mein Vater. — Das kann seyn, erwiederte er; es ist das Werk eines groſsen Meisters. — Und hiermit brach er die Unterredung ab. Wie gern ich auch eine Menge Fragen an ihn gethan hätte, so wagte ichs doch nicht eine einzige laut werden zu lassen; so groſs war die Ehrfurcht, an die ich von Kindheit an gegen ihn gewöhnt war. Es war mir nie erlaubt gewesen, durch Fragen mehr über eine Sache von ihm erfahren zu wollen, als er mir von freyen Stücken zu sagen für gut befand.

„Ich entfernte mich aus dem Kabinet, aber mein Herz blieb bey der schönen Bildsäule zurück, der es einen ganz andern Nahmen gab. Ich bestärkte mich immer mehr in dem Wahne, daſs es eine wirkliche Person in einem sonderbaren Zustande von Bezauberung sey. Dieser Wahn schmeichelte meiner Leidenschaft, und erhöhte sie in wenigen Tagen auf einen solchen Grad, daſs ich an nichts andres dachte, und, weil ich sonst nichts, das sich auf sie bezog, thun konnte, im eigentlichsten Verstande gar nichts that.

„Mein Vater unterlieſs einige Wochen lang dieser Sache nur mit einem Worte zu erwähnen. Er schien sogar nicht zu bemerken, daſs ich allen meinen gewohnten Arbeiten und Ergetzungen entsagte, und unvermerkt in eine Art von Schwermuth verfiel, die mich die einsamsten Orte suchen und allen Umgang mit Menschen fliehen machte. Indessen däuchte es mir sein Werk zu seyn, (wiewohl keine besondere Veranstaltung von seiner Seite dabey in die Augen fiel) daſs ich in dieser ganzen Zeit keine Gelegenheit fand in sein Kabinet zu kommen. Die Folgen davon wurden endlich so sichtbar, daſs sie seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnten: ich wurde niedergeschlagen und traurig, verlor Eſslust und

Schlaf, bekam Ringe um die Augen, und veränderte mich, mit Einem Worte, so sehr, daſs ich mir selbst unkenntlich wurde. Kalasiris allein schien es nicht gewahr zu werden: aber auf einmahl erhielt ich wieder Gelegenheit, ganze Stunden unbeobachtet in seinem Kabinette zuzubringen.

„Die Entzückung, mit welcher ich das erste Mahl, da mir dieses Glück wieder zu Theil wurde, dem geliebten Mädchen zu Füſsen fiel, wie ich ihre Knie umarmte, was ich ihr sagte, und wie glücklich ich war, kannst du dir nur vorstellen, wenn du jemahls wahrhaftig geliebt hast.“

O gewiſs kann ichs, rief der Jüngling vom Thurme mit einem tiefen Seufzer.

„Dieses erste Wiedersehn wirkte so stark auf mein Gemüth und auf meine Gesundheit, daſs ich auf einmahl wieder ein ganz anderer Mensch zu seyn scheinen muſste. Kalasiris bemerkte immer nichts; aber ich fand acht bis zehn Tage lang täglich eine Stunde, die ich zu den Füſsen meines bis zum Wahnsinn geliebten Bildes zubringen konnte. Es gab Augenblicke, wo meine Bethörung so weit ging, daſs ich mir einbildete sie von meinen Thränen gerührt zu sehen, und als ob ihre Lippen sich bewegen wollten mir etwas gütiges zu sagen. Meine Überredung, daſs sie kein lebloses Bild sondern nur bezaubert sey, bekam, wie natürlich, neue Stärke dadurch; und ich konnte mich endlich nicht länger zurück halten, diese Hypotheſe meinem Vater als eine Sache vorzutragen, die mir keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn ſcheine.

„Kalaſiris hörte mich ruhig an; aber als ich fertig war, warf er einen ernſten Blick auf mich und ſagte: Allerdings iſt hier jemand bezaubert, wie ich ſehe; und dieſs iſt ſonſt niemand als du ſelbſt. Es iſt hohe Zeit, Osmandyas, einem ſo lächerlichen Spiel ein Ende zu machen; oder, wohin glaubſt du daſs dich deine Liebe für eine Bildſäule endlich führen werde?

„So hart mir dieſe auf einmahl angenommene Strenge meines Vaters auffiel, ſo war ich doch froh, daſs er mir ſelbſt Gelegenheit gab, ihm den Zuſtand meines Herzens zu entdecken. Die Stärke meiner Leidenſchaft durchbrach jetzt auf einmahl den Damm, in welchen die Ehrfurcht vor ihm ſie bisher eingezwängt hatte; ich warf mich zu ſeinen Füſsen, bat ihn um Mitleiden, und erklärte ihm zugleich in den ſtärkſten Ausdrücken, daſs dieſe Liebe, wie unſinnig ſie auch immer ſcheinen möge, das Glück oder Unglück meines Lebens entſcheiden werde.

„Die Leidenſchaft pflegt in ſolchen Fällen wortreich zu ſeyn; gleichwohl hörte mich Kalaſiris mit groſser Geduld an, ohne von dem Feuer womit ich sprach beleidiget zu scheinen. Aber er sagte mir dem ungeachtet alles, was ein so weiser Mann nur immer aufbringen konnte, um einen einzigen geliebten Sohn von einer in seinen (und ohne Zweifel in eines jeden andern) Augen so widersinnigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurück zu bringen. Er brachte mich endlich zum Stillschweigen, aber ohne mich überzeugt zu haben, und entliefs mich auf eine gütige Art, jedoch mit einigem Ausdruck von Mifsvergnügen, dafs ich mir (wie er sagte) so wenig Mühe gäbe, meiner Vernunft den Sieg über eine unwürdige und abenteuerliche Schwachheit zu verschaffen.

„Von dieser Zeit an verflossen mehrere Wochen, ohne dafs es dieser Sache halben wieder zwischen uns zur Sprache kam. Die Gelegenheiten den Gegenstand meiner Leidenschaft zu sehen wurden seltner, und Kalasiris machte dagegen täglich andere entstehen, wodurch er meine Sinne zu zerstreuen und meiner Fantasie eine andere Richtung zu geben hoffte. Bald waren es Aufträge oder kleine Verschickungen, bald Lustfahrten auf dem Nil, bald andere meinem Alter angemessene Vergnügungen. Aber alle diese vermeinten Heilmittel bewirkten gerade das Gegentheil. Wo mein Leib auch immer seyn mochte, meine Seele war bey dem was ich liebte;

ich ertrug den Verdruſs, mich oft viele Tage lang davon getrennt zu sehen, bloſs darum mit einiger Gelassenheit, weil eine einzige Viertelstunde, die ich wieder im Anschauen meiner lieben Bildsäule zubrachte, mir alles vergütete, und ein Glück war, das ich mit noch viel gröſsern Leiden willig erkauft haben würde.

„Es schien als ob Kalasiris ein besonderes Augenmerk darauf habe, keine Gelegenheit zu verabsäumen, wo ich die schönsten jungen Personen in Memfis zu sehen bekommen könnte. Das Fest der Isis kam ihm dazu ganz erwünscht. Eine feierliche Prozession führte alle junge Mädchen aus Memfis und der umliegenden Gegend, unverschleiert und in ihrem schönsten Putze, vor meinen Augen vorbey. Ich sah einige, die als auſserordentliche Schönheiten gerühmt wurden, wiewohl ich sie unter den übrigen entweder übersehen oder nichts besonderes an ihnen gefunden hatte. Mein Vater ergriff diese Gelegenheit. Er fragte mich in einem scherzenden Tone, der mir an ihm ungewöhnlich war: ob ich unter dieser Menge von schönen Personen keine gesehen hätte, die mir das Original meiner Bildsäule zu seyn schiene? — Keine, (antwortete ich in eben dem Tone) die mir schön genug vorgekommen wäre ihre Aufwärterin zu seyn. — Das thut mir leid, versetzte Kalasiris etwas ernsthafter; denn du hast unter diesen Jungfrauen diejenige gesehen, die ich dir zur Gemahlin bestimmt habe. — Mir, mein Vater? rief ich, bestürzt über einen Antrag, auf den ich gar nicht vorbereitet war. — Sie ist die liebenswürdigste unter allen, (fuhr er fort) und, wenn meine Augen mich nicht sehr betrügen, auch die schönste; wenigstens gewiſs schöner als diese Dame von emailliertem Thon, an der du einen so sonderbaren Geschmack findest. — Das ist unmöglich, rief ich. — Wenn es auch wäre, sagte Kalasiris, so ist Schönheit nicht das, was die Wahl einer Gattin bey einem verständigen Menschen entscheidet. Aber da du selbst nicht im Stande bist eine vernünftige Wahl zu treffen, fuhr er mit groſsem Ernste fort, so habe ich für dich gewählt. Ich bin meiner Sinne mächtig, ich weiſs was sich für dich und mich schickt, und du kannst keine Einwendung gegen meine Wahl zu machen haben.

„Diese Rede stürzte mich wie ein Blitz zu meines Vaters Füſsen. — Wenn du dir vorstellest, daſs ich meine Bildsäule über alles liebte, daſs meine Leidenschaft, ihrer Ungereimtheit ungeachtet, alle Eigenschaften der wahrsten, zärtlichsten und entschiedensten Liebe hatte, die jemahls eines Menschen Brust entflammte: so kannst du auch leicht ermessen, was ich sagte und that, um das Herz meines Vaters zu rühren, und ihn von dem Vorhaben, das er mir mit einer so auffallenden Härte angekündigt hatte, zurück zu bringen. — Er hörte mich lange an, und da er mich zu heftig bewegt sah, um durch Vernunftgründe etwas auszurichten, stand er auf, und lieſs mich allein, mit dem Bedeuten, mich zu fassen, damit ich ihm, wenn er wieder käme, mein letztes Wort über diese Sache sagen könnte.

„Kaum hatte er das Kabinet verlassen, so warf ich mich meiner geliebten Bildsäule zu Füſsen, und schwor ihr, in einer Begeisterung die ich noch nie in diesem Grade gefühlt hatte, ewige Treue, und wenn auch das Unglück meines Lebens oder ein grausamer Tod die Folge davon seyn sollte. Zum ersten Mahl überwältigte in diesem Augenblick die Heftigkeit meiner Empfindungen die zärtlich ehrerbietige Zurückhaltung, die mir bisher nie etwas mehr erlaubt hatte, als ihre Füſse zu umfassen, oder meinen Mund auf ihre Hand zu drücken. Ich umarmte sie mit der feurigsten Inbrunst, ich drückte mein Herz an ihren unelastischen Busen, ich überdeckte ihr holdseliges Gesicht mit Thränen und Küssen, und mein Wahnsinn ging so weit, daſs ich mir auf einen Augenblick einbildete, sie erwarme unter meinen Umarmungen.

„Die Täuschung konnte nicht lange dauern, und es war ein Glück für meinen Kopf, daſs ich sie so bald gewahr wurde. Aber wie unzufrieden auch mein Herz darüber war, so veränderte es doch nichts an meiner schwärmerischen Liebe, und als Kalasiris zurück kam, fand er mich entschloſsner als jemahls, ihr alles, wenn es seyn müſste, aufzuopfern. Mit dieser Entschlieſsung in meinem Blick und Tone ging ich ihm entgegen. Mein Vater, sprach ich, ich bin überzeugt, daſs etwas auſserordentliches in dieser Bildsäule, und in den Gesinnungen die sie mir einflöſst, ist. Sie ist entweder durch Zauberey in diesen Zustand versetzt worden; oder sollte sie ja nichts als eine todte Masse seyn, so lebt ganz gewiſs eine Person, die das Urbild dieses bis zur Täuschung der Sinne und der Vernunft vollkommnen Nachbildes ist. In beiden Fällen hängt das Schicksal meines Lebens von dieser Person ab; sie wird bis zum letzten Athemzug der Gegenstand meiner feurigsten Liebe bleiben, und es ist vergebens das Unmögliche von mir zu fordern. Ich kann nur mit meinem Leben aufhören sie zu lieben, und wer das Verlangen sie zu besitzen aus meiner Seele verbannen will, muſs mir zuvor dieſs Herz aus meinem Busen reiſsen. Laſs mich, mein Vater, deiner Güte das Glück des Lebens, das du mir gabst, zu danken haben! Ich bin gewiſs, das Geheimniſs dieser wundervollen Bildsäule, die, eben so wie jener ehrwürdige Greis, zu leben und zu athmen scheint, ist kein Geheimniſs für dich. Ich kann diesen Zustand der Ungewiſsheit und des Schmachtens nicht länger ertragen! Du, mein Vater, ich bin es gewiſs, kannst ihm ein Ende machen. Sage mir, ich beschwöre dich bey den ehrwürdigen Geistern unsrer Vorältern, was ich thun muſs um meiner Liebe zu genieſsen, oder sage mir daſs es unmöglich ist, und gieb mir den Tod!

„Ist dieſs dein letztes Wort, mein Sohn? sagte mein Vater mit einem furchtbar ruhigen Ernst in seinem Blicke. — Mein letztes, antwortete ich unerschrocken und mit fester Stimme. — So komm morgen mit Anbruch der Sonne wieder hierher, und vernimm was ich dir sagen werde, sprach er mit einem Blick, worin ich mehr Theilnehmung als Strenge zu fühlen glaubte, und winkte mir mich zu entfernen.

„Ich verlieſs ihn mit Ehrerbietung, aber in einem Gemüthszustande, den ich dir nicht zu schildern versuchen will. Die Erwartung verschlang alle meine Gedanken, und jede Minute bis die Sonne unter- und bis sie wieder aufgegangen war, schien mich an

3) Theagenes machte die Probe.

S. Heliodors Roman von Theagenes und Charikles, I. Theil, V. Buch, 1. Kap. S. 308 der Meinhardischen Übersetzung.

4) Busenbaum.

Dieser berühmte Jesuit wird hier genannt, weil er einer der nachsichtvollsten Moralisten und Kasuisten seines Ordens war; wiewohl er, auf einer andern Seite, die Rechte des päpstlichen Bind- und Löseschlüssels gegen die weltlichen Gewalthaber so weit ausdehnte, daſs sogar das ehmahlige Parlament von Toulouse sich gedrungen fand seine Moral-Theologie zum Feuer zu verdammen, als sie (nachdem sich schon mehr als funfzig Auflagen vergriffen hatten) im J. 1757 von einem Theologen eben dieses vielgestaltigen und unzerstörbaren Ordens wieder neu aufgelegt wurde.

5) Lanzelot Gobbo —

S. Shakspears *two Gentlemen of Verona, Act. IV. Did not I bid thee still mark me, and do as I do? When didst thou see me heave up my leg and make water against a Gentlewoman's farthingale?* —

6) wie unserm Lykurgus beliebt —

Horaz giebt in seiner Epistel an die Pisonen den tragischen Dichtern das Gesetz:

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit —

einer ausdehnenden Folter langsam aufzuschrauben.

„Kaum fing der Himmel an zu dämmern, so fand ich mich schon in dem Vorzimmer meines Vaters ein; aber ich mufste noch eine äonenlange Stunde warten. Ich zählte meine Pulsschläge, indem ich dabey unverwandt nach dem Punkte des Himmels sah, wo die Entscheidung meines Schicksals im Anbruch war. Endlich ging die Sonne auf, die Thür meines Vaters öffnete sich, ich trat hinein, und fand ihn vor dem majestätischen Alten stehend, in einer Stellung, als ob er in einer geheimen Unterredung mit ihm begriffen sey. Weil er mir den Rücken zukehrte und nicht auf mich Acht zu geben schien, so bediente ich mich dessen, um mich meiner geliebten Bildsäule zu nähern. Sie schien mich gütiger als jemahls anzublicken, und da ich meine Lippen auf ihre Hand drückte, fühlte ich ganz deutlich einen sanften Gegendruck.

„In diesem Augenblicke wandte sich mein Vater gegen mich. Du willst es so, mein Sohn! (sprach er ruhig und in einem Tone der mir Gutes vorzubedeuten schien) wir müssen uns trennen. Eine so wunderbare Liebe wie die deinige mufs jede Probe aushalten können, oder sie würde nur Zauberwerk und Täuschung seyn. Hier, Osmandyas, lege diese Kleider an, und verbirg dein Gesicht in dieser

Larve! Beide werden dir das Ansehen eines dürftigen Greises geben, dem niemand nachstellen und der im Nothfall überall Mitleiden finden wird. Hier ist dein Wanderstab, und hier ein Beutel, worin so viel Drachmen sind als du Tage deiner Wanderschaft zählen wirst. Geh, mein Sohn, und der Genius deiner Liebe geleite dich! Wandre so lange nordwestwärts, bis du nach Gallien kommst; und wenn du die Grenze von Armorika erreicht haben wirst, so suche darin einen alten Thurm, an welchem nur noch drey Zinnen unbeschädigt sind. Dort wirst du das Ende deiner Wanderschaft und das Ziel deiner Wünsche finden.“

Indem der junge Ägypter diese Worte sprach, schien der Jüngling vom Thurm auf einmahl in ein tiefes Nachdenken zu fallen, und Osmandyas hielt ein. Aber jener bemerkte es in wenig Augenblicken, erheiterte sich plötzlich wieder, und bat ihn seine Erzählung zu vollenden.

„Kalasiris half mich ankleiden, und band mir mit eigner Hand die Larve um, die so künstlich gemacht war und sich so genau an mein Gesicht anschmiegte, dafs sie bey jedermann für das meinige gelten konnte, zumahl da sich niemand versucht fühlte mir lange und scharf ins Gesicht zu schauen. — Ich sehe Fragen auf deiner Zunge schweben, mein Sohn, sagte Kalasiris, indem er mich so ausrüstete: aber frage mich nichts, und unterwirf dich deinem Schicksal. Verlaſs dich nie selbst, so wird dich auch dein Genius nicht verlassen. Mein Herz weissagt mir Gutes. Lebe wohl, Osmandyas, wir werden uns wieder sehen!

„Bey diesen Worten umarmte er mich mit vieler Liebe, küſste mich auf die Stirne, und hieſs mich mit diesem Schritte meine Wanderschaft antreten.

„Es sind nun zehn Monden seit ich Memfis verlieſs. Die Beschwerden meiner langen Pilgrimschaft würden mich vielleicht mehr als Einmahl zu Boden gedrückt, oder den Gedanken zurückzukehren in mir hervorgebracht haben, wenn ich mit der Hoffnung ausgegangen wäre eine Krone zu finden. Aber was ich suchte, konnte nach der Schätzung meines Herzens um keinen Preis zu theuer erkauft werden. Ich sollte die Belohnung meiner Beharrlichkeit in den Armen meiner geliebten Bildsäule finden! Ich hatte das Wort eines Mannes dafür, dessen Worte mir immer Göttersprüche gewesen waren; und ich hielt mich des glücklichen Erfolges gewiſs, wiewohl mir die Mittel dunkel und unbegreiflich waren. Diesen Morgen hatte ich meine letzte Drachme ausgegeben, und der Thurm, den ich suchte, entzog sich noch immer meinen Augen. Unverhofft muſste ich ihn mit Hülfe eines Sturmes finden, und in ihm einen Freund, den ich nicht suchte: aber ach! das Ziel meiner Wünsche —"

Ist dir vielleicht näher als du glaubst, fiel ihm der Jüngling vom Thurm ins Wort. Wenigstens hast du Ursache so zu denken, da die übrigen Umstände mit deines ehrwürdigen Vaters Vorhersagung so genau zugetroffen haben. Wollte der Himmel ich hätte nicht mehr Ursache zur Verzweiflung als du! Du selbst, Osmandyas, in den neu belebten Armen deiner wieder liebenden Bildsäule würdest nicht glücklicher seyn, als ich war, als ich noch wäre und immer hätte seyn können, wenn ich nicht aus eigener Schuld — denn wozu hälf' es mir das Schicksal anzuklagen? — durch den unwiederbringlichen Verlust dessen was ich einzig liebe der elendeste aller Menschen geworden wäre!

Der Jüngling vom Thurm, indem er dieſs mit halb erstickter Stimme sagte, sank mit dem Gesichte auf ein Polster, das neben ihm gegen die Mauer angelehnt war, um eine Flut von Thränen zu verbergen, deren eindringende Gewalt er nicht zurück zu halten vermochte. Osmandyas wurde von dem Schmerz seines jungen Freundes so gerührt, daſs er seines eigenen darüber vergaſs. Er näherte sich ihm, nahm seine herab hängende Hand, drückte sie mit theilnehmender Wärme, und blieb so eine gute Weile stillschweigend neben ihm stehen.

Der schöne Jüngling blieb nicht lange unempfindlich gegen das Mitgefühl seines neuen Freundes; er schien sich seiner übermäſsigen Weichheit zu schämen, und raffte sich zusammen, um etwas mehr Gewalt über seine Leidenschaft zu zeigen. Endlich als Osmandyas ihn wieder ruhiger sah, sprach er: Es ist zuweilen wohlthätig für ein gepreſstes Herz, sich in den Busen eines Freundes erleichtern zu können. Glaubst du, daſs dieſs Mittel dir gegenwärtig zuträglich seyn könne, so entdecke mir, wenn meine Bitte nicht unbescheiden ist, die Ursache des Kummers, wovon ich dich verzehrt sehe. Vielleicht ist dein Zustand nicht so verzweifelt, als eine von Schmerz und Gram verdüsterte Fantasie ihn darstellt. Vielleicht sieht das ruhigere Auge der Freundschaft einen Ausweg, wo du selbst keinen sehen kannst.

Höre meine Geschichte, antwortete ihm der Jüngling, und urtheile dann ob ich noch etwas hoffen kann. Ich habe sie dir versprochen, ich bin sie deiner Offenherzigkeit schuldig; auch ist es, selbst für den, der das Glück seines Herzens auf ewig verloren hat, noch immer Wonne, mit einem mitfühlenden Wesen von seiner ehemahligen Glückseligkeit zu reden.

Die Natur hat mich mit einem weichen Herzen begabt, und mit einem Hang, lieber in einer Welt von schönen Ideen als in dem Gedränge der gewöhnlichen Menschen, und in dem unreinen Dunstkreis ihrer so widerlich zusammen gährenden Leidenschaften zu leben. Meine Erziehung nährte diesen Hang, wiewohl ich von edler Herkunft bin; denn ich wuchs in einer sehr einsamen Lebensart auf; und so erzeugte sich, unter andern Folgen derselben, als ich die Jahre der Mannbarkeit erreichte, eine seltsame Abneigung gegen die Weiber und Töchter der Menschen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte; desto seltsamer, weil schwerlich jemahls ein Sterblicher mit einem zärtlichern Gefühl für das Schöne, und mit mehr Empfänglichkeit für die reinste und erhabenste Art zu lieben auf die Welt gekommen ist, als ich.

In einer solchen Gemüthsstimmung fielen mir aus einer Sammlung von seltnen Handschriften, welche mein Vater (der das Haupt der Druiden dieses Landes ist) zusammen gebracht hatte, einige in die Hände, woraus ich die Einwohner der reinen Elemente kennen lernte; eine Art von Mittelwesen zwischen Geistern und Menschen, die, so bald ich durch diese Schriften mit ihnen bekannt wurde, einen ganz andern Reitz für mich hatten, als die aus gröberm Thon gebildeten rohen Einwohner von Armorika. Urtheile selbst, ob das, was ich aus diesen Quellen von der hohen Schönheit und Vollkommenheit der elementarischen Nymfen erfuhr, geschickt war, meine Abneigung gegen die Töchter meines Landes zu vermindern; und ob, nachdem ich von der Möglichkeit, zur Gemeinschaft und sogar zu den innigsten Verbindungen mit diesen herrlichen Wesen zu gelangen, versichert war, etwas natürlicher seyn konnte, als die Entschliefsung, die ich von meinem vierzehnten Jahr an fafste, allem Umgang mit den Töchtern der Menschen zu entsagen, um durch die pünktlichste Beobachtung aller Vorschriften der Weisen mich des hohen Glückes, vielleicht dereinst von einer Sylfide oder Salamandrin geliebt zu werden, fähig und würdig zu machen.

Meine Mutter, eine Frau von grofser Schönheit und Tugend, und meine einzige Schwester, ein junges Mädchen, die ein Abdruck ihrer Mutter schien, waren ganz allein von diesem Gelübde ausgenommen: die erste, weil ich mich überredete, dafs sie selbst eines dieser höhern Wesen sey; als woran mich ihre grofsen Vorzüge vor allen Weibern, die ich je gesehen hatte, und die aufserordentliche Achtung, die ihr ein so grofser Weiser als mein Vater bezeigte, gar nicht zweifeln liefsen.

Da mir die Erziehung, die ich in einem einsamen Druidenhaus erhielt, das Vergnügen sie zu sehen nur selten und auf kurze Zeit erlaubte, so befestigte sich diese Meinung um so mehr in meinem Gemüthe; und indem ich in dieser in gleichem Grade majestätischen und liebreitzenden Frau eine Sylfide sah, erhielten die Ideen, die sich in meiner Fantasie von diesen geistigen Schönheiten bildeten, mehr Bestimmtheit und Leben, und wirkten um so viel stärker auf mein Herz, als sie ohne dieſs hätten thun können. Die Kenntnisse, die ich aus der Geschichte von den verderbten Sitten der Weiber in den Hauptstädten der Welt bekam, trugen nicht wenig dazu bey, meine Abneigung von den Erdetöchtern zu unterhalten. Diese wurde endlich zu einem beynahe körperlichen Ekel; so daſs es, als ich siebzehn bis achtzehn Jahre hatte, unmöglich war, mich dahin zu bringen, nur eine Viertelstunde in einer Frauenzimmergesellschaft auszudauern.

Mein Vater schien diese seltsame Wendung meiner Fantasie, (wie er es nannte) so bald er sie gewahr wurde, zu miſsbilligen, und mit allerley Gründen zu bestreiten; und meine Schwester erlaubte sich bey allen Gelegenheiten über meine Unempfindlichkeit zu scherzen, und mir mit der Rache ihres Geschlechts zu drohen: aber beides wirkte keine Veränderung in meiner Denkungsart. Von meinem Vater glaubte ich, daſs er mich bloſs auf die Probe stellen wolle; und meine Schwester, wiewohl ich sie zärtlich liebte, vermochte wenig über mich, weil sie durch ihre Verbindungen mit verschiedenen Erdetöchtern alles Recht an mein engeres Vertrauen verwirkt hatte.

Es sind nun ungefähr acht oder neun Wochen, als mich auf einem der einsamen Spaziergänge, die ich zuweilen in diesen Gegenden mache, eine nahe bey mir im Gebüsch auffliegende Taube von ungewöhnlicher Schönheit verleitete, ihr nachzugehen, indem sie so zahm schien, so niedrige und kurze Sätze machte, und sich so oft wieder ganz nahe vor mir niederlieſs, daſs ich hoffte, sie würde sich von mir fangen lassen. Sie schien sich eine Lust daraus zu machen, mich in einem Umfang von zwey bis drey tausend Schritten im Kreise herum zu führen, bis ich sie endlich, da die Nacht herein brach, ganz aus den Augen verlor.

Ich befand mich in einer so wilden Einöde, daſs ich, ungeachtet sie nicht sehr weit von dem Schlosse des Druiden, meines Vaters, entfernt seyn konnte, mich nicht erinnerte, jemahls so tief in den Wald eingedrungen zu seyn. Es war schon zu dunkel, um mich wieder heraus zu finden, und ich sah mich bloſs nach irgend einem Obdach oder einer Höhle um, wo ich die Nacht, die um diese Zeit sehr kurz war, zubringen könnte; als ich auf einmahl dem Eingang dieses nehmlichen Thurmes, worin wir uns jetzt befinden, gegenüber stand. Ich glaubte einen hellen Schein in dem mittlern Theile des Thurmes zu sehen; und wiewohl die öde Stille, die in und um denselben herrschte, mir einiges Grauen erweckte, so gewann doch die Neugier die Oberhand. Ich ging hinein; eine über dem Eingang der Treppe hangende Lampe wies mir den Weg; ich stieg hinauf, und kam endlich in dieses Gemach, welches ich von einer Art von Morgenröthe beleuchtet fand, ohne zu sehen, wodurch dieser Glanz hervorgebracht wurde. In der That hatte ich keine Zeit mich darnach umzusehen; denn eine junge Dame, die auf diesem Ruhebette schlummerte, fesselte meinen Blick beym ersten Eintritt. Ein langes feuerfarbnes Gewand von dünner Seide hüllte sie bis zu den Füſsen ein. Es war nach Griechischer Weise gefaltet, und mit einem schimmernden Gürtel unter dem Busen zusammen gehalten, dessen Schönheit ein purpurfarbner Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, mehr errathen als sehen lieſs. —

Eine der vermummten Personen im Vorsahl flüsterte bey diesen Worten der andern zu: Nun ists hohe Zeit unsers Weges zu

d. i. (nach der Rammlerischen Ubersetzung) „Man muſs keine Gottheiten einmischen, wofern nicht zur Entwicklung eine übernatürliche Kraft erfodert wird.“— Eine Gottheit, welche wie gerufen daher kommt, bloſs um — dem Poeten aus der Noth zu helfen, heiſst ein *Deus ex machina.*

7) Und wahrlich, seit Pope u. s. w.

To fifty chosen Sylphs, of special note,
We trust th' important charge, the petticoat.
R. of the L. Canto II. v. 117.

Er muſs diesen Posten für sehr gefährlich gehalten haben!

gehen. — Hiermit stand sie leise auf, schlich sich mit einer kleinen Flasche, die sie unter ihrem Mantel hervor zog, in den obern Theil des Thurmes, kam aber bald wieder zurück, und stahl sich mit der andern vermummten Person eben so unvermerkt wieder weg als sie gekommen waren.

Ein Grieche (fuhr der Jüngling vom Thurme fort) würde geglaubt haben in das Schlafgemach der Aurora gekommen zu seyn: in mir lieſs das was ich sah und fühlte keinen andern Gedanken entstehen, als daſs ich eine dieser himmlischen Nymfen vor mir sähe, deren bloſse Idee seit mehrern Jahren hinlänglich gewesen war, jedem Eindruck, welchen irdische Schönheiten auf meine Sinne hätten machen können, das Gegengewicht zu halten. Die unbeschreiblichen Empfindungen, die ihr Anblick mir einflöſste, erhöhten diesen Gedanken gar bald zur Gewiſsheit. Es war ein süſs verwirrtes Gemisch von ganz neuen, nie gefühlten Regungen, ein blitzschnelles Abwechseln von Gluth und Frost, von Grauen und Entzücken, wofür die menschliche Natur keine Bilder und die Sprache keine Worte hat. Es würde also vergebens seyn, lieber Osmandyas, wenn ich versuchen wollte dir zu beschreiben. —

„Und unnöthig dazu, fiel ihm Osmandyas ein; denn was du fühltest, kann nicht auſserordentlicher, nicht reiner noch stärker gewesen seyn, als was ich beym ersten Anblick meiner bezaubernden Bildsäule empfand.“

Der Jüngling vom Thurme war im Begriff etwas hierauf zu sagen, als eine plötzliche Besinnung es auf seinen Lippen zurück hielt. — Du hast Recht, fuhr er nach einer kleinen Pause fort; solche Erfahrungen lassen sich weder beschreiben noch vergleichen. Wer sie beschreiben will, setzt seinen Zuhörer in den Fall, entweder gar nichts zu denken, oder das, was er selbst in dieser Art erfahren hat, zum Bild und Maſse dessen, was der andere erfuhr, zu machen. Du müſstest nicht nur an meinem Platze, du müſstest ich selbst gewesen seyn, um die unbeschreibliche Leidenschaft zu begreifen, die diese göttliche Schöne, sogar in ihrem Schlummer, und in einer Verhüllung, die den gröſsten Theil ihrer Reitzungen verbarg, in mir zu erschaffen fähig war.

Osmandyas, der (mit aller seiner Schwärmerey für eine Bildsäule) mehr Filosof war als man ihm zutrauen sollte, lächelte dem Jüngling vom Thurme stillen Beyfall zu, und dieser fuhr in seiner Erzählung folgender Maſsen fort.

Es giebt Gefühle, die so rein und einfach sind und die Seele so ganz erfüllen, daſs sie allen Begriff von Zeit ausschlieſsen. Dasjenige, in welches die meinige zerfloſs, indem ich, allmählich kühner, mit leisem Tritt und zurück gehaltnem Athem der schlummernden Göttin mich näherte und in wonnevollem Anschauen unbeweglich vor ihr stand, war ohne Zweifel von dieser Art: denn ich kann nicht sagen, ob ich eine oder zwey Stunden oder noch länger in dieser Entzückung verharrte; aber als die himmlische Erscheinung wieder verschwunden war, schien es mir nur ein Augenblick gewesen zu seyn.

Armer Freund! rief Osmandyas: so war es nur ein Traum?

Du irrest weit, mein Lieber, anwortete der andere; aber sie erwachte, richtete sich auf, betrachtete mich einige Augenblicke mit Verwunderung, und, indem sie mit der linken Hand eine Bewegung machte, die zu schnell war als daſs ich sie deutlich hätte sehen können, schwand sie aus meinen Augen. Ich stand von der dichtesten Finsterniſs umgeben, und würde vor Schrecken zu Boden gesunken seyn, wenn ich nicht, eben da ich die Besinnung zu verlieren anfing, von unsichtbaren Armen aufgehalten worden wäre. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich auf eben dem Ruhebette, wo ich die Dame liegen gesehen hatte; der anbrechende Tag warf eine schwache Helle durch das gefärbte Glasfenster; ich sah mich voll Erstaunen um, und erkannte den Ort; aber von ihr war keine Spur mehr übrig, als ihr Bild das ich in meiner Seele fand, und das neue Wesen das sie mir gegeben hatte.

Ich verlieſs den Thurm, und kehrte nach Hause, wo mein Auſsenbleiben einige Unruhe verursacht hatte. Ich erzählte, wie ich mich verspätet, und endlich von ungefähr einen Thurm im Walde gefunden, wo ich die Nacht wenigstens bequemer als im Walde zugebracht hätte: aber von dem, was mir darin begegnet war, lieſs ich mir nichts merken. Niemand wuſste etwas von einem solchen Thurme; aber jedermann wollte eine seltsame Veränderung in meinem Gesichte wahrnehmen, und beunruhigte mich mit der Vermuthung, daſs mir etwas auſserordentliches zugestoſsen seyn müsse.

Ich machte mich los so gut ich konnte, und brachte den Tag in Betrachtungen über mein wundervolles Abenteuer zu. Die Meinung, worin man war, daſs ich die vergangene Nacht schlecht geruhet hätte, gab mir einen Vorwand, mich früher als gewöhnlich schlafen zu legen. Ich fand Mittel mich heimlich davon zu machen, eilte dem Walde zu, und suchte, so gut es in der Dämmerung möglich war, den Weg, der mich gestern zum Thurme geführt hatte: aber, da die Dunkelheit immer zunahm, würde mirs schwerlich gelungen seyn ihn zu finden, wenn ich nicht ein paar hundert Schritte vor mir ein Licht wahrgenommen hätte, dem ich zu folgen beschloſs. Es bewegte sich immer vor mir her, und brachte mich auf einem viel kürzern Weg so nahe an meinen Thurm, daſs ich ihn, wiewohl das Licht verschwand, um so weniger verfehlen konnte, weil der Mond inzwischen aufgegangen war, und durch eine Öffnung im Gebüsch einen hellen Glanz auf einen Theil der Ruinen warf, woraus der Thurm hervorragte.

Stelle dir vor, wie mir ward, als ich, in einer Entfernung von zwanzig bis dreyſsig Schritten, auf einem Stück einer umgestürzten Säule die nehmliche Dame sitzen fand, die ich in der vorigen Nacht auf dem Ruhebette gesehen hatte. Ihr Anzug war eben derselbe, auſser daſs ihr zurück geschlagener Schleier, wiewohl ich noch zu fern war ihre Gesichtszüge deutlich zu erkennen, mir den schönsten Kopf zeigte, den ich jemahls gesehen zu haben glaubte. Sie saſs auf ihren linken Arm gestützt, und sah nach dem Mond, als ob sie das Bild eines Geliebten darin suche. Der unwiderstehliche Reitz, den ihr diese Stellung gab, würde mich in fliegender Eile zu ihren Füſsen hingeworfen haben, wenn nicht zu gleicher Zeit die Majestät ihrer Gestalt, nebst dem Gedanken an das was sie war, mich zurück geschreckt und in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hätte.

So bald sie mich gewahr wurde, hüllte sie sich ein, und stand auf, mir entgegen zu gehen. — Suchest du hier jemand, Klodion? fragte sie mit einer Stimme, die in meiner Seele wiederklang. — Wen könnte ich hier suchen als dich selbst? antwortete ich. — Ist dieſs Schmeicheley oder Empfindung deines Herzens? erwiederte sie lächelnd. — Ein Blick in meine Seele, versetzte ich, würde dir diese Frage am besten beantworten; denn seit dem gestrigen Abend, der mir die Wonne dich zu sehen verschaffte, hat dein Bild alle Spuren anderer Eindrücke in ihr ausgelöscht. — Das ist viel, sprach sie, für eine Bekanntschaft, die wenigstens von deiner Seite noch so jung und unvollständig ist. Denn, was mich betrifft, so muſs ich gestehen, der Zufall war mir günstiger als dir: ich kenne dich schon lange; und wenn du dich mit meinen Augen sehen könntest, so würdest du in dieser Versicherung die Antwort auf die deinige finden.

Ich warf mich zu ihren Füſsen, und küſste ihre dargebotne wunderschöne Hand in einem Taumel von Liebe und Entzücken. Was ich ihr in diesem Zustande sagte, weiſs ich selbst nicht: aber sie fand für gut, mich baldmöglichst wieder zu mir selbst zu bringen. Sie hieſs mich aufstehen, und führte mich, weil die Nacht ungewöhnlich schön und warm war, in die Gegend hinter den Ruinen, die, bey aller ihrer Anmuth und scheinbaren Freyheit der Natur, zu viel Geschmack und Harmonie in den mannigfaltigen Theilen, woraus sie zusammen gesetzt war, verrieth, um die verschönernde Hand der Kunst verbergen zu können. Wir irrten durch Lustgänge von wohlriechenden Gebüschen, die uns bald zu groſsen mit Blumenrändern eingefaſsten Rasenplätzen, bald auf einem sanft steigenden Pfade zu hohen mit Bäumen und Strauchwerk bewachsenen Felsenwänden führten, wo wir uns unvermerkt eingeschlossen fanden, bald in kleine Thäler, wo murmelnde Quellen sich zwischen zerstreuten Bäumen und leichten Gebüschen schlängelten, und zuletzt in einen Kanal zusammen flossen, welcher dem Ganzen die Gestalt einer Halbinsel gab, die mit allen ihren abwechselnden Schönheiten, in der magischen Beleuchtung des Mondscheins, bey der heitersten Luft und am Arme der Göttin meines Herzens, so sonderbare Eindrücke auf meine Sinne machte, daſs ich mich in eine Gegend des Feenlandes versetzt glaubte: ein Gedanke, der in dieser Lage um so natürlicher war, weil ich mir nicht erklären konnte, wie ein so reitzender

Ort, der so nahe an dem Schloſſe meines Vaters zu liegen ſchien, mir bis zu dieſer Stunde hätte verborgen bleiben können.

Meine ſchöne Unbekannte unterhielt mich, indeſſen wir in dieſen Zaubergärten bald umher irrten, bald auf eine Moosbank oder unter eine lieblich dämmernde Laube uns ſetzten, mit tauſend angenehmen Dingen, auf eine Art, die mir von der Schönheit ihres Geiſtes und von dem Umfang ihrer Kenntniſſe die gröſste Meinung gab, und mit einer ſo einnehmenden Offenheit und Vertraulichkeit, als ob wir uns immer gekannt hätten. Endlich kamen wir mittelſt einer über den Kanal geworfenen Brücke in den Wald zurück, und auf einmahl fand ich mich wieder den Trümmern und dem Thurm gegenüber, wo ich ſie angetroffen hatte. Die Morgenröthe war nun im Anbruch. Wir müſſen uns trennen, ſagte die Unbekannte; aber, wenn dir meine Geſellſchaft angenehm geweſen iſt, ſo ſteht es bey dir, mich ſo oft du willſt um die nehmliche Stunde wie heute in dieſem Thurme zu finden. Und hiermit führte ſie mich von einer andern Seite an den Eingang eines durch den Wald gehauenen Weges, der durch einige Krümmungen mich in weniger als einer Viertelſtunde nach meiner Wohnung zurück brachte. Sie begleitete mich eine Zeit lang, und verſchwand ſo unvermerkt, daſs ich einige Schritte fortging, eh' ich gewahr wurde daſs sie mich verlassen hatte.

Ich brauche dir nicht zu sagen, lieber Osmandyas, ob ich von der Erlaubniſs, die mir meine wundervolle Unbekannte gab, Gebrauch machte. Glücklicher Weise schien weder mein Vater noch sonst jemand von unserm Hause auf mein Thun und Lassen Acht zu haben. Ich schützte bald Spaziergänge, bald die Jagd, bald Besuche in der Nachbarschaft vor, um mein nächtliches Auſsenbleiben zu beschönigen; und man beruhigte sich damit, ohne genauer nachzufragen, oder sich darüber zu wundern, daſs ich gewöhnlich die erste Hälfte des Tages verschlief, und alle Nächte abwesend war.

Auf diese Weise brachte ich etliche Wochen lang in dem geheimen Umgang mit meiner Unbekannten wahre Götternächte zu. Ich durfte ihr alles sagen was ich für sie empfand; sie lieſs mich hinwieder in ihrer Seele lesen: und wiewohl meine Ehrfurcht und ihre majestätische Sittsamkeit meine Begierden in so engen Schranken hielten, daſs eine Vestalin über das was sie mir bewilligte nicht hätte erröthen dürfen; so wuſste sie doch den kleinsten Gunstbezeigungen so viel Werth und Bedeutung zu geben, und war so unerschöpflich an Unterhaltung, Witz und guter Laune, daſs ich mich für den glücklichsten aller Sterblichen hielt.

Sie entdeckte mir in diesen Stunden der zärtlichen Vertraulichkeit, daſs sie von dem ersten Augenblicke, da sie mich gesehen, beschlossen habe, mich zum Meister ihres Herzens und ihrer Person zu machen, wofern sie mich dessen bey näherer Erforschung meines Karakters würdig fände. Sie gestand, daſs meine Abneigung von den Erdetöchtern und meine Parteylichkeit für die elementarischen Schönen mir kein kleines Verdienst in ihren Augen gegeben habe: indessen beharrte sie doch darauf, mir aus ihrem Nahmen und Stande ein Geheimniſs zu machen, bis sie genugsame Ursache hätte, von der Aufrichtigkeit und Beständigkeit meiner Liebe eine bessere Meinung zu fassen, als die Liebe der Männer gewöhnlich verdiene.

Da ich sie wirklich über alles liebte, so war es mir leicht, mich zu jeder Probe zu erbieten, auf welche sie meine Treue stellen wollte: aber so groſs war meine Ehrerbietung für sie, und meine Furcht durch allzu feurige Begierden die zarte Empfindlichkeit eines Wesens ihrer Gattung zu erschrecken, daſs ich es nicht wagte, sie um Abkürzung einer Probezeit, die mir eben so unnöthig als beschwerlich vorkam, zu bitten. Sogar des verhaſsten Schleiers, der mir noch immer mehr

NEUNTER GESANG.

1.

Empfohlen sey sie demnach, die gute dicke Seele,
Dem Sylfen, der ihre Tugend und ihren Unterrock schützt,
Wenn anders die Lampe, die aus dem Innern der Höhle
Uns eben in die Augen blitzt,
Nicht einen Gnomen verräth. — Wie dem auch sey, für itzt
Ist's hohe Zeit nach Schatulliösen zu fragen,
Mit welcher Don Boreas schon zwey Tage und eine Nacht
Davon geritten ist. Die Wahrheit frey zu sagen,
Wir lieben sie nicht genug ihr eiliger nachzujagen,
Und ihre Tugend ist just was den wenigsten Kummer uns macht.

als die Hälfte ihres Gesichtes verbarg, wurde nur mit grofser Behutsamkeit erwähnt. Denn da sie sich über die Proben, auf welche sie meine Zärtlichkeit stellen wollte, nicht deutlich erklärte: wer sagte mir, ob nicht gerade diefs eine Probe war, woraus sie sehen wollte, wie weit ich meine Gefälligkeit gegen ihre kleinen Grillen oder Eigenheiten zu treiben fähig wäre?

Es waren nun ungefähr vier bis fünf Wochen verflossen, seitdem meine Liebe zu der schönen Unbekannten, wiewohl beynahe blofs mit geistiger Speise genährt, täglich zugenommen und endlich die ganze Stärke der feurigsten Leidenschaft gewonnen hatte; als ich sie einsmahls, gegen ihre bisherige Gewohnheit, weder unter den Trümmern, noch in irgend einer Laube oder einem kleinen Tempel des Zaubergartens, sondern im Thurm auf dem nehmlichen Ruhebette fand, wo ich sie zum ersten Mahl gesehen hatte. Ein kleiner Regen, der diesen Abend gefallen war, hatte sie (wie sie sagte) befürchten lassen, dafs mir die Luft im Freyen nachtheilig seyn könnte; und sie schien übrigens hier eben so wenig von meiner Leidenschaft zu besorgen, als an den Orten, wo wir bisher alle Nächte einige Stunden beysammen gewesen waren.

Mein ehrerbietiges Betragen rechtfertigte ihr Vertrauen: indefs wurde doch unsere Unterredung unvermerkt zärtlicher als sie jemahls gewesen war. Sie selbst schien es mir mehr als gewöhnlich zu seyn; ihr Ton war die Stimme der Liebe, und das schöne Feuer ihrer Augen blitzte durch den doppelten Schleier, der von ihrer Stirne auf ihren Busen herab hing. Ich sprach mit Entzücken von der Wonne der Liebe und von den Hoffnungen, zu welchen sie mich aufgemuntert hatte; und zum ersten Mahl wagte ichs, ihr in den zärtlichsten Ausdrücken eine Ungeduld zu zeigen, von welcher sie nicht beleidigt zu werden schien. Nur noch sieben Tage, sagte sie — Sieben Jahrhunderte! rief ich, indem ich zu ihren Füſsen fiel.

Sie lieſs sich endlich erbitten, die sieben Tage auf drey zu vermindern. Schenke, sagte sie mit einem gerührten bittenden Tone, noch diese drey Tage meiner Furcht einen Unbeständigen glücklich zu machen. Du selbst, fuhr sie fort, wende diese Zeit dazu an, dein Herz zu prüfen, ob du einer so reinen, so getreuen, so standhaften Liebe fähig bist, als die Wesen meiner Gattung von ihren Liebhabern fordern. Denke nicht, daſs diese Prüfung überflüssig sey, und rechne nicht auf die Zärtlichkeit meines Herzens, wenn du jemahls fähig wärest mir ungetreu zu werden. Sie würde mir zwar keine grausame Rache erlauben; aber niemahls würdest du mich wieder sehen. Ich athme nur für dich; aber ich verlange dagegen, daſs dein Herz mir ganz und allein angehöre. Glaubst du, daſs mein Besitz eines solchen Opfers werth sey, und findest du dich fähig in jeder Probe rühmlich zu bestehen: so komm in der dritten Nacht nach dieser wieder hierher, und laſs uns die Schwüre einer ewigen Treue gegen einander auswechseln. Aber heute verlaſs mich, Klodion!

Verlang es nicht, angebetete Beherrscherin meines Herzens, rief ich indem ich ihre Knie mit der feurigsten Inbrunst umarmte; laſs mich hier zu deinen Füſsen —

In diesem Augenblick erstarb die zauberische Morgenröthe, die das Zimmer erfüllt hatte, in pechschwarze Finsterniſs, und die schöne Unbekannte war meinen Armen entschlüpft. Vergebens flehte ich ihr wieder sichtbar zu werden, vergebens tappte ich überall nach ihr herum: sie war verschwunden, und ich muſste mich, wie grausam ich auch diese Prüfung fand, mit der Hoffnung beruhigen, daſs ich in drey Tagen die reichste und vollkommenste Vergütung für den Schmerz, den sie mir verursachte, erhalten würde.

Die Zwischenzeit zwischen dieser und der dritten Nacht war eine Kluft in meinem Leben. Ich existierte bloſs als eine Uhr, welche Stunden, Minuten und Sekunden zählte. Unter lauter Zählen kam endlich doch der sehnlich erwartete Abend, und ich eilte früher als gewöhnlich dem Walde zu. Aber, wie es auch zugegangen seyn mag, ich konnte den Weg, den mich die Unbekannte gelehrt hatte, nicht wieder finden, wie hartnäckig ich ihn suchte. Endlich verirrte ich mich in dem Walde, gerieth auf unbekannte Wege, kam wieder zurück um andere zu suchen, und wurde endlich von der Nacht überfallen, ohne den Thurm, das Ziel meiner ungeduldigsten Wünsche, erreicht zu haben.

Zuletzt erblickte ich ein Licht, und ich ging ihm nach, in der festen Hoffnung, daſs es mich wieder auf den rechten Weg bringen werde. Nachdem es mich ziemlich lange wie in einem Labyrinth herum geführt hatte, fand ich mich, so viel ich im Dunkeln erkennen konnte, unter dem Portal eines prächtigen Palasts.

Ein wohl gekleideter Diener mit einer Fackel in der Hand kam heraus, betrachtete mich, und fragte mit Ehrerbietung: Edler Herr, ist euer Nahme Klodion? — Ich war nicht gewohnt meinen Nahmen zu verläugnen, wie auffallend mir auch die Frage vorkam; aber kaum hatte ich mit Ja geantwortet, so wandte sich der Diener, und flog mit einem Ausruf der lebhaftesten Freude in den Palast zurück.

In wenigen Augenblicken öffneten sich beide Flügel der Pforte; sechs schöne prächtig gekleidete Jungfrauen, denen sechs Sklaven eben so viele Wachsfackeln vortrugen, kamen heraus, hieſsen mich willkommen, und ergriffen ehrerbietig meine Hände, um mich in den Palast hinein zu führen. Ich bat sie um Entschuldigung, sagte ihnen, ich wäre irre gegangen, wäre ganz und gar nicht an dem Orte wo ich erwartet würde, und könnte mich hier keinen Augenblick verweilen. Verzeihet uns, edler Herr, versetzte eine der Jungfrauen; ihr seyd, zu unser aller Freude, an dem Orte, wo ihr schon lange mit Schmerzen erwartet werdet!

Dieſs ist unmöglich, sagte ich; ihr spottet meiner, und ich habe keine Zeit mich aufhalten zu lassen. Mit diesem wollte ich mich eilends davon machen: aber die Sklaven versperrten mir mit ihren Fackeln den Weg, die Jungfrauen warfen sich vor mir auf die Erde, und die älteste unter ihnen, welche schon gesprochen hatte, beschwor mich bey dem Leben meiner Dame, sie nur einen Augenblick anzuhören. Was wir von euch bitten, groſsmüthiger Ritter, sagte sie, ist etwas das ihr allein vermöget; es wird euch keine Viertelstunde aufhalten, und es ist, was kein Mann eures Standes und Ansehens dem Flehen so vieler Unglücklichen versagen kann. Gewähret uns unsre Bitte, und niemand in diesem Palaste soll sich unterstehen, euch einen Augenblick länger als ihr wollet aufzuhalten. Die übrigen fünf Jungfrauen vereinigten sich mit der ersten, mich mit thränenden Augen zu beschwören, daſs ich mich erbitten lassen möchte; und da ich keine Möglichkeit sah, ihnen ihre Bitte unter solchen Umständen abzuschlagen, und längeres Weigern nur so viel verlorne Zeit mehr gewesen wäre, so folgte ich ihnen, aber so miſsmuthig daſs ich kaum höflich seyn konnte, in das Innere des Palastes.

Sie führten mich durch eine lange stark erleuchtete Gallerie, und durch verschiedene Zimmer, wovon das letzte nur von einer einzigen Lampe schwach erhellt war. Eine groſse Pforte in der Mitte desselben führte in ein anderes, und zu beiden Seiten der Pforte standen zwey Riesen mit ungeheuern Streitkolben, um den Eingang zu bewachen. Ich blieb stehen und sah die Jungfrau, die meine Führerin war, an, denn ich war unbewaffnet: aber in diesem Augenblicke fuhr ein feuriger Drache, mit einem funkelnden Schwert im Munde, aus der Decke vor mir herab; die Jungfrau bat mich, dieses mir zugedachte Schwert von ihm anzunehmen und meinen Weg zu verfolgen. Ich gehorchte ihr; der Drache verschwand; und so wie ich, das Schwert um meinen Kopf schwingend, der Pforte nahte, fielen die Riesen zu Boden.

Ich trat in einen schwarz ausgeschlagnen Sahl, in dessen Mitte sich aus einer hohen und von einer Menge Pechpfannen erleuchteten Kuppel ein bleicher Lichtstrom herab stürzte, der die furchtbare Dunkelheit der Wände nur desto auffallender machte. Unter der Kuppel stand auf einer drey Stufen hohen Estrade ein groſser mit schwarzem Sammet beschlagener Sarg. Sechs Mohren, mit runden Schürzen von Goldstoff um die Hüften, mit feuerfarbnen Federbüschen auf dem Kopfe und mit bloſsen Säbeln in der Faust, umringten den Sarg in drohender Stellung: aber kaum blitzte das wundervolle Schwert in meiner Hand in ihre Augen, so sanken sie zu Boden und verschwanden. Zwey von den Jungfrauen, die mich hierher begleitet hatten, stiegen hinauf, und hoben den Deckel des Sarges ab. Diejenige, die bisher das Wort geführt hatte, winkte mir herauf.

Ich stieg hinauf, und erblickte in dem dumpfen Lichte, das aus der Kuppel auf den Sarg herab fiel, eine darin liegende Dame von ausnehmender Schönheit, mit einem Pfeile, der bis zur Hälfte des Schaftes in ihrer linken Brust steckte.

Indem ich mit Entsetzen von diesem Anblick zurück fuhr, sprach die Jungfrau zu mir: Ihr sehet hier den mitleidenswürdigen Gegenstand, dessen Befreyung euch das Schicksal aufbehalten hat. Diese junge Dame, unsre Gebieterin, hatte das Unglück, einem

Genius von groſser Macht, wider ihren Willen, die heftigste und hartnäckigste Leidenschaft einzuflöſsen. Ihr Abscheu vor ihm war so groſs als seine Liebe; denn er ist das häſslichste aller Wesen, wie sie das liebenswürdigste ist. Nachdem er sie lange vergebens mit seinen verhaſsten Anmaſsungen gequält, und nie etwas andres als die entschlossensten Erklärungen ihres unüberwindlichen Widerwillens von ihr hatte erhalten können, verwandelte sich endlich seine Liebe in Wuth. Er brachte sie mit Gewalt in diesen Sahl, legte sie in diesen Sarg, und stieſs ihr mit eigner Hand diesen Pfeil in die Brust. Seit mehr als einem Jahre kommt er alle Morgen und zieht den Pfeil aus ihrem Busen. Sogleich ist die Wunde geheilt, die Dame kommt wieder zu sich selbst, und er verfolgt sie aufs neue den ganzen Tag mit seiner verabscheuten Leidenschaft. Aber da sie unbeweglich auf ihrer Weigerung beharret, so stöſst er ihr alle Abend den Pfeil wieder in die Brust, legt sie in den Sarg, und entfernt sich, indem er, bey den Anstalten die er zu ihrer Verwahrung getroffen hat, sicher ist sie des Morgens wieder zu finden. Denn, auſser den Riesen und Mohren, die zu ihrer Bewachung bestellt sind, hat er einen Talisman über die Pforte dieses Palastes gesetzt, der ihn unsichtbar macht; und als ob es daran noch nicht genug wäre, versetzt er uns und den ganzen Palast durch die Geister, die ihm unterthan sind, alle Tage an einen andern Ort. Gleichwohl hat er mit allen diesen Vorkehrungen nicht verhindern können, daſs es nur von euch abhängt, dem schrecklichen Schicksal unsrer geliebten Gebieterin ein Ende zu machen. Ein berühmtes Orakel, welches ich deſswegen um Rath fragte, gab mir zur Antwort: dieses Abenteuer könne von niemand als von einem jungen Gallischen Ritter, Nahmens Klodion, zu Stande gebracht werden, der sich zur bestimmten Zeit einfinden und unter dem Schutz einer höhern Macht die Bezauberungen unsers Tyrannen zerstören würde. Nach langem Warten sind wir endlich so glücklich gewesen euch zu finden, edler Ritter, und es ist kein Zweifel, daſs ihr der Befreyer seyd, den uns das Orakel versprochen hat. Der Umstand, daſs euch allein dieser Palast nicht unsichtbar war; das bezauberte Schwert, das euch auf eine so wunderbare Art zugeschickt wurde; die Gewalt, die es euch über die Sklaven unsers Feindes gab: alles versichert uns eines glücklichen Ausgangs. Vollendet nun das Werk des Schicksals, wohlthätiger Ritter! Keine Macht in der Welt, auſser dem Genius und euch selbst, vermöchte diesen Pfeil aus der Brust unsrer unglücklichen Gebieterin zu ziehen. Versuchet es!

Wenn es euch gelingt, so hat der verhaſste Tyrann alle seine Gewalt über die schöne Pasidora verloren, und ihre unbegrenzte Dankbarkeit wird die Belohnung eurer Groſsmuth seyn.

Ich versicherte die Jungfrau, wenn das Verdienst, das ich mir um ihre Gebieterin machen sollte, auch zehnmahl gröſser wäre, so verlangte ich keine andere Belohnung, als daſs ich nicht einen Augenblick länger abgehalten würde mich aus diesem Palaste zu entfernen. Die Jungfrau, ohne mir hierauf zu antworten, bat mich, zu bedenken, daſs ihre Dame, so lange der bezauberte Pfeil in ihrem Herzen stecke, noch immer in der Gewalt ihres Verfolgers sey, welcher alle Augenblicke kommen könne, sie, wenn ich länger zögerte, meinen Augen zu entrücken und vielleicht an einen Ort zu verbergen, wo es mir unendlich schwerer seyn würde, das mir vom Schicksal aufgetragene Werk zu Stande zu bringen.

Ich näherte mich also der jungen Dame, deren Schönheit mir so blendend vorkam, daſs ich mir nicht getraute sie recht zu betrachten. Schaudernd faſste ich den Pfeil, und, indem ich ihn mit einiger Mühe heraus zog, verschwand auf einmahl der Glanz, der die Mitte des Sahles bisher erleuchtet hatte. Ein lauter Donnerschlag erschütterte den ganzen Palast, und ich befand mich einige Augen-

2.

Möcht' aus ihr werden was will, wenn ohne Schatulliösen
Uns möglich wäre, den armen Amadis
Von einer Stellung zu erlösen,
Worin seit Erschaffung der Welt kein Held sich sehen lieſs.
Nun aber, da ihn nur die Fürstin der Preziösen
Entzaubern kann, nun tritt ein starker Beweggrund ein
Für ihr Geschick nicht unbesorgt zu seyn.
Wir lieſsen sie, seit sie dem Triton und ihrem alten Getreuen
Den Abschied gab, in der Obhut eines neuen
Beschützers, wie gesagt, zwey Tage schon allein.

3.

Herr Boreas führte den ominösen Nahmen
(Zu dem er, wir wissen nicht wie? noch wann?
Gekommen war) mit der That; denn rauher und stürmischer kann
Kein Nordwind seyn als dieser Edelmann.
Zwar hatt' er die böse Gewohnheit, bey allen Arten von Damen
Altmodische Komplimente, in platten Witz gehüllt,
(Womit er seinen Sack aus Trauerspielen und Dramen

blicke in einen dichten schweflichten Nebel eingehüllt. Aber, als er sich verlor, wie groſs war mein Erstaunen, mich in einem von allen Seiten schimmernden und von einer Menge krystallner Kronleuchter erhellten Sahle zu finden, und den Sarg, worin die junge Dame gelegen hatte, in einen prachtvollen Thron verwandelt zu sehen, auf welchem ich sie in der Stellung einer Person erblickte, die nur eben aus einer langen Ohnmacht wieder ins Leben zurück gekommen ist. Ihr Gesicht lag auf dem Busen einer der Jungfrauen, während die andern, um sie her kniend, ihre Freude über die Befreyung ihrer Gebieterin zu bezeigen schienen. Sie stand auf um sich wegzubegeben; und indem sie, an zwey Jungfrauen gelehnt, langsam bey mir vorbey ging, warf sie einen Blick voll zärtlicher Dankbarkeit auf mich, der mir in die Seele drang. Meine Augen folgten ihr unfreywillig, bis ich sie aus dem Gesichte verlor.

Verwirrt von so unerwarteten und seltsamen Begebenheiten stand ich und fragte mich selbst, warum ich länger hier verweile? als eine der Jungfrauen zurück kam, und mich im Nahmen ihrer Gebieterin ersuchte, den Palast nicht zu verlassen, bis sie mir für den wichtigen Dienst, den ich ihr erwiesen, gedankt haben würde. Da sie sich in dem Aufzuge, worin sie im Sarge lag, mit Anständigkeit nicht wohl vor euch sehen lassen kann, fuhr sie fort, so seyd so gütig nur so lange zu verziehen, bis sie sich umgekleidet hat. Es wird nicht lange währen.

Wie peinlich mir auch dieser neue Aufschub war, so hielt ich es doch für unmöglich, ohne Beleidigung aller Gesetze der Höflichkeit mich dessen zu weigern. Ich lieſs mich also von der Jungfrau in ein Zimmer führen, wo sie mich ersuchte einen Augenblick auszuruhen, und mich einiger Erfrischungen zu bedienen, womit ich einen Tisch von Ebenholz auf Silberfüſsen, der neben einem Lehnstuhl stand, reichlich versehen fand. In der That hatte mich das lange Herumirren im Walde, und der Verdruſs über die abenteuerlichen Hindernisse, die mir so sehr zur Unzeit aufstoſsen muſsten, so abgemattet, daſs einige Minuten Ruhe und etwas Erfrischung mir sehr gelegen kamen. Indessen fand ich doch die Zeit, die ich hier mit Warten verlieren muſste, unendlich lang. Die Jungfrau, welche sich entfernt hatte, um mich wieder abzuhohlen wenn ihre Dame bereit seyn würde meinen Besuch anzunehmen, zögerte, und eine Viertelstunde verging nach der andern ehe sie wieder kam.

Unglücklicher Weise brach indessen der Tag an, und ich sah mit einem unbeschreiblichen Schmerz, daſs die Zeit, in welcher ich mich in dem Thurme hätte einfinden sollen, verstrichen war. Ich hätte bey dem Gedanken, von meiner Unbekannten vergebens erwartet worden zu seyn, von Sinnen kommen mögen. Was muſste sie von mir denken? Welches Hinderniſs konnte groſs genug seyn, mein Auſsenbleiben zu entschuldigen? Und wie konnt' ich, da sie Ursache hatte sich so unbegreiflich von mir beleidigt zu glauben, jemahls Vergebung von ihr zu erhalten hoffen?

In diesen niederschlagenden Betrachtungen fand mich die Jungfrau, da sie mich zu ihrer Gebieterin abhohlte. Ich folgte ihr mit einer Unruhe und mit einem Ausdruck von Verdruſs und Traurigkeit in meinem Gesichte, der ihr aufzufallen schien: aber — kann ich es dir gestehen, Osmandyas, ohne von dir eben so sehr verachtet zu werden wie ich mich selbst verachte? — beym ersten Blicke, den die allzu reitzende Pasidora auf mich heftete, verschwand, wie durch Bezauberung, aller Unmuth aus meiner Seele; und, was auch die Folgen des Dienstes seyn möchten, den ich (wiewohl als bloſses Werkzeug einer höhern Macht) einer so liebenswürdigen Person geleistet hatte, so konnte ich michs unmöglich reuen lassen, ihrer Rettung mein Glück aufgeopfert zu haben. Meine Unbekannte selbst, dachte ich wie ein Thor, würde mein

Auſsenbleiben billigen, wenn sie die Ursache desselben sehen würde.

Ich fand die schöne Pasidora auf einem Kanapee sitzen, der die Bequemlichkeiten eines Ruhebettes hatte; wie es sich für eine Person zu schicken schien, auf deren lieblichem Gesichte noch einige Blässe und etwas schmachtendes, als Spuren dessen was sie so lange gelitten hatte, zurück geblieben war. Sie bat mich neben ihr Platz zu nehmen, und dankte mir mit einem gefülvollen Tone für das was ich für sie gethan hatte. Der Klang ihrer Stimme rührte mich sonderbar. Es war nicht die Stimme meiner Unbekannten; aber sie hatte etwas so ähnliches mit ihr, daſs mein Herz um so viel mehr zu ihrem Vortheil eingenommen wurde. Sie sprach wenig; aber ihre schönen Augen sprachen desto mehr. Ihre Blicke waren eben so viele Pfeile der Liebe, die gerade ins Herz trafen, aber zu süſse Wunden machten, als daſs man daran denken konnte sich ihnen zu entziehen. Jeder Theil ihres schönen Gesichtes war dieser zaubervollen Augen würdig, und alles zusammen machte ein Ganzes aus, das an Feinheit und Harmonie der Züge, an Vollkommenheit der Formen und Reinheit der Farbe, alles unendlich übertraf, was ich je gesehen hatte. Denke dir noch hinzu, was die Seele der Schönheit ist, den Ausdruck der zartesten Empfindlichkeit, und ein gewisses verborgenes Lächeln, das ihren Mund und ihre Wangen umfloſs und alle Augenblicke neue Reitze entstehen machte, die eben so schnell wieder verschwanden um andern Platz zu machen: und sage, ob es möglich war —

Armer Klodion, fiel ihm der schöne Fremde ins Wort, wo blieb das Bild deiner liebenswürdigen Unbekannten, daſs du fähig seyn konntest, ein Gesicht, das nicht das ihrige war, so genau und so unbehutsam anzusehen?

Du wirst mich noch mehr bedauern, vielleicht auch entschuldigen, wenn du alles gehört haben wirst, fuhr der Sohn des Druiden fort. So schwer es war, die Augen von einem so liebreitzenden Gesichte zu verwenden, so fehlte es doch nicht an Versuchungen dazu. Die schöne Pasidora hatte auf ihrem weichen Polstersitz eine halb liegende Stellung genommen, welche mit allem möglichen Anstand die Reitzungen ihrer ganzen Person in das vortheilhafteste Helldunkel setzte, das der schlaueste Mahler zu einem Bilde von groſser Wirkung wählen könnte. Ihr Anzug war ein zauberisches Mittelding von Pracht, Geschmack und Simplicität. Ein leichter Schleier von durchsichtiger weiſser Seide vertrat die Stelle des Kopfputzes, bloſs um den Glanz ihrer Augen zu mildern, und ihrem Gesicht einen Schein von reitzender Mattigkeit zu geben. Eine sechsfache Schnur von groſsen Perlen schmückte ihre rundlichen Arme, als wär' es bloſs um die Weiſse derselben noch auffallender zu machen. Ihre pechschwarzen Haare, gleichfalls mit Perlenschnuren durchwunden, fielen in langen zierlich krausen Locken, an dem schönsten Halse der jemahls einen so schönen Kopf trug, auf ihren Busen herab, der etwas weniger als gewöhnlich ist verhüllt war, vermuthlich um ihrem Retter die Sorge zu benehmen, daſs der bezauberte Pfeil eine Narbe zurück gelassen haben möchte. Gesteh es, liebster Osmandyas, meine Treue gegen die Unbekannte wurde auf eine schwere Probe gesetzt! Es war grausam meinem Herzen und meinen Sinnen zugleich nachzustellen, und es giebt vielleicht keinen Sterblichen, der gegen die vereinigte Macht so vieler Reitzungen ausgehalten hätte.

Ich fühlte die Gefahr, und meine Unruhe, welche (wie ich glaube) mehr ängstlich als zärtlich scheinen muſste, konnte der schönen Pasidora nicht verborgen bleiben. Sie fragte mit einem theilnehmenden Tone, was mir fehle? und setzte hinzu: sie würde untröstlich seyn, wenn mir das Verdienst, das ich mir um sie gemacht, vielleicht ein gröſseres Opfer kosten sollte, als sie mir zu vergüten fähig wäre.

Diese Rede war ein Dolch in mein Herz. Es fehlte wenig, daſs ich meine geliebte Unbekannte nicht um ihren Beystand angerufen hätte. Ich erneuerte ihr in meinem Herzen die Schwüre einer ewigen unverbrüchlichen Treue; aber jeder Blick auf die allzu reitzende Zaubrerin machte mich wider Willen treulos. Ich fühlte zu gleicher Zeit, daſs mich nur die schleunigste Flucht retten könne, und daſs nicht einmahl der Wunsch zu fliehen in meiner Gewalt war.

Während dieſs in meiner Seele vorging, bemühte ich mich der schönen Pasidora eine Antwort zu geben, die ihr den Zustand meines Herzens verbärge ohne ihre Eigenliebe zu beleidigen. Ich sagte ihr etwas, das nur sehr höflich seyn sollte, aber, wie ich besorge, sehr zärtlich war; wenigstens schien sie es dafür genommen zu haben, weil sie sich dadurch berechtigt hielt, unter dem Vorwande der Dankbarkeit mich ihre Zuneigung mit weniger Zurückhaltung als bisher merken zu lassen.

Die Gefahr wurde jetzt mit jedem Augenblicke gröſser, und es war hohe Zeit, daſs ich alle meine Kräfte zusammen raffte. Ich sagte ihr also: Es gebe für mich keine Belohnung in der Welt, die mit dem Vergnügen zu vergleichen sey, einer Person von ihrem Werthe vielleicht mit meinem Schaden nützlich gewesen zu seyn. Da ich aber versichert worden wäre, daſs sie von ihrem Verfolger nun nichts weiter zu besorgen habe: so bäte ich um die Erlaubniſs mich von ihr zu beurlauben, weil eine Sache von der äuſsersten Wichtigkeit für mich meine Gegenwart an einem Orte erfordere, wo ich schon gestern, als ein unvermutheter Zufall mich vor die Pforte ihres Palastes gebracht, erwartet worden sey.

Diese Bitte, deren sie sich ganz und gar nicht versehen zu haben schien, brachte einen sehr sichtbaren Ausdruck von Verdruſs in ihre schönen Gesichtszüge. Sie verbarg mir nicht, wie sehr es ihr auffalle, daſs nach der Art, wie sie mir ihre Dankbarkeit beweise, die Entfernung von ihr die einzige Belohnung sey, die ich zu wünschen habe. Ich entschuldigte mich mit der Nothwendigkeit; aber vermuthlich in einem Tone, der sie glauben machte, daſs mein Herz, wenigstens zur Hälfte, auf ihrer Seite sey. Denn auf einmahl klärte sich ihr Gesicht wieder auf, und sie sagte mir mit der offensten und gelassensten Miene: Sie würde sichs nicht verzeihen können, wenn mir der Wunsch sie zu verbinden das geringste Opfer kosten sollte; das was sie mir bereits schuldig sey, gäbe ihr kein Recht noch neue Gefälligkeiten von mir zu erwarten; und wenn ich ihr nur diesen einzigen Tag schenken wollte, so wolle sie sichs gern gefallen lassen, (setzte sie lächelnd hinzu) die Nacht derjenigen zu überlassen, welcher die vorige zugedacht gewesen sey.

Mein Unglück wollte, daſs ich, bey so groſser Ursache mich vor ihr zu fürchten, nicht bedachte, wie viel ich wagte, wenn ich einen ganzen Tag der Macht ihrer Reitzungen und der Verführung ihrer übel verhehlten Liebe ausgesetzt bliebe. Kurz, lieber Osmandyas, ich willigte ein; und nachdem sie einen so wichtigen Sieg über mich erhalten hatte, befahl sie einer ihrer Jungfrauen, mich in ein Zimmer zu führen, wo ich einige Stunden der Ruhe pflegen könnte.

Kaum sah ich mich allein, so war mein erster Gedanke, mir die Sicherheit, worin man wegen meines Bleibens war, zu Nutze zu machen, und, ungeachtet meines der schönen Pasidora gegebenen Wortes, heimlich davon zu gehen. Glücklich wenn ich dieser Eingebung meines guten Genius gefolgt wäre! Aber der Gedanke, eine so liebenswürdige Person, die sich auf mein Wort verlieſs, zu hintergehen, hatte etwas so niedriges und grausames in meinen Augen, daſs ich es unmöglich über mich gewinnen konnte ihm Platz zu geben. Je weniger ich mir indessen den Zustand meines Herzens verbergen konnte, desto stärker war mein Vorsatz, mich gegen alle die

Eindrücke zu waffnen, die ihre Schönheit und Liebe auf mich machen würden.

Gegen Mittag wurde ich wieder zu der Dame des Palastes gerufen. Ich fand sie in einem herrlichen Sahle, der gegen eine Terrasse des Gartens offen stand, mitten unter ihren Jungfrauen, in einem morgenländischen Anzuge, der allen Grazien ihrer anmuthsvollen Formen ein freyeres Spiel zu geben schien. Ich konnte mich kaum enthalten, mich zu ihren Füſsen zu werfen, und fühlte alle meine muthigen Entschlieſsungen bey ihrem ersten Anblick dahin sterben.

Der peinliche Kampf, der jetzt von neuem in meinem Innern anfing, muſste mir ein zwangvolles und verlegenes Ansehen geben: aber sie schien es so wenig zu bemerken, daſs sie vielmehr desto muntrer aussah, und, wiewohl sie selbst über der Tafel wenig sprach, doch ihren Jungfrauen immer Gelegenheit gab, mich mit angenehmen Gesprächen zu unterhalten.

Nach der Tafel trug sie mir ein Schachspiel an; und wenn (wie ich nicht zweifeln kann) ihre Absicht war, mich in einem so engen Kreise, allen ihren zauberischen Reitzungen gegenüber, vollends um die wenige Vernunft, von der ich noch Meister war, zu bringen, so hätte sie kein schlaueres Mittel, diese Absicht zu erreichen, wählen können.

Und alten Romanen in müſsigen Stunden gefüllt)
Mit vielem Prunk und Bombast auszukramen,
Die meist bey den Zofen ihm besser als bey den Damen bekamen;

4.

Allein im Grunde war schwerlich ein Kalmuck
Von Fibern gröber als er; ein kleiner schmeichelnder Druck
Von seiner nervigen Faust, wenn er die Augen rollte
Und seinen Korydon recht zärtlich spielen wollte,
Lieſs immer ein blaues Mahl auf einer weiſsen Hand.
Bey einem Manne wie Er war jeder Widerstand
Beleidigung; konnte sich wohl ein Mann wie Er entschlieſsen,
Was euch so manche von selbst — schenkt, anbeut, oder leiht,
Durch kleine Schmarotzerkünste, durch Unterwürfigkeit
Und sanftes Schmeicheln erschleichen zu müssen?

5.

Er pflegte bey jedem Anlaſs mit groſsem Selbstgefühl
Zu seinen Vertrauten zu sagen: man hätte Unrecht, den Schönen

Du kannst dir einbilden, Osmandyas, wie oft ich schachmatt ward, und ob Pasidora groſse Ursache hatte, auf die Siege, die sie im Spiel über mich erhielt, stolz zu seyn: aber desto sichtbarer funkelte in ihren unwiderstehlichen Augen das Vergnügen des Sieges, den sie über mein Herz davon getragen hatte.

Indessen kam der Abend herbey, und lud uns durch seine Schönheit zu einem Spaziergang in die Gärten ein, die an die Terrasse des Palastes stieſsen. Sie schienen von sehr weitem Umfang zu seyn, und alles, was die Natur Groſses, Schönes und Anmuthiges hat, in der geschmackvollesten Abwechselung in sich zu vereinigen. Da mir unbegreiflich war, wie dieser Palast und diese Gärten, von denen ich nie etwas gehört hatte, in eine mir so bekannte Gegend gekommen seyn könnten: so bestärkte mich dieſs um so mehr in dem Gedanken, daſs die schöne Pasidora eine Fee, oder eines von den elementarischen Wesen sey, mit denen meine Einbildungskraft vertraut genug war, daſs es nichts befremdendes für mich hatte sie meinen Sinnen dargestellt zu sehen. Unvermerkt verloren sich die Jungfrauen, die uns einige Zeit begleitet hatten; unvermerkt wurden wir beide, Pasidora und ich, immer stiller; unvermerkt wirkte die schöne Natur, die laue von Blumendüften durchwürzte Luft, das Säuseln der Blätter, das

Singen der Vögel, das Rieseln der Quellen, und, was über das alles ist, die wunderbare Magie der Schlaglichter und des lieblichen Wettstreites zwischen Licht und Schatten, um die Zeit wenn die Sonne sich zum Untertauchen neigt; unvermerkt fühlten wir uns, ohne es zu sagen, in einen Einklang von zärtlichen Rührungen gestimmt; unvermerkt drückte ich Pasidorens willige Hand an mein höher schlagendes Herz; unvermerkt hatte ich aus ihren in Liebe zerflieſsenden Augen ein zauberisches Vergessen alles Vergangenen und Zukünftigen eingesogen, und unvermerkt befanden wir uns in einem kleinen Marmortempel, mitten in einem dichten Gebüsche von Myrten, eingeschlossen.

Ich sehe du zitterst für mich, Osmandyas, — und ich erröthe fortzufahren. — Die liebenswürdige Verrätherin sank auf einen Polstersitz, und ich zu ihren Füſsen, ihre Hand in sprachlosem Entzücken mit Küssen überdekkend; als auf einmahl der ganze Tempel in Flammen stand, ein heftiger Donnerschlag mich zu Boden warf, Pasidora aus meinen Armen verschwand, und meine Unbekannte mir mit zürnender Stimme zurief: Treuloser, du hast mich auf ewig verloren!

Verschone mich, Freund, mit der weitern Erzählung; ich habe keinen Athem mehr für das was ich dir erzählen müſste, und keine

Kräfte, die Qualen dieser schrecklichen Nacht noch einmahl auszuhalten. Seit dieser Zeit bin ich der elendeste unter den Menschen, wie ich ohne diese unselige Probe der glücklichste gewesen wäre. Denn nun seh' ich es und bin ganz überzeugt, daſs es meine geliebte Salamandrin selbst war, die sich mir unter dem Nahmen Pasidora unverschleiert zeigte, und durch alle die Reitzungen, wovon ich während unsres nächtlichen Umgangs im Thurme nur einige einzelne Strahlen erblickt hatte, mit allen diesen Schauspielen und Kunstgriffen, die sie zu meiner Verblendung anwandte, mich zur Untreue an ihr selbst verleitete. Die Grausame! wie konnte sie zweifeln, daſs mein Herz einer solchen Probe unterliegen würde? Oder wie kann sie es von dem ihrigen erhalten, mich so unerbittlich dafür zu bestrafen, daſs ich, unter einem andern Nahmen, und unter dem Zauber, den sie auf meine Augen geworfen hatte, doch nur sie selbst liebte?

Auch bin ich gewiſs, sagte Osmandyas, sie wird, sie kann nicht unerbittlich bleiben. Daſs sie dich liebt, ist zu offenbar —

Du kennst, wie es scheint, das Zartgefühl der Wesen ihrer Gattung nicht, unterbrach ihn der unglückliche Liebhaber der schönen Salamandrin: sie verzeihen auch nicht den Gedanken, nicht den Schatten einer Untreue.

Sie wird mir nie vergeben! sagte er, mit thränenden Augen die Hände ringend. Es sind nun mehrere Wochen seit dieser unglücklichen Katastrofe, daſs ich alle Nächte in diesem Thurme zubringe. Sie hat meinen Schmerz, meine Reue, meine Verzweiflung sehen können und ist ungerührt geblieben! Was hab' ich nicht versucht sie zu bewegen! wie hab' ich ihr gefleht! — Denn wiewohl sie mir immer unsichtbar blieb, so bin ich doch gewiſs, daſs sie mich gehört hat. Aber ich habe sie auf ewig verloren! — Dieſs waren die schrecklichen Worte worin sie mir mein Urtheil ankündigte, und es ist nur zu gewiſs daſs es unwiderruflich ist. Da ich aller Hoffnung entsagt habe jemahls wieder glücklich zu werden, so war ich entschlossen mein Leben in diesem Thurme zu enden, den ich seit drey Tagen nicht mehr verlassen habe. Meine Liebe, die mich tödten sollte, und das Wenige, was ich von der Speise zu mir nehme, die ich täglich, ohne zu wissen wie, in diesem verborgenen Schranke finde, hat mir bisher ein verhaſstes Leben gefristet. Aber, ich gesteh' es, seit mir die Götter auf eine so unverhoffte Art den Sohn des Kalasiris zugeschickt haben, ist ein schwacher Strahl von Hoffnung in meine Seele gefallen; und vielleicht ist es ein Zeichen, daſs meine angebetete Salamandrin meinen Tod nicht will, weil sie noch gütig genug ist für die Erhaltung meines Lebens zu sorgen. Denn es nur zu desto längerer Qual mir zu fristen, wie ich in meiner düstern Verzweiflung wähnte, — einer solchen Grausamkeit kann ein Herz wie das ihrige nicht fähig seyn.

Wer sie auch seyn mag, sagte der Sohn des weisen Kalasiris, so ist es unmöglich, daſs sie so sehr ihre eigene Feindin sey, um einen Fehler nicht zu verzeihen, den du mit so ernstlicher Reue gebüſst hast, und der, wenn mans genau besieht, für ihre Eigenliebe mehr schmeichelhaft als beleidigend ist. — Aber erlaube mir, da du mich selbst wieder daran erinnert hast, dich zu fragen, woher du meinen Vater zu kennen scheinest? Warst du jemahls in Ägypten?

Eh' ich dir antworte, erwiederte der Jüngling vom Thurme, laſs dich bitten, mit dem Wenigen fürlieb zu nehmen, was ich dir vorsetzen kann. Wir bedürfen beide einiger Erfrischung. Hiermit öffnete er den geheimen Schrank, und zog noch etwas kalte Küche und Früchte und eine Flasche Wein hervor, die er vorher nicht darin wahrgenommen hatte. Meine unsichtbaren Verpfleger, sagte er, indem er seinen Vorrath auf dem Fuſsteppich auslegte, haben, wie es scheint, auf meinen Gast gerechnet. — Eine gute Vorbedeutung für uns beide, versetzte Osmandyas, indem er der Bewirthung seines neuen Freundes Ehre machte.

Der weise Mann hatte wohl Recht, der den betrübten Seelen Wein zu geben befahl. Das Mittel schlug bey den beiden Jünglingen so wohl an, daſs sie unvermerkt ihres Kummers zu vergessen und gutes Muths zu werden anfingen.

Es kommt mir auf einmahl ein wunderlicher Gedanke, fing jetzt der Sohn des Druiden an. Was sagtest du dazu, wenn deine Bildsäule von meiner Bekanntschaft und sogar meine nächste Verwandte wäre? — Der Ägypter starrte ihn mit groſsen Augen an. — Wenigstens, fuhr jener fort, wär' es keine Unmöglichkeit, wie du hören wirst, wenn ich dir erzähle, wie ich dazu gekommen bin deinen Vater zu kennen.

Es sind nun über drey Jahre, seitdem uns meine vortreffliche Mutter durch den Tod entrissen wurde. Mein Vater, wiewohl er für den weisesten aller Druiden anerkannt wird, fand in dem ganzen Schatze der Geheimnisse, welche ihm die Natur entdeckt hatte, keines, das ihm diesen Verlust erträglich machte. Er sah sich gezwungen seine Zuflucht zu dem gemeinsten Mittel in solchen Fällen zu nehmen, und befahl mir und meiner Schwester Klotilde, welche damahls ungefähr funfzehn Jahr alt war, uns zu einer groſsen Reise anzuschicken. Ich will nach Ägypten reisen und in den Armen meines Freundes **Kalasiris** Trost suchen, sagte er. Ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, daſs sie einander in ihrer Jugend kennen gelernt und seit mehr als dreyſsig Jahren, der groſsen Entfernung ungeachtet, die engeste und vertrauteste Freundschaft unterhalten hätten.

Nachdem wir die berühmtesten Städte und Inseln der Griechen besucht hatten, langten wir zu Memfis an, und wurden von dem ehrwürdigen Kalasiris mit unbeschreiblicher Freude empfangen. Die beiden Alten schienen durch das Vergnügen, einander nach so langer Zeit wieder zu sehen, verjüngt zu werden, und fanden in ihrem wechselseitigen Umgang so groſse Unterhaltung, daſs mein Vater sich leicht überreden lieſs ein ganzes Jahr zu Memfis zuzubringen. **Du** hieltest dich damahls in Griechenland auf, und ich selbst, nachdem ich mich etliche Tage in dem Hause deines Vaters erhohlt hatte, schloſs mich in den groſsen Tempel der Isis ein, um in euern Mysterien iniziiert zu werden. Ich brachte den gröſsten Theil des Jahres damit zu: und, weil ich begierig war, auch die Merkwürdigkeiten von Oberägypten zu besehen, und sodann noch eine Reise zu den Äthiopischen Gymnosofisten thun wollte; so erhielt ich die Erlaubniſs noch zwey Jahre dazu anzuwenden, und mein Vater kehrte ohne mich nach Armorika zurück. Deine Schwester Thermutis hielt sich zur Zeit unsrer Ankunft bey einer Schwester ihrer Mutter auf; ich war nicht mehr in euerm Hause als sie zurück kam, und ich habe sie nie gesehen. Mein Abscheu vor dem Geschlechte, zu dem sie gehörte, war damahls schon so groſs, daſs mein Vater, als er mir von seinem Vorhaben sprach mich mit der Tochter eines seiner Freunde zu vermählen, kein andres Mittel mich wieder zu beruhigen fand, als ein feierliches Versprechen, mich mit Anträgen dieser Art auf immer zu verschonen. Die Furcht, daſs Thermutis diejenige sey die er mir zugedacht, war ein neuer Beweggrund für mich, allen Gelegenheiten, wo ich sie hätte sehen können, sorgfältig auszuweichen. Aber zwischen ihr und Klotilden entspann sich eine Freundschaft, die so weit ging, daſs man sie die Unzertrennlichen zu nennen pflegte: und wie es endlich zum Scheiden kommen sollte, fand sichs, daſs Klotilde entweder zu Memfis bleiben, oder Thermutis mit ihrer Freundin nach Armorika ziehen müſste, wenn ihre Väter nicht beide Töchter auf einmahl verlieren wollten. Der meinige hatte inzwischen eine so groſse Zärtlichkeit für deine Schwester gefaſst, daſs Kalasiris sich gern überreden lieſs ihm seine

Rechte an sie abzutreten: hingegen bat er sich dafür die Bilder seines Freundes und Klotildens aus, damit er wenigstens etwas hätte, das ihm die Trennung von ihnen versüſste. Der Druide, mein Vater, besitzt unter andern wunderbaren Kenntnissen auch das Geheimniſs, den feinen Ton, woraus das Ägyptische Porzellan gemacht wird, so zuzubereiten, daſs die daraus verfertigten Bilder im Feuer einen Schmelz erhalten, der ihnen eine bis zur Täuschung gehende Ähnlichkeit mit dem wirklichen Leben giebt. Ein Griechischer Künstler, der mit ihm nach Memfis gekommen war, verfertigte die Bilder, mein Vater vollendete das Werk mittelst seines erwähnten Geheimnisses, und so entstanden —

Hier bewog eine sehr unerwartete Wahrnehmung den Sohn des Druiden auf einmahl einzuhalten; und dieſs war nichts geringers, als daſs sein junger Freund über einer Erzählung, die so viel Interesse für ihn hätte haben sollen, — eingeschlafen war. Dieser Zufall kam ihm, ungeachtet er die kleine Flasche leer sah, unbegreiflich vor: allein, indem er noch im Nachdenken darüber begriffen war, sank er selbst, von einem unwiderstehlichen Schlummer überwältigt, auf ein hinter ihm liegendes Polster zurück.

Wir können nicht sagen, wie lange die beiden Jünglinge in diesem magischen Schlafe verharreten. Genug, sie erwachten ungefähr zu gleicher Zeit, und man stelle sich ihr Erstaunen vor, als sie die Augen aufschlugen, und Osmandyas seine geliebte Bildsäule, und Klodion seine angebetete Salamandrin vor sich sah.

Beide glaubten in diesem Augenblicke aus einem schönen Traume zu erwachen, und schlossen eilends die Augen wieder, um weiter fortzuträumen: aber, da sie fanden daſs sie nun nichts mehr sahen, so öffneten sie die Augen wieder, und sahen mit Entzücken die nehmliche Erscheinung vor ihrer Stirne stehen. Osmandyas erblickte seine Bildsäule mit ihrem Täubchen auf dem Schooſse auf eben demselben Ruhebettchen sitzend, und eben so lebenathmend und liebeblickend, wie er sie so oft in dem Kabinette seines Vaters gesehen hatte. Klodion sah seine Unbekannte in ihrem feuerfarbnen Gewande, mit dem schimmernden Gürtel um den Leib und dem purpurnen Schleier über ihrem Gesichte, wie er sie mehrmahls in diesem Thurme gesehen hatte. Beide wuſsten nicht was sie denken und ob sie ihren Augen trauen sollten: aber beide sprangen in eben demselben Nu von ihren Polstern auf, um in sprachloser Entzückung sich ihren Geliebten zu Füſsen zu werfen; als eine verborgene Thür aufging, und die majestätischen

Den albernen Übermuth anzugewöhnen,
Das Biſschen Gewalt, das ihnen ein bloſses Sinnenspiel
Im Taumel über uns gebe, so sinnlos auszudehnen,
Sich als Gebieterinnen der Männer anzusehn.
Ha, rief er, wüſsten die Gecken die Würde der Mannheit zu schätzen,
Und hätten, anstatt sogleich die weiſse Fahne wehn
Zu lassen, den Witz, sich selbst in ihren Vortheil zu setzen,
Die Puppen sollten wohl bald bey uns um Gnade flehn!

6.

Ich bitte tausendmahl ab, daſs solche Lästerungen,
Wobey mir selbst die Haare zu Berge stehn,
Auch nur in der dritten Person aus meinem Munde gehn!
Was muſs, von der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, gedrungen,
Ein armer Dichter, der an nichts Böses denkt,
Nicht seine Personen oft sprechen lassen!
Und wär' es billig, den Mann, der uns Vergnügen schenkt
Und scherzend Weisheit lehrt, für fremde Sünden zu hassen?

Alten, Taranes und Kalasiris, Hand in Hand zwischen sie tretend, durch eine so unvermuthete Erscheinung ihr Erstaunen auf die höchste Spitze trieben. Taranes ergriff lächelnd die Hand des jungen Ägypters, und sagte, indem er ihn zu der Bildsäule führte: Belebe sie wenn du kannst, und sey glücklich! Zu gleicher Zeit führte Kalasiris den Sohn des Druiden zu der vermeinten Salamandrin, und sagte, indem er ihren Schleier wegzog: Verzeihet einander — euer Glück; denn es würde nicht so vollkommen seyn, wenn es euch weniger gekostet hätte.

Die Augenblicke, die nun folgten, sind von denen, die sich weder mahlen noch beschreiben lassen. Osmandyas, in die Arme seiner geliebten Bildsäule sinkend, fühlte mit sprachloser Wonne ihr Herz zum ersten Mahle dem seinen entgegen schlagen; Klodion, zu den Füſsen der liebenswürdigen Thermutis, hatte alles das Feuer der Liebe, das ihn aus den Augen der zauberischen Pasidora überströmte, vonnöthen, um von der Wonne, in beiden seine geliebte und wieder versöhnte Salamandrin zu finden, nicht entseelt zu werden. Nie hatte die Liebe vier Sterbliche so glücklich gemacht; und nie hatten zwey Väter das Vergnügen, in der Wonnetrunkenheit ihrer Kinder ihre eigenen

Entwürfe vollzogen zu sehen, in solchem Grade genoſsen.

Der Thurm mit den drey Zinnen war zu enge für so viele Glückliche. Sie eilten in die Gärten hinab, die hinter den Ruinen in einem sanften Abhang sich bis in die Ebne herab zogen, und Klodion erkannte nun auf einmahl in dem nächtlichen Elysium der Salamandrin die Zaubergärten, in welche ihn die Fee Pasidora bey Tage geführt hatte. Auch zeigte ihm die schöne Thermutis, daſs es nur auf die Salamandrin angekommen wäre, ihn durch einen kleinen Schlangenweg bis zu Pasidorens Palast zu führen, der ihm bey ihren nächtlichen Spaziergängen von einigen Gebüschen und einem kleinen Pappelwäldchen versteckt worden war.

Unvermerkt befanden sich die beiden ehrwürdigen Alten mit ihren glücklichen Kindern in dem kleinen Tempel, den die Verwandlung der Fee Pasidora in die eifersüchtige Salamandrin dem schönen Klodion unvergeſslich gemacht hatte. Sie lieſsen sich auf die rings herum laufenden Polstersitze nieder, und der Oberdruide Taranes, da er in den Augen der beiden Jünglinge das Verlangen las, das, was in ihrem schönen Abenteuer noch räthselhaft war, sich erklären zu können, befriedigte ihre Neugier folgender Maſsen.

„Die Freundschaft, welche mich mit dem ehrwürdigen Kalasiris verbindet, war von ihrem ersten Anfang an so beschaffen, daſs es uns vielleicht unmöglich gewesen wäre, in der ganzen Welt den dritten Mann dazu zu finden. Aber so bald wir uns beide, jeder mit einem Sohne und einer Tochter gesegnet sahen, deren erste Jugend die schönsten Hoffnungen von dem was sie einst seyn würden fassen lieſs, beschlossen wir, wo möglich, nur eine einzige glückliche Familie aus ihnen zu machen. Wir fragten bey eurer Geburt nicht die Sterne um Rath: aber wir kamen überein, daſs euer Glück eben so sehr das Werk euers eigenen Herzens und unsrer Vorsicht, als das Werk des Schicksals seyn sollte, und machten uns ein Geschäft daraus, auf alle Winke und Spuren Acht zu geben, die uns den Weg zeigen würden, wo das, was der Himmel über euch beschlossen hätte, mit euern Wünschen und den unsrigen in Einem Punkte zusammen träfe.

„Bey dem Besuche, den ich vor mehr als drey Jahren meinem Freunde Kalasiris gab, erneuerte sich das Verlangen, unser lange verabredetes Familienbündniſs zu Stande zu bringen, mit verdoppelter Wärme. Aber der Sohn des Kalasiris war abwesend; und meinem Sohne Klodion, der von seiner ersten Jugend an ein so seltsames aber hartnäckiges Vorurtheil gegen die Erdentöchter gefaſst hatte, würde es gefährlich gewesen seyn, die liebenswürdige Thermutis, die ihm, wenn er sie für ein Wesen von höherer Ordnung hielte, vielleicht unendliche Liebe eingeflöſst haben würde, als die Tochter des Kalasiris sehen zu lassen. Osmandyas sollte in dem Laufe seiner Reisen und Studien nicht unterbrochen, Klodion in seiner grillenhaften aber Nachsicht verdienenden Laune nicht voreilig gestört, und der sanft aufkeimenden Neigung unsrer Töchter sollte Zeit gelassen werden, sich zu entwickeln und zur Reife zu kommen. Denn Thermutis hatte meinen Sohn mehr als Einmahl gesehen, ohne von ihm gesehen werden zu können; und Klotilde hatte nichts als die Versicherung einer groſsen Ähnlichkeit zwischen Osmandyas und seiner Schwester vonnöthen, um ganz zu seinem Vortheil eingenommen zu seyn.

„Wie gewiſs wir uns aber auch zum voraus hielten, daſs alles am Ende nach unsern Wünschen ausgehen würde, so fanden wir doch für nöthig, eine wechselseitige Zuneigung, die das Glück oder Unglück des ganzen Lebens unsrer Kinder entscheiden sollte, auf die stärksten Proben zu setzen: und so veranstalteten wir das doppelte Abenteuer, dessen Ausgang unsere Entwürfe so schön gerechtfertigt hat. Osmandyas lernte Klotilden nicht anders als in Gestalt einer Bildsäule kennen, und Klodion glaubte in Thermutis eine Salamandrin zu lieben. Die zwey Jahre, mein Sohn, die du noch mit deinen Reisen zubrachtest, nachdem ich mit Thermutis und Klotilden schon wieder in Armorika angelangt war, gaben uns hinlängliche Zeit, die zu unserm Vorhaben benöthigten Anstalten zu treffen. Der wildeste Theil des an meine Wohnung angrenzenden Waldes wurde in die Gärten der vermeinten Salamandrin umgeschaffen; und der neu erbaute Pavillion, welcher den beiden Schwestern während deiner Zurückkunft zur gemeinschaftlichen Wohnung diente, wurde an einen solchen Ort gestellt und auf eine so geschickte Weise verborgen, daſs Thermutis ihre zweyfache Rolle sehr bequem spielen konnte, und der Gedanke, daſs es mit deinen Abenteuern in einer dir, wie du glaubtest, so wohl bekannten Gegend nicht natürlich zugehe, um so nothwendiger in dir entstehen muſste, weil alle unsere Hausgenossen in Pflicht genommen waren, dir aus dem, was in deiner Abwesenheit vorgegangen, und aus allem was dir das Wundervolle der Sache hätte enträthseln können, ein Geheimniſs zu machen."

Und daſs es, fuhr Thermutis lächelnd fort, mit den Wunderdingen im Palast der Fee Pasidora sehr natürlich zugegangen, wird dir der Augenschein zeigen, wenn du diesen Zauberpalast, mit allen seinen Jungfrauen, Mohren und Drachen, und allem übrigen Zubehör, als ein Geschenk von mir annehmen willst, das der Hand und dem Herzen der Eigenthümerin folget. —

Und das ich mit Vergnügen bestätige, fiel der ehrwürdige Kalasiris ein. Was dich anbetrifft, mein Sohn Osmandyas, fuhr er fort, indem er sich an Klotildens Liebhaber wendete, so wird auch dir alles begreiflich werden, wenn ich dir —

Das Geheimniſs der beiden Bildsäulen hab' ich ihm bereits aufgeschlossen, sagte Klodion: aber eh' ich noch damit fertig war, sah ich ihn eingeschlummert, vermuthlich durch eine geheime Kraft des Weins in der kleinen Flasche —

Die wir selbst heimlich in den Schrank hinein practicierten, sagten die beiden Schönen, als uns die Ungeduld, zu erfahren, ob Osmandyas, den wir mit Schmerzen erwarteten, glücklich angelangt sey, auf den Einfall brachte, in reisende Mannspersonen verkleidet nach dem Thurme zu reiten, wo wir, ohne daſs ihr uns gewahr wurdet, einem Theil eures Gespräches zuhörten.

Die Täuschung des Wunderbaren hat etwas so anziehendes und zauberisches für die meisten Menschen, daſs man oft schlechten Dank bey ihnen verdient, wenn man sie hinter die Kulissen führt, und die vermeinten Wunder einer künstlichen Täuschung vor ihren Augen in ihre wahre Gestalt herab würdiget. Aber hier war das Wahre selbst so schön und auſserordentlich, daſs es aller Vortheile, die es von der Illusion gezogen hatte, leicht entbehrte. Der Sohn des Kalisiris fand unendliche Mahl mehr in der liebenswürdigen Tochter des Druiden, als ihm seine so schwärmerisch geliebte Bildsäule versprochen hatte; und Klodion, dem seine aufs höchste gespannte Einbildungskraft nichts vollkommneres als die göttliche Thermutis vorzustellen vermochte, hielt sich nun versichert, daſs eine Erdentochter ihrer Art das Urbild zu den Sylfiden und Salamandrinnen gewesen seyn müsse, womit eine fantastische Geisterlehre die reinern Elemente bevölkert hat.

UNTERREDUNGEN

MIT DEM PFARRER VON ***.

1775.

ERSTE UNTERREDUNG.

Dieser Tage, da ich allein an meinem Schreibtische beschäftigt war, hörte ich etwas so leise an der Thür pochen oder kratzen, daſs ich, ohne darauf Acht zu haben, in meiner Arbeit fortfuhr, bis nach einer kleinen Weile die Thür langsam, Zoll für Zoll, dergestalt, daſs sie ungefähr drey bis vier Sekunden brauchte, um die Breite eines Daumens zurückzulegen, aufging, und, weil diese langsame Bewegung mit einigem Knarren verbunden war, mich veranlaſste umzuschauen, und wahrzunehmen, daſs alle diese Bewegungen von einem menschlichen Wesen herrührten, welches, dem Ansehen nach nicht ohne Schüchternheit und Zweifel an günstiger Aufnahme, herein zu kommen strebte.

Es verstrichen noch einige Sekunden, bis es endlich dahin gediehen war, daſs der Mann — denn ein Mann war es, und, wie man sehen wird, ein beſsrer Mann, als man nach diesen Anscheinungen hätte vermuthen sollen — den Kopf vorwärts gestreckt und den Leib auf die Seite gedreht, wie einer, der sich durch eine enge Offnung hindurch winden muſs, obschon die Thür weit genug für ihn war — sich so weit herein gearbeitet hatte, daſs ich sehen konnte, wen ich vor mir hätte.

Es war ein ältlicher Mann von mittlerer Gröſse, etwas hager, in einem altmodisch zugeschnittenen grauen Rocke mit schwarzen Knöpfen, einer schwarzen Tuchweste, wohl geschonten, aber doch an den Knieen etwas abgestoſsnen schwarzen Plüschhosen, wollenen Strümpfen von derselben Farbe, und (was aus seinem Anzug ein vollständiges Ganzes machte) den Kopf mit einer dicken Haarmütze von Ziegenwolle bedeckt, die durch Länge der Zeit eine dem verwelkten Bux ähnliche Farbe angenommen hatte. In der Hand hielt er ein kurzes dickes Spanisches Rohr mit einem schlechten Fayance-Knopf, und unterm Arm

Arm einen groſsen Hut, der so abgegriffen und verschlissen war, daſs sein Herr selbst beschämt schien, ihm noch längere Dienste zuzumuthen.

Dieses unscheinbaren Aufzugs ungeachtet hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung und Miene, das mich für ihn einnahm; und überdieſs schien er zu einem Orden zu gehören, dessen Bestimmung in meinen Augen so ehrwürdig ist, daſs ich dem geringsten Mitgliede desselben (in so fern es kein Bonze ist) mit eben so viel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbischof zu York oder der Kardinal-Vikarius wäre.

Der gute Mann machte viel Umstände, und Entschuldigungen. — „Ich besorge — Sie sind beschäftigt, wie ich sehe — Verzeihen Sie mir — ich komme wohl zur ungelegnen Zeit, u. s. w."

Ein Mann wie Sie kommt immer zur gelegnen Zeit, sagte ich, indem ich ihn ersuchte Platz zu nehmen.

Er schien dieſs, wiewohl es kein Kompliment war noch seyn sollte, für etwas noch schlimmeres zu halten. Seine Verlegenheit verrieth mir das seltsame Vorurtheil, womit er zu mir gekommen war. Ich betrachtete ihn einen Augenblick mit einer Aufmerksamkeit, die durch einen Ausdruck von Wohlwollen

Die Menschen, und jeden mit seinem eignen Gesicht,
Schön oder häſslich, zu mahlen, ist seine erste Pflicht.

7.

Im übrigen, wenn der Enkel vom groſsen Fakardin
In Sachen des schönen Geschlechts wie ein wahrer Sultan dachte,
So müssen wir auch bekennen, daſs Bambo's Tochter ihn
Was eine Schöne vermag empfindlich fühlen machte;
Was gegen den wildesten Heiden, und wär' er der Dedschial gar, 1)
Die Schöne vermag, so bald sie den schwachen Ort gefunden
Wobey sie ihn fassen muſs. Ihr wiſst, Achilles war
Am ganzen Leibe nicht zu verwunden,
(Weil Thetis nach der Geburt im Styx ihn abgespült)
Die Ferse nur ausgenommen, wobey die Göttin ihn hielt.

8.

Doch, wiſst ihr auch daſs dieſs Mährchen, wie groſse Kenner sagen,
Von unserm ganzen Geschlecht ein feines Sinnbild ist?

und Beſcheidenheit gemildert war, — oder mein Geſicht müſste meinem Herzen ohne meine Schuld Unrecht gethan haben. Mein Unbekannter nahm, wie ich vermuthe, dieſen Blick für eine Frage auf. — Ich bin der Pfarrer zu ***, ſagte er, und habe mir ſchon lange gewünſcht Sie perſönlich kennen zu lernen.

Ich konnte mich bey den Worten — ich bin der Pfarrer zu *** — nicht enthalten, einen Blick auf ſeinen abgetragenen grauen Rock, auf ſeine Plüſchhoſen und wollenen Strümpfe, und auf ſeinen alten abgegriffenen Hut zu werfen. Ich glaube gar, daſs ich ſeufzte.

In der That ſtellten ſich mir in dieſem nehmlichen Augenblick eine ſo groſse Menge ernſter und trauriger Vorſtellungen dar; — die Beſtimmung und Würde ſeines Standes, im Gegenſatze mit der verachteten und unterdrückten Lage der ſo genannten Kleriſey in den meiſten chriſtlichen Staaten; — die nachtheiligen Folgen, die dieſer Kontraſt theils auf den Karakter der Geiſtlichen ſelbſt, theils auf ihren ſittlichen Einfluſs und die Erzielung des Endzwecks ihres Berufs hat; die Sorgloſigkeit der meiſten Groſsen über einen ſo wichtigen Gegenſtand; die Unmöglichkeit, oder, was auf Eins hinaus läuft, die unendlichen Schwierigkeiten, dieſem Übel abzuhelfen, wenn auch manche Obrigkeiten den Willen hätten die Sachen auf einen beſſern Fuſs zu ſetzen:

alles dieſs mit allen seinen Ursachen, Umständen und Folgen auf einmahl anschauend gedacht, — und gerade in diesem Augenblick, dem guten Pfarrer zu ***, seiner gelben Perücke, seinen Plüschhosen, und seinem abgenutzten Hute gegenüber, gedacht, — betrübte meine Seele, und machte mich wider Willen ein paar Minuten sprachlos.

Der wackere Mann schien verlegen zu seyn, wie er das Gespräch anfangen wollte. Er sah aus wie einer, der viel auf dem Herzen hat, und nicht weiſs wo er anfangen soll, um sich dessen mit guter Art zu erledigen. Er warf die Augen bald auf die eine, bald auf die andre Seite des Zimmers, verwunderte sich — armer Mann! — über den schönen Band meiner Bücher, und fixierte sich endlich auf eine Büste, die ihm gegenüber stand.

„Sokrates, nicht wahr?“ — fragte er mit einer Miene, als ob es ihn freute dieses Bild bey mir anzutreffen. „Es war ein vortrefflicher Mann, (sagte er, nachdem er den Kopf eine Weile betrachtet hatte) wiewohl mans ihm nicht ansieht.“

Nein, gewiſs nicht, versetzte ich ein wenig hastig. Sehen Sie hier — dieſs sind die *Baisers* von Dorat, nach den *Basiis* des Johannes Sekundus, in einem schönen Englischen Bande, auf das feinste Papier gedruckt, mit einer Menge niedlicher Vignetten, — ein

Buch kann nicht besser gekleidet und heraus geputzt werden, — und doch ist dieſs Buch seinem Innern nach vielleicht — nicht einmahl — einen Kuſs werth. Und sehen Sie hier den Katechismus fürs Landvolk, ein kleines unscheinbares Büchlein, auf schlechtes Papier gedruckt, und in Pappe gebunden, das nach seinem wahren Gehalt mehr Gold werth ist, als der Verfasser und sein Buch zusammen genommen schwer sind.

Der Pfarrer sah mich an, als ob er die Bestätigung dessen was ich gesagt hatte in meinen Augen lesen wollte.

Ich. Sie kennen doch Schlossers Katechismus, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer. Ganz gewiſs; ich hab' ihn mehr als Einmahl gelesen, und viel Gutes daraus gelernt. Ich empfehl' es allenthalben wo ich bekannt bin. Was auch manche Leute dagegen sagen, es ist ein gutes, lehrreiches Buch; wiewohl eben nicht alles darin steht, was in einen Katechismus fürs Landvolk gehört.

Ich. Wer wollte auch ein gutes Buch deſswegen verwerfen, weil nicht Alles darin steht? Allenfalls hätte Herr Schlosser seinem vortrefflichen Büchlein, um der schwachen Brüder willen, einen andern Titel geben mögen.

Das denk' ich auch, sagte der Pfarrer.

Er blätterte etliche Augenblicke in den *Baisers*, die er noch in der Hand hatte, schüttelte ein paar Mahl den Kopf, und legte es wieder hin. — Sokrates war kein Freund von Küssen, sagte er, indem er die Büste des Weisen von neuem betrachtete.

Ich. Sie erinnern Sich, wie ich merke, der Stelle, wo er den jungen Xenofon bestraft, weil er zu leichtsinnig über die Gefahr eines Kusses wegschlüpfte.

Der Pfarrer. Und was meinen Sie, dafs er zu manchem neuern Gedichte gesagt hätte, worin alle Zauberey der Poesie aufgeboten wird, um die Jugend nach demjenigen lüstern zu machen, was Sokrates der Weisheit und Tugend so gefährlich hielt?

Ich erröthete ein wenig.

Der Pfarrer. Vergeben Sie mir — ich habe wahre Hochachtung für Sie, und —

Ich. Ich wünsche von Ihnen gekannt zu seyn, ehe Sie mir das sagen; denn ich liebe die Komplimente nicht.

Der Pfarrer. Sie haben der Welt durch einige Ihrer Schriften so viel Gutes gethan —

Ich. Vergeben Sie mir, dafs ich Sie unterbreche. Wir wollen uns in kein so weitläuftiges und kitzliches Geschäft einlassen, als die Untersuchung der Güte und Nützlichkeit meiner Schriften ist. Diese Untersuchung ist überhaupt bey allen Büchern schwer; denn das beste kann Schaden thun, und das schlimmste ist zu etwas gut. Aber bey den meinigen finden sich noch besondere Schwierigkeiten. Die Geschichte meiner Seele, und die Geschichte der Gelegenheit, Art und Weise, wie jede derselben vom Jahre 1751 an bis jetzt entstanden ist, gehört gewisser Maſsen unumgänglich dazu, wenn die Welt (ich rede nicht von der kleinern Zahl, die alles dieſs nicht nöthig hat) in den Stand gesetzt werden soll, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen, und von dem Gemüthszustande, der Lage und der Absicht, worin sie geschrieben worden, richtig und vollständig urtheilen zu können. Ich habe diese Geschichte ein einziges Mahl in meinem Leben einem Manne von vielen Verdiensten um die Menschheit, und vielleicht einem der besten Sterblichen die je gewesen sind, am ersten Abend, den wir zusammen zubrachten, erzählt, und er ist dadurch auf ewig mein Freund geworden.

Der Pfarrer. Aber warum eilen Sie nicht, diese nehmliche Geschichte der ganzen Welt zu erzählen? Sie glauben nicht — o gewiſs, Sie stellen Sich nicht vor, wie viel falsche Urtheile und wie viel Ärgerniſs Sie vielleicht dadurch verhindern, und wie viel Gutes Sie damit schaffen würden.

Ich. In der ersten Wärme war dieſs auch der Gedanke des würdigen Mannes, von dem ich Ihnen sagte. Aber er hörte meine Gegengründe, und billigte sie. — Ich will Ihnen diese Gründe aufrichtig mittheilen, lieber Herr Pfarrer; und, glauben Sie mir, ich fühle in diesem Augenblick etwas, das mich zwingen würde Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich auch nicht wollte. — Wissen Sie also, ich habe nicht anhaltenden Enthusiasmus genug, mich über alle die Urtheile hinweg zu setzen, denen ich mich ausstellen müſste, wenn ich mein eigner Biograf würde. Die Welt, in der wir leben, ertrüge einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. Ich bin als ein Dichter bekannt. Man würde mich, selbst indem ich das Schlimmste, was ich von mir zu sagen hätte, beichtete, der Kunstgriffe beschuldigen, deren sich Danae bediente, da sie dem noch nicht entzauberten Agathon ihre Geschichte erzählte. Man würde sagen, daſs ich (wie Danae) mehr die Gesetze des Schönen und Anständigen als der historischen Treue zum Augenmerke genommen, und mir kein Bedenken gemacht hätte, bald einen Umstand zu verschönern, bald einen andern wegzulassen, je nachdem es die bessere Wirkung des Ganzen erfordert hätte. Mit Einem Worte, Herr Pfarrer, ich kann mich nicht entschlieſsen, alles Gute von mir zu sagen, was ich sagen müſste, wenn ich so wahr und gerecht gegen mich selbst seyn wollte, als ich es gegen jeden andern Menschen zu seyn wünsche und beflissen bin.

Der Pfarrer. Indessen — da wir doch Menschen sind, und es unmöglich ist, daſs wir bey einer unumschränkten Offenherzigkeit nicht auch Böses von uns zu erzählen haben sollten — sollten Sie Sich nicht vielleicht auch vor dem Terenzischen „*ego homuncio hoc non facerem?*“ fürchten?

Ich. Es wäre immer eine Bedenklichkeit, die — in Erwägung der schmeichlerischen unredlichen Art, womit die meisten Sterblichen über ihr eignes sittliches Verhalten zu urtheilen pflegen — auf einen Menschenfreund, der auch nur zufälliger Weise zu schaden für ein groſses Unglück hält, billig Eindruck machen könnte. Aber, glauben Sie mir, Herr Pfarrer, dieſs ist was ich am wenigsten besorge. Meine Fehltritte sind vielleicht — so seltsam Ihnen dieſs auch vorkommen mag — gerade das, was freylich nicht meiner Weisheit oder Klugheit — aber gewiſs meinem Herzen die meiste Ehre macht. — Aber, lassen Sie uns diese Materie abbrechen. Ich muſs Ihnen Alles sagen, oder ich habe bereits zu viel gesagt.

Der Pfarrer. Ich begreife Sie. Aber wenigstens sollten Sie alles, was zur richtigen Beurtheilung Ihrer Schriften nöthig ist, aufsetzen, und, wofern Sie ja Bedenken tragen, diesen Aufsatz bey Ihrem Leben bekannt zu machen, dafür sorgen, daſs er dereinst nach Ihrem Tode bekannt gemacht würde.

Ich. Dieſs ist auch mein Vorsatz, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott gebe Ihnen Leben und Muth, ihn auszuführen! Sie wissen nicht, ich wiederhohl' es, Sie wissen nicht, wie viel die schiefen Urtheile, wozu Sie (ich hoffe ohne Ihre Absicht, und wünsche daſs es auch ohne Ihre Schuld geschehen seyn möge) Gelegenheit gegeben haben, wie viel der mannigfaltige Miſsbrauch einiger Ihrer Schriften, wie viel selbst das Lob, das Ihnen manche geben, Schaden thut.

Ich. Sie halten mich für unwissender, als ich bin. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, ich weiſs nur zu viel davon, und bin sehr überzeugt, daſs die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voſs [1] das geringste von den Übeln sind, wozu ich die gelegentliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das nehmliche an mir, was ich vor vier und zwanzig Jahren aus ähnlichem jugendlichen Eifer an Anakreon, Ariost, Guarini, und andern wackern Männern that: er glaubte, die Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiſs gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen, und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dieſs alles damahls ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerey (wie die Liebe) blind ist, und weil ein junger unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann.

---

[1] Im Götting. Musenalmanach von 1775.

Der Pfarrer. Ich bewundre die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre Fehler gestehen.

Ich. Guter Gott! wie oft werde ich Mensch dieſs abscheuliche Kompliment von einem andern Menschen hören müssen!

Der Pfarrer. Verzeihen Sie mir, ich nahm nur das unrechte Wort — ich liebe Sie darum, wollt' ich sagen.

Ich. Haben Sie nur Geduld, guter redlicher Mann, mein Herz sagt mir, wir werden nicht von einander scheiden, ohne einander lieb gewonnen zu haben. Aber lassen Sie mich vollends sagen, was ich sagen wollte. Die schiefen Urtheile, die nun seit vier und zwanzig Jahren über mich, in so fern ich Mensch oder Schriftsteller bin, gefällt worden sind, 2) würden mich wenig anfechten, wenn sie bloſs meine Eitelkeit beleidigten. Denn ich gestehe Ihnen, ich bin zu stolz, um viel Eitelkeit zu haben. Bloſs in so fern solche Urtheile das Gute hindern, das ich zu befördern wünsche, können sie mir nicht gleichgültig seyn. Aber am Ende ist doch aller Schaden, welchen unreife muthwillige Jungen, die sich zu Richtern aufwerfen, oder blödsichtige alte Knaben, denen man vergeben muſs, weil sie nicht wissen was sie sagen, oder Leser, die nicht lesen können, weil sie weder empfinden, noch verstehen, noch unterscheiden können, — ich sage, aller Schaden, den solche Leute einem guten Werke thun können, ist eine Wunde, die sich von selbst heilt. Das Publikum kehrt sich wenig daran, wenn hier oder da ein X oder Y in einem Journale

---

2) Man erinnere sich bey Lesung dieses Gespräches immer, daſs es vor mehr als zwanzig Jahren gehalten und aufgeschrieben worden ist.

Ein Mann sey tapfer genug mit Riesen sich zu schlagen,
Sey breit geschultert, wie Atlas, das Sterngewölbe zu tragen,
Sey weiser als Kato, gelehrter als ein Enzyklopädist,
Er laufe so schnell wie Achill, sey schöner als Narcissus,
Und räsonniere subtiler als Sokrates am Ilyssus;
Er mache Verse wie Maro, und Gold wie Trismegist,
Und Republiken wie Plato; er siege wie Alexander,
Und eſs' und verdaue so brav wie die Helden am Skamander: 2)

9.

Kurz, setzt aus sieben der Besten (wie Zeuxis einst gethan)
Ein Ideal von einem Manne zusammen,
Dem selbst die Götter Homers mit Ehrerbietung sich nah'n;
Fest sey er am ganzen Leib, er wandle auf Fluten, durch Flammen,
Und spiele mit Löwen so frey, wie mit Lämmern ein Geſsnerscher Hirt:
Ein Fleckchen bleibt, wo ihn zu überwinden
Was Leichtes ist, und dieses Fleckchen wird
Die kleine Iris so gut als ihre Göttin finden.

sich die Miene giebt, als ob er von allen seinen Zeitgenossen bevollmächtiget sey, in ihrem Nahmen und in ihre Seele zu urtheilen: und wenn es sich auch zuweilen von einem gern seyn wollenden litterarischen Demagogen überschreyen, oder — um das rechte Wort zu brauchen, wiewohl es nicht edel ist — übertölpeln läſst; so geschieht es doch nur auf kurze Zeit, und der Taumel geht immer schnell genug vorüber. Dieſs ist es also nicht, was mich am meisten bekümmert. Aber der sittliche Miſsbrauch, welchen Leser von verdorbenem Herzen von meinen Schriften machen, und der Schaden, den sie durch Miſsverstand, oder, wenn sie Personen, für welche sie nicht geschrieben sind, in die Hände fallen, anrichten können, — dieser Miſsbrauch, dieser Schaden verwundet mein Herz, und hat mir schon oft den ungeduldigen Wunsch ausgepreſst, daſs ich lieber ein Holzhacker, Sackträger, oder alles andere, was ein ehrlicher Mann seyn kann, geworden seyn möchte, als ein Dichter und ein Schriftsteller für die Welt. Indessen hat doch die Gewiſsheit, daſs ich selbst in allen Theilen und Gegenden Deutschlands eine gróſse Anzahl Personen von den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens kenne, die mich gerade so lesen, wie ichs wünsche, und den Gebrauch davon machen, der meiner Absicht entspricht, — diese Gewiſsheit, und die wahrscheinliche Vermuthung, daſs es deren noch viele giebt, die ich nicht kenne, hat, wenigstens in heitern Stunden, so viel Tröstendes für mich, daſs ich unvermerkt wieder den angenehmen herzerhöhenden Täuschungen Raum gebe, ohne welche schwerlich jemahls ein Biedermann Schriftsteller geworden wäre. Und so kommt es denn, daſs ich gewöhnlicher Weise zwischen diesen beiden äuſsersten Punkten mich in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit mir selbst fortbewege, und, von dem süſsen Wiegenliedchen, Alles ist gut, eingelullt, mein Haupt so sanft auf mein Küssen lege, als irgend ein Autor in der Christenheit.

Der Pfarrer. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daſs der Miſsbrauch, den unverständige oder übel gesinnte Leute von einer Sache machen, weder den Werth der Sache vermindert, noch dem Urheber derselben zur Last gelegt werden kann. Werden nicht die Werke Gottes selbst täglich, stündlich und augenblicklich von unzähligen gemiſsbraucht? Ich denke, da sogar der Allweise und Allmächtige nichts machen konnte, was von halb vernünftigen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, nicht in Miſsbrauch gezogen werden könnte, darf man kühnlich behaupten, es sey schlechterdings unmöglich etwas so Gutes hervorzubringen, das nicht auf die eine oder andre Weise zum Werkzeug oder zur Veranlassung oder wenigstens zum Vorwande von vielem Bösen gemacht werden könnte. Weder menschliche noch göttliche Weisheit kann verhindern, daſs die Wahrheit, wenn sie in schiefe Köpfe fällt, oder in einem falschen Lichte gesehen wird, nicht verfälscht, die unschuldigste Rede oder Handlung von Unverstand, Übereilung oder bösem Willen nicht übel ausgedeutet, und die Tugend selbst nicht verdächtig oder wohl gar zum Verbrechen gemacht werde. Das Verzeichniſs aller derer, die auf irgend eine Weise unschuldig an Seele oder Leib gemartert worden sind, würde einen gröſsern Raum einnehmen, als alle Bücher in der Vatikanischen Bibliothek. Kein Vernünftiger zweifelt an diesen Wahrheiten —

Ich. Nur unterläſst man alle Augenblicke, die Anwendung davon zu machen, wenn der Fall sie anzuwenden kommt; und so legt man z. B. dieser so allgemein erkannten Wahrheiten ungeachtet, einem Schriftsteller — wenigstens so lang' er lebt, und man ihm also durch Vorwürfe und Schmälerungen seines Ruhmes schaden kann — jedes vorgebliche Ärgerniſs zur Last, das gewisse Leute, in deren Umständen, Erziehung, Kopf, Herzen oder Sitten der wahre Grund, warum sie geärgert werden, liegt, ohne seine mindeste Schuld an seinen Schriften nehmen.

Der Pfarrer. Ohne seine mindeste Schuld, sagten Sie. Vortrefflich! Dieſs ist der Punkt, auf den alles lediglich ankommt. — Ich kann es nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daſs es so boshafte Menschen gebe, die einem Schriftsteller den Miſsbrauch seiner Werke bloſs darum zum Vorwurfe machen sollten, weil sie ihn gern um die Hochachtung seiner Zeitgenossen bringen möchten. —

Ich. Ich konnt' es auch lange nicht von meinem Herzen erhalten, zu glauben, daſs es so boshafte Menschen gebe. Aber eine Erfahrung von vielen Jahren hat mich anders belehrt, mein lieber Herr Pfarrer. Das Geschlecht der Kinder Belials steht noch in voller Blüthe.

Der Pfarrer. Indessen werden Sie doch nicht in Abrede seyn, daſs die Schriftsteller zuweilen selbst Schuld daran sind, wenn schwache Seelen sich an ihnen ärgern, oder wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute noch schlimmer durch sie werden.

Ich. Ich gestehe Ihnen dieſs ohne Schwierigkeit. Nur erlauben Sie mir hinzu zu setzen, Herr Pfarrer, daſs es Schriftstellern von einer gewissen Klasse — oder, um deutlicher zu reden, Moralisten, Naturforschern, Dichtern, Satirikern, Schriftstellern, denen die Natur eine mehr als gewöhnliche Gabe von Witz und Laune zugetheilt hat, und überhaupt allen, die über die menschlichen Angelegenheiten frey von der Brust weg schreiben, — eben so unmöglich ist, zu verhindern, daſs *schwache Seelen* sich nie an ihnen ärgern, als es dem weisesten Regenten unmöglich ist, zu verhindern, daſs seine Staatsverwaltung nicht immer von einer Menge kurzsichtiger Seelen in und auſser seinem Lande getadelt werde.

Der Pfarrer. Hierin, glaube ich, haben Sie Recht.

Ich. *Schwache Seelen*, lieber Herr Pfarrer, sind *kranke* Seelen. Was kann die rothe Farbe dafür, daſs sie einem kranken Auge weh thut?

Der Pfarrer. Ich merke, wo Sie hinaus wollen.

Ich. Nirgendshin, als wohin uns der gerade Weg führen wird. Ich denke, was die schwachen Brüder betrifft, die sich oft sehr zur Unzeit und an den unschuldigsten Dingen ärgern, darüber sind wir einig. Es käme viel auf die Herren Ihres Ordens an, wenn die Anzahl dieser Leute kleiner werden sollte. Aber, wer andern den Staar stechen soll, muſs selbst sehen. Was für klägliche Moralisten, was für Wiegenkinder in der Natur- und Menschenkenntniſs, sind die meisten unter denen, die uns öffentlich lehren sollen, was recht und gut und schön und löblich sey, damit wir ihm, nach Sankt Pauls Ermahnung, nachdenken, und (wie ohne Zweifel seine Meinung war) nachtrachten können! 3) Lieber Gott! was für Sokratesse! und ein Sokrates soll und muſs doch wohl aufs wenigste jeder Lehrer seyn, der geringste wie der vornehmste, oder wie soll er uns lehren können?

Der Pfarrer zuckte die Achseln.

Ich. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Ausfall! Er soll mich nicht von dem abführen was ich sagen wollte. Sie erwähnten vorhin, die Schriftsteller hätten zuweilen selbst die Schuld, wenn zum Bösen ohnehin geneigte Leute oft schlimmer durch sie würden. — Aber, mein bester Herr Pfarrer, nennen Sie mir das Ding, wodurch ein zum Bösen ohnehin geneigter Mensch nicht schlimmer werden kann.

Der Pfarrer hatte die angestrengte Miene eines Menschen, der sich auf etwas besinnt und es nicht finden kann. — Die Sache kann freylich aus mehr als Einem Gesichtspunkt angesehen werden, sagte er endlich.

---

3) Filipp. IV. 8.

Ich. Dieſs erfuhr ich selbst, da letzthin bey einer Dame von vorzüglicher Einsicht die Unterredung auf diese Materie fiel. Die Frau sagte darüber etwas, das mir so auſserordentlich klar und entscheidend vorkam, daſs ich nichts bessers thun kann, als es Ihnen mit ihren eigenen Worten, deren ich mich noch ganz genau erinnere, mitzutheilen. Ein Gedicht, eine Erzählung, kurz, ein Werk von einer gewissen Gattung, (Sie errathen leicht, Herr Pfarrer, daſs von der erotischen und komischen Gattung die Rede war) kann, sagte sie, einem Leser in die Hände fallen, dem es vielleicht in tausend andern Augenblicken unschädlich gewesen wäre: aber gerade in dem Augenblicke, da er es liest, befindet er sich unglücklicher Weise in einer Leibes- und Gemüthsverfassung, daſs ein einziges reitzendes Bild mehr, oder ein einziger Grad, um den der Verfasser seine ohnehin entzündete Einbildungskraft erhöht, hinlänglich ist, die beſsre Seele zu überwältigen, und den Menschen zu einer unsittlichen Handlung, die er nicht verübt hätte, wenn er dieſs Gedicht, diese Erzählung nicht gelesen hätte, hinzureiſsen. Ein Glas Wasser, setzte sie hinzu, kann so voll seyn, daſs ein einziger Tropfen, der noch hinzu kommt, hinlänglich ist, es überlaufen zu machen. — Wie ists möglich, daſs ich einen so simpeln Gedanken in meinem ganzen Leben nie gehabt habe? rief ich. Hätt' ich ihn gehabt, da ich die komischen Erzählungen drucken lassen wollte, sie wären auf der Stelle ins Feuer geworfen worden.

Der Pfarrer. Sagten Sie das wirklich?

Ich. Wirklich, oder doch so etwas, das sehr deutlich zu verstehen gab, daſs dieſs mein Gedanke war.

Der Pfarrer. Das Bild vom vollen Glase Wasser spielte Ihnen einen kleinen Streich, wie ich sehe. Wenn Ihre Eigenliebe harthäutiger wäre als sie zu seyn scheint, hätten Sie leicht eine Ausflucht finden können. Ein Mensch, der sich in einem so gefährlichen Gemüthsstande befindet, daſs es nur noch einen kleinen Stoſs braucht, um ihn zu Begehung einer Lasterthat zu treiben, ist freylich sehr zu bedauern: aber Schriftsteller können auf solche Menschen keine Rücksicht nehmen. Denn man könnte tausend gegen eins setzen, daſs in diesem nehmlichen Augenblick irgend ein andrer kleiner Zug, oder Druck, oder Stoſs, unter der unendlichen Menge von Zügen, Drücken und Stöſsen, womit alle Dinge in der Welt in unaufhörlicher Wirkung und Gegenwirkung auf einander los arbeiten, gerade dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. — Diesem ungeachtet denk' ich doch, die Vorstellung, daſs es so leicht ist, durch Schriften, die in jedermanns Hände kommen, diesem oder jenem Schaden an seinem Kopfe oder Herzen zu thun, sollte die Schriftsteller ein wenig behutsamer machen, als viele, und — verzeihen Sie mir — als vielleicht Sie selbst gewesen sind.

Ich. So denk' ich jetzt auch. Aber damahls, da ich die komischen Erzählungen und den Idris dichtete, hatte ich die Welt, von der ich gelesen seyn wollte, und die solche Werke ohne Schaden lesen kann, so lebhaft vor Augen, daſs ich nicht daran dachte, daſs diese Gedichte auch vorwitzigen Knaben und glühenden Jünglingen (glühende Mädchen giebt es, glaube ich, nicht, und an denen, die es sind, ist schon nichts mehr zu verderben) in die Hände fallen, jene lüstern machen und bey diesen Öhl ins Feuer gieſsen würden. Und sagen Sie selbst, Herr Pfarrer, — Sie scheinen ein Mann von Einsicht zu seyn, 4) an den man eine solche Frage thun kann — was würde

---

4) Diese Parenthese wäre besser weggeblieben. Das Kompliment half dem Pfarrer zu nichts, er mochte es verdienen oder nicht; aber es sah doch immer wie eine Bestechung aus, und konnte auch bey dem ehrlichsten Manne wider seinen Willen die Wirkung einer Bestechung haben.

aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er sich durch die Vorstellungen der Miſsdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich machen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, dem Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft um die Ängstlichkeit. Es ist unmöglich, daſs ein Mann, er sey Dichter, oder Filosof, oder Arzt, oder Mahler, oder Feldherr, oder was Sie wollen, — wenn er bey jedem neuen Gedanken, bey jedem Feder- oder Pinselzug, bey jedem Recept, das er verschreibt, bey jeder Ordre, die er giebt, u. s. w. von den Gedanken beunruhigt würde: wird dieſs nicht bey irgend jemand eine falsche Wirkung thun? werd' ich nicht um den zehnten Theil einer Haarbreite über die Schönheitslinie hinaus fahren? wird dieſs dem Kranken nicht zu warm oder zu kalt machen? wird sich nicht vielleicht in diesem Augenblick ein Umstand ereignen, der meinen Plan verrückt, und also meine Ordre nachtheilig macht? — es ist unmöglich, sage ich, daſs einem solchen Mann eine Zeile, ein Pinselstrich, eine Kur, oder eine schöne That gelinge!

DER PFARRER. Ich fühle, daſs ein Mann wie Sie so denken muſs, und ich bin weit entfernt, die Behutsamkeit, die ich

Verlangt ihr das ganze Geheimniſs, ihr Schönen, in Einem Wort?
„Durch Sprödethun trefft ihr unfehlbar den übel befestigten Ort.“

10.

Der stolze Boreas ward in vier und zwanzig Stunden
Dadurch so geschmeidig als wie ein Handschuh gemacht.
Die Dame hielt dazu sich um so mehr verbunden,
Weil ihn der Triton vielleicht auf arge Gedanken gebracht.
Eilf Stürme, aufs wenigste, wurden so tapfer abgeschlagen,
Daſs er den Muth verlor den zwölften auch zu wagen,
Und nur geduldet zu werden nicht wenig Schwierigkeit fand.
So lagen ungefähr die Sachen,
Als etwa am dritten Tage der Sonne mittäglicher Brand
In einem schönen Park sie nöthigte Halt zu zu machen.

11.

Sie suchten eben den Baum, der am meisten Schatten gab,
Auf einmahl standen sechs schöne geflügelte Knaben vor ihnen,

allen Männern wie Sie anrathen möchte, bis zur Ängstlichkeit getrieben zu wünschen.

Ich. Dieſs ist gut zum Sagen, lieber Herr, aber in der Ausübung so leicht nicht, als Sie vielleicht denken. In den glücklichen Augenblicken des Genies und der Laune würde Behutsamkeit die nehmliche Wirkung thun, die bey gewöhnlichen Menschen Ängstlichkeit thut. — Überdieſs, sagen Sie mir ums Himmels willen, wozu alle mögliche Behutsamkeit eines Schriftstellers am Ende helfen soll? — Überlegen Sie nur einen Augenblick den Zustand der Welt. Können Sie im Ernste glauben, daſs durch ein paar neue scherzhafte Erzählungen oder erotische Gemählde 5) etwas an ihr verdorben werden könne? Haben wir nicht eine unendliche Menge von alten und neuen Werken dieser Art, die in jedermanns Händen, und wovon die ärgerlichsten schon zwey hundert Jahre lang sogar klassisch sind? Gleichen nicht die Wohnungen der meisten Personen von Stand und Vermögen in den groſsen Städten von Europa dem Hause des Hippias im Agathon? — Nehmen Sie doch die *Baisers* noch einmahl in die Hand,

---

5) Man bittet erotische Gemählde nicht mit asotischen zu verwechseln.

und sehen Sie diese Vignetten an! Was sagen Sie zu den Stellungen und Lagen der holden Nymfe Thais, deren Triumfe in diesen Gedichten besungen werden? Und gleichwohl schimmert diefs Buch dermahlen in den Bücherschränken einer Menge von Damen vom ersten Rang und von unbescholtenem Rufe. Und warum sollt' es nicht darin stehen, da unter Personen von einem gewissen Stande vielleicht wenige sind, die nicht mit eignen Augen gesehen haben sollten, was *Therese la Philosophe* für ein Buch ist,[6] wiewohl es mit unsern Sitten noch nicht so weit gekommen ist, dafs mans öffentlich gestände? Doch gesetzt auch, ich irrte mich hierin, wie viele Personen unter denen, die man zur grofsen und feinen Welt rechnet, (junge unverheirathete Töchter ausgenommen) sind wohl, die Bokazens Decameron, den Ariost, die Contes des la Fontaine, den Sofa und Ecumoire, den Angola, und eine Menge andrer Werke dieses Gelichters nicht gelesen haben? Und was meinen Sie dafs die komischen Erzählungen, oder gewisse Stellen des Idris, an der Einbildungskraft aller dieser Personen schlimmer machen könnten?

---

6) Diefs mag wohl verschiedene Einschränkungen leiden; wenigstens wird die jetzige Generazion immer decenter.

Der Pfarrer. Sie nennen mir da Bücher, die ich nur durch ihren bösen Ruf kenne. Aber, mein bester Herr W**, — wenn dem so ist wie Sie sagen, in was für einer Zeit leben wir!

Ich. In der Zeit, die immer gewesen ist, lieber Herr Pfarrer. Sie haben doch die heiligen Väter gelesen? War es etwa besser zu den Zeiten eines Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus? Ihre Homilien und die Geschichte beweisen, daſs es um ein groſses Theil ärger war. Die guten Sitten zirkulieren in der Welt herum, wie alles andre. Jetzt sehen wir sie in den Kolonien von Nordamerika. 7) Es ist ein labender Anblick für den Menschenfreund, ein tugendhaftes Volk zu sehen! — Hunderttausende, von Einem durch sie alle hinströmenden Geiste belebt, die mit hohem Muthe, standhaft und unerschütterlich, die unverlierbaren Rechte der Menschheit behaupten; ein Volk, wo alle einzelne Glieder in die Wette eifern, ihre Privatvortheile dem gemeinen Besten aufzuopfern; wo Alte und Junge, Männer und Weiber, denken und handeln, wie die Helden und Heldinnen im Plutarch! — Aber könnten wir in hundert

---

7) Dieſs ist dermahlen, im Jahre 1797, schon nicht mehr so wahr, als vor zwey und zwanzig Jahren.

Jahren wieder kommen, und uns nach den Sitten dieses nehmlichen Volkes umsehen, das jetzt vor den Augen des menschlichen Geschlechtes eine so groſse Rolle spielt, — wie unkennbar würden wir sie finden! — Öffentliche, bürgerliche und häusliche Tugend macht ein Volk frey, unternehmend, arbeitsam, mäſsig, wirthschaftlich. Ist seine Lage nur einigermaſsen günstig, so muſs es nothwendig durch diese Eigenschaften reich und mächtig werden. Aber so bald es einen gewissen Grad von Macht und Reichthum überstiegen hat, helfen weder menschliche noch göttliche Anstalten mehr, der Üppigkeit den Zugang zu verwehren. Die Sitten verderben sich. Das reiche und mächtige Volk sinkt von Stufe zu Stufe wieder herab; und jede Stufe seines Falles wird die Stufe der Erhebung eines andern Volkes, das durch Tugend steigt, um künftig wieder durch Üppigkeit und Übermuth zu sinken. — In diesem ewigen Zirkel dreht sich die Menschheit herum, und im Ganzen bleibt die Welt immer, was sie war.

Der Pfarrer. Ich liebe die Wärme des Herzens, die Sie zu dieser Digression hinriſs, und beklage das Menschengeschlecht, wenn es (wie ich befürchte) so ist, wie Sie sagen; wiewohl sich manches dagegen einwenden lieſse. Aber lassen Sie uns zu dem Punkte zurückkehren, von dem wir auf die Seite gekommen sind. — Erlauben Sie mir eine Frage, (sagte der gute Pfarrer mit einem gewissen herzlichen Ton, indem er seinen Stuhl ein wenig näher an den meinigen rückte) — mein Herz liebt das Ihrige; ich kann Sie durch meine Freymüthigkeit nicht beleidigen; und zudem sind wir ja allein.

ICH. Dieser Umstand macht nichts zur Sache. — Die ganze Welt könnte uns zuhören, ich würde darum weder Ihnen noch mir selbst weniger Freyheit zugestehen, als jetzt, da wir allein sind. Ein einzelner rechtschaffner Mann ist mir so ehrwürdig, als eine Landsgemeinde. Aber was wollten Sie mich fragen?

DER PFARRER. Es ist mehr eine Frage an Ihr Herz, oder (wie wir Geistliche zu reden pflegen) an Ihr Gewissen, als an Ihre Vernunft; denn der letztern fehlt es, wie Sie wissen, nie an Gründen, wenn sie etwas behaupten will, woran der Eigenliebe gelegen ist. — Ich will Ihnen gern zugeben, daſs der Verfasser eines nützlichen Werkes sich wegen des zufälligen Schadens, den dieser oder jener, wider seine Absicht, dadurch nehmen könnte, zu beruhigen alle Ursache hat. Aber wenn Werke der Einbildungskraft so beschaffen sind, daſs sie auf der einen Seite, auch im glücklichsten Falle, (ich meine, wenn sie nur von Personen gelesen werden, denen sie nichts schaden können) wenig oder nichts nützen, hingegen einer Menge Menschen, für die sie nicht geschrieben sind, denen sie aber täglich in die Hände fallen können, fast nothwendig schaden müssen — sagen Sie mir, mein bester Herr W**, wie kann ein Menschenfreund den Gedanken ertragen, der Verfasser solcher Werke zu seyn? Und (wenn ich anders noch näher an Ihr Herz dringen darf) wie ists möglich, daſs ein Menschenfreund jemahls den Gedanken hat fassen können, solche Werke zu schreiben?

Ich, nach einer kleinen Pause. Sollten Sie es vorhin überhört haben, wie ich Ihnen sagte, daſs die bloſse Möglichkeit, durch einige scherzhafte Gedichte (wiewohl sie nur einen kleinen Theil meiner Schriften ausmachen) zur Verschlimmerung irgend einer menschlichen Seele vielleicht Gelegenheit gegeben zu haben, mir, so oft sie sich mir darstellt, höchst schmerzhaft sey? — Ich sagte Ihnen aber auch, was mir diesen Gedanken erträglich mache: und in der That, was nicht zu ändern ist, muſs man ertragen lernen; oder wissen Sie ein anderes Mittel? — Ich habe also die erste Ihrer Fragen schon voraus beantwortet. Auf die andre könnte ich Sie bitten, einen Augenblick zu bedenken, daſs Sie ein Mensch sind, und mit einem Menschen reden. Irren und **Fehlen** — es sind schlimme Gebrechen, lieber Herr Pfarrer! — aber wer kann sich davon frey sprechen? Ich kann gefehlt haben, da ich den Gedanken faſste so ein Gedicht zu machen, wie **Endymion** oder **Juno und Ganymed** ist; aber dieſs bin ich gewiſs, daſs ich damahls, da ich vor eilf oder zwölf Jahren einige Erhohlungsstunden mit deren Verfertigung zubrachte, weder die **Absicht** noch die **Besorgniſs** hatte, jemanden dadurch schädlich zu seyn.

Indem ich dieſs sagte, trat meine älteste Tochter in das Zimmer, um mir etwas ins Ohr zu sagen. Der Pfarrer betrachtete sie mit groſser Aufmerksamkeit, und drückte sein Vergnügen über ihre Bildung, und einen gewissen Wiederschein einer heitern schönen Seele, der ihm in einem Gesichte von sechs bis sieben Jahren ungewöhnlich schien, mit der naiven Gutherzigkeit aus, die ihm vermuthlich das Herz unserer Leser, eben so wie das meinige, schon lange gewonnen haben wird. Als das Mädchen wieder weggegangen war, machte sie einige Minuten den Gegenstand unsers Gespräches aus. Sie müssen Sich sehr glücklich fühlen, so oft Sie dieſs Kind ansehen, sagte der gute Pfarrer. Sehr glücklich, war meine Antwort; und werd' es noch mehr seyn, wenn ich lebe, um die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die ich mir von ihrem Herzen, von ihren Fähigkeiten, und von meiner Art sie zu erziehen mache.

Werden Sie, sagte der Pfarrer lächelnd, ihr auch den Idris und die komischen Erzählungen zu lesen geben?

Der gute Mann sagte dieſs zwar lächelnd; aber es war nicht das beleidigende Hohnlächeln eines von Eigendünkel strotzenden Gelbschnabels, dessen kleines unartiges Seelchen vor boshafter Freude hüpft, weil er sich einbildet, er habe seinem Gegner eine Nuſs aufzuknacken gegeben. Ich sah es deutlich in seiner ganzen ehrlichen Gesichtsbildung, daſs sein Herz an kein Arges dachte. Es war das Lächeln der Gutherzigkeit, welche durch eine allzu freymüthige Frage den Freund in Verlegenheit zu setzen besorgt, und den Fehler durch ein Zeichen ihrer Unschuld und harmlosen Absicht wieder gut machen möchte.

Ich. Herr Pfarrer, Sie wissen, es kommt beym Fragen viel darauf an, wer der Mann ist, der die Frage thut, und wer der Mann ist, der gefragt wird. Ich kenne manchen Klerikus und Laien, dem ich auf die nehmliche Frage, die Sie jetzt an mich gethan haben, mit stillschweigender Verachtung antworten würde. Aber Ihnen will ich antworten wie einem braven Manne; denn der sind Sie; und Sie verdienen auf jede Frage eine freundliche Antwort, gesetzt auch, Sie hätten — wie dieſsmal — etwas gefragt, das Sie Sich sehr leicht selbst beantworten könnten. Ich sage Ihnen also: Nein; ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komischen Erzählungen, so wenig als die *Dialogos Meretricios* des Lucian oder den goldnen Esel des Apulejus zu lesen geben; aber ich werde sie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloſses Beyspiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist — so zu erziehen trachten, daſs es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa, durch irgend einen Zufall, eines der genannten Büchlein in die Hände fallen sollte. Eine gesunde Seele gleicht auch in diesem Stücke (wie in vielen andern) einem gesunden Leibe, der im Nothfall einen kleinen Exceſs aushalten, und manches ohne Gefahr zu sich nehmen und wieder an den gehörigen Ort befördern kann, was einen entkräfteten und mit verdorbnen Säften angefüllten Körper gefährlich krank machen würde.

Der Pfarrer. Sie verdienen in Ihren Kindern glücklich zu seyn —

Ich. Wenigstens ist das höchste Glück, das ich mir vom Himmel erbitte, daſs er — wie sehr auch meine Seele an den holden Geschöpfen hängt — lieber jedes von ihnen vor meinen Augen tödten, als sie den Augenblick erleben lassen wolle, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken, als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Wie oft hat der bloſse Gedanke — wenn ich das gute gefühlvolle Mädchen, das Sie eben jetzt sahen, bey einem Anlaſs, wo die schöne Empfindsamkeit ihres noch nichts Böses ahnenden Herzens sich durch Worte oder Handlung äuſserte, mit innigem Wohlgefallen betrachtete — wie oft hat da der bloſse Gedanke, daſs die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Seele in einer so verderbten Welt als die, worin wir leben, Schaden leiden könne, ja beynahe unvermeidlich leiden müsse, mein Herz umgekehrt und meine Augen mit Thränen erfüllt!

DER PFARRER. O Dichter, Dichter! was für eine wunderbare Art von Geschöpfen seyd ihr! — Ich lese die Aufrichtigkeit, womit Sie mir dieſs sagen, in Ihren Augen, hör' es in dem gerührten Ton Ihrer Stimme, fühl' es sympathetisch in meinem Innersten! — es kann mir gar nicht einfallen, daſs Sie in diesem Augenblick ein Schauspieler wären; und wozu hätten Sie auch vonnöthen, Komödie mit mir zu spielen? — Und mit solchen Empfindungen, mit einer solchen Sinnesart, konnten Sie gleichwohl Gedichte machen, die Sie vor Ihren Töchtern verbergen müssen!

Der kleine Anfall von Laune, der den guten Mann zu dieser Apostrofierung der Dichter

Sehr emsig, die fremde Dame standsmäſsig zu bedienen.
Der eine hielt ihr Pferd, ein andrer half ihr herab,
Ein dritter winkte mit freundlichen Mienen
Zu einer Laube, wo, unter gewölbten Schasminen
Mit Rosen durchwebt, dem königlichen Gast
Ein vierter mit Polstern von reichem Damast
Den Boden belegt, indeſs die beiden letzten
Ein Tischchen, von — was ihr wollt, mit goldnen Körbchen besetzten.

12.

Die Knaben schienen so stumm und taub zu seyn,
Als hätte die Kunst sie aus Parischem Stein
Gebildet; doch luden sie alle durch Winken und harmloses Lächeln
Die Tochter Bambo's zu ihren Erfrischungen ein;
Beschäftigt mit nektarnem Eis und geistigem perlendem Wein
Sie zu bedienen, mit Tänzen und Sprüngen sie zu erfreun,
Und ihren Busen, der unter Spitzen von Mecheln
Unruhig stieg und fiel, mit ihren Flügeln zu fächeln.

hinriſs, hatte etwas so drolliges, und überhaupt athmete in seinem ganzen Thun und Wesen eine so unzweydeutige Wohlmeinenheit, daſs es wirklich unmöglich war, ihm etwas übel zu nehmen. Ich erwiederte ihm also lächelnd: Sie irren Sich sehr, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie denken, daſs ich die komischen Erzählungen oder den Idris deſswegen für verdammenswürdig halte, weil ich nicht für gut finde, daſs sie von jungen Mädchen gelesen werden. Der Grund, warum ich diese Gedichte, und alle andre Bücher dieser Art, aus der sehr kleinen Büchersammlung junger unverehlichter Frauenzimmer ausschlieſse, ist der nehmliche, warum ich, bey aller schuldigen Ehrerbietung, die ich für die Bibel hege, nicht wollte, daſs meine Tochter oder irgend eines ehrlichen Mannes Tochter das hohe Lied Salomonis, oder gewisse Kapitel in den Büchern Mose, im Buche der Richter und im Profeten Ezechiel zum Gegenstand ihrer Meditazion machen, oder nur jemahls — bis sie ohne Schaden alles lesen darf — zu Gesichte bekommen sollte. Denn wahrlich, so lang' ihr die Abenteuer des Ritters Itifall und der irrenden Prinzessin Schatulliöse schädlich seyn können, werden die Galanterien der Dame Ahala und ihrer Schwester Ahaliba — ungeachtet ihrer allegorischen Deutung — wenig zur Verschönerung ihrer Seele beytragen.

Der Pfarrer. Ich kann und will nicht glauben, daſs Sie dieser Kapitel eines Buches, dessen göttliche Eingebung Sie verhoffentlich nicht läugnen, in der bösen Absicht erwähnen sollten, mit welcher der Spötter Voltaire sie bey jeder Gelegenheit zu citieren pflegt; indessen —

Ich. Lieber Herr Pastor, lassen Sie Sich, ich bitte Sie, ein- für allemahl sagen, daſs ich gar keinen Begriff davon habe, wie man etwas mit böser Absicht reden oder thun kann. Sie können Sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von unlautern Absichten entferntern Sterblichen vorstellen, als der Mann ist, den Sie vor Sich sehen. Wenn ich in vielen meiner Schriften mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jetzigen Stimmung des Deutschen Nazionalgeistes (wofern wir anders einen haben sollten) angemessen ist: so geschah es gewiſs in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemahls unter den Athenern (die ihn gröſsten Theils nicht besser verstanden als mich die Deutschen) das nehmliche that. Aber hier zwischen Ihnen und mir bedarf es der Ironie gar nicht, und ich verspreche Ihnen Hand in Hand, daſs ich, so lang' ich mit Ihnen sprechen werde, so unverstellt und geradezu sprechen will, als meine Seele mit sich selbst zu reden pflegt. Meine Absicht, da ich vorhin der schändlichen Geschichte der Ahala und Ahaliba im Ezechiel erwähnte, war eben nicht, die Methode zu miſsbilligen, deren sich der Profet bedient, um das treulose Betragen des Volkes Israel und Juda gegen den Gott seiner Väter in der abscheulichsten Gestalt darzustellen. Ich wollte nichts damit sagen, als was Sie, mein ehrwürdiger Herr, gewiſs nicht zu läugnen begehren werden: daſs die Geschichte der Abscheulichkeiten der beiden Schwestern Ahala und Ahaliba (im sechzehnten und drey und zwanzigsten Kapitel Ezechiels) gewiſs eben so wenig, als die Geschichte der Schwachheiten der spröden Diana und der Unverschämtheiten der Königin Juno in den komischen Erzählungen, dazu gemacht sind, von unschuldigen jungen Mädchen gelesen zu werden. Und so beweist diese Instanz immer so viel, daſs die besagten komischen Erzählungen — wiewohl aus andern Gründen viel verdammliches daran seyn mag — gewiſs nicht aus diesem Grunde verwerflich sind, weil sie nicht in die Bibliothek junger Töchter gehören. Ich sagte vorhin eben so wenig, und that mir selbst damit Unrecht. Denn ich kenne eine ziemliche Anzahl vernünftiger Weiber von unzweydeutiger Tugend, welche Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt ohne Bedenken gestehen werden, daſs sie den Idris und die komischen

Erzählungen, vielleicht mehr als Einmahl geleſen haben, und nicht ſchlimmer dadurch geworden ſind: aber ich kenne keine vernünftige und tugendhafte Frau, welche die beſagten Kapitel des Profeten leſen würde, wenn ſie ihren Inhalt und die grellen Farben, womit die Ausſchweifungen der beiden Schweſtern gemahlt ſind, ahnen könnte, und keine Frau, von welchem Karakter ſie ſeyn mag, die über dem Leſen derſelben von einem ehrlichen Manne angetroffen werden möchte.

Der Pfarrer. Die Sittenlehrer pflegen ſonſt, wie Ihnen nicht unbekannt ſeyn kann, die feine Art, ſchlüpfrige und zur Wolluſt reitzende Gegenſtände zu behandeln, für weit gefährlicher zu halten, als diejenige, da man das Laſter, ohne einen verſchönernden Schleier darüber zu werfen, ungeſcheut mit ſeinem rechten Nahmen nennt, und mit ſeinen natürlichen Farben in ſeiner ganzen viehiſchen Miſsgeſtalt darſtellt.

Ich. Es giebt Sittenlehrer, mein lieber Herr Pfarrer, die zuweilen nicht wiſſen was ſie reden. Man muſs weder die Welt kennen, noch ſelbſt die mindeſte Feinheit des ſittlichen Gefühls haben, um zu behaupten, daſs eine Elegie von Tibull den Sitten eines jungen Menſchen gefährlicher ſey als die Priapeia. Alle rechtſchaffnen und aufrichtigen Männer, die ich noch um diese Sache gefragt habe, haben mich des Gegentheils aus Erinnerung ihrer eignen Erfahrung versichert; und es wäre nichts leichter, als die Sofistereyen eines Bayle über diesen Punkt mit den triftigsten Gründen zu widerlegen, wofern es nöthig wäre. Übrigens dächt' ich doch, ein Mann von Ihrer Unterscheidungsfähigkeit sollte den Unterschied nicht übersehen, der zwischen einem verhüllenden und verschönernden Schleier ist. Das Laster an sich selbst ist häſslich; wer es verschönern wollte, würde es schminken und heraus putzen müssen, und dadurch allerdings zu einem schändlichen Betrüger und Kuppler werden. Aber, wie gesagt, verschönern und verschleiern sind zwey ganz verschiedene Dinge. Es giebt Laster, die man nicht genug entblöſsen kann, um sie in ihrer wahren Häſslichkeit darzustellen. Von dieser Art sind zum Beyspiel Ungerechtigkeit, Untreue, Bestechung, Undankbarkeit, Hochmuth, geistlicher und weltlicher, Heucheley und Gleiſsnerey, Unduldsamkeit, Neid, Schadenfreude und dergleichen. Es ist keines unter allen diesen Lastern, das nicht unter dem Schleier der Ehrlichkeit, Tugend und Religion von jeher die Welt belogen, und bloſs darum, weil es so gut verschleiert und maskiert war, fast immer ungestraft unendlich viel Unheil angerichtet hätte. Diesen Lastern den vermummenden Schleier und die verschönernde Maske abzuziehen, ist nöthig, ist Pflicht der Weisen und Guten; ihre Nacktheit ist das unfehlbarste Mittel Abscheu zu erwecken, und kann nie gefährlich seyn. Aber es giebt, wie Sie wissen, auch andre unsittliche Leidenschaften und Handlungen, — diese mögen nun Vergehungen eines unbesonnenen Augenblicks, oder Ausschweifungen eines an sich der Natur sehr gemäſsen Triebes, oder Früchte lasterhafter Gewohnheiten seyn, — welche der Sittenlehrer eben darum verschleiern muſs, weil es gefährlich wäre, sie zu sehr zu entblöſsen. Sie verstehen mich, Herr Pfarrer, und verlangen wohl keine genauere Erklärung über diesen Punkt?

Der Pfarrer. Nein; auch war meine Meinung vorhin eben nicht, den Sittenlehrern, deren ich erwähnte, schlechterdings Recht zu geben.

Ich. Überdieſs, was auch einige wirkliche oder seyn wollende Katonen sagen mögen, ist nichts falscher als der stoische Lehrsatz: Alle Sünden sind gleich. —

Der Pfarrer. So viel ich weiſs, giebt es (wenigstens heut zu Tage) keinen vernünftigen Sittenlehrer mehr, der diesen übertriebenen Satz behauptete.

Ich. Ich will es Ihnen glauben; denn ich selbst kann es nicht wissen, da ich nur wenig von dem, was gedruckt wird, lesen kann. Aber ich finde doch häufig genug, daſs man in besondern Fällen gerade so urtheilt, als ob man jenes Paradoxon der Stoa für einen Grundsatz hielte. Denn woher sonst der Vorwurf, den ich so oft habe hören müssen, daſs ich in meinen komischen Gedichten meine Talente gemiſsbraucht hätte, gewisse Laster mit reitzenden Farben zu schildern und in ein verführerisches Licht zu setzen? Wie hastig, und mit wie wenig Unterscheidung haben die Herren, welche aus diesem Tone sangen, geurtheilt! Man sollte wenigstens die Sache sehr genau untersucht haben, ehe man einen Mann, der einige Ansprüche an Verdienst und Achtung zu machen hat, mit so gehässigen Vorwürfen zu belegen wagte. Aber viele dieser gestrengen Herren sind so weit entfernt mit Kenntniſs der Sache zu sprechen, daſs sie die Werke, die sie mit dem entscheidendsten Censorton als unsittlich und seelenverderblich verdammen und alle fromme Christen davor als vor Tod in Töpfen warnen, nicht einmahl gelesen haben. — Wiewohl, da die Herren nicht lesen können, dieſs freylich am Ende nichts verschlägt. Für gewisse Leute sind alle Sünden gleich; nicht weil diese Leute Stoiker sind, oder gern paradoxes Zeug behaupten; ſondern weil ſie ſo wenig Welt- und Menſchenkenntniſs haben, daſs Messalina und Ninon Lenclos, Ahaliba und Danae, Delila und die neue Heloise, in ihren Augen Geſchöpfe von einerley Art ſind. Es ſind H*r*n, ſagen ſie, und bilden ſich dann ein, gewaltige Sittenlehrer zu ſeyn, und der Tugend einen mächtigen Dienſt gethan zu haben, daſs ſie das Kind ſo freymüthig mit dem rechten Nahmen genannt. — Gott bewahre mich, daſs ich jemahls unſittliche Handlungen beſchönigen, oder den Abſcheu, den ſie verdienen, vermindern wollte! Aber iſt es nicht auf der andern Seite Pflicht des Menſchen und Chriſten, nur das Laſter, nicht die Perſonen die es begangen haben, zu verabſcheuen? Und wie ſoll es jemahls möglich ſeyn, dieſe Pflicht gehörig auszuüben; wie ſoll der Unbilligkeit und Liebloſigkeit in Verurtheilung unſers Nebenmenſchen, worüber auch die Sittenlehrer Ihres Ordens ſo viele Klagen führen, geſteuert werden können, wenn man keine Rückſicht auf die Umſtände nehmen lernt noch nehmen will, durch welche die nehmliche Handlung, die an dem einen den höchſten Abſcheu verdient, bey dem andern mehr bedauerns- als ſtrafwürdig iſt? Wenn man keinen Unterſchied zwiſchen den ungeheuerſten Verbrechen und den menſchlichsten Schwachheiten macht? Keinen Unterschied zwischen dem Gleiſsner, der immer Tugend und Religion auf der Zunge hat, und beider durch seine Thaten spottet, und dem Biedermanne, der bloſs darum weniger vorsichtig ist bösen Schein zu meiden, und sorgloser, sich bey dem Pöbel durch die bekannten Mittel in gute Meinung zu setzen, weil er zu gewiſs weiſs, daſs er ein rechtschaffner Mann ist, um sich viel darum zu bekümmern, ob er auch von Öchslein und Eselein dafür erkannt werde? Zwischen dem Schurken, der (wie Juvenal sagt) den Kurius oder Kato heuchelt und Bacchanale lebt, und dem ehrlichen Manne, der, in einem Anstoſs von leichtsinniger Fröhlichkeit, seiner Einbildungskraft und seinem Witz zu viel Freyheit erlaubt? Zwischen dem schändlichen Sänger seiner eignen krapulösen Ausschweifungen, (einem Rochestero der Grecourt) und dem harmlosen Anakreon, der in seinem neunzigsten Jahre (dem stärksten Zeugen seiner Mäſsigung und Weisheit) noch Rosen um seine Glatze wand, und zwischen Jünglingen und Mädchen, unter dem sanften Ionischen Himmel, der Freude opferte, ohne die er weder so alt geworden, noch in seinem Alter so liebenswürdig gewesen wäre? Keinen Unterschied zwischen einer nächtlich schwärmenden Priesterin der Venus Volgivaga, und einer Leontium, für welche die Grazien und Musen (mächtige Fürsprecherinnen!) beynahe die Tugend selbst zu Nachsicht bestechen könnten? Zwischen einer Schatulliöse, die unter der Maske einer spitzfindigen Delikatesse heimlich allen Forderungen eines unbändigen Temperaments genug thut, und einer Fädra, die nicht eher, als nach einem alle ihre Kräfte erschöpfenden Kampfe, der Allgewalt einer unfreywilligen Leidenschaft unterliegt, oder einer Julie, deren Seele durch ihren Fall selbst ihre Reinigkeit nicht verliert, und der Tugend, auch da sie sich von ihr verirrt, herzlicher ergeben ist, als manche anmaſsliche Lukrezia, die sich groſse Dinge auf eine Keuschheit einbildet, welche niemand auf die Probe zu stellen begehrt? — Die Pflicht des Dichters, wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit, ist, alle Arten von Karaktern (an deren getreuer Abschilderung doch wohl so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen, u. s. w. welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studierstübchen den Kopf mit will-

Herr Boreas stand indessen an seinem Baum allein,
So unbehäglich als stànd' er auf scharf gespitzten Hecheln.

13.

Er stand mit gerümpfter Stirne bey seinem Pferd, und machte
Sehr groſse Augen, daſs niemand an seine Gegenwart dachte.
Dieſs alles schien in einem bezauberten Hain
Viel Gutes nicht zu profezeihn.
Zum Überfluſs stärken ihn noch in seinem schwarzen Verdachte
Die losen Knaben, die ihm Gesichter verleihn,
Wovon ihn, wenn er sie in seine Sprach' übersetzte,
Der Inhalt nicht besonders ergetzte;
Zumahl sich die Dame bey allem so unbefangen benahm
Wie eine, die eingeladen zu einem Feste kam.

14.

Doch was zu thun? Ihn dürstet; die Knaben bieten ihm Wein
Aus groſsen Gläsern an, wiewohl mit schelmischen Mienen;
Und weislich macht er den Schluſs, das Beste dürfte seyn,

kührlichen Abstrakzionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion, sind in der Natur; es sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasener Homunkulus und mancher alte halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Zirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen, u. s. w. sind freylich, wie die Magdalenen der Korreggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man mufs ihnen dennoch ihr Recht widerfahren lassen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu thun: so kann wahrlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und liebreitzend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben mahlen, die sich nur für die Ahala's und Ahaliba's schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, in so fern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwohl Witz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reitzungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochnes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie nicht schildern wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemählde sich selbst ähnlich, und also eben so verführerisch ist als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daſs er die Sünde reitzend gemahlt habe, in der Absicht das Volk sündigen zu machen?

Der Pfarrer, lächelnd. Ich habe Sie lange reden lassen; und ich dächte, dieſs sollte einem Manne meines Standes, der von Amts wegen so oft allein reden muſs, und sich dadurch unvermerkt eine Gewohnheit, ohne Ein- und Widerrede zu sprechen, zuzieht, als einiges Verdienst angerechnet werden —

Ich. Allerdings, und für kein geringes!

Der Pfarrer. Und da es mir nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist. —

Ich Auch dieſs, Herr Pfarrer, ist billig einem Klerikus zu gröſserm Verdienst anzurechnen, als einem andern Menschenkinde.

Der Pfarrer. Wie satirisch!

Ich. Es ist mein ganzer Ernst. Weiſse Raben sind kaum seltner, als ein Theolog, oder ein Professor, oder der Urheber eines Systems, wär's auch nur ein Schulkompendium, dem es nicht ums Rechthaben, sondern um Wahrheit zu thun ist.

Der Pfarrer. Ich zweifle nicht, daſs es allen Gelehrten um die Wahrheit zu thun ist; aber die meisten sind so stark von der Wahrheit ihrer Meinungen überzeugt, daſs sie bloſs darum immer Recht haben wollen, weil sie versichert sind, daſs sie wirklich immer Recht haben.

Ich. Das ist eben der Jammer! — Aber, um Vergebung, daſs ich Sie unterbrach. Sie wollten etwas sagen?

Der Pfarrer. Ich wollte Ihnen bekennen, daſs ich dasjenige, was Sie zu Ablehnung des Vorwurfs, „als ob Sie gewisse Untugenden aus böser Absicht mit reitzenden Farben geschildert hätten,“ vorgebracht haben, aller Aufmerksamkeit würdig finde. Ich muſs gestehen, ich hatte die Sache nie in diesem Licht und von dieser Seite angesehen; und ich begreife nun weit besser als sonst, wie ein Mann von Ihrer Sinnesart die oft genannten komischen Werke verfertigen konnte, ohne zu glauben, daſs er daran Arges thue, ja vielleicht wohl gar in der Meinung Gutes zu thun.

Ich. Sie werden dieſs in der Folge noch besser begreifen; denn ich habe Ihnen noch lange nicht alles gesagt.

Der Pfarrer wartete eine kleine Weile, vermuthlich durch meine letzten Worte auf den Gedanken gebracht, daſs ich wieder reden wollte.

ICH. Fahren Sie immer fort, wenn ich bitten darf. Es ist jetzt noch nicht Zeit, daſs ich das sage, worauf Sie zu warten scheinen.

DER PFARRER. Ich bin also mit meinen Geständnissen noch nicht fertig; denn ich muſs Ihnen gestehen, daſs die wirkliche Existenz solcher verführerischer Geschöpfe, wie Ihre Auroren, Danaen, Amönen u. s. w. oder so ärgerlicher, wie Ihre Dianen und Junonen, Rahimus und Schatulliösen sind, mir kein hinlänglicher Grund zu seyn scheint, die Moralität der schönen, auch die kälteste Fantasie erhitzenden Gemählde, die Sie uns davon gemacht haben, zu rechtfertigen. Denn Sie selbst begehren doch nicht zu läugnen, daſs in diesen Gemählden etwas Gefährliches und Verführerisches ist, sonst würden Sie nicht gesonnen seyn, sie vor Ihren eignen Töchtern zu verbergen. Nun ist doch nichts natürlicher als die Frage: Was haben andrer Leute Töchter verbrochen, daſs Sie gar keine Rücksicht auf solche nehmen? so viele tausend junge ehrliche Mädchen, die es wenigstens eben so nöthig haben als die Ihrigen, daſs man gefährliche verführerische Gemählde vor ihnen verberge? Wär' es, da man diese Gemählde doch vor so vielen verbergen muſs, nicht besser gewesen, sie gar nicht öffentlich aufzustellen? Und — damit wir uns auch den gefährlichen Kampf mit der Versuchung, sie bekannt zu machen, ersparen — wär' es nicht besser, solche Gemählde überhaupt gar nicht zu mahlen?

Ich. Was diesen letztern Punkt betrifft, dürfte ich, um am kürzesten aus der Sache zu kommen, Sie nur an die sehr warmen, sehr wollüstigen Gemählde des hohen Liedes, und an die sehr ärgerlichen Gemählde der H***yen der mehr besagten allegorischen Damen erinnern. Sie können wahrlich keinen stärkern Beweis, daſs es nicht besser seyn muſs, solche Gemählde überhaupt gar nicht zu mahlen, von mir verlangen, als die Existenz jener Gemählde in dem heiligsten der Bücher. Aber meine Sache ist nicht so schlimm, daſs ich vonnöthen hätte den Knoten zu zerhauen. So viel ich höre, beruht Ihre Einwendung gegen die Moralität der Gemählde, die Sie mir zum Vorwurf machen, auf zwey Punkten: Sie finden solche, an sich selbst betrachtet, ärgerlich oder verführerisch; und dann däucht Ihnen, daſs ich sie mit zu viel Wärme koloriert habe. Das letztere mag wohl hier und da geschehen seyn, und ist, wo es geschehen ist, ein ästhetischer Fehler. Ich wollte freylich lieber, daſs es nicht geschehen wäre. Aber wie leicht kann einem Dichter von warmer Einbildungskraft so etwas begegnen! zumahl wenn er, so wie ich es war, gänzlich überzeugt ist, daſs das Ärgerliche oder Verführerische, was in den Gegenständen solcher Gemählde liegt, kein Grund sey noch seyn könne, sie gar nicht zu mahlen. Denn, bey dieser Überzeugung, wie leicht kann eine lebhafte Einbildung mitten im Feuer der Komposizion den Dichter da oder dort ein wenig über die Grenzen der Vorsichtigkeit wegführen, womit moralische Schilderungen dieser Art verfertigt werden sollten!

Der Pfarrer. Dieſs letztere begreife ich leicht; aber, wenn ich bitten darf, den Grund Ihrer Überzeugung, daſs ein Dichter überhaupt ärgerliche oder verführerische Gemählde mahlen dürfe?

Ich. Um Vergebung, lieber Herr Pfarrer, dieſs war es nicht, was ich sagte. Gemählde, deren Gegenstand etwas ärgerliches oder verführerisches hat, sind darum noch keine ärgerliche und verführerische Gemählde.

Der Pfarrer. Sie haben Recht; verzeihen Sie mirs, ich drückte mich nur unrichtig aus. Aber ich wunschte doch, daſs Sie mir den Grund Ihrer vorgedachten Überzeugung mittheilen wollten.

Ich. Was däucht Ihnen, lieber Herr Pfarrer, zu dem Umstande, daſs die ganze Welt schon seit etlichen tausend Jahren voller ärgerlicher und verführerischer Personen, Handlungen und Sachen ist? Dieſs werden Sie doch nicht läugnen wollen?

Der Pfarrer seufzte.

Ich. Nennen Sie mir einmahl, ich bitte Sie, ein Laster, welches nicht ärgerlich, und wenigstens für manche Menschen verführerisch wäre? Scheinen Ihnen etwa Heucheley, Scheinheiligkeit, falscher Religionseifer, farisäischer Hochmuth, unbändige Herrschsucht, wissentliche Beugung des Rechts, Unterdrückung, Bestechung, Verrätherey, Giftmischerey, u. s. w. nicht eben so ärgerliche und verführerische Verbrechen als Schwelgerey, Völlerey und Unzucht? Und ist dieses Erdenrund nicht von jeher mit Menschenkindern bedeckt gewesen, welche alle diese und noch viel mehr höchst ärgerliche Laster begangen haben? Ist die Geschichte wohl viel besser, als ein ungeheures **Sündenregister des menschlichen Geschlechts?** Wie groſs ist nicht die Anzahl der Kaiser, Könige, Fürsten, Feldherren, Staatsminister, Günstlinge, Hofnarren, — Päpste, Bischöfe, Äbte, Priester und Leviten, — item, der Königsweiber und Königstöchter, *Dames d' Honneur*, Favoritinnen, Kammerfrauen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, u. s. w. die eine höchst ärgerliche Rolle auf der Welt gespielt haben, und vermittelst der Geschichte, die uns zu Zuschauern ihrer Thaten macht, noch immer fortspielen? Und gleichwohl ist noch keinem klugen Menschen eingefallen, die Deklamazionen gewisser wunderlicher Köpfe, welche die Annalen und Geschichtsbücher, aus dem nehmlichen Grunde, weil sie ärgerlich seyen und verführen könnten, überall vernichtet wissen wollten, der mindesten Aufmerksamkeit werth zu halten. Gewisse Perioden in der Europäischen Geschichte, z. B. das zehnte und eilfte, vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert, zeichnen sich durch die scheuſslichsten Gemählde sittlicher Verdorbenheit und die schändlichsten Beyspiele vorzüglich aus. Erlauben Sie mir doch, Ihnen aufzuschlagen, was einer der verdienstvollesten Geschichtskundigen unsrer Zeit von dem so genannten mittlern Zeitalter sagt: — „Der Geschichtschreiber, wenn er bis an die ersten Quellen der Begebenheiten zurück geht, muſs über den Karakter der damahligen Geistlichkeit erstaunen, und, von der Menge der Vorstellungen ermüdet, wird er unfähig das Gemählde ihrer Leidenschaften zu entwerfen. Hier findet keine Mischung von Tugenden und Fehlern Statt; der tugendhafte Mann flieht bey diesem Anblicke zurück, wie bey den Gemählden eines

Aretin.“ 8) — Und gleichwohl ist es eine Schuldigkeit des Geschichtschreibers, uns diese Gemählde der verderbtesten Zeiten des menschlichen Geschlechts, mit ihren Ursachen, Umständen und Folgen, getreulich nach der Natur gezeichnet und gemahlt, so warm und lebhaft darzustellen, als es zur Erreichung des sittlichen Endzwecks, uns dadurch weiser und besser zu machen, vonnöthen ist! Will sich jemand daran ärgern, so hab' ers sich selbst!

Der Pfarrer horchte nachdenklich auf.

Ich schöpfte ein wenig Athem.

DER PFARRER. Alles wahr! Alles wahr! — Aber —

ICH. Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Alle die vorhin specificierten Laster sind so häſslich, daſs es unmöglich ist von ihnen verführt zu werden, so bald man sie in ihre nackte Gestalt zurück zu treten nöthigt. Es ist daher auch, wie ich oben schon bemerkte, weiter nichts mit ihnen zu thun, als sie zu entlarven. Aber was denken Sie von so manchen in der weltlichen oder Kirchengeschichte glänzenden Männern, deren Leidenschaften und oft sehr groſse Fehler durch den Nimbus ihrer Tugenden, besonders der

---

8) Häberlins Geschichte von Deutschland, erste Periode, S. 69.

religiösen Heiligkeit, so zu sagen, übergüldet werden? Meinen Sie nicht, daſs Männer wie Sankt Bonifaz, Sankt Bernhard, Sankt Thomas von Kanterbury, Sankt Heinrich der Zweyte, der Mönchenvater, 9) u. s. w. durch ihre menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, wiewohl diese mit dem sechsten Gebot nichts zu thun hatten, ihren Zeiten und der Nachwelt unendliche Mahl mehr Schaden gethan haben, als alle Danaen der vergangnen, jetzigen und künftigen Zeit? Glauben Sie, daſs es nicht gefährlich ist, solche Personen, solche Karakter (und wie viele hat deren die Geschichte nicht!) ins Schöne zu mahlen, ihre Tugenden zu erheben, ihre Fehler zu beschönigen, ihre Schwachheiten und Übereilungen zu entschuldigen? Und gleichwohl würde derjenige ungerecht seyn, der wenigstens einige von ihnen nicht, aller ihrer Mängel ungeachtet, als fromme, wohlmeinende, zum Theil auch wohl vortreffliche und groſse Männer, schildern würde; unbekümmert, ob nicht mancher schwache Kopf oder böse Bube sich von dem Beyspiel ihrer Fehler verführen lassen, oder hinter solches

---

9) So nennen ihn seine gleichzeitigen Geschichtschreiber, in der Meinung, ihn höchlich dadurch zu ehren.

Sich dieses Palliativs, so weit es reicht, zu bedienen.
Der Dame schien indeſs die kleine Galanterie,
Von wem sie auch kam, zu gefallen. Nur Eines macht ihr Müh':
Die Ganymeden, gewöhnlichen Amoretten
In allem übrigen ähnlich, sie waren es leider! auch
In ihrem Kostum. Man kennt hierin den Gebrauch
Zu Pafos: ihr ganzer Ornat war ein Kranz von Violetten.

15.

Ein Veilchenkranz ist in der That nicht viel
So züchtigen Wangen, wie Schatulliösens waren,
Ein immer währendes Erröthen zu ersparen.
Sie schloſs die Augen zwar halb; allein beym raschen Gewühl
Der kleinen Götter oder Geister
Blieb sie nicht immer so ganz von ihren Sinnen Meister,
Daſs auf das lose Kinderspiel
Ihr nicht zuweilen ein Seitenblick entfiel,
Wobey (was auch die Ursach' heiſsen mochte)
Das Herz im erröthenden Busen ihr etwas höher pochte.

sich verstecken und sagen werde: *Ego homuncio hoc non facerem?*

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie, und sehe die Anwendung, die Sie von dieser Bemerkung gemacht wissen wollen.

Ich. Mich däucht, sie macht sich von selbst. Es ist eben so erlaubt, eine Danae, eine Heloise, eine Ninon, mit gefälligen Farben zu schildern, als es erlaubt ist, einen Mann mit einem Nimbus zu mahlen, der, bey aller seiner strengen Heiligkeit und mönchischen Tugend, von Herrschsucht und Eifer sich zu ungerechten und gewaltthätigen Handlungen hinreiſsen lieſs, Empörung und Bürgerkriege anzettelte, oder Europa zu verderblichen Kreuzzügen anspornte, und arme harmlose Metafysiker verfolgte.

Der Pfarrer sah auf seinen Rock.

Ich. Ach! mein guter Herr Pfarrer, der schwarze Rock thut nichts zur Sache! Warum sollte ein ehrlicher Pfarrherr, — trotz den Vorurtheilen, die sich noch aus jenen heillosen Zeiten herschreiben, wo ein Biſschen Keuschheit, wie eine Messerspitze voll filosofisches Pulver, hinlänglich war die menschenfeindlichsten Laster in goldne Tugenden zu verwandeln, — warum sollt' er nicht der Wahrheit die Ehre geben, und wenigstens unter vier Augen bekennen dürfen, was er überlaut bekennen würde, wenn er einen grünen Rock und einen Haarbeutel trüge?

Der Pfarrer. Ich besorge, lieber Herr W**, Sie haben die schrecklichen Folgen nicht in ihrem ganzen Umfang erwogen, die daher entstehen würden, wenn Gesetze, Sittenlehre und Religion nicht alle ihre Kräfte vereinigten, die Keuschheit in und auſser der ehelichen Verbindung aufs nachdrücklichste zu befördern, und den entgegen stehenden Lastern, zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich. Ich gestehe Ihnen, daſs ich viel weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andre unsers gleichen, dergleichen Betrachtungen zu machen. Indessen bitte ich Sie, darauf zu rechnen, daſs ich über diesen Theil der Sittenlehre so orthodox bin als Sie selbst.

Der Pfarrer. Um so gewisser werden Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daſs ein gewissenhafter und menschenliebender Schriftsteller sich gleich sorgfältig hüten müsse, die Dämme, welche Religion, Sittenlehre und Gesetze den Sünden gegen die Keuschheit entgegen setzen, zu untergraben, als die Reitzungen zu diesen Sünden zu verstärken. Jenes geschieht, däucht mich, wenn den Sünden dieser Art, durch die Reitzungen und die Liebenswürdigkeit der Personen, die man sie begehen läſst, durch gewisse verschönernde Wendungen, die man der Sache giebt, und durch den Grazienschleier, den man über das anstöſsigste zieht, der Begriff und das Gefühl des Schändlichen benommen wird, welches immer damit associiert seyn sollte: Dieses, wenn man alle Kräfte der Einbildungskraft, alle glühenden Farben der Natur, alle Zauberey der Beredsamkeit und Poesie, aufbietet, um wollüstige Gemählde zu machen, ohne daſs sich irgend eine moralische Nothwendigkeit, irgend ein die Tugend befördernder Zweck, den der Autor dabey hätte haben können, denken lieſse. — Sie haben mir, mein liebster Herr W**, zu Rechtfertigung eines Theils Ihrer Schriften, und zu Bestimmung des Standpunkts, woraus solche zu beurtheilen sind, vieles gesagt, wofür ich Ihnen verbunden bin: aber mich däucht, alles, was Sie bisher vorgebracht haben, reiche noch lange nicht zu, diesen doppelten Vorwurf gründlich zu heben. Was halten Sie hiervon?

Ich. Wir suchen Wahrheit, mein ehrwürdiger Freund; dieſs ist unser beider groſses Interesse: wie könnten wir bey dieser unsrer Unterredung ein andres haben? Ich habe Ihnen schon gestanden, daſs ich, besonders was Ihren zweyten Vorwurf betrifft, nicht völlig mit mir selbst zufrieden bin. Indessen däucht mich, das, was Sie so eben sagten, zerfalle in einige sehr verwickelte ästhetisch-moralische Probleme, deren Auflösung nicht so leicht ist, als Sie zu denken scheinen. Ich bin sehr geneigt, diese Probleme genauer mit Ihnen zu erörtern, und Ihnen darüber meine Gedanken mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nun schon an mir gewohnt sind, vorzulegen, wenn Sie anders Lust zu einer zweyten Unterredung haben.

Der Pfarrer sagte mir, daſs er Geschäfte hätte, die seinen Aufenthalt bey uns um einige Tage verlängern würden. Wir redeten eine zweyte Zusammenkunft ab, und schieden für dieſsmahl als sehr gute Freunde von einander.

ZWEYTE UNTERREDUNG.

Als ich den zweyten Besuch des Pfarrers von *** erhielt, war ich zufälliger Weise verhindert, ihn sogleich zu sehen, und lieſs ihn also bitten, sich etliche Minuten in meinem Zimmer mit sich selbst, oder, wenn er wollte, mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten. Aber da ich herein trat, fand ich ihn über einem Theile des Karl Grandison, der von ungefähr im Fenster lag; und so kamen wir auf Karl Grandison zu reden, und von Grandison auf die Bücher, worin die Menschen geschildert werden, wie sie seyn sollten. Dieſs Gespräch war in Absicht der Materie, die wir uns zu erörtern vorgenommen hatten, zwar eine Abschweifung, hatte aber doch so viel Verwandtschaft damit, daſs ich für gut ansah, ihm seinen Gang zu lassen.

Der Pfarrer war der Meinung, daſs die Bücher im Geschmack des Karl Grandison die nützlichste und erbaulichste Art von moraliſchen Büchern wären, und führte dafür die gewöhnlichen Gründe an.

Ich geſtehe Ihnen unverhohlen, ſagte ich, daſs ich anders davon denke. Nicht als ob ich dieſer Gattung von Büchern allen Werth abſpreche, zumahl wenn ſie, wie Klariſſa und Grandiſon, das wirklich leiſten, was ſie verſprechen. Aber gleichwohl halte ich überhaupt ſehr wenig, oder doch nicht ſehr viel von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menſchen geſchildert werden, wie ſie ſeyn ſollten.

Der Pfarrer. Wieder ein Paradoxon!

Ich. Nicht ſo paradox, als es Ihnen beym erſten Anblick vorkommt.

Der Pfarrer. Sie wollen vielleicht ſagen, daſs nicht ſo viel Genie dazu gehöre, die Menſchen darzuſtellen, wie ſie ſeyn ſollten, als wie ſie ſind?

Ich. Zum Darſtellen, Herr Pfarrer, gehört immer Genie. Bleiben wir beym Worte Schildern; denn nicht alle Schilderer ſind Darſteller. Aber jetzt iſt die Rede nicht davon, wozu mehr Genie gehöre, ſondern was erbaulicher und nützlicher ſey.

Der Pfarrer. Ich begreife nicht, wie dieſs eine Frage ſeyn kann. Der Menſch hat einen angebornen Inſtinkt zum Nachahmen, und wird alles durch Nachahmung. Soll er vortrefflich werden, ſo muſs man ſeine Aufmerksamkeit auf vortreffliche Vorbilder lenken. Die Menschen, wie sie sind, sind geschickter ihn zu verschlimmern, als zu verbessern. Man muſs sie ihm also zeigen, wie sie seyn sollten. Dieſs, däucht mich, ist so gut als eine Demonstrazion.

Ich. Es stöſst sich nur an eine einzige Kleinigkeit, Herr Pfarrer.

Der Pfarrer öffnete den Mund um einen halben Zoll.

Ich. Halten Sie die Antwort auf die Frage; Wie sollen die Menschen seyn? für etwas so leichtes?

Der Pfarrer stutzte, erhohlte sich aber sogleich wieder, und sagte lächelnd: Was Sie aber auch für Fragen thun! Ich halt' es für etwas sehr schweres, zu seyn wie man seyn soll; aber nichts ist leichter als es zu wissen.

Ich. Ja freylich ist nichts leichter als die Sokratische Kalokagathie, mit allen theoretischen Tugenden des Aristoteles und allen Kardinaltugenden des heiligen Thomas von Aquino in ihrem Gefolge, zu definieren und in Ordnung zu stellen, und groſse Reden über ihre von keiner Seele jemahls im Ernste bezweifelte Schönheit und Nützlichkeit zu halten. Aber welche Kluft ist zwischen solchen Spekulazionen und dem wirklichen Leben des Menschen! — Sollten

Sie, lieber Herr Pfarrer, wohl je mit ganz unbefangenen Geistesaugen in die Natur hinein geschaut, und da gesehen haben, was für ein Ding der Mensch ist? — der Naturmensch, lieber Herr, nicht der Mensch dieses oder jenes Systems. — Denn Sie sehen selbst, wie wenig dazu gehört, den ersten besten Menschen, Petern zum Beyspiel, aus dem groſsen Uhrwerk des Ganzen heraus zu schrauben, ihm alles was ihn, Petern, zum Peter und zu keinem andern macht, über die Ohren zu streifen, ihm alle seine selbsteignen Nerven und Sehnen, Blut und Lebensgeister, Bedürfnisse und Leidenschaften abzunehmen, und, nachdem er durch diese Operazion seiner ganzen Peterheit, d. i. alles dessen, wodurch er Etwas ist, (denn wenn Peter nicht Peter ist, was ist er?) beraubt worden, — das nackte, kahle, unwesentliche Fantom für einen Menschen auszugeben, und uns dann ein Langes und Breites vorzuschwatzen, wie es anzufangen wäre, um aus diesem Fantom wieder einen Peter zu machen, der aber nicht Peter, sondern gerade so ein Ding wäre, wie der Herr Operateur es haben will. Sie sehen, dazu gehört weder Kunst noch Wissenschaft. Aber Sie sehen auch, daſs ein Mann, der dieſs thut, nur seinen Spaſs mit uns treibt, sollt' er er auch ein so feierliches Gesicht dazu machen als ein Kutuktu von Thibet, wenn er im Nahmen des groſsen Lama den ehrlichen Tatarn seine Pülverchen austheilt.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie hiermit so viel sagen: es sey ungereimt, sich allgemeine Begriffe vom Menschen und seinen wesentlichen Eigenschaften, seiner Bestimmung und seinen Pflichten zu machen, und auf diesem Wege heraus zu bringen, wie der Mensch seyn müsse, um weise und gut zu seyn. Haben Sie auch die Folgen einer solchen Behauptung überlegt?

Ich. Verstehen wir einander, lieber Freund! Ich behaupte nicht, daſs wir etwas ungereimtes thun, wenn wir unsre individuellen Vorstellungen zu allgemeinen erhöhen, indem wir die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge wahrnehmen, und die dadurch entstehenden abgezogenen Begriffe durch Zeichen fixieren. Wer kann läugnen, daſs wir ohne diese Operazion unsers Verstandes weder Licht und Ordnung in unsre Vorstellungen, noch Zusammenhang und Festigkeit in unsre Handlungen bringen könnten? Generalisierte Begriffe vom Menschen, und von dem, was ihm als Mensch, seiner Natur und seinen mannigfaltigen Verhältnissen nach, anständig und zuträglich ist, haben also ihren ausgemachten Nutzen; voraus gesetzt, daſs sie mit der erforderlichen Genauigkeit und Behutsamkeit generalisiert werden; wogegen freylich, wie Sie wissen, von Gelehrten und Ungelehrten je und allezeit unzählige Mahl gesündigt worden ist, und täglich gesündigt wird. Richtig generalisierte Begriffe kommen nicht nur unserm Verstande zu Hülfe, der ohne sie aus dem unermeſslichen Chaos so vieler zugleich auf ihn eindringender, so schnell auf einander folgender, und so mannigfaltig associierter Eindrücke und Erinnerungen sich unmöglich heraus zu finden wüſste; sie helfen uns auch durch den Labyrinth des Lebens, indem sie unsrer Thätigkeit gewisse feste Punkte vorstecken, und uns die kürzesten und sichersten Wege zum glücklichen Leben vorzeichnen. — Aber hüten wir uns, diese General- und Specialkarten des Lebens für etwas mehr zu halten als sie sind? Bedenken wir, daſs unser Aufenthalt auf diesem Planeten nicht dem Wallen eines Pilgrims aus Frankenland nach Sankt Iago von Kompostell, sondern einem Feldzuge in einem von Bergen und Thälern, Flüssen und Sümpfen, Wäldern und Hohlwegen durchschnittenen Lande gleich ist, wo uns Generalkarten wenig helfen können; wo wir die besondersten, genauesten, gemessensten Abbildungen jeder einzelnen Gegend nöthig haben; wo uns kein Hügel, kein Busch, keine

16.

Herr Boreas faſst nun Muth dem Fräulein sich zu nahn.
Wenn man es sagen darf, Prinzessin, (fängt der Ritter
Mit einer Miene, die er von einem Leichenbitter
Geborgt zu haben schien, zu Schatulliösen an)
Sie sehen sehr aufgeräumt aus; ich nehme viel Antheil daran.
„Ich wüſste nicht, warum ich traurig sehen sollte!“
Erwiedert die Dame, mit einer *Minauderie*,
Die nicht die verbindlichste war. — Wofern sich Madam die Müh'
Mich anzuhören geben wollte,
So — „würde mich's traurig machen, Herr Ritter, glauben Sie?

17.

Sie sind sehr gütig!“ — Und Sie sehr fertig mich zu quälen! —
„Sie wünschen vielleicht, mein Herr, von mir befreyt zu seyn?
Ich bin nicht gern zur Last; Sie haben nur zu befehlen!“ —
Mein Fräulein, fällt Don Boreas ein,
Bey Sankt Georg! Sie setzen mich auch auf Proben,

Windmühle, kein Steg über einen Bach unbekannt seyn darf, um alle die unzähligen kleinen Operazionen, die zu Vollführung unsers Hauptplans zusammen spielen müssen, mit Zuversicht und Sicherheit anlegen zu können. Hat es aber mit dem menschlichen Leben diese Bewandtnifs, so ist klar, dafs es, um den einzelnen Menschen mit Nutzen und Erfolg zu sagen, wie sie seyn, wie handeln sollen, noch lange nicht genug ist, wenn man ihnen sagt: seyd weise, klug, vorsichtig, fromm, nüchtern, keusch, gerecht, wohlthätig, u. s. w. Selbst derjenige, der ihnen im allgemeinen sagt, wie mans machen müsse, um weise, klug, fromm, u. s. w. zu seyn, hat noch nicht viel gethan. Die Schwierigkeit ist, diese einzelnen Menschen zu belehren, wie sie — in jedem Zeitpunkt ihres Lebens — in dem besondern Zusammenhang der innern und äufsern Umstände, worin sie sich in jedem dieser Punkte befinden — unter dem Drucken, Stofsen und Anziehen so unzählig vieler auf sie wirkender mechanischer, lebendiger und geistiger Kräfte, und mitten unter so vielen Schwierigkeiten, Hindernissen und Kollisionen, Abwegen und Fährlichkeiten, wovon sie umgeben sind — es anzufangen haben, um so weise, fromm, gerecht und gut zu seyn, als es unter allen besagten Umständen möglich ist. Nun begreifen

Sie doch, daſs ich nicht Unrecht hatte, die Frage: „Wie sollen die Menschen seyn?“ für keine so leichte Frage zu halten? Denn entweder sagt sie gar nichts, oder ihre Meinung ist: „Wie können Menschen unter gewissen vorausgesetzten Individualumständen seyn?“ — Und um dieſs zu bestimmen, wird (wie Sie leicht ermessen werden) eine Kenntniſs der menschlichen Natur und des Laufs der Welt erfordert, wovon die meisten, die sich mit Moralisieren abgeben, kaum das A B C gefaſst haben.

DER PFARRER. Gleichwohl ist es eine unläugbare Wahrheit, daſs alle Menschen seyn können, was sie seyn sollen. Oder wozu hälfen sonst Erziehung, Sittenlehre, Religion, Gesetze? und mit welchem Rechte könnte man diejenigen bestrafen, welche gethan haben, was sie hätten unterlassen sollen?

ICH. Zugestanden, in so fern Sie mir dagegen einräumen, daſs niemand verbunden ist, zu seyn, was er nicht seyn kann.

DER PFARRER. Das fordert auch niemand.

ICH. Dieſs möchte wohl eine andre Frage seyn. Aber lassen wir sie, wo sie ist! Die Erörterung würde uns zu weit von unserm Zwecke führen. Entweder haben wir uns noch immer nicht verstanden, oder wir sind einig darüber: daſs die besondern Einschränkungen des Verstandes und Willens einzelner

Menschen, d. i. die unzählig verschiedenen Grade aller Arten von Fertigkeiten und Vollkommenheiten, die zur gegenwärtigen Bestimmung des Menschen gehören, von ihren besondern Umständen abhangen; und daſs es also nicht bloſs auf eines Mannes Willen ankommt, um ein Sokrates, oder Epaminondas, oder Markus Antoninus zu werden.

Der Pfarrer. Ich sehe nicht, warum ich Ihnen dieſs nicht zugeben könnte. Es wird von niemand gefordert ein Markus Antoninus zu seyn, der nicht dazu berufen ist.

Ich. Ich bitte Sie, lassen wir doch die Frage, was von jemand oder niemand gefordert wird. Der Forderungen sind mancherley, und es kommt so viel darauf an, wer der Fordernde ist! Wie viele fordern alles von andern, und nichts von sich selbst! Andere glauben, sehr billig zu seyn, wenn sie von einem jeden fordern, was sie sich selbt zur Pflicht aufgelegt haben. Wie viele Sittenlehrer fordern vom Blinden, daſs er sehe, vom Lahmen, daſs er tanze! Wie oft sind selbst die Forderungen der Gesetzgeber ungerecht! — Aber das Wesen, das uns gemacht hat, fordert ohne Zweifel von keinem seiner Geschöpfe mehr, als was nach dem Maſse der Fähigkeiten und Hülfsmittel, die es empfangen, und nach dem Zusammenhang der

Umstände, in die es gesetzt worden, möglich, nach dem Urtheile dessen, der Alles mit Einem Blicke durchschaut und ermiſst, möglich ist. — Lassen wir also dieſsmahl noch unausgemacht, wo die Grenzen der Forderungen, die an jeden Menschen gemacht werden können, abgesteckt werden müſsten, wenn es um eine ganz genaue Berichtigung zu thun wäre. Zu unserm dieſsmahligen Vorhaben ist es hinreichend, wenn wir darin übereinkommen, daſs von keinem Menschen gefordert wird, vollkommen zu seyn.

DER PFARRER. Weil es uns beiden um Wahrheit zu thun ist, so will ich die Ermahnung des Erlösers: „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," — nicht miſsbrauchen, Sie über das Wort vollkommen zu schikanieren. Denn eben der, der in jener Stelle göttliche Vollkommenheit von uns zu fordern scheint, sagt anderswo: „Niemand ist gut, denn Gott allein." Beide Stellen zusammen geben uns die Wahrheit. Der Mensch kann weder Gott seyn, noch Gott werden: aber dem Gott, nach dessen Bild er erschaffen ist, immer ähnlicher werden, dieſs kann er, und dazu ist er da. Aufrichtiges Bestreben nach Vollkommenheit wird ihm für Vollkommenheit selbst angerechnet.

Ich. Nur einen einzigen freyen heitern Blick auf das Menschengeschlecht, wie es ist, wie es immer gewesen ist, Herr Pfarrer!

Der Pfarrer. Ich verstehe Sie. Desto schlimmer, daſs wir so tief unter das, was wir seyn sollten, gefallen sind!

Ich. Wir sind gegenwärtig, was wir den Umständen nach seyn können, und um zu werden, was wir seyn sollten, müssen noch viel Anstalten vorher gehen, die bisher nicht gemacht sind, viel Stufen erstiegen werden, die noch über uns sind, viel Hindernisse aus dem Wege geschafft, über die wir noch nicht wegkommen können. Und eben dieſs beweist für meine obige Behauptung. Um an der wirklichen Verbesserung des sittlichen Zustandes der Menschen arbeiten zu können, müssen wir wissen, — wie gut oder schlecht die Menschen dermahlen sind; warum sie so sind; auf welche Bedingungen sie besser werden können; und welches für alle, und für jeden insbesondere, die nächste Stufe ist. Denn die Natur macht keine Sprünge. Die Neuseeländer werden noch manche Stufe steigen müssen, bis sie so gut und so schlimm werden, als die Engländer in den nächsten fünf und siebzig Jahren gewesen sind; und die artigste Otaheiterin muſs durch manche Verwandlungen gehen, bis sie eine Aspasia wird; so wie eine Aspasia noch manche Haut abzustreifen hat, um eine heilige Magdalena zu werden.

DER PFARRER, lächelnd. Dieſs dürfte wohl eben so gut der Fall unsrer lieben Landsmänninnen in allen zehn Kreisen des heiligen Römischen Reichs seyn.

ICH. Glauben Sie? — In der That hälf' es zu nichts, wenn wir uns und unsre Zeitgenossen für besser halten wollten, als wir sind. „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," — ist eine herrliche untrügliche Regel, wenn sie nur (was bey allen Regeln gleich nöthig ist) mit Verstand und Aufrichtigkeit angewandt wird. Gestehen wir uns also immer, daſs der gröſsere Theil der Menschen, unter denen wir leben, was ihre Sinnesart und innere sittliche Verfassung betrifft, entweder noch so roh und ungeschliffen, oder bereits so verdorben ist, daſs der Mann, der ihnen zurufen wollte, seyd vollkommen, nicht weiser handelte, als der Arzt, der einem Gichtbrüchigen den Vorschlag thäte, auf einen Ball zu gehen. Sie werden mir ohne Bedenken zugestehen, daſs man in diesem Falle Schritt für Schritt gehen muſs, und daſs man schon etwas gethan hat, wenn man sehr thierische Menschen zu einigem Grade von Vermenschlichung bringt. Nicht wahr?

Der Pfarrer, mit einem schwachen Achselzucken. So wenig es ist, so ists doch etwas.

Ich. Wenn es mit der Verbesserung der Menschen natürlich zugehen soll, sehe ich keinen andern Weg.

Der Pfarrer. Unter dieser Einschränkung geb' ichs Ihnen desto unbedenklicher zu.

Ich. Sie werfen, wie ich sehe, immer einen Seitenblick auf Ihren Kalovius. Aber wir haben hier nichts von ihm zu besorgen. Denn die Rede ist unter uns schlechterdings bloſs von natürlichen Ursachen und Wirkungen; und so befinden wir uns in einem Gebiete, wo die Kalove und Quenstädte nicht um ein Haar mehr zu befehlen haben, als der groſse Lama von Thibet. Wir wären also darüber einig, daſs man die Adamskinder, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, nur stufenweise verbessern könne?

Der Pfarrer. So dächt' ich.

Ich. Wenn dieſs ist, so ist auch kein Streit mehr unter uns, ob die Bücher, worin die Menschen abgebildet werden wie sie sind, oder jene, worin man uns idealische Menschen schildert, die nützlichern seyen? Denn diese vollkommnen Menschen sind um so viele Stufen über dem gröſsten Theil der Leser, daſs diese, selbst mit aller Bestrebung sich zu ihnen aufzuschwingen, doch nicht eine Spanne weiter kommen würden.

DER PFARRER. Dieſs seh' ich eben nicht. So viel geb' ich Ihnen zu, daſs wir immer noch weit unter so vollkommnen Mustern bleiben werden, als diejenigen, die uns der vortreffliche Richardson in seinen Werken aufstellt: aber eine aufrichtige Bestrebung, ihnen ähnlich zu werden, muſs uns doch nothwendig merklich weiter bringen als wir sind.

ICH. Die Erfahrung scheint Ihnen hierin zuwider und gänzlich auf meiner Seite zu seyn. Junge Leute, (die einzigen, welche theils durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls und ihrer Einbildung, theils durch ihre Gutherzigkeit und Unerfahrenheit aufgelegt sind, von sittlichen Idealen in Feuer gesetzt zu werden) junge Leute, sage ich, haben weder Geduld noch Überlegung genug, sich solchen Vorbildern schrittweise zu nähern. Sie möchten sie auf einmahl erreichen, und werden darüber entweder lächerliche Kopien, oder finden, daſs die Unternehmung über ihre Kräfte geht, und gebens auf. Vielleicht liegt in dieser unglücklichen Bestrebung, vollkommner zu werden als man seyn kann, eine von den wirksamsten Ursachen, warum es in unsern Tagen so viele melankolische, hypochondrische, mit der Welt und mit sich selbst unzufriedene, und zu allem, wozu man die Leute in diesem Leben braucht, unbrauchbare Jünglinge giebt. Sie glauben nicht, wie sehr die Anzahl dieser Unglücklichen täglich zunimmt, die vor lauter Feinheit der Empfindung, vor lauter Erhabenheit der Begriffe, und vor lauter vermeinter Gröſse des Geistes und Güte des Herzens, nirgends in der Welt fortkommen können. Allenthalben ists zu weit oder zu enge, zu warm oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken für sie. Überall sind die Menschen, mit denen sie leben müssen, zu tief unter ihrem Ideal, um ihnen erträglich zu seyn. Ihre unbiegsame Seele stöſst allenthalben an, kann sich nie mit den Umständen vertragen, will immer Alles oder Nichts, träumt immer von Unabhängigkeit und Selbstgenugsamkeit, und ergrimmt dann wieder, wenn sie nothgedrungen fühlt, daſs der Mensch, so wie er organisiert ist, weder unabhängig noch sich selbst genugsam seyn kann. — Sagen Sie mir, wär' es nicht tausendmahl besser, diese jungen Menschenkinder, anstatt sich immer in Zeiten, die nie gewesen sind, und zu Menschen, wie es nie gegeben hat, zu versetzen, lernten den Menschen kennen wie er ist, die Welt kennen wie sie ist; lernten begreifen, wie dieser Zustand die nothwendige Folge dieser Ursachen ist; lernten einsehen, wie sie selbst seyn müſsten, um in die Zeit, an den Platz, in die Umstände zu passen, in und unter welche die Vorsicht sie gesetzt hat; lernten die Mittel, die wirklich vorhanden sind, kennen, wodurch sie selbst und andre natürlicher Weise besser werden könnten; und vergäſsen nicht, vor allen Dingen zu lernen: daſs diese nehmliche Welt, in welcher wir leben, und diese nehmlichen Menschen, mit welchen wirs zu thun haben, bey weitem nicht so schlimm sind, als Unwissenheit, Schwärmerey, Milzsucht, Hypothesensucht, übermäſsige Einbildung von sich selbst, Unmuth über fehl geschlagene Erwartungen, und andere ähnliche Leibes - und Seelenkrankheiten uns solche vorstellen? Wär' es nicht besser, alle Bücher, die wir zu unsrer Belehrung oder Unterhaltung lesen, führten uns zu diesem Zweck? Oder, wenn wir ja zu unsrer Ergetzung auch Ideale und schöne Hirngeburten haben wollen, ists nicht wenigstens unläugbar, daſs die Geschichtschreiber der Menschheit nützlicher sind als die Prometheen, die uns neue Menschen nach ihrem eignen Bilde schnitzeln?

DER PFARRER. Beynahe sollten Sie mich dessen überreden. Aber gleichwohl lassen Sie den Werken, worin vollkommne Karakter als Muster geschildert werden, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren. Diese sind doch wohl zu mehr nütze, als nur zur Gemüths-

Die einen Job — Er murmelt die Worte, zum Toben
Zu bringen fähig wären, in seinen Bart hinein,
Und schenkt, vermuthlich sich besser zu fassen,
Von perlendem *Vin de Brie* ein mächtiges Paſsglas sich ein.
„Die Qualen sind wohl nicht feurig, die so sich löschen lassen?“

18.

Spricht jene. An Antworts Statt schenkt Boreas abermahl ein.
Die Amorn, die ihn gern bald benebelt gesehen hätten,
Sind sehr besorgt für immer frischen Wein,
Und singen ihm, während er trinkt, Balladen und Kanzonetten,
Bey deren einschläferndem Ton noch einmahl so süſs und so leicht
Burgundiens duftender Nektar den Gaumen hinab sich schleicht;
Bis durch die vereinigten Kräfte der gallischen Lieder und Weine
Der tapfre Mann sein sorgenschweres Haupt
Hin auf die Polster neigt, und Amors Brüder und seine
Gebietende Dame der Lust ihn länger zu quälen beraubt.

ergetzung; denn sie dienen uns wenigstens zum *Maſsstabe* unsers moralischen Werths, und demüthigen unsern Stolz, indem sie uns fühlen machen, wie weit wir noch unter dem sind, was wir seyn müſsten, um wahre, unparteyische, allgemeine Hochachtung zu verdienen; — und dieſs ist, wie Sie sehen, immer ein groſser Nutzen.

Ich. Ich zweifle, daſs er bey *Vielen* Statt finden möchte. Die Welt nimmt als eine ausgemachte Sache an, daſs Unvollkommenheit das allgemeine Loos der Menschheit sey; und die meisten finden sich daher durch vollkommne Karakter eben so wenig gedemüthigt, als unsre Kriegshelden sich kleiner dünken würden, wenn sie im Herkules und Herkuliskus die Thaten der gewaltigen Ritter läsen, die auf Einen Hieb drey oder vier Riesen entzwey hauen, und mit einem einzelnen wohl bezauberten Schwerte ganze Heere in die Flucht jagen.

Der Pfarrer. Es ist schwer über solche Dinge etwas allgemeines festzusetzen. Alles hängt von der besondern Anlage und Gemüthsverfassung der Leser ab; und wie unendlich verschieden ist nicht diese! —

Ich. Wenn die Rede von der relativen Nutzbarkeit zweyer entgegen gesetzter Gattungen von Schriften ist, so entscheidet, däucht mich, die Wirkung derselben auf *die meisten*

Leser; und aus diesem Grunde dürfte wohl der Vorzug eines Tom Jones über einen Karl Grandison bald ausgemacht seyn.

DER PFARRER. Ich will nicht länger über diesen Punkt mit Ihnen haberechten; aber dafür kann ich doch wohl mit gutem Fug verlangen, daſs Sie mir die Karikaturen Preis geben, die man uns so häufig für wahre Abbildungen giebt, wiewohl sie das eben so wenig sind als die idealischen Menschen. Diese letztern dienen doch, nach Ihrem eigenen Geständnisse, wenigstens zur Übung und Ergetzung unsers moralischen Sinnes: aber Karikaturen dienen weder zur Besserung noch zur Belustigung; oder desto schlimmer für den, der eine Freude daran haben kann, die menschliche Natur verunstaltet und verzerrt zu sehen!

ICH. Lassen wir uns von einer schwankenden Bedeutung des Wortes Karikatur nicht irren. Es pflegt diesem armen Worte nicht besser zu ergehen, als seinem Gegenfüſser Ideal, das seit einigen Jahren so sehr Mode geworden ist; Schimären werden nur zu oft mit beiden verwechselt. Ich bin völlig Ihrer Meinung, falls Sie unter den Karikaturen, über welche Sie das Verdammungsurtheil sprechen, solche moralische Miſsgestalten verstehen, dergleichen es entweder gar nie unter den Menschen gegeben hat, oder die doch wenigstens so auſserordentliche Erscheinungen sind, daſs es besser wäre, sie gar nicht zu mahlen. Aber diese Art der Miſsgestalten wollen wir, um Verwirrung zu vermeiden, lieber Grotesken, und wenn sie bis zur Abscheulichkeit häſslich sind, Ungeheuer nennen. Ein miſsgezeichneter Karakter also, es sey nun, daſs dessen Urheber mit Vorsatz einige Züge übertrieben, oder aus Ungeschicklichkeit, Leidenschaft, oder irgend einer andern zufälligen Ursache, die wahren Proporzionen verfehlt habe, soll uns nicht Karikatur heiſsen. Wir wollen diesen Nahmen nur solchen moralischen Miſsgestalten geben, die häufig genug in der wirklichen Welt vorkommen, um in einer getreuen Nachbildung von jedem Menschenkenner für wahre Naturprodukte erkannt zu werden, und so beschaffen sind, daſs sie, ohne bis zur Scheuſslichkeit häſslich, d. i. Ungeheuer, zu seyn, durch stark in die Augen fallende Abweichungen von den Proporzionen der reinen sittlichen Schönheit und Güte des Menschen (von welcher jetzt allein die Rede ist) miſsfällig, lächerlich oder verächtlich werden müssen. — Nach der schärfsten Strenge giebt es wohl wenige, vielleicht gar keine Menschen, welche man ganz schön, so wie es vielleicht gar keine giebt, die man ganz gesund nennen kann. Aber kleine Unvollkommenheiten, unbedeutende Anomalien in zu viel oder zu wenig, die von wirklichen Schönheiten merklich überwogen, oder wenigstens im Gleichgewicht erhalten werden, machen einen Karakter noch nicht zur Karikatur: ich wenigstens möchte eben so wenig alle Kinder Adams für Karikaturen als für Narren erklären, wiewohl die Stoiker beides gethan haben. Unglücklicher Weise bleiben uns immer noch Menschengestalten genug übrig, die man, ohne einen einzigen Zug zu übertreiben, nur genau treffen darf, damit sie jedermann für Karikaturen erkenne. Giebt es nun solche Menschen, und in groſser Menge, wie niemand läugnen wird, — so sehen Sie leicht, Herr Pfarrer, daſs man, so bald die Menschen wie sie sind gemahlt werden sollen, auch Karikaturen mahlen muſs.

Der Pfarrer. Aber wozu meinen Sie, daſs es nützen werde? Diejenigen, die sich darin getroffen finden sollten, haben zu viel Selbstgefälligkeit, um sich in einem Bilde zu erkennen, das dem angenehmen Mignaturbildchen im Spiegel ihrer Eigenliebe so wenig ähnlich sieht; und die übrigen lachen und spotten der Gebrechen ihres Nächsten, ohne an ihre eigenen zu denken.

Ich. Ich will Ihnen meine Meinung von dieser ganzen Sache sagen, lieber Herr Pfarrer; vielleicht hebt sich dann Ihr Einwurf von selbst. — Um zu einer gründlichen Menschenkenntniſs zu gelangen, müſsten wir,

d. i. jeder sich selbst, und die Leute um ihn her, so weit er seinen Gesichtskreis ziehen könnte, scharf, anhaltend, ohne Leidenschaften und Vorurtheile, eine lange Reihe von Jahren durch beobachten. Dieſs ist auch für den scharfsichtigsten und wärmsten Liebhaber der Wahrheit überhaupt sehr schwer, in besondern Fällen oft unmöglich. Aber, was heute nicht gelingt, gelingt morgen; was der eine nicht kann, kann ein anderer; was dieser versieht, berichtigt jener.“ So lehrt ein Tag den andern; und wenn man dann nach etlichen Jahrtausenden zusammen rechnet, so findet sich, daſs wir einen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen vor uns haben, der für alle unsere Bedürfnisse zureichend wäre, wenn wir ihn nur recht gebrauchen wollten, oder zu gebrauchen wüſsten. — Und was ist nun wohl das brauchbarste in diesem ganzen Vorrath? Unstreitig (so däucht michs wenigstens) die Abbildungen des wirklichen Lebens und Karakters einzelner merkwürdiger Menschen. Gewiſs, man kann deren nicht zu viele haben; und es ist Pflicht für jede Generazion, und für jeden, der beobachten und schildern kann, den Nachkommen eine so groſse Anzahl solcher Abbildungen zu hinterlassen, als nur immer möglich ist. Sehr vortreffliche, oder bey groſsen Vorzügen sehr fehlerhafte Menschen;

solche, die sich durch ungemeine Talente ausgezeichnet, oder groſse Rollen auf dem Weltschauplatze gespielt haben, oder durch auſserordentliche Schicksale merwürdig geworden sind: diese sind es eigentlich, die man genau zu kennen wünscht, und durch deren genaueste Kenntniſs die Theorie der menschlichen Natur und die Filosofie des Lebens am meisten gewinnt. Diese beobachte und studiere man, diese versuche man nach dem Leben zu schildern! nicht schöner, nicht häſslicher als sie waren oder sind. — Besonders sollten zu diesem Ende die besten Menschen ausgesucht werden. Es giebt deren (wiewohl meistens im verborgenen) mehr als man gemeiniglich glaubt; und so vortreffliche, daſs, wenn wir eine getreue Abschilderung des Lebens etlicher weniger von dieser Klasse mit allen Helden und Heldinnen, die jemahls aus der Fantasie der Romanschreiber hervorgegangen sind, erkaufen könnten, wir wahrlich viel dabey gewonnen hätten. — Aber damit solche moralische Individual-Gemählde wirklich nützlich werden, muſs man sich nicht begnügen, uns zu erzählen, was diese merkwürdigen Menschen gethan haben, oder was sie gewesen: man muſs uns begreiflich machen, wie sie das, was sie waren, geworden sind; unter welchen Umständen, in welcher innern und äuſsern Verfassung, durch welche verborgene Triebfedern, bey welchen Hindernissen und Hülfsmitteln, sie gerade so, und nicht anders wurden, so und nicht anders handelten. — Gleichgültig kann es uns dann seyn, ob eine solche Person einen historischen oder gefabelten Nahmen führt, ob der Mann Agathon oder Epaminondas, Gil-Blas oder Tom-Jones heiſst: wenn er nur wahres Leben athmet, nur durchaus wirklicher Mensch ist, uns nur immer aufrichtig entdeckt, wie und wodurch er ein solcher Mann war, und wie es zuging, daſs er durch eine Reihe natürlicher Verwandlungen oder Entwicklungen endlich der wurde und werden muſste, der er am Ende ist. Dieſs ist alles, was wir verlangen können, damit die Abschilderung eines Individual-Karakters für das Menschen-Studium wichtig sey. Denn so erblicken wir nicht nur in ihm wahre Züge unsers eignen Bildes; wir lernen auch, — was die Hauptsache ist — wie wir es anfangen müſsten, um selbst zu werden, oder nicht zu werden, was er war. — Und wie viele solcher aufrichtigen Gemählde der Menschheit haben wir? werden Sie mich fragen. — Schlimm genug, daſs ich antworten muſs: sehr wenige! Aber vermuthlich würden wir deren mehr haben, wenn die Vorurtheile ausgerottet werden könnten, die gegen diese Art von Schriften noch so tief in vielen Köpfen sitzen, und noch immer täglich von so vielen Büchermachern und Bücherrichtern auf allerley Weise unterhalten werden.

Der Pfarrer. Ich gestehe, daſs ich — besonders was die sehr guten Menschen betrifft — vollkommen Ihrer Meinung bin. Möchten wir von jedem derselben nur eine so getreue Abschilderung besitzen, als uns der verdienstvolle Zürchische Rathsherr und Stadtarzt Hirzel schon vor mehrern Jahren von seinem Sokratischen Bauer geschenkt hat! Tausende, die der herrschende Weltton oder ihre eigene Erfahrung verächtlich vom Menschen denken macht, würden die Würde ihrer Natur fühlen lernen, würden vor sich selbst erröthen, wenn sie sich mit solchen nicht fabelhaften bessern Menschen verglichen, würden Muth fassen, eben das werden zu können, was ihres gleichen waren.

Ich. Hoffentlich würde der moralische Nutzen solcher Schriften nicht gering seyn. Aber glauben Sie ja nicht, daſs man um diesen Nutzen zu erreichen, sich bloſs auf die Schilderung der sehr vortrefflichen Menschen einschränken müsse. Für solche Geschöpfe, wie wenigstens neun und neunzig Hunderttheile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das erste und nöthigste, was Leute wie wir zu thun haben, — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herrschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umständen, mehr helfen, als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherley Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherley Lichte kann und mufs da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattierungen der Leidenschaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Fantasie! Wie fein, verführerisch und oft unmerklich ihre Täuschungen! Wie unendlich mannigfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irrthums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewifs beynahe in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermefsliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Sie sehen aus dem, was ich bisher sagte, von selbst, lieber Herr Pastor, daſs ich aus einerley Grunde, nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Karakter jeder besondern Klasse von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigenthünlichen, unterscheidenden Lineamenten, Farben und Schattierungen geschildert haben möchte; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich Ihnen die Nützlichkeit solcher Gemählde der wirklichen Natur, des wirklichen Lebens, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiſs würden sie zur Beförderung der Menschenkenntniſs, der Selbsterkenntniſs, der Lebensklugheit und jener stufenweisen Verbessserung der Denkart und Sitten, deren ich vorhin erwähnte, kein Geringes beytragen. Da aber der ganze Nutzen, den wir von allen diesen Gemählden erwarten können, schlechterdings von ihrer Wahrheit abhängt: so würden unsere Menschenmahler sich weder wissentliche Verschönerung, noch vorsetzliche Vermehrung der natürlichen Haſslichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müſsten bey ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmuthigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die Naturforscher in andern Fächern Pflanzen und Thiere kennen lehren; wo es

19.

Kaum fing er zu schnarchen an, weg waren die Amoretten,
Man weiſs nicht wie. Die Dame blieb allein;
Und weil ein Silbergewölk den strengen Sonnenschein
Zu dämpfen begann, entschlieſst sie sich, im Hain
Lustwandeln zu gehn. Ein Rasen, mit Violetten
Und Anemonen und bunten Aurikeln besät,
Führt ihren irrenden Fuſs, durch Gänge von Zypressen
Und eine Thür, die weit eröffnet steht,
In Gärten — in Gärten — worin der hungrigste Poet
Gefahr lief, die Tafelstunde von seinem Mäcen zu vergessen.

20.

Dieſs Wunder von Hirschfelds Kunst, von Zefyrn (so schien es) und Floren
Der Mutter der Grazien selbst zum Sommersitze gebaut,
Wovon die Infantin, in süſsem Staunen verloren,
Die tausendfältigen Reitze beschaut,
Gehörte — rathet einmahl — zur Burg des bezauberten Mohren,

keinem einfällt, zum Beyspiel den Uhu häſslicher oder den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen als er ist. Groteske Karikaturen müſsten selbst dem Satiriker — dem strafenden wie dem scherzenden — untersagt seyn. Der Vorwand, daſs man gewisse Züge übertreibe, um ihre Häſslichkeit auffallender zu machen, müſste nicht als gültig angenommen werden. Übertriebene Zerrbilder können nur Gelächter oder Ekel erwecken,
 werden aber aus dem Grunde, den Sie vorhin selbst anführten, niemanden bessern. Hingegen dürfen wir uns darauf verlassen, daſs der *Deus in nobis*, — dieser unbestechliche Richter in unserm Busen, der uns, je nachdem wirs verdienen, billigt oder tadelt, entschuldigt oder verdammt, — auch die verzärteltste Eigenliebe nöthigen werde, ihre Gestalt, wie häſslich sie seyn mag, in einem wahren Bilde zu erkennen.

Der Pfarrer. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so unterscheiden Sie die Karikaturen in wahre, wo der Mahler die verunstaltete Natur bloſs abbildet, wie er sie findet; übertriebene, wo er aus irgend einer besondern Absicht die Ungestalt seines Gegenstandes zwar vermehrt, aber doch auf eine der Natur so analoge Art dabey zu Werke geht, daſs das Original noch immer kenntlich bleibt; und in bloſs fantastische, oder eigentlich so genannte Grotesken, wo der Mahler, unbekümmert um Wahrheit und Ähnlichkeit, sich (wie etwa der so genannte Höllenbreugel) einer wilden Einbildungskraft überläſst, und durch das Übernatürliche und Widersinnige seiner Hirngeburten bloſs Gelächter, Ekel und Erstauen über die Kühnheit seiner ungeheuern Schöpfungen erwecken will. Sie billigen die erste Art von Karikaturen, weil sie zwar verunstaltete Natur aber doch immer Natur abbilden; und verwerfen die zweyte und dritte, (die im Grunde nur weniger oder mehr verschieden sind) als Werke, die weder zum Nutzen noch zum Vergnügen dienen.

Ich. Sie haben mich nicht nur sehr wohl verstanden, sondern berichtigen auch durch diese dreyfache Eintheilung der Karikaturen, was ich vorhin nicht bestimmt genug davon gesagt hatte.

Der Pfarrer. Ich bekenne mich aus voller Überzeugung zu Ihrer Meinung über diese Materie; und ich bin so weit entfernt, die Karikaturen von der zweyten Klasse durch den Vorwand, daſs die Häſslichkeit des Lasters dadurch auffallender werde, gerechtfertigt zu glauben, daſs ich vielmehr die ungereimtesten und wildesten Grotesken für weit unschuldiger halte, als gewisse Hogarthische Karikaturen. Denn, wenn es auch wahr wäre, was Lavater irgendwo sagt, [10] „daſs noch kein Mahler den Menschen je so schön oder so schlecht gemahlt habe, als er sey oder seyn könne,“ (ein Satz, dessen Wahrheit mir sehr zweifelhaft scheint) so bliebe doch immer eben so wahr, daſs so abscheulich zerrüttete, so ganz und gar durchteufelte Menschen, wie einige Hogarthische augenscheinlich aussehen, wenigstens äuſserst selten sind. Ein jeder frage nur sich selbst, ob er nicht in seinem Leben zehn Gesichter, die neben den besten in der Lavaterischen Sammlung stehen dürften, gesehen habe, gegen ein einziges, das den schlimmsten von Hogarths Schöpfung nahe käme? Ich bin gewiſs, daſs die Antwort nur bey sehr wenigen wider mich ausfallen wird. Sind aber solche Ungeheuer so selten; ist es richtig, daſs auch die wenigen von dieser Art, die auf dem ganzen Erdboden zerstreut seyn mögen, das Tageslicht scheuen, und den Augen der bessern Menschen selten sichtbar werden: wozu sollt' es nützen, sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor zu ziehen? Wer soll durch ihren Anblick besser werden? — Die Guten? — Ich gestehe, daſs ich nicht begreife, wie dieſs zugehen sollte. Mich wenigstens demüthigt oder ermuntert der Anblick eines guten, eines vortreflichen Menschen unendlich mehr als der Anblick eines schlechten. — Die Bösen oder die Halbguten? — Diese gewifs noch weniger. Denn nicht nur ihre Eigenliebe, sogar ihr Gewissen sagt es ihnen, dafs sie so schlimm nicht sind, wie diese Verruchten. Der Gedanke, dafs es solche Ungeheuer giebt, macht sie also mit ihrer eigenen Ungestalt nur desto zufriedner, und sie gewinnen durch die Vergleichung, wie ein häfsliches Gesicht neben einem viel häfslichern beynahe schön wird. Ich kann also nicht finden, wozu dergleichen Karikaturen anders dienen können, als empfindende Seelen mit einem vergeblichen Ekel oder Grauen zu quälen, und der menschlichen Natur, folglich am Ende ihrem Urheber selbst, Schande zu machen.

---

[10] Fysiognomische Fragmente, 1. B. S. 85.

Es geschieht unzählige Mahl unter Personen, die mit einander über Gegenstände, die sich nicht vollkommen bestimmen, und folglich weder messen noch ausrechnen lassen, diskurieren, dafs sie in Worten einig, und dennoch in dem, was sie bey diesen Worten denken, weit von einander sind. Diefs mochte wohl öfters der Fall zwischen mir und dem wackern Pfarrer zu *** während unsrer beiden Unterredungen gewesen seyn:

gewiſs wars im Betreff der Hogarthischen Karikaturen so, auf die der gute Mann einen groſsen Groll hatte, ohne den Grund davon sich selbst recht deutlich machen zu können; vermuthlich bloſs, weil er sich schon lange angewöhnt hatte, die Menschen für besser zu halten, als sie, im Durchschnitt genommen, jemahls gewesen seyn mögen; — welches denn bey einem so gutherzigen Manne, der so wenig von der Welt gesehen, und ein so einförmiges Leben führte, nicht wohl anders möglich war.

Wir stritten uns noch eine Weile über Hogarthen. Denn, wiewohl ich zu seiner Eintheilung der Karikaturen, in wahre, übertriebene und fantastische, selbst den Anlaſs und Wink gegeben, und sie daher auch ohne Widerspruch gelten lieſs, so war doch meine Meinung gar nicht, ihm so leicht einzugestehen, daſs die Hogarthischen Karikaturen auf der neunten Tafel (S. 100.) in Lavaters fysiognomischem Werke (auf die der Pfarrer zielte) unter die übertriebenen, und also unter diejenigen gehörten, die zur Beförderung wahrer Menschenkenntniſs nichts beytragen können.

Der Pfarrer meinte, Lavater selbst bestätigte sein Urtheil, da er von dem Gesichte No. 3. in der obersten Reihe sagt:

„Wenn Hogarth dieſs Gesicht gesehen, und diese Stellung kopiert hat, so ist das

Original ein Inbegriff von Teufeln. Hat ers erschaffen, so ist Hogarth — (selbst ein Teufel schwebte ihm vermuthlich auf der Zunge) — Nein! er hats zusammen gedichtet aus vorhandenen Gesichtern, und so ist er und das Menschengeschlecht gerettet.“

Denn, (sagte der Pfarrer) wenn Hogarth dieſs abscheulice Gesicht zusammen gedichtet hat, so ist es als Individualgesicht übertrieben: etliche Bösewichter haben zwar jeder etwas dazu hergegeben; aber nie ist ein einzelner Mensch Teufel genug gewesen, so auszusehen. Gleichwohl hat Hogarth aus mehrern wirklichen Gesichtern, deren jedes lange nicht so abscheulich aussah, diese scheuſsliche Teufelslarve zusammen gesetzt, und einem einzelnen persönlichen Menschen, der unter andern nach dem Leben geschilderten höchst verdorbenen Scheusalen seine einzelne Rolle spielt, angedichtet. Er hat also dieses entsetzliche Bild wirklich erschaffen, (denn wie kann der Mensch anders erschaffen als durch Zusammensetzen, Vergröſsern und Verkleinern?) und sich also wirklich an der menschlichen Natur versündiget, weil er uns durch die stärkste sinnliche Darstellung verleitet, sie für verdorben genug zu halten, einen solchen Teufel hervorbringen zu können.

Ich erwiederte: Bey Lavatern mag wohl hier und an mehr andern Orten des angezogenen Werkes die eigene Güte seines Herzens, ohne daſs er es selbst gewahr werden kann, die Ursache seyn, warum der Anblick dieser Hogarthischen höchst wahren Karikaturen seine Seele so entsetzlich verwundet, und mit einer Art von äuſserst schmerzhaftem Grauen so ganz erfüllt, daſs er in allzu heftigen Ausdrücken davon spricht, und seinem Gefühl nach für teuflisch erklärt, was leider nur zu sehr menschlich ist. — Daſs ich mich in dieser Vermuthung schwerlich irre, können Sie schon daraus abnehmen, weil er an einem andern, vorhin von Ihnen selbst angeführten Orte sagt: er glaube kaum, daſs ein Mahler den Menschen je so schön oder so schlecht gemahlt habe, als er seyn könne. — Wie dem aber auch seyn mag, (fuhr ich fort) davon bin ich überzeugt; daſs die scheuſslichste Hogarthische Karikatur immer noch verschönert ist. Wider Willen des Künstlers nehmlich; der, auch wenn er Abbildungen machen will, in der That doch immer eine Art von Idealen macht. — So bald es einen Menschen giebt, der fähig ist einen Christus zu geiſseln, mit Dornen zu krönen, und noch dazu zu verspotten, oder der fähig ist, einer flehenden Mutter mit grimmig höhnischer Verachtung entgegen zu trotzen: so behaupte ich, es muſs noch viel mehr Grausames, Schändliches, Scheuſsliches (zumahl in demselben Augenblick) in seinem Gesichte seyn, als Hogarth kopieren oder dichten konnte. Denn durch wie viele Stufen der Verderbniſs, durch welche Gräuel und Unthaten, die ihre Spuren alle in seinem Gesichte zurück lassen muſsten, war er schon gegangen, um endlich dieser ungeheuern Bosheit fähig zu seyn! Welcher Zeichner, welcher Mahler, wie groſs er auch sey, könnte das alles so lebend, so stark, so ganz, wie es in der Natur selbst seyn muſs, zusammen fassen und hinstellen? — Und gleichwohl ist dieser Mensch, so sehr er Scheusal ist, kein Teufel — denn er ist ein Mensch. Oder können wir zweifeln, ob es solche Menschen gebe? Nur zu gewiſs hat es in Zeiten der höchsten Verwilderung der Menschheit, oder der äuſsersten Verderbniſs derselben durch den Luxus, dergleichen Ungeheuer immer gegeben, giebt noch solche, und wird deren immer mehr geben, je tiefer die Sitten unsers Jahrhunderts die Menschheit herab ziehen werden. 11) Hogarth ist also gerechtfertiget. —

---

11) Eine Vorhersagung, die im vierten und fünften Jahre der Französischen Revoluzion nur zu sehr in Erfüllung gegangen ist.

Auf Unkosten der menschlichen Natur, fiel mir der Pfarrer ein.

Wer kann dafür? versetzte ich: die Wahrheit ist auf seiner Seite; und die menschliche Natur gewinnt am Ende eben so viel dabey, als sie verliert. Denn die Menschheit könnte nicht solcher Herrlichkeit fähig seyn, wie sie ist, wenn sie nicht solcher Schändung fähig wäre; könnte nicht zum Teufel herab sinken, wenn sie nicht zum Engel empor steigen könnte.

Gut, sagte der Pfarrer; aber wenigstens werden Sie mir doch zugeben, daſs solche menschliche Ungeheuer höchst selten sind, und daſs ihre Abschilderung aus dem von mir angeführten Grunde niemand nützen kann, und also besser gar unterbliebe.

Ich habe verschiedenes gegen Ihre Vordersätze einzuwenden, (erwiederte ich) und läugne die daraus gezogene Folgerung, auch wenn jene richtig wären. Wenn Sie von allem, was wir von hierher gehörigen Beyspielen in unsern Zeiten gesehen und gehört haben, die Geschichte hinzu nehmen, so wird sich finden, daſs die menschlichen Ungeheuer, die mit Hogarths Karikaturen um den Vorzug der Häſslichkeit streiten können, so gar selten nicht sind. Und daſs sie noch so selten sind, liegt mehr an den äuſsern Umständen, als an der innern Verkehrtheit mancher Menschen. — Doch selten oder nicht, mehr oder weniger, genug sie gehören in die Scenen, welche Hogarth aus menschenfreundlicher Absicht schildern wollte. Ohne sie würde sein moralisches Gemählde kein Ganzes seyn. Gesetzt auch, daſs weder die Guten noch die Bösen dadurch besser werden; giebt es nicht zwischen beiden äuſsersten Enden eine Menge mehr oder weniger verderbte Menschen, von welchen sich hoffen läſst, daſs sie beym Anblick solcher Scheusale einen Schlag ans Herz bekommen, und vor dem, was sie selbst noch werden könnten, erschrecken möchten? Und ist dieses Schrecken, dieses Schaudern, ohne welches man die Gestalten nicht ansehen kann, nicht Nutzens genug? — Wer wollte mit solchen Ungeheuern nur den schwächsten Karakterzug gemein haben, wenn ers verhindern kann? Wer erschräke nicht vor dem bloſsen Gedanken, mit ihnen zu leben, ja nur wenige Stunden mit ihnen allein zu seyn? „Wer würde (wie Lavater sagt) nicht lieber alles thun, alles leiden wollen, was Tugend und Religion thun und leiden heiſsen können, um einer solchen Gesellschaft zu entrinnen?“ — Dieſs sind Gefühle und Gedanken, deren man sich beym Anblick dieser höchst verderbten Menschen schwerlich erwehren kann; und wenn dieſs ist, welchen gröſsern moralischen

Woraus wir die Fürstin der Blonden, vor kurzem, nicht ohne Müh'
Heraus gebracht, wiewohl mit der heilsamen Klausel, daſs sie
Den schönen versteinerten Ritter zum Pfande lassen muſste:
Geschichten, wovon die Schwester, es wäre denn durch Magie,
Nichts wissen konnte, und wirklich auch nichts wuſste.

21.

Wir selber können nicht sagen, aus welcher Grille der Mohr
(Ein schelmischer alter Knabe!) dem armen versteinerten Ritter
Die höchste Gegend im Garten zum Ruheplatz erkor:
Dort sollt' er, rings umher von einem goldenen Gitter,
Mit Blumentöpfen besetzt, bis an den halben Leib
Umgeben, in einer Stellung, die einst den Antiquaren
Zu schaffen geben wird, das wundervolle Weib
Erwarten, die ihn, trotz allen Skrupeln, Gefahren,
Und Kosten und Schäden, die ihr die Unternehmung droht,
Befreyen soll von diesem Zaubertod!

Nutzen können wir von einem Gemählde verlangen?

Der Pfarrer (wie er denn ein gesunder und nicht starrer Kopf war) fühlte das Wahre in dieser Apologie für Hogarth; und empfand auch zugleich, daſs sich das nehmliche zur Rechtfertigung der Dichter, welche dergleichen häſsliche, aber wahre moralische Karikaturen in Handlung darstellen und nach ihrem Innern schildern, sagen lasse; und daſs es des Lesers, der dadurch geärgert wird, eigene Schuld sey, wenn er die Absicht des Dichters, oder die Ausführung selbst, schief, und noch dazu durch ein falsches Medium und in widrigem Lichte ansieht, und diesem falschen Anblick zu Folge verdammt, was er, wenn er richtig gesehen hätte, gebilligt haben würde.

Wir waren im Begriff diese Materie zu verfolgen, als dem Pfarrer ein Brief gebracht wurde, der ihn zur schleunigsten Rückreise an seinen Ort nöthigte. Wir waren in der kurzen Zeit, da wir uns gesehen hatten, sehr gute Freunde geworden. Es ist doch eine herrliche Sache um Gegenwart, ums Sehen von Angesicht zu Angesicht! rief er aus, da wir uns scheiden muſsten. Wie viel berichtigt sich da in einer einzigen Viertelstunde! — Er schien sich ungern so bald von mir zu trennen; denn er liebte dergleichen Konversazionen, und in seiner ganzen Gegend war, auſser zwey oder drey wackern Pachtern und Bauern, keine vernünftige Seele, mit der sich die seinige hätte besprechen können. Überdieſs interessierten ihn die Gegenstände unserer bisherigen Unterredungen, und er hatte noch verschiedenes *in petto*, worüber er gern Erläuterung gehabt hätte. Ich muſste ihm versprechen, daſs ich in einen Briefwechsel mit ihm treten, und ihm besonders über die ästhetisch - moralischen Probleme, deren ich zu Ende unsrer ersten Unterredung erwähnt hatte, meine Meinung schriftlich mittheilen wollte. Und so umarmten wir einander und trennten uns für dieſsmahl.

ENDE DES XXX. BANDES.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Leipzig,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

INHALT DES XXX. BANDES.

Die Aeropetomanie. Seite 1.

Die Aeronauten. S. 59.

Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller u. s. w. S. 131.

Das Geheimniſs des Kosmopoliten-Ordens. S. 148.

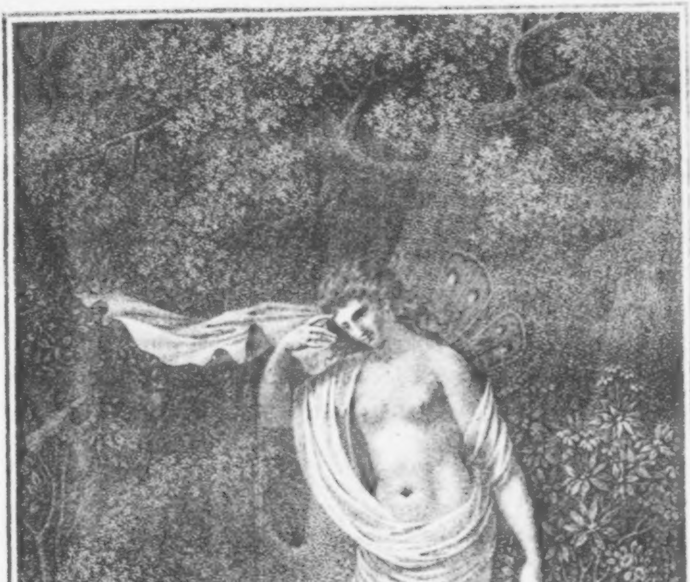
Nikolas Flamel, Paul Lukas, und der Derwisch von Brussa. S. 195.

Der Stein der Weisen. S. 262.

Die Salamandrin und die Bildsäule. S. 324.

Unterredungen mit dem Pfarrer von ***. S. 409.

Wielands W. 20 Bd.



PSYCHE.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

EIN UND DREYSSIGSTER BAND

GESPRÄCHE UNTER VIER AUGEN.

LEIPZIG
Bey Georg Joachim Göschen. 1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

GESPRÄCHE

UNTER VIER AUGEN

VON

C. M. WIELAND.

LEIPZIG
Bey Georg Joachim Göschen. 1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

GESPRÄCHE

UNTER VIER AUGEN.

1799.

22.

Ihr böser Genius (würde ein alter Porfyrist, 3)
Ein Reuchlin, ein Kardan, ein Rosenkreuzer sagen)
Trieb ihrem Verhängniſs sie zu. Ich, dessen Sache nicht ist
Die armen Dämonen unnöthig anzuklagen,
Ich sage gerad' heraus: nicht Satans Trug und List,
Nicht Fleisch und Blut, nein! etwas, das noch viel ärger ist
Als beide, — was alle Evatöchter
Verführt, der ewige Feind von ihrer und unsrer Ruh',
Mit Einem Worte, der Vorwitz trieb sie dazu.
Sie sieht, von ferne, den schönen Gartenwächter;

23.

Sie sieht ihn in voller Bewegung so unbeweglich stehn
Als wär' er Stein. Ihr scheint dieſs Fänomen
Der kleinen Mühe werth, sich näher hin zu machen.
War denn, wenn ja die Dämonen so viel um unsre Sachen
Sich kümmern, kein Dämon da, gleich diesen Augenblick
An einen blauen Centauren oder Drachen

INHALT.

I. Was verlieren oder gewinnen wir dabey, wenn gewisse Vorurtheile unkräftig werden?

II. Über den Neufränkischen Staatseid: „Haſs dem Königthum."

III. Nähere Beleuchtung der Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform.

IV. Was ist zu thun?

V. Entscheidung des Rechtshandels zwischen Demokratie und Monarchie.

VI. Die Universal-Demokratie.

VII. Würdigung der Neufränkischen Republik.

VIII. Was wird aus dem allen werden?

IX. Über die öffentliche Meinung.

X. Träume mit offnen Augen.

XI. Blicke in die Zukunft.

XII. Fragment eines Gesprächs zwischen Geron und einem Unbekannten.

VORBERICHT.

Gespräche unter vier Augen sind ordentlicher Weise nicht bestimmt das Publikum zum Zuhörer zu haben. Ein paar Freunde, die allein zu seyn glauben, besorgen weder miſsverstanden noch unredlich gedeutet zu werden; jeder spricht wie er denkt, und ist versichert, daſs sein Freund, wenn er auch nicht immer seiner Meinung ist, oder den Gegenstand, wovon die Rede ist, in einem andern Licht oder von einer andern Seite betrachtet, ihm wenigstens eben dieselbe Gedankenfreyheit zugesteht, wozu er sich selbst berechtigt hält.

Aber auch ohne diese Rücksicht liegt schon in der Natur eines Gesprächs unter vier Augen eine gewisse Sicherheit, die bey keinem andern Statt findet, ja bey einem bloſsen Selbstgespräche kaum gröſser seyn kann, und man spricht da unfehlbar manches, was in Gegenwart eines Dritten entweder gar nicht, oder doch nicht so freymüthig und unzurückhaltend gesprochen worden wäre.

Wahrscheinlich muſs also ein unvermutheter Lauscher an der Wand, dem die Kunst geschwind zu schreiben oder ein ungewöhnlich glückliches Gedächtniſs zu Dienste stand, an den gegenwärtigen vertraulichen Unterredungen heimlich Theil genommen, und ein gutes Werk zu thun vermeint haben, wenn er den Gedanken der redenden Personen, an welchen er den unverkennbaren Karakter der Wahrheitsliebe, Mäſsigung und Wohlgesinntheit zu erkennen glaubte, einen dauerhaftern Leib gäbe, als die luftige Hülle, in welcher bloſs gesprochene Worte, sollte ihr Inhalt auch ewig zu dauern verdienen, eben so schnell als sie gehört werden, in dem Ocean zerflieſsen, der seit Jahrtausenden so unendlich viel Weisheit und Thorheit unwiederbringlich verschlungen hat, ohne die geringste Spur davon zurück zu lassen.

Der unsichtbare Lauscher konnte seinen Einfall um so leichter bewerkstelligen, da alle diese Gespräche auf dem Landsitze eines der Interlokutoren unter einer dichten Sommerlaube gehalten wurden, welcher man sich aus dem benachbarten Gebüsche ohne bemerkt zu werden nähern konnte.

Wie es aber auch damit zugegangen seyn mag, so bleibt, auf alle Fälle, der Herausgeber allein für die öffentliche Bekanntmachung verantwortlich, und nimmt die Pflicht, seine anspruchlosen und nichts böses besorgenden noch bezweckenden Freunde im Nothfall zu vertreten, um so williger auf sich, da er sich versichert hält, daſs diese Gespräche schwerlich einen einzigen unbefangenen Leser finden werden, der im Ernste wünschen könnte, daſs sie weder aufgeschrieben noch gedruckt seyn möchten.

Quid dulci voveat nutricula majus alumno,
Quam sapere et fari quod sentiat?

Juvenal.

Bayeri…
Staatsbibl…
MÜNCHEN

I.

Was verlieren oder gewinnen wir dabey, wenn gewisse Vorurtheile unkräftig werden?

SINIBALD.

Darf man fragen, Geron, was deinen inwendigen Menschen so stark beschäftiget, daſs ich schon eine gute Weile vor dir stehe, bevor du mich gewahr wirst.

GERON.

Das solltest du wohl schwerlich errathen, Sinibald.

SINIBALD.

Vielleicht doch! Arbeitest du etwa an einer neuen Konstituzion für die Westfranken?

GERON.

Die wird sich wohl bald genug von selbst machen!

SINIBALD.

Oder an Berichtigung der Bedingungen, unter welchen die monarchische Regierungsform der republikanischen oder diese jener vorzuziehen sey?

GERON.

Eben so gern möcht' ich einen hölzernen Bock melken, oder mit einem Haarsieb Wasser ins Faſs der Danaiden schöpfen. Du weiſst, wie ich über diese Dinge denke. Das ganze Weltall ist, meiner Meinung nach, eine Monarchie, und, mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, gewiſs die beste, die man je sehen wird. Dieſs vorausgesetzt, möchten die Bedingungen, unter welchen auch auf diesem kleinen oder groſsen Sonnenstäubchen, das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt ist, die einköpfige Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird, ziemlich leicht zu finden seyn. Aber für wen und wozu sollte ein Mann von neuem thun, was seit Plato und Aristoteles von so vielen Hunderten vergebens gethan worden? Laſs die Filosofen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang: „die Könige regieren, und die Richter sprechen das Recht.“ —

SINIBALD.

Aber wie?

GERON.

Das ist eine andere Frage. Ich denke, wie sie wollen, oder, so gut sie können.

SINIBALD.

Mit beidem ist der Welt bisher nicht viel gedient gewesen.

GERON.

Was willst du? Alles geht wie es kann; und wiewohl es durch so seltsame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daſs wackre Leute sich dadurch haben verleiten lassen, zu glauben, die ganze Schöpfung, und die arme Menschheit mit ihr, drehe sich, wie ein blinder Gaul in einer Roſsmühle, ewig in einem und eben demselben Kreise herum, so fällt es doch, däucht mir, von einem Jahrhundert zum andern ziemlich stark in die Augen, daſs es vorwärts geht; und so hoffe ich denn zu Gott, es werde sich am Ende finden, daſs alles gegangen sey, wie es der Monarch und alleinige oberste Direktor der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte, und der groſse Zweck —

SINIBALD.

Verzeih, daſs ich dir ins Wort falle, Geron! Der groſse Zweck der Menschheit (denn, was über diese geht, ist über unserm Horizont) kann doch wohl kein andrer seyn, als das Menschengeschlecht, dem dieser Planet zu verwalten und zu benutzen gegeben ist, von Stufe zu Stufe endlich so weit zu bringen, daſs alle Menschen nur Eine Familie ausmachen, die keinen andern Regenten habe, (und, wenn sie erst so weit gekommen wäre, keines andern bedürfte) als die allgemeine Vernunft, und also zugleich die reinste und vollkommenste Monarchie, und die freyeste, wohlgeordnetste und glücklichste Republik wäre, die sich nur immer denken läſst.

GERON lächelnd.

So weit mit dir vorwärts zu fliegen, guter Sinibald, sind meine Schwungfedern nicht mehr elastisch genug. Ich kenne dermahlen nur Eine Republik, die gerade das ist, was sie seyn soll —

SINIBALD.

Und die wäre? —

GERON.

Die, von welcher du und ich Mitglieder sind, und die, Dank ihrer Unsichtbarkeit! in, mit und unter allen Monarchien, Tetrarchien [1] und Anarchien, Aristokratien, Demokratien, Gynäkokratien und Hierokratien, ihren stillen Gang fortgeht, und so lange fortgehen wird, bis entweder die goldne Zeit, von der du sprachst, gekommen seyn wird, oder der allgemeine Brand, womit die Stoiker unsern Erdball bedrohten, dem ganzen bisherigen Wesen und Unwesen ein Ende machen, und eine neue verglasete Schöpfung hervorbringen wird, über deren vermuthliche Beschaffenheit, und was für eine Konstituzion sich wohl für glasartige Menschen am besten schicken möchte, wir uns die Köpfe nicht zerbrechen wollen.

---

[1] Geron deutet vermuthlich mit diesem Wort auf eine Epoke, da vier groſse Mächte, vermöge des respektabeln Rechts des Stärkern, über die Welt im Kleinen, oder das, was Geron ein groſses Sonnenstäubchen nannte, willkührlich zu disponieren anfingen; eine Epoke, deren nähere Bestimmung die Kronologen unter sich ausmachen mögen.

Sich umzukleiden, und Bambo's Tochter zurück
Bis an den äuſsersten Wald, woher sie kam, zu jagen?
Sie schlummern wohl auch mitunter — Kein Mensch kann seinem Geschick
Entrinnen — Die Kette der Dinge — Was sollen, was können wir sagen?

24.

Genug, kein Genius kam! Sie stieg die Terrasse hinan,
Und ist schon nahe genug um ohne Fernglas zu sehen.
Sie stutzt, wie leicht zu erachten, bleibt einen Augenblick stehen,
Und erst, nachdem sie so wenig zurück als vorwärts kann,
Versucht die Arme zurück zu gehen.
Zu spät! zu spät! das Ärgste war geschehen!
Unglückliches Mädchen! — O Töchter Bambo's, wozu
Treibt euer Verhängniſs euch, von Kaschmir bis zu den Höhen
Des himmelstützenden Atlas? — Du Ärmste! für deine Ruh'
Hast du bereits zu viel gesehen!!

SINIBALD.

Darüber sind wir einverstanden. Aber auf diesem Seitenwege hätten wir bald vergessen, daſs du mir meine Frage noch nicht beantwortet hast.

GERON.

Und was war es denn gleich? — Ja, nun besinne ich mich — du wolltest wissen, womit meine Gedanken beschäftigt waren, als du herein kamst. So rathe denn!

SINIBALD.

Wenn es nicht eine allgemeine Friedensstiftung oder der Stein der Weisen ist, so geb' ichs auf.

GERON.

Nun, so wisse denn, Bruder! — ich arbeite — erschrick nicht! — an einer Apologie der Vorurtheile.

SINIBALD.

Du? an einer Apologie der Vorurtheile? — Das gesteh' ich! da hätt' ich lange rathen können, eh' ich auf eine so seltsame Möglichkeit gefallen wäre! — Nun ja freylich sind die Gegenstände, worüber sich etwas Neues sagen läſst, ziemlich verbraucht, und so kann es sich ja wohl ereignen, daſs ein Ehrenmann, der nichts anders zu thun hat, in die Versuchung gerathen mag, sich selbst und die Welt mit Paradoxen zu unterhalten, um zu sehen, wie weit es ihm gelingen könne, einer Ungereimtheit den Schein der Wahrheit zu geben.

GERON.

Dieſs wäre denn doch nicht der Fall, lieber Sinibald. Denn, wofern ich auch nichts bessers zu thun wüſste, hab' ich nicht Kinder um mich, mit denen ich — spielen könnte? Oder kann ich nicht schlafen? Oder, wenn alles andre fehlt, mir wie Horaz helfen und — Verse machen?

SINIBALD.

Das wäre vielleicht nicht das schlimmste, was du thun könntest.

GERON.

Vielleicht, wenn ich Verse machen könnte wie Metastasio, der das beneidenswerthe Talent besaſs, zu jeder Tages - oder Nachtszeit, bey jedem Wetter, in jeder Gemüthsstimmung, über jeden Gegenstand, und auf jede Veranlassung, sogar auf allerhöchsten Befehl, sehr schöne Verse zu machen. — Und doch, wenn mich die Feen auch mit dieser seltnen Gabe begabt hätten, würde ich meine Apologie der Vorurtheile nicht in Versen schreiben; — und gerade deſswegen, weil es mir dabey um nichts weniger zu thun ist, als, wie du meinst, mit der eiteln Kunst, paradoxen Sätzen den Schein neu entdeckter Wahrheiten zu geben, groſs zu thun. Die schlichteste Prose, und wenn sie noch prosaischer seyn könnte als Xenofons, ist, däucht mir, gerade das rechte und einzig schickliche Vehikel, wenn es darum zu thun ist, alte Wahrheiten gegen die Täuschungen des Witzes und die Sofismen einer falschen oder fälschlich angewandten Filosofie in den Schutz zu nehmen. Denn daſs du ja nicht etwa neue unerhörte Dinge von mir erwartest, über eine Materie, die, ihrer Natur nach, der ausgesogenste aller Gemeinplätze ist —

SINIBALD lachend.

Um so viel gröſser wäre die Ehre, auf einem so magern und zerstampften Boden noch irgend ein oder anderes Blümchen oder Kräutchen auszufinden, das den Thieren, die ihn einige Jahrhunderte lang abgefretzt haben, entgangen wäre.

GERON.

Laſs uns ohne Bilder sprechen, Sinibald. Die gemeinnützigsten Wahrheiten sind alt, und eben darum, weil sie alt sind, wirken sie wenig. Es mag wohl einiges Verdienst dabey seyn, wenn man sie unter irgend einer neuen gefälligen Gestalt wieder in Umlauf zu setzen weiſs: aber mir däucht, dieser Kunstgriff thut selten eine andere Wirkung, als daſs man sich an der neuen Einkleidung ergetzt, wenn sie gefällig ist, ohne daſs die alte Wahrheit selbst dadurch in gröſsre Achtung kommt.

SINIBALD.

Ich habe doch wohl eher gesehen, daſs eine neue Perücke einen alten wurmstichigen Herrgott, oder ein neuer Anzug eine in Verfall gekommene Mutter Gottes in einer Dorfkirche wieder zum Gegenstand der eifrigsten Andacht bey unserm guten Landvolke machte.

GERON.

Das mag bey alten Idolen angehen, Freund; aber ich zweifle sehr, ob es mit alten Wahrheiten eben dieselbe Bewandtniſs habe. Wahrheit, mein Lieber, ist, wie du weiſst, so sehr für den gesunden Menschenverstand, und dieser so ganz für jene gemacht, daſs sie für ihn gar keines Auffrischens und Herausputzens bedarf; je nackter sie ihm dargestellt wird, je gewisser ist sie, ihn einzunehmen. Das Übel ist nur, daſs das reine Gold der Wahrheiten, von welchen hier die Rede ist, durch die Länge der Zeit, durch die Veränderungen der Umstände, und durch die natürlichen Folgen der menschlichen Gebrechlichkeit, nach und nach so sehr mit schlechtem Metall vermischt und verfälscht wurde, daſs es endlich aufhörte Gold zu seyn, und von dem, was es ursprünglich war, nur noch den Nahmen behielt. Und dieser Nahme ist es denn, wodurch der groſse Haufe betrogen wird, der in seiner Einfalt gewohnt ist die Zeichen mit den Sachen zu verwechseln, und [illegible] Gewähr des Nahmens sich verfälschte Waare für echt aufhängen zu lassen.

SINIBALD.

Nur zu wahr! Aber was werden die Vorurtheile, die du in deinen Schutz nehmen willst, durch dieses Gleichniſs, und den Satz, den du dadurch erläutern willst, gewinnen?

GERON.

Das erräthst du nicht, Sinibald? So stelle dir Wahrheiten und Vorurtheile als eine groſse Menge goldner Münzen von allerley Schwere, Gehalt und Jahrzahl vor, wovon einige echt, andere falſch, die meiſten aber mit mehr oder weniger Kupfer dergeſtalt vermiſcht wären, daſs bey vielen ſich nur die Hälfte, bey andern nur der dritte oder vierte Theil reines Gold befände. Laſs uns ein Land annehmen, worin dieſe ungleichartigen Goldmünzen, unter der Gewähr eines geſetzmäſsigen Stempels, alle für echt gälten, und erlaube mir noch (zum Behuf der Anwendbarkeit meines Gleichniſſes) zwey Umſtände vorauszuſetzen: erſtens, daſs die ſtufenweiſe Verſchlechterung dieſer Münzen nach und nach in gewiſſen Zeitpunkten vorgegangen, und zweytens, daſs alles Gold, das ſich in dieſem Lande befinde, in der beſagten Maſſe gemünzten Goldes ſtecke. Nun laſs uns annehmen, das Volk dieſes Landes hätte ſich lange Zeit mit dieſer Münze beholfen, ohne die Verfälſchung gewahr zu werden; es träte aber endlich eine Zeit ein, da die Ungelegenheiten einer ſolchen Münzverfaſſung ſich täglich immer ſtärker verſpüren lieſsen, und alſo dem Volke viel daran gelegen wäre, daſs dem Übel je eher je lieber abgeholfen würde: was, meinſt du, ſollte wohl eine weiſe Regierung in einem ſolchen Falle zu thun haben? — Die geringhaltige Münze auf einmahl auſser Kurs zu setzen, würde eine höchst nachtheilige Stokkung in Handel und Wandel verursachen, und einen Theil des Volkes auf einmahl um sein ganzes Vermögen bringen. Man dürfte sie also nicht anders als nach und nach, so unmerklich als möglich, aus dem Umlauf nehmen, um sie in der Münze, nach vorgängiger Scheidung, zu Goldstükken von echtem Gehalt umzuprägen. Damit aber der Schade, der aus dem fortwährenden Umlauf einer Masse von Goldmünzen, die bisher an Zahlungswerth gleich, und doch so ungleich an reinem Gehalt wären, so viel möglich verhütet würde, wäre wohl kein ander Mittel, als diese Münze scharf probieren zu lassen, dann zu sortieren, und den äuſsern Preis einer jeden Sorte nach und nach auf den Befund ihres innern Werthes herabzusetzen: da sie dann immerhin noch so lange zirkulieren möchten, bis man sie ohne sonderlichen Nachtheil gänzlich auſser Kurs setzen, und gegen vollgültige Stücke auswechseln könnte. Dünkt dich nicht, Sinibald, daſs dieſs in dem vorausgesetzten Falle die Verfahrungsweise einer jeden verständigen Obrigkeit seyn würde?

SINIBALD.

Ich sehe, wo du hinaus willst, Geron, aber nicht, wie du bey der Anwendung deines Gleichnisses bestehen wirst. Da ich dir so viele Voraussetzungen erlauben muſste, so ist nicht mehr als billig, daſs du mir eine einzige gestattest.

GERON.

Von Herzen gern, und mehr als Eine, wenn du ihrer nöthig hast.

SINIBALD.

Ich denke mit dieser einzigen auszureichen. Gesetzt also, es fände sich glücklicher Weise irgend ein groſsmüthiger Adept, der sich erböte, deinem mit verfälschter Münze überladenen Volke auf einmahl davon zu helfen, indem er ihnen, ohne sich darum zu bekümmern, wie viel Karate feines Gold mehr oder weniger in ihren unechten Dukaten stecken möchten, für jedes geringhaltige Stück ein vollhaltiges von gleichem Zahlungswerth, ohne allen Aufwechsel oder Abzug, geben wollte: würdest du deine Leute nicht für ausgemachte Thoren erklären müssen, wenn sie sich eines so vortheilhaften Tausches aus dem lächerlichen Grunde weigerten, „es wäre doch immer ein Achtel oder Sechstel oder Drittel feines Gold in ihrer Münze, dessen sie sich berauben würden, wenn sie das Anerbieten des Adepten Statt finden lieſsen?“

GERON.

Dacht' ichs nicht, sobald ich dich mit deinem groſsmüthigen Adepten kommen sah! Ich wäre also deinem weisen Meister noch vielen Dank dafür schuldig, daſs er mir die Mühe des Scheidens ersparte, die nun gerade nicht so kurzweilig ist, daſs man ihrer, wenn es seyn könnte, nicht lieber überhoben wäre? Aber laſs dir sagen, lieber Sinibald, daſs mein Volk, glücklicher — oder (in deiner Hypothese) unglücklicher Weise, keinen Glauben an deinen Goldmacher hat; daſs es seinem filosofischen Golde nicht traut, und aus Furcht, für gutes natürliches Gold, wovon doch immer noch ein Theil in seinen gewohnten Münzen steckt, eine Komposizion von gar keinem Werthe zu empfangen, lieber das Gewissere spielen, und das seinige, wie wenig es auch sey, behalten, als Gefahr laufen will, beym Erwachen aus einem Traum voll goldner Berge nach Luft zu greifen und nichts zu haben.

SINIBALD.

Desto schlimmer für dein Volk, daſs es so miſstrauisch ist, wo es in der That nichts zu fürchten und so viel zu gewinnen hat!

GERON.

Das würdest du ihm nicht sehr übel nehmen, wenn du bedächtest, wie oft es schon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden ist, die sich für groſse Adepten ausgaben, und am Ende doch nur als Meister in der Kunst, einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, befunden wurden.

SINIBALD.

Du wirst so billig seyn, lieber Geron, meinem Adepten zuzutrauen, daſs es ihm weder an Willen noch an Vermögen fehlt, alle, die nicht aus unverzeihlichem Eigensinn Augen und Ohren vor ihm verschlieſsen, zu überzeugen, daſs sein filosofisches Gold wahres Gold von vier und zwanzig Karaten ist. Aber auch ohne das würde dein Volk, wenn ich dich recht verstanden habe, wenig bey meinem weisen Meister wagen.

GERON.

Wie so?

SINIBALD.

Von dem Augenblick an, da es unter dem Volke bekannt worden ist, daſs sich unter der zirkulierenden Goldmasse eine Menge falscher und sehr geringhaltiger

25.

Indessen sey es zum Ruhm ihr nachgesagt, sie schlug
Beym ersten Anblick gleich die kleinen Augen nieder;
Ein Schauer fuhr durch ihre keuschen Glieder,
Sie lief, so weit ihr Fuſs, gelähmt vom Schrecken, sie trug.
Ein kleiner Labyrinth von neu beschornen Hecken
Bot ihr die nächste Zuflucht an.
Der Argwohn flüstert, sie hab' es gethan
Um ihren lüsternen Vorwitz vor Zeugen zu verstecken.
Man konnte bequem durch diese Hecke sehn,
Und Amadis, wie gesagt, war wirklich ein Fänomen!

26.

„Was (denkt sie) mag es bedeuten? Wen stellt es vor? Ist's möglich
Daſs Kunst auf diesen Grad sich in Natur verstellt?
Man glaubte von wallendem Blute die starken Arme geschwellt,
Die, wie zum Umarmen, sich öffnen — und doch so unbeweglich!
Wie lockig das Haar auf den Nacken ihm fallt!

Stücke ſinden, wird sich natürlicher Weise auch ein Miſstrauen verbreiten, das dem ehmahligen blinden Glauben des Volks an seine Münzen um so mehr Abbruch thun wird, da das Gerücht und die Einbildung bey solchen Gelegenheiten das Übel immer zu vergröſsern pflegen, und es überdieſs nicht an Leuten fehlen wird, die aus Neugier oder Gewinnsucht, oder aus welchem andern Beweggrund es seyn mag, sich die Mühe geben werden, die verdächtigen Münzen zu probieren, und dem Publikum, durch ihre Berichte und Warnungen, auch gegen die bessern Miſstrauen beyzubringen. Laſs uns, um eher zum Ziele zu kommen, sogleich die Anwendung dieses Gleichnisses auf den Gegenstand unsers Gespräches machen. Du verstehest unter den verschiedenen Goldmünzen, die von alten Zeiten her unter deinem Volke herumlaufen, Wahrheit, Irrthum und Vorurtheile: Wahrheit ist das feine Gold, Irrthum die falsche Münze, die Vorurtheile die geringhaltigen Stücke, welche mehr oder weniger werth sind, je nachdem mehr oder weniger von jener oder diesem darunter beſindlich ist. So lange das Volk die letztern für wahr hält, weil ihm nie eingefallen ist an ihrer Echtheit und Gültigkeit zu zweifeln, so sollen sie (wie ich dir einstweilen unpräjudicierlich zugeben will) ungefähr die nehmliche Wirkung thun, als ob sie durchaus wahr wären. Aber wie lange wird das dauern? Gewiſs nicht länger als die Leute von niemand in diesem ihrem Glauben gestört werden. Laſs sich einmahl eine Anzahl angeblicher Scheidekünstler hervorthun, die sich ein Geschäft daraus machen, die Vorurtheile und Meinungen des Volks auf die Kapelle zu bringen, und ihren wahren reinen Goldgehalt öffentlich anzuzeigen: von dieser Stunde an fängt auch das Gebäude an zu schwanken, das bisher auf einem so lockern Grunde ruhte. Diese Wirkung wird zwar nicht sogleich merklich seyn; aber einem aufmerksamen Beobachter werden die Zeichen der Veränderung nicht entgehen, die in dem Glauben, den Gesinnungen und den Sitten des Volks vorgeht, wiewohl das Übel oft ziemlich lange im stillen um sich greift, und daher, wenn es endlich zum Ausbruch kommt, Leute, die alles immer nur aus der nächsten Ursache erklären wollen, in mächtiges Erstaunen setzt.

GERON.

Nur zu wahr! Und gerade diese Erfahrungssache ist es, was mich immer gegen die unzeitigen und unbehutsamen Volksaufklärer aufgebracht hat.

SINIBALD.

Es ist nicht zu läugnen, daſs diese Leute Schaden thun: aber ich sehe nicht wie du das verhüten willst; es wäre denn, du gedächtest dich für die Meinung der Königin Semiramis in den Göttergesprächen zu erklären, und darauf anzutragen, daſs das Licht, das dem menschlichen Verstande durch die Kultur der Wissenschaften aufgeht, gleich dem heiligen Feuer der Vesta, ausschlieſslich in der Verwahrung eines besondern Ordens seyn sollte, der, unter Oberaufsicht der Regierung, dem Volke nur gerade so viel davon zutheilen dürfte, als seine Obern für gut fänden.

GERON.

Nicht, als seine Obern für gut finden, sondern als dem Volke wirklich gut und heilsam ist.

SINIBALD.

Und wer soll darüber entscheiden, wie viel Licht dem Volke gut und heilsam ist? Doch wohl seine Obern? Oder wem wolltest du es sonst auftragen? Wenn du es den Aufklärern überlassen wolltest, so werden sie eines von beiden thun: entweder sich selbst in ihrem Geschäfte keine Grenzen ſetzen, oder ſich um die Gebühr mit den Obern einverſtehen, das arme Volk in Dummheit und Unwiſſenheit zu erhalten, weil man doch nun einmahl in dem Wahne ſteht, daſs ein unwiſſendes Volk leichter zu regieren ſey als ein aufgeklärtes.

GERON.

Die Erfahrung zeugt in unſern Tagen ſo laut vom Gegentheil, daſs ich gewiſs bin, die Zeit iſt nahe, da man von dieſem armſeligen Wahn auf ewig zurück kommen wird. Der erſte groſse Fürſt, der Verſtand und Kenntniſs der menſchlichen Natur und der menſchlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu ſeyn, „daſs geſunder Verſtand allen Menſchen, den niedrigſten wie den höchſten, unentbehrlich iſt um — Menſchen zu ſeyn," und der dieſer Grundmaxime in allem ohne Ausnahme gemäſs handeln wird, wird durch ſie allein, ohne die geringſte Erſchütterung, ſtill und unvermerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigſten Wirkungen zu verfahren pflegt, eine groſse, in ihren Folgen unendlich nützliche Verbeſſerung in ſeinem Staate bewirken, und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daſs keine Regierung ſicherer, feſter und weniger Reibungen und Stockungen unterworfen iſt, als die Regierung über ein zum gesunden Verstand reif gewordenes Volk. Von der Wahrheit dieser Maxime ist bereits jedermann theoretisch überzeugt; und es bedarf nur noch ein einziges, grofses, stark in die Augen leuchtendes Beyspiel, so wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — der Bey von Tripoli über Barbaren und Sklaven herrschen wollen.

SINIBALD.

Bravo! So wären wir ja einverstanden. Aber wo bleibt da die Apologie der Vorurtheile?

GERON.

Die geht ruhig ihren Gang fort, Sinibald.

SINIBALD.

Du scherzest. Was hätte denn gesunder Verstand mit Vorurtheilen zu schaffen? Von dem Augenblick an, da ein Volk zum gesunden Verstand reif geworden ist, wie du es nennest, hat es keine Vorurtheile mehr, und bedarf keiner mehr.

GERON.

Aber, mein lieber Sinibald, das mufst du doch so gut wissen als ich, dafs wir und jedes andere Volk auf diesem Erdenrunde noch ziemlich weit von diesem glücklichen Zeitpunkt entfernt sind. Wahrlich, bevor wir dieses groſse Ziel erreichen, werden noch allerley Anstalten getroffen werden müssen; und gerade an denen, die uns allein so weit bringen können, fehlt es noch am meisten. Bis dahin, mein Freund, werden wir wohl thun, unsern schreibseligen Weltverbesserern zu empfehlen, daſs sie gewisse Vorurtheile unangetastet lassen; und unsre Obern werden bloſs ihre Schuldigkeit thun, wenn sie die Herren, die nicht auf guten Rath hören wollen, ein wenig auf die Finger klopfen.

SINIBALD.

Ich sehe wohl, daſs ich mir vor allen Dingen eine kleine Erklärung von dir ausbitten muſs, was das für gewisse Vorurtheile sind, zu deren Unverletzlichkeit ein so wohldenkender Mann wie du seine Stimme so fest entschieden giebt?

GERON.

Vor allen Dingen will ich dir eine kleine Geschichte erzählen, wenn du Geduld hast sie anzuhören.

SINIBALD.

Sehr gern.

GERON.

Es war einmahl ein Mann, der sich viele Mühe gegeben hatte, ein guter Arzt zu werden, und dem es so wohl gelungen war, daſs der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner glücklichen Kuren in alle Lande ausging. Dieser Ruf kam endlich auch bis zu den Ohren der Herren Bürgermeister und Rath des durch den berühmten Jean Paul nicht weniger berühmt gewordenen Reichsdörfchens oder Städtchens Kuhschnappel; und da sie eben eines Stadtarztes benöthigt waren, so wurden sie einig, den besagten Arzt unter ziemlich annehmlichen Bedingungen an diese Stelle zu berufen. Dieser mochte sich aus der Geschichte des berüchtigten Armen-Advokaten Siebenkäs eine Vorstellung von der löblichen Reichsstadt Kuhschnappel gemacht haben, die ihm von einigen Jahren Aufenthalt daselbst eine reiche Ernte neuer Beobachtungen zu Beförderung der Menschenkunde und Menschenliebe und zu Vermehrung seiner medicinischen Kenntnisse versprach. Kurz, er nahm den Ruf an, und fand an seinen neuen Pazienten, besonders denen vom dritten Stande, ein wohlgesinntes Völkchen, das ihn, auf seinen bloſsen Ruf und sein ehrliches Gesicht hin, mit einem Enthusiasmus aufnahm, der kaum gröſser hätte seyn können, wenn er bereits einige Dutzend wichtige Kuren an ihnen verrichtet gehabt hätte. Die guten Leutchen lieſsen sichs nicht einfallen, den Grund oder Ungrund dieses Ruſs zu untersuchen. Alles was die Natur oder ein glücklicher Zufall zu Genesung der Kranken that, schrieben sie treuherzig ihrem Äskulap zu; aus jedem von ihm geheilten Schnupfen, Husten, oder Verdauungsfieber machten sie eine Wunderkur, unterwarfen sich allen seinen Vorschriften blindlings, verschluckten mit dem gewissenhaftesten Gehorsam alle seine Pillen, Pulver und Tränkchen, und behaupteten gegen alle durchreisende Fremde, daſs seines gleichen nirgends gefunden werde. Bey diesem auf lauter Vorurtheile gegründeten Glauben an ihren geschickten und sorgfältigen Stadtarzt hatte sich nun der Senat und das Volk von Kuhschnappel eine geraume Zeit wohl befunden; als ein naseweiser junger Patrizier des Orts, der unter seinen Mitbürgern für einen groſsen Kopf galt, auf den Einfall kam, eine Art Satire gegen Ärzte und Arzneykunst herauszugeben, worin er zwar nicht in Abrede seyn wollte, daſs der Poliater von Kuhschnappel ein sehr groſser Arzt sey, aber nur behauptete, an der Arzneykunst selbst sey ganz und gar nichts; es gebe entweder gar keine Heilkräfte in der Natur, oder wenigstens wuſsten die Menschen sie weder zu finden noch anzuwenden; die Äskulapische Kunst hätte von ihrer Erfindung an unendlich mehr geschadet als genutzt; kurz, das ganze Medicinalwesen sey eitel Scharlatanerie und Quacksalberey, und nicht um ein Haar besser als die Kunst aus dem Kaffesatze zu weissagen, Träume zu deuten, und auf der Ofengabel nach dem Blocksberge zu reiten. Das Schriftchen machte Aufsehen und erregte Anfangs ziemlich allgemeinen Unwillen. Aber der junge Volksaufklärer war aus einem der ersten Häuser in Kuhschnappel, hatte so viele Väter, Oheime, Schwäger, Vettern und Gevattern im kleinen und groſsen Rath, und war ein so fertiger Meister in allen kleinstädtischen freyen Künsten, daſs er in kurzer Zeit einen Anhang bekam, unter dessen Übergewicht der Stadtarzt und seine Freunde endlich erliegen muſsten. Zusehens fiel nun das Ansehen des Mannes, den man vor wenig Jahren für einen Wunderthäter ausgerufen hatte; seine Vorschriften wurden schlecht befolgt, seine Arzneyen entweder unordentlich oder gar nicht eingenommen; und man gebrauchte heimlich Pfuscher und Quacksalber, die immer wieder verdarben was er gut machte. Jetzt miſsglückte ihm eine Kur nach der andern; aber Er allein mufste die Schuld tragen. Starb ein Kranker, weil er nicht länger leben konnte, oder weil er das Opfer seines Eigensinns und des thörichten Benehmens der Seinigen wurde, so mufste ihn die Arzneywissenschaft und der Stadtarzt getödtet haben. Aus Veranlassung einer epidemischen Krankheit, die in kurzer Zeit den vierten Theil der Einwohner wegraffte, wurde das Übel endlich so arg, dafs ein Hochedler Rath sich nothgedrungen fand, den lange nicht geachteten Beschwerden des Stadtarztes Gehör zu geben, und, nach vielen unnöthigen Untersuchungen, Deputazionen, Relazionen und Debatten, endlich ein Dekret ergehen zu lassen, wodurch den sämmtlichen Einwohnern der Stadt und Landschaft Kuhschnappel bey hoher Strafe anbefohlen wurde, von nun an wieder an den Stadtarzt zu glauben, und in kranken Tagen sich ganz allein an ihn und seine Vorschriften zu halten. Aber an eben dem Tage, da diese Verordnung publiciert wurde, liefs der witzige Patrizier ein Possenspielchen auf dem Kuhschapplischen Nazionaltheater auffuhren, worin die Ärzte und ihre Kunst durch alle Pradikamente lächerlich gemacht wurden. Diese Posse, der das Rathsdekret zur Folie diente, erhielt nun einen desto

Welch eine Figur! Man könnte nichts zierlichers drechseln!
Ist's Marmor? ist's Elfenbein? — Nicht doch! Es lebt, es athmet, es muſs
In diesem Augenblicke die Attitüde wechseln!"
So spricht sie und guckt hervor, und sieht, nicht ohne Verdruſs,
Sich sehr betrogen von einem beynah' untrüglichen Schluſs.

27.

Das Fräulein machte, zu ihren andern Verdiensten,
Den Anspruch, von allen schönen Künsten
Die feinste Kennerin zu seyn:
Sie spürte in einem Gedicht, in einer Zeichnung, die Mängel
Mit kritischer Kälte heraus: sprach technisch von Kontur,
Von reinen Formen, von Ausdruck, von schöner Natur;
Entzifferte wie ein Ödip die Räthsel im Merkur,
Und dekupierte wie ein Engel.
Doch lehnte sie sehr bescheiden, wenn jemand Schuld ihr gab
Selbst Virtuosin zu seyn, den Titel von sich ab.

lebhaftern Beyfall; das Stück muſste einigemahl hinter einander gespielt werden, und in wenigen Tagen hörte man den Rundgesang, womit es schloſs, auf allen Gassen singen. Der Stadtarzt wurde des Handels endlich überdrüssig; seine Menschenkunde hatte sich in Kuhschnappel, wiewohl auf Unkosten der Menschenliebe, ansehnlich vermehrt, und es war da weiter nichts mehr zu thun noch zu lernen übrig. Er zog also von dannen, und bekam einen privilegierten Pfuscher zum Nachfolger, der zwar Mittel fand, sich den bisherigen Widersacher seines Ordens durch eine wohl getroffene Eheverbindung mit einer verschimmelten Base günstig zu machen, und dem es daher an Unterstützung von Seiten einer hohen Obrigkeit nicht fehlte: aber die Kuhschnappler hatten nun einmahl den Glauben an die Arzneywissenschaft verloren; und da die obern Klassen des Staats dem Volke hierin selbst bey jeder Gelegenheit mit bösem Beyspiel vorgingen, so blieb die einmahl eingerissene Unordnung mit allen ihren schädlichen Folgen ein unheilbares Übel bis auf diesen Tag, und — mein Mährchen ist zu Ende.

SINIBALD lächelnd.

Ich statte dir dafür den gebührenden Dank ab, mein lieber Sokrates; und um dir die Mühe zu ersparen, durch eine lange Reihe kleiner hinterlistiger Fragen, die ich mit möglichster Einfalt zu beantworten hätte, nach Platonischer Art und Kunst, mich am Ende auf den Punkt zu bringen, wo du mich haben willst, will ich lieber den Kern aus deinem Mährchen sogleich selbst heraus knacken, und gestehe dir also von ganzem Herzen zu: daſs es mehr als Abderitische und Kuhschnapplische Thorheit ist, wenn unsre Obern, nachdem sie das Fundament der Vorurtheile, worauf der Glaube des Volks an ihr Ansehen und die Unverletzlichkeit ihrer Personen, nebst seinem Glauben an die eingeführte Religion, an eine göttliche Bestätigung des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, und an Verantwortlichkeit in einem künftigen Leben für das Böse, das wir in diesem gethan haben, beruhet, theils praktisch selbst untergraben, theils ungehindert von andern theoretisch untergraben lassen, — gleichwohl bey Strafe gebieten wollen, daſs das Volk glaube, was beynahe niemand mehr glaubt, und es in Ungnaden vermerken, wenn der daher entspringende und sich überall in allen Ständen äuſsernde Kontrast unsrer Zeit mit den Tagen unsrer glaubenreichen und in ihren von Kindheit an eingesogenen Vorurtheilen webenden und lebenden Voraltern endlich seine natürliche Wirkung zu thun anfängt. Ich gestehe ferner, daſs, nachdem man der ganzen erstaunten und bestürzten Welt ungescheut das Beyspiel gegeben hat, 2) daſs man alles, auch das ungerechteste, zu dürfen glaubt, sobald man die Macht dazu hat und es uns so beliebt, es mehr als Thorheit ist, noch von Gerechtigkeit zu

---

2) Wenn es ohne Unterbrechung des Gesprächs geschehen könnte, möchte ich den Herrn Sinibald wohl bitten, uns das Jahrhundert zu nennen, in welchem solche Beyspiele nicht häufig gegeben worden wären. Wir wollen unsrer Zeit nicht zu viel thun: sie hat wegen aller Vorwürfe, die man ihr über diesen Artikel macht, wenig mehr zu verantworten als die vorhergehenden; und, wenn ich die einzige, historische goldne Zeit (Trajans, Hadrians, und der beiden Antonine) ausnehme, so kenne ich keine Periode von achtzig Jahren in der ganzen Geschichte des kultiviertesten Theils der Erde, worin nicht immer der Stärkere den Schwächern unterdrückt hätte, und die Wohlfahrt der Völker und das Leben von Millionen Menschen ein Spiel des Ehrgeitzes und der Vergröſserungssucht, oder der Schwäche, des Eigensinns, der Afterpolitik und der verächtlichsten Leidenschaften einiger weniger Gewalthaber und ihrer Rathgeber gewesen wäre.

schwatzen, und es irgend einem andern übel zu nehmen, wenn er sich, eben so gut als diese Beyspielgeber, für ermächtiget hält, alles zu thun was man ihm nicht wehren kann, u. s. w. Noch mehr, lieber Geron! ich gestehe dir, und, wenn ich eine Stimme hätte, die sich allen Menschen auf Einmahl hörbar und verständlich machen könnte, so würde ich es über den ganzen Erdkreis ausrufen, „daſs die Beyspiele, die seit zehn Jahren gegeben worden sind, geradezu auf den Umsturz aller bürgerlichen Gesellschaft und Ordnung, aller Religion, Moralität und Humanität, los arbeiten; und daſs es also die höchste Zeit ist, daſs irgend ein verständiger, Gerechtigkeit liebender, das Gute ernstlich wollender und kennender, von lauter rechtschaffenen Leuten unmittelbar umgebener groſser Monarch ein besseres Beyspiel gebe, und mit unerschütterlicher Festigkeit nach Maximen handle, die auf dem ewig nothwendigen Grund alles Rechts beruhen. — Aber, noch einmahl, was thut das alles zur Apologie der Vorurtheile?

GERON.

Ich habe dir also mein Mährchen vergebens erzählt?

SINIBALD.

Du willst vermuthlich damit sagen, es gebe wahre, wiewohl dumpfe Gefühle und Vorurtheile, an welche sich fest zu halten, dem unaufgeklärten und, vermöge der Natur der Sache, zahlreichsten Theil der Menschen nicht nur **nützlich**, sondern, wofern das Ganze bestehen soll, sogar **nothwendig** sey; und diese Vorurtheile sollten und müſsten also respektiert werden; und das um so mehr, da sie nur **subjektiv** betrachtet Vorurtheile sind, im Grunde aber, sobald man sie zu deutlichen Urtheilen entwickelt, wahr befunden werden, oder auf Wahrheit beruhen. Gut, lieber Geron, auch das geb' ich dir zu. Aber —

GERON.

Ich bitte dich, kein sofistisches Aber!

SINIBALD.

Bona verba quaeso! Was könnte mirs helfen, dich und mich selbst sofistisieren zu wollen? Wir haben ja einerley Zweck, und arbeiten beide an einem und demselben Bau.

GERON.

Eben deſswegen wünschte ich, daſs wir auch nach einerley Plan arbeiteten.

SINIBALD.

Das kann nie fehlen, sobald wir einander recht verstehen.

GERON.

Also — dein Aber?

SINIBALD.

Es ist weiter nichts, als daſs die Sache der Vorurtheile, durch meine Bereitwilligkeit, dir deine Unterscheidung gelten zu lassen, um nichts gebessert wird.

GERON.

Das wäre schon zu viel. Erkläre dich näher.

SINIBALD.

Unstreitig hängt der unaufgeklärte Theil der Menschen an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung bloſs durch Gefühl und Vorurtheil. Er hat sich seine Vorstellungen von diesen wichtigen Gegenständen, von welchen das Glück oder Unglück seines ganzen Daseyns abhängt, nie deutlich gemacht; hat die Gründe, worauf sein Glaube an seinen Gott, seine Obrigkeit und seine Lehrer beruhet, nie unbefangen untersucht und geprüft. Auch konnte er es nicht, wenn er gleich wollte:

SINIBALD.

Ich besorge durch meine Antwort nicht wenig von der guten Meinung, die mir dieses Kompliment zugezogen hat, zu verlieren: aber sey es darum! Ich kann nichts anders antworten als — Ja! Ich hoff' es, und glaub' es sogar.

GERON.

Lieber Sinibald! Wir leben am Ende des aufgeklärtesten Jahrhunderts, das je gewesen ist. Schau um dich her! Ich verlange nichts weiter, denn ich habe dir alles damit gesagt. Die Hand aufs Herz, Freund! wie kannst du im Ernst eine so sanguinische Hoffnung hegen? Dafs eine so ungeheuer grofse Veränderung der Dinge nicht durch einen Sprung bewirkt werden könne, hat uns, sollt' ich denken, der neueste Versuch, den einige warme und subtile Köpfe in Frankreich an ihrer eignen Nazion gemacht haben, auf eine Art gelehrt, welche (wenn anders die Narrheit und Blödsinnigkeit des Menschengeschlechts nicht ganz unheilbar ist) alle Völker auf ewig abschrecken wird, eine ähnliche Gefahr zu laufen. Wahre und gründliche Aufklärung des menschlichen Verstandes kann nur durch ein beynahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langsam und stufenweise bewirkt werden.

Aber eben deſswegen wird eine allgemeine, oder wenigstens über den gröſsern Theil der Menschen verbreitete Erleuchtung nie Statt finden. Die Mittel dazu sind zu beschränkt, liegen in den Händen einer zu kleinen Anzahl, hangen zu sehr vom Zufall, und (was noch schlimmer ist) von der Willkühr der Machthaber ab, deren gröſserm Theil alles daran gelegen zu seyn scheint, daſs es nicht hell um sie her werde. Bedenke, daſs gegen Einen, der zu Beförderung wahrer Aufklärung thätig ist, hundert sind, die ihr aus allen Kräften entgegen arbeiten, und zehen tausend, die seine Dienste weder begehren noch vermissen. Auch bitte ich nicht zu vergessen, daſs man unter zehen Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muſs, die ihre Pechfackel so ungeschicht und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sey uns zu leuchten, als uns die Häuser über dem Kopf anzuzünden; nichts von den kleinen Laternenträgern zu sagen, die uns ein so trübes und täuschendes Licht vortragen, daſs wir mit bloſsem Tappen im Dunkeln sichrer an Ort und Stelle kämen, als wenn wir uns von ihnen führen lassen.

SINIBALD.

Das giebt trostlose Aussichten, Bruder! Was bliebe uns da zu thun übrig, als, gleich den trauernden Geniussen auf alten Sarkofagen, unsre Fackel umzukehren, und mit starren steinernen Augen zuzusehen, wie die Menschheit aus der schönen Morgenröthe, die den nahen Triumf der allerfreuenden Sonne verkündigte, in die Nacht, worin nur die bösen Geister wirken, zurück sinken wird?

GERON.

Dazu soll es hoffentlich nicht kommen, wenn wir gleich nie so weit gelangen, daſs wir der wohlthätigen Vorurtheile, wovon die Rede zwischen uns ist, gänzlich entbehren könnten.

Man geht so weit man kann, wenn weiter
Zu gehn nicht möglich ist —

sagt unser Horaz. Man verlange nur nicht allgemein zu machen, was, vermöge der unvermeidlichen Unvollkommenheit der menschlichen Dinge, nur wenigen zu Theil werden kann. Freylich, wer andere lehren oder regieren soll, kann nie aufgeklärt genug seyn. Aber ein Volk, das von aufgeklärten Menschen gebildet und regiert wird, kann sich sehr gut mit weniger Licht behelfen, und wird sich, in diesem Falle, bey seinen Vorurtheilen für das Ansehen und die Unfehlbarkeit seiner Obern ganz wohl befinden.

28.

„Die Ehre, sprach sie erröthend, gebührt' ihr nicht; sie kannte
Die Kunst und sich zu gut dazu!
Zum Tanzen gehörte noch mehr als ein Paar neue Schuh';
O nein! Sie war nur eine — Dilettante." —
Wir läugnen nicht, das was man Kennerschaft nennt,
Ist auch an Damen ein schönes Talent:
Allein dieſs schöne Talent — o! hört es, ihr Mädchen alle!
Ihr, die ein verdächtiger Stern mit schönen Talenten begabt,
Wofern ihr's an euch selbst nicht schon erfahren habt,
So nehmt es zu Herzen! — Es brachte die Tochter Bambo's zu Falle!

29.

Sie denkt: „Es kann am Ende doch nur ein Kunstwerk seyn,
Und ist es ein Werk der Kunst, so würde mich's ewig gereun
Es nicht genauer betrachtet zu haben.
Vielleicht ist der Nahme des Meisters am Fuſsgestell eingegraben;
Schönheiten sind in der Nähe vielleicht daran zu sehn,

SINIBALD.

Du hast wohl gethan, Geron, dich mit der Klausel „in diesem Falle“ zu verwahren. Hingegen scheinst du auſser Acht zu lassen, wie es gewöhnlich mit der Aufklärung der gebornen Weltregierer und der obersten Klassen überhaupt beschaffen ist. Die bösen Geschwüre, woran die Menschheit schon so lange leidet und zusehens hinschwindet, lassen sich nicht durch Platonische Kühlpflaster heilen. Ja freylich *felix respublica, ubi philosophi imperant!* Aber zeige mir dieses glückliche Gemeinwesen. Oder was hilft es der Welt, wenn sie vom Zufall alle zwey tausend Jahre mit Einem Mark-Aurel beschenkt wird? Wehe uns, wenn die Natur nicht besser für uns gesorgt hätte als der Zufall; wenn der Mensch die Anlage zu dem, was er seyn muſs um vollständiger Mensch zu seyn, nicht mit auf die Welt brächte; wenn es ihm nicht möglich wäre, über alle Hindernisse zu siegen, die seiner Vervollkommnung entgegen stehen! Wie? Es wäre für den einzelnen Menschen ein Zeitpunkt, da er sich selbst zu regieren geschickt wird, und ganze Völker sollten zu einer ewigen Kindheit und Minderjährigkeit verdammt seyn? Warum denn sollte alles, was die Geschlechter, die vor uns lebten, erfahren, gedacht, gethan und gelitten haben, ewig für ihre Nachkommen verloren gehen? Warum jedes neue immer eben so behandelt werden, als ob es aus lauter ersten Menschen bestände? — Laſs uns die reine Wahrheit sagen, blende oder schmerze sie auch, wenn sie laut gesagt würde, wen sie wolle! Die Wehklage darüber, daſs die Zeiten nicht mehr sind, da das Volk sich bey seinen Vorurtheilen so wohl befunden haben soll — wovon ich (im Vorbeygehen gesagt) keineswegs überzeugt bin — aber, sey es damit wie es war, das Jammern über ihr Nichtmehrseyn kann zu nichts helfen. Sie sind nun einmahl vorüber und werden nicht wiederkommen. Andre Zeiten, andre Sorgen! Damahls konnte man sich freylich das wichtigste aller Geschäfte sehr bequem machen; aber es ging dann auch — wie es ging. Es mag wohl manchem sehr ungelegen seyn, daſs die Kunst zu regieren die schwerste aller freyen Künste geworden ist. Indessen sollte man doch fühlen, wie billig und der Natur der Sache gemäſs es sey, daſs die Vortheile, die von der Ausübung einer Kunst zu erwarten sind, mit dem Grade der Virtuosität des Künstlers in gehörigem Verhältniſs stehen. Hohe Ehre und groſse Belohnung gebührt nur dem groſsen Meister: nur ein solcher kann erwarten, daſs wir ihm alles zutrauen, und geneigt sind, für ihn, der sein möglichstes für uns thut, hinwieder alles mögliche zu thun.

GERON.

Kennst du viele Virtuosen dieser Gattung, Sinibald?

SINIBALD.

Desto schlimmer für die, die nicht sind — was sie seyn sollten! Aber, was ich eigentlich sagen wollte, ist nur: daſs, seitdem die groſsen Herren uns ihr Geheimniſs selbst verrathen haben, (wiewohl sie uns damit eben nichts neues offenbarten) und also fürs Künftige an keine Täuschung mehr zu denken ist, ihnen nichts anders übrig bleibe, als das angefangene Werk selbst fortzusetzen und zu vollenden; d. i. der Aufklärung nicht nur ihren Gang zu lassen, sondern sie sogar, in selbsteigner Person und durch ihre Mitarbeiter am Werk, aus allen Kräften zu fördern. Die Völker verlangen keine Hirten mehr, seitdem der Zauber, der sie zu Schafen gemacht hatte, aufgelöst ist. Manche fühlen sich sogar ihren angeblichen Vätern über den Kopf gewachsen, und betrachten ihre Regierer als Diener des Staats, die von der Art, wie sie dem gemeinen Wesen vorstehen, nicht etwa nur Gott und ihrem eigenen Gewissen, sondern den Zeitgenossen und der Nachwelt, und vornehmlich ihrem zunächst dabey betroffenen Volke verantwortlich sind.

GERON.

Das ist es eben was ich beklage. Du wirst doch nicht läugnen wollen, daſs die politische Freygeisterey, die dem Volke das Recht, seine Regenten zur Verantwortung zu ziehen, beylegt, allenthalben, wo dieses anmaſsliche Recht wirklich ausgeübt wurde, unendlich viel Unheil angerichtet hat?

SINIBALD.

Wir wollen uns nicht an *Worten* irren, lieber Geron. Die Verantwortlichkeit, die ich meine, ist Natur der Sache, und hat also von jeher in jedem Staate, sogar in der ungezügeltsten Despotie, Statt gefunden. Die *öffentliche Meinung* ist ein furchtbares Gericht; ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groſs sie auch sey oder scheine, entziehen kann. Über lang oder kurz werden nicht nur die Kaligula's, die Neronen, die Domiziane, sondern auch ein Richard II., ein Heinrich III., ein Karl I., ein Ludewig XVI., ich will sagen, unweise und schwachherzige Regenten nicht minder als Tyrannen und gekrönte Teufel, Schlachtopfer der Verachtung oder Vernachlässigung dieses unsichtbaren Vehmgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man die Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewuſst; haben sich aber auch so wenig vor der öffentlichen Meinung zu scheuen, daſs diese vielmehr die zuverlässigste Quelle ihrer Macht, und am Tage der Noth ihre stärkste Stütze ist. Übrigens soll jetzt, mit deiner Genehmigung, die Rede nicht davon seyn, ob es den Regenten sowohl als den Völkern nicht zuträglich wäre, wenn diese Verantwortlichkeit in jedem Staate geſetzmäſsig würde, und auf welche Weise dieſs am besten geschehen könnte. Ich erwähnte bloſs als einer notorischen Erfahrungssache, daſs es mit der Volljährigkeit der meisten Völker in Europa bereits so weit gediehen sey, daſs sie sich für berechtigt halten, über die Art und Weise, wie sie regiert und behandelt werden, ziemlich laut zu urtheilen; und daſs es also Thorheit wäre, sich länger auf einen blinden Glauben, der nirgends mehr vorhanden ist, blindlings zu verlassen, oder von den alten Dogmen, die der Obrigkeit ein göttliches Recht beylegen und die Unterthanen zu leidendem Gehorsam verpflichten, die Wirkung zu erwarten, die sie etwa zu unsrer Vorväter Zeiten, und auch damahls nicht immer, thaten. Kurz, ich müſste mich sehr irren, oder das neunzehnte Jahrhundert, das uns schon entgegen zu dämmern anfängt, wird in Republiken so gut als in Monarchien den Regenten die Nothwendigkeit auflegen, Virtuosen in ihrer Kunst zu seyn, und nicht von den Vorurtheilen, sondern vom Gefühl und der Überzeugung ihrer Untergebenen, die Zufriedenheit mit ihrer Regierung und jenes allgemeine Wohlwollen und Zutrauen zu erwarten, das zu allen Zeiten die sicherste Grundfeste der Thronen und kurulischen Stühle gewesen ist.

GERON.

Wenn ich den Sinn deiner Worte recht gefaſst habe, so erwartest du binnen einem ziemlich kurzen Zeitraume von den Völkern eine Kraftäuſserung, von welcher, falls sie Statt haben sollte, mehr zu fürchten als zu hoffen wäre. Denn wie es ohne ein heroisches Mittel zugehen sollte, daſs die Machthaber in die Nothwendigkeit, von der du sprichst, gesetzt werden könnten, geht über meinen Begriff.

SINIBALD.

Wenn ich auch ein solches Erwachen des Volks, wie du im Sinne zu haben scheinst, gemeint hätte, sollten wir nicht, wenn wir bedenken, was seit zehen Jahren vor unsern Augen und Ohren geschehen ist, mehr als zu viel Ursache haben, dem Genius der Zeit so etwas zuzutrauen? Dafs von dergleichen Kraftäufserungen der kopflosen aber desto handfestern Menge mehr zu fürchten als zu hoffen ist, wird dir in diesen unsern Tagen wohl kein Vernünftiger mehr streitig machen; aber eben daraus wird auch jeder Vernünftige die ganz natürliche Folgerung ziehen: dafs man, anstatt sie durch übel gewählte und falsch berechnete Gegenmittel zu beschleunigen oder gar heraus zu fordern, ihnen vielmehr auf dem einzigen Wege, der einer gerechten und weisen Regierung immer offen ist, zuvorkommen, d. i. sie moralisch unmöglich machen müsse. Wenn jemahls Staatsklugheit mit Weisheit, und eigenes Interesse mit dem allgemeinen Besten in Einem Punkte zusammen trafen, so ist es gewifs in diesem.

GERON.

Und du erwartest, daſs die Machthaber jemahls aus sich selbst auf eine solche Vorstellungsart kommen, oder daſs ihre Rathgeber — wenigstens die, denen man folgt — aus eigner Bewegung und Überzeugung zu den weisen, gerechten und klugen Maſsregeln rathen werden, die du voraussetzest?

SINIBALD.

Warum nicht, wenn sie auch nur ihren eignen Vortheil kennen, auch nur ihre eigene Sicherheit und Ruhe ernstlich zu Herzen nehmen?

GERON.

Warum nicht, fragst du? Darauf, lieber Sinibald, laſs dir deine Menschenkenntniſs und die Geschichte aller Völker und Zeiten, oder nur das schreckliche Kompendium derselben, das, was wir selbst seit 1736 bis auf diesen Tag gesehen und erfahren haben, die Antwort geben. Das *sero sapiunt* steht mit groſsen rothen Buchstaben auf allen Blättern desselben geschrieben.

SINIBALD.

Du trauest, wie es scheint, dem gemeinen Menschenverstand auch gar zu wenig

Macht über unsre Zeitgenossen zu. Endlich werden uns ja doch die aufgethürmten Beyspiele fremder und eigner Thorheiten klüger machen!

GERON.

Schwerlich! Es wäre seit Adam und Even das erste Mahl. Wie gesagt, es ist nicht in der menschlichen Natur, daſs Gewalthaber aus eigener Bewegung auf solche Gedanken kommen, oder, wenn man sie in ihnen zu erwecken suchte, auf Eingebungen dieser Art hören sollten. Nie wird eine noch entfernte Gefahr solcher Volkskraft-Äuſserungen, wovon wir die Beyspiele in Frankreich, in den Niederlanden, in der Lombardey, in Genua, Venedig und Rom, und neuerlich in Helvezien gesehen haben, die Wirkung thun, die du dir davon versprichst. Die bloſse Erwähnung eines solchen Bewegungsgrundes sieht in ihren Augen einer Drohung ähnlich; und mehr braucht es nicht, um ihn nicht nur unkräftig, sondern sogar zum Triebrad einer entgegen gesetzten Wirkung zu machen. Eine sehr nahe Gefahr oder ein Panischer Schrecken mag vielleicht etwas thun, — ungefähr so viel, als ein fürchterliches Donnerwetter bey einem schwachherzigen Wüstling: aber *passato il pericolo* *gabbato il Santo.* Eine wahre politische Sinnesänderung wird nie dadurch bewirkt werden; darauf verlaſs dich, mein Freund!

SINIBALD.

Ich ehre die Weisheit und — Ungläubigkeit deines Alters, Geron; die letztere zwar nur, in so fern sie für eine Frucht der ersten gelten kann. Ich für meinen Theil habe noch nicht lange genug gelebt, um an der Menschheit so gänzlich zu verzweifeln, daſs ich nicht noch immer, wo nicht das Beste, doch viel Gutes sogar von denen hoffen sollte, die zu hoch über uns stehen, um nicht zuweilen zu vergessen, daſs sie Menschen wie wir andern sind. Wenn es aber so wäre, wie du dir, vielleicht nur in düstern Augenblicken, vorstellst: worauf sollten wir die Hoffnung, daſs es besser mit uns oder unsern Nachkommen werden könne, gründen? Wenn wir die Zeit der Vorurtheile auch zurück wünschen wollten, — es wäre vergebens; sie wird nicht wiederkommen, sie kann nicht wiederkommen. Selbst eine allgemeine Verschwörung aller Machthaber auf Erden könnte sie nicht wiederbringen. Denn dieſs wäre nur durch Auslöschung aller Lichter, durch eine perma-

Vielleicht auch Fehler zu entdecken,
Die in der Ferne verschwinden. Was hält mich, näher zu gehn?
Wer sieht mich hier durch diese Hecken?
Was hätt' ich Ursach' so zaghaft zu seyn?
Zwar ist's ein Mann, doch nur ein Mann von Stein!“

30.

Sie schleicht, indem sie behutsam nach allen Seiten schielet,
In schlängelnden Linien näher und immer näher heran.
Nun steht sie ihm gegen über, und blinzt erst schüchtern an
Was itzt in vollem Glanz ihr in die Augen spielet,
Dann immer kühner und kühner, zuletzt mit allem Muth
Den eine Dilettante in ähnlichen Fällen fühlet,
Nur nicht mit so gelaſsnem Blut. —
„Welch herrliches Werk! Wie konnt' es so vollkommen,
So idealisch, aus Menschenhänden kommen?
Von welchem sichtbar'n Gotte ward das Modell genommen?

nente Guillotine, die alle denkend Köpfe abhackte, und durch die gänzlich Vertilgung der Schreib- und Lesekuns möglich zu machen. Bevor es dazu komm Geron, — erfolgt gewiſs das kleiner Wunder, — dasjenige, das ich von de vereinigten Überzeugungskraft unsrer Aufklärung und unsrer Erfahrunge erwarte. Sollte ich mich, wider alles Vermuthen, in dieser Erwartung betroge finden — Aber nein! ich mag den kleinmüthigen Gedanken nicht ausdenken! Es muſs, wie du selbst sagtest, vorwärts gehen, alter Geron, es muſs!

GERON.

Meine Apologie der Vorurtheile könnte also wohl ungeschrieben bleiben, meinst du?

SINIBALD.

Es wäre denn, daſs du sie etwa in Mährchen einkleiden wolltest.

GERON.

Das möchte vielleicht noch immer besser seyn, als sich darüber zu grämen und Schlaf und Eſslust zu verlieren —

SINIBALD.

— daſs es keinen Papst mehr in Rom giebt, und daſs die armen Schwarzwälder künftig nicht mehr zur Mutter Gottes in Marien-Einsiedel wallfahrten werden.

II.

Über den Neufränkischen Staatseid: „Haſs dem Königthum!“

WILIBALD.

Sie haben es also wirklich über Ihr Herz bringen können, mein lieber Neufranke, dem Königthum Haſs zu schwören?

HERIBERT.

Muſst' ich nicht?

WILIBALD.

Was nennen Sie müssen? Kein freyer Mensch, oder, was nach meinem Begriff das nehmliche sagt, kein Mensch muſs was er nicht will.

HERIBERT.

Sie meinen also, ich hätte mich lieber todt schieſsen oder deportieren lassen sollen? Sie sind sehr gütig.

WILIBALD.

So geſtehen Sie mir wenigſtens, daſs die Freyheit, auf welche die groſse Nazion sich so viel zu gute thut, von einer sehr sonderbaren Art iſt. Wahrlich, ihr Neufranken seyd die genügſamſten Leute von der Welt, wenn ihr damit zufrieden seyd, daſs man euch doch wenigſtens die Wahl läſst, ob ihr lieber einen sinnloſen Eid schwören oder sterben wollt.

HERIBERT.

Wir gehorchen dem Geſetz. Was hat ein wahrer Republikaner, das ihm heiliger wäre als Gehorſam gegen das Geſetz? Erinnern Sie Sich der schönen Grabschrift nicht, welche den drey hundert Spartanern, die sich mit ihrem Könige Leonidas bey Thermopylä für Griechenlands Freyheit aufopferten, geſetzt wurde? „Wandrer, sage den Spartanern, daſs wir hier geſtorben sind, um ihren Geſetzen zu gehorchen."

WILIBALD.

Die Fälle scheinen mir nicht dieſelben zu seyn. Leonidas und sein edles Häufchen starb um dem Geſetze zu gehorchen; Sie und Ihre Mitbürger gehorchen dem Geſetz um zu leben. Aber der groſse

Unterschied liegt in der Beschaffenheit de Gesetzes selbst. Jenen muthete ihr Vaterland nichts zu, als was, im Nothfall, di Pflicht eines jeden guten Bürgers in jeden Staat ist, — für die Rettung desselben sein eignes Leben in die Schanze zu schlagen Ihnen hingegen, Freund, muthet — nich Ihr Vaterland — sondern eine unter republikanischen Formen despotisierende Regierung zu, entweder etwas ganz vernunftwidriges, d. i. etwas mit den Rechten der Menschheit unverträgliches, zu thun oder allem zu entsagen, was den Wert des Lebens ausmacht.

HERIBERT.

Alle Dinge können von mehrern Seiter angesehen werden; und da es nicht imme von uns abhängt, wo wir stehen wollen sondern meistens die Nothwendigkeit— eine Gesetzgeberin, der die Götter selbs unterthan sind — uns unsern Posten anweist so kann uns nicht übel genommen werden wenn wir jeden Gegenstand so ins Aug fassen, wie er sich uns aus dem Punkte wo wir stehen, darstellt. Einem echter Republikaner erscheint das Königthum i einer hassenswürdigen Gestalt. Belieber Sie wohl zu merken, daſs ich das Königthum

thum sage, nicht die Könige. Es hat im Verlauf von einigen Jahrtausenden von Zeit zu Zeit einen liebenswürdigen König gegeben; und ich könnte Ihnen gleich jetzt einen nennen, den ich mir vor allen zum Herren wählen würde, wenn ich einen Herren wählen müſste. Aber das Königthum ist an sich selbst, und also immer, unter jeder Ansicht, hassenswürdig; und der beste aller Könige hat einen Fehler, der durch nichts vergütet werden kann, den, daſs er — König ist.

WILIBALD.

Ich, lieber Heribert, bin gerade der entgegen gesetzten Meinung. Ich gestehe Ihnen ein, daſs weise und gute Könige von jeher wenigstens eben so selten gewesen sind, als weise und gute Archonten, Konsuln, Direktoren, Bürgermeister, Schultheiſsen, u. s. w. Ich gebe Ihnen zu, daſs man ohne Mühe zehn hassenswürdige Könige in der Geschichte finden wird, gegen Einen, der sichs wirklich Ernst seyn lieſs, die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen zu verdienen; aber was an dem Königthum, an sich selbst, hassenwürdiges seyn sollte, kann ich nicht sehen.

HERIBERT.

Wie doch Vorurtheile, die man von Kindesbeinen an eingesogen hat, auch einen verständigen Mann verblenden können!

WILIBALD.

Vorurtheile? Ich bin mir über den Gegenstand, wovon wir sprechen, nicht nur keines Vorurtheils bewuſst, sondern ich bin vielmehr gewiſs, daſs meine Urtheile auf Gründen beruhen, die jede Probe aushalten.

HERIBERT.

Was verstehen Sie unter Königthum?

WILIBALD.

Das ist es eben, was ich Sie fragen wollte? Denn es dünkt mich, daſs wir nicht einerley Begriffe mit diesem Worte verbinden. Ich wollte wetten, sobald Sie das Wort Königthum hören oder aussprechen, stellt sich Ihnen das Bild eines prachtvollen, üppigen, verschwenderischen Hofes dar, und in dessen Mitte irgend ein stolzer, ehrgeitziger, willkührlich herrschender Sultan, vor welchem alles kriechen muſs, oder ein schwacher, träger, wollüstiger Schach, den niemand fürchtet, von unzähligen vergoldeten, bebänderten und besternten Sklaven umringt, die im Grunde seine Herren sind, und den ohnmächtigen Abgott mit einem Vulkanischen Gewebe, einem ihm selbst unsichtbaren, unzerreiſsbaren Faden, dergestalt umwunden haben, daſs er keinen Finger anders als nach ihrem Belieben rühren kann. Alles böse, schändliche, hassenswürdige, wovon Sie jemahls als von wesentlichen Eigenschaften oder unmittelbaren Folgen einer despotischen, tyrannischen und unklugen Regierung gehört und gelesen haben; — unzulängliche, zum Theil barbarische Gesetze, schreyendes Unrecht unter den Formen der Gerechtigkeit ausgeübt, die Wahrheit unterdrückt, das Verdienst hintangesetzt, die Tugend verachtet, das Laster belohnt und aufgemuntert, die Einkünfte und Schätze des Staats verschwendet, verpraſst, unwürdigen Günstlingen und unersättlichen Buhlerinnen preis gegeben; — eine stolze, übermüthige, raubgierige Kaste, deren grenzenlose Üppigkeit des Elends eines zu Boden getretnen Volkes spottet; eine Kaste, welche Mittel gefunden hat, alle Gewalt des Monarchen, alle Reichthümer des Landes, alle Früchte des Fleiſses seiner arbeitenden Einwohner an sich zu ziehen, und mit diesen letztern so zu theilen, daſs sie selbst jeden Genuſs fur sich behält, jenen hingegen alle Arbeit, Sorgen und Entbehrungen zum Eigenthum überlassen hat; kurz, alle Miſsbräuche un Gräuel, die sich in einer verdorbenen monarchischen Regierung nur immer denken lassen; alle Laster und Übelthaten unwürdiger Könige und ihrer Lieblinge, und de übrigen, welche, näher oder entfernter vom Thron, an der Ausübung der höchsten Gewalt Antheil haben; mit der ganzen Litaney von Übeln, die aus einer langen Reihe heilloser Regierungen hervorgehen, und mit deren Aufzählung ich in einem ganzen Tage nicht fertig werden würde: — das alles stellt sich Ihnen mit dem Worte Königthum auf einmal in einem verworrenen, helldunkeln, riesenmäſsigen Bilde vor die Seele; und Sie haben Sich so angewöhnt, dieses Wort mit diesem Bilde zu verknüpfen, daſs es Ihnen unmöglich fällt, selbst wenn Sie Sichs vorsetzten, den reinen Begriff dessen, was das Königthum an sich selbst und vermöge seines Wesens ist, fest zu halten. Hab' ichs getroffen, Freund? Oder können Sie sagen, daſs es anders ist?

HERIBERT.

Ich läugne nichts; es ist ungefähr wi Sie sagen. Auch ist das Königthum dem ich meinen Haſs geschworen habe un zu schwören verpflichtet wurde, kein ande res, als eben dieses Ungeheuer, wovon Sie mit wenigen Zügen ein so gräſsliches Bild entworfen haben. Und können Sie läugnen, daſs es gerade dieses Bild ist, was im Gemüth eines unbefangenen Lesers zurück bleibt, wenn er die beynahe übermenschliche Geduld gehabt hat, ich will nicht sagen, das ganze Korpus der Geschichte vom Herodot an, sondern nur die Geschichte der Europäischen Königreiche und ihrer Selbstherrscher, seit den vier letzten Jahrhunderten, mit einiger Aufmerksamkeit zu durchgehen?

WILIBALD.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich es Ihnen läugnen wollte; denn ich müſste Ihnen meine Gründe angeben; und da sich immer wieder vieles dagegen einwenden lieſse, so würden wir uns unvermerkt in einen Prozeſs ohne Ende verwikkelt sehen. Ich will Ihnen also lieber für dieſsmahl, der Wahrheit übrigens unpräjudizierlich, eingestehen, die Geschichte der Könige gebe, im Durchschnitt genommen, kein besseres Resultat; aber was beweiset das gegen das Königthum an sich selbst? Oder, wie können Sie einen Vorwurf gegen dasselbe so ausschlieſslich geltend machen, der alle menschliche Einrichtungen und

51.

Doch nein! es ist kein Ideal!
Wo sieht man eines, das so den Seher täusche?
Nein, nein! dieſs athmende Leben schafft weder Pinsel noch Stahl;
Man fühlt, mit den Augen sogar, in diesem schönen Fleische
Elastische Wärme wallen — Es athmet wirklich! Gewiſs
Ihm zirkelt Blut in den Adern; ich wette, dürft' ich's wagen
Und legte die Hand ihm auf's Herz, ich fühlt' es unter ihr schlagen.
(O Tochter Bambo's, welch ein Gedanke war dieſs!)
Und doch, warum nicht? was hätte die strengste Tugend dagegen,
So sachte als möglich die Hand auf ein Herz von Marmor zu legen?

52.

Was ist da zu wagen? Am Ende, trotz diesem blendenden Schein,
Ist's doch ein bloſses Bild von Stein!"
Sich recht davon zu überzeugen,
Entschlieſst die Kennerin sich, getrost hinan zu steigen:
Doch, wie sie so nahe sich sieht, trifft ihre Fantasie

Anordnungen gleich stark trifft? Nach Ihrer Art zu räsonieren müſsten Sie, z. B. auch dem Gold und Silber einen ewig unversöhnlichen Haſs schwören; denn wer weiſs nicht, daſs von allen den Übeln, die von jeher das Unglück der Menschen in den polizierten Staaten gemacht haben, keines ist, wovon jene Metalle nicht entweder die Veranlassung, oder die Mittel, oder der Zweck gewesen wären? Aus dem nehmlichen Grunde müſsten Sie auch, mit dem Paradoxe liebenden Sofisten Mercier, den bildenden Künsten Haſs schwören; denn es ist nicht zu läugnen, daſs diese von jeher, als sehr wirksame Beförderungsmittel des Aberglaubens, der Priesterherrschaft und der Üppigkeit, dem menschlichen Geschlecht unendlichen Schaden zugefügt haben. Aber, wozu hätte ich nöthig, Sie so weit aus unserm Wege zu führen? Wollen Sie Sich überzeugen, daſs Sie, aus eben denselben Gründen und nach eben derselben Art zu schlieſsen, der Demokratie selbst den herzlichsten Haſs zuzuschwören schuldig sind?

HERIBERT.

Das würde schwer halten.

WILIBALD.

Nicht halb so schwer als Sie jetzt glauben mögen. Da Sie so gütig gewesen sind, mich so eben vom Lesen des ganzen ungeheuern Korpus der Geschichte des Königthums zu dispensieren, so wär' es unartig von mir, wenn ich Ihnen zumuthen wollte, die Geschichten aller alten und neuern Republiken zu durchlesen, um sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu versichern. Ich verlange nichts als eine Lektüre, womit Sie in ein paar Tagen ganz gemächlich fertig werden können. Lesen Sie nur mit Aufmerksamkeit und Geduld die Geschichte des Peloponnesischen Krieges von Thucydides (etwa in der Übersetzung von Ihrem Mitbürger *Levesque*); und wenn Sie, noch ehe Sie damit zu Ende gekommen sind, die Demokratie nicht wenigstens eben so hassenswürdig finden als das Königthum, und im Verfolg dieser kaum ein und zwanzig Jahre umfassenden Geschichte eines Krieges, der gegen die Feldzüge Ihres und meines Helden Buonaparte eine gar jämmerliche Figur macht, wenn Sie, sage ich, die Athener und ihre Demagogen und ihren Senat und ihre Volksversammlungen und ihre ganze Demokratie nicht zwanzigmahl für einmahl — mit den Griechen zu reden — vor die Raben wünschen: so will ich — Doch nein! Da müſsten Sie von einer so monströsen und unerklärbaren Vorliebe für die Demokra-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13028/038

tie besessen seyn, daſs es nicht billig wäre, wenn ich Unschuldiger dafür büſsen sollte.

HERIBERT.

Ich verspreche Ihnen, den Levesquischen Thucydides zu lesen, und, was noch mehr ist, ich bekenne, schon bevor ich ihn gelesen habe, daſs ich von der Liebenswürdigkeit und den derben popularen Reitzen der Demokratie nicht so mächtig bezaubert bin, daſs ich eines so stark wirkenden Gegenmittels schlechterdings benöthigt wäre.

WILIBALD.

Ihre Republik und ihr fünfköpfiges Direktorium läſst es in der That daran nicht fehlen.

HERIBERT.

Gleichwohl, wenn ich auch — wie wir Menschen sind! — zuweilen einige Lauigkeit in der Liebe, die ich meiner politischen Venus Volgivaga nun einmahl geschworen habe, zu verspüren glaube, brauche ich nur einen Blick auf das Königthum, oder (weil Sie es so wollen) auf das häſsliche Zerrbild desselben, das sich ein für allemal in meiner Einbildungskraft festgesetzt hat, zu werfen, um das sinkende Flämmchen durch den Haſs des letztern wieder zur lodernden Flamme angefacht zu fühlen.

WILIBALD lächelnd.

Billig sollt' ich Sie, zur Strafe, in Ihrem verstockten Sinne dahin gehen lassen. Aber, da wir doch bereits so alte Freunde sind, kann ich Sie unmöglich in einer so ungerechten Leidenschaft befangen sehen, ohne zu versuchen, ob ich Sie nur wenigstens so weit bringen könne, das Königthum und die Republik mit einerley Wage und Gewicht zu wägen, wenn ich auch nicht verhindern kann, daſs Ihre Vorliebe für die letztere sich unvermerkt in die Sache mischen, und das Übergewicht derselben, dadurch, daſs sie sich ganz leise auf ihre Schale legt, entscheiden wird.

HERIBERT.

Sie sollen mich so billig finden, als man von einem Amoroso nur immer verlangen kann.

WILIBALD.

Um also ehrlich und aufrichtig, wie Leute, die sonst nichts bey der Sache gewinnen wollen als Wahrheit, zu Werke zu gehen, so lassen Sie uns auf eine Weile vergessen, was Königthum und Demokratie gewöhnlich von jeher in der wirklichen Welt (oder, wie man in der Schule spricht, *in concreto*) gewesen sind; lassen Sie uns von beiden alles Zufällige absondern, um — nicht etwa ein schönes Ideal und Hirngespenst von einem Utopischen Königreich oder einer Schlaraffenländischen Demokratie, an die Wolken hinzumahlen, — sondern nur bloſs den Begriff, was das Königthum ist um Königthum, und was Demokratie ist um Demokratie zu seyn, fest zu halten. Lassen Sie uns dann beide gegen einander stellen, und sehen, worin sie einander gleich, und worin sie verschieden sind, und — es wird sich zeigen, was heraus kommt; denn ich will nichts vorher sehen. — Sagen Sie mir also, wenn wir beide Begriffe von allem Zufälligen entkleiden, was bleibt uns bey dem Worte Königthum zu denken übrig, als ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen, und bey dem Worte Demokratie, ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen des ganzen Volkes ist?

HERIBERT.

Gut — Und was wollen wir nun mit diesen bis auf die Knochen abgeschälten Begriffen machen?

WILIBALD.

Eine kleine Geduld! Sie ſehen, daſs ich, ehe wir weiter gehen können, verſchiedene Postulate vorausſetzen muſs, über welche wir beide vermuthlich einig ſind.

HERIBERT.

Wie meinen Sie das?

WILIBALD.

Z. B. was ein Staat und was die höchste Gewalt im Staat iſt.

HERIBERT.

Setzen Sie immer getroſt voraus, daſs wir von dieſen und andern erſten Elementen der Staatswiſſenſchaft einerley Begriffe haben.

WILIBALD.

Ferner: was der letzte Zweck einer ſolchen Vereinigung freyer vernunftfähiger Weſen iſt; daſs dieſer Zweck ohne Geſetze, denen Alle gehorchen, nicht erreicht werden kann, und daſs die höchſte Gewalt im Staate, in Rückſicht auf ihn ſelbſt, bloſs dazu da iſt, dieſen Geſetzen Gehorſam zu verſchaffen.

HERIBERT.

Immer weiter!

WILIBALD.

Hauptsächlich aber wollen wir nicht vergessen, daſs der Einzige, der in der Monarchie die höchste Gewalt in Händen hat, ein Mensch ist, der diese Gewalt durch Menschen über Menschen ausübt; und daſs das Volk in der Demokratie aus einer Menge Menschen besteht, die diese Gewalt über sich selbst ausübt.

HERIBERT lachend.

Versteht sich! — Sie hohlen weit aus.

WILIBALD.

Freylich versteht sichs; nur daſs es *in praxi* alle Augenblicke vergessen wird, und daſs dieses Vergessen sehr schlimme Folgen hat. Endlich muſs ich mir noch ausbitten, als etwas Erwiesenes voraussetzen zu dürfen, daſs die Natur es beym Menschen darauf angelegt habe, ein freyes und vernünftiges Wesen aus ihm zu machen.

HERIBERT.

Es giebt, wie Sie wissen, Leute, die Ihnen dieſs so leicht nicht eingestehen würden: aber von einem Republikaner haben Sie am allerwenigsten zu befürchten, daſs er Sie über diesen Punkt schikanieren werde.

WILIBALD.

Nach allen diesen Voraussetzungen lassen Sie uns der Sache näher rücken. Wir sind ohne Mühe einig darüber geworden, daſs das Königthum in der höchsten Gewalt eines Einzigen über ein ganzes Volk bestehe. Aber wie kommt dieser Einzige zu einer solchen Gewalt über so viele? Derer, über welche er sie ausübt, sind vielleicht viele Millionen, und er ist nur Einer! Ja, wenn er ein Wesen von höherer Natur, etwa Voltaires Mikromegas, oder einer von den Genien der Lampe (in Tausend und einer Nacht) oder Besitzer von Salomons Siegelring wäre! Aber er ist an Seele und Leib nichts als ein Mensch, wie sie auch: also, noch einmahl, wie kommt der Einzige zu einer so groſsen Gewalt über so viele?

HERIBERT.

Ich sehe wohl, daſs es mir wenig helfen würde, wenn ich sagte: es gebe ein Mittel, wodurch ein einzelner Mensch allerdings Millionen zwingen kann zu thun was er will.

WILIBALD.

Sie meinen doch nicht etwa Zaubermittel?

HERIBERT.

Wenn er nur erst, auf einem ganz natürlichen Wege, Mittel gefunden hat, sich eine hinlängliche Anzahl derber, wohl bewaffneter und zu allem bereitwilliger Kriegsknechte anzuschaffen, die ihm blindlings gehorchen —

WILIBALD.

So wird es ihm freylich nicht schwer fallen, friedsame wehrlose Männer, Weiber und Kinder zu seinen Sklaven zu machen. Aber, wie kam er dazu, sich diejenigen zu unterwerfen, mit deren Armen er sich nun die übrigen unterwirft? Er, der doch mit seinem Paar Armen nicht Tausende und Hunderttausende zwingen konnte, seinen Willen zu thun?

HERIBERT.

Das war es eben was ich vorhin meinte. Ich muſs Ihnen also schon zugestehen, was Sie, wie ich merke, zugestanden haben wollen: „daſs der erste Monarch die

Ich weiſs nicht was; ihr Gehirn, ich weiſs nicht wie,
Kommt plötzlich aus allen seinen Falten;
Ihr schwindelt; sie muſs, um nicht zu fallen, sich halten,
Legt in der Betäubung die Hand — ich kann nicht sagen worauf,
Und — Amadis wacht aus seiner Bezauberung auf.

53.

Wo ist der Mann, der in einem solchen Momente
Zum Leben wieder auferstehn,
Die Schöne, deren Werk es wäre, vor sich sehn,
Und seine Dankbarkeit in Schranken halten könnte?
Was kann er weniger thun, als ihr von diesen Armen
Die Erstlinge weihen, die wieder durch ihre Berührung erwarmen?
Entzücken und Dankbarkeit lassen in diesem Augenblick
Die Freyheit ihm nicht, auf dieſs und jenes zu merken,
Was ihren Schrecken vielleicht geschickt war zu verstärken:
Sie zittert mit einem Schrey aus seiner Umarmung zurück.

höchste Gewalt nur durch freywillige Unterwerfung des Volkes erhalten konnte.“

WILIBALD.

Der erste, sagen Sie? Und warum nicht auch alle seine Nachfolger, und alle andern Monarchen, von Nimrod und Belus und Agamemnon bis auf den heutigen Tag? Denn der nehmliche Grund gilt für alle. Es ist lächerlich, sich einzubilden, ein Einziger könne nur über hundert Menschen, geschweige über Millionen herrschen, wenn sie sich nicht beherrschen lassen wollten.

HERIBERT.

Dagegen ist viel zu sagen, lieber Wilibald. Sollten Sie im Ernst glauben können, es gebe auf der ganzen Erdfläche ein so dummes Volk, das sich von einem Schwachkopf, einem trägen Wollüstling, einem Blödsinnigen, einem Taugenichts oder Wütherich, von einem Klaudius, Kaligula, Nero, Kommodus, Heliogabalus, u. s. f. beherrschen lieſse, wenn die armen Teufel es verhindern könnten?

WILIBALD.

Vermengen Sie, wenn ich bitten darf, wollen nicht mit können, und schlieſsen Sie nicht von dem, was ein Volk nicht thut, auf das was es nicht kann. Schon der einzelne Mensch hat oft gute Ursachen, lieber ein ziemlich groſses Übel zu ertragen, als sich einem gewissen, oder auch nur besorglichen noch gröſsern auszusetzen. Bey ganzen Völkern vereinigen sich unzählige Ursachen, die den Arm der Menge, wie sehr sie auch zum Widerstand gereitzt wird, wenigstens sehr lange zurück halten. So lange sich ein Volk beherrschen läſst, will es beherrscht seyn; so lange es duldet, will es dulden; und daſs es sich beherrschen läſst, daſs es duldet, ist ein sichres Zeichen, daſs sein Zustand wenigstens erträglich ist.

HERIBERT.

Vergessen Sie nicht, daſs ein von langem her übel regiertes, irre geleitetes und getäuschtes Volk durch Unwissenheit, Aberglauben und Unterdrückung endlich bis zu einer die menschliche Natur entehrenden Thierheit herabgewürdigt werden kann.

WILIBALD.

Das ist einer von den Gemeinplätzen, worauf sich eure Redner und Sofisten seit einem paar Jahrzehenden weidlich herum getummelt haben. Aber wer die untern Volksklassen genauer kennt, weiſs, wie sehr auch dieser Punkt übertrieben wird. Menschen können nie aufhören Menschen zu seyn; und je länger die groſse Springfeder der Menschheit, die Vernunft, bey einem Volke gedrückt worden ist, desto stärker ist die Gewalt, womit sie, sobald sie nur ein wenig Luft bekommt, in ihren natürlich freyen Stand zurück schnellt. Die ausgearteten Römer duldeten freylich ihren Nero einige Jahre. Aber wie lange zitterten nicht euere auf ihre vorgebliche Freyheit und Gleichheit so übermüthig trotzenden Republikaner vor dem Bürger Robespierre, in Vergleichung dessen Nero nur ein ausgelassener Knabe war! Auf diesem Wege gewinnen Sie nichts gegen das Königthum, lieber Heribert. Lassen Sie uns auf den unsrigen zurück kommen. Die Rede ist jetzt nicht vom Miſsbrauch, sondern von der Quelle der höchsten Gewalt; und ich denke, wir sind darüber einverstanden, daſs es vermöge der Natur der Sache keine andere seyn kann, als überlegte freywillige Unterwerfung.

Lassen Sie uns nun einen Schritt weiter gehen. Wir haben vorher als ein Postulat, das wir beide für erwiesen und unumstöſslich wahr annehmen, vorausgesetzt: daſs die höchste Gewalt im Staat, wenn wir diesen bloſs für sich und ohne Rücksicht auf andere Staaten betrachten, allein dazu da sey, den Gesetzen, welchen alle Bürger gleichen Gehorsam schuldig sind, diesen Gehorsam wirklich zu verschaffen. Ich will damit nicht sagen, daſs ein guter Regent nicht noch mehr thun könne, und, aus moralischen sowohl als aus staatsklugen Beweggründen, sogar verbunden sey noch mehr zu thun, wenn er kann. Aber dieses mehr hängt zu sehr von zufälligen Bedingungen und vornehmlich von dem, was dem Regenten unter den gegebnen Umständen zu thun möglich ist, ab, als daſs es hier in Betrachtung käme. Die Erhaltung und Wohlfahrt des Staats, als der letzte politische Zweck desselben, ist auch der Zweck der Gesetze, die, als nothwendige Mittel zu Erreichung desselben betrachtet, jedem Bürger für seine Rechte Gewähr leisten, und seine Pflichten vorzeichnen. Da die Gesetze, wovon hier die Rede ist, unmittelbar in der Natur des Menschen und in der Natur und dem Zweck des bürgerlichen Vereins gegründet, also nicht von irgend eines Menschen Willkühr, Laune oder Privatinteresse abhängig, sondern so ewig und nothwendig sind als die allgemeine Vernunft, die höchste Gesetzgeberin aller freyen Wesen: so war, ist und bleibt es eine Ungereimtheit, an welcher das Königthum ganz unschuldig ist, wenn jemahls jemand gesagt hat oder künftig sagen wird,

„daſs der Wille des Regenten die Quelle des Gesetzes sey." Richtig hingegen kann gesagt werden, der Monarch, in so fern er Handhaber und Vollstrecker des Gesetzes ist, wolle nichts, als was das Gesetz will; und in so fern seine Verordnungen die Vollziehung desselben, und überhaupt die Erhaltung der Ordnung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, nicht zum Vorwand, sondern zum wirklichen Endzweck haben, aber auch nur unter dieser Bedingung, haben sie selbst die Kraft des Gesetzes. Der unbeschränkteste Monarch kann, vermöge der Natur der Sache, in keinem andern Sinne Gesetzgeber seyn, und kein weiser und guter Fürst wird es je in einem andern Sinne seyn wollen. — Eben so wenig kann oder wird er sich anmaſsen, die oberstrichterliche Gewalt, die ihm (wofern kein besonderer Vertrag zwischen dem Volk und dem Regenten ein anderes verfügt) als ein Theil der höchsten Staatsgewalt überlassen ist, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit, oder zu andern willkührlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger, zu miſsbrauchen; denn auch diese Gewalt kommt ihm nur zu, in so fern er der höchste Handhaber und Gewährsmann der Gesetze ist; und sie kann sich (wenn man allenfalls den bescheidenen Gebrauch des väterlichen Vorrechts, die Strenge des Gesetzes in besondern Fällen zu mildern, ausnimmt) nicht weiter erstrecken, als auf die Oberaufsicht über diejenigen, denen er die Gerechtigkeitspflege an seiner Statt anvertraut hat. Endlich ist auch der Monarch, in so fern ihm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte des Staats als ein Zuständniſs der höchsten Gewalt beywohnt, keineswegs der Eigenthümer, sondern nur der oberste Haushalter des Staatsvermögens. Jede Verschwendung, jede überflüssige Ausgabe, um derentwillen nöthige verabsäumt werden müssen, jede bloſs willkührliche Verfügung über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menschen sich einen Theil ihrer Nothdurft entziehen müssen, ist ein Miſsbrauch seiner Gewalt, den kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit seiner Pflichten kennt, sich selbst erlauben wird.

Alles dieſs, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefaſsten Begriff des Königthums. Und nun bitte ich Sie, was ist in dem allen, was einen vernünftigen Menschen berechtigen könnte, dem Königthum Haſs zu schwören? Ist es der Nahme? Unter jedem andern Nahmen bleibt die Sache eben dieselbe. Ist es die

Sache? Auch diese ist und bleibt in jeder Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft eben dieselbe, und es verändert nichts im Wesen der höchsten gesetzmäſsigen Staatsgewalt, ob sie in Einer Person koncentriert, oder unter viele vertheilt wird. Wo wäre denn also das Hassenswürdige?

HERIBERT.

Da Sie mir nicht erlauben wollen, aus der Art und Weise, wie die meisten Könige von jeher ihr Amt verwaltet haben und noch verwalten, gegen das Königthum zu argumentieren —

WILIBALD.

Verzeihung, daſs ich Ihnen in die Rede falle! Aber Sie sollten nicht schon wieder vergessen haben, daſs ich es Ihnen bloſs darum nicht erlauben kann, weil Sie mir sonst erlauben müſsten, aus eben demselben Grunde gegen die Demokratie und jede andre Staatsform zu argumentieren: wobey am Ende nichts heraus käme, als daſs wir uns genöthigt fänden, aller bürgerlichen Gesellschaft und Regierung zu entsagen, und in die Walder zu unsern vierfüſsigen Verwandten zurückzukehren.

HERIBERT.

So bleibt mir nichts übrig, als Sie nochmahls zu versichern, daſs das Königthum, dem ich Haſs geschworen habe, von dem, dessen Wesenheit Sie aus einem Begriffe, den ich nirgends realisiert sehe, abgeleitet haben, mächtig verschieden ist: denn es ist kein anderes, als das Königthum Ludwigs des XIII., XIV., XV. und XVI. und aller, die diesen Königen gleichen oder gern ihre Nachfolger wären; und hoffentlich werden Sie mir eingestehen, daſs an diesem Königthum mehr zu hassen als zu lieben ist.

WILIBALD.

Was den Einwurf betrifft, daſs Sie meinen Begriff vom Königthum nirgends realisiert sehen, so hoffe ich, wir werden ihn, wofern uns der Himmel gesunde Augen erhält, binnen wenig Jahren in einem der ansehnlichsten Europäischen Reiche auf eine Art realisiert sehen, die auch die hartnäckigsten Gegner der Monarchie mit derselben aussöhnen, und vielleicht den Neid der groſsen Nazion selbst erregen wird, die auf eine so beyspiellose Art, erst durch rhetorische und sofistische Gaukelkünste, dann durch Sanskülottism, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füsilladen ungefähr auf eben die Art republikanisiert worden ist, wie Molierens Sganarel zum Arzt wider seinen Willen kreiert wird. — Doch, verzeihen Sie mir diese kleine, von Ihnen selbst veranlaſste Abschweifung. Ich wollte sagen, wenn ich auch Ihnen, aus alter Freundschaft, den heimlichen Vorbehalt, „daſs Ihr beschworner Haſs nur dem Miſsbrauch der königlichen Gewalt und der ehmahligen Französischen *Royauté*, wie sie ungefähr seit des dreyzehnten Ludewigs Zeiten war, gelte,“ wenn ich Ihnen auch diesen Vorbehalt, als das einzige Mittel aus der Verlegenheit zu kommen, übersehe: so bleibt es doch immer von der dermahligen Französischen Regierung sehr ungerecht, unpolitisch und unnütz, einen solchen Eidschwur in einer unbestimmten Formel, die dem Königthum überhaupt und an sich selbst gilt, folglich beleidigend für alle Monarchen ist, zur unumgänglichen Bedingung des Französischen Bürgerrechts und der Fähigkeit zu irgend einem öffentlichen Amte zu machen. Dem Königthum an und für sich Haſs zu schwören, hat nicht mehr Sinn, als der bürgerlichen Gesellschaft, der Religion, den Wissenschaften und Künsten, der Schiffahrt und dem Seehandel, und zehen tausend andern Dingen, deren Miſsbrauch und Verderbniſs der Menschheit groſsen Schaden thut, Haſs zu schwören. Ob es klug sey, zu einer Zeit, da man mit den Königen entweder bereits im Frieden lebt, oder im Begriff ist Frieden zu machen, ihnen einen so insultanten Beweis von Verachtung und bösem Willen zu geben, laſs' ich Sie selbst urtheilen. Und zu welchem Ende bestehen Ihre Fünfmänner so eisenfest auf einem so unklugen, so ungereimten, so nonsensikalischen Eide? Was soll er beweisen? Was für Sicherheit giebt er den regierenden Demagogen, daſs der Schwörende ein aufrichtiger Anhänger ihrer Grundsätze und ihrer Regierung sey? Um wie viel ist er kräftiger, als wenn ein Wucherer bey seiner Ehre, oder ein Jude bey Jesus, Marie und Josef schwört? Gegen Einen, der sich ein Bedenken macht, giebt es zehen tausend, die den Eid ablegen, ohne das geringste dabey zu denken, oder mit der Ausflucht des Euripidischen Hippolitus: „mein Mund hat nur geschworen, nicht mein Herz," ihr Gewissen hinlänglich gesichert zu haben glauben. Die Franzosen sind, seit der Revoluzion, so oft in den Fall gesetzt worden, falsche Staatseide zu schwören, haben so oft, was sie vor kurzem bey hoher Strafe schwören muſsten,

54.

Zum Unglück glitscht ihr rechter Fuſs im
Fliehen,
Sie fällt — auf weiches Gras und ohne Schaden
zwar;
Allein (was hier gerade das allerschlimmste
war)
Sie hat das Miſsgeschick, den Ritter nachzu-
ziehen.
Nun fodre ich ungescheut die Weisen und
Narren heraus,
Und sage: Versucht's, und sinnet mir einen
Zufall aus —
Noch mehr, laſst alle der Menschheit gehässige
Wesen,
Den Arimanius, Tyfon, Beelzebub,
Schiwen, und wie
Sie alle heiſsen, die Feinde der Kaloka-
gathie, 4)
Die groſsen Schöpfer und ersten Beweger des
Bösen,

55.

Laſst sie mit allen Verdammten, in ihrem Par-
lament
Versammelt, noch einen ersinnen, der einer
Preziösen
Die Seele vor Gram vom Leibe zu lösen
Geschickter wäre, — so fern als Satan im glei-
chen Moment

wieder bey noch höherer Strafe abschwören müssen, daſs es kein Wunder wäre, wenn sie die Maxime des Spartanischen Generals Lysander: „Männer spielen mit Eiden, wie Knaben mit Würfelknochen,“ längst zur ihrigen gemacht hätten. Ich sage nichts von der tyrannischen Absurdität, freyen Menschen durch ein Zwanggesetz zuzumuthen, daſs sie auf eine Meinung schwören sollen, die entweder jetzt nicht die ihrige ist, oder es vielleicht morgen nicht mehr seyn wird. Ein ehrlicher Mann kann, indem er der Nothwendigkeit nachgiebt, der Republik Treue und Gehorsam schwören, ob er gleich, wenn es von ihm abhinge, beides lieber einem Könige zuschwören möchte: aber seine Meinungen von Republik und Königthum hangen nicht von seiner Willkühr ab; er kann nicht schwören, daſs er glaube, was er nicht glaubt; er kann beschwören, daſs er sich der jetzt bestehenden Regierung unterwerfen, und nichts gegen sie unternehmen wolle; und mehr kann man mit Recht nicht von ihm fordern. Wozu also, ich frage Sie nochmahls, der gehässige Eid, das Königthum zu hassen?

HERIBERT.

Soll ich Ihnen, weil wir doch hier unter vier Augen sprechen, meine Meinung von der Sache hier unverhohlen sagen? Unsre Bürger-Direktoren sind von dem allen, was sich gegen den Eid, der Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt so anstöſsig ist, sagen läſst, so völlig überzeugt, als Sie und — ich. Aber von der Höhe der Revoluzion herab sehen sie alle Dinge in einem ganz andern Lichte als wir andern Erdenkinder. Ob etwas, das sie wollen und verordnen, recht, billig, anständig, oder mit den bisher in der ganzen Welt angenommenen Begriffen und Grundsätzen übereinstimmig sey, kümmert sie wenig oder nichts. Die Aufrechthaltung ihrer Republik, an welcher nicht nur ihre dermahlige Allgewalt, sondern ihre Existenz hängt, ist das Einzige, das ihnen Noth ist, für das sie Alles thun, Alles wagen, Alles aufopfern. Diese *Haine à la royauté*, die wir schwören müssen, ist eine alberne und dem Anschein nach ganz zwecklose unnütze Ceremonie; der Schwur hat an sich selbst nicht mehr Sinn als *Abrakadabra*, *Plektron*, *Aski*, *Kataski*, und andere dergleichen Zauberwörter. Aber hat nicht unsere ganze Revoluzion ihren Erfolg solchen Wörtern, wobey sich niemand was bestimmtes dachte, zu danken? Das erste, was man zu thun hat, wenn man dem groſsen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daſs man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Nahmen schöpft, und ihm dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf eben dieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen weiſs machen, er liebe oder hasse etwas, indem man ihm so lange und oft wiederhohlt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wohl so seyn, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten; und das sonderbarste ist, daſs das *Abrakadabra* zuletzt seine Wirkung thut, und der Mensch wirklich in ganzem Ernst etwas liebt oder verabscheut, das ihm Anfangs völlig gleichgültig war. Glauben Sie mir, das ist der Schlüssel zu diesem Räthsel. Unsre Gewalthaber merkten, daſs der Haſs gegen die vormahlige königliche Regierung in den Herzen des Französischen Volkes erkaltet war, und daſs im Gegentheil eine geheime Sehnsucht nach der alten Ordnung der Dinge sich wieder in eben dem Maſse äuſserte, wie die guten Leute gewahr wurden, daſs diese Freyheit und Gleichheit, womit die Herren bisher so groſse Wunder gethan hatten, nur leere Gespenster waren, die man ihnen in einem magischen Rauch hatte erscheinen lassen. Es war die höchste Zeit, wieder ein Zauberwort oder eine Taschenspieler-Formel zu erfinden, womit man den Folgen der Lauigkeit, die seit einiger Zeit unter unserm Volke überhand nimmt, entgegen wirken könnte. Man läſst uns also bey jeder Gelegenheit, einzeln und in Masse, dem armen Königthum Haſs schwören. Das Volk schwört, und fühlt entweder gar nichts dabey, oder weiſs doch selbst nicht recht was: aber der Schwur wird so oft erneuert, wir hören ihn so oft, und beynahe täglich, von andern schwören, unser Ohr und unsere Lippen werden seiner so gewohnt, daſs es uns zuletzt seyn wird, als fühlten wir wirklich etwas widerliches und schauderhaftes bey diesem Worte, — und das Mittel hilft doch wenigstens eine Zeit lang, was es helfen kann.

WILIBALD.

Ihre Erklärung läſst sich hören; wiewohl ich sehr zweifle, daſs Ihre politischen Zauberer, wenn sie so etwas abzweckten, eine sonderliche Wirkung davon verspüren werden. Wenigstens wird es nicht auf lange helfen; und bey einem Volke, wie das Ihrige, das so leicht von einem Äuſsersten zum andern überspringt, könnte sich der erkünstelte und erzwungene Haſs des Königthums am Ende wohl gar wieder in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern, und allen, die ihre Knie vor diesem Baal gebeugt haben, eben so gefährlich werden könnte, als es der vierzehnte August dem Königthum war.

HERIBERT.

Davor behüte uns der gute Genius von Frankreich! — und davor wird er uns hoffentlich durch den herzlichen Abscheu vor neuen Revoluzionen bewahren, der jetzt, wenn mich nicht alle Anscheinungen täuschen, an die Stelle aller ihrer vorigen Ausschweifungen in den Gemüthern unsers Volkes getreten ist.

WILIBALD.

Hoffen Sie nicht zu sanguinisch, mein Freund! Die vielgestaltigen und niemahls ruhenden Fakzionsgeister arbeiten dem guten Dämon der Nazion zu eifrig entgegen, als daſs Sie auf das Bedürfniſs der Ruhe, wie stark es auch von dem Volke gefühlt wird, so sicher rechnen dürfen. Aber ich wüſste Ihnen einen Rath, und, ich müſste mich sehr irren, oder es ist das einzige Mittel, Ihr Gemeinwesen, mitten unter seinen Siegen, Triumfen und Eroberungen, vor dem immer näher rückenden Untergange zu retten.

HERIBERT.

Wie Sie sprechen! Sie könnten einem, der leichter als ich zu schrecken wäre, angst und bange machen. Aber — weil doch auch der Rath eines Feindes nicht immer zu verachten ist, — Ihr einziges Rettungsmittel, wenn ich bitten darf?

WILIBALD.

Est ist — entsetzen Sie Sich nicht gar zu sehr! — es ist — weil Sie doch keinen König mehr wollen, und in der That auch, so lang' es noch Bourbons giebt, keinen haben können — Ihre Konstituzion vom Jahre 1795, die nach dem ungeheuren Riſs, den sie am achtzehnten Fruktidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je eher je lieber selbst ins Feuer zu werfen, und — einen Diktator zu erwählen.

HERIBERT.

Einen Diktator?

WILIBALD.

Oder Lord Protektor, oder Protarchon, oder wie ihr ihn sonst nennen wollt.

Der Nahme thut wenig zur Sache; wenn es nur ein Mann ist, dem ihr die unumschränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einem *ad hunc actum* ernannten Diktator beylegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt. Ich räsoniere so. Wenn ihr dem Königthum nicht einen so unauslöschlichen Haſs geschworen hättet, und wieder einen König haben wolltet und könntet, so müſste es ein liebenswürdiger junger Mann, von groſsem hohem Geist, von den gröſsten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von eben so viel Klugheit als Muth, von dem festesten Karakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit wobey ein andrer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann seyn, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen giebt, und dessen Genius alle andre in Respekt zu halten und zu überwältigen wüſste. Ein anderer als ein solcher könnte euch, in der auſserordentlichen Lage, in welche die Revoluzion euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müſst ihr einen Diktator suchen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige. Er darf aber, aus vielerley Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie seyn; und wenn er sogar einen ausländischen Nahmen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muſs er eine Menge Proben abgelegt haben, daſs er alle die Eigenschaften, die ich zu eurem Diktator nöthig finde, und von denen ich ihm keine nachlassen kann, wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen groſsen Nahmen in der Welt gemacht hätte, und im Besitz der allgemeinen Achtung stände, so sehe ich nicht, was ihm noch abginge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Auſserordentlichste bey der Sache ist, daſs ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn, durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

HERIBERT.

Buonaparte also!

WILIBALD.

Wer anders?

HERIBERT.

Und auf wie lange?

WILIBALD.

So lange als er es ausdauert. Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger je besser.

HERIBERT mit komischem Ernst.

Buonaparte Diktator der groſsen Nazion! Der Vorschlag hat etwas Einleuchtendes. Wir werden ihn in Überlegung nehmen.

WILIBALD.

Ich fordre alle eure Köpfe in beiden Senaten heraus, einen bessern zu thun.

HERIBERT.

Fast sollt' ich es selbst glauben.

WILIBALD.

Die Sache mag einige Schwierigkeiten haben. Aber der Hauptpunkt ist doch, euch recht von den groſsen Vortheilen zu überzeugen, welche die Alleinherrschaft, zumahl eines solchen Mannes wie mein Diktator ist, vor einer jungen, unerfahrnen, launenvollen und zwischen so vielen Parteyen und Fakzionen hin und her schwankenden Demokratie hat, wenn es darauf ankommt, einen zu Grunde gerichteten und bereits in moralische Verwesung gehenden Staatskörper von dreyſsig Millionen Gliedern wieder zu beleben und aufblühen zu machen. — Ich bin Ihnen ohnehin noch die Vergleichung des Königthums mit der Demokratie schuldig, und wenn es Ihnen recht ist, so entledige ich mich dieser Schuld bey der ersten Gelegenheit.

Die dritte Perſon, von welcherley Geſchlechte,
Zu dieſem, an ſich ſelbſt ſo ſimpeln, Zufall
brächte.
Man braucht nicht viele Kenntniſs der Welt,
Zu wiſſen, wie oft das Verhängniſs der
Unſchuld oder Ehre
Des armen Erdenvolks dergleichen Fallen ſtellt:
Allein, wer merkt es ſich zur Warnung und
zur Lehre?

36.

Wer, der des wahren Verlaufs der Sache ſo
kundig nicht wär'
Als wir, und käm' auf einmahl ſo hinter den
Hecken daher
Gegangen, und ſähe zwey Perſonen
So ſeltſam vom bloſsen Ungefähr
Im Graſe zuſammen gruppiert, wer hielte nicht
ihrer zu ſchonen
Für Thorheit und ſträflichen Leichtſinn viel-
mehr
Als Menſchenliebe? — So ging es **Boreaſſen**,
Der, zwey Sekunden, nachdem der Fall geſchah,
Die Dame die er ſucht im Graſe liegen ſah:
Wie könnte bey ſolchem Anblick ein Mann
wie Er ſich faſſen?

III.

Nähere Beleuchtung der angeblichen Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform.

WILIBALD.

Darf man so frey seyn, einige etwas einfältige Fragen an Sie zu thun, Heribert?

HERIBERT.

Dem Schein von Einfalt möchte wohl nicht viel zu trauen seyn. Aber fragen Sie immerhin, was Sie wollen.

WILIBALD.

Nicht wahr, die Französische Nazion ist seit dem 14. August 1792 im Besitz der uneingeschränktesten Freyheit?

HERIBERT.

Dem Rechte nach hätte sie es von jeher seyn sollen.

WILIBALD.

Und der völligsten Gleichheit?

HERIBERT.

Allerdings.

WILIBALD.

Ich sage der völligsten Gleichheit; denn der Unterschied, den Talente und Reichthum machen, hat wenig zu bedeuten. Den Mangel an Talenten ersetzt Unverschämtheit, Verwegenheit und eine brüllende Stimme; und dem Reichthum hält die Unsicherheit des Besitzers, und der Anspruch des Habenichts an die ganze Welt, die Wage.

HERIBERT.

Spötter!

WILIBALD.

Hauptsächlich aber ist die Suveränität, in der höchsten Bedeutung des Worts, ein ausschlieſsliches Recht der Nazion, und gleichsam der groſse Diamant an eurer Freyheitskappe? Nicht wahr?

HERIBERT lachend.

Ohne Zweifel.

WILIBALD.

Daſs heiſst: Der Wille der Nazion ist Gesetz, und niemand ist berechtigt, ihr ein anderes wider ihren Willen aufzudringen?

HERIBERT.

Halten Sie einen Augenblick! Dahinter möchte wohl eine verborgene Schlange stekken! — Doch ich fürchte sie nicht. Also, ja! es ist wie Sie sagen.

WILIBALD.

Verzeihen Sie, daſs ich noch ein paar Fragen hinzu füge. Die neue republikanische Metafysik ist so subtil, daſs unser einer immer besorgen muſs, sie nicht recht gefaſst zu haben.

HERIBERT.

Ich für meinen Theil besorge eher, daſs sie nicht subtil genug ist. Aber fragen Sie, fragen Sie immerzu!

WILIBALD.

Ist die Nazion suverän, weil sie die Macht hat alles zu thun was sie will? oder vermöge ihrer Menschenrechte?

HERIBERT.

Was Sie aber auch für Fragen thun! Ich könnte sagen, aus beiderley Grunde:

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

denn wer alles thun kann was er will, ist unfehlbar suverän. Indessen da sich auf die bloſse Macht kein Recht gründen läſst, so erwarten Sie wohl keine andre Antwort, als daſs ich sage, vermöge der allgemeinen Rechte des Menschen.

WILIBALD.

Aber diese sind unverlierbar?

HERIBERT.

Ist es etwa die Suveränität der Nazion nicht auch? Sie ist ja das unverlierbarste aller ihrer Rechte.

WILIBALD.

Das soll mir lieb seyn! Denn so haben wir den breitesten und gebahntesten Weg vor uns, und eine Menge problematischer Knoten lösen sich von selbst auf.

HERIBERT.

In der That giebt es keine einfachere Wissenschaft als die Politik. Diejenigen, die eine so schwere, verwickelte, mit so vielen Kautelen umschanzte, in ein so geheimniſsvolles Dunkel eingehüllte, so viel Schlauheit und taschenspielerische Behendigkeit erfordernde Kunst aus ihr machten, haben von jeher nichts Gutes im Schilde geführt.

WILIBALD.

Bravo! Darüber wären wir also im klaren. — Nun, mit Ihrer Erlaubniſs, meine letzte Frage: Glauben Sie wohl, daſs die Fünfmänner, denen Ihre Nazion die Vollziehungsmacht, als einen Theil der ihr selbst zuständigen höchsten Gewalt, anvertraut hat, sich entschlieſsen könnten, bey der nächsten Zusammenberufung der Urversammlungen, es in die freye Willkühr des suveränen Volks zu stellen, ob es die zeitherige von der Majorität des Direktoriums am 18. Fruktidor mit eignen Händen so jämmerlich durchlöcherte Konstituzion wieder zusammen flicken, und, etwa nach B. Röderers Vorschlägen, frisch auskalfatern und neu betakeln lassen, oder lieber eine andre Verfassung, z. B. das verhaſste Königthum, etwa auf den Fuſs der Konstituzion von 1791, allenfalls auch mit den nöthigen Verbesserungen, wieder herstellen wolle? — Was meinen Sie, Heribert?

HERIBERT.

Dazu werden sich unsre Bürger Fünfmänner nimmermehr entschlieſsen. Lieber noch zwanzig achtzehnte Fruktidors hinter einander! Lieber wieder, wofern wir uns nicht anders zu helfen wissen, Robespierre's allmächtiges Schreckensystem und die permanente Guillotine in allen Kommunen der Republik wieder aufgestellt! Wo denken Sie hin? Wahrlich, die Republik würde übel dabey fahren, wenn man das Volk in der Stimmung, worin es gerade jetzt ist, auf eine so gefährliche Probe stellen wollte. *Ne nos inducas in tentationem!*

WILIBALD.

Besorgen Sie etwa einen Bürgerkrieg? Darüber können Sie ohne Kummer seyn. Neun Zehentel der Nazion wünschen ja nichts sehnlicher als Ruhe und Ordnung. Das wissen Sie.

HERIBERT.

Aber wenn nun, wie es allerdings nicht unmöglich wäre, eben diese neun, oder auch nur acht Zehentel der versammelten Nazion sich für einen König erklärten?

WILIBALD.

So wüfsten wir den Willen des Suveräns; und ein Knecht, der seines Herren Willen weifs und —

HERIBERT ihm in die Rede fallend.

Des Suveräns, sagen Sie?

WILIBALD.

Nun ja freylich! Oder wäre die Nazion etwa schon nicht mehr, was sie noch vor zwey oder drey Minuten war?

HERIBERT.

Aber sie kann nur suverän seyn, in so fern sie Republik ist, und die Republik ist bloſs in den entschiedenen Republikanern vorhanden, deren Wahlspruch, *la republique ou la mort!* ist. Diese erkennen keine andre Französische Nazion als sich selbst. Alle übrigen, und wenn sie auch neun und zwanzig Dreyſsigtel der Einwohner Frankreichs ausmachten, sind Royalisten, Orleanisten, Müskadins, Vendeisten, Emigrierte, Sonnenbrüder, Koblenzer, *Clichiens*, kurz alles in der Welt, nur keine Franzosen —

WILIBALD.

Das ist freylich ein anderes!

HERIBERT.

Es ist sehr möglich, und kommt mir selbst mehr als wahrscheinlich vor, daſs die eigentlichen Kern-Republikaner bey weitem den kleinsten Theil des ganzen Volks ausmachen: aber dafür sind sie auch der streitbarste und entschloſsenste. Nimmermehr würden sie sich, so lange sie noch einen Tropfen Blut zu vergieſsen haben, nach dem Willen einer royalistischen Majorität fügen, und der Bürgerkrieg wäre unvermeidlich.

WILIBALD.

Aber, noch einmahl, was für ein Recht hätten diese Republikaner, dem Willen einer Majorität, die beynahe die ganze Nazion ausmacht, mit Gewalt zu widerstehen? Denn Sie werden mir erlauben, das, was Sie vorhin von der republikanischen Art, die Nazion zu definieren, sagten, für bloſsen Scherz aufzunehmen.

HERIBERT.

Was ich Sie versichern kann, ist, daſs es unsern Republikanern sehr Ernst damit ist. Recht oder unrecht, genug sie wollen die Republik; und was sie ernstlich wollten, haben sie noch immer, wenn sonst nichts mehr half, mit den kräftigsten aller Argumente, mit Bajonetten und Kanonen, durchgesetzt. Aber da sie für eine von der gröſsten Majorität des Volkes feierlich angenommene und beschworne Konstituzion fechten würden, hätten sie auch das Recht auf ihrer Seite.

WILIBALD.

Wie können Sie, nachdem das Direktorium selbst die zwey wesentlichsten Grundpfeiler dieser Konstituzion umgeworfen hat, und sich dessen, was von ihr noch übrig ist, bloſs zu Maskierung und Deckung seines immer weiter um sich greifenden Despotism bedient, wie können Sie verlangen, daſs die Nazion noch Achtung für eine solche Konstituzion trage, oder sich unter ihr sicher glaube?

HERIBERT.

Ich verlange nichts; das Direktorium verlangt es: und, was auch seine Absichten seyn möchten, genug daſs es, so lange die Konstituzion noch in ihren Hauptmauern steht, wenigstens den Anschein des Rechts für sich hat, und (was am Ende doch allein entscheidet) Macht genug besitzt, seinem Willen Kraft zu geben.

WILIBALD.

Und wie sieht es nun bey dieser Bewandtniſs der Sachen um die Suveränität der Nazion aus?

HERIBERT.

Herrlich! glänzend! besser als jemahls! Da lesen Sie. Hier steht ein Beweis, der alle andern überflüssig macht. Lesen Sie in diesem öffentlichen Blatte, daſs unter andern klugen Maſsregeln, „den Bürgersinn auf die bevorstehenden Urversammlungen wieder aufzufrischen," auch diese genommen worden ist, daſs die Suveränität des Volks durch ein eignes Fest, am 30. Ventose dieses Jahres, in der ganzen Republik gefeiert werden soll. Können Sie einen einleuchtendern Beweis verlangen als diesen?

WILIBALD.

Wirklich? — So gestehe ich Ihnen, die Erfindung dieser neuen Maschine, dem sterbenden Glauben des Französischen Volks an seine eigne Suveränität etwas Lebensluft zuzuwehen, ist in meinen Augen eine äuſserst merkwürdige Erscheinung. Sie beweiset mir eines von beiden: entweder, daſs die dermahligen Gewalthaber von dem Verstande des Französischen Volks eine auſserordentlich geringe Meinung haben; oder daſs ihre Furcht vor dem, was auf den nächsten allgemeinen Volksversammlungen geschehen könnte, sehr groſs seyn muſs, da sie ihnen die möglichen und sogar wahrscheinlichen Folgen eines solchen Festes zu verbergen scheint.

57.

Bestürzt und sinnlos steht er da,
Guckt immer wieder hin, und fragt sich, zwischen Zweifel
Und Überzeugung, selbst: „Wie? narrt mich hier der Teufel?
Unmöglich sah ich — was ich sah?"
Noch immer starrt er hin, gleich einem Fieberkranken
Der in den Höllenschlund blickt, betäubt und ohne Gedanken:
Doch plötzlich ergießt sich sein feuriges Blut
Durch alle Adern — er zieht mit beiden schwellenden Händen
Den Säbel, und stürzt hervor, in eifersüchtiger Wuth,
Um beide mit Einem Streich in Karons Nachen zu senden.

HERIBERT.

Wie so?

WILIBALD.

Es wäre doch sehr möglich, daſs Ihr Volk, wie leichtsinnig es auch immer seyn mag, durch eine so laute Aufforderung zum Nachdenken beynahe gezwungen, auf den Einfall käme, sich selbst zu fragen: Ist es denn auch wahr, daſs wir der Suverän von Frankreich sind?

HERIBERT.

Diese Frage wäre nicht schwer zu beantworten.

WILIBALD.

Sie wissen aber, wie das Volk ist. Sich in weitläufige und tiefsinnige Untersuchungen, Abstrakzionen und Distinkzionen einzulassen, ist seine Sache nicht. Es giebt einen kürzern Weg ins klare zu kommen. Diogenes führte gegen den Sofisten, der seinen Zuhörern die Unmöglichkeit der Bewegung durch eine Menge spitzfindiger Argumente vordemonstriert hatte, keinen andern Gegenbeweis, als daſs er davon ging. Wie, wenn das Französische Volk, um sich selbst von seiner Suveränität zu überzeugen, plötzlich den Entschluſs nähme sie auszuüben, die Konstituzion von 1795 vollends zu kassieren, seine zeitherigen Vertreter und Agenten nach Cayenne zu deportieren, und das Königthum zurück zu rufen? Gestehen Sie, Freund Heribert, wofern das Französische Volk wirklich so gestimmt ist, wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, so könnte kein Tag zu einem solchen Schritte bequemer und schicklicher seyn, als das Fest seiner Suveränität.

HERIBERT.

Da wäre das Direktorium freylich mit seinem vermeinten Präservativ garstig angeführt! — Aber es hat keine Gefahr. Unsre Dreymänner, auf welche doch am Ende alles ankommt, haben zu viele und groſse Proben ihrer Vorsichtigkeit abgelegt, als daſs zu besorgen wäre, sie möchten bey einer so wichtigen Gelegenheit in eine Grube stürzen, die sie sich selbst gegraben hätten. Von den entschiedenen Royalisten gilt gerade das Gegentheil. Wenn hier eine Grube gegraben wird, so däucht mich sie werde den Royalisten gegraben; und die unkluge Voreiligkeit, womit sie bisher noch immer ihre eigenen Plane und Anstalten selbst vereitelt haben, könnte ihnen leicht bey dieser Versuchung, in welche sie (vielleicht absichtlich) geführt werden, abermahl einen schlimmen Streich spielen. Auf alle Fälle werden Sie sehen, daſs die Republik, Dank sey den eben so kräftigen als klugen Maſsregeln ihrer Vorsteher, triumfierend aus der Gefahr, wofern hier eine ist, hervorgehen wird.

WILIBALD.

Ich wünsche allen Menschen, und gewiſs auch Ihrer Nazion, wiewohl sie der meinigen viel Böses gethan hat, zu aufrichtig Gutes, als daſs es mich nicht freuen sollte, wenn der 30. Ventose in ganz Frankreich ruhig und fröhlich abläuft. — Aber wenn dieſs auch, durch die Maſsregeln des Direktoriums, auf welche Sie so eben deuteten, der Fall seyn dürfte, das heiſst, wenn jede zweckmäſsige Anstalt getroffen wird, daſs das Volk seine Suveränität nicht ausüben könne, wie groſse Lust es auch dazu haben möchte, — kehrt da nicht die alte Frage wieder: Was für ein seltsames Ding ist es um ein Recht, das ich zwar besitze und nie verlieren noch veräuſsern kann, aber nur nicht ausüben darf? Wenn der Wille der eminenten Mehrheit für den allgemeinen Willen gilt; wenn dieser das höchste Gesetz im Staat, und die Suveränität das heiligste unverletzlichste Recht des Volkes ist: mit welcher Befugniſs dürfen bloſse Staatsbeamte sich unterfangen, den Willen ihres obersten Gebieters in Fesseln zu legen?

HERIBERT.

Glauben Sie ja nicht, die unsrigen mit dieser Frage in Verlegenheit zu setzen. Wir appellieren von dem Volke an die Nazion. Das Volk ist veränderlich, leicht zu bewegen, leicht zu täuschen und irre zu führen, leicht von einem Ton in einen andern zu stimmen. Es handelt immer nach fremdem Antrieb und momentanen Eindrücken, ist immer in der Gewalt eines jeden, der sich seiner Leidenschaften zu bemächtigen, oder ihm seine eigenen mitzutheilen weiſs, und Muth genug hat, sich an seine Spitze zu stellen. Nichts ist daher nothwendiger, als seine Aufwallungen und Launen von seinem festen, unwandelbaren und allgemeinen Willen zu unterscheiden. Dieser ist da, wo die allgemeine Vernunft ist; nicht in den einzelnen Departementern, Kommunen und Volksversammlungen, sondern in der ganzen Nazion, in so fern sie über ihre eignen Rechte und Vortheile aufgeklärt ist, oder (was auf das nehmliche hinaus läuft) in so fern sie durch den aufgeklärtesten und von echtem Gemeingeist beseelten Theil des Volks repräsentiert wird. Diesem kommt es alsdann zu, die Bewegungen des Volks zu leiten, es in Übereinstimmung mit sich selbst zu erhalten, es vor den hinterlistigen Künsten seiner verkappten Feinde zu verwahren, und zu Beobachtung der Gesetze, die es einmahl als Aussprüche der Vernunft erkannt hat, anzuhalten, kurz, einer Wankelmüthigkeit Einhalt zu thun, die den Staat in eine ewige Anarchie stürzen würde, wenn der Despotism des Gesetzes (den man den Vollziehern desselben mit Unrecht zur Last legt) ihm nicht einen Damm entgegen thürmte, den sie nicht ungestraft überspringen darf.

WILIBALD lächelnd.

Ich danke Ihnen, lieber Heribert, daſs Sie meinen Begriff von der Volkssuveränität so schön rektificiert haben. Denn ich gestehe, daſs ich mir immer keine rechte Vorstellung davon machen konnte, was ihr Republikaner euch dabey denkt. Sie ist also nicht unverlierbar, wie wir vorhin annahmen?

HERIBERT.

Dem Rechte nach, allerdings; dem Gebrauch nach, nicht. Denn das Volk ist ja um seines eignen Bestens willen genöthiget, die Ausübung derselben einem kleinen Ausschuſs aus seinem Mittel aufzutragen.

WILIBALD.

Das Volk kann sich also nicht selbst regieren, wiewohl es das vollkommenste Recht dazu hat? kann nicht sein eigner Gesetzgeber noch Richter seyn? seine Finanzen nicht selbst verwalten? seine Kriegsheere nicht in eigner höchster Person anführen? — wie sehr es auch zu allem dem berechtigt ist?

HERIBERT.

Sie scherzen, Wilibald.

WILIBALD.

Um Verzeihung! Ich rede in ganzem Ernst. Das Volk befindet sich also mit seiner Suveränität völlig in dem Fall eines unumschränkten Erb-Monarchen, der noch in der Wiege liegt: es bedarf einer Vormundschaft, die alles, was es als sein eigner Suverän zu thun hat, in seinem Nahmen beobachtet, — kurz, an seiner Statt seine Rechte wahrnimmt und seine Pflichten erfüllt?

HERIBERT.

Die Natur der Sache läſst es nicht anders zu. Nur belieben Sie den Unterschied zu bemerken, daſs der unmündige Monarch sich seine Stellvertreter nicht selbst auslesen kann, das Volk hingegen bereits in dem Alter ist, die seinigen zu wählen.

WILIBALD.

Nehmen Sie Sich in Acht, Heribert! Machten Sie mir nicht eben selbst eine Abschilderung von dem Karakter des Volks, aus welcher ganz geradezu folgt, daſs es, ungeachtet der Volljährigkeit der einzelnen Menschen, woraus seine ganze Masse besteht, eben so wenig zu einer solchen Auswahl taugt, als ein unmündiger Monarch? Das Volk ist ein vielköpfiges, vielsinniges, vielzüngiges Thier, voller Leidenschaften und Vorurtheile; hitzig und brausend, wo es kalt und gelassen seyn, eigenwillig und starrsinnig, wo es auf Vernunft hören, wankelhaft, wo es unbeweglich stehen, unentschlossen, wo es schnellbesonnen und muthvoll seyn sollte. Seine Berathschlagungen sind gewöhnlich tumultuarisch; und je gröſser die Anzahl derjenigen ist, die entweder in ihrer eigenen Einbildung, oder in der Meinung andrer, für vorzügliche Köpfe gelten, in desto mehr kleine Fakzionen wird es sich spalten, desto schwerer wird es seyn, so viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen, und desto weniger ist zu erwarten, daſs sie sich in ihren Wahlen, ich will nicht sagen immer, sondern nur meistens, auf die tauglichsten und würdigsten Subjekte vereinigen werden. Lassen Sie es in irgend einem kleinen Kuhschnappel nur um die Wahl eines Thorschreibers oder Nachtwächters zu thun seyn, überlassen Sie solche dem Volke, und sehen wie es dabey zugehen wird! In einem gröſsern Abdera ists nur desto schlimmer. Doch das müssen Sie selbst bereits aus Erfahrung am besten wissen.

HERIBERT.

Nur allzu wahr! Und dennoch —

WILIBALD ihm in die Rede fallend.

Die groſse Urquelle aller Täuschung euerer republikanischen Dogmatiker ist, daſs sie überall, wo es das Interesse ihres Systems erfordert, sich das Volk nicht so denken, wie es wirklich ist, sondern wie es seyn müſste, wenn es sich der Rechte, die sie ihm einräumen, weislich sollte bedienen können. Dieſs gilt von euerer ganzen Konstituzion. Sie ist in einer Art von profetischem Geiste, für ein anderes Jahrhundert, für ein Volk, das erst noch dazu gebildet werden soll, gemacht, und wird nach aller Wahrscheinlichkeit eine noch so weit entfernte Zukunft nicht erleben. — Doch, dieſs nur im Vorbeygehen, und ich bitte um Verzeihung, daſs ich Sie unterbrochen habe. Ich erinnere mich Ihres „und dennoch!“ sehr wohl, und will Ihnen die Mühe ersparen, Sich näher zu erklären, weil ich Ihre Meinung zu errathen glaube. Da wir gemeinschaftlich Wahrheit suchen, so ist nöthig, daſs wir immer so nahe beysammen bleiben, als möglich seyn will. Ich räume Ihnen also zu diesem Behuf ein, daſs ein Volk — es sey nun, daſs es sich bisher noch in einer Art von Naturstand befunden, und nun entschlossen sey, künftig eine bürgerliche Gesellschaft auszumachen, oder daſs es, wie die Französische Nazion, durch irgend eine Revoluzion, in jenen anarchischen Stand zurück geworfen worden — daſs dieses Volk nicht nur berechtigt, sondern (wofern es anders der Würde vernünftiger Wesen nicht entsagen will) verbunden ist, sich einer gesetzmäſsigen Regierung zu unterwerfen. Ein Volk, es bestehe nun aus dreyſsig tausend oder aus dreyſsig Millionen Menschen, kann vernünftiger Weise seine Suveränität nur zu einem einzigen Akt gebrauchen, nehmlich zu demjenigen, wodurch es sich derselben wieder begiebt, indem es sie entweder mehrern Personen oder einer einzigen zur Verwaltung überträgt.

HERIBERT.

Mit Ihrer Erlaubniſs, das Volk begiebt sich seiner Suveränität keinesweges, indem es bloſs die Last der Verwaltung auf andre wälzt.

WILIBALD.

Was wollen Sie damit sagen? Sie wollen doch nicht aus dem millionenköpfigen Suverän eine Art von morgenländischem Schach machen, der die Regierung bloſs darum auf fremde Schultern legt, um sich desto gemächlicher und ungestörter einer wollüstigen Unthätigkeit überlassen zu können? Das Volk begiebt sich der Ausübung seiner höchsten Gewalt, weil es sie nicht selbst verwalten kann; weil kein anderes Mittel ist, zu dem Zustand von Ordnung und Ruhe zu gelangen, ohne welchen es sich den Genuſs der Vortheile des bürgerlichen Lebens nicht verschaffen könnte. Der wahre Suverän im Staat ist derjenige, der das Recht hat die höchste Gewalt auszuüben; und von dem Augenblick an, da

Varianten.

Stanze 6.

nach dem Verse: — *für fremde Sünden zu büssen*, sind folgende Verse der ersten Ausgabe, einem Horazischen Gesetze zu Folge, weggeschnitten worden.

Der Himmel behüte die werthe Christenheit
Und alle Welt vor *Phädren* und *Neronen*,
Medeen, *Klytemnestren*, und andern Standespersonen
Von dieser Art! Sie machen uns keine gute Zeit.
Doch, daſs man deſswegen den Dichter beschreyt,
Ist wahre Ungerechtigkeit.
Ist, wie **Demokritus** sagt, der **Globus**, so lang und so breit
Er ist, mit Narren bedeckt, — so laſst uns mit ihm lachen!
Und weint ihr lieber? von Herzen gern, so weint!
Nur muthet dem Dichter nicht zu, euch beſsre Menschen zu machen
Als wirklich Natur und Kunst sie machen zu können scheint.

das Volk sich der Ausübung dieses Rechts begeben hat, tritt es, wie groſs auch seine gesetzmäſsige Freyheit immer seyn mag, in das Verhältniſs eines Unterthans, und ist seiner sich selbst gegebnen Obrigkeit Gehorsam schuldig. Gegen die Evidenz dieser Grundwahrheit helfen keine Distinkzionen. Auch sehen Sie, daſs Ihre dermahligen Gewalthaber es nicht anders verstehen, und ihren vorgeblichen Suverän sehr gut in der Zucht zu halten wissen; nicht selten mit einer Strenge, die kein Minister Ihrer letzten Könige zu wagen sich getrauet hätte. — Aber, um nicht wieder aus unserm Wege zu kommen, will ich mich über diesen Punkt, was die Theorie betrifft, in keinen Streit mit Ihnen einlassen; zumahl, da ich nicht zu läugnen begehre, daſs es, in dem bestimmten Falle, den wir vorausgesetzt haben, von der Willkühr des Volkes abhängt, unter welchen Bedingungen und Modifikazionen es seine höchste Gewalt in die Hände seiner Stellvertreter legen will. Bekanntlich bilden diese Modifikazionen die verschiedenen Formen der Staatsverfassung, deren weit mehrere sind als man gewöhnlich annimmt. Aber unter allen diesen Formen bleibt das Wesen der Regierung sich selbst gleich; die Bedingungen, unter welchen es möglich ist, ein von Natur freyes Volk zu regieren, sind in allen eben dieselben; die Rechte dessen oder derjenigen, welchem oder welchen die höchste Gewalt anvertraut ist, und die Pflichten des Volks, welches zu gehorchen schuldig ist, sind in allen eben dieselben, und umgekehrt. —

HERIBERT.

So daſs es also, Ihrer Meinung nach, einem Volke ganz gleichgültig seyn kann, ob es von einem Monarchen oder von einer demokratischen Obrigkeit regiert werde?

WILIBALD.

Doch nicht ganz gleichgültig. Jede dieser Formen hat ihre eigenen Vorzüge und Nachtheile: und wenn sie genau gegen einander abgewogen werden, so dürfte wohl, wie ich mir zu behaupten getraue, der Vorzug auf Seiten der Monarchie seyn.

HERIBERT.

Da kommen wir auf einmahl so weit aus einander, daſs es schwer halten wird, uns wieder zusammen zu finden.

WILIBALD.

Wir wollen also, mit Ihrer Erlaubniſs, diesen letztern Punkt, wenigstens vor der

Hand, unentschieden, oder, wenn Sie wollen, nach Ihrem eigenen Gutdünken entschieden seyn lassen, und bloſs bey dem verweilen, was allen Regierungsformen gemein ist. Um desto eher aus der Sache zu kommen, wollen wir nur die uneingeschränkte Monarchie und die vollkommene Demokratie mit repräsentativer Regierung und getheilten Gewalten, als die beiden Äuſsersten, zwischen welchen alle andern liegen, gegen einander stellen, um zu sehen, was sie mit einander gemein haben.

HERIBERT.

Ich bins zufrieden. Nur verbitte ich alle kleine optische Kunstgriffchen bey der Zusammenstellung.

WILIBALD.

Besorgen Sie nichts dergleichen; ich werde nicht nöthig haben, der Wahrheit durch Kunst nachzuhelfen. Fürs erste also: In der besagten Demokratie, wie in der uneingeschränktesten Monarchie, hat sich das Volk des Gebrauchs der höchsten Gewalt begeben. Denn wiewohl es in jener den Nahmen des Suveräns beybehält, und in Frankreich künftig sogar ein Fest seiner Suveränität mit allem gebührenden Pompe begehen wird, so wollte ich doch Sr. Popularen Majestät nicht rathen, sich den Verordnungen der Bürger Direktoren, oder den Bajonetten und Kanonen der unter den Befehlen derselben stehenden Bürger Soldaten und Leibgardisten zu widersetzen. Oder glauben Sie etwa —

HERIBERT.

Nein, nein! Über diesen Punkt bin ich völlig Ihres Glaubens. Nur weiter!

WILIBALD.

Zweytens: In beiden ist dem Volke das vor einigen Jahren so hoch gepriesene Maratische Recht der heiligen Insurrekzion niedergelegt.

HERIBERT.

Ohne alle Bedingung?

WILIBALD.

Ohne alle Bedingung.

HERIBERT.

Das ist hart!

WILIBALD.

Es giebt wirklich Fälle, wo es sehr hart ist.

HERIBERT.

In der unumſchränkten Monarchie mag das wohl ſo ſeyn, wo das Volk in politiſchem Sinne für Nichts gerechnet iſt —

WILIBALD.

Das iſt nun auch ſo einer von euern auf gut Glück angenommenen Sätzen, gegen den ich ſehr viel einzuwenden hätte. Doch davon ein andermahl! — In der Demokratie alſo, meinen Sie, wäre es ein andres mit dem Recht der heiligen Inſurrekzion?

HERIBERT.

Unläugbar iſt das Volk in mehr als Einem Falle dazu berechtigt.

WILIBALD.

Berechtigt? Wenigſtens in der Demokratie nicht mehr als in der Monarchie.

HERIBERT.

Zum Beyſpiel, wenn die oberſten Vollzieher der höchſten Gewalt ſich einen weſentlichen Eingriff in die Konſtituzion erlauben wollten.

WILIBALD.

Wie, Heribert? Haben Sie vergeſſen, daſs am 18. Fruktidor der *Caſus in terminis* schon da gewesen ist? Kann die Konstituzion wohl gröblicher verletzt werden, als wenn das Direktorium sich einer ihm ausdrücklich untersagten Disposizion über die bewaffnete Macht anmaſst, um einen gewaltsamen Eingriff in die Freyheit des gesetzgebenden Körpers und seiner eigenen Mitglieder zu thun? — Das Miſsfallen aller guten Bürger über diesen ungeheuern Akt von Sultanism war so allgemein als ihr Erstaunen; und doch rührte sich das Volk nicht! — Und warum rührte es sich nicht?

HERIBERT.

Die Überraschung, der Schrecken —

WILIBALD.

Wird vermuthlich in jedem ähnlichen Falle dieselbe Wirkung thun. Aber, was Sie als etwas ganz ausgemachtes annehmen können, ist, daſs das Direktorium, zum Beweise, daſs es dem Volk kein Recht zum Aufstand zugesteht, in jedem Falle, wo es für nöthig halten wird, „die Republik durch einen Bruch in die Konstituzion zu retten,“ auch die nöthigen Maſsregeln nehmen wird, dem Volke die Ausübung eines solchen Rechts, durch eben dieselben Mittel, deren sich der entſchiedenſte Deſpot gegen unruhige Unterthanen bedient, unmöglich zu machen. Auch verſteht ſich von ſelbſt, daſs es das entſcheidende Urtheil über die Fälle, wo dieſe Nothwendigkeit eintreten möchte, jedesmahl ſich ſelbſt ausſchlieſslich vorbehalten wird. Wo bliebe denn alſo, was dieſen Punkt betrifft, der Unterſchied zwiſchen den Fünfmännern in der Demokratie und dem Einzigen Mann in der unumſchränkteſten aller Monarchien?

HERIBERT die Achsel zuckend.

Alſo weiter.

WILIBALD.

Drittens: In beiden iſt dem Volke, dem ſuveränen ſo gut als dem allerunterthänigſten, alle Macht benommen, die Staatsverfaſſung zu ändern, wie groſs auch immer ſeine Luſt dazu ſeyn möchte.

HERIBERT.

Wie wäre das?

WILIBALD.

Zum Beyſpiel: Setzen wir den möglichen Fall, das Volk wäre der quinqueviraliſchen Regierung müde und überdrüſſig; es finge an zu bemerken, daſs die

Vortheile, die es von seinem einzigen Prärogative, dem Wahlrecht in den Primarversammlungen, zieht, gegen den damit verknüpften Zeitverlust, die Unterbrechung seiner gewöhnlichen Geschäfte, und alle die heillosen Folgen des ewigen Intriguierens, Kabalierens, Aufhetzens, Verführens und Bestechens, das von einer solchen alle Jahre wiederkommenden Wählerey unzertrennlich ist, in gar keiner Proporzion stehen; kurz, gesetzt das Volk überzeugte sich, bey Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit den goldnen Zeiten, wozu man ihm Anfangs so groſse und nahe Hoffnung machte, daſs es ihm besser wäre, die dermahlige Ordnung der Dinge mit einem leidlich eingerichteten Königthum zu vertauschen, und es wollte bey den nächsten Urversammlungen seinen suveränen Willen über diesen Punkt kund werden lassen —

HERIBERT.

Das könnte doch wohl nicht ohne Berathschlagung und Debatten geschehen, und diese sind dem Volk bekannter Maſsen durch die Konstituzion untersagt.

WILIBALD.

Das ist es eben, was ich meine. Das Direktorium, dem mit einer solchen Entschlieſsung seines Suveräns nicht gedient wäre, wird es nicht an sich fehlen lassen, unter der Ägide der Konstituzion, bey jedem Anschein, daſs das Volk sich eines so sträflichen Gebrauchs seiner Suveränität unterfangen möchte, so kräftige Maſsregeln dagegen zu nehmen, daſs es den heutigen Griechen zehnmahl leichter seyn wird, das Joch der Türken abzuschütteln, als den Franzosen, ihrer Suveränität wieder los zu werden, wie überlästig sie ihnen auch immer seyn möchte.

HERIBERT.

Das glaub' ich selbst.

WILIBALD.

Also viertens: In beiden ist das wesentlichste Interesse des Volks in fremden Händen; in der Monarchie in den Händen des Monarchen und seiner Räthe und Vertrauten; in der Französischen Demokratie in den Händen der beiden gesetzgebenden Räthe und des Direktoriums, welches auch seine Vertrauten, Günstlinge, Helfershelfer und Kreaturen hat, und in ungleich gröſserer Anzahl als irgend ein Monarch. Das suveräne Volk hat hierin im Grunde vor dem allerunterthänigsten nichts voraus. Es muſs z. B. so gut wie dieſes, alles, was es hat, hergeben, um die wirklichen und vorgeblichen Staatsausgaben zu beſtreiten, ohne daſs weder dem einen noch dem andern darüber Rechnung abgelegt wird; es muſs, ſo gut wie dieſes, ſeine Söhne an die Schlachtbank fahren laſſen, ſobald es den Wenigen beliebt, in deren Willkühr es den Gebrauch ſeiner wichtigſten Oberherrlichkeits-Rechte geſtellt hat; es muſs der Wohlthaten des Friedens ſo lange entbehren, als es das Intereſſe der herrſchenden Fakzion iſt, Krieg zu haben; und man ſieht aus dem ganzen Benehmen dieſer Fakzion, wie gefliſſentlich ſie es darauf anlegt, den Janustempel, von deſſen Schlieſsung ſie ſich wenig Gutes zu verſprechen ſcheint, ewig offen zu erhalten.

HERIBERT.

Sehen Sie nicht, mit welchem Enthuſiaſmus ſich die ganze Nazion für die groſse Unternehmung gegen Karthago intereſſiert?

WILIBALD.

Die ganze Nazion? Daran zweifle ich ſehr. Wenn es aber auch wäre, ſo weiſs man ja, wie gewaltig und unabläſſig ſie ſeit einiger Zeit wieder elektriſiert und fanatiſiert wird. Aber vergeſſen Sie nicht,

Dafs Thraso ein Prahler, dafs Jago ein falscher Freund,
Orbil ein Finsterling, Tartüff ein schändlicher Bube,
Armande zu sehr ein Geist, Agnese zu sehr ein Thier,
Marulla geschwätziger ist als eine Wochenstube,
Europa Jupitern selbst am liebsten in einen Stier
Verkleidet sieht, — was kann der Dichter dafür?
Ich wäre der Mann, von welchem hier
Die Red' ist, der Mann im Monde! Dann möchten die Damen auf ewig
Mir ihre Gnaden entziehn, in einen eisernen Käfich
Mich sperren, Gesichter mir machen, kurz, alles Ersinnliche mir
Zu Leide thun! — Denn wer zu dichten sich erkühnet
Was unsern gebietenden Frauen präjudizieren kann,
Ich sag' es laut, der ist kein hübscher Mann,
Und hat das ärgste, was Frauen uns drohen können, verdienet.

Stanze 19.

In Gärten, bey deren Anblick der hungrigste Poet
Das Unglück hätte, die Mahlzeit zu vergessen,

daſs keine Nazion in der Welt leichter in Feuer zu setzen, leichter zu verführen und zu miſsbrauchen, leichter von einem Äuſsersten zum andern hinzureiſsen ist, als die Ihrige. Schon lange lieſs sie es deutlich genug merken, daſs sie den Frieden für ein Gut halte, das die Aufopferungen, die man ihm machen müſste, überschwenglich bezahlen würde. Freylich findet zwischen den unterthänigen Völkern und dem suveränen auch diese Ähnlichkeit Statt, daſs bey solchen Gelegenheiten beiden ungefähr die nehmlichen Komplimente gemacht, beiden dieselben Trostlieder vorgesungen, beide durch dieselben Vorspiegelungen zur Geduld und zur Anstrengung ihrer letzten Kräfte angefeuert werden: es ist aber auch dieſsmahl bloſs von den Ähnlichkeiten die Rede.

HERIBERT

läſst den Kopf ein wenig auf die Seite hängen, zählt seine Finger und nimmt Tabak.

WILIBALD.

Ich sehe, daſs ich zu lange auf einer so widerlich schnarrenden Saite verweile. Also nichts weiter als dieſs einzige. Je genauer wir die Sache von allen Seiten betrachten, desto einleuchtender, däucht mir, muſs es uns werden, daſs nirgends ein rechtmäſsiger

Grund vorhanden ist, warum ein republikanischer Christ dem Königthum, wie dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen in seinem Taufbund, entsagen, oder ein atheistischer Republikaner ihm alle Augenblicke eine so häſsliche Leidenschaft, als unversöhnlicher Haſs ist, zuschwören soll. Es lebt sich ganz leidlich in der Republik, wie in der Monarchie, vorausgesetzt, daſs beide mit Gerechtigkeit und Weisheit regiert werden. Wenn der Monarch die Tugenden Mark-Aurels mit der Klugheit Augusts und der Tapferkeit und Mäſsigung Trajans in sich vereiniget; wenn in der Republik das Direktorium und seine Ministerialen, die gesetzgebenden Kollegien, die Gerichtshöfe und die Heerführerstellen mit lauter Männern, wie Aristides, Perikles, Epaminondas, Focion, Timoleon, Paul-Ämil, Regulus, Kato u. s. w. besetzt sind: so werden gute und verständige Menschen (die nicht mehr verlangen als was billig ist) sich unter beiderley Regierungsformen wohl genug befinden, um keine Änderung zu wünschen.

HERIBERT.

Eine bescheidene Forderung, das gesteh' ich! Ungefähr wie wenn Plato die Republik von lauter Filosofen regiert haben will.

WILIBALD.

Kann ich weniger fordern? Damit eine Republik, zumahl eine so groſse wie die Ihrige, gedeihe, ist Tugend, als herrschendes Princip der Regenten sowohl als der Regierten, eine unnachlässige Bedingung: das ist so erweislich als irgend ein Lehrsatz im Euklid. Die Monarchie kann sich, zur Noth, mit weniger behelfen. Wenn der Fürst nur kein Kaligula oder Klaudius, seine Minister keine Tigelline, seine Gemahlin keine Messalina oder Brünehild, seine Mätresse keine Theodora, seine Günstlinge keine Pallasse und Narcissen sind, so können die Unterthanen immer zufrieden seyn, und alles mag, durch den bloſsen Mechanism der gewöhnlichen Polizey, Justiz- und Finanzverwaltung, in einem einmahl in sich selbst bestehenden Staate noch ganz erträglich gehen. In der Republik hingegen —

HERIBERT gähnend.

Was geben uns die Schauspieler diesen Abend?

WILIBALD.

Die Zauberflöte.

HERIBERT.

Desto besser. Ich gestehe Ihnen, unser Gespräch hat mich übellaunig gemacht; es braucht nichts geringers als einen Dichter wie Schikaneder und einen Tonkünstler wie Mozart, um mir wieder zu einer leidlichen Stimmung zu verhelfen. Lassen Sie uns aufbrechen.

IV.

Was ist zu thun?

GERON.

So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick sehen, da mein armes Vaterland, — dieses einst so mächtige, so ehrwürdige Germanien, das im Stande seiner rohen Freyheit von dem allgewaltigen Rom selbst nicht bezwungen werden konnte, sich von euern noch allgewaltigern Demagogen wie eine Masse Thon behandeln, und nach ihrer Willkühr, weiſs der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgestalten lassen muſs! So weit wär' es nun auch mit uns gekommen! Und dieſs wäre alles, was wir mit einem Kriege gewonnen hätten, der entweder nie angefangen, oder —

HERIBERT ihm in die Rede fallend.

— sich nie endigen, oder nur mit Deutschlands gänzlichem Umsturz endigen sollte? Das letzte wollen Sie doch nicht? und das erste ist nicht mehr zu ändern. Was ist also zu thun?

GERON.

Wenn wir noch wären, was unsere Vorväter in jenen Zeiten waren, da alle übrige Völker Europens, sogar die auf ihre damahligen Vorzüge in Kultur und Aufklärung stolzen Italiäner, noch mit Achtung von den Deutschen sprachen, — so wäre diese Frage bald beantwortet. Wenn wir noch Energie, noch alten Brudersinn, noch Stolz und Vertrauen auf uns selbst, noch Vaterlandsliebe und Nazionalgeist hätten —

HERIBERT.

Vaterlandsliebe? Nazionalgeist? — Lieber Geron! wozu dieser Eifer? Und wenn Sie ihn sogar in jedem einzelnen Deutschen entzünden könnten, wozu? Was würde, da die Sachen nun einmahl so weit gekommen sind, damit ausgerichtet? Soll die Deutsche Nazion in Masse aufstehen?

GERON tief erseufzend.

Sie haben Recht! Ich vergaſs, daſs wir das nicht können, — nicht dürfen, wenn wirs auch könnten; ich vergaſs, daſs wir keine Nazion sind; daſs wir das ungeheure

Bild sind, das König Nebukadnezar einst im Traume sah, — „dessen Haupt war von feinem Gold, seine Brust und Arme von feinem Silber, sein Bauch von Erz, seine Schenkel von Eisen, seine Füſse halb von Eisen und halb von Thon.“ 3)

HERIBERT.

Und Sie wundern Sich noch, daſs diese Füſse von dem gewaltigen Stein, der auf sie herab fiel, zerschmettert wurden?

GERON.

Da Sie Sich doch dieses Umstandes so gut erinnern, so wissen Sie wohl auch was weiter erfolgte? — „Da wurden mit einander zermalmet Eisen, Thon, Erz, Silber und Gold, und wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und der Wind verwehte sie, daſs man sie nirgends mehr finden konnte.“

HERIBERT.

Und Sie, mein Freund, erinnern Sich auch noch, daſs „der Stein, der das Bild schlug, zu einem groſsen Berge ward, und die ganze Welt erfüllte?“

GERON.

Ich bitte Sie, lassen wir den Seher Daniel und den Träumer Nebukadnezar an ihrem

---

3) Daniel 2. V. 31 u. f.

Orte. Mir schaudert vor allen diesen Ähnlichkeiten! O der Berg, der Berg! der Berg! der dreymahl verwünschte Berg! — Es ist schwer, lieber Heribert, den Gedanken zu ertragen, daſs ein Staat, dessen majestätischer Bau, selbst in seinem Verfall, der Welt noch Ehrfurcht gebot, ein Reich, das sowohl durch seine geografische Lage, Gröſse, Fruchtbarkeit und Bevölkerung, als durch das, was seine Bewohner schon sind, und unter günstigen Umständen noch werden könnten, zur Grundfeste des policierten und aufgeklärten Europa bestimmt ist, daſs ein solches Reich dem Neufränkischen Koloſs, der sich auf einmahl über die ganze Welt erhebt, zu einem bloſsen Fuſsgestell dienen soll! Es ist schwer, den Gedanken zu ertragen, daſs drey oder vier Französische Advokaten das Schicksal von vierzig bis funfzig Millionen Menschen entscheiden, und, weil auch wir — wie die Schweizer — die gute Zeit, wo wir uns selbst hätten helfen können, verschlummert haben, sich nun ermächtiget finden sollen, uns in unsrer gewohnten Lebensordnung zu stören, und uns, wie jener alte Räuber, mit Gewalt in ihr eisernes Bette zu legen, um so lange an uns zu stümmeln und zu recken, bis wir so kurz oder lang sind als sie uns haben wollen.

HERIBERT.

Hoffentlich ist es so arg nicht, wie Sie Sichs in diesem düstern Augenblick vorstellen. Gesetzt aber, es wäre, wie ist zu helfen?

GERON.

Daſs dieſs noch die Frage ist, das ist es eben, was mich und alle biedere Deutsche so miſsmüthig macht.

HERIBERT.

Aber wie wär' es anders möglich? Ihr Deutschen seyd nun einmahl, im strengen Sinne des Worts, keine Nazion, sondern ein Aggregat von mehr als zwey hundert gröſsern, kleinern, noch kleinern, und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das gestehen Sie selbst, und dagegen hilft kein Nazionalstolz, keine Selbsttäuschung. Daſs dieses Aggregat sich nun auf einmahl einbilden soll eine Nazion zu seyn; daſs es mit gesammter Kraft, wie Ein Mann, aufstehen, und Vermögen, Leib und Leben aufopfern soll, um die Dauer einer unhaltbar gewordnen Verfassung zu verlängern, und die hohen Vorrechte der Römisch-katholischen Ritterschaft aufrecht zu erhalten, — wer kann das erwarten? Was geht alle diese Menschen die Integrität des Reichs an, und um was wird der Tiroler, der Halberstädter, der Meklenburger, der Wirtemberger u. ſ. w. unglücklicher ſeyn, wenn den Abkömmlingen der Altdeutſchen Ritter die Gelegenheit benommen wird, Fürſten zu werden?

GERON.

Wenn dieſe Art zu vernünfteln gälte, wer bliebe bey dem Seinigen? Niemanden kann und darf genommen werden, was er rechtmäſsig hat. Aber Sie berühren da gerade die rechte Saite. Ich will Ihnen zugeben, daſs unſerm Volke, wie jedem andern in der Welt, eben nicht ſehr viel daran gelegen iſt, ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird. Aber wem iſt an der Integrität des Reichs, in ſo fern ſie dermahlen in Gefahr iſt, mehr gelegen, als eben dieſer ſo zahlreichen Klaſſe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des Deutſchen Reichs ſind, und, wenn ſie für Einen Mann ständen, und der Heldengeiſt ihrer Vorfahren noch in ihren Buſen loderte, ſo viel zu Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Vorzüge vor dem Adel aller andern Völker des Erdbodens thun könnten?

HERIBERT leiſe vor ſich.

Da müſsten ſie auch das Mark ihrer Vorfahren in den Knochen haben.

Zu der ihn sein hoher Gönner, der Midas Nasidien,
Aus schuldigem Dank für eine Ode gebeten,
Worin Perikles und Mäcen
Und Colbert die Ehre haben dem Midas nachzutreten. u. s. w.

Stanze 24.

nach den Worten: *Du Ärmste, für deine Ruh' hast du bereits zu viel gesehen!*

„*Fiat justitia!* — und sollte das Menschengeschlecht
Zu Grunde gehn und keiner übrig bleiben
Der an die Wand pißt!" — Nun, so weit die Sachen zu treiben,
Gestrenge Herren und Freunde vom strikten Recht,
Dieſs möchte Schwierigkeiten finden.
Doch, zum Beweise daſs wir gehörig empfinden,
Wie sehr uns Menschlichkeit und *Sensus communis* verbinden
Gerecht zu seyn, soll auch (wiewohl wir sie
Nicht lieben) Schatulliösen ihr volles Recht geschehen.
Wir sagen demnach: sie hatte, bezaubert durch die Magie
Der Neugier, Einmahl nur den Helden angesehen. u. s. w.

GERON,

ohne darauf zu achten, fortfahrend.

Glauben Sie, daſs ein Franz von Sikkingen, ein Ulrich von Hutten, ein Schärtlin von Burtenbach, den Ereignissen unsrer Tage so gelassen und unthätig zugesehen hätte?

HERIBERT.

Ich bitte Sie, lieber Geron, sehen Sie selbst die Dinge mit etwas mehr Gelassenheit an, und reden Sie nicht, als ob Sie im sechzehnten Jahrhundert lebten! Ich bin überzeugt, daſs es den Abkömmlingen jener Altdeutschen Helden weder an Muth noch gutem Willen fehlt; sie sind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn sie einer alles mit sich fortreiſsenden Gewalt weichen müssen. Was würde Franz Sickingen und Ulrich Hutten selbst, wenn sie in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervor gingen, mehr thun können, als unmuthig ihre zottellockigen Heldenköpfe schütteln, und — in ihre Gräber zurück sinken?

GERON.

Leider ist es, wie Sie sagen. Und so wäre denn die Reihe an mir, Sie zu fragen: was ist zu thun?

HERIBERT.

Sehen Sie Sich nach allen Seiten um, drehen und wenden Sie Sich wie Sie wollen und können, strengen Sie alle Nerven und Sennen Ihrer Erfindungskraft und Überlegung bis zum Reifsen an, Sie werden kein anderes Resultat heraus bringen, als die goldne Maxime, die so lange gegolten hat und gelten wird, als die Welt in ihren alten Angeln geht, „der Nothwendigkeit nachgeben."

GERON.

Darf man fragen, Bürger Heribert, wie viel Sie damit genau sagen wollen?

HERIBERT.

Ich will mich erklären. Setzen Sie den Fall, eine alte Familie hätte von ihren Voraltern eine uralte, ehrwürdige, Gothische Burg mit allen Zubehören, Thürmen und Thürmchen, Zinnen und Schiefsscharten, steilen Wendeltreppen, kleinen Zimmern, grofsen Sählen voll Hirschgeweihen und geharnischter Ahnen, Rüstkammern, Gewölben, Kellern, Wassergräben und Zugbrükken, geerbt, und diese edle Familie hätte sich, mit ihren zahlreichen Dienern und Knechten, seit Jahrhunderten, trotz allen Veränderungen die inzwischen in der Welt vorgegangen, in und mit dieser unbequemen, finstern, winklichten, kalten und muffichten alten Burg beholfen so gut sie gekonnt und gewuſst; hier und da wäre auch wohl eine Scheidewand durchbrochen, ein altes Zimmer nach modernem Geschmack umgestaltet und verziert, oder eine dunkle Winterstube mit etwas mehr Licht versehen, die beräucherten Decken neu getüncht und bemahlt, Kreuzgänge und Vorsähle in eine Menge kleiner Zimmerchen und *Degagemens* verwandelt, kurz, von Zeit zu Zeit so viel in dem alten Wesen verändert und modernisiert worden, daſs das Ganze zuletzt das Ansehen eines seltsamen und in seiner Art einzigen Mitteldings von einem Altgothischen Ritter- und Zauberschloſs, und einem, in verschiedenen Epoken nach verschiedenen Planen, stückweise zusammengeflickten Italiänisch - Französischen Pallast gewonnen hätte; alle diese Veränderungen aber hätten der Festigkeit und dem Zusammenhang dieses weitläufigen Gebäudes unvermerkt groſsen Abbruch gethan, so daſs es sich hier und da stark gesenkt, fürchterliche Risse bekommen, mit Einem Worte, so baufällig geworden, daſs endlich den edeln Bewohnern selbst, (von ihren Dienern und Knechten nichts zu sagen) ungeachtet ihrer frommen Anhänglichkeit an die uralte Familienburg ihrer Vorfahren, nicht sonderlich wohl darin zu Muth gewesen wäre. — Sie hätten zwar ihr möglichstes gethan dem Übel zu steuern, hätten hier und da frische Balken durchgezogen, Strebpfeiler aufgeführt, Löcher und Risse ausgestopft und zugemauert, im Übrigen die Sache Gott befohlen, sich gute Tage gemacht, und was künftig zu thun seyn möchte, der Zeit und ihrer Nachkommenschaft überlassen; es wäre aber freylich weder mit jener Flickerey, noch mit dieser Resignazion, der Sache geholfen gewesen. Inzwischen wäre in einem benachbarten Land ein schreckliches Erdbeben ausgebrochen, dessen Bewegungen sich weit umher verbreitet, und auch die besagte alte Gothenburg so kräftig erschüttert hätten, dafs einige Thürmchen und Angebäude wirklich eingestürzt, und das Hauptgebäude in einen so schadhaften Stand gekommen wäre, dafs die Familie es mit Sicherheit nicht länger bewohnen könnte. Gesetzt nun, in dieser Lage der Sachen meldete sich ein fremder Baumeister —

GERON.

O ja, bey Theut und Wodan! ein feiner Baumeister!

HERIBERT.

Und wenn es der leibhafte Satan wäre — man sieht ja mehr als Eine Probe, dafs er kein alltäglicher Baumeister ist — wenn er einen Vorschlag zu thun hat, so muſs er gehört werden.

GERON.

Aber ich bitte Sie, welch ein Vorschlag!

HERIBERT.

Nun, nun! der Vorschlag lieſse sich doch immer hören, dächt' ich; oder wissen Sie einen bessern?

GERON.

Freund Heribert, Ihr Gleichniſs ist nicht viel tröstlicher als Nebukadnezars Traum. Ich will nicht läugnen, was nur ein Wahnsinniger läugnen könnte: es steht um das bewuſste Gebäude freylich so so! Es hatte schon in der ersten Anlage wesentliche Fehler, ist schon so oft, immer nach einem andern Plan, verändert worden, hängt so schwach zusammen, hat so wenig Ebenmaſs in den Verhältnissen seiner Theile; — überdieſs wohnen manche Zweige der hohen Familie ziemlich ungemächlich, — mehrere wissen kaum unterzukommen. — Es wäre viel davon zu sagen, wenn die Sache nicht zu notorisch wäre. — Und doch, ohne das verwünschte Erdbeben hätten wir, und sogar unsre Nachkommen, nach Gottes Willen, uns vielleicht noch lange darin behelfen können, bis es uns über den Köpfen zusammen gefallen wäre.

HERIBERT laut auflachend.

Wirklich? Was Sie für ein gutmüthiger Mann sind, Geron! Sie sind wirklich zu bedauern, daſs Ihnen das neidische Schicksal die Glückseligkeit nicht gönnen will, Sich noch länger in einer Wohnung zu behelfen, die Ihnen eine so tröstliche Aussicht giebt. Ich muſs gestehen, Sie haben Sich über groſses Unrecht zu beklagen.

GERON.

Aber was geht unsre Burg euere Baumeister an? Wir können und werden uns schon selber helfen, wenn wirs nöthig finden.

HERIBERT.

Seyn Sie so billig zu bedenken, daſs der fremde Baumeister einer Ihrer nächsten Nachbarn ist, und verlangen Sie nicht, daſs es ihm gleichgültig sey, in was für Umständen ein Gebäude sich befindet, dessen Einsturz seine eigne Wohnung beschädigen könnte. Aber lassen wir alle diese Nebenbetrachtungen! Sie kommen zu spät. Das Erdbeben hat nun einmahl seine fatale Wirkung gethan, es muſs für das Unterkommen der dadurch beschädigten gesorgt werden; die Frage ist nur, wie und woher?

GERON.

Was wäre Ihr Rath, Heribert, wenn Sie zu rathen hätten?

HERIBERT.

Die ganze Familie ist natürlich in groſser Bewegung. Daſs etwas gethan werden müsse, ist augenscheinlich. Darin stimmen alle überein. Aber was? Da sitzt der Knoten, ein sehr verwickelter, den entweder weise Klugheit auflösen muſs, oder Alexanders Schwert zerhauen wird.

GERON.

Zum letztern soll es hoffentlich nicht kommen, wofern nicht alle über- und unterirdische Mächte sich verschworen haben uns Sinn und Muth zu rauben. Aber lassen wir, ich bitte Sie, die Allegorie fahren, mit der wir nur zu lange gespielt haben, und die, wie passend sie auch in einigen Punkten ist, doch in andern uns nur zu Trugschlüssen verführen würde. So ist es z. B. mit dem Erdbeben, das einige Nebengebäude unsrer alten Gothischen Burg einstürzen machte. Wenn wir die Allegorie aufgeben, und die Thatsachen, wovon die Rede ist, an sich selbst erwägen, so ist klar, daſs es nur auf den freyen Willen des Französischen Direktoriums ankäme, gemäſsigter in seinen Forderungen zu seyn, und von einer so offenbar ungerechten Anmaſsung, als die Vereinigung des linken Rheinufers mit dem Französischen Gebiet ist, abzustehen: so wie es unsrerseits nur Mangel an Energie, Nazionalstolz, Patriotism und Gemeingeist ist, wenn wir uns jemahls bequemen, durch eine so demüthigende Nachgiebigkeit unsre Schwäche und Blöſse vor der ganzen Welt aufzudecken.

HERIBERT.

Ich kann hierin nicht Ihrer Meinung seyn; denn ich glaube, auch der tapferste und biederste Mann könne ohne Schamröthe nachgeben, wo Beharrlichkeit auf dem Gegentheil das ungleich gröſsere Übel wäre. Auf die Frage: „ob die Französische Republik so unrecht daran thue, das eroberte linke Rheinufer, zur Entschädigung fürs Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft, zurück zu behalten,“ wollen wir uns, mit Ihrer Erlaubniſs, nicht einlassen. Sie gehört ungefähr unter eben dieselbe Rubrik, wie die Frage: mit welchem Recht die Republiken Pohlen und Venedig ihrer politischen Existenz beraubt, und unter auswärtige Mächte ausgetheilt worden, die, unter andern Umständen, nie daran gedacht hätten, sich ein Recht an die Beherrschung dieser

Staaten zuzueignen. Aber, wie gesagt, wir wollen jetzt, mit Beseitigung der Rechtsfrage, bloſs als Thatsache zum Grunde legen, daſs die Französische Republik das linke Rheinufer nun einmahl im Besitz hat, und gutwillig nicht wieder hergeben wird.

GERON.

Die erste Frage wäre also: ob dem Deutschen Reiche zugemuthet werden könne, einem so wichtigen integranten Theil seines Staatskörpers gutwillig zu entsagen?

HERIBERT.

Lassen Sie uns die Frage lieber so stellen: Wäre es wohlgethan, wenn das Deutsche Reich, so wie die Sachen nun einmahl stehen, sich selbst zumuthen wollte, die Länder des linken Rheinufers durch Gewalt der Waffen wieder zu erobern?

GERON

macht eine Grimasse, scheint etwas sagen zu wollen, und schweigt mit halb offnem Munde.

HERIBERT.

Ich sagte ausdrücklich: „so wie die Sachen nun einmahl stehen.“ Ich bitte Sie also, versetzen Sie Sich nicht wieder mit Ihrer Einbildungskraft in die alten Zeiten, die nicht mehr sind und nicht wieder kommen können; lassen Sie die Ritter und Helden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in ihren Gräbern ruhen, und sagen mir nur: Wenn es auf Ihre Meinung ankäme, könnten Sie mit ruhiger Vernunft und gutem Gewissen zu Fortsetzung des Krieges rathen?

GERON die Achseln zuckend.

Da dieſs nicht die Meinung der beiden mächtigsten Fürsten zu seyn scheint, und ein hinlänglicher Beystand einer groſsen, aber zu weit entfernten Nordischen Macht weder gewiſs, noch, aus sehr wesentlichen Rücksichten, von den Deutschen selbst zu wünschen ist, so bleibt freylich wenig Hoffnung übrig —

HERIBERT.

Ich sage Ihnen, auch wenn die beiden mächtigsten Reichsfürsten sich entschlieſsen könnten, Antheil an einem solchen, dem ersten Ansehen nach, sehr patriotischen Kriege, den thätigsten Antheil zu nehmen, so ist doch höchst wahrscheinlich, (um nicht gewiſs zu sagen) daſs Deutschlands gänzlicher Untergang die Folge eines solchen Krieges seyn würde. — Es wäre denn, daſs Sie ein Mittel wüſsten, etliche hundert tausend Mann und einige tausend Kanonen

---

Anmerkungen.

---

1) und wär' er der Dedschial gar.

„**Dedschial** oder **Dadschial** (sagt **Herbelot**) bedeutet im Arabischen eigentlich einen Lügner und Betrüger, ingleichen auch einen der nur Ein Auge und Eine Augenbraune hat; wie der **Antechrist** billig beschaffen seyn muſs, welchen die Mahomedaner mit diesem Nahmen belegen.“ — Sie glauben, auf das Wort des **Tamim-al-Dari** (eines von den **Sahaba** oder Gefährten Mahomeds, der die Geschichte des Antechrists unmittelbar aus dem Munde des Profeten geschöpft zu haben versicherte) daſs dieser Dedschial vor dem Ende der Welt erscheinen und groſsen Unfug anrichten, endlich aber von Christus (der nach der Meinung der Moslems noch nicht gestorben ist) bey seiner zweyten Zukunft werde überwunden werden, u. s. f.

2) wie die Helden am Skamander.

Homers Helden sind bekannter Maſsen Leute von groſsem Appetit. In den Zeiten dieses Dichters hatte man noch keine andre als sehr natürliche Begriffe von der Glückseligkeit; oder richtiger, man hatte gerade mit allem Zubehör auf Feenwagen und Luftschiffen in möglichster Geschwindigkeit an den Rhein zu transportieren, und (was ich nicht zu vergessen bitte) daſs Sie noch überdieſs ein Arkanum hätten, dieses ungeheure Kriegsheer wenigstens ein paar Monate lang von bloſser Luft leben zu lassen.

GERON.

Wir reden von einer sehr ernsthaften Sache, Heribert!

HERIBERT.

Auch spreche ich im höchsten Ernst. Deutschland kann und will keinen Krieg mehr aushalten. Oder meinen Sie, daſs es an dem unsäglichen Elend, das die letzten drey Jahre über eine Hälfte dieses Reichs gebracht haben, nicht schon mehr als genug hätte? Soll die andere Hälfte auch noch zu Grunde gerichtet werden, um etwas zu erhalten, was wahrscheinlich am Ende doch nicht erhalten würde, und woran, die reine Wahrheit zu sagen, dem gröſsten Theile des Deutschen Menschen-Aggregats wenig oder nichts gelegen ist?

GERON.

An der Erhaltung des Ganzen ist allen gelegen, oder sie verkennen ihr wahres Interesse.

HERIBERT.

Da treffen Sie den rechten Fleck, Geron! Die Rede kann jetzt nicht davon seyn, was das bisherige Deutsche Staatsrecht zuläſst oder nicht; noch davon, was gute Patrioten wohl wünschen möchten und lieber sehen würden. Über alles besondere Interesse geht das allgemeine; über allen konvenzionellen Gesetzen steht ein höchstes, allein heiliges und keine Ausnahme gestattendes Grundgesetz, das Heil, die Erhaltung, die Rettung des Ganzen. Um sein Leben zu retten, opfert man ein Glied auf: warum sollte das Deutsche Reich nicht einen zwar beträchtlichen, aber verhältniſsmäſsig doch nicht unentbehrlichen Theil seines Körpers — seiner Existenz aufopfern?

GERON.

Sie setzen aber auch immer den ärgsten Fall auf unsrer Seite voraus. Das Kriegsglück ist veränderlich; es kann sich wenden, und endlich einmahl auch wohl die gerechte Sache begünstigen.

HERIBERT.

Victrix causa Diis placuit. Verlassen Sie Sich nicht zu viel, weder auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache, noch auf die Veränderlichkeit des Glücks. Aber gesetzt auch, was doch so ganz und gar nicht wahrscheinlich ist, nach einem neuen, vieljährigen, blutigen und zerstörenden Kriege, der gewiſs von beiden Seiten mit kannibalischer Wuth und Grausamkeit geführt würde, der dem Deutschen Reiche das Leben von Myriaden seiner blühenden Jünglinge und zu nöthigern und bessern Geschäften als zum Rauben und Morden brauchbaren Männer kosten, eure Fürsten und Herren ihrer Länder und Besitzungen berauben, eure Städte verwüsten, eure Dörfer und Landschaften in Brand stecken und in Einöden verwandeln, eure Weiber und Kinder den schändlichsten Miſshandlungen, und einem Elend, wovon die bloſse Vorstellung unerträglich ist, preis geben würde, — gesetzt auch, die Wiedereroberung des verwüsteten Bodens der ehemahls so blühenden Länder des linken Rheinufers wäre am Ende der Gewinn dieses Krieges: könnten Sie, als ein redlicher Deutscher Patriot, und als ein Mensch — zum Kriege rathen?

GERON

seufzt, hält die Hand vor die Stirn und schweigt.

HERIBERT.

Ich sehe, daſs ich Sie ängstige. Lassen Sie uns die Augen von dieser Seite wegwenden. Die Sache hat mehr als Eine Seite, und alles könnte sehr leicht eine ganz andere Wendung nehmen. Was neuerlich in Italien und in der Schweiz geschehen ist, sollte den Deutschen billig zur Warnung dienen. Der Geist der Freyheit und Gleichheit, den unsre Revoluzion über alles Fleisch ausgegossen zu haben scheint, und der bereits sogar im Reiche der Ottomanen zu gähren beginnt, hat auch in Deutschland eine weit gröſsere Anzahl von Köpfen, als man sich vielleicht vorstellt, schwindeln gemacht; und glauben Sie mir, unser Direktorium weiſs es, rechnet darauf, und wird, wenn es zur Fortsetzung des Kriegs käme, seine Maſsregeln darnach nehmen. Sie sehen, wie schnell und leicht es die Demokratisierung des ganzen aristokratischen Theils von Helvezien bewerkstelligt hat; eine Revoluzion, von der, nur noch vor drey Monaten, keine einzige Schweizerseele sich träumen lieſs, weder daſs sie so nahe sey, noch daſs sie so leicht, wie man eine Hand umkehrt, zu Stande kommen könnte. Sie dürfen es für gewiſs nehmen, daſs unsre Gewalthaber diese Erfahrung nicht angestellt haben, ohne bey Gelegenheit fernern Gebrauch von ihr zu machen. Auch bitte ich Sie, den Umstand nicht zu übersehen, daſs das Helvetische Landvolk gröſstentheils keine, oder verhältniſsmäſsig nur sehr unbedeutende Beschwerden über seine bisherigen Obern zu führen hatte. Ich fürchte, dieſs möchte in Deutschland nicht allenthalben der Fall seyn. — Dem Verständigen ist ein Wink genug; und Sie können Sich nun alles weitere selbst sagen.

GERON.

Ich gestehe, dieſs verdient von unsern Obern, und vornehmlich von unsrer edeln Ritterschaft, deren Interesse jetzt hauptsächlich auf dem Spiele steht, wohl beherziget zu werden. In der That ist die Geschichte der Berner Revoluzion, mit allen ihren kleinsten Umständen, in Absicht der praktischen Folgerungen, die sich dem Staatsmann, der seine Kunst auf Menschenkenntniſs baut, darbietet, von der höchsten Wichtigkeit; und wenn sie auch sonst nichts lehrte, als wie wenig man sich sogar auf ein treu gesinntes Volk, und wie gar wenig auf sich selbst verlassen darf, so wäre sie wahrlich lehrreich genug für jeden, dem noch zu rathen ist.

HERIBERT.

Setzen Sie auch den Fall, das Deutsche Bürger- und Landvolk sey mit seiner dermahligen Verfassung und Regierung noch so wohl zufrieden —

GERON.

Das können wir auch, glaube ich, von einem ansehnlichen Theile der Deutschen Provinzen sicher voraussetzen.

HERIBERT.

Ich will sogar den gerechten Haſs, der noch immer in den Gemüthern der Einwohner des im Jahre 1796 so übel von uns gemiſshandelten Schwaben- und Frankenlandes gegen die Franzosen kochen muſs, mit in den Anschlag bringen; und gleichwohl behaupte ich, daſs die bloſse Verzweiflung, bey Vorstellung alles Jammers, den die Fortsetzung des Krieges von Feinden und so genannten Freunden über sie bringen würde, hinlänglich seyn müſste, im Fall die Unsrigen mit Feuer und Schwert in der einen Hand, und mit Freyheit und Gleichheit in der andern, vor ihre Grenzen rückten, eben dieselbe Wirkung auf diese Menschen zu thun, die in Helvezien der bloſse Gedanke, „es noch besser zu haben,“ hervorgebracht hat. — Die Folgen einer solchen Revoluzion, — es sey nun, daſs sie gelänge, oder daſs sie allen Jammer eines tödtlichen Kampfes zwischen den gröſsern Mächten und unsrer Republik noch mit den Gräueln eines wüthenden Bürger- und Bauernkrieges in den Eingeweiden Deutschlands vermehrte, überlasse ich Ihnen selbst zu erwägen, oder vielmehr Sich darin zu verlieren; denn sie sind unermeſslich.

GERON.

Ich gestehe Ihnen, Heribert, Sie haben mich aus meinem ganzen Widerstandsplan, und sogar aus meinen eifrigsten Wünschen heraus geschreckt; und ehe ich mein Vaterland der Gefahr demokratisiert zu werden aussetzen will, trete ich Ihnen lieber das ganze linke Rheinufer, mit allem seinem Zubehör, auf immer und ewig ab.

HERIBERT.

Ich danke Ihnen herzlich dafür, daſs Sie mich der Nothwendigkeit überheben, zu so scharfen Maſsregeln gegen Sie zu schreiten. Da wir uns nun über diesen Präliminarpunkt in Güte verglichen haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, zum zweyten übergehen, und die Frage in Erwägung nehmen, wie und woher die Fürsten, die durch die Einverleibung ihrer Länder und Besitzungen in die Französische Republik verlieren, entschädiget werden sollen?

GERON.

Wenn ich, was Gott verhüte! ein Republikaner wäre, so würde ich sagen: Müssen denn diese Fürsten entschädigt werden? Und wie kommen die Neufränkischen Demokraten und Demagogen, die vor wenig Jahren noch alle Könige und Fürsten vom ganzen Erdboden wegtilgen wollten, nun auf einmahl zu einer so zärtlichen Theilnahme an dem Interesse der durch sie selbst beschädigten Fürsten?

HERIBERT.

Vermuthlich, weil unsre Machthaber es, vor der Hand, ihren Absichten gemäſs finden, einige groſse Häuser in Deutschland aufrecht zu erhalten. Sie müssen wissen, wenn wir gleich ein wenig Jakobiner sind, so sind wir doch, seit einiger Zeit, gar schlaue und weit sehende Politiker geworden.

GERON.

So scheint es. Aber da ich kein Republikaner, sondern — ein ehrlicher alter Deutscher bin, so hätte ich wohl groſse Lust darauf zu bestehen, daſs Ihre Bürger Direktoren sich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern, und uns selbst überlassen möchten, wie wir mit den unsrigen fertig werden wollten.

HERIBERT.

Darauf habe ich Ihnen keine andere Antwort zu geben, als die, welche der Bürger

Mengaud den Berner Deputierten gegeben haben soll: „So ist der Wille des Direktoriums.“

GERON.

Gestehen Sie, Bürger Heribert, daſs man über eine so arrogante Sprache toll werden könnte.

HERIBERT.

Das wäre nur desto schlimmer für Sie, lieber Geron! denn das Direktorium will nun einmahl was es will, und hat, wïe man sagt, nicht nur die Entschädigung der spoliierten Fürsten, sondern sogar seine Antwort auf die Frage woher? zu einer absoluten Bedingung des Friedens gemacht.

GERON.

Bey Gott, das ist hart! Das nenn' ich Gewalthaber! Und den übrigen Erdenbewohnern bleibt also nichts übrig, als zu allem, was diese Mächtigen auf Erden wollen, ein demüthiges Ja zu nicken?

HERIBERT.

Das möchte dermahlen wohl der beste Rath seyn. Aber gedulden Sie Sich! Vermuthlich wird es nicht immer so bleiben. Die Reihe zu wollen wird auch wieder an andere kommen, und gebe der Himmel, daſs sie dann die Macht, die in ihren Händen seyn wird, bescheidener gebrauchen als wir!

GERON.

Es sind schon anderthalb Jahre, daſs ich von Säkularisazion unsrer geistlichen Fürstenthümer und Reichs-Gotteshäuser, und von Vertheilung der Reichsstädte unter die übrig bleibenden weltlichen Fürsten als von einer *beschlossenen Sache* hörte. Aber damahls hing die Ausführung noch von dem ungewissen Ausgang des Krieges ab; und so wie dieser beynahe täglich einen andern Anschein gewann, so sanken und stiegen wechselsweise die Schalen der Furcht und der Hoffnung. Jetzt, da die Stunde der Entscheidung gekommen ist, scheint das Übergewicht der ersten so groſs zu seyn, daſs in der andern beynahe nichts übrig bleibt, als die federleichte Hoffnung, *die Groſsmuth euerer Allgewaltigen zu rühren.*

HERIBERT.

Das erinnert mich an die Mutter, die den Krokodill durch Bitten und Thränen zu bewegen hoffte, ihr ihren schon in seinem Rachen steckenden Sohn wiederzugeben. Aber, wie die, welche jedermann zu allen Zeiten gehabt hat: aber man lieſs sich noch nicht einfallen, sich derselben zu schämen. Kalchas aſs und trank an Agamemnons Tafel, und lieſs es sich so gut schmecken als irgend ein Prälat oder Superintendent in der Christenheit: aber es fiel ihm nicht ein, auſserhalb der Tafel auf die Vergnügungen der Zunge und des Gaumens zu schimpfen. Theorie und Praxis war damahls einerley; denn die Leute jener Zeit waren rohe einfältige Leute, und konnten noch keine Distinkzionen machen.

5) ein alter Porfyrist u. s. f.

Die neuern Platoniker von der Alexandrinischen Schule (unter welchen **Porfyrius** einen groſsen Nahmen hatte, und deren schwärmerische Theosofie, im sechzehnten Jahrhundert, unter andern, auch von unserm berühmten **Reuchlin** oder **Kapnio** wieder aufgewärmt wurde) waren gewaltige Geisterseher. Die **unsichtbare Welt** war ihnen ungleich bekannter als die sichtbare, in welcher sie immer Fremdlinge blieben. Sie klassifizierten die Geister so zuversichtlich als **Linneus** die Pflanzen und Thiere, wiesen einer jeden Gattung ihre Verrichtungen an, und schrieben die Mittel und Wege vor, wie man mit ihnen in Gemeinschaft treten, und sie sich sogar unterwürfig machen könne. Der Satz, daſs ein jeder Mensch seinen eigenen Dämon habe, machte einen wesentlichen Punkt ihrer Dogmatik aus.

gesagt, wir wollen nicht nur, was wir wollen, mit eiserner Festigkeit, wir gedenken auch unsern alten Ruf, Meister in der feinsten Politik zu seyn, wieder herzustellen; und, da die reichen Stiftungen der Karolingischen Kaiser und Könige nun einmahl für Nazionalgüter erklärt werden sollen, und wir so groſsmüthig sind, die Ansprüche, die wir in Karls des Groſsen und Ludwigs des Frommen Nahmen geltend machen könnten, aus eigner Bewegung fahren zu lassen, so wollen wir wenigstens ein entscheidendes Wort zu ihrer Vertheilung zu reden haben.

GERON.

Die Sache scheint noch in weitem Felde und groſsen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn; zumahl, da niemand Lust bezeigt, sich auf Kosten der Kirche und der Reichsverfassung zu vergröſsern, oder vergröſsern zu lassen.

HERIBERT.

Wenn es jetzt das erste Mahl wäre, da den Fürsten des Kaiserreichs eine solche Maſsregel zu Entschädigung derer, welche Anspruch an Entschädigung zu machen haben, zugemuthet würde, so möchte man sich diese Abgeneigtheit, wenn es anders Ernst damit ist, nicht wundern lassen. Aber da der Fall im Westfälischen Frieden schon vorgekommen ist, und Kaiser und Reich sich damahls ermächtiget hielten, zwey ansehnliche Erzbisthümer und mehrere Bisthümer in weltliche Erbfürstenthümer zu verwandeln, als das eiserne Gesetz der Noth und das dringende Bedürfniſs des Friedens dieses Auskunftsmittel unvermeidlich machten: so ist nicht einzusehen, warum ähnliche Umstände und gleiche Beweggründe nicht auch zu gleichen Maſsnehmungen berechtigen sollten; es wäre denn, daſs man in der Meinung stände, ein so verzweifeltes Hülfsmittel könne nur durch einen dreyſsigjährigen Krieg einiger Maſsen gerechtfertigt werden.

GERON.

In der That kann ich es niemanden übel nehmen, der in einem solchen Falle keine andre Wahl, als zwischen Siegen und Sterben, gelten lassen wollte.

HERIBERT.

Um Vergebung, Geron! das möchte doch wohl nur dann angehen, wenn ein Fürst der Kirche, der diesen Spruch zu seinem Wahlspruch machen wollte, wie Julius II. oder der berüchtigte Bischof von Münster

Christof von Galen, in eigner Person für die unverletzlichen Rechte seiner Kirche zu Felde ziehen wollte; und auch das dürfte, dem strengen Rechte nach, nur in den alten Ritterzeiten, mittelst eines Zweykampfs, wobey der infulierte Kämpfer doch nur sein eignes Leben in die Schanze geschlagen hätte, Statt gefunden haben.

GERON.

Ich bin versichert, wenn das Französische Direktorium (wie ich nicht hoffen will) mit diesem fatalen Bruch in die Reichsverfassung am Ende noch durchdringen sollte, so werden die Bischöfe, die der Rettung des Ganzen ein so grofses Opfer zu bringen berufen wären, es auf eine edle und verdienstliche Art thun, und sich dadurch eine auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Art von Herrschaft über die Herzen aller guten Menschen erwerben, die sich im Grunde für Diener und Vorsteher der Kirche besser schickt, und zu dem grofsen moralischen Zweck ihres ehrwürdigen Amtes besser pafst, als irdische Hoheit und weltliche Regierungssorgen.

HERIBERT.

Und dieses Opfer wird ihnen um so leichter werden, da das Haupt der Kirche, Papst **Pius** VI. selbst, seinen geliebten Söhnen mit dem rühmlichsten Beyspiele vorleuchtet, und der täglich näher kommenden Demokratisierung der Stadt Rom und dessen, was vom Kirchenstaat noch übrig ist, mit einer Gleichmüthigkeit und Ergebung entgegen sieht, die dem heiligsten und demüthigsten aller seiner Vorfahren auf der *Cathedra Petri* Ehre gemacht hätte. Sie wissen, lieber Geron, wiewohl mich mein Schicksal zu einem Bürger der Fränkischen Republik gemacht hat, so bin ich doch keiner von denen, die das Mahlzeichen des apokalyptischen Thiers an der Stirne tragen: ich bin weder ein Jakobiner, noch ein Antichrist; und ich gestehe Ihnen, daſs ich es unsern Gewalthabern nicht verzeihen kann, daſs sie dem ehrwürdigen Greis, den selbst ein Mahomedaner, ein Hindu, ein Anhänger des Dalay-Lama, aus so vielfacher Rücksicht, oder doch wenigstens seines hohen Alters wegen, mit schonender Ehrfurcht behandeln würde, noch die letzten Tage seines Lebens so unbarmherzig zu verbittern fähig sind.

GERON.

Was sollten Menschen von ihren Gesinnungen und Grundsätzen nicht fähig seyn? Seit dem 18. Fruktidor befremdet mich von ihnen nichts mehr. Bald, ich sag' es mit bittrer Wehmuth, bald wird mich auch kein Unrecht, kein Frevel, keine Abscheulichkeit von den letzten Generazionen dieses so düster und schauderlich zu Ende gehenden Jahrhunderts mehr befremden. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande, womit die Natur und die bürgerliche Gesellschaft die Menschen zusammen knüpft und einander unentbehrlich macht; die armseligen Wahnbegriffe, die sich, besonders in diesen letzten zehn Jahren, so vieler Köpfe bemächtigt haben, und die Verdorbenheit der Herzen vollständig und unheilbar machen; ein gefühlloser Egoism, der alles nur auf sein individuelles Selbst bezieht, andre Menschen nur als Mittel und Werkzeuge seiner eignen Zwecke behandelt, und, beym Anblick der unglücklichen Opfer seiner selbstsüchtigen Leidenschaften und Plane, das schwache, sich noch entgegen sträubende Menschheitsgefühl durch willkührliche Begriffe und sofistische Vernünfteleyen zu betäuben weiſs; die immer allgemeiner werdende Geringschätzung alles dessen, was den Menschen, wenn sie nicht von Stufe zu Stufe bis zur hassenswürdigen und ekelhaften Unnatur der Swiftischen Yahoos herab sinken sollen, immer heilig und ehrwürdig bleiben muſs; die wilden Leidenschaften und der wüthende, sich alles erlaubende Haſs, die kalte Mordlust und die barbarische Zerstörungswuth, womit die kultiviertesten Nazionen in Europa einander den Untergang geschworen haben und mit blind rasender Selbstaufopferung zubereiten: alle diese karakteristischen Zeichen unsrer Zeit, was für einen traurigen Anblick geben sie dem, der einst bessere Zeiten sah, und nun, beynahe mit völliger Gewiſsheit, daſs seine Enkel noch schlimmere sehen werden, aus der Welt geht!

HERIBERT.

Beruhigen Sie Sich, lieber Geron! Alle diese Übel, an welchen unser seinem Grabe zueilendes Jahrhundert tödtlich krank liegt, und aus deren Zusammenstellung Ihre unvermerkt überspannte Einbildungskraft ein so melankolisches Bild unserer Zeit entworfen hat, sind im Grunde doch nur Eine Seite des wirklichen Zustandes der Menschheit in der wichtigen Epoke, worin wir leben. Wenn wir beide jetzt dazu gestimmt wären, so würde wohl Ihnen oder mir nichts leichter seyn, als ein sehr schönes Gegenbild von der andern Seite zu entwerfen, das in allen seinen Zügen gleich wahr und treffend wäre, und dessen Anblick nicht fehlen könnte, die düstern Ahnungen einer noch schlimmern Zukunft aus Ihrem Gemüthe zu verbannen, und es vielmehr mit wohl gegründeten Hoffnungen und heitern Aussichten auf einen schönen Tag, der nach dem gegenwärtigen Sturme der Welt aufgehen wird, zu erfüllen. Gewiſs ist die Krisis, worin Europa sich in diesem Augenblick mit so gräſslichen Zuckungen hin und her wirft, eine der heftigsten, die sich jemahls ereignet haben. Ich betrachte sie als einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zwischen dem guten und bösen Genius der Menschheit, in welchen wir alle verflochten sind, weil beide Gegenkämpfer in jedem Menschen einen offenbaren oder heimlichen Anhang haben. Daſs der Orkan, den ein solcher Kampf erregen muſs, die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft erschüttert, hier und da gräuliche Verwüstungen anrichtet, alte morsche Thronen und nicht länger haltbare Verfassungen umstürzt; daſs die aus ihrem Schlaf geschreckten, betäubten, alles für ihre Existenz fürchtenden Menschen die Besonnenheit verlieren, und, indem jeder nur sich selbst retten will, in der allgemeinen Verwirrung wild und sinnlos gegen einander anrennen, und sich selbst mit andern ins Verderben stürzen; daſs in einem solchen Sturm alles fallen muſste, was nur noch auf schwachen Stützen stand; daſs unter so vielen über einander stürzenden Ruinen unvermeidlicher Weise Schuldige und Unschuldige begraben wurden, und, dem Anschein nach, Gutes und Böses, Unbrauchbares und Erhaltungswürdiges zugleich zertrümmert wird: — das alles sind die natürlichen und nothwendigen Folgen einer so heftigen, tiefen und weit verbreiteten Erschütterung. Aber nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes, kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern empor arbeiten, und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher als wir glauben den Sieg davon tragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest an einander schlieſsen, und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehende Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger seyn, — gleich viel unter welcher Form und Verfassung. — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit aller, die dieses edeln Nahmens würdig sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das groſse Werk, wozu wir berufen sind, die Kultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

GERON.

Hier, Freund, ist meine Hand! — Ein einzelner, im verborgnen lebender Mann vermag wenig; aber alles, was ich vermag, sey diesem Zwecke gewidmet! — Lassen Sie uns, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit unsrer Lage, oder der Art, wie wir über besondere, nie ganz rein auflösbare politische Probleme denken, Sie als Republikaner, Ich als Freund der Monarchie, mit allen Kräften unsers Geistes und Willens, das Wahre, das ewig wahr bleibt, das Gute, das Allen gut ist, befördern helfen. Dieſs ist es, was wir zu thun haben: für alles übrige wird der Himmel sorgen.

V.

Entscheidung des Rechtshandels zwischen Demokratie und Monarchie.

GISMUND.

Sie sind, wie ich höre, ein ganz entschiedner Royalist?

OTTOBERT.

Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen; zwar mit einigen Bedingungen, wie billig, und übrigens jeder andern ehrsamen Verfassung unbeschadet.

GISMUND.

Ich gestehe Ihnen, daſs ich nicht begreife, wie man, in unsern Tagen, wenigstens den Gesinnungen und Wünschen nach, etwas andres als Republikaner seyn kann.

OTTOBERT.

Und mir fällt es eben so schwer, zu begreifen, wie jemand, wenn er sich auch

4) die Feinde der Kalokagathie,

d. i. der Tugend, die, nach der Sokratischen Vorstellungsart, in habitueller Verbindung des moralisch Schönen und Guten, im Innern des Menschen sowohl als in seinem äuſserlichen Thun und Lassen, besteht.

im Jahre 1791 oder 92 von diesen trügerischen Sirenen, Freyheit und Gleichheit, hätte locken lassen, in unsern gegenwärtigen Tagen noch im Ernst von ihnen eingenommen seyn könnte.

GISMUND.

Ist's möglich, daſs Freyheit und Gleichheit keinen höhern Werth in Ihren Augen haben?

OTTOBERT.

Keinen so hohen als Sicherheit und Ordnung.

GISMUND.

Ob wir einander auch wohl recht verstehen?

OTTOBERT.

Ich zweifle selbst.

GISMUND.

Es wäre um eine Erklärung zu thun. Ihrer Meinung nach ist die monarchische Verfassung die beste?

OTTOBERT.

Für den wesentlichsten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, Sicherheit und Ordnung. Und nach Ihrer Meinung —

GISMUND.

— ist die demokratische die beste unter allen, wenn anders Freyheit und Gleichheit zum Glücke der Menschen wesentlich sind.

OTTOBERT.

Wenn nun gerade jetzt, da wir von diesen Dingen sprechen, jemand käme, der sich anheischig machen wollte, Ihnen zu beweisen, oder (was noch ärger ist) Sie zu überweisen, daſs die demokratische Regierungsform mit dem letzten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft in geradem Widerspruch steht; daſs sie ferner, weit entfernt, die einzige zu seyn, worin ein Volk von einiger Gröſse und Kultur zum Genuſs der Freyheit und Gleichheit, der Ihnen so sehr am Herzen liegt, gelangen kann, vielmehr diejenige ist, worin die wenigste Freyheit und Gleichheit Statt findet; daſs sie also, anstatt die vollkommenste Staatsverfassung zu seyn, die schlechteste und verwerflichste von allen, und die Idee eines groſsen demokratischen Reichs, als Resultat einer politischen Theorie betrachtet, eines der hohlsten Hirngespenster ist, die der Miſsbrauch der Vernunft jemahls ausgedacht hat: — was würden Sie dazu sagen?

GISMUND.

— Ich? Ich würde sagen, daſs er — mich eben so leicht überzeugen könnte, daſs der Schnee schwarz, die Sonne ein Ziegelofen, und der Mond eine papierne Laterne sey.

OTTOBERT.

Nehmen Sie Sich in Acht! Er könnte Sie beym Worte nehmen. Er ist Ihnen näher als Sie denken. Denn, um Sie nicht länger aufzuziehen, der Mann, der sich dessen, wenn Sie wollen, unterfangen wird, — bin ich selbst.

GISMUND.

Sie? — Nun gut! So bin ich es jetzt, der Sie beym Worte nimmt. — Und was soll es gelten, wenn Sie mich nicht überzeugen? Was wollen Sie verloren haben?

OTTOBERT.

Sie werden mir erlauben vorauszusetzen, daſs Sie weder ein Schwärmer,

Den alle Niesewurz von drey Anticyren
Nicht heilen könnte —

noch ein *Familiare* des groſsen Triumvirats sind, dessen sich täglich mehr enthüllender Plan nichts geringeres zu seyn scheint, als nach und nach, von Volk zu Volk, in möglichst kürzester Zeit, den ganzen Erdboden zu demokratisieren. Wären Sie das erste, so würden vernünftige Gründe wenig über Sie vermögen; wären Sie das andere, so könnten Sie in Ihrer innersten Seele überzeugt seyn, daſs ich Recht habe, und würden Sich dennoch keinen Augenblick bedenken, so zu reden und zu handeln als ob ich Unrecht hätte. Aber, diese beiden hier nicht zu besorgenden Falle ausgenommen, unterwerfe ich mich, wofern ich Sie nicht überweise, jeder Bedingung, die Sie mir auferlegen wollen.

GISMUND.

Z. B. auf der Stelle Demokrat zu werden?

OTTOBERT.

Zu werden? Das ist viel begehrt! Wenn Sie noch sagten, „es zu scheinen," es wäre noch immer hart genug. — Aber, wenn ich Weib und Kinder durch kein ander Mittel vom Schicksal des Ugolino retten könnte, als durch eine solche Heucheley, so müſst' ich ja wohl wider Willen mit den Wölfen heulen. Denn so weit hab' ich es in der Tugend nicht gebracht, daſs ich der Wahrheit ein solches Opfer zu bringen vermögend wäre.

GISMUND.

Ohne Zweifel würden auch die allgewaltigen Koryfäen der groſsen Nazion, auf dem Gipfel, von deſsen Spitze herab sie der Welt Geſetze geben, zu groſsmüthig seyn, Ihre Tugend auf eine solche Probe zu setzen. Hoffentlich kämen Sie mit der Deportazion nach Cayenne davon.

OTTOBERT.

Wenn Sie, etwa in der Meinung meine Strafe dadurch zu schärfen, mich zu Barthelemy und Pichegru in Eine Hütte sperrten, so wollte ich Ihrer Groſsmuth wirklich noch eine schöne Lobrede halten. — Aber unser Geschäft ist ernsthaft, und wir müssen uns in einen andern Ton stimmen, wenn Sie wirklich Lust haben, das gefährliche Abenteuer zu wagen.

GISMUND.

Das beste ist, daſs ich weder ein Neufränkischer, noch Batavischer, noch Cisalpinischer, noch Helvetischer Republikaner bin, und also nichts weiter dabey wage, als entweder in meinem Glauben bestärkt, oder von einem Wahn geheilt zu werden, der, wofern er als solcher befunden werden sollte, gewiſs keiner der unbedeutenden wäre.

OTTOBERT.

Das Einzige, was ich mir vorläufig ausbedingen müſste, wenn es sich nicht unter

Männern wie wir von selbst verstände, ist, daſs wir uns beide des gemeinen Disputantenrechts begeben, unsern Schulsack gegen einander auszuleeren, und einander mit luftigen Abstrakzionen, idealischen Meteoren und gehörnten Syllogismen auf den Leib zu rücken. Wir gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die von jeher bey allen gesunden Menschen gegolten haben, stützen uns auf Thatsachen, die kein Vernünftiger läugnen kann, und erschrecken vor keinem Resultat, das uns auf diesem Weg' entgegen kommt.

GISMUND.

Nehmen Sie kühnlich an, daſs wir über diese Präliminarien einverstanden sind.

OTTOBERT.

Darf ich, ehe wir vorwärts gehen, fragen, ob Sie die Nachrichten von Neuseeland kennen, die wir den Entdeckungsreisen des berühmten Kapitän Cook zu danken haben?

GISMUND.

Ich kenne sie aus der Hawkesworthischen Sammlung und Forsters Beschreibung seiner Reise um die Welt.

OTTOBERT.

Sie wissen also, daſs die Einwohner dieser groſsen Südseeinsel sich noch auf einer so niedern Stufe der Kultur befinden, daſs wir ihren Zustand, ohne Gefahr zu irren, für den rohen Naturstand des Menschen annehmen können. Gewiſs ist wenigstens, daſs sie zwar in einer Art von kleinern oder gröſsern Horden leben, aber das Bedürfniſs in eine bürgerliche Gesellschaft zusammen zu treten, noch so wenig fühlen, daſs sie nicht einmahl einen Begriff von ihr zu haben scheinen.

GISMUND.

Ich ahne den Gebrauch, den Sie von diesen Wilden machen wollen. Wir würden vielleicht in dem nordwestlichen und südlichen Theil jener Hälfte der Erdkugel noch andere Halbmenschen finden, die uns eben dieselben Dienste thun könnten; aber, wenn Sie wollen, mag es bey den Neuseeländern bleiben.

OTTOBERT.

Ich wählte sie bloſs darum zu Repräsentanten des rohen Naturstandes, weil mich dünkt, daſs sie nur wenig Schritte zu thun hätten, um zur bürgerlichen Verfassung zu gelangen, welche (wie Sie mit mir überzeugt sind) der eigentliche wahre Naturstand des Menschen ist.

GISMUND.

Unstreitig. Aber zur Sache, wenn ich bitten darf.

OTTOBERT.

Wenn sich nun unsere Neuseeländer einmahl einfallen lieſsen, die wenigen Schritte, die sie noch zu thun haben, um zu den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft zu gelangen, wirklich zu thun, wie müſsten sie es anfangen?

GISMUND.

Das ist bald gesagt. Das ganze Volk, falls es zu zahlreich ist um sich auf einem einzigen Platze zu versammeln, erwählt vor allen Dingen eine Anzahl Repräsentanten, und bekleidet sie mit der Vollmacht, in seinem Nahmen eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Konstituzion zu entwerfen, um sie dem ganzen Volke, als dem einzigen rechtmäſsigen Suverän des neuen Staats, zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.

OTTOBERT.

Wozu wäre denn eine solche Konstituzion nöthig?

GISMUND.

Welche Frage! Wie könnten die neuen Verhältnisse, die durch Einführung der Agrikultur und des Landeigenthums unter ihnen entstehen würden, ohne positive Gesetze Statt finden? Und sollten etwa die vielen gemeinsamen Geschäfte, die eine Verbindung dieser Art nothwendig macht, sich von selbst abthun? Wenn unsre neuen Bürger Gesetze haben sollen, müssen sie doch wohl eine gesetzgebende Gewalt, wenn die Gesetze angewandt werden sollen, eine richterliche, und wenn beide gegen einheimische und auswärtige Kollisionen, Anmaſsungen und Eingriffe geschützt, und die Geschäfte der Republik besorgt werden sollen, eine vollziehende Gewalt haben, und die Rechte, Pflichten und Grenzen dieser Gewalten müssen genau bestimmt und geschickt in einander gefügt seyn.

OTTOBERT.

Da hätten unsere Neuseeländer ein hübsches Stück Arbeit vor sich.

GISMUND.

Warum nehmen Sie aber auch eine noch so rohe und von der vollkommensten Art der Civilisierung noch so weit entfernte Nazion dazu?

OTTOBERT.

Der bloſsen Bequemlichkeit wegen.

GISMUND.

Wie viele Stufen der Kultur hat sie noch erst zu ersteigen, bis es nöthig oder der Mühe werth ist, ihr eine so künstlich organisierte Verfassung zu geben!

OTTOBERT.

Eine so künstliche Verfassung? Ich dächte, Ihren Grundsätzen nach, gäbe es keine einfachere, der Natur nähere und gemäſsere, als die, worin das Volk der Suverän, und Freyheit und Gleichheit die Grundlage des allgemeinen Zustandes desselben ist?

GISMUND.

Das ist sie auch bey einem noch kleinen, armen, unwissenden, auf die bloſsen unentbehrlichen Bedürfnisse des thierischen Lebens eingeschränkten Volke. Aber kein Volk, das in der Kultur bereits einige Fortschritte gethan und Raum sich auszubreiten hat, wird lange innerhalb so enger Grenzen stehen bleiben. Es wird nach und nach zu einer groſsen Menge anwachsen, durch Betriebsamkeit und Kunstfleiſs sich ausbilden, bereichern, verfeinern, kurz, in einen Zustand übergehen, wo ihm eine künstlicher organisierte Konstituzion nöthig ist.

ZEHNTER GESANG.

1.

In Hoffnung, der weise **Merlin**, der unsern Helden schützt,
Werd' in der dringenden Noth, worin wir im neunten Gesange
Ihn lieſsen, das Beste thun, kehren wir itzt
Zu **Dindonetten** zurück, die noch in der Höhle sitzt,
Nicht wenig erstaunt, warum ihr Ritter so lange
Bey seinem Geschäfte verweilt. Noch immer donnert und blitzt
Der Wolkenthürmer Zevs, und ach! so unbeschützt
Zur Stunde, worin die Geister auf Abenteuer gehen,
Im ödesten Walde verlassen sich zu sehen,
So etwas war ihr noch nie in ihrem Leben geschehen.

OTTOBERT.

Das ist keine Frage. Der Fehler lag also, mit Ihrer Erlaubniſs, darin, daſs Sie unsre rohen Neuseeländer, die weder schreiben noch lesen, noch räsonieren können, zusammen treten lieſsen, um sich eine Konstituzion zu geben. Denn ich setze tausend gegen eins, daſs sie das nicht thun würden. Sie kämen zusammen, wählten den stattlichsten und tapfersten Mann aus ihrem Mittel, ohne an eine Kapitulazion mit ihm zu denken, zum König, gäben ihm die erfahrensten und verständigsten unter den Alten als Räthe und Richter über die vorfallenden Streitigkeiten zu, und das Volk behielte sich das Recht vor, in allen die ganze Gemeinheit betreffenden Sachen die entscheidende Stimme zu haben. Das ginge so eine Zeit lang fort, bis die Könige, denen es weder an Versuchungen noch an Mitteln, ihre willkührliche Gewalt zu miſsbrauchen, fehlen könnte, es endlich so arg machten, daſs das Volk sich empörte, das Königthum abschaffte, und, weil es nun einmahl gewohnt wäre, von Leuten aus gewissen um den Staat verdienten Familien regiert zu werden, diesen die Führung der öffentlichen Geschäfte überlieſse. Die neue Aristokratie ginge nun wieder eine Zeit lang wie sie gehen könnte, bis sie sich aus ähnlicher Veranlassung wie oben, je nachdem die Umstände es mit sich brächten, aber immer mehr auf eine tumultuarische Art als mit kaltblütiger Besonnenheit, bald in eine mehr oder weniger mit Aristokratie vermischte Demokratie, bald in usurpierte oder aufgetragene Herrschaft eines Einzigen, endlich in eine regelmäſsige Monarchie verwandelte, und, wenn auch diese zuletzt, aus welcher Ursache und Veranlassung es sey, zusammen stürzte, sich wieder in die Anarchie der ursprünglichen Freyheit und Gleichheit zurück geworfen fände. Alle diese Abhäutungen und Umwandlungen wollen wir also unsere Neuseeländer auf einmahl überspringen lassen, und sie, in dem eben besagten Zustande von Anarchie, jedoch auf der Stufe von Kultur nehmen, welche, wie Sie sagten, zu einer künstlich organisierten repräsentativen Demokratie vorausgesetzt werden muſs. Aber meine vorige Frage kommt auch hier wieder. Was wäre denn die eigentliche Ursache, warum eine solche Organisazion unentbehrlich wäre? Sie erwähnten vorhin neue Verhältnisse. Worin könnten diese unter freyen und gleichen Menschen bestehen?

GISMUND.

Schon die bloſse Ungleichheit des Vermögens, die, unter jeder Verfassung, eine natürliche Folge der fortschreitenden Kultur und vieler zufälliger Ursachen ist, muſs endlich Verhältnisse und Miſsverhältnisse hervorbringen, die denjenigen, für welche sie drückend sind, desto unleidlicher vorkommen müssen, je häufiger sie in einer populären Verfassung daran erinnert werden, daſs Freyheit und Gleichheit unverlierbare Menschenrechte sind. Aber so ist nun einmahl die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge. In einem policierten Staate kann, vermöge der Natur der Sache, nur der kleinste Theil des Volks sich in einem groſsen Wohlstande befinden, und zu einem vorzüglichen Grade von Einfluſs und Ansehen gelangen. Aber die Gesetze der Demokratie leisten doch allen übrigen die Gewähr für so viel Gleichheit und Freyheit, als vermöge der menschlichen Natur und der Natur eines Staats überhaupt nur immer denkbar ist.

OTTOBERT.

Freylich, die Natur! die Natur! die böse menschliche Natur, und ihre widerspenstigen Bedürfnisse, Leidenschaften, Unarten und Laster werden den guten Gesetzen, wiewohl sie (wie Sofokles sagt) des Himmels leibliche Töchter sind, immer groſse Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen setzen! Und die bloſs moralischen Mittel, dem Übel abzuhelfen oder wenigstens Einhalt zu thun, wollen leider! immer nicht zureichen! — Aber, da hier gerade der Knoten sitzt, so werden Sie mir erlauben, ein wenig genauer nachzufragen, was es mit der besagten Gewährleistung der Gesetze für eine Bewandtniſs hat. Das Volk ist doch der wahre und einzige Suverän im Staate, nicht so?

GISMUND.

Allerdings.

OTTOBERT.

Und giebt sich selbst Gesetze?

GISMUND.

Durch seine Repräsentanten.

OTTOBERT.

Und wählt seine Repräsentanten selbst?

GISMUND.

Es ernennet wenigstens die Wähler derselben aus seinem Mittel.

OTTOBERT.

Und die Repräsentanten erhalten ihre Vollmachten vom Volke?

GISMUND.

Wenigstens die allgemeinen, kein Gesetz zu geben, das nicht dem höchsten über alle, der Wohlfahrt des Volks, gemäſs sey.

OTTOBERT.

Und sind für die Art und Weise, wie sie ein so wichtiges Amt geführt haben, ihrem Suverän, dem Volke, verantwortlich?

GISMUND.

Eigentlich nicht. Wie sollte das möglich seyn? Bedenken Sie selbst, wer würde mit der Last einer solchen Verantwortlichkeit Gesetzgeber seyn wollen?

OTTOBERT.

Also, um Sie nicht mit längern Fragen zu ermüden, das Volk giebt sich, theils mittelbar theils unmittelbar, seine Gesetze und alle seine obrigkeitlichen Personen selbst, und darin besteht die Gewähr für seine Rechte?

GISMUND.

Wie meinen Sie das?

OTTOBERT.

Das Volk hat keinen Gewährsmann seiner Suveränität, Freyheit und Gleichheit, als das Gesetz und die Geber, Handhaber und Vollzieher desselben. Oder kennen Sie noch einen anderen?

GISMUND nachdenkend und etwas verlegen.

Ich weiſs keinen.

OTTOBERT.

Es müſste nur die heilige Insurrekzion seyn; ein Vorrecht, dessen Ausübung so schwer zu bestimmen und von so miſsbeliebigen Folgen ist, daſs die Bürger, in deren Händen die höchste vollziehende Gewalt liegt, nicht zu verdenken wären, wenn sie alles in der Welt versuchten, um ihrem launischen Suverän den Gebrauch eines so gefährlichen Vorrechts unmöglich zu machen.

GISMUND.

Wenn Direktoren, Gesetzgeber und Richter ihre Schuldigkeit thun, so bedarf es dessen nicht, und die Gesetze sind hinlänglich, jedem sein Recht zu verschaffen.

OTTOBERT.

Sie wissen aber, lieber Gismund, wie es leider! mit der menschlichen Natur beschaffen ist, und in welchem ewigen Kriege das Privatinteresse, der Durst nach Gewalt und Gold, der Ehrgeitz, der Neid, die Rachsucht, die Eitelkeit, Trägheit und Wollust, kurz, alle Leidenschaften und Unarten des menschlichen Herzens mit unsern Pflichten zu Felde liegen. Nun haben aber alle unsre Gesetzmacher, Direktoren, Minister, Kommissäre, Departements- und Municipalitätsverwalter, und Magistratspersonen aller Gattung, den groſsen Fehler, daſs sie Menschen sind. Sie werden also ihre Schuldigkeit *nicht* thun —

GISMUND.

Dafür werden Sie doch die Demokratie nicht verantwortlich machen wollen, Ottobert?

OTTOBERT.

Nicht *dafür*, sondern daſs sie alle diese Menschen *so behandelt*, als ob sie *mehr* als Menschen wären; daſs sie ein Vertrauen in sie setzt, dessen nur die wenigsten würdig sind; eine Macht in ihre Hände legt, deren sie sich, so oft es ihnen beliebt, zur Entkräftung oder Ausweichung des Gesetzes, und zum Vortheil ihrer Privatabsichten und Leidenschaften, so willkührlich als möglich bedienen werden.

GISMUND.

Giebt es denn unter so vielen nicht auch weise und tugendhafte Männer? und wo könnten wir sie zu finden hoffen, wenn sie nicht in einer frey und gleich konstituierten Republik zu finden wären?

OTTOBERT.

Nur machen sie allenthalben eine gar winzige Minorität aus, und euere groſse Demokratie braucht eine so ungeheure Menge Staatsdiener! — Gesetzt aber, es wären der verständigen, tauglichen und guten Menschen gerade so viel, als zu Besetzung aller, oder doch der wichtigern Staatsbedienungen vonnöthen wären: werden die Wähler sichs auch immer Ernst seyn lassen sie zu suchen? Werden sie auch das bescheidene wahre Verdienst vom Scheinverdienst, das oft weit besser in die Augen fällt, und den rechtschaffnen Mann, der sich eher verbirgt als anbietet, von dem zudringlichen verschmitzten Heuchler, der alle Rollen mit Gewandtheit und Anstand zu spielen gelernt hat, immer zu unterscheiden wissen? — Haben Sie wohl, lieber Gismund, jemahls genauer erwogen, was es auf sich hat, dem Volk die Wahl seiner Gesetzgeber und Regenten zu überlassen? Der weise Mann wird nicht leicht von einem andern erkannt als von einem weisen, der redliche von einem andern als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und sittlichen Eigenschaften andrer Menschen, zumahl solcher die durch Glücksumstände, Erziehung und andere Verhältnisse zu einer ihm fremden Klasse gehören, richtig sollte urtheilen können, müſste es dazu nicht nur einen Maſsstab haben, den es weder hat noch haben kann; es müſste auch von Vorurtheilen, Leidenschaften, persönlichem Interesse und fremdem Einfluſs frey seyn. Können Sie aber glauben, daſs die eigentlichen Gewalthaber in der Republik, die Männer, die über den Nazionalschatz und die Armeen schalten, und einen groſsen und wichtigen Theil der öffentlichen und einträglichsten Bedienungen nach Willkühr zu vergeben haben, es jemahls bey den Volkswahlen darauf ankommen lassen werden, was für Männer das Volk zu seinen Repräsentanten und obrigkeitlichen Personen ernennen möchte? Rechnen Sie darauf, daſs diese Herren ihr eigenes Interesse zu gut verstehen, um nicht alle dienlichen (erlaubten und unerlaubten) Maſsregeln zu nehmen, daſs wenigstens die Mehrheit der Erwählten aus Männern nach ihrem Herzen bestehe. Oder, wofern es auch, wie in Frankreich bey der Wahl des neuen Drittels der gesetzgebenden

Räthe von 1797, anders ausgefallen wäre, so werden sie bald genug Vorwände zu einem achtzehnten Fruktidor finden, und dann für die Zukunft sich besser vorzusehen wissen. — Die Republikaner breiten sich so gern über den alten Gemeinplatz, wie schädlich dem Staat schwache Fürsten sind, aus. Ich kenne keinen schwächern und untauglichern Suverän, keinen der mit weniger Kenntniſs der Sachen urtheilt und mit weniger Besonnenheit handelt, keinen der mehr in den Händen seiner Diener ist, und durch Schmeicheley und verstellte Wärme für sein Interesse leichter gewonnen, durch Furcht oder Hoffnung leichter an der Nase geführt werden kann, als das Volk. — Aber wie könnte auch ein demokratisches Volk sich selbst lange verbergen, daſs die lächerliche Titularsuveränität, womit man seiner unter verstellten Kniebeugungen spottet, eine bloſse Schaukel ist, vermittelst deren Leute, die in einer andern Ordnung der Dinge nicht einmahl bemerkt worden wären, sich zu den höchsten Stellen empor schwingen, und daſs es sich in seinen Repräsentanten und den Depositarien seiner höchsten Gewalt Oberherren gegeben hat, von deren Meinungen, Willkühr und persönlichem Interesse sein ganzes Schicksal abhängt? Wie blind das Volk auch

2.

Indessen, da kein Ritter kommen will,
Kein Geist sich sehen läſst, und alles wieder still
Im Himmel wird, beginnt sie sich zu fassen,
Und denkt: Er fiel wie aus dem Mond herab,
Just da ich mich dem Faun auf Gnad' und Ungnad' ergab;
Wer hätte von Karamellen sich damahls träumen lassen?
Der Zufall kann mir ja wohl noch einmahl günstig seyn
Und einen andern in diesen Wald verschlagen;
Auf Regen folgt gewöhnlich Sonnenschein,
Und morgen ist auch ein Tag, pflegt meine Amme zu sagen.

3.

Was auch die filosofische Zunft
Entgegen haben mag (die, wie bekannt, den Ammen
Nie günstig war) ich nenne dieſs Vernunft!
Mit allen seinen Epigrammen
Ad Marciam sagt Seneka nicht mehr. 1)
Sehr weislich rafft demnach mein Fräulein sich zusammen,
Legt ihre schöne Last, von Schlummerdünsten schwer,

gewöhnlich zu seyn pflegt, wo ihm gesunde Augen am nöthigsten wären, so einfältig ist es nicht, sich durch die lächerliche Affektazion des Bürgertitels täuschen zu lassen, und nicht zu sehen, was die Herren Bürger unter dieser durchsichtigen Hülle zu verbergen glauben. Wenn Ihr demokratisches Volk sich auch in allem andern irrte, darin allein wird es bald ins klare kommen; denn die Thatsachen, die ihm die Augen öffnen müssen, werden bald genug handgreiflich seyn. Oder wie lange wird es wohl von dem Tage an, da drey oder fünf Obergewalthaber (gleich viel unter welcher Benennung) den ersten Zug aus dem Zauberbecher der Hoheit und Gewalt gethan haben, wie lange, meinen Sie, wird es währen, bis sie entschlossen sind, ihn, wo möglich, nie wieder aus den Händen zu geben? Und, wofern ihnen hierin ein Ziel gesetzt ist, werden sie, die so viele Mittel dazu in den Händen haben, sich nicht in Zeiten im gesetzgebenden Senat, unter den Armeen, unter dem Volk, unter allen, die sie durch Interesse oder Hoffnung an sich zu fesseln wissen, einen so starken Anhang machen, daſs sie entweder (unter dem gewöhnlichen Vorwand) eine Abänderung des Gesetzes zu ihrem Vortheil bewirken können, oder, wenn sie auch von ihrem

Posten abtreten müssen, noch immer im Besitz eines Ansehens und Einflusses bleiben, der sie ihren Nachfolgern furchtbar machen wird?

GISMUND.

Vergessen Sie nicht, Freund Ottobert, daſs die Gewalten in der repräsentativen Demokratie so genau von einander geschieden, und durch eine lange Stufenfolge von Subordinazion so gut gegen einander abgewogen sind, daſs es unmöglich ist, die Rechte des Volks — die unter der Herrschaft eines Einzigen keine andere Sicherheit haben als den Karakter und guten Willen dieses Einzigen — mit gröſsrer Behutsamkeit und Weisheit sicher zu stellen.

OTTOBERT.

Und ich bitte Sie dagegen, nicht zu vergessen, daſs, da die Gesetze zum Besten des Volks, und vornehmlich zu seiner Sicherheit gegen jene lange Hierarchie von hohen und niedern Staatsbeamten, da sind, das persönliche Interesse dieser letztern nothwendig erfordern muſs, die Porzion von Gewalt, die jeder in den Händen hat, auf alle mögliche Weise in ihren eignen Nutzen zu verwenden, und, indem sie das Gesetz gegen alle, die ihnen nichts zu dieser Absicht helfen können oder wollen, mit Strenge geltend machen, sich selbst und ihre Freunde so viel und oft davon zu dispensieren, als nur immer möglich ist. Weil dieſs aber nur alsdann mit Sicherheit geschehen kann, wenn sie sich zu Werkzeugen ihrer Obern und der herrschenden Fakzion gebrauchen lassen: so wird das letzte Resultat hiervon seyn, daſs das vorgebliche Gleichgewicht, worin die Gewalten einander halten, nichts als ein täuschendes Blendwerk ist; daſs, anstatt einander einzuschränken, vielmehr eine Art von stillschweigender Zusammenverschwörung zwischen ihnen Statt findet, und daſs am Ende die oberste Gewalt, welche alle Zügel und Stränge in den Händen hält und nach Belieben anziehen oder nachlassen kann, kein andres Gesetz befolgt als ihren Willen, so wie sie keinen festern Willen hat, als in jedem Kollisionsfall ihrem persönlichen Interesse alles aufzuopfern. Sollten Sie, mein Freund, etwa noch zweifeln können, daſs dieſs der natürliche Gang der Sachen in der repräsentativen Demokratie sey, so erinnern Sie Sich an alles, was seit zwey Jahren, besonders seit dem 18. Fruktidor, in Frankreich vorgegangen ist, und Sie werden eine Übereinstimmung zwischen meiner Theorie und der republikanischen Praxis finden, die, wie mich däucht, für die zuverläſsigste Probe gelten kann, daſs ich recht gerechnet habe.

GISMUND etwas miſsmüthig.

In einem so düstern Lichte hab' ich die Sachen freylich nie gesehen.

OTTOBERT.

Wenn der Anblick nicht sehr fröhlich ist, so kann das Licht nichts dafür. Ich habe die Sache in das helle Sonnenlicht gestellt.

GISMUND.

Aber was kann die demokratische Verfassung für den Miſsbrauch, den verkehrte Menschen von ihr machen? Oder geht es in der monarchischen etwa anders her?

OTTOBERT.

Sehen Sie nicht, wie viel ich schon über Sie gewonnen habe, wenn es in der demokratischen nicht um sehr viel besser geht? — Aber lassen wir jetzt die Monarchie an ihrem Ort, um nicht zu weit aus unserm Wege zu kommen. Ich sage also, die demokratische Verfassung kann sehr viel für den Miſsbrauch, der von ihr gemacht wird. Denn darin liegt eben ihr wesentlichster Fehler, daſs sie nicht auf die wirkliche Beschaffenheit der Menschen, und auf das was diese in der bürgerlichen Gesellschaft suchen und von ihr erwarten, berechnet ist. Oder, noch richtiger zu reden, der gröſste und gröbste Miſsbrauch, der von der demokratischen Form gemacht werden kann, ist, wenn man einen einer andern Form gewohnten Staat, zumahl ein groſses Reich, mit Gewalt in sie hinein zwängt. Als Übergang aus dem rohen Naturstand, als eine der untersten Stufen der Civilisierung, mag sie eine Zeit lang gelten, und dann einer den Fortschritten in der Kultur angemeſsnern Einrichtung Platz machen. Eine gute Art von einem Hirtenvolke von wenigen Tausenden, ein Völkchen, das, von der übrigen Welt abgeschieden, in unzugangbaren Bergen lebt, und sich von der ursprünglichen Einfalt der Natur nur wenig entfernt, könnte sich Jahrtausende lang ganz gut mit ihr behelfen. Aber in einem groſsen Reiche, das mehrere Jahrhunderte lang einen hohen Rang unter den ersten Mächten des Erdbodens behauptet hat, eine repräsentative Volksregierung an die Stelle der Monarchie zu setzen, würde, sogar in dem unmöglichen Falle, daſs die Umgestaltung ohne die geringste Erschütterung, während eines magischen Schlafs der ganzen Nazion, hätte bewerkstelligt werden können, ein thörichtes und frevelhaftes Unternehmen gewesen seyn: thöricht, wenn die Leute nicht wuſsten was sie thaten; frevelhaft, wenn sie es wuſsten. Denn es ist nun einmahl Natur der Sache, daſs dieſs Unternehmen sich über lang oder kurz entweder in einer ungeheuren Anarchie, oder in einer militärischen Despotie hinter einer republikanischen Maske, endigen muſs: in jener, sobald das Volk sich seiner ihm vorgespiegelten Suveränität in Ernst bedienen, die Oberaufsicht über seine Diener selbst führen, und, wenn sie die ihnen anvertraute Gewalt überschreiten, sich selbst Recht gegen sie schaffen will; in dieser, wenn es, im Vertrauen auf die Konstituzion, seinen Repräsentanten und Staatsdienern eine so ungemeſsne Macht überläſst, daſs die Versuchung und die Leichtigkeit sie zu miſsbrauchen zu groſs ist, als daſs ehrgeitzige und habsüchtige Menschen der Gelegenheit widerstehen sollten. Je feiner in diesem letzten Falle das Gewebe des Gesetzes ist, wodurch man ihnen die Hände gebunden zu haben glaubt, je leichter werden sie sich, so oft es ihre Absichten erfordern, davon los zu wickeln wissen; je künstlicher die Maschine ist, die den Staat im Gang erhalten soll, je eher wird man Mittel finden, sie zu vereinfachen, und an die Stelle eines verwickelten, schwer gehenden, alle Augenblicke stockenden Druckwerks, das rasche und mächtige Triebrad der willkührlichen Gewalt zu setzen. — Und was hätten nun unsre Neuseeländer, die, nach unsrer Voraussetzung, aus ihrem rohen Naturstande, wo sie sich im wirklichen Besitz der unbeschränktesten Freyheit und vollkommensten Gleichheit befanden, heraus gegangen, und nach Jahrhunderten von Kultur endlich so weit gekommen wären, für eines der policiertesten, ausgebildetsten und aufgeklärtesten Völker der Erde zu gelten, und in allem, was zur Verfeinerung des Geschmacks, der Sitten und der Lebensweise gehört, die Gesetzgeber aller übrigen zu seyn, — was hätten sie damit gewonnen, sich mit plötzlicher Begebung aller Vortheile der Policierung, die sie in so langer Zeit errungen hätten, auf einmahl wieder in den nehmlichen Stand der Freyheit und Gleichheit zurück schleudern zu lassen, aus welchem sie, um sich besser zu befinden, vor ein paar tausend Jahren heraus getreten wären?

GISMUND.

Sehr wenig, wenn dieſs wirklich der Fall wäre. Aber wie können Sie nur einen Augenblick vergessen, welch ein unendlicher Unterschied zwischen einem solchen Rückfall in den Neuseeländischen Naturstand, und zwischen dem Unternehmen ist, einer sehr gebildeten Nazion, mit der Befreyung von einer unwürdigen und nicht länger erträglichen Unterdrückung, den Genuſs aller Vortheile ihrer Lage, ihrer Kultur und ihres Kunstfleiſses mit dem freyen Gebrauch aller ihrer Kräfte zu ihrer möglichsten Vervollkommnung, durch eine auf die ersten und wesentlichsten Menschheitsrechte gegründete Konstituzion auf ewig zu versichern?

OTTOBERT.

Sie haben wohl gethan, sich des Wortes Unternehmen zu bedienen. Ob nicht, indem man einen so groſsen Zweck durch ein so widersinniges Mittel bewirken wollte, etwas unternommen wurde, das aus dem ganz einfältigen Grunde, weil es unmöglich ist, nie zu Stande kommen wird, — das war eben die Frage, die ich durch alles bisher gesagte beantwortet zu haben glaubte. Die Freyheit und Gleichheit des rohen Naturstandes mit den Vortheilen der Policierung und Kultur zu vereinigen, ist eine Aufgabe, deren Bestandtheile und Bedingungen einander offenbar vernichten.

GISMUND.

Nach Ihrer Theorie müſsten wir unsern wesentlichsten Menschenrechten entsagen, um der zweydeutigen Vortheile der Kultur habhaft zu werden. Wahrlich, eines solchen Opfers sind diese nicht werth! Lieber mit Hans Jakob Rousseau auf allen Vieren in die Wälder zurück!

OTTOBERT.

Wer fordert denn aber ein solches Opfer, als — eben der demokratische Despotism, der einen verworrnen, unbestimmten, vieldeutigen Begriff von Freyheit und Gleichheit, und ein ganzes Wörterbuch voll neuer, hoch tönender, halb Griechischer und von niemand, auſser ihm selbst, recht verstandner Wörter zu eben so vielen mit Vulkanischer Kunst geschmiedeten Fesseln zu machen weiſs, womit er euch an Händen und Füſsen verstrickt, und zu allem zwingt was ihm beliebt? Wer fordert dieſs Opfer, als der demokratische Despotism, der die Gesetze selbst, die euch euere Freyheit gewähren sollen, in Werkzeuge der unleidlichsten Unterdrückung verwandelt, und unter dem Vorwand, „daſs die Rettung der Republik das höchste Gesetz sey," so oft es sein persönliches Interesse erfordert, alle Schranken durchbricht, hinter welchen ihr euere Personen und euer Eigenthum in Sicherheit gebracht zu haben glaubtet; und dem es an diesem Vorwande, vor welchem alle Gesetze schweigen müssen, nie fehlen kann, da es bloſs von ihm abhängt, das Heil der Republik so oft und so lange es ihm beliebt in Gefahr zu setzen? — Die bürgerliche Gesellschaft verlangt von dem rohen Naturmenschen, der sich in ihren Schutz begeben will, nichts, als was vermöge der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Gesellschaft ist. „Du willst, spricht sie zu ihm, deiner Person, deiner Familie, dem Eigenthum, das du bereits besitzest oder durch den Gebrauch deiner Kräfte zu erwerben gedenkst, eine Sicherheit verschaffen, die dir dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verspreche sie dir. Ich gewähre dir Schutz gegen jede Beleidigung: aber du begreifst, daſs ich auch vor dir, vor den Aufwallungen deiner Leidenschaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von dir zu besorgen haben könnte, sicher seyn will. Du entsagst also deinem natürlichen Recht an Unabhängigkeit, aber nur so weit es zu diesem Zweck unumgänglich nöthig ist; du hörst auf, dein eigner unumschränkter Herr, Gesetzgeber und Richter zu seyn, und unterwirfst dich allen Gesetzen, die ich zu Bewirkung der allgemeinen Sicherheit gegeben habe, weil sie allein dir für deine Sicherheit Gewähr leisten. Du wünschest

Auf einen Kanapee von Moos und dürren Blättern,
Den längst ein Sturm für sie gepolstert, hin,
Und überläſst mit glücklich leichtem Sinn
Sich selbst dem Schlaf, und ihre Sorgen den Göttern.

4.

Und da sie noch im ersten Schlummer lag,
Zur Stunde, wenn Aurora Stirn und Wangen
Zu schminken pflegt auf einen Feiertag,
Kommt aus dem innersten Schlunde der Höhle was gegangen;
Ob ein Gespenst, Gnom, oder Nekromant,
Ist ungewiſs. Ihm hing ein langes Gewand
Von hagern Schultern herab; es trug ein Licht in der Hand,
Auch schien's als ob es gröſser mit jedem Schritte werde.
Das Fräulein wäre vor Angst in die Eingeweide der Erde
Gekrochen, hätte der Schlaf den Schreck nicht abgewandt.

5.

Doch, um je bälder je lieber euch aus dem Wunder zu helfen,
So wisset: es war kein nächtliches Dunstfantom,
Kein Dämon aus der Luft, kein unterirdischer Gnom,

aber auch an den Vortheilen und Genüssen Antheil zu haben, die uns Policierung und Kultur verschaffen. Dieſs ist unmöglich, wofern du dich nicht in eine dir ungewohnte Ordnung einschränken lässest, und dich allen den Gesetzen unterwirfst, ohne welche die mannigfaltigen Verhältnisse, in die du zu Erreichung jener Absicht verflochten werden wirst, alle Augenblicke zu Kollisionen Anlaſs geben würden, die deine eigne Sicherheit in Gefahr setzen und die öffentliche Ruhe stören würden. Laſs dich die neuen Wörter, „Gesetz, Pflicht, Einschränkung, — unterwerfen, gehorchen, sollen, müssen,“ an die dein Ohr sich nun gewöhnen muſs, nicht erschrecken. Sie bezeichnen lauter unnachläſsliche Bedingungen deiner Sicherheit, des freyen, aber der Gesellschaft unschädlichen Gebrauchs deiner Kräfte, und des Wohlstandes, der die Frucht desselben seyn wird. Du unterwirfst dich bloſs den Gesetzen der Vernunft; du gehorchst bloſs denen, die zu Handhabung dieser Gesetze bestimmt sind; du erfüllst keine Pflicht, die dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich ist, muſst nichts, als was du sollst, und sollst nichts, als was die Gesellschaft, deren Mitglied du wirst, rechtmäſsig an dich zu fordern hat. Noch bist du dein eigner Herr; es hängt von dir ab, ob du dich mit mir auf diese Bedingungen einlassen willst oder nicht: ist aber der Vertrag einmahl zwischen uns geschlossen, so steht er fest, und ich bin berechtigt, dich zu Erfüllung aller Bedingungen, die du eingegangen bist, zu zwingen, wiewohl du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannst.“

GISMUND.

Das alles, sollt' ich denken, spricht die demokratische Republik von Wort zu Wort zu jedem ihrer Mitglieder —

OTTOBERT.

Wie könnte sie anders? Das Übel ist nur, daſs sie auch sonst noch etwas spricht, das mit dieser Grundsprache aller bürgerlichen Gesellschaften in geradem Widerspruch steht, und daſs gerade dieser Widerspruch das ist, was sie zur Demokratie macht. Indem sie die Suveränität des Volks proklamiert, giebt sie dem Staat eine unsichre betrügliche Grundlage, und vergiſst absichtlich, daſs unabhängige Naturmenschen eben dazu in bürgerliche Gesellschaft treten, um ihrer bisherigen persönlichen Suveränität zu ihrem eignen Besten zu entsagen. Indem sie unbestimmte Freyheit und Gleichheit proklamiert, sie überall als Schild und Wahrzeichen aushängt, und zum ewigen Losungswort ihrer Bürger macht, erweckt sie in dem unverständigen groſsen Haufen Erwartungen, die sie weder zu erfüllen gedenkt, noch erfüllen könnte, wenn sie auch wollte. Ginge sie ehrlich und redlich zu Werke, so sagte sie den Leuten gerade heraus, wessen sie sich zu ihr zu versehen hätten. — Soll ich Ihnen sagen, Gismund, wie Ihre geliebte Demokratie in diesem Falle sprechen müſste?

GISMUND.

Lassen Sie hören.

OTTOBERT.

So stellen Sie Sich denn den Genius der Demokratie mit seinen gewöhnlichen Attributen vor, einen Eichenkranz um die Stirn, die Konstituzion in der einen Hand, und eine Pike, so groſs wie ein Lärchenbaum, mit dem Freyheitshut auf ihrer Spitze, in der andern, wie er auf dem höchsten Gipfel des zum Altar der Freyheit und Gleichheit geweihten Montblank stehend, den ringsum versammelten, mit gespitzten Ohren und gaffenden Mäulern aufhorchenden Völkern Europens zuruft: Ihr Völker Europens, höret meine Rede und nehmet den Sinn meiner Worte wohl zu Herzen! Eine neue Ordnung der Dinge ist im Werk, eine lange Reihe goldner Jahrhunderte rückt heran. Hand in Hand steigt die strenge Nemesis mit der heilbringenden Asträa vom Himmel herab, die Ketten der Völker zu zerbrechen, alle Gebrechen der Menschheit zu heilen, und allen ihren Beschwerden abzuhelfen. Alle selbstsüchtigen und menschenfeindlichen Leidenschaften, alle verderblichen Ausgeburten der falschen Staatskunst, alle schwarzen Erfindungen des fanatischen Aberglaubens, alle Gesetze, womit eine betrügerische und bestochene Rechtsgelehrsamkeit dem tyrannischen Miſsbrauch der Gewalt einen Anstrich von Recht und Gemeinnützigkeit zu geben suchte, mit allen andern Ungeheuern der Hölle, die seit Jahrtausenden den Erdboden verwüsten, und die wohlthätigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu Mitteln der Erniedrigung und Unterdrückung des Menschengeschlechts und zu Quellen seines bittersten Elends gemacht haben, werden in den Abgrund zurück stürzen. Allgemeines Wohlwollen wird ein unauflösliches Bruderband um alle Kinder der Erde schlingen, ewiger Friede die Völker aller Zonen zu einer einzigen Familie machen. Das lieblichste, schönste und erhabenste, was begeisterte Profeten und Dichter in herzerhebenden Gesängen von einer Zukunft, welche niemand zu sehen hoffte, geweissagt haben, wird vor euern Augen in Erfüllung gehen. Denn ich biete euch allen in dieser Hand Freyheit und Gleichheit an, die einzigen Mächte, die alle diese Wunderdinge, diese neue Schöpfung glücklicher Menschen und goldner Zeiten, diesen Himmel auf Erden, wirklich machen können. — Aber höret auch die unnachläſslichen einzigen Bedingungen, unter welchen euch diese Glückseligkeit angeboten wird. Von der Stunde an, da ihr von Freyheit und Gleichheit Besitz nehmet, erkennet ihr alle die Vernunft für euere oberste Regentin, und schwöret ihr für jeden Augenblick euers Lebens unbedingten Gehorsam und unverbrüchliche Treue. Von dieser Stunde an entsagt ihr jedem eigennützigen Triebe, der mit der allgemeinen Wohlfahrt streitet. Alle euere Leidenschaften und Wünsche schweigen vor dem heiligen Gesetze des gemeinen Besten, und ihr suchet euern höchsten Ruhm, euer höchstes Glück in der pünktlichsten Erfüllung aller euerer Pflichten. Ihr seyd alle frey und gleich, aber keinen Augenblick länger als ihr der Vernunft gehorcht. Sie, und die mit ihr gleich ewige Nothwendigkeit, sind nun euere einzigen Gebieterinnen, und der bloſse Gedanke, euch von ihrer Herrschaft los zu machen, würde Freyheit und Gleichheit in eine Quelle des bittersten Elends verwandeln. Da nichts ohne Form bestehen kann, so bringe ich euch diejenige, unter welcher diese Töchter des Himmels das Glück euers Lebens machen sollen, in dieser Konstituzion. Aber vergesset keinen Augenblick, daſs sie kein magischer Talisman ist; daſs die Bedingungen, unter welchen allein sie ein Gut für euch ist, immer in euern eignen Händen bleiben. Ihr zu Folge werdet ihr künftig euere Obrigkeiten selbst erwählen. Hütet euch in der Ausübung dieses groſsen, aber gefährlichen Vorrechts, unbedachtsam und nachlässig, oder unlauter und parteyisch zu verfahren. Jeder gebe seine Stimme, mit der gewissenhaftesten Redlichkeit gegen das Vaterland und sich selbst, dem Manne, den er unter allen seinen Mitbürgern für den tauglichsten und rechtschaffensten hält, ohne auch nur ein Wort mit andern deſswegen abgeredet zu haben, oder den geringsten Einfluſs von auſsen auf sich wirken zu lassen. — Diejenigen, die ihr durch diese freye Wahl bevollmächtigt habt, in der Versammlung der Gesetzgeber, in den Gerichtshöfen und im obersten Vollziehungsrath euern allgemeinen Willen, der niemahls etwas andres als der Ausspruch der Vernunft selbst seyn kann, auszusprechen, anzuwenden und zur Vollziehung zu bringen, betrachten sich von Stunde an als Menschen, die, mit den schwersten Pflichten belastet, dem Volke, dem sie angehören, der Nachwelt und der ganzen Menschheit von jedem ihrer Schritte Rechenschaft schuldig sind. Sie vergessen sich selbst, und kennen kein anderes Interesse als das allgemeine. Keine Leidenschaft trübt jemahls die Heiterkeit ihres Verstandes oder die reine Lauterkeit ihres Willens. Ehrgeitz, Eifersucht, Parteylichkeit, Ränke, Kabalen, Fakzionen sind etwas unerhörtes unter ihnen; sie würden das Licht der Sonne durch ihren Anblick zu beflecken und die Luft mit ihrem Athem zu verpesten glauben, wenn sie jemahls fähig wären, das Gesetz zu verdrehen, das Recht zu beugen, nach Gunst oder Ungunst zu sprechen, sich auf Unkosten ihrer Mitbürger zu bereichern, vom gemeinen Gut, das ihrer Verwaltung anvertraut ist, das geringste in ihren Privatnutzen zu verwenden, und überhaupt in ihrem öffentlichen Karakter leichtsinnig, launisch, leidenschaftlich und selbstsüchtig zu verfahren. Keiner, wie hoch sein Posten, wie groſs seine Gewalt und die durch seine Hände gehenden Summen des Nazionalschatzes waren, verläſst seine Stelle reicher als er sie angetreten; und derjenige, der mehrere Jahre lang mit der höchsten Würde in der Republik bekleidet war, setzt seinen gröſsten Ruhm darein, arm in seinen vorigen Privatstand zurück zu treten. Jeder, der vermöge seines Amtes um eine oder mehrere Stufen höher als andere steht, erkennt es für seine Pflicht, in Edelmuth, Mäſsigung, Nüchternheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit und jeder andern häuslichen, bürgerlichen und politischen Tugend den übrigen zum Beyspiel und Vorbild zu dienen, und erfüllt diese Pflicht mit desto gröſsrer Strenge, weil er weiſs, daſs der Staat nur so lange glücklich seyn und bestehen kann, als diese Tugenden den allgemeinen Volkskarakter ausmachen. Das Volk ehrt seine Vorsteher durch Vertrauen und Gehorsam, und beweiset ihnen beides, auch wenn es die Weisheit ihrer Maſsregeln und Verordnungen nicht sogleich einzusehen vermag. Die Vorsteher hingegen ehren die Würde der menschlichen Natur in jedem ihrer Mitbürger; der fleiſsige und redliche Tagelöhner dünkt sie ihrer aufmerksamsten Vorsorge eben so werth als der reichste Eigenthümer, und der Bürger, dem ihre Hülfe am nöthigsten ist, ist der erste, der Gehör erhält. Ein allgemeiner Geist der Ordnung, der Billigkeit, der Mäſsigung, der Vaterlandsliebe und der Humanität athmet durch alle Glieder des Staats, giebt ihm wahre und ewige Einheit und Untheilbarkeit, und indem jeder Einzelne mit allen andern wetteifert der beste Bürger zu seyn, glaubt er in jedem andern einen bessern und würdigern zu sehen als er selbst ist. — Dieſs, ihr Völker, sind die Bedingungen, unter welchen Freyheit und Gleichheit euch glücklich machen werden! Dünken sie euch schwer? — vielleicht wohl gar unmöglich zu erfüllen? — desto schlimmer für euch! Denn ich habe euch keine andere zu geben, und kann von diesen keine Sylbe nachlassen. Aber höret nun auch, was die Folgen seyn werden, wenn ihr das gefährliche Geschenk aus meinen Händen annähmet, ohne weder Willen noch Vermögen zu haben, diese Bedingungen zu erfüllen —

GISMUND.

Ich bitte Sie, Ottobert, lassen Sie Ihren demokratischen Genius kein Wort weiter sagen! Nach der indirekten Satire, die er von der Spitze des Montblank auf die armen Demokratien herab deklamiert hat, indem er ihnen sagte, was sie seyn sollten und nicht sind, wäre es zu grausam, die Unglücklichen noch zu nöthigen, in einem Spiegel, dessen wenig schmeichelhafte Wahrheit ihr zartes Auge zu sehr beleidigen würde, auch noch sehen zu müssen, was sie sind. Lassen Sie ihn immerhin wieder verschwinden; ich werde ihn nicht zurück rufen; denn durch ihn sind auch meine schönen wonniglichen Träume von Freyheit und Gleichheit, auf Ordnung und Sittlichkeit gegründet, mit Unschuld und Güte gepaart, von Musen und Grazien verschönert, — wie leichte Wolkengebilde und Luftschlösser der Fee Morgana in nichts dahin geschwunden.

OTTOBERT.

Es wäre doch wirklich sonderbar, wenn Sie jemahls an die Möglichkeit geglaubt hätten, solche Ideale — an Menschen — durch Menschen realisiert zu sehen.

GISMUND.

Gutmüthige Herzen haben Augenblicke, wo sie so leicht glauben, was sie wünschen! Und daſs es nie besser mit dem Menschengeschlechte werden, daſs es sogar immer sinken und sinken, und ein verderbtes Geschlecht immer ein noch verderbteres zeugen soll, ist ein so niederschlagender trostloser Gedanke, daſs ich ihn nicht ertragen kann. — Ich gestehe Ihnen unverhohlen, daſs die verschiedenen Ansichten, unter welchen die Französische Republik seit den fünf bis sechs

Viel weniger einer von Oberons lieblichen Elfen.
Es war ein Wesen unsrer Art,
Von Fleisch und Bein, trug einen langen Bart,
Und Haare, die übel gekämmt ihm um die Lenden schlugen,
Gerade so, wie man in alten Büchern liest,
Daſs auf dem Kaukasus einst sich seines gleichen trugen:
Mit Einem Worte, der Mann war ein Gymnosofist.[2]

6.

Sein Daseyn ganz dem unverwandten Beschauen
Von dem was ist, nach Plato — oder, nach Fo,
Von dem was nicht ist,[3] zu weihen, und allen Umgang mit Frauen,
(Gift für die Weisheit!) auf ewig zu meiden, entfloh
Der Ehrenmann bereits im Morgen seiner Jugend
In diese Gruft, um in der hohen Tugend,
„Im Dunkeln — nichts zu sehn, und, weil er gar nichts thut,
Nichts Böses zu thun,“ sich ungestört zu üben,
Und, unerbittlich den thierischen Trieben,
Das hohe Ideal von Wahr und Schön und Gut
Bloſs durch Abstrakzion zu lieben.

Jahren, die sie zählt, sich der Welt darstellt, mich öfters in meinem Glauben irre gemacht haben. Aber, wie oft auch mein Herz und meine Vernunft sich gegen sie auflehnten, immer kam ich doch auf den Gedanken zurück: die Französische Republik kann wenigstens nicht mehr gegen die Demokratie überhaupt beweisen, als die Regierung eines Kaligula oder Nero, eines Königs Heinrichs VIII. von England oder Karls IX. von Frankreich gegen die Monarchie; und noch in diesem Augenblick, nachdem Sie mich mit Gründen, die ich nur durch Sofistereyen und Schikanen anfechten könnte, überwiesen haben, daſs die Demokratie, die ich zu sehen wünsche, nur in Utopien zu suchen sey, kann ich eine Stimme nicht zum Schweigen bringen, die in meiner innersten Seele für sie spricht; und ob ich schon Ihren Einwürfen keine, auch nur mir selbst genügende, Vernunftschlüsse entgegen setzen kann, so nöthigt mich doch ein nicht übertäubliches Gefühl, an meinem alten Glauben fest zu halten, „daſs ohne Freyheit und Gleichheit der Rechte kein Heil für die Menschheit sey.“

OTTOBERT.

Wir sind dem Punkte, der uns vereinigen wird, unvermerkt ganz nahe gekommen.

Die stolzen herrischen Anmaſsungen der Französischen Gewalthaber, die zu unsrer heutigen Unterredung Gelegenheit gaben, werden mich allemahl, so oft die Rede von Staatsformen ist, reitzen, jeder andern, selbst dem wenig anlockenden Despotism der hohen Pforte zu Stambul, den Vorzug vor der Demokratie einzuräumen. Daſs sie diese Anmaſsungen bis zur politischen Intoleranz treiben, und die Form ihrer noch immer in sich selbst zwischen Seyn und Nichtseyn schwankenden Republik, als das vollkommenste Modell aller möglichen Verfassungen, der ganzen Welt, wie es scheint, aufzwingen wollen, das ist es eben, was jeden gesunden Kopf gegen sie aufbringen, und Untersuchungen veranlassen muſs, die, je schärfer und kaltblütiger dabey verfahren wird, desto weniger zu ihrem Vortheil ausfallen können. Wahrlich, eine Republik, die schon, da sie gepflanzt wurde, nur durch Ausrottung einer unendlichen Menge schöner und nützlicher Gewächse Wurzel fassen konnte; die schon in ihrem ersten Keim und in ihrer frühesten Entfaltung mit dem Blut eines schuldlosen und guten Königs und einer ungeheuern Anzahl der vorzüglichsten Menschen genährt werden muſste, um unter den düstern verpesteten Einflüssen der Atheisterey und Ruchlosigkeit, und unter allen Gräueln der Anarchie und Barbarey des schmählichsten Sanskülotism und der unmenschlichsten Fakzionswuth, durch eine zwar wunderähnliche, aber nur zu sehr begreifliche Kombinazion von innern und äuſsern Ursachen, mit fürchterlicher Geschwindigkeit zu einem Baum heran zu wachsen, dessen schwarzer Todesschatten die halbe Erde bedeckt, und alles, was unter und neben ihm steht, schmachten, hinwelken und verdorren macht; — eine solche Republik hat wahrlich kein Recht zu verlangen, daſs alle Völker der Erde sich freywillig nach ihrem Bilde umgestalten, und ihre Grundsätze zu den ihrigen machen sollen; und es ist die unerträglichste Tyranney, Millionen friedfertiger und bey ihrer bisherigen Verfassung sich wohl befindender Menschen mit Gewalt zu einer Veränderung zu zwingen, von welcher sich vermuthen, und zum Theil mit Gewiſsheit voraus sehen läſst, daſs sie eine Quelle von unzähligen Übeln und unabsehlichem Elend für sie werden wird. — Und gleichwohl, so groſs ist der Hang der Menschen zur Veränderung, so mächtig wirkt in den einen der Gedanke, daſs sie bey einer allgemeinen Umwälzung wenig oder nichts verlieren und vielleicht sehr viel gewinnen könnten, in andern ein dunkles Vorgefühl, vielleicht auch eine

Rolle dabey zu spielen, — und so verblendend ist der Glanz, den eine Reihe glücklicher Erfolge auf diese politischen in einem selbstgemachten Chaos arbeitenden Demiurgen wirft, daſs in den noch stehenden Staaten die Zahl der Menschen nicht unbedeutend ist, die den Fortschritten des Jakobinischen Revoluzionsgeistes nicht bloſs mit der gröſsten Gleichgültigkeit, sondern zum Theil mit Freude und übel verhehlter Sehnsucht entgegen sehen, bereitwillig alles mögliche zu ihrer Beschleunigung beyzutragen, und inzwischen, bis es in ihrer Gewalt seyn wird ein Mehreres zu thun, wenigstens die Neufränkischen Revoluzions-Maximen zu verbreiten, und den zerstörenden Planen jener neuen Leveller dadurch den Weg zu bahnen, daſs sie den bestehenden Staatsformen und Regierungen alles Vertrauen und alle Achtung zu entziehen suchen, ihre Mängel und Miſsbräuche in das gehässigste Licht stellen, das Gute an ihnen verkennen, und dagegen die Neufränkische Demokratie für das höchste Meisterstück des menschlichen Verstandes und die einzige Staatsverfassung, die sich mit den Rechten der Menschen vertrage, ausgeben. Diese Lage der Dinge, und dieser böse Genius unsrer Zeit, drang mich in diesen letzten Jahren, genauer nachzuforschen, wie die verschiedenen Staatsformen sich gegen den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft und das allgemeine Beste der Menschheit verhalten. Wie einleuchtend auch die Behauptung des Englischen Dichters Pope,

> *For forms of Government let Fools contest,*
> *Whate'er is best administerd, is best,* 1)

beym ersten Anblick scheinen mag, so kann sie doch vor einer scharfen Prüfung nicht bestehen. Denn die beste Staatsverwaltung kann zwar die einer fehlerhaften Verfassung beywohnenden Radikalgebrechen mildern und überpflastern, aber niemahls aus dem Grunde heilen; und die schlechteste kann das wesentliche Gute einer weisen und wohl berechneten Konstituzion nicht anders als durch ihre völlige Vernichtung gänzlich unwirksam machen. Das Resultat, das, wie ich glaube, eine unbefangene Untersuchung jedem Wahrheitsforscher, so gut wie mir, geben wird, ist dieses: die monarchische Regierungsform ist mehr auf Sicherheit und Ordnung, die demokratische mehr auf Freyheit und Gleichheit berechnet; jene ist dem Menschen, der erst noch gebildet werden soll, diese dem bereits gebildeten natürlicher und ange-

---

1) Laſs Thoren über Form des Staats sich zanken,
Die beste ist die best verwaltete.

meſsner. Indessen waltet der groſse Unterschied vor, daſs, sobald beide Formen auf wirkliche Staaten und Menschen, wie sie nun einmahl sind, angewandt werden, die Monarchie den Hauptzweck, für den sie berechnet ist, Sicherheit und Ordnung, wirklich erreicht, die Demokratie hingegen immer weit hinter dem ihrigen zurück bleibt, weil Freyheit und Gleichheit in ihr immer mit Ordnung und Sicherheit im Streit liegt, und die Regierung jene nur auf Kosten dieser, oder diese auf Kosten jener gewähren kann. Übrigens tragen beide ein sehr wirksames Princip der Verderbniſs in sich, nur mit dem Unterschiede, daſs, wenn jene Jahrhunderte dauern kann, bis sie in einen unterdrückenden Despotism ausartet, diese kaum so viele Jahrzehnde dauert, bis sie, um der Anarchie zuvorzukommen, die immer wie an einem dünnen Faden über ihrer Scheitel schwebt, sich in eine noch härter drückende Oligarchie verwandeln muſs. In jener erhält schon allein der festgesetzte Unterschied der Stände, Klassen und Unterabtheilungen, bey der offen gelaſsnen Möglichkeit sich durch Glück oder Verdienste höher hinauf schwingen zu können, durch bloſsen, aus Gewohnheit beynahe unbemerkten Druck und Gegendruck das Ganze in Ordnung; in dieser unterhalten die rastlosesten aller Leidenschaften, Ambizion, Eifersucht und Begierde immer mehr zu haben, und die Parteyen und Fakzionen, deren Triebräder sie sind, den Staat in immer währender Gährung. Die Demokratie gleicht einer am Fuſs eines unruhigen Vulkans liegenden Stadt, welche zwar der Erschütterungen und Ausbrüche desselben endlich so gewohnt wird, daſs sie ihren Untergang zu fürchten aufhört, aber keinen Tag vor ihm sicher ist. In der Monarchie kann ein einziger weiser Regent wieder gut machen, was mehrere unkluge, schwache oder verkehrte Vorfahrer verdorben haben; in der Demokratie kommen die Weisen und Guten entweder gar nicht, oder in so geringer Anzahl empor, daſs die sogleich gegen sie gekehrte, allgemeine und keiner Abrede benöthigte Zusammenverschwörung der Bösen es ihnen beynahe unmöglich macht, etwas beträchtlich Gutes zu wirken.

GISMUND.

Dieſs letztere ist, wie ich sehr besorge, oder vielmehr, wie Geschichte und tägliche Erfahrung lehrt, eben so sehr der Fall in der Monarchie, sogar unter den weisesten und besten Regenten.

OTTOBERT.

Leider nur zu wahr! Ich will aber auch von allen diesen, in Theorie und Erfahrung gleich gegründeten Unterscheidungspunkten, die ich noch mit vielen andern nicht minder wichtigen vermehren könnte, für jetzt keinen andern Gebrauch machen als diesen: daſs weder die Vorzüge, noch die Gebrechen dieser an beiden äuſsersten Enden der Linie liegenden Staatsverfassungen ein so groſses Übergewicht haben, daſs der Vortheil, der zu erwarten wäre, wenn eine von beiden mit Gewalt aus der Welt geschafft werden sollte, die Kosten der Operazion nur zum zehnten Theil vergüten könnte; und daſs also unter allen vernünftigen und rechtschaffnen Menschen als eine ewig feststehende Maxime anerkannt werden müsse: daſs jede Regierung schuldig sey, die hergebrachte und bestehende Verfassung aller andern Völker zu respektieren; und daſs jede Anmaſsung, einen monarchischen oder aristokratischen Staat, unter dem illusorischen Vorwand, das Volk in Freyheit und Gleichheit zu setzen, mit Gewalt der Waffen zu demokratisieren, ein höchst ungerechter und unerträglicher Eingriff in die allgemeinen Rechte der Völker sey, welchem alle übrigen sich mit vereinten Kräften zu widersetzen nicht nur berechtigt, sondern (wenigstens ihrer eigenen Sicherheit wegen) sogar verbunden sind. Wenn unser Nachbar Belieben trägt, sein Haus einzureiſsen, um ein besseres oder schlechteres aus den Trümmern aufzubauen, das mag er! Wir haben kein Recht, es ihm zu wehren. Aber wenn er nun käme und wollte uns, unter dem Vorwand der Nachbarschaft und seines guten Willens gegen uns, unsre Häuser ebenfalls niederreiſsen, und uns nöthigen, neue nach dem Modell des seinigen zu bauen, so könnte uns doch wohl niemand verdenken, wenn wir uns einer so unziemlichen und ungelegnen Anmaſsung mit Fäusten und Fersen entgegen setzten.

GISMUND.

Der Himmel bewahre uns und alle ehrliche friedfertige Leute vor solchen Nachbarn! — Wir sind nun, denke ich, über alle diese Dinge ziemlich Einer Meinung, lieber Ottobert. Aber vermuthlich wollten Sie, da Sie vorhin sagten, wir wären dem Punkte, worin wir völlig zusammen treffen würden, unvermerkt ganz nahe gekommen, noch etwas andres damit sagen.

OTTOBERT.

Sie gestanden mir, Ihr Glaube, daſs ohne Freyheit und Gleichheit kein Heil für das Menschengeschlecht sey, beruhe mehr auf einem unübertäublichen Gefühl, als auf deutlichen Vorstellungen. Ich glaube mir dieses

Gefühl deutlich genug entwickelt zu haben, um Ihnen sagen zu können, in wie fern es Stimme der Wahrheit ist. Unläugbar ist Freyheit ein natürliches, rechtmäſsiges und durch keine Verjährung verlierbares Eigenthum des Menschen, in so fern er durch seine Vernunftfähigkeit dem allgemeinen System der vernünftigen Wesen angehört. Als ein solches hat ihm die Natur ein hohes Ziel vorgesteckt, zu dessen Erreichung er alle seine Kräfte zu gebrauchen schuldig ist, und kein Wesen im Weltall kann ihn im vernunftmäſsigen Gebrauch seiner Kräfte hindern, ohne sich an den ersten und heiligsten Gesetzen der Stadt Gottes gröblich zu vergreifen. Einen Menschen zum Sklaven machen, d. i. ihn wider seinen Willen als bloſses thierisches oder mechanisches Werkzeug gebrauchen, ist daher (den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Gesellschaft nöthig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen) unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur, und der schändlichste, ungeheuerste aller Frevel.

Was die Gleichheit betrifft, so ist klar, daſs, wenn wir von einer Anzahl Menschen alles abziehen, worin sie verschieden sind, und wodurch sie zu einzelnen Personen werden, etwas übrig bleibt,

7.

Sein Blut war gleichsam nur ein Blut,
Wie das, so Epikur den Göttern zugeschrieben, 4)
Und daſs von Eva's Schlangenbrut
Je eine vermögend wäre ihm sein Gehirn zu verschieben,
Und irgend ein schlummerndes Fünkchen zur Flamme aufzuwehn,
Eh hätte sich der Mann des Himmels Sturz versehn.
„Was wurde (so pflegt' er oft zu einem Narren zu sagen,
Der unzertrennlich von ihm in seiner Einsamkeit war,
Und den er genöthigt war sogar,
Gern oder ungern, beständig mit sich herum zu tragen)

8.

„Was wurde aus allen den Schönen, woran die Dichterschaar
Sich heischer singt, der schönen Magellone,
Der Schönen mit dem goldnen Haar,
Der Königin Genievra, der Leda, der Hesione?
Sieh, Lüstling, sieh den grinsenden Schädel hier,
Statt wallender Locken von Maden umkrochen!
An diesem Schädel hing voll gluhender Begier

worin sie alle einander gleichen, nehmlich die der Menschheit eigene Art der Organisierung unsers animalischen Theils, und die Vernunftfähigkeit. Eine natürliche Folge dieser Gleichheit ist, daſs jeder Mensch verbunden ist, in jedem andern seine eigene Natur, seinen Bruder in der Schöpfung, anzuerkennen, und sich jeder Art von Verletzung des Rechts desselben an Selbsterhaltung und freyen Gebrauch seiner Kräfte zu enthalten. Man kann daher sehr richtig sagen, daſs die Gleichheit, an welche alle Menschen gleichen Anspruch haben, in der Freyheit schon enthalten sey; und das groſse Losungswort der Jakobiner, Sanskülotten und Anarchisten, Freyheit und Gleichheit, ist ein ganz unnöthiger, oder vielmehr ein bloſs zu ihren geheimen Fakzionsabsichten nöthiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freyheit ist schon alles gesagt.

Eigentlich zu reden wird kein Mensch frey geboren; oder giebt es etwa in der ganzen Natur ein abhängigeres Geschöpf als ein neugebornes Kind? Eben so gewiſs ist, daſs unsre Vernunftfähigkeit sich auſser dem Stande der Gesellschaft nie entwickeln würde, und daſs die sehr unvollkommne Art von Entwicklung, die der rohe Naturmensch auf den untersten Stufen des gesellschaftlichen Standes erhalten kann, dem Zweck der Natur kein Genüge thut. Der unpolicierte Mensch ist nur so lange gut, bis eine Leidenschaft in ihm erregt wird; und alle seine Leidenschaften sind gewaltthätig, stürmisch und unbändig; seine Vernunft vermag wenig und meistens nichts über seine animalischen Triebe,

Jura negat sibi nata, —

und er lebt daher in immer währender Unsicherheit und offner Fehde mit andern seines gleichen. Dieſs treibt ihn zuletzt, früher oder später, in den Stand der policierten Gesellschaft; den einzigen der seiner Natur und Bestimmung gemäſs ist, und auſserhalb dessen er schlechterdings nicht werden kann, was er in dem allgemeinen System der Wesen seyn soll. Er entsagt in diesem neuen Stande keinem seiner unverlierbaren Naturrechte, und erhält für das traurige Recht der Selbsthülfe, dessen er sich vermöge der Natur dieses Standes begeben muſs, in der Garantie seiner Sicherheit, die der Staat auf sich nimmt, mehr als Ersatz. Er unterwirft sich, um seines eigenen Besten willen, einer Regierung nach Gesetzen; er soll und darf aber keinem andern gehorchen, als dem ewigen Gesetz der Vernunft, und solchen positiven Gesetzen, die mit jenem in keinerley Widerspruch stehen.

Kein Volk ist daher berechtigt, sich, weder für sich selbst, noch viel weniger für seine Nachkommen, der bloſsen Willkühr andrer Menschen zu unterwerfen. Absolute, oder despotische Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind also drey gleich fehlerhafte und verwerfliche Regierungsformen, und würden, eben darum weil sie der menschlichen Natur Gewalt anthun, von keiner Dauer seyn können, wenn sie sich nicht, in ihrer innern Organisazion sowohl als in der Regierungsverwaltung, mehr oder weniger einer vermischten Form näherten; wenn die Gewalthaber sich nicht selbst die Hände bänden, und sich gefallen lieſsen, daſs ihrer willkührlichen Macht durch Religion, altes Herkommen und Sitte, Rechte gewisser Korporazionen, und festgesetzte Ordnung in der Justizpflege und Staatswirthschaft, Grenzen gesetzt würden, und das Ganze dadurch einige Selbstständigkeit erhielte. Da aber die Nothwendigkeit, zu Verhütung eines gröſsern Übels ein kleineres, so lange bis es ganz unerträglich wird, zu ertragen, von Seiten des Volks, und ein an blinden Gehorsam gewöhntes, gänzlich von ihm abhängendes Kriegsheer, von Seiten des Despoten, beynahe das Einzige sind, was in solchen Staaten die Sicherheit des Volkes sowohl als der Regierung ausmacht, und die Aufhaltung der furchtbaren Katastrofe gröſsten Theils von der unbestimmbaren Wirkung nicht immer hinlänglicher moralischer Ursachen 2) abhängt, die Beschleunigung derselben hingegen durch einen alles mit sich fortreiſsenden Strom zufälliger Ereignisse bewirkt werden kann: so dringt uns schon die bloſse Staatsklugheit mächtige und gebieterische Bewegungsgründe auf, solchen Möglichkeiten zuvorzukommen, und freywillig zu thun, was zu spät ist, wenn man es gezwungen thun muſs. Ich weiſs wohl, daſs Staaten so wenig als andre einzelne Körper ewig dauern können: aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daſs manche groſse Monarchie, die seit vier tausend Jahren aus der Reihe der Dinge verschwunden ist, durch Anwendung der gehörigen Mittel ihre Existenz um Jahrhunderte hätte verlängern können; und daſs nur ein Staat, worin die persönliche Freyheit des Bürgers und die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums mit dem unverletzlichen und unbestrittnen Ansehen der Regierung

---

2) Z. B. von der Religiosität des Volks, seiner Liebe zu der Person des Fürsten, der Sorgfalt des Hofes, immer für *Panem et Circenses* zu sorgen, u. dergl.

durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch weise Grundgesetze hinlänglich bestimmt, und durch eine wohl berechnete Vertheilung der höchsten Gewalt gesichert sind, auf innere und äuſsere Ruhe, allgemeinen Wohlstand, Respekt gebietendes Ansehen unter den übrigen Mächten, und langwierige Dauer mit einem hohen Grade von Gewiſsheit rechnen kann. Der Ruhm, aus eigner Bewegung der Stifter einer solchen Statsverfassung zu seyn, ist, wenn mich meine Ahndung nicht trügt, irgend einem weisen und groſsmüthigen Könige in dem nächst kommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Ursache auch die Britten haben mögen, in dieser Hinsicht auf die ihrige stolz zu seyn, so zeigt doch ihr gegenwärtiges augenscheinliches Sinken, daſs sie wesentliche Fehler in ihrer Anlage haben müsse, welche der verbessernden Hand der weisesten Klugheit bedürfen. Indessen könnte sie immer, da sie doch die einzige in dieser Art ist, einem künftigen Lykurg zum Muster dienen, sowohl dessen, was nachzuahmen, als was zu vermeiden oder besser zu machen wäre.

GISMUND.

Sie haben Ihr Wort gehalten, mein Freund. Möchte doch Ihnen und mir die Freude werden, den Tag, sollt' es auch der letzte unsers Lebens seyn, zu sehen, da ein groſser Fürst — der durch eine solche That alle Trajane und Mark-Aurele weit hinter sich lieſse — Göttern und Menschen dieſs herrliche Schauspiel zu geben groſsherzig genug wäre! Wie wohl getröstet könnten wir dann dieses Leben verlassen, um unsern Vätern die frohe Nachricht zu bringen, daſs es einen Staat in Europa gebe, wo es ihren Enkeln erlaubt und möglich sey, im sichern Schatten eines ewig feststehenden Throns als freye, gute und glückliche Menschen zu leben!

VI.

Die Universal-Demokratie.

FRANKGALL.

Nun, Holger, was sagst du zu der neuen Europäischen Demokratie?

HOLGER.

Was für einer neuen Demokratie? Wo wäre die? Wie hieſse sie?

FRANKGALL.

Du hörst ja, Europa.

HOLGER.

Europa eine Demokratie?

FRANKGALL.

Sie liegt zwar noch auf dem Amboſs; aber unsre Cyklopen sind scharf darüber her, und gedenken, noch ehe man 1800 zählt, damit zu Stande zu kommen.

HOLGER.

Da müſsten sie hurtig arbeiten.

FRANKGALL.

Dünkt dich die Zeit zu kurz? Bedenke daſs es nur einen Tag brauchte, um den vierzehnhundertjährigen Französischen Königsthron umzuwerfen; nur einen Tag, um dem alten Bräutigam der Adriatischen See sein einst so mächtiges Horn abzustoſsen; nur einen Tag, um die dreyfache Krone des Halbgottes, der einst die gröſsten Monarchen zu seinen Füſsen sah, in eine Freyheitsmütze zu verwandeln! Glaube mir, das Wenige, was noch zu thun ist, dünkt uns die leichteste Sache von der Welt.

HOLGER.

Wohl nicht ganz so leicht, als die Herren Bürger sichs einbilden. — Wenn ihr euch doch die lächerliche Kinderey abgewöhnen wolltet, von den Hühnern, die aus noch ungelegten Eyern kriechen sollen, zu reden als ob sie schon da wären, und die Haut des Bären zu verhandeln, den ihr erst noch zu schieſsen gedenkt!

FRANKGALL.

Das nennst du Kinderey? Da irrest du dich mächtig, mein guter Holger! Diese vermeinte Kinderey ist einer von den politischen Handgriffen, womit man bey einem Volke, wie das unsrige, Wunder thut. Wir haben ihn den alten Römern abgelernt. Indem wir uns das, was noch zu thun ist, so leicht vorstellen, und den glücklichen Erfolg so gewiſs nehmen als ob er schon da wäre, so ist nicht nur die Arbeit selbst, durch den guten Muth womit wir sie angreifen, schon halb gethan, sondern eben darum, weil wir uns nicht auslachen lassen wollen, weil wir unsre Ehre für den Ausgang verpfändet haben, und entweder siegen oder uns selbst für Gecken erklären müssen, so ist Sieg oder Tod immer unser Losungswort, und wir siegen, weil wir keinen Augenblick daran zweifelten, daſs wir siegen würden.

HOLGER.

Ihr seyd gefährliche Leute, das ist gewiſs; und daher kann es auch nicht anders kommen, als daſs endlich die ganze Welt wie ein einziger Mann gegen euch aufstehen wird.

FRANKGALL.

Die ganze Welt? Davon geht nun gleich fürs erste manches groſse Stück ab. Du meinst doch nicht, daſs wir uns vor den Türken, Persern und Mongolen, oder vor den Kaisern von Siam, Japan und Monomotapa fürchten sollen?

HOLGER.

Als ob nicht in Europa selbst noch Mächte wären, die bis jetzt eben keine groſse Lust zeigen, sich von euch demokratisieren zu lassen!

FRANKGALL.

Ob sie Lust dazu haben oder nicht, gilt uns gleich viel. Wir haben schon manches durchgesetzt, wozu sie eben so wenig Lust hatten.

HOLGER.

Ihr habt freylich noch vier bis fünf Millionen Knaben, Jünglinge und Männer, die ihr an die Schlachtbank führen könnt, wenn euch nichts daran gelegen ist, am Ende eine bloſse Amazonen-Republik übrig zu behalten, mit der wir wohl auf die eine oder andre Art fertig werden wollen.

FRANKGALL.

Du vergissest, lieber Holger, daſs die vier oder fünf Millionen, die du uns todt machen willst, nicht aus Papierschnitzeln zusammen geleimt sind. Bis es so weit kommt, daſs unsre Eleganten, Inkroya-

Ganz Griechenland einst; in diesen faulen Knochen
Zu liegen war der Wunsch, der Stolz der halben Welt,
Und Amor selbst erhielt ihn nur um bares Geld.

9.

Wie, ekler Sybarit, du schauderst mit Grauen zurücke?
Du würdigst Frynen itzt nicht eines deiner Blicke?
Sie, die, zu schön für jedes mindre Lob,
Praxiteles einst zum Venusbild erhob?“ 5)
Ihr glaubet nicht wie hoch der Mensch die Nase
Empor warf, wenn er sich in diesem Menippischen Ton 6)
Bewies, die Schönheit sey nur eine Seifenblase:
Dann lief euch der filosofische Hase
In seinen Gedanken mit Ossa und Pelion 7)
Und mit der ganzen Welt, wie ein Kind mit der Klapper, davon.

10.

Dann hätt' er sich stark genug gefühlet
Das nackte Gewimmel der Töchter des alten Ocean
Gleichgültig anzusehn, und selbst Cythereen zu nahn,
Wenn Zefyr den schlummernden Amor an ihrem Busen kühlet.

beln und **Mervelliösen** mit dem Bajonet arbeiten lernen müssen, werden eure Sechskreuzerhelden wohl auch sehr zusammen geschmolzen seyn. Aber dahin soll es **nicht** kommen, mein Freund! Siehst du denn nicht, wie einige unsrer furchtbarsten Feinde — oder Freunde, denn das sagt ungefähr gleich viel, wie du weiſst — uns selbst in die Hand arbeiten? Meinst du, wir hätten ihre blinde Seite nicht schon längst ausfindig gemacht, und wüſsten nicht wie es im **Inwendigen** dieser prächtigen Kolossen aussieht? wir sähen nicht wie sehr sie sich fürchten, wie schwankend ihre Meinungen, wie ungewiſs ihre Entschlieſsungen, wie planlos ihre Maſsregeln sind? wie wenig einer dem andern traut, und, was noch schlimmer für sie ist, wie wenig Vertrauen sie in sich selbst setzen?

HOLGER.

Was du nicht alles siehst!

L'homme de bien, qui voyez tant de choses,
Voyez-vous point mon veau?

In der That, mein lieber Seher, liegt es nur an dir, wenn du nicht noch weit mehr siehest. Ich, zum Exempel, sehe Monarchien, die noch ihre ganze Stärke ungeschwächt beysammen haben; andere, deren

Hülfsquellen zwar angegriffen, aber ſo unermeſslich ſind, daſs es nur auf die Kunſt ſie recht zu benutzen ankommt: noch andre die nur aus ihrem tiefen Schlaf zu erwachen brauchen, um zu fühlen, daſs ſie Kräfte genug haben, ſich für ihr Leben zu wehren. Ich ſehe die groſse Beherrſcherin der Meere, mit dem Reichthum der ganzen Welt in ihrem unerſchöpflichen Füllhorn, euern ungeheuern Anſtalten und noch ungeheurern Rodomontaden einen unbeweglichen Muth entgegen ſtellen, und, euerer Deklamazionen und Trugſchlüſſe und falſchen Ausrechnungen des Intereſſe der Nazionen ſpottend, die übrigen groſsen Mächte Europens durch das ſtärkſte aller Bande, den Trieb der Selbſterhaltung, an ihr Intereſſe feſſeln, und ſie zu einer Vereinigung ihrer Kräfte vermögen, die einen gewaltigen Strich durch euere Rechnungen machen wird. Ich ſehe Völker, die noch feſt an ihren glücklichen Vorurtheilen, an der Religion ihrer Väter und an der Treue gegen ihre Erbfürſten hangen, und ſich durch die ſchalen Blendwerke, Wortſpiele und Sirenentöne, womit es euern Rednern eine Zeit lang gelungen iſt, euer eignes Volk und etliche andere zu täuſchen, nie bethören laſſen werden; am wenigſten ſeitdem euere Gewalthaber aller Klaſſen die ganze Welt durch ihre Handlungen unterrichtet haben, daſs die Freyheit, die ihr uns aufdringt, Sklaverey, euere Gleichheit Anarchie, und eure Freundschaft eine Braut von Korinth ist, die nicht eher abläſst, bis sie dem Unglücklichen, den sie mit ihren kalten Armen umschlungen hält, alles Blut aus den Adern und alles Mark aus den Knochen gesogen hat.

FRANKGALL.

Ich bitte dich, alter Freund, laſs es an dem, was du da gesehen hast, genug seyn, und erlaube mir, bevor du dich in eine völlige Fieberhitze hinein deklamierst, dich, wo möglich, durch eine ganz gelassene Übersicht dessen, was zunächst vor uns liegt, wieder so viel abzukühlen, daſs dir auch das entferntere etwas deutlicher erscheine, als es deine gegenwärtige Erhitzung zuläſst. Denke nicht, daſs uns die neue Koalizion, womit du uns bedrohest, verborgen seyn könne. Wir haben, bey allem unserm anscheinenden Leichtsinn und Übermuth, einen scharfen Blick; und wenn wir uns nicht fürchten, so kommt es bloſs daher, weil wir auf alles gefaſst sind. Soll ich dir unser groſses Geheimniſs verrathen? Ich darf es, weil meine Verrätherey euch nichts helfen wird, und uns also nicht schaden kann. Simsons Stärke bestand in seinen

Haaren; wurden ihm diese abgeschnitten, so war er nichts als ein gemeiner Mensch: daher hätte er sein Geheimniſs niemand, am allerwenigsten der schönen Delila, entdecken sollen. Aber unser Geheimniſs gleicht den Sprüchen der Sieben Weisen,[1] die jedermann auswendig weiſs, und darum doch nicht weiser ist, wiewohl die Quintessenz aller praktischen Weisheit in ihnen verborgen liegt. Also kurz und gut, unser Geheimniſs ist, daſs wir den Werth und die Wichtigkeit der moralischen Ursachen kennen, und ihre Wirkung immer mit dem Stoſs der mechanischen Kraft gehörig zu kombinieren wissen. Damit allein haben wir die Dinge gethan, die ihr als Wunder anstauntet und euch nicht erklären konntet, wiewohl nichts begreiflicher ist. — Warum z. B. fürchten wir uns wenig vor einer neuen Koalizion? Vermöge einer ganz einfachen Ausrechnung, von deren Richtigkeit wir gewiſs sind. Wir rechnen mit ruhiger Sicherheit darauf, daſs jeder sich selbst der nächste ist; daſs niemand, ohne dringendste Noth seine eigene Existenz daran setzt, einem entfernten Freunde zu helfen, der durch die

---

1) Z. B. Kenne dich selbst — Nichts zu viel — Alles zur gelegnen Zeit — Sieh aufs Ende, u. s. w.

kleinste Veränderung der Umstände ein Feind werden kann. Wir rechnen darauf, daſs das eigene Interesse jeder einzelnen Macht einer solchen Vereinigung Schwierigkeiten entgegen setzt, welche, wenn sie auch endlich auf die Seite geschafft würden, immer, als verborgene Gewichte und Hemmketten, die volle Wirkung derselben zurück halten würden. Wir rechnen darauf, daſs unter allen unsern falschen Freunden keiner ist, der des Friedens nicht so bedürftig wäre, daſs das dringende Gefühl dieses Bedürfnisses die entfernten und ungewissen Betrachtungen, die ihn zu Erneuerung des Kriegs bewegen könnten, weit überwiegen muſs; und daſs diejenigen, die uns als Feinde am gefährlichsten wären, da sie entweder ihre eigenen Plane zu verfolgen, oder fremde zu vereiteln haben, immer mehr Vortheil dabey sehen, unsre Freundschaft zu suchen, als unsere Rache zu reitzen. Gesetzt aber auch, es gelänge der Politik und dem Golde unsers einzigen noch übrigen Feindes, alle diese Hindernisse zu heben, so rechnen wir darauf, daſs unser Geschäft schon gethan seyn wird, ehe jene mit den Anstalten, uns daran zu hindern, fertig sind. Überdieſs sind wir sicher, daſs uns niemand, ohne zu Schanden dabey zu werden, auf unserm eigenen Grund und Boden angreifen kann; und damit dieſs gar nicht mehr möglich sey, haben wir uns mit neuen Barrieren umgeben, an welchen unsre künftigen Feinde sich die Zähne schon lange zuvor stumpf gebissen haben werden, ehe sie unsre alte Grenze erreichen, wo ein neuer, sehr ungleicher Kampf erst von vorn angehen würde. Auch will ich dir nicht verbergen, guter Holger, daſs wir ein wenig darauf rechnen, daſs, wenn man uns dazu reitzen sollte, wenigstens zwey Drittel von Germanien in eben so kurzer Zeit demokratisiert seyn sollen als Helvezien und der Kirchenstaat, die sich vor etlichen Monaten noch so wenig, als ihr in diesem Augenblicke, davon träumen lieſsen, daſs der jüngste Tag ihnen so schnell, wie ein Dieb in der Nacht, über den Hals kommen würde. Hast du an dem allen genug, alter Freund, oder soll ich dir noch mehr sagen?

HOLGER.

Gesetzt also, daſs eure politischen Rechnungen richtiger kalkuliert wären, als man es von euern ökonomischen glaubt, was wäre denn also euer Plan, wenn man fragen darf?

FRANKGALL.

Warum nicht? Das ist gerade eines unsrer gröſsten Geheimnisse, daſs wir kein Geheimniſs aus unsern Planen machen; wiewohl ich eben nicht jedem rathen möchte, es uns nachzuthun. Unsre Meinung ist, auf dem festen Lande mit der ganzen Welt Frieden zu machen; zwar auf unsre eigenen Bedingungen, doch so, daſs jeder, an dem uns etwas gelegen ist, seine Rechnung dabey finde. Weil nicht alle Leute so hurtig sind wie wir, so werden wir, indessen daſs an besagtem Frieden gearbeitet wird, unser Landungsprojekt —

HOLGER ihm in die Rede fallend.

Das scheint in der That jetzt die Lieblingsunterhaltung euerer ganzen Nazion zu seyn, wie ehemahls die Eroberung Siciliens das einzige war, woran die Athener wachend und schlafend dachten, wovon sie sprachen, wovon sie alle Vortheile ausgerechnet hatten, worauf sie tausend glänzende Spekulazionen gründeten, und was sie für so unfehlbar hielten, daſs, wer sich unterstanden hätte, den geringsten Zweifel in den Erfolg zu setzen, seines Lebens nicht sicher unter ihnen gewesen wäre. Wenn es euch nun mit euerm Lieblingsprojekte ginge wie den Athenern mit dem ihrigen?

FRANKGALL.

So hätten wir einen Gelust gebüſst, und doch immer, mit einem etwas starken, aber einen Staatskörper wie der unsrige noch bey weitem nicht erschöpfenden Aderlaſs, unserm ohnehin schon durch überspannte Anstrengungen entkräfteten Erbfeind Wunden geschlagen, wovon er sich so bald nicht wieder erhohlen würde. Aber sey versichert, Holger, wenn wir nur einmahl auf Englischem oder Irischem Boden stehen, so wollen wir der Welt bald zeigen, daſs wir etwas mehr als Athener sind.

HOLGER.

Wenigstens werdet ihr darin weiser als sie seyn, daſs ihr euern Buonaparte, wenn er auch beschuldiget würde, allen Marienbildern, die noch in Frankreich übrig seyn mögen, die Nasen abgeschnitten zu haben, nicht deſswegen vorladen und zurück berufen würdet, wie die Athener dem Alcibiades thaten; wiewohl nur Er allein ihren Lieblingsplan auszuführen im Stande war. Gesetzt aber, es gelänge euch, England, Schottland und Irland zu erobern, und in eine, zwey, oder drey Republiken nach euerm Bilde umzuschaffen: so fehlten denn doch wenigstens noch zwey gute Drittel, bis ihr ganz Europa demokratisiert hättet.

FRANKGALL.

Ich verlange auch eben nicht, daſs du mir meine Worte so gar buchstäblich auslegeſt; wiewohl mit Hülfe der Zeit viel geſchehen wird, was ſich nicht auf einmahl bewerkſtelligen läſst. Genug, daſs wir bereits hinlängliche Beweiſe gegeben haben, daſs das berühmte

Tu regere imperio populos, Romane,
memento!

das lange zuvor, eh' es dem Virgil einfiel einen Hexameter daraus zu machen, mit Flammenzügen in die Seele eines jeden Römers geſchrieben war, das groſse Geſchäft iſt, wozu wir uns berufen fühlen, und das wir, auf eben dem Wege und durch eben dieſelben Mittel, wie die Römer, auszuführen wiſſen werden.

HOLGER.

Auf die neuen Römer werdet ihr euch dabey wohl keine groſse Rechnung machen?

FRANKGALL.

Schwerlich! wiewohl ſie uns gute Dienſte thun können, um den Reſt von Italien vollends demokratiſieren zu helfen. Denn wir tragen kein Bedenken, die ganze Welt wiſſen zu laſſen, daſs wir mit unſern Freunden und Alliierten auf keinen andern Fuſs zu leben gedenken, als die alten Römer mit den ihrigen. Die Natur unſrer Revoluzion und unsre ganze Stellung gegen die übrige Welt erfordert nun einmahl, daſs unsre Republik eine militarische sey. Sie ist eine Tochter der Gewalt, und kann sich nur durch Gewalt erhalten. Aber eben das, was eine nothwendige Bedingung ihres Daseyns ist, wird, durch eine natürliche und unfehlbare Folge, die Quelle einer Obermacht seyn, welcher alle andre Völker werden huldigen müssen. Eine groſse Nazion, die immer in Waffen ist, den Krieg als ihr eigenes Handwerk treibt, und immer Krieg führen kann, weil sie ihn bloſs auf Kosten ihrer Feinde und Freunde führt, muſs nothwendig endlich alle übrigen zu ihren Füſsen sehen. Und mit welchem Grunde könnten sich unsre Freunde und Verbündeten darüber beklagen, daſs sie zu unsrer Gröſse beyzutragen verbunden sind? Da wir ihnen gern erlauben werden, von ihren Naturprodukten, ihrem Kunstfleiſs und ihrer Lage zur Handlung, unter unserm Schutz, alle nur mögliche Vortheile zu ziehen; da wir ihnen alle Quellen des Reichthums, die wir selbst vernachlässigen, zu benutzen überlassen, weil bey uns alles, sogar die Künste und Wissenschaften, bloſs militarisch seyn wird: so ist nicht mehr als billig, daſs sie unsre Armeen unterhalten, und so oft wir Geld brauchen, unsre Schatzmeister sind.

Ein guter Dämon, besorgt für seinen Ruhm,
Führt ihm und seinem Heldenthum,
Da er's am wenigsten sich eingebildet hätte,
Die lang' entbehrte Gelegenheit zu:
Er sieht in ihrer einsamen Ruh',
Bestürzt, doch süſs bestürzt, die runde Dindonette.

11.

Er zittert einen Schritt zurück
Und hätte die Lampe beynah vor Schrecken fallen lassen.
Doch einem Manne wie er geziemt's, sich schnell zu fassen;
Nichts anzustaunen ist der Weisheit Meisterstück.
Er wähnt ihn täusche sein halb benebelter Blick,
Und denkt: „Wie bald ist ein Gespenst gesehen,
Zumahl bey falschem Lampenlicht;
Was bildet die Fantasie aus nächtlichen Dünsten sich nicht?
Doch habt ihr Muth genug dem Geist zu Leibe zu gehen,
So bleibt von zehn nicht Einer stehen.“

12.

Er hält die Lamp' empor und sieht mit schärferm Blick
Noch einmahl — Götter! welch ein Stück
Organisierten Stoffs, zu einem Mädchen gebildet,

Wenn wir nun vollends, durch Demüthigung oder gänzliche Vertilgung unsrer groſsen Nebenbuhlerin, den Erderschütternden Dreyzack in die Hand bekommen haben werden, wo wäre denn noch die Monarchie, die nicht unsre Freundschaft auf jede leidliche Bedingung suchen müſste? Wo die Macht, die uns zum Kampf heraus fordern dürfte? Sind wir aber erst so weit, so können wir das übrige, was an der vollständigen Ausführung unsers Hauptplans noch fehlt, den Rathgebern, Günstlingen und Höflingen der Könige ruhig überlassen; sicher, daſs sie, wie gewöhnlich, (wiewohl ganz gegen ihre Meinung und Absicht) mehr für uns thun werden, als wir verlangen könnten, wenn wir sie mit schwerem Gelde dafür bezahlten.

HOLGER.

Auf das alles habe ich zwey Dinge zu antworten, mein lieber Projektmacher. Fürs erste hat, glücklicher Weise, die Natur selbst dafür gesorgt, daſs ihr, wenn ein so ausschweifender Plan auch wirklich der eurige wäre, in dem Nazionalkarakter eures eignen Volkes ein Hinderniſs finden werdet, das euch mehr zu schaffen geben und weniger überwindlich seyn wird, als alle äuſserlichen zusammen genommen. Wenn ihr der

Beweise dieser Wahrheit nicht schon so viele hättet, bedürfte es wohl eines stärkern, als die unbegreifliche Gleichgültigkeit ist, womit der gröſste Theil euerer Bürger die Fakzionen entscheiden läſst, wer die Nazion repräsentieren soll? Könnte etwas ungereimter seyn, als auf die Grundsätze und Gesinnungen eines Volks, das sein wesentlichstes Interesse mit einem solchen Leichtsinn behandelt, Staat zu machen, und ihm alle die Festigkeit, Energie und Beharrlichkeit zuzutrauen, die ein solcher Plan bey ihm voraussetzt? Ihr seyd so wenig zu Republikanern und Nachfolgern der alten Romuliden gemacht, daſs, wenn ein paar Armeen sich morgen für einen König erklärten, euer ganzes Volk, die Jakobiner und Terroristen abgerechnet, *vive le Roi* schreyen würde, so lange noch ein Laut aus ihrer Kehle ginge.

FRANKGALL.

Das könnte möglich seyn; aber daſs es nicht wirklich werde, dafür, glaube mir, ist vor der Hand gesorgt. Wer kennt unser Volk besser als wir selbst? Sey versichert, mein guter Holger, daſs die zum Theil sehr hellen Köpfe, die an der Spitze unsrer Republik stehen, genau wissen, wie das Volk manipuliert werden muſs, und auf welche von seinen Eigenschaften sich rechnen läſst. Sie wissen sehr gut, ob sie schon in ihren Adressen an die Franzosen das Gegentheil zeigen, daſs die groſse Mehrheit der Nazion im Herzen königisch gesinnt ist: aber was liegt daran, so lange die Armeen aus eifrigen Republikanern zusammen gesetzt sind, und unsre Regenten, um sie immer in dieser guten Stimmung zu erhalten, auch immer dafür sorgen werden, daſs es ihnen an Gelegenheit sich um das Vaterland verdient zu machen (wie wir's nennen) nie fehle! So lange dieſs geschieht, wird unser Volk, das sein groſses Bedürfniſs, regiert und sogar despotisiert zu werden, lebhafter fühlt als irgend ein anderes, sich vermöge eben dieser leichtsinnigen Apathie, die du ihm mit Recht vorwirfst, auch der republikanischen Regierung so lange geduldig unterwerfen, als das Direktorium die Bedingungen auch nur halbweg erfüllt oder nur erfüllen zu wollen scheint, unter welchen jedes Volk in der Welt sich von einem jeden beherrschen läſst, der die Zügel einmahl in den Händen hat.

HOLGER.

Ich bitte dich, nicht zu vergessen, daſs euer Volk ein wenig veränderlich, muckisch und wetterlaunisch ist, und bey der geringsten Veranlassung eben so schnell aus der gedankenloseſten Schlaffheit zur leidenschaftlichsten Schwärmerey überspringt, als es aus dieser, wenn sie vertobt hat, in jene zurück sinkt.

FRANKGALL.

Daher ist freylich auf Seiten derer, die uns regieren wollen, Kunst, Vorsicht und Festigkeit nöthig; und auch damit würden unsre Fünfmänner nicht auslangen, wenn sie nicht die Klugheit hätten, den übrigen Ingredienzien ihrer Staatsverwaltung immer noch ein wenig Terrorism beyzumischen. Unser Volk muſs behandelt werden wie ein stolzes und rasches Pferd, dem man immer schmeicheln und liebkosen, aber auch immer den Schatten der Gerte zeigen muſs.

HOLGER.

Und so hättest du mir also alle Auswege abgeschnitten, und die Universal-Demokratie wird, alles Einwendens und Sträubens ungeachtet, über kurz oder lang in euern Händen seyn? — Nun, wenn es denn so seyn muſs, was bleibt mir übrig, als den heiligen Anker auszuwerfen, und —

FRANKGALL.

— wie die Solothurner, zu hoffen, daſs der heilige Sankt Urs mit einer Halbbrigade Engel vom Himmel herab stürzen, und die verruchten Feinde der Götter und der Menschen mit seinem flammenden Morgenstern zu Boden schlagen werde? Sey ein Mann, alter Freund, spare deinen heiligen Anker auf irgend einen verzweifelten Nothfall, und nimm deine Zuflucht nicht eher zu den Zaubermitteln der Einbildungskraft und des Glaubens, bis die Natur keine Hülfsquelle mehr hat, und die Vernunft wirklich keine Möglichkeit entdecken kann, dem gefürchteten Unglück zu entgehen. Aufrichtig gegen dich zu seyn, lieber Holger, ich selbst, wiewohl ich, der Pflicht eines guten Bürgers zu Folge, mit der gegenwärtigen Verfassung und Regierung meines Vaterlandes zufrieden bin, — weil es nicht in meiner Macht steht ihm eine bessere zu geben, — bin kein so abgöttischer Verehrer unsrer Konstituzion, daſs ich glauben sollte, es sey auſser ihr kein Heil für die Menschheit; oder daſs ich die Universal-Demokratie, womit ich dich erschreckt habe, nicht für den letzten Schritt zu einer allgemeinen Barbarey und Verwilderung ansehen sollte. Aber ehe es mit dem bereits so aufgeklärten und durch eigene und fremde Erfahrungen so sehr gewitzigten Europa zu dieser Extremität kommen müſste, giebt es wohl noch mehr als Einen Ausweg, und ich selbst — dem du es wohl nicht angesehen hättest — weiſs dir ein sehr einfaches, der Stufe unsrer Kultur würdiges, leicht auszuführendes, und, wie mich dünkt, unfehlbares Mittel, dem Übel zuvorzukommen.

HOLGER.

O du groſser und gebenedeyeter Helfer in der Noth, sage an, was hast du uns noch für ein Arkanum im Rückhalt, welches, wenn es diese Eigenschaften hätte, dem Stein der Weisen selbst an Werth gleich zu schätzen wäre?

FRANKGALL.

Rathe.

HOLGER.

Davus sum, non Oedipus.

FRANKGALL.

Im Ernst, du kannst es nicht errathen?

HOLGER.

In ganzem Ernst, nein!

FRANKGALL.

Es kann nichts leichteres und einfacheres erdacht werden.

HOLGER.

Du machst mich ungeduldig.

FRANKGALL.

Wenn ich dirs geſagt habe, ſo wird mirs damit gehen, wie dem Entdecker der neuen Welt mit dem Geheimniſs, ein Ey auf die Spitze zu ſtellen: du wirſt lachen und ſagen, iſts nichts als das?

HOLGER.

Ich bitte dich, laſs es gut ſeyn, und quäle mich nicht länger.

FRANKGALL.

Nun ſo wiſſe denn, Freund Holger, es iſt nicht mehr und nicht weniger, als der einfältige wohlgemeinte Gedanke: die noch übrigen unumſchränkten Könige ſollten freywillig und aus eigner Bewegung —

HOLGER.

— von ihren Thronen herab ſteigen und ihre Suveränität dem Volk überlaſſen?

FRANKGALL.

Nein! nur — die Verfaſſung von Groſsbritannien in ihren Reichen einführen.

HOLGER.

Und dadurch, glaubſt du, würden ſie und ihre Unterthanen glücklicher ſeyn, und der Kataſtrofe, die du nur erſt als unvermeidlich zeigtest, entgehen? Soll etwa die beneidenswürdige Glückseligkeit der Britten, ihre Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Regierung, der blühende Zustand ihrer Finanzen und ihrer Staatsschuld, und ihre tiefe Sicherheit vor den Folgen der ihnen angedrohten Landung, unsre Monarchen zu einem so beyspiellosen Schritte reitzen?

FRANKGALL.

Die Brittische Konstituzion ist vortrefflich; darin stimmten die gröſsten Denker und Staatskundigen unsers Jahrhunderts immer überein: aber sie war das Werk des Moments, und sie hat (wie unsre Konstituzion von 1795) Fehler, deren Wichtigkeit nur die Erfahrung entdecken konnte, und für deren natürliche Folgen sie jetzt büſsen. Natürlicher Weise müſsten alle diese Mängel und Gebrechen vermieden werden. So ist, z. B. das Parlament in England nicht frey genug; denn der Einfluſs des Hofes neutralisiert beynahe alles, was auch eine wirklich vaterländisch gesinnte Opposizion zum Besten der Nazion wirken könnte. Unsre Konstituzion von 1791 setzte die königliche Würde viel zu tief herab, so tief, daſs der Thron, und sie mit ihm, fallen muſste: hingegen ist die Macht der Brittiſchen Krone ſo groſs, daſs ſie ihre unbeſtimmten Grenzen, auf Unkoſten der Volksrechte, ſo lange erweitern kann, bis für dieſe gar kein Raum mehr übrig bleibt. Der König alſo, der den groſsen und wohlthätigen Gedanken faſste, ſeinem Volke aus eigner Bewegung eine Konſtituzion zu geben, worin Freyheit mit Ordnung und Sicherheit unzertrennlich verbunden wäre, müſste Einſicht und Seelengröſse genug haben, um ſich ſelbſt, und denen, die entweder als ſeine Rathgeber und Vollzieher ſeines Willens an der Regierung Theil haben, oder deren Werkzeug er, ohne es gewahr zu werden, ſelber iſt, die zur Sicherheit und zum Glück des Staats nöthigen Schranken zu ſetzen, ohne darum die Majeſtät des Throns zu verletzen, und das königliche Anſehen den Eingriffen herrſchſüchtiger und eigennütziger Volksvertreter preis zu geben.

HOLGER.

Hierin die richtige Mittelſtraſse zu treffen, dürfte ſchon in der bloſsen Theorie weit ſchwerer ſeyn als du dir vorſtellſt.

FRANKGALL.

Ganz und gar nicht: im Wollen allein liegt die Schwierigkeit. Daſs ſich für uns Adamskinder keine ganz vollkommene, alle Knoten rein auflöſende, alle Forderungen der

Vernunft erfüllende, keiner Reibung, keiner Schwächung ihrer Springfedern unterworfene, mit Einem Worte keine ewige und unvergängliche Staatsverfassung erdenken lasse, versteht sich von selbst. Die beste ist — die mit den wenigsten Gebrechen behaftete. Um die Brittische Konstituzion so fehlerfrey zu machen als irgend ein Menschenwerk seyn kann, bedürfte sie nur weniger Modifikazionen. — Mehr Gleichheit in der Repräsentazion — eine kürzere Dauer jeder Parlamentssitzung — eine bessere Polizey bey der Wahl der Repräsentanten — und eine Einschränkung des königlichen Vorrechts, so viel Mitglieder des Oberhauses zu machen, als dem König oder den Ministern beliebt; — schon allein diese Verbesserungen würden eine treffliche Wirkung thun.

HOLGER.

Wenn du etwa einen König finden solltest, der deinem Rathe Gehör gäbe, so bitte ich dich, auch eine kleine Einschränkung des Rechts, nach Willkühr mit andern Mächten Händel anzufangen, oder Verbindungen einzugehen, wovon sein unschuldiges Volk am Ende das Opfer wird, nicht zu vergessen. Die Billigkeit, dafs die Nazion zu einer sie so nahe betreffenden Sache auch

Auf dürres Laub gestreckt! Der Lampe Schein vergüldet
Die vollste Brust und ein gerundet Knie,
Wovon der Gott des Schlafs die leichte Drapperie
Aus Lüsternheit ein wenig weggeschoben.
Allmählich schleicht der Eremit
Sich immer kühner hinzu, und fühlt mit jedem Schritt
Sich mehr erweckt den Meister so eines Werks zu loben.

15.

Wie **Psyche**, die Lamp' in der bebenden Hand,
Halb athemlos vor Schrecken und Entzücken,
Als sie den schönsten der Götter in diesem Drachen fand
Den ihr die Schwestern gedroht, wie Psyche vor Amorn stand,
Und ihn verschlang mit unersättlichen Blicken;
So froh bestürzt, nur freylich nicht so schön,
Blieb unser Troglodyt vor Dindonetten stehn;
Und wer ihn dessen straft, dem würd' es ohne Zweifel
An seinem Platze nicht besser ergehn.
Grofs ist der Schönheit Macht! Wir sehn's an **Miltons** Teufel. 8)

ein Wort zu reden habe, leuchtet, hoffentlich, von ſelbſt in die Augen —

FRANKGALL.

Erinnere dich, lieber Freund, daſs hier nichts zu rathen iſt, und daſs mein Arkanum nur dann helfen kann, wenn man aus eigner Bewegung Gebrauch davon machen wollte.

HOLGER.

So beſorge ich ſehr —

FRANKGALL.

Beſorge lieber nichts. Wir haben ſeit zehn Jahren noch weit unwahrſcheinlichere Dinge erlebt. Laſs uns vielmehr hoffen, was wir wünſchen; und da wir doch wenig mehr als nichts zum Beſten der Welt zu thun vermögen, wenigſtens nicht verzweifeln daſs alles noch beſſer werden könne;

Et vogue la galère
Tant que pourra voguer!

VII.

Würdigung der Neufränkischen Republik aus zweyerley Gesichtspunkten.

RAYMUND.

Glauben Sie mir, Wilibald, so lang' es zwischen dem Atlantischen Meer und dem Rhein noch Männer giebt, die, von einem tiefen mit ihrem Selbstbewuſstseyn verschmolzenen Gefühl der Würde des Menschen durchdrungen, die Freyheit, als nothwendige Bedingung derselben, und die Republik, als die einzige Regierungsform, die ihr angemessen ist, über alles lieben, kein Interesse kennen, das sich nicht in dem Interesse derselben verlieren müſste, keinen Gedanken, keine Sorgen, keine Wünsche haben als für die Republik, und in jedem Augenblicke bereit sind, ihr, die ihnen Alles ist, ihr ganzes Selbst aufzuopfern, — so lang' es noch solche Menschen unter uns giebt, wie klein auch ihre Anzahl seyn mag, so lange wird die Republik bestehen, und wenn gleich die halbe Welt sich gegen sie verschwüre. Sie hat keine Feinde zu fürchten als die innern. Aber, wenn auch unser böser Genius neue Marat und Robespierre, neue Collot d'Herbois, Saintjüst und Lebon gegen sie aufstehen lieſse; wenn ein neuer 31. May alle wahren Republikaner an Einem Tage schlachtete: so wird ihr Blut, wie man ehemahls von dem Blute der Märtyrer sagte, unsern der Freyheit auf ewig geweihten Boden mit neuen Helden befruchten; ihr Geist wird in ihre Gebeine wehen; sie werden unter andern Nahmen wieder aufleben, und den schönen Kampf mit der Tyranney und den Lastern von neuem beginnen, um ihn so lange fortzusetzen, bis ihr letzter Sieg alle Feinde der Freyheit, der Tugend und der Menschheit ausgerottet haben wird.

WILIBALD kalt und ruhig.

Ich begreife, mein lieber Raymund, wie man mit einem solchen Glauben Wunder thun kann; und, wiewohl mich die Natur auf dieser Seite etwas stiefmütterlich behandelt hat, so fühle ich doch die Achtung, die diesem hohen Enthusiasmus gebührt, und betrachte es als die schönste Wirkung der Revoluzion, daſs sie solche Menschen aus der Dunkelheit hervor gezogen, und ihnen Gelegenheit gegeben hat, die Stelle einzunehmen, und die Rolle zu spielen, die so erhabenen Naturen zukommt.

RAYMUND.

Sie mögen dieſs aus Ironie oder im Ernst sagen, so haben Sie die Wahrheit gesagt.

WILIBALD.

Und gleichwohl, weil weder uns noch der Republik mit Selbsttäuschung gedient seyn kann, dürfte nöthig seyn, die reine Begeisterung der Wahrheit und Tugend von dem Fanatismus gewisser mit zu viel brennbarem Stoff angefüllter Imaginazions-Menschen (wenn mir dieses Wort erlaubt ist) wohl zu unterscheiden, welche von den bloſsen in Rauch und Dampf gehüllten Idolen jener Gottheiten so heftig begeistert und in so stürmische Leidenschaften gesetzt werden, daſs ihre Vernunft unmöglich frey und heiter genug seyn kann, um gewahr zu werden, daſs ihre Leidenschaft einem bloſsen Truggespenst nachjagt, welches sie selbst, und alle die ihnen folgen, auf Irrwege verleitet, und vielleicht zuletzt in grundlose Sümpfe oder halsbrechende Abgründe stürzen wird.

RAYMUND.

Ich zweifle ob ich Sie recht verstehe. Ich bitte, erklären Sie Sich deutlicher.

WILIBALD.

Sehr gern. Da ich Ihre Revoluzion vom Anfang an mit dem ganzen Interesse eines unbefangenen Weltbürgers, so gut als mir möglich war, beobachtet habe, so hätte ich blind seyn müssen, wenn ich unter denen, die für die gute Sache der Freyheit am meisten gethan und gelitten haben, nicht zwey, bey aller ihrer Ähnlichkeit sehr wesentlich verschiedene Arten von Menschen unterschieden hätte: wovon die einen, wenn ihre Grundsätze und Maſsregeln hätten durchdringen können, die Revoluzion zu einer unermeſslichen Wohlthat für Frankreich gemacht haben würden; die andern hingegen, weil sie mit den ihrigen durchdrangen, die Nazion in einen Abgrund von Jammer mit sich hinab zogen, woraus sie sich zwar seit Einführung der Konstituzion von 1795 allmählich wieder empor arbeitet, aber mit so vielen Wunden und Geschwüren, daſs, ohne eine nochmahlige schmerzliche Wiedergeburt, wenig Hoffnung da zu seyn scheint, sie jemahls in den Zustand einer blühenden und dauerhaften Gesundheit hergestellt zu sehen.

RAYMUND.

Ich merke, wo Sie hinaus wollen und was für Männer Sie meinen. Aber, ich bitte Sie, welch ein armseliges Resultat wäre aus der Kapitulazion heraus gekommen, die Ihre wohlmeinenden Allerweltsfreunde zwischen Licht und Finsternifs, Filosofie und Fanatism, Freyheit und Knechtschaft, Volksrechten und aristokratischen Usurpazionen, stiften wollten? Ich räume Ihnen willig ein, dafs ein Bailly, ein Malouet, ein Roland, ein Andreas Chenier, und die Wenigen, die man ihres gleichen nennen kann, tugendhafte, aufgeklärte und das Vaterland redlich liebende Männer waren: aber ihre Seele, wie grofs und thätig sie auch innerhalb der Grenzen ihres Gesichtskreises seyn mochte, hatte nicht Energie und Freyheit genug, sich bis zur Idee der reinen Demokratie zu erheben, aufser welcher keine Freyheit, keine wirkliche Einsetzung der Menschheit in den Genufs aller ihrer Rechte und ihrer ganzen Würde, denkbar ist. Hätten sie durchdringen können, so wäre wahrscheinlich ein Mittelding von einer Regierungsform, wie die Brittische, das höchste gewesen, was wir mit allen den gräfslichen Erschütterungen und Konvulsionen der Jahre 89, 90 und 91 gewonnen hätten.

WILIBALD.

Damit wäre *sehr viel* gewonnen gewesen, mein Freund, und daran hätte sich auch Ihr Volk, wenn es seinen eigenen Gefühlen überlassen, und nicht täglich und stündlich von Schwindlern, Brauseköpfen und ehrgeitzigen Bösewichtern auf alle nur ersinnliche Art fanatisiert worden wäre, herzlich gern genügen lassen.

RAYMUND.

O das glaub' ich selbst. Woran läſst sich aber auch ein von Aberglauben und Despotism Jahrhunderte lang zusammen gedrücktes, tief erniedrigtes Volk nicht genügen? Auf diesem Wege würde uns nie geholfen worden seyn. Wer es mit dem Volk ernstlich gut meint, muſs es, so zu sagen, bey den Haaren aus seiner Dumpfheit und Verblendung heraus ziehen, muſs es lieb genug haben, um es mit Gewalt glücklich zu machen. Dieſs zu unternehmen und auszuführen, wurden solche Feuerseelen erfordert, wie die *Brissot*, die *Guadet*, die *Barbaroux*, die *Louvet*, und alle diese entschiedenen Republikaner, die an der Spitze der *Girondisten* standen, und, wiewohl sie die wahren Stifter der Republik sind, von der undankbaren Nazion bereits vergessen zu seyn scheinen.

WILIBALD.

Vermuthlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Nazion von der Gröſse der Wohlthat nicht überzeugt genug ist, um zu wissen, ob sie Dankes werth sey. — Sie waren vorhin so billig gegen meine Protegierten, daſs es unartig von mir wäre, wenn ich den Ihrigen nicht gleiches Recht widerfahren lieſse. Ich will also glauben, daſs Brissot und seine Partey es eben so redlich mit dem Vaterlande meinten als jene: aber wie weit, wie unendlich weit waren sie entfernt, den Nahmen weiser und tugendhafter Männer zu verdienen! Um sie und ihre Thaten zu würdigen, muſs man nicht künstlich zusammen gesetzte Lobreden, worin der Leser bald durch die feinsten Taschenspielerkniffe der Redekunst getäuscht, bald durch die stärksten Anfälle auf sein Gefühl, durch affektvolle Schilderungen und herzrührende Ergieſsung der wirklichen oder angenommenen Empfindungen des Redners bestochen wird, sondern die Annalen und öffentlichen Verhandlungen der Jahre 91 und 92 zu Rathe ziehen, — und ein unparteyischer Weltbürger wird Mühe haben, diese, wenn Sie wollen, edlern und bessern Freyheitsschwärmer, aber doch Schwärmer, die immer bereit waren, ihrem angebeteten Götzen Alles, auch Pflicht, auch Wahrheit, Vernunft, Recht und Humanität aufzuopfern, von den Robespierre, Marat, Danton und ihres gleichen, anders als dem Grade nach, zu unterscheiden.

RAYMUND.

Ehe ich Ihnen dieſs zugeben könnte, müſsten wir in Umständlichkeiten und Untersuchungen eingehen, worüber wir uns in dem unermeſslichen Ocean unsrer Revoluzionsgeschichte verlieren würden.

WILIBALD.

Ich denke nicht daſs dieſs nöthig sey, und glaube vielmehr, es genüge an dem, was sich von dieser Geschichte in dem Gedächtniſs eines jeden nahen oder entfernten Zuschauers erhalten hat, um behaupten zu können, daſs gerechte und tugendhafte Menschen vor den Mitteln mit Scham und Abscheu zurück schaudern, die man sich erlaubt hat, um die Republik auf die Ruinen des Throns zu gründen.

RAYMUND.

Bedenken Sie aber auch, daſs die Revoluzion ein Orkan war, dem weder einzelne Personen, noch selbst eine ganze Partey gebieten konnte; daſs es fast immer bloſs darauf ankam, den Staat unter dem wüthendsten Sturm zwischen Strömen, Klippen und Sandbänken ohne Zahl, bey unaufhörlicher Gefahr eines plötzlichen Schiffbruchs, durchzuführen, und daſs die Noth oft zu dringend war, als daſs man sich lange hätte bedenken können, was man zuerst über Bord werfen müsse, oder womit man jeden neuen Leck, den das Schiff bekam, in der Eile mit dem wenigsten Schaden stopfen könne.

WILIBALD.

Gewiſs bedenke ich das alles; aber ich bedenke auch, daſs der Orkan, der die Führung des Schiffs so gefährlich und so verzweifelte Rettungsmittel nothwendig machte, nicht ein Werk der Natur, sondern ein magischer Sturm war, den eine Rotte von Schwarzkünstlern, in der Absicht sich des Schiffes zu bemächtigen, erregt hatte.

RAYMUND.

Da sind wir wieder in unserm vorigen Zirkel, und werden uns ewig darin herum drehen, so lange wir über das, was durch die Revoluzion bewirkt werden sollte, so verschiedner Meinung sind.

WILIBALD.

Lassen Sie mich versuchen, ob nicht vielleicht eine deutlichere Entwicklung der Mei-

14.

Ein einziger Blick auf Eva schläfert die Pein,
Die Furien selbst, in Satans Busen ein;
Er fühlt erstaunt die längst verlernten Triebe
Des ersten Engelsstands, vergiſst warum er kam,
Ein Tropfen Wonne flieſst in seinen ewigen
Gram,
Und seine Wuth zerschmilzt in Liebe.
Indessen müssen wir doch zur Ehre des Weisen
gestehn,
Für einen Mann, der gänzlich unerfahren
In solchen Dingen war, und wohl in zwanzig
Jahren
Nichts halb so verführerisches gesehn,

15.

Zog seine Gymnosofie sich ziemlich aus der
Schlinge.
„Wie? (spricht er zu sich) ich hätte das innere
Wesen der Dinge
So lange studiert und darum mich aus der Welt
verbannt,
Und fühlte vor diesem Skelett von Sennen,
Knorpeln und Knochen,
Mit Muskeln ausgestopft, mit weiſsem Leder
bespannt,
Mein feiges Herz im Busen pochen?
Ey! schickt sich das für einen beynah' entkörperten Geist?

nungen schon hinlänglich ist, uns aus diesem Zirkel heraus zu helfen. Soll ich Ihnen die erste Quelle nennen, aus welcher jene schwärmerischen Liebhaber der Republik ihre Selbsttäuschungen geschöpft haben? Höchst wahrscheinlich sind Nepos und Plutarch unschuldiger Weise an allen ihren Irrthümern und Miſsgriffen Schuld. Die besten und gebildetsten unter ihnen wurden, so zu sagen, von Kindheit an in den Republiken des Alterthums erzogen. In dem Alter, wo gefühlvolle Seelen einen noch ungeschwächten Sinn für das sittlich Schöne und Groſse haben, machten sie Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Republikanern Griechenlandes und Roms, und sogen mit der enthusiastischen Bewunderung und Liebe eines Leonidas, Themistokles, Epaminondas, Timoleon, Brutus, Fabricius, Regulus, Kato und ihres gleichen, unvermerkt auch die Gesinnungen derselben, ihre Liebe zur republikanischen Freyheit, ihren Haſs gegen Tyranney und Königthum, und ihre Anhänglichkeit an populare Regierungsformen ein. In einem Alter, worin sie von der Welt, von den Menschen mit welchen sie künftig leben sollten, und von den tausendfach in einander geschlungnen Verhältnissen und Interessen der unzähligen Klassen und Abstufungen, die den ungeheuern Zwischenraum vom Monarchen bis zum Bettler in einem groſsen Staate ausfüllen, nur sehr mangelhafte und verworrene Begriffe, ohne Überblick des wahren Zusammenhangs dieser Dinge haben konnten, in diesem Alter, das gewöhnlicher Weise für das ganze Leben eines jeden Menschen entscheidend ist, gewöhnten sie sich an die groſsen und schönen Formen, unter welchen, in den glücklichsten Perioden jener alten Freystaaten, die menschliche Natur einer noch unverdorbenen Seele erscheint. Aber, indem sie die Verfassung von Sparta, Athen und Rom, in den Zeiten, wo Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande noch mit Gerechtigkeit, Edelmuth, Verachtung des Reichthums und äuſserst einfachen Sitten gepaart waren, nicht nur für den glücklichsten Zustand, worin Menschen leben könnten, sondern in Vergleichung mit dem, was ihnen Geschichte und Augenschein von der monarchischen Verfassung zeigte, für den einzigen, worin der Mensch die Würde seiner Natur behaupten könne, ansahen, lieſsen sie sich wenig davon träumen, daſs diese bewunderten alten Republiken und diese angebeteten groſsen Männer — zuerst unter den Meisterhänden der Geschichtsmahler des Alterthums, und dann in ihrer eignen Einbildungskraft ihre Individualität verloren hatten, und zu Idealen und schönen Traumbildern erhoben worden waren, von welchen sie unschuldiger Weise übel getäuscht werden muſsten, sobald sie solche nicht nur in die wirkliche Welt, sondern sogar, aus ihrem natürlichen Zusammenhang heraus gehoben, in eine ganz andere Ordnung der Dinge, und in einen Boden, wo sie unmöglich gedeihen konnten, versetzen wollten. Gleichwohl war es dieſs, was sie unternahmen, als ihnen die in ihrem Vaterlande ausgebrochne Revoluzion Gelegenheit und Hoffnung machte, ihre immer im Verborgnen genährten, zum Theil auch schon in Schriften geäuſserten Lieblingsideen realisieren zu können. — Diese Hypothese, als Thatsache angenommen, verbreitet, däucht mich, ein starkes Licht über die merkwürdige Rolle, welche diese kleine Schaar echter Republikaner in der Revoluzion gespielt hat; sie macht aber auch begreiflich, warum sie, ohne ihr groſses Unternehmen ausführen zu können, in dem Strudel, der sie mit immer zunehmender Gewalt in sich hinein zog, nothwendig zu Grunde gehen muſsten. Um der guten Sache willen (wie sie glaubten) genöthigt, mit Menschen, die zwar eben dasselbe Ziel, aber mit ganz andern Absichten und Gesinnungen, verfolgten, gemeine Sache zu machen; immer in ihrer Hoffnung betrogen, diesen so ungleichartigen Mitverschwornen ihre eigene Vorstellungsart beyzubringen; immer bald genöthigt nachzugeben, um nicht alles zu verlieren, bald durch die wilden Fluten des Bürgerkriegs, und den hartnäckigen Widerstand der ehemahls herrschenden, nun um Leben oder Tod kämpfenden Aristokratie, aus ihrem eigenen Wege heraus geworfen und fortgerissen; mitten in einem gestaltlosen brausenden Chaos, dessen Gährung die Hefen der Nazion aufgewühlt und empor geschäumt hatte; wo die unbändigsten Leidenschaften, von den Banden der Religion und Sittlichkeit entfesselt, wüthend gegen einander rannten; wo die verworfensten aller Menschen, weil sie für die Sache der Freyheit fochten oder zu fechten vorgaben, die Straflosigkeit ihrer Verbrechen als einen verdienten Sold forderten; wo so vielerley Fakzionen, deren jede Männer von groſsen Talenten, oder ungewöhnlichen Naturgaben, oder grenzenloser Verwegenheit und Verruchtheit, an ihrer Spitze hatte, ihre besondern Absichten mit einer das gewöhnliche Maſs der Natur weit übersteigenden Energie betrieben; — kurz, in Umständen, wo nur ein kaltblütiger, gefühlloser, in sich selbst hinein geschrobner, vor keinem zu seinem Zweck führenden Bubenstück erschreckender Bösewicht sich selbst immer gleich bleiben, und, wie ein übelthätiger aber mächtiger Genius, über dem allgemeinen Aufruhr der Elemente oben schweben konnte; — wie wär' es anders möglich gewesen, als daſs jenes kleine Häufchen, mit seinen schimmernden Träumen von einer Art Platonischer Republik und republikanischer Tugend, für welche, auſser ihnen selbst, niemand einen Sinn hatte, nicht nur nicht durchdringen, sondern in sehr kurzer Zeit, nach einem allzu ungleichen Kampfe mit den verruchtesten unter seinen ehemahligen Freunden und Brüdern, seine hohe Schwärmerey, seinen feurigen Patriotism, seine zweydeutige Tugend, und seinen Mangel an Muth, so oft es auf rasche Entschlieſsung zu einem nützlichen Verbrechen ankam, kurz, eine falsche Berechnung sowohl seiner eignen Kräfte, als dessen was unter den gegebenen Umständen möglich war, mit dem Leben büſsen muſste?

RAYMUND.

Was Sie Mangel an Muth und Entschlossenheit nennen, war vielmehr echte republikanische Tugend, Anhänglichkeit an gesetzmäſsige Ordnung, Abscheu vor gewaltthätigen Handlungen die vielleicht noch vermeidlich waren, und edelmüthiges Vergessen ihrer persönlichen Gefahr beym Gedanken des Unheils, das ein besorglicher, aus dem Schooſse des Konvents selbst ausbrechender Bürgerkrieg über die Nazion und die gute Sache bringen würde.

WILIBALD.

Ich kann Ihnen das eingestehen, ohne daſs ich mein Urtheil von den enthusiastischen Stiftern Ihrer Republik zurück zu nehmen Ursache hätte. Es war ein schöner Irrthum, der diese gröſsten Theils noch jungen, von den erhabnen Maximen und Gesinnungen einiger alten Griechischen und Römischen Republikaner erhitzten Männer täuschte. Wer wird ihnen läugnen wollen, daſs Freyheit und Gleichheit, wenn sie bey einem aufgeklärten und tugendhaften Volke, vermittelst einer weisen Gesetzgebung, durch eine kluge und patriotische Regierung zu möglichster Veredlung der Menschheit angewandt würden, die wohlthätigsten Früchte nicht nur für dieses einzelne Volk, sondern mit der Zeit für die ganze Menschheit tragen müſsten? Welcher Mensch von feurigem Kopf und gefühlvollem Herzen wird nicht von der Idee einer solchen Republik bezaubert? Der groſse Irrthum euerer Enthusiasten, der Vater aller übrigen in welche sie folgerechter Weise verfallen muſsten, war, daſs sie dieses Ideal von Republik aus der intelligibeln Welt in die Sinnenwelt versetzen wollten, ohne zu sehen, daſs die nothwendigen Bedingungen, unter welchen allein ihr Unternehmen gelingen konnte, nicht vorhanden waren; daſs sie die ihnen so mächtig entgegen wirkenden zahllosen Hindernisse für überwindlich hielten; und daſs sie sich selbst, zu Bestehung dieses gröſsten aller Abenteuer, mehr Weisheit, Tugend und Energie zutrauten, als sie wirklich hatten.

RAYMUND.

Ey, ey, mein lieber Wilibald! Sehen Sie nicht, daſs es mir, um alle diese Vorwürfe in die Luft zu sprengen, nur ein einziges Wort kostet? Das Unternehmen, das Sie unausführbar nennen, wurde ausgeführt. Die Republik ist da, und hat, denke ich, ihr Daseyn seit zwey Jahren dem ganzen Europa, und vorzüglich euch Deutschen, so fühlbar manifestiert, daſs ihr eben so leicht an euerm eigenen Daseyn, als an dem ihrigen zweifeln könntet.

WILIBALD.

Was nennen Sie Republik, Freund Raymund? Ich bitte Sie, schieben Sie mir nicht statt des schönen Ideals unsrer wackern platonisierenden Schwärmer ein Götzenbild unter, an welchem nichts republikanisches ist als Nahme, Gewand und Verzierung. Frankreich ist da, die Französische Nazion ist da, eine Art von republikanischer Konstituzion ist da; kurz, nicht nur der erste Stoff zu einer künftigen Republik ist vorhanden; er ist sogar bereits organisiert und zu einem ziemlich wohlgestalteten Körper ausgebildet. Aber wo ist die Seele, die ihn beleben, wo der Geist, der ihn regieren soll? Wo ist die unverletzliche Heiligkeit des Gesetzes? wo die Garantie, die einem jeden die Rechte des Menschen und des Bürgers sichert? wo die Freyheit, seine eigene Meinung, sein eignes Urtheil zu haben, und beide ungescheut laut werden zu lassen? wo die allgemeine unparteyische Gerechtigkeitspflege? wo der Gemeingeist, die Vaterlandsliebe, die gewissenhafte Erfüllung jeder Bürgerpflicht, die Verachtung des Reichthums und der Wollüste, die Mäſsigung, die Frugalität, mit Einem Worte, die Tugenden, die den wahren Karakter einer republikanischen Regierung und eines republikanischen Volkes ausmachen? Die Französische Nazion, sagt man, hat, seitdem sie sich zu einer Republik konstituiert hat, erstaunliche Dinge gethan. Unläugbar! Aber war es der republikanische Geist und Karakter, in dessen Kraft sie diese Groſsthaten verrichtete? In der Lage, worin sie sich im Jahre 1792 befand, wäre die Verzweiflung allein hinlänglich gewesen, ein Volk, das von jeher feurig, stolz und muthvoll war, unüberwindlich zu machen. Aber die Franzosen wurden noch zum Überfluſs an ihrem empfindlichsten Theil, an ihrem Ehrgefühl, angegriffen. Stolz auf ihre neu erworbene Freyheit, und mit grenzenloser Verachtung gegen alles, was monarchisch und aristokratisch hieſs, angefüllt, sahen sie auf ihre Feinde als auf armselige Lohnknechte tyrannischer Usurpatoren herab, und siegten, weil ihnen nichts unerträglicher schien, als die Schmach, solchen Feinden zu unterliegen. Aber auch dieſs war noch nicht alles. Eine der natürlichsten Folgen einer allgemeinen Umkehrung groſser Staaten ist, daſs eine Menge neuer Menschen aus ihrer bisherigen Dunkelheit hervor gerüttelt werden, und auf ihrem rechten Platz zu stehen kommen, wo sie Talente zeigen können, die ihnen selbst vielleicht unbekannt waren. Was für Nahmen traten jetzt an die Stelle der Montmorency, der Türenne, der Catinat, Gassion, Villars, Villeroy u. s. w. die den Regierungen des 13. und 14. Ludewigs ihren Glanz geliehen hatten! Die Revoluzion förderte die Dumouriez, die Pichegru, die Marceau, die Jourdan, die Moreau, die Hoche, die Augerau, u. s. w. zu Tage; und welch ein Geschenk hat euch das Schicksal an dem einzigen Buonaparte gemacht! einem Manne, der sich schon vor seinem acht und zwanzigsten Jahre eine Stelle unter den gröſsten aller Zeiten erwarb, und alles, was einen Epaminondas und Agesilaus, Scipio und Paul-Ämil, Sertorius und Hannibal bewundernswürdig macht, in sich vereiniget! Die Französischen Kriegsheere haben unter diesen Anführern glänzende Siege erfochten, groſse Eroberungen gemacht, und den unermeſslichen Vortheil über alle ihre gegenwärtigen und künftigen Feinde gewonnen, unüberwindlich zu seyn, weil sie sich unüberwindlich glauben, und das Leben gegen den Ruhm für nichts achten. Alle Welt wünscht daher Friede mit der groſsen Nazion, und wer Friede von ihr haben will, muſs sich die Bedingungen gefallen lassen, die ihm ihre Gewalthaber vorschreiben oder zugestehen wollen. Aber alles das macht Frankreich zu keiner Republik.

RAYMUND.

Nun das ist lustig genug! Das fehlte noch, daſs Sie unsrer Republik, nachdem sie beynahe von allen Europäischen Mächten

Für einen Geist, der sich mit bloſsen Ideen
Schon zwanzig volle Jahre speist?
Nein! nimmermehr soll dieſs geschehen!

16.

Ich will Gewalt mir thun, braucht's auch ein wenig Zeit,
Bis meine Vernunft den Zauber der Sinne zerstreut,
Und meine Augen selbst die groſse Probe bestehen,
Sie, wie sie wirklich ist, nicht wie sie scheint, zu sehen.
Was halfen dir, mein guter Freund,
Die Weisen, die dich nun schon zwanzig Jahre lehren,
Der Schein sey niemahls was er scheint,
Und Kinder lassen sich nur von dem was gleiſst bethören?
Es sey beschlossen! Ich will so lange vor ihr stehn,
Bis mir's gelingt nur Adern und Knorpel in ihr zu sehn!“

17.

Ein kühner Vorsatz war's, und ihm zu Folge lehnt
Der weise Thor dem Mädchen gegen über
Sich an die Wand, und heftet, als wollt' er jede Fiber

anerkannt wird, noch gar den Nahmen einer Republik streitig machen wollen!

WILIBALD.

Den Nahmen nicht. Nahmen gelten wie Münzen. Man erkennt euere dermahlige Übermacht weil man muſs, und nennt euch wie ihr genennt seyn wollt. Man würde euch eben sowohl für eine Pentarchie oder Pentakratie erkennen, wenn ihr darauf beständet. Aber weder Nahme, noch Sprache und Fraseologie, noch Zuschnitt und äuſserliche Form können Frankreich zu einer Republik machen, so lange die groſse Nazion in allen wesentlichen Zügen ihres Karakters eben dieselbe ist und bleibt, die sie ehemahls war. Die Menschen machen die Republik, nicht die Konstituzion. Einem Menschen, dessen ganze Naturanlage, Erziehung, Sitten und gewohnte Lebensweise mit dem Karakter eines wahren Republikaners in offenbarem Widerspruch steht, zu befehlen, daſs er sich plötzlich in einen Republikaner verwandle, heiſst einem Invaliden mit hölzernem Beine zumuthen, daſs er ein *Pas de deux* mit Vestris tanze. Euer Volk ist nicht zur republikanischen Sofrosyne gemacht; es kennt keine Mittellinie zwischen dem Äuſsersten zu beiden Seiten: es muſs despotisch regiert werden, oder es ist gar nicht zu regieren. Was ists nun, daſs ihr die Benennungen geändert habt? Ihr hattet Herren, die nicht mehr sind, weil ihr euch in einer Anwandlung von Freyheitsdrang in den Kopf setztet, keine mehr haben zu wollen; und ihr habt euch andere gegeben, die sich Bürger nennen lassen. Ehemahls war euere Regierung despotisch unter einer monarchisch-aristokratischen Form; jetzt ist sie despotisch unter einer pentarchisch-demokratischen. Der Unterschied ist wahrlich des groſsen Aufhebens nicht werth, das man davon macht. Unglücklich genug für die Menschen, daſs es nun einmahl ihr Loos ist, immer mit Worten zu spielen und immer durch Worte getäuscht zu werden: aber die Natur bleibt darum nicht weniger was sie ist. So ist es z. B. bloſser Miſsbrauch der Worte, wenn man Despotism mit Tyranney für gleichbedeutend nimmt. Trajan, Mark-Aurel, Friedrich der Einzige, Josef der Zweyte, waren Despoten, und werden ewig Muster trefflicher Regenten bleiben; wohl dem Volke, dem alle hundert Jahre einer ihres gleichen zu Theil wird! Ich bin also weit entfernt, euerer dermahligen Regierung die Verdienste, die sie sich in mehrern Hinsichten um Frankreich erworben hat, abzusprechen, indem ich sie despotisch nenne: ich läugne nur, daſs sie republikanisch ist, und berufe mich der Kürze halben auf den 18. Fruktidor und das ganze Benehmen euerer Regierung seit dieser Epoke.

RAYMUND.

Der 18. Fruktidor war der zweyte Geburtstag der Republik: ohne ihn wäre sie nicht mehr; ohne ihn würde Frankreich in alle Gräuel der Anarchie, des Terrorism und des wüthendsten Bürgerkriegs zurück geworfen worden seyn. Die Konstituzion muſste verletzt werden, weil kein anderes Mittel da war sie zu retten. Wenn das weltbekannte Triumvirat unsers Direktoriums sich jemahls ein Recht erworben hat, ewig als die Erhalter des Vaterlands und der Republik gefeiert zu werden, so wars am 18. Fruktidor.

WILIBALD.

Ich würde selbst nicht ermangeln, ihre Büsten in meinem Lararium aufzustellen, wenn sie durch einen nothwendigen Bruch in die Konstituzion eine wirklich bestehende und rechtmäſsig bestehende Republik gerettet hätten. Aber Frankreich ist keines von beiden: jenes soll sie erst durch eine künftige Erziehung werden, die euere eifrigsten Republikaner selbst kaum für möglich halten; dieses kann sie niemahls, oder, wenn Sie es schlechterdings wollen, beides nur durch ein doppeltes Wunder werden.

RAYMUND.

Was für ein Wunder, wenn ich bitten darf?

WILIBALD.

Um wirklich Republik zu werden, müſste der Karakter der Nazion eine Verwandlung erleiden, gegen welche alle Ovidischen nur Kinderspiel wären: um rechtmäſsig zu werden, müſste sich der ganze Lethe über Frankreich ergieſsen, und alle Erinnerungen an die letzten neun Jahre so rein aus allen Gemüthern auswaschen, daſs alle Franzosen in dem nehmlichen Augenblicke, da sie sich einhellig zu einer Republik konstituieren würden, aus dem Nichts hervorgegangen zu seyn glaubten.

RAYMUND.

Sie nehmen es sehr scharf mit uns, Wilibald. Wer könnte bestehen, wenn er nach einem so strengen Gesetz gerichtet würde? Unsre Republik war, als die Konstituzion von 1795 von dem ungleich gröſsten Theil der Nazion angenommen wurde; und wäre sie es auch nur einen Tag gewesen, so war dieser Tag hinlänglich, um das, was damahls Wille der Nazion war, für ihren unveränderlichen Willen zu erklären, und dem zu Folge Frankreich auf ewig zur Republik zu machen. Und, was die Rechtmäſsigkeit betrifft, brauchte es denn mehr, als eben diesen Willen der Nazion, um jede Staatsverfassung, die sie sich für die zuträglichste hielt, rechtmäſsig zu machen?

WILIBALD.

Unglücklicher Weise für die Sache der Republikstifter galt dieſs alles eben so gut für die Rechtmäſsigkeit und ewige Dauer des Königthums. Welche Nazion in der Welt war wegen ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit an ihre Erbfürsten so berühmt als die Französische? Rief nicht ehemahls alles Volk, wenn es bey irgend einer festlichen Gelegenheit vom Könige gegrüſst und von der Königin mit einem unsichtbaren Lächeln beseliget wurde, wenigstens eben so anhaltend *vive le Roi*, *vive la Reine*, als es am 10. August *vive la Republique* rief? Wenn der vorgebliche Anschlag einiger Glieder der gesetzgebenden Räthe und des Direktoriums, die Republik wieder in eine monarchische Form zu gieſsen, am 18. Fruktidor unrechtmäſsig war, wie konnt' es am 10. May rechtmäſsig seyn, die Monarchie zu zerstören, um eine Republik an ihre Stelle zu setzen? Doch, was bedarf es mehr, als einen bloſsen Überblick der Geschichte des Jakobinerklubs und seiner Heldenthaten, um sich durch lauter beurkundete notorische Thatsachen zu überzeugen, daſs die Französische Republik nicht einem mit ruhiger Überlegung abgefaſsten allgemeinen Beschluſs der Nazion, sondern einer langen Reihe der gesetzwidrigsten Anmaſsungen, Kabalen, Ränke, Betrügereyen und Unthaten solcher politischer Fanatiker und moralischer Bösewichter, wofür Marat, Robespierre, Manuel, Pethion, Santerre, Danton, Camille des Moulins und so viele andere jetzt doch wohl allgemein anerkannt sind, ihr Daseyn zu danken hat? Gewiſs, lieber Raymund, können und werden Sie mir nicht zu läugnen begehren, daſs ein Zusammenfluſs von niedrigen Kunstgriffen, gauklerischen Täuschungen, ungeheuern Verbrechen und mehr als barbarischen Mordscenen nöthig war, das betrogne Volk endlich dahin zu bringen, daſs es, um von dem grenzenlosen Elend der Anarchie befreyt zu werden, sich eine Verfassung gefallen lieſs, von welcher es eben so wenig Kenntniſs hatte, als es Anlage und Neigung zu ihr in sich fühlte. In der ganzen Geschichte aller Völker ist kein Beyspiel zu finden, daſs die Errichtung eines Freystaats nur den tausendsten Theil der Verbrechen gekostet hätte, ohne welche der eurige nie zu Stande gekommen wäre.

RAYMUND.

Alle die Abscheulichkeiten, womit die Annalen unsrer Revoluzion leider befleckt sind, waren unausbleibliche Folgen eines gewaltsamen glänzlichen Umsturzes der alten Ordnung der Dinge unter uns. Aber gehen Sie, wenn Sie billig seyn wollen, auf die Ursachen dieses Umsturzes zurück, und Sie werden ihn noch weit mehr in dem Karakter, den Leidenschaften und der sittlichen Verdorbenheit derjenigen, die sich vom Anfang an einer gründlichen Abstellung der unläugbarsten und unerträglichsten Miſsbräuche aus allen Kräften entgegen setzten, als in den Anschlägen und Bestrebungen der kleinen Anzahl ehrgeitziger und neuerungssüchtiger Menschen finden, die, ebenfalls aus persönlichen Absichten, von Anfang an ihr möglichstes thaten, die Risse und Breschen in dem alten baufälligen Staatsgebäude täglich zu erweitern, und dadurch den Bösewichtern vom Jahre 1791 und 92, die an ihre Stelle kamen, unwissender Weise die Hälfte der Arbeit ersparten.

WILIBALD.

Ich gestehe Ihnen gern, daſs ich die Rechtfertigung der Denkart und des Betragens der Aristokraten in jenem Zeitpunkt nicht auf mich nehmen möchte. Aber das Betragen der demokratischen Partey wird durch die Unklugheit und Verkehrtheit, die in den Kabalen ihrer Gegner präsidierten, nicht gerechtfertigt. Hätten die Sachwalter des Volks ihre Anmaſsungen nicht zu weit getrieben, ihre Forderungen nicht zu hoch gespannt, sich, wenn auch nicht mit bloſser Wiederherstellung der Freyheiten und Rechte, welche die Nazion schon im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert besaſs, doch mit einer solchen Einschränkung der monarchischen Verfassung, wie die Brittische durch die Revoluzion von 1688 erhielt, begnügen lassen; so würden sie, da sie auf den Beyfall und Beystand der ganzen Nazion rechnen konnten, ohne groſse Schwierigkeit damit durchgedrungen seyn, und die gräuelvollen sechs Jahre, während welcher das liebenswürdigste und gebildetste Volk des Erdbodens in eine mehr als Vandalische Barbarey und Neuseeländische Wildheit zurück stürzte, — dieser scheuſslich gähnende Riſs in der Geschichte euerer Kultur würde euere Jahrbücher nicht auf ewig schänden. — Aber das wollten schon damahls euere wiewohl noch heimlichen und verkappten Republikaner nicht. Und nun frage ich Sie: was für ein Recht hatte diese Hand voll metafysischer Schwärmer, und wenn ihrer auch Tausende und Zehentausende gewesen wären, was berechtigte sie, mit Verwerfung aller gemäſsigten Verbesserungsplane, ein der Monarchie ergebenes und gewohntes Volk durch Vorspiegelung miſsgedeuteter Menschenrechte zum Aufstand zu reitzen, Thron und Altar umzustürzen, die Schätze und Besitzthümer der Krone, die Güter der Kirche, das Eigenthum unzähliger Staatsbürger, unter dem Vorwand sie der Nazion zuzueignen, der Raubsucht der verworfensten Menschen preis zu geben, und im ganzen Reiche alles umzukehren, aufzulösen und zu zerstören, bloſs um den Versuch zu machen, ob ein Ideal, das sie selbst nur in einem magischen Nebel erblickten, sich vielleicht realisieren lassen werde? Was berechtigte sie, dieses ihr Vorhaben, wenn es auch an sich noch so löblich gewesen wäre, auf Unkosten des angesehensten und begütertsten Theils der Nazion zu bewerkstelligen? Mit welchem Schatten von Recht maſsten sich diese Menschen, um eine illusorische Majorität auf ihre Seite zu bringen, der tyrannischen Gewalt an, ein von ihnen selbst für suverän erklärtes *Volk in seinen einzelnen Gliedern* der Freyheit, eine andere Meinung als sie zu haben und nach eigner Überzeugung zu reden und zu handeln, zu berauben, die Begriffe und Meinungen der Fakzion hingegen der groſsen Mehrheit des Volks mit Feuer und Schwert aufzudringen, und den Gebrauch des heiligsten aller Menschenrechte zu einem des Todes würdigen Verbrechen zu machen? Freylich, wäre das alles nicht geschehen, so existierte die Republik nicht; aber welche Republik, die nur durch solche Mittel, nur durch die Mittel, die ehemahls ein Marius und Sylla und Oktavianus zu Unterdrückung der ihrigen anwandten, nur durch unaufhörliche Verletzung der von ihr selbst proklamierten Rechte der Menschheit, mit Einem Worte, nur durch Verbrechen und Gräuel ohne Zahl und Maſs zum Daseyn gelangen konnte! Mit welcher Stirn erkühnt sich eine Republik, (das Werk der Marat, Manuel, Pethion, Carra, Basire, Chabot, Robespierre und ihres gleichen) unter die Amfiktyonen Europens hinzutreten, und sich einer entscheidenden Stimme in ihrem Rath anzumaſsen? Auf was für Rechte kann sie Anspruch machen, da ihre Existenz selbst die gröſste aller Ungerechtigkeiten ist?

Zerlegen, auf ihren Busen, wo Amor schlummernd sich dehnt,
Den anatomischen Blick. Allein, was er gewähnt
Erfolget nicht. Denn ach! je länger je lieber
Wird ihm der süſse Betrug; bis sich der arme Mann
Die Wirkung seines Versuchs nicht mehr verbergen kann,
Und, da die bessere Seele ihn eilends fliehen heiſset,
Mit aller Gewalt sich kaum dem täuschenden Zauber entreiſset.

18.

Er flieht — „Und konnt' er fliehn?" — Welch eine Frage das ist!
Mein Herr, man ist umsonst wohl kein Gymnosofist:
Er hätte, dächt' ich, die Kunst der Selbstbeherrschung zu lernen,
Doch Zeit genug gehabt. Noch einen einzigen Blick,
Noch einen, den letzten noch, und einen noch zurück
Am Ausgang der Höhle, und nun — sich auf ewig zu entfernen,
Der Vorsatz verdiente doch wohl noch einen Seitenblick?

RAYMUND nach einer kleinen Pause.

Lieber Wilibald! wozu das alles? So lange wir die Sache aus einem so tief liegenden und beschränkten Standpunkte betrachten, werden wir immer nur einseitige, schiefe und gehässige Ansichten erhalten, aus welchen sich kein gültiges Resultat ziehen läſst. Unsre Revoluzion ist nun einmahl erfolgt, weil es (morgenländisch zu reden) auf der Tafel des Lichts geschrieben war, daſs sie erfolgen sollte. Unsre weiland Monarchie ist nun einmahl todt und abgethan, und wird nimmer wieder lebendig werden. Aber, Dank sey dem Himmel! die Nazion ist noch da; sie steht in ihrem alten Grund und Boden fest gewurzelt, und wird wahrscheinlich nur durch eine allgemeine Ersäufung oder Verbrennung unsers Planeten untergehen. Diese Nazion ist, nach mancherley miſslungenen Versuchen sich wieder zu organisieren, durch die Zusammenwirkung der vier groſsen Beweger aller sublunarischen Dinge, der Nothwendigkeit, der Leidenschaften, der Vernunft und des Zufalls, endlich dahin gekommen, sich diejenige Verfassung gefallen zu lassen, die im Jahre 1795 dem aufgeklärtern Theile die beste schien. Und so ist nun das Französische Volk, nach dem politischen Tode seiner Monarchie, aus eigner Macht und

Gewalt, nicht nur unter der Gestalt, sondern wahrlich mit der vollsaftigen Jugendstärke einer Republik, wieder auferstanden, welche ihr Recht, unter den Amfiktyonen Europens die ihr gebührende Stelle einzunehmen, so nachdrücklich zu behaupten gewufst hat, dafs es ihr schwerlich so bald wieder streitig gemacht werden dürfte. Ob ihre dermahlige Konstituzion die letzte, oder nur ein starker Schritt vorwärts zu einer andern sey, wobey die Nazion sich vielleicht noch besser befinden würde, wer kann das sagen? — Genug, sie ist nun was sie ist; und um diefs recht ins Auge zu fassen, weifs ich nur Einen Standpunkt.

WILIBALD.

Und der wäre? —

RAYMUND.

Der kosmopolitische.

WILIBALD.

Er ist etwas hoch — aber ich kann klettern und hoffe Ihnen nachzukommen.

RAYMUND.

Sie sehen in diesem einzigen Wort alles was ich sagen will, und so kann ich desto kürzer seyn. Dem Kopf und dem Herzen des denkenden Mannes, der im Ganzen des Weltalls Gesetzmäſsigkeit und ewige Ordnung sieht, ist dieser Erdball nur ein einziges Gemeinwesen, und das über ihn verbreitete Menschengeschlecht nur Eine Familie. Alles Besondere und Einzelne in den menschlichen Angelegenheiten beurtheilt er nach dem Verhältniſs desselben zum Ganzen. Wollte irgend ein der Menschheit gewogener Genius den Nebel von den Augen der Völker und ihrer Hirten treiben, so würden sie sehen, daſs die Revoluzion, da sie nun einmahl erfolgt ist, durch alle ihre Anschläge, Intriguen, Koalizionen und Anstrengungen nicht ungeschehen gemacht werden kann; und daſs es also, wie die Sachen stehen, eben so sehr ihr Interesse als ihre Pflicht ist, anstatt dem groſsen Werk des Schicksals vergebens entgegen zu streben, es vielmehr zu fördern, und willige Hände zu bieten, daſs alles Gute, was aus der gegenwärtigen Lage der Dinge entwickelt werden kann, wirklich zu Stande komme. Jetzt ist das dringendste Bedürfniſs aller Europäischen Völker Friede, Endigung — nicht wie es anscheinen will — Erneuerung — des heillosen, unmenschlichen Krieges, der in so wenig Jahren alle andern Übel, die der Krieg immer nach sich zieht, noch durch eine so fürchterliche sittliche Zerrüttung vermehrt hat, daſs, wofern er auch nur eben so lange fortdauern sollte, ein gänzlicher Rückfall in die Barbarey des vierzehnten Jahrhunderts die unausbleibliche Folge davon seyn müſste. Friede, Friede, nicht Erhaltung alter, längst nicht mehr passender Einrichtungen, durch Mittel, die ihren Sturz nur beschleunigen und das Elend der schuldlos leidenden Völker vollständig machen würden, Friede, Einverständniſs, aufrichtige Verbindung zu Wiederherstellung der allgemeinen Wohlfahrt, ist, was alle Völker von den Männern, deren Weisheit oder Thorheit, Rechtschaffenheit oder Unredlichkeit das Schicksal von Millionen entscheidet, erwarten, und zu erwarten befugt sind. Ob die Französische Republik gut oder schlecht konstituiert ist, ob sie, nach den scharfen Begriffen einer strengen Theorie beurtheilt, ihren Nahmen mit Recht führt, ist ihre eigene Sache; genug, daſs sie Kräfte und Mittel in sich selbst hat, das, was sie jetzt noch nicht seyn kann, in kürzerer Zeit zu werden, als ihre — guten Freunde vielleicht wünschen. „Sie ist militarisch,“ sagt man. Das muſste sie ja wohl seyn, um sich zu erhalten und in Respekt zu setzen; will man sie etwa nöthigen, es immer zu bleiben? Friede ist das einzige Mittel, sie in eine Solonische

Republik zu verwandeln; sie zur Mutter aller wohlthätigen Friedenskünste, zur Pflegerin der fast überall verscheuchten, oder vernachlässigten und schel angesehenen Musen, zu einem Beyspiel, welcher Veredlung die Menschheit fähig ist, zu machen. Der Friede wird ihre Vorsteher, die zum Theil so viel zu vergüten haben, um ihrer selbst willen antreiben, durch alles, was eine aufgeklärte und thätige Regierung zu Wiederherstellung der innern Sicherheit, Ordnung und Sittlichkeit, und zu Beförderung des möglichsten Nazional-Wohlstandes wirken kann, jede Erinnerung an das überstandene Unglück der Zeiten in dem Gemüth eines so leicht vergessenden, so gern fröhlichen Volkes, auszulöschen. Daſs schon jetzt, mitten unter zweyfachen Anstrengungen gegen innere und auswärtige Feinde, welche bisher die ganze Aufmerksamkeit unsrer Regierung beschäftigten und die stockenden Hülfsquellen des Staats gröſstentheils aufsaugten, daſs selbst in diesem noch immer gewaltsamen Zustande die glücklichen Folgen der neuen Ordnung der Dinge in unsern meisten Provinzen immer sichtbarer werden, beweiset jedem, der sie mit einiger Aufmerksamkeit bereisen will, der Augenschein. Selbst einer der ausgewanderten Royalisten muſs gestehen, „daſs es in Frankreich keinen eigentlichen Stand des Müſsiggangs mehr gebe, daſs das Land bey weitem besser angebaut sey als ehemahls, und die Industrie gestiegen zu seyn scheine.“ — Auf welche Stufen der Vervollkommnung und des Wohlstandes könnten die Völker Europens sich mit und neben uns erheben, wenn sie den schimpflichen Überresten der alten Barbarey, dem kannibalischen Nazionalhaſs, dem elenden Vorurtheil, daſs fremdes Glück dem unsrigen schade, und den verächtlichen kleinen Krämerkniffen und Beutelschneiderkünsten, die man ehemahls Politik nannte, und durch die sich niemand mehr täuschen läſst, auf ewig entsagten, um durch einen allgemeinen Völkerbund, ohne Rücksicht auf die im Grunde wenig bedeutende Verschiedenheit der Staatsformen, sich zu einem dauerhaften Europäischen Gemeinwesen zu organisieren! Daſs, wenigstens auf unsrer Seite, der Friede in kurzem alles noch Überspannte in den Begriffen und Gesinnungen unsrer warmen Republikaner auf die gehörige Temperatur herab stimmen würde, ist mir eben so gewiſs, als daſs es — wie ungünstig man auch jetzt noch, nicht ganz ohne unsre Schuld, von uns denken mag — nicht an unsrer Republik liegen werde, wenn die einmahl hergestellte öffentliche Ruhe nicht ein ganzes Jahrhundert voll halcyonischer Tage zum Glück der Völker bewirken wird.

WILIBALD.

Wer könnte das Herz eines Menschen in seinem Busen tragen, und nicht zu diesen guten Wünschen, Hoffnungen und Ahnungen Amen sagen? Was fehlt also noch, als irgend eine Beschwörungsformel ausfündig zu machen, wodurch wir den Genius der Humanität vermögen können, die vorerwähnte Wohlthat an unsern Brüdern und Obern zu thun? damit nicht länger von uns gesagt werden müsse, was der Psalmist 1) von den goldnen und silbernen Götzen der Heiden sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, auch ist kein Odem in ihrem Munde.“

RAYMUND.

Ich bin voll guten Zutrauens zu der männlichen Denkart und warmen Menschlichkeit, wovon ich einige von denen beseelt sehe, in deren Händen das Schicksal der

---

1) Ps. 135, v. 16. 17.

Völker liegt; und da bey allen noch der mächtige Drang der Nothwendigkeit und des wohl verstandenen eigenen Vortheils hinzu kommt, sollten wir nicht alle Ursache haben, einem fröhlichen Ausgang entgegen zu sehen?

VIII.

Was wird endlich aus dem allen werden?

Walther.

Ich gestehe Ihnen, Diethelm, von allen unseligen Folgen, die der Sturz der Französischen Monarchie nach sich gezogen hat, ist in meinen Augen die unseligste, daſs sie die Hälfte der Menschen in Europa aus dem, was den eigentlichen Genuſs unsers Daseyns ausmacht, aus dem Leben im Gegenwärtigen, mit Gewalt heraus geworfen, und in eine peinliche Lage versetzt hat, worin uns die Ungewiſsheit dessen, was, vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, Stunden, unser Schicksal seyn wird, alle Nerven des Geistes lähmt, alle Freuden verbittert, und alle Lust benimmt, uns mit Arbeiten und Sorgen zu beschäftigen, durch welche die Zukunft eine idealische Gegenwärtigkeit für uns erhält, deren geistiger Genuſs dem sinnlichen selbst gewisser Maſsen vorzuziehen ist. Wer hätte Lust seinen Acker zu bestellen, wenn er voraus wüſste, seine Ernte würde noch im Halm vom Hagel zerschlagen, oder von Heuschrecken aufgezehrt werden? Wer mag arbeiten, wenn ihm nicht wenigstens seine Einbildung den gewünschten Erfolg als etwas wahrscheinliches vorspiegelt? Wer kann während des Ausbruchs eines wüthenden Vulkans ruhig an seinem Fuſse wohnen? und wem wird es einfallen, sich neben einem so gefährlichen Nachbar gar ein Haus zu bauen?

DIETHELM.

Sie sind auch gar zu ängstlich, Freund! Wir leben, Dank sey dem Himmel! ziemlich weit von den fürchterlichen Giganten entfernt, die allen diesen Unfug anrichten.

WALTHER.

Was nennen Sie weit? War Venedig, Modena, oder der Kirchenstaat etwa näher? Was fragen diese neuen Vandalen, deren ungestümen Zug weder Flüsse noch Waldströme, weder Abgründe noch Felsen wo Adler und Lämmergeier nisten, aufzuhalten vermögen, was fragen sie nach näher oder weiter? — sie, die, gleich einem ausgetretenen See, ihr Ufer mit jedem Augenblicke fortrücken, und gar bald die entfern-

Wahr ist's, so hatte der Mann nach seinen Vettern, den Sternen, 9)
In seinem Leben nie geguckt. Doch alles dieſs
Ward wieder gut gemacht indem er sie verlieſs.

19.

Nur den Entschluſs, sich ganz zu entfernen, verwies
Die Menschlichkeit ihm. Sie so allein zu lassen,
In diesem Gegentheil vom ird'schen Paradies
Das arme Kind vielleicht verschmachten zu lassen,
War grausam. Muſs er denn, um nicht zu lieben, sie hassen?
Giebt's keinen Mittelweg? — Ein guter Gedanke! — Gewiſs
Giebt's einen Mittelweg! — Zum Häſslichen und zum Schönen
Läſst mit der Zeit das Auge sich gewöhnen.
Gewohnheit — und Sättigung — macht in Kalypso's Arm den Ulyſs
Nach seiner Alten und seinen Felsen sich sehnen. 10)

20.

Ihm ekelt vor dem Aufenthalt
Der einen Gott im Fluge halten würde; 11)
Ein Leben aus Freuden gewebt wird ihm zur drückenden Bürde,
Und unausstehlich die schönste Nymfengestalt.

testen Völker zu ihren Nachbarn zu machen wissen.

DIETHELM.

Da wäre freylich das Land glücklich, das, *ex providentia majorum*, mit einem tüchtigen Damme verwahrt wäre, an welchem sich die stolzen Wellen dieses reiſsenden Wassers brechen müſsten.

WALTHER.

Hat es etwa irgend einem der Völker, die ein Opfer desselben wurden, daran gefehlt? Aber gegen diesen Verderber hilft kein Damm, schützt kein Bollwerk. Jene Nordischen Barbaren, die das alte Römische und Byzantinische Reich überschwemmten, ehrten und schonten doch überall die Religion und die alten Gebräuche und Gewohnheiten der bezwungenen Länder: aber diese Barbaren von einer noch nie gesehenen Art treten alles, was der Menschheit von jeher heilig war, im Nahmen der Vernunft mit Füſsen, dringen den Völkern ihre Gesetze im Nahmen der Freyheit auf, und rauben, morden und zerstören kraft der unverlierbaren Menschenrechte.

DIETHELM.

Die neuesten Thaten der groſsen Nazion haben, wie ich sehe, Ihre Galle in

Aufruhr gesetzt, lieber Walther, und nun erscheint Ihnen alles gräſslicher als es wirklich ist, zumahl da Sie den Republiken ohnehin nicht gewogen sind.

WALTHER.

Da thun Sie mir zu viel. Ohne die Demokratie für die beste Staatsverfassung zu halten, ehre ich jede Regierung, was auch ihre Form seyn mag, die, indem sie ihre eigenen Rechte behauptet, auch die Rechte anderer respektiert. Ich werde die Achtung nie vergessen, die man ganzen Nazionen schuldig ist: aber eben darum werde ich die Nazion, welche Sie *die groſse* zu nennen belieben, nie für die Handlungen der Wenigen verantwortlich machen, in deren Hände das Unglück der Zeiten, und ein fataler Zusammenhang von Umständen und Ereignissen eine Gewalt gespielt hat, welche sie erst zu Unterdrückung ihres eigenen Volks und nun zu Unterjochung aller übrigen gebrauchen. Diesen allein gelten meine Anklagen; über diese allein werde ich Zeter schreyen so lange noch Luft durch meine Kehle geht, und wenn ich so viele Köpfe hätte als *Briareus*, und alle Tage *Einen* unter die Guillotine legen müſste.

DIETHELM.

Ich bitte Sie, lieber Walther, mäſsigen Sie, wenns möglich ist, Ihren Eifer, und lassen Sie uns gelassen von der Sache reden.

WALTHER.

Gelassen? Verzeihen Sie mir! Wer solchen Dingen, wie täglich vor unsern Augen geschehen, gelassen zusehen kann, der ist —

DIETHELM.

Kein Menschenfreund, kein Weltbürger! — Das ist doch wohl das ärgste was Sie mir sagen wollten? Aber Ihr Herz erinnerte Sie daſs ich beides bin, und das harte Wort blieb in Ihrem Munde stecken. — Auch mir ist es schon öfters ergangen wie Ihnen. Wer sollte nicht unmuthig werden, wenn die Gewalt, auf ihre Übermacht trotzend, nicht einmahl für nöthig hält, ihren Handlungen einen Anstrich von Anständigkeit, geschweige von Gerechtigkeit zu geben? Aber da wir mit allem unserm Unwillen nichts besser machen, sondern im Gegentheil, je leidenschaftlicher wir zu Werke gehen, desto mehr Gefahr laufen alles gar zu einseitig zu beurtheilen, und darüber vielleicht das einzige Mittel zu übersehen, wodurch dem Übel geholfen werden könnte: so bleibt uns denn doch nichts andres, als unsre Gefühle zum Schweigen zu bringen, und mit möglichster Gelassenheit so lange zu suchen, bis wir den Gesichtspunkt gefunden haben, aus welchem ein Weltbürger, der, auſser dem *nil humani a me alienum*, ganz und gar kein persönliches Interesse dabey hätte, die Sache betrachten müſste.

WALTHER.

Gut! Ich verspreche Ihnen, so sanft zu seyn wie ein Lamm, und wir wollen doch sehen, aus welchem Gesichtspunkte Sie in dem politischen System, nach welchem die Gewalthaber der groſsen Nazion handeln, auch nur einen Schatten von Gerechtigkeit finden wollen.

DIETHELM.

Dazu will ich mich eben nicht anheischig gemacht haben.

WALTHER.

Sie thun wohl daran. Denn so wie General Berthier, von der Zinne des eroberten Kapitols herab, die Manen des Kato, Pompejus, Cicero und Brutus hervor rief, so citiere ich hiermit die Schatten des Protagoras, Gorgias, Polus, Hippias, und aller andern Sofisten, deren Leben uns Filostratus beschrieben hat, und fordre sie heraus, mit aller ihrer Geschicklichkeit eine schlimme Sache gut zu machen, das neueste Betragen der besagten Gewalthaber gegen die Helvetischen Republiken zu rechtfertigen. Ich setze zum voraus, daſs Sie wenigstens aus der allgemeinen Weltkunde (welche die *res gestas Francorum* mit einem historischen Enthusiasm, der zuweilen in den dithyrambischen übergeht, erzählt) von allen Thatsachen hinlänglich unterrichtet sind. Und nun frage ich Sie, haben Sie jemahls zwey ähnlichere Dinge gesehen, als die Vorwürfe, die der Wolf in Fäders Fabel dem Schafe macht, und die Anklagen, auf welche das Französische Direktorium sein gewaltthätiges Betragen gegen Bern und andere Schweizer Kantons gründet?

DIETHELM.

Ich überlasse dem Schatten des Gorgias die Ehre, die Rechtfertigung des Wolfs auf sich zu nehmen. — Das Schaf wurde freylich feindseliger Absichten und geheimer Einverständnisse mit den Feinden Isegrimms beschuldigt.

WALTHER.

Gesetzt auch, (was doch wenigstens sehr zweifelhaft ist) es wäre etwas Wahres an diesen Beschuldigungen; gesetzt, das Schaf wäre dem Wolf im Herzen nicht gut, fürchtete sich vor ihm, hätte auf alle Fälle sich um einigen Schutz bey dem Leoparden beworben, und dergleichen, — was wär' es denn am Ende? Was kann Isegrimm vom Schafe zu befürchten haben? Was für Unternehmungen gegen seine eigne Person, oder Frau Gieremund, seine Hausfrau, und die jungen Welfe, seine Familie, wird es sich beygehen lassen, das friedsame Thier, das so froh ist, wenn man es nur ruhig grasen läſst? Es wäre lächerlich, nur ein Wort darüber zu verlieren. Gesetzt aber auch, die vorgeblichen Missethaten der Regierungen zu Bern, Freyburg u. s. w. hätten eine Ahndung verdient — und gewiſs, eine wörtliche war für das, was ihnen mit einigem Grunde zur Last gelegt werden konnte, mehr als genug: — was hatte das Volk in diesen Ländern verschuldet, um aus seiner glücklichen Ruhe und aus einer Verfassung, worin es sich seit Jahrhunderten wohl befand, auf einmahl heraus geworfen, und entweder allen Folgen der Empörung gegen die bisherige gesetzmäſsige Regierung preis gegeben, oder (wenn es seiner Pflicht getreu blieb) in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, sich zu Vertheidigung des Vaterlandes zu bewaffnen, und dadurch von Seiten des überlegnen Nachbars, der nur auf einen solchen Vorwand zu warten schien, sich selbst und seinen Bundesgenossen eine blutige Rache auf den Hals zu ziehen? — „Nein, sagen sie, wir kommen nicht als Feinde des Volks, wir kommen bloſs, es von seinen Tyrannen, den Aristokraten, zu befreyen; wir kommen dem ganzen Helvezien die unschätzbaren Güter, Freyheit und Gleichheit, zuzuwenden, wodurch Frankreich seit 1792 so glücklich ist, wie ihr alle wiſst, und die dreyzehn Kantons, in welchen das arme Volk bisher in der grausamsten Sklaverey gehalten wurde, durch das Feuer der Trübsal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige untheilbare Republik zusammen zu schmelzen." — Was die Befreyung von den aristokratischen Ungeheuern betrifft, die das unglückliche Schweizervolk bisher so barbarisch busirisiert und neronisiert haben sollen, so stand also ganz Europa bisher in einem falschen Wahne, da es die Schweizer für ein freyes und glückliches Volk hielt! So lebten sie selbst in dem unbegreiflichsten Selbstbetrug, sich für frey zu halten, da sie doch Sklaven waren! Alle Fremde, von allen Nazionen Europens, die sich einige Zeit in der Schweiz aufhielten, stimmten bisher darin überein, daſs die aristokratische Regierung der Berner ein Muster einer edeln, gerechten, sanften und das Glück der Untergebenen machenden Staatsverwaltung sey. Dieſs lehrte auch schon der bloſse Augenschein einen jeden, der sich das Vergnügen machte, die verschiednen Landschaften, Thäler und Gebirge dieses ansehnlichen Kantons zu durchwandern; und wiewohl niemand behaupten wird, daſs die Berner allein von dem allgemeinen Loose der Menschheit die Ausnahme gemacht hätten, so können sie doch kühnlich die ganze Welt auffordern, einen Staat zu nennen, worin das Volk, was man im eigentlichsten Verstande Volk nennt, glücklicher und zufriedner gewesen wäre als das ihrige. Sey es doch, daſs eine Anzahl aristokratischer Familien im Waadlande miſsvergnügt waren, keinen Antheil an der Regierung zu haben; sey es, daſs gegen etliche einzelne Personen, die vor einigen Jahren als Ruhestörer in Untersuchung kamen, härter als der Klugheit gemäſs war, verfahren worden wäre: was für eine Befugniſs hatte die Französische Regierung, sich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats zu mischen? Wenn die angeblich Unterdrückten sie um Schutz und Beystand anriefen, berechtigte sie das, sich zum Richter zwischen diesen

Partikularen und ihrer Obrigkeit aufzuwerfen? Gab es ihr ein Recht, die bisherigen Magistrate der Helvetischen Freystaaten mit dem verhaſsten und unverdienten Nahmen von Tyrannen zu brandmarken, und das Volk unter dem Versprechen ihres kräftigsten Schutzes gegen sie aufzuwiegeln? — Aber auch über diese Vergewaltigung, wie offenbar sie immer gegen das allgemeine Völkerrecht streitet, wollen wir hinaus gehen. Sey es damit zugegangen wie es will, die Helvetischen Aristokratien sind nicht mehr; die vormahlige Konstituzion ist in allen Städten der Schweiz aufgehoben; die Minorität hat, mehr oder weniger nothgedrungen, hier und da sogar mit ziemlich guter Art, der Majorität nachgegeben; die Basler, Schafhauser, Lucerner, Zürcher u. s. w. haben etwas gethan, wozu ihnen der alte König Theseus von Athen schon vor drey tausend Jahren das Beyspiel gab, und, indem sie ihr städtisches Bürgerrecht auf alle in ihrem Lande Angeseſsnen ausdehnten, aus Stadt und Landschaft einen einzigen Bürgerstaat, oder das, was die Griechen, im eigentlichen Sinne des Worts, Polis nannten, gemacht; das gesammte Volk in jedem dieser unabhängigen Freystaaten ist im Begriff, sich eine neue, auf Freyheit und Gleichheit gegründete Verfassung zu geben: hatte nun die Französische Republik nicht alle Ursachen zufrieden zu seyn? Was konnte sie mehr verlangen? War nicht dieſs schon viel mehr, als sie einem von ihnen ganz unabhängigen Volke billiger Weise zumuthen durfte? Und dennoch ist sie nicht zufrieden. Sie besteht darauf, die dreyzehn Kantons auch noch in eine einzige untheilbare Republik umzugieſsen. Wünscht dieſs etwa das Helvetische Volk auch? Nichts weniger. Eine kleine Zahl rascher Köpfe ausgenommen, ist es der ernste Wunsch und Wille der unendlich gröſsern Majorität, in ihrem bisherigen eidgenössischen Verhältniſs gegen einander auf dem alten Fuſse zu verbleiben; und sie sind so überzeugt, daſs die neue Form, die man ihnen aufzwingen will, ganz und gar nicht für sie paſst, daſs diese den hartnäckigsten Widerstand finden, und, wofern die Französische Partey durchdringt, wahrscheinlich das Grab der Schweizerischen Ruhe und Eintracht seyn wird. Gesetzt nun auch, — was ich keineswegs eingestehe — das, was die meisten Helvezier der Amalgamierung, die man mit ihnen vornehmen will, so abgeneigt macht, wäre bloſses blindes und irrendes Vorurtheil: wer gab der Französischen Regierung ein Recht, freye unabhängige Menschen mit Gewalt von ihren Vorurtheilen zu befreyen? Oder genügt

Das Schauspiel der schönen Natur, das den so mächtig entzückte
Der es (wie jener im Plato) zum ersten Mahl erblickte, 12)
Ergetzt den kaum, der täglich es genieſst.
Natürlich muſs es ihm so mit diesem Mädchen gehen:
Sie, die ihm itzt gefährlich ist,
Wird er zum zehenten Mahl schon viel gelaſsner sehen.

21.

Natürlich folgt hieraus der Schluſs,
Daſs, eh' er Zeit hat zu erkranken,
Sich nach und nach ihr Gift verlieren muſs. —
Er irrte noch in diesen weisen Gedanken,
Als zwischen den verwebten Ranken,
Die um den Mund der Höhle sich ziehn,
Das Mädchen mit irrendem Tritt und Augen als suchte sie ihn
Hervor sich wagt. Er sieht ihr durch's Gesträuche
Entgegen, und, wenn sie im Schlaf ein reitzend Weib ihm schien,
So däucht ihm, daſs ihr jetzt der Nymfen Königin weiche.

22.

Wiewohl, die Wahrheit zu sagen, die Grazien eben nicht viel
Für Dindonetten gethan, so gab ihr doch das Spiel

den politischen Jakobinern etwa an dem Rechte, welches ehemahls die religiosen Jakobiner (die Dominikaner) hatten, einen Irrglaubigen lebendig zu verbrennen, um seine arme Seele vom ewigen Feuer zu retten? Doch, was fragen diese Centauren nach dem, was andere Recht nennen? Recht ist was sie wollen, und sie wollen was ihnen beliebt, und was sie wollen das können sie auch, und werden es so lange können, als die groſse Majorität der Erdenbewohner aus Schwachköpfen, die sich durch Wörter, Frasen und *Chansons* fanatisieren lassen, aus Schwindlern, die gern die Welt mit regieren möchten, und aus Sanskülotten, die nur beym Faustrecht gedeihen können, bestehen wird.

DIETHELM.

Sie haben Sich, mit aller Ihrer Gelassenheit, ein wenig aus dem Athem deklamiert, lieber Walther. Ich will Sie also auf ein paar Minuten ablösen, und Ihnen offenherzig sagen, was ich von der Sache denke. Den Helveziern Vorwürfe darüber zu machen, daſs das alte *sero sapiunt* seine allgemeine Wahrheit auch an ihnen bewährt hat, wäre unfreundlich. Die Menschen sind nun einmahl so geartet, daſs sie zu dem, was zu ihrem Besten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrungen, wie nahe sie ihnen auch liegen, bewogen, sondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bey den Haaren hingeschleppt werden müssen. Niemand ist durch die angestaunten, unerwarteten, und doch so natürlichen und lehrreichen Begebenheiten dieses letzten Jahrzehends weiser, wohl aber sind die Thoren noch thörichter und die Verkehrten noch verkehrter geworden. So kommt es denn, daſs man das, was im rechten Moment auf eine verdienstliche und kluge Art hätte gethan werden können, zuletzt ohne Verdienst und so, wie uns gebieterische Umstände dazu drängen, thun muſs. Ob die einfache Form, in welche das Französische Direktorium die Helvezier gieſsen will, ihnen so schädlich seyn werde, als sie zu glauben scheinen, ist ein sehr verwickeltes Problem, zu dessen Auflösung eine vollständigere Kenntniſs des Landes und seiner Einwohner gehört, als ich besitze. Für Ja und für Nein scheinen starke Gründe vorzuwalten. Die stärksten für die verneinende Antwort liegen zwar in der Verschiedenheit der Religion, und in dem groſsen Unterschied der Stufe der Kultur und Aufklärung, worauf sich die Einwohner des einen Kantons, in Vergleichung mit denen von einem andern, befinden; indessen zweifle ich kaum, daſs die Ungeneigtesten, wenn sie die Gründe ihres Widerwillens angeben müſsten, vor dem Richterstuhle der Vernunft schwerlich damit auslangen würden. Aber gerade dieſs, und daſs sie wahrscheinlich die Kompetenz dieses Richters nicht anerkennen würden, beweiset, däucht mich, wenigstens gegen die momentane Schicklichkeit der Sache. Auf der andern Seite scheinen die Vorsteher der Französischen Republik, da sie auſser ihrer allein selig machenden, einen und untheilbaren politischen Kirche kein Heil sehen, ihren freundlichen Willen gegen ihre transalpinischen Nachbarn dadurch beweisen zu wollen, daſs sie es mit ihnen eben so gut meinen, als mit ihrem eigenen Vaterlande, dem ihre Vorgänger und sie selbst hart genug zusetzen muſsten, bis es sich in dieses, ihm noch weniger passende, unbequeme Kostum hinein zwängen lieſs. Freylich tönt es ein wenig komisch, wenn die Mutter (wie in jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe sich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmüthigkeit versichert: Die Schuhe müssen dir ganz vortrefflich sitzen, mein Kind, denn ich habe das Maſs dazu an meinem eigenen Fuſse nehmen lassen.

WALTHER.

Was für eine Sprache auch die allgemeine demokratische Mutterkirche mit ihren Töchtern führen mag, so darf man ihr doch, denke ich, ohne sich an ihrem guten Herzen zu versündigen, bey den groſsmüthigen Mittheilungen ihrer zuvorkommenden Gnade immer etwas mehr Rücksicht auf sich selbst zutrauen, als sie, aus Schonung gegen die Schwachen, zu nehmen das Ansehen haben will; ein Punkt, worüber uns die Batavische, Cisalpinische und Ligurische Republik ein Wort ins Ohr sagen könnte. Übrigens ist es ziemlich auffallend, daſs man mit den guten Helveziern nicht viel Komplimente macht, so sehr sie auch, vermöge der Menschenrechte und des Princips der Freyheit, Gleichheit und Volkssuveränität, berechtigt wären, von der groſsen Nazion auf den Fuſs der Gleichheit behandelt zu werden; und ich weiſs mit dem Tone, den man sich z. B. gegen die Berner erlaubt hat, kaum einen andern zu vergleichen, als den hohen Ton, in welchem man zu Rastadt mit den Bevollmächtigten der Reichsdeputazion spricht. Man sagt zwar, die Republik habe nichts weniger als Lust mit den Schweizern gänzlich zu brechen; indessen ist es eben nichts seltenes, daſs einer, dem es gar nicht um Händel zu thun ist, sobald er merkt, daſs der andere noch friedfertiger ist, einen trotzigen Ton annimmt und dadurch seinen Zweck erreicht. Widersetzen sich die Helvezier im Ernst, desto schlimmer für sie! Die Zeit ihrer alten Triumfe ist nicht mehr. Wenn sie auch noch eben dieselben alten Schweizer wären, die bey Sempach und Morgarten und Grandson und Murten siegten, und die Morgensterne und Schlachtschwerter ihrer Väter noch mit eben so mächtigem Arme führten; so ist doch leicht voraus zu sehen, daſs sie zuletzt unterliegen, und für das Verbrechen, ihre Freyheit und Gleichheit nach ihrer Weise handhaben zu wollen, fürchterlich büſsen würden. Und nun zeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Gesichtspunkt, woraus man das Verfahren der Französischen Gewalthaber — dem ich, um Ihnen meine Gelassenheit zu beweisen, seinen wahren Nahmen nicht geben will — ansehen müſste, um es nur erträglich zu finden.

DIETHELM.

Diesen Gesichtspunkt hat uns der scharfsinnige und beredte Herausgeber der Allgemeinen Weltkunde in seinem No. 49 bereits angegeben. Ich sage nicht, daſs das Verfahren der Gallofränkischen Republik dadurch gerechter, oder edler, oder groſsmüthiger werde, als es aus jedem andern Gesichtspunkt in allen gesunden Augen erscheint: aber dafür werden Sie auch so billig seyn, den Gewalthabern jener Republik kein Verbrechen daraus zu machen, daſs sie am Ende doch nur, wie alle andere Gewalthaber in der Welt, verfahren, und, unbekümmert um die Moralität und Humanität ihrer Maſsregeln, in jedem Falle so handeln, wie es ihrem Interesse am gemäſsesten ist.

WALTHER.

Von einer Republik, die auf die Rechte der Menschheit gegründet seyn will, und mit den groſsen Zauberworten, Freyheit und Gleichheit, Vernunft, Filosofie und Filanthropie, so viel Geräusch und Geklingel macht, sollte man doch wohl mit gutem Fug ein besseres Beyspiel erwarten dürfen.

DIETHELM.

Von einer Republik, sagen Sie? Haben Sie das etwa von den alten Republiken Athen, Sparta, Korinth, Karthago, oder dem glorreichen Vorbilde der Gallofränkischen, der groſsen Räuberrepublik Rom, gelernt? Erinnern Sie Sich doch aus Ihrem Thucydides der edeln Unverschämtheit, womit die Athenischen Bevollmächtigten den armen Insulanern von Melos, die sich auch die Freyheit nehmen wollten ihre Unabhängigkeit gegen das allgewaltige Athen zu behaupten, das Verständniſs öffneten. „Reden wir mit einander wie verständige Männer (sagten sie zu den Melischen Deputierten): Grundsätze der Gerechtigkeit geltend machen, schickt sich nur für Parteyen, die einander an Stärke gleich sind; wo dieſs der Fall nicht ist, da gebührt es sich, daſs der Stärkere befehle und der Schwächere gehorche; denn dabey finden beide ihren Vortheil.“

WALTHER.

O gewiſs! Der Stärkere gewinnt einen Sklaven, und der Schwächere trägt unter den Flügeln seines Beschützers wenigstens eine Art von Existenz zur Ausbeute davon. Es liegt freylich klar am Tage, daſs die Gallofränkische Republik jenen alt republikanischen Grundsatz, in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke, auch zum ihrigen gemacht hat. Kraft desselben sehen wir die Batavische und Ligurische Republik in ein Modell der Französischen nach verjüngtem Maſsstabe gegossen, und die Cisalpinische nach eben diesem politischen Kanon neu zusammen gesetzt. Nun ist die Reihe an Helvezien, und seit wenigen Tagen auch an der heiligen Stadt Rom und am Kirchenstaat. Das Direktorium will; General Berthier geht auf Rom los, findet keinen Widerstand, besetzt das Kapitol, citiert die Manen des Kato und Brutus, ruft die Freyheit des Römischen Pöbels aus, und Pius VI. ist, wie man eine Hand umkehrt, aus einem suveränen Fürsten in den Oberpfarrer von St. Johann im Lateran verwandelt! Auch war es nicht mehr als billig, daſs die groſse Republik an die Stelle des aristokratischen Venedig, das auf ihr Wort aus dem Register der unabhängigen Staaten verschwunden ist, eine neue Demokratie aus dem Nichts hervor rief. Wie lange wirds noch währen, so kommt die Reihe an Neapel und Sicilien? Und wessen Parma und Florenz sich zu getrösten haben, mögen sie lebhaft genug vorempfinden. Aber vorher muſs noch Karthago vertilgt werden! — oder vielmehr, wenn wir die pompösen Deklamazionen des Direktoriums und seiner Präsidenten hören, so ist es schon vertilgt; und die Herren Bürger sind ihrer Sache so gewiſs, daſs, wenn Buonaparte nicht weiser gewesen wäre, die Siege, die sie an der Themse und am Shannon zu erhalten gedenken, auf dem Theater der Republik schon *anticipando* gefeiert worden wären. Hoffentlich werden sie einige Schwierigkeiten in der Ausführung finden. Aber wer kann für den Ausgang stehen? Lord Bridport sagte zwar ein groſses Machtwort; aber wenn der Gott der Winde nicht immer auf seiner Seite ist, so hat er mehr gesagt als er halten kann. Wenn London unendlich reicher ist als Karthago, so ist hingegen nicht zu läugnen, daſs die Gallofranken eben so sieggewohnt, eben so tapfer, eben so gut angeführt, und noch zehnmahl raubgieriger als die Römer selbst sind. Alles was Montesquieu von dem werdenden Rom sagt, paſst auf dieses an die Ufer der Seine versetzte neue Rom entweder schon jetzt, oder wird, vermöge der Natur der Sache, künftig an ihm wieder wahr werden. Es muſs in diesem furchtbaren Kampf um Leben oder Tod entweder siegen, oder fallen um nie wieder aufzustehen. Und was sagt Ihnen nun Ihr Genius, Diethelm?

DIETHELM.

Weg damit! Ich mag nichts mit weissagenden Genien zu thun haben. Die Wage beider Reiche hängt am Olymp herab; möchte doch der liebenswürdigste aller Genien, der Friede, noch in Zeiten dazwischen treten, und dadurch dem gräſslichsten Schauspiel von allen, die unser Jahrhundert gesehen hat, zuvorkommen!

Des Windes mit ihren Haaren, und ihre nymfenhafte
Bekleidung, ihr watschelnder Gang, und kurz der ganze Ton
Und unbedeutende Ausdruck von ihrer runden Person,
Ich weiſs nicht was, worin sich einer leicht vergaffte.
Seit ihrem Abenteu'r mit dem Faune hatte für sie
Ein übel gekämmter Mann mit Katzenfellen behangen
Nichts sehr Erschreckendes mehr; denn ihre Fantasie
That nichts dabey. Der Mann kam auf sie zu gegangen.

23.

„Gut! denkt sie, wenigstens ist's ein Wesen meiner Art;
Was kümmert mich sein Katzenfell, sein Bart?
Gewiſslich wird er mich zu essen nicht verlangen.“
Wär' es ein hübscher Herr mit feinen glatten Wangen
Gewesen, so hätte sie auch sich nicht darüber betrübt;
Indessen nimmt sie ihn so gut der Wald ihn giebt.
Und nun erhob sich zwischen ihnen

ihr denn nicht, daſs, wer mir eine Hälfte giebt, weil er muſs, besser thäte die andre gleich mit zu geben?“ — Nun, so nimm denn das Ganze, (*p. p.* daſs du daran erstikken möchtest!) sagen Wir endlich. — Gut, daſs ich es schon habe, sagt Sie. — Aber, setzen Wir hinzu, wir behalten uns zwey bis drey Schock Klauseln und Reservate *in casum casus* vor. — Davon verstehe ich nichts, sagt Sie. — Wollte Gott, Bürgerin Republik, du hättest unsre Lünig und Ludewig und Moser und Pütter so gut studiert wie wir! — „Wohl mögen sie euch bekommen! Ich mache mirs bequemer. Ich studiere nichts — als, für meinen Hausgebrauch, ein wenig die Natur und die Landkarte. Seht ihr, was für eine prächtige, in groſsen Schlangenkreisen sich fortwälzende Grenze Mutter Natur hier zwischen mir und euch flieſsen läſst! Was diesseits ist, bleibt mein; was auf euerer Seite ist, will ich euch, damit alles friedlich und schiedlich zugehe, vertheilen helfen.“ — Wir bitten, sich keine Mühe zu machen; wir wollen uns schon selbst vergleichen, sagen wir. Aber die Republik ist eine eigensinnige Dame. Sie werden sehen, Walther, daſs sie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werdens am Ende doch wohl machen müssen, wie der Hof zu Turin und

Madrid, wie die Holländer, wie die Lombardischen Fürsten, wie Genua, wie Venedig, wie die Schweiz, wie Se. Päpstliche Heiligkeit und das ganze heilige Kollegium. Sie will, und wir, als die klügern, geben nach. Wären wir die Athener, und sie die Melier, so gings umgekehrt.

WALTHER.

Soll ich Sie beneiden oder ausschelten, Diethelm, daſs Sie in einer solchen Krisis über einen so ernsthaften Gegenstand noch scherzen können?

DIERHELM.

Und wenn wir uns nun, wie Jeremias, unter eine Thränenweide an den Wasserflüssen Babylons hinsetzten und Klagelieder über unser armes Jerusalem anstimmten, oder, wie Jonas, unter unsrer verdorrten Kürbiſslaube mit dem lieben Gott zu hadern anfingen, würde etwas dadurch besser werden? — Aber, weil Sie doch wollen, daſs ich ernsthaft seyn soll, so nehmen Sie wenigstens ein Wort des Trostes von mir an. Man schmählt und zürnt über das immer weiter um sich fressende leidige Revoluzionswesen, und will mit offnen Augen nicht sehen, daſs eine höhere Macht die Hand im Spiele hat; daſs eine von den groſsen

Spindeln der Platonischen Parzen abgewunden, ein groſser moralischer Cyklus durchlaufen, und eine Revoluzion in der ganzen Menschheit im Schwung ist, wodurch sie sich zuletzt auf einmahl, zu ihrem eigenen Erstaunen, um ein beträchtliches vorwärts gerückt sehen wird. Und wehe uns, wenn es anders wäre! Denn wär' es nicht so, so würde — da bey aller unsrer Kultur und Aufklärung, es endlich mit der allgemeinen Verderbniſs des Herzens, der Triebfedern, Grundsätze und Maximen bereits bis zur stinkenden Fäulniſs und zur Auflösung alles bindenden Leims, der die menschliche Gesellschaft noch bisher im Stand eines lebendigen Körpers erhalten hat, gekommen ist — so würde, sage ich, ohne diese Umbildung zu einem neuen Leben, wozu ich in allem, was um uns vorgeht, geheime Zurüstungen und Anstalten zu sehen glaube, nichts anders als eine gänzliche moralische Verwesung erfolgen, und das scheuſsliche Aas, wenn es endlich ausgegährt hätte, in Staub und modernde Knochen zusammen fallen müssen. Dank sey dem Himmel, daſs noch Rettung möglich ist! daſs eine freye, edle, aufrichtige Verbindung der Mächtigen und Weisen, zu gründlicher Heilung der moralischen Todkrankheit unsers Zeitalters, den gröſsten

Übeln, die auf uns und unsre Nachkommenschaft heran dringen, noch zuvorkommen könnte! Wollen die Mächtigen nicht, — denn aufs Wollen allein kommt es hier an — so wird das groſse Werk der Natur darum nicht weniger seinen Riesengang fortgehen. Könnten wohl Kastor und Pollux, Herkules und Theseus, und alle Starken der alten, mittlern und neuen Zeiten zusammen genommen, mit ihren vereinigten Armen, einen Kometen in seinem Lauf aufhalten? Wahrlich, Freund, eben so wenig werden alle Despoten, Demagogen, Hierofanten und Sofisten der ganzen Welt mit vereinigter Gewalt diese groſse sittliche Revoluzion aufhalten, zu welcher alles vorbereitet ist, zu welcher sich alles hinwälzt, und die, wenn gleich unmerklich, mit jedem Augenblicke sich dem Punkt ihrer Reife und Vollendung nähert. — Sind Sie nun zufrieden, Walther? oder was verlangen Sie noch mehr?

WALTHER.

Nichts, als — daſs wir den Zeitraum bis zur Erfüllung Ihrer Weissagung schon hinter unserm Rücken haben möchten!

IX.

Über die öffentliche Meinung.

EGBERT.

Sie haben Sich schon mehrmahls auf die öffentliche Meinung berufen, Sinibald, und mit einem Ton, als ob Sie ihr nicht weniger Gewicht zugeständen, als die Alten dem allgemeinen Volksglauben (*consensus gentium*) beyzulegen pflegten. Darf ich fragen, was Sie unter der öffentlichen Meinung verstanden haben wollen? Denn ich bekenne, daſs ich noch nie mit mir selbst habe überein kommen können, was ich bey dieser vieldeutigen Benennung, die man in unsern Tagen so oft zu hören bekommt, eigentliches und bestimmtes denken soll.

SINIBALD.

Und ich bekenne Ihnen eben so unverhohlen, daſs mich Ihre Frage in einige Verlegenheit setzt. Es wäre doch närrisch genug, wenn bey dieser Gelegenheit heraus käme, daſs ich nicht mehr von der Sache wisse als Sie selbst, und mit tausend andern wakkern Leuten treuherzig an eine öffentliche Meinung geglaubt, von ihr gesprochen, und ihr wer weiſs was für geheime Zauberkräfte zugeschrieben hätte, ohne etwas bestimmteres dabey zu denken, als man gewöhnlich bey Redensarten denkt, von denen man sich einbildet, daſs sie einem jeden verständlich seyen, wiewohl unter zehen vielleicht ein jeder sich etwas anderes dabey vorstellt. Auf alle Fälle dürfte sie wohl unter die Dinge gehören, wovon sich leichter sagen läſst, was sie nicht sind, als was sie sind.

EGBERT.

Ich kann nicht bergen, daſs die schwankende Bedeutung, unter welcher dieser Ausdruck im gemeinen Leben so oft gehört wird, mich beynahe auf den Gedanken gebracht hätte, es gebe gar keine öffentliche Meinung.

SINIBALD.

Da hätten Sie doch wohl einen zu raschen Schluſs gemacht?

EGBERT.

Ich erkläre mich. Was ich damit sagen will, ist nicht, daſs das Volk gar keine

Meinungen habe; noch weniger, daſs eine Grille, die es sich in den Kopf gesetzt hat, nicht, unter besondern Umständen, für den Augenblick von einer groſsen und fürchterlichen Wirkung seyn könne: sondern nur, daſs es so veränderlich und wetterlaunisch, so wenig mit sich selbst in seinen Meinungen übereinstimmend, und so geneigt und gewohnt sey, blindlings hinter einem Anführer herzutraben, daſs im Grunde bey seinen Meinungen nicht mehr, und nur allzu oft weniger Gutes heraus komme, als wenn es gar keine hätte.

SINIBALD.

Hier wäre also gleich eine Gelegenheit, lieber Egbert, wo ich Ihnen sagen könnte, was die öffentliche Meinung, nach meinem Begriff, nicht ist. Ich denke aber, wir kommen am kürzesten aus der Sache, wenn wir, bevor wir untersuchen, ob es eine öffentliche Meinung gebe, und wie viel oder wenig Aufmerksamkeit sie verdiene, erst zwischen uns selbst festsetzen, was für einen Begriff wir mit dem Wort öffentliche Meinung verbinden. Ich meines Orts verstehe darunter eine Meinung, die bey einem ganzen Volke, hauptsächlich unter denjenigen Klassen, die, wenn sie in Masse wirken, das Übergewicht machen, nach und nach Wurzel gefaſst, und dergestalt überhand genommen hat, daſs man ihr allenthalben begegnet; eine Meinung, die sich unvermerkt der meisten Köpfe bemächtigt hat, und auch in Fällen, wo sie noch nicht laut zu werden wagt, doch, gleich einem Bienenstock der in kurzem schwärmen wird, sich durch ein dumpfes, immer stärker werdendes Gemurmel ankündigt; da sie dann nur durch einen kleinen Zufall Luft bekommen darf, um mit Gewalt hervor zu brechen, in kurzer Zeit die gröſsten Reiche umzukehren, und ganzen Welttheilen eine neue Gestalt zu geben.

EGBERT.

Wohl! Ich lasse mir diese Bedeutung des Wortes gefallen; und, dieſs voraus gesetzt, sage ich: daſs ein ganzes Volk, oder, was ich für eben dasselbe gelten lassen will, die groſse Mehrheit eines Volkes, keine solche öffentliche Meinung habe, und daſs es bloſse Täuschung sey, wenn wir etwas, das ihr Daseyn zu begründen scheint, bey einem Volke wahrzunehmen glauben. Was man für die öffentliche Meinung ausgiebt, ist immer die Meinung und der Wunsch einer kleinen Anzahl von Köpfen, denen daran gelegen ist, das Volk zum Werkzeug ihrer Absichten zu machen, und die daher ihr möglichstes thun, das Feuer, das sie anblasen, allgemein zu machen. Auch ist es ihnen wohl zuweilen gelungen, ganze Nazionen zu fanatisieren; aber, wenn hundert tausend Arme sich auf einmahl heben, so geschieht es nicht, weil sie von eben derselben Meinung, sondern weil sie von eben demselben Stoſs in Bewegung gesetzt werden. Woher sollte auch dem Volke, dem rohen und unwissenden, im Denken ungeübten und eines blinden Glaubens an seine Obern gewohnten Volk, eine andre gemeinschaftliche Meinung kommen, als die ihm entweder von seinen Lehrern oder von den Gewalthabern im Staat eingeprägt wird? Die Männer, die sich in vergnüglicher Selbsttäuschung überreden, daſs sie die ganze Welt mit dem Licht ihrer Weisheit erfüllen, oder mit dem Feuer ihres Genius durchglühen, sind dem unendlich gröſsern Theile des Volkes, unter welchem sie leben, nicht einmahl dem Nahmen nach bekannt, und haben ganz und gar keinen Einfluſs auf die Meinungen desselben. Die Voltairen und Rousseaus, die Montesquieus und Mablys könnten Jahrhunderte lang schreiben, das Volk weiſs nichts davon, kümmert sich nicht darum, und bleibt den Meinungen seiner Groſsmütter getreu. Kommt es aber jemahls, aus Ursachen, woran das Volk im Grunde ganz unschuldig ist, zu einem Aufruhr im Staate, so wirkt der erste beste hosenlose Tollkopf, der auf einen Tisch steigt und mit donnernder Stentorstimme einem sich um ihn her drängenden Haufen Unsinn predigt, in zehn Minuten mehr, als die scharfsinnigsten und beredtesten Aufklärer, Weltverbesserer und Utopien-Drechsler in der ganzen Welt in hundert Jahren. Denn er setzt fünf hundert Brauseköpfe seiner Art in Bewegung, die in eben so kurzer Zeit fünf tausend andere mit sich reiſsen. Der ungeheure Schneeball wird im Fortwälzen immer fürchterlicher; eine Myriade von Wahnsinnigen steckt die andre an; diejenigen, die es nicht sind, sind gezwungen, um des Lebens sicher zu seyn, es zu scheinen: und so steht, ehe man Zeit hat sich umzusehen, ein ganzes Reich in vollen Flammen, ruft eine ganze Nazion wie aus Einem Halse Freyheit und Gleichheit aus, ohne daſs die öffentliche Meinung das geringste zu allem dem Unwesen beygetragen hat; da vielmehr im Gegentheil, sobald sich der erste Sturm legt, sogleich tausend verschiedene Meinungen zum Vorschein kommen, über welche man einander in die Haare geräth, und in deren Nahmen man nicht aufhört einander die Hälse zu brechen, bis sich endlich wieder eine Gewalt hervor thut, die

Ein sonderbares Gespräch, womit wir dem Leser zu dienen
Geneigt sind, wenn wir vorher die Musen, nach Gebühr,
Zu Hülfe gerufen haben. — So höret mich dann, o ihr,

24.

Ihr Musen, denen im Himmel, auf Erden
Und in der fabelhaften Nacht
Der Schatten von allem was war und ist und einst soll werden,
Nichts unbekannt ist; die ihr so manche Schlacht,
Von Göttern und Menschen gefochten am Skamander,
Und alles was Menschen und Götter unter einander
Gesprochen, und was sie bey Tag und bey Nacht
Gedacht, geträumt, vollbracht und nicht vollbracht,
Dem alten Sänger am Mäander,
Der arm und blind sich sang und Popen reich gemacht,

25.

Zu offenbaren geruhtet — denn, wäret Ihr nicht gewesen,
Wo würden wir wohl die schönen Gespräche lesen

den Leuten durch Bajonette, Flintenkolben und Guillotinen zu erkennen giebt, was sie meinen sollen. Dieſs, lieber Sinibald, ist die wahre Geschichte der Volksmeinungen mit wenigen Pinselstrichen nach dem Leben dargestellt! Wenigstens muſs ich gestehen, daſs mir in der Welt, so weit ich sie kenne, nichts aufgestoſsen ist, das dem, was Sie Sich unter der öffentlichen Meinung denken, ähnlich wäre.

SINIBALD lächelnd.

Die Sache wäre also hiermit auf einmahl abgethan, und mir bliebe nichts übrig, als Ihnen meinen Beyfall zuzuklatschen und mich zu empfehlen.

EGBERT.

Verzeihen Sie! Ich habe Ihnen bloſs meine Meinung von der Sache gesagt, und ich bin sehr bereit zu hören, was Sie mir dagegen einwenden wollen.

SINIBALD.

Nein, lieber Freund! auf diesem Wege würden wir nicht weiter kommen, als daſs am Ende jeder mit seiner Meinung davon ginge; und das können wir besser jetzt gleich thun, und uns den vergeblichen Wortwechsel und die verlorne Zeit ersparen.

Wenn Sie, wie Tristram Shandy sagt, die Wahrheit als etwas, das wir noch nicht haben und einander suchen helfen wollen, betrachten können, so bin ich Ihr Mann; wo nicht —

EGBERT.

Gut, gut! Ich gestehe gern, daſs ich zu einseitig war; und um zu beweisen, wie willig ich bin, Ihnen, was Sie finden wollen, suchen zu helfen, lassen Sie uns damit anfangen, genauer zu bestimmen, was für einen Begriff wir, wenn die Rede von öffentlicher Meinung unter einem Volke ist, mit dem Worte Volk verbinden.

SINIBALD.

Ich für meinen Theil keinen andern, als den gewöhnlichen, den der Sprachgebrauch festgesetzt hat, wie ich mich vorhin schon erklärt zu haben glaube.

EGBERT.

Ich erinnere mich sehr wohl, daſs Sie besonders derjenigen Klassen erwähnten, „die, wenn sie in Masse aufstehen, das Übergewicht machen.“ Sollten Sie wohl hierunter auch die nervigen Erdensöhne, die sich noch vor wenig Jahren unter dem unvergeſslichen Nahmen der Sanskülotten in

Frankreich so merkwürdig machten, begriffen haben wollen?

SINIBALD.

Wenn Sie unter dieser Benennung die gesetzlosen Horden und Schwärme von Bettlern, Gaunern, Beutelschneidern, Glücksrittern, Spitzbuben, Banditen, Straſsenräubern und Mördern, die unter den Auspizien des berüchtigten Filipp Egalité und seines Anhangs in den drey letzten Jahren der Französischen Monarchie, und unter Marat, Robespierre und ihren Mitverschwornen in den beiden ersten Jahren der Republik, eine so thätige Rolle spielten, mit allen denen, deren ganzes Eigenthum bloſs in ihren Armen und Fäusten besteht, in Einen Klumpen zusammen werfen, — so versteht sich die Antwort auf Ihre Frage von selbst. Wehe dem Lande, worin diese Sanskülotten so zahlreich sind, daſs ihr Aufstehen in Masse, unter der Anführung irgend eines entschloſsnen und verschmitzten Bösewichts, schon allein hinlänglich ist, das Schicksal desselben zu entscheiden! Ich gestehe, daſs ich weder an die einen noch andern dachte, als ich von den Volksklassen sprach, die das Übergewicht geben, wenn sie in Masse wirken. Weit entfernt, daſs die erstern eine eigene Klasse im Staat ausmachen sollten, bestehen sie vielmehr aus dem Abschaum, Bodensatz und Auskehricht aller übrigen; und nichts zeuget lauter gegen eine Regierung, als wenn es ihr an Kraft oder Willen fehlt, dem Überhandnehmen dieser gefährlichen Art von geheimen innerlichen Feinden zuvorzukommen, oder sich ihrer wenigstens noch in Zeiten zu entledigen. Was die andere Art von Sanskülotten betrifft, — diejenigen nehmlich, die kein anderes Eigenthum haben als ein Paar nervige Arme und eiserne Fäuste, so möchte es wohl schwer seyn, den Staat, worin ihnen jene verächtliche Benennung zukommt, von gerechten Vorwürfen frey zu sprechen. Denn wenn diese unterste, aber einem groſsen Staat unentbehrliche Klasse, nicht eine der nützlichsten ist; wenn sie ihm sogar dadurch gefährlich wird, daſs sie sich durch übermäſsigen Druck und hoffnungsloses Elend wo nicht gezwungen, doch sehr stark versucht fühlt, mit den erklärten Feinden aller Gesetze und bürgerlichen Ordnung gemeine Sache zu machen: an wem liegt wohl die meiste Schuld, als an denen, in deren Macht es stand, und deren Pflicht es war, das Übel durch zweckmäſsige Mittel zu verhüten? — Doch es würde uns zu weit aus unserm Wege führen, wenn ich diese Betrachtung verfolgen wollte. Denn, mit Einem

Worte, *diese* unterste Volksklasse, wie sehr sie auch, in mancherley Rücksicht, der Aufmerksamkeit der Gesetzgebung und Regierung würdig und bedürftig ist, kann doch, vermöge der Natur der Sache, ja schon allein darum, weil ihre Anzahl in jedem auch nur leidlich wohl eingerichteten Staate in Verhältniſs gegen die Masse des übrigen Volkes unbeträchtlich ist, nicht unter der groſsen Mehrheit begriffen werden, die ich als den Depositär der öffentlichen Meinung betrachte. Übrigens muſs ich Sie noch bemerken machen, lieber Egbert, daſs die Redensarten, in Masse *wirken*, und in Masse *aufstehen*, nichts weniger als gleichbedeutend sind. Ich weiſs wohl, daſs sie nur zu oft (zumahl von Staatsmännern und Regenten von der *strikten Observanz*) mit einander verwechselt werden; aber gemeinschaftliche, mit Wärme und Nachdruck vorgetragene Beschwerden und Vorstellungen sind noch lange kein *Aufstand*, und die ehemahligen Regenten einiger Schweizerischen Republiken haben die Verwechselung dieser im Grunde so verschiedenen Begriffe hart genug gebüſst, um andere vor ähnlichen Irrungen zu warnen.

EGBERT.

Sie haben die unterste Klasse von der Mehrheit, deren übereinstimmende Meinung die öfentliche ausmachen soll, vermuthlich deſswegen ausgeschlossen, weil Sie zu viel Unwissenheit und Roheit bey derselben voraussetzen, als daſs man ihr über Dinge, zu deren Beurtheilung etwas mehr als fünf Sinne und ein kleiner Antheil von Menschenverstand gehört, eine gesunde Meinung zutrauen könnte. Aber indem Sie, wie es scheint, annehmen, daſs die Aufklärung, die in unserm Jahrhundert so groſse Vorschritte gemacht hat, nicht bis in die Köpfe der Tagelöhner eingedrungen sey, sollte hier nicht der Fall des ehemahls berühmten Vexierschlusses des Eubulides von Megara eintreten, vermittelst dessen er bewies, daſs ein einziges Korn einen ganzen Haufen mache? Sollte nicht derselbe Grund, warum Sie die unterste Klasse ausschlieſsen, auch von der unmittelbar an dieselbe grenzenden gültig seyn; und so von einer Klasse zur andern, durch die ganze lange Reihe von Unterabtheilungen, bis zu den obersten, welche, was die Aufklärung betrifft, wieder mit den untersten zusammen zu treffen, und (unter uns gesagt) wenig vor ihnen voraus zu haben scheinen?

SINIBALD.

Wenn ich der untersten Klasse unter jedem policierten Volke keinen aktiven Antheil an der öffentlichen Meinung einräume, so geschieht es nicht sowohl aus Miſstrauen gegen ihren Menschenverstand, als aus Rücksicht auf ihren Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, der diesen von Mangel und Arbeit gedrückten Menschen weder Muſse noch Gelegenheit läſst, sich um Dinge, die ihre körperlichen Bedürfnisse nicht zunächst angehen, zu bekümmern. Was die Aufklärung betrifft, so möchten sich wohl in allen Klassen nicht wenige finden, deren Meinungen mit der öffentlichen (zumahl wenn sichs träfe, daſs sie gerade die vernünftigste wäre) nichts zu schaffen haben, oder gar mit ihr in offenbarem Widerspruch stehen. Ich bekenne also, daſs ich aus dieser Rücksicht nicht nöthig gehabt hätte, die unterste auszuschlieſsen, indem es eben so möglich ist, daſs sich in dieser einige helle Köpfe über den engen und nebligen Dunstkreis ihres Standes erheben, als es gewiſs ist, daſs in den höchsten Klassen selbst nur wenige zu einer klaren und unbefangenen Ansicht der menschlichen Dinge gelangen. Aber ich betrachtete bisher die öffentliche Meinung bloſs im allgemeinen, ohne Rücksicht ob sie sich auf Irrthum oder Wahrheit gründet. In beiderley Fällen verdient sie immer die gröſste Aufmerksamkeit: im ersten, um ihr auf jede zweckmäſsige

Art entgegen zu arbeiten; im andern, um sie als den untrüglichsten Rathgeber dessen, was man zu thun hat, anzusehen.

EGBERT.

Über den ersten Punkt werden wir in keinen Streit gerathen, Sinibald; denn, wofern es eine öffentliche Meinung giebt, so ist immer zehn gegen eins zu setzen, daſs sie auf Vorstellungen gebaut seyn wird, denen man entgegen zu arbeiten hat; oder, um mich richtiger auszudrücken, die Erfahrung lehrt, daſs es zu allen Zeiten herrschende Irrthümer gab, welche sich beynahe aller Köpfe in allen Klassen eines Volkes, ja der unendlichen Majorität des ganzen Menschengeschlechts bemächtigt haben; wie z. B. der Glaube an Gespenster, Elementargeister, Vorbedeutungen, Einfluſs der Gestirne, Magie, Wunderkräfte und dergleichen, auf welchen man von jeher eine öffentliche Meinung gegründet hat, die sogar in unsern Tagen, und selbst unter den weniger ungebildeten höhern Volksklassen, durch alle Fortschritte der Naturwissenschaft nicht völlig verdrängt werden konnte.

SINIBALD.

Und dieſs aus sehr natürlichen Ursachen. Der Volksglaube, den Sie zum Beyspiel anführen, stützt sich nicht nur auf den unsrer Natur eigenen Hang zum Übersinnlichen und Übernatürlichen, und ist nicht nur zu allen Zeiten von Priestern und Dichtern aufs fleiſsigste genährt und gepflegt worden, sondern wird sogar noch in diesem Augenblicke von guten und schlechten Buchmachern, als ein unfehlbares Mittel viele Leser zu bekommen und starke Wirkungen zu thun, auf alle nur erdenkliche Art benutzt und aufgestutzt. Ein so wohl unterhaltener Aberglaube wird nie durch Kultur und Aufklärung so ganz verdrängt werden, daſs er nicht sogar in der Fantasie und dem instinktmäſsigen Hange derjenigen selbst, die ihn für das was er ist erkennen, einen geheimen Fürsprecher finden sollte. Aber eine ganz andere Bewandtniſs hat es mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen über Dinge, die unser unmittelbares Wohl oder Weh betreffen, und allen so nahe liegen, daſs auch der gemeinste Menschenverstand sie ohne Mühe erreichen kann. Denn wie tiefe Wurzeln auch ein Irrthum in solchen Dingen geschlagen haben mag, so zeigen uns doch die Epoken der groſsen Revoluzionen Beyspiele genug, daſs er endlich der Übermacht der Wahrheit weichen muſs, und daſs der öffentlichen Meinung, die sich dadurch festsetzt, sogar die Donnerkeule eines ehemahls vermeinten Halbgottes, und die ganze aufgebotene Macht der unumschränktesten Herrschergewalt, mit allen Werkzeugen der Zerstörung und des Todes bewaffnet, nichts anzuhaben vermögen.

EGBERT.

Sowohl in dem besondern Falle, auf welchen Sie hier anspielen, als in allen andern, die unter dem allgemeinen Begriffe von Dingen, woran Allen liegt, und die der gemeinste Verstand erreichen kann, enthalten sind, dürfte wohl viel zu unterscheiden und zu sondern seyn. Was den ersten betrifft, so däucht mich, es könne von ihm auf andere, wiewohl ähnlich scheinende Fälle nicht geschlossen werden. Auch der stärkste und eingewurzeltste Wahnglaube giebt endlich der Macht der Zeit und der Gewohnheit nach, deren beider gemeinschaftliche Eigenschaft ist, die Formen der Dinge und den Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, abzustumpfen, und schon dadurch allein eine von andern Umständen herbey geführte Veränderung in der Vorstellungsart der Menschen vorzubereiten und zu fördern. Ist nun vollends ein solcher Wahnglaube die Quelle unzähliger lästiger Miſsbräuche und die Gelegenheit zu den härtesten Bedrückungen geworden, so kann man mit gutem Grund annehmen, daſs es vielmehr das allge-

Die Ritter Achilles mit seinen Pferden hielt, 13)
Und alle die feinen Dinge womit der Wolkentreiber,
Erhitzt vom Gezänke der himmlischen Weiber,
Die göttliche Galle zuweilen sich kühlt? —
Sagt an, ihr Musen, was sprach die Tochter Bambo's, die Runde,
Und welche Antwort ertheilte der Troglodyte darauf?
„Sie schöpfen Luft, mein Herr, in dieser Morgenstunde?“ —
Und Sie, Madam, stehn mit Auroren auf?

26.

An einer Dame ist dieſs was Seltnes! — „Morgenstunde
Hat, sagt das Sprichwort, Gold im Munde;
Wiewohl, die Wahrheit frey zu gestehn,
Nie meine Sache war sehr zeitig aufzustehn.“
Uns andre, mein Fräulein, die nach den Sternen sehn,
Heiſst sonst gewöhnlich der Tag zu Bette gehn.
„Sie sehen also nach den Sternen?
Und, wenn man fragen darf, was sehen Sie denn da?“
Sehr viel, Madam, sehr viel ist da zu lernen:
Wir sehn dort was geschieht, geschehn wird, und geschah.

meine Gefühl dieser Miſsbräuche und Bedrückungen, als eine durch Untersuchung gewirkte Überzeugung von der Wahrheit war, was z. B. die groſse Empörung eines ansehnlichen Theils der Christenheit gegen den Päpstlichen Stuhl im sechzehnten Jahrhundert bewirkte. Die Übereinstimmung in diesem Gefühle, nicht die Übereinstimmung in Meinungen, that dieses Wunder; und bedürfen wir dessen wohl einen stärkern Beweis, als daſs eben diese Menschen, die gegen den Römischen Stuhl gemeinschaftliche Sache machten, in eine Menge Sekten unter sich selbst zerfielen und einander mit Wuth verfolgten, sobald man ihnen Zeit lieſs gewahr zu werden, daſs sie über das, was man meinen oder glauben sollte, verschiedener Meinung wären. Eben dasselbe läſst sich auch (wie ich schon im Vorbeygehen bemerkte) von allen groſsen politischen Revoluzionen behaupten. Nichts kann unbestimmter, schwankender und veränderlicher seyn, als die Meinungen des Volkes in solchen kritischen Zeitläufen; nichts wäre schwerer als eine darunter anzugeben, die man die allgemeine oder öffentliche nennen könnte: aber was sich laut und öffentlich genug hören läſst, ist das Gefühl der gemeinsamen Bedrückungen, der Wunsch davon befreyt zu werden, ein ungeduldiges

Verlangen diesen Wunsch erfüllt zu sehen, und, wenn die Hoffnung zu verschwinden beginnt, eine Verzweiflung, die zu allem fähig macht.

SINIBALD.

Ich danke Ihnen, Egbert, daſs Sie mir den Weg zur Beantwortung der Frage, die uns beschäftigt, selbst gebahnt und abgekürzt haben. Sehr gern gebe ich Ihnen zu, daſs, sobald beym Ausbruch oder im Fortgang einer Staatsrevoluzion von spekulativen Punkten, von den besten Mitteln zum Ziele zu gelangen, in so fern sie durch Untersuchung und Vernunftschlüsse heraus gebracht werden müssen, oder von der zweckmäſsigsten Art der Anordnung und Ausführung dieser Mittel die Rede ist, eine feststehende öffentliche Meinung etwas unerhörtes und nicht zu erwartendes sey. Der Ursachen hiervon sind so viele, daſs es eben so mühsam als langweilig wäre, sie alle aufzuzählen; indessen lassen sie sich füglich unter zwey zusammen fassen, in welchen alle übrigen begriffen sind. Die eine ist: daſs bey solchen Staatserschütterungen die Volksklassen, welche die groſse Mehrheit ausmachen, in zu heftiger Gährung und gröſsten Theils in einem allzu leidenschaftlichen Gemüthszustande sind, als daſs der gemeine gesunde Menschenverstand mit gehöriger Freyheit wirken und das Übergewicht entscheiden könnte; die andere: daſs sowohl diejenigen, denen an Erhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge, und mit ihr an den gewohnten, ihnen allein vortheilhaften Miſsbräuchen, alles gelegen ist, als diejenigen, die eine neue, auf ihren eigenen Vortheil berechnete Ordnung der Dinge wollen, aber auch schon bey der Unordnung, die ihr vorher geht, unendlich viel zu gewinnen haben oder zu gewinnen hoffen, sich alle möglichen Bewegungen geben, und kein Mittel unversucht lassen, das Volk zu bearbeiten, zu verwirren, zu ängstigen, zu schrecken, und gewaltsam mit sich fortzureiſsen, oder zu verführen, zu blenden, zu täuschen, durch Schmeicheley und groſse Verheiſsungen zu bestechen, und durch alle diese Mittel in jener unseligen Gährung zu erhalten, die sich gewöhnlich mit dem Untergang beider Parteyen und der gänzlichen Auflösung des Staats endiget. Ganz gewiſs findet während solcher politischen Momente nichts, was man mit Recht öffentliche Meinung nennen könnte, Statt: aber es ist, meiner Überzeugung nach, eben so gewiſs, daſs eine solche Meinung jeder Staatsumwälzung vorgeht und gleichsam das Zeichen zum Anfang derselben giebt;

und daſs, nachdem die Explosion endlich erfolgt ist, die Wiederherstellung einer auch nur leidlichen Ordnung nicht eher erwartet werden darf, bis das Volk, auf welche Art es geschehen mag, wieder ruhig genug geworden ist, um einer öffentlichen Meinung fähig zu seyn, und sie mit dem gehörigen Nachdruck zu erkennen zu geben.

EGBERT.

Ich bin begierig zu hören, wie Sie auch mich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen wollen.

SINIBALD.

Ich hoffe, daſs Sie meine Darstellung mit dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge, und dem, was uns die Geschichte alter und neuer Zeiten, und die Erfahrung unsrer eigenen gelehrt hat, genau zusammen stimmend finden werden. Nur bitte ich Sie um Geduld, wenn ich Ihnen ein wenig weit auszuhohlen scheinen sollte.

Wie dumpf oder leichtsinnig ein Volk seyn mag, so wird es doch nicht an Augenblicken fehlen, wo jedermann über seinen Zustand nach seinem gegenwärtigen Gefühl urtheilt, und denselben mit dem, was er durch mündliche Überlieferung oder zufälliger Weise von dem Zustande seiner Vorältern oder andrer Völker gehört hat, oder auch bloſs mit seinen Bedürfnissen und Wünschen, in Vergleichung bringt. Die gewöhnliche Folge dieser Vergleichung ist ein unbestimmtes Verlangen, es besser zu haben, und eine eben so unbestimmte Geneigtheit, alle Wege einzuschlagen, auf welchen man, ohne groſse Wahrscheinlichkeit sich zu verschlimmern, seine Lage zu verbessern hoffen darf. Wir können sicher annehmen, daſs dieſs, so zu sagen, der Grundton in der Stimmung eines jeden Volkes ist, und daſs man unter tausend Einwohnern eines Landes kaum Einen rechnen kann, der mit dem Gegenwärtigen so zufrieden wäre, daſs er nicht eine geheime Neigung zu Veränderungen in sich trüge, welche die Sicherheit und Ruhe des Staats in beständige Gefahr setzen müſste, wenn nicht zu gutem Glück die Natur selbst für ein mächtiges Gegengewicht gesorgt hätte, wodurch wenigstens die schlimmsten Folgen dieser Unruhe und Unzufriedenheit des menschlichen Herzens oft Jahrhunderte lang aufgehalten werden. Dieses Gegengewicht liegt in einer gewissen allen Menschen angebornen Trägheit, die uns, so lange die eiserne Nothwendigkeit nicht etwas andres befiehlt, unwillig macht unsre gegenwärtige Lage gegen eine besser scheinende zu vertauschen, wofern wir uns nicht anders als mit groſser Anstrengung unsrer Kräfte, und auch da noch mit Gefahr, Aufopferungen und Ungewiſsheit des Erfolges in dieselbe versetzen könnten. Diese natürliche Trägheit, zu einer andern nahe mit ihr verwandten Eigenschaft, nehmlich der Leichtigkeit uns an eine gewisse Lebensweise zu gewöhnen, gesellt, ist unläugbar die stärkste, wo nicht die einzige Grundlage, worauf dermahlen die innere Sicherheit der meisten Staaten beruht; und wiewohl keiner Regierung zu rathen ist, sich auf die Haltbarkeit derselben zu viel zu verlassen, so lehrt doch die Erfahrung, daſs kein Zustand so armselig ist, daſs die Menschen (zumahl von früher Jugend an) sich nicht an ihn gewöhnen, und durch die bloſse Macht der Gewohnheit um so stärker an ihn gefesselt werden könnten, da ein solcher Zustand nothwendig mit einer Abstumpfung der edlern Kräfte der Menschheit, wodurch sie bis zur bloſsen Thierheit herab sinkt, verbunden ist. Ein Monarch, dem das Schicksal die Bequemlichkeit zugetheilt hat, über lauter Sklaven zu gebieten, kann sich auf die ewige Dauer seines Throns verlassen, wofern er nur so lange, bis er sein geliebtes Volk in den glücklichen Stand der Pescherähs (im Feuerlande) versetzt hat, Sorge trägt, daſs der Eingang in sein Reich jeder Möglichkeit von Kultur und Aufklärung verschlossen bleibe. Denn freylich, zu verlangen daſs Sklaverey und Kultur immer Hand in Hand neben einanander gehé, hieſse das Unmögliche wollen. Indessen ist doch auch die Kultur keine so gefährliche Sache, daſs nicht die groſse Mehrheit einer policierten Nazion von fünf und zwanzig oder dreyſsig Millionen Menschen, durch die besagte Macht der Gewohnheit, oft unglaublich lange in einem Zustand erhalten werden könnte, den die Pescherähs selbst, bey allem was er etwa noch vor dem ihrigen voraus hat, nicht beneidenswürdig finden würden.

EGBERT.

Da geben Sie den hochbesagten Sultanen einen feinen Trost, Sinibald.

SINIBALD.

Bis jetzt wenigstens ist ihnen die öffentliche Meinung noch ziemlich günstig. Denn aus unsrer bisherigen Betrachtung scheint mir als eine natürliche Folge hervorzugehen, daſs man in jedem dermahlen bestehenden Staate, ohne Rücksicht auf desselben mehr oder weniger preiswürdige Verfassung und Verwaltung, bey dem gröſsten Theile des Volkes zwey Gesinnungen annehmen könne, aus welchen sich eben so viele Meinungen bilden, die man mit Grund für öffentliche oder allgemeine gelten lassen kann, und von welchen die zweyte der ersten so richtig die Wage hält, daſs selbst der furchtsamste Sultan vor Revoluzionsgefahr sicher auf beiden Ohren dabey schlafen dürfte. Die erste lieſse sich, däucht mich, kurz und gut in diese Formel fassen: „Alles sollte besser gehen als es geht;" — eine Meinung, welche, mit oder ohne klares Bewuſstseyn dessen der sie hegt, das Gefühl zur Unterlage hat: „Mir selbst sollte besser seyn als mir ist." — Die zweyte dürfte, in Worte verfaſst, ungefähr so lauten: „Wir thun zwar, was wir können, und leiden was wir müssen, alles in Hoffnung, daſs es noch einmahl besser kommen werde, und aus Furcht übel ärger zu machen; aber jede Verbesserung unsers Zustandes, wobey wir diese Gefahr nicht laufen, soll uns willkommen seyn." Können Sie zweifeln, Egbert, daſs ich in diesen beiden Formeln die Gesinnung und Meinung der unendlichen Majorität aller Bewohner Europens ausgedruckt habe?

EGBERT.

Ich gestehe Ihnen, daſs ich es nicht kann. Aber ich muſs auch sagen, Sie haben da einen fürchterlichen Lichtstrahl in das Innere unsers Zustandes fallen lassen.

SINIBALD.

Nicht so fürchterlich als es scheint. Wenn es ein Lichtstrahl ist, (und das ist er gewiſs) so zeigt er uns Wahrheit, und hindert uns, das Ding das nicht ist (mit Swifts *Hoyhnhnms* zu reden) für Wahrheit zu halten, falsche Schlüsse darauf zu bauen, und dadurch zu Schaden zu kommen. Es ist gut, und mehr als gut, denn es ist unumgänglich nöthig, daſs wir genau wissen, woran wir sind und worauf wir uns zu verlassen haben, damit uns weder falsche Sicherheit verblende, noch unzeitige Furcht und Panischer Schrecken so verwirrt mache, daſs wir, um ein kleines Feuer zu löschen, nach dem Öhlkrug statt der Wasserkanne greifen. Lassen Sie uns also einen Schritt weiter gehen. Der so eben als öffentliche Meinung des Volks in jedem Staat ausgesprochne Satz enthält viele andere, die auf eben demselben Grunde beruhen, und entweder bloſse Entwicklungen oder natürliche Folgen desselben sind. Z. B. Wie schlimm es auch im Besondern und Einzelnen gehen mag, so lange nur die Gesetze noch einige Kraft haben, so lange sie noch (in den meisten Fällen wenigstens) jeden bey dem Seinigen schützen, so lange wir ordentlicher Weise vor willkührlichen Miſshandlungen, Beraubung unsrer bürgerlichen Rechte, unsrer persönlichen Freyheit, unsrer Ehre, unsers Lebens, sicher sind; so lange könnte es noch schlimmer gehen: wir müssen und wollen uns also gedulden!" — Glauben Sie nicht, Egbert, daſs man auch dieſs als öffentliche Meinung annehmen könne?

EGBERT lächelnd.

Es ist eine so zahme und geduldige Meinung, daſs ich sie Ihnen ohne Bedenken gelten lassen kann.

SINIBALD.

Oder die folgende: „Wenn es zu Verbesserung unsers Zustandes nichts weiter bedarf als Ja zu sagen; d. i. wenn die Mittel dazu uns von den obersten Machthabern selbst von freyen Stücken in die Hände gelegt werden; oder, wenn der Fall eintritt, daſs wir uns selbst helfen sollen, und wir uns durch Mittel helfen könnten, die von Vernunft und Billigkeit gut geheiſsen werden, und wobey also die allgemeine Wohlfahrt nicht gefährdet ist: so wollen wir aus allen Kräften zur Verbesserung thätig seyn." — Sollte nicht auch dieſs, sobald der Fall dazu eintritt, eben so gewiſs als die Meinung

27.

Durch der Geſtirne allmögende Influenzen
Erſtreckt ſich die Macht der Söhne der heil'gen Theurgie,
Der weiſen Meiſter, bis an die äuſserſten Grenzen
Von beiden Welten. In Luſt und Ocean
Und in der Erde ſind uns die Geiſter unterthan;
Wir herrſchen unbeſchränkt in jedem Elemente.
Gedankenflügel ſind nicht ſo geſchwind
Als ich dieſs alles, wovon umgeben wir ſind,
Wenn ein gewiſſer Stern mir ſeinen Einfluſs gönnte,
In klares Gold verwandeln könnte.

28.

Ein diamantner Palaſt mit Marmor inkruſtiert 14)
Erhöbe ſich, aus dieſem öden Sande
In einem Augenblick bis in die Wolken geführt.
Und ringsum ſollten in Florens reichſtem Gewande
Die Gärten der Hesperiden, wie Paradieſe, blühn.
Der Weiſe, dem die Natur zu ihrem Magazin
Den Schlüſſel gab, thut dieſs und gröſsre Sachen
In einem Augenwink. — „Das wär' erſtaunlich, ſpricht

und Geſinnung der meiſten Staatsbürger angenommen werden können, als man annehmen kann, daſs jedermann, ſobald der Anlaſs dazu da iſt, zweymahl zwey für vier erkennt?

EGBERT.

Ich ſehe nicht, warum wir es nicht annehmen ſollten, vorausgeſetzt daſs die groſse Mehrheit im Staat nicht etwa aus lauter Bettlern und Banditen beſtehe, denen freylich mit einem ſo ruhigen Gange der Sachen nicht gedient ſeyn möchte.

SINIBALD.

Und ſo hätten wir denn doch etwas, das wir für öffentliche Meinung in jedem dermahlen beſtehenden Staat annehmen können?

EGBERT.

Nur ſehe ich nicht, wozu es dienen ſoll. Denn ſo lange ſich das Volk mit ſo gutmüthigen und gefälligen Meinungen behilft, könnt' es im Ganzen ſo übel gehen als es wollte, und ſelbſt ein Heinrich VIII., Ludwig XI., Filipp II., Ferdinand II. und ihres gleichen, könnten nebſt ihren lieben Getreuen ſo getroſt und ſicher tyranniſieren, als ob ſie eben ſo viele Trajane und Mark-Aurele, *Henri-quatre*, und *Sully's* und *Duplessis-Mornay* wären.

SINIBALD.

Dieſs dürfte allerdings der Fall in einem Staate seyn, wo dem Fortgange der Kultur zur Humanität ein ewiger Riegel vorgeschoben wäre, indessen eine unweise Staatsverwaltung sich mit allen Miſsbräuchen und Ungerechtigkeiten einer unterdrückenden Verfassung, und mit allen Ausschweifungen, Lastern und Freveln einer der Gesetze spottenden privilegierten Kaste vereinigte, das Volk von Stufe zu Stufe bis zur thierischen Gefühllosigkeit der Pescherähs herabzudrükken. Aber wo die Kultur mit den Miſsbräuchen beynahe gleichen Schritt hält, und das öffentliche Elend den aufgeklärtesten Theil der Nazion, der das Studium der Natur und des Menschen schon lange, wiewohl nur zur Spekulazion, trieb, endlich nöthigt, Moral und Politik zum Gegenstande der schärfsten Untersuchungen zu machen, und ihre ersten Gründe aus der menschlichen Natur selbst hervor zu graben, da nehmen die Sachen einen andern Gang. So lange die Moral eine ausschlieſsliche Behörde der Priesterschaft, und die Politik das anmaſsliche Geheimniſs der Höfe und Kabinette ist, müssen sich diese und jene zu Werkzeugen der Täuschung und Unterdrückung miſsbrauchen lassen; das Volk wird das Opfer schändlicher Wortspiele, und die Gewalt erlaubt sich alles und darf sich alles ungestraft erlauben, da es von ihrer Willkühr abhängt, Unrecht zu Recht, Recht zu Unrecht zu stempeln, und das, wovor sie sich am meisten fürchtet, die Bekanntmachung der Wahrheit, zum Verbrechen zu machen, und als solches zu bestrafen. Nicht so, wenn die Vernunft sich ihrer ewigen unverjährbaren Rechte wieder bemächtigt hat, um alle Wahrheiten, an deren Erkenntniſs Allen Alles gelegen ist, wieder ans Licht hervor zu ziehen, und ihnen mit Hülfe aller Musenkünste, unter allen nur ersinnlichen Gestalten und Einkleidungen, die möglichste Popularität zu verschaffen. Eine Menge berichtigter Begriffe und Thatsachen kommen dann in Umlauf; eine Menge Vorurtheile fallen wie Schuppen von den Augen einer neuen Generazion; es wird immer heller in den Köpfen; man lernt Irrthümer für — Irrthümer erkennen, an welchen Jahrhunderte lang nur zu zweifeln Verbrechen war, und erstaunt, wie man Augen und Ohren vor den unwidersprechlichsten Aussagen der Vernunft und des allgemeinen Gefühls so lange habe verschlieſsen können.

Wie gering auch verhältnifsmäfsig die Anzahl derjenigen seyn mag, die in diesem Licht als in ihrem Elemente leben, zu einem heitern Überblick der wahren Beschaffenheit der menschlichen Dinge gelangt sind, und den Leitfaden in der Hand haben, der uns allein aus dem Labyrinthe des Lebens heraus helfen kann, so wird doch die Wirkung des von ihnen ausgehenden Lichtes von einem Jahrzehend zum andern immer merklicher: sie verbreitet sich stufenweise durch die mittlern Klassen der Gesellschaft; und wenn auch nur einzelne gebrochne Strahlen bis zu den untersten dringen, so sind sie doch hinreichend, Aufmerksamkeit und Verlangen nach Belehrung über Dinge, deren allgemeine Wichtigkeit für die Menschen man zu erkennen anfängt, wenigstens bey einigen zu erregen. Was ist nun, wenn Kultur und Aufklärung einmahl diese Stufe erstiegen haben, natürlicher, als dafs zu einer Zeit, wo eine gänzlich zerrüttete Staatswirthschaft für die Verschwendungen des Hofes keine Quellen mehr aufzutreiben, die schlaueste Finanzkunst dem gesunknen öffentlichen Kredit nicht wieder aufzuhelfen, und die Tyranney selbst von einem bis aufs Mark ausgesogenen Volke nichts mehr heraus zu drücken vermag; zu einer Zeit, wo die ausgelassenste Üppigkeit und übermüthigste Verschwendung auf der einen Seite, gegen die äuſserste Armuth und eine an Verzweiflung grenzende Muthlosigkeit auf der andern, so widerlich absticht, daſs die aus allem leidlichen Verhältniſs getretene Ungleichheit unter den Ständen und einzelnen Gliedern eben desselben Staats auch die stumpfsinnigsten Halbmenschen empören muſs — was Wunder, sage ich, wenn in einem solchen Zeitraume sich endlich, von allen Seiten her, tausend und zehen tausend Stimmen, laut genug um überall gehört zu werden, gegen Aberglauben, Despotismus und privilegierte Gesetzlosigkeit, als die ersten Quellen des öffentlichen Elends, erheben? Oder was ist natürlicher, als daſs beynahe alle guten Köpfe einer solchen Nazion sich theils mit Aufdeckung der nähern und entferntern Ursachen dieses Elends, theils mit den Mitteln demselben abzuhelfen, beschäftigen? Und wie sollt' es zugehen, daſs alles dieſs nicht endlich mächtig auf den Geist der Nazion wirken, und bey der gröſsern Mehrheit, als dem leidenden Theil, eine der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ungünstige Disposizion hervorbringen sollte, von welcher der Übergang zu einem lebhaften ungeduldigen Verlangen nach irgend einer groſsen wesentlichen Veränderung nur ein kleiner Schritt ist?

EGBERT.

Was Sie da sagen, bringt mir einen Umstand aus dem achten Zehend dieses Jahrhunderts ins Gedächtniſs, der mir so stark auffiel, daſs ich ihn schon damahls als ein ſurchtbares Vorzeichen eines nahe bevorstehenden Ausbruchs der Gährung, die sich bereits hier und da in dem Innern von Frankreich verspüren lieſs, betrachtete, und mich oft wunderte, daſs eine so sonderbare Erscheinung sonst von niemand bemerkt zu werden schien. Dieſs war, daſs in den letzten sechs oder sieben Jahrgängen der *Bibliotheque universelle des Romans* ein ungewöhnlicher Geist der Freyheit, eine gewisse nur leicht verdeckte, mit unter ziemlich stark in die Augen fallende politische Tendenz, und ein gewisser ernster, kräftiger, öfters sogar überspannter und kaustischer Ton unvermerkt herrschend wurde, der mit der anscheinenden Frivolität der Sachen gar sonderbar kontrastierte, und, da er in einem so allgemeinen Lesebuch selbst der königlichen Censur nie aufgefallen zu seyn scheint, mir desto deutlicher bewies, daſs der alte Geist der Nazion aus seinem tiefen Schlaf zu erwachen anfange, und wahrscheinlich nicht lange mehr unthätig bleiben werde.

SINIBALD.

Sollten nun in einem solchen Zeitpunkte, wo der Geist eines durch hierarchischen, aristokratischen und monarchischen Despotism lange niedergedrückten Volkes alle seine Ketten zu schütteln anfängt, und im Begriff ist eine nach der andern zu zerreiſsen, nicht auch, natürlicher Weise, die öffentliche Meinung eine bestimmtere Gestalt gewinnen, und sich endlich so deutlich zu erkennen geben, daſs nur eine beynahe unbegreifliche Verblendung die Machthaber verhindern könnte, zu sehen, daſs es die höchste Zeit sey andre Wege einzuschlagen, wenn sie der Katastrofe, die sie doch selbst befürchteten, zuvorkommen wollten. Sollte sich nicht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, daſs es in Frankreich wenigstens schon im Jahre 1788 allgemeine Meinung der gröſsern Mehrheit gewesen sey: „Das Volk habe Rechte zurück zu fordern, gegen welche keine Verjährung gelte“ — „Es sey eine nicht länger zu duldende Ungerechtigkeit, daſs das Volk die Lasten des Staats allein, oder nach einer ganz unbilligen Austheilung trage“ — „Willkührliches Verfahren in Sachen, welche das Eigenthum, die Ehre und persönliche Freyheit der Bürger betreffen, sey kein wesentliches Vorrecht der höchsten Gewalt, und die Nazion sey nicht schuldig, deſswegen weil die Staatsverfassung monarchisch sey, sich despotisch beherrschen zu lassen.“ — Ich müſste mich sehr irren, oder diese und ähnliche Sätze lagen als öffentliche Meinung den so genannten *Cahiers* des dritten Standes zum Grunde, worin das Volk seinen Stellvertretern im Jahre 1789 seine damahls noch sehr gemäſsigten Forderungen und Wünsche ausführlich zu vernehmen gab.

EGBERT.

Ich kann und will nicht gegen meine Überzeugung mit Ihnen haberechten, Sinibald. Ich könnte zwar einwenden, daſs die Sätze, die Sie so eben für die öffentliche Meinung des Französischen Volkes zu Anfang des Jahres 1789 erklärten, eigentlich nur die Meinung des unterrichteten und denkenden Theils gewesen sey: aber ich sehe leicht voraus, was Sie mir darauf antworten würden. In der That kommt es hier nicht so wohl darauf an, wer eine Meinung zuerst aufgebracht, oder sie am besten zu behaupten weiſs, als darauf, daſs sie, um den Nahmen der öffentlichen zu verdienen, dem Geiste und der gegenwärtigen Stimmung der Nazion so angemessen und überhaupt so beschaffen sey, daſs sie, sobald sie sich laut vernehmen läſst, dem gröſsten Theile derselben einleuchte und mit Beyfall von ihm aufgenommen werde. Ich kann daher nicht in Abrede stellen, daſs die besagten Sätze wirklich für öffentliche Meinung nicht nur in Frankreich, sondern beynahe in ganz Europa gelten konnten.

SINIBALD.

Ich hätte also den ersten Punkt meiner Behauptung hinlänglich dargethan. Denn auch dieſs werden Sie mir gern zugeben, daſs weder die Orleanssche Fakzion, noch die heimlichen Republikaner der damahligen Zeit, und am allerwenigsten das kleine Häufchen der redlichen Patrioten, die es mit dem König und der Nazion gleich ehrlich meinten, nur daran gedacht haben würden, den ersten entscheidenden Schritt zur Revoluzion zu wagen, wenn sie nicht gewiſs gewesen wären, in jener öffentlichen Meinung eine Stütze zu finden, die ihnen im Nothfalle den Schutz des ganzen Volkes sicherte. Was den andern Punkt betrifft, so scheint es mir Natur der Sache zu seyn, daſs, so lange die Gährung der ganzen Staatsmasse dauert, keine Meinung sich im Volk erhebt, die man mit Fug und Recht eine öffentliche nennen könnte; wenn auch gleich, wie unter Robespierre, ein allgemeiner Schrecken die Wirkung thun kann, alle vor der *Guillotine* zitternden Köpfe ein erzwungenes pagodenmäſsiges Ja oder Nein nicken zu machen. Aber sobald das Volk wieder frey Athem hohlen darf, von seinen Ausschweifungen und Paroxismen zurück gekommen ist, und, der ewigen Verschwörungen, Proskripzionen, Delazionen und Exekuzionen, kurz des ganzen revoluzionären Unwesens herzlich müde, sich allenthalben nach Sicherheit und Ruhe sehnt: dann ist das erste, was man mit Recht für entschiedene öffentliche Meinung ausgeben kann, die allgemeine Überzeugung, „daſs nichts als Unterwerfung unter eine gesetzmäſsige Regierung und entschloſsne Anhänglichkeit an dieselbe den aufgelösten Staat, unter welcher neuen Gestalt es auch sey, ins Leben zurück rufen könne;" — und von dem Tage an, da sich diese öffentliche Meinung stark und deutlich ausdruckt, kann man auch die *wahre Zeit* des Anfangs einer neuen Ordnung der Dinge rechnen, und für gewiſs annehmen, daſs sie sich so lang' erhalten werde, als das Volk bey dieser Gesinnung verharren wird.

EGBERT.

Die *Existenz* und die *Wichtigkeit* dessen, was Sie öffentliche Meinung nennen, wäre also, für *mich* wenigstens, auſser

Das Fräulein, und sieht dem Mann' erwartend ins Gesicht;
Darf man Sie bitten, die Probe gleich auf der Stelle zu machen?"

29.

Madam, versetzt der neue Trismegist,
Wiewohl es Kleinigkeit für meines gleichen ist,
So muſs ich doch um etwas Aufschub bitten.
Zwar nähert sich bereits mit immer stärkeren Schritten
Das groſse Werk dem Punkt der Zeitigung,
Das Werk, worüber ich schon zwanzig Jahre wache.
Schon badet in Morgenroth sich der grüne kadmeische Drache, 15)
Nachdem es ihn zahm zu machen Dianens Tauben gelung;
In wenig Tagen, vielleicht in wenigen Stunden,
Wird ihres astralischen Sohns das mystische Weib entbunden!

30.

Hat dieser groſse Moment sich einmahl eingestellt,
O! dann, Madam, ist unser die Welt!
„So machen Sie ja, mein Herr, daſs alles je bälder je lieber

Zweifel gesetzt. Nur scheint es, unglücklicher Weise, nicht möglich zu seyn, die Machthaber in einem noch bestehenden Staate, wie nahe dieser auch bereits seiner Auflösung seyn mag, von der Aufmerksamkeit und Achtung zu überzeugen, die man ihr — auch in Ermanglung edlerer Beweggründe, schon aus bloſser Klugheit und Rücksicht auf eigene Sicherheit und Selbsterhaltung — erzeigen sollte. Es wären aus der neuesten Zeit auffallende Beyspiele hiervon anzuführen: aber der Augenschein spricht überall so laut, daſs es überflüssig wäre, sich auf einzelne Fälle zu berufen. Wenn man die Herren auf das, was sie zu thun hätten, und auf die Gefahr im Verzug aufmerksam machen will, so hört man immer die Antwort: „Gerade deſswegen sey es jetzt nicht Zeit, dem Volk einen solchen Beweis, was es vermöge, in die Hand zu geben; in solchen Augenblicken müsse die Regierung die Zügel schärfer anziehen als jemahls; das geringste Zeichen von Nachgiebigkeit würde von dem Volke für Schwäche und Furcht ausgelegt, und zu einem Antriebe, seinen Forderungen kein Ziel zu setzen, gemiſsbraucht werden; und bloſs dadurch, daſs man ihm keine Furcht zeige, verhindre man es, wirklich furchtbar zu werden." — „Allerdings (hört man sie auch wohl sagen) sind

Miſsbräuche abzustellen, Beschwerden zu erleichtern, Verbesserungen zu machen: aber daran läſst sich erst alsdann denken, wenn alles wieder ruhig, und das obrigkeitliche Ansehen so befestigt ist, daſs über den Beweggrund zu solchen Schritten kein Zweifel mehr Statt finden kann.“ — Nun erfolgt aber in solchen Fällen immer eines von zweyen: entweder das Volk dringt mit Gewalt durch, und die bisherige Ordnung der Dinge stürzt zusammen; oder die alten Machthaber behalten die Oberhand; und dann kann man sich darauf verlassen, daſs an wirkliche, ernstlich gemeinte Abstellung der gerechtesten Volksbeschwerden so wenig mehr gedacht wird als an den Mann im Monde.

SINIBALD.

Sie setzen, wie ich sehe, ein ziemlich geringes Vertrauen in die Weisheit und Güte der Väter des Vaterlandes.

EGBERT.

Ich rede mit dem Herzen in der einen Hand, und mit der Fackel der Erfahrung in der andern. Oder sollten Sie mir auch nur ein einziges Beyspiel des Gegentheils anführen können? — Nur ein einziges, lieber Sinibald!

SINIBALD.

Sie sind sehr bescheiden; und doch sollte mirs schwer fallen —

EGBERT.

Das will ich glauben!

SINIBALD lächelnd.

Ich habe ein ziemlich ungetreues Gedächtniſs; es wäre nicht billig, aus meiner Verlegenheit einen Schluſs zum Nachtheil eines dritten zu ziehen.

EGBERT.

Wie schwach auch Ihr Gedächtniſs seyn möchte, hätten Sie je ein solches Beyspiel erlebt, so würden Sie es, gerade um der Seltenheit willen, nie wieder vergessen haben. — Aber, Scherz bey Seite, Sie wissen ja so gut als ich, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Da sind immer so viele dringendere Geschäfte abzuthun — mit diesem hat es noch Zeit; es wird also indessen an den berüchtigten Nagel, der so vieles tragen muſs, gehängt, und geräth mit zehn tausend andern, woran weder dem Referenten noch dem Richter etwas gelegen ist, unvermerkt in Vergessenheit. Oder kommt es ja durch irgend einen Zufall wieder zur Sprache, so finden sich, bey näherer

Untersuchung der Sachen, so viele Häkchen, so viele Schwierigkeiten, die immer verwickelter und knotiger werden, je mehr man sich mit ihrer Auflösung zu schaffen macht. Und da es inzwischen an neuen und dringendern Geschäften nie fehlen kann; so kommt, natürlicher Weise, jenes verhaſste, womit sich niemand gern beladen läſst, abermahl an den wohl besagten Nagel, und bleibt nun so lange hangen, bis das Volk endlich die Geduld verliert, und die erste beste Gelegenheit ergreift, sich selbst Hülfe zu schaffen.

SINIBALD.

Das mag wohl der gewöhnliche Gang der Sachen gewesen seyn, als die Welt noch (wie der berühmte Schwedische Kanzler Oxenstierna sagte) durch ein *minimum sapientiae* regiert wurde. Aber andere Zeiten, andere Maſsregeln. Seit dem Jahre 1798 reicht das *Minimum* nicht mehr zu, und das daher entstehende *Deficit* würde durch die Mittel, wodurch der Despotism almächtig zu seyn wähnt, nur schlecht und unsicher gedeckt werden.

EGBERT.

Diese Mittel reichen doch wenigstens eine Zeit lang aus; und das ists, was die Gewalthaber, in den so genannten Republiken so gut und noch mehr als in monarchischen Staaten, zu täuschen pflegt. Es hat so lange gehalten, denkt man, warum sollt' es nicht wenigstens noch halten so lange wir leben? Unsre Nachfolger mögen dereinst sehen, wie sie zu rechte kommen; das ist dann ihre Sache, und mag auch ihre Sorge seyn!

SINIBALD.

Der Fehler ist nur, daſs diese Art zu rechnen so unsicher ist. Wenn nun unser baufälliges Haus unsern Nachfolger nicht abwartet, sondern über uns zusammen fällt, während wir es selbst noch bewohnen, wie dann? Auch mit dem mäſsigsten Antheil von Klugheit wird kein Regent sich mehr auf solche Maximen verlassen. Kurz, nur durch so viel Gerechtigkeit und Weisheit, als Menschen von Menschen zu fordern berechtigt sind, kann ein Staat, was auch seine Verfassung sey, künftig zu bestehen hoffen. Wer diese Überzeugung nicht als den einzigen reinen Gewinn aus den Ereignissen der letzten zehn Jahre gezogen hat, der mag auf seine Gefahr den Versuch noch einmahl machen, und sehen, wie weit er kommt und wie lang' es geht! Die Menschheit ist in der Laufbahn, die ihr die Natur angewieſen hat, binnen etlichen Jahrtauſenden merklich vorwärts geſchritten. Zehen, zwanzig, dreyſsig Millionen Menſchen in Einem Staate laſſen ſich nicht länger als eben ſo viele moraliſche Nullen behandeln. Immerhin mag der gröſsere Theil dieſer Millionen, in gewiſſem Sinne, als unmündig anzuſehen ſeyn; aber ſie haben den allgemeinen Menſchenverſtand zum Vormund, und man darf darauf rechnen, daſs in Sachen, die das Wohl oder Weh der unendlich gröſsern Mehrheit unmittelbar betreffen, der Ausſpruch dieſes Vormunds auch die öffentliche Meinung iſt. Ich ſollte Ihnen vorhin ein Beyſpiel aus einem andern Fache nennen, und wuſste mich in der Eile auf keines zu beſinnen: wiſſen Sie eines, auch nur ein einziges, wo die öffentliche Meinung ungeſtraft wäre verachtet worden?

EGBERT.

Meine Geſchichtskunde iſt ſehr eingeſchränkt — ich weiſs keines anzuführen.

SINIBALD.

Wie ehrwürdig wird ſie alſo dem Verſtändigen in jedem Falle ſeyn, wo es ſtreng erwieſen werden kann, daſs die Vernunft ſelbſt für ſie entſcheidet, oder, was einerley ist, wo die schärfste Untersuchung der Sache, nach genauester Abwägung aller Gründe für und wider, kein anderes Resultat giebt!

EGBERT.

Jeder Ausspruch der Vernunft hat die Kraft eines Gesetzes, und bedarf dazu nicht erst öffentliche Meinung zu werden.

SINIBALD.

Sagen Sie lieber, sollte die Kraft eines Gesetzes haben, und wird sie auch sicher erhalten, sobald er sich als die Meinung der Majorität ankündigt.

EGBERT.

Das wird sich im neunzehnten Jahrhundert ausweisen.

X.

Träume mit offnen Augen.

SINIBALD.

Wie so tiefsinnig, Egbert?

EGBERT.

Kaum darf ichs Ihnen gestehen. Sollten Sie wohl glauben, daſs ich mir schon eine ganze Stunde lang Mühe gebe, mich eines Traumes zu erinnern, den ich diesen Morgen geträumt habe? — Lachen Sie immerhin, Sinibald! Es war wirklich ein schöner Traum; und wenn ich ein Sultan wäre, ich geriethe in groſse Versuchung, wie König Nebukadnezar oder Nabukodonosor, alle meine Akademiker und weisen Meister zusammen zu berufen und zu nöthigen, mir vermittelst ihrer Kunst zu sagen was mir geträumt hat.

SINIBALD.

Sie wissen es also selbst nicht mehr?

EGBERT.

Im Augenblick des Erwachens dachte ich den fliehenden Schmetterling noch bey einem Fittig zu erhaschen; aber er entschlüpfte mir zwischen den Fingern, und wie ich zur Besinnung kam, war alles rein verschwunden. Kaum schwebt mir noch der Haupteindruck, den das Ganze auf meine innern Sinne machte, wie in einem Nebel vor der Stirne.

SINIBALD.

Das ist Schade! Wenn Sie nur wenigstens ein paar Hauptzüge wieder auffrischen könnten, so ließen sich vielleicht allmählich noch so viel andere nachhohlen, daß wir am Ende doch etwas Ganzes heraus brächten. Bey einem Traume kommt es auf ein Bißchen mehr oder weniger Wahrheit ohnehin nicht an.

EGBERT.

Bey dem meinigen kam sehr viel auf mehr oder weniger an. In meinem ganzen Leben hab' ich wachend nichts so vernünftiges, so zusammen gepaßtes, so systematisches gedacht, als dieser Traum war.

SINIBALD.

Desto unbegreiflicher, daß Sie ihn vergessen konnten.

EGBERT.

Vielleicht bloſs weil er für ein Gehirn wie meines gar zu vernünftig war. Aber es ist Zeit, daſs ich Ihnen ein wenig aus dem Wunder helfe. Sie erinnern Sich noch unsers gestrigen Gesprächs. Die Gedankenfolge, die es in mir veranlaſste, bemächtigte sich meiner so stark, daſs ich des Fantasierens und Grübelns, was wohl unser armes Vaterland in zwey oder drey Generazionen für eine Gestalt gewonnen haben könnte, auch auf meinem Kopfküssen nicht los zu werden vermochte. Unter der wachenden Träumerey über diesen Gegenstand schlummerte ich endlich ein; und es sey nun, daſs irgend ein mit der Zukunft vertrauter Genius die Hand dabey hatte, oder daſs alles nur ein Spiel der launischen Fee Mab war, genug ich hatte einen der merkwürdigsten Träume, der jemahls „durch die ambrosische Nacht" auf die Augenlieder eines Sterblichen herab gestiegen seyn mag. Denn das sonderbarste war, daſs er mit der fantastischen Art, wie Morfeus seine Geschöpfe gewöhnlich gruppiert und in einander mischt, gar nichts gemein hatte. Alles was sich mir darstellte, trug das Gepräge der Wahrheit und Übereinstimmung mit den reinsten Vernunftbegriffen; und das einzige Wunderbare bey der Sache (wiewohl es mir im

Zu Stande kommt! Ich brenne vor Ungeduld.“
Ich selbst nicht minder; auch wär' es längst vorüber,
Der Aufschub ist nicht meine Schuld;
Ein Umstand hält mich auf, ein Umstand, den ich immer
Vergebens gesucht. Vielleicht hat diese Nacht
Mich unverhofft ans Ziel gebracht:
Mir glänzt in Ihren Augen ein starker Hoffnungsschimmer.

31.

„In meinen Augen? wie so?“ — Geduld! und hören Sie an!
Wie Hermes in seinem Buch vom Steine sagt, so kann
Das groſse Werk allein durch einen reinen Mann,
Der nie von Amors Fackel brannte,
Und eine Jungfrau, die noch kein Mann erkannte,
Zu Stande kommen. Sie sehn die Schwierigkeit
Dieſs Paar zu finden; man reisete weit und breit
Und suchte vergebens. Doch fänd' es sich endlich, so müssen
Sie beide bey mitternächtlicher Zeit
In eine Grotte sich verschlieſsen,

Traume ganz natürlich vorkam) war der Sprung über das ganze neunzehnte Jahrhundert, den ich, ohne es gewahr zu werden, gethan hatte, und die Leichtigkeit, womit ich, wie eine Platonische Psyche, von einem Orte zum andern flog, um die unendliche Menge von Gemählden zu durchmustern, die sich mir in der gröſsten Klarheit und im schönsten Zusammenhang, theils zugleich, theils nach und nach, darstellten, ohne daſs ich durch irgend etwas ungereimtes oder miſstönendes in dem täuschenden Gefühl gestört wurde, daſs alles, was ich sah und hörte, lauter Natur und Wahrheit sey.

SINIBALD.

Und Sie sollten Sich eines Traumes, der so wenig Traum war, gar nicht mehr erinnern können?

EGBERT.

Wie gesagt, ein gewisser dunkler Totaleindruck ist alles, was mir davon geblieben ist. Nur dessen erinnere ich mich noch ganz lebhaft, daſs ich mich mitten in Deutschland befand, und — wiewohl alles darin so gänzlich anders war als es jetzt ist, daſs ich mich in einen andern Planeten versetzt hätte glauben sollen — dennoch nicht die geringste Befremdung oder

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13029/039

Verwunderung darüber in mir verspürte, sondern mich auf der Stelle so gut in alles zu finden wuſste, als ob ich in diesem neuen Germanien geboren und erzogen wäre. Aber, mein guter Sinibald, es war auch ein Land und ein Volk darnach! Das angebauteste, blühendste, volkreichste, policierteste aller Länder, und das vernünftigste, sittlichste, humanste, mächtigste und glückseligste aller Völker. Nur fragen Sie mich nicht wie und wann und durch welche Mittel und Anstalten diese erstaunliche Verwandlung mit uns vorgegangen war; denn davon weiſs ich kein Wort mehr.

SINIBALD.

Seltsam genug! Aber sagten Sie nicht, alles wäre in Ihrem Traume so systematisch und natürlich zugegangen, daſs die Vernunft nicht vernünftiger träumen könnte?

EGBERT.

So kam es mir wenigstens vor, und dieſs ist der stärkste Eindruck, der mir davon geblieben ist.

SINIBALD lachend.

Ey so könnten wir ja wohl gar, ohne darum gröſsere Hexenmeister zu seyn als die Zauberer des Königs Nabukodonosor, mit einiger Anſtrengung unſers gemeinen Menſchenverſtandes *a priori* heraus bringen, was Sie geträumt haben?

EGBERT.

Das läſst ſich hören. Es käme auf einen Verſuch an.

SINIBALD.

Allem Anſehen nach haben Sie Sich in Ihrem Traume (was freylich auſserordentlich ſelten iſt) in einem Zuſtande befunden, worin das, was wir unſern Geiſt nennen, von den Banden der gröbern Sinnlichkeit entfeſſelt, in Wahrheit, Ordnung und Harmonie wie in ſeinem eigenthümlichen Elemente lebt und webt; und daher kam es ohne Zweifel, daſs Ihnen die Verwandlung unſers armen Germaniens in ein Reich der Vernunft und Humanität ſo natürlich und unbefremdlich vorkam.

EGBERT.

Es muſs wohl ſo etwas geweſen ſeyn. Denn deſſen bin ich gewiſs, trüge ſich dieſe Verwandlung durch einen Schlag mit Urgandens Zauberſtab vor unſern Augen zu, wir würden uns vor Erſtaunen kaum zu faſſen wiſſen.

SINIBALD.

Merken Sie nicht, Freund Egbert, daſs wir unversehens auf den Weg gerathen, eine hübsche Satire auf unser liebes Vaterland zu machen? Gute Bürger zu seyn, ist, nächst der Pflicht gute Menschen zu seyn, die erste unsrer Pflichten, und ein guter Bürger soll ja (sagt man uns) immer mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens zufrieden seyn.

EGBERT.

Gestehen Sie, Sinibald, daſs es Fälle giebt, wo diese Pflicht einem ehrlichen guten Bürger ziemlich sauer gemacht wird. Mein Traum, und wenn er auch noch in aller seiner Glorie vor mir stände, soll mich zwar nie dahin bringen, etwas gegen die Ruhe meines Vaterlandes zu unternehmen: aber daſs wir mit sehenden Augen blind seyn sollen, kann doch auch nicht von uns gefordert werden; und wenn wir nun einmahl nicht verhindern können, zu sehen daſs es nicht gut mit uns steht, warum sollten wir über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, wie es besser stehen könnte, nicht wenigstens denken dürfen? Die Inhaber des berühmten *Minimums*, wodurch die Welt regiert wird, (wie man sagt) werden uns zwar schwerlich zu Rathe ziehen, wenn über lang oder kurz die Rede davon seyn sollte, der ehemahls so braven, so mächtigen, für die erste in Europa anerkannten, Deutschen Nazion wieder auf die Beine zu helfen, und durch welche Mittel und Wege sie etwa dazu gelangen könnte, wo nicht ihren vormahligen, doch einen hohen und unanfechtbaren Rang unter den Nazionen zu behaupten. Aber warum sollten ein paar Deutsche Biedermänner, die ihr Vaterland lieben und es mit der ganzen Welt ehrlich meinen, sich nicht unter vier Augen mit einem Traum, oder (was auf das nehmliche hinaus läuft) mit einer Platonischen Idee unterhalten dürfen, wie eine so wünschenswürdige Veränderung am leichtesten und zweckmäſsigsten zu bewerkstelligen seyn möchte?

SINIBALD lächelnd.

Man sollte wirklich meinen, es könnte nichts unschuldiger seyn, — und nichts einfältiger dazu. Denn da wir, um etwas zweckmäſsiges und folgerechtes heraus zu bringen, uns schlechterdings die ewige Bedingung aller Utopienschöpfer vorbehalten müssen, — „daſs uns zugestanden werde, in unsern Einrichtungen an keine andere Regel als an Vernunft und Gerechtigkeit gebunden zu seyn:“ so ist klar, daſs unser wachender Traum wenig mehr zu bedeuten haben würde, als der nächtliche, den Sie vergessen haben; und kein Mensch, der bey seinen Sinnen ist, würde sich einfallen lassen, die Ausführung desselben für eine Sache zu halten, womit die Verwalter des vorerwähnten *Minimums* sich nur einen Augenblick befassen möchten. Wenn wir ihn also auch in der beliebten Form eines Taschenbuchs mit Küpferchen von Chodowiecky oder Kohl heraus gäben, oder von Bänkelsängern auf allen Messen und Jahrmärkten im ganzen Deutschen Reich absingen lieſsen, so könnte doch jedermann vollkommen ruhig darüber seyn, daſs, in den drey nächsten Generazionen wenigstens, keine merkliche Änderung im Laufe der Welt dadurch verursacht würde. Und das ist doch alles, was die Herren wollen, denen so bang ist, die Menschen möchten endlich gar zu vernünftig werden.

EGBERT.

Damit hat es, Gott Lob! noch keine Noth. Je mehr jemand selbst vernünftig ist, desto vollständiger sieht er ein, daſs der Gedanke, eine ganze Nazion im buchstäblichen Wortverstande vernünftig zu machen und auf den vernünftigsten Fuſs zu setzen, der abenteuerlichste Einfall wäre, der sich jemahls in den Gehirnkasten eines politischen Schwärmers verirren könnte. Aber —

SINIBALD.

Verzeihen Sie, daſs ich Ihnen ins Wort falle. Es ist Zeit, daſs wir von einer der ernsthaftesten Sachen — ernsthaft reden. Was Sie da gesagt haben, gehört, dünkt mich, unter die praktischen Gemeinsprüche, deren man täglich so viele hört, die, ihrer vermeinten Klarheit wegen, ohne Untersuchung und Beweis für ausgemacht angenommen werden, und die man einander schon wer weiſs wie lange so herzhaft nachgesprochen hat, daſs wer so etwas (wie es von Ihnen, mein Freund, ohne Zweifel jetzt gemeint war) in ironischem Sinn in irgend einer vermischten Gesellschaft vorbrächte, sicher darauf rechnen könnte, daſs die meisten, wo nicht alle, dabey aussehen würden, als ob eine groſse und unläugbare Wahrheit damit gesagt worden sey. Es ist eines von den breiten bequemen Feigenblättern, womit wir unsre Blöſse so gern zu decken pflegen; und vor allen befinden sich unsre politischen Vormünder wohl dabey, weil es ihnen ihr mühsames Amt in der That so sehr erleichtert, daſs die Maschine, vermittelst dieses einzigen Postulats, beynahe von selber geht, und der beliebten Willkühr in allem, was nicht schlechterdings mechanisch zu behandeln ist, ein desto freyerer Spielraum gelassen wird. Indessen wäre nichts leichter, als sich zu überzeugen, daſs das vermeintliche Axiom ein bloſser Taschenspielerkniff der Einbildungskraft ist, die einen weit entfernten Moment — mit Überspringung aller dazwischen liegenden, welche zusammen genommen die nothwendige Bedingung seines Werdens sind — unmittelbar an den gegenwärtigen rückt, und uns dann die augenscheinliche Unmöglichkeit sehen läſst, daſs — aus Nichts Etwas werden könnte, oder daſs eine Sache nicht unmöglich seyn sollte, so lange man darauf beharret, nichts von allem dem zu thun, wodurch sie möglich werden könnte. Die ganze Täuschung läuft am Ende auf den bekannten Vexierschluſs des Sofisten Eubulides hinaus, vermöge dessen entweder ein einziges Sandkorn einen Haufen macht, oder zehn tausend Millionen Sandkörner keinen. Die Zeit zwischen dem gegenwärtigen Moment und demjenigen, da alle Europäischen Völker zum vollständigen Gebrauch ihrer Vernunft gelangt und auf einen durchaus vernünftigen Fuſs gesetzt seyn werden, besteht wahrscheinlich aus einer ziemlich langen Folge von Momenten.

Man argumentiert also so: „Wenn eine Nazion in diesem Augenblick noch nicht vernünftig ist, so wird sie es in dem nächst folgenden eben so wenig seyn; nun hat aber jeder Augenblick einen nächst folgenden; folglich wird sie nie vernünftig seyn, oder sie müſste es in einem Augenblick werden können.“ — Ist es nicht kläglich, daſs Spinneweben, die nicht um einen einzigen Faden haltbarer sind als dieser Schluſs, die Wirkung eiserner Riegel und Hemmketten thun, und jeder ernstlichen Verbesserung den Zugang sperren sollen? Wir gleichen jenem Horazischen Bäuerlein, das geduldig am Flusse stehen blieb, und warten wollte bis er abgeflossen wäre. Warum greifen wir das Werk nicht lieber frisch an, da wir doch gezwungen sind zu sehen, daſs es über lang oder kurz geschehen muſs? Warum, da es doch ausgemacht ist, daſs es nicht eher besser in der Welt werden kann, bis die Menschen vernünftiger sind, warum werfen wir den Fortschritten der Vernunft vorsetzlich alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg? Warum lassen wirs uns so angelegen seyn, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weise unkräftig zu machen? — Wenn einem Volk in jedem Jahrzehend nur Ein schädlicher Irrthum benommen, nur Eine heilsame

32.

Und, während der Vogel der Sonne in
ihren Flammen reift,
Sich ansehn, stumm und kalt, ohn' alle sinnliche Regung,
Wie Geister, welche bereits den Körper abgestreift.
Denn nur die allerkleinste Bewegung,
Der kleinste Versuch, den Raum, der sie, drey
Schritte weit,
Entfernt, zu verkürzen, die kleinste Lüsternheit,
Wär's auch nur mit den Fingerspitzen
Sich anzurühren, erschreckt, verjagt, zerstreut
Die reinen solarischen Geister, die um
den Tiegel sitzen
Und seine hermetische Gluth mit ihren Flügeln
erhitzen.

33.

Kurz, zeigte sich nur ein Glimmer von Begier,
(So lang' im Kreise wir stehn und unverwandt
einander
Betrachten) worüber ein ekler Salamander
Die Nase rümpfen könnte, weg ist mein Elixier!
Ja selbst die Hoffnung ist hin, den Fehler gut
zu machen.
„Mein Herr, Sie sagen mir da sehr wunderbare Sachen,

Wahrheit beygebracht würde; wenn während jeder Generazion nur zwey grobe Miſsbräuche abgestellt und zwey gemeinnützige Anstalten getroffen würden: wie weit würde ein solcher Staat binnen hundert Jahren schon vorgerückt seyn! Freylich kommt man mit Einem Schritte nicht weit, und unsre selbstsüchtige Ungeduld möchte gern auf einmahl am Ziele seyn; die natürlichen Mittel, wiewohl die einzigen, wodurch der groſse Zweck der Natur erreicht werden kann, gehen uns zu langsam, und weil wir nicht zugleich pflanzen und Früchte lesen können, pflanzen wir lieber gar nicht. Aber der Drang der Nothwendigkeit wird dem stillen Einfluſs der unvermerkt zunehmenden Aufklärung über unser wahres Interesse immer mehr zu Hülfe kommen; was die Vernunft nicht erhalten konnte, wird das gebieterische Gefühl erzwingen. Wir werden den gemeinen Menschenverstand, bey welchem der einzelne Mensch in allem seinem Thun und Lassen sich so wohl befindet, endlich auch auf die groſsen Angelegenheiten, die über Glück oder Elend ganzer Völker entscheiden, anwenden lernen. Das Alte, das einst gut war, aber unter gänzlich veränderten Umständen seinem Zweck nicht mehr entspricht, oder ihm wohl gar hinderlich ist, wird neuen Einrichtungen Platz machen, welche die Zeit fordert und die Klugheit gut heiſst; kurz, — auf welchem Wege und durch welche Mittel es auch geschehen mag, — ich sehe eine Zeit vorher, wo unsre Nachkommen ein Mährchen zu hören glauben werden, wenn man ihnen erzählen wird, wie es im Jahre 1798 um ihre Vorfahren gestanden habe.

EGBERT.

Da sind wir ja auf einmahl wieder bey unserm Traume — und nun lasse ich Sie nicht eher los, Sinibald, bis Sie Sich Ihres Versprechens erlediget haben.

SINIBALD.

Hoffentlich ist es nicht Ihr Ernst, lieber Egbert, auf der Bewerkstelligung eines Einfalls zu bestehen, der nicht im Ernst gemeint seyn konnte. Wir haben der Utopien, Severambien, Mezzoranien, unbekannten Inseln und Planetenwelten schon so viele, und sie sehen einander, vermöge der Natur der Sache, so ähnlich, daſs ich mir keine langweiligere und unnützere Beschäftigung denken kann, als sich hinzusetzen und auch so ein Weltchen aufzustellen, wo alle Leute vernünftig sind, der ganze Staat vernunftmäſsig eingerichtet ist, und Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, alles so vernünftig zugeht, daſs wir andern vom Weibe gebornen, unter Wahnbegriffen, Vorurtheilen und bösen Beyspielen erwachsenen, leidenschaftlichen, sofistisierten und egoistischen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts schlechterdings nichts damit anzufangen wissen. Ich laſs' es gelten, daſs es etwas sehr angenehmes seyn mag, wenn einem so ein Ideenland im Traume vorgestellt wird; aber wie eitel ein solches Vergnügen ist, sehen Sie aus Ihrer eigenen Erfahrung. Denn warum war Ihr schöner Traum, sobald Sie erwachten, auf einmahl so gänzlich aus Ihrer Seele verschwunden, als weil er mit der Welt, worin wir wachen, so wenig gemein hatte?

EGBERT.

Und dennoch behaupteten Sie selbst nur erst vor wenigen Augenblicken, unsre Nachkommen würden eine Zeit erleben, wo sie so viel vernünftiger seyn, und alles um sie her so viel besser stehen würde, daſs die Geschichte unsers dermahligen Zustandes ihnen ein Mährchen — und vermuthlich meinten Sie ein sehr albernes Mährchen — scheinen würde.

SINIBALD.

Eben darum, weil ich dieses Glaubens bin, lieber Egbert, gebe ich mich nicht gern weder mit Platonischen Republiken überhaupt noch mit Vorschlägen, wie dieser oder jener dermahlen noch bestehende, oder wenigstens noch nicht ganz zusammen gestürzte Staat umzuschaffen seyn möchte, ab. Jene sind zu idealisch, um irgend einen praktischen Gebrauch zuzulassen; und mit diesen läuft man immer Gefahr mehr Unheil als Gutes zu stiften.

EGBERT.

Wie sollte das zu besorgen seyn, wenn der Urheber eines solchen Entwurfs wirklich reine Absichten hat, und mit Vernunft, Klugheit und gehöriger Sachkenntniſs dabey zu Werke gegangen ist?

SINIBALD.

Nichts ist leichter und unverfänglicher, als lauter unfehlbare Orakel der Vernunft von sich zu geben, so lang' es um nichts weiter zu thun ist, als ihre allgemeinsten Gesetze auf bloſs idealische Wesen unter selbstbeliebigen Umständen anzuwenden. Aber sobald es darauf ankommt, den Gebrechen eines wirklichen Staats abzuhelfen, oder wohl gar (wenn nicht anders zu helfen ist) seine ganze Verfassung umzuschaffen: da dringen von allen Seiten Heere von Schwierigkeiten hervor, wovon ein ehrlicher Utopienmacher, dem seine Arbeit so hurtig und gemächlich von der Hand geht, sich wenig träumen läſst. Hier haben wir es nicht mit personificierten Begriffen, sondern mit wirklichen Menschen zu thun; hier arbeiten wir nicht in einem weichen, allen möglichen Formen sich anschmiegenden Gedankenstoffe, sondern in der härtesten, sprödesten, unbildsamsten aller Materien, in einer Masse von Vorurtheilen, Trieben und Leidenschaften, die aller Einwirkung der reinen Vernunft hartnäckig widersteht; hier sind alle Umstände gegeben; hier setzt sich alles, was schon da ist, allem, was erst gemacht werden soll, entgegen. Was mit unsäglicher Mühe und Gefahr für das gemeine Beste errungen werden kann, besteht immer nur in einzelnen Siegen, nach blutigen und bey jedem Schritt erneuerten Kämpfen. Jeder leidet zwar, nach seiner Art, unter den gemeinschaftlichen Übeln; jeder möchte sich selbst von ihnen befreyt und im vollen Genusse der entgegen gesetzten Vortheile sehen: aber niemand will die Mittel dazu hergeben, niemand dem allgemeinen Besten auch nur das geringste Opfer bringen. Der Solon, der unter so ungünstigen Bedingungen, bey einem so ungeheuren Widerstand, mit einer so abschreckenden Aussicht in den Erfolg seiner Bemühungen, dennoch den Gedanken fassen könnte, einem solchen Staat eine bessere Einrichtung vorzuschlagen, müſste schon im voraus wohl zufrieden seyn, wenn das Ganze, anstatt das Gepräge der Vollkommenheit erhalten zu haben, am Ende nur wenigstens um etwas besser ausfiele, als es war, da jedermann seine Unhaltbarkeit eingestand, und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umbildung zu erkennen gedrungen war. — Aber dieſs sind noch nicht alle Schwierigkeiten eines solchen Geschäftes. Eben darum, weil es, seiner Natur nach, immer nur wahrscheinliche Schlüsse und nahezu eintreffende Berechnungen gestattet, kommt es dabey nicht sowohl auf die Aussprüche der allgemeinen Vernunft, als auf den Grad des Verstandes, die Tiefe der Einsichten, die Klarheit und Schärfe des Überblicks bey denjenigen an, die an einem solchen Werke arbeiten sollen. Der kleinste Miſsgriff, ein nicht tief genug geschöpfter Begriff der Sache, ein zu einseitiges Urtheil, ein zu rascher Schluſs, kann von den nachtheiligsten Folgen seyn. Wie hell und wohl geordnet auch der Kopf eines Mannes seyn mag, immer bleibt er, auch bey der gröſsten Wachsamkeit über sich selbst, den Täuschungen der Einbildung, des Gefühls und der geheimen Triebfedern des Herzens so gut unterworfen als ein anderer; und tägliche Erfahrungen lehren uns, daſs der redlichste Wille einen in die tausendfach verschlungenen Verhältnisse und Schwierigkeiten des höhern Lebens verwickelten Menschen nicht immer sicher stellen kann, daſs er nicht gegen seine Absicht Unheil anrichtet, indem er vielleicht das Beste zu thun glaubt.

EGBERT.

So daſs also aus diesem allen folgte, die sicherste Partey, die ein weiser Mann nehmen könne, sey, alles gehen zu lassen wie es kann, und zu Beförderung dessen, was doch (Ihrer eigenen Theorie zu Folge) der letzte Zweck der Natur mit dem Menschengeschlecht ist, gar nichts zu thun?

SINIBALD.

Die sicherste Partey ist es allerdings, und zugleich die bescheidenste, — es wäre denn, daſs Stand und Beruf uns das Gegentheil zur unerläſslichen Pflicht machten.

EGBERT.

In einem Schiffe, das unterzugehen droht, hilft retten, wer Kopf und Hände hat. Wenn das Vaterland in augenscheinlicher naher Gefahr schwebt, ist es, dünkt mich, Standespflicht eines jeden guten Bürgers, alles ihm mögliche zu Abwendung derselben beyzutragen; ich kenne keinen allgemeinern und dringendern Beruf. Warum sollte die warnende oder aufweckende Stimme eines unbedeutenden Privatmannes in solchen Fällen nicht wenigstens eben so gute Dienste thun können, als einst das Geschnatter der Gänse der Juno im Kapitol beym nächtlichen Überfall der Gallier?

SINIBALD.

Über diesen Punkt bin ich völlig Ihrer Meinung. Wiewohl ich mir nie Weisheit genug zutrauen werde, den Plan zu einer bessern Verfassung Germaniens zu entwerfen; so bin ich doch von der dringenden Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung zu innig überzeugt, als daſs ich nicht wünschen sollte, diese Überzeugung allen denen mittheilen zu können, deren vereinigter Wille, von ungeheucheltem Eifer für die Ehre des Deutschen Nahmens und das allgemeine Beste belebt und von den Grundsätzen der allgemeinen Gerechtigkeit geleitet, das groſse Werk, wovon unsre Rettung abhängt, zu Stande bringen könnte.

EGBERT.

Es scheint mir kaum denkbar, daſs auch nur ein einziger unsrer Fürsten, Groſsen und

Edeln dieser Überzeugung erst noch bedürftig wäre. Die Gefahr ist zu nahe, die Noth zu dringend, das Schwert, das an zwey oder drey Faden über uns schwebt, zu sichtbar, als daſs sich noch jemand mit dem schlauen Einfall des Strauſses sollte helfen wollen, der, wenn er dem Jäger nicht entgehen kann, seinen kleinen Kopf ins Gras steckt, in der Meinung, daſs der Jäger, den er selbst nicht mehr sieht, nun auch ihn nicht mehr sehen werde.

SINIBALD.

Es giebt freylich allerley Arten überzeugt zu seyn. Ich denke aber, auch hier gelte der Spruch: Zeige mir deinen Glauben in deinen Werken! Wie fern oder wie nahe die Zeit ist, da wir die Werke sehen werden, die eine natürliche Folge jener Überzeugung (wenn sie vorhanden wäre) seyn müſsten, weiſs ich nicht: aber ich zweifle nicht daran, daſs sie endlich kommen wird.

EGBERT.

Sie sind starkgläubiger als ich Ihnen zugetraut hätte.

SINIBALD.

Der Grund meines Glaubens ist, weil diese Zeit kommen muſs; weil es unmöglich ist, daſs, während die ganze Welt um uns her eine neue Gestalt gewinnt, und beynahe alle vormahligen Verhältnisse sich zu unserm Nachtheil geändert haben, wir allein, der Natur der Dinge zum Trotz, uns einbilden sollten, ewig bleiben zu können wie wir sind.

EGBERT.

Wollte Gott, wir hätten keine dringenderen Ursachen zum Bauen, als weil alle unsre Nachbarn sich neue Häuser gebaut haben! Aber mich dünkt, wir befinden uns in dem Falle, den alten, schon so lange baufälligen und beynahe aus allen seinen Fugen gekommenen Gothischen Pallast unsrer Väter auf den ersten kräftigen Stoſs über unsern Köpfen zusammen stürzen zu sehen; und das ist doch keine Sache, die man ruhig abwartet, wenn es nur von uns abhängt, dem Unglück zuvorzukommen.

SINIBALD.

Das ist es eben, was ich meinte, und worauf sich mein Glaube gründet.

EGBERT.

Möchten nur die vielen Baumeister, die zur Sache zu reden haben, sich recht bald über einen Plan, womit Allen geholfen wäre, vereinigen können!

(Versetzt die Schöne) indessen, wofern Sie nichts dazu
Als eine Jungfer bedürfen, die ohne böse Lüste
Zehn Jahre, wofern Sie wollen, so kalt wie eine Büste
Sie anzuschaun sich getraut, so leben Sie immer in Ruh'!

54.

Die Jungfer, mein Herr, bin ich!" — So bin ich glücklich, erwiedert
Der weise Mann; denn ich, der seit dem zwanzigsten Jahr
Den Theil bekämpfe, der mich den Thieren des Feldes verbrüdert,
Und ihn zu dämpfen schon längst so glücklich war;
Der jenseits der Sterne weit mehr als diesseits der Sonnenbahn lebe,
Ich bin wohl nicht zu stolz, wenn ich für das mich gebe,
Was in noch gröſserer Seelengefahr
Xenokrates einst an Frynens Seite war.
Auf diese Nacht demnach! — „Ich wollte, rief Dindonette,
Die Sonne ginge sogleich in dieser Minute zu Bette."

SINIBALD.

Mit Bedacht zu eilen kann immer nichts schaden; wiewohl mir die Gefahr nicht so gar nahe scheint, daſs man sich zu übereilen genöthigt wäre.

EGBERT.

Unter uns, Sinibald, — da Sie doch überzeugt sind, daſs über lang oder kurz eine wesentliche Veränderung mit uns vorgehen müsse, wie stellen Sie Sich vor, daſs sie sich machen werde?

SINIBALD.

Ich sehe nur drey mögliche Fälle. Der erste und unglücklichste wäre eine gewaltsame Umwälzung, nach Art der Französischen, oder der Venezianischen, Helvetischen und Römischen; der andre, wenn uns Polens Schicksal träfe; der dritte, allein wünschenswürdige, wenn unsre Amfiktyonen friedlich und schiedlich überein kommen könnten, die Verfassung Germaniens den vorliegenden Umständen, dem Geist der Zeit, und dem Drang der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäſs, umzubilden. Den ersten Fall — wie unwahrscheinlich es auch in jeder Betrachtung ist, daſs er sich jemahls ereignen könne — wird doch niemand für unmöglich erklären, der nicht schon wieder vergessen hat, was für unglaubliche Dinge uns ihre Möglichkeit seit zehen Jahren dadurch bewiesen haben, daſs sie wirklich geworden sind. Im zweyten würde, wenn übrigens alles auch noch leidlich genug abliefe, der einzige Umstand schon unerträglich seyn, daſs Deutschland aus der Reihe der Staaten verschwinden, und der Deutsche Nahme in weniger als funfzig Jahren nicht mehr genannt werden würde. Im ersten Falle würde das ganze Elend eines gesetzlosen anarchischen Zustandes wahrscheinlich in einem noch viel fürchterlichern Grade über uns kommen als Frankreich es erfahren hat, und nachdem wir alle Drangsale und Gräuel eines zweyten dreyſsigjährigen Krieges durchgelitten hätten, käme doch wahrscheinlich am Ende nichts heraus, was die Zerstörung und Verwüstung so vieler blühenden Städte und Länder, den gewaltsamen Tod etlicher hundert tausend Menschen, und das jammervolle schmachtende Leben der übrigen nur einiger Maſsen vergüten könnte. Alle einzelnen Kräfte, die eine solche Zeit hervorrufen und zum Heil des Ganzen in Bewegung setzen könnte, würden, wie groſs sie auch an sich seyn möchten, an den unübersteiglichen Hindernissen, die sich ihrer Thätigkeit entgegen thürmten, ohnmächtig abprallen und zerschellen; das Deutsche Reich würde zuletzt doch, in Stücken zerrissen, als Beute oder Entschädigung unter die zwey oder drey Mächte vertheilt werden, welche Stärke genug hätten, eine so fürchterliche Krise zu überleben. Allen Umständen und Verhältnissen nach, ist der dritte Fall, den ich als möglich angenommen habe, das einzige Mittel, diese Katastrofe zu verhüten, die, wofern sie auch durch andre Maſsregeln noch eine Zeit lang aufgehalten werden kann, über lang oder kurz unser endliches Schicksal seyn muſs.

EGBERT.

Auf der Weisheit und Eintracht unsrer Amfiktyonen also ruhet Ihre ganze Hoffnung, guter Sinibald? — Wohl! — Und wie denken Sie Sich ungefähr die neue Form, die wir auf diesem Wege bekommen könnten?

SINIBALD.

Sie bestehen also schlechterdings darauf, daſs ich Ihnen mit offnen Augen einen patriotischen Traum vorträumen soll? Nun wohlan denn, Sie sollen Ihren Willen haben! — Nur muſs ich Sie bitten, mich der Mühe zu überheben, daſs ich immer die Beweggründe und Vortheile meiner

Einrichtungen beyfüge; denn beide sind so beschaffen, daſs sie Ihnen, bey der kleinsten Aufmerksamkeit, von selbst in die Augen springen müssen. — Ohne weitere Vorrede also legen wir zum Grunde, daſs von einer Deutschen Republik nach Neufränkischer Art und Kunst nie die Rede seyn kann noch soll. Deutschland war von jeher eine Republik, aber auf seine eigene Weise. Seit uralten Zeiten bestanden wir aus einer Menge gröſserer und kleinerer von einander unabhängiger Völkerstämme; von jeher hatten wir Herzoge und Ädelinge (d. i. Aristen, oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, Aristokraten;) von jeher war jeder Deutsche Mann ein freygeborner Mann. Dabey soll, muſs und wird es bleiben! Zwar hatten unsre rohen Vorfahren zu Hermanns Zeiten auch Leibeigene: aber, daſs weder ihr Beyspiel, noch barbarische Gewohnheiten, die endlich zu Gesetzen wurden, gegen die Grundverfassung der menschlichen Natur gültig seyn können, versteht sich von selbst. Nicht Alle können einander gleich seyn, aber keiner darf als Eigenthum des andern behandelt werden; nicht Alle können regieren, aber kein Mensch darf jemahls eines andern Menschen Knecht, Diener oder Unterthan seyn, als vermög' eines freywilligen Vertrags, der dem einen, nach seiner Weise, so nützlich ist als dem andern. Dazu muſs es kommen, wo es noch nicht ist!

Dieser ersten Grundbedingung füge ich, mit Ihrer Erlaubniſs, eine zweyte bey, die sich, wofern unsre Umgestaltung kein Werk der Gewalt, sondern der Vernunft und freyen Wahl des Bessern seyn soll, ebenfalls von selbst versteht. Niemanden soll eine Aufopferung zugemuthet werden, die keinen andern Grund und Zweck hätte, als die Mächtigen noch mächtiger zu machen: aber, wo das Heil und die Wohlfahrt des Ganzen ein Opfer fordert, da sollte man billig von dem guten Genius unsrer Zeit das moralische Wunder erwarten dürfen, daſs Institute, die ihre gegenwärtige Gestalt erwiesenen Miſsbräuchen zu danken haben, entweder auf den Geist ihrer ersten Einsetzung zurück geführt, oder von denen selbst, deren Privatvortheil ihre Beybehaltung fordert, groſsmüthig aufgegeben werden sollten.

EGBERT.

Seitdem wir sogar den Papst, ohne daſs sich auch nur Eine Hand in der katholischen Christenheit zu seinem Schutz geregt hat, in einem Augenblick aller seiner weltlichen Macht und Herrlichkeit beraubt, dahin gebracht sehen, mit demjenigen, den er vorstellte, in buchstäblichem Sinne sagen zu müssen, „mein Reich ist nicht von dieser Welt," und, „des Menschen Sohn hat nicht wo er sein Haupt hinlege," seitdem (sollte man allerdings denken) hätte sich kein katholischer Seelenhirt, geschweige irgend ein klösterlicher Archimandrit über Unrecht zu beklagen, wenn er, aller weltlichen Sorgen entbunden, in die verdienstvolle Lage gesetzt würde, der Erfüllung der unendlich wichtigern Obliegenheiten seines geistlichen Standes und Amtes seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Aber, Sie wissen, wie wir Menschen sind, — zumahl wenn wir solche Rechtsgründe für unsre Besitzthümer und Vorrechte anzuführen haben, wie unsre geistlichen Fürsten und Herren.

SINIBALD.

Nach dem was mit Polen und Venedig vorgegangen ist, Egbert, werden Sie hoffentlich auf diesem Grunde nicht bestehen wollen?

EGBERT.

Vergessen Sie nicht, Sinibald, daſs bloſse Macht hier nichts entscheiden darf.

SINIBALD.

Das soll sie auch nicht. Aber wenn nicht nur die öffentliche Meinung für eine gewisse

Maſsnehmung spricht, sondern die Erhaltung eines ganzen Reichs von ihr abhängt? — Können Sie in Abrede seyn, daſs die Zerstückelung unsrer Nazionalmacht in eine so ungeheure Menge kleiner Staaten die wahre Ursache unsrer Schwäche ist? einer Schwäche, für die doch wohl, nach Abtretung des linken Rheinufers an die sechsjährige Französische Republik, kein weiterer Beweis gefordert werden wird? Nicht, als ob wir diesen bittern Kelch bey uns hätten vorbey gehen lassen können; aber daſs wir es nicht konnten! — Übrigens belieben auch Sie nicht zu vergessen, daſs ich jetzt bloſs, so zu sagen, in die Seele unsrer Amfiktyonen dichte. Wenn also (wie ich, als einen an sich nicht unmöglichen Fall, voraussetze) die Majorität derselben jemahls auf den Gedanken käme, „um das Deutsche Reich in eine solche Verfassung zu setzen, daſs es seine Unabhängigkeit und Würde behaupten, und seine noch immer sehr groſsen Kräfte zu seiner Selbsterhaltung und möglichsten Vervollkommnung zweckmäſsig anwenden könne, müſste einer Seits die Zahl der unmittelbaren Landesregenten beträchtlich vermindert, andrer Seits den Regierten (als dem unendlich gröſsern Theil der ganzen Nazion) eine gesetzmäſsige immer währende Repräsentazion zugestanden werden," — was meinen Sie, daſs Vernunft und gesunde Politik dagegen einzuwenden hätte?

EGBERT.

Ich muſs gestehen — wenig oder nichts.

SINIBALD.

Das sollt' ich denken! oder Sie müſsten, was freylich in solchen Fällen gewöhnlich ist, mit Sofismen fechten und Vorurtheile zu Grundsätzen machen wollen. — Aber, da Sie mich doch einmahl zum Träumen genöthigt haben, so lassen Sie mich nun ungestört fortfahren. — Wenn also ferner unsre besagten Amfiktyonen sich über lang oder kurz vereinigten, die Landeshoheit zu einem ausschlieſslichen Vorrechte der noch bestehenden altfürstlichen Häuser zu machen, alle übrigen Fürsten, Grafen und Herren aber, zwar bey ihren Titeln, Ehren und Würden sowohl als im Besitz ihrer Domänen und Familiengüter, allenfalls auch der niedern Gerichte, zu lassen, sie aber der Landesregierung und der damit verbundenen Ausgaben auf immer zu überheben; folglich auch die Bischöfe und Reichsprälaten, jene auf die geistliche Regierung ihres Sprengels, diese auf die Aufsicht über ihre Konventualen zu beschränken: glauben Sie, daſs gesunde Vernunft und

Politik viel erhebliches gegen einen solchen Amfiktyonenschluſs aufbringen könnten?

EGBERT.

Wenigstens bin ich versichert, daſs er die öffentliche Meinung gänzlich auf seiner Seite hätte.

SINIBALD.

Damit aber auch der Nazion damit gedient sey, werden meine Amfiktyonen, wie ich nicht zweifle, in ihrer besagten Weisheit und Eintracht für gut finden, zu Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des gesammten Reichs eine dem groſsen Zweck der allgemeinen Sicherheit und des möglichsten Nazional-Wohlstandes angemessene neue Einrichtung zu treffen. Ich getraue mir nicht zu bestimmen, wie vielerley Entwürfe einer solchen Staatsverfassung möglich sind, und welcher wohl unter den möglichen der beste seyn dürfte: indessen, da wir uns doch einmahl so etwas träumen lassen wollen, wie gefiele Ihnen allenfalls der folgende? — Die gesetzgebende Gewalt bliebe, wie bisher, nur mit einer billigen Modifikazion zu Gunsten des dritten Standes, bey den gesammten Reichsständen, die in den neu zu bestimmenden Kreisen des Deutschen Reichs angesessen sind. Diese würden in zwey Kollegia oder Kammern, wie wir sie einstweilen nennen wollen, abgetheilt. Die erste Kammer bestände aus den Bevollmächtigten der neuen Kreisfürsten, d. i. der sämmtlichen regierenden Herren der altfürstlichen Häuser, und aus einer gleichmäſsigen Anzahl von Deputierten, welche von den sämmtlichen neufürstlichen, altgräflichen und altfreyherrlichen (dynastischen) Familien gemeinschaftlich zu ernennen wären; die zweyte aus einer bestimmten Anzahl von Repräsentanten des unmittelbaren Landadels, der beybehaltnen Reichsstädte, und der übrigen sämmtlichen Gemeinen des in allen Reichskreisen ansässigen Deutschen Volkes.

EGBERT.

Ey, ey, Sinibald! wo denken Sie hin? Den Adel mit den Gemeinen auf gleichen Fuſs setzen und in Eine Kategorie werfen zu wollen! Auf einen solchen Gallicism haben Sie mich nicht vorbereitet. Das wird nimmermehr angehen, so lang' angeborne Vorurtheile unüberwindlich bleiben!

SINIBALD.

Sie sehen, ich habe eine sehr gute Meinung von „aller Welt Blut“ — und Men-

35.

Inzwischen that der Mann sein Möglichstes, bis dahin
Das Fräulein zu unterhalten, und baute die prächtigsten Schlösser
Mit Hülfe des Steins, wovon er in seinem Sinn
Schon Meister war. Doch, ob ihr desto besser
Die Wurzeln und Haselnüsse geschmeckt,
Womit er gastfrey ihr die Mittagstafel deckt,
Ist zweifelhaft; wiewohl er, die Mahlzeit nachzubessern,
In seinen dereinst zu erbauenden Schlössern
Auf Kosten der guten Fee Mab
Ein wahres Göttermahl ihr gab.

36.

Auch spart er den Athem nicht, der rundesten aller Seelen
Die edle hermetische Zunft und die Filosofie
Der Weisen am Nil und Oxus zu empfehlen.
Es war dem Fräulein sie höre den blauen Bart erzählen;
Auch schlief sie endlich so sanft, als da die Amme sie
Noch wiegte, darüber ein. Durch dieses Mittel verstrichen
Zwey Drittel vom Tage sie wuſste selbst nicht wie,

schenverstand. Bis dahin, da von Realisierung meines Traums die Rede seyn kann, muſs die Herrschaft des letztern schon sehr befestigt seyn. Überdieſs gestehe ich dem Adel, wie billig, zwey Vorrechte zu, welche die schwärmerischen Verfechter der Gleichheit, gern oder ungern, sich gefallen zu lassen belieben mögen: nehmlich, daſs seinen Stellvertretern — die rechte Seite des Versammlungssahls eingeräumt werden, und die Anzahl derselben so groſs seyn soll, als die Zahl der Abgeordneten der Reichsstädte und Gemeinen zusammen genommen. Wenn sie damit nicht zufrieden sind, so kann ich ihnen nicht helfen. Sie sehen selbst, Egbert, daſs ich, ohne neun und neunzig vom Hundert der ganzen Nazion vor den Kopf zu stoſsen, den gebornen Herren nicht einen Zoll breit mehr nachgeben kann.

In beiden Kammern wird nach den Köpfen gestimmt, und eine Stimme gilt so viel als die andere.

Die Art und Weise, wie der mittelbare Adel seine Repräsentanten erwählen will, überlasse ich seinem eignen Gutbefinden; den Gemeinen aber müſste eine besondere Wahlordnung vorgeschrieben werden, etwa wie die folgende:

Jeder Reichskreis wird in eine verhältniſsmäſsige Anzahl kleiner Distrikte oder

Gauen eingetheilt. In jedem Gau versammeln sich, auf die verfassungsmäſsige Einladung des regierenden Kreisfürsten, alle darin angesessene Hausväter in den Munizipalstädten, Marktflecken und wahlberechtigten Dorfschaften an einem bestimmten Sonntage in der Kirche ihres Orts, um nach gehaltnem Gottesdienst einen Wahlmann aus ihrem Mittel zu ernennen.

EGBERT.

Ohne Unterbrechung, was verstehen Sie unter wahlberechtigten Dorfschaften?

SINIBALD.

Damit das Landvolk kein ungebührliches Übergewicht über die Bürger der Städte und Marktflecken erhalte, werden aus den volkreichsten Dörfern eines jeden Gaues nur so viele mit dem Wahlrechte versehen, als nöthig sind, um sie mit jenen auf die gleiche Anzahl zu setzen. An einem andern bestimmten Tage kommen dann die ernannten Wahlmänner in einem ungefähr in der Mitte des Gaues gelegenen Wahlorte zusammen, und erkiesen durch ein so genanntes heimliches Mehr die Anzahl von Volksrepräsentanten, welche die Konstituzion für jeden Kreis festsetzen wird. Diese erwählten Vertreter des dritten Standes bleiben ordentlicher Weise neun Jahre in Aktivität, und werden also immer mit Anfang des zehnten Jahres entweder erneuert oder bestätiget, je nachdem ihre Bevollmächtiger mit ihnen zufrieden sind.

EGBERT.

Diese Einrichtung wird etwas kostspielig seyn; denn die Wähler der Wahlmänner sowohl, als die letztern selbst, werden eine Entschädigung für Mühe, Zeitverlust und Aufwand verlangen, und wer sollte diese tragen?

SINIBALD.

Wie, Egbert? Trauen Sie den patriotischen Deutschen der goldnen Zeit, in welcher alles dieſs erfüllt werden wird, so wenig Liebe zum Vaterland, und eine so geringe Schätzung des Werthes der Rechte, die ihnen die Verfassung einräumt, zu, daſs sie nicht diese unentgeldlich auszuüben, und jenem ein so geringes Opfer darzubringen, geneigt seyn sollten?

EGBERT.

Verzeihen Sie mir meinen Unglauben. Ich weiſs nicht, warum mir gerade die alten demokratischen Athener einfallen muſsten, die doch auch ein sehr Freyheit liebendes und eitelstolzes Völkchen waren, und sich gleichwohl die Ausübung ihres Suveränitätsrechts jedesmahl mit einem baren halben Kopfstück auf den Mann aus der Staatskasse bezahlen lieſsen. Aber fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.

SINIBALD.

Die Reichsstände versammeln sich, zu Folge eines von dem jeweiligen König in Germanien an sie ergehenden Zirkulars, ordentlicher Weise alle drey Jahre in einer dazu festgesetzten, mitten in Deutschland gelegenen Reichsstadt, und arbeiten fleiſsig genug, um längstens in vier Monaten wieder aus einander gehen zu können. Von ihren Verhandlungen wird der Nazion durch ein officielles Wochenblatt so viel bekannt gemacht, als ihr zu wissen gut und nöthig ist. Demosthenische oder Mirabeauische Reden in dieser hohen Versammlung zu halten, ist nicht erlaubt. Der Deutsche hört sich selbst nicht so gern reden, wie die alten Athener und die neuen Franzosen; und wo weder Leidenschaften zu erregen, noch den Verstand der Zuhörer zu bestechen nöthig ist, da bedarf es keiner prunkenden Beredsamkeit.

Jede Kammer hat ihren eigenen, beide zusammen einen gemeinschaftlichen Geschäftskreis. Die Fürstenkammer z. B. besorgt ausschlieſslich die aus den Verhältnissen des Reichs mit den übrigen Staaten entspringengenden Geschäfte, von deren Beschaffenheit und Erfolg sie den Gemeinen bloſs die nöthigste Nachricht giebt. Jedoch darf weder ein Bündniſs, noch viel weniger ein Reichskrieg, ohne Beystimmung der letztern beschlossen werden. Jene hat überhaupt (jedoch nicht ausschlieſslich) die so genannte Iniziative zu allgemeinen Reichsgesetzen, und legt bey jeder Reichsversammlung der Kammer der Gemeinen den Etat der Ausgaben vor, welche, gesammten Reichs wegen, von drey Jahren zu drey Jahren zu bestreiten sind; vorausgesetzt, daſs keine unerwartete und dringende Ereignisse eine auſserordentliche Zusammenkunft der Stände nothwendig machen. Die Kammer der Gemeinen hingegen beschäftigt sich ausschlieſslich mit Untersuchung, Bestimmung und Vertheilung der erforderlichen Auflagen, bey welchen aber immer Rücksicht genommen wird, daſs ein Überschuſs zu Sammlung eines für auſserordentliche Ausgaben bestimmten gemeinschaftlichen Schatzes übrig bleibe. Das Reichsschatzamt steht unmittelbar unter ihrer Aufsicht; die Revision der Rechnungen hingegen kommt der Fürstenkammer zu. Die allgemeine Reichspolizey, das Justizwesen, die öffentliche Erziehung, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, die Belohnung wichtiger und ausgezeichneter Verdienste um das Vaterland, die zum Behuf des innern und äuſsern Verkehrs dienlichen neuen Landstraſsen und Kanäle, die Verschönerung der neuen Hauptstadt, worin auſser den andern öffentlichen Staatsgebäuden, welche sie, als der Sitz der höchsten Reichsversammlung, enthalten müſste, dem Könige in Germanien und jedem Kreisfürsten ein eigener Pallast von Reichs wegen erbaut und unterhalten würde, alle diese Rubriken, und, mit Einem Wort, alles was zum möglichsten Flor des Ganzen nöthig und dienlich seyn wird, macht die Gegenstände der gemeinschaftlichen Berathschlagung und Beschlüsse beider Kammern aus. Jede deliberiert besonders. Die zweyte macht ihren Beschluſs der ersten förmlich bekannt, und er kann von dieser nicht ohne Anzeige ihrer Beweggründe verworfen werden; in welchem Falle, wenn die Gemeinen es nöthig finden, so lange zwischen beiden Kammern korrespondiert wird, bis sie einverstanden sind. Sollte dieſs aber nicht zu bewirken seyn, so ist der König befugt, den Beschluſs der Gemeinen durch seinen Beytritt vollgültig zu machen; ein Vorrecht, das, in mehr als Einer Rücksicht, eines der kostbarsten Juwele seiner Krone seyn wird. Wenn Miſshelligkeiten zwischen Kreisfürsten entstehen sollten, so vereinigen sich die übrigen zu Bewirkung eines billigen gütlichen Vergleichs. Gelingt es ihnen nicht, so entscheidet ein besonders hierzu niedergesetzter Gerichtshof, dessen Personal der König selbst aus den rechtsgelehrtesten und unbescholtensten Deputierten der zweyten Kammer ernennt, nach den Gesetzen, ohne Appellazion. Alle Rechtshändel unter den übrigen höhern und niedrigern Staatsbürgern gehen den gewöhnlichen Gang, der durch ein Grundgesetz über die Gerechtigkeitspflege vorgezeichnet worden ist.

Zur Harmonie des Ganzen wird natürlicher Weise erfordert, daſs diese gemeinschaftliche Reichsverfassung das Muster der innern Organisazion eines jeden der neuen Kreise sey, in welche das ganze Reich, nach der Zahl der altfürstlichen Häuser, abgetheilt worden wäre. Jedem regierenden Kreisfürsten sind Landstände zugeordnet, denen die Bewahrung der gesetzmäſsigen Rechte der Staatsbürger, die von ihnen repräsentiert werden, anvertraut ist, welche die etwanigen Beschwerden des Volks vorzutragen schuldig sind, und ohne deren freye Beystimmung der Fürst weder neue Gesetze geben, noch neue Abgaben auflegen kann. Die Landstände bestehen aus den Deputierten der in dem Kreise angesessenen Fürsten, Grafen und Herren, und aus den Repräsentanten des niedern Adels, (mit Einschluſs aller nicht adeligen gröſsern Landeigenthümer) wie auch der Städte, Marktflecken und Dörfer. Jene machen die erste, diese die zweyte Kammer aus. Sie sind so organisiert, daſs kein Stand, d. i. keine der vier Klassen von Staatsbürgern, ein politisches Übergewicht über den andern hat. Ein engerer Ausschuſs derselben versammelt sich jährlich auf eine bestimmte Zeit, alle zusammen gewöhnlich nur alle zehn Jahre. Der Kreisfürst, als der einzige Landesherr im ganzen Kreise, legt alsdann den gesammten Ständen eine Berechnung der ordentlichen Staatsausgaben des Kreises für die folgenden zehn Jahre, die auſserordentlichen hingegen dem engern Ausschuſs jährlich vor. Auſser den Einkünften seiner eigenthümlichen Güter bezieht er eine festgesetzte Summe zu Unterhaltung eines seiner hohen Würde angemessenen Hofstaats, wobey (wie sich von selbst versteht) sowohl die Grundsätze einer guten Staatswirthschaft, als die Kräfte des Landes und die Eigenthumsrechte des Volks das gehörige Maſs geben.

Unter den ordentlichen Ausgaben, die jeder Kreis für sich zu bestreiten hat, bezieht sich eine der wesentlichsten auf den Vertheidigungsstand, worin jeder, auf den Fall einer besondern oder allgemeinen Gefahr des Vaterlandes, sich befinden muſs. Angenommen, daſs die neuen Kreise (deren wenigstens eben so viele heraus kommen werden, als vormahls waren) einander an Bevölkerung beynahe gleich wären, könnte die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes in jedem auf dreyſsig tausend Mann festgesetzt werden, von welchen der dritte Theil, als reguläre Truppen, immer Dienste thun, die andern zwey Drittel aber, als Landmiliz, jährlich zweymahl in den Waffen geübt würden. Der Kreisfürst wäre auch zugleich Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. Bey Besetzung der übrigen Befehlshaberstellen würde, ohne Unterschied des Standes, bloſs auf persönliche Eigenschaften und wirkliche Verdienste Rücksicht genommen.

EGBERT.

Ihre neue Verfassung ist dem Adel nicht sehr günstig, wie ich sehe.

SINIBALD.

Im Gegentheil, ich glaube ihn nicht schöner und ihm selbst vortheilhafter begünstigen zu können, als indem ich ihm durch diese Einrichtung neue Antriebe verschaffe, dem immer unkräftiger werdenden Vorurtheil der Geburt nachzuhelfen, und sich, gleich seinen alten Vorfahren, durch persönliche Vorzüge auszuzeichnen.

EGBERT.

Sie erwähnten einigemahl eines Königs in Germanien. Sie werden Ihre neue Reichsverfassung doch nicht des erhabenen Vorzugs berauben wollen, daſs der König der Deutschen zugleich Römischer Kaiser ist?

SINIBALD.

Wem wollen Sie durch diese seltsame Frage ein Kompliment machen, lieber Egbert? Zwischen uns beiden geht es doch rein verloren. Was mag wohl Josef II., da er als Graf von Falkenstein auf dem Kapitol stand und die groſse Hauptstadt seines Kaiserthums übersah, von der Sache gedacht haben? Oder war der gute Römische Kaiser Karl VII., da ihm zu Frankfurt (wie ich vor mehr als 50 Jahren oft genug erzählen hörte) weder Bäcker noch Fleischer mehr auf Borg Lieferung thun wollten, etwa reicher als wenn er Kaiser im Mond geheiſsen hätte? Es ist, wie Sie wissen, schon lange her, seit die Deutsche Nazion dem Himmel

Und endlich kommt die Nacht heran geschlichen,
Worin das Werk, dem sie erwartungsvoll
Entgegen sieht, vollendet werden soll.

37.

Schon steht mit fliegendem Haar um ihren weiſsen Nacken
Die Tochter Bambo's im Kreise; schon blasen aus vollen Backen
Die Sonnengeister in die Gluth —
Allein, weil unsern Helden und seine Dame der Wuth
Des wilden **Boreas** noch ausgesetzt zu sehen
Uns Unruh' macht, so mag das Fräulein wohlgemuth
Im Schutz der solarischen Geister noch eine Weile stehen:
Wir werden zu rechter Zeit schon wieder nach ihr sehen.
Jetzt eilen wir, Schatulliösen und unsern Paladin
Aus einem der kitzlichsten Händel, wo möglich, heraus zu ziehn.

dankt, daſs ihren Königen die Lust zu Heerzügen nach Italien und Rom vergangen ist. Wie dem aber auch sey, genug, wir haben seit Heinrich I. einen König gehabt; der von den Kurfürsten erwählte Römische Kaiser ist in Germanien König; und dabey bleibt es auch in der neuen Verfassung. Auch soll er wahrlich nicht weniger in derselben zu bedeuten haben, als seine Vorfahrer seit 1648 in der bisherigen; wiewohl ich mich in die nähere Bestimmung seiner Rechte vor der Hand noch nicht einlassen kann.

EGBERT.

Ich muſs gestehen, so viel sich beym ersten Anblick urtheilen läſst, scheint mir Ihre neue Verfassung zu den Endzwecken, die Sie Sich dabey vorsetzen, nicht übel zu passen. Sie vereiniget die demokratische Form mit der aristokratischen und monarchischen auf eine Art, die der Nazion die wesentlichsten Vortheile einer jeden dieser Formen ohne ihre Nachtheile und Gefahren verspricht. Das wechselseitige Vertrauen zwischen Regenten und Regierten, das in dem letzten, mit so vielen unerwarteten und furchtbaren Revoluzionen angefüllten Jahrzehend nur zu sehr erschüttert worden ist, würde dadurch wieder hergestellt und auf einen dauerhaften Grund gesetzt: immer wachsender Wohlstand und immer steigendes Ansehen im Auslande würde die natürliche unfehlbare Folge davon seyn; und, wenn wir selbst mit aller Welt Friede hielten, würden wir von innen und auſsen einer Ruhe genieſsen, die um so weniger von dem bösen Willen auswärtiger Mächte zu besorgen hätte, da Deutschland durch eine solche Verfassung, so zu sagen, der Schwerpunkt des ganzen Europa würde, und also allen andern Staaten daran gelegen wäre, es bey derselben erhalten zu helfen.

SINIBALD.

Der momentane Vortheil der Auswärtigen ist so veränderlich, als die Meinungen und Leidenschaften der Menschen. Wohl dem Staat, der seine Sicherheit auf seine Stärke gründen kann; und dieſs würde Deutschland können, wenn seine Kräfte und Hülfsquellen koncentriert und benutzt würden, wie es durch eine solche Verfassung geschehen könnte. Ein Reich, das nie verlegen seyn würde, 300,000 Vertheidiger des Vaterlandes — und eines Vaterlandes, das man zu lieben so viel Ursache hätte — aufzubieten und zu unterhalten, kann sich auf sich selbst verlassen.

EGBERT.

Die Kreisfürsten würden in der That sehr mächtige Herren vorstellen —

SINIBALD.

Sie würden es seyn, und Deutschland sich nur desto besser dabey befinden, da ihr und ihrer Häuser Interesse mit dem allgemeinen so eng als möglich verbunden wäre, und die Verfassung sie gegen die unglückliche Macht, Böses thun zu können, hinlänglich sicherte. Übrigens werden Sie mir erlauben, mit Solon zu sagen, ich habe den Germanen nicht die beste aller Verfassungen, (die ich selbst nicht kenne) sondern die beste, die ich unter den gegebenen Umständen für möglich halte, zugedacht. Und auch von dieser sehen Sie nur den ersten Entwurf; und das Ganze, wenn es gehörig ausgeführt, koloriert und vollendet wäre, sollte ein ganz anderes Ansehen haben, als in dieser rohen Skizze. Indessen dürfte es doch schwer halten, eine Verfassung für uns auszusinnen, die sich (vorausgesetzt, daſs Weisheit und Eintracht die Häupter der Nazion leite) leichter ausführen lieſse, in jeder Betrachtung ihrem groſsen Zweck besser entspräche, und in den wesentlichsten Stücken dem, was Deutschland von jeher und in seinen ehrenvollsten Epoken war, näher käme.

EGBERT.

Nur Schade, daſs Sie einen einzigen Umstand aus der Acht gelassen haben, der, wie ich besorge, Ihren so wohl organisierten und mit so vieler Lebenskraft ausgerüsteten Embryo noch vor der Geburt ersticken wird. Wo bleibt bey Ihren neuen Einrichtungen das Gleichgewicht zwischen beiden Religionsparteyen, welches bisher immer ein so wichtiger Gegenstand der ängstlichsten und eifersüchtigsten Aufmerksamkeit war?

SINIBALD.

O mein Freund, aus welch einem Traume haben Sie mich durch dieses einzige Wort erweckt! — Wie unfreundlich nöthigen Sie mich zu mir selbst zu kommen, und zu bedenken, in welcher Zeit ich lebe! — Allerdings dachte ich nicht an ein solches Gleichgewicht. Die Bewohner meines geträumten Germaniens haben keinen Begriff davon, daſs dem Staat viel oder wenig daran gelegen sey, was für Vorstellungen seine Bürger sich von dem Unbegreiflichen machen, auf welche Weise sie dem höchsten Wesen ihre Ehrfurcht bezeigen, und an was für Dogmen und Meinungen sie ihren Glauben an die moralische Weltregierung des allgemeinen Gesetzgebers und an die ewige Dauer unsers Geistes anknüpfen. Ihnen leuchtet freylich eine hellere Sonne! — Guter Egbert! wie dick muſs der Nebel seyn, der noch um unsre Augen schwimmt, daſs Ihnen eine solche Schwierigkeit nur zu Sinne steigen konnte!

EGBERT.

Geben Sie Sich zufrieden, Sinibald, es war so schlimm nicht gemeint; und, so der Himmel will, gehört auch dieser Punkt, in der bessern Zukunft, die Sie vorhin im Geist erblickten, unter so manche andere, die unsern Nachkommen noch tausendmahl traumartiger vorkommen werden, als Ihr wachender Traum unsern Zeitgenossen.

XI.

Blicke in die Zukunft.

Μελουσι μοι ολλυμενοι περ. Iliad. XX. 21.

HULDERICH.

Ich kann es nicht von mir erhalten, so übel von der Zukunft zu denken —

GERON.

Daran hat Ihr Herz wohl mehr Antheil als Ihre Scharfsicht. Wenn ich Nesselsamen in meinen Garten säe, was kann ich anders von ihm erwarten als Nesseln?

HULDERICH.

Es wird aber auch so viel guter Samen ausgesät; auch der wird aufgehen und Früchte bringen.

GERON.

O ja! Wenn Triptolemos auf Demeters Drachenwagen über die Erde hinjagt, und seinen Weizen mit vollen Händen rechts und links herab wirft, wird ja wohl auch hier und da ein Körnchen in einen guten Boden fallen; wenn anders die lauernden Vögel des Himmels es nicht zu früh gewahr werden.

HULDERICH.

Nein, lieber Geron! in dem Grade, wie Sie Sich's jetzt vorstellen, überwiegt das Böse das Gute nicht!

GERON.

Gewiſs nicht im Ganzen, oder wie wollte es sonst bestehen können? Ich sprach bloſs von den Zeiten, in die wir selbst gefallen sind, und die unsern Nachkommen bevorstehen.

HULDERICH.

In der That sind die Aussichten nicht sehr erfreulich. Der gegenwärtige politische und sittliche Zustand der Welt läſst mehr fürchten als hoffen. Aber wie bald kann ein einziger Vorfall die ganze Lage der Sache ändern!

GERON.

Meine Ahnungen gründen sich weder auf zufällige Zeitumstände, noch auf die Gesinnungen, Verhältnisse und Entwürfe jetzt lebender Machthaber. Ihre Wurzel liegt tiefer, in der Natur des Menschen selbst, die von ihren Fasern so ganz durchwachsen ist, daſs kein Gott sie aus ihr heraus reiſsen könnte, ohne das ganze Gewebe zu zerstören. In unserm Radikalübel, in der ewigen Inkonsequenz, dem ewigen Mangel an Übersicht des nothwendigen Zusammenhangs und der unausbleiblichen Folgen der Dinge, da sitzt der unheilbare Schaden. Alles ist bey uns momentan; wir entscheiden nach der Ansicht des Moments, und handeln nach dem Interesse des Moments; Politik des Moments, Staatsökonomie des Moments, Regierung für den Moment, Verbindungen auf einen Moment, weiter erstreckt sich unsre Kunst selten. Das muſs man uns lassen, wir befolgen die Instrukzion treulich und buchstäblich, die der Sultan seinem Wessir im Mährchen giebt: „Sorgt immer für den Augenblick, und Gott laſst für die Zukunft sorgen.“ Die Maxime klingt fromm genug; aber glauben Sie mir, Hulderich, der Weg, auf den sie führt, ist der Weg ins Verderben.

HULDERICH.

Nun, nun! so gar momentan sind wir doch auch nicht! Machen wir nicht groſse weit aussehende Entwürfe für die Zukunft?

Verbinden wir uns nicht, diese Entwürfe, so bald als möglich, mit vereinten Kräften auszuführen?

GERON.

Entwürfe für die Zukunft! — Was nennen Sie Entwürfe für die Zukunft? Ich wenigstens kann nichts dergleichen sehen. Träume so viel Sie wollen! Träume ohne innern Zusammenhang, wie Ehrgeitz, Habsucht, Furcht, Neid und Rachgier sie von Moment zu Moment in einander schlingen oder an einander reihen. Entwürfe für die Zukunft müssen auf einem festern Grunde stehen, und auf dauerhaftere Materialien berechnet seyn.

HULDERICH.

Was ist natürlicher, als daſs diejenigen, die in diesem Augenblick auf Fortunens Rade oben stehen, Entwürfe machen, das Rad selbst zum Stehen zu bringen? Würden wir es an ihrer Stelle anders machen?

GERON.

Schwerlich! Auch ist meine Meinung nicht, sie zu tadeln oder mit unnützen Vorwürfen zu necken. Ich rede nur von dem — was ist. Es ist, weil es ist; und weil es so ist, so kann, natürlicher Weise, nichts daraus folgen, als daſs es nächstens ein wenig — oder auch viel — schlimmer seyn wird, als es ist. Denn während wir uns (um bey Ihrem Gleichniſs zu bleiben) vergebens anstrengen das unaufhaltbare Rad stehen zu machen, wälzt es sich fort, wir glitschen herab, und krümmen uns nun unter ihm, anstatt daſs wir kurz zuvor oben schwebten. Darauf läuft alles hinaus. Wer hier was zu tadeln findet, der tadle die menschliche Natur! Die Menschen sind nun einmahl nicht anders. Sie waren immer wie sie sind, und werden immer seyn wie sie waren.

HULDERICH.

Es kann nicht Ihr Ernst seyn die Sachen so zu sehen.

GERON.

Bitterster Ernst.

HULDERICH.

Was hälfe uns also unsere Aufklärung?

GERON.

Unsre Aufklärung? — Lieber Hulderich! da möcht' ich wohl auch sagen, „es kann nicht Ihr Ernst seyn so zu fragen.“ — Unsre Aufklärung? Und das sagen Sie am 1. November 1798? — O wie werden unsre Nachkommen in hundert Jahren lachen, — falls

Anmerkungen.

1) Mit allen seinen Epigrammen *ad Marciam* —

S. Seneka's Trostschrift an Marcia, eine vornehme römische Dame, wegen eines verdienstvollen Sohnes, dessen Tod sie schon drey Jahre beweint hatte. Auch muſste ihr Schmerz in der That schon erschöpft seyn, um durch solche *locos communes*, in einem so gezierten Vortrage, gelindert zu werden.

1) der Mann war ein Gymnosofist.

Die Gymnosofisten oder nackten Weisen sollen eine Art von filosofischen Orden unter den alten Indiern gewesen seyn, deren Grundsätze und Lebensweise mit denen, die uns J. J. Rousseau in seinem *Discours sur l'inégalité* anpreiset, viele Ähnlichkeit gehabt zu haben scheinen. Die ausführlichsten Nachrichten von ihnen geben uns Strabo, Filostratus und Porfyrius, von welchen die beiden letztern (wiewohl sonst groſse Freunde des Wunderbaren) sich auf den Bardanes und Onesikratus, als Augenzeugen, berufen. Das Ansehen eines Filostratus ist für einen Geschichtschreiber nichts: aber es ist mehr als hinlänglich, die Dichtungen eines komischen Poeten zu unterstützen. Wenigstens scheint unser Dichter von dem hohen und übernatürlichen Begriſſe, den dieser Sofist in seiner Legende vom Apollonius sie anders vor Weinen noch lachen können — wenn sie lesen, wie viel wir uns mit unsrer Aufklärung wuſsten, und dann die Stufe ausrechnen, auf welcher sie stehen müſsten, wenn wir wirklich so hoch gestanden hätten als wir uns einbilden!

HULDERICH.

Ich weiſs, daſs ich da eine häſslich schnarrende Saite berührt habe. Aber lassen Sie mich nur ein Wort sagen. Trotz allem, was gegen das, was man die Aufklärung unsrer Zeiten nennt, einzuwenden seyn mag, ist doch unstreitig mehr Licht in der Welt, als zu unsrer Groſsväter Zeiten. Oder läugnen Sie etwa, daſs Europa gegenwärtig aufgeklärter ist als im sechzehnten Jahrhundert?

GERON.

Allerdings läugne ich es, und sobald wir über den Sinn des Wortes einverstanden sind, werden Sie meiner Meinung seyn. Verstehen Sie unter Aufklärung das Helldunkel, das durch die immer fortschreitende Kultur der Wissenschaften in den Köpfen der Europäer nach und nach entstanden ist, so gebe ich gerne zu, daſs es, im Durchschnitt genommen, dermahlen etwas weniger finster darin aussieht, als im sechzehnten Jahrhundert, da die Köpfe noch so voll Dampf, Nebel, Staub und Spinneweben waren, daſs das Licht selbst, das, von Norden her, in ziemlich starken Strömen eindrang, lange Zeit nicht viel mehr als (nach Miltons Ausdruck) *a Darkneſs visible* heiſsen konnte. Verstehen wir aber unter jenem Worte diejenige Art von Erleuchtung des Verstandes, die den Menschen wirklich vernunftmäſsig und konsequent denken und handeln macht, so müſsten wir unsrer Zeit schändlich schmeicheln, wenn wir ihr den geringsten wahren Vorzug vor allen vorhergehenden einräumen wollten, den einzigen Punkt etwann ausgenommen, daſs in den meisten Ländern von Europa weder Hexen noch Ketzer mehr zu gröſserer Ehre Gottes gebraten werden.

HULDERICH.

Dafür haben wir Mittel gefunden, die wackern Leute, die man ehemahls bey trocknem Holz verbrannte, an dem langsamen Feuer der Trübsal und der mancherley Seelenqualen, die man ihnen anzuthun versteht, in einer andern Manier zu braten, die weniger unmenschlich scheint, aber im Grunde vielleicht eben so grausam ist.

GERON.

Ich denke, wenn die Vorzüge unsers Jahrhunderts vor dem sechzehnten genauer untersucht werden sollten, so würde sich finden, daſs zwar einige Wissenschaften auf einen ungleich höhern Grad gestiegen sind, daſs wir eine zierlichere und schlauere Sprache reden, mehr Bücher schreiben, mehr lesen, und die Kunst uns selbst zu belügen ungleich mehr verfeinert haben: aber daſs wir, im Ganzen genommen, weiser, besser und glücklicher wären, davon ist mir nichts bekannt. Oder nennen Sie mir ein einziges Laster, eine einzige Thorheit, die wir weniger hätten als unsre Vorfahren; eine einzige Tugend, worin wir sie überträfen; einen einzigen Lebensgenuſs, den wir vor ihnen voraus hätten, und nicht ohne alle Proporzion theurer erkauften als er werth ist.

HULDERICH.

Sie gehen mir scharf zu Leibe, Geron! Was kann ich Ihnen sagen, worauf ich nicht die Antwort schon auf Ihren Lippen schweben sehe?

GERON.

Werden die Völker etwa besser geweidet, väterlicher besorgt, und weniger gedrückt als damahls? Geht man sparsamer mit den Früchten ihrer sauern Arbeit, mit dem Gewinn ihrer Entbehrungen, mit ihrem Blut und Leben um? Haben wir weniger Kriege gehabt? Waren die, die über uns verhängt wurden, gerechter, nothgedrungner? oder wurden sie, besonders in diesem letzten Jahrzehend, menschlicher und mit gröſserer Schonung des friedsamen und nützlichen Städters und Landmanns geführt? Können Sie — damit ich alles in ein einziges Beyspiel zusammen fasse, das ich noch dazu von der reichsten und mächtigsten Nazion unsrer Zeit borgen will, — können Sie behaupten, daſs das Volk von England und Irland unter dem Zepter des gutmüthigen, frommen, und in allen Stücken, die zu einem braven *Gentleman* gehören, musterhaften Königs Georgs III. weiser regiert wird und sich besser befindet, als unter der eiteln, kokettischen, neidischen, falschen, Gefühl und Popularität heuchelnden, stolzen und grausamen Königin Beſs? — Mit nichten, werden uns alle wackern Bewohner von *Old-England* und alle ehrlichen Kartoffeln-Esser von Erin entgegen rufen.

HULDERICH.

Es ist nicht zu läugnen, daſs die höchsten und wichtigsten aller Wissenschaften und Künste, die Staatswissenschaft und Regierungskunst, gerade diejenigen sind, worin das menschliche Geschlecht überhaupt noch am weitesten zurück ist.

GERON.

So sagen uns wenigstens die redseligen Französischen Sofisten, die seit zehen Jahren ihr eigenes Volk, und, so viel an ihnen ist, die ganze übrige Welt mit ihren emfatischen Orakelsprüchen, geschnörkelten Perioden, und groſsen barbarisch Griechischen Wörtern zum besten haben. Wenn es in der Welt nicht geht, wie es sollte, so liegt es wahrlich nicht daran, daſs die Grundsätze und Maximen, wornach man handeln müſste um recht zu thun, nicht bekannt genug wären, oder daſs es an Mustern und Beyspielen fehlte, woraus man lernen könnte, was zu thun und zu lassen ist. Wenn es auch kein anderes Handbuch für die Regenten gäbe, als Xenofons Cyropädie und Fenelons Telemach, — ein paar Bücher, die man noch dazu für Romane lesen kann — so wüſste ich nicht, wie sich einer von ihnen, wenn einst die Stunde der Verantwortlichkeit für ihn geschlagen haben wird, mit der Unwissenheit, als einer Entschuldigung, warum er seiner Pflicht nicht auſs vollständigste genug gethan, durchhelfen wollte. Aber wozu sage ich Ihnen das? Überlassen wir die Gewalthaber sich selbst, und dem, der Gewalt über sie hat, und bleiben wir bey uns selbst und beym Allgemeinen stehen! Welcher Mensch thut seiner Pflicht genug? Wer handelt immer gegen andere, wie er will daſs sie gegen ihn handeln? Wer setzt seinem Ehrgeitz, seiner Habsucht, seinem Hang zur Sinnenlust Schranken, wenn es bloſs von seiner Willkühr abhängt, so weit zu gehen als ihn diese Leidenschaften führen? Wer fürchtet sich nicht ganz heimlich vor seiner Vernunft, als vor einem beschwerlichen Zuchtmeister, und machte sie nicht lieber zur Dienerin und Mitschuldigen seines Willens? Wer gründet nicht lieber, wenn ers vermag, die Erhaltung seiner Besitzthümer und Rechte auf sein Ansehen und seine Macht, als auf die Achtung und den guten Willen anderer Menschen? Wer, der sich beym Alten wohl befindet, will nicht lieber, daſs alles ewig beym Alten bleibe, als daſs er zu irgend einer Veränderung die Hand bieten sollte, wobey nur das Ganze gewänne, und er selbst einige Aufopferungen machen müſste? u. s. w. Lassen Sie uns in unsern Busen greifen, und unser innerstes Bewuſstseyn wird uns sagen, ob wir an dem Platze der Gewalthaber auf Erden anders handeln würden als sie, da wir ihnen jetzt schon so ähnlich sind, als es nur immer angehen will? Selbst die sehr kleine Zahl der Edeln und Guten, besteht sie nicht entweder aus einer Art besonders glücklich organisierter und vom

Schicksal mit ungewöhnlicher Sorgfalt erzogener Menschen, denen es kaum möglich wäre anders zu seyn? oder aus solchen, die uns selbst gestehen werden, daſs ihre Tugend im Grund ein gewaltsamer Zustand ist, worin sie sich nur durch eine nie einschlummernde Aufmerksamkeit auf sich selbst, und einen ewigen Kampf der einen Hälfte ihrer Natur mit der andern, erhalten können? — Noch einmahl, mein Freund, vorausgesetzt, daſs wir ehrlich gegen uns selbst seyn wollen, was ist auf alle jene Fragen zu antworten?

HULDERICH.

Leider nichts, als ein stillschweigendes Ja, wenn wir zu verschämt zu einem lauten sind.

GERON.

Und nun lassen Sie uns sehen, wohin diese Betrachtung führt. Alles, in jedem einzelnen Menschen, in jeder Klasse, in jedem politischen Körper, wie in der ganzen Natur, ist in einer immer währenden vorwärts strebenden Bewegung, welche nicht Statt haben kann, ohne unvermerkt die Formen der Dinge zu verändern. Ein Volk muſs also entweder ewig mit Gewalt in einem Zustande, der wenig vor dem viehischen voraus hat, niedergedrückt gehalten werden; oder, ist seine Kultur einmahl angefangen, so wird sie nach und nach, trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten, alle Stufen durchlaufen. Von einer Stufe zur andern erhebt, erhellt und kräftigt sich auch der Geist der Zeit, der die öffentliche Meinung bestimmt. Ein gewisser Grad von Kultur spannt die erschlafften Springfedern der Menschheit wieder, und regt Wünsche auf, die sich mit unserm vorigen Zustande nicht mehr vertragen wollen. Sobald wir das bessere kennen, wird uns das schlechtere zuerst unangenehm, dann verhaſst, zuletzt unerträglich. So wie es bey einem Volk in den Köpfen der Menge etwas heller wird, wird es nach gerade unmöglich, ihm die Gebrechen, unter welchen es leidet, länger zu verbergen. Bald wird es auch der Mittel gewahr, wodurch ihm geholfen werden könnte, und jede Klasse, jeder Stand, jede Gemeinheit, jeder Einzelne will seinen Beschwerden geholfen wissen, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwierig die Sache in der Ausführung seyn mag. In diesem Punkt, und in diesem allein, flieſsen endlich die Wünsche und Bestrebungen aller Einzelnen in einem einzigen allgemeinen Willen zusammen; und nun bedarf es nur äuſserlicher Veranlassungen und Reitze, so wird dieser Wille unversehens zur lauten Stimme, und die Revoluzion beginnt. Jetzt kommen die Mittel zur Sprache, wie den Beschwerden abgeholfen werden solle; und von diesem Augenblick an zeigen sich die zwey Hauptklassen, aus welchen jeder Staat nothwendig zusammen gesetzt ist, als zwey entgegen stehende Parteyen. Die eine besteht aus denen, die sich im Besitz von Macht, Ansehen und Reichthum, Vorzügen, Privilegien und Vortheilen aller Art befinden, und nichts davon verlieren wollen: die andere, ungleich zahlreichere, aus allen, die wenig oder nichts zu verlieren, folglich viel oder alles zu gewinnen, und (vermöge der Natur der Sache) die meisten und erheblichsten Beschwerden zu führen haben. Diese sind Anfangs billig und gemäſsigt in ihren Forderungen; aber befriedigt können sie doch nicht anders werden, als wofern jene mehr oder wenigēr aufopfern wollen. Und nun sind wir auf dem Punkte, wo alle Wirkungen des Radikalübels, wovon ich so eben sprach, auf einmahl eintreten. Jene haben keine Lust, auch nur das geringste aufzuopfern: diese bestehen auf ihren ersten Forderungen, und das mit einer so imposanten Einmüthigkeit und Energie, daſs jene, denen es an beiden gebricht, sich endlich genöthigt sehen, —

nicht nachzugeben, — das kann nie ihr Wille seyn — sondern sich zu stellen, als ob sie es wollten, um Zeit zum Intriguieren (worin ihre vorzügliche Stärke liegt) und zu andern Mitteln zu gewinnen, wodurch sie sich der verhaſsten Aufopferungen zu überheben hoffen. Jetzt fangen diese an zu merken, worauf es ankommt: nehmlich, daſs sie, sobald sie koncentriert und in Masse wirken, alles vermögen, aber ohne eine solche Kraftäuſserung nie das geringste erhalten werden. Von nun an setzen sie ihren Forderungen keine Grenzen mehr; sie sehen, daſs sie mit gleicher Anstrengung und Gefahr alles haben können, und sie wollen alles haben. Die Revoluzion, die bisher noch immer einen gemäſsigten Schritt ging, wird nun auf einmahl stürmisch, durchbricht alle Dämme, reiſst alles mit sich fort, nimmt, mit Einem Worte, die ungeheure Gestalt an, in welcher wir sie in Frankreich und andern Ländern einige schreckliche Jahre durch wüthen gesehen haben; und eine sehr groſse Nazion, bey welcher sie, nach einer Sündflut von Tollheiten, Bübereyen und Gräuelthaten, in keiner längern Zeit, nicht weit schlimmer endigt als in Frankreich, hat noch von Glück zu sagen.

von den Gymnosofisten giebt, Gelegenheit genommen zu haben, ihn zu einem theosofischen Schwärmer und eingebildeten Kandidaten des groſsen Geheimnisses der hermetischen Filosofie, des Steins der Weisen, zu machen. Wie übrigens dieser Gymnosofist von den Ufern des Ganges in eine Höhle des Berges Atlas in Afrika gekommen sey, möchte wohl ohne Hülfe der poetischen Freyheit nicht zu erklären seyn; wiewohl die Alten auch von äthiopischen Gymnosofisten sprechen, deren Schüler er vielleicht gewesen seyn könnte.

5) Von dem was ist u. s. w.

Nur das was wahrhaftig ist, verdient, nach Plato und J. M. Lequinio, die Aufmerksamkeit des Weisen, und darin stimmen wir ihnen bey; mit dem einzigen Vorbehalt, daſs sie uns erlauben, uns zuweilen auch an dem was nur so scheint zu erlustigen; eine Ergetzlichkeit, die uns der erstere um so weniger versagen kann, da er sie sogar den Bewohnern der überhimmlischen Gegenden zugesteht. Die Filosofie des in Ostindien, Siam, China, u. s. w. hoch verehrten Fo oder Foe, wiewohl sie mit der Platonischen vielleicht nahe verwandt ist, scheint, buchstäblich genommen, gerade das Gegentheil von ihr; denn eines seiner geheimen Dogmen soll gewesen seyn: „Die höchste Vollkommenheit und Seligkeit bestehe in der Vereinigung mit dem Leeren, aus welchem alles entstanden sey, und in welches sich alles wieder verliere."

HULDERICH.

Gerade auf dieses groſse, furchtbare, an Unterricht für die höhern und niedrigern Klassen, für Regenten und Volk so reiche Beyspiel gründe ich meine besten Hoffnungen.

GERON.

Das bedaure ich; denn da stehen sie auf einem lockern Grunde. — Wie, mein Freund, Sie wollen, daſs man in eine einzelne Weltbegebenheit, dergleichen es schon so viele gegeben hat, wie in einen Spiegel schauen soll, um zu sehen, was zu thun sey; und ich sollte nicht die Geschichte von vierzig hinter uns liegenden Jahrhunderten als ein zuverlässiges Orakelbuch betrachten, das mich am besten belehren kann, was wir uns von einem solchen Beyspiel zu versprechen haben? — Nichts, mein Freund, nichts! — oder vielmehr noch was schlimmeres als nichts. Denn von allen den Lehren, die man, Ihrer gutherzigen Hoffnung nach, daraus ziehen sollte, wird man nicht eine einzige, aber wohl gerade das Gegentheil, ziehen. Man wird seine Vorrechte und Vortheile eifersüchtiger und hartnäckiger als jemahls behaupten. Man wird der öffentlichen Meinung mit der kältesten Verachtung spotten, und den gefürchteten Miſsbrauch der Vernunft durch willkührliche

Einschränkungen ihres freyen Gebrauchs zu verhindern glauben, das ist, dem Arzt das einzige Heilmittel gegen die Krankheit aus den Händen schlagen, und sie durch eine heroische Kur vertreiben wollen, die das Übel nothwendig unheilbar machen muſs. Gewalt und Gewalt, und immer Gewalt, wird das Losungswort seyn, weil man sich einbilden wird, nicht der Miſsbrauch der Gewalt, sondern daſs man zu wenig Gewalt gebraucht habe, sey die Ursache alles des Unwesens, das man gesehen hat, und dessen Ausbreitung man zuvorkommen will.

HULDERICH.

Sollte wohl ein solcher Grad von Verblendung unter die möglichen Dinge gehören?

GERON.

Daran werden Sie nicht länger zweifeln, sobald Sie Sich in den Fall und unter die Bedingungen denken, die eine solche Vorstellungsart veranlassen. Nehmen Sie an, ein groſses Reich befinde sich in einer Lage, wo man, im Angesicht eines solchen Beyspiels wie Frankreich gegeben hat, eine ähnliche Tragödie wenigstens für etwas, das durch den Zusammenfluſs mehrerer anreitzender und unterstützender Umstände sich ereignen könnte, anzusehen Ursache hat, oder zu haben glaubt. Auch die entfernteste scheinbare Möglichkeit eines sehr groſsen Übels erregt natürlicher Weise unsre ganze Aufmerksamkeit. Diejenige Klasse im Staat, die bey einer allgemeinen Umwälzung sehr viel zu verlieren hätte, und alles zu verlieren fürchtet, wird sich mächtig aufgefordert fühlen, der durch die Furcht vergröſserten und angenäherten Gefahr entgegen zu arbeiten. Alle, deren Vorzüge und Besitzthumsrechte sich, wenigstens zum Theil und ursprünglich, auf alte, aber vom Zahn der Zeit zernagte und unhaltbar gewordene Vorurtheile gründen, werden aus ihrem gewohnten Schlummer erwachen. Selbst unter denen, welche gegründete Ursachen haben auf alle Fälle sicher zu seyn, werden manche, von geheimer unbestimmter Unruhe geängstiget, sich nicht länger sicher glauben. Durch einerley Interesse, auch ohne besondere Verbindungen, aufs engste vereiniget, werden alle diese Menschen in der Wahl ihrer Maſsregeln sich mehr durch ihre Vorurtheile als durch unbefangene Vernunft leiten lassen. Vor allen Dingen werden sie sich sehr kategorisch gegen alle Veränderungen und Neuerungen erklären, wie dringend auch die Nothwendigkeit derselben und wie richtig ausgerechnet die Vortheile seyn möchten, die dem Ganzen daraus erwachsen würden. Jede Bewegung vorwärts wird ihnen unendlich gefährlicher vorkommen als Stillstand, oder vielmehr (da dieser eigentlich nicht möglich ist) als Rückfall in jene eiserne und bleyerne Zeit, die für ihre Vorfahren einst die goldne war. „Alles soll und muſs beym Alten bleiben," wird ihr erster Grundsatz seyn. Die Maximen, die aus ihm hervorgehen, werden sie bey jeder Gelegenheit den Regenten, denen sie näher als andre Unterthanen sind, beyzubringen suchen. Anders denkende wird man als unruhige, von Jakobinischem Gift angesteckte, und mit gefährlichen Entwürfen umgehende Leute verdächtig machen, oder, wo dieſs nicht wohl anginge, wenigstens, als getäuschte Träumer und wohlmeinende Schwindelköpfe, von aller Möglichkeit gehört zu werden entfernen. Denken Sie Sich nun einen edel gesinnten, das Beste seines Volkes, und überhaupt alles was recht und gut ist, ernstlich wollenden Fürsten in solchen Umständen, von Personen umgeben, welche von jener Vorstellungsart gänzlich eingenommen, und innigst überzeugt sind, daſs sie die einzig wahre ist. Denken Sie dann noch hinzu, daſs es, neben diesen ehrlichen, und, wenn sie irren, wenigstens *bona ſide* irrenden Biedermännern, auch unredliche

Leute giebt, die ihre eigenen leisen Absichten dabey haben, wenn sie dem Fürsten auf eine künstlich verdeckte Art und mit den behutsamsten Gradazionen, vielleicht unter der Larve des reinsten Patriotism, sein Volk und seine wahren Freunde verdächtig zu machen suchen. Verfolgen Sie dieſs alles in Ihren eigenen Gedanken, und fragen Sich dann selbst, was das natürliche Resultat einer solchen Umgebung seyn müsse? und ob es nicht beynahe ein moralisches Wunder wäre, wenn ein Regent, unter diesen Umständen, sich von allem fremden Einfluſs auf seine Denkart frey erhalten, und den einzig festen Punkt, auf den er, um nicht zu verirren, immer zusteuern muſs, nie aus dem Gesichte verlieren sollte, — den groſsen Gedanken nehmlich, daſs er, über alle Parteyen erhaben, sich, wie die Sonne, gegen alles, was von seinen Strahlen berührt wird, gleich verhält, — daſs unter allen den Millionen, die ihr Wohl oder Weh in seine Hände gestellt haben, Er der einzige ist, der kein anderes als das allgemeine Interesse haben kann noch soll, — daſs es geradezu eine moralische, und ich möchte sagen, sogar eine fysische Unmöglichkeit ist, daſs er jemahls miſstrauische Vorsichtsmaſsregeln gegen seine Unterthanen zu nehmen nöthig haben könnte, so lang' er ihr Zutrauen und ihre Achtung für seinen persönlichen Karakter besitzt, und daſs er beides unmöglich verlieren kann, so lange sie überzeugt sind, (und Ursache haben es zu seyn) diese Gesinnungen seyen wechselseitig; — kurz, daſs miſstrauische Maſsregeln, wofern er sie ohne Ursache nähme, schädlich, und, sobald er Grund dazu hätte, vergeblich wären.

HULDERICH.

Sie sprechen aus meiner Seele, lieber Geron; und ich freue mich, daſs ich Sie mit einer Gewiſsheit, die für einen Einsiedler Ihrer Art tröstlich seyn muſs, versichern kann, es giebt in diesem Augenblicke mehr als Einen Monarchen, und, auf alle Fälle, Einen gewiſs, der Ihr moralisches Wunder realisieren wird.

GERON.

So möge Deutschlands guter Genius mit allen Schutzgeistern der Menschheit ihn und jeden, der ihm ähnlich ist, niemahls aus den Augen verlieren! ihn keinen Augenblick, wo er wachen sollte, einschlummern lassen, und gegen alle unsichtbare Gefahren, die den Thron so dicht umringen, schützen! Das Schicksal von Millionen Menschen in seiner Hand zu tragen, ist ein göttliches, aber für einen Menschen, wie edel und gut er sey, ein schweres Geschäft. Wohl ihm, wenn er dieſs fühlt! Wohl ihm, wenn er den feinen Vulkanischen Netzen, die immer um ihn her gewebt werden, zu entgehen weiſs! Und dreymahl wohl ihm, wenn er am Ende seiner Laufbahn sagen kann: Ich habe alles Gute gethan, was ich konnte, weil ich es ernstlich wollte, und wenn ich Böses gethan habe, so geschah es nur, weil ich es für gut ansah! — Sie hätten mich miſsverstanden, lieber Hulderich, wenn Sie bey den traurigen Weissagungen, die — ich weiſs nicht was für ein Python vorhin aus meinem Munde gehen lieſs, nicht voraussetzten, daſs sie nur bedingter Weise gelten können. Aber freylich sind die Bedingungen unerläſslich, ohne welche die geweissagten Übel unausbleiblich sind; und so lange man nicht Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lieset — Doch, ich will nicht in meinen alten Unglauben zurück fallen. Bey Gott sind alle Dinge möglich. Ist es sein Wille, das heran nahende neunzehnte Jahrhundert mit zwey oder drey Monarchen zu beschenken, welche, weit entfernt dem Genius der Menschheit Trotz zu bieten, ihn vielmehr durch würdige Opfer zu versöhnen und sich günstig zu machen suchen; die der öffentlichen

Meinung freywillig und ruhig entgegen kommen, und, statt sie mit der Keule der Gewalt niederzuschlagen, ihr durch leitende Weisheit Maſs und Richtung zu geben suchen; kurz, die das zermalmende Schwungrad der Zeit, statt es in seinem Lauf aufhalten zu wollen, zum Betrieb edler und groſser Zwecke zu benutzen wissen; — o mein junger Freund! sind dem neunzehnten Jahrhundert nur zwey oder drey solche Evergeten vorbehalten: so wird ihre Regierung die Morgenröthe des herrlichsten Tages seyn, der dem menschlichen Geschlechte jemahls aufgegangen ist.

XII.

Fragment eines Gesprächs zwischen einem ungenannten Fremden und Geron.

DER FREMDE.

Sie scheinen die Kunst zu regieren für sehr schwer zu halten?

GERON.

Schwer oder leicht, je nachdem sie getrieben wird.

DER FREMDE.

Ich verstehe Sie; es gehört nicht viel dazu, ein Pfuscher zu seyn.

GERON.

Freylich nur der groſse Künstler kennt die wahren Schwierigkeiten seiner Kunst, und fühlt sich immer unter dem Ideal, wozu er sich zu erheben strebt.

DER FREMDE.

Das ſchlimmſte wäre alſo, geboren zu ſeyn, eine Kunſt zu treiben, worin man nicht hoffen könnte, ein Meiſter zu werden. Der Sohn eines groſsen Mahlers mag eine andere Lebensart ergreifen, wenn er keine Anlage in ſich fühlt, ſich in der Kunſt ſeines Vaters hervorzuthun: aber der älteſte Sohn, Enkel oder Neffe eines Erbfürſten muſs regieren, wie wenig Fähigkeit er auch beſitzen mag ein vortrefflicher Regent zu werden.

GERON.

Das iſt freylich in Erbreichen nicht anders.

DER FREMDE.

Sollte dieſs nicht ein entſcheidender Grund gegen die Erbreiche ſeyn?

GERON.

Eine Frage, die auch dann nicht leicht zu beantworten wäre, wenn wir einander länger kennten als ſeit einer Viertelſtunde.

DER FREMDE.

Wir ſprechen unter vier Augen; und überdieſs hoffe ich, Sie müſſen, wie kurz auch unſre Bekanntſchaft iſt, bereits gemerkt haben, daſs Sie nichts bey mir wagen. Mein höchſtes Beſtreben iſt, als ein echter Welt-

4) Wie das, so Epikur den Göttern zugeschrieben.

„Die Götter haben einen menschlichen Leib, sagt Epikur, aber nur gleichsam einen Leib, und das Blut, das darin zirkuliert, ist nur gleichsam ein Blut.“ *Cicero de N. D. L.* I. c. 18.

5) zum Venusbild erhob.

Dieſs versichert uns wenigstens Athenäus; wiewohl in der Abhandlung über die Ideale der Alten einige nicht ganz unerhebliche Zweifel dagegen vorkommen.

6) in diesem Menippischen Ton.

Das heroische Räsonnement, das in den vorgehenden Versen dem Gymnosofisten in den Mund gelegt wird, gehört eigentlich dem Lucian zu, der im 18ten seiner Todtengespräche seinem Günstling Menippus die Ehre davon giebt. (S. 260 im 2ten Bande der Übersetzung von Lucians sämmtlichen Werken.)

7) mit Ossa und Pelion.

So hieſsen die zwey thessalischen Berge, welche die neunjährigen Riesen Otus und Efialtes aus ihren Sitzen rissen, um sie auf den Olymp zu wälzen, und solcher Gestalt den Sitz der Götter zu ersteigen. Homer, Odyss. XI. und Lucians Werke, 2ter Band, S. 167.

8) Wir sehen's an Miltons Teufel.

S. Paradise Lost, B. IV. v. 358 u. f. Der Wahrheit zur Steuer müssen wir sagen, daſs unser Dichter bürger zu leben, und, dem Willen nach, bin ich es bereits, wiewohl ich, den Jahren nach, vielleicht noch unter die Novizen des Ordens gehöre.

GERON.

Wenn ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen soll, ich denke nicht, daſs der Umstand, dessen Sie erwähnt haben, gegen die Erbreiche entscheide.

DER FREMDE
mit einem scharfen Blick in Gerons Augen.

Und aus welchem Grunde glauben Sie das?

GERON.

Weil ich es für einen auſserordentlich seltnen Fall halte, daſs ein Menschenkind geboren werde, aus welchem sich nicht ein Virtuos in der Regierungskunst, oder, was mir gleichviel bedeutend scheint, ein guter und weiser Fürst bilden lieſse.

DER FREMDE.

Es giebt ja wohl in jeder Kunst viele Stufen. Nicht jeder Mahler kann ein Rafael Sanzio, nicht jeder König ein Friederich der Einzige seyn. Aber es gehört auch schon viel dazu, die dritte oder vierte Stelle nach dem Ersten zu behaupten. Mit mittelmäſsigen Fähigkeiten wird man, denke ich, in allem was man treibt, immer mittelmäſsig bleiben.

GERON.

Erlauben Sie mir auch eine Frage. Gesetzt Sie wären zum Könige geboren, wollten Sie nicht zufrieden seyn, wenn Sie es so weit bringen könnten, den Nahmen eines zweyten Mark-Aurels von der Nachwelt zu verdienen?

DER FREMDE **sich einen Augenblick besinnend.**

Allerdings.

GERON.

Und doch war Mark-Aurel, wie Sie wissen werden, gewiſs nicht, was man einen Mann von groſsem oder glänzendem Genie nennt, und niemand wird ihn, in Ansehung seiner Naturgaben und Talente, mit einem Alexander, oder Julius Cäsar, oder mit dem groſsen Könige, den Sie eben nannten, in dieselbe Reihe stellen. Er allein also wäre, däucht mir, schon genug, um zu beweisen, daſs man mit mittelmäſsigen Anlagen, wo nicht ein groſser, doch ein sehr vortrefflicher Fürst seyn könne, — ein Fürst, wie jedes Volk sich einen wünschen muſs, wenn es sein eigenes Bestes kennt. Und warum sollte es nicht so seyn? Mittelmäſsige Fähigkeiten können durch eine vortreffliche

Erziehung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden.

DER FREMDE.

Dieſs war freylich der Fall bey Mark-Aurel. Aber, was ist seltner, als daſs Fürstensöhne vortrefflich erzogen werden?

GERON.

Schlimm genug! Indessen beweiset dieſs nichts gegen die Erbreiche. Alles was daraus folgt, ist: daſs die Sorge für eine zweckmäſsige Erziehung der Fürstensöhne als eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in solchen Staaten betrachtet werden, und durch die Konstituzion selbst Anstalt getroffen seyn sollte, daſs der Fall einer schlechten Erziehung des künftigen Thronfolgers eben so auſserordentlich wäre, als es, wie Sie sagen, dermahlen der Fall einer vortrefflichen ist.

DER FREMDE.

Das wäre wohl zu wünschen. Aber wie manches sollte seyn, das nicht ist und schwerlich zu erwarten steht! Nehmen wir die Welt einstweilen wie sie immer war, und setzen den Fall, ein König sey zu der groſsen Kunst, die er treiben soll, nicht erzogen worden; er habe keine Ursache sich zuzutrauen, daſs er diesen Mangel durch

die Stärke seines Genies und den Umfang seiner Naturgaben ersetzen könne, und fühle sich doch zu gut, um den Gedanken, nur ein Pfuscher zu seyn, ertragen zu können —
Er hält ein.

GERON nach einer kleinen Pause.

Sollten Sie wirklich anstehen, was da zu thun wäre?

DER FREMDE.

Es giebt freylich mehr als Einen Ausweg — Etwa, die Krone niederzulegen, und, wie ein Altrömisches Knabenspiel forderte, den besten Mann im Reiche zum König zu machen?

GERON.

Bevor Der gefunden wäre, dürfte wohl das Reich lange zu Trümmern gegangen seyn.

DER FREMDE lächelnd.

Oder sich vom Direktorium zu Paris einen Obergeneral und einen *Commissaire du Gouvernement* auszubitten, mit deren Hülfe die Monarchie in ein Filial der Französischen Republik umgeschaffen werden könnte?

GERON.

Das wäre ein wohl ausgedachtes Mittel — die Anzahl der Unheilbaren zu vermehren.

DER FREMDE.

In der That dürften die sieben hundert Gesetzgeber und die fünf Direktoren, die man dann bekäme, schwerlich viel besser zu ihrem neuen Beruf erzogen seyn, als der Einzige, mit dem die Monarchie sich behelfen muſs.

GERON.

Zu allem Glück giebt es noch einen dritten Ausweg, der uns kürzer und sicherer zum Zweck führen könnte.

DER FREMDE.

Lassen Sie hören!

GERON.

Erlauben Sie, daſs ich mir den Fall, wie Sie ihn selbst gesetzt haben, nochmahls bestimmt vorstelle. Sie nehmen einen König an, der zum Regieren nicht erzogen wurde, und Ursache hat oder zu haben glaubt, daſs er diesen Mangel durch sein Genie nicht ersetzen könne, und der gleichwohl den Gedanken nicht ertragen kann, in der erhabenen Kunst, wozu er berufen ist, ein Pfuscher zu seyn. War es nicht so?

DER FREMDE.

Ganz richtig.

GERON.

Ich sage Ihnen also, daſs ich nur nach diesen wenigen Zügen beynahe mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, daſs dieser König gut regieren wird.

DER FREMDE.

Im Ernst? — Erklären Sie Sich näher.

GERON.

Ich glaube zwey wesentliche Eigenschaften eines preiswürdigen Regenten bey ihm voraus setzen zu können: daſs er den aufrichtigen Willen hat, seiner groſsen Pflicht ein Genüge zu thun; und daſs er, eben darum weil ihm die Idee einer Vollkommenheit vorschwebt, die er sich nicht zu erreichen getraut, bereits mehr ist, als er zu seyn glaubt. Auf der einen Seite wird jener ernstliche und feste Wille ihn antreiben, sich keine Mühe dauern zu lassen, um die ihm mangelnden Kenntnisse zu erlangen; und die mit diesem Bestreben verbundene anhaltende und immer zweckmäſsige Übung seiner Geisteskräfte wird diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daſs sie völlig zureichen werden, dem ganzen Umfang des königlichen Amtes Genüge zu thun. Denn in allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens macht *Übung* mit Kenntniſs den Meister; und beide stehen in der Gewalt eines jeden nicht ganz unfähigen Menschen.

DER FREMDE.

Sehr tröstlich!

GERON.

Auf der andern Seite wird sein bescheidenes Miſstrauen in die Hinlänglichkeit seiner Einsichten ihn bewegen, sich um bewährt rechtschaffene und taugliche Gehülfen und Rathgeber umzusehen.

DER FREMDE.

Ein schweres, miſsliches Geschäft! Welch ein Scharfblick, welche Ruhe des Geistes, und wie viel Menschenkenntniſs wird dazu erfordert! Einem Fürsten muſs es beynahe unmöglich seyn, sich in der Wahl nie zu irren.

GERON.

Schwer, aber gewiſs nicht unmöglich; zumahl wenn man die Vorsicht gebraucht, keiner Vorneigung oder Abneigung Gehör zu geben, deren geheimen Grund man sich nicht recht deutlich machen kann, oder sich selbst nicht laut gestehen darf.

DER FREMDE.

Bedenken Sie, daſs er beynahe unter lauter Unbekannten wählen muſs, die sich ihm immer nur von ihrer schönsten Seite zeigen, und gegen jede Probe, worauf er sie etwa stellen möchte, im voraus von Fuſs zu Kopf gerüstet sind.

GERON.

Die Bekannten sind in dieser Ansicht vielleicht noch gefährlicher als die Unbekannten. Personen, die immer um uns sind, haben zu viele Gelegenheit unsre schwache Seite auszufinden und sich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daſs es nicht dem einen oder andern gelingen sollte, sich unvermerkt unsers Herzens zu bemächtigen. Wir sind gegen sie nicht auf unsrer Hut, trauen ihnen alles Gute zu, sehen ihre Fehler in einem mildernden Lichte, oder werden sie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein sehr angenehmer Gesellschafter oder auch wohl ein sehr getreuer Diener, und doch weit entfernt seyn, den Grad von Zutrauen zu verdienen, dessen man jener Eigenschaften wegen gewürdiget wird.

DER FREMDE.

Um so gröſser also die Schwierigkeit, von der ich sprach.

GERON.

Bey allem dem wird ein selbst rechtschaffner Mann im Punkt der Rechtschaffenheit das Wahre gar leicht vom bloſsen Schein unterscheiden. Das nehmliche gilt von allen andern Eigenschaften, wovon er die Kennzeichen an sich selber ſindet. So wird, z. B. ein gesetzter besonnener Mann, der sich selbst in seiner Gewalt hat, und immer mit Überlegung handelt, sich niemahls einem leichtsinnigen, leidenschaftlichen und brausenden anvertrauen.

DER FREMDE.

Unglücklicher Weise giebt es keine Menschen ohne Fehler, und was auf einem geringen Posten eine wenig bedeutende Unart ist, kann auf einem wichtigen ein groſses Laster seyn: und doch ſindet man sich nur gar zu oft genöthiget, bey der Wahl eines Subjekts zu einem wichtigen Posten, groſse Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenschaft, die der Mann in einem hohen Grade besitzt, zu übersehen.

GERON.

Ich zweiſle, ob dieſs, zumahl in groſsen Staaten, so leicht der Fall seyn könnte. Eine unentbehrliche *Eigenschaft* macht darum nicht allezeit auch den *Mann* unentbehrlich, der sie besitzt, sie aber zur Schutzwehre für seine Fehler oder Laster miſsbraucht. Die brauchbaren, sogar die sehr vorzüglichen Menschen sind in unsern Tagen nicht so selten, daſs man genöthigt seyn sollte, einem

Subjekt seiner besondern Brauchbarkeit wegen, — die oft nicht einmahl das ist, wofür sie gehalten wird, den Mangel einer auf seinem Posten unentbehrlichen Tugend, oder gar das entgegen gesetzte Laster zu gut zu halten.

DER FREMDE.

Zum Beyspiel?

GERON.

Mangel an Humanität, und dagegen gefühllose, bey jeder Gelegenheit in Härte und Grausamkeit ausbrechende Roheit, an einem Kriegsbefehlshaber; Leichtsinn und leidenschaftliche Hitze an einem Richter; kleinliche Kargheit an einem Vorsteher der Staatswirthschaft; Hang zur Wollust und Üppigkeit an jedem, dessen Fach unermüdete Selbstthätigkeit fordert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes seyn möchten, so wird es immer an einem dieser Laster genug seyn, damit er unter gewissen Umständen an einem wichtigen Posten groſses, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit Einem Worte, daſs ohne entschiedene Rechtschaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angesehen werden müsse, ist eine Maxime, bey deren strikter Befolgung jeder groſse und kleine Staat sich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent sich eine Ausnahme zu machen erlauben sollte.

sich einige Freyheit mit dem guten Milton herausnimmt, und Evens Schönheit allein zuschreibt, was bey diesem die Wirkung des ersten Eindrucks ist, den die Schönheit und Unschuld der beiden ersten Menschen auf den gefallnen Erzengel macht.

9) nach seinen Vettern, den Sternen —

Nach der hermetischen und zoroastrischen Filosofie sind unsre Seelen mit den Sternen verwandt; beide sind göttlichen Geschlechts.

10) Nach seiner Alten —

Ad vetulam tamen ille suam properabat etc.

11) Der einen Gott im Fluge halten würde.

Mit diesem Zuge vollendet Homer sein zauberisches Gemählde von der Insel und Grotte der Kalypso im fünften Gesange der Odyssee.

12) wie jener im Plato.

Eine Anspielung auf die berühmte allegorische Darstellung des Zustandes der menschlichen Seele, so lange sie unter der Herrschaft der Sinnen steht, in Vergleichung mit dem, da sie zum Anschauen des intellektuellen Wahren gelangt; im Anfange des 7ten Buchs der Republik Platons.

13) Die Ritter Achilles mit seinen Pferden hielt.

Madam Dacier findet ihren geliebten Homer auch in dieser Erdichtung bewundernswürdig. „Die Weisheit ist ungemein, sagt sie, mit der er dieses Wunder vorbereitet und behandelt hat. Denn 1) sind diese

DER FREMDE,

nachdem er eine kleine Weile etwas finſter vor ſich hingeſehen, ſich auf einmahl mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend.

Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längst zu wiſſen, daſs die Hofleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrifft, von Alters her nicht im besten Rufe stehen: und doch sind das die Menschen, von denen sich ein König dermaſsen umlagert sieht, daſs ich besorge, er ist und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen [illegible] er will.

GERON.

Das wäre allerdings ein groſses Unglück — für die Welt, und noch mehr für ihn selbst.

DER FREMDE.

Wie wollen Sie, z. B. daſs er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterscheiden könne?

GERON.

Gewiſs eine schwere Aufgabe, sogar für einen bloſsen Privatmann, geschweige für einen König, — vorausgesetzt nehmlich, daſs wir ganz heimlich und ohne es uns selbst zu gestehen, geschmeichelt seyn wollen. Wo dieſs aber der Fall nicht wäre, — was freylich ziemlich selten seyn mag, — scheint mir nichts leichter; so stark und unverkennbar sind die Züge, wodurch sich der Freund vom Schmeichler unterscheidet; wiewohl ich damit nicht in Abrede seyn will, daſs wohl auch der Freund seine Pillen vergolden oder versüſsen muſs, wenn er seine gute Absicht nicht verfehlen will.

DER FREMDE.

Glauben Sie, daſs ein König einen Freund haben könne?

GERON.

— Unter einer einzigen Bedingung, Ja.

DER FREMDE.

Und diese Bedingung?

GERON.

Wenn er dem Freunde gegenüber immer vergessen kann, daſs er König ist, und der Freund es nie vergiſst.

DER FREMDE nach einer Pause.

Wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht zu ermüden besorgte, so möchte ich wohl noch eine Bitte an Sie thun.

GERON.

Beynahe hätten Sie mich verleitet, einen solchen Zweifel mit einer Höflichkeitsformel zu beantworten.

DER FREMDE.

Sie haben Sich in Ihrem Leben so oft in die Seele anderer Personen hinein gedacht, daſs es Ihnen was leichtes seyn muſs, mein Verlangen Statt finden zu laſsen. Bilden Sie Sich alſo auf einige Minuten ein, Sie ſeyen der Freund eines jungen Königs, der die Wichtigkeit ſeines Berufs lebhaft fühlte, und den ernſtlichen Willen hätte, ihm, ſo viel in ſeinen Kräften ſtände, die völligſte Genüge zu thun; wie würden Sie ihm rathen es anzufangen?

GERON ein wenig verlegen.

Ich würde — ihm ſagen, daſs ich — Verzeihen Sie! Ich geſtehe, Sie haben mich mit einer Frage überraſcht — auf die ich nicht gefaſst bin.

DER FREMDE.

Entſchuldigen Sie meine Zudringlichkeit. Ich wünſche eine Gelegenheit zu benutzen, die vielleicht nie wieder kommt.

GERON.

Sie ſagten vorhin, daſs Sie ſelbſt als ein echter Weltbürger zu leben wünſchten, und ſagten mir ſehr viel damit. Es würde Sie alſo nicht befremden können, wenn ich Ihrem jungen Könige den Rath eines Weltbürgers gäbe? — Denn ich geſtehe, daſs ich zu dem, was man gewöhnlich einen Politikus nennt, eben ſo verdorben bin wie zum Höfling.

DER FREMDE.

Mich wird nichts befremden, was von einem Manne kommt, dem das Beſte der Menſchheit am Herzen liegt.

GERON.

Und doch bin ich gewiſs, daſs ich mich bey der Rolle, die Sie mir zu spielen geben wollen, gar zu linkisch benehmen würde. Ich kann mich selbst unmöglich, auch nur für etliche Minuten, als den Freund eines Königs denken. Wie wenn Sie mich lieber zu seinem guten Genius als zu seinem Freunde machen wollten? Wir würden beide dabey gewinnen: ich, die Unsichtbarkeit; und mein Telemach, daſs er meine Eingebung für seinen eignen Gedanken halten, und ihn desto gewisser ausführen würde.

DER FREMDE lächelnd.

Halten Sie ihn für so eigenwillig?

GERON.

Es ist etwas sehr natürliches, daſs einer lieber Flötenspieler als Flöte seyn mag.

DER FREMDE.

Gut! Denken Sie Sich also, wenn Sie wollen, als seinen Genius; und was wäre denn das erste, das Sie ihm eingeben würden?

GERON.

Etwas, wodurch ich mir, glaube ich, alle weitere Bemühungen dieser Art ersparen könnte. Aber — Sie werden mich vielleicht für einen groſsen Pedanten oder für einen alten Träumer ansehen, wenn ich es sage?

DER FREMDE.

Lassen Sie das, und denken nicht schlimmer von mir als Sie Ursache haben.

GERON.

Das erste also, wozu er sich, meiner unbemerkten Eingebung zu Folge, an einem schönen Morgen entschliefsen sollte, wäre: sich unverzüglich eine gute, lesbare, nicht gar zu Griechisch-Deutsche Übersetzung der Selbstgespräche des vorerwähnten Kaisers Mark-Aurel, oder (wie der Verfasser selbst sie betitelt hat) seiner zwölf Bücher an und über sich selbst, machen zu lassen, und sie, in einem kleinen Taschenformat, als ein unzertrennliches Vademekum immer bey sich zu tragen.

DER FREMDE.

Ihre Meinung ist vermuthlich nicht, dafs es als ein Talisman wirken, sondern dafs es fleifsig gelesen und meditiert werden soll. Dazu aber besorge ich, wird Ihr junger König nicht immer aufgelegt seyn. Die Könige, sagt man, lesen nicht gern.

GERON.

Ein grofser Fehler, den sich die Könige, mit ihrer Erlaubnifs, abgewöhnen sollten. Friedrich der Grofse las viel.

DER FREMDE.

Immer könnte es ihm, wo nicht an Lust, doch öfters an Mufse fehlen.

GERON.

Das darf es nicht, wenigstens nicht so lange ich sein Genius bin, und wenn er auch deſswegen einige Briefe oder Papiere weniger lesen, oder seine Minister eine Viertelstunde im Vorzimmer warten lassen müſste.

DER FREMDE.

Ich gestehe zu meiner Beschämung, daſs ich das Buch, wovon Sie reden, nur dem Nahmen nach kenne.

GERON.

Es ist nur ein kleines Buch, aber gewiſs der reichhaltigsten eines. Ich betrachte es als ein kostbares Reliquienkästchen, worin ein Autokrator, wie keiner vor ihm war und keiner nach ihm gewesen ist, seinen Geist und sein Herz der ganzen Menschheit, aber vornehmlich allen, die zum Regieren berufen sind, vermacht hat. Denn gerade diese sind es, die einen desto nützlichern Gebrauch davon machen könnten, weil er bloſs für seinen eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein königliches Buch, ein Schatz von Gedanken, Erfahrungen, Gesinnungen und Maximen, die von einem jungen Fürsten, der etwas mehr als ein Homerischer Alcinous zu seyn begehrt, nie genug gelesen, erwogen und angeeignet werden können. Er würde kaum eines andern Freundes, Rathgebers und Schutzgeistes bedürfen, wenn er sich täglich eine halbe Stunde mit diesem einschlösse, ihn gleichsam zum Zeugen und Richter seiner innersten Gedanken machte, nichts beschlösse noch begönne ohne ihn vorher zu Rathe gezogen zu haben, und nicht eher mit sich selbst zufrieden wäre, bis er sich in dieser geheimen Konferenz mit dem Geiste Mark-Aurels seines vollgültigen Beyfalls versichert hätte.

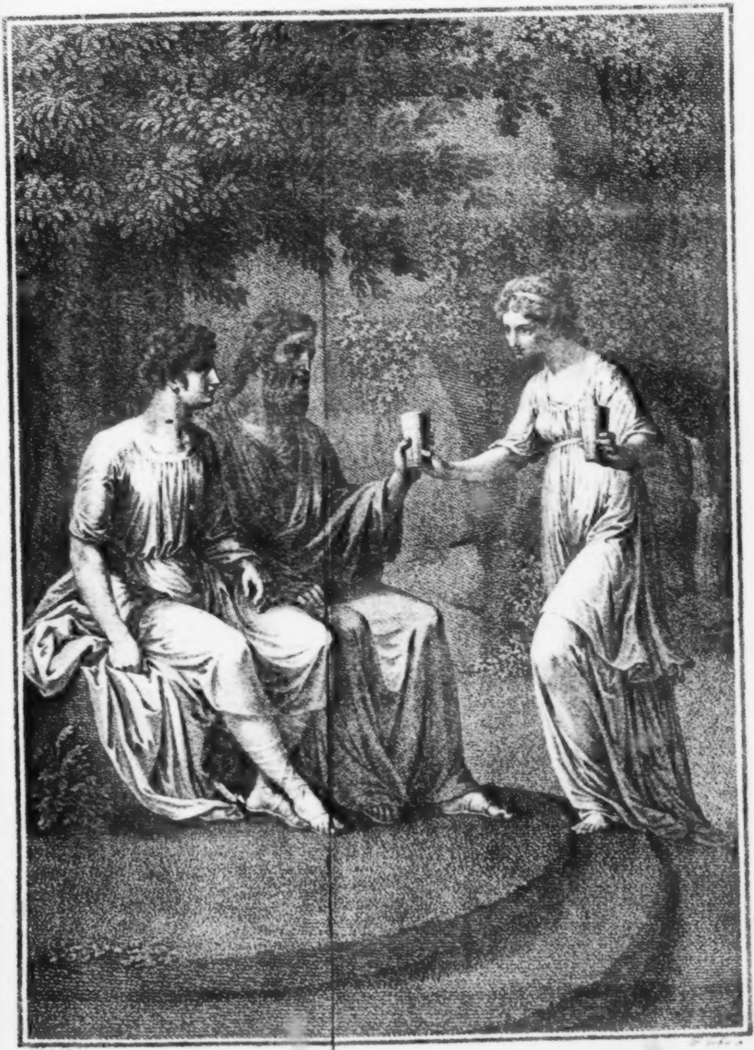
DER FREMDE.

Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieser Geist Mark-Aurels nur der Substitut eines andern, der sein Wesen in jedes Menschen eignem Busen treibt; und Ihre Meinung mit allem dem kann wohl keine andre seyn, als unserm Telemach eine Art von Hülfsmittel an die Hand zu geben, wodurch er sich angewöhne, tiefer in sich selbst einzugehen, und, anstatt sich auf fremde Eingebungen zu verlassen, auf die leisen Winke, Urtheile und Warnungen seines eigenen Gewissens zu lauschen?

GERON.

Sie haben mich so gut verstanden, daſs ich jede andre Antwort auf Ihre vorige Frage für überflüssig halte.

ENDE DES XXXI. BANDES.



C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ZWEY UND DREYSSIGSTER BAND

AGATHODÄMON.

LEIPZIG
Bey Georg Joachim Göschen. 1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Pferde von unsterblicher Abkunft, und haben 2) schon den Tod des Patroklus beweint, mithin bereits Proben ihres Gefühls und Verstandes abgelegt; 3) thut ihnen die Göttin Juno den Mund auf; 4) hatte der Widder des Fryxus, einer alten Sage zu Folge, auch gesprochen; 5) konnte Homer gar wohl von dem Wunder mit Bileams Eselin gehört haben, welcher der Herr den Mund aufthat, daſs sie gescheider mit dem Profeten sprach, als er ihr antwortete; und 6) kommt dem Vater der Dichter die Autorität eines groſsen Geschichtschreibers, des Titus Livius, zu Statten, der (sogar etliche Jahrhunderte später) erzählt, daſs vor der unglücklichen Schlacht bey Kannä ein Ochs ausgerufen habe; *Roma cave!*“ — Alle diese stattlichen Gründe überzeugen den kalten und gegen die Frau Dacier ein wenig erbitterten Pope so wenig, daſs er es vielmehr ganz ungereimt findet, etwas Ungereimtes mit Vernunftgründen rechtfertigen zu wollen. „Die Zeiten, auf welche man sich deſshalb beruft, sagt er, waren wundervolle Zeiten; das Volk hatte einen allgemeinen Geschmack an Wundern und Zeichen, und wie konnt' es anders seyn? Poeten und Priester unterhielten diesen Geschmack.“ — Dieſs sey alles, meint er, was man von der Sache sagen könne; und im Grunde bedarf Homer auch keiner andern Rechtfertigung, zumahl da vielleicht kein Volk in der Welt ist, das nicht eine mythische Zeit gehabt hätte, worin Thiere sprachen.

AGATHODÄMON

IN SIEBEN BÜCHERN

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo.

VON

C. M. WIELAND.

LEIPZIG,
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

AGATHODÄMON.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Hegesias von Cydonia an seinen Freund Timagenes.

Hier, lieber Timagenes, sende ich dir die verlangte Erzählung meines Abenteuers (wenn ich es anders so nennen kann) mit dem auſserordentlichen Manne, den ich in einer beynahe unzugangbaren Einöde der weiſsen Berge kennen lernte.

Billig muſste die geheimniſsvolle Art, wie ich dieser Begebenheit bey unsrer neulichen Unterredung erwähnte, deine Neugier um so viel höher spannen, da ich die Auflösung des verwickelten Knotens, der uns damahls beschäftigte, in ihr gefunden zu haben versicherte, ohne mich in eine nähere Erklärung einlassen zu wollen.

In der That schien mir die Sache von solcher Beschaffenheit zu seyn, daſs sie sich besser für eine schriftliche Erzählung, zu welcher ich durch sorgfältige Sammlung meiner Erinnerungen mich vorbereiten könnte, als für den irrenden Gang eines Gespräches schickte; und gewiſs würdest du, wenn ich deiner Ungeduld damahls nachgegeben hätte, manchen nicht gleichgültigen Zug an dem Bilde dieses merkwürdigen Menschen verloren haben.

Erwarte indessen nicht mehr als ich geben kann. Was du hier empfängst, wird doch weiter nichts als ein leicht gefärbter Umriſs des lebendigen Bildes seyn, welches Agathodämon selbst mit enkaustischen Farben meinem Herzen einbrannte. Denn wie viel hier verloren gehen muſste, wirst du nur zu gut einsehen, wenn ich dich ein wenig bekannter mit meinem Wundermanne gemacht haben werde.

AGATHODÄMON.

ERSTES BUCH.

I.

Vor einigen Jahren, als ich auf einer der botanischen Wanderungen, die ich alle Frühlinge vorzunehmen gewohnt bin, einen Theil des Diktäischen Gebirges durchstrich, fügte sichs, daſs ich mich genöthigt sah meine Nachtherberge bey einigen Ziegenhirten zu nehmen, die sich den Sommer über mit ihren Herden auf diesen Bergen aufzuhalten pflegen. Gutherzig theilten sie ihren kleinen Vorrath mit mir; und da ich an der Unterhaltung mit ungebildeten aber dafür auch unverkünstelten Menschen immer ein eigenes Belieben fand, so brachten wir einen Theil der Nacht mit allerley zufälligen Gesprächen hin.

Unvermerkt geriethen wir auf die Lieblingsmaterie dieser Art Leute, auf wunderbare Geschichten von Ahnungen, Erscheinungen, Zaubereyen, Verwandlungen, Berggeistern, und was sonst in dieses Fach gehört. Kreta, die Wiege des groſsen Zevs, ist bekanntlich an dieser Art luftiger Waare reich, und es giebt vielleicht kein Volk in der Welt, die Thessalier selbst nicht ausgenommen, das den Kretern in der Neigung, unglaubliche Dinge zu erzählen und zu glauben, den Vorzug streitig machen könnte. Meine Wirthe schienen an solchen Geschichten unerschöpflich zu seyn; und wiewohl sie ehrlich bekannten, sie hätten das wenigste aus eigner Erfahrung, so waren es doch immer Augenzeugen, denen sie diese Wunderdinge mit einer solchen Lebhaftigkeit und Gewiſsheit nacherzählten, daſs ihnen unvermerkt eben so dabey zu Muthe ward, als ob sie das Gehörte selbst gesehen hätten.

Du trauest mir hoffentlich so viel Nachsicht gegen die schwache Seite der menschlichen Natur, oder wenigstens so viel Klugheit zu, daſs ich diese guten Leute nicht durch entschiednen Unglauben und hartnäckigen Widerspruch gekränkt, und mir selbst dadurch ihre gute Meinung entzogen haben werde. Alles was ich mir erlaubte, waren Zweifel, ob solche Erzählungen, indem sie aus einem Mund in den andern gingen, nicht unvermerkt ziemliche Veränderungen erlitten? Ob nicht etwa der erste Erzähler zuweilen ohne seine Schuld sich selbst getäuscht haben, oder von andern getäuscht worden seyn könnte? und dergleichen.

Wir sind nur einfältige Leute, sagte einer von ihnen, und verstehen uns nicht auf die gelehrten Dinge, die du da vorgebracht hast: aber was wirst du sagen, wenn wir dich versichern, daſs seit geraumer Zeit in dieser nehmlichen Gegend eine Art von Dämon sich aufhält, den ein jeder von uns schon mehr als Einmahl, wiewohl immer nur bey Nacht, gesehen hat, ohne daſs wir begreifen wo er herkommt, oder wo er hingeht, wenn er uns aus den Augen schwindet; denn noch keiner von uns hat den Muth gehabt ihm nachzugehen. Wer es versuchen wollte, dem war als ob ihn eine unsichtbare kalte Hand berühre, und er muſste wie im Boden eingewurzelt stehen bleiben. Die Sache hat ihre Richtigkeit; du kannst es uns ohne Bedenken nachsagen.

Wunderbar genug! rief ich: und unter welcher Gestalt läſst sich denn dieser Dämon sehen?

Gewöhnlich, erwiederte einer von den Hirten, als ein langer hagerer Greis von einer Ehrfurcht gebietenden Gesichtsbildung, und einem weit kräftigern Aussehen, als man von seinem eisgrauen Bart und den weiſsen Locken, die noch ziemlich dicht auf seinem Nacken liegen, erwarten sollte. Er zeigt sich gewöhnlich in einem langen enge gefalteten Rock von weiſser Leinewand, mit einem Lorberkranz um die Stirn, und mit einem schlangengleich gewundnen Stab in der Hand.

Einige unsrer Nachbarn, sagte ein andrer, haben ihn kurz vor Sonnen-Aufgang als einen schönen gelblockigen Jüngling, mit einer Lyra im Arm, auf einer Felsenspitze sitzen sehen, wo er mit einer unbeschreiblich süſsen Stimme dem Gott des Tages einen Hymn entgegen sang.

Beym Pan! rief ein junger Hirt, ich selbst hab' ihn in dieser Gestalt gesehen und singen gehört.

Es ging die Rede, setzte ein Alter hinzu, eine von unsern Weibern habe ihn einsmahls in Gestalt einer ungeheuern groſsen Schlange zwischen den Felsen in eine Kluft hinein schlüpfen gesehen: aber wie wir genauer nachfragten, wollte sich keine finden, die es mit eignen Augen gesehen hatte. Das gewisseste ist, daſs wir uns seit der Erschei-

14) Ein diamantner Palast, mit Marmor inkrustiert.

So will Sultan Schach Baham den Palast haben, worin der König Strauſs den König von Tinzülk bewirthet. *Outre qu'il sera admirable de beauté,* sagt er, *c'est qu'il aura encore l'avantage de ne ressembler à aucun de ceux qu'on nous a donnés jusqu'ici, et que votre conte en sera mille fois plus interessant. Oh! pour les Palais, je puis dire sans me vanter, que j'ai un gout unique. Ah quel Conte! part. III.*

15) Schon badet in Morgenroth sich der grüne kadmeische Drache, u. s. w.

Ohne uns in eine, für die Profanen doch immer unzulängliche Erklärung dieser vier viel bedeutenden Verse und andrer in diesem Gesange vorkommender Dunkelheiten einzulassen, begnügen wir uns den Liebhabern der hermetischen Filosofie ins Ohr zu sagen: daſs für denjenigen, der Augen zum Sehen hat, der kürzeste Weg, das groſse Werk der Weisen (welches der dreymahl gröſste Hermes in seiner smaragdnen Tafel in mehr als ägyptische Finsterniſs eingehüllt zu haben scheint) glücklich zu Stande zu bringen, in diesem Gesange so deutlich angezeigt ist, daſs sie, von dem Augenblick an, da sie in den innern Sinn desselben eingedrungen sind, alle die verworrenen und (wie die leidige Erfahrung gelehrt hat) so leicht in gefährliche Irrgänge verleitenden Vorschriften des Könung dieses Dämons besser befinden. Denn daſs er uns Glück bringt, ist augenscheinlich. Unsre Herden haben sich, seitdem er sich in unsrer Nähe aufhält, dreyfach vermehrt, und es ist keiner von uns, dem er nicht Gutes gethan hätte.

Davon kann ich ein Wort mitsprechen, fiel ihm einer ein. Ich vermiſste neulich eine meiner besten Ziegen. Nachdem ich sie im ganzen Gebirge vergebens gesucht hatte, und müd' und miſsmüthig nach Hause kehren wollte, rief mich jemand bey meinem Nahmen; und wie ich mich umsah, stand er an einer Cypresse und sagte mir: Lykas, deine Ziege weidet dort zwischen den Felsen neben dem Wasserfall. Ich erschrak so heftig, daſs er schon wieder verschwunden war, eh' ich ein Wort heraus bringen konnte; und da ich hinging, fand ich meine Ziege, mit Blumen und Bändern bekränzt, ruhig auf derselben Stelle weiden, die der Genius bezeichnet hatte.

Meinen Vater (sagte ein andrer) hat er bloſs dadurch, daſs er ihn anrührte und ihm einen Becher Weins, mit dem Saft unbekannter Kräuter vermischt, auszutrinken gab, von einer langwierigen Krankheit hergestellt.

Er weiſs alles was uns gebricht, sagte ein dritter, und wir finden es entweder unversehens in unsern Hütten, oder er schickt es uns durch eine junge Nymfe zu, die ihm dient, oder ihn vielleicht noch näher angeht.

Eine Nymfe! rief ich: woher wiſst ihr daſs es eine Nymfe ist?

Was könnte sie anders seyn? antwortete jener mit Verwunderung über meine Frage: sie erscheint, eben so wie er selbst, nur bey Nacht; niemand von den unsrigen kennt sie, oder weiſs ihren eigentlichen Aufenthalt; auch ist sie an Gestalt und Kleidung ganz von unsern Mädchen verschieden.

Das alles ist sonderbar genug, sagte ich mit einer etwas unglaubigen Miene.

Sie versicherten mich, ich könnte mich von der Wahrheit ihrer Aussagen durch mich selbst überzeugen, wenn ich nur etliche Tage in diesen Gegenden des Gebirges verweilen wollte. Es vergeht, sagten sie, selten eine heitre Nacht, ohne daſs der Agathodämon da oder dort sichtbar wird. Denn so nennen wir ihn, weil wir ihm keinen andern Nahmen zu geben wissen. Ihn zu fragen, wer er sey, und unter welchem Nahmen wir ihn verehren sollen, hat sich noch keiner von uns unterfangen. Einer und der andere wollten es versuchen: aber sobald sie ihm ins Gesicht sahen, blieb ihnen die Frage im Munde stecken; es war als ob sein Blick sie zu Boden würfe; sie fielen vor ihm nieder, und er war verschwunden, ehe sie es wagten wieder aufzuschauen.

Ihr seyd gar zu schüchtern, meine Freunde, sagte ich; was solltet ihr, da er so gut ist, von ihm zu befürchten haben? Ich wenigstens getrauete mir, ihn auf der Stelle aufzusuchen und anzureden, wenn ihr mich an einen Ort bringen wolltet, wo er zu erscheinen pflegt.

„Die gemeine Meinung ist, daſs er in einem der Felsen wohne, die sich über jenen Kiefernwald erheben: aber den Eingang zu seiner Wohnung hat noch niemand gefunden.“

Vermuthlich, fiel ich ein, weil sich noch niemand getraut hat ihn zu suchen. Welcher unter euch hat Lust dieses Vierdrachmenstück zu verdienen, wenn er mich bis zu den Felsen begleitet?

Nach langem Zögern erbot sich endlich einer von den jüngsten dazu, aber unter keiner andern Bedingung, als wenn einer seiner Gesellen mitgehen wollte.

Ich zog noch einen Stater für den Begleiter meines Führers hervor; und da sich sogleich einer fand, der das Abenteuer unter dieser Bedingung wagen wollte, so machten wir uns bey sehr hellem Mondschein, von den guten Wünschen der übrigen begleitet, auf den Weg.

Als wir endlich mit vieler Beschwerlichkeit den Wald erstiegen hatten, sahen wir uns, gegen die Zeit der Morgendämmerung, am Fuſs einer hohen Felsenwand, auf der Ostseite mit steilen Abgründen und von der entgegen stehenden mit über einander gethürmten Felsenstücken und dicht verwachsenen Gesträuchen umgeben, durch welche es beym ersten Anblick unmöglich schien sich einen Weg zu machen. Der Tag fing bereits an zu dämmern, und eine scharfe Morgenluft verdoppelte das Schauerliche dieser furchtbaren Wildniſs. Meine Begleiter bestanden darauf, daſs sie nicht weiter gehen könnten, falls ich kühn genug wäre, durch die unzugangbaren Trümmer noch höher empor dringen zu wollen; und da dieſs allerdings meine Meinung war, so empfahlen sie mich dem Schutze des Agathodämons, dem sie, seiner Menschenfreundlichkeit ungeachtet, nicht sonderlich zu trauen schienen, und lieſsen mich allein.

Die mährchenhafte Erzählung der guten Leute von diesem vermeinten Genius hatte ein unbezwingbares Verlangen in mir erregt, einen so sonderbaren Einsiedler durch mich selbst kennen zu lernen. Ich beschloſs also das ganze Gebirge so lange zu durchsuchen, bis ich ihn oder seine Wohnung gefunden haben würde.

II.

Nachdem ich etwa dreyſsig Fuſs hoch mit groſser Mühe über die Trümmer empor geklettert war, entdeckte ich eine Art von steilem Fuſssteig, der mich mit Hülfe der Gesträuche, die zwischen den Spalten des Gesteins hervor drangen, durch immer enger zusammen gedrängte Klüfte auf einmahl in eine Pläne brachte, die dem Ansehen nach fünf bis sechs hundert Schritte lang, ungefähr die Hälfte breit, und ringsum von schroffen oder senkrecht empor ragenden Felsen eingeschlossen war. Ich fand sie mit dem frischesten Grase und allerley duftenden Kräutern und Blumen bewachsen, deren lebhaftes Grün und üppige Fülle von verschiednen Quellen genährt wurde, die aus den benachbarten Felsen herab rieselten. Ein so anmuthiger Ort, und einige Ziegen, die ich an den Anhöhen herum klettern und die sparsam hervor sprieſsenden Kräuter abfressen sah, lieſsen mich nicht zweifeln, daſs ich hier finden würde was ich suchte.

Die aufgehende Sonne vergoldete bereits die Spitzen der Felsen. Ich ging auf einem schmalen Fuſspfade bis in die Mitte des kleinen Thales fort, und ward jetzt eines groſsen Platzes gewahr, der von Menschenhänden mit allen Arten von eſsbaren Gewächsen bepflanzt, und mit blühenden Büschen, Feigenbäumen, und vielerley andern fruchtbaren Stauden und Bäumen in anmuthiger Unordnung umgeben war. Der Pfad wurde nach und nach breiter, und wand sich, mit Blumenrändern eingefaſst und von einzelnen oder gruppierten Bäumen beschattet, durch alle Abtheilungen dieses kleinen Paradieses.

Ich gestehe dir, Timagenes, daſs mir das Herz höher zu schlagen anfing; und du kannst dir vorstellen, daſs es nicht schwächer pochte, als ich auf einmahl hinter einem Gebüsche von glühenden Essigrosen eine ehrwürdige Gestalt langsam auf mich zu kommen sah, die mit der Beschreibung der Hirten völlig übereinstimmte.

Es ist ein wunderlich Ding um unsre Einbildungskraft, mein Freund. Wie gänzlich

ich auch überzeugt war, daſs der vermeinte Dämon ein Mensch sey wie wir andern, und wie gut ich auf seinen Anblick (den einzigen Zweck meiner dieſsmahligen Wanderung) gefaſst zu seyn glaubte: so fand sich dennoch, daſs auch mir, als ich ihn auf einmahl erscheinen und langsam auf mich zu gehen sah, eben so zu Muthe ward, wie jedem andern Menschen, der sich, ohne schon von langem her mit Geistern Umgang gepflogen zu haben, in diesem Augenblick an meiner Stelle befunden hätte. Die treuherzige Erzählung der Hirten, die Ermattung von einem sehr beschwerlichen Wege, das Schauerliche der Gegend und der Morgenluft, und der überraschende Eintritt in dieses stille, von der Welt so ganz abgeschnittene kleine Elysium, alles trug das seinige dazu bey; kurz, ich fuhr bey Erblickung des Ehrfurcht gebietenden Greises eben so zusammen, als wenn es wirklich eine Erscheinung aus der unsichtbaren Welt gewesen wäre.

Indessen faſste ich mich doch bald genug wieder, um einem so weisen Manne, als sein ganzes Aussehen ihn ankündigte, keinen ungünstigen Eindruck von meinem Verstande zu geben. Ich blieb ruhig stehen, und erwartete ihn mit der Ehrerbietung, die sein hohes Alter und die Majestät seines ganzen Wesens von einem so viel jüngern und gewöhnlichen Menschen forderte.

Was suchst du hier? fragte er mich ernst und gelassen.

Einen Weg aus diesen Felsen, worin ich mich verirret habe, stotterte ich.

Wenn es auch bloſse Neugier wäre, was dich hierher geführt hat, versetzte er, indem er mir mit einem durchdringenden Blick in die Augen sah, du bist willkommen, Hegesias.

Es scheint unmöglich, (erwiederte ich, sehr betroffen mich bey meinem Nahmen nennen zu hören) einem Auge wie das deinige mich verbergen zu wollen. Du hast meinen Bewegungsgrund errathen, ich suchte dich selbst.

„Ich weiſs es, und darum komm' ich dir entgegen.“

Wenn du, versetzte ich, in meiner Seele lesen kannst, so wird es dich nicht gereuen, mich dieser Gunst werth geachtet zu haben.

Ich sagte ihm nun wer ich sey, welche Beschäftigung mich in dieſs Gebirge geführt habe, wie ich unter die Hirten gekommen, was für wunderbare Dinge sie mir von ihm erzählt hätten, und wie ich dem Verlangen nicht widerstehen können, den Mann selbst zu sehen, von welchem sie mir als einem Wesen höherer Gattung gesprochen: was mich nicht länger wundert, (setzte ich hinzu) da auch ich, nachdem mir dieses Glück zu Theil geworden, mich kaum erwehren kann, dem einfältigen Gefühl dieser kunstlosen Menschen mehr zu glauben als meiner Filosofie.

Der Epikurischen vermuthlich, sagte er lächelnd.

Ohne von dieser Sekte zu seyn, erwiederte ich, hab' ich mich bisher von dem Daseyn der Wesen, die wir Dämonen nennen, (den Begriff, den man sich gewöhnlich von ihnen macht, voraus gesetzt) niemahls überzeugen können.

Du kennst also nichts höheres als den Menschen? sagte er.

Wenn ich dir mit Einem Worte gestehen soll wie ich denke — nein!

So bist du, fuhr er fort, was die Dämonen betrifft, der Wahrheit sehr nahe. Es hat — für die Menschen wenigstens — nie andere Dämonen gegeben als Menschen; und, was noch mehr ist, was sie waren zu werden — steht in unsrer Macht.

Ich wünschte dieſs von dir erklärt zu hören, sagte ich, indem ich ihn mit neuer Aufmerksamkeit betrachtete. Er muſste in seiner Jugend einer der schönsten Männer gewesen seyn, wie er jetzt der ehrwürdigste Greis war, den meine Augen je gesehen hatten; und das Feuer seiner Augen, der Wohlklang seiner Stimme, die gerade Stellung seines Körpers und sein fester Gang kündigten einen desto auſserordentlichern Menschen an, da er, seinen Silberhaaren nach, schon weit über siebzig hinaus seyn muſste.

Er hatte mich unter diesen Reden auf eine sanft empor steigende Anhöhe zu einem Sitze geführt, der, von einem hohen Lorbergebüsche beschattet, der einzigen Öffnung gegenüber stand, durch welche die dieses Thal einschlieſsenden Felsen dem Aug' einen herzerweiternden Blick in eine Ferne verstatteten, wo der Azur der Luft in dem grünlichen Purpur des Meeres zu zerflieſsen schien. Indem ich mich einen Augenblick in dieser Aussicht verlor, trat ein leicht bekleidetes liebliches Mädchen von zwölf oder dreyzehn Jahren aus dem Gebüsch herzu, und reichte, mit jungfräulichem Anstand, dem nigs Geber, des Raymund Lullus, des groſsen Aureolus Filippus Theofrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, und einer Menge anderer Adepten völlig entbehren, und gleichwohl versichert seyn können, daſs sie von diesem groſsen Geheimniſs eben so viel wissen, als besagter König Geber, ja der König Salomo selbst. Doch tragen wir kein Bedenken zu gestehen, daſs derjenige, der den berühmten Siegelring des letztern in seine Gewalt bekommen könnte, sich auch ohne den Stein und die solarische Quintessenz sehr wohl befinden würde; indem der bloſse Besitz dieses Talismans aller Talismanen sogar einem Profanen unumschränkte Gewalt über alle Elemente und Geister giebt: wie niemanden unbekannt seyn wird, der die Arabischen und Persischen Mährchen mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen hat.

Alten und mir jedem einen krystallnen Becher des reinsten Wassers, welches sie so eben aus einer nahe vorbey rieselnden Quelle zu schöpfen gegangen war.

Nachdem wir uns gelabet hatten, entfernte sich das Mädchen wieder, und der Alte setzte unser angefangenes Gespräch folgender Maſsen fort.

III.

„Zwey unverträglich scheinende Eigenheiten unsrer Natur vereinigen sich, die Idee von dem, was man Dämonen oder Götter nennt, in unsrer Seele zu erzeugen: auf der einen Seite, ein angeborner instinktmäſsiger Drang, uns über diese sichtbare Welt, den für unsern Geist allzu engen Kreis der Sinne, Bedürfnisse und Leidenschaften, ins Unendliche empor zu schwingen; auf der andern, die Unmöglichkeit, jemahls (wenigstens in diesem Erdenleben) aus den Schranken heraus zu kommen, die unsrer Vorstellungskraft von innen und auſsen gesetzt sind.

„Nichts von allem was wir sehen und hören, und keiner von den angenehmsten Eindrücken, womit diese Erscheinungen in unserm Innern verbunden sind, kann jenem wunderbaren Triebe genug thun. Nichts erscheint uns so schön, so groſs, so vortrefflich in seiner Art, daſs wir nicht etwas noch schöneres, gröſseres und vortrefflicheres in dieser Art denken könnten, oder, oft sogar wider unsern Willen, ahnen muſsten. Wenn es auch einige Gegenstände und Gefühle giebt, die unsre ganze Seele auszufüllen und zu befriedigen scheinen, so ist es doch in der That nur im unmittelbaren Augenblick des Genusses. Dieser ist kaum vorüber, so dehnt sich die von ihm zusammen gedrückte Einbildung mit ihrer ganzen Schnellkraft wieder aus, und was uns unübertrefflich schien, dient ihr jetzt bloſs zur Springfeder, um sich zur Idee einer noch höhern Vollkommenheit zu erheben, wovon sich ein mehr oder weniger täuschendes Bild in ihrem Zauberspiegel darstellt.

„Diese Ungenügsamkeit unsres Geistes mit dem, was uns die Welt der Erscheinungen und Täuschungen, welche man sich irriger Weise als die wirkliche vorzustellen gewohnt ist, darbietet, erstreckt sich nicht allein auf alle einzelne Gegenstände der Natur, für sich, oder bloſs in ihrem besondern Verhältniſs gegen uns betrachtet: auch der Zusammenhang und die Ordnung dieser Dinge, es sey nun daſs wir sie als Theile eines Ganzen, oder als Wirkungen gewisser Ursachen, oder als Mittel zu gewissen Zwecken betrachten, vermag uns, aus eben demselben Grunde, nie mehr als eine vorüber gehende Befriedigung zu geben. Immer fehlt etwas daran was wir wünschen; immer finden wir irgend eine Erwartung getäuscht; alles sollte sich, meinen wir, besser schicken und in einander fügen, alles leichter und schneller zum Zweck eilen, reiner zusammen klingen, kurz schöner und vollkommner seyn, als es nach unserm Maſsstab ist.

„Daher diese lieblichen Träume der Dichter und Filosofen von einem goldnen Weltalter, von Götter- und Heldenzeiten, von Unschuldswelten, Atlantiden und Platonischen Republiken, womit die Menschen sich von jeher so gern haben einwiegen lassen, und die, so oft man sie im Ernst zur Wirklichkeit bringen wollte, allemahl so viel Unheil angerichtet haben.

„Es ist ein wunderbares Etwas in uns, das immer geneigt ist, die Dinge auſser uns als bloſsen Stoff zu behandeln, und sich unaufhörlich beschäftigt, Welten nach seinem eigenen Entwurf und zu seinem eigenen Zweck daraus hervor zu rufen. Aber auch dann, wenn es, von der vergeblichen oder verderblichen Arbeit ermüdet, seine Schöpfungskraft ruhen läſst, und das Göttliche in der Natur anerkennt, aber nun mit gleicher Vermessenheit in ihr Geheimniſs einzudringen, und die innere Beschaffenheit, die wirkenden Ursachen und den wahren Zusammenhang der Dinge zu erforschen strebt, wird es durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit immer wieder in sich selbst zurück gezogen; wo es sich, nach dem hartnäckigsten Herumtreiben in den Gewinden und Irrgängen der Spekulazion, immer wieder auf der alten Stelle findet, unvermögend sich von seinem Ich los zu winden, und wider Willen genöthigt, immer sich selbst zum Maſs, Muster und Urbild der Wesen, die ein undurchdringlicher Schleier ihm verbirgt, zu nehmen.

„Diese Nothwendigkeit ist es denn, was in jenem jugendlichen Alter der Welt, als der menschliche Geist, aus der Betäubung der Kindheit erwachend, seine ihm selbst noch unbekannten Kräfte zu versuchen und zu entwickeln anfing, den Dämonen, als unsichtbaren Bildnern, Bewegern und Beschützern der sichtbaren Dinge, im Mikrokosmos seiner Ideenwelt das Daseyn gab. Denn da es ihm eben so unmöglich war, an einem dummen thierischen Anstaunen der Natur sich genügen zu lassen, als sich die Erscheinungen derselben aus den Ursachen, die zunächst in die Sinne fallen, zu erklären: wie hätte er sich anders helfen können, als den Grund dieser Erscheinungen in dem Willen und der Macht gewisser unsichtbarer Wesen zu finden, die er sich auf eben diese Weise als die Werkmeister derselben vorstellte, wie er sich bewuſst war, Urheber der Werke seiner eignen Hände zu seyn?

„Aber mit unsichtbaren Dämonen können sich die Menschen (wenigstens so lange sie nicht mit Wörtern wie mit Ziffern rechnen gelernt haben) nicht behelfen. Auch das Unsichtbare muſs ihnen, wenn es Etwas für sie seyn soll, sichtbar werden können; muſs eine Gestalt bekommen, ohne welche es weder ihrer Einbildungskraft erscheinen kann, noch ihrem Verstande denkbar ist. Wenn also die Dämonen, die man sich als Beweger der Natur und Beschützer der Menschen vorstellte, eine Gestalt haben muſsten, so konnten sie schicklicher Weise unter keiner andern, als der edelsten und vollkommensten aller Gestalten, gedacht werden: und wo in der ganzen Natur hätte der

Mensch eine schönere, edlere, vollkommnere, als seine eigene gefunden? Auch würden alle Versuche, sich z. B. den Vater der Götter und Menschen unter einer andern als der menschlichen Form vorzustellen, ewig fruchtlos bleiben. Zwar kann und soll der Dichter und der bildende Künstler, um uns würdige Göttergestalten zu zeigen, die Menschen, die er zu Modellen zu nehmen genöthigt ist, von allen der Einzelnheit anklebenden Mängeln befreyen; kann und soll sie in ihrer reinsten Schönheit denken, und sie gröſser, edler und kraftvoller darstellen, als vielleicht jemahls ein wirklicher Mensch gewesen ist. Er kann die Blüthe der Jugend mit der Reife des vollendeten Alters in ihren Formen vereinigen; kann sie mit Ambrosia nähren, in ätherischen Schimmer kleiden, durch himmlische Wohlgerüche und einen leichtern als menschlichen Gang als Wesen höherer Art sich ankündigen lassen: aber nichts desto weniger werden seine Götter, sobald er sie erscheinen läſst, zu dem was sie in seiner eigenen Einbildung zu seyn genöthigt sind, zu Menschen; — und immer werden sich, unter dem ganzen Menschengeschlecht, sogar einzelne Gestalten finden, die einem Fidias für eine Pallas Athene, einem Lysipp für seinen besten Merkur oder Apollo, einem Praxiteles für eine Knidische Venus oder einen Thespischen Amor, zu Modellen dienen könnten.

„Und eben darum, weil die Dämonen im Grunde nichts als Menschen sind, die der Volksglaube, von Priestern, Dichtern und Künstlern unterstützt, zu höhern Wesen geadelt hat, finden wir, daſs die Vorstellungen von ihnen mit der Kultur immer gleichen Schritt gehalten haben. Die Homerischen Götter sind noch eben so roh als seine Menschen, und daher auch eben denselben Bedürfnissen und Leidenschaften unterworfen. Der Wunsch des groſsen Redners der Römer, „daſs Homer die Menschen lieber zu den Göttern empor gehoben, als die Götter zu Menschen herab gewürdigt haben möchte,“ war ein frommer Wunsch — einer unmöglichen Sache; denn Homer, wie gewaltig auch seine Dichtungskraft war, konnte so wenig über die Schranken der Menschheit als über seine eigenen hinaus gehen. Seine Götter waren alles, wozu sie ein Geist, wie der seinige, in einem Zeitalter, wie das seinige, machen konnte. Fünf hundert Jahre später würde ein Dichter von gleich mächtigem Geist uns schwerlich ein majestätischeres Bild des Vaters der Götter auf seinem Thron haben geben können, als jenes, das die Seele des groſsen Fidias mit der Idee des Olympischen Jupiters schwängerte: aber gewiſs hätte sich ein Dichter aus der Zeit des Fidias nicht einfallen lassen, seinem Jupiter so grobe Schmähungen und so cyklopenmäſsige Drohungen gegen die Königin der Götter in den Mund zu legen, wie sich der Homerische im Angesicht des ganzen Himmels erlaubt. Die Götter Homers schimpfen einander, wenn sie aufgebracht sind, eben so ungezogen als seine Helden; und seine Helden sprechen mit den Unsterblichen in einem Ton, als ob sie recht gut wüſsten, daſs sie mit ihres gleichen sprächen."

IV.

Während Agathodämon sich über die Dämonen, seine Geschlechtsverwandten, so offenherzig gegen mich heraus lieſs, ging etwas in mir vor, das ich dir zu gestehen erröthen würde, wenn es nicht eine Schwachheit wäre, die ich vermuthlich mit dem gröſsten Theile der Menschen, wo nicht mit allen, gemein habe. Ich hatte nehmlich über das Kapitel von den Dämonen schon lange ungefähr eben so gedacht, wie dieser Einsiedler; und dennoch war es mir unangenehm, mich in der Hoffnung, daſs er mein

Meinung vielmehr widerlegen als bekräftigen werde, getäuscht zu finden. Denn wie wenig Ursache wir auch haben zu hoffen, daſs wir über Dinge dieser Art jemahls weiter kommen könnten, als, mit Sokrates, zu wissen daſs wir nichts davon wissen: so regt sich doch bey jeder Gelegenheit ein leiser instinktartiger Wunsch in uns, von Personen, die sich uns als auſserordentliche Menschen ankündigen, etwas befriedigenderes zu erfahren, als jene gelehrte Unwissenheit, womit wir uns, ungern genug, behelfen müssen.

Ich konnte mich also nicht enthalten, — als Agathodämon (vermuthlich um seine Brust ein wenig ruhen zu lassen) eine Pause machte — in einem beynahe miſsmüthigen Tone die Frage zu thun: Sollte denn der Umstand, daſs wir uns die Dämonen nicht wohl anders als unter menschlichen Formen vorstellen können, hinlänglich seyn, ihr Daseyn auſser unsrer Vortellung zweifelhaft zu machen?

Wenn du mich bisher verstanden hast, versetzte er lächelnd, so kannst du dir diese Frage mit wenigem Nachdenken selbst beantworten.

Deine Meinung ist also, erwiederte ich, daſs sie in der That keine andere Existenz haben, als die sie durch die Gesänge der Dichter, den Meiſsel der Bildhauer, und den Glauben des Volks erhalten?

„Wenn dir das noch zweifelhaft scheint, Hegesias, so laſs doch sehen, wie sie sich uns auf eine andere Art offenbaren könnten. Gesetzt, Jupiter oder die goldne Afrodite, seine Tochter, wollten dich so, daſs keinem Zweifel Raum übrig bliebe, von ihrem Daseyn überzeugen: so könnten sie es doch wohl nicht anders, als wie es deine Natur zuläſst, bewerkstelligen? also auf eben dieselbe Weise, wie du und ich und alle andre Menschen, vermöge unsrer Natur, von dem Daseyn irgend eines Dinges auſser uns gewiſs werden? nehmlich vermittelst des äuſserlichen Sinnes, durch den unmittelbaren Eindruck, den sie auf eines oder mehrere Organe desselben machen müſsten. Setze also, Zevs erschiene dir unter der Gestalt eines Stiers oder Schwans, so würdest du nicht ihn sondern einen Stier oder Schwan sehen; und wie könntest du — oder wie hätten Europa und Leda, denen dieses Abenteuer wirklich begegnet seyn soll, auf den Einfall kommen können, den Vater der Götter unter dieser Maske zu suchen? Eben dasselbe würde geschehen, wenn Zevs oder Afrodite sich dir unter menschlicher

EILFTER GESANG.

1.

Nichts ist mir mehr verhaſst, als einen Dichter zu sehen,
Der seine Allgewalt zur Grausamkeit miſsbraucht.
Er nenne sich, wenn er will, den Schöpfer seiner Ideen,
Und fodre die Rechte, die wir dem Titan zugestehen,
Der einst den Einfall gehabt, aus Lehm in Wasser getaucht
Ein Mittelding von Gott und Thier zu drehen,
Und ihm nur eben so viel von Seele eingehaucht
Als man, um gut zu seyn, zur höchsten Nothdurft braucht;
Man sag', es stand bey ihm, sie wie er wollte zu schaffen,
Zu Helden oder Thersiten, zu Weisen oder Laffen:

Gestalt zeigten: du würdest Menschen sehen, nicht Götter. Wolltest du sagen, sie könnten ihre Erscheinung durch Umstände und Eindrücke auszeichnen, wodurch sie nothwendig als wirkliche Dämonen erscheinen müſsten: so würde ich dich fragen, wie sie das anfangen sollten, wofern sie nicht das Unmögliche thun, und dem Menschen neue bisher unbekannte Sinnenwerkzeuge, oder Empfänglichkeit für Erscheinungen, die auſserhalb des Kreises ihrer Anschauung liegen, geben können? Gesetzt, Jupiter zeige sich dir in der ganzen Majestät, womit ihn Homer und Fidias umgeben, auf einer Donnerwolke sitzend, die Rechte mit Blitzen bewaffnet, und den göttlichen Adler zu seinen Füſsen: was hättest du da gesehen, als ein Bild, das dir Dichter und Mahler oft genug vorgemahlt haben, um es deiner Einbildungskraft einzuprägen? und wie könntest du je gewiſs werden, daſs es nicht diese, sondern wirklich der äuſsere Sinn sey, der dir eine so ungewöhnliche Erscheinung darstellt? Laſs es aber auch seyn, daſs sie deinem körperlichen Auge wirklich widerfahren wäre: so würdest du darum nicht mehr noch weniger, als einen mit Blitzen bewaffneten Menschen, nicht den Gott auf der Donnerwolke gesehen haben; und der wirkliche Jupiter hätte in dieser

Gestalt keine andre Eindrücke auf dich machen können, als die Schranken, die er selbst seiner Kraft durch seine scheinbare Vermenschlichung gesetzt hätte, zugelassen haben würden; das heiſst, weder mehr noch weniger als denselben Eindruck, den eine erhabene Menschengestalt in dem besagten Jupiters-Kostum auf die natürlich disponierten Organen eines Menschen machen kann. Meine Behauptung behielte also ihre volle Kraft. Was auch die Dämonen an sich seyn mögen, uns können sie weiter nichts als idealisierte Menschen seyn; eine göttlichere Gestalt, als die menschliche, gesehen oder erfunden zu haben, hat sich meines Wissens noch kein Sterblicher gerühmt.

„Ich habe bisher nur von der Gestalt der Dämonen gesprochen. Sollte sichs etwa mit ihrer innern Form, in so fern sie als geistige, denkende und handelnde Wesen gedacht werden, anders verhalten? Wird nicht auch da die Menschen-Natur der nothwendige Typus bleiben müssen, an welchen wir, wenn wir uns das Göttliche in ihnen vorstellen wollen, schlechterdings gebunden sind? Wir können ihnen keine andern Erkenntniſsvermögen beylegen als die unsrigen, keine andere Vernunft als die unsrige, keine sittliche Vollkommenheit und Gröſse, die nicht auch einem Menschen erreichbar wäre: denn wie könnten wir ihnen etwas beylegen, wovon wir keine Vorstellung haben? Nie hat daher ein Gott etwas gesagt, was sein Priester nicht eben so wohl hätte sagen können; nie etwas so edles und gutes gethan, was ein Mensch nicht auch thun könnte, oder schon gethan hätte. Nur zu oft sind die Götter bloſse Dratpuppen ihrer Priester; und der Musenführer Apollo selbst macht, bekannter Maſsen, schlechte Verse, wenn die Pythia, die ihm ihren Mund leihen, oder der Poet, der ihr Orakel auf der Stelle versificieren muſs, keine guten zu machen gelernt hat. Eben daher ist auch, wie ich schon bemerkte, der Grad von Sittlichkeit, wozu sich die Menschen auf den verschiedenen Stufen der Kultur nach und nach erhoben haben, von jeher der Maſsstab des sittlichen Karakters der Götter gewesen: und wenn wir jetzt anständigere Begriffe von den unsrigen hegen als in den Homerischen Zeiten im Schwange gingen; wenn jedermann, der auf Erziehung Anspruch macht, sich die Götter entweder als personificierte Naturkräfte und Tugenden, oder als vergötterte Menschen, die wegen groſser Verdienste um das menschliche Geschlecht nach ihrem Tode zu Schutzgeistern desselben erhoben worden, oder als weise Regenten der menschlichen Dinge und gerechte Austheiler der Belohnungen und Strafen, die der Tugend und dem Verbrechen gebühren, vorstellt; so ist es bloſs die Filosofie, die über diesen Punkt die Begriffe der höhern Stände und Klassen veredelt hat.

„Das Vermögen, Wunderdinge zu thun, ist in der That das einzige, worin die Dämonen etwas voraus zu haben scheinen könnten, wenn wir ihnen nicht unsere Zauberer und Taschenspieler entgegen zu stellen hätten, die das alles durch Kunst zuwege bringen, was man jenen als ein Vorrecht ihrer höhern Natur zuzuschreiben pflegt. Denn bekannter Maſsen machen unsre Chaldäer und Magier Anspruch darauf, sich unsichtbar machen und in jede beliebige Gestalt verwandeln zu können; sie gebieten den Elementen, erregen Stürme, ziehen den Mond auf die Erde herab, rufen die Todten aus ihren Gräbern hervor, sehen das Zukünftige, können zu gleicher Zeit an mehr als Einem Orte seyn, und was dergleichen mehr ist. Ja, wenn man ihnen glaubt, so besitzen sie das Geheimniſs, sich sogar die Dämonen selbst zu unterwerfen: eine Behauptung, wodurch sie meine Meinung von den letztern nicht wenig unterstützen. Denn gewiſs können die nicht mehr als Menschen seyn, die einen Menschen für ihren Meister erkennen müssen.

„Und nun, setzte der Unbekannte hinzu, glaube ich mich hinlänglich darüber erklärt zu haben, was ich mit meiner Behauptung über die Natur der Wesen, die man unter dem allgemeinen Nahmen der Dämonen zu begreifen pflegt, sagen wollte. Oder hast du vielleicht noch etwas zu erinnern?“

Da ich in den groſsen Mysterien zu Eleusis eingeweiht bin, versetzte ich, so darf weder diese Behauptung, noch dein Beysatz, daſs es in unsrer Macht stehe zu werden was sie waren, etwas befremdendes für mich haben. Gleichwohl muſs ich dir gestehen, ich kann mich nicht ohne Mühe dazu bequemen, daſs dieſs Alles seyn soll, was wir von den höhern Wesen wissen, deren Daseyn ein geheimniſsvoller Instinkt uns zu glauben nöthigt.

Und was könntest du denn mehr verlangen? erwiederte jener. In das Geheimniſs der Natur selbst einzudringen, ist uns verwehrt. Der Kreis der Menschheit ist nun einmahl unser Antheil, und der Umfang, worin alle unsre Ansprüche eingeschlossen sind. Sobald wir uns über ihn versteigen wollen, finden wir uns mit einem undurchdringlichen Dunkel umgeben; oder das Licht selbst, das uns dann entgegen strömt, ist so blendend, daſs es für Augen wie die unsrigen zur dichtesten Finsterniſs wird. Aber o daſs wir die Würde unsrer eignen Natur erkennen möchten! es ganz durchschauen und immer gegenwärtig haben möchten, daſs der Mensch nichts gröſsers kennt noch kennen soll als sich selbst; daſs er alles, was er zu seiner Vollständigkeit bedarf, in sich finden kann, und daſs seinem ewigen Wachsthum an Kraft und Vollkommenheit keine andere Grenze gesetzt ist, als die wesentliche Form seiner eignen Natur, über welche er sich eben so wenig hinaus denken als hinaus dehnen kann, er müſste sich denn nur ins unendliche — Nichts ausdehnen wollen.

V.

Indem Agathodämon diese letzten Worte sprach, lieſs sich plötzlich eine liebliche Singstimme hören, deren reine Silbertöne, von dem schönsten Echo vervielfältigt, meine ganze Aufmerksamkeit nach dem Orte, woher sie zu kommen schienen, hinzog. Stelle dir vor, Timagenes, wie betroffen ich war, als ich auf einem der Felsen eine schöne

Jünglingsgestalt erblickte, die sich selbst zu einem Orfischen Hymnus auf der Cither begleitete, und in ihrer Begeisterung nicht zu achten schien daſs sie Zuhörer hatte. Eine Fülle von kunstlos lockigen blonden Haaren wallte, halb in der Morgenluft fliegend, um ihre weiſsen Schultern. Sowohl ihre Kleidung als ihr schlanker Wuchs und die rundlichen Formen ihrer Arme und Beine lieſsen das Auge ungewiſs, ob man sie für den Sohn der Maja oder für eine der Oreaden dieses Gebirges halten sollte.

Als sie zu singen aufgehört hatte, warf ich einen staunenden Blick auf Agathodämon; und wie ich die Augen nach dem Felsen zurück drehte, war die Erscheinung verschwunden.

Nun, Hegesias, sagte der Alte lächelnd, hast du alles gesehen, was mir in den Augen meiner Nachbarn, der Ziegenhirten, den Schein eines übernatürlichen Wesens giebt; und du kannst dir jetzt zum Theil selbst erklären, wie diese guten Leute, in ihrer abergläubischen Einfalt, ungewöhnliche Erscheinungen zu wunderbaren zu erheben wissen. Das junge Mädchen, das uns Wasser reichte, ist die Nymfe, von welcher sie dir gesprochen haben; und der Apollo, in dessen Gestalt ich selbst (wie dir einer sagte) zuweilen gesehen und gehört werde, ist ein schönes Weib von dreyſsig Jahren, die Mutter der kleinen Nymfe und die Gattin des wackern Mannes, den du dort hinter den Gebüschen mit dem Spaten in der Hand beschäftiget sehen kannst. Denn für dich, Hegesias, soll hier keine Täuschung seyn. Dieser Mann war in meinem väterlichen Hause als Sklave geboren, und diente mir, sobald er jemand zu dienen fähig war. Er ist einer der besten Menschen, die ich kenne, und hat mich mit einer seltnen Anhänglichkeit auf einigen der Reisen begleitet, die einen groſsen Theil meines Lebens wegnahmen. Als ich nach vielen Jahren zurück kam, um einige Zeit in meinem Vaterlande zuzubringen, belohnte ich seine Treue, indem ich seine Liebe zu einem in unserm Hause gebornen Mädchen begünstigte, welches von meiner Mutter selbst eine feinere Erziehung, und die Ausbildung der Naturgaben, wovon du nur eben eine Probe hörtest, erhalten hatte. Ich verheirathete sie mit ihm, und schenkte ihnen die Freyheit, ohne mich sogleich von ihnen zu trennen. Er begleitete mich noch auf verschiedenen neuen Reisen; und als ich mich endlich entschloſs, den Rest meiner Tage in gänzlicher Verborgenheit auszuleben, konnt' ich ihn nicht verhindern, mir mit seinem

Weibe und ihrer Tochter in diese Einsiedeley zu folgen, wo sie sich alle drey beeifern, für meine ziemlich mäſsigen Bedürfnisse zu sorgen, und alles mögliche zu thun, um mich in die angenehme Täuschung zu setzen, als ob mein Leben im Elysium schon angegangen sey. Sie hangen an mir wie an einem geliebten Vater, und ich lebe mit ihnen wie unter meinen Kindern. Sie wissen sich so gefällig in meine Eigenheiten zu schicken, und verstehen mich so gut, daſs ich kaum der Sprache nöthig habe, um ihnen meine Wünsche zu erkennen zu geben. Der alte Kymon, der (wie du siehest) noch ein rüstiger Mann ist, besorgt den Garten, dessen Gemüse und Früchte, nebst der Milch etlicher Ziegen, uns eine leichte und gesunde Nahrung geben. Das Wenige, was uns sonst noch nöthig ist, weiſs er aus der nächsten Stadt herbey zu schaffen, ohne daſs jemands Aufmerksamkeit dadurch erregt wird. Die Hirten, die, den Sommer über, diese Berge beweiden, halten ihn für den Einwohner eines benachbarten Dorfes, und sehen ihn zu selten, um sich genauer nach ihm zu erkundigen; indessen er durch seinen Neffen, der einer aus ihrem Mittel ist, so viel von ihnen auskundschaftet, als es bedarf, sie in dem Wahne zu erhalten, die Spitze des Gebirges werde von einem guten

Dämon bewohnt, dessen Nähe ihnen Segen bringe; eine Täuschung, die ihnen unschädlich ist, und mir vor den Folgen ihres Vorwitzes Sicherheit gewährt. — In allem diesem wirst du viel Grillenhaftes finden, lieber Hegesias; und in der That muſs man mit meiner ganzen Lebensgeschichte bekannt seyn, um gelinder davon zu urtheilen.

Das einzige, was ich noch nicht begreife, versetzte ich, ist, wie du in dieser Einöde die Abwechslungen der Witterung aushalten, und dich gegen die Unfreundlichkeit des Winters verwahren kannst.

Dafür, erwiederte er, ist von langem her gesorgt. Der ehemahlige Eigenthümer dieses Berges war der vertrauteste meiner Freunde, und es wurde schon vor vielen Jahren unter uns verabredet, daſs ich, sobald ich urtheilen würde daſs es Zeit sey, diese Einöde zum Aufenthalt wählen wollte. Er lieſs eine zu diesem Zweck überflüssig bequeme Wohnung in einen dieser Felsen hauen, und alles darin so einrichten, daſs es mir an keiner Gemächlichkeit fehlt, die in meinen Jahren zum Leben unentbehrlich ist. Die Höhe, in welcher ich hier wohne, ist sehr mäſsig, und die Felsen, die dieses enge Thal einschlieſsen, verwahren es vor

2.

Sehr wohl! Doch wiſst, wer alles, was er kann,
Erlaubt sich hält; wer, wenn kein äuſsres Gesetz ihn bindet,
Der Güte groſses Gesetz in seinem Herzen nicht findet,
Und wär' er Kaiser im Mond, mir ist er ein Tyrann!
Ich hasse den Dichter — er würde auf einem Throne
Ein Nero seyn — den unser Leiden ergetzt,
Der, bloſs, sich uns als Meister vom tragischen Tone
Zu zeigen, seine Geschöpfe aus Jammer in Jammer versetzt,
Und daſs wir, sie leiden zu sehn, uns desto empfindlicher grämen,
Noch alle Mühe sich giebt, uns für sie einzunehmen;

3.

Der sein Gehirn erschöpft, um sie, durch eine Reih'
Von unerhörten Fährlichkeiten
Zu Wasser und Land, ins Verderben zu leiten;
Durch Räuber in wüsten Schlössern, Algierische Sklaverey,
Pest, Hungersnoth, Gefahr von wilden Leuten

den Winden der rauhen Jahrszeit. Mein Freund ist nicht mehr; aber sein Sohn (der einzige, der um unser Geheimniſs weiſs) hat die Gesinnungen seines Vaters für mich geerbt. Er hat, dem letzten Willen desselben zu Folge, sogar das Eigenthum dieses ganzen Berges an meinen freygelaſsnen Kymon abgetreten, wiewohl er, um meine Verborgenheit desto besser zu begünstigen, eingewilligt hat, so lang' ich lebe, den Nahmen des Eigenthümers zu tragen. Kurz, wir haben alle mögliche Vorsicht gebraucht, um der Welt ein Geheimniſs daraus zu machen, was aus einem Manne geworden sey, der beynahe ein Jahrhundert durch ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Agathodämon schien voraus gesehen zu haben, daſs diese letzten Worte auch meine Aufmerksamkeit auf ihn verdoppeln würden. Denn indem ich meine Augen mit einem forschenden Blick auf ihn heften wollte, blitzten mir die seinigen so mächtig und Ehrfurcht gebietend entgegen, daſs ich sie sogleich wieder zu senken genöthigt war. Der Ausruf, welch ein wunderbares Wesen bist du? schwebte mir schon auf den Lippen: aber auch diesen hielt eine Scheu, von welcher ich nicht Meister werden konnte, zuruck. Gleichwohl war diese

Scheu mit einer so sonderbaren Art von Anmuthung vermischt, daſs ich mich nicht erwehren konnte, meinen Mund auf seine hagere Hand zu drücken, und diesen unfreywilligen Ausdruck des Gefühls, das er mir einflöſste, mit einigen abgebrochenen Worten zu begleiten, die ihn besser als die zierlichste Rede dessen, was in meinem Gemüthe vorging, verständigten.

Nach einer kleinen Stille fing er wieder an: Du bist vielleicht nicht neugieriger zu wissen wer ich bin, als ich geneigt bin, mich dir ohne Zurückhaltung zu offenbaren. Es ist eine Art von Bedürfniſs für mich; aber ich würde mir die Befriedigung desselben versagen, wenn ich nicht einen andern Bewegungsgrund hätte, der, wiewohl sich vielleicht die Eitelkeit auch hinter ihn versteckt, dem ungeachtet wichtig genug ist meine Entschlieſsung zu bestimmen. Mein Leben hat zu viel Aufsehens gemacht, als daſs ich erwarten könnte, der Nachwelt unbekannt, mit dem groſsen Haufen der Sterblichen den Strom der Vergessenheit hinab zu rinnen. Ich kenne mehr als Einen, der meine Geschichte schreiben, und sie sehr unrichtig schreiben wird, wenn er auch kein Wort mehr sagt, als was er selbst gesehen und gehört zu haben glaubt. Meine wahre Geschichte könnte der Welt vielleicht nützlich werden: verfälscht oder in ein täuschendes Licht gestellt, kann sie nicht anders als Schaden thun. Warum also sollte ich dem Gefühl widerstehen, das dir mein Herz beym ersten Blick aufgethan hat, und nicht einen Mann von reiner gesunder Seele, wie ich in dir zu erkennen glaube, zum Verwahrer des Geheimnisses meines räthselhaften Lebens machen? Denn ein Räthsel war es, und, wie ich gestehen muſs, bloſs darum, weil ich wollte daſs es nicht begriffen werden sollte. Die Ursachen, warum ich es wollte, sind nicht mehr; ich habe meine Rolle ausgespielt — und du, Hegesias, (setzte er hinzu, indem er meine Hand ergriff und drückte) du sollst der Erste seyn, dem ich mich so zeigen will, wie ich mich selbst sehe.

Er sprach dieſs mit einem Ton und Ausdruck von Wahrheit in seinem ganzen Wesen, daſs ich, von den mannigfaltigen und sonderbaren Gefühlen, die er in mir aufregte, überwältigt, im Begriff war mich ihm zu Füſsen zu werfen; aber er hielt mich noch zurück, schloſs mich in seine Arme, und sagte: Für jetzt kein Wort weiter von dieser Sache! Du bist gerührt; laſs uns von andern Dingen sprechen. Und damit nahm er mich bey der Hand, und führte mich durch die verschiedenen Abtheilungen seiner Pflanzung nach seiner Wohnung. Kannst du dich, setzte er hinzu, mit Pythagorischer Diät behelfen, wie ich einem Manne von deiner Profession zutrauen darf, so verweile einige Tage bey mir: ich müſste mich sehr irren, wenn sie dir länger vorkommen sollten, als die Stunden, die du bey den Ziegenhirten zugebracht hast.

VI.

Wir kamen bey dem wackern Kymon vorbey, der eben beschäftigt war einige Rankengewächse zu stängeln. Hier bringe ich dir den Fremden, den du mir in verwichener Nacht ankündigtest, sagte der Greis, und machte mir dadurch mit zwey Worten begreiflich, wie er zur Kenntniſs meines Nahmens gekommen war. Nun führte er mich unter eine groſse Laube von Weinreben, die das Vorhaus seiner Wohnung ausmachte. Wir lieſsen uns auf Bänke nieder, die, wie es schien, kurz zuvor mit frischen Rosenblättern bestreut worden waren. Wir unterhielten uns von allerley, bis das Gespräch unvermerkt auf die groſse Geneigtheit der Menschen gerieth, zu glauben was sie nicht wissen können, und wovon sie sogar sich einen Begriff zu machen unfähig sind. Ich behauptete, daſs dieſs ein wirkliches Bedürfniſs unsrer Natur sey; daſs der Unzulänglichkeit unsrer Vernunft dadurch nachgeholfen werde, und daſs insonderheit der Glaube eines das Ganze umfassenden und beseelenden Geistes, und einer allgemeinen Weltregierung, ja, in Ermangelung eines bessern Begriffs, sogar der Dämonismus, der sich diese Regierung als unter Viele vertheilt vorstellt, das einzige sey, was die Leidenschaften roher Menschen zähmen, und dem gebildeten die Bürde der unzähligen Übel und Drangsale des Lebens erträglicher machen könne.

Agathodämon hörte alles, was ich über diesen Gemeinplatz vorbrachte, mit vieler Gefälligkeit an; und als ich fertig war, sagte er: Ich bin nicht nur, was den groſsen Haufen der Menschen betrifft, deiner Meinung; ich gestehe dir sogar zu, daſs der Hang zum Glauben eine allgemeine Schwachheit der Menschen ist. Aber anstatt, wie du, sie als eine Wohlthat der Natur anzusehen, betrachte ich sie vielmehr als einen geheimen Feind, den wir in unserm Busen tragen, und dem wir, anstatt ihn zu nähren und zu pflegen, vielmehr, so viel nur immer möglich, alle Nahrung zu entziehen suchen sollten. Bedenke, lieber Hegesias, (fuhr er mit etwas verstärktem Tone der Stimme fort, da er mich über diese Rede stutzen sah) bedenke, daſs der gröſste Theil der Übel und Drangsale, gegen welche du im Glauben eine Stütze findest, ohne ihn gar nicht vorhanden wäre. Denn auch Aberglauben ist Glauben; und wenn wir nicht jenem, sondern bloſs einem von der Vernunft selbst gebilligten Glauben, wohlthätige Einflüsse auf das menschliche Gemüth zuschreiben wollen, wie sogar unbedeutend ist das Gute, das dieser gethan haben mag, gegen die unermeſsliche Summe der Übel, welche jener über das menschliche Geschlecht gebracht hat! Sehen wir nicht bey allen Völkern und zu allen Zeiten Vernunft und Sittlichkeit durch Aberglauben verfinstert und gefesselt? Und hat er uns etwa darum weniger Böses zugefügt, weil ihm ein dunkles Gefühl zum Grunde liegt, welches, durch Vernunft erleuchtet, gereinigt und geleitet, ein mächtiger Antrieb zur Tugend und ein fester Grund der Ruhe und Hoffnung für gute Menschen werden kann? Ist es nicht jenes vielgestaltige Ungeheuer, welches, von uralten Zeiten her, das Joch der religiösen und politischen Sklaverey über den Nacken der Menschheit geworfen, ihre edelsten Kräfte gelähmt, ihrem freyen Fortschritt zur Ausbildung und Vollendung unübersteigliche Hindernisse entgegen gethürmt hat? Alles Jammers ohne Maſs und Ziel nicht zu gedenken, welchen er durch die schändliche Gleiſsnerey, die übermüthige Herrschsucht, den unersättlichen Geitz und die wüthende Unduldsamkeit seiner Priester über einzelne Menschen, Länder und Zeiträume aufgehäuft hat. Zufällige Umstände führten mich frühzeitig auf diese Betrachtungen. Ich erkannte die Gefahr, in einem dunkeln, auf allen Seiten mit Klippen und Abgründen umgebenen Irrgang zu suchen, was ich auf einem vom hellsten Sonnenlicht bestrahlten Wege viel sichrer und gewisser erlangen konnte; und von dieser Zeit an machte ich mirs zu einer meiner ersten Pflichten, dem Hang zum Glauben eben so ernstlich zu widerstehen, als ich dem Hang zur Wollust widerstand; wiewohl ichs einem Aristipp nicht hätte abläugnen können, daſs dieser letztere, durch Vernunft veredelt, geläutert und gemäſsigt, glücklich organisierte und unter besonders günstigen Gestirnen (wie man zu sagen pflegt) geborne Menschen auf einem sehr angenehmen Wege zu einem nicht gemeinen Grade von sittlicher Vollkommenheit, innerer Harmonie, Zufriedenheit und Lebensgenuſs führen könne. Warum, sagte ich zu mir selbst, sollt' ich auf gefahrvollen Umwegen suchen, was ich ohne Gefahr viel näher haben kann? Wenn der Hang zum Glauben auch keinen andern Nachtheil hätte, ist es nicht genug, daſs er unvermerkt die Nerven des Geistes abspannt? daſs seine narkotische Kraft die Vernunft einschläfert? daſs wir, wenn wir seinem Einfluſs Raum geben, uns beruhigen, wo wir forschen, leiden, wo wir thätig seyn, hoffen, wo wir fürchten, uns ergeben, wo wir widerstehen sollten?

Aber (fiel ich ein) giebt es nicht so viele Fälle im Leben, wo wir mit allem unserm Forschen nichts heraus bringen, mit aller unsrer Thätigkeit nichts ausrichten, und gezwungen sind zu leiden was nicht zu ändern ist? Welch ein elender Tröster ist in solchen Fällen das Gefühl der eisernen Nothwendigkeit, unsern Hals unter die zermalmende Gewalt eines blinden Verhängnisses beugen zu müssen — gegen den Glauben, daſs Weisheit und Güte alle unsre Schicksale angeordnet habe, und jeder einzelne Miſsklang sich im Ganzen in die reinste Harmonie auflöse!

Ohne Zweifel, antwortete er, hat derjenige, der unter einem schweren Leiden in diesem Glauben Trost und Linderung findet, viel vor dem voraus, der seinem gepeinigten Gefühle keinen weichern Pfühl, als ein eisernes Schicksal, unterzulegen hat. Indessen möchte ich mich doch auf dein eigenes Bewuſstseyn berufen, ob der Gedanke, „die Miſsklänge, die jetzt mein Ohr zerreiſsen, werden in eine Harmonie, die ich nicht höre, aufgelöst,“ — ob dieser Gedanke, so lange mein Ohr gepeinigt wird, eine sonderliche Wirkung thun kann? Auch wüſste ich nicht, was du einem Leidenden antworten wolltest, der dich versicherte: dieſs sey es eben was ihn am empfindlichsten schmerze, daſs er unter einer milden und weisen Regierung leiden müsse. Von einem anerkannten Tyrannen gequält zu werden, würde weniger unerträglich seyn; oder vielmehr, wir sind nun einmahl so organisiert, daſs unser Gefühl den, der uns peinigt, immer einen Tyrannen nennen wird. Findest du nicht auch (setzte er in einem halb scherzhaften Ton hinzu) es sey schwer, das unmittelbare Gefühl, daſs uns übel ist, durch den Glauben, daſs uns wohl sey, zu übertäuben?

Mehr als schwer, sogar unmöglich, erwiederte ich beynahe zu ernsthaft, wenn der Mensch nichts als ein Thier wäre; aber —

Hier wars, wo ich dich erwartete, rief der Alte. Aber — sagst du? — Erkläre dich!

„Du hast mich verstanden, Agathodämon.“

Das habe ich, und wir sind also nahe dabey, einander beide zu verstehen. Da dem Menschen etwas im Busen schlägt, das dem Sinnengefühl das Gegengewicht halten kann, und Böses und Gutes nach einer ganz andern Regel beurtheilt — Gut, Hegesias! ich weiſs was du daraus folgern willst; aber laſs mich die Periode nach meinem Sinne vollenden, und das wahre Resultat aus deinen Vordersätzen ziehen. Der Mensch, über welchen die Vernunft so viel Macht hat als ihr zukommt, wozu sollte er die Täuschungen der Einbildungskraft und eines Glaubens, der seinem innern Gefühle Gewalt anthut, vonnöthen haben? Wozu ein erbettelter und ungewisser fremder Beystand, wo unsre eigne Kraft völlig hinreicht, sobald wir uns ihrer gehörig bewuſst sind, und uns nicht, durch unzeitiges Verzagen an uns selbst, aus unserm Vortheil setzen? Oder nenne mir einen Fall, wo es nicht in unsrer Macht stände, jedem Eindruck der Sinne, jedem Reitz und Drang der Begier, bloſs dadurch hinlänglichen Widerstand zu thun, daſs wir widerstehen wollen? Laſs uns nicht an unsrer Kraft verzweifeln, ehe

Gefressen, oder von Heiden mit vielen Feierlichkeiten
Dem Drachen geopfert zu werden; drauf in der Barbarey
Aus einem Fenster (zu dem auf seidenen Stricken
Sein Held im Taumel verliebter Schwärmerey
Empor stieg, der Minne Frucht auf glühenden Lippen zu pflücken)

4.

Durch einen gewaltigen Sprung, der Wuth
Des Bassa, der hier wie ein kleiner Sultan hauset
Und dessen Säbel ihm schon um beide Ohren sauset,
Entfliehend, den Kopf zu unterst sich in die schäumende Flut
Des lybischen Meeres zu stürzen, die ihn gar unsanft wieget,
Bis, da er nicht mehr kann und just
Sein letztes *in manus* spricht, ein Boot zu Hülf' ihm flieget.
Auf einmahl findet er hier sich an der liebenden Brust,
Für die er das alles seit langen sieben Jahren
Erlitten, um derentwillen er Länder und Meere durchfahren;

wir versucht haben wie weit sie gehen kann, und zu welchem Grade wir sie durch unablässige Übung, oder, da wo es Noth ist, durch ungewöhnliche Anstrengung, erhöhen können! Gewiſs, Hegesias, ist es unsre eigne Schuld, daſs wir nicht ganz andere Menschen sind; und ich bin völlig überzeugt, daſs die Neigung zum Glauben, die der weichlichen Trägheit unsrer sinnlichen Natur so wohl zu Statten kommt, keine der geringsten Ursachen ist, warum der Mensch bisher so weit hinter dem zurück geblieben ist, was er seyn könnte und müſste, wenn es ihm etwas ein für allemahl ausgemachtes wäre, daſs er alle seine Hülfsquellen in sich selbst zu suchen habe.

Es kommt mich hart an, (versetzte ich) einer meiner Lieblingsideen zu entsagen. Auch bekenne ich dir, Agathodämon, daſs sie durch das, was du bisher gegen sie vorgebracht hast, noch nicht erschüttert worden ist, wiewohl ich nicht von mir erhalten kann, mich hierüber näher zu erklären.

Wie? Ohne dichs anfechten zu lassen, (sagte Agathodämon mit einem ironischen Blick) ob du nicht dadurch den Verdacht bey mir erweckest, du scheuest dich nur deinen Liebling dem Licht auszusetzen, damit seine blöde Seite nicht zum Vorschein komme?

Ich gestehe, der Argwohn wäre nicht ganz ohne Schein, erwiederte ich. Indessen geschieht es doch, die Wahrheit zu sagen, bloſs aus eben dem Zartgefühl, weſswegen ein sehr warmer Liebhaber nicht gern zu einem kalten Zuhörer von seiner Geliebten spricht.

Wenn es nur dieſs ist, Hegesias, sagte er, so finden wir in der Folge wohl noch Gelegenheit, zu deiner Geliebten zurück zu kommen. Denn auch ich habe — wie du vielleicht schon hättest merken können — noch nicht alles gesagt, was ich über diesen Gegenstand zu sagen habe.

VII.

Als die Tageshitze zunahm, führte mich Agathodämon in seine Felsenwohnung. Die Natur und die Zeit hatten durch verschiedene gröſsere und kleinere Aushöhlungen dem ehemahligen Besitzer vorgearbeitet, als er es unternahm, eine Wohnung für seinen Freund darin zurichten zu lassen. Wir traten in einen hohen und geräumigen Sahl, der auf zwey Reihen Dorischer Säulen ruhte, und mit den Brustbildern der berühmtesten Weisen, Dichter, Redner, Staatsmänner und Künstler Griechenlands ausgeziert war. Eine der schmälern Wände nahm verschiedene Schränke mit Büchern ein. Auf der längern Seite führte eine Thür in einen kleinen Speisesahl, und eine andere in etliche Schlafkammern und zum Aufenthalt der Hausgenossen. Hier, sagte Agathodämon, indem er mir die Bequemlichkeiten seiner Wohnung zeigte, hier ist alles, wie du siehst, und noch mehr, als was ein Mann von sechs und neunzig Jahren bedarf, der sich an dem Schauspiel des menschlichen Lebens müde gesehen, und seine eigene Rolle ausgespielt hat. Für eine Grabhöhle ist hier alles räumig und gemächlich genug.

Du, Agathodämon, du sechs und neunzig Jahre? rief ich mit einem Erstaunen, welches ihm an Unglauben zu grenzen schien.

Was befremdet dich am meisten, (sagte er lächelnd) daſs ich in einem so hohen Alter nicht gebrechlicher aussehe? oder, daſs ich, mit einer solchen Leibesbeschaffenheit, ein so hohes Alter erreichen konnte?

Ein solches Alter, (erwiederte ich) bey einer Lebhaftigkeit und Stärke, welche von vielen, die kaum halb so viel Jahre zählen, beneidet werden dürften, zeugt unfehlbar von einer vortrefflichen Natur: aber ich müſste mich sehr irren, wenn nicht Weisheit und Enthaltsamkeit den gröſsten Antheil an der Ehre hätten, die du der Menschheit auch in diesem Stücke machst. Ein Nestor war schon in den heroischen Zeiten der Ilias eine seltne Erscheinung; wie sollte sie in den unsrigen nicht unglaublich seyn?

Ich meines Theils (versetzte der Alte) bin völlig überzeugt, es liege bloſs an den Menschen selbst, daſs ein Jahrhundert nicht das gewöhnliche Maſs ihres Lebens ist. Wäre die Lebensweise, welcher ich dieses hohe und noch ziemlich kräftige Alter zu danken habe, allgemein, so würde man nichts leichter und bequemer finden, als so zu leben: aber in einer Zeit, wo man, um eine solche Lebensweise zu behaupten, mit der ganzen Verfassung des gesellschaftlichen Lebens und mit dem allgemeinen Beyspiel beynahe in allem zu kämpfen hat, ist vielleicht nichts schwerer.

Um so eher wirst du mir zu gut halten, (sagte ich) wenn ich zu wissen begierig bin, wie du eine so unmöglich scheinende Sache bewerkstelligen konntest.

Die Antwort auf diese Frage führt uns mitten in die Geschichte, die ich dir versprochen habe, erwiederte Agathodämon.

Wie also, (versetzte ich) wenn du, wofern es dir nicht beschwerlich ist, sogleich den Anfang machtest, mich mit der Erfüllung dieses Versprechens zu begünstigen?

Sehr gern, sagte er, indem er sich zwischen zwey Säulen den Bildern des Pythagoras und Diogenes gegenüber setzte, und mich neben ihm Platz nehmen hieſs.

In diesem Augenblick trat die liebliche junge Nymfe wieder herein. Sie stellte einen kleinen Tisch, der mit zwey krystallenen Bechern unvermischten Weins von Naxos und einer sehr leichten Art von kleinen Weizenbroten besetzt war, vor den Alten hin, und trippelte eben so geräuschlos und schweigend, wie sie gekommen war, wieder davon.

In meinen Jahren, sagte Agathodämon, bedarf die Natur öfters ein wenig Stärkung, und nähert sich hierin wieder dem Bedürfniſs der ersten Kindheit. Auch dir, Hegesias, wird ein wenig reiner Wein wohl thun, zumahl da du bey mir mit einer magern Mahlzeit vorlieb nehmen wirst. — Diese Libazion den Grazien, unter deren Einfluſs sich unsre neue Freundschaft angefangen hat.

Ich folgte seinem Beyspiele. Nach einer Viertelstunde kam das Mädchen wieder, den kleinen Tisch wegzutragen, und mein ehrwürdiger Wirth begann seine Erzählung folgender Maſsen.

AGATHODÄMON.

ZWEYTES BUCH.

I.

Ich denke nicht, Hegesias, daſs ein Mensch einen so besondern Muth, oder eine so heroische Bescheidenheit, vonnöthen habe, wie die meisten vorauszusetzen scheinen, um einem andern Menschen zu gestehen, daſs er nichts mehr als ein — Mensch sey.

Hätte ich mich verbindlich gemacht, dir von mir selbst wie von einer dritten Person zu reden, so könntest du ein billiges Miſstrauen in meine Wahrhaftigkeit setzen; denn noch nie hat ein Mensch sich selbst gesehen, wie er einen andern sieht. Aber ich versprach dir nur was ich halten kann, mich dir darzustellen wie ich mich selbst sehe: und so erwarte, daſs ich von meinen Vorzügen ohne Anmaſsung, von meinen Tugenden ohne Demuth, und von meinen Fehlern ohne Verlegenheit sprechen werde. Hat die Eigenliebe demungeachtet geheime Täuschungen, die ich selbst nicht gewahr werden kann, und die einem unbefangenen fremden Auge vielleicht nicht entgehen, so laſs mir die Entschuldigung zu gute kommen, daſs ich mich zwar für keinen gewöhnlichen Menschen, aber, meines Übernahmens ungeachtet, nur für einen Menschen gebe.

Ich rechne es nicht unter meine Fehler, daſs ich mit einer Ruhmbegierde geboren bin, die keine andre Leidenschaft in mir aufkommen lieſs, und vielleicht einen Alexander oder Cäsar aus mir gemacht hätte, wenn ich zu einem Throne geboren, oder in der Lage, worin man einen Thron erwerben kann, gewesen wäre.

Leidenschaften sind nicht (wie die Stoiker irrig lehren) Krankheiten der Seele: sie sind ihr vielmehr was die Winde einem Schiffe sind, das keine Seefahrt von einiger Bedeutung ohne sie vollbringen kann. Sie verstärken die demselben gegebene Bewegung; aber der Schiffer muſs sie in seine Gewalt zu bringen wissen, wenn er nicht Gefahr laufen will, von ihnen verschlagen, oder an Klippen zertrümmert zu werden. Starke Leidenschaften zu regieren, werden freylich groſse Kräfte des Geistes erfordert; aber sie spannen auch diese Kräfte; und da die Stärke des Willens ohne Grenzen ist, so steht es immer in seiner Macht, auch die unbändigsten Leidenschaften, wie Virgils Neptun die stürmenden Winde, durch sein herrisches *quos ego* zu bändigen, und zu seinem eignen Zwecke dienstbar zu machen.

Die Umstände, in welchen ich geboren wurde, schienen dem Ehrgeitz, der sich früh in mir ankündigte, nicht die günstigsten zu seyn. Denn eine wenig ausgezeichnete Hellenische Stadt in einer Asiatischen Provinz war seit einigen Jahrhunderten der Sitz meiner Voraltern, welche zwar immer unter die Ersten ihres Orts gezählt wurden, von denen aber keiner, meines Wissens, sich einen Nahmen in der Welt gemacht hat. Indessen verschafften mir der Rang meines Vaters unter seinen Mitbürgern und seine Glücksumstände zur Entwicklung der ungewöhnlichen Anlagen, die man bey mir zu entdecken glaubte, eine bessere Erziehung, als vermuthlich jemahls einem meiner Vorfahren zu Theil geworden war. Man gab mir die geschicktesten Lehrer, die man auftreiben konnte, und ich machte in allen Arten von Übungen des Körpers und des Geistes so rasche Fortschritte, daſs ich die öffentliche Aufmerksamkeit schon in der ersten Jugend auf mich zog.

Was ohne Zweifel das meiste zu dem unmäſsigen Beyfall, womit mir geschmeichelt wurde, beytrug, war eine vorzüglich glückliche Gestalt und Gesichtsbildung, die mich vor allen jungen Leuten meines Alters auszeichnete, und allem andern, wobey ich mir selbst einiges Verdienst zuschreiben konnte, einen höhern Glanz und Werth zu ertheilen schien.

Das kann ich mir vorstellen! unterbrach ich ihn; nach dem zu urtheilen, was du noch mit sechs und neunzig Jahren bist, muſst du mit sechzehn von den Mahlern und Bildnern schrecklich verfolgt worden seyn.

Wie ungereimt es immer seyn mag, fuhr Agathodämon fort, daſs die Menschen (zumahl unsere Hellenen) eine ungewöhnliche Schönheit durch die schwärmerische Achtung, die sie ihr beweisen, gleichsam zu einem Verdienst erheben, da sie doch, ihrem wahren Werthe nach, selbst unter den Geschenken der Natur eines der letzten ist: so muſs man doch gestehen, daſs keine andere Eigenschaft so schnell zu unserm Vortheil einnimmt, die Herzen der Menschen so leicht in unsere Gewalt bringt, und sie so geneigt

5.

Denn kurz, der Kapitän, ein rosenwangiger Held,
Iſt — ſeine Prinzeſsin ſelbſt; die ſeit der letzten Scheidung
Durch tauſend Gefahren, worin ſie die halbe Welt
Zu ſehen bekam, zuletzt in dieſer Verkleidung
So glücklich geweſen, der Favorit-Sultane
Des Kaiſers zu Fez zu gefallen, viel Gold und eine Tartane,
Um heimlich zu fliehen, von ihr empfangen, und ſo fort.
Nun glaubt ihr die Prüfungsjahre der armen verliebten Seelen
Vorüber, da günſtige Winde ſie dem erwünſchten Port
So nahe gebracht, daſs nur noch ſieben Meilen fehlen.

6.

Nichts minder! Ein neuer Sturm, dergleichen ſeit die Welt
In Angeln geht, noch nie erwandert worden,
Zerſplittert ihr Schiff, und treibt — Ihn durch den groſsen Belt
Nach Neu-Guinea, Sie von Quito zu den Horden
Am Tanais. So irren die Kreuz und die Quer

macht, uns als eine Art höherer, von den Göttern besonders begünstigter, Wesen zu betrachten.

Ohne zu behaupten, daſs diese auſserordentliche Parteylichkeit, wovon ich bereits als ein kaum angehender Jüngling von allen Arten Menschen tausend Beweise erhielt, gar keinen Einfluſs auf meine Sinnesart gehabt hätte, erinnere ich mich doch sehr deutlich, daſs ich mich selbst nicht höher darum schätzte, und daſs ich diejenigen mit einer Art von Verachtung ansah, die einen so hohen Werth auf Vorzüge setzten, gegen welche ich gleichgültiger zu seyn glaubte, als es sich vielleicht in der That verhielt. Gewiſs ist, daſs ich schon damahls einen Ehrgeitz in mir fühlte, dem weder die Meinung andrer von mir, noch mein eigenes Bewuſstseyn genug thun konnte. Zwar stand das Ideal, zu welchem ich aufstrebte, noch in unberichtigten Verhältnissen und unbestimmten Formen, als eine helldunkle Riesengestalt, vor mir, mehr einem Nachtgespenst als einem Götterbilde ähnlich, und, gleich dem Proteus der Fabel, immer seine Gestalt wechselnd: aber eben diese Unbestimmtheit gab meiner Einbildungskraft freyeres Spiel, und trieb mich, mit rastlosem Eifer allen Arten von wahren und vermeinten Vollkommenheiten, deren Züge ich in ihm vereiniget sah, nachzujagen.

Es bedarf kaum erwähnt zu werden, daſs ich in den Jahren, wo der Knabe sich in den Jüngling zu verlieren anfängt, mich, nach alter Hellenischer Sitte, von einer beschwerlichen Menge so genannter Liebhaber belagert sah, welche nichts unversucht lieſsen, um sich in meine Gunst einzuschleichen, und einander darin zuvorzukommen. Der kalte Stolz, womit ich auf sie alle herab sah, sicherte zwar die Unschuld und den guten Ruf des Jünglings: aber ich gewöhnte mich doch dadurch, einen rauschenden Hof um mich her zu haben, überall Aufsehen zu erregen, und derjenige zu seyn, von welchem am meisten und mit übertriebener Bewunderung gesprochen wurde; und da das Gewohnte unvermerkt in Bedürfniſs übergeht, so hatte dieser Umstand vielleicht mehr Antheil, als ich mir selbst bewuſst war, an der Wahl der Lebensart, für welche ich mich in der Folge bestimmte.

Ich hatte in diesen Jahren, die man unter den Händen der Pädagogen und Pädotriben hinbringt, eine Menge berühmter Nahmen kennen gelernt, und von den Männern, welche sie führten, nur eben so viel gehört, um vor Begierde zu brennen, hinter keinem von ihnen zurück zu bleiben, und, wo möglich, alles, worin sie einst groſs gewesen waren, in mir zu vereinigen. Warum, dachte ich, sollt' es einem Menschen nicht möglich seyn, alles zu werden was Menschen waren? Was ist dem unverdroſsnen Fleiſs und dem hartnäckigen Willen unmöglich?

II.

Die Zeit war nun gekommen, da ich, auf einer unsrer berühmtesten Schulen der Redekunst und Filosofie, die letzte Ausbildung erhalten sollte. Mein Vater brachte mich nach Tarsos, welches damahls in dem Rufe stand, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit in Asien zu seyn. Aber das Getümmel einer sehr volkreichen Handelsstadt und die üppige Lebensart ihrer wollüstigen Einwohner hatte vor kurzer Zeit einige der vorzüglichsten Lehrer bewogen, sich in die benachbarte Stadt Ägä zurückzuziehn, deren geringere Volksmenge und verhältniſsmäſsige Stille den Geschäften der Musen günstiger schien. Ich erhielt von meinem Vater die Erlaubniſs ihnen zu folgen; und weil mein Aufenthalt daselbst mehrere Jahre dauern sollte, so miethete er mir ein artiges Haus in der Vorstadt, welches mit schönen Gärten und Spaziergängen versehen, und nahe an einem, in dieser Gegend berühmten, Tempel des Asklepios gelegen war.

Hier machte ich mich nach und nach mit den Lehrbegriffen der verschiedenen filosofischen Sekten bekannt, und benutzte jede Gelegenheit, mich mit allen Arten von Kenntnissen zu bereichern. Vorzüglich hielt ich mich zu einem alten Epikureer, der hier in der Stille lebte, und, nebst der Naturgeschichte, die Wissenschaften, die der ausübenden Arzneykunst zum Grunde liegen, zu seinen Lieblingsstudien gemacht hatte. Der Umgang mit diesem, der Welt fast ganz unbekannten, Manne verschaffte meiner Wiſsbegierde eine ganz andere Befriedigung, als die schalen Spitzfindigkeiten der Akademiker und Stoiker; denen es, wie ich bald genug merkte, weder um Wahrheit noch Lebensweisheit, sondern bloſs darum zu thun war, sich in einen groſsen Ruf zu setzen, die Wissenschaft als Gewerbe zu treiben, mit einander zu wetteifern, wer die meisten und freygebigsten Schüler an sich locken könne, und sich übrigens bey den Reichen, in deren Gunst sie sich einzuschmeicheln wuſsten, gute Tage zu machen. Zu meiner groſsen Befremdung fand ich, daſs sogar der Pythagoräer **Euxenos**, welchem ich von meinem Vater besonders empfohlen war, auſser dem Pythagorischen **Kostum**, einigen dieser Sekte eigenen **Kunstwörtern**, und den **goldnen Sprüchen** des **Meisters**, die er auswendig wuſste, nichts Pythagorisches an sich hatte, als das vornehme und feierliche Ansehen, wodurch die vorgeblichen Jünger des Weisen von Samos sich vor den andern Sekten auszuzeichnen pflegen. Indessen verlor Pythagoras selbst durch die Unwürdigkeit seines Stellvertreters so wenig bey mir, daſs ich vielmehr nur desto eifriger wurde, jeder reinern Quelle nachzuspüren, woraus ich einige Aufschlüsse über den **Geist** und **Zweck** dieses, mehr berühmten als gekannten, groſsen Mannes zu schöpfen hoffen konnte.

Nachdem ich einige Jahre auf diese Weise zu Ägä zugebracht, rief mich der Tod meines Vaters nach Hause, um mich wegen seiner beträchtlichen Verlassenschaft mit meinem Bruder ins reine zu setzen. Jede auf Geschäfte dieser Art verwandte Zeit war, nach meiner Schätzung, verlorne Zeit. Ich uberlieſs also meinem etwas habsüchtigen Bruder was er wollte, um nur desto eher nach Ägä, in meine liebe Halle am Tempel des

Asklepios — die durch die täglichen Besuche der Gelehrten eine Art von Akademie geworden war — und in die noch geliebtere Einsamkeit meiner stillen Gärten, zurück zu fliegen.

III.

Ich hatte nun das Alter erreicht, wo ich mich, wie der junge Herakles des Prodikos, entscheiden sollte, was für einen Weg durchs Leben ich einschlagen wollte. Es bedurfte keiner langen Überlegung, um mit mir selbst einig zu werden, daſs ich zu keiner gewöhnlichen Beschäftigung berufen sey, und zu keiner Rolle tauge, wozu Geldgier, oder Hang zu einem wollüstigen Leben, oder die gemeine Art von Ehrsucht, die durch Ehrenstellen und glänzende Dienstbarkeit zu befriedigen ist, den groſsen Haufen zu bestimmen pflegt. Ich wollte in einem groſsen Kreise wirken: aber unter solchen Weltbeherrschern, wie Cäsar Augusts nächste Nachfolger waren, würde jede Hoffnung, durch unmittelbaren Einfluſs auf sie selbst, oder durch Verwaltung eines Theils ihrer höchsten Gewalt, der Menschheit nützlich zu werden, Thorheit gewesen seyn; wenn es auch einem frey gebornen Hellenen aus einer unbekannten Stadt

in Kappadozien möglich gewesen wä
durch Verdienste einen Weg zu den
Stellen des Reichs zu öffnen. Hellenische Sklaven oder sklavische Römer, Kinäden, Histrionen, Kuppler, Elende, die das schändlichste zu leiden und zu verüben fähig waren, hatten von der Regierung der Römischen Welt Besitz genommen; und wer anders, als ihres gleichen, hätte sie zu verdrängen, oder ihnen nachzufolgen, wünschen können?

Freylich gab es auch eine Menge von Ämtern und Würden im Umfang der Hellenischen Welt, zu welchen meines gleichen sich hinauf schwingen konnten; nur mufste es auf jedem andern, als dem Wege des Verdienstes, geschehen. Wer in jenen Zeiten reine Grundsätze und Sitten, als einen Titel zu solchen Stellen, hätte anführen wollen, würde für einen aus dem Monde herab gefallenen Menschen angesehen worden seyn. Fügte sichs auch einmahl durch einen sonderbaren Zufall, dafs ein Mann von solchem Karakter irgend eine Rolle im gemeinen Wesen zu spielen bekam: so fand er bald genug, dafs ihm keine andre Wahl übrig bleibe, als entweder seine Grundsätze aufzuopfern, oder selbst das Opfer derselben zu werden. Aber (sagte ich zu mir selbst) warum denn von äuſserlichen Bestimmungen erwarten, was ich im Leben seyn soll? Die Natur selbst hat mir meine ganze Bestimmung schon gegeben, da sie mich zu einem Menschen machte: wenn ich dieſs bin, Alles bin, was die Idee des Menschen in sich faſst, was könnt' ich edleres und gröſseres zu seyn verlangen? Je tiefer die Verderbniſs ist, zu welcher ich meine Zeitgenossen herab gesunken sehe, je geringer die Menschheit in ihrer eigenen Schätzung, und je verächtlicher sie in den Augen ihrer Unterdrücker ist: desto nöthiger ist es, daſs Menschen aufstehen, welche die Würde ihrer Natur zu behaupten wissen, und in ihrem Leben darstellen, was für ein erhabenes, unabhängiges und viel vermögendes Wesen ein Mensch bloſs dadurch seyn kann, daſs er alle seine Anlagen entwickelt und alle seine Kräfte gebrauchen gelernt hat.

Von dem Augenblick an, da mir dieser Gedanke in seinem ganzen Umfang klar geworden war, füllte er auch meine ganze Seele aus. Er allein beschäftigte im Wachen und Schlafen meinen Verstand und meine Einbildungskraft. Innigst glaubte ich zu fühlen, daſs meine ganze Bestimmung von dieser einfachen Formel umschrieben werde: „sey so frey und thätig, so groſs und gut, als du durch dich selbst seyn kannst!" — und innigst fühlte ich, daſs nur das unaufhaltsame Streben nach dieser Vollkommenheit den stolzen Wunsch, keinen höhern über mir zu sehen, befriedigen könne. Was blieb mir nun übrig, als unverzüglich Hand ans Werk zu legen? Denn von nun an muſste ich, so zu sagen, mein eignes Werk seyn. Ich selbst muſste die wesentliche Form meiner Natur ausbilden, den Zweck meines Lebens fortsetzen, und in allem meinem Thun und Lassen mein eigner Oberherr, Gesetzgeber und Richter seyn.

Ich erlasse dir, Hegesias, um deine Geduld nicht zu sehr zu ermüden, den gröſsten Theil der Betrachtungen, die ich in diesem entscheidenden Zeitpunkte meines Lebens anstellte, um dir nur die Resultate davon zu geben, die (wie ich glaube) einem Manne von deinem Scharfsinn hinlänglich sind, da sie dich von selbst auf die Wege hinweisen, worauf ich zu ihnen gelangte.

Von Zeit zu Zeit waren in den vergangenen Jahrhunderten einzelne Menschen aufgetreten, die ich mir, bey diesem für mich so wichtigen Geschäfte, zu Mustern nehmen konnte. Ich kannte und schätzte sie alle; aber vorzüglich ragten, in meinen Augen, aus allen andern Pythagoras und Diogenes hervor. Indem ich stückweise durchdachte, was jeder von ihnen gewesen war, sah ich, daſs jeder in einigen Stücken über, in einigen unter dem andern, gewesen war. Aber wenn ich die Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit des Diogenes mit den tiefern Kenntnissen und der Würde des Pythagoras, und mit der Macht über die Gemüther, die sich dieser zu verschaffen wuſste, vereinigen könnte, dann, dacht' ich, würde ich eine Höhe erreichen, welche noch von keinem Sterblichen erstiegen worden; — und dieſs däuchte mir ein Ziel, das mit allen nur ersinnlichen Aufopferungen nicht zu theuer erkauft würde.

Du siehest, Hegesias, wie viel daran fehlte, daſs mein Verlangen nach Vollkommenheit rein genannt werden konnte: aber ich entschuldige nichts, wie ich nichts verschönere. Ich versprach dir nichts, als mich ehrlich darzustellen, wie ich war, wie ich wurde, und wie ich bin. Ich sage dir was ich selbst davon weiſs, und kann dich nur alsdann betrügen, wenn ich unvermerkt von mir selbst betrogen würde. Höre also, wenn du Lust dazu hast, wie ich es anfing, das hohe Ziel zu erringen, das ich mir vorgesteckt hatte.

Durch alle Zonen der Erde die Armen hin und her,
Bis, da sie wohl hundertmahl gestäupt, vergiftet, ins Meer
Geworfen, erstochen, gehängt, ja gar beschnitten worden,
Nach sieben entsetzlichen Jahren der ausgemergelte Tropf
Von einem Helden — sein Liebchen, mit abgezogenem Schopf, —

7.

Am Orontario-See — gebraten wieder findet; 1)
Nur halb gebraten zwar, damit der arme Mann,
Zu dessen Verfolgung sich Himmel mit Hölle verbindet,
Von ihr, und sie von ihm, noch Abschied nehmen kann.
Nun sag' ich förmlich und erkläre:
Wenn ich Miramolin der drey Arabien wäre, 2)
Und ein romantischer Wüthrich dieser Art,
Ein solcher Tausendkünstler in neuen Seelenqualen,
Beträte mein Gebiet, bey des Profeten Bart!
Er sollte mir theuer für alles dieſs bezahlen!

IV.

Um zu leben wie Diogenes, hatte ich nichts vonnöthen, als den Willen so zu leben: aber um dem Pythagoras zu gleichen, brauchte es etwas mehr, als keine Bohnen zu essen, ein stark gelocktes Haar zu unterhalten, oder einen meiner Schenkel mit vergoldetem Leder zu überziehen; dazu hatte ich noch viele Kenntnisse zu erwerben, und den Kräften meiner Seele eine viel höhere Spannung zu geben. Dieses erforderte Zeit: jenes konnte ich von Stund' an bewerkstelligen. Ich fing also mit dem leichtern an.

Meine Art zu leben war von jeher immer sehr mäſsig gewesen: indessen hatte ich mir doch, ohne Bedenken, manche Bequemlichkeiten und kleine Befriedigungen der Sinne, die von begüterten Personen zum Nothwendigen gerechnet werden, nachgesehen. Jetzt schränkte ich mich, im strengsten Sinn, auf das Unentbehrlichste der Natur ein. Ich begnügte mich eine geraume Zeit mit der dürftigsten Kost eines Cynikers, der gewöhnlich nur aus Mangel einer bessern damit vorlieb nimmt. Ich trank bloſses Wasser. Meine Kleidung war so schlecht und einfach als möglich, und ich schlief mit einem Stein unterm Kopfe auf dem harten Boden. Auch legte ich mir selbst verschiedene Arten von Selbstpeinigungen auf, in der Absicht, mich gegen Hunger, Durst und jeden andern körperlichen Schmerz weniger empfindlich zu machen. Ich setzte diese Lebensweise so lange fort, als sie mir einige Mühe kostete, und bis es mir ganz gleichgültig war, so oder anders zu leben.

Was ich dadurch erhalten wollte und wirklich erhielt, war eine doppelte Unabhängigkeit; eine innerliche, von den Trieben und Forderungen der Sinnlichkeit, und eine äuſserliche, von den Menschen, unter welchen ich lebte. Da ich auf die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft Verzicht that, so glaubte ich berechtigt zu seyn, mich als einen bloſsen Menschen, und das ganze menschliche Geschlecht als eine einzige groſse Familie anzusehen, mit welcher ich bloſs durch die Bande der Sympathie und des Wohlwollens zusammen hange. Alle übrigen Bande fielen wie versengte Fäden von mir ab, sobald ich keine Bedürfnisse der Gemächlichkeit, der Wollust, der Eitelkeit, des Ehrgeitzes und der Habsucht zu befriedigen hatte. Die Natur war nun meine einzige Gesetzgeberin, und, meiner Natur gemäſs zu leben, mein letzter Zweck. Diese beiden Formeln, die man oft genug in den Schulen unsrer vermeinten Weisen tönen hört, lassen, so allgemein ausgesprochen, mancherley Deutungen zu. Ich nahm sie in dem hohen Sinne der Pythagorischen Grundbegriffe.

Man betrachtet den Menschen gewöhnlich als ein Wesen, das aus der thierischen und geistigen Natur zusammen gesetzt ist. Aber irrig ist es, wenn man sich diese so ungleichartigen Naturen im Menschen als in Ein Ganzes zusammen geschmelzt vorstellt, wie das Weib und das Mutterpferd in der berühmten Centaurin des Zeuxis. Der Künstler konnte durch eine geschickte Verschmelzung der Farben und durch den Ton des ganzen Stücks dem getäuschten Auge möglich scheinen machen, was der Natur selbst unmöglich ist. Denn nie wird es diese unternehmen, aus zwey so widerwärtigen Naturen ein reines gleichartiges Ganzes zusammen zu setzen. Geist und Körper, Sinnlichkeit und Vernunft, verhalten sich im Menschen zu einander, wie die Sehkraft zum Auge und die Hand zum Willen. Ich betrachtete meine geistige Natur als mein eigentliches Ich; und, meiner Natur gemäſs leben, hieſs mir, das thierische Leben dem geistigen dergestalt unterordnen, daſs dieses so wenig als möglich durch jenes gestört und eingeschränkt werde. Desto gemäſser also der Natur, je mehr der Mensch ein bloſs geistiges Leben lebt, je völliger er die Sinnlichkeit zur bloſsen Sklavin des Geistes gemacht hat, je weniger er die Bürde des Organs, an welches seine Wirksamkeit gebunden ist, fühlt, je zarter die Bande sind, wodurch er mit demselben zusammen hängt, und je mehr der Geist sie in seiner Gewalt hat; kurz, je mehr der Körper einer rein gestimmten Laute gleicht, die dem Tonkünstler bloſs dazu dient, die melodischen Harmonien, die er in sich selbst spielt, hörbar zu machen.

In diesem Sinne — und selbst dem gemeinen Sprachgebrauch gemäſs, der das höchste in jeder Art göttlich nennt — pflegte ich die geistige Natur den Gott in uns zu nennen, und so verstand ich mich selbst, wenn ich von meinem Dämon sprach; wiewohl in der Folge Leute, die mich nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, mir, unter manchen ähnlichen Auflagen, auch die Thorheit aufbürdeten, daſs ich einen eigenen Dämon zu meinem Befehle zu haben, und Wunderdinge durch ihn zu verrichten vorgebe.

V.

Ich hatte nun einige Jahre, theils zu Ägä, theils in einer noch gröſsern Abgeschiedenheit vom Geräusche der Menschen, in diesen Übungen zugebracht, und mir eine so groſse Gewalt über mich selbst (weil man doch auch den thierischen Theil zu unserm Selbst zu rechnen gewohnt ist) erworben, daſs ich mir in diesem Stücke groſse Proben auszuhalten schmeicheln konnte. — Im Vorbeygehen darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daſs die strengste Enthaltung von den Afrodisischen Mysterien eines der Gesetze war, die ich mir selbst aufgelegt hatte.

Hier, lieber Timagenes, konnt' ich mich nicht länger zurück halten, meinen alten Wirth zu unterbrechen. Und die Schönen Asiens, rief ich aus, erlaubten dir, mit einer Gestalt, wie die deinige in einer ungeschwächten Jugend seyn muſste, unangefochten einem so unnatürlichen Gesetze treu zu bleiben?

Die Wahrheit zu gestehen, erwiederte Agathodämon, nicht ganz unangefochten, und, selbst auf meiner Seite, nicht ohne alle Schwierigkeit. Denn wiewohl ich in diesem Punkte mit keinem sehr ungelehrigen

Temperamente zu kämpfen hatte; so sah ich mich doch, im Lauf eines so langen Lebens, mehr als Einmahl in Lagen verwickelt, wo ich die ganze Stärke des Willens nöthig hatte, um mich unbeschädigt los zu reiſsen. Die gröſste Schwierigkeit in solchen Fällen ist, wenn die zärtern Gefühle des Herzens ins Spiel gezogen werden. Indessen kam mir dabey sehr zu Statten, daſs ich von Jugend an der Einbildungskraft wenig Nahrung gegeben, und ihr nie erlaubt hatte, sich durch reitzende Bilder der Schönheit und Liebe zu erhitzen. Überhaupt aber kannst du mir über diesen Umstand um so eher glauben, weil meine Feinde, die mich gewiſs nicht aus Schonung hätten entwischen lassen, meinen Ruhm wenigstens in diesem Stück unangetastet lieſsen. Aber wieder zur Hauptsache!

Noch während meines Aufenthalts in Ägä, als ich mich zu dem, was ich für meine besondere Bestimmung hielt, schon ziemlich vorbereitet glaubte, brachte mich der groſse Verfall der Pythagorischen Schule auf den Gedanken, eine Art von Pythagorischem Orden zu stiften oder vielmehr zu erneuern, dessen Glieder sich feierlich zu Beobachtung der Lebensvorschriften des Meisters verbinden, und zu möglichster Beförderung des groſsen Werks der Entfeſslung der Menschheit vereinigen sollten. Anfangs bestand unser Bund nur aus sechs Gliedern. Nach und nach kamen noch einige hinzu; bis sich endlich, bey Gelegenheit meiner häufigen Reisen, der Orden dergestalt vermehrte, daſs kaum eine beträchtliche Stadt im ganzen Römer-Reiche war, wo sich nicht eine unsichtbare Kolonie desselben aufgehalten hätte; denn Geheimniſs und Verschwiegenheit war eines seiner Grundgesetze. In der ersten Ordensverfassung war auch eine völlige Gleichheit der Brüder festgesetzt; doch mit dem Vorbehalt, daſs es ihnen, bey künftiger Vermehrung ihrer Anzahl, überlassen seyn sollte, denjenigen zum Vorsteher zu erwählen, von dessen Eifer und Tüchtigkeit sie die meiste Überzeugung hätten. Dieſs machte mich, wie ich voraus gesehen hatte, zum Oberhaupt dieser geheimen Gesellschaft, welche eines der mächtigsten Organe war, wodurch ich die auſserordentlichen Dinge wirkte, die zu ihrer Zeit so viel Aufsehens in der Welt gemacht haben.

Bey diesen Worten faſste ich meinen Alten abermahls scharf ins Auge; eine Vermuthung, die mir schon eine gute Weile dunkel vorgeschwebt hatte, trat auf einmahl ins Licht, und ich glaubte den Mann zu errathen, den ich vor mir hatte. Aber weil ich ihn nicht unterbrechen wollte, hielt ich mit meiner vermeinten Entdeckung noch zurück, und erwartete schweigend den Verfolg seiner Erzählung.

Agathodämon begnügte sich, mir mit einem durchdringend scharfen Blick zu sagen, daſs er in meiner Seele lese, und fuhr ruhig in seiner Erzählung fort.

VI.

„Ich hatte mir mit dem Orden, dessen Stifter oder Wiederhersteller ich war, keine geringen Zwecke vorgesetzt, und es gehörte zu den Mitteln, wodurch ich sie zu erreichen hoffte, alle in den Schleier des Geheimnisses eingehüllte Gesellschaften, von welchen ich bereits einige Kenntniſs hatte, genauer kennen zu lernen: theils, um ihren wahren Zweck zu erforschen, und zu sehen, ob und wie fern ich sie entweder mit der meinigen verbinden, oder vielleicht, ohne ihr eignes Wissen, zu meinen Werkzeugen machen könnte; theils, um gelegentlich hinter die geheimen Kenntnisse zu kommen, die, (wie ich glaubte) als Überbleibsel aus einer unsre Zeitrechnung weit übersteigenden Epoke der Menschheit, in den ältesten dieser geheimen Orden aufbewahrt würden.

„Auſser den Gymnosofisten in Indien und Äthiopien, und den Priestern zu Memfis und Sais, welche ich zu besuchen gedachte, zeichnete sich damahls ein gewisser Orden aus, der seinen Ursprung bis zu jenem berühmten Orfeus hinauf führte, welcher von den Griechen (wiewohl ihn einige für eine fabelhafte und bloſs allegorische Person erklären) insgemein für einen der ersten Stifter ihrer Religion und Polizey gehalten wird.

„So weit auch die Insel Samothrake, wo diese Orfiker in einem berühmten Tempel der Göttermutter ihren Hauptsitz hatten, von meinem bisherigen Wohnort entfernt war, so lag sie mir doch unter den Orten, die ich besuchen wollte, am nächsten. Ich machte also den Anfang meiner mystagogischen Reisen mit ihr, und wurde von den Orfikern sehr freundlich aufgenommen. Anstatt mir den Zugang zu ihren Geheimnissen zu erschweren, schienen sie vielmehr eine Verbindung mit mir als etwas wünschenswürdiges anzusehen; und nachdem ich die verschiednen Grade, wodurch sie die Inizianden, absichtlich, theils abzuschrecken, theils aufzuzögern suchten, in ungewöhnlich kurzer Zeit erstiegen hatte, wurde ich unter die Wenigen aufgenommen, denen man nichts verbergen zu müssen glaubte. Diese Grade, wodurch es immer in ihrer Gewalt blieb, wie viel oder wenig sie einem Aspiranten von ihren Geheimnissen mittheilen wollten, schienen mir eine so weise Erfindung, daſs ich sie auch in meinen eignen Orden übertrug.

„Es würde uns, wenn ich mich auch durch ein vor mehr als sechzig Jahren gethanes Versprechen nicht länger gebunden hielte, zu weit aus unserm Wege führen, wenn ich dir entdecken wollte, was ich bey dieser Gelegenheit zu sehen und zu hören bekam; und du verlierst um so weniger dabey, da dir das hauptsächlichste aus den Mysterien zu Eleusis schon bekannt ist. Genug, meine Wiſsbegierde fand in Somothrake so reichliche Nahrung, daſs ich mehrere Jahre unter meinen Orfikern zubrachte, weil ich sie nicht eher verlassen wollte, als bis sie mir nichts mehr zu entdecken hätten.

„Dieser Orden bestand eigentlich nur aus zwey Hauptklassen. Schwärmer, die mit vollem Glauben an den Träumereyen der Dämonologie, Magie und Theurgie hingen,

8.

Doch, nun besinn' ich mich erst, wie lang' ein schuldloses Paar
Auf meine Hülfe schon wartet, das in der Lebensgefahr,
Worin es schwebt, ich länger nicht stecken lassen wollte
Und wenn ich das Land Dorado dadurch gewinnen sollte. 3)
Denn in dem zehnten Theile von einem Pulsschlag raubt
Don Boreas, der Gift und Flammen schnaubt,
Mit seinem breiten krummen Säbel
Der Schönen einen Verehrer, der wie ein Ätna brennt,
Und macht unglücklicher Weise den Amadis zum Fragment.
In solchen Fällen hilft Homer durch einen Nebel;

9.

Durch einen Nebel, der zwischen den Feind und den Helden sich stellt:
Allein bey einem Helden, der just zu Boden fallt,
Scheint dieses Mittel, wozu er unentbehrlich
Die Füſse braucht, ein wenig zu gefährlich;
Auch stellen wir, nach Horaz, nicht gern Maschinen an,
Wo Zufall oder Witz den Knoten lösen kann.

sich dem Erforschen und Ausüben dieser Dinge gänzlich widmeten, und (da nichts so gern sich mittheilt als Schwärmerey) ihr ganzes Leben damit zubrachten, andre eben so zu betrügen, wie sie sich selbst betrogen, ohne daſs ihnen jemahls ein Zweifel über ihre eigene Ehrlichkeit oder die Wahrheit ihrer Hirngespenster aufgestiegen wäre; — diese Fantasten machten in verschiedenen Abtheilungen die erste und zahlreichste Klasse aus. Die zweyte bestand aus den Obervorstehern des ganzen Ordens; drey oder vier Männern von ziemlich hellem Kopfe, die aus den Gliedern der ersten Klasse so viele Werkzeuge bildeten, als sie zu Beförderung ihres Zweckes nöthig hatten. Diesen fiel es gar nicht ein, über die Beschaffenheit der Mittel, deren sie sich bedienten, sich selbst täuschen zu wollen: aber dafür hielten sie ihren Zweck für so groſs und gemeinnützig, daſs es ihnen eben so wenig einfiel, sich wegen der Rechtmäſsigkeit der Mittel, wodurch sie ihn zu bewirken suchten, das mindeste Bedenken zu machen.

„Dieser Zweck war nichts geringeres, als der alten Volksreligion, — deren täglich zunehmender Verfall ihren gänzlichen Umsturz als etwas sehr nahes befürchten läſst, — wieder aufzuhelfen, und zu solchem Ende die berühmtesten Tempel, die in Ruinen zu zerfallen drohten, wieder in Aufnahme, die Orakel, welche zu verstummen anfingen, wieder in Ansehen zu bringen, und den fast ganz erloschnen Glauben an Belohnung und Bestrafung in einem andern Leben, durch alle nur ersinnlichen Kunstgriffe, wieder aufzufrischen und wirksam zu machen. Ihrer wirklichen oder vorgeblichen Überzeugung nach, hängt die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung an der Erhaltung des alten Volksglaubens, so wie an jener die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts und die Hoffnung der bessern Zeiten, die der ewige Gegenstand der allgemeinen Wünsche sind. - Gestehe, Hegesias, daſs ein solcher Zweck auch täuschende Mittel, sobald sie tauglich sind, rechtmäſsig macht!"

Das möchte ich nicht gern gestehen, erwiederte ich; wenigstens nicht, so lange ich mich versichert halte, die Vernunft sey keine so todte Kraft im Menschen, daſs es weiser seyn sollte, anstatt ihn über sein wahres Interesse aufzuklären, ihn durch betrügerische Kunstgriffe, gleichsam wider seinen Willen, auf den Weg der Glückseligkeit zu verführen.

„So dachte ich damahls auch, sagte der Alte lächelnd: aber der ehrwürdige Theofranor, mein Mystagog, der nun einer meiner vertrautesten Freunde war, unterlieſs nichts, um mich eines andern zu belehren. Wie? sagte er, wir machen uns kein Bedenken, den Rand des Bechers, woraus wir unsern Kindern eine bittere Arzney geben, mit Honig zu bestreichen: und wir sollten Bedenken tragen, den Glauben an höhere Mächte durch Orakel zu bestärken, oder einen Menschen, den zügellose Sinnlichkeit und Verderbniſs des Herzens zum Unglaubigen gemacht haben, in der Höhle des Trofonios schlafen zu lassen, um ihn durch das eingebildete Zeugniſs seiner Sinne zu überzeugen, daſs es eine Unterwelt, einen Tartarus und einen Pyriflegeton giebt?

„Du setzest, wie es scheint, voraus, (wendete ich ein) daſs der groſse Haufe der Menschen immer als Kinder behandelt werden müsse?

„Ohne Zweifel, versetzte er, so lange sie in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit wie Kinder denken und handeln; und daſs dieſs immer der Fall gewesen sey, liegt am Tage.

„Vermuthlich, erwiederte ich, weil ihre Erzieher und Beherrscher sich immer alle mögliche Mühe gegeben haben, daſs es nicht anders seyn könne. Indessen ist nicht zu zweifeln, daſs eben diese Menschen, die in allem, was ihr sinnliches Interesse betrifft, sich ihrer Vernunft gar meisterlich zu bedienen wissen, nicht auf dem Wege der Aufklärung so weit gebracht werden könnten, daſs sie nicht nöthig hätten zu ihrem Besten hintergangen zu werden.

„Theofranor glaubte am kürzesten aus der Sache zu kommen, wenn er mir die Voraussetzung, worauf ich mich als auf eine bekannte Thatsache berief, geradezu abläugnete. Er behauptete, daſs das, was man so höflich sey bey dem unendlich gröſsern Theil der Menschen Vernunft zu nennen, nichts weiter als ein vernunftähnlicher Instinkt sey, der wenig oder nichts über ihre Vorurtheile und Gelüste vermöge, und alle Augenblicke von ihren Leidenschaften irre geführt werde. Oder würden sie sonst, (sagte er) wenn sie sich der Vernunft, auch nur in Dingen, wovon ihr sinnliches Interesse abhängt, so gut zu bedienen wüſsten, würden sie seyn was sie sind? oder leiden, was sie mit lastthierischer Geduld, wiewohl unter ewigem Murren, aus Furcht vor ihrem eigenen Schatten ertragen? da es doch in ihrer Macht steht, sich durch vernünftigen Gebrauch ihrer vereinigten Kräfte in einen ungleich bessern Zustand zu versetzen?

„Theofranor behauptete: Das menschliche Geschlecht müsse, eben so wohl wie der einzelne Mensch, zur Vernunft erzogen werden: die Natur selbst befördere dieses Erziehungsgeschäft, bey jenem wie bey diesem, durch die innerlichen Antriebe und äuſserlichen Veranlassungen, wodurch die Vernunft entwickelt und in Thätigkeit gesetzt werde; nur könne es nicht anders seyn, als daſs es bey jenem unendlich langsamer damit hergehen müsse. So lange sinnliche Triebe und Leidenschaften, oder, mit Einem Worte, so lange die Thierheit bey dem gröſsten Haufen die Vernunft noch gefangen halte, sey Täuschung ihrer Sinne und Einbildungskraft eine unentbehrliche Hülfsquelle, der Religion und den Gesetzen, — als den einzigen Mitteln der Humanisierung des rohen Menschen, — Eingang, Ansehen und Übergewicht bey ihnen zu verschaffen. Die älteste Geschichte der Welt setze dieſs in das helleste Licht. Hermes, Orfeus, Minos, Foroneus, Lykurgus, Numa, Pythagoras, und alle übrigen Stifter oder Verbesserer der gottesdienstlichen und bürgerlichen Verfassungen unter den Menschen, hätten sich dieses Hülfsmittels mit Erfolg bedient. Und warum (sagte Theofranor) hätten sie Bedenken tragen sollen, entweder ungeschlachte und unwissende, oder durch übermäſsige Verfeinerung der Sinnlichkeit geschwächte Menschen, durch heilsame Täuschungen zu hintergehen? Ist nicht auch in diesem Punkt die Natur selbst unsre Lehrerin? sie, die uns, vom ersten Augenblick unsers Daseyns an, von auſsen mit Erscheinungen umgiebt, die nicht sind was sie scheinen, und von innen durch die magischen Wirkungen der Liebe und der Hoffnung unser ganzes Leben durch aus den wohlthätigsten Absichten täuschet? — Was dich (fuhr er fort) gegen dieses der Natur selbst abgelernte Verfahren der Erzieher der Menschheit eingenommen hat, ist der Miſsbrauch, welchen die Priesterschaft und die mit ihr einverstandenen Herrscher bey den meisten, wo nicht bey allen, Völkern davon gemacht haben, und noch lange machen werden. Aber diesem Miſsbrauch entgegen zu arbeiten, ist ja eben, wie du weiſst, der Hauptzweck der Filosofie sowohl als der Mysterien. Warum sollten wir Anstand nehmen, so lang' es nöthig ist, die Kunstgriffe, wodurch religiöse und politische Tyranney das Menschengeschlecht in ewiger Kindheit zurück zu halten sucht, gegen ihre Feinde selbst zu richten, und zur

Befreyung desselben anzuwenden? Je näher wir unserm Zwecke kommen, je weniger werden wir derselben nöthig haben. Ist die Vernunft einmahl in Freyheit und auf den Thron gesetzt, der ihr allein gehört, dann bedarf es keiner Herablassung zu den Schwachheiten und Vorurtheilen der Menschen mehr: die wohlthätige Absicht, warum wir sie, so lange sie noch als Kinder oder Thoren behandelt werden muſsten, zu ihrem eigenen Vortheil zu täuschen genöthigt waren, ist dann erreicht; und wohl denen, die vielleicht in einigen Jahrtausenden diese goldne Zeit erleben werden!

„Diese Vorstellungsart, und diese groſsen Gesinnungen, welche Theofranor, ein groſser Meister in der Täuschungskunst, durch eine lange Übung so geschickt zu heucheln gelernt hatte, daſs er einen viel scharfsichtigern Menschenkenner, als ich damahls war, hätte hintergehen können, stimmten zu gut mit den meinigen überein, um seine Absicht bey mir zu verfehlen; welche wohl keine andere seyn mochte, als mich zu überreden, daſs diese Gesinnungen wirklich die seinigen seyen, und sich dadurch gänzlich von meinem Herzen Meister zu machen. Aber die Vertraulichkeit, die nun zwischen uns entstand, gab mir zu viele Gelegenheit in das seinige zu blicken, um nicht zuletzt gewahr zu werden, daſs ich mich an ihm betrogen hatte, da ich aus der Gleichförmigkeit unsrer Sprache auf die Gleichheit unsrer Gesinnung schloſs. Je genauer ich ihn und seine Gehülfen kennen lernte, je mehr überzeugte ich mich, daſs sie das, was ihrem Vorgeben nach, nur Mittel zu einem höhern Zweck seyn sollte, zum Zweck selbst machten, und daſs es ihnen mehr um Einfluſs auf ihre Zeitgenossen zu ihren besonderen Absichten, als um Beförderung dessen, was ich für die groſse Sache der Menschheit hielt, zu thun war. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, sich vom Volke als Männer, die mit den Göttern in Gemeinschaft ständen, verehrt zu sehen; und der Kredit, in welchen sie sich durch diesen Wahn selbst bey vielen Groſsen zu setzen wuſsten, verschaffte ihnen und ihren Anhängern so beträchtliche Vortheile, daſs sie, über dem Bestreben sich im Besitz derselben zu erhalten, zuletzt jenen hohen Zweck gänzlich aus den Augen verloren.

„Diese Entdeckung kostete mir einige Jahre; aber die natürliche Folge davon war auch, daſs die Orfiker in meiner Achtung zu den herum ziehenden Isispriestern, Siebdrehern, Schatzgräbern und Geisterbannern herab sanken, welche damahls schon die östlichen und westlichen Provinzen des Römischen Reichs zu überschwemmen anfingen. Indessen hütete ich mich wohl, sie merken zu lassen, wie ich von ihnen dachte. Denn wozu hätt' es geholfen? Ich konnte nicht hoffen, sie zu meiner Denkart umzustimmen. Die ihrige war ihnen durch lange Gewohnheit persönlich geworden; und wie groſs auch mein Selbstvertrauen war, so schien mir doch das Unternehmen, Schwärmer vernünftig oder Heuchler redlich machen zu wollen, schon damahls so unmöglich, als ich es im ganzen Laufe meines Lebens befunden habe. Auf der andern Seite stand ich nun einmahl mit diesen Leuten in einer Verbindung, welche wieder aufzuheben gegen alle Klugheit gewesen wäre: denn es konnten sich Fälle ereignen, wo sie zu meinen Absichten brauchbar waren, und ihr Haſs konnte mir auf jeden Fall nur schädlich seyn. In dieser Rücksicht beschloſs ich, alle Orfiker, die noch in den untern Graden ihres Ordens standen, zum ersten Grade des meinigen zuzulassen; wodurch sie, wiewohl ihnen der letzte Zweck desselben unbekannt blieb, wenigstens in ein gewisses Verhältniſs mit ihm gesetzt wurden, und durch die Hoffnung, dereinst in seine Geheimnisse schauen zu durfen, angespornt wurden, ihm ihre Anhänglichkeit durch ihren Diensteifer zu beweisen. Eine Einrichtung, die ich treffen muſste, weil beynahe jedermann gut genug war, als bloſses Werkzeug zu meinem Zwecke mitzuwirken; da hingegen nur den Edelsten und Besten zuzutrauen war, daſs sie diesen Zweck selbst zum ihrigen machen würden.

VII.

„Während meines Aufenthalts unter den Orfikern fehlte mirs nicht an Zeit und Gelegenheit, verschiedene Reisen nach dem festen Lande zu machen, und die merkwürdigsten Inseln des Ägeischen und Ionischen Meeres zu besuchen. Da es zu meinem Plan gehörte, auch dem seltsamen Gemische von Aberglauben und Betrügerey, das unter dem Nahmen der Magie von jeher den unaufgeklärten Theil der Menschheit auf dem ganzen Erdboden bethört hat, wo möglich auf den Grund zu kommen, so begab ich mich bloſs in dieser Absicht nach Thessalien, wo, der gemeinen Sage nach, die Zauberey seit uralten Zeiten ihren Hauptsitz gehabt haben soll. Ich hielt mich eine geraume Zeit zu Larissa und Hypata auf, machte mit allen Arten von Menschen Bekanntschaft, und fand — was ich mit

Um also je eher je lieber aus diesem Handel
zu kommen,
So wisset: es hatte der Neger, der hier als
Herr befahl,
Mit seiner Gesellschaft aus einem Gartensahl
Nach aufgehobener Tafel den Weg hieher
genommen.

10.

Kaum trat er in den grünen Gang,
Der an die Terrasse führte, wo Amadis kaum
noch gestanden,
Als Schatulliösens Hand ihn aus den Zauberbanden
Befreyte, so sieht er den Ritter und eine Dame, so lang
Sie waren, ihn auf die Nase, die Dame rücklings sinken,
Und einen Augenblick drauf, Don Boreassens
Stahl
Mit Wuth gezückt auf sie herunter blinken.
Der Neger war ein Zauberer aus der Zahl
Der jovialischen Leute, die gern zum Spaſs
euch schrauben,
Doch wirklich Böses zu thun sich selten nur
erlauben.

11.

Er trieb zur Kurzweil bloſs sein Spiel
Mit unsern Rittern und Damen, als ausgemachten Gecken

etwas mehr Weltkenntniſs, als ich damahls besaſs, leicht hätte voraus sehen können. Wer zu den höhern Ständen gehörte, und an Erziehung und feinere Lebensart Anspruch machte, verlachte gröſsten Theils alles, was gelegentlich von dergleichen Dingen erzählt wurde; wiewohl es mir vorkam, als ob dieser Unglaube bey manchen mehr aus Anmaſsung als wirklicher Überzeugung entspringe. Das gemeine Volk hingegen war von der Wahrheit aller der Zaubermährchen, die es von Kindheit an gehört hatte, so innigst durchdrungen, daſs, wer den geringsten Zweifel in die ungereimtesten Erzählungen dieser Art setzte, ein Wahnsinniger oder gar ein Gottesläugner in ihren Augen war. Ihren Reden nach wimmelte Thessalien von Zauberern beiderley Geschlechts, die den Mond vom Himmel herab ziehen, die Geister der Verstorbenen aus dem Erebus herauf rufen, ja die furchtbare Hekate selbst zu erscheinen zwingen konnten; die mit einem einzigen Worte Menschen in Thiere verwandelten, sich unsichtbar machten, auf dem Wasser oder auf den Wolken gingen, bey heiterm Himmel Stürme und Ungewitter erregten, Wildnisse und Steinhaufen im Augenblick zu prächtigen Gärten und Pallästen umschufen, unterirdische Schätze hoben, und eine Menge anderer übernatürlicher Dinge bewerkſtelligten; obwohl ein Fremder, dem von dieſem allen nichts voraus geſagt worden wäre, zwanzig Jahre in Theſſalien hätte leben können, ohne etwas davon gewahr zu werden, oder auf den mindeſten Verdacht zu gerathen, daſs nicht alles in dieſem Lande eben ſo natürlich zugehe, als in jedem andern. In der That ſchien der Glaube an dieſe Ungereimtheiten ſich bey dem Theſſaliſchen Volke bloſs auf Tradizion und Hörenſagen zu gründen: denn unter zehen, die davon als von allgemein bekannten Thatſachen ſprachen, war kaum Einer, der ſich auf ſeine eigene Erfahrung berief; und an dieſen letztern muſst' es jedem Unbefangenen ſogleich in die Augen leuchten, daſs ſie entweder Betrogene oder Betrüger waren.

„Das beſte alſo, was ich durch den Aufenthalt in dieſem Zauberlande gewann, war die ungeheure Übermacht vorgefaſster Meinungen, und einer frühzeitig an erſtaunliche und unbegreifliche Dinge gewöhnten Einbildungskraft über den gemeinen Menſchenverſtand, an einem der auffallendſten Beyſpiele, das vielleicht der ganze Erdboden darbietet, kennen zu lernen. Denn wiewohl mir, auch ohne nähere Unterſuchung, klar genug war, daſs in manchen Fällen vorſetzlicher Betrug der unwissenden Einfalt Netze stellte, so waren diese doch von so grobem Gewebe, daſs man es für unmöglich hätte halten sollen, daſs jemand andres als ein Kind sich darin fangen lassen würde. Unter mehrern Beyspielen dieser Art erinnere ich mich eines einzigen noch deutlich genug, um dir von den Künsten der Thessalischen Zauberer, und von der blinden Leichtgläubigkeit derjenigen, die sich von ihnen täuschen lieſsen, einen anschaulichen Begriff zu geben.

VIII.

„Ich gerieth zu Larissa in die Bekanntschaft einer Frau, die (nach der Versicherung meiner alten Wirthin) für eine der gefährlichsten Zaubrerinnen in ganz Thessalien gehalten wurde. Sie war die Gattin eines reichen Kaufmanns, den seine Geschäfte häufig von Larissa entfernten; und wenn Jugend und Schönheit, mit allen Arten von Reitz verbunden, für Zaubermittel gelten können, so muſste man gestehen, daſs Chrysanthis (so nannte man sie) nicht mit Unrecht zu dem Ruf einer zweyten Circe gekommen war. In der That schien sie mir, beym ersten Anblick, keiner andern Magie, als ihrer eignen Reitzungen, zu bedürfen; und wenn sie (wie die Sage ging) einer nicht geringen Anzahl edler Thessalischer Jünglinge, gleich ihrer Homerischen Vorgängerin, mitgespielt hatte, so war es ohne Zweifel ganz natürlich dabey zugegangen. Daſs es ihr an Neigung und Fertigkeit, einen solchen Gebrauch von dem Zauber ihrer Augen zu machen, nicht fehlte, erfuhr ich ziemlich bald durch mich selbst: denn sie ergriff jede Gelegenheit, oder machte vielmehr deren so viele als ihr nur immer möglich war, um mir auf die unzweydeutigste Art zu entdecken, daſs ich mich nicht über eine Grausame zu beklagen haben sollte, wenn ich ihren Einladungen Gehör geben würde.

„Lebensart und Sitten sind bekannter Maſsen in der ganzen Hellas nirgends freyer als in Thessalien. Das überhaupt zu sehr vernachlässigte weibliche Geschlecht wird vielleicht nirgends schlechter erzogen; und es ist daher kein Wunder, wenn die Bewohnerinnen dieses schönen Landes kein höheres Glück, als die Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe, kennen, und sich ihnen mit der ganzen Lebhaftigkeit des feurigen Temperaments, womit die Natur sie begabt hat, ohne Bedenken überlassen.

„Chrysanthis mochte wohl bisher zu wenig Schwierigkeiten angetroffen haben, um die

Kälte, womit ich ihre Blicke abglitschen lieſs, nicht unbegreiflich zu finden. Indessen lieſs sie sich dadurch nicht abschrecken, und nachdem ihr verschiedene andre Versuche miſslungen waren, nahm sie endlich (was ihr vermuthlich noch nie begegnet war) ihre Zuflucht zu einer berüchtigten alten Zaubrerin, die sich auſserhalb der Stadt in einem kleinen Gartenhause aufhielt, welches sie zum Behuf ihres doppelten Handwerks (denn sie machte nebenher auch die Kupplerin) ziemlich zweckmäſsig eingerichtet hatte.

„Die Alte besaſs, ihrem Vorgeben nach, unfehlbare Geheimnisse, hartnäckige Verächter der Liebesgöttin kirre zu machen. Chrysanthis überlieſs sich ihr mit blinder Zuversicht, und die Nacht auf den nächsten Vollmond wurde zum Anfang ihrer magischen Arbeiten angesetzt.

„Die Zaubrerin wandte (wie es scheint) die Zwischenzeit theils zu den nöthigen Zurüstungen, theils zu genauern Erkundigungen nach dem Aufenthalt und der Lebensart des jungen Mannes an, den sie ihrer Klientin in die Arme zu liefern versprochen hatte. Glücklicher Weise für ihre Absichten hielt ich mich ebenfalls vor der Stadt auf, und meine Wohnung in der Nähe eines anmuthigen Wäldchens, wo ich gewöhnlich in mondhellen Nächten zu lustwandeln pflegte, war nur durch einen schmalen Fuſsweg von dem Gärtchen der Alten abgesondert; ein Umstand, der ihr zur Anlegung ihres Plans sehr zu Statten kam.

„Sobald die bestimmte Nacht erschienen war, schlich die Thessalierin sich heimlich aus ihrem Hause in die Hütte der Zaubrerin, worin sie, ungeachtet des äuſserlichen armseligen Ansehens, ein ziemlich nettes Zimmer zu ihrem Empfang bereit fand. Es war mit einem wohl gepolsterten Ruhebette versehen, und von einer dicken Lampe mit wohlriechendem Öhl beleuchtet, dessen Dufte die Zaubrerin groſse Kräfte zuschrieb. Neben dem Ruhebette stand ein Tisch von Elfenbein, mit Erfrischungen und goldnen Trinkgefäſsen besetzt, und einer von den Bechern war mit einem Liebestrank angefüllt, der, nach ihrer Versicherung, den Nektar an Süſsigkeit übertreffe, und wovon ein einziger Zug genug sey, um den greisen Tithon selbst in einen Jüngling zu verwandeln.

„Jetzt blieb nur noch die Schwierigkeit übrig, denjenigen herbey zu schaffen, um dessentwillen alle diese Anstalten gemacht waren. Die Alte hatte zu diesem Ende ein kleines wächsernes Bild in Bereitschaft, welches meine Person vorstellte, und aus verschiedenen magischen Mischungen kunstgemäſs verfertigt war. Ihrem Vorgeben nach hatte sie auch sieben meiner längsten Haare in ihre Gewalt bekommen, die zu ihrem Vorhaben unentbehrlich waren. Sie knüpfte sie zu einer Schnur zusammen, wovon sie das eine Ende um den linken Daumen der Chrysanthis, das andre um die Hüften der kleinen Wachspuppe befestigte. Hierauf hohlte sie eine Pfanne mit glühenden Kohlen, warf einige Weihrauchkörner darauf, steckte das Bild auf eine mitten aus der Pfanne hervorragende Spitze, und versicherte nun die Schöne, die ihren Vorrichtungen mit klopfendem Herzen zusah, ehe das Bild völlig geschmolzen seyn würde, sollte sie ihren Geliebten herbey eilen sehen. Was du alsdann zu thun hast, setzte sie hinzu, weiſst du besser als ich. Er müſste kein Mensch wie andre seyn, wenn er deinem eignen Liebreitz und dem Zaubertrank, den du ihm reichen wirst, widerstehen könnte. Auf den Fall aber, daſs er, wider alles Hoffen, seinen Starrsinn so weit treiben sollte, übergebe ich dir meinen Zauberstab. Tritt alsdann auf diese mit Sand bestreute Stelle, ziehe mit dem Stab einen Kreis um dich her, schlage dreymahl auf den Boden, und rufe dreymahl immer lauter, Hekate, Hekate,

Hekate! — und eine Göttin wird dir zu Hülfe kommen, deren bloſser Anblick den Widerspenstigen auf immer in deine Arme hinein schrecken wird.

„Chrysanthis (aus deren Munde ich alle diese Umstände erzähle) hatte, zu aller ihrer natürlichen Herzhaftigkeit, noch die ganze Stärke einer durch Widerstand aufs äuſserste gebrachten Leidenschaft vonnöthen, um sich zu einem Mittel zu entschlieſsen, vor dessen bloſser Vorstellung ihr das Blut in den Adern gerann: aber die Alte betheuerte bey allen Göttern des Himmels und des Erebus, daſs sie nicht die geringste Gefahr dabey laufe, steckte ihr zum Überfluſs noch einen talismanischen Ring an den Finger, und brachte es durch ihren Zuspruch so weit, daſs die Thessalierin Heldenmuth genug in sich zu fühlen glaubte, um den Anblick der gräſslichsten Ungeheuer des Tartarus auszuhalten. Indessen hatte die Alte, wie gewiſs sie auch der Macht ihrer Zauberkünste zu seyn vorgab, sich dennoch auf die Wirkung des magischen Wachsbildchens und der sieben Haare nicht so gänzlich verlassen, um ein natürlicheres Mittel für überflüssig zu halten, wodurch sie mich unfehlbar herbey zu schaffen hoffte. Die Schönheit der Nacht, in welcher alles dieſs vorging, hatte mich seit mehr als einer Stunde auf meinen gewöhnlichen Spaziergang gelockt, und ich irrte, meinen Betrachtungen nachhängend, zwischen den Bäumen hin und her, als plötzlich ein Mädchen von eilf oder zwölf Jahren mit ängstlichem Geschrey und ausgebreiteten Armen auf mich zulief, und mich flehentlich beschwor, ihrem alten Vater zu Hülfe zu eilen, der in einer nahen Hütte von zwey bösen Menschen überfallen worden sey, die ihn unfehlbar ermorden würden, wenn er nicht schleunigen Beystand erhielte. Das Kind spielte seine Rolle so natürlich, daſs ich, vom Gefühl des Augenblicks fortgerissen, mich von ihm führen lieſs, ohne eine Hinterlist zu argwohnen, oder zu bedenken daſs ich unbewaffnet war. Bilde dir ein, wie ich stutzte, da ich, anstatt eines unter Räuberhänden sich sträubenden Alten, die schöne Chrysanthis fand, die, in einem leichten Anzug auf ein wollüstiges Kanapee hingegossen, mit Blicken, Geberden und Reden mich zu einem viel gefährlichern Kampf, als ich erwartet hatte, heraus forderte.

„Du verlangst von einem Greise in meinen Jahren keine umständliche Beschreibung der Waffen, womit die schöne Versucherin die Hartnäckigkeit meines Widerstandes

Bayerische Staatsbibliothek München

bestürmte: aber noch jetzt ist mir unbegreiflich, wie sie von irgend einer andern Magie erwarten konnte, was ihren eigenen Reitzen unmöglich gewesen war. Und doch ergriff sie endlich in der Verzweiflung das einzige Mittel, das ihr, wie sie glaubte, übrig blieb; denn den Liebestrank hatte ich durch die Betheurung, daſs ich nichts als Wasser trinke, unbrauchbar gemacht. Sie sprang mit der Wuth einer Bacchantin auf, um nach dem schwarzen Stabe zu greifen, den ihr die Alte zurück gelassen; und noch in diesem Augenblick sehe ich sie fast eben so lebendig vor mir schweben, als damahls, da sie mit halb fliegendem, halb in groſsen Locken bis unter die Hüfte herab wallendem Haar, rollenden Augen und entblöſsten Armen und Füſsen, nur von einer Koischen Tunika umflattert, furchtbar und wollustathmend zugleich, den mächtig geglaubten Zauberstab gegen mich schwang; eine wahre Medea, die ich, als ob sie mir diese Rolle auf dem Schauplatz darstellte, nicht ohne eine Beymischung von Vergnügen betrachtete, mit ziemlich ruhiger Neugier erwartend, was aus diesem Anfang einer andern Art von Zauberey werden sollte. Die nur mühsam unterdrückte Angst war auf ihrem erbleichenden Gesicht und langsam sich hebenden Busen sichtbar, da sie, nach-

Und Närrinnen, wie er sagte, die man ein wenig zu necken
Sich kein Gewissen macht, und deren man selten so viel
Beysammen findet. Allein, von Boreassen
Vor seinen Augen im Ernst Tragödie spielen zu lassen,
Das fand er nicht für gut. Er reckte seinen Stab,
Und plötzlich glitscht an unserm liegenden Ritter
Der Streich, den Boreas führt, unschädlich zur Erde herab,
Und seine Klinge zerstiebt in tausend Splitter.

12.

Don Boreas steht betäubt, er sieht sich um, erblickt
Den Neger und eine Dame im Amazonenkleide
Mit schnellen Schritten sich nähernd, erschrickt
Zum ersten Mahle (was weder Türk noch Heide
Auf ihn vermochte, seitdem er Athem zieht)
Schieſst einen grimmigen Blick auf Amadisen, und flieht
Tief ins Gebüsche, sein edles Pferd zu suchen,
Schwingt sich hinauf, und jagt mit vielem Fluchen
Und Dräun davon, der süſsen Hoffnung voll
Daſs unser Ritter ihm noch den Streich bezahlen soll.

dem sie den Kreis gezogen, und dreymahl auf den Boden geschlagen, den furchtbaren Nahmen Hekate! so laut als ihr möglich war, ausrief.

„Sie hatte ihn kaum zum dritten Mahl ausgerufen, so erschütterte ein hohles dumpfes Getöse den Boden unter uns, das Zimmer verfinsterte sich, ein schwarzer mit zückenden Flammen vermischter Rauch wirbelte aus dem krachend sich spaltenden Boden empor, man hörte Donner rollen, Schlangen zischen und Hunde heulen; das fürchterliche Unwesen kam immer näher, und unter Blitzen und Donnern stieg die dreyköpfige Hekate herauf, in der ganzen gräſslichen Ungestalt, wie sie von den Dichtern geschildert wird, mit Schlangenhaaren und Drachenfüſsen, in schwarzem Gewand, und eine ungeheure Schlange in der Rechten schwingend. Zittre, verwegner Sterblicher, schrie sie mich mit hohler krächzender Stimme an, zittre vor der Rache der Götter! Fliehe vor Afroditens Zorn in die Arme der Liebe, oder stürze in den flammenden Tartarus! — Elende, rief ich, indem ich die unter der gräſslichen Maske versteckte Zauberin, trotz ihren unschädlichen Schlangen, kräftig beym Arm ergriff und zu mir herüber zog, — bekenne daſs du eine schändliche Betrügerin bist, oder du bist verloren! Die Zaubrerin, die auf einen solchen Ausgang nicht vorbereitet war, verlor auf einmahl die Besonnenheit, kroch aus ihrer Verkleidung hervor, und bat fuſsfällig um Gnade.

„Der Verfolg dieser Geschichte gehört zwar nicht mehr in das Fach, wovon die Rede war; aber er gehört zur Geschichte meines Lebens, und du wirst mir gern verzeihen, daſs ich mich dessen nicht ohne Vergnügen erinnere.

„Bestürzung, Scham und Erstaunen schien die arme Chrysanthis einige Augenblicke versteinert zu haben; aber ein noch mächtigeres Gefühl brachte sie bald wieder zu sich selbst. Eine wunderbare Art von Ehrfurcht überwältigte, oder veredelte vielmehr, plötzlich ihre vorige Leidenschaft. Wer bist du, sagte sie zu mir, den weder die heiſseste Liebe zu schmelzen, noch die Hölle selbst zu schrekken vermag? Aber, wer du auch bist, verlaſs mich nicht in dieser Verwirrung meiner Sinne! Du hast ein mir selbst unbekanntes Gefühl in mir erregt. Führe mich von hinnen, und vollende deinen Sieg über eine Leidenschaft, die deiner unwürdig war, und mich unter mich selbst erniedrigte. Sey mir mehr als ein Liebhaber, sey mein Freund!

Verschmähe diese Hand nicht, die ich dir zum Pfande der Gelehrigkeit, womit ich mich deiner Führung überlassen will, darbiete!

„Die Reihe zu erstaunen war nun an mir. Ich glaubte die erwachte bessere Seele aus ihren Augen strahlen zu sehen, und widerstand dem Gedanken nicht, eine Bekehrung zu vollenden, welche (wie ich mir schmeichelte) die Übermacht meines Genius über den ihrigen zu bewirken angefangen hatte. Ich begleitete sie nach ihrer Wohnung, und sie wiederhohlte ihre Bitte, daſs ich (nach ihrem Ausdruck) ihr Schutzgeist gegen sie selbst seyn, und sie nicht eher verlassen möchte, bis sie durch meinen Umgang Kraft genug erhalten haben würde, sichs zuzutrauen, daſs es noch in ihrer Macht stehe, die Verirrungen einer allzu leichtsinnigen Jugend durch die Unsträflichkeit ihres künftigen Lebens zu vergüten. Es würde Unsinn seyn, setzte sie hinzu, meine Heilung von einem solchen Mittel zu erwarten, wenn ich dir nach dem, was ich heute gesehen habe, nicht alles, und beynahe sogar das Unmögliche, zutraute.

„Ich kann dich nicht tadeln, Hegesias, wenn dir die Verwegenheit des jungen Mannes, der sich eines solchen Abenteuers unterfing, die Strafe eines beschämenden Falles zu verdienen scheint. Aber eben die Schwierigkeit der Unternehmung war es, was meinen Entschluſs bestimmte: denn es gehörte zum Plan meines Lebens, keiner moralischen Gefahr aus dem Wege zu gehen, und keine Gelegenheit zu versäumen, wo ich durch mich selbst das äuſserste erfahren könnte, was menschliche Kraft vermag, um über Lust oder Schmerz den Sieg zu erhalten, wenn jene oder dieser uns von Ausübung irgend einer edeln und guten Handlung abzulocken oder abzuschrecken streben. Die schöne Chrysanthis auf den Weg der Tugend zurück zu bringen, war doch des Versuches werth; nach meinen Grundsätzen wär' es die schändlichste Feigheit gewesen, wenn ich mich durch die Gefahr, in welche meine eigene Tugend dabey gerathen konnte, von diesem Versuch hätte abhalten lassen wollen. Wir nahmen also Abrede, wie ich sie während meines Aufenthalts zu Larissa ingeheim besuchen könnte; und da dieſs nur bey Nacht anging, so lieſs ich mir (wie unschicklich auch diese Zeit in andern Rücksichten war) gefallen, jedesmahl von ihrer vertrautesten Sklavin durch eine von hohem Gesträuche verdeckte Hinterthür ihres Gartens in einen Sahl, wo sie mich erwartete, geführt zu werden.

„Chrysanthis schien mir auf diese meine Herablassung (wie sie es nannte) einen Werth zu legen, der mich abnehmen liefs, wie tief sie in ihren eigenen Augen unter mir stehe, und wie nöthig es sey, ihrem zu sehr gesunknen Stolze zu Hülfe zu kommen. Meine erste Bemühung war also darauf gerichtet, sie mit sich selbst auszusöhnen, und zu überzeugen, dafs das, was die Würde unsrer Natur ausmacht, in der Selbstbewegung unseres Willens bestehe, welche zwar zufälliger Weise gehemmt und gebunden, aber nicht verloren werden könne. Um dem Unterrichte, dessen sie zu bedürfen schien, eine bessere Haltung zu geben, las ich ihr aus Xenofons Cyropädie die Geschichte des Araspes vor, dessen Fall so viele Ähnlichkeit mit ihrem eigenen hatte, dafs sie sich desto mehr ermuntert fühlen mufste, ihm auch in dem edeln Schwunge, den seine bessere Seele unter den Augen des Cyrus nahm, ähnlich zu werden. Diese zwey in angebornem Kriege mit einander liegenden Seelen, durch welche Araspes das Schwankende seines Gemüthszustandes sich zu erklären suchte, schienen ihr stark einzuleuchten, und sie nahm alles, was ich ihr von den Mitteln, der bessern Seele den Sieg über die schlechtere zu verschaffen, sagte, mit einer Gelehrigkeit auf, die mich hätte argwöhnisch machen können, wäre in ihrem ganzen Betragen auch nur das geringste zu bemerken gewesen, was einen geheimen Anschlag und verdeckte Absichten verrathen hätte. Aber nichts konnte einfacher und kunstloser seyn als die Art, wie sie sich in allem gegen mich benahm. Ihre Kleidung, ohne weder nachlässig noch überzüchtig zu seyn, war ein Muster des schicklichsten Anzugs für eine Matrone von ihren Jahren, die nichts hinterlistig zeigen noch verbergen will, und bey ihrem Putze keine andere Absicht hat als anständig bekleidet zu seyn. In der sittsamsten Stellung oder Lage lieſs sie immer so viel Raum zwischen uns, daſs die natürliche Anziehungskraft, die zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte gewöhnlich Statt findet, wenn sie sich nahe kommen, keine oder nur sehr schwache Wirkung thun konnte; und überdieſs war ihre Vertraute, in einem Winkel des Sahls mit stiller Arbeit beschäftigt, immer bey unsern Zusammenkünften gegenwärtig. Ihr Ton gegen mich war mehr gefällig als schmeichelhaft, und mehr aufmerksam als gefällig. Eine Art von Ehrfurcht, wie man in Gegenwart eines höhern Wesens fühlen würde, schien ihr von der feurigen Leidenschaft, deren Gegenstand ich noch vor wenig Tagen gewesen war, nur ein sanft sich hingebendes unbegrenztes Vertrauen übrig gelassen zu haben.

„Wofern wirklich ein geheimer Anschlag unter diesem allen verborgen lag, so hätte sie allerdings kein zweckmäſsigeres Mittel wählen können, meine Vorsicht unvermerkt einzuschläfern, und meinem Herzen ganz leise immer näher zu kommen. Wir schienen beide nichts davon gewahr zu werden: aber schon nach dem fünften oder sechsten Besuche fand ich, daſs mir Chrysanthis immer liebenswürdiger vorkam, daſs meine Besuche immer länger dauerten, und daſs es mir einige Mühe kostete, mich wieder zu entfernen. Auch bemerkte ich endlich, daſs wir, ohne uns des warum? bewuſst zu seyn, näher als Anfangs zusammen rückten, und daſs ich einsmahls, da ich mit ziemlicher Wärme von dem Unterschiede der sittlichen Venus und ihrer Grazien von den gemeinen Volksidolen dieses Nahmens sprach, unvermerkt eine ihrer Hände in der meinigen hielt.

„Nach dieser Entdeckung däuchte es mir hohe Zeit, meinen Besuchen ein Ende zu machen, und dieſs um so mehr, da ich mich, der schönen Chrysanthis zu Gefallen, bereits länger, als es mein Reiseplan erlaubte, zu Larissa aufgehalten hatte. Was sollte ich länger da? Meine Absicht war erreicht. Chrysanthis schien von ihrer Leidenschaft geheilt und eine aufrichtige Verehrerin der himmlischen Venus geworden zu seyn. Ich konnte sie also ruhig sich selbst überlassen, und kündigte ihr meinen Entschluſs beym nächsten Besuch nicht ohne einige Verlegenheit an. Sie nahm ihn mit ihrer gewohnten Ehrfurcht und Ergebung auf, wiewohl ich merken konnte, daſs sie etwas unterdrücke, was wider ihren Willen in ihrem ganzen Wesen sichtbar wurde. Sie sprach wärmer als jemahls von den Verbindlichkeiten, die ich ihr aufgelegt hätte; wie ganz sie sich als mein Geschöpf betrachte, und wie sehr sie meinen Verlust empfinden würde. Sie hielt wieder inne — drückte mehr als Einen Seufzer zurück, während die Hülle, die ihren schönen Busen fesselte, nach und nach immer loser wurde — fing von neuem an mich zu versichern, daſs sie selbst die Nothwendigkeit unsrer Trennung stärker als jemahls fühle — ergriff, während sie mir dieſs versicherte, meine Hand, preſste sie an ihr hoch schlagendes Herz, und brach in Thränen aus, die sie an dem meinigen zu verbergen suchte. Kurz, ohne recht zu wissen wie es zugegangen war, fand sichs, daſs ich sie in meinen Armen hatte, daſs ihre glühenden Lippen an den meinigen hingen, und daſs diese Scene keinen Augenblick länger dauern durfte. Ich raffte mich zusammen, legte die halb ohnmächtige Schöne auf den Sofa, empfahl sie der Sorgfalt ihrer Sklavin, und entfernte mich so schnell als mir möglich war.

„Dieſsmahl bist du einer groſsen Gefahr entgangen, sagte ich zu mir selbst, als ich mich wieder im Freyen befand. Ob Chrysanthis in allem diesem nur die Art ihrer Zauberkünste verändert hatte, oder ob sie wirklich aufrichtig war, und nur jetzt, bey dem Gedanken der Trennung, einen unfreywilligen Rückfall erlitt, lasse ich unentschieden. Damahls fand meine Eigenliebe ihre Rechnung dabey, das letztere zu glauben, und vielleicht traf sie die Wahrheit. Ich entfernte mich wirklich den folgenden Morgen aus Larissa, und es fügte sich, daſs ich unterwegs mit einem in dieser Stadt wohnhaften feinen Mann Bekanntschaft machte, der von einer Geschäftsreise, die ihn einige Zeit zu Byzanz aufgehalten hatte, zu Pferde nach seiner Heimath zurückkehrte. Bey der Unterredung, in welche wir geriethen, während wir unsre Thiere ausruhen lieſsen, entdeckte sich, daſs er der Gemahl der schönen Chrysanthis war. Er schien sehr nach dem Augenblick des Wiedersehens zu verlangen, und ich benutzte diese Gelegenheit, um ihn, auf eine Art, wodurch ihm die Aufführung seiner Gattin nicht verdächtig werden konnte, zu überzeugen, daſs die Vortheile, die er von seinen häufigen Reisen ziehe, nur eine schwache Vergütung der häuslichen Glückseligkeit seyen, die er ihnen aufopfere. Meine Vorstellungen schienen den erwarteten Eindruck auf den Mann zu machen; denn er schied von mir mit dem Vorsatz, solche Einrichtungen in seinen Geschäften zu treffen, daſs er künftig nur selten und auf kurze Zeit in den Fall kommen könne, sich von seiner geliebten Chrysanthis zu entfernen, die er mir als die schönste, sanfteste und zärtlichste aller Weiber schilderte. Wofern er Wort hielt, so zweifle ich nicht, daſs beide sich bey meinem Rathe wohl befunden, und Chrysanthis, ohne die Lehren ihres Mentors gänzlich zu vergessen, über seinen Verlust sich bald und leicht getröstet haben werde.

IX.

„Im Verfolg meiner Rückreise aus Thessalien kam ich in eine Gegend, deren erster Anblick dem Fleiſs und der Wirthschaft ihrer Anbauer ein schlechtes Zeugniſs gab. Auf den Feldern stand das Getreide dünn, mager und von Unkraut erstickt. Die Wiesen, dem von benachbarten Bergen abflieſsenden Gewässer

13.

Dieſs alles, zu rechnen vom Fall der keuschen Schatulliöse,
(Der unsers Helden Fall, nicht ohne mancherley böse
Vermuthungen, nach sich zog) begab auf's längste sich
In zwanzig Sekunden. Und Amadisen zum Ruhme
Bemerkt die Geschichte, er habe so züchtiglich
Wie eine Vestalin, die ihre jungfräuliche Blume
Gleich ihren Augen bewahrt, vom Busen der schönen Madam,
Auf den im Fallen sein Mund zu liegen kam,
Zurück sich gezogen. Doch, plötzlich aufzustehen
Lieſs, nach der Sachen Gestalt, der Wohlstand nicht geschehen.

14.

Daſs unser Held sich nun gerade so benahm,
War (unter uns gesagt) nichts minder als falsche Scham.
Er hatte von zwanzig Sekunden zum wenigsten zehn vonnöthen,
Dem kleinen Zufall, worin der Neger ihn neulich betreten,
Abhelſliche Maſs zu geben. So viele Gegenwart

im Frühling und Herbst unbeschützt preis gegeben und an vielen Stellen von vernachlässigten Brunnadern ersäuft, brachten nur saueres Gras hervor, und waren zum Theil in sumpfiges Mohr ausgeartet, worin einige magere Kühe einzeln herum irrten, und trotz ihres Hungers das schlechte Futter unter ihren Füſsen verschmähten. Auf den kahlen Angern weideten schmutzige, von der Räude angefressene Schafe. Wohnung, Kleidung und Lebensart der Landleute waren, wie es beym Anblick der elenden Beschaffenheit ihrer Grundstücke zu erwarten war. Kurz, alles hatte ein höchst armseliges und trauriges Ansehen, welches desto mehr auffiel, da diese Flur von zweyen Seiten an Ländereyen grenzte, über welche der Überfluſs sein ganzes Füllhorn ausgegossen zu haben schien, und wo das Auge nicht müde wurde, sich am Anblick der fruchtbarsten und lachendsten Auen, der schönsten Viehherden aller Art, und einer Menge wohl genährter, eben so fröhlicher als emsiger Jünglinge und Mädchen, zu ergetzen, welche so eben mit Einsammlung der Reichthümer beschäftigt waren, womit Ceres und Pomona diese reitzenden Fluren gesegnet hatten.

„Der auffallende Abstich so nah an einander grenzender Ländereyen war eine sehr einleuchtende Darstellung des Unterschieds der natürlichen Folgen einer guten und schlechten Kultur. Indessen wünschte ich doch die Ursachen zu erfahren, warum die Eigenthümer der einen so weit hinter den andern zurück geblieben wären, und erkundigte mich darüber bey einem jungen Manne, der im Begriff war, die karge Ausbeute eines steinichten Ackers auf einem Karren nach Hause zu führen. Ich erhielt zu meinem Erstaunen den Bescheid: daſs ein verruchter Zauberer der einzige Urheber des elenden Zustandes sey, worin die Bewohner dieser Gegend seit mehr als vierzig Jahren schmachteten. Er nennt sich Pythokles, sagte der junge Bauer; das groſse Haus dort auf der Anhöhe, das dem Pallast eines Königs gleicht, ist seine Wohnung, und die herrlichen Fluren, die sich an dem Hügel hinauf ziehen, sind nur ein kleiner Theil seiner Besitzungen. Es ist uns unmöglich vor einem so gefährlichen Nachbar aufzukommen. Nicht zufrieden, seine eignen Ländereyen durch seine Zauberkünste zu einem übernatürlichen Ertrag zu bringen, bedient er sich ihrer auch noch, sich des unsrigen zu bemächtigen. Denn er versetzt, mit Hülfe der bösen Dämonen, die ihm zu Gebote stehen, unser Getreide alle Jahre von unsern Feldern auf die seinigen; ja er weiſs sogar die Milch unsrer

Kühe in die Euter der seinigen zu zaubern; und wenn er seine Markung umgeht, braucht er nur einen Blick auf die unsrige zu werfen, so ists als ob nichts gedeihen könne, was er angesehen hat.

„Ich ergrimmte in mir selbst, diese armen Menschen durch einen so sinnlosen Aberglauben, der zuletzt doch wohl die Hauptursache ihrer Trägheit war, so übel gemiſshandelt zu sehen. Aber es wäre verlorne Mühe gewesen, Leute, die solchen Unsinn glauben konnten, durch Vernunftgründe eines bessern belehren zu wollen. Ihr guter Genius gab mir ein anderes Mittel ein. Euer Zustand ist traurig, sagte ich, aber euch kann geholfen werden. Führe mich zu den Ältesten in deinem Dorfe. — Der Bauer sah mich mit groſsen Augen an, besann sich eine Weile, und hieſs mich endlich mitgehen, indem er ein mit zusammen geschrumpftem Leder überzogenes Gerippe von einem Pferde, das seinen Karren zog, hinter sich nachschleppte.

„Als wir ankamen, versammelten sich die Alten um mich her, und ich vernahm die Bestätigung ihrer unglaublichen Dummheit aus ihrem eigenen Munde. Meine Freunde, sprach ich zu ihnen, euer Zustand jammert mich. Ich bin ein Priester der heiligen

Kabiren in Samothrakien. Die Götter haben uns hohe Geheimnisse anvertraut, und es giebt keine Zauberey, die wir nicht durch ihren Beystand vernichten könnten. Setzt Vertrauen auf mich. Ich will das Orakel des grofsen Axiochersos fragen, wie euch zu helfen sey, und in weniger als zehen Tagen will ich euch seine Antwort bringen.

„Da ich, unglücklicher Weise, kein Wunder bey der Hand hatte, um diesen einfältigen Leuten meine Sendung zu beweisen, so war ich darauf gefafst, dafs ein solches Versprechen von einem Unbekannten keinen grofsen Eindruck auf sie machen würde. Indessen schien ihnen doch mein Äufserliches und mein zuversichtlicher Ton Vertrauen einzuflöfsen; ich wiederhohlte meine Zusage, bestieg, während sie leise mit einander sprachen, mein Pferd, und verschwand so schnell aus ihren Augen, dafs meine Erscheinung unter ihnen in ihrer Vorstellungsart etwas hinlänglich wunderbares haben mufste, um sie, während meiner Abwesenheit, mit mir und meinem geglaubten oder bezweifelten Wiederkommen bey ihren Zusammenkünften zu beschäftigen.

„Inzwischen begab ich mich, durch einen Wald von hohen Nufsbäumen, der die angrenzende Flur gegen Norden beschützte, zu dem Eigenthümer des schönen Landsitzes, und wurde gastfreundlich von ihm aufgenommen. Ich fand einen Mann von siebzig Jahren, der nicht viel über funfzig zu haben schien, von sechs oder sieben Söhnen seiner Art und etlichen wohl gebildeten Töchtern umgeben, deren braunröthliche Sonnenfarbe mir bewies, daſs die Schonung einer zarten Haut sie nicht abhielt, bey allen ländlichen Arbeiten, die ihrem Geschlechte ziemen, Hand anzulegen. Die weitläufigen Gebäude, die beynahe die ganze obere Fläche des Hügels bedeckten, wimmelten, wie Bienenkörbe im Frühling, von beschäftigten Menschen, auf deren Angesichtern Zufriedenheit mit ihrem Zustand glänzte. Der Hausherr führte mich, auf mein Ansuchen, in allen Zubehören seiner Landwirthschaft herum, und ich konnte die Reinlichkeit, Ordnung, Zweckmäſsigkeit und Harmonie, die überall in die Augen fielen und alle Theile zu einem vollständigen Ganzen verbanden, nicht genug bewundern. Ich sprach von der Schönheit und dem vortrefflichen Anbau seiner Güter, so viel ich im Vorbeygehen davon gesehen hatte, und er gestand mir, daſs ihr Ertrag ihn zu einem der reichsten Landwirthe in Thessalien mache, und in den Stand setze, eine sehr groſse Anzahl meistens in seinem Hause geborner Dienstleute so zu halten, daſs sie ihre Lage um keine andere in der Welt vertauschen würden.

„Ich erwähnte bey dieser Gelegenheit des armseligen Zustandes des benachbarten Dorfes. Die Schuld liegt an ihnen selbst, sagte Pythokles; sie wollen es nicht besser haben, oder wollen wenigstens die Mittel nicht, wodurch ihrem Elend abgeholfen werden könnte. Ein groſser Theil des Gutes, dessen Eigenthümer ich bin, war vor funfzig Jahren in keinem bessern Stande als die Grundstücke meiner Nachbarn. Alles was du hier siehest, ist, nächst dem Segen der Götter, die Frucht eines unverdrossenen Fleiſses, einer scharfen Aufmerksamkeit auf den Gang und die Winke der Natur, einer durch Versuche und Fehler nicht wohlfeil erkauften langen Erfahrung, einer guten Eintheilung der Arbeiten, und genauen Berechnung der Mittel und Zwecke, Vortheile und Nachtheile, — kurz, einer in allen ihren Theilen klug und emsig betriebenen Ökonomie. Die Natur hat mir ein neidloses Herz gegeben; ich würde mich gefreuet haben, wenn mein Wohlstand auch meinen Nachbarn nützlich geworden wäre. Aber die Thoren halten mich für einen Zauberer; sie lassen sichs nicht ausreden, daſs meine Kornböden nur darum so voll sind, weil ich ihr Getreide auf meine Felder zaubere; und so kann ihnen weder mein Beyspiel noch mein Unterricht nützlich seyn. Einem so edeln Manne wie du, versetzte ich, würde es gewiſs Freude machen, diese Unglücklichen von ihrem Wahn geheilt zu sehen. Ich bin auf einen Einfall gekommen, der mir vielleicht gelingt; wenigstens ist es des Versuches werth, ob sich der Aberglaube dieser Leute, der ihnen bisher so schädlich gewesen ist, nicht zu ihrem Vortheil benutzen lasse. Pythokles lobte mein Vorhaben, ohne einige Neugier zu zeigen, durch was für Mittel ich es zu bewerkstelligen gedächte, und wir kamen bald auf andere Gegenstände.

„Es war so viel merkwürdiges in diesem Hause zu sehen, und so viel von seinem Besitzer zu lernen, die ganze Familie war ein so guter Schlag Menschen, und man setzte mir auf eine so freundliche Art zu, einige Tage bey ihnen zu verweilen, daſs ich nicht daran denken konnte, ihnen etwas abzuschlagen, wozu ich selbst so geneigt war.

„Nach acht Tagen, die mir unter diesen Glücklichen, im schönsten Genuſs der Natur, so schnell wie ein einzelner Tag entschlüpften, erinnerte ich mich, daſs es Zeit sey, meine Zusage gegen die Thalbewohner zu erfüllen. Meine Einweihung in den Samothrakischen Mysterien gab mir die Rechte eines Priesters der Kabiren. Ich erschien also unter ihnen mit der priesterlichen Binde um die Stirne, und sie empfingen mich wie einen Gott. Ich habe, sprach ich zu ihnen von einer erhöhten Stelle, in einem Tone, der zugleich Vertrauen einflöſste und Ehrfurcht gebot, ich habe das Orakel für euch gefragt, und bringe euch seine Antwort. Allerdings ist ein geheimer Zauber, der euer Land drückt, die Quelle eures Elends; aber die Ursache desselben ist viel älter als der älteste unter euch. Merket auf meine Rede, und gehorchet von Wort zu Wort dem, was ich euch im Nahmen der groſsen Götter sagen werde, und die Bezauberung, die euer Land unfruchtbar gemacht hat, wird aufhören. Auf Befehl des Orakels habe ich einen milchweiſsen Stein von der Gröſse eines Schwaneneyes in euerer Flur vergraben. Diesem sollt ihr, wenn die Bestellzeit heran kommt, von Osten nach Westen und von Westen nach Osten zugleich, so lange mit dem Spaten nachgraben, bis auf allen euern Feldern kein Fuſs breit Landes übrig ist, den ihr nicht wie Gartenland umgegraben habt; und weil dieser weiſse Stein keinen andern in seiner Nähe duldet, so sollt ihr alle Steine auf euern Äckern sorgfältig zusammen lesen, und an einem besondern

Orte zu dem Gebrauch, den ich euch sagen werde, aufbewahren. So oft ihr an die Arbeit geht, so rufet die groſsen Götter, auf euern Knieen, um ihren Segen an, und wenn ihr sie vollendet habt, dann bestellet euere Äcker wie gewöhnlich; und so verfahret sieben Jahre nach einander. Mit jedem Jahre wird der milchweiſse Stein einen Fuſs tiefer in die Erde sinken; mit jedem Fuſse, den er tiefer gesunken ist, wird sich die Fruchtbarkeit eures Bodens vermehren; aber nach dem siebenten Jahre wird der Stein ruhen, und seine geheimniſsvolle Kraft wird nie wieder von euern Feldern weichen. Merket nun weiter auf, und gehorchet von Wort zu Wort dem, was ich euch im Nahmen der groſsen Götter befehle! Euer Wiesengrund wird von Nymfen bewohnt, welchen ihr versäumt habt die gebührende Ehre zu erweisen. Zur Strafe dieser Vernachlässigung haben sie ihn in einen Sumpf verwandelt, worin euer Vieh nur karge und ungesunde Nahrung findet. Um den Zorn der Nymfen zu besänftigen befiehlt euch das Orakel, die sumpfigen Stellen auszutrocknen, das ganze Thal durch tiefe Gräben und erhöhte Dämme vor künftigen Überschwemmungen zu schützen, die Brunnquellen hingegen zu fassen, und in kleinen Kanälen durch eure Fluren hin und her zu leiten. Mit den Steinen, wovon ihr euere Äcker gereiniget habt, sollt ihr die tiefsten Stellen euerer Sümpfe ausfüllen, nachdem ihr aus den gröſsten dieser Steine den Nymfen eine kleine Kapelle erbauet, und den ganzen Anger um sie her mit einem Hain von fruchtbaren Bäumen bepflanzt habt, deren Erstlinge ihr alle Jahre, festlich versammelt, den freundlichen Nymfen opfern werdet. Endlich soll ich euch aus dem Munde des Orakels sagen, daſs euer Argwohn dem reichen Pythokles Unrecht thut. Die Götter haben sein Herz zu euch geneigt, und er wird euch, wenn ihr ihm einen bessern Willen zeigt, mit Rath und That zu Hülfe kommen. Denn nicht böse Zauberkünste, sondern der Segen der Götter und sein von Klugheit geleiteter Fleiſs, sind die Quellen seines Reichthums, und wenn ihr seinem Beyspiel folget, werdet ihr ihm auch an Wohlstand ähnlich werden.

„Die Bauern horchten meinem Orakel mit starrer Aufmerksamkeit, wiewohl leicht zu sehen war, daſs sie ein weniger mühsames Mittel erwartet hatten, und über den Schluſs meiner Rede stutzig wurden. Ich fand aber nicht für gut, das Ende des leisen Gemurmels, das jetzt unter ihnen begann, abzuwarten. Ich übergab ihrem Ältesten eine Abschrift des Orakels, ermahnte sie nochmahls den Befehlen

Des Geistes in einem Umstand der delikatesten Art,
Beweiset, nach unsrer demüthigen Meinung,
Für seine Zucht und Weisheit viel:
Doch für den Neger, der schlechtweg nach der Erscheinung
Urtheilte, bewies sein Zaudern gerade das Widerspiel.

15.

So geht's in der Welt! Man schiebt unendlich schnelle,
(Oft ohne es selbst zu merken) sich an des andern Stelle,
Und unsre eigene Tugend ist
Gewöhnlich das Maſs, woran man fremde miſst.
So schön die Ordnung war, worin der gute Ritter
Vom Boden sich erhob, der Neger dachte darum
Nicht minder noch mehr. Sogar die junge Dame, die, stumm
Und seitwärts stehend, ihn hinter dem dünnen Gegitter
Von ihrem Fächer betrachtet, läſst durch Erröthen verstehen,
Sie könne sehr gut — durch einen Fächer sehen.

der groſsen Götter zu gehorchen, schwang mich, nachdem ich eine Hand voll Drachmen unter ihre zerlumpten Kinder geworfen hatte, wieder auf mein Roſs, und verschwand eben so schnell als ich gekommen war, ohne mich um den Erfolg dieses Abenteuers weiter zu bekümmern.

„Ungefähr vor zehen Jahren, da ich aus Italien durch Epirus und Thessalien zurück reiste, erinnerte ich mich dieser alten Begebenheit wieder, und lieſs mich von der Neugier, zu sehen was sie für Folgen gehabt hätte, zu einem Umweg in die Gegend, wo die Scene derselben lag, verleiten. Ich befand mich eine gute Weile mitten darin, ohne sie zu erkennen; so gänzlich hatte sich das unfruchtbare Land, der sumpfige Thalgrund und das armselige Dörfchen in diesem langen Zeitraum umgestaltet. Bin ich wirklich zu Gyreinä? fragte ich endlich einen ziemlich abgelebten Greis, der vor der Thür eines ansehnlichen Meierhofes in der Sonne saſs. Der alte Mann bejahte meine Frage, indem er mich mit groſser Aufmerksamkeit betrachtete. So hat es sich in funfzig Jahren sehr verändert, sagte ich. Du hast es also vor funfzig Jahren gesehen? fragte jener, mit sichtbarem Streben sich meiner zu erinnern. Allerdings, erwiederte ich, und, wenn mich weilen, befriedigte mein Verlangen, von diesem Hergang genauer unterrichtet zu seyn, durch eine sehr umständliche Erzählung, wovon ich nur das Wesentliche berühren will. Als ich mich nach Verkündigung meines Orakels so schnell entfernt hatte, entstand ein ziemlich lebhafter Streit unter den Dorfbewohnern. Die Alten, die in dem Wahne, daſs Pythokles ein Zauberer und die Ursache ihrer schlechten Ernten sey, grau geworden waren, wollten sich nicht ausreden lassen, der vorgebliche Priester der Kabiren sey mit Pythokles einverstanden, und habe sie mit seinem Orakel nur zum besten. Die Jüngern hingegen behaupteten, es sey keine Ursache vorhanden, den Fremden für einen Betrüger zu halten; sein bloſses Ansehen zeuge schon genugsam für das Gegentheil, und das Orakel müsse schlechterdings befolget werden. Sie legten auch, da sie die Mehrheit ausmachten, sogleich Hand ans Werk, gruben ihre Äcker um, reinigten sie von Steinen und Unkraut, bauten den Nymfen eine Kapelle, trockneten die Sümpfe aus, und brachten, nicht ohne groſse Mühe, nach und nach alles zu Stande, was das Orakel befohlen hatte. Die reiche Ernte des nächsten Jahres, womit die Natur ihren Fleiſs belohnte, stopfte der Gegenpartey den Mund; sie bewies, daſs ihnen der Fremde wohl gerathen hatte, und daſs ihre böse Meinung von dem reichen Pythokles grundlos war. Denn warum hätte er ihr Getreide nicht auch dieſsmahl auf seine Felder gezaubert, wenn er es jemahls gethan hätte? Die Verständigern erwogen nun den Inhalt des Orakels mehr als jemahls, und forschten seinem wahren Sinne so lange nach, bis sie zu sehen glaubten, seine Absicht sey bloſs gewesen, sie von ihrem Vorurtheil gegen Pythokles und von ihrer daher entsprungenen Muthlosigkeit und Trägheit zu heilen, und ihnen durch die Erfahrung einleuchtend zu machen, daſs nicht die Zauberkünste ihres Nachbars, sondern ihre eigne Unthätigkeit und schlechte Wirthschaft, die Ursache, warum sie nicht gedeihen konnten, gewesen sey. Aber was sie von dem weiſsen Steine, dem sie sieben Jahre lang nachgraben muſsten ohne ihn jemahls zu finden, denken sollten, wurde ihnen immer zweifelhafter. Sollte nicht vielleicht, sagte einer, der immer die besten Einfälle zu haben pflegte, dieser Stein bloſs dazu erfunden seyn, uns zu einer mühseligen Arbeit zu vermögen, wozu wir vielleicht durch keine andere Vorstellung zu bringen gewesen wären? — Diese Vermuthung war nicht ohne Wahrscheinlichkeit; aber sie getrauten sich dennoch nicht von dem Buchstaben des Orakels abzugehen. Sie setzten das Umgraben der Felder noch zwey Jahre fort, und wurden jedesmahl reichlich für ihre Mühe belohnt. Inzwischen hatten sie sich auch mit ihrem Nachbar Pythokles ausgesöhnt, und erhielten von dem edelmüthigen Mann alle mögliche Unterstützung bey der neuen Einrichtung ihrer Landwirthschaft. Er bestätigte sie in dem Gedanken, daſs es bey dem oft erwähnten Orakel weniger darauf ankomme, es wörtlich zu befolgen, als in seinen Sinn und Geist einzudringen, der kein andrer sey, als sie zu belehren: „Daſs die Götter den Sterblichen nichts Gutes ohne Mühe verleihen; daſs der Erdboden desto reichlicher ertrage, je fleiſsiger er bearbeitet werde, und daſs der Mensch die Vernunft darum empfangen habe, damit er der Natur zu Hülfe komme, sie vor Verwilderung bewahre, gegen die verwüstende Gewalt der Elemente schütze, und, indem er sie durch klugen und unverdrossenen Fleiſs zum möglichsten Ertrag bringe, sich selbst einen frohen Lebensgenuſs, und den Thieren, die ihm von der Natur als eine Art dienstbarer und nützlicher Hausgenossen zugegeben sind, zu seinem eigenen Vortheil reichlichern Unterhalt verschaffe.“ Pythokles und seine Söhne machten sich ein Vergnügen daraus, den fähigsten und lehrbegierigsten jungen Männern zu Gyreinä Anleitung zu geben, wie sie es anfangen müſsten, um es mit der Zeit, wenn auch nach einem kleinern Maſsstab, eben so weit zu bringen als sie selbst. Da nun ihre Nachbarn sahen, wie der Wohlstand dieser Leute von Tag zu Tag zunahm, so wurde die Wirkung ihres Beyspiels endlich allgemein: und so geschah es, daſs eben dieses Gyreinä, von dessen äuſserstem Verfall ich vor funfzig Jahren ein Augenzeuge gewesen war, binnen dieser Zeit in den blühenden Zustand kam, worin ich es wieder sah. — Und was ist aus den Nachkommen des Pythokles geworden? fragte ich. — Ein trauriges und lehrreiches Beyspiel, versetzte der Alte, daſs ein wohl erworbenes Gut nur durch eben die Mittel erhalten werden kann, wodurch es erworben wurde. So lange Pythokles lebte, blieb seine Familie in Eintracht beysammen, und machte eine kleine Republik von tugendhaften und glücklichen Menschen aus. Auch unter seinen Söhnen erhielt sich diese Einrichtung noch; und wiewohl der Geist des Vaters unvermerkt von ihnen zu weichen schien, so vermehrte sich doch ihr Reichthum noch immer, vielleicht zum Verderben der dritten Generazion, die durch Zwietracht, Üppigkeit und Verschwendung wieder zerstreute, was die Väter mit Mühe gesammelt hatten. Du würdest dich vergebens nach den Enkeln des guten Pythokles in diesen Gegenden umsehen; es ist schon eine geraume Zeit verflossen, seit sie von uns weggezogen sind, und wir haben seitdem nichts mehr von ihnen gehört.

„Halt' es mir zu gut, Hegesias, fuhr Agathodämon fort, wenn ich zu umständlich in Erzählung meiner kleinen Abenteuer in Thessalien gewesen bin. Das Alter ist geschwätzig, und ist es nie mehr, als wenn es auf Geschichten seiner Jugend kommt. Aber ich habe mich vorsetzlich bey der letztern länger verweilt, als einem doppelten Beyspiel, von der ungeheuern Gewalt, die der dämonistische Aberglaube über einfältige Menschen ausübt, und von einer vielleicht unverwerflichen Art, wie man sich der Verblendung solcher Leute zu ihrem eigenen Vortheil bedienen könnte. Ich denke dir dadurch begreiflich gemacht zu haben, was ich unter einer Täuschung verstehe, die, so zu sagen, ihr Gegengift bey sich führt, weil sie in eben dem Augenblicke, da sie ihre abgezielte Wirkung gethan hat, als Täuschung erkannt wird. Sie fällt dann, wie die Schale von einer reifen Frucht, von selbst ab, und die Wahrheit, deren Hülle sie war, bleibt allein zurück."

Hier machte Agathodämon eine Pause, und da ich ihn von dem langen Reden ein wenig erschöpft sah, war ich im Begriff, ihn zu bitten, daſs er mich auf etliche Stunden beurlauben möchte, als er mir mit einem gefälligen Lächeln zuvorkam. Ich sehe warum du mich bitten willst, sprach er: du bist hier gänzlich dein eigener Herr; vielleicht ist es dir angenehm in der Zeit, die noch bis zu unserm kleinen Mahl verstreichen wird, mit meinem wackern Kymon Bekanntschaft zu machen.

Mit diesen Worten begab er sich in ein Nebenzimmer, und ich entfernte mich, von Gefühlen durchdrungen, wie sie mir noch kein Sterblicher eingeflöſst hatte.

AGATHODÄMON.

DRITTES BUCH.

I.

Anstatt den alten Kymon im Garten aufzusuchen, begab ich mich nach der Felsenhöhle, in welcher die Quelle entsprang, woraus ich diesen Morgen die kleine Nymfe Wasser schöpfen gesehen hatte. Die von der Hitze des Tages gemäſsigte Kühle dieser Grotte lud mich ein, auf einer dicht bemoosten Bank auszuruhen, und meinen Gedanken über alles, was ich an diesem Morgen gesehen und gehört hatte, nachzuhängen. Je mehr ich darüber dachte, desto mehr fand ich mich in der Vermuthung bestätiget, daſs dieser auſserordentliche Greis, auf den das Homerische Beywort götterähnlich so gut paſste, kein andrer sey, als der berühmte Apollonius von Tyana, eben derselbe, dessen Lebensgeschichte, von einem gewissen Damis aus Ninive geschrieben, mir vor kurzem aus Athen zugeschickt worden war.

Dieser Damis hatte, seiner Versicherung nach, den groſsen Wundermann auf seinen morgenländischen Reisen begleitet, und alles, was er von ihm erzählt, entweder selbst gesehen, oder glaubwürdigen Personen nachgeschrieben. Aber welch eine Erzählung! Wie viel Unsinn in den Sachen! Welche Barbarey im Styl! Eine gewisse kindische Art von Einfalt und Leichtglaubigkeit, die aus dem ganzen Buch hervor leuchtet, scheint ihn zwar gegen allen Verdacht vorsetzlicher Unwahrheiten sicher zu stellen: aber diese Einfalt ist mit einer so groſsen Schwäche des Geistes und einem so gänzlichen Mangel an Urtheilskraft und Kenntnissen verbunden, daſs seine Erzählung, durch die beständige Vermischung oder Verwechslung dessen, was er sah oder hörte, mit seinen eigenen verworrenen Begriffen und Vorurtheilen, in dem wunderbaren Theil derselben alle Glaubwürdigkeit verliert, und selbst da, wo er vielleicht die Wahrheit sagt, den Leser gegen seine Zuverlässigkeit miſstrauisch macht.

Ich hatte sein Buch, der barbarischen Schreibart zu Trotz, auf meinen Wanderun-

16.

Was Schatulliösen betrifft, so nehmet selber ab,
Wie wenig der Zufall ihr Muſse sich zu besinnen gab.
Was sollte, was konnte sie unter allen
Umständen wenigers thun, als gleich in Ohnmacht fallen?
Ich meine, vom Augenblick an, nachdem das Übermaſs
Von keuscher Furchtsamkeit sie mit dem Ritter ins Gras
Gezogen hatte. Dieſs ist für alle Schatulliösen
In solchen Fällen stets das sicherste Mittel gewesen.
Man weiſs nicht was begegnen kann;
Nicht jeder hübsche Mann ist auch ein weiser Mann.

17.

Gesetzt, er hätte sich nun emanzipieren wollen —
So war der Wohlstand doch gerettet. Hätte sie
Mit Augen ohne Licht, mit aufgelöstem Knie
Entfliehen, und, ohne den Mund zu öffnen, schreyen sollen?
Aus gleichem Grunde blieb, so bald Gesellschaft kam,
Die kluge Dame noch immer in tiefer Ohnmacht liegen.

gen im Gebirge nach und nach durchgangen; und da mir alles noch in frischem Andenken lag, so schien mir, wie augenscheinlich auch der schiefe Blick und die ungeschickte Hand des Mahlers das aufgestellte Bild verzeichnet hatte, doch in mehrern Zügen die Ähnlichkeit noch immer groſs genug, um mir keinen Zweifel übrig zu lassen, daſs ich in dem vermeinten Agathodämon das Urbild selbst gefunden hätte.

Aber wie es möglich gewesen, daſs aus einem so lichtvollen Geist, einem so erklärten Feind aller Schwärmerey, einem Manne, der die höchste Veredlung der Menschheit an ihm selbst und andern zum einzigen Geschäfte seines Lebens gemacht, sogar unter den Händen des stümperhaftesten Sudlers, entweder ein fanatischer Wiederhersteller und Beförderer des ungereimtesten Dämonismus und der gröbsten Volksvorurtheile, oder ein moralischer Gaukler, der aus selbstsüchtigen Bewegursachen sein Spiel mit der Leichtgläubigkeit der Menschen treibt, hätte werden können: dieſs schien mir noch immer etwas unerklärbares; wiewohl verschiedene, von Agathodämon selbst mir gegebene Winke mich auf eine Spur gewiesen hatten, die zur Auflösung dieses Räthsels führen konnte.

II.

In Verfolgung dieser Spur hatte ich mich so sehr in meinen Gedanken vertieft, daſs ich den wackern Kymon, der mich im Vorbeygehen erblickt hatte, nicht eher gewahr wurde, bis er vor mir stand und mich anredete. Ich bat ihn, wenn er Muſse hätte, sich zu mir zu setzen. Unvermerkt entspann sich ein Gespräch zwischen uns, worin er sich mir als einen Mann von gesundem Sinn und scharfem Blick zeigte, der, zwar ohne die Vortheile, aber auch ohne das Nachtheilige einer frühen Erziehung, durch das Leben selbst, und durch das Glück, so viele Jahre um Agathodämon gewesen zu seyn, zu einer in seiner Klasse ungewöhnlichen Klarheit des Begriffs und Richtigkeit des Urtheils gebildet worden war. Unser Gespräch lenkte sich gar bald auf den erhabenen Greis, dessen Gast ich so unverhofft geworden war. Kymons Anhänglichkeit an diesen seinen ehemahligen Gebieter schien eben so unbegrenzt, als seine hohe Meinung von ihm; und er nannte ihn noch immer seinen Herren, wiewohl er schon lange gewohnt war, als sein Freund von ihm behandelt zu werden.

Ich bahnte mir den Weg zu den Erläuterungen, die ich über verschiedene Punkte von ihm zu erhalten hoffte, indem ich mich glücklich pries, den Zugang in dieses allen Menschen verborgene Heiligthum gefunden zu haben, und von dem darin wohnenden guten Dämon einer so freundlichen Aufnahme gewürdigt worden zu seyn.

Kymon sah mir mit einem mehr freymüthigen als forschenden Blick in die Augen, und versetzte: Ich sehe, daſs mein alter Herr eben denselben Eindruck auf dich gemacht hat, den er immer auf alle Menschen machte, denen er sich, oder die sich ihm näherten. Wiewohl er, wie ich leider! befürchte, nur ein Sterblicher ist, so begreife ich doch sehr wohl, wie man sich versucht finden kann ihn für etwas mehr zu halten. Ich wenigstens habe seines gleichen nie gesehen. Die Natur scheint kein Geheimniſs für ihn zu haben, und seine Gewalt über sich selbst, und über alle Arten von Menschen, ist beynah unglaublich. Ich rede als einer, der in mehr als funfzig Jahren kaum von seiner Seite gekommen ist, und in dem Verhältniſs eines vertrauten Dieners während einer so langen Zeit Gelegenheiten genug gehabt hat, ihn genauer als irgend ein anderer kennen zu lernen.

Welch ein glücklicher Mann bist du, rief ich aus, du, der, sein ganzes Leben durch, einem so auſserordentlichen Manne nah, und ein Augenzeuge aller der Wunder, die er verrichtet haben soll, gewesen ist!

Ich weiſs nicht, was du Wunder nennest, erwiederte Kymon. Etwas, wodurch die Ordnung und der Lauf der Natur unterbrochen worden wäre, hab' ich ihn niemahls verrichten sehen. Aber daſs er theils durch seine Wissenschaft, theils durch seine immer währende Geistesgegenwart und die Allgewalt seines Genius über gemeine Menschen, Dinge gethan hat, die in den Augen der letztern für Wunder gelten konnten, davon bin ich mehr als Einmahl Zeuge gewesen.

Du scheinst also, sagte ich, die Biografie nicht zu kennen, die ein gewisser Damis von deinem Herren (den er bereits für gestorben hält) verfaſst hat, und von welcher verschiedene Abschriften in der Welt herum gehen?

Ein gewisser Damis? rief er mit dem Ausdruck einer Verwunderung, die mit etwas Miſsbelieben vermischt zu seyn schien.

„Ja, ein Damis von Ninive, der den göttlichen Apollonius sehr genau gekannt zu haben versichert, und im Ton der treuherzigsten Selbstüberzeugung eine Menge erstaunlicher, und, wenn ich frey heraus reden darf, unglaublicher, ja sogar äuſserst ungereimter Dinge von ihm erzählt."

Das mag mir allerdings eine seltsame Biografie von Apollonius seyn, wenn Damis von Ninive eine geschrieben hat! Ich habe diesen Menschen sehr gut gekannt. Es ist wahr, daſs er meinen Herrn auf einem groſsen Theil seiner Reisen begleitet hat, und einer seiner eifrigsten Anhänger gewesen ist. Seine Landsleute gelten, wie dir bekannt seyn wird, überhaupt für ein sehr unwissendes und abergläubisches Volk: aber mit einem solchen Hang Wunder zu glauben, und mit einer solchen Gabe Wunder zu sehen, ist schwerlich in allen Morgenländern jemahls ein Menschenkind geboren worden wie Damis; und niemand war wohl weniger fähig als er, sich von einem Manne wie mein Herr einen Begriff zu machen. Für das, was Apollonius wirklich ist, hatte der arme Ninivit schlechterdings keinen Sinn: aber dafür hielt er ihn für einen Dämon vom ersten Rang, der mit den andern Göttern als seines gleichen umgehe, den Elementen und den Geistern gebiete, noch etwas mehr als Alles wisse, und das Unmögliche möglich machen könne. Was brauchte wohl ein Mensch, den so sehr nach Wundern hungerte, mehr als diesen Wahn, um seine Dienste dem vermeinten Wunderthäter beynahe mit Gewalt aufzudringen, und ihn mit einer wenig verdienstlichen Anhänglichkeit viele Jahre lang allenthalben wie sein Schatten zu verfolgen? In einem solchen Schwindelkopf muſste nun freylich das, was er in dieser Zeit sah und hörte, seltsame Gespenster hervorbringen! Auch läugne ich nicht, daſs mein Herr selbst — der vielleicht seine Absichten dabey haben mochte, und die Blödigkeit dieses Menschen für unheilbar ansah — auf eine Art mit ihm umging, die ihn in seinen Einbildungen eher bestärken, als davon zurück bringen konnte.

Ich begreife, (erwiederte ich) wie sich in dem benebelten Gehirn eines so schwachen Menschen manche Dinge, womit es sehr natürlich zugeht, in Wunderdinge verwandeln konnten. Aber es giebt eine Art von Wundern, die dem kältesten Zuschauer und dem wärmsten, dem hellsten und dem finstersten Kopfe unter einerley Gestalt erscheinen, und wobey es der Fantasie des Augenzeugen kaum möglich ist, den Sinnen einen Streich zu spielen, vorausgesetzt, daſs Er eben so wenig von andern betrogen worden sey, als er uns betrügen will.

Zum Beyspiel?

„Zum Beyspiel, die Erweckung eines Todten.“

Damis sagt also, daſs mein Herr Todte erweckt habe?

„Er führt zwar nur Ein Beyspiel an; aber in solchen Fällen ist Eines so gut wie tausend.“

Wenn es, wie ich vermuthe, die nehmliche Begebenheit ist, von welcher ich selbst Augenzeuge war, so konnte Damis sich auf eine groſse Anzahl von Zuschauern berufen, die eben so von der Sache sprachen wie er. Indessen kann ich dir zuschwören, daſs die Todten, die mein Herr erweckt hat, nicht todter waren als ich oder du.

„Ich verstehe dich. — Es waren nur Scheintodte. Dein Herr erweckte sie durch seine Kunst. Die Leute machten ein Wunder daraus, und Er lieſs sie auf ihrem Glauben, oder half ihm auch wohl absichtlich ein wenig nach?“

Du hast es nahezu errathen. Es ist (wie du von ihm selbst hören kannst) eine seiner Maximen, daſs es, zumahl in einer Zeit wie die gegenwärtige, einem Weisen nicht unanständig, ja demjenigen, der sich (wie er) mächtig auf sein Zeitalter zu wirken bestimmt fühle, sogar Pflicht sey, anstatt den groſsen Haufen voreiliger Weise aufklären zu wollen, die Wahnbegriffe desselben und seine Liebe zum Wunderbaren zum Vortheil der guten Sache zu benutzen. Er folgt hierin, wie in vielem andern, dem Beyspiele des groſsen Pythagoras, der, wofern er in unsern Tagen gelebt hätte, von den Epikureern ohne Zweifel eben so wohl für einen Betrüger ausgeschrien worden wäre, als mein Herr, welcher diese Beschuldigung weder mehr verdient, noch durch ein anderes Betragen und wegen anderer Absichten sich zugezogen hat, als jener. Daſs er in vielen Fällen, wo es nur auf ihn ankam, den Leuten den Wahn, er könne Wunderdinge wirken, zu benehmen, sie absichtlich auf ihrem Glauben lieſs, ist eben so unläugbar, als daſs er durch das Feierliche seiner Person und seines Benehmens, durch seine Pythagorische Lebensweise, seinen Aufenthalt in Tempeln, und eine Menge anderer Dinge, wodurch er sich von den gewöhnlichen Menschen unterschied, die Vorstellung, daſs er ein besonderer Günstling der Götter sey, beym Volk veranlaſste und unterhielt. Aber daſs er jemahls (so oft ein Fall eintrat, von dieser Meinung des Volks Gebrauch zu machen) sich niedriger oder gauklerischer Kunstgriffe dabey bedient habe, dieſs läugne ich schlechterdings. Das Beyspiel einer vorgeblichen Todtenerweckung, dessen Damis Meldung thut, wie du sagst, wird dir alles klar machen. Die Sache ereignete sich während des ersten Aufenthalts meines Herren in Rom.

Die einzige Tochter eines gewissen Kajus Anicius, eines angesehenen Mannes, in dessen Haus er bekannt war, wurde in einem ungewöhnlichen Grade von Nervenzufällen befallen, die in diesen Zeiten eine fast allgemeine Krankheit der Römerinnen sind. Sie war von ihren Ältern einem Jüngling versprochen worden, der meinem Herren eifrig zugethan und einer von seinen Schülern der zweyten Klasse war, das ist, von denen, die in der Vorbereitung zum zweyten Grade seines geheimen Ordens standen. Apollonius wuſste von der Krankheit der jungen Römerin, und blieb daher ganz ruhig, als ihm der Bräutigam in der gröſsten Bestürzung den plötzlichen Tod seiner Geliebten ankündigte. Er lieſs sich umständlich erzählen wie es damit zugegangen, und überzeugte sich aus diesem Berichte, daſs der alte Freygelaſsne, der den Hausarzt beym Anicius machte, und sich in diese ihm ganz neue Art von Krankheit nicht zu finden wuſste, die Familie in einen voreiligen Schrecken gesetzt, und eine hartnäckige Ohnmacht mit dem wirklichen Tode verwechselt habe. Beruhige dich, sagte mein Herr, nachdem er alle Umstände aufs genaueste erfragt hatte, sie ist nicht todt: ihr Zustand ist nur eine ungewöhnliche Art von Ekstasie, aus welcher ich sie zu erwecken gewiſs bin, wenn sie auch schon drey Tage lang für todt gelegen hätte. Der junge Mann wollte es darauf nicht ankommen lassen, und lag meinem Herren dringend an, die Erweckung keinen Augenblick zu verschieben. Wenn sie wirklich todt ist, sagte Apollonius, so kann ich ihr das Leben so wenig wiedergeben als ein andrer: aber ich bin gewiſs, daſs sie es nicht ist. Ich kenne diese Art von hysterischen Zufällen; deine Braut liegt bloſs in einem dem Tod ähnlichen Schlaf, und das Mittel, wodurch ich sie erwecken will, kommt in vier und zwanzig Stunden noch früh genug. Laſs indessen diejenigen, die sie für todt halten, auf ihrer Meinung; stelle dich als ob du selbst nicht daran zweifeltest; beschleunige die Anstalten zu ihrem Leichenbegängniſs, und beruhige dich damit, daſs ich zu rechter Zeit erscheinen werde, euere Trauer in Freude zu verwandeln. Du weiſst, setzte er mit einem Ernst hinzu, der jede Einwendung auf den Lippen des Jünglings erstickte, unter welchen Bedingungen ich dich in den

Doch hier verlieſs, zu ihrem Miſsvergnügen,
Den Ritter sein guter Geist. Sie glühte für ihn
vor Scham
In ihrer Ohnmacht sogar. Er sollte Himmel
und Erde
Zu Hülfe gerufen haben, mit Angst in Ton
und Geberde:

18.

„Zu Hülfe, mein Herr, zu Hülfe! — Madam,
um's Himmels willen,
Ihr Fläschchen mit Englischem Salz und eine
Welt dafür!“
Dergleichen Figuren, mit guter Manier
Ins Spiel gemischt, helfen viel um böse Gedanken
zu stillen.
Der Ritter, der leider! nichts von allem diesem
that,
Hingegen beym Anblick des Mohren und seiner
kleinen Brünette
So aussah, als ob man ihn bey einem Hochverrath
Unmittelbar ertappet hätte,
Schien durch dieſs wunderliche Betragen
Sich und die arme Prinzessin stillschweigend
anzuklagen.

engern Kreis meiner Freunde aufgenommen habe. Du bist mir unbegrenztes Vertrauen, und der Sache, für welche wir leben, jedes Opfer schuldig. Ein Fall wie dieser kommt zu selten, als daſs es uns erlaubt wäre, ihn unbenutzt zu lassen.

Der junge Römer entfernte sich, nachdem er Gehorsam und Stillschweigen angelobt hatte, und Apollonius setzte seine gewöhnlichen Geschäfte fort, ohne dieser Sache weiter zu erwähnen. Am folgenden Tage sandte er mich an den Jüngling ab, mit dem Auftrag, auf eine schickliche Art zu veranstalten, daſs von den Verwandten, Nachbarn und Freunden des Hauses gegen Abend so viele zusammen kämen, als das Vorhaus, wo die vermeinte Leiche bereits auf einem Prachtbette lag, nur immer fassen könnte. Der junge Mann glaubte dieſs nicht sichrer bewerkstelligen zu können, als indem er unter der Hand das Gerücht verbreiten lieſs, Apollonius hätte sich von ihm erbitten lassen, um diese Zeit zu kommen, und durch die Gewalt seiner theurgischen Kunst die entflohene Seele der schönen Anicia zurück zu rufen, und mit ihrem Leibe wieder zu vereinigen. Mein Herr fand also, da er bald nach Sonnenuntergang anlangte, ein groſses Gedränge von Personen alles Alters, Standes und Geschlechts, welche theils die Leichtgläubigkeit theils der Unglaube herbey geführt hatte, zu sehen was die Sache für einen Ausgang nehmen würde. Der Sahl, worin das erblaſste Mädchen, einer Schlafenden ähnlich, aber kalt und athemlos, auf einem lieblich duftenden Blumenbette lag, war von einer groſsen Anzahl silberner Lampen erleuchtet, und die Ältern nebst den nächsten Anverwandten saſsen, in stummer Traurigkeit und wenig hoffender Erwartung, um die geliebte Leiche her. Alle standen auf, als Apollonius mit dem hohen, Ehrfurcht gebietenden Anstand, der ihn auch im höchsten Alter noch nicht verlassen hat, mehr einem Gott als einem Sterblichen ähnlich, herein trat. Vor ihm her gingen sieben schöne Knaben, aus den jüngsten seiner Anhänger ausgesucht, alle weiſs gekleidet, und die fliegenden Haare mit Myrtenzweigen und Rosen bekränzt. Indem sie sich mit gesenktem Blick, vier zu den Häupten und drey zu den Füſsen der Erblaſsten, stellten, näherte sich der Jüngling meinem Herren, fiel ihm zu Füſsen, und beschwor ihn in einem Tone, der um so rührender war, weil er wirklich zwischen Angst und Hoffnung schwankte, daſs er sich des Kummers, worin er dieses ihm ergebene Haus versenkt sehe, erbarmen, und, als ein Günstling der

Götter, dem nichts unmöglich sey, seinen Freunden den Liebling ihrer Herzen wiedergeben möchte. Mein Herr hob ihn mit einem Trost einsprechenden Blick auf, näherte sich der Entschlafnen, und befahl, daſs eine Lampe nach der andern bis auf eine einzige ausgelöscht würde. Jetzt stimmten auf seinen Wink die sieben Knaben, mit gedämpften aber sehr reinen Silberstimmen, einen feierlich langsamen Hymnus an die Götter des Hades an; und während die herzerschütternden Worte und Töne alle Anwesenden in Thränen auflösten, bückte sich Apollonius über die Leiche hin, so daſs sein weites faltenvolles Oberkleid die obere Hälfte derselben einige Augenblicke ganz verhüllte; und in dieser Zeit goſs er aus einer in seinem Busen verborgenen Fiole unbemerkt einige Tropfen einer flüchtigen Essenz in ihren Mund. Nun richtete er sich langsam wieder auf, und befahl nach einer Weile die Lampen allmählich eine nach der andern wieder anzuzünden. Die sieben Knaben wechselten Tonart und Rhythmus; ihr Gesang rief Trost und Hoffnung in die Herzen zurück, und endigte zuletzt in fröhlich jubelnde Töne, womit sie die vom Schlaf des Todes Erwachende ins Leben willkommen hieſsen.

Während dieses Gesangs waren die Augen aller Gegenwärtigen in tiefer Stille und unbeweglich, gleich den Augen eben so vieler Steinbilder, auf die Entschlafne geheftet, und alle sahen mit süſsem Erschrecken, daſs ihre Lippen und Wangen sich zu färben anfingen, ihre Augendeckel sich hoben, und aus ihrem steigenden Busen ein langer Seufzer sich empor arbeitete. Bald darauf regte sie auch eine Hand nach der andern, richtete sich endlich mit halbem Leib auf, blickte verwundernd bald um sich her, bald auf sich selbst, und schien nichts von allem was sie sah zu begreifen. Aber das Erstaunen, die Freude, die Rührung, die zitternde Ungewiſsheit, ob man seinen Augen glauben dürfe, die schauervolle Ehrfurcht vor dem göttlichen Manne, der dieſs Wunder gethan, und die fragenden Blicke, ob es erlaubt sey in die Arme der Wiederbelebten zu fliegen, kurz die Wirkung, welche dieses Ereigniſs auf die Personen, die es am nächsten anging, und auf alle übrigen machte, — man muſste ein Augenzeuge davon gewesen seyn, und auch ein solcher müſste beredter seyn als ich, um einem, der es nicht war, eine Vorstellung davon zu geben, die der Wahrheit nahe käme. Apollonius war der einzige, der seine gewöhnliche Fassung behielt; und wiewohl er an dem Jubel der Ältern und seines jungen Freundes Antheil nahm, schien er doch wegen dessen, was er selbst dazu beygetragen, keine besondere Ansprüche zu machen. Er erfreute sich des Erfolgs; aber wie es damit zugegangen, darüber erklärte er sich nicht, und niemand wagte es, ihn zu fragen. Seinem jungen Freunde sagte er, als sie sich wieder allein befanden, bloſs: Wirst du nun künftig Vertrauen auf mich setzen? Du siehst, daſs ich dich nicht täuschen wollte; denn da würde ich dir nicht gesagt haben, deine Braut lebe, ungeachtet jedermann, und du selbst, sie für todt hielt. Ich kannte den Zufall, der ihren Scheintod hervorbrachte, und besitze ein eben so natürliches als unfehlbares Mittel dagegen. Das ist alles, und für dich genug. Die übrigen mögen von der Sache glauben was sie können. Ein Irrthum in solchen Dingen kann guten Menschen nicht schaden; und auf allen Fall haben wir ihnen ein Schauspiel gegeben, wie sie noch keines gesehen haben, und dessen Erinnerung ihren Fechterspielen und Pantomimen, eine Zeit lang wenigstens, das Gegengewicht halten wird.

III.

Diese Begebenheit machte wohl viel Aufsehens in Rom? sagte ich.

Nicht so viel als du zu vermuthen scheinst. In einer so ungeheuern Stadt, wo jedermann mit sich selbst genug zu thun hat und des Neuen so viel ist, wird selbst von dem auſserordentlichsten Ereigniſs nur so lange gesprochen, als es die Neuigkeit des Tages ist; und gemeiniglich langt es in den entferntern Regionen erst alsdann, wenn es in der, wo es sich zutrug, schon wieder vergessen ist, als ein bloſses Gerücht, oder gar in Gestalt eines Mährchens an.

„Apollonius verfehlte also am Ende dennoch seinen Zweck?“

Ich glaube nicht, daſs er sich mehr von der Sache versprach, als er wirklich erhielt. Es wurde freylich über diese Geschichte und über ihn selbst sehr ungleich geurtheilt. Unter dem Volke hielten ihn viele für einen göttlichen Mann, einige sogar für einen Halbgott, die meisten für einen Zauberer. Die Leute aus den höhern Klassen hingegen, und wer für einen starken, über alle Vorurtheile hinweggesetzten Geist angesehen seyn wollte, sprachen von ihm als einem Scharlatan, und affektierten, alles, was andere zu seinem Lobe sagten, mit Naserümpfen anzuhören. Doch muſs ich hinzu setzen, daſs dieſs lauter Leute waren, die ihn nie gesehen hatten: denn mir wenigstens ist noch kein Mensch vorgekommen, dem in seiner Gegenwart nicht so zu Muthe gewesen wäre, als ob er vor einem höhern Wesen stände. Jener groſse Haufe zweifelte nicht daran, daſs er das junge Mädchen wirklich durch seine magische Kunst ins Leben zurück gerufen habe; und wiewohl es ihnen schwer geworden seyn möchte, zu sagen was sie bey diesem Worte dachten, so schien es ihnen doch etwas eben so natürliches, daſs ein groſser Zauberer Wunder wirke, als daſs ein Bildhauer eine Menschen- oder Göttergestalt aus Marmor hervorbringe. Die andern hingegen erklärten die Sache, sobald sie sich genöthigt sahen, sie als etwas geschehenes gelten zu lassen, für einen zwischen Apollonius, dem Mädchen und ihrem Liebhaber abgeredeten Handel, und glaubten den Schlüssel des Geheimnisses in dem Umstand entdeckt zu haben, daſs mein Herr ein sehr ansehnliches Geschenk, welches ihm der Vater des Mädchens im ersten Überwallen seiner Freude und Dankbarkeit aufdringen wollte, ausgeschlagen, und sich bloſs ausgebeten hatte, daſs es ihrer Mitgift zugelegt werden sollte. Da es wohl wenig Römer giebt, die sich von der Möglichkeit einer uneigennützigen Handlung einen Begriff machen können: so meinten diese Leute, gerade dieser Umstand verrathe das heimliche Einverständniſs zwischen den Hauptpersonen des Spiels, und Apollonius habe sich die vornehme Miene einer groſsmüthigen Uneigennützigkeit um so leichter geben können, da er sich die Entschädigung ohne Zweifel zum voraus von dem Liebhaber ausbedungen haben werde. Aber wer in diesem Tone von meinem Herren sprach, legte dadurch, auſser seiner eignen niedrigen Gemüthsart, nichts zu Tage, als daſs ihm der Karakter, die Lebensart und die äuſsern Umstände des Mannes, von welchem er so ungebührlich urtheilte, gänzlich unbekannt waren. Überhaupt wurde diese Auferweckungs - Geschichte nicht nur von denen, welche sie bloſs andern nachsagten, sondern selbst von vielen Augenzeugen, so verschieden und mit so vielen Zusätzen und einander widersprechenden Umständen herum getragen, daſs es mich wundern sollte, wenn sie nicht in der Erzählung des schwachköpfigen Damis, der damahls eben von Rom abwesend war, eine ganz andere Gestalt bekommen hätte. Übrigens befestigte sich doch durch diese Begebenheit, ungeachtet sie so verschieden aufgenommen und gar bald durch andere Gegenstände verschlungen wurde, die öffentliche Meinung, daſs Apollonius mehr wisse und könne als andre Menschen, und daſs es besser sey, ihn zum Freund als zum Gegner zu haben: und dieſs, glaube ich, war alles, was er sich von ihr versprochen hatte.

ICH. Aus dieſem einzigen Beyſpiel läſst ſich ſchon hinlänglich abnehmen, was von einer Menge anderer, zum Theil äuſserst ungereimter Wunderdinge zu halten ſey, welche Damis, in einem Tone, der kaum an einer alten Wolleſpinnerin erträglich wäre, ſeiner Meinung nach zum Ruhm, aber in der That zum gröſsten Nachtheil ſeines Helden, zuſammen geſtoppelt hat. Ohne Zweifel wird an dem läppiſchen Mährchen von Menippus und der Empuſe zu Korinth noch weniger wahres ſeyn, als an der Römiſchen Auferweckungsgeſchichte?

KYMON. Ich erinnere mich eines Menippus, der ein ſehr warmer Anhänger meines Herren war, und ſich zu Korinth mit einer gewiſſen Lamia in einen Liebesknoten verſtrickte, deſſen Auflöſung von meinem Herren auf eine ſeiner würdige Art bewirkt wurde.

ICH. Damis erzählt ſein Mährchen ſo umſtändlich und treuherzig, daſs niemand, der an Waſſernixen, Empuſen, Eſelsfüſslerinnen, und an die drey Gräen mit ihrem einzigen gemeinſchaftlichen Aug' und Zahn, glaubt, das geringſte Bedenken tragen kann, es für wahr zu halten. Höre nur!

Als Menippus einſt einen Spaziergang von Korinth nach dem Hafen von Kenchreä machte, begegnete ihm ein Geſpenſt in Geſtalt einer ſchönen Frau. Sie nahm ihn bey der Hand, ſagte ihm: ſie liebe ihn ſchon ſeit langer Zeit; ſie ſey eine Fönizierin, und wohne in einer von den Vorſtädten von Korinth. Wenn er ſie begleiten und den Abend bey ihr zubringen wollte, ſollte er ſie ſingen hören, und einen Wein zu trinken bekommen, wie er in ſeinem Leben noch keinen gekoſtet habe; auch ſollte er keinen Nebenbuhler zu fürchten haben, und, wofern er ſich ihr ganz ergeben wolle, die Treue einer Turteltaube bey ihr finden. Menippus lieſs ſich verführen, folgte der vermeinten Schönen, und lebte von nun an auf einem vertraulichen Fuſse mit ihr. Zu Korinth hieſs es, Menippus ſey ſo glücklich geweſen, ſich die Gunſt einer ſchönen und reichen Ausländerin zu erwerben; und viele ſeines gleichen fanden ihn um ſo beneidenswürdiger, da er, auſser einer blühenden Jugend und einer athletenmäſsigen Art von Schönheit, nichts aufzuweiſen hatte, was die Wahl der fremden Dame rechtfertigen konnte. Aber Apollonius wollte die Korinther und ſeinen jungen Freund nicht länger im Irrthum laſſen. Er nahm den letztern vor, betrachtete ihn eine Weile von Kopf zu Fuſs, als ob er (ſagt Damis) ein Bildhauer wäre, der ihn abbilden müſste, und

19.

Vergebens erstattet er ihnen ausführlichen treuen Bericht,
Wie dieser Zufall sich unschuldiger Weise begeben.
Der Neger widersprach zwar nicht;
(So schwarz er war, so wuſst' er doch zu leben)
Doch alles was der Ritter spricht
Kann seine schelmischen Zweifel nicht heben.
Ein skeptisches Rümpfen der Nase, wobey er lauernd und scharf
Dem Ritter ins Auge sah, die Lippen überwarf,
Erklärte deutlich genug, er glaube
Daſs jener in seinem Bericht sich einige Freyheit erlaube.

20.

Indessen ereignete sich, so bald man Zeit gewann
Sich besser anzusehn, ein Auftritt von Wiedererkenntniſs.
Zwar winkt die schöne Brünette dem Ritter was sie kann,
Sich fremd zu stellen, und ihrer Herzen Verständniſs
Dem Schwarzen nicht sichtbar zu machen: allein Herr Amadis
War nun einmahl im Gang Sottisen zu begehen;

redete ihn endlich mit diesen Worten an: Schöner junger Mensch und Günstling schöner Damen, du wärmst eine Schlange in deinem Busen! Du hast dich einer Person ergeben, die nie die deinige werden kann. Glaubst du etwa sie liebe dich wirklich? — O gewiſs, versetzte Menippus, und so zärtlich als ich nur wünschen kann. — „Und du gedenkst sie zu heirathen?“ — Warum nicht? — „Wird die Hochzeit bald vor sich gehen?“ — Vielleicht schon morgen. — Gut, sagte Apollonius, und lieſs es dabey bewenden. Die Geliebte des jungen Menschen hatte inzwischen das Hochzeitfest wirklich veranstaltet. Die dazu eingeladenen Gäste waren versammelt, die Tafeln aufgeschmückt, der Schenktisch mit goldnen und silbernen Gefäſsen belastet. Man erwartete nur noch die Braut, als Apollonius unerwartet herein trat. Wo ist denn die Schöne, fragte er, um derentwillen alle diese Zurüstungen gemacht sind? Sie wird sogleich erscheinen, sagte Menippus erröthend, und stand auf, vermuthlich um sie abzuhohlen. Wem gehört, fragte Apollonius, alles dieſs Gold und Silber und das übrige prächtige Geräthe, womit dieser Sahl geschmückt ist, dir oder der Dame? Der Dame, erwiederte Menippus; denn dieser Mantel ist meine ganze Habe. Du wirst durch alles, was du hier glänzen siehst, nicht reicher werden, versetzte Apollonius; habt ihr, fuhr er zu den Gästen fort, jemahls den Garten des Tantalus gesehen? — Sie antworteten: Ja, im Homer; denn in den Tartarus sind wir nie hinab gestiegen. — So wiſst ihr, versetzte Apollonius, daſs dieser Garten ist und nicht ist. Gerade so verhält es sich auch mit den Reichthümern, die ihr hier sehet. Alles ist bloſses Blendwerk; und damit ihr sogleich die Wahrheit meiner Worte erkennet, so sage ich euch, daſs die Königin dieses Fests (sie war eben herein getreten) eine von den Empusen ist, die man im gemeinen Leben Lamien zu nennen pflegt. Sie sind sehr lüstern, aber nicht nach den Freuden der Liebe, sondern nach Menschenfleisch; und wenn sie junge Männer durch die Lockspeise der Wollust anködern, so geschieht es bloſs um sie aufzufressen. — Die vermeinte Braut stellte sich über diese seltsame Rede eben so erstaunt als beleidigt, und erlaubte sich in der ersten Bewegung einige heftige Ausdrücke gegen die Filosofen: aber wie sie auf ein einziges Wort des Apollonius alles Gold- und Silbergeschirr, und die elfenbeinernen Tische und alles übrige Hausgeräthe, sammt dem Gastmahl, den Köchen und den Aufwärtern, verschwinden sah, wurde sie auf einmahl geschmeidig, und flehte dem Filosofen, sie nicht zu quälen und zum Geständniſs dessen, was sie wäre, zu nöthigen. Aber er setzte ihr nur desto härter zu, und lieſs nicht eher von ihr ab, bis sie bekannte, sie sey wirklich eine Empuse, und habe den Menippus bloſs darum so gut gehalten, um ihn recht fett zu machen und dann aufzufressen; denn das Fleisch schöner Knaben und Jünglinge sey ihre gewöhnliche Nahrung, weil sie gar süſses Blut hätten.

IV.

Das muſs ich gestehen, Hegesias, sagte Kymon lachend, dein Damis übertrifft wirklich alles was ich ihm zugetraut hätte! Er ist ein wahrer Meister in der Kunst, eine ziemlich alltägliche Begebenheit in — ein Ammenmährchen zu verwandeln. Aber warum nannte sich auch die arme Fönizierin Lamia? Denn in dem Doppelsinn dieses Nahmens liegt, wie du selbst schon gemerkt haben wirst, der Schlüssel zu dieser ganzen Wundergeschichte. Die Empuse abgerechnet, ist das übrige meistens wahr, auſser daſs Damis die Gabe hat, durch die Manier seiner Darstellung die Wahrheit selbst zur Lüge zu machen. Die Heldin dieser sonderbaren Liebesgeschichte war nun freylich kein Gespenst in Gestalt einer schönen Frau; aber sie gehörte doch zu der Art von Hexen, die wir alle unter dem Nahmen der Hetären kennen. Sie hatte diese Profession, von ihrer frühesten Jugend an, zu Antiochia, Efesus, Smyrna, und andrer Orten mit dem besten Erfolg getrieben; und weil Personen ihres Standes gern einen von irgend einer Vorgängerin berühmt gemachten Nahmen anzunehmen pflegen, so hatte sie den Nahmen Lamia einer Hetäre aus dem Jahrhundert Alexanders abgeborgt, die durch die Leidenschaft des Demetrius Poliorketes für sie, und durch einen Tempel, den ihr die Thebaner unter der Benennung Venus Lamia widmeten, berühmt ist. Ich erinnere mich noch sehr wohl, sie unter diesem Nahmen zu Smyrna gesehen zu haben, und vermuthlich wurde sie damahls auch meinem Herren bekannt. Nachdem sie ihre schönsten Jahre damit zugebracht hatte, ihre Reitzungen in den reichsten Städten von Syrien und Kleinasien wuchern zu lassen, und im vierzigsten reich genug zu seyn glaubte, um die andre Hälfte ihres Lebens in einer angenehmen Unabhängigkeit zuzubringen, vertauschte sie den Nahmen Lamia mit einem andern, und zog nach Korinth, wo sie sich für die Wittwe eines Sidonischen Seefahrers ausgab, und ein schönes Landhaus zwischen der Stadt und dem Hafen von Kenchreä miethete. Dieſs geschah kurz zuvor, ehe mein Herr nach Korinth kam, wo sich unter andern jungen Leuten auch Menippus an ihn drängte, der ihm von seinem Freunde, dem berühmten Cyniker Demetrius, als ein Jüngling von den reinsten Sitten, und von einem zu allem was schön und gut ist empor strebenden Geist, empfohlen worden war. Das erste lieſs seine blühende Gesundheit und Herkulische Stärke, das andre seine zugleich feine und offne Gesichtsbildung schon beym ersten Anblick vermuthen. Mein Herr, der unter so vielen andern Gaben auch die, aus dem Äuſserlichen der Menschen das Innere zu divinieren, in einem sehr hohen Grade besitzt, gewann diesen Menippus lieb, und war daher nicht gleichgültig, als er aus verschiedenen Anzeichen, die von einem weniger scharfen Auge schwerlich bemerkt worden wären, wahrnahm, daſs sein junger Freund seit kurzem in ein Liebesabenteuer verstrickt sey, welches dieser auf alle Weise vor ihm zu verbergen suchte. Er lieſs nun alle Wege des jungen Mannes genau beobachten, und entdeckte nicht nur, daſs die vorgebliche Fönizierin der Gegenstand seiner Leidenschaft, sondern auch daſs es eben dieselbe Hetäre sey, die unter dem Nahmen Lamia sich in den Ruf gesetzt hatte, daſs sie, gleich den fabelhaften Lamien der Milesischen Mährchen, ihre Liebhaber zwar nicht eigentlich, aber doch metaforisch aufgezehrt, oder wenigstens an Leib und Gut so stark benagt habe, daſs der ehrliche, nichts böses ahnende Menipp (zumahl da sonst nichts an ihm abzunagen war als seine Person) nicht leicht in schlimmere Hände hätte gerathen können. Apollonius beschloſs also, den jungen Mann dieser Lamie ohne Aufschub aus den Zähnen zu reiſsen. Es kostete ihm wenig Mühe Menippen zum Geständniſs seines Liebeshandels zu bringen: aber als er hörte, daſs die Hetäre es gar auf eine Heirath angelegt habe, und die Sache also noch schlimmer sey als er sich vorgestellt hatte, brach er sogleich wieder ab, und begnügte sich den Tag der Hochzeit zu erfahren, ohne das geringste von seiner sogleich genommenen Entschlieſsung merken zu lassen. Menippus wünschte sich Glück, so leicht davon gekommen zu seyn, und wir sahen ihn nicht wieder, bis die Stunde kam, da mein Herr, von mir und einigen seiner Anhänger (worunter auch Damis war) begleitet, als ein sehr unerwarteter Zeuge in die reichlich mit Blumenkränzen behangene Wohnung der Braut hinein trat. Damis, der, wie wir andern, im Vorsahle zurück blieb, hat von den Reden, die zwischen meinem Herren und dem Bräutigam vorfielen, zwar einige Worte aufgeschnappt: aber, — die Schuld liege nun an seinem Gedächtniſs, von dessen geringer Zuverlässigkeit mir manche Probe bekannt ist, oder daran, daſs er die Lücken von dem, was er entweder gar nicht oder unrecht gehört hatte, so gut er konnte, ausfüllen wollte, — genug, du wirst dir selbst vorstellen, daſs Apollonius nicht so gesprochen haben könne, wie ihn Damis sprechen läſst. Ich erinnere mich seiner eigentlichen Worte nicht mehr; auch blieb ihr Sinn den Anwesenden und dem Menippus unverständlich, bis die arme Empuse selbst zum Vorschein kam. Sie hatte die noch wohl erhaltnen Reste ihrer Schönheit durch einen schimmernden Anzug in das vortheilhafteste Licht gesetzt, und versah sich bey ihrem Eintritt in den hochzeitlichen Sahl vermuthlich eher alles andern, als der Anrede, womit sie von meinem Herren bewillkommt wurde. Ich bin gekommen, sagte er auf sie zugehend, um meinen jungen Freund von dir zurück zu fordern, an den eine Person wie Du keine Ansprüche zu machen haben kann. — Die Dame betrachtete den Mann, der so mit ihr sprach, aus groſsen Augen, trat zurück, und schien in einer Verlegenheit, welche sie vergebens zu verbergen suchte. Indessen raffte sie doch allen ihren Muth zusammen, und antwortete mit so vielem Stolz, als sie ihren Gesichtszügen und Geberden nur immer geben konnte: Wer bist du, der sich vermessen darf, mich in einem so ungebührenden Ton anzureden und mit einer solchen Absicht in mein Haus einzufallen? — Kennst du mich nicht, versetzte mein Herr ganz gelassen, so kennst du wenigstens dich selbst zu gut, um mit dem neuen Nahmen, den du dir beygelegt hast, vergessen zu haben, daſs du eben diese Lamia bist, die ihre Reitze zwanzig Jahre lang in den Hauptstädten Asiens öffentlich feil trug, und daſs die Reichthümer, die du hier zur Schau ausstellst, die Beute von einigen hundert Unglücklichen sind, die du mit einer deines Nahmens würdigen Raubgier aufgezehrt hast. — Jetzt merkte Lamia, daſs äuſserste Unverschämtheit das einzige sey, wodurch sie sich in diesem gefährlichen Augenblick retten könne. Sie wandte sich mit erzwungenem Lachen zu den Eingeladenen: Der Herr scheint ein Filosof — oder wahnsinnig zu seyn, wenn er nicht beides zugleich ist; in jedem Fall ist er ein eben so lästiger als ungebetener Gast. Wie wenn wir ihn ersuchten, sich unverzüglich wieder zu entfernen, und unsre Freude nicht länger durch seine böse Laune zu vergiften? — Die Gäste standen, schweigend und die Augen auf meinen Herren geheftet, gleich eben so vielen Bildsäulen da, und erwarteten in tiefer Stille, was aus dem Handel werden würde. Nein, Unverschämte, sagte mein Herr, indem er näher auf sie zuging, so kommst du nicht davon! Ich bin Apollonius von Tyana, und du bist die Hetäre Lamia, die unter einem falschen Nahmen und durch betrügerische Kunstgriffe die Einfalt dieses Jünglings, der unter meiner Führung steht, bestrickt hat, und ihn, ohne meine Dazwischenkunft, zu einer schimpflichen Verbindung, die in jeder Rücksicht sein Verderben wäre, verleitet haben würde. Ich habe hier mächtige Freunde; aber wenn ich auch ganz allein stände, so ist die Wahrheit mächtig genug, mir den Sieg über dich zu verschaffen. Bekenne auf der Stelle, daſs du die Hetäre Lamia bist, fuhr er fort, indem er einen dieser Blicke auf sie warf, womit ich ihn, wie mit einem Wetterstrahle, wohl eher Männer selbst zurück schleudern sah, und entsage meinem Freunde Menippus auf immer: oder ein Verhaftsbefehl, dessen Gebrauch in meiner Willkühr steht, soll in diesem Augenblicke vollzogen werden. — Diese Worte, mit einer Donnerstimme ausgesprochen, und die Gewiſsheit, daſs sie entdeckt sey, und daſs es vergeblich wäre, einem so sehr überlegnen Gegner länger die Stirne bieten zu wollen, brachten die arme Lamia so gänzlich aus aller Fassung, daſs sie sich meinem Herren zu Füſsen warf, und ihn mit Thränen beschwor, ihrer zu schonen, und sich an ihrem Worte zu begnügen, daſs sie ihre Ansprüche an Menippen auf immer aufgebe. Aber Apollonius blieb (wie Damis sagt) unerbittlich: sie muſste in Gegenwart des bestürzten und beschämten Menippus bekennen, daſs sie wirklich diese berüchtigte Lamia sey, welche mein Herr beym ersten Anblick in ihr erkannt hatte; und da ihm dieses Geständniſs hinlänglich schien, seinen jungen Freund von seiner unwürdigen Leidenschaft zu heilen, so begnügte er sich, den letztern auf der Stelle mit sich zu nehmen, und die entlarvte Hetäre ihrem Schicksal zu überlassen, ohne von dem Verhaftsbefehl Gebrauch zu machen, den er, auf alle Fälle, von dem Römischen Statthalter in Korinth ausgewirkt hatte.

ICH. Aber wie war es denn mit dem plötzlichen Verschwinden des Goldes und Silbers und der Hausbedienten?

KYMON. Es ging damit eben so natürlich zu, als mit allem übrigen. Sobald Lamia das Wort Verhaftsbefehl hörte,

„Er freute sich mächtig (wiewohl sein Blick es nicht bewies)
Die Ehre zu haben das Fräulein wieder zu sehen,“
Und was dergleichen war, das immer, wie wenig es hieſs,
Auf alte Bekanntschaft den Neger schlieſsen lieſs.

21.

Nun war für Kolifischon, um ärgerm vorzubeugen,
Kein Rath, als den Gruſs zu erwiedern, dem Mohren, was wir schon
Von ihrer Bekanntschaft wissen, zu beichten, und bloſs davon,
Wie nahe der schöne Ritter am Herzen ihr lag, zu verschweigen.
Dieſs alles war schön und gut. Allein die Nymfe im Gras,
Die man bey dieser Erzählung ein wenig zu lange vergaſs,
Ward, wie natürlich, zuletzt der Ohnmacht überdrüssig,
Als eben da sie, voll Grimm, selbst aufzustehen schlüssig
Und nah' am Bersten war, der holde Amadis
Sich endlich (ein wenig spät) um sie bekümmert wies.

gab sie ihrem Hausverwalter einen Wink, dem vermuthlich eben dieses Schreckenswort zum Ausleger diente. Denn in wenig Augenblicken machten sich die Bedienten mit allen Kostbarkeiten in möglichster Stille davon. Auf die nehmliche Art verschwand auch die schöne Lamia selbst: denn sie schiffte sich mit allen ihren Habseligkeiten noch in derselben Nacht auf einem nach Athen befrachteten Kornschiff ein, und wurde zu Korinth nicht wieder gesehen.

V.

Deine Glaubwürdigkeit, Kymon, ist für mich etwas ausgemachtes, sagte ich: auch braucht man das alberne Buch des Damis nur zu durchblättern, um zu sehen, daſs er sogar dann, wenn er nichts erzählt als was er selbst gesehen und gehört zu haben glaubt, keine Aufmerksamkeit verdient. Indessen ist mir dennoch unbegreiflich, wie er bey der Begebenheit, wovon die Rede ist, zugegen seyn, und sie gleichwohl in ein so läppisches Rockenstuben-Mährchen umgestalten konnte; da er doch gehört haben muſste, daſs seine vorgebliche Empuse zwar Lamia hieſs, aber darum keine Lamie war; hingegen das Geständniſs, das er sie zuletzt thun läſst, nicht gehört haben konnte, weil sie nichts dergleichen gestand; und da er überdieſs weder sagt noch sagen konnte, er habe sich durch seine eigenen Augen überzeugt, daſs sie aus einer schönen Frau wieder zur Empuse geworden sey.

KYMON. In der That kann ich dirs nicht verdenken, wenn du gegen die Ehrlichkeit des schwachköpfigen Niniviten eben so starke Zweifel bekommen hast, als gegen seinen Verstand. Und doch muſs ich, zur Steuer der Wahrheit, meiner vorigen Erzählung noch eine kleine Anekdote anhängen, die mir inzwischen beygefallen ist, und die dich vielleicht auf bessere Gedanken von ihm bringen wird. Als Apollonius von diesem kleinen Abenteuer nach Hause zurück gekommen war, unterhielten wir andern, die ihn begleitet hatten, uns in seiner Gegenwart noch eine Weile damit, ohne daſs er Antheil an dem Gespräche zu nehmen schien. Damis hörte uns stillschweigend zu; denn er war ein sehr bescheidener Mensch, und hatte, auſser dem tiefsten Gefühl, daſs er unter Hellenen nur ein Barbar sey, überhaupt eine sehr mäſsige Meinung von seiner Fähigkeit zum Filosofieren. Als aber endlich eine kleine Pause entstand, platzte er auf einmahl mit einem wie aus der Luft gegriffenen Einfall heraus, worüber wir einander mit Erstaunen ansahen; denn wir sahen daraus, daſs er die Geliebte des Menippus, weil er sie Lamia nennen gehört hatte, für eine wirkliche Empuse hielt. Apollonius, welcher, ungeachtet er mit etwas anderm beschäftigt war, alles was gesprochen worden, gehört hatte, winkte uns zu schweigen, und sagte lächelnd: Das muſs man gestehen, unser Freund Damis hat eine glückliche Einbildungskraft! — „Mit deiner Erlaubniſs, Apollonius, erwiederte die treuherzige Seele, glücklich und unglücklich, wie mans nehmen will; denn, bey der groſsen Atergatis! ich werde diese arme Empuse, wie sie in ihrem schimmernden Brautschmuck zu deinen Füſsen lag, und ihre schönen Arme zu dir aufhob, und dich mit groſsen Thränen in ihren schwarzen Augen bat, sie nicht länger zu peinigen — nein, in meinem ganzen Leben werd' ich sie nicht wieder aus dem Kopfe kriegen! Sie war freylich nur ein Ungethüm: aber wer sonst als Apollonius hätte ihr das ansehen sollen? Wir Assyrer haben ein weiches Herz. Lacht immer so viel ihr wollt, ihr andern! ich wünschte daſs ich nicht dabey gewesen wäre! Denn das weiſs ich gewiſs, daſs ich in meinen Träumen oft genug für meinen Vorwitz büſsen werde." — Ich denke, du begreifst nun, Hegesias, wie der unbezweifelte Glaube, daſs es Empusen gebe, die den schönen Jünglingen nachstellen, um sie aufzuessen, und die Voraussetzung, daſs die Braut des Menippus ein solches Gespenst gewesen sey, in einem Gehirne, welchem dergleichen Vorstellungen geläufig waren, allen Umständen der Geschichte eine diesem Wahn gemäſse Gestalt und Farbe geben muſste. Und wenn Damis auch in der Folge das eine und andere, um seine Erzählung runder und mit sich selbst übereinstimmender zu machen, aus seiner Einbildung, anstatt aus dem Gedächtniſs, hinzu that: so vermuthe ich, er that daran nicht mehr, als alle Liebhaber des Wunderbaren zu thun pflegen, wenn sie vorgebliche Wunderdinge, wovon sie Augenzeugen waren, erzählen. Ich wenigstens habe allemahl bemerkt, daſs solche Leute, mit der ehrlichsten Miene von der Welt, immer mehr gesehen haben wollen, als sie wirklich gesehen haben können: nicht, weil sie uns vorsetzlich belügen wollen, sondern weil sie im Erzählen von ihrer Liebe zum Wunderbaren in eine so lebhafte Begeisterung gesetzt werden, daſs sie das, was sie mit ihren Augen sahen, von dem, was ihre erhitzte Fantasie hinzu thut, selbst nicht mehr zu unterscheiden vermögen.

ICH. Aber wenn ein Biograf, um nur recht wunderbare Dinge von seinem Helden sagen zu können, ihm sogar Abscheulichkeiten nachsagt, die kein gewöhnlich ehrlicher Mann auf sich sitzen lassen könnte: womit wollen wir ihn dann entschuldigen?

KYMON. Hat Damis das gethan?

ICH. In seiner Erzählung von der Pest zu Efesus, welche Apollonius durch ein Wunder von der abgeschmacktesten Art vertrieben haben soll.

KYMON. Du machst mich neugierig zu hören, wie der närrische Mensch diese Begebenheit erzählt.

ICH. Die Pest (sagt er) zeigte sich zu Efesus während Apollonius sich daselbst aufhielt. Apollonius, der das Übel überhand nehmen sah, ohne daſs die Efeser irgend eine Anstalt dagegen machten, warnte sie mehrmahlen öffentlich, und sagte ihnen was sie zu thun hätten: da er sie aber, aller seiner Ermahnungen ungeachtet, in ihrem unklugen Leichtsinn beharren sah, fand er nicht für gut, den Erfolg seiner Vorhersagungen abzuwarten, sondern machte sich auf den Weg, auch Smyrna und die übrigen Städte Ioniens zu besuchen.

KYMON. Bis hierher scheint mir Damis der Wahrheit ziemlich treu geblieben zu seyn.

ICH. Höre nur weiter! Die Pest griff inzwischen zu Efesus so schnell um sich, und richtete solche Verwüstungen an, daſs die Einwohner, die sich selbst in dieser Noth nicht zu helfen wuſsten, endlich ihre Zuflucht zum Apollonius nahmen, und ihn inständig bitten lieſsen, wieder zu kommen und sich ihrer anzunehmen. Dieser wollte sie nicht lange auf seine Hülfe warten lassen, und versetzte sich, nach dem Beyspiel des Pythagoras, der zu gleicher Zeit zu Metapont und zu Thurium gesehen wurde, von Smyrna nach Efesus. Hier versammelte er die sämmtlichen Einwohner, ermahnte sie Muth zu fassen, und versprach ihnen, daſs er der Pest noch an demselben Tage steuern wollte. Er führte sie hierauf in das Theater, wo sie einen häſslichen alten zerlumpten Bettler antrafen, der auf eine seltsame Art mit den Augen blinzte, und einen mit Stückchen Brot angefüllten Quersack auf den Schultern hatte. Apollonius befahl den Efesern, diesen Feind der Götter zu umringen und zu steinigen. Ein so grausamer Befehl setzte die guten Leute in Erstaunen und Verlegenheit; denn sie fanden es unmenschlich, einen armen Unglücklichen zu steinigen, der nichts verbrochen hatte, und in den beweglichsten Ausdrücken um sein Leben bat. Aber Apollonius ermahnte sie, keinen Augenblick zu zaudern und diesen Menschen ja nicht entrinnen zu lassen. Einige der Anwesenden fingen nun an mit Steinen nach dem Bettler zu werfen, und siehe da! eben derselbe, der vorher immer blinzelte, öffnete plötzlich ein Paar feurige Augen, aus denen er die fürchterlichsten Blicke auf sie ſchoſs. Nun sahen die Efeser, daſs es ein Dämon sey, und steinigten ihn mit solchem Eifer, daſs er in kurzem von einem groſsen Steinhaufen überdeckt war. Bald darauf befahl Apollonius, sie sollten die Steine wieder wegschaffen, um zu sehen, was für ein Thier sie getödtet hätten. Die Efeser gehorchten: aber anstatt des Bettlers, den sie zerschmettert zu finden glaubten, fanden sie einen Hund von ungeheurer Gröſse, der, als man ihn zu Tode steinigte, einen Schaum von sich gab, als ob er wüthend wäre.

KYMON. Und Damis hat die Unverschämtheit, sich für einen Augenzeugen dieser Geschichte auszugeben?

ICH. Das thut er nicht, Kymon; auch konnte er nicht wohl selbst dabey gewesen seyn, da er vermuthlich dem Pythagoras nicht ähnlich genug war, um sich in einem Augenblick von Smyrna nach Efesus zu versetzen, wie Apollonius, seinem Vorgeben nach, gethan haben soll.

KYMON. In der That war ich von allen, welche meinen Herren damahls umgaben, der einzige, den er auf dieser Reise mit sich nahm; und wiewohl wir sie mit möglichster Eilfertigkeit machten, so wirst du vermuthlich keinen weitern Beweis gegen das lächerliche Vorgeben des Niniviten von mir verlangen, als die bloſse Versicherung, daſs wir weder auf Merkurs Flügelsohlen, noch auf einem Pfeile, wie der Skythe Abaris, sondern auf zwey schnellen Rennpferden zu Efesus anlangten. Apollonius wuſste, oder konnte wenigstens (wie er mir nachher selbst sagte) mit gröſster Wahrscheinlichkeit vermuthen, daſs die Epidemie zu Efesus, die bey seiner Abreise ihrem höchsten Punkt nahe war, jetzt wieder im Abnehmen sey: und so konnte er den Efesern um so zuversichtlicher versprechen, daſs er sie von der Pest befreyen wolle, da er jetzt mehr Gelehrigkeit von ihnen erwarten durfte. Es war immer eine seiner Hauptmaximen, daſs man, in Fällen dieser und ähnlicher Art, vor allen Dingen die Einbildungskraft der Menschen entweder überwältigen, oder auf seine Seite ziehen müsse. Hierin hat es ihm schwerlich jemahls ein Sterblicher zuvorgethan, und ich bin überzeugt, daſs der gröſste Theil der wunderähnlichen Dinge, deren er so viele gethan hat, dieser Gewalt, die er über die

Einbildung gewöhnlicher Menschen ausübte, zuzuschreiben ist. Wahr ist es, daſs ein gewisses dunkles, den meisten unerklärbares Gefühl der Überlegenheit seines Genius, — ein Gefühl, das durch die majestätische Schönheit seiner Person und die Würde seines Anstands nicht wenig erhöht wurde, — sehr viel zu dieser Wirkung beygetragen haben mag; sogar seine Stimme, deren reinen Metallklang er jeder Erforderniſs anzupassen und von der lieblichsten Sanftheit bis zum furchtbarsten Donner zu erheben wuſste, war in dieser Rücksicht kein unbedeutendes Hülfsmittel. Aber das alles würde ohne die tief eindringende Kenntniſs, die er, wie durch unmittelbare Anschauung, von den Menschen hatte, auf welche er wirken wollte, — ohne die richtigste Beurtheilung der Zeit, des Orts und der übrigen seinen Absichten günstigen oder nachtheiligen Umstände, — und ohne genaue Berechnung des Grades von Kraft, der in jedem besondern Falle hinlänglich war, die Erfolge nicht hervorgebracht haben, wovon ich während eines halben Jahrhunderts Zeuge gewesen bin. Was die Efeser, von welchen die Rede ist, betrifft, so muſs ich gestehen, daſs sie ihm dieſsmahl die Erreichung seiner Absicht sehr erleichterten. Nichts ist der schwärmerischen Freude und dem glaubigen Vertrauen gleich, womit alle Einwohner dieser groſsen Stadt, gesunde, genesende und kranke selbst, wenn sie nur noch so viel Kräfte zusammen raffen konnten ihm entgegen zu kriechen, sich um ihn her versammelten, sobald seine Ankunft ruchtbar wurde, welche man bloſs darum, weil man sie nicht so bald erwartet hatte, für etwas wunderbares anzusehen geneigt war. Apollonius hielt, seiner Gewohnheit nach, nur eine kurze Anrede an das Volk, worin er ihnen, im Nahmen Äskulaps, die Bedingungen ankündigte, unter welchen er sie von der Pest befreyen wollte. Es däuchte ihm unumgänglich, diese Bedingungen einem äuſserst abergläubischen Volke in allerley religiöse Ceremonien einzuhüllen: aber, der Hauptsache nach, bestanden sie in lauter solchen Vorschriften, deren Befolgung ihrer Seuche auf die einzig mögliche Art ein Ende machen konnte. Unter andern befahl er, die Stadt unverzüglich von allen fremden Bettlern und anderm heillosen Gesindel zu reinigen, durch welches (wie man zu vermuthen Ursache hatte) diese ansteckende Krankheit in die Stadt gebracht worden war; und bey dieser Gelegenheit könnte sich wohl etwas zugetragen haben, was in der Folge zu dem läppishen Mährchen des Damis Anlaſs geben konnte. Es ist so leicht, das, was daran wahr seyn kann, von dem abgeschmackten Wunderbaren abzuson-

22.

Auf einmahl fing er an gewaltig Lärm zu machen;
Das Fräulein eilte sogleich mit ihrem Salz herbey,
Erkannte die Schwester mit einem zärtlichen Schrey,
Und beide thaten, was nach Gestalt der Sachen
Erfodert wurde, mit aller Ziererey
Des strengsten Wohlstands wieder zum Leben zu erwachen.
Wie zärtlich die Töchter Bambo's einander an die Brust
Gedrückt, mit welchem Strome von Worten sie sich die Lust
Des Wiedersehens bezeigt, ist überflüssig zu sagen;
Doch schien der erste Blick in beider Augen zu fragen:

23.

„Kennst du den Ritter auch?“ und schon im ersten Blick
Strahlt jeder aus dem Auge der Schwester
Die Nebenbuhlerin zurück.
Viel eher werden drey Jungen sich um zwey Zeisignester
In Güte vertragen, als um ein einzelnes Herz

dern, was nach und nach, indem das Geschichtchen durch etliche hundert Spinnstuben lief, zur Verschönerung desselben hinzu gefabelt wurde, daſs es lächerlich wäre, mich länger dabey aufzuhalten. Mit dem Hunde hatte es ohne Zweifel die nehmliche Bewandtniſs. Was für ein Zufall auch mit dabey im Spiele gewesen seyn mag, so war der unter den Steinen irgend eines alten Gemäuers angetroffene Hund wahrscheinlich ein wirklich toller Hund; so wie der gesteinigte Bettler, der auf einmahl zum Kakodämon wurde, ein wirklicher, vielleicht wahnsinniger Bettler war, der sich, da die Stadt von allen seines gleichen gereiniget wurde, hinter jene Ruinen flüchtete, und von einem zusammen gelaufenen Haufen Volks endlich mit Steinen verjagt wurde. Alles was ich dir von dieser Anekdote, die nur ein Damis so zu erzählen fähig war, mit Gewiſsheit sagen kann, ist, daſs ich, so lange wir zu Efesus verweilten, kein Wort von dem Betteldämon und seinem Hunde gehört habe, und daſs mein Herr wahrscheinlich eben so wenig davon weiſs als ich.

ICH. In der That schäme ich mich, lieber Kymon, dich mit einer so unwürdigen Posse aufgehalten zu haben. Indessen ist es doch ärgerlich, daſs einem Manne wie Apollonius solche Dinge von seinem Biografen nachgesagt werden sollen; und, was das schlimmste ist, von einem Biografen, der den Vortheil hat, sich für einen Schüler und Vertrauten desselben ausgeben zu können. Erlaube mir zu sagen, daſs es mir unbegreiflich ist, wie Apollonius einen so blödsinnigen Barbaren so lange und so nahe um sich dulden mochte.

KYMON. Das kann ich dir leicht begreiflich machen. Als mein Herr seine Reise zu den Gymnosofisten in Indien antreten wollte, betrachtete er es als einen sehr glücklichen Zufall, daſs er an diesen Niniviten gerieth, den er zum Dollmetscher unter den verschiedenen Völkern, deren Länder wir durchwandern muſsten, gebrauchen zu können hoffte. Was diesem dabey zur Empfehlung diente, war, daſs er eine ziemliche Fertigkeit in unsrer Sprache besaſs, und eine unsägliche Begierde zeigte, im Umgang mit Hellenen aus einem Barbaren zu einem Menschen (wie er sich selbst ausdrückte) umgebildet zu werden. Überdieſs war er an seinem Ort angesehen, hatte Vermögen, und fiel also von dieser Seite meinem Herren nie zur Last. Seine Blödigkeit schien durch alle diese Eigenschaften und Umstände hinlänglich vergütet; aber auch ohne diese Rücksicht muſste seine Assyrische Vorstellungsart, sein Hang zum Wunderbaren, seine Leichtgläubigkeit, die ungeheure Menge von Zauber- und Geistermährchen, womit sein Kopf dicht angefüllt war, und die abergläubischen Wahnbegriffe aller Arten, die ihm für lauter ausgemachte Wahrheiten galten, ihn bey manchen Gelegenheiten, und in Augenblicken, da ein wenig fremde oder eigene Thorheit dem Weisen selbst Bedürfniſs ist, zu einem sehr kurzweiligen Gesellschafter machen. Damis war freylich ein Narr; aber ein drolliger und gutmüthiger Narr, dem man nichts übel nehmen konnte, und der, trotz seiner Unverbesserlichkeit, immer bereit war, andern über seine eigenen Albernheiten lachen zu helfen. Mein Herr pflegte zu sagen: ein weiser Mann habe sich vor nichts so sehr zu hüten, als über den unheilbaren Unsinn der Menschen zu zürnen; und er schien den Niniviten vornehmlich darum gern um sich zu haben, weil ein so groſser Theil der Thorheit des ganzen Menschengeschlechts in ihm personificiert war, und man sich also immer an ihm in der schweren Kunst, die Narren zu ertragen, üben konnte. Zu allem diesem kam noch der besondere Beweggrund, daſs Damis ein ungemein bequemes Werkzeug war, auf die untern Volksklassen zu wirken, ohne daſs Apollonius etwas andres dabey zu thun hatte, als ihn seiner kindischen Vorstellungsart zu überlassen. Die Wunderdinge, die er von seinem Meister erzählte, konnten diesem bey vernünftigen Menschen nicht schaden, und setzten ihn hingegen bey den übrigen in eine Art von religiöser Achtung, die ihm zu seinen groſsen Absichten unentbehrlich war.

Was sagst du, Timagenes, zu diesem Freygelaſsnen des Apollonius? Findest du nicht, daſs er die Meinung vollkommen rechtfertiget, die ich dir zum voraus von der Richtigkeit seines Verstandes gegeben habe?

VI.

Kymon bemerkte jetzt, daſs es Zeit sey, ins Bad zu gehen, und führte mich in ein Gemach, wo wir alles, was zu diesem Gebrauch nöthig ist, bereit fanden. Als wir wieder angekleidet waren, begaben wir uns in die Wohnung Agathodämons zurück. Wir trafen ihn in einem kleinen Speisesahl an, wo er, in Erwartung unsrer Zurückkunft, sich von dem zu seinen Füſsen sitzenden jungen Mädchen einen Orfischen Hymnus hatte vorlesen lassen. Als wir herein traten, fuhr er, ohne uns zu bemerken, fort, dem mit seelenvollen Augen an seinem Blicke hangenden Kinde den Inhalt des Geleſenen zu erklären. Bald darauf befahl er ihr das Eſſen aufzutragen, grüſste mich, und wiederhohlte seine Einladung zu einer Mahlzeit, die ich den strengsten Vorſchriften der Hippokratiſchen Familie gemäſs finden würde. Du wirst dich, denke ich, nicht daran stoſsen, fuhr er fort, daſs ich mich in der kleinen Geſellſchaft, worin ich hier, von der Welt abgesondert, wie auf einer unbewohnten Insel des Atlantiſchen Oceans lebe, von allem Zwang der Helleniſchen und Morgenländiſchen Sitten dispenſiere. Ich betrachte die kleine Familie, die mir hierher gefolgt ist, als die meinige, und wir leben mit einander, als ob wir die einzigen in der Welt wären.

Indem er dieſs sagte, trat Kymon mit seinem Weibe und der kleinen Apollonia herein; denn diesen Nahmen hatte er, seinem ehemahligen Herren zu Ehren, seiner Tochter beygelegt. Der Tiſch wurde mit Brot, Gartengemüsen, Eyern, und verſchiedenen Früchten der Jahrszeit besetzt. Die beiden Frauensperſonen setzten sich auf kleinen dreyfüſsigen Stühlen dem Alten gegenüber, ich und Kymon nahmen zu beiden

Seiten auf Polstern Platz. Agathodämon aſs wenig, trank Wasser, und beschloſs seine Mahlzeit mit einem kleinen Becher unvermischten Weins von Thasos, worein er eine Art von äuſserst leichtem Weizenbrot dunkte, welches von Kymons Gattin für ihn besonders zubereitet wurde. Er war sehr munter; und wiewohl er (nach Art alter Personen) beynahe allein sprach, so hätte ich ihm doch, däuchte mich, Tag und Nacht zuhören mögen; so geistvoll und unterhaltend war sein Gespräch, auch wenn der Gegenstand von geringer Wichtigkeit war. Schwerlich lebte jemahls ein Sterblicher, der mehr gesehen, gröſsere Reisen gemacht, und sich mehr Gelegenheiten, die Menschen kennen zu lernen, zu verschaffen gewuſst hätte. Sein Gedächtniſs in einem so hohen Alter würde ein Wunder geschienen haben, wenn nicht alles andre an ihm eben so auſserordentlich gewesen wäre. Von allem, was er in seinem ganzen Leben gesehen, gehört, und gethan hatte, schien er nichts verloren zu haben; alles stand, wie in einer unermeſslichen, wohl geordneten Bildergallerie, im richtigsten Zusammenhange des Orts, der Umstände und der Zeit, in seinem Kopfe, und es hing bloſs von ihm ab, welches Bild oder welche Reihe von Bildern er hervor winken und gleichsam lebendig machen wollte. Kein Zug war verwischt, keine Farbe erloschen, keine Erinnerung durch die Länge der Zeit mit andern zusammen geflossen, oder unkenntlich gemacht. Sein Verstand zeigte sich immer eben so hell und unbewölkt, als sein Gemüth rein von Leidenschaft. Auf der Höhe, worauf er selbst stand, muſsten ihm zwar die menschlichen Dinge, wenigstens alles, was den Gegenstand unsrer heftigsten Begierden, Sorgen und Miſshelligkeiten ausmacht, sehr klein und unbedeutend vorkommen; aber, anstatt von diesen Dingen bloſs nach ihrem Verhältniſs zu ihm selbst zu urtheilen, dachte er sich immer, wo es nöthig war, an die Stelle und gleichsam in die Seele der andern, sah die Idole ihrer Liebe oder ihres Hasses, ihrer Furcht oder ihrer Hoffnung mit ihren Augen an, und vermied dadurch nicht nur schiefe und unbillige Urtheile über sie, sondern gewann auch desto mehr Gelegenheiten, durch Herablassung zu ihrer Vorstellungsart ihnen sowohl als der guten Sache, die sein Hauptzweck war, nützlich zu werden. Wiewohl er sich selbst von allen Arten von Vorurtheilen los gewurden hatte, so erkannte er doch, — was so manche voreilige Weltverbesserer, zum gröſsten Schaden derer, denen sie helfen wollten, nicht gesehen haben, — daſs es wohlthätige Vorurtheile und schonenswürdige Irrthümer giebt, welche eben darum, weil sie dem morschen Bau der bürgerlichen Verfassungen, und, bey den meisten Menschen, der Humanität selbst zu Stützen dienen, weder eingerissen, noch unbehutsam untergraben werden dürfen, bis das neue Gebäude auf einem festern Grund aufgeführt ist. Diese Überzeugung allein (oder ich müſste mich sehr an ihm irren) war die Ursache jener mystischen Hülle, womit er sich, so lang' er unter den Menschen lebte, umgeben hatte, und welche bey einigen den Grund, bey andern den Vorwand der schiefen Urtheile abgab, die man so häufig über ihn aussprechen hörte. Auch hatte er sie, seitdem er aus dem dumpfen Kreise der Wolken und Stürme in diese beynah ätherische Höhe gezogen war, von sich geworfen, und erschien mir, eben so wie seinem alten Vertrauten, in seinem eigenen Lichte. Indessen war doch, durch die lange Gewohnheit, noch immer eine Art von zartem durchsichtigen Nebel zurück geblieben, worin dieses Licht sich brach, und dadurch einen gewissen Schein um ihn verbreitete, der ihm dieses besser zu fühlende als zu beschreibende Etwas gab, womit er mich, so oft ich ihm nahte, zugleich anzuziehen und zurück zu drücken schien, und was mich beynahe wider meinen Willen nöthigte, mich in der Gegenwart eines höhern Wesens zu glauben. — Dieses unnennbare Etwas in seinem ganzen Äuſsern und Innern war es hauptsächlich, was ich im Sinne hatte, lieber Timagenes, da ich dir gleich Anfangs von meiner Darstellung so wenig versprach, daſs es mir vielleicht gelingen könnte, wie weit ich auch unter meinem Urbilde bleibe, doch noch mehr zu leisten, als ich dich erwarten lieſs.

AGATHODÄMON.

VIERTES BUCH.

I.

Das Tischgespräch lenkte sich unvermerkt auf den Wahn der Ziegenhirten, den ich als die erste Ursache meiner Bekanntschaft mit Agathodämon segnete. Dieſs brachte uns auf die Allgemeinheit des Glaubens an übernatürliche Dinge, dessen Ursprung sich allenthalben in jenen Zeiten verliert, da die Menschheit, roh und ungebildet, noch gleichsam als ein Kind am Busen der Natur lag, und alle ihre Triebe, Neigungen und Kraftäuſserungen, noch bloſs vom Bedürfniſs erregt und vom Instinkt geleitet, als wahre Eingebungen der Natur zu betrachten sind.

Sonderbar, sagte Kymon, daſs es dem Menschen natürlich ist, übernatürliche Dinge zu glauben!

Zwey Schönen, Schwestern zumahl. Sie hatten in wenig Sekunden,
So fein sich jede glaubt, einander ausgefunden,
Und, mitten unter halb lachendem Scherz,
Und kalten Küssen und wiederhohltem Umfassen,
Was jede *in petto* verschloſs sich deutlich
merken lassen.

24.

Daſs übrigens Schatulliöse es sich zur Pflicht
gemacht,
Der ernsthaft horchenden Schwester, die nur
ins Fäustchen lacht,
Von allem Bericht zu ertheilen, was, seit sie
ihre Tugend
Vor jenem gefährlichen Riesen in Sicherheit
gebracht,
Ihr zugestoſsen, und daſs sie mit gutem
Bedacht
Nichts angeführt, was nicht Frau Beaumont
ihrer Jugend
Zum Beyspiel erzählen dürfte; daſs vieles
wunderbar
Und edel und schön in ihrer Erzählung
geworden,
Was ganz natürlich, doch ihr nicht allzu
rühmlich war,
Das alles erwartet man schon von Damen aus
ihrem Orden.

Was man unter dieser letzten Benennung begreift, versetzte Agathodämon, ist entweder Hirngespenst, und also in gewissem Sinn, als Geschöpf der menschlichen Einbildungskraft, natürlich; oder etwas, das an einer höhern Ordnung der Dinge hängt, und nur darum übernatürlich scheint, weil es auſser dem engen Kreise unsrer Sinnenwelt liegt, den man irrig mit der Natur selbst zu verwechseln gewohnt ist.

Diesem nach, sagte ich, gäbe es, eigentlich zu reden, gar nichts übernatürliches?

Gewiſs nicht, antwortete jener, oder die Natur müſste nicht Alles was ist, war, und seyn wird, umfassen.

„Also auch das Chaos unsrer alten Dichter? Oder wofür sollen wir dieses halten, Agathodämon?“

Es ist entweder gar nicht denkbar, oder, wenn wir es uns so, wie es von den Dichtern geschildert wird, vorstellen, so ist es der natürliche Zustand eines durch natürliche Ursachen zerstörten, und durch die Kräfte der Natur sich wieder herstellenden oder umgestaltenden groſsen Weltkörpers.

„Du betrachtest also, wenn ich dich anders recht verstanden habe, nicht nur den religiösen Glauben an Dämonen, sondern sogar die Magie, als etwas, wozu uns die Natur selbst gewisser Maſsen einladet? Ich nehme beide zusammen, weil sie (so viel mir bekannt ist) bey allen Völkern von jeher in ziemlich enger Verbindung mit einander standen."

In so enger, sagte Agathodämon, daſs, wiewohl man jenen aufheben könnte, ohne diese zugleich zu vernichten, diese nicht zerstört werden könnte, ohne jenen mit in ihren Fall zu ziehen.

Du berührest hier etwas, versetzte ich, worüber ich gern ins klare kommen möchte. Darf ich dich bitten, Agathodämon, uns deine Gedanken über diese Verbindung der Magie mit der Religion ausführlicher mitzutheilen?

II.

Sehr gern, erwiederte er; nur muſst du dir gefallen lassen, bis zum Ursprung von beiden mit mir zurück zu gehen. Ihre Quellen sind zwar verschieden, aber sie entspringen so nahe an einander, daſs sie gar bald in einem gemeinschaftlichen Bette zusammen flieſsen.

Die erste Quelle des Dämonism ist ohne Zweifel der allgemeine, dem Menschen wesentliche Trieb, alles was auſser ihm ist oder zu seyn scheint, (was hier gleich viel ist) so viel nur immer möglich, sich selbst zu assimilieren, und sich unter Formen, die seiner eigenen ähnlich sind, vorzustellen.

In unsrer ersten Kindheit zerflieſsen die äuſsern Dinge, so zu sagen, im Gefühl unser selbst, und nur allmählich lernen wir die Gegenstände von den Empfindungen, welche durch sie erregt werden, und diese vom Gefühl unser selbst unterscheiden.

Auch nachdem wir diese erste Stufe der Entwicklung erstiegen haben, währt es noch eine ziemliche Zeit, bis wir uns die Dinge, die uns umgeben, als zusammenhangende und in einander greifende Theile Eines Ganzen vorstellen. Wir sehen alles nur vereinzelt, für sich bestehend, und der Raum, worin wir die Dinge sehen, ist das einzige, was sie zu verbinden scheint; so wie ihre unmittelbare Beziehung auf unsre Sinne und körperlichen Bedürfnisse das einzige ist, wodurch sie uns etwas sind.

Unvermerkt, wie wir mit uns selbst bekannter und sowohl unsrer innern Regungen, als des Vermögens unsern Körper willkührlich zu bewegen, uns immer klarer bewuſst werden, tragen wir diese Eigenschaften auch auf andre Wesen über, und theilen allem Leblosen etwas von unserm Leben, allem Lebenden etwas von unsrer Seele mit.

Auf einer noch höhern Stufe der Entwicklung bilden sich in uns die Begriffe von Ursache und Wirkung, von Mittel und Zweck; und indem wir auch hierin das, was in uns ist und vorgeht, zum Vorbilde dessen, was auſser uns ist oder vorgeht, zu machen genöthigt sind, stellen wir uns die von unsrer Willkühr unabhängigen Veränderungen aller Art, die wir in der Natur gewahr werden, als Wirkungen einer Art von Wesen vor, welche, gleich uns, mit Bewuſstseyn, Willkühr und Absicht handelten.

Auf diese Weise geschah es, daſs bey allen Völkern, die ihrem ersten Naturstande noch nahe waren, die Unwissenheit der wirklichen Ursachen, oder der Gesetze, nach welchen die unbekannten Naturkräfte wirken, auf der einen Seite, und der angeborne Trieb, uns selbst gleichsam in den Dingen auſser uns zu spiegeln, auf der andern, einer unendlichen Menge von Menschen-ähnlichen Dämonen im Himmel und auf Erden ein eingebildetes Daseyn gab, dessen Wirkungen man zu sehen glaubte, wiewohl sie selbst unsichtbar waren. So erhielten Sonne, Mond und Sterne, Luft und Erde, Meer, Flüsse und Quellen, Berge, Wälder und Fluren überall ihre besondern Dämonen: und da man sie als die Ursachen von Licht und Finsterniſs, von Wärme und Kälte, von Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, von dem ewigen Wechsel der Tages- und Jahreszeiten und allem was sich in unserm Luft- und Dunstkreise zuträgt, ingleichen von allen zerstörenden Wirkungen der Gewitter, Stürme, Wasserfluten, Vulkane und Erderschütterungen betrachtete; so verband man mit dem Glauben ihres Daseyns die Vorstellung einer übermenschlichen Macht. Man dachte sie sich als willkührliche Beherrscher der Natur, die sich in die verschiedenen Reiche, Kreise und Bezirke derselben getheilt hätten; und weil man sie nur aus ihren wohlthätigen oder verderblichen Wirkungen kannte, so war die verworrene Vorstellung von ihrer Macht natürlicher Weise von jener Furcht begleitet, die wir vor unsichtbaren Wesen haben, in deren Gewalt wir zu seyn glauben, und deren Handlungsweise uns eben so unbekannt, als ihre Macht unbestimmbar und ihre Gesinnung gegen uns zweifelhaft ist. Man war also um so geneigter, ihnen alles Böse, dessen nächste Ursachen man nicht kannte, zuzuschreiben, da man sie, vermöge des mehr besagten Mechanism der menschlichen Vorstellungskraft, sich nicht ohne Bedürfnisse, Leidenschaften und Launen, die den unsrigen ähnlich wären, einbilden konnte. Der Gedanke, daſs sie beleidigt werden könnten, machte daſs man auf Mittel bedacht war, sich ihres Wohlwollens zu versichern, und falls sie sich, durch irgend ein bekanntes oder unbekanntes Vergehen, wirklich beleidigt fänden, ihren Zorn zu besänftigen.

Hier, Hegesias, hast du, mit wenigem, den wahren Ursprung aller dämonistischen Religionen! — Wie Priester und Mystagogen, Dichter und Bildner, nach und nach einen so reichhaltigen und bildsamen Stoff verarbeitet haben, ist bekannt. Unläugbar haben die Letztern sich am wenigsten an den Göttern versündiget. Denn was ihre Kunst vermag, haben sie gethan, uns an anständige und sogar erhabene Vorstellungen von denselben zu gewöhnen: da hingegen Homer und seine Familie gegen den Vorwurf, daſs sie sogar die groſsen Götter, an welche die öffentliche Verehrung der Hellenen vorzüglich gerichtet ist, als Muster der unsittlichsten Handlungen aufgestellt, vielleicht mit den rohen

Sitten seiner Zeit zu entschuldigen, aber nie zu rechtfertigen ist.

Indessen trifft doch der Vorwurf, den Volksglauben zum Vortheil ihrer eigenen Zwecke gemiſsbraucht zu haben, die Priester und Mystagogen am stärksten. Nicht zufrieden, die Bewahrer der alten religiösen Gebräuche, die Vorsteher der öffentlichen Feierlichkeiten, die Hüter der Tempel, und die Mittelspersonen, durch welche die Gebete und Opfer einzelner Familien oder eines ganzen Volkes den Göttern dargebracht wurden, zu seyn, wuſsten sie durch mancherley Kunstgriffe die Meinung von sich zu erregen, als ob sie selbst mit den Göttern in noch näherer Verbindung ständen, und es in ihrer Macht hätten, den Sterblichen die Gunst oder den Unwillen derselben nach ihrem Belieben zuzuziehen.

Wie sie auf diesem Wege dahin gekommen, schon in den ältesten Zeiten der Welt die geheimen Künste, die man unter dem Worte Magie zu begreifen pflegt, mit dem religiösen Volksglauben zu verbinden, wird uns klar werden, wenn wir zuvor die erste Quelle dieser Magie in der Natur selbst aufgesucht haben werden. Denn nie würde es den Priestern und andern Meistern jener täuschenden Künste gelungen seyn, diesen neuen Spröſsling des Aberglaubens zu einem so üppigen und fruchtreichen Baume zu ziehen, wenn nicht sein Keim sich aus der menschlichen Natur selbst entwikkelt hätte.

Es wird dir vielleicht seltsam vorkommen, Hegesias, daſs ich diesen Keim in dem Glauben aller noch ungebildeten Völker an die Realität ihrer Träume gefunden habe: aber höre mich erst, und denke dann davon was du kannst.

III.

Was in Rücksicht auf die allmähliche Entwicklung der Vernunft von Kindern gilt, ist auch auf ganze Völker, die sich noch im Stande der Vernunftskindheit befinden, anwendbar. Wer Kinder aufmerksam beobachtet, kann sich leicht überzeugen, daſs es ziemlich lange währt, eh' ein Kind seinen Zustand im Träumen und im Wachen unterscheiden lernt, und sich von dem Irrthum los machen kann, daſs alles, was im Traume mit ihm vorgeht, eben so wahr sey, und eben so wirklich auſser ihm vorgehe, als was ihm wachend begegnet. Das nehmliche findet sich auch bey den Völkern, die dem ersten rohen Naturstande noch nahe sind. Sie glauben dem vermeinten Zeugniſs ihrer Sinne im Traum eben so zutraulich als im Wachen, und betrachten ihre Träume entweder als eine Fortsetzung ihres wachenden Zustandes, oder bilden sich ein, wenn sie träumen, in das Land der Geister versetzt zu seyn, um so weniger an der Realität der Erscheinungen, die ihnen darin vorkommen, zweifelnd, je gröſser der Unterschied zwischen der Sinnenwelt und der Traumwelt, und zwischen den Naturgesetzen ist, die in der einen und in der andern Statt finden.

Ich brauche kaum zu erinnern, daſs die Rede hier bloſs von der lebhaftern Gattung von Träumen ist, worin entweder eine Art von scheinbarem Zusammenhang herrscht, oder deren Eindruck auf uns so stark war, daſs wir uns ihrer beym Erwachen mehr oder weniger deutlich bewuſst bleiben. Da die Traumerscheinungen dieser Gattung uns eben so stark und oft noch stärker anmuthen und rühren, als die Gegenstände unsrer Sinne im Wachen, und wir im Traum alles eben so wirklich zu sehen und zu hören, zu thun und zu leiden glauben, als ob wir wachten: so ist begreiflich, wie Menschen, denen die Kennzeichen des Unterschieds beider Zustände noch nicht klar sind, so einfältig seyn können, nicht den geringsten Zweifel in die Realität ihrer Traumerscheinungen zu setzen. Nun kommen unter diesen letztern häufig solche vor, die aus den Kräften der Natur und den Gesetzen der Bewegung, so wie wir sie im Zustande des Wachens kennen lernen, nicht erklärbar sind. Raum und Zeit sind im Traume ganz was andres als im Wachen. In jenem begegnet uns oft in einem Augenblick, wozu in diesem Tage, Monate und Jahre erfordert würden. In einem Augenblick befinden wir uns von Korinth nach Karthago, von Memfis nach Rom versetzt. In einem Augenblick verwandelt sich oft Scene und Handlung; wir waren in einer Wildniſs, in einer finstern Höhle, und sehen uns auf einmahl in einem schimmernden Pallast oder in einer bezaubernden Gegend. Eben so schnell verwandeln sich oft die Personen, mit welchen wir in Handlung begriffen waren; wir befinden uns plötzlich unter lauter unbekannten, oder bekannte Personen erscheinen uns unter fremden Formen und Verhältnissen. Wir selbst sind oft ganz andere Menschen als vorher, und bewerkstelligen ohne mindeste Befremdung, was jedem Wachenden unmöglich ist. Wir steigen mit der Leichtigkeit einer Flaumfeder, und doch schneller als ein Mühlstein fallen könnte, von der Spitze eines Thurms

25.

Ihr würde, hätten sie sich allein
Gesehen, Schwester Kolifischette,
Die gleichfalls dieſs und das zu beichten gefunden hätte,
In diesem Punkte nichts schuldig geblieben seyn.
Welch Mädchen prahlt nicht gern mit einem solchen Verehrer
Wie Amadis war? Allein, sie haben den Neger zum Hörer,
Aus dessen gläsernen Augen der Argwohn sichtbar schielt.
Und billig muſst' er es übel empfinden,
Den Ritter zum zweyten Mahl schon in seinem Wege zu finden,
Eh noch die Erinn'rung des ersten sich völlig abgekühlt.

26.

Doch sein Verdacht begann allmählich zu verschwinden,
Indem der schöne Paladin
Der schlauen Kolifischon kokettisches Bemühn,
Mit ihren Blicken sein Herz zu umwinden,
Mehr auszuweichen als zu begünstigen schien.
Die seinigen waren so ganz in Schatulliösens Busen
Und feuchten Augen koncentriert,

herab, und eben so schnell wieder hinauf; wir fliegen über der Erde weg, gehen auf dem Wasser ohne zu sinken, durch Flammen ohne uns zu versengen oder den geringsten Schmerz zu empfinden, und was dergleichen mehr ist.

Alle diese und ähnliche Traumerscheinungen erzeugen bey Menschen, die von dem Ursprung und der Beschaffenheit derselben noch keinen Begriff haben, nothwendiger Weise den Glauben an übernatürliche Dinge, oder, so zu sagen, an eine zweyfache Natur, wovon die eine das Widerspiel der andern ist, und die in keinem solchen Bezug mit einander stehen, daſs man sie für Theile Eines Ganzen halten könnte.

Was aber unter allen wunderbaren Erscheinungen, die uns im träumenden Zustande vorkommen, auf den rohen Naturmenschen am meisten Eindruck machen muſste, war unstreitig, wenn ihn der Traum mit verstorbenen Personen wieder zusammen brachte. Denn was muſste ihn (bey der Voraussetzung daſs Träumen nur eine andere Art von Wachen sey) mehr befremden, als Personen, von deren Tod er völlige Gewiſsheit hatte, ins Leben zurück kommen, und gleich andern Lebenden sich betragen zu sehen? — Das erste, was er daraus schlieſsen muſste, war, daſs sie, der Verwesung zu Trotz, noch immer fortlebten, noch immer Antheil an ihren ehemahligen Freunden nähmen, und an den Geschäften und Vergnügungen ihres vorigen Lebens Freude hätten. Da diese Art von Träumen bey Menschen, deren Fantasie noch auf eine sehr kleine Anzahl von Bildern eingeschränkt war, vermuthlich häufiger vorkommen muſste als bey uns, und da die Einbildungskraft nicht selten den Ort, wo wir uns im Traume mit geliebten Personen zusammen finden, zu verschönern pflegt: so begreift sichs, wie dergleichen Träume den Glauben an ein Land der Seelen, einen Hades, ein Elysium, oder unter welchen Nahmen es bey andern Völkern vorkommen mag, begründet haben können.

Indessen ist kein Zweifel, daſs diesen Menschen, bey allem ihrem Dumpfsinn, der Unterschied zwischen ihrem Zustand im Wachen und im Träumen endlich auffallen muſste. In jenem erfolgt alles nach gleichförmigen Gesetzen; alles steht in begreiflicher Verbindung und Beziehung, als Wirkung oder Ursache, Zweck oder Mittel; der folgende Tag ist in den vorhergehenden gegründet und setzt sie fort; und wiewohl das, was im Leben des Wachenden immer dasselbe bleibt, alle Augenblicke durch Zufälligkeiten modificiert und das Gewebe seiner Gedanken und Verrichtungen öfters abgebrochen wird, so knüpft doch die Vernunft die abgeriſsnen Faden immer wieder an einander, und bringt Zusammenhang und Übereinstimmung in das Ganze. Im Traum hingegen ist der Mensch gewöhnlich mehr leidend als handelnd. Die Zufälle, die ihm zu begegnen scheinen, hangen nicht nur mit seinem eigentlichen Leben, sondern auch unter sich selbst, wenig oder gar nicht zusammen. Räume und Zeiten, Ursache und Wirkung, Mittel und Endzweck werden alle Augenblicke verwirrt, verschoben, und in Miſsverhältniſs gesetzt, und selten ist zwischen einer Reihe von Träumen mehr Verbindung, als zwischen einer Folge von Würfen aus einem Würfelbecher. Wiewohl nun die Wahrnehmung dieses Unterschiedes den rohen Menschen, von welchem hier die Rede ist, nicht so weit bringt, seine Träume für nichts als wesenlose Erscheinungen in seiner eignen Fantasie zu erkennen: so ist doch etwas in ihm, das auch in diese Truggestalten Bedeutung, Zweck und Beziehung auf seinen fortdauernden Zustand zu bringen, und aus beiden ein Ganzes zu machen sucht. Wie sollte ihm also ein Mann, der den Schlüssel zu den Geheimnissen der unsichtbaren Welt gefunden zu haben vorgiebt, nicht willkommen seyn? Was könnte wohl das Reich der Träume anders seyn als eine Provinz dieser unsichtbaren Welt, worin das unendliche Heer der Dämonen sein Wesen treibt? Und wer anders, als irgend ein den Menschen gewogener Dämon, könnte den Träumer in jene wundervolle Welt versetzen, wo ihm, unter mancherley räthselhaften aber viel bedeutenden Bildern, Aufschlüsse über die Schicksale seines Lebens, und Winke gegeben werden, was er zu thun und zu meiden habe, um Übeln, die ihm drohen, zu entgehen, oder eines ihm zugedachten Glückes sich zu versichern? Wenn gleich nicht alle Träume von dieser Art sind, so schien doch der Beystand eines weisen und mit den Göttern vertrauten Auslegers nur desto nöthiger, um göttliche Träume von denen zu unterscheiden, die uns von feindseligen Geistern, oder solchen, deren Gesinnung zweifelhaft ist, zugeschickt werden konnten.

Es ist leicht zu sehen, dafs keine geringe Bekanntschaft mit den übermenschlichen Dingen dazu gehörte, um sich eines solchen Amtes anzumafsen; und wem sollten wir in jener Kindheit der Welt zugleich diese erhabnen Kenntnisse, und den Willen, sie zum Trost und Heil armer unwissender Menschen anzuwenden, zutrauen, als eben diesen Dämonenpriestern, die wir in jenem Zeitraum allenthalben im Besitz des höchsten Ansehens und einer allvermögenden Herrschaft über den Glauben und die Meinungen der Menschen finden? Oder könntest du zweifeln, ob sie auch wohl unklug genug hätten seyn können, eine so ergiebige Quelle von Einfluſs und Gewinn unbenutzt zu lassen?

IV.

Die Traumdeuterkunst war also vermuthlich der erste Gebrauch, den die Priester von diesem Zweige des Aberglaubens machten; eine Kunst, die dem Dämonism und der Magie mit gleichem Recht angehört, und daher als das natürlichste Band zwischen beiden zu betrachten ist.

Aber wie hätte man auf einem so schönen Wege stehen bleiben sollen? Daſs die Seelen der Verstorbenen in irgend einem Geisterlande fortleben, und daſs sie den Zurückgelassenen in ihrer ehemahligen Gestalt erscheinen könnten, war eine vermeinte Erfahrung, welche die meisten in ihren Träumen gemacht zu haben glaubten. Aber von ihrem wahren Zustande hatte man dadurch noch wenig Kundschaft erhalten, und wuſste überhaupt keinen sonderlichen Nutzen von ihnen zu ziehen; weil man gleich wenig wuſste, wozu sie uns etwa behülflich seyn könnten, oder wie man es anfangen müſste, um sich, nach eigner Willkühr, mit ihnen in Verhältniſs zu setzen. Unsre Priester wuſsten schon desto mehr davon. Sie beſaſsen das Geheimniſs, die Seelen der Verstorbenen, welche nun selbst für eine Art von Dämonen galten, aus dem Hades herauf zu rufen, und sich ihres Raths und Beystands zu diesem oder jenem Vorhaben zu versichern.

So verwebten sich schon in den ältesten Zeiten zwey Hauptäste der Magie, Traumdeuterey und Nekromantie, mit dem Glauben an die Dämonen und — ihre Priester. In der Folge fanden sich bey allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Kultur standen, allerley Arten von weisen Meistern ein, unter deren Händen die Zauberkünste so schnelle und groſse Fortschritte machten, daſs die Priester, weil sie kein ausschlieſsliches Recht an die Gemeinschaft mit den Ländern, die jenseits der Sinne und der Vernunft liegen, und an den Alleinhandel mit den Produkten derselben geltend machen konnten, sich mit Unwillen genöthigt sahen, ihnen einen beträchtlichen Theil dieses Gewerbes zu überlassen. Diese unter allerley Nahmen bekannten Magiker und Theurgen wollten, aufser den gewöhnlichen Mitteln, welche allen dämonistischen Religionen gemein sind, noch besondere Geheimnisse haben, sich alle Arten von Göttern und Dämonen entweder geneigt, oder, auch wider Willen, dienstbar zu machen. Die Sterndeuterkunst wurde nun zur Unterstützung der Magie zu Hülfe gerufen. Man erfand Talismane, Zauberringe, Zauberworte, Lieder und Beschwörungen, wodurch man alle die übernatürlichen Dinge zu bewerkstelligen vorgab, von deren durch die Länge der Zeit zum gemeinen Volksglauben gewordenen Möglichkeit die Menschen sich einst durch ihre Träume überzeugt hatten. Wer kennt nicht den fliegenden Pfeil des Abaris, den Ring des Gyges, den Stab der Circe, den Kessel der Medea? Und sind nicht nach und nach ganze Länder, Ägypten, Kreta, Kolchis, und vornehmlich Thessalien, als Hauptsitze dieser Wunderkünste, in einen Ruf gekommen, den keine Zeit auslöschen kann? Seit diesem hat sich die Magie von der Religion in gewissem Sinne getrennt, und die Priester, die das Ansehen ihrer Götter und ihr eigenes immer mehr und mehr durch sie geschmälert sahen, sind sogar erklärte Feinde derselben geworden. Aber ich sehe die Zeit sich nähern, wo sie, um den allmählich erlöschenden Glauben an die Götter wieder anzufachen, die Theurgie wieder zu Hülfe rufen, und durch sie einige zur Schwärmerey geneigte Köpfe, besonders unter den Groſsen, auf ihre Seite ziehen und zu Beschützern des alten Glaubens machen werden. Indessen bin ich versichert, daſs sie mit ihren äuſsersten Anstrengungen nichts gegen den immer wachsenden Strom der allgemeinen Meinung ausrichten werden. Alle Dinge unter dem Mond, und vermuthlich auch über ihm, haben einen Zeitpunkt der Entstehung, des Wachsthums, der Blüthe, des scheinbaren Stillstehens, der Abnahme, des Verfalls, und des Untergangs. Die Dämonen-Religion hat für ein so ungeheures, und doch so schwach zusammen hängendes und auf einem so seichten Grund errichtetes Gebäude lange genug gedauert, und ist durch die Länge der Zeit und die Sorglosigkeit der Aufseher baufällig genug worden, um vom ersten starken Stoſs zusammen zu stürzen.

Sollte dieser Zeitpunkt wirklich so nahe seyn? fragte ich.

Zufällige Umstände, versetzte er, können ihn beschleunigen: eine Reihe guter und weiser Beherrscher der Römischen Welt, die vielleicht mit Trajan begonnen hat, und einige starke Pfeiler, womit das morsche Gebälk von klugen Priestern und von den Weisen selbst noch unterstützt werden mag, könnten ihn vielleicht noch ein paar Jahrhunderte aufhalten. Aber was wäre das — in Vergleichung mit den vielen Jahrtausenden, während welcher die Religion der Dämonen den Erdboden beherrscht hat — mehr, als wenn das Daseyn eines abgelebten Mannes durch die höchste Anstrengung der Kunst noch um ein paar Jahre verlängert würde?

Ich glaube die Wahrheit deiner Vorhersagung einzusehen, sagte Kymon: aber die Zeit möchte ich nicht sehen, da sie in Erfüllung gehen wird. Wie alt, unregelmäſsig und baufällig auch unser Pantheon seyn mag, immer war es doch ein herrlicher Bau!

Gieb ihm seinen rechten Nahmen, versetzte Agathodämon: es ist nur ein Pandämonion; das wahre Pantheon ist noch zu erwarten.

„Wenn ich bloſs nach meinem Gefühl reden dürfte, Agathodämon, so würde ich mit Kymon sagen, es war doch ein herrliches Gebäude! Die Menschen wohnten so friedlich darin beysammen; es hatte Raum genug für alle, und jeder fand darin was ihm nöthig war."

Wenn war es so? fragte der Alte. — Ich stutzte und schwieg. — Du siehst was ich meine, fuhr er fort. Jedes Ding hat eine Zeit, wo es am besten ist; von dieser an wird es immer schlechter und schlechter, bis es endlich zu gar nichts mehr taugt. Es war eine Zeit, wo unser Pandämonion — wenigstens der Theil, den unsre Vorfahren inne hatten — ihrem Bedürfniſs und ihrer Fähigkeit gleich angemessen war. Die bürgerliche Gesellschaft fing erst in diesem Zeitalter an eine Gestalt zu gewinnen; und da der Glaube an die Dämonen und die Furcht vor ihrem Zorn noch mächtig auf die rohen Menschen wirkte, so machten unsre ersten Gesetzgeber die Volksreligion weislich zur Grundlage der politischen Verfassung, und verwebten beide so stark in einander als ihnen möglich war. Jedes sittliche Band, das die Menschen einander nähern, sie von gewaltsamen Ausbrüchen ihrer Leidenschaften zurück halten, und an Geselligkeit, Zucht, häusliches Leben, Arbeitsamkeit, Unterwerfung unter die Gesetze

Als ob — Da haben wir's! Nun fehlt ein Reim auf **Busen!**
Und wer aus **Hübners Register** mir einen allegiert,
Erit mihi magnus Apollo! — Denn jene von **Musen, Medusen,**

27.

Kreusen und **Arethusen** und andern griechischen **usen**
Sind gar zu abgenützt. Auch schwör' ich bey allen Busen
Der groſsen Diana, wenn wir dereinst nach Lampedusen 4)
Mit **Dorval, Diderot,** und einer Kolonie
Von tapfern **Konstanzien** ziehn, die schöne Demokratie
Von Filosofen anzupflanzen,
Wo Essen und Trinken und Lieben und Singen und Tanzen
Und in die Komödie gehn, der *Finis bonorum* ist:
Soll durch ein Grundgesetz, bey Strafe auf Zwirn zu tanzen,
Der Reim, um dessentwillen ein Mann die Nägel sich friſst,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9

WIELAND,C.M. FN. 13030/040

und Gehorsam gegen die Obrigkeit gewöhnen sollte, stand unter der unmittelbaren Garantie einer Gottheit, welche die Verletzung desselben, als eine ihr selbst zugefügte Beleidigung, rächte. Zevs, der König der Götter und Menschen, wurde als der Urheber und oberste Schirmher der Gesetze verehrt; und der Glaube, daſs die Könige oder Hirten der Völker (wie Homer sie nennt) ihr Amt und die dazu erforderliche Gewalt unmittelbar von ihm empfangen hätten, war in jenen Zeiten ganz unentbehrlich, um verwilderte, des wohlthätigen Jochs der Gesetze noch ungewohnte Menschen in Ehrfurcht zu halten. — Die eheliche Verbindung, von deren Heiligkeit die Dauer und der Wohlstand der Familien abhängt, war von Here, der Königin der Götter, gestiftet, und stand unter ihrem Schutz; so wie überhaupt alle Verträge, zwischen Privatpersonen sowohl als ganzen Gemeinheiten und Völkern, unmittelbar von Jupiter gehandhabet wurden, und jeder Meineid, nach dem Glauben jener Zeiten, einen unerbittlichen Rächer an ihm fand.

Auſser diesem richteten die Stifter unsrer Religion und bürgerlichen Verfassung ihr Augenmerk vorzüglich darauf, zwey der wesentlichsten Hauptstücke, ohne welche die Civilisierung wilder Nomaden unmöglich ist, das eine mit allem was der Dämonism furchtbares, das andere mit allem was er erfreuliches und tröstliches hat, zu umgeben. Jenes war die persönliche Sicherheit, als der erste Zweck des gesellschaftlichen Vereins: dieses, die Angewöhnung an einen festen Wohnsitz, und an den Ackerbau, der denselben nothwendig macht, und als der Anfang aller fernern Kultur und Fortbildung zur Humanität anzusehen ist.

Um jene zu erhalten, wurde nicht nur das Leben der einzelnen Personen, sondern auch die innere Ruhe und Eintracht des ganzen Hellenischen Bundes in den besondern Schutz der Götter gegeben. Wer einen Menschen tödtete, fiel sogleich in die Gewalt der Erinnyen, und konnte, sogar wenn er die That unvorsetzlich begangen hatte, oder sein Beweggrund rechtmaſsig schien, nur durch eine förmliche Expiazion ihren rächenden Händen entrissen werden. Aber um so nöthiger war es, solche Unglückliche der Rache der Verwandten und Freunde des Getödteten zu entziehen; und zu diesem Ende standen ihnen in allen Hellenischen Landschaften gewisse Tempel als Freystätten offen. — Von den Einrichtungen, wodurch die Religion zu einem

Mittel gemacht wurde, die Eintracht unter den Hellenen (die aus so vielen Ursachen nur zu oft unterbrochen wurde) zu befördern, und, wenn sie gestört war, wieder herzustellen, will ich jetzt nur des allen gemeinschaftlichen Delfischen Orakels, und der heiligen Kampfspiele zu Olympia erwähnen, deren feierliche Begehung eine allgemeine Nazionalversammlung war, welche auch in Zeiten einheimischer Fehden nie unterbrochen wurde. Denn da dieses uralte Institut unter Jupiters unmittelbarem Schutze stand, so hörten um die Zeit seiner Feier alle Feindseligkeiten unter den Hellenen auf, und eine Versammlung, wo alles, was sich durch Geburt, Reichthum, Ehrenstellen, Talente und Verdienste in allen Griechischen Staaten auszeichnete, sich zusammen fand, war natürlicher Weise die schicklichste Gelegenheit, nicht nur alte Freundschaften unter Privatpersonen zu erneuern, sondern auch an Wiederherstellung der Harmonie unter den Staaten selbst zu arbeiten.

Was den andern Hauptpunkt betrifft, wie hätten wohl unsre ersten Gesetzgeber die damahligen Menschen stärker zum häuslichen Leben und zur Bebauung und Bepflanzung des Erdbodens vermögen können, als indem sie die Erfindung des Ackerbaues einer der obersten Göttinnen zuschrieben, und den ersten Sterblichen, der diese Kunst als ein von ihr erhaltenes Geschenk in Hellas einführte, unter die Götter versetzten? Wie hätte, nachdem es Volksglaube geworden war, daſs Demeter, die Schwester des Königs der Götter, den Getreidebau, und Pallas Athene, seine Tochter, die Kunst zu weben erfunden, der Pflug nicht den Männern, der Spinnrocken und der Webstuhl nicht den Frauen, in diesen Zeiten der Einfalt ehrwürdig werden sollen? Aber die Stifter unsrer Religion thaten noch mehr. Sie gaben jeden Zweig der Landwirthschaft und die besondern Verrichtungen jeder Jahreszeit unter die Aufsicht und den Schutz besonderer Götter, heiligten den häuslichen Herd und das Feuer, um welches die Familie sich versammelte, und füllten, auſserhalb der Hütte, alles was den Landmann umgab, Feld und Thal, Berge, Wälder, Flüsse, Bäche und Quellen, mit freundlichen Nymfen und fröhlichen Feldgöttern an, deren Gunst mit einem Blumenkranz oder etwas Milch und Früchten zu erhalten war, und doch auf das Gedeihen der Feldarbeiten, Pflanzungen und Herden den gröſsten Einfluſs hatte. Noch mehr: sie machten die Feste, die allen diesen wohlthätigen Wesen zu Ehren gefeiert wurden, zu wirklichen Freudentagen für das

Volk. Denn sie hatten den guten Verstand, einzusehen, daſs menschenfreundliche Götter nicht würdiger geehrt werden können, als durch öffentliche Zeichen, daſs die Menschen sich unter ihrer Regierung glücklich fühlen; und daſs nichts geschickter ist, sowohl die Liebe zu den ländlichen Arbeiten als das gute Vernehmen unter Nachbarn und Gemeindegenossen zu unterhalten, als solche Volksfeste, auf die sich alles lange zuvor schon freut, die man während der mühsamsten Arbeiten als die Belohnung derselben vor sich sieht, und deren Genuſs eben dadurch, daſs die Fröhlichkeit öffentlich und allgemein ist, erhöht und vervielfältigt wird.

Überhaupt kann man von den Göttern einer Nazion sicher auf den Grad ihrer eignen Humanität schlieſsen. Ein Volk, dessen Götter die Urheber, Vorsteher und Beschirmer der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung, der Gerechtigkeit und Weisheit, der Schönheit, Anmuth und Wohlanständigkeit, der Künste und Wissenschaften, der Beredsamkeit und Musik sind; ein Volk, bey welchem Pallas Athene und Themis und Nemesis, und die Musen mit ihrem Führer Apollo, und die Charitinnen mit Eros und der himmlischen Afrodite, Tempel und Altäre haben, beweist dadurch, daſs es zu der edelsten Menschenrasse gehöre; und wie sollte es durch eine solche Religion, so lange sie noch wirksam ist, nicht noch immer mehr veredelt werden? Unläugbar trugen dazu auch die Mysterien nicht wenig bey, von welchen, so lange sie sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhielten, mit Grunde gesagt werden konnte, daſs sie der Anfang eines humanern Lebens für die Menschen gewesen, und sie nicht nur ihres Daseyns froher werden, sondern auch, mit der Hoffnung eines bessern, sterben gelehrt haben.

Ihr sehet, daſs ich weit entfernt bin, das Schöne, Zweckmäſsige und den Bedürfnissen ihres Zeitalters Angemessene in der Religion unsrer Väter zu verkennen: aber ihr seht auch, daſs sie der wohlthätigen Absicht ihrer Stifter nur so lange entsprechen konnte, als sie in Einfalt geglaubt wurde, mit ihrer ganzen Stärke auf die Gemüther wirkte, und von den Miſsbräuchen und Verfälschungen, die sich nach und nach einschlichen, rein blieb. Jede Religion muſs durch die Länge der Zeit schon dadurch entkräftet werden, daſs sie ein altes Institut ist. So wie ein Volk Fortschritte in der Kultur macht, wie seine Begriffe sich vermehren und erweitern, seine Bedürfnisse mit seinem Kunstfleiſs zunehmen, seine Lebensweise und Sitten durch immer höhere Grade von Wohlstand, Macht, Reichthum, Handelschaft und Verkehr mit andern Völkern verfeinert und verschlimmert werden, verliert der religiöse Glaube der Väter immer mehr von seinem ehemahligen Einfluſs. Der öffentliche Gottesdienst, weil er mit der politischen Verfassung so stark verflochten ist, dauert freylich mit immer gröſserem Gepränge, und durch dasselbe, noch Jahrhunderte fort, wenn sein Geist längst verflogen war: aber die Götter selbst werden unvermerkt zu bloſsen Nahmen, die jeder gelten läſst was er will. Endlich kommt die Zeit, daſs Leute, die auf einige Bildung Anspruch machen, sich selbst lächerlich finden würden, wenn sie die Religion für etwas mehr hielten als ein abgenutztes Kammrad in der politischen Maschine, und daſs sogar der gemeine Mann, der nur noch durch Erziehung und Gewohnheit an ihrem Äuſserlichen hängt, unvermerkt von dem Unglauben seiner Obern mit angesteckt wird. Je geistiger eine Religion wäre, desto eher müſste dieſs ihr Schicksal seyn; und die unsrige hat sich bloſs dadurch so lange erhalten, weil sie in einem so hohen Grade sinnlich ist. Daſs übrigens die Dichter durch ihre Fabeln viel zum Verfall derselben beygetragen, ist wohl nicht zu läugnen;

aber den gröſsten Schaden haben unsern Göttern doch die Meisterstücke der Fidias, Alkamenes, Skopas und Praxiteles gethan. Denn obschon auch die Dichter den Göttern eine Menschen-ähnliche Gestalt zu geben genöthigt waren, so behielt doch die Einbildungskraft bey ihren Darstellungen noch einige Freyheit; da sie hingegen durch die genau bestimmten Götterbilder unsrer Künstler gefesselt wurde, und daher mit der Zeit ganz natürlich erfolgen muſste, daſs der Gott oder die Göttin mit ihrem Marmorbilde, so zu sagen, Ein Ding wurde, und, indem man sich die Götter nie anders als unter diesen bestimmten Formen dachte, unvermerkt die Bilder selbst an die Stelle derselben traten. Durch den Wettstreit der Künstler und die unendliche Vervielfachung der Götterbilder wurden diese ein Gegenstand des Handels, des Geschmacks und des Luxus; sie bekamen einen Marktpreis. Die Reichen beeiferten sich, ihre Sähle und Landhäuser mit Bildern von den berühmtesten Meistern zu zieren. Die Götter wurden also eine Art von üppigem Hausrath; und je theurer man ihre Bilder bezahlte, desto weniger machte man sich aus ihnen selbst. Was aber auch die Ursache davon gewesen sey, genug, sobald es einmahl so weit gekommen war, daſs (nach einem bekannten Worte des Spartanischen Lysander) Männer mit Eiden, wie Knaben mit Würfelknochen spielten; daſs Aristofanes einen der vornehmsten Götter mit den Sitten und der Sprache des liederlichsten Wüstlings auf die Bühne stellen durfte; daſs die Athener, die für die religiösesten aller Hellenen gehalten seyn wollten, einen Demetrius Poliorketes unter ihre Götter aufnahmen, ihm einen eignen Priester bestellten, und die Thebaner den Nahmen einer seiner Beyschläferinnen zu einem Beynahmen der Afrodite machten, indem sie der Afrodite Lamia einen Tempel bauen lieſsen: sobald es mit dem Volksglauben und den Sitten so weit gekommen war, was konnte man bessers erwarten, als daſs sie durch eben den wechselseitigen Einfluſs, der ehemahls beiden vortheilhaft war, einander künftig immer mehr verderben würden? Dieſs ist denn auch, unter der kräftigen Mitwirkung einiger von unsern Filosofen, trotz dem Entgegenstreben der andern, in solcher Maſs' erfolgt, daſs nun, wie eigne Erfahrung mich überzeugt hat, nichts weiter zu thun ist, als das baufällige, aus allen seinen Fugen gekommene alte Pandämonion vollends in sich selbst zusammen stürzen zu lassen, und zu erwarten, was für einen andern Bau die Zeit an seiner Statt, und vielleicht aus seinen Trümmern, hervorgehen lassen wird.

28.

Aus unsrer Republik verbannt seyn! — Doch,
Vergebung!
Der Geist *Capriccio* führt, trotz aller unsrer
Bestrebung, 5)
Uns öfter als er sollte in Seitenwege hinein;
Wir wollen in Zukunft, wo möglich, weiser
seyn!
Die Rede, denk' ich, war — von Schatulliö-
sens Busen,
Worin, trotz ihrem Fischü, Herr Amadis
sich so sehr
Verloren hatte, daſs zwanzig Empusen 6)
Und alles Getümmel von einem wüthenden Heer,
Und alle Koketterie von hundert Kolifischetten
Aus seiner Träumerey ihn nicht gezogen hätten.

29.

In kurzem überzeugt' er sich,
Daſs dieser Busen sehr viel dem nehmlichen
Busen glich,
Der ihn, zwar nur gemahlt, im Thurm des
Druiden entzückte.
Mit jedem Blick entdeckt sich ein neuer Zug
Von Ähnlichkeit. Nun war der Enthusiasmus
im Flug!
Es war sein Ideal, was er verkörpert erblickte;
Der Wollust-athmende Reitz, gehüllt in Sitt-
samkeit,

Du siehest, Timagenes, daſs Agathodämon die Last der Unterhaltung unsrer kleinen Gesellschaft ziemlich allein trug. Aber welchem andern gebührte zu reden als ihm? Und wär' ich auch nicht immer seiner Meinung gewesen, wie hätte mir einfallen können, gegen einen so ehrwürdigen Greis Recht behalten zu wollen? In der That aber fand ich fast immer durch seinen Unterricht entweder meine eignen Meinungen bestätiget, oder Gedanken entwickelt und in ihr wahres Licht gestellt, die ich bisher nur geahndet, oder wie durch einen Nebel gesehen hatte.

V.

Die Schönheit des Abends lockte uns, nachdem wir vom Tische aufgestanden waren, ins Freye: wir wandelten unter allerley Gesprächen zwischen einigen Reihen mit künftigen Früchten reich beladner Bäume hin und her, und als die Dämmerung zunahm, setzten wir uns, Agathodämon, Kymon und ich, unter die Rebenlaube vor seiner Wohnung. Eine Nachtigall, die sich aus dem nahen Gebüsche hören lieſs, erregte unsre Aufmerksamkeit. Auch die Nachtigallen, sagte ich, scheinen hier Agathodämons Gegenwart zu fühlen; denn mit solcher Begeisterung hörte ich noch keine schlagen.

Wenn wir sie nur verstehen könnten! versetzte Kymon, indem er mich mit einem bedeutenden Wink ansah.

Was meinst du damit, Kymon? sagte der Alte: warum sollten wir sie nicht verstehen? Wir, die in unserm Gefühl ein mit der ganzen Natur zusammen gestimmtes Organ und den Schlüssel zu der Sprache aller Wesen in unserm Busen tragen? Diese Nachtigall glaubt freylich nicht mit uns zu sprechen, und sagt uns also nur wenig; aber dieſs Wenige verstehen wir gewiſs alle, jeder nach seiner Weise: welches auch der Fall wäre, wenn, an ihrer Statt, eine menschliche Filomele uns Pindars hohen Gesang an die Grazien hören lieſse. Auch thäten wir besser, setzte er mit einem freundlichen Blick auf Kymon hinzu, wir behorchten, anstatt zu plaudern, diese unschädliche Waldsirene, wiewohl sie uns nicht so viel zu lehren verspricht als jene Homerischen.

Wir schwiegen, und nach einigen Augenblicken fing in einem gegenüber stehenden Busch eine andere an, sich mit der ersten in einen Wettgesang einzulassen, der durch die Mannigfaltigkeit der Sätze und das immer steigende Feuer des Vortrags äuſserst anmuthend wurde. Es war beynahe unmöglich, nicht zu glauben daſs Sinn und Absicht in ihrem Gesang sey, daſs sie sich beeiferten einander den Preis abzugewinnen, und daſs die schweigende, während sie ihre kleine Brust wieder mit Luft anfüllte, zugleich darauf sinne, ihrer Nebenbuhlerin etwas unübertreffliches aufzugeben. Agathodämon saſs ein wenig zurück gelehnt, und das Gesicht halb von uns abgewandt, als ob er in einen angenehmen Traum gesunken wäre, und wir beide hörten dem Wettstreit der Nachtigallen so aufmerksam zu, daſs wir uns kaum zu athmen getrauten.

Auf einmahl schallte aus dem kleinen Lorberwäldchen ein himmlischer Gesang zu uns herüber, der unsre befiederten Sänger selbst sogleich zum Schweigen brachte. Es war die Mutter und die Tochter, welche, ohne eine andere Begleitung als das lieblichste Echo, das ich je gehört hatte, bald wechselsweise bald zusammen singend, eben dieses hohe Lied der Charitinnen anstimmten, dessen Agathodämon vorhin erwähnte.

Ich will es nicht versuchen, lieber Timagenes, dir zu beschreiben, wie dieser wahre Musengesang, in der Stimmung worin ich mich befand, auf meine ganze Seele wirkte. Alles was ich davon sagen kann, ist, daſs ich die Macht des Gesanges über das menschliche Herz nie in diesem Grade gefühlt habe, und schwerlich jemahls wieder so fühlen werde. Die Worte und Rhythmen dieser Pindarischen Ode sind an sich schon Musik: was muſsten sie seyn, da sie von zwey der schönsten Silberstimmen, in die einfachste, heiligste und anmuthigste Melodie gesetzt, und in häufigen Pausen mit den reinsten Flötentönen eines dreyfach immer sanfter wiederhohlenden Nachhalls zusammen schmelzend, durch die Stille einer lauen Mondnacht zu uns herüber schwebten! — Ich gerieth, im eigentlichsten Sinne des Worts, auſser mich; ich fühlte mich wie entkörpert, in die himmlische Wohnung der Unsterblichen versetzt, und von seligen Gefühlen überströmt, für welche die Menschensprache keine Nahmen hat.

Agathodämon lag, so lange der Gesang währte, mit geschloſsnen Augen sanft zurück gelehnt, und schien eingeschlummert zu seyn. Aber, als der letzte, leis' hinsterbende Ton des dritten Nachhalls in der feiernden Stille sich verloren hatte, richtete er sich auf, nahm mich bey der Hand; und sagte: Von allen Lebensregeln des Pythagoras ist mir diese die heiligste, welche seinen Jüngern befiehlt, sich wo möglich nie zur Ruhe niederzulegen, ohne durch eine sanfte herzerhebende Musik die Seele zu reinigen, und den Leib zu einem leichten und ruhigen Schlummer vorzubereiten. Und nun, Hegesias, ist es Zeit, uns bis künftigen Morgen zu trennen. Lebe wohl! — Mit diesem Worte drückte er mir die Hand, empfahl mich der Obsorge seines Freundes Kymon, und begab sich in sein Schlafgemach.

Du verstandest doch meinen Wink, sagte dieser, als wir uns allein sahen, da ich von den Nachtigallen Anlaſs nahm der Sprache der Vögel zu erwähnen? Denn ich zweifle nicht, Damis wird auch über diesen Punkt irgend ein albernes Mährchen auf Unkosten meines Herren zu erzählen haben. Nach dem Wenigen, (antwortete ich) was Apollonius darüber sagte, kann ich mir leicht einbilden, wie ein Mensch von diesem Schlage die ihm unverständlichen Äuſserungen eines so weit über seinen Fassungskreis erhabenen Geistes in seine eigene Sprache übersetzen mochte. Ich begreife sogar was an seinem Mährchen von den Vögeln und dem Kornsacke wahr seyn könnte. — Ich möchte wohl wissen, wie er diese Geschichte erzählt, sagte Kymon. — Wäre nicht das beste, versetzte ich, wenn ich dir sein Buch selbst mitgäbe? denn um den Nachgenuſs dieses Abends möcht' ich mich nicht gern von einem

Damis bringen laſsen. Und ſo gab ich ihm, nachdem er mich in meine Schlafkammer eingeführt hatte, das Buch des Niniviten, um uns, wenn er es durchgegangen hätte, bey unſrer nächſten Zuſammenkunft über den Inhalt deſselben weiter zu beſprechen.

Pindars Grazien, von zwey Muſen geſungen und ſo lieblich von der Nymfe des Wiederhalls begleitet, tönten noch immer um mein Ohr, und füllten meine ganze Seele aus. Ich legte mich nieder; aber ob ich ſchlief oder wachte, weiſs ich nicht; denn, wachend oder ſchlummernd, bracht' ich die ganze Nacht in elyſiſchen Träumen hin.

AGATHODÄMON.

FÜNFTES BUCH.

I.

Die Sonne schwebte schon über den Spitzen der östlichen Felsen, als ich mein Lager verlieſs, um den wackern Kymon aufzusuchen. Ich fand ihn im Garten mit seiner gewöhnlichen Morgenarbeit beschäftigt. Er gestand mir, daſs er den gröſsten Theil der Nacht zugebracht, die Handschrift zu durchgehen, die ich ihm gestern zurück gelassen. Ich erwartete, sagte er, wie billig, wenig Gesundes von einem Kopfe wie Damis: aber so arg hatte ich mirs doch nicht vorgestellt. Was für einen abgeschmackten Mischmasch von Milesischen Mährchen und Landfahrerlügen der Mensch zusammen gestoppelt hat, um dem Leben eines Mannes wie Apollonius den Anschein der Geschichte eines filosofischen Marktschreyers zu geben! Wie er durch die Wendungen, die seine vorgefaſste Meinung den Sachen giebt, und die Zusätze, womit seine kindische Fantasie die Wahrheit selbst zur Lüge macht, den alltäglichsten Ereignissen einen Anstrich von Geheimniſs und Unbegreiflichkeit giebt! Aber der Theil seiner Wundergeschichte, worin die Reise zu den Indischen Weisen, die unglaublichen Dinge, die auf dem Berge, wo sie wohnten, zu sehen waren, die Aufnahme, welche Apollonius bey ihnen fand, seine Unterredungen mit Jarchas, ihrem Oberhaupt, die geheimen Wissenschaften, die er von ihnen gelernt haben soll, und die Rückreise nach Griechenland beschrieben sind, — das übertrifft nun vollends alles, was in dieser Art je gefabelt worden ist, und erreicht das Sublime des Ungereimten. Nachdem ich dieses feine Stück Arbeit gesehen habe, muſs ich bekennen, daſs ich meine gute Meinung von der Ehrlichkeit des Niniviten zurück zu nehmen genöthigt bin. Denn, fürs erste, springt es doch einem jeden in die Augen, daſs er von allem dem, was zwischen Apollonius und den Bramanen oben auf dem Berge vorgegangen seyn soll, nichts wissen konnte, da er, seinem eigenen Geständniſs nach, mit den übrigen Reisegefährten am Fuſse des Berges zurück bleiben mufste; und dafs er daher, um doch die gereitzte Neugier seiner Leser nicht mit dem kahlen Geständnifs seiner Unwissenheit abzuspeisen, so viele Mährchen von den Wundern des Kaukasus und Indus, und von den Bramanen, über welche seit Alexanders Zug nach Indien so viel gefabelt worden ist, als er nur immer aufzutreiben wufste, in diese Kapitel seiner Geschichte zusammen getragen hat. Ich habe aber aufser diesem noch einen andern Umstand, der die Wahrhaftigkeit des armen Damis, die überhaupt in seinem ganzen Buche nur zu oft in die Klemme kommt, in diesem Theile seiner Erzählung gänzlich zu Grunde richtet.

Und was könnte das wohl seyn? fragte ich mit einem Ausdruck von Neugier, dessen Kymon durch ein kleines Zögern vielleicht spotten wollte.

Etwas, (versetzte dieser) wogegen, wie du sogleich sehen wirst, keine Einwendung Statt findet, — und das ist, dafs Apollonius den Indus und die Bramanen am Indus so wenig gesehen hat, als du oder ich die Hyperboreer oder das Land der Pygmäen, die in ewigem Kriege mit den Kranichen leben.

ICH. Nun so mufs man gestehen, dafs dieser Damis der unverschämteste Lügner ist, den jemahls die Sonne beschienen hat! Jetzt wundert michs nicht mehr, wie ein Mensch, der an Ort und Stelle gewesen zu seyn vorgiebt, sagen konnte, der Hypasis, der sich in den Indus ergieſst, stürze sich mit groſsem Ungestüm ins Meer, und wenn man die Rückreise von den Bramanen nach Griechenland zu Wasser machen wolle, habe man den Ganges zur Rechten und den Hypasis zur Linken; wovon gerade das Gegentheil wahr ist.

KYMON. Wie gesagt, Apollonius ist nie bis zum Indus gekommen. Wahr ist es, daſs er dazu entschlossen war, als er zu Ninive mit dem närrischen Menschen in Bekanntschaft gerieth, den ein miſsgünstiger Dämon ihm zum Geschichtschreiber ausgesucht zu haben scheint. Denn, wiewohl er den Wunderdingen, die von der übernatürlichen Weisheit der Bramanen erzählt werden, wenig Glauben beymaſs, so hielt er es doch für wahrscheinlich, daſs ein so uralter Orden durch Überlieferung im Besitz mancher wichtigen Überbleibsel der Künste und Entdeckungen jener mehr berühmten als bekannten Atlantiden seyn könnte, welche vor undenklichen Zeiten den höchsten Theil der Erde jenseits des Imaus bewohnten, und von denen, seiner Meinung nach,

Auf ihre ganze Person ergossen;
Die Grazie voller Ernst, die, in sich selbst verschlossen,
Gesucht seyn will, nicht sich entgegen beut;

50.

Dieſs beides, vereint, zeigt ihm in Schatulliösen
Die Göttin, die er längst zur Dame sich erlesen.
Was vorging in seinem Herzen entdeckt ihr ein schmachtender Blick,
Mit einem Seufzer, den er, aus seinen Lippen zu eilen
Begriffen, noch früh genug hascht, ihn in zwey Hälften zu theilen;
Die eine drückt er in seine Brust zurück,
Die andre darf ihr nur mit leisem zefyrischen Tone
Gestehen, wie sehr er brenne, und bitten, daſs sie ihn
Mit allzu grausamen Proben verschone;
Denn — ihre Tugend schreckt den armen Paladin!

51.

Mit welchem Grunde, soll der Leser bald erfahren;
Wir haben sie lange genug in ihrer Maske gesehn,
Und, um die Wahrheit nicht zu sparen,

alle Kultur und Policierung nach und nach in die übrige Welt ausgegangen war. Nachdem er aber zu Ktesifon, wo wir uns einige Monate aufhielten, mit einem ehrwürdigen Greise, welcher Indien mehrmahls durchwandert, und die so genannten Gymnosofisten am Indus und Ganges durch sich selbst genau kennen gelernt hatte, in eine sehr vertraute Verbindung gekommen war, stand er von jenem Vorhaben auf einmahl ab, ohne sich über die Beweggründe seines veränderten Entschlusses näher zu erklären; aber vermuthlich, weil ihn sein neuer Freund überzeugt haben mochte, daſs er von diesen Leuten nichts zu erwarten hätte, was er nicht entweder bereits besser wuſste als sie, oder aus dem Umgange mit dem letztern eben so gut als aus der Quelle selbst schöpfen könnte. Genug, wir kehrten durch einen andern Weg wieder dahin zurück, woher wir gekommen waren, ohne einen einzigen von den ungeheuern Feld- Sumpf- und Berg-Drachen gesehen zu haben, womit Damis lächerlicher Weise das fruchtbarste und volkreichste aller Länder des Erdbodens anfüllt. — Aber, wozu wollten wir unsre Zeit noch länger mit den Aufschneidereyen dieses Menschen verlieren? Du kennest nun den Apollonius durch dich selbst; du hast ihn gesehen und gehört; er hat dich lieb gewonnen, und scheint keine Geheimniſse vor dir zu haben. Eine einzige Stunde, mit ihm ſelbst zugebracht, macht dir den Karakter und das Leben dieses auſserordentlichen Mannes anschaulicher und begreiflicher, als alles, was ich oder ein anderer, wer er auch sey, dir von ihm sagen könnte.

ICH. Eine einzige Minute, Kymon, ist hinlänglich, jeden Eindruck auszulöschen, den ein Biograf, wie Damis, oder die von ihm, gegen seine Absicht, bekräftigten falschen Gerüchte, in meinem Gemüthe zurück gelassen haben könnten, wenn es meine Art wäre, mich durch schlecht verbürgte Anekdoten oder fremde Urtheile für oder wider auſserordentliche Menschen einnehmen zu lassen.

KYMON. Apollonius, oder wenn du ihm lieber seinen rechten Nahmen giebst, Agathodämon, scheint dir also ein sehr auſserordentlicher Mensch?

ICH. Weil er es ist. Ich wenigstens kenne niemand, der nicht, neben ihm, sich selber ein gemeiner Mensch scheinen müſste.

KYMON. Ich muſs gestehen, daſs dieses Gefühl sich bey mir, durch die Länge der Zeit die ich mit ihm lebte, beynahe ganz verloren hat. Anstatt ihn als einen auſserordentlichen Menschen zu betrachten, (was er freylich mit andern verglichen nur zu sehr ist) kommt es mir vor, als ob er nicht mehr und nicht weniger sey, als was wir alle seyn sollten, — ein Mensch im eigentlichsten, edelsten Sinne des Wortes, indem bloſs die Ausartung der übrigen Menschen die Ursache ist, warum ein durchaus weiser und guter Mann eine so seltsame Erscheinung in der Welt ist. Wir drey, die in dieser Abgeschiedenheit allein mit ihm leben, sind an seine Art zu seyn so gewöhnt, als ob es die einzige mögliche wäre; auch zweifle ich nicht, wiewohl es vielleicht unbescheiden aus meinem Munde lauten mag, daſs es dir vorgekommen seyn mag, als ob wir, jedes in seiner Art, kaum etwas andres als bloſse Wiederscheine und Nebenmonde von ihm wären.

ICH. Agathodämon würde diese schöne Wirkung des stillen Einflusses seiner Gegenwart auf die liebenswürdige kleine Familie, die ihn umgiebt, nicht machen können, wenn sie nicht schon für sich selbst gut, und, dem Geist und Herzen nach, nahe mit ihm verwandt wäre. Oder warum hätte er nicht auch auf die übrigen Menschen so gewirkt? Was für eine sittliche Umgestaltung der Welt müſste nicht ein Mann wie er, in einem mehr als sechzigjährigen öffentlichen Leben verursacht haben! Es giebt schwerlich eine nahmhafte Stadt im Römischen Erdkreise, wo er sich nicht aufgehalten und Beweise dessen, was er ist, gegeben hätte. Warum ist die Zahl derer, die durch ihn weiser und besser wurden, so gering? Warum scheint, seitdem er aus den Augen der Menschen verschwand, auch alles Gute, das er zu wirken suchte, mit ihm verschwunden zu seyn, — wie die schimmernden Palläste und Gärten, die durch magische Kunst aus der Erde hervorgehen, eben so schnell, als sie entstanden, mit den Zauberern, ihren Urhebern, verschwinden? Der beste aller Menschen vermag, wie es scheint, eben darum nur wenig über den groſsen Haufen, der ihn weder zu schätzen noch zu lieben fähig ist; denn er kann nur die Guten an sich ziehen, und wird aus derselben Ursache, von den Bösen zurück gestoſsen.

KYMON. Wenn ein Mann wie Apollonius keine geräuschvolle Rolle in der Welt spielt, sich nicht zu den obersten Stellen im Staat empor schwingt, oder in einem der Auflösung so nahen Reiche, wie das Römische zu unsrer Zeit war, nicht an der Spitze einer mächtigen Partey eine Revoluzion verursacht, so ist es bloſs, weil er nicht will. Mit gewaltthätigem Arm in die Räder der Zeit einzugreifen, und die bürgerliche Ordnung, um sie zu verbessern, umzustürzen, war weder in seinem Plane, noch seinen Grundsätzen gemäſs. Er wirkte, wie es einem guten Genius zukommt, still und geheim, und du kannst es mir, einem so vieljährigen Augenzeugen, um so mehr glauben, da du sogar in der Erzählung des einfältigen Damis Spuren davon gefunden haben wirst: — er that und beförderte im Verborgenen so viel Gutes, und hinderte laut und öffentlich so viel Böses, als unter den äuſserst verderbten Römern und Griechen unsrer Zeit, und unter der Autokratie solcher Ungeheuer, wie Klaudius, Nero und Domizian, nur immer möglich war; und indeſs ihn der groſse Haufe der Weltleute für einen religiösen und filosofischen Gaukler, der Pöbel für einen mächtigen Zauberer, und leichtgläubige Schwärmer für den wieder ins Leben gekommenen Orfeus oder Pythagoras hielten, bereitete sein geheimer Einfluſs unvermerkt die bessern Tage vor, denen wir jetzt entgegen sehen. Mehr zu sagen ist mir nicht erlaubt; ich zweifle aber nicht, Agathodämon selbst wird kein Bedenken tragen, dir über alles dieſs so viel Licht zu geben als du wünschen kannst.

ICH. Ich sehe ihn dort, am Ende des Gartens, mit einem Buch in der Hand, langsam unter den Bäumen gehen. Er scheint sich uns nähern zu wollen.

KYMON. Ich errathe was er liest; vermuthlich seine Biografie von Damis, die du mir gestern Abends mitgabst.

ICH. Und wie kam sie aus deinen Händen in die seinen?

KYMON. Als ich heute mit Tagesanbruch in sein Schlafzimmer trat, sagte er mir, mit dem Blick, der ihm eigen ist, wenn er einen in die Unmöglichkeit setzen will, ihm die Wahrheit zu verhehlen: Du hast nicht geschlafen, Kymon; wie kam das? Was hast du getrieben? — Ich gestand also was ich nicht verbergen konnte. Der Gedanke, den Damis zum Geschichtschreiber zu haben, schien ihn zu belustigen. Er verlangte das Buch selbst zu sehen, und da ich deine Einwilligung voraussetzen konnte, trug ich kein Bedenken ihm zu gehorchen.

II.

Apollonius war uns jetzt so nahe, daſs wir das Gespräch fallen lieſsen, um ihm einige Schritte entgegen zu gehen. Er grüſste mich, indem er das Buch dem Kymon zurück gab; dieser entfernte sich, um seinen kleinen Geschäften nachzugehen, und der ehrwürdige Greis nahm mit mir den Weg, der zur Bank an dem Lorbergebüsche führte.

Der arme Damis, fing er an, hat mir, wiewohl auf meine eigenen Kosten, ein paar kurzweilige Stunden gemacht. Als ich dir gestern sagte, ich kenne mehr als Einen, der meine Geschichte sehr unrichtig schreiben werde, glaubte ich nicht die Wahrheit meiner Voraussehung so bald bestätiget zu finden. Es müſste ein seltsames Werk herauskommen, wenn, bey dem immer wachsenden Hang der Menschen zu übernatürlichen und unglaublichen Dingen, irgend ein redseliger Sofist sich in hundert Jahren einfallen lieſse, aus dieser etwas unförmlichen Handzeichnung meines Assyrischen Freundes ein groſses, reich zusammen gesetztes und mit üppiger Farbenverschwendung ausgeführtes Gemählde, zur Gemüthsergetzung irgend einer wunderlustigen Dame, auszufertigen. Gut, daſs ich auf alle Fälle die Vorsicht gebraucht habe, meine wahre Geschichte einem verständigen Manne zu vertrauen.

So theuer mir (versetzte ich) dieses für mich so ehrenvolle Vertrauen ist, in so fern ich, zu meinem eigenen unschätzbaren Gewinn, durch einen glücklichen Zufall und deine Güte damit begünstiget worden bin, so kann ich doch nicht zweifeln, daſs die Nachwelt, auch ohne die Berichtigungen und Aufschlüsse, die sie nun von mir erhalten kann, das Wahre von dem Falschen in der abenteuerlichen Schilderung des Damis, und jeder andern, die in diesem Geschmacke gemacht werden könnte, zu scheiden wissen werde. Denn daſs es das verzeichnete, überladene, falsch gefärbte und schief beleuchtete Bildniſs eines Mannes von seltner Gröſse und Kraft des Geistes sey, muſs auch der Blödeste sehen; und dem Verständigen wird es leicht seyn, aus einigen echten Zügen, die hier und da wie durch einen schmutzigen Nebel durchscheinen, nach dem Kanon der Natur, ein der Wahrheit wenigstens ziemlich nahe kommendes Bild zusammen zu setzen.

Apollonius schwieg einige Augenblicke, und sagte dann, indem er mir mit kaum merklichem Lächeln scharf in die Augen sah: Gestehe, Hegesias, daſs es dir noch immer ein wenig schwer wird, die Rolle, die ich im Leben spielte, mit allem dem, was dir die Gegenwart darstellt, in reinen Zusammenklang zu bringen, und dich in dir selbst zu überzeugen, daſs der Apollonius, der sich für einen Vertrauten der Götter ausgab, allenthalben, wohin er kam, sogleich von den Tempeln Besitz nahm, und gewöhnlich nur in den Vorhallen oder Hainen des Äskulaps oder Apollo zu finden war; der Mann, der von der Zukunft immer sprach, als ob sie ihm schon gegenwärtig sey, Gewalt über die bösen Geister hatte, Todte erweckte, in eben derselben Stunde, da er zu Rom vor dem Richtstuhle Domizians aus aller Anwesenden Augen verschwand, im Nymfeon vor Puteoli in Kampanien seine Freunde Demetrius und Damis durch seine Erscheinung überraschte, und ein paar Jahre darauf den Tod des Tyrannen auf dem Markte zu Efesus, als eine Sache, die in diesem Augenblick vor seinen Augen vorgehe, öffentlich ankündigte: — gestehe, es wird dir schwer zu glauben, daſs es eben derselbe sey, den du vor dir siehest?

Die Reihe zu schweigen war jetzt an mir. Apollonius, dem es nicht entgehen konnte, daſs ich um eine schickliche Antwort verlegen war, heftete einen still heitern aufmunternden Blick auf mich, und setzte nach einer kleinen Pause hinzu: Ich wundere mich nicht, daſs ich die Wahrheit errathen habe, und finde deine Verlegenheit sehr natürlich.

Freylich, erwiederte ich, ist nichts natürlicher, als daſs ein Mann wie du in den

Augen alltäglicher Menschen ein Wunder scheinen muſs. Aber du erweisest mir, hoffe ich, die Gerechtigkeit, zu gut von mir zu denken, als daſs irgend etwas deiner unwürdiges, was ein so schwachsinniger Mensch wie Damis erzählen kann, an meiner Seele haften sollte.

Und doch, versetzte er, liegt — wenn ich das gar zu Alberne und Läppische, zumahl in einigen Reden oder Antworten, die er mir als besonders sinnreiche Sprüche in den Mund legt, ausnehme — seinen meisten Erzählungen etwas Wahres zum Grunde, das er entweder schief, oder durch den gefärbten Nebel seiner Vorurtheile sah. Ich würde deine Zeit miſsbrauchen, und eine der zwölf Arbeiten des Herkules ohne allen Nutzen unternehmen, wenn ich sein Buch mit dir durchgehen, und ein Kapitel nach dem andern von den grotesken Auszierungen und Verschönerungen reinigen wollte, die der gute Mensch an seine Darstellung meines Lebens verschwendet hat. Einiges hat der wackere Kymon bereits ins Reine gebracht, und es wird dir ziemlich leicht seyn, eine Menge ähnlicher Abenteuer auf dieselbe Weise zu berichtigen. Indessen bleibt doch im Ganzen etwas Unerklärbares und Magisches, wozu ich dir den Schlüssel

Wir lieſsen von ihrer Maske uns keine Nase drehn.
Sie war dazu gemacht, von seines Platons Lehren
Den alten **Niſus** zu bekehren, 7)
Dem äuſsere Schönheit der innern Wiederschein heiſst.
Mein guter Niſus, dich und deinen Plato in Ehren!
Der schönste Leib beweiset für den Geist
Was ein vergüldeter Schild für echten Wein beweist.

32.

Indessen hatte die Dame ein Temperament gefunden,
Durch welches Geist und Leib bey ihr
In schönstem Einverständniſs stunden:
Sie hatte das Interesse von beiden klüglich verbunden,
Sie nährte den Geist mit Witz und mit Vergnügen das Thier.
Dieſs hätte man allenfalls ihr noch übersehen können.
Allein die Gleiſsnerey! dem Ansehn nach so kalt
Wie Eis zu seyn, und in geheim zu brennen;
Die strengste Richterin von jeder die man liebt
Und deren Werth oder Reitz dem ihrigen Schatten giebt;

schuldig bin. Alles wird dir klar werden, sobald ich dir — was sonst niemand thun kann als ich — das innere Adyton meines Ordens aufgeschlossen haben werde.

Ich brauche dir nicht zu sagen, Freund Timagenes, wie sehr ich durch die Herablassung und Offenheit gerührt wurde, womit ich ein so erhabenes Wesen, als dieser wahre Agathodämon in meinen Augen ist und nun auch in den deinen seyn wird, sein Inneres vor mir aufzudecken bereit sah. Er nahm die Wärme, womit ich ihm mein Gefühl zeigte, mit seiner gewohnten Güte und Gleichmüthigkeit auf; und nachdem die kleine Hebe ihren täglichen Morgendienst bey der Quelle verrichtet, und ihre Mutter, wiewohl dieſsmahl unsern Augen durch das Gebüsch entzogen, mich durch einen herrlichen Gesang, den sie mit groſser Fertigkeit und Anmuth auf der Cither begleitete, zu der Weihe, die ich empfangen sollte, vorbereitet hatte, fing mein ehrwürdiger Nestor, dem, gleich jenem Homerischen, die Rede wie Hybläischer Honig von den Lippen floſs, die folgende Erzählung an.

III.

„Du erinnerst dich vermuthlich, Hegesias, daſs ich dir gestern sagte, es hätte sich schon in der ersten Morgenröthe meiner Jünglingsjahre eine Art von Ehrgeitz — wenn anders dieser Trieb nicht einen bessern Nahmen verdient — mächtig in mir erhoben, dem weder die Meinung andrer von mir, noch mein eigenes Bewuſstseyn habe genug thun können. In der That überwältigte von dieser Zeit an ein heftiges Verlangen, der gröſste und beste, der unabhängigste und ohne fremden Beystand durch sich selbst mächtigste aller Menschen zu seyn, alle andere Triebe und Leidenschaften der Jugend in mir, und mehrere Jahre lang war die Bearbeitung meiner selbst zu diesem groſsen Zweck das Hauptgeschäfte meines Lebens. Was für Wege ich dazu eingeschlagen, wie ich mir ein Ideal, aus Pythagoras und Diogenes zusammen gesetzt, zum Muster vorgestellt, durch welche Übungen und Angewöhnungen ich dahin gelangt, diesem Vorbilde ziemlich nahe zu kommen, und wie ich schon zu Ägä den ersten Grund zu einer neuen Art von Pythagorischem Orden gelegt, davon habe ich dir gestern bereits ausführlich genug gesprochen. Das, was in der Folge der Hauptzweck dieses Ordens wurde, lag damahls noch in einer Art von Nebel vor mir. Mein erster Plan ging noch nicht weiter, als mich mit einer kleinen Anzahl gleich gesinnter Jünglinge zu gemeinschaftlicher Vervollkommnung unser selbst zu vereinigen, in der Absicht, uns dadurch zu irgend einer groſsen wohlthätigen Einwirkung auf die Menschheit tüchtig zu machen, welche wir, in Vergleichung mit dem, was der Mensch nach unsrer Idee seyn sollte, so tief unter ihre ursprüngliche Würde und Bestimmung herab gesunken sahen, daſs ihr nur durch ganz auſserordentliche Mittel geholfen werden könnte. Wie wir dabey zu Werke gehen müſsten, war uns noch nicht klar; unsre Begriffe, Aussichten und Entwürfe konnten damahls nicht anders als unbestimmt, schwebend und träumerisch seyn, da es uns, bey unsrer Jugend und beschränkten Lebensweise, noch zu sehr an praktischer Kenntniſs der wirklichen Welt, und an einem hellen Überblick des Zusammenhangs der menschlichen Dinge fehlte. Aber eben darum war uns, als ob wir ein unendliches Werk vor uns liegen sähen, und mit der eben so unendlichen Kraft, die wir in uns fühlten, gleichsam eine neue Welt zu erschaffen hätten.

„Die ersten, die sich mit mir hierzu verbanden, waren Jünglinge von sehr lebhaftem Gefühl und feuriger Einbildungskraft, voll enthusiastischer Liebe zu allem was schön und gut ist, edel und groſsherzig, mehr zum Handeln als zum Denken aufgelegt, geschickter einen Plan ausführen zu helfen als zu erfinden, und übrigens mir mit desto unbegrenzterer Anhänglichkeit zugethan, da sie eine Obermacht des Genius in mir zu erkennen glaubten, die mich, ungeachtet der zwischen uns festgesetzten Gleichheit, unvermerkt zum Haupt unsers Ordens und zur Seele aller seiner Unternehmungen machte. In der That war ich der einzige unter ihnen, dessen Kopf kalt und hell genug zu diesem Amte war: und da ich den gemeinschaftlichen Hauptzweck, ohne selbstsüchtige Nebenabsichten, mit rastloser Thätigkeit verfolgte, und mich der Vorzüge meiner Natur über sie immer mit Bescheidenheit und Nachsicht bediente; so erwarb ich mir, schon von jener Zeit an, das Vertrauen und die Liebe meiner Brüder in einem so hohen Grade, daſs mir in der Folge vielleicht nichts, was ich durch sie hätte ausführen wollen, unmöglich gewesen wäre.

„Von meinem ersten Ausfluge zu den Orfikern in Samothrake kennst du bereits das merkwürdigste. Die Aufschlüsse, die ich während eines Aufenthalts von mehrern Jahren unter diesen Eingeweihten erhielt, trugen nicht wenig bey, den Plan meines eignen Ordens, der sich inzwischen immer in meinem Kopfe fortorganisierte, zur Reife zu bringen. Meine Kenntniſs von dem Zustande der Welt, unter der übermüthigen Herrschaft der verderbtesten aller Menschen, nahm in dieser Zeit beträchtlich zu; und die Kluft zwischen dem, was meine Zeitgenossen waren, und der Höhe, welche mir dem Menschengeschlecht erreichbar schien, däuchte mir jetzt so ungeheuer, daſs Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, dazu gehörten, sie auszufüllen, um dahin gelangen zu können, was ich und meine Freunde, einige Jahre zuvor, in unsrer jugendlichen Unerfahrenheit etwa für das Werk zweyer Generazionen hielten.

„Durch die Eroberungen Alexanders des Groſsen und die Griechischen Dynastien in Syrien und Ägypten, die sich aus den Trümmern seines eben so schnell verschwundenen als entstandenen Reichs erhoben, waren Griechische Bildung und Kunst zugleich mit der Sprache der Musen an den Orontes und Nilus verpflanzt worden; und die darauf folgende, alle andere Mächte verschlingende Herrschaft der Römer, hatte die Gesetze der stolzen Göttin Roma über den Erdkreis verbreitet: aber den Völkern war weder an Wohlstand noch Sittlichkeit etwas beträchtliches dadurch zugewachsen. Die Blut verschwendenden Kriege und die räuberischen Triumfe der Scipionen und Marcelle, Marius und Sylla, der Lukulle, Pompejen und Cäsarn, zerstörten immer mehr, als sie wieder herstellten; und wie Augustus endlich der erschöpften Welt eine längere Ruhe schenkte, als sie seit undenklichen Zeiten genossen hatte, wurde diese Ruhe selbst, durch die Bedingungen, unter welchen sie ihr zu Theil wurde, der Menschheit nachtheiliger, als alle Drangsale der vorigen Erschütterungen. Griechen und Römer hatten zwar überall, wohin sie ihre Kultur brachten, auch ihre verderbten Sitten mitgebracht: aber während des langen Kampfes, den die letztern mit allen übrigen Völkern, und endlich unter sich selbst, um Obermacht und Alleinherrschaft kämpften, erhielt dieser nur selten auf kurze Zeit unterbrochne Kriegsstand die Menschheit doch immer in einer beständigen Thätigkeit und Anstrengung aller Kräfte, die jenem Verderbniſs, im Ganzen wenigstens, die Wage hielt. In Zeiten der Noth und Gefahr gilt ein Mensch was er ist, und sogar die Tugend wird ihm zum Verdienst angerechnet, weil man ihrer bedarf; man schätzt sie, nicht weil sie Tugend, sondern in so fern sie zuweilen eine nützliche Sache ist. Der Drang der Umstände spannt alle Triebfedern, setzt alle Räder in Bewegung, eröffnet alle Hülfsquellen der Menschheit. Groſse Männer kommen zum Vorschein, und kämpfen, auf entgegen stehenden Parteyen, um Vaterland, Freyheit und Selbsterhaltung, oder um Ruhm, Oberherrschaft und Beute. Groſse Tugenden halten groſsen Lastern noch das Gegengewicht; wer nicht handeln kann, lernt leiden; und wer des Leidens müde ist, wird durch die Verzweiflung selbst zur Thätigkeit angespornt. In solchen Zeitläufen ist es unmöglich, daſs die Menschheit ganz unter sich selbst herab sinke; auch stellt uns die Geschichte der zwey letzten Jahrhunderte vor August groſse und vortreffliche Männer aller Arten in Menge auf. Aber sobald die zermalmende Keule der Römischen Alleinherrschaft alles, was noch empor ragte, niedergeschmettert hatte, und die Willkühr eines Einzigen das höchste Gesetz wurde, welches alle andern in bloſse Netze und Schlingen verwandelte; sobald der Römer die zahllosen und gröſsten Theils reichen Provinzen des neuen Kaiserreichs bloſs als unerschöpfliche Quellen für die unersättliche Raubgier und die übermüthigen Ausschweifungen eines zuvor nie erhörten Luxus betrachtete: — von diesem unseligen Zeitpunkt an, sank das menschliche Geschlecht von Stufe zu Stufe mit immer zunehmender Geschwindigkeit, und würde noch tiefer gesunken seyn, wenn nicht neuerlich ein Regent von groſsen Eigenschaften und festem Karakter an das Steuerruder gestellt worden wäre, und dem reiſsenden Strom des Verderbens, eine Zeit lang wenigstens, Einhalt thäte.“

Hier hielt Apollonius inne, um, wie es schien, seine Gedanken wieder um Einen Punkt zu sammeln, und nach einer kleinen Weile fuhr er wieder fort: „Ein Hauptzeichen des Jahrhunderts, das ich nun beynahe durchlebt habe, ist eine fast allgemeine Erschlaffung und Stumpfheit des Geistes; die natürliche Folge theils der ehemahligen Überspannung, theils der Sklaverey und Unterdrückung der Völker des Römerreichs; wozu noch unter den höhern Klassen die mehr als Sybaritische Üppigkeit kommt, die den meisten schon in dem Alter des Genieſsens selbst eine so klägliche Schwäche aller Organe zugezogen hat, daſs sogar die kleine Kraftanwendung, ohne welche kein Genuſs möglich ist, für sie zur Herkulischen Arbeit wird. Wo sollten die kaum noch vegetierenden Seelen solcher Menschen die Kraft hernehmen, zwey Gedanken fest genug zu halten, um sie drey Augenblicke lang mit einander vergleichen zu können?

„Das auffallendste Symptom dieser traurigen Paralysierung aller Verstandeskräfte zeigte sich mir in jenem Zeitpunkte meines Lebens an der auſserordentlichen Stimmung der Menschen zur religiösen Schwärmerey. Eigentlich gab es damahls, in Hinsicht auf Religion, nur zwey Hauptklassen: Spötter und erklärte Atheisten, oder überglaubige Andächtler und fanatische Nymfolepten. Wer das eine nicht war, war sicher das andere. Aber, was man kaum glauben sollte, wenn die tägliche Erfahrung es nicht so häufig zeigte, dieselben Menschen, die das Daseyn einer göttlichen Weltregierung läugneten, ihrer eignen Seele die geistige Natur absprachen, und, wie andere Thiere, mit dem Tode aufzuhören hofften, glaubten an Magie und Astrologie, lieſsen sich und andern die Nativität stellen, hielten sich eigene Chaldäer und Traumdeuter, und trugen Amulete am Hals und talismanische Ringe an den Fingern. Bey den Andächtlern hingegen hatten die alten Götter beynahe alles Ansehen verloren; ihre Tempel verfielen, ihre Orakel waren verlassen, auf ihren Altären wuchs Gras; jedermann wählte sich irgend einen neumodischen Gott, mehr zum Günstling als zum Patron; Äskulap verdrängte seinen Vater Apollo, Sabazius den Bacchus, Anubis den Merkur, Serapis sogar den Jupiter. Allenthalben zogen vorgebliche Priester der Isis und der Syrischen Göttin in den Dörfern umher, und besteuerten den Aberglauben des unwissenden Landvolks. Kurz, nie war der Glaube an Orakel und Theurgie, der Eifer für fremde Gottesdienste, die Begierde sich in neuen Mysterien iniziieren zu lassen, so allgemein gewesen: und alles dieſs in einer Zeit, wo, unter der heillosen Regierung der Cäsarn und ihrer Stellvertreter, alle Arten von Lastern und Verbrechen im Schwange gingen, Tugend nur noch als Larve brauchbar war, und, einen Rest von äuſserlicher Anständigkeit ausgenommen, alle Spur von Sittlichkeit und Humanität aus der Welt verschwunden zu seyn schien.

„Ich würde dirs nicht verdenken, Hegesias, wenn dir das Unternehmen, in so tief herab gesunknen Menschen das erstorbene Gefühl der Würde ihrer Natur wieder aufzuwecken, widersinnig und beynahe lächerlich vorkäme.“ — Wenn ein solches Wunder möglich wäre, erwiederte ich, so müſste es einem Agathodämon gelungen seyn. — „Wir wollen sehen, versetzte er lächelnd, wie man einem Kinde zulächelt, das mit einer klugen Miene etwas kindisches gesagt hat. Wenigstens giebt es Fälle, wo es erlaubt, ja sogar Pflicht ist, das unmöglich scheinende zu versuchen.

33.

Die Freuden verdammen die ihr am meisten gefielen,
Und während sie, klug wie ein Almanach,
Maximen und weise Sprüche und Lebensregeln sprach,
Stets niederwärts mit ihren Blicken zu zielen:
Dieſs, wir gestehen's, sind Züge, die ihrem Karakter nicht
Viel Ehre machen, so viel sie von ihrer Tugend spricht,
So ehrbar sie thut, so subtil sie sentimentalisieret,
So schlau die Grazien sind, womit die Kunst sie zieret, 8)
So niedlich ihr Fuſs, so schön ihr Busen ist,
Und so vergeistert der Ritter die kleine Hand ihr küſst.

34.

Empfindlich hatte sie wohl schon mehr als Einer gesehen;
Nur die Gefälligkeit, es zu rechter Zeit zu gestehen,
Nur dieſs, was durch den Zauber der süſsen Sympathie
Die Lust verdoppelt, gewann man niemahls über sie.

„Überhaupt wird dir die Sache begreiflicher werden, wenn du verschiedene Zeitpunkte annimmst, in welchen mein Plan sich nach und nach ausbildete, bis er endlich die Gestalt gewann, welche mir dem Bedürfniſs der Zeit die angemessenste schien. Denn selten, oder vielleicht noch niemahls, hat ein Sterblicher, dem eine groſse Idee bey seinem Werke vorschwebte, das wirklich hervorgebracht, was er machen wollte. Als ich den ersten Grund zu meinem Orden legte, sah ich die Welt noch mit den Augen und der Fantasie eines jungen Mannes von dreyſsig Jahren, der sie nur stückweise, von unten und in der Nähe sieht. Zwar ward ich schon damahls beynahe alles gewahr, was ich viele Jahre später sah; aber es erschien mir in einem sanftern Lichte, mit minder scharfen Umrissen und minder grellen Farben. Ich glaubte noch durch die bloſse Macht eines groſsen Beyspiels und den vereinigten Einfluſs einer Anzahl vortrefflicher Menschen Wunder thun zu können. Ich stellte mir vor, was Pythagoras ehemahls in den verderbten Republiken Ober-Italiens gewirkt hatte. Mit einer verhältniſsmäſsig gröſsern Anzahl würdiger Gehülfen, die ich im ganzen Umfang des Römischen Reichs zusammen zu bringen hoffte, würde mir, (dacht' ich) wenn auch in längerer Zeit, vielleicht im Groſsen gelingen, was Er im Kleinen zu Stande brachte. Aber ich hatte die Verschiedenheit der Zeit und aller übrigen Umstände nicht mit in den Anschlag gebracht, und so zeigte sichs bald genug, daſs ich falsch gerechnet hatte. Indessen wär' es doch vielleicht besser gewesen, mich auf meinen ersten Plan einzuschränken. Wir würden freylich keine merkliche Veränderungen in der Welt bewirkt haben; aber im Einzelnen wäre doch immer manches Gute geschehen, manches Böse gehoben, vermindert oder verhütet worden. Gewiſs ist der sicherste und harmloseste Weg, uns um die Menschheit verdient zu machen, wenn wir es im stillen thun, ohne weit greifende Anstalten und ein künstlich zusammen gesetztes Maschinenwerk, dessen Wirkungen wir nicht immer in unsrer Gewalt behalten. Aber für die Kraft, die ich in mir fühlte, und — wiewohl ich damahls aus reinen Beweggründen zu handeln glaubte — für meinen Stolz, war dieſs nicht genug. Selbst das musterhafteste Beyspiel der Weisheit und Tugend, von einigen hundert durch die ganze Welt verstreuten Sokraten gegeben, und mit gelegentlichen Belehrungen und Zurechtweisungen, in der Manier jenes berühmten Atheners, unterstützt, würde, so däuchte mich damahls, der Welt nicht mehr Licht und

Wärme mittheilen, als die still funkelnden Sterne der ersten und zweyten Gröſse, die den Himmel in einer heitern Nacht so prächtig zieren, und dem denkenden Betrachter einen so herzerhebenden Anblick gewähren, aber doch alle zusammen nicht so viel Wirkung auf unserm Planeten hervorbringen, als der kleinste Abschnitt der Mondsscheibe.

„Ich änderte also meinen Plan, als ich mich durch den Aufenthalt unter den Orfikern überzeugt zu haben glaubte, daſs ich die Menschen meiner Zeit auf keine andre Weise mächtig bearbeiten könne, als indem ich unmittelbar auf die einzige Seite, wo ihnen noch beyzukommen wäre, auf ihre religiöse Stimmung, wirkte, und ihren Hang zum Wunderbaren und Übernatürlichen zu ihrer moralischen Besserung, ja sogar — wie man erfrorne Glieder durch Schnee wieder aufwärmt — als ein Heilmittel gegen ihren Aberglauben selbst, zu benutzen suchte.

„Wie ich bey den Orfikern nach und nach dahin gekommen, mir diese Art von wohlthätiger Täuschung nicht nur als unschuldig, sondern als den zweckmäſsigsten, oder vielmehr einzig möglichen Weg, meine Absicht zu erreichen, vorzubilden, hast du gestern schon gehört. Um diese Zeit war es, da ich mich entschloſs, den Karakter eines Verbesserers und Wiederherstellers der Religion und der Sitten öffentlich anzunehmen, in dieser Absicht die verschiedenen Provinzen der Römischen Welt zu durchwandern, und mich in den gröſsern Städten, nach Maſsgabe der Umstände, lange genug aufzuhalten, um mir eine Anzahl Anhänger zu verschaffen, aus welchen ich die verschiedenen Grade meiner geheimen Gesellschaft nach und nach organisieren könnte.“

Während dieser Erzählung hatte mich Apollonius zu einer Seite seiner Einsiedeley geführt, die mir noch unbekannt war. Ein langer Gang von dicht belaubten Plantanen, der sich an einer unabsehbaren, schroffen und buschichten Felsenwand hinzog, brachte uns durch eine unmerkliche Krümmung bis zur Hinterseite seiner Wohnung, welche hier eine auf Dorischen Säulen ruhende hohe Vorhalle bildete. Sie war zur Rechten und Linken von blühenden Gebüschen umgeben, und mit bequemen Sitzen versehen, von welchen man, durch eine allmählich sich erweiternde Öffnung in der Felsenwand, eine entzückende Aussicht über die See hatte, die das Vorgebirge, die Widderstirne genannt, anspült. Hier nahmen wir Platz, und mein ehrwürdiger Wirth lieſs mir Zeit, mich an der hohen Schönheit dieser überraschenden Scene zu ergetzen. Eine Weile darauf kam auch die kleine Nymfe aus einer verborgenen Thür mit ihrem Frühstück hervor, und bediente uns wie gestern; und nachdem sie wieder verschwunden war, fuhr Apollonius in seinem Diskurse folgender Maſsen fort.

IV.

„Wer sich irgend einen besondern Zweck im Leben zu erreichen vorgesetzt hat, dem darf es nicht genug seyn, wär' er auch der weiseste und beste aller Menschen, immer bloſs seinem Karakter und Herzen gemäſs zu handeln. Sein besonderer Zweck legt ihm, in Rücksicht auf die Menschen, mit denen er es zu thun hat, eine Rolle auf, die in ihrer eigenen Weise gespielt seyn will, und die, auch mit den gröſsten Naturgaben und Anlagen, ohne Kunst nicht gut gespielt werden kann. Er hat Schwierigkeiten zu überwinden oder ihnen auszuweichen, Gelegenheiten zu erhaschen, Umstände zu benutzen. Die Meinungen, Leidenschaften und Zwecke der andern Menschen, die seinen Weg beständig durchkreuzen, erlauben ihm beynahe nie, in der geradesten Richtung fortzuschreiten, sondern nöthigen ihn, gern oder ungern, zu Umwegen, die aber eben darum, weil sie sicher zum Zweck führen, der kürzeste Weg sind. In allem diesem nie zu viel noch zu wenig zu thun, und (wie ein Morgenländischer Weiser sagte) immer die glatte Geschmeidigkeit der Schlange mit der harmlosen Einfalt der Taube zu verbinden, ist die groſse Kunst des Lebens, und vielleicht unter allen Künsten diejenige, worin, wer nach Vollkommenheit strebt, sich selbst am wenigsten genug thun kann.

„Sobald es bey mir festgesetzt war, was für eine Person auf dem Weltschauplatz vorzustellen sich für mich am besten schicke, war der erste Gegenstand meiner Überlegung, welche besondere Art von Spiel diese Rolle erfordere. Die Resultate dieser Berathschlagung mit mir selbst sind der Schlüssel zu dem, was ich das Geheimniſs meiner Person nennen kann. Ich trage kein Bedenken, Hegesias, dir dieses Geheimniſs aufzuschlieſsen, theils weil meine Rolle ausgespielt ist, theils weil es nun gewisser Maſsen eine Last für mich selbst ist, von welcher ich mich zu erleichtern wünsche, indem ich es in die Seele eines verständigen und guten Mannes niederlege.

„Überhaupt schien es mir zu meinem Zweck nothwendig, eine Art von heiligem Dunkel um meine Person und die Klasse von Wesen, zu welcher ich gehörte, zu verbreiten. Glücklicher Weise trafen eine Menge zufälliger Umstände bey mir zusammen, welche diese Wirkung gröſsten Theils von selbst hervorbrachten. Es wäre überflüssig hierüber ins besondere zu gehen; genug, daſs, indem ich die Rolle eines ungewöhnlichen Menschen spielte, ich im Grunde nichts vorstellte, als was ich wirklich war. Mit der Zeit ward es auch bey andern als den Hirten auf dem weiſsen Gebirge zweifelhaft, ob ich nicht etwas mehr als ein Sterblicher sey. Die wärmsten Liebhaber des Wunderbaren erklärten mich geradezu für einen Mensch gewordenen Dämon; andere glaubten, Orfeus, der Stifter der ältesten Mysterien, andere, der Kretische Profet Epimenides, noch andere, der göttliche Pythagoras sey in mir zurück gekommen; die letztern meinten in der sonderbaren Ähnlichkeit, die man zwischen mir und den Bildnissen dieses Weisen sehen wollte, einen triumfierenden Beweis für ihre Meinung zu finden. Damis glaubt mich sogar zu ehren, da er mich zum Proteus macht, und beruft sich auf einen Traum, worin dieser Ägyptische Gott in Person meiner Mutter angekündigt habe, daſs er sich von ihr gebären lassen werde. Viele, die sich zu weise dünkten, um einer von diesen Hypothesen beyzutreten, hielten wenigstens für etwas ausgemachtes, daſs ich, es sey nun durch unmittelbare Erleuchtung oder auf natürlichen Wegen, zum vollständigen Besitz aller geheimen Wissenschaften der Zoroaster, Hermes und Orfeus gelangt, und nichts Vergangenes, Gegenwärtiges noch Zukünftiges vor mir verborgen sey; noch andere, daſs ich, kraft meiner Einweihung in den Mysterien der theurgischen Magie, in unmittelbarer Gemeinschaft mit den Göttern stehe, Macht über die bösen Geister habe, und Dinge thun könne, die über die Kräfte aller Sterblichen gingen. Zwey oder drey Begebenheiten, die den Schein hatten, als ob sie in diese Klasse gehörten, waren mehr als hinreichend, hundert andere, zum Theil ganz ungereimte Wunder zu beglaubigen, die auf meine Rechnung herum getragen wurden.

„Es bedarf, denke ich, keiner ausdrücklichen Verwahrung bey dir, daſs ich an diesen ungereimten Meinungen und Gerüchten geradezu keinen andern Antheil hatte, als daſs ich sie durch mein Benehmen überhaupt eher zu bekräftigen als zu vernichten schien. Es war in meinem Plan, über alles, was meine Person betraf, ein geheimniſsvolles Schweigen zu beobachten, oder doch die schüchternen, durch behutsame Umwege sich annähernden Fragen der Vorwitzigen so räthselhaft zu beantworten, daſs es nur an den Fragenden lag, in ihren Vorurtheilen bestärkt zu werden. Von den Göttern sprach ich immer mit hoher Ehrfurcht, aber wie ein vertrauter Diener von seinem Herren spricht: im Ton eines Menschen, der sie in der Nähe sieht, der sich bewuſst ist etwas bey ihnen zu vermögen, dem es zukommt in ihrem Nahmen zu sprechen, und der sich darauf verlassen kann, daſs sie ihn nie beschämen noch fallen lassen werden. Ich gab bey Gelegenheit zu verstehen, (was denn auch die reine Wahrheit war) daſs ich in den ältesten und geheimniſsreichsten Mysterien eingeweiht sey; und so oft sich ein Anlaſs zeigte, es sey nun durch unbekannte fysische Mittel, oder durch starke Einwirkung auf die Nerven und die exaltierte Einbildungskraft hypochondrischer und hysterischer Personen, Wunder zu thun, so blieb sie sicher nicht unbenutzt.

„Unter vernünftigern Menschen, als der gröſste Theil meiner Zeitgenossen war, würde ein Mann, der etwas besseres als einen landfahrenden Isispriester hätte vorstellen wollen, sich durch alles dieſs verächtlich und lächerlich gemacht haben; aber bey den Leuten, mit denen ichs zu thun hatte, wagte ich nichts. Auf die untern Volksklassen wird, ohne ähnliche Behelfe und Täuschungen, kein Weiser, der sich die Heilung der moralischen Gebrechen der Menschheit zum Ziel gesetzt hat, in unsern Tagen den geringsten Eindruck machen. Er kann ihre Aufmerksamkeit nur durch ungewöhnliche Dinge erregen; er muſs ihre Sinnen erschüttern, ihre Seelen in Erstaunen setzen, und nur die Meinung, daſs er ein Wesen aus einer höhern Ordnung sey, kann ihm in ihren Augen das Recht geben, den Sterblichen den Willen der Gottheit anzukündigen. Je verworrener und dunkler die Vorstellung ist, die sie sich von ihm machen, je ungewisser seine eigentliche Natur und die Grenzen seiner Macht in ihrer Einbildung sind, desto mehr Glauben, Zutrauen, Lenksamkeit und Gehorsam kann er sich von ihnen versprechen. Was die gebildetern Klassen betrifft, so möchten zwar die meisten, die sich darunter rechnen, dafür angesehen seyn, als ob sie in allen solchen Dingen weit über die blödsinnige Schwäche des gemeinen Mannes hinweg wären: aber in der That ruht ihr Unglaube auf keinem festern Grunde, als der Aberglaube des Pöbels; und es verhält sich mit ihrer affektierten Freygeisterey überhaupt wie mit ihrer vorgeblichen Verachtung der

Jetzt wurde zum ersten Mahl in ihrem ganzen Leben
Die Maske ihr etwas beschwerlich: allein
Zu zärtlich, oder es auch vielleicht zu früh zu seyn,
Dieſs, denkt sie, hieſse ihm zu verstehen geben,
Sie habe, da er noch wie eine Herma stand, 9)
Ihn schärfer ins Auge gefaſst als sie bekennbar fand.

55.

Selbst Dindonette würde so etwas nicht gestehen!
Und gleichwohl war es nicht leicht, gewisse Nebenideen
Sich aus dem Sinne zu schaffen, so oft ihr schleichender Blick
Auf seiner Person verweilte, die wirklich ein Meisterstück
Der Plastik war; noch schwerer, nicht röther als Scharlach zu werden,
Wenn etwa, bey aller Sorgfalt ihr Auge sogleich zur Erden
Herunter glitschen zu lassen, der Ritter sie über der That
Ertappte. So richtig ist's, daſs niemand sein Gewissen

Gespenster- und Geistergeschichten, die in allen Ländern beym Volk in so groſsem Ansehen stehen. Wer sich überzeugen will, wie wenig sie in diesem Punkte vor Kindern und Kinderwärterinnen voraus haben, darf nur eine solche Geschichte, wenn sie auch noch so unglaublich wäre, als Augenzeuge mit lebhafter mimischer Darstellung und anscheinender Selbstüberzeugung in einer groſsen Gesellschaft erzählen, und er wird die Unwahrheit der Versicherung, daſs man kein Wort davon glaube, in den meisten Gesichtern deutlich lesen können. Der Gedanke, es könnte doch vielleicht wahr seyn, dringt sich ihnen wider ihren Willen auf, und wird sogar durch einen leisen instinktartigen Wunsch, daſs es wahr seyn möchte, unterstützt. Man wird daher immer finden, daſs ein Mann, der in dem Rufe steht, daſs er in den Mysterien der hohen Magie eingeweiht sey und auſserordentliche Dinge vermöge, wofern er nur durch nicht gemeine persönliche Eigenschaften, durch eine groſse Geistesgegenwart, und ein sich selbst immer gleiches festes Betragen, seinen Ruf zu behaupten weiſs, den Groſsen und den Weltleuten überhaupt imponiert, und sogar diejenigen, die ihn für einen bloſsen Gaukler halten, in Verlegenheit setzen, und in ihrer Meinung von seiner Person schwankend machen kann.

„Ich habe dieſs im Lauf meines Lebens öfters, und besonders auf eine sehr einleuchtende Weise bey meinem letzten Aufenthalt zu Rom erfahren, da mich Domizian gefangen setzen lieſs, um mir wegen eines dreyfachen Verbrechens, der Filosofie, der Magie, und der Theilnahme an einer Verschwörung gegen seine Person, den Prozeſs zu machen. Die Wirkung, die der Anblick eines Greises von neunzig Jahren, wie er vermuthlich noch keinen gesehen hatte, beym ersten Verhör auf den eben so schwachherzigen als übermüthigen Tyrannen machte, wurde von allen Anwesenden bemerkt. Er schien seine Verlegenheit durch eine herrische Miene und den rauhen Ton, womit er mich anfuhr, verbergen, und mich selbst dadurch aus meiner Fassung bringen zu wollen. Wer bist du? donnerte er mich, gegen seine Gewohnheit, an. — „Apollonius von Tyana.“ — Warum erscheinst du in dieser ungewöhnlichen Kleidung vor mir? — „Ich trage seit siebzig Jahren keine andere.“ — Er schwieg einen Augenblick, als ob er sich besinnen wolle. Du bist schwerer Verbrechen wegen angeklagt, fuhr er fort. — „Von dem gerechten Richter, den ich zu erwarten befugt bin, habe ich nichts zu befahren, und einen ungerechten fürchte ich nicht.“ — Die Ruhe, womit ich dieſs sagte, warf ihn, wie es schien, in eine neue Ungewiſsheit, was er aus mir machen und wie er mich behandeln sollte. Er wandte sich von mir weg, sprach einige leise Worte zu dem Befehlshaber seiner Leibwache, der etliche Schritte hinter ihm stand, drehte sich dann wieder um, und sagte mir in einem etwas milderen Tone, daſs er meine Sache nächstens selbst untersuchen wollte. Er begleitete diesen Bescheid mit einem Blick, der mir die ganze Majestät des Herren der Welt in die Augen blitzen sollte: aber ich lieſs ihn an der unerschütterlichen und von angeborner Unerschrockenheit unterstützten Gleichmüthigkeit abprallen, die mir durch die Länge der Zeit so natürlich geworden ist, daſs ich mir beynahe zutrauen darf, sie nicht zu verlieren, wenn die Welt über mir zusammen stürzte. Der furchtbare Autokrator-Blick fiel wie ein stumpfer Pfeil vor mir nieder; Domizian kehrte mir schnell den Rücken zu, und ich wurde sogleich wieder ins Gefängniſs abgeführt. Im Weggehen hörte ich ihn zum Obersten seiner Leibwache sagen: Wenn *der* kein eingefleischter Dämon ist, so hat es nie einen gegeben. Einer meiner heimlichen Freunde, der bey diesem Verhör zugegen war, sagte mir in der Folge: der Kaiser, den seine ungeheuern Ausschweifungen schon im vierzigsten Jahre sehr herab gebracht, habe nichts so unbegreiflich gefunden, als wie ein Mann mit silbergrauem Bart und Haar noch ein so kräftiges Ansehen und einen so festen Ton der Stimme haben könne. Der Präfekt, der mich vor mehrern Jahren in Ägypten kennen gelernt hatte und mir nicht übel wollte, habe ihm zu verstehen gegeben, er halte mich für einen groſsen Magus. Das wollen wir sehen, habe der Kaiser gesagt. Ob er sich vielleicht einbilden mochte, daſs die Kraft meiner Zauberey in meinen Haaren stecke, weiſs ich nicht: aber bald nachdem ich in mein Gefängniſs gebracht worden war, trat einer von den Sklaven des Pallasts herein, und kündigte mir mit zitternder Stimme an, er habe Befehl vom Kaiser, mir Haare und Bart abzuscheren. Ich sah dem Menschen scharf ins Gesicht und schwieg. Da er sich aber zusammen raffte, und Hand ans Werk legen zu wollen schien, trat ich auf ihn zu, und sagte mit einer Stimme, die ihn beynahe zu Boden warf: Zittre, Mensch! Diese Haare sind dem Pythischen Apollo, und dieser Bart dem Äskulapius heilig! Wag' es nicht mir einen Schritt näher zu kommen, oder du bist auf der Stelle des Todes! — Der arme Wicht, dem sein Leben lieb war, lieſs die Werkzeuge der Operazion vor Schrecken fallen, lief davon, und machte dem Officier, von dem er den Befehl des Kaisers erhalten hatte, eine so grausenhafte Beschreibung von den Blitzen, die aus den Augen des Zauberers heraus gefahren, da er sich seines Auftrags habe erledigen wollen, daſs man, wie der Erfolg zeigte, für das rathsamste hielt, die Sache aufzugeben. — Ich habe mich bey diesem Beyspiele der Wirkung, welche der allgemein verbreitete Wahnbegriff von meiner Stärke in der Magie, durch einige äuſserliche Vorzüge unterstützt, nicht nur auf den Pöbel, sondern sogar auf Personen vom ersten Rang und auf den Autokrator selbst machte, länger verweilt, weil es zugleich zu einer Probe dienen kann, welche Vortheile ich dadurch erhielt, daſs ich diesen Wahn durch die Art meines Benehmens vielmehr unterhielt als zerstörte.

„Da es zu meinem Zweck dienlich war, mich von den andern Filosofen, welche die Absicht, das Reich der Weisheit und Tugend unter den Menschen zu fördern, und sich selbst als Vorbilder darzustellen, mit mir gemein zu haben vorgaben, auf alle mögliche Weise zu unterscheiden, so muſste dieſs vornehmlich in solchen Dingen geschehen, die dem Volk am stärksten in die Augen fallen. Diesem Grundsatze zu Folge zeichnete ich mich in Kostum und Diät von allen andern Römern und Griechen aus. Nichts Animalisches durfte meinen Leib berühren, noch zu meinem Mund eingehen. Ich kleidete mich, nach der Weise der Ägyptischen Priester, in einen langen faltenreichen Leibrock von Byssus, und beobachtete die Pythagorische Lebensordnung mit der pünktlichsten Genauigkeit. Es fiel Anfangs auf; aber man gewöhnte sich nach und nach, zu glauben, es müsse so seyn; und als, nach einer Reihe von Jahren, mein Ruf allenthalben vor mir her ging, so war man auch da, wo ich zum ersten Mahle gesehen wurde, darauf gefaſst, ein Wesen zu sehen, das in allem anders wäre als die gewöhnlichen Menschen. Man fand es ganz natürlich, daſs der Mann, der mit den Göttern in unmittelbarer Gemeinschaft stand, und ihren alten reinen Dienst wieder herzustellen gesandt war, seine Wohnung in Tempeln aufschlug; und da man nichts geringeres als einen Profeten, Wunderthäter und Alleswisser erwartete, so wurde auch alles, was ich vom Vergangenen und Gegenwärtigen sagte, als unfehlbare Wahrheit, alles, was ich vom Künftigen vermuthete, als Weissagung, und beynahe alles, was ich that, als etwas Auſserordentliches aufgenommen. In allem diesem kommen die Menschen mit ihrer angestammten Leichtgläubigkeit und kindischen Liebe zum Wunderbaren demjenigen, der sich einmahl in den Ruf eines Thaumaturgen gesetzt hat, so gutwillig und voreilig entgegen, daſs es zuletzt gar keiner Kunstgriffe mehr bedarf, und daſs nichts leichter ist, als sie, sogar gegen das Zeugniſs ihrer eignen Sinne, glauben zu machen, sie hätten gesehen was sie nicht sahen, und gehört was sie nicht hörten. So erinnere ich mich, daſs sich einst ein Gerücht, daſs ich einem Stockblinden durch bloſses Anrühren seiner Augen das Gesicht wieder gegeben haben sollte, durch eine ganze Provinz in Kleinasien verbreitete, und von einer Menge vorgeblicher Augenzeugen bekräftiget wurde; wiewohl das ganze Wunder in einer sehr einfachen Operazion bestand, die ich in meiner Jugend von einem Augenarzt gelernt hatte, der sich das Geheimniſs theuer genug von mir bezahlen lieſs.

„Eine von den Maximen, die mir zu meinem Unternehmen am meisten zu Statten kamen, war, mich wohl zu hüten, den Menschen, unter welchen ich lebte, ein alltäglicher Anblick zu werden, oder irgend eines meiner Talente bloſs zu ihrem Vergnügen anzuwenden. Das Auſserordentliche wird alltäglich, sobald es oft gesehen wird. Ich zeigte mich sehr selten öffentlich; auf den Versammlungsplätzen, wo sich, nach Griechischer Sitte, die Bewohner eines Ortes und die Fremden einzufinden, und die Zeit mit Gesprächen oder auf andere Art zu vertreiben pflegen, wurde ich gar nie gesehen; und wenn ich, bey einer besonderen Gelegenheit, wie z. B. als ich die Efeser von der Pest befreyte, zum Volke sprach, liefs ich mich die Eitelkeit ja nicht verführen, nach Art der Rhetorn und Filosofen von Profession, durch das Bestreben schön zu reden, um den Beyfall meiner Zuhörer zu buhlen, und ihre Ohren mit zierlich gedrehten wohl klingenden Perioden zu kitzeln; sondern ich sprach in kurzen Sätzen, stark und geradezu, kein Wort mehr als was die Sache erforderte, und mehr im Ton eines Gesetzgebers, der befiehlt was man thun oder lassen solle, als eines Sofisten, der den Zauber der Überredungskunst zu Hülfe nehmen mufs, um die Gemüther in seine Gewalt zu bekommen. Du begreifst, Hegesias, dafs diefs die einzige Art zum Volke zu reden war, die sich für den Karakter, den ich zu behaupten hatte, schickte. Auch verfehlte sie ihre Wirkung selten oder nie; und ich könnte verschiedene Beyspiele anführen, dafs ich einen Tumult, oder einen Streithandel, der schon in Thätlichkeiten auszubrechen anfing, mit wenig Worten, ja durch meine bloſse Dazwischenkunft, beruhigte."

Indem Apollonius hier wieder eine Pause machte, fand ich mich in einer kleinen Verlegenheit, wie ich ihm ein gewisses Gefühl in meinem Innersten verbergen wollte, das sich schlechterdings weigerte, der zweydeutigen Rolle, die er in dem angenommenen Karakter eines Theurgen gespielt hatte, vollen Beyfall zu geben. Nach einer kurzen Besinnung glaubte ich mich am besten aus der Sache zu ziehen, wenn ich ihn mit guter Art aufforderte, sich über diesen Punkt selbst näher zu erklären; — eine Sorge, die ich mir hätte ersparen können, wenn ich bedacht hätte, daſs er meine Gedanken in diesem Augenblick so gut errieth, als ob mein Inneres wie ein aufgeschlagnes Buch vor ihm läge.

Ich sagte ihm also: In allem dem, was er mir bisher von dem auſserordentlichen Karakter, den er in einem so langen Leben behauptet habe, entdecken wollen, fände ich zwey moralische Wunder ohne Vergleichung wunderbarer als alle andere, die ihm die öffentliche Meinung zuschreibe. Es scheine mir nehmlich ein wahres Wunder der Klugheit zu seyn, wie er während des groſsen Zeitraums bis zu dem, was ihm mit dem Kaiser Domizian begegnet sey, habe vermeiden können, weder mit den Priestern, noch mit der Römischen Obrigkeit, noch mit den Filosofen von Profession, in verdrieſsliche Lagen zu gerathen; aber ein noch viel gröſseres Wunder der Weisheit sey in meinen Augen, wie er so viel Mäſsigung und Gewalt über sich selbst habe besitzen können, sich der kaum zu berechnenden Macht, die ihm sein auſserordentliches Ansehen und ein allen seinen Zeitgenossen so sehr überlegener Genius in die Hände gegeben, nicht zu einer groſsen Revoluzion im Staate zu gebrauchen, da er doch durch die unleidliche Tyranney der Ungeheuer, die nach Augustus die Herrschaft über die Welt usurpierten, so mächtig dazu aufgefordert worden sey.

Apollonius erwiederte mit einem Blick, der mir sagte, daſs er mich errathen habe: „Was den ersten Punkt betrifft, so trafen, auſser dem, was ich dir vorhin von dem nervenlosen, abgestumpften und fanatischen Karakter meiner Zeitgenossen sagte, mehrere Umstände zusammen, die das, was dir so wunderbar scheint, sehr natürlich machten. Der Verfall des alten Gottesdienstes und der Religion überhaupt hatte auch der Priester-

So gänzlich, wie er wünscht, zu seinen Diensten hat.
Was hatte sie denn zu befürchten von seinen Schlüssen?

36.

Gewiſs ist, daſs er um das, was ihre Bewundrung erregte
Da er noch Marmor schien, sich selbst kein Stäubchen mehr
Als andre Leute zu achten pflegte.
Er hielt es, wie billig, für so ein Ungefähr
Wie Schönheit, Geburt, und Gold, und andre solche Gaben
Um derentwillen wir kein Recht an Beyfall haben.
Sehr ferne war er demnach von jenem bösen Verdacht,
Den sie in ihm nicht aufzuwecken
So ängstlich war; und glaubt er in ihrem Blick zu entdecken
Was seiner Liebe Hoffnung macht:

37.

So nennt er's Sympathie, nennt tugendhaftes Erröthen
Die Gluth, die ihren Wangen von Anemonen-Beeten
Die Farbe giebt. — So viel gewinnet man

schaft einen Stoſs gegeben, wovon sie sich, ohne den Beystand der theurgischen Magie, schwerlich wieder erhohlen konnte. Wie eifersüchtig auch manche aus ihnen auf den Mann seyn mochten, der, ohne selbst Priester zu seyn, sich mit dem Ruf eines neuen Orfeus und Eumolpus zum Wiederhersteller der alten Religion und ihrer echten Ceremonien und Mysterien aufwarf, so forderte doch ihr eigenes Interesse, seine Sache als die ihrige anzusehen, folglich seinen Kredit beym Volke vielmehr zu unterhalten als zu schwächen; und wiewohl es in der Folge an Zunder und Materie zu Miſshelligkeiten zwischen uns nicht fehlte, so war hingegen auch mein Ansehen damahls schon zu sehr befestigt, als daſs ihre heimlichen Ränke oder öffentlichen Anfälle mir oder meinen Anhängern einen bedeutenden Schaden hätten thun können. — Was die Römischen Staatsbeamten betrifft, diese affektierten (wie gesagt) entweder gar nichts zu glauben, oder glaubten Alles, oder waren (was mir jedoch selten vorgekommen ist) Männer von edler Sinnesart, und von gebildetem, oder, wo dieſs der Fall nicht war, von groſsem natürlichen Verstande. Die ersten nahmen wenig Kenntniſs von mir, die andern waren meine eifrigen Anhänger, die dritten sogar meine Freunde. Das einzige, wodurch ich mit den öffentlichen Staatsgewalten in einen Zusammenstoſs hätte gerathen können, war, wenn sie die Entdeckung gemacht hätten, daſs ich das Haupt einer durch die ganze Welt verbreiteten geheimen Gesellschaft sey, und wenn der eigentliche Zweck dieser Verbindung zu ihrer Wissenschaft gekommen wäre. Aber so, wie ich meinen Orden organisiert hatte, war dieſs unmöglich; denn der Auserwählten, denen das Geheimniſs meines Zwecks anvertraut werden durfte, war ich so sicher als meiner selbst. Die übrigen konnten nicht verrathen was sie nicht wuſsten; und auch das Wenige, was sie wuſsten, würde die Furcht des Todes selbst schwerlich einem unter ihnen ausgepreſst haben. — Mit den Filosofen verhielt es sich ungefähr eben so wie mit den Priestern. Auſser mehrern andern Ursachen, hatte die Mode unter den Groſsen in Rom, einen oder mehrere langbärtige Griechische Hausfilosofen im Solde zu haben und in ihrem gewöhnlichen Gefolge überall mit sich zu schleppen, diese vormahls so hoch geachtete Profession zu meiner Zeit tief herab gesetzt; besonders trugen die Cyniker, von denen es allenthalben wimmelte, durch die Unwissenheit, den Schmutz und die Unverschämtheit, wodurch, als die drey Haupterfordernisse ihres Ordens, sie sich vor allen andern auszeichneten, ihr möglichstes zu der Verachtung bey, die auf dem Nahmen eines

Filosofen haftete. Daſs Apollonius diesen Nahmen nicht verschmähte, konnte bey vielen die ganze Zunft wieder in Achtung setzen; da hingegen eine allgemeine Verschwörung aller ihrer Sekten gegen ihn seinem Ansehen nicht den geringsten Abbruch gethan hätte. Es war also überhaupt dem eigenen Interesse der Filosofen gemäſs, in leidlichem Vernehmen mit mir zu stehen. Wahr ists, die Welt begriff unter dieser einst so ehrwürdigen Benennung auch zwey oder drey Menschen von hoher Vollkommenheit, wie z. B. Epiktet und Demetrius; Männer, welche Sokrates selbst für seines gleichen erkannt haben würde: allein sowohl diese beiden, als die Wenigen, die sich aus dem übrigen groſsen Haufen durch Talente, Wissenschaft und Karakter aushoben, waren unter meinen vorzüglichen Freunden, einige sogar vertraute Glieder meines Ordens. Wie du siehst, hatte ich also auch von den Filosofen nichts zu befahren. Der einzige Eufrates machte die Ausnahme; aber mein Verhältniſs mit diesem Menschen würde uns zu weit aus unserm Wege führen, und du kannst bey Gelegenheit das Nähere davon von Kymon erfahren.

„Überhaupt gebe ich indessen gerne zu, daſs einige Klugheit dazu gehörte, in dem Karakter, den ich angenommen hatte, unter os mancherley Völkern, mit so vielerley Menschen von allen Arten, Klassen und Professionen, sich in einem Zeitraume von funfzig bis sechzig Jahren immer schicklich zu benehmen. Doch muſs auch billig mit in den Anschlag gebracht werden, daſs eine sehr lange Zeit und überhaupt unendlich viel dazu gehört, bis éin einzelner Mensch, und wär' er ein dreymahl gröſserer Wundermann als der dreymahl gröſste Hermes selbst, in einem so ungeheuern Reiche wie das Römische einiges Aufsehen macht; und daſs, sogar in der Epoke meines gröſsten Rufs und Ansehens, unter fünf hundert Menschen kaum Einer war, der den Nahmen Apollonius nennen gehört hatte, und vielleicht keiner unter fünf tausend, den es kümmerte, ob Apollonius ein Weiser oder ein Fantast, ein Wohlthäter der Menschheit oder ein Marktschreyer sey.“

Bey dir, sagte ich, aber auch bey dir allein, da du den gröſsten Theil der bekannten Welt durchwandert hast, und binnen dreyen Generazionen einigen Millionen Menschen bekannt werden muſstest, möchte wohl eine ganz andere Berechnung Statt finden.

„Wie dem auch sey, fuhr er fort, ich bin dir noch eine Erklärung über das zweyte groſse Wunder, worüber du mir dein Erstaunen bezeigt hast, schuldig; und es ist nicht nur billig, sondern zu meiner eigenen Absicht nöthig, dir aus diesem Wunder heraus zu helfen.

„Du findest unbegreiflich, wie ich mit solchen Mitteln, bey so starken Aufforderungen, mich hätte enthalten können, eine Staatsrevoluzion zu unternehmen, und machst darüber, daſs dieſs nicht geschehen sey, meiner Weisheit ein groſses Kompliment. Was wirst du also sagen, lieber Hegesias, wenn du hörest, daſs du meiner Weisheit zu viel Ehre erweisest; daſs die Revoluzion, wozu der Drang der Zeit mich so mächtig aufforderte, wirklich erfolgt ist, und sogar der letzte Zweck und das eigentliche Geheimniſs meines Ordens war?“

Ich gestehe dir, Timagenes, die weit offnen Augen, womit ich den Mann, der mir dieſs sagte, anstaunte, machten meiner Scharfsichtigkeit keine sonderliche Ehre.

Du scheinst über diese Eröffnung so erstaunt, sagte Apollonius, als ob du eher alles andere erwartet hättest, und begreifst, wie es scheint, nichts von einer Revoluzion, wobey es so ruhig zuging, und wovon die Welt so wenig gewahr wurde, als vom Anfang eines neuen Sonnenzirkels? — Wisse also, Hegesias, daſs der Tod des Tyrannen Domizian, die Versetzung des guten Greises Nerva auf den Thron der Cäsarn, und die Adopzion des tapfern und weisen Trajan zu seinem Sohn und Nachfolger, das Werk der geheimen Verbindung war, an deren Spitze ich mehr als funfzig Jahre gestanden habe.

Ich schäme mich billig, versetzte ich, daſs ich so kurzsichtig seyn konnte, nicht voraus zu sehen, daſs ein Mann wie du eine so groſse Anstalt, als eine durch die ganze Welt ausgebreitete Verbindung der vorzüglichsten Menschen ist, nicht zu kleinfügigen Zwecken errichtet haben werde: und doch muſs ich gestehen, daſs mich die plötzliche Verwandlung eines in seinem Ursprung religiösen Ordens in einen politischen überrascht hat; wiewohl ich leicht sehe, daſs das Plötzliche dieser Umgestaltung bloſs in mir liegt, die Sache selbst hingegen ohne Zweifel eine lange Vorbereitung erforderte, und, sogar unter dem Einfluſs eines Apollonius, nur durch die Zeit zur Reife gebracht werden konnte.

Im Geiste meines Ordens, erwiederte er, sind Religion und Polizey zwey sehr nahe verwandte Institute; beide Mittel zu eben demselben Zweck, und beide nur in so fern gut und ehrwürdig, als sie das Beste der

Menschheit befördern. Die Verwandlung, von der du sprichst, wäre dir schwerlich so auffallend vorgekommen, wenn du dieſs bedacht hättest.

Ich nahm diesen kleinen wohl verdienten Verweis mit erröthendem Schweigen hin, und Apollonius setzte seine Erzählung fort.

V.

„Um dir begreiflich zu machen, wie die vor kurzem erfolgte Glück weissagende Staatsveränderung zu Rom das Werk meines geheimen Ordens seyn konnte, werde ich dich vor allen Dingen mit der innern Einrichtung desselben genauer bekannt machen müssen.

„Die erste Maſsregel, die ich zu nehmen für nöthig hielt, als nach meiner Zurückkunft aus Syrien und Ägypten mein Anhang in Klein-Asien sich täglich vergröſserte, war, alle, die sich zu mir hielten, in zwey Hauptklassen abzutheilen. Unter der ersten wurden diejenigen begriffen, denen erlaubt war, den öffentlichen Anreden beyzuwohnen, die ich an allen festlichen Tagen, früh bey Tagesanbruch und Abends nach Sonnenuntergang, hinter einem dünnen Vorhange, der mich den Augen der Zuhörer entzog, zu halten pflegte. Diese Anreden wurden gewöhnlich in der Vorhalle eines Tempels gehalten, und durch einen mit unsichtbaren Instrumenten begleiteten Hymnus vorbereitet und beschlossen. Sie dauerten nicht viel über eine Viertelstunde, und bestanden theils in einem kurzen Unterricht über den Ursprung und Zweck des Festes, theils in Aufmunterungen zu einem tugendhaften unsträflichen Leben, auf religiöse Gefühle und hohe Begriffe von der Würde der menschlichen Natur gestützt. Die tiefste Stille und ein eben so ehrfurchtvolles Betragen, wie bey Begehung der heiligsten Mysterien erfordert wird, war die einzige Bedingung, unter welcher der Zutritt einem jeden erlaubt war: aber wer sich regelmäſsig bey diesen Versammlungen einfand, wurde zur Klasse der Akusten (Hörer) gezählt, die den exoterischen Theil meiner Anhänger ausmachten.

„Die zweyte Hauptklasse begriff den esoterischen Theil, oder alle, die durch eine besondere Weihe in den Orden aufgenommen wurden. Sie war wieder in drey Ordnungen oder Grade abgetheilt. Zum untersten gehörten die Epopten (Seher,) so genannt, weil sie das Vorrecht hatten, bey den besagten Versammlungen hinter dem Vorhange zu stehen. Gewöhnlicher hieſsen sie die Homileten, weil sie mit mir reden und umgehen, und sogar Fragen an mich thun durften, die ich, nach Gutbefinden, entweder kurz beantwortete, oder, wenn sie die ihrem Grade gesetzten Grenzen überschritten, unbeantwortet lieſs.

„Aus diesen Homileten wählte ich, nachdem ich mich von ihrer Tauglichkeit genugsam überzeugt hatte, diejenigen, die unter dem Nahmen der Asketen die Weihe zum zweyten Grad erhielten, um einige Jahre lang in demselben zu der höchsten Stufe vorbereitet zu werden. Diese wurden nun täglich etliche Stunden sowohl in dem theoretischen als praktischen Theile der Pythagorischen Weisheit unterrichtet, beobachteten, so lange ihre Probezeit dauerte, eine sehr strenge Lebensordnung, und muſsten sich, als moralische Athleten, mancherley beschwerlichen Übungen unterwerfen, um alle ihre Triebe, Neigungen und Leidenschaften gänzlich in ihre Gewalt zu bekommen. Sie wurden scharf beobachtet, auf alle mögliche Proben der Enthaltung, der Verschwiegenheit, der Geistesgegenwart, der Unerschrockenheit, und der Apathie gegen körperlichen Schmerz sowohl, als gegen alle Anreitzungen zum Zorn, zur Eifersucht, zur Wollust und zu jeder andern schnell aufbrausenden Leidenschaft gestellt, und, wenn sie denselben Fehler zum vierten Mahl begingen, ohne alle Schonung aus der Klasse der Esoteriker ausgestoſsen; wovon ich mich aber keines Beyspiels erinnern kann. Von den Geheimnissen des Ordens wuſsten sie zwar noch eben so wenig als die Homileten, und der unbedingteste Gehorsam gegen die Vorgesetzten wurde beiden zur ersten aller Pflichten gemacht: aber was sie vor jenen voraus hatten, war die Gewiſsheit, wenn sie ihre Probezeit rühmlich bestanden, zum dritten Grade des Ordens erhoben zu werden; da die Homileten hingegen, wenn sie nicht schon in den ersten Jahren zur zweyten Weihe zugelassen wurden, ziemlich sicher darauf rechnen konnten, immer auf der untersten Stufe stehen zu bleiben; welches der Fall des einfältigen Damis war, wiewohl ich finde, daſs er dafür angesehen seyn möchte, als ob er auf dem vertrautesten Fuſs mit mir gelebt habe.

„Da der Grad der Asketen die Pflanzschule war, aus welcher die eigentlichen Glieder meines Ordens, in der engesten Bedeutung, gezogen wurden, so lieſs ich mir ihre Bildung vorzüglich angelegen seyn, und widmete ihnen einen groſsen Theil meiner Zeit. Ich unterlieſs nichts, was mir ihre reinste Liebe und ihr unbeschränktestes Ver-

Bey diesen schwärmerischen Herren!
Man braucht sein Kabinet vor ihnen nicht zu sperren.
Gesetzt, sie träfen euch bey einem Giton an, 10)
Sie fänden ihn sogar auf euerm Sofa liegen:
Sie dächten das Beste davon, das glaubet sicherlich!
Und würden, ehe sie euch für schuldig hielten, an sich
Den Frevel ihrer Augen rügen.

trauen erwerben konnte, und war um so gewisser meine Absicht nicht zu verfehlen, da sie durch die Gleichförmigkeit ihrer Bildung mit derjenigen, die ich mir ehemahls selbst gegeben hatte, unvermerkt eine so groſse Ähnlichkeit mit mir erhielten, daſs es mir oft selbst vorkam, als ob ich mich in ihnen vervielfältigt sähe, eine Ähnlichkeit, die an einigen desto auffallender war, weil bey der Wahl der Asketen vornehmlich auch auf ungewöhnliche Naturgaben und ein vortheilhaftes Äuſserliches gesehen wurde.

„Im letzten Probejahre machte die Geschichte des menschlichen Geschlechts, und der verschiedenen Stufen der Barbarey und Kultur, der Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, ihre verschiedenen Formen, die Bedingungen des Wohlstandes und die Ursachen des Verfalls und Untergangs der Staaten, das Studium der Asketen aus, wozu sie von Lehrern, die den dritten Grad des Ordens empfangen hatten, angeführt wurden. Dieser Unterricht zweckte dahin ab, sie, vornehmlich durch die neuere Geschichte der Griechen und Römer, mit den nächsten Ursachen des gegenwärtigen Zustandes der Welt, so weit sie dem Römischen Joche unterworfen war, bekannt zu machen, und dadurch ihre Vorbereitung zum dritten Grade zu vollenden, in welchem sie den Nahmen der Kosmopoliten (Weltbürger) und mit ihm die ersten Aufschlüsse zum Geheimniſs des Ordens erhielten.

„Sie kamen nun wieder in meinen unmittelbaren Unterricht, und du siehest, wie leicht es mir jetzt seyn muſste, junge Männer mit der glücklichsten Anlage zu allem was edel, groſs und schön ist, nach einer solchen Vorbereitung, von den groſsen Grundsätzen zu überzeugen:

„Daſs das ganze Weltall als ein einziger Staat, und das ganze Menschengeschlecht als Eine groſse Familie in dieser Stadt Gottes zu betrachten sey, welche von dem allgemeinen Geiste nach den ewigen Gesetzen der Natur und Vernunft regiert werde;

„daſs also, vermöge dieser auf die Natur der Dinge selbst gegründeten Ordnung, für die Menschheit kein Heil, keine Befreyung von den Übeln, unter deren Last sie zusammen sinke, denkbar sey, bis wenigstens die Hauptzweige, in welche sie sich auf der Erde ausgebreitet, unter eine Verfassung gebracht würden, worin sie, in möglichster Harmonie mit der allgemeinen Ordnung, nach eben denselben Natur- und Vernunftgesetzen regiert würden, welche das ganze Weltall in ewiger Ordnung erhalten:

„und daſs, wie ungeheuer auch, dem Anschein nach, die Kluft sey, die den jetzigen sittlichen Zustand der Menschheit von demjenigen trennt, der das unverrückte Ziel aller ihrer Bestrebungen seyn müsse, gleichwohl alle Kräfte und Mittel, jene Kluft auszufüllen, in unsrer Gewalt seyen, und es also nur darauf ankomme, diese Mittel kennen und gebrauchen zu lernen.

„Aber eben dieſs war der Gordische Knoten, von dessen geschickter Auflösung alles abhing. — Womit sollte und muſste diese Kluft ausgefüllt werden? — Womit anders als mit den Trümmern des ganzen ungeheuern Gebäudes, worin die lichtscheuen und alles um sich her verfinsternden Dämonen des Aberglaubens, der Gewalt, die kein Gesetz erkennt, und der gesetzgebenden Ungerechtigkeit, seit Jahrtausenden ihr Wesen getrieben; mit den Trümmern aller Bollwerke, hinter welche sie sich verschanzt, und aller Kerker, worin sie die bethörte, gemiſshandelte und unterdrückte Menschheit so lange gefangen gehalten hatten? — Zertrümmert müssen sie vor allen Dingen werden, diese so lange bestandenen, so tief gegründeten, so künstlich zusammen gefügten, und mit so starken Pfeilern und Streben unterstützten Werke des Betrugs und der Ungerechtigkeit! — Aber wie? — Auf einmahl? Durch eine einzige, gewaltsame, allgemeine Erschütterung, von welcher die ganze dermahlige Verfassung der Welt zusammen stürzen und wenigstens die Hälfte des menschlichen Geschlechts unter ihren Ruinen zermalmen würde? — Könnte ein solcher Gedanke jemahls in die Seele eines Freundes der Menschheit, eines Kosmopoliten, kommen? Nimmermehr! — Es bleibt also nur Eine Art, die Ausfüllung jener Kluft zu bewerkstelligen, übrig: „Die Zerstörung alles dessen, was zerstört werden muſs, darf nicht anders als nach und nach, mit Bedacht und Klugheit, aber mit Geduld und Beharrlichkeit, unternommen werden.“ — Dieſs ist nicht das Werk eines Einzigen oder etlicher Weniger; es kann nur durch die engeste Verbindung und die wohl kombinierte Thätigkeit einer beträchtlichen Zahl gleich gesinnter, weiser und guter Menschen, unter der Leitung eines Einzigen, der ihre Bewegungen nach Erforderniſs der Umstände aufhält oder beschleunigt, mit Hülfe der Zeit und günstiger Zufälle zu Stande kommen. — Und dieſs war nun die ehrwürdige Verbindung, in welche sie durch die empfangene Weihe des dritten Grades eingetreten waren; dieſs war der Zweck aller Vorbereitungen, durch welche sie gegangen, der groſse Zweck unsers ganzen Ordens, das Ziel, auf welches ihre Augen von nun an, unter allen andern Verhältnissen, Geschäften und Zerstreuungen des Lebens, unverwandt gerichtet bleiben muſsten.

„Aber natürlicher Weise trat nun eine neue Schwierigkeit mit der Frage ein: Wie waren jene reinen und erhabenen Grundsätze des Kosmopolitism auf die gegenwärtige Lage der Dinge anzuwenden? Wie konnten die höhern Pflichten des Weltbürgers mit den Pflichten des Römischen Bürgers in Übereinstimmung gebracht werden? und, wenn sie in Kollision geriethen, was war zu thun? — Die Subjekte, aus welchen der Grad der Kosmopoliten bestand, waren gröſsten Theils junge Männer, die, durch Geburt oder Familien-Verhältnisse zu bürgerlichen oder militärischen Stellen bestimmt, sich den Fällen, wo solche Kollisionen eintraten, nur allzu oft ausgesetzt sahen. Aber dafür waren sie auch in allen den Tugenden geübt, deren sie in diesen Lagen am meisten bedurften. Sie hatten sich mäſsigen und zurück halten, dulden und ausharren gelernt. Überdieſs wurde ihnen zur besondern Pflicht gemacht, sich immer in den Grenzen des Amtes, dem sie vorstanden, zu halten; sich ohne Vorwissen und Genehmigung der Ordensobern in keine besondere, auch noch so scheinbare, Verbindung einzulassen, noch eigenmächtig, zum Besten des Staats oder der Menschheit überhaupt, irgend etwas zu unternehmen, als was sie im Wege der gesetzmäſsigen Ordnung, mit eigenen Kräften und auf eigene Gefahr auszuführen sich getrauten. Klugheit und Vorsichtigkeit wurden ihnen jetzt als Tugenden empfohlen, die ihnen, wenn sie den groſsen Zweck unsrer Verbindung mit Erfolg bearbeiten helfen wollten, eben so unentbehrlich wären als Weisheit und Rechtschaffenheit. In dieser Rücksicht verpflichtete sich jeder Kosmopolit, eine Art von Denkbuch zu führen, worin er sich selbst von seinem Benehmen in schwierigen und zweifelhaften Fällen, täglich Rechenschaft geben wollte. Wo sie sich nicht gewiſs hielten, des rechten Weges nicht verfehlen zu können, waren sie angewiesen, sich bey dem Ordensvorsteher ihrer Provinz, oder, wenn ich in der Nähe war, bey mir selbst, Rathes zu erhohlen.

„Etwas, wodurch dieser Orden sich, wie ich glaube, von allen andern auszeichnete, und worauf das Vertrauen, welches ich auf ihn setzte, hauptsächlich beruhte, war, daſs von dem Augenblicke an, da ein Asket in die Klasse des Kosmopoliten, oder, was einerley war, in den eigentlichen geheimen Orden, überging, alle seine Verpflichtungen freywillig waren, und keine andere Garantie von ihm gefordert wurde, als die uns die Gleichförmigkeit seiner Gesinnungen mit den unsrigen gab. Man verlangte keinen Eid von ihm; und, da der Fall, daſs einer die übernommenen Pflichten vorsetzlich verletzen könnte, als etwas Unmögliches angenommen wurde, so bedurfte es auch weder Drohungen noch Strafen. Jeder hielt sich des andern so gewiſs als seiner selbst; Liebe und Zutrauen, beide ohne Grenzen, waren die einzigen, aber unzerstörbaren Bande, auf welchen das ganze Institut beruhte. Indessen hatte doch, als die Anzahl der Kosmopoliten auf mehrere hundert angewachsen war, die Erleichterung eines ununterbrochnen Zusammenhangs unter allen Gliedern eine gewisse innere Polizey nothwendig gemacht. In jeder Römischen Provinz war ein Vorsteher, an welchen die übrigen Ordensglieder angewiesen waren, und dem sie zu bestimmten Zeiten über gewisse vorgeschriebene Punkte Bericht erstatteten. Von diesen Vorstehern erhielt ich selbst, alle drey Monate, und wenn es die Umstände erforderten, in viel kürzerer Zeit, durch Briefe oder reisende Ordensbrüder, nicht nur das Wesentlichste aus den Berichten, die das Innere des Ordens betrafen, sondern auch Nachrichten von dem Zustande der Stadt oder Provinz, wo sie sich aufhielten, von dem Karakter und Betragen der Römischen Befehlshaber, von der Stimmung des Volkes, und überhaupt von allem, was mir in Rücksicht auf unsern Zweck merkwürdig seyn konnte: so daſs ich, nachdem dieses Institut zwanzig bis dreyſsig Jahre gedauert hatte, von dem innern Zustande des ganzen Reichs so genau, und vermuthlich zuverlässiger unterrichtet war, als der Autokrator selbst.

„Wie aufmerksam auch unter den drey ersten Nachfolgern des Tiberius die schändlichen Menschen, denen sie die Zügel des Staats überlieſsen, seyn mochten, alle Stellen von einiger Wichtigkeit mit Leuten ihres Gelichters zu besetzen, so konnten sie doch nicht verhindern, daſs in einem so unermeſslichen Reiche nicht hier und da einige rechtschaffne Männer, die ihre Bildung in meinem Orden erhalten hatten, zu Ämtern gelangten, die ihnen Ansehen und Einfluſs genug gaben, um noch mehrern aus unserm Mittel zu ähnlichen Stellen verhelfen zu kön nen; und wiewohl mehr als Einer von ihnen in den Zeiten des Klaudius und Nero seine Rechtschaffenheit mit dem Leben büſsen muſste, so nahm doch die Zahl der Guten, zwar unvermerkt, aber doch dem, der das Ganze übersah, merklich genug zu, um uns von der neuen Epoke, die mit den beiden Vespasianen begann, fröhliche Erwartungen zu geben. Ich konnte sicher darauf rechnen, daſs jeder meiner Kosmopoliten alle guten Menschen, die in seinem Wirkungskreise lebten, entdecken und an sich ziehen, alle nicht ganz Verdorbene bessern, und wenigstens einige Böse in Schranken halten würde. Denn was gewöhnlich der Fall in sehr heillosen Zeiten ist, war es auch damahls; es gab der Guten mehr als man glaubte: die meisten hatten sich verborgen gehalten und für eine bessere Zukunft aufgespart; aber sie kannten einander, und kamen nun auf einmahl zum Vorschein, da sie es mit Sicherheit thun konnten, und die Möglichkeit sahen, gemeinschaftlich nicht ohne Erfolg thätig zu seyn.

„Die Regierung der Vespasiane würde unser groſses Werk ziemlich weit vorwärts gebracht haben, wenn sie länger gedauert hätte. Aber die Hoffnungen der Menschenfreunde verschwanden mit der kurzen Morgenröthe des Titus, vor dem trübseligen Tage, der unter seinem unwürdigen Bruder die Welt mit einem Rückfall in die Zeiten Kaligula's und Nero's bedrohte. Du hast den schlimmsten Theil der Regierung dieses eben so verächtlichen als hassenswürdigen Tyrannen selbst gesehen, und es ist daher überflüssig, das, was ich dir nun zu entdecken habe, durch eine Schilderung ihrer Gräuel zu rechtfertigen. Wär' es nicht darum zu thun gewesen, das menschliche Geschlecht gegen die Gefahr, in die Klauen eines neuen Ungeheuers zu gerathen, sicher zu stellen, so bedürfte es vielmehr einer Entschuldigung, daſs ich so lange gewartet, es von den Miſshandlungen jenes kaltblütigen Bösewichts zu befreyen."

VI.

Während dieser Erzählung, die uns beide, den Erzähler und den Zuhörer, zu sehr interessierte, um auf die Dinge über uns Acht zu geben, hatte sich am östlichen Himmel eine schwarze Gewitterwolke herauf gezogen, die in schauerlicher Stille unserm Scheitelpunkt immer näher kam. Schon lange rollte der Donner majestätisch und mit zunehmender Stärke durch die uns umgebenden Felsen und Klüfte, und, von dem plötzlich sich erhebenden Sturm

Anmerkungen.

1) Am Orontario-See gebraten wieder findet.

Dieſs galt einer Art von schwermüthigen Romanen, die der berühmte *Prevôt* durch seine *Memoires d'un Homme de Qualité* und besonders durch seinen Cleveland eine Zeit lang zur Mode gemacht hatte, in welchem (wenn ich mich anders noch recht erinnere) dieses hier erwähnte, eben so entsetzliche als unerwartete Wiederfinden zweyer Liebenden vorkommt, und auf eine Art dargestellt ist, die einem Kannibalen das Herz zerreiſsen müſste.

2) Wenn ich Miramolin u. s. w.

Miramolin ist der Titel, den eine Folge von Marokkanischen Fürsten aus dem Geschlechte der Almoraviden bey den Europäischen Scribenten der mittlern Zeiten führt. Er scheint aus Verstümmelung des Arabischen Titels Emir-al-Mumenin, (Befehlshaber der Rechtglaubigen) den sie, nach dem Beyspiel der Kalifen zu Damaskus und Bagdad, annahmen, entstanden zu seyn. In den alten französischen Ritter-Romanen findet man, in diesem Sinne, auch wohl überhaupt von allen Emirn muhamedanischer Völker das Wort Admiral gebraucht, welches vermuthlich gleiches Ursprungs ist.

getrieben, wälzte sich das Gewölke, fürchterlich herab hangend und von allen Seiten blitzend, gegen uns her, ohne daſs Apollonius diese schnelle Verwandlung der Scene, die vor kurzem noch so heiter war, zu bemerken schien. Er fuhr ruhig im Reden fort, hatte aber kaum die letzten Worte gesprochen, als ein gewaltiger Wetterstrahl, fünf oder sechs Schritte von dem bedeckten Platze, wo wir saſsen, auf eine hohe Cypresse herab fuhr, und sie mit entsetzlichem Krachen von oben bis an die Wurzeln spaltete. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daſs ich in dem Augenblicke, da wir in das durchdringende Feuer des Himmels ringsum eingehüllt schienen, eben so erschrocken zusammen fuhr, als ob mir die natürlichen Ursachen dieser meteorischen Erscheinung unbekannt gewesen wären. Indessen behielt ich doch Besinnung genug, um im gleichen Momente den mir gegenüber sitzenden Apollonius zu beobachten, und ich versichre dich, Timagenes, daſs, auſser einem unfreywilligen Zucken der Augenlieder, nicht die geringste Spur von Erschrecken an seiner ganzen Person wahrzunehmen war. Im Gegentheil seine majestätische Gesichtsbildung und ehrwürdige Gestalt, mit den lockigen Silberhaaren um Scheitel und Wangen, bekam in dem blendenden Lichtglanz, den die himmlische Flamme auf ihn warf, etwas so überirdisches, daſs ich mich stärker als je versucht fühlte, mich vor ihm, als vor einem mehr als sterblichen Wesen, niederzuwerfen.

Indessen nöthigte uns der herab strömende Regen, in dem Innern seiner Wohnung Schutz zu suchen. Ein Druck auf eine verborgene Feder öffnete uns die Thür, durch welche vorhin die Tochter Kymons erschienen und wieder verschwunden war, und wir befanden uns in dem gestrigen Sahl, den Brustbildern des Pythagoras und Diogenes gegenüber. — Wenige Schritte näher an der Cypresse, sagte Apollonius, indem er mir mit einem sanft gerührten Blick die Hand drückte, hätten uns auf einmahl eine Welt aufgethan, von welcher wir beide, so nahe sie uns auch ist, nicht den mindesten Begriff haben, und — die uns also auch nicht hindern soll, die Geschichte fortzusetzen, worin wir einen Augenblick unterbrochen wurden. Wir nahmen Platz, und er fuhr in seiner Erzählung fort.

„Du wirst ohne mein Erinnern bemerkt haben, daſs die Idee meines neuen Pythagorischen Ordens sich nur nach und nach in mir entwickelte, und daſs dieser, indem ich ihn mit den Bedürfnissen der Zeit immer mehr in Verhältniſs setzte, allmählich eine politische Tendenz bekam, die er Anfangs nicht haben konnte. Wenn Ehrgeitz und Regiersucht sich bey mir oder einem meiner kosmopolitischen Freunde ins Spiel mischte, so geschah es so heimlich, daſs wir nichts davon gewahr wurden; denn unsre Seelen waren rein von selbstischen Absichten. Keiner von uns erschien in einer Hauptrolle auf dem Schauplatz. Wir wollten nichts, als daſs das Gute geschehe, gleichviel durch wen; und zufrieden, wie unsichtbare Geister, im Verborgenen zu wirken, überlieſsen wir den Lohn gelungener Unternehmungen denen, die, gröſsten Theils unwissender Weise, uns ihre Augen oder ihren Mund, ihren Arm oder ihre Kasse zur Ausführung geliehen hatten.

„Von der Zeit an, da Domizian die Larve eines mildern Tiberius gänzlich fallen lieſs, hinter welcher er seine wollüstige Unthätigkeit, seinen Stumpfsinn für alles Schöne und Gute, und eine mit dem übermüthigsten Stolz gepaarte argwöhnische, launische und kaltblütige grausame Sinnesart mehrere Jahre lang zu verbergen gesucht hatte, drängte sich mir der Gedanke auf: dieſs sey der Zeitpunkt, wo etwas groſses und entscheidendes zum Heil der Menschheit gethan werden müsse. Denn so weit war es bereits gekommen, daſs eine Regierung, wie Domizians, wenn sie nur noch zwanzig Jahre gedauert hätte, die Verdorbenheit des ungeheuern Römischen Staatskörpers zu einem Grade von Auflösung gebracht haben würde, gegen welche jedes Rettungsmittel zu spät gekommen wäre. Gleichwohl schien allzu groſse Eile noch gefährlicher als Langsamkeit zu seyn. Den allgemein gehaſsten Tyrannen aus der Welt zu schaffen, war nicht schwer; aber unverzeihliche Thorheit wär' es gewesen, wenn es eher geschehen wäre, als man gewiſs seyn konnte, daſs es zum Heil des Reichs geschehe. Dieses bedurfte einen Imperator, der die seltensten Eigenschaften und Tugenden in sich vereinigte; so vieles war wieder herzustellen, so vieles zu verbessern, so vieles zu erhalten und zu beschützen: aber nie hatte Rom an Männern, unter welchen man wählen konnte, einen gröſsern Mangel gehabt; und die etwa noch vorhandenen waren um so schwerer zu finden, da ausgezeichnete persönliche Vorzüge sich vor der argwöhnischen Eifersucht des Tyrannen sorgfältiger verbergen muſsten, als man unter gerechten Fürsten seine Laster zu verbergen sucht. Acilius Glabrio und Ulpius Trajanus, welche im eilften Jahre Domizians beide zugleich die konsularische Würde bekleideten, schienen mir unter allen, die ich kannte, die einzigen, die einander an persönlichem Werth das Gleichgewicht hielten;

jener hatte vor diesem noch den Vorzug, (der in diesen Zeiten so selten war) aus einem Altrömischen edeln Geschlechte abzustammen. Eine beyspiellose Begebenheit hatte vor kurzem die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Mann gezogen, und ihn zugleich zu einem Gegenstand der Bewundrung und des Bedauerns der Römer gemacht. Domizian hatte ihn während seines Konsulats, bey einem Feste auf seiner Albanischen Villa, durch einen Scherz, der einem Manne von Ehre keine andere Wahl lieſs, genöthiget, mit einem der gröſsten Löwen zu kämpfen; und Glabrio hatte das gefährliche Abenteuer mit so viel Muth, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit bestanden, daſs die Zuschauer sich nicht enthalten konnten, ihre Theilnehmung an dem Sieger und ihren Unmuth über die schändlich grausame Art, wie der Kaiser bey dieser Gelegenheit mit der Würde und dem Leben eines Römischen Konsuls sein Spiel trieb, gleich laut werden zu lassen. Der eifersüchtige Tyrann, der sich dadurch beleidigt fand, machte ihm seine vorgebliche Gunst beym Volke zum Verbrechen, und wollte es noch für Gnade erkannt wissen, daſs er ihn für den Anfang bloſs aus Italien verbannte.

„Was den Trajan betrifft, den das Schicksal zum Retter und Wiederhersteller des

Reichs bestimmt hatte, so muſsten alle Umstände sich so fügen, daſs, während eine Menge anderer dem Miſstrauen des feigherzigen, seinen eignen Schatten fürchtenden Domizian aufgeopfert wurden, er allein dem Tyrannen unverdächtig blieb. Der männliche Ernst und die anspruchlose Bescheidenheit, womit er seine ohnehin mehr gründlichen als schimmernden Vorzüge bedeckte, kamen ihm ohne Zweifel dabey eben so sehr zu Statten, als die ungezwungene Entfernung vom Hofe, worin er sich zu halten wuſste, ohne sich dadurch das Ansehen eines Miſsvergnügten zu geben: aber alles das verschleierte auch seine Verdienste vor den Augen des Publikums, und machte, daſs niemand an ihn zu denken schien, als der Haſs gegen den Tyrannen endlich so allgemein, und der Wunsch ihn gestürzt zu sehen so ungeduldig wurde, daſs die Frage, wer sein Nachfolger seyn könnte? der gewöhnliche Gegenstand aller Gespräche unter vier Augen war, und die Astrologen zu Befriedigung der Vorwitzigen nicht Horoskope genug ziehen konnten. Die meisten Wünsche waren, wie es schien, für den alten Nerva, an Rang und Vermögen einen der ersten Römer, der das damahls so seltne Verdienst eines unbescholtnen, von niemand weder beneideten noch gehaſsten, und seiner äuſsersten Gutherzigkeit und Lindigkeit wegen allgemein geliebten Karakters mit dem Vorzug eines von Vater und Groſsvater berühmt gemachten Nahmens verband. Seine Jahre und eine schon sehr geschwächte Gesundheit versprachen zwar weder einen dauerhaften, noch der Last, die man ihm auflegen wollte, gewachsenen Autokrator: aber man ging auch damahls nicht weiter, als sich einen Kaiser zu wünschen, der dem Ungeheuer, das den Stuhl des Augustus und Titus schändete, so unähnlich als möglich wäre; und Gute und Böse hielten sich gleich gewiſs, bey einem so milden Imperator, wie Nerva seyn würde, ihre eigene Rechnung zu finden.

„Dieſs war, im Allgemeinen, die Lage der Sachen um die Zeit, da ich, nach meiner Befreyung aus den mordlustigen Klauen Domizians, nach Asien zurück ging, und nun meinem schon zuvor gefaſsten Vorsatz, die Welt von ihm zu befreyen, eine bestimmtere Richtung zu geben beschloſs.

„Zu diesem Ende musterte ich vor allen Dingen das kleine unsichtbare Heer, dessen Anführer ich war. Es fand sich, daſs der Kosmopoliten, auf denen meine Macht hauptsächlich beruhte, über vier hundert, und der Homileten, auf deren Treue und Gehorsam im Ausführen ich sicher rechnen konnte, wenigstens eben so viele Tausende waren. Sie lebten, in gröſserer oder geringerer Anzahl, durch die vornehmsten Provinzen des Reichs verstreut, viele in Italien, Gallien und Spanien, die meisten in Rom selbst, theils in mancherley Civilämtern, theils bey den Kriegsheeren und unter den Prätorianern, einige sogar bey Hofe, unter den Hausgenossen des Imperators. Wenn du bedenkst, daſs ein jeder dieser Menschen einige Freunde hatte, deren Vertrauen er besaſs, und auf die er sich Einfluſs zu verschaffen wuſste, so wirst du finden, daſs es mir nicht an Mitteln fehlte, ein weit schwereres Unternehmen, als das womit ich umging, zu Stande zu bringen.

„Mein Entwurf wurde nun meinen Vertrautesten, (die eine Art von geheimem Ausschuſs und gewisser Maſsen den vierten, mir allein bekannten Grad des Ordens ausmachten) und durch sie den übrigen, die zur Ausführung mitwirken muſsten, nach und nach, so viel ihnen davon zu wissen nöthig war, mitgetheilt. Weil ich selbst zu weit von Rom entfernt war, um das Unternehmen unmittelbar zu leiten, so wurde einer aus ihnen bevollmächtiget, meine Stelle zu vertreten; und ich begnügte mich, in so kurzen Zeiträumen als möglich, von allem, was vorging, und noch geschehen sollte, Bericht zu erhalten. Der Tyrann war von unsichtbaren Beobachtern umgeben, denen keiner seiner Schritte, und beynahe keiner seiner geheimsten Gedanken, entging. Ein allgemeines dumpfes Erwarten einer groſsen Katastrofe brütete über der ungeheuern Hauptstadt der Welt, deren unermeſsliche Volksmenge, trotz dem zahlreichen Heere der Auflaurer und Angeber, so geschickt war, geheime Verständnisse und Anschläge zu verbergen. Domizian selbst schwebte in gröſserer Unruhe als jemahls; denn ein Horoskop, das er sich in seiner Jugend hatte stellen lassen, hatte (wie man sagte) das Jahr und sogar den Tag, die Stunde, und die Art seines Todes bezeichnet, und dieses Jahr war angebrochen. Nerva hatte die Klugheit, ihm, unter dem scheinbaren Vorwand, daſs er seiner zerrütteten Gesundheit unter einem mildern Himmel wieder aufzuhelfen versuchen wollte, aus dem Wege zu gehen, und hielt sich auf seiner Tarentinischen Villa so eingezogen, daſs ihn der Tyrann unvermerkt aus den Augen verlor, wiewohl die wahre Absicht dieser freywilligen Verbannung wenigen verborgen blieb, und sein heimlicher Anhang sich täglich vergröſserte.

„Trajan war indessen durch Personen, die, ohne es zu wissen, von meinem Stellvertreter in Bewegung gesetzt wurden, dem Domizian, als ein tapfrer, ansprucbloser, zuverlässiger, und sich bloſs auf seinen Dienst einschränkender Offizier, zum Oberbefehlshaber gegen einige die Ufer des Niederrheins beunruhigende Germanische Völker empfohlen worden. Wir hatten dadurch in unsrer Absicht mit ihm einen groſsen Schritt vorwärts gethan. Der Muth und die Klugheit, die er in Wiederberuhigung dieser Provinzen bewies, der ausdauernde Eifer, womit er die verfallne Disciplin unter den verwilderten, der alten Kriegszucht eben so gehässigen als ungewohnten Legionen wieder herstellte, und vornehmlich der Umstand, daſs er sich, ungeachtet dieser Strenge, die Liebe seiner Untergebenen in einem hohen Grade zu erwerben wuſste, befestigten mich in der Überzeugung, daſs Er allein der Mann sey, durch den das sinkende Reich gerettet werden könne. Aber ihn gleichsam zum Nebenbuhler des ehrwürdigen, allgemein geliebten Nerva aufzuwerfen, ihm voreilig eine Partey im Senat und unter den Prätorianern zu werben, und Bewegungen dadurch zu veranlassen, welche beiden den Untergang zuziehen konnten, wäre gegen alle Klugheit gewesen. Wir beschlossen also, fürs erste mit den Freunden Nerva's gemeine Sache zu machen, und die gelegene Zeit, den Trajan ins Spiel zu bringen, (welche, wenn es mit

5) das Land Dorado.

Eldorado wird den meisten unsrer Leser aus dem Candide als ein Land bekannt seyn, wo Gold und Silber gemeiner als bey uns Zinn und Kupfer ist, und die Kinder auf der Gasse mit Edelsteinen, wie bey uns mit Kieseln, spielen. Um so seltsamer ist's, daſs dieſs Land und seine vorgebliche Hauptstadt Manoa vor 200 Jahren für wirklich gehalten und mit einer Leidenschaft, die den eingebildeten Schätzen desselben gleich war, durch tausend Gefahren und Abenteuer gesucht wurde. Ein junger Offizier, Nahmens Franz Orellana, der unter dem berühmten Eroberer von Peru Franz Pizarro diente, hatte durch eine im Jahr 1540 eigenmächtig, mit allem schwärmerischen Heroismus eines echten Don Quichotte, wiewohl fruchtlos unternommene Entdeckungsreise in die damahls noch fast ganz unbekannten Länder von Süd-Amerika, die sich von der Ostseite der Andes bis an den Ocean erstrecken, den ersten Grund zu diesem Mährchen gelegt: indem er den Spanischen Hof durch die wundervollen Erzählungen, die er bey seiner Zurückkunft von seinen vorgeblichen Entdeckungen groſser Städte, worin Tempel und Paläste mit Ziegeln von gediegenem Golde gedeckt waren, einer groſsen Amazonen-Republik, und dergleichen, mit vollen Backen machte, zu Beförderung einer vorhabenden zweyten Reise in diese neu entdeckten und so reiche Ausbeute versprechenden Länder zu bewegen suchte. In kurzem verbreitete sich eine Sage, daſs im Innern von Guyana ein Land, Eldorado genannt, zu finden sey, wo das Gold so jenem erst gelungen war, nicht ausbleiben konnte) ruhig abzuwarten.

„Inzwischen rückte der Tag immer näher, der den Kaiser mit der geweissagten, aber (wie er hoffte) durch vorsichtige Maſsregeln vielleicht noch vermeidlichen Lebensgefahr bedrohte. Seine Unruhe nahm zu, und da er nicht wuſste, auf wen er eigentlich seinen Argwohn heften sollte, so wurde ihm jedermann verdächtig. Eine groſse Anzahl Senatoren, und unter mehrern Konsularen auch Glabrio und sein eigener nächster Verwandter Flavius Klemens, der unbedeutendste und harmloseste aller Menschen, wurden in kurzer Zeit unter nichtswürdigen Vorwänden hingerichtet, und von dem seinen eignen Untergang witternden Tyrannen gleichsam als Todtenopfer voraus geschickt. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Die zu Realilisierung der Weissagung heimlich Einverstandenen traten näher zusammen. Ein Freygelaſsner der Kaiserin Domizia, der bey Gelegenheit meines öffentlichen Verhörs zu Rom einer meiner warmen Anhänger geworden, und von meinem Bevollmächtigten gewonnen war, den Kaiser Tag und Nacht scharf zu beobachten, hinterbrachte seiner Gebieterin, daſs er auf einer Liste der Personen, die noch aufgeopfert werden sollten, auch ihren Nahmen gelesen habe; sie zugleich versichernd, daſs sie sich gänzlich auf ihn und seine Freunde verlassen könne, wenn sie den ihr zugedachten Streich auf den Kopf des gemeinschaftlichen Feindes fallen lassen wollte. Domizia winkte ihre Einwilligung, und noch in derselben Stunde wurde Rom von einem Herrscher befreyt, dessen Leben eine Kalamität für die Menschheit war, und erhielt an Nerva einen Fürsten, dem man keinen andern Fehler als körperliche Schwäche und fünf und sechzig Jahre vorwerfen konnte. Aber, es sey nun, daſs diejenigen, die bey seiner Erwählung die meiste Thätigkeit gezeigt hatten, ihn für ihre besondern Absichten nicht schwach genug fanden, oder daſs man, sobald der erste Taumel der Freude über eine so schnelle und glückliche Veränderung der Dinge verraucht war, erst zu überlegen anfing, daſs die ungeheure Last, die man dem guten alten Mann aufgelegt hatte, die Schultern eines Herkules erforderte; genug, es offenbarte sich nur zu bald, daſs unsre Vorsorge, einen tüchtigen Gehülfen und Nachfolger für ihn bereit zu halten, nichts weniger als unnöthig gewesen war. Schon beym Tode des Tyrannen hatte sich unter den Prätorianern eine miſsvergnügte Partey gezeigt, deren Unzufriedenheit zwar damahls, aus Mangel eines entschloſsnen Anführers, gegen den Enthusiasm des Senats und des Volks nichts vermochte, aber, indem sie unter der Asche fortglimmte, der öffentlichen Ruhe, und der Person des zwar von aller Welt geliebten, aber von niemand gefürchteten Nerva selbst, gefährlich werden konnte.

„Ich fand es also dringend, alle Stränge anzuziehen, um unsern Plan durch eine überwiegende Partey im Senat, bey den Legionen und unter den Prätorianischen Kohorten zu unterstützen, vor allem aber den neuen Kaiser in die Stimmung zu setzen, die zu unsrer Absicht nöthig war. Dieser, indem er die edelsten, wohlgesinntesten und unsträflichsten Menschen um sich her zu versammeln suchte, hatte sich, ohne es zu wissen, mit meinen vertrautesten Freunden umringt, die keine Gelegenheit versäumten, ihn auf Trajans grofse Eigenschaften und Tugenden aufmerksam zu machen, und den Gedanken in ihm zu veranlassen, dafs er dem Reich und sich selbst keine gröfsere Wohlthat erweisen könnte, als wenn er den einzigen Mann zum Mitregenten und Nachfolger erwählte, welchem er die öffentliche Glückseligkeit und die Aufrechthaltung des Römischen Reichs, die ihm so sehr am Herzen läge, mit völliger Zufriedenheit anvertrauen könne. Nerva zeigte sich dazu nicht ungeneigt; und doch zögerte er, vermöge einer Schwachheit, von welcher wenige Regenten frey sind, so lange, Ernst aus der Sache zu machen, bis ihm der unruhige Präfekt des Prätoriums Kasperius Älianus, durch einige dem kaiserlichen Ansehen äuſserst nachtheilige Schritte und aufrührerische Versuche, seine eigene Unzulänglichkeit und die Gefahr eines längern Zauderns stark genug zu fühlen gab, um ihn plötzlich dahin zu bringen, daſs er an einem der glücklichsten Tage, die der Menschheit jemahls aufgegangen sind, den Markus Ulpius Trajanus feierlich an Sohnes Statt annahm, und unter allgemeinem Jubel aller Stände zum Mitregenten und Nachfolger erklärte.

„Mein letzter und eifrigster Wunsch war nun erfüllt. Wenn, wie ich nicht zweifle, Trajan bey Ernennung seines Nachfolgers, und dieser bey der Auswahl des seinigen, dem Beyspiel des guten Nerva getreu bleibt, so kann sich die Welt auf eine goldne Zeit freuen, wie die Geschichte noch keine aufzuweisen hat. Ich hatte zu diesem Ziele mitgewirkt, und dieſs schon zu einer Zeit, da ich noch nicht wissen konnte, was die Frucht meiner Arbeit seyn würde; das Geschäft meines Lebens war vollbracht; ich hinterlieſs der Welt — was ihr jeder nach Maſsgabe seiner Kräfte schuldig ist — manchen guten Baum, den ich gepflanzt hatte, manche gute Frucht, die unter meiner Pflege reif geworden war; und ich glaubte mir ein Recht erworben zu haben, für die Welt gestorben zu seyn, und die Tage, die ich noch zu leben habe, mit mir selbst und für mich selbst zu leben."

Hier endigte Apollonius seine Erzählung, und überlieſs mich nun meinen eigenen Betrachtungen. Der Himmel hatte sich inzwischen wieder aufgeklärt, die Luft war frisch und mild, und die Sonne spielte tausend liebliche Farben aus den Regentropfen, die, noch an den Blättern der Bäume zitternd, oder in den Kelchen der Blumen funkelnd, eine unbeschreibliche Glorie über die kleine Landschaft verbreiteten, die vor uns lag. Wir ergetzten uns einige Augenblicke an diesen Erscheinungen der Zaubrerin Natur; und als ich mich von dem ehrwürdigen Alten auf kurze Zeit beurlaubte, sagte er mir: Wenn du (wie ich kaum zweifle) über dieſs oder das, was ich in meiner Erzählung nur leise oder gar nicht berührt habe, noch Erläuterung bedarfst, so kannst du sie von Kymon so gut als von mir selbst erhalten; denn er ist von allem genau unterrichtet, was zur Geschichte der vier oder fünf letzten Jahre meines Lebens gehört.

Da ich mich wirklich in diesem Falle befand, so war es mir um so lieber, daſs Apollonius abermahls in meiner Seele las, weil ich, ohne eine solche zuvorkommende Erlaubniſs, Bedenken getragen hätte, Fragen zu thun, die vielleicht für unbescheiden angesehen werden konnten.

AGATHODÄMON.

SECHSTES BUCH.

I.

Apollonius hatte in der Unterredung, deren er mich diesen Morgen würdigte, das Wunder seiner plötzlichen Verschwindung aus dem Gerichtssahle Domizians, in eben der Stunde, da er sich seinen um ihn hoch bekümmerten Freunden zu Puteoli in Kampanien sehen liefs, und den nicht weniger wunderbaren Umstand, dafs er die Ermordung des Tyrannen, in dem nehmlichen Augenblicke, da sie zu Rom sich ereignete, zu Ephesus in einer Art von Entzückung gesehen haben sollte, nur im Vorbeygehen, und auf eine Art berührt, die mir deutlich genug sagte, was davon zu halten sey. Indessen war ich doch um so begieriger, von der eigentlichen Bewandtnifs dieser Begebenheiten unterrichtet zu seyn, weil mir auch hier den Wundermährchen des Damis etwas

Wahres zum Grunde zu liegen schien, und ich mit meinen Vermuthungen darüber gern im klaren gewesen wäre. Noch mehr verlangte mich, den Grund des Miſsverhältnisses zu erfahren, das zwischen meinem Helden und dem berühmten Filosofen Eufrates vorgewaltet hatte. Denn wie war es möglich, daſs ein ehemahliger vertrauter Freund des Apollonius sein tödtlichster Feind werden konnte? und wie konnte dieſs einem Manne begegnen, wie Eufrates, dessen Nahmen ich nie anders als mit Ehrerbietung nennen gehört hatte, und der in dem allgemeinen Rufe stand, nicht nur unter den beredtesten und gelehrtesten, sondern selbst unter den edelsten und liebenswürdigsten Männern des Jahrhunderts, der ersten einer zu seyn.

Da die Tageshitze jetzt am gröſsten war, fand ich den alten Kymon auf der Nordseite der Felsenwohnung bey einem Brunnen sitzen, mit einer leichten Arbeit beschäftigt, die für ihn eine Art auszuruhen war. Ich säumte nicht, ihm mein Anliegen zu eröffnen, und daſs mich Apollonius an ihn gewiesen habe, um die Auflösung der besagten Räthsel von ihm zu erhalten. Der gefällige Alte war sogleich dazu bereit, und ertheilte mir, in seiner eben so verständigen als treuherzigen Manier, folgenden Bericht.

„Wenn du willst, Hegesias, so machen wir von Eufrates den Anfang. Du begreifst nicht, wie ein Mann von so vorzüglichen Eigenschaften erst ein vertrauter Freund, und zuletzt der tödtlichste Feind meines Herren habe seyn können. Ich würde es eben so wenig begreifen können, wenn es sich so verhielte: aber Damis, der immer mehr oder weniger sah als zu sehen war, hat die Sache auch hier übertrieben. Eufrates besaſs das Vertrauen meines Herren niemahls in einem besondern Grade. Er wurde zu Antiochia mit uns bekannt, und erklärte sich gar bald für einen warmen Verehrer des Apollonius. Unläugbar ist er ein Mann von nicht gemeinen Naturgaben; seine Gestalt ist edel, seine Gesichtsbildung offen und heiter, und sein ganzes Wesen hat etwas gefälliges und anziehendes, das ihn damahls um so mehr zu seinem Vortheil auszeichnete, da er in Grundsätzen, Kostum und Lebensweise den strengsten Stoicism profitierte. Wir andern waren alle von ihm eingenommen, und Apollonius fand keine Ursache, die angebotene Freundschaft eines so vorzüglichen und allgemein beliebten Mannes durch ein kaltes Betragen abzuschrecken. Er gestattete ihm freyen Zutritt, unterhielt sich gern mit ihm, sprach rühmlich von seinen Talenten, und empfahl ihn sogar dem nachmahligen Kaiser Vespasian, der damahls Statthalter in Ägypten war. Mehr brauchte es freylich nicht, um einen Damis glauben zu machen, daſs die vertrauteste Freundschaft zwischen ihnen herrsche. Aber so weit kam es nie. Mit welchem Enthusiasm sich auch jemand an meinen Herren anzudrängen oder anzuschmiegen suchte, immer wuſste er solche Leute unvermerkt so weit von sich entfernt zu halten als er für gut befand. Es war als ob er für jeden Menschen einen eigenen Zauberkreis um sich herum gezogen hätte, über den keiner hinüber könnte, dem er nicht selbst die Macht dazu gäbe. Ich hatte öfters Gelegenheit zu bemerken, wie sehr Eufrates sichs angelegen seyn lieſs ihm näher zu kommen, und durch welche feine Ausbeugungen Apollonius immer eine solche Stellung gegen ihn nahm, daſs die gleiche Distanz zwischen ihnen blieb. Ich gestehe dir, ich wurde begierig, die Ursache dieses mir unerklärbaren Benehmens zu erforschen, und glaubte meine Sachen gar schlau gemacht zu haben, indem ich an einem Abend, da ich allein mit meinem Herren war, und er sich mit mehr als gewöhnlicher Traulichkeit und guter Laune mit mir unterhielt, Gelegenheit nahm, eine Vergleichung zwischen dem berühmten Cyniker Demetrius, einem seiner vorzüglich begünstigten Freunde, und dem gemein sey, als in Europa die Gassensteine; und mehr brauchte es in einer Epoke, die an schwärmerischen, unternehmenden und nach neuen Dingen heiſshungrigen Menschen so fruchtbar war, nicht, um eine Menge exaltierter Köpfe zu wetteifernder Aufsuchung dieses goldnen Schlaraffenlandes anzureitzen. Durch die Schwierigkeiten des Abenteuers und die Menge derer, denen es miſslungen war, nur desto mehr angefeuert, unternahm es endlich im Jahr 1597 der berühmte Entdecker von Virginien, Sir Walther Raleigh, auch die Entdeckung von Eldorado zu versuchen; fand aber, nachdem er, den Oronoko - Strom hinauf, lange mit hartnäckigem Eifer gesucht, nichts, das seiner Erwartung entsprochen hätte. Um jedoch wenigstens den Auslachern nicht gewonnen zu geben, publicierte er nach seiner Zurückkunft eine Nachricht von Guyana, worin er nicht nur keck versichert, daſs dieses Land an Gold, edeln Steinen, Perlen, Balsam, Gewürzen, Zucker, Weihrauch, Baumwolle, Seide, und andern köstlichen Waaren — welche man von den Einwohnern gar leicht gegen Messer, Beile und Nürnberger Klempnerwaaren eintauschen könne — reicher als irgend eines in der Welt, und mit einer Menge groſser und prächtiger Städte angefüllt sey, sondern sogar von der Guyanischen Hauptstadt Manoa, als der gröſsten und mächtigsten Stadt in der ganzen neuen und alten Welt, und von einem Staat kriegerischer Amazonen, (von welchen er alles sagt, was die Alten von den Asiatischen und Europäischen Amazonen gefabelt haben) und von Völkern ohne Kopf, Eufrates, zum Vortheil des letztern anzustellen. Wozu diesen Umweg, guter Kymon? sagte mein Herr: frage mich lieber geradezu; denn ich sehe doch, daſs du gern wissen möchtest, warum ich zwey an Grundsätzen und Sitten einander so ähnliche Männer nicht mit gleichem Vertrauen behandle. Ich will dir die Ursache sagen. Beide sind in diesem Augenblicke wirklich was sie scheinen; aber der Grund, warum sie es sind, ist nicht derselbe, und der eine täuscht sich darüber selbst, da hingegen der andere mit sich selber im klaren ist. Eufrates denkt, spricht und lebt wie Antisthenes und Zeno, weil niedrige Herkunft und Dürftigkeit ihm keinen andern Weg offen lieſs, sich über die gemeinen Menschen zu erheben, und mit denen aus den obern Klassen gewisser Maſsen in gleicher Linie zu stehen. Die Übereinstimmung seines Lebens mit seinen Grundsätzen zeichnet ihn unter dem groſsen Haufen der Stoiker und Cyniker zu seinem Vortheil aus, und erwirbt ihm, zu der Gabe sich beliebt zu machen, noch die öffentliche Achtung. Aber im Grunde kennt Eufrates sich selbst nicht. Er hängt von der Meinung, welche andre Menschen von ihm haben, ab; er liebt das Vergnügen, und schielt mit geheimer Lüsternheit nach den Gegenständen seiner unfreywilligen Enthaltung. Wenn er nicht auf einem eben so üppigen Fuſse lebt als die meisten, denen das Glück die Mittel dazu gegeben hat, so liegt es, glaube mir, nicht an ihm. — Als mein Herr mir das alles sagte, hätte ich ihn gerne fragen mögen, woher er es wisse: aber ihn weiter zu fragen, nachdem er von einer Sache zu reden aufgehört hatte, getraute ich mir nicht; und es würde auch vergebens gewesen seyn, denn auf solche Fragen gab er keine Antwort. Allein wenige Jahre nachher zeigte sichs, wie richtig er den weisen Eufrates ins Auge gefaſst hatte. Eufrates kam, von der Zeit an, da mein Herr sich öffentlich als seinen Freund bewies, in immer gröſsern Ruf; er schlug nun seine Weisheitsbude bald in dieser bald in jener der ansehnlichsten Städte von Syrien, Ägypten und Asien auf, und bekam viele vornehme reiche Schüler, von denen er sich seinen Unterricht wohl bezahlen lieſs. Sein Ruhm und die Annehmlichkeit seines Umgangs öffneten ihm das Haus eines der vornehmsten und reichsten Römer in Syrien; er gewann die Zuneigung dieses Mannes, erhielt seine Tochter zur Ehe, und sah sich nun in eine Lage versetzt, die zu seiner natürlichen Sinnesart paſste. Der ehemahlige Stoiker, der mit einem Epiktet und Demetrius wetteiferte, wer am wenigsten bedürfe, stimmte nun seine Filosofie nach seinen Glücksumständen um, und verwandelte sich mit der gröſsten Leichtigkeit in einen eiteln, prachtliebenden und üppigen Aristipp. Mein Herr machte ihm Anfangs einige freundlich-ernste Vorstellungen über einen so auffallenden Widerspruch mit sich selbst: da sie aber fruchtlos blieben und sogar übel aufgenommen wurden, brach er plötzlich allen Umgang mit ihm ab. Wir verloren den Mann, der uns nichts mehr anging, eine lange Zeit aus den Augen, und erinnerten uns seiner nicht eher wieder, als da wir berichtet wurden, daſs Apollonius bey dem Kaiser Domizian heimlich als ein übelgesinnter, unruhiger und gefährlicher Mann angegeben worden, und daſs Eufrates durch seine Verbindungen in Rom die Seele dieser Kabale sey. Mein Herr hielt es seiner unwürdig, dem Urheber dieser Verleumdung nachzuspüren. „Ich kümmere mich nichts um unsichtbare Feinde,“ war alles was er sagte, da einige von uns von dieser Sache sprachen, und es wahrscheinlich fanden, daſs Eufrates die Hand im Spiele habe. — Und dieſs, Hegesias, ist alle Auskunft, die ich dir über die vorgebliche Feindschaft zwischen meinem Herren und diesem Filosofen nach der Welt geben kann.

„Was das Verschwinden aus dem Gerichtssahle des Kaisers und die plötzliche Erscheinung zu Puteoli betrifft, so hat es damit, meines Wissens, folgende Bewandtniſs. Der Befehl des Tyrannen, daſs Apollonius sich in Person vor ihm stellen und verantworten sollte, hatte die zahlreichen Anhänger und Freunde meines Herren in nicht geringe Unruhe gesetzt, und verschiedene geheime Verabredungen über die Maſsregeln, die man in jedem möglichen Falle zu nehmen hätte, veranlaſst. Wie viel indessen die widrigen Vorurtheile, die man dem Kaiser gegen ihn beygebracht, zu diesem Befehle beygetragen haben mochten, so scheint es doch, als ob die Neugier, einen Mann, von dem so viel unglaubliche Dinge erzählt und geglaubt wurden, von Person kennen zu lernen, wenigstens eben so viel Antheil daran gehabt habe. Gewiſs ist, daſs das erste Verhör einen so sonderbaren Eindruck in Domizians Einbildungskraft zurück lieſs, daſs er sich vor dem zweyten zu fürchten schien, und es daher lange genug aufschob, um unsern Freunden zu geheimen Verwendungen Zeit zu lassen. Sie fanden Mittel, einige Personen, die beym Kaiser wohl gelitten waren, zu gewinnen, und ihnen die Rolle beyzubringen, die sie zur Rettung eines ehrwürdigen und schuldlosen Greises zu spielen hätten. Die einen beschrieben ihm meinen Herrn als einen zwar schwärmerischen, aber harmlosen Menschensohn, der, wie alle Kappadozier, einen Sparren zu viel im Kopfe habe, und von dem sie ihm die lächerlichsten Histörchen zu erzählen wuſsten; andere begehrten dieſs zwar nicht zu läugnen, führten aber doch verschiedene glaubwürdige Thatsachen an, woraus man nichts andres schlieſsen könne, als er müsse sich wirklich im Besitz einiger magischer Künste befinden. Daſs diese geheimen Bearbeitungen des Kaisers, wobey man keine andere Absicht, als ihm die Zeit zu kürzen, merken lieſs, nicht ohne alle Wirkung geblieben waren, zeigte sich denen, die um das Geheimniſs wuſsten, beym zweyten Verhör ziemlich deutlich. Domizian versuchte verschiedene Töne, bald einen ironischen, um den Schwärmer warm zu machen, bald einen stolzen und drohenden, um dem Zauberer an den Puls zu fühlen; aber wer ihn kannte, merkte leicht, daſs es ihm mehr darum zu thun war, mit guter Art aus der Sache zu kommen, als einen Machtspruch zu thun, der zu seiner Beschämung ausfallen konnte, wenn der alte Magus ihm plötzlich mit einem Stückchen seiner Kunst aufgewartet hätte. Aber Apollonius behielt seine gewöhnliche unerschütterliche Ruhe; er beantwortete die unzusammenhängenden und verfänglichen Fragen des Kaisers in wenig Worten, bestimmt, geziemend, freymüthig und ohne die mindeste Verlegenheit. Könnt' es, dacht' ich damahls in mir selbst, auch nur einen Augenblick zweifelhaft seyn, wer von diesen beiden der Monarch zu seyn verdient? und ich glaubte denselben Gedanken in den Blicken aller Anwesenden zu lesen. Indessen schien Domizian eine Unbehäglichkeit zu fühlen, die er vergebens zu verbergen suchte; er eilte also dem tragischen Possenspiel ein Ende zu machen. Da weder Ankläger noch Zeugen gegen den Beschuldigten auftreten wollten, hingegen eine Menge wackerer Leute bereit waren, sich selbst für seine Unsträflichkeit und Rechtschaffenheit zu verbürgen, so brach er das Verhör plötzlich ab, und befahl den alten Mann wieder auf freyen Fuſs zu stellen, unter der Bedingung, daſs er Italien unverzüglich verlassen, und sich wohl hüten sollte, zu keiner neuen Klage mehr Gelegenheit zu geben. Er fügte, wie es schien, eine Drohung hinzu, die ich vor dem frohen Gemurmel, das sich bey der Freysprechung meines Herren in der ganzen Versammlung erhob, nicht verstehen konnte. Das Gerücht, als ob Apollonius aus dem Sahl verschwunden sey, war nicht ohne allen Schein; denn er wurde von seinen Freunden mit einer solchen Geschwindigkeit die Treppe des Richthauses hinab getragen, in den schon für ihn bereit stehenden Wagen gesetzt und aus Rom davon geführt, daſs ich mir selbst nicht sagen konnte, wie es zugegangen, daſs ich mich an seiner Seite auf der Straſse nach Neapolis befand. Die Furcht Aufsehen zu erregen erlaubte zwar keinem seiner Anhänger uns zu begleiten; wir fanden aber alle zwey Stunden frische Pferde bereit, und reiseten so schnell, daſs wir um die sechste Stunde des dritten Tages Puteoli erreichten, wo Damis mit zwey andern, die uns nach Italien gefolgt waren, wider seinen Willen bey unserm Freunde Demetrius zurück bleiben muſste, weil mein Herr von mir allein begleitet seyn wollte, als er nach Rom zum Verhör abging. Dem armen Niniviten war die Zeit indessen sehr lang geworden; er hatte, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, in allen Tempeln und Kapellen zu Puteoli und in der ganzen Gegend täglich Opfer für die Erhaltung seines geliebten Meisters gebracht, und, wiewohl, seiner Rechnung nach, alles schon hätte entschieden seyn sollen, und das längere Ausbleiben desselben ein böses Zeichen schien, sich an die erhaltene Versicherung, daſs er ihn in kurzem wieder sehen würde, wie ein Schiffbrüchiger an ein Bret, fest angeklammert.

Diesen Morgen hatte er, nicht weit von der Stadt, seine Andacht in einer alten, halb verfallenen Kapelle, die den Nymfen des wasserreichen Orts gewidmet war, verrichtet, und saſs eben, schwer bekümmert um das Schicksal des zu lange Zögernden, mit Demetrius am Rand eines Brunnens, als ihm auf einmahl die Gestalt des aus dem umgebenden Gebüsche heraus tretenden Apollonius in die Augen fiel. Er that einen lauten Schrey, lief hastig auf die Gestalt zu, schwankte aber vor Schrecken zusammen fahrend wieder zurück, weil ihn der Gedanke wie ein Blitz traf, daſs es wohl nur der Geist des Apollonius seyn könnte. Da ihn aber dieser bey der Hand ergriff und freundlich grüſste, faſste er sich schnell wieder, und sagte, im Taumel seiner Freude vielleicht selbst nicht wissend was er sagte: Ists möglich? Bist du es selbst, Apollonius? Wo kommst du uns so plötzlich her? — Aus dem Richthause Domizians, antwortete mein Herr; ich habe dir Wort gehalten, wie du siehest. Damis, den die Sache selbst ohne ein Wunder nicht halb so glücklich gemacht hätte, nahm die Worte des Meisters im buchstäblichen Sinn, und fand nichts natürlicher, als daſs Apollonius vor wenig Augenblicken aus Rom verschwunden und nun auf einmahl zu Puteoli sey. Wenn der Skythe Abaris auf einem bezauberten Pfeile die gröſsten Reisen durch die Luft machen konnte, warum sollte sich ein so göttergleicher Mann als Apollonius nicht wie durch einen Pfeilschuſs von Rom an die Küste von Kampanien versetzen können? Mein Herr nahm jetzt, ohne sich mit Damis weiter einzulassen, seinen Freund Demetrius auf die Seite, vermuthlich um ihm zu erzählen, was zu Rom vorgegangen war, und die Anstalten zu seiner Rückreise über Syrakus und Korinth mit ihm abzureden. Da nun Damis indessen mir zufiel, zeigte sichs bald, was für eine lächerliche Einbildung er sich in den Kopf gesetzt hatte; aber ich konnt' es nicht über mich gewinnen, ihm einen Irrthum zu benehmen, wobey er so glücklich war. Denn wer ihn um ein Wunder ärmer machte, beging einen Raub an ihm, den die Wahrheit ihm nicht ersetzen konnte. Du kannst dir nun, denke ich, nach dieser neuen Probe, wie der wunderlustige Mensch in solchen Fällen zu verfahren pflegte, leicht erklären, was es mit dem andern Wunder für eine Bewandtniſs haben mochte. Apollonius befand sich zu Efesus, als Domizian von Parthenius und seinen Gehülfen ermordet wurde. Wer in so wenig Augenblicken (wie Damis glaubte) eine Reise von mehr als sechzig Stunden durch die Luft machen kann, kann auch wohl von Efesus aus sehen, was zu Rom in der Schlafkammer des Kaisers vorgeht. Aber allen Mährchen, wie ungereimt sie seyn mögen, liegt immer etwas Wahres zum Grunde. Mein Herr wich, in den drey letzten Jahren, die er unter den Menschen lebte, von seiner vormahligen Gewohnheit, sich selten in Gesellschaften und an öffentlichen Orten sehen zu lassen, ab, und theilte sich, gleichsam zum Abschied, mit der gröſsten Gefälligkeit allen mit, die ihn zu sehen oder reden zu hören wünschten. Nun traf sichs, daſs er gerade um die Stunde, da Domizian aus dem Wege geräumt wurde, unter einer der Hallen des Dianentempels ſaſs, von einem vermischten Kreise von Bekannten und Fremden umgeben, mit denen er sich unterhielt. Er wuſste um die Verschwörung, und man hatte ihm sogar den Tag, an welchem sie ausbrechen sollte, zu wissen gethan, wiewohl die That zufälliger Weise um einige Tage beschleuniget wurde. Durch eine eben so zufällige Veranlassung fiel ihm auf einmahl ein, was jetzt vermuthlich zu Rom im kaiserlichen Pallast vorgehe, oder bereits vorgegangen sey; und die Sache stellte sich seiner Fantasie so lebhaft vor, daſs er plötzlich im Reden inne hielt, und, während die Augen aller Anwesenden mit erwartender Verwunderung auf ihn geheftet waren, mit starrem Blick, wie von einer plötzlichen Vision empor welche Augen, Nase und Mund auf der Brust haben, und von den Bergen Kassipagotos, die den See Kassipa umgeben und ganz aus gediegenem Golde bestehen — als von Dingen spricht, die er zwar nicht selbst gesehen habe, in deren Wirklichkeit er aber nicht den mindesten Zweifel setze. Und so gewiſs konnte man sich damahls auch für die ungereimtesten und handgreiflichsten Lügen, wenn sie nur aus der neuen Welt kamen, Aufmerksamkeit und Glauben versprechen, daſs schon im Jahre 1599 zu Nürnberg eine Lateinische Übersetzung dieses — Anhangs zu Lucians wahrer Geschichte, mit einer sehr ernstlichen Schutz- und Trutz-Vorrede, und einer topografischen Karte von Jodokus Hondt, heraus kam, auf welcher letztern sonderlich die groſse Metropolis Manoa, die Amazonen, und die Männer ohne Kopf (die auch auf der Titel-Vignette zu sehen sind) gar stattlich figurieren, und durch unmittelbare Anschauung von ihrem Daseyn überzeugen.

4) wenn wir dereinst nach Lampedusen u. s. w.

„Ich wurde verdrieſslich, (läſst Diderot seinen Enthusiasten Dorval in den Dialogen hinter dem *Fils naturel* sagen) wenn ich in die Komödie ging, und den Nutzen, den man von dem Schauplatze ziehen könnte, mit der wenigen Aufmerksamkeit verglich, die man anwendet, gute Schauspieler zu bilden. O meine Freunde, rief ich dann aus, wenn wir jemahls nach Lampeduse ziehen, um fern vom festen Lande, mitten in den Wogen des Meegezogen, in die Luft hinaus schaute. Nach einer kleinen Weile fand er sich wieder zu Efesus bey seiner Gesellschaft, und sagte mit dem Ton eines Augenzeugen: In dieser Stunde stirbt ein Tyrann, dessen Tod eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht ist. — Und nun fuhr er ruhig in seiner vorigen Rede fort, und aus Ehrerbietung wagte es niemand, eine nähere Erklärung von ihm zu verlangen; auch war es überflüssig, denn jedermann verstand ihn, und die meisten nahmen es für etwas ausgemachtes, daſs Domizian nicht mehr lebe. Nach einigen Tagen kam die Nachricht, der Autokrator sey, zwar etliche Tage eher, aber doch um dieselbe Stunde, welche mein Herr angegeben hatte, ermordet worden; und nun verbreitete sich in kurzem ein Gerücht, Apollonius habe dieses Ereigniſs in der nehmlichen Stunde, da es in Rom vorgegangen, zu Efesus in einem Gesichte gesehen, und einer groſsen Menge Volks öffentlich angekündigt. Einige versicherten sogar, er habe die Verschwornen bey ihrem Nahmen genannt, und durch seinen Zuruf angefeuert, und folgerten daraus, seine Seele sey in demselben Augenblick wirklich in das Schlafgemach des Kaisers verzückt und ein mitwirkender Augenzeuge der That gewesen; und da dieser Umstand das Wunderbare der Sache beträchtlich erhöhte, so war es natürlich, daſs Damis ihn in seine Erzählung aufnahm, indem er sich (seiner Gewohnheit nach) das Ansehen giebt, als ob er selbst dabey gewesen sey, wiewohl ich dich versichern kann, daſs er nicht zugegen war."

Diese Begebenheit, sagte ich, ist, auch so wie Du sie erzählst, Kymon, noch immer auſserordentlich genug. — Das sollt' ich kaum denken, versetzte er: es geschieht doch wohl öfters, daſs Personen von lebhafter Einbildungskraft — zumahl solche, denen Stand, Ansehen oder Alter eine Art von Vorrecht giebt, es nicht so genau mit sich selbst zu nehmen — mitten in einem Diskurs inne halten, weil ihnen eine Vorstellung oder ein Gedanke in den Wurf kommt, der sie gleichsam auf die Seite zieht, und, indem er sich ihrer Aufmerksamkeit unfreywillig bemächtigt, sie einige Augenblicke vergessen macht, daſs sie nicht allein sind; was um so leichter geschehen kann, wenn sichs gerade trifft, daſs ihr Gemüth von dieser Vorstellung voll, oder mit diesem Gedanken innerlich sehr beschäftigt ist. — „Aber das Zutreffen der Stunde?" — War eben so zufällig als daſs der Tag nicht zutraf, erwiederte Kymon; wenigstens war Apollonius selbst dieser Meinung, und fand an der ganzen Sache nichts merkwürdig, als daſs sie zu einem neuen Beyspiel dienen könne, wie leicht es sey die Menschen zu täuschen, da sie beynahe alle mit einer so groſsen Anlage und Neigung sich täuschen zu lassen, behaftet sind, daſs sie, wenn kein andrer sich über sie erbarmen will, sich lieber selbst hintergehen, und, wie die kleinen Mädchen, lieber das nächste beste Holz zum Wickelkinde machen, und liebkosend auf den Armen herum tragen, als ohne Kind seyn wollen.

II.

Ich müſste mich sehr irren, lieber Timagenes, wenn mein Agathodämon dir durch alles, was du bisher von ihm gesehen und gehört hast, nicht so lieb geworden wäre, daſs du schwerlich irgend etwas, das sich aus meinem dreytägigen Aufenthalt bey ihm in meinem Gedächtniſs erhalten hat, deiner Aufmerksamkeit unwürdig finden wirst. In dieser Voraussetzung fahre ich fort, dir von den Unterredungen Rechenschaft zu geben, womit wir, nachdem unser Pythagorisches Mahl vorüber war, den Rest des Tages zubrachten.

Ich erinnere mich nicht mehr, aus welchem Anlaſs Kymon der alten Wahrnehmung erwähnte, daſs viele Menschen nicht nur in dem Bau der festen Theile des Kopfs und Angesichts, sondern selbst in dem Gesammtausdruck der beweglichen Theile, besonders der

Augen und des Mundes, eine mehr oder weniger auffallende Ähnlichkeit mit gewissen Thierarten zu haben scheinen. —

Ich glaube, sagte Apollonius, diese Bemerkung gelte — zwar nicht von allen, (was ich keineswegs behaupten möchte) doch gewiſs von den meisten Menschen. Gewöhnlich wird sie freylich nur an solchen gemacht, an denen diese Ähnlichkeit stark in die Augen fällt: aber, wer alle ihm vorkommende Personen in dieser Rücksicht scharf und genau beobachten wollte, vorausgesetzt daſs er auch alle bekannten Arten von Luft - Land - und Wasserthieren fysionomisch studiert hätte, würde vielleicht nur wenige Ausnahmen von der allgemeinen Regel finden.

Sollte dieſs, versetzte Kymon, nicht für Bestätigung einer Hypothese gelten, die ich einst einen Schüler des Anaxilaus, als eine Lehre dieses bekannten Pythagoräers behaupten hörte: „Die Seelen der Thiere würden durch Versetzung in menschliche Leiber zu Menschenseelen veredelt, und so der Verlust, den unsre Gattung durch den Tod der Einzelnen erleide, aus dem Thiergeschlechte wieder ersetzt."

Dieſs anzunehmen müſsten wohl andere Gründe vorhanden seyn, — sagte ich, um doch bey diesem Gespräche nicht eine ganz stumme Person vorzustellen: denn aus der Ähnlichkeit zwischen gewissen menschlichen mit gewissen thierischen Fysionomien scheint höchstens einige Ähnlichkeit in der Sinnesart gefolgert werden zu können. Überdieſs müſste man, um zu erklären, warum z. B. die Seele eines ehemahligen Schafs dem menschlichen Embryo, von welchem sie Besitz nimmt, eine schafsmäſsige Gesichtsbildung gebe, annehmen, daſs die Seele einen unmittelbaren fysischen Einfluſs in die Bildung ihres Körpers habe, und also eine plastische Kraft besitze, deren sie sich nicht bewuſst ist, und von welcher es sehr schwer seyn dürfte, sich einen klaren Begriff zu machen.

Die Hypothese des Anaxilaus, oder wer ihr Erfinder seyn mag, (denn sie scheint weit älter zu seyn als er) ist eine von denen, (sagte Apollonius) auf welche man verfällt, und beynahe verfallen muſs, wenn man sich zwey oder drey sehr kurze, aber sehr räthselhafte Fragen beantworten will, deren kein denkender Mensch sich immer entschlagen kann, und auf welche, wie nahe sie uns auch angehen, noch niemand eine befriedigende Antwort gefunden hat. Wer bin ich? — Woher kam ich? — Was wird aus mir werden? — Das, was ich meine

Seele nenne, macht mich, in einer gewissen Verbindung mit dem Körper, den ich gern oder ungern für den meinigen erkennen muſs, zu dem Wesen, das man einen Menschen nennt: aber ich war nicht immer was ich jetzt bin; ich war ein junger Mann, ein Jüngling, ein Kind, ein Embryo; was war ich vorher? — „Gar nichts?“ — Wie kann Nichts zu Etwas werden? — Formen, Gestalten, Zusammensetzungen, können entstehen, weil der Stoff dazu vorhanden ist. Damit Etwas werde, muſs Etwas seyn. Was ich jetzt bin, kann nicht mein eigentliches Ich seyn, sonst wäre Ich vor sechs und neunzig Jahren Nichts gewesen. Was ich jetzt bin, ist also eine bloſse Form meines Ichs, und ich war schon vorher unter irgend einer andern Form vorhanden. Daſs ich der Natur angehöre, ist klar. In der Natur hängt alles genau zusammen; sie kennt keine Lücken und macht keine Sprünge. Was ich unmittelbar vorher war, muſs also mit dem, was ich jetzt bin, so viele Ähnlichkeit gehabt haben, als der gewöhnliche, ordentliche Gang der Natur erfordert. Ich war also nur eine unvollkommnere Art von Menschen. Und vorher, eh' ich dieſs ward, was war ich? Allem Ansehen nach giebt es in der Menschheit mehrere Abstufungen, als man gemeiniglich glaubt. Angenommen also daſs ich von der untersten Stufe ausgegangen, was war ich vorher? Die Klasse von Wesen, die wir Thiere nennen, und von deren wahrer Beschaffenheit wir noch sehr wenig echte Kenntniſs haben, enthält vermuthlich eine noch gröſsere Anzahl von Abstufungen als die Menschheit. Ich habe also auch diese durchwandern müssen, bevor ich ein Mensch werden konnte. — Da haben wir also die Lehre des Anaxilaus, und, wie es scheint, ziemlich fest gegründet. Oder dünkt dich nicht, Hegesias, daſs Anaxilaus ungefähr so räsonnieren muſste?

ICH. Sehr wahrscheinlich. Aber unglücklicher Weise kommt die erste Frage, was war ich vorher? immer wieder. Daſs unsre Erdkugel vor irgend einem uralten Zeitpunkte unbewohnbar war, und es dereinst, wenn auch erst in vielen Jahrtausenden, wieder werden wird, ist bis zur Gewiſsheit wahrscheinlich. Das letztere rettet unsre Hypothese von einem Einwurf, der, wie mich dünkt, sonst unbeantwortbar wäre. Denn, wenn die Erde so wie sie ist, immer dauerte, woher sollten sich sowohl die menschliche als die thierischen Gattungen zuletzt ersetzen können? Die Zahl der Individuen, wie groſs man sie auch annehmen will, muſs am Ende doch bestimmt seyn, und also endlich erschöpft werden.

APOLLONIUS. Und sobald sich dieſs ereignet, muſs, durch eine nothwendige Folge, auch die groſse Revoluzion mit der Erde vorgehen, die du ihr weissagst. Wenn sie keine Bewohner mehr hat, wird sie in kurzer Zeit auch unbewohnbar werden, und so bedarf es dann keiner Ersetzung der Abgegangnen.

ICH. Wenn also auch jener Einwurf wegfällt, so sehe ich doch nicht, was Anaxilaus auf die Frage antworten kann, was er gewesen sey, bevor es noch Thiere auf der Erde gab.

KYMON. Vermuthlich eine Pflanze. Versichert uns doch schon der berühmte Empedokles, daſs er ein Strauch gewesen sey, bevor er, nach und nach, Fisch, Vogel, Mädchen und endlich Knabe geworden. Aber freylich wird sich Hegesias damit nicht abfertigen lassen, und die Freunde dieser Art von Seelenwanderung werden sich genöthigt finden, die armen Menschenseelen durch das ganze Mineral- und Steinreich durchzuführen, und sie endlich, wenn sie nicht mehr weiter können, sogar in Gestalt der einfachsten Elemente in einen ewigen Schlaf zu versenken, der vor dem Nichtseyn wenig voraus hat, und aus welchem sie, begreiflicher Weise, nie erwachen können.

ICH. Für diese letzte Schwierigkeit könnten unsre Metempsychosisten wohl noch Rath schaffen. Die Elemente können doch nicht ohne Kraft, und eine Kraft nicht ohne Streben gedacht werden. Sie streben also so lange, bis sie aus dem tiefsten Schlummer zu einem leichtern, und aus diesem endlich zum animalischen Leben erwachen.

KYMON. Was nennst du den tiefsten Schlummer? Vermuthlich den, unter welchem sich kein tieferer denken läſst? Was war ich also, bevor ich in dem tiefsten Schlummer lag, in welchem noch ein Streben möglich ist?

ICH. Ich sehe wohl, daſs Anaxilaus, um eine so beschwerliche Frage zum Schweigen zu bringen, die Planeten zu Hülfe rufen, und unsre Seelen, bevor sie ihre Migrazionen auf der Erde beginnen, vorher auf unzählige, uns unbekannte Arten, in andern Weltkörpern existieren lassen muſs.

KYMON. Du denkst dich, wie ich merke, hinter die Wörter unzählig und unbekannt zu bergen; aber sie werden dir wenig helfen. Ich erlaube dir, die Anzahl dieser, uns zwar unbekannten, aber an ihrem Orte sehr wohl bekannten Arten von Existenz so groſs anzunehmen als du willst, immer bleibt es eine bestimmte Anzahl. Ich erlaube dir sogar, unsre Seelen alle mögliche Planeten und Sonnen, wären ihrer auch so viele als des Sandes am Meer und der Wassertropfen im Ocean, rückwärts durchwandern zu lassen; meine alte Frage, was, war ich vorher? ist immer wieder da, und ich sehe nicht, wie wir uns vor ihr retten können.

APOLLONIUS. Das schlimmste ist, daſs die andre Frage, die noch auf uns wartet, und an deren Beantwortung uns im Grunde weit mehr gelegen ist, dem guten Anaxilaus, und in der That einem jeden andern, der sich auf sie einlassen wollte, nicht weniger zu schaffen machen wird: „Was wird aus uns werden, wenn wir aufhören die Menschen zu seyn, die wir jetzt sind?“ Denn wie oft wir auch in andere menschliche Leiber wandern möchten, endlich muſs es doch ein Ende nehmen, oder wir müſsten uns überreden können, die Natur, die uns vorher aus einem Zustande, worin wir uns selbst kaum dunkel fühlten, von Stufe zu Stufe bis zur Menschheit hinauf geführt hatte, habe es bloſs gethan um ihren res, ein kleines Völkchen von Glücklichen zu stiften, so sollen die Schauspieler unsre Prediger seyn, u. s. w. Alle Völker haben ihren Sabbat; wir wollen den unsrigen auch haben. An diesen festlichen Tagen wollen wir uns eine schöne Tragödie vorstellen lassen, die uns die Leidenschaften fürchten lehre, eine gute Komödie, die uns in unsern Pflichten unterweise und uns Geschmack an selbigen einflöſse." — Lampeduse, oder eigentlicher Lampadosa, ist übrigens eine sehr kleine, unbewohnte und kaum bewohnbare Insel zwischen Sicilien und Afrika, wo die filosofische Kolonie, welche Dorval dahin führen will, groſse Mühe haben wird, glücklich zu seyn, oder es wenigstens nicht anders als unter so magern Bedingungen seyn wird, daſs die Leidenschaften, denen er durch seine schönen Tragödien zuvorkommen will, entweder gar nicht hervor keimen, oder doch aus Mangel an Nahrung, gar bald wieder von selbst erlöschen, und seine Prediger also nicht viel zu thun finden werden.

5) Der Geist *Capriccio* —

— Ille ciens animos et pectora versans
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus,
Ignotum Latio nomen; pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus, ante alios Musis gratissimus hospes —

wie P. Ceva diesen Geist, den er mit Recht der Fröhlichkeit zum Gefährten giebt, karakterisiert. S. den 43sten in Bodmers neuen kritischen Briefen. Zürch 1749.

Scherz mit uns zu treiben, und verdamme uns nun, da unsre Vervollkommlichkeit auſser Zweifel ist, zu dem traurigen Loos, uns in dem groſsen Rade der menschlichen Thorheiten und Armseligkeiten, wie Sklaven in einer Mühle, ewig herum zu treiben. Es muſs also ein Zeitpunkt kommen, wo wir in eine vollkommnere Klasse von Wesen übergehen. Ob mit oder ohne einen Körper, mit oder ohne Bewuſstseyn dessen, was wir waren, davon soll jetzt nicht die Rede seyn. Ich frage nur: Was wird aus uns werden, wenn wir die höchste Stufe von Vollkommenheit erreicht haben, zu der wir uns, vermöge unsrer eingeschränkten Natur erheben können?

ICH. Unsre Schranken werden sich erweitern, je vollkommner wir werden, und mit jeder Stufe, die wir erstiegen haben, werden sich höhere zeigen, die noch zu ersteigen sind.

APOLLONIUS. Aber ob wir sie ersteigen können?

ICH. Warum nicht? Wer Kraft genug hatte, so hoch zu steigen, hat wohl auch so viel, noch höher zu steigen.

APOLLONIUS. Das ist so ausgemacht nicht. Ein beschränktes Wesen kann nicht über eine gewisse Linie hinaus, welche das höchste Maſs seiner Empfänglichkeit und Thätigkeit ist; darin eben besteht seine Beschränktheit. Doch ich will mich bey diesem Einwurf nicht aufhalten. Du nimmst also keine höchste Stufe an?

ICH. Wie könnte ichs? Denn da würdest du fragen: was nun, wenn wir sie erreicht hätten, aus uns werden sollte, und was hätte ich dir da zu antworten? Ewig auf ihr stille zu stehen, wäre eben so unmöglich, als höher zu steigen; es bliebe uns also nichts übrig, als das alberne Geschäft, wieder so tief herab zu steigen, als wir hoch empor gestiegen wären. Ich sage demnach, die höchste Stufe ist es nur in Vergleichung mit einer viel niedrigern, aus welcher sie erblickt wird; es giebt immer eine noch höhere.

APOLLONIUS. Kannst du dir eine Leiter ohne Anfang und ohne Ende denken?

ICH stutzte, und bedachte mich, was hierauf zu sagen wäre. Apollonius wartete einige Augenblicke, und fuhr dann fort.

APOLLONIUS. Es ist wirklich etwas bemerkenswerthes an der sonderbaren Art, wie wir uns selbst zu täuschen suchen, um uns eine Vorstellung vom Unendlichen zu machen; was doch eben so unmöglich ist, als das groſse Weltmeer in eine Trinkschale zu schöpfen. Wir denken uns unser Leben als eine schmale Landzunge zwischen zweyen Unendlichkeiten, deren eine hinter uns, die andere vor uns grenzenlos ausgedehnt liegt. Die eine ist freylich so unendlich als die andere, aber unsre Vorstellungsart macht einen beträchtlichen Unterschied zwischen ihnen. Wie sehr wir uns auch anstrengen, uns ein Ding ohne Anfang vorzustellen, es ist uns unmöglich; wie weit wir auch Raum und Zeit zurück rücken, immer fühlen wir uns genöthiget, irgendwo einen Punkt anzunehmen, wo die Dinge angefangen haben; und da es im Unendlichen gleich viel ist, wo wir den Punkt hin setzen, so nehmen wir ihn, der Bequemlichkeit wegen, lieber nah, damit wir nicht gar zu weit rückwärts zu gehen haben. Daher kommt es, daſs die Ägypter und Indier, die den Anfang der Welt am weitesten zurück setzen, doch nicht über einige hundert tausend Jahre hinaus gehen, wiewohl sie dadurch kein gröſseres Stück vom Unendlichen abgeschnitten haben, als diejenigen, die ihr eine Dauer von vier oder fünf tausend Jahren geben. Im Unendlichen vor uns hingegen bewegt sich unsre Einbildung viel leichter und gemächlicher;

und wiewohl wir von Zeit zu Zeit Halt zu machen und auszuruhen genöthigt sind, so geschieht es doch nicht, um stehen zu bleiben; wir setzen die Reise immer fort, finden nichts natürlicher, als daſs das Unendliche — kein Ende nimmt, und sind wohl mit uns selbst zufrieden, indem wir uns einbilden, eine Reihe von Zuständen oder Stufen einer immer vollkommnern Existenz denken zu können, die nie aufhört, weil der gegenwärtige Zustand immer der Keim eines folgenden ist; und, ob wir gleich weder Lust noch Muſse haben, auf dieser Leiter, deren Haupt sich im Unendlichen, wie in einem dunkeln Gewölke, verbirgt, in Gedanken immer fortzusteigen, so genüget uns doch schon an der dunkeln Vorstellung, daſs es nur von uns abhängt, so lange weiter zu steigen als uns beliebt. Der Grund der Täuschung in dieser Vorstellungsart liegt, däucht mich, darin, daſs wir bey allem, was wir zählen oder messen, mit Eins anzufangen genöthigt sind, hingegen keine Zahl und kein Maſs so groſs ist, daſs nicht immer noch etwas hinzu gesetzt werden könnte. Wie kindisch es auch immer ist, unsre gewohnte Art zu messen und zu zählen auf das Unendliche anzuwenden, so kann sich unsre Einbildungskraft doch nicht anders helfen. Daher kommt es, daſs, wenn wir auch dem Chaos, als der Materie des Weltalls, ein ewiges Daseyn zuschreiben, wir uns doch die Gestaltung und Organisierung dieses Urstoffs, wodurch er das wird, was wir die Welt nennen, nothwendig als in der Zeit geschehen vorstellen. Wir nehmen ein ewiges Chaos an, weil es uns unmöglich ist zu denken, daſs die Welt aus Nichts entstanden, d. i. daſs Nichts — Etwas geworden sey: aber der Welt geben wir einen Anfang, aus eben dem Grunde, warum wir entweder ein erstes Ey, oder eine erste Henne annehmen müssen, weil wir uns rückwärts keine unendliche Reihe von aus einander entwickelten Eyern und Hennen vorstellen können. Aber können wir das vorwärts etwa besser? Man bildet sichs ein, weil man in dem letzten Ey schon wieder die künftige Henne sieht, die in einem neuen Ey eine neue Henne legen wird, und weil man dieses Spiel ohne Mühe so lange fortsetzen kann als man will: aber es ist eine bloſse und ziemlich grobe Täuschung, wenn wir uns eine unendliche Folge von künftigen Eyern und Hennen leichter einzubilden glauben als eine vergangene; indem es mit der letztern völlig die nehmliche Bewandtniſs hat, und, es sey nun daſs man bey der Henne oder beym Ey anfange, das Ey immer eine Henne und die Henne immer ein Ey voraussetzt, und wir diese Operazion der Einbildung eben so leicht und eben so lange rückwärts fortsetzen können als vorwärts, ohne durch etwas andres als unsre Ermüdung genöthigt zu werden, das Spiel endlich aufzugeben. Es ist, wie gesagt, etwas kindisches in diesen popularen Vorstellungen, das eben darin liegt, daſs man das Unmeſsbare messen und das Unbegreifliche begreifen will; ein Versuch, der dem tiefſinnigsten Denker nicht besser gelingen kann, als dem schwächsten Kopfe. Den höchsten Versuch in dieser Art, den ich kenne, machte der groſse Ägyptische Hermes, da er das Unendliche einen Zirkel nannte, dessen Mittelpunkt allenthalben und dessen Umkreis nirgends ist. Die Einbildungskraft erschrickt vor diesem Gedanken, wenn es anders ein Gedanke heiſsen kann; denn was ist ein Zirkel, der aus lauter Mittelpunkten besteht und keinen Umkreis hat?

KYMON. Ich will mirs gefallen lassen, wenn ihr über mich lachet; aber ich gestehe, daſs ich etwas unbeschreiblich Erhabenes in diesem undenkbar scheinenden Bilde finde. Wenn ich auf der Spitze des Ida stehe, übersehe ich einen groſsen Raum, aber er ist vom Horizont umgrenzt; ich umfliege in Gedanken die ganze Erde, schwinge mich von ihr in den Mond auf, erhebe mich vom Mond bis zur Sonne; der Raum um mich her wird immer ungeheurer, und doch hat er immer noch einen Umkreis. Nun ergreift mich der göttliche Hermes, und stürzt sich mit mir ins Unendliche. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes eile ich ohne Stillstand von einem Stern, von einem Himmel zum andern, und sehe keinen Umkreis; der täuschende Horizont, in dem ich vorher mich eingeschlossen wähnte, ist verschwunden; in jedem Punkte meines rastlosen Flugs bin ich im Mittelpunkt eines Kreises, der sich mit jedem Augenblick erweitert; vergebens suche ich einen letzten Umkreis, der diese ungeheuern Räume einschlieſse; Millionen Sonnen könnten nach und nach erlöschen und Millionen neue Himmel um mich her entstehen, und ich flöge immer noch, ohne aus der Mitte des immer weiter sich ausdehnenden Kreises heraus zu kommen. Endlich ermattet meine Fantasie; der vergebliche Flug hat ihre Kraft erschöpft, ich versinke und verliere mich im Unendlichen wie ein Wassertropfen im Ocean.

Während Kymon dieſs mit Begeisterung sprach, heftete Apollonius einen Blick voll Wohlgefallen und Liebe auf das glänzende Gesicht des Alten, und, da er zu reden aufgehört, drückte er ihm die Hand und sagte: **Dieſs** war es, guter Kymon, und war **alles**, was Hermes mit seinem Zirkel ohne Umkreis wollte. Dein gerader Sinn hat ihn sogleich gefaſst, und wehe dem Sofisten, der dich mit seiner Logik darüber schikanieren wollte! Dieſs angestrengte vergebliche Streben, und zuletzt dieſs Verlieren unser selbst in dem alles hervorbringenden und alles verschlingenden Unendlichen, — dieſs ist die einzige Art, wie Wesen unserer Gattung — nicht zum Begriff, aber zu einem dunkeln, die ganze Seele ausfüllenden Gefühl desselben sich erheben können; einem Gefühl, das mehr werth ist, als die subtilste Worterklärung des trocknen Dialektikers, der uns Rechenpfennige für Münze, und Worte für Sachen giebt. Indessen sollte das Unvermögen, uns über die selbst schon grenzenlose und bloſs durch die Unzulänglichkeit unsrer Organe beschränkte Sinnenwelt bis zum wirklichen Anschauen des Ewigen, Nothwendigen und selbstständigen Unendlichen aufzuschwingen, — denn, was wir davon sehen, sind (wie Plato zuerst so richtig sah, oder sagte) doch nur zurück geworfene Schattenbilder von Ideen, — billig, sage ich, sollte dieses Unvermögen uns lehren, daſs der Umkreis der Menschheit und ihrer so mannigfaltigen und wichtigen Angelegenheiten der wahre, unsern Kräften angemessene Wirkungskreis ist, den die Natur uns angewiesen hat, und auf den wir uns um so mehr beschränken sollten, da selbst der geringste dieser Gegenstände einen beträchtlichen, und so viele einen entscheidenden Einfluſs auf das Wohl oder Weh des Menschengeschlechtes haben. Die groſsen Aufgaben: „Was ist der Mensch in der gegenwärtigen Periode seines Daseyns? Welches sind seine Kräfte und Anlagen? Wie und wozu hat er sie zu gebrauchen? Was soll er hierseyn? Was kann er hier werden? Zu welcher Vollkommenheit könnte er schon in diesem Leben gelangen, wenn er die Mittel kennen und richtig anwenden lernte, die ihm dazu gegeben sind?" — Diese Aufgaben, die sich wieder in unzählige andere auflösen, sind so ganz für uns gemacht, und geben uns so viel zu schaffen, daſs ich nicht sehe, wo wir Zeit hernehmen wollen, uns um Dinge zu bekümmern, die wir eben darum, weil sie uns unerreichbar sind, mit gutem Fug als uns nichts angehend betrachten dürften.

ICH. So gewiſs dieſs ist, so scheint es doch nicht in unserer Gewalt zu seyn, uns eines von Zeit zu Zeit tief aus unserm Innern aufsteigenden Verlangens, „zu wissen, woher wir kommen und wohin wir gehen," gänzlich zu entschlagen. Dieses Verlangen scheint zu billig zu seyn, als daſs seine Nichtbefriedigung uns nicht beunruhigen, und zu natürlich, als daſs uns so schlechterdings jeder Weg zu seiner Befriedigung versperrt seyn sollte.

APOLLONIUS. Um dir meine Meinung frey zu sagen, so dünkt mich die erste dieser Fragen die zweckloseste von allen, die der grübelnde Vorwitz jemahls aufgeworfen hat. Ich dächte, wir könnten zufrieden seyn, daſs wir da sind, und brauchten uns den Gedanken, woher wir kommen und was wir ehemahls waren, um so weniger anfechten zu lassen, da es uns nichts helfen könnte wenn wirs wüſsten. Nur das was ich bin, seitdem ich diese Person bin, betrifft mich; nur diese Person macht mein Ich aus, und in so fern kann ich richtig sagen: bevor ich der Mensch war, der ich in meinem gegenwärtigen Leben wurde, war ich noch gar nicht. Wäre ich schon gewesen, so müſste ich mir dessen bewuſst seyn; oder wäre ich zwar schon unter irgend einer andern Gestalt da gewesen, könnte mich aber dessen auf keine Weise erinnern, so wär' es für mich eben so viel, als ob ich nicht gewesen wäre; so wie eine vom Wahnsinn wieder hergestellte Person die Tage oder Jahre ihres Wahnsinns von ihrem Leben abrechnen muſs. — Mit der andern Frage: Wohin gehen wir, und was wird nach diesem Leben aus uns? scheint es hingegen eine andere Bewandtniſs zu haben, und ich gestehe dir selbst, Hegesias, daſs es mir angenehm wäre, wenn du mir etwas zuverlässigeres davon sagen könntest, als was

6) daſs zwanzig Empusen —

Die Empusa war bey den Griechischen Ammen ungefähr was man in einigen Deutschen Provinzen die Nachtfrau nennt. Sie hatte einen Menschen- und einen Esels-Fuſs, konnte alle mögliche Gestalten annehmen, und fraſs die kleinen Kinder, wenn sie nicht fromm seyn wollten. Der Sofist Filostratus schämte sich nicht, im Leben des Apollonius von Tyana in vollem Ernst ein Mährchen von einer solchen Empuse zu erzählen, welche der Filosof Menippus geheirathet haben würde, wenn Apollonius nicht zu gutem Glücke am Hochzeittage dazu gekommen wäre, und die Braut gezwungen hätte, ihren Eselsfuſs zu zeigen, und zu bekennen, daſs sie den Menippus aus keinem andern Grunde an sich gelockt habe, als um ihn erst recht gut zu füttern und dann aufzuessen. Ein erbauliches Legendenstückchen, welches gleichwohl der Jesuit Delrio, unser ehrlicher Erasmus Francisci, und zwanzig andere ihres Schlages jenem blinden Heiden glaubig nachzuerzählen kein Bedenken trugen.

7) Den alten Nifus zu bekehren u. s. w.

Augustin Nifus, einer der berühmtesten Männer der Zeit Papsts Leo X. in Italien, behauptet diesen Satz in seinem Traktat *de Amore*, worin er seinen Lesern unter andern eine kleine Partikularität von sich selbst vertraut, die der Naivetät seines Karakters Ehre macht, so übel ihm auch die gravitätischen Pedanten seiner Zeit und der ehrliche Moreri deſswegen mitwir alle wissen. Wer die Reise in das unbekannte Land so nahe vor sich hat wie ich, dem ist ein wenig Vorwitz zu verzeihen, wie es darin aussehe, wie es ihm gefallen, und vornehmlich wie er wohl behalten hinein kommen werde? Ernsthaft zu reden, Freund Hegesias, es ist natürlich, daſs ein Mann von meinem hohen Alter sich mit dem Gedanken an den Tod, und an das, was auf den Tod folgt, vertraut zu machen sucht; was mir um so leichter wird, da er sich mir so langsam nähert. Ich sehe ihm ruhig, oder vielmehr mit dem stillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, dessen Kommen gewiſs, aber der Tag unbestimmt ist. Ich betrachte ihn als einen guten Genius, der mich, im schlimmsten Falle, zu einer ewigen Ruhe, aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung führen wird. Die schöne Ordnung und weise Zweckmäſsigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren sehe, läſst mich keinen Augenblick zweifeln, daſs diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen seyn werde. Dieſs ist alles was ich davon weiſs und wissen kann; und es ist zu meiner Beruhigung genug. Indessen, warum sollt' es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten ist, nicht erlaubt seyn weiter zu gehen, und mit harmlosen Träumen, aus helldunkeln Aufblitzungen und Vorgefühlen der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen? Laſs es seyn, daſs der müde Seefahrer, den nach einer langen Reise wieder Land zu sehen verlangt, bey heiterm Wetter ein duftiges Luftgebild am fernen Horizont für eine reitzende Insel ansieht; sein Irrthum schadet niemand, und gewährt ihm einige frohe Augenblicke.

ICH. Für mich würde ein Traum, an welchem Apollonius etwas anmuthendes findet, beynahe das Ansehen einer Urkunde haben.

Er schwieg eine kleine Weile, lenkte dann unvermerkt das Gespräch auf andere Gegenstände, die vor uns lagen, und beurlaubte mich, mit der Abrede, ihn eine Stunde vor Sonnenuntergang in dem Lorberwäldchen zu erwarten.

III.

Als Apollonius, seinem Versprechen zu Folge, sich an dem bestimmten Ort eingefunden hatte, drückte er mir traulich die Hand und sagte: Du hast nun bald zwey Tage bey mir ausgehalten, Hegesias, und ich hoffe, du werdest mir, wenn es bloſs von dir abhängt, noch den dritten schenken. Ob Apollonius hielt, was Agathodämon dir versprach, weiſs ich nicht; doch schmeichle ich mir, daſs du die bey uns zugebrachte Zeit nicht unter die verlorne zählen werdest.

Was ich ihm hierauf antwortete, kannst du dir ohne Mühe selbst sagen, lieber Timagenes. Ich setzte hinzu: Nichts, als die Furcht unbescheiden zu seyn, hätte mich abgehalten, ihn um die Gunst zu bitten, die seine zuvorkommende Güte mir zugedacht habe. Der morgende Tag sey noch in meiner Gewalt, und ich hoffte, nach den vielen Proben, die ich hätte, daſs er in meiner Seele lesen könne, bedürfe es keiner Versicherung, daſs ich, wenn es nur auf meine Wünsche ankäme, das Glück, immer unter seinen Augen zu leben, jedem andern vorziehen würde. Er schien an meinen Gesinnungen für ihn Gefallen zu haben, und nachdem wir in den Alleen des Lustwäldchens einigemahl hin und wieder gegangen waren, hieſs er mich neben ihm Platz nehmen; und nun begann folgendes Gespräch, worin ich ihn durchaus mit seinen eigenen Worten reden lassen werde, was ich auch bisher mit möglichster Treue zu thun beflissen war.

APOLLONIUS. Ich glaube, lieber Hegesias, dir bisher das Merkwürdigste meines Lebens mitgetheilt zu haben, oder doch so viel davon, als du bedarfst, um den Mann zu beurtheilen, der in einem ungewöhnlich langen Leben eine zu sonderbare Person vorgestellt hat, um etwas andres zu erwarten, als daſs er der Nachwelt, wo nicht in einem ganz falschen, doch gewiſs sehr zweydeutigen Licht erscheinen werde.

ICH. Daſs dieſs nicht geschehen könne, soll eine meiner ersten Sorgen seyn.

APOLLONIUS. Deine eigenen Zweifel sind, denke ich, gröſsten Theils aufgelöst, und was etwa daran noch fehlt, wird ins reine kommen, wenn ich dir mit derselben Offenheit, womit ich mich bisher dargestellt habe, nun auch das Urtheil mittheile, das ich über mich selbst fälle, seitdem ich in dieser stillen Verborgenheit, der Welt und allen meinen ehemahligen Verbindungen, Entwürfen und Betrieben abgestorben, mich und die menschlichen Angelegenheiten überhaupt ungefähr eben so betrachte, als ob ich den Körper, der mich noch an die Erde fesselt, bereits abgelegt hätte. — Bin ich gewesen was ich seyn wollte? Hab' ich gewirkt was ich wirken wollte? Hab' ich mit den Kräften, die mir die Natur verlieh, als ein treuer Weltbürger so gut Haus gehalten, wie es mir unter den Umständen, die nicht von meiner Willkühr abhingen, möglich war? War mein Zweck rein? War er der beste unter allen, die ich mir vorsetzen konnte? Hab' ich ihn auf dem geradesten Wege, durch die einfachsten, sichersten und edelsten Mittel zu erreichen gesucht? Kann ich, wenn ich in mein ganzes langes Leben hinter mir zurück schaue, mit mir selbst zufrieden seyn?

Indem Apollonius dieses sprach, schien sein Ton eine Rührung zu verrathen, die er, ohne sie mir ganz verbergen zu wollen, zurück zu drücken suchte; er hielt einige Pulsschläge lang inne, und fuhr dann mit heitrer Stirn und ruhiger Stimme fort: Was soll ich mir selbst antworten? Nach Unerreichbarem zu streben, ist des Menschen Loos. Ich habe viel gethan — viel erreicht — laſs andre mehr thun! sagt die Eigenliebe. Du hättest mehr, du hättest Besseres thun können, ruft eine Stimme in mir, die ich nie zu übertäuben wünsche. O gewiſs, Hegesias, hätte ich mehr gethan, wenn ich weniger gethan hätte. Wie viel hab' ich aufgeopfert, wie viel mir selbst versagt, wie viele der reinsten Menschenfreuden nicht genossen, um unabhängig zu seyn! Soll, darf der Mensch so ganz unabhängig seyn? Wie manche der schönsten zartesten Bande, womit die Natur ihre Lieblingskinder zu einer einzigen Familie verweben wollte, muſste ich von meinem Herzen abreiſsen, um diese stolze Unabhängigkeit zu behaupten, die mich zu etwas mehr als einem Menschen zu machen schien! Freylich war sie nothwendig zu meinem Zweck. Aber dieser Zweck selbst, war er wirklich rein? — Und, war ers als ich meinen Lauf begann, blieb ers immer? War ich immer frey von den geheimen Einwirkungen eines Stolzes, den es gedemüthigt hätte, einen Menschen über sich zu sehen? — Nein, Hegesias, ich kann und will mich selbst nicht belügen.

ICH. Du warst und bist was du seyn wolltest; welcher Mensch darf sich an dir messen? Aber zürne nicht auf dich selbst, daſs du — nur ein Mensch warst.

APOLLONIUS. Ich verzeihe mirs auch, guter Hegesias; aber ich bin jetzt im Bekennen. Ich gestehe, — ungeachtet der menschlichen Unlauterkeit, war mein Zweck edel und groſs. Aber die Mittel? — Du erinnerst dich ohne Zweifel alles dessen, was ich dir gestern und diesen Morgen zur Rechtfertigung der Täuschungen sagte, die mein Wirkungsplan zu erfordern schien. War die Rolle eines Orfeus oder Epimenides, eines

Mystagogen und Theurgen, meine eigene? War ich nicht ein Schauspieler, indem ich diese Rollen spielte? Schien ich nicht zu seyn, was ich nicht war?

ICH. Du spieltest diese Rollen in einer hohen Vollkommenheit und zu einem wohlthätigen Zweck.

APOLLONIUS. Hab' ich ihn erreicht? Hab' ich etwa die Menschen meiner Zeit von der Geistesschwäche und Herzensverdorbenheit geheilt, die, so lange sie nicht von Grund aus gehoben sind, alle ihre andern Übel unheilbar machen? Hab' ich die Fesseln der Menschheit zerbrochen, oder nur wenigstens einen dauernden Grund zu einer künftigen wesentlichen Verbesserung ihres sittlichen Zustandes gelegt? Hab' ich in einem Leben, dessen Maſs beynahe ein Jahrhundert ist, etwas zu Stande gebracht, das mich auch nur ein Jahrhundert überleben wird?

ICH. Deinen Pythagorischen Orden.

APOLLONIUS. Er war also nicht mein!

ICH. Du hast ihn zu deinem eigenen Werke gemacht. Und wahrlich, es ist eine herrliche, deiner würdige Stiftung für Zeitgenossen und Nachwelt! Wie viele treffliche Menschen hast du gebildet! —

APOLLONIUS. Schmeichle mir nicht, Hegesias! Man kann nur Anlagen ausbilden. Wem die Anlage zu einem vortrefflichen Menschen gegeben ward, der wird sich auch ohne Hülfe einer fremden Hand entwickeln, und, unter dem bestimmenden Einfluſs der Umstände, durch das Leben selbst am gewissesten das werden, was er werden kann und soll.

ICH. So hast du wenigstens eine Menge edler Menschen zu Einem gemeinschaftlichen groſsen Zweck vereinigt und in Thätigkeit gesetzt; und was du durch diesen Verein zu Stande gebracht hast, der neue glückliche Zeitlauf, der mit Trajan, dem zweyten und bessern August, beginnt, wird seine wohlthätigen Folgen über mehr als Ein Jahrhundert ergieſsen.

APOLLONIUS. Wer weiſs das? Wie oft hat uns schon der Anschein eines schönen Tages betrogen! Und gesetzt, es erfolge alles was wir hoffen und wünschen, kann ich einen glücklichen Erfolg mir zum Verdienst anrechnen? Wie viele muſsten dazu mitwirken! Und was durch den ganzen Zusammenhang der Dinge vorbereitet war,. was beynahe nothwendig erfolgen muſste, würde es nicht, auch ohne mich und meine Freunde, durch andere Mittel und Wege ausgeführt worden seyn? Die reife Frucht wäre gefallen, wenn wir sie auch nicht geschüttelt hätten. Der Tyrann, gegen welchen aller Menschen Herzen zusammen verschworen waren, sah sich keine Stunde seines Lebens sicher. Fiel er, so rief der allgemein gefühlte Drang der Zeit den besten unter den Groſsen zum Imperator aus, wiewohl er vielleicht der schwächste von allen war; und wollte dieser sicher seyn, so muſst' er sich, je eher je besser, eine Stütze an einem tüchtigen Nachfolger verschaffen. Zu allem diesem bedurfte es vielleicht meiner Mitwirkung nicht.

ICH. Das läſst sich wenigstens nicht mit Gewiſsheit sagen; es ist auch nicht wahrscheinlich. Die wichtigsten Erfolge hängen oft von einem einzigen Umstand, einem einzigen Anstoſs, dem Druck einer einzigen Feder ab. Du würdest unbillig gegen dich selbst seyn, wenn du dir, um eines Vielleichts willen, das Verdienst, der Welt einen Trajan gegeben zu haben, verkümmern wolltest.

APOLLONIUS. Auch hierin, guter Hegesias, wird das Verdienstliche wohl allein darin liegen, daſs ich das Beste der Menschheit ernstlich wollte, und alles, was in meinem Vermögen war, dazu beyzutragen mich beeiferte. Der Erfolg ist nie das Werk eines

Einzigen. Mit meinem Orden — dessen Einrichtung und Regierung das eigentliche groſse Geschäft meines Lebens war — hat es dieselbe Bewandtniſs. Ich halte mich für gewiſs, daſs viel Gutes durch ihn geschehen ist und noch geschieht: aber wie könnte ich mir verbergen, daſs das alles bloſs persönlich ist, und von keiner langen Dauer seyn kann? Setzt das Institut sich fort, so wird es sich bald von seiner ursprünglichen Lauterkeit entfernen. Ehrgeitz, Eigennutz, Privatabsichten und Leidenschaften werden sich einmischen; Kabalen und Parteyen werden die schöne Harmonie und Einheit des Ganzen stören; seine Grundsätze werden Formeln, sein edler Zweck ein prächtiger, weiter und bequemer Deckmantel für selbstſüchtige Plane und ungerechte Mittel, die Redlichen und Guten, die sich in ihn verflochten finden, ohne ihr Wissen, Werkzeuge schlauer Egoisten werden; und so werde ich, aus dem wohlmeinenden Urheber einer Gesellschaft wohlthätiger Kosmopoliten, am Ende der Stifter eines unruhigen und gefährlichen geheimen Staats im Staate geworden seyn.

ICH. Gesetzt auch die Sache, nachdem sie aus deinen Händen ist, nähme diese Wendung, wie könntest du dich dir selbst für einen solchen Erfolg verantwortlich machen?

gespielt haben. Mein ganzes Leben durch, sagt Nifus, habe ich die schönen Mädchen lieb gehabt; doch mit einer tugendhaften und keuschen Liebe, setzt er hinzu, und erklärt sich hierüber sehr umständlich in einer Stelle seines Buches *de muliere aulica*. Wie viele Filosofen sind ehrlich genug, eine Neigung, die sie mit allen empfindenden Wesen gemein haben, so offenherzig zu gestehen? Seine Zeit- und Handwerksgenossen machten ihm sogar ein Verbrechen daraus. Aber dafür bewiesen sich die Damen desto erkenntlicher gegen ihn, und, wie Anakreon und St. Evremont, war er noch in seinem siebzigsten Jahre wohl bey ihnen gelitten.

8) die Grazien, womit die Kunst sie zieret.

Die Ironie in diesem Verse bedarf wohl keiner Erklärung. Gekünstelte Grazien hören auf Grazien zu seyn; und dieſs war es, was der erste Mahler oder Bildner, der diese holdseligen Göttinnen völlig entkleidete, durch ihre Nacktheit andeuten wollte, die mit der Nacktheit einer trunknen Mänade nicht zu vermengen ist. Indessen ist nicht zu läugnen, daſs die Kunst es auch in diesem Punkte bis zu einer Art von Täuschung treiben kann; und es giebt Fälle, wo nur das unverdorbenste Gefühl und der feinste Geschmack die naive Grazie, die allein diesen Nahmen verdient, von derjenigen zu unterscheiden weiſs, die eine Frucht der Kunst, der Nachahmung, und einer durch lange Übung natürlich gewordenen und daher beynahe unmerklichen Bestrebung ist.

APOLLONIUS. Wer aus eigener Bewegung groſse weit greifende Dinge unternimmt, für deren Erfolg er nicht stehen kann, darf sich nicht von aller Schuld frey sprechen, wenn die Sache so ausfällt, daſs die daher entspringenden Übel das beabsichtigte Gute bey weitem überwiegen.

ICH. Du bist sehr streng gegen dich selbst, Apollonius.

APOLLONIUS. Ich würde es vielleicht weniger seyn, (versetzte er nach einer kleinen Pause) wenn nicht unter meinen Zeitgenossen ein Mann gelebt hätte, der das war, was ich schien, und der bloſs durch das was er war, ohne alle Geheimanstalten, Kunstgriffe und Blendwerke, auf dem geradesten Wege und durch die einfachsten Mittel, zum Heil der Menschheit zu Stande bringen wird, was ich vermuthlich durch die meinigen verfehlte.

ICH. Du setzest mich in Erstaunen. Was für ein Mann könnte das seyn, den du so hoch über dich selbst hinauf setzest, der so groſse Dinge wirken soll, und von dem doch so wenig die Rede in der Welt ist, daſs ich jetzt zum ersten Mahle von seinem Daseyn höre? Er muſs sein Wesen in einer auſserordentlichen Verborgenheit treiben.

APOLLONIUS. Solltest du wirklich nichts von diesem Manne gehört haben?

ICH. Nicht ein Wort, so viel ich mich besinnen kann.

APOLLONIUS. So hast du doch wenigstens von den Christianern gehört?

ICH (mit einer Verwunderung, die ich nicht zurück zu halten vermochte.) Von den Christianern? — Allerdings! als von einer Jüdischen Sekte, die, von ihren Religionsverwandten als irrgläubig und rebellisch aus ihrem Mittel ausgestoſsen, sich nun unter den übrigen Völkern des Römischen Reichs Anhänger zu machen sucht, und deren auch in einer Zeit, wie die unsrige, zumahl unter den niedrigsten Volksklassen, überall findet. Sie sollen sich allenthalben, wo es Juden giebt, in Syrien, Ägypten, Kleinasien, Macedonien, Achaja, sogar in Italien und in Rom selbst, schon beträchtlich vermehrt haben, und man findet ihrer, wie ich höre, auch in Kreta. Ich kenne aber keinen von ihnen persönlich, und habe auch, da sie mir als eine lichtscheue und menschenfeindliche Art von Schwärmern beschrieben worden, die Wahrheit zu sagen, nie Lust gehabt, ihre Bekanntschaft zu suchen.

APOLLONIUS. In diesen bösen Ruf mögen sie wohl hauptsächlich gekommen seyn, weil es ihnen, als abgesagten Feinden der Vielgötterey, Religion ist, sich nicht nur aller Theilnehmung an unsern gottesdienstlichen Gebräuchen, Opfern, Festen und Volksbelustigungen aller Art zu enthalten, sondern bey jeder, im täglichen Leben alle Augenblicke vorkommenden Gelegenheit, sich sogar laut und ohne Scheu dagegen zu erklären: vielleicht auch, weil sie von dem Untergange der Welt, und einer Menge fürchterlicher Kalamitäten, die diesem Tage (den sie den Tag ihres Herrn nennen) vorhergehen sollen, als sehr nahe bevorstehenden Ereignissen, mit der freudigsten Erwartung und Ungeduld reden.

ICH. Was kann aber diese seltsame Gattung fanatisierter Idioten mit dem grofsen Manne zu thun haben, von dem du eine so viel versprechende Idee in mir erwecktest?

APOLLONIUS. Du bist noch zu wenig mit den Christianern bekannt, wie ich sehe, um dir einen richtigen Begriff von ihnen zu machen. Aber, wie dem auch sey, sie erkennen den aufserordentlichen Mann, von dem ich dir sagte, für ihren Meister und Herrn, und hangen mit einer Liebe und einem Glauben an ihm, die ohne Beyspiel sind, und durch nichts begreiflich werden, als durch eine beynahe magische Gewalt, die er sich über die Gemüther der Menschen, die um ihn waren, verschafft haben muſs. Sie betrachten ihn als einen Mensch gewordenen Gott, oder zum Gott gewordenen Menschen — welches von beiden, scheint unter ihnen selbst noch nicht ausgemacht — aber darin stimmen sie überein: daſs er, nachdem seine Erscheinung Jahrtausende vorher von den Profeten des Jüdischen Volkes angekündigt worden, als ein bevollmächtigter Abgesandter der Gottheit, auf eine übernatürliche Art in die Welt gekommen sey, das Reich der Dämonen, der Urheber alles fysischen und sittlichen Übels, zu zerstören, und dagegen das Reich des Lichts, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Unschuld und der Liebe, mit Einem Worte, das Reich Gottes, dessen Sohn er sey, unter den Menschen aufzurichten. Sie glauben, daſs er, nachdem er sich selbst durch einen freywillig erlittenen Tod für das Heil der Welt aufgeopfert, am dritten Morgen wieder lebendig aus seinem Grabe hervorgegangen sey, noch vierzig Tage mit seinen Vertrautesten Umgang gepflogen habe, und sodann vor ihren Augen lebendig gen Himmel gefahren sey; daſs er, seinem untrüglichen Versprechen zu Folge, in kurzer Zeit auf eine gloriöse Art zur Erde zurückkehren werde, um alle seine Feinde zu vernichten, mit den verdienstvollsten seiner Anhänger tausend Jahre lang über die ganze Erde zu herrschen, und in ununterbrochner Ruhe den Vollgenuſs aller geistigen und irdischen Seligkeit, deren die menschliche Natur fähig ist, über die Genossen seines Reichs zu verbreiten; und daſs er, um die Seinigen während dieser kurzen Zwischenzeit über seine Abwesenheit zu trösten, ihnen seinen Geist hinterlassen habe, durch welchen er, wiewohl unsichtbar, noch immer mitten unter ihnen sey, sie regiere, unterrichte, stärke, und mit den göttlichen Wunderkräften ausrüste, deren sie zum glücklichen Erfolg ihres unversöhnlichen Kampfs mit dem Geist der Zeit und allen seinen Gehülfen und Werkzeugen, und zum Gedeihen ihrer rastlosen Bemühungen für die Ausbreitung des Reichs Gottes nöthig haben. — Was für eine Bewandtniſs es auch mit dem Grunde dieses Glaubens haben mag, — davon bin ich gewiſs, daſs diese von den Juden ausgestoſsene, von den Griechen verlachte, und von den Römern verabscheute Sekte, mit diesem ihrem Glauben, in zwey bis drey Jahrhunderten längstens, eine allgemeine Revoluzion bewirkt haben wird, wie die Welt noch keine gesehen hat, und daſs ihrem Stifter auf ewig das hohe Verdienst bleiben wird, tiefer als alle bisherigen Gesetzgeber in die menschliche Natur geblickt, und das groſse Werk der sittlichen Verbesserung und Veredlung des Menschengeschlechts auf einen so festen Grund gesetzt zu haben, daſs die Zeit, die alle andern Menschenwerke abwürdiget und zuletzt völlig aufreibt, dem seinigen nichts anhaben, sondern es vielmehr, trotz aller zufälligen Verdunklungen und Verunstaltungen, in immer reinerm Glanze darstellen, und der Vollkommenheit, zu welcher es die unzerstörbare Anlage in sich hat, immer näher bringen wird.

Mein Erstaunen, ein so günstiges Urtheil über das Institut der so allgemein verhaſsten und verachteten Christianer aus dem Munde dieses Mannes zu hören, drückte sich wider meinen Willen zu sichtbar aus, als daſs es seiner Wahrnehmung hätte entgehen können.

Ich finde es ganz natürlich, fuhr er nach einer kurzen Stille fort, daſs dir diese Weissagung, bey deiner wenigen Bekanntschaft mit den Christianern und ihrer innern Verfassung, unbegreiflich, oder vielmehr ganz unverständlich ist. Noch seltsamer wird es dir vermuthlich vorkommen, wenn ich hinzu setze: daſs unter diesen guten Leuten selbst vielleicht nicht Einer seyn mag, der mich besser als du verstanden hätte. So weit ich sie kenne, haben sie selbst noch sehr unvollständige und wenig entwickelte Begriffe von dem wahren Geist und Zweck ihres Instituts. Alles ist bey den meisten bloſs Gefühl, Glaube und Ahnung. Sogar die kleine Anzahl, die des Vorzugs genoſs mit dem Stifter unmittelbar umzugehen, scheint zu dumpf und beschränkt gewesen zu seyn, um ihn immer recht begriffen, oder den Umfang seines Plans deutlich eingesehen zu haben. Nach der Kenntniſs, die ich mir in den letzten zwanzig Jahren von diesem der Welt noch ganz unbekannten Institut zu verschaffen gewuſst habe, ist es nicht als ein aus mancherley Hebeln, Rädern, Federn und Winden künstlich zusammen gesetztes Maschinenwerk zu betrachten, sondern als ein lebendiger, wohl organisierter Körper, der die Anlage alles dessen, was er werden soll, in sich selbst hat, aber es nur durch stufenweise Entwicklung und Ausbildung, mit Hülfe des in ihm wohnenden Geistes, werden kann. Es ist der befruchtete Keim, aus welchem sich nach und nach ein mächtiger Baum entfalten wird, der zwar zu seinem Wachsthum und Gedeihen des Einflusses aller Elemente bedarf, und einer Menge widriger Zufälle und Beschädigungen ausgesetzt ist, die seine freye Ausbildung hemmen, seine Schönheit vermindern, und seiner Gesundheit nachtheilig sind; der aber auch Lebenskraft genug in sich hat, sich selbst fortzuhelfen, äuſsern Anfällen zu widerstehen, und, wenn er zu Schaden gekommen, sich selbst zu heilen, zu ergänzen und wieder herzustellen. Setze noch hinzu, daſs er unter dem Schutz eines mächtigen Genius steht, der seine Erhaltung beschlossen hat, weil die Vögel des Himmels und die Thiere des Feldes in seinen Zweigen und unter seinem Schatten wohnen sollen.

ICH. Wenn deine Absicht ist, meine Neugier nach dem Worte dieses wunderbaren Räthsels bis zur Ungeduld zu spannen, Apollonius, so hast du sie vollkommen erreicht: aber gewiſs würdest du mir nicht so viel gesagt haben, wenn du nicht gesonnen wärest, Alles zu sagen, was ich wissen muſs um dich zu verstehen.

APOLLONIUS. Ich trage kein Bedenken, dein Verlangen, so viel in meinem Vermögen ist, zu befriedigen: nur wirst du dir gefallen lassen, daſs ich eine Bedingung hinzu füge, ohne welche ich mir diese Gefälligkeit gegen dich nicht erlauben dürfte.

ICH. Ich unterwerfe mich jeder Bedingung, die du von mir verlangen kannst.

APOLLONIUS. So versprich mir bey dem Wort eines rechtschaffnen Mannes, alles, was ich dir von den Christianern und über ihr Institut sagen werde, als ein Geheimniſs anzusehen, das keinem profanen Ohr anvertraut werden darf.

ICH versprach es ihm mit Mund und Hand.

APOLLONIUS. Hast du Freunde in der engern Bedeutung des Wortes?

ICH. Einen einzigen.

APOLLONIUS. Diesem, aber diesem allein, magst du, unter gleicher Bedingung, mittheilen, was du jetzt hören wirst. Überhaupt wünsche ich, daſs du sonst keinen Gebrauch davon machest; es wäre denn, wenn du Gelegenheit fändest, verfolgten Christianern durch Äuſserung deiner guten Meinung von ihnen nützlich zu werden. Noch ein möglicher Fall, worin ich dich von der auferlegten Bedingung los zähle, wäre der, wenn du etwa selbst ein Christianer würdest.

ICH. So weit, denke ich, soll es nicht kommen.

APOLLONIUS. Verrede nichts, Hegesias! Du könntest in der Folge finden, daſs es schwerer ist als du jetzt glaubst, wie Sokrates oder Epiktet zu denken und zu leben, und kein Christianer zu werden.

ICH. Ich schwöre nicht gerne zu jemands Fahne, wenn ich es vermeiden kann. Schon lange denke und lebe ich als ein guter Weltbürger, wiewohl ich nicht in deinem Kosmopoliten-Orden erzogen wurde. Sollt' es sich finden, daſs ich ein Christianer bin ohne es zu wissen, auch gut! Der Karakter eines Weltbürgers überhebt mich doch immer der Anhänglichkeit an irgend eine besondere Partey oder Sekte, und erlaubt mir gerecht und wohlwollend gegen alle zu seyn.

APOLLONIUS. Für dich und mich ists daran genug; bey den Christianern, falls sie (wie ich glaube) über lang oder kurz die herrschende Partey werden sollten, möchtest du damit nicht auslangen. Jetzt nur noch Eins bevor wir zum Werke schreiten, lieber Hegesias. Ich zweifle nicht, daſs du nach deiner Zurückkunft alles, was du hier gesehen und gehört hast, zu Papier bringen wirst. Ich bin es wohl zufrieden; nur bitte ich dich, auch hierüber eine Bedingung gegen mich einzugehen, zu welcher ich meine Ursachen habe. Wenn du den Gebrauch davon gemacht hast, den ich deiner Willkühr überlasse, so verschlieſse dein Buch unter drey Siegeln, und belege den Verwegenen mit einem furchtbaren Fluch, der sich unterfangen wollte, diese Siegel vor

9) da er noch wie eine Herma stand.

Die ältesten Götterbilder waren bloſse Steine: sogar Amor und die Grazien wurden nicht anders vorgestellt. Mit der Zeit setzte man Köpfe auf diese Klötze, und diese Art von Bildsäulen hieſsen bey den Griechen Herma.

10) Gesetzt sie träfen euch bey einem Giton an.

Giton, ein aus dem Petronius bekannter schöner Knabe, von der übel berüchtigten Klasse, welche von den Griechen Ganymeden und von den Römern Katamiten genannt wurden, steht hier für jeden andern seines gleichen.

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

dem Jahre 1200, nach Römiſcher [1]) Zeitrechnung, zu erbrechen.

Ich gelobte es ihm an, ohne daſs ich mir herausnahm, nach der Urſache dieſer ſonderbaren Bedingung zu fragen: und da nun alle Präliminarien in Richtigkeit gebracht waren, entledigte ſich Apollonius ſeiner Zuſage folgender Maſsen.

IV.

„Es mögen ungefähr drey oder vier und ſechzig Jahre ſeyn, daſs ich auf einer Reiſe durch Paläſtina zufälliger Weiſe von einem auſserordentlichen jungen Manne reden hörte, der kurz zuvor, wegen einer ihm angeſchuldeten Empörung gegen die Römer, von dem Prokurator Pilatus zu einem ſchmählichen Tode verurtheilt worden war. Ich hörte ſehr ungleiche und einander widerſprechende Urtheile über dieſe Begebenheit und den Karakter des Mannes, den ſie betroffen hatte. Verſchiedene Perſonen, die ihn wohl gekannt zu haben und Augenzeugen ſeiner Hinrichtung geweſen zu ſeyn verſicherten, erzählten mir bewundernswürdige Dinge von ſeinem Leben, vornehmlich von der übermenſchlichen Standhaftigkeit und Seelengröſse, die er in seinem Leiden und Tode bis zum letzten Augenblick bewiesen habe. Die Personen, von welchen ich diesen Bericht erhielt, schienen mir einfache und redliche, wiewohl nicht ganz unbefangene Leute zu seyn. Wir hofften, sagten sie, daſs er sein Volk erlösen sollte: aber unsere Sünden lagen zwischen ihm und uns; der Schuldlose wurde das Opfer unsrer Missethaten, und unterlag der Wuth seiner Feinde, bevor er das glorreiche Werk zu Stande bringen konnte. — Andre, meistens Leute von Ansehen unter ihrem Volke, sprachen aus einem ganz andern Tone. Ihrem Urtheil nach war der vorgebliche Gottgesandte ein Betrüger, der durch nicht gemeine Naturgaben, Affektazion einer sonderbaren Heiligkeit und verführerischen Popularität, hauptsächlich aber durch die Wunder, die er mit Hülfe böser Geister in groſser Menge verrichtet, sich einen Anhang unter dem Volke zu machen gewuſst, und, da er sich, mit oder ohne Grund, für einen Abkömmling des Hauses Davids und für den schon so lang' erwarteten, von ihren alten Profeten geweissagten Erlöser der Jüdischen Nazion ausgegeben, den Anschlag gefaſst habe, einen Aufstand gegen die Römer zu erregen, und sich selbst zum König der Juden aufzuwerfen. Auch sey er in dieser Eigenschaft wirklich an der Spitze seines Anhangs, unter dem Zulauf des von allen Ecken aus Neugier herbey strömenden Volkes, in Jerusalem eingezogen: die Priesterschaft aber und der Senat, die von allen seinen Schritten heimliche Kundschaft gehabt und ihre Maſsregeln in der Stille genommen, hätten sich — um so leichter, da ihm der Versuch, das Volk in eine seinen Absichten vortheilhafte Bewegung zu setzen, nicht gelungen — in der folgenden Nacht seiner Person bemächtigt; und so wäre er, als ein im Aufruhr gegen den Kaiser ergriffner Ruhestörer, dem Römischen Beamten ausgeliefert, und von diesem mit der Todesstrafe belegt worden. Die Personen, die mir einen so ungünstigen Bericht von ihm ertheilten, begehrten übrigens nicht zu läugnen, daſs sie ihn nicht einmahl von Person gekannt, und überhaupt sein Thun und Lassen nie für wichtig genug gehalten hätten, um sich durch sich selbst eine nähere Kenntniſs davon zu verschaffen. — Ein Römer vom Gefolge des Prokurators, gegen welchen ich dieses Handels erwähnte, sah die Sache in einem andern Lichte. Er sprach von dem jungen Rabi als einem gutherzigen unschuldigen Schwärmer, der den Juden Buſse gepredigt und sich zum Verbesserer ihrer verkehrten Sinnesart und verderbten Sitten berufen geglaubt habe, und, weil er nach und nach beym Volk in

---

[1]) 547, nach der Chriſtlichen.

Ansehen gekommen, von den Priestern, deren Heucheley und Laster er mit groſser Freymüthigkeit gestraft, und von der farisäischen Sekte, deren erklärter Gegner er gewesen, ihrer gemeinschaftlichen Rachgier aufgeopfert worden sey. Die Beschuldigung, daſs er das Volk gegen den Kaiser aufwiegeln und Anspruch auf den Thron Davids habe machen wollen, nannte der Römer ein grundloses lächerliches Vorgeben, und versicherte mich, daſs Pilatus selbst, vom Gegentheil völlig überzeugt und ganz wider seinen Willen, bloſs durch die Furcht, von den Juden bey dem miſstrauischen Tiberius angeschwärzt zu werden, dazu gebracht worden sey, in die Hinrichtung dieses unschuldigen Menschen einzuwilligen, dessen ganzes Verbrechen, seiner Meinung nach, darin bestanden, daſs ihm das Lesen der alten Seher und Weissager seines Volks den Kopf ein wenig verrückt habe. — Ich gestehe dir, Hegesias, die verächtliche Meinung, die ich damahls noch von den Juden überhaupt, als einem allen andern Nazionen gehässigen und verhaſsten Auswurf des Menschengeschlechts, hegte, machte, daſs ich diese Erzählungen gleichgültiger anhörte, als vermuthlich geschehen wäre, wenn die Scene dieser Geschichte in Griechenland oder Italien gelegen und einen Mann wie Epiktet oder Demetrius betroffen hätte. Ich fand also den Bericht des Römers wahrscheinlich genug, um nicht weiter nachzuforschen, und betrachtete den ganzen Vorfall als eine geschehene Sache, die, wie manche andere dieser Art, keine Folgen von groſser Bedeutung haben würde.

„Viele Jahre hernach, als Nero nach dem groſsen Brand in Rom an den Juden, als den beschuldigten Urhebern dieses Unglücks, unerhörte Grausamkeiten ausüben lieſs, unter welchen auch die zu Rom befindlichen Christianer (die man noch immer mit den Juden zu vermengen pflegte) leiden muſsten, erregte der Nahme der letztern, den ich bey dieser Gelegenheit zum ersten Mahl hörte, meine Aufmerksamkeit. Bey näherer Erkundigung vernahm ich: Daſs eine vor dreyſsig Jahren in Judäa entstandene religiöse Sekte mit diesem Nahmen bezeichnet werde; daſs sie sich für Anhänger eines gewissen Jesus von Nazareth, genannt Christus, bekennten, der, ihrem Vorgeben nach, vor dreyſsig Jahren für die Sünden der Welt gekreuziget worden sey; und daſs sie sich bereits in einer beträchtlichen Anzahl kleiner Gesellschaften, die sich Ekklesien nennten und von selbsterwählten Vorstehern nach eigenen Gesetzen regiert würden, durch alle Provinzen des Römischen Reichs verbreitet hätten. Jetzt erinnerte ich mich dessen wieder, was ich um jene Zeit von einem heiligen und wunderthätigen Manne, der vor kurzem zu Jerusalem am Kreuze gestorben war, gehört hatte, und konnte nicht zweifeln, daſs es eben derselbe sey, für dessen Anhänger die Christianer sich ausgaben. Von dieser Zeit an nahm ich mir vor, auf diese Leute genauer Acht zu geben, und nicht abzulassen, bis ich auf den Grund dessen, was sie (wie ich hörte) äuſserst geheim hielten, gekommen wäre, und zuverlässig herausgebracht hätte, was es für eine Bewandtniſs mit ihnen habe, und was sie im Schilde führten. Denn ich entdeckte bald, daſs sie, gleich den Orfikern, eine Art von religiösem Orden ausmachten, und Geheimnisse hatten, zu welchen niemand ohne vorhergehenden Unterricht und erst nach Verfluſs einer längern oder kürzern Probezeit zugelassen wurde. Wie die alten Pythagoräer, litten sie eher Marter und Tod, als daſs sie diese Geheimnisse einem Profanen verrathen, oder einen solchen, wär' er gleich vom Kaiser selbst abgeschickt worden, zur Begehung derselben als Augenzeugen zugelassen hätten. Dieser sonderbare Eigensinn nöthigte sie zu heimlichen Zusammenkünften, und, als die Kaiser aus politischen Rücksichten alle geheime Gesellschaften und nächtliche geschloſsne Versammlungen bey scharfer Strafe untersagt hatten, zu einem Ungehorsam, der sie in den Augen der Regierung um so strafwürdiger erscheinen lieſs, da man nicht begreifen konnte, was diese Menschen — die sich im täglichen Leben durch die Unschuld und Reinigkeit ihrer Sitten auf eine in unsern Zeiten höchst auffallende Weise auszeichneten — bewegen könne, lieber dem Leben als ihren geheimen Zusammenkünften zu entsagen. Ich habe verständige und edel gesinnte Männer unter den Römern gekannt, die sich diese Halsstarrigkeit der Christianer eben so wenig erklären konnten, als die unkluge, bey vielen dieser Leute bis zur Tollheit getriebene Intoleranz, womit sie ihren Haſs gegen die gesetzmäſsigen Landesreligionen bey allen Gelegenheiten zu Tage legten. Durch diese zogen sie sich den Abscheu des Volks und die Verfolgung der Priester, durch jene von Zeit zu Zeit die schärfste obrigkeitliche Ahndung zu; beides ohne alle Noth: denn, wofern sie nur vernünftig und billig genug waren, den alt hergebrachten Religionen und ihren Gebräuchen eben die Duldung angedeihen zu lassen, welche sie mit bestem Rechte für sich selbst forderten, so würde der Staat keine Kundschaft von ihnen genommen haben; und da man ihnen die öffentliche Profession ihrer neuen Religion, so gut wie allen andern, nachgesehen hätte, wär' es ganz unnöthig gewesen, sich der Regierung durch geheime Konventikeln verdächtig zu machen, und, weil diese gewöhnlich bey Nacht gehalten wurden, sich, zu allem Überfluſs, den abscheulichsten Verleumdungen feindselig gesinnter oder schlecht denkender Menschen auszusetzen. Ich gestehe, daſs ich selbst von den Christianern, die ich um die Ursachen eines so widersinnigen Benehmens fragte, keine Antwort erhielt, die mich befriedigt hätte, und es daher den besagten Römern um so weniger verdenken konnte, wenn sie sich dadurch in der Vermuthung, daſs diese Sekte an einem geheimen Plan zum Umsturz der gegenwärtig bestehenden Ordnung der Dinge arbeite, bestätiget fanden. Das sonderbarste bey der Sache, und was jener Vermuthung kein geringes Gewicht zulegte, war, daſs alles, was die Christianer nicht geheim hielten, recht dazu gemacht schien, sie gleichsam aus ihrem eigenen Munde übler Gesinnungen gegen das ganze Menschengeschlecht zu überweisen. Wer es wissen wollte, konnte auf offnem Markte von ihnen hören: daſs ihr Gott keinen andern neben sich dulde; daſs Jupiter, Juno, Minerva, Merkur, Apollo mit allen seinen Musen, und Venus mit allen ihren Grazien, eben so viele höllische Geister wären, die sich, dem wahren Gott zu Trotz, von den armen verblendeten Menschen anbeten lieſsen, um sie dafür in ein ewiges Verderben, woraus keine Rettung sey, zu stürzen; daſs sie, die Christianer, Anhänger oder vielmehr Glieder desjenigen wären, der gekommen sey das Reich der Dämonen zu zerstören; daſs der Welt eine schreckliche Umkehrung, in welcher alle Abgötter und Ungläubige jämmerlich zu Grunde gehen würden, nahe bevorstehe; und was der Unglück weissagenden Dinge mehr waren, die sie jedem, der es anhören mochte, mit der unbarmherzigsten Gewiſsheit und Überzeugung in die Ohren rammelten. Wenn sie aus solchen Behauptungen kein Geheimniſs machen, sagte man, was für schreckliche Dinge müssen uns erst ihre Mysterien verbergen!

„Da mir meines Orts mit bloſsen Vermuthungen nicht gedient war, und ich gleichwohl in vielen Jahren, wie groſse Mühe ich mir auch gegeben, mich mit Christianern aller Arten, Stände und Geschlechter in die mannigfaltigsten Verhältnisse zu setzen, nicht viel mehr von dem Innern ihres Instituts herauszubringen vermocht hatte, als was jedermann wuſste, so blieb mir zuletzt kein andres Mittel übrig, als einige meiner Vertrautesten zu bewegen, daſs sie, an verschiednen Orten in Ajacha, Asien und Syrien, öffentlich zu den Christianern übergingen. Da ich durch diesen Schritt ihr Leben in Gefahr setzte, so wählte ich sorgfältig solche Ekklesien aus, die sich — was nicht selten war — den heimlichen Schutz der Römischen Landvögte und Beamten zu verschaffen gewuſst hatten, und wo also, eine Zeit lang wenigstens, keine Gefahr für meine Freunde zu besorgen war. Durch diesen Kanal erfuhr ich (unter Bedingungen, wozu ich mich auch in meiner jetzigen Abgeschiedenheit noch verpflichtet halte) alles, was mir nöthig war, um zu wissen, was die Christianer sind. Was ich von ihnen weiſs, scheint mir von so groſser Wichtigkeit, daſs ich mich, seitdem ich hier lebe, nicht selten mit tiefem Nachdenken beschäftigt habe, was für eine neue Ordnung der Dinge sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der Welt bewirken werden. Mit beidem, Hegesias, gedenke ich dich morgen ausführlich zu unterhalten; für heute ists an diesem Vorbericht genug."

V.

Die Sonne war indessen untergegangen, und wir kehrten nach der Wohnung zurück. Bevor wir uns zur Ruhe begaben, setzte sich Apol-

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

lonius mit mir unter die Rebenlaube, um, seiner täglichen Gewohnheit nach, durch Anhörung eines die Sinne zur Ruhe stimmenden Gesangs, sich einen wohlthätigen Schlummer zu verschaffen. Kymon hatte sich von uns getrennt, um den Wechselgesang der Mutter und Tochter, wobey sie sich selbst auf der Pandura begleiteten, mit seinem vielbesaiteten Barbiton zu verstärken.

Auch dieſsmahl schien mir der Geist Agathodämons in dieser herzerfreuenden Musik zu weben: aber ich glaubte etwas zu bemerken, das ich gestern (vermuthlich von dem Zauber der beiden Stimmen zu stark ergriffen, um auf etwas anderes Acht zu geben) wenigstens nicht so deutlich als jetzt wahrgenommen hatte. Die Begleitung, welche gewöhnlich sich begnügt, der Singstimme Ton für Ton zur Seite zu gehen, oder höchstens in Oktaven über oder unter ihr zu schweben, schien mir jetzt öfters, in andern, dem ungewohnten Ohr auffallenden Verhältnissen, von ihr abzuweichen, und dadurch nicht nur in das Ganze eine gefällige Mannigfaltigkeit zu bringen, sondern dem Gesang selbst mehr Anmuth zu geben, und seine psychagogische Wirkung merklich zu erhöhen.

Bey der ersten Erlaubniſs, die mir das Schweigen der Musik zum Reden gab, theilte ich diese Bemerkung dèm Apollonius im Ton eines Fragenden mit, und erhielt zur Antwort: mein Ohr hätte mich nicht getäuscht, und das, was ich so eben gehört, könnte mir zu einer Probe dienen, daſs die alten Filosofen, die sich so ernstlich gegen alle Neuerungen in der Musik erklärten, wohl ein wenig Unrecht haben könnten. Ich liebte, fuhr er fort, diesen wesentlichen Theil der Musenkunst von Kindheit an, und Pythagoras, den ich in der Folge zu meinem Lehrer wählte, führte mich durch seine Theorie nach und nach auf eine Betrachtung, die so leicht zu machen war, daſs ich nicht begreife, wie nicht jeder etwas mehr als bloſs mechanische Tonkünstler sie nicht längst in seinem Wege finden muſste: nehmlich, daſs, da jeder Ton in einer fortschreitenden Melodie mit verschiedenen andern, über und unter ihm, in gewissen dem Ohr angenehmen Verhältnissen steht, eben deſswegen auch unter mehrern zu gleicher Zeit gehörten Tönen dieselbe oder eine ähnliche Zusammenstimmung Statt finden kann, wie zwischen einer Anzahl von Tönen, die in einem melodischen Gesange aufeinander folgen. Dieſs, als etwas unstreitiges, vorausgesetzt, muſs es möglich seyn, zu jedem Gesang zwey, drey, und, wenn man auch die Oktave und den Unisono zu Hülfe nimmt, noch viel mehrere melodische Gänge für andere Stimmen oder Instrumente zu finden, die immer in schönen, dem Ohre gefälligen Verhältnissen mit ihm fortschreiten, und solchergestalt eine weit vollkommnere Harmonie hervorbringen, als wenn mehrere Stimmen einerley Melodie im Unisono, oder bloſs um die Oktave erhöht, zugleich hören lassen. Weit entfernt daſs das Ohr dadurch verwirrt, oder dem Gesang, der die Hauptmelodie führt, geschadet werden sollte, wird jenes vielmehr durch die harmonische Mannigfaltigkeit der zugleich angegebenen Töne mehr ergetzt; und dieser, in so fern die untersten und mittlern Töne in passenden Intervallen mit richtigem Urtheil gewählt worden sind, unterstützt, empor getragen und bedeutender gemacht. Kurz, diese Grund- und Mitteltöne bringen in einem vielstimmigen oder mit Instrumenten begleiteten Gesang ungefähr eben dieselbe Wirkung hervor, wie die Mitteltinten in einem Gemählde; und ich zweifle nicht, daſs die Musik, wenn dieser Theil von sinnreichen Meistern gründlich studiert, und nach und nach zur Vollkommenheit gebracht werden sollte, mit der Zeit auf einen Grad von Höhe steigen würde, wovon wir uns jetzt noch keinen Begriff machen können.

Apollonius wurde hier durch ein zweytes Akusma unterbrochen, das durch seine Neuheit und Anmuth meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Es war eine Art von Wettstreit zwischen drey Instrumenten, ohne Menschenstimme, welche, indem sich jedes gleichsam nach seiner eigenen Laune bald schneller bald langsamer, wiewohl nach eben derselben Mensur, bewegte, und den andern bald nachzuschleichen, bald vor ihnen zu fliehen, bald die Fliehenden zu verfolgen, bald sich wieder mit ihnen zu vereinigen schien, mich eine Art von Tanz (wenn ich es so nennen kann) hören lieſsen, der sich in den mannigfaltigsten und anmuthigsten Wendungen um mein inneres Ohr herum schlang, und tausend liebliche Bilder von tanzenden Nymfen und Zefyrn und Amoretten meine Fantasie durchgaukeln machte. Du wirst mir verzeihen, Timagenes, wenn ich mich unverständlich über eine Sache ausdrücke, die dir ohne Zweifel eben so neu und wunderbar vorgekommen wäre, da du gewiſs, so wenig als ich, jemahls eine so seltsame Art von dissonierender Harmonie gehört hast. –

Als sie wieder aufhörte, und ich meinem gütigen Wirthe mein Vergnügen an diesem nie gehörten Ohrenschmause in den stärksten Ausdrücken zeigte, sagte er: Andere Geschäfte und Sorgen lieſsen mir ehemahls keine Zeit, die Theorie zu entwickeln, deren ich vorhin erwähnte; aber, nachdem ich mich mit drey so musikalischen Wesen, wie Kymon und Terpsinoe und die junge Melitta, ihre Tochter, in diese Einöde zurück gezogen hatte, erwachte jener Gedanke wieder in meinem Gemüth; ich sprach davon mit Terpsinoe, die von der Natur mit dem zartesten Ohr und einer Stimme von seltner Schönheit, und von den Musen mit dem Geist ihrer lieblichsten Kunst begabt worden war. Sie faſste mich ohne Mühe, sah in kurzem deutlich was ich nur ahnete, machte eine Menge Versuche und Proben, und brachte es bald, mit meiner und ihres Mannes Hülfe, so weit, daſs alles, was du gestern und heute hörtest, ihre Erfindung und das Werk ihres musikalischen Genius ist.

Nenne es lieber (rief ich mit allem Feuer eines Begeisterten aus) mit seinem rechten Nahmen, unmittelbare Eingebungen der Musen selbst; denn das, was ich hier gehört habe, ist so weit über das einförmige Getön, das wir bisher Harmonie nannten, erhaben, als der Pindus über die Thessalischen Hügel, und der Gesang der Homerischen Kalypso über das Gezirpe der Attischen Cikaden.

Aber mein Entzücken sollte noch höher steigen, und Apollonius schien es mit seiner kleinen Hausgenossenschaft abgeredet zu haben, mich an diesem schönen Abend erfahren zu lassen, was die Zauberkraft des Gesangs und der Harmonie, wenn sie in Gemeinschaft wirken, über eine selbst rein gestimmte Seele vermöge. Kaum hatte ich das letzte Wort ausgesprochen, so gebot ein mächtiges Getön des vielsaitigen Barbitons — heiliges Schweigen; und nach einer kleinen Pause begann die junge Melitta, ohne Begleitung eines Instruments, einen sehr einfachen, aber feierlich lieblichen, zum Herzen sprechenden Gesang, dessen Worte die Ruhe einer reinen, die ganze Natur mit Liebe umfassenden Seele andeuteten. Er bestand aus drey fortschreitenden Theilen, welche so gesetzt waren, daſs jeder mit beiden andern, zugleich gehört, die anmuthigste Harmonie hervorbrachte. Der Gesang war dreystimmig, und so wie Melitta, nach Vollendung des ersten Theils, unmittelbar zum zweyten fortging, begann Terpsinoe den ersten, und ging in eben demselben Augenblick, da Melitta den dritten anfing, zum zweyten über, indem Kymon, dessen Stimme für seine Jahre noch ungewöhnlich rein und fest war, eine Oktave tiefer, den ersten begann, und ohne Stillstand zum zweyten und dritten fortging, während Terpsinoe den dritten und ersten, und Melitta den ersten und zweyten hören lieſs. Dieser sich gleichsam um sich selbst herum windende Gesang wurde so oft wiederhohlt, bis die letzte Stimme alle drey Theile zum dritten Mahl vollendet hatte; und der Effekt der letzten Wiederhohlung war um so angenehmer, da diese zauberische Harmonie, nachdem sie zuvor nach und nach bis zur höchsten Stärke, deren ein reiner Ton fähig ist, gestiegen war, durch langsame Entfernung der Singenden und unmerkliche Schwächung der Stimmen, allmählich wieder abnahm, bis sie, gleich den letzten Tönen eines dreyfachen Echo, in kaum hörbare Laute hinzuschmelzen schien.

Ich finde keinen Ausdruck, Freund Timagenes, der dir etwas von der Wirkung, welche dieser Gesang auf mich machte, mitzutheilen vermöchte. Mein ganzes Wesen schien sich nach und nach in Harmonie aufzulösen, und mir war zuletzt, als ob alle diese lieblichen Töne zu lauter ätherischen Geistern würden, die mich in ihre Mitte nähmen, und auf ihren weit verbreiteten mächtigen Flügeln in eine andere bessere Welt empor trügen. 2)

---

2) Die Griechen hatten noch so unentwickelte Begriffe von dem, was wir Harmonie nennen, und waren doch für die Reitze der Musik so ungemein empfindlich, daſs die Wirkung, die der erste

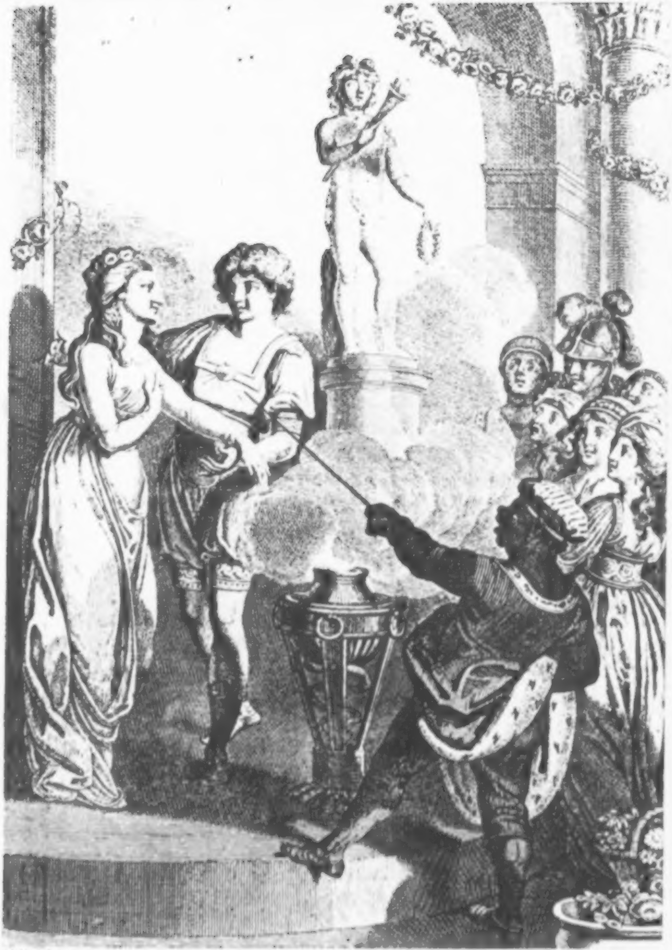
Apollonius selbst, der diesen Gesang ebenfalls zum ersten Mahl hörte, wiewohl ihm die Form desselben nichts neues war, schien sehr angenehm davon gerührt zu seyn; und als ich ihm mit allem Feuer eines Musolepten davon sprach, sagte er: Du wirst also den Nahmen, den wir dieser neuen Art von Gesängen geschöpft haben, nicht übel passend finden. Wir nennen sie Psychagogikon, und wirklich kenne ich jetzt noch keine Musik, die das Gemüth zugleich so stark und so angenehm bewegte wie diese. Gleichwohl zweifle ich nicht, daſs unsre von den Musen begünstigte Terpsinoe die Wunder der Harmonie noch viel höher treiben, und in andern, weniger Zwang auflegenden Arten von Melodemen, einen noch viel angenehmern und mächtiger auf den innern Menschen wirkenden Gebrauch von dem uner-

---

Kanon, (denn das war ohne Zweifel dieser Gesang) von sehr schönen Stimmen schön gesungen, auf den empfänglichen Hegesias machte, nichts befremdendes haben kann; es müſste denn nur für jemand seyn, der mit J. J. Rousseau die Melodie allein für Musik hielte, und die Harmonie der Neuern für eine Gothische und barbarische Erfindung erklärte, auf die wir nie verfallen wären, wenn wir für die wahren Schönheiten der Kunst und einer echt natürlichen Musik Sinn hätten.

schöpflichen Reichthum derselben zu machen fähig seyn werde. Ich gestehe dir ohne Bedenken, lieber Hegesias, daſs die Unterhaltung, die mir das Talent dieser guten, mir so herzlich ergebenen Wesen täglich verschafft, ein groſser Theil meines Glücks in diesem Vorelysium ist, worin ich den Übergang in das unsichtbare ruhig und mit guten Hoffnungen erwarte. Ich kenne nichts, was einer mit zarten Sinnen und erhöhter Einbildungskraft begabten Seele einen anschaulichern Begriff und weniger täuschende Vorgefühle von einer vollkommneren Ordnung der Dinge und einem geistigern Leben geben könnte, als diese Art von Musik, die du hier gehört hast. Denn was ist die ganze unermeſsliche Natur anders, als die ewige Harmonie der unendlich mannigfaltigen, aber unauflöslich in einander geschlungenen, und, ungeachtet so vieler wirklichen und anscheinenden Dissonanzen, aufs reinste zusammen klingenden Verhältnisse der Bewegungen und Wirkungen aller Wesen? Und ist es nicht die Musik, die durchs Ohr unserm innern Sinn eine viel schärfere, und selbst die Wirkung, die das Licht, die Farben und das Helldunkle auf unser Auge macht, an Deutlichkeit und Energie übertreffende Anschauung von dieser, aus unendlich vielfachen Tönen, Stimmen und Akkorden durch den Geist der Ordnung und Liebe zusammen gesetzten, Symfonie des Weltalls giebt? — Ich weiſs nicht, ob du eben dasselbe fühlst: aber ich bedarf bey einer Musik, wie die heutige, keiner Worte, die mir ihren Sinn erst erklären und sie gleichsam in meine Sprache übersetzen müſsten; ich bedarf nicht nur der Worte nicht dazu, sondern sie stören mich sogar im reinen Genuſs derselben, indem sie den freyen Flug meiner durch sie leichter beflügelten Seele hemmen, und meine Aufmerksamkeit zerstreuen und von dem, was mir die Musen in ihrer eigenen geistigen Sprache unmittelbar mittheilen, durch Vergleichung der Worte mit dem, was sie ausdrücken sollen, abziehen.

Apollonius setzte, während wir, vom halb vollen Monde sanft beleuchtet, nach der Wohnung zurückkehrten, noch verschiedenes über die mögliche Vervollkommnung unsrer Musik hinzu, was mir nicht verständlich genug war, um es einem andern wiedergeben zu können; und als wir angekommen waren, empfahl er mich, wie gestern, seinem Freunde Kymon, und entlieſs mich mit dem Versprechen, wenn uns der folgende Tag so günstig seyn werde, als die Schönheit der Nacht versprach, sich um die gewohnte Zeit bey der Quelle einzufinden,



H. Ramberg del. [illegible] sculp. 179[illegible]

AMADIS

Olinde ist nicht mehr, und Floripone glänzt und die Materie fortzusetzen, womit wir uns diesen Abend unterhalten hatten.

Da mir der gute Kymon keine Lust, in ein Gespräch mit mir einzugehen, zeigte, und sich eben so sehr nach Ruhe, wie ich nach Einsamkeit, zu sehnen schien, so nahm er schon an der Thür meines Schlafgemachs Abschied, um sich, wie gewöhnlich, zu seinem Herrn zu begeben. Aber der wahre Beweggrund, warum er mich heute so früh verlieſs, entdeckte sich bald hernach. Die gefällige kleine Familie bereitete mir in aller Stille die angenehmste Überraschung vor: denn kaum hatte ich mich zur Ruhe niedergelegt, so war mir als ob ich durch ein mit Efeu leicht umlaubtes Fenster, das, dem Lorberwäldchen gegenüber, offen stand, den Gesang, der mich eine Stunde zuvor so hoch entzückt hatte, wieder anstimmen hörte; aber so leise, daſs ich nur den sanft verschmolznen Wiederhall davon zu hören glaubte. Durch unmerkliche Grade nahm er immer an Stärke zu, bis das liebliche Tongewebe zuletzt mein ganzes Ohr ausfüllte, und, da mir in dieser Entfernung nur die Töne, nicht die Worte, rein vernehmlich waren, mich die Wahrheit der von Apollonius gemachten Bemerkung erfahren lieſs: daſs eine Musik, wie diese, uns in ihrer eigenen, unsrer Seele gleichsam angebornen Sprache, anrede, und keiner Übersetzung in eine willkührliche kalte Zeichensprache bedürfe, um von ihr verstanden zu werden. Hätte ich nicht zu gewiſs gewuſst, wer mir diesen hohen Genuſs verschaffte, es würde mir unmöglich gewesen seyn, nicht zu glauben, daſs ich Stimmen aus der andern Welt zu mir herüber schallen höre.

Da diese Art von Gesängen so lange fortgesetzt werden kann als man will, und die Familie Kymon nicht müde wurde, nur mit kleinen Veränderungen der Modulazion und öfterer Abwechslung der Mensur und der Stärke des Tons, immer wieder von vorn anzufangen, so erfolgte, bey aller Begeisterung worein ich mich gesetzt fühlte, oder vielmehr durch diese Begeisterung selbst, zuletzt, was vermuthlich die Absicht der freundlichen Sänger war: eine süſse Ermattung spannte allmählich meine Nerven ab, ich verlor mich in einem luftigen Gedränge lieblicher Träume, die um mich her zu tanzen schienen, und schlummerte endlich unvermerkt in — die unsichtbare Welt hinüber.

AGATHODÄMON.

SIEBENTES BUCH.

I.

Ich erwachte mit den ersten Strahlen, welche die aufgehende Sonne durch das leicht umlaubte Fenster in mein kleines Schlafgemach spielen lieſs; aber der erste Gedanke, der mit mir erwachte, fiel mir so schwer auf die Brust, daſs ich mich nicht erwehren konnte, mich von ihm zu erleichtern, indem ich ihn laut werden lieſs. Und so ist denn dieſs der letzte Tag, rief ich, der mir unter diesen seltnen Menschen zu leben vergönnt ist, den unvergeſslichsten, die ich jemahls sehen werde, wenn ich auch Nestors Jahre dreyfach erlebte! — Wie schön geht er über mir auf! und wie traurig wird er mir untergehen! — Aber worüber klage ich? Was für ein Recht hätte ich mehr zu verlangen? War es nicht Glücks genug, daſs ein Zufall, dessen ich mich nie versehen konnte, mich diesen, allen andern Sterblichen unzugangbaren, Ort finden lieſs? daſs der merkwürdigste Mann dieses Jahrhunderts mich, einen nahmenlosen unbedeutenden Fremdling, so freundlich aufnahm, mir so schnell gewogen wurde, sich mir so traulich mittheilte, mich sogar zum Bewahrer der verborgensten Geheimnisse seines ewig denkwürdigen Lebens machte? — Welch einen Schatz trage ich mit mir von hinnen! Was brauche ich für mein ganzes künftiges Leben, als die Erinnerung an diese drey Tage, um meinen Geist heiter und thätig, mein Herz warm, meinen Muth hoch, und mein Vertrauen auf die Natur und mich selbst lebendig zu erhalten! — „Die Natur hat mir meine ganze Bestimmung gegeben, da sie mich zum Menschen machte: was könnt' ich edleres und gröſseres zu seyn verlangen? — Sey so frey und thätig, so groſs und gut, als du als Mensch durch dich selbst seyn kannst!“ — Sagtest du das nicht, göttlicher Apollonius, du mein wahrer guter Dämon? — Du sollst es mir nicht vergeblich gesagt haben!

Unter diesen Selbstgesprächen ging ich ins Freye hervor, und durchwanderte, aufmerksam auf den geringsten Umstand, nochmahls alle mir schon bekannten Gänge, Plätze, Pflanzungen, Lustwäldchen, Lauben und Grotten dieses stillen und lieblichen, wiewohl enge beschränkten Vorelysiums, wie Apollonius selbst es nannte; an jedem Platze, wo meine horchende Seele an den Lippen des ehrwürdigen Greises hing, setzte ich mich nieder, und rief alles, was er mir gesagt hatte, in mein Gedächtniſs zurück, froh und zufrieden mit mir selbst, daſs mir beynahe keines seiner Worte entfallen war. Als ich bey der Quelle am Lorberwäldchen ankam, sah ich den wackern Kymon mit seinem schönen Weibe und der jungen Melitta nahe bey der Wohnung im Garten beschäftigt. Sie schienen mich nicht gewahr zu werden, und ich widerstand dem Verlangen mich ihnen zu nähern, um alle meine Gedanken auf den Gegenstand zu versammeln, worüber Apollonius mich diesen Morgen ins klare setzen wollte. Was er mir von den Christianern bereits entdeckt hatte, und die groſsen Dinge, die ein so tief sehender Geist der Welt von ihnen profezeihte, machten mir diese Sekte, die ich vor noch so kurzer Zeit keiner Aufmerksamkeit werth schätzte, jetzt so wichtig, daſs ich die Stunde unsrer Zusammenkunft mit Ungeduld erwartete.

Apollonius erschien um seine gewöhnliche Zeit; aber ein mehr als gewöhnlicher Ernst lag, wie mich däuchte, auf seiner hohen, sonst immer unbewölkten Stirne. Ein freundlicher Sonnenblick schien sich über sie zu verbreiten, da er mich ihm entgegen eilen sah. Er reichte mir die Hand, und sagte: er wolle mich an einen Platz führen, der mir noch unbekannt sey, und sich am besten zur Scene unsrer bevorstehenden Unterhaltung schicken werde. Ich folgte ihm auf einem schmalen, zwischen den Felsen sich allmählich hinauf windenden, durch Gesträuch und Buschwerk versteckten Fuſspfad, auf einen kleinen ebnen Platz, wo wir von drey Seiten nichts als Meer und Himmel vor und um uns sahen; eine Aussicht, die durch Vereinigung des höchst Erhabenen mit dem höchst Einfachen ein Gefühl in der Seele erweckt, das mit keinem andern verglichen werden kann. Ein leicht bedeckter Himmel und eine erfrischende Seeluft sicherten uns vor der Sonnenhitze, und eine tief in den Felsen gehauene Blende bot uns eine dicht bemooste Bank an, auf der wir uns niederlieſsen.

Ich habe mich eines doppelten Versprechens gegen dich zu entledigen, Hegesias, sagte Apollonius: dich mit dem Geist und der innern Verfassung der Christianer näher bekannt zu machen, und dir meine Gedanken und Vermuthungen über das, was künftig aus ihnen werden muſs, und über die groſse Revoluzion, die der Römischen Welt und der Menschheit überhaupt durch sie bevorsteht, etwas ausführlich mitzutheilen.

Aber bevor die Rede von den Jüngern ist, solltest du billig den Meister kennen; und dieſs ist hier um so nöthiger, da der Unterschied zwischen jenen und diesem so groſs zu seyn scheint, daſs man weder von dem Institut auf den Stifter, noch von dem Stifter auf das Institut, ohne Gefahr sich zu täuschen, schlieſsen darf. Unglücklicher Weise befinden wir uns, was die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes betrifft, wiewohl seit seinem Tode noch nicht viel über sechzig Jahre verflossen sind, beynahe in dem nehmlichen Falle, wie mit Hermes, Zoroaster, Orfeus, Minos, Foroneus, und andern der ältesten Gesetzgeber und Religionsstifter: was man uns davon sagt, ist mit zu vielem Wunderbaren und Unglaublichen durchwebt, um nüchterne Menschen zu befriedigen; und was wir am liebsten wissen möchten, was uns den Schlüssel zu allem andern gäbe, ist gerade das, was man uns vorenthält. Die verschiedenen Sekten, in welche die Christianer sich bereits getheilt haben, tragen sich mit einer groſsen Menge so genannter guter Bothschaften, worin die wundervollen

Umstände der Geburt, des Lebens und des Todes ihres Meisters, mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Reden und Thaten, bald kürzer, bald umständlicher erzählt werden. Die meisten dieser Bücher führen den Nahmen von Verfassern an der Stirne, welche sich für Augenzeugen, aber zugleich für vertraute Freunde und Anhänger, zum Theil für nahe Verwandte desselben geben, und schon dieses Umstands wegen nicht als ganz unbefangen betrachtet werden können. Überhaupt fehlt diesen Erzählungen, wiewohl ihnen nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen ist, doch sehr viel von dem, was von einer zuverlässigen Urkunde gefordert wird, und dem Schreiber einer wahren Geschichte das Zutrauen der Leser erwirbt. Sie sind im gemeinsten Mährchenton erzählt, mit Widersprüchen und unglaublichen, zum Theil schlechterdings unmöglichen Wunderdingen angefüllt, und verrathen fast auf allen Blättern den gröſsten Mangel an Geistesbildung und an Kenntnissen, die bey uns keinem Menschen von einiger Erziehung fehlen: auch finden sich in den Reden, die dem groſsen Profeten in den Mund gelegt werden, viele ganz unverständliche Dinge, und manches, was er, dem Karakter seines Geistes und Herzens nach, unmöglich gesagt haben kann. Mit Einem Wort, ich weiſs dir von diesen Anekdoten-Sammlungen keinen richtigern Begriff zu geben, als wenn ich dich versichre, daſs sie im Sinn und Geschmack meines Freundes Damis geschrieben sind; drey oder vier ausgenommen, die aus mehrern Rücksichten Aufmerksamkeit verdienen; wiewohl mir auch an diesen die Merkmahle von Verfalschungen und Einschiebseln unverkennbar scheinen. Es ist kein Zweifel, daſs die Christianer, wenn dereinst Eine von den vielen Sekten, in welche sie sich seit einiger Zeit gespaltet, alle übrigen verschlungen haben wird, eine allgemeine Musterung mit diesen guten Bothschaften vornehmen, und Reines vom Unreinen, Wahres vom Verfälschten oder Eingeschobenen zu unterscheiden suchen werden. Wie schwer diese Arbeit seyn dürfte, und ob sie, in einer Zeit von Einem oder mehrern Jahrhunderten nach dem Tode des Meisters, überall möglich seyn werde, lasse ich an seinen Ort gestellt; aber bis dahin, und wahrscheinlich auch dann wie jetzt, wird jeder, dem an Wahrheit gelegen ist, am sichersten gehen, wenn er diese Prüfung und Scheidung selbst vornimmt. Ich wenigstens, nachdem ich die Geduld gehabt, mehr als funfzig dieser so genannten Evangelien zu durchlesen, fand, um mich an einem der besten Sterblichen, die je gelebt haben, nicht eben so schwer als an der Wahrheit überhaupt zu versündigen, kein anderes Mittel, als alles Wunderbare, Übernatürliche und Unverständliche, zugleich mit den Widersprüchen und handgreiflichen Ungereimtheiten, auf die Seite zu legen, und mich bloſs an das rein Menschliche, Verständliche, Konsequente und unmittelbar zu meinem Wahrheitssinn und Herzen Sprechende zu halten.

ICH. Müssen wir dieſs doch schon mit unsern alten Filosofen thun, wenn wir uns nicht von den Anekdotenjägern und Kompilatoren ihrer Meinungen, Reden und Thaten die ungereimtesten Mährlein aufheften und uns am Ende weiſs machen lassen wollen, daſs unsre hellsten Köpfe die gröſsten Narren, Gecken und Windbeutel der Nazion gewesen seyen. — Doch, verzeih daſs ich dich unterbreche. — Und was fandest du, nachdem du diese Scheidung vorgenommen hattest?

APOLLONIUS. Soll ich dirs gestehen, Hegesias? — Auf den ersten Anblick scheint eine so auffallende Ähnlichkeit zwischen diesem Jüdischen Religions- und Sittenverbesserer und — dem Manne, den du vor dir siehest, obzuwalten, daſs ich selbst einige Augenblicke davon getäuscht wurde. Aber bey genauer und unbefangener Vergleichung fand ich einen sehr groſsen und sehr zum Vortheil des Ersten ausfallenden Unterschied. —

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

FÜNFTER BAND

DER NEUE AMADIS

ZWEYTER THEIL

DER VERKLAGTE AMOR

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1794.

In der That läſst sich dieser in seiner Art einzige Mann mit keinem unsrer Weisen, selbst nicht mit Pythagoras oder Sokrates, vergleichen, ohne daſs entweder ihm oder diesen Unrecht geschieht. Der Jüdische Weise scheint neben den unsrigen ein Mann aus einer andern Welt zu seyn; und es läſst sich mit gutem Grunde behaupten, daſs er nur unter seiner Nazion werden konnte, was er war. Du erinnerst dich, daſs ich gestern sagte: er sey das, was ich schien, wirklich gewesen. Ich setze hinzu: er glaubte auch der zu seyn, für den er sich gab; er wollte nicht täuschen, und wurde jemand durch ihn getäuscht, so war ers selbst vorher; denn in der That scheint der Erfolg seinen ersten Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Wie groſs war schon durch dieſs allein der Unterschied zwischen mir und ihm! Ich sage dir wohl nichts neues, indem ich gestehe, daſs ich nicht an die Götter glaubte, deren Dienst ich reinigen wollte, und denen ich wieder zu ihrem alten Ansehen zu verhelfen suchte. Ich wuſste sehr wohl, da ich mich für ihren Gesandten ausgab, daſs sie mich nicht gesandt hatten. Meine Andacht zu Jupiter, Apollo und Äskulap, zu den Kabiren, zur Göttermutter und zu der Efesischen Diana, der geheime Umgang, den ich mit höhern

Wesen zu pflegen scheinen wollte, die Mirakel, die ich that, alles das war absichtliche Täuschung, die der Zweck allein rechtfertigen sollte. Er hingegen trug den Gott, von welchem er sich gesandt glaubte, in seinem Busen. Nenn' es immerhin Enthusiasm; genug es war kein geheuchelter: sein Gott lebte und webte in ihm, sprach aus ihm, wirkte durch ihn, war der herrschende Gedanke seiner Seele, der Gegenstand seiner innigsten Anhänglichkeit, seines lebendigsten Zutrauens, sein Bewegungsgrund, sein Zweck, sein Mittel. Was er that, glaubte er durch Gott bloſs um Gottes willen zu thun, und ich bin versichert, daſs er eben dadurch viel wunderbares that; wiewohl nicht zu zweifeln ist, daſs ihm das Gerücht und seine Geschichtschreiber in diesem Punkt eben so viele Dienste gethan haben mögen als mir. Sein Verhältniſs zu seinem Gott war so zart und innig, daſs er sich ihn nicht anders als seinen Vater denken konnte; denn er fühlte sich selbst als seinen Sohn, und der unbedingte Gehorsam, die gänzliche Ergebung, das alle Proben aushaltende Vertrauen, das ihn selbst im Tod am Kreuze nicht verlieſs, sind Gefühle und Gesinnungen eines Sohns, wie es wohl vor ihm noch keinen gegeben hat, für einen über alles geliebten Vater.

Den Willen seines Vaters zu thun, das Geschäft, wozu er von ihm in die Welt gesandt zu seyn glaubte, mit Eifer und Treue auszurichten, war das einzige was er suchte, und wofür er allein lebte. Alles andre war ihm nichts; er begehrte nichts und fürchtete nichts, dachte nie an sich selbst, hatte keinen selbsterfundenen Plan auszuführen, noch für die Mittel dazu zu sorgen, sondern überlieſs dieſs demjenigen, dem er, als sein bloſses Werkzeug, mit dem Gehorsam eines treuen Knechts und mit dem theilnehmenden Eifer eines liebenden Sohnes diente.

Es ist wirklich interessant, in einigen der besagten Bücher — deren Verfassern es vermehr an Vermögen ihren Meister zu verstehen, und sich bis zu der Höhe, worauf er stand, zu erheben, als an gutem Willen gefehlt zu haben scheint — mitten durch den Nebel ihrer dumpfsinnigen Darstellung zu sehen, wie der alte beschränkte Begriff der Juden von einem strengen, eifersüchtigen, launenvollen, aber für sie parteyischen, ihnen ausschlieſslich gewogenen, und in einem besonderen Bunde mit ihnen stehenden Nazionalgott, und seiner irdischen Oberherrschaft über sein erwähltes Volk, sich in dieser schönen, liebevollen Seele zu dem so viel würdigern, reinern und humanern

Begriff eines allgemeinen Vaters der Menschen, und eines Allen offen stehenden Reichs Gottes, läuterte. In dieses Reich nicht nur seine leiblichen Stammverwandten, die Juden, sondern alle Völker der Erde einzuladen, dazu glaubte er in die Welt gekommen zu seyn. Nichts kann einem irdischen Reich und dem, was die Menschen darin suchen, mehr entgegen gesetzt seyn, als sein Begriff von diesem Reiche Gottes, dessen unsichtbarer Beherrscher nur über Herzen regiert, nur einen Dienst des Herzens fordert, nur im Geist angebetet seyn will, und seinen Unterthanen nur geistige Güter verspricht. Den Willen Gottes zu thun, der durch Vernunft und Gewissen jedem Menschen kund wird, ist nach ihm die erste Pflicht der Genossen dieses Reichs, die alle andern in sich schlieſst. Sie sind alle frey, denn sie gehorchen nur ihrem Vater, und ihr Gehorsam ist munter, freudig und unbedingt, weil er aus Liebe und Vertrauen kommt; sie sind, als Kinder eben desselben Vaters, alle gleich, und zu allem, was ihres Vaters ist, gleich berechtigt; und in dem einzigen Wort Liebe sind alle ihre wechselseitigen Pflichten enthalten. Sie lieben Gott über alles; aber sie können ihm diese Liebe nur dadurch beweisen, daſs sie ihn in seinen Kindern, ihren Brüdern, lieben.

Nazareth, den die Christianer für ihren Meister und Herren erkennen, aus den ältesten Nachrichten seiner Anhänger herausgebracht habe. Du siehest (denke ich) von selbst, wie leicht sich das alles in die Pythagorische und Platonische, ja sogar in die Sokratische oder Epiktetische Sprache übersetzen liefse; wie ungezwungen aus diesen äufserst einfachen Begriffen und Grundsätzen eine vollständige, dem Fassungsvermögen aller, auch der ungelehrtesten, Menschen angemessene Lebensfilosofie sich entwickeln läfst, und wie weit der Mann, der die ganze Theorie dessen, was jeder Mensch zu Erfüllung seiner moralischen Bestimmung und zum Aufstreben nach dem höchsten Gipfel menschlicher und geistiger Vollkommenheit vonnöthen hat, auf so kindlich einfältige Principien zurück führte, uns andere mühselige Verbesserer und Veredler der Menschheit, so viel unser sind, hinter sich gelassen hat.

ICH. Nur, bester Apollonius, sehe ich auch, dafs diese einfache, diese allen zarten, unverdorbenen, liebevollen, und zu einer gewissen hohen Schwärmerey geneigten Seelen so angemefsne Lebensfilosofie etwas noch zehnmahl persönlicheres ist, als dein Pythagorischer Orden, und dafs, wie klein auch das Häufchen jener guten kindlichen

Seelen seyn mag, dennoch, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Anzahl der Weltmenschen, die sich auf diese Art wiedergebären zu lassen geneigt seyn möchten, noch ungleich geringer ausfallen, und also das Gute, das der so hoch von dir gepriesene Jüdische Theurg mit seiner Lehre stiften kann, auf ein unendlich kleines hinaus laufen dürfte.

APOLLONIUS. Erlaube, daſs ich dir die Antwort auf diesen Einwurf noch eine Weile schuldig bleibe. Sie wird sich an der rechten Stelle von selbst einfinden. Für jetzt habe ich, eh' ich von dem Lehrer zu den Jüngern übergehe, noch ein paar Bemerkungen über jenen zu machen.

Fürs Erste überzeugt mich eine unbefangene Betrachtung aller Nachrichten, die ich von diesem auſserordentlichen Manne auftreiben konnte, daſs es keineswegs seine Absicht war, der Stifter einer neuen politischen oder mit dem Staat in gesetzmäſsigen Beziehungen stehenden Religion zu seyn. Im Gegentheil, seine Lehre, und das Beyspiel seines rein moralischen Verhältnisses zu Gott und Menschen, zweckt augenscheinlich dahin ab, alle unter den Menschen bestehende Religionen zwar nicht geradezu zu bekämpfen oder abzuschaffen, aber doch so unnöthig und überflüssig zu machen, daſs sie von selbst aufhören und aus der Welt verschwinden müſsten. Eine einzige, in sieben kurze Bitten zusammen gedrängte Gebetsformel ausgenommen, (aus welcher sich seine ganze Lehre ziemlich ungezwungen entwickeln lieſse) findet sich nirgends das geringste von ihm, das einer Vorschrift dessen, was seine Anhänger zu glauben oder nicht zu glauben hätten, ähnlich sähe, in so fern glauben und für wahr annehmen gleichbedeutende Ausdrücke sind. Was Er glauben nennt, ist eine auf inniges Gefühl gegründete Gesinnung des Gemüths, mit einer geistig sinnlichen Vorstellung verbunden, welche eher Anschauung als räsonnierter Begriff zu nennen ist; mit Einem Worte, nicht Begreifen, sondern Ergreifen dessen, was nicht begriffen werden kann noch soll. Er setzt alle unter den Juden von ihren Urvätern her im Schwange gehende Begriffe, ja sogar verschiedene Meinungen und Vorstellungsarten voraus, welche sich (wie es scheint) erst nach ihrer Deportazion in die Provinzen des Assyrischen und Persischen Reichs Eingang bey ihnen verschafften, dergleichen z. B. der Glaube guter und böser Geister und unmittelbarer Einwirkungen derselben auf die Menschen ist; kurz, er bequemt sich in allem, was den groſsen Zweck seiner geglaubten

Sendung nicht wesentlich angeht, zu popularen Begriffen und Redensarten, läſst alles, was bloſse Spekulazion ist, an seinen Ort gestellt, und nimmt nur dann den kategorischen Ton eines unfehlbaren und von Gott bevollmächtigten Profeten an, wenn er Vorurtheile, Irrthümer oder Laster bestreitet, die mit dem Geist der Liebe Gottes und der Menschen, und mit der Lauterkeit des Herzens, welche gleichsam das Element dieses Geistes ist, schlechterdings unvereinbar sind.

Zweytens, däucht mich auch, man könne nicht von ihm sagen, daſs er der Stifter eines geheimen religiösen oder asketischen Ordens gewesen sey. Man sieht nirgends in seiner Geschichte, daſs er es mit seinen Anhängern darauf angelegt, oder die zu einem solchen Institut nöthigen Anstalten gemacht hätte. Noch viel weniger kann ein billiger Verdacht auf ihn fallen, als ob er mit dem festen Glauben und Bewuſstseyn, daſs Er der von den spätern Jüdischen Profeten vorher verkündigte und von den Juden mit Ungeduld erwartete Messias sey, irgend einen politischen Zweck verbunden habe; denn dazu hätte er sich ganz anders benehmen, und sowohl gegen das Volk als die in hohem Ansehen bey demselben stehende farisäische Sekte eine ganz andere Rolle spielen müssen. Überhaupt, wiewohl die Begierde ihn reden zu hören und der Ruf der Wunder, die er verrichte, unter dem wunderlustigsten Volke der Welt immer viel neugierige und müſsige Leute um ihn her versammelte, so war doch die Zahl seiner eigentlichen Jünger und Freunde nicht beträchtlich, und die zwölf besonders Ausgewählten, die er fast immer um sich hatte, (groſsen Theils seine Blutsverwandte) scheinen zwar gutwillige und ihm herzlich ergebene, aber ungelehrte, dumpfsinnige, und zu weit aussehenden politischen Zwecken, wofern er deren gehabt hätte, ganz unbrauchbare Leute gewesen zu seyn.

II.

Wenn du alles, was ich dir bisher von diesem in seiner Art einzigen Manne gesagt habe, zusammen nimmst, Hegesias, so dürfte es dir leicht von allen seinen Wundern das wunderbarste scheinen, wie er — erst ziemlich lange nach seinem Tode, und nach einem so schmählichen Tode — das Haupt einer bereits sehr zahlreichen, durch die ganze Römische Welt ausgebreiteten, geheimniſsvollen, religiösen Sekte, die allen bestehenden Religionen den Krieg ankündigt und den Untergang droht, habe werden können. Ich muſs

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

dir also, bevor ich weiter gehe, noch von einem höchst sonderbaren Umstande seiner Lebensgeschichte sprechen, der, wie unglaublich er dir auch vorkommen mag, doch seine völlige historische Richtigkeit zu haben scheint, und dir sowohl etwas, das mir gestern entfiel und worüber du nicht wenig zu stutzen schienst, begreiflich machen, als das so eben erwähnte Problem seiner Auflösung merklich näher bringen wird.

Erinnerst du dich noch, dafs ich das Institut der Christianer, oder vielmehr das Werk seines ersten Urhebers, mit einem allmählich aus einem zarten, aber lebenskräftigen Keim empor wachsenden gewaltigen Baume verglich, und dann hinzu setzte: er stehe unter dem Schutz eines mächtigen Genius. Du selbst wirst, wie ich kaum zweifle, an diesen Genius glauben, wenn du Geduld hast, mir noch weiter zuzuhören.

ICH. Du scherzest, Apollonius. Wer wollte dir nicht Tage lang zuhören, zumahl nachdem du seine Erwartung so hoch gespannt hättest, wie jetzt die meinige?

APOLLONIUS. So wisse also, dafs der wichtigste Theil der Geschichte meines Helden sich erst mit seinem Tode anfängt. Das glaubwürdigste von dieser unglaublichen Begebenheit, so weit ich ihr auf die Spur kommen konnte, beruht auf folgenden Umständen. Er hatte in der Nacht, da das so genannte Synedrion zu Jerusalem sich seiner Person bemächtigte, und an dem darauf folgenden Morgen bis zur dritten Tagesstunde, da er gekreuziget wurde, an Leib und Gemüth schon so viel gelitten, daſs diese letzte, durch verschiedene Umstände noch mehr geschärfte Marter binnen sechs Stunden die Kräfte seines zart organisierten Körpers (wie groſs man sie auch, verhältniſsmäſsig, in einem vollkommenen Gesundheitszustande bey einem von allen Arten der Verderbniſs immer frey gebliebenen Manne von fünf und dreyſsig Jahren annehmen mag) aufs äuſserste erschöpft haben muſste. Genug, er selbst glaubte, einige Augenblicke vor einer todähnlichen Ohnmacht, die ihn überfiel, den Tod selbst zu empfinden, und befahl mit lauter Stimme seinen Geist in die Hände seines Vaters. Da er unmittelbar darauf sein Haupt neigte und kein Zeichen des Lebens mehr gab, glaubte man, er sey verschieden; und einer seiner heimlichen Anhänger, ein Mann von Ansehen und Vermögen, eilte was er konnte, sich die Erlaubniſs, den Leichnam vom Kreuz abzunehmen und noch vor Sonnenuntergang zu begraben, von dem Römischen Prokurator zu erbitten. Weil es gewöhnlich einen und mehrere Tage ansteht, bis ein mit dieser peinvollen, aber langsamen Todesart belegter Mensch endlich verschmachtet, so wollte Pilatus nicht glauben, daſs er schon todt seyn könnte, machte aber doch keine Schwierigkeit, die begehrte Erlaubniſs zu ertheilen. Einige gute Weiber von der Familie des Gekreuzigten und einer seiner Freunde hatten indeſs in aller Eile die zu Einbalsamierung des geliebten Leichnams nöthigen Spezereyen zusammen zu bringen gesucht; da aber der Sabbat, an welchem den Juden bekannter Maſsen jede Art von Arbeit oder Beschäftigung ein todwürdiges Verbrechen ist, im Anbruch war, so hatte der besagte Freund kaum noch so viel Zeit, den Leichnam in Leinewand zu wickeln und in einem neuen, noch nie gebrauchten Begräbniſsgewölbe beyzusetzen, das in einem, nahe am Ort der Kreuzigung gelegenen, vermuthlich ihm zugehörigen Garten, in einen Felsen gehauen war. Die Feinde des Gekreuzigten hatten indeſs, aus Furcht, seine Anhänger möchten den Leichnam stehlen, und dann unter das Volk aussprengen, er sey, seiner Vorhersagung gemäſs, wieder lebendig aus dem Grabe erstanden, bey Pilatus ausgewirkt, daſs er den groſsen Stein, womit die Öffnung des Grabes zugeschlossen worden war, versiegeln und das Grab von einigen Römischen Soldaten bewachen lieſs. Es schien nun unmöglich, daſs der Gekreuzigte, wofern auch sein geglaubter Tod nur ein Scheintod gewesen wäre, jemahls lebendig aus einem so wohl verwahrten Grabe hätte heraus kommen können: aber siehe da, ein zwar ganz natürliches, aber auch so ganz zur rechten Zeit, wie gerufen, sich einstellendes Ereigniſs, das auf einmahl alle Vorsichtsanstalten der boshaften Juden zu nichte macht! In der Nacht zwischen dem Sabbat und dem nächst folgenden Tage sprengt ein plötzliches Erdbeben das Grabmahl und den Begrabenen zugleich auf, und verjagt die erschrocknen Wächter. — Der Todtgeglaubte erwacht, geht hervor, zeigt sich noch an demselbigen Tage einigen, und in den folgenden vierzig Tagen nach und nach allen seinen in Traurigkeit über die Vernichtung ihrer glänzenden Hoffnungen versunkenen Vertrauten, überzeugt sie aufs vollkommenste daſs er lebe, iſst und trinkt mit ihnen, giebt ihnen neue Aufschlüsse über alles, was ihnen vorher an ihm unverständlich und unerklärbar war, weihet sie zu Bothen des Reichs Gottes an alle Völker der Erde ein, und, nachdem er sie zum Abschied auf einen Berg unweit Jerusalem versammelt hat, giebt er ihnen seine letzten Befehle, segnet sie, und wird von einer Wolke vor ihren Augen gen Himmel aufgehoben.

ICH. Wunderbar genug, und beynahe mehr, als man einem Arzt und Naturforscher zu glauben zumuthen darf. Indessen dünkt mich, ich sehe eine Möglichkeit, den Genius der Mühe, die er bey dieser Begebenheit so gefällig auf sich genommen haben soll, zu überheben; was, wenn ich nicht irre, in jedem Falle, wo wir uns mit einer natürlichern Erklärungsart behelfen können, unsre Schuldigkeit ist. Vergieb mir, ehrwürdiger Apollonius, wenn mein Zweifel an einer Sache, die ein Mann wie du für wahr gelten zu lassen scheint, ein wenig unbescheiden klingt. Aber sollte dein Held wirklich von allen täuschenden Mitteln zu seinem, wenn du willst, edeln und wohlthätigen Zweck so frey gewesen seyn, wie du annimmst, oder sich nicht wenigstens durch ein leidendes Verhalten zu den Täuschungen bequemt haben, die von seinen Freunden ihm zu Liebe veranstaltet wurden? Wie wenn einige geheime, oder nur selten, gleichsam im Vorbeygehen, sichtbar werdende Agenten in seine Geschichte verflochten wären? Der vornehme und reiche Mann z. B. der so groſse Eile hatte, seinen Freund vom Kreuz abzunehmen —

APOLLONIUS. Ich erinnere mich jetzt, daſs er Josef von Arimathia hieſs, und ein Mitglied des Jüdischen Senats war.

ICH. Ich gestehe, dieser wackere Mann ist mir ein wenig verdächtig, wiewohl mein Verdacht ihm bey mir zur gröſsten Ehre gereicht. Wahrscheinlich kam es auch ihm nicht glaublich vor, daſs sein unglücklicher Freund, aller Anscheinungen des Todes ungeachtet, wirklich todt sey. Daher seine Eile, ihn vom Kreuz abzunehmen und in das, zu gutem Glück, in seinem Garten bereit stehende Grab zu schaffen, aus Furcht, daſs er etwa zu früh wieder zu sich selbst kommen, und seine Bemühungen ihn zu retten dadurch vereiteln möchte. Dieſs vorausgesetzt, ist zu vermuthen, daſs dieser Josef auch Mittel gefunden haben wird, die Römische Wache gefällig zu machen, und den Begrabenen, nachdem er ihn wieder zu sich selbst gebracht und gestärkt, auf die eine oder andere Weise in Sicherheit zu bringen.

APOLLONIUS. Nach deiner Hypothese wären die Wächter am besten bey diesem Handel gefahren. Denn die Geschichte sagt: „Nachdem die Auferweckung des Gekreuzigten ruchtbar zu werden angefangen, hätten seine Feinde und Mörder den Wächtern heimlich viel Geld gegeben, daſs sie sagen sollten, sie wären eingeschlafen, und die Anhänger des Nazareners hätten sich indessen ihres Vortheils ersehen und den Leichnam auf die Seite gebracht.“ — Sie wären also von beiden Parteyen bezahlt worden, von der einen, zu schlafen, und von der andern, sich selbst anzuklagen, daſs sie geschlafen. Indessen will ich über deine Muthmaſsung nicht mit dir hadern, lieber Hegesias; wiewohl es dir schwer fallen dürfte, sie mit einigen, nicht von mir erwähnten Nebenumständen dieser wunderbaren Begebenheit in Übereinstimmung zu bringen. Genug, daſs die Hauptsache, mit ihren wesentlichsten Umständen, unläugbar, ja schon allein durch die Existenz des Christianism hinlänglich erwiesen ist; so wichtig waren die Folgen dieser Auferstehung (was auch ihre Ursache gewesen seyn mag) sowohl für den Stifter selbst als für seine Anhänger.

Dieſs verdient eine genaue Erläuterung, wozu ich dich um Geduld und Aufmerksamkeit bitten muſs; denn ich kann nicht umhin, meiner Gewohnheit nach, etwas weit auszuhohlen.

III.

Daſs die Verdorbenheit der Sitten, und ihre Quelle, das Verderbniſs des Herzens, die Gleichgültigkeit gegen das, was wahr und recht ist, die Verachtung alles dessen, was unsern Vorfahren heilig war, die über alle

Grenzen der Mäſsigung und der Natur selbst getriebene Wuth nach thierischen Befriedigungen, der Egoism, der sich alles erlaubt und alles an sich zu ziehen sucht, und seine natürlichste Folge, ein durchgängiger Mangel an Humanität bey der gröſsten Verſeinerung des Äuſserlichen, unter den Groſsen und Reichen, und eine zu jedem Bubenstück bereitwillige Ruchlosigkeit bey dem gröſsten Hang zum Aberglauben und Dämonism, unter dem gemeinen Volke — daſs diese bis ins innerste Mark der Menschheit eingedrungene moralische Verdorbenheit zu unsern Zeiten in der ganzen civilisierten Welt auf einen fürchterlichen Grad gestiegen sey, ist eine traurige Thatsache, die kein verständiger Mensch zu läugnen begehren wird. Was soll endlich aus einem solchen Zustande werden? ist eine Frage, wobey jeden nicht ganz gefühllosen Menschen ein Schauder überfällt. Wie kann geholfen werden? ist eine andere Frage, die auch den weisesten Mann in Verlegenheit setzt.

Die Gesetze und die Polizey, kaum noch vermögend das Ganze einiger Maſsen zusammen zu halten, haben keine Kraft, diesen Übeln Einhalt zu thun, geschweige sie von Grund aus zu heilen. Selbst der beste Regent kann dem immer weiter und tiefer um sich fressenden Schaden nur mildernde und unsichere topische Mittel entgegen setzen.

Was die Filosofen, die seit vier bis fünf Jahrhunderten an der Verbesserung, Aufklärung und Veredlung der Menschen arbeiten oder zu arbeiten vorgeben, ausgerichtet haben, liegt am Tage. Ihr Wirkungskreis erstreckt sich nur auf eine verhältniſsmäſsig sehr kleine Anzahl, und das beste, was sie bey dieser bisher gewirkt haben, geht selten über eine gewisse Verfeinerung und Abglättung des Verstandes und der Sitten hinaus. Wer durch sie besser wird, war vorher schon gut, und von einer durch Filosofie gewirkten eigentlichen Bekehrung oder Sinnesänderung ist nur ein einziges Beyspiel bekannt. Nichts davon zu sagen, wie viel Schaden sie durch ihre Sofisterey und Meteoropolie angerichtet, immer bleibt gewiſs, daſs sie auf die niedrigern Volksklassen, d. i. auf den unendlich gröſsern Theil der Menschen, entweder gar keine, oder eine verkehrte Wirkung thun. Bedenke, Hegesias, daſs unter den hundert und zwanzig Millionen Menschen, die, nach dem geringsten Anschlag, das Römische Reich bewohnen, wenigstens achtzig Millionen Sklaven sind, die das Gesetz zwar der Vernunftrechte entsetzt hat, aber der menschlichen Natur nicht ganz berauben konnte, und die eben darum, weil ihnen nicht erlaubt ist Menschen zu seyn, die verderbteste, schamloseste Klasse der Anthropomorfen ausmachen. Bedenke, daſs diese so tief herabgewürdigten Halbmenschen in jedem Hause zur Familie gehören; daſs die Freygebornen unter ihnen leben und ihre erste Bildung von ihnen erhalten; daſs dem Herren und der Frau des Hauses alles über sie erlaubt ist, und daſs sie ihr höchstes Ziel, die Mittelstufe zwischen Knechtschaft und Freyheit, gewöhnlich nur durch lasterhafte Gefälligkeit gegen die Leidenschaften — oder schlauen Miſsbrauch der Schwachheiten ihrer Gebieter — erkaufen können: bedenke nur dieſs einzige, und du wirst das tiefe sittliche Verderben der zahlreichsten Volksklassen sehr begreiflich finden, und dich nicht wundern, daſs die bisherigen Weltaufklärer und Sittenverbesserer diesem Übel nicht zu helfen vermochten.

Es bleibt also nichts übrig, als das Einzige, was beynahe auf alle Menschen, aber am stärksten auf die rohern, wenig gebildeten, unterdrückten, und, wenn sie ja noch fühlen, sich unglücklich fühlenden Klassen, wirken kann, die Religion. — Aber was

DER NEUE AMADIS.

ZWEYTER THEIL.

für heilsame Einflüsse zu einer sittlichen Verbesserung, die nur durch Sinnesänderung bewirkt werden kann, dürfen wir uns von einer veralteten, durch die unsittlichste Mythologie profanierten, beynahe alles moralischen Gebrauchs beraubten, und auf bloſse alt hergebrachte Ceremonien, heuchlerische Grimassen, und ungereimte, oder gar durch die Änderung der Zeiten und Sitten schandbar gewordene Gebräuche herab gesetzten polytheistischen Religion versprechen? — Ich will nicht wiederhohlen, was ich in unserm gestrigen Gespräch über diesen Gegenstand bereits gesagt habe. Unsre alte Volks- und Staatsreligion hatte unstreitig in der Zeit, für welche sie paſste, eine schöne Seite; aber daſs wir uns mit dem, was davon übrig ist, nicht länger behelfen können, ist schon lange unter allen gesunden Köpfen ausgemacht.

Wenn irgend ein religiöser Volksglaube einen sittlichen Werth haben soll, so muſs es den Menschen, die ihm zugethan sind, Religion seyn, das verbotene Böse zu unterlassen und das Gute auch ungeboten zu thun. Dieſs war es, wozu unsre ältesten Gesetzgeber den Aberglauben der wilden oder halb wilden Menschen benutzten, die das ungewohnte Joch der bürgerlichen

Verfassung tragen lernen sollten. Ihr politischer Bau ruhte gröſsten Theils auf diesem Grunde. Seitdem die Furcht vor Jupiter, dem Rächer, verschwunden ist, seitdem kein Mörder die Schlangengeiſseln der Erinnyen mehr auf seinem Rücken fühlt, seitdem unsre Götter bloſse Bildsäulen sind, und sogar unsre Knaben des Tartarus und Pyriflegethon spotten, sehen wir einen Pfeiler dieses Gebäudes nach dem andern einsinken. Ich bekenne dir offenherzig, Hegesias, daſs ich mir selbst, mit meinen wohlgemeinten Kunstgriffen, eine solche Religion wieder in Ansehen zu bringen und ihr eine sittliche Tendenz zu geben, zuweilen lächerlich vorkomme.

Wir sind nun auf dem Standpunkte, aus welchem der Glaube und das Institut der Christianer gesehen und beurtheilt werden muſs.

Wenn wir, unter welcher Benennung es sey, ein selbstständiges Princip der fysischen und moralischen Ordnung im Weltall annehmen, — ein Glaube, womit die besten Menschen von jeher sich so gern beruhiget und getröstet haben, — so kann die Idee einer Veranstaltung, um die beynahe gänzlich erloschene moralische Lebenskraft im Menschengeschlechte wieder anzufachen, keinem Vernünftigen anders als konsequent erscheinen.

Vorausgesetzt also, daſs eine solche Veranstaltung in unsern Zeiten (wo sie mehr als jemahls nöthig war) wirklich habe getroffen werden sollen, laſs uns sehen, wie das Mittel zu Erzielung jenes Zwecks, und die Person, die zum Hauptwerkzeug dazu am tauglichsten wäre, beschaffen seyn müſste.

Was das Mittel betrifft, so müſste es, vermöge unsrer vorausgeschickten Bedingungen, von solcher Art seyn, daſs es hauptsächlich auf den gröſsten und am meisten verwahrlosten Haufen wirken könnte; es müſste für alle seine moralischen Bedürfnisse zureichen, und, indem es in diesen beynahe zur Thierheit herabgewürdigten Menschen die verkannte oder verlorne Würde unsrer Natur wieder herstellte, sie zugleich für alle Entbehrungen, Mühseligkeiten und Drangsale, denen ihre Lage im Stande der Gesellschaft sie unterwirft, ihrem eigenen Gefühl nach reichlich entschädigen.

Die Person, aus deren Hand die Welt diese Wohlthat empfangen sollte, müſste — da die Aufhebung der unbrauchbar gewordenen dämonistischen und magischen Religionen und Mysterien einer der vornehmsten

Zwecke der Veranstaltung, wovon die Rede ist, wäre — aus einem Volke genommen werden, welches sich von jeher durch eine mit Magie und Dämonisterey unverträgliche monotheistische Religion von allen übrigen Völkern unterschieden hätte. Es müſste ein Mann von ungewöhnlichen Naturgaben, von sanftem und herzgewinnendem, aber zugleich unerschütterlich ſestem Karakter, und von untadeligem Wandel seyn. Er müſste von Jugend an einen so entschiedenen Beruf zu dem Werke, wozu er bestimmt wäre, in sich fühlen, daſs er selbst in seine göttliche Sendung nicht den geringsten Zweifel setzte. Je lebendiger und inniger sein Gottesgefühl, je unbedingter und heroischer sein Glaube an einen allmächtigen Beystand, je rein menschlicher das Verhältniſs wäre, worin er sich selbst und die Menschheit überhaupt mit der Gottheit dächte, — desto geschickter würde er zu Ausführung des groſsen Werkes seyn.

Meine so eben von dem Koryfaen der Christianer gemachte Abschilderung schwebt dir noch zu frisch vor den Augen, als daſs ich erst zu beweisen nöthig hätte, daſs alle diese Eigenschaften sich in Ihm beysammen fanden. Wenn man einen Sterblichen, der mit einem so hohen und anhaltenden Enthusiasmus begabt ist, daſs er sich selbst und alles gleichsam nur in Gott sieht, einen Gottmenschen nennen könnte, so hätte wohl noch niemand diese Benennung so sehr verdient wie Er.

Aber es kam noch ein Umstand hinzu, der seiner innerlichen Überzeugung, daſs er von Gott unmittelbar zum Heil der Welt unter die Menschen gesandt sey, ein mächtiges Gewicht von auſsen zulegte. Die alten Profeten der Juden, die bey diesem Volke für unmittelbar von Gott getriebene Verkündiger seines Willens galten, hatten ihrem Volke, in den Zeiten seiner tiefsten Demüthigung, einen künftigen Erlöser und Wiederhersteller des Reichs Davids, aus dem Geschlechte dieses gröſsten ihrer ehemahligen kleinen Könige, vorher verkündigt, der, als unmittelbarer Repräsentant ihres Gottes, alle Völker der Erde unter seinem gerechten und friedsamen Scepter vereinigen, aller Fehde und Noth ein Ende machen, und den lieblichen Traum der goldnen Zeit, womit das Menschengeschlecht die Gefühle seiner gegenwärtigen Beschwerden und Leiden von jeher so gern eingeschläfert hat, auf dem ganzen Erdboden realisieren werde. Sie hatten ihre Gemählde von diesem allgemeinen Reich Gottes mit den prächtigsten und reitzendsten Farben der Dichtkunst ausgemahlt, und (wenigstens nach der Meinung der Juden) die Person des zukünftigen Weltbefreyers durch eine Menge besonderer Züge und Umstände seines Karakters und Lebens bezeichnet, ja sogar die Zeit seiner Erscheinung ziemlich genau angegeben. Diese Zeit schien nun herbey gekommen zu seyn, und wurde von vielen, die mehr als andre sich auf die Ankunft des Gottgesandten zu freuen Ursache hatten, mit Sehnsucht erwartet. Sonderbarer Weise trafen so viele von den geweissagten Kennzeichen dieses Messias in der Person Jesus von Nazareth zusammen, daſs er sich (wie es scheint) verbunden glaubte, auch diejenigen zu erfüllen, die von seiner Willkühr abhingen. Überhaupt war in den Auslegungen der profetischen Stellen, die auf den gehofften Weltbeglücker bezogen wurden, viel ungewisses und willkührliches; auch lassen diese Weissagungen, zusammen genommen, den Leser im Zweifel, ob das angekündigte Reich Gottes bloſs von einem figürlichen geistigen Reiche der Wahrheit, Unschuld und Liebe, oder von Verbindung desselben mit einer sichtbaren Universalmonarchie zu verstehen sey. Jesus selbst scheint hierüber nicht völlig gewiſs gewesen zu seyn; aber da er keinen andern Willen haben wollte als seines Vaters, überlieſs er diesem die Leitung und Ausführung der Sache mit unbedingtem Vertrauen, und hielt sich selbst in den

Grenzen des Amtes und der Verrichtungen, die ihm die Profeten vorgezeichnet hatten; daher auch seine grimmigsten Feinde, als sie ihn bey dem Römischen Unterstatthalter als einen Empörer, der sich zum König der Juden habe aufwerfen wollen, anklagten, so wenig zum Beweis dieser Beschuldigung aufbringen konnten, daſs jener sich zu wiederhohlten Mahlen von seiner Unschuld überzeugt erklärte. Indessen scheint doch, da er von dem bösen Willen der Priester und Farisäer gegen ihn immer stärkere Proben erhielt, und den Ausgang leicht vorher sehen konnte, kurze Zeit vor seiner Hinrichtung der Gedanke in ihm lebendig geworden zu seyn, daſs zu Erfüllung alles dessen, was von ihm geweissagt sey, eine zweymahlige Erscheinung auf Erden, und also, nachdem er die Verrichtungen der ersten vollbracht, noch eine zweyte nöthig sey, um auch das sichtbare Reich Gottes, nach gänzlicher Zerstörung des Reichs der bösen Geister, auf Erden aufzurichten. Hieraus erklären sich verschiedene seiner auffallendsten Reden in den letzten Tagen seines Lebens, und man begreift um so leichter, wie er wirklich geglaubt habe, daſs ihn Gott von den Todten erwecken, und dann auch das übrige, was von ihm geschrieben stehe, an ihm erfüllen werde. Dieser Glaube erhielt seinen Muth in der letzten schweren Probe, worauf er gesetzt wurde. Er benahm sich vor dem groſsen Rath der Juden und im Richthause des Römischen Prokurators mit Würde, Klugheit und Standhaftigkeit, und ertrug die grausamsten Miſshandlungen mit bewundernswürdiger Geduld und Ergebung; denn auch diese waren von ihm geschrieben, auch diese muſste der Messias leiden, und dadurch eben machte er den Beweis, daſs Er der Messias sey, vollständig, wenn er sich dem Willen seines Vaters, der ihm diese Prüfung auferlegte, mit stillem Gehorsam untergab. Nur am Kreuz scheint ihn endlich, im Augenblick der äuſsersten Krafterschöpfung, dieser Glaube — nicht an Gott, sondern an sich selbst — verlassen zu haben; und wiewohl kurz darauf, da er den Augenblick der Trennung der Seele vom Leibe zu fühlen glaubte, sein schönes Verhältniſs zu Gott als seinem Vater sich wieder herstellte, so läſst doch sein letztes Wort mehr auf unbedingte Hingebung, als auf Gewiſsheit, daſs das, was wirklich erfolgte, erfolgen werde, schlieſsen.

Wie dem aber auch sey, so viel ist unläugbar, daſs dieser Erfolg das ganze Schicksal des Christianism entschied. Wäre der Stifter desselben am Kreuze gestorben, ohne, nach seinem Versprechen, wieder aus dem Grabe aufzustehen, so würde sein angefangenes Werk, das nun durch andere fortgesetzt werden muſste, zugleich mit ihm gestorben seyn, und in kurzem kaum eine Spur zurück gelassen haben. Seine Anhänger und Vertrauten hatten schon mit der letzten Katastrofe seines Lebens, nicht ihn zu lieben, aber an ihn zu glauben aufgehört. Sie hatten einen ganz andern Ausgang erwartet. — „Wir hofften, (so läſst einer der Evangelisten sie selbst in ihrer Einfalt sagen) wir hofften, er wäre der, der unsre Nazion in Freyheit setzen sollte; aber unsre Hohenpriester und Vorgesetzten haben ihn zum Tode verurtheilt und gekreuziget." — Alle ihre Hoffnungen und Aussichten, als seine nächsten Blutsfreunde und getreuen Anhänger ein glänzendes Glück in seinem Reiche zu machen, waren nun dahin; sie blieben nun was sie gewesen waren, arme verachtete Galiläische Fischersleute, auf die man spottend mit den Fingern wies, und die sich vor den Feinden ihres unglücklichen Meisters nicht sorgfältig genug verbergen konnten. Wie herzlich sie ihn auch betrauerten, seinen Kredit hatte er bey ihnen verloren; sein Tod am Kreuz hatte ihnen alle Nüchternheit des gemeinen Menschenverstandes wiedergegeben, die der gewöhnliche Zustand der Leute ihrer Gattung ist. Sie glaubten zwar nicht, daſs er sie vorsetzlich habe täuschen wollen; aber sie glaubten, er habe sich selbst getäuscht; und daſs er, nachdem es so weit mit ihm gekommen, vom Tode wieder auferstehen werde, kam ihnen so wenig in den Sinn, daſs sie den Bericht der Weiber, denen der Auferstandene zuerst erschienen war, für Mährlein hielten.

Indessen war er wirklich auferstanden, und zwar — was zur vollen Wirkung des Wunders schlechterdings nothwendig war — indem er selbst und jedermann gewiſs zu seyn glaubte, daſs er gestorben sey. Die Folgen dieses auſserordentlichen Ereignisses waren nothwendig von der gröſsten Wichtigkeit für ihn selbst und die Seinigen. Der erstorbene Glaube der letztern an ihn lebte nicht nur, sobald sie sich überzeugt hatten, daſs Er lebe, auf einmahl wieder auf; er bekam nun eine Festigkeit und Stärke, die von keinem Zweifel mehr angefochten, von keinen Vernunftgründen geschwächt, von keiner Furcht, Verfolgung noch Marter überwältigt werden konnte. Nun erst waren sie gewiſs, daſs der, den Gott von den Todten erweckt hatte, wirklich der vorher verkündigte Messias und Gottes Sohn sey; und das herrliche unvergängliche Reich, das er stiften werde, wie gering auch noch der Anschein dazu war, stand schon vor ihren Augen da. Der Auferweckte

(der ohne Zweifel die Kürze der Zeit, die er noch benutzen muſste, fühlte) eilte, sie zu dem Geschäfte, wozu er sie nun förmlich berief, vorzubereiten. Da er jetzt selbst über den Zweck seiner Sendung mehr als jemahls im klaren war, benahm er ihnen (was er schon ehemahls, wiewohl fruchtlos, gethan hatte) ihre irrigen Jüdischen Vorstellungen von dem Reiche Gottes, in welches sie nicht mehr die Juden allein, sondern alle Völker in seinem Nahmen einladen sollten; erklärte ihnen den Sinn der darauf bezogenen Weissagungen, und belehrte sie über die wahre Beschaffenheit dieses Reichs und seiner Bürger, ohne ihnen doch die Hoffnung einer sichtbaren Theokratie auf Erden, an welcher sie so stark hingen, zu benehmen, wiewohl er die Erfüllung derselben auf eine unbestimmte Zeit hinaus setzte. Man läſst ihn noch verschiedenes sagen, dessen Echtheit mir ziemlich verdächtig ist; aber das Wesentliche des Auftrags, den die so genannten Apostel von ihm erhielten, — alle Menschen zur Wiederkehr zu Gott, oder zur Buſse und Sinnesänderung, zum Glauben an ihn als den Gesandten Gottes, und zu einem seiner Lehre gemäſsen unsträflichen Leben zu rufen, und ihnen unter dieser Bedingung die Vergebung ihrer Sünden und die Theilnehmung an allen himmlischen und ewigen Gütern, wozu sie als Gottes Kinder berechtiget seyen, anzukündigen, — stimmt mit dem Begriff, den ich dir von dem Eigenthümlichen seiner Lehre und seines persönlichen Karakters gegeben habe, zu wohl überein, um einem Zweifel Raum zu lassen, daſs sie diesen Auftrag nicht wirklich von ihm empfangen haben sollten. Dahin gehört auch, wie mich dünkt, die Gewalt, die er ihnen über die bösen Geister gab, die Macht, durch den Glauben an ihn Wunder zu thun, und das Versprechen, ihnen seinen Geist zu senden und unsichtbar immer bey ihnen zu seyn bis ans Ende der Welt.

ICH. Ich bekenne unverhohlen, daſs meine Filosofie sich an diese Begriffe, wenn es Begriffe sind, oder an diese Sprache, wenn es nur Sprache ist, nicht recht gewöhnen kann. Aber deine Meinung ist ja auch nur, mich mit den Christianern bekannt, nicht mich selbst zum Christianer zu machen, und diese Absicht ist bereits ziemlich erreicht.

APOLLONIUS. Daran sollt' ich beynahe zweifeln; aber es wird sich geben, wenn wir erst zur Übersicht des Ganzen gelangt sind.

ICH. Vorher erlaube mir nur Eine Frage. Was wurde aus dem Auferstandenen, nachdem er von den Seinigen Abschied genommen hatte?

APOLLONIUS. Das ist mehr als ich beantworten kann. Die gemeine Meinung der Christianer ist, er sey vor ihren Augen auf einer Wolke gen Himmel gefahren.

ICH. In einer Ode laſs' ich das gelten; aber prosaisch von der Sache zu reden, —

APOLLONIUS. Gieb dich zufrieden, daſs ich nicht mehr davon weiſs, als zwey Evangelienschreiber, die bey seinem Abschied zugegen waren, und weder dieser, noch irgend einer andern Art, wie er sich den Augen der Seinigen entzogen habe, mit einem Worte gedenken.

ICH. Verzeih! Ich fühle daſs meine Frage nicht zur Sache gehört. Weiſs doch die Welt auch nicht, was aus Dir geworden sey, und trägt sich darüber mit den seltsamsten Sagen.

APOLLONIUS. Genug, sein Lauf war vollendet — und von ihm hab' ich dir nichts weiter zu sagen. Daſs ich nur der Wahrheit Zeugniſs gab, da ich sagte: „Er sey der Mann wirklich gewesen, der Ich zu seyn scheinen wollte,“ glaube ich hinlänglich dargethan zu haben. Laſs uns nun sehen, wie es zuging, daſs das Samenkorn, das er in die Erde legte, so schnell zu einem Baum empor wuchs.

IV.

Ich überlasse es deinem Herzen, Hegesias, dich etwas davon ahnen zu lassen, wie seinen vertrautern Anhängern, diesen gutmüthigen, treuen, so ganz an ihm hangenden, und an den täglichen Umgang mit einem solchen Manne seit einigen Jahren gewöhnten Menschen, zu Muthe war, und was in ihrem Innern vorging, als sie ihn nicht mehr sahen, nicht länger zweifeln konnten, daſs sie nun von ihrem so herzlich geliebten Meister und Herrn — zwar nicht auf ewig, aber doch auf eine ungewisse, ihrem Gefühl nach immer sehr lange Zeit — geschieden seyen.

ICH. Ich habe einen guten Maſsstab dazu in mir selbst, Apollonius. Ich darf mir nur vorstellen, wie mir an dem heutigen Abend zu Muthe seyn wird, wenn ich dich nicht mehr sehen, nicht mehr hören werde, — wiewohl heut erst der dritte Tag ist, da du mir den Zutritt zu dir vergönntest. — Eine Thräne trat mir in die Augen, indem ich dieſs sagte. Er drückte mir die Hand und fuhr fort.

APOLLONIUS. Indessen war zwischen dem, was sie fühlten, da sie ihn am Kreuz verscheiden sahen, und was sie jetzt fühlten, nachdem er wieder vierzig Tage lang, als der auferstandene, wirklich lebende, und dadurch von Gott selbst (wie sie glaubten) unmittelbar bestätigte Messias, mit und unter ihnen gewesen war, ein himmelweiter Unterschied. Damahls betrachteten sie sich als verstreute hülflose Schafe, die ihren Hirten verloren hatten: jetzt konnten sie nicht mehr zweifeln, daſs er lebe und ewig leben werde. Sie waren nun gewiſs, daſs ihr Glaube an ihn sie nicht täuschen könne; er hatte sie mit seinem Geist angehaucht, ihnen zugesagt, daſs er immer bey ihnen seyn werde; sie fühlten seine Gegenwart; ihre Herzen brannten. Nie hatten sie ihn, da er ihren körperlichen Augen noch sichtbar war, so innig geliebt, nie so fest auf ihn vertraut als jetzt. Sie erinnerten einander nun an alles, was er gethan und gesprochen hatte; und da sie immer beysammen waren, und an nichts anders dachten, von nichts anderm sprachen, die für sie so wichtigen wundervollen Begebenheiten der letztern Wochen und Tage immer vor ihren Augen standen, die letzten Worte, Aufträge und Verheiſsungen des scheidenden Gottessohns immer in ihrem Ohre klangen, was war natürlicher, als daſs ihre mit so viel brennbarem Stoff angefüllten Seelen, von dem mächtigen Geist ihres Meisters angeweht, wie in einer einzigen Lohe aufwallten, und nun desto stärker und anhaltender brannten, je länger es gewährt hatte, bis sie in Feuer gesetzt worden waren? Diese vor kurzem noch so furchtsamen Menschen fühlten jetzt einen Muth in sich, den keine Gefahr, keine Drohung, keine Miſshandlung, die sie von den unversöhnlichen Feinden ihres Meisters zu erwarten hatten, schrecken konnte. Sie traten öffentlich als Zeugen seiner Auferstehung von den Todten mitten in Jerusalem auf, und predigten den Glauben an ihn, als den ihren Vätern geweissagten Messias, mit einer Kraft, Freudigkeit und Geistesfülle, die jedermann desto mehr in Erstaunen setzte, da man sie vorher als ungelehrte Handwerksleute gekannt hatte, und nicht begreifen konnte, wie sie, ohne übernatürliche Mittel, auf einmahl zu einem so hohen Muth und zu solchen Geistesgaben gekommen wären; zumahl da sie (wie ihre Geschichte sagt) ihre Predigt noch durch viele, im Nahmen des Auferstandnen verrichtete Zeichen und Wunder bekräftigten. Die Vorsteher der Juden benahmen sich hierbey, wie jede Obrigkeit in solchen Fällen zu thun pflegt: sie untersagten ihnen beides, das öffentliche Lehren und Wunderthun, bey scharfer Strafe; aber vergebens. Die Apostel behaupteten, daſs man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, trieben ihr Amt nur mit desto gröſserm Eifer, duldeten die angedrohten körperlichen Züchtigungen mit heroischer Standhaftigkeit, und das Blut des Ersten, der für sein Zeugniſs von dem Auferstandnen, nach Jüdischer Weise, zu Tode gesteiniget wurde, ging in einer so reichen Saat von Neubekehrten und Gläubigen auf, daſs die Gegner jetzt für klüger hielten, einen gelindern Weg einzuschlagen, und zu sehen, ob der vermeinte Fanatism, wenn man ihm etwas Luft lieſse, nicht ruhiger brennen und sich desto eher in sich selbst verzehren werde. Aber weder Gelindigkeit noch Strenge vermochten etwas gegen den Geist des Glaubens, der diese Bothen des Reichs Gottes beseelte. Es war ihnen versprochen worden, daſs sie durch diesen Glauben die Welt überwinden, daſs sie das unmöglich scheinende durch ihn möglich machen sollten; und der Erfolg rechtfertigte diese Zusage. In weniger als zwanzig Jahren hatte sich, durch den unermüdlichen Eifer der Apostel und ihrer Gehülfen, die neue Sekte der Nazaräer, die diese Benennung in der Folge mit dem edlern Nahmen Christianer vertauschten, durch ganz Palästina, Syrien, Asien, Macedonien und

Achaja ausgebreitet. Sie bestand Anfangs allein aus Juden, wurde aber in ziemlich kurzer Zeit durch die Bemühungen eines ehemahligen Farisäers von Tarsus, der seinen Jüdischen Nahmen Saul klüglich in den Römischen Paulus verwandelt hatte, mit einer Menge Neubekehrter aus Griechen, Römern, und andern der alten Vielgötterey zugethanen Völkern vermehrt. Dieser Paulus war in verschiedenen Rücksichten ein merkwürdiger Mann. Er hatte sich aus einem grimmigen Verfolger der Christianer, kraft einer himmlischen Erscheinung, die er auf einer Reise nach Damask erhalten zu haben versicherte, zum Apostel aufgeworfen, aber auch (wie er sich selbst in einem Briefe an die Christianer zu Korinth rühmt) so viel und mehr zur Ausbreitung des Christenthums beygetragen, als die andern alle. — Doch, ich darf mich nicht zu weit von meinem Zweck entfernen, und es würde dich und mich ermüden, wenn ich in die Geschichte der Pflanzung dieses Wunderbaums, der wahrscheinlich in einigen Jahrhunderten den ganzen Erdkreis überschatten wird, tiefer eingehen wollte. Es mag also an einigen wesentlichen und allgemeinern Betrachtungen genug seyn, auf deren hinlänglichen Grund in der Geschichte der Christianer du dich verlassen kannst.

Diejenigen, die sich wunderten, warum Christus ungebildete und ungelehrte Leute aus dem Volke zu Verkündigern seiner Lehre, und Zeugen der wunderbaren Thatsachen, die seine Sendung bestätigten, ausgewählt habe, sahen die ganze Sache des Christianism in einem sehr falschen Lichte. Der weise und mit einem seltnen Vermögen die Menschen richtig zu beurtheilen und gleichsam zu divinieren begabte Stifter desselben wuſste sehr wohl was er that, da er zu einem Werke, das nur durch Glauben und Enthusiasm in den Gang gebracht werden konnte, und wobey vornehmlich auf das Volk, d. i. auf einfältige, kunstlose, durch sinnliche Vorstellungen und dunkle Gefühle regierte Menschen, gewirkt werden muſste, Leute ihres Standes und ihrer Art, aber gleichwohl in dieser Art nicht gemeine Menschen, zu Werkzeugen erwählte. Es kam hier nicht auf groſse Kenntnisse und Einsichten, Subtilität des Verstandes, oder künstliche Beredsamkeit, sondern auf Stärke der eigenen Überzeugung, auf unbewegliche Festigkeit und Beharrlichkeit bey der einmahl gefaſsten Entschlieſsung, auf einen Muth, der keine Schwierigkeiten berechnet, in der Ausführung, und am allermeisten auf die leidenschaftlichste Anhänglichkeit an seine Person, an; und in diesen Rücksichten hätte er seine Leute nicht besser wählen können.

Die Sache kam ohnehin bald genug, und nur zu bald für die Erhaltung ihrer ersten Lauterkeit, in die Hände gelehrter, feinerer und planmäſsig verfahrender Köpfe.

Es bedarf, um die gröſsten Veränderungen im Zustande der Welt hervorzubringen, nur weniger Ideen, die in beschränkten aber kraftvollen Menschen lebendig und herrschend werden. Diese wenigen Ideen brauchen nicht einmahl deutlich und bestimmt zu seyn: im Gegentheil, sie wirken nur desto gewaltiger, je verworrener sie sind; ja, in kurzem wirken die bloſsen Zeichen derselben, Worte oder symbolische Bilder, in welche jeder so viel selbstbeliebige Bedeutung legen kann als er will, stärker als die Ideen selbst. Was kann einfacher seyn als die Lehre der ersten Christianer, wie ich sie gestern in wenige Sätze zusammen faſste? Aber daſs es keine kalten leeren Begriffe waren, daſs der Glaube, der sie umfaſste, ihnen Geist, Kraft und Leben gab, das wars, wodurch er so groſse Dinge that.

Die Erstlinge, die durch den Dienst der Apostel zu diesem Glauben gebracht wurden, waren, wie gesagt, Juden, die dadurch keineswegs der Religion ihrer Väter zu entsagen gemeint waren, und sich von den übrigen

ZWÖLFTER GESANG.

1.

Der **Neger** hatte indessen, um seine hohen Gäste
Nach Standesgebühr zu bewirthen, und ihnen von seiner Macht
Ein kleines Muster zu weisen, zu einem herrlichen Feste
Den Plan sich ausgedacht. Er liebte Vergnügen und Pracht,
Und (wie gesagt) es wuſste, seitdem es Negern gegeben,
Kein Neger besser als er, zumahl mit den Damen, zu leben.
Die erste beste, die seinen kleinen Staat
Auch nur zufälliger Weise betrat,
Fand sich, im Walde sogar, von Sylfen und Amoretten
Wie eine Prinzessin bedient, fand Lauben, Ruhebetten,

ihres Volkes nur dadurch unterschieden, daſs der Messias, den die andern noch erwarteten, für sie schon gekommen war. Da sie aber von der herrschenden Partey als eine irrgläubige Sekte betrachtet, und, weil sie standhaft auf ihrem Glauben an den Auferstandnen beharreten, von aller Gemeinschaft mit den Rechtgläubigen, die sich im Besitz des Tempels, der Schulen und des Synedrions befanden, ausgeschlossen wurden: so war es eine ganz natürliche Folge dieser unpolitischen Maſsregel, daſs sie dadurch desto enger zusammen gedrängt, und eine besondere Gesellschaft, gleichsam einen kleinen Christlichen Staat in dem herrschenden Jüdischen, auszumachen genöthigt wurden. Diese neue Gemeine zeichnete sich durch eine Einmüthigkeit des Geistes und Sinnes und einen Grad von Eintracht, Liebe und Unsträflichkeit der Sitten aus, wovon die Welt, auſser unsern alten Pythagoräern, vielleicht noch kein Beyspiel gesehen hatte. Sie waren, nach dem schönen Ausdruck eines ihrer Geschichtschreiber, Ein Herz und Eine Seele. Durch den feurigsten Glauben an den gekreuzigten und wieder auferstandenen Gottgesandten, durch wetteiferndes Bestreben, seine Gesinnungen zu den ihrigen, sein Leben zum Vorbild ihres Thuns und Lassens zu machen, und durch die hoffnungsvolle Sehnsucht nach seiner glorreichen

Wiederkunft aufs innigste vereiniget, die ersten Genossen seines himmlischen Reichs auf der Erde, betrachteten sie sich selbst als die Heiligen und Auserwählten Gottes, die mit den unreinen Kindern der Welt so wenig als möglich gemein haben dürften. Sie unterwarfen sich den Aposteln, als sichtbaren Stellvertretern ihres unsichtbaren Herrn, mit kindlicher Ehrfurcht und unbeschränktem Vertrauen: unter sich aber waren alle gleich, alle Brüder und Schwestern in Christus. Vermöge dieses Geistes einer vollkommenen Gleichheit, und um so mehr, da ihre Existenz zu Jerusalem von der momentanen, wenig zuverlässigen Duldsamkeit der Jüdischen Priester und Vorgesetzten abhing, verkauften die Begüterten unter ihnen alle ihre Habe, und legten das Geld zu den Füſsen der Apostel in eine gemeinschaftliche Kasse, zu welcher jedes Glied der Gemeine seinen Erwerb oder sein Vermögen beytrug, und woraus er und die Seinigen mit allem Nothwendigen versehen wurden, so daſs keines von ihnen Mangel hatte oder für den andern Morgen zu sorgen brauchte. Diese Einrichtung konnte zwar, aus leicht in die Augen fallenden Ursachen, von keiner langen Dauer seyn: aber der Gemeingeist und Brudersinn, der ihr zum Grunde lag, erhielt sich, wiewohl sein Quell nach und nach immer trüber floſs, bis auf diesen Tag, und wird sich auch so lang' erhalten, bis diese unvermerkt immer zahlreicher und mächtiger werdende Sekte die Alleinherrschaft, auf welche alle ihre Bestrebungen gerichtet sind, auf die eine oder andere Art endlich errungen haben wird.

Unstreitig war ein so seltner und von dem herrschenden Egoism unsrer Zeit so stark abstechender Gemeingeist eine der wirksamsten Ursachen der so schnellen Vermehrung der Christianer. Wer wollte nicht in eine zahlreiche Gesellschaft zu treten wünschen, deren Glieder in jedem Fall auf die thätigste Unterstützung von allen übrigen rechnen dürfen? Es kommen aber noch verschiedene andere hinzu, wovon ich nur die hauptsächlichsten berühren will. Erstens: alle weichen, gutartigen, von der Ansteckung der herrschenden Verderbniſs frey gebliebenen, und zu einer gewissen herzerhebenden Schwärmerey geneigten Seelen, zumahl unter dem zärtern Geschlecht, sind, so zu sagen, als natürliche Kandidaten des Christenthums zu betrachten, und werden schon durch den bloſsen Anblick der Liebe und Eintracht, der Gemüthsruhe, der guten Ordnung und Zucht, und der stillen unscheinbaren, aber beglückenden häuslichen Tugenden, die unter den Christianern herrschen, für diese guten Menschen, und folglich auch für den Glauben, der sie dazu macht, eingenommen und gewonnen. Zweytens: auf der andern Seite finden sich auch unter denen, die der Welt bis zum Überdruſs genossen haben, oder die von ihr verlassen worden sind, so wie unter der Menge von groſsen Sündern, die von ihrem erwachten Gewissen schwer gedrückt und geängstiget werden, manche, denen das Asyl, das ihnen hier aufgethan wird, — die Hoffnung von allen ihren Sünden rein gewaschen und sogar in die Gemeine der Heiligen aufgenommen zu werden — um so willkommener ist, da die Eleusinischen und andere Mysterien, wo diese Bequemlichkeit sonst auch zu haben war, ihren Kredit immer mehr und mehr verlieren. Drittens: die Religion, die in gewissem Sinne der Menschheit überhaupt unentbehrlich ist, wird insonderheit für gewisse Gattungen von Menschen, in irgend einer Epoke des Lebens, ein dringendes Bedürfniſs der Einbildungskraft und des Herzens. Aber dann ist ihnen auch mit einer Religion, die in bloſsen religiösen Gebräuchen und Festivitäten besteht, und deren Ansehen sich bloſs auf ein hohes Alterthum gründet, wenig gedient. Sie verlangen eine Religion, die in Geist und Herz eingreift, die auf beide wohlthätig wirkt, die dem Niedergeschlagenen aufhilft, den Betrübten tröstet, den Schwachen stärkt, den Leidenden erquickt. Wer sich in diesem Falle befindet, wird natürlicher Weise eine neue Religion, die alles dieſs verspricht und hält, einer alten vorziehen, die nur noch ein leeres Fantom ohne Geist und Leben ist, und weder den Kopf noch das Herz befriediget.

Ich sagte dir vorhin, der erste Stifter des Christenthums scheine die Absicht nicht gehabt zu haben, der Urheber einer neuen Religion, in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, zu seyn. Allein sobald sein Institut von den Juden zu den übrigen Völkern überging, muſste es nun gewisser Maſsen für das besondere Bedürfniſs der letztern eingerichtet werden, und, da es mit der alten Vielgötterey nicht wohl bestehen konnte, nothwendig die Gestalt einer neuen Religion annehmen, die an die Stelle der alten träte, und das alles wirklich leistete, was jene durch eitle Täuschungen vergebens zu bewirken gesucht hatte. Diese Nothwendigkeit scheinen die Vorsteher der Christianer immer mehr einzusehen, und ihre ganze Verfassung darnach einzurichten. Was im Geiste des ersten Stifters bloſse reine Angelegenheit des Herzens war, gewinnt nun unvermerkt eine Form, in der ich bereits die ganze Anlage zu künftigen Tempeln und

Altären, zu Priestern und Opfern, zu einem öffentlichen Gottesdienste, der unsern Griechischen und Römischen an Pracht, undzu einer Priesterherrschaft, welche die alte Jüdische an Furchtbarkeit hinter sich zurück lassen, ja sogar zu einer neuen Art von Mythologie und von Dämonism, unter welchem der Geist und das Wesen des ersten Instituts endlich erdrückt werden wird, erblicke. Schon jetzt haben die Christianer sich zu einer geheimen Gesellschaft, die ihre exoterische und esoterische Lehre hat, gebildet; schon jetzt haben sie ihre Mysterien, die kein profanes Auge entweihen darf; und indem sie von den unsern, als von Erfindungen der bösen Geister, mit Verachtung und Abscheu sprechen, finden ihre Vorsteher es doch (um dem Reiche Gottes desto mehr Unterthanen zu gewinnen) wohl gethan, die Formen und die Sprache des geheimen Gottesdienstes zu Eleusis auf die feierliche Begehung einer gewissen, von ihrem Meister kurz vor seinem Tode zu seinem Andenken gestifteten symbolischen Handlung, anzuwenden. „Sie allein sind im Besitz des wahren Lichts und des wahren Mittels die Seelen zu reinigen; auch sie haben ihre unaussprechlichen Worte; und was der Hierofant zu Eleusis seinen Eingeweihten betrüglicher

Weise verspricht, ein frohes Gemüth im Leben, und Hoffnung eines bessern im Tode, davon können sie allein den ihrigen die vollständigste Gewiſsheit geben.“ — Wie stolz und anmaſsend auch diese Behauptungen der Christlichen Hierofanten klingen, so gründen sie sich auf das Bewuſstseyn ihrer guten Sache, und es ist nicht zu läugnen, daſs in dieser Rücksicht der Vortheil ganz auf ihrer Seite ist.

Zu allem diesem kommt noch eine Art von innerer Polizey, wodurch ihre Gemeinen, und (vermöge der engen Verbindung, worin sie mit einander stehen) das ganze Christianische Wesen, als Ein Leib, der von Einem Geiste regiert wird, so zu sagen einen besondern Staat im Staate ausmachen, der entweder von diesem noch in Zeiten unterdrückt werden muſs, oder ihn selbst zuletzt verschlingen wird. Die Diener ihrer Gemeinen sind in verschiedene Klassen abgetheilt, und die so genannten Aufseher haben sich, als Stellvertreter der Apostel, bereits eine Art von obrigkeitlichem Ansehen zu verschaffen gewuſst, welches sich mit dem Wachsthum der Gemeinen natürlicher Weise immer weiter ausdehnen wird. Einen Glaubensgenossen, oder, nach ihrer Art zu reden, einen Bruder, vor die ordentliche Römische oder von Römern angeordnete Obrigkeit zu ziehen, ist eines der gröſsten Verbrechen in ihren Augen. Ihre Vorsteher schlichten nicht nur alle unter ihnen über streitige Rechtsfragen, wiewohl selten vorfallende Händel, sondern üben auch ein sehr scharfes Censur- und Strafamt über ihre Untergebenen aus; und da alle Verbrechen, die etwa in ihrem Mittel begangen werden, zu Vermeidung des Skandals (wie sie es nennen) mit der äuſsersten Sorgfalt verheimlicht und dem Auge des gesetzmäſsigen Richters entzogen werden, so leuchtet die Unschuld und Unsträflichkeit der Christianer, in Vergleichung mit den Anhängern der alten Religion, welche noch die ungleich gröſsere Mehrheit ausmachen, um so viel stärker hervor, erhält sich immer in ihrem alten Ruf, und erwirbt ihnen unter dem bessern Theile des Volks immer neue Anhänger.

Was dieser, auf möglichste Unabhängigkeit vom Staat abzweckenden, obgleich bis jetzt noch unschuldigen Verfassung die Krone aufsetzt, ist die Einrichtung, vermöge deren jede Gemeine, die nicht etwa ihrer Armuth oder zufälliger Umstände wegen selbst Unterstützung bedarf, eine mehr oder weniger reiche Gemein-Kasse besitzt, die mit der gröſsten Gewissenhaftigkeit verwaltet, und zu allen Arten von Liebeswerken, (wie sie es nennen) zu Unterstützung armer Wittwen, Erziehung verlaſsner Waisen, Verpflegung dürftiger oder zur Arbeit unvermögender alter Leute, kranker, gefangener, oder vertriebener Brüder und Schwestern, u. dergl. auch im Nothfall zu Handreichung an andre nothleidende Brüder-Gemeinen, verwendet wird. Da es nichts seltnes ist, daſs begüterte Christianer (deren Anzahl immer zunimmt) ihr ganzes Vermögen, oder doch einen beträchtlichen Theil, diesem heiligen Gemeinschatz schenken, so ist leicht zu sehen, daſs diese ökonomische Einrichtung für die Fortdauer und den immer steigenden Flor eines so wohl organisierten, höchst moralischen kleinen Staats in dem äuſserst unmoralischen groſsen Staate mit der Zeit wichtig werden kann.

V.

Dieſs, lieber Hegesias, ist das Wesentlichste, was ich von dem Ursprung und der innern Verfassung der Christianer bisher zu erfahren Gelegenheit hatte. Wie viel auch zur Vollständigkeit daran fehlen mag, so ist es doch mehr als hinlänglich, dir zu zeigen, wie sehr sie sich von allen übrigen Menschen, die in ihrer Sprache verachtungsweise unter dem Nahmen Welt begriffen werden, unterscheiden. Denn du wirst aus meiner Erzählung bemerkt haben, daſs sie für alles, was an ihnen karakteristisch ist, entweder neue Wörter oder neue Bedeutungen der alten erfunden, und sich überhaupt an eine Menge sonderbarer figürlicher Redensarten gewöhnt haben, welche zusammen genommen eine eigene Sprache ausmachen, die den Profanen ohne einen besondern Schlüssel unverständlich ist, und weit mehr, als man meinen sollte, zur Befestigung und Ausbreitung ihrer Sekte beyträgt. Und nun sage mir, was meinst du, was, bey so bewandten Sachen, aus diesen Leuten werden, oder (um mich in ihrer Manier auszudrücken) was dieser Baum für Früchte bringen wird?

ICH. Wenn du selbst, ehrwürdiger Apollonius, mir deine Meinung davon nicht bereits zu erkennen gegeben hättest, so würde ich sagen, daſs ich wenig oder nichts von ihnen erwarte. Da sie im Lauf von sechzig Jahren, ohne es selbst zu merken, schon so weit von dem Pfade ihres ersten Führers abgekommen sind, wie weit werden sie sich erst in fünf oder sechs Generazionen von ihm verirret haben! Je zahlreicher die Sekte wird, desto mehr muſs die Einfalt und Lau-

2.

Erfrischungen, Sorbet, Schokolat,
Und auch bey Nacht, auf einer Ottomane
Was eine reisende Sultane
Um wohl zu schlafen nöthig hat.
Ob müſsige oder böse Leute
Hierüber Glossen gemacht, und, über den Anlaſs froh,
Einander ins Ohr gefragt was diese Groſsmuth bedeute,
Ist leicht zu errathen. Die Welt ist einmahl so!
Wir nehmen ein Ding auf seiner besten Seite,
Vorausgesetzt es habe deren zwo.

3.

Denn sollten wir je bey einem Anachoreten
Ein Nymfchen von sechzehn (eins minder oder mehr)
Allein in seiner Zelle betreten,
Dann freylich fiel' es uns etwas schwer
Zu glauben, er habe mit ihr den Rosenkranz zu beten
Sich eingeschlossen; wiewohl so was von ungefähr
Begegnen kann. Doch, dem sey wie ihm wolle,
Der Neger, der sich selbst sein volles Recht erwies

terkeit ihrer ersten Glieder abnehmen; je mehr ihr Institut an Form gewinnt, desto weniger wird es von dem Geiste des Urhebers übrig behalten. Formulare, Symbole und Gebräuche abgerechnet, werden ihre Nachkommen unvermerkt wieder werden wie andere Menschen, und in weniger als zwey hundert Jahren dürfte leicht von den ersten Christianern nichts als der Nahme übrig seyn. So, dünkt mich, bringt es die Natur der Sache, oder vielmehr die menschliche Natur mit sich, die über jedes ihr entgegen strebendes Institut mit der Zeit immer die Oberhand behält. Wenn also unsre Priester und Obrigkeiten nur so weise sind, von diesen guten frommen Schwärmern und ihren harmlosen theurgischen Mysterien keine Kenntniſs zu nehmen, — was von der natürlichen Toleranz des Polytheism billig zu erwarten ist — so müſste, sollt' ich denken, auch diese Schwärmerey das Schicksal aller übrigen haben, und man wird von den Christianern in vierzig bis funfzig Olympiaden nicht mehr reden hören, als von den Orfikern oder den ehemahligen Therapeuten in Ägypten, deren Institut mir (im Vorbeygehen zu sagen) dem Christianischen so ähnlich scheint, daſs es ihm wohl gar zum Muster gedient haben könnte. Aber, wie gesagt, in diesem, wie in allem andern, wird dein Urtheil mir immer mehr gelten als mein eigenes.

APOLLONIUS. Nicht so, Freund Hegesias! Die menschlichen Dinge können und sollen von mehr als Einer Seite betrachtet werden. Es ist, denke ich, viel Wahres in der Vorstellung, die du dir von der zunehmenden Abartung der Christianer machst; nur die Folgerung, die du daraus ziehst, scheint mir unrichtig zu ſeyn. Höre die Gründe, warum ich über diesen Punkt anders denke. Ohne Zweifel kam die Gleichgültigkeit des Polytheism gegen alle Arten von Religionen, die sich mit ihm vertragen, Anfangs den Christianern sehr zu Statten, und würde ihnen noch ferner zum Schirme dienen, wenn sie nicht die Obrigkeit durch ihren Ungehorsam gegen das Verbot geheimer Zusammenkünfte, und die Priester durch ihre Unduldsamkeit gegen den noch herrschenden Götterdienst, wider sich aufreitzten, und sich dadurch von Zeit zu Zeit wohl verdiente Bestrafungen zuzögen, die in ihrer Sprache Verfolgungen heiſsen, aber, im Ganzen genommen, bisher von geringer Bedeutung und noch geringerer Wirkung gewesen sind. Indessen ist nicht zu läugnen, daſs gewöhnlich allenthalben, wo die kaiserlichen Befehlshaber und Beamten so klug und menschlich sind, durch die Finger zu sehen, und die Angeber vielmehr abzuschrecken als zu begünstigen, auch die Christianer an ihrem Theile sich ziemlich ruhig zu verhalten pflegen, und, nach dem weisen Rath ihres Meisters, Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt zu paaren suchen. Auf der andern Seite ist mehr als wahrscheinlich, daſs die Halcyonischen Tage, die das bevorstehende Jahrhundert unter der Regierung Trajans und seiner ersten Nachfolger zu erwarten hat, der Ausbreitung dieser neuen Religion (die aus den vorangeführten Ursachen nothwendig immer schneller und weiter um sich greifen muſs) günstig seyn werden. Aber die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge wird, in längerer oder kürzerer Frist, wieder Tyrannen, oder schwache, wollüstige und der Weltregierung nicht gewachsne Fürsten auf den Thron der Cäsarn setzen. Das ungeheure Römerreich nähert sich unvermerkt seinem Verfall, und muſs zuletzt unter seiner eigenen Last zusammen stürzen. Glaubst du, daſs die Christianer, die indessen zu mehrern Millionen angewachsen sind, müſsige Zuschauer dabey abgeben werden? Ich glaub' es nicht. Ihre Religion, die, je weiter sie sich von dem milden, humanen Enthusiasm des Stifters entfernt, desto mehr von dem ausschlieſslichen unduldsamen Fanatism des alten Judenthums in sich aufnimmt, wird ihnen dann zugleich das Ziel ihrer Bestrebungen zeigen, und die Mittel es zu erreichen in die Hand geben. Der Christ (so sagen sie schon jetzt) ist in die Welt gekommen, die Feinde Gottes, die bösen Geister, die sich von den bethörten Menschen auf dem ganzen Erdboden als Götter anbeten lassen, zu bekämpfen, ihre Werke zu zerstören, und das Reich Gottes und seines Gesandten auf den Trümmern des ihrigen zu errichten. Jeder, der sich zu ihm bekennt, ist ein Kämpfer in diesem heiligen Kriege. Glücklich, wer die Zeit des Triumfs erleben wird; noch glücklicher, wer sein Leben für die Sache Gottes aufopfert. Der Krieg, in den sie angeworben sind, ist ein Vertilgungskrieg, und muſs sich also, da der Allmächtige auf ihrer Seite ist, oder vielmehr seine eigene Sache durch sie führt, nothwendig mit dem Untergang seiner Feinde endigen. Heiſst dieſs, in unsre Sprache übersetzt, etwas anders als: die Christianer dürfen und werden nicht eher ruhen, bis ihre Religion die allein herrschende ist, und den Polytheism gänzlich verschlungen hat? — Aber wie könnte dieſs jemahls geschehen, so lange die Abgötter im Besitz der höchsten Gewalt im Staate bleiben, die Gesetze den

Götzendienst und seine Priester mit ihrer ganzen Macht schützen, und der Kaiser selbst der oberste Priester Jupiters ist? — Die höchste Gewalt muſs also über lang oder kurz, es koste was es wolle, in die Hände der Christianer gespielt werden, — und, glaube mir, Hegesias, so wenig es auch jetzt noch das Ansehen hat, daſs sie mit so groſsen Dingen umgehen, dieſs ist schon jetzt das wahre Geheimniſs, das eigentliche unaussprechliche Wort ihrer Mystagogen, deren groſse Mehrheit, bey aller ihrer anscheinenden Demuth, und bey aller Verachtung der irdischen Dinge, mit welcher sie jetzt ihren Stolz befriedigen, die Zeit kaum erwarten kann, da der Triumf ihrer Partey sie in den Besitz des Ansehens, der Einkünfte und der reichen Tempelgüter unsrer Priester setzen wird. Diese Zeit wird kommen, Hegesias; ich sehe sie im Geist; ich glaube sogar einen Theil der Umstände, welche sie herbey führen werden, vorher zu sehen: und wenn ich mich auch hierin täuschte, in dem Haupterfolg kann ich mich nicht täuschen; dafür bürgt mir der mächtige Genius, der das Christenthum gegen seine Feinde und Freunde schützt, der es nie unterliegen lassen, sondern gerade dann, wenn es seinem Untergang am nächsten zu seyn scheint, gleich seinem Stifter wieder erwecken, und in reinerm

Glanz als jemahls über die Menschheit, die es zu veredeln und zu beglücken bestimmt ist, aufgehen lassen wird.

Aber durch wie viele Veränderungen, Umwandlungen, Verbildungen und Entweihungen, durch welche Stürme, Gefahren, Erschütterungen und Katastrofen wird es gehen, bis es seine ganze Bestimmung erfüllt hat, wenn es anders in der unendlichen Folge der Zeiten einen solchen Punkt giebt! Von wie vielem Unheil und Jammer, von welchen Verbrechen und Gräueln wird es bald die Veranlassung, bald der Vorwand, bald der Deckmantel seyn! Wie oft wird der Kurzsichtige sein wohlthätiges Licht von der dicksten Finsternifs verschlungen sehen! Wie tief wird es oft unter sich selbst herunter gesunken zu seyn, und seinen grofsen Zweck gänzlich verfehlt zu haben scheinen!

Es war (wie du sehr richtig bemerkt hast) unmöglich, dafs der ursprüngliche Geist des Christianism, indem er von Christus selbst in seine unmittelbaren Anhänger, von diesen in die ersten Gemeinen, und so immer weiter von den Juden zu den polytheistischen Völkern, und von der ersten Generazion zur zweyten und dritten überging, nicht unvermerkt von seiner Lauterkeit hätte verlieren sollen. Das Göttlichste wird menschlich, sobald es sich Menschen mittheilt; und die aufrichtigste Sinnesänderung kann einen verderbten Menschen nicht so gänzlich umschaffen, daſs nicht eine Anlage zu neuer Verderbniſs übrig bleibe. Es war leicht, zu einem neubekehrten Syrer, Asiaten, Griechen, Römer, Gallier u. s. w. und, unter allen diesen so verschiedenen Völkern, zu einem Sklaven, Freygelaſsnen, oder Freygebornen von niedrigerm oder höherm Stande, schlechter oder besser erzogen, mehr oder weniger gebildet oder verbildet, mit mehr oder weniger natürlicher Anlage zu einer edlen Sinnesart, mit mehr oder minder hartnäckigen Vorurtheilen und bösen Gewohnheiten behaftet, — es war ein leichtes, zu allen diesen so ungleichartigen Menschen zu sagen: Seyd gesinnt wie Christus gesinnt war. Um gesinnt zu seyn wie Er, müſste man er selbst seyn. Wer es unternahm, seinen göttlichen Sinn, seine einfältig erhabene Theosofie, seinen Glauben, seine Liebe, seine reinen anspruchlosen Tugenden in solche Menschen zu verpflanzen, glich einem Gärtner, der die Früchte eines reichen Bodens und einer glühenden Sonne unter einem kalten Himmel in einem undankbaren Boden erziehen will: sie werden gar bald aus der Art schlagen, und, wo es auch am besten gelingt, doch nie zu der Güte und Vollkommenheit derjenigen gelangen, die in ihrem angebornen Klima reiften; sie werden diesen mehr oder weniger an Gestalt, Farbe, Geruch und Geschmack ähneln, aber an Geist und Kraft immer weit unter ihnen bleiben. — Doch dabey wollen wir uns, da es Natur der Sache ist, nicht länger aufhalten. Die Umgestaltung des primitiven Christenthums zu einer ausschlieſslich herrschenden Volks- und Staatsreligion wird noch besondere, zuvor unbekannte Übel theils herbey führen, theils zur Begleitung haben, die mir für eine Reihe künftiger Jahrhunderte eine traurige Aussicht geben. Das menschliche Geschlecht, zu dessen Befreyung Christus erschienen war, wird von seinen vorgeblichen Bevollmächtigten in neue Fesseln geschlagen werden. Statt des Lichts, das über die Welt aufgehen sollte, wird sich eine fast allgemeine langwierige Finsterniſs über sie verbreiten, und statt der Humanität, zu welcher die ausgearteten Menschen gleichsam wiedergeboren werden sollten, werden sie in eine noch gröſsere Barbarey und Verwilderung zurück fallen, als die, woraus unsre alten Gesetzgeber unsre Voraltern gezogen haben. Aber gegen alle diese Übel trägt das Christenthum auch Heilkräfte in seinem Schooſse, die immer, so oft es Zeit seyn wird, ihre Wirkung thun, und das, was ich von der wohlthätigen Tendenz und unzerstörbaren Natur desselben gesagt habe, rechtfertigen werden.

Ich hätte Tage lang zu reden, wenn ich dir hierüber alles sagen wollte, was mich ein durch so lange Beobachtung der menschlichen Dinge geschärftes Divinazionsvermögen mit einer Art von Gewiſsheit voraus sehen läſst. Es sey also zur Probe an folgendem genug.

Ich sagte, Christus habe keine vollständige Vorschrift dessen, was seine Nachfolger für wahr anzunehmen hätten, kein eigentliches Glaubensformular hinterlassen. Alles war bey ihm praktisch, nichts Spekulazion: es kam darauf an, den Willen des Vaters, den er als bekannt voraussetzte, wirklich zu thun; Gott über alles, die Menschen als sich selbst zu lieben; nicht spitzfindige Untersuchungen über das Wesen Gottes und über den ersten Grund und die äuſsersten Grenzen des Rechts und der Pflicht anzustellen. Von diesem Wege haben die Christianer ziemlich bald angefangen sich zu entfernen, und ich höre, daſs sie sich wegen Verschiedenheit der Meinungen über Dinge, worüber vernünftige Menschen gar keine Meinung haben, bereits in mehrere Sekten gespaltet haben, die einander wechselsweise für irrgläubig erklären, und mit groſser Bitterkeit verdammen und verfolgen. Einige von ihnen, die sich, weil sie von den übersinnlichen und göttlichen Dingen mehr als andre wissen wollen, Gnostiker nennen, haben bereits die Fragen: Was Christus eigentlich sey? Wie und in wie fern er Gottes Sohn sey? Ob nur der erste unter den Erschaffnen, oder wirklicher Gott? u. s. w. auf eine Art zur Sprache gebracht, die leicht voraus sehen läſst, daſs die Streitigkeiten und Spaltungen, welche sich über diese und eine Menge ähnlicher Fragen, wozu es ihnen an Stoff nicht fehlt, erheben werden, nicht eher aufhören können, bis eine groſse Staatsrevoluzion die höchste Gewalt in die Hände der Christianer gelegt, und eine der streitenden Parteyen es in ihre Macht bekommen haben wird, die übrigen mit Hülfe des weltlichen Arms zu unterdrücken. Je mehr Anhänger das Christenthum unter den subtilen, von Alters her sofistischen und disputiersüchtigen Griechen gewinnt, desto mehr wird dieser vorwitzige Geist der Spekulazion über unbestimmbare und unbegreifliche Dinge, die Wuth Recht zu behalten, und die Anmaſsung andere zu unsrer Meinung zu nöthigen, unter diesen Leuten überhand nehmen, so daſs die Bruderliebe unter dem Gezänk über die Glaubenslehren oft sehr ins Gedränge kommen wird. Denn das schlimmste ist, daſs sie — aus Verwirrung dessen, was ihr Stifter bey

Und wenig oder nichts von seinem Reitz sich verhieſs,
Spielt bey den beiden Prinzessen als Meister seine Rolle.

4.

Kaum schlüpfte der Sonnenwagen ins Abendmeer hinab,
So sah man den ganzen Garten (er gab
Den Geistern nur einen Wink) in buntem Feuer stehen.
Die Schwestern gestanden, sie hätten an Bambo's Hofe sogar
(Wiewohl der Sultan ein Freund von Feuerwerken war)
Nur Schattenwerke, verglichen mit diesem, gesehen.
Die Bäume, die Äste, das Laub, die Blumen, alles schien
Durchsichtig, wie funkelnde Steine im Sonnenschein, zu glühn:
Dem alten Proteus gleich verwandelt sich hier das Feuer 1)
In tausend Wundergestalten und schimmernde Abenteuer.

dem Worte Glauben dachte, mit dem Begriff, den sie damit verbinden — jeden Irrthum in Glaubenssachen für verdammlich, und die Beharrlichkeit bey einer Überzeugung, die ihnen irrig scheint, für ein sakrilegisches Verbrechen erklären, welches sie, sobald sie die Macht dazu haben, aufs strengste zu bestrafen nicht ermangeln werden. Das Unheil, das durch diese schwerlich jemahls beyzulegenden Fehden zwischen Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit dereinst über die Christliche Welt kommen wird, ist unübersehbar. Je gröſser die Autorität ihrer Aufseher und Lehrer alsdann seyn wird, desto schrecklicher wird diese bisher nie gekannte Pest wüthen; und wenn dann noch vollends schwachsinnige oder tyrannische Fürsten auf den unglücklichen Einfall kommen sollten, sich in diese heillosen Händel zu mischen und Partey zu nehmen, so würde man nur zu oft, um einer spitzfindigen Distinkzion, oder, um eines beiden Parteyen unverständlichen Wortes willen, Ströme Bluts flieſsen, und blühende Städte und Provinzen, von heiligen Bürgerkriegen verheert, Gott und seinem Christ zu Ehren in Einöden verwandelt sehen.

Ich wünsche, daſs meine Fantasie diese Gräuel der Zukunft um vieles übertrieben haben möge: aber ich sehe nur zu groſse Ursache das Gegentheil zu besorgen, wenn ich bedenke, zu welchem Grade von Ansehen, Einfluſs und Macht die künftige Priesterschaft der Christianer sich empor zu schwingen wissen wird. Denn, glaube mir, Priester werden sie haben, wie sie Tempel haben werden; wiewohl weder diese noch jene dem Sinn und Zweck ihres Meisters gemäſs sind. Die ganze Anlage zu einer künftigen Hierarchie ist bereits in den verschiedenen Abstufungen der gegenwärtigen Vorsteher und Diener ihrer Ekklesien sichtbar. Schon jetzt ist die Ehrfurcht vor den Aufsehern, (Episkopen,) und der Glaube an die Heiligkeit, Unfehlbarkeit und geistliche Gewalt dieser vermeinten Stellvertreter des Herrn beynahe grenzenlos. Was wird erst werden, wenn unter einem zum Christenthum sich bekennenden Autokrator die allgemeine Ekklesia über das Reich der Dämonen (die alte Religion und ihre Anhänger) triumfiert haben wird? Sollten sie sich wohl alsdann, wenn die Umstände ihnen nur einiger Maſsen günstig sind, an den Schlüsseln des Himmelreichs, die ihnen (ihrem Vorgeben nach) anvertraut sind, genügen lassen, und sich derselben nicht vielmehr, zu gröſserer Ehre Gottes, klüglich zu bedienen wissen, um, so viel möglich, alle

Gewalt im Himmel und auf Erden an sich zu ziehen? — Wenn du den Priestergeist kennst, so denke hiervon — was du kannst: so viel bleibt immer gewiſs, daſs, das alte Ägyptische und Jüdische Priesterthum ausgenommen, kein anderes, zu einem so hohen Ziel zu gelangen, gröſsere Vortheile in Händen gehabt hat, als das Christliche. Denke dir nun noch, zu allem Überfluſs, einen Kaiser, der die Unterstützung der Christianer gegen eine noch nicht ganz unterdrückte Gegenpartey nöthig hat, oder vor Verlangen brennt, ihnen seine Dankbarkeit für bereits geleistete treue Dienste zu zeigen, und sie — zu noch gröſsern aufzumuntern; oder einen andern Fürsten, der für nöthig hält, der Macht der Groſsen seines Reichs durch Vergröſserung des Ansehens und der Einkünfte des Priesterthums ein Gegengewicht zu geben: so wirst du um so leichter begreifen, wie es möglich wäre, daſs die künftigen Nachfolger dieser Aufseher, die gegenwärtig noch eine sehr demüthige Rolle spielen, und nur für die Diener der Diener Gottes angesehen seyn wollen, dereinst eine sehr vornehme Figur in dieser von den Christianern jetzt so sehr verachteten und mit Füſsen getretenen Welt machen könnten. Doch sie bedürfen solcher günstigen Zufälle von auſsen nicht einmahl; ihre geistliche Gewalt, der goldene Schlüssel des Himmels und der eiserne der Hölle, die in ihren Händen sind, die Macht Sünden zu vergeben oder vorzubehalten, das Recht zu entscheiden was man glauben soll und lehrèn darf, die unumschränkteste Herrschaft über den Verstand und die Gemüther der Gläubigen, das Recht die Vernunft schweigen zu heiſsen, und ihre Entscheidungen dem Gewissen selbst bey Strafe zeitlicher und ewiger Verdammniſs aufzudringen, — wahrlich, wer im Besitz einer solchen Macht steht, — einer Macht, die ihm durch alles was dem Volke heilig ist garantiert wird, und die ihm der gröſste Monarch sogar nicht streitig zu machen wagt, — der kann was er will, und man ist ihm noch Preis und Dank schuldig, wenn er sich seiner Übermacht mit einiger Mäſsigung bedient.

Sollte es wohl in der menschlichen Natur seyn, wenn man das Ziel so nahe vor sich sieht, freywillig stehen zu bleiben? Ich denke, nein. Mein Genius müſste mich sehr betrügen, oder die Priester der Christianer werden unsern Nachkommen dereinst etwas zeigen, was die Welt noch nie gesehen hat: — einen Priester, der gleichsam der sichtbare Gott auf Erden ist; vor dem alle Völker mit ihren Fürsten die Kniee beugen; der sich, kraft seines Oberpriesterthums, der wirklichen Oberherrschaft über den Erdboden und den Ocean (was in gewissem Sinne mehr sagt, als im Himmel und auf Erden) anmaſst, und dem sie, wenigstens von einem groſsen Theile des menschlichen Geschlechts, zugestanden wird; der Könige einsetzt und absetzt, groſse Reiche nimmt und giebt wem er will; kurz, und um alles auf einmahl zu sagen, der sogar über seine geistlichen Brüder und Söhne, die übrigen Aufseher und Priester, eine eben so unumschränkte Gewalt ausübt, als über die gemeinen Menschen.

Sollte mich meine Einbildungskraft auch hierin über die Grenzen des Möglichen führen? Das wolle der Himmel! Denn in Wahrheit, wenn ich recht diviniere, so stehen der Menschheit von dieser Christlichen Theokratie — die gewiſs das Reich Gottes nicht ist — unbeschreibliche Übel aller Art bevor. Eine so grenzenlose Macht, eine so übermenschliche Würde kann kein Sterblicher weder ertragen noch behaupten. Welche Verbrechen, welche Gräuel würde der Miſsbrauch einer solchen Gewalt, — wie viele Verwirrung im bürgerlichen Leben, welche auf Tod und Leben kämpfende Fakzionen, welche heilige Kriege würde die nothwendig von Zeit zu Zeit ausbrechende

Ungeduld der Monarchen, ein so unleidliches Joch zu tragen, in der Christlichen Welt nach sich ziehen! Und zu welcher tiefen Sklaverey müſste unter der willkührlichen Oberherrschaft eines Priesters, der in dieser und jener Welt verdammen könnte, der menschliche Geist, dessen Element Freyheit ist, nach und nach herunter sinken!

Wenn ich mich nun vollends in die Folgen, die das alles für die Moralität der künftigen Christianer haben wird, einlassen wollte, welche traurige Gemählde hätte ich dir noch aufzustellen! welche Verdunklung der klärsten Begriffe des allgemeinen Menschenverstandes! welche Zerrüttung des moralischen Sinnes! welche Vermengung des Heiligen mit dem Profanen! Du würdest Wahrheit als Irrthum und Verbrechen bestraft, verderbliche Grundirrthümer zu unzweifelhaften Wahrheiten erhoben, die Vernunft unter die Füſse des blinden Glaubens getreten, Laster zu Tugend, Verbrechen zu verdienstlichen Handlungen, Wahnsinn und Aberwitz zu Gegenständen der öffentlichen Verehrung gestempelt sehen, und deine Augen mit Ekel und Unwillen von dem häſslichen Anblick wegwenden. Aber es mag an diesem Wenigen genug seyn. —

ICH. Dieses Wenige ist sehr viel, bester Apollonius, und du hast mir darin einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken auf mein ganzes Leben gegeben.

APOLLONIUS. Ich werde dir die Sache vielleicht über alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit zu treiben scheinen; — aber ich halte es nicht für unmöglich, oder vielmehr ich traue es dem leidenschaftlichen, die Folgen wenig berechnenden Eifer der Christianischen Priesterschaft zu, daſs sie — künftig, wenn ihre Zeit gekommen seyn wird, theils aus Gefälligkeit gegen die Vorurtheile und Gewohnheiten der neubekehrten oder herbeyzulockenden Abgötter, theils um ihrem eigenen Gottesdienst mehr Anziehendes für Sinne und Einbildungskraft zu geben, und es den Ethnikern (wie sie uns nennen) durch die Menge und den Pomp ihrer Feste und feierlichen Aufzüge noch zuvorzuthun, theils um ihr eigenes Ansehen und ihre Gewalt über die Gemüther des Volks noch mehr zu befestigen, — sogar den Dämonism und Magism — d. i. gerade das, was Christus zu zerstören gekommen war — unter einer neuen, ihrem Lehrbegriff angepaſsten Gestalt und Einkleidung, in das Christenthum wieder einzuführen fähig seyn könnten. Die abergläubische Verehrung, die sie schon jetzt den Gebeinen ihrer so genannten Märtyrer erweisen, macht es mir sehr begreiflich, wie sie stufenweise mit der Zeit endlich so weit gehen könnten, den Monarchen des Himmels mit einem Hofstaat von Heiligen aus ihrem Mittel zu umgeben, ihre Tempel mit den Bildern dieser neuen Art von Schutzgöttern anzufüllen, und, um dem Monarchen selbst nicht mit ihren Bitten und Gelübden beschwerlich zu fallen, sie an seine vermeinten Minister und Höflinge, und zuletzt sogar an ihre Bilder, als eine Art magischer, mit den unsichtbaren Urbildern im Himmel korrespondierender Talismane, zu richten, diese Bilder mit Votivtafeln zum Dank der durch sie empfangnen wunderbaren Gnaden zu behängen, und, mit Einem Wort, alle die abergläubischen Ungereimtheiten, die den dämonistischen Religionen zum Vorwurf gereichen, in den Schoofs der ihrigen zurück zu rufen.

VI.

Angenommen, dafs die Umgestaltung des primitiven Christenthums in eine ausschliefslich herrschende Volks- und Staatsreligion künftig, wenn auch erst nach mehrern Jahrhunderten, die Folgen haben werde, die ich voraus sehe, so muſst du mich freylich in einem sehr auffallenden Widerspruche mit mir selbst finden, wenn du meine Weissagungen mit meiner Behauptung, der unzerstörbaren innern Vortrefflichkeit des Christlichen Instituts und seiner wohlthätigen Einwirkung auf alle künftige Zeiten, zusammen hältst. Indessen ist dieser Widerspruch bloſs anscheinend, und wird bald verschwinden, wenn wir uns eine Übersicht der Sache aus dem einzigen Gesichtspunkte, woraus sie richtig gesehen werden kann, verschafft haben werden.

Alle die Übel, wovon so eben die Rede war, sind Folgen der Umbildung des ursprünglichen Christenthums zu einer künstlich organisierten Volksreligion. Aber Volksreligion muſs es schlechterdings werden, wenn es, als Veranstaltung zur Verbesserung des sittlichen Zustandes der Welt, einen seiner wichtigsten und nächsten Zwecke erfüllen, wenn durch dasselbe die durchaus unkräftig und verächtlich gewordene polytheistische Staatsreligion abgethan, und der herabgewürdigten, entnervten, in der gröbsten Sinnlichkeit versunknen Menschheit ein neuer Schwung und neue moralische Lebenskraft gegeben werden soll. Das letztere bewirkt es in seiner Maſse schon jetzt, und der gute Einfluſs, den die Rechtschaffenheit, Sittenreinheit und häusliche Tugend der Christianer auf die übrige Volksmasse hat, wird in seiner immer zunehmenden Ausbreitung sichtbar werden: dagegen aber ist es auch Natur der Sache, daſs diese Ausbreitung selbst, wiewohl zu jenem groſsen Zweck nothwendig, der Sittenreinheit Schaden thun, und das Christenthum überhaupt, sobald es die Gestalt und Verfassung einer öffentlichen Staatsreligion erhalten haben wird, seine erste Lauterkeit in der Maſse verlieren muſs, wie seine Bekenner — die sich jetzt bloſs als Fremdlinge und einem bessern Leben zueilende Pilger in der Welt betrachten — immer tiefer in die mancherley Verhältnisse, Angelegenheiten, Sorgen und Kollisionen des bürgerlichen und politischen Lebens hinein gezogen werden. Nicht zu gedenken, wie viel es nur allein durch den Umstand verlieren muſs, daſs in der Epoke, die wir als künftig voraussetzen, eine Menge Menschen aus unlautern Bewegungsgründen und Absichten zu der herrschenden Partey übergehen, und, indem sie die Zahl der Bekenner des Christenthums vermehren, einen Sauerteig in dasselbe mischen werden, der die ganze Masse verderben wird.

Nächst diesem kommt hier noch der wesentlichste Unterschied in Betrachtung, der

5.

Bald spritzt es in die Luft gleich Wasserstrahlen empor,
Bald stiebt es in glänzenden Flocken, wie Schnee, zur Erde nieder,
Bald scheint es in flammenden Strömen, wie flieſsende Lava, wieder;
Hier mischen sich neue Gestirne der Sfären erstaunendem Kor,
Dort steigen feurige Drachen, wie aus dem Avernus, hervor,
Und schütteln Donner und Blitz von ihrem schwarzen Gefieder.
Ein langer grüner Gang, durch den der Neger sie
Zum schönsten Gartensahle leitet,
Wird plötzlich vor ihren Augen zu einer Galerie
Voll Schildereyen, wozu Vulkan die Farben bereitet.

6.

Hier nähert Zevs, in himmlische Flammen gehüllt,
Der schönen Semele sich, ein Gott in göttlichem Staate
Der Tochter des Staubes; zu spät erkennt sie im tödtlichen Rathe
Der Nebenbuhlerin Wuth; 2) ihr Mund, ihr Busen schwillt

zwischen dieser neuen Religion und der alten polytheistischen vorwaltet. Diese letztere hatte mit dem innern Menschen, mit Erleuchtung des Verstandes und Reinigung des Herzens, nichts zu thun: die Christliche hingegen wird auch dann, wenn sie sich zu einer öffentlichen Staatsreligion organisiert, immer noch auf das Wesentliche des ersten Instituts, auf Stärke und Reinheit des Glaubens und Heiligkeit des Lebens, Anspruch machen; nur freylich mit dem Unterschied, daſs jene in leere Formeln, diese in äuſserliche Übungen, und bey denen, die es aufrichtig und ernstlich meinen, in Aberglauben und Schwärmerey sich verwandeln werden. Eine Staatsreligion, die einer Anzahl von hundert und zwanzig bis dreyſsig Millionen Menschen zur ersten bürgerlichen Pflicht macht, sich als Bürger eines unsichtbaren Reichs Gottes zu betrachten, und durch Rechtgläubigkeit und Heiligkeit, als die einzigen Bedingungen einer ewigen Höllenpein zu entgehen, sich den Eingang in ein künftiges Leben voller Wonne und Herrlichkeit zu verschaffen, eine solche Staatsreligion muſs freylich eine ganz neue, zuvor unerhörte, von keinem Gesetzgeber jemahls nur geträumte oder geahnete Ordnung der Dinge hervorbringen; eine Ordnung, die zwar, in so fern sie die ganze bisherige Welt, so zu sagen, auf den Kopf stellt, Unheil genug anrichten, aber gleichwohl, weil sie eine groſse sittliche Verbesserung der Menschheit bezweckt, und (wiewohl auf eine noch sehr unvollkommne Art) bewirkt, immer ein starker Schritt vorwärts seyn, und künftigen zweckmäſsigern Einrichtungen den Weg bahnen wird. Von dieser neuen Ordnung der Dinge aber ist die Hierarchie, die ich der künftigen Christlichen Welt weissage, eine so nothwendige Bedingung, daſs ich mir jene ohne diese gar nicht denken kann. Wie groſs und mannigfaltig also auch die mit dieser Hierarchie verbundenen Übel seyn mögen, und wenn sie sogar selbst ein Übel wäre, so ist sie ein nothwendiges Übel: ohne sie könnte weder die neue Ordnung der Dinge, noch die Organisierung des Christenthums zu einer öffentlichen Volksreligion, noch die Abschaffung des alten Götterdienstes, jemahls zu Stande kommen. Indessen sehe ich auch nicht, warum eine Priesterregierung an sich schlimmer als eine andre seyn sollte; und in der That scheint das schlimmste, was von ihr gesagt werden kann, nur alsdann Statt zu finden, wenn sie sich (wie in dem künftigen Christlichen Reiche wahrscheinlich der Fall seyn wird) dem bereits im Besitz der höchsten Gewalt stehenden Regenten an die Seite setzt, und einen Staat im Staat ausmacht. Denn wiewohl die so genannten Aufseher der Christianer das Ansehen werden haben wollen, als ob ihr Regiment bloſs geistlich sey, und die Staatsbürger, nur in so fern sie auch Bürger des himmlischen Reichs sind, ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen seyen: so sind doch die Verhältnisse dieser, in einer und eben derselben Person vereinigten, ungleichartigen Bürgerschaften so verwickelt, daſs die Grenzen der beiden Gerichtsbarkeiten fast immer zusammen flieſsen, und also häufige Kollisionen der geistlichen und weltlichen Gewalthaber unvermeidlich seyn werden; da es denn nicht fehlen kann, daſs, so lange die neue Volksreligion noch mit ihrer ganzen Energie auf die Gemüther wirkt, die Popularität der erstern ihnen nicht ein Übergewicht geben sollte, dessen sie sich nicht immer mit Mäſsigung bedienen werden.

Wie groſs aber auch der Miſsbrauch seyn mag, den die künftige Christliche Hierarchie und Theokratie von ihrem Übergewichte machen kann und wird, so sehe ich doch im Schooſs der nächst kommenden Jahrhunderte eine Weltbegebenheit reifen, die ohne dasselbe die gröſste Kalamität seyn würde, die das menschliche Geschlecht je betroffen hat.

Es fällt einem nachdenkenden Beobachter der Zeit nur zu sehr in die Augen, daſs das Römische Reich sich seinem Verfall nähert, und daſs die gröſsten Theils noch unpolicierten barbarischen Völker, die den Norden von Europa und Asien inne haben, sich immer näher an uns andrängen, und immer mehr über uns gewinnen. Etliche kluge und tapfre Regenten werden dem reiſsenden Strom Einhalt thun; aber auch nur zu bald werden auf sie folgende wahnsinnige Tyrannen, oder schwache und übel berathene Fürsten, den Umsturz des aus so vielerley Ursachen nicht länger haltbaren Kolosses beschleunigen. Die schönsten Provinzen von Europa, Asien und Afrika werden nach und nach von jenen rohen Skythischen, Gothischen und Germanischen Horden überschwemmt werden. Alles wird dem unwiderstehlichen Eindringen dieser neuen Titanen weichen müssen, gegen deren gewaltige, rauhe, aber von unverdorbenem Blute geschwellte Riesenkörper und Herkulische Naturen die muthlosen, von Weichlichkeit und Ausschweifungen aller Art entmannten Römer sich selbst wie Heuschrecken vorkommen werden. Die Eroberer werden von den Ländern der Schwächlinge Besitz nehmen, und sie mit einem neuen, kraftvollen und dauerhaften Geschlecht von Menschen anfüllen, durch welche (was jetzt am meisten Noth war) vorerst der fysische Theil der Menschheit wieder hergestellt werden wird. Aber diese Barbaren sind gröſsten Theils noch bloſse Naturmenschen, wild und ungebändigt, wie die Thiere der ungeheuern Wälder und Gebirge, aus denen sie hervorbrachen, ohne Künste, ohne Wissenschaft, sogar ohne die Elemente von beiden, mit Einem Worte, Menschen, wie diejenigen waren, die von unsern ältesten Gesetzgebern und Religionsstiftern in bürgerliche Gesellschaften vereinigt und humanisiert wurden. Wer wird nun den schönsten Theil des Erdbodens, die so viele Jahrhunderte durch Polizey, Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Handlung und Schifffahrt angebaute, gebildete und verschönerte Welt, von den alles zerstörenden und zertretenden Fäusten und Fersen dieser Wilden retten? Was ehemahls geschah, wird auch jetzt geschehen. Das Einzige, was solchen ungeschlachten Erdensöhnen imponieren kann, die Religion, ehemahls die Stifterin der Humanität, wird jetzt ihre Retterin seyn. Glücklicher Weise ist die neue Volksreligion der rohen Fassungskraft dieser sinnlichen Menschen eben so angemessen, als sie geschickt ist, ihre Wildheit zu zähmen, und sie allmählich das Joch der sittlichen Disciplin dulden zu lehren. Reiner und geistiger würde sie ihnen unverständlich und unbrauchbar seyn;

gerade so, wie sie dann seyn wird, ist sie was sie seyn muſs, um mit Erfolg auf solche Menschen zu wirken. Aber Jahrhunderte werden vorbey gehen, bis diese in ungezügelter Freyheit von Krieg und Raub zu leben gewohnten Barbaren ihren alten Gewohnheiten entsagen, und sich in die Verhältnisse und Pflichten, Vorstellungsweisen und Sitten des bürgerlichen Gesellschaftsstandes fügen gelernt haben werden; Jahrhunderte, bis ihre Fürsten und Edeln den Künsten des Friedens die gebührende Achtung zu erweisen, ihren ungestümen Soldatentrotz durch Klugheit zu mildern, und ihres neuen Reichthums und Wohlstandes in Ruhe, mit Würde, Mäſsigung und Geschmack zu genieſsen, gebildet genug seyn; Jahrhunderte, bis sie in der groſsen Kunst, einen Staat zu regieren und blühend zu machen, nur einige Fortschritte gethan haben werden. Wer wird, in dieser Zeit einer fast allgemeinen Zerrüttung und Verwilderung, der Ohnmacht der Gesetze, der Roheit und Unwissenheit der Regenten, der Vernichtung oder Stockung aller Federn, Gewichte und Räder der Staatsmaschinen zu Hülfe kommen? Wer dürfte sich zum Beschützer der Völker, zum Handhaber der Ordnung, zum Vormünder, und, wo es Noth thut, zum Richter und Zuchtmeister der Könige aufwerfen, und wer vermöchte es, als eben diese Hierarchie, die wir, von einer andern Seite betrachtet, so viel Unheil stiften sahen? In der That wird in diesen Zeiten sie allein im Besitz der Mittel seyn, sich um die Menschheit ein so groſses Verdienst zu machen, und du wirst mir gerne glauben, daſs es ihr, wiewohl nicht aus den reinsten Bewegungsgründen, am Willen dazu nicht fehlen wird. Ohne sie würde der policierteste Theil der Welt in eine vielleicht ewige Verwilderung versinken. Sie und ihre Priesterschaft allein werden die aus den Ruinen des Römerreichs hervorgehenden neuen Staaten mit Gesetzgebern und Gesetzauslegern, Räthen, Richtern, Lehrern, Ärzten, u. s. w. versehen; sie allein die Reste der Künste und Wissenschaften des Alterthums, die dem Fanatism ihrer eignen Vorfahren entgingen, jetzt den Klauen der Barbarey entreiſsen, und zum Gebrauch einer bessern Zeit aufbewahren. Und wer anders, als ein mit der höchsten Gewalt im Himmel und auf Erden bekleideter, und von der allgemeinen Meinung mit unendlich furchtbarern Blitzen als unser armer Jupiter bewaffneter Oberpriester, hätte Ansehen genug, in so stürmischen Zeiten den Völkern von Zeit zu Zeit einige Ruhe, den Gesetzen und Verträgen einige Achtung, den Personen und ihrem Eigenthum einige Sicherheit zu verschaffen, mächtige Verbrecher zur Strafe zu ziehen, und das gesellschaftliche Band unter dem unaufhörlichen Zusammenstoſs unbändiger Leidenschaften, die alles mit der Schärfe des Schwerts zu entscheiden gewohnt sind, vor gänzlicher Auflösung zu bewahren.

Du siehst hieraus wenigstens die Möglichkeit, daſs eine Zeit eintreten könne, wo die künftige Priester-Theokratie der Christianer, wie weit sie sich auch von dem Zweck und Sinn des primitiven Instituts zu entfernen scheint, durch die Kunst, „den Stoff und die Formen desselben zur Nahrung eines neuen Aberglaubens, und diesen Aberglauben zu einem allgewaltigen Hebel ihres eigenen Ansehens und Einflusses zu machen,“ der Welt wohlthätig werden könnte, und daſs, in diesem Fall, die Summe der Übel, die durch sie verhindert oder erleichtert, und des positiven Guten, das durch sie bewirkt wurde, alles Böse, was sie stiften oder veranlassen kann, weit übersteigen würde.

Wenn ich richtig im Buche des Schicksals gelesen habe, so wird diese Zeit wirklich kommen; aber sie wird auch wieder ein Ende nehmen. Die Priesterregierung wird aufhören den Christlichen Völkern unentbehrlich zu seyn; der Druck ihres Miſsbrauchs wird endlich unerträglich werden; alles wird gegen sie aufstehen, und die Menschheit ihre Fesseln so lange schütteln bis sie abfallen. Ihr Jahrhunderte lang gefangen gehaltener Geist wird seine Kräfte wieder versuchen; neue Erfindungen und Entdeckungen werden vielleicht einen höhern Grad von Kultur und Aufklärung befördern, als das menschliche Geschlecht noch nie erreicht hat; diese Aufklärung wird sich wahrscheinlich auch über den Christianism verbreiten; seine Geschichte, seine wahren oder vorgeblichen Urkunden, seine vielfachen Verbildungen und Verunstaltungen, was an ihm wesentlich, und was bloſs zufällig, lokal und temporär ist, wird einer scharfen aber unbefangenen Untersuchung unterworfen, und sein Jahrhunderte lang verkannter Geist schon allein dadurch wieder erkannt werden, daſs man ihn von den alten Judaismen, in die er eingewindelt war, völlig los wickeln, und, da ihm doch zum Wirken ein Organ unentbehrlich ist, ihn eine allgemein verständliche Sprache reden lassen wird.

Doch — ich bin des Weissagens müde, lieber Hegesias, und werde, wiewohl etwas spät, gewahr, daſs ich deine Geduld bereits auf eine zu starke Probe gesetzt habe. Es ist eine Schwachheit, die das hohe Alter mit der ersten Jugend gemein hat, daſs wir nicht aufhören können, wenn wir von einem Gegenstande sprechen, der ein groſses Interesse hat; und ich läugne nicht, daſs ich in meinen schönen Traum, von dem, was die so humane, so herzerfreuende und herzerhebende, von aller Schwärmerey so reine praktische Theosofie jenes in seiner Art einzigen Lehrers der Menschheit seyn und wirken müſste, wenn sie, ohne Einmischung fremdartiger Zusätze, zur allgemeinen Religion des Menschengeschlechts erhoben werden könnte, — vielleicht ein wenig mehr verliebt bin, als einem weisen Mann in meinen Jahren ziemt. Es ist Zeit aufzuhören. Laſs mich also nur dieſs Einzige noch hinzu setzen: Eben deſswegen, weil jene Theosofie, in ihrer lautersten Reinheit gedacht, das höchste Ideal der moralischen Güte und Vollkommenheit der menschlichen Natur ist, kann ihre heilsame Einwirkung auf das tief verderbte Menschengeschlecht nicht anders als langsam, und, aus einem niedrigen Gesichtskreise betrachtet, fast unmerklich seyn. Aber sie ist auf die Dauer eines unsterblichen Geschlechts berechnet, auf eine Folge von Zeiten, in welcher vielleicht ein Jahrtausend nicht mehr als im Leben der Sterblichen ein einzelner Tag ist. Der Zeitpunkt, wo sie ihre ganze Wirkung gethan haben wird, gleicht vielleicht dem Mittelpunkt im unendlichen Zirkel des Hermes, und rückt immer weiter zurück, je mehr

Von überirdischem Feuer; doch in den erlöschenden Blicken
Mischt selbst mit Todesangst sich wollüstiges Entzücken.
Ihr gegen über liegt, in Junons Majestät
Und hohen Reitz verkleidet, das schöne Ungeheuer,
Das Zevs, an Ixions vermessenem Feuer
Die keusche Gemahlin zu rächen, aus einer Wolke gedreht.

7.

Von Götterwein trunken und heiſsem Verlangen,
Schleicht Tantals Sohn an Iris Hand herbey,
Voll Hoffnung, bald, von Junons Armen umfangen,
Zu wissen wie süſs der Kuſs der höchsten Göttin sey.
Die falsche Juno scheint, ihn stärker zu entzünden,
Halb lächelnd halb erzürnt sich seinem Kuſs zu entwinden:
Sie schlüpft ihm aus der Hand, er setzt ihr hitzig nach;
Stracks füllt ein schwarzer Dunst das ganze Schlafgemach,
Ein Wirbelwind, mit donnernden Blitzen beladen,
Ergreift und spieſset den Frevler an Flegethons schroffen Gestaden.

wir uns ihm nähern. Genug, daſs wir nun ohne Aufhören vorwärts schreiten, und von der Zeit an, da dieſs Licht über die Menschheit aufgegangen seyn wird, ein wirklicher Rückfall in die alte Finsterniſs nicht mehr möglich ist.

VII.

Mit diesen Worten erhob sich Apollonius von seinem Sitz, und führte mich auf einer sehr gemächlichen Art von Wendeltreppe, die durch die Felsen gehauen war, von der hohen Scene unsers Morgengesprächs herab; und da zeigte sichs, daſs wir am Eingang einer bedeckten Rebenlaube waren, die nach der Hinterseite seiner Wohnung führte. Indem wir uns dahin begaben, sagte er zu mir: Du verlässest uns diesen Abend, Hegesias, und wir werden uns vielleicht nie wieder sehen. Ich wünsche, daſs du befriedigt von uns scheidest, und dich noch am Abend deines Lebens mit reinem Vergnügen deines kurzen Aufenthaltes im Agathodämonium, als eines schönen Traumgesichtes, erinnern mögest. Hast du noch etwas auf dem Herzen, Lieber, dessen du dich gern entladen möchtest, so rede frey. Mich dünkt, ich sehe eine Frage auf deinen Lippen, die von einem Zartgefühl zurück gehalten wird, das ich an dir liebe, wiewohl es dich nicht verhindern soll, ganz offen gegen mich zu seyn.

O Apollonius, rief ich mit einem sanft schaudernden Gefühl von Bewunderung und Liebe, konnte der Wundermann, von dem du mich diesen Morgen unterhieltest, auch so wie du in den Seelen lesen?

APOLLONIUS. Er konnt' es, und seine Geschichte giebt davon mehrere Beyspiele. Aber das war es nicht, was du mich fragen wolltest. Ich will dir eine kleine Verlegenheit ersparen. Nicht wahr, du kannst den Apollonius, der in unsrer ersten Unterredung den Hang zum Glauben für eine Schwachheit der menschlichen Natur, die mit Ernst bekämpft werden müsse, erklärte, und darauf bestand, daſs der Mensch nur in so fern der Vollkommenheit nahe kommen könne, als er alle seine Hülfsquellen in sich selber suche, — und den Apollonius, der dir heute von dem jetzt noch sehr verkannten und mit Unrecht verachteten Institut der Christianer als von einer Anstalt zum Heil der Welt, und von seinem Stifter als einem Wohlthäter der Menschheit sprach, nicht in Übereinstimmung mit einander bringen? Du möchtest den bindenden Begriff kennen, der zwey so widersprechend scheinende Urtheile in mir vereiniget? Mit Einem Worte, du würdest nicht ganz befriediget von hinnen gehen, wenn du nicht wüſstest, was du dir von der Religion des Apollonius für eine Vorstellung machen sollst? — Hab' ich es errathen, Hegesias?

Mein Erröthen und ein dankender Blick war alles, was ich ihm zu antworten vermochte.

Was den ersten Punkt betrifft, fuhr er fort, so denke ich, mich über den Grund, warum ich den Hang zum Glauben für eine Schwachheit der menschlichen Natur halte, schon so deutlich erklärt zu haben, daſs du keiner weitern Auslegung mehr nöthig haben kannst, wenn du dich meiner Rede noch erinnerst.

ICH. Mir ist keines deiner Worte entfallen, Apollonius.

APOLLONIUS. Der Schwache und Lahme bedarf einer Stütze oder Krücke, — und welcher Mensch ist in keinem Zeitpunkte seines ganzen Lebens schwach? In diesem Fall ist es gut, eine Krücke zu haben, an der man gehen kann; gleichwohl ist es unläugbar besser, ohne Krücke gehen zu können.

Was den zweyten Punkt betrifft, so sprach ich dir von der Person des merkwürdigsten Mannes unsrer Zeit, von seiner Theosofie und von seinem Institut, ohne Rücksicht auf das, was ein Demokritus, Aristoteles oder Karneades gegen seine Geschichte oder Lehre etwa einwenden könnte, bloſs als ein Mensch, den alles Menschliche nahe angeht, und den keine Art von Vorurtheil hindert, gegen jedermann gerecht und billig zu seyn: von der Person, wie es dem Begriff gemäſs war, der sich mir aus dem ganzen Zusammenhang der über ihn erhaltenen Nachrichten (ihre Wahrheit vorausgesetzt) meinem Verstand aufgedrungen hat; von seiner Theosofie und Lebensweisheit, als einem auf den allgemeinen Wahrheitssinn gegründeten, sehr konsequenten Inbegriff von Überzeugungen und Gesinnungen, die jeden Menschen, in welchem sie lebendig sind, zu einem bessern Menschen machen, als er ohne sie wäre; und von seinem Institut, als einer sehr zweckmäſsigen Anstalt, diese Überzeugungen und Gesinnungen unter den Menschen zu verbreiten und so viel möglich allgemein zu machen. Daſs ich dadurch weder dir noch mir etwas zumuthen wollte, das unsrer Freyheit zu nahe träte, versteht sich von selbst. Jeder selbstständige Mensch hat seine eigene individuelle Geistesform; auch der auſserordentliche Sterbliche, von dem die Rede war, hatte die seinige; und gewiſs könnte der schwerlich von Schwärmerey frey gesprochen werden, der sich ihn so buchstäblich zum Muster nähme, daſs er darüber seine eigene Form verlöre. Meiner Vorstellungsart nach, könnte ihm einer sehr unähnlich scheinen, der im Grunde mehr mit ihm gemein hätte, als ein anderer, der jeden Tritt mit sklavischer Ängstlichkeit in einen seiner Fuſsstapfen setzte. Übrigens gab ich dir von meinen Urtheilen und Vermuthungen immer die Gründe an, und die Sache ist jetzt in deinen Händen.

Nun ist noch die schwerste Frage übrig, lieber Hegesias, — du möchtest auch den Gott des Apollonius kennen. — Was soll, oder was kann ich dir sagen? Welche Sprache hat Worte, sich darüber auszudrücken? Was du von mir zu wissen verlangst, ist das Geheimniſs der Natur, das unaussprechliche Wort ihrer heiligsten Mysterien, auf denen ein Schleier liegt, den noch kein Sterblicher aufgedeckt hat. Von Jugend an bemühte ich mich, zu diesem unzugangbaren Licht eine Öffnung zu finden. Ich durchforschte alle Meinungen und Systeme der Denker, und es wurde immer dunkler um mich her. Ich überlieſs mich der Einbildungskraft, und erkannte gar bald ihre magischen Täuschungen. Ich hatte Augenblicke, wo ich fühlte ohne zu glauben, andere, wo ich glaubte ohne zu fühlen, unzählige, wo ich keines von beiden bedurfte. Ich habe nun sechs und neunzig Jahre hinter mir, und will dir sagen, wohin ich gekommen bin. Die grenzenlose Natur, die ewige Ordnung und Harmonie der Dinge, das, was diese Masse der ungleichartigsten Erscheinungen auſser mir zusammen hält und in ein unergründliches Ganzes innigst verwebt und vereinigt, und das, was die unermeſsliche Masse von Empfindungen, Ideen, Trieben und Gesinnungen in mir zusammen hält, und in einem sich selbst unerforschlichen Ich zu Einem Ganzen zu verbinden strebt — alle diese helldunkeln geistigen Anschauungen fallen, wenn ich, tief in mich selbst gekehrt, jede derselben einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verschlingt Raum und Zeit; alles was war, was ist und was seyn wird, zerflieſst in den einzigen Akt eines einzigen ewigen Augenblicks, und ich verliere mich darin, wie Kymon gestern sagte, gleich einem Wassertropfen im uferlosen Ocean. — Aber bald öffnen sich meine Augen wieder, und glücklicher Weise finde ich mich wieder in meinem angebornen beschränkten Vaterland, Himmel und Erde; ich sehe wieder das allerfreuende Licht, und die allernährende Erde; die schönen Horen mit ihrem wimmelnden Gefolge von Tagen und Stunden tanzen wieder um mich her; das allgemeine Leben der Natur drängt sich wieder warm an mein Herz, ich webe in allem was webt, und fühle mich in allem was athmet; die Fantasie schlieſst ihre unsichtbare Zauberwelt wieder vor mir auf; die Unsterblichen nahen sich meinem Geiste, und mit süſsem Schauern umfaſst mich die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden, versorgenden Allvaters, oder wie der beschränkte Sinn der Sterblichen den Unnennbaren immer nennen mag, und ich bin — mit Einem Worte, wieder was ich seyn soll, ein Mensch, gut und glücklich, und verlange nicht mehr zu seyn als ich seyn kann und soll.

Erinnere dich in dreyſsig oder vierzig Jahren dessen wieder, was ich jetzt sagte, und du wirst mich besser verstehen als jetzt; denn nun hab' ich dir nichts mehr zu sagen, was des Hörens werth wäre.

Mit diesen Worten drückte er mir die Hand und verlieſs mich; und ich eilte, von so vielem Stoff zum Denken gepreſst, auf eine der nächsten Anhöhen, um — wieder zu Athem zu kommen.

Die schöne und gute Terpsinoe hatte beym Abschiedsmahl, ohne Zweifel mit Vorwissen ihres Herren, die Gesetze der Pythagorischen Küche, seinem Gaste zu Ehren, merklich überschritten. Apollonius, der es nicht zu bemerken schien, zeigte mir hingegen durch seine Aufmerksamkeit, mich zu unterhalten und zu zerstreuen, daſs ihm der Kampf, den es mir kostete, meine Wehmuth unter einen Schein von Heiterkeit und Ruhe zu verbergen, nicht unbemerkt blieb. Er fragte nach verschiedenen Personen in Cydonia, die er ehemahls gekannt hatte, brachte mich unvermerkt auf meine Kunst, und verwickelte mich in ein so interessantes Gespräch über den Einfluſs des Gemüths und sogar des Willens auf den Gang und die Besserung oder Verschlimmerung vieler, wo nicht der meisten, Krankheiten, daſs es ihm ziemlich gelang, mich von dem Gedanken der Trennung abzulenken und mir zu einer männlichern Stimmung zu verhelfen.

Endlich kam die Stunde des Scheidens. Apollonius begleitete mich bis an die Grenze seines kleinen Elysiums, wo Kymon mich bereits erwartete. Ich heftete einen letzten

Blick auf den göttlichen Greis, einen Blick, der sein Bild auf ewig in meine Seele grub, und konnte mich im Drang meiner Gefühle nicht enthalten, mich ihm zu Füfsen werfen zu wollen: aber er zog mich mit beiden Armen empor, drückte mich an seine Brust, und hielt mich so einige Augenblicke fest an sich geschlossen. Nun trat er einen Schritt zurück, stand auf einmahl wieder gleich einem höhern Wesen vor mir da, ergriff meine Hand, schüttelte sie mit einem warmen Druck, und sagte mit gerührter aber gesetzter Stimme: Lebe wohl, Hegesias! — Mir war als ob mit diesem Lebewohl eine Kraft in mich dränge, die mich nie wieder verlassen würde. Ich stand einen Augenblick wie aufser mir; aber als ich mich selbst wieder fand, sah ich ihn nicht mehr; ein dichtes Gebüsche hatte ihn meinen Augen entzogen. Ich fiel dem guten Kymon schweigend um den Hals, und liefs den Gefühlen, die mein Herz schwellten, freyen Lauf, während Terpsinoe und ihre Tochter mir ein süfs rührendes Lebewohl von der Spitze eines nahen Felsens zusangen.

Kymon führte mich nun auf einem ihm allein bekannten kürzern Pfad aus dem Gebirge, und begleitete mich bis zu einem wenige Stunden von Cydonia gelegenen

Meierhof, der dem Anfangs erwähnten Freunde seines Herren zugehörte, wo ich, auf seine Empfehlung, eine Nachtherberge fand, und freundlich aufgenommen wurde. Kymon kehrte noch in der Nacht zu seinem Herren zurück, nachdem er mir versprochen hatte, die guten Ziegenhirten meinethalben zu beruhigen, und wir trennten uns von einander, wie Freunde, die sich wieder zu sehen hoffen.

ENDE DES XXXII. BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

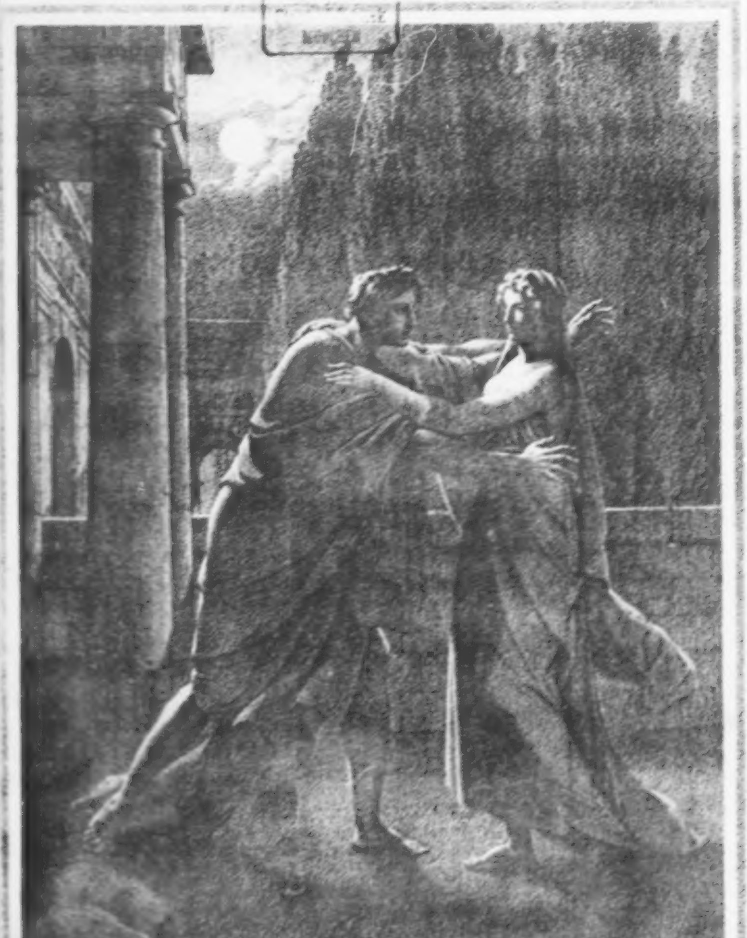
8.

Durch solche Scenen, wo Schrecken, Erstaunen und Vergnügen,
Auf seltsame Weise vermischt, das Auge gefällig betrügen,
Führt seine Gäste der Mohr in einen neuen Sahl,
Der sich noch einem Sinne durch seine Wunder empfahl.
Aus allen Ecken erschallten Gesänge und Symfonien,
Wie Bambo's Töchter sie nie an ihrem Hofe gehört;
(Mit diesem gewöhnlichen Lobe ward das Koncert beehrt)
Sie wünschten, um alle die Lust in sich hinein zu ziehen,
Ganz Ohr zu seyn: aber der Neger, dem ihr Entzücken gefiel,
Entzog sie unvermerkt dem süſsen Ohrenspiel.

9.

Es schweben unzählige Sylfen, wie Liebesgötter gebildet,
Auf Rosengewölken daher, die leichten Flügel vergüldet.
Bey ihrem säuselnden Flug ergoſs sich ein lieblicher Duft

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

DREY UND DREYSSIGSTER BAND

ARISTIPP

ERSTER BAND.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN, 1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ARISTIPP

UND EINIGE SEINER ZEITGENOSSEN.

Omnis Aristippum decuit color et status et res,
Tentantem majora fere, minoribus aequum.

Sibi res non se rebus submittere.

HERAUSGEGEBEN

VON

C. M. WIELAND.

ERSTER BAND.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ARISTIPP.

ERSTES BUCH.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Aristipp an Kleonidas in Cyrene.

Alle Götter der beiden Elemente, denen du bey unserm Abschied mein Leben so dringend empfahlst, schienen es mit einander abgeredet zu haben, die Überfahrt deines Freundes nach Kreta zu begünstigen. Wir hatten, was in diesen Meeresgegenden selten ist, das schönste Wetter, den heitersten Himmel, die freundlichsten Winde; und da ich dem alten Vater Oceanus den schuldigen Tribut schon bey einer frühern Seereise bezahlt hatte, genoſs ich dieſsmahl der herrlichsten aller Anschauungen so rein und ungestört, daſs mir die Stunden des ersten Tages und der ersten Hälfte einer lieblichen mondhellen Nacht zu einzelnen Augenblikken wurden.

Gleichwohl — darf ich dirs gestehen, Kleonidas? — däuchte michs schon am Abend des zweyten Tages, als ob mir das majestätische, unendliche Einerley unvermerkt —

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1295/005

lange Weile zu machen anfange. Himmel und Meer, in Einen unermeſslichen Blick vereinigt, ist vielleicht das gröſste und erhabenste Bild, das unsre Seele fassen kann; aber nichts als Himmel und Meer und Meer und Himmel, ist, wenigstens in die Länge, keine Sache für deinen Freund Aristipp; und ich glaube wirklich, daſs mir ein kleiner Sturm, mit Donner und Blitz und übrigem Zubehör, bloſs der Abwechslung wegen, willkommen gewesen wäre. Du weiſst, daſs auſser dem nah an Kreta liegenden Inselchen Gaudos, kein einziges Eiland zwischen Cyrene und Gortyna zu sehen ist; überdieſs wollte auch der Zufall, daſs uns auf der ganzen Reise, auſser drey oder vier Cyprischen Kornschiffen, und einer für Korinth befrachteten Tyrischen Pinasse, die sich so nah als möglich an der Küste hielten, kein einziges Fahrzeug begegnete, womit wir uns auf eine oder andre Art hätten unterhalten können. Es fehlte mir also, wie du siehest, nicht an Muse, so viele Grillen zu fangen als ich wollte; und wie weit es endlich mit mir gekommen seyn müsse, kannst du daraus abnehmen, daſs ich stundenlang vom Verdeck in die See hinab schaute, ob nicht irgend einer von den Fischgöttern oder Götterfischen, womit ihr Dichter den Ocean bevölkert habt, aus der Tiefe herauffahren, bey unsrer Erblickung in sein krummes Horn stoſsen, und die übrigen Meerwunder, seine Gespielen, zusammen rufen werde, um unsre auf den Wellen leicht dahin gleitende Barke zu umkreisen, und durch muthwillige Spiele und Neckereyen aufzuhalten. Das Schauspiel, das wir ihnen gaben, ist freylich, seit der Zeit, da das erste von Pallas Athene selbst erbaute Schiff eine Schaar kühner Göttersöhne nach Kolchis trug, um — ein goldnes Widderfell zu erobern, etwas so alltägliches für diese Meerbewohner geworden, daſs ein unbedeutendes Fahrzeug, wie das unsrige, sich nicht schmeicheln durfte groſses Aufsehen bey ihnen zu erregen: aber daſs in drey langen Tagen auch nicht ein einziges rosenarmiges Meermädchen mit grünen Lokken und milchweiſsem Busen auftauchen wollte, um meine des Herumschwebens zwischen Luft und Wasser müden Blicke auf ihrer reitzenden Gestalt ausruhen zu lassen, das war doch wirklich zu grausam, und bewies mir den groſsen Unterschied, den die Götter zwischen euch Dichtern und uns andern prosaischen Menschen machen, zu meiner nicht geringen Demüthigung. Wäre mein Freund Kleonidas hier, dacht' ich, was würd' er nicht, Kraft des Vorrechts, das die Natur den Musolepten, ihren Günstlingen, zugestanden hat, in diesen, für mich Unbegeisterten so leeren, Elementen sehen und hören? Könnt' er gleich den Nebel, der mir die unsichtbare Welt verbirgt, nicht von meinen Augen treiben, so würde ich mich doch an seinen Visionen und Entzückungen ergetzen: und im Grunde könnte mirs ja gleich viel seyn, ob ich das alles unmittelbar mit meinen eigenen Augen, oder im Zauberspiegel der seinigen sähe. Sage dir nun selbst, ob ich nicht auf dich zürnen sollte, daſs du dich nicht erbitten lieſsest, mich auf meiner Reise wenigstens nur bis nach Olympia zu begleiten, wo dich ein Schauspiel erwartete, das auf dem ganzen Erdboden einzig in seiner Art ist, und durch kein anderes ersetzt werden kann, wenn es auch ein Triumfsaufzug Poseidons und Amfitritens mit allen ihren Tritonen und Nereiden wäre. Im ganzen Ernste, Kleonidas, ich kann dir das Unrecht kaum verzeihen, das du durch deine Unerbittlichkeit noch viel mehr an dir selbst, als an deinem Aristipp begangen hast. Wer weiſs ob dir die versäumte Gelegenheit in deinem ganzen Leben wieder aufstoſsen wird? und aus der Welt zu gehen, ohne die Olympischen Spiele und den Jupiter des Fidias gesehen zu haben, wahrlich, da verlohnte sichs kaum der Mühe da gewesen zu seyn! — Doch, wem sag' ich das? und wie kann ich einen Augenblick vergessen, daſs du von einem Zauber gebunden bist, der dir weder Gewalt über dich selbst läſst, noch Augen für einen andern Gegenstand, als die schöne Unerbittliche, deren Blicke die Nahrung deines Lebens sind? Was ist im Himmel und auf Erden und im Reich des Oceanus, das einen von Amorn verwundeten Dichter von der süſsen Quelle seiner Schmerzen entfernen könnte? Was ist dir die schimmernde Panegyris alles dessen was die ganze Hellas Edles, Groſses und Schönes hat, ihrer auserlesensten Jünglinge, ihrer berühmtesten Männer, ihrer reitzendsten Weiber, ihrer Künstler, Weisen, Staatsmänner, Feldherren und Fürsten? dir, der das alles unbemerkt bey dir vorbeyziehen lassen würde, um deine Augen auf den bloſsen Schatten der schönen Lycänion zu heften, wenn du sie selbst nicht erblikken könntest?

Wundre dich nicht, Kleonidas, daſs ich so viel von dem Geheimniſs deines Herzens weiſs, wiewohl du es, ich weiſs nicht warum, so sorgfältig vor mir verborgen hast. Ein Verliebter ist so leicht zu entdecken, wie gut er sich auch zu verstecken glaubt, und die Freundschaft ist scharfſichtig. Befürchte indessen nichts von der mei nigen: sie soll dir nie durch Zudringlichkeit beschwerlich fallen, aber auch nie entstehen, wenn du dich aus eigenem Drang nach ihr umsiehst. Alles was ich mir dermahlen von der deinigen verspreche, ist, daſs du deinen trautesten Jugendfreund nicht ganz vergessen, und ihm gern erlauben werdest, sich während einer Abwesenheit, deren Dauer noch unbestimmbar ist, von Zeit zu Zeit durch Briefe bey dir in Erinnerung zu bringen.

Widrige Winde zwingen mich einige Tage länger in Kreta zu verweilen, als meiner Geschäfte wegen nöthig war. Ich werde diese Zeit zu einem Ausflug nach Gnossus anwenden, wo, wie man sagt, die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieser fabelhaften Insel beysammen sind. Wie dürft' ich mich auch jemahls wieder in Cyrene blicken lassen, wenn ich in Kreta gewesen wäre, ohne den berüchtigten Labyrinth und — das Grab des unsterblichen Königs der Götter und Menschen gesehen zu haben?

2.

An Aritades, seinen Vater.

Nach einer glücklichen und gröſsten Theils angenehmen Reise befinde ich mich seit zehn Tagen in dem reichen, gewerbevollen, prächtigen und wollüstigen Korinth, wo ich von dem Eupatriden 1) Learchus, vermöge der alten Gastfreundschaft, die seit Perianders Zeiten zwischen unsern Familien besteht, mit der gefälligsten Freundlichkeit aufgenommen wurde. Meine erste Sorge war, mich der Aufträge zu erledigen, womit mein Oheim Alketas mich an seine hiesigen Freunde beladen hatte; die zweyte, die mir zum Behuf meines Aufenthalts in Griechenland mitgegebenen Waaren auf die vortheilhafteste Art zu Gelde zu machen. Die Nähe des groſsen Marktes zu Olympia kam mir zu dieser Absicht sehr zu Statten, und der Gewinn, den ich dabey gemacht, ist so beträchtlich, daſs ich — auſser der Summe, die ich für das nächste Jahr nöthig haben mag, um deinem Willen gemäſs meiner Vaterstadt und der Würde, die du in unsrer Republik bekleidest, durch einen anständigen Aufwand Ehre zu machen — fünf hundert Attische Minen in Golde bey meinem Wirthe hinterlegt habe, über welche ich deine Befehle erwarte.

Korinth hat sich seit den vierzig Jahren, da du den Vater des Learchus besuchtest, sehr verändert. Groſser und täglich zunehmender Reichthum in einem oligarchischen, äuſserst mild regierten und vielleicht nur zu wenig gezügelten kleinen Freystaat, zumahl in der glücklichen Lage von Korinth, die es zum Mittelpunkt des Asiatischen und Europäischen Handels bestimmt, muſs, wie mich däucht, alle Vorzüge, worauf es stolz ist, und alle Übel, die seinen Verfall ankündigen, nothwendig hervorbringen. Ich gestehe, daſs die Wehklagen, die ich hier, sogar in den reichsten Häusern und von verständigen alten Männern, über die immer zunehmende Üppigkeit, Verschwendung, Habsucht und Sittenverderbniſs führen höre, mir keine hohe Meinung von der Weisheit der Korinther geben. Wo groſser Reichthum ist, muſs nothwendig auch groſse Armuth seyn, und von beiden ist sittliche Verdorbenheit die unausbleibliche Frucht. Der Reiche erlaubt sich Alles, um grenzenlos genieſsen zu können, ohne die Quelle seines Genusses zu erschöpfen; der Arme thut, wagt und duldet Alles, um reich zu werden. Daſs es so und nicht anders ist, überzeugte mich schon was ich in Cyrene sah, und Korinth hat mich darin bestätiget. Alle Gesetzgeber, Filosofen und Moralisten in der Welt können den Korinthern nicht helfen; es giebt nur Ein Mittel, das sie und ihres gleichen retten könnte, und das ist gerade das Einzige, wozu sie keine Lust zu haben scheinen. Sie müſsten wieder so arm werden als sie vor drey hundert Jahren waren. Wer weiſs aber auch, ob dieſs einzige Mittel nicht schon zu spät käme?

Doch wohin versteige ich mich? Ich bin noch zu neu in der Welt um tiefe Blicke in den Zusammenhang der Dinge gethan zu haben, und zu jung, um mich in so verwickelte Spekulazionen einzulassen.

Die Zeit der Olympischen Spiele naht heran, und ich rüste mich ungesäumt nach Pisa abzugehen, um, wo möglich, noch auf eine leidliche Art unterzukommen; denn der Zusammenfluſs von Fremden soll schon unbeschreiblich groſs seyn. Meine Ungeduld nach dem herrlichen Schauspiel, das mich dort erwartet, nimmt mit jedem Tage zu; auch hoffe ich bey dieser in ihrer Art einzigen Gelegenheit interessante Bekanntschaften zu machen; was am Ende doch wohl der einzige wahre Vortheil ist, den ich von Olympia zurückbringen werde.

3.

An Kleonidas.

Kaum bin ich einige Tage in Korinth, und schon hat mir meine leichtsinnige Unbefangenheit ein Abenteuer zugezogen, welches vielleicht Folgen von Bedeutung hätte haben können, wenn mir der Zweck meiner Reise einen längern Aufenthalt erlaubte.

Indem ich nach Vollendung einiger Geschäfte in den Straſsen dieser groſsen und prächtigen Stadt umher irre, fällt mir eines von den vielen öffentlichen Bädern, womit sie versehen ist, in die Augen, dessen zierliche Bauart mir Lust macht, mich darin abzuwaschen. Ich gehe hinein, und da sich nicht gleich ein Aufwärter zeigt, öffne ich auf Gerathewohl eine der Badekammern und treffe gerade den Augenblick, da eine junge Frauensperson, die sich ganz allein darin befand, im Begriff war aus dem Bade zu steigen. Dieſs war das erste Mahl in meinem

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9

WIELAND,C.M. FN. 1303/041

Von Nelken, Citronenblüthen und allen Quintessenzen
Der Blumen im Paradies. Ihr buntes, wimmelndes Glänzen
Entzückte das Aug', und in der mittlern Luft
Erschienen unzählige Regenbogen
Auf tausendfältige Art in Liebesknoten verzogen,
Worin, nicht ohne Verdruſs des schönen Amadis,
Der Nahme der beiden Schwestern sich leicht entziffern lieſs.

10.

Stolz glänzt im Auge des Wirths, in den Augen der weiblichen Gäste
Vollkommene Lust. Doch, soll ich's euch gestehn?
Ich hätte mich bey einem solchen Feste
Bald satt gehört, geschmeckt, gerochen und gesehn.
Ein leichtes Mahl in selbst gepflanzten Schatten,
Durch deren dünnes Gewebe die Abendsonne scheint,
Beym rosenbekränzten Becher ein muntrer Sokratischer Freund,
Und, ehe zum Schlaf die ruhigen Sinnen ermatten,
Aus einem Munde, wo Reitz und Unschuld blüht,
Zur sanften Theorbe ein fröhliches Lied —

Leben, daſs ich vor einem schönen Anblick zusammenfuhr; gleichwohl weiſs ich nicht wie es kam, daſs ich, anstatt zurück zu treten, und die Thür, die ich noch in der Hand hatte, vor mir wieder zuzuziehen, sie hinter mir zumachte und meine Verlegenheit dadurch vermehrte. Die Dame, die bey meiner Erblickung plötzlich wieder untertauchte, schien sich an meiner Bestürzung zu ergetzen. „Wie? (sagte sie lachend, mit einer Stimme, deren Silberton meine Bezauberung vollendete) fürchtest du das Schicksal Aktäons, daſs du vor Schrecken sogar zu fliehen vergissest? Da ich weder so schön wie Artemis noch eine Göttin bin, darf ich auch weder so stolz noch so unbarmherzig seyn wie sie. Du bist ein Fremder, wie ich sehe, und hast vermuthlich die Überschrift über der Pforte dieser Thermen nicht gelesen.

Während sie dieſs sprach, hatte ich, was Du mein unverschämtes Gesicht zu nennen pflegst, wieder gefunden, und erwiederte ihr, von einer so zuvorkommenden Anrede aufgemuntert: Da ich das Glück dieses Augenblicks bloſs meiner Unwissenheit und dem Zufall zu danken habe, so wär' es in der That grausam, schöne Unbekannte, mich dafür zu bestrafen, nicht daſs ich, wie Aktäon, zu viel, sondern daſs ich gesehen habe was man nie genug sehen kann. — Nur ein längeres Verweilen, versetzte sie mit einem einladenden Lächeln, würde dich strafbar machen, denn es ist Zeit daſs ich das Bad verlasse.

Indem sie dieſs sagte, traten zwey junge Sklavinnen herein, die in zierlichen Körben alles, was zum Dienste des Bades erforderlich ist, auf ihren Köpfen trugen. Sie schienen verwundert einen Unbekannten hier zu finden, und hefteten ungewisse fragende Blicke bald auf mich, bald auf ihre Gebieterin. Was für eine Strafe, sagte die Dame, hat dieser junge Mensch verdient, für die Verwegenheit sich in ein fräuliches Bad einzudringen, das gewiſs noch von keinem männlichen Fuſse betreten worden ist? — Die gelindeste wäre wohl, ihn anzuspritzen und in einen — Hasen zu verwandeln, sagte die jüngere. Das wäre eine zu milde Strafe für ein so schweres Vergehen, versetzte die ältere; ich weiſs eine andere, die dem Verbrechen angemeſsner ist. Ich würde ihn dazu verdammen, so lange bis wir unsern Dienst verrichtet haben, hier zu bleiben, und dann die Thür hinter uns zuzuschlieſsen. Meinst du? sagte die Dame, indem sie sich erhob, und, ihre in einen dicken Wulst über der Scheitel zusammengebundene Locken auflösend, von einer Fülle bis unter die Kniee herab fallender gelber Haare, wie von einem goldenen Mantel, umflossen, aus dem Wasser stieg, und sich, eben so unbefangen als ob sie mit ihren Mägden allein wäre, abtrocknen und mit wohlriechenden Öhlen einreiben lieſs. Und mich, schöne Gebieterin, sagte dein unverschämter Freund mit der ganzen edeln Dreistigkeit, die du an ihm beneidest, mich, den du in Einem Augenblick zu deinem Sklaven gemacht hast, wolltest du hier müſsig stehen lassen? Erlaube mir, deinen Nymfen zu zeigen, daſs ich geschickter bin als sie mir zutrauen; und indem ich dieſs sagte, machte ich eine Bewegung, als ob ich einer der Mägde ein Tuch von der schneeweiſsesten Wolle, womit sie ihre Gebieterin abzureiben begriffen war, aus der Hand ziehen wollte. Aber die Dame warf mich mit einem zürnenden Blick auf einmal wieder in die Schranken der Ehrfurcht zurück, die der Schönheit und dem Stande, von dem sie zu seyn schien, gebühren. Wenn du mein Sklave bist, sagte sie wieder lächelnd, sobald sie mich in gehöriger Entfernung sah, so erwarte schweigend meine Befehle und rühre dich nicht! Ich gehorchte wie einem wohlerzogenen sittsamen Jüngling zusteht, und erhielt dafür die zweydeutige Belohnung, daſs man die Mysterien des Bades mit der gröſsten

Gelassenheit vollendete, ohne sich um meine Gegenwart, oder wie mir dabey zu Muthe seyn möchte, im geringsten zu bekümmern.

Als sie wieder angekleidet war, heftete die Dame im Weggehen einen ernsten Blick auf mich und sagte: Vergiſs nicht, daſs es dem Ixion übel bekam, sich kleiner Gunstbezeugungen der Götterkönigin zu rühmen! — und ohne meine Antwort zu erwarten, stieg sie in eine prächtige Sänfte, die von vier Sklaven schnell davon getragen wurde. Mir war, als ob ich aus einem Traum erwachte. Natürlich durft' ich es nicht wagen, ihr sogleich zu folgen; und wie ich mich wieder aus dem Badhause unbemerkt wegschleichen wollte, wurde ich von einem Aufwärter angehalten, der sich, nicht ohne Mühe, durch eine Handvoll neugeprägter Drachmen endlich überzeugen lieſs, daſs ich ein Fremder, und bloſs aus Unwissenheit seit wenig Augenblicken hierher gerathen sey. Als ich mich wieder frey sah, war es zu spät, der Spur meiner Unbekannten nachzugehen, und ich kehrte, ungewiſs was ich von meinem Abenteuer denken sollte, nach Hause. Die Dame schien nicht über achtzehn Jahre alt zu seyn, und ihre Gestalt hätte das Glück eines Alkamenes 2) machen können, wenn ihn der Zufall so wie mich begünstiget hätte. War sie eine Hetäre von der ersten Klasse, die zu Korinth unter Afroditens Schutz einer Freyheit und Achtung genieſsen, welche ihnen in keiner andern Griechischen Stadt zugestanden werden? Oder war es eine junge Frau von Stande, die im Bewuſstseyn ihrer Reitzungen sich eine muthwillige Lust daraus machte, einen Unbekannten für seinen jugendlichen Übermuth auf eine neue, wollüstig peinliche Art büssen zu lassen? Das letztere schien mir, allen Umständen nach, das Wahrscheinlichste. Indessen trieb mich doch, ich weiſs nicht welche Unruhe, an diesem Abend in allen öffentlichen Spaziergängen herum, wo die Hetären der höhern Ordnung sich gewöhnlich, von ihren Liebhabern umschwärmt, oder von einem Zuge geputzter Mägde und Eunuchen begleitet, mit vielem Prunke zu zeigen pflegen. Aber ich sah mich vergebens unter ihnen nach meiner Anadyomene um, und eine schlaflose Nacht war alles, was ich von meinen Nachforschungen davon trug. Am folgenden Morgen, wie ich vom Lechäischen Hafen zurückkehrte, glaubte ich eine von den beiden Sklavinnen aus einem kleinen Myrtengehölz am Wege auf mich zu kommen zu sehen. Wir erkannten einander ersten Blicks; nur zeigte sichs, daſs die Korintherin meinen Nahmen besser ausgekundschaftet hatte als ich den ihrigen. Sie grüſste mich beym Nahmen, und erkundigte sich lachend, wie dem unbefugten Epopten der Vorwitz, zu sehen was er nicht sollte, bekommen sey? Wir wissen, wie du siehest, alle deine Gänge, fuhr sie fort, und meine Gebieterin, welcher nicht unbekannt ist, daſs du morgen abzureisen gedenkest, schickt mich zu dir, ein kleines Denkzeichen des gestrigen Zufalls von ihr anzunehmen. Es war ein zierlich geflochtnes Deckelkörbchen von Silberdraht, worin eine ihrer goldgelben Haarlocken, mit einer Schnur von kleinen Perlen umwunden, lag. Du kannst dir leicht vorstellen, Kleonidas, daſs ich alle meine Wohlredenheit aufgeboten haben werde, den Stand und Nahmen der Dame zu erfahren, und die dienstbare Iris zu gewinnen, daſs sie mir eine Gelegenheit auswirken möchte, ihr meinen Dank in eigner Person zu Füſsen zu legen. Ich ging so weit, daſs ich bey allen Liebesgöttern betheuerte, meine Reise nach Olympia einzustellen, wenn ich hoffen könnte, einer so groſsen Gnade gewürdiget zu werden. Aber die lose Dirne spottete meiner vorgeblichen Leidenschaft, mit der Versicherung, daſs man sich nur desto mehr vor mir hüten würde, wenn sie ungeheuchelt wäre, und daſs alle meine Bemühungen ihre Gebieterin wieder zu sehen, vergeblich seyn würden. Alles was ich mit vielem Bitten und einem kleinen

Beutel voll Dariken von ihr erhielt, war ein Versprechen, daſs sie sich diesen Abend an einem gewissen Ort einfinden wollte, um eine unbedeutende Kleinigkeit für ihre Dame in Empfang zu nehmen, wodurch ich auch mein Andenken bey ihr lebendig zu erhalten wünschte. Sie sagte mirs zu, aber ich erwartete sie vergebens.

Was dünkt dich von dieser närrischen Begebenheit, Kleonidas? — Für mich ist sie denn doch nicht ganz so unbedeutend als sie scheint; und da ein weiser Mann alles in seinen Nutzen zu verwandeln wissen soll, so denke ich einen zweyfachen Vortheil aus ihr zu ziehen. Der erste ist, daſs ich mich vor der Hand ziemlich sicher halten kann, daſs die Erinnerung an meine reitzende Unbekannte nur sehr wenigen Schönen gestatten wird, einigen Eindruck auf mich zu machen; der zweyte, daſs ich, vorausgesetzt ich könne das, was ich bey dieser Gelegenheit erfahren habe, als einen Maſsstab meiner Empfänglichkeit für leidenschaftliche Liebe annehmen, — groſse Ursache habe zu hoffen, daſs ich weder meinen Verstand noch meine Freyheit jemahls durch ein schönes Weib verlieren werde.

4.

An Demokles von Cyrene.

Griechenland zählt nun seit dem ersten Neumond nach der letzten Sommer-Sonnenwende das erste Jahr seiner vier und neunzigsten Olympiade; die Spiele sind geendigt, und ich habe gesehen — was zu sehen war. In der That groſse, auffallende, prachtvolle, und, nach der gewöhnlichen Schätzung der menschlichen Dinge, sehenswürdige Schauspiele! Aber, soll ich dir davon sprechen wie ich denke, Demokles? — Du hast oft mit mir über meine (wie ich immer mehr zu glauben Ursache finde) angeborne Maxime, Nichts zu bewundern, gestritten; und wenn wir am Ende, wie gewöhnlich, jeder mit seiner eigenen Meinung davon gingen, söhntest du dich immer durch ein wohlwollendes Mitleiden mit mir aus, mich durch eine so gleichgültige Gemüthsstimmung des hohen Grades von Vergnügen entbehren zu sehen, welches, wie du sagtest, den gefühlvollen Seelen zu Theil werde, die gerade durch den Affekt der Bewunderung zu erkennen geben, daſs sie bey groſsen und schönen Gegenständen ungleich mehr empfinden, als derjenige, der sie ansehen kann, ohne aus seiner gewöhnlichen Fassung gesetzt zu werden. Es mag seyn, daſs meine Maxime mich öfters eines lebhaftern Genusses beraubt: aber dafür gewährt sie mir auch den Vortheil, mich selten in meiner Erwartung getäuscht zu finden. Auch begegnet mir öfters, daſs ich anstatt mit der Menge zu bewundern, mich (mit deiner Erlaubniſs) nicht wenig verwundere, wie die Leute so gutmüthig seyn mögen, über Dinge in Entzückung zu gerathen, die, bey kaltem Blute aufs gelindeste beurtheilt, nur lächerlich sind, und bey strengerer Prüfung leicht in einem noch ungünstigern Licht erscheinen könnten.

Nach dieser Vorrede bist du vermuthlich schon auf das Geständniſs gefaſst, daſs dieſs beym Anschauen der weltberühmten Kampfspiele zu Olympia ganz eigentlich mein Fall war, und daſs ich, während alles um mich her in Entzückung zerfloſs, mich in aller Stille nicht genug verwundern konnte, wie ein Volk, das sich selbst für das sittigste und aufgeklärteste des ganzen Erdbodens hält, und von andern dafür erkannt wird, vor einer so groſsen Menge ausländischer Zuschauer sich nicht schämte, einen so hohen Werth auf den Sieg in so kindischen oder barbarischen Wettkämpfen zu legen, aus den dazu angesetzten Tagen sein höchstes Nazionalfest zu machen, und sogar seine Zeitrechnung nach ihrer Feyer zu bestimmen.' Käme, dacht' ich, ein Perser oder Skythe, der noch nichts von diesem Institut gehört hätte, von ungefähr dazu, wenn im Angesicht einer unzählbaren Menge Volks, in einem Ehrfurcht gebietenden Kreise der edelsten und angesehensten Männer der Nazion, nach einem dem Könige der Götter dargebrachten feyerlichen Opfer, die Sieger öffentlich erklärt und gekrönt werden, und sähe das stolze Selbstbewuſstseyn, womit sie, von ihren wonnetrunkenen Verwandten, Freunden und Mitbürgern umdrängt, und vom allgemeinen Jubel der Zuschauer bewillkommt, sich den Kampfrichtern nahen, um die Krone zu empfangen: müſst' er nicht glauben, diese Menschen könnten nichts geringeres gethan haben, als ganz Griechenland durch einen Marathonischen oder Salaminischen Sieg von Untergang gerettet, oder, wenigstens, jeder um seine eigene Vaterstadt sich durch irgend eine auſserordentliche That unendlich verdient gemacht zu haben? Aber wie erstaunt und betroffen würde dann ein solcher dastehn, wenn er hörte daſs es weiter nichts ist, als daſs der eine dieser gekrönten Helden am besten lau-

11.

Dieſs nenn' ich mir ein Fest! — Doch keiner Seele verwehrt
Vom bloſsen Hören bey meinem Feste zu gähnen,
Und seine Freuden von Pracht und Zauber der Kunst zu entlehnen.
Ein jeder reite, vor mir, sein kleines hölzernes Pferd
Nach seiner Weise; dieſs ist der Wahlspruch meiner Kamönen.
Er zäum' es, wenn er will, anstatt beym Kopfe beym Schwanz,
Wir wollen, ihm zu gefallen, nur leise darüber lachen.
Die groſse Kunst, den alten häſslichen Drachen,
Der uns zum Bösen versucht, sein Spiel verlieren zu machen,
Ist guter Muth und Toleranz.

12.

Noch schallte der fröhliche Lärm des Festes weit umher,
Als vor des Schlosses goldnen Thoren
Ein Ritter sich hören lieſs, der seinen Weg verloren,
Und, weil ein glücklich Ungefähr
Zu einem Schmaus ihn bringt, (wenn anders seine Ohren

fen kann, ein anderer die schnellsten Rennpferde und den geschicktesten Kutscher hat, ein dritter der gröſste Meister im Faustkampf oder in der edeln Kunst seinen Gegner zu Boden zu ringen ist? Wahrlich dieser Perser oder Skythe, wiewohl die Griechen seiner Nazion die Ehre erweisen sie nur für Halbmenschen anzusehen, würde sich schwerlich enthalten können, das widersinnische Schauspiel für die Wirkung irgend einer zürnenden Gottheit zu halten, und zu glauben, die ganze Nazion müſste entweder von einem allgemeinen Wahnsinn befallen, oder, trotz ihrer übrigen Vorzüge, zu einer ewigen Kindheit der Vernunft verdammt seyn. Daſs ein schnellfüſsiger Jüngling, ein gewandter Wagenlenker, ein nerviger Kerl der den Kampfhandschuh am kräftigsten zu gebrauchen wuſste, oder, um den stärksten Gegner zu überwältigen, keiner andern Waffe als seiner eigenen eisernen Faust bedurfte, in den Zeiten, da der Thebanische Herkules diese feyerlichen Spiele gestiftet haben soll, ein wichtiger Mann für seine kleine Vaterstadt war, ist natürlich, und aus dem rohen Zustand einer von ihrer ursprünglichen Wildheit noch langsam sich los arbeitenden Horde leicht zu erklären. Aber daſs ein so gebildetes Volk, wie die Griechen dermahlen sind, bey so gänzlich veränderter Lage der Sachen, noch immer ein so groſses Aufheben von Geschicklichkeiten macht, die entweder ganz unbrauchbar, oder doch verhältniſsmäſsig von sehr geringem Nutzen geworden sind; daſs der Mensch, der zu Olympia öffentlich dargethan hat, daſs er den stiermäſsigsten Nacken, die stärksten Brustknochen und die derbeste Faust seiner Zeit besitze, oder mit jedem Hasen in die Wette laufen könne, für die höchste Zierde seiner Vaterstadt gehalten, im Triumf eingehohlt, über alle seine Mitbürger hinaufgesetzt, und als ein Wohlthäter seines Volks öffentlich unterhalten, geehrt und nur nicht gar vergöttert wird, wiewohl die Stärke seiner Muskeln und Knochen, oder die Behendigkeit seiner Füſse vielleicht das Einzige ist, was ihn von dem rohesten und verdienstlosesten seiner Mitbürger unterscheidet, — das ist doch wirklich so ungereimt, daſs man es kaum seinen eigenen Augen zu glauben wagt.

Damit ich mich durch diesen verwegenen Tadel eines Instituts, das allen Hellenen so ehrwürdig und heilig ist, nicht selbst in den Verdacht einer Anmaſsung bey dir setze, die mich sehr übel kleiden würde, will ich dir nicht verbergen, daſs ich meinem Gefühl vielleicht weniger getraut hätte, wenn ich nicht durch das Urtheil eines weiseren Mannes als ich, mit welchem der Zufall mich bekannt machte, in dem meinigen bestärkt worden wäre. Er schien ein Mann von funfzig Jahren zu seyn, und sein Äuſserliches zeigte eben nichts, was unter einer so groſsen Menge von Menschen die Aufmerksamkeit auf ihn ziehen konnte. Er war nach Griechischer Sitte äuſserst einfach, nach unsrer Cyrenischen beynahe ärmlich gekleidet, unbeschuht, von etwas finsterem Gesicht, lang, hager, und mit einem dünnhaarigen Barte geziert, der, wo nicht ihm selbst, wenigstens seinem Schatten so ziemlich die tragikomische Miene eines — alten Ziegenbocks gab. Bey dem allen hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung, das mir Zutrauen zu ihm einflöſste, und den Wunsch erregte bekannter mit ihm zu werden. Es traf sich, daſs wir beide, auf der Anhöhe, von welcher wir den Wettkämpfern zusahen, so nahe beysammen saſsen, daſs es nur von ihm abhing, jeden Eindruck, den diese Schauspiele auf mich machten, bemerken zu können. Er selbst zeigte bey allem was zu sehen war immer eben dieselbe Miene, die weder merkliches Wohlgefallen noch Miſsbelieben andeutete; nur zuweilen, wenn die Zuschauer durch irgend eine auſserordentliche Probe von Stärke oder Geschicklichkeit zum Ausbruch einer gar zu unmäſsigen Bewunderung und Freude hingerissen wurden, verrieth er durch ein leises Zucken der Lippen, daſs das allgemeine Gefühl nicht das seinige war. Ich, meines Orts, überlieſs mich eine Zeitlang dem Vergnügen, welches der Anblick so vieler schönen Jünglinge, denen die Begierde des Sieges Schwingen an die Knöchel setzte, die Menge auserlesener Rennpferde und prächtiger Wagen, die Geschicklichkeit der Wagenführer, und, mehr als alles andere, die unerschöpfliche Kraft und Gewandtheit, womit die Ringer durch die gelehrteste Fertigkeit in ihrer Kunst den entscheidenden Augenblick aufzuhalten strebten, einem jungen Menschen, der das alles zum ersten Mahle sah, natürlicher Weise machen muſsten. Sogar das grausenhafte Schauspiel, das uns gegen die Mittagsstunde, während die Sonne über unsrer Scheitel brannte, die kaltblütige Wuth der Faustkämpfer gab, und der furchtbare Handschuh, womit einige Paare neuer Eryxen und Herkulessen einander zermalmten, erfüllte mich Anfangs mit einer seltsamen Art von schauderlichem tragischen Vergnügen, indem es mich in die alte Heldenzeit zu versetzen und mir die Erzählungen der Dichter von den unglaublichsten Thaten der Göttersöhne wahr zu machen schien. Ich wähnte eine Art unzerstörbarer titanischer Naturen vor mir zu sehen, die nur spielweise so grimmig auf einander los gingen, und an welchen die Wunden, die sie einander schlugen, sich ohne Zweifel eben so schnell und narbenlos wieder schlieſsen würden, als die Luft, die durch ihre gewaltigen Streiche zerrissen wurde. Aber die Täuschung war von kurzer Dauer; und als ich, nach einem kaum viertelstündigen Kampf, einen der Athleten, der kurz zuvor die Schönheit eines Paris oder Nireus mit der Stärke eines Milanion vereinigt darstellte, und einer Bildsäule des Apollo selbst zum Modell hätte dienen können, für todt aus den Schranken hinaus tragen sah, so übel zugerichtet, daſs keine Spur seiner vorigen Bildung in seinem zertrümmerten Gesicht und an seinem ganzen, zu einem unförmlichen Klumpen zusammengeschlagenen Leibe zu erkennen war: überwältigte mich der gräſsliche Anblick dermaſsen, daſs ich mich nicht zurück halten konnte, meinem Abscheu durch einen lauten Ausruf Luft zu machen, der zu meinem Glücke, über dem Getümmel und Jubelgeschrey der Zuschauer, von niemand als dem besagten Fremden gehört wurde. Ich entfernte mich unverzüglich von dem Schauplatz der gräſslichen Scene, und zog mich in die einsamsten Gänge des geheiligten Hains zurück, der den Tempel des Olympischen Jupiter umgiebt. Nicht lange so sah ich den Fremden mit dem Ziegenbart auf mich zukommen, von einem stattlichen Manne begleitet, der (wie ich in der Folge vernahm) eine ansehnliche Würde zu Elea bekleidet. Sie erlaubten mir, mich zu ihnen zu gesellen, und an dem Gespräche, worin sie begriffen waren, Theil zu nehmen. Es betraf, wie natürlich, die Spiele, von deren Anschauen beide, dem Ansehen nach sehr gesättiget, zurück kamen. Mein Fremder machte sich kein Bedenken, aus Gelegenheit derselben ein strenges Urtheil über die Weisheit seiner Landesleute zu fällen. Wenn, sagte er, die Absicht dieses alle vier Jahre wiederkehrenden Nazionalfestes ist, durch die Wettkämpfe, die man den Zuschauern zum Besten giebt, und die dazu vorbereitenden Leibesübungen, die Griechische Jugend zu tüchtigen Vertheidigern des Vaterlandes zu bilden, so kann nichts zweckwidriger seyn als diese Spiele. Die Art der Waffen, womit der Krieg heut zu Tage geführt wird, und die ganze Kriegskunst überhaupt, ist von dem, was in den Zeiten des Trojanischen Krieges üblich und nützlich war, so verschieden, daſs dem Staate mit ganzen Heerschaaren zu Olympia und Delfi gekrönter Läufer und Ringer wenig gedient wäre. Wenn sie noch schwerbewaffnet in die Wette liefen, möchte eine solche Fertigkeit allenfalls bey einem Eilmarsch oder plötzlichen Rückzug von einigem Nutzen seyn: aber so leicht bekleidet wie unsre schnellfüſsigen Achillen sind, können sie, wo es Ernst gilt, höchstens als Eilboten gebraucht werden, oder möchten, wenn man sie auch nur bey den leichten Truppen anstellen wollte, der Versuchung selten widerstehen, in gefährlichen Fällen vor allen Dingen ihre eigne Person in Sicherheit zu bringen. Was im Kriege mit nackten Ringern anzufangen wäre, ist schwer zu sehen; und wofern auch die Faustkämpfer durch ihr gigantisches Ansehen und den raschgeschwungenen Cestus dem Feinde Schrecken einjagen könnten, so sind ihrer doch in der ganzen Hellas viel zu wenige, als daſs man sich eine groſse Wirkung von ihrem Gebrauch versprechen dürfte. Und doch, wär' es nur der geringe Nutzen, den das Griechische Gemeinwesen von diesen Spielen zieht, so möchten sie immer ihrem vergötterten Stifter zu Ehren beybehalten werden: aber der positive Schaden, den sie thun, scheint mir wichtig genug, um von den Vorstehern unsrer Republiken ernstlich beherziget zu werden. Nichts davon zu sagen, daſs der leidenschaftliche und bis zur Tollheit getriebene Wetteifer unsrer Jünglinge, wer die meisten, schönsten und behendesten Rennpferde zu halten vermöge, schon viele angesehene wohlbegüterte Häuser zu Grunde gerichtet hat, was für Fortschritte in der Kultur kann man von einem Volke erwarten, das sich aus so wilden und lebensgefährlichen Leibesübungen ein Spiel macht; das die Wuth, womit Gegenkämpfer, die sich zuvor nie gesehen, geschweige beleidigt haben, auf einander losgehen, durch die Lebhaftigkeit seiner Theilnehmung noch mehr anfeuert, und an einem so barbarischen Schauspiel, wie wir so eben sahen, die angenehmste Augenweide findet? Mit welcher Stirne können wir auf unsre wirklichen und vermeinten Vorzüge so stolzen Griechen alle übrigen Erdebewohner Barbaren nennen, so lange es eine unsrer gröſsten Glückseligkeiten ist, alle vier Jahre zusammen zu kommen, um uns, zu gemeinschaftlicher Belustigung, in die Zeiten zurückzusetzen, da unsre eigenen Vorfahren wenig besser als rohe Waldmenschen, Räuber und Abenteurer waren, und an Humanität und Sittigkeit weit hinter den meisten Asiatischen Völkern zurückstanden? Wie übel ziemt es uns, die an eine edlere Denkart und Geschmack am Schönen und Erhabenen Anspruch machen, auf die Kunst einander die Glieder zu verrenken, oder uns mit geballten Fäusten so lange herum zu schlagen, bis den Kämpfern kaum noch eine Spur der menschlichen Gestalt übrig bleibt, einen so hohen Werth zu setzen, und rohe Athleten ihrer herkulischen Schultern und eisernen Knochen wegen, mit Ehrenbezeugungen zu überschütten, welche die reinste und vollkommenste Tugend selbst nicht von uns erhalten kann? — Ich gestehe unverhohlen, (setzte mein Unbekannter mit einem Feuer hinzu, das ich seiner kalten Miene nicht zugetraut hatte) diese Betrachtung hat mich gegen die allgemeine Freude der zahllosen Menge, die mich diesen Morgen umgab, unempfindlich gemacht, und bey Schauspielen, die so laut gegen das sittliche Gefühl und die Humanität meiner Landesleute zeugen, sogar mit Unmuth und Traurigkeit erfüllt. Du bist ein Filosof, wie ich sehe, sagte der Mann von Elea mit einem Lächeln, dessen leisen Spott er durch den sanften Ton seiner Worte mildern zu wollen schien. Wenn ich es auch wäre, versetzte jener, die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, würde dadurch weder gewinnen noch verlieren. Du magst in der Hauptsache Recht haben, erwiederte der andere. Wir Eleer sehen die Sache freylich von einer gefälligern Seite; denn wir machen kein Geheimniſs daraus, daſs wir den Wohlstand unsrer Republik dem Institut, gegen welches du dich so streng erklärst, gröſsten Theils zu danken haben. Du hast gesehen, was für eine glänzende Panegyris aus allen Griechischen und benachbarten Ländern durch diese Spiele nach Pisa gezogen wird. Glaubst du, das Gedränge von unzählbaren Menschen aus allen Ständen und Klassen würde eben so groſs seyn, wenn an die Stelle dieser Kampfspiele ein Wettstreit um den Vorzug an Weisheit und Tugend angeordnet, und die Kronen, die wir jetzt den besten Rennern, Ringern und Pankraziasten zuerkennen, denen aufgesetzt würden, die sich etwa durch die schönste Handlung der Menschlichkeit, Groſsmuth und Selbstüberwindung ausgezeichnet hätten? Desto schlimmer, sagte mein Unbekannter; das ist es eben was ich beklage! So lange dieses, den Eleern auf Kosten der übrigen Griechen so vortheilhafte Institut dauern wird, sehe ich nicht, wie eine richtigere Schätzung des Werthes der Menschen unter uns Platz greifen, und der Vorzug der geistigen und sittlichen Vollkommenheiten vor den körperlichen und mechanischen allgemeiner gefühlt und anerkannt werden könnte.

Laſs uns die Welt nehmen wie sie ist, erwiederte der Eleer, denn sie ist doch wohl — wie sie seyn kann. Weisheit und Tugend belohnen sich selbst so reichlich, daſs sie des Beyfalls der Menge und der Kronen, die zu Olympia ausgetheilt werden, leicht entbehren. Wer weiſs, ob sie durch eine so öffentliche und geräuschvolle Auszeichnung nicht an innerm

Kein Nachtgeist äfft) für besser fand, davon,
Wie einer den seine Mutter zu guter Gesellschaft geboren,
Auch seinen Antheil zu nehmen, als, wie ein Erdensohn,
Bey gutem Appetit und unbefriedigtem Magen,
Sein Nachtquartier im Freyen aufzuschlagen.

13.

Wofern er Durst und guten Humor
Zu bringen schwört, (lieſs ihm auf sein bescheidenes Fragen
Nebst seinem Gruſs der Herr des Schlosses sagen)
So öffnet ihm sogleich das Thor.
Der Ritter schwor, er habe seit mehr als dreyſsig Stunden
Noch keine Zeit zum Tafelhalten gefunden;
Und, was den Humor betrifft, laſst euch die Sorge vergehn,
(Sprach er zu einem Edelknaben)
So bald wir mit unserm Magen uns erst verglichen haben,
So sollt ihr euere Wunder sehn!

14.

Auf dieses wurde mein Mann, beym Schein von hundert Fackeln,
Und, auf des Negers Wink, beym Spiel
Von hundert schnarrenden Geigen, die ihm entgegen rackeln,

Werthe verlieren würden? Wenigstens zweifle ich sehr, daſs die stillen unscheinbaren Tugenden, welche gewöhnlich die reinsten sind, sich gern aus ihrer Verborgenheit herausziehen und einer so groſsen und vermischten Menge zur Schau ausstellen lassen würden. Übrigens scheint mir die lebhafte Theilnehmung, womit unsre Panegyrischen Spiele angesehen werden, so wenig gegen das sittliche Gefühl unsrer Nazion zu beweisen, daſs ich mir eher das Gegentheil zu behaupten getraue. Die Kampfspiele zu Olympia, Delfi, Nemea und Korinth haben eben darum ein so lebhaftes und eigenes Interesse für unsre Nazion, weil sie uns, gleichsam durch den Augenschein, so wie durch die Siegesgesänge Pindars und seiner Nacheiferer, in die fabelhaften Zeiten jener Heroen versetzen, deren Andenken uns aus so vielen Ursachen heilig ist, die unsre meisten Städte gegründet haben, und von welchen unsre edelsten Geschlechter ihren Ursprung herleiten. Aber auch ohne diese Beziehung haben wir noch Ursache genug, sie als eines unsrer schönsten und wohlthätigsten Nazionalinstitute anzusehen. Kein anderes vereiniget eine so groſse Menge Griechen aus allen Städten und Landschaften der ganzen Hellas an Einem Orte zu gemeinschaftlichen Feierlichkeiten, Opfern, Gastmählern und Ergetzungen. Während ihrer Feier hören alle Feindseligkeiten auf, in welche die uralte Antipathie der Dorier und Ionier nur zu oft ausbricht. Wir vergessen in diesen halcyonischen Tagen aller Beleidigungen, aller Eifersucht und Rache, um uns bloſs unsers gemeinsamen Ursprungs zu erinnern, und die Bande von neuem zusammen zu ziehen, womit gemeinschaftliche Götter und Tempel, eine gemeinschaftliche Sprache und das groſse Interesse unsre Unabhängigkeit gegen auswärtige Mächte zu behaupten, die in so viele Stämme und Zweige verbreitete Nachkommenschaft Deukalions 3) zu einem einzigen Volke verbunden haben, das durch seine Kultur das erste in der Welt ist, und durch Eintracht unüberwindlich und unvergänglich dem ganzen Erdboden Gesetze geben würde."

Ich verschone dich, lieber Demokles, mit einer Menge anderer schöner Sprüche, welche der begeisterte Eleer mit einem groſsen Erguſs von Redseligkeit hervorströmte, um dem kopfschüttelnden Filosofen eine höhere Meinung von den Olympischen Spielen abzunöthigen. Es versteht sich, daſs jeder auf seiner eigenen beharrte; so wie ohne Zweifel diese Spiele selbst, allen Veränderungen der Zeiten und allen Einsprüchen der Filosofie zum Trotz, ihre ursprüngliche Form und Einrichtung, so lange Jupiter im Besitze seines Tempels zu

Olympia bleibt, behalten werden, wie leicht es auch wäre, ihnen eine gemeinnützlichere und einem gebildeten Volk anständigere zu geben. Wir kamen indessen, da der Eleer ein sehr höflicher Mann war, noch ganz friedlich aus einander; denn die Höflichkeit hat dieſs eigene, daſs sie es dem Andern unvermerkt unmöglich macht, so grob zu seyn als er wohl Lust hätte. Doch muſs ich es auch meinem bocksbärtigen Freunde nachrühmen, daſs er sich beym Abschied mit mehr Urbanität betrug, als ich von seiner Freymüthigkeit erwartet hatte. Dieser Umstand und seine Mundart bestärkten mich in der Vermuthung, daſs er ein Athener sey; und so fand sichs auch bey näherer Erkundigung. Man sagte mir, er nenne sich Antisthenes, und sey einer der vertrautesten Freunde des berühmten Sokrates Sofroniskus Sohn, den der Delfische Gott, oder (wenn du lieber willst) der eifrigste seiner Anhänger, Chärefon, durch den gelehrigen Mund der Pythia, für den weisesten aller Menschen erklärt haben soll. Da mein Verlangen, diesen merkwürdigen Mann persönlich zu kennen und durch seinen Umgang, wo möglich, selbst ein wenig weise zu werden, einer der ersten Zwecke meiner freywilligen Verbannung aus dem schönen und wollüstigen Cyrene war, so kannst du leicht urtheilen, daſs ich mich auf diese Nachricht um so eifriger um die Gunst einer Person bewarb, die mir zu Beförderung meiner Absicht gute Dienste thun konnte. Ohne mir diese Bewerbung durch ein zuvorkommendes Wesen zu erleichtern, schien er doch eben so wenig gesonnen, sie gänzlich abzuweisen. Von Sokrates sprach er mit seiner gewöhnlichen Kälte, als von einem Manne, mit dem er seit vielen Jahren täglich umgegangen, und den er als seinen ersten, wo nicht einzigen Freund betrachte. „Wenn ich einen bessern als er gekannt hätte, sagte er, würde ich mich zu diesem gehalten haben; aber ich kenne keinen bessern, und, insofern diese Benennung einem Menschen zukommen kann, keinen weisern Mann als Sokrates. Er hat Eigenheiten, die man ihm lassen muſs, und die, weil sie ihm wohl anstehen, darum nicht einen jeden kleiden würden: aber wenige Menschen sind so gut, daſs sie nicht noch besser werden könnten, wofern sie ihn immer und in allen Verhältnissen und Vorfällen des Lebens zum Muster nähmen.“

Da ich von Antisthenes vernahm, daſs er geraden Weges nach Athen zurückzukehren gedenke, bat ich ihn um Erlaubniſs ihn begleiten zu dürfen, und äuſserte den Wunsch, daſs er mich bey Sokrates einführen möchte. Ein guter Reisegefährte ist der halbe Weg, sagte er: ich nehme dein Anerbieten willig an; aber bey Sokrates bedarfst du keines Einführers. Er liebt junge Leute deiner Art, und du wirst den alten Glatzkopf gewöhnlich von einigen unsrer schönsten Jünglinge umgeben finden. Seine Absicht ist ihm mit Xenofon, Kritobulus, Plato und einigen andern so gut gelungen, daſs ein Alcibiades und Kritias, die ihm verunglückten, ihn nicht abschrecken konnten, es immer wieder mit andern zu versuchen. Ein Jüngling guter Art bedarf bey ihm weder einer Empfehlung noch einer besondern Aufmerksamkeit sich ihm angenehm zu machen; es wird also bloſs auf dich selbst ankommen, wie viel oder wenig du dir seinen Umgang zu Nutze machen willst. Die Sonne strahlt gleich warm auf ein Stück Gold und auf ein Stück Bley; nur faſst das eine mehr Wärme, und behält sie länger als das andere."

Wir werden unsre Reise über Orchomenos, Korinth, Megara und Eleusis machen; weil Antisthenes zu seinem ehrwürdigen alten Freund zurückeilt, welchen er in der trübseligen und verzweifelten Lage, worin seine Vaterstadt sich seit einiger Zeit befindet, nicht länger verlassen will. Denn es sind schon mehr als acht Monate verstrichen, seit er von Athen abgegangen ist, um die Angelegenheiten eines zu Megalopolis verstorbenen Anverwandten zum Besten seiner Hinterlaſsnen in Ordnung zu bringen.

Die Nachrichten von den abwechselnden Erfolgen der seit einigen Jahren zwischen den beiden Hauptstädten Griechenlands wieder ausgebrochnen Befehdungen kommen gewöhnlich so spät zu euch, daſs du vielleicht erst aus diesem Briefe (dessen Abgang noch sehr ungewiſs ist) erfährst, daſs der Spartanische Feldherr Lysander, nach einem bey Aigos Potamos am Eingang des Hellesponts erhaltnen entscheidenden Sieg, die stolze Minervenstadt selbst eingeschlossen, und durch Hunger und Verzweiflung endlich gezwungen hat, sich auf Bedingungen, denen ihre Väter den Tod in jeder Gestalt vorgezogen haben würden, von dem schrecklichen Schicksal, welches sie vor eilf Jahren über die unglücklichen Melier verhängt hatten, loszukaufen. Die übermüthige Beherrscherin der Meere ist nun auf zwölf Schiffe, die ihr noch erlaubt sind, herabgebracht; die Stadt und die Vorstadt Pyräum mit ihrem Hafen sind des herrlichsten Denkmahls der Siege des groſsen Themistokles, ihrer prächtigen Mauern beraubt, die Spartaner haben eine Besatzung in der Akropolis; und eine von Lysandern beschützte, neuerrichtete Regierung von dreyſsig unter seinen Winken willkührlich herrschenden Gewalthabern macht das Elend der beklagenswürdigen, ihre eigene Thorheit zu theuer büſsenden Athener vollständig. Dieſs sind die neuesten Nachrichten, die uns aus jenen Gegenden zugekommen sind. Was sagst du, Demokles, zu einer so unerwarteten Katastrofe? — Du wirst mich vielleicht unklug und verwegen nennen, daſs ich mich gerade in einem so verwirrten und gefährlichen Zeitpunkt nach Athen wage. Aber ich kann dem Verlangen nicht länger Einhalt thun, diesen Sokrates, von dem ich schon in Cyrene so viel Wunderbares hörte, und jetzt von Leuten, die ihn sehr gut zu kennen glauben, oder vorgeben, die seltsamsten und widersprechendsten Dinge höre, durch mich selbst kennen zu lernen. Auf alle Fälle sind meine Einrichtungen so getroffen, daſs ich mich vielmehr in den Kredit eines vorsichtigen und besonnenen Mannes bey dir zu setzen hoffe. Ich habe meine Cyrenische Kleidung bereits mit einem äuſserst einfachen Kostum im Geschmack meines neuen Freundes Antisthenes vertauscht; meine Baarschaft bleibt in Korinth niedergelegt, und ich werde nur gerade so viel Geld nach Athen tragen, als ein Mensch, der täglich drey bis vier Obolen zu verzehren hat, in sechs Monaten nöthig haben mag. Du solltest mich wirklich in meinem neuen Sokratischen Schülermantel sehen! Er ist zwar etwas grob von Wolle, und reicht nicht sehr weit unter die Knie! aber Antisthenes versichert mich, daſs er mir trefflich stehe. In diesem Aufzuge werde ich wahrscheinlich zu Athen nicht so viel Eindruck machen, daſs die Dreyſsig sich viel um mich bekümmern werden.

5.

An Kleonidas.

Wie sehenswürdig auch die weltberühmten Olympischen Spiele sind, so zweifle ich doch nicht, daſs die Einbildungskraft eines Dichters mit bloſser Hülfe des Hippodroms und der Gymnasien und Fechtschulen in Cyrene sich eine noch gröſsere und den alten Heldenzeiten angemeſsnere Vorstellung von ihnen machen könnte, als diejenige ist, die wir andern gewöhnlichen Menschen mittelst unsrer Leibesaugen erhalten haben. Aber den Jupiter des Fidias muſs man sehen, Freund Kleonidas, wenn man sich einen Begriff von ihm machen will. Also komm und sieh, und bete an!

Nach diesem Eingang erwartest du, natürlicher Weise, keine Beschreibung von mir, die am Ende doch nur auf ein Verzeichniſs der unzählichen einzelnen Stücke und Theile hinaus laufen würde, aus welchen dieses über allen Ausdruck groſse und reiche Kunstwerk, dem kein anderes in der Welt vergleichbar ist, mit hohem Sinne zusammengesetzt, wie eine himmlische Erscheinung vor unsern Augen da steht. Jeder dieser Theile ist, für sich selbst betrachtet, schön, groſs gedacht, mit reiner sicherer Bestimmtheit der Verhältnisse und Formen ausgeführt, und so zierlich vollendet, daſs dem Liebhaber der Kunst nichts zu wünschen, dem Kenner wenig oder nichts zu erinnern übrig bleibt. Aber alle diese besondern Schönheiten verlieren sich, oder vereinigen sich vielmehr in dem Haupteindruck, den das herrliche Ganze — Jupiter auf seinem Thron, von seinem ganzen Göttergeschlecht umgeben — auf die Seele des Anschauers macht, indem er sich beym ersten Anblick von einem wunderbaren Schauder ergriffen fühlt, den der groſse und glaubige Haufe für ein unmittelbares Zeichen der Gegenwart des Gottes hält.

Dir, mein Freund, brauche ich nicht zu sagen, daſs weder dumpfes Anstaunen noch Überfluſs an Glauben unter die Gebrechen meiner Natur gehören. Ich betrat den Tempel mit der kaltblütigsten Gewiſsheit, einen Gott von Elfenbein und Gold von der Hand eines groſsen Bildners zu sehen, und konnte mich doch des besagten Schauders so wenig erwehren, als ein andrer. Mit Blitzesschnelligkeit vermengte sich der Homerische Nefelegereta Zeus mit dem huldreichen Fidiassischen Göttervater, und ich wähnte einen Augenblick den König des Himmels wirklich auf seinem Throne zu sehen, wie er der flehenden Thetis die Gewährung ihrer Bitte zunickt, und das Winken der schwarzen Augenbraunen die ambrosischen Locken auf seinem unsterblichen Haupte schüttelnd den ganzen Olympus erbeben macht.“ 4)

Du wirst mir indessen gerne zutrauen, daſs ich bey dieser schnell vorüber gehenden Verzückung noch Besonnenheit genug behielt, dem Grunde des Zaubers nachzuforschen, wodurch dieses göttliche Machwerk eines sterblichen Meisters auf alle die es erblicken, ohne Ausnahme, eben dieselbe Wirkung thut. Glücklicher Weise brauchte ich nicht tief zu graben; denn er fällt so stark in die Augen, daſs die Meisten, denen ich mein Räthsel aufzurathen gab, eher auf alles andere als das Wahre riethen. Ich gebe willig zu, daſs der erhabene Karakter, womit der Künstler diese

Herbey geführt. Der Empfang versprach nicht viel;
Allein der Fremde war klug. Ihm winkten blinkende Flaschen,
Und Schüsseln, wovon der Duſt ein Göttermahl versprach,
Und Schönen, die ein Verlangen dem Neger sie wegzuhaschen
Beym ersten Anblick erweckten. Der Ritter bezeigte demnach
Sich mächtig vergnügt, in solchen Zaubergründen
So gute Musik und so gute Gesellschaft zu ſinden.

15.

Die Damen stellten sich an, als wäre des Fremden Gesicht
Das Neueste was sie sähen. Er, der nicht erst seit gestern
Die Welt bereiste, verstand den Wink der schönen Schwestern,
Und stellte sich gleichfalls als kenn' er sie nicht.
Der Neger seines Orts thut was dem Herrn vom Hause
Geziemt, und heiſst den Ritter zu seinem besten Wein,
Und allem, was sein Schloſs vermag, willkommen seyn:
Und drauf erfolgt, wie billig, eine Pause,

Göttergestalt, und alles was sie umgiebt, zu bekleiden gewuſst hat, sehr viel dabey thut; aber weder in ihm allein, noch in der majestätischen Form des dichtgelockten Hauptes, noch in der unerschütterlichen Festigkeit und Kraft, der ruhigernsten Weisheit, und der von aller menschlichen Schwäche gereinigten Huld und Gnade, die, wie man sagt, in den Formen und dem Blicke des Angesichts unnachahmlich ausgedruckt sind, kann der besagte Zauber liegen; oder, wenn Fidias diese nehmliche Gestalt, mit allen diesen Vollkommenheiten, die man an ihr bewundert, nach verjüngtem Maſsstabe, nur zehen oder zwölf Zoll hoch ausgearbeitet hätte, müſste das kleine Bild eben dieselbe Wirkung thun, — welches, denke ich, Niemand behaupten wird.

Und was ist denn die wahre Ursache, warum uns der Olympische Jupiter so gewaltig ergreift? Es ist, mit Erlaubniſs zu sagen, nicht mehr und nicht weniger als — warum uns ein Elefant mehr Respekt gebietet als ein Stier — seine kolossalische oder vielmehr titanische Statur; denn bekannter Maſsen war die ganze Familie des Uranos und der Gea, von welchen Jupiter wie alle übrigen Titanen abstammte, ein Riesengeschlecht von der ersten Gröſse. Alle Majestät, die der erhabene Künstler dem Angesicht des Gottes zu geben vermochte, würde an einem Bilde von sechs oder sieben Fuſs schwerlich viel mehr gewesen seyn, als ein Minos oder Agamemnon hätte tragen können, ohne darunter einzusinken. An einem Pygmäenkönige würde diese Majestät — in unsern, nicht in der Pygmäen, Augen — sogar etwas zum Lächeln reitzendes haben; aber an einem Jupiter von sechs und zwanzig Ellen erregt sie in uns Pygmäen das Gefühl des Übermenschlichen und Göttlichen. Ich hörte einen ehrwürdigen Pythagoräer, den ich eines Tages im Tempel antraf, sagen: er halte sich überzeugt, daſs Fidias der Religion einen gröſsern Dienst erwiesen habe, als alle Priester, Hierofanten, Dichter und Filosofen der ganzen Welt zusammen genommen nicht zu thun vermocht hätten. Der Mensch, sagte er, ist nun einmahl, er wolle oder wolle nicht, durch seine Natur genöthigt, sich die Gottheit unter einer menschlichen Gestalt vorzubilden. Was Homer und seine Nachfolger leisten konnten, erregt nur schwankende unbestimmte Fantomen; die Kunst des Bildners muſs ihnen zu Hülfe kommen und die Einbildungskraft auf einer bestimmten Gestalt festhalten. Groſse Menschen waren das höchste, was die Vorgänger und Zeitgenossen des Fidias in dieser Art zuwege brachten: er allein hat uns den König der Götter dargestellt. Wer den

Olympischen Jupiter gesehen hat, trägt einen Eindruck in seiner Seele davon, dem keine Zeit etwas anhaben kann. Die priesterliche Miene und der prächtige Bart des Pythagoräers, der selbst das Ansehen eines Göttersohns hatte, hielt mich zurück, etwas, das mir gegen seine Behauptung auf die Zunge kam, laut werden zu lassen; zumahl da ich das Wahre in derselben an mir selbst erfuhr. Denn wie richtig es auch seyn mag, daſs klein und groſs, für Eigenschaften gewisser Dinge genommen, nur täuschende Begriffe sind, so gestehe ich doch ohne Bedenken, daſs ich mich so gern von ihnen hintergehen lasse als irgend einer. Von den zehen Tagen, die ich zu Olympia verweilte, ging keiner vorbey, ohne daſs ich den Jupiterstempel zweymahl wenigstens besucht hätte; und ich schwöre dir beym goldnen Barte des Gottes, daſs ich das Bild, das sich durch dieſs so oft wiederhohlte Anschauen meiner Fantasie eingesenkt hat, nicht um die ganze Cyrenaika missen wollte.

Mehrere Leute haben mit einer bedenklichen Miene angemerkt, der Olympische Jupiter könnte nicht von seinem Thron aufstehen, ohne das Dach des Tempels einzustoſsen. Ganz gewiſs machte Fidias diese scharfsinnige Bemerkung auch, und tröstete sich und den Baumeister damit, daſs sein

Jupiter wahrscheinlich wohl immer sitzen bleiben werde. Nicht Wenige habe ich beklagen gehört, daſs ein prächtig gearbeitetes Brustgeländer nicht erlaube so nahe zum Thron hin zu kommen als man wohl wünschen möchte. Auch dieſs ist ein Streich, den der lose Fidias den Leuten gespielt hat. Er machte es ihnen dadurch unmöglich, so nahe hinzuzutreten, daſs sie, anstatt den Götterkönig auf seinem Thron zu sehen, nur einen Haufen geschnittenes Elfenbein und gegossenes Gold zu sehen bekommen hätten. Denn damit das Ganze seine gehörige Wirkung thue, muſs es aus einem gewissen Standpunkt betrachtet werden. Vielleicht wollte auch der kluge Künstler nicht, daſs eine Menge Nebendinge und Verzierungen von allerley farbichten Edelsteinen, Ebenholz, Perlenmutter und dergleichen, auf deren geschickte Zusammensetzung er zu Verstärkung des Haupteffekts gerechnet hatte, zum Nachtheil desselben stückweise und in der Nähe besehen werden könnten. Denn bey einem Kunstwerke, wo am Ende doch alles auf eine gewisse Magie, und also auf Täuschung hinausläuft, muſs man die Zuschauer nicht gar zu nahe kommen und zu gelehrt werden lassen.

Indem ich überlese, was ich dir von dem gröſsten und schönsten aller Menschenwerke geschrieben habe, dünkt mich ich habe Nichts gesagt. Aber wenn ich einen Stachel in dein Gemüthe geworfen habe, der dir keine Ruhe läſst bis du selbst kommst und siehest, so hab' ich genug gethan; denn das ist alles was ich wollte.

6.

An Kleonidas.

Ich lebe bereits einige Wochen in dieser weltberühmten und in ihrer Art einzigen Minervenstadt, welche zu sehen mich schon so lange verlangte. Hat sie meine Erwartung übertroffen? oder ist sie unter ihr geblieben? Beides, lieber Kleonidas, und ich werde täglich mehr in der Meinung bestärkt, daſs es mir immer und allenthalben mit allen menschlichen Dingen eben so gehen werde. Im Ganzen genommen kenne ich noch keinen Ort, wo ich lieber leben möchte als zu Athen, und, meinem Geschmack nach, hat die Stadt durch das Abtragen ihrer Mauern mehr gewonnen als verloren. Ob sie, vor dieser den Athenern so schmerzlichen Demüthigung, wirklich, wie sie sich schmeichelten, die schönste Stadt in der Welt war, lieſse sich vielleicht noch fragen: aber daſs sie jetzt das gröſste, schönste, prächtigste und volkreichste Dorf in allen drey Welttheilen ist, wird niemand zu läugnen begehren. Auch ohne Mauern bleibt sie immer der erste Tempel der Musen, der Sitz des Geschmacks, und die Werkstatt aller das Leben unterstützenden und verschönernden Künste, mit Einem Wort, Alles wozu Perikles sie machte, dessen Andenken aber, wie ich sehe, bey diesen leichtsinnigen und undankbaren Republikanern schon lange vergessen ist. Kannst du glauben, daſs sie es sogar ungern hören, wenn ein Fremder mit Ehrerbietung von diesem groſsen Manne spricht, oder ihm die herrlichen Gebäude und Kunstwerke, womit er die Stadt und die Akropolis geziert hat, zum Verdienst anrechnet? Im Athenischen Stil zu reden hat das Volk alles gethan; ja sie sprechen nicht anders davon, als ob das Alles so hätte seyn müssen, und mit ihnen zugleich aus dem Attischen Boden hervorgewachsen wäre. Selbst die Nahmen eines Miltiades, Themistokles, Aristides, Cimon, (der Männer, denen Griechenland zu danken hat, daſs es nicht zu einer Persischen Satrapie zusammenschrumpfte) werden selten oder nie gehört: aber dafür sind die Männer von Marathon und Salamin immer auf ihren Lippen, und der erste Schuster oder Kleiderwalker, dem du begegnest, ist so stolz darauf, der Enkel eines Mannes von Marathon zu seyn, als ob er selbst dadurch zu einem Manne von Marathon würde, und schwatzt mit der unbeschreiblichsten Geläufigkeit der Zunge stundenlang von den Groſsthaten seiner Vorfahrer, ohne das mindeste Bewuſstseyn, wie viele Ursache diese hätten, sich ihrer ausgearteten Nachkommenschaft zu schämen. In der That kannst du dir nichts komischeres vorstellen, als den nahmenlosen Schmerz, womit sie von dem Verlust ihrer Mauern sprechen, wenn du zugleich bedenkst, daſs es bloſs auf sie ankam, durch einen den Spartanern zu rechter Zeit entgegengesetzten kräftigen Widerstand, ihre so zärtlich geliebten Mauern zu erhalten. „Ach! daſs wir leben muſsten den Athenischen Nahmen so geschändet zu sehen!“ rufen sie mit einem langen kläglichen Seufzer aus, und es kommt ihnen alles andere eher in den Sinn, als sich selbst die Schuld beyzumessen, oder zu bedenken, daſs sie ja, so gut wie die dreyhundert Spartaner bey Thermopylä, mit den Waffen in der Hand sterben konnten, wenn sie eine solche Schmach nicht erleben wollten, und daſs dieſs in der That die einzige Entschlieſsung war, die den Söhnen der Männer von Marathon geziemte.

Doch für jetzt nichts weiter von diesen der Geiſsel ihres Aristofanes so würdigen Kechenäern, weil ich dir nicht bald genug von dem Manne sprechen kann, um dessentwillen ich hauptsächlich hierher gekommen bin, und der dadurch, daſs auch Er ein geborner Athener ist, für alle andere Schonung und beynahe Achtung fordert.

Du zweifelst nicht, daſs eine meiner ersten Sorgen war, mich von Antisthenes bey seinem ehrwürdigen Freund einführen zu lassen.

Es wäre schwer, dir den Eindruck zu beschreiben, womit mich der erste Anblick dieses auſserordentlichen Mannes überraschte. Meine Einbildungskraft, (welcher ich überhaupt wenig Gehör zu geben pflege, weil sie mich fast immer irre führt) hatte sich ohne Zuthun meines Willens eine Vorstellung gemacht, wie jemand aussehen müsse, um Sokrates zu seyn; und nun fand sichs, daſs diese Vorstellung unter allen Sterblichen keinem weniger anpaſste, als dem wirklichen Sokrates. Ich stand einen Augenblick etwas betroffen da, war aber kaum eine halbe Stunde bey ihm gewesen, als ich nicht nur mit dem Unerwarteten in seiner Gesichtsbildung völlig ausgesöhnt war, sondern mir sogar schon in den Kopf gesetzt hatte, daſs er so aussehen *müsse*, und daſs kein' andres Äuſserliches geschickter gewesen wäre, seinen innern Karakter schneller *anzukündigen* und stärker *auszusprechen* als gerade dieses. Denke dir einen korpulenten, breitschultrigen alten Mann, mit einem bis an die Seitenhaare kahlen *Silenenkopf*, und dem rüstigen Ansehen eines echten Abkömmlings der Sieger bey Marathon und Salamine; und ermiſs nun selbst, welch einen Kontrast eine solche Figur mit der Erwartung eines jungen Menschen machte, der sich, nach einem ziemlich allgemeinen Vorurtheil, einen wegen seiner Weisheit und Geistesgröſse berühmten Mann nicht anders als mit dem Kopf eines *Pythagoras* oder *Solon* denken konnte! Aber der vielumfassende Verstand, der in dieser hohen und breiten, über den buschigen Augbraunen sich weit hervor wölbenden Stirne wohnt; der Geist, der aus diesen stieren Augen blitzt, und dir mit jedem Blick bis auf den Grund deines Innern zu sehen scheint; der entschiedene Ausdruck eines festen, männlichen, keiner Furcht noch Schwäche fähigen Karakters, einer unwandelbaren Heiterkeit und Gleichmüthigkeit und einer biedern allen Menschen wohlwollenden Seele, dieser Ausdruck, der seinem ganzen Gesicht scharf und tief aufgeprägt ist, macht in wenig Augenblicken den ersten widrigen Eindruck schwinden; du fühlst dich immer stärker und stärker von ihm angezogen; ein unerklärbarer Zauber hält dich in seinem Kreise fest, und du wünschest, dich in deinem ganzen Leben nie wieder von ihm entfernen zu dürfen. Wundre dich nicht, Lieber, daſs ich mich so lange bey der Fysionomie des Sokrates verweile; denn ich habe mir in den fünf bis sechs Wochen, seit ich mit ihm lebe, ein ganz eigenes Studium aus ihr gemacht, und ich bin gewiſs, daſs sie einen wesentlichen Antheil an der auſserordentlichen Gewalt und Überlegenheit hat, die dieser Mann — der seinem Aufzug und seinen Glücksumständen nach, in ganz Athen wenige unter sich sieht, — über alle Menschen, die sich ihm nähern, zu behaupten weiſs. Ich habe ihn während dieser Zeit, da ich selten von seiner Seite komme, nicht einen Augenblick anders als heiter und freundlich gesehen: aber Antisthenes versichert mich, daſs sich nichts fürchterlichers denken lasse, als das drohende Gesicht, womit er in einem Handgemenge vor den Mauern von Potidäa einen feindlichen Trupp, der sich des verwundeten Alcibiades bemächtigen wollte, zurückgescheucht habe; und ich begreife vollkommen, daſs er, sobald er will, grimmig genug aussehen kann, um

Worin sich der Fremde durch seinen Hunger dem Mahl,
Und durch die schönste Reihe von Zähnen den Damen empfahl.

16.

Indessen ging ein mächtiger goldner Bokal,
Bereichert mit Amethysten, Rubinen und Topasen,
Auf unsers Ritters und seiner erlauchten Vettern, Basen
Und Neffen Wohlergehn, und auf die glückliche Wahl
Von einer schönen Braut, 3) und so weiter — so manches Mahl
Vom Neger zu ihm und von ihm zum Neger, bis beider Nasen
Dem Kamm von einem kalkuttischen Hahn
Die Farbe streitig machten. Kaum setzte der Ritter nieder,
So kommt der höfliche Wirth mit einem vollen wieder.
Man glaubt, er habe dieſs aus Politik gethan:

17.

Denn seit der Traubensaft von Schiras, Alikante,
Vom Vorgebirg' und vom Vesuv
Dem Ritter durch die Adern rannte,
Vergaſs er unvermerkt, daſs keine der Damen ihn kannte.

einem Löwen Angst einzujagen. Ohne Zweifel ist gerade dieſs die Ursache, warum der Ausdruck von Wohlmeinung und Güte eine so groſse Wirkung in seinem Gesichte thut, weil die natürliche Schönheit der Züge so wenig dazu beyträgt, und man also um so gewisser seyn kann, daſs es der Abdruck wahrer Gesinnungen ist, und unmittelbar aus dem Herzen kommt. Das nehmliche gilt (in seiner Art) von dem ziemlich nah an Hohn grenzenden Spotte, der in den aufgestülpten Nüstern seiner Delfinen-Nase lauert, aber durch die gewöhnliche heitere Freundlichkeit seiner Augen, und das gutherzige Lächeln seines dicklippigen Mundes so sonderbar gemildert wird, daſs er aufhört Spott zu seyn, oder daſs nur gerade so viel davon übrig bleibt, um seiner Art zu scherzen, und der ihm eigenen Ironie etwas säuerlichsüſses zu geben, das unendlich angenehm ist, aber sich weder beschreiben noch nachmachen läſst. Kurz, ich bin gewiſs, diese sonderbare Mischung von Weisheit und Einfalt, von Ernst und Muthwillen, von Gleichmüthigkeit und genialischer Laune, Stolz und Bescheidenheit, Treuherzigkeit und Kausticität, die das Eigenthümliche seines Karakters ausmacht, und wodurch er, mit Einem Wort, Sokrates ist, könnte gar nicht Statt finden, wenn ihm die Natur eine regelmäſsige Gesichtsbildung gegeben hätte, und gerade diese, die er hat, sey diejenige, welche der in ihm wohnende Genius sich besser als eine andere anpassen konnte. 5)

Ich wurde von ihm mit seiner gewohnten Humanität aufgenommen; doch richtete er Anfangs die Rede selten an mich, lieſs nur zuweilen einen ziemlich scharfen Blick auf mich fallen, und setzte übrigens das Gespräch fort, worin er, da ich ihm vorgestellt wurde, mit seinen, meistens noch jungen Freunden begriffen war. Aber als ich es für Zeit hielt mich wieder wegzubegeben, nahm er mich bey der Hand und sagte: ich höre du gedenkst dich einige Zeit zu Athen aufzuhalten, um zu sehen, zu hören und zu lernen was bey uns Sehens, Hörens und Lernens werth ist. Du wirst dessen von aller Art manches finden; des Gegentheils vielleicht noch mehr. Um desto weniger getäuscht zu werden, thut ein Fremder bey uns wohl, wenn er sein Urtheil zurückhält und etwas miſstrauisch gegen die ersten Eindrücke ist. Gefällt es dir in meiner Gesellschaft, so stehts bey dir, so oft um mich zu seyn als andere deines Alters, die mir ihr Zutrauen geschenkt haben und durch meinen Umgang besser zu werden glauben. Ich weiſs wenig, wiewohl ich einen Theil meines Lebens mit Forschen zubrachte. Wo ich nicht weiter kann, behelfe ich mich mit dem, was mir das wahrscheinlichste dünkt; denn immer in Zweifeln schweben, ist für einen besonnenen Menschen ein unerträglicher Zustand; indessen reiche ich mit dem wenigen, worüber ich gewiſs bin, ziemlich aus, und halte mich desto fester daran. Meine Freunde haben ein Recht an alles, wodurch ich ihnen nützlich werden kann. Ich lasse mich gerne fragen, frage aber auch gern wieder, und hab' es aus langer Erfahrung, daſs dieſs die kürzeste und sicherste Art ist, einander auf die Spur der Wahrheit zu helfen.“ — Ich bat ihn, mich als einen Jüngling zu betrachten, der das Schöne und Gute liebe, und in beiden das Wahre, und vornehmlich das Band, das beide zusammenschlinge,durch ihn kennen zu lernen hoffte. Er schien mit dem, was ich ihm sagte, nicht unzufrieden, und ich denke, so muſs einem Liebhaber, der von seiner Geliebten scheiden muſs, zu Muthe seyn, wie mirs war, da ich mich von diesem zauberischen alten Mann entfernte.

Ich habe mir, so nah als möglich an dem Häuschen des Sokrates, eine kleine Wohnung bey einem ehrsamen Bürger gemiethet, der einer von den fünf bis sechs tausend Richtern dieser Proceſsreichen Republik ist, und da er wenig Vermögen hat, und (nach hiesiger Bürgersitte) zu vornehm ist ein Handwerk zu treiben, ohne sein tägliches Triobolon mit seiner zahlreichen Familie sehr kümmerlich leben müſste. Da vielleicht zwey Drittel der Attischen Bürger sich in dem nehmlichen Falle befinden, so erklärt sich daraus, warum du in dieser Republik, worin das Volk der Gesetzgeber ist, unter drey bis vier Bürgern immer unfehlbar einen Richter, nehmlich ein Mitglied der zehn groſsen Gerichtshöfe dieser wundervollen Republik findest, und warum alles darauf angelegt ist, das Proceſsfieber, womit die Athener sammt und sonders — den Sokrates und etliche seiner Freunde ausgenommen — behaftet sind, zu nähren und unheilbar zu machen. Das Leben eines Attischen Bürgers ist ein immerwährender Rechtsstreit, und, die Festtage abgerechnet, vergeht kein Tag im ganzen Jahr, daſs er nicht entweder als Richter oder als Partey, oder als Anwald oder als Zeuge, mit einem Rechtshandel beschäftigt ist. Wer diesem Übel abhelfen wollte, würde dem gröſsten Theil der Athener ihr tägliches Brot entziehen. Vermuthlich ist dieſs auch die wahre Ursache, warum eine unbeschreibliche Geläufigkeit der Zunge (sie nennens Stomylie) und eine gewisse angeborne Wohlredenheit und Begierde sich selbst reden zu hören, ein so allgemeiner Karakterzug dieses über allen Begriff lebhaften Volkes ist.

Du wirst dich, wie ich sehe, schon daran gewöhnen müssen, lieber Kleonidas, daſs ich nicht lange in meinem Wege fortgehen kann, ohne bald auf diesen bald auf jenen Gegenstand zu stoſsen, der mich zu einer kleinern oder gröſsern Abschweifung verleitet. In sofern ich dir nur keine Langeweile mache, wird es dir übrigens gleichviel seyn, was für einen Weg ich dich führe, da meine Briefe bloſse Spaziergänge für dich sind.

Ich denke meinem Vorsatz, eine Zeitlang auf dem Sokratischen Fuſs, d. i. ein wenig armselig zu leben (wiewohl mich der letzte Brief meines Vaters auf einmahl um fünf hundert Minen reicher gemacht hat) so lange getreu zu bleiben — als ich es aushalten kann. Bis hierher geht es noch gut. In der That für einen Kosmopoliten ist nichts nothwendiger, als auf alle Fälle mit zwey bis drey Obolen des Tages auskommen zu können, wiewohl es zu müssen vielleicht nie mein Fall seyn wird.

Ich sehe und höre den Sokrates alle Tage, und habe, auſser seinen Freunden oder eigentlichen Anhängern, noch wenig Bekanntschaften gemacht; doch soll auch dieſs mit der Zeit anders werden. Für jetzt ist mein Hauptzweck, den merkwürdigsten aller Menschen so lange zu beobachten und zu studieren, bis ich ihn ganz zu kennen und zu verstehen glaube.

Ein einziges Mahl habe ich in dieser Zeit mit Sokrates einem groſsen Gastmahl bey einem Athenischen Kalokagathos von der ersten Klasse beygewohnt; wo einem Cyrener die Mischung von Üppigkeit und Pracht mit übel verhehlter Armuth und Knauserey nicht anders als auffallend seyn muſste. Reich scheinen zu wollen, so wie überhaupt mehr zu scheinen als sie sind, ist eines der karakteristischen Erbübel der Cekropiden; dafür, daſs niemand mehr reich sey, haben die Spartaner gesorgt, und es wird eine Reihe von Jahren dazu gehören, bis Athen sich von den Folgen ihres miſslungenen Anschlags auf Sicilien, und des so unglücklich für sie ausgefallenen Peloponnesischen Verheerungskrieges erhohlt haben wird.

Sokrates galt ehmahls für einen sehr angenehmen Tischgesellschafter, und viele der vornehmsten Athener würden ein festliches Gastmahl für unvollständig gehalten haben, wenn

Sokrates dabey gefehlt hätte. Jetzt pflegt er eine solche Einladung nur selten anzunehmen. Ziemlich oft hingegen geschieht es, daſs seine Freunde Abends in seinem Hause speisen, indem jeder sein Gericht hinschickt; eine in Athen gewöhnliche und meines Erachtens sehr nachahmungswürdige Art, den Abend in auserlesener Gesellschaft ohne Belästigung des Hauswirths zuzubringen; vorausgesetzt, daſs das Höchste was eine Schüssel kosten darf, durch gemeinschaftliche Abrede nach einem sehr frugalen Maſsstabe bestimmt sey. Diese kleinen freundschaftlichen Symposien sind durch die genialische Art, wie Sokrates Ernst und Scherz bald abzuwechseln, bald in einander zu schmelzen weiſs, für mich wenigstens, die unterhaltendste und sogar die lehrreichste Zeit, die ich in seiner Gesellschaft zubringe.

7.

An Ebendenselben.

Ich finde je länger je mehr, wie falsch der Begriff ist, den man sich im Auslande von Sokrates macht, indem man ihn für einen

Filosofen oder Sofisten von Profession und das Haupt einer eigenen Schule hält. Er ist, wiewohl er vielerley Kenntnisse besitzt, kein eigentlicher Gelehrter, und ob er gleich ein sehr weiser und kluger Mann ist, weder das, was man einen Filosofen, noch was man einen Staatsmann zu nennen pflegt: oder richtiger zu reden, seine Weisheit und Klugkeit war es eben, was ihn abhielt sich aus dem einen oder dem andern dieser Qualitäten eine Lebensart zu machen. Er ist ein zu edler und guter Mensch, um ein bloſser Bürger von Athen, und gleichwohl zu sehr Bürger von Athen, um ein echter Weltbürger zu seyn. Man erstaunt, bey einem Manne, der (wenn man ein Paar Feldzüge ausnimmt) nie aus Athen gekommen ist, einen solchen Umfang von Welt- und Menschenkenntniſs, einen so hellen, von Vorurtheilen und Wahnbegriffen so gereinigten Verstand, und einen so feinen Sinn für die rechte Art mit allen Gattungen von Menschen umzugehen, zu finden; und doch däucht mich (wenn ich dieſs ohne Schein eines thörichten Dünkels gestehen darf) ich sehe zuweilen eine gewisse Beschränktheit in seiner Vorstellungsart, die mir bloſs daher zu kommen scheint, daſs er sich unvermerkt angewöhnt hat, Athen, den Mittelpunkt seiner eigenen Thätigkeit, für den Mittelpunkt der Welt, und was auſser Athen ist, keiner sonderlichen Aufmerksamkeit werth zu halten. Ob ich mich hierin irre, darüber werde ich vielleicht in der Folge Gelegenheit finden, dich selbst zum Richter zu machen.

Um mir beym Erforschen dieses in seiner Art so ganz einzigen Mannes viel Zeit und manchen Fehlschluſs zu ersparen, habe ich mir Mühe gegeben, über seine Lebensgeschichte so viele und so zuverlässige Erkundigungen einzuziehen als mir nur immer möglich war.

Sein Vater Sofroniskus war ein Steinmetz, und seine Mutter Fänarete die geschickteste und ihres Karakters wegen geschätzteste Hebamme ihrer Zeit in Athen. Er scheint sich auf diese Mutter etwas zu gute zu thun; denn er liebt ihrer bey Gelegenheit öfters zu erwähnen, und soll einst, da ihm über sein Talent junge Leute zu bilden ein Kompliment gemacht wurde, in seiner gewohnten Manier Ernst in Scherz einzukleiden, zur Antwort gegeben haben: Es ist ein Erbstück von meiner Mutter; meine ganze Kunst besteht in einer gewissen Geschicklichkeit die Entbindung schwangerer Seelen zu befördern. 6) Die Frucht, die ans Tageslicht kommen soll, muſs freylich schon lebendig, gesund und wohlgestaltet in der Seele verborgen liegen, und alles was ich bey der Geburt thun kann, ist, ihr leicht und mit guter Art heraus zu helfen. Personen, die seine Ältern gekannt haben, versicherten mich, daſs er äuſserlich seinem Vater, und dem Gemüth und der Sinnesart nach seiner Mutter sehr ähnlich sey.

Sofroniskus that an seinem Sohne — was er konnte; er gab ihm die gewöhnliche Erziehung aller jungen Athener jener Zeit, die du aus der Scene der beiden Streithähne, Dikäos und Adikos Logos, in den berüchtigten Wolken des Aristofanes kennst. Der junge Sokrates lernte bey einem Schulhalter vom gewöhnlichen Schlage den Homer und Hesiod, wo nicht verstehen, wenigstens fertig lesen; von einem Singmeister auf der Cither klimpern und alte Lieder nach alten Weisen singen; und übte sich übrigens fleiſsig im Wettlaufen, Ringen und Fechten auf der Palästra. Der Vater, um seiner Pflicht (nach einem bekannten Gesetze Solons) volle Genüge zu thun, lehrte ihn seine eigene Kunst; die Mutter, welche bey Zeiten merkte, an diesem Sohn etwas mehr als einen künftigen Steinhauer geboren zu haben, wollte wenigstens einen Bildhauer aus ihm werden sehen; und so wurde er, ich weiſs nicht welchem damahligen Meister dieser Kunst, in

Er fühlt auf einmahl einen Beruf
Galant zu seyn und zärtliche Sachen zu sagen,
Sein Herz, das nun von doppeltem Feuer glüht,
Zur Rechten und Linken anzutragen,
Und, wie auf einen Moment der Neger seitwärts sieht,
Verliebte Stürme auf Wangen und Arme zu wagen.

18.

Die schöne Kolifischon, die auch sich berufen fühlt
Den Ritter durch ihre Künste der keuschen Schwester zu stehlen,
(Die ihn nach ihrem Brauch nur durch die Wimpern beschielt)
Lieſs ihres Ortes es ihm nicht an Ermunterung fehlen.
Der Neger, wiewohl er bereits dem Zustand nahe war,
Worin der Vater Silen, von einem nervigen Paar
Satyren halb zu beiden Seiten getragen,
Halb taumelnd auf seinem Thier, dem tiegergezogenen Wagen
Des Bacchus folgt, sah blinzend noch immer genug,
Zu sehen, daſs seine Göttin sich etwas verdächtig betrug.

die Lehre gegeben. Es scheint nicht, daſs er selbst eine besondere Anlage oder Neigung zu ihr in sich gefühlt habe; indessen bracht' er es doch darin auf einen gewissen Grad; machte bis über sein dreyſsigstes Jahr seine hauptsächlichste Beschäftigung daraus, und fertigte binnen dieser Zeit unter andern Arbeiten verschiedene Statuen, wovon die meisten in einem Landhause seines Freundes Kriton zu sehen sind, der sich viele Mühe gegeben hat, so viele derselben zusammen zu bringen, als für Geld zu haben waren. Ich habe sie gesehen, und da ich auch die Werke des Polyklet und Fidias gesehen habe, so darf ich dir ohne Scheu bekennen, daſs Sokrates, dessen wahre Bestimmung war der weiseste und beste unter den Weisen und Guten seiner Zeit zu seyn, schwerlich weder der erste, noch der zweyte, noch der dritte unter den Bildhauern seiner Zeit geworden wäre. Indessen zeichnet sich doch unter seinen Versuchen in der Kunst eine Gruppe der Grazien aus, an welcher er wirklich mit Liebe und unter dem Einfluſs der holdseligen Töchter Jupiters gearbeitet zu haben scheint; man sieht, daſs ihm Pindars σεμναι Χαριτες, παντων ταμιαι εργων εν ουρανῳ, wirklich erschienen, und daſs er im Bestreben, die Ideale, die seiner Seele vorschwebten, im Marmor festzuhalten, vielleicht noch mehr geleistet hätte, wenn er weniger hätte leisten wollen. Denn das einzige, was an diesen Grazien auszusetzen ist, und was jedem, der sie sieht, auffällt, ist, daſs sie gar zu ehrwürdig sind.

Dem besagten Kriton hat es Griechenland zu danken, daſs es sich unter seinen Heroen aller Art auch eines Sokrates rühmen kann; ohne ihn wäre dieser wahrscheinlich Bildhauer geblieben, und die reinste sittliche Gestalt, in welcher die Humanität je der Welt persönlich im wirklichen Leben sichtbar geworden ist, würde wo nicht unenthüllt, doch auf ewig mit dem Schleier der Unbekanntheit und Vergessenheit bedeckt geblieben seyn. Kriton, noch jetzt der erste, so wie der älteste unter den Freunden des Sokrates, dem er an Alter etliche Jahre vorgeht, ist in den Augen aller, die ihn kennen und Menschenwerth zu schätzen wissen, einer der Edelsten, die dieses an vortrefflichen Männern fruchtbare Land seit Deukalion und Pyrrha hervorgebracht hat. Glücklicher Weise ist er auch einer der wohlhabensten Athener, und im Gebrauch seines ansehnlichen Vermögens so groſsmüthig und freygebig als der berühmte Cimon, ja selbst auf eine noch verdienstlichere Weise, da kein Verdacht auf ihn fallen kann, daſs ein ehrsüchtiges Streben nach Volksgunst oder irgend eine andere unlautere Absicht den mindesten Einfluſs auf seine Freygebigkeit habe. Zufälliger Weise (wie man, vielleicht sehr uneigentlich, zu sagen pflegt) kam er in die Werkstatt des alten Sofròniskus, als der Sohn die erwähnte Graziengruppe eben vollendet hatte. Er betrachtete das Werk und den Werkmeister mit gleicher Aufmerksamkeit, lieſs sich mit dem angehenden Künstler in ein Gespräch ein, und beschloſs von Stunde an, sich um sein Vertrauen zu bewerben, und wenn er es gewonnen hätte, alles anzuwenden, um ihn mit guter Manier aus der Stein- und Bildhauer-Werkstatt in eine seinen natürlichen Anlagen angemessenere Art von Thätigkeit zu versetzen.

Es befanden sich damahls drey Männer in Athen, deren jeder in dem Fache von Gelehrsamkeit, welches er vorzüglich bearbeitete, für den ersten galt; Anaxagoras von Klazomene, ein Filosof aus der Schule des Thales, der Sofist Prodikus von Ceos und Damon, ein geborner Athener, einer der berühmtesten Tonkünstler seiner Zeit. Der erste hatte das Studium der Natur, wiewohl auf einem falschen Wege, der zweyte die Kunst zu reden, als eines der mächtigsten Werkzeuge, wodurch man in Republiken auf die Menschen wirken kann, der dritte, die Theorie der Musik, in so fern sie eine Art von magischer Gewalt über das Gemüth und die Leidenschaften auszuüben fähig ist, zum Hauptgeschäfte seines Forschens gemacht. Alle drey genossen des Schutzes und der Achtung des groſsen Perikles; die vornehmsten Athener suchten ihren Umgang, und jedermann schätzte es für ein besondres Glück, wenn er seinem Sohne den Zutritt bey dem ersten, und den Unterricht der beyden andern verschaffen konnte.

Sobald Kriton den Vorsatz gefaſst hatte, sich des jungen Sokrates mit Ernst anzunehmen, war seine erste Sorge, ihn mit diesen drey Männern, mit welchen er selbst auf einem freundschaftlichen Fuſse lebte, in Bekanntschaft zu setzen; denn er zweifelte nicht, daſs sie stark auf den jungen Mann wirken und gar bald den Gedanken in ihm erwecken würden, die Natur habe ihn zu einer höhern Bestimmung berufen, als in Thon, Holz und Stein zu arbeiten. Verehrern der Kunst, wie du und ich, mag dieſs etwas anstöſsig klingen; aber die meisten Griechen machten sich damahls und noch jetzt einen viel zu geringen Begriff von derselben, und ein Bildhauer war in ihren Augen am Ende doch nichts weiter, als ein Handwerksmann, der sein Brot durch mechanische Handarbeit in einer harten Materie sauer und mühselig verdienen müsse. Wahrscheinlich hatte Kriton selbst damahls keinen andern Gedanken, als den jungen Sokrates in eine höhere Klasse hinaufzurücken, und durch Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten in den Stand zu setzen, dereinst eine bedeutende Rolle in der Republik zu spielen. Auch erreichte er seine Absicht, wiewohl in einem ganz andern Sinne, und in der That auf eine weit vollkommnere Art, als er sich vorgestellt haben mochte. Der Sohn des Sofroniskus gewann in kurzer Zeit die Zuneigung des gelehrten Triumvirats; sie machten sich ein Vergnügen daraus, ihm Anleitung zu geben und von ihren Kenntnissen so viel mitzutheilen als er davon gebrauchen konnte und wollte. Denn, wiewohl er sich mehrere Jahre lang mit allen Arten der spekulativen Wissenschaften, die von der Ionischen Filosofenschule damahls mit ungemeinem Beyfall betrieben, und von den sogenannten Sofisten nach ihrer eigenen Weise popularisiert wurden, mit vielem Fleiſs gelegt haben soll; so scheint er doch ziemlich bald einen Beruf in sich gefühlt zu haben, seinen eigenen Weg zu gehen, und sich sowohl in Meinungen als im Leben unabhängig und frey von fremdem Einfluſs zu erhalten. Es war ein Leichtes gewesen, seine Wiſsbegierde zu erwecken: die sogenannte Fysische Filosofie, von welcher Anaxagoras Profession machte, hatte unendlich viel Anziehendes. Denn sie versprach nichts geringeres, als den undurchdringlichen Vorhang, hinter welchem die Natur ihre Mysterien treibt, wegzuziehen, und über die angelegensten Fragen, die der menschliche Geist an sich selbst zu thun sich nicht erwehren kann, befriedigende Aufschlüsse zu geben. Aber sein guter Verstand lieſs ihn bey Zeiten wahrnehmen, nicht nur daſs sie nicht hielt was sie versprach, sondern auch, daſs sie weit mehr versprach als sie halten konnte. Er suchte Wahrheit, und man fertigte ihn mit Hypothesen ab, die man zwar mit vielem Scharfsinn zu möglich scheinenden Auflösungen der Räthsel, die uns die Natur aufzurathen giebt, anzuwenden wuſste, die aber keinen festen Halt hatten, und, wenn sie scharf geprüft wurden, weder den Verstand noch die Einbildungskraft befriedigten. Er suchte nützliche Wahrheit, und man wollte, daſs er einen groſsen Werth auf Spekulazionen legen sollte, von welchen nicht der mindeste Gebrauch im menschlichen Leben zu machen war. Alles was er mit den Nachforschungen, die einen guten Theil seiner schönsten Jahre aufzehrten, gewonnen zu haben glaubte, war — und konnte für einen so reinen Wahrheitssinn, wie der seinige, nichts anderes seyn, als „das Bewuſstseyn, daſs er vom Ursprung der Welt und ihren elementarischen Bestandtheilen, von Materie und Geist, von Raum und Zeit, von den unsichtbaren Kräften, mit deren sichtbaren Wirkungen die Natur uns überall umgiebt, kurz, von den überirdischen und übersinnlichen, himmlischen und überhimmlischen Dingen, gerade so viel wisse als vorher, nehmlich, nichts oder wenig mehr als nichts." — Dieſs war ein groſser Abfall von den glänzenden Erwartungen, die man ihm vorgespiegelt hatte, und was für ein anderes Resultat konnte aus einer solchen Erfahrung hervorgehen, als die innigste Überzeugung, daſs der gröſste Theil der Probleme, womit die spekulativen Filosofen seiner Zeit sich selbst und ihre Lehrlinge unterhielten, ganz und gar keine Gegenstände des menschlichen Wissens seyen, und daſs ein gesunddenkender Mensch in der kurzen Lebenszeit, die ihm von der Natur so kärglich zugemessen wird, mehr als genug zu thun habe, wenn er nur zu einem hinlänglichen Grade von Kenntniſs dessen, was allen Menschen zu wissen nöthig und was nicht zu wissen ein groſses Übel ist, gelangen wolle. Er schätzte diese Überzeugung um so höher, je mehr Zeit und Mühe sie ihm gekostet hatte, und sie war's, was seinem Geiste diese

Richtung auf das Sittlichgute und überhaupt auf das Nützliche in allen Dingen gab, die er von dieser Zeit an nie wieder aus dem Auge verlor. Indessen fuhr er noch immer fort, die Bildhauerkunst nebenher zu treiben, in so fern sie ihm zu Gewinnung seines nothdürftigen Unterhalts unentbehrlich war. Denn es währte ziemlich lange, bis der edle Kriton so viel über ihn vermochte, daſs er, um sich aller mechanischen Arbeiten entschlagen zu können, diesem mit ganzer Seele an ihm hangenden Freunde gestattete dafür zu sorgen, daſs es ihm für sein übriges Leben nie am Nothwendigen fehlen könne. Auch scheint dieſs nicht eher geschehen zu seyn, als nachdem Sokrates in der Kenntniſs seiner Selbst so weit gekommen war, daſs er seinen innern Beruf, ein Menschenbildner in einem ganz andern und unendlich höhern Sinne zu seyn, nicht länger bezweifeln konnte.

Eine der wichtigsten Folgen des Verhältnisses, worin er mit Anaxagoras und Kriton stand, war (meines Erachtens) der freye Zutritt in das Haus des Perikles, und die Gelegenheit, die er dadurch erhielt, diesen groſsen Mann und seine Staatsverwaltung näher kennen zu lernen, und in dieser Absicht auch den Umgang mit der berühmten

Aspasia, der Juno dieses Attischen Jupiters, (wie sie der alte Kratinus in einer seiner Komödien nennt) sich zu Nutze zu machen. Aus dieser Zeit schreibt sich auch seine Bekanntschaft mit dem berüchtigten Neffen des Perikles, Alcibiades, her, von welchem er schon damahls sehr richtig urtheilte, daſs er entweder zum Heil oder zum Verderben Griechenlands geboren sey, je nachdem sein guter oder böser Dämon die Oberhand über ihn gewinnen würde; und diese Überzeugung allein war es, was ihn bewog, sich unter die erklärten Liebhaber, von welchen dieser so viel Gutes und Böses versprechende Jüngling beständig umgeben war, zu mischen, und alles mögliche anzuwenden, um das Vertrauen desselben zu gewinnen, die Liebe des Schönen und Guten in ihm zu entzünden, und ihm für seine Schmeichler und Verführer Gleichgültigkeit und Verachtung einzuflöſsen.

Ohne Zweifel trugen alle diese Verhältnisse vieles dazu bey, ihn auf den wahren Standpunkt in seinem künftigen Wirkungskreise zu stellen, und uber den Plan seines Lebens in sich selbst gewiſs zu machen. Vermuthlich faſste er schon damahls den festen Entschluſs, dem er bisher immer treu geblieben ist, der strengsten Erfüllung aller seiner

Bürgerpflichten unbeschadet, sich jeder Einmischung in die Staatsverwaltung zu enthalten, so selten als möglich in den Volksversammlungen zu erscheinen, und nie als öffentlicher Redner aufzutreten. Weder seine Familie, noch seine Glücksumstände, noch seine Neigung bestimmten ihn eine politische Rolle in Athen zu spielen; so viele andere hatten dazu einen nähern Beruf, und waren, wofern sie nur wollten, weit besser im Stande, sich auf diesem Wege um den Staat verdient zu machen. Ihm hingegen zeigte sich ein neuer, von keinem andern noch betretener Weg, wie er seinen Mitbürgern und Zeitgenossen auf eine ihm eigene Weise ungleich nützlicher als auf jede andere werden konnte. Die Republik hatte ein sehr dringendes Bedürfniſs, an welches keiner von ihren Vorstehern und Rathgebern dachte, und diesem nach Vermögen zu Hülfe zu kommen, fühlte er sich von seinem Genius berufen. In einer Zeit, wo niemand zu bemerken schien, daſs die täglich zunehmende Ausartung der alten Sitten den Staat eben so unvermerkt dem Verderben immer näher bringe; in einer Zeit, wo der allzu rasche Übergang von der ehmahligen goldnen Mittelmäſsigkeit zu der hohen Stufe von Macht und Reichthum, worauf Perikles die Republik erhoben hatte, den eiteln Athenern so glänzende Aussichten eröffnete, daſs

19.

Was sollt' er thun? Es war zu wenig, den Drachen
Deſswegen zu spielen, zu viel, den Blinden dabey zu machen;
Zumahl, da Schatulliöse, mit ihrem Amadis
In Augengespräche vertieft, nicht sehr geneigt sich wies,
Zu seinen plumpen Schmeicheleyen
Noch Ohr noch Hand noch Lippen herzuleihen.
Das Klügste däucht ihm demnach, in eine See von Lünell
Den Nebenbuhler zu stürzen. Allein Herr Karamell
(Ihr habt doch schon, daſs Er es war, errathen?)
War in der Bacchischen Kunst ein Mann von groſsen Thaten.

20.

Er hielt's für Ritterpflicht, bey einem Trinkgelag
Vom Kampfplatz eher nicht zu weichen,
Als bis sein Feind zu Boden lag:
Ein Skythisches Axiom, worin auf diesen Tag
Ihm zwischen dem Ister und Rhein viel edle Knechte gleichen.
Er wehrte sich wie ein Athlete, wiewohl Herr Amadis

sie, aller Mäſsigung vergessend, nichts als Alleinherrschaft und unbegrenzte Vermehrung ihrer Besitzthümer und Einkünfte träumten; zu einer Zeit, wo ein Mann von so ruhigem Blick und gesundem Urtheil, wie er, leicht voraussehen konnte, daſs sich ein furchtbares Ungewitter gegen Athen zusammenziehe, und daſs bald genug Umstände eintreten würden, in welchen der allgemeine Mangel an sittlicher und politischer Tugend durch die unseligsten Folgen tief gefühlt werden müſste: in einer solchen Zeit, sich selbst in Gesinnungen und Grundsätzen, Worten und Werken zum Vorbilde aller häuslichen und bürgerlichen Tugenden darzustellen, und Jünglinge von edler Art durch den Reitz seines Umgangs an sich zu ziehen, um sie zu gleichen Grundsätzen und Gesinnungen zu bilden; dieſs war unläugbar der gröſste Dienst, den ein Mann dem Vaterlande leisten konnte; und der einzige Mann, der es wollte und konnte — war Sokrates.

Du siehest nun, lieber Kleonidas, in welchem Sinne Sokrates ein öffentlicher Lehrer genennt werden kann, wiewohl er nie eine Schule gehalten noch gestiftet, nichts geschrieben, und mit allen seinen Bemühungen, die Leute, die mit ihm umgehen, weiser und besser zu machen, keinen Obolus gewonnen hat. Auch ist zwischen ihm und den Sofisten, die den Unterricht in den Wissenschaften, besonders in der Moral, Politik und Demagogik als eine Profession treiben, nicht die geringste Ähnlichkeit. Er giebt sich so wenig für einen Gelehrten aus, daſs er sich vielmehr im Scherz, zuweilen auch wohl in vollem Ernst, auf seine Unwissenheit viel zu Gute thut. Der ganze Unterschied, hörte ich ihn einmahl sagen, zwischen mir, der nichts weiſs, und diesen bewunderten Herren, die Alles wissen und sich dafür bezahlen lassen, besteht darin, daſs sie zu wissen glauben, was sie nicht wissen, ich hingegen weiſs, daſs ich nichts weiſs. Offenherzig zu reden, scheint er sich in diesem Punkte zuweilen ein wenig zu täuschen, und die Geringschätzung gewisser spekulativer Wissenschaften, deren Nutzen nicht sogleich in die Augen fällt, oder vielleicht erst künftig noch entdeckt werden mag, weiter zu treiben, als er thun würde, wenn er sich seiner Unwissenheit immer bewuſst wäre. Übrigens, und wenn er auch mit einigen Fächern des menschlichen Wissens zu wenig bekannt ist, um ein vollgültiges Urtheil über ihren Werth fällen zu können, so ist er hingegen desto gelehrter in den Künsten und Handwerken, die im gemeinen und bürgerlichen Leben von anerkanntem Nutzen sind. Er spricht mit einem jeden sehr verständig von seiner Profession und giebt ihnen nicht selten Anleitung oder Winke, wie sie dieſs oder jenes besser einrichten oder ihre Fabrikate und Kunstwerke zu einer gröſsern Vollkommenheit bringen könnten; benimmt sich aber so geschickt dabey, daſs er, indem er sich mit ihnen über ihre Kunst bespricht, vielmehr das Ansehen eines Unwissenden hat, der durch bescheidene Fragen von ihnen belehrt zu werden sucht, als eines Klüglings, der sich anmaſst den Meistern Lehren zu geben. Er hat sich in verschiedenen Feldzügen als einen guten Soldaten bewiesen, versteht sich auf alles was zum Kriegsdienst zu Wasser und zu Lande gehört, und weiſs im Nothfall das Steuerruder so geschickt zu führen als der erfahrenste Schiffer. Schwerlich giebt es irgend ein Geschäft, das durch ruhige Besonnenheit, unerschütterliche Festigkeit, ausharrende Geduld, Nüchternheit, Wachsamkeit, Gleichgültigkeit gegen Vergnügen und Schmerz, gegen Hunger und Durst, Frost und Hitze, mit Einem Worte, durch alle Eigenschaften und Tugenden, die einen echten *Mann von Marathon* ausmachen, und *nur durch diese* wohl gelingen kann, schwerlich giebt es ein solches Geschäft im Frieden oder im Krieg, womit er nicht zu seiner Ehre zu Stande kommen würde; und ich bin gewiſs, wenn die Götter den armen Kechenäern zu einem so klugen Einfall verhelfen wollten, wie der wäre, wenn sie, anstatt ihre Kriegsobersten zu Dutzenden aus dem Glückstopf zu ziehen, ihn zu ihrem Oberfeldherrn machten, ihre Angelegenheiten sollten gar bald eine bessere Gestalt gewinnen. Mit Einem Wort, Freund Kleonidas, Sokrates ist ein — tugendhafter Mann im höchsten und vollständigsten Sinne des Wortes, und darin besteht sein eigenthümlicher Karakter, Werth und Vorzug vor allen seinen Zeitgenossen. Er taugt zu allem, wozu ein Mann taugen soll, kann alles was jedermann können sollte, weiſs gerade so viel als niemand ohne seinen Schaden nicht wissen kann, und ist, in jedem Verhältniſs des Lebens, was man seyn muſs, um ein Vorbild für alle zu seyn.

8.

An Kleonidas.

Daſs **Sokrates**, wenn er mit andern filosofiert, sich nur zweyer Methoden, der **Indukzion** und der **Ironie** zu bedienen pflege, hat seine Richtigkeit; wenigstens habe ich nie gesehen, daſs er in seinen Gesprächen, es sey nun, daſs sie auf Belehrung oder auf Widerlegung abzielen, einen andern als einen dieser beiden Wege eingeschlagen hätte.

Diese sonderbare Art zu filosofieren scheint mir deine hohe Meinung von ihm nicht wenig herabgestimmt zu haben. „Die **Indukzion** kann mich, sagst du, nichts lehren als was ich entweder bereits wuſste, oder mir vermittelst eines kleinen Grades von Besinnung selbst sagen konnte; und wie ein so weiser Mann die **Ironie** für eine taugliche Methode die Wahrheit ausfündig oder einleuchtend zu machen halten könne, ist mir vollends unbegreiflich.“ — Über beides, lieber Kleonidas, hoffe ich dich ins Klare zu setzen, wenn ich dir sage, bey welchen **Personen** und zu welcher **Absicht** Sokrates von der einen und der andern Gebrauch zu machen pflegt. Die Personen, mit welchen er sich am meisten abgiebt, sind (auſser seinen nähern Freunden und Günstlingen) entweder solche, die von ihm belehrt zu werden wünschen, es sey nun, daſs sie ihre Unwissenheit in der Sache, wovon die Rede ist, anerkennen, oder so schwach an ihrer bisherigen Meinung hangen, daſs sie immer bereit sind sie mit einer bessern zu vertauschen; oder es sind naseweise Klüglinge und eingebildete Allwisser, die er, da sie Belehrung weder suchen noch anzunehmen aufgelegt sind, bloſs beschämen und wenigstens zum stillen Bekenntniſs ihrer Unwissenheit nöthigen will. Bey den erstern bedient er sich der Induktion als einer Lehrart; gegen die letztern der Ironie als einer sowohl zur Vertheidigung als zum Angriff gleich bequemen Waffe.

Die Athener verbinden mit dem Worte Ironie ungefähr denselben Begriff (der Verspottung) wie wir und alle andern Griechen; nur daſs sich ihm durch den gemeinen Gebrauch ein Nebenbegriff bey ihnen angehängt hat, der aus einem besondern Zug ihres Nazionalkarakters zu entspringen scheint. Der Athener pflegt nehmlich seine Meinung nicht leicht so kurz und geradezu heraus zu sagen, wie der Spartaner oder Böozier; nicht etwa aus vorsichtiger Zurückhaltung, (wie ich dieſs an den Korinthern bemerkt zu haben glaube) sondern weil es ihm, wenn er spricht, selten oder nie so viel um Wahrheit oder um die Sache selbst zu thun ist, als um das eitle Vergnügen, mit der Feinheit und Gewandtheit seines Witzes und der Geläuſigkeit seiner Zunge zu prunken, und den andern entweder seine Überlegenheit fühlen zu lassen, oder falls es ein höherer an Stand und Rang oder ein Mann von vorzüglichen Verdiensten ist, die beiden groſsen Geburtsrechte des Attischen Bürgers, Freyheit und Gleichheit gegen ihn zu behaupten, indem er ihm zu verstehen giebt, er dünke sich nicht geringer, und mache sich wenig aus Vorzügen, die er nicht selbst besitzt. Du kannst dir kaum vorstellen, auf wie vielerley Art die Eitelkeit der Athener sich, in dieser Absicht, durch Mienen, Geberden, Ton und Beugung der Stimme, kleine Zwischenwörter und dergleichen zu äuſsern pflegt. Daher das *Atticon blepos* (wie es Aristofanes nennt) diese unnachahmliche edle Unverschämtheit im Blick und im Lächeln, die den Athener aus tausend andern kenntlich macht, und der höhnische Ton, den sie, sobald sie merken, daſs der andere nicht ihrer Meinung ist, in die Frageformeln, „wärs etwa nicht so?“ oder, „was könntest du wohl dagegen haben?“

zu legen wissen. Vermuthlich ist es diese Eitelkeit, was in Verbindung mit der lebhaften Ader von leichtem Witz, wovon der Athener immer sprudelt, diese Neigung zum Spotten, Necken und Auslachen erzeugt, die einer der gemeinsten Züge dieses Volkes ist. Ich erkläre mir daraus, daſs sie so gern das Gegentheil von dem, was sie sagen wollen, sagen; zu loben scheinen, wenn sie tadeln, und zu schelten, wenn sie loben wollen; sich stellen, als ob sie den andern unrecht verstanden hätten, um ihm widersprechen oder seiner Rede eine lächerliche Deutung geben zu können, und was dergleichen mehr ist. Diese Art von spottender oder auch bloſs scherzhafter Verstellung ist es eigentlich, was die Athener Ironie nennen, und was sie, zumahl bey fröhlichen Tischgelagen, und überall, wo ihre gute Meinung von sich selbst nicht zu sehr dabey ins Gedränge kommt, einander gern zu gut halten. Auch Sokrates, der überhaupt einer der witzigsten und gutlaunigsten Sterblichen ist, macht im gemeinen Umgang ziemlich häufigen Gebrauch von dieser Art von Ironie, und weiſs sie mit so vieler Leichtigkeit und Feinheit zu handhaben, daſs sie, sogar wenn er einen wirklich schraubt, unmöglich beleidigen kann, sondern entweder für bloſsen Scherz gilt, oder von einfältigen und sich selbst gefallenden Personen so so aufgenommen wird, als ob er ihnen etwas schmeichelhaftes gesagt hätte. Am gewöhnlichsten bedient er sich derselben, um den Verweisen, die er zuweilen seinen jüngern Freunden zu geben Ursache findet, den Stachel zu benehmen; und ich muſs gestehen, daſs er in solchen Fällen, wenn die Operazion an einem seiner Günstlinge zu verrichten ist, eine sehr sanfte Hand hat; wiewohl ich mich nicht rühmen kann, es an mir selbst erfahren zu haben.

Aber die Ironie, die ihm als eine besondere Art zu disputieren, ausschlieſslich zugeschrieben wird, ist von jener gewöhnlichen, sowohl der Art als dem Zweck nach, sehr verschieden. Sie besteht darin, daſs er, wenn er's mit Personen, die ihm in gewissen Stücken entweder wirklich oder in ihrer eigenen und andrer Leute Einbildung überlegen sind, z. B. mit schlecht denkenden aber vielvermögenden Männern in der Republik, oder mit angesehenen Sofisten zu thun hat, sich äuſserst einfältig und unwissend stellt, und in diesem Karakter (zu dessen Simulierung ihm seine Gesichtsbildung ungemein zu Statten kommt) durch die scheinbare Naivität seiner Fragen und die verdeckt spitzfündige Art, wie er aus ihren Antworten immer neue Fragen hervorzulocken weiſs, sie endlich in die Nothwendigkeit setzt, sich entweder in offenbare Ungereimtheiten zu verwickeln, oder ihre erste Behauptung wieder zurückzunehmen. Du erräthst ohne mein Zuthun, wie viel er durch diese Art von Ironie, eine Zeit lang wenigstens, über seine Gegner gewinnen muſste. Er verschaffte dadurch sich selbst desto leichter Gehör, und vernichtete unvermerkt die Vortheile, welche Stand, Nahme, Ansehen und Glücksumstände jenen über ihn hätten geben können. Sie waren nun minder auf ihrer Huth; antworteten desto rascher und zuversichtlicher, je weniger sie vorhersehen konnten, wo er hinaus wolle; räumten ihm immer mehr ein, als geschehen wäre, wenn sie die Schlingen gemerkt hätten, die er ihnen durch seine einfältig scheinenden Fragen legte; und wenn sie sich endlich darin verfingen, schien er ganz unschuldig daran zu seyn, und die Lacher waren auf seiner Seite. Diese Methode war also da, wo er sie am gewöhnlichsten anwandte, ich meine gegen die Sofisten, sehr fein ausgedacht und vollkommen zweckmäſsig. Denn es war ihm nicht darum zu thun, sie zu belehren, sondern sie vor ihren Zuhörern und Verehrern in ihrer Blöſse darzustellen. Aber du siehst auch, daſs sie nur so lange mit Vortheil zu gebrauchen war, als der Gegner die Falle nicht gewahr

Beym dritten Deckelglas ihn schon im Stiche lieſs;
Bis endlich, ganz auſs Haupt geschlagen,
Und ohne Gefühl von Gnomen zu Bette getragen,
Der Neger das Feld und die Schönen dem Sieger überlieſs.

21.

Herr Karamell hatte den alten Ruhm der Skythen,
Von welchen er Landsmann war, behauptet wie ein Held;
Doch, Vortheil davon zu ziehn, blieb dieſsmahl ausgestellt.
Er hatte den Sieg zu theuer erkaufen müssen: ihm glühten
Die starren Augen, er spitzte vergebens zu einem Kuſs
Den unbeweglichen Mund, kurz, weder Hand noch Fuſs
Noch Zunge wollten mehr von ihm Befehle nehmen.
Er folgte demnach der Damen gutem Rath,
Und legte, nicht ohne des Sieges ein wenig sich zu schämen,
Auf einen Sofa sich hin in seinem vollen Staat.

22.

Herr Amadis blieb nunmehr, wiewohl mit Keuschheitswächtern
Von allen Seiten umringt, allein bey Bambo's Töchtern.

wurde; und natürlicher Weise konnte dieſs in einer Stadt, wo beynahe alles öffentlich geschieht, nicht sehr lange anstehen. Sobald die Sofisten merkten, daſs sie einen Schlaukopf vor sich hatten, der mit den Spitzfindigkeiten und Kunstgriffen der Dialektik wenigstens eben so bekannt war als sie selbst, so hätten sie noch zehnmahl einfältiger seyn müssen als Sokrates sich stellte, wenn sie sich durch die schülerhafte Miene, womit er sich ihre Belehrung ausbat, und die vorgegebene Bewunderung ihrer hohen Weisheit länger hätten täuschen lassen. Auch zeigte sichs bald genug, daſs er, auſser dem erklärten Haſs der Sofisten, wenig mehr mit dieser Art zu disputieren gewonnen hatte, als daſs er noch jetzt bey dem groſsen Haufen im Ruf eines Spötters steht, der nie seine wahre Meinung sagt, und dessen Reden man auch dann nicht trauen darf, wenn er etwas ernstlich zu behaupten scheint, weil man nie gewiſs ist, ob es nicht Verstellung sey, und was für geheime Absichten er darunter habe; — ein Ruf, der ihm, wie ich besorge, bey einem so argwöhnischen Volke wie das Athenische, über lang oder kurz noch gefährlich werden kann.

Übrigens muſs ich noch bemerken, daſs diese ironische Art zu fragen nicht mit einer andern vermengt werden muſs, deren er sich, gewöhnlich in Verbindung mit der Indukzion, als einer Lehrart bey seinen Freunden (am häufigsten bey jungen Leuten) bedient, und in welcher, wenn ich nicht irre, seine Kunst den Seelen zur Geburt zu helfen besteht, deren ich in einem meiner vorigen Briefe gedacht habe. Die Fragen werden in dieser Absicht immer so gestellt, daſs der Gefragte die rechte Antwort entweder gar nicht verfehlen kann, oder falls er sie verfehlte, durch die Folgerungen, welche vermittelst neuer Fragen aus seiner Antwort hervorgelockt werden, sich selbst gar bald von ihrer Unrichtigkeit überzeugen muſs. Diese Lehrart, auſser dem daſs sie die leichteste und populärste ist, scheint mir vorzüglich darin auf den besondern Karakter der Athener berechnet zu seyn, daſs sie die Aufmerksamkeit des Lehrlings fester hält, und indem sie dem Lehrer das Ansehen giebt, als ob er selbst durch seine Fragen erst belehrt zu werden wünsche, die Rollen gleichsam verwechselt und den Lehrer zum Schüler macht oder wenigstens beide auf gleichen Fuſs setzt, nehmlich in aller Gelassenheit etwas mit einander zu suchen, das keiner von beiden hat, und woran beiden gleich viel gelegen ist. Er weiſs es dann immer ohne Mühe so einzurichten, daſs der Lehrling das schmeichelhafte

Vergnügen hat, derjenige zu seyn, der das Gesuchte findet, wiewohl dazu eben keine groſse Scharfsichtigkeit erfordert wird; denn er bringt ihn unvermerkt Schritt vor Schritt so nahe zu der Sache hin, daſs er endlich mit der Nase darauf stoſsen muſs.

Ein Beyspiel wird dir dieſs am besten erläutern. Es war dem Sokrates darum zu thun, den Begriff eines seiner Lehrlinge von der Religiosität gegen die Götter ins Reine zu bringen. Daraus entstand der folgende Dialog. Sokrates. Sage mir, Euthydem, was hältst du von der Gottesfurcht? Euthydem. Ich halte sie für etwas sehr schönes. Sokrates. Kannst du mir also sagen, was du unter einem gottesfürchtigen Menschen verstehst? Euthydem. Einen der die Götter in Ehren hat. Sokrates. Steht es aber bloſs in eines jeden Willkühr, auf welche Weise er die Götter ehren will? Euthydem. Nein; sondern es sind Gesetze vorhanden, deren Vorschrift man hierin zu befolgen schuldig ist. Sokrates. Wer diese Gesetze befolgt, wüſste der also nicht, wie man die Götter zu ehren schuldig ist? Euthydem. Ich sollt' es denken. Sokrates. Wer nun weiſs wie er die Götter zu ehren schuldig ist, glaubt also nicht, daſs er es auf eine andere Art zu thun schuldig sey, als wie er es weiſs? Euthydem.

Gewiſs nicht! Sokrates. Meinst du, daſs es einen Menschen gebe, der die Götter anders ehrt, als er glaubt daſs er es zu thun schuldig sey? Euthydem. Ich sollt' es nicht meinen. Sokrates. Wer also weiſs, was die Gesetze in Betreff der Götter verordnen, ehrt der die Götter gesetzmäſsig? Euthydem. Allerdings. Sokrates. Und wer sie gesetzmäſsig ehrt, ehrt sie wie es seine Schuldigkeit ist? Euthydem. Wie könnt' er denn anders? Sokrates. Wer sie also gesetzmäſsig ehrt, ist gottesfürchtig? Euthydem. Ganz unläugbar. Sokrates. Wir haben also den Begriff des Gottesfürchtigen richtig bestimmt, wenn wir sagen: es sey derjenige, der da weiſs, was die Gesetze in Betreff der Götter verordnet haben? Euthydem. So dünkt michs.“ 7)

Ich sehe dich zu dieser Manier, den Seelen zur Geburt zu helfen, die Achseln ein wenig zucken, Kleonidas; — unter uns gesagt, auch ich habe schon oft groſse Noth gehabt, die meinigen bey solchen Gelegenheiten im Respekt zu erhalten. Aber es ist nun nicht anders. Dieſs ist einmahl seine Manier, und du wirst wenigstens gestehen müssen, daſs Mangel an Deutlichkeit nicht ihr Fehler ist. — „Sie ist nur gar zu deutlich, hör' ich dich sagen. Was soll man von dem Verstande der jungen Athener denken, wenn sie einer so wortreichen Methode nöthig haben, um einen so leichten Satz zu begreifen? Und das schlimmste ist denn noch, daſs er nicht einmahl wahr ist. Denn es ist doch ein täglich vorkommender Fall, daſs einer recht gut weiſs, was er nach dem Gesetz zu thun schuldig ist und es doch nicht thut.“ — Auf das letztere hab' ich dir keine andere Antwort zu geben als, bey Sokrates ist zwischen Wissen und Ausüben dessen was pflichtmäſsig ist, kein Unterschied, und er bemüht sich, auch seine Zöglinge so zu gewöhnen. Was aber die Lehrart betrifft, wovon ich dir ein Beyspiel aus Tausenden gegeben habe, so weiſs ich mir die Sache selbst nicht anders zu erklären, als daſs er sie nöthig gefunden haben muſs, um die unsägliche Flatterhaftigkeit der jungen Leute in Athen, wenigstens einige Minuten lang, bey dem nehmlichen Gegenstande fest zu halten. Hätte er zu Cyrene oder Korinth oder Theben gelebt, so würde er vermuthlich gefunden haben, daſs er auf einem kürzern Wege zum Ziele kommen könne. Aber nun ist ihm diese Methode so sehr zur Gewohnheit geworden, daſs er sie auch bey solchen Personen gebraucht, bey denen sie keine gute Wirkung thut. Ich wenigstens bekenne, daſs ich schon mehr als einmahl alle meine Geduld aufbieten muſste, um die Ehrerbietung nicht aus den Augen zu setzen, die jedermann, und ein junger Mensch mehr als irgend ein anderer, einem Greise schuldig ist, der an Naturgaben und Geisteskräften den Besten gleich ist, an sittlicher Vollkommenheit vielleicht alle übertrifft; und, da ein Sterblicher doch nicht ganz ohne Tadel seyn kann, sich durch die wenigsten und unbedeutendsten Schwachheiten von dem allgemeinen Loose der Menschheit, so zu sagen, frey gekauft hat.

Die neuesten Nachrichten, die mir aus Cyrene zugekommen sind, lassen mich besorgen, daſs die zeitherige Ruhe unsers so glücklich scheinenden Vaterlandes von keiner langen Dauer mehr seyn werde. Doch vielleicht giebt irgend ein guter Dämon unsern Regenten noch ein Mittel ein, das Ungewitter vor dem Ausbruch zu beschwören. Auf alle Fälle, mein Lieber, suche dich so lang' als möglich frey zu erhalten; und siehst du, daſs die Sachen eine Wendung nehmen, die dich entweder unvermerkt verwickeln oder wohl gar gewaltsam in eine der Fakzionen, die sich bereits zu bilden scheinen, hinein ziehen möchte, so folge meinem Beyspiel, und flüchte dich in Zeiten unter den zwar etwas engen aber sichern Mantel des weisen Sokrates.

Das politische Meer, worin die Griechischen Republiken, wie eben so viele schwimmende Inseln, hin und her treiben, ist zwar immer ein wenig stürmisch; aber in Vergleichung mit den letztern Zeiten, genieſsen wir dermahlen **halcyonischer** Tage, und für einen aufſtrebenden Zögling der Musenkünste ist doch **Athen** der einzige Ort in der Welt.

9.

An Kleonidas.

Der Komödiendichter, nach welchem du dich so angelegen erkundigest, lieber Kleonidas, ist hier eine so allgemein bekannte Person, daſs es mir nicht schwer fallen kann, dein Verlangen zu befriedigen, zumahl da ich (wie du mit Recht voraussetzest) Gelegenheiten genug gefunden habe, öfters in seiner Gesellschaft zu seyn, und sogar in eine Art von Vertraulichkeit mit ihm zu kommen. Ungeachtet er eine gewisse sehr gut zu seiner satyrischen Fysionomie passende Ernsthaftigkeit affektiert, wovon sich der Beweggrund leicht errathen läſst, wird er doch, der witzigen Einfalle wegen, die ihm ohne Anspruch und Absicht gleichsam unfreywillig zu entwischen scheinen, für einen der angenehmsten Tischgesellschafter (einer in Athen sehr zahlreichen Klasse) gehalten, und man findet ihn gewöhnlich bey allen groſsen Gastmählern, die in vornehmern Häusern gegeben werden. Da er sich den Freunden des Sokrates durch seine Wolken (die sie ihm nach mehr als zwanzig Jahren noch immer nicht vergessen haben) sehr übel empfohlen hat, so wird mirs nicht zum Besten ausgelegt, daſs ich kein Bedenken trage, mit einem so verworfnen Menschen umzugehen. Aber Sokrates selbst scheint davon keine Kenntniſs zu nehmen, und spricht überhaupt weder Gutes noch Böses von ihm; wiewohl er, so oft sich eine Gelegenheit dazu findet, seine Geringschätzung der Komödie, wie sie ehemahls zu Athen beschaffen war und es zum Theil noch jetzt ist, mit seiner gewohnten Freymüthigkeit zu Tage legt. Nicht als ob er das komische Drama überhaupt miſsbilligte; denn ich hörte ihn einst von den Komödien des Epicharmus mit Achtung sprechen; sondern weil er den grenzenlosen Muthwillen, die leidenschaftlichen Anfälle auf einzelne Personen, und die pöbelhaften Späſse, Unflätereyen und unzüchtige Darstellungen, womit die Stücke der neuern Athenischen Komiker besudelt sind, vermöge seiner Grundsätze und seines ganzen Karakters, unmöglich duldbar finden kann. Nichts ist gewisser, als daſs diese Art von Komödie, worin Kratinus, Aristofanes und Eupolis mit einander wetteiferten, schon lange auf immer abgeschafft worden wäre, wenn Sokrates eine entscheidende Stimme in Athen gehabt hätte: aber ohne allen Grund ist, was ich in Cyrene von einem unsrer gereisten Leute (die alles besser als andre wissen wollen) gehört habe: Sokrates und seine Freunde hätten das Gesetz bewirkt, wodurch unter dem Archon Myrrhichides die Komödie aufgehoben wurde, und dieser an der komischen Muse begangene Frevel sey die wahre Ursache des Hasses, den die Komödienschreiber auf den Sokrates geworfen, und der Rache, welche Aristofanes, im Nahmen der ganzen Gilde, an ihrem gemeinschaftlichen Feinde genommen habe. Ich sage, dieses Vorgeben ist ohne allen Grund; denn der Sohn des Sofroniskus, der im ersten Jahre der fünf und achtzigsten Olympiade, als jenes Gesetz gegeben wurde, erst acht und zwanzig Jahre zählte, war damahls noch ein unbekannter Steinmetz, und weit entfernt unter den Sofisten selbiger Zeit einen Nahmen und Rang zu haben. Das Wahre ist, daſs Perikles selbst der unsichtbare Urheber jenes Gesetzes war, aber es doch mit allem seinem Einfluſs nicht länger als zwey Jahre aufrecht erhalten konnte, weil der pöbelhafte Theil des suveränen Volks sich eine seiner liebsten Belustigungen schlechterdings nicht länger vorenthalten lassen wollte.

Es wird dir vielleicht nicht unangenehm seyn, bey dieser Gelegenheit die Substanz einer Unterredung zu lesen, die zwischen Aristofanes und mir, nachdem wir bekannter mit einander geworden waren, vorfiel. Denn ich darf nicht vergessen, dir zu sagen, daſs sein Satyr, ich weiſs nicht warum, eine Art von Geschmack an meinem — weiſsen oder schwarzen Genius gefunden, und (da wir beide so ziemlich unter der Herrschaft unsrer angebornen Hauskobolde stehen) eine Art von gutem Vernehmen zwischen uns gestiftet hat, welches ich mir gleichwohl in meinen Verhältnissen weit weniger zu Nutze machen kann, als ich thun würde, wenn ich bloſs dem Antrieb meines Dämons oder der Lockstimme seines Satyrs folgte, der, sobald er will, der artigste und wohlgezogenste aller Bocksfüſsler ist.

Die Rede war von seinen Wolken, die er noch immer für sein bestes Werk hält, wiewohl die Athener geschmacklos oder launisch genug waren, ihm die Weinflasche des neunzigjährigen Kratinus vorzuziehen. Es

Doch, da noch immer ein jeder Versuch miſslang
Den Kolifischon auf seine Zärtlichkeit wagte,
Bewies ihr auf einmahl der Lerchengesang
Daſs es auf unserer Hälfte der Erdenkugel tagte.
Sie nahm die Schwester beym Arm, wie zärtliche Schwestern thun,
Und wünschte dem spröden Ritter mit Lächeln, wohl zu ruhn.
Vier Sylfen leiteten sie, beym Schimmer
Von Fackeln aus Aloeholz, in ihre bestimmten Zimmer.

25.

Der Schlafgott senkte nun sein bleyernes Rabengefieder
Im ganzen Schloſs auf alle Augenlieder:
Nur unser Held allein, den seine Schwärmerey
Beredet daſs der Schlaf ihm unanständig sey,
Geht, glücklich in seinem Wahn, um unter düftenden Bäumen
Von seinem Ideal mit offnen Augen zu träumen.
Indem er noch beschäftigt war,
Was ihm, bey längerm Bedacht, ein wenig sonderbar
In seiner Entzauberung schien sich selber auszulegen,
Däucht ihm, er höre was im nächsten Gange sich regen.

versteht sich, daſs ich ihm so viel schmeichelhaftes über das Lieblingskind seines Witzes gesagt hatte, als nöthig seyn mag, um einen Autor in gute Laune zu setzen; und so entspann sich denn folgender Dialog zwischen uns.

Ich. Wiewohl wir Cyrener dermahlen noch kein scenisches Schauspiel besitzen, so gehen doch vielleicht mehr als zwanzig Abschriften deiner Stücke bey uns aus einer Hand in die andre; und — abgerechnet, daſs unsre Schuhflicker, Sackträger, und Bootsknechte über Werke der Musenkunst keine Stimme haben, — wird das, was die Wolken zum schönsten deiner Stücke macht, schwerlich in einer griechischen Stadt mehr Beyfall gefunden haben, als bey uns. Um so viel gröſser war die Verwunderung, da man hörte, die Athener, deren Urtheil in solchen Dingen im Auslande einem Götterspruch gleich ist, hätten ganz anders darüber erkannt; und da das Bestreben sich das Unbegreifliche begreiflich zu machen, nun einmahl unter die stärksten Naturtriebe des Menschen gehört, so war und ist noch jetzt die gemeine Meinung bey uns, das Schicksal, das die Wolken zu zweyen Mahlen betroffen haben soll, könne von keiner andern Ursache herrühren, als weil dem weisen Sokrates so übel darin mitgespielt wird.

Er. Die Cyrener schlieſsen, wie ich sehe, von sich auf die Athener, und glauben, weil sie eine so hohe Meinung von Sokrates und seiner Weisheit hegen, so müſsten wir, seine Mitbürger, die das Glück haben, von dieser Sonne täglich angestrahlt zu werden, nothwendig um so viel gröſser von ihm denken. Dieſs ist aber keineswegs der Fall, und würde es vermuthlich auch in Cyrene nicht seyn, wenn er euer Mitbürger wäre. Gesetzt aber, Sokrates gälte zu Athen wirklich für das, wofür ihn die von seinem Chärefon befragte Pythia erklärt haben soll, so kennst du die Athener noch wenig, wenn du nicht auf den ersten Blick siehst, daſs ich ihm in diesem Falle keinen gröſsern Dienst hätte erweisen können, als ihn dadurch, daſs ich ihn dem öffentlichen Gelächter Preis gab, vom Ostracism oder einem vielleicht noch härtern Schicksal zu retten. Denn daſs wir keine gar zu rechtschaffne, gar zu kluge, gar zu vorzügliche Leute unter uns dulden können, ist, sollt' ich denken, durch unser Verfahren gegen einen Miltiades, Aristides, Themistokles, Cimon, Anaxagoras, Diagoras, und so manche andre, schon lange auſser allen Zweifel gesetzt. Indessen fehlt viel, daſs der Sohn des Steinhauers Sofroniskus und der Hebamme Fänarete den Athenern in einem eben so glänzenden Licht erscheinen sollte als Ausländern, die ihn nur dem Nahmen und Rufe nach kennen. Wir, die wir ihn leibhaft vor unsern Augen herum wandeln sehen, und mit unsern Ohren reden hören, wir kennen der Ehrenmänner gar viele, die eben so barfuſs und spärlich gekleidet gehen wie er, ihren Bart eben so selten dem Barbier untergeben, eben so schlecht essen und wohnen, sich eben so ehrbar und genügsam mit ihrer Xantippe behelfen, und den ganzen langen Tag eben so geläufig, und ungefähr eben so gescheidt und witzig, Moral und Politik sprechen wie er. Natürlich können also alle, die nicht zu seinen besondern Freunden gehören, auſser seinem silenenmäſsigen Kopf und Bauch (hinter welchen man eben nicht die höchste Weisheit zu suchen pflegt) nicht viel mehr an ihm sehen, als was er mit hundert und tausend andern gemein hat. Was ihn aber von andern unterscheidet, sein Blick und Gang und Tragen des Kopfs, wodurch er sich gleich beym ersten Anblick als einen Mann ankündigt, der nichts bedarf, nichts fürchtet, und seinen Werth nicht erst von andern zu erfahren braucht, ingleichem die ihm eigene Art von Ironie, die ihm seine Verehrer sogar zum besondern Verdienst anrechnen; das Alles ist gerade das, was ihn dem groſsen Haufen seiner Mitbürger entweder lächerlich, oder gewisser Maſsen verhaſst und furchtbar macht. Denn wie gesagt, der Athener kann nicht leiden, daſs jemand durch seine eigene Gröſse über ihn hervorrage, und er duldet seine Obern nur deſswegen, weil er ihnen die Kothurnen, worin sie um so viel gröſser als er sind, selbst angeschnallt hat, und sie, sobald es ihm beliebt, wieder auf ihre eigenen Füſse stellen kann. Du siehst also, daſs die Ursache, warum die Wolken nicht so gut als ich billig erwarten konnte, aufgenommen wurden, nicht darin zu suchen ist, daſs sie die öffentliche Meinung von dem Manne, der darin verspottet wird, gegen sich gehabt hätten: auch hat derjenige, der euch sagte, daſs sie von den Zuschauern übel aufgenommen worden, die Sache sehr übertrieben. Ich müſste meine guten Kechenäer gröblich verläumden, wenn ich nicht bekennte, daſs bey weitem der gröſsere Theil über die drey ersten und die drey oder vier letzten Auftritte das lebhafteste Vergnügen äuſserte; und ohne den Einfluſs des Alcibiades, und die Furcht, in welche sein Anhang (ein Haufen handfester verwegener Gesellen) den friedeliebenden Theil der Zuschauer setzte, würde mein Stück wenigstens den zweyten Preis erhalten haben, da doch einmahl der gutherzige Entschluſs dem alten halbkindischen

Kratinus aus Dankbarkeit für ehmalige Verdienste vor seinem Ende noch eine Freude zu machen, von den Meisten schon voraus gefaſst war, bevor sie noch beide Stücke gehört hatten.

Ich. Bey dieser Bewandtniſs der Sache muſs man sich um so mehr verwundern, daſs die Wolken (wie man sagt) bey der zweyten Aufführung keinen bessern Erfolg hatten, als bey der ersten.

Er. Auch hierin hat euch die Sage falsch berichtet. Die Wolken sind nicht zwey Mahl aufgeführt worden. Anfangs hatte ich zwar den Vorsatz, mein Glück an den nächsten Dionysien noch Einmahl zu versuchen. Ich machte zu diesem Ende einige wenig bedeutende Veränderungen, und schrieb eine Anrede an die Zuschauer, wodurch ich diese zweyte Vorstellung gegen das Schicksal der ersten sicher zu stellen hoffte. Aber bey kälterm Blute hielt ich für besser, dem Rathe meiner Freunde zu folgen, denen es zu viel gewagt schien, den jungen Alcibiades, der damahls eben auf der höchsten Stufe der Volksgunst stand, so geflissentlich zum Kampf herauszufordern. Denn daſs Alcibiades, der ohnehin sich alles zu erlauben gewohnt war, sich des feurigsten seiner Liebhaber mit ver-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

doppeltem Eifer annehmen würde, war leicht genug vorherzusehen.

Ich. Seiner Liebhaber? — Du willst doch damit nichts sagen, was einen zweydeutigen Schein auf die Sitten des weisen Sokrates werfen könnte?

Er. Ich weiſs nicht wie ihr andern Cyrener diese Dinge nehmt; zu Athen weiſs jedermann genau, was er dabey zu denken hat, wenn sich jemand öffentlich als der Liebhaber eines so schönen und liederlichen Jünglings beträgt, wie der Sohn des Klinias damahls war.

Ich. Mich dünkt, das Verhältniſs des Sokrates zu dem Sohn des Klinias lasse sich auf eine ganz ungezwungene Art so erklären, daſs seine Freundschaft für einen der Republik so wichtigen jungen Mann, und der moralische Zauber, wodurch er den hoffärtigsten, muthwilligsten und verwegensten aller Griechischen Jünglinge an sich zu fesseln wuſste, ihm bey einem unbefangenen Richter vielmehr zum Verdienst als zum Vorwurf gereichen muſs. Aber, wenn du (wie es scheint) anders dachtest, wie kam es, daſs du von diesem Umstande keinen Gebrauch in den Wolken machtest?

Er. Soll ich dir die reine Wahrheit gestehen? Ich wuſste damahls noch so wenig von dem ehrlichen Sokrates, daſs mir sogar sein vertrauter Umgang mit dem jungen Alcibiades unbekannt war, bis mir der Fall meines Stücks Gelegenheit gab, gelehrter über diesen Punkt zu werden. Ich hatte ihn nur selten in der Nähe gesehen und nicht für bedeutend genug gehalten, ihm genauer nachzufragen; das meiste, was ich von ihm wuſste, war von zufälligem Hörensagen. Aus seinem öftern Umgang mit den Sofisten, welche Perikles nach Athen gezogen hatte, schloſs ich, daſs er selbst von ihrer Kunst Profession mache. Ich glaubte damahls wie viele andere, und glaub' es noch, daſs diese kunstreichen Leute, die sich dafür ausgaben, daſs sie Schwarz zu Weiſs und Recht zu Unrecht machen könnten, einen schädlichen Einfluſs auf unsre Jugend hätten, und also dem Staate selbst gefährlich wären. Nun gehört es, wie du weiſst, zum Beruf eines Komödiendichters bey uns, Leute dieser Art dem Volk auf der Schaubühne in unsrer eignen Manier zu denunzieren; und ich für meinen Theil hatte mir, von der Zeit an, da ich mich der komischen Muse widmete, zu meinem besondern Zweck vorgesetzt, meinen Stücken eine politische Richtung auf die Verwaltung und den Zustand der Republik überhaupt zu geben, und mich dadurch von meinen Vorgängern zu unterscheiden, die ihren stolzesten Wunsch erfüllt sahen, wenn ihnen ein wieherndes Gelächter aus allen Bänken des Theaters entgegen schallte, und die ihre Pritschenhiebe den einzelnen Personen, denen sie zum Spaſs oder aus bösem Willen zu Leibe wollten, nur im Vorbeygehen auszutheilen pflegten. In der That war ich der erste, der den Muth hatte, nicht nur einen Mann des Volks, wie Kleon, in Person auf die Bühne zu stellen, und ohne alle Schonung und Barmherzigkeit zu behandeln, sondern sogar den Heliasten, dem Senat, den Prytanen, ja dem suveränen Volke selbst die derbesten Wahrheiten ins Gesicht zu sagen. Ich hatte dieſs in den Rittern so weit getrieben, daſs es mir aus mehr als Einem Grunde rathsam schien, in meinem nächsten Stücke einen andern Weg einzuschlagen, meine Geiſsel gegen eine andere, für mich weniger gefährliche Gattung von Menschen zu führen, und aus dem häuslichen Leben einen Stoff zu wählen, der mir Gelegenheit gäbe, die Nachtheile der neumodischen Erziehung und den verderblichen Einfluſs der Sofisten auf die Denkart und Sitten der Alten und Jungen in Athen nach meiner Weise darzustellen. Dieſs, Aristipp, war's im Grunde, was ich mit den Wolken beabsichtigte, und wer sie für eine Personalsatire auf den guten Sokrates ansieht, hat meine Meinung und Absicht ganz unrecht gefaſst. Ich kannte den Mann, wie gesagt, zu wenig dazu, und er war keine so wichtige Person in meinen Augen, daſs ich für nöthig gehalten hätte, nun auch an ihm zu thun, was ich ein Jahr zuvor an Kleon gethan hatte. Auch sollt' es, denke ich, aus der ganzen Anlage des Stücks in die Augen fallen, daſs es mit der komischen Person, der ich seinen Nahmen gab, bloſs darauf abgesehen war, aus den stärksten Karakterzügen eines abgeschmackten Pedanten, eines sofistischen Taschenspielers, und eines armen Schluckers, ein Zerrbild zusammenzusetzen, womit ich die ganze löbliche Sofisten-Innung der unverdienten Achtung, worin sie bey den Unwissenden steht, verlustig machen könnte. Übrigens läugne ich nicht, daſs die Verachtung, welche Sokrates (wie mir gesagt wurde) bey allen Anlässen gegen die neuern Komödiendichter und ihre Werke äuſserte, natürlicher Weise mit ins Spiel kam, und daſs ich es für meine Schuldigkeit hielt, ihm bey dieser Gelegenheit im Nahmen der ganzen Brüderschaft unsre Dankbarkeit zu beweisen.

Ich. Bey dem allen kann ich — verzeihe meiner Freymüthigkeit! — nicht anders als beklagen, daſs, da es dir nur um ein Zerrbild zu thun war, gerade ein so tugendhafter und ehrwürdiger Mann wie Sokrates seinen Nahmen und seinen guten Ruf dazu hergeben muſste.

Er. Vielleicht kann ich deinen Schmerz durch ein paar kleine Betrachtungen lindern, die auch wohl nebenher zu meiner Rechtfertigung dienen mögen. Ich finde sehr natürlich, daſs dir Sokrates, den du erst in seinem sechs oder sieben und sechzigsten Jahre kennen gelernt hast, so ehrwürdig vorkommt. Aber bedenke, daſs er seit der Zeit, da ich mir die Freyheit nahm ihn auf die komische Bühne zu stellen, um ganze zwey und zwanzig Jahre älter, weiser und respektabler geworden ist. Man hält einem alten Manne manches zu gut, was man ihm vor zwanzig Jahren nicht zu übersehen schuldig war. Damahls war man manches noch nicht an ihm gewohnt, und es kleidete ihn vielleicht auch nicht so gut als jetzt. Er trug z. B. die Nase immer höher als andere, schaute über die Leute weg ins Blaue hinaus, beunruhigte jeden, der ihm in den Wurf kam, durch unerwartete kleine Fragen, und wenn sich einer in den Antworten, die er ihm treuherzig gab, zuletzt so verfangen hatte, daſs er sich nicht mehr zu helfen wuſste, ging er lachend davon.

24.

Er unterscheidet das Rauschen von einem seidnen Gewand,
Und, nach der Logik der Liebe, wen konnte dieſs Rauschen verkünden
Als seine Göttin? Denn, o! wie viel empfand
Bey diesem Rauschen sein Herz! — Er eilet sie zu finden,
Und findet — Kolifischetten, die, ohne ihn zu sehn,
In tiefen Gedanken ging. Er bleibt voll Unmuth stehn;
Denn umzukehren und zwischen den Myrtenhecken,
Ohn' einen scheinbaren Grund, vor ihr sich zu verstecken,
Schien gegen die Regeln des Wohlstands zu gehn,
Und mit zu weniger Schonung sein Herz ihr aufzudecken.

25.

Er blieb demnach, in Hoffnung von ihr gesehn
Zu werden, wie gesagt, an einer Ecke stehn,
Wo, ohne ihm geflissentlich auszuweichen,
Sie nicht vermeiden kann an ihm vorbey zu streichen.
So, denkt er, muſs sie unfehlbar mich sehn.
Allein sie fand für gut mit ihrem Fächer zu spielen,

Ich. Das that er, um etwa einen jungen von sofistischem Wind aufgeblasenen Jüngling zum Gefühl seiner Unwissenheit zu bringen. Ich weiſs, daſs ihm dieses Mittel bey verschiedenen gelungen ist. Der schöne Euthydem, z. B. den er dadurch beynahe zur Verzweiflung brachte, ist jetzt einer seiner eifrigsten und lehrbegierigsten Anhänger. 8)

Er. Das mag seyn. Aber dafür giebt es Hundert gegen Einen, denen diese neue Methode, die Leute durch Schrauben und Necken weiser zu machen, nicht ansteht; und ich finde nichts natürlicher, als daſs sie ihm den Ruf eines spitzfindigen, einbildischen, streitsüchtigen und beschwerlichen Menschen zuzog. Dazu kam denn noch, daſs sein Äuſserliches und der kurze, öfters ziemlich schmuzzige Mantel, der gewöhnlich seine ganze Garderobe ausmachte, wenig dazu beytragen konnte, denen, die ihn nicht genauer kannten, eine groſse Ehrfurcht für seine Person einzuflöſsen. Mit Einem Wort, er gab den Spöttern und Lachern, und das ist so viel als neun Zehnteln unsrer Attischen Autochthonen, zu vielerley Blöſsen, als daſs wir Komiker seiner hätten schonen dürfen; und du wirst mir daher auch keinen meiner Kunstverwandten nennen können, der sich nicht bey jeder Gelegenheit, mehr oder weniger, über ihn lustig gemacht hätte.

Ich lachend. Ihr seyd in der That gefährliche Leute; da ein Sokrates nicht sicher vor euch war, wer darf hoffen eurer Pritsche zu entgehen?

Er. Das soll auch niemand hoffen. Man hört wohl, daſs du ein Ausländer bist, Aristipp; du nimmst die Sache gar zu tragisch. Bey uns lachen die Getroffenen oft am lautesten; die meisten stecken ihre Hiebe stillschweigend ein; ja, ich versichre dich, Hyperbolus und seines gleichen wuſsten es uns sogar Dank, daſs wir ihnen eine Art von Celebrität verschafften, und bey unsern Matrosen, Abladern, Sackträgern, Wurstmachern und Salzfischhändlern die Meinung erregten, als ob sie Leute von Bedeutung wären, da ihnen eine Ehre von uns wiederfuhr, die gemeiniglich nur Einem Perikles, Lamachus, Kleon, Nicias, Alcibiades und andern dieses Schlages erwiesen wurde. Ihr andern Fremden könnt euch nicht vorstellen, wie wenig die Satire bey uns einem Manne, der nicht ohne allen Werth ist, Schaden thut; besonders hat unser Volk seine Freude daran, wenn seinen Günstlingen recht übel von den Komikern mitgespielt wird. Es ist ihnen gesund, denkt mein grillenhafter, griesgrämischer, kindischer alter Kautz von Demos, 9) es ist ihnen sehr gesund, wenn sie die Geiſsel immer über ihrem Rücken schweben sehen; und hab' ich es doch immer in meiner Gewalt sie zu entschädigen, wenn ihnen zu viel geschieht. So wurde z. B. der berüchtigte Kleon, bald darauf, nachdem ihn meine Ritter auf eine wirklich grausame und nie erhörte Art miſshandelt hatten, zum Oberfeldherrn gegen die Spartaner erwählt: und bedarf es wohl eines stärkern Beweises, wie unschädlich das Salz ist, womit wir unsre Mitbürger zu ihrem eigenen und dem gemeinen Besten reiben, als daſs Sokrates seit mehr als fünf Olympiaden ungestört sein Wesen unter uns treibt, und an Ansehen und Ruhm zu Athen, und allenthalben wo unsre Sprache gesprochen wird, von Jahr zu Jahr zugenommen hat? Was ihm auch in der Zukunft noch begegnen könnte, immer bleibt gewiſs, daſs die Wolken keine Schuld daran haben, da ihm in einer so langen Zeit nicht ein Haar um ihrentwillen gekrümmt wurde.

Ich. Und was könnte denn dem besten aller Menschen, die ich kenne, noch Übels begegnen? Wohin müſste es mit euch Athenern gekommen seyn, wenn das untadeligste Leben, die reinste Tugend, und die gröſsten Verdienste um seine Mitbürger einem Manne von seinen Jahren kein ruhiges und glückliches Ende zusicherten?

Er. Mein guter Aristipp, Unschuld, Tugend und Verdienste schützen weder zu Athen noch irgendwo vor dem Hasse der Bösen, dem guten Willen der Thoren, und den Gruben, in die uns unsre eigne Sorglosigkeit fallen macht. Überdieſs denken nicht alle Athener so günstig von ihm wie du. Sokrates lebt, spricht, und beträgt sich in Allem wie ein freyer, aber nicht immer wie ein kluger Mann. Er hat sich durch seine Freymüthigkeit Feinde gemacht; er verachtet sie, und geht ruhig seinen Weg. Ich bin keiner von seinen Feinden; aber wenn ich einer seiner Freunde wäre, so würde ich ihn bitten auf seiner Huth zu seyn."

Diese Rede machte mich stutzen, wie du denken kannst: aber ich konnte meinen Mann nicht dahin bringen sich näher zu erklären; er wich mir immer durch allgemeine Formeln aus, und ein Dritter und Vierter, die sich zu uns gesellten, lenkten das Gespräch auf andere Gegenstände.

Wie ich den Sokrates kenne, würde es zu nichts helfen, wenn ich ihm etwas von dem Inhalt meiner Unterredung mit dem Komiker, den er weder liebt noch achtet, mittheilen wollte; und über eine Bitte, auf seiner Huth zu seyn, würde er lachen. Niemand weiſs besser als er selbst, wie unzuverlässig die Gemüthsart der Athener ist, und daſs es unter seinen Mitbürgern Leute giebt, die ihm übel wollen, wiewohl keiner von ihnen auftreten und sagen kann: Sokrates hat mir jemahls Unrecht gethan. Er weiſs, daſs er Feinde hat: aber, (wie der Komiker sagte) er verachtet sie und geht seinen Weg. Ich erinnere mich, daſs einst in einem kleinen vertrauten Kreise der unerschütterlichen Festigkeit erwähnt wurde, womit Sokrates, als damahliger Vorsteher der Prytanen, sich der Wuth des Volks, bey dem gesetzwidrigen Verfahren gegen den Admiral Diomedon und seine Kollegen, entgegengestellt hatte. Das Gespräch fiel unvermerkt auf die Unmöglichkeit, daſs ein Staatsbeamter in einer Demokratie, bey einer ausdauernden Beharrlichkeit auf seiner Pflicht, dem Haſs und der Verfolgung, die er sich dadurch zuzöge, nicht in kurzer Zeit unterliegen sollte. Es ist traurig, sagte Kriton, sich gegen seinen alten Freund wendend, sichs nur als möglich zu denken, daſs ein rechtschaffner Mann, gerade deſswegen, weil er rechtschaffen ist, Feinde haben soll. Da es nun aber nicht anders ist, versetzte Sokrates, was soll es uns kümmern? Das ärgste, das sie uns zufügen können, ist doch nur, daſs sie uns dahin versetzen, wo wir nichts mehr von ihnen zu leiden haben werden.

Gestehe, Kleonidas, Sokrates ist ein herrlicher Mann! Ich fühle dieſs zuweilen so lebhaft, daſs ich — Sokrates seyn möchte, wenn mirs möglich wäre etwas anders zu seyn als dein Aristipp.

10.

An Kleonidas.

Du bist begierig von mir zu erfahren, was für eine Bewandtniſs es mit dem Dämonion des Sokrates habe, von welchem dir dein Megarischer Gastfreund, wie es scheint, seltsame und unglaubliche Dinge erzählt hat. „Was denkt sich Sokrates dabey? Von welcher Gattung Dämonen ist dieses Dämonion? Hat es eine Gestalt? Oder ist es eine bloſse Stimme, die ihm leise ins Ohr flüstert, oder vielleicht ohne Worte sich nur dem innern Sinne vernehmbar macht? Oder wirkt es etwa bloſs durch leise Berührung? im Wachen, oder im Traum? Gefragt oder ungefragt? Häufig oder selten? Hat es ihn nie getäuscht? Sind die Dinge, die es ihm vorhersagt, so beschaffen, daſs es schlechterdings unmöglich ist, sie vorherzusehen?

Oder läſst sich begreifen, wie ein Mann von scharfem Blick in den Zusammenhang der Dinge sie auch ohne Dämonion errathen konnte?"

Alle diese kleine Fragen, mein Freund, könnte uns niemand besser beantworten als Sokrates selbst. — Warum fragst du ihn denn nicht?" — „Ich wollt' es wirklich; zwey oder dreymahl lag mir die Frage schon auf der Zunge: aber immer hielt mich ein ich weiſs nicht was, eine Art von Scheu zurück, als ob ich im Begriff wäre etwas unziemliches zu thun. Aufrichtig zu reden, Kleonidas, ich schäme mich ein wenig, mit einem so ehrwürdigen alten Glatzkopfe von — seinem Dämonion zu reden, und es ist mir gerade so dabey zu Muthe, als ob ich ihn fragen wollte, was ihm diese Nacht geträumt habe? Wenn ich aber auch über diese Scham Meister werden könnte, so würde ich vermuthlich nicht mehr damit gewinnen als einer meiner Kameraden, Simmias von Theben, der sich das Herz nahm, eine Frage über sein Dämonion an ihn zu thun, und keine Antwort von ihm erhielt. Im Gegentheil (sagte mir Simmias in seiner böotischen Treuherzigkeit) er drehte sich mit einem so finstern Blick von mir weg, daſs mir die Lust ihn wieder zu fragen auf immer vergangen ist.

Weil also, wie du siehst, die Quelle selbst, aus welcher wir allenfalls die reinste Wahrheit zu schöpfen hoffen dürften, unzugangbar ist, so wirst du dich schon an dem begnügen müssen, was ich von seinen ältern Freunden und Anhängern, nach und nach, meistens nur tropfenweise habe herauspressen können. Denn es ist als ob sie Bedenken trügen, sich offenherzig gegen mich heraus zu lassen; woran freylich wohl die etwas unglaubige Miene Schuld seyn mag, die ich bey solchen Gelegenheiten nicht völlig in meine Gewalt bekommen kann. Ich habe immer bemerkt, daſs Personen, die mit der Neigung wunderbare Dinge zu glauben etwas reichlich begabt sind, sich zurückgehalten fühlen, mit kalten Köpfen so freymüthig und nach Herzenslust von solchen Dingen zu sprechen, wie sie mit ihres gleichen zu thun pflegen. Was ich indessen von der Sache selbst herausgebracht habe (denn an den Meinungen dieser Leute kann dir nicht viel gelegen seyn) läuft auf folgendes hinaus.

Sokrates glaubt, durch eine besondere göttliche Schickung von Kindheit an eine Art von ihm allein hörbarer Stimme vernommen zu haben, als ein Warnungszeichen, wenn er etwas beginnen wollte, dessen Ausgang oder Erfolg ihm nachtheilig gewesen seyn würde. Über die Art und Weise, wie diese angebliche Stimme ihm vernehmbar werde, hat er sich nie erklärt: gewiſs aber ist, daſs er sie für etwas Göttliches, (δαιμονιον τι) oder genauer zu reden, für etwas divinatorisches von eben der Art, wie die Götter, nach dem gemeinen Volksglauben (welchem auch Er immer zugethan war) durch Orakel, oder die Eingeweide der Opferthiere, den Flug gewisser Vögel, und andere solche Anzeichen, den Menschen zukünftige Dinge, die sich durch keinen Grad menschlicher Klugheit und Erfahrenheit vorhersehen lassen, andeuten sollen. Niemand hat ihn je sagen gehört, daſs er einen eigenen Dämon habe; dieſs aber ist gewiſs, daſs er diese wahrsagende Stimme, — die er jedesmahl so oft er selbst oder seine Freunde etwas, das zu ihrem Verdruſs oder Schaden ausgefallen wäre, unternehmen wollte, zu vernehmen glaubte, — für eine göttliche Wirkung hielt, und sich daher der Ausdrucke „die Stimme, oder das Dämonion, oder Gott hat mich gewarnt“ als gleichbedeutend zu bedienen pflegte. Auch darüber, wie er dazu gekommen, sey die Bedeutung dieses göttlichen Warnungszeichens zu verstehen, hat er sich nie erklärt; vermuthlich mag es ihm in seiner frühen Jugend öfters begegnet seyn, einer Stimme, deren Sprache ihm noch unbekannt war, nicht zu achten; weil es ihm aber jedesmahl übel bekam, so ward er endlich aufmerksamer, und entdeckte auf diese Weise die Meinung und Absicht derselben. Auch ist bemerkenswerth, daſs — nachdem er sich durch häufige Erfahrungen ein für allemahl überzeugt hatte, daſs die Stimme sich allezeit richtig hören lasse, so oft er, oder einer seiner Freunde in seiner Gegenwart, etwas das unglücklich für ihn ausgegangen wäre, unternehmen oder beschlieſsen wollte, — er nun auch das Stillschweigen derselben für ein sicheres Zeichen nahm, daſs der Himmel sein Gedeihen zu dem, was er oder seine Freunde vornehmen wollten, geben werde: so daſs er also diese Wundergabe sowohl auf der rechten als auf der umgekehrten Seite als Warnungs- und Billigungszeichen gebrauchen konnte. Zum Beweise, wie übel der Ungehorsam gegen die Warnungen dieses Orakels einigen Bekannten des Sokrates bekommen sey, sind mir verschiedene Beyspiele erzählt worden, womit ich dich verschonen will, da dir diese Leute unbekannt sind, und die Umstände, in welche ich mich einlassen müſste, kein Interesse für dich haben können. Genug, daſs ich diese Thatsachen zum Theil aus dem Munde unverwerflicher Zeugen habe, und daſs wenigstens

Und, ohne nur einen Blick auf seine Person zu schielen,
Ganz langsam ihren Weg zu gehn.
War dieſs Verachtung? — Wer könnte sich verwehren
So einen Zweifel wie diesen sich selber aufzuklären?

26.

Durch einen Seitengang schleicht er nochmahls sich so nah'
Daſs sie ihn sehen muſs. Allein die Dame sah,
Bis sie vorüber war, zur Linken im Gebüsche
Zwey schönen gehaubten Täubchen, die dort sich schnäbelten, zu.
Wer dächte wohl, daſs so wenig genug ist die Seelenruh'
Von einem Helden zu stören? — „Wie? Gestern Abend bey Tische
So zärtlich, und jetzt bis zur Beleidigung kalt!
Sie schien ihm so viel mit ihren Augen zu sagen;
War's nur zum Zeitvertreib? War's Schatulliösen zu plagen?
War's gar ein andrer Mann, dem jene Zärtlichkeit galt?“

nicht leicht zu erklären wäre, was den Sokrates hätte bewegen können, die besagten Personen durch ein erdichtetes Vorgeben, er höre das gewohnte Warnungszeichen, von Ausführung dessen, was sie im Sinne hatten, zurückzuhalten. Übrigens muſs ich zur Steuer der Wahrheit noch hinzuthun, daſs ich den Sokrates selbst in den zwey Jahren, seitdem ich ihn alle Tage sehe und ihn oft in ganzen Wochen nicht von der Seite komme, dieser ihm beywohnenden Art von Divinazion mit keinem Wort erwähnen gehört habe. Dieſs kann zufälliger Weise, oder vielleicht wohl gar auf Abrathen des Dämonions selbst geschehen seyn: denn ich habe zuweilen einen Argwohn, daſs es mir nicht recht grün ist, und bin ziemlich geneigt, ihm die Schuld zu geben, daſs Sokrates mich mit einer gewissen Zurückhaltung und Kälte zu behandeln scheint, die ich mir lieber aus dieser als irgend einer andern Ursache erklären mag. Indessen beruht die Sache auf so übereinstimmenden Zeugnissen aller, die schon viele Jahre mit ihm gelebt haben, daſs es ungereimt wäre, daran zweifeln zu wollen, daſs er wirklich und schon von langer Zeit her diese übernatürliche Einwirkung zu erfahren vorgegeben habe.

Und hat er dieſs vorgegeben, so zweiſle ich nicht, und auch du, Kleonidas, würdest, wenn du nur ein paar Tage mit ihm umgegangen wärest, keinen Augenblick zweifeln, daſs er selbst von der Realität der Sache vollkommen überzeugt ist.

„Aber wie sollen wir uns die Möglichkeit einer solchen Überzeugung, bey einem so verständigen, gesetzten und helldenkenden Manne, wie Sokrates ist, erklären?“ fragst du. — Es giebt der Dinge so viele, mein Freund, die wir uns nicht erklären können, daſs es auf Eines mehr oder weniger nicht ankommt. Soll ich dir indessen freymüthig sagen was ich denke? — Sokrates ist unläugbar ein sehr weiser Mann; aber am Ende sind wir doch alle — von Weibern geboren; und wem hängt nicht irgend eine Schwachheit an, die ihn mit allen andern so ziemlich auf gleichen Fuſs setzt? Die seinige ist, (unter uns) daſs er ein wenig abergläubischer ist als einem weisen Manne ziemt. Es scheint wirklich ein Erbstück von seiner Mutter oder Groſsmutter zu seyn. — „Abergläubisch? Sokrates abergläubisch?“ ruſst du. — Ja, Kleonidas! entweder abergläubisch, oder der gröſste Heuchler, den je die Sonne beschienen hat. Das letztere ist er nicht, bey Gott, kann er nicht seyn! — Also jenes! Oder wie nennst du den, der, nicht zufrieden in solchen Dingen den Gesetzen seines Landes genug zu thun, in ganzem Ernst an alle Götter und Göttinnen, von Uranus und Ge bis zum kleinsten Quellnymfchen auf dem Pernes, an Orakel, profetische Vögel, Träume und Anzeichen aller Arten glaubt, und seine Freunde nach Delfi oder Klaros schickt, um sich Raths zu erhohlen, ob das, was sie beginnen wollen, wohl von Statten gehen werde? Der Grund dieser Anhänglichkeit an den gemeinen Volksglauben muſs tief und fest bey ihm sitzen, da Anaxagoras selbst, zu welchem er doch schon in seiner Jugend freyen Zutritt hatte, es nicht weiter bey ihm brachte, als ihm in den reinern Begriffen von der Gottheit ein neues Mittel zu Unterstützung des Aberglaubens an die Hand zu geben. — „Die Gottheit, oder die Götter (denn er pflegt sich ohne Unterschied bald auf die eine bald auf die andere Art auszudrücken) die Gottheit also, sagt er, welche für alle Dinge, um des Menschen willen, und für den Menschen allein, als ihren Liebling, um seiner selbst willen sorgt, hat ihn mit einem Körper, woran alles zu seinem bequemsten Gebrauch und Nutzen aufs künstlichste eingerichtet ist, versehen; und damit er im Stande sey, alle mögliche Vortheile aus der Natur der Dinge zu ziehen, hat sie ihm die Vernunft mitgetheilt, um ihre Eigenschaften und Beziehungen auf ihn zu erkennen und sie zu dem, was sie seyn sollen, zu Mitteln seines eigenen Zwecks zu machen. Aber seine Vernunft dringt nicht so tief in den Zusammenhang der Dinge, daſs sie ihm auch ihre künftigen Verknüpfungen und den Nachtheil, der seinen Unternehmungen dadurch zuwachsen kann, hinlänglich zu enthüllen vermöchte. Sie zeigt ihm wohl, wo, wann, und wie er handeln soll; aber die Folgen und der Ausgang seines Thuns und Lassens bleiben meistens ungewiſs. Sollten die Götter für ihren Liebling nicht besser gesorgt haben, als ihn ohne alle Gewähr und auf bloſses Gerathewohl im Dunkel der Zukunft umher tappen zu lassen? Allerdings! Sie selbst kommen der Unzulänglichkeit seiner Vernunft zu Hülfe, und entschleyern, so weit sie es ihm nöthig oder zuträglich finden, durch Orakel, Träume und Vorbedeutungen die Zukunft vor ihm. Da es also in seiner Macht steht, sich auf diesem Wege über den Ausgang seiner Unternehmungen zu unterrichten, so wäre es eben so thöricht und gottlos, diesen ihm angebotenen Beystand der Götter zu verachten, als es thöricht und vermessen wäre, wenn er in Dingen, worin seine Vernunft ihm hinlängliches Licht geben kann, zu Orakeln und Divinazionen seine Zuflucht nehmen wollte."

Was meinst du, Kleonidas, sollte ein Mann von sehr lebhaftem Geiste, der so räsonniert, nicht unvermerkt dahin gelangen können, das divinatorische Vermögen der Vernunft, das in höherm oder geringerm Grade allen Menschen beywohnt, zumahl das dunkle Vorgefühl eines Übels, welches uns oder andern unter gewissen Umständen und Anscheinungen treffen könnte, für einen Wink der Gottheit, eine seinem Innern zuflüsternde dämonische Stimme, zu halten, und wenn etwa der Erfolg zufälliger Weise einem solchen vermeinten Wink entsprochen hätte, sich in seiner Einbildung dergestalt zu bestärken, daſs was vielleicht Anfangs eine bloſse Vermuthung war, ihm endlich zur Gewiſsheit würde; und dieſs um so leichter, wenn er, wie Sokrates, sich angewöhnt hätte, von der Gottheit, nach morgenländischer Weise, bey allen Gelegenheiten so zu reden, als ob sie die unmittelbare Ursache aller natürlichen und menschlichen Dinge sey?

Doch bin ich nicht selbst ein Thor, dich und mich mit einer Sache dieser Art so lange aufzuhalten? Muſs denn an einem so ungewöhnlichen Manne wie Sokrates, alles so begreiflich wie an einem Alltagsmenschen seyn?

Die neuesten Berichte, die ich aus Cyrene erhalte, lassen mich ohne Dämonion voraussehen, daſs **Ariston**, durch das Übergewicht, das ihm seine eigennützige Freygebigkeit bey der zahlreichsten und handfestesten Volksklasse verschafft, vermuthlich in kurzem den Sieg über seine Nebenbuhler davon tragen, und es in seine Gewalt bekommen wird, der Republik eine neue Gestalt zu geben. Ob auch eine bessere?

— das liegt im Schooſse der Götter.

Immer finde ich, daſs deine Familie nicht übel gethan hat, sich, wie du mir meldest, noch in Zeiten und mit guter Art an die Partey anzuschlieſsen, die, allen Anscheinungen nach, das Spiel gewinnen wird. Wenn man keine Hoffnung hat, etwas fürs Allgemeine ausrichten zu können, so gebietet die Klugheit, wenigstens für sich selbst zu sorgen. Aber sollte denn wirklich für die Republik nichts mehr zu thun seyn? Ich fürchte, nein! und sehe, bey der allgemeinen Verderbniſs unsrer Sitten, es noch für ein Glück an, daſs es keine energische Seelen unter uns giebt, die uns den schnell verlodernden Enthusiasmus für Freyheit und Gleichheit, unter dessen Gewalt wir gar bald zusammensänken, mit schrecklichen

Krämpfen und Zuckungen büſsen lassen würden. In unsrer Lage wäre vielleicht das schlimmste was begegnen könnte, wenn die demokratische Partey Mittel fände, sich der Zügel zu bemächtigen. Indessen, da der Ausgang bürgerlicher Unruhen immer ungewiſs ist, rathe ich dir und deinen Freunden, es mit keiner Partey ganz zu verderben, und keine so eifrig zu nehmen, daſs ihre Niederlage auch euern Untergang nach sich ziehen müſste.

11.

An Demokles.

So ist sie denn endlich geborsten, die Gewitterwolke, die wir schon so lange über unser ungewahrsames Vaterland herhangen sahen! Jetzt, lieber Demokles, darf ich dir doch wohl bekennen, daſs die Besorgniſs, in eine von den Fakzionen, die einander dermahlen in den Haaren liegen, wider Willen hineingezogen zu werden, ein Hauptgrund war, meine Reise nach Griechenland zu beschleunigen. Dächte mein Verwandter Ariston wie ich, oder hätten meine Vorstellungen Eingang bey ihm gefunden, so möchte sich unsre Regierung noch lange zwischen Oligarchie und Demokratie hin und her geschaukelt haben, ohne daſs die öffentliche Ruhe viel dabey gelitten hätte. Aber seine hohe Meinung von sich selbst, die zehn Jahre, die er älter ist als ich, das Unglück zu früh zum Besitz eines beynahe fürstlichen Vermögens gekommen zu seyn, und der Hof von Schmeichlern und Parasiten, wovon er überall umgeben ist, standen immer zwischen ihm und mir. Die Republik hat nun einmahl den Grad der Verderbniſs erreicht, der eine Veränderung ihrer Regierungsform unvermeidlich macht; unter den drey oder vier Nebenbuhlern, die sich um die schöne Basileia 10) bewerben, muſs sie (wie es scheint) am Ende doch Einem zu Theil werden; und da einer so viel Recht an sie hat als der andere, warum sollte der eitle und ehrsüchtige Ariston sie einem andern überlassen, ohne wenigstens zu versuchen, wie weit er es durch seine Gunst beym Volke, und durch seinen Anhang unter den jungen Leuten der Mittelklassen bringen könne? Zumahl, da der Umstand, daſs seine Ältermutter dem königlichen Geschlechte des Battus angehörte, ihm einen anscheinenden Vorzug vor den übrigen giebt, deren mehr oder weniger verdeckte Anschläge auf eben dasselbe Ziel gerichtet sind?

Daſs dieſs nicht meine Vorstellungsart sey, glaube ich durch die That bewiesen zu haben. Aber wie ich sah, daſs Ariston seine Partey genommen hatte, was blieb mir übrig, als mich so weit als möglich zu entfernen, wenn ich nicht in den Fall kommen wollte, mich öffentlich entweder für oder wider einen Mann zu erklären, der seit dem Tode seines Vaters als das Haupt unsrer Familie angesehen, und aus leicht begreiflichen Ursachen von allen übrigen Gliedern derselben theils geschont, theils offenbar begünstiget wird?

Aber auch ohne diesen besondern Bewegungsgrund würde ich sehr verlegen seyn, wenn ich eine von euern Fakzionen schlechterdings zur meinigen machen müſste. Seit Erlöschung des letzten männlichen Spröſslings der Battiaden, ging Cyrene (wie dir bekannt ist) in eine ziemlich anarchische Demokratie über, auf welche unser Volk, zur Ehre seines Menschenverstandes, gar bald freywillig Verzicht that, um sich einer Art von Aristokratie zu unterwerfen, bey welcher es sich (wie es immer zu gehen pflegt) so lange wohl befand, als die Regenten redliche und verständige Männer waren, keinen andern Zweck als die allgemeine Wohlfahrt hatten, und Einsicht genug besaſsen, sich in der Wahl der Mittel nicht zu vergreifen. Daſs diese goldne Zeit nicht bis zur dritten Generazion dauerte, versteht sich von selbst. Die Geschichte aller Oligarchien ist auch die unsrige, und es ist leicht vorauszusehen, daſs wir in dem krampfhaften Zustande, worin sich unsre Republik dermahlen befindet, noch von Glück zu sagen haben werden, wenn wir, ohne die fürchterlichen Folgen einer langwierigen Anarchie zu erfahren, recht bald, es sey nun durch Wiederherstellung der Demokratie, oder Einwilligung in die Oberherrschaft eines Einzigen, wieder zur Ruhe kommen, bevor das mächtige Karthago unsern Händeln auf eine Art, die uns noch weniger behagen dürfte, ein Ende macht. Zwischen zweyen Übeln das kleinste zu wählen, ist oft eine schwere Aufgabe. Ich danke den Göttern, daſs ich bey dieser Wahl keine entscheidende Stimme habe; müſste ich aber schlechterdings meine Meinung sagen, so würde ich rathen, das, was man sich am Ende doch gefallen lassen wird, weil man muſs, lieber freywillig und zu einer Zeit zu verfügen, da es noch in unsrer Gewalt ist, die Bedingungen selbst zu machen, unter welchen wir die Regierung mit dem wenigsten Nachtheil des Gemeinwesens in die Hände eines Einzigen legen könnten.

27.

Dieſs Unrecht ging ihm itzt um so viel mehr zu Herzen,
Da sie ein Morgengewand, womit die Zefyrn scherzen,
Gewählt zu haben schien um ihre Nymfengestalt
In ein verführerisch Licht zu setzen.
War's Grille, oder was war's, daſs sie sich so benahm?
Und will sie vielleicht sich nur an seiner Verwirrung ergetzen?
Er ward sich selbst und dem Licht und den Nymfengestalten gram,
Und doch, ich weiſs nicht wie es kam,
Befand er bald darauf, in einem kleinen Fieber
Verwirrter Regungen, sich der Schönen gegen über.

28.

Jetzt konnte sie nicht umhin, das feine Kompliment,
Womit er sie begrüſst, ihm höflich wieder zu geben.
Sie stellt sich klüglich als eine, die eben
Den wieder gefundenen Freund in einem Fremden erkennt.
O! ruſt sie, des gütigen Zufalls! Wie find' ich Sie, mein Bester,

Meines Erachtens giebt es für einen kleinen oder mittelmäſsigen Staat keine bessere Verfassung, als diejenige, welche Solon den Athenern gab, gewesen wäre, wenn ihm Pallas Athene den guten Gedanken eingeflüstert hätte, den Pisistratus von freyen Stücken zur Übernahme eines zehnjährigen Archontats zu berufen; allenfalls mit der Bedingung, ihm diese höchste Würde nach zehn Jahren, wenn das Volk mit seiner Regierung zufrieden wäre, auf seine ganze Lebenszeit zu verlängern. Die Athener sind nie glücklicher gewesen als unter der Regierung des Pisistratus und Hipparchus. Es fehlte ihr nichts als daſs sie nicht verfassungsmäſsig war. Wäre sie es gewesen, so würde der Tyrann Pisistratus ein Muster guter Fürsten heiſsen; so würde Athen wahrscheinlich der blühendste, mächtigste und dauerhafteste unter den Griechischen Staaten geworden seyn, und so viele tragische Glückswechsel und alles Unheil des sieben und zwanzigjährigen Verheerungskrieges, der sich so übel für sie endigte, nicht erfahren haben. Möchten die Fakzionen, welche unsre Republik zerreiſsen, und deren keine noch stark genug ist die Oberhand zu erhalten, sich auf diese Weise zu Rettung des Vaterlandes vereinigen! Auf allen Fall, und da mein besagter Rath alles ist, was ich für dasselbe thun kann, sey es dir frey gestellt, von diesem Briefe nach deinem Gutbefinden Gebrauch zu machen. Damit ich dir bey meinem Vorschlage nicht etwa einer eigennützigen Rücksicht verdächtig werde, erkläre ich unverhohlen, daſs Ariston meine Stimme, wofern ich eine zu geben hätte, nie erhalten würde, so lange Cyrene noch mehr als Einen Mann aufweisen kann, dem ungleich gröſsere Verdienste ein besseres Recht geben, der erste im Staat zu seyn. Lebe wohl, Demokles; und berichte mir mit der ersten Gelegenheit, was für eine Wendung diese Händel nehmen, deren Ausgang mir um so weniger gleichgültig seyn kann, da ich aller Wahrscheinlichkeit nach in jedem Falle mehr dabey zu verlieren als zu gewinnen haben werde.

12.

An Ebendenselben.

Es fehlt viel daran, lieber Demokles, daſs mir die Nachrichten von dem immer wahrscheinlicher werdenden Erfolg der Anschläge meines Verwandten, die du mir durch den Schiffer von Gortyna zugefertiget hast, so angenehm wären, als du zu glauben scheinst. Sie würden es auch dann nicht seyn, wenn ich nicht voraussähe, daſs meiner Familie vielleicht kein gröſseres Unglück zustoſsen könnte, als wenn Ariston in seinem Unternehmen glücklich wäre. Denn wie lange, glaubst du wohl, daſs die willkührliche Regierung eines jungen Schwindelkopfes dauern würde, der sich selbst nicht zu regieren weiſs, und immer das Spielzeug seiner eigenen und fremder Leidenschaften ist? Ich beklage es, daſs mein Bruder, durch täuschende Aussichten verblendet, seine Partey so eifrig zu unterstützen scheint, daſs, wenn die kurze Herrlichkeit vorüber seyn wird, sein Fall nothwendig auch der ihrige seyn muſs. Laſs michs wiederhohlen, mein Freund, um unsre Republik vor einer unabsehbaren Reihe unseliger

Folgen der gegenwärtigen Störung ihres innern Gleichgewichtes zu retten, ist kein anderes Mittel als eine neue Regierungsform: und dieſs vorausgesetzt, fordere ich alle Weisen unter Griechen und Barbaren heraus, in diesem Augenblick eine bessere für euch zu ersinnen, als die Solonische unter der Bedingung, deren ich neulich erwähnte; wenn ihr euch nehmlich von freyen Stücken entschlösset, unter den vier Ehrgeitzigen, die einander die Tyrannie über Cyrene streitig machen, den tauglichsten, d. i. den, der den besten Kopf mit der meisten Stärke des Karakters vereiniget, an die Spitze der Republik zu stellen. Da du, wie ich aus deiner Antwort sehe, meine Meinung nicht ganz gefaſst zu haben scheinst, so erlaube mir, mich über diesen Punkt deutlicher zu erklären.

Als die Athener nach dem Tode des edelmüthigen Kodrus beschlossen, daſs Jupiter allein würdig sey, der Nachfolger eines solchen Königs zu seyn, gingen sie nicht plötzlich zu einer demokratischen Verfassung über. Die Republik wurde von einem Archon regiert, welcher anfänglich auf Lebenslang, hernach auf zehen Jahre mit dieser höchsten Würde bekleidet wurde: und auch, nachdem man in der Folge für besser hielt, die Verrichtungen derselben unter neun jährliche Archonten zu vertheilen, war die Verfassung zu Solons Zeiten noch immer aristokratisch. Das Volk schmachtete unter dem Druck der vornehmen und reichen Familien, in deren Händen die ganze Staatsverwaltung lag, und selbst die blutigen Gesetze Drakons scheinen einen aristokratischen Geist zu athmen, und dahin abgezielt zu haben, durch ihre furchtbare Strenge dieser Regierungsform eine ewige Dauer zu verschaffen. Natürlicher Weise erfolgte das Gegentheil. Das zur Verzweiflung getriebene Volk fühlte endlich seine Stärke; die Republik zerfiel in Parteyen; jede hatte einen mächtigen Aristokraten an der Spitze; dessen wahre Absicht wohl keine andre war, als sich seines Anhangs zu Überwältigung der übrigen zu bedienen, und sich zum einzigen Stellvertreter des Königs Jupiter zu erklären. In dieser Lage der Sachen fand Solon in dem allgemeinen Vertrauen auf seine Weisheit ein Mittel, alle Parteyen zu vereinigen. Man bevollmächtigte ihn, nicht nur die alten Gesetze zu verbessern, sondern auch (was alle Parteyen für das nöthigste hielten) der Republik selbst eine neue Verfassung zu geben. Ein so weiser Mann, wie Solon, konnte, da er selbst ohne Ehrgeitz war, unmöglich auf den Gedanken fallen, daſs den Gebrechen der

Aristokratie abgeholfen wäre, wenn er eine reine Demokratie an ihre Stelle setzte: er war bloſs darauf bedacht, die Republik durch Vertheilung der Gewalten unter die Archonten, den Areopagus, einen Senat von vier hundert, und die Volksgemeine, dergestalt zu ordnen, daſs er sich eine dauerhafte Harmonie des Ganzen davon versprechen konnte. Indessen bewies der Erfolg in wenig Jahren, daſs seine neue Staatseinrichtung mit Einem Gebrechen behaftet war, welchem hätte vorgebeugt werden können, wenn er etwas weiter vor sich hinausgesehen, und der momentanen Stimmung des Volkes auf der einen, und der verstellten Mäſsigung der ehmahligen Oligarchen auf der andern Seite, nicht zu viel getraut hätte. Das Volk nehmlich war durch die plötzliche Befreyung von den bisherigen Bedrückungen und die Aussicht auf die Vortheile, die es von der Solonischen Gesetzgebung mit Recht erwartete, so zufrieden gestellt, daſs es sich mit dem sehr beschränkten Antheil an der Staatsverwaltung, der ihm durch dieselbe eingeräumt wurde, vor der Hand willig abfinden lieſs: auf der andern Seite sahen die Ehrgeitzigen, die es während der Unruhen auf Alleinherrschaft angelegt hatten, daſs sie die Ausführung ihrer Anschläge auf einen günstigern Zeitpunkt verschieben müſsten. Aber Solon hätte billig unbefangen genug seyn sollen, vorauszusehen, daſs weder die untern Volksklassen noch die Häupter der mächtigsten Familien sich in den Schranken, worein er sie eingeschlossen hatte, lange halten lassen würden; und daſs er also, um der Ruhe des Staats Dauer zu verschaffen, auf ein haltbares Mittel bedacht seyn müsse, den einen und den andern jede Ausdehnung ihrer politischen Rechte unmöglich zu machen. Dieses Mittel würde er in einem *Eparchen* (oder wie man ihn sonst nennen wollte) gefunden haben, dem die Konstituzion nicht mehr, aber auch nicht weniger Macht in die Hände gegeben hätte, als erfordert wurde, um das Volk durch die Aristokratie, die Aristokratie durch das Volk, und beide durch die Allmacht des Gesetzes in ihren Schranken zu erhalten. Der Einwurf, „die Athener hätten das Nachtheilige eines solchen Vorstehers an den ehmahligen lebenslänglichen Archonten bereits erfahren,“ wäre von keiner Erheblichkeit gewesen. Das Nachtheilige lag bloſs darin, daſs die Gewalt der ersten Archonten zu unbestimmt und zu willkührlich war: denn im Grunde stellten sie eine Art von Königen unter einem andern Nahmen vor. Aber dieſs würde bey meinem Eparchen der Fall nicht gewesen seyn, da er durch den aristokratischen Areopagus, den aus den drey ersten Bürgerklassen gezogenen Senat der Vierhundert, und die allgemeinen Volksversammlungen gesetzmäſsig beschränkt gewesen wäre, und diese drey Gewalten einander (wie es ihr Interesse erforderte) mit gehörigem Nachdruck unterstützt haben würden. Jeder Versuch des Eparchen, sich über die Gesetze wegzuschwingen und unabhängig zu machen, hätte nothwendig miſslingen müssen. Wie gut und wie nöthig es gewesen wäre, daſs Solon seinem übrigens so verständig angelegten Staatsgebäude diesen Gipfel aufgesetzt hätte, zeigte sich nach seiner Entfernung nur zu bald. In wenig Jahren wachten die alten Fakzionen wieder auf; Lykurgus bearbeitete die mittlern Bürgerklassen, Megakles die Aristokraten, Pisistratus das gemeine Volk; weder Solon noch seine Gesetze konnten dem überhand nehmenden Übel wehren; kurz, es bedurfte der Alleinherrschaft des Pisistratus, der zuletzt die Oberhand behielt, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, und die Gesetze Solons wieder in Wirksamkeit zu setzen.

Ich hoffe nun, Freund Demokles, dir meine Gedanken über das, was in den dermahligen Umständen zum Besten unsrer Vaterstadt gethan werden könnte, durch dieses so genau auf unsre Umstände passende Beyspiel einleuchtend genug gemacht zu haben, um dich von selbst auf die Betrachtungen zu leiten, die ich deiner anscheinenden Vorliebe für die reine Demokratie entgegen stellen könnte, wenn ich ein Freund dieser Art von Kämpfen wäre, wo man Stirn an Stirn und Knie an Knie mit dem andern um seine Meinung ringt, oder wenn ich sie für eine gute Art, jemand von seiner Meinung zurückzubringen, hielte. Zudem würde auch ein solcher Streit in diesem Augenblick ein wahres Schattengefecht seyn. Denn nach allem, was du mir berichtest, zu urtheilen, würde, wenn auch du und deine Freunde euch thätig für die Demokratie erklären wolltet, schwerlich zu hoffen seyn, daſs ihr eine Partey zusammenbringen könntet, die nur jeder einzelnen der bestehenden Gegenparteyen, geschweige allen zusammen, die Spitze zu bieten vermöchte. Und gewiſs würden diese sogleich gemeine Sache gegen jeden machen, der sich nur den leisesten Verdacht zuzöge, als ob er mit einem solchen Anschlage umgehe. Hingegen müſste ich mich sehr betrügen, wenn mein Vorschlag nicht noch durchzusetzen wäre, wofern die redlichen Freunde des Vaterlandes und der Freyheit mit gehöriger Mäſsigung und Klugheit zu Werke gingen, und sich zu rechter Zeit für denjenigen erklärten, der sich an der höchsten Würde im Staat unter den Einschränkungen der Solonischen Konstituzion genügen lassen wollte.

Ich habe meinen Verwandten ausführlich und nachdrücklich über diese Sache geschrieben; aber ich gestehe, daſs ich mir wenig Erfolg davon verspreche. Auf alle Fälle hab' ich das meinige gethan, vielleicht mehr als von einem noch nicht volljährigen Staatsbürger gefordert werden kann. Geschehe nun was die Götter über uns beschlossen haben, oder — um den guten Göttern kein Unrecht zu thun — was von dem allgewaltigen Einfluſs der beiden groſsen Regenten unsers wetterlaunischen Planeten, der Thorheit, die uns von innen, und dem Zufall, der uns von auſsen beherrscht, vernünftiger Weise zu erwarten ist. Es wäre viel Glück, wenn wir, indem wir so blindlings in den Glückstopf des Schicksals greifen, gerade das beste Loos heraus zögen. Ich für meine Person bin auf alles gefaſst, und falls ich dahin kommen sollte, wie Bias alles, was ich mein nennen kann, bey mir zu tragen, so tröste ich mich damit, daſs ich wenigstens nicht schwer zu tragen haben werde.

So unverhofft in diesen Gärten hier?
Wo, wenn man fragen darf, wo haben Sie meine Schwester,
Die Blonde, gelassen? — Jedoch, vor allem gebührt es mir
Sie zu berichten, wie ich, nachdem wir Abschied genommen,
Mit Blömuranten, dem Seufzer, in dieses Schloſs gekommen.

29.

Sie schlendert, indem sie erzählt, an seinem Arme fort,
Und nimmt, als wär' es bloſs ein Werk des Zufalls gewesen,
Den Weg unmerklich nach dem Ort
Wo Schatulliöse des Ritters Bezauberung aufzulösen
Die Ehre gehabt. Sie traf es auf ein Haar,
Daſs sie die Stelle, bey welcher ganz sachte vorbey zu schleichen
Er Miene macht, in eben dem Nu erreichen,
Da sie mit ihrer Geschichte fertig war.
Das Feuer, das auf den Wangen des armen Ritters brannte,
Verrieth ihr, daſs er den Ort nur gar zu gut erkannte.

13.

An Kleonidas.

Ich gestehe unverhohlen, daſs ich ein groſser Freund aller Tage bin, die von unsern frommen Vorfahrern dem allgemeinen Müſsiggang und Wohlleben gewidmet wurden. Immerhin mögen Arbeitsamkeit und Enthaltsamkeit, wo sie nicht Töchter der Nothwendigkeit sind, unter die preiswürdigsten Tugenden gerechnet werden: wenigstens sind sie es bloſs als Mittel zu dem was der letzte Wunsch aller lebenden Natur ist; Ruhe ist die angenehmste Belohnung des Arbeiters, und der Arme behilft sich die meiste Zeit schlecht, um sich zuweilen einen guten Tag machen zu können. An Festtagen seh' ich allenthalben fröhliche Gesichter; jedermann ist besser als gewöhnlich gekleidet, thut sich gütlicher, geht ins Bad, kränzt sich mit Blumen. Gemeinschaftliche Opfer, Gesänge und Gebete, feyerliche Aufzüge, Übungsspiele, Tänze und Schauspiele nähren und erhöhen den sympathetischen Trieb, und lassen uns vom geselligen Bürgerleben, dessen tausendfache Kollisionen die Tage der Arbeit und Geschäftigkeit so häufig erschweren und verbittern, nur das Gefügige, Angenehme und Tröstliche empfinden. Die Natur hat mir, wie du weiſst, zu einem ziemlich kalten Kopf ein warmes Herz gegeben. Mir ist nie wohler, als wenn ich mich so ganz aufgelegt fühle allen Menschen hold zu seyn, und dieſs bin ich immer, wenn ich sie in Gemeinschaft fröhlich sehe. Denn da wiege ich mich unvermerkt in die süſse Täuschung ein, sie alle für gut und wohlwollend zu halten, und mache mir selbst weiſs, sie würden es immer seyn, wenn sie sich immer glücklich fühlten. Du wirst es also ganz begreiflich finden, lieber Kleonidas, daſs ich, ungeachtet der schelen Gesichter, die ich mir von meinen gravitätischen Mitgesellen, und zuweilen auch wohl von dem Meister selbst gefallen lassen muſs, keine Gelegenheit versäume, wo ich mir diesen behäglichen Lebensgenuſs verschaffen kann.

Einer meiner hiesigen Bekannten, ein Mann von Geist und angenehmen Umgang, der nach Athenischer Art reich ist, und (was hier in den Augen einer gewissen Klasse noch mehr zu sagen hat) sein Geschlechtsregister auf mütterlicher Seite von Kodrus ableitet, besitzt ein schönes Landgut auf der Insel Ägina, die nicht viel über zwey hundert Stadien von Athen entfernt liegt, und wiewohl von Natur nur ein kahler Felsen, durch eine fünfhundertjährige Anbauung und den Wetteifer ihrer durch Gewerbe und Handelschaft reich gewordenen Einwohner sie auf alle nur mögliche Weise zu verschönern, eines der anmuthigsten Eylande ist, die im Myrtoischen Meer und im Saronischen Meerbusen zerstreut umher liegen. **Eurybates** (so nennt sich mein Freund) der das vornehmste Fest der Äginer, die **Poseidonia**, gewöhnlich auf seinem Gute zuzubringen pflegt, bat mich ihm dieſsmahl Gesellschaft zu leisten, nnd ich nahm seine Einladung um so williger an, da diese Festtage gerade in die schönste Jahreszeit fallen, und durch einen groſsen Markt belebt werden, der eine Menge Fremde vom festen Lande und den benachbarten Inseln herbey zieht.

Wir hatten bereits einige Tage in allerley festlichen Lustbarkeiten verlebt, als Eurybates mir den Antrag machte: ob ich nicht Lust hätte, den Abend in Gesellschaft der schönen **Lais** zuzubringen? Er setzte, vermuthlich um mir desto mehr Lust zu machen, hinzu: „wenn ich meinen Augen glauben darf, so ist schwerlich ein Weib im ganzen Griechenlande, das ihr den Preis der Schönheit streitig machen kann.“ Da mir die Landessitte bekannt ist, so konnt' ich natürlicher Weise nichts anders denken, als die Rede sey von einer Hetäre, mit deren Gesellschaft Eurybates seine Freunde diesen Abend zu bewirthen gedenke; und wiewohl ich bisher den Umgang mit Frauenzimmern aus dieser Klasse immer zu vermeiden suchte, so kamen doch hier mehrere Umstände zusammen, die eine Ausnahme schicklich zu machen schienen. Kurz, ich sagte meinem Wirthe, es werde mir um so angenehmer seyn, ihm eine so interessante Bekanntschaft zu danken zu haben, da ich gestehen müſste, daſs ich eine Art von Ideal in meinem Kopfe hätte, dem die schöne Lais den Vorzug abzugewinnen einige Mühe haben würde. Indessen kam der Abend heran, und wie ich eben mit Verwunderung zu bemerken anfing, daſs sich nirgends eine Anstalt zu einem Gastmahl im Hause zeigte, kam Eurybates, mir zu sagen, es wäre nun Zeit ihm zu seiner schönen Nachbarin zu folgen. — Zu welcher Nachbarin? — „Zu welcher andern als der schönen Lais, die vor einigen Tagen hierher gekommen ist, um von einem kleinen Gute Besitz zu nehmen, das ihr durch den Tod eines Freundes zugefallen ist, und das glücklicher Weise unmittelbar an das meinige stöſst.“ — Die Rede ist also nicht von einer Hetäre? sagte ich. — „Nun ja, Hetäre oder auch nicht Hetäre, wie du willst; im Grunde läſst sie sich nicht wohl in eine andere Klasse stellen, wenn sie ja klassifiziert seyn muſs: aber dann ist sie eine Hetäre, wie es, zwey oder drey ausgenommen, noch keine gegeben hat. Sie kommt nicht zu uns, mein guter Aristipp; man muſs zu ihr kommen, und auch dieſs ist eine Gunst, die nicht jedem zu Theil wird, der sie allenfalls bezahlen könnte. Die schöne Lais liebt ausgesuchte Gesellschaft, und dem müssen die Grazien sehr hold seyn, der ihr bis auf einen gewissen Grad gefallen zu können hoffen darf. Ohne diese Bedingung ist sie, wie man sagt, um keinen Preis zu haben. Ob es immer so seyn werde, läſst sich vielleicht, ohne sich an Amor und Afrodite zu versündigen, bezweifeln; daſs es aber jetzt so sey, ist um so glaublicher, da sie kaum zwanzig Jahre zählt, und von ihrem ersten Liebhaber in einer sehr glücklichen Lage hinterlassen worden ist."

Dieser Vorbericht spannte meine Neugier und Erwartung so stark, daſs mir der Weg, der uns nach dem Hause der schönen Korintherin führte, dreymahl länger vorkam als er in der That war. Wir fanden sie in einem geräumigen, auf Ionischen Marmorsäulen ruhenden Gartensahle, von einem kleinen Kreise dem Ansehen nach feiner junger Männer umgeben, und, wie es schien, in einem lebhaften Gespräche begriffen. Schon von ferne, bevor es möglich war, ihre Gesichtszüge genau zu unterscheiden, dauchte mir ihre Gestalt die edelste, die ich je gesehen hätte. Ihr Anzug war mehr einfach als gekünstelt, und eher kostbar als schimmernd; leicht genug, um einen Bildner, der keine schöne Form unangedeutet lassen will, zu befriedigen, aber zugleich so anständig, daſs selbst die Grazie der Scham nicht untadeliger bekleidet werden könnte. — Die hat einen feinen Takt für ihre Kunst, dachte ich. Aber stelle dir vor, mein Freund, wie gewaltig ich überrascht wurde, da ich ein paar Schritte näher die nehmliche Dame in ihr zu erkennen glaubte, mit welcher ich vor drey Jahren zu Korinth auf eine so seltsame Art in Bekanntschaft gekommen war, ohne damahls ihren Stand und Nahmen erfahren zu können. Ich muſste alle meine Gewalt über mich selbst zusammenraffen, um der edeln Unbefangenheit, womit sie mich empfing, keine gröſsere Betroffenheit entgegen zu setzen, als sich allenfalls mit der Wirkung ihrer Schönheit auf jeden, der sie zum ersten Mahle sah, entschuldigen lieſs. Daſs ich es wollte, war ich mir deutlich genug bewuſst; doch zweifle ich sehr, ob es mir in der ersten Viertelstunde so gut gelang als ich wünschte; denn gewöhnlich verräth einer durch die Bemühung, etwas unter seinem Mantel zu verbergen, daſs er etwas verberge, und dieſs ist genug, um die Aufmerksamkeit aller Umstehenden zu erregen. Das Wahre ist, daſs die Furcht mich zu irren und das Verlangen mich nicht zu irren, den Blicken, womit ich sie durch und durch zu erspähen und nach allen Dimensionen auszumessen scheinen muſste, mir, (wie sie mir in der Folge selbst sagte) etwas zu gleicher Zeit so schüchtern unverschämtes, gieriges und erstauntes gab, daſs sie selbst Mühe gehabt hätte sich in gehöriger Fassung zu erhalten, wenn sie nicht auf diese, bloſs von meiner Seite unerwartete Zusammenkunft vorbereitet gewesen wäre. In der That hatte sie sich in den drey Jahren, die seit der ersten verflossen waren, dermaſsen verschönert, daſs, ungeachtet das Bild meiner Korinthischen Anadyomene noch wenig in meiner Erinnerung verloren hatte, oder vielmehr eben deſswegen, ein kleines Miſstrauen in meine Augen oder in mein Gedächtniſs ganz natürlich war. Sie war indessen merklich gröſser geworden, und die Blüthe ihrer prächtigen Gestalt schien so eben den Augenblick der höchsten Vollkommenheit erreicht zu haben; den Augenblick, wo die Fülle der hundertblättrigen Rose sich nicht länger in der schwellenden Knospe verschlieſsen läſst, sondern mit Gewalt aufbricht, um ihre glühenden Reitze der Morgensonne zu entfalten.

Dieſs verbreitete einen so blendenden Glanz um sie her, daſs ich, wiewohl die Ähnlichkeit mit sich selbst zu entschieden war, um nicht jeden aufsteigenden Zweifel sogleich wieder niederzuschlagen, doch nicht aufhören konnte, mich durch immer wiederhohltes Anschauen von einer so angenehmen Wahrheit immer gewisser zu machen. Bey allem dem behielt ich doch noch so viel Besonnenheit, um, zu meinem Troste, wahrzunehmen, daſs die andern Anwesenden, (den einzigen Eurybates vielleicht ausgenommen) jeder für sich zu stark mit unsrer schönen Wirthin beschäftigt waren, um sich viel um mich zu bekümmern. Auch blieb mir nicht unbemerkt, daſs Sie Selbst am wenigsten gewahr zu werden schien, daſs etwas besonderes in mir vorgehe; und wenn mich ein paar verstohlne Seitenblicke nicht verständiget hätten, würde die höfliche Kälte, womit sie sich gegen mich benahm, neue Zweifel haben erregen müssen. Diese nur mir verständlichen Blicke sagten mir so zuverlässig, sie sey es, daſs keine Möglichkeit zu zweifeln übrig blieb; und nun war es auch um so viel leichter, die Rolle einer ganz neuen Bekanntschaft natürlich genug zu spielen, um selbst den beobachtenden Eurybates dadurch zu täuschen, und den leisesten Verdacht eines frühern Verhältnisses zwischen uns unmöglich zu machen. Ich überlieſs mich jetzt mit meinem gewöhnlichen Frohsinn oder Leichtsinn, wenn du willst, dem heitern Genuſs des schönsten Abends, den ich bisher erlebt hatte, und ich wollte alles in der Welt wetten, daſs Tantalus an der Tafel Jupiters nicht halb so glücklich war, als ich im Speisesahl dieser irdischen Göttin, welche, nicht zufrieden, uns mit dem Ambrosia und Nektar ihrer Schönheit und ihres Witzes zu sättigen, auſserdem noch allem aufgeboten hatte, was Land und Meer und die Kunst eines Korinthischen Kochs vermochte, um selbst den Gaumen eines Sybariten zu befriedigen.

Nimm es als einen Beweis der Stärke meiner Liebe zu dir auf, daſs ich in diesen Stunden der süſsesten Seelenberauschung, wo es so leicht war, ein letheisches Vergessen alles dessen; was man sonst liebte, aus den Augen dieser neuen Circe zu trinken, mehr als einmahl herzlich wünschte: möchte doch mein Kleonidas hier seyn, wär' es auch auf Gefahr, seiner ersten Liebe ein wenig ungetreu zu werden! Es ist, denke ich, dem Menschen überhaupt, und vor allen dem Künstler, zuträglich, in allen Gattungen und Arten das Höchste gesehen zu haben.

Eine vollkommene Schönheit ist in Griechenland und vermuthlich allenthalben etwas sehr seltenes; die Vereinigung einer solchen Schönheit mit geistigen Reitzungen noch seltner. Dieſs vorausgesetzt, ist die schöne Lais unter den Griechischen Weibern, was der Fönix unter den Vögeln ist. Ich habe die berühmte und von Sokrates selbst geschätzte Aspasia, wiewohl in einem schon ziemlich vorgerückten Alter, mehrmahl gesehen und gesprochen; sie kann selbst in der Blüthe ihrer Schönheit nie ein Recht gehabt haben, mit Lais um den goldnen Apfel zu streiten. An Stärke des Geistes und an Kenntnissen mag ihr vielleicht der Vorzug bleiben; aber an Lebhaftigkeit und Vielgestaltigkeit des Witzes und der Laune ist Lais vielleicht einzig. Die feinsten Wendungen der scherzenden oder nur leicht reitzenden Ironie sind ihr so geläufig, als ob sie bey meinem alten Mentor in die Schule gegangen wäre. Sie spricht gern und viel, und findet immer den zierlichsten Ausdruck und das rechte Wort ungesucht auf ihren Lippen.

Ohne wie Kassandra vom Delfischen Gotte besessen zu seyn, glaube ich voraus zu sehen, daſs diese neue Helena in ihrer Art wenigstens eben so viel Unheil unter den ohnehin so leicht entzündbaren Griechen unsrer Zeit anrichten wird, als die Tochter der Leda unter den Achäern und Trojanern des

30.

Betroffen sucht er, wiewohl verstohlner Weise nur,
In ihren Augen auf, ob dieſs ihr Gedanke gewesen?
Allein die schlaue Kreatur
Lieſs selten in ihren Augen, was sie nicht wollte, lesen.
Nun, sprach sie, mein Herr, ich dächte wir setzten uns hier
Auf dieses Säulengestell, und Sie erzählten mir
Was Ihnen, seitdem wir uns trennten, für schöne Avantüren
Begegneten. Zwar hat Fama, die Wahrheit zu sagen, davon
Uns etwas ins Ohr geflüstert; allein, die kennt man schon!
Sie pflegt die Geschichte gern ein wenig zu brodieren.

31.

„Die Fama? — (spricht mein Held mit glühenden Wangen) Madam,
Ich bin ihr verbunden, wofern sie diese Mühe sich nahm,
Doch hätt' ich nicht gedacht, daſs solche Kleinigkeiten —“
Bescheidenheit! ruft die Prinzessin: an einem Manne wie Sie

heroischen Zeitalters. Was sie in meinen Augen am gefährlichsten macht, ist ein gewisser unnennbarer Zauber, den ein Dichter mit den unsichtbaren und unzerreiſsbaren Schlingen vergleichen würde, welche Homers Vulkan aus hinterlistigen Absichten um das Lager seiner treuen Gemahlin legte. Weil ich mich nicht gern mit unerklärbaren und nichts erklärenden Wörtern behelfe, so habe ich in aller Stille ausfindig zu machen gesucht, worin dieser magische Iynx (mit Sokrates zu reden) eigentlich bestehe, und, so viel ich jetzt davon sagen kann, dünkt mich, er liege darin, daſs sie sich aller ihrer Reitzungen immer bewuſst ist, ohne daſs es scheint, als ob sie ihrentwegen Anspruch an groſse Bewunderung mache, oder mit geheimen Anschlägen auf Eroberungen umgehe. Sie scheint in vollkommener Selbstgenügsamkeit sich mit der Gewiſsheit zu befriedigen, es hange nur von ihr ab, sobald sie Lust dazu habe, jeden Sterblichen zum Gott, und jeden Weisen — zum Narren zu machen; da es hingegen in keines Mannes Gewalt stehe, mehr über sie zu gewinnen, als sie ihm freywillig einzuräumen geneigt sey. Sie bedient oder begiebt sich dieses Vorrechts mit gleicher Sorglosigkeit, ohne Anschein einer besondern Absicht; aber wenn sie sich dessen bedient, thut sie es öfters mit einem Muthwillen, der an Grausamkeit grenzt, wiewohl es vielleicht bloſser Naturtrieb, ihre Macht zu versuchen, seyn mag. Sie schieſst ihre Strahlen umher, wie die Sonne die ihrigen ergieſst, unbekümmert wohin sie fallen und wie sie wirken, ob sie erwärmen und beleben, oder auftrocknen, versengen und zerstören. Daſs die Sprache der Griechen keinen Nahmen für diesen gefährlichen Karakter hat, beweiset vermuthlich, daſs die schöne Lais in ihrer Art die erste ist.

Ich sehe dich für die Freyheit und Ruhe deines Aristipp zittern; aber sey unbesorgt, mein Freund! Der Salamander, sagt man, befindet sich sehr wohl in eben dem Feuer, worin andre lebendige Wesen verzehrt werden. Ich schwöre dir, daſs ich in meinem Leben nie freyer, heitrer und aufgeräumter war als diesen Abend. Nicht als ob ich mich einer Gleichgültigkeit rühmen wolle, die mir im Grunde wenig Ehre machen würde; genug, Lais selbst scheint zu merken, daſs sie an einen jungen Mann gerathen ist, den Hermes mit dem berühmten Kräutchen Moly, das alle Bezauberung unkräftig macht, bewaffnet hat, und ich denke wir wollen noch sehr gute Freunde werden. Überdieſs war auch hier keine Ursache zur Eifersucht; ich sahe keinen Begünstigten; und wie hätte ich mich darüber ärgern sollen, gerade so viele Nebenbuhler zu sehen als Personen zugegen waren? Das wird nun einmahl in den nächsten zehen oder zwanzig Jahren nicht anders seyn. Alles kommt darauf an, nicht ob man ihr gefallen will, (wer wollte das nicht?) sondern ob man ihr gefällt; und das muſs man den Göttern und ihrer Laune anheimstellen. Ausschlieſsliche Anmaſsungen an ein solches Wesen machen zu wollen, wäre, nach meiner Vorstellungsart, als wenn Einer Sonne und Mond für sich allein behalten wollte. Wenn ich auch die Macht des groſsen Königs besäſse, ich würde schwerlich thöricht genug seyn, ein solches Unrecht an ihr und an mir selbst zu begehen. Wer wäre berechtigt frey zu seyn, wenn ein so hoch von der Natur begünstigtes Weib es nicht seyn sollte? Und wie wenig müſste der seinen eigenen Vortheil kennen, der, wenn er es auch vermöchte, die Liebesgöttin zu seiner Sklavin machen wollte?

Wir brachten einen Theil der Nacht mit den gewöhnlichen Ergetzlichkeiten zu, womit die Griechen ihre Symposien zu würzen pflegen. Die schöne Lais hat verschiedene niedliche junge Sklavinnen, die mit Fertigkeit tanzen, singen und auf allen Arten von besaiteten Instrumenten spielen. Die Unterhaltung wechselte bald mit muntern Gesprächen, bald mit Musik und mimischen Tänzen ab, und die

Dame des Hauses selbst war so gefällig, oder (wie es einige von uns nannten) so grausam, uns zum Abschied mit einer wahren Sirenenstimme ein süſses Liedchen von Anakreon zu singen, wobey vermuthlich jedermann eben dasselbe fühlte, was Odysseus als der einladende Zaubergesang der Töchter des Achelous über die Wellen zu ihm herüber schallte; und im Weggehen versicherte mehr als Einer, daſs er die Erlaubniſs zu bleiben mit dem Schicksal der Unglücklichen, die in die Klauen jener mörderischen Sängerinnen geriethen, nicht zu theuer erkauft gehalten hätte. Daſs ich keiner von diesen war, kannst du mir auf mein Wort glauben.

Es hatte sich zufälliger Weise gefügt, daſs ich an diesem Tage den Ring am Finger trug, in welchen ich die Haare meiner Korinthischen Unbekannten hatte fassen lassen; und so konnt' es nicht wohl fehlen, daſs ich Gelegenheit fand, ihr meine Hand, als wie von ungefähr, nahe genug zu bringen, daſs sie ihr durch den Druck einer Feder aus dem Kasten des Rings heraufgebrachtes Geschenk erkennen konnte. Ein leises Erröthen und ein lächelnder Blick, der unsre alte Bekanntschaft zu gestehen schien, versicherte mich dessen, und mehr verlangte ich für dieſsmahl nicht.

14.

An Ebendenselben.

Diesen Morgen zog mich, ich weiſs nicht was — oder vielmehr, ich wuſste sehr wohl was — in das anmuthige Platanenwäldchen, das die Grenze zwischen dem Landgute meines Wirths und den Gärten der schönen Lais zieht. Es stände jetzt nur bey mir, lieber Kleonidas, dir weiſs zu machen, daſs ich so gut wie mein alter Sokrates einen kleinen Dämon in meinen Diensten habe, und das noch dazu mit dem Vorzuge, daſs der meinige, anstatt mich (wie der Sokratische) bloſs abzumahnen, wenn ich etwas nicht thun soll, mir z. B. ganz vernehmlich zuflüsterte: Wenn du in das Platanenwäldchen gingest, würdest du einer schönen Nymfe begegnen, die vermuthlich so wenig vor dir davon lieſe als du vor ihr. Ich will aber ehrlich mit dir verfahren, und nicht mehr aus mir machen als sich gebührt; und so kannst du dir die Sache, wenn du willst, ganz natürlich vorstellen. In beiden Fällen wird das nehmliche herauskommen. Denn, kurz und gut, als ich auf meinem Spaziergange an die Gartenhecke unsrer Nachbarin kam, sah ich sie durch eine halboffne Thür, in einem zierlichen Morgenanzug, beschäftigt einige so eben aufbrechende Rosen im Gebüsch abzuschneiden, und dazu eines von Anakreons Liedern auf die Rose halb zu singen, halb zu summsen, wie man zu singen pflegt, wenn man nur sich selbst zum Zuhörer hat. Sie erblickte mich sogleich, indem ich mit der dreisten Schüchternheit, die mir (wie die Mädchen sagen) so wohl ansteht — vermuthlich weil etwas Kunst dabey ist — gleichsam ungewiſs, ob ich es wagen dürfe weiter zu gehen, in der Thür stehen blieb. Sie kam mir einige Schritte entgegen. Du scheinst, fiel sie mir ins Wort, da ich eine Entschuldigung zu stottern anfing, mit einer Gabe zu glücklichen Würfen geboren zu seyn, Aristipp. Wer hätte gedacht, daſs wir uns in weniger als drey Jahren zu Ägina wiedersehen würden? — Und das in einem so reitzend aufblühenden Rosengebüsche, setzte dein Freund hinzu. — „Glaubst du auch an Vorbedeutungen?“ — Wenn sie meinen Wünschen entgegen kommen, ja. — „Da du dich nun einmahl (versetzte sie lächelnd) eben so unschuldig, wie ich glauben will, als ehmahls zu Korinth, in mein Gebiet verirrt hast, würde mirs übel ziemen, dich unbewirthet zu entlassen. Ich will das Frühstück in die Myrtenlaube dort bringen lassen, und wir setzen uns zusammen und schwatzen die Morgenstunden vorbey, wenn du nichts angenehmeres zu versäumen hast.

Meine Antwort kannst du leicht errathen, Kleonidas; aber was du vielleicht nicht errathen hättest, war, daſs es unvermerkt Mittag und Abend ward, ohne daſs wir eher ans Abschiednehmen dachten, bis uns die untergehende Sonne daran erinnerte. Das Benehmen meiner schönen Wirthin war munter, offen und absichtlos, immer anständig und edel, ohne Ziererey und Ansprüche, und doch zugleich so traulich, als ob wir nicht anders als Freunde seyn könnten. Mit Einem Worte, du kannst dir nichts liebenswürdigeres denken als sie, und keinen glücklichern Sterblichen als mich, der, im Genuſs des Gegenwärtigen gänzlich befriedigt, keinen Augenblick Zeit hatte zu denken, daſs noch viel zu wünschen übrig sey, und (was dir vielleicht unglaublich scheinen mag) auch nicht durch die leiseste Begierde daran erinnert wurde. Dieſs ist, denke ich, die natürliche Wirkung der vollkommenen Schönheit, wenigstens auf einen Menschen meiner Sinnesart; und hätten die Grazien nicht so viel Reitz und Anmuthendes über alles was sie sagt und thut, bis auf die leiseste Bewegung der Falten an ihrem Gewand, ausgegossen, ich glaube ich könnte

Jahre lang täglich um Lais gewesen seyn, ohne jemahls aus dem ſüſsen Schlummer, worin ihr Anschauen meine Sinne lieſs, aufzuwachen. Seltsam, wirst du sagen; aber so ists! Oder vielmehr, so war und blieb es — rathe wie lange? — Beym Poseidon! Vier ganzer Sommertage lang; und ohne einen zufälligen Umstand, der dir die Sache zu gehöriger Zeit begreiflich machen wird, dürften es vielleicht, Amor und Afrodite verzeihen mirs! eben so viele Wochen oder Monate gewesen seyn.

Daſs neu angehende Freunde, wovon der eine aus Cyrene und der andere aus der Pelopsinsel kommt, einander ihre Geschichte erzählen, versteht sich von selbst. Die meinige war bald abgethan, wiewohl Lais nicht glauben wollte, daſs ich noch so sehr Neuling sey, als ich, mit völliger Wahrheit wie dir bekannt ist, zu seyn vorgab, oder vielmehr mit Bescheidenheit andeutete. Die ihrige war indessen nicht viel reicher an Abenteuern; und da du das Beste an ihrer Erzählung, den Zauberklang ihrer Stimme und den Geist ihrer Augen entbehren muſst, so will ich sie so kurz als möglich zusammenfassen.

Lais wurde zu Hykkara in Sicilien geboren. Sie erinnerte sich, daſs sie in einem groſsen Hause auferzogen wurde, und daſs ihr zwey Sklavinnen zu ihrer Besorgung zugegeben waren. Sie war ungefähr sieben Jahr alt, als sie das Unglück hatte, (ich nenn' es Glück, und du wirst mirs nicht verdenken) bey Eroberung und Zerstörung ihrer Vaterstadt durch den bekannten Athenischen Feldherrn Nikias, vermöge des barbarischen Rechts des Sieges, das unter unsern Völkern zu ihrer Schande noch immer gilt, in die Sklaverey zu gerathen, und mit andern Kindern ihres Alters an den Meistbietenden verkauft zu werden. Leontides, ein reicher Korinthischer Eupatride, kaufte sie, und bezahlte sie beynahe so theuer, als ein marmornes Mädchen von einem Polyklet oder Alkamenes. Dieser Leontides war immer ein groſser Liebhaber aller schönen Dinge gewesen; und wiewohl er im Dienste der Pafischen Göttin bereits grau zu werden begann, oder vielmehr eben deſswegen, kam er auf den Gedanken, sich an der kleinen Laidion Trost und Zeitvertreib für seine alten Tage zu erziehen. Er lieſs ihr also Unterricht in allen Musenkünsten und überhaupt eine so liberale Erziehung geben, als ob sie seine Tochter gewesen wäre, ergetzte sich in der Stille an ihren schnellen Fortschritten, und belohnte sich selbst zu rechter Zeit für alles, was er auf sie gewandt hatte, so gut als

Gicht, Podagra und Hüftweh es erlauben wollten. Dagegen betrug auch sie sich so gefällig und dankbar gegen ihn, und leistete ihm die Dienste einer Krankenwärterin etliche Jahre lang mit so viel Sorgfalt, Geschicklichkeit und gutem Willen, daſs er ihr seine Erkenntlichkeit nicht stark genug beweisen zu können glaubte. Sie lebte in seinem Hause als ob sie seine Gemahlin wäre, schaltete nach Belieben über sein Vermögen, und durfte sich der Freyheit, die er ihr geschenkt hatte, um so unbeschränkter bedienen, da er Ursache zu haben glaubte, sich auf ihre Klugheit und Bescheidenheit zu verlassen. In dieser Lage befand sie sich, als ich, durch den bewuſsten Zufall, eine Art von Aktäon (wiewohl mit besserm Glück) bey ihr zu spielen berufen wurde; und der plötzliche Einfall, sich auf Unkosten eines zudringlichen Unbekannten eine kleine Lust zu machen, wobey sie selbst nichts zu wagen sicher war, hätte einer lebhaften jungen Sicilianerin, welche die schönste Blumenzeit ihres Lebens einem abgelebten gichtbrüchigen Liebhaber aufzuopfern sich gefallen lieſs, von meinem runzligen Freunde Antisthenes selbst nicht übel gedeutet werden können. Bald nach dieser Begebenheit starb der alte Leontides, und hinterlieſs seiner schönen Wärterin die Freyheit zu leben wie und wo sie wollte, nebst einer

Sind Dinge bemerkenswürdig, die nichts an andern bedeuten.
Doch, um Vergebung, mein Herr, wenn diese Melodie
Ihr Ohr vielleicht verletzt? — „Sie scherzen.“ — Und Sie erröthen?
„Das dächt’ ich nicht.“ — Zum Brennen! — „So muſs der gestrige Wein —“
Aufrichtig, mein Herr, ich sehe nicht ein
Warum Sie verlegen sind; was hätten Sie das vonnöthen?

52.

Doch! — Nun errath’ ich es — Richtig! das löst das Räthsel mir auf!
Bekennen Sie, Ritter, Sie sind ein kleiner Ungetreuer?
Sie spielen gerne den Damenbefreyer,
Allein, Sie setzen, so scheint’s, auch einen Preis darauf.
„Prinzessin, ich sehe Sie wissen —“ Von Ihrer geheimen Geschichte
Ein wenig mehr, mein Herr, als einem gewissen Paar
Behagen mag. — „Madam, aus diesem Ton ist klar
Daſs Ihnen die Sache in einem falschen Lichte —“

beträchtlichen Summe an barem Gelde und dem zierlichen Landsitz zu Ägina, der zwar von keinem groſsen Ertrag, aber durch seine reitzende Lage und die Schönheit der Gebäude und Gärten beynahe so einzig in seiner Art ist, als seine Besitzerin in der ihrigen.

Die schöne Wittwe des Korinthischen Eupatriden befindet sich nun, wie du siehest, in einer Lage, die derjenigen ziemlich ähnlich ist, in welche Prodikus seinen jungen Herkules auf dem Scheidewege setzt. Zwey Lebenswege liegen vor ihr, zwischen welchen sie, wie sie selbst glaubt, wählen muſs. Soll sie, kann sie, bey diesem lebhaften Bewuſstseyn einer Schönheit und einer Zaubermacht, die ihr, so bald sie will, alle Herzen und alle Begierden unterwirft, bey solchen Talenten und einem Triebe zur Unabhängigkeit, dessen ganze Stärke sie in ihrer vorigen Lage kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sich entschlieſsen, mit Aufopferung ihrer Freyheit und ihres ganzen Selbst an einen Einzigen, das ist, mit Gefahr einer ewigen Reue, sich in die venerable Gilde der Matronen einzukaufen? — oder soll sie, mit Verzicht auf diesen ehrenvollen Titel, sich auf immer der reitzenden Freyheit versichern, nach ihrem eignen Gefallen glücklich zu seyn, und glücklich zu machen wen sie will.

Es müſste einem Paar hochweiser Zottelbärte komisch genug vorgekommen seyn, wenn sie, hinter unsrer Myrtenlaube verborgen, eine junge Dame wie Lais, und einen schwarzlockigen wohlgenährten Filosofen von zwey und zwanzig Jahren, mit einer zwischen Pythagorischer Sofrosyne, Sokratischer Ironie, und Aristofanischer Leichtfertigkeit leise hin und her schwebenden Miene, in der ernstlichsten Konferenz über diese Frage hätten behorchen können. Nichts müſste ihnen lustiger vorgekommen seyn, als das anscheinende Vertrauen der jungen Schönen zu der Weisheit eines beynahe eben so jungen Freundes, dessen eigenes Interesse bey der Sache stark genug in die Augen fiel, um ihr seinen Rath auf jeden Fall verdächtig zu machen.

Das Wahrste bey dieser Berathschlagung war indessen, daſs die schöne Lais recht gut wuſste, wozu sie sich bereits entschlossen hatte. Vermuthlich war es ihr mehr darum zu thun, mir ihre eigene Art über diese Dinge zu denken mitzutheilen, als sich in der Meinung, daſs ich sie nicht anders als billigen könne, zu bestärken. Dieſs glaubte ich in ihren Augen zu lesen, da sie, nachdem sie das Problem besagter Maſsen gestellt hatte, sich auf einmahl mit der treuherzigen Frage an mich wandte: Was räthst du mir nun, Aristipp? — Sage mir deine Meinung ohne Zurückhaltung, und, wenn du die Forderung nicht unbillig findest, so unbefangen, als ob du der Mann im Monde wärest, und einer Bewohnerin des Hesperus rathen solltest.

Was du von mir verlangst, schöne Lais, (antwortete ich ihr) ist eben nicht ganz so leicht als du zu glauben scheinst. Indessen wär' es mir wenig rühmlich, wenn ich schon zwey Jahre um den Weisesten aller Menschen (mit der Delfischen Priesterin zu reden) gewesen wäre, und nicht wenigstens eine Hand voll brauchbarer Maximen auf die Seite gebracht hätte, womit ich mir und andern bey Gelegenheit aushelfen könnte. Eine dieser Maximen ist: wenn ich um Rath gefragt werde, immer zu rathen was mir wirklich für die fragende Person das Beste scheint; aber zugleich ehrlich zu gestehen, daſs, wofern ich selbst auf irgend eine Art dabey betroffen bin, immer auch, mit oder ohne klares Bewuſstseyn, einige Rücksicht auf meine eigene Wenigkeit dabey genommen wird. So würde ich, z. B. wenn ich dächte, daſs eine geheime Vorliebe zu dem ehrsamen Matronenstande in deinem schönen Busen schlummere, und ich selbst etwa der Glückliche sey, mit dem du deine Freyheit in die Schanze zu schlagen

Lust hättest, nicht umhin können dich vor mir zu warnen, weil in diesem Falle zehen gegen Eins zu wetten wäre, daſs es uns beide gereuen würde, mich dir gerathen, dich mir gefolgt zu haben. Eine andre meiner Lebensmaximen ist, meine Handlungen so wenig als möglich von den Meinungen andrer Leute abhangen zu lassen. Ich müſste mich sehr irren, wenn diese Regel nicht auch für dich gemacht wäre. Endlich ist auch bey mir festgesetzt, daſs die Person den Stand, nicht der Stand die Person adeln muſs. Ich sehe keine Unmöglichkeit, warum ein junges Frauenzimmer von deinen seltenen Vorzügen, in der unabhängigen Lage worein dich dein alter Patron gesetzt hat, unter dem Schutz der Grazien nicht so viel Freyheit, als ihr selbst zuträglich ist, mit einem gehörigen Betragen, dem die Welt ihren Beyfall nie versagt, sollte vereinigen können. Mein Rath, schöne Freundin, wäre also — mit mehr oder weniger Rücksicht auf meine Maximen, wenn du willst, zu thun was dir dein Herz und deine Klugheit eingeben.

Ich bin mit deinem Rath vollkommen zufrieden, weiser Aristipp, versetzte sie mit einem Lächeln, wie die Augen der Liebesgöttin lächeln mögen, wenn ihr Blick von ungefähr in einen Spiegel fällt. Höre mich also an, mein Freund; denn ich will mich dir so unzurückhaltend erklären, wie Personen meines Geschlechts kaum mit sich selbst zu reden pflegen. Ich habe noch so wenig Gelegenheit gehabt die Stärke oder Schwäche meines Herzens aus Erfahrung kennen zu lernen, daſs es Vermessenheit wäre, wenn ich, wie der Sohn der Amazone beym Euripides, [11]) Amorn und seiner Mutter Trotz bieten wollte. So weit ich mich indessen kenne, scheint es nicht als ob die Leidenschaft, die der besagte Dichter an seiner Fädra so unübertrefflich schildert, jemahls mehr Gewalt über mich erhalten werde, als ich ihr freywillig einzuräumen für gut finde; und ich wünsche vor jeder andern Thorheit so sicher zu seyn, als vor dem lyrischen Einfall, aus Liebe zu irgend einem Faon der schönen Saffo den Sprung vom Leukadischen Felsen nachzuthun. Bey allem dem gestehe ich gern, daſs ich den Umgang mit Männern eben so sehr liebe, als mir die Unterhaltung mit den Griechischen Frauen vom gewöhnlichen Schlage unerträglich ist. Du weiſst vermuthlich, wie wenig bey der Erziehung der Griechischen Töchter in Betrachtung kommt, daſs sie auch eine Seele haben, und daſs die Seele kein Geschlecht hat. Sie werden erzogen um so bald als möglich Ehfrauen zu werden:

und der Grieche verlangt von seiner ehlichen Bettgenossin nicht mehr Geist, Talente und Kenntnisse, als sie nöthig hat, um (wo möglich) schöne Kinder zu gebären, ihre Mägde in der Zucht zu halten, und die Geschäfte des Spinnrockens und Webstuhls zu besorgen. Ist sie überdieſs sanft, keusch und eingezogen, trägt sie wie die Schnecke ihr Gynäceon immer auf dem Rücken, und verlangt von keinem andern Manne gesehen zu werden als von ihm, läſst sich an und von ihm alles gefallen, und glaubt in Demuth, daſs es keinen schönern, klügern und bravern Mann in der Welt gebe als den ihrigen: so dankt er den Göttern, die ihn mit einem so frommen tugendsamen Weibe beschenkt haben, ist höchlich zufrieden, und hat wahrlich Ursache es zu seyn. Vor der langen Weile, die ihm eine so fromme und und tugendreiche Hausfrau machen könnte, weiſs er sich schon zu verwahren. Er sieht sie so wenig als möglich: und verlangt er einen angenehmern weiblichen Umgang, so hält er sich irgend eine liebenswürdige Gesellschafterin auf seinen eigenen Leib, oder bringt von Zeit zu Zeit einen Abend mit seinen Freunden in Gesellschaft von Hetären zu. Und wie könnt' es anders seyn, da unsre ehrbaren Frauen, von aller männlichen Gesellschaft zeitlebens ausgeschlossen und auf den Umgang mit ihren Mägden, Schwestern, Basen und Nachbarinnen eingeschränkt, aller Gelegenheit sich zu entwikkeln, und die Eigenschaften, wodurch man gefällt und interessant wird, zu erwerben schlechterdings beraubt sind? — Was bleibt also einer jungen Person meines Geschlechts, wenn sie mit der Gabe zu gefallen und einem Geiste, der sich nicht in den engen Raum eines Frauengemachs einzwängen lassen will, von Mutter Natur ausgestattet worden ist, was bleibt ihr anders übrig, als entweder sich selbst und das ganze Glück ihres Lebens der leidigen Landessitte aufzuopfern; oder die Freyheit mit allen Arten gebildeter und liebenswürdiger Männer Umgang zu haben, (als das einzige Mittel wie sie selbst entwikkelt und gebildet werden kann) dadurch zu erkaufen, daſs sie sich gefallen läſst — zu einer Klasse gerechnet zu werden, die der weise Solon zwar durch einen schonenden Nahmen gewisser Maſsen zu Ehren gezogen hat, die aber doch sowohl durch ihre Bestimmung als den Karakter und die Sitten des gröſsten Theils ihrer Mitglieder von einem unheilbaren Vorurtheil gedrückt wird, und mit einem Flecken behaftet ist, den alle Vorzüge einer Korinna, Saffo und Aspasia nicht auszulöschen vermögen. Oder könntest du mir einen andern Weg, dem gemeinen Schicksal der frommen und tugendhaften Frauen und — der tödlichen Langeweile ihres Umgangs zu entgehen, zeigen, Aristipp?

Ich. Wo wolltest du einen Gemahl finden, der dich für das unendliche Opfer, das du ihm bringen müſstest, entschädigen könnte, wenn er auch wollte, und von dem du gewiſs wärest, er werde es immer wollen?

Sie. Wenigstens wirst du mir zugeben, daſs ich einiges Recht hätte, auch von ihm ein gröſseres Gegenopfer zu verlangen, als er mir vermuthlich zu bringen geneigt wäre. Und gesetzt er wär' es, glaubst du wohl, selbst ein Gott und eine Göttin könnten, von jeder andern Gesellschaft entfernt, einander lange Alles seyn? Ich wenigstens bin mir meines Unvermögens, eine solche Zweysiedlerey in die Länge auszuhalten, vollkommen bewuſst. Gute Gesellschaft, oder was in Griechenland wenigstens eben so viel ist, Männergesellschaft, ist für mich ein unentbehrliches Bedürfniſs. Ich habe zu wohl erfahren, was es ist, mit einem einzigen Manne und mit lauter Weibern zu leben, um das Experiment zum zweyten Mahle zu machen! — Es ist also fest beschlossen, Aristipp, ich werde meine Freyheit behalten, und mein Haus wird allen offen stehen, die durch persönliche Eigenschaften oder Talente berechtigt sind eine gute Aufnahme zu erwarten.

Ich. Gegen diesen heroischen Entschluſs kann niemand weniger einzuwenden haben als ich. Aber — freylich wirst du — wie du selbst sagtest — in der Welt —

Sie. Nur heraus mit dem Worte! — Für eine **Hetäre** passieren? Vermuthlich. Aber warum sollt' ich mich über das Vorurtheil, das auf diesem Nahmen liegt, nicht hinwegsetzen? Jeder Stand in der Gesellschaft hat gewisse Vorurtheile gegen sich. Unsre ehrbaren Matronen passieren, im Durchschnitt genommen, für Gänse und Elstern, oder, falls sie Verstand genug dazu haben, für Heuchlerinnen, die Tag und Nacht auf nichts als Ränke sinnen, wie sie ihre Männer hintergehen, und die Vortheile des Hetärenstandes mit der Achtung, die dem Frauenstande gebührt, zugleich nutznieſsen wollen; und wenn man die Komödiendichter hört, so ist noch die Frage, ob eine Person von Geist und feinem Gefühl nicht mehr Ehre davon habe, eine so seltne Hetäre wie **Aspasia** oder **Thargelia** zu seyn als eine Matrone, wie unter jedem Hundert, nach der gemeinen Meinung, wenigstens drey Fünftel sind. Hier oder nirgends tritt der Fall ein, mein Freund, wo ich sehr Unrecht hätte, meine Entschlieſsung von der Meinung anderer Leute abhängen zu lassen. Ich liebe den Umgang mit Mannspersonen, aber als Männer sind sie mir gleichgültig. Ich kenne sie, denke ich, bereits genug, um die Starke und den Umfang der Macht zu berechnen, die ich mir ohne Unbescheidenheit über sie zutrauen darf. Ich weiſs was sie bey mir suchen; und da es bloſs von mir abhängt, sie durch so viele Umwege als mir beliebt im Labyrinth der Hoffnung herumzuführen, so verlaſs dich darauf, daſs keiner mehr finden soll, als ich ihn finden lassen will; und das wird für die meisten wenig genug seyn. Kurz, du sollst sehen, Aristipp, wie bald die allgemeine Sage unter den Griechen gehen wird, es sey leichter die Tugend der züchtigsten aller Matronen in Athen zu Falle zu bringen, als einer von denen zu seyn, zu deren Gunsten die Hetäre Lais (weil sie doch Hetäre heiſsen soll) sich das Recht Ausnahmen zu machen vorbehält.

Sie sagte dieſs mit einem so reitzenden Ausdruck von Selbstbewuſstseyn und Muthwillen, daſs es mir beynahe unmöglich war, nicht auf der Stelle die Probe zu machen, ob ich vielleicht unter diese Ausnahmen gehören

Verzeihen Sie mir! auch darin irren Sie Sich;
Ich habe sie von der Quelle; der Neger bewirthete mich

33.

Mit jedem Umstand davon. Es war, man muſs gestehen,
Ein tückischer Einfall von ihm, Sie in dem drohenden Stand,
Worin er, wie man sagt, bey Blaffardinen Sie fand,
Den Nymfen zum Schrecken so lang' in seinem Garten stehen
Zu lassen, bis sich, wer weiſs aus welchem Feenland,
Die Obermeisterin von allen Preziösen
Hieher verirrte, mit eigner keuscher Hand
Den Zauberknoten aufzulösen.
Es war sehr glücklich, mein Herr, daſs diese in Schatulliösen
So bald zu Ihrem Troste sich fand!

34.

Sie hätte ja eben so leicht am andern Ende der Erden
Versteckt seyn können und lange vergebens erwartet werden. —
„Prinzessin, (versetzt der Ritter mit etwas Ungeduld)

könnte: aber die Furcht, durch ein zu rasches Wagestück mein Spiel auf immer zu verderben, zog mich noch stark genug zurück, daſs ich Meister von mir selber blieb. Solltest du, sagte ich, indem ich eine ihrer Lilienhände, die in diesem Augenblick auf ihrem Schooſse lag, etwas wärmer als der bloſsen Freundschaft zukommt, mit der meinigen drückte, solltest du wirklich hartherzig genug seyn, ein so grausames Spiel mit uns Armen zu treiben, als du dir jetzt einzubilden Belieben trägst? — Hartherzig? versetzte sie mit spottendem Lächeln, ihre Hand schnell unter der meinigen wegziehend, indem sie sich eben so schnell von der Bank, wo wir saſsen, aufschwang und wie eine Göttin vor mir stand; zum Beweise, daſs ich es wenigstens nicht für dich bin, laſs dir ein für allemahl rathen, Freund Aristipp, keine Kunstgriffe bey mir zu versuchen. Unser Verhältniſs ist von einer sehr zarten Art; ich erlaube dir den Augenblick zu belauschen, aber hüte dich, ihm zuvorzukommen! — Beynahe sollt' ich denken, schöne Lais, (erwiederte ich) du seyst bey dem weisen Sokrates in die Schule gegangen — „Wie so?“ — Weil die Lehre oder Warnung, die du mir so eben giebst, die nehmliche ist, die ich ihn einst einer jungen Hetäre zu Athen geben hörte. — „Du scherzest, Aristipp; wie käm' ein Mann wie

Sokrates dazu, sich mit dem Unterricht einer Hetäre abzugeben?“ — Du kennest ihn noch wenig, schöne Lais, wie ich sehe. Kein Sterblicher ist freyer von Vorurtheilen als er, und das Geschäft seines Lebens ist, allen Arten von Personen, unbegehrt und ohne auf ihren Dank zu rechnen, Unterricht und guten Rath zu geben. Er lehrt einen Gerber besseres Leder machen, einen Tänzer gefälliger tanzen, einen Mahler geistreicher mahlen, einen Hipparchen seine Reiter und Pferde besser abrichten: warum sollte er nicht auch eine unerfahrne aber schöne und lehrbegierige junge Hetäre zur Virtuosin in ihrer Kunst zu machen suchen? — „Du erregst meine Neugier; wolltest du mir wohl das Vergnügen machen, mir alles zu erzählen, was du von dieser sonderbaren Begebenheit noch im Gedächtniſs hast?“ — Sehr gern; ich erinnere mich noch eines jeden Wortes, wiewohl es schon über Jahr und Tag ist, daſs sie sich zugetragen hat. Einer von den unsrigen, Kleombrotos von Ambracien, ein junger Schwärmer, wenn je einer war, erzählte uns, er habe so eben durch einen glücklichen Zufall Gelegenheit gehabt, das schönste Mädchen in Athen zu sehen, und zwar, wie nicht jedermann sie zu sehen bekomme; denn sie sitze eben einem Mahler als Modell. Da er nicht aufhören konnte, von der Schönheit dieser jungen Person als einer unaussprechlichen Sache zu reden, sagte Sokrates endlich lächelnd: wenn das ist, so könntest du uns den ganzen Tag davon sprechen, ohne daſs wir ein Wort mehr wüſsten als zuvor; denn von einer unaussprechlichen Sache einen Begriff durchs Ohr zu bekommen, ist unmöglich. Da wäre also, sagte dein naseweiser Freund Aristipp, kein andres Mittel uns zu überzeugen, daſs Kleombrotos nicht zu viel gesagt habe, wiewohl er eigentlich Nichts gesagt hat, als daſs wir selbst hingingen, und mit eignen Augen sähen. So gehen wir denn, sagte Sokrates. Kleombrotos führte uns also alle, so viel unser gerade um den Meister waren, nach der Wohnung der schönen Theodota, mit welcher er durch seinen Freund, den Mahler, schon bekannt war; wir wurden gefällig empfangen, stellten uns in bescheidener Entfernung um den Künstler her, und sahen — was zu sehen war. — War das Mädchen wirklich so schön? unterbrach mich Lais im Ton der vollkommensten Gleichgültigkeit — In der That, antwortete ich in eben dem Ton, schön genug, daſs sie mit allen Ehren die Stelle einer von deinen drey Grazien einnehmen könnte. Schmeichler! sagte sie, indem sie mir einen leichten Schlag auf die Schulter gab; ich unterbreche dich nicht wieder.

Als der Mahler aufgehört, und die schöne Theodota sich in ein Nebengemach begeben hatte, um ihren Anzug wieder in die gewöhnliche Ordnung bringen zu lassen, warf Sokrates, in einem ihm ganz eigenen unnachahmlichen Mittelton zwischen Scherz und Ernst, die Frage auf: Ob wir, die Zuschauer, der schönen Theodota für die Erlaubniſs ihre Schönheiten in einen so genauen Augenschein zu nehmen, oder Theodota nicht vielmehr uns für die Beschauung, Dank schuldig sey? und entschied sie, nach Maſsgabe des ihr oder ihnen wahrscheinlich daraus zuwachsenden Vortheils oder Nachtheils, zu Gunsten der Zuschauer. Immittelst hatte er, seiner Gewohnheit nach, mit seinen weit hervorragenden scharf blickenden Augen das Innere des ganzen Hauswesens ausgekundschaftet; und als Theodota wieder sichtbar ward, machte er ihr sein Kompliment über den reichen und glänzenden Fuſs, auf welchem alles bey ihr eingerichtet sey. Das Alles, setzte er hinzu, muſs dich viel Geld kosten, und ein so groſser Aufwand setzt ein groſses Vermögen voraus. Du hast ohne Zweifel ein schönes Landgut? — Keine Erdscholle, antwortete Theodota etwas schnippisch. — „Also vermuthlich ein Haus, das dir ansehnliche Renten abwirft?“ — Auch das nicht, erwiederte sie, indem sie ein paar groſse Augen an den Mann machte, der einer Unbekannten so sonderbare Fragen vorlegte, und ihr dennoch, seines schlechten Aufzugs ungeachtet, Ehrfurcht und Zutrauen einzuflöſsen schien. — „Aha! Nun versteh ich; du bist Eigenthümerin einer groſsen Fabrik, worin eine Menge geschickter Arbeiter Geld für dich verdienen?“ — Ich? ich besitze nichts dergleichen. — „Wovon kannst du denn einen solchen Aufwand machen?“ — Die Freygebigkeit meiner guten Freunde, erwiederte sie erröthend, und hielt inne — „Gute Freunde? Das gesteh ich! Da hast du allerdings ein groſses Besitzthum. Ein Rudel Freunde ist freylich ein ganz andrer Reichthum als eine Herde Rinder, Schafe und Ziegen! Aber wie fängst du es an, schöne Theodota, daſs du so gute Freunde bekommst? Laſst du es auf den Zufall ankommen, ob sich so ein Freund, wie eine Fliege, von ungefähr an dich setzt, oder gebrauchst du etwas Kunst dazu?“ — Ich verstehe dich nicht; wie käme ich zu einer solchen Kunst? — „Wenigstens so leicht als eine Spinne. Du weiſst doch wie sie es machen, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen? Sie weben eine Art feiner Netze; die Mücken verfangen sich darin, und dienen ihnen zur Speise.“ — Ich soll also auch so ein Netz weben, meinst du? — „Warum nicht?

Du wirst dir doch nicht einbilden, daſs ein so köstliches Wildbret, als gute Freunde sind, dir so ohne alle List und Mühe, mir nichts dir nichts, in die Küche laufen werde? Siehst du nicht, wie mancherley Anstalten die Jäger machen, um nur einen schlechten Hasen zu erhaschen? Weil der Hase immer bey Nacht auf die Weide geht, schaffen sie sich Hunde an, die bey Nacht jagen; und weil er ihnen bey Tage entlaufen würde, halten sie Spürhunde, die, wenn er von der Atzung in sein Lager zurückgeht, seiner Fährte folgen und ihn dort zu fangen wissen. Weil er so schnellfüſsig ist, daſs er ihnen im Freyen gar bald aus den Augen kommt, haben sie Windspiele bey der Hand, die ihn im Laufen fangen; und da er ihnen auch so vielleicht noch entrinnen könnte, stellen sie überall, wohin er seinen Lauf nehmen könnte, Jagdnetze auf, worein er sich verwickeln muſs." — Das alles mag zur Hasenjagd sehr dienlich seyn, sagte Theodota mit einem kleinen spöttischen Naserümpfen; nur sehe ich nicht, welches von diesen Mitteln mir dienen könnte um Freunde zu erjagen. — „Was meinst du, Theodota, wenn du dir statt eines Spürhundes jemand anschaffen könntest, der die Gabe hätte dir die reichen Dilettanten auszuriechen und in deine Netze zu jagen?" —

In meine Netze? Was für Netze hätte ich denn? — „Das fragst du, schöne Theodota? Eines wenigstens gewiſs, das auf alle Fälle schon weit reicht, und von der Natur selbst gar zierlich gestrickt wurde; und wie kannst du vergessen, daſs du in diesem schönen Leibe eine Seele hast, die dich lehren könnte, wie du die Augen brauchen muſst, um die Männer durch deine Blicke zu bezaubern; was du reden muſst, um sie aufgeräumt und fröhlich zu machen; wie du den, der dich ernstlich liebt, durch die Anmuth deines Betragens fest halten, und den Lüstling, der nur in deinen Reitzen schwelgen will, abschrecken und entfernen sollst. Und hast du nicht auch ein Gemüth, das dich an deinem Freunde Antheil nehmen macht? Das dich antreibt die zärtlichste Sorgfalt an ihn zu verschwenden wenn er krank ist; ihm die lebhafteste Theilnehmung zu zeigen, wenn er irgend etwas rühmliches gethan hat, und mit ganzer Seele an ihm zu hangen, wenn er dir Beweise giebt, daſs auch er es recht herzlich mit dir meine? Ich zweifle nicht, du kannst mehr als nur liebkosen, du kannst auch lieben; und du machst dir ein Geschäft daraus, die Gewalt, die du über die Gemüther deiner Freunde hast, dazu anzuwenden, sie zu den edelsten und besten Menschen zu machen.“ — Ich versichre dich, du hingegen deinem Gaste Hunger machen, so wird ihm auch gemeine Kost willkommen seyn.“ — Was müſst' ich denn thun, (sagte Theodota mit der schaafmäſsigsten Miene in einem der schönsten Gesichter) um denen, die mich besuchen, Hunger zu machen? — „Vor allen Dingen dich wohl in Acht nehmen, ihnen wenn sie satt sind nichts weiter vorzusetzen, geschweige sie noch gar nöthigen zu wollen. Lässest du ihnen Zeit, so wird der Appetit von selbst wiederkommen; wenn du aber siehest, daſs dieſs der Fall ist, so übereile dich ja nicht; locke sie durch die artigsten Manieren, die feinsten Liebkosungen: sey lebhaft, reitzend, sogar muthwillig; aber entschlüpfe ihnen immer wieder, wenn sie dich zu haben meinen, und ergieb dich nicht eher, bis du gewiſs bist, daſs sie den höchsten Werth auf deine Gefälligkeit legen.“ — Diese Lehre schien der jungen Person einzuleuchten. Wenn nur du, sagte sie und lächelte den alten Herrn so holdselig an als ihr möglich war, wenn nur du mir Freunde jagen helfen wolltest? — „Warum nicht, wenn du mich dazu bereden kannst?“ — Das möchte ich wohl gern, wenn du mir nur sagen wolltest, wie ich es machen muſs. — „Das ist deine Sache; du muſst eine Seite ausfindig machen, wo du mir beykommen kannst.“ — So besuche mich nur recht fleiſsig, lieber Sokrates! —

Ich habe nur nicht viel übrige Zeit, meine gute Theodota, erwiederte Sokrates, der des Scherzes mit der albernen Puppe überdrüſsig zu werden anfing; meine häuslichen und öffentlichen Geschäfte lassen mir wenig müſsige Augenblicke. Auch habe ich eine hübsche Anzahl guter Freundinnen, die mich Tag und Nacht nicht von sich lassen wollen, weil ich sie gar wirksame Liebestränke und Zauberlieder lehre.“ — Ey, was du sagst! Verstehst du dich auch auf solche Dinge, Sokrates? — „Wie sollt' ich nicht? Meinst du, der Apollodor und der Antisthenes hier gehen mir um nichts und wieder nichts nie von der Seite? Oder Cebes und Simmias kommen ohne ihre guten Ursachen bloſs meinetwegen bis von Theben hergelaufen? Du begreifst doch, daſs so was nicht ohne Hexerey und Liebestränke und Zauberschnüre möglich ist.“ — So sey so gut und leihe mir eine solche Schnur, damit ich sie gleich auf dich werfen kann. — „Ich will aber nicht zu dir gezogen seyn, sagte Sokrates lächelnd, du sollst zu mir kommen.“ — Von Herzen gern, wenn du mich nur annehmen willst. — „Das will ich wohl, es wäre denn, daſs eben eine bey mir wäre die ich lieber habe.“ — Hier endigte sich dieser in seiner Art einzige Sokratische Dialog; 12) wir empfahlen uns und gingen lachend unsres Weges. Schade, sagte

Mich geb' ich Preis; nur schonen Sie, darf ich bitten,
Des Ruhmes von einer Dame, die ohne ihre Schuld
Schon mehr als zu viel um meinetwillen gelitten!" —
Sie haben Recht, mein Herr; es wäre lieblos, ihr
Die Ohnmacht, worin sie lag, zum Vorwurf machen zu wollen.
Wie hätte sie nicht in Ohnmacht fallen sollen?
So wie die Sache lag, was that sie als ihre Gebühr?

35.

Wo ist ein Mädchen von feinem Gefühl für Ehre,
Die gegen das Urtheil der Welt, das niemand mehr als wir
Zu fürchten hat, so fest gepanzert wäre,
Um nicht dasselbe zu thun? Und wirklich, verzeihen Sie mir,
Läſst für ein Mädchen, zumahl für eine Prinzessin, von Ehre,
Die wenigstens das, was viele den bösen Schein
Zu nennen pflegen, scheut, sich schwerlich ein Unfall erdenken,

Lais, daſs so viel Witz und Laune an so ein Attisches Hühnchen verschwendet wurde! Ich hätte mir nie vorgestellt, daſs es eine so erzeinfältige Hetäre in einer Stadt wie Athen geben könnte. — Das macht, sie ist eine geborne Athenerin, eines ehrsamen Bürgers Tochter, so wohl erzogen wie du vorhin sagtest, daſs die Griechischen Töchter beynah alle erzogen würden, und bloſs durch Armuth und Hang zum Müſsiggang und zur Üppigkeit verleitet, sich in eine Profeſsion zu werfen, worin sie, ungeachtet aller Mühe, die sich Sokrates selbst mit ihr gegeben, schwerlich jemahls eine Virtuosin zu werden die Miene hat.

Aber weiſst du, sagte Lais, daſs ich ganz verliebt in deinen Sokrates bin, und groſse Lust habe, dich nach Athen zu begleiten und seine Schülerin zu werden? — Beym Anubis! fuhr ich etwas unbesonnen heraus, ich traue dir Muthwillen genug zu, einen solchen Einfall, wenn er dich anwandelt, auszuführen. Niemand kann eine gröſsere Meinung von deiner Zaubermacht haben als ich; ich glaube daſs dir — alles mögliche möglich ist; und doch wollte ich dir nicht rathen, diese Probe an dem kaltblütigsten Acht und Sechziger, den vermuthlich der Erdboden trägt, zu machen, — falls es dich etwa verdrieſsen könnte, wenn sie ſehl schlüge. — Reitze mich nicht, Aristipp! versetzte sie; wer weiſs wie weit ich es, trotz seiner acht und sechzig Jahre und seiner Kaltblütigkeit, mit Hülfe seiner eigenen Theorie, bey ihm bringen könnte?

Ich schmeichle mir, Freund Kleonidas, durch die groſsmüthige Vertraulichkeit, womit ich dich an meinem neuen Verhältniſs und der schönen Lais Theil nehmen lasse, einigen Dank von dir zu verdienen; und in dieser gerechten Voraussetzung könnt' ich mich leicht zu der angenehmen Arbeit entschlieſsen, eine Art von Tagebuch über alles Merkwürdige, was während meines Aufenthalts in Ägina vermuthlich noch begegnen wird, für dich zu halten. Freylich werd' ich wenig Zeit zum Schreiben haben, und groſse Arbeitsamkeit ist leider! auch keine meiner glänzendsten Tugenden. Ich will mich also zu nichts anheischig gemacht haben. Ich überlasse mich, wie du weiſst, am liebsten den Eingebungen des Augenblicks, und so thue ich oft mehr als ich mir selbst zugetraut hatte.

Mein Wirth Eurybates, der sonst mit Sokratischen Tugenden eben nicht schwer beladen ist, besitzt wenigstens Eine, und gerade die, wodurch er sich jetzt am meisten um mich verdient machen kann, in einem hohen Grade; und das ist die edle Tugend, seinen Freunden nicht durch übermäſsige Dienstgeflissenheit lästig zu seyn, und sie ihrer Wege gehen zu lassen, wenn er merkt, daſs ihnen ein Gefallen damit geschieht. Ich gestehe, daſs mir Anfangs ein wenig bange war, ich möchte ihn bey der schönen Lais in meinem Wege finden. Aber nichts weniger! Man sieht ihn nie in ihrem Hause als wenn sie groſse Gesellschaft hat, und auch dann ist er eine ziemlich seltene Erscheinung, und oft schon wieder verschwunden, ehe man seine Gegenwart recht gewahr wurde. Auch zeigt er nicht die geringste Neugier, von meinem Verhältniſs gegen sie mehr zu wissen als andere. Kurz, es ist etwas ganz Exemplarisches, wie wenig wir einander mit unsrer Freundschaft beschwerlich sind. — Ohne Zweifel wundert dich eine solche Gleichgültigkeit gegen eine Nachbarin, wie es keine andere in der Welt giebt? Es ging mir wie dir; ich erkundigte mich unter der Hand ein wenig nach seinem Thun und Lassen, und es entdeckte sich, als ein neues Beyspiel der Unlauterkeit aller menschlichen Tugenden, daſs — mein Freund Eurybates bis über die Ohren in Liebe zu einer — Dame in Ägina, der Frau eines dasigen Rathsherren, befangen ist, die ihn so künstlich bey der Nase herumzuführen weiſs, daſs er sich ihr für das Opfer ihrer Tugend zu grenzenloser Erkenntlichkeit verbunden glaubt, während die gleiſsnerische Spitzbübin einen geheimen Plan mit ihrem ehrenvesten und wohlweisen Gemahl angelegt hat, ihm ihre besagte Tugend so theuer zu verkaufen, daſs er sich für das, was sie ihn kostet, das schönste Haus, die schönsten Gemählde und Statuen, die schönsten Pferde und Hunde, und ein Halbdutzend der schönsten Tänzerinnen und Flötenspielerinnen im ganzen Achaja hätte anschaffen können; wiewohl noch viel fehlt, daſs sie die schönste Frau auch nur in Ägina wäre. So spielt „der Götter und der Menschen Herrscher Amor“ einem Abkömmling des groſsen Kodrus mit, mein Freund!

15.

An Kleonidas.

Vor einigen Tagen langte ein junger Künstler aus Paros auf dem Landsitze der schönen Lais an, um ihr eine beynahe vollendete Venus von Parischem Marmor zu überbringen, welche Leontides, kurz vor seiner Reise in das Land, aus welchem man nicht wiederkommt, bey ihm bestellt hatte. Sie war für einen kleinen Tempel in dem Myrtenwäldchen bestimmt, das einen Theil der weitläufigen Gärten dieser schönen Villa ausmacht; und Lais hatte auf Verlangen ihres Patrons zum Modell dazu dienen müssen. Es versteht sich, daſs diese Venus — zwar nur hier und da von einem nebelartigen Gewand umflossen, aber doch nicht gewandlos ist; denn zu einer noch gröſsern Gefälligkeit hatte sich die junge Dame schlechterdings nicht bequemen wollen. Die Stellung, die der Eupatride selbst gewählt hat, und die dir keine schlechte Meinung von seinem Geschmack geben wird, ist der Augenblick, da die junge Göttin zum ersten Mahl in der Olympischen Götterversammlung erscheint. Die Ausführung läſst von dem jungen Künstler, der sich Skopas nennt, noch viel schönes und groſses erwarten; aber schwerlich wird er jemahls etwas vollkommneres aufstellen, als der Kopf und der halb entblöſste Oberleib dieser Liebesgöttin ist. — „Man verlangt von uns, sagte mir Skopas, daſs wir göttliche Naturen nach einem höhern Ideal bilden sollen als was die menschliche im Einzelnen darstellt: aber hier war die Rede nicht davon, mein Modell zu verschönern; mir war nur bange, daſs ich es nicht würde erreichen können, und in der That bin ich noch nicht mit mir selbst zufrieden.“ — Ich, der das Werk freylich mit keinem Künstlerauge ansah, wuſste, sogar wenn Lais dabey stand, nichts zu finden, worin es dem Urbilde noch ähnlicher seyn könnte. Selbst den Geist, der die Beschauer anzusprechen scheint, ein wundervolles unbeschreibliches Gemische von jungfräulicher Befangenheit und innigem Selbstbewuſstseyn dessen was sie ist, hat er aus dem Zaubergesichte meiner schönen Freundin herausgestohlen; gleich beneidenswürdig, es mag Geschicklichkeit oder Glück seyn, wodurch es ihm gelang. Fühlt ihrs, scheint sie den um sie her sich drängenden Göttern zu sagen, daſs ich die Göttin der Schönheit bin?

Dieser Skopas ist ein sehr interessantes Wesen für mich, und wiewohl viel fehlt, daſs ich es auch für ihn seyn müſste, so scheint er doch einiges Belieben an meiner Unterhaltung zu finden, und ich bringe täglich etliche Stunden in seiner Werkstatt zu. Denn auſser der besagten Venus hat er noch eine Gruppe des Eros und Anteros, und einige Stücke in halberhabener Arbeit zu fertigen, die für den kleinen Tempel bestimmt sind. Er ist ein helldenkender Kopf, und hat (wie ich sehe) ohne es von Sokrates gelernt zu haben, 13) ausfindig gemacht, daſs ein Bild eben sowohl seine eigene Seele zu haben und dessen, was es vorstellen soll, sich bewuſst zu seyn, als Leben zu athmen, scheinen müsse. Seiner Versicherung nach, hat er es dem berühmten Sofisten Prodikus zu danken, daſs er von Natur und Kunst, und von dem, was für den Menschen in beiden das Höchste ist, klärere Begriffe hat als die meisten seiner Kunstverwandten. Lais ist nicht selten die dritte Person in seinem Arbeitssahle, und wenn ich zur Eifersucht geneigt wäre, so käm' es bloſs auf mich an, in dieser häſslichen Leidenschaft schnelle und groſse Fortschritte zu machen. Denn es ist nicht zu läugnen, daſs Skopas durch seine Venus sich eine Art von Recht an sie erworben hat, und ich müſste mich sehr irren, oder er hat auf ihre Dankbarkeit um so sicherer gerechnet, da er wirklich ein liebenswürdiger junger Mann, und, dem Ansehen nach, von unverdorbenen Sitten ist. Wie ich mich in dieser Lage benehme, fragst du? — Wie ein weiser Mann, Kleonidas! Ich scheine nichts zu merken, nichts zu fürchten, nichts vorauszusehen; bin offen und vertraulich gegen meinen Nebenbuhler, freundschaftlich und anspruchlos gegen die Dame des Hauses, und glaube durch dieses Betragen bey der letztern desto mehr zu gewinnen, da der gute Skopas (wie alle Göttermacher, denke ich) ziemlich hitzig ist, und einen zu seinem Nachtheil begünstigten Mitwerber nicht so leicht ertragen könnte als ich, der sichs zum Gesetz gemacht hat, den Grazien keine Gunst weder abverdienen, noch viel weniger abnöthigen zu wollen. Daſs wirkliche Gleichgültigkeit die Quelle meiner anscheinenden Ruhe seyn könnte, ist ein Gedanke, der ihr gar nicht in den Sinn kommt.

Gestern traf Lais die Einrichtung, daſs wir den ganzen Tag ungestört allein beysammen seyn konnten, weil Skopas noch eine Sitzung nöthig fand, um den Kopf seiner Venus zu vollenden. Gleichwohl schien er selbst nicht recht zu wissen, was noch fehlen sollte, und begnügte sich indessen, hier und da mit leisen Schlägen an den Haarlocken herum zu spielen. In der That hatte er etwas ganz anderes auf dem Herzen, und weil ihm vermuthlich keine feinere Wendung, um die Sache einzuleiten, beyfallen wollte, fing er zuletzt an, eine Art von miſsmüthiger Laune zu zeigen, zu welcher nirgends ein sichtbarer Grund vorhanden war. Was fehlt dir, Skopas? fragte ihn Lais endlich in einem so sanften Ton, als ein übellauniger Ehmann von der geduldigsten Gattin nur immer verlangen könnte. — „Ich kann es nicht länger verbergen, ich bin ärgerlich, daſs einem Bilde wie dieſs Etwas fehlen soll.“ — Und was fehlt ihm denn noch? fragte ich so bescheiden als einem in den Mysterien der Kunst Uneingeweihten gebührt. — Alles, antwortete Skopas. — Alles ist viel, sagte Lais mit einem komischen Zucken der Augenbraunen und Lippen; arme Afrodite! Da müſsten wir dich ja gar in irgend einen unzugangbaren Gartenwinkel verbannen?

Skopas. Genug, es fehlt ihr daſs sie nicht so schön ist als sie seyn könnte; ich nenne dieſs Alles.

Lais. Erkläre dich, lieber Skopas. Du siehest mehr als wir andern. Glaubst du noch etwas verbessern zu können? Bricht sich vielleicht irgend eine Falte nicht zierlich genug? Ich will dir gern noch stehen, so oſt und lange du es nöthig ſindest.

Eine Falte? sagte Skopas mit einem schweren Seufzer; die Falten sind es eben was mich ärgert; die Göttin der Schönheit sollte gar keine Falten haben! — Lais. Also ein nasses Gewand, meinst du? — Skopas. Wozu überall ein Gewand? Kann das verwünschte Gewand, wie leicht es auch geworfen ist, etwas anders thun als die Schönheit umwölken, die, vermöge ihrer Natur, nichts, was nicht wesentlich zu ihr gehört, an sich dulden kann? — Lais. Kommst du wieder auf deine alte Grille? — Skopas. Verzeih, schöne Lais! daſs die Göttin der Schönheit auch durch die zierlichste Bekleidung verliert, ist Natur der Sache; das Grillenhafte — es muſs nun einmahl heraus — ist die falsche Scham, die eines edeln und freydenkenden Wesens unwürdig ist. Daſs ein einfältiges Ding von einem attischen Bürgermädchen, wiewohl es sich den Augen der Künstler ohne Bedenken stückweise vermiethet, sich mit Zähnen und Klauen wehrt, wenn es sein letztes Gewand fallen lassen soll, begreift sich und hat immer seine guten Ursachen. Aber was für einen Grund könnte eine untadelige

Worin es verdrieſslicher wäre zur Ohnmacht gezwungen zu seyn.
Das weiſs ich, gerieth' ich je in solch ein Unglück hinein,
Ich würde mich selbst in meinen Thränen ertränken!

56.

Bedenken Sie selbst, mein Herr, — Hier fand der Paladin,
Der bis hieher auf glühenden Kohlen gelegen,
Es länger auszustehn geh' über Menschenvermögen.
Schon schwebte ein derber Fluch auf seinen Lippen, als ihn
Zu gutem Glücke die Ankunft der Dame seiner Gedanken
Zum zweyten Mahle befreyt. Zwar fing sein hoher Begriff
Von ihrer Tugend bereits ein wenig an zu wanken:
Allein er hätte zur Schmach, auf einem Räuberschiff
An Ketten zu rudern, sich eher verglichen,
Als länger gemartert zu seyn mit solchen Wespenstichen.

Schönheit haben, sich verbergen zu wollen? Ohne Verschleierung gesehen zu werden, ist ja ihr höchster Triumf. Lais. Und wenn sie nun keine Lust hätte sich dem möglichen Fall auszusetzen, von lüsternen Augen entweiht zu werden? — Skopas. Das ist als wenn die Sonne nicht leuchten wollte, um ihr Licht zu keinen schlechten Handlungen herzugeben. Vollkommene Schönheit ist das Göttlichste in der Natur; so betrachtet sie das reine Auge des wahren Künstlers, so jeder Mensch von Gefühl; für beide ist sie ein Gegenstand der Anbetung, nicht der Begierde. — Lais. Das mag von der Göttin selbst gelten, Skopas; aber welche Sterbliche dürfte sich ohne Übermuth einer vollkommenen Schönheit vermessen? — Skopas. Wenn dieſs deine einzige Bedenklichkeit ist, so hab' ich gesiegt. Ich nehme die Verantwortung bey der furchtbaren Nemesis auf meinen Kopf. — Lais. Komm mir zu Hülfe, Aristipp! du siehst mit was für einem verwegenen Menschen ich zu kämpfen habe. — Aristipp. Ich fürchte sehr, du wirst einen schwachen Beschützer an mir haben. Der Genius der Kunst ist auf seiner Seite; das rathsamste wäre, däucht mich, einen gütlichen Vergleich mit ihm zu treffen. — Lais. (in einem tragischen Ton) Auch du gegen mich, du, den ich für meinen Freund hielt? Nun dann, wenn ich ja das Opfer seines Eigensinns werden soll — Skopas. Um Vergebung, schöne Lais! Ich fühle, daſs mich das Interesse meiner Bildsäule und der Kunst über die Gebühr zudringlich gemacht hat. Ich besinne mich. Es wäre allerdings unbillig — in der That — am Ende bist auch du nur eine Sterbliche — Aristipp. Mir fällt ein Ausweg ein, der wofern er deinen Beyfall hat, schöne Lais, den Künstler zufrieden stellen könnte. Wenn mich meine Augen nicht sehr getäuscht haben, so ist unter deinen Aufwärterinnen eine, welche völlig deine Gröſse hat, und, die Gesichtsbildung ausgenommen, dir an Gestalt so ähnlich ist, daſs sie in einiger Entfernung leicht mit dir verwechselt werden könnte. Wie wenn du diese an deiner Statt der Kunst Preis gäbest? — Skopas. Dem Aristipp ists zu verzeihen, einen solchen Vorschlag gethan zu haben; ich machte mich des Nahmens eines Künstlers auf immer unwürdig, wenn ich ihn annähme. Meine Venus muſs in sich selbst vollendet, muſs (so zu sagen) eine reine Auflösung des Problems der Schönheit seyn: nicht das leiseste Miſsverhältniſs darf die vollkommne Symmetrie aller Theile und die höchste Einheit des Ganzen stören. Lais. Dieses Unglück ist leicht zu verhüten. Wir lassen das Bild, wozu ich selbst, weil es mein ehmahliger Gebieter wollte, zum Modell dienen muſste, wie es ist, wenig und leicht genug bekleidet, sollt' ich denken, um einen nicht gar zu eigensinnigen Kunstliebhaber zu befriedigen; und weil Skopas so groſse Lust hat, seine Idee einer vollkommenen Schönheit in einer ganz enthüllten Afrodite darzustellen, so überlasse ich ihm meine Lesbia dazu. Ihr Gesicht mag wohl einiger Verschönerung fähig seyn: aber dafür bin ich gut, daſs er im ganzen Griechenland und allen seinen Inseln keinen schönern Körper finden soll. — Skopas. Als den, dessen Hälfte in diesem Bilde eine jede andere, als die Göttin selbst, eifersüchtig machen muſs. — Lais. Da mich Skopas aus billiger Rücksicht, daſs ich doch nur eine Sterbliche bin, und also meine geheimen Ursachen haben kann, ein für alle Mahl dispensiert hat, so kann von mir nicht mehr die Rede seyn. — Ungütige Lais, rief Skopas, gewiſs zweifelst du nicht, daſs das in einer ganz andern Absicht gesagt wurde. — Wirklich? versetzte sie mit einer naiven Miene, deren Ironie der junge Mann nur zu stark zu fühlen schien; aber was sollte man einem so heiſsen Liebhaber seiner Kunst nicht zu gut halten? Und wie könnt' ich dir meinen Dank für deine andere Absicht thätiger beweisen, als indem ich dir in meiner Lesbia eine so reiche Entschädigung anbiete? Dieſs war zu viel für die Empfindlichkeit und den Stolz eines Künstlers, der sich auf einmahl, wiewohl durch seine eigene Unvorsichtigkeit, von einer schon nahe geglaubten Hoffnung herabgestürzt sah. Ich werde mein Äuſserstes thun (sagte er, sich vergeblich bemühend ihre Ironie mit einer eben so naiven Miene zu erwiedern) um dich von dem hohen Werth zu überzeugen, den ich auf die reiche Entschädigung lege, die du mir versprichst. Ich gehe mit deiner Erlaubniſs sogleich, um zu dem neuen Werke, das du mir aufträgst, Anstalt zu machen.

Was für ein reitzbares Völkchen diese Götter- und Menschenbildner sind, sagte Lais als Skopas sich entfernt hatte. — „Du muſst es ihm zu gute halten, schöne Lais; er fiel auf einmahl von einer so schönen Hoffnung herab!“ — Aber that ich nicht wohl daran, fuhr sie fort, daſs ich seinem grillenhaften Eigensinn nicht nachgab? — Wenn ich meine Meinung unverhohlen sagen soll, erwiederte ich, so ist die Idee der Göttin der Schönheit, wie sie unter den Händen ihrer Dienerinnen, der Grazien, mit ihrem Gürtel geschmückt hervorgeht, erst lebendig in mir geworden, seitdem ich dieses Bild gesehen habe. Skopas hat unstreitig Recht, wenn er behauptet, daſs die Bekleidung der Schönheit in so fern nachtheilig ist, als sie uns die reinen Formen der bedeckten Theile mehr oder weniger entzieht, und das Ganze mehr errathen als sehen läſst. Aber er hat Unrecht zu vergessen, daſs Schönheit mit Grazie in Eins verschmolzen eine viel stärkere Wirkung thut; und ich wenigstens bin überzeugt, daſs eine Bekleidung wie diese hier (die Bildsäule stand uns gegenüber) gerade das ist, was jene Vereinigung bewirkt und einen groſsen Theil ihres Zaubers ausmacht. Während sie die Schönheit des Unverschleyerten dem äuſsern Sinn auffallender macht, setzt sie zugleich den innern in Bewegung, und verdoppelt das Vergnügen des Anschauers, indem sie die Einbildungskraft beschäftigt, mit leiser lüsterner Hand den neidischen Schleyer von dem Verhüllten wegzuziehen. Lais. Das ist es eben was ich meinte. — Ich. Und was ich nicht hätte sagen sollen, denn ich rede gegen mein eigenes Interesse. Vielleicht hättest du mir erlaubt zugegen zu seyn, wenn du dem Verlangen des Skopas nachgegeben hättest? — Du sollst nichts dabey verlieren, daſs es nicht geschehen ist, sagte sie, indem sie mir die Hand reichte, und mich durch eine kleine Galerie in einen anmuthigen, einsamen Theil des Gartens führte; ich glaube zu fühlen, daſs wir dazu geboren sind Freunde zu seyn. Es giebt keine ewige Liebe; aber Freundschaft ist ewig, oder verdiente diesen Nahmen nie. — Der Altar hier ist dieser Unsterblichen geheiligt. Hier, Aristipp, laſs uns schwören, Freunde zu bleiben so lange wir leben, und dieser erste Kuſs sey das Siegel unsers schönen Bundes. —

Beneide mich nicht zu sehr, guter Kleonidas! Lais ist eine groſse Zauberin; sie läſst immer noch viel zu wünschen übrig, und indem wir uns trennen müssen, wundre ich mich hinten nach, wie wenig das war, wodurch sie mich so glücklich wie einen Gott gemacht hatte.

16.

An Kleombrotus von Ambracien.

Ich danke dir, Lieber, für die guten Nachrichten, die du mir von unsern Freunden giebst. Mir ist angenehm, daſs sie die Dauer der Poseidonien zu Ägina so genau ausrechnen; ich nehme es als ein Zeichen ihrer Zuneigung auf, daſs sie mich so bald zurück verlangen, wiewohl mir leid wäre, wenn sie aus meinem langen Ausbleiben (wie sie es nennen) das Gegentheil von mir vermuthen wollten. Die Zeit ist vielleicht das zauberartigste Ding in der ganzen Natur, wenn man anders ein Ding nennen kann, was das, was es ist, bloſs durch unsre Einbildung und unsern Maſsstab wird. Eben dieselbe Zeit, sagt man, die dem Einen eine Stunde däucht, dünkt dem Andern ein Augenblick, dem Dritten ein Tag, dem Vierten ein Jahrhundert. Ich denke, man könnte eben so gut sagen, sie ist es, für den nehmlich, dem sie es däucht; denn daſs sie einem andern mehr oder weniger ist als mir, giebt ihm kein Recht zu fordern, daſs es mir auch so seyn soll. Ich bin nun bereits — laſs sehen! — zwanzig . . . . . fünf und zwanzig . . . acht und zwanzig . . . wahrlich, beym groſsen Poseidon! ein und dreyſsig Tage hier, und ich versichre dich, heute, am Morgen des zwey und dreyſsigsten, ist mir, ich hätte die acht und zwanzig nur geträumt und sey erst vor drey Tagen in Ägina angekommen.

Was für ein Zauber kann das seyn, fragst du, der den kaltblütigen Aristipp zu einem solchen Schwärmer zu machen vermag? — Komm und siehe! — Du bist zu nahe bey mir, um zu erwarten, daſs ich Stunden, die ich besser anwenden kann, Stunden, die für mich nur Augenblicke und gleichwohl, dem

Sonnenzeiger nach, volle Stunden von drey tausend und sechs hundert Pulsschlägen sind, dazu verschwenden werde, dich mit schönen Beschreibungen, wie wohl mirs hier geht, zu unterhalten. Komm heruber, lieber Kleombrotus; was hast du in Athen zu versäumen? Oder kannst du nicht, wenn du es nur recht anfängst, für das, was du versäumst, überall Ersatz finden? Was wir in unserm Zirkel zu Athen filosofieren nennen, ist eine sehr gute Sache; nur zu viel ist nicht gut. Auch Ägina wird von den Musen besucht; du wirst sie mitten unter uns, oder uns mitten unter ihnen finden; und (was bey euch nicht immer der Fall ist) Arm in Arm mit den Grazien, und von Amorn mit Blumenketten gebunden. Du bedarfst einer kleinen Unterbrechung deiner gewöhnlichen Studien, die du mit einem so enthusiastischen Eifer betreibst, daſs dein Magen und Unterleib, und (unter uns gesagt) dein Kopf selbst in Gefahr dabey gerathen. Auch darf ich dir nicht verhalten, daſs mir vor dem feinen Netz ein wenig bange ist, womit die weise Aspasia dich zu umspinnen sucht. Fahre nicht auf, Lieber, und mache kein solches Gesicht an mich, als ob ich den Tempel zu Delfi beraubt, oder die Geheimnisse der Eleusinischen Göttinnen verrathen hätte! Aspasia ist unläugbar eine

Frau von vieler und langer Erfahrung; von hohem Geist, groſser Menschenkenntniſs und feiner Lebensart, eine Meisterin in der Kunst zu reden und zu überreden; wahrlich, der klügste unter den dermahligen Demagogen zu Athen müſste noch lange bey ihr in die Schule gehen, bis er ihr alle die feinen Kunstgriffe abgelernt hätte, womit sie vor dreyſsig Jahren den Mann, der Griechenland regierte, zu regieren wuſste. Kurz, ich weiſs alles, was du mir zur Rechtfertigung der hohen Meinung, die du von ihr gefaſst hast, sagen kannst. Aber was du nicht weiſst, nicht siehst, nicht eher bis es zu spät ist sehen wirst, ist, daſs die Freundschaft, die sie dir zeigt, nicht ganz so uneigennützig ist, als du dir einbildest. Denke nicht, sie habe immer so exemplarisch gelebt, wie sie jetzt zu leben scheint, da sie, als Wittwe von zwey Athenischen Dämagogen ihren sechzigsten Sommer heran nahen sieht. — „Ihren sechzigsten Sommer? rufst du aus, das ist unmöglich, wenn sie nicht von Heben oder Auroren das Geheimniſs, niemahls alt werden, zum Geschenk erhalten hat.“ — Das Geheimniſs liegt in einem halben Dutzend Alabasterbüchschen auf ihrem Putztische, mein Freund. Glaube mir, ich kenne diesen Schlag von Weibern, und die Art, wie sie sich für die Mühe, ihre jungen Freunde zu bilden und in die Welt einzuführen, bezahlt zu machen pflegen, und ich könnte dir ein Lied davon singen, wiewohl mich keine von ihnen je gefangen hat. Mit dir ists ein anderes, mein lieber Enthusiast. Du bist (mit Erlaubniſs zu sagen) eine unschuldige schwärmerische Motte, die dem Lichte zufliegt, weil sie von seinem Schein entzückt ist, und nicht eher erfährt, daſs es auch brennt, bis sie mit versengten Flügeln am Boden zappelt. Laſs dich warnen, Freund Kleombrotus; und wenn du jetzt, wie ich nicht zweifeln will, mit gewarnten Augen Entdeckungen machst, die dir meine Meinung von den Absichten der weisen Dame bestätigen; so eile dich von ihr los zu winden, und komm zu mir herüber Solltest du einen Vorwand dazu nöthig zu haben glauben, so brauchst du ja nur ein Geschäft auf einer der Ägeischen Inseln vorzuschützen, und du begleitest mich dann auf der Reise, die ich in kurzem antreten werde, um die beträchtlichsten und berühmtesten derselben, Delos, Naxos, Samos, Chios und Lesbos zu besuchen. Fremde, wie wir, haben ohnehin den Cekropiden keine Rechenschaft zu geben, wenn wir ihr schönes, öhltriefendes, veilchenbekränztes Athen wieder zu verlassen für gut finden; wiewohl sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man auch anderswo, wo man nicht um

37.

Die Sultanstochter erschien demnach
Als eben von seiner Geduld der letzte Faden brach.
Entzücken war in seiner ersten Regung;
Allein, sie kam — an Karamells Arm!
Dieſs stimmte flugs die zweyte Bewegung
Zehn Grade tiefer herab. Sein Kopf war itzt zu warm,
Um nur ein Stäubchen mehr als er bereits ertragen
Erträglich zu finden. Ihm schwoll das Herz empor,
Er hätte sich gern mit der ganzen Welt geschlagen,
Und wirklich nahm er den Ritter, statt bey der Hand, beym Ohr;

38.

Zwar bloſs aus Zerstreuung. Auch, fern daſs er's gerüget hätte,
Begnügte Herr Karamell sich, mit seinem flegmatischen Ton
Zu sagen: Dieſs ist mein Ohr, Herr Ritter! — Selbst Kolifischette
Fing an zu merken, sie habe die Indiskrezion
Zu weit getrieben, und suchte den Fehler gut zu machen.

zwey oder drey Obolen von Sardellen, Gerstenbrot und Knoblauch lebt, ein menschliches Leben führen könne.

17.

An Antisthenes zu Athen.

Wie ich höre, wird die unvermuthete Verlängerung meines Aufenthalts zu Ägina von meinen Freunden in Athen nicht gebilliget. Man erwartete, daſs ich mit Eurybates, den ich dahin begleitet hatte, wiederkommen würde, und die Auskunft, die er über die Ursache meines Zurückbleibens gab, wiewohl ich nicht zweifle, daſs sie mit der Wahrheit übereinstimmt, scheint seiner Absicht, mich dadurch zu rechtfertigen, nicht entsprochen zu haben. Du hast, wie ich hoffe, nicht vergessen, Antisthenes, daſs die Strenge deiner Grundsätze das Zutrauen, das du mir schon in der ersten Stunde unsres Zusammentreffens zu Olympia einflöſstest, seit dieser Zeit so wenig vermindern konnte, daſs sie vielmehr der Grund ist, warum ich mich immer, vor allen andern Freunden des ehrwürdigen Sokrates, vorzüglich an dich angeschlossen habe. Ich weiſs sehr wohl, daſs meine Jugend und eine gewisse mir angeborne Sorglosigkeit, die ziemlich nahe an Leichtsinn gränzen mag, zuweilen der Zucht eines strengen Freundes bedarf: indessen, wie bescheiden einer auch von sich selbst denkt, kann es ihm doch nicht gleichgültig seyn, wenn sein Karakter (vorausgesetzt er habe einen) von denen verkannt wird, mit welchen er am meisten umgeht; und ich gestehe gern, daſs die Gerechtigkeit, die du mir wiederfahren lässest, indem du nicht verlangst, daſs ich etwas anders als das Beste, wozu mich die individuelle Form meiner Natur fähig macht, in meinem Leben darstelle, im Grunde die wahre Ursache meiner Anhänglichkeit an dich ist, und daſs die Strenge deiner Moral mich längst von dir entfernt hätte, wenn sie nicht durch eine billige Schätzung meines wirklichen Werths gemildert würde.

Ich weiſs nicht, warum unser Meister, den ich (wie du mir bezeugen kannst) höchlich ehre und liebe, für gut befunden hat, mich immer in einer gewissen Entfernung von sich zu halten. Hat mir etwa sein Dämonion einen schlimmen Streich bey ihm gespielt? oder entdeckte sein Scharfblick einige Ähnlichkeit zwischen mir und einem seiner ehmahligen Lieblinge, von welchem er sich in seinen Erwartungen am Ende übel betrogen fand? Oder ist ihm irgend ein Zug in meiner Fysionomie zuwider? Was es auch sey, genug ich fühle mich, ohne meine Schuld, wie mich dünkt, zurückgehalten, so offen gegen ihn zu seyn als ich wünschte, und wende mich daher lieber an dich, um durch deine Vermittlung bey ihm gerechtfertigt zu werden, wenn es mir gelingen sollte, mich zuvor bey dir selbst zu rechtfertigen.

Meine Sokratischen Freunde, oder wie soll ich sie nennen? — scheinen, wenn sie über mich Gericht halten, zu vergessen, daſs jeder Mensch, auſser dem allgemeinen Maſs der Menschheit, noch sein eigenes hat, womit er gemessen werden muſs, wenn man das, was sich für ihn schickt oder nicht schickt, richtig beurtheilen will. Ich bin weder ein Athener, noch Thebaner, noch Megarer, weder eines Steinmetzen, noch Gerbers, noch Wurstmachers Sohn; sondern ein Cyrener aus einer Familie, die unter ihren Mitbürgern in Ansehen steht und sehr begütert ist. Ich bin, diesen Umständen gemäſs, nach Cyrenischer Weise erzogen worden; und es wäre daher nicht ganz billig, eben dieselben Anlagen und Gewohnheiten in Rücksicht auf manche Dinge, die zum menschlichen Leben gehören, von mir zu fordern, als von einem in Dürftigkeit und

Schmutz aufgewachsenen und an Entbehrungen aller Art gewöhnten Jüngling. Indessen habe ich zu Athen Jahre und Tage lang gezeigt, daſs ich eben so gut von zwey oder drey Obolen des Tags leben kann als ein anderer; nur sehe ich nicht, warum ich überall und immer so leben soll, oder warum ein kurzer Kaputrock ohne Unterkleid für das einzige und ausschlieſsliche Kostum der Filosofie gelten müſste. Ich achte mich bey Linsenbrey und Salzfisch fur keinen bessern, und bey einer Mahlzeit für achtzig oder hundert Drachmen für keinen schlechtern Menschen als ich sonst bin; und wenn ich es dahin bringe, daſs ich auf jede Weise leben kann, im Überfluſs ohne Übermuth und Ausschweifung, in Einschränkung auf das Unentbehrlichste ohne Störung meiner guten Laune oder Abwürdigung meines Karakters, so denke ich, alles, was ein vernünftiger Mensch in diesem Stücke von sich selbst fordern kann, erreicht zu haben. — Doch dieſs ist nicht der Hauptpunkt. Die groſse Frage ist: Was für einen Zweck habe ich mir überhaupt für mein künftiges Leben vorgesteckt? und hier ist meine Antwort. Ich bin ein freygeborner Mensch, und, trotz unserm barbarischen Völkerrecht, als ein solcher sollte jeder Mensch betrachtet und behandelt werden. Daſs ich ein geborner Bürger in Cyrene bin, macht mich nicht zum Sklaven von Cyrene; ich bin auch als Bürger der allgemeinen menschlichen Gesellschaft geboren, und in dieser groſsen Kosmopolis ist Cyrene nur ein einzelnes Haus. Da mir der Zufall Vermögen genug für meine Bedürfnisse zugeworfen hat, warum sollt' ich dieſs nicht als eine Erlaubniſs ansehen, in Erwählung einer Lebensart und Beschäftigung bloſs meinem innern Naturtriebe zu folgen? In meinen Augen ist es noch mehr als Erlaubniſs; es ist ein Wink, ein Gebot des Schicksals, mich zu der edelsten Lebensart zu bestimmen, und die edelste für mich wenigstens, (denn von mir ist jetzt bloſs die Rede) ist nach meiner Überzeugung, als Weltbürger zu leben, das heiſst, ohne Einschränkung auf irgend eine besondere Gesellschaft, mich den Menschen bloſs als Mensch so gefällig und nützlich zu machen als mir möglich ist. In dieser Gesinnung und mit diesem Zweck ging ich aus Cyrene in die weite Welt, um vor allen Dingen die Menschen kennen zu lernen, unter denen ich leben will, und mir so viele Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu meinem und ihrem Nutzen und Vergnügen zu erwerben, als Fähigkeit, Zeit und Umstände nur immer gestatten werden. Der Ruf des weisen Sokrates zog mich zuerst nach Athen; aber wahrlich nicht in der Meinung, mich einer Schule oder Sekte zu verpflichten, oder einem einzelnen Menschen mehr Recht und Macht über mich einzuräumen, als ich ihm entweder freywillig zu überlassen geneigt, oder jedem andern zuzugestehen schuldig bin. Ich kam als ein schon ziemlich gebildeter und keineswegs unwissender Jüngling nach Athen, und machte mir die Erlaubniſs, welche Sokrates allen gutartigen und lehrbegierigen jungen Leuten giebt, ihn zu besuchen und um ihn zu seyn, so viel zu Nutze, als mir zu der Absicht, weiser und klüger in seinem Umgange zu werden, nöthig schien; ohne darum andern nützlichen und angenehmen Verhältnissen auszuweichen, in welche ein junger Fremdling meiner Art in einer Stadt wie Athen zu kommen so viele Gelegenheit findet. Nach einem zweyjährigen ununterbrochnen Aufenthalt in dieser ehmahligen Hauptstadt der gesitteten Welt, lockt mich das Bedürfniſs einer kleinen Veränderung nach Ägina. Zufälliger Weise treffe ich da eine junge Frau an, mit welcher ich schon vor zwey Jahren zu Korinth bekannt geworden war; eine Frau, deren geringster Vorzug ist, daſs Griechenland nie eine schönere gesehen hat. Sie ist die nächste Nachbarin des Landhauses, wo ich wohne. Sie versammelt öfters auserlesene Gesellschaft in dem ihrigen, und sie selbst ist die unterhaltendste Gesellschaft, die sich ein Mann, und wenn er Sokrates selbst wäre, nur immer wünschen könnte. Wir finden Geschmack an einander, wir sehen uns öfters, wir werden Freunde. Wohlgebrauchte Zeit fliegt schnell dahin. Eurybates, von dringenden Geschäften gerufen, geht nach Athen zurück; Aristipp, der keine dringenden Geschäfte hat, bleibt zu Ägina. Was ist in diesem allen anstöſsiges? oder Aristipps, Aritadessohns von Cyrene und Gesellschafters des weisen Sokrates, unwürdiges? — „Aber diese schöne Dame, die so viel Geschmack an dir gefunden hat, und für dessen Freund du dich erklärst, ist eine Hetäre.“ — Nun ja, wie Korinne, wie Saffo, wie Aspasia von Milet, bevor Perikles sie zu seiner Gemahlin machte, eine Hetäre war; eine Gesellschafterin (das ist doch die Bedeutung des Wortes?) mit welcher euer Solon selbst, der Erfinder des Nahmens, den Rest seines Lebens mit Freuden ausgelebt hätte. Was kümmern mich euere Nahmen? Für mich ist sie das, wozu Natur und Ausbildung, und die verschwenderische Gunst aller Musen und Grazien sie gemacht haben. Ihresgleichen wird selbst in dem schönen Lande, wo sie das Licht zuerst erblickte, nur alle tausend Jahre geboren. Und ich, dessen einziges Geschäft ist, die Menschen und sich selbst in allen Verhältnissen, die er zu ihnen und sie zu ihm haben können, zu studieren, ich sollte eine solche Gelegenheit nicht benutzen? Entschuldiget mich, lieben Freunde, wenn ich dieſsmahl vielmehr meinem Genius folge, als euerm Urtheil oder Vorurtheil! Es wird vermuthlich nicht das letzte Mahl seyn. — Vor der Gefahr, daſs mich diese Circe unauflöslich an sich fesseln, oder gar in — einen Gefährten des Ulysses verwandeln werde, seyd ohne Sorgen. In drey Tagen geht die schöne Lais nach Korinth zurück, und Aristipp tritt seine Reise nach den Cykladen an.

18.

Antwort des Antisthenes.

Nach Empfang deines Briefes, mein junger Freund, glaubte ich nicht besser thun zu können, als wenn ich ihn dem Sokrates selbst zu lesen gäbe, für welchen er doch eigentlich geschrieben zu seyn schien. Nachdem er ihn, bey einigen Stellen lächelnd, bey andern den Kopf ein wenig wiegend, überlesen hatte, sagte er, indem er mir den Brief zurückgab: Unser Freund Aristipp ist erstarkt, und kennt den Weg, den er gehen will, so gut, daſs er weder eines Führers noch Wegweisers bedarf. Wenn Cyrene keine Ansprüche an ihn macht, wie sie wohl schwerlich machen wird, so sehe ich nicht, warum er nicht eben so wohl als ein Weltbürger sollte leben können, wie irgend ein Vogel in der Luft, der sich, auf welchen Baum er will, setzt, und sich übrigens nur vor Leimruthen und Schlingen in Acht zu nehmen hat. Mit uns Athenern ist es ein anderes. Wir andern sind zu Bürgern von Athen geboren, und hangen nur als Athenische Bürger mit der übrigen Welt zusammen. Oder was meinst du, Kritobul, (fuhr er fort, sich auf einmahl an diesen wendend) hältst du es für so leicht, dich von der Pflicht gegen Athen loszusagen? Das kann und darf ich nicht, antwortete Kritobul, so lange ich in Athen lebe und Gutes von Athen empfange und erwarte. Sokrates. Solltest du nicht Pflichten gegen Athen haben, die dir gar nicht erlauben, ohne den Willen der Athener anderswo zu leben? Kritobul stutzte und antwortete nach einigem Zögern: Wenn ich Vermögen genug hätte zu leben wo es mir am besten gefiele, und es gefiele mir an einem andern Orte besser, warum sollte ich an Athen gebunden seyn? Sokrates. Von wem hast du dein Vermögen? Kritobul. Das meiste ist von meinen Voraltern erworben; einen Theil hab' ich vielleicht mir selbst zu danken. Sokrates. Wie kommt es, daſs die miſsgünstigen und ungerechten Menschen, deren es so viele in der Welt giebt, Diebe, Straſsenräuber, oder andere Feinde, so gutherzig waren, deinen Voråltern und dir Zeit und Mittel zum Erwerben zu lassen, und, wenn ihr etwas erworben hattet, es euch nicht wegzunehmen? Kritobul. Davor schützten uns die Gesetze und die bewaffnete Macht von Athen. Sokrates. Diesen hättet ihr also die Möglichkeit des Erwerbs und die Erhaltung eures Vermögens zu danken? Kritobul. So scheint es. Sokrates. Nun möcht' ich wohl wissen, was die Athener bewegen könnte, euch zu schützen, und um dazu immer bereit zu seyn, groſsen Aufwand zu machen, wenn ihr ihnen nichts dagegen thun solltet? Kritobul. Auch fehlt sehr viel, daſs wir ihnen etwas schuldig blieben. Wir gehorchen ihren Gesetzen, wir steuern nach unserm Vermögen zu ihren gemeinsamen Ausgaben bey, ziehen in den Krieg oder rüsten eine Galere aus, wenn sie uns dazu auffordern, und was dergleichen mehr ist. Sokrates. Denkst du aber nicht, die Athener haben damahls, da sie es auf sich nahmen, euch bey dem Vermögen, das ihr unter dem Schutz ihrer Gesetze erwarbet, so viel in ihren Mächten ist, zu erhalten, darauf gerechnet, daſs auch ihr euch den Pflichten nie

Bald fand man sich wieder geschickt von nichts bedeutenden Sachen
Zu schwatzen, zu lachen, zu tändeln; und unser Paladin
Sah in des fremden Ritters und Schatulliösens Betragen
Nichts, das ihm Grund zu geben schien,
Ihm seine Freundschaft, ihr sein Zutraun aufzusagen.

39.

So kann, trotz seinem Falkenblick,
Ein warmer Kopf oft falsch aus wahren Bemerkungen schlieſsen!
Wir hielten nehmlich bisher mit einem Geheimniſs zurück,
Das wir dem Leser, *sub rosa*, nunmehr eröffnen müssen.
Daſs Karamell lange schon an Schatulliösen hing,
Als diese aus Angst vor dem Riesen ins Netz des Tritons ging,
Und welchen Dank, für alles sein Bestreben
Ihr zartes Herz zu gewinnen, der arme Ritter empfing,
Da sie den Vorzug vor ihm Don Boreassen gegeben:
Dieſs wird dem geneigten Leser in frischem Gedächtniſs noch schweben.

entziehen würdet, die euch schon die natürliche Dankbarkeit gegen den Staat, als euern ersten und gröſsten Wohlthäter, auferlegt? **Kritobul.** Ich denke in der That, das haben sie. **Sokrates.** Und wenn nun, z. B. dem Kritobul die Lust ankäme, seinem Vaterlande die Pflicht aufzukünden, könnt' er das, ohne sich als einen undankbaren und gegen sein Vaterland ungerechten Menschen darzustellen? **Kritobul.** Ich sehe, daſs ich Unrecht hatte, Sokrates. **Sokrates.** Überlege die Sache noch weiter mit dir selbst, und sage mir deine Meinung, wenn wir uns wiedersehen." — So viel, Aristipp, den Punkt der Weltbürgerschaft betreffend. Über den andern Hauptpunkt deiner Rechtfertigung habe ich dir noch weniger zu sagen; denn natürlicher Weise hängt es gänzlich von dir ab, ob du lieber in der Gesellschaft einer schönen und dich angenehm unterhaltenden Hetäre, oder im Umgang mit Sokrates und seinen Freunden leben willst.

19.

Aristipp an Ebendenselben.

Ich liebe den Lakonism im Reden und Schreiben, guter Antisthenes, — das will sagen, ich liebe ihn zuweilen, wo Zeit, Ort, Personen und andere Umstände seinen Gebrauch erfordern oder schicklich machen. Ich will mich also, da ich jetzt wirklich so wenig Zeit zu verlieren habe als irgend ein Spartanischer Efor, in der Antwort, die ich euch schuldig zu seyn glaube, so kurz als möglich fassen. Ich gestehe, daſs ich mich nicht so leicht überwunden gegeben hätte als Kritobul. Da mir aber die Abwesenheit nicht gestattete, ihm zu Hülfe zu kommen, oder an seinen Platz zu treten, so habe ich über den mitgetheilten Dialog eine Art von Selbstgespräch angestellt, wovon folgendes das Resultat ist.

Die Natur, meine und aller Dinge Mutter, weiſs nichts von Cyrene und Athen. Sie machte mich zum Menschen, nicht zum Bürger: aber, um ein Mensch zu seyn, muſst' ich von jemand gezeugt und irgendwo geboren werden. Das Schicksal wollte, daſs es zu Cyrene und von einem Cyrenischen Bürger geschehen sollte. Aber man wird nicht Mensch, um Bürger zu seyn, sondern man wird Bürger, damit man Mensch seyn könne, d. i. damit man alles das sichrer und besser seyn und werden könne, was der Mensch, seinen Naturanlagen nach, seyn und werden soll. Der Mensch ist also nicht, wie man gemeiniglich zu glauben scheint, dem Bürger, sondern der Bürger dem Menschen untergeordnet. Hingegen steht die Pflicht des Bürgers gegen den Staat, und des Staats gegen den Bürger in genauem Gleichgewicht. Sobald meine Vorältern Bürger von Cyrene wurden, übernahm diese Stadt die Pflicht, sie und ihre Nachkommen bey ihren wesentlichsten Menschenrechten und bey ihrem Eigenthum zu schützen, und wir sind ihr für die Erfüllung dieser ihrer Pflicht keinen Dank schuldig; wir übernahmen dagegen die Leistung der Bürgerpflichten gegen sie, und sie ist uns eben so wenig Dank dafür schuldig; jeder Theil that was ihm oblag. Der Vertrag aber, den wir darüber mit einander eingingen, war nichts weniger als unbedingt. Cyrene versprach uns zu schützen in so fern sie es könnte; denn gegen den groſsen König oder eine andere überlegene

Macht vermag sie nichts. Wir hingegen behielten uns das Recht vor, mit allem was unser ist auszuwandern, falls wir unter einem andern Schutze sichrer und glücklicher leben zu können vermeinen würden; ein Vorbehalt, der überhaupt zu unsrer Sicherheit nöthig ist, weil zwar Cyrene uns zu Erfüllung unsrer Pflichten mit Gewalt anhalten kann, wir hingegen nicht vermögend sind, sie hinwieder zu dem, was sie uns schuldig ist, zu zwingen. Was mich selbst persönlich betrifft, so sehe ich meine Menschheit, oder, was mir ebendasselbe ist, meine Weltbürgerschaft, für mein Höchstes und Alles an. Die Cyrener können mir, wenn es ihnen beliebt, (was vielleicht bald genug begegnen wird) alles nehmen, was ich zu Cyrene habe; so lange sie mir erlauben ein freyer Mensch zu seyn, werde ich mich nicht über sie beklagen. Meine guten Dienste, glaube ich, mit gehöriger Einschränkung, jeder besondern Gesellschaft, deren Schutz ich genieſse, so wie allen Menschen mit denen ich lebe, schuldig zu seyn. Träte jemahls ein besonderer Fall ein, wo ich meinem Vaterlande nützlich seyn könnte, so würde ich mich schon als Weltbürger dazu verbunden halten, in so fern nicht etwa eine höhere Pflicht, z. B. nicht unrecht zu thun, dabey ins Gedränge käme. Denn wenn etwa den Cyrenern einmahl die Lust ankäme, Sicilien zu erobern, so würde ich mich eben so wenig schuldig glauben, ihnen meinen Kopf oder Arm, oder auch nur eine Drachme aus meinem Beutel dazu herzugeben, als ihnen den Mond erobern zu helfen. Auch verlangt man zu Cyrene nichts dergleichen von mir. Fordert Athen von ihren Bürgern mehr, so ist das ihre Sache, und geht mich, denke ich, nichts an.

So viel über den ersten Punkt deiner Antwort, ehrenwerther Antisthenes. Den zweyten, an welchem Sokrates schwerlich Antheil hat, glaube ich nur auf eine einzige anständige Art beantworten zu können, und diese ist, dafs ich gar nichts darüber sage.

20.

An Kleonidas.

In der Vorausſetzung, daſs ich dir dadurch einiges Vergnügen mache, fahre ich in meinem, wiewohl nur uneigentlich so genannten, Äginischen Tagebuche fort: denn es wäre deiner Gefälligkeit zu viel zugemuthet, wenn ich dich mit den abgeschiedenen Schatten aller Tage, die ich hier verlebt habe, in Bekanntschaft setzen wollte, in der Meinung, daſs sie für dich eben so viel Interesse haben müſsten, als sie in ihrem Leben für mich hatten. Von meinen glücklichsten Tagen und Stunden pfleg' ich gar nicht zu sprechen; ich betrachte sie als eine Art von heiligen Dingen, auf welchen, wie auf den Körben der Kaneforen an den Eleusinien, der Schleier des Geheimnisses liegen muſs. Wird er weggezogen, so erblicken uneingeweihte Augen, wie in jenen mysteriosen Körben, nichts als — Honigkuchen, Granatkörner, Bohnen und Salz.

Skopas ist nun mit seiner Venus-Lesbia (vorerst nur aus gebranntem Thon, wie sich von selbst versteht) fertig, und hat sein möglichstes gethan, den Stolz der undankbaren Lais durch eine gefährliche Nebenbuhlerin zu kränken, die bey dem groſsen Haufen der Angaffer schon allein durch ihre vollständige Naktheit keinen geringen Vortheil über sie erhält. Die junge Sklavin aus Lesbos, die ihm (nicht ungern, wie es schien) zum Modell dabey diente, ist wirklich in ihren individuellen Formen von einer so seltenen Schönheit, daſs es wohl, so lange uns ein allgemein anerkannter Kanon der Schönheit fehlt, unmöglich seyn dürfte, das Problem, welche von beiden Bildsäulen die schönere sey, rein aufzulösen. Meine Vorliebe für die erste beweist bloſs für meinen eigenen Geschmack. Mehrere Anbeter der schönen Lais, die man in der Meinung lieſs, sie wäre das Modell zu beiden, streiten für die zweyte, und Lais scheint sich so wenig dadurch beleidigt zu finden, daſs sie, unter der Bedingung, das Exemplar, das aus Marmor gemacht werden soll, für sich zu behalten, so groſsmüthig gewesen ist, dem in sein eignes Werk verliebten neuen Pygmalion ein Geschenk — mit dem Urbilde zu machen. Da du dir, sagte sie scherzend zu Skopas, schwerlich Hoffnung machen darfst, daſs Amor das Wunder, das er einst zu Pygmalions Gunsten that, dir zu Liebe wiederholen werde, so nimm meine

Lesbia dafür, und bilde dir ein, sie sey dein eigenes, für dich von ihm belebtes Kunstwerk selbst. — Die Wahrheit ist, daſs der arme Skopas, wofern die allzureitzende Sklavin nicht ein Mittel gefunden hätte, das gestörte Gleichgewicht seines äuſsern und innern Menschen, (nach der Sokratischen Maxime, deren du dich aus einem meiner Briefe erinnern wirst) bald möglichst wieder herzustellen, schwerlich jemahls mit seiner Arbeit fertig geworden wäre; so mächtig wirkte das zauberisch anziehende Lächeln, womit die gefällige Nymfe, um die ihr aufgetragene Rolle der Göttin mit der gewissenhaftesten Treue zu spielen, ihn unter der Arbeit anzusehen für ihre Schuldigkeit hielt. Skopas arbeitete nun immer besser je ruhiger er arbeitete, und wer weiſs, ob er nicht am Ende das Modell selbst für das unter seinen Händen unvermerkt zum Ideal veredelte Nachbild ohne Aufgeld zurückgegeben hätte, wenn Lais zum Tausche geneigt gewesen wäre. Man behauptet allgemein, sagte sie in ihrem gewohnten scherzhaften Ton, ein Künstler, der etwas Vollkommenes hervorbringen wolle, müsse mit Liebe arbeiten: aber Skopas hat noch mehr gethan, er hat mit Begierde gearbeitet; und vermuthlich ist dieſs die Ursache, warum er in dieser Venus sein Urbild und sich selbst übertroffen hat. 24)

Dem wackern Skopas muſs ich es zum Ruhme nachsagen, daſs er sich bey den kleinen Spöttereyen der schönen Lais ziemlich artig benahm; vielleicht weil er sie als Wirkungen einer geheimen Eifersucht betrachtete, und sich also schmeicheln konnte, eine Art von Triumf über sie erhalten zu haben. Übrigens hatte er Ursache mit seiner Reise nach Ägina sehr zufrieden zu seyn; denn er wurde — auſser der reitzenden Lesbierin, in welcher er nun ein treffliches Modell eigenthümlich und ausschlieſslich besitzt, — noch mit baren Dariken königlich belohnt.

Diese groſsherzige Freygebigkeit, und, um dem Kinde seinen rechten Nahmen zu geben, eine ungezügelte Neigung zum Verschwenden überhaupt, ist ein so starker Zug im Karakter meiner schönen Freundin, daſs ich sehr besorge, er werde in der Folge, und nur zu bald, eine Änderung in dem Plane, dessen ich bereits erwähnt habe, nöthig machen. Ich hielt es für eine Pflicht der Freundschaft, ihr, da wir einsmahls allein waren, mit einigem Ernst davon zu sprechen. Ich sehe nur zu wohl, war ihre Antwort, daſs deine Warnung nichts weniger als überflüssig ist; aber ich kann weder meine Art zu leben noch meine Sinnesart ändern. Ich. Noch nie fühlte ich so lebhaft als in diesem Augenblick, beste

Laiska, daſs meine Liebe zu dir Freundschaft ist. Ich würde mich selbst hassen, wenn ich der selbstsüchtigen Anmaſsung fähig wäre, die Glückseligkeit, die du zu geben fähig bist, zu meinem ausschlieſslichen Eigenthum machen zu wollen. Aber daſs das, was nur die edelsten oder ganz besonders von den Göttern und dir begünstigten Sterblichen zu genieſsen würdig sind, jemahls wenn auch einen noch so hohen Marktpreis haben sollte, dieſs nur zu denken, ist mir, in bloſser Rücksicht auf dich selbst, unerträglich. — Sie. So weit, lieber Aristipp, soll und wird es niemahls kommen. — Ich. Gewiſs nicht, so lange ich selbst noch eine Drachme im Vermögen habe. — Sie, lachend: Damit würdest du das Unglück, das du befürchtest, nicht lange verhüten. Ich denke, einen für dich und mich bequemern Ausweg gefunden zu haben; und damit ich dich über dieses Kapitel auf einmahl und für immer ins Klare setze, so höre, wie ich über mein Verhältniſs zu deinem Geschlecht denke, und was für eine Maſsregel ich, zu meiner Sicherheit vor den Anmaſsungen desselben, bey mir selbst festgesetzt habe. Ich sagte dir bereits mit der Offenheit, die du immer bey mir finden sollst, daſs ich auf einen zwangfreyen Umgang mit welchen Männern es mir beliebt nicht Verzicht thun könnte, ohne ein wesentliches Stück meiner

40.

In Karamells Busen lag das Unrecht tief verwahrt,
Das er durch ihre Wahl erlitten zu haben glaubte.
Wiewohl er, da ihn der Zufall mit Dindonetten gepaart,
Sich eine kleine Zerstreuung erlaubte,
So schwor er doch — und schwor's bey kühlem Blut —
Nichts sollte die Ungetreue vor seiner rächenden Wuth
Beschützen, so bald er dazu nur eine Gelegenheit fände.
Nun hatte sie, eh' er's gehofft, das Glück in seine Hände
Gespielt, und der neue Beweis von ihrem Wankelmuth
Trieb ihm die Galle nun vollends ins Blut:

41.

Und da er sich, durch einen der dienstbaren Geister
Im Hause, mit leichter Mühe zum Meister
Von ihrem Geheimniſs gemacht, so war die Schwierigkeit
Nicht groſs, den Angriffsplan gehörig anzulegen.
Der Dame selbst war eine Gelegenheit,

Glückseligkeit aufzuopfern; ich sagte dir auch die wahre Ursache, warum ein solcher Umgang Bedürfniſs für mich ist. Denn daſs die gewöhnliche Triebfeder der wechselseitigen Anmuthung beider Geschlechter gegen einander sehr wenig Antheil an diesem Zug meines Karakters habe, darf ich dir um so mehr gestehen, da ich mir nichts darauf zu gut thue, und wofern es der Natur beliebt hätte, mir das, was seine Besitzerinnen *Zärtlichkeit* und *Bedürfniſs zu lieben* nennen, in einem reichern Maſse mitzutheilen, mich dessen keineswegs schämen würde. Es wird dich also wenig befremden, wenn ich dir sage, daſs, meiner Meinung nach, eine Frau, die ihre Unabhängigkeit behaupten will, euer Geschlecht überhaupt als eine *feindliche* Macht betrachten muſs, mit welcher sie, ohne ihre eigene Wohlfahrt aufzuopfern, nie einen aufrichtigen Frieden eingehen kann. Dieſs ist, däucht mich, eine nothwendige Folge der unläugbaren Thatsache, daſs der weibliche Theil der Menschheit sich beynahe auf dem ganzen Erdboden in einem Zustande von Abwürdigung und Unterdrückung befindet, der sich auf nichts in der Welt als Überlegenheit der Männer an körperlicher Stärke gründen kann; da die Vorzüge des Geistes, in deren ausschlieſslichen Besitz sie sich zu setzen suchen, nicht ein natürliches Vorrecht ihres Geschlechts, sondern eine der Usurpazionen ist, deren sie sich kraft ihrer stärkeren Knochen über uns angemaſst haben. Bey allen Völkern ist der Zustand der Weiber desto unglücklicher, je roher die Männer sind: aber auch unter den polizierten Nazionen, und bey der gebildetsten unter allen, werden wir von den Männern überhaupt genommen entweder als Sklavinnen ihrer Bedürfnisse oder als Werkzeuge ihres Vergnügens behandelt, und die schönste unter uns müſste sehr blödsinnig seyn, wenn sie sich auf den Glanz oder die Zahl ihrer vorgeblichen Anbeter und Sklaven das geringste einbildete, und sich selbst verbergen könnte, was die Herren bey dem betrüglichen Spiele, das sie mit unsrer Eitelkeit und Schwachherzigkeit treiben, gewinnen wollen. Anakreon meint, die Natur, die jedes ihrer Geschöpfe mit irgend einer Waffe zu seiner Vertheidigung versehe, habe dem Weibe zur Schutzwehr gegen die Stärke des Mannes die Schönheit verliehen; aber ohne den Verstand, einen klugen und weisen Gebrauch von ihr zu machen, ist die Schönheit selbst eine sehr zweydeutige Gabe, und ihrer Besitzerin meistens mehr nachtheilig als nützlich. Ich für meinen Theil danke der guten Mutter Natur, daſs sie mich gerade mit so viel Verstand bewaffnet hat, als ich nöthig habe, um den Mann, im Allgemeinen, als den natürlichen Feind meines Geschlechts anzusehen, gegen welchen wir nie zu viel Vorsichtsmaſsregeln nehmen können. Der gesellschaftliche Zustand hat zwar einen anscheinenden Frieden zwischen beiden Geschlechtern gestiftet; aber im Grund ist dieser Friede auf Seiten der Männer bloſs eine andere Art den Krieg fortzusetzen; und da ihnen von der Stärke ihrer Knochen und Muskeln gewaltsamen Gebrauch gegen uns zu machen untersagt ist, so lassen sie sichs desto angelegener seyn, die treuherzigen Vögelchen durch Schmeicheley und Liebkosungen in ihre Schlingen zu locken. Und uns sollte nicht eben dasselbe gegen sie erlaubt seyn? Wir sollten die Betrüger nicht wieder betrügen, und falls wir klug genug sind, uns vor ihren Schlingen zu hüten, das einzige, wodurch wir an ihre schwache Seite kommen können, unsre Reitzungen, nicht auf jede uns beliebige und vortheilhafte Art gegen sie gebrauchen dürfen? Bey der groſsen Nemesis! ich mache mir so wenig Bedenken darüber, daſs ich mich selbst verachten würde, wenn ich mir jemahls ein anderes Verhältniſs gegen das Männergeschlecht geben wollte, als das, wozu uns sein Verfahren gegen uns einladet, und, wenn wir anders unsre alberne Gutherzigkeit nicht zu spät bereuen wollen, nöthiget. Da sie uns keine andere Wahl gelassen haben, als entweder ihre Sklaven zu seyn oder sie zu den unsrigen zu machen, was hätt' ein Weib, das seine Freyheit liebt, hier lange zu bedenken? — Du siehst die Grundlage meines Plans, lieber Aristipp; ich habe dir ohne Zurückhaltung gezeigt, wie ich über die Männer denke, weil du für mich kein Mann, oder, wenn du lieber willst, mehr als ein Mann, weil du mein Freund, ein mir verwandtes kongenialisches Wesen bist. Was ich noch hinzuzusetzen habe, erräthst du vermuthlich von selbst. Ich opfre meiner Liebe zur Unabhänglichkeit und dem Verlangen nach meiner eigenen Weise glücklich zu seyn, einen Nahmen auf, und unterziehe mich dadurch den Folgen des nicht ganz ungerechten Vorurtheils, das alle Arten von Personen drückt, die sich dem Vergnügen des Publikums widmen und dafür belohnt werden: aber meine Meinung ist nicht, diesen Nahmen anders als auf meine eignen Bedingungen zu tragen. Diesen sich zu unterwerfen, kann ich niemand zwingen; wer sie sich also gefallen läſst, sollt' es ihm auch am Ende dünken, daſs er einen schlechten Handel gemacht, und das Vergnügen mich zu sehen, zu hören und etliche fröhliche Stunden unter Scherz, Musik und Tanz, mit Komus und Bacchus, oder mit Amorn und den Grazien in meinem Hause zugebracht zu haben, allzutheuer bezahlt habe, der würde von mir und allen Verständigen ausgelacht werden, wenn er sich über Unrecht beklagen wollte. Ich setze einen ziemlich hohen, wiewohl unbestimmten Preis auf das Vorrecht, freyen Zutritt in meinem Hause zu haben, mache aber kein Geheimniſs daraus, daſs ich mich durch die Geschenke, die ich von meinen Liebhabern, wie die morgenländischen Fürsten von ihren um Gehör bittenden Unterthanen, annehme, zu keinen besondern, geschweige ihnen selbst beliebigen Gefälligkeiten verbunden halte. Es steht einem jeden frey, seine Eitelkeit, oder seinen Wetteifer mit reichen und freygebigen Nebenbuhlern, so weit zu treiben als er will; und wer an der Zulänglichkeit seines persönlichen Werths zu zweifeln Ursache hat, mag immerhin versuchen, ob er diesen Mangel durch den Werth der Opfergaben ersetzen könne, die er seiner Abgöttin zu Füſsen legt. Sie befindet sich, wiewohl sie ihre Gottheit bloſs der Thorheit ihrer Anbeter zu danken hat, in diesem Stück in dem nehmlichen Falle wie alle andre Götter, welche sehr wohl wissen, warum die Menschen ihnen Opfer bringen, aber sich durch die Annahme derselben keineswegs verpflichten, alle Wünsche der Opfernden zu erfüllen, oder auch nur das, warum gebeten wird, zu gewähren. — Was sagst du zu diesem Plan, Aristipp? Denkst du nicht, daſs er mir im Nothfall hinlängliche Mittel verschaffen könne, meine dermahlige Lebensweise fortzusetzen, ohne jemahls, wie du vorhin besorgtest, genöthigt zu seyn, mich unter mich selbst herabzuwürdigen?

Ich. Ich sage, wenn er dir nicht gelänge, so würde ich keiner andern rathen, den Versuch zu machen. Aber es hat keine Noth; ich bin vielmehr überzeugt, du wirst auf diesem Wege, selbst durch den Ruf, daſs es eine höchst miſsliche Sache sey, deinetwegen nach Korinth zu reisen, in Gefahr kommen, nach und nach Deukalions und Hellens ganze edle Nachkommenschaft, Dorier, Ionier und Äolier, vor deiner Thür liegen zu sehen. 15)

Sie *lachend.* Das soll ihnen herzlich gern erlaubt seyn, vorausgesetzt, daſs es immer von mir abhange, wem ich sie öffnen lassen will.

Ich. Einer Theodota möchte ich deinen Plan nicht rathen. Um ihn mit Erfolg auszuführen, muſs man im Besitz deiner Schönheit, deiner Talente, deines Verstandes und deiner — Kälte seyn.

Sie. Wie, mein schöner Herr? Solltest du dich über meine Kälte zu beklagen haben?

Ich. Nicht zu beklagen, liebe Laiska! denn sie ist es eben, was deinen kleinsten Gunstbezeugungen einen so hohen Werth giebt, daſs die Grazien dem Manne nie gelächelt haben müſsten, der nicht den leisesten Händedruck von dir den freygebigsten Liebkosungen einer jeden andern vorzöge. Auch ist dieſs eine der nothwendigsten Bedingungen der Ausführbarkeit deines Plans. Denn kein Liebhaber dient lange ohne allen Sold, und eine Schöne, die nicht gesonnen ist, viel zu geben, muſs die Gabe besitzen, das Wenige mit einer Art zu geben, daſs es viel scheint. Du, schöne Lais, besitzest diese Gabe in einem so hohen Grade, daſs ich keinen Augenblick zweifle, du würdest dir mit dieser Kunst, deine Liebhaber durch den Zauber einer sich immer annähernden und entfernenden Hoffnung bey gutem Muthe und in deiner Gewalt zu erhalten, so gut als die berühmte Thargelia ein Diadem verschaffen können, wofern dich je die Lust anwandelte, deine Freyheit gegen ein Diadem zu vertauschen. Sie. So hoch fliegen meine Wünsche nicht. Ich. In der That würdest du einen schlimmen Tausch treffen. Sie. Das denke ich auch.

Diese Lais — höre ich dich sagen, Kleonidas — ist in der That eine Hetäre, wie vermuthlich noch keine war und vielleicht in tausend Jahren keine wieder erscheinen wird; aber mit aller ihrer Filosofie doch — nur eine Hetäre, und eine um so viel gefährlichere, je mehr sie vor andern voraus hat. Nimm dich in Acht, Aristipp! — Ich bin so ziemlich deiner Meinung, Freund Kleonidas; sie ist ein gefährliches Geschöpf. Sie wird manchen Kopf verrücken, der vorher recht stand, manchen Narren noch närrischer machen, und manchen vollen Beutel leeren, Was sie aus mir und dir machen wird, (denn auch du wirst, wie ich hoffe, nach Korinth kommen) wird die Zeit lehren.

Der Tag meiner Trennung von dieser Circe, in der ich gleichwohl mehr einen Freund als ein Weib liebe, rückt immer näher. Sie geht nach Korinth zurück, und ich mache mich zu einer Reise in die Inseln fertig, von wannen ich in einigen Monaten etwas leichter an Dariken, und reicher an Kenntnissen der Natur und der Kunst, nach der schönen Athenä zurückkehren werde. Bewunderst du mich nicht, daſs ich mich mit so leichtem Herzen von der reitzendsten aller Zauberinnen trennen kann?

21.

An Kritobulus.

Mein Aufenthalt in Ägina hat länger gedauert als ich vorhersehen konnte, und meine Abwesenheit von Athen wird sich in eine noch gröſsere Länge ziehen; denn ich bin im Begriff einen Streifzug durch die merkwürdigsten Inseln des Ägeischen und Ionischen Meeres zu thun. Du hast vielleicht schon gehört, daſs ich unsern Freund Kleombrotus eingeladen habe, herüber zu kommen und mich auf dieser Reise zu begleiten. Die Luftveränderung wird seiner Gesundheit zuträglich seyn, und die mannigfaltige Menge neuer Gegenstände seiner allzuwirksamen Fantasie eine andere Nahrung und einen weitern Spielraum geben, und sie dadurch verhindern, sich in diejenigen, die ihn zeither einzig beschäftigten, gar zu tief hinein zu graben. Der Kreis, den unser ehrwürdiger Meister um sich her zu sehen gewohnt ist, wird durch unsre Abwesenheit auf einige Zeit — um zwey, die man kaum vermissen wird, vermindert: und wir werden mit einer Menge neuer Ideen und praktischer Kenntnisse schwer beladen zurückkommen, die uns Stoff zum Fragen, und ihm Gelegenheit, unsre Begriffe zu berichtigen, geben werden. Sage ihm, es vergehe kein Tag, da ich mich nicht einer seiner weisen Lehren erinnere, oder von einer seiner Maximen Gebrauch mache — nach meiner Weise, versteht sich; denn an einer ängstlichen schülerhaften Kopey würde er selbst kein Wohlgefallen haben. Wenn ich einen Weg zu machen habe, worauf man sich leicht verirren kann, bin ich froh, wenn ich einen kundigen Wegweiser finde; ich gehe neben, auch wohl zuweilen ein wenig vor oder hinter ihm, ohne meine Füſse in seine Tritte zu setzen, oder mich der Freyheit zu begeben, dann und wann einen kleinen Umweg zu nehmen, um etwa einer Nachtigall im Gebüsche zuzuhören, mich an einer schönen Ansicht zu ergetzen, oder die Aufschrift an einem verfallenden Denkmahl zusammen zu buchstabieren. Es ist mit der Filosofie, denke ich, wie mit den Nasen; das, was eine Nase zur Nase macht, ist bey allen dasselbe, und doch hat jedermann seine eigene.

Sich wieder in Achtung bey ihm zu setzen, nicht entgegen.
Sie hatten sich also, so bald sich diese gezeigt,
Zu einem Spaziergang in den Alleen
Des Parks bestellt, von süſser Hoffnung gesäugt,
Einander wechselsweise nach Lust zu hintergehen.

42.

Und weil man des Ritters vermeintliche Klage
Genauer zu untersuchen beschlossen (was bey Tage
Nicht thulich war) so wurde von Schatulliösen zuletzt
In einem Gartengemach die erste Stunde vor Morgen
Zu einem *Tête-à-tête*, doch ungern, angesetzt.
Denn Karamell, der die Verachtung vielleicht zu wenig verborgen
Die sie ihm einflöſst, hatte mit einem entfallenen Wort
Sich merken lassen, ihm sey der schwache Ort
Von ihrer Tugend bekannt. Dieſs macht ihr für Amadis Sorgen;
Wie leicht pflanzt so ein Verdacht auf einen Freund sich fort!

22.

Lais an Aristipp.

Wie, mein weiser Freund? Sollt' es wirklich dein Ernst seyn? Ich soll mich von Lesbos aus so treuherzig machen lassen, nach einer Abwesenheit, binnen welcher der Mond fünfmahl gewechselt hat, an — deine Treue zu glauben? Du hättest dich nur darum in einen Liebeshandel mit der reitzenden Lesbierin verwickelt, um mir einen recht heroischen Beweis zu geben, daſs die bloſse Erinnerung an deine Anadyomene hinlänglich sey, alle Pfeile, die Eros aus den groſsen schwarzen Augen der schönen Leukonoe nach deinem Busen schieſst, kalt und kraftlos abglitschen zu lassen? und daſs ein Mann nichts als eine Haarlocke von Lais am Finger zu tragen brauche, um einer so warmen und verführerischen Liebhaberin, wie du mir deine Wirthin beschreibst, widerstehen zu können? Und deine freylich noch ziemlich unerfahrne Freundin sollte so gefällig seyn, sich ein solches Mährchen weiſs machen zu lassen? bloſs weil sie gestehen muſs, es wäre ganz artig, wenn es — kein Mährchen wäre?

Nein, guter Aristipp! so weit geht die Liebe zum Wunderbaren nicht bey mir, und ich wollte den besten Kuſs, den ich zu geben vermag, daran setzen, könnt' ich mich in diesem Augenblick (die Stunde sag' ich dir aus guten Ursachen nicht) in das zierliche kleine Kabinet, wovon du mir eine so genaue Beschreibung machst, versetzen; ich würde etwas nicht halb so Wunderbares sehen, als die Treue, woraus du dir, vermuthlich um der Seltenheit der Sache willen, ein so groſses Verdienst bey mir zu machen scheinst. Aber denke nicht, mein guter Filosof, daſs ich die kleine Schlange nicht gewahr werde, die unter diesen Blumen versteckt liegt. Du hast ausfindig gemacht, daſs Groſsmuth meine schwache Seite ist. Wenn ich sie, denkst du, nur erst so weit bringen kann, daſs sie an meine Treue glaubt, so ist mir die ihrige gewisser, als wenn ich sie unter sieben Riegel im ehernen Thurm der Danae eingeschlossen hielte. Sie wird sich in der seltensten aller Tugenden nicht von mir übertreffen lassen wollen, und käme auch der schönste der Götter, der ewigjunge Bachus selbst, mich aus ihrem Herzen zu vertreiben. Nicht wahr, Aristipp, ich habe dich errathen? Aber was du mit allem deinem Scharfsinn ewig nicht errathen hättest, während du dich zu Lesbos mit der schönen Leukonoe — in der Tugend übst, hab' ich unter dem prächtigsten Ahorn in der Welt am Quell des Ilissus, unweit Athen eine Eroberung gemacht, die du mir nicht zugetraut hättest — und nun rathe!

23.

Lais an Ebendenselben.

Wenn eine Frau die Neugier eines Mannes geflissentlich erregt, so macht sie sich dadurch anheischig, sie zu befriedigen. Nicht wahr? Ihr andern nehmt das für eben so gewiſs, als ob sie sich mit Brief und Siegel dazu verbindlich gemacht hätte, und — ihr habt Recht. Ich säume also nicht, lieber Aristipp, dir vor allen Dingen begreiflich zu machen, wie ich unter den groſsen Ahorn am Quell des Ilissus gerathen bin.

Meine Zurückkunft nach Korinth erneuerte die Ansprüche zweyer oder dreyer junger Eupatriden, die keinen schlimmen Handel zu treffen glauben, wenn sie sich mit dem Eigenthum meiner kleinen Person ein gesetzmäſsiges Recht zu dem Nachlaſs meines alten Patrons erkaufen könnten, der ihnen überaus gelegen käme, die Lücken ihrer verpraſsten Erbgüter wieder auszufüllen. Weil ich alles gern auf eine decente Art mache, so dulde ich die Bewerbungen dieser spekulativen Köpfe, ohne sie weder aufzumuntern noch abzuschrekken; und hätte sich noch ein vierter gefunden, dessen Umgang etwas mehr Interesse für mich gehabt hätte, so möchte ich den Isthmus von acht oder neun Monaten, der mich von Ägina trennt, noch erträglich gefunden haben. — Ihr seyd so eitle Geschöpfe, ihr andern, daſs ich dirs vielleicht nicht gestehen sollte; aber da du es doch von selbst errathen hättest, will ichs lieber frey bekennen, daſs ich dich, bevor die sieben ersten Tage vorbey waren, schon lebhafter vermiſste als ich mir selbst zugetraut hätte. Meine Liebhaber hatten freylich, nach der lästigen Unverdrossenheit ihrer Aufwartungen zu urtheilen, keine lange Weile bey mir; aber dafür machten sie mir deren so viel, daſs ich des albernen Spiels endlich überdrüssig ward. Nein, sagte ich, es ist nicht länger auszuhalten; Aristipp läſst mich sitzen und schaukelt sich zwischen den Cykladen herum. Wie wenn ich ihm nachreiste? — Nachreisen? — Pfuy! das sähe ja gleich so aus, als ob eine verlaſsne Ariadne ihren Ungetreuen verfolgen wollte? Nein, nicht nachreisen, aber reisen will ich, und zwar nach Athen, um, während er sich auf den Schauplätzen alter Götter und Heldenmährchen herum treibt, seine Stelle — bey dem weisen Sokrates einzunehmen. Gedacht, gethan! Es wird eingepackt, angespannt, ich setze mich mit meinen Grazien (wie du sie zu nennen pflegtest) in den Wagen und rolle davon, von drey wohl bewehrten Dienern zu Pferde begleitet, wiewohl die Landstraſse zwischen Korinth und Athen nicht mehr so unsicher ist, wie zu Theseus Zeiten. Ich verweile mich etliche Tage zu Megara, wo ich Geschäfte mit einem alten Gastfreund des Leontides abzuthun hatte, setze meine Reise fort, und lange an einem schönen Abend in einiger Entfernung von Athen auf einem mit Bäumen und Gebüschen bekränzten Hügel an, dessen Anmuth mich und meine Nymfen zum Absteigen einladet. Ich befehle meinen Leuten langsam fortzufahren, und mich bey einem gewissen Tempel, der an unserm Wege liegt, zu erwarten. Kaum sind wir auf dem weichsten Rasen ein paar hundert Schritte vorwärts gegangen, als ein prächtiger Ahorn von ungewöhnlicher Gröſse und Schönheit unsre Augen auf sich zieht, neben welchem, in kleiner Entfernung, eine kristallhelle Quelle, zwischen Rosen und Lorberbüschen rieselnd, unvermerkt zu einem Bach wird, der den durchgehenden kaum die Knöchel benetzt. 16)

Ein rüstiger, wiewohl glatzköpfiger Alter, an Gestalt und Gesichtsbildung, wie man die Silenen abzubilden pflegt, und ein schöner zum Manne heranreifender Jüngling, beide unbeschuht, der Alte nur mit einem kurzen hier und da ausgefaserten Mantel, der andere weniger spärlich und beynahe zierlich bekleidet, sitzen auf einer Rasenbank am Fuſs des Ahorns, und scheinen, in einem lebhaften Gespräche begriffen, uns nicht eher gewahr zu werden, bis wir, völlig aus dem Gebüsche hervortretend, kaum noch zwanzig Schritte von ihnen entfernt sind. Jetzt erblicken sie uns, stutzen, flüstern einander etliche leise Worte zu, und sehen aus, als ob irgend eine magische Gewalt es ihnen unmöglich mache aufzustehen und sich zu entfernen. Wir waren alle vier zwar so leicht, wie es die Hitze des Tages erforderte, aber (was sich ohnehin versteht) sehr sittsam und einfach gekleidet, und es begreift sich, daſs der unerwartete Anblick vier solcher Figuren wie wir, an einem so einsamen und dichterischen Orte, etwas auffallendes und beynahe wunderbares für sie haben muſste. Ich gehe langsam auf sie zu, grüſse sie, und frage, weil mir nicht gleich eine andere Einleitung beyfallen will, ob dieſs der nächste Weg nach Athen sey? Mir däuchte, als ob sie sich durch diese Frage merklich erleichtert fühlten; denn ich wollte wetten, der alte Herr, der etwas abergläubisch seyn soll, würde verlegen gewesen seyn, wie er uns anreden müsse, um der Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun. Nun übersah er mich aus seinen groſsen weit hervorstehenden Augen vom Kopfe bis zu den Füſsen, und erwiederte in einem freundlichen Tone, wir könnten die Stadt auf keinem Wege mehr verfehlen. Dieser Ort ist so anmuthig, sagte ich, daſs wir uns, wenn es euch nicht zuwider ist, einen Augenblick zu euch setzen, und an euerm unterbrochnen Gespräch, wofern es keine Geheimnisse betrifft, Antheil zu nehmen wünschen. Beides, versetzte er, steht euch frey, wiewohl der Gegenstand, womit wir uns beschäftigten, wirklich eine Art von Geheimniſs ist. An einem den Musen geheiligten Orte wie dieser, sind Personen wie ihr nie zu viel. Nicht wahr, junger Mann? Der Jüngling erröthete, sah ihn lächelnd an, und nickte Beyfall. Geheimnisse, erwiederte ich, an denen man die ersten besten Antheil nehmen lassen kann, müssen wenigstens sehr unschuldig seyn. Das eurige war vermuthlich ein filosofisches? *Der Alte.* Und gehört ganz besonders unter *euere* Gerichtsbarkeit; denn es betraf *Schönheit* und *Liebe*. Da die Liebe sich doch nur an das Schöne hält, so suchten wir dahinter zu kommen, was denn eigentlich das Schöne sey. Ich. Und was fandet ihr? Der Alte. Daſs, wiewohl jedermann das Schöne liebt, doch vielleicht nicht Einer sich selbst oder andern zu sagen weiſs, was es sey. Ich. Vielleicht ist es mit dem Schönen wie mit der Farbe, die jeder Sehende kennt und unterscheidet, wiewohl er nicht sagen kann, was Blau oder Grün ist. Der Alte. Du meinst vermuthlich, jedermann kann sagen, dieſs Kraut ist grün, diese Blume roth, diese blau; aber niemand kann sagen, was die Grüne, die Bläue, die Rothe sey? Ich. Es kann auch, dächte ich, niemanden viel daran gelegen seyn, ob ers sagen kann oder nicht. Der Alte. Mit den Farben mag es immerhin diese Bewandtniſs haben: aber was das Schöne betrifft, so möcht' es wohl gut, ja sogar nöthig seyn, sagen zu können, was es ist, damit wir immer sicher seyn könnten, nichts zu lieben als was wirklich und immer schön ist. Ich. Aber sollte dieſs denn auch so nöthig seyn als du zu glauben scheinst? Verzeih, ehrwürdiger Unbekannter, wenn ich meine Meinung zu frey sage! Der Alte. Ich werde die meinige eben so frey sagen, und so sind wir quitt. Ich. Man hat Beyspiele, daſs auch Gegenstände, die entweder nie schön waren oder es zu seyn aufgehört hatten, leidenschaftlich geliebt wurden. Der Alte. Gewiſs! Aber diese Gegenstände werden dann geliebt, nicht weil sie häſslich, sondern weil sie, ungeachtet ihrer Häſslichkeit, dennoch liebenswürdig sind. Ich glaube nicht, daſs jemahls ein Mensch war, dem ein Höcker etwas sehr liebreitzendes gedäucht hätte; aber daſs eine höckerige Person demungeachtet sehr liebenswürdig seyn könne, ist wohl unläugbar. Ich. Nicht nur das; es giebt Leute welche behaupten, ein wahrer Liebhaber finde sogar den Höcker des Geliebten schön, und es soll wirklich solche bezauberte Virtuosen in der Liebe geben. Der Alte. Was dir, schöne Dame, unbegreiflich ist; nicht wahr? Der Jüngling. Ich bekenne, daſs ich einer von diesen Bezauberten bin. Der Alte. Alles was du diesen Damen damit bewiesen hättest, wäre, daſs es eine Liebe giebt, die eine Art von Wahnsinn ist. Ich. Sollte nicht jede wahre Liebe eine Art von Wahnsinn seyn? — Der Alte betrachtete mich, statt der Antwort, mit einem forschenden Blick; aber der Jüngling platzte heraus: Wenn dieſs ist, schöne Fremde, so brauchst du nur zu reisen, um alle unsre Städte, vom Tänaros bis zum Athos in lauter Irrenhäuser zu verwandeln. Ich. Wenn es wahr wäre, daſs die Wahnsinnigen die glücklichsten unter den Menschen sind, so hättest du mir etwas sehr verbindliches gesagt. Wer wollte nicht wünschen, alle Menschen glücklich machen zu können? Der Alte. Das wären sie schon lange, wenn Wahnsinn glücklich machte. Aber noch hab' ich keinen Menschen gesehen, der sich gewünscht hätte, wahnsinnig zu seyn. Ich. Vermuthlich auch keinen Liebhaber, der es zu seyn geglaubt hätte, wiewohl sie es alle sind. Der Alte. Ich hätte groſse Lust, dir zu beweisen, daſs du dich sehr an der Liebe versündigest; aber der Tag neigt sich, und es ist noch eine ziemliche Strecke von hier bis zur Stadt. Ich. Ich habe einen Wagen der auf mich wartet. Er hat viel Raum, und doch darf ich es wohl schwerlich wagen, euch einen Platz darin anzubieten? Der Alte. Wenn du einen Triumfeinzug in Athen halten willst, so wäre dieſs das kürzeste Mittel; du würdest unfehlbar in wenig Augenblicken die ganze Stadt vor, neben und hinter dir her haben. Wir beide sind, wie du siehest, Fuſsgänger und ganz dazu eingerichtet. Aber, wenn die Frage nicht unbescheiden ist, gedenkst du dich in Athen zu verweilen? Ich. Der Zweck meiner Reise ist sehr einfach. Ich wollte von allem, was in Athen zu sehen ist, nur einen einzigen Mann kennen lernen, und der Zufall hat mich mehr als ich hoffen durfte begünstiget. Lebet wohl!

43.

Zum Unglück daſs, versteckt in einem Kabinette,
Bey dieser Bestellung ein Zeuge zugegen war,
Ein junger **Gnom**; und, was noch schlimmer, gar
Der Kammergnom der schönen **Kolifischette**;
Ein kleiner Schalk, wie Pagen meistens sind,
Der seine gutherzige Lust in andrer Plage findt,
Und, wenn er Gelegenheit sieht, durch seine Schelmereyen
Ein zärtliches Paar um einen *Rendez-vous*
Zu bringen, oder um nichts zwey Freunde zu entzweyen,
Sich einbildt, es schicke der Himmel ein groſses Glück ihm zu.

44.

Wen' ein Geschöpf von dieser edeln Klasse
Von ungefähr behorcht, verlasse
Sich drauf, es werd' ihm nicht besser ergehn
Als **Midas** dem König. Der hatte längere Ohren
Als man an seines gleichen zu sehn
Gewohnt ist; nicht, als hätte die Dame, die ihn geboren,
An einem Faun sich versehn: Apollo hatte dem König,

Und so eilte ich mit der Leichtfüſsigkeit einer Waldnymfe von dannen, bestieg meinen Wagen wieder, und lieſs meine beiden Bewunderer, vermuthlich sehr ungewiſs, was sie aus mir machen sollten, bald so weit hinter mir, daſs ich sie völlig aus den Augen verlor.

Wie gefällt dir dieser Anfang, Aristipp? Er ist, wie du nicht zweifeln wirst, mit groſsen Begebenheiten schwanger, und wenn du mich recht schön bittest — oder auch nicht bittest, so habe ich groſse Lust, dich mit der ganzen Geschichte meiner filosofischen Mystificierung in Athen zu beschenken. Ich bin nicht eitel genug mir im Ernst mit der einzigen Eroberung zu schmeicheln, die mich hoffärtig machen könnte — der Mann sieht mir zu hell aus seinen Delfinsausgen — Aber daſs er die meinige gemacht hat, es mag ihm nun schmeicheln oder nicht, das hat seine Richtigkeit.

24.

Aristipp an Lais.

Vor allen Dingen, schöne Halbgöttin, laſs dir ein kleines Abenteuer erzahlen, das mir dieser Tage aufstieſs, da ich den ganzen Morgen damit zugebracht hatte, die Berge um Mytilene zu durchstreichen. Du weiſst, denke ich, daſs die Kräuterkunde seit einiger Zeit meine Lieblingsbeschäftigung ist, als eine Art Studien, wozu ein wandernder Weltbürger, wie ich, aller Orten Stoff findet, und wovon er gelegenheitlich allerley nützlichen Gebrauch machen kann. Ich hatte mich ziemlich weit ins Gebirge hinein verirrt; die Sonne wurde drückend und mein Gaumen sehr trokken, als ich endlich am Fuſs eines Felsens, an welchem eine Herde Ziegen herum kletterte, unter einem hohen Nuſsbaum eine Hütte, und vor der Thür der Hütte ein junges Weib erblickte, die im Schatten sitzend Wolle spann. Ich bat sie um ein wenig Wasser meinen Durst zu löschen, und sie eilte, mir einen Topf voll frischer Milch zu hohlen, und bot mir ihn freundlich hin, weigerte sich aber, beynahe beleidigt, da ich ihr ein paar Drachmen in die Hand drückte, etwas anzunehmen, weil es (sagte sie) nicht Sitte in Lesbos sey, sich für solche kleine Liebesdienste bezahlen zu lassen. — Werde nicht ungehalten, liebe Laiska! Mein Abenteuer war freylich des Erzählens nicht werth; aber es ist gerade, als ob ich dir meine Geschichte mit meiner gefälligen Wirthin zu Mytilene erzählt hätte. Leider ist hier keine Gelegenheit, mir aus der Treue, über die du spottest, ein Verdienst bey dir zu machen. Es ist etwas, das einem jeden echten Sokratiker, ja dem Meister selbst, alle Tage begegnen könnte. Schwerlich giebt es eine anspruchlosere Tochter der Natur als die gute Leukonoe. Was sie zu geben hat, ist in ihren eigenen Augen etwas so unbedeutendes, daſs sie sich schämen würde, einen gröſsern Werth darauf zu legen, als meine Ziegenhirtin auf ihren Topf mit Milch. Meine Treue bleibt dir also auf rühmlichere Gelegenheiten vorbehalten; auch wollt' ich wetten, du bist von der Unmöglichkeit meiner Untreue so völlig überzeugt, daſs es lächerlich wäre, wenn ich jemahls damit groſs gegen dich thun wollte. Es giebt nur Eine Lais, die alle Arten von Reitzen in sich vereiniget, und auf alle mögliche Weise liebenswürdig ist. Über wen wollte sie eifersüchtig seyn? Das ist eine Leidenschaft, die sie ihren Liebhabern überläſst. Aber wehe dem, der nicht gleich bey ihrem ersten Anblick seine Partie darüber nimmt! Ich weiſs wohl, du wirst die stolze Ruhe, womit ich dich in der Welt herumschwärmen sehe, mit dem verhaſsten Nahmen Kaltsinn belegen; aber ich hülle mich in meine Unschuld. Denn ich bleibe dabey, der ruhige Liebhaber ist der einzige zuverlässige Liebhaber. Bey allem dem ist es nicht einmahl wahr, daſs ich so ruhig bey deiner Reise nach Athen bin als ich vorgebe: Nicht, weil du gerade so viel Anbeter dort zurück lassen wirst, als Männer, die dich gesehen haben; und wer wird dich nicht sehen wollen? Die ganze Welt soll vor dir knieen, das ist es ja eben was ich will! Was ich befürchte ist bloſs, daſs du gerade den Einzigen, dessen Eroberung dir schmeicheln würde, nicht erobern wirst. Denn daſs du sie bereits gemacht hättest, ist doch wohl nur Scherz. Arme Laiska! Ich fühl' es schon in allen Nerven, wie es dich kränken würde, vergebens nach Athen gereist zu seyn! Aber ich fürchte! ich fürchte! Diesen Kopf zu verrücken, würde der Göttin selbst, deren sichtbare Statthalterin du bist, nicht möglicher seyn als dir. Ich werde deinen nächsten Brief mit Zittern erbrechen, und kann ihn doch kaum erwarten.

25.

Lais an Aristipp.

Aber wer sagt dir denn, wunderlicher Mensch, daſs ich mir nur im Traum einfallen lasse, den einzigen gesunden Kopf in ganz Griechenland *verrücken* zu wollen? — Und wenn ich es könnte, würdet ihr andern desto weiser seyn? Daſs ihr doch alle, ohne Ausnahme, wie es scheint, gar viel dabey zu gewinnen glaubt, wenn ihr einen groſsen Menschen ein paar Stufen zu euch herunter ziehen könntet; als ob er nicht immer um eben so viel gröſser bliebe als ihr, wenn er auch auf derselben Fläche mit euch steht. Wie konntest du dir einbilden, ich werde nicht merken, warum du so ängstlich für den Ruhm meiner Reitzungen bekümmert bist? Aber sey ohne Sorgen, mein Freund! Ich mache keinen Anspruch von einem Manne, wie Sokrates, anders als nach seiner eigenen Weise geliebt zu werden, und es würde mir unendliche Mahl weniger schmeicheln, wenn ich, um sein Herz zu gewinnen, ihm vorher den Kopf verrücken müſste. Glücklicher Weise ist die Sache bereits entschieden; mein Spiel ist gewonnen, und ich bin deſto beſſer mit mir ſelbſt zufrieden, weil ich es ohne hetäriſche Winkelzüge aufrichtig und redlich gewonnen habe. Doch alles an ſeinem Ort und zu ſeiner Zeit!

Es gefällt mir hier ſo wohl, daſs ich gute Luſt habe, ein Tagebuch über meinen hieſigen Aufenthalt zu ſchreiben, und du ſollſt ſehen, daſs der weiſeſte aller Menſchen keine ſchlechte Rolle darin ſpielt.

Ich lebe nun volle vierzehn Tage hier, und von dieſen iſt kein einziger vorbeygegangen, ohne daſs ich deinen Sokrates geſehen und geſprochen hätte. Allenthalben, wo ich zu ſehen bin, iſt er auch; in der groſsen Halle, in der Akademie, im Odeon, auf dem Ziegelplatz, im Piräos, unter den Propyläen, überall wo ich hingehe, find' ich ihn immer ſchon da, oder bin doch gewiſs, daſs er wie gerufen kommen wird. Du lachſt, Ariſtipp, daſs ich ſo einfältig bin, etwas auf meine Rechnung zu ſetzen, was Sokrates ſchon ſeit vierzig Jahren alle Tage zu thun pflegt. — „Man iſt es, ſagſt du, zu Athen gewohnt, ihn aller Orten zu ſehen, wo viele Menſchen zuſammenkommen; und er würde gar nicht mehr bemerkt werden, wenn er nicht ſo viel und ſo laut ſpräche, daſs man ihn wohl hören muſs, man wolle oder nicht.“ — Aber, mein schöner Herr, daſs er mich in acht ganzen Tagen auch nicht ein einziges Mahl verfehlt haben sollte, wenn unser Zusammentreffen bloſser Zufall wäre, das sollst du mich nicht bereden! Und daſs er immer nur mit mir spricht, kommt wohl auch daher, weil sonst niemand mit ihm reden mag? Und daſs er, seit ich zu Athen bin, täglich ins Bad geht, und Sohlen unter die Füſse bindet, und immer in seinem besten neugewalkten Mantel prangt, hat er wohl auch seit vierzig Jahren immer so gemacht? — Höre, Aristipp! ich sage dir, verkümmere mir meine Freude nicht, oder wir bleiben nicht lange gute Freunde!

Das muſs ich den Athenern nachrühmen, sie betragen sich, auch seitdem der erste Taumel vorüber ist, mit vieler Urbanität und Artigkeit gegen mich und meine Grazien, Aber freylich, immer in Ungewiſsheit zu schweben wie ich heiſse? Wer ich bin? Wo ich herkomme? Was ich zu Athen zu suchen habe? Wie lange ich bleiben werde? Wie es mir da gefällt? — und einander über alle diese Fragen keine Antwort geben zu können, ist mehr als man einem so lebhaften und wiſsbegierigen Volke zumuthen kann. Über den letzten Punkt erhalten sie zwar bey jeder Gelegenheit die verbindlichsten Erklärungen; aber über alles übrige muſsten sie sich einige Tage mit der allgemeinen Nachricht, die sie von meinen Leuten in gröſstem Vertrauen erhielten, behelfen: daſs wir sehr weit herkämen, daſs ich mich eines Gelübdes gegen die groſse Göttermutter von Berecynth zu entledigen hätte, und daſs ich nach Athen gekommen sey, weil ja niemand sagen könnte, er habe etwas sehenswürdiges in seinem Leben gesehen, wenn er Athen nicht gesehen hätte. Damit kamen wir nun etliche Tage so ziemlich aus: aber wie das Aufsehen, das ich gegen meine Absicht erregte, immer auffallender wurde; wie man überall von nichts als der schönen Unbekannten sprach, und tausenderley lächerliche Sagen, Vermuthungen und Hypothesen über sie herumliefen, fanden endlich die Gynäkonomen für nöthig, ihr Amt zu verrichten, und sich etwas näher, wiewohl sehr manierlich, nach meinem Nahmen und Stande zu erkundigen. Um ihrer recht bald und mit eben so guter Manier los zu werden, fiel mir in der Eile nichts bessers ein, als mich (mit deiner vorausgesetzten Erlaubniſs) für eine Cyrenerin, Nahmens Anaximandra, eine Verwandte von Aristipp, Aritadessohn, auszugeben, die, wegen der neulich zu Cyrene ausgebrochnen Unruhen, für gut gefunden hätte, auszuwandern, und sich bis zur Wiederherstellung der Ordnung in ihrer Vaterstadt in Griechenland aufzuhalten. Die Herren zogen sich nach Empfang dieser Auskunft mit allem möglichen Atticism wieder zurück, und seitdem begegnet mir, wie mich dünkt, jedermann mit verdoppelter Aufmerksamkeit und Achtung; so groſs ist der Kredit, in welchen mein neuer Vetter die Stadt Cyrene bey den guten Kechenäern gesetzt hat. Du kannst dir leicht vorstellen, daſs ich mich, um meinen neuen Nahmen und Stand gehörig zu behaupten, bey meinem Verehrer Sokrates nach dir erkundigen muſste. Um dich weder zu stolz noch zu demüthig zu machen, will ich dir nicht wieder sagen, was er von dir urtheilt. Genug, ich sagte ihm: da du, bey vielen Fähigkeiten und guten Eigenschaften, von etwas leichtem Sinne wärest, und das Vergnügen vielleicht etwas mehr liebtest, als einem edeln emporstrebenden Jünglinge zuträglich sey, so hätte die Familie geglaubt nicht besser thun zu können, als wenn sie dir auf einige Zeit das Glück, um Sokrates zu seyn, verschaffte; — und Er versicherte mich dagegen, die Schuld werde nicht an ihm liegen, wenn die gute Absicht deiner edeln Familie verfehlt werden sollte. Das laſs dir gesagt seyn, Vetter Aristipp!

Wenn ich Lust hätte, dem guten Willen der Attischen Jugend von der ersten Klasse, und den übel verhehlten kleinen Entwürfen ihrer Väter, einige Aufmunterung zu geben, so würde mein Aufenthalt zu Athen eine Kette von Lustpartien, Gastmählern und Vergnügungen aller Gattung seyn. Die allgemeine Schwärmerey, die meine Erscheinung erregte, ging Anfangs so weit, daſs ich sogar einem Freunde nicht ohne Unbescheidenheit davon sprechen kann. Ich glaube, wenn ich mit meinen drey Grazien gerades Weges vom Tempel der Afrodite Besitz genommen hätte, niemand würde mir das Recht dazu streitig gemacht haben. Dieser Grad von Berauschung konnte natürlicher Weise von keiner langen Dauer seyn: dagegen hat der Wetteifer sich um mich verdient zu machen, bey allen, die sich durch persönliche oder angeerbte Vorzüge dazu berechtigt halten, eher zu- als abgenommen. Aber ich entziehe mich den Wirkungen desselben so viel möglich, und bleibe meinem Plan getreu. Des Sokrates wegen bin ich nach Athen gekommen, und ihm vorzüglich soll die Zeit meines Hierbleibens gewidmet seyn. Ich habe mir alle Einladungen in die Häuser meiner Verehrer verbeten, und sehe, auſser an öffentlichen Orten, keine Gesellschaft als in meiner eigenen Wohnung. Denn ich habe durch

Bey einem bekannten Anlaſs, der Seiner Majestät
Geschmack und inneres Ohr ein wenig
Verdächtig machte, die Ohren um etliche Daumen erhöht.

45.

Don Midas, wie leicht zu erachten, trug eben kein Verlangen
Zu diesem Zuwachs vom Hofe den Glückwunsch zu empfangen;
Im Gegentheil verbarg er diese Zier
So gut er konnte. Er war der Erfinder der Frygischen Mützen,
Die über die Ohren gehn. Allein vor seinem Barbier
In einer Frygischen Mütze zu sitzen,
War eine Sache von gröſsrer Schwierigkeit
Als er gedachte, zumahl wenn im Kalender die Zeit
Zum Haar - abschneiden kam. Kurz aus dem Handel zu kommen,
Der Mann wird in geheim in Eid und Pflicht genommen.

46.

Er schwört, das Übermaſs von Majestät
Der Königsohren vor allen lebendigen Seelen,
So lieb ihm die seinigen sind, bis in sein Grab zu verhehlen.

Vermittlung deines Freundes Eurybates (der mir die strengste Verschwiegenheit versprochen hat) ein ganz artiges kleines Haus mit einem geräumigen Sahle gemiethet, wo sich alle Abende eine auserlesene Gesellschaft von ältern Freunden des Sokrates einfindet, unter welchen er selbst nur selten fehlt. Die jüngern sind (zu groſser Unlust des schönen Fädrus, meines erklärten Anbeters) ohne Barmherzigkeit ausgeschlossen. Ich wollte, du könntest sehen, wie hübsch ich mich als Wirthin mitten unter einer Gesellschaft von sechs oder acht weisen Männern ausnehme, von denen der jüngste seine funfzig Jahre auf dem Rücken hat; und wie stolz würdest du erst auf deine neue Base seyn, wenn du sie mit solchen Antagonisten über das selbstständige Schöne und Gute, über den Grund des Rechten, über das höchste Gut und über die vollkommenste Republik ganze Abende lang disputieren hörtest; und bemerktest, mit welcher Natur oder Kunst (wie du willst) sie diesen spröden Materien ihre Trockenheit zu benehmen, und die graubärtigen Streithähne selbst in gebührender Zucht und Ordnung zu erhalten weiſs. Aber freylich darf uns dann die Hauptperson nicht fehlen; er, dessen scharfer Blick, treffender Witz und muntre Laune ihn zur Seele unsrer Gesellschaft macht. Der undankbarste Stoff wird unter seinen Händen reichhaltig, und die scherzhafte sympotische Manier, womit er die subtilsten Probleme der Moral und Menschenkunde zu unterhaltenden Tischgesprächen zuzurichten weiſs, scheint die verwickeltsten Knoten oft feiner, wenigstens immer zu gröſserm Vergnügen der Zuhörer, zu lösen, als durch eine ernsthaftere und schulgerechtere Analyse geschehen würde. Aber Ehre dem Ehre gebührt! Die schöne Anaximandra thut natürlicher Weise ihre Wirkung, und seine ältesten Freunde versichern mich, daſs sie ihn in seinem ganzen Leben nie so aufgeräumt und jovialisch gesehen haben, als — seit dem Tage meiner Ankunft in Athen. Nenn' es nun und erkläre dirs wie du willst; ich streite nie um Worte, aber du wirst mir erlauben, daſs ich mich an die Erklärung halte, die für meine Eigenliebe die schmeichelhafteste ist.

Ich gefalle mir so wohl zu Athen, daſs ich, wenn mir Eurybates reinen Mund hält, und nicht etwa ein neidischer Dämon mir jemand, der mich zu Korinth gekannt hat, in den Weg wirft, groſse Lust habe, meinen Aufenthalt noch um mehrere Tage zu verlängern.

Mein geheimes Liebesverständniſs mit dem alten Spötter (denn bis zu Erklärungen über einen so zarten und unaussprechlichen Gegenstand ist es zwischen uns noch nicht gekommen) geht noch immer seinen Gang, und ich schlieſse aus dem Vergnügen, das ich an seinem Umgang finde, daſs ihm der meinige wenigstens eben so angenehm seyn müsse. Wiewohl er eine Aspasia gekannt hat, glaube ich doch etwas Neues für ihn zu seyn; und bey aller seiner anscheinenden Beschränktheit, hat vielleicht kein Sterblicher jemahls eine allgemeinere Empfänglichkeit und einen reinern Sinn für alles Menschliche gehabt als er.

Wünsche mir Glück, Aristipp! Heute hab' ich einen ganzen Morgen mit meinem Liebhaber Sokrates auf der Burg von Athen unter vier Augen zugebracht; denn die ehrliche Haut Simmias von Theben und den feinen wohlerzogenen Kritobul, die ihn begleiteten, rechne ich für nichts, weil sie so bescheiden waren, uns fast immer allein zu lassen. Wir besahen alle Merkwürdigkeiten des Orts, der das Sublimste und Schönste, was Baukunst und Bildnerey in der Welt hervorgebracht haben, in keinem gröſsern Raume vereiniget, als gerade nöthig war, um dem Auge alles unter einem einzigen Gesichtspunkte als das erhabenste Ganze darzustellen. Mir war als ob ich diese Wunder der Kunst zum ersten Mahl sähe, da ich sie mit Sokrates sah, wiewohl ich schon zuvor in Gesellschaft des Eurybates hier gewesen war. Am längsten verweilten wir, wie billig, unter den Propyläen, wo die schönsten Bildsäulen von Fidias, Alkamenes, Myron und Menon uns ein paar Stunden unterhielten. Sokrates, wiewohl in seiner Jugend selbst ein Bildhauer, sprach von diesen Werken mit der verständigen Bescheidenheit eines Mannes, der den Meiſsel seit vierzig Jahren nicht geführt hatte und, seinem eigenen Urtheil nach, nie weiter als in den Vorhof der Kunst gekommen war. Indessen schien er mir Bemerkungen zu machen, wovon auch ein Meister hätte Vortheil ziehen können. Ich fragte ihn, in welche Rangordnung er die genannten Künstler stelle. Frage lieber dein eigen Gefühl, war seine Antwort. — „So ist Fidias der erste.“ — Unstreitig, erwiederte er. In Fidias findet sich alles, was den groſsen Künstler macht, beysammen; er ist, so zu sagen, ein Homer, der, statt in Versen, in Marmor und Elfenbein dichtet. Ihm allein scheinen die Götter, die er bildete, wirklich erschienen zu seyn: Alkamenes bestrebte sich menschliche Gestalten zu göttlichen zu veredeln. Beide haben dem Myron nichts als den Vorzug der Grazie übrig gelassen. Menon, vielleicht der beste unter den Lehrlingen des Fidias, ist gegen diese drey — nichts als ein Lehrling. Eine Diane von Myron veranlaſste mich, den Wunsch hören zu lassen, daſs ich die Grazien sehen möchte, welche Sokrates selbst in seiner Jugend gearbeitet hatte. Sie sind nicht werth von dir gesehen zu werden, versetzte er; ich bin nie mit ihnen zufrieden gewesen; aber seitdem ich deine Grazien kenne, würde ich die meinigen noch zehnmahl steifer und steinerner finden als sonst. — Meine Grazien? sagte ich verwundert: es sind allerdings drey liebliche Mädchen; aber doch — „Ich rede nicht von deinen Aufwärterinnen, schöne Anaximandra; ich meine deine eigenen Grazien.“ — Mache mich nicht stolz, Sokrates; ich dachte nicht, daſs du auch schmeicheln könntest. — „Zum Beweise, daſs ich weder schmeichle noch scherze, will ich mich näher erklären. Ich habe, seitdem ich dich kenne, drey Dinge an dir bemerkt, die dich aus allen Schönen, die mir jemahls vorgekommen sind, auszeichnen, und dir gerade das sind, was der Liebesgöttin die Grazien. Das erste ist ein dir eignes, kaum sichtbares, deinen Mund, deine Augen, dein ganzes

Gesicht sanft umflieſsendes Lächeln, das nie verschwindet, es sey, daſs du sprichst oder einem andern zuhörst, auch sogar dann nicht, wenn du etwas miſsfälliges siehest oder hörest, zu trauern oder zu zürnen scheinst: das zweyte, eine unnachahmlich zierliche Leichtigkeit im Gang und in allen Bewegungen und Stellungen des Körpers, die dir, wenn du gehest, etwas schwebendes, und wenn du in Ruhe bist, das Ansehen giebt, als ob du, ehe man sichs versehe, davon fliegen werdest; eine Leichtigkeit, die niemahls weder an sich selbst vergessende Lässigkeit noch an Leichtfertigkeit streift, und immer mit dem edelsten Anstand und mit anspruchloser angeborner Würde verbunden ist." — Eine plötzliche Schamröthe ergoſs sich, wie er dieſs mit so viel anscheinender Treuherzigkeit sagte, über mein ganzes Gesicht, bey dem Gedanken, daſs ich mit einem so guten und ehrwürdigen Manne am Ende doch nur Komödie spiele. — Gut, rief er, da haben wir deine dritte Grazie! diese holde Schamröthe, die Tochter des zartesten Gefühls, die dem Adel deiner Gesichtsbildung und dem Ausdruck des Selbstbewuſstseyns nichts benimmt, und sich dadurch so wesentlich vom Erröthen der kindischen oder bäurischen Verlegenheit unterscheidet. Ein Bildhauer, der Genie und Kunst genug besäſse, dieses Lächeln, diese Leichtigkeit und dieses Erröthen zu verkörpern und in Gestalt dreyer lieblicher Nymfen darzustellen, hätte uns die Grazien dargestellt.

Gestehe, Aristipp, daſs es keine sehr leichte Sache war, in diesem Augenblicke nicht ein wenig aus meiner Rolle zu kommen. Aber Sokrates selbst half mir ohne sein Wissen wieder hinein. Ich sage dir dieſs, fuhr er fort, weder um deine Eigenliebe zu kitzeln, noch weil es mir im geringsten schwer gewesen wäre, meine Bemerkungen für mich zu behalten; sondern, weil ich diese Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen möchte, ohne dir die hohe Bestimmung zu Gemüthe zu führen, um derentwillen die Götter so viel Schönheit und Würde mit so viel Reitz und Anmuth in dir vereiniget haben.

Und nun, Freund Aristipp, setzte er sich mit mir unter den groſsen Ölbaum vor dem Tempel der Athene Polias, und begann, mit einer ihm nicht gewöhnlichen Begeisterung, eine lange Rede über — Schönheit und Liebe. Er setzte als etwas, woran ich nicht zweifeln könne, voraus, daſs beide ohne Tugend weder zu ihrer Vollkommenheit gelangen, noch von Dauer seyn könnten. Er bewies, indem er die Begriffe in seiner etwas spitzfindigen Manier sonderte und entwickelte, daſs das Schöne und Gute im Grund eben dasselbe, und Tugend nichts anders als reine Liebe zu allem Schönen und Guten sey; eine Liebe, die vermöge ihrer Natur, gleich der Flamme, immer emporstrebe, durch nichts unvollkommnes befriediget werde, und nur im Genuſs des höchsten Schönen, zu welchem sie stufenweis emporsteige, Ruhe finde. — Und was meinst du, daſs er mit dem allen wollte? Nichts geringeres als mich überzeugen, „daſs die Natur mich ganz eigentlich zu einer Lehrerin und Priesterin, ja noch mehr, zu einer unmittelbaren Darstellerin des Ideals der Tugend, mit Einem Wort, zur personificierten Tugend selbst bestimmt und ausgerüstet habe; und daſs es also die erste meiner Pflichten sey, die Erreichung dieses hohen Ziels zum groſsen Geschäfte meines Lebens zu machen."

Es würde mir kaum möglich seyn, nur den zehnten Theil der erhabenen Dinge, die er mir sagte, wieder zusammen zu bringen; aber des Schlusses seiner Rede erinnere ich mich noch von Wort zu Wort. „Wenn, sagte er, die Tugend sich sichtbar machen könnte, was für eine andere Gestalt als die deinige könnte sie annehmen wollen, um alle Herzen an sich zu ziehen und fest zu halten? Es hängt bloſs von deinem Wollen ab, der Welt zu zeigen, daſs sie sichtbar werden könne: und wenn Tyche dich zur Königin des ganzen Erdkreises erhübe, wie wenig wäre das gegen die Höhe, zu welcher du dich aus eigner Macht, ohne etwas anders als dich selbst vorzustellen, erheben kannst, bloſs indem du die Pflicht, die dir deine Schönheit auferlegt, in ihrem ganzen Umfang erfüllst.“

Du wirst mir gern glauben, Aristipp, daſs es mich einige Mühe kostete, die Bewegung zu verbergen, in welche mich diese sonderbare Anrede setzte. Was in seiner Moral überspannt war, that doch die komische Wirkung nicht, die es vielleicht in dem Munde eines andern gethan hätte. Ich fühlte es sehr wohl, aber ich hätte um alles in der Welt nicht darüber scherzen können; denn ich fühlte zugleich, daſs etwas Wahres daran war, das sich nicht wegscherzen lassen würde. In diesem Augenblick, glaube ich, eilten mir die Grazien, die er selbst mir zugegeben hatte, alle drey zu Hülfe. Ich legte meine Hand mit einem kaum merklichen Druck auf die seinige, und sagte, indem ich ihm mit ernstem Lächeln erröthend in die Augen sah: der Ort, wo wir sind, und die sichtbare Gegenwart so vieler Götter und

Heroen, die uns umgeben, hat dich mächtig ergriſſen, ehrwürdiger Sokrates; du sprichst wie ein Begeisterter und beynahe wie ein Gott. Ich bin nur eine schwache Sterbliche; und doch schwebt auch mir ein hohes Ideal vor, das ich vielleicht nie erreichen werde. Ich hoſſe dieses Morgens und aller andern Stunden, die ich in deiner Gesellschaft lebte, nie zu vergessen; und wenn ich —

Zu gutem Glücke zog mich Aristofanes, der auf einmahl hinter den Säulen hervor rauschend auf uns zugelaufen kam, aus der Verlegenheit, meine Periode auszuründen. Da wir uns schon öfters gesehen hatten, hielt er sich berechtigt, mich im Ton einer alten Bekanntschaft anzureden, und darüber zu scherzen, daſs er mich mit dem weisen Sokrates so allein überrascht hätte. Dieser antwortete ihm mit der gewandtesten Leichtigkeit in eben demselben Ton, und beide bewiesen mir (da ich ihr wahres Verhältniſs kannte) durch ihr Benehmen gegen einander, daſs die attische Urbanität eine sehr preisliche Bürgertugend ist. Bald darauf gesellten sich noch mehrere Bekannte zu uns, und als sich der Komiker wieder entfernt hatte, sagte Sokrates lächelnd zu mir: an diesem Menschen könntest du gleich dein erstes Meisterstück machen, Anaximandra. —

Acht Tage schleicht, von seinem Geheimniſs gebläht,
Tiefsinnig den Kopf gesenkt, die Stirn in politischen Falten,
Der arme Barbier herum, doch länger es auszuhalten
War keine Möglichkeit. Die Kronik sagt, er sey
Von jenem berühmten Barbier zu Bagdad Ahnherr gewesen,
Von dessen enthaltsamer Zunge wir alle zweifelsfrey
In Tausend und Einer Nacht die seltnen Proben gelesen.

47.

Ihn schreckt des Königs Zorn, ihn ängstigt sein theurer Eid;
Mit beiden war doch wahrlich nicht zu spaſsen!
Doch sein Geheimniſs bey sich verfaulen zu lassen
Und endlich daran zu bersten, ist keine Kleinigkeit.
Indessen, da ihn sein Eid doch nur, vor lebendigen Seelen,
Verpflichtet, die Schmach des Königs zu verhehlen,
So giebt sein Genius endlich ihm einen Einfall ein,

Ich würde schwerlich viel Ehre davon haben, versetzte ich, wenn Sokrates selbst in zwanzig Jahren nichts über ihn vermochte. — Keineswegs, erwiederte er, da du alles hast, was mir fehlt. Schönheit, Anmuth und Jugend sind gar mächtige Anlockungen. — Aber ein so schlauer Vogel wie dieser, sagte ich, würde sich die Lockspeise belieben lassen und der Schlinge doch zu entgehen wissen.

Wir stiegen nun durch die Propyläen wieder in die Stadt herab, und ich konnte dem Einfall nicht widerstehen, meinen Blumenkranz abzunehmen, und die Bildsäule des groſsen Mannes damit zu krönen, dessen königlichem Geist Athen ihren hohen Glanz über alle andern Städte in der Welt zu danken hat.

So eben erhalte ich von Korinth Nachricht, daſs der beschwerlichste meiner Nachsteller den Weg, den ich genommen, entdeckt habe, und morgen in Athen eintreffen werde. Er soll das Nest leer finden. Morgen mit dem frühesten fliege ich nach Korinth zurück. Aber damit sich doch die Athener eine Zeitlang meiner erinnern, muſs ich noch etwas thun, das in ihrer Stadt vermuthlich noch nie gesehen worden ist. Ich habe alle Bekannte, die ich hier gemacht, junge und alte, zwanzig bis dreyſsig an der Zahl, zu einem kleinen Abschiedsfest einladen lassen. Ein halb Dutzend Köche sind bereits in voller Arbeit; denn ich werde meine Gäste mit einem Symposion in Korinthischer und Cyrenischer Manier bewirthen. Alle Götter der Freude sollen von der Partie seyn; ich lasse die berühmtesten Citherspielerinnen und Auletriden dazu bestellen, und deine Grazien sollen alle ihre Talente in Gesang, Tanz und Mimik den Augen und Ohren der entzückten Cekropier Preis geben. Du siehst, es will sich nicht anders schicken, als daſs die edle Anaximandra von Cyrene, die mit dem Pracht und Vergnügen liebenden Aristipp verwandt zu seyn die Ehre hat, den Athenern ihre Dankbarkeit für die gute Aufnahme, die sie bey ihnen fand, auf eine seiner würdige Art beweise; und muſs ich nicht meinem erhabnen Liebhaber zeigen, daſs seine Lehren und Ermahnungen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sind? Denke ja nicht, daſs ich seiner dadurch spotten wolle. Die Grazien haben auch ihre Filosofie, und er soll sehen, daſs sie sich mit der seinigen, wenn sie anders nicht gar zu störrisch ist, ganz gut verträgt. Ob ich auch deinen sauertöpfischen Antisthenes zu der freundlichen Tugend bekehren werde, die, um die Herzen zu gewinnen, die Gestalt der Freude annimmt? Wir wollen sehen.

Ich melde dir von Eleusis aus, daſs alles recht gut abgelaufen ist. Meine Gäste schienen von mir und meinem Gastmahl und den Talenten meiner Grazien bezaubert. Sogar die finstre Stirne des strengen Antisthenes entrunzelte sich. Den Sokrates allein glaubte ich bald ernsthafter bald ironischer zu sehen als gewöhnlich, und man hätte zuweilen denken sollen, er sey von der Polizey bestellt, mich zu beobachten, so scharfe Seitenblicke heftete er von Zeit zu Zeit auf mich. Aber Anaximandra machte es wie Hippokleides und lieſs sichs nicht kümmern; oder vielmehr, sie begegnete ihm mit der zärtlichen Aufmerksamkeit einer guten Tochter, und schien nichts an ihm zu sehen, was ihre fröhliche Stimmung hätte unterbrechen können. Das Fest dauerte ziemlich weit in die Nacht, und Sokrates war einer der letzten, die sich zurückzogen. Nachdem die Gesellschaft sich in einzelne Gruppen getheilt hatte, und während die meisten den Spielen und Tänzen zusahen, fanden wir uns wie durch Zufall in einer Ecke des Sahls allein. Ich lenkte das

Gespräch mit guter Art auf dich, und bat ihn, mir ganz offenherzig zu sagen, was er von dir denke. Aristipp, antwortete er, ist ein junger Mann von vorzüglichen Anlagen; als ein Liebhaber des Schönen möchte er auch wohl die Tugend lieben, wenn sie nur keine Opfer forderte. Seine Sinnesart ist edel; aber was ihm immer gefährlich seyn wird, ist sein Hang zu einem freyen Leben und zur Sinnenlust. Ich. Wir haben ihn nie ausschweifend gekannt. Sollte er die Gelegenheit, weiser bey dir zu werden, so wenig benutzt haben, daſs er sich erst zu Athen verschlimmert hätte? Sokrates. Auch ich habe ihn nie über die Grenzlinien des Wohlanständigen hinaus schweifen sehen, und über einen gewissen Punkt beschämt seine Unsträflichkeit unsre meisten Jünglinge. Aber sein letzter Aufenthalt zu Ägina machte mich vielleicht seinetwegen besorgter als nöthig war. Ich. Wie so? Hat man dir vielleicht von seiner Anhänglichkeit an eine gewisse Lais von Korinth gesprochen? Sokrates. Ich höre wenig auf Gerüchte. Sie soll auſserordentlich schön, geistvoll und liebenswürdig seyn; und eben darum halte ich sie, bey der freyen Denkart, wovon sie Profession macht, für eine sehr gefährliche Zauberin. Ich. Sokrates, du siehst Anaximandren jetzt zum letzten Mahl, und sie könnte sich nicht verzeihen, dich länger zu täuschen. Ich selbst bin diese Lais, die du unter einem andern Nahmen liebenswürdig gefunden hast, und die dir in diesem Augenblick des Scheidens gesteht, daſs sie dich allen Männern vorzieht, die sie jemahls gesehen hat. Sokrates. Deine Aufrichtigkeit, schöne Lais, ist der Erwiederung werth: Du sagst mir nichts neues; schon diesen Morgen wuſste ich wer du warst. Du glaubtest ich schwärme; jetzt begreifſt du, daſs ich bey ruhigem Muthe war. Lebe wohl, und erinnere dich zuweilen an den Ohlbaum der Polias! — Ich konnte mich nicht erwehren, meinen Mund auf seine Hand zu bücken, und, so wahr mir Urania gnädig sey, eine Thräne, glaube ich, fiel auf sie herab. Er drückte die meinige und entfernte sich.

26.

Aristipp an Lais.

Es war der allesvermögenden Lais Anaximandra vorbehalten, uns an Sokrates eine Seite zu zeigen, die ohne sie entweder gar niemahls, oder wenigstens in keinem so schönen Lichte, sichtbar geworden wäre. Die ganze Art seines Benehmens gegen dich macht ihn in meinen Augen sehr ehrwürdig, und besonders am letzten Tage ist er so ganz Sokrates, so ganz, was nur er allein seyn kann, der seltenste, oder soll ich sagen seltsamste, Hermafrodit von Vernunft und Schwärmerey, den die menschliche Natur vielleicht jemahls hervorgebracht hat! Wirklich glaube ich, daſs du dir nicht zu viel schmeichelst, wenn du ihn (wiewohl nur im Scherz) unter deine Liebhaber zählest. Wer weiſs, ob du nicht wohl gar diesen filosofischen Herkules so weit hättest bringen können als weiland deine Zauberschwester Omfale den Thebanischen, wenn es nicht Grundsatz bey ihm wäre, in solchen Nothfällen sich eines schnellwirkenden Hausmittels zu bedienen. Ich wollte wetten, seine griesgrämische Xantippe hat ihn in zwanzig Jahren nicht so zärtlich gesehen, als während deines Aufenthalts in Athen.

Schön war es von dir, liebe Laiska, daſs du ihm noch in den letzten Augenblicken deinen wahren Nahmen entdecktest, und noch schöner das Spiel des Zufalls, daſs du ihm nichts offenbartest als was er schon wuſste. Vermuthlich muſs er dem Eurybates das Geheimniſs abgelockt haben; denn er besitzt einen zu scharfen Spürsinn, als daſs er nicht hätte merken sollen, daſs es mit der Anaximandra von Cyrene, Aristipps Verwandtin, nicht ganz richtig sey. Übrigens hoffe ich, durch deinen genialischen Einfall, dich in persönliches Verhältniſs mit Sokrates zu setzen, ein beträchtliches bey ihm gewonnen zu haben; oder, wofern er mich nach meiner Zurückkunft nicht mit günstigern Augen ansieht, werde ich geradezu behaupten, daſs es bloſse Eifersucht darüber sey, daſs meine Weisheit mir nicht verbietet — glücklicher zu seyn als er. Wirklich zieht mich die Neugier, zu sehen wie er mich aufnehmen wird, mächtig nach Athen zurück. Aber ich bin seit etlichen Tagen zu Lemnos, und dem Schauplatze der Homerischen Gesänge zu nahe, um es bey den Musen verantworten zu können, wenn ich nicht nach der Trojanischen Küste vollends hinüber setzen wollte. Indessen hoffe ich längstens in acht Wochen, mit Hülfe der nördlichen Winde, die um diese Zeit regieren, wieder in Athen zu seyn; und dort, schöne Lais, schmeichle ich mir einen Brief von dir zu finden, der mir sagt, ob dir indessen irgend ein günstiger Wind einen Liebhaber zugeweht hat, der dich des alten Sokrates vergessen machen kann.

27.

Demokles an Aristipp.

Dein Rath kam zu spät, Aristipp. Die Freunde der Freyheit, unter welchen eine beträchtliche Anzahl entschloſsner Männer war, sind auf einmahl aus dem Nebel der Verborgenheit hervorgetreten. Evagoras, den du als einen ehrgeitzigen und unternehmenden Mann kennen wirst, hat Mittel gefunden sich an ihre Spitze zu stellen. Sie haben sich versammelt, verschiedene kräftige Vorkehrungen für die öffentliche Sicherheit getroffen, und die Häupter der drey Fakzionen, jeden insbesondere, zu einer förmlichen Erklärung über die Absicht ihrer, schon lange nicht mehr geheimen, Zurüstungen aufgefordert. Man hat einander eine Zeitlang mündlich und schriftlich mit allerley Ausflüchten, und als diese erschöpft waren, mit Vergleichsvorschlägen aufgezogen. Wie aber die demokratische Partey in vollem Ernst erklärte, daſs sie sich selbst so lange als die rechtmäſsigen Beschützer der Gesetze und der Freyheit ansehen und benehmen würden, bis die Oligarchen die Waffenvorräthe, womit sie ihre Häuser, gewiſs zu keinem unschuldigen Gebrauch, angefüllt, ausgeliefert, alle ihre Ämter niedergelegt und der allgemeinen Bürgerversammlung Treue und Gehorsam geschworen haben würden, machten (wie leicht vorher zu sehen war, und doch nicht vorhergesehen wurde) die Triumvirn, Alcimedon, Hippokles und Ariston, plötzlich Friede unter einander, und gemeine Sache gegen den gemeinen Feind, mit der Übereinkunft, wenn sie die Oberhand erhalten hätten, die Regierung des Staats gemeinschaftlich zu führen.

Die Götter haben uns nicht begünstiget, Aristipp. Es kam in diesen Tagen zu einem wüthenden Gefecht auf dem groſsen Marktplatze. Die Triumvirn, welche auſser einem Trupp schwerbewaffneter Reiterey, einige Hundert Kretische Söldner und den ganzen

Cyrenischen Pöbel auf ihrer Seite hatten, überwältigten uns endlich nach einem langen verzweifelten Widerstand, durch ihre Überlegenheit an Waffen und Anzahl. Etliche Hundert der feurigsten Patrioten fielen, mit rühmlichen Wunden bedeckt; der Überrest hielt es für Pflicht, sich dem Vaterlande auf einen glücklichern Tag aufzusparen, und rettete sich durch die Flucht.

Du vermuthest ohne Zweifel voraus, daſs die Sieger sich ihres Glücks, anstatt mit Mäſsigung, mit aller Grausamkeit bedienen, die von übermüthigen und miſstrauischen Tyrannen zu erwarten ist. Die Gefängnisse sind mit Personen von allen Ständen, die man für verdächtig hält, angefüllt, und reich zu seyn, oder dafür zu gelten, ist schon allein mehr als hinlänglich, um den raubgierigen Herrschern und ihren Günstlingen verdächtig zu seyn. Die entflohenen Patrioten werden für vogelfrey erklärt, ihre Anverwandten aus der Stadt verbannt, und ihre Güter eingezogen. Alle unsre Hoffnung beruht nun — auf unserer Verzweiflung, und auf der alten Erfahrung, daſs Räuber, wie eifrig sie auch, um Beute zu machen, zusammen gehalten haben, gewöhnlich über der Theilung zerfallen. Wir haben uns indessen nach und nach wieder zusammen gefunden, und uns im Gebirg,

Wobey, wie er glaubt, sein Bauch mit seinem Eide bestehet.
Er scharrt ein Loch in die Erde, und murmelt leise hinein
Was ihn acht Tage lang schon so schrecklich aufgeblähet.

48.

Erleichtert schleicht sich nun der gute Mann davon,
Und glaubt es schön gemacht zu haben:
Allein im nächsten Lenz, wächst, wo er aufgegraben,
Ein kleiner Wald von Rohr, und ein verräth'rischer Ton,
So oft mit säuselndem Fittig ein Sohn von Zefyr und Floren
Es anweht, flüstert aus dem Rohr
Dem, der es hören will, ins Ohr:
Der König Midas hat — Eselsohren.
p. p. p.
Der erste, der es hört, hat's kaum dem Nachbar vertraut,
So spricht von dem Wunder bereits ganz Frygien überlaut.

---

an der Grenze der Cesammonen, eines festen Postens bemächtiget, wo wir, täglich durch Verbannte oder Flüchtlinge verstärkt, uns so lange zu halten hoffen, bis uns etwa ein günstiger Stern eine Wahrscheinlichkeit zeigt, die Befreyung des Vaterlandes mit besserm Erfolg zu unternehmen. Vielleicht ist mir einer von den Deinigen (deren leider! keiner auf unsrer Seite stand) mit Nachrichten von diesen Ereignissen bey dir zuvorgekommen; denn die Nothwendigkeit, mich von einigen Wunden heilen zu lassen, verhinderte mich eher an dich zu schreiben. Beklage das traurige Schicksal der vor kurzem noch so blühenden und glücklichen Cyrene, und versuche alles was du kannst, da du es nicht abzuwenden vermochtest, es wenigstens zu erleichtern!

28.

Kleonidas an Aristipp.

Du bist bereits benachrichtiget, lieber Aristipp, daſs es bey uns endlich zu einem Ausbruch gekommen ist, wobey die Oligarchen den Sieg erhalten haben. Möchten sie, da es nun einmahl unser Schicksal ist, sich dessen nur mit Mäſsigung bedienen! Aber noch stürmen die Leidenschaften von allen Seiten zu wild, um der Humanität, ja nur der Klugheit, die ihren eignen Vortheil kaltblütig berechnet, Gehör zu geben.

Die Eintracht unsers Triumvirats ist von kurzer Dauer gewesen. Ariston, der freygebigste und popularste unter ihnen, hat (wie man sich ins Ohr sagt) Mittel gefunden, seine beiden Kollegen mit guter Art auf die Seite zu schaffen. Sie wurden bey einem öffentlichen Opfer von drey seltsam verkleideten Banditen angefallen, und mit einigen Dolchstichen ermordet. Beide waren ihrer Raubgier und Grausamkeit wegen so verhaſst, daſs niemand ihr Schicksal bedauerte. Ariston selbst, sagt man, sollte das dritte Schlachtopfer seyn;

er wurde aber glücklicher Weise von deinem Bruder Aristagoras und etlichen andern gerettet, bevor der ihm zugedachte dritte Dolch seine Brust erreichen konnte. Die Mörder, die sich (nach ihrem eignen freyen Geständniſs) aus bloſsem Patriotism zu dieser That verschworen hatten, wurden ohne Widerstand in Verhaft genommen, und in die engeste Verwahrung gebracht. Wie es aber auch zugegangen seyn mag, als sie am folgenden Morgen zum Verhör abgehohlt werden sollten, fand man das Gefängniſs leer, und die Vögel waren sammt dem Kerkermeister ausgeflogen. Du kannst leicht denken, daſs verschiedlich über diese Geschichte glossiert wird. Indessen benutzte Ariston die Schwärmerey, womit das Volk an seiner Gefahr und Erhaltung Antheil nahm, und lieſs sich unverzüglich, vermöge des Rechts seiner Groſsmutter, die von einer Seitenlinie der Battiaden abstammt, unter dem wildesten Zujauchzen und Frohlocken des herbeyströmenden Pöbels zum König von Cyrenaika ausrufen. Prächtige Feste und öffentliche Lustbarkeiten bezeichneten die ersten Tage seiner Regierung, und machten mit den Hinrichtungen und Proskripzionen des verhaſsten Triumvirats einen sehr auffallenden Kontrast. Ariston schien dadurch (in der raschen Meinung des Volkes wenigstens) von allem Antheil an jenen Greueln losgesprochen zu werden, und seinen Mitbürgern unter einer milden Regierung goldne Zeiten zuzusichern. Vermuthlich zu diesem Ende hat er, wie es heiſst, die Sorgen der Staatsverwaltung deinem Bruder und einigen andern, die sich damit beladen wollten, überlassen, und er scheint nichts angelegneres zu haben, als sich mit allen Arten von Genüssen, die ihm die wirkliche Gewalt verschaffen kann, so schnell als möglich zu überfüllen. Wohl mög' es ihm bekommen, sag' ich; zweifle aber sehr daſs ich wahr gesagt habe. Dein Vater, der an dieser raschen Umkehrung der Dinge kein sonderliches Wohlgefallen haben soll, hat sich, unter dem Schutze seines hohen Alters, auf sein Landgut zurückgezogen, und scheint alle Wünsche, wozu ihn die gegenwärtigen Verhältnisse berechtigen, auf die Freyheit und Ruhe, die in seinen Jahren so wohlthätig sind, oder (wie er selbst sich ausdrückt) auf die Erlaubniſs im Frieden auszuleben, beschränkt zu haben. Ich besuche ihn öfters; er scheint mich gern zu sehen, weil ich ihm immer etwas angenehmes von dir zu erzählen weiſs.

Ich danke den Göttern, daſs ich zu unbedeutend bin, um in diesen gefährlichen Zeitläufen eine Rolle spielen zu müssen, und nicht ehrgeitzig oder unruhig genug, um etwas bedeuten zu wollen. Meine Familie ist durch die goldene nie genug gepriesene Mittelmäſsigkeit vor Neid und Raubgier gleich gesichert; und so lange wir uns, wie bisher, des Schutzes deines edeln Bruders erfreuen können, ist der Antheil, den wir an der allgemeinen Ruhe des Vaterlandes nehmen, das einzige was die unsrige stören kann. Leider fehlt noch viel, daſs wir uns der Hoffnung beſsrer Zeiten frohen Muthes überlassen dürften. Die demokratische Partey ist noch nicht gedämpft, und unsre dermahlige Regierung, zu sehr mit der innern Polizey beschäftigt, scheint den Bewegungen ihrer Feinde mit einer Gleichgültigkeit zuzusehen, die ich mir nicht wohl erklären kann. Gewiſs ist, sie muſs ihre Ursachen dazu haben; ungewiſs, ob der Ausgang sie rechtfertigen wird.

29.

Aristipp an Ariston.

Das Glück hat deine Wünsche begünstiget, Ariston; du hast das höchste Ziel des menschlichen Ehrgeitzes erreicht. Unglücklicher Weise sind die Stufen, auf denen du bis zum Thron hinaufgestiegen bist, mit Bürgerblut befleckt. Wenn du ihn nur durch

Verbrechen ersteigen konntest, so glaube wenigstens den Schmeichlern nicht, die dich bereden wollen, unter dem Glanz des Thrones würden auch Verbrechen schön. — Doch, das Geschehene kann kein Gott ungeschehen machen; aber das Andenken desselben im Gedächtniſs der Menschen auslöschen, kannst du selbst. Je gröſser die Opfer waren, die deine Erhebung dem Vaterlande kostete, desto gröſser und ausgebreiteter ist das Gute, das es jetzt aus deiner Hand zu erwarten berechtigt ist, da du alles vermagst. Den Weg haben dir Gelon, Hieron, Pisistratus und Perikles vorgezeichnet. Möge das Volk, das dich mit Jubel zu seinem König ausrief — und nicht wuſste was es that — Ursache finden, noch in funfzig Jahren den Tag zu segnen, da es sein Wohl oder Weh in deine Hände legte; und möge Ariston der König nie vergessen, daſs er einst seines Volkes Mitbürger war!

30.

Aristipp an Lais.

Nach einer Wanderung von mehr als fünf Monaten bin ich wieder wohlbehalten auf dem „öhltriefenden Boden angelangt, den Pallas Athene beschützt;“ in dieser Stadt, von welcher der Dichter Lysippus sagt:

> Hast du Athenä nicht gesehn, bist du ein Klotz,
> Sahst du sie und sie fing dich nicht, ein Stockfiſch;
> Trennst du dich wohlgemuth von ihr, ein Müllerthier. 17)

Ich hoffe dieſs letztere werde nicht im strengsten Sinn der Worte zu nehmen seyn; denn ich sehe wohl, daſs ich Athen noch mehr als einmahl wohlgemuth verlassen werde; aber dafür bin ich auch gewiſs, ich werde eben so oft wieder zurückkommen; und ich müſste mich sehr irren, oder dieses wechselnde Kommen und Gehen ist das wahre Mittel, wie man der Vortheile und Annehmlichkeiten des Aufenthalts in dieser Hauptstadt der gesitteten Welt genieſsen kann, ohne ihrer überdrüssig zu werden, oder sie von den übermüthigen, naseweisen und wetterlaunischen Einwohnern gar zu theuer zu erkaufen. Nimm es nicht übel, Laiska, daſs ich von den edeln Theseiden, deinen erklärten Liebhabern, mit so wenig Ehrerbietung rede. Ich läugne es nicht, ein Fremder, der sich eine Zeit lang unter ihnen aufhält und, es sey nun durch persönliche Eigenschaften oder durch Geburt, Stand und glänzenden Aufzug, ihre Aufmerksamkeit erregt, muſs von ihrer Liebenswürdigkeit bezaubert werden; aber laſs ihn nur so lange bleiben, bis sie es nicht mehr der Mühe werth halten Umstände mit ihm zu machen: ich wette, er wird den Unterschied zwischen dem Athener im Feierkleide und dem Athener im Kaputrocke sehr auffallend finden. Das ist allenthalben so, wirst du sagen. Ich gesteh' es; aber doch zweifle ich sehr, ob irgend ein anderes Volk dich die zuvorkommende Artigkeit und Gefälligkeit, womit es dich Anfangs überhäuft, so theuer bezahlen läſst, als der Athener, von dessen Karakter einer der wesentlichsten Züge ist, daſs er Andere gerade so viel unter ihrem wahren Werth schätzt, als er sich selbst über den seinigen würdigt.

Ich weiſs nicht, ob du von einem Gemählde des berühmten Parrhasius gehört hast, worin er den schon vom Aristofanes so treffend personificierten Athenischen Demos in einer Art von allegorisch historischer Komposizion zu schildern unternahm. Seine Absicht, sagt man, war, die Athener von der schönen und häſslichen Seite, mit allen ihren Tugenden und Lastern, Ungleichheiten, Launen und Widersprüchen mit sich selbst, zugleich und auf einen Blick darzustellen. Es war keine leichte Aufgabe, eben dasselbe Volk rasch, jähzornig, unbeständig, ungerecht, leichtsinnig, hartnäckig, geitzig, verschwenderisch, stolz, grausam und unbändig auf der einen Seite, und mild, lenksam, gutherzig, mitleidig, gerecht, edel und groſsmüthig auf der andern, zu zeigen; oder vielmehr, er unternahm etwas, das seiner Kunst unmöglich zu seyn scheint. Du bist vielleicht neugierig zu wissen, wie er es anfing? Das Gemählde stellt eine Athenische Volksversammlung vor, welche, nachdem sie in möglichster Eile irgend eine Ruhm und Gewinn versprechende Unternehmung beschlossen, eine summarische Rechnung über Einkünfte und Ausgaben des Staats abgehört, und einen General etwas tumultuarisch zum Tode verurtheilt hat, eben im Begriff ist auseinander zu gehen. Man zählt mehr als hundert halbe und ganze Figuren, von welchen die bedeutendsten in drey groſse Hauptgruppen vertheilt sind. In der ersten ist der Demagog, der so eben irgend ein ausschweifendes Projekt (etwa die Eroberung von Sicilien oder Ägypten) durch seine rhetorische Taschenspielerkunst durchgesetzt hat, die Hauptfigur. Das hoffärtigste Selbstgefühl und der Vorgenuſs des Triumfs über den glücklichen Erfolg seiner Vorschläge, den er als etwas unfehlbares voraussetzt, ist in der ganzen Person, im Tragen des Kopfs, im Ausdruck des Gesichts, und in der ganzen Haltung und Geberdung des stolz einherschreitenden Projektmachers auf die sprechendste Weise bezeichnet. In den Gesichtern und Stellungen seiner ihn umgebenden Anhänger zeigt sich, in verschiedenen Schattierungen, Leichtsinn, Selbstgefälligkeit, Kühnheit und herausfordernder Trotz. Es ist als ob sie sagen wollten: „Das kann nicht fehlen! Arme Schelme! wir wollen bald mit euch fertig seyn! Wer kann den Athenern widerstehen? Was wäre Männern wie wir unmöglich?“ — Gleichwohl bemerkt man hinter jenen ein paar Achselzucker, die dem Unternehmen einen unglücklichen Ausgang zu weissagen scheinen; ein dritter hängt den Kopf so melancholisch als ob schon alles verloren sey, ein vierter scheint mit einem schwärmerischen Beförderer des Projekts in einem lebhaften Wortwechsel begriffen zu

---

Varianten.

Stanze 33, 34.

Es war sehr glücklich für Sie, mein Herr, in Schatulliösen
Die Dame so bald zu finden. Sie hätte zu Samarkand,
Smolensko, Pecking, wer weiſs an welchem Ende der Erden
Versteckt seyn können und lange vergebens erwartet werden. —
„Prinzessin, versezt der Ritter mit etwas Ungeduld,
Verschonen Sie wenigstens doch die liebenswürdigste Dame!“ —
Wie, Amadis? Schwärmen Sie gar? Wer hindert Sie denn, die Dame
(Sie wissen vermuthlich nicht, ihr Nahme
Ist Schatulliöse) zum Dank für ihre voreilende Huld
Zu würdigen wessen Sie wollen. Auch muſs ich sagen, es wäre
Sehr lieblos (nichts Stärkers zu sagen) aus ihrer Ohnmacht ihr
Ein groſses Verbrechen zu machen. Sie that bloſs ihre Gebühr.

seyn. Die zweyte Gruppe drängt sich um den Schatzmeister der Republik, der seine Freude über die Gefälligkeit, womit ihm das Volk seine Rechnungen passieren lieſs, unter einer sorgenvollen Finanzministermiene zu verbergen sucht. Ein Schwarm lockerer Brüder, im vollständigen Kostum ausgemachter Kinäden und Parasiten, schlendern neben und hinter ihm her, und scheinen, in fröhlichem Gefühl, daſs es weder ihnen selbst noch der Republik jemahls fehlen könne, einen groſsen Schmaus auf den Abend zu verabreden. Ein anderer, der sich durch die schlaueste Schelmenfysionomie auszeichnet, und etliche hungrige zu allem bereitwillige Gesellen hinter sich her schleichen hat, nähert sich dem Ohr des Ministers, und scheint ihn durch Darbietung der halboffnen Hand der versprochnen Erkenntlichkeit für den geleisteten Dienst erinnern zu wollen. Aber auf der Seite sieht man ein paar ältliche heliatische Figuren, mit bedenklichen Gesichtern, deren einer dem andern die Fehler in der abgelegten Rechnung vorzuzählen scheint, während ein dritter allein stehender, den sein schäbiger Kittel und ein Gesicht, das einer mit Zahlen beschriebenen Rechentafel gleicht, für das, was er ist ankündigt, auf einem Stückchen Schiefer nachrechnet, und durch die Miene, womit er seitwärts nach dem Schatzmeister schielt, den nahen Staatsbankrott weissagt. Die dritte Gruppe begleitet den verurtheilten Feldherrn nach dem Gefängniſs. Einige, die ihn zunächst umgeben, drücken in verschiedenen Graden Theilnehmung, Schmerz und Mitleiden aus; während er selbst seinem Schicksal mit groſsherziger Entschlossenheit entgegen geht. In einiger Entfernung sieht man einen Haufen Sykofanten und falsche Zeugen hinter etlichen Männern von Bedeutung, die sich durch ihre boshafte Freude über den gelungenen Streich als die Feinde des verurtheilten Feldherrn ankündigen. Ein einzelner junger Mann, an eine Herme angelehnt, scheint durch seine Geberde und einen wehmüthig scheuen Seitenblick auf das schuldlose Opfer einer schändlichen Kabale seine Reue zu verrathen, daſs er die Anzahl der schwarzen Steine durch den seinigen vermehrt hat. Auſser diesen Hauptgruppen erblickt man hier und da einzelne oder in kleine Haufen verstreute Figuren, die, an dem Vorgegangenen keinen Antheil nehmend, nichts angelegeners zu haben scheinen, als der Palästra, oder dem Bad, oder dem Prytaneon, wo eine wohlbesetzte Tafel ihrer wartet, zuzueilen. Alles das ist mit eben so viel Geist und Leben als Fleiſs und Zierlichkeit ausgeführt, und gewiſs ist dieses in seiner

Art vielleicht einzige Meisterwerk die groſse Summe werth, für welche ein reicher Kunstliebhaber zu Mitylene es vor kurzem an sich gebracht hat. Indessen, wiewohl ich gestehen muſs, daſs Parrhasius wo nicht die einzige, doch die sinnreichste und verständlichste Art, das, was er uns durch dieses Gemählde zu errathen geben wollte, anzudeuten, ausfindig gemacht habe, ist doch nicht zu läugnen, daſs seine Absicht, — wenn es anders seine Absicht war, die Veränderlichkeit und Vielgestaltigkeit des alle mögliche Widersprüche in sich vereinigenden Karakters des Athenischen Demos allegorisch darzustellen, — nur unvollkommen und zweydeutig dadurch erreicht wird. Denn was er uns darstellt, ist nicht die personificierte Idee, die man mit dem Worte Volk verbindet, in so fern ihm ein gewisser allgemeiner Karakter zukommt; sondern eine Menge einzelner Glieder dieses Volks, in der besondern Handlung, Leidenschaft oder Gemüthsstimmung, worein sie sich in diesem Moment gesetzt befinden. Die Arbeit, sich selbst einen allgemeinen Volkskarakter aus allen diesen Ingredienzen zusammen zu setzen, bleibt dem Anschauer überlassen; aber auch dieser kann doch, da alles das eben so gut zu Korinth oder Megalopolis oder Cyrene hätte begegnen können, weiter nichts als den Karakter des Volks in einer jeden Demokratie darin aufsuchen, und der Mahler hat diesen Einwurf dadurch, daſs er die Scene auf den groſsen Markt zu Athen setzte, höchstens aus den Augen gerückt, aber keineswegs vernichtet. Doch, wie gesagt, die Schuld, daſs er nicht mehr leisten konnte, liegt nicht an ihm, sondern an den Schranken der Kunst; und, auſserdem, daſs dieses Stück, bloſs als historisches Gemählde betrachtet, alle Wünsche des strengsten Kenners befriediget, gesteh' ich gern, daſs man auf keine sinnreichere Art etwas unmögliches versuchen kann. 18)

Ich bin durch diese zufällige Abschweifung ziemlich weit von dem, was ich dir schreiben wollte, weggekommen; aber da ich dieſs treffliche Stück noch so frisch im Gedächtniſs habe, und du eine so warme Liebhaberin der Kunst bist, so konnte ich, oder wollte ich — doch, wozu bedarf es einer Entschuldigung? Was ich geschrieben habe, steht nun einmahl da, und ich komme noch immer früh genug dazu, dir ins Ohr zu sagen, daſs du mir, wie es scheint, mit deinem Versuch, das Herz meines alten Chirons durch eine Kriegslist zu erobern, keinen sonderlichen Dienst bey ihm geleistet hast. Ich finde ihn seit meiner Zurückkunft noch merklich kälter als zuvor, und seine Vertrauten begegnen mir so fremd und vornehm, daſs ich oft alle meine Urbanität zusammen nehmen muſs, um — ihnen nicht ins Gesicht zu lachen. Aber ich habe eine andere Manier sie zu ärgern; ich thue als ob ich nichts merke, benehme mich gegen Meister und Gesellen wie vorher, und sehe den erstern fast täglich an öffentlichen Orten, wiewohl selten in seinem Hause. Um meine müſsigen Stunden auszufüllen, übe ich mich mit einigen der besten Cithariſten in der Musik, und lasse mir von dem berühmten Hippias Unterricht in der Redekunst geben. Er ist theuer; aber er könnte doppelt so viel fordern, ohne daſs ich es zu viel fände, so groſs ist das Vergnügen, ihn reden zu hören. Seine gewöhnliche Methode ist, heute für, morgen gegen einen Satz zu sprechen. Die Sokratiker nehmen ihm das übel; mit Unrecht, dünkt mich. Es giebt schwerlich ein besseres Mittel, die Urtheilskraft zu schärfen, und sich vor Einseitigkeit und Unbilligkeit gegen anders Denkende zu verwahren, als wenn man jede Sache von allen ihren Seiten und im verschiedensten Lichte betrachtet. Noch eine Ursache, warum ich den Umgang mit Hippias liebe, und ihn so oft als möglich sehe, ist seine groſse Menschenkenntniſs; versteht sich, der wirklichen Menschen, wie sie leiben und leben, und des Laufs der Welt, nicht wie wir ihn alle gern hätten, sondern wie er ist. Du kannst dir leicht vorstellen, Laisha, daſs ich mich durch diese kleine Vorliebe für einen Sofisten, von welchem die Anhänger des Sokrates, besonders der junge Plato, mit der gröſsten Verachtung sprechen, schlecht bey den letztern empfehle; zumahl, da ich seit meiner Zurückkunft meine Art zu leben abgeändert habe, mich besser kleide, etliche Bediente und einen Sicilischen Koch halte, und wöchentlich ein oder zweymahl die artigsten Leute, die ich hier kenne, zum Abendessen einlade. „Auch Hetären?“ fragst du mit deiner eignen schelmischen Miene — Hetären? Nein, bey allen Grazien des weisen Sokrates und der schönen Lais! — Hoffentlich nimmst du das nicht so, als ob ich dir ein Kompliment damit machen wolle. Ich würde mich selbst verachten, wenn mir eine solche Katachresis nur im Traum einfallen könnte. Nie, nie wird es mir möglich seyn, mir das liebenswürdigste aller weiblichen Wesen anders als einzig in ihrer Art, geschweige unter einer Rubrik zu denken, die ich auch dann, wenn sie mit lauter Korinnen, Melissen und Aspasien besetzt wäre, ihrer noch unwürdig finden würde. Ich kenne dermahlen keine dieses Standes in Athen, die eine Gesellschaft, wie diejenige, die ich zuweilen bey mir versammle, zu verschönern liebenswürdig genug wäre. Aber schicke mir nur diejenige unter deinen Nymfen, die es am wenigsten ist, und sie soll durch einen einstimmigen Beschluſs zur Königin unsrer kleinen Symposien ernennt werden.

31.

Lais an Aristipp.

Ich habe Uranien zwey schneeweiſse Täubchen und dem Wogenbändiger Poseidon einen Stör von der ersten Gröſse für deine glückliche Wiederkunft geopfert. Ein schwarzer Stier mit vergoldeten Hörnern ist ihm auf den Tag gelobt, an dem wir uns in Ägina wiedersehen werden.

Es ist doch eine schöne Sache, Freund, so in der Welt herum zu streichen, und alles was groſs, selten und sehenswerth ist, mit seinen eignen Augen zu besehen. Die Beschreibung, die du mir von dem Gemählde des Parrhasius zu Mitylene giebst, könnte mich leicht dahin bringen, selbst nach Lesbos zu reisen, um mich gewiſs zu machen, daſs die Kunst binnen dreyſsig bis vierzig Jahren schon zu einer solchen Höhe hinaufgestiegen sey. Leontides sagte mir, sein Landsmann und Zeitgenoſs Kleofant habe für einen groſsen Mahler gegolten, weil man einige Verschiedenheit in den Gesichtern seiner Figuren wahrgenommen; von Ausdruck der Leidenschaften, Gemüthsregungen und Sitten hatte man damahls noch keinen Begriff, und an die feinern Bezeichnungen der Gradazionen in allem diesem war vollends gar nicht zu denken. Aber die sinnreichen Anmerkungen, die du über die verfehlte Absicht des Künstlers und über die Unmöglichkeit, den Karakter eines ganzen Volkes in einer historiierten Allegorie zu personificieren, machst, hättest du dir, dünkt mich, ersparen können, mein lieber Filosof. Wer sagt dir denn, daſs Parrhasius eine solche Absicht hatte? oder wie kannst du dir einbilden, ein Mahler, der das alles, was du an seinem Werke rühmst, leisten konnte, habe etwas unternehmen wollen, das der Kunst unmöglich ist? Ich bin gewiſs, es fiel ihm so wenig ein, das Attische Volk, in so fern es sich als eine moralische Person denken läſst, in diesem Gemählde darstellen zu wollen, als die Anwohner des Imaus, oder das Volk im Mond. Warum wollen wir ihm eine andere Absicht leihen, als die sich in seinem Werke selbst ankündigt? Warum soll es noch etwas andres seyn als es augenscheinlich ist? Parrhasius wollte eine aus einander gehende

Athenische Volksversammlung mahlen, und zwar so, daſs wir errathen könnten, was in derselben verhandelt worden, und wie es überhaupt darin zuzugehen pflege. Es war ein sinnreicher Gedanke, und, ihn auszuführen, unläugbar eine Aufgabe, an die sich nur ein groſser Meister wagen durfte. Deiner Beschreibung nach, hat er das, was er leisten wollte, wirklich in einem so hohen Grade geleistet, daſs die Kunst in Andeutung dessen, was sie dem Scharfsinn des Anschauers überlassen muſs, schwerlich weiter gehen kann. Was wollt ihr noch mehr?

Die Nachricht, die du mir von dem Benehmen der Sokratiker und des Meisters selbst gegen dich giebst, hat für mich nichts unerwartetes. Alles, dünkt mich, ist wie es seyn kann: wenn jeder bleiben soll, wozu ihn Natur und Umstände gemacht haben, könnt ihr in keinem andern Verhältniſs mit einander stehen, und ich bin mit deinem Betragen gegen sie völlig zufrieden.

Dein neuer Freund Hippias ist mir nicht so neu als du zu glauben scheinst. Ich lernte ihn schon vor einigen Jahren bey meinem Alten kennen, und ich müſste mich sehr irren, wenn es ihn schwer ankommen sollte, bloſs mir zu Gefallen nach Korinth zu reisen. Wenn er's thäte, so ist er bis jetzt vielleicht der einzige, der dir gefährlich werden könnte. Bey dieser Gelegenheit fällt mir ein, daſs ich dir eine vor kurzem gemachte Entdeckung mitzutheilen habe. Oder solltest du es vielleicht schon wissen, daſs sich ein zärtliches Herzensverständniſs zwischen meiner kleinen Musarion und deinem wundervollen Freunde Kleombrotus angesponnen hat, wovon wir beide (ich weiſs nicht recht warum) während der ganzen acht Tage, die er, vor euerer Reise, in meinem Hause zu Ägina mit uns lebte, nichts gewahr wurden. Wie hätt' es aber auch zugehen sollen? Sie hielten die Sache so geheim, daſs die Hauptpersonen selbst, wenn es nur irgend möglich wäre, nichts davon gewahr worden wären. So lange sie einander alle Tage sehen und sprechen konnten so viel sie wollten, war die Sprache der Augen die einzige, wodurch ihre liebenden Seelen sich einander mittheilten. Gäbe es, um einen jungen Herkules, der lauter Geist ist, mit einer niedlichen kleinen Hebe, die lauter Seele ist, in Verbindung zu setzen, noch ein geistigeres Mittel als Blicke, so würden ihnen sogar Blicke noch zu materiell geschienen haben, um sich ihrer zu Unterhaltung dieser heiligen Flamme zu bedienen, die sich im Augenblick der ersten Annäherung, wie

Wo ist in der ganzen Welt, das Meer und die Atmosfäre
Mit eingeschlossen, ein Mädchen von feiner Empfindung der Ehre,
Die weniger thäte? Und wirklich, erlauben Sie mir,
Läſst für ein Mädchen von Ehre sich kaum ein Fall erdenken,
Worin es verdrieſslicher wäre bey einer Schwachheit sich
Ergriffen zu sehn. Wahrhaftig, ich würde mich
Vor Gram in einer See von meinen Thränen ertränken.

Stanze 44, 45.

Die Wahrheit war, es hatte sie Föbus dem König
Bey einem bekannten Anlaſs erhöht,
Der Seiner Frygischen Majestät
Geschmack und inneres Ohr ein wenig
Verdächtig machte. Don Midas, wie man sich
Leicht vorstellt, trug nun eben kein Verlangen,
Zu diesem Zuwachs öffentlich
Vom Hof und den fremden Ministern den Glückwunsch zu empfangen. u. s. w.

durch einen aus heiterm Himmel plötzlich herabfallenden Blitz, in ihren kongenialischen Seelen entzündete. Dieſs ersehe ich aus einem Briefe des erhabnen Kleombrotus an meine kleine Muse, worin er unter andern sagt: „O, Musarion! Warum können Seelen wie die unsrigen einander nicht unmittelbar berühren, unmittelbar umschlingen, durchdringen und in eine einzige zusammenflieſsen! Warum muſs ich Armer ein so dürftiges, kaltes, kraftloses, kümmerliches Mittel als Worte sind, zu Hülfe nehmen, um dir zu sagen, was keine menschliche Sprache, was die Sprache der Götter selbst nicht aussprechen kann, — wie ich dich liebe!“ — Du fragst mich, Aristipp, wie ich zur Entdeckung dieses unsichtbaren und unaussprechlichen Liebeshandels gekommen sey? Wisse also, mein Freund, daſs der arme Kleombrotus, wie er, nach seiner Abreise mit dir, die bisherigen einzigen Vermittler seines geheimen Verständnisses nicht länger gebrauchen konnte, sich endlich durch die höchste Noth gezwungen sah, zu dem gemeinen Hülfsmittel zu schreiten, dessen wir andern gewöhnlichen Menschenkinder uns in solchen Fällen zu bedienen pflegen. Kurz, die kleine Musarion erhielt nach und nach einige groſse Briefe von ihm, die du lesenswürdig finden würdest, wenn ich Zeit, oder (aufrichtig zu seyn) Dienstgeflissenheit genug gehabt hätte, sie für dich abzuschreiben. Zufälliger Weise fand ich diesen Morgen, da das Mädchen eben anderswo beschäftiget war, ihr Schmuckkästchen, worin sie diesen Schatz verwahrte, unverschlossen; und so erfuhr ich denn mehr als die gute Seele glaubt daſs ich wisse; denn ich schlich mich unbemerkt wieder fort, und bin entschlossen, mir nicht das geringste von der gemachten Entdeckung gegen sie merken zu lassen. Wenn du es mit dem begeisterten Kleombrotus eben so halten wirst, so können wir uns von dem Fortgang und der Entknotigung dieses sublimen Liebeshandels noch manche Kurzweil versprechen.

32.

An Lais.

Ich werde mich künftig wohl hüten, den Kunstrichter zu machen, wenn ich mit dir von dem Werk eines groſsen Meisters spreche. Ganz gewiſs hast du die Idee des Parrhasius auf den ersten Blick richtig gefaſst, und ich begreife jetzt selbst nicht, wie ich dem Ansehen eines vorgeblichen Kenners, an dessen

Seite ich den sogenannten Demos Athenäòn sah, mehr glauben konnte als dem Zeugniſs meiner eignen Augen, die mir eben dasselbe sagten was du. So kann uns die löbliche Tugend der Bescheidenheit — oder die Untugend des Miſstrauens in uns selbst, zuweilen irre führen!

Kleombrotus hat sein Geheimniſs besser in seinem Busen verwahrt als Musarion seine Briefe in ihrem Schmuckkistchen. Ich merkte zwar, daſs seine Fantasie während unsrer ganzen Reise sehr hoch hinaufgeschraubt war; aber geschraubt war sie auch vorher gewesen, und was etwa das Mehr austragen mochte, setzte ich, den Regeln der Wahrscheinlichkeit gemäſs, auf deine Rechnung. Denn wie konnt' ich mir einbilden, daſs ein solcher Schwärmer die schöne Lais ungestraft hätte sehen können? Daſs nur ein Schwärmer wie er es könne, fiel mir nicht ein — und ist doch so wahr! Desto besser für ihn daſs er es konnte! Bey dir würde er schwerlich so wohl gefahren seyn als bey der kleinen Musarion, und sie schickt sich freylich besser dazu, seiner fantastischen Art zu lieben (die er dem jungen Plato, einem noch gröſsern Schwärmer als er selbst, abgelernt hat) zum Zunder zu dienen als du. Da es ihm nun einmahl angethan ist, daſs er sich nur in Seelen verlieben kann, so hätte ihm nichts glücklicheres begegnen können, als so von ungefähr auf das sanfte Seelchen eines so ganz aus Lilienglanz und Rosenduft zusammengehauchten und von Amors zärtlichstem Seufzer beseelten Mädchens zu stoſsen; und ich freue mich für sie und uns, daſs du geneigt bist, sie unter dem Schleyer ihrer vermeinten Unsichtbarkeit ihr Wesen so lange forttreiben zu lassen, bis etwa Natur oder Zufall dem empfindsamen Kinderspiel ein Ende macht.

Meine Bekanntschaft oder Freundschaft, wenn du willst, mit dem verführerischen Hippias steht noch in vollem Wachsthum. Wir sehen uns beynahe täglich, und scheinen einander immer mehr Geschmack abzugewinnen. Es fehlt zwar viel, daſs seine Filosofie auch die meinige sey. Sie geht nicht weiter als auf Lebensklugheit; dein Freund Aristipp hingegen (rümpfe deine schöne Nase nicht gar zu spöttisch, Laiska!) hat es dem Sohne des Sofroniskus zu danken, daſs er sich kein geringeres Ziel als Lebensweisheit vorgesteckt hat. Zwar ist nicht zu läugnen, daſs Hippias mit seiner Aufgabe bereits im reinen ist, während ich noch ungewiſs bin, ob ich jemahls mit Auflösung der meinigen zu Stande kommen werde:

aber dafür wirst du mir zugeben, daſs die seinige auch bey weitem nicht so schwer und verwickelt ist. Übrigens, den einzigen Punkt, worin wir nie zusammentreffen werden, ausgenommen, haben wir eine unendliche Menge Berührungspunkte, und ich finde wirklich alles in ihm beysammen, was man sich an einem angenehmen, beynahe zu allem brauchbaren Gesellschafter wünschen kann. Bis jetzt ist mir noch niemand vorgekommen, der vielseitiger und mannigfaltiger, freyer von Vorurtheilen, behender in richtiger Auffassung fremder Gedanken und Meinungen, und weniger schwerfällig in Behauptung seiner eignen wäre als Hippias. Überdieſs besitzt er eine unendliche Menge von Kenntnissen und Geschicklichkeiten aller Art, und ich bin noch nie in seiner Gesellschaft gewesen, ohne irgend etwas wissenswürdiges oder brauchbares von ihm gehört oder gelernt zu haben. Aber freylich interessiert mich auch beynahe Alles in der Welt, und es giebt schwerlich ein so brotloses Künstchen, das ich nicht zu lernen versucht würde, wenn es irgends ohne groſsen Zeitaufwand und gleichsam im Vorbeygehen zu erlernen ist.

Sage indessen meiner edeln Base Anaximandra, sie würde mir groſses Unrecht thun, wenn sie glaubte, Sokrates werde nun gerade gern über Dinge, die sich nicht aufs reine bringen lassen; genug, ich hasse eine Vorstellungsart, die mir ein so humanes und angenehmes Gefühl, als die Dankbarkeit ist, raubt, wiewohl Sokrates selbst, durch den edeln Eigensinn, alles was er zu geben hat, unentgeltlich zu geben, es mir unmöglich macht, sie ihm beweisen zu können. Aber auch ohne Rücksicht auf das, was ich ihm in diesen vier Jahren schuldig geworden bin, habe ich ihn in so langer Zeit hinlänglich kennen gelernt, um mit Überzeugung zu sagen, ich kenne keinen weisern und bessern Mann als ihn; und wenn ich noch dreymahl so lange mit ihm lebte, was könnt' ich mehr sagen? Wozu also sollt' ich noch immerfort wie sein Schatten hinter oder neben ihm her gleiten? Warum nicht auch andere merkwürdige Menschen aufsuchen, oder wenn sie mir von ungefähr begegnen, mich eine Zeitlang zu ihnen halten, um zu sehen, ob ich nicht auch durch diese besser werden kann? Denn, — da ich nun einmahl im Bekennen bin, warum sollt' ich nicht auch dieſs gestehen, da es die bloſse reine Wahrheit ist? — Sokrates ist für mich ein Buch, das ich schon lange auswendig weiſs, eine Musik, die ich tausendmahl gehört, eine Bildsaule, die ich tausendmahl von allen Seiten betrachtet habe. Seit vier Jahren höre und sehe ich alle Tage ungefähr eben dasselbe bey ihm; und wiewohl ich ihn damit nicht getadelt haben will, so mag doch, dächte ich, ein für so vielerley Schönes und Gutes empfänglicher, und (mit deiner Erlaubniſs) „das Vergnügen, wo nicht mehr als einem emporstrebenden Jüngling geziemt,“ doch gewiſs nicht weniger, liebender junger Mann zu entschuldigen seyn, wenn er es endlich müde wird, Tag vor Tag zu hören, an jedem Abend sich mit der Erinnerung, nichts anders den ganzen Tag über gehört zu haben, niederzulegen, und am folgenden Morgen mit der Gewiſsheit aufzustehen, daſs er auch heute nichts anders hören werde, als „daſs ein braver Mann seinem Vaterlande, seinen Freunden und seinem Hauswesen nützlich seyn, den Feinden hingegen allen möglichen Schaden zufügen, und um dieses und jenes besser zu können, immer mäſsig, nüchtern und enthaltsam seyn, die Wollust fliehen, Hunger und Durst, Frost und Hitze leicht ertragen, keine Arbeit scheuen, keinen Schmerz achten, und aller Afrodisischen Anfechtungen, damit sie sich ja nicht etwa auf einen einzigen liebreitzenden Gegenstand werfen möchten, durch den ersten besten Ableiter aufs schleunigste loszuwerden suchen müsse.“ — Diese (unter uns gesagt) aus einem etwas groben Faden gewebte Moral, deren Theorie man in einer Stunde weg hat, und bey welcher alles bloſs auf einen derben Vorsatz und lange Übung ankommt, mag zum Hausgebrauch eines Attischen Bürgers, zumahl wenn er von zwey oder drey Obolen des Tags leben muſs, eben so zureichend seyn, als sie unstreitig nach Zeit und Ort und Erforderniſs der vorhabenden Sache, auch jedem andern Biedermann zuträglich ist: aber ein ehrlicher Weltbürger, der sich darauf einrichten will, überall zu Hause zu seyn, und, seinem eigenthümlichen Karakter unbeschadet, in alle Lagen zu passen, und mit allen Menschen zu leben, langt damit nicht aus, und muſs noch ein ziemliches Theil mehr wissen und können, um seine Rolle gut zu spielen, und, wofern er es auch andern Leuten, ohne seine Schuld, nicht immer recht machen kann, wenigstens so selten als möglich sich selbst sagen zu müssen: das hättest du besser, klüger oder schicklicher machen können. Überdieſs sehe ich nicht, warum ein Mann, dem seine Umstände erlauben, über das Unentbehrliche in Nahrung, Kleidung, Wohnung, und andern zum menschlichen Leben gehörigen Dingen, hinaus zu gehen, gerade nur seine Filosofie auf die bloſse Nothdurft einschränken müſste. Das Menschengeschlecht ist zu ewigem Fortschreiten, der einzelne Mensch zu möglichster Ausbildung seiner selbst, in der Welt. Dieſs sagt mir mein Dämonion, und ich glaube ihm wenigstens eben so sicher folgen zu können, als Sokrates dem seinigen.

Übrigens steht, meines Bedünkens, dem Meister selbst manches wohl an, und verdient sogar alle Achtung, was an seinen Nachahmern nicht die nehmliche Grazie hat; zumahl wenn sie der Sache nie zu viel thun zu können glauben, und noch sokratischer seyn wollen als Sokrates selbst. Unter allen treibt es keiner weiter als Antisthenes; denn gegen ihn ist Sokrates ein Stutzer. Seitdem ich mir die Freyheit nahm in meine gewohnte Lebensweise zurückzutreten, schien er (vermuthlich um mich durch den Abstich desto ärger zu beschämen) von der Sokratischen Schlichtheit bis zum schmutzigen Kostum der königlichen Bettler in den Tragödien des Euripides herabsteigen zu wollen. Dieſs machte ihn eben nicht zum angenehmsten Nachbar; indessen wuſste ich mir mit einem sehr einfachen Mittel zu helfen, und verbannte mich aus seiner Atmosfäre so weit ich konnte. Nun ward er, kraft der Vorrechte, die ihm unsre ehmahlige Vertraulichkeit gab, zudringlich, und weil die Gelegenheiten uns öffentlich zu sehen immer seltner wurden, suchte er mich sogar in meinem Hause auf, um mich mit dem ziemlich grobkörnigen attischen, oder vielmehr piräischen 18) Salze seiner Sarkasmen tüchtig durchzureiben. Da dieſs nicht anschlagen wollte, und er immer nur lachende Antworten von mir erhielt, kehrte er zuletzt die rauche Seite heraus. und machte mir ernsthafte und bittere Vorwürfe, als ob ich der Sokratischen Gesellschaft durch meine Lebensweise und sybaritische Sitten (wie er zu sagen beliebte) Schande machte. Einsmahls kam er dazu, da ich eben für ein rothes Rephuhn funfzig Drachmen bezahlt hatte, d. i. ungefähr so viel als er selbst in einem halben Jahre zu verzehren hat, und in der That etwas viel für ein Rephuhn. — Schämst du dich nicht, schnarchte er mich in Gegenwart vieler Leute mit dem Ton und der Miene eines ergrimmten Pädotriben an, du, der für einen Freund des Sokrates angesehen seyn will, eine so groſse Summe für einen wenig Augenblicke dauernden Kitzel deines Gaumens auszugeben? Ich merkte leicht daſs er mich reitzen wollte, um dem Volke, das in solchen Fällen immer Partey gegen den Fremden nimmt, eine Scene auf meine Kosten zu geben. Würdest du, sagte ich mit gröſster Gelassenheit, das Rephuhn nicht selbst gekauft haben, wenn es nur einen Obolus kostete? — Das ist ganz ein anders, versetzte er. — „Keineswegs, Antisthenes; mir sind funfzig Drachmen nicht mehr als dir ein Obolus.“ — Die Zuhö-

Anmerkungen.

1) Dem alten Proteus gleich.

Proteus ist einer von den Meergöttern der zweyten Ordnung bey den alten Dichtern. Er besaſs die Gabe der Weissagung; man muſste ihn aber vorher binden, und ehe er's dazu kommen lieſs, nahm er alle mögliche Gestalten an; daher das Sprichwort, veränderlicher als Proteus, und der Horazische Vers: *Quo teneam vultus mutantem Protea nodo?*

2) Der Nebenbuhlerin Wuth.

Juno, eifersüchtig über diese sterbliche Nebenbuhlerin, hatte ihr unter der entlehnten Gestalt ihrer Amme den bösen Rath gegeben, sich von Jupiter einen Besuch in der ganzen Majestät, worin er sich seiner Gemahlin zu nähern pflege, auszubitten. Er kam also mit Donner und Blitz, und Semele wurde das Opfer davon.

3) Von einer schönen Braut —

Diese Formen von der uralten Gewohnheit, es einander zuzubringen, so platt sie uns jetzt vorkommen, waren, zur Zeit da dieses Gedicht gemacht wurde, noch in dem gröſsten Theile von Deutschland üblich.

rer lachten; ich ging davon, und seitdem sahen wir uns nicht wieder.

Ich erzähle dir diese kleine Anekdote, schöne Lais, um dir einen deiner angenehmen Athenischen Tischfreunde wieder ins Gedächtniſs zu rufen, und damit du dich nicht zu sehr verwunderst, wenn du etwa hören solltest, Aristipp von Cyrene und Sokrates seyen auf immer mit einander zerfallen, weil besagter Aristipp seinem Lehrer funfzig Drachmen, um welche dieser ihn angesprochen, rund abgeschlagen, und doch zu gleicher Zeit fünf hundert um ein rothes Rephuhn ausgegeben habe.

Hippias gedenkt in kurzem eine Reise nach Syrakus zu unternehmen, und macht mir den Antrag ihn dahin zu begleiten. Auſserdem, daſs ich eben nicht weiſs was mich in Athen zurückhalten sollte, habe ich groſse Lust das Land zu sehen, wo meine Freundin Lais geboren wurde, und, was mir noch angelegner ist, bey dieser Gelegenheit vielleicht Sie selbst in Korinth wiederzusehen. Der Antrag wird also vermuthlich angenommen werden.

33.

Lais an Aristipp.

Wiewohl ich nie so übel von meinem Freund Aristipp denken werde, um zu besorgen, daſs er sich jemahls ungerecht und undankbar gegen einen Sokrates zu zeigen fähig sey, so dünkt es mich doch hohe Zeit, daſs du, mit oder ohne Hippias, je eher je lieber — nach Syrakus reisest. Vielleicht irre ich mich, aber ich glaube wirklich in deinem letzten Briefe hier und da Spuren von dem Einfluſs, den dein neuer Freund auf deine Vorstellungsart gewinnt, wahrzunehmen.

Die Anekdote hat mir den kleinen Triumf, den meine Reitze zu Athen über die Runzeln des finstern Antisthenes erhielten, nicht ohne gerechten Stolz wieder ins Gedächtniſs gebracht. Übrigens, wie wenig Amönität der gute Mann auch in den Ton seines Tadels gelegt hat, kann ich ihm doch in der Hauptsache nicht ganz Unrecht geben; und ich möchte dir wohl selbst rathen, wofern funfzig Drachmen der gewöhnliche Preis der rothen Rephühner zu Athen sind, deinen

Tisch nicht allzu oft mit einem so theuern Leckerbissen besetzen zu lassen. Denn, wenn dein übriger Aufwand mit diesem einzelnen Artikel in gehörigem Verhältniſs stehen sollte, so möchten wohl die Einkünfte einer Persischen Satrapie nicht zureichen, deine Wirthschaft im Gange zu erhalten.

Da ich schwerlich hoffen darf, dich in der nächsten Rosenzeit zu Ägina zu sehen, so ist es desto freundlicher von dir, wenn du mich im Vorbeygehen durch einen Besuch in Korinth entschädigest. Ich denke nicht, daſs Hippias zu viel dabey seyn wird, wiewohl ich dir für die Folgen der Erneuerung einer fünf Jahre unterbrochnen Bekanntschaft mit einem so liebenswürdigen Manne, wie du ihn beschreibst, nicht stehen will. Überlege also wohl, wie viel du etwa zu wagen gesonnen bist; und vergiſs auch nicht mit in den Anschlag zu bringen, daſs meine eigenen Reitzungen, (wie mich glaubwürdige Personen versichern) noch immer in täglichem Zunehmen sind. Wir Schönen haben, wie du weiſst, zuweilen gar wunderliche Launen.

34.

Aristipp an Lais.

Die gute Gesellschaft, die man gewöhnlich bey Hippias findet, hat sich seit kurzem um eine sehr interessante Person vermehrt. Sie nennt sich Timandra, und war die Gesellschafterin und Geliebte des schönen Alcibiades, in der letzten Zeit des herumirrenden Lebens dieses berüchtigten Abenteurers. Da ich so glücklich bin, eine Dame zu kennen, neben welcher jede andere erröthen würde, wenn man sie schön nennen wollte, so sage ich bloſs, daſs diese Timandra eine der liebenswürdigsten Personen ist, die ich noch gesehen habe; und was sie in meinen Augen auch achtungswürdig macht, ist die Anhänglichkeit und Treue, mit welcher sie jenem im Guten und im Bösen unübertrefflichen Manne, auch im Unglück und bis in seinen Tod zugethan blieb. 19) Die unaffektierte Wärme, womit sie noch jetzt von ihm spricht, scheint die Aufrichtigkeit der Trauer zu bestätigen, worin sie etliche Jahre nach seinem Tode in einsamer Verborgenheit zugebracht haben soll. Nun hat sie sich mit dem was sie aus den Trümmern der unermeſslichen Reichthümer ihres unglücklichen Freundes retten konnte, nach Athen begeben, wo sie sehr eingezogen lebt, und nur mit vieler Mühe vermocht werden kann, zuweilen in einer ausgesuchten kleinen Gesellschaft die Tafel des Hippias zu zieren; der (wenn ich dirs nicht schon gesagt habe) in seinen Talenten und in seiner Gewandtheit Mittel gefunden hat, sich zu einem der reichsten Soſisten in der ganzen Hellas zu machen, so wie er, mit deiner Erlaubniſs, einer der ersten Virtuosen in der Kunst gut zu essen ist. Er hat der schönen Timandra Anträge gethan, die in ihrer Lage kaum zu verwerſen wären, wenn Hippias auch weniger von allem dem besäſse, was sie über den Verlust eines Alcibiades trösten kann. Noch scheint sie unentschlossen; doch zweifle ich nicht, daſs sie sich überreden lassen wird, uns auf der Reise nach Syrakus Gesellschaft zu leisten. Du siehst also, liebe Laiska, falls du etwa einen kleinen Anschlag auf meinen Reisegefährten gemacht haben solltest, daſs du eine Rivalin zu bekämpfen haben wirst, die sich dermahlen, wo nicht seines Herzens (und rathe warum?) doch gewiſs seines Geschmacks und seiner Fantasie gänzlich bemächtigt zu haben scheint.

Kleombrotus dauert mich. Er hat, als er hörte, daſs wir nach Korinth gehen würden, alles versucht, um von der Gesellschaft zu seyn: aber Hippias, der mit einer natürlichen Antipathie gegen alle Arten der Schwärmerey und Schwärmer geboren ist, konnte nicht bewogen werden, seine Einwilligung dazu zu geben. Die Noth des armen Jungen stieg endlich so hoch, daſs ich, wenn wir allein waren, sein Geheimniſs schon mehr als Einmahl, unter dem heftigsten Grimmen und Würgen, sich schon ganz nah an seine Lippen hinauf arbeiten sah; aber immer hatte er doch Stärke genug, es mit Gewalt wieder hinunter zu drücken. Da ich ihm nun geholfen wissen wollte, so sann ich so lange auf Mittel und Wege, bis mir endlich einfiel, ihn mit meinem edeln Freund Eurybates bekannt zu machen. Eurybates ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Dichter und der Kunst ihre Werke gut zu lesen; und Kleombrotus, auſserdem daſs er selbst Dithyramben von der ersten Stärke macht, deklamiert so vortrefflich, daſs er es beynahe mit dem groſsen Rhapsodisten Ion aufnehmen könnte. Diese Talente haben ihn bereits in so hohe Gunst bey Eurybates gesetzt, daſs ich gewiſs bin, er wird ihn künftigen Frühling mit nach Ägina nehmen, und die beiden liebenden Seelchen werden sich dort, unter deinem Schutze, wieder — nach Herzenslust anschauen, durchdringen und in Eine hermafroditische Seele zusammenflieſsen können.

Kleombrotus ist von seinem neuen Freunde ganz bezaubert. — Ich bedaure nur, sagte ich diesen Morgen mit der arglosesten Miene zu ihm, daſs ihr euch so bald wieder werdet trennen müssen; denn Eurybates wird den Frühling in Ägina zubringen. — Was thut das? versetzte Kleombrotus; warum sollt' ich ihn nicht nach Ägina begleiten können? — Das ist wahr, erwiederte ich, wenn dich deine Anhänglichkeit an Sokrates und Plato nicht zurückhält. — Du siehst, Laiska, ich wollte mir nur eine kleine Kurzweil mit dem verschwiegenen Liebhaber machen; aber meine letzten Worte verdarben alles. Sie fielen ihm so stark auf die Brust, daſs er plötzlich den Kopf hängen lieſs, und mit einem tiefen Seufzer traurig fortschneckte. Ich bin gewiſs, es wird ihn harte Kämpfe kosten, bis ihn die Leidenschaft überzeugt haben wird, daſs, in der Nothwendigkeit zwischen beiden zu wählen, Musarion doch den Vorzug haben müsse.

Hippias hat endlich über die Bedenklichkeiten der schönen Wittwe des Alcibiades gesiegt, und unsre Abreise ist auf einen der nächsten Tage angesetzt. Wenn uns der Gott der Winde nicht zuwider ist, hoffe ich noch vor dem Eintritt des nächsten Vollmonds, zur Feier unsrer ersten Zusammenkunft in Korinth, den Grazien mit dir zu opfern.

35.

An Ebendieselbe.

Ist es wahr, meine Laiska, daſs ich dich gesehen, drey Göttertage mit dir gelebt, unsern ewigen, am Altar der Freundschaft zu Ägina beschwornen Bund erneuert, und den sokratischen Grazien und dem Götter und Menschen Herrscher Amor in deinem eigenen Tempel zu Korinth geopfert habe? Wie die Stunden in einem schönen Traum, einem einzigen langen untheilbaren Augenblick ähnlich, schwanden sie vorüber, diese Wonnetage; aber noch immer meinem innersten Sinne gegenwärtig, auch in der geistigen Gestalt der bloſsen Erinnerung, löschen sie alles aus, was sich mir als gegenwärtig darstellen will: alles Wirkliche scheint mir Traum; ich sehe nur dich, höre nur den Sirenenton deiner süſsen Rede, sauge den allmächtigen Geist der Liebe aus deinen Lippen, und fühle deinen göttlichen Busen auf meinem Herzen wallen. Schon bin ich drey volle Tage (sagen die Leute) in Syrakus, in der gröſsten, prächtigsten, schönsten Stadt des ganzen Erdbodens; und wenn du mich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1303/042

fragtest, wo der weltberühmte Tempel der Tyche stehe, und ob er auf Dorischen oder Ionischen Säulen ruhe, so wüſst' ich dir nicht zu antworten. Lais, Lais! Was hast du aus mir gemacht? aus mir, der sich auf die Kälte seines Kopfs so viel zu gute that? O du, mächtiger als Circe und Medea, gieb mir meine Sinne wieder! Löse den Zauber, den du auf mich geworfen hast! Was wolltest du mit einem Wahnsinnigen anfangen? — Wunderbar, daſs ich deine Gegenwart mit ihrer ganzen Allgewalt ertragen konnte, und entfernt von dir der bloſsen Erinnerung unterliege! Beynahe möcht' ich mit dir hadern, daſs du so unendlich liebenswürdig bist. — Ich rede im Fieber, Liebe, nicht wahr? — Es ist hohe Zeit, daſs ich aufhöre.

36.

Lais an Aristipp.

Welcher ungnädigen Nymfe bist du zur Unzeit in den Weg gekommen, Aristipp? Wüſste ich nicht, wie wenig das war, das dich in so wunderbare Seelenzuckungen zu setzen scheint, und daſs ein Löffel voll Wein, sey

DREYZEHNTER GESANG.

1.

Inzwiſchen hatte Herr Tulpan vom Rauſch der geſtrigen Nacht
Sich wieder hergeſtellt, und groſse Anſtalt gemacht
Den Damen und Rittern, mit denen er Spaſs zu haben gedenket,
Die Zeit zu vertreiben. Man wurde dieſes Mahl,
Nach einem unendlichen Schmaus im groſsen Spiegelſahl,
Mit einer Opera buffa von ſeiner Erfindung beſchenket;
Denn unſer Mann war alles was ihr wollt:
Er hatte ein mächtig Talent zu Gaſtereyen und Feſten,
Er machte auch Verſe — ſo, ſo! — ſie klangen nicht zum beſten,
Doch deſto beſſer klang ſein Gold.

es auch vom besten Cyprier, niemanden berauschen kann, du hättest mich beynahe glauben gemacht, es sey dein Ernst. Aber vermuthlich wolltest du nur einen kleinen Versuch machen, wie weit du es in der Manier des jungen Kleombrotus bringen könnest. Ich würde dich beklagen, wenn du wirklich so wenig ertragen könntest als du vorgiebst. Gut, indessen, daſs du mich gewarnt hast. Ich werde mirs gesagt seyn lassen, und mich wohl hüten, dich glücklicher zu machen als dir zuträglich ist. Wenn ein Tröpfchen Nektar in einem Becher voll Wasser dir schon so stark zu Kopfe steigt, was für Unheil würde eine ganze Trinkschale unvermischten Göttertranks in deinem Gehirn anrichten?

Ernstlich zu reden, lieber Aristipp, muſs ich fast vermuthen, daſs du mich über die kleinen Untreuen, wozu dich die schöne Timandra, vielleicht ohne Absicht und Wissen, verleitet, sicher machen willst. Wenn das deine Meinung wäre, mein Freund, so hättest du das unrechte Mittel ergriffen. Bleibe, wenn ich dir rathen darf, in deinem gewöhnlichen Ton, und verlaſs dich wegen des übrigen auf mich. Ich weiſs wie viel man euch zu gut halten muſs, und bey mir bist du vor den zwey häſslichsten Weiblichkeiten, der

Eifersucht und der Rachlust, sicher. Ich werde immer ehrlich und aufrichtig mit dir verfahren, aber ich erwarte auch das Nehmliche von dir.

Syrakus, sagt man, hat die schönsten Weiber in ganz Griechenland. Findest du es wirklich so? Sage mir gelegenheitlich ein Wort hierüber, und melde mir zugleich, wie meine neue Freundin mit ihrem sofistischen Liebhaber, oder wie man es nennen mufs, haushält? Etwas Kunst wird sie nöthig haben, wenn sie so viel Gewalt über ihn behalten will, als schlechterdings nöthig ist, wenn ein Mann sich glücklich durch uns fühlen soll. Doch sie ist in einer guten Schule gewesen, und die ehmahlige Geliebte des Alcibiades kann des Raths einer Anfängerin nicht bedürfen. Wenn ich sie recht gesehen habe, so ist viel feiner Sinn, um nicht Schlauheit zu sagen, unter der naiven Einfalt versteckt, die ihr eine so eigene Anmuth giebt, und desto sichrer wirkt, weil sie mit Geist und Güte des Herzens verbunden ist. Sie ist wirklich ein liebenswürdiges Weib, und ich erlaube dir, ihr so gut zu seyn als dein Freund Hippias es gerne sehen mag.

37.

Aristipp an Lais.

Ich glaube wirklich, daſs ich dir jüngst in einer Art von Fieber geschrieben habe, Laiska. Was ich schrieb, mögen die Götter wissen! Ich weiſs nichts weiter davon, als daſs in den ersten acht Tagen nach der Abfahrt von Korinth die Erinnerung an dich mein ganzes Wesen dermaſsen ausfüllte, daſs keine andre Vorstellung Platz neben ihr finden konnte. Wenn du glaubst, daſs ein solcher Zustand ziemlich nah an Wahnsinn grenze, so bin ich völlig deiner Meinung; oder vielmehr, um entschiedener Wahnsinn zu werden, hätte er vielleicht nur noch acht Tage dauern müssen. Indessen war's doch schon ein gutes Zeichen, daſs mir nicht so ganz wohl bey der Sache war, als wenn ich Kleombrotus gewesen wäre. Ich stand schon im Begriff mit einem Arzt davon zu sprechen, als wir, zu gutem Glücke, von Hermokrates, einem der angesehensten Männer der Stadt, zu einem groſsen Gastmahl eingeladen wurden. Die Gesellschaft war auserlesen, die Bewirthung (um alles mit Einem Worte zu sagen) Sicilianisch; und wie die Fröhlichkeit nach und nach rauschender ward, gingen auch die groſsen Becher immer fleiſsiger herum. Ich schonte den herrlichen Syrakuser unsers reichen Wirthes nicht, und siehe da! am folgenden Morgen, als ich meinen kleinen Rausch ausgeschlafen hatte, stand ich so heiter, unbefangen und lichtstrahlend vom Lager auf, als Helios aus den Armen der Thalassa.

Du siehest, liebe Laiska, daſs man an dem Gehirn eines ächten Sokratikers nicht so leicht verzagen darf. Indessen sind wir, wie gesagt, über das Gefährliche der Nymfolepsie, über die du, Grausame, mich noch gar bespotten konntest, gänzlich einverstanden; nur gegen die Folge, die du daraus ziehest, hab' ich eine starke Einwendung. Der Satz, worauf du deinen Schluſs gründest, mag in vielen Fällen gelten; aber auf die Liebe läſst er sich nicht anwenden. Mit dieser Leidenschaft ist es (übrigens ohne Vergleichung) wie mit gewissen Krankheiten, wo eine kleine Gabe eben derselben Arzney das Übel vermehrt, eine starke hingegen die trefflichste Wirkung thut. Auf diese Gefahr wag es also immerhin mit mir, schöne Hebe! Vergiſs daſs ich nur ein Sterblicher bin, reiche mir die Nektarschale so voll wie einem Olympier, und du wirst Wunder sehen!

Timandra, die dich — liebt wäre vielleicht zu viel gesagt, mehr als von irgend einem schönen Weibe gefordert werden kann — aber, die dich neidlos bewundert, ist auf dein Andenken und deine Theilnehmung stolz. Sie scheint sich in ihrer neuen Lage wohl zu gefallen, und mein Egoist lebt in einer sehr vergnüglichen Ehe mit ihr. Er kann sich keine bessere Hausfrau wünschen, sie keinen Mann, bey dem sie es in allen Stücken besser hätte; so daſs ich nicht sehe, warum ihre Verbindung nicht bis auf den letzten Faden halten sollte. Timandra hat alles, bis zum Überfluſs, was seine Sinnlichkeit befriedigen kann; dabey ist sie sanft, munter, und immer frohen Sinnes, ohne Laune, Eigensinn und Eifersucht; steht seinem Hauswesen mit Treue und Klugheit vor, kommt allen seinen Wünschen entgegen, versteht seine leisesten Winke, ist ihm nie beschwerlich, und erlaubt ihm stillschweigend, so viele kleine Seitensprünge zu machen, als er Lust und Gelegenheit hat. Wie geneigt Hippias seyn mag, ihr gleiche Freyheit nachzusehen, weiſs ich nicht, und werde ihm schwerlich jemahls Ursache geben sich darüber zu erklären. Indessen erkenne ich mit gebührendem Danke, daſs du meiner Fantasie einen freyern Spielraum verstattest als sie selbst verlangt; ich gedenke einen so bescheidenen Gebrauch von deiner Groſsmuth zu machen, daſs Sokrates selbst nicht mehr von seinen Jüngern fordern zu dürfen glaubt.

So viel ich bis jetzt zu sehen Gelegenheit hatte, scheint die öffentliche Meinung der Schönheit der Syrakuserinnen nicht zu viel zu schmeicheln. Vor wenig Tagen gab mir eines ihrer vornehmsten Feste Gelegenheit, mich mit meinen eigenen Augen davon zu überzeugen. Der lange Zug von jungen Mädchen, (den Töchtern der angesehensten und begütertsten Bürger) die in zierlich gefalteten, bis zu den schönen Knöcheln herabflieſsenden weiſsen Gewändern, Blumenkränze um das halb aufgewundne, halb auf die Schulter fallende volllockichte Haar, und den leicht umflorten Busen mit reichgestickten Bändern umgürtet, Paar und Paar mit leichtem Schritt und edelm Anstand dem Dianentempel zuwallten, alle in der ersten Entknospung der Jugend und Schönheit, keine die nicht einem Skopas zum Modell einer Grazie hätte dienen können — ich gestehe dir, Laiska, es war ein entzückender Anblick! Und als sie sich nun im feyerlich-ernsten Tanz, Hand in Hand, gleich einem lebendigen

Blumenkranz um den Opferaltar herum wanden, in den reinsten Silbertönen einen Pindarischen Hymnus aus ihren Nachtigallkehlen anstimmend, wahrlich ein vorbeyschwebender Gott hätte sich (wie der Dichter sagt) bey diesem Schauspiel verweilt! und nie dünkte mich einen solchen Triumf der weiblichen Schönheit und Anmuth gesehen zu haben. Das Auge irrte geblendet und alles Auswählens vergessend um den weitausgedehnten Kreis dieser Zauberschwestern umher, unvermögend auf Einer zu verweilen, weil schon im nächsten Augenblick eine vielleicht noch schönere ihre Stelle eingenommen hatte, um sie im folgenden gleich wieder an eine eben so reitzende abzutreten. Du selbst, du Einzige, hättest auf einmahl mitten unter ihnen erscheinen müssen, um den Zauber zu vernichten, und hundert tausend Augen, die mit diesem lieblichen Reihen von mehr als hundert Grazien zugleich herumgedreht wurden, plötzlich an dich allein zu fesseln.

38.

An Learchus zu Korinth.

Der gute Genius deines gastfreundlichen Hauses, edler Heraklide, hat mich glücklich zu Korinths schönster Tochter, der Beherrscherin der reichsten Insel der Welt, herüber geführt. Du kennst Athen und Syrakus, und dir darf ich also wohl gestehen, was ich auf dem groſsen Marktplatz zu Athen kaum zu denken wagen dürfte: daſs Syrakus die stolze Minervenstadt an Gröſse, Bauart, Volksmenge, und Mitteln die Prachtliebe und Üppigkeit ihrer Bürger zu befriedigen, weit hinter sich zurück läſst. Von den Einwohnern urtheilen zu können, bin ich noch zu kurze Zeit hier; aber weniger wäre schon genug, um zu sehen, daſs sie den Athenern auch an Lebhaftigkeit, Feuer, Wankelmuth, Leichtsinn und raschen Sprüngen von einem Äuſsersten zum andern, den Vorzug streitig machen könnten. Es begreift sich, daſs ein solches Volk (wie mir ein schon lange unter ihnen wohnender Tarentiner sagte) weder mit noch ohne Freyheit leben kann. Seit der Zeit, da sie von deinem Stammgenossen Archias zum zweyten Mahle gegründet wurde, (also seit mehr als dreyhundert Jahren) macht ein rastloses Hin- und Herschaukeln von Oligarchie zu Demokratie, und von Demokratie zur Herrschaft eines Einzigen, den summarischen Inhalt ihrer Geschichte aus; und wiewohl so viele Versuche sie belehrt haben sollten, daſs sie sich bey der oligarchischen Regierung nie so übel als bey der demokratischen und bey der monarchischen (selbst eines Hieron und Dionysius) immer besser als bey der oligarchischen befanden; so ist doch der unglückliche Hang zur Demokratie ein so tief eingewurzeltes Übel bey diesem Volke, daſs alles, was sie seit der Vertreibung der Geloniden von innerlichen Unruhen und Umwälzungen erlitten haben, sie nicht von der Begierde heilen kann, bey dem geringsten Anschein eines glücklichen Erfolgs das heilsame Joch wieder abzuschütteln, welches ihnen Dionysius mit eben so viel Gewandtheit als Stärke auf den Nacken gelegt hat. Es sind nun zehn Jahre verflossen, seitdem dieser sogenannte Tyrann sich der Alleinherrschaft in Syrakus bemächtigt hat. Daſs er dieſs nicht konnte, ohne einen groſsen Theil der mächtigsten und reichsten Familien, die ihm hartnäckig und wüthend widerstanden, zu unterdrücken, war Natur der Sache: aber niemand zweifelt, daſs ihm selbst nichts erwünschter wäre, als wenn ihm die Syrakusaner erlauben wollten, das Andenken der ersten Jahre seiner eigenmächtigen Regierung auszulöschen, und die Fortsetzung derselben für sie und für ganz Sicilien so glücklich und wohlthätig zu machen, als es einst die Regierung des noch jetzt gepriesenen Gelon war. Niemand würde mehr dabey gewinnen als sie selbst. Denn es ist leicht vorherzusehen, daſs ohne ein gemeinschaftliches Oberhaupt, welches alle Städte Siciliens dazu vermögen kann, ihre Stärke gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Karthager, zu vereinigen, unfehlbar eine nach der andern dem schrecklichen Schicksal von Agrigent unterliegen werde; und gewiſs würde es schwer seyn, im ganzen Sicilien einen Mann zu finden, der in allen Eigenschaften und Talenten, die zu einem im Krieg und im Frieden groſsen Fürsten erfordert werden, sich mit Dionysius messen könnte. Aber der Syrakusaner ist eitel und stolz; er will sich (wie der Athener) von niemand befehlen lassen, dem er nicht selbst die Erlaubniſs dazu gegeben hat, der ihm nicht über alles Rechenschaft ablegen muſs, und den er nicht wieder absetzen und vernichten kann, so bald es ihm beliebt. Der Gedanke, von einem

2.

Man lobte an seinem Schauspiel — Verzierung und Maschinen,
Ihm kostete alles dieſs nur einen Zauberschlag;
Mit tausend krystallnen Leuchtern macht' er die Nacht zum Tag,
Schuf Zaubergärten aus Wüsten und hieſs den Winter grünen:
Doch, daſs der letzte der Negern, wenn Sylfen und Gnomen ihm dienen,
Den groſsen Negus selbst hierin verdunkeln mag,
Ist keine Kunst. Die Herren und Damen erhoben
Auch seine Musik: allein, was diese betrifft,
So können wir seinen Geschmack am Bunten und Schweren nicht loben,
Denn uns ist beides Ohrengift.

3.

Es lebe Galuppi und Hasse, und du, erzogen von Musen
Und Grazien, Sohn der Natur, mein Pergolese, du! 1)
Dir hören, wenn du das Schwert im tief zerrissenen Busen
Der göttlichen Mutter beweinst, mitweinende Serafim zu;

ihrer Mitbürger eigenmächtig beherrscht zu werden, macht sie blind und gefühllos gegen alle Vortheile, die dem Ganzen durch die Regierung des Dionysius zuwachsen könnten, wenn er nicht von Zeit zu Zeit durch die Versuche der ehmahligen Demagogen, sein Joch wieder abzuschütteln, verhindert würde, seinen eignen Weg ruhig fort zu gehen; und da jene eben so wenig Lust zu haben scheinen, ihre Versuche aufzugeben, als er die Regierung niederzulegen, so ist wahrscheinlich genug, daſs sie Mittel finden werden, aus einem vortrefflichen Fürsten, den das Schicksal den Sicilianern geben wollte, durch ihre eigene Thorheit einen argwöhnischen, strengen und vielleicht grausaumen Tyrannen zu machen.

Ich hörte vor kurzem in einer Gesellschaft angesehener Personen dem Dionysius (über welchen man hier sehr frey urtheilt) ein groſses Verbrechen daraus machen, daſs er sich nicht gescheuet hätte öffentlich zu sagen: „die Suveränität gewähre ihm nie einen so vollen Genuſs, als wenn er was er wolle sogleich ausführen könne.“ 20) So, meinten sie, könne nur ein Tyrann sprechen, dem nichts heilig sey, und der sich an kein Gesetz gebunden halte. Mir schien diese Rede einer mildern Deutung nicht nur fähig zu seyn, sondern sie sogar zu fordern. Der Wunsch alles was man will ausführen zu können, sagte ich, setzt so wenig einen bösen Willen voraus, daſs er vielmehr Guten und Bösen, Thoren und Verständigen gemein ist; und vielleicht ist das gröſste Leiden guter Menschen, daſs sie nur selten können was sie wollen. Mich dünkt aber, fuhr ich fort, Dionysius habe bey diesem Worte noch besonders einen der wesentlichsten Vorzüge der Monarchie vor der Volkssuveränität vor Augen gehabt. Die Schleunigkeit der Ausführung dessen, was als nothwendig beschlossen wurde, ist in allen Fällen nützlich. Oft hangt die Erhaltung des ganzen Staats, oder doch die Verhütung eines groſsen Schadens davon ab, daſs eine genommene Maſsregel pünktlich und auf der Stelle vollzogen werde. Dieſs ist nur da zu bewerkstelligen, wo der Wille des Regenten in keinem andern Willen Hindernisse findet, sondern im Gegentheil jedermann sich beeifert, die Ausführung dessen, was der oberste Befehlshaber will, befördern zu helfen. In Republiken ist dieſs selten der Fall; denn nichts ist unerhörter, als daſs ein Freystaat nicht in Parteyen getheilt sey, die einander mit dem unverdrossensten Eifer entgegen wirken. Besonders ist in der Demokratie der Wille des

Suveräns nicht nur an sich launisch und veränderlich, sondern er wird noch durch die vielerley Sinne der vielen Köpfe, die ihn bearbeiten, so stark hin- und hergerüttelt, so oft aufgehalten, unschlüssig gemacht und in Widerspruch mit sich selbst gesetzt, daſs meistens die Zeit der Ausführung schon vorüber ist, bevor man in der Volksversammlung zu einem Beschluſs kommen konnte. Ist dieser endlich gefaſst, so gehen nun die Hindernisse der Vollziehung an. Keiner der Demagogen, die einander die Regierung des sich selbst zu regieren unvermögenden Suveräns streitig machen, gönnt einem andern als sich selbst die Ehre und die Belohnungen einer gelungenen Unternehmung. Jeder, der entweder einer andern Meinung war, oder bey dem Beschlossenen seine Rechnung nicht findet, bietet alle seine Kräfte auf, die Ausführung zu hintertreiben, oder miſslingen zu machen; von allen Seiten nichts als Schwierigkeiten, Fuſsangeln und Fallgruben; nirgends eine sichre Rechnung auf den guten Willen, den Gehorsam, den Eifer und die Wachsamkeit der Untergeordneten, wovon doch am Ende alles abhängt. Dafür geht es denn auch in den Republiken, zumahl in denen, wo das Volk zugleich sein eigner Suverän und Unterthan ist, gewöhnlich und wenige seltne Fälle ausgenommen, so zu — wie der allgemeine Augenschein zeigt. Von jeher blieb einem Volke, um fürs erste immer selbst recht zu wissen was es wolle, und es dann wirklich ausgeführt zu sehen, kein anderes Mittel, als seine höchste Gewalt einem Einzigen zu übertragen, und ihm eben dadurch unbeschränkte Vollmacht zu geben, alles zu thun, was er zu Vollziehung des allgemeinen Willens, oder (was eben dasselbe ist) zu Erzielung der Sicherheit und Wohlfahrt des Staats, für nothwendig und dienlich erkennen würde. Ich konnte leicht merken, daſs ich mich der Gesellschaft durch diese Rede nicht sonderlich empfohlen hatte. Da es aber den meisten bekannt war, daſs ich ein Ausländer sey, der sich nur kurze Zeit zu Syrakus aufzuhalten gedenke, und bey dem sogenannten Tyrannen nichts zu suchen habe, lieſs ich mich durch das Vorurtheil, das einige vielleicht gegen mich fassen mochten, nicht abschrecken, meine Meinung über die Gegenstände, die der Verfolg des Gesprächs herbeyführte, so freymüthig zu sagen, als es sich in einer Gesellschaft ziemte, die aus lauter erklärten Freunden der Freyheit zu bestehen schien. Einer von den lebhaftesten hatte sich den Ausdruck entwischen lassen: man müſste zum Sklaven geboren seyn, um die Herrschaft eines Einzigen, der sich mit Gewalt eingedrungen, geduldig zu ertragen. — Aber wie, sagte ich, wenn ihr selbst ihm die Herrschaft, um euerer eigenen Sicherheit und Ruhe willen, von freyen Stücken auftrüget? Es wäre wenigstens so viel damit gewonnen, daſs ihr nicht nöthig hättet, einen Fürsten, unter dessen Regierung der Staat augenscheinlich immer blühender, mächtiger und reicher wird, mit dem verhaſsten Nahmen eines Tyrannen zu belegen. — Wie? versetzte jener hitzig; der müſste ein dreyfacher Sklave seyn, der sich freywillig einen Herren geben wollte! — Ich sehe wohl, erwiederte ich mit groſser Gelassenheit, warum du dich so eifrig gegen meinen Vorschlag erklärst. Aber es giebt Mittel gegen alles. Man könnte ihn ja durch eine Grundverfassung, einen von ihm unabhängigen Senat, oder (wie die Spartaner) durch Aufseher einschränken, und sich dadurch gegen jeden Miſsbrauch der höchsten Gewalt sicher stellen? — Ein Volk, sagte mein feuervoller Gegner, das nicht im Stande ist, ohne einen Herren zu leben, wird eben so wenig vermögend seyn, seiner Macht Grenzen zu setzen, oder sie in denjenigen zurückzuhalten, die er sich vielleicht Anfangs aus Politik gefallen zu lassen scheinen wird. — Und was wird das schlimmste seyn, das daraus erfolgen möchte? fragte ich, vielleicht mit einer etwas attischen Miene, die ich mir (wie ich besorge) unter den Cekropiden unvermerkt angewöhnt habe. — Welche Frage! rief mein Gegenkämpfer halb entrüstet; ist denn irgend etwas Böses und Schändliches, irgend eine ungerechte, gottlose, ungeheure That, die ein Mensch, der alles kann was er will, nicht zu begehen fähig wäre? — „Fähig wäre? das geb' ich zu; aber, daſs er ein so unsinniger Thor seyn wird, alles Böse wirklich zu thun, dessen er fähig ist, Böses ohne alle Noth oder Herausforderung, bloſs um das Vergnügen zu haben Böses zu thun; daran zweifle ich sehr. Einen Wahnsinnigen, ein reiſsendes Thier, oder einen unter Verbrechen und Schandthaten grau gewordenen Bösewicht, wollen wir freylich nicht zum Hirten des Volks bestellen.“ — Bey einem Menschen, der alles kann (versetzte jener etwas kälter, weil er sich im Vortheil zu sehen glaubte) bedarf es nur einer einzigen Leidenschaft, die ihn überwältigt, um ihn, wenn er vorher auch ein Mensch wie andere war, zu allem was du sagtest, zu einem Wahnsinnigen, zu einem Tieger, zu einem Bösewicht, der vor keinem Verbrechen erschrickt, zu machen. — Ich bin in die Enge getrieben, erwiederte ich; du hättest die groſsen Vorzüge der Demokratie vor der Alleinherrschaft in kein stärkeres

Licht setzen können. Um vor allen Gefahren dieser Art sicher zu seyn, giebt es also wohl kein besseres Mittel, als daſs ein Volk sich selbst regiere? Niemand ist dazu geschickter, und nichts war wohl von jeher unerhörter, als daſs eine suveräne Volksversammlung etwas unbesonnenes oder ungerechtes beschlossen, oder die Macht, alles zu können was sie will, zu Befriedigung irgend einer häſslichen Leidenschaft miſsbraucht, und sich treuloser, räuberischer und grausamer Handlungen schuldig gemacht hätte. — Ein allgemeines Gelächter schien meinen Gegner in eine unangenehme Lage zu setzen, und ich sah, daſs es hohe Zeit sey, einen ernsthaftern Ton anzustimmen. Verzeih, sagte ich zu ihm, wenn ich zur Unzeit gescherzt habe. Ich wollte weiter nichts damit sagen, als daſs unumschränkte Gewalt immer mit Gefahr des Miſsbrauchs verbunden ist, sie mag nun in den Händen eines Einzigen, oder eines Senats, oder eines ganzen Volkes seyn. Alles kommt am Ende auf den Verstand und die sittliche Beschaffenheit des Regierers, vieles auf Zeit und Umstände, Stimmung, Laune und Einfluſs des Augenblicks an. Einschränkungen helfen wenig oder nichts. Eine höchste Gewalt muſs in jedem Staate seyn, und die höchste Gewalt läſst sich nicht einschränken; denn dieſs könnte doch nur durch eine noch höhere geschehen, und in diesem Falle wäre diese, nicht jene, die höchste. Die Möglichkeit ihres Miſsbrauchs bleibt also ein unvermeidliches Übel, weil sie ihren Grund in einem unheilbaren Gebrechen der Menschheit hat. Aber es ist immer zu vermuthen, daſs ein einzelner Regent die Macht, alles zu thun was er will, weniger, seltner und leidlicher miſsbrauchen werde, als ein so vielköpfiges Ungeheuer von mehrern Tausenden, an Verstand, Erziehung, Einsicht, Erfahrenheit, Vermögen u. s. w. so sehr ungleichen und von den verschiedensten Triebfedern in Bewegung gesetzten Menschen ist; und wenn auch beide keinen edlern Zweck und Antrieb haben als Eigennutz und Selbstbefriedigung, so ist es doch ungleich wahrscheinlicher, daſs der Einzige die Nothwendigkeit einsehe, daſs er seine Macht, um sie ruhig und mit Ruhm zu genieſsen, zur Wohlfahrt des Staats anwenden müsse, als daſs ein ganzes Volk nicht beynahe immer gegen sein wahres Interesse handle, so oft das Privatinteresse der Personen, denen es sich gern oder ungern anvertrauen muſs, mit dem seinigen in Widerspruch steht.

Mein Gegner gewann wieder Muth. Du missest nicht mit einerley Maſs, sagte er: du nimmst einen Tyrannen an, der immer nach Grundsätzen handelt, sich nie seinen Launen oder Leidenschaften überläſst, immer sein wahres Interesse kennt und vor den Augen hat, mit Einem Worte, der die Weisheit und Klugheit selbst ist. Das Volk in der Demokratie hingegen ist, nach deiner Voraussetzung, ein blindes, vernunftloses und unbändiges Ungeheuer, das nicht weiſs was ihm gut ist, das immer mit dem Maulkorb vor der Schnauze an der Kette gehen muſs, und immer das Unglück hat, von Thoren oder Schelmen geführt zu werden. Sey, wenn ich bitten darf, nur so billig gegen die Demokratie, als du groſsmüthig gegen die Tyrannie und das Königthum bist. Wenn ich dir die Möglichkeit eines Alleinherrschers zugebe, der das höchste Gesetz der allgemeinen Wohlfahrt nie aus den Augen setzt, sich seiner Allgewalt immer mit Klugheit und Mäſsigung bedient, und seine höchste Selbstbefriedigung im Wohlstande seiner Unterthanen findet, wenn ich dir die Möglichkeit zugebe, daſs ein solcher Fönix nicht platterdings ein bloſses Hirngespenst sey: so wirst du mir auch die Möglichkeit einer Republik, worin ein freyes, edeldenkendes und zu jeder sittlichen und bürgerlichen Tugend erzogenes Volk sich von den Weisesten und Besten aus seinem Mittel nach guten Gesetzen freywillig regieren läſst, zugeben, und zugleich bekennen müssen, daſs eine solche Republik jeder andern Staatsverfassung unendlich vorzuziehen ist.

Alle anwesenden Syrakusaner klatschten, nickten, oder lächelten ihrem edeln Mitbürger Beyfall zu, und schienen zu erwarten, daſs ich billig oder wenigstens urban genug seyn würde mich überwunden zu geben. Aber so ganz leicht wollt' ich ihnen den vermeinten Sieg doch auch nicht machen. Ich sehe nur ein einziges hierbey zu bedenken, sagte ich, und hielt ein. Und was wäre das, wenn man fragen darf? sagte mein Antagonist. — Nichts, versetzte ich, als „daſs ein so verständiges und tugendhaftes Volk, wie es mein edler Gegner voraussetzt, ganz und gar keiner Regierung bedürfte. Laſst uns so ehrlich seyn, einander zu gestehen, daſs die Unentbehrlichkeit aller bürgerlichen Verfassungen und Regierungen keinen andern Grund hat, als die Schwäche und Verkehrtheit des armen Menschengeschlechts. Sie sind ein nothwendiges Übel, das einem ungleich gröſsern abhilft oder vorbeugt, und bloſs dadurch zum Gut wird. Indessen, da die Regierer nicht weniger Menschen sind als die Regierungsbedürftigen, so wäre wohl nichts billiger, als daſs wir unsre Forderungen nicht allzu hoch spannten, und niemand

Und o! wem wallet nicht, von neuen Gefühlen umfangen,
Das Herz vor innigem Verlangen
Zu sterben den süſsen Tod, in den dein himmlisches Lied
Den sanft entschlummernden Geist, von Engelsharfen umgeben,
Hinüber in Elysium zieht,
Des Weisen Übergang zu einem bessern Leben!

4.

In Ihm, ihr Priester der Musenkunst, studiert
Den hohen Geschmack des Wahren gepaart zum Schönen,
Die Kunst mit starken Gefühlen den Busen auszudehnen,
Die Kunst, die Steine beseelt und Seelen den Leibern entführt.
Seyd stolz genug den neuen Marsyassen 2)
Die eitle Kunst zu überlassen,
Die, ähnlich einem Zauberfest,
Bey ihrem schimmernden Prunk das Herz verhungern läſst,
Mit Tönen spielt wie Gaukler aus den Taschen,
Und immer blenden will und immer überraschen.

dafür büſsen lieſsen, daſs er eben so wenig vollkommen ist als wir. Warum wollten wir uns das Gute, das wir haben, dadurch verkümmern, daſs es uns nicht gut genug ist? Jede Regierungsart hat ihre eigene Vorzüge und Gebrechen; wiegt man sie gehörig gegen einander, so gleichen sich, wechselsweise, diese durch jene und jene durch diese aus, und was übrig bleibt, ist so unendlich wenig, daſs es die Mühe nicht verlohnt, darum zu hadern. Die Mehrheit der Stimmen erklärte sich für meinen Vorschlag zur Güte, und alle schienen sich zuletzt in der Meinung zu vereinigen: daſs ein Volk, das sich bey der politischen Freyheit nie recht wohl befunden, durch den Verlust derselben wenig verloren habe, und bey einem klugen und tapfern Alleinherrscher wahrscheinlich noch gewinnen würde, wenn es weise genug seyn könnte, das Bestreben des Regenten, sich seines, wiewohl gesetzwidriger Weise, errungenen Platzes würdig zu beweisen, durch Zutrauen und guten Willen aufzumuntern, anstatt ihn durch Miſstrauen, Unzufriedenheit und heimliche Anschläge gegen seine Person zu tyrannischen Maſsregeln zu zwingen, die ihm, als zu seiner Sicherheit nothwendig, endlich zur Gewohnheit werden, und das Verderben des Fürsten und des Volks zugleich zur Folge haben könnten.

Ich bin etwas ausführlich in Erzählung dieser politischen Konversazion gewesen, edler Learchus, weil ich dein Verlangen, die gegenwärtige Stimmung der Syrakusaner zu kennen, besser dadurch zu befriedigen hoffe, als durch allgemeine Bemerkungen, die bey einem so kurzen Aufenthalt ohnehin wenig Zuverlässigkeit haben könnten. Unsre Gesellschaft bestand gröſsten Theils aus Männern der ersten aristokratischen Familien zu Syrakus, und ich glaube, daſs man von ihnen, mit ziemlicher Sicherheit nicht zu irren, auf die übrigen schlieſsen könne. Es war sehr natürlich, daſs sie, so oft des Tyrannen erwähnt oder auf ihn angespielt wurde, eine gewisse Gleichgültigkeit und Zurückhaltung affektierten, die einen ganz unkundigen Fremden ungewiſs lassen konnte, ob sie seine Freunde oder Feinde wären; mir aber, der von ihren Angelegenheiten hinlänglich unterrichtet ist, war es leicht ihre wahre Gesinnung durch die übel passende Larve durchscheinen zu sehen. Nie werden *sie* zu dem Tyrannen, nie der Tyrann zu *ihnen* Vertrauen fassen; beide Theile haben einander zu viel Leides gethan, als daſs jemahls eine aufrichtige Aussöhnung möglich wäre; auch wissen beide sehr wohl, wessen sie sich zu einander zu versehen haben, und nehmen ihre Maſsregeln darnach. Aber stärker als alles dieſs fiel mir eine andere Bemerkung auf, die ich an diesem Abend zu machen Gelegenheit hatte. Unter allen diesen eifrigen Republikanern und Patrioten, solltest du es denken, lieber Learchus? war nicht Einer, der sich auch nur den Schein zu geben gesucht hätte, als ob ihm das wahre Interesse Siciliens, oder auch nur seiner eigenen Vaterstadt und des syrakusischen Volkes am Herzen liege. Ein Blinder hätte sehen müssen, daſs weder dieses noch jenes bey ihren Gesinnungen gegen den Tyrannen in die mindeste Betrachtung kam. Sie hatten eine gewichtigere und ihnen näher liegende Ursache ihn zu hassen; und ich halte mich überzeugt, keiner von ihnen würde das geringste Bedenken tragen, sich selbst noch heute auf den Thron des Dionysius zu setzen, wenn er es möglich zu machen wüſste. — Und doch muſs ich hintennach über mich selbst lachen, daſs mir so etwas auffallen konnte. Verstand sichs nicht von selbst? Was für einen Grund hatte ich, etwas anders zu erwarten?

Mein Reisegefährte Hippias wurde, bald nach unsrer Ankunft, von seinem Freunde Filistus bey Hofe aufgeführt, und gefällt dem Tyrannen so wohl, daſs er ihm fast immer zur Seite seyn muſs. Dionysius sieht sehr gut, was ihm ein Mann wie Hippias seyn könnte, und scheint groſse Lust zu haben ihn mit goldenen Ketten an sich zu fesseln: aber Hippias hat zu wenig Ehrgeitz und liebt seine Ruhe und Unabhängigkeit zu sehr, als daſs er sich nur einen Augenblick versucht fühlen sollte, sie um die unzuverlässige Gunst eines Fürsten zu vertauschen, mit welchem er den öffentlichen Haſs und die Gefahren eines immer schwankenden Thrones theilen müſste. Dionysius hat sich auch nach mir erkundigt, und ich soll ihm an einem der nächsten Tage vorgestellt werden.

39.

An Ebendenselben.

Seit kurzem giebt uns Dionysius ein Schauspiel zu Syrakus, dessen gleichen vielleicht noch nie in der Welt gesehen worden ist. Alles was in den fünf Städten, woraus diese ungeheure Stadt besteht, Hände und Füſse hat, ist in Bewegung; alle Häuser, Straſsen und Märkte wimmeln von geschäftig hin und her eilenden Menschen; auf allen Schiffswerften, auf allen groſsen Plätzen in und auſserhalb der Stadt, arbeiten Zimmerleute und

Schmiede zu Tausenden; die Ufer ringsumher sind mit Schiffbauholz und Mastbäumen bedeckt, wovon täglich groſse Schiffsladungen vom Ätna und aus den Apenninischen Gebirgen anlangen, und Myriaden von Zeug- und Waffenschmieden und andern Handarbeitern machen den ganzen Tag ein Getöse, wovon einem Tauben die Ohren gellen möchten. Mit Einem Worte, Dionysius hat gerade zur gelegensten Zeit den glücklichen Gedanken gefaſst, Sicilien von den Überfällen der Karthager auf immer zu befreyen, und macht zu diesem Ende Zurüstungen und Anstalten, welche hinlänglich scheinen könnten, wenn er den ganzen Erdboden zu erobern gesonnen wäre. Aber was noch mehr ist, er hat Mittel gefunden, die Syrakusaner für seinen Plan einzunehmen und in eine so fanatische Begeisterung zu setzen, daſs jedermann sich in die Wette beeifert, seine Absichten zu befördern, seine Befehle zu vollziehen und seinen Beyfall zu verdienen. Auſser seinen Syrakusiern und andern Sicilianern hat er aus Italien und Griechenland die erfindsamsten Köpfe und die geschicktesten Mechaniker und Kunstarbeiter zusammengebracht. Er selbst ist die Seele, die alle Verrichtungen dieser ungeheuern Masse von Menschen leitet und belebt. Für alles was gearbeitet wird, besonders für allerley neue Kriegsmaschinen, die eine erstaunliche Wirkung thun sollen, und eine Art von Galeeren mit fünf Reihen Ruder, von seiner eigenen Erfindung (sagt man) hat er Modelle verfertigen lassen, nach welchen alles in der möglichsten Vollkommenheit gearbeitet wird; und ansehnliche Preise sind für diejenigen ausgesetzt, die in jedem Fache die beste Arbeit liefern. Dionysius selbst ist überall persönlich zugegen, sieht und beurtheilt mit der Schärfe und Billigkeit einer echten Sachkenntniſs was gethan wird, spricht freundlich mit den Arbeitern, muntert ihren Fleiſs durch Lob und kleine Belohnungen auf, zieht sogar jeden, der sich in seinem Fache besonders hervorthut, an seine Tafel, kurz, bezaubert alle diese Menschen — durch eine Leutseligkeit und Popularität, die ihm alle Herzen — auf wie lange möcht' ich nicht sagen — aber gewiſs so lang' als er ihrer und sie seiner bedürfen, gewinnen muſs. Seine bittersten Feinde, die Aristokraten, sehen sich genöthigt mit dem Strom des allgemeinen Enthusiasmus fortzutreiben, ihren Ingrimm hinter lächelnde Hofgesichter zu verstecken, und durch den thätigen Antheil, den sie an seinen Anstalten nehmen, ihren — Patriotism zu erproben.

Einem Staatsmann von deiner Einsicht, edler Learchus, habe ich durch diese bloſse kunstlose Angabe dessen was ich hier täglich sehe, einen tiefern Blick in den Karakter des merkwürdigen Mannes eröffnet, der jetzt an der Spitze der Sicilier steht und die Aufmerksamkeit aller Griechen erregt, als ich durch die mühsamste Aufzählung eines jeden einzelnen Zugs vielleicht bewirkt hätte. Dionysius versichert sich nicht allein durch alle diese Vorbereitungen des Sieges über den mächtigen Feind, den er zu bekämpfen haben wird; er versichert sich zugleich der Zuneigung des Volks, das ihn, anstatt wie andre Herrscher sich dem Müſsiggang und den Wollüsten zu überlassen, mit groſsen Planen zum allgemeinen Glück Siciliens beschäftigt sieht; er benimmt dadurch seinen Feinden den Muth etwas gegen ihn zu unternehmen, und legt einen so festen Grund zu einer lange daurenden Regierung, daſs ich eine groſse Wette eingehen wollte, er wird, wo nicht immer eben so ruhig, doch gewiſs eben so sicher auf seinem usurpierten Throne sitzen, als ob er kraft eines längst verjährten Erbrechts zum König geboren wäre.

Du kannst dir nun selbst vorstellen, Learchus, — du der den Geist des Volks, der sich allenthalben gleich ist, kennt — wie stolz die groſse Mehrheit der Syrakusaner in diesem Augenblick auf ihren Fürsten seyn muſs; wie geschmeichelt sie sich durch den

Antheil fühlen, den er sie, mit der schlauesten Popularität, an seiner Gröſse nehmen läſst; und wie gewaltig sie der Anblick aller der Wunder verblendet, die sie täglich vor ihren Augen entstehen sehen, und die er freylich ohne alle Hexerey bloſs dadurch bewirkt, daſs er, mittelst kluger Anwendung der Kräfte und Schätze einer mächtigen Republik so viele Köpfe, Arme und Hände zu einem einzigen groſsen Zweck in zusammenstimmende Thätigkeit zu setzen weiſs. Kurz, Dionysius hat das wahre Mittel gefunden, die Syrakusaner (eine Zeit lang wenigstens) vergessen zu machen, daſs er einst ihr Mitbürger war; er erscheint vor ihren Augen im vollen Glanz des homerischen Agamemnons, den Göttern gleich und der Herrschaft würdig, die dem tapfersten, klügsten und thätigsten, so lange der Enthusiasm, den er einhaucht, währt, zu allen Zeiten so willig eingeräumt worden ist.

Ich habe, seitdem ich ihm vom Filistus und Hippias vorgestellt wurde, öfters Gelegenheit gehabt ihn reden zu hören und handeln zu sehen, und werde täglich mehr in der Meinung bestärkt, daſs jedes an die Monarchie gewöhnte Volk sich unter einem Fürsten wie er glücklich achten würde. Schon sein Äuſserliches kündigt einen Mann an, der besser zum Regieren als zum Gehorchen taugt. Er ist groſs und stark gebaut; seine Gesichtsbildung edel, männlich, und wofern mich mein fysiognomischer Sinn nicht betrügt, mehr Klugheit und Gewalt über sich selbst, als Unerschrockenheit und Selbstvertrauen bezeichnend; seine Augen klein aber feurig; sein Blick scharf, umherspähend und beynahe laurend; seine Miene, sobald er will, einnehmend, aber, so wie er sich vergiſst, kalt, finster, abschreckend, und wenn er zum Zorn gereitzt wird, fürchterlich. Daſs er überhaupt eher das Ansehen eines Demagogen als eines Königs hat, scheint ihm in seiner Lage vielmehr vortheilhaft als nachtheilig, und ist eine eben so natürliche Folge des Standes worin er geboren und der Bestimmung, für welche er erzogen wurde und sich selbst ausbildete, als daſs er unendlich mehr Kenntnisse besitzt und alles was er weiſs viel gründlicher weiſs, als bey Personen gewöhnlich ist, die das durch den Zufall der Geburt sind, was er durch sich selbst geworden ist. Aus eben diesem Grunde kann ihm, däucht mich, zu keinem besondern Verdienst angerechnet werden, daſs er, der selbst ein Gelehrter und ein Mann von Talenten ist, Wissenschaft und Kunst liebt, Gelehrte und Künstler ehrt, und sich besser in ihrem Umgang gefällt als unter Leuten, die sich durch ihren Stammbaum oder ihre glänzenden Glücksumstände über die Nothwendigkeit eines persönlichen Werths erhaben glauben. Hingegen scheint es mir auch unbillig, ihm (wie viele thun) einen Vorwurf daraus zu machen, daſs er in seinen Erhohlungsstunden — Verse macht, und vielleicht bessere als von königlichen Versen gefordert werden kann. Bis jetzt wenigstens scheint er seinen Umgang mit der tragischen Muse, in die er stark verliebt seyn soll, noch sehr geheim zu halten; und in der That fordert die groſse Tragödie, die er selbst zu spielen vorhat, seine ganze Thätigkeit in einem so hohen Grade, daſs ihm weder Zeit noch Lust übrig bleiben kann, sich in einen Wettlauf mit Sofokles und Euripides einzulassen.

Über seinen Karakter urtheilen zu wollen, würde von mir in zweyfacher Rücksicht verwegen seyn; nur dieſs wage ich zu behaupten, daſs er von Natur nichts weniger als so gefühllos und grausam ist, wie ihn seine Gegner schildern. Um ihn zu dem kühnen Entschluſs zu bringen, dessen guten Erfolg er viel weniger dem Glück als seiner Klugheit und Geschicklichkeit zu danken hat, brauchte es nur zwey Blicke, einen auf Syrakus und Sicilien überhaupt, und einen in sich selbst. Jenen war nur durch Vereinigung unter Einen unbeschränkten Herrscher zu helfen, und das Talent, dieser Herrscher zu seyn, fühlte er in sich.

5.

Das Schauspiel, die Tafel, und alles war nun gottlob! vorüber,
Und auch der Neger — der gern im Guten sich übernahm,
Und schönen Augen, umringt mit Flaschen, gegenüber,
Zerstreut durch jene, sehr leicht von diesen zu viel bekam —
Ward, zwischen Seyn und Nichtseyn (nach seiner Gewohnheit) verloren,
Zum Troste der Damen, zu Bette bugsiert,
Kurz, alles im Hause schlief, und lag noch auf den Ohren:
Als um die Zeit, wenn vor Auroren
Die braune Nacht in Dämmerung sich verliert,
Die keusche Wittwe des Triton, in sieben Schleier drappiert,

6.

Sich, eingedenk ihres Versprechens, nach dem bestimmten Orte,
Beym funkelnden Lichte der *Spica Virginis* 3)
Von ihren Füſsen tragen lieſs.
Sie fand, wie billig, an der Pforte
Des Sahls Don Karamellen schon,
So frisch und schmuck wie weiland Seladon,
Mit offnen Armen ihrer warten.

Als der Entschluſs einmahl gefaſst und das Spiel angefangen war, muſste er nun alles darauf setzen. Alles gewinnen oder alles verlieren! ein drittes gab es jetzt nicht mehr für ihn. Natürlich war das erste sein Zweck, und wer den Zweck will, will die Mittel. In seiner Vorstellungsart konnten die Kämpfe mit den Aristokraten und Demagogen, wenn sie auch noch weit mehr Köpfe und Proscripzionen gekostet hätten als sie wirklich kosteten, kein Grund seyn, der reitzenden Basileia nicht nachzustreben. Aber daraus schlieſsen zu wollen, er müsse nothwendig grausam, blutdürstig und der unmenschlichsten Gräuel fähig seyn, wäre ein eben so falscher als unbilliger Schluſs. Was er that, war nicht mehr als wozu er theils durch den wüthenden Widerstand der Gegenpartey gezwungen, theils durch ihre mehr als barbarische Miſshandlung seiner Gemahlin auf eine Art gereitzt wurde, die den sanftesten aller Menschen zum Wütherich gemacht hätte. Auch ist gewiſs, daſs seine Feinde das, was wirklich geschah, sehr übertrieben haben; und ich zweifle sehr, ob unter denen, die er auf seinem Wege zum Thron, weil sie sich selbst unter die Räder seines Wagens warfen, zertreten muſste, oder den racheschreyenden Manen einer geliebten Gattin opferte, nur ein einziger war, dessen Tod ein Verlust für den Staat gewesen ist.

Wie dem aber auch seyn möchte, daſs er, seitdem man ihn ruhiger regieren läſst, seinen höchsten Stolz darein setzt, zum Glück Siciliens zu regieren, beweisen alle seine Handlungen, und (wie ich neulich dem Syrakusaner sagte) wofern er in der Folge mehr in Hierons als in Gelons Fuſstapfen treten sollte, so wird niemand Schuld daran seyn als die Syrakusaner selbst. Dieſs, edler Learch, ist dermahlen alles, was ich dir vom Dionysius zu sagen weiſs, und ich setze nur hinzu, daſs Hippias über dieſs alles mit mir gleicher Meinung ist.

Ob die Griechen des festen Landes Ursache haben, über die immer wachsende Macht dieses Fürsten eifersüchtig zu seyn, zumahl wenn es ihm (was vielleicht bey seiner Unternehmung gegen Karthago seine Hauptabsicht ist) gelingen sollte sich von ganz Sicilien Meister zu machen, — überlasse ich deiner tiefer sehenden Staatsklugheit. Mir (wenn ich im Vorbeygehen meine unbedeutende Meinung sagen darf) scheint Korinth bey seinen ehrgeitzigen Planen am wenigsten gefährdet zu seyn, aber wohl im Gegentheil sich, durch eine gelegenheitliche Verbindung mit ihm, eine kräftige Stütze gegen die Übermacht und die Anmaſsungen der Athener und Spartaner verschaffen zu können. Übrigens bedarf es bey dir wohl keiner Versicherung, daſs ich nicht den geringsten

Vortheil dabey suche noch finde, wenn ich den Syrakusischen Tyrannen aus der düstern, verzerrenden und grausenhaften Beleuchtung, in welche sein Karakter mit absichtlich bösem Willen von seinen Feinden gesetzt wird, in das reine, nichts verbergende noch verfälschende Sonnenlicht gestellt habe. Er bedarf meiner so wenig als ich seiner; und da ich im Begriff bin Sicilien wieder zu verlassen, was könnte mich bewegen, mich des Vorrechts eines Ausländers, unparteyisch zu seyn, von freyen Stücken zu begeben? Die neuesten Nachrichten, die mir aus Cyrene zugekommen sind, melden mir, daſs Ariston den übel bedachten Versuch, den Dionysius nachzuahmen ohne ein Dionysius zu seyn, bereits mit seinem Leben bezahlt hat. Noch ist die öffentliche Ruhe und Ordnung nicht wieder hergestellt; aber beide Parteyen scheinen geneigt, sich auf billige Bedingungen zu vergleichen, und ich verspreche den angefangenen Unterhandlungen einen guten Erfolg, da mein Bruder Aristagoras und mein Freund Demokles an der Spitze der Parteyen stehen. Was mich zur Rückkehr nöthigt, ist daher nicht sowohl die Hoffnung, meinem Vaterlande bey dieser Gelegenheit vielleicht einige Dienste thun zu können, als die Nachricht, daſs mein Vater, (ein alter Freund des deinigen) seinem Ziele nahe zu seyn glaubt, und mich im Leben noch zu sehen verlangt. Ich beurlaube mich also hiermit von Griechenland und von dir, edler und gastfreundlicher Learch. Mein nächster Brief wird dir aus Cyrene zukommen; indessen gehabe dich wohl!

40.

Aristagoras an Aristipp.

Hoffentlich hat der weise Sokrates deine weltbürgerliche Filosofie von ihrem hohen Fluge der Erde wieder nahe genug gebracht, daſs dir die Schicksale deines Vaterlandes nicht ganz gleichgültig seyn werden. Es ist freylich nur ein Ameisenhaufen, wenn du willst; aber uns Ameisen ist unsere Erdscholle eine Welt. Ich berichte dir also, lieber Aristipp, daſs Ariston, dem du dich durch deinen kleinen Brief schlecht empfohlen hattest, deine Weissagung bald genug erfüllt, und mich und meine Mitarbeiter von dem undankbaren Frohndienst, seine Thorheiten, wo nicht immer zu vergüten, wenigstens zu verschleiern und den Übermuth seiner Günstlinge in Schranken zu halten, befreyt hat.

Selten ist ein Mensch von den zufälligen Umständen mehr begünstiget worden als Ariston; und wie wenig er auch des Diadems würdig war, hätte er nur so viel Thätigkeit und Gewalt über seine Leidenschaften besessen als nöthig war, die schwärmerische Zuneigung der untern Volksklassen eine Zeit lang zu rechtfertigen, so säſs' er jetzt ruhig auf dem Fürstenstuhl der Battiaden; seine Feinde hätten den Muth verloren; der Bürgerkrieg wäre in der Geburt erstickt worden, und die üppigen, Ruhe und Vergnügen über alles liebenden Cyrener, durch seine Popularität, Prachtliebe und Freygebigkeit bestochen, hätten sich unvermerkt gewöhnt, seine Indolenz und Verdienstlosigkeit für Tugenden eines milden friedeliebenden Fürsten anzusehen. Aber sein böser Dämon gewann gleich in den ersten Wochen seiner Regierung die Oberhand. Anstatt die Verwirrung und Schwäche seiner Feinde zu benutzen, und die Flüchtigen ohne Verzug bis in ihren letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, überlieſs er sich seinen dir wohlbekannten Neigungen, ordnete Feste an, affektierte von dem Bürgerkriege als einer geendigten Sache zu reden, und theilte die eingezogenen Güter der Proscribierten unter seine Parasiten aus. Die Vorstellungen seiner getreuesten Räthe wurden nicht gehört, und alles was ihm die Leute riethen, denen er folgte, war zu seinem Verderben. Dennoch hätte alles noch leidlich ablaufen mögen, wenn er uns nur erlaubt hätte, gegen die (sogenannten) Rebellen, die sich in einen haltbaren Posten an den Grenzen der Cesammonen geworfen hatten, auszurücken, bevor sie Zeit gewannen, die übrigen Flüchtlinge, Miſsvergnügte und Verbannte, an sich zu ziehen und unvermerkt zu einem Heer anzuwachsen. Aber Ariston wollte die Ehre, seine Truppen in eigner Person anzuführen, keinem andern abtreten, und glaubte sogar seine Sache sehr politisch anzustellen, wenn er seinen Feinden Zeit lieſse, sich alle in einen Haufen zusammen zu drängen, damit er der Rebellion mit Einem Schlag ein Ende machen könnte. Und so muſste das Einzige, was allenfalls an ihm zu rühmen war, seine persönliche Tapferkeit, durch die Unklugheit, womit er sie handhabte, die Ursache seines Verderbens werden. Die republikanische Partey hatte durch sein Zögern Luft bekommen, und durch die rastlose Thätigkeit ihrer Anführer Mittel gefunden, etliche Tausend Messenier, die, von den Spartanern aus Naupaktos und Kefalonia vertrieben, sich an die Cyrenische Küste geflüchtet hatten, unter dem Versprechen, ihnen die Ländereyen der Königlichen und das Bürgerrecht von Cyrene zu schenken, an sich zu ziehen, und durch diese Verstärkung zu einem furchtbaren Heer anzuschwellen. Denn die Messenier wurden von jeher unter die tapfersten und streitbarsten Völker Griechenlands gezählt, und was konnte man nicht von solchen Kriegern in einer Lage erwarten, worin sie auſser einem elenden Leben nichts zu verlieren, hingegen wenn sie siegten, ein neues Vaterland, reiche Vergütung alles Verlornen, und die völligste Sicherheit vor ihrem ewigen Todfeinde, den Spartanern, zu gewinnen hatten? Die Republikaner fühlten sich nun stark genug, etwas zu unternehmen, wozu der Mangel an Lebensmitteln sie ohnehin bald gezwungen haben würde; sie verlieſsen ihre Verschanzungen, unterwarfen sich das platte Land umher, und gingen muthig auf Cyrene los. Jetzt erwachte Ariston plötzlich aus seiner bisherigen Unthätigkeit. Aber der Fanatism des Volkes für ihn hatte sich abgekühlt, und es kostete Mühe, bis er mit Hülfe seiner Getulischen Leibwache so viele bewaffnete Bürger und Landleute zusammen brachte, daſs er dem Feinde, den er noch immer verachtete, die Spitze bieten zu können wähnte. Es kam einige Meilen von der Stadt zu einem entscheidenden Treffen; beide Theile fanden einen stärkern Widerstand als sie erwartet hatten, und fochten mit desto gröſserer Erbitterung; es war vielleicht der blutigste Tag, den Cyrene je gesehen hatte. Eine Menge angesehener Bürger, eine groſse Anzahl der vornehmsten Befehlshaber, und alle Messenier, die als Verzweifelte fechtend weder Quartier gaben noch annahmen, auf der feindlichen Seite, — und ein groſser Theil Volks auf der unsrigen, blieben auf dem Platze; Ariston selbst stürzte mitten unter seinen für ihn kämpfenden und um ihn her fallenden Getulischen Löwen, tödtlich verwundet zu Boden, und wurde am folgenden Tage unter einem Haufen Erschlagener hervorgezogen. Das Gemetzel währte so lange, bis die Nacht den Überrest beider Heere zum Rückzug zwang. Brauchte es nun etwas weiters als auf beiden Seiten wieder zur Besinnung zu kommen, um aufs lebendigste zu fühlen, daſs Friede und Mäſsigung der einzige Weg sey, alles Unheil, das Zwietracht und ungezügelte Leidenschaften über unser blutendes Vaterland zusammengehäuft hatten, so viel möglich wieder gut zu machen? Friede, Aussöhnung, Verzeihung, war jetzt das allgemeinste und dringendste Bedürfniſs. Demokles, der beliebteste unter den übriggebliebenen Anführern der Demokratischen Partey, und ich, von Seiten derer, die es mit Ariston gehalten hatten, wurden also bevollmächtiget, in Unterhandlung zu treten, und das Resultat war: daſs beide Parteyen einander ewiges Vergessen alles Vergangenen zuschwören, die Verbannten zurückberufen, die eingezogenen Güter zurückgegeben, und von jeder Seite fünf Männer ernannt werden sollten, um den gesammten freyen Einwohnern von Cyrene eine Regierungsform vorzuschlagen, durch welche die Republik zugleich vor allen künftigen Fehden zwischen den alten Familien und dem Volke, und vor der Gefahr, wieder in die Gewalt eines Einzigen zu gerathen, sicher gestellt würde. Diese neue Regierungsform liegt noch auf dem Amboſs; alles übrige ist bereits vollzogen. Da die Wahl der Zehnmänner auf lauter redliche und staatskundige Bürger gefallen ist, und unser Volk zum voraus geneigt scheint, sich jeder neuen Ordnung der Dinge zu fügen, so ist nicht zu zweifeln, daſs Cyrene in kurzer Zeit von den Wunden wieder geheilt seyn wird, die ihr der thörichte Ehrgeitz einiger ausschweifenden und übelberathenen Schwindelköpfe geschlagen hat. Es giebt Fälle, wo eine starke Verblutung einem Staate, so wie gewissen menschlichen Körpern, heilsam ist, und bey vorsichtiger Behandlung den Grund zu einer bessern Gesundheit legen kann.

Möchte ich nicht genöthigt seyn, mein Bruder, dir diese tröstliche Nachricht durch eine andere zu verbittern, die uns beide unmittelbar betrifft. Unser guter alter Vater verspricht sich selbst die Freude nicht, die bessern Zeiten, die uns bevorstehen, zu erleben. Er verlangt sehr, dich noch zu sehen, und vielleicht würde die Erfüllung dieses Wunsches zu Verlängerung seiner Tage beytragen. Ich bitte dich also, deine Hierherkunft, so sehr du immer kannst, zu beschleunigen. Mögen die Gelübde, die wir alle um Begünstigung deiner Reise thun, dem Ohr einer freundlichen Gottheit begegnen!

41.

Aristipp an Lais.

Du ahnest wohl nicht, schöne Lais, daſs drey in deinem Hause gelebte Tage mich dem höchsten Ziele der Filosofie näher gebracht haben als vier Jahre in der Sokratischen Schule. Wenn es wahr ist (und das ist es gewiſs!) daſs die Tugend der Selbstbezwingung die Wurzel aller übrigen ist, wie viel habe ich nicht dem Angedenken

Sie spricht: Ich dächte, mein Herr, weil's noch in diesem Sahl
Sehr dunkel ist, wir gingen in den Garten?
Dort haben wir doch die Sterne zu Zeugen. — „Ein andermahl,

7.

Wenn's Ihnen beliebt, Prinzessin; nur dieſsmahl nicht! Ich bitte
Bemühen Sie Sich in meine kleine Hütte,
Sie ist mit einem Sofa möbliert —“
Mit einem Sofa, mein Herr? — „Auf dem sich's herrlich lieget.
Man wird so sanft darauf gewieget!“ —
Mein Herr, Sie haben mich zu einem Schritte verführt,
Wobey ich Mühe habe mich für mich selbst zu halten.
Sie sehen wie weit mein Vertrauen auf Ihre Weisheit geht! —
„Ich kenne, versetzt der Ritter, und ehre die Majestät
Von Ihrer Tugend, Madam; hier ist, sie zu entfalten,

8.

Die schönste Gelegenheit da; sie soll bey Ihrem alten
Blaubärtigen Triton nicht besser versorgt gewesen seyn!

jenes flüchtigen Wonnetraums zu danken! Glaube mir, diese ganze Zeit, da ich wieder von dir getrennt bin — ich erröthe dir zu gestehen, wie viel Jahre sie mir schon währt — war ein einziger unaufhörlicher Kampf meines Willens mich von dir zu entfernen, mit dem unwiderstehlichsten Drang zu dir zurück zu fliegen. Bis hieher habe ich obgesiegt; und fortkämpfen werd' ich ihn — diesen peinlichern Kampf als die schwersten, wodurch man die Olympischen und Isthmischen Kronen erringt, — und meinen Muth mit der Hoffnung stärken, daſs du, (wie bald oder wie spät mögen die Götter wissen!) den Sieger mit dem süſsesten Kusse, den deine Nektarlippen je geküſst haben, belohnen werdest. — Lache nicht über eine so seltsame Tugendübung! Du würdest dich, wenn du ihrer spotten könntest, an dir selbst, an mir, und an der Tugend gleich stark versündigen. Wirklich und in ganzem Ernst, ich zweifle sehr, ob jemahls eine gröſsere That als die meinige gethan worden ist, und es giebt Augenblicke, wo ich mit dem stolzesten Selbstgefühl auf alle zwölf Arbeiten des Thebanischen Herkules herabsehe. Denke ja nicht, Liebe, daſs eine solche Selbstpeinigung nichts verdienstliches habe, weil sie keinem Menschen in der Welt zu etwas nütze, und am Ende nichts als grillenhafter Eigensinn sey. Eben darin liegt das Verdienstliche, daſs ich — bloſs um mich selbst, auf künftige Fälle, die vielleicht nie kommen werden, in Bezwingung meiner Begierden zu üben — den stärksten Reitzungen widerstehe, die vielleicht jemahls einem Sterblichen zugesetzt haben. Bin ich tapfer genug in diesem Kampfe immer Sieger zu bleiben, welche Gefahr wird mir in meinem ganzen Leben furchtbar seyn? bey welchen Sirenenfelsen werd' ich nicht mit unverstopften Ohren vorbey segeln können? Wahrlich, Laiska, ich hätte jetzt schon Ursache mich für keinen kleinen Helden auszugeben, wenn ich nicht zu ehrlich wäre, dich und mich selbst belügen zu wollen. Aber ich kann und will dir nicht verhalten, daſs es Stunden giebt, wo ich den Sieg nicht mir selbst zu verdanken habe; Stunden, wo meine mit jedem Augenblick abnehmende Kraft dem mächtigen Iynx, der mich zu dir zieht, nur noch matten Widerstand thut, kurz, wo ich im Begriff bin nach dem Hafen zu rennen, die erste beste Jacht zu miethen und mit vollen Segeln nach Korinth zurück zu eilen; — was vielleicht in einem dieser unglücklichen Augenblicke bereits geschehen wäre, wenn nicht die gerechte Furcht, daſs du mich, wenn ich so unerwartet vor dir erschiene, als einen Feigherzigen, der ohne Schild aus der Schlacht zurückkommt, auf der Stelle wieder zurückschicken würdest, mehr über mich vermöchte als der erhabene Beweggrund, mir selbst zu beweisen, daſs ich — wollen kann was ich will. Denn darauf läuft doch am Ende die ganze Herrlichkeit hinaus.

Die neuesten Nachrichten, die ich aus Cyrene erhalte, sind nicht sehr geschickt, mir das Herbe meiner Tugendübungen zu versüſsen. Ariston ist (wie leicht vorher zu sehen war) wieder gestürzt; die öffentlichen Angelegenheiten, in welche unsre Familie, edle Anaximandra, ziemlich verwickelt ist, sind noch immer in Verwirrung, und was mir näher andringt als das alles, mein alter Vater, der gütigste und gefälligste Vater den ich mir jemahls wünschen konnte, scheint am Ziel seiner Tage zu seyn. Dieser Umstand nöthigt mich meinen Reiseplan zu ändern; anstatt die Städte der südlichen Küste von Italien zu besuchen, kehre ich morgen mit einem für Hadrumetum befrachteten Schiffe nach Lybien zurück. Sollte ich, wie ich fast besorgen muſs, meinen Vater nicht mehr unter den Lebenden antreffen, so sehe ich nicht was mich in Cyrene aufhalten könnte. Denn meine eignen Angelegenheiten werden mit meinem Bruder, der ein eben so edelmüthiger als kluger Geschäftsmann ist, bald abgethan seyn, und von der Pflicht, mich in die öffentlichen zu mischen, dispensiert mich glücklicher Weise meine Jugend. In diesem Falle würde ich vielleicht bald genug zurück kommen können, um dich noch zu Ägina anzutreffen. Indessen lebe wohl, meine Freundin, und erinnere dich meiner, so oft du den Grazien und deinem Genius, der auch der meinige ist, opferst.

42.

Aristipp an Learchus zu Korinth.

Ein heftiger und anhaltender Sturm, der uns mehrere Tage im Hafen von Skandeia zurück hielt, hat mich um die beste Frucht meiner Reise gebracht. Ich bin zwar glücklich in Cyrene angelangt, aber den ehrwürdigen Aritades, den ich noch zu sehen hoffte, — sah ich nicht mehr. Ich weifs, edler Learch, auch du wirst dem Andenken eines Freundes deines Hauses, den du vor dreyfsig Jahren bey deinem Vater gesehen zu haben dich vielleicht noch erinnerst, eine fromme Thräne schenken. Er war ein guter Mann im edelsten Sinne dieser Benennung. Hätte Cyrene unter zehen tausend Bürgern nur hundert seines gleichen gehabt; so würden die armen Leute jetzt nicht so viel Noth und Mühe haben, all das Unheil wieder gut zu machen, das die Verkehrtheit einiger wenigen, und die Thorheit der Menge im Laufe des verfloſsnen Jahres über sie gebracht hat. Das groſse Interesse der öffentlichen Angelegenheiten verschlingt in diesem Zeitpunkt jedes Privatgefühl. Vornehmlich beschäftigt die künftige Staatsverfassung alle Köpfe und Zungen; man hört in allen Gesellschaften und auf allen Versammlungsplätzen nichts anders; jedermann hat entweder einen Vorschlag zu thun, oder stellt Vermuthungen über die neue Republik an, die in kurzem aus der Werkstatt der Zehnmänner hervorgehen soll, und bekrittelt sie in voraus, falls sie so oder so ausgefallen seyn sollte. Daſs ich ein bloſser Zuschauer bey allen diesen Bewegungen bin, wird dich nicht befremden, da mich weder meine Erfahrenheit noch unsre Gesetze, die keinem Bürger vor seinem dreyſsigsten Jahr eine aktive Stimme gestatten, zu öffentlicher Theilnehmung an Geschäften dieser Art berufen, und vor unzeitiger Einmischung meine ganze Art zu denken mich bewahrt. Ich überlasse alles meinem Bruder Aristagoras und meinem Freunde **Demokles** (die das Vertrauen ihrer Mitbürger in einem vorzüglichen Grade besitzen) um so ruhiger, da sie durch gleiche Mäſsigung und Klugheit, bey gleich redlichen Absichten, völlig dazu geeigenschaftet scheinen, uns, wo nicht die beste Verfassung, die sich denken läſst, wenigstens die beste, die unter den gegenwärtigen Umständen möglich ist, zu geben.

43.

An Ebendenselben.

Das neue **Palladion** unsrer Stadt ist nun fertig, und (wie die Cyrener ein rasches und ungeduldiges Völkchen sind) von der allgemeinen Volksversammlung mit groſsem Jubel angenommen und eingeführt worden. Dir die innere Organisazion unsrer mit Griechenland in keiner Verbindung stehenden Republik bis in ihren kleinsten Ästen und Zweigen darzulegen, möchte dir und mir zu langweilig seyn: ich begnüge mich also, dir nur das Wesentlichste, und auch dieſs nur mit den äuſsersten Linien, vorzuzeichnen.

Die höchte Staatsgewalt ist in einer ziemlich zweckmäſsigen Proporzion (wie mich däucht) zwischen dem Senat, welcher ausschlieſslich aus den ältesten und begütertesten Familien genommen wird, und dem Volk, oder vielmehr dem aus dem Mittel desselben erwählten groſsen Rath, der das Volk vorstellt, vertheilt. Der Senat besteht aus hundert Personen, die ihren Platz in demselben lebenslänglich behalten. Der Vorsitzer, Epistates genannt, ist das Haupt der ganzen Republik; er hat das groſse Siegel in seiner Verwahrung, und, da er für die Ausführung der Beschlüsse des Senats verantwortlich ist, so ist jeder Bürger von Cyrene ohne Ausnahme seinen Befehlen und Aufträgen schleunigen und unverweigerlichen Gehorsam schuldig. Er besitzt aber diese beynahe königliche Gewalt nur dreyſsig Tage lang, und kann erst in fünf Jahren wieder dazu erwählt werden. Die Senatoren, die nicht unter fünf und dreyſsig Jahre alt seyn dürfen, sind in drey Klassen abgetheilt. Die erste besteht aus zwölf Demarchen oder Polizeymeistern (welche künftig bloſs aus den monatlich abgehenden Epistaten genommen werden sollen) deren jeder in einem der zwölf Quartiere, in welche die Stadt abgetheilt ist, für die Erhaltung guter Zucht und Ordnung und öffentlicher sowohl als häuslicher Sicherheit zu sorgen hat. Sie sind zugleich Schiedsrichter in allen unter den Bürgern vorfallenden Streitigkeiten, und berechtigt, wenn kein Vergleich Statt findet, in erster Instanz abzuurtheilen. Auch kommen sie zweymahl in der Woche zusammen, um sich über alles was zur allgemeinen Stadtpolizey gehört, es betreffe nun Abstellung von Miſsbräuchen oder Vorschläge zu Verbesserungen, zu berathen. Sie erstatten dem Senat alle Monate Bericht über den Zustand der Stadt, und legen ihm ihre Vorschläge zur Entscheidung vor. Die zweyte Klasse des Senats besteht aus den vier und zwanzig Personen, unter welche die hauptsächlichsten Ämter der Republik vertheilt sind, dem Kanzler und Schatzmeister, und den sämmtlichen Oberaufsehern der öffentlichen Gebäude, Tempel, Gymnasien, Bäder, Brunnen u. s. w. ferner, der Feste und religiosen Feyerlichkeiten, des Kriegsstaats und Seewesens, der Zeughäuser, der öffentlichen Fruchtböden, des Ackerbaues, der Bergwerke u. s. w. Diese erscheinen gewöhnlich nur alsdann im Senat, wenn sie Vorträge zu thun, Verhaltungsbefehle einzuholen, oder Rechenschaft abzulegen haben. Alle übrigen Senatoren machen das Kollegium aus, dem die Verwaltung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeit anvertraut ist, und welches wieder in verschiedene Abtheilungen zerfällt. Die Epistaten und Demarchen dienen dem Gemeinwesen umsonst; die zweyte und dritte Klasse sind auf einen anständigen Gehalt gesetzt. Der Staat besoldet seine Diener aus dem Schatz; die Richter hingegen erhalten ihren Ehrensold aus einer öffentlich verwalteten Kasse, in welche alle Geldbuſsen, und die vom Gesetz bestimmten Gerichtsgebühren flieſsen, welche die unterliegende Partey bezahlen muſs, und wovon allein die ärmste Bürgerklasse ausgenommen ist; denn für diese hat unsre Justiz keinen Beutel, aber dafür einen derben Knittel, um die Leute von leichtfertigen Händeln abzuschrecken.

Der Senat versammelt sich gewöhnlich sechsmahl in jedem Monat, und auſserdem so oft es der Epistat nöthig findet. Er vereinigt, unter den verfassungsmäſsigen Einschränkungen alle Gewalten in sich. Alle seine Verordnungen haben, in so fern sie den schon vorhandenen Gesetzen nicht wiederstreiten, Gesetzes Kraft; aber diejenigen, die den ganzen Staat betreffen, nur bis zur nächsten Sitzung des groſsen Rathes, der aus hundert und zwey und neunzig Plebejern besteht, wozu jedes Quartier sechzehn von den Bürgern desselben erwählte Mitglieder hergiebt. Dieser muſs alle Monate, am ersten

Tage nach dem Neumond von dem Epistaten zusammenberufen werden, um den Verordnungen des Senats, welche die Kraft eines gemeingültigen Gesetzes erhalten sollen, die Bestätigung zu geben oder zu versagen. Diese Bestätigung ist nicht länger als auf fünf Jahre kräftig; nach Verfluſs derselben wird das Gesetz einer Revision ausgestellt, durch welche es entweder verworfen oder auf dreyſsig Jahre festgesetzt wird. Über Krieg und Frieden kann nur der groſse Rath entscheiden. Neue Auflagen können nur mit seiner Bewilligung Statt finden, auch muſs ihm von jedem abgehenden Epistaten Bericht über den Zustand der Republik und alle Jahre von dem Schatzamt Rechnung über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte abgelegt werden.

Auf diese Weise glaubten unsre Nomotheten zugleich sowohl für die Freyheit und Sicherheit, die der Staat seinen Bürgern zu garantieren schuldig ist, als für die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung, hinlänglich gesorgt zu haben. Aber sie fanden noch eine Gewalt nöthig, um der groſsen Macht, die dem aristokratischen Senat anvertraut ist, das Gegengewicht zu halten, und dem demokratischen groſsen Rath jeden Miſsbrauch seiner hemmenden Gewalt unmöglich zu machen. Zu diesem Ende verordneten sie

Geruhen Sie alle Skrupel für überflüssig zu halten;
Sie waren wohl eher mit einem **Don Boreas** allein!“ —
Dieſs, fällt sie ein, dieſs ist es eben,
Was, Ihnen den Schlüssel zu meinem Betragen zu geben,
Dieſs leidige *Tête-à-tête* mir abgenöthigt hat. —
„Ich bitte Sie, schönste Prinzessin, kein Wort hievon zu verlieren!
Wo niemand klagt, findt keine Vertheidigung Statt;
Sie sind in dem Alter Sich selber zu regieren.

9.

Wer hat ein Recht zu fragen, was machen Sie da?
Und könnt' ich allenfalls durch das was jüngst geschah
Beleidigt scheinen, so ist — ich schwör's bey allen Kreisen
Des Ptolemäischen Himmels! — ein einziges Mittel nur
Mir Ihre Unschuld zu beweisen.“ —
Und welches? fragt die sanfte Kreatur
Mit lispelndem Ton. — „Es ist, mich kurz zu fassen,

noch ein Kollegium von sechs Eparchen, welche, von allen andern unabhängig, zur einen Hälfte vom groſsen Rath aus den Eupatriden, und zur andern vom Senat aus dem Volk erwählt werden, und keine andere Verrichtung haben, als die Bewahrer der Gesetze und der Verfassung zu seyn, und zu verhindern, daſs weder der Senat und die aus dessen Mittel bestellten Magistratspersonen ihre Gewalt über die Schranken der Gesetze ausdehnen, noch der groſse Rath dem kleinen seine Beystimmung aus unstatthaften Ursachen versagen könne. In beyderley Fällen haben sie den Räthen und übrigen Staatsbeamten Vorstellungen zu thun, und sind, wofern diese nicht gehört würden, berechtigt, eine von den Prytanen ergangene Verordnung zu suspendieren oder eine vom groſsen Rath versagte Sankzion durch die ihrige zu ersetzen. Die ihnen verliehene Macht geht so weit, daſs sie eine jede Magistratsperson und überhaupt jeden Bürger, der etwas gegen die Republik oder ihre Verfassung unternehmen wollte, in Verhaft zu nehmen, und einem besondern Gerichte, das aus den zwölf Demarchen, zwölf durchs Loos erwählten Prytanen, und funf und zwanzig Plebejern, unter dem Vorsitz des ältesten Eparchen, zusammengesetzt ist, zur Untersuchung und Bestrafung zu übergeben berechtigt sind. Diese Staatsaufseher bleiben nur ein Jahr im Amte, haben den Vorsitz über alle andern obrigkeitlichen Personen, unmittelbar nach dem Epistaten, und werden vom Volk als eben so viele für seine Rechte und für die öffentliche Wohlfahrt wachende Schutzgeister angesehen; sind aber nach ihrem Austritt einer so strengen Verantwortlichkeit unterworfen, daſs auf jede Versäumniſs ihrer Pflicht die Strafe einer zehenjährigen Landesverweisung steht.

Ich füge diesem kurzen Abriſs unsrer neuen Verfassung nur noch dieses hinzu, daſs, weil die Cyrenische Priesterschaft sich bey der letzten Revoluzion durch eine besonders eifrige Vorliebe für die Tyrannie hervorgethan, die Einrichtung getroffen worden ist, daſs die jedesmahligen Demarchen zugleich die Oberpriester in ihrem Quartier, und der Epistat als das Oberhaupt des Staats zugleich der Hohepriester desselben ist.

Wie gefällt dir nun unsre Republik in dieser neuen Gestalt, edler Learch? Sie ist mit obrigkeitlichen Personen nicht so überladen wie Athen, und hat, wenn ich ihr nicht zu viel schmeichle, so ziemlich die Miene, ihre zwanzig Jahre so gut wie irgend eine andere auszudauern. Oder meinst du nicht? — Ernsthaft zu reden, es wäre unartig von mir, wenn ich unsern Prometheen die Freude, eine so zierlich gearbeitete Konstituzion zu Stande gebracht zu haben, und meinen Mitbürgern ihr Vergnügen an derselben durch Mittheilung meiner Gedanken verkümmern wollte. Aber bey dir darf ich die Weissagung wohl in Geheim hinterlegen, daſs unsre Staatsmaschine, wie richtig sie auch einige Jahre spielen mag, noch ehe dreyſsig Jahre in die Welt gekommen sind, wieder ins Stocken gerathen und den Söhnen ihrer Verfertiger wenigstens eben so viel zu schaffen machen werde, als die vorige den Vätern. Alle bürgerliche Gesellschaften haben den unheilbaren Radikalfehler, daſs sie, weil sie sich nicht selbst regieren können, von Menschen regiert werden müssen, die — es gröſstentheils eben so wenig können. Man kann unsre Regierer nicht oft genug daran erinnern, daſs bürgerliche Gesetze nur ein sehr unvollkommnes und unzulängliches Surrogat für den Mangel guter Sitten, und jede Regierung, ihre Form sey noch so künstlich ausgesonnen, nur eine schwache Stellvertreterin der Vernunft ist, die in jedem Menschen regieren sollte. Was hieraus unmittelbar folgt, ist, denke ich: man könne nicht ernstlich genug daran arbeiten, die Menschen vernünftig und sittig zu machen. Aber, wie die Machthaber hiervon zu überzeugen, oder vielmehr dahin zu bringen wären, die Wege, die zu diesem Ziele führen, ernstlich einzuschlagen? — Dieſs ist noch immer das groſse unaufgelöste Problem! Wie kann man ihnen zumuthen, daſs sie mit Ernst und Eifer daran arbeiten sollen, sich selbst überflüssig zu machen?

ENDE DES ERSTEN BUCHS.

ANMERKUNGEN

ZUM ERSTEN BUCH.

Wir setzen voraus, daſs der gröſste Theil der Leser dieser Briefe, wenigstens aus Barthelemys Reisen Anacharsis des Jüngern, mit Griechenland näher bekannt und also mit allen, zu besserem Verständniſs derselben nöthigen Vorkenntnissen hinlänglich versehen sey. Aus dieser Rücksicht hat man sich in den Anmerkungen (ein paar kleine Exkurse ausgenommen) gröſstentheils auf das Unentbehrlichste eingeschränkt, und für etwas sehr Überflüssiges gehalten, alles, was in diesem Werke historisch wahr ist, mit Zeugnissen aus Alten und Neuen zu beweisen, oder, wo es auf bloſse Wahrscheinlichkeit ankommt, uns in weitläufige Erörterungen einzulassen. Das nehmliche gilt auch von den häufigen Anspielungen auf Stellen und Ausdrücke der Griechischen Dichter und andrer zu Aristipps Zeiten bekannten, zum Theil lebenden, Schriftsteller, welche den Griechischgelehrten auch ohne unsre Erinnerung nicht entgehen werden, den übrigen hingegen, wenn man sie überall hätte bemerken und mit Citaten belegen wollen, nur Langeweile verursacht hätten. Von beidem hat man indessen wenigstens einige Beyspiele, zur Probe, geben wollen.

---

1) **Eupatriden.** Die Staatsverfassung von Korinth war, seit der Alleinherrschaft Perianders, (des zweydeutigsten unter den sieben Weisen) oligarchisch, d. i. die Regierung befand sich hauptsächlich in den Händen einer kleinen Anzahl alter und begüterter Geschlechter, deren Ursprung sich zum Theil in den heroischen Zeiten verlor, und die sich durch den Beynahmen Eupatriden (Wohlgeborne) von den Plebejischen unterschieden.

2) **Alkamenes.** Einer der gröſsten Bildhauer, die aus der Schule des Fidias hervorgingen, ein Mitschüler und Rival des nicht weniger berühmten Agorakritos, der von seinem Meister so leidenschaftlich geliebt wurde, daſs dieser, um ihm einen Nahmen zu machen, viele seiner eigenen Werke für

Arbeiten seines Lieblings ausgegeben haben soll. (Denn dieſs will Plinius ohne Zweifel mit den Worten sagen: *ejusdem (Phidiae) discipulus fuit Agoracritus, ei aetate gratus; itaque e suis operibus pleraque nomini ejus donasse fertur.*) Für das schönste unter den Werken des Alkamenes, welche noch zu Plinius und Lucians Zeiten in Athen zu sehen waren, erklärt der letztere (unstreitig ein *elegans spectator formarum*) eine in den sogenannten Gärten auſser den Mauern von Athen aufgestellte Venus, welche über eine andere, vom Agorakritus zu gleicher Zeit mit ihm in die Wette gearbeitete, den Preis erhielt, und von so hoher Schönheit war, daſs die Sage ging, Fidias selbst habe ihr die letzte Vollendung gegeben. Diese Sage konnte aber wohl keinen andern Grund haben, als die Meinung: Alkamenes könnte ein so vollkommenes Kunstwerk nicht ohne Beystand seines Meisters zu Stande gebracht haben. Sie zeugt also bloſs für das groſse Talent des Alkamenes, und die vorzügliche Schönheit seiner Venus; denn daſs Fidias wirklich die letzte Hand an sie gelegt habe, ist schlechterdings unglaublich, wenn die Anekdote von seiner auſserordentlichen Vorliebe zum Agorakritus wahr ist. In diesem Falle würde Fidias sich beeifert haben, der Arbeit seines Lieblings den Vorzug zu verschaffen, und also das, was er für Alkamenes gethan haben soll, vielmehr zum Vortheil des Agorakritus gethan haben. Eine von diesen beiden Sagen (deren auffallenden Widerspruch der römische Kompilator nicht zu bemerken scheint) muſs also nothwendig grundlos seyn: und so ist es um die meisten, wo nicht um alle die Sagen beschaffen, die unter den Griechen über ihre vorzüglichsten Personen beyderley Geschlechts herumliefen. Das Schlimmste ist, daſs beynahe alles vorgeblich Historische, was uns die alten Biografen, Anekdotensammler und Kompilatoren Diogenes von Laerte, Athenäus, Suidas u. s. w. von diesen Personen erzählen, aus solchen Sagen besteht, welche gröſstentheils aus der unreinen Quelle der alten Komödien- und Sillen-Schreiber geflossen zu seyn scheinen.

3) Die — Nachkommenschaft Deukalions. Die Hellenen oder eigentlich sogenannten Griechen erkannten den Deukalion (einen Thessalischen Fürsten, der ungefähr 1500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung gelebt haben soll) oder, genauer zu reden, seinen Sohn Hellen (von welchem sie ihren allgemeinen Nahmen führten) für ihren gemeinsamen Stammvater. Hellens Söhne, Dorus und Aolus, und Ion, sein Enkel, gaben ihren Nah-

men den drey Hauptästen, in welche die ältesten Hellenen sich theilten, und deren jeder in der Folge sich wieder in mancherley Zweige verbreitete. Dorus bemächtigte sich (alten Sagen nach) der am Fuſse des Parnassus liegenden kleinen Landschaft Doris; Aolus und seine Nachkommen lieſsen sich in Elis, Arkadien und andern Gegenden der Halbinsel, die in der Folge den Nahmen Peleponnesus bekam, nieder; und nach Ion führten die Bewohner von Attika den Nahmen Ionier, der sich, nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte in dem berühmtern der Athenäer (oder Athener) verlor. Diese drey hellenischen Stämme gaben, als sie sich in der Folge auch an der westlichen Küste von Asien anbaueten, den Provinzen Aolis, Ionia und Doris, so wie den drey Hauptdialekten der Griechischen Sprache, ihren Nahmen. Das Gewisseste von allem diesem ist, daſs in den Zeiten, wo die Geschichte der Griechen aufhört, ein verworrenes und undurchdringliches Gestrüppe von Mährchen und widersprechenden Volks- und Stammsagen zu seyn, die ganze Hellas theils aus Dorischen, theils aus Ionischen Völkern und Städten bestand; daſs unter jenen Lacedämon, unter diesen Athen als die ersten an Macht und Ansehen, gewöhnlich diejenigen waren, an welche sich die übrigen, freywillig oder gezwungen, anschlossen; und daſs zwischen diesen beiden Hauptstämmen von jeher in Naturanlagen, Kultur, Mundart, Sitten und politischer Verfassung eine so auffallende Ungleichheit und eine so entschiedene Antipathie geherrscht hatte, daſs sie höchstwahrscheinlicher Weise, ohne die wohlthätige Gegenwirkung der ihnen eigenen Nazional-Institute, einander selbst lange vorher aufgerieben haben würden, ehe sie die hohe Stufe von Kultur erreicht hätten, wodurch sie, sogar nachdem sie selbst eine Nazion zu seyn aufgehört haben, die Gesetzgeber, Lehrer und Bildner aller übrigen geworden sind.

4) Anspielung auf eine allgemein bekannte Stelle im ersten Buche der Ilias, und auf die Sage, daſs diese Stelle durch eine plötzliche Begeisterung das Ideal erzeugt habe, nach welchem Fidias seinen Olympischen Jupiter gearbeitet habe.

5) Alles, was Aristipp in dieser und andern Stellen seiner Briefe von dem Äuſserlichen des Sokrates sagt, stimmt sowohl mit der Idee, die man sich aus verschiedenen Stellen im Xenofon und Plato von ihm machen muſs, als mit den schönsten Sokratesköpfen auf antiken Gemmen sehr genau überein; auch scheinen seine Bemerkungen über die Fysiognomie und überhaupt über das Eigene und Karakteristische an

Auf diesen Sofa Sich gnädigst niederzulassen —“
Was für ein grillenhafter Mann
Sie sind! Ich sehe nicht, was dieſs beweisen kann.

10.

Doch Ihnen gefällig zu seyn, da bin ich! — „Reitzende Güte!
Wie sehr verbinden Sie mich! In diesem Augenblick
Wird alles Vergangne zum Traum. Der müſst' ein doppelter Skythe,
Ein Karaibe seyn, aus einem knotigen Stück
Von Eichenholz gehackt, der sich, so nahe bey Ihnen,
Auf einem elastischen Sofa, vom Morgenstern beschienen,
Nicht sehnte, den leisesten Wunsch gereitzter Rachbegier
Zu Ihren Füſsen auszuhauchen.“ —
Wie, Karamell? (spricht die Dame) Sie reden so mit mir?
Vergessen Sie nicht, mein Herr, ein wenig Respekt zu brauchen!

11.

Der Ritter, nicht sehr durch diese Grimasse geschreckt,
Erwiedert: „Sie scherzen, Prinzessin! Wer weiſs es besser, wie brünstig,

der Aufſenseite desselben einen hinlänglichen Grund zu enthalten, warum er die bekannte, dem Cicero und Alexander von Afrodisias so oft nachgebetete Anekdote von dem, was dem Sokrates mit dem Fysiognomen Zopyrus begegnet seyn soll, wofern sie ihm auch bekannt war, keiner Erwähnung würdigt. Übrigens pflegte Sokrates selbst über seine Silenenmäſsige Gestalt zu scherzen, und es wäre lächerlich, ihn, (wie einige gethan haben) der Schönheit seiner Seele zu Ehren, und dem Zeugniſs seiner vertrautesten Freunde zu Trotz, zu einem Adonis machen zu wollen. Ich zweifle daher nicht, daſs Epiktet, wenn er ihm σωμα ἐπιχαρι και ἡδυ zuschreibt, (S. *Arriani Diss. Ep. IV.* 11.) nicht mehr damit habe sagen wollen, als was Aristipp hier nur ausführlicher und bestimmter, (wie einem Augenzeugen zukommt) ausgedruckt zu haben scheint.

6) Was Aristipp hier sagt, wird durch eine bekannte Stelle im Theätetus des Plato bestätigt.

7) Dieses Gespräch zwischen Sokrates und Euthydemus ist von Wort zu Wort das nehmliche, welches im sechsten Abschnitt des vierten Buchs der Sokratischen Denkwürdigkeiten zu lesen ist. Aristipp

sowohl als Xenofon erzählen es, als ob sie dabey zugegen gewesen, welches sehr wohl Statt haben konnte, da Xenofon sich nicht eher als im vierten Jahre der vier und neunzigsten Olympiade von Athen entfernte, um unter den Griechischen Hülfstruppen, welche der jüngere Cyrus zum Behuf seiner Unternehmung gegen den König seinen Bruder angeworben hatte, Dienste zu nehmen. Xenofon und Aristipp konnten sich also etliche Jahre lang öfters in Gesellschaft des Sokrates gesehen haben, wiewohl die groſse Verschiedenheit ihrer Sinnesart, und der Umstand, daſs Xenofon damahls schon ein Mann von funfzig Jahren war, und überhaupt einen ganz andern Weg im Leben ging als Aristipp, Ursache seyn mochte, daſs beide einander immer fremd und gleichgültig geblieben; nur mit dem Unterschied, daſs dieser Mangel an Sympathie Aristippen nicht verhinderte, dem Xenofon bey jeder Gelegenheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dieser hingegen in mehr als einer Stelle der Memorabilien eine Abneigung gegen jenen verräth, die sogar der Billigkeit Abbruch thut, welche man sonst in seiner Art, selbst von sehr tadelhaften Menschen zu urtheilen, wahrnehmen kann.

8) Die besondern Umstände dieser Anekdote sind in Xenofons Sokratischen Denkwürdigkeiten, im

zweyten Kapitel des vierten Buchs, ausführlich zu lesen.

9) Anspielung auf den Karakter, welchen Aristofanes in seinen **Rittern** dem unter dem Nahmen **Demos** personificierten suveränen Pöbel zu Athen beygelegt, besonders auf die Verse im ersten Akt, welche ich für diejenigen, die das Original selbst nicht lesen können, aus meiner Übersetzung (im zweyten Buch des Attischen Museums) hierher setze. Demosthenes und Nikias sagen den Zuschauern:

Uns beiden ward ein ziemlich seltsamer
Patron zu Theil, ein sauertopfischer
Heiſsgrät'ger Mann, der sich mit Bohnen füttert,
Viel Galle macht, auch etwas übel hört,
Kurz, ein gewisser **Demos** aus dem **Pnyx**,
Ein grilliger, griesgräm'ger, alter Kautz.

10) Anspielung auf die in den **Vögeln** des Aristofanes zu Ende des Stücks mit dem **Peisthetärus** vermählte Göttin **Basileia**.

11) **Der Sohn der Amazone. Hippolytus**, einigen unsrer Leser aus dem Euripides, andern aus der *Phedre* des *J. Racine* oder aus seinem Nachbilde **Silvio** im Pastor Fido des *Guarini* bekannt.

12) Die Erzählung, welche Aristipp seiner Freundin von dem Besuch des Sokrates bey der schönen Theodota macht, stimmt in allem Wesentlichen genau mit der Xenofontischen im eilften Kapitel des dritten Buchs der Memorabilien überein; wenigstens ist der Unterschied nicht gröfser als er gewöhnlich zu seyn pflegt, wenn eben dieselbe Begebenheit von zwey verschiedenen Augenzeugen erzählt wird.

13) Aristipp scheint bey dieser Parenthese ein Gespräch des Sokrates mit dem Mahler Parrhasius im Sinne gehabt zu haben, wovon uns Xenofon im dritten Buch der Memorabilien die Substanz, vielleicht nicht ohne einige Beymischung von seinem Eigenen, giebt.

14) Wenn es Grund hätte, dafs eine Venus des Skopas den Beynahmen Pothos (Begierde, Sehnsucht) geführt hätte, wie *Caylus* in seiner Abhandlung *de la sculpture et des sculpteurs anciens selon Pline* sagt, so könnte man glauben, dieser Scherz der schönen Lais hätte zu jenem Beynahmen Anlafs gegeben. Aber Afrodite konnte ohne einen Barbarism, den die Griechische Sprache nicht erträgt, keinen männlichen Beynahmen wie ποϑος ist, führen. Auch sagt Plinins nicht, dafs die Venus des Skopas Pothos

geheiſsen habe; er nennt bloſs, indem er eine ziemliche Anzahl der vorzüglichsten Werke dieses Künstlers aufzählt, eine Venus, einen Pothos und einen Faethon, vor allen übrigen: *is (Scopas) fecit Venerem et Pothon et Phaëthontem, qui Samothraciae sanctissimis ceremoniis coluntur. (H. N. XXXVI. 5.)* Wie dieser Pothos aber eigentlich gebildet gewesen, und vornehmlich wie er nebst dem Faethon zu der Ehre gekommen, die ihm auf jener durch die Kabirischen oder Orfischen Mysterien berühmt gewordenen Insel mit hochheiligen Ceremonien erzeigt worden seyn soll, gehört (meines Wissens) unter die noch unaufgelösten antiquarischen Probleme. In den alten Genealogien der Götter und Götterkinder findet sich kein Pothos; dem Homer ist er, als ein dämonisches Wesen, eben so unbekannt wie Eros; und wenn Plato in seinem (von wenigen recht verstandenen) Kratylus, den Sokrates einen spitzfündigen Unterschied zwischen Himeros, Pothos und Eros machen läſst, so spricht er von ihnen nicht als von Dämonen oder Genien, sondern betrachtet sie bloſs als eine dreyfache Modifikazion des Θυμος, d. i. der leidenschaftlichen Bewegung des Gemüths zu einem begehrten Gegenstand: so daſs Pothos die Begierde nach einem abwesenden bezeichnet, Himeros und Eros hingegen sich auf ein gegenwärtiges Objekt beziehen, aber unter sich wieder darin verschieden sind, daſs die Begier, womit Himeros die Seele wie durch einen heftigen Strom zu dem Begehrten hinreiſst, sich aus ihm selbst ergieſst, da sie hingegen im Eros erst durch den Gegenstand entzündet wird und von auſsenher durch die Augen in die Seele strömt (εἰσρεῖ ἔξωθεν, και οὐκ οἰκεια ἐστιν ἡ ῥοη αὐτη τῷ ἔχοντι, ἀλλ' ἐπεισακτος δια τῶν ὀμμάτων.) So viel scheint indessen gewiſs, daſs der Pothos des Skopas eine allegorische Person, vermuthlich ein vom Eros und Himeros hinlänglich unterschiedener und die Sehnsucht nach einem abwesenden Geliebten symbolisierender Genius gewesen seyn müsse. Vielleicht war Skopas der erste Künstler, der diese Personifikazion unternahm; wenigstens scheint er sich darin gefallen zu haben, da, nach dem Berichte des Pausanias, (*Libr.* 1. *c.* 43. §. 7. *pag* 167. *edit. Facii*) auch in einem Tempel der Venus zu Megara neben den Bildsäulen des Eros und Himeros, auch eine des Pothos zu sehen war.

15) Einige Leser werden sich vielleicht bey dieser Stelle des

Non cuivis homini contingit adire Corinthum

aus Horazens Epistel an Scäva, und des

Ad cujus jacuit Graecia tota fores

des Properz (*L. II. El. 6.*) erinnern. Aristipp konnte sie freylich nicht im Sinne gehabt haben; aber das erste ist auch bloſs die Übersetzung des Griechischen Sprüchworts, *ὀυ παντος ανδρος εις Κορινθον εστιν ὁ πλοῦς*, welches älter als Lais und Aristipp war; und das andere könnte, möglicher Weise, für eine Anspielung des sehr belesenen römischen Dichters auf diesen Scherz des Aristipp gehalten werden, wenn man nicht zugeben will, daſs zwey Personen auf eben denselben Gedanken und Ausdruck gerathen können, ohne daſs die eine ihn nothwendig der andern abgestohlen haben muſs.

16) Einem jeden, der den Fädrus des Plato im Original oder in der neuesten Übersetzung (von dem Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stollberg) gelesen hat, muſs sogleich in die Augen springen, daſs hier von keinem andern Ahorn die Rede seyn könne, als von dem, der durch die in seinem Schatten vorgefallne Unterredung zwischen Sokrates und dem schönen Fädrus einer der berühmtesten Bäume in der Welt geworden ist; und so hätte sichs durch ein sonderbares Spiel des Zufalls gefügt, daſs die schöne Lais ihre erste Bekanntschaft mit Sokrates (um dessentwillen sie die Reise nach Athen unternahm) gerade unter diesem Ahorn an eben dem Abend, da jenes

berühmte Gespräch vorgefallen, gemacht hätte. Unglücklicher Weise stöſst sichs (wenn wir auch andere kleine Zweifel nicht achten wollen) an einen topografischen Umstand, der diese Zusammenkunft unmöglich zu machen scheint. Der besagte Ahorn nehmlich stand ganz nahe an dem kleinen Bach Ilyssus, der aus dem Berg Hymettus ostwärts von Athen entspringt; Lais aber kam von Megara und Eleusis auf dem entgegengesetzten Wege her, und hätte, ohne irgend einen denkbaren Grund, einen Umweg von mehreren Meilen nehmen müssen, um bey dem Ahorn, unter welchem Sokrates zufälliger Weise saſs, vorbey zu kommen. Daſs entweder sie selbst oder Plato in der Angabe des Orts so gröblich sich geirrt haben sollte, läſst sich um so weniger annehmen, da beide in der Bezeichnung desselben genau zusammenstimmen. Ich sehe also weder wie dieser Knoten, wofern unsre Aristippische Briefsammlung echt seyn sollte, aufgelöset, noch wie der Urheber derselben, falls sie erdichtet ist, von dem Vorwurf einer groben Unwissenheit oder Nachlässigkeit frey gesprochen werden könnte. Das einzige Mittel aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, wäre, wenn der geneigte Leser sich gefallen lassen wollte, den Ahorn sammt dem Ilyssus und dem Berg Hymettus in Gedanken auf die Westseite vor Athen an die Straſse von

Eleusis zu versetzen: eine Gefälligkeit, die man ihm freylich, wofern er sich nicht aus gutem Willen dazu bequemt, nicht wohl ansinnen kann, ob sie gleich im Grunde nicht mühsamer wäre, als wenn Merkur und Charon beym Lucian, durch die magische Kraft etlicher Homerischer Verse den Ossa auf den Olymp, den Pelion auf den Ossa, und zuletzt noch gar den Oeta und den Parnaſs auf den Pelion thürmen, um sich einen tauglichen Standpunkt zur Übersicht des Erdkreises zu verschaffen.

17) Wenn man den Nahmen Lysippus hört, denkt man gewöhnlich nur an den groſsen Bildhauer, der diesen Nahmen zu einem der berühmtesten in der Kunstgeschichte gemacht hat. Es gab aber auch einen Komödiendichter dieses Nahmens, und von ihm sind die vom Aristipp hier angeführten Verse, die im Original also lauten:

Ει μη τεθεασαι τας Αθηνας, στελεχος ει·
Ει δε τεθεασαι, μη τεθηρευσαι δ' ὀνος·
Ει δ' ευαρεστων ἀποτρεχεις, κανθηλιος.

S. Henr. Stephani Dicaearchi Geograph. Quaedam c. 3. (in *Vol. XI. Thes. Gronov. p.* 14) oder Hudsons *Geograph. Graec. T. II.*

18) Auſser unserm Aristipp (dessen Autorität ich hier keineswegs in Anschlag gebracht haben will)

ist Plinius der einzige alte Schriftsteller, der des hier beschriebenen Gemähldes Meldung thut; aber die Art, wie er sich darüber ausdrückt, scheint mir anzuzeigen, dafs er es blofs von Hörensagen gekannt habe. Hier sind seine eigenen Worte: *Pinxit et demon Atheniensium, argumento quoque ingenioso: volebat namque varium, iracundum, injustum, inconstantem, eundem exorabilem, clementem, misericordem, excelsum, gloriosum, humilem, ferocem fugacemque, et omnia pariter, ostendere.* — ***De la Nauze*** in einem *Memoire sur la maniere dont Pline a traité de la Peinture*, ist mit dem berühmten ***de Piles*** (*Cours de Peinture p.* 75. *s.*) geneigt zu glauben, dafs Parrhasius diese schwere und beynahe unmögliche Aufgabe durch eine allegorische Komposizion, auf eine ähnliche Weise wie **Rafael** in seiner sogenannten **Schule von Athen** ein ähnliches Problem, nehmlich eine Karakteristik der verschiedenen filosofischen Schulen und Sekten unter den Griechen, aufzulösen versucht habe. *Car enfin* (sagt er) *un tableau allegorique du genie d'un peuple par le moyen de plusieurs grouppes, qui en retraçant des evenemens historiques de divers tems, marqueroient la vicissitude des sentimens populaires, ne paroit pas plus difficile à concevoir qu'un tableau allegorique du genie de la Philosophie par d' autres grouppes, qui en representant des personnages histori-*

Wie lange Sie Karamell liebt, und ach! Sie fodern Respekt!
Itzt, da der Stern der Liebe zum ersten Mahl ihn günstig
Bescheint, Respekt! Sie selbst, was dächten Sie von ihm,
Wofern er, wie ein Thor, die schönste der Morgenstunden
Entschlüpfen lieſse?“ — Mein Herr, Sie werden ungestüm!
Vermeſsner! was haben Sie je in meinem Betragen gefunden,
Das eine Sprache wie diese — „Prinzessin, fällt er ein,
Ich bitte Sie, zwingen Sie mich nicht, indiskret zu seyn!

12.

Nichts vom Vergangnen zu sagen (ich will Sie Boreassen
Und Ihren Wassermann selbst ganz gern vergessen lassen)
Allein, ich weiſs Sie lieben den schönen Amadis;
Sie haben Sich ihn zur Dankbarkeit verbunden;
Der Stand, worin Sie ihn in diesem Garten gefunden,
Die Gunst, die Ihre Hand ihn damahls fühlen lieſs,

ques de differens païs et de differens siecles, indiquent la vicissitude des opinions philosophiques. Le parallele (setzt er hinzu) *semble complet, avec cette difference, que le sujet caustique de Parrhasius etoit delicat à traiter: aussi Pline a-t-il insinué par le terme **il vouloit**, que l' execution, ou du moins le succès, furent moins heureux que l' invention.* — Mir scheint das *volebat* des Plinius nichts weiter anzudeuten, als daſs er sich, da er dieses sonderbare Gemählde nicht selbst gesehen hatte, aus bescheidener Zurückhaltung nicht positiver ausdrucken wollte. Übrigens berge ich nicht, daſs ich die Idee, die uns Aristipp von diesem Gemählde giebt, und die Art, wie das räthselhafte Problem dadurch aufgelöset wird, der zwar sinnreichen, aber dem Leser keinen klaren Begriff gebenden Hypothese des **de Piles**, vorziehe. Die erheblichste Einwendung, die man gegen sie machen kann und wird, gründet sich auf die ziemlich allgemein angenommene Meinung, weder Parrhasius noch irgend ein anderer Griechischer Mahler hätte, aus Unbekanntschaft mit den Regeln der Perspektiv, auch nur den Gedanken fassen können, ein Stück auf diese Art zusammenzusetzen und zu disponieren, wie der **Demos Athenäon** nach Aristipps Beschreibung hätte geordnet seyn müssen. Die Alten, sagt man, hatten keinen Begriff von Vor- Mittel- und

Hinter-Grund; sie stellten, auch in ihren reichsten Komposizionen alle Figuren und Gruppen auf Einen Plan, und die optischen Gesetze, nach welchen verschiedene Körper, in verschiedenen Entfernungen aus Einem Gesichtspunkt gesehen, verhältniſsmäſsig gröſser oder kleiner, starker oder matter gefärbt erscheinen, waren ihnen unbekannt. Ohne mich hier in Erörterung der Gründe einzulassen, warum ich über diesen Punkt der Meinung des Grafen *Caylus* zugethan bin (S. dessen Abhandlung über die Perspektiv der Alten im neun und dreyſsigsten Band der *Memoires de Litterature*) begnüge ich mich zu sagen, daſs ich für den Demos des Parrhasius, so wie Aristipp dieses Gemählde beschreibt, weiter nichts verlange, als was man den beiden groſsen Komposizionen eines ältern Mahlers, des Polygnotus, die an den beiden Hauptwänden der sogenannten Lesche zu Delfi zu sehen waren, und wovon die eine das eroberte Troja und die Abfahrt der Griechen, die andere den Homerischen Ulyſs im Hades darstellte, zugestehen muſs, wenn man anders so billig seyn will, einem Mahler, wie Polygnotus war, zuzutrauen, daſs er die ungeheure Menge von Figuren und Gruppen, womit diese groſsen Schildereyen, nach dem ausführlichen Bericht des Pausanias, angefüllt waren, etwas ordentlicher und verständlicher zusammengesetzt haben werde, als dieser geschmacklose *inquisitive traveller* sie beschreibt. Zwar geht er, mit der mühseligsten Genauigkeit in die kleinsten *details* ein, zählt uns alle auf dem ganzen Gemählde vorkommende, beynahe unzählige Personen, mit dem jedem beygeschriebenen Nahmen, wie aus einer Musterrolle zu, bemerkt ob sie einen Bart haben oder noch bartlos sind, ob ihre Nahmen aus dem Homer, oder aus der sogenannten kleinen Ilias eines gewissen Lesches genommen, oder vom Polygnot eigenmächtig erfunden worden, und was dergleichen mehr ist. Ihm ist die kleinste Kleinigkeit dieser Art merkwürdig; z. B. daſs zu den Füſsen eines gewissen unbedeutenden Amfiales ein Knabe sitzt, dem kein Nahme beygeschrieben ist; daſs Meges und Lykomedes, jener eine Wunde am Arm, dieser eine an der Vorhand hat; daſs nach dem Bericht des besagten Dichters Lesches, Meges seine Wunde von einem gewissen Admet, Lykomedes die seinige von Agenorn bekommen; daſs der Mahler dem armen Lykomed, ohne von dem Dichter dazu autorisiert zu seyn, noch eine andere Wunde am Schenkel und eine dritte am Kopfe geschlagen u. s. w. Und in tausend solchen einzelnen Beschreibungen und Umständlichkeiten, immer mit beygemischten mikrologisch-filologischen Anmerkungen von diesem Schlage, verwirrt und verliert der gute Mann sich selbst, seine Leser und das Gemählde, wovon die Rede ist, dermaſsen, daſs er selbst und wir vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen können. Alle diese einzelnen Personen und Sachen, die er uns so grafisch als ihm möglich ist vorzeichnet, in unserm Kopfe zusammen zu ordnen, und ein Ganzes daraus zu machen, überläſst er uns selbst. Daſs dieſs eben nicht schlechterdings unmöglich sey, hat Graf Caylus durch eine der ehmahligen *Academie des Belles Lettres* vorgelegte und von einem gewissen *Le Lorrain* in Kupfer geätzte Zeichnung bewiesen. (*S. Descript. de deux Tableaux de Polygnote etc.* im dreyzehnten Bande der *Histoire de l' Acad. Roi. des Inscr. et B. L. p.* 54 der Duodezausgabe.) Indessen hat Pausanias sein möglichstes gethan, uns über den Punkt, woran uns jetzt am meisten gelegen ist, wo nicht gänzlich irre zu führen, doch wenigstens ungewiſs zu machen, und bey vielen den Gedanken zu veranlassen, weil er von der mahlerischen Anordnung und der hierin bewiesenen Kunst des Meisters kein Wort sagt, so müsse es wohl dem Gemählde selbst daran gefehlt haben. Aber diesen Schluſs kann oder sollte doch niemand machen, der sich aus dem ganzen Werke des Pausanias handgreiflich überzeugen könnte, daſs es unmöglich ist, weniger Sinn für die Kunst zu haben als er, und dafs alle Werke der bildenden Künste, in deren Aufsuchung, Beaugenscheinigung und Beschreibung er so sorgfältig und mühsam war, ihn nur in so fern interessierten, als sie ihm zu dem, was zugleich sein Hauptstudium und sein Steckenpferd war, zu mythologischen, antiquarischen, topografischen, chronologischen, genealogischen, kurz zu allen möglichen Arten von historischen Anmerkungen und Untersuchungen Gelegenheit gaben. Diefs mufs (seinen übrigen Verdiensten unbeschadet) als Wahrheit anerkannt werden, oder wir würden genöthigt seyn, uns auch von dem Olympischen Jupiter des Fidias, seiner kalten, platten, genie- und gefühllosen Beschreibung zu Folge, einen ganz andern Begriff zu machen als wozu uns alle andern Schriftsteller des Alterthums, die dieses erhabenen Kunstwerks erwähnen, berechtigen. Übrigens werde ich mit niemand hadern, der sich selbst begreiflich machen kann, wie Polygnot jene zwey von Pausanias detaillierten Gemählde ohne einige, obgleich noch sehr unvollkommene perspektivische Ordonnanz und Haltung der Gruppen, in welche die ungeheure Menge von Figuren nothwendig vertheilt seyn mufsten, habe zu Stande bringen können. Ich sage blofs: Waren diese grofsen Komposizionen des Polygnotus das, was sie, nach dem Begriff, den ich mir aus Xenofon und

Plinius von diesem Künstler mache, seyn konnten, und (wofern sie nicht ein kindisches Gemengsel über, unter und neben einander gekleckster isolierter Figuren waren) seyn muſsten: so dürfte wohl gegen die Möglichkeit, daſs Parrhasius, ein jüngerer und gröſserer Meister als Polygnot — ein Werk, wie das von Aristipp in diesem Briefe (nur mit etwas mehr Kunstgefühl, als Pausanias zeigt) beschriebene Gemählde habe aufstellen können, wenig erhebliches einzuwenden seyn. Denn, wofern er, wie kein Zweifel ist, einer von jenen *summis pictoribus, ſormarum varietate locos diſtinguentibus*, war, (*Cicero de Orat II.* 87.) so müſste es nicht natürlich zugegangen seyn, wenn er nicht so viel Menschenverstand, Augenmaſs und Kunstfertigkeit besessen hätte, als dazu erfordert wird, den Markt zu Athen, auf einer Tafel von gehöriger Gröſse, ohne Verwirrung und Unnatur mit allen von Aristipp angegebenen Figuren und Gruppen auszufüllen. Und mehr verlangen wir nicht von ihm.

19) Antisthenes war in dem Flecken Piräum zu Hause, der zu dem attischen Hafen gleiches Nahmens gehörte, und gröſstentheils von Handwerkern, die der Schiffsbau beschäftigte, Matrosen, Fischern und andern zur untersten Klasse des Athenischen

Volkes gerechneten Leuten bewohnt wurde. Dieſs erklärt, was Aristipp unter Piräischem Salz im Gegensatz mit Attischem zu verstehen scheint.

20) Was Plutarch am Schlusse seines Alcibiades von dieser Timandra sagt, paſst sehr gut zu der vortheilhaften Schilderung, welche unser Aristipp von ihr macht. Daſs sie aber (wie eben dieser Autor im Vorbeygehen als etwas ungewisses erwähnt, der Scholiast des Aristofanes aber, wenn anders Epimandra nicht die rechte Lesart ist, positiv versichert) die Mutter der Lais von Hykkara gewesen, scheint dadurch schon hinlänglich widerlegt zu seyn, daſs Timandra in diesem Falle wenigstens über vierzig Jahre gehabt haben müſste, als sie mit dem Alcibiades während seiner Verborgenheit in einem Frygischen Dorfe lebte. Die Lais, welche eine Tochter der Timandra gewesen seyn soll, müſste also, wofern die Sage Grund hätte, eine von den spätern Laissen gewesen seyn, die diesen durch die erste Lais so berühmt gewordenen Nahmen, vielleicht der guten Vorbedeutung wegen, angenommen haben mögen.

21) Auch Plutarch legt dieses Wort dem Dionysius in den Mund: Και το τοῦ Διονυσιου ἀληθὲς ἐστι.

Εφη γαρ απολαυειν μαλιστα τῆς ἀρχῆς, ὅταν ταχεως ἁ βουλεται ποιῇ. ΠΡΟΣ ʽΗΓΕΜ. ΑΠΑΙΔ. *p.* 368. *Opp. Moral. edit. Xylandri.*) Aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden ist mir klar, daſs der gute Plutarch (dem es bloſs darum zu thun war, bey dieser Gelegenheit eine, wiewohl sehr alltägliche, moralische Lehre anzubringen) die Meinung des Dionysius eben so unrichtig gefaſst habe als die Syrakusischen Herren, mit welchen Aristipp hier disputiert. Der natürlichste Sinn dieses Fürstenworts, oder vielmehr der einzige, den es ohne Verdrehung und Deutelung darbietet, scheint derjenige zu seyn, welchen Aristipp darin gesehen hat.

Erklärendes Verzeichniſs
der in dieſen Briefen vorkommenden
Griechischen Wörter und Nahmen,
welche nicht als allgemein bekannt vorauszuſetzen sind.

A.

Achämeniden, Abkömmlinge des Achämenes. So nennen die Griechischen Geschichtschreiber eine Dynastie der Könige von Persien, deren Stifter Achämenes (nach Freret) ungefähr 800 Jahre vor unsrer gemeinen Zeitrechnung gelebt haben soll. Seine Abkömmlinge theilten sich in zwey Linien, woron die ältere von Achämenes bis auf Cambyses, den Sohn des groſsen Cyrus, dauerte, und die jüngere, von Darius Hystaspes Sohn angefangene, mit Darius Kodoman ein Ende nahm. Arasambes wird also (als ein vorausgesetzter Sohn einer Schwester des Darius Nothus) von **Lais** scherzweise (II. 29) ein Achämenide genennt.

Achelous, ein Fluſsgott, (oder wie Homer ihn nennt, König der Wasser) Sohn des Oceans und der Thetys, und Vater der Sirenen; bekannt durch seinen Zweykampf mit Herkules um die schöne Deianira, der von Sofokles in den Trachinerinnen und von Ovid im neunten Buche der Verwandlungen geschildert wird.

Adamantene (unbezwingbare) Ketten, (II. 27.) sind nicht diamantene, sondern stählerne Ketten. Der Diamant war zu Aristipps Zeiten den Griechen noch unbekannt, und erhielt erst viel später, seiner Härte wegen, den Nahmen *adamas.*

Adrasteia, ein Beynahme der Göttin Nemesis, deren Amt war, alle aus Stolz und Übermuth begangene Frevel zu rächen, und deren Ungnade man sich also, nach dem gemeinen Glauben, durch Ungenügsamkeit und allzuüppige Wünsche zuzog.

Aerobat, (Luftwandler) ein Übernahme, welchen Aristofanes in seinen Wolken denjenigen anhängt, die sich ihrer spitzfündigen windigen Grübeleyen wegen für weiser als andere dünken. Daſs es nach einem Paar Jahrtausenden Aerobaten im eigentlichen Wortverstande geben würde, lieſs sich damahls niemand träumen.

Afyen, der gemeinen Meinung nach eine Art von sehr kleinen Sardellen, die in groſser Menge an der Attischen Küste gefangen wurden, und zu den

Dieſs nennt man Proben, die keinen Zweifel erlauben!
Sie sehen, Erläutrungen wären bey mir nicht angewandt.
Was brauchen Sie das? Ist Ihnen mein Herz nicht längst bekannt?
Ich will von allem nichts zu Ihrem Nachtheil glauben:

13.

Doch, sprechen Sie selbst, verdient so viel Ergebenheit
An Ihrer Seite nicht auch ein wenig Dankbarkeit?" —
Die Dame seufzte, schwieg, und fiel in tiefe Gedanken;
Nur läſst ihr, sich frey zu entſchlieſsen, der Grausame keine Zeit,
Und endigt, was weiſs ich wofür, sich ziemlich kalt zu bedanken.
Zum Unglück ſtieſs unmittelbar
An eben diesen Sahl, worin wir Schatulliösen
Beſchäftigt sehen die Zweifel des Ritters aufzulösen,
Ein kleines *Boudoir* an, das ihnen unbekannt war,
Und — rathet, wer darin gewesen?

gewöhnlichsten Nahrungsmitteln der ärmern Volksklasse in Athen gehörten. Weil sie sehr klein und zart waren, sagte man im Sprüchwort: die Afyen brauchen das Feuer nur zu sehen, um gekocht zu seyn.

Anädeia, (die Schamlosigkeit) eine Göttin oder weiblicher Dämon, der die Athener auf Anrathen des Epimenides einen Tempel erbauten. (*Cicero de Leg. II.* 11.)

Anadyomene, (die Auftauchende) ein Beynahme der aus dem Wasser steigenden Afrodite. Eines der schönsten Gemählde des Apelles war unter diesem Nahmen bekannt.

Antagonist, Gegner, Gegenkämpfer, im Ringen, Fechten oder andern Zweykämpfen zu Schimpf und Ernst.

Anthropodämon, scheint ein von Aristipp erfundenes Wort zu seyn, um damit diejenige energische Eigenschaft der menschlichen Natur zu bezeichnen, wodurch sie vermöge einer innern Nothwendigkeit, ewig der höchsten Vollkommenheit entgegen strebt, ohne sie gleichwohl jemahls zu erreichen.

Aöde, (ἀοιδὸς, Sänger) ein zu Homers Zeiten gewöhnlicher Nahme der Dichter, weil sie ihre eigenen Gesänge zur Forminx (einer Art non Cither) absangen.

Ate, eine den bösen Feen in den Mährchen der Dame **Daulnoy** ähnliche Göttin, die nicht leiden konnte, wenn es einem Menschen gar zu wohl ging. **Hesiodus** macht sie zu einer Tochter der Nacht, **Homer** aber zu einer Tochter Jupiters, in der sonderbaren Stelle des neunzehnten Gesangs der Ilias, wo Agamemnon die Schuld seiner dem Sohne der Thetis zugefügten Beleidigung auf die **Ate** schiebt, und bey dieser Gelegenheit ihre ganze Legende (wie er sie vermuthlich ehemahls von seiner Amme erzählen gehört hatte) den versammelten Fürsten der Griechen vorträgt.

Athleten, hießen mit einem gemeinsamen Nahmen alle Wettkämpfer, welche bey öffentlichen Spielen in den fünferley Kampfübungen, die unter dem *pentathlos* begriffen waren, um den Preis stritten; in engerer Bedeutung des Wortes wurden vorzüglich die **Pankraziasten**, d. i. die **Ringer** und die **Fechter** mit dem **Kampfhandschuh** *(cestus)* Athleten genannt.

Auletriden, (Flötenspielerinnen) gewöhnlich wie die Tänzerinnen und Citherspielerinnen, eine Klasse von Hetären, welche bey Gastmählern gedungen wurden, die Gäste mit ihrer Kunst zu unterhalten.

Autochtonen, Menschen, deren Stamm das Land, wo sie wohnen, von jeher inne gehabt, und also gleichsam von selbst, wie die Bäume, aus dem Erdboden hervorgewachsen war. Die Bewohner von

Attika wuſsten sich viel damit, solche Autochtonen zu seyn.

Autoschediast, einer der etwas, wozu gewöhnlich Kunst, Wissenschaft und groſse Übung erfordert wird, ohne Vorbereitung, aus dem Stegreif (wie wir zu sagen pflegen) oder auch ohne Unterricht, aus bloſsem instinktmäſsigen innern Antrieb, unternimmt. Sokrates beschuldigt dessen den gröſsten Theil der damahligen Athenischen Feldherren in seiner Unterredung mit dem Sohne des Perikles. (*Memorab. III.* 5-20.)

B.

Basileia, (das Königthum, oder die höchste Staatsgewalt, personificiert.) Die Basileia, auf welche Aristipp anspielt, ist nicht die (angeblich historische) Tochter des Uranos und der Titäa, deren alberne Legende Diodorus Sikulus im dritten Buche seiner Universalgeschichte erzählt; sondern die Basileia, die in den Vögeln des Aristofanes, kraft eines zwischen den Vögeln und Göttern geschlossenen Friedens, mit dem Peisthetäros vermählt wird, um ihm die Oberherrschaft über die Welt durch diese Verbindung zu versichern.

Barbar. Die Griechen nannten alle nicht Griechisch redenden Völker Barbaren, ohne auf ihre mehrere oder mindere Kultur und Policierung dabey Rücksicht zu nehmen; wiewohl sie sich auch hierin groſser Vorzüge über die übrigen Erdebewohner bewuſst waren, und mit einer gewissen Verachtung auf alle Nicht-Griechen herabsahen.

Bibliokapelen hieſsen um diese Zeit, da der Autoren und der Bücher immer mehr wurden, Leute, welche Profeſsion davon machten, von alten und neuen Büchern immer eine Anzahl schön geschriebener Exemplarien zum Verkauf bereit zu halten, und vermuthlich auch die öffentlichen Märkte mit dieser Waare bezogen, nach welcher, so wie die Litteratur bey den Griechen immer mehr Zuwachs und Ausbreitung bekam, auch die Nachfrage immer stärker ward.

C.

Cekropier, ein Beynahme der Athener, von **Cekrops,** dem ersten Stifter der Stadt Athen, welche Anfangs nach ihm **Cekropia** genannt wurde.

Cestus hieſs bey den Römern eine Art von Fechthandschuh aus dicken rindsledernen Riemen um den Arm und die Faust gewunden, (auch wohl mit Bley gefüttert,) womit die Faustkämpfer (Pykten) ihre Hände bewaffneten. Die Griechen nannten dieſs χειρες ὡπλισμεναι, ohne einen besondern Nahmen für den Cestus zu haben.

Chiron, der Erzieher des Achilles und verschiedener andrer Göttersöhne aus der heroischen Zeit; vermuthlich ein nach damahliger Art gelehrter Thessalier von demjenigen Stamme, der den Nahmen der

Centauren führte, aus welchen die spätere Mythologie (von der bildenden Kunst unterstützt und vielleicht veranlaſst) eine Art von Ungeheuer, welche halb Mensch halb Pferd gewesen seyn sollten, gemacht hat. Wie Diodor die Geschichte dieser Centauren berichtigt, ist aus dem vierten Buche seines historischen Werks zu ersehen.

Cynosarge, eine Gegend nahe bey Athen, mit einem Tempel des Herkules, einem dazu gehörigen Hain, einem Gymnasion u. s. w. Antisthenes, der Stifter der sogenannten Cynischen Sekte der Sokratiker, pflegte sich meistens hier aufzuhalten, und erhielt vermuthlich daher seinen Beynahmen.

D.

Dämonism, Glaube an gute und böse Dämone.

Dariken, eine unter dem König Darius zuerst geprägte persische Goldmünze, ungefähr vier Thaler sechs oder acht Groschen unsers Geldes werth.

Deisidämonie, abergläubische Dämonenfurcht.

Dionysien, gewisse dem Dionysos oder Bacchus gefeyerte Festtage zu Athen und andrer Orten.

Drachmen, eine Silbermünze, an Werth ungefähr einem Kopfstücke von zwanzig Kr. gleich, deren hundert eine Mine ausmachten.

E.

Epopten hieſsen diejenigen, die nach gehöriger Vorbereitung zum Anschauen der groſsen Mysterien zugelassen worden.

Eryx, ein gewaltiger Sicilischer Faustkämpfer (*pyktes*) der heroischen Zeit, welcher zuletzt, von Herkules überwältigt, dem Berge Eryx in Sicilien, wo er begraben wurde, den Nahmen gab.

Eudämonie. Dieses Wort wird gewöhnlich für gleichbedeutend mit dem deutschen Glückseligkeit genommen, bezeichnet aber eigentlich, seiner Abstammung nach, den Zustand eines Menschen, der von einem guten Genius regiert und begünstigt wird, und ist daher vorzüglich tauglich, um die aus der Herrschaft der Vernunft und des Gewissens, als des Göttlichen (Dämonischen) im Menschen, entspringende innere Ruhe und Selbstzufriedenheit anzudeuten.

F.

Fantasmen, Erscheinungen einer allzuthätigen erhitzten oder überspannten Fantasie.

Frontisten, übertrieben subtile und pedantische Grübler, wahrscheinlich ein von Aristofanes in den Wolken zuerst in diesem Sinne gebrauchtes Wort.

G.

Gynäceon, das Frauengemach, der Harem bey den Türken, Persern u. s. w.

Gynäkomanie, wörtlich **Weibertollheit**, ist ein so unartiges Wort, und bezeichnet etwas so widerliches, daſs man es nur auf Griechisch sagen sollte.

Gynäkonomen, obrigkeitliche Personen zu Athen, denen die Polizey des weiblichen Theils der Einwohner dieser groſsen Stadt anbefohlen war.

H.

Halcyonisch. Die Heckzeit des **Eisvogels** (Halcyon) fällt in die Zeit der Winter-Sonnenwende, um welche die Luft gewöhnlich sehr heiter und das Meer von stürmischen Winden frey ist. Die Griechen pflegten daher diese und überhaupt alle ihnen ähnliche Tage **halcyonische** zu nennen.

Helia hieſs ein öffentliches Gebäude zu Athen, wo das höchste Gericht über Staatshändel und Staatsverbrechen, gewöhnlich aus 500. in wichtigen Angelegenheiten aus 1000, 1500 bis 2000, auch wohl aus noch mehr tausend Bürgern bestehend, seine Sitzungen hielt. Diese Richter hieſsen daher **Heliasten**. Sie wurden jedesmahl *ad hoc* erwählt, und ihre Anzahl hing von dem Gutbefinden der sechs untersten Archonten ab.

Helios, der Sonnengott, in so fern er von Apollo unterschieden wird.

Heroen, Göttersöhne von sterblichen Weibern. Alle alten Familien unter den Griechen leiteten ihr

Geschlecht von irgend einem dieser zahlreichen Halbgötter ab.

Hieroskopie, die Kunst und das Geschäft derjenigen Art von Wahrsagern, die nach sorgfältiger Beschauung der Eingeweide eines Opferthiers aus gewissen Beschaffenheiten derselben den glücklichen oder unglücklichen Erfolg eines Unternehmens vorhersagten.

Hippodrom, die Rennbahn, wo öffentliches Pferd- und Wagenrennen gehalten wurde.

Hippokleides. Ein vornehmer Athener dieses Nahmens bewarb sich, zugleich mit Megakles, Alkmäons Sohn von Athen und vielen andern ansehnlichen Freyern, um *Agarista*, die Tochter des Klisthenes, Tyrannen von Sicyon. Der Vater wuſste sich nicht besser zu helfen, als daſs er seine Tochter demjenigen zusagte, der bey einem angestellten groſsen Gastmahl die vorzüglichsten Talente beweisen würde. Hippokleides trieb bey diesem Wettstreit seinen Eifer so weit, daſs er, um eine Kunst, worin es ihm keiner seiner Mitwerber nachthun könnte, zu zeigen, auf dem Kopfe zu tanzen anfing. Das dünkte dem alten Herren gar zu arg. Du hast dich um meine Tochter getanzt, sagte er zu dem jungen Springinsfeld; ich gebe sie dem Sohne Alkmäons. *Das läſst Hippokleides sich nicht kümmern*, erwiederte dieser, und man fand die Antwort so merkwürdig, daſs sie zu einem der gemeinsten Sprüchwörter ward.

Horkios, ein Beynahme Jupiters, in so fern der Eidschwur unter seiner besondern Aufsicht und Rüge stand.

Hygron, (*το ὑγρον του βλεμματος*) ein gewisser feuchter Glanz des Auges, worin der Blick gleichsam zu schwimmen scheint; Petrons *oculorum mobilis petulantia* und die *oculi udi et tremuli* der Fotis in Apulejus goldenem Esel bezeichnen ohne Zweifel dieses *hygron*, welches Anakreon (*Od.* 28.) zu einem Karakter der Augen der Venus macht, und der Bildhauer Praxiteles an seiner Knidischen Venus sogar im Marmor anzudeuten wuſste, wenn Lucian (*Imagin. c.* 6.) nicht mehr zu sehen glaubte als er wirklich sah; wiewohl auch dieſs schon dem Künstler Ehre machen würde.

Hypochondrien, die im Unterleibe enthaltenen Eingeweide, wo nach der Meinung der Platoniker und anderer der thierische Theil der menschlichen Seele seinen Sitz hatte.

I.

Ichthyofagen, (Fischesser) diejenige Klasse der rohen Naturmenschen, die sich hauptsächlich vom Fischfang nähren.

Idioten. Das Wort Idiot (ἰδιωτης) bezeichnet in seiner ganzen Stärke einen schlecht erzogenen, daher unwissenden und in den Geschicklichkeiten und Kenntnissen, worauf die Erziehung bey den

Griechen gerichtet war, unerfahrnen, an Vorstellungsart, Sitten, Gesinnungen, Manieren pöbelhaften Menschen, und ist in so fern dem ἀγαθὸς oder καλοκαγαθὸς entgegengesetzt und mit ἀπαίδευτος (ungebildet) ziemlich gleichbedeutend.

Iynx, (der Vogel Wendehals) ein bey den Alten berüchtigtes Zaubermittel, dessen sich die vorgeblichen Zauberkünstler, Thessalischen Hexen und ihres gleichen bedienten, um durch magische Gewalt verschmähten Liebhabern Gegenliebe zu verschaffen. (S. Theokrits Farmaceutria, wo der Iynx gleichsam die Hauptrolle spielt.) In metaforischem Sinn ist also dieses Wort mit Liebreitz, in so fern er etwas zauberisch anziehendes ist, einerley.

K.

Kalokagathen, (καλοκαγαθοί.) Was man damahls zu Athen einen Kalokagathos nannte, war mit dem, was die Engländer *a Gentleman*, und die Franzosen *un galanthomme* nennen, ziemlich gleichbedeutend. Öfters bezeichnet es auch so viel als eine Person von vornehmer Geburt und Erziehung. In der moralischen Bedeutung, da es so viel als schöngut, oder gutedel heifst, scheint es vom Sokrates zuerst genommen worden zu seyn.

Kanon, Regel, Musterbild. Eine gewisse Bildsäule Polyklets wurde als Muster der richtigsten und in der schönsten Eurythmie und Harmonie stehen-

14.

Wer anders als Amadis selbst? — Das war ein häſslicher Streich!
So geht's, wenn man vergiſst, daſs Wände Ohren haben!
Der naseweise Gnom von einem Edelknaben
War einzig Schuld daran! Nun denket selbst, wie euch
Bey einer solchen Verhandlung die dritte Person gefiele!
Sie wuſsten zwar von nichts, und glücklich war's für sie!
Doch Amadis, dessen Rolle bey diesem Freudenspiele
Die angenehmste nicht war, fand desto gröſsre Müh',
Sich selbst in Fassung zu halten. Schon folgte dem raschen Triebe
Der zornigen Seele sein Arm, dem Trieb beleidigter Liebe;

15.

Schon wollt' er den Degen ziehn, und hätte durch Einen Stoſs
Zwey schuldige Seelen dem Orkus zugesendet.
Allein, erschrecket nicht! die Gefahr ist nicht so groſs;
Denn, da er ziehen will, so war ihm das Eisen entwendet.

den Verhältnisse aller Theile des menschlichen Körpers von den Bildhauern der Kanon genannt.

Katachresis, eine fehlerhafte Redefigur bey den alten Grammatikern, wenn ein Wort auf eine ungewöhnliche und auffallende Art gegen seine wahre Bedeutung genommen wird. (Die nothwendigen und daher nicht zu tadelnden Katachresen, wovon Quinctilian spricht, gehören eigentlich nicht in diese Rubrik, und sollten billig einen andern Nahmen haben.)

Kechenäer, (Gähnaffen, Maulaufsperrer,) ein Spottnahme, welchen Aristofanes den Athenern giebt, um die sinn- und zwecklose Neugier, Leichtgläubigkeit und Unbesonnenheit, die zu den Hauptzügen ihres Volkskarakters gehörten, mit einem angemefsnen Worte (das von dem dummen Schnabelaufsperren der Gänse und der jungen Vögel, wenn sie von den Alten geätzt werden, hergenommen ist) zu bezeichnen.

L.

Leptologie, Spitzfindigkeit oder übertriebene Subtilität in unnützen und aufserhalb des menschlichen Gesichtskreises liegenden Spekulazionen.

M.

Milanion, ein seiner Schönheit und Stärke wegen berühmter Athlet.

Mina (Μνᾶ) eine fingierte Münze, welche 100 Drachmen enthielt und deren 60 ein attisches Talent ausmachten. Man kann sie, ohne einen beträchtlichen Rechnungsfehler, für 22 Reichsthaler Konvenzionsgeld annehmen.

Moira, das Verhängniſs; in der mehrern Zahl, die Parzen.

Moly, eine talismanische Pflanze von Homers Erfindung, (*Odyss. X.*) welche Ulysses vom Merkur als ein Gegenmittel gegen die Bezauberungen der schönen Circe erhielt.

N.

Nefelokokkygia (Wolkenkukkuksheim) nennt Aristofanes die Stadt, die er die Vögel unter Anführung des Athenischen Abenteurers Peisthetäros den Göttern zu Trotz in die Wolken bauen läſst.

Nireus, „der schönste der Männer, die gegen Ilion zogen.“ *Il. II.* 671.

Nymfolepsie, der fanatische, dem Wahnsinn ähnliche Zustand, worein (wie die Alten glaubten) diejenigen geriethen, die eine Nymfe unversehens ansichtig wurden.

O.

Obolen. Ein Obolus war der sechste Theil einer Drachme, also ein Triobolon ungefähr so viel als ein halbes Kopfstück.

Olympiade, der Zeitraum von vier Jahren, der von einer Feier der Olympischen Spiele bis zur nächstfolgenden verstrich, und der gewöhnlichsten Zeitrechnung der Griechen zum Maſs diente.

Orchomenos, eine Stadt in Böozien, wo die Grazien vorzüglich verehrt wurden. (S. Pindars letzten Olympischen Siegsgesang.)

Ostracism, eine Art auſserordentliches Gericht, worin das versammelte Athenische Volk einen Bürger, dessen Gegenwart und Einfluſs sie der Republik für schädlich hielten, auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit des Landes verwies; übrigens seiner Ehre und seinem Vermögen unpräjudicierlich.

P.

Panegyris, öffentliche Volks- oder Nazionalversammlung.

Panionion, eine der reitzendsten Gegenden in Ionien, am Meere zwischen Efesus und Myus gelegen.

Pankraziast, S Athlet.

Perise, (Peris) Persische Benennung einer Art von wohlthätigen Genien und Feen.

Polias, (Beschützerin der Stadt) ein Beynahme der Minerva, als der Schutzgöttin von Athen. Vor dem Tempel, den sie unter diesem Nahmen auf der Akropolis hatte, stand ein uralter Öhlbaum, der Tradizion nach eben derselbe, durch dessen Hervorbringung die Göttin den Sieg über den Neptun, der ihr das Schirmrecht über Athen streitig machte, erhalten hatte.

Pompeion, hieſs zu Athen ein öffentliches Gebäude, aus welchem an den groſsen Festen die Processionen ausgingen, welche einen wesentlichen Theil der Feierlichkeiten, womit sie begangen wurden, ausmachten.

Poseidonia, Fest des Poseidon oder Neptuns.

Prosopopöie, Personificierung abstrakter Begriffe und lebloser oder wenigstens unpersönlicher Dinge. Auch die Redefigur abwesende Personen als gegenwärtig aufzustellen und sprechen oder handeln zu lassen, führt bey den Grammatikern diesen Nahmen.

Prytanen, die 50 Glieder des Senats der 500 zu Athen, welche 36 Tage lang das Präsidium führten, und während dieser Zeit, da sie den geheimen Rath der Republik ausmachten, im Prytaneion auf Kosten des Staats beköstiget wurden.

Psychagogisch, was das Gemüth in eine sanft anziehende, ruhig vergnügliche Bewegung setzt.

S.

Sarkasm, mit Zorn und höhnischem Lachen verbundener Spott. Daher das Beywort sarkastisch.

Sardonisches Lachen ist so viel als ein lautes übermäſsiges Lachen, das man nicht zurückzuhalten vermag. Dieses Beywort bezieht sich auf ein gewisses giftiges Kraut, *Sardonion* (auch *apiastrum*) genannt, welches bey dem, der es gegessen hat, heftige dem Lachen ähnliche Zuckungen erregen soll.

Silfion, eine Pflanze, von welcher die Alten sowohl für die Küche als für die Farmazie starken Gebrauch machten. Vornehmlich wurde aus dem verdickten Safte des Stengels und der Wurzel eine Art von Gummiharz bereitet, welches unter die beliebtesten Gewürze gerechnet wurde. Die Anhöhen um Cyrene waren mit dieser Pflanze bedeckt, und die aus ihr gewonnene Spezerey, von ihnen *Sirfi*, oder *Silfi*, von den Römern *laser* und *laserpitium* genannt, machte ein beträchtliches Handelsobjekt der Cyrener aus. Die gemeinste Meinung der Neuern ist, daſs sie mit unsrer *asa foetida* einerley gewesen sey.

Sillen, eine beiſsende Art von Spottgedichten und Personalsatiren. In der eigentlichen Bedeutung bedeutet Sillos einen Menschen mit eingedruckter und vorn aufgeworfener Nase, und ist daher mit Silenos einerley; oder vielmehr die Silenen haben ihren Nahmen vermuthlich von dieser Art von Nasen, die zu ihren karakteristischen Eigenheiten gehörten.

Stadium, (*Stadion*) das gewöhnliche Maſs der Ortsentfernung, dessen sich die Griechen bedienten. Nach der Berechnung des Abbé Barthélemy beträgt ein Stadium ein Achtel einer Römischen Meile, oder 94½ Französische Toisen, also 5000 Stadien gerade 189 Französische Meilen, zu 2500 Toisen.

T.

Talent, das gemeine oder kleinere Attische Talent enthielt 60 Minen oder 6000 Drachmen, und ist also ungefähr 1000 Konvenzionsthalern unsers Geldes gleich.

Tanagra, eine kleine Stadt in Böozien an der Grenze von Attika. Sie war vornehmlich wegen der Gröſse, Stärke und Streitbarkeit ihrer zum Kämpfen abgerichteten Hähne berühmt.

Thalassa, Göttin des Meers, oder das Meer selbst, personificiert.

Thargelion, der eilfte Monat im Attischen Kalender, welcher gröſsten Theils unserm May entspricht.

Theofanie, sichtbare Erscheinung einer Gottheit; ein erst in viel spätern Zeiten in Gebrauch gekommenes Wort, welches, wenn diese Briefe eine Griechische Urschrift hätten, sich sicher nicht darin vorfinden würde; wiewohl eben nicht unmöglich wäre, daſs Diagoras es entweder selbst gestempelt oder in den Mysterien gehört haben könnte.

Theseiden, werden von den Dichtern, (und in dieſen Briefen ſcherzweiſe) die Athener nach ihrem zweyten Stifter, Theseus, genannt.

Tribon oder Tribonion, eine Art Überrock oder Mantel, von grober Wolle, der kaum über die Kniee reichte, und worin öfters die ganze Garderobe der Atheniſchen Bürger von geringem Vermögen beſtand.

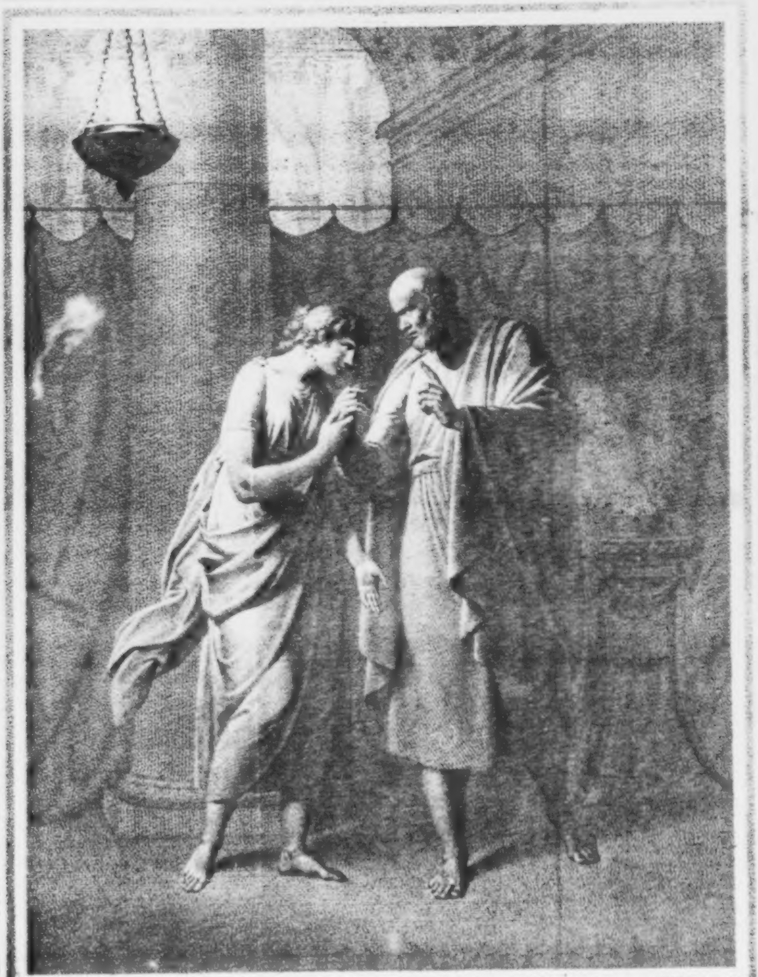
Troglodyten, Höhlenbewohner, wurden nach dieſer thieriſchen Lebensweiſe von den Alten gewiſſe noch im roheſten Naturſtande begriffene Menſchenhorden genannt, deren Plinius in ſeiner Naturgeſchichte mehrere aufführt.

Tyche, die Göttin des glücklichen und unglücklichen Zufalls.

X.

Xyloglyf, ein in Holz arbeitender Bildner.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

VIER UND DREYSSIGSTER BAND

ARISTIPP

ZWEYTER BAND.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1801.

Das hatte der schelmische Gnom aus schlauer Vorsicht gethan,
Den Spaſs dadurch vollständig zu machen.
Wie lustig wird es seyn (er muſs zum voraus lachen)
Wenn Amadis, schnaubend und roth wie ein gereitzter Hahn,
Den Degen aus der Scheide ziehet,
Und nur ein hölzernes Eisen in seinen Händen siehet!

16.

In Fällen dieser Art kommt einem Biedermann
Sein Seneka vortrefflich zu Statten:
Er sagt uns gegen den Zorn, was man nur sagen kann
Wenn Witz und kaltes Blut sich mit Rhetorik gatten.
„Ein Weiser sollte den Thoren, den Wurm, die Mücke, die ihn
Gestochen, mit seinem Zorne beehren?
Ihn sollten Dinge, die nicht zu seinem Wesen gehören,
Ein schlüpfriges Weib, ein kleiner Baladin
Von einem Gnom, in seiner Ruhe stören,
Und aus sich selbst heraus in ihren Wirbel ziehn?“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ARISTIPP

UND EINIGE SEINER ZEITGENOSSEN.

Omnis Aristippum decuit color et status et res,
Tentantem majora ſere, minoribus aequum.

Sibi res non se rebus submittere.

HERAUSGEGEBEN

VON

C. M. WIELAND.

ZWEYTER BAND.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ARISTIPP.

ZWEYTES BUCH.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Lais an Aristipp.

Die ungewöhnliche Schönheit dieses Frühjahres hat mich schon in den ersten Tagen der Blüthenzeit nach Ägina gelockt; oder vielmehr die kleine Musarion lieſs mir keine Ruhe, sobald sie die erste Schwalbe zwitschern hörte. Du solltest nur um der Nachtigallen willen eher nach Ägina gehen, sagte sie alle Morgen und Abende; gewiſs sie singen nirgend so schön als in unserm Lustwäldchen zu Ägina.

Du muſst wissen, Aristipp, daſs Musarion meinem alten Patron, vor ungefähr sechzehn Jahren, von einer schönen Thrazischen Sklavin geboren, und auf seinem Gute zu Ägina bis an seinen Tod erzogen wurde. Er selbst entdeckte mir dieſs kurz vor seinem Ende, indem er das Schicksal des jungen Mädchens gänzlich in meine Hände stellte. Du zweifelst nicht daſs ich ihr sogleich die Freyheit gab; und da ich nicht alt genug bin ihre

Mutter vorzustellen, gehe ich mit ihr, wie du gesehen hast, wie mit einer jüngern Schwester um.

Die Sehnsucht des guten Kindes nach Ägina ward nach und nach so lebhaft, dafs ich ihrem Andringen nicht länger widerstehen konnte. Wir sind also wieder hier in deinem Lieblingssitz, und unsre Nachtigallen greifen sich so gewaltig an, dafs man sie bis in Athen hören mufs; denn sie haben bereits den begeisterten Kleombrotus im Gefolge seines edeln Freundes zu uns herüber gesungen. Eurybates hat (wie dir bekannt ist) auch eine Nachtigall, oder vielmehr eine Sirene, zu Ägina, deren Zaubergesang ihm so gefährlich zu werden droht, dafs ich mich ziemlich versucht fühle, den armen Menschen aus purem Mitleiden dem Verderben zū entreifsen, das sie ihm zubereitet. In ganzem Ernst, Freund Aristipp! Eurybates dauert mich, und wer weifs wie weit ich die Grofsmuth zu treiben fähig wäre, wenn ich nicht — rathe selbst wen? — in wenig Wochen zu Ägina erwartete, dessen gute Meinung von mir ich nicht gern verscherzen möchte, und der eine so heroische Aufopferung meiner selbst — blofs um einen Abkömmling des Kodrus im Besitz seines schönen Landguts zu erhalten — vielleicht nicht verdienstlich genug finden dürfte, sie für ein würdiges Gegenstück der peinlichen Tugendübungen anzusehen, die er sich selbst ganzer drey Monate lang zu Syrakus auferlegt haben soll.

Ohne Scherz, lieber Aristipp, auch deine Freundin, sich schmeichelnd daſs sie immer noch die einzige ist, sehnt sich dich bald wieder zu sehen; und wenn sie dir gleich eine Treue, die ihr nichts kostet, nicht hoch anzurechnen gedenkt, so gesteht sie doch, daſs sie dirs schwerlich verzeihen könnte, wenn du deine filosofischen Kampfübungen auf ihre Rechnung länger fortsetzen, und anstatt — zu den Nachtigallen in Ägina zurückzueilen, etwa noch eine kleine Reise zu den unbescholtnen Athiopiern machen wolltest. Ich habe dir eine Neuigkeit mitzutheilen, die nicht sehr geschickt ist, deine Meinung von den Athenern zu verbessern. Sokrates, unter allen beschuhten und unbeschuhten Achaiern unstreitig der beste, soll (wie die Rede geht) von drey redseligen Buben, dem Gerber und Volksredner Anytus, dem Rhetor Lykon, und einem gewissen Dichterling, wenn ich nicht irre Melitus genannt, angeklagt worden seyn, „daſs er neue Götter in Athen einführen wolle, und die jungen Leute verderbe!“ Jedermann findet diese Anklage gar zu ungereimt, und ich habe noch niemand gesehen, der ernsthaft davon hätte sprechen können, oder im geringsten für unsern alten Freund in Sorgen stände, wiewohl der Kläger auf keine geringere als die Todesstrafe anträgt. Ungeachtet ich die Sache eben so ansehe, so gestehe ich doch, ich traue den Athenern nur halb, und verlasse mich mehr auf die Anzahl und den Eifer seiner Freunde, als auf die Güte seiner Sache und die Gerechtigkeit der Heliasten oder Areopagiten. Hoffentlich wird der Sturm schon glücklich vorüber seyn, ehe du dich von Cyrene losmachen kannst. Denn so eben versichert mich einer meiner Athenischen Bekannten, der die Stadt erst diesen Morgen verlassen hat, der berühmte Lysias arbeite an einer ganz vortrefflichen Schutzrede für unsern ehrwürdigen Freund, und die allgemeine Stimmung sey dem Beklagten so günstig, daſs es ihm nur ein gutes Wort an seine Richter kosten werde, um lauter weiſse Steine zu erhalten. In der That sind seine Ankläger so gar schlechte Menschen, und die Klagpunkte passen so übel auf Sokrates, daſs Aristofanes selbst, wie ich höre, sich darüber ärgert, daſs solche verächtliche Sykofanten aus seinem schon vier und zwanzigjährigen Spaſs Ernst machen wollen, und sich schlechterdings weigert, an ihrer Verschwörung Theil zu nehmen. Du kannst also, denke ich, deines alten Chirons wegen auſser aller Sorge seyn.

2.

An Lais.

Deine Briefe müssen einen sehr betriebsamen Genius haben, schöne Lais; denn der Schiffer, der mir so eben den letzten überbringt, versichert mir, daſs er die Reise von Ägina nach Cyrene, die er seit vielen Jahren zwey bis dreymahl jährlich mache, in seinem Leben nie in so kurzer Zeit und mit so günstigen Winden gemacht habe, als dieſsmahl.

Deine Neuigkeit hat mich befremdet, aber nicht im geringsten beunruhigt. Eine so boshafte Anklage, von so nahmenlosen Menschen wie diese, kann einem Sokrates nicht gefährlich seyn, oder die Kechenäer müſsten von aller Scham und Vernunft gänzlich verlassen werden. Ich kenne von den Anklägern nur einen persönlich, den Lederhändler Anytus, einen würdigen Nachfolger des

17.

Mit solchen Frasen kühlte der Ritter
Sich selber vollends ab, so wie sich das Ungewitter
In seinem Blute zertheilte; und, merkten wir's nicht an,
So dächte wohl keine Seele daran,
Daſs sieben Achtel davon dem kleinen Gnom gehören,
Der so besonnen war, sein Eisen in Holz zu verkehren.
Er hat nichts dringenders nun, als aus dem verhaſsten Schloſs
Sich auf der Stelle zu verbannen;
Er schleicht sich unbemerkt fort, besteigt sein edles Roſs,
Und reitet im groſsen Trott von dannen.

18.

Schon ritt er einen halben Tag,
Unmuthig — wie ein Fuchs, der einen Hühnerschlag
Zu wohl verschlossen fand, mit eingezogenem Bauche,
Gesenktem Schweif und melankolischem Blick,
Unwillig sich entfernt, und nach dem Hofe zurück
Oft traurig schielt, und seinem aufwirbelnden Rauche.

berüchtigten Kleons, nur daſs er sich gegen diesen ungefähr verhält wie ein Schafsfell zu einer Hirschhaut; ob er sichs gleich ein paar hundert tüchtige Bocksfelle kosten lieſs, um es in der edeln Kunst, dem übelhörenden halbkindischen alten Demos im Pnyx die Ohren voll zu schreyen, so weit zu bringen, daſs er sich unter den dermahligen Volksrednern so gut als ein Anderer hören lassen darf. Lykon ist ein verdorbner Schulhalter in der Rhetorik, und ich entsinne mich nicht, den Nahmen des Dichterlings Melitus je gehört zu haben. Was für Leute, um gegen einen Mann wie Sokrates aufzustehen! und wie fände nur ein Schatten von Wahrscheinlichkeit Statt, daſs die Athener den biedersten und tugendhaftesten aller ihrer Mitbürger, einen Mann dessen Nahme im ganzen Griechenland in Ehren gehalten wird, die Profession eines freywilligen unbezahlten Volks- und Jugend-Lehrers dreyſsig Jahre lang ungestört hätten treiben lassen, um ihn erst in seinem siebzigsten deſswegen zur Rede zu stellen, und solcher albernen Beschuldigungen wegen aus der Stadt zu verweisen, oder gar zum Tode zu verurtheilen? Wie du sagst, wir haben nichts für ihn zu fürchten; die ganze Komödie wird sich, so gut als ehemahls die Wolken des Aristofanes, auf eine ehrenvolle Art für ihn und auf eine so schmähliche für die drey Sykofanten endigen, daſs sie uns hinter drein Stoff genug zum Lachen geben soll.

Wir haben, meines Wissens, keine Nachtigallen in Cyrene. Ich werde mich also, so bald ich hier loskommen kann, auf den Weg machen, um die deinigen noch singen zu hören bevor ihre Zeit vorüber ist. An Sirenen fehlt es auch bey uns nicht; aber ich kenne keine schlimmere als die schlaue Lysandra, von welcher du den armen Eurybates zu erlösen gesonnen scheinst. In der That wär' es eine verdienstliche That, und, um eine der schönsten Historien daraus zu machen, brauchte es nichts, als daſs der edle Kodride groſsmüthig genug wäre, keinen Ersatz von dir zu fordern, oder, wie der gute Kleombrot, sich am geistigen Ambrosia deines bloſsen Anschauens genügen lieſse; wiewohl zu befürchten ist, daſs so materielle Wesen, wie die Athenischen und Korinthischen Eupatriden, es bey einer so leichten erotischen Diät schwerlich lange aushalten möchten.

Du wirst von Learch vernommen haben, daſs ich nicht so glücklich war, den Aritades noch am Leben anzutreffen. Ich habe einen sehr gütigen Vater, Cyrene einen ihrer besten Bürger an ihm verloren. Seine Jugend fiel in eine Zeit, wo die Lebensart bey uns viel einfacher, die Sitten reiner, die Verhältnisse unter Verwandten, Nachbarn und Mitbürgern enger und herzlicher waren als heut zu Tage. Aritades blieb dem Genius seiner bessern Zeit getreu, ohne von der jetzigen Generazion zu verlangen, daſs sie vorsetzlich wieder so weit zurückschreite, als sie in allem unvermerkt vorwärts gerückt ist. Wahrscheinlich hat der traurige Ausgang unsrer letzten Revoluzion den Faden seines Lebens früher abgerissen als die Natur es wollte. Das Vordringen des republikanischen Kriegsheers in den letzten Tagen Aristons nöthigte ihn, sich in die Stadt zu flüchten und seine Güter der Verheerung Preis zu geben. Natürlicher Weise treffen die Folgen dieses Unfalls auch mich. Ich werde nicht reich genug zurückkommen, um meine gewohnte Lebensart in die Länge fortsetzen zu können; und ich sehe eine Zeit voraus, wo ich mich vielleicht werde entschlieſsen müssen, entweder bey der Filosofie des Sokrates zu hungern, oder meine von Hippias gelernten Künste wuchern zu lassen. — Doch, diese Zeit ist noch fern genug, und im nächsten Jahrzehend wenigstens soll es mir nicht an Mitteln fehlen, den Lebensplan, den ich mir für diese Periode gemacht habe, vollständig und gemächlich auszuführen. Sey also von dieser Seite unbesorgt für mich, meine Liebe; ich werde in zehen Jahren so viel Vorrath für die Zukunft gesammelt und so groſse Fortschritte in der Kunst zu leben gemacht haben, daſs ich mit beiden auszulangen hoffe, wenn ich auch so alt wie Tithon würde.

Mein Bruder ist zu tief in die Geschäfte seiner einzigen Liebschaft, unsrer aus dem politischen Medeenkessel neuverjüngt herausgestiegenen Republik verwickelt, als daſs ihm Muſse zu seinen Privatangelegenheiten übrig bliebe. Aber Eros und Afrodite verhüten, daſs ich hier so lange ausharre, bis unsre Erbschaftssache bey Drachmen und Obolen ausgeglichen ist! Ich gedenke mich mit irgend einer mäſsigen Summe abfinden zu lassen, um desto eher in Ägina anzukommen, wo ich meinen edeln Freund Eurybates (unter uns gesagt) lieber zu deinen schönen Füſsen als in deinen Armen überraschen möchte.

3.

Lais an Aristipp.

Es ist vielleicht glücklich für dich, lieber Aristipp, daſs du länger in Cyrene aufgehalten wirst als du hofftest; denn die Sachen in der Minervenstadt haben indeſs eine Wendung genommen, die sich niemand einbilden konnte. O die Athener, die Athener! Wie verhaſst ist mir jetzt dieser Nahme! Ich verbiete allen, die um mich sind, ihn auszusprechen, und er soll in den nächsten fünf Jahren nicht über meine Lippen kommen. Kannst du glauben daſs die Elenden unmenschlich genug seyn konnten? — die Hand versagt mir fortzufahren — O daſs ich nicht Circe, nicht Medea, nicht der Erinnyen eine bin! — Und wenn ich dir erst sage, warum sie ihn verurtheilt haben, und wie wild es dabey zugegangen ist! — Sokrates hielt es (mit Recht) seiner unwürdig, sich auf die boshaft alberne Anklage in eine Vertheidigung in gewöhnlicher Form einzulassen, gab auch nicht zu, daſs einer von seinen Freunden für ihn aufträte. In der That, (nach dem, was man mir davon erzählt hat, zu urtheilen) ist nie etwas jämmerlicheres gehört worden, als die Beweise, womit der Schwätzer Melitus seine Anklage gut zu machen suchte. Sokrates hörte ihm lachend zu, und fand, sie bedürften keiner Widerlegung, da er sich auf die eigene Überzeugung der Richter berufen könne. „Mein ganzes Leben, sagte er, ist die vollständigste Antwort auf die Beschuldigungen meiner Ankläger.“ — Die ehrsamen Heliasten fanden sich durch die Kürze dieser Apologie beleidigt. Welcher Trotz, sagten sie unter einander, welcher Übermuth! das ist nicht zu dulden, das muſs bestraft werden, wenn er auch sonst nichts verbrochen hat. Sie schritten zum Urtheil, und der Beklagte wurde mit 231 Steinen von 500 für schuldig erklärt. Weil es indessen doch ihre Meinung war, ihn, wenn er um Milderung der Strafe bäte, mit einer Geldbuſse davon kommen zu lassen, so fragte man ihn, was er für eine Strafe verdient zu haben glaube? „Lebenslänglich im Prytaneum unterhalten zu werden,“ war seine Antwort. Dieſs brachte die Richter dermaſsen auf, daſs sie unter groſsem Lärm zu einer nochmahligen Stimmgebung schritten, wo sich dann ergab, daſs er mit 560 Steinen zum Tode verurtheilt war. Dabey blieb es, und er wurde sofort in das öffentliche Gefangniſs abgeführt. Der Tag seines Todes ist, einer alten Gewohnheit zu

Folge, auf die Wiederkunft des heiligen Schiffes ausgesetzt, welches alle Jahre mit den Abgeordneten der Republik zum Andenken der berühmtesten Heldenthat des Theseus nach Delos geschickt wird. Seine Freunde haben indeſs die Freyheit ihn täglich zu besuchen, und er unterhält sich mit ihnen, auf seine gewohnte Art, so unbefangen und heiter, als ob das was ihm bevorsteht, nur eine kleine Reise nach Ägina wäre.

Alle diese Umstände habe ich von sehr guter Hand, und auch diesen, daſs sein vertrautester alter Freund Kriton (der sehr reich seyn soll) alles mögliche angewandt habe, ihn zu bewegen, daſs er sich von ihm befreyen und auſser Landes in Sicherheit bringen lassen möchte. Aber Sokrates sey unerschütterlich auf seinem Vorsatz beharret sich dem Urtheil seiner gesetzmäſsigen Richter nicht zu entziehen. „Ich bleibe, habe er gesagt, um den Gesetzen meines Vaterlandes, denen ich Gehorsam schuldig bin, genug zu thun; so sterbe ich schuldlos, wie ich gelebt habe; durch die Flucht würde ich den Tod verdienen, den ich jetzt unschuldig leide.“

Ich muſs aufhören, Aristipp — bleibe immerhin wo du bist; wenn du auch herüber fliegen könntest, was würd' es helfen? Ich danke den Göttern, daſs sie dir den Schmerz, ein Zeuge seines Todes zu seyn, erspart haben. — Und doch — wenn's möglich ist, so komm! komm je eher je lieber! Du kannst zwar deinem alten Freunde nichts helfen; aber ich bedarf deiner. Du allein kannst die schwarzen Wolken zerstreuen, die mein Gemüth verdüstern und zusammendrücken.

4.

Eurybates an Aristipp.

Lais hat dich vorbereitet, Freund Aristipp: aber dir das ärgste zu melden, versagt ihr der Muth. Sokrates — ist nicht mehr!

Ein unglücklicher Augenblick, eine Art von Miſsverständniſs, unzeitiger Stolz von Seiten der Richter, und — wenn ichs sagen darf — ein wenig Eigensinn auf Seiten des noch stolzer zu seyn freylich nur zu wohl berechtigten Sokrates, ist Schuld an einer Übereilung, welche die Athener sich selbst nie verzeihen werden. Du weiſst wie sie sind. Es ist nun einmahl von jeher Sitte bey uns gewesen, daſs ein Beklagter, wär' er noch so unschuldig, mehr die Humanität seiner Richter als ihre Gerechtigkeit auf seine Seite zu bringen suchen muſs. Man versichert mich heilig, das Gericht sey in keiner ihm ungünstigen Stimmung gewesen. Aber seine ihm zur andern Natur gewordene Ironie, eine Kaltblütigkeit, die ihm für Trotz ausgelegt wurde, die tumultuarische Art, wie es bey der ganzen Verhandlung zuging, und woran zum Theil die Hitze und der unbesonnene Eifer seiner jungen Freunde selbst Schuld war, das alles stimmte die Richter um; und so konnten sie es nicht ertragen, daſs er, anstatt (wie gewöhnlich) um Milderung der Strafe anzusuchen, mit einer Miene — die man freylich, seitdem Athen steht, noch nie im Gesicht eines auf den Tod Angeklagten gesehen hat — sagte: die Strafe, die er verdient habe, sey ein lebenslänglicher Freytisch im Prytaneion.

Das Geschehene ist nun nicht mehr zu ändern. — Der Nahme Sokrates wird mit ewigem Ruhm auf die Nachwelt kommen; alle seine kleinen Menschlichkeiten werden vergessen seyn, und nur die Sage, daſs er der weiseste aller Menschen gewesen, wird von Einem Jahrhundert dem andern übergeben werden: uns Athener hingegen wird ewig die Schande drücken, einen solchen Mitbürger verkannt zu haben. Wohl dem, der nicht unter seinen Richtern ſaſs!

Die dreyſsig Tage, die er nach seiner Verurtheilung im Gefängniſs zubrachte, sollen die schönsten seines ganzen Lebens gewesen seyn. Weinend sprechen seine Freunde mit Entzücken davon. Er weigerte sich aus den edelsten Beweggründen, sich aus dem Gefängniſs entführen und in Sicherheit bringen zu lassen, wozu Kriton alles schon veranstaltet hatte. Wenige Stunden vor seinem Tode unterhielt er sich mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele, und tröstete sich durch die Zuversicht, womit er ihnen von seiner Hoffnung in ein besseres Leben hinüber zu gehen, als von einer gewissen Sache, sprach. Der junge Plato will, wie ich höre, alle diese Gespräche — vermuthlich in seiner eignen Manier, wovon er bereits Proben gegeben hat, mit welchen Sokrates nicht sonderlich zufrieden seyn soll — aufschreiben und bekannt machen. Ich wünsche daſs er so wenig von dem seinigen hinzuthun möge, als einem jungen Manne von seinem seltnen Genie nur immer zuzumuthen ist; aber er hat eine zu warme Einbildungs-

Das Gleichniſs, in der That, ist von den edelsten nicht,
Doch immer so gut, als, wenn in seinem erhabnen Gedicht
Den Ajax, der dem Schwall der Feinde langsam weichet,
Altvater Homer mit einem Esel vergleichet;

19.

Wiewohl Herr Dacier uns mit gutem Fuge belehrt,
Daſs dazumahl das Thier mit langen Ohren
In höherm Anseln stand, als seit es seinen Werth
Durch die Vergleichungen verloren,
Womit man, auf seine Kosten, zweybeinige Thiere beehrt. 4)
Der Ritter also hing die Ohren
Und sprach kein Wort: als endlich Ferafis,
Sein Sekretär, nach öfterm Husten, es wagte
Und seinen Herrn um den Grund von dieser Traurigkeit fragte:
Darf man sich unterstehn, Herr Ritter Amadis,

20.

Zu fragen, warum Sie so hastig aus einem Schloſs Sich entfernten,
Worin wir so wohl uns befanden, und Damen kennen lernten,
Dergleichen man in diesem wilden Refier

kraft und zu viel Neigung zur dialektischen Spinneweberey, um den schlichten Sokrates unverschönert, und, wenn ich so sagen darf, in seiner ganzen Silenenhaftigkeit, darzustellen, die wir alle an ihm gekannt haben, und die mit seiner Weisheit so sonderbar zusammengewachsen war.

Der arme Kleombrot ist untröstbar. Schon vorher muſste ich alles anwenden was ich über ihn vermag, ihn abzuhalten, daſs er nicht nach Athen zurückstürmte, um, (wie er sagte) seinen geliebten Meister entweder zu retten, oder mit ihm zu sterben. Das erste stand nicht in seiner Macht; hingegen hätt' er sich leicht schlimme Händel zuziehen können, da unser Volk (wie dir bekannt ist) nicht leiden kann, daſs Ausländer sich in unsre Sachen mischen. Nun kriecht er aus einem Winkel in den andern, und macht sich selbst Vorwürfe, daſs er seinen Lehrer zu einer solchen Zeit verlassen habe; als ob jemand sich so etwas hätte träumen lassen können, da wir nach Ägina gingen. Kurz, er ist in einem erbärmlichen Zustande. Die kleine Musarion, die ihn zerstreuen sollte, sitzt den ganzen Tag Hand in Hand neben ihm und hilft ihm weinen. Lais selbst ist noch zu sehr erschüttert als daſs sie andre trösten könnte. Alle unsre Hoffnung, ihn wieder zu recht zu bringen, beruht also auf dir, lieber Aristipp. Deine sämmtlichen Freunde in Ägina sehen dir mit Sehnsucht entgegen.

5.

An Eurybates.

Das sind nun eure so hoch gepriesnen Freystaaten, Eurybates! So geht es in euern Demokratien zu! Bey allen Göttern der Rache! eine solche Abscheulichkeit war nur in einer Ochlokratie wie die eurige möglich! Ihr schimpft auf das, was ihr Tyrannie nennt? Wahrlich unter dem Tyrannen Dionysius hätte Sokrates so lange leben mögen als Nestor; alle Gerber, Rhetoren und Versemacher von ganz Sicilien sollten ihm kein Haar gekrümmt haben! — Im Grunde dauren mich deine Athener. Was können sie dafür, daſs die Regiersucht solcher ehrgeitzigen Aristokraten und Demagogen wie Klisthenes und Perikles ihnen in ihre schwindlichten Köpfe gesetzt hat, ein Wurstmacher, Kleiderwalker oder Lampenhändler verstehe sich so gut auſs Regieren und Urtheil sprechen, als einer der dazu erzogen worden ist? Der Tag, da Athen von der edeln und weislich abgewogenen Solonischen Aristodemokratie zu einer reinen Ochlokratie herabgewürdigt wurde, war der unseligste von allen, die ihr seit Cekrops und Theseus mit schwarzer Kreide bezeichnet habt. Alles Elend, das in den letzten dreyſsig Jahren über euere Stadt gekommen ist, alles Unheil das ihr über Griechenland gebracht habt, alle die Schandmahle, die ihr, durch so viele Handlungen des gefühllosesten Undanks gegen eure verdienstvollesten Bürger, eurem Nahmen auf ewig eingebrannt habt, schreiben sich von diesem Tage her. — Wie? Die dreyſsig Tyrannen selbst, denen euch Lysander Preis gab, die gewaltthätigsten und verruchtesten aller Menschen, wagten es nicht sich an Sokrates zu vergreifen, als er ihnen mit spottender Verachtung die derbsten Wahrheiten ins Gesicht sagte: und euere Heliasten, Leute, die für drey Obolen des Tags, je nachdem sie einem wohl oder übel wollen, Recht oder Unrecht sprechen, verurtheilen ihn zum Tode, weil er sie nicht um eine gnädige Strafe bitten will; verurtheilen ihn bloſs, um ihm zu zeigen daſs sein Leben von ihrer Willkühr abhange? Die Elenden! — Aber noch einmahl, nicht sie, sondern die Urheber einer Verfassung, welche die Macht über Leben und Tod in die Hände solcher Wichte legt, sind verwünschenswerth.

Doch wozu dieser Eifer? Und was berechtigt mich, meine Galle über dich, der an diesem Gräuel unschuldig ist, auszugieſsen? Verzeih, Eurybates! Ich fühle daſs es mich noch viel Arbeit an mir selbst kosten wird, bis ich es so weit gebracht habe, alles an den Menschen natürlich zu finden, was sie zu thun fähig sind, und mich mit einer solchen Natur zu vertragen. Ich schmeichelte mir sonst es schon ziemlich weit in diesem eben so schweren als unentbehrlichen Theile der Lebenskunst gebracht zu haben; — zu früh, wie ich sehe; aber freylich auf ein solches Ungeheuer der schandbarsten Narrheit und Verkehrtheit, wie dieser justizmäſsige Sokratesmord, war ich nicht gefaſst.

In drey Tagen schiffe ich mich nach Ägina ein, und gedenke von dort aus eine Reise nach den vornehmsten Städten Ioniens zu unternehmen, und mich in jeder so lange aufzuhalten, als ich etwas zu sehen, zu hören und zu lernen finde, das in meinen Plan taugt. Athen wieder zu sehen, bin ich noch unfähig; der Anblick eines Heliasten würde mich wahnsinnig machen.

Lebe wohl, Eurybates, und stelle, wenn du kannst, die Zeiten wieder her, da die Minervenstadt noch von lebenslänglichen Archonten regiert wurde. Euere Triobolenzünftler 1) haben mich mit der Aristokratie auf immer ausgesöhnt. Es ist zwar, im Durchschnitt genommen, nicht viel gutes von euch zu rühmen, ihr andern Eupatriden: aber das bleibt doch wahr, daſs der schlechteste von euch nicht fahig gewesen wäre, weder Ankläger eines Sokrates zu seyn, noch ihm Schierlingssaft zu trinken zu geben.

6.

An Lais.

Um uns die gezwungene Unterwerfung unter das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit erträglicher zu machen, giebt es wohl kein besseres Mittel, liebe Laiska, als uns des groſsen Vorrechts zu bedienen, womit die Natur den Menschen vor allen andern lebenden Wesen begabt hat, „daſs es in seiner Macht steht, bloſs durch eine willkührliche Anwendung seiner Denkkraft, wo nicht allen, doch gewiſs dem gröſsten Theil der Übel, die ihm zustoſsen, den Stachel zu benehmen, indem er sie aus dem düstern Licht, worin sie ihm erscheinen, in ein freundlicheres versetzt, und sie so lange auf alle mögliche Seiten wendet, bis er eine findet, die ihm einen tröstlichen Anblick gewährt.“ An diese sollten wir uns dann, wenn wir weise wären, festhalten, ohne spitzfindig nachzugrübeln, wie viel davon etwa bloſse Täuschung seyn möchte. Warum wollten wir die Schale mit Nepenthes, die uns eine mitleidige Gottheit reicht, ausschlagen, um uns vorsätzlich dem Gram einer einseitigen Vorstellung zu überlassen, der, wie der Geyer des Prometheus, an unserm Leben nagt, ohne daſs irgend etwas Gutes für uns oder Andere daraus entspringen kann? Was wir selbst, was alle bessern Menschen, was die Welt überhaupt durch den Tod unsers unersetzlichen Freundes verloren hat, kann uns durch unsern Unmuth nicht wiedergegeben werden. Reiſsen wir uns mit unsern Gedanken von allen eigennützigen Gefühlen los, und erwägen dafür, was er selbst, der Geliebte, dessen Verlust wir beklagen, verloren oder gewonnen haben mag! — War es nicht eher ein Gut als ein Übel für ihn, die Zeit der immer fühlbarer werdenden Abnahme, die Zeit nicht zu erleben, wo der Mensch in seinen eigenen und andrer Augen nur noch als eine zusehens in Trümmer zerfallende Ruine dessen, was er war, erscheint? „Er hätte, sagen wir, noch lange, vielleicht noch zehen Jahre leidlich leben können“ — O ja, und dann vielleicht noch andere zehen Jahre unter allen Entbehrungen und Beschwerden des höchsten Greisenalters, wie eine allmählich sterbende Pflanze, hingeschmachtet! der Welt unnütz, sich selbst und seinen Freunden lästig, ein trauriger Gegenstand ihrer in bloſses Mitleiden verwandelten Liebe! Ihm war ein besseres Loos beschieden. Denn wahrlich, im Genuſs aller seiner Kräfte und einer vollständigen Gesundheit der Seele und des Leibes, siebzig Jahre zurückzulegen, und dann ohne Krankheit und Schmerzen so schnell und leicht aus der Welt zu kommen, wie er, ist ein Glück das unter tausend Menschen kaum Einem zu Theil wird. — „Er starb schuldlos von ungerechten Richtern verurtheilt,“ — aber ruhig, heiter, freudig, im Bewuſstseyn eines ganzen wohl geführten, untadelhaften, gemeinnützlichen Lebens! geliebt, geehrt, beweint und betrauert von allen guten Menschen! Er lebt fort im Herzen seiner Freunde, wird ewig leben im Andenken der spätesten Nachwelt, die seinen Nahmen zur gewöhnlichen Bezeichnung der Idee eines weisen und tugendhaften Mannes machen wird. Seine denkwürdigsten Reden, seine Lehre, sein bürgerliches und häusliches Leben, werden, von seinen Freunden in Schriften dargestellt, noch Jahrtausende lang, vielleicht unter Völkern, deren Benennung uns jetzt noch unbekannt ist, Gutes wirken. Giebt es ein glorreicheres Loos für einen Sterblichgebornen, als, mit allen diesen Vorzügen gekrönt, von der Tafel der Natur aufzustehen und schlafen zu gehen — entweder zur Ruhe eines ewigen Schlaſs, oder (wie er selbst glaubte) um, mit den Geistern aller Edeln und Guten, die vor ihm waren, vereinigt, ein neues Leben in der unsichtbaren Welt zu beginnen? — Trauren wir also nicht um Sokrates! Er hat nichts verloren, nichts das ihm nicht reichlich ersetzt wird, nichts, wofür ihm nicht schon die letzte Stunde, da sich Vergangenheit und Zukunft in seinem Bewuſstseyn in Ein groſses, klares, lebendiges Gefühl zusammendrängte, überschwenglichen Ersatz gegeben hatte. — „Aber was wir selbst an ihm verloren haben?“ — ist, im Grunde, wenig, meine Freunde! denn von allem, was wir bereits von ihm besitzen, können wir nichts verlieren als durch unsre eigene Schuld; und in der Folge hätte er doch nur wenig mehr für uns seyn können. Gesetzt aber auch wir hätten viel verloren, so sey uns dieſs ein neuer Antrieb, einander desto sorgfältiger und eifriger Alles zu seyn, was in unserm Vermögen ist!

Ich gestehe, daſs es mir jetzt äuſserst peinlich wäre, nach Athen zurückzukehren, wo mich alles noch zu frisch an ihn erinnern würde; aber in einigen Jahren werden diese Erinnerungen vielmehr angenehm als schmerzhaft seyn. Was die Athener betrifft, die sind, im Durchschnitt, ein so verächtliches Gesindel, daſs sie nicht einmahl unsers Hasses werth sind, geschweige daſs die liebenswürdigste aller Erdentöchter um ihrentwillen zur Medea oder Tisifone werden sollte. An weniger gefühllosen Menschen würden Scham und Reue bereits eine strenge Rache genommen haben. Aber ich besorge sehr, die Athener sind weder der Scham noch der Reue fähig. Desto schlimmer für sie! Sie werden ihrer verdienten Strafe nicht entrinnen; und schwerlich würdest du, wenn dir auch alle Fackeln und Schlangenpeitschen der Erinnyen zu Dienste ständen, grausam genug seyn, ihnen die Hälfte der Plagen anzuthun, die sie selbst durch die natürlichen Folgen ihrer unheilbaren Verkehrtheit über sich aufhäufen werden.

Meine Geschäfte in Cyrene werden in zehen Tagen beendiget seyn, und dann fliege ich mit dem ersten günstigen Winde deiner Zauberinsel zu. Ich bringe dir, auf meine Gefahr, meinen Freund Kleonidas mit; einen jungen Mann, der es werth ist dich zu sehen, und dir bekannt zu werden, und der so sehr mein anderes Ich ist, daſs du schwerlich mehr für ihn thun könntest als ich ihm gönnen würde. Er ist mit allen Anlagen zur bildenden Kunst geboren, gab sich aber in seinen frühern Jugendjahren ganz den Musenkünsten hin. Er würde mich schon vor fünf Jahren nach Griechenland begleitet haben, wenn ihn nicht eine schwärmerische Leidenschaft für die Tochter des damahls sich bey uns aufhaltenden Mahlers Pausias zurückgehalten hätte, die an Schönheit und — Dumpfheit eine andere Theodota ist. Um seine Geliebte so nahe und so oft als möglich zu sehen, bestellte er bey dem Vater ein Gemählde nach dem andern, und brachte, unter dem Vorwande den Künstler arbeiten zu sehen, einen groſsen Theil des Tages in seinem Hause zu. Die Folge davon war, daſs seine Fantasie für die Tochter nach und nach erkaltete, hingegen eine leidenschaftliche Liebe für die Kunst des Vaters in ihm erwachte, für welche er, wie sich in kurzem zeigte, eine entschiedene

Anlage hat. Da er reich genug ist bloſs zu seinem und seiner Freunde Vergnügen zu arbeiten, wird er die Mahlerey, wiewohl sie seitdem seine hauptsächlichste Beschäftigung war, schwerlich jemahls als Profession treiben. Nichts desto weniger verspreche ich mir von ihm, daſs er mit der vorzüglichen Geistesbildung und dem Dichtertalent, die ihm dabey zu Statten kommen, ungleich mehr leisten wird, als man gewöhnlich von einem bloſsen Liebhaber erwartet. Kurz, ich habe mir in den Kopf gesetzt, es fehle ihm, um noch weiter als sein Lehrer selbst zu kommen, weiter nichts, als die schöne Lais zu sehen, und von ihr aufgemuntert zu werden. Ich habe also nicht von ihm abgelassen, bis ich ihn schon in voraus so verliebt in dich gemacht habe, daſs er vor Ungeduld brennt, sich mit seinen eignen Künstleraugen zu überzeugen, ob du noch schöner und reitzender bist, als die Idee, die er sich von dir gemacht, und in einem Bilde der Hebe, die dem neu vergötterten Herakles die erste Nektarschale reicht, in der That meisterhaft ausgeführt hat. Wir wollen sehen!

7.

An Hippias.

Ich bin wieder in Ägina, mein lieber Hippias, — in einem der anmuthigsten Winkel der Erde, in der auserlesensten Gesellschaft, von allem umgeben, was feinern Sinnen schmeicheln, die Fantasie bezaubern, und die edelsten Bedürfnisse gebildeter Menschen befriedigen kann; um alles mit Einem Worte zu sagen, ich bin bey Lais. — Aber Athen liegt uns zu nah! — Sokrates, den Giftbecher am Munde, mitten unter seinen die Hände ringenden, in Thränen zerflieſsenden, oder den Ausbruch des bittersten Schmerzes aus Liebe zu ihm gewaltsam zurückhaltenden Freunden, stellt sich noch immer und überall zwischen uns und alles, was uns zur Freude einladen will. Unsrer schönen Freundin, der die Bilder der Tage und Stunden, die sie noch vor kurzem in seiner Gesellschaft zubrachte, wieder so lebendig vor den Augen schweben, daſs ihr die Vergangenheit beynahe zur Gegenwart wird, ist es eben so zu Muthe wie mir — Wie wohlthätig, o Hippias, würde uns jetzt deine Gesellschaft seyn! —

Aber so bleibt uns weiter kein anderes Mittel übrig, als uns von der verhaſsten Scene so weit als möglich zu entfernen. Neue Ansichten, neue Menschen, neue Verbindungen, kurz eine neue Welt um uns her ist nöthig, unsrer dem Gefühl und der Erinnerung noch zu schwach entgegen wirkenden Vernunft zu Hülfe zu kommen; auch werden bereits Anstalten gemacht in zehen Tagen nach Milet abzureisen, wo Lais sich einige Zeit aufzuhalten gedenkt, während ich eine Wanderung durch andere merkwürdige Städte von Ionien, Karien, Lydien und Frygien unternehmen werde.

Findest du nicht auch, Hippias, daſs man der Filosofie zu viel Ehre erweist, wenn man ihr die Macht zuschreibt, dem Gefühle, der Einbildungskraft, und den Leidenschaften immer unumschränkt zu gebieten? Wahrscheinlich wird ihr vieles gut geschrieben, das auf Rechnung des Temperaments, einer natürlichen Apathie oder Schwäche des sympathetischen Gefühls, und andrer solcher Ursachen zu setzen war. Nichts ist leichter als mit solchen Vortheilen (wenn sie ja diesen Nahmen verdienen) sich die Miene eines Weisen zu geben, und auf Andere, die mit einem weichern Herzen, wärmerem Blute, zärtern Nerven, und mehr Anlage zu Freundschaft und Liebe geboren sind, als auf schwache Seelen herab zu sehen. Aber alles was die Weisheit von Menschen meiner Art in dergleichen Fällen fordern kann, ist, denke ich, daſs wir uns nicht vorsätzlich selbst peinigen, und aus vermeinter Pflicht, oder, weil man etwas Schönes und Groſses darein setzt, alles hartnäckig von uns weisen, wodurch das gestörte Gleichgewicht in unserm Innern wieder hergestellt, und das Gemüth für die Freude wieder empfänglich gemacht werden könnte. In diesem traurigen Falle befindet sich mein junger Freund, *Kleombrot* von Ambracien, den du, wenn du dich dessen noch erinnerst, mehr als einmahl bey mir gesehen hast; einer von den jüngsten und eifrigsten Anhängern des Sokrates. Weder ich, noch Eurybates, dessen Gesellschafter und Hausgenosse er seit einiger Zeit ist, noch Lais, die ihn wohl leiden mag, noch die holde Musarion selbst, mit deren *Seele* er schon Jahr und Tag in einem sonderbaren Liebesverständniſs steht, vermögen etwas über die tiefe Schwermuth, die sich seiner seit dem unseligen Ereigniſs zu Athen bemächtigt hat. Er wirft sich selbst vor, daſs er seinen Meister verlassen habe, und nicht wenigstens auf die erste Nachricht von der Verschwörung seiner Feinde gegen ihn sogleich nach Athen zurück geflogen sey.

Der Gedanke tödte ihn, sagt er, daſs er fähig gewesen sey sich sorglos einer wollüstigen Unthätigkeit zu überlassen, indessen der Anblick und die Gesellschaft seiner getreuen, bis in den Tod bey ihm ausharrenden Freunde das Einzige gewesen, was dem Besten aller Menschen zur Erleichterung seines grausamen Schicksals übrig geblieben sey. Kurz, der arme Mensch kann sich selbst nicht verzeihen, daſs Sokrates — ohne ihn sterben konnte; als ob seine Gegenwart etwas anders hätte helfen können, als seine ohnehin überspannte Einbildung bis zum gänzlichen Wahnsinn hinauf zu treiben. Er besteht nun darauf, nach Ambracien zurückzugehen, und da wir ihn nicht mit Gewalt zurückhalten können — noch wollen, wird er uns an einem der nächsten Tage verlassen. Mich dünkt selbst, es ist das Beste was er thun kann, und wir andern werden uns sehr dadurch erleichtert finden; denn ein Mensch, der, aller Vernunft zum Trotz, in der Traurigkeit als in seinem Elemente leben und weben will, paſst nicht wohl in eine Gesellschaft, die sichs zur Pflicht macht, dieser schlimmsten aller Krankheiten der Seele, so viel nur immer möglich, alle Nahrung zu entziehen.

In dieser Rücksicht kommt mir sehr zu Statten, daſs ich meinen geliebtesten Jugendfreund Kleonidas aus Cyrene mitgebracht habe, der einer von den Glücklichgebornen ist, die sich nur zeigen dürfen um überall geliebt zu werden. Hier stehen ihm bereits alle Herzen offen, und es ist mein Glück, daſs Lais in seinen Augen zu sehr Göttin ist, als daſs es einem Sterblichen geziemen könnte, Ansprüche an sie zu machen. Wie lange dieses religiöse Gefühl dauern wird, muſs die Zeit lehren; genug daſs Lais sich an der Abgötterey, die er mit ihr treibt, genügen läſst, und es ihm nicht übel zu nehmen scheint, wenn seine Augen auf den weniger blendenden, aber ein Herz, das nichts von ihnen besorgt, unvermerkt überschleichenden Reitzen der kleinen Musarion mit einer besondern Anmuthung verweilen. Du würdest dich wundern, Hippias, zu was für einer zierlichen Nymfengestalt das Mädchen in der kurzen Zeit, seitdem du sie zu Korinth sahest, sich ausgebildet hat. Wenn ich nicht sehr irre, so ist sie der weinerlichen Rolle ziemlich überdrüssig, die sie, ihrem geistigen Liebhaber zu Gefallen, seit einigen Wochen spielen muſste; und ich wollte nicht dafür stehen, daſs sie nicht in aller Unschuld, und ohne selbst zu wissen was in ihrem kleinen Herzen vorgeht, zwischen dem schönen, immer heitern, immer zur Freude gestimmten Schwärmer Kleonidas, und dem düstern, traurigen, gleich einem Schatten einherschleichenden, seufzenden und klagenden Schwärmer Kleombrotus, Vergleichungen anstellt, die nicht zum Nachtheil des erstern ausfallen; zumahl da der letztere so tief in seinem Gram versunken ist, daſs er von dem allen nichts gewahr zu werden scheint.

Kleonidas ist aus Gunst der Natur und der Musen zugleich Dichter und Mahler, beides mit einem nicht gemeinen Talent, wiewohl ohne Anspruch auf eine Stelle unter den Meistern dieser Künste. Was ich ihm zu Cyrene von der schönen Lais sagte, brachte ihn auf den Einfall, seine Idee, wie diese Dame nach meiner Beschreibung aussehen müſste, in einem Bilde der Hebe, mit einer einzigen Farbe in der Manier des Zeuxis gemahlt, darzustellen. Du vermuthest leicht, daſs dieſs Nachbild einer bloſsen Idee, neben unsre Schönheitsgöttin selbst gestellt, der Divinazionskraft des Mahlers keine sonderliche Ehre machte; auch konnt' ich ihn, sobald er die letztere selbst gesehen hatte, nur mit Gewalt abhalten, sein Bild ins Feuer zu werfen: aber, was uns Alle in Erstaunen setzte, war, daſs die kleine Musarion — der Hebe meines Freundes so ähnlich sah, als ob sie ihm dazu gesessen hätte.

Natürlich veranlaſste dieſs mancherley Scherze, wobey die beiden betroffenen Personen die Miene hatten, als ob sie nicht übel Lust hätten Ernst daraus zu machen. Immer ist dieses Spiel des Zufalls, das einer sympathetischen Ahnung so ähnlich sieht, sonderbar genug. Verzeihe, Hippias, daſs ich dich so lange bey einem Unbekannten aufhalte, der dich wenig interessieren kann. Aber ich hoffe, du wirst ihn persönlich kennen lernen, und es mir dann eher danken als übel nehmen, daſs ich euch schon in voraus in Bekanntschaft mit einander gesetzt habe. Weniger gleichgültig wird dir auf alle Fälle seyn, zu hören, daſs unser edler Freund Eurybates glücklich aus den Klauen seiner Lamia herausgerissen worden ist; wenigstens noch zeitig genug, um nicht ganz von ihr aufgezehrt zu werden. Wirklich waren wir, Lais und ich, in sehr ernstlichen Berathschlagungen begriffen, wie wir dabey zu Werke gehen wollten, ohne daſs sie sich zu mehr, als sie Willens ist, verbindlich zu machen scheinen möchte: als ein abermahliger Zufall, oder vielmehr Eros, der wirklich ein ganz besonderes Spiel mit uns Ägineten treibt, uns auf einmahl aller weitern Mühe überhob, die Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen. Du erinnerst dich ohne Zweifel noch der schönen Droso, einer von den drey Grazien unsrer Freundin, — wie wir ihre drey gewöhnlichen Aufwärterinnen zu nennen pflegen, seitdem sie von mir zu dieser Würde erhoben wurden. An einem dieser letzten Abende führte uns Lais an das Ufer einer stillen kleinen Bucht, die an einen Theil ihrer Gärten anspult, um uns das Vergnügen des Fischens mit der Angel zu verschaffen. Eurybates war auch dabey. Zufalliger Weise hatte sich die schöne Droso mit ihrer Angelruthe auf einer unsichern Stelle zu weit hinaus gewagt; der Fuſs glitschte ihr aus, sie verlor das Gleichgewicht, und fiel ins Wasser. Eurybates, der es zuerst gewahr wurde, und, wie die meisten Athener, ein guter Schwimmer ist, springt ihr augenblicklich nach, erfaſst sie beym ersten Auftauchen mit beiden Armen, und bringt sie glücklich ans Land. Der Schrecken des Falls und die Schamröthe, in nassem Gewande von dem tapfern Eurybates auf das dichtbegraste Ufer gelegt worden zu seyn, war, nebst den Scherzen, welche das arme Mädchen von ihren Gespielen beym Umkleiden auszuhalten hatte, das Schlimmste, was dieser Zufall nach sich zog. Das Beste davon ward ihrem edeln Retter zu Theil; denn seit diesem Augenblick machte sich die holde Droso zur Beherrscherin seines Herzens, und von Lysandra war so wenig mehr die Rede, als ob sie nie in der Welt gewesen sey. Kleombrot ist in dieser Nacht verschwunden. Der Tag unserer Abreise nach Milet rückt heran. Ich begleite Lais, Kleonidas begleitet mich. Eurybates hat glücklicher Weise Geschäfte zu Milet. Daſs Musarion und die drey Grazien von der Partie sind, versteht sich.

Mache mir die Freude, lieber Hippias, recht bald Nachricht von dir und dem schönen Syrakus zu erhalten, und von euerm Tyrannen, den ich ohne Bedenken zum Selbstherrscher aller euerer Demokratien und Oligarchien krönen würde, wenn König Jupiter, dessen Statthalter (nach Homer) die bezepterten Herren auf Erden sind, mir seine Machtvollkommenheit nur auf eine halbe Stunde überlassen wollte.

22.

Die Dame, das wollt' ich beschwören, wiewohl sie zo züchtig thut
Als ob sie den heiligen Korb der Göttin Ceres trüge,
Hat nicht bloſs gleichsam Fleisch und Blut.
Ihr schlüpfriges Auge, das Wallen in ihrem Busen, die Gluth
Von ihren Wangen, beweist ihr sprödes Ansehn lüge.
Mein Herr, Sie wurden geliebt! — Nicht, daſs ich eben damit
Behaupten wollte, die Liebe der schönen Schatulliösen
Sey von der empfindsamen Art gewesen,
Wie jene zwischen dem schönen Pertharit
Und seiner Prinzessin, wovon wir im *Bélier* lesen:

23.

Noch wie die Liebe der Sympathie,
Die Tristram uns so sentimentalisch beschrieben: 5)
„Amandus Er, Amanda Sie,
Die durch ein hartes Geschick, Er ost, Sie west getrieben,
Sich zwanzig Jahre lang nie sehn und einzig lieben;

8.

Hippias an Aristipp.

Man ist es an den Athenern zu sehr gewohnt, daſs sie ihren gröſsten und verdientesten Männern am übelsten mitspielen, als daſs die gerichtliche Mordung des alten Sokrates sonderliches Aufsehen in Griechenland gemacht haben sollte. Hätte sich Anaxagoras und noch vor kurzem Diagoras der Melier, der ein eben so wackerer Mann, und ein noch besserer Kopf als der Sohn des Sofroniskus war, nicht bey Zeiten aus dem Staube gemacht, so würde dieser die Ehre nicht erhalten haben, der erste zu seyn, den sie (sagt man) aus der Welt schafften weil er zu weise für sie war.

Unter uns, Aristipp, ich glaube man sagt den Athenern und der Weisheit mehr Böses nach als sie verdienen. Der gute Sokrates hätte mit aller seiner Weisheit, die am Ende den Athenern weder warm noch kalt gab, ihrentwegen noch lange leben können, wenn er durch seine Ironie, und den Faunischen Muthwillen, alle Leute die sich mit ihm einlieſsen zu necken und in die Enge zu treiben, und durch das ewige Einmischen in fremde Angelegenheiten und alles besser Wissen als andere, sich nicht schon seit langer Zeit verhaſst, und durch seinen anscheinenden Müſsiggang und seine armselige Lebensart noch oben drein verächtlich gemacht hätte. Nach Solons Gesetzen soll jeder Bürger der dritten Klasse entweder irgend eine nützliche und ehrliche Profeſsion treiben, oder der Republik unmittelbare Dienste thun. Sokrates that, ihrer Meinung nach, weder dieses noch jenes: denn daſs er tagtäglich an allen öffentlichen Orten zu sehen und zu hören war, und von einer Bude und Werkstatt zur andern ging, um die Leute mit seinen Fragen und Subtilitäten (wie sie es nannten) zu beunruhigen, wurde ihm natürlicher Weise von dem gemeinen Mann, und selbst von den meisten aus den höhern Klassen, für keine Beschäftigung und zu keinem Verdienst angerechnet, wie gut er selbst es auch damit meinen mochte.

Wenn wir niemand Unrecht thun wollen, Aristipp, müssen wir billig seyn. Um die Schuld der Athener in diesem fatalen Handel richtig abwägen zu können, müſsten wir untersucht haben, ob sie in ihrer Lage und vermöge ihrer gewohnten Vorstellungsart anders von ihm denken konnten; und wer dieſs untersuchen wollte, müſste sich völlig an ihren Platz stellen können.

Hier in Syrakus hört man die verschiedensten Urtheile über diese Tragödie, die, so lange sie die Neuigkeit des Tages war, auch das Einzige war wovon überall gesprochen wurde. Die meisten hatten viel an dem Benehmen des Helden auszusetzen, besonders wurde der spottende und trotzende Ton womit er sich gegen seine Richter vertheidigte oder vielmehr nicht vertheidigen wollte, fast allgemein getadelt. Doch fanden sich auch einige, denen dieser Ton der einzige schien, der sich für ihn schickte, wiewohl er leicht voraussehen konnte, was er ihm kosten werde. Aber in Einem Punkt stimmt ganz Syrakus überein, darin nehmlich, daſs er unrecht gethan habe, den Beystand zur Flucht, den ihm sein Freund Kriton anbot und beynahe aufdrang, so eigensinnig auszuschlagen. Wenn er auch (sagt man) auf sich selbst und seine Freunde und Weib und Kinder keine Rücksicht nehmen wollte, so war es Pflicht eines guten Bürgers, den Athenern die Nachreue über ein ungerechtes Urtheil und den Tadel aller übrigen Griechen zu ersparen. Vornehmlich wurde der Grund seiner Weigerung ganz unhaltbar gefunden. „Ich bin, sagte er, den Gesetzen der Republik Gehorsam schuldig; meine gesetzmäſsigen Richter haben mich nach dem Gesetz zum Tode verurtheilt; also bin ich schuldig das Urtheil an mir vollziehen zu lassen.“ — Gleichwohl (wenden die anders Denkenden ein) war er selbst überzeugt, daſs er unschuldig verurtheilt worden sey. Hatte dieſs seine Richtigkeit, so war er nicht nach dem Gesetz verurtheilt; denn das Gesetz verdammt keinen Unschuldigen. — „Aber, sagte Sokrates, ich bin nicht zum Richter über meine Richter gesetzt; ich kann mich also ihrem Urtheil deſswegen, weil es ungerecht ist, nicht entziehen; denn dadurch würde ich mich eigenmächtig zu ihrem Richter setzen.“ — Ich habe diesen Einwurf in seinem Nahmen öfters geltend gemacht, und es ist mir von niemand eine Antwort geworden, die ihn wirklich entkräftet hätte; auch gestehe ich, daſs ich ihn, in der bürgerlichen Ordnung der Dinge, für unwiderleglich halte. Woher kam es also, daſs jedermann, wenn er nicht weiter konnte, sich auf sein innerstes Gefühl berief, welches sich diesem Argument unabtreiblich entgegen stemme? Wie kann die Vernunft mit unserm innern Gefühl dessen was recht ist in Widerspruch stehen? — Höre, wie ich mir dieses Problem auflöse, und sage mir deine Meinung davon. Das Gefühl, worauf sich meine Antisokratiker beriefen, ist nichts anders als eine dunkle Vorstellung des Widerspruchs, der zwischen dem nothwendigen Gesetz der Natur und den verabredeten Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft vorwaltet. Die Natur hat uns die Selbsterhaltung zur ersten aller Pflichten gemacht. Alle andern stehen unter dieser, und müssen ihr im Fall eines Zusammenstoſses weichen; denn um irgend eine Pflicht erfüllen zu können, muſs ich da seyn. Da also dieses Naturgesetz allen bürgerlichen vorgeht, so konnte Sokrates den Satz, daſs er sich keines Richteramtes über seine Richter anmaſsen dürfe, nicht gegen die Pflicht der Selbsterhaltung geltend machen. Du wirst mir vielleicht einwenden: „wenn dieser Schluſs gelte, so sey auch ein rechtmäſsig Verurtheilter befugt, sich der verdienten Strafe zu entziehen, wenn er könne“ — und ich habe keine andere Antwort hierauf als — Ja!

Auch Dionysius scheint, Trotz seinem Tyrannenthum, der Meinung zu seyn, daſs Sokrates sich hätte retten sollen, da er es mit Sicherheit konnte. Als neulich in seiner Gegenwart von dieser Geschichte gesprochen wurde, sagte er: Ich bedaure den alten

Mann; er sollte willkommen gewesen seyn, wenn er sich zu mir hätte flüchten wollen; weder seine Filosofie noch sein Dämonion sollte ihm die mindeste Anfechtung in Sicilien zugezogen haben. — Doch genug von einer Sache, die nun nicht mehr zu ändern ist.

Wenn euch Kleombrotus lieb ist, so verliert ihn ja nicht aus den Augen. Einem Schwärmer von dieser Stärke oder Schwäche (wie mans nehmen will) ist nicht über die Gasse zu trauen. Sein vertrauter Umgang mit dem jungen Plato hat ihm unwiederbringlichen Schaden gethan. Es ist mit schwachen Köpfen, die sich an solche meteorische Menschen hängen, wie mit Leuten von mittelmäſsigem Vermögen, die in vertrauter Gesellschaft mit reichen Prassern leben und es ihnen gleich thun wollen; sie gehen bey Zeiten zu Grunde, wiewohl sie keinen gröſsern Aufwand machen als den diese sehr wohl aushalten können. Plato ist ein weit gröſserer Schwärmer als Kleombrot; aber er ist ihm auch eben so sehr an Geisteskraft überlegen. Plato wird von seiner Schwärmerey, wie ein guter Reiter von seinem Pferd, immer Meister bleiben, oder doch nur selten und ohne Schaden abgeworfen werden; mit dem armen Faethon Kleombrot gehen die Sonnenpferde durch, und ich besorge es wird kein gutes Ende mit ihm nehmen. Ich habe nicht gern mit solchen Menschen zu schaffen; diefs war die Ursache, warum ich mich deinem Gedanken, ihn mit uns nach Syrakus zu nehmen, so ernstlich widersetzte.

Kleonidas könnte mir auch blofs als dein Freund nicht gleichgültig seyn; um so mehr danke ich dir für seine Bekanntschaft, da ich mir viel Vergnügen von ihr verspreche. Der Zufall, dafs seine aus der blofsen Fantasie gemahlte Hebe der jungen Musarion so ähnlich sah, ist in der That (vorausgesetzt die Ähnlichkeit sey wirklich so grofs als du sagst) ein artiger — Zufall, und weiter nichts. Denkst du dir etwas bey den Worten .. sympathetische Ahnung? Ich kann mir nichts dabey denken. Ich weifs von keiner andern Sympathie, als von Übereinstimmung der Gemüther aus Ähnlichkeit der Gefühle und Neigungen. Was hat aber diese mit Ahnungen zu thun? Wie käme der Mensch zu Ahnungen? Welches unsrer Organe sollte das Vehikel derselben seyn? Wenn ich Ahnungen zugeben müfste, so sehe ich nicht, warum ich nicht aus gleichem Grunde alles Wunderbare und Unglaubliche für möglich halten müfste, was unsre Mythologen aus Ägyptischen, Arabischen und Syrischen Sagen und

Volksmährchen in unsre Götter- und Heldengeschichte übergetragen haben. Alle diese Fantasmen gehören ins Gebiet der Dichter, und können unter ihren Händen zur Unterhaltung des groſsen Haufens, und, mit Geist und Geschmack behandelt, sogar zum Vergnügen der Verständigen dienen; aber in die Reihe der Ursachen, woraus die wirklichen Dinge erklärbar sind, sollen sie sich nicht stellen.

Dionysius, nach welchem du dich erkundigest, ist noch immer mit den gewaltigen Zurüstungen beschäftiget, deren Anfang du gesehen hast. Syrakus sieht wie ein einziger ungeheurer Werkplatz aus, wo sich alle wiederaufgestandene Kureten, Cyklopen, Chalyben und Telchinen der Vorwelt das Wort gegeben hätten, mit allen Künstlern und Werkmeistern der jetzigen Zeit zusammen zu kommen, um alles Metall im Schoſs der Erde und alles Holz auf ihren Bergrücken zu einer Unternehmung, wie die Welt noch keine gesehen hat, zu verarbeiten. Man muſs gestehen, daſs Dionysius alle mögliche Maſsregeln nimmt um seiner Sache gewiſs zu seyn, und daſs die Kunst, groſse Dinge mit kleinen Mitteln zu thun, keinen Reitz für seinen Ehrgeitz zu haben scheint. Es ist nun kein Geheimniſs mehr, daſs alle diese

Kriegszurüstungen den Karthagern gelten, und die Feindseligkeiten sind im Begriff auszubrechen.

Je näher ich die Syrakusaner kennen lerne, je mehr überzeuge ich mich, daſs die Athener (mit Erlaubniſs der schönen Lais zu sagen) ein gutartiges, lenksames und verständiges Volk in Vergleichung mit ihnen sind. Es ist leicht vorher zu sehen, daſs die Harmonie, die seit einiger Zeit zwischen ihnen und dem Dionysius zu bestehen scheint, von keiner langen Dauer seyn wird. Die Eupatriden von Syrakus können und werden sich nie mit ihm aussöhnen, und lauern Tag und Nacht, mit einer Unruhe und Ungeduld die er nur zu sehr gewahr wird, auf Gelegenheit, ihn entweder, wenn es mit Vortheil geschehen kann, offenbar anzugreifen, oder in eine der Schlingen zu locken, die sie ihm überall zu legen beflissen sind. Ich möchte wohl wissen, wie es möglich wäre, daſs ihn dieſs nicht miſstrauisch, argwöhnisch, feindselig und streng gegen Leute machen sollte, von deren versteckten Dolchen er allenthalben umringt ist. Man hört die bittersten Klagen, daſs keine zwey oder drey Bürger aus den höhern Klassen mit einander sprechen können, ohne sich von Aufpassern und Angebern belauscht zu sehen: als ob dieſs eine andere Ursache hätte, als weil Dionysius sicher darauf rechnen kann, daſs nicht leicht zwey oder drey Personen dieser Art beysammen stehen, ohne eine Verschwörung gegen ihn zu verabreden. Sie zwingen ihn zu tyrannischen Maſsregeln, und schreyen dann über seine Gewaltthätigkeit und Grausamkeit. Wäre er nicht immer von etlichen Freunden, die einerley Interesse mit ihm verbindet, und von einer ausländischen Leibwache, auf die er sich gänzlich verlassen kann, umgeben, so möchte er der weiseste und beste aller Fürsten seyn, er wäre seines Lebens keinen Augenblick sicher. Wahrlich es gehört ein Mann wie er dazu, ein Mann, dessen Karakter ein so sonderbares Gemisch von Feuer und Kälte, von strenger Vernunft und launenhaftem Witz, von Geschmeidigkeit und Unbiegsamkeit, Humanität und Grausamkeit ist, um sich unter solchen Umständen nur acht Tage auf dem Throne zu erhalten. Was das Volk im engern Sinn des Wortes betrifft, dieſs hängt zwar, dem Ansehen nach, ziemlich stark an ihm; aber es giebt nichts Veränderlichers in der ganzen Natur als die Sinnesart des Syrakusaners, und Dionysius weiſs recht gut, daſs er sich auf seine Popularität bey den untern Klassen eben so wenig verlassen kann, als er auf die Dankbarkeit eines Aristokraten zählen darf, dessen Zuneigung

Er von Korsaren gefangen und nach Marokko gebracht,
Wo sich die Tochter des Kaisers in seine Figur vernarret,
Viel Jahre in einem Thurm ihn füttert, Tag und Nacht
Mit Locken und Weinen und Flehn die Haut zu eng' ihm macht,
Und, ihrer Reitze gewiſs, stets seiner Besserung harret;

24.

Und endlich, da er wie Pech an seiner Amanda hält,
Den prächtigsten Hals, der den von Auroren und Floren
Und Frynen verdunkelt hätte, entblöſst, zu Füſsen ihm fällt,
Und fleht, zum wenigsten nur die einzige Lieb' in der Welt
Ihr anzuthun, und ein Messer ihr in die Brust zu bohren;
Doch alles umsonst! Indessen Amanda mit nacktem Fuſs
Die Welt durchläuft, vom schroffen Kaukasus
Nach Kadiz, von da zurück zur Stadt des Alabandus, 6)
Und Berg und Thal, und die Ufer von jedem berühmten Fluſs
Mit seinem Nahmen erfüllt, Amandus, ach Amandus!

er durch die ausgezeichnetsten Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht hat. Die arbeitsamen Klassen hängen jetzt an ihm, weil er ihnen viel zu verdienen giebt, und weil die groſsen Zurüstungen, woran sie für ihn arbeiten, groſse, wiewohl dunkle und unbestimmte Erwartungen in ihnen erregen, auf deren Ausgang sie gespannt sind; aber ich stehe ihm nicht dafür, daſs sie sich nicht, wenn der Krieg ausgebrochen seyn wird, beym ersten widrigen Zufall von irgend einem stürmischen Demagogen durch eine einzige mit emfatischen Frasen und gigantischen Figuren ausgestopfte Rede plötzlich umwenden, und dahin bringen lassen, die Waffen, an welchen sie jetzt arbeiten, anstatt gegen Karthago, gegen Dionysius zu gebrauchen. Auch versieht er sich keines bessern zu ihnen, wiewohl er ihnen äuſserlich das unbefangenste Vertrauen zeigt.

In Ermanglung andrer Vorwürfe — und in der That sehe ich nicht, was an seiner Regierung mit Grund auszusetzen wäre — bemühen sich seine Feinde, ihn dem Volk als einen Menschen ohne Religion und ohne Sitten verhaſst zu machen. Es giebt zwar schwerlich ein unmoralischers, verderbteres, leichtfertigers und ruchloseres Volk auf diesem Erdenrund als die Syrakusaner; alle

Laster, wegen deren ehemahls Sybaris, Krotona und Tarent berüchtigt waren, gehen unter ihnen ziemlich öffentlich im Schwang; Athen und Korinth haben dermahlen nichts vor ihnen in diesem Punkte voraus: aber dafür sind sie eifrige Götzendiener, und halten scharf über gewisse gesetzliche Formen. Weder das eine noch das andere ist bey Dionysius der Fall; er denkt sehr frey, und erlaubt sich zu handeln wie er denkt. Bekanntermaſsen nahm er sich, als die Syrakusaner in ihrem ersten Aufstand gegen ihn seine erste Gemahlin ermordet hatten, auf Einen Tag zwey andere (eine aus Lokri und die andere aus Syrakus) die mit ihm und unter sich selbst in dem besten Einverständnisse leben. Ich will die Freyheit, die er sich dadurch gegen die in Griechenland eingeführte Sitte herausnahm, keineswegs und am allerwenigsten aus politischen Gründen rechtfertigen; aber die Natur entsetzt sich doch nicht vor einer solchen That! Wenn die Bigamie gegen die Griechische Sitte ist, so ist hingegen die Vielweiberey in den Morgenlandern allgemein; und am Ende, wenn er mit seinen zwey Frauen und sie mit ihm zufrieden sind (wie das wirklich der Fall ist) wem kann es nicht gleichgültig seyn, ob er nur Eine Gemahlin und ein halb Dutzend Kebsweiber, oder zwey Gemahlinnen und kein Kebsweib hat? Aber du solltest hören, was diese tugendhaften Syrakusaner, die, ohne alles Bedenken, ehebrecherischer Weise so viele Frauen haben als sie bestreiten können, für ein Aufhebens über diese Unthat des Tyrannen machen, und was ihre ehemahligen Volksredner, aus dieser Veranlassung, der Tyrannie für Lobreden halten! Doch das alles ist nichts gegen eine andere Abscheulichkeit, die das tyrannische Ungeheuer begangen hat. Höre an und erstaune, daſs die menschliche Natur eines solchen Gräuels fähig ist! Du erinnerst dich vermuthlich noch der groſsen Bildsäule des Äskulaps mit dem langen dicklockichten massivgoldenen Barte, die in seinem Tempel zu Syrakus steht. Stelle dir vor, daſs der Unmensch — der jetzt freylich zu seinen groſsen Ausgaben viel Geld nöthig hat — sich gottesvergessener Weise erfrechte, dem marmornen Äskulap seinen goldnen Bart — abscheren zu lassen, und den Frevel noch gar durch einen Scherz (der freylich in einer Aristofanischen Komödie den Athenern groſsen Spaſs gemacht hätte) rechtfertigen zu wollen. Es sey gegen alle Zucht und Ordnung, sagte er lachend, daſs der Sohn einen so groſsen Bart führe, da sein Vater Apollo gar keinen habe. Mit einem ähnlichen Vorwand lieſs er Jupitern neulich seinen, ich weiſs nicht wie viele Talente schweren goldnen Mantel abnehmen. Was soll, sprach er, Jupitern ein goldner Mantel? Im Sommer ist er zu schwer, und im Winter zu kalt; Jupiter giebt mir seinen unbequemen Talar, den ich besser brauchen kann, und ich gebe ihm dafür einen hübschen wollenen, der für Sommer und Winter taugt, so ist beiden geholfen. Du kannst dir kaum vorstellen, Aristipp, welchen Schaden Dionysius sich durch diesen witzigen Tempelraub bey den gottseligen Syrakusanern gethan hat, und was er sich nun alles nachsagen lassen muſs, weil man einen Menschen, der so gottlose Dinge sagen und thun konnte, aller möglichen Abscheulichkeiten fähig hält.

Dionysius lacht dazu, und geht seinen Weg. Als ich ihm einsmahls meine Verwunderung darüber zeigte, wie er noch Lust haben könne, ein Volk zu beherrschen, das nicht werth sey einen guten König zu haben, antwortete er mir: „Ich weiſs nicht ob es irgendwo in der Welt ein Volk giebt, das einen guten König werth ist. Jedermann treibt was er am besten zu verstehen glaubt, und das erste, worauf er zu sehen hat, ist kein Pfuscher in seiner Kunst zu seyn. Hätte ich vor zwölf Jahren gewuſst was ich jetzt weiſs, so möchte ich vielleicht in der Dunkelheit geblieben seyn. Jetzt habe ich keine Wahl mehr, und da ich nun einmahl den König spielen muſs, so hätte ich Unrecht wenn ich ihn nicht gern spielte, und mir eine Art von Spaſs aus dem närrischen Wettkampf machte, worin ich mit den Syrakusiern befangen bin. Denn wirklich ringen wir aus allen Kräften mit einander, ich, ob ich sie durch eine vernünftige Regierung zwingen könne gerecht gegen mich zu werden; sie, ob sie mich durch Undankbarkeit und unartiges Betragen dahin bringen können, ihre Vorwürfe und Verläumdungen zu verdienen. Aber es soll ihnen nicht gelingen. Ich werde sie immer regieren wie sie es nöthig haben, mit dem Hirtenstabe, wenn sie fromme Schafe sind, mit der Peitsche, wenn sie die Affen mit mir spielen wollen. Wer den Syrakusanern an meinem Platz Gutes thun will, muſs es ihnen aufdringen, und auf ihren Undank rechnen. Ich mache mir nichts aus ihrem Haſs, wenig aus ihrer Liebe, bin gegen alles Böse, was sie mir thun können, auf meiner Hut, und gedenke bey dieser Methode ruhig auf meinem Bette zu sterben, ungeachtet sie gegen mich komplottieren werden, so lang' ich lebe."

Da alle Anscheinungen vermuthen lassen, daſs Sicilien der Schauplatz eines langwierigen Krieges werden dürſte, weil Karthago gewiſs alle ihre Kräfte zuſammennehmen wird, ſich in einer für ſie ſo wichtigen Inſel zu erhalten, ſo iſt es Zeit, daſs ich zur Ausführung meines Vorhabens, mein übriges Leben in einer der lebhafteſten Städte des Griechiſchen Aſiens zuzubringen, Anſtalt mache. Es würde ſchon eher geſchehen ſeyn, wenn ich mich nicht hätte bewegen laſſen, einigen jungen Leuten aus den erſten Häuſern dieſer Stadt in der Kunſt zu reden Unterricht zu geben, und ihren Übungen eine Zeit lang vorzuſtehen. Du wirſt dich vielleicht wundern, daſs ich mich, in dem Verhältniſs, worin ich mit dem argwöhniſchen Dionyſius ſtehe, zu einem ſo verdächtigen Geſchäft habe entſchlieſsen können. Er ſcheint aber wenig von den Rednern, die ich bilden werde, zu beſorgen. „Das hätte ich dir nicht zugetraut, Freund Hippias, ſagte er dieſer Tage lachend zu mir, daſs du meine Feinde eine ſo gefährliche Art von Waffen gegen mich gebrauchen lehren würdeſt.“ — Sie ſollen ſie für dich gebrauchen, König Dionyſius, nicht gegen dich. — „Darauf möcht' ich mich nicht verlaſſen, erwiederte er, aber ſo lange Zungen keine Dolche ſind, hat es nichts zu ſagen. Ich bin ſelbſt ein Liebhaber deiner Kunſt, und du wirſt mir erlauben, euern Übungen zuweilen beyzuwohnen.“ —

Wirklich kam er zwey oder dreymahl unversehens dazu, und setzte neulich, wie zum Scherz, einen Preis für die beste Lobrede auf den berüchtigten Tyrannen Busiris. „Ich habe starke Vermuthungen, sagte er lächelnd, daſs dieser Busiris, dem die Mythologen einen so bösen Nahmen gemacht haben, ein ganz guter Schlag von Fürsten gewesen ist.“ — Meine jungen Eupatriden strengten sich nun in die Wette an, wer den Busiris am spitzfündigsten rechtfertigen und lobpreisen könne, und der Preis wurde vom Dionysius selbst dem, der es — am schlechtesten gemacht hatte, zuerkannt. — Das schwör' ich dir zu, Aristipp, wenn ich Syrakus verlasse, wird der Tyrann der Einzige seyn, von dem ich mich ungern trenne.

Du siehst daſs wir in der guten Meinung von Dionysius nahe zusammentreffen; und daſs ich kein Bedenken tragen würde ihn, wenn es auf meine Stimme ankäme, zum Beherrscher des ganzen Siciliens zu machen. Wenn du ihn aber zum Autokrator aller Demokratien und Oligarchien in Griechenland zu erheben gedenkst, so möcht' ich dich wohl bitten, nur einen einzigen Freystaat von hinlänglicher Gröſse, um sich in der Unabhängigkeit erhalten zu können, übrig zu lassen; wär' es auch nur, damit wir und unsersgleichen nicht nöthig hätten unter den Garamanten oder Massageten Schutz zu suchen, wenn es unserm irdischen Jupiter etwa einfiele, den Tyrannen etwas derber mit uns zu spielen als unsrer persönlichen Freyheit zuträglich seyn möchte. Ich stehe dir nicht dafür, dafs nicht auch einem Dionysius so etwas — tyrannisches begegnen könnte.

9.

An Hippias.

Die Urtheile der Syrakusaner über die heroische Art, wie Sokrates die letzte Probe, worauf seine Tugend gesetzt wurde, bestanden hat, sind des Karakters, den du ihnen giebst, vollkommen würdig, edler Hippias. Es ist wirklich lustig, wenn solche Sybariten einen Mann wie Sokrates seine Pflichten lehren wollen. — „Es war seine Pflicht (sagen diese Virtuosen) Pflicht gegen Weib, Kinder und Freunde, sich selbst zu erhalten, und vornehmlich Pflicht gegen sein Vaterland, den Athenern die Nachreue über ein ungerechtes Urtheil zu ersparen. Denn, da er unschuldig war, so konnte ihn das Gesetz nicht verdammen; seine Verurtheilung war also eine schreyende Ungerechtigkeit.“ — Aber woher wuſsten denn die Richter daſs er unschuldig war? Die Klage schien bewiesen zu seyn, und er weigerte sich den Gegenbeweis zu führen. Die Richter muſsten, den Gesetzen zu Folge, nicht nach dem, was sie glaubten oder nicht glaubten, sondern nach dem, was vor Gericht bewiesen und verhandelt worden war, sprechen. Sokrates hatte also Recht zu sagen; er sey durch die Gesetze von Athen gerichtet worden, und müsse sich, als ein guter Bürger, dem Urtheil unterwerfen. — „Aber, sagen jene, er war sich doch seiner Unschuld bewuſst.“ — Unstreitig; die Frage ist nur: berechtigte ihn dieses Selbstbewuſstseyn, das Urtheil seiner Richter zu kassieren, oder (was auf das nehmliche hinausläuft) sich demselben durch die Flucht zu entziehen? Konnt' er das, ohne sich zum Richter über seine Richter aufzuwerfen? Welcher Staat in der Welt möchte bestehen können, wenn die Bürger berechtigt wären, die Urtheile ihrer Obrigkeit zu kontrolieren, und wenn jeder Ausspruch, den das Gesetz aus dem Munde seiner Wortführer über sie und ihre Handlungen, Ansprüche, oder Streitigkeiten unter einander, gethan hätte, einer eigenmächtigen Revision der interessierten Parteyen unterworfen wäre? Der Bürger eines Staats begiebt sich eben dadurch, daſs er sich den Gesetzen desselben und der gesetzmäſsig angeordneten Obrigkeit unterwirft, alles Rechts, sich gegen ihre Entscheidungen aufzulehnen, oder die Vollziehung derselben zu verhindern. — „Aber (wendet man ein) warum empört sich gegen diesen unläugbaren Ausspruch der Vernunft ein gebieterisches Gefühl in uns, welches wir nicht zum Schweigen bringen können?“ — Mich dünkt, Hippias, du hast hierauf die wahre Antwort gefunden. Dieſs Gefühl hängt an einer andern Ordnung der Dinge; es ist weder mehr noch weniger als der mächtige Erhaltungstrieb, den die Natur in alle lebende Wesen gelegt hat. Nur darin kann ich dir nicht beystimmen, wenn du diesen Trieb zum höchsten Naturgesetz und den Gehorsam gegen dieses Gesetz zu einer Pflicht machst, welcher alle andern weichen müssen; denn, nach meinem Begriff, vernichtest du dadurch sogar die bloſse Möglichkeit dessen was ich mit Sokrates Tugend nenne. Ich werde zur Selbsterhaltung von der Natur aufgefordert, und bin berechtigt, meiner Erhaltung alle andern Pflichten, im Fall des Zusammenstoſses, nachzusetzen; aber ich bin nicht dazu verbunden. Ich bin ein freyes Wesen; will ich mich meines Rechtes begeben und mich selbst für andere aufopfern,

25.

Nichts denkt, nichts sucht als ihn, vor lauter Liebe nicht Zeit
Zum Essen und Trinken hat, und, wenn sie aus Mattigkeit
Auch endlich einschläft, nur von ihrem Amandus träumet;
Vor keiner Stadt sich länger säumet
Als unter dem Thore zu fragen: O sagt mir, aber geschwind,
Ist mein Amandus nicht hier? — Bis endlich, wider Verhoſſen,
Nachdem sie beide, sich suchend, die Erde rund umloſſen,
Sie, vor dem Thor zu Lyon, wo sie zu Hause sind,
Einander in die Arme rennen,
Und, da sie kaum vor Freude noch rufen können:

26.

Lebt mein Amandus ⎫
Lebt meine Amanda ⎭ noch? — im nehmlichen Augenblick, todt
Zur Erde sinkend, die liebenden Seelen verhauchen.“
So weit läſst wohl die Prinzessin die Sachen ohne Noth

so ist keine Macht in der ganzen Natur berechtigt mich daran zu hindern. Beruht nicht die wesentlichste Pflicht des Bürgers, sein Leben für die Vertheidigung seines Vaterlandes zu wagen und hinzugeben, lediglich auf diesem Rechte? Überhaupt kenne ich keine Tugend, die nicht in freywilliger Aufopferung besteht, und von der Gröſse des Opfers ihren höhern oder niedern Werth erhält. Tugend ist, nach meinem Begriff, moralisches Heldenthum; niemand ist verbunden ein Held zu seyn. Ich verdenke es daher einem Schuldigen nicht, wenn er sein nach dem Gesetz verwirktes Leben durch die Flucht rettet: aber ich ehre und bewundere den Schuldlosverurtheilten, der lieber sich selbst aufopfern, als seinen Mitbürgern ein Beyspiel des Ungehorsams gegen die Gesetze geben will. Eine so edelmüthige Gesinnung mag (wenn man will) an jedem andern als etwas Verdienstliches angesehen werden: an Sokrates war sie nicht mehr, als was alle, die ihn kannten, von ihm zu erwarten befugt waren. Hatte er nicht bey jeder Gelegenheit zu erkennen gegeben, daſs er die Rechte des Menschen den Pflichten des Bürgers unterordne? Hatte er nicht das Hauptgeschäft seines Lebens daraus gemacht, seiner Republik gute Bürger zu erziehen, und sich selbst als ein Vorbild aller Bürgertugenden darzustellen? War es nicht eine auszeichnende Eigenschaft seiner Sittenlehre, daſs er sogar die guten Angewöhnungen, zu welchen uns die Pflicht gegen uns selbst auffordert, vorzüglich deſswegen zu empfehlen pflegte, weil sie uns geschickter machten, unsre Bürgerpflichten zu erfüllen? Wie wäre es einem solchen Manne angestanden, ein solches Leben, bloſs um dessen Dauer zu fristen, so nah am Ziele noch durch eine Handlung zu entehren, wodurch er seine eigenen Grundsätze so gröblich verläugnet haben würde? Die standhafte Weigerung, seine Bande von Kriton zerreiſsen zu lassen, setzte seinem ganzen Leben die Krone auf: da hingegen, wenn er dem Triebe der Selbsterhaltung und den Bitten seines Freundes nachgab, diese einzige Schwachheit seine eigene Überzeugung von der Wahrheit seiner Lehre verdächtig gemacht, und die gute Wirkung seines bisherigen Beyspiels entkräftet, ja bey vielen gänzlich vernichtet, ihn selbst aber auf ewig in den groſsen Haufen der alltäglichen Menschen herabgestoſsen hätte, die keinen höhern Beweggrund kennen als ihren persönlichen Vortheil, und immer bereit sind, diesem das Beste des ganzen Menschengeschlechts aufzuopfern.

Übrigens wollen wir nicht vergessen, daſs Sokrates auch von *seinem* Dämonion (wie er dem Kriton gesagt haben soll) von der Flucht aus dem Gefängniſs abgehalten wurde, und also voraus versichert war, daſs die Sache übel ablaufen würde. Ich denke, wir werden den *Helden* überhaupt kein Unrecht thun, wenn wir voraussetzen, daſs sie *alle*, so viel ihrer je gewesen sind, immer mehr oder minder ein wenig geschwärmt haben. Sokrates glaubte in ganzem Ernst an eine göttliche Stimme, die sich von Zeit zu Zeit in seinem Innern hören lasse; und für einen so einfachen schlichten Mann wäre dieſs Einzige schon mehr als hinreichend gewesen, ihm so viel Stärke zu geben, als er nöthig hatte, in einem Alter von mehr als siebzig Jahren dem Tode mit Muth entgegen zu gehen. Und so viel von Sokrates ehrwürdigen Andenkens.

Daſs unsre Freundin Lais in Milet Aufsehen macht, brauche ich dir kaum zu sagen; das versteht sich von selbst, wiewohl wenig Städte in der Welt seyn mögen, die sich schönerer Weiber rühmen können, als diese prächtigste, reichste und wollüstigste Handelsstadt von Ionien. Da sie sich öfters und allenthalben wo für sie selbst etwas merkwürdiges zu sehen ist, wenigstens durch das dünne Silbergewölk eines *Koischen*

Schleyers, sehen läſst, und hier ungefähr auf den nehmlichen Fuſs lebt wie zu Korinth, so fehlt es ihr unter den Ersten und Reichsten dieser üppigen Metropolis nicht an Anbetern, die sich in die Wette bestreben, einen günstigen Blick der Göttin auf sich und ihre angebotenen Opfergaben zu ziehen. Aber noch bleibt sie ihrem ersten Plan getreu, schreckt zwar niemand ab, muntert aber auch niemand auf, nimmt nur kleine unbedeutende Geschenke an, und macht einen Aufwand, als ob die Quelle, woraus sie schöpft, nie versiegen könne. Dieſs alles erhöht die Achtung nicht wenig, die man schon der bloſsen Schönheit, selbst in einem unscheinbaren Aufzuge zu erweisen geneigt ist; sogar die Hetären betrachten sie mit einer Art von Ehrfurcht, und würden sich geschmeichelt finden, wenn sie eine so vollkommne Person an der Spitze ihres Ordens erblickten. Man fragt einander, wer sie sey, und es gehen zwanzig verschiedene Mährchen, immer eines wunderbarer als das andere, über ihren wahren Nahmen und Stand, und ihre geheime Geschichte herum. Ich würde, wenn ich ihr Vertrauen auch weniger besäſse, leicht errathen, wohin dieſs alles zielt; und ich bin gänzlich der Meinung, daſs es der einzige Weg ist, ihren Wohlstand auf eine Art, die ihrer nicht ganz unwürdig ist, sicher zu stellen. Das nähere hierüber zu seiner Zeit.

Mein Kleonidas gefällt allgemein, und strahlt von Freude und Wonne, da er hier, mit lauter schönen Gegenständen umgeben, sich in seinem wahren Elemente fühlt, und wie er sagt, erst jetzt recht zu leben anfängt. Er findet in Milet alles beysammen, was den feurigsten Liebhaber der Künste die das Leben verschönern befriedigen kann: die herrlichsten Werke der edeln und zierlichen Ionischen Baukunst, eine zahllose Menge Bildsäulen von den besten Meistern, und reiche Gemähldesammlungen aus allen Schulen, vornehmlich von den berühmtesten Mahlern unserer Zeit, Polygnot, Zeuxis, Parrhasius, Timanthes, Pausias, Euxenidas, Apollodor, und andern. Er bringt einen grofsen Theil seiner Zeit damit zu, alle diese Kunstwerke zu studieren, und, indem er einem jeden das worin er vorzüglich ist, abzulernen sucht, zu einer eigenthümlichen Manier zu gelangen, die ihn von allen unterscheide, und ihm von niemand so leicht nachgemacht werden könne. Wie es ihm gelingen werde, wird die Zeit lehren. Noch ist er wenig mit sich selbst zufrieden, und schilt uns Idioten, wenn wir etwas schön finden, das er gemacht, oder vielmehr angefangen hat; denn noch kann er nicht von sich erhalten, etwas fertig zu machen. Vornehmlich preiset er sich glücklich, daſs er durch die Bekanntschaft mit Lais von seinen vermeinten Idealen, oder Fantasmen (wie er sie nennt) zur Natur selbst zurückgeführt worden sey. Wenn ich, sagt er, es einmahl dahin gebracht haben werde, irgend einen bestimmten Zug ihrer Augenbraunen richtig zu zeichnen, und nur eines ihrer Ohrläppchen so zu mahlen wie ich es sehe, will ich mich für keinen kleinen Künstler halten.

Kleombrot ist in seinem Ambracien angelangt, und ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, daſs ihn die vaterländische Luft vielleicht allmählich wieder zurecht bringen könnte. Wenigstens halte ich es für ein gutes Zeichen, daſs er die Trennung von der Gesellschaft, die er verlassen hat, zu fühlen, und, ohne es sich selbst zu gestehen, ganz heimlich sich zu uns zurückzuwünschen scheint. Sollte diese Disposizion zunehmen, und bis zur Sehnsucht steigen, so ist beschlossen, ihn zu uns einzuladen; und ich zweifle kaum, daſs die zärtliche Musarion sich keine groſse Gewalt anthun müſste, ihm den ersten Platz in ihrem Herzen wieder einzuräumen, wenn er mit einem aufgeheiterten Gesicht zu ihr zurück kehrte.

Ich bin im Begriff, eine Reise durch alle Städte von Ionien und Karien zu machen, und gedenke mich zu Efesus lange genug zu verweilen, um dich da zu erwarten. Was wolltest du länger in dem unruhigen Syrakus? Wie schön auch Himmel und Erde in Sicilien sind, mit dem warmen Glanze dieses Himmels der mich umflieſst, mit der üppigen Pracht dieser Erde, mit der herzerweiternden Milde der wollüstigen Blumenluft, die ich hier athme, kurz mit dem Leben in diesem Götterlande, ist nichts anders zu vergleichen.

10.

Kleombrotus an Aristipp.

Laſs ab von mir, guter Aristipp! Alle deine Mühe, mir das Bild des gewaltsam sterbenden Sokrates und das Gefühl meiner Undankbarkeit gegen ihn erträglich zu machen, ist vergeblich. Niemahls, niemahls werd' ich mir verzeihen können, daſs ich die heiligste der Pflichten einer fantastischen Leidenschaft und selbstsüchtigen Weichlichkeit aufzuopfern fahig war! Und daſs ich es nicht könne, —

daſs die Zeit, die alle andern Seelenschmerzen heilt, nur für die meinigen keinen Balsam habe, dafür hat Plato gesorgt.

Dieser Tage wird mir ein Buch von Athen zugeschickt, Fädon betitelt, worin Plato diesen Eleaten seinem Freunde Echekrates erzählen läſst, wie Sokrates am Tage seines Todes sich noch mit den Seinigen unterhalten und überhaupt bis zum letzten Augenblick sich benommen habe. Dem Buche war ein kleines Stück Papier beygefügt, worauf nichts als das einzige furchtbare Wort Lies! mit groſsen Buchstaben geschrieben stand. — Unmöglich könnt' ich dir beschreiben, wie mir beym ersten Anblick dieser Rollen zu Muthe war. Es währte eine gute Weile, bis ich nur die Buchstaben zu unterscheiden vermochte; mehr als einmahl ergriff ich das Buch mit zitternder Hand, und muſst' es immer wieder bey Seite legen. Aber, wie ich endlich die Augen wieder gebrauchen konnte, und bis zu der Stelle gekommen war, wo Fädon alle Athener, die sich an diesem traurig feyerlichen Tage um ihren dem Tode geweihten Freund und Vater versammelt hatten, aufzählt, und Echekrates fragt: Waren auch Auswärtige dabey? und Fadon den Simmias, Cebes und Fadondes von Theben, und den Euklides und Terpsion von Megara nennt, und dann auf die Frage: Wie? waren denn Aristipp und Kleombrot nicht auch da? die Antwort giebt: nein, es hieſs sie wären zu Ägina — fiel mir das Buch aus der Hand, mir ward finster vor den Augen und ich sank zu Boden.

Von diesem Augenblick an sind mir die schrecklichen Worte, „es hieſs sie wären in Ägina,“ nicht aus den Gedanken gekommen; sie erklingen immer in meinen Ohren, und stehen allenthalben mit kolossischen Buchstaben geschrieben, wo ich hin sehe. Aber von diesem Augenblick an stand es auch fest und unerschütterlich in meiner Seele, was mir noch allein übrig sey. — Beneidenswürdiger Aristipp! Dir that das verläumderische Gerücht Unrecht! Dich hatte die Pflicht nach Cyrene abgerufen! Aber ich Unglückseliger, ich war zu Ägina! — In wenigen Stunden konnt' ich zu Athen seyn — wuſste alles was vorgefallen war — hatte vierzig Tage um zur Besinnung zu kommen, und lieſs mich, bald durch falsche Scham, bald durch die unmännliche Furcht, ich würde den Anblick des geliebten Sterbenden nicht ertragen können, bald durch die thörichte Hoffnung daſs seine Freunde Mittel finden würden ihn zu befreyen, zurück halten, die schönste, dringendste, heiligste der Pflichten zu erfüllen! — Nein, Aristipp! muthe mir nicht zu, daſs ich mit dieser Furienschlange im Busen, mit diesem in meinem Innern wühlenden Bewuſstseyn, länger leben soll! Daſs ich leben soll, um in jedem Auge, das mich anblickt, die Worte zu lesen: Er war in Ägina! — O Sokrates! wenn noch ein Mittel ist deinen zürnenden Schatten zu versöhnen, so ist es dieſs allein! Wenn noch ein Mittel ist, meine Seele von diesem schwarzen Flecken zu reinigen, so ist es dieſs allein! Und wär' es (wie du sagtest) allen andern Menschen unrecht, eigenmächtig aus dem Leben zu gehen, ich bin ausgenommen! Mir ist es Pflicht, dich im Hades, im Elysium, im unsichtbaren Reiche der Geister, überall wo du auch seyn magst, aufzusuchen, und so lange zu deinen Füſsen zu liegen, bis du mir vergeben hast! — Wähne nicht ich schwärme, Aristipp! Meine Sinne sind in diesem Augenblick reiner, meine Seele freyer als jemahls — die Stunde ist da — Ich höre den dumpfen Ruf der Unterirdischen — Was säum' ich länger? Lebe wohl, Aristipp! — Lais! — Musarion! — Lebet wohl! Vergeſst mich! ich bin nicht würdig in euern Herzen fort zu leben. [2]

Nicht kommen! Mir däucht, sie weiſs das Leben besser zu brauchen,
Und fühlt wohl schwerlich von Mutter Natur sich bestimmt
Von *Sentimens* und von Ideen zu leben.
Mein gnädiger Herr, Sie müssen mir vergeben!
Sie suchen ein Ideal — Allein, der Weise nimmt
Die Dinge wie sie sind, und was der Topf bescheret
Würzt Hunger zu Götterkost, — wie unser Horaz uns lehret.

27.

Herr Ferafis hätte (da, in Gedanken verirrt,
Sein Herr auf sein Reden nicht achtet) noch lange so fortgedahlet,
Als durch ich weiſs nicht was, das aus den Büschen strahlet,
Im Staunen dieser, und jener im Plaudern gehemmet wird.
Sie nähern sich, und sehn durch's grüne Gitter
Der Hecken einen feinen Ritter,
Der ein Mahl über das andre zum Zeitvertreibe gähnt,
In blauen Waffen mit Gold an einen Baum gelehnt.
Er hatte den Ort, wie es schien, zum Mittagsmahl erkoren;
Zum wenigsten macht' ein Zwerg mit langen Faunenohren

11.

An Lais.

Der arme Kleombrot — gute Laiska! — doch, du hast eine starke Seele, meine Freundin, ich schone dich nicht. Hier ist sein Abschiedsbrief, und hier das Buch, das ihm den letzten Stoſs gegeben hat — den Stoſs, der ihn von einem Felsen des Ambracischen Ufers in die Wellen stürzte. Der arme Jüngling! Er war eines bessern Schicksals werth, und verdiente diesen kaltblütigen hämischen Dolchstoſs von der Hand eines ehmahligen Freundes nicht! — Ich gestehe dir, Lais, ich bin aufgebracht über diesen stolzen Abkömmling Poseidons. 5) „Es hieſs sie wären in Ägina.“ — Und wo war denn er? — Plato war krank, sagt' er. — Sonderbar genug! Er muſste also sehr krank, schlechterdings unvermögend seyn, sich von seinem Lager zu erheben, oder er hätte kommen sollen, und wenn er sich auch, gegen das Verbot seines Arztes, in einer Sänfte nach dem Kerker hätte tragen lassen müssen. Oder war er etwa nur krank, um desto mehr Freyheit zu haben, den sterbenden Weisen sagen zu lassen was ihm beliebte? Wirklich kann man sich eines solchen Argwohnes kaum erwehren, wenn man sieht, wie er den ehrlichen Sokrates noch in seinen letzten Stunden seine Freunde in den verschlungensten Irrgängen der subtilsten Dialektik herumtreiben laſst, und welche Mühe der gute alte Mann sich geben muſs, die simpelsten Dinge in unauflösliche Knoten zusammen zu drehen, bloſs damit der scharfsinnige Sohn des Ariston sich den Spaſs machen könne, sie entweder wieder aus einander zu wickeln oder zu zerschneiden, und seine Stärke in der eristischen Vexierkunst vor den Athenern, den groſsen Liebhabern von Hahnen- und Sofistenkämpfen, auszulegen. — Ich merke, liebe Laiska, daſs ich zu verstimmt bin, um dich, wenn ich so fortfahre, nicht sehr übel zu unterhalten: also lebe wohl, du Einzige, und vergiſs der Abwesenden nicht.

12.

Lais an Aristipp.

Nein, unglücklicher, aber guter und bey aller deiner Schwäche edelmüthiger Kleombrot, du sollst nicht vergessen werden! Und wenn noch etwas von dir übrig ist, dem es wohl thut wenn deine Freunde sich deiner oft mit Liebe und Wehmuth erinnern, so nimm diesen Trost mit dir hinüber in das bessere Leben, das dich dein Sokrates hoffen lieſs!

Wer hätte sich diesen Ausgang einbilden können, lieber Aristipp? — Und doch dringt sich mir zuweilen der Gedanke auf, *wir* hätten es *sollen*. Aber wer selbst wenig Anlage zu irgend einer Art von Schwärmerey hat, kann sich nie lebendig genug in einen solchen Kopf hineindenken, und läſst sich nicht träumen, was für Unheil er in einem mit lauter Zunder und Brennstoff angefüllten Gemüth anrichten kann.

Meine gröſste Sorge ist jetzt, die zarte Musarion stufenweise zu der fatalen Nachricht vorzubereiten. Erst wenn sie sich nach und nach an den Gedanken, daſs er nicht mehr ist, gewöhnt hat, darf sie die Art seines Todes erfahren. Ich traue dir zu, du werdest gern hören, daſs Kleonidas mir einen guten Theil dessen, was ich durch deine Neigung zum Landstreichen entbehre, zu ersetzen sucht; und dafür wirst du so artig seyn, auch ihm und mir zuzutrauen, daſs er nicht unglücklich in dieser Bemühung seyn könne. Begeistert von dem Antheil, den wir alle an dem Schicksal deines unglücklichen Freundes nehmen, und von Platons Schilderung der Todesstunde des Sokrates, hat er mir die Ideen zu zwey groſsen Gemählden mitgetheilt, womit er beiden ein Denkmahl zu stiften gesonnen ist. Zum ersten hat er bereits eine leichtgefärbte Zeichnung entworfen, die mir seinen Gedanken glücklich zu symbolisieren scheint. Die Scene ist ein weit in die See hervorragender kahler Felsen, an einem wilden klippenvollen Strande, den reitzenden Ufern einer entfernten, aus dem warmen rosigen Duft eines stillen Sommerabends, wie unter einem durchsichtigen Schleyer, hervorscheinenden Landschaft gegen über. Kleombrot, von der Reue in Gestalt einer Erinnys mit Schlangengeiſseln verfolgt, stürzt sich von der Spitze des Felsens herab: aber ein freundlicher Genius, mit mächtigen Flügeln über der schäumenden Brandung schwebend, ist bereit, den Fallenden in seine gegen ihn ausgebreitete Arme aufzufassen, um ihn an das entgegen liegende Ufer der Insel der Seligen zu tragen, wo Sokrates, zwischen Pythagoras und Solon, von verschiedenen andern Weisen und Heroen der Vorzeit umgeben, aus einem lieblichen Hayn ihm entgegen zu kommen scheint. Unter das Bild soll mit goldnen Buchstaben geschrieben werden: er war in Ägina und ist nun bey Sokrates.

Um den Tod des Sokrates so wahr als nur immer möglich darzustellen, wird er nächstens eine Reise nach Theben, Athen und Megara unternehmen, und sich mit den vorzüglichsten Freunden des Weisen, mit Kriton, Kritobul, Apollodor, Äschines, Antisthenes, Cebes und Euklides bekannt machen, um Zeichnungen nach dem Leben von ihnen zu nehmen, damit er sie in dem groſsen Gemählde desto richtiger bezeichnen, gruppieren und in Handlung setzen könne. Um den lieben Plato auch hier nicht leer ausgehen zu lassen, soll einer aus der Gruppe, die am entferntesten von der Hauptperson ist, seinen Nachbar mit dem Ausdruck der Verwunderung fragen: wo bleibt Plato?

und der andere wird mit Achselzucken antworten: es heiſst er sey unpäſslich. 4) Du siehest, Aristipp, wem Kleonidas durch dieses Parergon einen kleinen Liebesdienst zu erweisen hofft? — Der Einfall verdiente wenigstens einen Kuſs, hör' ich dich sagen. Auch bekam er ihn, in deinem Nahmen, auf der Stelle. Aber — wie es zuging weiſs ich selbst nicht recht — es muſsten wohl ein paar Nektartropfen zu viel darein gekommen seyn; denn — wir wurden beide ein wenig davon berauscht. — Laſs dir sagen, Freund Aristipp, — es ist ein gefährlicher Mensch, dein Kleonidas; du hättest ihn wohl können zu Hause lassen!

Mein Unstern fügte es, als ich zu Athen war, daſs Plato die ganze Zeit über abwesend seyn muſste; denn nun sehe ich erst, wie schmeichelhaft mir seine Eroberung gewesen wäre. Sein Buch hat mir eine groſse Meinung von der Feinheit seines Geistes und von seinem Dichtergenie gegeben. Wahr ists, man müſste den Sokrates gar nicht gekannt haben, wenn man nicht sehen sollte, daſs Plato sich groſse Freyheiten mit ihm herausnimmt; und ich wollte selbst meinen besten Halsschmuck dran setzen, er habe bey aller seiner Redseligkeit nicht den dritten Theil von allem dem gesagt, was ihn der junge

Schwätzer grübeln und subtilisieren läſst. Indessen ist doch nicht weniger wahr, daſs er die Eigenheiten seines Meisters mit vieler Gewandtheit nachzuahmen weiſs; und wiewohl er sie überhaupt (was den Nachahmern gewöhnlich zu begegnen pflegt) merklich übertreibt, so ist doch an vielen Stellen das Originale und Auszeichnende im Ton und in der Manier des Alten gar nicht zu verkennen. Aber was mir von diesem Schriftsteller, und dem, was er uns seyn könnte wenn er wollte, den gröſsten Begriff giebt, ist die Darstellung der letzten Stunde seines Helden, von dem Augenblick an, wo er sagt: es werde nun Zeit für ihn seyn, ins Bad zu gehen. Mich dünkt wir haben nichts so schönes in unsrer Sprache als diese Erzählung, die so ganz schlicht und anspruchlos aussieht, und in der doch, wenn ich nicht sehr irre, so viel wahre epische und psychagogische Kunst ist. Ich habe dieses Stück schon zum dritten Mahl gelesen, und jedes Mahl mit dem reinen Vergnügen und der völligen Befriedigung, die nur das hohe Schöne der Seele gewähren kann.

So viel Rühmens von dem Werk eines Menschen den du nicht liebst, und das freywillige Geständniſs — einer Untreue, in einem und ebendemselben Briefe, ist deiner

Filosofie beynahe zu viel auf einmahl zugemuthet, lieber Aristipp. Das möcht' es wirklich seyn, wenn du nicht wärest, was du bist; so einzig in deiner Art, wie deine Freundin Lais in der ihrigen. Was sollte sie dir nicht vertrauen dürfen?

15.

An Lais.

Ja wohl, schöne Lais, darfst du mir alles vertrauen! Du, der die Grazien einen Freybrief gegeben haben, nichts zu sagen noch zu thun was Aristipp nicht gut fände. Zudem ist Kleonidas mein anderes Ich; was du ihm thust, ist mir gethan; und wär' es nicht unter deiner Würde, die edeln Dienste meines Freundes nicht auf eine edle Art zu belohnen?

Wird er seine Reise bald antreten? Mich verlangt sehr, seinen Tod des Sokrates vollendet zu sehen. Sobald ich höre daſs er es ist, ergreife ich diesen Vorwand, um eine Lebende wieder zu sehen, die mir Amor selbst, wenn er ein Mahler wäre, nicht zu Danke mahlen könnte, und — fliege nach Milet zurück.

Hippias meldet mir, daſs er vor dem Ende dieses Monats zu Athen eintreffen werde, um von da nach Samos abzugehen, wo er seinen künftigen Wohnsitz aufzuschlagen beschlossen hat. Denke nur, der unbeständige Mensch hat die schöne Timandra einem seiner Freunde in Syrakus abgetreten! Ich weiſs, schreibt er mir, nichts an ihr auszusetzen, als daſs sie zu gut für mich ist. Wahrscheinlich hat er irgend einen geheimen Beweggrund, warum er frank und frey zu Samos anlangen will. — Ich habe ihm eine Abschrift des Fädon zugeschickt, und ihn in deinem Nahmen ersucht, uns über den spekulativen Theil desselben seine Meinung zu sagen.

Inzwischen unterschreibe ich, ohne daſs es mir die mindeste Gefälligkeit kostet, alles, was du Rühmliches von diesem sonderbaren prosaischen Gedichte gesagt hast. Denn eine Art von Gedicht ist es am Ende doch, und zum Dichter wäre Plato geboren gewesen, wenn ihn nicht sein böser Genius, neben seinem natürlichen Hang zum Fabulieren und Allegorisieren, noch mit einem unwiderstehlichen Trieb sich selbst und andre in dialektische Spinneweben zu verfangen gestraft hätte. Da ihm die schlichte populäre Filosofie des Sokrates kein Genüge that, vertiefte er sich schon früh in den Grübeleyen der Eleatischen und Pythagorischen Schule, die sich damit abgeben, das Innerste der Natur und den ersten Grund der Dinge, das Unendliche, den Ursprung der Welt, das Wesen der Materie und des Geistes, kurz, alles ergründen zu wollen, was nicht zu ergründen ist. Unbefriedigt schwärmte er nun von einem Systeme zum andern, baute bald auf diese, bald auf jene Hypothese, riſs dann, wenn er wieder einige Zeit um Sokrates gewesen war, wieder ein was er gebauet hatte, und würde vermuthlich zuletzt unter lauter Ruinen gelebt und nie etwas Haltbares zu Stande gebracht haben, wenn ihm die Muse, die ihm als sein guter Dämon zugegeben ist, nicht immer antriebe, aus den Bruchstücken, die in seiner Fantasie über und durch einander liegen, bald diesen, bald jenen luftigen und schimmernden Zauberpalast zusammenzusetzen. Jetzt ist er noch so voll von diesen Materialien, daſs ihm die Wahl weh zu thun scheint, und er uns lieber Alles auf einmahl geben möchte. In der That hat er in seinem Fädon so vielerley für Person, Ort und Zeit Schickliches und Unschickliches zusammengedrängt, daſs

28.

Sich viel zu thun, den Boden mit einem Tafeltuch
Zu decken, und eine Pastete mit andern Niedlichkeiten
Vor seinem Herren auszubreiten.
Der weise Feraſis fand den angenehmen Geruch,
Der ihm entgegen weht, von guter Vorbedeutung;
Sehr froh, daſs sich sein Prinz nicht abgeneigt bezeigt
Den Fremden kennen zu lernen. Sie folgen also der Leitung
Der spürenden Nase. Man langet an, man steigt
Vom Pferd, und gleich im ersten Entgegengehen,
Ist beiden, sie hätten einander schon irgendwo gesehen.

29.

Kaum haben die Herren sich genauer
Ins Auge geblickt, so erkennt mit angenehmem Schauer
Der schöne Amadis stracks im blauen Ritter den Mann,
Der von der Fee, durch die er dem Zauberthurm entkommen,
(Wovon vielleicht, was unlängst Feraſis

ich in diesem einzigen Dialog die Embryonen von zwanzig andern sehe, die er vermuthlich nach und nach auszubrüten gedenkt. Doch das möchte er immerhin, und viel Glücks dazu! Denn warum sollte er nicht Bücher schreiben, da er das Talent, seinen Gedanken jede beliebige Gestalt zu geben, und eine Fülle Attischer Redseligkeit in seiner Gewalt hat, und, sobald er nur will, den Verstand, die Einbildungskraft und das Gemüth seiner Leser zugleich in Bewegung zu setzen und zu unterhalten weiſs? — Aber wenn er fortfahren wollte dem guten Sokrates die Hauptrolle in seinen filosofischen Dramen aufzudringen, und gerade dem Manne, der die Filosofie vom Himmel oder vielmehr aus dem windigen Reiche der „regenbeladenen Jungfrauen“ des Aristofanes, wieder auf die Erde herabhohlte und in das häusliche und bürgerliche Leben der Menschen einführte, kurz sich ausschlieſslich mit einer Lebensweisheit beschäftigte, die für jedermann verständlich und brauchbar war, wenn Plato fortfahren wollte, seine Liebhaberey, abgezogene Begriffe bis zu einem unbrauchbaren Grad von Feinheit auszuspinnen, und die Leute mit Zweifelsknoten, die er selbst nicht aufzulösen weiſs, zu beunruhigen, gerade diesem Manne vor die Thür zu legen; dieſs, ich bekenn' es, würd' ich ihm nicht wohl verzeihen können. Freylich muſs es jedem erlaubt seyn, das Wahre, zu welchem so vielerley Wege führen, auf demjenigen zu suchen, den er für den nächsten oder anmuthigsten hält; nur stelle jeder sich selbst vor, und nehme sich nicht heraus, das Gesicht eines andern zu einer Larve vor sein eigenes zu machen.

Daſs Plato sich nicht zugleich mit dir in Athen befand, meine Freundin, hat deinen sieggewohnten Reitzen vielleicht eine kleine Demüthigung erspart; wenigstens hättest du dich in einen Hylas oder Hyacinth verkleiden müssen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. — Doch ich will ihm keinen Vorwurf aus den Versen machen, worin er (damahls selbst noch wenig mehr als ein Knabe) seine Leidenschaft für die schönen Knaben Aster, Alexis, Agathon, u. a. (vielleicht nur um die Mode mit zu machen) eine sehr feurige Sprache reden lieſs; denn es ist allerdings zu glauben, daſs Sokrates, zu welchem er sich seit seinem zwanzigsten Jahre ziemlich fleiſsig hielt, ihm diese kleine attische Unart abgewöhnt haben werde. 5)

Ich gedachte mich nicht länger zu Efesus zu verweilen, als nöthig war, eine alte Gastfreundschaft zwischen meiner Familie und einem hiesigen angesehenen Hause zu erneuern, und den weltberühmten Tempel der Efesischen Göttin zu besehen. Zufälliger Weise erfahre ich von dem alten Mahler Evenor, daſs sein ehmahliger Schüler Parrhasius (ein geborner Efesier) täglich erwartet werde. Der alte Mann legte einen besondern Nachdruck auf das Wort Lehrling, und schien sich nicht wenig darauf zu Gute zu thun, daſs er einen Schüler habe bilden können, der seinen Meister weit hinter sich zurückgelassen. Parrhasius langte den folgenden Tag an, und seine Bekanntschaft hat so viel anziehendes für mich, daſs ich schon eine ganze Dekade länger hier bin, als Anfangs meine Absicht war. Vielleicht wirst du das Vergnügen haben, ihn in Milet zu sehen. Ich wünsche es um Kleonidas willen, der, wofern wir dem stolzen Parrhasius verbergen daſs er sein Nebenbuhler in der Kunst ist, vielleicht Gelegenheit fände, ihm das eine oder andere von seinen Geheimnissen, die Färbung zu behandeln, abzuhaschen. Denn es ist unglaublich, was der Mann mit seinen vier Farben für Wunder thut.

Du bist mir, aller Wahrscheinlichkeit nach, groſse Entschädigung schuldig, meine schöne Freundin, und ich will dich vorher gewarnt haben, nicht zu sehr zu erschrecken, wenn ich in irgend einer schönen mondhellen Nacht, da du mich am wenigsten erwartet hättest, auf einmahl wie aus dem Monde gefallen, vor dir stehe, und mir — einen Abdruck des Kusses ausbitte, womit du den schönen Kleonidas unter die Götter versetzt hast. Denn dieſs ist, nach dem Ton seines letzten Briefes zu schlieſsen, der Fall mit ihm, wiewohl er so bescheiden ist, mir aus der Ursache seiner Apotheose ein Geheimniſs zu machen.

14.

An Kleonidas.

Ein glücklicher Zufall hat mich zu Efesus mit dem gröſsten Mahler unsrer Zeit in Bekanntschaft gesetzt. Du erräthst sogleich daſs ich den Parrhasius meine, von welchem die zwey kleinen Stücke in dem Landhause unsrer Freundin zu Ägina dich so sehr bezauberten, und von dessen Demos du mich mit einer Bewunderung, die an mir etwas ungewöhnliches ist, sprechen hörtest. In der That giebt es dermahlen noch schwerlich etwas vollendeteres in eurer Kunst, und ich wollte du entschlössest dich, bevor du an die Ausführung der beiden Denkmähler gehst, zu einer Reise nach Mitylene, bloſs dieses Gemähldes wegen, an welchem ein Auge wie das deinige so viel zu sehen und zu studieren finden würde.

Parrhasius ist ein feiner, stattlicher Mann, der, neben andern mit seiner Kunst in Bezug stehenden Kenntnissen, sich vorzüglich auf die Menschenkunde mit Ernst gelegt zu haben scheint. Von dem Künstlerstolz, den man ihm Schuld giebt, mag er wohl nicht ganz frey seyn; und warum sollte er auch nicht fühlen dürfen was er ist, und wie nahe die Mahlerkunst, die vor ihm noch in der Wiege lag, der Hora ihrer schönsten Blüthe durch ihn gebracht worden? Er spricht gern von dem, was er in dieser Rücksicht geleistet habe, und da ihn dieſs nothwendig auf den Zustand führt, worin er seine Kunst gefunden, so ist natürlich, daſs er an den Werken der alten Meister, ohne darum ungerecht gegen sie zu seyn, mehr zu tadeln als zu loben hat. Ob er aber eben so gerecht gegen seine jetzt blühenden Nebenbuhler, einen Zeuxis, Timanthes, Pausias, u. a. sey, lieſse sich fast bezweifeln; wenigstens hält er zurück, wenn die Rede von ihnen ist, und giebt, wenn dieses oder jenes von ihren Werken gerühmt wird, seine Beystimmung gewöhnlich nur mit den Achseln oder Augenbraunen. Man sagte mir, es sey eine von seinen Eigenheiten, daſs er beym Arbeiten, weder einen andern Mahler, noch jemand, der im Ruf eines Kenners der Kunst stehe, zusehen lasse. Gegen bloſse Liebhaber hingegen ist er desto gefälliger, und ich habe unter diesem Titel das Vergnügen gehabt, ihn an einem groſsen Gemählde arbeiten zu sehen, das die Entscheidung des Streits um die Waffen Achills zwischen Ajax und Ulysses vorstellt, und in kurzem zu Samos um den Preis mitwerben soll. Nur wenn er die letzte Hand an ein Werk legt, schlieſst er sich vor jedermann ein; vermuthlich weil er ein Geheimniſs besitzt, um seinen Gemählden den schönen Ton und das Lebenathmende und Beseelte zu geben, das so sehr daran bewundert wird. Ich sprach ihm von seinem Demos, wie einem bloſsen Liebhaber zukommt, mit Entzücken, und erhielt dadurch das Recht, ihm in gebührender Einfalt und Demuth die Frage vorzulegen: ob es wirklich seine Meinung gewesen sey, den Karakter des Athenischen Volks in diesem Stücke darzustellen? Er antwortete mir lachend: vermuthlich ist es dir von dem Besitzer unter dieser Benennung gezeigt worden? Da ich es bejahte, fuhr er fort: „ich will dir offenherzig sagen was an der Sache ist. Es war wirklich mein erster Gedanke daſs es ein allegorisches Gemählde werden sollte; aber die Schwierigkeit war, wie ich es anstellen wollte, die Widersprüche im Karakter des Athenischen Volkes so zu personificieren, daſs gescheidte Leute ohne Wahrsagergeist errathen könnten was ich wolle. In zwey Stücken, deren jedes nur eine Seite dieses Karakters gezeigt hätte, möchte dieſs allenfalls angegangen seyn, wiewohl die Sache noch immer groſse Schwierigkeiten hatte; aber auf Einer Tafel fand ich es platterdings unmöglich. Nach langem Hin- und Hersinnen, fiel mir ein, anstatt meine Absicht durch allegorische Personen erreichen zu wollen, würde ich besser zum Ziel kommen, wenn ich eine wieder auseinander gehende Volksversammlung schilderte, und zwar so, daſs man aus den verschiedenen Gruppen errathen könnte, was unmittelbar vorher verhandelt und beschlossen worden, und was dieser und jener für eine Rolle dabey gespielt habe. Ich gestehe, daſs ich diesen Gedanken für eine Eingebung meines guten Genius hielt, und ihn daher mit mehr als gewöhnlicher Begeisterung ausführte. Ich hatte nun Gelegenheit, alle die verschiedenen Züge, woraus der Karakter der Athener zusammengesetzt ist, auf die natürlichste Art in Handlung und Kontrast zu setzen. Mein Stück, wiewohl es im Grunde nichts mehr ist als was der Augenschein ausweist, wurde dennoch für den nachdenkenden Beschauer, der den Geist eines Gemähldes zu erhaschen weiſs, wirklich das, wozu ich es Anfangs machen wollte, eine Karakteristik der Athener, und da der Nahme Demos Athenäoon beides gleich schicklich bezeichnen konnte, so verkaufte ich es dem Liebhaber zu Mitylene unter diesem Titel, mit welchem es mich hoffentlich eine Weile überleben wird.“ — Gewiſs so lange, sagte ich, als die Erde mit einer allgemeinen Verbrennung oder Ersäufung verschont bleibt, wofern die Besitzer nur Sorge tragen, es vor dem nachtheiligen Einfluſs der Luft und der Sonne zu bewahren. — Meine Farben halten bis auf einen gewissen Grad beides aus, versetzte Parrhasius. — Du muſst deren wirklich ganz eigene und andere unbekannte haben, sagte ich, da du solche Wunder damit thun kannst. — Gleichwohl siehst du nur vier auf meiner Palette, war seine Antwort; — und nun hatte ich keine Lust weiter zu fragen. Parrhasius zeigte mir unter verschiedenen zum Verkauf fertigen Stücken zwey zusammen gehörende, die ich, ihres sonderbaren Effekts wegen, für unsre Freundin gekauft habe. Beide Tafeln stellen ebendenselben schwerbewaffneten Kriegsmann vor; auf der einen ist er in vollem Lauf begriffen, auf der andern legt er seine Rüstung ab, um auszuruhen; in beiden herrscht ein so hoher Grad von Wahrheit und Leben, daſs man ihn auf jener schwitzen zu sehen, und auf dieser keuchen zu hören glaubt. 6) Er war so zufrieden mit mir, als ich diese, eben nicht schwer zu machende Bemerkung machte, daſs er mich noch eine ziemliche Anzahl kleiner, auf elfenbeinerne Täfelchen gemahlter Stücke sehen lieſs, die an täuschender Lebendigkeit und Grazie der Ausführung, so wie an Leichtfertigkeit des Inhalts 7) alles weit übertreffen, was ich je in dieser Art gesehen habe. Laſs dir genug seyn, Kleonidas, daſs eine in Götterwonne hinsterbende Leda das züchtigste Stück von der ganzen Sammlung war. Da er mich etwas verlegen sah, — (du weiſst, ich liebe die Entweihungen der heiligen Mysterien Amors und Afroditens nicht) — sagte er mir ganz unbefangen: diese Scherze meines Pinsels sind eigentlich nur für mich selbst gemacht, und dienen mir zur Erhohlung nach ernsthaftern Arbeiten. Ich würde keines davon um irgend einen Preis verkaufen; nur diese Leda ist derjenigen bestimmt (wofern sich eine solche finden sollte) die schöner ist als sie, und statt des göttlichen Schwans — mit mir vorlieb nehmen will. Du siehst, Freund Kleonidas, daſs Parrhasius nicht nur ein groſser Mahler, sondern auch ein groſser Schalk ist, und die schwache Seite der Leden kennt. Wenn es nur auf die erste seiner Bedingungen ankäme, so wäre die seinige schon verspielt. Ich möchte wohl wissen was Lais zu diesem tollen Einfall sagt?

Parrhasius ist reich, und lebt auf einen ziemlich Asiatischen Fuſs. Ich sah verschiedene schöne Sklaven und Sklavinnen in seinem Hause, und eine der letztern schien mir seiner Leda sehr ähnlich zu sehen. Und so viel von deinem berühmten Kunstverwandten.

Ich brauche dir nicht zu sagen, wie ungeduldig ich nach der Ausführung deiner zwey herrlichen Ideen bin. Für die kleine Rache, die du für mich an dem spitznasigen Plato genommen hast, hat dir Lais, wie ich höre, schon in ihrem und meinem Nahmen gedankt. Strenger wird ihn hoffentlich sein eigenes Gefühl bestrafen, wenn er hören wird, daſs er mit drey hämischen Worten einen Jüngling, der wahrlich der Sokratischen Bildung Ehre gemacht haben würde, zur Verzweiflung getrieben hat.

Erzählte, noch Spuren in euerm Gedächtniſs lieſs)
An seiner Stelle Besitz genommen,
Als seine Fantasie sich abzukühlen begann.
Willkommen, ruft er, und drückt ihm beide Hände, willkommen,
Herr Antiseladon! Wie treffen wir hier uns an?

30.

Gestehen Sie mir's, Herr Bruder, Sie suchen Abenteuer
In diesem Gebirge? — „Nicht daſs ich wüſste, versetzt
Der Blaue; man wird der Ungeheuer,
Verwünschten Prinzessinnen, Feen, und Riesen und Zwerge zuletzt
So satt, daſs einer vor ihnen nach Grönland flüchten möchte,
Und wär' es auch auf einem Fischerkahn.“ —
Herr Bruder, das nenn' ich Spleen, erwiedert jener; man dächte
Was Ihnen die armen Prinzessen und Feen zu Leide gethan. —
„Nur gar zu viel Gutes, Herr Bruder, die reine Wahrheit zu sagen,
Und mehr als Fleisch und Blut geschickt sind zu ertragen.

15.

Lais an Aristipp.

Läugne nur nicht, Aristipp, daſs du eifersüchtiger bist, als du mir und vielleicht dir selbst gern gestehen möchtest. Wenn es so ist, so hast du Unrecht, mein Freund. Ein Kuſs ist am Ende doch nichts mehr als ein Kuſs, und wenn in einer kleinen Berauschung auch ein halbes Dutzend daraus geworden wären, so sollte, dächt' ich, um eines so guten Einfalls willen wie der, wofür Kleonidas sie bekam, eine solche Kleinigkeit einem Freunde wohl zu gönnen seyn. Oder könntest du auch nur im Traume den Argwohn hegen, ich sey leichtsinnig genug, meine Musarion um einen Liebhaber wie Kleonidas bringen zu wollen? Ich werde dir, mit deiner Erlaubniſs, keine weitere Erläuterung über diese Sache geben; genug wenn ich dir sage, daſs zwischen ihnen beiden eine Art von Freundschaft (wie sie es nennen) erklärt ist, die ich, ohne mich deutlich heraus zu lassen, auf alle Weise begünstige, und, wenn sie noch einige kleine

Proben ausgehalten hat, zu beiderseitiger Zufriedenheit in einen ehelichen Liebesknoten zusammen zu stricken gesonnen bin. Musarion ist eines Mannes wie Kleonidas werth, und Kleonidas könnte in allen drey Welttheilen schwerlich ein Mädchen finden, das in jeder Beziehung, es sey als Freundin und Lebensgefährtin, oder als Mutter seiner Kinder, oder als Gespielin seiner fröhlichen Stunden, oder als Modell für seine Lieblingskunst, sich besser für ihn schickte, als meine Musarion, die zu einer seltnen Schönheit und Anmuth, und einem Gemüth, daſs die Keime aller weiblichen Tugenden in sich trägt, gerade so viel Verstand und Witz zum Antheil bekommen hat, als ein Weib im Kreise des häuslichen Lebens nöthig haben kann. Ich glaube, mich der Pflicht, die mir ihr edler Vater auferlegt hat, nicht besser als durch eine solche Verbindung entledigen zu können, und ich freue mich voraus, daſs mein Plan deinen Beyfall haben wird.

Eurybates ist seit kurzem nach Athen zurückgekehrt, und wir werden die Lücke, die ein so angenehmer Gesellschafter in unserm Zirkel läſst, nicht so leicht ersetzt bekommen. Er hat mir mit einem schönen Medischen Eunuchen, der ein trefflicher Sänger und Citherspieler ist, ein Geschenk gemacht. Was konnt' ich da weniger thun, als ihm die Charis Droso zum Gegengeschenk aufzudringen? — Oder zweifelst du etwa, daſs ich groſsmüthig genug zu einem solchen Opfer war? — Gleichwohl that ichs nicht. Ich begnügte mich, ihr die Freyheit zu schenken, und überlieſs es ihr selbst, mit ihrer Person nach eignem Belieben zu schalten. Eurybates verliert nichts dabey. Sie begleitet ihn nach dem schönen Athen, und wenn sie die Sokratischen Lehren, die ich ihr mitgegeben habe, befolgen will, so wird sie wahrscheinlich Ursache haben, mit ihrem Loose zufrieden zu seyn. — Ich pfusche der Ehestifterin Here ziemlich stark ins Handwerk, wie du siehst; es ist eine wahre Liebhaberey bey mir, und muſs wohl an einer Person, die so ungeneigt ist sich selbst binden zu lassen, seltsam genug scheinen. Erkläre dirs wie du kannst; ich mag mir den Kopf nicht zerbrechen, die Ursache davon zu ergründen.

Du schreibst mir, du habest den Hippias in meinem Nahmen ersucht, uns seine Gedanken über die letzten Reden des Sokrates im Fädon mitzutheilen. Wozu das? Was kümmert michs, wie Hippias über diese Dinge denkt? Wenn ich Jemands Gedanken darüber wissen möchte, so sind es die deinigen; wenigstens so lange ich keinen andern kenne, mit dem ich, in allem was Interesse für mich hat, lieber sympathisieren möchte als mit dir.

16.

Kleonidas an Aristipp.

Fast besorge ich, Freund Aristipp, irgend eine gefällige Efeserin habe das Bild unsrer edeln Freundin in deinem Kopf ein wenig abgebleicht. Du möchtest wissen, schreibst du mir, was sie zu dem Preise, den Parrhasius auf seine Leda setzt, sagen würde? — Das will ich dir nicht verhalten, mein Lieber. „Parrhasius, sagte sie, mag nur in Zeiten, wofern es nicht schon geschehen ist, für eine hübsche Anzahl Kopien sorgen; denn an Leden, die seinen Preis nicht zu hoch finden werden, kann es ihm so leicht nicht fehlen; und er wird wahrscheinlich, wenn ihm die Lust ankommt den Schwan zu spielen, jede lebende schöner finden als seine gemahlte.“ — Dieſs ist alles was sie sagte, und ich dächte das hättest du errathen können.

Ich bin im Begriff nach Theben und Athen abzugehen, und hoffe meine Leute in wenig

Tagen beysammen zu haben. Denn ich brauche nichts als Umrisse und hier und da einen karakteristischen Strich; das übrige soll sich wohl in meinem Gedächtniſs erhalten. Meinen Rückweg werde ich über Samos nehmen, wo bey einer öffentlichen Gemähldeausstellung Parrhasius und Timanthes mit einigen andern um den Preis streiten werden, den eine Gesellschaft von Kunstliebhabern auf die beste mahlerische Darstellung des Streits um die Waffen Achills im Lager der Griechen vor Troja ausgesetzt hat. Doch, das hast du ja schon vom Parrhasius gehört. Die Reise nach Mitylene hat mir ein glücklicher Zufall erspart. Der Besitzer des berühmten Demos Athenäoon ist vor einiger Zeit gestorben; seine gesammelten Kunstwerke werden von seinen Erben verkauft, und jenes kostbare Stück hat Hegesander, ein Günstling des Plutus zu Milet, um fünfhundert Dariken an sich gebracht. Ohne Zweifel wird es, um die Zeit da du nach Milet zurück kommst, in seiner Galerie zu sehen seyn. Parrhasius hat viel geleistet; aber die Kunst ist unendlich. Keiner kann Alles, keiner erreicht das Ziel, und selbst in dem, worin Einer alle seine Vorgänger übertroffen hat, kann und wird er von irgend einem Nachfolger übertroffen werden. Zeuxis wird wegen der Richtigkeit seiner Umrisse und des Täuschenden seiner Farbung bewundert: Parrhasius glaubt, es ihm in beiden zuvorzuthun, und hat vielleicht Recht; aber daſs er die höchste Stufe in beidem schon erstiegen habe, glaube ich wenigstens nicht, wenn ich auch nicht sagen könnte, worin, geschweige wie er übertroffen werden könne. Die Fortschritte, welche die Mahlerkunst in den letzten dreyſsig Jahren gemacht hat, sind zum Erstaunen; laſs uns noch dreyſsig oder vierzig Jahre leben, und wir werden vielleicht aus den Schulen derer, die jetzt den Vorsitz haben, eines Parrhasius, Timanthes, Zeuxis, Pausias, Künstler hervorgehen sehen, die diese eben so weit hinter sich zurücklassen, als sie ihren Lehrmeistern vorgesprungen sind. 8) Da ich des Timanthes erwähnt habe, darf ich nicht vergessen, daſs er sich diesen ganzen Monat über zu Milet aufgehalten hat, um das Gemählde zu vollenden, womit er zu Samos um den Preis streiten will. Ich habe mich, wie du denken kannst, um seine Freundschaft beworben; Lais begegnet ihm mit ausgezeichneter Achtung, und er fehlt nie bey den Symposien, die sie den vorzüglichsten Männern, Einheimischen und Fremden, welche sich hier aufhalten, häufig zu geben pflegt. Zur Erkenntlichkeit hat er sie mit einem kleinen Gemählde beschenkt, worauf Hebe der Götterkönigin ein Schale mit Nektar reicht, und in dieser die schöne Lais, in jener die liebliche Musarion unverkennbar ist, wiewohl ihm keine von beiden gesessen hat. Ehe ich dieses Stück sah, hatte ich keinen Begriff davon, daſs man gemahlten Augen so viel Geist, gemahlten Lippen und Wangen eine so herzgewinnende Beredsamkeit geben, und aus dem Ganzen einer nachgeahmten Gestalt einen so täuschenden Widerschein des unsichtbaren Innern hervorleuchten lassen könne. Ich muſste mich sehr irren, oder hier ist mehr als Parrhasius. — Timanthes würde sich auch ohne sein Talent, in jeder guten Gesellschaft als ein vorzüglicher Mensch ausnehmen; so wie unter seinen Kunstverwandten wenige seyn mögen, die mit so viel Ursache zum Stolz eine so edle Art von Bescheidenheit besitzen wie er.

Aus unsrer Vaterstadt, lieber Aristipp, habe ich kürzlich so gute Nachrichten erhalten, daſs die immer näher rückende Aussicht an meine Zurückkunft mich erfreuen würde, müſst' ich mich nicht von so manchen liebenswürdigen Personen trennen, die ich in Griechenland zurücklassen werde, mit der Gewiſsheit sie nirgends wieder zu finden, als vielleicht da, wo der arme Kleombrot zu frühzeitig hingegangen ist.

17.

Hippias an Aristipp.

Kaum kann ich glauben, daſs die schöne und — allzuweise Lais im Ernst zu wissen verlange, was ich von dem Fädon des jungen Plato halte. Wenn sie ihn (was ich doch voraussetzen muſs) gelesen hat, so kann sie sich selbst am besten sagen, ob sie durch die vorgeblichen Beweise der Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit der Seele, die er seinem Meister in den Mund legt, überzeugt ist oder nicht. Ich für meine Person erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben etwas frostigeres und weniger befriedigendes über diesen Gegenstand gehört oder gelesen zu haben. Wahrlich es steht schlecht mit der Hoffnung derer, die sich ewig zu leben wünschen, und weil das Recept zu Medeens Kräuterbad verloren gegangen ist, und die Quelle der Jugend erst noch entdeckt werden soll, kein andres Mittel, ihres Wunsches theilhaft zu werden, sehen, als nach dem Tode in einer unsichtbaren Welt ein neues Leben zu beginnen, — es steht (sage ich) schlecht um ihre Hoffnung, wenn sie auf keinem festern Grunde ruht, als auf der Behauptung: „es müsse auf den Tod ein neues Leben folgen, weil das Erwachen aus dem Schlaf entstehe, und beides eine nothwendige Folge davon sey, daſs jedes Ding, dem Etwas entgegen gesetzt ist, aus diesem Entgegengesetzten entspringe.“ Was wird die Nachwelt (wofern dieses Platonische Machwerk seinen Schöpfer überleben sollte) von Sokrates und von denen, die ihn für einen Weisen hielten, denken müssen, wenn sie liest, daſs er ein paar Stunden vor seinem Tode seine besten Freunde, lauter gesetzte und zum Theil schon bejahrte Leute, mit so läppischen Fragstücken, wie man sie etwa an ein Kind von drey Jahren thun könnte, unterhalten habe; und sollte sie wohl glaublich finden, daſs so verständige junge Männer, wie Cebes und Simmias, sich diese kindische Art von Belehrung hätten wohlgefallen lassen? Oder was denkst du daſs man zu einem Dialog, im Geschmack der kleinen Probe, die ich mir (Wunders halben) abzuschreiben die Mühe geben will, sagen werde?

Sokrates zu Cebes. Was meinst du, Cebes, ist irgend etwas dem Leben so entgegengesetzt als das Schlafen dem Erwachen?

Cebes. Allerdings.

Sokrates. Was denn?

Cebes. Gestorben seyn.

Sokrates. Entstehen nicht beide aus einander entgegen gesetzten Dingen, und muſs es nicht mit ihren respektiven Entstehungen (γενεσεις) eben dieselbe Bewandtniſs haben?

Cebes. Wie könnt' es anders?

Sokrates. Ich will dir nur das eine Paar der so eben genannten Dinge sagen, so wohl sie selbst als ihre Entstehungen; und du sagst mir dann das andere. Ich setze also, schlafen, und wachen, und nun sag' ich: aus dem Wachen entsteht das Schlafen, und umgekehrt aus dem Schlafen das Wachen, und ihre Entstehungen sind, vom einen das Einschlummern, vom andern das Aufwachen. Hab' ich es deutlich gesagt oder nicht?

Cebes. Sehr deutlich.

Sokrates. Nun sage du mir auch, wie es sich mit dem Leben und dem Gestorben seyn verhält. Sagst du nicht, daſs Leben das Gegentheil sey von Gestorben seyn?

Cebes. Allerdings.

Sokrates. Und daſs sie aus einander entspringen?

Cebes. Ja.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

31.

Mein Unglück, mit Einem Wort, ist — daſs ich zu glücklich bin.
Sie halten dieſs vermuthlich für baren Eigensinn?
Ich prahle nicht gern, doch so ist wahrlich nicht länger zu leben!
Die Damen sollten sich wirklich ein wenig theurer geben.
O! goldne alte Zeit, wo bist du hin geflohn,
Die einst die zärtlichen Ufer des sanften Lignon beglückte?
Als ihren frommen, verliebten, getreuen Seladon
Asträa um einen Kuſs auf ewig ins Elend schickte;
Um einen armen Kuſs zu Lindrung seiner Qual,
Den er, als Nymfe verkleidet, auf ihren Lippen stahl!

32.

Da Jahre kamen und gingen, eh' sich ein Hirt erfrechte
Und, bleicher als ein Gespenst, den Hut in der bebenden Hand,
Mit stammelnder Zunge der strengen Hirtin gestand,

Sokrates. Was wird also aus dem Lebenden?

Cebes. Das Gestorbene.

Sokrates. Und aus dem Gestorbenen?

Cebes. Nothwendig mufs man bekennen, das Lebende.

Sokrates. Diesem nach, mein lieber Cebes, entstehen die Lebenden aus den Gestorbenen?

Cebes. So scheint es.

Sokrates. Unsre Seelen sind also im Hades?

Cebes. Man sollt' es denken.

Sokrates. Und, was ihre beiderseitigen Entstehungen betrifft, liegt nicht die eine klar am Tage? Denn Sterben ist doch etwas Augenscheinliches; oder nicht?

Cebes. Ganz gewifs.

Sokrates. Wie wollen wir nun weiter verfahren? Wollen wir das, was aus dem Gestorbenseyn entsteht, nicht ebenfalls für etwas Entgegengesetztes halten? Sollte die Natur nur hier allein hinken? Oder müssen wir eine dem Sterben entgegengesetzte Entstehung annehmen?

Cebes. Das müssen wir allerdings.

Sokrates. Was für eine also?

Cebes. Das Wiederaufleben.

Sokrates. Wenn nun ein Wiederaufleben Statt findet, wäre da nicht das Wiederaufleben eine Entstehung des Lebenden aus dem Gestorbenen?

Cebes. Unstreitig.

Sokrates. Wir sind also genöthigt als etwas Ausgemachtes einzuräumen, daſs die Lebenden eben sowohl aus den Gestorbenen entspringen, als die Gestorbenen aus den Lebenden: und wenn dieſs ist, so haben wir einen hinreichenden Grund anzunehmen, daſs die Seelen der Verstorbenen irgendwo seyn müssen, von wannen sie wieder geboren werden können?

Cebes. Aus dem Eingestandenen folgt dieſs nothwendig, u. s. w.

Nun frage ich dich, Aristipp, ob das unauslöschliche Lachen der seligen Götter im ersten Buch der Ilias hinlänglich wäre, eine solche Manier zu filosofieren nach Würden zu belachen? Und in was für ein unendliches und unermeſsliches Wiehern müſsten erst die besagten Götter (die über ihren neuen, dienstfertig von einem zum andern herum hinkenden Mundschenken so entsetzlich lachen konnten) ausbersten, wenn sie ein Paar gravitätische Leute unter den Wolken, über Dinge wovon sie nichts verstehen noch wissen können, im höchsten Ernst so possierlich irre reden hörten? Gleichwohl läſst Plato den guten alten Sokrates, seinen ganzen Sterbetag über, in diesem Geschmack dialogieren, und der ganze Diskurs dreht sich immer um diesen feinen Beweis herum. Und welch ein Beweis! Aus einer Indukzion, die am Ende auf ein bloſses Spiel mit Worten hinaus läuft, und auf dem grundlosen Vorgeben beruht: Wenn zwey einander entgegengesetzte Dinge auf einander folgen, so entstehen sie aus einander! Diesem Grundsatz zu Folge könnt' er uns eben so bündig beweisen, ein Hungriger müsse nothwendig satt werden, wenn er gleich nichts zu essen hat, oder die alte Hekube müsse wieder jung und eine zweyte Helena werden; denn Hunger und Sättigung, Alter und Jugend, Runzeln und Schönheit sind einander entgegengesetzt und folgen auf einander, müssen also eben so nothwendig aus einander entspringen, als das Wachen aus dem Schlafen und das Leben aus dem Tode. Der Beweis müſste sich gut ausnehmen, wenn er, nach dem obigen Muster, in kurzen Fragen und Antworten, mit möglichster Langweiligkeit geführt würde! — Und dennoch hat der sinnreiche junge Mensch in seiner subtilen Einbildungskraft Mittel gefunden uns etwas noch Lächerlicheres zum Besten zu geben. Wenn er beweisen könnte, meint er, daſs unsre Seelen vor diesem Leben schon irgendwo da gewesen wären, so hätte er damit so gut als bewiesen, daſs sie auch nach demselben irgendwo seyn könnten. Und wie führt er diesen Beweis? Alle Menschen, sagt er, bringen eine Art von Begriffen mit auf die Welt, die sie weder durch ihre eigenen Sinne noch durch fremden Unterricht erlangen. Wer daran zweifelt, lege nur dem ersten besten Kinde von drey oder vier Jahren Fragen vor, zu deren Beantwortung nichts als gemeiner Menschenverstand erfordert wird, und das Kind, wenn es recht gefragt, das heiſst, wenn ihm die Antwort auf die Zunge gelegt wird, wird auch allemahl die rechte Antwort geben. Man zeige ihm z. B. zwey Stücke Holz von ungleicher Gröſse, und frage: sind diese Stücke Holz gleich groſs? so wird es ohne Anstand mit Nein antworten. Wie könnt' es aber das, wenn es nicht schon einen Begriff von der absoluten Gröſse und Gleichheit hätte, den ihm doch gewiſs weder seine Amme noch sein Pädagog beygebracht haben? Woher also könnte das Kind den Begriff vom Groſsen und Gleichen an sich, das weder Holz noch Stein noch irgend etwas anderes in die Sinne fallendes ist, sondern bloſs, als das für sich bestehende Groſse und Gleiche, mit dem Verstande angeschaut werden kann, woher könnt' es diesen Begriff haben, wenn es ihn nicht schon vor seiner Geburt, also in einem vorhergehenden Leben, bekommen hätte? Und wie hätte es ihn auch in diesem erhalten können, wenn es nicht in einer Welt gelebt hätte, wo Groſs und Gleich, Rund und Eckicht, Warm und Kalt, kurz alle durch die Sprache bezeichnete abstrakte und allgemeine Begriffe, wie sie Nahmen haben mögen, als selbstständige, wiewohl unkörperliche und übersinnliche Wesen, eine uns Sterblichen unbegreifliche Art von Existenz haben, oder vielmehr die einzigen wahrhaft und ewig existierenden Dinge (τα οντως οντα) sind? In dieser unsichtbaren Welt lebten einst unsre Seelen, mitten unter diesen, nur dem reinen Verstand anschaubaren Dingen, das wahre Geister- und Götterleben; und vermuthlich wird uns Plato (der in diesem Lande Nirgendswo ganz zu Hause zu seyn scheint) künftig noch offenbaren, wie es zugegangen, daſs unsre besagten Seelen aus einem so herrlichen Zustande in den schlammichten Pfuhl der Materie herabgeworfen, und in thierische Körper, als in eine Art von dunkeln unterirdischen Kerkern (wie er sagt) eingesperrt worden, wo sie durch die fünf Sinne, als eben so viele Spalten in der Mauer, die Schatten jener wirklichen Wesen erblicken, und bey diesen wesenlosen Erscheinungen sich jener, wiewohl nur dunkel, wieder erinnern. Genug vor der Hand, daſs es so und nicht anders ist, und daſs, nach Platons positiver Versicherung, nichts thörichter und erbärmlicher seyn kann, als der unglückliche Wahn, worin wir andern gemeinen Menschen befangen sind, als ob die Erde, worauf wir herum kriechen, die wahre Erde, und das Scheinleben in dieser Sinnenwelt, zu Korinth, Ägina oder Milet, wo wir uns (unter den gehörigen Bedingungen) sehr wohl zu befinden glauben, das wahre Leben sey. Nichts weniger! Im Gegentheil, es ist ein so elender Zustand, daſs der ärmste Sklave in den Bergwerken von Laurium, wenn er wie Plato filosofieren könnte, unendlich glücklicher wäre, als mein Freund Aristipp an einem mit allem, was Land und Meer köstliches hat, besetzten Tische, der schönen Lais gegenüber, in der auserlesensten, fröhlichsten Gesellschaft und unter den angenehmsten Unterhaltungen. Kurz, so lange unsre Seelen, an den Leib gefesselt, in den finstern Höhlen und Grüften dieser unterirdischen Erde schmachten, und bis sie durch den Tod — der aber freylich nur dem Platonisierenden Filosofen ein freundlicher Genius ist — wieder ins wahre Leben geboren, und zum Anschauen und unmittelbaren Umgang mit den sämmtlichen Nenn- und Zeit- auch Vor- und Verbindungswörtern an sich emporgestiegen seyn werden, ist (auſser dem filosofischen Tod, wodurch der Platonische Weise sich bereits in dem gegenwärtigen Scheinleben eine freylich noch etwas ärmliche Art von Existenz verschaffen kann) an kein wahres Leben, geschweige an etwas, das den Nahmen Glückseligkeit verdiente, zu gedenken.

Frage doch die schöne Lais in meinem Nahmen, wie sie sich in der Gesellschaft dieser Platonischen Stammwesen, zwischen der selbstständigen Langweile und dem absoluten Hojahnen, gefallen würde, und sie wird mir hoffentlich zu gut halten, daſs ich mich über solche Hirngespenster nicht ernsthafter erkläre. In der That kann ich es mir selbst kaum verzeihen, daſs ich mich so lange dabey aufgehalten, zumahl da ich mich dadurch so verstimmt habe, daſs ich dir nichts weiter zu schreiben weiſs, als daſs ich vor wenigen Tagen zu Samos angekommen bin, und durch die gute Besorgung meines Freundes Zenodor sogleich eine bequeme Wohnung bezogen habe, worin ich dich je eher je lieber zu bewirthen hoffe.

13.

Aristipp an Lais.

Wenn der Brief des Hippias, von welchem ich dir hier eine Abschrift überreiche, Stoff zu angenehmer Unterhaltung in einem deiner musurgischen Abendgesellschaften geben könnte, so würde ich mich wegen der kleinen Ungebühr, wodurch ich ihn erschlichen habe, hinlänglich entschuldiget halten. Du wirst finden, daſs er ein wenig unbarmherzig mit dem armen Plato umgeht, und das neu ausgestellte hermafroditische Mittelding von Dialektik und Poesie von einer zu schiefen Seite betrachtet, um ihm völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Indessen scheint doch Plato selbst (zu seiner Ehre gesagt!) keine groſse Meinung von der Stärke seiner Beweise für das künftige Leben unsrer Seelen im Hades und in der überirdischen Erde zu hegen; auch geht auf dem langweilig fortschneckenden Wege des Fragens und Antwortens so viel Kraft verloren: die wackern Thebanischen Jünglinge, Cebes und Simmias, die dadurch entbunden werden sollen, fühlen sich durch die Operazion so abgemattet, und die so mühsam zur Welt gebrachte Frucht selbst scheint so viel dabey gelitten zu haben, — daſs es mich nicht wundert, wenn die sämmtlichen Interessenten kein sonderliches Vertrauen in ihre Dauerhaftigkeit zu setzen scheinen, und sich des Zweifels, ob es auch richtig mit der Niederkunft zugegangen, nicht recht erwehren können. Wie sollten sie auch, da Sokrates selbst sich am Ende, wie es nun Ernst werden soll, mit bloſsen Vermuthungen und Hoffnungen behilft, und die reine Auflösung des Problems von der Erfahrung, die er zu machen im Begriff ist, erwartet?

Es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um zu sehen, daſs über den Zustand der Seele nach dem Tode nicht eher etwas entschieden werden kann, bis erst eine befriedigende Antwort auf folgende Fragen gefunden ist: Was ist unsre Seele? — Wo und was war sie, bevor sie mit diesem Leibe verbunden wurde, ohne dessen Vermittlung sie, dermahlen, weder empfinden, noch denken, noch wirken kann? — Ist diese Unentbehrlichkeit ihres Organs eine bloſse Bedingung unsers gegenwärtigen Lebens? Oder kann sie auch ohne dasselbe, als ein für sich bestehendes Wesen, fortfahren zu denken und zu wirken? Und, wofern dieſs nicht möglich wäre, kennen wir irgend ein Gesetz oder eine Veranstaltung in der Natur, vermöge deren sie wieder mit einem andern, ihrem Bedürfniſs angemessenen Leibe versehen werden könnte und müſste?

Es fehlt viel, daſs der Platonische Sokrates auch nur Eine dieser Fragen so beantwortet hätte, daſs die Unmöglichkeit des Gegentheils augenscheinlich wäre. Gesetzt aber auch sie könnten so beantwortet werden, so wäre uns doch nur die Möglichkeit der Sache begreiflich gemacht, und es käme noch immer darauf an: ob alles Mögliche auch erfolgen müsse? oder, ob nicht die Erfahrung der einzige Weg sey, worauf wir gewiſs werden können, daſs unsre Seelen den Verlust ihres Organs wirklich überleben werden?

Bey dieser Bewandtniſs der Sache ist klar, daſs, so lange die Menschen nicht Mittel finden, den dichten Vorhang, der noch immer vor die Mysterien der Natur gezogen ist, aufzuziehen, nichts völlig gewisses über das Fortdauern der Seele und ihren Zustand nach diesem Leben festgesetzt werden könne. Hoffnungen, Vermuthungen, Hypothesen, sind alles, womit derjenige sich behelfen muſs, der sich in den Gedanken nicht beru-

Daſs er — doch ihrem Geschmack am ewigen Jungfernstand
Unpräjudicierlich — sein Herz ihr gern zum Opfer brächte!
Da man zehn Prüfungsjahre nicht mehr als billig fand,
Und eh' das liebende Paar um den ersten Kuſs sich verglich,
Oft mehr als die Hälfte von beider Leben verstrich!“ —
Und Sie, ruft Amadis, wollten hiezu die Stimme geben?
Sie wünschten Sich wirklich, im Ernst, in Seladons Zeiten zu leben?

33.

Was haben, Grausamer, Ihnen die unsern denn gethan? —
„Herr Ritter, hören Sie nur erst meine Geschichte an,
Sie werden, das bin ich gewiſs, mir Ihren Beyfall geben;
In einem Stündchen ist alles abgethan!
Doch lassen Sie uns vorher mit Saft von Cyprischen Reben
Und einem leichten Mahl, so gut der Mantelsack

higen kann: Alles unter der Sonne hat einen Anfang und ein Ende; nichts besteht immer unter seiner gegenwärtigen Gestalt; alle Naturwesen, die wir kennen, haben einen gewissen Punkt der Reife, nach dessen Erreichung sie wieder abnehmen, und endlich, indem sie in ihre ersten Bestandtheile wieder aufgelöset werden, aufhören zu seyn was sie waren. Sollte nicht auch der Mensch sich dieses allgemein scheinende Naturgesetz, wofern es wirklich allgemein wäre, gefallen lassen? Warum nicht, wie ein gesättigter Gast von der Tafel der Natur aufstehen und sich schlafen legen? — „Um nie wieder zu erwachen?“ — Warum nicht, wenn wir dazu geboren sind? — Oder fühlst du auch, Laiska, daſs etwas in dir ist, das sich gegen diesen Gedanken auflehnt? Eine Art von dunkelm aber innigem Gefühl, daſs dein wahres eigentliches Ich eben darum immer fortdauren wird, weil es ihm unmöglich ist, sein eigenes Nichtseyn zu denken; weil wir ohne Unsinn zu reden nicht einmahl vom Nichtseyn reden können? Sollte die Behauptung, „daſs das Selbstständige in uns, welches unter allen Veränderungen, denen es unterworfen seyn mag, immer sich selbst gleich bleibt, unvergänglich sey, noch einen andern Beweis bedürfen, als diesen: daſs es uns eben so unmöglich ist Etwas als Nichts, wie Nichts als Etwas zu denken; und daſs sich weder eine Ursache, wie, noch ein Zweck warum es zu seyn aufhören sollte, ersinnen läſst? Sollte dieſs nicht die ganz einfache natürliche Ursache seyn, warum uns der Gedanke an den Tod so selten und wenig beunruhigt? Wenn er sich uns auch darstellt, so wirkt er wenig mehr auf uns, als wenn uns jemand in gröſstem Ernst versicherte, wir seyen nicht da, wiewohl wir selbst uns unsers Daseyns aufs lebendigste bewuſst wären.

Ich rede, wie du siehst, von Menschen unsers gleichen; denn daſs es mit denen, die unter der Gewalt einer ungezügelten Einbildungskraft stehen und sich vor den Schreckbildern des Tartarus und Pyriflegeton grauen lassen, gleiche Bewandtniſs habe, will ich keineswegs behaupten. Indessen begehre ich eben so wenig zu läugnen, daſs unsre Ruhe bey dem Gedanken des Todes, in so fern sie sich auf die gefühlte Unmöglichkeit des Nichtseyns gründet, nicht vielleicht eine bloſse Täuschung sey, die aus dem üppigen Gefühl einer vollströmenden Lebenskraft entspringen, und uns dereinst, wenn die Quelle zu versiegen beginnt, wieder verlassen könnte.

Es wäre also nicht überflüssig, wenn wir der Natur noch andere Fingerzeige ablauerten, die uns auf Betrachtungen hin wiesen, wodurch wir der Unzulänglichkeit jenes ahnenden Gefühls zu Hülfe kommen könnten. Sollte Plato nicht am Ende doch Recht haben, wenn er behauptet: unsre Seele bedürfe des Leibes nicht schlechterdings zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen; er sey ihr darin mehr hinderlich als behülflich, und sie würde ohne ihn nur desto besser denken und wirken können? — Daſs er (wie es seine Art ist) die Sache übertreibt, und Folgen daraus zieht, vermöge deren er den Körper als ein Gefängniſs der Seele betrachtet, dadurch wollen wir uns nicht irre machen lassen. Wir gönnen ihm diese Vorstellungsart sehr gern, und er wird uns dafür erlauben, unsern Körper (dermahlen wenigstens) für ein ganz bequemes, mit allem Nöthigen und vielem Nützlichen und Angenehmen wohl versehenes Wohnhaus unsrer Seele anzusehen. Die Frage sey also jetzt nur: kann unsre Seele, unter gewissen Umständen, der Organe ihres Körpers zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen entbehren, oder nicht? — Was wir schlafend in Träumen erfahren, wird uns vielleicht einiges Licht hierüber geben können. Es ist wohl kein Zweifel, daſs wir im Traum ohne

Zuthun unsrer Augen und Ohren sehen und hören, ohne Hülfe der Füſse gehen, ohne die Sprachwerkzeuge wirklich zu gebrauchen reden, kurz, daſs die Seele zu wachen glaubt und sich in voller Aktivität befindet, während ihr Körper in tiefer Ruhe abgespannt und unbeweglich da liegt, und die Organe der Sinnlichkeit und die äuſserlichen Gliedmaſsen uberhaupt, so viel wir wenigstens wissen, nicht das geringste zu den Verrichtungen derselben beytragen. Aber hüten wir uns, einen zu raschen Schluſs aus dieser Erfahrung zu machen. Auch im Traume bleibt die Seele an ihren Körper gebunden; sie wähnt mit seinen Augen zu sehen, mit seinen Ohren zu hören, und sich aller seiner Gliedmaſsen, mit und ohne ihre Willkuhr, zu bedienen; kurz, ihr Körper (wiewohl er keinen Antheil an dem, was in ihrem Innern vorgeht, zu nehmen scheint) bleibt auch im Traume ihr unzertrennlicher Gefährte, der beständige Typus ihrer Vorstellungen, und das unmittelbare Werkzeug ihrer unfreywilligen Empfänglichkeit sowohl, als ihrer willkuhrlichen Selbstbewegungen.

Indessen ist bemerkenswerth, daſs sie in diesem sonderbaren Zustande zwar immer mit ihrem Körper vereinigt ist, aber viel weniger von ihm eingeschränkt wird als im Wachen. Wir versetzen uns mit der Leichtigkeit einer Flaumfeder in einem Augenblick an die entferntesten Orte, wir fliegen ohne Flügel durch die Luft, gehen unbenetzt und unversengt durch Wasser und Feuer, u. s. w. auch sind die Beyspiele nicht selten, daſs unsre geistigen Kräfte im Träumen viel höher gespannt sind als im Wachen, und daſs wir Dinge vermögen, wozu wir wachend entweder gar keine oder eine nur geringe Anlage besitzen.

Seltner, aber doch zuweilen, ist es als ob wir zu einer höhern Art von Existenz gelangt wären; wir sehen schärfer, hören feiner, fühlen zärter, als im Zustande des Wachens; die Gegenstände unsrer Liebe zeigen sich uns wie durch ein reineres Medium, und die Gefühle und Gesinnungen, die sie in uns erzeugen, sind von aller gröbern Sinnlichkeit dermaſsen geläutert, daſs wir darüber erstaunen müſsten, wenn sie uns in diesem erhöhten Zustande nicht ganz natürlich vorkämen. Ich selbst, Laiska, habe dich im Traume (was unglaublich ist) noch schöner gesehen als du mir wachend erscheinst; ich wuſste daſs du es warst, und doch sah ich die himmlische Göttin der Schönheit und Liebe selbst in dir, und es giebt keine Worte, das was ich fühlte zart und rein genug auszudrücken.

Sollte sich nun aus allem dieſem nicht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schlieſsen laſsen: unsre Seele, — die im Träumen ohne wirkliche Hülfe der äuſsern Sinne sieht und hört, und desto schönere Erscheinungen hat, desto leichter, fröhlicher und unbeschränkter ihre eigenen Kräfte spielen läſst, je gröſser die Unthätigkeit des Körpers ist — sie werde, durch die gänzliche Befreyung von den Einschränkungen desselben sich selbst nur desto stärker fühlen, ihre mannigfaltigen Kräfte nur desto freyer und freudiger entwickeln, und, mit Einem Wort, anstatt aufzuhören zu seyn, erst recht zu leben anfangen? Man sollt' es meinen; und doch wäre dieser Schluſs noch zu rasch. Unser Freund Hippias könnte uns einwenden, „der Körper sey im Zustande des Träumens so unthätig nicht als es scheine; blieben gleich die äuſsern Organe dabey aus dem Spiele, so seyen ohne Zweifel die innern desto geschäftiger; die allgemeine Erfahrung, daſs zu schönen, anmuthigen und mit einer Art von poetischer Wahrheit zusammengesetzten Träumen ein gesunder Schlaf nothwendig sey, ein Fieberkranker hingegen von lauter wilden, düstern, wahnsinnigen und schreckhaften

Träumen geängstigt werde, diese Erfahrung allein beweise schon hinlänglich, daſs der Körper zu unsern Träumen mehr beytrage, als wir angenommen hätten, und wir seyen also noch keineswegs berechtigt, von der Selbstthätigkeit unsrer Seele im Träumen auf die Fortdauer derselben nach der gänzlichen Trennung vom Leibe zu schlieſsen.“ — Was hätten wir wohl hierauf zu antworten?

So leicht, denke ich, wollen wir uns die Waffen nicht aus den Händen ringen lassen. Der letzte Einwurf wenigstens wird uns wenig zu schaffen machen, denn er ist vielmehr für als wider uns. Gerade der Umstand, daſs ein gesunder, d. i. ein ruhiger Schlaf, ein sehr gemäſsigter Lauf des Blutes und eine allgemeine Erschlaffung der Nerven, nothwendige Bedingungen derjenigen Art von Träumen sind, auf welche wir unsere Vermuthungen gestützt haben, gerade dieser Umstand beweiset, daſs die Seele im Träumen der Mitwirkung des Körpers wenig oder gar nicht bedarf; und daraus, daſs unordentliche Bewegungen und stürmische Erschütterungen des animalischen Systems das Gehirn mit wilden und gräſslichen Fantomen anfüllen, folget keineswegs, daſs auch zu den schönen und anmuthigen, ja zuweilen sogar sinnreichen und sublimen Träumen, die uns im Zustande eines ruhigen Schlummers erscheinen, eine besondere Mitwirkung des Körpers nöthig sey. Nicht so leicht dürfte hingegen der Behauptung, — „daſs bey aller Ruhe der äuſsern Organe die innern — des Gehirns vermuthlich — desto geschäftiger im Träumen seyn könnten,“ — mit Grund zu widersprechen seyn, da es uns noch viel zu sehr an Beobachtungen und genauer Kenntniſs der feinsten Theile unsers Körpers mangelt. Aber führt uns nicht dieser Einwurf selbst auf den Gedanken: daſs das innerste und unmittelbarste Organ unsrer Seele (eben dasselbe, das bey den Träumen, wovon die Rede ist, mitwirken soll) aus einem unendlich feinern Stoff als der gröbere Körper, der ihm gleichsam nur zum Tribonion dient, gebildet, und von einer so vollkommenen und unzerstörbaren Natur seyn könnte, daſs die Seele immer damit bekleidet bliebe, und nach der Trennung von ihrem sichtbaren Körper, vermittelst desselben sowohl ihr eigenes Geschäft fortsetzte, als in einer Art von Zusammenhang mit der äuſsern Welt verbliebe, oder vielmehr sich zwar in eine neue Welt versetzt fände, aber auch sogleich in derselben zu Hause wäre, und indem sie ihren neuen Zustand an den vorigen anzuknüpfen wüſste, im Grunde doch ihre vorige

Art zu seyn, nur auf eine ihrer Natur gemäſsere Weise fortsetzte?

Der Einwurf, „daſs sich das wirkliche Daseyn eines solchen unsichtbaren Seelenorgans nicht beweisen lasse,“ braucht uns nichts zu kümmern; denn, da es bloſs darauf ankommt, uns irgend ein mögliches Mittel, wie die Seele nach dem Tode fortdauern könne, zu denken, so ist es schon genug, daſs uns die Unmöglichkeit desselben nicht bewiesen werden kann: ob es sich wirklich so verhalte, kann die einzige Offenbarerin dessen was wirklich ist, die Erfahrung, allein bewähren.

Indessen bedürfen wir auch dieser Hypothese nicht, um zu begreifen, wie unsre Persönlichkeit, oder das, was unser eigentliches Ich ausmacht, und was man gewöhnlich unter dem Wort Seele versteht, nach der Trennung vom Körper fortdauern könne. Wenn wir sehen, so ist es ja nicht das Auge, wenn wir hören, nicht das Ohr, was sich der Vorstellung bewuſst ist, die durch das Sehen und Hören in uns veranlaſst wird, die Seele ist es welche sieht und hört, so wie sie allein es ist, was, aus jenen Darstellungen der Sinne, Begriffe und Gedanken erzeugt, sie vergleicht und unterscheidet, trennt und zusammensetzt, u. s. f. Die Art und Weise, wie unsre Seele mit ihrem Körper zusammenhängt, ist eines der unerforschlichen Geheimnisse der Natur; ich weiſs nichts davon: aber daſs dieses Ich, das sich selbst fühlt, sich selbst betrachtet, sich selbst bewegt, sich vieles Vergangenen erinnert, viel Künftiges vorhersieht, und, indem es beides mit dem Gegenwärtigen verbindet, der Baumeister einer eigenen Welt in sich selbst wird; dieses Ich, dessen wesentlichste Bedürfnisse Wahrheit, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit sind, das nur durch den Genuſs derselben befriedigt wird, und immer beschäftigt ist, sie in sich selbst und auſser sich hervorzubringen, — daſs dieses Ich ein von meinem Körper ganz verschiedenes Etwas ist, dieſs weiſs ich so gewiſs, als ich mir selbst bewuſst bin. Warum also sollte aus meiner dermahligen Einschränkung durch einen organischen Körper nothwendig folgen, daſs er mir zu meinem Daseyn, oder, was eben so viel ist, zum Gebrauch meiner Kräfte und Fähigkeiten, in und auſser mir, schlechterdings unentbehrlich sey? Ist diese Folgerung nicht von eben derselben Art, wie der Irrthum jenes Fuſsgängers, der den ersten Thessalischen Reiter, den er zu Gesicht bekam, für einen Centauren ansah, weil er sich nicht vorstellen konnte, daſs der Reiter,

Von meinem Zwerg es giebt, die Lebensgeister erfrischen.
Für unsers gleichen taugt kein leckerhafter Geschmack;
Der Zufall pflegt in Bergen und öden Gebüschen
Uns irrenden Rittern gar oft noch schlechter aufzutischen.“

sobald es ihm beliebe, absteigen und auf seinen eigenen Füſsen gehen könne?

Und nun, liebe Laiska, dünkt dich nicht auch, wenn wir alle diese Betrachtungen mit der vorhin erwähnten Unmöglichkeit, uns selbst als nicht existierend zu denken, zusammen nehmen, es entstehe daraus ein hinlänglicher Grund für uns, den Tod, den der Pöbel sich als das schrecklichste aller schrecklichen Dinge vorstellt, für den Übergang zu einer höhern Art von Daseyn zu halten, und, ohne ihn zu wünschen oder zu beschleunigen, ihm, wenn er von selbst kommt, eben so ruhig ins Gesicht zu sehen, als Sokrates?

Was denkst du dazu, meine Freundin? — Was mich betrifft, ich denke in diesem Augenblicke, daſs ich vermuthlich der erste Mensch in der Welt bin, der sich einfallen lieſs, eine Frau wie du — mit Todesbetrachtungen zu unterhalten, und, was noch sonderbarer ist, der gewiſs seyn kann, die Grazien, Scherze und Freuden, die dich immer und überall umgeben, nicht dadurch verscheucht zu haben.

19.

Lais an Aristipp.

Ich bin eine zu groſse Liebhaberin vom Leben, mein lieber Aristipp, als daſs ich mich nicht sehr gern überreden lassen sollte, daſs ich immer leben werde. Ich rechne es dem spitzfündigen Plato (der so viel dabey gewänne, wenn er es weniger wäre) zu keinem geringen Verdienst an, daſs er dir durch seinen Fädon Anlaſs gegeben, mich über diesen Punkt (der am Ende doch Alten und Jungen, Schönen und Häſslichen gleich angelegen seyn muſs) mit mir selbst ins Reine zu bringen. Indessen mag es wohl ganz gut für uns seyn, daſs alles Gewicht der Gründe, die uns den Tod in einem so fröhlichen Lichte zeigen, dennoch keine völlige Gewiſsheit hervorbringt; so daſs ein Sokrates selbst nicht mehr dadurch gewinnt, als es zuletzt, mit einer gewissen zwischen Hoffnung und Gleichgültigkeit leise hin- und herschwebenden Ruhe, darauf ankommen zu lassen, was an der Sache seyn werde. Wären wir völlig gewiſs, daſs uns der Tod zu einer so groſsen Verbesserung unsrer Existenz befördern werde, wie ihn andern Filosofen uns so sinnreich vorzuspiegeln wiſst, wer wollte in den nackten Felsen von Serifos grau werden, wenn er nur seinen Kahn vom Ufer abzuschneiden brauchte, um in das zauberische Land der Hesperiden oder in Platons überirdische Erde hinüber zu fahren? Denn was dieser seinen Sokrates über unsre vorgebliche Soldatenpflicht — „unsern Posten nicht eher zu verlassen bis wir abgelöst werden“ — sagen läſst, überzeugt mich nicht; und ich sehe nicht ein, was meine Freyheit über mich selbst zu gebieten beschränken sollte, sobald meine dermahlige Existenz nicht anders als unter unerträglichen Bedingungen verlängert werden kann.

Es ist sehr artig von dir, Lieber, daſs du es in meine Wahl stellst, ob ich mit oder ohne Körper fortzuleben hoffen will. Als ich deinen Brief erhielt, saſs ich eben einem groſsen Spiegel gegenüber, und (ich gestehe dir meine Thorheit) ich konnte mich nicht entschlieſsen, bey meiner künftigen Reise in die Geisterwelt, nicht wenigstens die Gestalt, die mir entgegen sah, mitzunehmen, wenn ich auch allenfalls groſsmüthig genug seyn könnte, dem palpabeln Theil meines dermahligen Doppelwesens zu entsagen. Ob ich selbst ein zu materielles Wesen bin, oder woran es sonst liegen mag, genug ich kann mich mit der Vorstellung einer so ganz ausgezogenen splitternackten Seele nicht befreunden; ein wenig Drapperie muſs um mich herflieſsen; darauf habe ich, wie du weiſst, nun einmahl meinen Kopf gesetzt. Der subtile Leib, den du meiner Seele zugestehst, würde mir also seiner Leichtigkeit und Gewandtheit wegen nicht übel behagen; aber die **Unsichtbarkeit**, die du ihm (ich weiſs nicht warum) beyzulegen beliebst, steht mir nicht an, und ich muſs dich bitten, ihn mit so viel Lichtstoff zu durchweben, daſs er wenigstens aus einem halbdurchsichtigen Rosenwölkchen gebildet zu seyn scheine, und von meinen guten Freunden in der andern Welt ohne Anstrengung ihrer Augen gesehen werden könne. Die sublime Gestalt, worin ich dir im Traume zu erscheinen pflege, giebt mir gute Hoffnung, daſs es gerade dieselbe seyn könnte, in welcher ich mich ihnen zu zeigen wünsche. Indessen wittere ich doch einige Schwierigkeiten, und ich möchte wohl wissen, wie du es z. B. mit der Geschlechtsverschiedenheit zu halten gedenkst? Ich gebe zu, daſs ich bey der Umgestaltung in einen **Adonis** oder **Nireus** von Seiten der Schönheit mehr gewänne als verlöre; aber man ist doch immer lieber was man ist, und wenn der ätherische Leib, den du den Leuten in der andern Welt allenfalls noch lassen willst, nichts, was vermuthlich keinen Gebrauch mehr in derselben haben wird, behalten soll, so muſs eine Gestalt heraus kommen, gegen welche ich meine jetzige nicht vertauschen möchte. Wie viel fällt bloſs deſswegen weg, weil wir (denke ich) nicht mehr essen und trinken, oder wenigstens, um uns von Nektar und Ambrosia zu nähren, keine so animalischen Verdauungs- und Absonderungswerkzeuge nöthig haben werden, wie dermahlen? Und was wollten wir mit Armen und Beinen machen, da vermuthlich alle die Bedürfnisse und Verrichtungen, wozu sie in diesem Leben nöthig sind, dort aufhören werden? Kurz, ich sehe nicht, was von unsrer jetzigen Organisazion übrig bleiben könnte, als der Kopf, an welchen etwa noch ein paar Flügel gesetzt werden könnten, die ihm zugleich zur Bewegung und zur Einhüllung dienen würden. Wirklich gefällt mir diese Idee immer besser je mehr ich ihr nachdenke, und mir ist ich würde mich an eine so leichte geistige Existenz in Gesellschaft guter und schöner Köpfe sehr bald gewöhnen können. — „Aber ein bloſser Kopf, meint die kleine Musarion, wäre doch ihre Sache nicht; sie kann sich keine Glückseligkeit ohne Liebe denken, und eine Liebe, die bloſs im Kopfe sitzt, scheint ihr etwas so Kaltes und Langweiliges, daſs sie lieber ganz darauf Verzicht thun wollte.“ — Du kannst leicht denken, Aristipp, daſs ich mich der Köpfe mit gehörigem Eifer annahm, und behauptete: Was ihnen allenfalls an Feuer und Innigkeit abginge, würde reichlich dadurch ersetzt, daſs sie die Liebe desto feiner zu behandeln, ihr mehr Reitz der Mannigfaltigkeit zu geben, und sie dadurch viel besser zu unterhalten und vor langer Weile und Sättigung zu verwahren wüſsten, als wenn sich die Hypochondrien mit ins Spiel mischten. Wir stritten uns lange darüber, und kamen zuletzt doch darin überein, daſs unsre dermahlige Art zu seyn vor der Hand wohl die beste seyn möchte. Dabey, lieber Aristipp, wollen wir's denn auch einstweilen bewenden lassen, und der guten Mutter Natur zutrauen, sie würde uns weder das Verlangen noch die Kraft ins Unendliche fort zu leben gegeben haben, wenn es nicht ihr Ernst wäre, daſs mit der Zeit noch etwas bessers aus uns werden sollte. Wie sie das anstellen will, ist ihre Sache; genug daſs sie unser vollständigstes Zutrauen verdient, und (wie Plato weislich sagt) in allem andern so verständig zu Werke geht, daſs wir nicht zu besorgen haben, sie werde in diesem Punkte allein sich selbst ungleich seyn und nicht wissen, was sie mit uns anfangen wolle.

20.

Aristipp an Lais.

Es ist sehr natürlich, daſs die Besitzerin eines Körpers, der den gröſsten Künstlern das unerreichbare Ideal der Schönheit darstellt, sich nie von ihm zu trennen wünschet, und also wenigstens seine Gestalt, wäre sie auch nur aus Wolkenstoff gewebt, ins andere Leben mit hinüber nehmen möchte. Denn die Feinheit des Stoffes würde der Schönheit so wenig nachtheilig seyn, daſs sie vielmehr dadurch erhöht werden müſste. Dessen ungeachtet, schöne Lais, scheint dein Widerwille gegen das, was du eine splitternackte Seele nennst, mehr von einer irrigen Vorstellung als von der Sache selbst herzurühren. Warum sollte es, was die Schönheit betrifft, mit der Seele nicht eben dieselbe Bewandtniſs haben wie mit dem Leibe? So wie, nach der sehr wahrscheinlichen Behauptung unsers Freundes Skopas, ein untadelig schöner Leib durch jede Bedeckung in den Augen der Anschauer nur verlieren kann, und sich erst alsdann in seiner ganzen Glorie zeigt, wenn er ohne alle Hülle gesehen wird: so mag auch vermuthlich eine schöne Seele nur dann, wenn sie, nach gänzlicher Entkleidung vom Stoff in ihrer eigenthümlichen Gestalt erscheint, durch unmittelbares Anschauen des reinen Ebenmaſses aller ihrer Verhältnisse, und der Harmonie und Einheit, die in allen Theilen und Ausschmückungen ihres Innern herrschet, dem anschauenden Geist einen ungleich höhern Genuſs der Vollkommenheit gewähren, als die Einwindelung in einen Körper zulassen kann, der, wenn er auch aus Licht und Äther gewebt wäre, doch nie so durchsichtig seyn könnte, daſs er einem wahren Seelenliebhaber nicht noch viel zu wünschen übrig lassen sollte.

Doch, ich will auf dieser Idee um so weniger bestehen, da der plötzliche Übergang aus unsrer gegenwärtigen Art zu seyn in die rein geistige ein Sprung wäre, dergleichen die Natur nicht zu machen pflegt. Ich halte mich also an deine Flügelköpfe, Laiska! eine so glückliche Vermuthung, daſs ich beynahe schwören wollte, du müſstest es wirklich errathen haben. Freylich wird bey dieser Art von Seelenbekleidung niemand mehr gewinnen als du; aber dieſs ist auch nur billig, da niemand mehr dabey aufopfert als du. Gewiſs kann kein verständiger Schätzer des Werths der Dinge das letztere höher würdigen als ich; aber gleichwohl muſs ich gestehen, ich habe mich in die Idee einer Welt von lauter Flügelköpfen bereits so stark verliebt, daſs ich, wenn es nur auf mich ankäme, keinen Augenblick zögern wollte, dich und mich und alle die wir lieben auf der Stelle in eine solche Welt zu versetzen. Sollte die holde Musarion darauf bestehen, daſs sie sich an dem bloſsen Kopfe des schönen Kleonidas nicht begnügen könne, so könnten wir ihr zu Gefallen, etwa noch so viel Leib hinzuthun, daſs die Bewohner unsrer künftigen Welt die Gestalt geflügelter Brustbilder bekämen; aber mit recht gutem Willen würde ich mich nie dazu bequemen. Denn es fällt auf den ersten Anblick in die Augen, daſs die Idee der Flügelköpfe durch diesen üppigen Zuwachs an Masse die Hälfte von ihrer Schönheit verliert. Und warum? Bloſs weil die gute Musarion sich die Mühe noch nicht genommen hat, ihr Vorurtheil gegen den Kopf in etwas genauere Untersuchung zu ziehen. Ich getraue mir zu behaupten, daſs die Liebe, die ihren Sitz im Kopfe hat, nicht nur von edlerer und zärterer Natur, sondern auch schmeichelhafter sowohl für den Geliebten als den Liebenden ist, als die andere. Denn sie gründet sich, anstatt auf eine blinde und dem Verstande zuvoreilende Neigung, auf reines Anschauen der Vollkommenheiten des Geliebten. Sie ist weniger feurig und lodernd; aber ihre Flamme brennt desto heller, gleicher und anhaltender, verzehrt sich nicht selbst, und vermischt sich nicht mit so manchen andern Leidenschaften, welche über und unter dem Zwerchfelle nisten, und so leicht die Harmonie der Liebenden unterbrechen. Wollten wir die Nachgiebigkeit so weit treiben, unsre Köpfe in Büsten zu verwandeln, so möchten wir eben so mehr noch den ganzen übrigen Rumpf hinzuthun, und die reine Seelenliebe, die nur zwischen Köpfen Statt findet, durch Einmischung der Geschlechtsverschiedenheit vollends zu dieser vulgaren Leidenschaft herabwürdigen, die den armen Sterblichen so viel Noth und Plackerey macht, und von welcher auf immer befreyt zu seyn, gewiſs keiner der geringsten Vorzüge des Lebens in der Welt der Geister ist.

Überhaupt bitte ich nicht zu vergessen, daſs wir, (wie Platons Sokrates sehr schön darthut) durch unsre Versetzung in diese letztere keine Befriedigung verlieren, die uns nicht durch viel höhere, unsrer geistigen Natur gemäſsere Genüsse reichlich und überflüssig ersetzt werden; und daſs Musarion, sobald sie selbst nichts als Kopf

Varianten.

Stanze 5.

— — Und du, erzogen am Busen
Der Grazien, Sohn der Natur, mein Pergolese, du!
Dir hören, wenn du scherzest, *) entzückt die griechischen Musen,
Es hören, wenn du das Schwert im tief zerrissenen Busen
Der göttlichen Mutter beweinst, mitweinende Engel dir zu.
Dir, ihrem Liebling, entdeckte das groſse Geheimniſs die Herzen
Allmächtig zu rühren die Göttin Harmonie,
Der Einfalt hohe Kunst! Wir fühlen wahre Schmerzen
Tief in der Brust und wünschen ewig sie
Zu fühlen. Dem Wilden selbst, von dessen rauher Wange

---

*) Z. B. in der bekannten, und ehmahls, da an vortrefflichen Komposizionen in diesem Fache noch groſser Mangel war, so sehr beliebten *Serva Padrona.*

seyn wird, den Mangel des übrigen an sich selbst und ihrem Liebhaber eben so wenig spüren wird, als man in einer Welt, deren Bewohner nur vier Sinne hätten, einen fünften vermissen würde. Mit Einem Worte, Laiska, lassen wir es bey deiner Hypothese, welche, meines Erachtens, so sinnreich und filosofisch ist, dafs Anaxagoras der Geist und der sublime Weise von Samos selbst Freude daran gehabt hätten, wofern die schöne Aspasia oder die edle Theano so glücklich gewesen wären, dir mit Erfindung derselben zuvor zu kommen. Ich wenigstens finde sie so tröstlich, dafs ich die Entfernung von dir künftig ungleich besser ertragen werde als bisher, weil ich sie als eine Vorübung betrachte, wodurch wir beide in Zeiten angewöhnt werden, einander — leider! nichts als Kopf zu seyn.

Ich schreibe dir diefs auf einem reitzenden Landgute im Panionion, wohin mich einer meiner Bekannten zu Efesus eingeladen hat, und wo ich mir so wohl gefalle, dafs meine Reise zu Hippias vermuthlich noch einige Zeit verschoben bleiben wird.

Wenn ich dir nur ein wenig lieb bin, beste Laiska, so erinnere dich, dafs du mir schon mehr als einmahl dein Bild versprochen hast. Ich bitte bloſs um deinen Kopf — wohl zu merken, kein Brustbild! Ja, ich würde schon mit einem deiner Augen zufrieden seyn, wenn ein Mahler in der Welt wäre, der den Blick hinein oder vielmehr heraus mahlen könnte, womit du mir zu Ägina in der seligsten Stunde meines Lebens ewige Freundschaft angelobtest.

21.

Kleonidas an Aristipp.

Ich bin mit meinem Geschäfte eher zu Stande gekommen als ich hoffen durfte. Beynahe alle Freunde des göttlichen Sokrates, die seine gerichtliche Ermordung und die Furcht vor den Verfolgungen seiner Feinde von Athen verscheucht hatte, haben sich nach und nach wieder zusammen gefunden; und man begegnet ihnen mit so vieler Achtung, als ob man das an ihrem Meister begangene Unrecht dadurch zu vergüten suchte. Es giebt wohl sehr wenige Athener, die das Geschehene, wenn es möglich wäre, nicht ungeschehen zu machen geneigt wären: aber, was man mir schon zu Theben von der allgemeinen Trauer des Volks und von der Rache, die es an den Anklägern des verdienstvollen Greises genommen haben sollte, für gewiſs erzählte, ist ohne allen Grund. Die Athener sind zu leichtsinnig und ruchlos, um einer tiefen, anhaltenden Reue über irgend eine ihrer Unthaten fähig zu seyn. 9)

Mein Tod des Sokrates, der nun beynahe fertig ist, erhält durch eine Menge kleiner Umstände, die mir meistens von dem wackern alten Kriton an die Hand gegeben wurden, und vornehmlich durch die richtige, beym ersten Anblick kenntliche Bezeichnung aller dabey gegenwärtigen Personen, einen Grad von historischer Wahrheit, der diesem Gemählde ein ganz eigenes Interesse giebt; so daſs es (wie ich aus mehr als Einem Beyspiel weiſs) von niemand, der den Sokrates und seine Freunde öfters gesehen hat, ohne Rührung betrachtet werden kann. Der Maſsstab von anderthalb Spannen, den ich für die proporzionelle Gröſse der Figuren angenommen habe, trägt, wie ich glaube, zu der guten Wirkung des Ganzen vieles bey, theils weil es so bequemer mit einem Blick umfaſst wird, theils weil sich bey dieser Gröſse alles deutlich bezeichnen und ausdrücken läſst, ohne daſs die künstliche Darstellung der Natur gar zu gleich sieht und sich selbst dadurch

Schaden thut. In Lebensgröſse würde ein solches Gemählde, wenn es gut gemacht wäre, kaum auszuhalten seyn.

Das Fest der Juno zu Samos und der Wettstreit der Künstler ist nun vorbey, und du hast vielleicht schon gehört, daſs Timanthes mit seinem Ajas und Skopas mit seiner Afrodite (die du zu Ägina entstehen sahst) beynahe mit allen Stimmen den Preis erhalten hat. Parrhasius, der einzige der meinem Freunde den Sieg streitig machen konnte, ist sehr übel mit dem Urtheil zufrieden von hier abgegangen. Es verdrieſse ihn, sagte er, nur für seinen armen Helden, daſs er nun zum zweyten Mahl gegen einen Unwürdigen habe verlieren müssen. [10] Man muſs beide Stücke selbst gesehen haben, um zu errathen, was die Richter bewogen haben könne dem Timanthes den Vorzug zu geben. In der That sind beide Gemählde vortrefflich, an beiden ist sehr viel zu loben, wenig oder nichts mit Recht zu tadeln. Beide sind mit groſser Kunst zusammengesetzt, groſs gedacht und mit vielem Fleiſs ausgeführt; auch haben beide Künstler eben denselben Augenblick der Handlung erwählt, nehmlich den, da Odysseus unmittelbar nach dem Ausspruch der versammelten Achaier sich der Waffen des Achill bemächtiget. Ich gestehe, daſs ich lange zwischen diesen beiden Meisterwerken ungewiſs hin und her schwebte, bis ich mich endlich durch eben dasselbe Gefühl, daſs die Richter bewogen zu haben scheint, auf Timanthes Seite ziehen lieſs. Sein zauberischer Pinsel besticht nehmlich das Auge gleich beym ersten Anblick durch die Wärme und Harmonie seiner Färbung, und thut durch einen gewissen heroischen Geist, der das Ganze durchweht, und den schönen Ton, der alle Figuren und Gruppen zusammen bindet, eine stärkere oder wenigstens schnellere Wirkung als das Werk seines Antagonisten. Der letztere hat durch die äuſserst sorgfältige Ausführung der einzelnen Figuren, und weil beynahe jede sich unsers Auges besonders zu bemächtigen strebt, über das Ganze eine gewisse Kälte verbreitet, die von dem Feuer des Timanthischen Stücks zu stark absticht, um nicht in den Augen der meisten Anschauer gegen dieses zu verlieren; wiewohl der Kenner immer wieder zu Betrachtung der einzelnen Theile in dem Werke des Parrhasius zurückkehrt, und immer mehr zu bewundern findet, je schärfer er untersucht. Merkwürdig ist die verschiedene Art, wie beide Künstler die zwey Hauptpersonen behandelt haben. Parrhasius läſst seinen Odysseus sich der ihm zugesprochnen Waffen mit einem beynahe höhnisch triumfierenden Blick auf seinen Mitbewerber bemächtigen, während Ajas in seinen von Odysseus abgewandten und über Agamemnon, Menelaus und das Griechische Heer hinblitzenden Augen, so wie in seiner ganzen Miene und Geberdung, Zorn und Verachtung ausdrückt, und den Griechen ihren Undank ohne alle Zurückhaltung vorzuwerfen scheint. Timanthes Ajas hingegen steht stumm und in sich selbst zusammengedrängt, mit dem ganzen furchtbaren Ausdruck einer verbiſsnen Wuth, die dem Ausbruch nah ist, aber noch durch einen schmerzlichen innerlichen Kampf zurückgehalten wird, indeſs sein Odysseus, über sein Glück erröthend, beynahe zu zweifeln scheint, ob er den Sieg wirklich erhalten habe. Die Samier, sagt man, sind ein sehr sinnreiches Volk und groſse Liebhaber der Homerischen Gesänge; jedermann bemerkte gegen seinen Nachbar, daſs Timanth auf die Anrede des Odysseus an die zürnende Seele des Ajas, im fünften Gesang der Odyssee, angespielt habe; und diese Bemerkung that vielleicht mehr als alles andere, um den Sieg auf seine Seite zu entscheiden. Übrigens muſs ich von ihm anrühmen, daſs er beym Empfang des Preises wie sein Ulysses erröthete, und, vielleicht aufrichtiger als der Homerische, durch den über einen so groſsen und ältern Meister erhaltenen Vorzug mehr gedemüthigt als aufgebläht zu seyn schien.

Timanth hat die Gewohnheit, alle seine vorzüglichen Werke für sich selbst zu kopieren, und nicht selten ist das Nachbild noch vollkommner als das Original. Gegenwärtig ist er im Begriff die Kopie eines groſsen Gemähldes zu vollenden, welches ein reicher Kunstliebhaber zu Argos bey ihm bestellt hat, und womit er in kurzem selbst dahin abzugehen gedenkt. Es stellt die Aufopferung der Ifigenia in Aulis vor, und ist eines seiner schönsten Bilder. Ifigenia, eine ächte Gestalt aus der Heroenzeit, von hoher tadelloser Schönheit und in der ersten Blume der Jugend, steht am Altar, mit schwärmerischer Entschlossenheit bereit, sich für das Heil und den Ruhm ihres Vaterlands zu opfern; ihre Stellung, ihr groſses, zur Göttin aufgehobenes Auge, ihr ganzes Wesen scheint zu sagen, hier bin ich! und kein Zug verräth die auch nur leiseste Schwäche, wodurch das Wohlgefallen der Göttin an dem reinen jungfräulichen Opfer vermindert worden wäre. Um sie her stehen die Häupter der Achaier, Menelaus, Diomedes, Achilles, Odysseus, u. s. w. und hinter ihnen in einem weiten Kreise das ganze Griechische Heer. Alle, selbst den Priester Kalchas nicht ausgenommen, zeigen sich in verschiedenen Graden, nach ihrem Karakter oder Verhältniſs gegen das Haus Agamemnons, gerührt und theilnehmend; nur Agamemnon, der Vater selbst, steht zwar gegen den Altar gekehrt, aber das Gesicht mit einem Zipfel seines langen faltenreichen Talars bedeckt. Ich war eben bey Timanth in seiner Werkstatt, als ein junger Athener mit einem Paar andern Fremden kam, und sich die Erlaubniſs ausbat, dieses Gemählde zu besehen, dessen Schönheit ihm sehr angerühmt worden sey. Alle drey lieſsen es an bewundernden Ausrufungen nicht fehlen; doch bemerkte Einer, mit einer bedeutenden Kennermiene, gegen seine Gefährten: ob ihnen nicht auch eine gewisse Kälte im Ausdruck des Schmerzes, den die umstehenden Helden zeigten, besonders beym Menelaus, der doch der Oheim der Prinzessin sey, zu herrschen scheine? Aber der Athener konnte nicht Worte genug finden, den sinnreichen Gedanken des Künstlers zu bewundern, daſs er, nachdem er alles was die Kunst vermöge, im Ausdruck der verschiednen Grade einer anständigen Betrübniſs an den Umstehenden erschöpft habe, den Vater selbst verhüllt, und es dadurch der Einbildungskraft der Anschauer überlassen habe, das, was der Pinsel nicht vermocht, selbst zu ersetzen und gleichsam auszumahlen.

Ein andrer behauptete: diese Verhüllung sey gerade der möglichst stärkste Ausdruck des grenzenlosen väterlichen Jammers, und müsse eine weit gröſsere Wirkung thun, als der höchste Schmerz, den das unverhüllte Gesicht Agamemnons hätte ausdrucken können. Timanth, nachdem er dem Streit dieser weisen Kunstkenner eine Zeitlang lächelnd zugehört hatte, sagte endlich: die Herren sind sehr gütig, mir so viel von ihrem eigenen Scharfsinne zu leihen; denn ich muſs gestehen, daſs ich bey der Verhüllung Agamemnons, so wie bey der Behandlung des ganzen Stücks, keinen andern Gedanken hatte, als die bekannte Scene in der Ifigenia des Euripides, gerade so, wie der Dichter sie schildert, und wie ich sie mehrmahl auf der Schaubühne gesehen, darzustellen. Steckt in der Verhüllung irgend ein besonderes Verdienst, so gebührt alles Lob dem Dichter; ich zweifle aber sehr, daſs sein Agamemnon einen andern Grund, warum er seinen Kopf einhüllt, hatte, als weil er sich selbst nicht so viel Stärke zutraute, daſs er beym Anblick des tödtlichen Stoſses in die Brust seines Kindes, Gewalt genug über sich behalten würde, um die Heiligkeit des Opfers nicht durch irgend einen ungebührlichen Ausbruch des Vatergefühls zu entweihen. Denn nach den Begriffen und Sitten jener Zeiten muſsten solche Opfer, um von den Göttern mit Wohlgefallen aufgenommen zu werden, freywillig, ja mit fröhlichem Herzen dargebracht werden. Auch den übrigen Anwesenden war jeder stärkere Ausdruck von Schmerz und Betrübniſs untersagt; das Schlachtopfer wurde mit Blumen bekränzt unter jubelnden Lobgesängen zum Altar geführt, und sogar nach Vollendung der Ceremonie war es weder Verwandten noch Freunden erlaubt, den Tod der geliebten Aufgeopferten durch irgend eine sonst gebräuchliche Handlung oder Sitte zu betrauern. Weit entfernt also daſs ein Mahler, der eine solche Geschichte bearbeitet, seine Kunst im Ausdruck der verschiedenen Grade des Schmerzes und der Traurigkeit erschöpfen dürfte, besteht seine gröſste Geschicklichkeit bloſs darin, daſs er die Umstehenden nicht mehr Theilnahme und Rührung zeigen lasse, als nöthig ist, daſs sie nicht als Unmenschen oder ganz gefühllose Klötze dastehen. An die sinnreiche Idee, die Einbildungskraft der Anschauer ergänzen zu lassen, was der Pinsel des Mahlers oder die Kunst des Schauspielers nicht vermochte, hat Euripides vermuthlich so wenig gedacht als ich. Es dürfte doch wohl eine unerläſsliche Pflicht des Künstlers seyn, der Einbildungskraft so viel nur immer möglich ist vorzuarbeiten; auch erfordert es eben

Nie sanfte Thränen gerollt, wird warm in seiner Brust;
Erstaunt erfähret er bey deinem hohen Gesange
Zum ersten Mahl der Thränen göttliche Lust.

Stanze 4.

In ihm, ihr Amfionen, studiert
Den hohen Geschmack, das Wahre zum ungefärbten Schönen
In edler Einfalt gepaart; die Kunst zu mahlen mit Tönen u. s. w.

Zwischen der 4ten und 5ten Stanze
ist Folgendes weggefallen:

Nach diesem Seitensprung — zu billigem Verdruſs
Von jedem echten Zoilus!
Wiewohl ein solcher dafür in seinem Exemplare
(Falls er ein eignes vermag) die beleidigten Regeln und sich
Mit einem langen rächenden Strich
Versöhnen kann — sehn wir uns um nach unserm zärtlichen Paare,
Das, eh' der Morgen erwacht, ungleicher Erwartungen voll,
In einem Gartensahl zusammen kommen soll.

keine auſserordentliche Kunst, den höchsten Grad irgend einer Leidenschaft oder irgend eines Leidens mit Pinselstrichen auszudrücken. Aber gerade dieser höchste Grad ist dem Mahler, wie dem Bildner, durch ein unverbrüchliches Gesetz der Kunst untersagt, weil er eine Verunstaltung der Gesichtszüge bewirkt, die das edelste Angesicht in ein widerliches Zerrbild verwandeln würde. — Der Athener stutzte einen Augenblick über diese authentische Erklärung aus dem Munde des Meisters selbst, der doch wohl am besten wissen muſste was er hatte machen wollen; doch erhohlte er sich sogleich wieder, und versicherte uns mit einem groſsen Strom von Worten: er sey gewiſs, daſs er den wahren Sinn der Verhüllung errathen habe. „Das Genie (setzte er mit vieler Urbanität hinzu) wirkt oft als bloſser Naturtrieb, und selbst der gröſste Künstler, wenn er etwas unverbesserlich Gutes gemacht hat, ist sich nicht alle Mahl der Ursache bewuſst, warum es so und nicht anders seyn muſste.“ — Als wir wieder allein waren, lachten wir beide herzlich über dieses kleine Abenteuer, und Timanth, dem dergleichen Kenner häufiger vorgekommen sind als mir, versicherte mich: es sey sehr möglich, daſs das schiefe Urtheil dieses Menschen die öffentliche Meinung von seiner Ifigenia auf immer bestimme, und ihm, lange, nachdem die Zeit das Gemählde selbst zerstört haben werde, noch Lobsprüche zuziehe, die er sich schämen müſste verdient zu haben. [11]

Der Umgang mit diesem liebenswürdigen Künstler ist mir so angenehm, und zugleich so belehrend und zuträglich in Rücksicht auf meine Liebhaberey, daſs ich mich nicht entschlieſsen kann, Samos eher zu verlassen, als bis er selbst abgehen wird. Er hat mir verschiedene wichtige Winke zum Vortheil meines sterbenden Sokrates gegeben, und ich hoffe ihr sollt es gewahr werden, daſs mir ein solcher Meister zur Seite dabey gestanden hat.

Beynahe hätte ich vergessen, dir zu sagen, lieber Aristipp, daſs ich mich bey Kriton und Cebes im Vertrauen erkundigte, ob man sich auf die Ächtheit der Gespräche, welche Plato dem Sokrates im Fädon zuschreibt, verlassen könne. Beide versicherten mich, es wäre zwar die Rede von der geistigen Natur der Seele und von ihrem Zustande nach dem Tode gewesen; aber Plato hätte so viel von dem seinigen eingemengt, und die Zusätze so künstlich mit dem, was Sokrates wirklich gesagt habe, zu verweben gewuſst, daſs es ihnen selbst, wofern sie eine Scheidung vornehmen müſsten, schwer seyn würde jedem das seinige zu geben. Ebendasselbe sagte mir der wackere alte Kriton auch von dem Dialog, welchem Plato seinen Nahmen überschrieben hat, und worin, unter anderm, die schöne Rede der personificierten Gesetze, und überhaupt die Dialektische Form der Fragen und Antworten, ganz auf Platons Rechnung komme. Übrigens haben diese beiden Dialogen viel Aufsehen in Athen gemacht, und wegen der klugen Schonung, womit die Athener darin behandelt werden, und des schönen Lichts, in welchem der sittliche Karakter des Sokrates darin erscheint, nicht wenig zu der günstigen Stimmung beygetragen, welche dermahlen über ihn und seine Anhänger zu Athen die herrschende ist.

Du würdest mir keine kleine Freude machen, Aristipp, wenn du deine beschlossene Reise nach Samos so beschleunigen wolltest, daſs du Timanthen noch anträfest; wozu die Gelegenheit vielleicht nie wieder kommt. Auch Hippias erwartet dich mit Ungeduld.

22.

Aristipp an Lais.

Es bedarf wohl keiner Betheurung, schöne Lais, daſs wenn ich meiner Neigung Gehör gäbe, Kleonidas nicht ohne mich nach Milet zurückreisen sollte; auch schmeichle ich mir, nach dieser neuen Probe von Selbstüberwindung für einen tapfern Mann bey dir zu gelten. Ich würde nicht wenig stolz darauf seyn, wenn ich mir verbergen könnte, daſs das Vergnügen, in meinen eigenen Augen einen desto gröſsern Werth zu haben, auch mit in Rechnung gebracht werden muſs, und daſs bey allen meinen Aufopferungen am Ende doch niemand gewinnt als ich selbst. Wird nicht die Freude des Wiedersehens um so überschwänglicher seyn, je länger sie aufgespart wird?

Ich habe hier unvermuthet Gelegenheit gefunden, mich in einigen Wissenschaften zu üben, die mit in meinen Plan gehören, und einem Manne, der nach der möglichsten Ausbildung trachtet, nicht nur zur

Zierde gereichen, sondern der Seele selbst einen höhern Schwung und eine ganz andere Ansicht der Natur und des groſsen Ganzen, in welches wir eingefugt sind, geben, als diejenige an welche wir durch ununterbrochnes Herumtreiben in dem engen Kreise des alltäglichen Lebens unvermerkt gewöhnt werden. Ich liebe, wie du weiſst, die Vielseitigkeit; ich kann zu gleicher Zeit die verschiedensten Dinge treiben, und mich mit den ungleichartigsten Menschen so gut vertragen, daſs jeder mich für seinesgleichen, oder wenigstens für ein Subjekt von ganz guter Hoffnung gelten läſst. Hippias, bey welchem ich gewöhnlich den Abend zubringe, würde nicht begreifen, wie ich so viele Zeit mit Pythagoräischen Fantasten verderben könne, wenn er nicht glaubte, es geschehe bloſs um sie auszuhohlen und mich am Ende desto lustiger über sie zu machen: diejenigen hingegen, die er Fantasten nennt, wissen sich meinen Umgang mit Hippias nicht anders zu erklären, als durch die Voraussetzung, daſs ich hinter alle seine Sofistenkünste und Blendwerke zu kommen suche, um ihn und seinesgleichen zu seiner Zeit mit desto besserm Erfolge bekämpfen zu können. Das Wahre ist indessen, daſs ich von den Pythagoräern rechnen und messen lerne, und bey Hippias mich dem Vergnügen einer freyen genialischen Unterhaltung überlasse, die, ungeachtet ihrer anscheinenden Frivolität, für einen, der alles an seinen rechten Ort zu stellen weiſs, immer lehrreich und nützlich ist.

Du wirst finden, liebe Lais, daſs Kleonidas durch seine zeitherige kleine Reisen unter den Griechen viel gewonnen hat. Mit seinen herrlichen Anlagen bedurft' es nur einiger äuſsern Veranlassungen, um sich zusehens zu entwickeln und auf einmahl als ein vollendeter Mensch da zu stehen. Ich rechne darauf, daſs er Dich meine Abwesenheit so wenig bemerken lassen wird, daſs ich vielmehr bey jeder andern, als bey dir, Gefahr liefe gänzlich vergessen zu werden.

23.

Lais an Aristipp.

Kleonidas ist ohne dich zurückgekommen, Aristipp, und der Gedanke, daſs es Leute zu Milet gebe, die sich dadurch in ihrer Erwartung getäuscht finden könnten, scheint nur sehr leicht über deinen heroischen Busen hingeschlüpft zu seyn. Du bist, sagt Kleonidas, bis über die Ohren in Pythagorischen Zahlen versunken, studierst die Verhältnisse der Saitenschwingungen auf dem Monokord, und bringst mit einem Zögling des berühmten Filolaus ganze Nächte zu, auf der Zinne eines alten Thurms die Bewegungen der Planeten zu beobachten. Das alles ist schön und bewundernswürdig; und doch, wie schnell auch deine Lieblingsneigung, Alles und wo möglich noch ein wenig mehr als Alles zu wissen, zu einer so mächtigen Leidenschaft angeschwollen seyn mag, eine kurze Unterbrechung würde deinen Eifer nur verdoppelt haben, und die Reise von Samos nach Milet ist, für einen so geübten Seefahrer wie du, etwas so unbedeutendes, daſs ich, um mir das

Problem zu erklären, am Ende doch genöthiget bin, einen kleinen Sokratischen Iynx zu Hülfe zu nehmen der dich an den Samischen Boden fest zaubert. Hab' ich recht gerathen, so wirst du mir hoffentlich kein Geheimniſs aus deinem Glücke machen, da du nicht zweifeln kannst, daſs ich zu sehr deine Freundin bin, um nicht lebhaften Antheil daran zu nehmen.

24.

Aristipp an Lais.

Auf den kleinen Brief, den ich so eben von dir erhalte, schöne Lais, ist nur eine einzige Antwort möglich, und um sie dir selbst zu bringen, gehe ich stehendes Fuſses nach der Rehde, miethe ein Both und schwimme zu dir hinüber. — Mit aller meiner Eile habe ich doch nicht eher bey deiner Pforte anlanden können, als zu einer Stunde, wo ich Gefahr laufe dich in irgend einem schönen Traume zu stören. Ich habe einige Mühe gehabt deinen Pförtner zu erwecken, und noch gröſsere, von ihm eingelassen zu werden. Nur durch tausend Schwüre, daſs ich dir ohne allen Verzug Dinge von der gröſsten Wichtigkeit zu hinterbringen hätte, erhielt ich endlich von dem ehrlichen Paſlagonier, daſs er eine deiner Dienerinnen wecken wolle, die dir, wenn sie anders nicht noch ungefälliger als der Pförtner ist, dieses Zeichen meiner Gegenwart überreichen wird.

Antwort.

Dieſsmahl, mein Lieber, hat dir deine Filosofie einen losen Streich gespielt; denn, unter allen möglichen Antworten auf mein letztes, bist du gerade auf die einzige gefallen, die du nicht hättest geben sollen. Oder woher konntest du wissen, mein voreiliger Herr, daſs du mir nicht ungelegen kommest? — Wie ist nun zu helfen? Das Beste wäre wohl, wenn ich dich auf der Stelle wieder zurück schickte; wenigstens ist es, was ich thun müſste, wenn ich den Eingebungen deines bösen Genius Gehör gäbe. Soll ich? Soll ich nicht? Es ist ein Unglück, daſs ich gerade keine bessere Rathgeberin bey der Hand habe, als die schelmische Euforion, die zu den Füſsen meines Bettes liegt, und, ich weiſs nicht warum, deine

Partey mit solcher Wärme nimmt, daſs ich eben so mehr dem Rath meines eignen Herzens folgen könnte, als dem ihrigen. — Du gehst also wieder, nicht wahr? Es wäre wirklich schön von dir, wenn es auch nur der Seltenheit wegen wäre. — Was will das unverschämte Mädchen? — Da guckt sie mir über die Achseln in meine Schreiberey, und wie sie sieht, daſs ich dir deinen Rückpaſs schreibe, zieht mir nicht das unartige Ding die Schreibtafel unter den Händen weg und läuft mit ihr davon?

25.

Lais an Aristipp.

Ich habe, seit einiger Zeit, einen Abend in jeder Dekade dazu bestimmt, eine Tischgesellschaft von Filosofen, Sofisten, oder Frontisten, (wenn du ihnen lieber einen Aristofanischen Nahmen giebst) bey mir zu sehen. Doch muſs ich dir sagen, daſs diese Benennungen in meinem Wörterbuche nicht für gleichbedeutend gelten. Jede bezeichnet mir eine besondere Klasse der Hauptgattung, die man im gemeinen Leben mit dem allge-

Stanze 16, nach dem 2ten Verse:

Da fängt man mit sich selbst zu räsonnieren an:
Welch häſsliches Ding um den Zorn! Er ist der schönen Natur
Zuwider, ist ungroſsmüthig, ist schädlich, ſicht mit Schatten,
Haut in die Luft, und trifft sich selber nur;
Unmöglich ist's ihn mit der Weisheit zu gatten.

Stanze 17.

Er endigt endlich damit, für einen Fantasten den Sohn
Von seinem Vater, die Dame und ihren Endymion
Unwürdig seines Zorns zu erklären,
Und da ihn beides spornt aus diesem verhaſsten Schloſs
Sich auf der Stelle zu verbannen,
So schleicht er leise sich fort, u. s. w.

Stanze 26

sind folgende Verse weggeschnitten worden:

Auch lob' ich sie darum. So ganz zur Lust gebaut,
Wie sie, mit solchen Augen und einer so glatten Haut
Und solchen Alabasterarmen,

meinen Nahmen der Sofisten zu belegen gewohnt ist. Es giebt eine Art heller Köpfe, welche die Ausbildung einer glücklichen Anlage hauptsächlich dem Leben in der wirklichen Welt und den mannigfaltigen Gelegenheiten und Aufforderungen zum Nachdenken, die ihnen darin aufgestoſsen sind, zu danken haben. Sie zeichnen sich durch einen schärfern Blick in die menschlichen Angelegenheiten von den beiden andern Klassen aus, welche gemeiniglich in der Welt um sie her so fremd und neu sind, als ob sie eben erst aus der berühmten Platonischen Höhle hervorgekrochen wären. Jene sind meistens eben so vielseitig und geschmeidig als fein und an sich haltend; sie entscheiden selten, kleben nicht hartnäckig an ihren Meinungen, widersprechen mit Bescheidenheit, glauben wenig zu wissen, und unterrichten oft mit ihrer Unwissenheit besser, als die positiven Herren mit ihrer Allwisserey. Ich gestehe meine Vorliebe zu den Mitgliedern dieser Klasse, die eben nicht sehr zahlreich ist, und die ich, wiewohl sie die Filosofie nicht als ein Geschäft treiben, Filosofen in der eigentlichen Bedeutung des Worts nenne. Sofisten heiſsen bey mir euere Filosofen von Profession, die dem Spekulieren bloſs um des Spekulierens willen obliegen, und bey gesellschaftlichen Gesprächen, wie interessant auch der Gegenstand seyn mag, keinen andern Zweck haben als Recht zu behalten. Gehen diese dialektischen Herren in der Grübeley so weit, daſs sie genöthigt sind, für Begriffe, die niemand hat als sie, neue Wörter zu erfinden, die niemand versteht als sie, so nenne ich sie Frontisten. Ich habe nur einen einzigen dieses Schlags in meinen Zirkel aufgenommen, weil er seine Spinnenweberey mit einer drolligen Art von Laune treibt, und wenn die Unterhaltung einen gar zu ernsthaften und schwerfälligen Gang nehmen will, immer zu seiner eigenen Verwunderung Mittel findet, die Gesellschaft durch die sublime Absurdität seiner Behauptungen wieder in den rechten Ton zu stimmen. Um dem gewöhnlichen Schicksal solcher Gesellschaften desto sicherer zu entgehen, werden auſser Kleonidas und Musarion immer auch, zwey oder drey schöne und geistvolle Milesierinnen aus Aspasiens Schule eingeladen, mit deren Hülfe es mir bisher noch so ziemlich gelungen ist, meine kampflustigen Symposiasten in den Schranken der Urbanität zu erhalten.

In unsrer letzten Sitzung lenkte einer unsrer Sofisten das Gespräch auf die Frage, was das höchste Gut des Menschen sey? — In allen Dingen immer nach dem Höchsten zwar nicht wirklich zu streben, aber wenigstens den Schnabel aufzusperren und darnach zu schnappen, ist, wie du weiſst, eine angeborne Eigenheit der menschlichen Natur. Das Problem erregte also allgemeine Aufmerksamkeit, und verschaffte uns den ganzen Abend reichen Stoff zu mannigfaltiger Unterhaltung. Jede anwesende Person hatte ihr eigenes höchstes Gut, welches sie (vermöge eines andern unserer Naturtriebe) zum allgemeinen zu erheben suchte. Einer meinte, dieser Vorzug könne nur demjenigen Gute zuerkannt werden, das uns, auf der einen Seite, allen vermeidlichen Übeln entgehen, und alle unvermeidlichen ertragen lehre; auf der andern uns in den Besitz des besten von allem Guten, dessen wir fähig sind, setze, und uns alles übrige entbehrlich mache; und dieſs könne, seiner Meinung nach, nichts anders als die Weisheit seyn.

Ein anderer behauptete, nur die Tugend vermöge das alles; und nachdem sie sich eine Weile darüber gestritten hatten, verglich sie einer meiner Filosofen, indem er klar machte, daſs Weisheit und Tugend nur zwey verschiedene Ansichten und Benennungen einer und eben derselben Sache seyen;

so daſs endlich alle drey, zum Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die ein solches Wunder noch nie gesehen hatte, friedlich übereinkamen, die Sokratische Sofrosyne, welche Weisheit und Tugend zugleich bezeichnet, für das höchste Gut zu erklären.

Sofrosyne, sagte ein vierter aus der Familie des Hippokrates; ist Gesundheit der Seele; ein groſses und wesentliches Gut, aber ohne Gesundheit des Leibes doch nur die Hälfte des höchsten Gutes. Gesundheit von beiden ist die nothwendige Bedingung des Genusses alles andern Guten, so wie das Gegentheil derselben alle andere Übel in sich begreift; das höchste aller Güter ist also Gesundheit.

Nachdem der Enkel des groſsen Hippokrates seinen Satz mit stattlichen Gründen ausgeführt hatte, nahm Kleonidas das Wort und bewies mit allem Feuer, womit ihn die Augen der gegen ihm über sitzenden Musarion reichlich versahen, und mit groſsem Beyfall des weiblichen Theils der Gesellschaft: „das höchste Gut verdiene nur das genennt zu werden, dessen reinster Genuſs uns den Göttern an Wonne gleich mache;“ und nun berief er sich mit einem Ernst, der ein allgemeines Lachen erregte, auf das

Gewissen aller Anwesenden, ob wir etwas anderes kennten, von welchem sich dieſs mit so viel Wahrheit sagen laſse, als die Liebe?

Wider beide erhob sich ein sechster, und bewies gegen den Arzt: „die Gesundheit könne schon darum nicht selbst das höchste Gut seyn, weil sie nur eine Bedingung des Genusses desselben sey;“ gegen Kleonidas: „seine Behauptung könnte allenfalls nur von der glücklichen Liebe gelten;“ und gegen beide: ein Gut, das nicht immer in unsrer Gewalt sey, könne nicht das höchste Gut des Menschen heiſsen. Indessen schien er ziemlich verlegen zu seyn, etwas Besseres aufzustellen, als der Hausmeister, der uns in den Speisesahl berief, einem meiner Filosofen Gelegenheit gab, mit einer scherzend ernsten Miene zu behaupten: wenn eine Gesellschaft von Repräsentanten des ganzen menschlichen Geschlechtes sich den ganzen Tag über diese Frage gestritten hätte, so würde eine wohlbesetzte Tafel sie endlich dahin vereinigen, daſs alle — wenigstens gerade so thun würden, als ob sie die angenehmste Befriedigung der Eſslust für den höchsten Genuſs hielten, den die Natur dem Menschen vergönne, so lange Zunge und Gaumen die empfindlichsten seiner Organe, und der Magen das groſse Rad bleibe, wodurch seine Existenz im Gang erhalten werde.

Ich muſs der ganzen Gesellschaft die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daſs sie sich zwey Stunden lang, jedes in seiner Manier, beeiferte, der Hypothese des Filosofen Ehre zu machen. Mitunter wurde viel Schönes zum Preis der Kochkunst gesagt, und (nicht ohne Grund, dünkt mich) behauptet: „Daſs sie eine der ersten Stellen unter den schönen Künsten verdiene, und einen der wesentlichsten Vorzüge des Menschen vor den übrigen Thieren ausmache. Auch dem Erfinder des Weins wurde mit vieler Andacht ein schallender Lobgesang angestimmt, und der Becher der Freude war kaum dreymahl herumgegangen, als verschiedene von unsern Weisen ziemlich naiv merken lieſsen, daſs es nur einiger Aufmunterung von Seiten der schönen Milesierinnen bedurft hätte, um die Verfechter der Weisheit und Tugend über die schmale Grenzlinie der Sokratischen Sofrosyne hinüber zu locken. Als aber zum Schluſs des Gastmahls der groſse Sesamkuchen aufgetragen wurde, bemächtigte sich der Frontist (der unter dem Essen der Stillste und Geschäftigste von Allen gewesen war) des Worts mit allgemeiner Einstimmung, und bewies uns, nachdem er seinen

Kuchen einem hinter ihm laurenden kleinen Bedienten einzusacken gegeben hatte, 12) aus voller Selbstüberzeugung: „das höchste Gut bestehe in dem Entschluſs, freywillig aller Dinge auſser uns zu entbehren, und den reinsten und vollständigsten Selbstgenuſs im bloſsen Daseyn zu finden.“ Zur Erläuterung dieses paradoxen Satzes brachte der Mann Anfangs einige kurzweilige Dinge vor; z. B. einen Beweis, daſs die Menschen durch eine künstliche Verminderung der Ausdünstung und eine allmähliche Austrocknung des Magens zuverlässig so weit kommen könnten, bloſs von Luft und Wasser zu leben; ingleichen daſs das gesellschaftliche Leben und die Sprache als die zwey gröſsten Hindernisse unsrer Vervollkommnung anzusehen seyen, und es also ohne eine gänzliche Absonderung der Menschen von einander nie möglich seyn werde, zu jener reinen Existenz an sich selbst, und in sich selbst, und durch sich selbst und für sich selbst zu gelangen, in welcher unser höchstes Gut bestehe. Dieser Unsinn schien eine Zeit lang die ganze Gesellschaft zu belustigen: aber als unser Frontist, um uns desto gründlicher zu überzeugen, sich von einer Abstrakzion zur andern empor arbeitete, und endlich so hoch über die Region des Menschenverstandes hinauf gekommen war, daſs er uns Erklärungen von Worten, wobey nichts zu denken war, und Worte für Begriffe, die keinen Gegenstand hatten, geben wollte, wurde er durch einen allgemeinen Aufstand unterbrochen, und an das ewige Schweigen erinnert, das er sich durch seine Grundsätze selbst auferlegt habe. Alle übrigen vereinigten sich nun in dem Wunsche, daſs Aristipp zugegen seyn möchte, um den Ausspruch zu thun, welche der vorgetragenen Auflösungen des Problems die wahre sey, oder, wofern er keine dafür halte, uns seine eigene mitzutheilen.

Ich versprach, dich von allem Vorgegangenen zu benachrichtigen, und da ich dich für zu bescheiden hielte das Amt eines Richters zu übernehmen, dich wenigstens zu bewegen, uns deine Meinung von der Sache zu sagen. Ich verspreche mir von deiner Gefälligkeit, Freund Aristipp, du werdest nicht wollen, daſs ich vergebens drey lange Stunden mit dem Schreibstift in der Hand, auf meinem Faulbettchen gesessen haben soll. — Ich darf nicht vergessen, daſs wir uns ausbitten, die hiermit an dich gelangende Frage einer genauern Aufmerksamkeit zu würdigen, und uns deine Gedanken, ohne Sokratische Ironie, in ganzem Ernst mitzutheilen.

26.

Aristipp an Lais.

Du hast wohl gethan, schöne Lais, daſs du mich ausdrücklich angewiesen hast, mich über das seltsame Problem, womit dich deine gelehrte Tischgesellschaft neulich unterhalten hat, *ernsthaft* vernehmen zu lassen; denn ich gestehe, daſs die Frage: „*was das höchste Gut des Menschen sey?*“ in meiner Vorstellungsart etwas lächerliches hat, und daſs mir nie eingefallen wäre, sie könnte von so weisen Männern, wie die bärtigen Genossen deiner sofistischen Symposien sind, in wirklichem Ernst aufgeworfen und beantwortet werden. Meine erste Frage bey jeder Aufgabe dieser oder ähnlicher Art, ist: *wozu soll's?* Bey *dieser*, dünkt mich, fällt es auf den ersten Blick in die Augen, daſs es uns zu nichts helfen könnte, das *Höchste* zu kennen, da es uns doch, eben darum, weil es so hoch über uns schwebt, *unerreichbar* ist. In dieser Rücksicht möchte wohl der *Äsopische Fuchs*, der die Trauben, die ihm zu hoch hingen, für sauer erklärte, mehr praktische

Weisheit gezeigt haben, als wir, wenn wir uns die Augen aus dem Kopfe gucken, um in einer so schwindlichten Höhe ein Gut zu entdecken, welches wir mit allen unsern Sprüngen doch nie erschnappen werden. Beym Genuſs eines Guten kommt es nicht auf die Gröſse desselben, sondern auf unsre Empfänglichkeit an. Das erfreulichste aller Dinge, das Licht, ist für den Blinden Nichts; an der festlichsten Tafel des groſsen Königs kann der gierigste Fresser nicht mehr zu sich nehmen als sein Magen faſst; und einer Mücke kann es gleich viel seyn, ob sie aus einer Muschelschale oder aus dem Ozean trinkt. Du selbst, schöne Lais, hast, indem du mir das Problem vorlegst, mit einem einzigen Aristofanischen Worte verrathen, daſs die Unart der Menschen, „die Schnäbel immer nach unerreichbaren Dingen aufzusperren,“ dir selbst eben so lächerlich ist als mir. Indessen du willst daſs ich ernsthaft von der Sache spreche, und ich gehorche um so williger, da vielleicht am Ende doch ein Resultat herauskommen dürfte, das die Mühe des Weges bezahlt, auf welchem wir es gefunden haben.

Vor allen Dingen also wollen wir uns erinnern, daſs die Wörter gut und böse (wie alle andern, welche irgend eine Beschaf-

In denen sie den alten Titon sogar,
Wie alt und kalt er auch in Aurorens Armen war,
Versuchen könnte zum Jüngling aufzuwarmen,
Ist, denk' ich, eine Dame nicht von der Natur bestimmt u. s. w.

— — —

Wer wollte sich, zum Exempel, in einem Gasthof nicht,
Wenn Vater Bromius nicht gleich Wein von *Nuits* bescheret,
Mit Aſsmannshäuser behelfen? Bey ausgelöschtem Licht
Sind alle Katzen schwarz, wie Avicenna spricht,
Und was man nicht hat, ist leicht, bey dem was man hat, entbehret.

Das Horazische Gesetz, *luxuriantia compescet*, muſs vielleicht nirgends strenger angewendet werden, als in scherzhaften und humoristischen Gedichten, wiewohl uns auch hier das *ne quid nimis* immer die Hand zurück halten muſs.

fenheit oder Eigenschaft, die wir den Dingen zuschreiben, bezeichnen) immer von solchen Gegenständen gebraucht werden, welche nur in ihrer Beziehung auf uns, d. i. unserm Gefühl, unsrer Einbildung oder unserm Urtheil nach, gut oder böse sind. Alles was ist, mag an sich sehr gut seyn; aber das braucht uns nicht zu kümmern, denn es kann uns nichts helfen. Wir haben bloſs zu fragen: ob ein Ding uns gut oder böse sey? das ist, ob es uns wohl oder übel bekommen werde. Der Krokodil ist in der Leiter der Naturwesen was er seyn soll, und also in seiner Art so gut als ein anderes Thier; aber für die Anwohner des Nils ist er ein sehr schlimmer Nachbar.

Die Frage, „was ist für den Menschen gut oder böse,“ ist also immer eine mehr oder minder verwickelte Aufgabe, bey deren Auflösung das Meiste auf Ort, Zeit und Umstände ankommt. Dasselbe Wasser, das in Fässern und Krügen dem Seefahrer unentbehrlich ist, taugt nichts im Schiffsraum; dasselbe Feuer, das auf dem Herde gut ist unsre Speisen zu kochen, würde in einer angefüllten Scheune groſses Unglück anrichten; eben derselbe Trank ist dem Kranken Arzney, dem Gesunden Gift; oder in dieser Krankheit in kleiner Gabe heilsam, in einer andern, und in gröſsrer Porzion genommen, tödtlich. Ich zweifle sehr, oder ich behaupte vielmehr für gewiſs, daſs man mir im ganzen Umfang der Natur, selbst unter den nützlichsten und unentbehrlichsten Dingen kein einziges nennen könne, das auf andre Weise als unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen gut für uns ist. Das nehmliche gilt von allen Beschaffenheiten, Natur- und Glücksgaben, die dem Menschen beywohnen, wie von allen Lagen und Zuständen, worin er sich befindet. Vollkommene Gesundheit (ein so hohes Gut, daſs ein König, wenn er von den natürlichen Strafen der Unmäſsigkeit gefoltert wird, sie mit der Hälfte seines Reichs zurückzukaufen wünscht) ist für den, der sie miſsbraucht, eines der gröſsten Übel. Schönheit, Witz, Talente, Reichthum, hohe Ehrenstellen, Macht, Zepter und Kronen, wie oft haben sie schon ihre Besitzer ins tieſste Elend und Verderben gestürzt? Ist doch sogar das Leben, die erste Bedingung alles Genusses, selbst nur bedingungsweise ein Gut, und wird täglich von vielen Tausenden entweder aus Pflicht oder zu Befriedigung dieser oder jener Leidenschaft in die Schanze geschlagen! Sogar Wahrheit, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend, wie schön und gut sie sich in der

Idee dem Verstande darstellen, sind doch nicht unter allen Umständen und Beziehungen, für jeden Menschen in jeder Bedeutung des Worts, gut. So ist, z. B. nicht gut die Wahrheit zur Unzeit oder auf eine ungeschickte Art zu sagen; so ist nicht jedem gut, alles Wahre zu wissen; so ist möglich, daſs ein gerechter Richter mir Unrecht thut, indem er mich nach einem gerechten Gesetze verurtheilt; so ist das höchste Recht zuweilen Unrecht; so giebt es keine Tugend, die für den, der sie ausübt, nicht entweder durch irgend einen äuſserlichen Umstand oder durch seine eigene Schuld zu einer Quelle von wirklichen Übeln für ihn selbst und andere werden könnte; so kann was an dem einen Weisheit ist, an einem andern Thorheit seyn, u. s. w. Wenn nun Alles, was die Menschen gut nennen, nur unter gewissen Umständen und Einschränkungen, also nur durch rechten und weisen Gebrauch wirklich gut für uns ist; wenn das Gute unter gewissen Bedingungen zum Übel, und aus gleichem Grunde, das Böse zum Gut werden kann: wird nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, eben dasselbe von jedem höhern, und so endlich auch von dem höchsten Gute gelten? Klingt es aber nicht widersinnig, daſs das höchste Gut, bey veränderten Personen und Umständen, das höchste Übel seyn könnte?

Die bisherige Betrachtung scheint uns das länzende Fantom, dem wir nachgehen, mmer weiter aus den Augen gerückt zu aben. Laſs uns versuchen, ob wir ihm ielleicht auf einem andern Wege wieder äher kommen werden. Wir suchen das öchste Gut des Menschen. Die erste rage müſste also seyn: was ist der Mensch? Die Natur stellt lauter einzelne Menschen auf, und es fehlt viel, daſs diese ichts als gleichlautende Exemplarien eines nd ebendesselben Originals seyn sollten. Der Mensch ist also entweder bloſs ein kolektives Wort für die sämmtlichen einelnen Menschen, vom ersten Paar, das aus dem Schooſs der Erde oder des Wassers herorging, bis zu den letzten, die das Unglück oder Glück haben werden, die nächste, unsrer Welt von den Pythagoräern geweissagte, Verbrennung zu erleben, — oder es bezeichnet inen idealischen Koloſs, der aus dem, was alle Menschen gemein haben, gebildet st, und wovon, nach Plato, der bloſse Schatten durch die Ritzen unsers Kerkers in unsre Seele fällt, indeſs das Urbild selbst n der intelligibeln Welt der Platonichen Ontoos Ontoon wirklich vorhanden ist. Da ein bloſser Schatten, zumahl der Schatten eines bloſs intelligibeln Dinges, ein gar zu dünnes, leeres und flüchtiges

Unding ist, um ein brauchbares Resultat zu geben, so werden wir uns wohl an den ersten Begriff halten müssen, der als eine Prosopopöie des ganzen Menschengeschlechts betrachtet werden kann.

Um die Menschen, so wie sie als die regierende Familie im Thierreich wirklich und leibhaft auf dem Erdboden herumwandeln, so viel möglich mit Einem Blick zu übersehen, wollen wir uns, mit deiner Erlaubniſs, Laiska, in Gedanken entweder mit dem Trygäus des Aristofanes auf einen Balkon der Jupitersburg, oder auf die höchste Thurmspitze seiner Nefelokockygia stellen, und dann sehen — was zu sehen seyn wird. Das erste, denke ich, ist die erstaunliche Verschiedenheit dieser sonderbaren Thiere, die man unter dem kollektiven Nahmen Mensch zu begreifen genöthigt ist, da sie, bey der auffallendsten Ungleichheit unter sich selbst, gleichwohl von allen andern Thierarten zu stark abstechen, um zu einer derselben gerechnet werden zu können. Wir sehen einige in kleiner Anzahl, nackend oder nur sehr dürftig bekleidet und mit Bogen, Pfeilen und Spieſsen bewaffnet, in ungeheuren Wäldern umherschweifen, wo ihr beynahe einziges Geschäft ist, die wilden Thiere zu verfolgen die ihnen zur Speise und zur Kleidung dienen. Andere finden wir an den Ufern groſser Seen beschäftigt, mit Angelruthen oder Netzen dem Wasser einen oft kärglichen Unterhalt abzuverdienen. Wieder andere bringen unter mildern Himmelsstrichen ihr Leben mit Viehzucht und Hütung ihrer Herden hin; und noch andere, genöthigt die geringere Freygebigkeit der Natur durch strenge Arbeit zu ersetzen, sehen wir mit den ersten Anfängen des Ackerbaues, der Gärtnerey, der Baukunst und Schiffahrt beschäftigt. Alle diese verschiedene Menschengeschlechter leben in einer Art von thierischer Freyheit, mehr oder weniger armselig, oft kümmerlich, aber wenn sie nur nothdürftig zu leben haben, mit ihrem Zustande zufrieden, weil sie keinen bessern kennen.

Was meinst du nun, daſs diese Jäger, Fischer, Hirten und Pflanzer, die sich noch glücklich preisen, wenn sie mit mühseliger Anstrengung aller ihrer Kräfte sich des nothdürftigsten Unterhalts für einige Tage oder Monate versichern können, was meinst du, daſs sie sich für eine Vorstellung von dem höchsten Gute machen? Frage sie, und du wirst hören, daſs ihre üppigsten Wünsche nicht über eine glückliche Bärenjagd, einen starken Fischzug, die Verdopplung ihrer Herden, und eine reichliche Ernte hinausgeben; und erschiene ihnen ein Gott, der es in ihre Wahl stellte, was sie von ihm erbitten wollten, weder ihre Einbildungskraft noch ihre Vernunft würde sie weiter führen, als zu der hohen Glückseligkeit ihr Leben lang ohne Mühe, Gefahr und Arbeit — die Forderungen ihres Magens befriedigen zu können.

Diese Naturmenschen machen indeſs, wiewohl sie vielleicht den gröſsten Theil des Erdbodens einnehmen, den kleinsten des Menschengeschlechts aus. Der weit gröſsere lebt in bürgerlicher Gesellschaft, wenige in Freystaaten, wo Anfangs die Noth, in der Folge das Verlangen nach Wohlstand, Reichthum und Ansehen, unter dem belebenden Einfluſs einer durch weise Gesetze zugleich begünstigten und eingeschränkten Freyheit, alle Arten von Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, Leibes- und Geistes-Übungen, Handarbeiten, Künste und Wissenschaften hervorgebracht, und zum Theil auf eine bewundernswürdige Höhe getrieben hat. Diese über ein groſses Stück von Asien und Europa und die nördliche Küste von Lybien verbreiteten, mehr oder weniger ausgebildeten Menschen scheinen, beym ersten Überblick, sich zu jenen rohen Kindern der Natur wie die

Götter zu den Menschen zu verhalten: forschen wir aber genauer nach, so werden wir uns bald überzeugen, daſs unter einer Myriade policierter Menschen neun tausend sind, die sich überhaupt viel weniger glücklich, ja oft viel unglücklicher fühlen oder wähnen, als jene nackten Waldmänner, Troglodyten und Ichthyiofagen. Denn bey weitem die gröſsere Zahl lebt in Armuth und Mangel an allen Bequemlichkeiten; genieſst wenig oder nichts von den Früchten des anscheinenden Wohlstands und Reichthums des Staats; muſs, um einer kleinen Anzahl üppiger Müſsiggänger ein prachtvolles und wollüstiges Leben zu verschaffen, über Vermögen arbeiten, und sich oft schlechter nähren als die Wilden, und, damit an ihrem Elend nichts fehle, geduldig zusehen, wie die Müſsiggänger sich auf ihre Unkosten wohl seyn lassen. Nun frage ich dich abermahl: was dünkt dich daſs für die neunzig hundert Theile der policierten Menschheit nach ihrer eigenen Schätzung, das höchste Gut seyn werde? Wir wollen sie selbst nicht fragen; denn sie sind nicht unverdorben genug, uns, wie ihre Brüder in den Wäldern des Atlas, Kaukasus und Imaus, die wahre Antwort zu geben. Aber rechne darauf, daſs sie sich von keiner höhern Glückseligkeit träumen lassen, als täglich zu leben wie die Freyer der Penelope, oder die Höflinge des Alcinous in der Odyssee, und, wie diese, aller Arbeit überhoben zu seyn. Grobe sinnliche Befriedigungen bey nie abnehmender Gesundheit und Stärke, und ein müſsiges sorgenfreyes Leben, dieſs ists was sie sich als das höchste Gut denken, und höher gehen weder ihre Wünsche, noch ihre dermahlige Empfänglichkeit. Und warum nicht? da unter den übrigen schwerlich zehen vom Hundert sind, in deren Busen, wenn Prometheus nicht vergessen hätte ihn durchsichtig zu machen, wir nicht eben dieselben Wünsche, nur mehr oder weniger verfeinert und auf alle ihre Leidenschaften ausgedehnt, erblicken würden. Wenigstens läſst mich, was ich über diesen Punkt bisher wahrgenommen habe, nichts anders glauben. Sinnlichkeit ist nun einmahl die Grundlage der menschlichen Natur; essen, trinken und schlafen, das erste Bedürfniſs, das erste Geschäft und das erste Vergnügen des Kindes, so wie das letzte des Greises, bey welchem das Wohlbehagen an den Vergnügungen des Gaumens in eben dem Verhältniſs zunimmt, wie das Vermögen andre Triebe zu befriedigen abnimmt und aufhört. Stelle einen jeden Sofisten, der dieſs nicht gestehen will, ohne daſs er deine Absicht merken kann, auf die Probe, und du wirst schwerlich einen einzigen ſinden, der seine prahlerische Theorie nicht durch die That Lügen strafen wird.

Wie dann, Laiska? Dein scherzender Filosof, sollte also am Ende doch noch Recht behalten? — Ja, und Nein, sage ich; und wenn dieſs widersinnig klingt, wer kann dafür, wenn der Mensch, seiner Centaurischen Natur nach, ein so widersinnisches Ding ist, daſs mein Freund Plato sich und uns nicht besser zu helfen weiſs, als durch den wohlmeinenden Rath, den thierischen Theil geradezu abzuwürgen, und den geistigen allein leben zu lassen. Meine Vorstellungsart erlaubt mir nicht, so streng mit der Hälfte meines Ichs zu verfahren; und da diese Doppelnatur nun einmahl mein dermahliges Wesen ausmacht, so denke ich vielmehr alles Ernstes darauf, einen billigen Vertrag zwischen beiden Theilen zu Stande zu bringen; mit dem Vorbehalt, falls es mir damit nicht gelingen sollte, mich auf die Seite der Vernunft zu schlagen, und vermittelst ihrer Oberherrschaft über den animalischen Theil diese Sokratische Sofrosyne in mir hervorzubringen, die zwar nicht das höchste Gut, aber doch gewiſs ein sehr groſses, und zum reinen Genuſs aller andern unentbehrlich ist.

Anmerkungen.

1) und du — mein Pergolese, du, u. ſ.

Um das, was in dieser musikalischen Digression wahren Kennern der Musik und gerechten Schätzern musikalischer Verdienste zu einseitig, unrichtig und übertrieben scheinen mag, zu entschuldigen, bedarf es vielleicht nichts weiter als zu bemerken: erstens, daſs der Dichter hier ohne alle Prätension, bloſs nach seinem eignen individuellen Geschmack und nach dem sehr beschränkten Umfange seiner damahligen Kenntnisse in diesem Fach urtheilte; und dann, daſs diese Verse vor 24 Jahren geschrieben wurden, zu einer Zeit, da die Liebhaberey am Schweren und Bunten wirklich dem guten Geschmack in der Musik gefährlich zu werden schien, und die Revoluzion noch nicht angegangen war, welche der groſse Gluck wenige Jahre darauf in der dramatischen Musik bewirkte. Übrigens verliert Pergolese nichts dadurch von seinen Verdiensten, daſs er in der Folge, da die Tonkunst von Stufe zu Stufe bis zu einem Grad von Vollkommenheit empor stieg, wovon man vor vierzig Jahren noch keinen Begriff hatte, sowohl im komischen als im pathetischen Fache übertroffen worden ist; und sein *Stabat mater*, welches nach dem Urtheil eines Gretry (in seinen *Memoires sur la Musique etc.*)

Im Grunde sollte jener Vertrag so schwer nicht zu stiften seyn, da die Natur selbst in beiden Theilen schon Anstalt dazu gemacht, und dem geistigen eine sonderbare Anmuthung zu dem thierischen, diesem hingegen, trotz seiner angebornen Wildheit, eine eben so sonderbare Willigkeit sich von jenem zäumen und regieren zu lassen, eingepflanzt hat. In der That kommt in dieser Rücksicht alles darauf an, daſs das Thier, wenn es seine Schuldigkeit thun soll, fleiſsig zur Arbeit und zum Gehorsam angehalten, aber auch wohl behandelt, gut genährt und hinlänglich gewartet werde. Sobald es merkt, daſs der regierende Theil es wohl mit ihm meint, ist es folgsam und geschmeidig; wird ihm aber übel begegnet, gleich fängt es an muckisch zu werden; beiſst um sich, schlägt aus, spreitzt, bäumt und wälzt sich, und läſst nicht nach, bis es den Reiter abgeworfen hat. Ist dieser überhaupt nicht stark und verständig genug den Zügel recht zu führen und sein Thier im Respekt zu erhalten, was Wunder wenn es mit ihm durchgeht, und sich gerade so meisterlos aufführt, als ob es keinen Herren über sich erkennte?

Um diese Allegorie nicht zu lange zu verfolgen, bemerke ich nur, daſs das Daseyn der Vernunft und ihr Einfluſs auf unsre sinnliche oder thierische Natur sich, wie bey den Kindern schon in der frühen Dämmerung des Lebens, so bey allen, selbst den rohesten Völkern schon in den ersten Anfängen der Kultur vornehmlich darin beweist, daſs sie (wofern nicht besondere klimatische oder andere zufällige Ursachen im Wege stehen) sich selbst und ihren Zustand immer zu verschönern und zu verbessern suchen. So langsam es Anfangs damit zugeht, so schnell nimmt der Trieb zum Schönern und Bessern zu, wenn einmahl gewisse Perioden zurückgelegt sind, und die Vernunft selbst in ihrer Entwicklung einen gewissen Grad von Stärke erreicht hat. Daſs wir aber demungeachtet im Ganzen noch so weit zurück sind, liegt wohl hauptsächlich an der Kürze unsers Lebens, welches in Verhältniſs mit allen übrigen Bedingungen, unter welchen wir es empfangen, in viel zu enge Grenzen eingeschlossen ist, als daſs die Menschen (wenige Ausnahmen abgerechnet) groſse Fortschritte zur Verbesserung ihres eigenen innern und äuſsern Zustandes machen, oder etwas Beträchtliches zum allgemeinen Besten beytragen könnten: indessen zeigt sich doch von einer Generazion zur andern ein gewisses, im Kleinen meist unmerkliches, aber im Groſsen ziemlich sichtbares Streben nach dem, was man füglich (wie ich glaube) den Zweck der Natur mit dem Menschen nennen kann. Und was könnte dieser anders seyn, als die immer steigende Vervollkommnung der ganzen Gattung, wozu jeder einzelne der einst da war, etwas (wie wenig es auch sey) beygetragen hat, und von welcher nun hinwieder jede neue Generazion und jedes einzelne Glied derselben mehr oder weniger Vortheil zieht? Da nichts, was einmahl da war oder geschah, ohne Folgen ist, also nichts ganz verloren geht; da jedes Jahrzehend und Jahrhundert seine Versuche, Erfahrungen, Entdeckungen und Erfindungen den Nachkommenden zur Fortsetzung, Ausbildung, Verbesserung und Vermehrung überliefert, so kann dieſs schlechterdings nicht anders seyn. Die Rückfälle, die man von Zeit zu Zeit wahrzunehmen wähnt, die alte Sage, „daſs nichts neues unter der Sonne geschähe,“ und die Abnahme der menschlichen Gattung, die man uns schon aus dem alten Homer erweisen zu können glaubt, sind nur anscheinend. Besondere Völker, einzelne Menschen können wohl in einigen Stücken schlechter als ihre Vorfahren werden; aber das Menschengeschlecht, als Eine fortdauernde Person betrachtet, der unsterbliche Anthropodämon Mensch, nimmt immer zu, und sieht keine Grenzen seiner

Vervollkommnung. Denn nur dem einzelnen Menschen, nicht der Menschheit, sind Grenzen gesetzt.

Die Fortschritte, welche wir Griechen seit der Zeit da Europens Bewohner noch stammelnde Waldmenschen und Troglodyten waren, bis zu der Stufe, worauf wir dermahlen stehen, gemacht haben, werden andre Menschen, vielleicht ganz andre Völker, nach uns in den nächsten Jahrtausenden fortsetzen, und unfehlbar wird eine Zeit kommen, wo die Menschen durch künstliche Mittel sehen werden, was uns unsichtbar ist; wo sie Schätze von Kenntnissen, wovon sich jetzt niemand träumen läſst, gesammelt, neue Mineralien, Pflanzen und Thiere, neue Eigenschaften der Körper, neue Heilkräfte, kurz, unendlich viel Neues im Himmel, auf Erden und im Ocean entdeckt, und vermittelst alles dessen nicht nur unsre Erfindungen viel höher getrieben, sondern eine Menge uns ganz unbekannter Künste und Kunstwerkzeuge erfunden haben werden, u. s. w.

Nun, meine Freundin, sind wir auf der Höhe, von welcher aus wir uns, dünkt mich, überzeugen können, daſs die Aufgabe, die du mir zu lösen gegeben hast, unauflösbar ist. Es giebt kein andres höchstes Gut (wenn man es so nennen will) für den Menschen, als, „das zu seyn und zu werden, was er nach dem Zweck der Natur seyn soll und werden kann: aber eben dieſs ist der Punkt, den er nie erreichen wird, wiewohl er sich ihm ewig annähern soll. Wo über jeder Stufe noch eine höhere ist, giebt es kein Höchstes — als täuschungsweise; wie dem, der einen hohen Berg ersteigen will, diese oder jene Spitze die höchste scheint, bis er sie erklettert hat, und nun erst sieht, daſs neue Gipfel sich über ihm in die Wolken thürmen. Alles, was für einen Menschen in seinem dermahligen Leben (dem einzigen, das er kennt) gut ist, ist zur rechten Zeit, am rechten Ort, im rechten Maſs, und recht gebraucht, für den Augenblick das Höchste; für den unsterblichen Menschen giebt es kein Höchstes als das Unendliche. Weiter, schöne Laiska, habe ich's bis jetzt nicht bringen können, und ich zweifle nicht, daſs viel daran fehlt, daſs meine Antwort deinen Sofisten und Frontisten genug thun sollte. Was mich selbst betrifft, ich habe nie nach hohen Dingen, geschweige nach dem Höchsten, getrachtet; und dafür haben mir die Götter immer reichlich mehr gegeben, als ich zu begehren gewagt hätte. Von allen ihren Gaben die reichste ist, daſs sie mich mit dir zu gleicher

Zeit geboren werden lieſsen, mich mit dir zusammen brachten, und in der Stunde, da du mir deine Freundschaft schenktest, mich auf mein ganzes Leben zu einem der glücklichsten Sterblichen weihten. Müſst' ich nicht Adrasteien zu erzürnen fürchten, wenn ich meine Wünsche noch höher zu treiben versuchen wollte?

27.

Kleonidas an Aristipp.

Seit einiger Zeit befindet sich ein junger Perser, Nahmens Arasambes hier, der groſses Aufsehen macht. Er ist (um bey dem anzufangen, was zuerst in die Augen fällt) der schönste Mann, den ich noch gesehen habe, von hoher Geburt (seine Mutter war eine Schwester des letzten Königs) und, wie es scheint, Herr eines unermeſslichen Vermögens. Sein vor kurzem verstorbener Vater, welcher Statthalter von Syrien gewesen war und seinen Sohn zu einer Stelle bestimmte, wo (seiner Meinung nach) ein feineres politisches Verhältniſs gegen die vornehmsten Griechischen Freystaaten dem Dienst des groſsen

Königs nützlich seyn könnte, hatte ihn zu diesem Ende schon in der ersten Jugend zu Sardes und Efesus nach Griechischer Art erziehen lassen. Er spricht unsere Sprache sehr geläufig, kennt unsere Dichter, und in Übungen, die sich für eine Person seines Standes schicken, thut es ihm hier keiner zuvor. Er verbindet morgenländische Prachtliebe mit Griechischem Geschmack, hat die schönsten Pferde, die jemahls in Ionien gesehen wurden, und macht sich den Milesiern durch die funkelnden Dariken, die er in Umlauf bringt, nicht wenig beliebt.

Du erräthst leicht, Aristipp, was dir alle diese Vorboten ankündigen. Wie hätte ein so verzärtelter Günstling der Götter gegen die Reitze des schönsten Weibes unserer Zeit gleichgültig bleiben können? Es scheint vielmehr, Eros, der sich nicht immer an ungleichen und widersinnischen Verbindungen belustigt, habe ihn geflissentlich nach Milet geführt, damit er die einzige fände, die ihn selbst zweifelhaft machen kann ob er ihrer Liebe würdig sey. Kurz, Arasambes liegt, mit adamantenen Ketten gebunden, zu den Füſsen der schönen Lais, und erwartet von ihren Lippen die Entscheidung, „ob er der glücklichste oder der elendeste aller Sterblichen seyn soll.“ Sie scheint noch unentschlossen, wiewohl ich es für unmöglich halte, daſs sie von so vielen Vorzügen und Versuchungen nicht endlich überwältiget werden sollte. Aber das wunderbare Weib behält immer so viel Herrschaft über sich selbst, daſs es noch keinem gelungen ist, ihre schwache Seite ausfindig zu machen; und wenn sie seiner Leidenschaft endlich nachgiebt, so geschieht es gewiſs nicht anders, als mit Vorbehalt ihrer Freyheit, die ihr, wie sie sagt, um den Thron des groſsen Königs selbst nicht feil wäre. Auch kennt Arasambes sie schon zu gut, um sich von den reichen Geschenken, womit er sie überhäuft, viele Wirkung zu versprechen; und damit man sehe, daſs er selbst keinen Werth darauf lege, schenkt er einen Perlenschmuck, der zwanzig Attische Talente werth ist, mit einer Miene weg, als ob es eine vergoldete Haarnadel wäre, und bloſs dadurch zu etwas werde, wenn sie es anzunehmen würdige; aber er treibt es in dieser groſsen Manier so weit, daſs unsre Freundin für nöthig hielt, ihm zu erklären, daſs sie unter keiner Bedingung weder kleine noch groſse Geschenke mehr von ihm annehmen würde. Du weiſst, in welchem Grade die Zauberin es in ihrer Gewalt hat, selbst dem Verwegensten diese Art von zurückschauernder Ehrfurcht zu gebieten, wovon man beym Eintritt in das heilige Dunkel eines berühmten Tempels oder Hains unfreywillig befallen wird. Arasambes, der sie wirklich bis zur Anbetung liebt, fühlt sich durch diese abergläubische Scheu noch mehr als andere durchdrungen, und bedarf daher eines Vertrauten um so mehr, da die ungewohnte Zurückhaltung seiner Leidenschaft ein peinlicher Zustand ist, den er nicht sehr lange ausdauern könnte. Dieser Vertraute, mein Freund, — bin ich selbst, und höre, wie ich dazu gekommen bin. Bald nach meiner Zurückkunft nach Milet gerieth ich auf den Einfall, das berühmte allegorische Mährchen vom Prodikus, den Herkules auf dem Scheidewege, in zwey Seitenstücken zu mahlen; so daſs Lais in dem einen die Tugend, in dem andern die Wollust vorstellt, und (wie du bereits errathen hast) der junge Göttersohn im einen der Erstern, im andern ihrer reitzenden Gegnerin die Hand reicht. Ich arbeitete mit Liebe an diesen Bildern, aber so geheim, daſs sogar Musarion nichts davon gewahr ward. Als sie vollendet waren, fügte sichs, daſs mein Perser (der schon vorher eine besondere Zuneigung auf mich geworfen hatte, und die Kunst liebt) in meine Werkstatt kam, und über die beiden Bilder in ein solches Entzücken gerieth, daſs ich mich genöthigt sah, sie ihm zu überlassen, nachdem ich ihn mit vieler Mühe dahin gebracht, von der Hälfte des Preises, den er selbst darauf setzte, abzustehen. Von dieser Zeit an hat er mich zum Vertrauten und Vermittler seiner Leidenschaft gemacht, und da Tyche in ihrer freygebigsten Laune unsrer verschwenderischen Freundin nichts angemeſsneres hätte zuschikken können als einen solchen Liebhaber; so hoffe ich mein Geschäft zu beider Theile Zufriedenheit bald und glücklich zu Ende zu bringen.

Wenn ich mich nicht sehr an dir irre, lieber Aristipp, so wirst du dich in dieſs Alles wie ein weiser Mann fügen, und mit einer Freundschaft, die dir immer ein beneidenswerthes Vorrecht vorbehalten wird, sehr wohl vorlieb nehmen können.

alles in sich vereiniget, was der Kirchenmusik im pathetischen Styl eigen seyn muſs, wird, mit aller seiner Simplicität, in Ansicht der groſsen Wirkung, die es auf jeden Hörer von reinem Gefühl und unverwöhntem Ohr thun muſs, immer einzig in seiner Art bleiben, und von keinem spätern Meister, wie groſs und reich auch sein Genie und wie tief er in die Geheimnisse der Harmonie eingedrungen seyn mag, jemahls ausgelöscht werden.

2) den neuen Marsyassen.

Der Satyr Marsyas (sagt die poetische Legende der Griechen) machte dem Apollo den Vorzug auf der Flöte streitig, und muſste dafür, im eigentlichsten Verstande, mit seiner Haut bezahlen; eine Rache, die den Sieg des Gottes über den armen Satyr sehr verdächtig macht, und woraus sich schwerlich eine andere Lehre ziehen läſst, als daſs man mit Mächtigern nicht um den Vorzug in Talenten, worauf sie Anspruch machen, streiten soll.

3) *Spica Virginis.*

So nennt man einen Stern der ersten Gröſse im sechsten Sternbild oder Zeichen des Thierkreises, welches den Nahmen der Jungfrau führt.

4) Womit man, auf seine Kosten u. s. w.

„Zu Homers Zeiten, sagt dieser gelehrte Mann, waren die Esel noch nicht so verachtet, als sie heut zu Tage sind; ihr Nahme war noch nicht zu einem

---

28.

Aristipp an Kleonidas.

Die Nachrichten, die du mir von unsrer Freundin mittheilst, stimmen zu gut in meine üppigsten Wünsche für ihr Glück, als daſs sie mir nicht groſse Freude gemacht haben sollten. Die Liebe eines solchen Mannes, wie dein Perser, ist das einzige ihrer nicht ganz unwürdige Mittel, ihre gewohnte Lebensart immer fortzuführen, in so fern sie nur von sich erhalten kann, ihrer groſsherzigen Verachtung des verächtlichsten und schätzbarsten, unentbehrlichsten und unbrauchbarsten aller sublunarischen Dinge einige Schranken zu setzen, und nur so viel Ökonomie in ihr Hauswesen zu bringen, als der groſse König selbst nöthig hat, wenn er mit seinen Einkünften auslangen will. Daſs sie den prächtigen Vogel nicht eher, als bis es ihr selbst gefällt, aus ihrem goldnen Käfich entlassen, und hingegen fleiſsig dafür sorgen wird, ihre eigene Person von den verhaſsten Gesetzen der morgenländischen Gynäzeen frey zu erhalten, bin ich zu gewiſs, als daſs sie hierüber meines Rathes bedürfte. Es bleibt mir also nichts übrig, als mich ihres Glückes zu freuen, und zu wünschen, daſs sie es recht lange dauern lasse.

Du urtheilst sehr richtig von mir, Freund Kleonidas, wenn du mich der Narrheit, die Sonne für mich allein behalten zu wollen, unfähig glaubst. Eben so wenig soll es, wie ich hoffe, jemahls in die Macht einer Person oder einer Sache, die ich liebe, kommen, sich mir in einem so hohen Grade wichtig zu machen, daſs ich ihrer nicht ohne Verlust meiner Gemüthsruhe entbehren könnte. Ich liebte die schöne Lais beym ersten Anblick, weil sie mir gefiel; und sie gefiel mir aus eben der Ursache, warum mir irgend etwas gefällt, und desto mehr, je mehr sie zugleich die Summe meiner feineren Gefühle vermehrte, und meinen Geist in die angenehmste Thätigkeit setzte. In allem diesem ist mirs, denke ich, wie jedem andern Menschen. Aber was ich vor meinem unbekannten Freund Arasambes und vielen andern voraus habe, ist: daſs die schöne Lais selbst mit allen ihren Vollkommenheiten für mich kein unentbehrliches, geschweige mein höchstes Gut ist. Ich habe Augen für alle ihre Vorzüge, Sinn für alle ihre Reitze; sie ist mir alles, was sie einem Manne von Verstand und Gefühl seyn kann: aber sie vermag (einzelne

Augenblicke vielleicht ausgenommen) wenig oder nichts über meine Freyheit; ich verlasse sie ohne mich losreiſsen zu müssen, sogar wenn sie lieber sähe daſs ich bliebe; ich komme mit dem lebhaftesten Vergnügen wieder, und scheide zum zweyten, dritten und vierten Mahl, immer durch den Gedanken des Wiedersehens wohl getröstet und im Gleichgewicht erhalten. Indessen würde ich mich selbst belachen, wenn ich mir deſswegen viel auf meine Weisheit zu Gute thun wollte. Du weiſst daſs ich mit einem Frohsinn, der an Leichtsinn grenzt, geboren bin; ich fühle mehr schnell und lebhaft als tief; ich habe Sinn für alles Schöne und Gute, ohne Affektazion einer besondern Zartheit, und das Schönere und Bessere benimmt nach meiner Schätzung dem Geringern nichts. Bey einer solchen Anlage war es natürlich, daſs die bewundernswürdige Gleichmüthigkeit, wozu es mein edler Lehrer Sokrates mit einem vielleicht nicht so lenksamen Temperamente gebracht hatte, einen so starken Eindruck auf mich machte, daſs ich mir vornahm, mich öfters, auch ohne besondere Veranlassung, in Bezwingung meiner Begierden und Schwichtigung meiner Wünsche zu üben. Kurz, ich machte mir zur Maxime: mich in allem mit dem Guten in jedem leidlichen Grade zu behelfen, ohne hartnäckig auf dem Besten zu bestehen; und ich beſinde mich bey dieser Mäſsigung so wohl, daſs ich meine Diät einem jeden anrathen möchte, der es mit sich selbst so gut meint, daſs er um gröſsere Unlust zu vermeiden, lieber weniger Vergnügen haben, als Gefahr laufen will, einen Platz an der Göttertafel mit der Strafe des Tantalus zu bezahlen. Dadurch gewinne ich den Vortheil, daſs ich mich auch bey Nektar und Ambrosia bescheiden aufführe, und daher nie in den Fall kommen kann, meinen Übermuth so streng wie jener Göttersohn zu büſsen.

Dieſs heiſst viel über sich selbst filosofiert! Brauche davon was du kannst, und fahre fort, mir mitzutheilen, was du mir gut findest.

Es war ein herrlicher Gedanke, Lieber, den du hattest, die schöne Lais unter zwey so entgegengesetzten und beide doch so gut passenden Karaktern darzustellen. Du würdest dich mir durch eine Kopey von deiner eigenen Hand unendlich verbinden, wär' es auch nur von den beiden einzelnen Figuren. Vermuthlich setzt dein Persischer Freund seine Hoffnung auf die gefälligere Gestalt, wiewohl er seine Göttin unter beiden anbetet. Gewiſs ist schwerlich jemahls ein schönes Weib so gleich geschickt gewesen, beide Personen zu spielen, und sich selbst, sobald sie will, durch sich selbst auszulöschen. Ein gefährliches Talent, welches zu miſsbrauchen sie, glücklicher Weise, keine Anlage hat. Indessen werde ich sie doch nie aus den Augen verlieren, um auf den Fall, da sie eines Freundes bedürfte, immer bey der Hand zu seyn; denn auf dem schönen, breiten und kurzweiligen Wege, den sie geht, nicht zu verirren, ist schwerer als sie zu glauben scheint.

29.

Lais an Aristipp.

Kleonidas hat dir das Neueste aus Milet bereits zu wissen gethan. Eine freundliche Persische *Perise* (damit du doch siehest, daſs ich durch meinen neuen Anbeter schon ein wenig gelehrter geworden bin) hat mir einen Liebhaber bis vom Eufrates her zugeschickt; und welch einen Liebhaber! schön wie ein Medier, liebenswürdig wie ein Grieche, und beynahe so reich wie Midas und Krösus! Denn was wir armen Griechen tausend Drachmen nennen, ist ihm eine Hand voll Obolen; und wie ich nöthig fand, seiner übermäſsigen Freygebigkeit mit aller Strenge einer Gebieterin Einhalt zu thun, verwunderte sich der hoffärtige Mensch, daſs ich solche Kleinigkeiten meiner Aufmerksamkeit würdigen möge. Wirklich scheint er eines so groſsen Maſsstabs gewohnt zu seyn, daſs er Geschenke, die einer Königin dargebracht werden dürften, für Kleinigkeiten ansieht, und sich daher ihrentwegen weder zu der mindesten Freyheit, noch zu Erwartung einer gröſsern Gefälligkeit von meiner Seite, berechtigt glaubt. Das sticht nun freylich von der ökonomischen Manier der Söhne Deukalions, mit ihren Geliebten bey Drachmen und Obolen abzurechnen, gewaltig ab, und thut dem edeln Achämeniden, wie du leicht errathen kannst, keinen Schaden bey mir — Kurz, lieber Aristipp, dieser Arasambes ist ein sehr gutherziger und umgänglicher Barbar, und es ahnet mir zuweilen, ich werde noch in starke Versuchungen kommen, zu vergessen, daſs ich eine Griechin bin, und die Entführung der schönen Helena an allen Asiaten zu rächen habe. Die einzige morgenländische Unart, die ihm ankleben mag, scheint ein ziemlicher Ansatz zur Eifersucht zu seyn, und dieſs wäre auch das einzige, das mich zurück schrecken könnte. Wenn er nicht so viel Zutrauen zu mir fassen kann, sich auf mein Wort ohne Riegel und Hüter sicher zu glauben, so brech' ich ab, lass' ihm alle seine Geschenke wieder zustellen, und fahre mit dem ersten guten Winde nach Korinth zurück.

Mein Plan mit Musarion und Kleonidas ist zu seiner Reife gediehen; sie ist seiner werth: und wiewohl er bisher (wenn wahre Liebe sich verhehlen lieſse) ihr selbst und der ganzen Welt ein Geheimniſs aus dem wahren Nahmen seiner zärtlichen Freundschaft zu ihr gemacht hat, so bin ich doch völlig gewiſs, daſs ich durch das Band, das ich zwischen ihnen zu knüpfen im Begriff bin, den feurigsten seiner Wünsche befriedige.

Du, mein weiser Freund, liegst noch immer zu Samos den meteorischen Dingen mit so groſsem Eifer ob, daſs ich Bedenken tragen sollte, dich mit den Puppenspielen, die uns Kindern der Erde so wichtig scheinen, in deinen erhabenen Anschauungen zu stören. Wie hoch du dich aber auch immer, selbst über die Jupitersburg und das luftige Wolkenkuckuksheim deines Freundes Aristofanes erheben magst, so denke ich doch, meine Ansprüche an deine Freundschaft so leicht nicht aufzugeben, und schmeichle mir hinwieder, daſs alle Pythagorische Zahlen, Zirkel und Dreyecke nicht vermögend seyn sollen, deine Anadyomene immer aus deiner Erinnerung zu verdrängen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1303/043

30.

Kleonidas an Aristipp.

Freue dich meines Glücks mit mir, Aristipp! Musarion, meine Musarion — — das war sie, meinen Gefühlen und Wünschen nach, schon beym ersten Blick; aber, da mir die Absichten ihrer groſsmüthigen Vormünderin mit ihr unbekannt waren, und ich es für unedel hielt, ihre Zuneigung verstohlner Weise zu gewinnen, verschloſs ich meine Wünsche in meinen Busen, und hielt mich zurück, sie sogar dir zu entdecken, vor dem ich nie ein anderes Geheimniſs haben werde — diese Musarion, mein Freund, ohne die für mich kein Glück ist, (halte mir diesen einzigen Zug von Ungleichheit mit dir zu gut!) ohne die ich das reinste Glück des Lebens nie gekannt hätte, Sie ist mein! Sie wird mir in einen andern Welttheil folgen! In kurzem werden die hochzeitlichen Fackeln für deinen Freund angezündet. Möchtest du doch in Person gegenwärtig an unsrer Freude Antheil nehmen! Ich darf es nicht hoffen; aber ich sehe den Tag kommen, der uns in Cyrene, vielleicht enger als jemahls, wieder vereinigen wird.

Die schöne Lais, die Stifterin meines Glücks, hat sich ihrer sich selbst auferlegten Pflicht gegen die Tochter des Leontides auf eine höchst edle Art erledigt, und bey den guten Aussichten, die ich in unserm Vaterlande habe, scheint mein künftiger Wohlstand so fest gegründet zu seyn, als es in diesem ewigen Wogen der menschlichen Dinge überhaupt möglich ist.

Auch der fürstliche Arasambes ist dem Ziel seiner feurigsten Wünsche nah. Lais scheint immer mehr Neigung zu ihm, Er immer mehr von dem Zutrauen, das man für ein höheres aber wohlthätiges Wesen fühlt, zu ihr zu fassen. Er will sie bloſs ihr selbst, nicht seinem Ungestüm noch seinen Schätzen, zu danken haben; und dieſs ist, wenn ich sie recht beurtheile, gerade das Geheimniſs sie zu gewinnen. Sie werden, (wenigstens so lange als ihn der König nicht an seine Hofstatt beruft) abwechselnd bald zu Efesus, bald zu Sardes, bald auf den prächtigen Gütern, die er in Lydien hat, leben, und Lais wird einen Zauberkreis von Freuden und Scherzen, Musen und Grazien, um ihn her ziehen, der

Schimpfworte gemacht worden, und Könige ritten noch auf Eseln. Homer konnte also den Ajax ohne Übelstand mit einem Esel vergleichen, sonderlich, da die Rede bloſs von seiner Hartnäckigkeit, Stärke und Geduld ist; und man kann (setzt er hinzu) über dieses Gleichniſs nicht spotten ohne eine Gottlosigkeit zu begehen, indem Gott selbst es in den Mund des Patriarchen Jakobs gelegt hat, da dieser in dem letzten Segen, den er seinen Söhnen ertheilt, sagt: Isaschar wird seyn wie ein starker Esel.“ (*Remarques sur la Poetique d' Aristote chap.* 25.) Madame Dacier, nachdem sie dieses heroische Räsonnement ihres Gemahls zu Rechtfertigung Homers angeführt hat, erklärt, nach ihrer Art, rund heraus: *qu'il n'y a rien de plus beau que cette image.* Und wirklich ist es ein Vergnügen, aus allem, was gelehrte und scharfsinnige Ausleger über diese Sache gesagt haben, zu ersehen, wie viel Schönes sich über einen Esel sagen läſst.

5) Die Tristram u. s. w.

S. *Life and Opinions of Tristram Shandy* Vol. VII. p. 113. ff.

6) zur Stadt des Alabandus.

Die Stadt Alabanda in Karien führte diesen Nahmen von ihrem Stifter Alabandus, dem Sohn einer Meernymfe und Enkel eines Flusses. Ihre Künstler waren ihres schlechten Geschmacks wegen so verrufen, daſs seine Wohnung in einen Göttersitz verwandeln wird.

Arasambes hat alles versucht, mich bey ihm zurückzuhalten: aber Umstände und Pflichten, und ich weiſs nicht welches stille aber drängende Sehnen nach der vaterländischen Luft, rufen mich gebieterisch nach Lybien zurück. Doch werde ich, bis zu der Jahreszeit, die der Überfahrt die günstigste ist, bey ihm verharren, und wenn ich es irgend bewerkstelligen kann, dich, mein Freund, noch vorher zu Samos sehen.

31.

Aristipp an Lais.

Ich rathe dir, schönste und mächtigste der Erdentöchter, opfre der Ate unverzüglich das kostbarste was du — entbehren kannst; denn du bist zu glücklich, als daſs deine Freunde deinetwegen ruhig seyn dürften. Nicht, als ob du es für deinen Werth je zu viel seyn könntest: sondern weil es (wie man sagt) neidische Mächte giebt, welche nicht wollen, daſs die Götter alle Schätze ihres Füllhorns so verschwenderisch auf ein einziges sterbliches Wesen herabschütten.

Arasambes ist, nach allem was mir Kleonidas von ihm meldet, deiner würdig, und, nach allem was du selbst anzudeuten scheinst, dem Glücke nah von Dir dafür erkannt zu werden. Deine Weisheit wird dich in dem goldnen Strom, worin du schwimmst, vor Übermuth bewahren; deine Edelmuthigkeit wird in einem weiten Kreise Glückseligkeit um dich her verbreiten; und die Klugheit, die ich dir wünsche, wird den Gedanken an die Zukunft und die ungewisse Flüchtigkeit des Gegenwärtigen nie ganz aus deiner Seele schwinden lassen. Auch erinnerst du dich, wie ich sicher hoffe, mitten unter den glänzenden und rauschenden Freuden, die dich täglich umschwärmen werden, zuweilen eines Freundes, der in seiner Art vielleicht doch einzig ist, und den du immer da, wo du ihn lieſsest, wieder finden sollst. Denn weder Ort noch Zeit werden je die Gesinnungen schwächen, die dein erster Anblick in ihm anfachte und eine Folge freudebringender Horen, im trauten Umgang unsrer verschwisterten Seelen, zur Reife brachte. Sollte auch eine Zeit kommen, die ihm jeden andern Genuſs entzöge, so wird die bloſse Erinnerung an Ägina, Korinth und

Milet ihm Ersatz für alles seyn, und, so lang' er weiſs daſs du glücklich bist, ihn gegen alles, was seine Ruhe von auſsen bestürmen könnte, gleichgültig machen.

32.

Aristipp an Hippias.

Ich höre mit vielem Vergnügen, daſs du im Begriff bist das unruhige Samos zu verlassen und in die schöne und reiche, den Frieden und die Künste des Friedens liebende Hauptstadt von Ionien zu ziehen, wo du dich in jeder Hinsicht besser befinden wirst; es sey daſs du einen würdigen Schauplatz für deine Talente, oder nur einen Ort suchest, wo du, so frey und angenehm als vielleicht an keinem andern in der Welt, einer selbst erwählten Gesellschaft von Freunden, den Musen und deinem Genius leben kannst. Was hätte dich auch länger in Samos zurückhalten sollen? Überall, wo die Athener den Meister spielen, ist in die Länge nicht gut wohnen. Ich habe öfters sagen hören, der Athener sey nirgends artig und liebenswürdig als in Athen selbst; ich für meine Person habe gefunden, daſs sie allenthalben die liebenswürdigsten aller Menschen sind, sobald sie eine Ursache haben es seyn zu wollen, und die widerwärtigsten, sobald sie jenes für unnöthig halten. Wenn sie dieſs zu Athen weniger zu seyn scheinen, so rührt es vielleicht von einer zwiefachen Täuschung her. In den Inseln sind sie die Wenigern an der Zahl, und ihre Unarten fallen daher um so stärker auf, zumahl da sie gewohnt sind, sich gegen ihre Kolonien, Schutzverwandten und Unterthanen alles zu erlauben. Zu Athen sind eben dieselben Unarten unter die ganze Masse der Bürger vertheilt, also an den einzelnen weniger auffallend, wie man sich im Lande der Buckligen bald gewöhnen würde lauter Höcker zu sehen. Überdieſs kommt den Athenern zu gut, daſs alles, was ein gebildeter Mensch nur immer zu sehen, zu hören und zu genieſsen verlangen kann, so vollständig und in einem so seltnen Grade von Vollkommenheit in Athen vereiniget ist, daſs ein Fremder, der sich auf ein Mahl in den Mittelpunkt alles Groſsen, Schönen und Angenehmen versetzt glaubt, den Glanz, den das Ganze von sich wirft, auch auf den Einwohnern widerscheinen sieht, und das, was ihm von ihrer häſslichen Seite in die Augen fällt, um so mehr in einem mildernden Lichte betrachtet, je mehr sie sich Anfangs beeifern, ihm nur die schöne und gefällige zu zeigen. Du wirst in den ersten Tagen eine groſse Ähnlichkeit zwischen den Athenern und Milesiern finden; sie dient aber nur, die Verschiedenheit desto auffallender zu machen, welche, meines Bedünkens, ganz zum Vortheil der letztern ist. Doch ich will deinem eignen Urtheil nicht vorgreifen, und bin vielmehr begierig, das meinige dadurch entweder bestätiget oder berichtiget zu sehen.

Vermuthlich ist dir Xenofons Anabasis bereits zu Gesichte gekommen, die seit einiger Zeit so viel von sich und ihrem Verfasser zu reden macht; oder sollte es noch nicht geschehen seyn, so wirst du dich zu Milet leicht mit einem Exemplar versehen können, denn die Nachfrage nach diesem Buch ist so stark, daſs die Bibliokapelen von Athen und Korinth nichts angelegners haben, als die Hände aller Geschwindschreiber, die in beiden Städten aufzutreiben sind, mit möglichster Vervielfältigung desselben zu beschaftigen. Ich glaube nicht zu viel von diesem Werke, so beschränkt auch der Gegenstand desselben ist, zu sagen, wenn ich es, in Rücksicht auf die historische Kunst, mit dem berühmten Kanon des Bildhauers Polyklet vergleiche, und behaupte, so müsse jede Geschichte geschrieben seyn, auf deren historische Wahrheit man sich verlassen können soll. Die ganze Erzählung ist wie eine Landschaft im vollen Sonnenlicht: alles liegt hell und offen vor unsern Augen; nichts steht im Schatten, damit Etwas anderes desto stärker herausgehoben werde; alles erscheint in seiner eigenen Gestalt und Farbe; nichts vergröſsert, nichts verschönert, sondern im Gegentheil jede so häufig sich anbietende Gelegenheit, das Auſserordentliche und Wunderbare der Thatsachen durch Kolorit und Beleuchtung geltend zu machen, geflissentlich vernachlässigt, und die Begebenheiten mit ihren Ursachen und Folgen, die Handlungen mit ihren Motiven und dem Drange der äuſsern Umstände so natürlich verbunden, daſs das Wunderbarste so begreiflich als das Alltäglichste wird. Ein Mahler oder Dichter, von welchem alles dieſs gesagt werden könnte, würde schlecht dadurch gelobt seyn: aber was bey diesen Mangel an Genie und Kunst verriethe, ist, nach meinem Begriff, das höchste Lob des Geschichtschreibers. Xenofon hat es allen, die nach ihm kommen werden, schwer, wo nicht unmöglich gemacht, ihn hierin zu übertreffen. Nichts kann ungeschminkter, ja selbst ungeschmückter seyn als die naive Grazie seines Stils; nichts einfacher und anspruchloser als seine Art zu erzählen; nichts kaltblütiger und unparteyischer als seine Karakterschilderungen, die, bey aller Bestimmtheit und Schärfe der Zeichnung, doch so sanft gehalten und beleuchtet sind, daſs jeder nachtheilige Zug ihm von der Wahrheit selbst wider Willen abgedrungen scheint. Übrigens gestehe ich gern, daſs alles, was ich der Anabasis hier zum Ruhme nachsage, schlechterdings erforderlich war, da der Verfasser im Grunde selbst der Held des Stücks ist, und also die Einfalt und Bescheidenheit, in welche er alles Groſse und Ruhmwürdige, was ihn die Wahrheit von Xenofon zu sagen nöthigt, einhüllt, wofern sie ihm nicht natürlich wäre, hätte heucheln müssen, um das Verdächtige und Verhaſste, das der Erzählung unsrer eignen Groſsthaten anzukleben pflegt, durch den Schleier der Grazien dem Auge der Tadelsucht und Miſsgunst zu entziehen.

Was mir dieses Buch so besonders lieb macht, ist die Sokratische Sofrosyne, die es von Anfang bis zu Ende athmet, und die in allem, was Xenofon sich selbst darin denken, reden und handeln läſst, so lebendig dargestellt ist, daſs, indem ich lese, unzählige Erinnerungen in mir erwachen, welche seiner an sich schon so anziehenden

Erzählung, durch tausend feine Ideenverbindungen und leise Beziehungen auf etwas, so ich ehemahls an Sokrates wahrgenommen oder aus seinem Munde gehört, einen Grad von Interesse geben, den sie freylich nur für wenige haben kann. Indessen muſs doch dieses in seiner Art einzige Buch auch für Leser, die kein näheres Verhältniſs zu Sokrates hatten, immer eines der unterhaltendsten die unsre Sprache aufzuweisen hat, bleiben, und ich müſste mich sehr irren, wenn es nicht noch in den spätesten Zeiten das Handbuch und der unzertrennliche Gefährte aller groſsen Feldherren werden sollte.

In den letzten dreyſsig bis vierzig Jahren haben sich die Athener zu ihrem gröſsten Schaden einer Menge wild und ohne alle Kultur aus dem Boden hervorgeschossener Heerführer anvertraut, die sichs gar nicht zu Sinne kommen lieſsen, daſs Krieg führen und einem Kriegsheere vorstehen eine Kunst sey, welche viel Wissenschaft voraussetzt und eben so gut gelernt seyn will, wie irgend eine andere. Xenofons Anabasis wird hoffentlich solchen Autoschediasten (wie Sokrates sie zu nennen pflegte) die Augen öffnen, und ihnen einleuchtend machen, welch eine seltene Vereinigung groſser ungewöhnlicher Naturgaben mit einer Menge erworbener Talente, welche Stärke und Erhabenheit der Seele, Geistesgegenwart, Mäſsigung und Gewalt über sich selbst, welch ein behendes, festes in der Nähe und Ferne gleich scharf sehendes Auge, welche Sorge für die mannigfaltigen Bedürfnisse eines Kriegsheeres, welche Aufmerksamkeit auf die kleinsten Umstände, welche Voraussicht aller möglichen Zufälle, welche Fertigkeit die günstigen auf der Stelle zu benutzen, und was widrige geschadet haben, sogleich wieder gut zu machen, welche Geschicklichkeit die unter ihm stehenden Menschen zu prüfen, zu lenken, zu gewinnen, und mit weiser Strenge an einen eben so pünktlichen als willigen Gehorsam zu gewöhnen, mit Einem Worte, wie unendlich viel dazu gehöre, daſs ein bloſser Freywilliger, wie Xenofon war als er dem Cyrus seine Dienste anbot, sich in kurzer Zeit als einen so vollkommenen Feldherren zeigen könne, wie er sich während dieses beyspiellosen Unternehmens erwiesen hat, wo es um nichts geringeres zu thun war, als ein Heer von zehen tausend aus allen Theilen Griechenlands zusammen gerafften Kriegern, die nichts als sich selbst und ihre Waffen hatten, aus dem Herzen des feindlichen Landes, durch eine lange Reihe barbarischer feindseliger Völker, über unzugangbare Gebirge und brückenlose Flüsse, einen Weg von mehr als 25000 Stadien in ihr Vaterland zurück zu führen. Übrigens ist vielleicht der wichtigste Dienst, den er durch dieses Buch der ganzen Hellas geleistet hat, dieser: daſs sie sich daraus überzeugen können, wie furchtbar sie den Barbaren durch ihr schwer bewaffnetes Fuſsvolk und durch ihre Disciplin und Taktik sind, und welch eine leichte Sache, wofern sie nur unter sich selbst einig wären, es seyn würde, mit dreyſsig bis vierzig tausend Griechen von einem Agesilaus oder Xenofon geführt, sich des ganzen ungeheuern Perserreichs zu bemächtigen. Wenn dieser Rückzug der Zehentausend den Muth ihrer braven Vorfahren nicht in ihnen aufzureitzen vermag, dann gebe ich sie gänzlich verloren!

Aber wie meinst du, Hippias, daſs die edeln und weisen Athener einem Mitbürger, der ihnen so groſse Ehre macht, und von dessen Talenten und Karakter sie so groſse Vortheile ziehen könnten, ihre Achtung bewiesen haben? Sie fanden sich durch seine, ihnen übrigens ganz unnachtheilige Vorliebe zu den Lacedämoniern beleidiget, und haben ihn — auf ewig aus Attika hinausgewiesen. O die Kechenäer!

Alabandicum opus zum Sprichwort wurde, um eine elende Kunstarbeit zu bezeichnen. Daſs sie die Ehre, in diesem Gedicht aus der Vergessenheit gezogen zu werden, bloſs dem Reim auf Amandus zu danken hat, versteht sich von selbst; wiewohl man diesen Reim in Johann Hübners Reimregister vergebens suchen würde.

Wenn dir in dem reitzenden Milet noch eine leere Stunde übrig bleibt, die du an deinen Freund Aristipp zu verschenken willig bist, so wird mich dein Brief zu Rhodus finden, sofern du ihn an Lykofon, Menalippus Sohn, (einen allen Schiffern in diesen Meeren bekannten Nahmen) zur Bestellung empfehlen willst. L. W.

33.

Hippias an Aristipp.

Xenofons Anabasis, welche, weil der Rückzug die Hauptsache ausmacht, eben so gut Katabasis heiſsen kann, war mir bereits bekannt, als ich deinen Brief aus Rhodus erhielt. Auch ich habe sie mit Vergnügen gelesen, und wiewohl mir däucht, daſs von dem hohen Werthe, den du diesem Werke beyzulegen scheinst, noch etwas abgehen könnte, so gestehe ich doch, daſs es nicht leicht wäre, eine an sich selbst so wunderbare Geschichte wie der Zug und Rückzug der zehen tausend Griechen mit weniger Prunk und in einem treuherzigern Ton zu erzählen; was das unfehlbarste Mittel ist, einen nicht allzumiſstrauischen Leser in die angenehme Täuschung zu setzen, daſs er, ohne allen Argwohn durch diesen Ton selbst getäuscht zu werden, immer die reinste Wahrheit zu lesen glaubt. Ich sage dieſs nicht um die Aufrichtigkeit Xenofons verdächtig zu machen; indessen bin ich gewiſs, von allen den Hauptleuten, die eine Rolle in dieser Geschichte spielen, würde ein jeder sie mit andern Umständen erzählt, und vieles mit andern Augen und in einem andern Lichte gesehen haben. Wenn nun jeder von ihnen eine Katabasis geschrieben hätte, müſste nicht ein unbefangener Leser öfters zweifelhaft seyn, wem er glauben sollte? Dieser Einwurf gilt gegen die Zuverlässigkeit einer jeden Geschichtserzählung einer Reihe von Begebenheiten, in welche nebst dem Erzähler selbst, viele an Denkart, sittlichem Karakter, Absichten und Interesse verschiedene Menschen verwickelt waren; und er ist um so weniger zu heben, da er sich auf die menschliche Natur selbst gründet, und daher schwerlich eine Ausnahme zu Gunsten irgend eines Einzelnen zuläſst. Alles was wir von einem solchen Erzähler zu fordern berechtigt sind, ist, daſs er den Willen habe, uns nichts für wahr zu geben als was er selbst für wahr hält. Werden wir dann demungeachtet getäuscht, so liegt die Schuld an uns selbst, nicht an ihm. Ich zweifle so wenig daran, daſs Xenofon uns nichts als reine historische Wahrheit geben wollte, daſs ich vielmehr sagen möchte, er habe diesem löblichen Vorsatz keinen geringen Theil des Vergnügens aufgeopfert, das er uns hätte machen können, wenn er, wie Herodot, unsre Einbildungskraft etwas mehr Antheil an seiner Erzählung hätte nehmen lassen wollen. Denn nichts kann einem Schriftsteller leichter begegnen, als vor lauter Begierde wahr zu seyn, langweilig zu werden. Doch dafür ist in diesem Werke gesorgt. Man kann sich darauf verlassen, daſs ein Autor, der seine eigene Geschichte und Thaten erzählt, wofern er nicht ohne alles Genie ist, nie sehr langweilig werden wird. Solltest du den kleinen Streich nicht bemerkt haben, Aristipp, den ihm die wunderbare Zauberin, die man aus Mangel eines passendern Nahmens Eigenliebe nennt, vermuthlich ohne sein Wissen und Wollen gespielt hat, „ihm, so oft er uns erzählt, was Xenofon der Athener gedacht, gesprochen, gethan und gewollt hat, ganz leise leise das Sokratische Ideal eines vollkommnen Feldherren unter zu schieben?“ — Eine Täuschung, deren er sich um so weniger versah, da er vermuthlich dadurch, daſs er von sich selbst immer in der dritten Person spricht, eine treffliche Maſsregel gegen die Nachstellungen des hinterlistigen Ichs genommen zu haben glaubte. Daſs er während dieses ganzen Kriegszuges jenes Ideal immer vor Augen hatte, daſs er es zu erreichen strebte, war eines ehmahligen Zöglings und vieljährigen Freundes des weisesten aller Menschen würdig: aber daſs er es so vollständig in seiner eigenen Person darstellt, dabey könnte sich doch wohl, ihm selbst unbemerkt, etwas Poesie eingemischt haben. Oder wollen wir es ihm etwa gut schreiben, daſs er sich so ganz unverhohlen zu der Sokratischen Schwachheit, — in vollem Ernst an Zeus Meilichios, und Herkules Hegemon zu glauben, bekennt, und uns mit der Treuherzigkeit eines Böotischen Bäuerleins seine Träume und noch manche andere Dinge erzählt, die er seiner Urgroſsmutter nach zu sagen hätte erröthen sollen? Ich muſste laut auflachen, wie ich im vierten Buche las, was geschehen sey, da sie eines Tages auf ihrem beschwerlichen Marsche über die Karduchischen Berge, bey einem äuſserst heftigen und schneidenden Nordwind, der ihnen mit vollen Backen ins Gesicht blies, sich durch Ellen tiefen Schnee so mühselig durcharbeiten muſsten, daſs viele Menschen und Thiere dabey verloren gingen. „Da hieſs uns einer von den Wahrsagern dem Wind' ein Opfer schlachten," sagt Xenofon mit einer Einfalt, die man für Sokratische Ironie halten müſste, wenn er nicht unmittelbar darauf mit dem glaubigsten Ernst hinzusetzte: „es wurde also geopfert, und es däuchte allen, daſs die Strenge des Windes nachgelassen habe." — Doch dieses Geschichtchen lieſse allenfalls noch eine leidliche Erklärung zu. Der Gott Boreas, der zu Athen und an mehrern Orten Griechenlands einen Altar hat, wird vorzüglich von den Arkadiern zu Megalopolis verehrt; und beynahe der dritte Theil des Heers bestand aus Arkadiern. Der Einfall des Wahrsagers, den Zorn dieses Gottes durch ein Opfer zu besänftigen, war also nichts weniger als unverständig, da er dazu diente, den Muth des gemeinen Mannes wieder zu beleben, und die Wuth des Windes, falls sie indessen nicht etwa von selbst nachlieſs, wenigstens durch die Kraft des Glaubens zu dämpfen. Das letztere scheint auch der Fall gewesen zu seyn; denn Xenofon sagt nicht, der Wind habe wirklich nachgelassen, sondern nur, sie hätten Alle geglaubt er lasse zusehens nach. Schwerer dürfte es seyn, den Menschenverstand unsers Sokratischen Kriegshelden mit seinem überschwänglichen Glauben an die Hieroskopie zu vereinigen. In der That treibt er diese Schwachheit so weit, daſs man oft lieber an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, und seine seltsame Beharrlichkeit, sich alle Augenblicke in den Eingeweiden der Opferthiere, mit dem blindesten Vertrauen auf ihre Entscheidung, Rathes zu erhohlen, für einen Kunstgriff halten möchte, eine aus so vielerley verschiedenen Griechischen Staaten gezogene, über den schlechten Erfolg ihrer groſsen Erwartungen miſsmuthige, widerspenstige, miſstrauische, und immer zum Aufstand bereite Mannschaft (wie die Zehentausend sich in dieser ganzen Geschichte beweisen) desto leichter beysammen und in einiger Subordinazion zu erhalten. Aber man sieht sich alle Augenblicke genöthigt, diese Vermuthung wieder aufzugeben, so häufig sind die Beyspiele, wo, ohne die Voraussetzung daſs er an diese Art von Divinazion in vollem Ernst geglaubt habe, entweder sein Betragen schlechterdings unbegreiflich wäre, oder wo sich nicht der mindeste Beweggrund ersinnen läſst, warum er vernünftigen Lesern seines Buchs die Gesundheit seines Verstandes durch eine ohne allen Zweck vorgegebene Deisidämonie hätte verdächtig machen wollen. Das sonderbarste bey der Sache ist, daſs er in diesem Aberglauben viel weiter geht als sein Meister selbst, dessen Ansehen sonst so viel bey ihm gilt. Sokrates wollte, daſs man nur in Fällen, wo das Orakel der Vernunft verstummt, seine Zuflucht zu den Opferlebern oder zu den Hexametern der Pythia nehmen sollte; Xenofon hingegen sagt zu seinen versammelten Soldaten: „Ich berathe „mich, wie ihr seht, aus den Opfereinge„weiden so oft und viel ich nur immer „kann, so wohl für euch als für mich selbst, „damit ich nichts reden, denken „noch thun möge, als was euch und „mir das rühmlichste und beste „ist.“ — Konnte und muſste ihm nicht, wenigstens in den meisten Fällen, seine Vernunft die sicherste Auskunft hierüber geben? Du wirst mir vielleicht sagen: dieser seltsamen Schwachheit ungeachtet hat sich Xenofon bey diesem Rückzug als einen der verständigsten, geschicktesten und tapfersten Kriegsobersten bewiesen, die jemahls gewesen sind. — Aber würde er dieſs, ohne eine so lächerliche Grille, weniger, oder nicht vielmehr in einem noch höhern Grade gewesen seyn? Bey allem dem gestehe ich gern, daſs Xenofon, ein wenig Sokratische Pedanterie abgerechnet, der polierteste, sittlichste und für alle Lagen und Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens tauglichste Mann nicht nur unter allen Sokratikern, sondern vielleicht unter allen Griechen, so wie er noch jetzt, in einem Alter von mehr als funfzig Jahren, einer der schönsten ist; und ich kann ihm dieſs um so zuversichtlicher nachsagen, da ich ihn hier zu Milet mehr als Einmahl im Gefolge des Agesilaus gesehen und gesprochen habe. Dieser König von Sparta scheint im Begriff zu seyn, das, was du von einer sehr möglichen Folge des Rückzugs der Zehentausend geweissagt hast, wahr zu machen. Aber der böse Dämon der Griechen ist mit den Schutzgöttern Persiens im geheimen Einverständniſs; oder, ohne Figuren zu reden, ihre Zwietracht und Eifersucht über einander, die seit dem Trojanischen Kriege die Quelle alles ihres Unglücks war, wird auch dieſsmahl die Sicherheit des Perserreichs seyn, und es so lange bleiben, bis sich in Griechenland selbst ein König erhebt, der vor allen Dingen der Unabhängigkeit aller dieser kleinen Republiken ein Ende macht, welche sich ihrer Freyheit so schlecht zu ihrem eigenen Besten zu bedienen wissen. Dieser König wird über lang oder kurz wie ein Gewitter über sie her fallen, und wer weiſs, ob er nicht in Sicilien oder Thessalien oder Macedonien schon geboren ist?

Je länger ich hier lebe, je mehr finde ich daſs du mir nicht zu viel von dem

Aufenthalt in Milet versprochen hast, und die Einwohner scheinen mir den Vorzug, den du ihnen vor den Athenern giebst, täglich mehr zu rechtfertigen. Die Milesier haben den guten Verstand, keine glänzendere Rolle in der Welt spielen zu wollen, als wozu sie durch die Lage ihrer Stadt bestimmt sind, und scheinen sich ohne Mühe in den Schranken zu halten, welche die Mittelmäſsigkeit ihres Gemeinwesens um sie her zieht. Milet ist alles was es seyn kann, indem es einer der ansehnlichsten und blühendsten Handelsplätze in der Welt ist, und sich dabey zu erhalten, scheint ihr höchster Ehrgeitz zu seyn.

Wie glücklich wären die Athener, wenn sie sich, seit Solon den Grund zu ihrem ehemahligen Wohlstand legte, sich so wie die Milesier zu mäſsigen gewuſst hätten! Aber das Ansehen und der Ruhm, den sie sich in dem Zeitraum des Medischen Kriegs erwarben, machte sie schwindlicht; seit dieser Zeit können sie nicht ruhig seyn, wenn sie nicht die Ersten in Griechenland sind; aber sie können eben so wenig ruhen, wenn sie es geworden sind. Mit jeder höhern Stufe, die sie ersteigen, entdecken sie, wie viel noch fehlt um die Ersten in der Welt zu seyn; und nun ist ihnen nichts was sie haben genug, und sie schnappen so lange nach dem luftigen Gegenstand ihrer Unersättlichkeit, bis sie auch das verlieren was sie hatten und durch Genügsamkeit und ein zugleich männliches und kluges Betragen ewig erhalten könnten. Der Athener ist unendlich eifersüchtig über eine Freyheit, die er nicht zu gebrauchen weiſs; er will bloſs frey seyn, damit ihm alle andern dienen; deſswegen will er es allein seyn, und unterwirft sich alles, was nicht mächtig genug ist, ihm zu widerstehen: der Milesier ist mit so viel Freyheit zufrieden als er zu seinem Wohlstand nöthig hat, und verlangt keine gröſsere Macht, als die Beschützung seines ausgebreiteten Handels erfordert.

In beiden Städten ist das Volk überhaupt lebhaft, witzig und zum Scherz geneigt; aber der Milesier, ohne leicht die Grenzen der Wohlanständigkeit und der Achtung, die man im geselligen Umgang einander schuldig ist, zu überschreiten. Der Witz des Atheners hingegen ist scharf und beiſsend; auf den ersten Blick hat er das Lächerliche an Personen und Sachen weg, und bespottet es mit so viel weniger Schonung, da ihm sein demokratischer Trotz und der Stolz auf den Athenischen Nahmen eine Selbstgefälligkeit und einen Übermuth giebt, den die

VIERZEHNTER GESANG.

1.

Kaum hatte der dienstbare Zwerg das Tischtuch weggenommen,
So hieſs Herr Antiseladon
Zu seinem Griechischen Wein den schönen Ritter willkommen.
Sein geistiges Öhl erhitzte beiden schon
Die Fantasie, als jener, nach seinem Versprechen,
Wie folget, begann zu seinem Gaste zu sprechen:
„Man muſs gestehen, Herr Ritter, wenn anders zwischen Recht
Und Unrecht ein Unterschied ist, so hat das schöne Geschlecht
Viel Grund, sich über unser Betragen
In Absicht seiner zu beklagen.

Fremden ziemlich drückend finden. Er sieht Alles was nicht Attisch ist über die Achseln an, und ist immer voraus entschlossen, Allem was er nicht selbst sagt zu widersprechen. Er weiſs schon bey deinen ersten Worten was du vorbringen willst, widerlegt dich ehe du ihm zeigen kannst daſs du bereits seiner Meinung bist; antwortet dir auf ein ernsthaftes Argument mit einem Wortspiel oder einer Spitzfindigkeit, und geht im Triumf davon, wenn er nur ein paar Lacher auf seiner Seite hat. Athener und Milesier sind gesellig und gastfrey: aber wenn der Athener dich einladet, so ist es um sich dir zu zeigen; der Milesier will, daſs dir wohl bey ihm sey. Beide scheinen alles Schöne, besonders in den Künsten, bis zur Schwärmerey zu lieben: aber der Athener um darüber zu schwatzen, der Milesier um es zu genieſsen. Überhaupt sind die letztern ein fröhliches, genialisches Volk, heiter und lachend wie ihr Himmel, warm und üppig wie ihr Boden; aber doch das letztere nicht mehr, als mit der Betriebsamkeit und dem Handelsgeiste bestehen kann, denen sie ihren groſsen Wohlstand zu danken haben. Zu Milet sehe ich jedermann in der ersten Hälfte des Tages beschäftigt, um die andre desto freyer dem Vergnügen widmen zu können. Der Reichthum hat in ihren Augen nur in so fern einen

Werth, als er ihnen die Mittel zum angenehmsten Lebensgenuſs verschafft: aber sie vergessen auch nie, daſs die Quellen desselben durch anhaltende Thätigkeit im Fluſs erhalten werden müssen, und ohne eine verständige Ökonomie bald versiegen würden. Die Athener bleiben, unter unaufhörlichen Entwürfen, wie sie ohne Arbeit reich werden wollen, immer hinter ihren Bedürfnissen zurück, und die meisten darben im Alter, oder müssen zu den schlechtesten und verächtlichsten Hülfsquellen ihre Zuflucht nehmen; weil ein Athener es sich nie verzeihen könnte, wenn er einen gegenwärtigen Genuſs einem künftigen aufgeopfert hätte. Dieſs ist ungefähr alles, Freund Aristipp, was ich bis jetzt von dem Unterschied in dem Karakter der Milesier und der Kechenäer bemerkt habe. Daſs es auf beiden Seiten Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst.

Seit einigen Tagen erfahre ich endlich auch wieder etwas von der schönen Lais. Sie lebt, sagt man, zu Sardes auf Kosten des bezauberten Arasambes wie eine zweyte Semiramis, und Leute, die seit kurzem von Efesus kommen, können nicht genug von der Pracht ihres Hofstaats erzählen, und von der Menge und Schönheit ihrer Sklaven und Sklavinnen, und von den herrlichen Festen, die ihr zu Ehren unaufhörlich auf einander folgen; kurz von der grenzenlosen Üppigkeit, womit sie die Schätze ihres Liebhabers verschwendet, der es auf diesen Fuſs nicht lange aushalten könnte, wenn auch alles Gold des Paktols und des Ganges in seine Schatzkammer strömte. Ich zweifle nicht, daſs in allem diesem sehr viel übertriebenes ist; doch begreift sichs, wie die Liebe zum Schönen und Groſsen in der Natur und der Kunst (die einzige Leidenschaft unsrer Freundin) unter der Herrschaft einer so fruchtbaren Einbildungskraft wie die ihrige, in weniger als zehen Jahren einen Krösus zum Irus machen könnte. Daſs sie eine so betrübte Katastrofe nicht abwarten wird, bin ich gewiſs, oder ich müſste sie schlecht kennen. Indessen nimmt michs doch Wunder, was das Spiel für einen Ausgang nehmen wird.

34.

Aristipp an Kleonidas.

Ich rechne es der schönen und guten Musarion zu keinem kleinen Verdienst an, daſs es ihr, wie du mir schreibst, so wohl in Cyrene gefällt; nicht, als ob es mir an kindlicher Liebe zu meiner Vaterstadt so sehr gebräche, daſs ich von allem, was zu ihrem Lobe gesagt werden kann, auch nur ein Leucippisches Sonnenstäubchen abgehen lassen wollte! Aber wir haben Athen und Korinth und Syrakus und Milet und Efesus gesehen; und blühete nicht Musarion in den Zaubergärten der Lais zu Ägina auf? Wahrlich, wenn sie die Gärten der Hesperiden um Cyrene zu sehen glaubt, und die Aussicht vom Altan ihres Hauses in die unendlichen Kornfelder und mit lauter Silfium bedeckten Anhöhen um Cyrene so reitzend findet, so kann ich wohl schwerlich irren, wenn ich es einer Ursache beymesse, welche sogar die kahlen Felsen von Serifos an der Seite ihres Kleonidas zur Insel der Kalypso für sie machen würde.

Warum hat doch die Natur diesen zarten Liebessinn, der sich auf Einen Gegenstand beschränken und in dessen Glückseligkeit seine eigne höchste Befriedigung finden kann, nicht auch unsrer schönen Freundin Lais eingepflanzt? — Eine närrische Frage, ich gesteh' es, — denn da wäre sie nicht Lais — Aber, wenn ich mir vorstelle, daſs ein so herrliches Weib, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der zweyten Hälfte ihres Lebens nicht glücklich seyn wird: so kann ich mich dennoch des Wunsches nicht erwehren, daſs es möglich seyn möchte, die sanfte, genügsame, liebende Seele unsrer Musarion zu haben, und doch Lais zu seyn. Ich sehe voraus, daſs der fürstliche Arasambes das Glück worauf er stolz ist, das schönste Weib des Erdbodens zu besitzen, theurer bezahlen wird als er gerechnet hat. Ich meine damit nicht, daſs er seine Schätze verschwendet, um alle ihre Tage zu Festen zu machen; das rechnet er selbst für nichts. Aber wenn er sehen wird, daſs er es, mit allem was er für sie thut, nicht in seine Macht bekommt, die, die ihn unendlich glücklich machen würde wenn sie es selbst wäre, in eben dieselbe Täuschung zu versetzen, in welcher er, so lang' er sie für Wahrheit hielt, sich den Göttern gleich fühlte; wenn er sehen wird, daſs diese Zauberin, die alles was ihre

Augen erreichen in Flammen setzt, selbst, gleich dem Salamander mitten im Feuer, kalt bleibt, und daſs der Mann, der sich ihr ganz aufopfert, wie liebenswürdig er auch seyn mag, doch immer einen alle seine Beeifrungen vereitelnden Nebenbuhler in ihr selbst finden wird: was muſs die natürliche Folge einer solchen Entdeckung seyn? Und wie lange glaubst du, daſs die stolze Lais auch nur die ersten Symptomen der Eifersucht, den stillen Miſsmuth, die geheime Unruhe und die halberstickten Seufzer eines unbefriedigten Liebhabers ertragen wird?

Ihre ersten Briefe von Sardes waren freylich von der besten Vorbedeutung, und hätten mich, wenn ich sie nicht genauer kennte, beynahe überreden können, daſs es dem schönen Perser gelungen sey, eine glückliche Veränderung in ihrem Innern zu bewirken. Die Neuheit des Schauplatzes, auf dem sie im Glanz einer Königin auftrat; das schmeichelnde Gefühl sich von jedem, der ihr nahen durfte, als die sichtbar gewordene Göttin der Schönheit angebetet zu sehen; eine ununterbrochne Folge von Festen, deren immer eines das andere auslöschte; die Macht über die Schätze ihres Liebhabers nach Gefallen zu gebieten; die fliegende Eile, womit jeder ihrer Winke befolgt, jeder ihrer leisesten Wünsche ausgeführt wurde; und (was vielleicht noch stärker als dieſs alles auf sie wirkte) der Anblick der schwärmerischen Wonnetrunkenheit des glücklichen Arasambes, die ihr Werk war, und, weil sie ihr das schmeichelhafteste Selbstgefühl gab, den Willen in ihr hervorbrachte, ihn in der That so glücklich zu machen als es in ihrem unerschöpflichen Vermögen steht: wie hätte nicht alles dieſs auch sie in eine Art von Berauschung setzen sollen, die der gute Arasambes für Liebe hielt, und Sie selbst vielleicht eine Zeit lang dafür halten mochte? Aber was mir mein Herz schon lange weissagte, scheint bereits erfolgt zu seyn. Der magische Taumel ist vorüber; das alltäglich Gewordene rührt sie nicht mehr; sie hat alles, was tausend andere — Matronen und Hetären — mit Tantalischer Begierlichkeit wünschen oder verfolgen, und nie erreichen werden, bis zur Sättigung genossen; ihr unbefriedigter Geist verlangt neue unbekannte Gegenstände, wünscht vielleicht sogar die alten zurück, die aus dem Medeen-Kessel der Fantasie, aufgefrischt und in jugendlichem Glanze, vor ihr aufsteigen. In dieser Stimmung dürfte sich ihr der Gedanke, daſs Arasambes sie als sein Eigenthum betrachte, nur von ferne zeigen, sie wäre fähig ihn und alles zu verlassen und nach Korinth zurück zu kommen, blöſs um sich selbst zu beweisen, daſs sie frey sey.

Mein Verhältniſs zu dieser seltenen Frau war vom ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft an so einzig in seiner Art, als sie selbst. Wir gefielen einander, und gleiteten in sympathetischer Unbefangenheit, auf dem sanften Strom einer leisen Ahnung dessen was wir einander seyn könnten, still und sorglos dahin. Nie, oder doch nie länger als eine leichte Berauschung in Wein von Lesbos dauert, habe ich das, was man leidenschaftliche Liebe nennt, für sie gefühlt: aber der wärmste ihrer Freunde werd' ich bleiben so lang' ich athme; und wie wenig ich mir auch Hoffnung mache, daſs es mir gelingen werde, so will ich doch nie aufhören ihrem bösen Genius entgegen zu streben. Sie hat nun (da sie doch weder wünschen noch hoffen kann, Königin von Persien zu werden) die Erfahrung gemacht, von welcher Art die Glückseligkeit sey, die ein Geist wie der ihrige aus dem, was gewöhnlichen Menschen das Höchste ist, schöpfen kann. Sollt' es denn wirklich unmöglich seyn, sie zu überzeugen, daſs sie, wofern sie es nur ernstlich wollte, das einzige Gut, das ihr noch unbekannt ist, Zufriedenheit und Seelenruhe, zu Ägina, im Schooſse der Natur, der Kunst und der Freundschaft finden könnte?

Ich halte mich, nachdem ich den ganzen Sommer damit zugebracht habe, beynahe alle Inseln des Ikarischen Meeres, die man die Sporaden zu nennen pflegt, eine nach der andern zu besuchen, dermahlen zu Rhodus auf, wo ich die neue Hauptstadt dieses Nahmens, gleich einer prächtigen hundertblättrigen Rose in der Morgensonne, sich ausbreiten und zu einer der schönsten Städte, die von Griechen bewohnt werden, emporblühen sehe. Weil ich hier sehr vieles finde, das meinem Reiseplan zu Folge meine ganze Aufmerksamkeit verdient, so gedenke ich bis zu Anfang des Thargelions hier zu verweilen, und hoffe, da der Verkehr zwischen Cyrene und Rhodus jetzt lebhafter als jemahls ist, binnen dieser Zeit mehr als einmahl gute Nachrichten von euch zu erhalten.

35.

Lais an Aristipp.

Du, der so vielerley weiſs und Neugier für alles hat, solltest du nicht etwa ein Mittel für die Art von Langweile wissen, welche (wie mir ein Sohn des Hippokrates sagt) aus allzugroſsem Überfluſs an Kurzweil' entspringen soll?

Du hast dich vor einiger Zeit nach meinem Wohlbefinden erkundiget. O mein Freund, ich bin so glücklich, so entsetzlich glücklich, daſs ich es vor lauter Glückseligkeit nicht lange mehr ausdauern werde. Gnade mir Adrasteia! Sagt man nicht, es gebe Leute, die sich weit leichter in groſses Unglück als in groſses Glück zu finden wissen? Ich muſs wohl eine von diesen widersinnischen Personen seyn. Dieser Arasambes, zum Beyspiel, ist unläugbar viel zu vornehm, zu reich, zu schön, zu gefällig, zu aufmerksam und zu dienstfertig für deine arme Lais; und woher, um aller Grazien willen, sollte sie die ungeheure Menge von Liebe nehmen, die sie nöthig hätte um die seinige zu erwiedern?

2.

Geſetzt auch alles ſey wahr, im Wortverſtande wahr,
Was, ſeit Erſchaffung der Welt, die Zunft der Miſogynen, [1])
Die Juvenalen, die Popen und Krebillionen ihnen
Zum Unglimpf nachgeſagt: ſo iſt doch offenbar,
Daſs alle Gebrechen, die wir ſo ſcharf an ihnen rügen,
Uns Männern ganz allein, nur uns zu Schulden liegen.
Unedel haben wir ein Vorrecht ausgeübt,
Das nicht des Geiſtes, das nur der Knochen Stärke uns giebt,
Und aus dem ſchönſten und beſten von allen Geſchöpfen, dem Weibe,
Bloſs eine Puppe gemacht zu unſerm Zeitvertreibe.

3.

Allein auch hier entdeckt ſich die ganze Biſarrerie
Von unſerm Betragen. Tyranniſch machen wir ſie,
Anſtatt zum Gegenſtand, zum Opfer von unſerm Vergnügen;

Ich merke wohl, daſs er mir mit guter Art zu verstehen geben will, ich brauche es nur zu machen wie er: als da ist, mir beynahe die Augen aus dem Kopfe zu gucken, um in den seinigen zu erspähen, was er vielleicht morgen wünschen werde; oder, wenn ich irgend eine leichte Spur vom Schatten eines Wölkchens auf seiner breiten Stirn gewahr werde, gleich in eine tödtliche Unruhe zu fallen, und Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um die Ursache des groſsen Unglücks zu entdecken, und das Mittel dagegen auf der Stelle herbey zu schaffen. Ich übertreibe nichts, Aristipp; dieſs ist seine Manier zu lieben, und es liegt nicht an ihm, wenn ich nicht das unglücklichste Wesen unter der Sonne bin, so unbeschreiblich beschwerlich und ängstlich ist seine Aufmerksamkeit und sein Verlangen, mich zur seligsten aller Sterblichen zu machen. Denn wie sollt' er je zu viel für diejenige thun können, die ihn schon durch ein zufriednes Lächeln, schon durch einen Blick, der ihm sagt, daſs sie seine Aufmerksamkeit bemerkt, mitten unter die Götter versetzen kann? Du erinnerst dich vielleicht noch, daſs mir Anfangs ein wenig bange war, er möchte wohl einige Anlage zur Eifersucht haben; aber von der Art Eifersucht, womit der arme Mensch geplagt ist, lieſs ich mir wenig träumen.

Er ist nicht etwa darüber eifersüchtig, daſs ich nicht zärtlich genug gegen ihn bin, oder vielleicht einen andern lieber haben könnte als ihn: er ist es über sich selbst, weil er immer zu wenig zu thun glaubt, und immer einen Arasambes im Kopfe stecken hat, der noch viel mehr thun möchte und könnte. Auch geht sein Eifer mir gefällig zu seyn, und mir keinen möglichen Wunsch übrig zu lassen, bis zum Unglaublichen. Hat er nicht neulich zwanzig schöne Hyrkanische Pferde zu Tode reiten lassen, um einen gewissen Fisch, mit einem barbarischen Nahmen den ich wieder vergessen habe, herbeyzuschaffen, von welchem jemand über der Tafel erzählt hatte, er habe wechselsweise gold und purpurfarbne Schuppen, und würde nirgends als im Ausfluſs des Fasis gefangen? Ich Unglückliche lasse mir in der Unschuld meines Herzens das Wort entfahren: diese Fische müſsten in einem Gartenteiche nicht übel aussehen. Augenblicklich springt mein Arasambes auf, ist wie ein Blitz aus dem Sahl verschwunden, und in weniger als einer halben Stunde höre ich das Trampeln einer ganzen Schwadron Reiter, die den Befehl haben, Tag und Nacht zu rennen, um etliche Fäſschen voll dieser Fische, sie möchten kosten was sie wollten, vom östlichen Ende des Euxins herbey zu hohlen. Du kannst nicht glauben, wie ich mich in Acht nehmen muſs, daſs solche Dinge nicht alle Tage begegnen. Und nun vollends den Zwang, den ich mir anthun muſs, wenn ich nicht in meinen eignen Augen die undankbarste Person von der Welt scheinen will, ihm über dergleichen ausschweifende Beweise seiner sublimen Leidenschaft eine Freude zu zeigen, die ich nicht fühle! Ich sage dir, wenn das noch lange so währen sollte, ich behielte keinen ehrlichen Blutstropfen im Leibe!

O mein Aristipp! was für glückliche Zeiten waren das, wo wir in der Rosenlaube zu Ägina, dem Altar der Freundschaft gegenüber, beysammen saſsen, und mit freyer unbefangener Seele über tausend Dinge filosofierten, die uns im Grunde wenig kümmerten, und wenn uns nichts mehr einfallen wollte, die Lücke mit Scherzen und Tändeln ausfüllten, und ohne uns das Wie? und Warum? und Wie viel oder Wie wenig? anfechten zu lassen, einander gerade so glücklich machten, als jedes zu seyn wünschte und fähig war! — Welch eine groſse Wahrheit sagt Sofokles in seiner Antigone:

„Wär' auch dein ganzes Haus mit Reichthum angefüllt,
Und lebtest du in königlichem Prunke,
Fehlt Frohsinn dir dabey, so gäb' ich nicht
Den Schatten eines Rauchs um alles das!“ —

Wahr! wahr! Und wuſst' ich es nicht vorher? Wozu hatte ich nöthig, mich durch eigene Erfahrung davon zu versichern? — Freylich, ich war eine Thörin! Aber die kürzesten Thorheiten sind die besten. Muthe mir also nicht zu, daſs ich es hier länger aushalte. Nein, Trauter! meine Entschlieſsung ist genommen, und daſs ich nicht gleich auf der Stelle davon laufe, hängt bloſs an einer einzigen Schwierigkeit. Du weiſst, ich mag alles gern mit guter Art thun. Arasambes hat nichts als Gutes um mich verdient. Er selbst muſs unsre Trennung wünschen, muſs mir noch Dank dafür wissen, wenn ich meiner Wege gehe. Dieſs auf eine feine und ungezwungene Art herbeyzuführen, ist, so wie die Sachen jetzt stehen, keine leichte Aufgabe. Ich habe zwar ein ganz artiges Plänchen in meinem Kopfe; nur das Mittel zur Ausführung liegt noch im Schooſse der Götter. Aber, wie gesagt, meine Geduld reicht nicht mehr weit; und wenn der Zufall, der bey allen menschlichen Dingen doch immer das Beste thun muſs, sich meiner nicht bald annimmt, so stehe ich dir nicht dafür, daſs ich nicht, in einem Anstoſs von guter Laune, dem edeln Arasambes den Antrag mache, nach Leukadia mit mir zu reisen, und Hand in Hand den berüchtigten Sprung mit mir zu wagen, der uns beide, ihn von seiner nie befriedigten Liebe, mich von der Last sie zu dulden und nicht erwiedern zu können, auf Einmahl befreyen würde.

36.

Aristipp an Lais.

Du wärest wahrscheinlich die erste, schöne Lais, die den Sprung von Leukadia thäte, um eine Glückseligkeit los zu werden, wegen welcher du von allen Schönen Griechenlands beneidet wirst. Hoffentlich soll es dazu nicht kommen, wenn anders die Leidenschaft des königlichen Arasambes nicht von einer so unzerstörbaren Natur ist, daſs alle Mittel sich hassen zu machen, die ein reitzendes Weib in ihrer Gewalt hat, an ihm verloren gehen sollten. Du würdest mich billig auslachen, wenn ich mir heraus nähme, den Delfin, (wie das Sprüchwort sagt) schwimmen zu lehren, und dir einige dieser Mittel vorzuschlagen, die ich für unfehlbar halte! Ich sehe wohl, es liegt nicht daran, daſs du sie nicht kennen solltest; du kannst dich nur nicht entschlieſsen Gebrauch davon zu machen; und freylich wär' es eine seltsame Zumuthung, von dir zu verlangen, daſs du weniger liebenswürdig seyn solltest, weil ein anderer das Unglück hat, dir mit seiner Liebe beschwerlich zu seyn. Doch getrost, meine Freundin, ich sehe das Ende deiner unerhörten Leiden schneller, als du hoffest, heran rücken. Wäre die Schwärmerey, womit der arme Arasambes behaftet ist, wechselseitig gewesen, so würde sie sich, wie alles Übermäſsige, schon lang' erschöpft haben. Bloſs der Umstand, daſs ihm immer noch so viel zu wünschen übrig bleibt, und daſs du ihn immer ahnen lässest, du hättest noch weit mehr zu geben, ist die Ursache, daſs seine Leidenschaft gerade durch das, was andre Liebhaber gewöhnlich abkühlt, immer heiſser werden muſs. So lang' er noch hoffen kann, dich endlich eben so warm zu machen als er selbst ist, verdoppelt er seine Bemühungen; wenn er aber alles versucht hat ohne seinem Ziele näher gekommen zu seyn, was bleibt ihm übrig? Er muſs und wird endlich, vielleicht ohne sich's gestehen zu wollen, ermüden. Du wirst immer zerstreuter und kaltsinniger, Er, dem deine leisesten Bewegungen nicht entgehen, immer unruhiger und miſsmuthiger werden. Er wird es unnatürlich finden, daſs so unendlich viel Liebe dich nicht endlich überwältigen könne, und wird nicht aufhören, die Ursache davon ergründen zu wollen. Unvermerkt wird eine Eifersucht sich seiner bemächtigen, die desto peinlicher für ihn seyn wird, da sie keinen Gegenstand hat, und du selbst, deiner vorsetzlichen Langweiligkeit unbeschadet, immer eine heitre Stirne zeigst, alles vermeidest, was Verdacht in ihm erregen könnte, und alles thust, was dein Verlangen ihm gefällig zu seyn beweisen kann. Du tanzest so oft und so lang' er will; singst, sobald er es zu wünschen scheint, ohne dich einen Augenblick bitten zu lassen; kleidest und putzest dich immer nach seinem Geschmack, und bedankst dich für einen Fönix, den er mit schweren Kosten aus Panchaia für dich kommen läſst, eben so artig als für einen Blumenstrauſs aus seinen Gärten; kurz, du thust alles, was ein Mann nach einer zwanzigjährigen Ehe von der gutartigsten Hausfrau nur immer erwarten kann. Wenn er diese Diät länger als sechs Wochen aushält, so nenne mich den unwissendsten aller Menschen! Nun versuch' es, und sag ihm, in einer Stunde, wo du seine feurigsten Liebkosungen mit der matronenhaftesten Würde und Ruhe — geduldet hast: „wie zärtlich auch die Sympathie zwischen zwey Liebenden seyn möge, so sey es doch wohl gethan, sich von Zeit zu Zeit einer kleinen Trennung zu unterwerfen;“ bitte um seine Einwilligung zu einer Luftveränderung in Ägina, und rathe ihm auf etliche Monate nach Susa oder Ekbatana zu gehen; du wirst sehen, daſs er sich mit der besten Art von der Welt dazu bequemen wird. Mein Dämonion müſste mich zum ersten Mahle betrügen, Laiska, wenn dieſs nicht das unfehlbarste Mittel ist, uns binnen zwey Monaten in deiner Rosenlaube zu Ägina, unter den Augen der freundlichen Grazien — wieder zu sehen!

37.

Lais an Aristipp.

Im Vertrauen zu dir gesagt, Aristipp — mir steigt zuweilen ein kleiner Zweifel auf, ob ich nicht eine sehr unartige verkehrte Person und eine Thörin oben drein sey, daſs ich es ordentlich drauf anlege, und mir alle mögliche Mühe gebe, einen Liebhaber los zu werden, welchen mit Vulkanischen Fesseln zu umwinden und fest zu halten, jede andere an meiner Stelle zum einzigen Ziel aller ihrer Gedanken und Bestrebungen machen würde.

Du siehest hieraus, daſs ich noch nicht ganz mit mir selbst einverstanden bin; vielmehr muſs ich besorgen, daſs Arasambes noch einen geheimen Anhang in meinem Herzen hat, der vielleicht nur desto gefährlicher ist, weil er sein Wesen im Verborgenen treibt. Woran hange ich denn hier noch? Des hofmäſsigen Prunks und Pomps, der Sardanapalischen Tafeln, des lästigen Gewimmels von Eunuchen und Sklavinnen, bin ich überdrüſsig, und die ewigen Feste in morgenländischem Geschmack machen mir lange Weile. Es ist wahr, eine Zeit lang fand ich Vergnügen daran, mich selbst mit Erfindung und Anordnung einer Menge mannigfaltiger, hier nie gesehener Ergetzungen für Aug' und Ohr zu beschäftigen. Die geschicktesten Baumeister, Bildhauer und Mahler Ioniens, die berühmtesten Tonkünstler, Schauspieler, Tänzer und Tänzerinnen wurden angestellt, die Kinder meiner üppigen Fantasie zur Welt zu bringen. Aber auch diese Quelle ist vertrocknet. Kurz, ich habe nur noch ein einziges Gefühl, das lebhaft genug ist mich zu überzeugen, daſs ich nicht schon unter den Schatten im Hades herum gleite, und das ist — die Ungeduld, die mich zuweilen anwandelt, mich auf meinen Thrazischen Goldfuchs, einen unmittelbaren Sohn des Äolus, zu schwingen und ohne

Abschied davon zu rennen. Stände mir, wie der glücklichen Medea, auf den ersten Wink ein Drachenwagen zu Dienste, so wäre ich in diesem Augenblick — bey dir zu Rhodus, wofern ich anders nicht besorgen müſste, dich ein wenig übermüthiger zu machen, als einem Sokratischen Filosofen geziemen will. Da dieſs nicht angeht, so habe ich mich endlich doch, gern oder ungern, zu dem Mittel herablassen müssen, das du mir vorgeschlagen hast — weil du nicht zu fühlen scheinst wie unwürdig es meiner ist. Dafür muſs ich dir aber auch zum Troste sagen, es schlägt trefflich an, und könnt' ich es nur über mein Herz bringen damit fortzufahren, so glaube ich beynahe selbst, es würde Alles wirken, was du dir davon versprichst. Aber, ich gestehe dir meine Schwachheit, wenn es Ihm (was ich jetzt selten begegnen lasse) endlich einmahl gelungen ist, mich auf meinem Sofa allein zu finden, und ich ihm, in Antwort auf die zärtlichsten Dinge, die er mir mit allem Feuer der ersten unbefriedigten Leidenschaft sagt, deiner Vorschrift zu Folge, mit der matronenhaftesten Kälte so holdselig als möglich ins Gesicht gegähnt habe, und der arme Mensch, vor Erstaunen über die Schönheit meiner zwey und dreyſsig Perlenzähne, mitten in einer zärtlichen Frase

Und wenn wir alles gethan, die Macht zum Widerstehn
Den armen Seelen zu nehmen, die, während wir weinen und flehn
Und, schmeichelnden Hündchen gleich, zu ihren Füſsen uns schmiegen,
Sich keines solchen Streichs versehn,
Uns glücklich zu machen glauben, und wirklich unser Vergnügen
Mehr als ihr eignes genieſsen: dann heben wir unsern Kamm,
Und prahlen mit Siegen, wie über das harmlose Lamm

4.

Der Wolf erhält. Wir adeln an uns zum Verdienste
Was sie entehrt! wir bieten die ganze Macht
Von Amors Sofistik auf, und brauchen tausend Künste
Den Genius einzuschläfern, der ihre Unschuld bewacht,
In süſse Gefühle und unbekanntes Entzücken
Die holden Seelen zu schmelzen, die, unerfahren in Tücken
Und, gleich unfähig zum Trug und zum Verdacht,
Durch ihre Unschuld selbst im Netze sich verstricken;

stecken bleibt und den trostlosesten Blick auf meine ruhigen spiegelhellen Augen heftet, — da kommt mich ein solches Mitleiden mit ihm an, daſs es mir unmöglich ist meine Hausfrauenrolle fortzuspielen; und ich schäme mich dir zu sagen, schon mehr als einmahl hat sich eine solche Scene so geendigt, daſs ich vorher sehe, dein Mittel würde mich, wenn ich es fortbrauchen wollte, mehr zurück als vorwärts bringen.

Glücklicher Weise hat sich eine Göttin meiner angenommen, deren besondere Gunst ich in meinem Leben schon oft genug erfahren habe, um es meine erste Sorge seyn zu lassen, wenn ich nach Ägina zurück komme, ihr einen kleinen Tempel vom schönsten Lakonischen Marmor zu erbauen. Dieser Tage läſst sich ein Cilicischer Sklavenhändler bey mir melden, und bietet mir eine junge Sklavin aus Kolchis an, die (wie er sich sehr höflich ausdrückte) wofern Lais unter die Sterblichen gerechnet werde, an Schönheit die zweyte in der Welt sey. In der That überraschte mich ihre Gestalt, als sie aus dem dreyfachen Schleier, der sie allen profanen Augen unsichtbar gemacht hatte, wie der Vollmond aus einem Gewölke hervor trat, und in dem zierlichen Anzuge einer jungen Korbträgerin der Athene oder Demeter vor mir stand. Schwerlich hast du jemahls so groſse, so schwarze und so blitzende Augen gesehen, von schönerm Ausschnitt, und die das Hygron, das die Dichter und Mahler der Afrodite geben, in einem so hohen Grade gehabt hätten, noch Lippen, die so unwiderstehlich zum Kuſs herausfordern, wie Anakreon sagt! Ich nahm sie sogleich ins Bad mit mir, und ich könnte dir über das Erstaunen, womit wir einander beide ansahen, sonderbare Dinge erzählen, wenn sie nicht unter die unaussprechlichen gehörten. Laſs dir genug seyn, Aristipp, daſs ich gewiſs bin, durch den glücklichsten Zufall gefunden zu haben, was ich lange vergebens hätte suchen können, und daſs Arasambes diesem Iynx nicht widerstehen wird. Kurz und gut, ich habe mir mit tausend blanken Dariken eine Nebenbuhlerin erkauft, die mir in kurzem die Wonne verschaffen soll, mein geliebtes Griechenland wieder zu sehen, und die herzerquickende Luft der Freyheit wieder zu athmen, auſser welcher ich nicht gedeihen kann. Das Mädchen scheint nicht über sechzehn Jahre alt, ist eine Griechin von Geburt und absichtlich für das Gynäceum irgend eines Persischen Satrapen erzogen; denn sie singt und spielt verschiedene Instrumente sehr gut, tanzt wie eine Nymfe, und weiſs ihre groſsen funkelnden Augen meisterlich zu regieren. Das ist aber auch Alles. Indessen fehlt es ihr nicht an Anlage; sie besitzt ein treffliches — Gedächtniſs, und wenn sie noch etliche Dutzend Lieder von Anakreon und Sappho und Korinna auswendig gelernt und einige Wochen mit meinen Grazien gelebt hat, soll sie es mit allen Timandren und Theodoten zu Athen aufnehmen können.

38.

Lais an Aristipp.

Mein Anschlag ist gelungen. Arasambes läſst sich gefallen — Aber ich eile vor lauter Freude mir selbst zuvor, und sage dir zuerst, was ich zuletzt sagen sollte. Die Sache verdient mit Herodotischer Umständlichkeit erzählt zu werden. Die schöne Perisàne (so nennt sich meine künftige Stellvertreterin) befand sich kaum ein paar Tage im Innern meines Gynäceums, als schon im ganzen Palaste von nichts als der Schönheit der neu gekauften Sklavin die Rede war. Viele hatten sie im Vorbeygehen gesehen, nur

Arasambes konnte nicht zu diesem Glücke gelangen; denn in denjenigen von meinen Zimmern, in welche er zu allen Zeiten einzugehen die Freyheit hat, war sie nie zum Vorschein gekommen, und er fand mich beym Morgenbesuch immer von meinen gewöhnlichen Aufwärterinnen umgeben. Nach einigen Tagen merkte ich, daſs er so aussah, als suchte er etwas bey mir, das sich nicht finden lassen wollte; aber ich that als ob ich nichts sähe, und der arme Mensch muſste sein Anliegen endlich gern oder ungern zur Sprache bringen. — „Ich höre, liebe Lais, du hast eine sehr schöne Sklavin gekauft.“ — Eine Sklavin? sagte ich, als ob ich mich nicht gleich besinnen könne. — „Eine junge Griechin aus Kolchis“ — Ach! diese? Eine Griechin darf keine Sklavin seyn, Arasambes; ich habe sie bereits frey gelassen, und behalte sie nur so lange bey mir, als es ihr selbst bey mir gefällt. — „Ist sie wirklich so schön als man sagt?“ — Sie ist nicht übel; ein paar Medeenaugen, und die Stimme einer Sirene. — „Es ist wenigstens etwas neues. Könnte man sie nicht einmahl zu hören bekommen?“ — Sehr gern, zu hören und zu sehen, lieber Arasambes; ich denke nicht daſs sie dir sehr gefährlich seyn wird. — Du stellst dir vor, Aristipp, daſs er mir etwas sehr artiges erwiederte, und ich versprach ihm mit der zutraulichsten Miene, gleich diesen Abend eine Musik in meinem Sahle zu veranstalten, wobey sich die kleine Perisäne hören lassen sollte.

Alles ging nach Wunsche. Die Kolcherin erschien in einem zierlich einfachen Putz, eher zu viel als zu wenig eingewindelt, doch so, daſs von der Eleganz ihrer Formen, wenigstens für die Einbildung wenig verloren ging. Sie schlug ihre groſsen Augen jungfräulich nieder, erröthete, und spielte die Verlegenheit, die ihrem Stand und Alter ziemt, mit vieler Natur. Schon hatte sie ein paar Lieder von Anakreon gesungen, und auf etlichen Instrumenten mit eben so viel Anstand als Fertigkeit geklimpert, ohne daſs sie mehr als zwey- oder dreymahl einen schüchternen Versuch machte, die Augen halb aufzuschlagen, und unter den langen schwarzen Wimpern hervor zu blinzen. Aber endlich wagte sie es, mitten in der feurigsten Stelle einer Saffischen Ode ihren schönen Kopf zu erheben, und, nachdem sie die weit offnen Augen eine kleine Weile Blitz auf Blitz hatte herum schieſsen lassen, heftete sie einen so seelenvollen durchdringenden Blick auf Arasambes, daſs er von Marmor hätte seyn müssen, wenn dieser Blick nicht, wie der schärfste Pfeil von Amors Bogen, in seiner

Leber stecken geblieben wäre. Zwar wäre es jedem andern, als mir, kaum möglich gewesen, eine Veränderung an ihm wahr zu nehmen, so gut weiſs er (wie alle Perser von Stande) in Gegenwart anderer Personen das Äuſserliche einer vornehmen Unempfindlichkeit zu behaupten. Aber ich war ihm zu nahe und beobachtete ihn zu scharf, um mich durch den kalten einsylbigen Beyfall, den er der schönen Sängerin ertheilte, und am wenigsten durch die ungewöhnliche Lustigkeit, die er nach Endigung der Musik den ganzen Abend über heuchelte, irre machen zu lassen. Am folgenden Tage war keine Rede mehr von der Kolcherin; auch am zweyten und dritten nicht. Arasambes kam alle Augenblicke auf mein Zimmer, bald zu sehen, wie ich mich befinde, bald mir einen Blumenstrauſs zu bringen, bald mich über etwas um Rath zu fragen, bald etwas zu hohlen, das er hatte liegen lassen. Eine seltsame Lebhaftigkeit trieb ihn von einem Ort zum andern; er war zerstreut, hatte immer etwas zu fragen, und hörte selten was ihm geantwortet wurde. Am vierten Tage fing diese Unruhe an, uns beiden peinlich zu werden. Es war hohe Zeit, alles mit guter Art so einzurichten, daſs er den berühmten Tonkünstler Timotheus (den ich vor einiger Zeit von Milet nach Sardes hatte kommen laſsen) in meinem Zimmer antraf, beschäftigt die junge Perisäne einen neuen Dithyramben von seiner Komposizion singen zu lehren. Der Meister wollte sich zurück ziehen, als Arasambes herein trat; aber ich winkte ihm zu bleiben. Es ist dir doch nicht entgegen, sagte ich zu Arasambes, daſs Timotheus in seiner Lekzion fortfahre? Der Mensch hatte die gröſste Mühe, seine Freude hinter ein kaltes ganz und gar nicht zu verbergen. Unvermerkt klärte sich sein ganzes Wesen wieder auf; er setzte sich der Musik gegenüber auf den Sofa, sprach mit dem Meister, ohne ein Auge von der Schülerin zu verwenden, und bat ihn, den Gesang erst selbst vorzutragen, um aus der Art, wie Perisäne sich aus der Sache ziehen würde, desto besser von ihrem Sinn für die Musenkunst urtheilen zu können. Ich machte mir indessen in einem anstoſsenden Kabinette zu thun, und bemerkte wie die Kolcherin, während daſs Timotheus sang, ihre funkelnden Zauberaugen weidlich auf meinen Adonis arbeiten lieſs, der sich vermuthlich der Gelegenheit, nicht von mir gesehen werden zu können, mit eben so wenig Zurückhaltung bediente.

Das geheime Verständniſs zwischen ihnen war nun angesponnen. Ich beschenkte Peri sänen, um ihr meine Zufriedenheit zu zeigen, mit einem zierlichen Morgenanzug von der feinsten Art von Zeugen, welche die Persischen Kaufleute aus Indien hohlen. Arasambes fand sie am folgenden Morgen in diesem Anzuge bey meinem Putztische, und ich begegnete ihr vor seinen Augen mit einer so ausgezeichneten Vertraulichkeit, daſs er sich schmeicheln konnte, ich würde alles, was er für meinen neuen Günstling thäte, so aufnehmen, als ob er bloſs mir seine Aufmerksamkeit dadurch beweisen wolle. Arasambes biſs getrost an die Angel. Seine Leidenschaft wuchs nun mit jedem Tage schneller, und man murmelte schon im ganzen Palast davon, bevor er selbst vielleicht wuſste, wie weit sie ihn führen könnte. Aber wer bey allem diesem mit gänzlicher Blindheit geschlagen zu seyn schien, war deine Freundin Lais. Sie allein merkte nichts davon, daſs sie sich thörichter Weise mit schwerem Gelde eine gefährliche Nebenbuhlerin erkauft habe; ahnete so wenig davon, daſs sie ihren Fall noch sogar beschleunigte, indem sie dem zärtlichen Perser, nach einem paar schwerfälligen Stunden, die er mit ihr zuzubringen genöthiget war, den Vorschlag that, den ihr der weise Aristipp unter den Fuſs gegeben hatte. Arasambes machte, wie billig, einige Schwierigkeiten, muſste sich aber, da er keinen Begriff davon hatte, wie man ihr etwas abschlagen könnte, endlich doch ergeben; zumahl wie er hörte, daſs sie ihre geliebte Perisäne zum Unterpfand ihrer Wiederkunft zurück lassen wolle, wofern sie sich versprechen dürfe, daſs er das gute Kind in seinen Schutz nehmen werde; eine Bedingung, die er ihr in den gefälligsten Ausdrücken von der Welt zugestand.

Nicht wahr, Aristipp, das nennt man doch eine Sache mit guter Art machen? So zart und schonend pflegen Liebende bey euch Griechen einander nicht zu behandeln!

Meine Abreise von Sardes nach Milet wird nicht länger aufgeschoben werden als die nöthigen Zurüstungen erfordern. Arasambes hat mir zu diesem Ende zehen tausend Dariken, theils in Golde, theils in Anweisungen auf bekannte Häuser in Milet zustellen lassen — ein Reisegeld, das vielleicht den Argwohn bey dir erregen wird, als ob er nicht sehr auf meine Zurückkunft rechne.

Bevor ich schlieſse, muſs ich dir doch noch ein Bekenntniſs thun, wiewohl ich vielleicht dadurch Gefahr laufe, etwas von deiner guten Meinung zu verlieren. Aber ich will nicht, daſs du mich für etwas anderes haltest als ich bin. So höre denn an und denke davon was du kannst. Ob ich gleich die Schlinge, worin der gute Arasambes sich verfing, selbst gestrickt und gelegt hatte, so konnte sich doch mein Stolz mit dem Gedanken nicht vertragen, daſs es ihm so leicht werden sollte sich von mir zu trennen. Ich beschloſs also mich selbst dem Vergnügen einer kleinen Rache aufzuopfern, und den letzten Tag vor meiner Abreise zum glücklichsten unter allen zu machen, die er mit mir gelebt hatte. Es ist unnöthig dir mehr davon zu sagen, als daſs Arasambes vor diesem Tage keinen Begriff davon gehabt hatte, wie liebenswürdig deine Freundin seyn könne, wenn sie Afroditen ihren Gürtel abgeborgt hat. Was er in diesen letzten vier und zwanzig Stunden davon erfuhr, war es eben gewesen, wornach der arme Tantalus schon so lange gehungert und gedürstet hatte. Die kleine Perisäne schwand dahin, wie eine Nebelgestalt in der Sonne zerflieſst. Lais war ihm Cythere selbst, die ihren Adonis in den Hainen von Amathus beseligt. — So viel Bosheit hätte ich dir nicht zugetraut, sagst du — Wie, Aristipp? Siehst du nicht, wie interessant die Abschiedsscene

Und wenn dann endlich in einer verführerisch schönen Nacht,
Ein Augenblick, da die Vernunft die Sinnen zu schläfrig bewacht,

5.

Der Augenblick, dem wir so lange mit Schmerzen
Entgegen gesehn, der uns so manchen falschen Schwur,
So manche Thräne gekostet — ein Augenblick, wo die Natur
Sich mit der Liebe verschwört, die nichts besorgenden Herzen
Uns in die Hände zu spielen — sie endlich überschleicht:
Dann sind wir noch ruchlos genug der armen Betrognen zu lachen,
Die Qual betrogen zu seyn durch Hohn noch anzufachen,
Und unsern unrühmlichen Sieg dem ganzen Erdenkreis
Mit lautem Krähen kund zu machen.“ —
Dank sey dem Himmel, daſs ich hierin mich schuldlos weiſs!

6.

Fällt Amadis ihm ins Wort: Ich bin nicht unerfahren,
Setzt er erröthend hinzu, allein ich muſs gestehn,

dadurch werden muſste, und was für Erinnerungen ich ihm für sein ganzes Leben zurück lieſs? — Arasambes konnte das freylich nicht sogleich zurecht legen, und stellte sich ein wenig ungeberdig. Der arme Mensch! was sagte und that er nicht, um mich zum Bleiben zu bewegen! Aber er hatte nun einmahl sein Wort gegeben, ich war reisefertig, meine Freunde in Griechenland erwarteten mich — Kurz, ich siegle diesen Brief — den du durch einen in Angelegenheiten des Königs nach Rhodus abgehenden Eilboten erhalten wirst — und reise in einer Stunde ab.

39.

Aristipp an Kleonidas.

Ich fürchte, lieber Kleonidas, wir andern Weisheitsliebhaber sind, mit aller unsrer Freyheit von popularen Vorurtheilen und Hirngespenstern, doch nur eine Art groſsthuiger Poltrons, die, sobald sie dem Feinde unter die Augen sehen sollen, so gut zittern als andere, welche ihre wenige Herzhaftigkeit ehrlich eingestehen. Ich habe seit kurzem eine sonderbare Erfahrung hiervon gemacht. Du weiſst, daſs ich die Erzählungen von Gespenstern, die sich zu gesetzten Stunden an gewissen Orten sehen lassen, und von Verstorbenen, die, gleichsam in den Schatten ihrer ehmahligen Gestalt eingehüllt, sich entweder von freyen Stücken zeigen, oder durch magische Mittel zu erscheinen genöthiget werden, immer für das, was sie sind, gehalten, und die Furcht vor allen diesen Ausgeburten eigner oder fremder Einbildung für eine der lächerlichsten Schwachheiten erklärt habe. Gleichwohl hab' ich mich selbst unvermutheter Weise über dieser ziemlich allgemeinen menschlichen Schwachheit ertappt, und ſinde mich jetzt durch eigene Erfahrung sehr geneigt duldsamer gegen andere zu seyn, da ich mich immer mehr überzeuge, daſs kein Mensch so viel vor allen andern voraus hat, daſs er sich vor irgend Etwas, wozu Wahn und Leidenschaft einen Menschen bringen können, völlig sicher halten darf. Höre also, was mir in der vorgestrigen Nacht begegnet ist.

Das Haus, das ich hier bewohne, liegt zwischen dem Hafen und der Stadt, mitten in einem ziemlich groſsen Garten, der auf der Ostseite die Aussicht ins Meer hat, und gegen Mittag in einen kleinen den Nymfen geheiligten Hain von Buschholz ausläuft, den ein langer Gang von hohen Cypressen in zwey gleiche Theile schneidet. Die Rhodier sind überhaupt an eine Lebensordnung gewöhnt, von welcher sie selten abweichen. Eine Stunde nach Sonnenuntergang ist in den Häusern und auf den Straſsen alles still; denn mit der ersten Morgenröthe ist auch schon alles wieder munter; sogar die Frauen würden sichs zur Schande rechnen, von dem Sonnengotte (der hier vorzüglich verehrt wird) in den Armen des Schlaſs überrascht zu werden. Wir Cyrener sind einer andern Lebensart gewohnt, und ich bringe daher in mondhellen Nächten, wenn schon alles weit um mich her im ersten Schlafe versunken ist, gewöhnlich noch ein paar Stunden allein in einem Gartensahle zu, der in Gestalt eines kleinen Tempels dem Cypressengange gegenüber steht, und von etlichen Reihen prächtiger Ahornbäume umschattet wird. Diese einsamen nächtlichen Stunden sind es, worin ich mich aus den Zerstreuungen des Tages in mich selbst zurückziehe, und nach Pythagorischer Weise mir selbst Rechenschaft darüber ablege, was ich gethan oder verabsäumt, um was ich besser oder schlechter geworden, was ich gesehen, gehört oder gelesen habe, das des Nachdenkens und Aufbehaltens werth ist, und was ich morgen vorzunehmen oder zu besorgen gedenke; kurz, es sind, wenn ich so sagen kann, die Digestionsstunden meines Geistes, die mir zu meiner Lebensordnung so nothwendig sind, daſs ich mir nur selten erlaube, ihnen eine andere Anwendung zu geben.

Ich weiſs nicht wie es kam, daſs gerade an diesem Abend die Erinnerung an Lais alle andern Gedanken in mir verdrängte. Ich hatte ungefähr acht Tage vorher einen Brief von ihr erhalten, worin sie mir ihre Trennung von Arasambes berichtete, und daſs sie im Begriff sey nach Milet abzugehen. Welche seltsame Unruhe des Geistes, dachte ich, treibt sie aus einer beneidenswürdigen Lage heraus, um des eingebildeten Glücks einer unbeschränkten Freyheit zu genieſsen, die ihr am Ende vielleicht doch nur zur Fallgrube werden könnte! Sie vermochte alles über Arasambes; es stand in ihrer Macht ihn auf immer an sich zu fesseln; und mit welchem Muthwillen zerbricht sie ihren eigenen Zauberstab! Wie leichtsinnig treibt sie wieder in den Ocean des Lebens hinaus, ohne Plan und Zweck, wohin Zufall und Laune des Augenblicks sie führen werden! Was wird endlich das Schicksal dieses auſserordentlichen Weibes seyn, in welchem die Natur alle Reitze ihres Geschlechts mit den glänzendsten Vorzügen des männlichen so sonderbar zusammengeschmelzt hat?

Der Karakter der schönen Lais war mir immer ein Räthsel gewesen, dessen Auflösung ich vergeblich gesucht hatte. Indem ich mich jetzt von neuem bemühte, alle die reitzenden Widersprüche, woraus er zusammengesetzt ist, und in deren Verbindung gerade der Zauber ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit liegt, unter Einen Begriff zu bringen, fiel mir plötzlich die groſse Ähnlichkeit auf, die ich zwischen ihr und dem auſserordentlichsten Manne unsrer Zeit, dem ehmahligen groſsen Liebling des Sokrates, zu sehen glaubte. Sie ist, sagte ich zu mir selbst, unter den Frauen, was Alcibiades unter den Männern war. In beiden hat die Natur alle ihre Gaben mit üppiger Verschwendung aufgehäuft. Wohin Er kam, war er der erste und einzige; wo sie erscheint, wird sie immer die erste und einzige seyn. Er würde die Welt erobert haben, wenn er nicht so gewiſs gewesen wäre daſs er es könne: Sie würde sich überall alle Herzen unterwerfen, wenn sie es nur der Mühe werth hielte. Ein allzu lebhaftes Selbstgefühl war die Quelle aller seiner Ausschweifungen, Fehler und falschen Schritte: eben dieſs ist und wird immer die Quelle der ihrigen seyn. Wäre er zwanzig Jahre später in die Welt gekommen, und sie wären einander (wie nicht zu zweifeln ist) begegnet, sie würden sich vereiniget, und, wie Platons Doppelmenschen, unglaubliche Dinge gethan haben. Aber nur zu wahrscheinlich bereitet sie sich ein ähnliches Schicksal. Dieses innige Gefühl dessen was sie ist, und was sie seyn kann sobald sie will, würde sie wahrscheinlich antreiben irgend eine groſse Rolle zu spielen, wenn es nicht bey ihr, wie bey Alcibiades, mit der Indolenz eines kaltblütigen Temperaments verbunden wäre, die der Energie ihrer Einbildungskraft das Gegengewicht hält, und die Urſache iſt, warum ſie mit den gröſsten Kräften nie etwas Groſses unternehmen, oder, wenn ſie es begonnen hätte, nie zu Stande bringen wird. Daher dieſer übermüthige Leichtſinn, der ſich über alles wegſetzen kann, ſich aus allem ein Spiel macht, und, weil ihm nichts groſs genug iſt, nothwendig alles klein finden muſs. Wär' es ihr zu Sardes eingefallen Königin zu werden, ſie wäre nach Suſa gegangen, und hätte den Artaxerxes zu ihrem Sklaven gemacht. Daſs ſie es nicht verſucht hat, kommt bloſs daher, weil ſie zu fahrläſsig dazu iſt, und weil ihr Stolz Befriedigung genug in dem Gedanken findet, ſchon als Lais alles zu ſeyn was ſie will. Mit einem andern Temperamente wäre ſie vielleicht die ausgelaſſenſte aller Hetären; aber ich fürchte ſie iſt fähig, es aus bloſser Eitelkeit zu werden, wenn ſie ſichs jemahls in den Kopf ſetzen ſollte, auch hierin unübertrefflich zu ſeyn.

Dieſe Betrachtungen machten mich unvermerkt wehmüthig; die bloſse Möglichkeit, daſs die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts dereinſt noch unglücklich ſeyn, und vielleicht ſogar unter ſich ſelbſt herab ſinken könnte, war mir peinlich, und ich verlor mich im Nachdenken, ob dieſer weibliche

Alcibiades nicht wenigstens in eine Art von Aspasia zu verwandeln seyn möchte — als ich auf einmahl eine hohe Gestalt in einem langen weiſsgrauen Gewande zwischen den Cypressen langsam gegen mich her schweben sah, in welcher ich beym ersten Anblick die Gestalt und den Anstand der Freundin zu sehen wähnte, welche mich schon eine Stunde lang in Gedanken beschäftigte. Ich gestehe dir, daſs ich zusammen fuhr, aber nichts desto weniger, zwischen Grauen und Neugier was daraus werden würde, die Augen starr auf die wunderbare Erscheinung heftete. Noch schwebte die Gestalt immer vorwärts; aber in dem Augenblick, da sie eine vom einfallenden Mondlicht stark beleuchtete Stelle betrat, blieb sie ohne Bewegung stehen, und nun war es unmöglich zu zweifeln, daſs ich die Gestalt der Lais vor mir sehe. Aber wie sollte sie selbst auf einmahl hierher gekommen seyn? Da es unläugbar ihre Gestalt war, was konnt' es anders seyn als eine Erscheinung, die mir sagen sollte, daſs sie selbst — nicht mehr lebe; es sey nun, daſs Arasambes sie in einem Anfall von Eifersucht ermordet, oder daſs sie auf der Rückreise nach Griechenland Schiffbruch gelitten, oder sonst durch einen Zufall das Leben verloren hatte. Diese Gedanken blitzten so schnell in meiner Seele auf, daſs meiner Filosofie nicht Zeit genug blieb, sie in Untersuchung zu nehmen; und ich bekenne dir unverhohlen, daſs mir ungefähr eben so zu Muthe war, wie einem jeden seyn mag, der einen abgeschiedenen Geist zu sehen glaubt. Ich wollte von meinem Ruhebettchen aufstehen, aber meine Füſse waren mit Bley ausgegossen, und meine Arme ohne Kraft; so daſs ein ziemliches Weilchen verging, bis ich wieder einige Gewalt über meinen Körper erhielt. Die Gestalt stand noch immer unbeweglich, und ich konnte deutlich sehen, daſs sie einen zärtlich ernsten Blick auf mich heftete. Die immer zunehmende Gewiſsheit, daſs es der Schatten meiner Freundin sey, brachte nun mein stockendes Blut wieder in Bewegung; mir ward warm ums Herz, und eine unaufhaltsame Gewalt riſs mich zu dem geliebten Schatten hin. Mit weit ausgebreiteten Armen flog ich auf sie zu, aber die Ausrufung, „bist du es, liebste Lais?“ blieb mir am Gaumen kleben. Doch im nehmlichen Augenblick, da ich mit ausgespannten Armen auf sie zueilte, öffnete sie auch die ihrigen, und einen Augenblick darauf fühlte ich, mit unaussprechlichem Entzücken, daſs ein warmer elastischer Körper meine Arme füllte, daſs ihr Busen an dem meinigen überwallte, kurz, daſs das vermeinte Gespenst — Lais selbst war. Die Seligkeit dieses Augenblicks fühlst du, indem du dich an meine Stelle denkst, viel besser, als wenn ich das Unbeschreibliche zu beschreiben versuchen wollte. Alles, was ich davon sagen kann, ist, daſs es der längste und kürzeste meines Lebens war; denn er könnte eine Stunde gedauert haben, und hätte mir doch nur ein Augenblick gedäucht. Mir war, als ob ich mit ihr zusammen wachsen müſste, um mich ihres Daseyns recht gewiſs zu machen.

Lais gestand mir, daſs sie sich ein eigenes Vergnügen daraus gemacht habe, meine Filosofie sowohl als meine Freundschaft auf diese Probe zu setzen, und mich die Gunst eines so unerwarteten Besuchs mit einer kleinen Angst erkaufen zu lassen, die den Werth derselben erhöhen würde. Es freut mich, setzte sie hinzu, daſs ich meine Absicht, dir den Genuſs eines noch unbekannten Wonnegefühls zu gewähren, so glücklich erreicht habe; und ich hoffe du wirst dich desto leichter in die Nothwendigkeit fügen, dich eben so unvermuthet wieder von mir zu trennen als du mich gesehen hast; denn in einer Stunde muſs ich wieder am Bord seyn. Ich komme gerades Weges von Sardes; meine vorgegebene Reise nach Milet sollte dir bloſs verbergen, was ich damahls schon beschlossen hatte. Der nehmliche Eilbote,

Daſs, wo ich mit zärtlichen Damen mich je verwickelt gesehn,
Sie die Verführerinnen waren. —
„Ich wünschte (versetzt mit einem Tragödienton,
Der ziemlich komisch klang, Herr Antiseladon)
Von meiner Wenigkeit ein Gleiches rühmen zu können.
Indessen sind doch die Schönen, (wie herzlich gern ich sie auch
Vertheidigen möchte, nach Ritter-Pflicht und Gebrauch)
Auf jeden Fall sehr unvorsichtig zu nennen.

7.

Pflegt, was sich nicht läugnen läſst, das Mannsvolk ohne Schonen
Der weiblichen Güte mit Undank zu lohnen,
Wie jedes Mädchen unzählige Mahl
Von Mutter und Tanten hört: wer heiſst die guten Kinder,
Durch tausend Exempel gewarnt, von ihren Verehrern gelinder
Als von den übrigen denken? — Doch alle diese Moral
Ist gar zu abgenützt dabey uns aufzuhalten!
Wir machen's just wie unsre lieben Alten,
Und trösten uns damit, daſs unsre junge Welt,
Dem Ansehn nach, nicht weit vom Stamme fällt.

der dir meinen Brief überbrachte, hatte den Auftrag, mir ein eigenes Schiff zu miethen, welches mich so bald als möglich zu den Poseidonien nach Ägina bringen soll. Alles ist zur Abfahrt bereit, der Wind ist günstig, und die Seeleute sind, wie du weiſst, hartherzige Leute.

Du zweifelst wohl nicht Kleonidas, daſs mir diese Nachricht etwas unerwartet kam; ich hatte mir wenigstens auf etliche Tage Hoffnung gemacht. Aber du kennst auch das unwiderstehliche Gemisch von Anmuth und Majestät, womit diese Zauberin ihre Willenserklärungen als unwiderrufliche Beschlüsse des Schicksals anzukündigen pflegt. Es fand nicht nur weder Einwendung noch Bitte gegen die Verfügung Statt, sondern dein armer Freund muſste sich auch bequemen, diese ganze kostbare Stunde über in dem langen Cypressengang mit ihr auf und ab zu schlendern, und sich einen kurzen Auszug ihrer Geschichte, seitdem wir uns nicht gesehen hatten, erzählen zu lassen, die ein paar Stunden später unendlich unterhaltend gewesen wäre, aber jetzt mit einer Zerstreuung angehört wurde, von welcher er sich nicht völlig Meister machen konnte. Sie schien es endlich gewahr zu werden. Denn als sich ihre am Ausgang des Wäldchens zurück gelassenen Leute von ferne sehen lieſsen, und ihr ein Zeichen gaben, sagte sie lächelnd: ich fühle daſs ich deine Schuldnerin bin, lieber Aristipp, und ich würde dir den Antrag thun, mich auf der Stelle nach Ägina zu begleiten, wenn ich nicht besorgen müſste, daſs es Aufsehen erregen und deinen Sokratischen Freunden eine sehr erwünschte Gelegenheit geben möchte, dir einen Nahmen in Griechenland zu machen. Ich selbst mache mir, wie du weiſst, nichts aus dem was die Leute von mir sagen: aber ich hätte sehr Unrecht, wenn ich glaubte daſs eine solche Gleichgültigkeit auch dir gezieme. Sich fremden Meinungen gänzlich aufzuopfern wäre thöricht: aber die meisten Menschen sind eine so neidische und hämische Art von Thieren, daſs wir es ihnen um unsrer eignen Ruhe willen zu verbergen suchen müssen, wenn wir glücklicher sind als sie.

Ich bin überzeugt, Kleonidas, daſs alles dieſs ihr Ernst war, und so antwortete ich ihr wie es diese Überzeugung forderte. Es wäre unartig gewesen ihr merken zu lassen, daſs ich sie, auch ohne Rücksicht auf das Urtheil der Welt, nicht nach Ägina begleitet haben würde. Indessen hatte ich keiner Verstellung nöthig, um ihr zu zeigen, daſs es mich nicht wenig koste, mich ihrem Gutdünken zu unterwerfen. Denn freylich hätte ich mir aus dem Spott und den Vorwürfen der Sokratiker eben so wenig gemacht als sie, wenn ich bloſs meiner Neigung, wie Sie ihren Launen, folgen wollte. Das Vergnügen, die ihrige durch diesen seltsamen Besuch befriedigt zu haben, machte sie so aufgeräumt, daſs es ihr gelang mich zuletzt auf eben denselben Ton zu stimmen. Was für eine Aufnahme meinst du daſs die Wittwe des Arasambes sich von den Korinthiern versprechen dürfe? fragte sie mit der unschuldig leichtfertigen Miene, die ihr so wohl ansteht, und setzte, ohne meine Antwort zu erwarten, hinzu: ich habe ein unfehlbares Mittel mich bey ihnen in Ansehen zu setzen; denn ich muſs dir sagen, daſs ich sehr reich von den Ufern des goldnen Paktols zurückkomme. — Du hast ein noch unfehlbareres, sagte ich; aber — Ich verstehe dich, fiel sie mir lachend ins Wort, und was dein aber betrifft, so begreifst du leicht, daſs der zweyjahrige Aufenthalt zu Sardes mich nicht demüthiger gemacht hat als ich vorher war. Ich rathe niemanden meinetwegen nach Korinth zu reisen. Du kennst meine Liebe zur Freyheit, meinen Haſs gegen euer übermüthiges Geschlecht, und das Vergnügen, das ich gleichwohl daran finde, mit Männern umzugehen, und sie für die Augenlust, die ich ihnen wider Willen mache, nach allen Regeln der Kunst zu peinigen. Dabey wird es wohl bleiben. — Ich wünschte, liebe Lais, sagte ich, daſs es nicht dabey bliebe. Möchtest du doch das Glück das deiner Musarion zu Theil geworden ist (das einzige das du noch nicht kennst) nicht muthwillig von dir stoſsen, wenn es dir sich anböte! — „Hab' ich es nicht schon mit Arasambes versucht? Es geht nicht, lieber Aristipp! Wer vermag etwas gegen die allmächtige Natur? Die Glückseligkeit ist immer eben dieselbe; nur in den Mitteln und in der Art zu genieſsen, liegt die Verschiedenheit. Ich fühle mich, so wie ich bin, glücklich: was kannst du mehr verlangen, mein Freund?" — Sie sagte dieſs mit einer so reitzenden Unbefangenheit, daſs es Thorheit gewesen wäre ihr eine ernste Antwort darauf zu geben. Unsre letzte Umarmung war nicht ganz so warm, und dauerte nicht halb so lange als die erste. Wirklich würde mirs schwer geworden seyn, ihr länger zu verbergen, wie schmerzlich es mir war, in allem was sie sagte und that, den weiblichen Alcibiades immer deutlicher zu erkennen. — Aber hatte ich Recht, der schönen Lais übel zu nehmen, daſs sie Lais war? Und sollte nicht fehlgeschlagene Erwartung (wiewohl ich es mir auf der Stelle nicht gestehen wollte) die wahre Ursache der übelverhehlten Lauigkeit gewesen seyn, womit ich mich, zu bald für eine Freundschaft wie die unsrige, ihren schönen Armen entwand? Daſs sie es nur zu gut merkte, bewies sie mir, im Augenblick des Scheidens, durch einen Kuſs, von jenen nektarischen, die Sie allein küssen kann, und welche auch du, wenn ich nicht irre, bey einer gewissen Gelegenheit kennen gelernt hast. Brauchte es mehr, um die dünne Eisrinde plötzlich zu schmelzen, womit sie das Herz des treuesten ihrer Freunde umzogen gefühlt hatte? Aber ehe ich wieder zur Besinnung kommen konnte war sie meinen Augen so schnell entschwunden, daſs ich alles wieder für eine bloſse Erscheinung hätte halten können, wenn der magische Kuſs nicht noch eine ganze Stunde auf meinen Lippen fort gebrannt hätte.

Nun, lieber Kleonidas, wie gefällt dir meine Gespenstergeschichte? Gewiſs ist sie keine von den schlechtesten, die du in deinem Leben gehört hast. Aber was wirst du von deinem Aristipp denken, der bey dieser Gelegenheit schwach genug war, die schöne Lais erst für ein Gespenst anzusehen, und sie dann wieder von sich zu lassen, als ob sie es wirklich gewesen wäre? Lache immerhin über mich, Kleonidas; ich mache eine so alberne Figur in meinen eigenen Augen, daſs ich keine Schonung von dir verlangen kann.

40.

Kleonidas an Aristipp.

Wirklich, lieber Aristipp, scheint mir dein Aufenthalt unter den weichlichen Asiaten deine Nerven ein wenig abgespannt zu haben: nicht, weil dir so gut als einem andern etwas Menschliches begegnen kann; und noch weniger, weil du die schöne Lais wieder gehen lieſsest wie sie gekommen war; — Wie hättest du es anders machen können? Sie ist doch wohl keine Person, mit der man ungestraft den Satyr spielen dürfte? — sondern weil du nicht gewahr worden bist, daſs die Schwachheit, deren du dich selbst beschuldigest, bloſs darin liegt, daſs du dich schämest wo sich nichts zu schämen ist.

Ich weiſs nicht wo ihr Filosofen die Einbildung her nehmt, ihr müſstet etwas mehr als menschliche Menschen seyn, oder wir andern sollten wenigstens so gutmüthig seyn, euch auf euer Wort dafür gelten zu lassen. Ich für meine Person finde in deiner Gespenstergeschichte nichts, was nicht ganz natürlich wäre, und dem weisen Sokrates selbst so gut hätte begegnen können wie dir. Du befindest dich in einer mondhellen Nacht allein in einem Garten; alles schlummert weit umher; Nacht, Einsamkeit und allgemeine Stille stimmen dich zu dem, was man wachend träumen nennen könnte. Der Mondschein allein versetzt uns schon in eine andre, oder vielmehr in die nehmliche Welt, die den gemeinen Vorstellungen vom Hades zum Urbild gedient hat, in eine Welt, wo alles sich dem Auge ganz anders darstellt, als wir es bey Tage sehen; wo wir Mühe haben in den zweifelhaften farbenlosen Gestalten, die ein mattes oft unterbrochnes Schattenlicht bald erscheinen bald wieder verschwinden läſst, die gewohntesten Gegenstände wieder zu erkennen; wo es ohne Hülfe des Gefühls fast immer unmöglich ist, Schatten und Körper nicht zu verwechseln; kurz, in eine von der Sonnenwelt so verschiedene Zauberwelt, daſs der Einbildungskraft bey der geringsten Veranlassung nichts leichter ist, als Gegenstände des Homerischen Schattenreichs dem, was wir wirklich sehen, unterzuschieben. In dieser Lage stellt sich dir auf einmahl die Gestalt einer Person dar, für welche du seit mehrern Jahren eine besondere Anmuthung fühlst, und mit welcher du dich unmittelbar zuvor in Gedanken unterhalten hattest; eine Person, die, deiner gegründeten Meinung nach, jetzt zu Milet seyn muſs, und die du dir in diesem Augenblick so wenig in Rhodus, als dich selbst in Milet, denken kannst. Was ist da natürlicher, als daſs du, bey dieser Disposizion deiner Sinne und — deiner Einbildung, nicht — was du in diesem Momente für unmöglich hältst, — diese Person selbst im Leben, sondern die bloſse wesenlose Gestalt der nicht mehr Lebenden zu sehen wähntest? Denn, wie viel auch die Filosofie gegen dergleichen Erscheinungen einzuwenden hat, ihre Unmöglichkeit kann sie nicht beweisen; und wenn gleich deine Vernunft die Gespenstergeschichten, die du von Kindheit auf erzählen hörtest, aus ihrem eigenen Kreise verwiesen hat, aus deiner Seele konnte sie dieselben nicht hinausbannen; sie zogen sich in die nächtlichste Region deiner Fantasie zurück, und es brauchte nichts als das Zeugniſs deiner Augen, die dir die Gestalt einer weit entfernt geglaubten Person unmittelbar darstellten, um nicht nur deine Fantasie plötzlich ins Spiel zu setzen, sondern deine Vernunft selbst zu einem Trugschluſs zu verleiten, dessen Täuschung sie keine Zeit hatte wahrzunehmen. Du wirst sagen: eben darum, weil ich die Gestalt der Lais auf mich zugehen sah, hätte ich sogleich gewiſs seyn sollen, daſs sie es selbst sey; denn es war doch unendlichmahl wahrscheinlicher, daſs sie ihren Reiseplan geändert, und anstatt nach Milet zu gehen den Weg nach Rhodus genommen, meine Wohnung ausgekundschaftet, und sich vielleicht ein Vergnügen daraus gemacht habe, mich unversehens zu überraschen. — Ich antworte: Alles dieſs war vernünftiger Weise nichts weniger als wahrscheinlich; wenn du es aber auch bey ruhiger Überlegung wahrscheinlicher hättest finden müssen, als die Erscheinung eines Geistes, so bedenke, daſs die Fantasie in einem solchen Augenblick ihr Gaukelspiel viel zu behende macht, als daſs sie dir Zeit zu Abwägung der Wahrscheinlichkeiten gelassen hätte. Das Zeugniſs der Augen, das Vorurtheil, was du sahst könne nicht Lais selbst seyn, und die Einbildung es müsse also ihr Geist seyn, wirkten so unendlich schnell zusammen, daſs alle drey in eine einzige sinnliche Vorstellung, deren du dir klar bewuſst warst, zerflossen; und, wie gesagt, eben dasselbe wäre jedem andern an deiner Stelle begegnet. Ich wenigstens stehe dir nicht dafür, daſs mir selbst, ungeachtet ich durch dein Beyspiel gewarnt bin, mit Musarion oder Dir nicht eben dasselbe begegnen könnte, wenn ich euch zu einer Zeit, da ich euch weit von mir entfernt wüſste, unter ähnlichen Umständen, plötzlich auf mich zu schleichen sähe. Denn freylich gehört auch der langsame gespenstmäſsige Gang und das weiſsgraue Gewand so gut zur Sache, als Einsamkeit, Mondschein und nächtliche Stille.

Um dir meine Behauptung noch einleuchtender zu machen, frage ich dich: wenn du die schöne Lais nicht umarmt, nicht mit ihr gesprochen, und dich also nicht durch Gefühl und Ohr von ihrer Körperlichkeit hättest überzeugen können; — wenn zum Beyspiel (was wenigstens an einem andern dazu geschickten Orte durch künstliche Veranstaltungen hätte bewirkt werden können) wenn, einen Augenblick zuvor ehe du ihr in die Arme fielst, plötzlich eine Flamme zwischen dir und ihr aufgefahren, und ein dichter Rauch, unter einem vermeinten Donnerschlag, ihre Gestalt deinen Augen plötzlich entzogen hätte, — würdest du (vorausgesetzt daſs dieſs Alles täuschend genug ausgeführt und der Betrug dir nicht von Lais selbst entdeckt worden wäre) nicht vielleicht noch jetzt deinen Sinnen mehr glauben als

8.

Sie also auf meine Geschichte nicht länger warten zu lassen,
So wissen Sie denn, mein Herr, daſs eine groſse Stadt
Im Celtenlande, von ihren schmutzigen Gassen
Die kothige zubenannt, mich jung gesehen hat.
In meinem Lande sieht ein Knabe von sechzehn Jahren,
Von leidlicher Bildung und langen blonden Haaren,
Das ganze schöne Geschlecht für gute Beute an.
Es wimmelt Hof und Stadt von solchen Gynäkofagen, 2)
Die ihren kleinen Eroberungsplan
Für jedes beliebige Herz stets in der Tasche tragen.

9.

Von diesen Gecken nun, Herr Ritter, war auch ich.
Man unterschied mich bald, und meinen Nahmen zu melden
Ersparte mir halben Weg: der Ruhm that mehr für mich
Als ich verdiente; kurz, ich galt für einen Helden.

deiner Filosofie, und Alles für eine Erscheinung aus der Geisterwelt zu halten geneigt seyn? Wenigstens bin ich versichert, daſs unter zehen tausend, denen ein solches Abenteuer begegnete, nicht Einer wäre, der es für etwas anders nähme. Ich kenne sehr verständige Leute, die, wenn von solchen Wunderdingen die Rede war, gegen Alles, was von Andern erzählt wurde, die erheblichsten Einwendungen zu machen hatten, aber immer damit aufhörten, mit der gröſsten Überzeugung von der historischen Wahrheit der Sache, irgend eine Gespenster- oder Zaubergeschichte zu erzählen, von welcher sie sich selbst als Augenzeugen aufstellten. Noch einmahl also, ich sehe nicht was für Ursache du hättest es dich verdrieſsen zu lassen, daſs du der schönen Lais nicht durch unzeitige Besonnenheit einen Spaſs verderbt hast, um dessentwillen sie sich eine Reise von dreyzehn hundert Stadien zu Land und zu Wasser nicht verdrieſsen lieſs. Ich kann mir zwar wohl einen Menschen denken, der auf dem Wege des filosofischen Todes, den uns Plato in seinem Fadon empfiehlt, — dadurch, daſs er den Sinnen, der Fantasie und allen Trieben und Leidenschaften der menschlichen Natur schon bey lebendigem Leibe abgestorben ist — sich in die Unmöglichkeit gesetzt hat, von ihnen getäuscht zu werden: aber ich weiſs daſs ich dieser Mensch nicht seyn möchte, und wünsche dir Glück daſs du es eben so wenig bist als ich.

Den andern Punkt betreffend, hätte sich, dünkt mich, jeder Mann, der nicht von allem Gefühl des Schicklichen und aller Achtung gegen sich selbst verlassen wäre, eben so, wie du, benehmen müssen; überdieſs lag es wohl nicht an deinem guten Willen, wenn du dich am Ende mit einem Kuſs abfinden lassen muſstest. Man ist freylich auf eine so sonderbare Grille nicht gefaſst, wie diese war, die Reise von Sardes nach Rhodus zu machen, um einem guten Freund einen Kuſs zu geben; indessen hängt es immer von einer Schönen ab, wie viel Werth sie auf ihre Gunsterweisungen legen will, und der Kuſs, den du zur Entschädigung erhalten hast, war nach deinem eigenen Geständniſs so viel werth, daſs du ihn nicht zu theuer erkauft hättest, wenn du ihm bis zu den Hyperboreern hättest entgegen reisen müssen. Die Wahrheit zu sagen bin ich mit Dir weit besser zufrieden als mit der Dame, die mir in den zwey Jahren ihrer unumschränkten Herrschaft über den königlichen Arasambes von Seiten des Karakters mehr verloren als gewonnen zu haben scheint. Ich fürchte sie hat sich durch die fliegende Eile, womit jeder ihrer Winke befolgt werden muſste, durch die unermüdete Aufmerksamkeit, womit ein eben so groſsmüthiger als vielvermögender Liebhaber allen ihren Wünschen zuvor kam, kurz, durch die grobe Abgötterey, die zu Sardes mit ihr getrieben wurde, die böse Gewohnheit zugezogen, jede Fantasie, die ihr zu Kopfe steigt, auf der Stelle zu befriedigen, und zu erwarten daſs man sich alles, was sie zu sagen und zu thun beliebt, wohl gefallen lasse. Mit Einem Wort, Aristipp, dein weiblicher Alcibiades ist das wahre Wort des Räthsels. Geben die Götter, daſs die Ähnlichkeit sich nicht bis auf den Ausgang der Abenteuer erstrecke, in welche sie sich mit einem solchen Karakter noch verwickeln könnte!

Das zarte dankbare Herz meiner Musarion leidet nicht wenig bey der Freyheit, die wir uns in unsern Urtheilen über ihre geliebte Pflegemutter heraus nehmen. Sie möchte sich selbst gerne verbergen, daſs wir Recht haben, und würde uns zürnen, wenn sie zürnen könnte, daſs wir alles im vollen Sonnenlichte sehen, was sie selbst nur in dem sanft verhüllenden und verwischenden Mondlicht, oder in der verschönernden Beleuchtung der Abendsonne sehen will. Demungeachtet bittet sie mich, dir in ihrem Nahmen für die freundliche Art zu danken, wie du ihrer gegen Lais erwähnt hast. Das holdselige Weibchen giebt mir täglich neue Ursache, mich in ihrem Besitz glücklich zu fühlen. Ich weiſs nicht ob du dich erinnerst, daſs ich eine Schwester habe, die bey deiner ersten Abreise von Cyrene noch ein Kind von vier bis fünf Jahren war? Da wir vor einiger Zeit das Unglück hatten unsre gute Mutter zu verlieren, bat Musarion meinen Vater, daſs er ihr die junge Kleone anvertrauen möchte, die jetzt gerade in die Jahre tritt, wo die Aufsicht und Leitung einer mütterlichen Freundin einem Mädchen am nöthigsten ist. Du zweifelst nicht, daſs es ihr mit der besten Art zugestanden wurde; und so habe ich schon seit mehreren Wochen das Vergnügen, eine Schwester, die ich nach Musarion über alles liebe, unter ihren Augen, gleich einer lieblichen noch ganz unversehrten Rosenknospe unter den schirmenden Blättern des mütterlichen Stockes, allmählich zur schönsten Blüthe sich entfalten zu sehen.

Gedenkst du dich noch lange zu Rhodus zu verweilen, Aristipp? — Wie gerne wir dir auch die mannigfaltigen Genüsse gönnen, die dir in dem Lande, welches sich Minerva und Apollo mit den Musen und Grazien zu ihrem eigenen Sitz erkohren haben, von allen

Seiten zuströmen, so giebt es doch Tage und Stunden, (und es sind gerade die seligsten unsers glücklichen Familienlebens) wo wir uns alle nach dir sehnen, und die Athener und Korinthier, Milesier und Rhodier — und wer kann sie alle zählen, die uns das Glück, dich zu besitzen, vorenthalten? — so herzlich darum beneiden, daſs es ihnen unmöglich wohl bekommen kann.

41.

An Kleonidas.

Die sittenrichterliche Miene, womit du die scherzhaften Stellen meines letzten Briefes beynahe gar zu ernsthaft beantwortest, lieber Kleonidas, läſst dir so gut, daſs ich nicht ungehalten über dich werden könnte, wenn ich auch Ursache hätte es — über mich selbst zu seyn. Es ist nicht unmöglich, daſs die Asiatische Luft, die ich seit einigen Jahren athme, die Wirkung auf mich thut, die du bemerkt haben willst; wenigstens wäre dieſs eben so natürlich, als daſs der zarte Sinn meines Kleonidas für das Geziemende und Schöngute durch die glückliche

Beschränktheit, Regelmäſsigkeit und halcyonische Stille seines häuslichen Künstlerlebens immer zärter werden, und daher manches mehr oder weniger auffallend finden muſs, woran wir andern sorglos und vogelfrey in der Welt herum treibenden Menschen nicht den geringsten Anstoſs nehmen. Es ist, denke ich, mit dem moralischen Gefühl, wie mit dem organischen: das Anwehen eines rauhen Lüftchens fällt den zarten Wangen eines fast immer in den Mauern des Frauengemachs eingekerkerten Mädchens, oder eines mit Rosen aufgefütterten Knaben empfindlicher, als das Anprallen des schärfsten Nordwindes der ledernen Haut eines abgehärteten Kriegsmannes oder Seefahrers. Indessen, wenn gleich auch hier das eben rechte in der Mitte liegt, so gesteh' ich doch willig ein, daſs es in sittlichen Dingen besser ist zu viel als zu wenig Zartgefühl zu haben.

Meine Vergleichung unsrer Korinthischen Freundin mit dem berüchtigten Sohn des Klinias hätte ich von dir lieber bestritten als bekräftigt sehen mögen. Vielleicht urtheilen wir beide zu strenge über sie; vielleicht stimmt mich dagegen zu einer andern Zeit die Erinnerung an so viele mit ihr verlebte Tage, die so schön nie wiederkehren werden, zu einer gröſsern Nachsicht, als sie von einem ganz unbefangenen Richter zu erwarten hätte. Genug, ich bin weit entfernt, die Hoffnung aufzugeben, daſs sie sich noch, unvermerkt, und am ehesten ohne fremdes Einmischen, zu dieser ruhigen Selbstgenügsamkeit und Festigkeit des Gemüths läutern werde, ohne welche wir freylich Ursache hätten immer für sie in Sorgen zu seyn. Warum hätte sie sich von Arasambes getrennt, und ihrer Freyheit durch diese Trennung so groſse Opfer gebracht, wenn das schöne Bild einer reinern Glückseligkeit, welche sie zu geben und zu empfangen fähig ist, nicht lebhaft genug auf sie gewirkt hätte, um über die üppigsten Befriedigungen der Sinne, über alle Forderungen der Eitelkeit, der Prachtliebe, und jeder andern selbstsüchtigen Leidenschaft das Übergewicht zu erhalten? Lassen wir ihrer blumenreichen Fantasie noch einige Zeit sich durch rastloses Herumflattern zu ermüden! Das Bedürfniſs der Ruhe wird mit dem erwachenden Gefühl dessen, was sie sich selbst seyn könnte, nur desto dringender werden; sie wird sich unversehens nach Ägina zurückziehen, ihre lieblichen Haine der Sokratischen Sofrosyne und ihren ernsten Grazien heiligen, und glücklich seyn wie sie es noch nie gewesen ist; oder das letzte rührende Lebewohl und der weihende

Händedruck des scheidenden Weisen müſste alle seine Kraft an ihr verloren haben.

Ich glaube gar ich schwärme, Freund Kleonidas? Beym Anubis, es ist nicht ganz richtig mit mir! Bald werd' ich mir gestehen müssen, daſs ich dir ähnlicher bin als mir meine Bescheidenheit zu denken erlauben wollte. — Ernsthaft zu reden, meine Freundschaft oder Liebe (wenn du willst) für dieses wunderbare Wesen ist nie wärmer als wenn etliche tausend Stadien zwischen uns liegen. Die Fantasie treibt zuweilen auch mit uns andern kaltblütigen Leuten ihr Gaukelspiel. Mir, zum Beyspiel, schiebt sie, in einer solchen Entfernung, unvermerkt eine Art von idealischer Lais unter, wie ich etwa wünsche daſs die wirkliche seyn möchte; und dann dünkt mich, es sey nichts was ich nicht für sie zu thun fähig wäre, wenn sie dadurch glücklich würde, und mir gehen seltsame Grillen durch den Kopf, die ich mir durch allerley scheinbare Vorspiegelungen wahr zu machen suche. Ich besorge sehr, die Hoffnung, daſs der abgeschiedene Geist des Sokrates noch ein Wunder an ihr thun werde, ist eine dieser Grillen; denn leider! bey kühler Überlegung sehe ich wenig Wahrscheinlichkeit, daſs die leibhafte Lais jemahls von dem was sie ihr System nennt zurückkommen werde, wiewohl es im Grunde nichts als Blendwerk ist, hinter welchem sie ihre übermüthige Lust, Unheil in unsern armen Köpfen anzurichten, sich selbst zu verbergen sucht.

Mit der schönen Cyrene, zu welcher du mich so freundlich einladest, geht es mir wie mit der schönen Lais; meine Liebe zu ihr wächst mit dem Raum und der Zeit die mich von ihr entfernen; und wie könnte Liebe ohne Verlangen seyn? Cyrene, die doch alles, was mir das liebste ist, enthält, bleibt auch immer das letzte Ziel meiner Wanderungen, das Ithaka der freywilligen Odyssee, die ich — nicht dichte — sondern lebe. Ich nenne sie freywillig, weil keine feindseligen Götter sich gegen meine Zurückkunft verschworen haben: aber dennoch zweifle ich selbst, daſs sie so ganz willkührlich ist, als das täuschende Gefühl der Freyheit sie mir vorspiegelt; denn die unsichtbaren Seile, die mich nach Korinth und Athen zurückziehen, sind darum nicht minder stark, weil es keine Ankertaue sind. Beide liegen noch zwischen mir und Cyrene, und ich kann jetzt noch nicht ernstlich daran denken, sie hinter mir zu lassen. Überdieſs werde ich in Rhodus selbst durch mancherley Verhältnisse aufgehalten, und nach Achaja gedenke ich nicht wieder zu kehren, ohne zuvor alle merkwürdigen Orte in Klein - Asien und die nördliche Küste des Euxins besucht zu haben. Kurz, lieber Kleonidas, da ich mich einmal so weit in die Welt hinaus gewagt habe, gebührt es sich, entweder gar nicht, oder als ein stattlicher, an Kenntnissen und Erfahrungen reicher, weiser und gefüger Mann nach Cyrene zurück zu kommen.

42.

Learchus an Aristipp.

Wir erfreuen uns wieder eines Vorzugs, um welchen uns Athen und Syrakus beneiden, des Glücks, die schöne Lais, nach einer mehr als vierjährigen Abwesenheit, wieder in unsern Mauern zu besitzen; wenn anders die Erlaubniſs, seine Augen unentgeltlich an ihrem Anschauen zu weiden, für eine Art von gemeinsamen Besitz gelten kann. Dieſs ist ein Recht, oder vielmehr eine Wohlthat, die Sie, gleich der Sonne, allen Augen zugesteht, die es auf die Gefahr, eben so wie von einem Blick in die Sonne geblendet zu werden, wagen wollen in die ihrigen zu sehen.

Zum Unglück oder Glück für meinen besagten Ruhm,
Gab mir ein Zufall ein, mein neues Heldenthum
An einer Fee zu bewähren,
Die über dem hohen Geschäfte, den Geist sich aufzuklären,
Nicht merkte, daſs ihr, trotz seinem hohen Flug,
In laeva parte mamillae so gut wie andern was schlug. 3)

10.

Nichts däuchte ihr Anfangs schwerer zu fassen,
Als dieser innerliche Zug
Zu meiner kleinen Person, den sie mich sehen zu lassen
Aus Unschuld kein Bedenken trug.
Wir suchten den Urgrund davon — im Lande der Ideen
Und in dem ursprünglichen Stande, worin, ich weiſs nicht wo,
Wir uns vor unsrer Geburt zum ersten Mahle gesehen. 4)
Sie lächeln der Grille? Allein, die Fee dachte nun so,
Und hätte sie diese Grille im Plato nicht gefunden,
Ich bin gewiſs, sie hätte sie selbst erfunden.

Irgend einer höhern oder geheimern Gunst kann sich unter allen, die sich darum zu beeifern scheinen, bis jetzt noch keiner rühmen: aber auch diese ist schon so groſs, daſs einige Zeit hingehen dürfte, bis irgend ein Übermüthiger sich erdreisten wird, über die Unzulänglichkeit einer so geistigen Nahrung der ungenügsamsten aller Leidenschaften zu knurren. In der That ist ihre Schönheit noch immer im Zunehmen, und scheint sogar, anstatt durch die Zeit das geringste von ihrer frischen Blüthe verloren, im Gegentheil in der Blende, worin sie zu Sardes gestanden, einen noch höhern Glanz gewonnen zu haben, — etwas gebieterisches, königliches möcht' ich sagen, das in die Länge kaum erträglich wäre, wenn Sie es nicht durch die liebenswürdigste Anmuth der Sitten und das gefälligste Benehmen im Umgang zu mildern wüſste. Bey allem dem lebt sie auf einem so fürstlichen Fuſs zu Korinth, daſs zu besorgen ist, falls auch sie selbst reich genug wäre, es immer auszuhalten, die Korinthier möchten nicht artig oder demüthig genug seyn, es lange gut zu finden. Indessen, bis jetzt geht noch alles als ob es nicht anders seyn könnte. Das Volk, dem der Schein immer für das Wesentliche gilt, wird durch den Schimmer, womit sie sich umgiebt, und ihre groſse Manier das Persische Gold in Umlauf zu setzen, im Respekt erhalten; unsre Patrizier hingegen trösten sich mit dem Gedanken, daſs eine solche Lebensart der geradeste Weg sey, die stolze Göttin desto eher zu humanisieren und endlich so geschmeidig zu machen, als jeder sie, wenigstens für sich selbst, zu finden wünscht. Da dieſs aber ganz und gar nicht in den Plan der Dame zu passen scheint, so würde, däucht mich, ein warnender Wink von einem vertrauten Freunde nicht überflüssig und vielleicht von guter Wirkung seyn. Ich selbst bin zwar so glücklich sie öfters zu sehen, und sogar zu dem engern Ausschuſs ihrer Gesellschafter zu gehören: aber, wenn ich auch groſsmüthig genug seyn wollte, gewisser Maſsen gegen meinen eigenen Vortheil zu handeln, so ist doch mein Verhältniſs zu ihr nicht von solcher Art, daſs ich mir ohne Zudringlichkeit das Amt eines Erinnerers herausnehmen dürfte. Auf jeden Fall, lieber Aristipp, wäre wohl das beste, wenn Du dich entschlieſsen könntest, dich den Reitzen der schönen Rhodos zu entreiſsen, und mit der ersten guten Gelegenheit nach Korinth zu kommen. Lais selbst scheint beynahe gewiſs darauf zu rechnen, und dein gastfreundliches Gemach im Hause deines Learch ist zu allen Stunden für deine Aufnahme ausgeschmückt. L. W.

43.

Lais an Aristipp.

Verzeihe, mein Lieber, wenn ich dich länger als recht ist auf Nachricht warten lieſs, wie deiner Freundin die Luft des Isthmus wieder bekommt, und wie sie nach einer so langen Abwesenheit von den Korinthiern aufgenommen worden. Jene hat mir mit dem ersten Athemzug alle meine vorige Leichtigkeit und Unbefangenheit wiedergegeben; diese benehmen sich so artig und anständig, als es die etwas zweydeutige Wittwe eines noch vollauf lebenden Persischen Fürstensohns nur immer verlangen kann. Ich mache ein ziemlich groſses Haus, lebe wieder so frey wie die Vögel des Himmels nach meiner eigenen gewohnten Weise, und erinnere mich zuweilen des Aufenthalts zu Sardes, und aller seiner Herrlichkeiten, als eines seltsamen Morgentraums, der im Erwachen unvermerkt an der aufgehenden Sonne zerrinnt, und, wie angenehm er auch war, kein Bedauern daſs er ausgeträumt ist in der Seele zurückläſst. Freylich befinde ich mich in dem ungewöhnlichen Fall einer Person, die im Traum einen groſsen Schatz erhoben hätte, und beym Erwachen wirklich einen kleinen Berg von Goldstücken vor ihrem Bette aufgeschüttet fände; und wenn du glaubst, daſs dieser Umstand nicht wenig zu der Ruhe, deren ich mich rühme, beytragen könnte, so will ich so ehrlich seyn, und gestehen, daſs du es nahezu errathen hast.

Ich lebe hier ungefähr auf eben demselben Fuſs wie zu Milet. Mein Haus ist, zwar nicht zu allen Stunden, aber doch in den gewöhnlichen, wo man Gesellschaft sieht, allen offen, die man zu Athen Kalokagathen nennt. Eupatriden, Staats- und Kriegsmänner, Dichter, Sofisten und Künstler, alte und junge, reiche und arme, fremde und einheimische, jedermann, der sich in guter Gesellschaft mit Anstand zeigen kann, ist gern gesehen; nur daſs immer zwey oder drey mit einander kommen müssen: denn die Unterhaltungen unter vier Augen sind nur den vertrautern Freunden, lauter Männern, die meine Väter seyn könnten, vorbehalten, und unter den jüngern, höchstens Einem, den die Götter etwa in besondere Gunst genommen haben; dir, zum Beyspiel, wenn du hier wärest; zumahl da sich bisher noch keiner gefunden hat, der mich vergessen machen könnte, daſs du es nicht bist.

Es ist wohl kein Zweifel, daſs ich mich durch diese Lebensordnung weder den Matronen noch den Hetären (deren Orden hier sehr zahlreich und begünstigt ist) sonderlich empfehle; wiewohl die letztern mehr Ursache hätten, mich für eine Wohlthäterin als für eine Konkurrentin anzusehen. Denn bey weitem die meisten meiner Anbeter unterliegen am Ende doch der Versuchung, sich bey ihnen, wie die Freyer der Penelope bey — den gefälligen Hofmägden des Ulyssischen Hauses, für ihre bey mir verlorne Zeit und Mühe zu entschädigen. Indessen muſs ich gestehen, daſs die Verbindlichkeit, die sie mir von dieser Seite schuldig sind, vielleicht doch einige Einschränkung leiden mag. Die Sache ist, daſs ich, theils um mir selbst die Pflichten der Frau des Hauses zu erleichtern, theils (wenn du willst) aus Gutherzigkeit, einige schöne junge Mädchen zu mir genommen habe, die zwar Korinthische Bürgerinnen sind, aber aus Mangel an Vermögen und Unterstützung wahrscheinlich sich genöthigt gesehen hätten, ihren Unterhalt der Afrodite Pandemos abzuverdienen. Diese lasse ich von den geschicktesten Lehrmeistern im Lesen der Dichter, in der Musik und in der Tanzkunst unterrichten, und mache mir, nach dem Beyspiele der schönen Aspasia, selbst ein Geschäft daraus, sie zu angenehmen Gesellschafterinnen für mich und andere zu bilden. Könnte ich ihnen mit meinen Grundsätzen auch zugleich meine Sinnesart einflöſsen, so würde meine Absicht vollkommen erreicht. Da sich aber darauf nicht rechnen läſst, so bin ich zufrieden, ihnen so viel Achtung gegen sich selbst und so viel Miſstrauen gegen euer übermüthiges Geschlecht beyzubringen, als einem Mädchen nöthig ist, das sich in den gehörigen Respekt bey euch setzen, und wenn sie, unglücklicher Weise, der Liebe sich nicht gänzlich erwehren kann, wenigstens keinem andern Amor unterliegen will, als jenem Anakreontischen, den die Musen

Mit Blumenkränzen gebunden
Der Schönheit zum Sklaven gegeben.

Du kannst dir leicht vorstellen, lieber Aristipp, was für eine alberne Celebrität ich mir durch diese, den Söhnen und Töchtern der Achaier so ungewohnte und so vielerley Vorurtheile vor die Stirne stoſsende, Lebensart zuziehen werde. Dieſs ist eben nicht was ich wünsche; aber ich sehe nicht wie ich es vermeiden könnte: wer schwimmen will, muſs sich gefallen lassen naſs zu werden.

Ich habe die traulichen kleinen Symposien, die ich zu Milet bey mir eingeführt hatte, wobey eine freye muntre Unterhaltung über interessante Gegenstände die bessere Hälfte der Bewirthung ausmachte, auch hier wieder in den Gang gebracht; wiewohl die Korinthier überhaupt genommen keine Liebhaber von so nüchternen Gastmählern sind. Bilde dir darum nicht ein, daſs mein Koch sich dabey vernachlässigen dürfe. Wenige Schüsseln, aber das Beste der Jahrszeit aufs feinste zubereitet; kleine Becher, aber die edelsten Weine Cyperns und Siciliens, — darin besteht meine ganze Frugalität, und ich gestehe gern, daſs ich sie — dir selbst abgelernt habe. Zu Athen reicht man damit aus und erhält noch Lob und Dank: aber so genügsam sind unsre Korinthischen Kalokagathen nicht. Auſser deinem Freunde Learchus, und einem viel versprechenden jungen Künstler, Nahmens Eufranor (der, im Vorbeygehen gesagt, einer meiner wärmsten und hoffnungsvollsten Anbeter ist,) sind es daher fast lauter Fremde, die sich um den Zutritt zu meinen Aristippischen Orgyen (wie ich sie dir zu Ehren nennen möchte) bewerben, oder von freyen Stücken dazu eingeladen werden. Die Unterhaltung gewinnet nicht wenig dadurch, und ich denke es sollte sich aus unsern Tischreden etwas ganz artiges machen lassen, wenn sie, von einem

Geschwindschreiber aufgefaſst, als bloſser Stoff einem Meister wie Xenofon oder Plato in die Hände fielen. Nicht selten wagen wir uns, auf die Leichtigkeit unsrer Hand vertrauend, sogar an die verschlungensten Knoten der Filosofie; und wenn uns die Entwicklung zu langweilig werden will, ziehen wir uns zuweilen auf die kürzeste Art aus der Sache, und kommen der Subtilität unsrer Finger — mit der Schere zu Hülfe. Gestern z. B. erwähnte Einer zufälliger Weise, daſs Sokrates das Schöne und Gute für einerley gehalten, und also nichts für schön habe gelten lassen wollen, wenn es nicht zugleich gut, d. i. nützlich, ja sogar nur in so fern es nützlich sey. Dieſs veranlaſste einen Dialog, wovon ich dir, weil ich gerade zum Schreiben aufgelegt bin und (die Wahrheit zu gestehen) deine eigene Meinung von der Sache wissen möchte, so viel als mir davon erinnerlich ist, mittheilen will, wenn du anders Lust und Muſse hast weiter zu lesen.

Die Hauptpersonen des Gesprächs waren der junge Speusipp, (Platons Neffe von seiner ältern Schwester, einer der liebenswürdigsten Athener die ich noch gesehen habe) ein gewisser Epigenes von Trözen, der seine Geistesbildung vornehmlich von den Sofisten Prodikus und Protagoras erhalten zu haben vorgiebt, und Eufranor, welchem, da er Mahler und Bildner zugleich ist, ein unstreitiges Recht zukam, mit zur Sache zu sprechen. Daſs die Frau des Hauses sich ein paar Mahl in das Gespräch mischte, wirst du einer so erklärten Liebhaberin alles Schönen zu keiner Unbescheidenheit auslegen.

Mich dünkt (sagte Epigenes, der zu dieser Erörterung den Anlaſs gegeben hatte) ehe wir uns auf die Frage „was das Schöne sey?“ einlassen, wäre wohl gethan, den Sprachgebrauch um die Bedeutung des Wortes zu fragen, da es so vielerley, zum Theil ganz ungleichartigen Dingen beygelegt wird, daſs der allgemeine Begriff, der mit diesem Worte verbunden zu werden pflegt, nicht leicht zu finden seyn dürfte. Wir sagen: ein schöner Himmel, eine schöne Gegend, ein schöner Baum, eine schöne Blume, ein schönes Pferd, ein schönes Gebäude, ein schönes Gedicht, eine schöne That. Man sagt: dieser Wein hat eine schöne Farbe, dieser Sänger eine schöne Stimme, diese Tänzerin tanzt schön, dieser Reiter sitzt schön zu Pferde. Ich würde nicht fertig, wenn ich alle die körperlichen, geistigen und sittlichen Gegenstände, Bewegungen und Handlungsweisen herzählen wollte, denen das Prädikat **schőn** beygelegt wird. Was ist nun die ihnen allen zukommende gemeinsame Eigenschaft, um derentwillen sie schön genannt werden? **Ich** kenne keine allgemeinere als diese, **daſs sie uns gefallen.** Die Menschen nennen alles **schön** was ihnen gefällt.

Speusipp. Ich gebe gern zu, daſs das Schöne allen gefällt, deren äuſserer und innerer Sinn gesund und unverdorben ist: aber daſs alles, woran ein Mensch Wohlgefallen haben kann, darum auch schön sey, kann schwerlich deine Meinung seyn.

Lais. Sonst wäre nichts schöneres als ein mit Fässern und Kisten wohl beladenes Lastschiff voll morgenländischer Waaren; wenigstens in den Augen des Korinthischen Kaufmanns, vor dessen Hause sie abgeladen werden, und der in diesem Augenblick gewiſs mehr Wohlgefallen an seinen ohne Symmetrie über einander hergewälzten Fässern, Kisten und Säcken hat, als an dem schönsten Gemählde des Parrhasius.

Epigenes. Also, mich genauer auszudrücken, nenne ich schön, was **allen** Menschen, ohne Rücksicht auf den Nutzen, der daraus gezogen werden kann, gefällt.

Speusipp. Sollte damit zu Erhaltung des Begriffs vom Schönen etwas gewonnen

11.

Von allen menschlichen Dingen schien ihr
Das geistigste — Liebe zu seyn, just das was Menschen und Thier
Am meisten unterscheide, und einer höhern Sfäre
Uns näher rücke. Denn daſs, was ihr so schön
Und geistig däuchte, die *vis centripeta* wäre,
Woraus, wie Büffon meint, sich jedes Fänomen
Der Liebe ganz ungezwungen und von sich selbst erkläre,
Das wollte die gute Frau sich nimmermehr gestehn.
Dieſs war nun eine von ihren Eigenheiten,
Und über diesen Punkt war nicht mit ihr zu streiten.

12.

Indessen fand sie sich doch in manchen Stunden und Tagen,
Sie wuſste selbst nicht von was, noch wie, noch wo, gerührt,
Und — kurz, es zeigte sich endlich, die reine Wahrheit zu sagen,
Daſs Büffon Recht behielt. Dieſs hatte sie kaum verspürt,
Da, Herr, da hätten Sie ihre Klagen

seyn? Was gefällt, ist (deinem eigenen Geständniſs nach) nicht immer schön; aber das Schöne gefällt immer, bloſs weil es schön ist. Die Frage was ist schön? bleibt also noch unbeantwortet.

Eufranor. Könnte uns nicht irgend ein Werk der Kunst am leichtesten zu der Antwort verhelfen, die wir suchen?

Lais. Mich dünkt, Eufranor bringt uns auf den rechten Weg.

Eufranor. Zum Beyspiel, der junge Bacchus dort, dem der lachende Faun den rosenbekränzten Becher reicht, indem er mit dem linken Zeigefinger schalkhaft auf die neben ihm an einem Weinschlauch eingeschlafne Mänas hinweiset.

Lais. Es soll eines der besten Werke des berühmten Alexis von Sicyon seyn.

Eufranor. Lassen wir diesen Bacchus für schön gelten, oder hat jemand etwas wesentliches an ihm auszusetzen?

Speusipp. Ewige Jugend in ewig fröhlicher Wollusttrunkenheit kann unmöglich schöner dargestellt werden.

Eufranor. Das möchte ich nun eben nicht behaupten; genug, wir alle geben zu, daſs er nicht häſslich ist.

Alle. Unstreitig.

Eufranor. Was mag wohl die Ursache dieses einstimmigen Urtheils seyn?

Lais. Unser Gefühl vermuthlich.

Epigenes. Aber warum wir es alle fühlen, und fühlen müssen, wir mögen wollen oder nicht, das ist es wohl was Eufranor hören möchte?

Eufranor. Und worin könnte dieſs liegen, als in der Gestalt des jungen Gottes, in der bestimmten Form eines jeden seiner Glieder, in ihren Verhältnissen gegen einander, und in ihrer Verbindung zur harmonischen Einheit des Ganzen?

Ich und Epigenes und die übrigen alle waren sogleich mit unserm Ja bey der Hand. Nur Speusipp lächelte beynahe unmerklich und schwieg.

Eufranor. Aber die schlummernde Mänas zu seinen Füſsen — kann man läugnen daſs sie schön ist?

Learchus. Ich glaube in aller Männer Nahmen kühnlich sagen zu dürfen, sie ist sehr schön.

Eufranor. Und der junge Faun?

Lais. Ich wenigstens habe noch keinen schönern gesehen.

Eufranor. Also der Gott ist schön, der Faun ist schön, die Bacchantin ist schön, ungeachtet das, warum wir jedes für schön halten, die Formen und Verhältnisse der einzelnen Theile und die Symmetrie des Ganzen, an allen dreyen die augenscheinlichste Verschiedenheit zeigt. Würden wir aber zufrieden seyn, wenn der Faun für den Weingott angesehen werden könnte, oder der Weingott für einen Faun? Mit der Form des schönsten Fauns würden wir den Bacchus nicht schön genug, mit den Formen des letztern hingegen jenen allzuschön finden. Und wenn die Mänas ihren hohen Busen gegen die breite Brust des Bacchus, er seine Schultern und Hüften gegen die ihrigen umtauschte, würden nicht beide dabey verlieren, wiewohl sie Schönes um Schönes gäben?

Epigenes. Ganz gewiſs. Schön wäre demnach etwas so verhältniſsmäſsiges, daſs es unter veränderten Umständen häſslich werden könnte; wie z. B. ein schönes Weib einen miſsgestalteten Mann, ein schöner Faun einen häſslichen Bacchus abgäbe?

Eufranor. Dieſs möchte doch wohl zu viel gesagt seyn. Ein Mann mit weiblichen Gliederformen, wäre doch immer ein schönes Ungeheuer, und ein Bacchus mit den Formen eines schönen Fauns würde nur unedel, nicht häſslich seyn. Indessen könnte auch aus lauter schönen Theilen ein sehr widerliches Ganzes zusammengesetzt werden, ohne daſs die Theile aufhörten schön zu seyn; es braucht dazu nichts weiter, als jedem eine unrechte Stelle zu geben. Der schönste Mund schief auf die Stirn, das schönste Auge an die Stelle des Mundes, und die zierlichste Nase an den Platz des Auges gesetzt, würde aus dem Gesicht einer Laïs eine lächerliche Fratze machen.

Lais. Führt uns dieſs nicht unvermerkt auf den Sokratischen Begriff zurück, daſs jedes Ding schön ist, wenn es das ist, was es, seiner Natur und seinem Zwecke nach, seyn soll?

Epigenes. Wenn dieſs keine Ausnahmen leidet, so würde der Elefant, der Dachs und die Fledermaus eben so wohl an Schönheit Anspruch zu machen haben, als der Onager, das Reh und der Fasan.

Lais. Warum nicht, wenn wir dem unerschöpflichen Erfindungsgeist der göttlichen Bildnerin Natur nicht unbefugte Schranken setzen, und durch eigensinnige Vorliebe für gewisse uns vorzüglich gefällige Gestalten uns zu kleinlichen einseitigen Urtheilen verleiten lassen wollen?

Eufranor. Mit allem Respekt, den ich dir und der göttlichen Bildnerin schuldig bin, verzweifle ich doch es jemahls so weit zu bringen, daſs mir die Fledermaus oder der Krokodil schön vorkomme, und ich glaube hierin die Augen aller Menschen, und die deinigen zuerst, auf meiner Seite zu haben. Auch sehe ich nicht, warum alles, was die Natur hervorbringt, gerade für unsern Schönheitssinn gebildet seyn müſste; und da es uns an Worten nicht mangelt, warum muſs denn etwas, das nur dem Verstande schön ist, mit einem Worte bezeichnet werden, welches in seiner eigentlichen Bedeutung vorzüglich solchen Dingen zukommt, die durch Formen und Farben, harmonische Verhältnisse und Symmetrie unsre Augen, oder vielmehr den innern Sinn, dessen Werkzeug sie sind, vergnügen? Die meisten Schöpfungen der Natur haben diese Eigenschaft in höhern und mindern Graden. Ich zweifle sehr, daſs ein Mensch in der Welt ist, der nicht auf den ersten Anblick die Gans schöner als die Ente, den Schwan schöner als die Gans, den Pfau schöner als den Schwan finden sollte: aber vor der Fledermaus schaudert jeder, der sie erblickt, zurück.

Lais. Wiewohl die Unverschämtheit zu Athen eine Göttin ist, so verlasse ich mich doch nicht genug auf ihren Beystand, um dir hierin zu widersprechen; sie könnte mich häſslich im Stiche lassen, wenn einer dieser schönen Nachtvögel unversehens daher geschossen käme, um sich für die unverdiente Ehre zu bedanken, die ich ihm erwiesen habe.

Dieser unzeitige Scherz stimmte sogleich die ganze Gesellschaft auf einen andern Ton. Die Athener erhielten ziemlich zweydeutige Lobsprüche über ihre auſserordentliche Gottesfurcht; und da sie eben nicht im Ruf sind, sich durch die Tugenden der Bescheidenheit und Scham unter den Griechen auszuzeichnen, so meinte Learchus, sie hätten wohl gethan, der Anädeia für die guten Dienste, die sie ihnen bey mehr als einer Gelegenheit geleistet, eine Kapelle zu bauen, und sich dadurch ihres Beystandes auf immer zu versichern. Der gute Speusipp, wiewohl er zu viel Urbanität besitzt, um von solchen Scherzen beleidiget zu werden, glaubte doch zuletzt, er müsse sich seiner bedrängten Vaterstadt annehmen, und bemühte sich, uns (etwas ernsthafter als nöthig war) darzuthun: daſs es einem so religiösen Volke, wie die Athener von jeher gewesen, zumahl in jenen Zeiten einer noch sehr groſsen Einfalt der Begriffe und Sitten, keineswegs zu verdenken sey, daſs sie sich von einem Mystagogen, der in einem so hohen Ruf der Heiligkeit und Weisheit in den göttlichen Dingen gestanden, wie Epimenides, hätten bewegen lassen, der Hybris und der Anädeia eigene Tempel zu widmen, in der Absicht diese übelthätigen Dämonen dadurch zu besänftigen und zur Schonung zu bewegen; zumahl da die entgegengesetzten guten Dämonen, Eleos und Aido, bereits öffentliche Altäre zu Athen hatten, und jene, wenn sie vernachläſsigt worden wären, eine solche Parteylichkeit sehr ungnädig hätten aufnehmen können. Die Athener (meinte er) befänden sich mit der Göttin Unverschämtheit in dem nehmlichen Falle wie die Spartaner mit ihrem Gotte Furcht, welcher von Alters her sehr andächtig von ihnen verehrt worden sey, ohne daſs es jemahls einem Menschen eingefallen, ihre Tapferkeit deſswegen in den mindesten Zweifel zu ziehen.

Es wäre nicht artig gewesen, einem Abkömmling des weisen Solon wegen dieser Apologie seiner Mitbürger ins Gesicht zu lachen. Ich versicherte ihn also in unser aller Nahmen, daſs wir weit entfernt seyn, diese Sache in einem andern Lichte zu sehen; und da die ganze Gesellschaft zu bedauern schien, daſs wir den Gegenstand unsers Gesprächs darüber aus dem Gesichte verloren, setzte ich hinzu: ich würde für meinen unzeitigen Scherz zu hart bestraft seyn, wenn wir des Vergnügens entbehren müſsten, zu hören, wie Speusipp, wenn ich recht in seinen Augen gelesen hätte, im Begriff gewesen sey, den Knoten zu entschlingen, der, meines Erachtens, bisher unter unsern Händen eher noch mehr verwickelt als aufgelöst worden. Du muſst wissen, daſs dieser Speusipp, einen schwachen Anstrich von Platonischer Pedanterey abgerechnet, ein sehr feiner Jüngling ist, und (unter uns gesagt) ohne meine Schuld einen der Pfeile, welche der Sohn Cytherens aus meinen Augen links und rechts, wohin es trifft, zu schieſsen beschuldigt wird, ziemlich tief in der Leber stecken zu haben scheint. Ich bin nicht gesonnen zu seiner Heilung den geringsten Aufwand zu machen; sollte aber das Übel gar zu ernsthaft werden, so verlasse ich mich auf die kleine Lasthenia, die seit einiger Zeit die Stelle der schönen Droso bey mir eingenommen, und eine so schwärmerische Liebe für die Platonische Filosofie gefaſst hat, daſs Speusipp, wofern er noch einige Tage hier verweilt, nothwendig davon gerührt werden muſs. — Doch wieder zur Sache!

Der junge Mann antwortete auf meine Einladung, nicht ohne bis in die Augen roth zu werden, mit aller Grazie und Zuversicht, die du einem Athener und einem Neffen Platons zutrauen wirst. Mich dünkt, fuhr er fort, wir haben uns bisher immer um einen dunkeln Begriff des Schönen, dessen Daseyn wir voraussetzten, herum gedreht, ohne ihm selbst näher gekommen zu seyn. Sinne und Einbildungskraft stellen uns nichts als einzelne Dinge dar, die wir, wenn ihre Gestalt uns gefällt, schön nennen, wiewohl uns immer eines schöner als das andere däucht. Auch die Kunst zeigt uns, sogar in ihren idealisierten Werken, nur einzelne Gestalten, einen Ringer, Wettläufer oder Faustkämpfer, einen Achilles, Ajax oder Ulysses, einen Zeus, Apollo, Merkur, Bacchus u. s. w. nie den Menschen, den Helden oder den Gott, der so schön ist, als Mensch, Held, oder Gott gedacht werden kann. Daher sind die Eleer und Athener nie sicher, daſs nicht ein Bildner aufstehe, der einen noch schönern Jupiter als ihren Olympischen, eine schönere Afrodite als die des Alkamenes in den Gärten darstelle. Aber wie könnten wir urtheilen, daſs irgend ein einzelnes Ding schöner sey als ein anderes in seiner Art, wenn die Idee des allgemeinen Schönen nicht bereits in unsrer Seele läge, welche gleichsam der Maſsstab ist, woran wir das einzelne Schöne in der Natur und Kunst messen? Diese Idee ist es was wir suchen, ohne zu wissen daſs wir sie schon haben, wiewohl es uns eben darum, weil sie eine Idee ist, an Mitteln fehlt, sie auf eine andere Art sinnlich darzustellen als im Einzelnen, das ist, durch bloſse Annäherungen, wobey immer die Möglichkeit eines Schönern bleibt, weil das Schönste, die Idee selbst, im Einzelnen erreichen zu wollen, eben so viel wäre als das Unendliche in einen beschränkten Raum zu fassen.

Also sprach er — und ergetzte sich, wie es schien, an dem Erstaunen, das in unsrer aller weit offnen Augen zu lesen war. Eine allgemeine Stille ruhte eine Weile auf der ganzen Tischgesellschaft; es war uns allen, denke ich, als ob uns etwas geoffenbaret worden wäre, und wir wunderten uns, allmählich gewahr zu werden, daſs wir im Grunde nicht mehr von der Sache wuſsten als vorher. Epigenes war der erste, der das heilige Schweigen brach. Wir sind dem Speusippus nicht wenig Dank schuldig, (sagte er mit einem Ernst, der das eben ausbrechen wollende Lachen von den Lippen deiner muthwilligen Freundin zurückschreckte) daſs er uns einen Blick in die erhabensten Mysterien seines berühmten Oheims thun lieſs, und uns das unaussprechliche Wort seiner Filosofie vertraute. Denn die Idee ist der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Natur in und auſser dem Menschen. — Ich gestehe mit Beschämung, sagte Eufranor, daſs dieser Schlüssel mir nichts aufschlieſst.

Selbst hören, selbst sehen sollen wie sich die Frau geziert!
Von ihrem System den Fall zu überleben!
Sie schwor das könne sie nicht, und wirklich fing ich an
Für ihr Gehirn in Sorgen zu schweben.
Und gleichwohl that sie, was andre in ihrer Lage gethan:

15.

Sie lebte so stark wie zuvor. Doch, eh' ich entlassen zu werden
Die Ehre hatte, verehrte die gute Dame mir
Dieſs seltne Kabinetsstück hier
In meinem Busen, ein Stück das auf der weiten Erden
Nie seines gleichen gehabt; erklärte mir davon
Die Eigenschaften, und sprach: Hier, Antiseladon,
Empfangen Sie diesen Fächer, und wollen Sie meine Rache
Nicht eben so streng erfahren als zärtlich ich Sie geliebt,
So schwören Sie mir — an sich die leichteste Sache,
Doch ohne welche mein Herz sich nie zufrieden giebt —

Ich begreife nichts von einer Idee, die ich in mir trage, ohne zu wissen weder daſs ich sie besitze noch wie ich zu ihr gekommen bin, also auch ohne gewiſs zu seyn, daſs ich sie habe. — Wundert dich dieſs, Eufranor? versetzte der junge Athener lächelnd: du hast also, wie es scheint, nie wahrgenommen, wie vieles in dir ist, dessen Daseyn und Beschaffenheit dir nur durch seine Wirkungen offenbar wird? Die ungelehrtesten Menschen empfinden, erinnern sich des Empfundenen, vergleichen und unterscheiden, bilden sich Begriffe und machen Schlüsse, ohne zu wissen, wie sie dabey zu Werke gehen; und der Gelehrteste weiſs im Grunde nicht viel mehr davon als sie. Die Idee des Schönen erweiset sich in dir und in uns allen durch ihre Wirkungen; sie selbst ist so wenig anschaulich, als es z. B. die Kraft ist, mit welcher du urtheilst, ob du zu dem, was du mahlen willst, einen feinern oder gröbern Pinsel nehmen und ihn in diese oder jene Farbenmuschel tauchen sollest. — Es mag vielleicht seyn wie du sagst, erwiederte Eufranor: aber wessen ich sehr gewiſs bin, ist, daſs ich mich, wenn ich eine Galathea mahlen oder einen Merkur bilden sollte, auf eine Idee, die ich in mir herumtrage, ohne es zu wissen, nicht verlassen dürfte. Daſs ich die Verhältnisse und Formen des männlichen und weiblichen Körpers, die bey den Griechen für die schönsten gelten, studiert habe; daſs ich genau weiſs, wie ein Arm oder Schenkel gestaltet seyn muſs, um von jedermann für schön erkannt zu werden, und wie jedes Gliedmaſs nebst allen übrigen, die mit ihm in Verbindung stehen, sowohl in Ruhe als in jeder Art von Bewegung und Stellung, aus jedem Gesichtspunkt betrachtet erscheinen muſs; daſs ich weiſs, wie man den Pinsel und den Meiſsel handhaben muſs; daſs ich, wenn ich mahle, jedem Gegenstande seine wahre Gestalt, Farbe und Haltung, Karakter und Ausdruck, jedem Theil sein rechtes Verhältniſs zu den übrigen, jedem Muskel sein gehöriges Spiel zu geben, Licht, Farben und Schatten richtig und zweckmäſsig zu vertheilen, und das Ganze auf seinen gehörigen Ton zu stimmen weiſs: alles das sind Dinge, deren ich mir sehr klar bewuſst bin, wovon ich Rechenschaft geben kann, und ohne welche ich nichts machen könnte, das des Sehens werth wäre. Auch bin ich mir eben so klar bewuſst, wie ich zu dem, was ich weiſs und kann, gelangt bin: nehmlich nicht durch den magischen Einfluſs einer Idee, die mir selbst unsichtbar ist, sondern durch ämsiges forschendes Betrachten der Natur und der Kunstwerke trefflicher Meister, öfteres gab, sondern der noch unberühmte Eufranor von Korinth diese Gruppe, die du selbst mit deinem Beyfall beehrtest, gearbeitet hat. Hätte ich eine mit dem Gürtel der Venus geschmückte Juno zu mahlen, so weiſs ich sehr wohl, an welche sichtbare Göttin ich meine Gelübde richten würde." — In der That, sagte Speusipp mit der attischen Miene, die du als ein Vorrecht der edeln Theseiden kennst, es ist nicht zu läugnen, daſs wir ein wenig lächerlich sind, indem wir uns an der Tafel der schönsten Frau in Griechenland die Köpfe darüber zerbrechen was schön sey; denn, welche Bewandtniſs es auch mit dieser Frage haben mag, dieſs ist gewiſs, daſs jeder der Sie sieht, seine höchste Idee der Schönheit in Ihr verkörpert finden wird.

Sobald das Gespräch eine solche Wendung nahm, war es hohe Zeit, ihm ein Ende zu machen. Auf einen Wink, den ich kurz zuvor einer Aufwärterin gegeben hatte, trat in dem Augenblick, da Speusipp das letzte Wort aussprach, die schöne Lasthenia an der Spitze meiner oben erwähnten jungen Nymfen in den Sahl, um die Gesellschaft mit Musik und Tanz zu unterhalten; und bevor eine Stunde vergangen war, glaubte ich zu bemerken, daſs meine junge Filosofin den

Platoniker (der, wie die Afyen, nur Feuer zu sehen braucht um zu kochen) unvermerkt immer näher an sich zog. Bey euch Männern wird die gefälligste zuletzt immer über die schönste den Sieg erhalten. Es ist ein unglücklicher Vorzug der Weiber, daſs die Leidenschaft der Liebe bey ihnen von der Gegenliebe ganz unabhängig und desto hartnäckiger ist, je weniger sie Hoffnung hat erwiedert zu werden.

Ich sehe zu spät, daſs ich dir ein Buch statt eines Briefes geschrieben habe. Möchtest du mich mit einem noch gröſsern für meine Unbescheidenheit bestrafen! Sage mir doch ein paar Worte, wie dirs zu Rhodus geht, was du treibst, und ob man hoffen darf, deine ehmahlige Andacht zu dem Erderschütterer Poseidon wieder einst erwachen zu sehen?

44.

Aristipp an Lais.

Darf ich dir, im Vertrauen auf die Rechte einer zehenjährigen Freundschaft, gestehen, schöne Lais, wie mir deine jetzige Lebensweise vorkommt? Betrachte ich sie als einen bloſsen Übergang von der Glorie einer unumschränkten Gebieterin über die Person und die Schätze eines Persischen Groſsen, zu der glücklichern aber weniger schimmernden und prunkenden Lebensart, die einer Einwohnerin von Korinth geziemt, so wünsche ich bloſs, daſs du dich entschlieſsen mögest, zwar nicht gar zu hastig, aber doch lieber zu schnell als zu langsam, von der Höhe herabzusteigen, die du mit der freyesten Besonnenheit verlassen hast. Was die stolzen Korinthier in die Laune setzt, dir, wie einer fremden Fürstin, welche sich eine Zeit lang unter ihnen aufhalten wollte, eine Art von glänzendem Hof zu machen, ist (auſser dem Reitz, den die Neuheit der Sache für sie hat) hauptsächlich die Hoffnung, womit jeder sich schmeichelt, den Vorzug endlich bey dir zu erringen, nach welchem sie alle trachten. Da du nicht sehr geneigt scheinst so viel Glückseligkeit um dich her zu verbreiten, so würde es deiner Ruhe schwerlich zuträglich seyn, wenn du den süſsen Wahn einer so groſsen Menge von Aspiranten allzu lange nähren wolltest. Das Rathsamste wäre also, dich selbst von der hohen Lydischen Tonart allmählich zu der gewohnten Dorischen herabzustimmen; und dazu, däucht mich, würden deine kleinen Abendgesellschaften ein sehr gutes Mittel seyn, wenn du ihnen so viel Geschmack abgewinnen könntest, deine gesellschaftliche Mittheilung allein, oder doch beynahe allein auf diese den Musen vorzüglich geheiligten Orgyen einzuschränken; an welchen ich nichts auszusetzen habe, als daſs ich durch eine Entfernung von dritthalb tausend Stadien davon ausgeschlossen bin. Doch, du willst mir ja Gelegenheit geben auch abwesend an ihnen Theil zu nehmen, da du mich aufforderst, dir meine Gedanken über euer neuliches Tischgespräch mitzutheilen. Ich bin nicht eitel genug mir einzubilden, daſs ich über diesen Gegenstand etwas zu sagen hätte, das für Dich neu wäre; und überhaupt gehört, meiner Meinung nach, das Schöne unter die unaussprechlichen Dinge — der Natur, und läſst sich besser fühlen und genieſsen, als zergliedern und erklären. — „Aber (wirst du sagen) diese unaussprechlichen Dinge ſind ja eben was uns am stärksten anmuthet, und worüber wir am liebsten vernünfteln — oder irre reden mögen.“ — Ich füge mich also sowohl deinem Willen als meinem eigenen Naturtriebe, und wenn ich dir nichts unbegreifliches und unerhörtes offenbare, so schreib' es meiner zur andern Natur gewordenen Maxime zu: im Filosofieren immer verständlich zu bleiben, und vor allem mich immer selbst zu verstehen.

Epigenes hatte Recht, mit der Frage, „was nennen die Menschen schön?“ den Anfang der Untersuchung zu machen; nur hätte er dem Einwurf Speusipps zuvor kommen, und sogleich antworten sollen: wir Griechen pflegen alles schön zu nennen, was uns, ohne Rücksicht auf seine Nützlichkeit, gefällt. Das Wohlgefallen ist immer nothwendig mit einem angenehmen Gefühl verbunden, und umgekehrt; aber dieses Gefühl ist nicht der Grund warum uns das Schöne gefällt, sondern die natürliche Wirkung des Schönen auf unsern Sinn. — „Warum gefällt uns denn aber das Schöne?“ — Mit der Antwort: weil es schön ist, wäre nichts gesagt; indessen habe Ich keine andere Antwort als, weil wir so organisiert sind daſs es uns, wofern ihm nicht nachtheilige Umstände von auſsen oder innen im Lichte stehen, nothwendig gefallen *muſs*. — „Aber muſs denn alles, was gefällt, *schön* seyn? Gefallen uns nicht viele Dinge bloſs darum, weil sie *zweckmäſsig* und *nützlich* sind?" — Allerdings werden, unserm Sprachgebrauch zu Folge, auch *solche* Dinge öfters schön genannt; nur hat der Sprachgebrauch Unrecht, wenn er *schön* und *gut* vermengt. Das Schöne ist zwar, in so fern es schön ist, immer etwas Gutes; aber das Gute ist nicht, in so fern es gut ist, nothwendig auch schön; und dieſs macht einen groſsen Unterschied. — „Damit ist für den Begriff des Schönen nichts gewonnen," sagt Speusipp; das Räthsel, dessen Auflösung wir suchen, die Frage: was ist das Schöne an sich? bleibt noch immer ungelöst und unbeantwortet." — Aus einem sehr einfältigen Grunde; bloſs weil wir keine Antwort auf diese Frage haben. Das Schöne oder die *Idee* des Schönen, in *Platons* Sinne, ist, wie Speusipp selbst gesteht, kein Gegenstand unsres Anschauens. Wir sehen nur einzelne schöne Dinge, und auch diese sind nur schön durch ihr Verhältniſs gegen die Organe unsrer Sinne; und wenn wir von schönen Dingen sprechen, so ist die Rede nur von dem, was dem *Menschen*, nicht was an sich schön ist. — „Diesemnach könnten wir von keinem Dinge sagen es sey schön; denn wie wollten wir die Stimmen aller Menschen, die jemahls gelebt haben, jetzt leben, und künftig leben werden, darüber sammeln?“ — Auch ist dieſs sehr unnöthig. Mir genügt daran, daſs etwas mir schön ist; erscheint es auch andern so, desto besser; zuweilen auch nicht desto besser: denn man ist öfters in dem Falle, etwas Schönes gern allein besitzen zu wollen. Wie dem aber auch sey, genug daſs es nun einmahl nicht anders ist noch seyn kann, und daſs wir von sehr vielen Dingen keinen andern Grund, warum wir sie für schön halten, anzugeben haben, als weil sie uns schön vorkommen, oder, genauer zu reden, weil sie uns gefallen. — „Ein Ding kann also zugleich schön und nicht schön seyn?“ — Nicht seyn, aber scheinen, so wie z. B. dem Gelbsüchtigen die Lilie, die allen gesunden Augen weiſs ist, gelb zu seyn scheint. Was ich schön finde, kann allerdings andern, aus mancherley Ursachen, mit Recht oder Unrecht, gleichgültig oder gar miſsfällig seyn; denn Vorurtheil oder Leidenschaft kann mich oder sie verblenden. Die Liebe verschönert und hat für jeden Fehler des Geliebten ein milderndes Wörtchen, das ihn bedeckt oder gar in einen Reitz verwandelt; der Haſs thut

14.

So schwören Sie mir, nicht eher aufzuhören,
Bis jedes leere Feld, das dieser Fächer führt,
Mit seinem gehörigen Bildniſs geziert,
Sie bis zum Anschaun überführt,
Daſs alle von meinem Geschlecht in eben den Orden gehören,
Worin Sie mich iniziiert.
Was konnt' ich machen, Herr Bruder? — Sie hätten so gut geschworen
Als ich: denn that ich's nicht, so waren meine Ohren
Das wenigste sicherlich, was ich dabey gewagt.
Und nun, mein Herr, nachdem ich Ihnen gesagt,

15.

Daſs hundert Felder — Sie können sie zählen —
Auf meinem Fächer sind, wie viele, meinen Sie, fehlen?
Ein einziges noch, ein einziges Bildchen fehlt,
So sind es hundert, wohl gezählt!" —
Ist's möglich ? rief Herr Amadis, neun und neunzig?
Und diese, wie es scheint, in ziemlich kurzer Zeit!
So bleibt gewiſs das hunderte Feld nicht einzig

das Gegentheil. Mangel an Bildung, und klimatische oder andere lokale Angewohnheiten haben vielen Einfluſs auf die Urtheile der Menschen über Schönheit und Häſslichkeit. Kurz, das Wort schön, welchem Gegenstand es beygelegt werden mag, bezeichnet bloſs ein gewisses angenehmes Verhältniſs desselben, besonders des Sichtbaren, Hörbaren und Tastbaren, zu einem in Beziehung mit demselben stehenden äuſsern oder innern Sinn; weiter hinaus reicht unsre Erkenntniſs nicht, oder verliert sich in dunkle Vorstellungen und leere Worte.

Ein solches Wort scheint mir die angeborne Idee zu seyn, welche der Neffe des groſsen Aerobaten Plato für den Kanon des Schönen, und Plato selbst (wenn ich ihn anders verstehe) für einen in unsre Seele fallenden Widerschein eines ihm und uns unbegreiflichen Urbildes des Schönen ausgiebt, welchem er in den überhimmlischen Räumen einen Platz unter den übrigen Ideen anweiset. Da diese Platonischen Offenbarungen auch mir (wie dem wackern Eufranor) nichts klärer machen, so halte ich mich an das, was ich, auf dem Wege der Beobachtung, der Natur im Geschäfte der Entwicklung und Ausbildung unsres Schönheitssinnes abgelauscht zu haben glaube.

Ich nehme als etwas allgemein Wahres an, daſs ein gewisser Grad von Licht, und die gänzliche Abwesenheit desselben, eine ganz lichtlose Finsterniſs, die entgegengesetzten äuſsersten Grenzen bezeichnen, innerhalb welcher das Licht allen gesunden menschlichen Augen schön ist. Innerhalb dieser Grenzen lieſsen sich, wenn wir ein Werkzeug das Licht zu messen hätten, eine Menge Abstufungen andeuten, welche die Grade unsers Vergnügens am Licht, oder (was eben dasselbe sagt) die Grade seiner Schönheit bezeichnen würden. Indessen lehrt die Erfahrung, daſs eine gewisse Abwechselung und Mischung der höhern Grade des Lichts mit dem niedrigsten dasjenige ist, was in dem groſsen Gemählde der Natur die angenehmsten Eindrücke auf uns macht. Der Grund hiervon liegt ohne Zweifel in der organischen Beschaffenheit unsers Auges, und mich dünkt, wir können uns dabey beruhigen, ohne tiefer in das Geheimniſs der Natur eindringen zu wollen als sie uns erlaubt. Mit den Farben hat es eben dieselbe Bewandtniſs. Der Anblick einer in tausendfältige Schattierungen von Grün gekleideten und von einem azurnen Himmel umflossenen Landschaft vergnügt unser Auge und däucht uns schön; noch schöner der Himmel, wenn eine

Menge leichter goldverbrämter Rosenwölkchen, wie schwimmende Inseln in einem hellblauen Meere, von Abend gegen Morgen langsam an ihm daherschweben; am schönsten, wenn die Abendsonne durch ein dünnes Dunstgewölk in eine Glorie von zusammengefloſsnen Regenbogen zu zerschmelzen scheint. Eine ähnliche Wirkung würde der Anblick der Erde thun, wenn Bäume, Gras und Kräuter, gleich einem mit den buntesten Blumen aller Art besetzten Gartenstück, einen unaufhörlichen Wechsel der lebhaftesten Farben in unsre Augen spielten. Wie entzückend aber auch ein solcher Anblick wäre, so sind doch unsre Gesichtswerkzeuge nicht dazu eingerichtet, so viel Schimmer und so lebhafte Farben in die Länge zu ertragen. Indessen erklärt sich daraus, warum uns die Natur im Frühling am schönsten erscheint; weil nehmlich die Färbung des magischen Gemähldes, das sie uns in dieser lieblichsten der Horen darstellt, zwischen dem einförmigen Blau und Grün, und einem allzu bunten und feurigen Farbenspiel gleichsam in der Mitte schwebt.

Eben so, wie die Ursache der mehr oder minder angenehmen Wirkung des Lichts und der Farben in der Organisazion unsers Auges zu suchen ist, scheint auch die allgemeine

Erfahrung, daſs gewisse Linien, Figuren und Körper dem Auge und der tastenden Hand angenehmer sind als andere, hauptsächlich in der natürlichen Beschaffenheit dieser Organe gegründet zu seyn. Warum gefällt uns eine sanftwallende Linie besser als eine gerade? warum ein Zirkelbogen besser als ein Winkel? Die Kreislinie mehr als das Eyrund? Wie man diese Fragen auch beantworte, am Ende müssen wir immer gestehen, die Einrichtung unserer Gesichts- und Gefühls - Werkzeuge bringe es nun einmahl so mit sich. Eine gerade fortlaufende Linie, eine ebene ununterbrochne Fläche gefällt einen Augenblick, wird aber bald durch ihre Einförmigkeit langweilig; das Winklige beleidigt Gesicht und Gefühl; ein sanfter Übergang vom Ebnen zum Gebogenen schmeichelt beiden. Daher, daſs uns das leichte Wallen eines sanftbewegten Wassers schöner däucht, als die schroffen in einander berstenden Wogen des empörten Meeres; daher, daſs unsre Töpfer und Bildner gewisse zwischen der Kugel und dem Ey mehr oder weniger in der Mitte schwebende Formen als die schönste zu Urnen und Prachtgefäſsen wählen.

Was ich von Licht und Schatten, Farben und Linien als den Elementen des sichtbaren Schönen gesagt habe, gilt in seiner Art auch von den verschiedenen Schwingungen der Luft, wodurch der Schall in unserm Ohr und vermittelst dieses Organs in unserm innern Sinne gewisse angenehme Gefühle erregt; von dem majestätischen Rollen des Donners bis zum leisen Geflüster der Pappel und Birke; vom klappernden Tosen eines entfernten Wasserfalls, bis zum einschläfernden Murmeln einer über glatte Kiesel hin rieselnden Quelle; vom fröhlichen Geschwirr der Lerche bis zum eintönigen Klingklang der Cikade. Alle diese einfachern Schälle und Töne, durch welche die Natur unser Ohr als ein zu ihr stimmendes lebendiges Saiteninstrument anspricht, betrachte ich als die Elemente des hörbaren Schönen, welches, gleich dem sichtbaren, in der Mitte zwischen zwey Äuſsersten schwebt, und also eben demselben Gesetz unterworfen ist, wodurch die dem Auge gefälligen Töne des Lichts und der Farben, und die dem Gefühle schmeichelnden Formen der Körper bestimmt werden, dem Gesetze der Harmonie der sinnlichen Eindrücke von auſsen mit der Einrichtung der ihnen entsprechenden Organe.

Wiewohl ich nun diese angenehmen Empfindungen, wovon bisher die Rede war, als die Elemente betrachte, woraus alles sichtbare, hörbare und fühlbare Schöne zusammengesetzt ist; so würden sie uns doch, jede für sich allein, nie auf den Begriff der Schönheit geführt haben. Denn wie lebhaft auch die angenehme Empfindung seyn mag, die z. B. durch eine gewisse Farbe oder einen gewissen einzelnen Ton in uns erregt wird; so würde doch eine lange Dauer derselben unser Auge oder Ohr ermüden, und uns erst gleichgültig, dann langweilig, endlich widrig und unerträglich werden. Verschiedenheit und öftere Abwechslung der angenehmen Eindrücke sind sowohl zum Vergnügen als zur Erhaltung der Organe gleich nothwendig: aber im Verschiedenen muſs Ähnlichkeit seyn, die Abwechslung durch sanfte Übergänge bewirkt werden, und das Mannigfaltige, von Harmonie zusammengefaſst, zu einem Ganzen, dessen Totaleindruck uns angenehm ist, verschmolzen werden; und dieſs allein ist es, was die Idee der Schönheit in uns erzeugt.

Laſs uns nun einen höhern Standort nehmen. Die Natur ist alles was ist, war, und seyn wird, also auch die Quelle, so wie die Summe alles Schönen. Wär' es möglich einen Augenpunkt zu finden, aus welchem sich die ganze Natur mit Einem Blick von uns überschauen lieſse, so würden wir das wahre Urbild alles Schönen in der Wirklichkeit vor uns sehen. Aber unser Auge ist auf ein enges Hemisfärion eingeschränkt, und die Natur unermeſslich. Was sie unsern Sinnen darstellt, sind nur unendlich kleine Abschnitte und Bruchstücke eines grenzenlosen Ganzen. Aber das Wundervolle und Göttliche in ihr, das, wodurch sie sich so unendlich weit über die Kunst des Menschen erhebt, ist, daſs jedes der kleinsten Gliedmaſsen, aus welchen sie zu einem einzigen Leben- und Seelevollen Körper innigst verwebt ist, eine Welt voll harmonischer Mannigfaltigkeit, eine unendliche Menge von organisierten Theilen enthält, deren jeder wieder als ein neues Ganzes betrachtet werden könnte, wenn die Werkzeuge unsrer Sinne fein und scharf genug wären, die besondern Eindrücke, die er auf uns macht, zu unterscheiden.

Hier verliert sich der Gedanke in einem uferlosen Ocean, und uns bleibt nichts übrig, als uns wieder in die Schranken unsrer eigenen Natur zurückzuziehen, und, dem Gesetz der Nothwendigkeit gehorchend, uns selbst (so klein wir sind) als den Kanon der Natur, unser Empfindungsvermögen als das Maſs ihrer Schönheit, und unsre Kunstfähigkeit als eine schaffende Macht zu betrachten, welche berechtigt ist, den uns überlaſsnen Erdschollen, unsre Welt, nach unsern eigenen Bedürfnissen, Zwecken und Begriffen zu bearbeiten, und in ein beschränktes Ganzes für uns zu unserm Nutzen und Vergnügen umzuschaffen.

Daher kommt es nun, daſs wir die Natur nur in so fern schön finden, als das Schauspiel, womit sie uns umgiebt, oder der einzelne Gegenstand, den wir daraus absondern, und für sich betrachten, unsern Sinnen angenehm ist. Eben dieselbe Landschaft, die uns bey heiterem Himmel unter einem gewissen Winkel von der Sonne beleuchtet, in Entzücken setzt, giebt bey trüber Luft einen sehr gleichgültigen Anblick; eben dieselben Gegenstände, z. B. ein sumpfiger Boden, umgestürzte, ausgefaulte Baumstämme, schroffe mit schmutzigem Moose bewachsne Felsenstücke, tiefe finstre Höhlen, wildes struppichtes Gebüsche, — lauter Dinge, welche, einzeln und in der Nähe betrachtet, Unlust, Ekel und Grauen erregen, erscheinen aus einem entfernten Gesichtspunkt, und durch eine gewisse Beleuchtung in ein Ganzes verbunden, als ein reitzendes Gemählde. Vorzüglich aber erklärt sich daher, daſs der Mensch keine schönere Gestalt kennt als seine eigene, und sich selbst, ohne sich dessen bewuſst zu seyn, zum Typen aller schönen Formen macht. Da alles was die Natur hervorbringt, in seiner Art vollendet und vollkommen ist, wie käme der Krokodil oder die Kröte dazu, daſs wir sie so häſslich und abscheulich finden, wenn nicht daher, weil der Kontrast ihrer Bildung und Gestalt mit der unsrigen so ungeheuer groſs ist; da wir hingegen alle Arten von Thieren desto schöner finden, und um so viel mehr Anmuthung zu ihnen fühlen, je mehr die Formen und Proporzionen ihrer Bildung sich den unsrigen nähern; eine Bemerkung, die du sogar an solchen Naturgeschöpfen, welche die wenigste Ähnlichkeit mit uns zu haben scheinen, an Blumen, Stauden und Bäumen, bestätiget finden wirst, und wovon der Affe allein eine Ausnahme macht, weil er, durch einen Anschein von Ähnlichkeit, die mit der widerlichsten Häſslichkeit verbunden ist, der menschlichen Gestalt zu spotten, und den höchsten Grad von Verunstaltung und Abwürdigung derselben darzustellen scheint.

Es scheint mir nun ein leichtes, die verschiedenen Meinungen deiner Symposiasten nach dieser Ansicht der Sache zu vereinbaren oder zu berichtigen. Wenn wir zwischen dem, was ich die Elemente des Schönen nenne, und den schönen Naturerzeugnissen oder Kunstwerken, die daraus zusammengesetzt sind, gehörig unterscheiden, so heben sich alle Schwierigkeiten von selbst. Wir können von jenen keinen andern Grund angeben warum sie uns gefallen, als weil sie einen angenehmen Eindruck auf unsre Organe machen: bey diesen hingegen liegt der Grund tiefer, nehmlich in der Natur unsrer Seele selbst, welcher das innigste Wohlgefallen an Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit wesentlich ist. Indessen ist auch bey dieser zusammengesetzten und vielgestaltigen Schönheit nicht zu vergessen, daſs das, wodurch sie uns wirklich als schön erscheint und gefällt, bloſs die schnell auf Einen Blick oder in einem untheilbaren Moment gefühlte Einheit im Mannigfaltigen ist; indem dieses Gefühl und mit ihm die Idee der Schönheit so bald verschwindet, als wir den Gegenstand zergliedern oder in seinen einzelnen Theilen und Elementen stückweise betrachten. Mit dem, was Eufranor über die Platonische Idee der Schönheit sagt, bin ich in so fern einverstanden, als ich sie für die Frucht einer natürlichen Täuschung halte, die daher entsteht, daſs uns selten ein Gegenstand, sey es ein Werk der Natur oder der Kunst, vor die Augen kommt, der, unsrer Einbildung nach, nicht schöner seyn könnte als er

In seiner Art. — „Ich hoff' es soll nicht weit
Von seiner Bestimmung seyn, versetzt der Ritter vom Fächer:
Gut, fährt er fort, indem er beide Becher

16.

Mit Weine füllt, Herr Ritter, stoſsen Sie an!
Es leben die neun und neunzig!" — Sie leben, ruft mit Lachen
Der schöne Amadis mit, weil ich's nicht hindern kann,
Wiewohl sie ihrem Geschlecht sehr wenig Ehre machen!
Indessen wünscht' ich doch, wofern es thulich ist,
Dieſs Wunder von einem Fächer mit eigenen Augen zu sehen. —
„Von Herzen gerne, versetzt der Antiplatonist,
Doch ohne Gefährde der sämmtlichen Damen und Feen,
Von welchen die Ehre dabey ein wenig betroffen ist!
Hier, Ritter, nehmen Sie hin." — Bey Skogula und Mist, 5)

17.

Ruft Amadis, wie er davon die zarten Flügel entfaltet,
Was zärtlicher Schönen! und alle so vielfach schön gestaltet!

uns erscheint. Indem wir dieſs zu fühlen glauben, erzeugt sich in unsrer Fantasie ein mehr oder weniger klares Bild dieser höheren Schönheit, welches wir (dünkt uns) sogleich darstellen könnten, wenn wir die dazu nöthige Kunstfertigkeit besäſsen; und daſs es nichts anders ist, scheint mir daraus klar, daſs sobald ein schöner Gegenstand uns gänzlich befriedigt, wir unser Ideal in ihm realisiert, ja wohl gar noch übertroffen zu sehen wähnen. Daſs es solche Gegenstände gebe, kann wohl kein Unbefangener bezweifeln, der aus den Unsterblichen den Jupiter oder die Minerva des Fidias, und aus den Sterblichen die schöne Lais gesehen hat.

Ich müſste mich sehr irren, oder meine Filosofie des Schönen (wenn ich ihr anders einen so vornehmen Nahmen geben darf) ist auch auf das, was wir in sittlichem Verstande schön nennen, anwendbar. Auch hier finde ich meinen Unterschied zwischen den Elementen desselben und dem, was unser Verstand daraus zusammensetzt, wieder. Aufrichtigkeit, Unschuld, Güte, Treue, Dankbarkeit, Bescheidenheit, Sanftheit, Groſsherzigkeit, Geduld, Seelenstärke, und alle aus diesen Eigenschaften oder Tugenden entspringende Gefühle, Gesinnungen und Thaten nennen wir schön; weil sie uns, vermöge einer in unsrer Natur gegründeten Nothwendigkeit, gefallen, anziehen, Achtung und Liebe einflöſsen, wo, wann, und an wem wir sie gewahr werden, ohne alle Rücksicht auf das Nützliche, das sie für uns haben oder haben könnten. Im Gegentheil eine schöne That erscheint uns desto schöner, je mehr Selbstüberwindung und Aufopferung eigener Vortheile sie erfordert, und unser besonderes Ich kommt dabey so wenig in Betrachtung, daſs, wofern der Mond Einwohner hätte und man erzählte uns irgend eine schöne That, die ein Mann im Monde vor zehen tausend Jahren gethan hätte, die Vorstellung derselben eben so auf uns wirken würde, als wenn sie vor wenig Tagen mitten unter uns geschehen wäre. Dieſs erstreckt sich sogar auf die Thiere, an welchen wir etwas dieser oder jener Tugend ähnliches zu sehen glauben, ja noch weiter hinab bis ins Pflanzenreich, wo es, z. B. Blumen giebt, die uns durch Gestalt, Farbe und Wohlgeruch zu natürlichen Symbolen gewisser sittlicher Eigenschaften werden, und aus diesem Grunde, öfters auch ohne daſs wir uns dessen bewuſst sind, Personen von zärterem Gefühl eine sonderbare Art von Anmuthung einzuflöſsen vermögen.

Einen aus jenen Eigenschaften, als den Elementen oder Grundzügen des Sittlichschönen richtig zusammen gesetzten Karakter nennen wir schön, weil und sofern er sich uns als ein mit sich selbst harmonisches und in sich selbst vollendetes Ganzes darstellt. Das Schönste in dieser Art wäre also unstreitig ein ganzes Leben, welches, aus lauter schönen Gesinnungen und Thaten zusammengesetzt, uns das Anschauen der reinsten Harmonie aller Triebe und Fähigkeiten eines Menschen zu Verfolgung des groſsen Zwecks der möglichsten Selbstveredlung und der ausgebreitetsten Mittheilung gewähren würde. Ein solcher Karakter in einem solchen Leben dargestellt, würde für die Formen und Proporzionen des sittlichen Menschen eben das seyn, was der Kanon des Polykletus für die richtigsten Verhältnisse des menschlichen Körpers. Denn unläugbar giebt es in beiden ein Schönstes, über welches die Fantasie nicht hinausgehen darf, wenn sie des wahren Ebenmaſses nicht verfehlen, und statt schöner Gestalten schöne Ungeheuer hervorbringen will. Die Einbildung, daſs sich immer noch etwas schöneres denken lasse als das Schönste was uns die Natur wirklich darstellt, ist bloſse Täuschung; und ich bin auch über diesen Punkt gänzlich der Meinung deines Freundes

Eufranor, der es zu verdienen scheint, daſs du ihm hierin zur vollständigsten Überzeugung verhelfest.

Deiner Einladung zur Feier der bevorstehenden Poseidonien in Ägina (denn dafür darf ich doch wohl ohne mir zu viel zu schmeicheln die Frage am Schluſs deines Briefes nehmen?) würde ich mit der lebhaftesten Dankbarkeit entgegen fliegen, wenn ich mich nicht gegen einen der angesehensten Rhodier verbindlich gemacht hätte, seinen Sohn auf einer Reise nach Cypern zu begleiten. So fern von Ägina als ich dann seyn werde, könnt' ich mich um so viel leichter versucht fühlen, meine Wanderungen zu Wasser und zu Land noch eine gute Strecke weiter auszudehnen. Den Vorsatz trage ich schon lange mit mir herum, und soll er jemahls ausgeführt werden, so muſs es jetzt geschehen, da die Entfernung von dir schon so groſs ist, daſs etliche tausend Parasangen mehr oder weniger keinen sonderlichen Unterschied machen.

45.

An Eurybates.

Es ist Zeit, Eurybates, daſs du wieder von mir selbst vernehmest, daſs ich noch unter denen bin, die das erfreuende Licht der Sonne trinken.

Ich habe nun alle Griechischen Pflanzstädte an den Küsten Asiens und den gröſsten Theil des von den Söhnen Hellens bevölkerten festen Landes und der dazu gehörigen Inseln besucht, und nach einer mehr als achtjährigen Abwesenheit sehn' ich mich in die schöne Athenä zurück, die unvergeſsliche und unvergleichbare, zu welcher man sich, wie zu einer etwas unartigen aber reitzvollen Geliebten, immer wieder mit verborgener Gewalt hingezogen fühlt, weil man, aller ihrer Unarten und Launen ungeachtet, dennoch nichts liebenswürdigeres kennt als sie. Ich werde den Athenern den Tod des Sokrates nie verzeihen; aber sieben Jahre haben ihre Wirkung gethan und mich an die Vorstellung gewöhnt, daſs ich das, was geschehen ist, von der Natur selbst zu gewarten gehabt hätte. Ich würde ihn entweder nicht mehr am Leben, oder in einem Zustande von Abnahme angetroffen haben, worin man, für seine Freunde und sich selbst, schon über die Hälfte — zu seyn aufgehört hat. Die Zeit hilft uns vergessen was nicht zu ändern ist, und was sie selbst bewirkt hätte, wenn ihr die Menschen nicht zuvor gekommen wären.

Was mich am meisten mit den Athenern ausgesöhnt hat, ist: daſs sie das Andenken des besten ihrer Bürger in seinen Freunden und Zöglingen ehren, und der Filosofie einen so freyen Spielraum und Übungsplatz gestatten, als sie nur immer verlangen kann. Wie ich höre so hat mein alter Freund **Antisthenes** schon seit geraumer Zeit in der **Cynosarge**, und **Plato**, seitdem er von seinen Reisen in Ägypten und Italien zurück gekommen ist, in seinem an der **Akademie** gelegenen Gärtchen, eine Art von Sokratischer Schule eröffnet, deren Beschaffenheit ich mit meinen eigenen Augen zu erkundigen begierig bin. Ich erwarte von beiden nichts anders, als wozu sie schon bey Lebzeiten des Meisters gute Hoffnung gaben, nehmlich, daſs der eine die Filosofie des Sokrates **übertreiben**, der andere **verfälschen** werde. Am richtigsten wär' es vielleicht, wenn man die Sokratiker sammt und sonders als Pflanzen verschiedener Art betrachtete, die neben einander aufgekommen sind, und ihre Nahrung aus eben demselben Boden gezogen, aber jede auf eine andere, ihrer eigenen Natur gemäſse Art, verarbeitet haben. Man könnte sie auch mit mehrern Söhnen eben desselben Vaters vergleichen, deren keiner ihm recht ähnlich sieht, wiewohl dieser seine Augen, jener seinen Mund, ein dritter seine Nase hat. Zuweilen findet sich auch wohl ein vierter, der zwar in jedem einzelnen Zuge von dem Vater verschieden ist, hingegen im Ganzen der Fysionomie eine auffallende Ähnlichkeit mit ihm hat. Ich meines Orts möchte lieber dieser letzte seyn als einer von den andern; wiewohl ich glaube, die Natur habe es darauf angelegt, daſs jeder sich selbst gleich sehen soll.

Ich habe deinem Freygelaſsnen Formion, meinem alten Hausverwalter zu Athen, aufgetragen, mir, wo möglich in der Nähe vom Pompeion, eine Wohnung, wie ich sie nöthig habe, zu miethen; das ist, ein paar Schlafkammern, einen Speisesahl und eine Galerie neben etlichen Reihen schattengebender Bäume. Erweise mir die Freundschaft, dich der Sache anzunehmen, und dem ehrlichen Formion merken zu lassen, daſs es dir angenehm seyn werde, wenn er sich meines Auftrags mit Verstand erlediget.

Ich werde mich so lange, bis du mir meldest daſs ich kommen könne, bey einem Freunde zu Tanagra aufhalten, und nicht vergessen, dir den stattlichsten Kampfhahn mitzubringen, der in der ganzen Stadt aufzutreiben seyn wird.

46.

An Kleonidas.

Nach Vollendung meines groſsen Kreislaufs durch alle Hellenischen Kolonien in Asien, habe ich noch einige Monate zugebracht, die südliche Küste von Thrazien und Macedonien, und die Landschaft Thessalien und Focis zu besuchen, und befinde mich jetzt, bis meine künftige Wohnung in Athen eingerichtet ist, bey einem Freunde zu Tanagra. Ich habe, wie Odysseus, auf meiner langen Wanderschaft vieler Menschen Städte und Sinnesart kennen gelernt; auch hat es mir, wie dem herrlichen Dulder, nicht an mancherley fröhlichen und unfröhlichen Abenteuern gefehlt, die uns dereinst, wenn uns eine freundliche Gottheit wieder in Cyrene vereiniget, reichen Stoff zu kurzweiligen Unterhaltungen geben sollen. Nur das Neueste, was mir in Thessalien aufstieſs, schickt sich, denke ich, besser für eine schriftliche Erzählung, zumahl da ich den Kopf noch so voll davon habe, daſs ich für nöthig halte mich dessen zu entladen, bevor ich nach Athen zurückkehre, wo es nicht rathsam wäre viel davon zu sprechen. Um keine täuschenden Erwartungen bey dir zu erregen, schreite ich ohne weitere Vorrede zur Sache.

Nachdem ich mich zu Potidäa über den Thermaischen Meerbusen an die Thessalische Küste hatte übersetzen lassen, war mein erstes, das berühmte Tempe zu besuchen, wovon ich, seit ich unter den Griechen lebe, so oft mit Entzücken reden gehört hatte. Denn ein Grieche, der Olympia und Delfi nicht gesehen, und sich nicht wenigstens Einmahl in seinem Leben in Tempe erlustiget hätte, würde an einem sehr unglücklichen Tage geboren zu seyn glauben. Dieses Thal, das sich einige Stunden von Larissa zwischen dem Olympus und Ossa in sanften Krümmungen bis an die See hinzieht, ist in der That vielleicht der reitzendste Winkel des ganzen Erdbodens. Es würde der fruchtbarsten Fantasie eines Mahlers oder Dichters schwer werden, mehr Schönheit und Anmuth mit gröſsrer Abwechslung und Mannigfaltigkeit in einen engern Raum zusammen zu zaubern und mit dem Erhabensten und Grauenvollsten in einen anmuthendern Kontrast zu setzen, als hier ohne alle Nachhülfe der Kunst (wie es scheint) Natur und Zufall allein bewerkstelliget haben. Ich brachte zwey der angenehmsten Tage meines Lebens in diesem oberirdischen Elysium zu, und zum höchsten Lebensgenuſs fehlte mir nichts, als die heilige Trias meiner Geliebtesten, Lais, Kleonidas und Musarion. Ich vermiſste euch um so viel stärker, weil sichs zufälliger Weise traf, daſs ich (was hier selten begegnet) diese zwey Tage über der einzige fremde Bewohner von Tempe war.

Ungetheiltes, allein genoſsnes Vergnügen, wie ungemein es auch sey, verliert gar bald seinen süſsesten Reitz, und eine geheime Unruhe, deren Ursache wir uns nicht immer bewuſst sind, treibt uns zu neuen Gegenständen. Am dritten Morgen kam mich die Lust an, den benachbarten Ossa zu besteigen, theils um meine Augen an den herrlichen Aussichten zu weiden, die er über die umliegenden Thäler, Hügel und Land-

„Ich ſehe, verſetzt der andre, ein zierlicher Nachthabit
Kann auch an Bildern das Urtheil ein wenig fälſchen.
Indeſs geſteh' ich zu, die meiſten gehen noch mit.
Sie finden wenigſtens von Germaniſchen, Brittiſchen, Wälſchen
Und Mauriſchen Damen, aus jedem Weltrefier,
Von jedem Maſs und Wuchs, von braunen, blonden und rothen,
So gut ſie auf meinen Reiſen das Glück mir angeboten,
Die echten Originale in dieſem *Souvenir*.“

18.

Sie ſind ein glücklicher Prinz! Das nenn' ich begabt von Feien!
Ruft Amadis aus, — und doch (Sie müſſen mir verzeihen)
Begreif' ich nicht, wie man, wie Sie, nur kommt und ſieht und ſiegt. —
„Ich denke, erwiedert ſein Freund, was uns am meiſten betrügt
Iſt, daſs wir dem weiblichen Geiſt zu viele Gründlichkeit leihen,
Und daſs, wenn's uns miſslingt, die Schuld an uns ſelber oft liegt.
Zwar läugne ich nicht, daſs manche ſchöne Kinder

schaften und über den Thermaischen Meerbusen bis an die Küste von Pallene hin, gewährt, theils in Hoffnung einige mir noch unbekannte Arten von Steinen und Pflanzen auf diesem wilden Gebirge aufzufinden. Ich lieſs meinen alten Xanthias mit einem jungen Sklaven bey den Maulthieren im Thal zurück, bestieg einen Gipfel des Berges nach dem andern, und fand überall so viel zu sehen und zu sammeln, daſs die Sonne sich unvermerkt zum Untergang neigte, bevor ich gewahr wurde, daſs keine Hoffnung übrig sey, die Herberge wieder zu erreichen, wo ich meine Leute gelassen hatte. Schon fing ich an, unter den häufigen Schluchten und Klüften, wovon dieses durch mächtige Erderschütterungen zerriſsne Gebirg allenthalben voll ist, mich nach irgend einer Höhle zum Nachtlager umzusehen, als ich, beym Umwenden um die scharfe Ecke eines struppichten Felsen, im Eingang einer durch Menschenhände (wie es schien) bewohnbar gemachten Höhle, einen Mann sitzen sah, der Anfangs über meinen Anblick noch mehr als ich über den seinigen betroffen schien, aber (da er keine Ursache sah mir Arges zuzutrauen) sich schnell genug faſste, um einige Schritte auf mich zuzugehen. Es war ein langer hagerer Mann, dem Ansehen nach nicht viel über Sechzig; noch fest und lebhaft, von viel sagender Gesichtsbildung, aber finsterm Blick unter einer Stirn, durch welche schmerzliche Erfahrungen tiefe Furchen gezogen zu haben schienen. Ich näherte mich ihm mit Zuversicht und Ehrerbietung, eröffnete ihm mein Anliegen, und erkundigte mich, ob nicht irgend eine Herberge im Gebirge anzutreffen sey, die ich vor Einbruch der Nacht noch erreichen könnte. Du scheinst ein Arzt zu seyn, und dich im Botanisieren so tief in diese Wildniſs gewagt zu haben, versetzte der Alte. Er schloſs dieſs vermuthlich aus einem ziemlichen Bund Kräuter und Blumen, den ich unter dem Arme trug. Ich antwortete: ich wäre zwar kein Arzt, als etwa in Nothfällen, wo jeder Mensch so viel wissen sollte, um sich selbst und andern einige Hülfe schaffen zu können; aber ich studierte die Natur, und versäumte selten eine Gelegenheit, meine Kenntniſs von den Pflanzen und ihren Eigenschaften und Kräften zu erweitern. Wenn dieſs ist, erwiederte er mit zusehends sich erheiternder Miene, so kannst du dich auch wohl eine Nacht bey einem Manne behelfen, der dir nichts als das Unentbehrlichste anbieten kann, zumahl da du es in diesem Gebirge nirgends besser finden würdest; auch wär' es schon zu spät, um dich auf dem Pfade nicht zu verirren, der nach den nächsten

Hirtenwohnungen führt. Da ich sein Anerbieten mit Dank und Freude annahm, schlug er mit seinem Stab an eine kleine Glocke, und eine reinlich gekleidete Sklavin von mittlerem Alter und guter Gestalt kam aus dem Innern der Höhle hervor, und entfernte sich wieder, sobald er ihr etliche leise Worte gesagt hatte. Bald darauf führte er mich durch einen ziemlich dunkeln krummen Gang, von ungefähr zwanzig Schritten, in einen geräumigen gewölbten Sahl, der gegen einen groſsen, unregelmäſsigen, und ringsum von schroffen Felsen eingeschloſsnen Garten offen war. Hier setzten wir uns zwischen zwey ziemlich roh gearbeiteten Säulen nieder, das Gesicht gegen den Garten gekehrt, den ich mit fruchtbaren Bäumen und mancherley eſsbaren Gewächsen und Kräutern bepflanzt, und, dem Ansehen nach, gut gewartet sah. Mein Alter ward zusehends immer heitrer, sprach aber wenig, meistens nur in Fragen, auf deren Beantwortung er mir seine Zufriedenheit mit Kopfnicken oder einzelnen Sylben zu erkennen gab. Ungefähr nach einer Stunde rüstete die Sklavin einen kleinen Tisch, und setzte uns eine Schüssel gekochtes Ziegenfleisch, mit feinen Wurzeln und Kräutern wohlschmeckend zubereitet, und zum Nachtisch trockne Feigen, eine leichte Art von Kuchen, und einen Krug des besten

Weins von Thasos vor. Meine Eſslust vergnügte meinen alten Wirth, wie es schien, nicht weniger als mein übriges Wesen und Benehmen; und nachdem er den dritten Becher auf unsre neue Bekanntschaft geleert hatte, ward er selbst gesprächiger, und sagte traulich mir die Hand schüttelnd: „Wundre dich nicht, Fremdling, daſs du mich so wenig reden hörst. Ich war nicht immer so wortarm; aber seit zwanzig Jahren bist du, auſser einem alten Freunde, der mich immer zur Zeit der Pythischen Spiele zu besuchen pflegt, und der Thrazierin, die für meine Bedürfnisse sorgt, das einzige menschliche Wesen, mit dem ich mehr als ein paar einsylbige Worte gewechselt habe. Du siehst, daſs dieſs der gerade Weg ist, das Reden zu verlernen, wenn man auch der redseligste aller Athener gewesen wäre. Wohl möchte mirs übrigens bekommen seyn, wenn ich mich immer mit Ja und Nein zu behelfen gewuſst hätte. Denn daſs du mich hier siehest, kommt allein daher, daſs ich ehmahls meiner Zunge mehr Freyheit lieſs als einem klugen Manne ziemt.“

Du kannst dir leicht vorstellen, Kleonidas, daſs ich meinen Wirth nach dieser Rede schärfer als zuvor ins Auge faſste. Du wohnst schon zwanzig Jahre hier? fragte ich. —

„Nicht völlig so viel; aber vorher lebte ich einige Zeit auf dem Landgute eines Freundes so sorgfältig versteckt, daſs ich auſser ihm selbst keine Seele zu Gesichte bekam.“ — Das muſs eine schlimme Rasse von Menschen seyn, vor welchen ein Mann wie du dich so verstecken muſs, sagte ich. — Ich sehe daſs du mich näher kennen möchtest, erwiederte er. Wenn deine Neugier nicht schwächer ist als meine Neigung mich dir zu entdecken, so bleibst du ein paar Tage bey mir, um mich wieder reden zu lehren, und du sollst allerley erfahren, das vielleicht dieses Opfers werth ist.

Mein Wirth kam durch diese Einladung einem Wunsch entgegen, den ich nicht gewagt hätte laut werden zu lassen. Wir redeten nun von andern Dingen, und wiewohl er sich noch immer sehr lakonisch ausdrückte, so verrieth doch das Wenige, was er sagte, einen Mann von freyem Geist, vieler Erfahrenheit und ausgebreiteter Menschenkunde. Als die Zeit zum Schlafengehen gekommen war, führte er mich in eine kleine, mit Binsenmatten behangene und belegte Schlafkammer, und lieſs mich allein. Hier konnt' ich mich der Thorheit nicht erwehren, hin und her zu sinnen, wer der sonderbare Alte seyn könne, mit dem ich auf dem Ossa so unvermuthet in Bekanntschaft gerathen war; aber alles Nachsinnen war umsonst. Ich ergab mich also in die Nothwendigkeit meine Neugier bis Morgen einzuschläfern, und sie schlief so gut, daſs die Sonne schon über der Spitze des Athos schwebte, als ich in dem Sahl erschien, wo mir mein Alter, in einen langen Pelz gehüllt, so munter entgegen kam, daſs ich erröthete, mich in einer Tugend, die meinen Jahren besser ziemte als den seinigen, von ihm übertroffen zu sehen. Er führte mich sogleich in den Garten, wo ein sanfter, wiewohl etwas scharfer Morgenwind die Luft mit dem lieblichen Athem der Kräuter und Blumen durchwürzte. Ich habe, fing er an, mehr als die Hälfte meines Lebens mit Beobachtung aller Arten von Menschen zugebracht, und besitze einige Fertigkeit in der Kunst das Innere einer Person aus ihrer Gesichtsbildung und Miene zu errathen. Deine Fysionomie hat dir mein Zutrauen auf den ersten Blick erworben; ich wünsche von dir gekannt zu seyn, und überlasse mich ohne Bedenken dem Vergnügen, nach einer so langen unfreywilligen Verborgenheit einen Menschen gefunden zu haben, dem ich mich aufschlieſsen darf. Ich bin kein Menschenhasser, wie du aus meiner seltsamen Lebensweise vermuthen muſst; im Gegentheil, daſs ich es zu gut mit den Menschen meinte, ist mein Unglück gewesen. Sie haben mich ausgestoſsen, verbannt, einen Preis auf meinen Kopf gesetzt, und bloſs um kein Schlachtopfer ihrer Wuth zu werden, hab' ich mich in eine Höhle des Ossa verbergen müssen. — Du wunderst dich was ich verbrochen haben könne, um die Menschen, mit denen ich einst lebte, so heftig gegen mich aufzubringen? Ich wollte sie weiser machen als sie ertragen können. — Bey diesem Worte hielt er inne und seine Stirn verfinsterte sich einige Augenblicke so sehr, daſs ich Bedenken trug, ihm zu zeigen, wie sehr er durch diese Worte meine Neugier gespannt hatte.

Wir waren indessen unvermerkt auf eine Anhöhe gekommen, die, in einem Kreise von ungefähr drey hundert Schritten, mit einer dreyfachen Reihe von Pappeln, und zwischen den Bäumen mit hölzernen Schnitzbildern besetzt war. Aber was für Bildern! Nie ist mir etwas auffallenders in meinem Leben vorgekommen, als diese in ihrer Art gewiſs einzige Bildergalerie; man muſste sie aber selbst gesehen haben, um sich die Wirkung vorzustellen, die der Überblick des Ganzen auf einen keines Argen sich versehenden Anschauer macht. Doch, du bist ein Künstler, mein Kleonidas, und deine Fantasie wird ohnehin das Beste bey meiner

Beschreibung thun müssen. Bilde dir also ein, du sehest alle Götter der Griechen, vom Zeus Olympius bis zum bocksfüſsigen Pan, und von der weiſsarmigen Herrscherin Here bis zu den schlangenhaarigen Erinnyen, einzeln und gruppenweise, unter Beybehaltung einer gewissen Ähnlichkeit mit ihren gewöhnlichen Darstellungen, in die pöbelhaftesten Miſsgestalten travestiert, aber mit einer so komischen Laune in der Art der Ausführung, daſs es mir bey ihrem Anblick eben so unmöglich war, mich des Lachens als des Unwillens zu erwehren. So zeigten sich (um dir nur etliche Beyspiele zu geben) Jupiter auf der einen Seite, wie er, in Gestalt eines erboſsten vierschrötigen Sackträgers, im Begriff ist, seine ehliche Widerbellerin mit einem Amboſs an jedem Fuſs in die Luft herabzuhängen; auf der andern, wie er sich auf dem Gipfel des Ida von der listigen Matrone, im Kostum einer nächtlichen Gassenschwärmerin, zu einer Thorheit verführen läſst, für welche die armen Trojaner übel büſsen werden. Du kennst die sonderbare Art, wie Homer seinen unbefangenen und von der Zaubergewalt des Gürtels der Venus unwissend überwältigten Zeus der schönen Dame die Wirkung, die sie auf ihn macht, zu erkennen geben läſst: aber von der energischen Art, wie dieser in einen brünstigen Centaur übersetzte Jupiter sein Anliegen vorträgt, hat eine so wohlgeordnete Einbildung wie die deinige keine Ahnung. In dieser Manier kommt nun die ganze Göttersippschaft an den Reihen. Hier sind Pallas Athene und der hinkende Hefästos, dieser in Gestalt eines alten Kesselflickers, jene im Karakter einer derben Marketenderin, in dem zweydeutigen Kampfe, dem der drachenfüſsige Erichthonius entsprang, begriffen; dort tanzt Cytherea, als eine halbtrunkne Austernymfe, mit einem bengelhaften Adonis den leichtfertigsten Kordax, der je getanzt worden ist, und Foibos Apollo, als blinder Leiermann, mit den neun Schwestern als musikmachende Bettlerinnen, arbeiten aus allen Kräften auf der Leier, dem Triangel, der Schellentrommel und dem Dudelsack dazu. In zwiefacher Trunkenheit taumelt Bacchus in die plumpen Arme einer weinseligen Ariadne; Merkur zieht dem Plutus mit der behendesten Gewandtheit einen Beutel aus dem Busen, Apollo dem Satyr Marsyas das zottelige Fell über die Ohren. Über sie alle erhebt sich der langöhrige Schutzgott von Lampsakus, und scheint als der wahre Götterkönig mit gewaltigem Zepter über den Olympus zu herrschen. Vorzüglich nimmt sich ein Jupiter in einer grotesken Gestalt aus, woran nichts als der Kopf sein eigen, alles übrige hingegen aus den verschiedenen Thieren, in welche ihn seine Gynäkomanie verwandelte, aus Stier, Adler, Bock, Schwan, Schlange, Wachtel und Ameise seltsam genug zusammengesetzt ist. Das groſse Kunstwerk aber, worin der Meister sich selbst übertroffen hat, ist die Darstellung der berühmten Scene aus dem Gesang des blinden Demodokos in der Odyssee, wo der ehrliche Vulkan, nachdem er seine Gemahlin mit ihrem Liebhaber Ares in einem unsichtbaren und unzerreiſslichen Netze gefangen hat, alle Götter zusammenruft, um Zeugen seines lächerlichen Unglücks zu seyn. Kurz, weiter kann weder die Kunst der Karikatur, noch der Muthwille und die Verachtung der Homerischen Götter getrieben werden, als in dieser groſsen Komposizion von Gruppen, die den innersten Zirkel des grünen Amfitheaters einnimmt. Der Alte, der mich von einer Figur zur andern herumführte, ergetzte sich, wie es schien, stillschweigend an meiner Verlegenheit, und an dem Sardonischen Lachen, welches mir seine zur niedrigsten Menschenklasse herabgesetzten Götter wider Willen abnöthigten. Was denkst du, sprach er endlich mit einem selbstzufriednen Blick, zu der guten Gesellschaft, die ich mir in meiner Einsamkeit zu verschaffen gewuſst habe?

Ihr Ebenbild auf dem Fächer mir ziemlich sauer gemacht;
Doch (unter uns) die meisten ergaben sich geschwinder,
Als ich, und als sie selbst gedacht.

19.

Bey solchen Erobrungen kommt (wie bey der Hanniballen
Und Cäsarn) freylich sehr viel auf einen guten Plan,
Viel auf die Kunst dem Feind in die Flanke zu fallen,
Kurz, viel auf die Klugheit, doch mehr auf den Augenblick an.
Von diesem sogleich Gebrauch zu machen wissen,
Dieſs nenn' ich den Gipfel der echten Eroberungskunst.
So war's, zum Beyspiel, bloſs die unverhoffte Gunst
Des Zufalls, was mir die Ehre verschaffte, Sacharissen
An ihrem Geliebten zu rächen, von dem sie verrathen sich hielt;
Ein Stündchen später, so hatte ihr Blut sich abgekühlt.

Ich. Ich denke, wie du wohl zu dieser guten Gesellschaft gekommen seyn kannst; denn unter den Bildschnitzern, die ich kenne, (und ich kenne ungefähr alle, die in einigem Rufe stehen) wüſste ich keinen, den ich für den Schöpfer dieser sonderbaren Kunstwerke halten könnte.

Er. Das will ich wohl glauben.

Ich. Gleichwohl kann sie kein Stümper gemacht haben. Sie sind zwar gröſsten Theils etwas roh, und mit einer gewissen Nachlässigkeit gearbeitet, auch hat ein Karikaturenschnitzer den Vortheil, sich viele Willkührlichkeit erlauben zu dürfen; indessen bleibt die Natur doch immer seine Regel; auch die überladensten Zerrbilder müssen eine aus Harmonie mit sich selbst entspringende Wahrheit haben; und da bey ihnen alles auf eine starke und geistvolle Bezeichnung des Karakteristischen in ziemlich willkührlichen Formen ankommt, so erfordern sie vielleicht mehr Genialität und eine noch keckere Hand, als Werke, die nach einem bestimmten Kanon der schönsten Formen gearbeitet sind. Und hierin scheinen mir diese hier alles zu übertreffen, was ich jemahls in ihrer Art gesehen habe.

Er. Es ist mir also gelungen. Denn alle diese närrischen Unkepunze (μορμολυκεια) sind meine eigene Arbeit, und ihnen hab' ich es zu danken, daſs mir die lange Zeit, die ich hier gelebt habe, und mit der ich sonst nichts anzufangen wuſste, ziemlich kurz geworden ist. Denn du begreifst leicht, daſs ich fleiſsig seyn muſste, um in achtzehn Jahren damit fertig zu werden. Ich hatte von Kindheit an viel Geschick für diese Art von Bildnerey; und das Mechanische, welches dazu erfordert wird, lernte ich in meiner Jugend von einem ziemlich mittelmäſsigen Xyloglyfen in meiner Vaterstadt.

Ich. Aber was haben dir die Götter gethan, das dich reitzen konnte, eine so unbarmherzige Rache an ihnen zu nehmen?

Er. Was sie mir gethan haben? Wahrlich, ich habe von ihnen, oder (was am Ende auf Eins hinausläuft) von ihren Priestern mehr als zu viel gelitten! Und doch ist dieſs nicht was meine Galle gegen sie gereitzt hat. Denn ich muſs *gestehen*, in der Fehde, worin wir mit einander befangen sind, war ich der angreifende Theil. Aber ich ärgerte mich, wenn ich so manchen groſsen Künstler allen seinen Kräften aufbieten sah, für diese unsittliche Idole, in welchen der schnödeste Betrug und der sinnloseste Aberglaube alle Unarten und Thorheiten der menschlichen Natur vergöttert hat, schöne und groſse mehr als menschliche Formen zu erfinden, um sie in prachtvollen Tempeln dem dummen Haufen zur Anbetung aufzustellen. Muſst du nicht gestehen, daſs meine Karikaturen den Göttern Homers viel angemeſsner sind, als die erhabenen Gestalten eines Fidias und Alkamenes? Wer kann sich den brünstigen Jupiter auf Ida, oder seine Gemahlin, die den armen Priamus und seine Söhne mit allen übrigen Trojanen lieber roh auffressen möchte, unter der Gestalt des Olympischen Jupiters und der Samischen Juno denken?

Ich. Es sollte mir eben nicht schwer seyn, den Sachwalter des Homerischen Zeus, wenigstens in der ehlichen Scene auf dem Gargaros die dir so anstöſsig ist, zu machen, und ganz stattliche Ursachen anzugeben, warum er sich seiner vielen trefflichen Bastarde und der schönen Erdentöchter und Göttinnen, die ihm diese Helden erzeugen halfen, mit so vielem Wohlbehagen erinnert. Indessen, weil du bey einer scharfen Untersuchung am Ende doch wohl Recht behalten möchtest, gebe ich den Wolkenversammler mit seiner stieräugigen Gemahlin, und meinethalben alle andern unsterblichen Olympier der verdienten Züchtigung Preis. Aber wenigstens hättest du der holden Musen, die uns aus dem Stande der rohen Thierheit gezogen und den Keim der Humanität in uns entwickelt haben, schonen sollen.

Wie? (rief er in angenommenem komisch-zürnendem Tone) haben sie ihre Strafe nicht schon dadurch allein reichlich verdient, daſs sie dem alten blinden Sänger so viel tolles und ungebührliches Zeug auf Kosten der armen Götter weiſs gemacht haben? Denn, da er uns nichts singt als was sie ihm vorgesungen, fällt nicht billig alle Schuld auf sie? Doch, wenn auch dieser Vorwurf nicht träfe, um eurer Allegorien willen kann ich keine Ausnahmen machen; nicht einmahl zu Gunsten der Grazien, die der feile Pindar den Orchomeniern zu Gefallen so hoch erhebt, und die du dort, nicht weit von der hochgeschürzten Austernymfe von Cythere, in Gestalt böotischer Kühmägde sich mit Faunen und Bocksfüſslern herumdrehen siehest. Hier ist nichts zu schonen! Ich bin meines Daseyns nicht gewisser, als der traurigen Wahrheit, daſs der bloſse Aberglaube dem Menschengeschlecht mehr Schaden zugefügt hat, als alle unsre übrigen Schwachheiten, Narrheiten und Laster zusammen genommen. Ich habe also Göttern und Priestern ewige Fehde angekündiget, und ich wundere mich nicht, daſs mir, wiewohl ich nur ein Pfuscher in der Kunst bin, diese Zerrbilder so wohl gerathen sind: denn ich habe (was vielleicht ohne Beyspiel ist) zugleich mit Liebe und mit Grimm daran gearbeitet, mit Liebe zum Werke selbst, und mit immer steigendem Grimm über die Gegenstände. Alles dieſs, lieber Aristipp, wird dich nicht länger befremden, sobald ich dir sage: daſs der Mann, den du vor dir siehest, Diagoras der Melier ist, von dem du, bey Gelegenheit, in der ganzen Hellas als einem Atheisten mit Abscheu und Schaudern reden gehört haben wirst, und der doch wahrlich diesen ehrenvollen Beynahmen, so viel in seinen Kräften ist, zu verdienen suchen muſs.

Wie? Ists möglich? rief ich: du Diagoras? eben dieser Diagoras, der seit mehr als zwanzig Jahren für todt gehalten wird, und, wie die gemeine Sage geht, von der Rache der Götter überall verfolgt, in einem Schiffbruch unterging!

Sprich, versetzte er, von der Rache der Priester verfolgt, so hast du die Wahrheit gesagt; ihrer Götter halben wollt' ich mich in einem Kornsieb auf den Ocean wagen.

Was ich dir sage; ich, wie du mich hier siehest, bin dieser von den Athenern geächtete und durch ein fürchterliches Dekret in allen Theilen Griechenlands verfolgte Diagoras von Melos, der, auf seiner Flucht nach Thrazien, an der Küste der Abderiten Schiffbruch litt, und, zum redenden Beweise wie mächtig die Götter der Griechen sind, allein am Leben blieb, als das Schiff mit allen übrigen, die es an Bord hatte, trotz der heiſsen Gelübde, die sie dem Erderschütterer Poseidon und Zeus dem Retter zuwinselten, ohne Rettung zu Grunde ging.

Jetzt ward mir alles klar, was mich bisher an meinem Wirthe befremdet hatte, und nun erst erinnerte ich mich, was mir gestern nicht aufgefallen war, daſs er bey Tische die gewöhnliche Libazion vorbeyging, die kein Grieche, bevor er trinkt, aus der Acht läſst.

Diagoras erzählte mir nun, mit welcher Mühe, Gefahr und Noth er sich in allerley Verkleidungen von einer Insel des Aegeischen Meeres zur andern bis nach Lemnos geflüchtet, wo er zufälliger Weise erfahren, daſs die Athener eine groſse Belohnung für den, der ihn todt oder lebendig liefern würde, durch ganz Griechenland ausrufen lassen;

wie er, aus Furcht zu Lemnos entdeckt zu werden, etliche Monate sich in Wäldern und Bergklüften verbergen, und sein Leben kümmerlich mit rohen Wurzeln und wilden Früchten habe fristen müssen, und wie er endlich unverhofft in einem Schiffe aufgenommen worden, das für Byzanz befrachtet war, aber das Unglück hatte, von einem Sturm an die Thrazische Küste geworfen zu werden, und nicht weit von Abdera zu scheitern. Diagoras, der sich durch Schwimmen ans Land gerettet hatte, erinnerte sich jetzt seines Freundes Demokritus, bey welchem er Rath und Unterstützung zu finden gewiſs war: als er sich aber zu Abdera nach ihm erkundigte, hieſs es, er sey schon vor geraumer Zeit weggezogen, ohne daſs man wisse was aus ihm geworden sey. Zu gutem Glücke traf er auf einen seiner ehmahligen Jugendfreunde, der indessen ein bedeutender Mann in Abdera geworden war, und sich seiner sehr lebhaft annahm. Das Dekret der Athener war auch hier bereits angekommen, und von den Abderiten, zum Beweis ihres Eifers für die Sache der Götter, öffentlich bekannt gemacht worden. Da sich nun leicht jemand finden konnte, der die ausgesetzte Belohnung hätte verdienen mögen, so verbarg ihn sein Freund sorgfältig auf einem seiner Landgüter im Macedonischen; und weil Diagoras keinen andern Wunsch mehr hatte, als sein übriges Leben in gänzlicher Verborgenheit zuzubringen, kamen sie nach Verfluſs einiger Zeit auf den Gedanken, ihm in Thessalien, auf einem der wildesten und unzugangbarsten Theile des Ossa, wo ihn niemand suchen würde, eine Wohnung zu verschaffen. Es fand sich eine geräumige Felsenhöhle, welche mit geringer Mühe zu einer Einsiedlerey, wie er sie nöthig hatte, zugerichtet werden konnte, und in ein von steilen Klippen umgürtetes Thal auslief, wo er sich mit Anpflanzung und Wartung eines Gartens beschäftigen konnte. Das ganze Wesen wurde der Gemeine des nächstgelegnen Dorfes, deren Eigenthum dieser Theil des Gebirges ist, abgekauft, und Diagoras, unter dem Nahmen Agenor, mit einer Thrazischen Sklavin, die ihm sein Freund überlieſs, in den Besitz desselben gesetzt. Agenor gilt (wie er mir sagte) unter den benachbarten Hirten und Landleuten, einer dem Thessalischen Volke gemeinen Vorstellungsart zu Folge, für einen mächtigen Zauberer, in dessen Ungnade zu fallen jedermann sich sorgfältig hütet; und er läſst sie um so lieber auf diesem Wahn, da er sich, durch die gute Wirkung einiger von Demokritus gelernten Heilungsmittel für Menschen und Vieh, ihr Zutrauen erworben hat. Auch seine

Unsichtbarkeit trägt zu der Ehrfurcht, die der Nahme Agenor einflöſst, das ihrige bey; denn niemand kann sich rühmen, ihn jemahls in der Nähe gesehen zu haben, und alles, was er mit ihnen zu verkehren hat, geht durch den Mund und die Hände seiner getreuen Sklavin.

Diagoras verlangte von mir zu hören, ob zur Zeit meines Aufenthalts in Athen noch die Rede von ihm gewesen sey, und was für eine Vorstellung ich mir, nach den Gerüchten die über ihn herumgegangen, von ihm gemacht hätte. Ich antwortete, alles, was ich für und wider ihn gehört, wäre mir so übel zusammenhangend und widersinnisch vorgekommen, daſs ich, in der Ungewiſsheit was ich davon denken sollte, nur die vermeinte Unmöglichkeit beklagt hätte, die Wahrheit von ihm selbst zu erfahren. So hätte ich z. B. die Sage von der wahren Ursache seiner Atheisterey gar zu ungereimt gefunden — O, die möcht' ich doch hören, fiel er mir ins Wort; ich bitte dich, was sagte die Sage? — „Es hieſs, die eigentliche Veranlassung zu deiner erklärten Feindschaft gegen die Götter sey ein Rechtshandel gewesen, in welchen du mit einem gewiſſen Menschen gerathen, der dir ein ihm anvertrautes Gedicht unterschlagen und den Empfang desselben mit einem förmlichen Eide vor Gericht abgeläugnet, aber, nachdem er frey gesprochen worden, das Gedicht als sein eignes Werk mit groſsem Beyfall bekannt gemacht habe. Dieser Handel, sagte man, hätte dich so tief gekränkt, daſs du den Göttern nicht hättest verzeihen können, daſs sie nicht auf der Stelle ein Zeichen an dem Meineidigen gethan; kurz, das erlittene Unrecht hätte dich in deinem Glauben so irre gemacht, daſs du endlich auf den Gedanken verfallen seyest: da die Götter, wofern Götter wären, einen solchen Frevel unmöglich ungestraft lassen könnten, so müſsten nur gar keine Götter seyn. Das ist lustig, sagte Diagoras: man muſs gestehen, für ein so witziges Volk, wie die Athener sind, räsonnieren sie zuweilen erbärmlich; und überhaupt ist nichts so ungereimt, das sie sich nicht weiſs machen lieſsen, sobald es auf andrer Leute Kosten geht. Fürs erste, habe ich in meinem Leben (wenigstens seitdem ich nicht mehr in die Schule gehe) nichts gemacht das einem Gedicht ähnlich sähe. Hätte ich aber auch das Talent, Verse zu machen die gestohlen zu werden verdienten, so würde ich, anstatt den Dieb gerichtlich zu belangen, mein Recht an sie dadurch bewiesen haben, daſs ich noch bessere gemacht hätte. Und gesetzt endlich, ich hätte

20.

Hier, Ritter, sehen Sie her! Wer sollte dieser Spröden,
Mit dieser Vestalenmiene, mit diesem abschrekkenden Blick,
Was Menschliches anzusinnen sich nur im Traum entblöden?
Daſs ich es wagen durfte, war freylich bloſses Glück.
Sie konnte doch billig hoffen in ihrem Kabinette
Vor Zeugen sicher zu seyn? Wie hätte sie jemahls davon
Sich träumen lassen, auf ihrem Ruhebette
Mit ihrem Ovid in der Hand, auf einen Endymion
Von Tizian mit ausdrucksvollen Geberden
Die schmachtenden Augen gesenkt, von mir erwischt zu werden?

21.

Dem Zufall ganz allein und ihrer Iris war
Im Grund das Unglück beyzumessen;
Auch bin ich überzeugt, daſs von der ganzen Schaar
Aufs mindste ein Drittel sich bloſs zufälliger Weise vergessen.
Der Einfluſs der äuſsern Dinge ist wirklich wunderbar.
Im Rosenmond und in den schwühlen Tagen 6)

mich in der ersten Hitze zu einem Rechtshandel gegen den Räuber hinreiſsen lassen, so würde ich wenigstens nicht so albern gewesen seyn, zu verlangen daſs Jupiter, — der, um den Erdboden nicht gänzlich zu entvölkern, so viele tausend falsche Eide ungestraft lassen muſs, — nun gerade meiner Verse wegen eine Ausnahme machen sollte. Wahrlich wäre der sparsame Gebrauch der Donnerkeile, und die Art, wie die Welt regiert wird, überhaupt, die schwächste Seite der Götter, sie würden von mir immer unangefochten geblieben seyn! Denn ich wüſste wirklich nicht wie sie es angreifen müſsten, um die ungeheure Menge von Narren, Thoren und Schelmen, womit die Erde überdeckt ist, besser zu regieren, als wir im Ganzen regiert werden; aber eben daraus, daſs wir so gut regiert werden, als es unsre Narrheit und Verkehrtheit nur immer zuläſst, schlieſse ich, die Welt werde nicht von unsern Göttern regiert. Denn, nach der Probe zu urtheilen, die sie in Homers Ilias abgelegt haben, müſste es noch zehnmahl toller zugehen, wenn die Zügel der Weltregierung in den Händen so selbstsüchtiger, launischer, ungerechter, stolzer, rachgieriger, wollüstiger und grausamer Despoten lägen, als der alte Sänger uns diese nehmlichen Götter schildert, die in allen Städten

Griechenlands Tempel, Altäre und Priester haben. Ich sagte ihm: auch mir wäre jene Sage von der Ursache seines Götterhasses zu lächerlich vorgekommen, um den mindesten Glauben zu verdienen. Aber was ich mir nicht zu erklären gewuſst hätte, wäre der Hang zu den geheimen Gottesdiensten, der bey ihm (wie man mir versichert) ehmahls bis zur Leidenschaft gegangen sey. Es war eine Zeit, sagt man, wo Diagoras im Glauben an Theofanien, Orakel und Wunderdinge aller Art eher zu viel als zu wenig that, und man weiſs daſs er den gröſsten Theil seines Vermögens aufgeopfert hat, um in der ganzen bewohnten Welt herum zu reisen, und sich in alle Mysterien, so viele er deren ausspähen konnte, einführen zu lassen. Wie ein Mann, der die Religiosität bis zu diesem Grade von Schwärmerey getrieben, auf einmahl zum entgegengesetzten Äuſsersten habe überspringen können, schien etwas so unnatürliches, daſs man sich geneigt fühlte, selbst die ungereimteste Erklärung, die ein solches Wunder einiger Maſsen begreiflich machte, für gut gelten zu lassen.

Dir, versetzte Diagoras, hoffe ich, ohne deiner Vernunft etwas ungebührliches zuzumuthen, ziemlich begreiflich zu machen, wie ich gerade durch die vollständigste Befriedigung der besagten Schwärmerey zu dem Atheism gekommen bin, dessen ich mit und ohne Grund, je nachdem mans nimmt, beschuldiget werde. Alle Menschenkinder kommen, denke ich, mit mehr oder weniger Hang zum Wunderbaren auf die Welt. Bey mir äuſserte sich dieser Naturtrieb von früher Jugend an sehr lebhaft, aber mit einer Gegenwirkung verbunden, die ihm alle seine Schädlichkeit benahm. Ich horchte nehmlich mit dem gröſsten Vergnügen auf alle Erzählungen dieser Art; Milesische Mährchen, Zauber- und Gespenstergeschichten, Theurgische Wunder, Theofanien, und alle die übernatürlichen Dinge, die sich täglich ereignet haben sollen als die Götter noch unter den Menschen wandelten, und die Erde mit ihren Söhnen und Töchtern erfüllten, kurz, alle diese Kindereyen, wovon die Griechen immer so groſse Liebhaber waren, hatten auch für mich einen ungemeinen Reitz; aber ich glaubte kein Wort davon. Sie belustigten und beschäftigten bloſs meine Einbildungskraft und meinen Witz; jenes desto mehr, je unglaublicher sie waren; dieses, indem sie mich zum Nachdenken anreitzten, wie es mit diesen Dingen natürlich habe zugehen können, d. i. woher wohl die dabey vorwaltende Täuschung gekommen, und wie es möglich gewesen, solche Albernheiten selbst den einfältigsten Menschen weiſs zu machen. Diese Anlage bey mir vorausgesetzt, wird dir alles Übrige sehr begreiflich werden. Ich hatte von Kindheit an viel von Orakeln, besonders von dem zu Delfi, gehört; als ich heran gewachsen war, hörte ich auch zuweilen, wiewohl immer mit geheimniſsvoller Zurückhaltung, von den Eleusinischen und andern Mysterien reden. Dieses Geheimthun der Eingeweihten reitzte meinen Vorwitz, hinter die wunderbaren Dinge zu kommen, die, wie ich nicht zweifelte, in diesen Mysterien zu sehen und zu hören seyn müſsten. Ich versuchte es auf alle Weise, fand aber, daſs ich auf keinem andern Wege zu meinem Zweck gelangen würde, als wenn ich mich selbst in diesen geheimen Gottesdiensten iniziieren lieſse. An Gelegenheiten dazu konnte mirs nicht fehlen. Mein Vater war einer der ansehnlichsten Handelsleute in Melos. Er schickte von Zeit zu Zeit Schiffe nach den vornehmsten Häfen des Aegeischen, Ionischen und Karpathischen Meeres, und hatte allenthalben Korrespondenten, mit denen er in gastfreundlicher Verbindung stand. Frühzeitig mit dieser Art von Geschäften bekannt gemacht, wurde ich von meinem zwanzigsten Jahre an, unter der

Führung eines alten Dieners bald dahin bald dorthin verschickt. Diese Reisen gaben mir Gelegenheit, mich mit den Orgien von Lemnos, Kreta und Cypern bekannt zu machen: aber was ich dadurch erfuhr, war so unbedeutend, daſs es zu nichts diente, als meine Begierde nach wichtigern Entdeckungen desto stärker anzufeuern. Ich machte mir einen Plan, meine Nachforschungen bey den Priestern zu Memfis und Sais (welche nach dem gemeinen Wahn der Griechen in uraltem Besitz einer geheimen theurgischen Weisheit sind) anzufangen, sodann die von ihnen nach und nach zu den Persern, Syrern, Föniziern und Griechen übergegangenen Mysterien auf dem Wege den sie genommen zu verfolgen, und nicht eher zu ruhen, bis mir in diesem Fache nichts mehr zu ergründen übrig wäre. Ich führte diesen Plan aus, sobald ich durch den Tod meines Vaters das Vermögen dazu bekam. Ich brachte mehrere Jahre damit zu; und da wir, natürlicher Weise nach dem, was an uns in die Augen fallt, beurtheilt werden, so konnt' es nicht fehlen daſs ich mir durch eine so ungewöhnliche Anwendung meiner Zeit und meines Vermögens den Ruf eines bis zur Schwärmerey religiösen Menschen zuzog; einen Ruf, den ich selbst, so lang' er meinen Absichten beförderlich seyn konnte, auf alle Weise zu unterhalten beflissen war.“

„Auf der letzten Reise, die ich zu Vollendung meines Plans zu machen hatte, ward ich zufälliger Weise mit dem berühmten Abderiten Demokritus bekannt, den eine ähnliche Wiſsbegierde seit vielen Jahren in der Welt herum trieb; nur daſs seine Absicht mehr auf Naturgeschichte, und auf die fysischen, astronomischen und medicinischen Geheimnisse der Ägyptischen Priester, Magier und Orfiker, als auf die religiösen gerichtet war. Wer die Mitbürger dieses auſserordentlichen Mannes kennt, sollte glauben, sein Genius habe Mittel gefunden, sich alles Verstandes, den die Natur unter die Bewohner von Abdera vertheilen wollte, für ihn allein zu bemächtigen. Mir wenigstens ist unter so vielen merkwürdigen Männern, deren Bekanntschaft zu machen meine Reisen mir Gelegenheit verschafften, keiner vorgekommen, der mit einem so hellen und so viel umfassenden Geist einen so unermüdeten Fleiſs in Erforschung der Natur, und mit beiden so viel Gutlaunigkeit und Anmuth im Umgang vereinigte wie Demokritus. Von der ersten Stunde unsrer Bekanntschaft an fühlte ich mich so stark von ihm angezogen, daſs ich nie wieder von ihm getrennt zu werden wünschte; und auch Er faſste so viele Zuneigung für mich, daſs er mir nicht nur erlaubte ihn auf seinen übrigen Wanderungen zu begleiten, sondern auch Vergnügen daran fand, mich in seinen eigenen Mysterien einzuweihen, welche mir, wie Du gerne glauben wirst, eine ganz andere Befriedigung gaben, als die Priesterlichen, womit ich einige der besten Jahre meines Lebens vertändelt hatte. Die Bekanntschaft mit diesem Manne hätte mir viel Ungemach und die Nothwendigkeit, mein Daseyn in einer Felsenkluft zu verheimlichen, ersparen mögen, wenn ein Mensch seinem Schicksal entgehen könnte, oder, richtiger zu reden, wenn ich meinen Eifer, die Menschen vernünftiger zu machen als sie zu seyn fähig sind, im Zaume zu halten gewuſst hätte.

Was du mir da sagst, fiel ich ein, setzt mich desto mehr in Verwunderung, da ich nach dem Ruf, worin Demokritus steht, eher alles andere als einen Sachwalter der Götter von ihm erwartet hätte.

Der war er denn auch so eigentlich nicht, versetzte Diagoras; aber er hatte sich über diesen Punkt ein System gemacht, wobey er seine Vernunft zu retten glaubte, ohne mit den Priestern und Mystagogen, die den Glauben an ihre Götter und Mysterien zu einer Bürgerpflicht zu erheben gewuſst haben, jemahls in offene Fehde zu gerathen.

Du würdest mich verbinden, sagte ich, wenn du mich mit seiner Denkart über diesen Gegenstand näher bekannt machen wolltest. — Dieſs kann nicht besser geschehen, erwiederte Diagoras, als wenn ich dir eine Unterredung mittheile, die über diese Materie zwischen uns vorfiel.

Du bist, sagte Demokritus zu mir, vermuthlich der einzige Mensch in der Welt, der so viel Zeit und Geld aufgewandt hat, um hinter die Geheimnisse der Priesterschaft zu kommen: darf ich fragen, was der reine Gewinn deiner Entdeckungen ist? — Immer so viel (war meine Antwort) daſs ich die Unkosten nicht bereue. Ich weiſs nun mit einer Gewiſsheit, die ich schwerlich auf einem andern Wege erlangt hätte: daſs Götter und Priester Synonymen sind; daſs alle unsre Götter (die bloſs allegorischen ausgenommen) Menschen waren, die ihre Standeserhöhung und den ihnen angewiesenen Antheil an der Weltregierung den Priestern, durch welche sie regieren, zu danken haben; und daſs der Tartarus mit allen seinen Feuerströmen und Schreckgespenstern, so wie die Inseln der Seligen mit aller ihrer Wonne, schlaue Erfindungen sind, wodurch die Priesterschaft sich der beiden mächtigsten Leidenschaften, und durch sie der Herrschaft über die Welt bemächtigt hat. Ich begreife nun wie der Götter und der Menschen Vater Zeus zu Kreta geboren und begraben seyn kann; warum Delos die Wiege des Apollo und der Artemis ist, und woher die unendliche Menge von Söhnen und Töchtern kommt, womit unsre Götter und Göttinnen die ganze Hellas so überschwänglich bevölkert haben, daſs keine alte Familie ist, die ihr Stammregister nicht mit irgend einem göttlichen Bastard anzufangen die Ehre hätte. Ich begreife nun, warum eine Religion, die in sich selbst so übel zusammen hängt, und deren höchstes Geheimniſs ist daſs die Götter Nicht-Götter sind, so wenig zur Veredlung der Menschheit beytragen kann. Und wenn auch das alles nicht wäre (setzte ich hinzu) rechnest du etwa für Nichts, daſs ich weiſs wohin Isis ihren Sohn Horus vor dem wüthenden Tyfon verbarg, was das alte Mütterchen Baubo der Ceres zeigte, um sie in der höchsten Betrübniſs zum Lachen zu bringen, und was in dem verdeckten Korbe war, den Pallas Athene den Töchtern des Cekrops in Verwahrung gab? — O gewiſs, versetzte

Demokritus lachend, zu diesen Wissenschaften hättest du schwerlich auf einem andern Wege gelangen können; aber alles übrige war wohlfeiler zu haben. — Ich muſs bekennen, sagte ich, daſs mir die Wissenschaft — Nichts oder was wenig besser als Nichts ist, zu wissen, hoch genug zu stehen kommt; zumahl, da mir, bey aller Aufklärung die ich über unsre Mysterien erhalten habe, der Hauptpunkt noch immer unbegreiflich geblieben ist. — Was könnte dieſs wohl seyn? fragte Demokritus. — Weiter nichts, als wie es möglich ist, daſs bey der unendlichen Menge von — Iniziirten es noch einen einzigen vernünftigen Menschen geben kann, der sich durch ein so grobes Gewebe von Betrug, Gaukeley, Kindermährchen und Kinderpossen, wie die Religion unsrer Väter ist, noch einen Augenblick täuschen lassen kann. Denn wirklich thut die Priesterschaft ihr Möglichstes uns die Augen zu öffnen. — Ich sehe, erwiederte er, daſs du mit allen deinen Nachforschungen noch immer nicht auf den Grund der Sache gekommen bist. Wir machen uns fast allemahl einer Ungerechtigkeit schuldig, wenn wir irgend etwas Menschliches, sey es — Glaube, Gewohnheit, Sitte, oder — Lehre, Gesetz, Institut, eher für ganz ungereimt und verwerflich erklären, bevor wir unbefangen erforscht haben, ob es

Wenn Sirius wüthet, befand ich manche zu schwach
Gefälligkeiten zu versagen,
Die vierzehn Tage zuvor und hernach
Sich stark genug fühlte, sie selbst dem Herkules abzuschlagen.

22.

Indessen glauben Sie mir, mein trauter Amadis,
Um einen Platz mit Vortheil zu berennen,
Hängt alles davon ab, das Innre wohl zu kennen.
Vom Zufall bleibt der Erfolg doch immer ungewiſs.
Allein die schwache Seite von einem Karakter studieren,
Dieſs nenn' ich das wahre Geheimniſs, ihn wie ihr wollt zu führen.
Vor jedem neuen Gegenstand
Ein andrer Mann! Ein Momus bey galligen Spröden,
Bey Zärtlichen lauter Gefühl, voll stiller Zucht bey Blöden,
Bey Ernsten ein Sittenlehrer, bey Muntern lauter Tand,

23.

Kurz, bey Europen ein Stier, ein sanfter Schwan bey Leden,
Bey Schwachen ein kleiner Sakripant,

nicht in seinem Ursprung, zu seiner Zeit und in seiner ersten Gestalt, gut, schicklich und zweckmäſsig war. Ich bin gänzlich deiner Meinung, daſs der Gebrauch, den die Priesterschaft heut zu Tage von ihren Orakeln und Mysterien macht, die Verachtung, die du dagegen gefaſst hast, mehr als zu sehr rechtfertigt: nichts desto weniger scheinen mir beide zur Zeit ihrer Einsetzung schickliche Mittel zu einem löblichen Zweck gewesen zu seyn, und um dieser Ursache willen einige Schonung zu verdienen. Die undurchdringliche Finsterniſs, die auf der ältesten Geschichte aller Völker liegt, hat mich nicht abgeschreckt, in den Alterthümern des Unsrigen so weit zu forschen, als irgend ein hier und da hervorbrechender Lichtpunkt mir vorzudringen erlaubte. Dem, was ich darin wahrzunehmen glaubte, zu Folge, nehme ich drey verschiedne Epochen an, in welchen unsre Volksreligion sich nach und nach zu dem, was sie noch zu unsrer Väter Zeit war, gestaltet hat. Denn über das, was sie jetzt ist, sind wir, denke ich, ziemlich einverstanden. Der erste dieser Zeitpunkte ist der, da unser Land noch von ganz rohen Naturmenschen, oder richtiger gesagt, Thiermenschen bewohnt war. So lange der Mensch auf dieser untersten Stufe steht, kann man von ihm so wenig, als von irgend einem andern Thiere, sagen, daſs er eine Religion habe: es ist etwas der Religion ähnliches, wie man einigen Thieren etwas der Vernunft ähnliches zuschreibt. Ein dumpfes Gefühl der gewaltigen, ihm unbegreiflichen Kräfte der Natur, das bey ungewöhnlichen, vorzüglich bey furchtbaren Naturbegebenheiten in ihm erregt wird, ist der rohe Stoff, woraus der finstre, schwermüthige und schreckhafte Aberglaube, in welchem wir die Kindheit des Menschengeschlechts befangen sehen, sich nach und nach hervorarbeitet. Das Wort Deisidämonie scheint in unsrer Sprache ganz eigentlich für diesen Zustand gemacht zu seyn; etwas bestimmteres von der besondern Gestalt, welche dieser noch so sehr unförmliche, dem Zufall und einer ungebändigten Einbildungskraft gänzlich überlaſsne Dämonism, unter den Autochthonen unsers Landes angenommen haben mag, weiſs ich nicht zu sagen.

Die zweyte Epoche scheint mir die ebenfalls unbestimmbare, uralte Zeit zu seyn, da die Titanen, vermuthlich vom Kaukasus her, sich eines groſsen Theils der nachmahligen Hellas bemächtigten, und ein Reich stifteten, das von keiner langen Dauer gewesen zu seyn, aber doch den ersten Grund zur Civilisierung dieser Gegenden gelegt zu haben scheint. Durch die Länge der Zeit muſste unter einem Volke, dem die Kunst, Gedanken und Worte mittelst einer leichten Art von Bezeichnung zu verkörpern und festzuhalten, noch unbekannt war, die Geschichte dieser Titanen, durch bloſse mündliche Überlieferung fortgepflanzt, nach und nach zu Sagen, und, durch eine Kette von Veränderungen, Revoluzionen und zufälligen Ursachen aller Art, endlich zu Volksmährchen werden, wovon unsre übel zusammenhängende ältere Götter- und Heroengeschichte ein verworrenes Chaos ist. Unzählige Spuren setzen indessen ihr ehmahliges Daseyn und ihre Verdienste um die ältesten Bewohner Griechenlands auſser allen Zweifel. Mit ihnen kamen die zu einem menschlichen Leben unentbehrlichen Künste zuerst in diese Gegenden; und, aller Wahrscheinlichkeit nach, schreibt sich auch die Einführung der ältesten Religion des obern Asiens, die Verehrung des Himmels und der Erde, der Sonne und des Mondes, von ihnen her. Wie es nun zuging, daſs in der Folge die Titanen selbst für Söhne des Himmels und der Erde gehalten und kraft eines Erbrechtes, das ihnen von Niemand streitig gemacht wurde, theils an die Stelle der Sonne und des Mondes, theils in den Besitz der Oberherrschaft über Luft und Erde, Wasser und Feuer gesetzt, theils, als die Urheber der ersten Anfänge des bürgerlichen Lebens, des Feldbaues und der dazu nöthigen Künste, lange nach ihrem Tode göttlich verehrt wurden; ingleichem wie die Regierungsveränderungen, die sich in diesem vergötterten Geschlechte ereignet haben sollen, zu erklären sind, übergehe ich, als zu dem, wovon jetzt die Rede ist, nicht gehörig, und bemerke nur, daſs die spätern Ägyptischen und Fönizischen Stifter oder Wiederhersteller der Städte Athen und Theben, Cekrops und Kadmus, als sie nach Griechenland kamen, unsre vornehmsten Götter, Zeus und Here, Poseidon, Apollo und Artemis, Pallas Athene und Afrodite, Demeter und Persefone, Ares, Hermes und Hefästos (sämmtlich aus dem Titanengeschlechte) vermuthlich schon im Besitz der öffentlichen Anbetung gefunden und um so mehr ungestört darin gelassen haben, da sie ihre eigenen Götter, nur unter andern Nahmen, in ihnen wiederfanden; wiewohl ich nicht zweifle, daſs ein groſser Theil der Verwirrungen und Widersprüche, die in der Genealogie und Geschichte der Griechischen Götter herrschen, sich von den mannigfaltigen Vermischungen älterer und späterer, einheimischer und ausländischer Sagen herschreibt, wozu die fremden Kolonisten die

Veranlassung gegeben haben mögen. Nichts desto weniger setze ich die dritte Epoche unsers alten Religionswesens in die Zeit des Ägypters Cekrops, in so fern ich ihn als den wahren Stifter der Eleusinischen Mysterien betrachte, von welchen alle übrigen, (die Ägyptischen des Osiris und der Isis, welche jenen selbst zum Muster dienten, ausgenommen) bloſse Nachahmungen sind. Bis dahin war die Religion unsrer theils wild gebliebenen, theils nach und nach wieder verwilderten Griechen bloſse Deisidämonie gewesen; und wiewohl zu glauben ist, daſs wenigstens die Schutzgötter jedes Volkes, Stammes und Ortes schon lange vor Cekrops und Kadmus öffentliche Altäre, Tempel und Priester hatten, so findet sich doch keine Ursache, auch nur zu vermuthen, daſs man bey den Opfern und Gelübden, die man ihnen darbrachte, etwas anders abgezielt habe, als sich ihrer Gnade und ihres Schutzes zu versichern, oder ihren Zorn, welchem man alle fysischen und moralischen Übel zuschrieb, zu besänftigen. Der Glaube, daſs Zeus selbst unmittelbarer Schirmherr des gastlichen Rechts und Rächer des Meineides sey, und daſs jeder, sogar unvorsetzliche Mord von den Erinnyen rastlos verfolgt werde, war damahls alles, was die Religion zu Beförderung der

Humanität unter den ungeschlachten Horden, welche nach und nach mit vieler Schwierigkeit zum bürgerlichen Leben vermocht worden waren, beytrug. Aber die neuen Gesetzgeber fanden, (den Begriffen gemäſs, die sie aus ihrem Lande mitgebracht,) theils zur Erhaltung und Aufnahme ihrer neu errichteten Kolonien, theils überhaupt zur Befestigung der bürgerlichen Ordnung unter einem ungeschlachten Volke nöthig, das schwache Ansehen der Gesetze durch den Glauben zu stützen, „daſs die Götter unmittelbare Kundschaft von dem Thun und Lassen der Menschen nähmen, und, nicht „zufrieden schon in diesem Leben die „Bösen zu strafen und die Guten zu belohnen, auch die Seelen der Verstorbenen vor ein unerbittlich strenges Gericht „forderten, und je nachdem sie entweder „unsträflich gelebt, oder sich mit noch ungebüſsten Verbrechen befleckt hätten, in jenem „Falle in einen wonnevollen Zustand versetzten, in diesem durch die schrecklichsten Peinigungen zur Strafe zögen." Diese Lehre, dem Volk als Glaubenspunkte bloſs durch mündlichen Vortrag eingeschärft, würde wenig Eindruck gemacht haben: aber durch die Mysterien symbolisiert, und unter einer Menge Ehrfurcht gebietender Feierlichkeiten den Sinnen selbst unmittelbar dargestellt, muſste sie auf äuſserst sinnliche und abergläubische Menschen, die man in den unterirdischen Wölbungen des Tempels zu Eleusis durch künstliche Täuschungen erst in den Tartarus, dann in die Elysischen Haine versetzte, die gröſste Wirkung thun. Du wirst nicht vergessen haben, Diagoras, wie dir selbst, trotz deinem Unglauben, dabey zu Muthe war, und du kannst von dem Eindruck, den das, was du hörtest und sahest, auf deine Einbildung machte, auf denjenigen schlieſsen, den solche Anschauungen auf ungebildete Menschen machen muſsten, die sich nicht, wie du, in ein Schauspiel, sondern übernatürlicher Weise in die wirkliche Unterwelt versetzt glaubten. Ich gestehe, sagte ich, daſs sich, bey dem feierlich langsamen Durchgang durch die labyrinthischen Windungen des Tartarus, über das was ich hörte, und in einer durch zuckende Blitze und wirbelnde Rauch- und Flammenwellen erleuchteten sichtbaren Dunkelheit zu sehen glaubte, alle Haarspitzen auf meinem Kopfe und an meinem ganzen Leibe empor richteten. Aber freylich wird der Eindruck, den dieſs allenfalls auf ein weiches Gemüth machen könnte, durch den geheimen Unterricht, den man bey der zweyten groſsen Weihe empfängt, wieder rein ausgelöscht. Daher, sagte Demokritus, wurden ehmahls keine andern zu dieser hohen Weihe zugelassen, als Männer, die man stark genug glaubte starke Wahrheiten zu ertragen, und edel genug, sie gehörig zu gebrauchen. Überdieſs zweifle ich nicht, daſs die zweyte Iniziazion bey den Eleusinischen Mysterien in ihrem Ursprung entweder noch gar nicht Statt gefunden, oder wenigstens eine andere, der Einfalt jener Zeiten angemessenere Beschaffenheit gehabt habe.

Wenn ich dir alles zugebe, versetzte ich, was du mit vieler Scheinbarkeit von den drey Epochen der Religion unsrer Väter gesagt hast, was gewinnt sie dabey in ihrem dermahligen Zustande? Wir leben in einer vierten Epoche, wo kein gebildeter Mensch mehr an Götter glaubt die nie gewesen sind, und unsre eben so unglaubigen Priester, mit den reichen Einkünften, die jedem sein Gott verschafft, zufrieden, sich eher um alles andere bekümmern, als um den sittlichen Einfluſs, den die Religion auf das Gemüth der Menschen haben könnte.

Es sollte mir nicht schwer seyn, dir beides streitig zu machen, erwiederte Demokritus: aber, wenn ich dir auch gestehe, daſs mir gerade kein Priester beyfällt, den ich deiner Behauptung entgegen zu stellen wagen möchte; so ist doch die Anhänglichkeit des groſsen Haufens an den Glauben ihrer Voräſtern noch immer so augenscheinlich, daſs ich niemand rathen wollte, ihn auf die Probe zu setzen. Sogar unter den ersten Männern unsrer Zeit kenne ich mehr als Einen, der so stark als seine Groſsmutter an Orakel, Vögel und Opferlebern glaubt, vor einer Mondfinsterniſs oder einer Doppelsonne wie vor einem Unglückszeichen erschrickt, und mit dem gröſsten Ernst einem ganzen Senat oder den versammelten Befehlshabern eines Kriegsheers erzählt, was ihm diese Nacht geträumt hat. Macht dieſs die Sache unserer Priester nicht besser, so beweiset es wenigstens: daſs unser alter Volksglaube noch bey weitem nicht so unwirksam ist als du dir einzubilden scheinst; und ich ziehe daraus die Folge, daſs es, sowohl für einzelne Personen als für den Staat selbst, gefährlich wäre, sich über diesen Punkt zu täuschen. So lange die Religion, die bey Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft eines der stärksten Bande der Ordnung und Sittlichkeit war, in dieser Eigenschaft noch nicht alle Kraft verloren hat, soll sie, denke ich, von den Weisen geschont und geachtet werden; wie löblich und nöthig es auch übrigens ist, den Aberglauben durch kluge Verbreitung richtiger Begriffe von der Natur der Dinge nach und nach dermaſsen zu entkräften, daſs er, wie die Spulwürmer durch gewisse Arzneyen, zuletzt unvermerkt und ohne Beschwerde gleichsam von selbst von den Menschen abgeht. Du erlaubst mir alles, erwiederte ich, indem du mir das Recht zugestehst gegen den Aberglauben zu arbeiten. Denn was ist unsre Volksreligion anders, als der gröbste und lächerlichste Aberglaube? Ich läugne nicht, daſs er noch wirksam ist; aber daſs er den wohlthätigen sittlichen Einfluſs, den er ehmahls gehabt haben soll, noch in unsern Tagen habe, das ist was ich ihm gänzlich abspreche. Was hilft z. B. der Glaube an Zeus den Rächer des Meineides? Der ehrliche Mann schwört keinen falschen Eid, nicht weil er den Donner des Horkios fürchtet, sondern weil er ein ehrlicher Mann ist; und wer es nicht ist, sieht so viele Meineidige unangedonnert herumgehen, und findet überdieſs bey den Priestern so viel Bereitwilligkeit ihn für die Gebühr mit Jupiter Horkios auszusöhnen, daſs die Furcht vor seinen Donnerkeilen ihn keinen Augenblick zurückhält. Der noch immer im Schwange gehende Glaube an die Orakel, und die Vorbedeutungen die man aus den Eingeweiden der Opferthiere nimmt, ist,

Ganz Ohr bey den zehenten Musen die lauter Orakel reden, 7)
Ein Schwärmer bey Schwärmerinnen, und bey Koketten galant,
Dieſs war mein Talisman. In meinen Knabenjahren
Lernt' ich's im Nepos schon dem Alcibiades ab,
Und bin, seitdem ich die Welt in ritterlichem Trab
Durchziehe, wie Sie sehn, sehr wohl dabey gefahren.
Sie können nicht glauben, mein Herr, wie weit
Die einzige Regel uns bringt: gefällig zu rechter Zeit.

24.

Ich gebe sie Ihnen in allen andern Sachen
Für einen *Passepartout:* allein insonderheit
Sein Glück bey Damen und durch die Damen zu machen,
Ist nichts von solcher Wirksamkeit.
Ein Kinderspiel thut öfters Wunderdinge.
Bey Flavien setzte mich ein seltner Wurm in Gunst,
Aus welchem die Kennerin sich den schönsten der Schmetterlinge

wenigstens auf Seiten unsrer bürgerlichen Obrigkeiten und Kriegsbefehlshaber, pure Heucheley, und kann also weder Gehorsam gegen göttliche Winke noch Zuversicht auf göttlichen Beystand wirken. Man hat schon lange Mittel gefunden, die Pythia sagen zu lassen was man will; oder ihre Aussprüche sind so geflissentlich räthselhaft und vieldeutig, daſs man sie nach eignem Gefallen deuten kann; und wenn die Milzen und Lebern der Opferthiere nicht günstig sind, so schlachtet man so lange andre, bis die Vorbedeutung endlich nach Wunsch ausfällt. Demokritus behauptete: in den Händen kluger Regenten und Heerführer könne dieser Aberglaube, so lang' er noch seine Wirkung auf die Menge thue, in vielen Fällen den glücklichen Ausgang einer Unternehmung entscheiden, oder groſses Unheil verhüten; und was ich ihm auch entgegen hielt, immer kam er auf den Grundsatz zurück: es sey unweislich gehandelt, ein durch die Länge der Zeit ehrwürdig gewordenes Institut zu vernichten, bevor man gewiſs sey, etwas besseres an seine Stelle gesetzt zu haben. Ist das Bessere wirklich da, sagte er, so wird das Schlechtere von selbst fallen. Wer wird fortfahren wollen, in einem morschen, täglich den Einsturz drohenden Hause zu wohnen, wenn es nur auf ihn ankommt, ein bequemeres neu gebautes zu beziehen? Aber ehe man sich Wetter und Winden unter freyem Himmel Preis giebt, behilft man sich lieber in einem baufälligen Hause, und stützt und flickt so lange daran als es gehen will.

Da es bey Streitigkeiten dieser Art beiden Theilen nie an Antwort fehlt, so erneuerten wir den Kampf bey jeder Gelegenheit, und Demokritus, der mir ernstlich wohl wollte, gab sich viele Mühe, mich zu bewegen, daſs ich dem Gedanken, den Göttern und Priestern öffentlich den Krieg anzukündigen, auf immer Abschied geben möchte. Aber der Haſs, den die Betrügereyen der letztern und der vielfache Miſsbrauch ihres Einflusses auf den groſsen und kleinen Pöbel in mir angezündet hatten, war ein Feuer, das sich nicht lange heimlich im Busen herum tragen lieſs; und kaum hatte ich mich von meinem weisern Freunde wieder getrennt, so warf ich die Larve, die zu meinem Zwecke bisher nöthig gewesen war, von mir, und zeigte mich überall in meiner wahren Gestalt. Alles was seine Warnungen über mich gewonnen hatten, war, daſs ich Anfangs mit einiger Behutsamkeit zu Werke ging. Indem ich alle Arten von Aberglauben theils zu untergraben, theils geradezu lächerlich zu machen suchte, schonte ich wenigstens die Polias zu Athen, die Juno zu Argos und Samos, den Apollo zu Delfi, und Jupitern überall. Nirgends gelang mir dieſs besser als zu Athen, wo der glückliche Erfolg des ungezügelten Muthwillens, womit Aristofanes Götter und Menschen dem Gelächter des Pöbels Preis gab, mich aufmunterte, mir gröſsere Freyheiten heraus zu nehmen. Wirklich können die Athener, denen ein witziger Einfall über alles geht, viel mehr ertragen als andere Griechen, und so lange ich mich begnügte über Götter, Orakel und Orgien nur zu scherzen, lieſs man meine Einfälle für absichtlose Ergieſsungen einer komischen Laune gelten, wobey mehr Unbesonnenheit als böser Wille sey. Als ich aber immer kühner ward, und meine Lehrsätze und Meinungen, nicht nur in vertrautern Gesellschaften sondern sogar auf öffentlichen Versammlungsplätzen, in einem ernsthaften Tone zu behaupten anfing; geschah, was ich hätte voraussehen können, und was mir Demokritus mehr als einmahl vorher gesagt hatte. Ich bekam zwar einen Anhang von Jünglingen, für welche die bloſse Kühnheit einer Filosofie, die sich über alle Vorurtheile hinwegsetzt, und auf das, was Andern das Ehrwürdigste ist, mit tiefer Verachtung herabsieht, schon die Kraft des vollständigsten Beweises hatte: aber gerade dieser Umstand verschlimmerte meine Sache in den Augen der Alten. Die Priester fingen an zu murren, und ehe ich mirs versah, erklärte sich beynahe ganz Athen gegen den Melier, der die Vermessenheit hatte, von Göttern, welche ein uralter Besitz gegen alle Beeinträchtigungen sicher stellte, zu fordern, daſs sie die Titel der Rechtmäſsigkeit desselben vorzeigen sollten. Zu allem diesen kam endlich noch das bekannte Unglück meiner armen Vaterstadt, und unfehlbar würde ich den Haſs, den die Athener, (um ihr ungerechtes und grausames Verfahren — vor sich selbst zu rechtfertigen) auf alle Melier geworfen hatten, desto schwerer gebüſst haben, wenn mein gutes Glück mir nicht wenige Tage vor dem Ausbruch des Ungewitters, das sich seit einiger Zeit über mir zusammenzog, einen Weg zur Flucht eröffnet hätte. Denn ich wurde gleich nach meiner Entfernung von den Eumolpiden gerichtlich angeklagt, die heiligen Mysterien verrathen, und die Jugend von der Iniziazion abgehalten zu haben. Beide Beschuldigungen wurden gerichtlich erwiesen, und hätten in der That nicht geläugnet werden können; und so würde, anstatt daſs ich jetzt in dieser stillen Freystätte sicher athme, der Sturz in das furchtbare Barathron mein Loos gewesen seyn, wenn ich mich nicht lieber auf die Behendigkeit meiner Fersen verlassen hätte, als auf die Güte meiner Sache, von welcher ich meine Richter schwerlich hätte überzeugen können.

Diagoras endigte hier seinen Bericht, und du wirst vermuthlich gern sehen, daſs ich ebenfalls eine Pause in meiner Erzählung mache.

Ich wage es, lieber Kleonidas, in Hoffnung dir durch die Länge dieser Epistel nicht lästig zu seyn, in meiner angefangenen Erzählung fortzufahren. Sollte sie dich nicht müſsig genug antreffen, um sie nicht zu lang zu finden, so kannst du sie ja bey Seite legen. Es giebt auch in dem thätigsten und genuſsreichsten Leben doch zuweilen eine Stunde, mit der man nichts anzufangen weiſs, und es müſste nicht gut seyn, wenn sie dir in einer solchen Stunde nicht einige Unterhaltung verschaffen könnte.

Mein alter Wirth schien sich das Betragen, welches ihm die Verbannung aus allen Griechischen Staaten zugezogen hatte, so wenig gereuen zu lassen, und sich bey seiner

Ohngötterey so wohl zu befinden, daſs mir nicht einfallen konnte, ihn darüber anzufechten. Meine Denkart über diese Dinge ist ungefähr dieselbe, wozu der Weise von Abdera ihn vergeblich zu bereden gesucht hatte. Es würde zu nichts geholfen haben, die seinige mit den nehmlichen Gründen zu bestreiten; zumahl da er, in seiner gegenwärtigen Abgeschiedenheit, von den Menschen eben so wenig zu besorgen hat, als von den Göttern; und überhaupt ist es einer meiner Grundsätze, mit niemanden über das, was er von den überirdischen und dämonischen Dingen glaubt, oder nicht glaubt, zu hadern. Uns in allen den Gesetzen und Gebräuchen der Völker, unter welchen wir wohnen, zu unterwerfen, oder wenigstens nicht mit dem Kopf vorwärts gegen sie anzurennen, macht uns schon die bloſse Urbanität zur Pflicht, wenn es auch die Sorge für unsre eigene Ruhe nicht so gebieterisch forderte. Wer sich, wie Diagoras, den Haſs der Priesterschaft geflissentlich zuziehen will, thut wohl, wenn er die unangenehmen Folgen desselben auch wie Diagoras trägt, als etwas das eben so unfehlbar zu erwarten war, als daſs man gebrannt wird, wenn man dem Feuer zu nahe kommt. Will er es demungeachtet darauf ankommen lassen, wer kann's ihm wehren? Wie gleichgültig mir also in dieser Rücksicht die Religion des Diagoras seyn konnte, so hatte doch ein Wort, das ihm im Lauf seiner Erzählungen entfallen war, meine Neugier rege gemacht: und da wir einmahl auf dieser Materie waren, erinnerte ich ihn jenes Wortes, woraus ich schliefsen müfste, sein Atheism sey nicht so unbedingt, dafs er allen Glauben an etwas Göttliches aufhebe. Du scheinst, sagte ich, in deinem Gedankensystem an die Stelle der Götter, die du läugnest, etwas anderes zu setzen. Darf man fragen was?

Diagoras. Mich selbst, und alles was wirklich ist, erwiederte er.

Ich. Das ist viel auf einmahl gesagt, Diagoras! Woher weifst du dafs etwas wirklich ist?

Diagoras. Weil ich weifs dafs ich selbst bin.

Ich. Und woher kannst du wissen dafs du selbst bist?

Mein Mann schien ein wenig zu stutzen. — Eine seltsame Frage, sagte er lachend.

Ich. Es wäre noch seltsamer, wenn sie dir nie aufgestofsen wäre.

Diagoras. Nie in meinem ganzen Leben. Aber die Antwort ist auch so leicht, daſs sie mir bloſs deſswegen nicht sogleich beyfiel. Ich weiſs daſs ich bin, weil ich sehe, höre, fühle, denke, mich selbst bewege, und — zwar nicht Alles, aber doch sehr Vieles kann, was ich will.

Ich. Könntest du das Alles, wenn du nicht schon da wärest?

Diagoras. Schwerlich!

Ich. Und wenn die Dinge nicht da wären, die dir zu diesen Äuſserungen deines Daseyns Anlaſs geben? —

Diagoras. Ohne Zweifel, nein.

Ich. Du weiſst also, daſs du bist, weil es Dinge auſser dir giebt, die dieses Selbstbewuſstseyn in dir erwecken; du könntest aber nicht wissen, daſs es Dinge auſser dir gebe, wenn du nicht wüſstest, daſs du Selbst bist. Dieſs, dünkt mich, heiſst sich in einem Kreise herum drehen, der weder Anfang noch Ende hat, und du hast also keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daſs du selbst bist.

Diagoras. Pure Sofistereyen! Ich glaube nicht daſs ich bin, und, genau zu reden, weiſs ich es auch nicht; aber ich fühl' es, und das ist genug. Dieses Selbstgefühl, und das Gefühl daſs Etwas auſser mir ist, ist ein und eben dasselbe. Indem ich, zum Beyspiel, den Feigenbaum dort sehe, fühle ich daſs ich ihn sehe, das ist, ich sehe ihn in mir selbst, und so fühle ich in einem und eben demselben Augenblick mein und sein Daseyn.

Ich. Sein Daseyn in dir, meinst du?

Diagoras. Ich sehe ihn zwar in mir selbst, aber als etwas auſser mir Befindliches; und warum wäre das, wenn er nicht wirklich auſser mir wäre?

Ich. Du siehst einen Centauren, eine Sirene, auch auſser dir, und es sind doch bloſse Geschöpfe deiner Fantasie. Woher weiſst du, daſs es mit dem Baum und allem andern, was du zu sehen meinest, nicht eben dieselbe Bewandtniſs hat?

Diagoras. Allerdings ist es meine Fantasie, die aus der Hälfte eines Menschen und eines Pferdes einen Centauren, und aus einem Weibe, einem Vogel und einem Fische eine Sirene zusammensetzt; aber das könnte sie nicht, wenn ich nicht wirklich Menschen, Pferde, Vögel und Fische gesehen hätte.

Ich. Du hältst also alles für wirklich, was du in einer lebhaften künstlerischen Begeisterung siehest? Oder warum solltest du diese Einbildungen nicht für eben so wirkliche Dinge auſser dir halten, wie die nehmlichen Vorstellungen, wenn sie unter der Beglaubigung deiner Sinne in dein Bewuſstseyn kommen?

Diagoras. Weil ich einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen ihnen fühle. Wenn ich mir z. B. die Lemnische Venus bloſs in Gedanken vorstelle, so sehe ich sie in meiner Einbildung zwar auch auſser mir, aber ungleich weniger klar und lebhaft, als wenn das Gebilde des Fidias wirklich vor mir stände; und was noch mehr ist, es hängt bloſs von mir ab, ob ich das Gedankenbild sehen will oder nicht; stehe ich hingegen zu Lemnos vor dem wirklichen Bilde der Göttin, so muſs ich es sehen, ich wolle oder wolle nicht.

Ich. Wie? auch wenn du die Augen zumachst?

Diagoras. Welche Frage!

Für ihre Sammlung erzog; bey andern die edle Kunst
Ihr Bild aus Papier zu schneiden, zu stricken, zu brodieren,
Ihr Papchen schwatzen zu lehren, Dianchen zu karessieren,

25.

Und zwanzig andere Künste von dieser Wichtigkeit,
Worin ich die Ehre hatte, in meiner schönen Zeit
Für einen groſsen Mann zu passieren,
Und manche Tugend dadurch ein wenig irre zu führen.
Indeſs ist alles, was ich damit gewann,
Ein ekler Geschmack, den nichts mehr reitzen kann.
Schon Jahre lang durchstreif' ich Thäler und Berge,
Und überlasse den Rest der schönen Welt
Gelegenheitlich — meinem Zwerge,
Der, wie Sie ihn sehn, für keinen geringen Wicht sich hält.

26.

Er rühmt sich wenigstens laut, mit seinen kleinen Gaben
(Wiewohl er eben kein Adon
Zu seyn gesteht) doch manchen Königssohn

Ich. Ich will bloſs damit sagen: was du mit deinen Augen siehest, dringt sich dir nur so lange mit Gewalt auf, als du es wirklich ansiehest. Ist es aber mit dem, was du bloſs in deiner Einbildung siehest, etwa anders? Sobald die Bedingung da ist, d. i. sobald deine Einbildung dir dieses Bild darstellt, muſst du es eben sowohl, obgleich weniger lebhaft, sehen, als wenn deine Augen es dir dargestellt hätten, und im letztern Falle steht es nicht weniger bey dir, die Augen wegzuwenden oder zuzuschlieſsen, als im erstern deine Einbildungskraft auf etwas anderes zu richten.

Diagoras. Aber setze daſs du, an eine Säule gebunden, gegeiſselt werdest, steht es dann auch in deinem Belieben; ob du die Pein der Geiſsel fühlen wollest oder nicht?

Ich. So vieler Gewalt über meine Sinne rühme ich mich keineswegs. Aber setze du dagegen einen verrückten Menschen, der sich in seinem Wahnsinn einbildet, daſs er gegeiſselt werde: fühlt er die Pein der bloſs eingebildeten Geiſsel nicht eben so lebhaft als wenn sie wirklich wäre? Dem Wahnsinnigen thut seine kranke Fantasie eben dieselbe Gewalt an, welche in dem Falle, den du setztest, dem Gesunden geschieht.

Diagoras. Und was schlieſsest du aus dem Allen?

Ich. Daſs du keinen hinlänglichen Grund hast, von deinem Gefühl auf die Realität dessen was du fühlst zu schlieſsen.

Diagoras. Deiner Meinung nach gingen also alle meine Vorstellungen aus mir selbst hervor, und ich hätte keine Ursache zu glauben, daſs Etwas auſser mir wäre?

Ich. Ich behaupte nicht daſs es wirklich so sey; aber aus dem Gesagten scheint es wenigstens so. Wie kämen auch die vermeinten Dinge auſser dir dazu, Vorstellungen in dich zu bringen, die sich nicht in deiner Seele selbst erzeugt hätten? Gesetzt aber auch, dieser Feigenbaum werfe ein kleines Bild seiner Gestalt in dein Auge, und es reflektiere aus deinem Aug' in deine Seele, so wäre zwischen einem solchen Bild und dem Bewuſstseyn, womit du es siehest, nicht das geringste Kausalverhältniſs; und doch wird es bloſs dadurch, daſs du dir bewuſst bist, es zu sehen, etwas in dir Wirkliches. Kurz, um Dinge auſser dir wahrzunehmen, muſs deine Seele so viel thun, daſs du wenigstens Ursache hast zu zweifeln, ob sie nicht Alles thue.

Diagoras. Aber, wie wär' es möglich, Aristipp, daſs du nicht sehen solltest, in welche Ungereimtheiten ein solcher Zweifel führen würde? Wenn alle meine Vorstellungen bloſse Geschöpfe der denkenden Kraft in mir sind, bin ich nicht genöthiget, mich für das einzige wirkliche Wesen zu halten? Nun sind aber alle andre Menschen in dem nehmlichen Falle, und wenn sie alle so räsonnieren wollten, was sollte aus dreyſsig oder vierzig tausend Myriaden Narren werden, deren jeder sich einbildete, alle übrigen seyen nichts als in ihm selbst erzeugte Gedankenbilder?

Ich. Es käme darauf an daſs sie sich darüber mit einander verglichen. Da einer so viel Recht hätte als der andere, warum sollten sie nicht in Güte übereinkommen können, einander, um der Bequemlichkeit des gesellschaftlichen Lebens willen, vermittelst einer Art von Prosopopöie die Existenz zuzugestehen?

Diagoras. Und so möchten wir, dächte ich, eben so wohl thun, wenn wir auch allen übrigen Dingen, die in unser Bewuſstseyn gerathen, die nehmliche Billigkeit wiederfahren lieſsen?

Ich. Das könnten wir ohne Bedenken; aber was hätten wir damit gewonnen, wenn wir uns selbst von dem Grund ihres und unsres Daseyns Rechenschaft geben sollten?

Diagoras. Kann uns denn nicht genug seyn daſs wir da sind? Wozu brauchen wir nun eben den Grund zu wissen?

Ich. Diese Frage hast du dir selbst schon beantwortet, Diagoras, da du mir auf die meinige „was du an die Stelle der Götter setzest?“ zur Antwort gabst: „Mich selbst und alles was wirklich ist.“ — Es ist nun einmahl in unsrer Natur, sobald sich uns etwas als auſser uns darstellt, zu glauben es sey, und wissen zu wollen, was und woher und wie und warum es ist. Das kürzeste Mittel, sich hierüber zu beruhigen, schien den Menschen von jeher zu seyn wenn sie Götter glaubten, in deren Macht und Willkühr der Grund des Daseyns und der Zusammenordnung der Dinge liege. Du willst mit diesem Behelf nichts zu thun haben, und setzest dich selbst und alles was wirklich ist an ihre Stelle. Aber bey näherer Untersuchung der Sache hat sich gefunden, daſs dein eigenes Daseyn eine sehr zweifelhafte Sache ist, da das Gefühl desselben lediglich auf dem vorausgesetzten Daseyn anderer Dinge beruht, für deren Daseyn du keine andere Gewähr hast als dein eigenes. Gesetzt aber auch es hätte mit deinem Daseyn seine Richtigkeit, so ist es doch eine bloſse nackte Thatsache und du hast auf die Frage, woher, wie, und warum du da bist, noch immer keine Antwort. Denn daſs du nicht immer da warest, und daſs der Grund deines Daseyns nicht in dir selbst seyn kann, wirst du schwerlich in Abrede seyn wollen.

Diagoras. Es scheint in der That ich müſste auch etwas davon wissen, wenn ich immer gewesen wäre, und die Mutter die mich gebar, der Vater der mich auferzog und der Schulmeister der mich im Homer lesen und die Melodien des alten Terpander plärren lehrte, müſsten sich auf eine seltsame Weise getäuscht haben. Aber wozu braucht es aller dieser Leptologien? Die Formel, über welche du mich schikanierst, soll nichts weiter sagen als: die Natur enthält alles was ist, war, und seyn wird, und es bedarf keines andern Grundes für mein und aller übrigen Dinge Daseyn als Sie.

Ich. Die Natur! — Ein groſses viel umfassendes Wort! Und was denkst du dir eigentlich dabey?

Diagoras. Wie ich sagte, das, woher alles was ist, war, und seyn wird, seinen Ursprung und die Nahrung seines Wesens zieht.

Ich. Ich glaube die Bedeutung jedes einzelnen Wortes dieses Satzes zu wissen; aber bey dem ganzen kann ich mir nichts deutliches denken.

Diagoras. Ich, die Wahrheit zu sagen, eben so wenig.

Ich. Du hättest also ungefähr so viel als gar nichts damit gesagt?

Diagoras. Ist es meine Schuld daſs die Natur etwas Unbegreifliches ist?

Ich. Irgend eine dunkle Vorstellung muſs denn doch wohl mit diesem unbegreiflichen Worte verbunden seyn. Denkst du dir die Natur vielleicht als eine unendliche Reihe an einander geketteter einzelner Dinge?

Diagoras. Ich sehe wohin du willst, Aristipp, und ich will dir die Mühe ersparen, mir die Ungereimtheit einer unendlichen Reihe von Eiern und Hühnern darzuthun. Ich denke mir die Natur als das einzige, ewige, unendliche Urwesen, und alles was ist als eine Art von Erzeugnissen, die es ewig aus sich selbst hervorbringt.

Ich. Da hätten wir den Kronos der Dichter, der seine eignen Kinder aufiſst, um immer neue zeugen zu können?

Diagoras. Oder, wenn du lieber willst, so stelle sie dir als den Proteus vor, der sich selbst in alle mögliche Gestalten wandelt.

Ich. Für poetische Darstellungen mögen diese Bilder brauchbar genug seyn: aber dem Verstande erklären sie nichts, und wir sind noch um kein Haar breit weiter als Anfangs. Alles was ich sehe ist, daſs du dich so gut als wir andern genöthigt fühlst, Etwas Erstes, Unerklärbares, Unendliches, mit Einem Worte, Göttliches zu glauben, um dich nicht in einem Labyrinth von Fragen und Zweifeln zu verlieren, aus welchem kein Ausgang ist. —

Diagoras. Und weiter wollen wir uns, wenn dirs gefällig ist, nicht versteigen.

Mit diesen Worten führte mich Diagoras zu seinen Götterbildern zurück, um (wie er sagte) die Spinneweben wieder los zu werden, womit uns der sofistische Dialog über Seyn und Nichtseyn den Kopf angefüllt habe. Er lieſs mich eine Menge possierlicher Dinge bemerken, welche meiner Aufmerksamkeit entgangen waren, und überzeugte mich durch sein herzliches Wohlgefallen an den Miſsgeburten seiner witzelnden Fantasie immer mehr, wie lächerlich es von mir gewesen wäre, über einen Gegenstand, für welchen er keinen Sinn hatte, in einem ernsthaftern Tone zu sprechen. Übrigens muſs ich dir sagen, daſs mein Ton ungefähr der nehmliche war, worin Sokrates mit den Sofisten, und allen andern, denen es (wie er glaubte) nicht ernstlich um Wahrheit zu thun war, von solchen Dingen zu disputieren pflegte; und ich wollte diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, dir eine kleine Probe zu geben, daſs ich nicht drey Jahre lang mit einem solchen Meister in der subtilsten Dialektik gelebt habe, ohne ihm auch in diesem Stück etwas abzulernen; wiewohl ich gern gestehe, daſs die ihm eigene ironischeinfältige Miene, die er in solchen Fällen anzunehmen wuſste, schlechterdings dazu gehört, wenn diese Manier zu filosofiren ihre ganze Wirkung thun soll.

Ich werde erst jetzt gewahr daſs meine Erzählung unvermerkt zu einem Buch angeschwollen ist, und der Griffel in meiner Hand zu zittern anfängt. —

In wenigen Tagen, lieber Kleonidas, hoffe ich die schöne Minervenstadt wieder zu sehen, zu welcher ich mich, nach einer langen Trennung, von einer Art verliebter Sehnsucht hingezogen fühle. Daſs vielleicht auch die Nähe von Ägina Antheil an dieser Gemüthsstimmung haben mag, warum sollt' ich es vor einem Freunde wie du verheimlichen wollen?

47.

Kleonidas an Aristipp.

Wenn ich nicht schon lange wüſste, daſs du ein weiserer Mann, oder wenigstens ein nicht so heiſser Liebhaber des Schönen bist als ich, so würde mich dein Benehmen gegen den leidigen Zerrbildner Diagoras davon überzeugt haben; denn ich muſs gestehen, mir wäre es unmöglich gewesen, beym Anblick seiner unartigen Machwerke Geduld zu behalten. Mag doch immerhin eine Art von Genie und Kunst dazu gehören, auch an lächerlichen Karikaturen nicht über eine gewisse Grenzlinie hinauszuschweifen, und das Bürleskhäſsliche nicht bis zum Ekelhaften, das Überladene und Verzerrte nicht bis zur gänzlichen Unnatur zu treiben: aber was berechtigt diesen Menschen, mit dem Muthwillen eines trunkenen Barbaren in das Heiligste der Kunst einzufallen, und, einer grillenhaften Fantasie zu Liebe, die Ideale alles Schönen, Lieblichen, und Erhabenen zu verunstalten und in schmutzig possierliche Miſsgestalten zu verkehren, wozu er die Urbilder aus den Hefen der pöbelhaftesten

Bey mancher Venus schon dethronisiert zu haben.“ —
Allein das hunderte Feld? fällt unser Ritter ein,
Das werden Sie doch vermuthlich nicht allein
Brach liegen lassen wollen? — „Dafern ich's wollt' (erwiedert
Der blaue Ritter) so bindet mich mein Schwur;
Und etwas, das ich seit kurzem von einem Fremden erfuhr,
Hat meinen Eroberungsgeist von neuem ein wenig befiedert.

27.

Ein blasser milchichter Ritter, ich weiſs nicht wie genannt,
Ein wahrer Seladon, machte mir eine Dame bekannt,
Die, wie er sagt, in diesen Wäldern irret.
Er bete, sagt er, die Wilde schon sieben Sommer an;
Er habe, sie zu erweichen, sein möglichstes gethan,
Geduldet, geseufzt, geweint, gegirret,
Und nichts vermocht: so daſs, nachdem ihm nun
Die Lust vergangen sey ihr länger nachzujagen,
Er fest beschlossen habe, sich ihrer abzuthun,
Und sich der ersten, die ihm begegne, anzutragen.

Natur zusammensuchen muſste? Seine Götter und Göttinnen sind unstreitig die schlechteste Gesellschaft, die ein Mensch sich nur immer geben kann: aber mit welchem Recht erkühnt er sich, den Vater der Dichtkunst zu seinem Mitschuldigen zu machen? und wie kann er, ohne von seinem eigenen Gefühl Lügen gestraft zu werden, vorgeben: „seine Zerrbilder seyen den Homerischen Göttern angemessener als die erhabenen Darstellungen eines Alkamenes und Fidias?“ — Es ist wahr, wie hoch Homer sich auch immer über sein Zeitalter hätte schwingen mögen, bis zur göttlichen Natur selbst vermocht' er sich und uns nie zu erheben. Er muſste, gern oder ungern, die Götter zu uns herabziehen; aber, da er nun einmahl genöthigt war, sie entweder ganz aus dem Spiele zu lassen oder bloſs als eine Art menschenähnlicher Wesen aufzuführen; bestand da nicht die gröſste Kunst darin, sie, dessen was sie mit uns gemein haben ungeachtet, hoch genug über uns zu erheben, um einen stark in die Sinne fallenden und der Einbildung Ehrfurcht gebietenden Unterschied zu bewirken? Ich denke man kann in dieser Rücksicht mit dem, was er geleistet hat, zufrieden seyn. Seine Götter nähren sich z. B. wie wir, aber weniger aus Bedürfniſs als zum Vergnügen, von Ambrosia und

Nektar, die ihren Leib in Unsterblichkeit und ewiger Jugend erhalten. Sie haben Leidenschaften wie wir; aber auch diese sind nur erhöhte Äuſserungen übermenschlicher Kräfte, oder Wirkungen des lebhaften Antheils, den sie an den Menschen nehmen. — Niemand wird zu läugnen begehren, daſs dem Dichter der Ilias bey allem dem noch Spuren der Rohheit seines Zeitalters ankleben: indessen sollte, meines Bedünkens, auch der Umstand in Betrachtung kommen, daſs, dem gemeinen Volksglauben nach, alle Heroen und Heroiden jener Zeit halbbürtige, mit Sterblichen erzeugte Götterkinder waren, und also der Abstand zwischen Göttern und Menschen bey weitem nicht so groſs schien, daſs es billig wäre, dem Dichter zum Vorwurf zu machen, wenn er sich hierin den Begriffen seiner Zeitgenossen fügte; zumahl da er das Menschenähnliche seiner Götter fast immer dermaſsen zu veredeln weiſs, daſs in Stellen, wo sein Genius sich zum wirklichen Anschauen dieser himmlischen Naturen zu erheben scheint, selbst Pindars mächtiger Adlersflug sich nicht höher aufzuschwingen vermocht hat. Oder bedarf es etwa hiervon eines stärkern Beweises, als daſs es ja eben der Homerische Götterkönig war, der den gröſsten Bildner unsrer Zeit mit der hohen Idee begeisterte, die wir in seinem Jupiter Olympius so rein und kraftvoll dargestellt sehen, daſs wir bey dessen Anblick, wie vom Schauder des gegenwärtigen Gottes ergriffen, die Augen niederzuschlagen genöthigt sind und den Boden unter uns erzittern zu fühlen glauben? — Gesetzt aber auch (was kein unbefangener Leser Homers zugeben wird) der Dichter hätte durch seine Art die Götter reden und handeln zu lassen dem leichtfertigen Diagoras zu seinen Zerrbildern Gelegenheit gegeben; mit welchem Grunde kann er es unsern gröſsten Meistern übel nehmen, daſs sie alle Nerven ihrer Fantasie angestrengt haben, sich vermittelst dessen, was an der menschlichen Natur das Schönste, Reinste und Vollkommenste ist, zu so hohen Idealen von Göttergestalten zu erheben, daſs wir in ihren Werken, wie in theurgischen Erscheinungen, Götter zu sehen glauben, wiewohl wir im Grunde nur Menschen sehen? Ist es ihnen nicht vielmehr zum Verdienst anzurechnen, daſs sie, in eben dem Augenblick da sie die Religion des Volkes durch die würdigsten Darstellungen, deren der gemeine Menschensinn fähig ist, reinigen, den Menschen zugleich anschaulich zu machen suchen, welcher Würde ihre eigene Natur fähig sey? Verzeihe mir, Lieber, daſs ich mich in meinem gerechten Unwillen so lange bey einer

Sache verweile, worüber wir, deiner anscheinenden Gleichgültigkeit ungeachtet, unmöglich verschiedener Meinung seyn können. Ich kann dir nicht ausdrücken, wie angenehm es mir ist, dich wieder mitten in der schönen Hellas zu wissen, in welcher ich noch immer durch die Erinnerung zur Hälfte lebe. Mir ist als ob du mir um so viel näher wärest; und auch Musarion, die Schöne und Gute, schmeichelt sich, ihre theilnehmende, wiewohl unsichtbare, Gegenwart dir und ihrer edeln Freundin bis in Ägina fühlbar zu machen.

ENDE DES ZWEYTEN BUCHS.

ANMERKUNGEN

ZUM ZWEYTEN BUCH.

1) **Tribolenzünftler.** Anspielung an die Φρατορας τριωβολου des Aristofanes in den Rittern. S. Attisches Museum. 2. B.

2) Daſs **Kleombrot** durch Lesung des Platonischen Dialogs **Fädon** veranlaſst worden sey, seinem Leben freywillig ein Ende zu machen, war aus einem Epigramm des Kallimachus bekannt, welches die einzige Quelle dieser Anekdote zu seyn scheint. Denn **Cicero**, welcher derselben im 34. Kapitel des 1. Buchs seiner Tuskulanischen Gespräche Erwähnung thut, beruft sich auf dieses Epigramm, und alle andern, die dieser Begebenheit erwähnen, oder über sie räsonnieren, sind um mehrere Jahrhunderte später, und scheinen das, was sie davon wissen, entweder aus dem Griechischen Dichter selbst, oder aus

dem Römer geschöpft zu haben. Das Epigramm des Kallimachus lautet:

Εἴπας Ἥλιε χαῖρε Κλεόμβροτος ὡμβρακιώτης
ἥλατ' ἀφ' ὑψηλοῦ τείχεος εἰς Ἀΐδην,
Ἄξιον οὔτι παθὼν θανάτου κακὸν, ἀλλὰ Πλάτωνος
ἓν τὸ περὶ ψυχῆς γράμμ' ἀναλεξάμενος.

Rufend Sonne fahr wohl! sprang von Ambraziens hohen
Mauern Kleombrotus einst rasch in den Hades hinab;
Nicht als hätt' er etwas des Todes werthes erlitten,
Bloſs weil er Platons Schrift über die Seele durchlas.

Der Fädon (welcher vermuthlich gemeint ist) hätte also bey diesem Jünger des Sokrates völlig das Gegentheil von dem gewirkt, was er auf den Filosofen Olympiodorus wirkte, der in seinem Kommentar über diesen Platonischen Dialog versichert: er würde sich schon lange ums Leben gebracht haben, wenn ihn Plato nicht von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt hätte. Es wird wohl immer eine unauflösliche Frage bleiben, ob die Worte des Epigramms, „ἄξιον οὔτι παθὼν“ u. s. f. nur eine Vermuthung des Dichters sind, oder sich auf irgend ein besonderes historisches Zeugniſs gründen. Daſs Kleombrot sich zu Ambrazien (gleichviel ob von der Stadtmauer oder von einer Felsenspitze) ins Meer gestürzt habe, weil er Platons Fädon gelesen, scheint Thatsache zu seyn: daſs er es aber aus ungeduldigem Verlangen, sich von der Wahrheit der im Fädon vorgetragenen Lehre zu überzeugen, gethan habe, ist wenigstens ungewiſs, und bey weitem nicht so wahrscheinlich als die Ursache und Veranlassung, die in dem vorliegenden Briefe angegeben wird. So dünkt es wenigstens mir, jedem sein Recht, die Sache anders zu sehen, vorbehalten.

3) Plato stammte aus einem Patrizischen Geschlechte in Athen. Dropides, ein Bruder des Athenischen Gesetzgebers Solon, war der Altervater der Mutter Platons; Dropides stammte in gerader Linie von Kodrus, dem letzten Könige von Athen, und Kodrus war in der fünften Generazion ein Abkömmling von dem Könige von Pylos und Vater Nestors, Neleus, einem vorgeblichen Sohne Poseidons oder Neptuns, (nach Plutarch und Diogenes von Laerte.) Dieser Genealogie zu Folge nennt hier Aristipp den Plato ein wenig naserümpfend einen Abkömmling Poseidons.

4) Anspielung auf die eigenen Worte Platons in der oben von Kleombrot in seinem Briefe an Aristipp angezogenen Stelle: „Wo blieb denn Plato? — Es hieſs er sey unpäſslich.“

5) Diogenes von Laerte hat uns zwey oder drey von diesen Epigrammen aufbehalten, wodurch Aristipp den göttlichen Plato bey seiner schönen Freundin in den Verdacht zu bringen sucht, als ob er gegen die Reitze ihres Geschlechts unempfindlich gewesen. Der Kompilator hat aber nicht vergessen, auch ein paar andere, an eine gewisse Xantippe (vermuthlich nicht die etwas sauere aber sonst unbescholtne Hausfrau des Sokrates) und an die Hetäre Archianassa von Kolofon beyzufügen, die unserm Briefsteller unbekannt gewesen seyn müssen, und mit welchen Plato sich gegen jene Beschuldigung aufs vollständigste hätte rechtfertigen können. Aber ernsthaft zu reden, wäre nichts unbilliger als solchen jugendlichen Scherzen, wie z. B. das Epigramm auf die alte Archianasse:

„In deren Runzeln sogar dräuend ein Liebesgott saſs“

mehr Bedeutung beyzulegen, als sie für unbefangene Augen haben können.

6) Plinius erwähnt dieser beiden Stücke unter den berühmtesten Werken dieses Meisters. *Sunt et duae picturae ejus nobilissimae, Hoplitides: alter in certamine ita decurrens ut sudare videatur; alter arma deponens ut anhelare sentiatur. H. N. L. 35. c. 10.*

7) *Pinxit et minoribus tabellis libidines, eo genere petulantis joci se reficiens.* **Plin.** *XXXV.* 10.

8) Diese in der Natur der Sache gegründete Weissagung ging, wiewohl etwas später als Aristipp glaubte, in **Apelles**, **Protegenes** und **Aristides** in Erfüllung. Wenn Plinius von dem letztern sagt: *is omnium primus animum pinxit et sensus omnes expressit*, so kann er damit nicht haben sagen wollen, er sey der erste (der Zeit nach) gewesen, der die **Seele** und das **Gemüth** zu mahlen gewufst habe; denn da hätte er sich selbst in dem, was er vorher an Timanthes und Parrhasius gerühmt hatte, widersprochen: sondern nur, er habe in diesem Stück allen seinen Vorgängern und Nachfolgern den Rang abgewonnen.

9) S. die Erläuterung des *Abbé* ***Barthelemy*** *sur les prétendus regrets que les Atheniens temoignèrent après la mort de Socrate, pag.* 535. des 5ten Theils der **Reise Anacharsis** des Jüngern durch Griechenland.

10) **Plinius** erwähnt dieser Anekdote im 10ten Kapitel des 35sten Buchs: *Magnis suffragiis superatus a Timanthe Sami in Ajace armorumque judicio,*

herois nomine se moleste ſerre dicebat, quod iterum ab indigno victus esset.

11) Diese Vermuthung des Timanthes ist bekanntlich in vollem Maſs eingetroffen. Plinius folgte in seinem Urtheil über den angeblichen Kunstgriff, welchen der Mahler durch Verhüllung des Agamemnon angebracht haben sollte, allem Ansehen nach bloſs der damahls schon allgemein angenommenen und seitdem von unzähligen Neuern (ohne nähere Untersuchung, wie es scheint) nachgesprochenen Meinung. *Timanthi plurimum adſuit ingenii; ejus enim est Iphigenia, oratorum laudibus celebrata, quâ stante ad aras periturâ, cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum Menelaum, cum tristitiae omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne ostendere non poterat. l. cit.* Ich müſste mich sehr irren, oder die Erklärung, welche Timanth in dieser Erzählung des Kleonidas den drey jungen Kunstkennern giebt, bedarf keiner weitern Beweise, um für die einzig wahre Darstellung seines Verfahrens und der Gründe desselben erkannt zu werden.

12) Es war eine alte Sitte bey den Athenern, daſs jeder Gast seinen eigenen Bedienten mitbrachte,

28.

Die Dame, so schwor der arme Dulder mir,
Sey schöner als Juno, allein kein Lybisches Thier
Sey halb so grausam. Vermuthlich lag der Fehler
An seiner Methode. Wie dem auch seyn mag, ich bin
Entschlossen, das hunderte Feld und meine Siegesmähler
Mit dieser Menschenfresserin
Vollzählig zu machen.“ — Viel Glück zum Unternehmen!
Vermuthlich wird der Erfolg die Erwartung nicht beschämen,
Spricht unser Held: indeſs gesteh' ich unverblümt,
Ich wünschte meinen Freund durch edlere Siege berühmt.

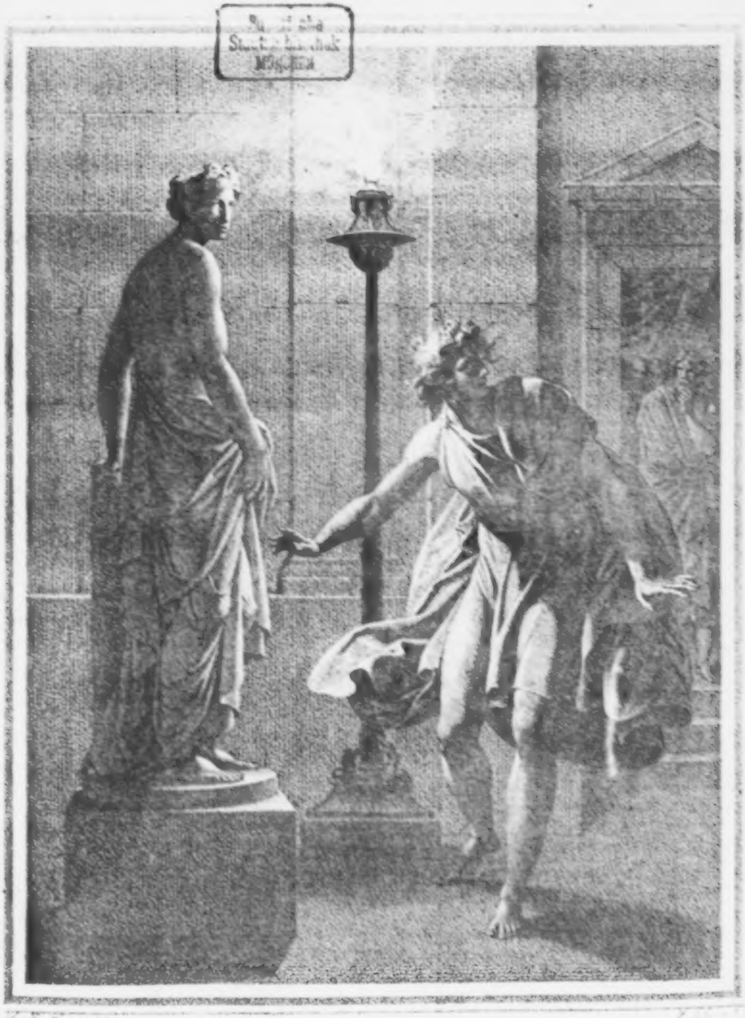
29.

Unmöglich kann ich mein Herz mit dem Gedanken versöhnen,
Ein sanftes Geschöpf, dem gegen den Übermuth
Des stärkern Geschlechts die Natur nur zärtliche Blicke und Thränen
Zu Waffen verlieh, zu miſshandeln mit kaltem Blut,

um sich von ihm bey der Tafel bedienen zu lassen, und vornehmlich um von den verschiedenen Gerichten, wovon jedem Gast eine reichliche Porzion vorgesetzt wurde, alles was dieser nicht selbst verzehrte und was transportabel war, (z. B. Stücke gebratnen Wildbrets, Würste, Hühner, Fische, wildes Geflügel, Kuchen u. s. w.) in einen bey sich habenden Korb oder Sack stecken und nach Hause tragen zu lassen.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
München



C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

FÜNF UND DREYSSIGSTER BAND

ARISTIPP

DRITTER BAND.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ARISTIPP.

DRITTES BUCH.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Aristipp an Kleonidas.

Schon zwey bis drey Monate, lieber Kleonidas, suche ich eine Gelegenheit, dich zu benachrichtigen, daſs ich mich zum dritten Mahl wieder im Schutz der hehren Athene befinde, und durch Vorsorge unsres Freundes Eurybates eine bequeme Wohnung nicht weit vom Pompeion und dem Tempel der Demeter bezogen habe. Ich bin dadurch dem Hafen um so näher, wohin mein unbescholtener Äthiopier tagtäglich zweymahl traben muſs, um sich zu erkundigen, ob irgend ein Fahrzeug aus euern Gegenden angekommen oder dahin abzugehen begriffen sey. Aber auch jetzt danke ich es bloſs dem verwöhnten Gaumen der Athener, denen unser stinkendes Silfi zu einem unentbehrlichen Küchenbedürfniſs geworden ist, daſs ich endlich eine Gelegenheit aufgetrieben habe, diese Epistel an dich gelangen zu lassen.

Vor allen Dingen, Freund, laſs dir sagen, daſs die holden Kechenäer sich wieder auf der höchsten Spitze ihres stolzen Selbstgefühls wiegen: denn, um mit Einem Wort Alles zu sagen, sie haben wieder Mauern! und zwar noch höhere und festere als die alten, die ihnen Lysander vor zwölf Jahren niederreiſsen lieſs: sie haben wieder neue Mauern, und (worauf sie sich am meisten zu Gute thun) ohne daſs es sie einen Heller kostet. Du wunderst dich wie das zuging? Wisse also, daſs der schlaue Konon, ihr zweyter Themistokles, (wie sie ihn zu böser Vorbedeutung nennen) Konon, ein eben so gewandter Staatsmann als braver Seeofficier, seinen berühmten Sieg über die Spartaner bey Knidos durch seinen Gönner den Satrapen Farnabaz in einen so hohen Anschlag bey dem groſsen Könige zu bringen gewuſst hat, daſs dieser eine sehr staatskluge Partey zu nehmen glaubte, wenn er den Athenern wieder zu ihrem ehemahligen Übergewicht über Sparta, seine zeitherige Feindin, und zum ersten Rang unter den Griechischen Republiken in Europa behülflich wäre. Die Wiederherstellung der Mauern von Athen (eine Kleinigkeit für die unerschöpflichen Schatzkammern des Königs der Könige) war zu dieser Absicht, und also (wie es freylich von Seiten der Perser gemeint war) zum Dienste des Königs unumgänglich. Konon betrieb das Werk mit unsäglichem Eifer; alles was Hände hatte wurde angestellt; von allen Enden

Griechenlands strömten die Arbeiter schaarenweise herbey; der König bezahlte mit blanken Dariken, und der Satrap lieſs sich den Auftrag geben, mit einer ansehnlichen Flotte, wozu die Griechischen Städte in Karien und Ionien Mannschaft und Schiffe lieferten, die Unternehmung zu beschützen.

Mehr brauchte es nicht, um den Attischen Autochthonen — die, so lange ihre von Lysandern erlittene Schmach durch die Offenheit ihrer Stadt und ihres Hafens noch augenscheinlich beurkundet wurde, die Flügel ziemlich demüthig sinken lieſsen — auf Einmahl ihren ganzen Übermuth wieder zu geben. Kaum erhoben sich ihre neuen Mauern, kaum hatte ihnen Konon mit der Persischen Flotte, deren Anführung ihm der Satrap überlassen hatte, wieder zu ihrer alten Tyrannie über die kleinern Inseln verholfen, so war auch alles Vergangene wieder rein vergessen; so betrachteten sie sich selbst wieder als die Herren der Welt, und den König, ihren Wohlthäter, als ihren bloſsen Zahlmeister, der es sich noch zur höchsten Ehre rechnen müsse, der „weltberühmten, schönen, fetten, veilchenbekränzten Athenä“ ihren uralten Glanz wiedergegeben zu haben, und dem sie nicht den geringsten Dank schuldig wären, wenn er ihre Mauern auch mit gediegenem Golde hätte

Und, wenn sie zuletzt das Opfer von unsern Künsten geworden,
Mit grausamer Hand noch ihre Ehre zu morden;
Dazu, ich sag' es frey, find' ich kein Herz in mir:
Ich kann im Nothfall Tiegern und Löwen,
Hyänen und Amſisbänen ins Weiſse im Auge sehen,
Dieſs kann ich nicht! und bin mir selber hold dafür. —

50.

„Herr Bruder, erwiedert der Ritter in blauen Waffen,
Wiewohl die Natur mein Herz aus sprödern Thon erschaffen,
So sag' ich, und sagt' es voraus, Sie haben völlig Recht!
Im übrigen seh' ich doch nicht, warum wir dem schönen Geschlecht
Mit Tugenden, die es nicht hat noch suchet, schmeicheln wollten,
Und was die Schönen und wir dabey gewinnen sollten?
Ich hasse den Bösewicht auch, so gut ein Biedermann
Ihn immer hassen soll und kann,
Der durch Betrug und niederträchtige Ränke
In schuldlose Herzen sich schleicht: doch, daſs ich's Dem verdenke,

überziehen lassen. Aus diesem Tone kann man sie wenigstens an allen öffentlichen Orten täglich blasen hören. Sie bauen nun wieder ein Nefelokokkygia über das andere ins Blaue hinein, immer voraussetzend die Schätze des groſsen Königs würden ihnen ewig zu Gebote stehen, ob sie es schon der Mühe nicht werth halten, sich seines Wohlwollens durch eine dauerhafte Verbindung seines Interesse mit dem ihrigen zu versichern. Was die Folgen dieses demokratischen Stolzes und der falschen Maſsregeln, wozu er sie verleiten wird, seyn müssen, läſst sich, ohne daſs man ein Tiresias zu seyn braucht, leicht voraus sehen. Aber die kurzsinnige Attische Aufgeblasenheit sieht nichts voraus, wird durch keine Erfahrung klüger, und begeht alle ihre groſsen und kleinen Thorheiten immer als ob es das erste Mahl wäre. — Doch kein Wort weiter von Athenischen Staatsverhältnissen und demokratischen Albernheiten! Weiſs ich denn nicht, wie widerlich und langweilig dir, mit Recht, diese Dinge sind? Auch soll es das letzte Mahl seyn, daſs ich dich damit behellige! — Ein anderes wär' es, wenn ich dir von Zeit zu Zeit eine Aristofanische Komödie im Geschmack der Acharner, der Ritter und der Vögel mitzutheilen hätte, die dir ohne einen kleinen Kommentar nicht immer verständlich wären. Aber solche

Früchte bringt der Attische Boden nicht mehr hervor. Die Wiederherstellung der Demokratie hat zwar das Gesetz gegen den Miſsbrauch der ungezügelten Freyheit der alten Komödie ziemlich unkräftig gemacht: aber Zeit und Umstände scheinen unvermerkt auch auf diesen Zweig der öffentlichen Unterhaltung zu wirken, und ich betrachte die Komödie, wie ich sie seit meiner Zurückkunft finde, als den Übergang zu einer künftigen neuen Gattung, deren regelmäſsigere und elegantere Form eine natürliche Folge der, in umgekehrtem Verhältniſs mit der Abnahme der demokratischen Ungezogenheit, immer steigenden Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten seyn wird. Indessen läſst gleichwohl die leichtfertige Muse des Dichters der Wolken weder ihrer unnachahmlichen Genialität noch ihrem gewohnten Muthwillen so enge Schranken setzen, daſs sie sich nicht noch immer bald einzelne Hiebe mit derselben Geiſsel, die vor dreyſsig Jahren einen Kleon bis auf die Knochen zerfleischte, bald Züge von eben demselben neckenden Spott, womit sie einst einen Lamachus, Euripides, Nicias, Alcibiades, ja den unsträflichen Sokrates selbst verfolgte, und bey jeder Gelegenheit die bittersten Sarkasmen über das Volk und die Regierung von Athen erlauben sollte. Sein neuestes Stück, der Weibersenat betitelt (welches ich für dich abschreiben lasse) enthält ziemlich starke Beweise hiervon, ist aber dabey so ekelhaft schmutzig, daſs ich, wiewohl es von ſeinerem Witz und trefflichen Einfällen strotzt, mir doch kaum getraue, es dir vor die Augen zu bringen.

Eine meiner ersten Angelegenheiten, nachdem ich von meiner neuen Wohnung Besitz genommen hatte, war, die alte Bekanntschaft (Freundschaft kann ich sie ehrlicher Weise nicht wohl nennen) mit den Attischen Sokratikern zu erneuern. Der gute Kriton war seinem geliebten Freunde schon vor einigen Jahren in das unbekannte Land nachgezogen, wovon Plato in seinem Fädon so viel Wunderbares zu berichten hat. Stilpon lebt zu Megara, Cebes und Simmias sind nach Theben zurück gekehrt, und streuen dort guten sokratischen Samen aus. Unter den Anwesenden wurde ich von dem wackern Gerber Simon, von Kritobulus (der unserm Meister durch sein Leben als Hausvater und Bürger Ehre macht) und von Äschines, des Lysanias Sohn, am freundlichsten empfangen; von Plato kalt und vornehm, von Antisthenes (der mit den Jahren nicht milder geworden ist) ein wenig — cynisch. Es war als ob er mich erst von allen Seiten beschnuppern müſste, bevor er mich erkannte, und einige Freude über unser Wiedersehen äuſserte; welches letztere übrigens alle bejahrte Leute zu thun pflegen, wenn ihnen ein jüngerer Bekannter nach langer Zeit wieder zu Gesichte kommt. Im Grunde ist es nicht so wohl das Vergnügen über unser Daseyn, als die Freude darüber, daſs sie selbst noch da sind, was sie uns dadurch zu erkennen geben.

Ich fange an sehr lebhaft zu fühlen, daſs uns beym Eintritt in die männlichen Jahre eine bestimmtere Art von Beschäftigung immer unentbehrlicher wird. Ohne gerad' eine förmliche Schule zu eröffnen, und ein Aristofanisches Frontisterion aus meinem Hause zu machen, bin ich entschlossen, nach dem Beyspiel des Sokrates und in seiner Manier (so ferne ich sie ohne Anmaſsung und Nachäfferey zur Meinigen machen kann) einen Theil meiner Zeit einigen fähigen Jünglingen, die sich zu mir halten wollen, zu widmen. Zu diesem Ende ist ein gegen den Garten offener Säulengang meines Hauses täglich etliche Stunden einem jeden geöffnet, der sich darin ergehen und an der kleinen Gesellschaft, die sich da zusammen zu finden pflegt, als Mitsprecher oder als bloſser Zuhörer Antheil nehmen will. Diese Gallerie ist mit auserlesenen Gemählden geziert, und unter einigen Stücken von Polygnotus, Zeuxis, Pausias, Parrhasius und Timanthes, glänzen die trefflichen Kopeyen von deinem Tod des Sokrates und dem Ende des unglücklichen Kleombrotus so sehr hervor, daſs sie gewöhnlich die Augen der hierher Kommenden zuerst auf sich ziehen, und am längsten festhalten. Mitunter fallen auch ziemlich komische Dialogen vor, wie z. B. der folgende, den ich dir, weil er mir noch ganz frisch im Gedächtniſs liegt, zur Kurzweil mittheilen will.

Ein edler junger Athener trat mit einem zierlich gekleideten fremden Jüngling Arm in Arm in die Gallerie. Sie eilten mit flüchtigen Blicken von einem Bilde zum andern, und blieben endlich vor dem Tode des Sokrates stehen.

Kein unfeines Stück, sagte der Athener mit einer kalten Kennermiene.

Der Fremde. Was es wohl vorstellt?

Ich. Vermuthlich Sich Selbst.

Der Fremde. Wie meinst du das?

Ich. Um mich deutlicher zu erklären, es ist eine Art von Räthsel, oder Hieroglyf.

Athener. Das nenn' ich sich deutlich erklären! Es gehört also ein Schlüssel dazu?

Ich. Er steckt im Gemählde.

Der Fremde. Wie kriegt man ihn aber heraus?

Ich. Jeder muſs ihn selbst finden; darin liegt ja der Spaſs bey allen Räthseln.

Der Athener. Wenn's der Mühe des Suchens werth ist.

Der Fremde. Ich wollte wetten, dieses hier stellt den Tod des Sokrates vor.

Ich. Ich auch; aber wenn du darauf wetten wolltest, warum fragtest du?

Der Fremde. Um meiner Sache gewiſs zu seyn. Nun sehe ich wohl, je länger ich's betrachte, daſs es nichts anders ist. Ich kenne die meisten dieser Männer von Person, sie sind zum Sprechen getroffen. Den alten Filosofen hab' ich freylich nicht mehr besuchen können, weil er schon lange todt war; aber man erkennt ihn auf den ersten Blick an seiner Silenengestalt, an der aufgestülpten Nase, und an dem Giftbecher, den er so eben aus der Hand des Nachrichters empfangen hat.

Ich. Gut für mich, daſs der Mahler dieses Bildes uns nicht zuhört.

Der Fremde. Wie so, wenn man fragen darf?

Ich. Weil er seine Arbeit in den nächsten Ziegelofen werfen würde, wenn er dich so reden hörte.

Der Fremde. Ich dächte doch nicht, daſs ich etwas so unrechtes gesagt hätte. Es verdrieſst dich doch nicht, daſs ich den Schlüssel zu deinem Räthsel so leicht gefunden habe?

Ich. Als ob man dir so was nicht auf den ersten Blick zutraute!

Der Fremde. Gar zu schmeichelhaft! Ich gebe mich für keinen Ödipus aus; aber das darf ich sagen, mir ist noch kein Räthsel vorgekommen, das ich nicht errathen hätte.

Ich. Mit Erlaubniſs, was bist du für ein Landsmann?

Der Fremde. Ein Abderit, zu dienen.

Ich. So denk' ich, wir lassen das Gemählde wo es ist.

Der Fremde. Zum Verbrennen wär' es wirklich zu gut.

Der Athener. Das sollt' ich auch meinen. Wenn es dir über lang oder kurz feil werden sollte, lieber Aristipp, so bitt' ich mir den Vorkauf aus. Es hat ein warmes Kolorit, und sollte sich nicht übel in der Gallerie ausnehmen, die ich nächstens von meinem alten Oheim, dem General, zu erben hoffe. Und hiermit schlenderten die jungen Gecken wieder fort. Das lustigste ist, daſs der Fremde (der sich Onokradias nennt, und ein Sohn des Archon von Abdera seyn soll) von dieser Stunde an eine sonderbare Anmuthung zu meiner Person äuſsert, und mich allenthalben, wo es nur immer angehen will, wie mein Schatten begleitet. Du wirst lachen, Kleonidas, aber ich habe wirklich groſse Lust einen Versuch zu machen, ob ich aus diesem Stück Feigenholz, wo nicht einen Merkur, wenigstens — einen leidlichen Abderiten schnitzeln könne. Der junge Mensch zeichnet sich durch eine ganz eigene Mischung von treuherziger Albernheit, und plattem instinktartigen Hausverstand, mit einer Porzion gutlauniger Schalkheit und angeborner Arglosigkeit versetzt, so sonderbar zu seinem Vortheil aus, daſs ich mich leicht an seine Gesellschaft gewöhnen könnte. Vermuthlich um sich in desto gröſsere Achtung bey mir zu setzen, machte er mich ungefragt mit seiner ganzen Familie bekannt. Sein Vater, zur Zeit erster lebenslänglicher Vorsteher der Republik Abdera, nenne sich, (sagte er) Onolaus der zweyte. Mein Groſsvater, fuhr er fort, der als Nomofylax starb, führte meinen Nahmen, oder vielmehr ich den seinigen; denn ihm zu Ehren nannten sie mich Onokradias. Mein Ältervater Onages folgte seinem Vater Onolaus dem ersten in der Würde eines Stadthauptmanns; und so gings immer in aufsteigender Linie fort, so daſs ich mich im Nothfall rühmen könnte, von einem der ältesten und verdientesten Häuser unsrer Republik abzustammen. — Aber, fragte ich ihn, was kann wohl, wenn diese Frage nicht unbescheiden ist, die Ursache seyn, warum deine Vorältern eine so sonderbare Vorliebe zu dem Worte onos gefaſst haben, daſs von dem Ältervater des Ältervaters her alle euere Nahmen mit onos zusammen gesetzt sind? Nicht, als ob es Euch in meinen Augen nicht zur Ehre gereichen sollte, daſs ihr das Vorurtheil verachtet, welches gewissen Nahmen einen gewissen Einfluſs — Ich verstehe, fiel er mir lachend in die Rede: wir könnten wohl mit gutem Fug stolz darauf seyn, daſs wir vielleicht die Einzigen sind, die einem ungerechter Weise zurück gesetzten wackern Hausthiere die ihm gebührende Ehre nicht versagen. Wenigstens sehe ich nicht, warum Löwe und Wolf, oder Pferd und Ochs, die sich in so vielen Griechischen Nahmen hören lassen, hierin ein Vorrecht vor dem Esel haben sollten. Aber das ist denn doch die wahre Ursache dieser sonderbaren Familiensitte unsers Hauses nicht: dieser liegt eine eben so sonderbare Begebenheit zum Grunde. Einer meiner Ahnherrn lag an einem Brustgeschwür so krank darnieder, daſs die Ärzte versicherten, der Augenblick, da es aufbräche, würde der letzte seines Lebens seyn. In banger Erwartung standen alle seine Kinder und Hausgenossen um ihn her, als der Kranke durch die offne Thür seines Gemachs einen Esel erblickte, der von ungefähr über einen groſsen Korb voll Feigen gerathen war, und während er mit der gierigsten Freſslust in dieses ihm so ungewohnte Ambrosia hineinarbeitete, sein eselhaftes Wohlbehagen durch die seltsamsten Maulverzerrungen zu erkennen gab. Dieser Anblick kam dem Kranken so possierlich vor, daſs er in ein heftiges Gelächter ausbrach, wovon das besagte Geschwür so glücklich zerplatzte, daſs seine Brust in wenig Augenblicken wieder frey ward, und es dem Arzte nun ein leichtes war, den Kranken in kurzer Zeit gänzlich wieder herzustellen. Sofort beschloſs mein Anherr im ersten Feuer seiner Dankbarkeit, das Andenken einer so wunderbaren Rettung auch auf eine auſserordentliche Art in seiner Familie zu verewigen. Er nahm nicht nur selbst auf der Stelle den Nahmen Onogelastes an, sondern legte zugleich seinem Sohn und seinem Enkel die Nahmen Onobulus und Onomemnon bey, und verordnete als ein unverbrüchliches Familiengesetz, daſs von nun an zu ewigen Zeiten alle seine Abkömmlinge männlichen Geschlechts keine andern als mit onos zusammengesetzte Nahmen führen sollten. Überdieſs machte er auch eine Stiftung, aus welcher, bereits über drey hundert Jahre lang, jährlich an dem Tage des besagten Wunders allen Eseln in ganz Abdera zehen trockne Feigen auf den Kopf gereicht werden; daſs also das Gedächtniſs dieser Begebenheit sogar die gänzliche Erlöschung unsrer Familie (welche die Götter verhüten wollen!) über-

51.

Der, wenn, zum Exempel, der Feind die Festung schlecht bewacht,
Sie mit Vertheidigungs-Mitteln gehörig zu versehen
Versäumt, die Auſsenwerke und nahe gelegnen Höhen,
Entblöſst und übel besetzt, recht wie mit Vorbedacht
Uns Preis giebt, kurz sich schlecht und lässig vertheidigt,
Wer, sag' ich, in solchem Falle die Schwäche des Feindes benützt,
Folgt einer Maxime, die sich aufs erste Kriegsgesetz stützt." —
Ihr Gleichniſs, Herr Ritter, und Ihre Maxime beleidigt
Ein zärtliches Ohr, erwiedert unser Mann:
Ich möchte wohl wissen, was uns berechtigen kann

52.

Das weibliche Herz für eine Festung zu halten,
Die wir erobern müssen? — „Ich finde bey Neuern und Alten
(Spricht jener) zu allen Zeiten und in der ganzen Welt
Durch dieses Bild die Sache vorgestellt;

leben, und wenigstens so lange dauern wird, als die Stadt Abdera auf ihren Fundamenten stehen bleibt."

Ich weiſs nicht, Kleonidas, ob ich dich um Vergebung bitten muſs, daſs ich dich mit solchen Albernheiten unterhalte; mir ist ein Mensch wie dieser Onokradias in seiner Art eben so merkwürdig, als irgend ein anderer ausgezeichneter Mann in der seinigen. Der Fehler ist nur, daſs ich dir den Ton und die Miene des ehrlichen Abderiten nicht unmittelbar darstellen kann. Gewiſs, du würdest finden, daſs ich nicht so Unrecht habe, diesen würdigen Abkömmling des edeln Onogelastes in mein Herz zu schlieſsen.

Eurybates erinnert sich euer oft und mit vielem Wohlwollen. Die schöne Droso besitzt nicht nur die Gabe glänzende Eroberungen zu machen; sie weiſs sich auch in ruhigem Besitz derselben zu erhalten, und unser Freund scheint die leichten goldnen Kettchen, womit sie ihn an sich gefesselt hat, mit sehr guter Art zu tragen. Sie hat ihn mit einem Sohne beschenkt, der ihm an Gestalt und Sinnesart so ähnlich ist, daſs er sich (was nicht bey allen Athenern der Fall seyn soll) ohne sich selbst oder andern lächerlich deſswegen vorzukommen, ganz laut zu ihm bekennen darf.

Ich brauche dir nicht zu sagen, wie groſs mein Verlangen nach guten Nachrichten von meinen Geliebten in Cyrene ist, und wie sehr ich dirs danken werde, wenn du einen Weg ausfindig machst, wie wir uns oft und sicher schreiben können. Melde mir auch mit zwey Worten, wie das neue Räderwerk eurer Republik geht, und sage meinem guten Bruder viel freundliches in meinem Nahmen.

2.

An Lais.

Ich bin dir, Dank sey den Göttern, wieder so nahe, meine schöne Freundin, als es die stolze Minervenstadt „dem reichen mit schönen Kindern prangenden Vorhof des Isthmischen Poseidons“ ist. 1) Im Grunde thut freylich, wenn man einander nicht mit den Armen oder wenigstens mit den Augen erreichen kann, eine halbe Parasange für den Augenblick so viel Wirkung als ein halb Tausend: aber die Vorstellung, daſs ich jetzt nur zwey Tage brauche, um in deinen Armen zu seyn, ist doch etwas ganz anderes, als der trübselige Gedanke, daſs eine ganze Odyssee voll Länder, Gebirge, Ströme und Meere zwischen uns liegt; was noch vor wenig Monaten der Fall deines landstreichenden Freundes war. Doch dieſs ist nun hinter mir, und mit jedem Mondeswechsel rückt der Augenblick näher, der mich, wenn du anders noch Ebendieselbe für mich bist, für die Entbehrungen von fünf langen Jahren entschädigen wird. Ich lass' es nicht fehlen, täglich die andächtigsten Gelübde an den mächtigen Erderschütterer abzuschicken; und mit welchem Zauber auch die neu aufgefrischten Reitze der schönen Athenä, deiner einzigen Nebenbuhlerin, auf mich wirken mögen, dieſsmahl soll mich gewiſs nichts verhindern, auf der Veilchenbank deines stillen Myrtenwäldchens den Nachtigallen an deinem Busen zuzuhören.

Übrigens gesteh' ich gern, daſs der Aufenthalt zu Athen nach einer so langen Abwesenheit wieder groſse Annehmlichkeiten für mich hat. Ich lebe auf einem ganz hübschen Fuſs, und mache doch einen so mäſsigen Aufwand, daſs ich mit dreyhundert Drachmen des Monats reichlich auszulangen gedenke. Wenn du dich des Repphuhns für funfzig Drachmen noch erinnerst, so wirst du hoffentlich meiner Frugalität das gebührende Lob nicht versagen, wiewohl sie in Vergleichung mit der Genügsamkeit eines Plato, und dem täglichen Triobolon des Antisthenes noch immer den Vorwurf der Üppigkeit verdient, der mir von den geschwornen Anhängern der Nothfilosofie gemacht wird. Ich würde mich leicht darüber trösten, wenn mir diese Herren nur von Zeit zu Zeit die Ehre erweisen wollten, sich zur Abwechslung mit einem kleinen Symposion in Cyrenischem Geschmack von mir beköstigen zu lassen: aber da sie (den einzigen Äschines ausgenommen) zu einer so groſsen Herablassung zu stolz sind, so muſs ich mich, wenn ich Gesellschaft haben will, schon mit tragischen Dichtern, Komödienmachern, Mahlern, Bildnern, Musikern, Kaufleuten, Seefahrern, reisenden Fremden und dergleichen, behelfen, und befinde mich, wie du mir gerne glauben wirst, nicht desto schlimmer dabey.

Indessen lass' ich mich weder die kalte Höflichkeit deines Günstlings Plato, noch die wolkenversammelnden Augenbrauen und die gerümpfte Nase des schmutzigen Antisthenes abschrecken, die Spaziergänge der Akademie und das Cynosarges öfters zu besuchen, und ich habe dieser Herablassung zwey gleich sonderbare und interessante, wiewohl sehr von einander abstechende Bekanntschaften zu danken; die eine mit einem ausgemachten, übrigens sehr verständigen und witzigen — Narren; die andere mit einem jungen Hermafroditen, der entweder eine Art von Platonischem Androgyn, oder (was ich eher glauben möchte) weder mehr noch weniger als — ein verkleidetes Mädchen ist. Es wird dir vielleicht nicht unangenehm seyn, Laiska, wenn ich auch dich ein wenig näher mit diesen Merkwürdigkeiten des Cynosarges und der Akademie bekannt mache.

Beym zweyten oder dritten Besuch, den ich dem alten Antisthenes abstattete, fand ich einen jungen Mann von Sinope bey ihm, der seine schmale Lebensweise Anfangs vermuthlich aus bloſser Noth nachgeahmt haben mochte, sich aber bey der Unabhänglichkeit, die sie ihm verschaffte, so wohl befand, daſs er den Sokratism in diesem Stücke noch weiter treibt, als Antisthenes selbst, und sich nicht wenig damit weiſs, daſs er alle seine Bedürfnisse in einem kleinen Quersack immer mit sich trage. — „Und was meinst du, fragte er mich lachend, was in meinem Quersack ist? — Ein hölzerner Becher, eine halbe Metze Wolfsbohnen, und ein alter schwarzgebrannter etwas gebrechlicher Napf aus der Verlassenschaft der königlichen Bettler des Euripides. Ich gestehe, vor wenig Tagen war ich noch um einen Haarkamm reicher, der aber einen Zacken weniger hatte, als eine meiner Hände. Die besten Gedanken kommen uns wie durch Eingebung. Bin ich nicht ein Thor, dacht' ich, indem ich ungefähr meine Finger überzählte, daſs ich, im Besitz eines Paars zehnmahl bequemerer und zierlicherer Kämme, womit mir die Natur selbst ausgeholfen hat, mich noch mit einem so armseligen Kunstwerkzeug schleppen mag? Fort damit, in den Ilissus!"

Diese seltsame aber genialische Laune, die mit zu viel Frohsinn gepaart ist, um geheuchelt zu seyn, und von der menschenfeindlichen Roheit eines Timons, und dem grämlichen Ernst des runzligen Antisthenes gleich stark absticht, würde mich anreitzen, die Freundschaft dieses jungen Mannes zu suchen, wenn ihm sein Stolz nicht in den Kopf gesetzt hätte, daſs die Freundschaft eines Menschen meiner Art für Seinesgleichen nur ein eufemisches Synonym von Schmarotzerey und Unterwürfigkeit sey. Ich versuchte es einsmahls, ihn zu einem sehr frugalen, echt sokratischen Abendessen einzuladen. „Wenn ich keine Wolfsbohnen mehr in meinem Quersack finde, lade ich mich von freyen Stücken bey dir ein, war seine Antwort." — Wir sehen uns also nur zufälliger Weise. Vor einigen Tagen traf ich ihn bey einem Brunnen an, da er eben Wasser aus seiner hohlen Hand schlürfte. „Wer sollte gedacht haben, sagte er zu mir, daſs ein Lehrling des weisen Antisthenes durch einen Betteljungen noch weiser werden könnte? Es sind noch nicht zwey Stunden, daſs ein geborner Filosof aus dieser Zunft mich von der Entbehrlichkeit meiner hölzernen Trinkschale überzeugt hat. Ich habe sie, fuhr er lachend fort, dem vierzähnigen Kamm in den Ilissus nachgeschickt.“ — Was fehlt wohl diesem Narren, um reicher und glücklicher zu seyn als ein König?

Nun auch etwas von meinem neuentdeckten Hermafroditen. Als ich die Akademie, wo Plato sich nicht selten öffentlich hören läſst, zum ersten Mahle besuchte, zog ein schöner Jüngling meine Augen auf sich, der kaum siebzehn Jahre zu haben schien, und sich immer, so nah er konnte, zu Speusippus hielt. Man sagte mir, er nenne sich Kleofron, sey der Sohn eines Bildhauers von Sicyon, und, von einer heftigen Liebe zur Filosofie entbrannt, nach Athen gekommen, wo er jetzt einer von Platons eifrigsten Schülern sey.

Der junge Mensch, wie er merkte daſs ich ihn aufmerksamer als andere betrachtete, schlug seine groſsen rabenschwarzen Augen so mädchenhaft erröthend nieder, daſs mich sogleich ein Zweifel anwandelte, ob der vorgebliche Kleofron nicht etwa die schöne Lasthenia seyn könnte, mit welcher Speusipp (wie du mir vor geraumer Zeit schriebst) in deinem Hause Bekanntschaft gemacht hatte. Was mich in dieser Vermuthung bestätiget, ist der Umstand, daſs von allen Freunden und Anhängern Platons gerade sein Neffe der einzige ist, der sich (wiewohl mit einiger Behutsamkeit) um meine Freundschaft zu bewerben scheint. Seit kurzem hat auch der schöne Kleofron angefangen sich mir zu nähern; er ist sogar mit Speusipp in meine Gallerie gekommen, um die Gemählde zu besehen, von welchen (wie er sagte) in Athen so viel gesprochen werde. Er machte einige Bemerkungen, welche stark nach der Quelle schmeckten, woraus er sie geschöpft hatte; besonders schien er bey dem Bilde des unglücklichen Kleombrot mit Nachdenken und Rührung zu verweilen. Wenn dieser Sicyonische Knabe, wie ich nicht länger zweifle, deine Lasthenia ist, so muſs ich ihr das Zeugniſs geben, daſs sie der von dir empfangenen Bildung durch ihre Sittsamkeit nicht weniger Ehre macht, als durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes. Auch benimmt sie sich in allem mit so vieler Besonnenheit und Gewandtheit, daſs ihr Geschlecht von niemand, der nicht, wie ich, schon vorher auf der Spur ist, so leicht entdeckt werden dürfte, in so fern sie nur eine gute Ausrede bey der Hand hat, sich den Übungen auf der Palästra zu entziehen. Plato wenigstens scheint nicht den mindesten Argwohn zu hegen, und die Liebe seines Neffen zu dem schönen Knaben um so weniger zu miſsbilligen, da beide, der Liebhaber und der Geliebte, erklärte Verehrer des Systems der begeisterten Diotima sind, von welcher sein Sokrates die subtile Theorie der übersinnlichen Knabenliebe (die er der Tischgesellschaft des gekrönten Dichters Agathon so redselig vorträgt) in seiner Jugend gelernt zu haben vorgiebt. Daſs dieser Speusipp ein kleiner Heuchler ist, brauche ich dir nicht zu sagen; im übrigen rechtfertigt er alles, was du mir von seiner Liebenswürdigkeit angerühmt hast, vollkommen, und ich gefalle mir sehr in seinem Umgang; zumahl da ich dadurch Gelegenheit erhalte, mit dem Geiste der Filosofie seines Oheims und mit seiner geheimen Lehre noch bekannter zu werden.

Übrigens bestätiget mich jeder Besuch, den ich in der Akademie und dem Cynosarge abstatte, in der schmeichelhaften Meinung, daſs, wofern ich mich je entschlieſsen sollte, mein Biſschen Weisheit der Welt ebenfalls auf öffentlichen Straſsen, Marktplätzen und Hallen, oder in Gärten, Gymnasien und Hainen aufzudringen, es sich am Ende leicht finden dürfte, daſs der üppige, von seinen ehmahligen Kameraden ausgeschlossene und bey jeder Gelegenheit hämisch angestochene Aristipp von Cyrene, alles gehörig zurechte gelegt, noch immer der ächteste unter allen Sokratikern ist.

Diese Zeit ist vielleicht nicht mehr weit entfernt. Ich fühle daſs mir zu einer völlig behaglichen Existenz nichts abgeht, als eine bestimmte Beschäftigung, und die angenehme Selbsttäuschung, daſs ich der Welt zu etwas nütze sey. Ich habe seit zehen Jahren viel gesammelt, in der That mehr als ich für meinen eigenen Bedarf nöthig habe. Ich muſs mich des Überflüssigen entladen, und andern mittheilen, was ich entweder für mich selbst nicht brauche, oder was man mittheilen kann, ohne selbst ärmer zu werden. Indem ich andere lehre, bringe ich meinen eigenen Vorrath alles dessen, was ich durch Erfahrung, fremden Unterricht, Reisen, Forschen und Nachdenken erworben habe, in bessere Ordnung, sehe was davon für mich selbst und andere brauchbar ist, und werde im Grunde nur desto reicher, je mehr ich wegzugeben scheine. Ich melde dir dieſs vorher, damit du dich

Und glauben Sie mir, es stände nur schlimmer um die Sitten
Wofern es anders wäre. Es geht uns wie den Britten,
Bey denen die Grundverfassung sich nur durch Zwietracht erhält.
Doch, wenn es Ihnen noch weiter mit mir zu reisen gefällt,
So wird es Zeit seyn aufzubrechen;
Wir können uns unterwegs noch länger hievon besprechen."

nicht gar zu sehr entsetzest, wenn dir zu Ohren kommen sollte, Aristipp mache zu Athen den Sofisten, und habe einen Haufen offner Geelschnäbel, die sich von ihm ätzen lassen, um sich her so gut als ein anderer. Auf alle Fälle wirst du, hoffe ich, das Beste von mir denken, und mir zutrauen, daſs ich niemanden Kohlen für Gold verkaufen werde.

Wie nahe mir auch zuweilen meine Einbildungskraft unser Wiedersehen vor die Augen rückt, so kann ich mir doch nicht verbergen, daſs bis dahin noch fünf ganze Monate mit schweren bleyernen Füſsen vorüber kriechen werden. Wie betrügen wir einen so langen zwischen uns liegenden Zeitraum? Deine Briefe allein, beste Laiska, könnten ihn verkürzen, indem sie ihn in eben so viele kleinere theilten, durch welche ich, in stetem Wechsel von Erwartung und Genuſs, wie von einer kleinen Insel zur andern, über diesen langweiligen Sund hinüber schwimmen würde.

3.

Lais an Aristipp.

Sollte wohl mein alter Freund Aristipp im Ernst zweifeln können, ob ich noch eben dieselbe für ihn sey? Ich will es nicht glauben; denn was würde mir ein solcher Zweifel anders sagen, als er selbst sey nicht mehr eben derselbe für mich?

Da die Natur mir, ich weiſs nicht wie viel oder wie wenig, dadurch versagte, daſs sie mich der tragikomischen Leidenschaft, die man Liebe nennt, unempfänglich gemacht hat, so ist sie dagegen so gerecht, oder so gütig gewesen, mich desto reichlicher mit allen Eigenschaften und Tugenden auszustatten, die zu einer warmen, wenig eigennützigen, aber desto beharrlichern Freundschaft erfordert werden. Überdieſs hat die meinige, ohne den geringsten Zusatz von den Unarten und Quälereyen der Liebe, so viel von ihren Annehmlichkeiten, daſs ich glaube, man sollte sich damit behelfen können, ohne daſs man sich darum eben viel auf seine Genügsamkeit einzubilden hätte.

Deine dermahlige Einrichtung und Lebensweise zu Athen hat meinen ganzen Beyfall, und besonders wünsche ich dir zu deiner guten Wirthschaft Glück. Noch fehlt viel, daſs ich mich hierin mit dir messen dürfte; denn die Summe, womit du einen ganzen Monat auszukommen gedenkst, reicht in einer Haushaltung wie die meinige öfters kaum zwey Tage. Du wirst über meine leichtsinnige Gleichgültigkeit gegen die Folgen eines solchen Aufwandes erschrecken: ich muſs dir also zum Troste sagen, daſs ich vorsichtiger bin, als du mir zugetraut hättest, und durch Vermittlung meines Freundes Eufranor (dessen älterer Bruder in einem groſsen Handelsverkehr mit Cypern, Ägypten und den Küsten des Arabischen Meerbusens steht) Mittel und Wege gefunden habe, ein sehr beträchtliches Kapital so vortheilhaft geltend zu machen, daſs eine doppelt so groſse Ausgabe als meine gewöhnliche ist meine Freunde nicht beunruhigen darf. Laſs dich also, wenn du sehen wirst, daſs es noch ziemlich auf Persischen Fuſs bey mir zugeht, durch keine sorglichen Gedanken im freyen Genuſs des Gegenwärtigen stören; und wofern du über kurz oder lang in den Fall kommen solltest, deiner rühmlichen Frugalität noch engere Grenzen zu setzen, so bediene dich ungescheut der Rechte der Freundschaft, und schöpfe aus der Kasse deiner Laiska wie aus deiner eigenen. Wir müſsten es beide sehr arg treiben, wenn wir so leicht auf den Boden kommen sollten. Die Nothfilosofie des Cynosarges wäre ja wohl in einem solchen Fall eine Art von Zuflucht. Aber (nichts von mir selbst zu sagen) wie groſs auch meine Meinung von der Gewandtheit ist, womit du dich in alle Launen des Glücks zu schicken weiſst, so zweifle ich doch sehr, daſs du es jemahls so weit in der Kunst zu darben bringen würdest, deine ganze Habe mit so vieler Genialität und Grazie in einem leichten Quersack auf der Schulter zu tragen, wie der junge Cyniker, dessen negativen Reichthum du bey drey hundert Drachmen monatlich so beneidenswürdig findest.

Du bist, wie ich sehe, mit einem auſserordentlich feinen Spürsinn für unser Geschlecht begabt, daſs du den schönen Jüngling von Sicyon, den wir so gut verzaubert zu haben meinten, nur mit einem Blick zu berühren brauchtest, um ihn in seine natürliche Gestalt zurück zu nöthigen. Er ist in der That eben dieselbe leibhafte Lasthenia, von welcher ich dir einst sagte, sie sey auf gutem Wege, mir einen schönen, wiewohl sehr glatten und schlüpfrigen Ahl, der sich in meinen Reitzen verfangen hatte, undankbarer und hinterlistiger Weise vor dem Munde wegzufischen. Aber freylich war die Eroberung eines Neffen des göttlichen Plato eine zu glänzende Versuchung für die Eitelkeit einer sechzehnjährigen Schwärmerin; und was hättest du von mir denken müssen, wenn ich fähig gewesen wäre, sie ihr zu erschweren? zumahl da der Fisch von selbst so gierig auf die goldne Fliege zufuhr. Wie dem aber seyn mochte, genug ich konnte oder wollte nicht verhindern, daſs sich unvermerkt ein zärtliches Verständniſs zwischen ihnen entspann, das mir desto mehr Kurzweile machte, je sorgfältiger die Kindsköpfe es vor mir zu verheimlichen suchten. Als er Korinth wieder verlieſs, glaubten beide ihr Spiel beym Abschied recht fein zu spielen: aber dafür richtete nun die Leidenschaft des Mädchens für die Platonische Filosofie einen desto gröſsern Unfug in ihrem Köpfchen an. Speusipp schickte ihr fleiſsig alles was er von seines Oheims Werken habhaft werden konnte, und sie besaſs schon eine geheime Abschrift vom Symposion, bevor andere die geringste Ahnung von seinem Daseyn hatten. Das ganz davon entzückte Mädchen konnte sich nicht halten, es mir unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit mitzutheilen, zeigte mir aber bald, daſs es nicht ohne eigennützige Absicht geschehen war. Kurz, von einer dreyfachen

Zaubermacht — der Muse des göttlichen Plato, der erotischen Filosofie der Seherin Diotima, und ihrer eigenen geheimen Neigung zu dem glücklichen Speusippus gänzlich überwältigt, erklärte sie mir endlich in einer schönen Mondnacht, daſs sie nicht länger leben könne, wenn ich ihr nicht zu dem Glücke verhelfe, den herrlichen Mann selbst zu sehen, zu hören und zu seinen Füſsen zu sitzen, von dessen Lippen die Musen diese Nektarflüsse himmlischer Weisheit strömen lieſsen. — Was war da zu thun? Ich konnte doch nicht so felsenherzig seyn, dem armen Kinde die Befriedigung eines so unschuldigen Verlangens zu versagen? Oder hätte ich sie dafür bestrafen sollen, daſs sie mich über den wahren Gegenstand ihrer Leidenschaft zu täuschen suchte? Vielleicht täuschte sie sich noch selbst; oder, wo nicht, wie konnte ich ihr aus dem jungfräulichen Gefühl, das sie zurück hielt, ein Verbrechen machen? Und in jedem Falle, wär' es nicht unedel von mir gewesen, wenn ich die Abhänglichkeit von mir, in welche ein freygebornes Mädchen zufälliger Weise gerathen war, hätte miſsbrauchen wollen, ihr das Geheimniſs ihres Herzens wider ihren Willen abzudringen? — Ganz aufrichtig zu reden, mochte mein natürlicher Hang zu einer gewissen dramatischen Knotenknüpferey, und die Neugier, was aus diesem kleinen Abenteuer werden könnte, wohl auch etwas, und vielleicht das meiste beytragen, jenen theoretischen Beweggründen mehr Gewicht zu geben, als sie sonst gehabt hätten. Mit Einem Wort, ich lieſs mich gewinnen, und machte mir sogar ein Geschäft daraus, sie in der ungewohnten Knabenrolle (denn als Mädchen konnte sie doch den Zutritt in die Akademie nicht zu erhalten hoffen) zu unterrichten und mit allem auszustaffieren, was sie haben muſste, um den Sohn eines Sicyonischen Bildhauers so natürlich als möglich vorzustellen; und als alles das in seiner Ordnung war, lieſs ich sie von einem vertrauten alten Diener, der die Rolle ihres bisherigen Pädagogen spielte, sicher an Ort und Stelle bringen. Wie gut die kleine Schelmerey von Statten ging, hast du selbst gesehen.

Glücklicher Weise hatte uns die Natur treulich vorgearbeitet. Denn Lasthenia besitzt wirklich mehr die Gesichtsbildung eines schönen Knaben, als eines Mädchens; der Ton ihrer Stimme ist tief, wiewohl sanft und wohlklingend; dabey ist sie, verhältniſsmäſsig, ziemlich stark von Muskeln und Knochen, etwas breit von Schultern und schmahl von Hüften, und hat nicht viel mehr Busen als ein frischer wohlgenährter Jüngling ihres Alters zu haben pflegt; so daſs sie, im Nothfall (mit Vorbehalt einer ganz kleinen Bedekkung) auf der Palästra selbst für einen Jüngling gelten könnte. Wir haben aber dafür gesorgt, daſs sie von dieser Seite nicht angefochten werden darf: denn sie ist mit einer Vorschrift von ihrem ehmahligen Arzte versehen, worin ihr wegen Schwäche ihrer Brust alle heftigere Leibesübungen, eine mäſsige Bewegung zu Pferde ausgenommen, scharf verboten sind. Du siehst daſs nichts vergessen worden ist, der Akademie eine so gelehrige Schülerin, und dem wackern Speusipp eine so schöne Gelegenheit sich in der Platonischen Liebe zu üben, so lange zu erhalten, als beide verständig genug seyn werden, sich ihr Spiel nicht selbst zu verderben. In diesem Stücke traue ich dem Mädchen nur halb; denn sie hat, bey allen ihren vorbesagten guten Anlagen, einen ungeheuern Hang zur Zärtlichkeit; und ein so feuerfangendes Wesen, wie Speusipp zu seyn scheint, könnte wohl in einer unbewachten Stunde die Sokratische Lehre von der Gefährlichkeit eines Kusses leichter vergessen als in Ausübung bringen. Daſs sie überaus leicht erröthet, wird ihr, anstatt Verdacht zu erwecken, vielmehr den Ruf eines sittsamen wohlerzogenen Jünglings zuziehen; daſs sie aber vor deinem spähenden Falkenblick die Augen so jungfräulich sinken lieſs, kam wohl daher, weil sie vermuthete, ich werde dir von ihr geschrieben haben, und du betrachtest sie so aufmerksam, weil du sie zu erkennen glaubest. Übrigens zweifle ich nicht, daſs der Umgang mit diesem anziehenden Paar Platonischer Verliebten dein Leben in Athen nicht wenig verschönern helfen werde; nur dürfte dazu nöthig seyn, mit dem Oheim auf einem leidlichen Fuſs zu stehen; was dir, meines Erachtens, so schwer nicht werden sollte, wenn du über dich gewinnen könntest, von ihm und seinen Dialogen öffentlich mit einer gewissen Achtung zu sprechen; freylich in einem Tone, den man nicht für Ironie halten könnte. Beide, der Mann und seine Werke, verdienen, däucht mich, diese Achtung, wie groſs auch übrigens die Verschiedenheit eurer Art zu denken und zu leben seyn mag. Ich müſste mich sehr irren, oder Plato wird weniger ungerecht gegen dich seyn, wenn du groſsherzig genug bist, gegen ihn mehr als gerecht zu seyn; und was kann dir das kosten?

Mein Verlangen uns wieder zu sehen ist dem deinigen gleich, lieber Aristipp. Ich gestehe dir, die Eintönigkeit meiner Lebensweise zu Korinth fängt mir an lange Weile zu machen. Die Leute, mit denen ich mich behelfen muſs, verlangen so viel, und haben so wenig dagegen zu geben! Ich nehme den einzigen Eufranor aus, den du zu Ägina von Person kennen lernen sollst, und von dessen Talent ein paar Stücke, die du mir in deine Galerie zu stiften erlauben wirst, dir indessen zur Probe dienen können: aber was bliebe mir auch, wenn ich den nicht hätte, und wie lange wird es währen, so entschlüpft mir auch Er? Glaube mir, ich wäre bereits nach Athen oder anderswohin gezogen, wenn ich mein Haus in Korinth, wie die Schnecke das ihrige, allenthalben mit mir nehmen könnte, und wenn mich dann auch der sehr wesentliche Umstand nicht zurück hielte, daſs ein schönes Weib, dessen höchstes Gut die unbeschränkteste Freyheit ist, schwerlich einen andern Ort in der Welt finden kann, wo sie weniger beeinträchtiget und mit mehr Achtung und Artigkeit behandelt würde, als zu Korinth. Mit allem dem finde ich doch nöthig, daſs man von Zeit zu Zeit den Ort andere, und Menschen suche, denen Wir und die Uns etwas Neues sind.

Anmerkungen.

1) die Zunft der Misogynen u. s. w.

Wie verschieden auch in dem hier genannten Kleeblatte von Misogynen, oder Weiberfeinden, jeder von den zwey andern ist, so haben doch alle drey diesen häſslichen Nahmen nur zu sehr verdient; der letzte besonders (ob er schon in einem gewissen Sinn ein groſser Liebhaber und *Expertus in arte* gewesen seyn mochte) ist im Grunde grausamer mit den Weibern umgegangen als irgend ein andrer decenter Schriftsteller.

2) Gynäkofagen,

ein Seitenwort zu Anthropofagen (man spreche in beiden das *g* nicht nach Französischer Art wie *sch*, sondern wie unser Deutsches *g* aus) wovon das letztere Menschenfresser, so wie das erstere Weiberfresser bezeichnet.

3) *In laeva parte mamillae.*

Dieses Biſschen Latein wollen wir unsern jungen Herren, zu einer kleinen Übung, ihren Freundinnen zu dollmetschen überlassen. Es ist ein halber Vers aus dem Juvenal — *laeva in parte mamillae nil salit arcadico juveni* —

4.

Kleonidas an Aristipp.

Der schlanke schwarzaugige Jüngling, mit den dunkeln, um Stirn und Nacken herabhangenden Traubenlocken, der dir diesen Brief überbringt, nennt sich Antipater, und ist ein naher Verwandter eines meiner hiesigen Freunde, dem ich es nicht abschlagen konnte, dir den jungen Menschen zu empfehlen. *) Ein löbliches Verlangen, das sehenswürdigste Land der bewohnten Welt zu sehen, und zu Athen, der wahren Hauptstadt dieses an schönen und blühenden Städten so reichen Landes, zu lernen was man in Cyrene nicht lernen kann, hat ihn aus dem Schooſs der Seinigen herausgetrieben. Er bedarf aber in einer Stadt, welche, so zu sagen, die ganze Welt in einem Auszug ist, eines Führers, Auslegers und Rathgebers; und an welchen andern hätt' ich mich in dieser Absicht wenden können als an dich, der du, was du schon für jeden andern Menschen thätest, desto lieber für einen Mitbürger thun wirst, der mit dem vollesten Vertrauen auf die Empfehlung deines Freundes Kleonidas zu dir kommt. Bisher haben alle Arten von gymnastischen und andern Leibesübungen beynahe seine ganze Bildung ausgemacht. Er reitet wie ein Thrazier, läuft wie der schnellfüſsige Achilles, weiſs einen Wagen zu lenken wie der homerische Alcimedon, und im Ringen wird er selbst zu Ägina, der fruchtbaren Mutter so vieler öffentlich gekrönter Athleten, nicht viele finden, die er fürchten müſste. Auch hat er groſse Lust sich an einem eurer groſsen Nazionalfeste unter die Kämpfer zu stellen, und die Siegeskränze, womit schon mehrere Cyrener unsre Vaterstadt unter den Griechen verherrlicht haben, wo möglich mit einem frischen zu vermehren. Indessen fühlt er doch (was wenigen seines gleichen zu begegnen pflegt) daſs er mit allen diesen Vorzügen nur die Hälfte von einem Menschen ist, daſs sein Kopf noch leer ist, und daſs Kräfte und Anlagen in seinem Innern schlafen, die der Erweckung, oder vielmehr da sie bereits zu erwachen angefangen, künstlicher Ausbildung und strenger Übung eben so nöthig haben als die körperlichen: kurz, er kommt mit dem rühmlichen Vorsatz zu dir, nicht eher abzulassen, bis er unter deiner Anleitung ein vollständiger Mensch geworden. Ich betrachte es als einen nicht geringen Vortheil für dich und ihn, daſs er noch unverstückelt und unverbildet in deine

Hände kommt, wie ein schönes Stück rohen aber feinkörnigen Marmors, woraus du, als ein geschickter Bildner, jede schöne Form hervorgehen machen kannst; da hingegen selbst Praxiteles und Polyklet einen Marsyas in keinen Apollo, einen Thersites in keinen Ajax oder Diomedes umgestalten können. Nimm dich also seiner an, lieber Aristipp, und mache dir das Verdienst um Cyrene, uns dereinst in unserm jungen Athleten einen zweyten Milon, an Weisheit wie an körperlicher Tüchtigkeit, wieder zurück zu schikken. [5]) Da dir dein junger Abderit den Muth nicht benommen hat, wenigstens etwas leidliches aus ihm zu machen, so können wir um so viel gewisser seyn, daſs aus einem so fähigen Jüngling wie Antipater etwas Vortreffliches unter deinen Händen werden müsse.

Plato, — dem wir seine vor so manchem Jahr an dir und dem armen Kleombrot begangene Sünde doch wohl endlich einmahl vergessen müssen, — giebt den Wiſsbegierigen (einer Klasse von Müſsigen, welche unvermerkt immer zahlreicher zu werden scheint) seit einiger Zeit so viel zu lesen, und wenigstens in dem gröſsten Theil seiner bisher bekannt gewordenen Dialogen so viel Stoff zum Nachdenken und zur angenehmsten Unterhaltung zugleich, daſs ich den groſsen Ruf sehr natürlich finde, der seinen Nahmen bereits bis an die fernsten Grenzen unsrer Sprache trägt. Materie und Form sind in seinen Werken gleich neu und gleich anziehend: auch wo er mich nicht überzeugt, (was freylich oft begegnet) verführt er mich doch zu wünschen daſs er Recht haben möchte, oder macht auch wohl daſs ich ihm wenigstens so lange glaube als ich ihn lese. Wenn sein mündlicher Vortrag nur halb so angenehm ist als der schriftliche; wenn er, wie man sagt, eine der geistvollesten Fysionomien hat, und der Ton seiner Stimme schon das Ohr für ihn besticht, so muſs er eine Art von Sirene seyn, deren Zauber nicht zu widerstehen ist. Auch hat er mit den Sirenen nicht nur gemein, daſs er

Alles weiſs was geschieht auf der vielernährenden Erde,

sondern noch vor ihnen voraus, daſs er auch weiſs was in der über- und unterirdischen Erde, im Himmel und sogar in den überhimmlischen Räumen geschieht; eine Wissenschaft, deren die homerischen Sirenen, mit allen ihren wenig bescheidenen Ansprüchen, dennoch sich anzumaſsen Bedenken trugen. Von einem Manne, der so unermeſslich viel mehr weiſs als andere, ist freylich nicht zu erwarten, daſs er einem Jüngern, einem Ausländer, und, was noch das schlimmste ist, einem der die Miene nicht hat, als ob er sich jemahls unter seinen Zepter beugen werde, mehrere Schritte entgegen kommen sollte. Du wirst also, wenn ihr auch nur in einem leidlich anständigen Wohlverhältniſs mit einander stehen sollt, schon das Beste dabey thun müssen; und gewiſs wünschen alle deine Freunde, daſs du auch hierin, wie in so manchen andern Stücken, der klügere Theil seyn mögest.

Unsere dermahlige Staatsverfassung, nach deren Wohlseyn du dich erkundigest, erhielt sogleich in ihrer Erzeugung eine so gesunde und kräftige Leibesbeschaffenheit, daſs es nicht natürlich zugehen müſste, wenn sie sich in der ersten Blüthe ihrer Jugend nicht wohl befände. Der groſse Punkt, wovon alles abhing, war die Wahl der Personen, die uns nach Maſsgabe der neuen Konstituzion regieren sollten. Glücklicher Weise, oder vielmehr durch eine Folge des Zutrauens unsers ganzen Volkes zu deinem Bruder und seinem Freunde Demokles, und der eben so groſsen Klugheit und Redlichkeit, womit sie dieses Zutrauen zum gemeinen Besten benutzten, fielen die Wahlen wirklich auf die Besten in jeder Rücksicht, ohne Ansehen der Partey, zu welcher sie sich ehmahls gehalten hatten;

auf lauter verständige, gemäſsigte, der neuen Ordnung aufrichtig anhangende, und gröſsten Theils durch ihre Glücksumstände über alle selbstsüchtige Absichten weggesetzte Männer; auch erhielten sie daher die allgemeine Billigung. So lange diese unsern kleinen Staat besorgen, und vornehmlich so lange Demokles und Aristagoras an ihrer Spitze stehen, und die ihnen anvertraute höchste Staatsgewalt so gesetzmäſsig und mit so groſser Weisheit und Eintracht handhaben wie bisher, wird der sichtbar zunehmende Wohlstand unsers Gemeinwesens und unsrer Bürger aller Klassen die Verfassung selbst immer mehr befestigen, und einen Rückfall in unsre ehemahlige Übel unmöglich machen.

Die natürlichste Folgerung, die du, lieber Aristipp, aus Vergleichung des glücklichen Zustandes unsrer Vaterstadt mit dem politischen und sittlichen Verfall von Athen ziehen konntest, will ich dir selbst überlassen. Lebe wohl, und liebe deine Abwesenden, wie du von ihnen geliebt wirst.

5.

Aristipp an Lais.

Die Gemählde deines Freundes Eufranor sind glücklich angelangt, und zieren bereits die kleine Gallerie, welcher du ein so reiches Geschenk zu machen die Güte hast. Wohl verdiente die schöne Scene deiner Unterhaltung mit Sokrates unter dem heiligen Öhlbaum der Athene Polias von einem Mahler dargestellt zu werden, der neben einem Parrhasius und Timanthes mehr wie ein glücklicher Nebenbuhler als wie ein Nacheiferer erscheint, und das groſse Talent Seelen zu mahlen, von der Natur selbst in dem Geschenk des innigsten Gefühls für sittliche Schönheit und Grazie empfangen zu haben scheint. Aber womit kann ich dir, o du liebenswürdigste der Weiber, den Gedanken vergelten, daſs du auch den schönen Augenblick unsers ersten Zusammentreffens der Gewalt der Zeit entreiſsen, und, wofern mir ein so langes Leben bestimmt wäre, daſs ein allmählich abbleichendes und verwitterndes Gedächtniſs eine solche Nachhülfe nöthig machte, das schönste aller Bilder, die meine Einbildungskraft aufbewahrt, immer jugendlich frisch und blühend in mir erhalten helfen wolltest? Eufranor selbst müſste mir seinen Pinsel und seine glühenden Farben leihen können, wenn ich dir auch nur einen kleinen Theil dessen schildern sollte, was ich fühlte, bis das Entzücken der ersten Überraschung in den reinen Genuſs des ruhigen Anschauens überging. Ohne Zweifel war es gerade die Vereinigung aller möglichen Forderungen der Kunst in diesem so sehr vollendeten Werke, was die Ursache war, warum ich beym ersten Anblick nur von dieser bis zur Täuschung aller Sinne getriebenen Wahrheit und Ähnlichkeit getroffen wurde, die den beiden Figuren den Schein als ob sie wirklich lebten, in einem desto höhern Grade giebt, weil sie Lebensgröſse haben, und alles was um sie her ist, durch den Zauber der natürlichsten Beleuchtung und Färbung, die Illusion vollkommen machen hilft. Erst lange, nachdem der kurze Wahnsinn des ersten Eindrucks vorüber war, gewann ich Besonnenheit genug, dem Geist und der Hand des Meisters ins Besondere und Einzelne zu folgen, und zu bemerken, wie günstig der gewählte Moment seiner Kunst war, aber auch welcher Geschicklichkeit sich der bewuſst seyn muſste, der einen solchen Moment zu wählen wagen durfte.

Du wirst mirs hoffentlich nicht für Schmeicheley ausdeuten, wenn ich dir sage, daſs dieses Gemählde, seitdem es meine kleine Pökile verherrlicht, das erste ist, was alle Augen an sich lockt, und das letzte, von welchem man sich trennt. Beynahe werd' ich mich noch genöthigt sehen, es an einen geheimern und heiligern Ort zu versetzen, wenn ich verhüten will, daſs es den übrigen nicht gar zu viel unverschuldeten Schaden thue. — Aber meinen Abderiten, (den jungen Onokradias, von welchem ich dir neulich schrieb, *) hättest du sehen sollen, als ihm das Anschauen dieses Wunders der Natur und Kunst (die ihm beide gleich unbekannte Gottheiten sind) zum ersten Mahl verstattet wurde! Seine ohnehin etwas weit hervorstehenden Augen wurden plötzlich noch einmahl so groſs, und die seltsamen Geberdungen, womit er die Einwirkung eines für ihn so ganz neuen Schaugerichts zu Tage legte, machten uns einige Augenblicke befürchten, daſs er wirklich närrisch geworden sey. Es dauerte eine ziemliche Weile, bis er sich durch mehr als Einen Sinn überzeugen konnte, daſs die Nymfe, die er aus der marmornen Kufe auftauchen sah, nur gemahlt sey. Nun, bey

---

*) Dieser Brief findet sich nicht in der gegenwärtigen Sammlung.

Jason und Latona! rief er endlich, wenn dieſs nur ein gemahltes Bild ist, wie ich nun wohl sehe, so muſs ich das Original haben, und wenn es mich das ganze Erbgut meiner Familie kostete! — Man versicherte ihn, das Original sey zu Korinth alle Tage in vollem Leben zu sehen. — So bestelle ich heute noch ein Schiff, rief er. — „Weiſst du auch wie das Sprichwort 1) lautet?“ — O! um dieses Mädchens willen reise ich in einem Fischerkahn bis zu den Säulen des Herkules. „Aber die Sache hat noch einen andern Haken. Wenn du sie auch zu sehen bekommst, desto schlimmer für dich! Denn das Haben muſst du dir ein für alle Mahl vergehen lassen.“ — Dafür macht euch keine Sorge, versetzte der Abderit in einem triumfierenden Ton; ich habe Kreditbriefe für zehen Talente bey mir. — „Närrischer Mensch, und wenn du Kredit für zehen tausend Talente hättest, siehest du denn nicht, daſs wir nur unsern Spaſs mit dir treiben, und daſs diese Auftaucherin — mit Einem Wort, Afrodite selber ist?“ — O weh! rief er mit einer kläglichen Miene; das ist freylich ein ander Ding! Aber das hättet ihr mir gleich sagen sollen. Ich bin unschuldig, wenn sich die Göttin durch meine vermessenen Reden beleidigt finden sollte. Hoffentlich wird sie mich's nicht entgelten lassen. — „Das hättest du selbst sehen sollen, guter Onokradias, daſs

4) Worin — wir vor unsrer Geburt u. s. w.

Wer einige Erläuterung dieser Stelle bedarf, den müssen wir auf das erste Stück der Sympathien unsers Autors, auf eine gewisse Choriambische Ode im vierten Bande der Bremischen Beyträge, und auf den Traum der Thamar in Bodmers Noachide — einem Gedichte, welches keineswegs im Lethe unterzusinken verdient, — verweisen. Im *Voyage de Zulma au Païs des Idées* würde man vergebens Licht über das, was in diesen Versen dunkel ist, suchen.

5) Bey Skogula und Mist —

Göttinnen der alten nordischen Dichter.

6) Im Rosenmond und in den schwühlen Tagen u. s. w.

Dieſs bezieht sich auf eine Anekdote von einer Französischen Dame des vorigen Jahrhunderts, welche unter vertrauten Freunden bekannt haben soll, der May sey der einzige Monat im Jahre, worin sie nicht für ihre Tugend stehen wollte, wenn sie das Unglück hätte auf die Probe gesetzt zu werden. Wir erinnern uns diese Anekdote gelesen zu haben, aber nicht wo.

7) Ganz Ohr bey den zehenten Musen —

Der Titel der zehenten Muse war ohne Zweifel unendlich schmeichelhaft für die Dichterin Korinna, oder welche andere es war, die zuerst damit dekoriert wurde; war es vermuthlich auch damahls noch, es Afrodite ist, und du wirst auf alle Fälle wohl thun, wenn du den Zorn der Göttin durch so viele schneeweiſse Tauben, als du in ganz Attika zusammen treiben kannst, zu versöhnen suchst. Sahst du denn den Menschen hier nicht, der in einer so andächtigen Stellung hier an der Thür steht, und die Göttin anbetet?“ — Ja wirklich! Was ich für ein Dummkopf bin! Aber daſs ich keinen mit weiſsen Tauben bespannten Wagen neben der Göttin sah, betrog mich. Freylich hätte mir dieser junge Priester, oder was er ist, das Verständniſs öffnen können, wenn ich ihn nur nicht vor dem schönen Mädchen — der Göttin wollt' ich sagen, gänzlich übersehen hätte. —

Du siehst, schöne Lais, daſs ich mit meinem Abderiten noch nicht sonderlich weit gekommen bin. Ich habe mich aber auch zu nichts anheischig gemacht, als ihn ungefähr zu lassen wie ich ihn fand. Er weiſs sich doch wenigstens ziemlich bald wieder zu fassen, und für einen Abderiten ist das schon viel.

Deine **Lasthenia** und ihr etwas zweydeutiger Seelenliebhaber sind inzwischen aus ihrer Wolke hervorgetreten, und haben sich mir, um meinem Scharfblick zuvorzukommen, in höchstem Vertrauen entdeckt. Ich stellte mich überraſcht, verſprach ihnen aber alle gute Dienſte, die ſie nur immer von mir erwarten könnten. Das Mädchen macht wirklich groſse Fortſchritte, und hat mir noch ganz kürzlich Platons Ideen ſo artig vorpoetiſiert, daſs ich ſie beynahe für mehr als bloſse Hirngeſpenſter halten möchte, wenn's nur irgend möglich wäre. Sie beſitzt eine ganz eigene Ahnungsgabe für alles Überſinnliche und Unbegreifliche, und ſpricht von Dingen, wovon niemand etwas weiſs noch wiſſen kann, ohne ſelbſt das Geringſte mehr davon zu wiſſen als andere, mit ſo viel Geiſt und Gemüthlichkeit, daſs es eine Luſt iſt, ihr (zumahl bey roſenbekränzten Bechern) zuzuhören. Aber was den armen Speuſipp in keine geringe Verlegenheit ſetzt, iſt der Umſtand, daſs der göttliche Plato ſelbſt eine ziemlich warme Zuneigung — für den ſchönen Kleofron gefaſst hat. Die kleine Spitzbübin ſcheint mir mehr Freude als Schrecken über dieſe Entdeckung zu verrathen, welche ſie ſelbſt (wie natürlich) zuerſt gemacht hat, und wodurch ſich ihre Eitelkeit mächtig geſchmeichelt fühlt. Indeſſen tröſtet ſich Speuſipp mit der Hoffnung, daſs die Liebe ſeines Oheims vermuthlich — platoniſcher ſeyn werde, als die ſeinige; und ich beſtärke ihn, wie billig, in dieſer Überredung aus allen Kräften.

Zum Beweise, wie treulich ich deine guten Lehren in Ausübung gebracht habe, und wie gut ich dermahlen mit dem ehrwürdigen Aldermann der Akademie stehe, will ich dir nicht verhalten, liebe Laiska, (wie sehr auch meine Bescheidenheit dabey ins Gedränge kommt) daſs mir diesen Morgen sogar das Glück geworden ist, Ihn selbst mit etlichen seiner Vertrauten in meine Gallerie treten zu sehen. Er sprach mit mir von meinen Wanderungen, und wunderte sich, daſs ein so viel gereister Cyrener Ägypten noch nicht gesehen habe. Es ist noch immer Zeit, sagte ich, die Pyramiden und Obelisken und den Nilmesser in Augenschein zu nehmen; Katarakten habe ich anderswo schon gesehen, und für die Weisheit der ägyptischen Priester — hab' ich, die Wahrheit zu gestehen, keinen Sinn. — Dagegen ist nichts zu sagen, versetzte er mit einem kleinen Zucken der Nase und Augenbrauen. Bey den Gemählden machte er hier und da eine kurze Bemerkung, welche bewies, daſs er mit der Kunst bekannt ist, und das Schönste gesehen hat. Auf Kleombrot warf er im Vorbeygehen einen ernsten Blick, und kehrte sich sogleich wieder von dem Bilde weg; bey dem sterbenden Sokrates hingegen verweilte er desto länger, zwar stillschweigend, aber mit groſser Aufmerksamkeit und einigen leisen Zeichen von

Rührung. Auch die schöne Anadyomene fesselte seine Augen eine kleine Weile; er rühmte den Mahler, der den Zeuxis selbst in einem Theil, worin dieser am gröſsten sey, in der Kunst die Farben in einander zu schmelzen, noch zu übertreffen scheine. Als er im Begriff war, sich wieder davon zu entfernen, heftete er einen Blick auf mich, als ob er mich mit dem unverschämten jungen Gaffer im Gemählde vergleiche. — Vermuthlich eine Scene aus deiner eigenen Geschichte, sagte er zu mir mit einem kaum merklichen Lächeln. Die schönste, versetzte ich mit gebührender Dreistigkeit, und (wie sich von selbst versteht) ohne roth zu werden. Er weilte noch einige Augenblicke bey dem Tode des Sokrates, und sagte dann im Weggehen etwas feyerlich: „es war ein Unglück für mich, Aristipp, daſs ich unpäſslich war; aber daſs du nicht zu Ägina warst, magst du deinem Glücke danken.“ — Ich fürchte, er hat Recht.

Die Hoffnung mit Eufranor künftigen Sommer durch deine Vermittlung in ein näheres Verhältniſs zu kommen, hat nun einen ungleich gröſsern Reitz für mich. Ich werde dir dafür, wenn du es erlaubst, in der Person meines jungen Landsmannes Antipater, der sich seit einiger Zeit bey mir aufhält, einen Jüngling vorstellen, dessen gleichen man auch nicht alle Tage sieht.

6.

An Kleonidas.

Dein junger Freund Antipater hätte sich durch nichts einer beſsern Aufnahme versichern können, als daſs er mir einen so lange erharrten Brief von meinem Kleonidas überbrachte; wiewohl ich gestehe, daſs er keiner andern Empfehlung bedarf, als sich bloſs zu zeigen. Ich bin wirklich stolz darauf, einen so unverdorbenen, kraftvollen und vielversprechenden Sohn der Natur, wie Antipater ist, als meinen Landsmann bey den Athenern aufzuführen. Wohl wird es ihm kommen, wenn er so fest und unreitzbar ist, als sein ganzes Wesen ankündigt; denn ich sehe schon drey oder vier unsrer jungen mädchenhaften Bathylle mit Rosen duftenden Locken, schmachtenden Augen, und zarten lispelnden Stimmchen, die um ihn herumbuhlen, und allen ihren kleinen Hetärenkünsten aufbieten, sich von ihm bemerkt zu machen, und ihm zu zeigen, daſs sie keine Gefälligkeit zu groſs finden würden, um sich eines Liebhabers von seinem Schlage zu versichern.

Ich habe meinem jungen Landsmann ein Zimmer in meinem Hause (das gerade Raum genug für uns beide hat) angewiesen; er ist, so oft es ihm gefällt, mein Tischgenoſs, und bedient sich meines Umgangs, ohne mir lästig zu seyn, so viel als ihm gemüthlich ist; dieſs ist aber auch alles, was ich (vor der Hand wenigstens) für ihn thun kann, und wirklich schon mehr als er vonnöthen hat. Jünglinge wie Er werden nicht gebildet, sondern bilden sich selbst, oder bringen vielmehr ihre schon voraus bestimmte Form mit sich auf die Welt; wie sie sind, sollen sie seyn; was sie werden, sollen sie werden. Was eine Pflanze bedarf, um sich zu entwickeln, Freyheit, Licht und angemessene Nahrung, ist im Grund alles, was solche Menschen zu ihrem Wachsthum und Gedeihen brauchen. Athen ist reich an merkwürdigen Menschen aller Arten, deren Vorzüge, Talente, Kenntnisse, Erfahrungen, Tugenden und Untugenden ein Jüngling wie Antipater benutzen kann: er mag sie selbst aufsuchen, und selbst wählen, zu wem er sich halten will. Zwar werd' ich ihn unvermerkt beobachten, und ihn warnen, sobald ich sehe, daſs seine Unerfahrenheit irgend eine groſse Gefahr laufen könnte; aber mich nicht gleich für ihn ängstigen, wenn er auch dann und wann zu weit mit der Nase vorwärts kommt, oder einen

Miſstritt thut, der ihn künftig vorsichtiger zu seyn lehrt. Selten oder nie werd' ich ihm mit meinem Rathe zuvorkommen, niemahls ihm von einer Person, die er selbst sehen wird, voraus sagen, was ich von ihr halte: begehrt er aber von freyen Stücken meine Meinung, worüber es sey, zu wissen, so werd' ich sie ihm frey und offen sagen. Verlangt er Unterricht über etwas, das ich besser weiſs als er, so soll er ihn erhalten. Dieſs ist ungefähr die Art, wie ich mit ihm umgehe, bis wir uns näher kennen, und das wahre Verhältniſs seiner Natur zu der meinigen sich so bestimmt ausgesprochen hat, daſs wir beide genau wissen, wie wir gegen einander stehen, und was wir einander seyn oder nicht seyn können. An eigentliche Bildung ist, (wie gesagt) bey einem Jüngling wie dieser nicht zu denken. Ja, so einen Onokradias, den Sohn Onolaus des Zweyten, des Enkels von Onomemnon, der ein Urenkel von Onocefalus dem Groſsen war, so einen Heldensohn kann man bilden, und soll man bilden, so gut als es gehen will, denn er ist für sich selbst Nichts; so Einem soll man gesunde Begriffe, Grundsätze und Maximen in den Kopf, oder wenigstens ins Gedächtniſs einrammeln, weil er sie ohne fremde Hülfe nie bekommen würde. Wer nicht schon von bloſsem Zusehen gehen lernt, muſs es in einem

Gängelwagen oder am Führband lernen; wer blind ist, muſs geführt werden; wer nicht denken kann, soll andern glauben; wer selbst kein Urtheil hat, mag, wenn er nicht schweigen kann, verständigen Männern nachsprechen. So will es die Natur; und so ist's recht. Aus einem Stück Sandstein, Marmor oder Lindenholz kann freylich ein Alkamen nach Gefallen einen Achilles oder Thersites herausmeiſseln oder schnitzeln; aber aus seinem Sohn Lamprokles konnte Sokrates selbst keinen Xenofon, so wie aus seinem geliebten Alcibiades keinen Perikles bilden. — Doch, wozu das Alles, was du so gut weiſst als ich? Denn gewiſs wolltest du mit der Bildung deines jungen Freundes, die du mir aufträgst, weder mehr noch weniger sagen, als was ich dir zu leisten versprach, und zu halten gedenke — und das ist genug.

Ohne Zweifel erinnerst du dich noch des alten Antisthenes, den du in Athen kennen lerntest; desjenigen unter den vertrautern Freunden unsers Weisen, der ihm (seine fröhliche Laune und Urbanität und das feine Salz seiner Scherze ausgenommen) in Lehre und Leben am ähnlichsten wäre, wenn er nicht in beidem ziemlich weit über die Linie hinausginge, die das Mittel zwischen zu viel und zu wenig bezeichnet, und freylich nicht immer so genau zu treffen ist, als ein weiser Mann wohl wünschen möchte. — Indessen hat sich ein junger Paflagonier aus Sinope, Diogenes genannt, von ungefähr zu ihm gefunden, der die Kunst zu entbehren und zu hungern noch viel weiter treibt als Antisthenes, aber dabey, was den Witz, die gute Laune und die Genialität betrifft, so viel Ähnliches mit dem Sohn des Sofroniskus hat, daſs ihn Plato, wie ich höre, nur den tollgewordenen Sokrates zu nennen pflegt. Der weiseste Mann, sobald er ohne alle Nachsicht und Schonung auf die Thoren, d. i. auf die groſse Mehrheit, losgehen, und sich ihnen in gar keinem Stücke gleich stellen wollte, würde ihnen nothwendig, im mildesten Lichte betrachtet, als ein ausgemachter Narr erscheinen müssen. Dieſs ist gewisser Maſsen der Fall dieses Diogenes; mir wenigstens scheint er unter seiner Narrenkappe einen gesundern Kopf zu bergen, als die meisten, die durch die leicht zu machende Entdeckung, daſs er ein Narr sey, ihren eigenen Verstand in Sicherheit gebracht zu haben glauben. Im Grunde gehört ein gutes Theil Vernunft dazu, um ein Narr wie Diogenes zu seyn; ja ich möcht' es sogar ein Talent nennen, worin man es zu einer gewissen Virtuosität bringen kann, so gut als in irgend einem andern.

Da dieser junge Mann in der neuentstandenen Klasse von Menschen, die sich, seit Plato an ihrer Spitze steht, Filosofen nennen, künftig eine bedeutende Rolle spielen dürfte, so ist es dir vielleicht nicht unangenehm, wenn ich dich, so weit meine dermahlige Kenntniſs von ihm reicht, etwas näher mit ihm bekannt mache. Er war (wie es scheint, und wie die Erkundigungen, die ich hierüber eingezogen habe, bestätigen) in guten Glücksumständen geboren, und hatte eine dieser Lage angemessene Erziehung erhalten. Ein unvermutheter Umsturz seines Hauses, welches einen ansehnlichen Handel auf dem Euxinischen Meere getrieben hatte, machte ihn auf Einmahl zum Bettler. Ein andrer Zufall führte ihn zum Antisthenes nach Athen. Da sein Beruf zur Filosofie ein eigentlicher Nothfall war, so zeigte ihm sein guter Verstand sehr bald, was er hier zu thun habe. Einem Menschen, der keine Wahl hatte, als zwischen dienen und arbeiten, oder betteln und müſsiggehen, — wo der Gewinn auf beiden Seiten ziemlich gleich, und der tiefe Grad von Verachtung, der den Stand des Bettlers drückt, beynahe das Einzige ist, was die Wage auf die andere Seite ziehen kann — konnte nichts glücklichers begegnen, als die Bekanntschaft mit Antisthenes. Denn er sah nun auf den ersten Blick, daſs er nur noch da ein Griechischer Blumendichter seinem Mädchen zu Ehren versicherte, es gebe vier Grazien, zehn Musen und zwey Afroditen. Aber seitdem diese Schmeicheley so häufig verschwendet worden ist, daſs man nur allein mit allen zehenten Musen den ganzen Helikon bedecken könnte, scheint diese Benennung zu keinem andern Gebrauche mehr zu taugen, als zu dem ironischen, der in diesem Verse von ihr gemacht wird.

Einen Schritt weiter zu gehen brauche als dieser, um seine Dürftigkeit zu Filosofie zu veredeln, sich aus einem Bettler zum unabhängigsten aller Menschen zu machen, und der verächtlichsten Lebensart sogar einen Respekt gebietenden Karakter aufzudrücken. Schon Antisthenes würde eben so räsonniert haben wie Diogenes, wenn seine äuſsere Lage völlig eben dieselbe gewesen wäre. Auch liegt der wahre Unterschied zwischen ihrer Art zu filosofieren bloſs in dem Umstand, daſs jener gerade so viel Vermögen hat, daſs es ihm täglich wenigstens drey bis vier Obolen, und alle vier Jahre einen neuen Überrock abwirft; dieser hingegen gar nichts hat, wovon er leben kann, als seinen Kopf und seine Arme. — Daſs er sich zu einigen andern Lebensarten, womit ein Bettler, der alles zu leiden und zu thun bereit ist, sich allenfalls in einer Stadt wie Athen fortbringen kann, zu gut fühlte, wollen wir ihm zu keinem groſsen Verdienst anrechnen: aber seinen Verstand hat er bey mir in keine gemeine Achtung gesetzt, nicht dadurch, daſs er den Stand eines Cynischen Filosofen (wie man den Antisthenes und seine wenigen Anhänger zu nennen anfängt) erwählt hat, — denn in seiner Lage war eigentlich nichts zu wählen — sondern daſs er diese Nothfilosofie sich selbst und seinen Umständen so anzupassen weiſs, daſs sie sein eigen wird, daſs sie ihm, so zu sagen, bequem sitzt, und wohl ansteht; mit Einem Wort, daſs er, anstatt Nachahmer zu seyn, Original ist, und auf dem Wege, den er eingeschlagen hat, ziemlich sicher seyn kann, wie viele Nachtreter er selbst auch immer finden möchte, doch so leicht von keinem erreicht, geschweige übertroffen zu werden.

Es klingt paradox genug, hat aber seine völlige Richtigkeit, daſs Diogenes zum ersten Grundsatz seiner Filosofie gemacht hat, „alle seine Bedürfnisse, oder alles was er, auſser einem ziemlich kurzen und abgetragenen Mantel, auf der ganzen Welt besitzt, in einem mäſsigen Schnappsack auf der Schulter mit sich herum zu tragen.“ Bey einer neulichen Inventur seines Inhalts fand der närrische Mensch, daſs er einen Kamm mit vier Zähnen, und einen hölzernen Becher zu viel habe, da ihm eine seiner Hände beides sehr bequem ersetzen könne; und so wurde dieser Überfluſs sogleich ins nächste Wasser geworfen. Indem er die Entbehrungskunst bis auf diese Spitze treibt, gewinnt er den Vortheil, daſs seine Dürftigkeit das Ansehen eines von freyen Stücken aus Grundsätzen erwählten Zustandes erhält, und dieſs giebt ihm eine Art von Recht, sich über die Üppigkeit der Reichen lustig zu machen; ein Zeitvertreib, wozu ihn die Natur mit Witz und Muthwillen reichlich versehen hat. Da die Menschen überhaupt, und die Athener noch mehr als andere, wohl leiden mögen, daſs man über ihre Thorheiten spotte, wenn es nur auf eine solche Art geschieht, daſs sie mitlachen können, und der Spötter ihnen hinwieder Blöſsen genug giebt, um ihn mit gleicher Münze zu bezahlen; so hat er sich dadurch bereits eine Art von Popularität erworben, die ihn wenigstens vor dem Mangel an Wolfsbohnen (seiner gewöhnlichen und beynahe einzigen Nahrung) sicher stellt. Aber die Filosofie des Schnappsacks verschafft ihm noch einen Vortheil, der nach seiner Schätzung alle andern überwiegt. Da er so unendlich wenig Ansprüche an die bürgerliche Gesellschaft macht, so glaubt er auch berechtigt zu seyn, sich über alles, was im menschlichen Leben bloſs von Übereinkunft, Gewohnheit und Sitte abhängt, wegzusetzen, und im Nothfall mitten auf dem Markte zu Athen alles, was nicht an sich unrecht ist, für eben so erlaubt zu halten, als in der tiefsten Schlucht des Pentelikus. Er achtet kein Vorurtheil, spottet über den Zwang, den wir uns selbst durch eine unendliche Menge vermeinter Pflichten auflegen, wovon die Natur nichts weiſs, und die man übertreten kann, ohne darum ein schlimmerer Mensch zu seyn;

und hält sich daher durch die Gesetze der Wohlanständigkeit und Urbanität so wenig gebunden, daſs er vielmehr das gröſste Vergnügen darin findet, sie alle Augenblicke zu übertreten, und den Leuten dadurch lächerlich und anstöſsig zu werden. Er hat sehr richtig geurtheilt, daſs dieſs alles zu der Rolle eines bloſsen Naturmenschen gehört, und daſs er so ziemlich darauf rechnen kann, man werde die Billigkeit fühlen, an einen Menschen, der von andern nichts fordert, als daſs sie ihn leben lassen, hinwieder keine Foderungen zu machen, wozu er als bloſser Mensch nicht verpflichtet ist. Bey allem dem hat er doch zu viel Sinn, um in der Ausübung seiner Grundsätze so weit zu gehen, als sie ihn führen könnten. Er spricht freyer als er handelt, ist besser und verständiger als er scheinen will; und wiewohl er eine eigene Freude daran hat, in den seltsamen Bockssprüngen, die er seinen Witz und seine Laune machen läſst, der Grenzlinie des Unanständigen öfters so nahe zu kommen, daſs man alle Augenblicke befürchtet, er werde vollends über sie weggehen, so weiſs er doch (zumahl in guter Gesellschaft) den äuſsersten Punkt immer so genau zu treffen, daſs man ihm wenigstens das Lob eines geschickten Luftspringers nicht versagen kann. Noch einer kleinen Tugend muſs ich erwähnen, die an einem Filosofen dieses Schlages nicht ganz gleichgültig ist; nehmlich daſs er — das Wasser nicht spart, (welches zum Glück in und um Athen überall umsonst zu haben ist) und daſs er daher im Punkt der Reinlichkeit von dem wasserscheuen Antisthenes sehr stark zu seinem Vortheil absticht.

Ich habe mich etwas länger bey der Karakteristik dieses bis jetzt in seiner Art einzigen Sterblichen aufgehalten, damit dir begreiflicher werde, wie es zuging, daſs Antipater an ihm und er hinwieder an Antipatern in kurzer Zeit so viel Geschmack finden konnte, daſs jetzt keine Dekade vergeht, ohne daſs sie einen Gang bald in den Hafen, bald auf den Hymettus oder Pentelikus, oder eine Schwimmpartie nach den kleinen Inseln Psyttalia und Atalanta, auch wohl bis nach Salamine, zusammen machen. Es giebt einen komischen Anblick, unsern jungen Landsmann, nach Cyrenischer Weise stattlich gekleidet, mit dem zottigen Barfüſser in seinem groben Tribonion, das ihm kaum über die Knie reicht, und seine ganze Drapperie ausmacht, durch die Gassen und Hallen von Athen schlendern zu sehen, wo tausend gaffende Augen und klaffende Mäuler auf sie gerichtet sind, und oft ziemlich laut über das ungleichartige Paar scherzen, ohne daſs Antipater die mindeste

Kunde davon nimmt. Sein häufiger Umgang mit Diogenes hat ihn auch mit dem alten Antisthenes in Bekanntschaft gesetzt, an dessen trivialem Menschenverstand er unendlich mehr Gefallen bezeigt, als an den sofistischen Spitzfindigkeiten, womit Plato seine Zuhörer so gern — zum Besten hat. Schlieſse nicht etwa hieraus, daſs ich deinen jungen Freund gegen den letztern böslicher Weise eingenommen habe. Die Sache machte sich von selbst. Denn zum Unglück muſste sichs fügen, daſs Plato, da der gute Antipater zum ersten Mahl in seine Schule kam, eben in der Vorlesung und Erklärung seines Parmenides begriffen war, worin er diesen Eleatischen Sofisten seinen berühmten Grundsatz, Alles ist Eins, und Eins ist Alles durch eine neunfache Reihe Argumentazionen von der allersubtilsten Subtilität durchführen läſst. Der arme Antipater, dem so etwas nie gereicht worden war, horchte mit Augen, Mund und Ohren, und wäre beynahe erstickt, weil er, aus Furcht daſs ihm ein Wort entgehen möchte, den Athem so lange bis er nicht mehr konnte an sich hielt. Da er aber in einer ganzen Stunde mit übernatürlicher Aufmerksamkeit und Anstrengung allem, was er gehört hatte, weder Sinn noch Geschmack abgewinnen konnte, und anstatt weiser als zuvor geworden zu seyn, nichts als einen wüsten Kopf, worin sich alles mit ihm im Wirbel herumdrehte, davon trug, lief er, ohne den Schluſs abzuwarten, zum Sahl hinaus, und schwur bey allen zwölf himmlischen Göttern, seinen Fuſs nie wieder über die Schwelle des Mannes zu setzen, welcher wiſsbegierigen Jünglingen solche Possen für Weisheit verkaufe. Da irrest du dich, Antipater, sagte ich: er giebt sie umsonst. — Desto schlimmer für seine Zuhörer, versetzte der junge Mensch; denn wenn er auch nur den Werth einer Drachme darauf legte, so würde er sich schämen, Spreu für Körner zu verkaufen. Ich muſs eilends nach der nächsten Palästra laufen, um das tolle Zeug wieder aus dem Leibe zu schwitzen. — Das magst du immerhin, sagte ich: indessen hättest du doch in dieser einzigen Stunde, die du für verloren hältst, viel gewonnen, wenn du dir merktest, was sie dich gelehrt hat. —

„Und was wäre das?“

Daſs es Dinge giebt, von denen ein vernünftiger Mensch nicht mehr wissen wollen muſs, als jedermann davon weiſs. Daſs z. B. Etwas nicht — Nichts, und Eins nicht — zwey ist, sind Wahrheiten, woran niemand zweifelt: aber Plato wollte auch begreiflich machen, wie und warum es so sey, und verwickelte darüber sich selbst und seine Zuhörer in so undenkbaren Sofistereyen und Widersprüchen, daſs du am Ende ungewiſs wurdest, ob du selbst Etwas oder Nichts seyest.

„Das ist es eben, was mich toll machte. Höre nur an. — Viele können nicht seyn, wenn nicht Eins ist; denn viele sind weiter nichts als Eins vielmahl genommen. Nun kann aber Eins nicht Eins seyn; denn ein anders ist seyn, ein anders, Eins. Sobald also Eins existierte, so wär' es nothwendig mehr als Eins, nehmlich das Eins an sich selbst, und das existierende Eins; Eins wäre also Zwey; da aber zwey nicht Eins seyn kann, weil es dann nicht zwey wäre, so giebt es weder Eins noch zwey; folglich auch nicht viele, folglich gar Nichts. — Ist es erlaubt, solch unsinniges Zeug für Filosofie zu geben, wenn man's auch umsonst giebt?

Nimm es, wie gesagt, beym rechten Ende, so wird es dich klug machen. Wer weiſs ob Plato mit seinem Parmenides etwas anders wollte?

„Wenn das sein Zweck war, so danke ich für das Mittel! Was würde man von einem

Menschen sagen, der ein paar Dutzend arme Kinder stundenlang mit Versuchen auf dem Kopfe zu gehen quälte, bloſs um sie zu überzeugen, daſs sie nicht auf dem Kopfe gehen müſsten?" —

Was konnt' ich dem jungen Manne antworten, Kleonidas?

Da ich doch Einmahl auf diesem Kapitel bin, so habe die Geduld, über mein Verhältniſs zu Plato, worüber meine Freunde sich, wie ich merke, ziemlich unnöthige Sorgen machen, mein letztes Wort anzuhören.

Niemand kann geneigter seyn als ich, diesem groſsen Antagonisten und Nebenbuhler der Protagoras, Gorgias, Prodikus, Hippias, und wie sie weiter heiſsen, in allem, was an ihm und seinen Werken als vortrefflich zu loben ist, die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ob ich aber wirklich so gerecht gegen ihn seyn kann, als ich zu seyn wünsche, zweifle ich selbst. Wir sind zu verschiedene Naturen und sympathisieren zu wenig, um einander rein aufzufassen. Daher ist mir auch seine Meinung von mir sehr gleichgültig; vielleicht noch mehr als ihm die Meinige. Er kann mir weder schaden noch nützen;

denn ich werde nie weder sein Nebenbuhler noch sein Fackelträger seyn. Der Weg, den ich gehe, liegt so weit von dem seinigen, daſs wir schwerlich jemahls in Zusammenstoſs gerathen können. Ruhm scheint alles zu seyn was er sucht; ich suche nichts, als so gut durch die Welt zu kommen wie mir möglich ist, und wenn ich berühmt werden sollte, müſste dem Ruhm nur die Laune anwandeln, mich zu suchen; ich suche ihn gewiſslich nie. Wie könnten wir also, Plato und Ich, uns je im Wege stehen? Kurz, ich sehe so wenig Ursache, warum Ich ihn lieben oder beneiden, als warum Er mich hassen oder verachten sollte; warum sollten wir uns also nicht bey unsrer bisherigen Gewohnheit erhalten können, ich von Ihm öffentlich immer mit der Achtung, die man groſsen Talenten schuldig ist, er von Mir — gar nicht mehr zu reden? — Indessen werd' ich mir doch gefallen lassen müssen, von den strengern Sokratikern überhaupt — zumahl seitdem Xenofon in seinen Erinnerungen an Sokrates den Ton hierin angegeben hat — aus ihrer Gemeine ausgeschlossen, oder, da sie mich doch nicht ganz verwerfen können, wenigstens für einen unächten Sohn des Vaters, zu dem wir uns alle bekennen, erklärt zu werden. Sie machen mir, wie ich höre, mit vieler Bitterkeit zum Vorwurf,

FUNFZEHNTER GESANG.

1.

Die Ritter trabeten noch nicht eine Meile lang,
Und schwatzten von tausend Dingen, womit wir, aus guten Gründen,
Den Lauf der Geschichte zu hemmen für jetzt nicht nöthig finden,
Als unvermerkt ein sanft absteigender Hang
Sie aus dem Wald in eine Gegend brachte,
Wo Antiseladon auf einmahl Halte machte.
Es war das lieblichste Thal, das sich ein Musensohn
Zum Aufenthalt erwählen könnte,
Wenn ihm ein günstiger Stern die freye Wahl vergönnte.
„Da sind wir! rief Herr Antiseladon.

daſs ich die keusche Filosofie des Sokrates auf eine zweyfache Weise zur Hetäre herabwürdige: erstens, indem ich zu ihrem ersten Grundsatz mache, „Die Wollust sey das höchste Gut des Menschen;“ und zweytens, weil ich sie für baares Geld verkaufe. Über den ersten Vorwurf, der sich vermuthlich mehr auf meine von der ihrigen ziemlich stark abstechende Art zu leben, als auf die lächerliche Beschuldigung, daſs ich die Wollust zum Princip meiner Filosofie mache, gründet, bedarf ich wohl keiner Rechtfertigung bey dir: über den zweyten hingegen glaube ich dir einige Erläuterung schuldig zu seyn, und trage zu diesem Ende kein Bedenken, dir den ganzen Hergang, der den Anlaſs dazu gegeben, umständlich zu erzählen.

Die Entschlieſsung, deren ich schon ehmahls gegen dich erwähnte, einen Theil meiner Muſse Jünglingen, die sich nach Sokratischer Weise zu mir halten wollten, zu widmen, fand, als ich sie eine Zeitlang in Ausübung gebracht hatte, vielen Beyfall. Meine Art zu filosofieren schien mehrern, welche sich den Sokrates selbst öfters gehört zu haben erinnerten, der Sokratischen Deutlichheit, Popularität und Anwendbarkeit im Leben ohne Vergleichung näher zu kommen als die Platonische, und ein gutes Theil mehr von der Sokratischen Genialität und Anmuth zu haben, als die herbe einseitige Manier des Antisthenes. Indessen waren doch diejenigen, die sich am meisten an mich andrängten, gröſstentheils Fremde, die nur wenige Wochen oder Monate in Athen verweilen konnten oder wollten. Eine Anzahl dieser letzten verabredete sich mit einander, mich zu bitten, daſs ich ihnen in so kurzer Zeit als möglich einen vollständigen Unterricht in der Filosofie des Sokrates ertheilen möchte, die seit seinem Tode in ein Ansehen und eine Nachfrage gekommen ist, so sie niemahls, während er selbst noch lebte, gehabt hat. Diese Leute mochten gehört haben, daſs Prodikus und andere berühmte Sofisten sich für ihre Vorlesungen ziemlich theuer hätten bezahlen lassen; oder glaubten vielleicht, was man umsonst weggebe, müsse wenig werth seyn; oder hielten es auch wohl für unbillig, einem Manne, den keine Noth dazu treibt, zuzumuthen, daſs er Zeit und Athem aufwende, andere gescheidter und besser zu machen, ohne sich selbst besser dadurch zu befinden: genug, sie beschlossen, es gänzlich in meine Willkühr zu stellen, was für einen Preis ich auf meine Gefälligkeit setzen wollte, und genehmigten zum Voraus jede Bedingung, die ich ihnen machen würde. An einem schönen Morgen erschienen ihrer nicht weniger als dreyſsig, um mir durch einen aus ihrem Mittel diesen Antrag zu thun. Ich suchte Anfangs die Sache in Scherz zu verwandeln, aber es war den Leuten bittrer Ernst. Ich wies sie an Plato, Äschines, Antisthenes, Stilpon, Simmias u. s. w. aber sie hätten nun einmahl das Zutrauen zu mir, sagten sie. Weil ich wirklich ungern an die Sache ging, hoffte ich sie endlich dadurch abzuschrecken, wenn ich einen sehr hohen Preis auf meine Waare setzte. Ich erklärte mich also zuletzt: ich getraute mir allerdings ihnen alles, was ich in drey Jahren von Sokrates gelernt hätte, in eben so viel Dekaden vollständig mitzutheilen: aber ich könnte ihnen nicht verhalten, daſs es jedem von ihnen wenigstens so hoch zu stehen kommen würde, als wenn er seinen Freunden ein prächtiges Gastmahl gäbe; denn die zwölf Diskurse, in welche ich die ganze Filosofie des Sokrates zusammen zu fassen gedächte, würden den Mann nicht weniger als zwölf Dariken kosten. Dafür sollte jeder zugleich eine Abschrift dieser Diskurse erhalten, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, sie entweder gänzlich für sich zu behalten, oder nicht mehr, als ein einziges Exemplar um den Preis, den es ihn selbst gekostet, und unter der nehmlichen Bedingung, irgend einer andern Person zukommen zu lassen. Was ich verlange (setzte ich hinzu) ist viel oder wenig, je nachdem ihr das, was ihr dafür bekommt, anwenden werdet. Als bloſse Spekulazionssache gäbe ich selbst für die Filosofie des Sokrates, wie für jede andere, keine taube Nuſs; in Ausübung gebracht, ist sie mehr als alles Gold des groſsen Königs werth. Überlegt also wohl was ihr thut, damit es euch nie gereue, euere Dariken nicht auf eine angenehmere Art verloren zu haben. — Mir däuchte als ob mehr als Einer von den Jüngern bey dieser Verwarnung eine etwas nachdenkliche Miene mache: aber da vermuthlich keiner für schlechter angesehen seyn wollte als der andere, so wurde mein Antrag einhellig mit groſser Freude angenommen. Kurz, die dreyſsig Fremden, gröſstentheils Böotier, Arkadier, Lokrier und Chalcidier (drey oder vier Abderiten nicht zu vergessen) legten drey hundert und sechzig blanke Dariken in einem Beutel von Cyrenischem vergoldetem Leder zu meinen Füſsen, und erhielten dafür was ich ihnen versprochen hatte.

Du siehst also, lieber Kleonidas, daſs der Vorwurf, den mir die Sokratiker machen, daſs ich die Weisheit unsers Meisters um Geld verkaufe, nicht ungegründet ist: ob auch gerecht, ist eine andere Frage, die ich deinem eigenen Urtheil anheim stelle. Ich meines Orts, betrachte einen Gelehrten überhaupt —

und warum denn nicht auch den, der von der Kunst zu denken, zu reden, und zu leben Profession macht? — wie jeden andern Virtuosen, in welcher Kunst es sey; und ich sehe nicht, warum ich, wenn es mir beliebt, und die Käufer sich mir von freyen Stücken anbieten, ja sogar aufdringen, für meine filosofischen Diskurse nicht eben so gut Geld nehmen sollte, als Pindar für seine Siegeslieder, Damon für seine Musik, ein Arzt für seine Kuren, ein Mahler für seine Gemählde, Aristofanes für seine Komödien, oder Isokrates für seinen Unterricht in der Filosofie der Beredsamkeit, wie er seine Rhetorik zu nennen pflegt. Nehmen doch die Bürger von Athen für die Ausübung ihrer Suveränität ohne Bedenken — ihr Triobolon! Daſs die Hetären von ihren guten Freunden Geld nehmen, fand sogar Sokrates billig: und wenn ihre Profession schändlich ist, was kann hieraus zum Nachtheil derer, die eine edlere treiben, gefolgert werden? Wie dem auch sey, seit dieser Begebenheit hat mir mehr als Ein Athener angelegen, seinem Sohn in allem, was ein Kalos Kagathos (wie man jetzt zu sagen pflegt) besonders ein künftiger Staatsmann und Demagog zu wissen nöthig habe, Unterricht zu ertheilen; und um nicht mit Zumuthungen dieser Art zu sehr belästiget zu werden, habe ich ein für allemahl fünf hundert Drachmen zu meinem festgesetzten Preise gemacht. Ein einziger, und zwar einer der reichsten Männer in ganz Attika, der mir (vermuthlich ohne recht zu wissen was er that) seinen einzigen Sohn übergeben wollte, fand den Preis zu hoch; dafür, meinte der Ehrenmann, könne er sich ja einen tüchtigen Sklaven kaufen. Das thue doch ja, sagte Antipater, der dabey stand, laut lachend, so hast du ihrer zwey, ohne daſs es dich einen Heller mehr kostet. Dieſs Wort lief sehr bald in ganz Athen herum, und wurde von vielen auf meine Rechnung gesetzt; aber Jedem das Seine! Du siehst daſs Antipater nicht vergeblich so viel um den Spötter Diogenes ist.

Aus deinen Nachrichten von dem dermahligen Zustand unsrer Vaterstadt sehe ich, daſs ein Mann, der unter glücklichen Menschen glücklich leben will, er sey auch zu Hause wo er wolle, nach Cyrene ziehen muſs. Und ich — bin ein geborner Cyrener, habe alles was mir das liebste ist in Cyrene, und lebe zu Athen! — Nur noch ein Jahr, Kleonidas, ein einziges Jahr längstens, trage Nachsicht mit meiner Thorheit — wenn ich mich wieder von diesem verführerischen Athen scheide, so ists auf immer!

7.

Hippias an Aristipp.

Ich höre mit vielem Vergnügen, Freund Aristipp, daſs du dich wieder in Athen befindest, und eine Art von Schule eröffnet hast, worin du der Hellenischen Jugend die Filosofie des guten Sokrates, nach deiner eigenen Weise mit Geschmack zubereitet, und mit einigen feinen Schüsseln vermehrt, wieder aufzutischen beflissen bist. Während zwey seiner vornehmsten Anhänger, der Eine die Filosofie, welche sein Meister aus den Meteorischen Höhen der Ionischen Schule herabzusteigen genöthigt, und unter den Menschen lebend mit ihren Angelegenheiten sich zu beschäftigen gewöhnt hatte, nicht nur in den Himmel zurück führt, sondern sogar in überhimmlischen Gegenden, wovon sich bisher noch niemand etwas träumen lieſs, umherschwärmen und von den unaussprechlichen — Undingen, die sie da gesehen und gehört haben will, (unverständlich genug) reden läſst; der andere hingegen, aus Miſsverstand der Lehren und mit Übertreibung des Beyspiels seines

Meisters, das von diesem veredelte menschliche Leben, in der Meinung es zur Natur zurück zu führen, dem thierischen wieder so nah als möglich zu bringen sucht, — ist es löblich von dir, daſs du ihr mit ihrer vorigen Popularität auch die Würde, die ihr Sokrates gab, wieder zu verschaffen beflissen bist. Ich bin gewiſs, von den Grazien der schönen Lais ausgeschmückt, und mit der Peitho, die dir immer hold war, auf den Lippen, kann es ihr an Liebhabern nicht fehlen, und es wird nur auf Dich ankommen, der erste und einzige unter den Sokratikern zu seyn, der sich durch ihre Vermittelung auch den Plutus günstig zu machen weiſs.

Was mich betrifft, lieber Aristipp, ich habe nun unvermerkt die Jahre erreicht, wo es nicht mehr der Mühe werth ist, etwas anders zu thun, als sich an den Thorheiten der Sterblichen zu belustigen, und von einem Tage zum andern so sorgenfrey und angenehm zu leben, als es uns die Götter noch gönnen wollen. Wie Solon in einem ungleich höhern Alter als das Meinige,

> Lieb' ich die Gaben der Cyprogeneia, des
> Bacchus, der Musen,

völlig, wie Er, überzeugt,

> Alle Freuden der Welt kommen von ihnen allein.[5]

Das schöne, volkreiche, so glücklich zum Seehandel gelegene und durch ihn mit allen Schätzen der Natur und Kunst bereicherte Milet ist (wie du aus eigener Erfahrung wissen muſst) auſser allen diesen Vortheilen, noch besonders durch den geselligen Karakter seiner Einwohner und die Schönheit seiner Weiber, vor vielen andern Orten der Welt, einer solchen Lebensweise günstig; vorausgesetzt (versteht sich) daſs man mit dem unentbehrlichsten aller Dinge, wofür die andern alle zu haben sind, hinlänglich versehen seyn muſs.

Wie ich höre giebt der groſse Aerobat Plato den Athenern und ihren Nachbarn mächtig viel von sich zu reden, und publiciert eine Menge filosofischer Possenspielchen, worin er den ehrlichen Sokrates (der jetzt alles ungestraft aus sich machen lassen muſs, wozu man ihn brauchbar findet) bald mit diesem bald mit jenem unsrer ehmahligen Sofisten in eine possierliche Art von dialektischen Zweykämpfen zusammen hetzt. Denn, damit sein Sokrates immer Recht behalte, oder doch wenigstens die Lacher auf seine Seite bekomme, begabt er ihn über seine gewohnte Ironie und die ihm eigene Art seine Gegner zu überraschen und in Verlegenheit zu setzen, noch mit aller nur ersinnlichen eristischen Spitzfündigkeit und Gewandtheit, die armen Schelme von Antagonisten hingegen mit einem so erbärmlichen Grad von Geistesschwäche und treuherziger Dummheit, daſs sie immer ihr Äuſserstes thun, um jenem den Sieg recht leicht zu machen, und, weit entfernt zu merken daſs er ihrer spotte, durch Paarung der lächerlichsten Aufblähung mit der schülerhaftesten Unwissenheit und dem blödsinnigsten Unverstand, ihm eine Gelegenheit nach der andern geben, sie mit der schmählichsten Art von Urbanität zum Besten zu haben. Auch mir Unwürdigen hat er zweymahl diese Ehre erwiesen; vermuthlich weil er nicht weiſs, daſs ich allein die todten Löwen Protagoras, Prodikus, Gorgias u. s. f. mit welchen es ihm jetzt so leicht wird den Herkules zu spielen, überlebt habe. Aber auch vor meiner Rache kann er sicher seyn; denn ich bin ihm zu viel Dank für die gute Digestion schuldig, die mir sein Hippias der Gröſsere gestern Abends nach einem groſsen Gastmahle verschafft hat. In meinem Leben hab' ich nicht so viel gelacht, wie über die Rolle, die er mich in diesem schnakischen Ding von einer dialektischen Schulübung spielen läſst. Man sollte denken, er habe die Wolken des Aristofanes zum Muster genommen, wie man es anfangen müsse, um ein ordentliches Menschengesicht zu einer fratzen-

2.

Hier ist der Ort, den mir der Ritter nannte,
Das reitzende Thal, woraus verliebte Verzweiflung ihn bannte;
Hier ist der kleine sich schlängelnde Fluſs
Der zwischen Rosen irrt; dort in des Wäldchens Mitte
Der kleine Tempel; dort, hinter den Pappeln, die Hütte:
Es kann nicht fehlen, in dieser Gegend muſs
Die neue Diane sich uns mit ihren Nymfen enthüllen."
Von welcher reden Sie? — fragt unser Paladin.
„Von eben dieser, mit welcher ich fest entschlossen bin
Des Fächers letztes Feld zu füllen.

3.

Sie müssen wissen, die Dame, die etwas grillenhaft scheint,
Verlor sich (sagte mir ihr abgedankter Freund)
Von ihren Schwestern, die schon seit einigen Jahren
Durch Berg und Thal auf Abenteuer fahren.
Besagter Seladon, so bald er den Unfall erfuhr,
Macht, wie natürlich, sich auf die Beine, die Spur

haften Larve zu verzerren. Das lustigste ist indessen, daſs der Leser immer im Zweifel bleibt, wen der filosofierende Spaſsvogel eigentlich am lächerlichsten habe machen wollen; ob den guten Sokrates, der hier als das Ideal eines naseweisen attischen Spitzkopfs erscheint, und meinen blödsinnigen Repräsentanten (den er bloſs einem Arzt zu einer tüchtigen Porzion Niesewurz hätte zuweisen sollen) lieber zur Kurzweil in einem aus Spinnenfäden gewebten Netze fangen will? oder den armen unbeholfenen Afterhippias, der sich aus einem so dünnfädigen Netze nicht heraus zu finden weiſs. — Und mit solchen Schnurrpfeifereyen hofft euer Plato den Homer aus den Schulen der Griechen zu verbannen!

Einem von Eigendünkel und Selbstgefälligkeit so stark berauschten Menschen darf man schon etwas mehr als gewöhnliche Narrheiten zutrauen: aber daſs es schon so weit mit ihm gekommen seyn sollte, daſs er sich (wie man sagt) geschmeichelt finde auf Kosten des ehrsamen Ariston, seines gesetzmäſsigen Vaters, für einen leiblichen Sohn des Delfischen Gottes gehalten zu werden, kann ich doch kaum glauben. So viel ist indessen gewiſs, daſs ein angesehener Milesier von meiner Bekanntschaft folgende Anekdoten aus des

Platonischen Neffen Speusipps eigenem Munde gehört zu haben versichert. 6)

Platons Mutter Periktione galt in ihrer Jugend für eine der schönsten Jungfrauen in Athen, — was bekannter Maſsen eben nicht sehr viel gesagt ist. Ariston, mit welchem sie verlobt war, unterlag an einem trüben Morgen der Versuchung, heimlich in ihre Kammer zu schleichen, und während seine Braut noch schlief, sich einen kleinen Vorgriff in seine eigene künftige Rechte zu erlauben. Es war ihm aber, alles gebrauchten Ernstes ungeachtet, schlechterdings unmöglich zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Wie unbegreiflich ihm auch ein solches Unglück scheinen muſste, da er wenigstens sich selbst keine Schuld geben konnte, so ging es doch in der That ganz natürlich damit zu; denn, mit Einem Worte, der Platz war bereits von einem unsichtbaren Liebhaber eingenommen. Bey so bewandten Umständen blieb freylich dem armen Ariston nichts übrig, als sich mit gesenkten Ohren eben so heimlich, wie er gekommen war, wieder wegzuschleichen. Aber in diesem Augenblick wurde der Nebel von seinen Augen weggeblasen; er sah wie Apollo sich leibhaftig von der Schlummernden erhob, erkannte den eben so schnell wieder verschwindenden als sichtbar gewordenen Gott, und beschloſs auf der Stelle, aus Beweggründen, woran seine Klugheit nicht weniger Antheil hatte, als seine Gottesfurcht, die Vermählung mit Periktione zwar zu beschleunigen, aber des ehlichen Rechts sich so lange zu entäuſsern, bis sie geboren haben würde. Im dritten Jahre der sieben und achtzigsten Olympiade, am siebenten Tage des Monats Thargelion (welcher, wie die Delier sagen, auch der Geburtstag des Apollo ist) wurde sie von diesem nehmlichen Plato, der jetzt seine göttliche Abkunft durch so wundervolle Werke zu Tage legt, entbunden, und Ariston rechnete sichs, wie billig, zur gröſsten Ehre, als ein zweyter Amfitryon, für den Vater des Göttersohns zu gelten: wir aber wissen nun was wir zu glauben haben, und wundern uns nicht länger, daſs ein Sohn des Pythischen Gottes uns von Mysterien der übersinnlichen Welt so viel Unerhörtes und Undenkbares zu erzählen weiſs. Auch wird durch diese Anekdote eine andere, die aus eben derselben Quelle kommt, desto glaubwürdiger. Sokrates, sagt man, träumte einst, er habe einen noch unbefiederten jungen Schwan zwischen seinen Knieen, der aber (vermuthlich durch die Wunderkraft der in ihn übergehenden Sokratischen Wärme) so schnell Federn bekam, daſs er auf Einmahl die Flügel ausspannte und mit einem ungemein lieblichen Getöne sich in die Luft erhob. Tages darauf sey ihm der junge Plato vorgestellt worden, und Sokrates (dessen Glauben an seine Träume bekannt ist) habe sogleich bey seinem Anblick gesagt, dieſs sey der junge Schwan, den er gestern im Traume gesehen habe.“

Wenn du etwa mit dem Neffen des göttlichen Schwans bekannt genug seyn solltest, um eine Frage dieser Art an ihn zu thun, so erkundige dich doch bey ihm, ob der Freund, von welchem ich diese Anekdoten habe, sich mit Wahrheit auf sein Zeugniſs berufe oder nicht. —

Nun von etwas anderm! Ich habe hier noch einige Schönen aus Aspasiens Schule gefunden, die zwar schon etwas lange aufgehört haben jung zu seyn, aber noch anziehend genug sind, um nicht wenig zu den Annehmlichkeiten von Milet beyzutragen. Eine von ihnen hat (ich weiſs selbst nicht wie?) Mittel gefunden, mich in eine Art Platonisher Liebe zu verstricken, die etwas so neues für mich ist, daſs ich mich dem Wundermann für seine Erfindung sehr verpflichtet erkennen würde, wenn die schöne Anthelia (so nennt sich meine Freundin) nicht unglücklicher Weise ein sehr weibliches Weib wäre, und also, der Theorie des Erfinders zu Folge, ohne Entweihung der Mysterien des Uranischen Eros nicht auf Platonisch geliebt werden darf.

Seit einiger Zeit hält sich unter andern nicht gemeinen Künstlern auch dein Freund Parrhasius zu Milet auf, und findet viele Ursache sich bey uns zu gefallen. Die Günstlinge des Plutus wetteifern mit einander, wer die meisten und schönsten Stücke von ihm aufzuweisen habe, und der Künstler befindet sich ungemein wohl bey dieser Eifersucht: ob sie aber der Kunst eben so zuträglich seyn werde, ist eine andere Frage. Wenigstens setzt sie jenen in eine starke Versuchung, sich eine dem Auge schmeichelnde geschwinde Manier anzugewöhnen, und künftig mehr für den schwärmerischen Beyfall des freygebig bezahlenden Liebhabers, als für das ruhige Wohlgefallen des streng urtheilenden Kenners zu arbeiten.

Eine unsrer schönsten Hetären hat sich indessen wohlfeil genug in den Besitz seiner Leda (die in ihrer Art über allen Preis ist) zu setzen gewufst, und ist dadurch auf Einmahl die reichste ihres Standes geworden, indem sie das eben so leicht erworbene als leichtfertige Gemähldchen dem

Satrapen Teribazus für eine unerhörte Summe wieder verkaufte.

Sage mir doch, Aristipp, was für ein Schwindel deine Kechenäer angewandelt hat, daſs sie den König Artaxerxes, von welchem sie mit so groſsen Beweisen seines Wohlwollens und Vertrauens überhäuft worden, und dem sie es allein zu danken haben, daſs sie wieder etwas unter den Griechen bedeuten, sich mit aller Gewalt zum Feinde machen wollen? Zwar an dem Athenischen Volke wird mich keine Thorheit, wie ungeheuer sie auch seyn mag, jemahls in Verwunderung setzen: aber wie Konon von seinem Glücke so sehr berauscht werden konnte, daſs er sein eigenes Werk, die Frucht so vieler Gefahren und Arbeiten, mit eigenen Händen wieder vernichtet, das geht über meinen Begriff. Kannst du dir vorstellen, wie dieser um Athen so sehr verdiente Mann übermüthig und unklug genug seyn kann, das Vertrauen des Königs und des Satrapen Farnabazus so unverschämt zu betrügen, daſs er die Persische Kriegsflotte, die ihm zu gewissen Unternehmungen gegen Sparta untergeben worden war, dazu miſsbraucht, die unter Persischer Oberherrschaft stehenden Ionischen Inseln und Städte, eine nach der andern, entweder geradezu den Athenern zu unterwerfen, oder zum Abfall zu reitzen und in ein allge-

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13034/044

meines Bündniſs gegen den König zu verstricken? Daſs es ihm auch bey den Milesiern gelingen werde, zweifle ich indessen sehr. Es fehlt zwar auch hier nicht an unruhigen und regiersüchtigen Köpfen, die durch Ergreifung der Athenischen Partey zu gewinnen und den Pöbel auf ihre Seite zu ziehen hoffen, indem sie ihm die unermeſslichen Vortheile der Demokratie vorspiegeln, und ihm weiſs machen wollen, die vereinigte Macht von Athen und Milet allein sey mehr als hinlänglich, dem groſsen König die Unabhänglichkeit des Griechischen Asiens abzutrotzen. Aber die edeln und reichen Häuser, und überhaupt alle zum Handelsstande gehörigen Bürger befinden sich bey der gegenwärtigen Verfassung, unter der gelinden Persischen Regierung, (die ihnen die wesentlichsten Vortheile der Freyheit willig zugesteht) viel zu wohl, und sind durch ehmahlige Erfahrungen zu sehr gewitziget, um solchen Lockungen Gehör zu geben. Inzwischen werden die Lacedämonier, die den Kechenäern von jeher an Staatsklugheit und Konsequenz in ihren Maſsregeln unendlich überlegen waren, sich den Unverstand der letztern bald genug beym Könige zu Nutze machen, und wir werden unversehens das Vergnügen haben, die luftigen Schwindler von ihrer Höhe eben so geschwinde wieder herab stürzen zu sehen, als sie sich in ihrer voreiligen Einbildung, die der Realität immer tausend Parasangen zuvorläuft, emporgeschwungen hatten. Antalcidas, einer der geschicktesten Staatsmänner und feinsten Unterhändler, welche Sparta besitzt, ist zu diesem Ende bereits an das königliche Hoflager abgegangen, und der Erfolg seiner Sendung kann um so weniger zweifelhaft seyn, da die Athener selbst ihm die stärksten Waffen gegen sich von freyen Stücken in die Hände spielen, und ihr möglichstes thun, dem so gröblich getäuschten Artaxerxes die Augen zu öffnen. Der groſse und entscheidende Vortheil, den das aristokratische Sparta über die Athenische Demokratie immer behaupten wird, liegt darin: daſs die grenzenlose Eitelkeit der letztern ihre Vergröſserungs-Projekte immer über alle Möglichkeit ins Unendliche hinaustreibt, nichts berechnet, nichts vorhersieht, und sich ruhig auf das alte Orakel verläſst, daſs die Götter ihre dummen Streiche immer wieder gut machen werden; da hingegen die wohlberechnete Staatsklugheit der erstern sich auf die Oberstelle unter den Griechischen Republiken einschränkt: und noch nie über diesen höchsten Punkt ihrer Ambizion hinauszugehen begehrt hat. Diese Mäſsigung wird den Persischen Hof, der die Griechen auf seine Kosten endlich kennen gelernt haben muſs, nothwendig auf den Gedanken bringen, sein eigenes Interesse erfordere, mit den Spartanern Friede zu machen, und die unzuverlässigen Athener, ohne darum ihre gänzliche Unterdrückung zuzugeben, sich selbst und ihrem Schicksal zu überlassen. Durch diese einzige Maſsregel wird er es stets in seiner Gewalt haben, die Griechen in immerwährender innerlicher Gährung zu erhalten, und, ohne sehr groſsen Aufwand, durch seinen politischen Einfluſs gerade so viel Gleichgewicht unter diese rastlos hin und her schwankenden Freystaaten zu bringen, als für das Interesse des Persischen Reichs und die allgemeine Ruhe der Welt nöthig ist. Denn es ist kaum möglich, daſs das ewige Thema euerer Redekünstler, der Isokrates, Lysias u. s. w. „Eintracht unter allen Griechen zu Vereinigung ihrer Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind in Asien,“ nicht endlich zu den Ohren des Königs kommen, und ihn überzeugen sollte, daſs die Begünstigung des Spartanischen Systems das sicherste Mittel sey, einer so gefährlichen Koalizion zuvorzukommen.

Wundre dich nicht, Aristipp, wie ich mit meiner oben angerühmten sorglosen Denkart und Lebensweise dazu komme, dich so unversehens mit einer so reichlichen politischen Ergieſsung zu beträufen. Seit etlichen Wochen hört man hier nichts anders. Alles was in

Der Dame, die er liebt, in diesem Gebirge zu suchen;
Er sucht in jeder Kluft, in jedem hohlen Baum,
Und findet sie endlich bey diesen jungen Buchen,
In einem Kostum, wie ihm kein Fiebertraum

4.

Sie närrischer zeigen könnte. Sie war in eine Diane,
Und ihr Gefolg' in Nymfen und Faunen übersetzt;
Nicht etwa in eine moderne Diane,
Die, auſser Köcher und Pfeil und einem Mond von Lahne
Am Stirnband, in allem andern das alte Kostum verletzt;
In eine Dian' *à la Grecque*, mit bloſsen Armen und Beinen,
Just wie sie auf geschnittnen Steinen
Das prüfende Auge der Kenner ergetzt.
Die Mode setzt Knöchel voraus, wie Homer an Thetis sie preiset,
Daher auch nicht jede Göttin uns gern die Knöchel weiset.“

der weitesten Bedeutung zur guten Geſellſchaft gehört (die zahlreiche Innung der Hetären mitgerechnet) ſpricht Politik und iſt Spartaniſch geſinnt; und daſs ich ſelbſt, trotz meiner Weltbürgerſchaft und Kaltblütigkeit, dieſe Partey ergriffen habe, wird dich, wenn ich auch den Nefelokokkygiern weniger abhold wäre als ich es immer war, mein alter Haſs gegen die Ochlokratie nicht bezweifeln laſſen.

8.

Ariſtipp an Hippias.

Ich werde es immer unter die glücklichſten Ereigniſſe meines Lebens zählen, daſs ich den Sokrates gekannt, und während der drey bis vier Jahre, da ich freyen Zutritt bey ihm hatte, ſeines Umgangs beynahe täglich genoſſen habe. Wie wenig auch das, was ich von ihm lernen konnte, in anderer Augen ſeyn mag, nach meiner Schätzung und für meinen eigenen Gebrauch iſt es ſehr viel, und mehr als genug um mir ein Recht auf den Nahmen eines Sokratikers zu geben, auf den ich ſtolz bin, und den ich nicht unwürdig zu führen hoffe.

Es war eine von den Meinungen des Sokrates, die ich ihn öfters in seiner eigenen genialischen Manier behaupten hörte, „Weisheit und Tugend könnten nicht auf die Art, wie man sichs gewöhnlich vorstelle, gelehrt,“ d. i. nicht in unsre Seelen hineingeschoben werden, wie man Brot in den Backofen schiebt. Zuweilen sprach er, als betrachte er sich wie einen Gärtner, dessen Geschäft es ist, nützliche Pflanzen und Gewächse zu ziehen und zu warten. Alles was der Gärtner vermag (sagte er) besteht darin, daſs er guten Samen in ein wohlzubereitetes Land lege, und die junge Pflanze, wenn sie aufgegangen ist, vor Frost und schädlichen Winden sichere, vor aller Verletzung bewahre, und, so weit es in seiner Macht steht, dafür sorge, daſs sie nicht zu viel noch zu wenig Sonne bekomme, nicht zu viel noch zu wenig genährt werde, u. s. f. Aber eine schlechte Gattung in eine edle zu verwandeln, oder einer schwachen kränkelnden Pflanze das fröhliche Wachsthum einer gesunden und starken zu geben, steht nicht bey ihm; und wenn er sein möglichstes gethan hat, kann er doch nicht verhindern, daſs ein einziger unerwarteter Nachtfrost oder irgend ein anderer Zufall aller seiner Sorge und Pflege spottet. — Am meisten liebte er das Bild einer Geburtshelferin, und verglich sich mit seiner Mutter, die, wiewohl sie für eine groſse Meiſterin in ihrer Kunſt galt, ein ungeſtaltes Kind in kein wohlgebildetes verwandeln konnte, ſondern zufrieden ſeyn muſste, wenn ſie, was nun einmahl da war, glücklich zur Welt gebracht hatte. Sokrates hat in dieſem Sinne Kindern von ſehr ungleicher Art ins Leben geholfen. Aber um diejenigen, die ihm täglich und mehrere Jahre zur Seite waren, machte er ſich auch das Verdienſt eines Pädagogen; und, wie die Erfahrung lehrt, daſs Knaben ſich, ohne es zu wollen oder zu merken, immer nach ihrem Erzieher bilden, und mehr oder weniger ſeine Weiſe ſich zu geberden, zu reden, zu gehen, den Kopf zu tragen, u. ſ. w. annehmen: ſo findet ſich auch, daſs keiner von den Zöglingen des Sokrates iſt, an dem man nicht dieſe oder jene Züge von ihm gewahr würde, ſo daſs — wie man von Zeuxis ſagt, er habe aus fünf der ſchönſten Agrigentiſchen Mädchen ſeine berühmte Helena zuſammen geſetzt — aus fünf oder ſechs von uns ein ganz leidlicher Sokrates zuſammen geſetzt werden könnte. So hat z. B. Plato ſich ſeiner Ironie und eigenen feinen Manier zu ſcherzen, Xenofon ſeiner Grundbegriffe, Maximen und Ideale in Sittenlehre und Staatskunſt, und ſeines Glaubens an Orakel, Träume und Opferlebern, Antiſthenes ſeiner Geringſchätzung aller Gemächlichkeiten und künstlichen Wollüste der Reichen, Cebes von Theben seines Talents die Filosofie in Fabeln und Allegorien einzukleiden, bemächtigt. Mir ist also kaum etwas andres übrig geblieben als seine Anspruchlosigkeit, sein Widerwille gegen alles Geschminkte und Unnatürliche, gegen Aufgeblasenheit, Eigendünkel und ungebührliche Anmaſsungen, seine Geringschätzung aller spitzfündigen, im Leben unbrauchbaren und bloſs zum Gepräng und zum Disputieren dienlichen Spekulazionen, seine Manier bey Erörterung problematischer Fragen immer zuerst auf das, was uns die Erfahrung sagt, Acht zu geben, nach der Entstehungsweise der Begriffe, in welche das Problem zerfällt, zu forschen, und überhaupt beym Suchen der Wahrheit immer vorauszusetzen, daſs sie uns ganz nahe liege, und meistens nur durch den Wahn, daſs man sie weit und mühsam suchen müsse, verfehlt werde, — und was sonst in dieses Fach gehört. In allem diesem, und (wenn ich mir nicht zu viel schmeichle) noch in manchen andern Stücken, finde ich mich Ihm so ähnlich, daſs ich mir zuweilen einbilde, ich würde, wofern ich in der sieben und siebzigsten Olympiade in seinen Umständen auf die Welt gekommen wäre, Sokrates, oder Er, vierzig Jahre später in den meinigen geboren, Aristipp gewesen seyn. Auf diese Weise erkläre ich mir das Verschiedene in den Ähnlichkeiten, die ich mit ihm habe. Er kleidete sich z. B. schlecht, weil er arm war und sich dessen nicht schämte; aber er liebte die Reinlichkeit: wäre Er reicher gewesen, würde er sich vermuthlich nicht schlechter gekleidet haben als ich; so wie Ich mich nicht geringer dünkte, als ich im ersten Jahre meines Aufenthalts zu Athen, in einem groben wollenen Tribonion unbeschuht hinter ihm her trabte. — Seine Mahlzeit kostete selten mehr als drey bis vier Obolen; indessen schlug er nicht leicht eine Einladung zu den prächtigsten Gastmählern aus, wenn er gewiſs war gute Gesellschaft anzutreffen; wär' er reicher gewesen, so hätt' er vermuthlich, wie Ich, lieber Andere eingeladen, als sich einladen lassen. Er kaufte weder Bildsäulen noch Gemählde, weil er kein Geld zu solchen Ausgaben hatte; aber er liebte darum die Kunst nicht weniger, und wuſste die Werke der groſsen Meister sehr wohl zu würdigen: Ich habe mir, weil mir das Glück besser wollte als Ihm, eine feine Sammlung auserlesener Mahlereyen angeschafft, und bin darum kein gröſserer Kenner. — Er trank gewöhnlich Wasser, konnte aber, wenn's darauf angelegt war, den stärksten Weinschläuchen die Stirne bieten, und streckte sie alle zu Boden, ohne daſs man eine merkliche Veränderung an ihm spürte: Ich trinke gewöhnlich Wein, und den besten der zu haben ist; aber sehr mäſsig, weil ich viel nicht vertragen kann. — Ich liebe schöne Weiber ungefähr wie Er schöne Knaben liebte, ohne daſs Platons Eros Pandemos jemahls mehr Gewalt über mich gehabt hätte als über ihn: ich zweifle aber sehr, daſs er zu seiner Zeit die schöne Aspasia von sich gestoſsen hätte, wenn sie Lais für ihn hätte seyn wollen. Daſs er sich übrigens im Nothfall an seine Xantippe hielt, war eine löbliche, wiewohl, ihrer sauren Laune ungeachtet, eben nicht sehr verdienstliche Genügsamkeit; den Xantippe war weder eine häſsliche noch bösartige Frau. — Sokrates zog, weil er ein sehr starker Mann war, die mühsamern und heftigern Leibesübungen den sanftern und ruhigern vor: bey mir ists gerade umgekehrt. — Bey Ihm war der Weltbürger dem Bürger von Athen untergeordnet; bey Mir der Bürger von Cyrene dem Weltbürger: wäre Cyrene seine Vaterstadt gewesen, Athen die Meinige, so würde vermuthlich das Gegentheil Statt gefunden haben.

Ohne diese Parallele noch weiter zu verfolgen, will ich dir lieber geradezu sagen, was ich mit diesem ganzen Prolog haben will: nehmlich nichts weiter als dich zu verständigen, warum und wie fern meine Filosofie weder mehr noch weniger die

Sokratische ist, als ich selbst — Sokrates bin. Auch meinte es Sokrates nie anders. Er verlangte keinen Nachtreter und Nachsprecher. Er theilte uns und jedem der ihn hören mochte, unverhohlen mit, was er für wahr und recht, gut und anständig hielt, und wenn er jemanden belehren wollte, stellte er es immer so an, daſs der Hörende das, was sie mit einander suchten, selbst gefunden zu haben glaubte. Oft war das was er gab nicht sowohl Lehre als guter Rath, der, zu einer allgemeinen Maxime gemacht, vielleicht viele Ausnahmen zulieſs oder sogar erforderte. Kurz, er überlieſs es dem guten Verstand seiner Gesellschafter, wie viel oder wenig sie von dem Gehörten brauchen könnten oder wollten, und verlangte weder Pythagoräischen Glauben an seine Aussprüche, noch blinde sklavische Befolgung seiner Vorschriften. In dieser Rücksicht verdenke ich es dem Plato eben so wenig, daſs er in so vielen Stücken von Sokrates abweicht, als ich selbst Tadel zu verdienen glaube, daſs meine Filosofie, wiewohl sie sehr leicht und ungezwungen mit der Sokratischen in Harmonie gesetzt werden kann, dennoch nicht eben dieselbe mit ihr ist. Was ich an Plato tadle ist, daſs er den entschiedenen Feind aller Meteoroleschie in vielen, wo nicht in den meisten seiner Dialogen die Rolle eines wahren

Aristofanischen Frontisten spielen läſst, und daſs es immer der unschuldige Sokrates ist, den er vor den Riſs stellt, und, weil er nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden kann, für Dinge verantwortlich macht, die er nie gesagt haben würde, und welche Plato selbst in eigener Person zu sagen vielleicht Bedenken trüge.

Ich glaube mich hiermit deutlich genug erklärt zu haben, Freund Hippias, in welchem Sinn ich ein Sokratiker zu seyn und zu heiſsen wünsche. Übrigens kennst du die Welt zu gut, um dich zu verwundern, daſs der Nahme und die Filosofie des in seinem Leben wenig geachteten und von den Meisten falsch beurtheilten Sokrates seit seinem Tod, und selbst durch die Art seines Todes, vielleicht auch durch das erst nachher bekannter gewordene Orakel des Delfischen Gottes, den Griechen so ehrwürdig geworden ist, daſs viele von keiner andern Filosofie als der Sokratischen hören wollen. Da ich nun, ich weiſs selbst nicht wie, in den Ruf gekommen bin, daſs sie von mir ächter und reiner zu erlernen sey als von Plato oder Antisthenes, so ist es schon mehr als Einmahl begegnet, daſs geschlossene Gesellschaften von enthusiastischen Verehrern des Weisesten aller Menschen das Ansinnen, ihnen nicht meine eigene, sondern seine Filosofie in ihrer ganzen Lauterkeit vorzutragen, so ernstlich an mich gelangen lieſsen, daſs ich mich nicht entbrechen konnte, ihr Verlangen zu befriedigen. Wenn dir also etwa zu Ohren kommt, daſs Aristipp sich seinen Unterricht sehr theuer bezahlen lasse, so wisse, daſs dieſs bloſs von diesen Vorträgen der Filosofie des Sokrates (die ich deſswegen in ein zusammenhangendes System zu bringen genöthigt war) zu verstehen ist. Denn ich glaube einen Unterricht dieser Art, wobey ich mich gewisser Maſsen als einen bloſs mechanischen Arbeiter gebrauchen und zum bloſsen Sprachwerkzeug eines andern machen lassen muſs, mit Fug und Recht eben so gut zu Geld anschlagen zu können, als ein Steinhauer, der den Marmor zu einem Tempel oder Säulengang nach einem gegebenen Maſs und Modell zu bearbeiten und zusammen zu fügen übernommen hat, seine Zeit und Arbeit. Alles dieſs, lieber Hippias, hielt ich für dienlich, dir über meinen Sokratism etwas ausführlich zu sagen, weil es ein für allemahl gesagt seyn soll.

Daſs du, mit aller deiner Dankbarkeit für das heilsame Lachen, so dir Plato durch seinen gröſsern Hippias zubereitet hat, diesem Göttersohn nicht allzu hold bist, finde ich sehr natürlich. In so fern es für einen

Trost gehalten wird, Gefährten im Leiden zu haben, laſs es dir — in Augenblicken, wo es dir etwa nicht so ganz lustig däuchten möchte, von einem hoch angesehenen und weitberühmten Manne allen Griechen der gegenwärtigen und künftigen Zeit als ein einfältiger Strohkopf vorgeführt zu werden — zu einigen Troste dienen, daſs der tapfre, weise und weltberühmte Befehlshaber und Geschichtschreiber des Rückzugs der zehentausend Griechen in seinen Sokratischen Denkwürdigkeiten mit deinem Freund Aristipp nicht glimpflicher zu Werke geht. Das Beste ist, daſs beide bey denen, die dich und mich persönlich kennen, schwerlich in den Ruf groſser Portraitmahler kommen werden.

Das zweydeutige Mährchen von der hohen Abkunft des Sohnes der edeln Periktione geht wirklich schon seit einiger Zeit unter seinen Verehrern herum, so wie unter den Athenern überhaupt ein heimliches Gemurmel, es dürfte ihm schwer fallen, zu beweisen, daſs er der Sohn eines Attischen Bürgers sey. Welches von diesen beiden Gerüchten das andere erzeugt haben mag, ist ungewiſs. War das letztere das ältere, so begreift sich um so leichter, wie die Freunde Platons auf den Einfall kommen konnten, ihm einen Ursprung zu geben, der ihn mit den gröſsten Männern der heroi-

5.

So sprach der Ritter vom Fächer. Doch, um den Leser nicht
In dunkeln Vermuthungen irren zu lassen,
Erstatten wir ihm, ganz kurz, umständlichern Bericht,
Von dem, was Leoparden (von welcher der Ritter spricht)
Begegnete, seit wir sie im vierten Gesange verlassen.
Das schöne goldene Schloſs, das ihr so nahe schien,
Das nehmliche Schloſs, worin wir unsern Paladin
Mit drey von Bambo's Töchtern zu sehn die Ehre hatten,
Schien leider! je stärker sie lief, je weiter vor ihr zu fliehn,
Und tauchte sich immer in grauere Schatten.

6.

Als endlich die dunkelste Nacht ihr alle Hoffnung entriſs,
So wuſste sie anders sich nicht mit ihren Nymfen zu retten,
Als eine Art von ziemlich luſtigen Betten
Aus dürrem Laube zu machen, wie einst der schlaue Ulyſs.

schen Zeit auf gleichen Fuſs setzt. Speusipp erzählte das Mährchen, mit allen von dir erwähnten Umständen, in einem sehr religiösen Ton, wenn er mehr als Einen Zuhörer hatte, und scherzte mit mir darüber sobald wir allein waren. Das Wahre an der Sache läſst sich leicht errathen, wenn man weiſs, daſs Ariston sehr wesentliche Ursachen hatte, die angesehene Familie seiner Braut und den goldlockigen Apollo, den er bey ihr überraschte, zu schonen; nichts davon zu sagen, daſs die Athener überhaupt ziemlich bequeme und urbane Ehemänner sind. Der Traum des Sokrates scheint seine Richtigkeit zu haben, und, wie mehrere Träume dieses auſserordentlichen Mannes, mit seinem Dämonion in einerley Fach zu gehören.

Was du mir von Konon meldest, hat mich nicht befremdet, wiewohl man hier nichts von einem Bruch mit dem groſsen König wissen will, und von Konons Unternehmungen gegen die Inseln als einer mit Farnabaz abgeschlossenen Sache spricht. Was man indessen täglich an allen öffentlichen Orten zu Athen hören kann, ist die hoffärtige und undankbare Art, wie unsre Kechenäer von ihrem Verhältniſs gegen den Persischen Monarchen reden. Sie vermeinen ihm so wenig Dank schuldig zu seyn, daſs er selbst vielmehr, wenn man ihnen glaubt, tief in ihrer Schuld ist, und noch viel zu thun hat, wofern er die von ihnen empfangene Wohlthat einiger Maſsen wett machen will. Denn, sagen sie, haben ihn nicht die Siege unsrer Flotten von seinem furchtbarsten Feinde befreyt? Würde nicht Agesilaus jetzt vor Susa stehen, wenn Konon die Spartanische Seemacht nicht bey Knidus vernichtet hätte? Es war des Königs Interesse sich um unsre Freundschaft zu bewerben, und sie gegen die Spartaner zu benutzen; das Unsrige ist, den günstigen Augenblick, da die Spartaner uns nicht daran hindern können, zu Befreyung der Ionischen Kolonien, unsrer Freunde, und zu Wiedererlangung der uns gebührenden Hegemonie anzuwenden. Der König muſs uns selbst dazu verhelfen; oder er ist der undankbarste aller Menschen." — Du wirst die Athener an dieser überhin fahrenden, raschen und einseitigen Art zu räsonieren leicht erkennen, mit welcher ihre Art zu handeln völlig aus Einem Stück ist. Nie haben sie es der Mühe werth gehalten, sich an eines andern Platz zu stellen, und zu überlegen, in welchem Licht oder von welcher Seite er eine Sache sehen müsse. Und woher sollten sie die Geduld nehmen, einen Entwurf gelassen durchzudenken, die Mittel und Wege dazu in der Stille vorzubereiten, die Hindernisse vorsichtig wegzuräumen, und nicht eher zur wirklichen Ausführung zu schreiten, bis der Erfolg, gleich einer reifen Frucht, uns ohne groſse Mühe gleichsam von selbst in den Schooſs fällt? Ich zweifle nicht, daſs sie auch dieſsmahl, wie du vorher siehest, durch ihre unbesonnene Voreiligkeit der Spartanischen Klugheit einen unblutigen Sieg in die Hände spielen werden, dessen Folgen schwerer auf ihnen liegen dürften, als die zu Athen so hoch gepriesenen Siege Konons auf den Lacedämoniern.

Daſs deine Milesier weise genug sind, der Lockspeise des Athenischen Vogelstellers kein Gehör zu geben, versichert dir, wie ich hoffe, noch auf lange Zeit die glückliche Ruhe, die du im Schooſse der Musen und der übrigen freudengebenden Götter so gut zu genieſsen weiſst. Mir ist zu Athen, wiewohl wir vor der Hand nichts zu befürchten haben, nicht selten zu Muthe, als ob ich in einem ohne Masten und Steuerruder auf einem unruhigen Meere herumtreibenden Schiffe hausete; und je mehr ich den dermahligen Wohlstand meiner Vaterstadt mit dem heillosen Zustande der Athenischen Ochlokratie vergleiche, desto mehr Stärke gewinnt der geheime Hang, der uns immer, auch wenn es uns unter Fremden wohl geht, nach dem Orte zieht, wo wir uns

Bayer

eigentlich zu Hause fühlen, wo unsre angeborne älteste Freunde leben, und die Erde selbst uns näher als anderswo verwandt zu seyn scheint, und etwas so anziehend Heimisches für uns hat, daſs wir wenigstens unsre Asche mit keiner andern Erde zu vermischen wünschen.

9.

Lais an Aristipp.

Ich bin nun einmahl, wie es scheint, dazu geboren, lieber Aristipp, eine sonderbare Rolle in der Welt zu spielen, und am Ende ist es auch so übel nicht, in seiner Art einzig zu seyn: aber daſs ich in Gefahr kommen könnte, von den Söhnen des Hippokrates in das Register ihrer Heilmittel gesetzt und als ein unfehlbares Specifikum gegen die Nymfolepsie verschrieben zu werden, das hättest du dir wohl nie einfallen lassen?

Im Grunde bin ich mit aller meiner eingebildeten Überlegenheit doch nur eine gutherzige Thörin, die ihr nur bey ihrer Groſsmuth zu fassen braucht, um alles was ihr wollt aus ihr zu machen. Das unangenehmste dabey ist indessen die leidige Berühmtheit, die ich mir durch die bloſse Gutartigkeit meiner Natur zuziehe; eine Tugend, welche unsre edeln Korinthischen Matronen sich schlechterdings nicht zu erklären wüſsten, wenn sie ihr nicht die einzige Unterlage gäben, die ihnen (vermuthlich aus eigener Erfahrung) bekannt ist. Wirklich hat das seltsame Abenteuer, das mir in diesen Tagen zustieſs, ein solches Aufsehen in dieser volkreichen und geschäftevollen Stadt erregt, daſs in allen Gesellschaften, auf allen Marktplätzen und unter allen Hallen von nichts anderm, als von der Wunderkur, die ich an einem edeln Aspendier verrichtet haben soll, geplaudert wird; aber wie, und mit welchen Beywerken und Verzierungen, kannst du dir vorstellen. Daſs eine Person, die sich einer beynahe zwölfjährigen Freundschaft mit dem weisen Aristipp zu rühmen hat, das alles nicht voraus sehen konnte! — Freylich! — Aber was zu thun? Die Thorheit, wofern es eine war, ist nun einmahl begangen, und ich bin es so überdrüſsig, überall wo ich mich blicken lasse, schon auf dreyhundert Schritte weit, alle Zeigefinger und Spitznasen nach mir hingelüftet zu sehen, daſs mich dieses Übermaſs von Celebrität (unter uns gesagt) ein paar Monate eher als gewöhnlich nach

Ägina treiben wird. Doch es ist hohe Zeit, dir durch eine offenherzige Erzählung aus dem Wunder zu helfen, worin ich deine Einbildungskraft schon zu lange schweben lasse.

Du erinnerst dich ohne Zweifel der Venus von Skopas, welcher ich in der ersten Blüthe meiner Jugend zum Urbild dienen mufste. Skopas hatte mit meiner Bewilligung das Modell dieser Bildsäule behalten, aber (wie es zu gehen pflegt) durch die Zusage, keine Nachbilder davon zu machen, nicht so streng gebunden zu seyn vermeint, dafs er sich nicht erlaubt hätte, deren mehrere zu verfertigen und als Ideale von seiner eigenen Erfindung zu verhandeln. Zufälliger Weise kam eines dieser Bilder nach Aspendus, einer ansehnlichen Stadt in Pamfylien (die du vielleicht auf deinen Wanderungen gesehen hast) und gerieth dort in die Hände eines reichen Mannes, der sie unter andern von ihm gesammelten Kunstwerken in einer Halle seines Hauses aufstellte. Chariton, der einzige Sohn dieses Mannes, ein Jüngling von siebzehn Jahren, und der letzte Spröfsling eines alten, um Aspendus wohl verdienten Hauses, hatte das seltsame Unglück, in eine heftige Leidenschaft für die marmorne Göttin zu fallen. Trotz aller Gewalt, womit der junge Mensch diese lächerliche Liebe zu bekämpfen strebte, nahm sie von Tag zu Tag zu; und er verfiel nach und nach in eine Schwermuth, welche durch die Unmöglichkeit, seine Sehnsucht nach Gegenliebe jemahls befriedigt zu sehen, zuletzt in gänzlichem Wahnsinn und unheilbarer Tollheit endigte. Der hartnäckige aber sehr natürliche Eigensinn des verschämten Jünglings, die Ursache seiner Krankheit schlechterdings niemand entdecken zu wollen, hatte ohne Zweifel nicht wenig beygetragen, daſs es so weit mit ihm kam. Man ward nur desto aufmerksamer auf ihn, sein trauriges Geheimniſs wurde ihm abgelauscht, und die gefährliche Bildsäule auf die Seite gebracht, in Hoffnung daſs eine so widersinnige Leidenschaft, wenn sie durch das Anschauen und Betasten ihres Gegenstandes nicht länger genährt würde, nach und nach von selbst erlöschen müſste. Aber gerade dieses Mittel vollendete das Unglück, und die Raserey des armen Chariton stieg endlich auf den höchsten Grad. Jahrelang war die Kunst aller Arzneymänner in Pamfylien, Lycien und Karien an ihm zu Schanden geworden, als endlich ein zufällig nach Aspendus verirrter Arzt von Kos sich bewegen lieſs, den letzten Versuch an ihm zu machen, und auf den Einfall gerieth, ob nicht vielleicht ein lebendes Urbild der fatalen Bildsäule vorhanden seyn möchte, zu welchem der unglückliche Jüngling durch die Gewalt einer geheimen Sympathie unwiderstehlich hingezogen würde. Denn man fand es unbegreiflich, daſs ein bloſses Fantasiewerk des Künstlers eine so heftige Leidenschaft hätte bewirken können. Wiewohl nun die vermuthete Sympathie im Grunde nicht begreiflicher war, so ruhte doch der alte Charidemus (so nennt sich der Vater des Unglücklichen) nicht, bis er den Aufenthalt des Skopas entdeckt und ihm die Eröffnung abgedrungen hatte, daſs die Venus, die so viel Unheil in dem Gehirne seines Sohnes anrichtete, ein getreues Nachbild der schönen Lais zu Korinth sey, deren Ruf von Sardes aus durch ganz Asien erschollen war. Sogleich ist des Vaters Entschluſs gefaſst; er miethet ein Schiff, läſst den Kranken und den Arzt an Bord bringen, und segelt mit dem ersten günstigen Winde der Pelopsinsel zu. Man hatte ihn schon in Rhodus, wo er unterwegs anlandete, nicht verhalten, daſs er zu Korinth gröſsere Schwierigkeiten finden würde als er sich einzubilden schien. Man schilderte ihn in der Schönen, auf deren Hülfe er so sichre Rechnung machte, eine eben so stolze als reiche Hetäre, deren Thür von der edelsten Jugend der ganzen Hellas vergeblich belagert werde; es wäre, sagte man, eben so leicht, den Wind in einem Fischernetze zu fangen, als ihr die kleinste

Gunsterweisung mit allem Golde des Paktols abzukaufen. Aber der Aspendier, dem es seinen einzigen Sohn galt, lieſs sich nicht abschrecken; kurz, er langte zu Ende des verwichnen Anthesterions glücklich im Kenchräischen Hafen an. Stelle dir vor, Aristipp, wie ich überrascht wurde, als auf einmahl ein unbekannter Fremder von ziemlich ehrwürdigem Ansehn vor mir erschien, mir unter vielen Entschuldigungen entdeckte wer er sey, und um Erlaubniſs bat mir ein Anliegen zu eröffnen, von dessen Erfolg die Erhaltung seines einzigen Sohnes abhange. Aber als er mir nun vollends den kläglichen Fall selbst vortrug, und mich kniefällig bey allen Göttern beschwor, ihm meine Hülfe in dieser äuſsersten Noth nicht zu versagen, — kannst du mich tadeln, daſs ich mir Gewalt anthun muſste, um dem treuherzigen Aspendier, der Thränen ungeachtet, die über seine eingefallenen Wangen herabrollten, nicht gerade ins Gesicht zu lachen? Ich raffte indessen doch in der Eile so viel Ernsthaftigkeit zusammen als nöthig war, das Lachen noch zu rechter Zeit in ein holdes Lächeln zu verschmelzen, womit ich meiner Antwort bloſs das Herbliche benehmen zu wollen schien. Was für eine Hülfe, sagte ich, kannst du dir in einem so seltsamen Falle von mir versprechen? Ich verstehe mich nicht auf die Heilkunst; und besäſse ich auch alle Kenntnisse eines Melampus, Machaon und Podalirius, so wäre noch immer die Frage, ob sie hinreichten das Wunder zu thun, das du von mir erwartest. — O gewiſs, rief er, vermagst du mehr als Melampus, Machaon und Podalirius, ja als Chiron und Äskulap und der Wundarzt der Götter Päeon selbst. — Unbegreiflich! versetzte ich mit einer so unschuldigen Miene, daſs ihm alles was er noch sagen wollte, aus Verwunderung oder Verlegenheit, in der Kehle stecken blieb. Der Arzt, den er mitgebracht hatte (ein sehr verständiger Mann, wie sichs in der Folge zeigte) eilte seinem Patron zu Hülfe, entschuldigte sehr ehrerbietig ihre Freyheit mich so unangekündigt zu überfallen mit der Besorgniſs abgewiesen zu werden, und schränkte sich auf die bloſse Bitte ein, daſs ich ihm die Gunst erweisen möchte, zu einer mir gelegenen Stunde anzuhören, was er mir im Nahmen seines Patrons vorzutragen hätte. Bey dergleichen Anlässen pflegt meine Gutherzigkeit, oder wie du es sonst nennen willst, der Überlegung gewöhnlich einige Schritte zuvor zu eilen. Ich ersuchte also die Fremden, wofern sie nichts besseres zu versäumen hätten, sich sogleich eine Wohnung in meinem Hause gefallen zu lassen, welches, wie du weiſst, Raum und Bequemlichkeit genug hat, um zur Noth einen

Wie gut sie geschlafen habe, dieſs (sagen die Annalisten)
Sey etwas, worüber sie uns, wiewohl sie ihr Bestes gethan
Um auf den Grund zu kommen, im Zweifel lassen müſsten.
Wohl oder übel, genug der Morgen brach heran:
Die schwarzen Hämmlinge muſsten den höchsten Gipfel besteigen,
Allein, da wollte kein goldnes Schloſs sich zeigen;

7.

Auf viele Meilen ringsum auch nicht ein ströhernes Dach.
Bey dieser Nachricht drang ein allgemeines Ach
Aus jedem Busen. Sie hätten, so züchtig sie waren,
Von zwanzig australischen Riesen den Anzug lieber erfahren.
Zum Unglück war der Morgen ziemlich kühl;
Die armen Kinder! Sie schmiegten, einander anzuflammen,
Mit Armen und Beinen verschränkt, wie Bienen, sich zusammen.
Ein Houdon hätte aus ihrem Gewühl
Sich schöne Gruppen sammeln können.
Allein auch dieser Trost, wär's ja ein Trost zu nennen,

Persischen Satrapen zu beherbergen; und mein Erbieten wurde, nachdem sie sich so viel, als die Aspendische Urbanität erforderte, gesträubt hatten, mit dankbarem Entzücken angenommen.

Sobald meine Gäste von dem angewiesenen Flügel des Hauses Besitz genommen hatten und gehörig bewirthet worden waren, lieſs der Arzt (der sich Praxagoras nennt, und ein Anverwandter und Schüler des berühmten Hippokrates ist) sich erkundigen, ob es mir jetzt gelegen wäre ihm ein geheimes Gehör zu verwilligen. Er wurde sogleich in mein Kabinet geführt, und, wiewohl er ein gesetzter und schon etwas bejahrter Mann ist, schien er doch, da er sich allein mit mir sah, in einige Verwirrung zu gerathen, wuſste sich aber sehr bald mit einer Bescheidenheit und guten Art heraus zu ziehen, die ein sehr günstiges Vorurtheil für ihn erweckten. Ich läugne nicht, fing er an, daſs wir mit einer Art von Plan und Erwartung hierher gekommen sind; aber es bedurfte auch nichts als deinen ersten Anblick, um zu sehen daſs von allem dem nicht mehr die Rede seyn könne. Alles, warum ich dich also im Nahmen des unglücklichen Vaters zu bitten wage, ist, daſs es mir erlaubt werde, dich durch eine ausführliche Darstellung unsers in seiner Art vielleicht einzigen Falles in den Stand zu setzen, den Grad des Mitleidens Selbst zu bestimmen, den, wie ich nicht zweifle, die Güte deines Herzens uns nicht versagen wird.

Auf diesen hinterlistigen Eingang machte er mir nun, nachdem ich ihn mit aller geziemenden Holdseligkeit dazu aufgemuntert hatte, eine umständliche und (lache nicht, Aristipp) wirklich rührende Erzählung von der ganzen Geschichte der seltsamen Krankheit des jungen Charitons, wovon ich, da es mir nicht um einen Angriff auf deine Mildherzigkeit zu thun ist, zu dem, was ich dir von ihrem Ursprung und Fortgang bereits berichtet habe, nur so viel hinzu thun will, als des Zusammenhangs wegen nöthig zu seyn scheint.

Nach mancherley vergeblichen Versuchen, welche von verschiedenen Ärzten und Quacksalbern an dem zerrütteten Jüngling gemacht worden, war es endlich demjenigen, unter dessen Aufsicht er sich gegenwärtig befindet, gelungen, die Raserey, die ihm nur selten Ruhe lieſs, zu einer stillern Art von Wahnsinn herabzustimmen; so daſs man wieder zu hoffen anfing, er könnte durch eine behutsame und schonende Behandlung vielleicht wieder herzustellen seyn. Seine Fantasie wurde zwar noch immer von einer einzigen

Vorstellung tyrannisch beherrscht; aber sie nahm unvermerkt einen weniger unordentlichen Gang, und bestrebte sich eine Art von scheinbarem Zusammenhang in ihre Fieberträume zu bringen. Das gewöhnlichste war jetzt, daſs er die Bildsäule, die all dieſs Unheil angerichtet hatte, mit einer wirklichen Person verwechselte, und in den hellern Augenblicken, die jetzt öfter als sonst kamen und länger dauerten, sich fest in den Kopf setzte, seine Geliebte sey ihm von einem feindseligen Dämon oder boshaften Zauberer geraubt, und durch magische Künste in ein Marmorbild verwandelt worden. Auf diesen Wahn hatte nun Praxagoras, nachdem einige andere Versuche, denselben zum Vortheil des Kranken zu benutzen, fehlgeschlagen, zuletzt den Plan gebaut, bey dessen Ausführung ich Unschuldige (wie es scheint) die Hauptrolle spielen sollte. Er wuſste unvermerkt die Einbildung in ihm zu erwecken, es lebe auf einer unbewohnten Insel des Griechischen Meeres eine mächtige und wohlthätige Nymfe und Zauberin, durch deren Beystand er wieder zum Besitz seiner Geliebten gelangen könne. In dieser Hoffnung hatte sich der arme Chariton ziemlich ruhig zu Schiffe bringen lassen; während der ganzen Reise war er meistens still und in sich selbst gekehrt geblieben, und nun, da er in dem Palast der magischen Nymfe angekommen zu seyn glaubte, schien er mit Ungeduld und argwöhnischem Miſstrauen, welche alle Augenblicke einen stürmischen Ausbruch besorgen lieſsen, des Erfolgs, worauf man ihn vertröstet hatte, gewärtig zu seyn.

Praxagoras beschloſs seine Erzählung mit der nochmahligen Erklärung: daſs sie alles, was in diesem so weit auſser dem gewöhnlichen Wege liegenden Vorfall zu thun seyn möchte, meiner Weisheit und Groſsmuth unbedingt überlieſsen. Die Weisheit war hier zu viel, wirst du denken; wenigstens muſste ich mich durch ein so feines Kompliment aufgefordert fühlen, diese Weisheit nun auch zu behaupten, die man mir so uneigennützig geliehen hatte. Ich antwortete also nach einer kleinen Pause: Wiewohl weder ich, noch mein Bild, noch der Bildhauer Skopas, von irgend einem Gerichtshof in der Welt für dieses ohne Zuthun unsers Willens veranlaſste Unglück verantwortlich gemacht, und zu irgend einer Art von Vergütung desselben verurtheilt werden könnten, so fühlte ich mich doch aus Menschlichkeit geneigt, und gewisser Maſsen sogar verpflichtet, alles, was billiger Weise von mir erwartet werden könnte, zum Troste des bedauernswürdigen Vaters beyzutragen. Durch einen glücklichen Zufall (fuhr ich fort) befindet sich die Bildsäule, die wir nöthig haben werden, eben hier in diesem Hause, da sie sonst in einem Gartensahle meines Landguts zu Ägina zu stehen pflegt. Wie meinst du, wenn wir einen Versuch machten, was ihr unverhoffter Anblick — Aber beynahe hätte ich vergessen, daſs Ihr eine Zauberin mit ins Spiel gezogen habt, deren Erscheinung uns jetzt unentbehrlich ist, da der Kranke alle seine Hoffnung auf ihren Beystand baut. Auch diese ist gefunden. Es leben etliche junge Korinthierinnen unter meiner Aufsicht, von welchen Eine ganz das ist, was wir nöthig haben; ein schönes Mädchen, von prächtiger Gestalt, und reichlich mit jedem heroischen Reitz begabt, der sie zur Darstellung einer Medea oder Circe geschickt machen kann. Ich werde sie, weil Gefahr im Verzug ist, ungesäumt in der Rolle, die sie zu spielen hat, unterrichten, und sie in einem so blendenden Kostum vor unserm Nymfolepten erscheinen lassen, daſs wir unsre gute Absicht schwerlich verfehlen werden.

Praxagoras konnte nicht Worte genug finden, mir für meine edelmüthige Herablassung zu danken, und nachdem wir alles auf jeden Fall Nöthige verabredet hatten, wurde sofort Hand ans Werk gelegt. Einer der gröſsten Sähle des Hauses wurde zur Scene unsers Drama's eingerichtet, und eine Stunde der Nacht zur Ausführung angesetzt. Für den Vater und deine närrische Freundin wurde ein Platz abgesondert, wo sie, ohne selbst gesehen zu werden, alles wahrnehmen konnten. Die Stunde kam. Bleich und abgezehrt wankte der arme Chariton von seinem Arzt geführt heran; seine Gesichtsbildung schien mir ziemlich unbedeutend, aber nicht unedel, und durch die stille Schwermuth, die um seine lockichte Stirne hing, sogar ansprechend. Er schien beym Eintritt in den Sahl über die Scene, die ihm in einer künstlichen Beleuchtung entgegen schimmerte, mehr erstaunt als erschrocken zu seyn. Euforion, in einem prächtigen Anzug, einen funkelnden Gürtel um den Busen, eine kleine Strahlenkrone auf dem Haupte, und von reichgeschmückten jungen Nymfen umringt, auf einem erhöhten Thron sitzend, war das erste was ihm in die Augen fiel. Er blieb plötzlich stehen, schaute bald mit fragenden Blicken auf die schöne Zauberin, bald mit suchenden im Sahl herum, wie im Zweifel ob er seinen Augen glauben dürfe, und als ob er sich nach etwas umsehe, das hier vorhanden seyn müsse. Tritt näher, Chariton, und sey ohne Furcht, sprach sie: ich habe dich in meinen Schutz genommen; der Räuber deiner Geliebten ist entwaffnet, ich gebe sie dir wieder. Siehe! — Mit diesem Worte that sich ein Vorhang auf, der die Bildsäule bisher verdeckt hatte, und vermittelst eines andern, der plötzlich und ohne Geräusch herab fiel, schwand die Zauberin mit ihren Nymfen aus seinen Augen. Soll ich dir gestehen, Aristipp, daſs die Bewegungen, wodurch sich die Gefühle des bestürzten Jünglings bey Erblickung dieses Bildes ausdrückten, meiner Eitelkeit wirklich ein schmeichelhaftes Schauspiel gaben? Er blieb eine Weile wie in den Boden gewurzelt stehen, sah sich schüchtern und lauschend um, als ob er beobachtet zu werden fürchte, trat dann näher hinzu, und stutzte wieder zurück. Ein langer tiefer Seufzer schien ihm endlich Luft zu machen; zweifelhaft und nachsinnend betrachtete er das geliebte Bild, schien es auf einmahl zu erkennen, und stürzte freudetrunken mit ausgebreiteten Armen auf dasselbe hin. Bist du es wirklich? hab ich dich endlich wieder? rief er aus, und umklammerte die frostige Geliebte, als ob er mit ihr zusammen wachsen wollte. — „Aber warum bist du so stumm? so kalt? so unempfindlich? — Fühlst du denn meine glühenden Küsse nicht? — Ach! sie haben mich betrogen! Du bist noch Marmor! Deine schönen Augen sind ohne Licht, kein Herz schlägt in diesem lieblichen Busen! Sie haben mich betrogen die Grausamen — aber es wird ihnen nichts helfen! Ich fühl' es, auch im Marmor liebst du mich — diese todte Hand hat mich berührt — dein Arm windet sich eiskalt um meine erstarrende Hüfte — o Dank, ihr Götter! ich werde zu Marmor mit ihr!"

Es war hohe Zeit daſs Praxagoras sichtbar ward, um einem Rückfall in seine vorige Tollheit noch zuvorzukommen. Wir haben dich nicht betrogen, lieber Chariton, rief er ihm zu: noch eine kleine Geduld und du wirst glücklich seyn! — Der Jüngling stutzte, da er den Arzt, den er schon lange als seinen einzigen Freund anzusehen gewohnt war, mit offnen Armen auf ihn zueilen sah, und schien in einigen Augenblicken wieder zu sich selbst zu kommen. Sey gutes Muths, fuhr Praxagoras fort, indem er einen Arm um ihn schlang, und ihn unvermerkt von der Bildsäule entfernte; ein so schweres Werk, wie die Entzauberung deiner Geliebten ist, kann nicht in einem Augenblick zu Stande kommen; genug daſs die mächtige Alfesiböa, deine Beschützerin, mit Eifer daran arbeitet, und zur einzigen Bedingung des glücklichen Erfolges macht, daſs du dich noch eine kurze Zeit geduldest. — Durch diese und dergleichen Zureden lieſs sich der junge Mensch nach und nach besänftigen; und so brachte ihn der Arzt mit guter Art wieder auf sein eigenes Zimmer, wo die Nacht zwar ohne Schlaf, aber doch unter ziemlich ruhigem Fantasieren vorüberging.

Die Frage war nun, in einer abermahligen Rücksprache zwischen dem Arzt und der weisen Lais, wie die mächtige Zauberin Alfesiböa in den Stand gesetzt werden könne, Wort zu halten. Daſs die Bildsäule belebt werden müsse, wenn Chariton von seinem Wahnsinn gründlich geheilt werden sollte, schien beiden etwas ausgemachtes. Der Arzt gestand, daſs Anfangs groſse Fehler in der Behandlung des Kranken begangen worden. Damahls, meinte er, wäre durch ein paar geschickte Kunstgriffe leicht zu helfen gewesen. Aber nun, da es einmahl so weit mit ihm gekommen — Was nun zu thun? — Ein Dritter hätte eben dieselbe Antwort auf diese Frage in beiden Gesichtern lesen können. Es gab jetzt nur Einen Weg die Statue zu beleben, nur Eine Person die das Wunder verrichten konnte; ihr Nahme lag beiden auf der Zunge; aber er gehörte unter die unaussprechlichen Worte. Wer durfte der weisen Lais ansinnen, sich selbst zum Opfer der albernsten aller albernen Grillen des unartigen Bastards des Porus und der Penia darzustellen? Und wie war zu hoffen, daſs sie sich aus bloſser Menschlichkeit von freyen Stücken zu einer so zweydeutigen Heldenthat entschlieſsen würde? Beide sahen einander mit einverstandenen Blicken an und — schwiegen. Endlich lösete deine schnellbesonnene Freundin den Knoten mit einem raschen Hieb, — und wer sonst hätte es thun können, wenn sie es nicht that? Auf irgend eine Art muſs die Sache zu einem Ausgang gebracht werden, sagte sie. Sey du ruhig, Praxagoras; bereite deinen Kranken mit der guten Art, die dir eigen ist, zu einer glücklichen Begebenheit vor, und mich laſs für das Übrige sorgen.

Mein erster Gedanke, als der Arzt sich wegbegeben hatte, war — rathe, was? mein scharfsinniger Herr! — Du wirst rathen: eine meiner Nymfen, etwa die schöne Zauberin selbst (die mir wirklich an Gröſse und Gestalt ziemlich ähnlich ist) in einem nur vom Monde schwach beleuchteten Zimmer unterzuschieben? — In der That hast du meinen ersten Gedanken errathen; aber — δευτεραι φροντιδες — du weiſst ja? — Oder könntest du dir im Ernst einbilden, deine Freundin Lais, bekannter Maſsen eine Art von Filosof und von allem was Vorurtheil und Leidenschaft heiſst, freyer als Sokrates und Plato selbst, sollte, wenn auch das Wunderbare keinen Reitz für sie hätte, nicht wenigstens so viel Neugier haben, dem Spiele der Natur bey einer so

8.

Beförderinnen der Kunst auf ihre Kosten zu seyn,
War ihnen versagt. Zuletzt fiel Leoparden ein,
Es könnten die Schwarzen, die ihr Gefolge vermehren,
Der Westen und Schürzen im Nothfall wohl entbehren,
Womit sie, nicht sowohl aus Wohlstand als zum Staat,
Bekleidet waren. Der ganze weibliche Rath
Klatscht diesem Einfall zu; man fand ihn klug und billig,
Und kurz die Mohren mufsten, unwillig oder willig,
Zu Gunsten der Dame und ihrer Najaden
Sich ihrer gestreiften Westen und runden Schürzen entladen.

9.

Die Nymfen putzten damit sich in die Wette heraus,
Und schmeichelten sich, sie sähen wie echte Oreaden
In ihrem neuen Anzug aus;
Denn bey den meisten bedeckten die Schürzen kaum die Waden.

auſserordentlichen und schwerlich jemahls wiederkommenden Gelegenheit in der Nähe zuzusehen? — Aber freylich! — Man muſs gestehen — du hast Recht, Aristipp! — Die schöne Alfesiböa würde sich vielleicht ohne groſsen Zwang gefallen lassen — Wir wollen sehen.

Die Entzauberung ist glücklich zu Stande gekommen, mein Freund. Die freundliche Göttin, die sich in alten Zeiten eines Cyprischen Bildners in einem ähnlichen Fall erbarmte, war so gefällig das Wunder zum zweyten Mahle zu verrichten. Erwarte keinen umständlichen Bericht. Genug, das Marmorbild erwarmte, athmete, lebte auf, bekam eine Seele unter den Küssen des Glücklichen; und die Besorgniſs, daſs er vor lauter Entzücken über ihre wiedergekehrte Seele, die seinige in ihren Armen ausathmen möchte, war das einzige, was der Göttin den Trost, ein so seltsames Abenteuer zu einem fröhlichen Ausgang gebracht zu haben, beynahe verkümmert hätte. Glücklicher Weise fiel der neue Pygmalion bey Zeiten in einen tiefen zehenstündigen Schlaf, und beym Erwachen fand ihn der Arzt (der schon ein paar Stunden, vor seinem Bette sitzend, an der Länge seines Schlummers, der frischen Farbe seiner Wangen und dem weichen ruhigen Schlag seines Pulses sich ergetzt hatte) wie in ein neues Leben geboren. Er schien wieder in vollem Besitz seines Verstandes, so viel er dessen je gehabt haben mochte, und erinnerte sich des Vergangenen nur überhaupt, wie eines schweren Traumes, dessen Umstände so übel zusammenhingen, daſs er Mühe hatte sich das Ganze klar zu machen. Aber, sagte er, wenn auch das ein Traum war, was mir diese Nacht begegnete, so wünschte ich mir wohl, ewig wie Endymion zu schlafen, um ewig so zu träumen. — Zu gröſserer Sicherheit zapfte ihm Praxagoras noch etliche Unzen Blut ab, mit dem Vorbehalt, ihn nach und nach durch gute Nahrung und edeln Wein wieder so viel zu stärken, als ihm dienlich seyn möchte. Nicht wenig trugen vermuthlich zu Befestigung seiner Genesung auch die Grazien und Nymfen meines Hauses bey, welche (wie du bezeugen kannst) durch Schönheit, Talente, gefälliges Wesen und ungezwungene Sittsamkeit so ausgezeichnet sind, daſs keine Gesellschaft für sie zu gut und die ihrige für niemand zu schlecht ist. Der junge Aspendier gefiel sich so wohl unter ihnen, daſs er unvermerkt selbst immer liebenswürdiger ward.

Zwey Tage nach seiner Wiederherstellung gab uns seine erste Zusammenkunft mit mir ein Schauspiel, das eines Beobachters wie Du werth gewesen wäre. Ich hatte mich, um mit der Bildsäule des Skopas so wenig als möglich gemein zu haben, äuſserst matronenmäſsig angezogen; überdieſs schien ich merklich gröſser und stämmiger und wenigstens zwanzig Jahre älter zu seyn, als das Ebenbild meines sechzehnten Jahres. Dem ungeachtet stutzte Chariton bey meinem Anblick, und eine mit Mühe zurückgehaltene Ausrufung blieb zwischen seinen Lippen stecken. Doch schien er seinen Augen nicht zu trauen, und mit dem Gefühl zu kämpfen, welches ihm sagte daſs er mich anderswo gesehen habe. Es war nicht mehr als billig, daſs ich ihm die Mühe, dieſs Gefühl durch Reflexion zu übertäuben, auf alle Weise erleichterte, und den Zauber meiner weltberühmten Reitze durch den Anstand und Ernst einer Dame, welche schon neun Olympiaden überlebt hat, so viel nöthig seyn möchte, zu entkräften suchte. Dieſs wirkte zusehends, und in kurzem sagte mir seine ehrerbietige Zurückhaltung, daſs er die Überraschung des ersten Anblicks bloſs einer zufälligen Ähnlichkeit beymesse. Die Richtigkeit dieser Vermuthung, und die Vollständigkeit der Genesung des jungen Aspendiers bestätigte sich, sobald sich dieser mit seinem Vertrauten wieder allein befand. Kannst du dir vorstellen, sagte er zum Arzt, daſs mir beym ersten Anblick der Frau dieses Hauses beynahe etwas Albernes begegnet wäre? — Ich bemerkte wohl, erwiederte Praxagoras, daſs du von einem Augenblick zum andern die Farbe verändertest. — Wirklich, fuhr jener fort, sieht sie in einer gewissen Entfernung der Bildsäule meines fatalen Traumes so ähnlich, daſs ich beynahe die Besonnenheit darüber verloren hätte. — Dergleichen Ähnlichkeiten kommen häufig vor, versetzte der Arzt, und fallen immer zuerst in die Augen; aber bey genauerer Ansicht zeigt sich gemeiniglich eine so groſse Verschiedenheit, daſs man sich wundert, sie nicht sogleich wahrgenommen zu haben. — So ging mirs auch, sagte Chariton; es dauerte nicht lange, so kam ich mir selbst mit meiner Einbildung lächerlich vor; hoffentlich hat die schöne Lais nichts davon gemerkt. — Wenigstens ist zu glauben, versetzte Praxagoras, daſs sie sich deine Verwirrung bloſs aus dem Eindruck erklärt hat, den sie gewöhnlich auf jeden, den sie zum ersten Mahl anredet, zu machen pflegt. — In der That, sagte der Jüngling, hab' ich nie so viel Majestät mit so viel Anmuth gepaart gesehen. — „Ich auch nicht, Chariton, wiewohl meine Augen dreyſsig Jahre älter sind als die deinigen.“

◆

Mit Einem Wort, Aristipp, die Kur ist glücklich vollendet; und da man nicht weiſs, oder aus gebührender Bescheidenheit nicht wissen will, welcher Mittelsperson das Wunder zuzuschreiben ist, so tragen die Götter (denen wir Sterbliche so häufig durch Dank oder Undank gleich viel Unrecht thun) unverdienter Weise den Dank allein davon.

Meine Gäste haben sich ohne Mühe bereden lassen, so viele Tage bey mir zu verweilen, als Praxagoras zu Befestigung der Gesundheit seines Pfleglings für nöthig hielt. Der Alte, der ein mächtiger Kunstliebhaber ist, brachte seine meiste Zeit in der Werkstatt meines Freundes Eufranor zu, von dessen vielfachen Talenten er ganz bezaubert ist. Noch mehr ist es der Sohn von den Talenten der reitzenden Euforion, die sich ihm in kurzem so unentbehrlich zu machen gewuſst hat, daſs sie ihn mit Bewilligung des Vaters nach Aspendus begleiten wird. Sie ist zwar eine Waise und ohne Vermögen; aber sie stammt in gerader Linie von einem Schwestersohn des Tyrannen Kypselus 7) ab, und ich werde dafür sorgen, daſs sie nicht mit leeren Händen in das Haus des edeln Aspendiers einziehen soll.

Sie sind nun wieder abgereist, und wenige Stunden, nachdem sie den Hafen von Kenchreä verlassen hatten, wurde mir im Nahmen des

Alten zu seinem Andenken eine schwere, zierlich gearbeitete goldne Schale, und, zum Austheilen unter meine jungen Freundinnen, verschiedene Stücke der schönsten Persischen und Fönizischen Zeuge zugestellt.

Meine Abreise nach Ägina ist auf einen der letzten Tage des Elafebolions festgesetzt. Auſser einem Theil meiner Hausgenossen werde ich niemand mit mir nehmen als meinen Günstling unter den hiesigen Künstlern, Eufranor, welchen ich mit dir in Bekanntschaft zu bringen ungeduldig bin. Ich bin gewiſs du wirst ihn liebgewinnen, und den Vorzug billig finden, den ich ihm vor seinen Mitbürgern gebe.

Unter den Vergnügungen, die ich in meiner kleinen Zauberinsel mit dir zu theilen hoffe, ist keine der geringsten, daſs wir Platons Symposion zusammen lesen werden. Ich gestehe, daſs die hohe Schönheit seines Geistes, und der Reichthum von Erfindungskraft und Witz, den er in diesem Drama von einer ganz neuen Art, mit der stolzen Freygebigkeit eines Krösus, der sich der Unerschöpflichkeit seiner Quellen bewuſst ist, so üppig verschwendet hat, mich beym ersten Durchlesen dermaſsen hinriſs, daſs ich es mehr verschlungen als gelesen habe. Wenn es ihm mit seiner Schwärmerey Ernst ist, (woran ich fast zweifle) so ist er der liebenswürdigste Schwärmer, den ich mir denken kann; und ich würde hinzusetzen, auch der gefährlichste, für mich wenigstens, wofern seine Fysionomie wirklich so schön und geistvoll ist, als sein Neffe Speusippus sie mir angepriesen hat.

10.

Aristipp an Lais.

Wenn ich dir etwas schmeichelhaftes deines jungen Aspendiers wegen sagen sollte, schöne Laiska, so würde mir die Krankheit, nicht die Kur, den Stoff dazu geben müssen. Die letztere wäre, aller Wahrscheinlichkeit nach, einer deiner Mägde eben so gut gelungen als der Zauberin Euforion, oder — die Grazien mögen mir verzeihen daſs ich sage — der Göttin selbst. Jene hingegen könnte unter den Wundern, die deine Schönheit bereits gethan hat, vielleicht das gröſste scheinen, wenn es wirklich ein gröſseres Wunder wäre, daſs dein Bild einen jungen Aspendischen Schwächling rasend machte, als daſs du selbst schon mehr als Einen Kopf, mit dem es sonst ziemlich richtig stand, aus dem Gleichgewicht gerückt hast. Der gute Chariton hatte, wie es scheint, von dieser Seite wenig zu verlieren; und da ein im Grunde doch nur sehr gemeines Hausmittel gegen ein schon ziemlich eingewurzeltes Übel so gut und schnell bey ihm anschlug, so ist nicht zu zweifeln, es würde, wenn man gleich Anfangs darauf verfallen wäre, dem alten Aspendier und seiner Familie viel Kummer, Plackerey und Ausgaben, dem jungen ein paar verlorne Jahre, und dir einen sehr entbehrlichen Zusatz zu deiner Celebrität erspart haben. — Aber was rede ich Undankbarer gegen die goldene Kette der menschlichen Thorheiten und Miſsgriffe, an welcher doch zuletzt alle unsere Schicksale, die glücklichen wie die unglücklichen, hangen? Hätte Tyche nicht in einer ihrer seltsamsten Launen die Kunstliebhaberey des alten Charidemus, den Zufall der eine Kopey der Skopassischen Venus in seine Hände spielte, die kränkelnde Reitzbarkeit seines verzärtelten schwachsinnigen Sohns, die geringe Besonnenheit der ganzen Familie, den Unverstand der ersten Ärzte, und die auf bloſses Gerathewohl gewagte lange Reise von Aspendus nach Korinth, hätte, sage ich, die Göttin des Zufalls dieſs alles nicht mit dem zarten Billigkeitssinn und dem filosofischen

Vorwitz der schönen Lais so fein zusammen gewebt, so würde — wahrlich so würde Aristipp das Vergnügen nicht gehabt haben, seine Freundin einen ganzen Monat früher zu sehen! — Aber womit hat denn Aristipp verdient, auf so vieler wackerer Leute Unkosten ganz allein und unentgeltlich die süſse Frucht ihrer Thorheiten einzuernten? — Antworte mir jemand auf diese Frage etwas Besseres als: so ist nun einmahl die Weise der groſsen Weltregentin! Glück und Verdienst, Ausgabe und Gewinn, Genuſs und Arbeit, scharf und gleich gegen einander abzuwägen, ist ihres Thuns nicht; und gegen Einen, der die Früchte seines mühsamen Fleiſses unverkümmert genieſst, ernten neune wo sie nicht gesäet haben.

Da ich einmahl im Zug bin über die Geschichte deiner Aspendier zu moralisieren, so erlaube mir noch eine Bemerkung, die ich zwar schon hundert Mahl bey andern Gelegenheiten gemacht habe, die aber hier nöthig ist, um der vorbelobten Göttin nicht mehr Ehre zu geben als ihr gebührt. Es braucht gewöhnlich zu einer ungeheuren Masse von Narrheit und Albernheit nur ein einziges Körnchen Menschenverstand, und etwa noch, wenn du willst, ein kleines Tröpfchen Gutherzigkeit, um, wenn alles zusammen gegohren hat, am Ende ein leidliches, ja wohl gar gutes Resultat herauszukriegen; dafür würde aber auch ohne diese wenigen Zuthaten ganz und gar nichts taugliches herausgekommen seyn. So ist, z. B. an dieser ganzen Aspendischen Geschichte nichts verständiges als der Einfall des Arztes Praxagoras, die Ursache des Wahnsinns des jungen Menschen zum Mittel seiner Genesung zu machen. Ohne diesen gescheidten Einfall würde wahrscheinlich zuletzt die ganze wohlvornehme Sippschaft des ehrsamen Charidemus um ihr Biſschen Verstand gekommen seyn. Aber gleichwohl, was hätte der gute Gedanke frommen können, wenn die schöne Lais sich nicht in einem raschen Anfall von Gutherzigkeit entschlossen hätte, dem Übel abzuhelfen, bevor sie noch das Mittel dazu in Überlegung genommen hätte?

Dem sey indessen wie ihm wolle, vergiſs mir ja nicht, liebe Laiska, die prächtige Trinkschale des Aspendiers mit nach Ägina zu nehmen. Ich muſs daraus auf die Gesundheit aller gescheidten Leute trinken, die durch schöne Weiber zu Narren, und aller Narren die durch kluge Weiber gescheidt werden. Wie groſs wohl die Anzahl der letztern gegen die erstern seyn mag? — Das soll uns den Stoff zu einem Tischgespräch geben, woraus sich zur Noth ein Gegenstück zu Platons Symposion drechseln lieſse.

Sie lieſsen, um dem Kostum getreu zu seyn, ohne Band
Ihr langes Haar die weiſsen Schultern umfliegen,
Und schnitten, die Arme bloſs zu kriegen,
Die Ärmel der Westen weg. Selbst Leoparde empfand
Ein königstöchterliches Vergnügen,
Als sie, des ganzen Kopſs länger, in ihrer Mitte stand,

10.

Wie einer Diane geziemt. Die neuen Oreaden
Durchstreiften itzt Berg und Thal in ihrer Karnevallstracht,
Bis endlich, beym stillen Lichte der schönsten Sommernacht,
In vorbesagtem Thale, versteckt von den Rosengestaden
Des kleinen Flusses, der arme Trebisond
Die Göttin und ihre Nymfen im Baden,
Mit wenig Drapperie beladen,
Zufälliger Weise beschlich. Zum Unglück schien der Mond
In vollem Glanz. Er glaubte sich sicher vor ihren Blicken;
Doch ihn verrieth zuletzt sein allzu lautes Entzücken.

Ernsthaft gesprochen, muſs ich gestehen, daſs dieser neue Zwitter von Filosofie und Poesie, von seiner glänzenden Seite betrachtet, die Lobsprüche verdient, die du ihm in der Entzückung des ersten Genusses ertheilt hast. Neuheit der Erfindung, Reichthum des Stoffs, Schönheit der Form, angenehm abwechselnde Mannigfaltigkeit der Unterhaltung, sinnreiche Allegorien, zum Theil (wie die vom Ursprung des Eros aus der verstohlnen Umarmung des Porus und der Penia) in Milesische Mährchen eingekleidet, feiner Atticism des scherzenden und edle Würde des ernsten Tons; zu allem diesem (mit wenigen Ausnahmen) eine groſse Zierlichkeit der Sprache, und ein Rhythmus, den ich, in allem was nicht gesungen werden soll, dem Metrischen in mancherley Rücksicht vorziehe, — dieſs alles ist bisher wohl in keinem Werke dieser Art in einem so hohen Grade vereinigt gesehen worden, und Protagoras, Gorgias, ja Prodikus selbst, haben hier ihren Meister gefunden. Ob ich gleich nie glauben werde, daſs Plato (wie er von einigen beschuldigt wird) des lächerlichen Übermuths fähig sey, durch seine Dialogen den alten Homer verdrängen zu wollen: so sehe ich doch, daſs er, vom Geist einer edeln Ruhmbegier angeweht, der Welt in diesem Symposion zeigen wollte, daſs er die Geheimnisse der Komposizion und Darstellung nicht weniger in seiner Gewalt habe, als die Kunstgriffe der Rhetorik und Dialektik; daſs seine Fantasie fruchtbar genug sey, ihn mit einer Menge neuer Erfindungen, Bilder und Gedanken aller Art zu versehen; mit Einem Worte, daſs es nur auf seinen Willen ankomme, ein eben so groſser Redner und Dichter als scharfsinniger Sofist und subtiler Begriffespalter zu seyn. Auch kann ich nicht umhin, dich auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der in meinen Augen einer der gröſsten Vorzüge dieses Dialogs ist, nehmlich daſs Sokrates in keinem andern sich selbst so ähnlich sieht; wiewohl ich damit nicht gesagt haben will, daſs er nicht noch immer zu viel platonisiert, um für den ächten unverfälschten Sohn des Sofroniskus, wie wir ihn beide gekannt haben, gelten zu können. Alles indessen, was an diesem Werke zu loben ist, zusammen gerechnet, hat unsre Litteratur, meines Bedünkens, dadurch wieder einen groſsen Schritt vorwärts gemacht, und wenn sie so fortführe, würde man dereinst auch von unsern prosaischen Schriftstellern, wie von unsern Dichtern, Bildnern und Architekten, sagen können, daſs sie andern Völkern und künftigen Zeiten, wenigstens was die Form betrifft, nichts als das Bestreben ihre Werke, als die höchsten Modelle des Schönen in der Kunst, zu studieren und nachzuahmen übrig gelassen hätten. Ob aber auch die Filosofie, in so fern sie die Wissenschaft alles dessen ist, was der Mensch wissen soll und wissen kann, so viel dadurch gewonnen habe als seine Verehrer behaupten, und überhaupt wie das ganze Werk, wenn es Stück vor Stück einer strengen Prüfung unterworfen würde, vor dem ernsten unbestechlichen Richtstuhl der Wahrheit und Sittlichkeit bestehen würde, dieſs, liebe Laiska, ist eine andere Frage, deren Erörterung uns in eine so langweilige Analyse verwickeln würde, daſs ich die Entscheidung lieber bey einer zweyten ruhigern Lesung deinem eigenen Gefühl überlasse. — Doch du willst ja, daſs wir das Symposion unter den Augen deiner Grazien zu Ägina mit einander lesen? Auch das, meine Freundin! wenn uns diese freundlichen Göttinnen ja so abhold seyn könnten, uns keine angenehmere Beschäftigung zu geben.

Lege mir es übrigens nicht zur Eifersucht aus, wenn ich dir sage, deine Fantasie schwärme, flattre und kreise so viel um diesen Plato herum, daſs ich nicht dafür gut stehen möchte, daſs er dir nicht, wie du jetzt scherzweise sagst, zuletzt noch in ganzem Ernste gefährlich werden könnte. Wirklich weiſs ich dir zu Verhütung dieses Unglücks keinen bessern Rath, als wieder einmahl nach Athen herüber zu kommen, und dich mit deinen eigenen Augen von der Schönheit seiner Fysionomie und der Liebenswürdigkeit seiner Schwärmerey zu überzeugen. Ich glaube selbst, wofern er sichs in den Kopf setzte, so artig und liebenswürdig gegen dich zu seyn als er könnte, eine Frau wie du würde an ihrer ganzen Stärke nicht zu viel haben, um sich seiner zu erwehren. Aber wenn die Gefahr aufs höchste gestiegen wäre, brauchtest du auch nichts weiter als eine seiner Vorlesungen über seinen Parmenides, Protagoras, oder Kratylus zu hören, um — sogar den Cynischen Diogenes liebenswürdig zu finden, wiewohl seine Haare, seitdem er sie mit seinen Fingern kämmt, nicht in der besten Ordnung sind.

Der schöne Kleofron empfiehlt sich deinem Andenken. Er hat sich seit einiger Zeit so eifrig auf die Speusippische Filosofie gelegt, daſs in wenigen Monaten eine kleine Luftveränderung in Ägina, wofern du die Güte hättest, ihn einzuladen, ihm ungemein zuträglich seyn dürfte.

11.

Aristipp an Kleonidas.

Es wäre schwer, bester Kleonidas, dir zu beschreiben, wie mir zu Muthe ward, als ich mich am dritten des letztverwichnen Munychions wieder in dem reitzenden Landsitz unsrer Freundin befand, den ich seit dem Anfang des zweyten Jahres der fünf und neunzigsten Olympiade nicht wieder gesehen hatte. Die neun Jahre, um die ich indessen älter geworden bin, haben ihm nicht nur allen Reitz der Neuheit wieder gegeben, sondern die Wirkung seines eigenen Zaubers noch durch tausend verwandte Erinnerungen verstärkt. Als ich an ihrer Hand zum ersten Mahl wieder in den Garten trat, tauchten plötzlich die Bilder der schönsten Gegenden und Lustörter, die ich binnen dieser Zeit gesehen hatte, in meinem Gedächtniſs auf, und gewährten mir, indem sie sich an die vor mir liegenden Scenen anschlossen, einen unbeschreiblichen Augenblick. Aber fast eben so plötzlich wurden sie wieder, wie morgenröthliche Duftgestalten von der aufgehenden Sonne, von dem lebendigern Gefühl des Gegenwärtigen verschlungen. Weder Panionions liebliche Gefilde, noch die zauberischen Hügel und Thäler von Lesbos, noch das Elysische Tempe hatte ich an Ihrem Arm gesehen; in keinem von jenen zweymahl die schönste der Horen mit Ihr gefeiert, in keinem den Bund ewiger Freundschaft am Altar der Grazien mit Ihr beschworen. Welchen magischen Glanz gossen alle auf Einmahl erwachende Bilder der Vergangenheit über alles aus was ich sah, über jede Stelle, die ich betrat! über jede schattende Baumgruppe, unter welcher wir saſsen, jede unter Blumengewinden hin schleichende Quelle, an deren Rande wir lustwandelten, jede dunkle Myrtenlaube, jede stille Grotte, die unsre glücklichsten Augenblicke unter den Zauberschleier des Geheimnisses bargen! — Könntest du dich wundern, daſs dieſs alles mein Gemüth in eine Stimmung setzte, die den Wunsch, mit welchem ich nach Ägina gekommen war, zu Hoffnung erhöhte, und, da Lais selbst durch eine gewisse, mir an ihr ungewohnte Innigkeit ihres ganzen Betragens gegen mich, ähnliche Gefühle zu verrathen schien, mich einige Tage lang glauben lieſs, es könnte mir vielleicht gelingen, ihr meinen Plan für ihr künftiges Leben unvermerkt als ihr eigenes Werk in die Seele zu spielen? — Aristipp kann also auch schwärmen, wirst du denken? —

Ich gesteh' es, und lasse mir's nicht leid seyn; im Gegentheil, da ich die Gabe habe, daſs eine getäuschte Hoffnung für mich nichts weiter ist als das Erwachen aus einem schönen Traum, so danke ich der Natur auch für jeden Genuſs, den sie mir in Träumen schenkt. Aber wozu hier diese voreiligen Betrachtungen, da alles noch so lächelnde Anscheinungen hat?

Unsre Freundin hat sich in den drey Jahren, die seit unserer Zusammenkunft zu Rhodus verflossen sind, so wenig verändert, daſs ihre Schönheit vielmehr noch immer im Zunehmen zu seyn, und sogar von dem frischen Glanz der ersten Jugend nichts verloren zu haben scheint. Doch auch dieſs ist vielleicht nur ein täuschender Schluſs von Gleichheit der Wirkung auf Gleichheit der Ursache; denn es ist nicht unmöglich, daſs die gröſsere Sicherheit immer zu gefallen, und die gröſsere Vollkommenheit in der Kunst zu gefallen, das Wenige, was Sie durch die Zeit verloren haben könnte, doppelt und dreyfach ersetzt. Dem sey wie ihm wolle, gewiſs ist daſs ich sie noch nie so äuſserst liebenswürdig, nie in einer so sanften, beynahe möcht' ich sagen zärtlichen Stimmung gesehen habe, als in den ersten Tagen unsrer Wiedervereinigung. Sie schien sich nur in dem einfachsten ländlichsten Anzug zu gefallen. Das Marmorbecken vor ihrem Schlafgemach, worein ein schelmisch lächelnder Amor das Wasser aus seiner umgekehrten Fackel gieſst, vertrat diese ganze Zeit über die Dienste der kristallenen Näpfchen und Alabasterbüchsen, womit ihr Putztisch beladen zu seyn pflegt. Ein leichtes weiſses Gewand, eine Rose in den kunstlos sich ringelnden Locken, ein Veilchenstrauſs am Busen, waren ihr ganzer Putz. Kurz, sie spielte eine Art Arkadischer Schäferin aus der goldnen Zeit, mit so viel Natur und Anmuth, als ob sie nie etwas anders gewesen wäre. Sie schien in diesen glücklichen Tagen beynahe für mich allein da zu seyn; und ich? — du kennst meine Weise — alles Gute (und wahrlich auch das Angenehme ist gut) dankbar anzunehmen und zu genieſsen, ohne zu fragen, oder mir Kummer darüber zu machen, wie lang' es dauern werde. Aber wenn ich sage, daſs in einer einzigen Dekade wie diese mehr Lebensgenuſs ist, als in neunzig Jahren, wie man gewöhnlich zu leben pflegt, so glaube ich keinen übermäſsigen Werth auf sie gelegt zu haben.

Eufranor, der auf dem Fuſs einer vertrauten Freundschaft mit ihr steht, und dieses Vorzugs in mehr als Einer Rücksicht würdig scheint, hat eine Arbeit mit gebracht, womit er so eifrig beschäftigt ist, daſs man ihn, auſser bey Tische, nur in seiner Werkstatt zu sehen bekommen kann. Vielleicht ist dieſs zwischen Lais und ihm so verabredet worden; doch halte ich ihn für edel und bescheiden genug, aus eigner Bewegung die Rechte einer ältern Freundschaft ohne Scheelsucht anzuerkennen. Überdieſs scheint mir ein geheimes Verständniſs zwischen ihm und einer von den Zöglingen unsrer Freundin vorzuwalten, wodurch ihm (wofern ich recht beobachtet hätte) die Tugend der Selbstüberwindung freylich so sehr erleichtert würde, daſs sie beynahe aufhörte verdienstlich zu seyn.

Eufranor ist ein eben so gelehrter als geschickter Künstler; Bildner und Mahler zugleich, beiden Künsten mit gleicher Liebe zugethan, und in beiden gleich stark; was vielleicht Ursache seyn könnte, daſs er in keiner die hohe Stufe der Vortrefflichkeit und des Ruhms erreichen wird, die ihm nicht fehlen könnte, wenn er sich einer von beiden allein widmete. Sein Kunstsinn will sich aber um so weniger auf ein einzelnes Fach einschränken lassen, da es ihm in allen gelingt, und die Abwechslung (wie es scheint) groſsen Reitz für ihn hat. Was er dermahlen für Lais arbeitet, ist ein goldner Becher, dessen

Deckel, ein einziger herrlicher Sardonyx aus der Persischen Beute, mit halberhobenen Figuren von groſser Schönheit von ihm geziert wird. Seit kurzem hat er angefangen, sich vorzüglich mit der Wachsmahlerey zu beschäftigen, die er der lebhaftern Wirkung und gröſsern Dauerhaftigkeit wegen der gewöhnlichen mit dem Pinsel vorzieht, und zu einem bisher noch nie gesehenen Grade von Vollkommenheit zu bringen hofft. Man tadelt an seinen Werken, daſs er die Köpfe, vornehmlich an seinen heroischen Figuren, zu groſs mache, 8) worüber man sich, wenn der Tadel gegründet wäre, um so mehr verwundern müſste, da er ein Buch über die Symmetrie geschrieben hat, und sich mit dem Fleiſs, womit er diesen Theil der Kunst studiert habe, nicht wenig weiſs. „Daſs man, sagt er, meine Köpfe zu groſs findet, hat eine sehr natürliche Ursache: es kommt nicht daher, daſs meine Köpfe zu groſs, sondern daſs der andern ihre zu klein sind. Übermaſs taugt in allen Dingen nichts: aber was an jedem Dinge zu viel und zu wenig ist, läſst sich nicht durch eine einzige allgemeine Formel bestimmen. Schwerlich wird man mir beweisen können, daſs ich in der Proporzion meiner Köpfe über die schöne Natur hinausgehe; von dem gemein angenommenen Maſs hingegen entferne ich mich

11.

Der neue Aktäon wird gehört, gesucht,
gefunden,
Und von der Nymfenschaar (der's nicht an Herz
gebricht
An Einen Mann sich zu wagen) mit Efeukränzen
gebunden,
Ins helle jungfräuliche Mondenlicht
Dianen vorgeführt. Sie zürnte fast zum
Raſen,
Daſs der Vermeſsne, der mit profanem Gesicht
In ihren Reitzen gewühlt, noch Odem in seiner
Nasen
Behalten sollte; und wenn sie den armen
Wicht
In keinen Rehbock oder Hasen
Verwandelte, lag's gewiſs an ihrem Willen
nicht.

12.

Auf seinen Knieen und ohne die Augen aufzuheben,
Beschwor sie, mit heiſsen Thränen, laut schluchzend,
Blömurant,
Ihm lieber den Tod mit Einem Blicke zu
geben
Als ihn zu verbannen. Umsonst! Er soll zur
Strafe leben!

geflissentlich, weil der Kopf unstreitig derjenige Theil ist, worin der Geist und Karakter an Menschen und Thieren sich am stärksten und deutlichsten ausspricht; wiewohl ich nie vergesse, daſs alle, auch die kleinsten Gliedmaſsen des menschlichen Körpers mehr oder weniger karakteristisch sind. Nur dann, wenn die Köpfe meiner Heroen durch das proporzionelle gröſsere Verhältniſs, das ich ihnen gebe, nicht auch an Bedeutsamkeit und Energie gewinnen, verdiene ich Tadel; und dieſs ist noch auszumachen.“ Ob Eufranor Recht hat, überlasse ich deinem Urtheil. Mir sind die Köpfe in den wenigen Werken, die ich von ihm gesehen habe, nicht gröſser vorgekommen als sie seyn sollen. Aber das geübte und gelehrte Auge des Kenners miſst freylich schärfer, als der Blick eines bloſsen Liebhabers.

Der junge Antipater, dem ich zur Belohnung seines Fleiſses und guten Betragens das Glück ein paar Monate bey der schönsten Frau unsrer Zeit zu leben nicht versagen wollte, hat bereits, ohne es zu wissen oder wissen zu wollen, so viele Eroberungen gemacht, als weibliche Wesen in diesem Hause sind. Lais selbst begegnet ihm mit ausgezeichneter

Achtung, und läſst ihm seit einigen Tagen sogar ziemlich deutlich merken, daſs ihr die Art des Eindrucks, den sie auf ihn mache, nicht gleichgültig sey. Ich habe ihn auf nichts vorbereitet. Er soll alles mit eigenen Augen sehen, und sich in allem nach seinem eigenen Gefühl und Urtheil benehmen; und er sieht wirklich schärfer und beträgt sich männlicher, als man von einem Jüngling seines Alters erwarten sollte. Ich verberge ihm so viel möglich, daſs ich ihn beobachte, und erforsche nichts von ihm was er mir nicht von freyen Stücken sagt. Bis jetzt habe ich noch keine merkliche Veränderung an ihm wahrnehmen können. Er spricht von dieser Frau, die noch alles, was in ihren Gesichtskreis gerieth, bezaubert hat, mit der ruhigen Bewunderung, womit er von einer schönen Bildsäule reden könnte, und scheint auch nicht mehr als für eine Bildsäule für sie zu fühlen. Er begegnet ihr mit einer Ehrerbietung, womit eine Göttin zufrieden seyn könnte; läſst sich aber dadurch nicht abhalten, bey allen Gelegenheiten herzhaft andrer Meinung zu seyn als sie, und scheint weder die mindeste Ahnung zu haben, daſs er ihr durch seine kaltblütige Unbefangenheit miſsfallen könnte, noch sich Kummer darüber zu machen, wofern dieſs wirklich der Fall wäre.

Die Gewalt, welche die stärkste ihrer Leidenschaften, der Stolz, ihr über alle übrigen giebt, macht es schwer zu sagen, was sie bey einem ihr so ganz neuen Betragen wirklich fühlt; gewiſs ist, daſs man an dem ihrigen gegen ihn nicht das geringste Zeichen, daſs sie sich dadurch beleidigt finde, bemerken kann. Je mehr sie sich ihm nähert, je vorsichtiger zieht er sich zurück, und je mehr er sich zurück zieht, desto eifriger verdoppelt sie ihre Bemühungen ihn anzuziehen. Keines von beiden scheint auf das Spiel des andern Acht zu geben, sondern bloſs das seinige zu spielen, und es wäre seltsam genug, wenn eine so geübte Meisterin, mit so groſsen Vortheilen in der Hand, zuletzt doch das Spiel an einen so unerfahrnen Gegner verlieren sollte. Dein junger Landsmann, sagte sie einsmahls zu mir, ist in der That was du mich erwarten lieſsest; ich habe noch keinen Jüngling von zwanzig Jahren, mit einem Apollonskopf auf Schultern eines Meleagers, zugleich so trotzig und so schüchtern gesehen wie ihn. Er ist eine wahre Seltenheit. Nicht daſs er mir darum weniger gefiele, fuhr sie lächelnd fort: aber meine närrische Fantasie hatte sich voreiliger Weise auf etwas ganz anders eingerichtet — als ob alle junge Cyrener so dreist und zuversichtlich seyn müſsten, wie mein Freund Aristipp in diesem

Alter war! — Du wirst ihn schon ein wenig aufmuntern müssen, sagte ich. — „Meinst du? Sey unbesorgt, Aristipp! Es wird sich wohl geben. Ist doch Omfale mit dem Löwen- und Drachenbezwinger Herkules fertig geworden.“ — Aber dieſsmahl hatte sie sich in ihrer Rechnung geirrt; es gab sich nicht. Antipater blieb kalt und zurückhaltend, und schien es, zu meiner Verwunderung, immer mehr zu werden. Die arme Lais, der doch wahrlich nicht zuzumuthen war, sich so leicht überwunden zu geben, sah sich, da es ihr weder im Kostum einer Arkadischen Hirtin noch in ihrem gewöhnlichen gelingen wollte, zuletzt genöthigt, ihre reichsten Kleiderschränke und Juwelenkästchen aufzuschlieſsen, das ganze Belagerungszeug des Putztisches in Bewegung zu setzen, und die schlauesten Dienste ihrer aufwartsamen Grazien zu Verstärkung ihrer angebornen Reitze zu Hülfe zu rufen. Sie erschien nun alle Tage in einer neuen Gestalt, bald im Glanz einer morgenländischen Fürstin, bald in der künstlich nachlässigen üppigen Zierlichkeit einer gefälligen Milesierin; sie dramatisierte sich selbst in alle mögliche mythische Personen, und entwickelte in prächtigen Tanzspielen ihre feinsten Verführungskünste als Selene und Aurora, Galatea und Ariadne, Leda und Io, kurz, zeigte sich unter allen Formen in allen Farben, in allen Arten von Licht und Helldunkel. — Und wofür das alles? Um den gedemüthigten Stolz ihrer sieggewohnten Schönheit an einem rohen jungen Halbwilden zu rächen, der wofern er ihr, wie alle andere Sterbliche, gleich beym ersten Anblick gebührend gehuldiget, d. i. den Verstand ein wenig verloren hätte, ihre Aufmerksamkeit schwerlich drey Tage lang fest gehalten haben möchte. Denn daſs ich glauben sollte, sie habe mit allen diesen Vorkehrungen etwas andres beabsichtiget, als den Widerspenstigen erst zu überwältigen, und ihn dann, zur Strafe daſs er ihr den Sieg so schwer gemacht, das ganze Gewicht ihrer Gleichgültigkeit fühlen zu lassen, dazu kenne ich sie zu gut.

Damit es aber nicht das Ansehen habe, als ob das alles einem so unbedeutenden Menschen als Antipater, geschweige denn ihm allein gelte, hatte sie mehrere Tage vorher zu Argos, Trözene, Korinth, Megara und Athen, unter der Hand bekannt werden lassen, daſs es ihr angenehm seyn würde, während ihres Aufenthalts auf dem Lande so viele gute Gesellschaft zu sehen, als die Schönheit der Jahreszeit und die Vergnügungen, womit sie sich und ihre Freunde zu unterhalten gedenke, nur immer nach Ägina zu locken vermöchten. Du kannst dir leicht einbilden, mit welchem Wetteifer eine solche Einladung angenommen wurde, und welche Schwärme von müſsigen Fäaziern und Penelopensfreyern, deren Ansprüche oder Wünsche sie aufzumuntern schien, herbeygeflogen kamen, in der Hoffnung die gefällige Laune der bisher so stolzen Schönen vielleicht dieſsmahl zu ihrem Vortheil benutzen zu können. Antipater indessen schien an allen den Lustbarkeiten, die jetzt so rasch auf einander folgten, nur wenig Theil zu nehmen, und anstatt in einem so lebhaft unterhaltenen Feuer endlich zu schmelzen, vielmehr mit jedem Tage spröder und unempfindlicher zu werden. Ich gestehe, daſs mir eine so hartnäckige Kälte oder Zurückhaltung an einem so kräftigen und ungeschwächten Jüngling zu wenig natürlich schien, um nicht verdächtig zu seyn. Aber wohin ich auch meine Vermuthungen richtete, nirgends zeigte sich eine Spur, die mich auf den Grund seines unerklärbaren Benehmens hätte leiten können. Er selbst zeigte sich bey allem was vorging so ruhig, und schien eine ihm so natürliche Rolle zu spielen, daſs ich mich endlich gezwungen sah, entweder das seltsame Problem unaufgelöst zu lassen, oder anzunehmen, der junge Mensch besitze bereits so viel Stärke des Karakters, daſs er sein Verhalten gegen Lais bloſs nach reinsittlichen Grundsätzen bestimme, und die Würde unsers Geschlechts gegen die übermüthigen Anmaſsungen einer von der Natur und dem Glücke allzu sehr verzärtelten Hetäre behaupten wolle, die ihr höchstes Vergnügen daran findet, so viel Sklaven als nur immer möglich vor ihren Triumfwagen zu spannen, und Begierden und Leidenschaften zu erregen, welche sie weder zu befriedigen gesonnen noch zu erwiedern fähig ist. Wahrscheinlich war eine solche Voraussetzung nicht; aber wenn ich irgend einem jungen Manne Stolz und Kaltblütigkeit genug, um so zu denken, und Stärke genug, um ein dieser Denkart angemessenes Betragen sogar gegen eine Lais auszuhalten, zutrauen durfte, so war es Antipater.

Indessen hat sichs am Ende doch gezeigt, daſs man in dergleichen Fällen am sichersten geht, wenn man zu ihrer Erklärung die natürlichste Ursache annimmt. Antipater hatte sie mir bisher verschwiegen, aus unnöthiger Furcht, die schöne Lais möchte Mittel finden mir sein Geheimniſs abzulocken. Da ich ihm aber vor etlichen Tagen seines Heldenthums wegen eine kleine Lobrede hielt, konnte der wackere Jüngling den Gedanken nicht ertragen, mich durch sein Schweigen um eine Achtung, die er nicht verdiene, zu betrügen;

und so that er mir ein Geständniſs, wodurch mir nun freylich alles sehr begreiflich ward, und wovon ich nichts weiter sage, da er dir das Nähere selbst geschrieben zu haben versichert.

Lais belustigt sich inzwischen damit, sich durch eine ziemlich kostbare Selbsttäuschung nach Sardes in die Zeiten ihrer höchsten Glorie zu versetzen. Von drey oder vier Kreisen hoffender und betrogener Anbeter umgeben, lebt sie wie eine unumschränkt regierende Königin unter ihren Höflingen, verschwendet das Persische Gold wie eine ächte Griechin, und findet sich reichlich entschädiget, wenn sie sich in ihren Ruhestunden mit mir und Eufranor über die Unterhaltung lustig macht, die ihr so viele verzauberte Gecken, Thoren und Narren von allen Altern, Ständen, Karaktern und Figuren auf ihre eigene Kosten verschaffen; während diese vielleicht über die Thörin lachen, die das eitle undankbare Vergnügen, ihre Liebhaber mit weit offnen Schnäbeln in die leere Luft schnappen zu sehen, theurer erkauft, als eine andere an ihrer Stelle sich dafür bezahlen lassen würde jedermann zufrieden nach Hause zu schicken. Übrigens muſs ich ihr nachrühmen, daſs sie in der Kunst kleine Gunsterweisungen zu vervielfältigen und weit über ihren wahren Werth auszubringen, eine unübertreffliche Meisterin ist. Wäre sie so gewinnsüchtig und raubgierig, als sie im Gegentheil freygebig und verschwenderisch ist, wahrlich mit diesem einzigen Talente könnte sie die reichste Person auf dem ganzen Erdboden seyn. Über den ungefügigen Antipater hat sie endlich ihre Partie wie eine weise Frau genommen. Sie bemerkt jetzt sein Daseyn nur selten; wenn es geschieht, beträgt sie sich eben so unbefangen und verbindlich gegen ihn wie gegen jeden andern, scheint sich aber, so oft sie ihm etwa ein paar Worte sagt, nicht zu erinnern, ihn jemahls zuvor schon gekannt zu haben.

Nach allem, was du bisher gelesen hast, lieber Kleonidas, ist es wohl überflüssig, dir zu sagen was aus meinem Anschlag auf die schöne Lais geworden ist. Ich komme mir jetzt selbst mit meiner leichtgläubigen Treuherzigkeit gewaltig lächerlich vor, und gelobe der weitherrschenden Afrodite Pandemos und allen ihren Grazien, mich in meinem Leben nie wieder so schwer an ihnen zu versündigen, um aus einer Lais, und wenn sie noch liebenswürdiger wäre als diese, eine — gute ehrliche Hausfrau machen zu wollen. Alles ist nun wieder zwischen uns wie es seyn soll, und wie es auf ihrer Seite immer war.

Aber, wiewohl ich die Hoffnung, sie jemahls nach meiner Idee glücklich zu sehen, auf ewig aufgebe, so erneuere ich doch zugleich den Schwur, so lange ich athmen werde ihr Freund zu bleiben. Da ihr mit dem Mehr, was ich für sie zu thun fähig gewesen wäre, nicht gedient ist, so ist dieſs das Wenigste was ich ihr schuldig bin.

Um dir eine Probe zu geben, wie wir uns in den zwey ersten Dekaden, so lange unsre Gesellschaft noch klein und auserlesen war, zu unterhalten pflegten, schicke ich dir die Abschrift eines groſsen Briefes an unsern Freund Eurybates, der in diesem Jahr einer von den sechs Thesmotheten von Athen ist, und, dieser Würde wegen, des Vergnügens den schönsten Theil des Jahres in Ägina zuzubringen entbehren muſste. Dieser lege ich noch die Abschrift einer groſsen Epistel bey, die ich von Lais, kurz vor unsrer Zusammenkunft in Ägina, erhielt. Sie enthält die sonderbare Geschichte einer von ihr an einem jungen Aspendier verrichteten Wunderkur; eines von den Abenteuern, die nur ihr begegnen, und woraus sich keine andere so wie sie zu ziehen wüſste.

In drey Tagen kehre ich nach Athen zurück, mit einer Art von dunkelm Vorgefühl, daſs ich — zum letzten Mahl in Ägina gewesen bin.

Soll leben, soll, auf ewig aus ihren Augen verbannt,
Zu seiner Qual ihr Bildniſs mit sich tragen,
Und (wenn er will) sein Leid den stummen Felsen klagen.
Denn, sollt' er kühn genug seyn und nur dem Wiederhall sagen
Was er gesehn, so ist ein jäher Tod
Das kleinste, womit ihn die Göttin bedroht.

13.

Wie könnte die Stolze nur den Gedanken ertragen,
Daſs einer im Stande seyn sollte, gerichtlich zu schwören — sie sey
Ein Weib? — Wie grillenhaft! wird manche Leserin sagen:
Indessen kennen wir zwey bis drey,
Und zweifeln nicht, zählte man recht, daſs ihrer noch etliche wären,
Die sich in diesem Punkt für Leoparden erklären.
Dieſs alſo, geneigter Leser, ging
Voran, eh' sich der Ritter vom Fächer,
Des ganzen Männerstamms selbst aufgeworfner Rächer,
Des Mädchens Übermuth zu züchtigen unterfing.

12.

Aristipp an Eurybates.

Du verlangst, edler Eurybates, einen ausführlichen Bericht über ein symposisches Gespräch, welches vor einigen Tagen bey der schönen Lais vorfiel, und wovon dir, wie du sagst, dein Verwandter Neokles, der dabey gegenwärtig war, gerade nur so viel habe sagen können, daſs er dich nach einer vollständigern Erzählung lüstern gemacht. Da du selbst einer von den unsrigen gewesen wärest, wenn die Pflichten der Würde, die du in diesem Jahre bekleidest, dich nicht an Athen gefesselt hätten, so ist es nicht mehr als billig, deinen Wünschen entgegen zu kommen, und ich freue mich, daſs mir mein Gedächtniſs treu genug ist, dir, was du ohne deine Schuld versäumtest, mit sehr wenigem Verlust ersetzen zu können.

Erwarte aber (was dir Neokles auch gesagt haben mag) nichts, was mit Platons berühmtem Symposion auch nur von fern in einige Vergleichung kommen, geschweige für ein Gegenstück zu diesem weitglänzenden

Prachtwerke gelten könnte. Platons Symposion ist eine Art von Poem, wozu alle Musen beygetragen haben, und worin der Verfasser die ganze Fülle seiner Fantasie, seines Witzes und Attischen Salzes, seiner Wohlredenheit und Darstellungskunst, wie aus Amaltheens unerschöpflichem Zauberhorn, auf seine Leser herabschüttet; ein bey nächtlicher Lampe mit gröſstem Fleiſs ausgemeiſseltes, poliertes und vollendetes Werk, womit er uns zeigen wollte, daſs es nur auf ihn ankomme, ob er unter den Rednern oder Dichtern, Sofisten oder Sehern seiner Zeit der Erste seyn wolle. Was ich hingegen dir mitzutheilen habe, ist ein zufälliges Tischgespräch unter einer kleinen Anzahl anspruchloser Freunde, denen es bloſs um eine angenehme Unterhaltung, und (was in Rücksicht einer Vergleichung mit Platons Gastmahl noch schlimmer ist) nicht um Witzspiele, ironische Parodien, Milesische Mährchen und Offenbarungen aus der Geister- und Götterwelt, sondern lediglich um schlichte nackte Wahrheit zu thun war. Du siehst also leicht, wie unermeſslich weit ich hinter dem begeisterten Dichter des Agathonischen Siegesmahls zurück bleiben müſste, wenn ich der verwegenen Anmaſsung fähig wäre, mich mit ihm in einen Wettstreit einzulassen. Ich werde, im eigentlichsten Sinn, ein bloſser Erzähler dessen seyn, was an der Tafel unsrer Freundin, während eines ziemlich frugalen Mahls und bey sehr kleinen, aber freylich desto öfter geleerten Bechern, gesprochen wurde. Nimm also vorlieb mit dem was ich zu geben habe, und ersetze dir selbst, indem du dich in Gedanken an den Platz deines Neokles nahe an die schöne Wirthin legst, das Einzige, was meiner Erzählung fehlt, um sie so anmuthig zu machen, als das Gespräch selbst, dieses kleinen Umstandes wegen, dem jungen Neokles vorkommen muſste.

Es traf sich damahls eben glücklicher Weise, daſs die Gesellschaft viel kleiner war, als sie gewöhnlich bey unsrer gastfreyen Freundin zu seyn pflegt. Auſser ihr selbst und mir war niemand zugegen als Eufranor, (den du kennst) dein Neokles, mein Landsmann Antipater, und der Arzt Praxagoras, der auf seiner Rückreise von Aspendus sich eine Pflicht daraus machte, zu Ägina anzulanden, und der schönen Lais von dem guten Fortgang ihrer an dem jungen Chariton verrichteten berühmten Wunderkur Nachricht zu ertheilen. Lais hatte, um uns Stoff zu einem kurzweiligen Tischgespräch zu verschaffen, Platons Gastmahl von einem trefflichen Anagnosten, den sie in Diensten hat, vorlesen lassen. Sie hätte bey keiner andern Leserey ihre Absicht weniger verfehlen können. Neokles und Eufranor eiferten ordentlich in die Wette mit ihr, wer es dem andern in Lobpreisung der Schönheiten dieses Meisterstücks zuvorthun könnte; und es wurden eine Menge feiner Sachen gesagt, die ich dir nicht vorenthalten würde, wenn sie nicht, durch den Verlust des lebendigen Vortrags im Moment, auch zugleich ihre Grazie, und mit dieser ihren gröſsten Werth verlieren würden. Unter andern wollte Lais, daſs jedes von uns auf einem kleinen Täfelchen bemerken sollte, welches von den Stücken, woraus das Ganze, gleich einer groſsen Tapezerey, zusammen gesetzt ist, ihm in Rücksicht auf die Kunst der Ausarbeitung am besten gefalle. **Eufranor** erklärte sich für die Rede des **Aristofanes**, in welcher er alle Züge, die den eigenen Karakter der Muse dieses komischen Dichters ausmachen, mit der feinen Schalkheit einer allenthalben durchschimmernden Ironie, so meisterlich nachgeahmt zu finden glaubte, daſs Aristofanes selbst es schwerlich besser hätte machen können. **Praxagoras** stimmte für die Rede des **Agathon**, als die urbanste und launigste Verspottung der Manier des berühmten Rhetors **Gorgias**, welchen Agathon zum Muster genommen zu haben schien. **Neokles** war für den **Pausanias**, **Lais** für die

Hierofantin Diotima, Antipater für den Alcibiades. Ich, um sicher zu seyn, daſs ich mit keinem andern zusammen träfe, gab meine Stimme, dem Eryximachus; mit der Einschränkung, daſs ich seine Rede, in Ansehung des reichhaltigern und solidern Stoffes allen übrigen vorziehe, wiewohl ich gestehen müſste, daſs sie der gezwungen witzigen Einkleidung und des flachen Ausdrucks wegen die schlechteste von allen sey. Jedes von uns hatte dieſs und das zu Behauptung seiner Meinung vorzubringen, bis wir uns endlich alle vereinigten dem Antipater Recht zu geben, und den letzten Akt, wo der Sohn des Klinias, mit einem lärmenden Gefolge von lockern Zechgesellen, trunken und mit Blumenkränzen und Bändern behangen in den Sahl hereingestürmt kommt, und alles was darauf folgt, bey weitem für das Beste am ganzen Werke zu erklären.

Von dem Augenblick an, sagte Antipater, da Alcibiades auftritt, weht sein Genius durch den Rest des Dialogs; alles ist freye zwanglose Natur, Feuer, Jugendkraft und üppige Lebensfülle; auch halt' ich es für unmöglich, von diesem auſserordentlichen Jüngling, wie er wirklich war, und (nach allem, was wir von ihm wissen) gewesen seyn muſs, ein Bild aufzustellen, das mit so viel Freyheit und Leichtigkeit richtiger und fester gezeichnet, lebhafter gefärbt, zärter schattiert und leichter gehalten wäre; wenn ich anders in Gegenwart eines Künstlers mich so kunstmäſsig ausdrücken darf.

Das darfst du, versetzte Eufranor, indem er ihm traulich die Hand schüttelte; und wenn du hinzusetztest, diese Darstellung des Alcibiades verdiene der Kanon aller künftigen Dichter zu seyn, welche die Menschen, wie sie sind, schildern, und doch dem Gesetz der Schönheit, das alle Künstler bindet, nichts dabey vergeben wollen; so würde ich ohne Bedenken behaupten, daſs du die Wahrheit gesagt hättest.

Lais. Indessen ist nicht zu läugnen, daſs die Alcibiades und ihresgleichen durch diese künstliche und aufs feinste in einander verflöſste Mischung der auffallendsten Unarten und Untugenden mit den schimmerndsten Naturgaben, ja sogar mit allem was das liebenswürdigste und schätzbarste am Menschen ist, und durch diese unwiderstehliche Grazie, die ihren Lastern selbst etwas gefälliges und liebreitzendes giebt, zu den gefährlichsten aller Menschen würden. Wofern uns also jemand einwendete: wenn die Dichter durch das Gesetz der Schönheit verpflichtet wären, die lasterhaften und hassenswürdigen Personen, die sie uns darstellen, immer so zu schildern, daſs es uns unmöglich wäre, ihnen nicht, mehr oder weniger, gut zu seyn — wie der Fall wirklich beym Alcibiades des Plato ist — so würden ihre Werke, je vortrefflicher sie in Ansicht der Kunst wären, desto verderblicher für die Sitten, und also, in Rücksicht auf das allgemeine Beste, desto verwerflicher werden; was könnten wir ihm antworten?

Praxagoras. Ich sollte denken, es wäre eben so möglich als der Humanität gemäſs, das Laster, als das allein Hassenswürdige, von der Person, die als Mensch immer liebenswürdig ist, so zu trennen, daſs die Liebe zur Tugend nichts dabey verlöre, wenn wir gleich (was ehmahls der Fall des Sokrates war) sogar einen Alcibiades liebten.

Aristipp. Diese Trennung mag in der Spekulazion leicht genug seyn; aber ich zweifle daſs im wirklichen Leben die Liebe zur Person uns nicht immer geneigt machen werde, ihre Untugenden zu übersehen, oder, wenn wir sie auch gewahr werden, zu entschuldigen; bis wir nach und nach so weit kommen, sie mit ihren guten Eigenschaften zu vermengen, oder für bloſse Schattierungen derselben anzusehen, und unter dem Schleier der Grazie zuletzt sogar liebenswürdig zu finden. Wenn dieſs wirklich der Fall wäre, möchte es wohl kaum möglich seyn, daſs unser Abscheu vor der Untugend selbst sich nicht eben so allmählich verminderte, oder wenigstens daſs die Nachsicht gegen die Untugenden der geliebten Person uns eben so duldsam gegen unsre eigene machte.

Neokles. Die Liebe wäre also nicht immer, wie Plato sagt, Liebe des Schönen, wofern es möglich wäre, auch das Häſsliche an der geliebten Person zu lieben?

Aristipp. So scheint es, und ich denke nicht daſs Platons Ansehen hier in Betrachtung kommen kann; denn es herrscht durch sein ganzes Symposion eine so auffallende Vieldeutigkeit in dem Sinne, worin er die Wörter Liebe und lieben gebraucht, daſs es schwer ist, sich seiner wahren Meinung gewiſs zu machen.

Diese Rede schien allen Anwesenden aufzufallen, und sie brachte uns unvermerkt auf die Frage: was denn eigentlich der Zweck des filosofischen Dichters des Symposion bey diesem aus so seltsam kontrastierenden Theilen zusammen gesetzten Werke gewesen seyn könne?

Der Versuch diese Frage zu beantworten, führte eine etwas genauere Zergliederung desselben herbey, die uns beynahe das einhellige Geständniſs abdrang: daſs diese so allgemein bewunderte Komposizion mehr einem bunten morgenröthlichen Duftgebilde als einem festen und bewohnbaren Gebäude ähnlich sey.

Da wir das Symposion diesen Abend — (vermuthlich nicht zum ersten Mahle) gehört und also noch ganz frisch im Gedächtniſs haben, sagte Praxagoras, so laſst uns, jedes sich selbst, ehrlich und offenherzig gestehen, wie viel oder wenig Wahres, eine schärfere Prüfung bestehendes und im Leben brauchbares wir darin gefunden? Ob uns alle diese Lobreden, Hypothesen und Allegorien auf und über den vorgeblichen Gott oder Dämon Eros, die uns in diesem Gastmahl in so mancherley Tonarten vordeklamiert, vorgescherzt und vorprofetisiert werden, wirklich befriedigende Aufschlüsse über die Natur, die Eigenschaften und die Wirkungen der allgemeinsten und gewaltigsten, wohlthätigsten und verderblichsten, tragischsten und komischsten aller Leidenschaften geben? Ja, ob sich überall irgend ein aus dem Ganzen hervorgehendes Resultat, welches als der Zweck des Verfassers betrachtet werden könne, darin entdecken lasse? Laſst mich in dieser Rücksicht einen Versuch machen, ob ich diesen groſsen reich und zierlich gestickten Peplos unter einen Gesichtspunkt bringen könne, aus welchem er sich, wo nicht auf Einen Blick übersehen, doch wenigstens in der Vorstellung leichter zusammen fassen und beurtheilen lasse. — Alle nickten ihm ihre Einstimmung zu, und er begann folgender Maſsen.

„Eine bey dem Dichter Agathon versammelte Gesellschaft, in welcher Sokrates (wie in allen Platonischen Dialogen) die Hauptfigur vorstellt, ist übereingekommen, eine von Rednern und Dichtern bisher vernachlässigte Lücke auszufüllen, und dem Liebesgott, Mann vor Mann, nach Vermögen eine Lobrede zu halten.

„Die Rede des schönen Fädrus, der den Reihen anführt, ist, beym Tageslichte besehen, nichts als eine spielerhafte rhetorische Schulübung, deren Tendenz noch zum Überfluſs unsittlich ist, da sie lediglich darauf ausgeht, die Päderastie nur nicht gar zum höchsten Gute des Menschen, und die Willfährigkeit des Geliebten gegen den Liebhaber

14.

Die Ritter, seit wir von ihnen auf kurze Zeit Abschied genommen,
Sind nun dem Lager der Göttin so nahe gekommen,
Daſs Antiseladon bereits das Urtheil fällt,
Es lohne sich wirklich der Mühe nach ihrem Bilde zu streben.
Er sah sie, bedeckt von einem grünen Gezelt,
Auf einem Blumenthron, von ihren Nymfen umgeben,
Und ihr zu Füſsen lag auf seinem rechten Knie
Ein mächtiger Ritter. Es schien, als höre sie
Das was er ihr sagte, wo nicht mit günstigen Mienen,
Doch auch mit solchen nicht an, die ihn zu schrecken schienen.

15.

Der Mann, den keiner noch kannte, war weder minder noch mehr
Als Boreas! — Und wie kommt der auf einmahl hieher?
Fragt ihr — Nachdem er den Park des Negers verlassen,
Und endlich dem schönen Ritter vergebens aufzupassen

zu einer in den Augen der Götter selbst höchst verdienstlichen Sache zu machen.

„Der auf Fädrus folgende Pausanias scheint durch Unterscheidung eines zwiefachen Amors etwas vernünftigeres auf die Bahn bringen zu wollen als sein Vorgänger; aber seine Rede dreht sich gröſstentheils um schwankende Begriffe. Auch ihm ist die Päderastie so sehr die einzig rechtmäſsige Art von Liebe, daſs er es seinem gemeinen Amor (Eros Pandemos) sogar zum Vorwurf macht, daſs die Verehrer desselben Weiber nicht weniger als Männer liebten; und wenn er gleich — zu Hebung des anscheinenden Widerspruchs zwischen dem Gesetz und Herkommen, welche bey den Athenern den Knabenliebhaber auf alle Weise begünstigen, und der Sitte, die es dem Geliebten zur Schande macht dem Liebhaber zu willfahren — mit gutem Fug behauptet, die Liebe sey an sich weder gut und ehrsam, noch bös' und schändlich, sondern werde jenes bloſs durch eine edle, dieses durch eine schändliche Art zu lieben: so verderbt er doch alles wieder, indem er will, daſs die geliebten Jünglinge zwar nur tugendhaften Liebhabern willfahren sollen, aber ihnen dafür dieses Willfahren zu einer ordentlichen Pflicht macht, und also einen an sich selbst verwerflichen

Miſsbrauch zu veredeln, und sogar zu einer Belohnung der Tugend oder des Verdienstes zu machen sucht.

„Die hierauf folgende Rede, worin der Arzt Eryximachus die Theorie des Pausanias von dem zwiefachen Eros mit vieler Spitzfündigkeit generalisiert, und überall, sowohl in der Natur als in den Künsten, sogar in der Arzneykunst, den Kampf und Sieg des himmlischen Amors oder der Liebe der Muse Urania über den Gemeinen, oder die Liebe der Muse Polymnia, zur wirkenden Ursache alles Schönen und Guten macht, diese ganze Rede ist von Anfang bis zu Ende ein gezwungenes Witzspiel mit doppelsinnigen Worten und Metafern, wodurch nichts weder klar gemacht noch bewiesen wird. Man sieht nicht, womit die arme Muse Polymnia (die er eigenmächtig mit der Afrodite Pandemos verwechselt) es verschuldet hat, daſs er sie ich weiſs nicht ob zur Mutter oder zur Buhlin seines Allerweltamors herabwürdigt; und wiewohl der redselige Arzt eine Menge bunter Luftblasen zu Lob und Ehren seines Uranischen Eros platzen läſst, so trägt doch auch Er kein Bedenken, die Lehre seines Vormanns von der schuldigen Willfährigkeit des Geliebten gegen einen artigen und wohlgesitteten

Liebhaber zu einer moralischen Maxime zu erheben; ja die geliebten Jünglinge haben, seiner Meinung nach, ihrer Pflicht schon genug gethan, wenn sie nur die Absicht hegen, die Liebhaber durch ihre Gefälligkeit tugendhafter zu machen.

„An dem possierlich läppischen und nicht sehr züchtigen Mährchen von den ursprünglichen Doppelmenschen einerley und beiderley Geschlechts, und ihrem Übermuth gegen die Götter, und dem glücklichen Einfall Jupiters sie in der Mitte von einander zu spalten, mit der Bedrohung, wenn sie noch nicht gut thun wollten, sie noch einmahl zu spalten, so daſs sie alle nur auf Einem Beine herum hinken müſsten, u. s. w. an dieser Posse, sage ich, ist schwerlich etwas anders zu rühmen, als daſs sie (nebst der daraus abgeleiteten witzelnden Erklärung der verschiedenen Fänomene der Liebe, in der niedrigsten Bedeutung dieses Wortes) mit vieler Schicklichkeit dem Aristofanes in den Mund gelegt wird; wiewohl wir nicht die mindeste Ursache haben, dem Plato die Ehre der Erfindung abzusprechen. Jedes ernsthafte Wort, das ich über diesen symposischen Spaſs verlieren wollte, wäre zu viel; als Spaſs mag er indessen bey einem Trinkgelag und unter lauter

Männern von Athen, d. i. (nach der Behauptung des Aristofanischen Adikos Logos) unter lauter Euryprokten,[6]) an seinen Ort gestellt bleiben.

„Bey dem prosaischen Lobgesang, welchen der Dichter und Gastmahlgeber Agathon nunmehr dem Liebesgott zu Ehren anstimmt, kann Plato schwerlich eine andere Absicht gehabt haben, als den Sofisten Gorgias durch eine bis zur Karikatur (wiewohl von der feinen Art) getriebene Nachahmung seiner Manier lächerlich zu machen; und daſs er diese Absicht wirklich hatte, läſst das ironische Lob, welches Sokrates der so zierlich gedrechselten und prächtig heraus geputzten Puppe ertheilt, nicht bezweifeln.

„Dieser, nachdem er seine Bedingungen mit den übrigen Symposiasten gemacht hat, nimmt nun das Wort, und verwandelt den ganzen, mit so schwärmerischem Beyfall aufgenommenen Agathonischen Päan auf Einmahl in Rauch und Dampf, indem er ihm beweist, daſs an allen den Tugenden, die er seinem Eros, als dem schönsten, gerechtesten, tapfersten, weisesten und besten aller Götter, nachgerühmt habe, kein wahres Wort sey. Denn Eros sey weder schön, noch gut, noch tapfer, noch weise, noch ein Gott, sondern ein bloſser Dämon, den seine Mutter Penia (eine von Plato erschaffene Göttin der Dürftigkeit) im Drang des Bedürfnisses von dem nektartrunknen Gott der Betriebsamkeit Poros im Göttergarten aufgelesen; der, vermöge dieser Abstammung, alle guten und schlimmen Eigenschaften seiner Erzeuger in sich vereinige, und an welchem noch das Beste sey, daſs er, von einem unwiderstehlichen Trieb zum Schönen und Guten hingerissen, weder Rast noch Ruhe habe, bis er sich mit demselben vereinige, und dadurch hinwieder der Erzeuger von schönen und guten Kindern, nehmlich edeln Gesinnungen, Thaten und Bestrebungen, werde. Plato scheint sehr gut gefühlt zu haben, daſs es sich nicht wohl geziemt hätte, einen Mann wie Sokrates diese schönen Dinge, zu deren Kenntniſs ein Sterblicher mit bloſser Hülfe seiner fünf Sinne und seiner Vernunft nicht gelangen kann, in seiner eigenen Person vorbringen zu lassen. Er macht also, mit eben dem feinen Sinn für das Schickliche, womit er die komische Hypothese von den Doppelmenschen dem Aristofanes beylegt, den Sokrates zum bloſsen Erzähler einiger zwischen ihm und einer gewissen Seherin Diotima vorgefallener Gespräche über die wahre Natur der Liebe, und die Art und Weise, wie untersten Stufe, durch die ganze materielle und intellektuelle Welt emporsteigen sollen, — uns gleichwohl am Ende nichts geoffenbaret wird, als daſs dieses Urschöne (welches Diotima doch für den eigentlichen Gegenstand und das höchste Ziel der Liebe ausgiebt) weder mehr noch weniger als das Parmenideische Eins und All, das Platonische Wirklichwirkliche, der Hermetische Zirkel, dessen Mittelpunkt überall, und dessen Umkreis nirgends ist, mit Einem Worte, das Unendliche sey; welches aber erstens, da es keine Form hat, eben so wenig das Urschöne als der Urzirkel oder das Urdreyeck seyn kann; und zweytens, da es (ihrem eigenen ehrlichen Geständniſs nach) weder von den Sinnen erfaſst, noch von der Einbildungskraft dargestellt, noch vom Verstande begriffen werden kann, gänzlich auſser unserm Gesichtskreise liegt, und also für uns eben so viel ist als ob es gar nicht wäre.“

„Ich will es nun euerm eigenen Scharfsinn und Urtheil überlassen, setzte Praxagoras hinzu, was für einen Zweck der göttliche Plato mit diesem geistigen Gastmahl beabsichtigt haben könne, und ob ihm groſses Unrecht geschähe, wenn man es mit einem Zaubermahl vergliche, wo die Gäste, nachdem sie ihre Kinnbacken ein paar Stunden lang weidlich spielen lieſsen, und von einer Menge der köstlichsten Schüsseln gesättigt zu seyn glaubten, am Ende die Entdeckung machen, daſs sie nichts als Luft gegessen haben, und hungriger von der prächtigen Tafel aufstehen, als sie sich um dieselbe gelagert hatten."

Wenn dem so ist, wie ich selbst zu besorgen anfange, sagte Lais lächelnd, so hätte der Zauberer wohl verdient, daſs wir eine kleine Rache an ihm nähmen. Wie wenn wir unser heutiges Symposion zu einem Gegenstück des seinigen machten, und anstatt dem leidigen Amor Lobreden zu halten, uns vereinigten, ihm der Reihe nach alles Böse nachzusagen, was sich, ohne ihm das kleinste Unrecht zu thun, von ihm sagen läſst? Was meinst du, Eufranor?

Eufranor. Es hieſse, däucht mich, die Rache, anstatt an Plato, an dem armen Amor nehmen, der eine so unfreundliche Behandlung am Ende doch weder an dir, schöne Lais, noch (wie ich hoffen will) an irgend einem von uns andern verschuldet hat.

Lais. Wie, Eufranor? Wenn nun auch *wir* für unsre Person uns nicht über ihn zu beklagen hätten, sollen wir so selbstsüchtig seyn, ihm alles tragische Unheil und Elend zu verzeihen, das er seit dem Trojanischen Kriege, und lange vorher, da wir arme sterbliche Weiber noch so viel von den Nachstellungen und Gewaltthätigkeiten der Götter auszustehen hatten, im Himmel und auf Erden angerichtet hat?

Neokles. Dafür legen wir alles Gute, Schöne, Angenehme, Fröhliche, Komische und Possierliche, wovon er ebenfalls von jeher der Urheber und Anstifter war, in die andere Wagschale, so wird sie, wenn auch das Übergewicht nicht auf dieser Seite seyn sollte, allem Unheil, das die schöne Lais so sehr zu Herzen nimmt, wenigstens das Gegengewicht halten. Und rechnest du die vielen herrlichen Tragödien für nichts, die wir noch nebenher damit gewonnen haben?

Antipater. Auch ohne dieſs ist ja schon Platons Pausanias allen fernern Beschwerden und Wehklagen über die Liebe durch die glückliche Entdeckung zuvorgekommen, daſs es, so wie zweyerley Afroditen, auch zweyerley Amorn gebe. Alles Tragische und Komische, was der Liebe nachgesagt werden kann, kommt auf Rechnung des Eros Pandemos und seiner Mutter der Muse Polymnia; beide hat uns Plato selbst schon Preis gegeben, und das

Böse, was sich von ihnen sagen lieſse, würde weder neu, noch angenehm zu hören, noch von irgend einem Nutzen seyn.

Lais. Das käme auf eine Probe an, mein junger Freund. Von dir selbst mag was du sagst immerhin gelten; denn in der That scheint dir weder der himmlische noch der Allerwelts - Amor, noch irgend ein anderer, wofern es ihrer noch mehrere giebt, bisher weder eine Stunde von deinem Schlaf, noch eine Rose von deinen Wangen gestohlen zu haben. — Antipater erröthete, und schien ein wenig verlegen; ich muſste ihm also zu Hülfe kommen.

Aristipp. Mich däucht, schöne Lais, du hast ein Wort gesprochen, das uns über die Liebe auf einmahl ins Klare und dich selbst auſser aller Gefahr setzt, für undankbar gehalten zu werden, wenn du etwa Lust hättest, eine Schmachrede auf sie zu halten.

Lais. Diese Lust hat mir dein junger Landsmann schon vertrieben, Aristipp; und ich bin ihm Dank dafür schuldig. Denn meine Schmachrede würde am Ende doch schwerlich viel anders ausgefallen seyn als Agathons Lobrede; und da hättest du mir im Nahmen deines Sokrates eben denselben Vor-

Ermüdete, ward er vom Zufall (der, im Vorbeygehn gesagt,
Die kleine und groſse Welt, so übel nicht, regieret,) 1)
Auf Leopardens Spur geführet.
Er fand die Göttin auf der Jagd —
Der Jagd? ruft hier ein Verserichter:
Ein Unterhändler, ein Lügner und ein Dichter

16.

Soll nicht vergeſslich seyn! Wo nahm sie denn den Speer,
Der einer Diane gebührt, und Bogen und Köcher her? —
Herr Kritikaster, man jagt verschiedene Dinge,
Ihr Schnitzer, Fliegen Schach-Baham und Kaiser Domizian,
Frau-Leoparde — Schmetterlinge.
Doch, was bekümmert uns dieſs? Genug, der Kaliban 2)
Fand sie, und fand an ihr, so wie er sie erblickte,
Was sich für sein Bedürfniſs schickte.
Die Dirne, denkt er, steht mir an;
Zwar scheint sie wild, doch hab' ich schon wildere eingethan.

wurf machen können, den er dem Agathon macht; nehmlich, daſs wir beide, nach Art der Sofisten und Rhetorn, gelobt und gescholten hätten, ohne uns zu bekümmern, wie viel oder wenig Wahres an unsern Deklamazionen sey. — Aber, welches ist das glückliche Wort, das mir unversehens entwischt ist, und, wie du sagt, so viel Licht über den vielgestaltigen Stoff unsers Gespräches verbreitet?

Aristipp. „Wenn es noch mehrere Amorn giebt,“ sagtest du, und konntest damit nichts anders sagen wollen, als daſs es ihrer wirklich nicht nur viele, sondern unzählige giebt, für welche man, wenn jemahls die Erotik zu einer vollständigen Wissenschaft erwachsen sollte, eben so viele besondere Nahmen erfinden müſste.

Lais. Die gute Diotima käme also mit ihrem einzigen aus lauter Widersprüchen, Negazionen und bloſsen Tendenzen zusammen gesetzten Dämon-Amor übel zu kurz, — und das ist mir, die Wahrheit zu sagen, leid. Denn ich kann mich nicht erwehren, diesem Amor, der so leer wie eine zusammen geschrumpfte Blase, und so dünn wie eine verhungerte Cikade ist, wegen seiner allgemeinen Liebe zu allem Schönen, seiner beständigen Unbeständigkeit, und hauptsächlich seines unersättlichen Hungers wegen, gut zu seyn, den, nachdem er alles was auf und zwischen und in und über Erde und Himmel ist, verschlungen hat, nichts als das Unendliche selbst ersättigen kann. Es ist etwas so sublim Ungeheures in dieser Idee, daſs man, in eben dem Augenblick, da man laut über sie auflachen möchte, sich ich weiſs nicht wie zurück gehalten und gezwungen fühlt, Respekt vor ihr zu haben.

Aristipp. Da hast du schon wieder ein herrliches Wort gesagt, schöne Lais.

Lais. Wundert dich das? Als ob es mir so selten begegnete, etwas zu sagen das ich selbst nicht recht verstehe.

Aristipp. Wenn in dem, was du sagtest, ein so tiefer Sinn liegt, als ich zu glauben versucht bin, so ist Plato auf Einmahl gerechtfertigt, und wir haben ihn durch die schmähliche Vermuthung, daſs er keinen festen Zweck bey dem vollkommensten seiner Werke gehabt habe, groſses Unrecht gethan. Alles in seinem Symposion wäre dann sehr verständig und absichtlich zusammen geordnet; die Reden des Fädrus, Pausanias, Eryximachus, Aristofanes und Agathon hätten dann, auſser den bereits berührten Nebenzwecken, zur Abſicht, die gemeinen Begriffe von der Liebe, die bey den Griechen von Alters her im Schwange gehen, in verſchiedenem Lichte von verſchiedenen Seiten aufzuſtellen und zu berichtigen, und die gewöhnlichſten Erſcheinungen und Wirkungen dieſer Leidenſchaft zu erklären; ſie ſelbſt aber dienten dem Geſpräch des Sokrates und der Diotima bloſs als heraushebende Schattenmaſſen, und der groſse Zweck des Sympoſions wäre, uns mit der Theorie einer von aller gröbern Sinnlichkeit und Leidenſchaft gereinigten geiſtigen Liebe zu beſchenken; einer Liebe, welche eben darum, weil ſie bloſs das vollkommenſte Schöne zum Gegenſtand hat, durch nichts geringeres als das ewige, unwandelbare, unbegreifliche, unendliche Selbſtſtändigſchöne befriedigt werden kann.

Lais. Weiſst du auch, daſs ich dich, wenn der leidige Tiſch nicht zwiſchen uns ſtände, für dieſe groſsmüthige Rechtfertigung meines Lieblingsſchriftſtellers küſſen möchte? Denn ich geſtehe, daſs ich es ſchmerzlich empfunden hätte, wenn der häſsliche Vorwurf der Zwecklosigkeit auf ihm ſitzen geblieben wäre.

Ariſtipp. Und doch darf ich mir noch nicht ſchmeicheln, die ſchöne Belohnung, die du mir in Gedanken geben wolltest, schon verdient zu haben. Denn wiewohl ich einen allerdings erheblichen Vorwurf von deinem Günstling abzulehnen suchte, so kann ich dir doch nicht verbergen, daſs mir das Mährchen von Poros und Penia, und der Dämon-Eros, den die Bettelnymfe dem berauschten Gott hinter einer Hecke des Göttergartens im Schlaf abgeschlichen haben soll, und sein unersättlicher Heiſshunger nach einem gestaltlosen Urschönen, das allenthalben und nirgends ist, ungeachtet der naiven Unbefangenheit, womit Diotima das alles vorbringt, um keinen Splitter eines Strohhalms ehrwürdiger ist, als die Androgynen des muthwilligen Aristofanes. Lieber wollte ich mir noch die zweyerley Amorn des Pausanias gefallen lassen, wiewohl mich dünkt, daſs der eine, den er Pandemos zubenennt, unter dem Nahmen Pothos (der seine Natur viel deutlicher bezeichnet) schon bekannt genug ist, um eine neue Benahmsung überflüssig zu machen. Den eigentlichen Unterschied zwischen Eros und Pothos würde ich darin setzen: daſs Pothos alles Schöne bloſs des Genusses wegen begehrt, oder noch eigentlicher, daſs die Schönheit einer Sache, von welcher er sich einen den Sinnen schmeichelnden Genuſs verspricht, für ihn nur ein stärkerer Anreitz ist, sich in den Besitz derselben zu setzen:

da hingegen Eros das Schöne oder Schöngute (was im Grund einerley ist) ohne einen Blick auf sich selbst, bloſs weil es schön ist, liebt, d. i. inniges Wohlgefallen daran hat, und daher im bloſsen Anschauen desselben, ja sogar in dem bloſsen Gedanken daſs es ist, schon Nahrung genug findet, um ewig dabey ausdauern zu können; so wie die Götter ihre Unsterblichkeit zu unterhalten keiner andern Speise als Ambrosia bedürfen. Was uns Diotima von der Unersättlichkeit dieses Amors sagt, ist ein täuschendes Spiel mit den abgezogenen und daher unbestimmten formlosen Begriffen des Unendlichen, wobey die gute Seherin vergessen hat, daſs ein abgezogener Begriff, als eine leere Hülse, kein Gegenstand der Liebe, und das Schöne, eben darum, weil es nur durch eine bestimmte Form schön ist, nicht unendlich seyn kann. Nicht wenig trägt auch zu dieser täuschenden Vorstellung bey, daſs man gewohnt ist, die Unbeständigkeit der Menschen im Lieben auf Rechnung der Liebe zu setzen, da sie doch bloſs eine natürliche Folge theils der Unbeständigkeit der Dinge selbst, theils der organischen Einrichtung unsers Körpers ist; denn es ist so sehr Natur der Liebe durch das Anschauen oder den reinen geistigen Genuſs des Schönen befriedigt zu werden, daſs jeder einzelne schöne Gegenstand, wofern er immer derſelbe bliebe, und die Seele im reinen Genuſs deſſelben nicht von auſsen her geſtört würde, hinlänglich wäre, ſie ewig feſt zu halten und ewig zu befriedigen.

Eufranor. Wenn ich als Künſtler meine Meinung von der Sache ſagen darf —

Lais. Das war es eben, warum ich dich in dieſem Augenblick bitten wollte.

Eufranor. So ſage ich, daſs ich keinen Begriff davon habe, wie ein Mahler oder Bildner es anfangen ſollte, um den Platoniſchen Eros, den nichts als das ſelbſtſtändige Urſchöne befriedigen kann, ſymboliſch darzuſtellen: den Ariſtippiſchen hingegen getraue ich mir ſo gut zu mahlen, daſs er keinen Zettel aus dem Munde nöthig haben ſoll, um für das, was er iſt, erkannt zu werden. Ich würde ihn, fürs erſte, als einen ſchönen, ewig jugendlichen Genius ſchildern: denn mit Platons Amor, der weder ſchön noch häſslich iſt, mag ich als Mahler nichts zu ſchaffen haben; hingegen finde ich ſehr ſchicklich, daſs der Liebhaber der Schönheit ſelbſt ſchön ſey. Nur würde ich ihn ſo darzuſtellen ſuchen, daſs es dem ſinnigen Anſchauer ſogleich bemerklich würde, er empfange ſeinen ſchönſten Glanz von dem geliebten Gegenstand, und verschönere sich selbst im Anschauen desselben. Um dieſs, so weit die Schranken der Kunst es verstatten, bewirken zu können, und zugleich anzudeuten, daſs dieser Amor gleichsam vom bloſsen Anschauen des Schönen lebe, und ohne alle Begierde sich völlig daran ersättige und darin ruhe, würde ich ihm die himmlische Venus nicht in einer mit mancherley prächtigen und reitzenden Gegenständen ausgeschmückten Gegend weder des Olympus noch der Erde, sondern in einem den ganzen Raum ausfüllenden leeren und dunkeln Gewölk erscheinen lassen; so daſs alles Licht allein von der Göttin ausginge, und den in ihrem Anschauen verlornen oder vielmehr sich selig fühlenden Genius dergestalt anstrahlte und verklärte, daſs seine Schönheit bloſs ein Widerschein der ihrigen zu seyn schiene. Dieſs ist alles (freylich wenig genug) was ich von der Idee, die jetzt vor meiner Seele schwebt, anzudeuten vermögend bin; ausgesprochen kann sie nur durch die wirkliche Darstellung werden —

Lais. Und du getrauest dich dessen, sagtest du? Ich werde dich beym Wort nehmen, Eufranor!

Eufranor. Und ich lasse mich dabey nehmen, wenn du mir dagegen dein Wort giebst, daſs die schönste Sterbliche, die ich kenne, das Modell meiner Venus Urania seyn soll.

Lais. Alles was ich dir versprechen kann, ist, daſs die Schuld nicht an mir liegen soll, wenn dein Bild nicht zu Stande kommt. — Und so hätten wir denn Hoffnung, durch die That bewiesen zu sehen, daſs die Kunst sich mit Aristipps Amor besser behelfen könne als mit dem Platonischen. Aber was die Realität betrifft, möchten sie einander wohl wenig vorzuwerfen haben. Denn eine Liebe ohne Begierde, eine Liebe, die vom bloſsen Anschauen lebt, und der Gegenliebe rein entbehren kann, möchte doch wohl in dieser untermondlichen Welt eben so gut ein Hirngespenst seyn, als die Liebe zu einem Urschönen, das weder in den Begriff noch in die Sinne fällt.

Praxagoras. Diesen Ausspruch, schöne Lais, erwartete ich billig von einem so hellen und richtigen Blick, wie der deinige, und unfehlbar hängt auch Aristipp nicht so fest an seinem idealischen Amor, daſs er uns nicht ehrlich gestehen sollte, daſs mit solchen, auf die Schneide einer mathematischen Linie getriebenen Abstrakzionen weiter nichts gewonnen wird, als die Gewiſsheit, daſs es gar keine Liebe unter dem Monde gebe.

Aristipp. Der Vorwurf des Praxagoras würde mich treffen, wofern ich sagte, ich kenne einen Menschen, der ein schönes Weib, oder auch nur eine schöne Bildsäule, einen schönen Wagen mit zwey milchweiſsen thrazischen Pferden, oder irgend ein schönes Ding in der Welt, sein Lebenlang vor sich sehen könnte, ohne jemahls von der leisesten Begierde es zu besitzen angewandelt zu werden. Gewiſs giebt es schwerlich einen solchen Sterblichen. Aber darauf wird bey Unterscheidung der Liebe von der Begier keine Rücksicht genommen; denn da ist es bloſs darum zu thun, jedem das seinige zu geben, dem Eros was der Liebe, dem Pothos was der Begierde zukommt. Daſs es etwas zwar nicht unmögliches, aber gewiſs sehr seltenes unter den Sterblichen ist, jenen ohne diesen zu sehen, geb' ich nicht nur zu, sondern find' es der Natur sehr gemäſs. Indessen ist doch eben so wenig zu läugnen, daſs es von jeher unter Blutsverwandten, unter Freunden, ja sogar unter Liebenden in der engern Bedeutung des Worts, an Beyspielen reiner uneigennütziger Liebe, selbst an solchen, wo der Freund dem Freunde, der Liebende dem Geliebten die gröſsten Opfer ohne alle Rücksicht auf eigenen Vortheil oder Lohn zu bringen willig ist, nie gefehlt hat noch künftig fehlen wird: und wer so weit gehen wollte, das innerliche Vergnügen, das von dergleichen Gesinnungen und Handlungen unzertrennlich ist, für das geheime eigennützige Triebrad derselben zu erklären, da es ihm doch ewig unmöglich wäre, sein Vorgeben nach der Schärfe zu beweisen, würde mit ungleich besserm Fug zu tadeln seyn, als Plato, wenn er die Begriffe des Schönen, Wahren, Rechten u. s. f. durch Abscheidung von allem Fremdartigen zum höchsten Grade der Feinheit zu treiben sucht.

Eufranor. Meine Kunstverwandten wuſsten bisher nur von Einem eigentlichen groſsen Amor, der Cyprischen Göttin Sohn, den sie gewöhnlich mit dem Bogen in der Hand, und einem Köcher voll starkbekielter Pfeile auf dem Rücken, bilden; aber dafür stehen uns der kleinen Amorinen, seiner jüngern Brüder, so viele zu Diensten als wir gelegentlich nöthig haben. Sollte nicht, nach diesem Beyspiel und einem Wink, den uns Aristipp bereits gegeben, zu Folge, zur Erklärung aller der unzähligen Abartungen, Widersprüche mit sich selbst, Verwandlungen, Thorheiten und losen Streiche, die man dem armen Amor zur Last legt, das

17.

Lang von Gesicht, der Juno Wuchs und Busen,
Der Pallas Augen, groſs und grau,
Der Blick und die Miene von Venus und von Medusen
Zu gleichen Theilen entlehnt, wiewohl nicht so genau
Daſs, wenn sie sich vergaſs, nicht die Meduse zuweilen
Die Venus verschlungen hätte; ein Amazonenschritt,
Und, kurz, das Ganze mit allen seinen Theilen
Schien ihm gemacht, die Wunde zuzuheilen,
Womit Miſs Schatulliöse sein tapfres Herz durchschnitt.
Um diesen Preis thäte wohl selbst Herr Roland einen Ritt!

18.

Auch Leoparde, wiewohl bey seinem Anblick zu schlagen
Ihr Herz verschmäht, empfindet ich weiſs nicht welchen Hang
Ihn besser als Blömuranten, den Seufzer, zu ertragen.
Die Sympathie geht immer ihren Gang.
Sie fand an Tapfern stets vorzügliches Wohlbehagen,

bequemste seyn, statt eines einzigen Eros Pandemos oder Pothos, (der, um sich zu gleicher Zeit und an so vielen Orten in so mancherley Gestalten zu zeigen, ein gröſserer Zauberer als der alte Proteus oder die Empuse unsrer Kinderwärterinnen seyn müſste) so viele kleine Liebesgötter anzunehmen, als es verschiedene Arten und Abarten der Liebe giebt, so daſs eigentlich jedermann seinen eigenen hätte, und keiner von ihnen für die Narrheiten und Ausschweifungen eines andern verantwortlich gemacht werden dürfte?

Neokles. Der Einfall scheint mir glücklich; nur möchte ich ohne Maſsgabe vorschlagen, den Eros nie mit seinem Stiefbruder Pothos zu verwechseln, sondern ihm (da er doch nicht ohne Gegenliebe ausdauern kann) bloſs seinen Zwillingsbruder Anteros zum Gespielen zu geben; die ganze Brut der Amorinen aber nicht für Brüder des Pothos, sondern für seine Kinder zu erklären, die er mit den Nymfen Afrosyne, Aselgeia und andern ihres gleichen, zum Theil auch mit der Bettlerin Penia, welche von besonders fruchtbarer Natur seyn soll, in die Welt gesetzt haben könnte.

Praxagoras. Darf ich, ohne der Freyheit und Willkührlichkeit eines Symposischen Gesprächs zu nahe zu treten, meine Gedanken von dem unsrigen sagen; so dünkt mich; Plato habe uns unvermerkt mit seinem Hang zum Symbolisieren und Allegorisieren angesteckt, und so sey es auch uns ergangen wie ihm, daſs nehmlich aus allen den schönen Sachen, die diesen Abend über die Liebe vorgebracht worden sind, zuletzt doch kein Resultat erfolgt, und wir aus einander gehen werden, ohne die wahre Auflösung des Problems gefunden zu haben. Wie, wenn mir erlaubt würde, die Sache bey einem andern Ende anzufassen, und — da wir doch alle wissen, daſs die Liebe weder ein Gott noch ein Dämon, weder Uraniens, noch Polymniens noch Peniens Sohn, sondern eine menschliche Leidenschaft und die fysische Wirkung gewisser Triebe und Neigungen unsrer aus Thier und Geist sonderbar genug zusammen gesetzten Natur ist, — zu sehen, was es aus diesem Gesichtspunkt für eine Bewandtniſs mit ihr habe? — Was von ihr auf Rechnung des sympathetischen Instinkts der beiden Androgynischen Hälften zu setzen, was hingegen bloſs aus dem unsrer edlern Natur wesentlichen reinen Wohlgefallen am materiellen, geistigen und sittlichen Schönen zu erklären sey;

und endlich, welche von den Symptomen und Wirkungen, die ihr zugeschrieben werden, auf die Verantwortung andrer selbstsüchtiger Leidenschaften kommen, die sich öfters zu ihr gesellen, und (wie z. B. der Ehrgeitz oder die Eifersucht) nicht nur ihre eigene Energie verstärken, sondern sogar ihre Natur dergestalt überwältigen, daſs sie, aus der sanftesten, geschmeidigsten und humansten, die unbändigste und grausamste aller Leidenschaften wird. Auf diesem Wege, däucht mich —

Lais ihm lächelnd ins Wort fallend. Würdest du uns, lieber Praxagoras, unfehlbar zu einer sehr gründlichen und vollständigen Filosofie der Liebe verhelfen; aber für ein kleines anspruchloses Symposion, wie dieses, möchte, wie du selbst siehest, eine solche Operazion fast zu ernsthaft und methodisch scheinen, zumahl da die Nacht schon weit vorgerückt ist. Gefällt es Euch, so will ich unsre bisherige Unterhaltung mit einem Milesischen Mährchen schlieſsen, welches ich unmittelbar aus der Quelle selbst, nehmlich aus dem Mund einer der mährchenreichsten Ammen in Milet geschöpft habe, und woran ihr wenigstens — die Kürze sehr preiswürdig finden werdet. Mich lieſs die Milesische Amme nicht so leicht davon kommen.

„Es war einmahl ein König und eine Königin, ich weiſs nicht in welchem Lande, weit von hier, die hatten eine Tochter, Psyche genannt, von so übermenschlicher Schönheit, daſs Afrodite selbst eifersüchtig auf sie ward, und, um einer so gefährlichen Rivalin je eher je lieber los zu werden, ihrem Sohn befahl, ihr mit dem giftigsten seiner Pfeile irgend eine hoffnungslose Liebe in die Leber zu schieſsen, von welcher sie in kurzer Zeit zu einem so hagern blaſsgrünen Gespenst abgezehrt würde, daſs ihr die Eitelkeit, sich mit der Göttin der Schönheit vergleichen zu lassen, wohl vergehen müſste. Amor schickte sich an, seiner Mutter Befehl zu vollziehen; aber kaum hatte er einen Blick auf die schöne Psyche geworfen, die er im Garten ihres Vaters an einer murmelnden Quelle eingeschlummert fand, so verliebte er sich so heftig in sie, daſs er von Stund an beschloſs sich auf ewig mit ihr zu verbinden. Weil er aber seine Leidenschaft vor seiner Mutter auf alle Weise zu verbergen suchen muſste, bewog er seinen Freund und Spielgesellen, den Zefyr, durch vieles Bitten, sich seiner anzunehmen, und (nachdem ihm dieser beym Styx zugeschworen hatte sich recht ehrbar aufzuführen) die schlafende Psyche sanft aufzuheben, und auf einem gewissen Berg in einer menschenleeren Wildniſs am Ende der

Welt, wo niemand sie suchen würde, eben so sanft wieder nieder zu legen. Psyche, die, während dieſs mit ihr vorging, immer ruhig fortgeschlummert hatte, erwacht endlich und erstaunt nicht wenig, sich, ohne zu wissen wie, an einem Ort zu finden, wo ihr alles was sie sieht neu und fremd ist. Mitten in einem unermeſslichen Lustgarten, der schon dem ersten Anblick alle Schönheiten der Natur in der reitzendsten Vereinigung darstellt, erblickt sie einen herrlichen Palast, dessen offne Pforten sie einladen, hineinzugehen, wiewohl die tiefste Stille, die um und in demselben herrscht, sie vermuthen läſst, daſs er ohne Bewohner sey. Amor ist ein so groſser Zauberer, daſs es ihn nur einen Wink gekostet hatte, diesen Palast aufzuführen, und mit allem nur ersinnlichen zu versehen, was zur Einrichtung und Ausschmückung einer eben so bequemen als prachtvollen Wohnung gehört; und da er in eigner Person, wiewohl unsichtbar, um seine junge Geliebte schwebte, vergaſs er nicht, eine Art von Zauber auf sie zu legen, der die Schüchternheit vertrieb, von welcher sie natürlicher Weise befangen seyn muſste. Um ihr noch mehr Muth zu machen, rief ihr eine liebliche Stimme aus der Luft herunter zu: Sey getrost, schöne Psyche, dieser Palast und alles was du siehest, ist dein; du bist hier unumschränkte Gebieterin;

unsichtbare Hände werden dich bedienen, deinen leisesten Wünschen zuvorzukommen suchen, und jeden deiner Winke aufs schleunigste vollziehen. Durch einen so schmeichelnden Zuruf beherzt gemacht, ging sie in den Palast hinein, und gerieth ganz auſser sich vor Erstaunen und Freude, indem sie in den prächtigen Sählen und Zimmern umher irrte, in welchen alles von Silber und Gold und kostbaren Steinen dermaſsen glänzte und funkelte, daſs ihr die Augen davon übergingen. Unvermerkt befand sie sich in einem runden, auf Säulen von Jaspis ruhenden und mit groſsen Blumengewinden behangenen Sahl, wo so eben in einer mit Elfenbein ausgelegten goldnen Kufe ein warmes Bad für sie zubereitet worden war. Sogleich wurde sie von schwanenweichen unsichtbaren Händen ausgekleidet, ins Bad gehoben, mit köstlichen Wassern begossen, mit Rosenöhl eingerieben, abgetrocknet, wieder angekleidet und aufgeschmückt, alles mit einer Leichtigkeit und Zierlicheit, daſs sie von den Grazien selbst bedient zu seyn glaubte. Als sie aus dem Bade hervorging, öffnete sich ihr ein Speisezimmer, wo ein wahres Göttermahl auf sie wartete. Sie setzte sich und aſs von den köstlich zubereiteten Speisen, die von den Unsichtbaren aufgesetzt und wieder abgetragen wurden, während die lieblichste Musik, von gleich unsichtbaren Sängerinnen und Saitenspielern aufgeführt, ihr Gemüth wechselsweise bald in eine fröhliche bald wollüstig schmachtende und unbekannte Freuden ahnende Stimmung setzten. Endlich, da die Nacht hereingebrochen war, und ihre Augenlieder zu sinken begannen, wurde sie von den Unsichtbaren in ein anderes Gemach geleitet, ausgekleidet und in das weichste und prallste aller Betten gelegt, wozu jemahls Schwanen ihren Flaum und Kolchische Lämmer ihre Wolle hergegeben. Sie war eben im Begriff einzuschlummern, als ein leises Getön die Furchtsame wieder aufschreckte; aber in eben demselben Augenblick verlosch die Lampe, die von der Decke herab einen dämmernden Schein über das Schlafzimmer verbreitet hatte, und bald darauf blieb ihr keine Möglichkeit zu zweifeln, daſs ein unbekanntes Wesen an ihrer Seite lag, und durch die zartesten Liebkosungen ihr zugleich seine Zuneigung, wiewohl stillschweigend, zu entdecken, und um ihre Gegengunst zu bitten schien. Wir wissen ungefähr alle, wie viel Bescheidenheit und Zurückhaltung sich unter solchen Umständen dem verwegensten aller Götter zutrauen läſst, und ob von der zitternden zwischen Grauen und Erwartung wie an einem Haare schwebenden Psyche etwas anders als ein leidendes Verhalten zu erwarten war.

Als sie des folgenden Tages gegen die Mittagsstunde aus den angenehmen Träumen, die ihr Amor zur Gesellschaft zurück gelassen hatte, erwachte, fand sie sich wieder allein, in einem Labyrinth von Gedanken und Erinnerungen verloren, aus welchem sie sich nicht zu helfen wuſste. Endlich stand sie auf, die Unsichtbaren stellten sich wieder ein, sie ins Bad zu führen, und alles was die sorgfaltigste Bedienung der Geliebten ihres Herrn erforderte, mit ihrer gewöhnlichen Zierlichkeit und Gewandtheit zu verrichten — kurz, der Tag ging unter mancherley abwechselnden Vergnügungen unvermerkt vorüber; die Nacht, die ihm folgte, glich in allem der vorigen; und eben so war es mit einer Reihe folgender Tage und Nächte. Die unsichtbaren Dienerinnen wuſsten den Unterhaltungen, die sie ihr verschafften, immer den Reitz der Neuheit zu geben; der unsichtbare Liebhaber ward immer verliebter, und Psyche gewöhnte sich unvermerkt an das Wunderbare ihres Zustandes so gut, daſs sie ihn mit keinem andern in der Welt vertauscht hätte. Und dennoch hatte sie kaum zehen Tage in diesem glücklichen Zustande zugebracht, als sie zu fühlen begann, es fehle ihr etwas, ohne welches sie nicht glücklich seyn könne. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde wurde dieſs Gefühl schmerzlicher; es verbreitete Unruhe und Unbehaglichkeit über ihr ganzes Wesen; die Unsichtbaren konnten ihr nichts mehr recht machen; sie fand die artigsten kleinen Feste, die man ihr gab, geschmacklos und langweilig, und es währte nicht lange, so verriethen übel verhaltene Seufzer ihrem Gemahl selbst, sogar in den süſsesten Augenblicken der Zärtlichkeit, daſs ihr etwas schwer auf dem Herzen liege. Er sah sich genöthiget, sein bisheriges Schweigen zu unterbrechen, und, da er sie einsmahls ungewöhnlich kalt und zurückhaltend fand, sagte er zu ihr: Liebste Psyche, du bist miſsmüthig, und fühlst dich unglücklich. Ich kenne die Ursache deiner Unzufriedenheit, denn ich lese in deiner Seele. Der Vorwitz zu wissen wer ich bin, plagt dich; aber wenn du wüſstest, in welche Verlegenheit du mich durch die unglückliche Wiſsbegierde setzest, und welche Schmerzen du mir, welches Elend du dir selbst dadurch bereitest, du würdest sie mit Entsetzen und Abscheu aus deinem Gemüthe verbannen. Wisse also, von dem Augenblick an, da du erfährst wer ich bin, hast du mich auf immer verloren, dein bisheriges Glück ist dahin, und Jammer und Leiden ohne Maſs sind dein Loos, bis du dein unglückseliges Daseyn in Verzweiflung endigest. Glaube mir, liebe Psyche, und habe Mitleiden mit dir selbst; denn wenn du mein Geheimniſs entdeckt hast, so steht es nicht in meiner Macht, wie groſs sie auch ist, dich zu retten. Du kannst nicht zweifeln, daſs ich dich liebe; ich thue alles Mögliche dich glücklich zu machen; du würdest es seyn, wenn du dir genügen lieſsest, mich und alles was ich für dich thue, ruhig zu genieſsen ohne mehr wissen zu wollen als dir erlaubt ist; und vielleicht ist dir noch ein viel herrlicheres Loos in der Zukunft aufbehalten, wenn du die Probe, worauf ich deine Mäſsigung zu setzen genöthigt bin, weislich bestehest. Also nochmahls, Geliebte, verbanne den Vorwitz mich genauer zu kennen, beruhige dich im Genuſs meiner Liebe, und erspare mir den endlosen Schmerz, dich elend zu sehen, und dir nicht helfen zu können.“ So sprach Amor mit einem leisen traurigen Vorgefühl, daſs sein Zureden fruchtlos seyn würde. Die geschreckte Psyche fuhr ihm in die Arme, und gelobte ihm heilig, seiner Warnung immer eingedenk zu seyn. Aber kaum sah sie sich wieder allein, so kehrte das unruhige Verlangen, sich durch ihre Augen nach der Beschaffenheit ihres Gemahls zu erkundigen, mit dreyfacher Stärke in ihren Busen zurück. Sie hatte sich ihn bisher unter einer liebenswürdigen Gestalt vorgebildet; jetzt regten seine eigene Worte und die schrecklichen Drohungen, womit er sein Verbot begleitet hatte, tausend Zweifel in ihrer Seele auf, und

So wie die Trompete ihr besser als sanfte Flöten
klang.
Auch hatte der Ritter das Glück den Nymfen einzuleuchten:
Sie warfen vor ihrer Göttin in halbem Kreise
sich hin,
Und standen nicht auf, bis sie den Eigensinn
Der Stolzen zu seinem Vortheil erweichten;

19.

In so fern wenigstens, daſs sie sich ihn
Zu ihrem Beschützer, so lange sich ihre Schwestern nicht fanden,
Gefallen lieſs. Man konnte die Sache nicht besser wenden.
Mit einer schönen Prinzessin herum im Lande
ziehn,
War in den Zeiten der irrenden Ritter
Nicht was es heut zu Tag' ist. Die Nonne hinterm Gitter
Ist sichrer nicht, als damahls auf freyem Felde,
ja gar
In stillen Gebüschen und dunkeln Felsenschlünden,
Die schöne Angelika selbst bey ihren Beschützern war;
Wiewohl wir von Amors Schlichen auch
damahls Proben finden.

es war ihr unmöglich den Gedanken los zu werden, daſs er vielleicht in seiner wahren Gestalt ein häſslicher Zauberer oder sonst ein miſsgeschaffner Unhold sey, der sie durch seine Unsichtbarkeit um ihre Liebe betrüge. Kurz, die Unglückliche faſste den Entschluſs, die Qualen dieser Ungewiſsheit nicht länger zu ertragen, sondern noch in dieser Nacht zu erfahren, wer der Unsichtbare sey, dem sie bisher die Vorrechte und die Zuneigung, die einem Gemahl gebühren, so unbesonnen zugestanden; und sie hielt sich selbst Wort. Um ihn desto sicherer zu machen, erwiederte sie in der nächsten Nacht seine Liebkosungen mit heuchlerischer Innigkeit: aber kaum merkte sie, daſs er eingeschlafen war, so stand sie von seiner Seite auf, schlich sich mit bloſsen Füſsen in ein Vorzimmer, wo sie wuſste daſs eine brennende Lampe stand, kam mit der Lampe in der Hand zurück, näherte sich dem Bette, und erblickte — den schlafenden Liebesgott in seiner ganzen ewig jugendlichen Schönheit. Mitten in ihrer Entzückung bey diesem unverhofften Anblick überfällt sie die Angst daſs er erwachen möchte; ihre Hand zittert, die Lampe schwankt, ein Tropfen heiſses Öhl fällt auf Amors schöne Brust; er erwacht, wirft einen schmerzlich zürnenden Blick auf Psyche, und fliegt davon. Und hiermit, lieben Freunde, ist mein Mährchen zu Ende. Der Milesischen Amme ihres fing hier erst recht an; aber was weiter folgt, gehört nicht zu meinem Zweck, und die Lehre aus meinem Mährchen zu ziehen, überlasse ich einem jeden selbst.

Mit diesen Worten erhob sie sich von ihren Polstern, und die ganze Gesellschaft stand auf, sagte ihr viel Schönes über ihr Milesisches Mährchen, und wünschte ihr gute Nacht.

Als die übrigen alle sich entfernten, blieb ich noch allein bey ihr zurück, um sie auf ihr Zimmer zu begleiten.

Wir waren kaum angelangt, so wandte sie sich mit einer unbeschreiblich reitzenden Miene gegen mich, und sagte in einem leise spottenden Tone: du glaubst also im Ernst, daſs Liebe ohne Begierde möglich ist?

Da ich sie sogleich errieth, (was ich ohne Anspruch an eine groſse Scharfsinnigkeit oder Divinazionsgabe gesagt haben will) so antwortete ich bescheiden aber zuversichtlich: Allerdings, und desto gewisser, je schöner der Gegenstand ist.

Lais. Auch dann, wenn er unmittelbar vor uns steht?

Ich. Auch dann.

Lais. Auch wenn Zeit und Ort und alle übrigen Umstände sich vereinigen den schlummernden **Pothos** zu wecken?

Ich. Allerdings.

Lais schalkhaft lächelnd. Wir reden, denk' ich, im Ernst, Aristipp? Der arme Pothos könnte freylich auch aus Erschöpfung schlummern!

Ich. Es versteht sich, daſs dieſs nicht der Fall seyn darf.

Lais schwieg, und fing an eine Nadel, womit ein Theil ihres in kleine Zöpfe geflochtnen Haars zusammen gesteckt war, heraus zu ziehen, die Perlenschnur um ihren Hals abzunehmen, und sich, so sorglos unbefangen als ob sie allein wäre, der Binde, die ihren Busen fesselte, zu entledigen; kehrte sich dann wieder zu mir und sagte: ich glaube wirklich, Sokrates hätte die Probe unfehlbar ausgehalten; meinst du nicht?

O Lais, Lais, rief ich in einer unfreywilligen Bewegung aus, welch ein himmlischer Anblick würde dieser Busen einem einzigen Auserkohrnen seyn, wenn er die mütterliche Ruhestatt eines kleinen menschlichen Amorino wäre!

Grillenhafter Mensch! sagte sie, indem sie mir einen leichten Schlag auf die Schulter gab. Aber es ist Zeit zum Schlafengehen; gute Nacht, Aristipp! — und mit diesem Wort entschlüpfte sie in ihr Schlafgemach und zog die Thür sanft hinter sich nach. Ob sie auch den Riegel vorschob, weiſs ich nicht; denn gleich darauf hörte ich etliche von ihren Mädchen, die zu ihr hereinkamen, und begab mich weg; unzufrieden mit mir selbst, daſs es mir gleichwohl einige Anstrengung kostete, mich von dieser allzu liebenswürdigen Sirene zu entfernen.

13.

Antipater an Kleonidas.

Ich befinde mich seit Anfang des Munychions mit Aristipp und dem schönen Kleofron, einem Schüler Platons und Geliebten seines Neffen Speusippus, zu Ägina: Kleofron auf einem Landgute des Eurybates von Athen, Aristipp und ich bey der berühmten Lais, deren prächtiger Landsitz dir ohne Zweifel noch wohl erinnerlich seyn wird. So klein diese Insel ist, so reich ist sie an

Merkwürdigkeiten. Unter andern habe ich bereits sieben, an den groſsen Panegyrischen Spielen Griechenlands gekrönte Athleten gesehen, von welchen Einer, dessen Rücken neun und achtzig Jahre nicht zu krümmen vermochten, sich rühmen kann, daſs sein Sieg noch von Pindar selbst besungen wurde. Das auſserordentlichste indessen, was Ägina dermahlen besitzt, ist unläugbar die Gebieterin des Hauses, worin ich als dein und Aristipps Freund aufgenommen bin, und mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelt werde. Ihre Schönheit ist so weit über alles, was man zu sehen gewohnt ist, erhoben, daſs mir eine geraume Zeit lang bey ihrem Anblick nicht anders zu Muthe war, als mir (wie ich glaube) seyn müſste, wenn ich eine elfenbeinerne Liebesgöttin von Fidias oder Alkamenes wie lebendig vor meinen Augen herum wandeln sähe. Ich betrachtete sie mit immer neuer Bewunderung, ich hätte sie anbeten mögen; aber wie ein Mensch sich unterfangen könne sie zu lieben, oder hoffen könne von ihr geliebt zu werden, war mir unbegreiflich. Dieses seltsame Gefühl war vielleicht die Ursache, warum die besondere Aufmerksamkeit und Herablassung, deren Sie mich, nach den ersten acht oder zehen Tagen zu würdigen schien, eine wunderliche Art von Scheu, oder wie soll ich es nennen?

bey mir erregte, die mir das Ansehen eines kalten gefühllosen Menschen geben mochte, und um so auffallender seyn muſste, weil sie in eben dem Verhältniſs zunahm, wie Lais ihre Bemühung, mir Muth und Zutrauen einzuflöſsen, verdoppelte. Da ich mir selbst lächerlich gewesen wäre, wenn ich mir auch nur im Traume mit der Liebe dieser Königin der Weiber hätte schmeicheln wollen, so gebehrdete ich mich nun desto seltsamer, je mehr ich zu fühlen anfing, daſs ich von so verführerischen Anlockungen nur zu leicht getäuscht und unvermerkt in eine hoffnungslose Leidenschaft verstrickt werden könnte. Ich unterlieſs nichts, was Sie in der Meinung bestärken muſste, daſs der junge Antipater von Cyrene der einzige Sterbliche sey, an welchem ihre Reitze die gewohnte Macht verlören. Ich glaubte zu meiner eignen Sicherheit um so mehr dazu genöthiget zu seyn, weil ich in ihrem immer gefälligern und einnehmendern Betragen gegen mich nicht die mindeste Spur von Miſsvergnügen oder Unwillen bemerken konnte: denn ich legte ihr dieſs als einen planmäſsigen Anschlag aus, der mit dem Vorsatz verbunden sey, wenn sie ihre Absicht erreicht haben würde, mich desto empfindlicher für meine Vermessenheit zu züchtigen.

In dieser nicht sehr natürlichen, und, die Wahrheit zu sagen, peinvollen Lage befand ich mich, als gegen Ende des Monats mein Freund Speusippus in einen Sklaven verkleidet anlangte, um, seinem Vorgeben nach, den jungen Kleofron, den Sohn seines Herren, eilends nach Sicyon abzuhohlen. Aber der wahre Zweck seiner Herüberkunft war, nachdem die nöthigen Vorkehrungen getroffen worden, daſs die Sache allen andern, auſser Lais, Aristipp, mir, und den vertrautern Hausgenossen, ein Geheimniſs bleiben muſste, den schönen Kleofron spät in der Nacht nach einer kleinen durch Gebüsche und Bäume verborgenen Wohnung abzuführen, die in einem abgesonderten Theil des an die Gärten der Lais stoſsenden Lustwaldes liegt, und wozu sie allein den Schlüssel hat. Hier ereignete sich ein paar Tage darauf ein natürliches Wunder, wovon gleichwohl niemand von denen, die um die geheime Entführung wuſsten, überrascht zu werden schien; der schöne Kleofron beschenkte nehmlich seinen Platonischen Liebhaber mit — einem wunderschönen Knäblein, dem zu einem kleinen Amor nichts als die Flügel fehlten, und verwandelte sich selbst, um die Rolle der Mutter mit desto besserm Anstand zu spielen, wieder in die zärtliche Lasthenia, eine von Lais erzogene junge Person, welche, vor geraumer Zeit, von einer gleich heftigen Leidenschaft für Platons Filosofie und für seinen Neffen nach Athen gezogen worden war, in männlicher Verkleidung die Akademie besucht hatte, und dort für den Sohn eines Sicyonischen Bildhauers galt. Lais, die sich mir bey dieser Gelegenheit von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigte, übernahm die Vorsorge für Mutter und Kind, und Speusipp kehrte, eben so geheimniſsvoll als er gekommen war, nach Athen zurück, um von Zeit zu Zeit, bald in dieser bald in jener Gestalt wieder zu kommen, und im Genuſs der Vaterfreuden die Beschämung zu ersticken, der Lehre seines Oheims und Meisters durch die Liebe zu — einem Mädchen ungetreu geworden zu seyn.

Diese Begebenheit hatte Folgen für mich, lieber Kleonidas, die ich dir nicht verhehlen kann noch will. Die Schönheit des kleinen Speusippides, und die Scenen des menschlichsten und süſsesten aller natürlichen Gefühle, wovon ich mehr als Einmahl Zeuge war, weckten das Verlangen, auch Vater eines so holdseligen Geschöpfs zu werden, mit solcher Macht in mir auf, daſs ich mich nicht entbrechen konnte, mein Anliegen einer jungen Dirne zu entdecken, die ich öfters auf einem an unsern Wald angelehnten Hügel, neben den Schafen die sie hütete, in mädchenhafter Träumerey den Gesang der Waldvögel belauschen sah. Sie gehört dem Eurybates, auf dessen Gute sie geboren ist, an, und schien mir von der Natur mit besonderm Wohlgefallen zur Mutter eines kleinen Herkules gebildet zu seyn. — Es war wirklich hohe Zeit daſs ich sie fand: denn ich kann nicht sagen, wie lange ich es noch gegen die Circe dieser Insel ausgehalten hätte, welcher, wenn sie ihre ganze Zaubermacht gebrauchen will, ohne eine solche Gegenanstalt, in die Länge schwerlich zu widerstehen ist. Ich vertraue dir hier etwas, das ich sogar vor Aristipp verberge, wiewohl nur so lange als es vor Lais ein Geheimniſs bleiben muſs. Du begreifst nun, daſs ich unter diesen Umständen keiner auſserordentlichen Weisheit noch Festigkeit des Willens nöthig habe, um meine Hippolytus-Rolle, während der kurzen Zeit, da wir noch zu Ägina verweilen werden, glücklich fort zu spielen: aber ich will auch in Aristipps Augen, so wenig als in den deinigen, kein gröſserer Held scheinen als ich wirklich bin. Der Allherrscherin Lais kann diese kleine Demüthigung nicht schaden. Sie ist von einer so groſsen Menge von Sklaven und Anbetern aller Art umgeben, daſs es für die Ehre unsers Geschlechtes allerdings nöthig scheint, daſs wenigstens Einer sie fühlen lasse, es sey nicht unmöglich die

Berührung ihres Zauberstabes unverwandelt auszuhalten.

So eben ist Eurybates auf etliche wenige Tage herüber gekommen. Da er mir sehr gewogen ist, werde ich ihm mein kleines Abenteuer mit der ländlichen Deianira vertrauen, und wegen der Folgen das Nöthige mit ihm verabreden.

Aristipp scheint an dem allzugroſsen und täglich zunehmenden Gedränge von Fremden, die unsre schöne Wirthin nach Ägina lockt, so wenig Gefallen zu haben, daſs er mit Eurybates nach Athen zurück zu kehren entschlossen ist. Daſs ich ihn begleiten werde, versteht sich von selbst; ich habe die Freuden der Natur, der Jugend, und des geselligen Lebens diesen Frühling über lange und rein genug genossen, um mit freyer Seele, und sogar mit einiger Ungeduld, zu meinen gewohnten Beschäftigungen zurück zu kehren.

20.

So standen die Sachen, als Antiseladon
Und unser Held mit aufgezognen Visieren,
Die Spere gefällt, sich Leopardens Thron
Mit Ehrfurcht nähern, sodann behende von ihren Thieren
Herunter glitschen, um sich und alles, was
Sie Liebes und Gutes zu ihren Diensten vermögen,
Nach Rittergebrauch der Dame zu Füſsen zu legen.
Allein kaum warf der rauhe Boreas
Den ersten Blick auf unsern schönen Ritter,
So zog sich um seine Stirn ein schwarzes Ungewitter,

21.

Sein rollend Auge funkelt Wuth,
Die Adern schwellen, es kocht sein feuriges Blut,
Die Wange glüht, erblasset, färbt sich wieder
Mit braunerm Roth, die dicke Lippe wird blau,
Und, ohne daſs der Respekt vor seiner gebietenden Frau
Ihn halten kann, wirft er vor ihr sich nieder,
Und schnaubt: „Der Knabe hier, der Ihrer Majestät
Sein glattes Mädchengesicht zu weisen
Gelüsten sich läſst, ist, wie er geht und steht,
Ein Schurke, und laugnet er's, traun! so will ich's ihm beweisen!

14.

Lais an Aristipp.

Veränderung ist die Seele des Lebens, lieber Aristipp. Ich habe mich entschlossen, nach deinem Beyspiel ein wenig in der Welt herum zu schwärmen, und für den Anfang unter dem Geleit und Schutz eines mächtigen Thessalischen Zauberers eine Lustreise durch die nördlichen Theile von Griechenland zu machen. Mein Führer nennt sich Dioxippus, und könnte, seiner Jugend und Schönheit wegen, vielleicht sogar einer trotzigern Tugend, als die meinige ist, gefährlich scheinen, wenn mich nicht der Umstand beruhigte, daſs er sein Geschlecht bis in die Zeiten von Deukalion und Pyrrha zurück führt, und da er also ohne Zweifel einen der menschgewordenen Steine, durch welche Thessalien nach der groſsen Fluth wieder bevölkert wurde, zum Stammvater hat, wahrscheinlich noch genug von der ursprünglichen Härte und Unempfindlichkeit desselben geerbt haben wird, um mir mit keiner übermäſsigen Zärtlichkeit beschwerlich zu fallen. Übrigens besitzt er, wie man sagt, groſse Güter in der Gegend von Larissa, und es wäre nicht unmöglich, daſs es mir wohl genug dort gefiele, um mich zu einem längern Aufenthalt bey ihm zu entschlieſsen; wär' es auch nur, um zu sehen, was ich von den berühmten Zauberkünstlerinnen dieses Landes in ihrem Fache etwa noch lernen könnte.

Mein Hauswesen zu Korinth und Ägina ist bestellt. Eine von meinen Korinthischen Pflegetöchtern hat Eufranor von mir erschlichen; die stille freundliche Charikle a schwatzte mir ein begüterter Landmann von Epidaurus ab, der schon lang' ein Aug' auf sie geworfen hatte; die rüstige Melantho wird mein Haus zu Korinth regieren, und die kleine Eudora, die sich erklärt hat, daſs nur der Tod sie von mir trennen könne, begleitet mich nach Thessalien.

Lebe indessen wohl, Aristipp, und sey versichert, wie unveränderlich auch meine Liebe zur Veränderung seyn mag, daſs meine Freundschaft für dich noch unveränderlicher ist, und daſs Lais dich nicht eher vergessen wird, als bis sie sich auf sich selbst nicht mehr besinnen kann.

15.

Learchus von Korinth an Aristipp.

Geschäfte, welche meine eigene Gegenwart forderten, lieber Aristipp, haben mich nach Ägina geführt, wo ich dich noch anzutreffen hoffte, aber erfahren muſste, daſs du schon seit einiger Zeit nach Athen zurück gekehrt seyest. Unsre Freundin Lais, bey welcher ich so viele Abende zubrachte als ich in meiner Gewalt behielt, eilt beynahe zu sehr, die Beute, die sie unsern Erbfeinden abgenommen hat, unter die gesammten Griechen wieder zu vertheilen und in Umlauf zu setzen. Man wird es gewohnt, sich unter ihren eigenen Bedingungen bey ihr wohl zu befinden; aber man wird auch endlich ihrer Reitzungen gewohnt, und da sie selbst keinen Werth auf sie zu setzen scheint als in so fern sie ihr zu Befriedigung ihrer Eitelkeit dienlich sind, so läuft sie Gefahr, endlich auch den zu verlieren, welchen andere darauf zu setzen bereit waren. So sprechen wenigstens diejenigen von ihren Liebhabern, die mit dem, was sie unentgeltlich giebt, nicht zufrieden sind; und das mögen leicht so viel als alle seyn, die, seitdem sie zu Ägina lebt, einen ziemlich glänzenden Hof um sie her gemacht haben. Ich meines Orts bin ziemlich geneigt zu glauben, daſs sie, bey allem Anschein von Sorglosigkeit, ihren Stolz sehr gut mit ihrem Vortheil, so wie ihr Vergnügen mit ihrem Stolz zu vereinigen, und die Augenblicke, wo das Glück ihr irgend einen Fisch, der des Fangens werth ist, ins Garn treibt, mit aller möglichen Gewandtheit zu benutzen weiſs. Wenigstens ist dieſs dermahlen der Fall mit einem der reichsten Thessalier, der vor kurzem in Ägina erschien, und in wenig Tagen schon Mittel fand, alle seine Mitwerber weit zurück zu drängen. Wirklich hat mir dieser Dioxippus (wie er sich nennt) die Miene, im Nothfall alle seine Güter, welche keinen unbeträchtlichen Theil der reichsten Gegenden Thessaliens einnehmen, daran zu setzen, um die schönste und stolzeste Hetäre, welche Griechenland je gesehen hat, auf seine Bedingungen zu haben. Ich zweifle nicht, daſs sie ihm den Sieg schwer genug machen wird; aber ich zweifle eben so wenig, daſs sie schon entschlossen ist sich besiegen zu lassen. Beide scheinen einander bereits auf den Wink zu verstehen. Dioxippus hat ihr den Einfall eine Reise nach Delfi, Larissa, Tempe u. s. f. zu machen, so fein beyzubringen gewuſst, daſs sie sich mit guter Art gegen ihn stellen konnte, als ob es ihr eigener Gedanke wäre. Die Reise ist also beschlossen, und die Anstalten dazu werden mit der gröſsten Lebhaftigkeit betrieben. Dioxippus wird sie begleiten, und schmeichelt sich (wie er sich sehr bescheiden ausdrückt) sie werde ihm vielleicht die Gnade erweisen, eines seiner Güter in diesen Gegenden mit ihrer Gegenwart zu beglückseligen. Die getäuschten Raben sind indessen mit leeren Schnäbeln wieder aus einander geflogen, und in drey oder vier Tagen wird die Göttin, mit einem zahlreichen Gefolge von Nymfen, und, sobald sie zu Megara angelangt seyn wird, von einem Schwarm Thessalischer Reiter umflogen, die Reise nach der heiligen Stadt Delfi antreten.

Ich will lieber gleich freywillig gestehen, was ich dir doch nur halb verbergen konnte — daſs ich etwas ungehalten auf unsre Männerbeherrschende Schöne bin, wiewohl mein Aufenthalt zu Ägina dieſsmahl keine absichtliche Beziehung auf sie hatte. Damit ich dir aber die Mühe erspare mich deſswegen auszuschelten, bekenne ich auch zugleich, daſs mein Miſsmuth ungerecht ist. Oder was für ein Recht könnten wir (ich meine mich und Meinesgleichen) haben, Ansprüche an Sie zu machen? Ist sie nicht Herr über ihre eigene Person? Und wenn ihr auch alle die herrlichen und seltnen Gaben, womit die Natur sie ausgestattet, bloſs zur Mittheilung verliehen worden wären, wer ist berechtigt ihr vorzuschreiben, wen und wann und in welchem Maſse sie durch diese Mittheilung zu begünstigen schuldig sey? Ist nicht das, was sie, durch Gestattung eines freyen Zutrittes zu ihr, für das gesellschaftliche Leben thut, schon allein unsers gröſsten Dankes werth? Macht sie nicht einen schönen, edeln und bis zum Übermaſs freygebigen Gebrauch von den Reichthümern, die ihr das Glück, das eben so verschwenderisch gegen sie war als die Natur, zugeworfen hat? Welche Vortheile zieht nicht Korinth, das durch sie gewisser Maſsen zur Hauptstadt von Griechenland wird, bloſs davon, daſs die schöne Lais es zu ihrem gewöhnlichsten Sitz erwählt hat? Und wie viel hat sie nur allein dadurch daſs sie sich Mahlern und Bildnern mit so vieler Gefälligkeit als Modell darstellt, zu Vervollkommnung der Kunst und zur Verschönerung unsrer Tempel und Gallerien beygetragen? — Du siehst, Aristipp, daſs meine selbstsüchtige üble Laune mich wenigstens nicht ungerecht und undankbar gegen ihre mannigfaltigen Verdienste macht, und du wirst die Groſsmuth, womit ich sie gegen mich selbst zu rechtfertigen suche, hoffentlich auch mir für ein kleines Verdienst gelten lassen.

Meine Verrichtungen führen mich von hier nach Salamin, von wo ich dir und der Akademie einen fliegenden Besuch zu machen gedenke. Im Vorübergehen hoff' ich auch den Sonderling Diogenes zu sehen, von welchem mir die hier anwesenden Athener so viel seltsames erzählt haben, daſs ich groſse Lust hätte, ihn den Korinthiern als ein neues Wunderthier aus Lybien zu zeigen, wenn ich ihn überreden könnte mich zu begleiten. Lebe wohl!

16.

Kleonidas an Aristipp.

Ich danke dir für die Mittheilung deines Antiplatonischen Symposions, worin du ungefähr alles Gute und alles Böse, was sich von dem Meisterstück des Attischen Filosofen sagen läſst, mit nicht geringerer Beobachtung des Schicklichen als er selbst in Vertheilung der Rollen bewiesen hat, der damahligen Tischgesellschaft unserer Freundin in den Mund legst. Was du in deinem Brief an Eurybates bescheidener Weise für einen Nachtheil deines Gastmahls in Vergleichung mit dem Platonischen ausgiebst, daſs es nehmlich durchaus das Ansehen eines freyen, unvorbereiteten, kunst- und anspruchlosen Tischgespräches hat, scheint mir eher ein Vorzug zu seyn, auf welchen du, in so fern die Kunst (wie ich nicht zweifle) auch an dem deinigen Antheil hat, dir vielmehr etwas zu Gute thun könntest. Ausführliche methodische Behandlung und Erschöpfung des Stoffes der Unterredung schickt sich auf keine Weise für ein Gespräch dieser Art; aber desto lobenswürdiger ist es, wenn die redenden Personen, indem sie nur mit leichtem Fuſs über den Gegenstand hin zu glitschen scheinen, dennoch alles sagen, was den Zuhörer auf den Grund der Sache blicken läſst, und in den Stand setzt, sich jede Frage, die noch zu thun seyn könnte, selbst zu beantworten.

Das Mährchen von Amor und Psyche, womit Lais die Unterredung so sinnig und anmuthig schlieſst, ist eines von den wenigen, wo die dichterische Darstellung mit der mahlerischen in Einem Punkte zusammen trifft, und beide Künste, so zu sagen, herausgefordert werden, welche die andere zu Boden ringen könne. Ich habe der Versuchung nicht widerstehen wollen, die zwey auf einander folgenden Augenblicke, von welchen dieſs vorzüglich gilt, in den zwey Gemählden darzustellen, die du zugleich mit diesem Brief erhalten wirst. Ich habe ihnen noch zwey andere beygelegt, wovon die Scene in meinem eigenen Hause liegt, und die, wie ich gewiſs bin, eben dadurch desto mehr Anmuthendes für dich haben werden. Jene kannst du, deines Gefallens, entweder für deine kleine Gallerie behalten, oder an Learchen abgeben, der (wie ich höre) etwas von mir zu haben wünschet.

In dem kleinen Familienstück ist die Figur, die mich selbst vorstellt, von der Hand meiner Schwester Kleone. Das Mädchen zeigte, nachdem sie einige Zeit in meinem Hause gelebt hatte, so viele Lust und Anlage zu meiner Lieblingskunst, daſs ich nicht umhin konnte ihr einige Anleitung zu geben. Sie hat bereits ziemliche Fortschritte gemacht, und ist, wie du siehest, auf gutem Wege, ihrem Lehrmeister gerade darin, worin er sich etwas geleistet zu haben schmeichelt, den Rang abzugewinnen. Sie war eben in Musarions Kinderstube mit einer kleinen Arbeit beschäftigt, als mich der Zufall mit dem süſsen Anblick begünstigte, den ich in diesem Gemählde, wenigstens so lange die Farben aushalten, zu verewigen gesucht habe. Als ich mit der Mutter und den Kindern fertig war, fand die kleine Hexe Gelegenheit sich in mein Arbeitszimmer zu schleichen, und, während ich auf ein paar Tage abwesend war, mich selbst der holdseligen Gruppe als einen sehr warmen Antheil nehmenden Zuschauer beyzufügen. Aber der Kreter kam an einen Ägineten, wie das Sprichwort sagt. Ich überschlich sie dafür wieder, da sie in einer Laube unsers Gartens, allein zu seyn meinend, ein Bild, woran sie eben gearbeitet hatte, mit einem Ausdruck, den ich nicht beschreiben kann, den ich aber mit dem Pinsel zu erhaschen suchte, betrachtete. Sie weiſs nichts von dem kleinen Streiche, den ich ihr gespielt habe. Ich gestehe dir meine Schwachheit, Aristipp; ich liebe das Mädchen so sehr, daſs ich nicht ruhig bin, bis alle meine Freunde wissen wie liebenswürdig sie ist.

17.

Aristipp an Learchus.

Antipater kann dirs noch nicht vergessen, daſs du ihm seinen Freund Diogenes entführt hast. Er besorgt, die Korinther möchten noch leichtfertiger seyn als die Athener, und das Schätzbare dieses genialischen Son-

22.

Ein doppelter Schurke! das ſoll ihm mein blankes Eiſen,
Geſtatten Sie mir's, in ſeine Zähne beweiſen;
Beweiſen, daſs er am Himmel, an ſeiner Rittertreu,
An allen Damen und mir ein feiger Verräther ſey!"
Das lügſt du, Kannibal, fällt trotzig
Ihm Antiſeladon ein, und wirft den Handſchuh hin.
„Wer ſpricht von dir? erwiedert verächtlich und protzig
Der nervige Enkel des groſsen Fakardin;
Nimm deinen Handſchuh auf, und ſich, in ſichrer Ruh',
Dort hinter den Mädchen, dem Spiel, das dich nichts angeht, zu."

23.

Du lügſt es, ſag' ich, verſetzt der Ritter in blauen Waffen,
Ich wiederhohl' es, du lügſt! Der ſchöne Ritter hier,
Den du zu läſtern wagſt, erwieſe ſo einem Laffen
Wie du, durch ſeine Rache zu groſse Ehre.

derlings vor dem Lächerlichen nicht gewahr werden. Ich hätte sagen sollen er wünscht es heimlich, weil er hofft, ihn desto eher nach Athen zurück kehren zu sehen. Ich glaube das Gegentheil. Die Einwohner groſser Handelsplätze wie Korinth, sind so sehr gewohnt, Menschen von allen möglichen Gesichtern, Gestalten und Farben, Trachten, Sitten, Sprachen und Mundarten um sich zu sehen, daſs auch der übertriebenste Sonderling ihnen weniger auffallen muſs als den Athenern, die alles, was nicht Attisch ist, schon aus diesem Grund allein lächerlich und verächtlich finden.

Du bezeugtest, als du vor einiger Zeit die Gemählde meiner kleinen Halle besahst, groſses Verlangen ein paar Stücke von meinem Freunde Kleonidas (dem Mahler des sterbenden Sokrates) um jeden Preis, den er darauf setzen wollte, zu besitzen. Ich übersende dir hier zwey, die ich so eben von ihm erhalten habe, und lege ihnen, zu besserm Verständniſs ihres Sinnes, die Abschrift eines Milesischen Mährchens bey, welches die schöne Lais verwichnen Frühling einer kleinen bey ihr versammelten Gesellschaft, aus Gelegenheit eines Gesprächs über die Liebe, zu erzählen die Gefälligkeit hatte. Wenn du es gelesen hast, wirst du, in dem einen dieser

Bilder, die von der Furie des Vorwitzes von der Seite ihres noch unbekannten Gemahls weggerissene Psyche, — in dem Augenblick, da sie über ihn hergebückt den Gott der Liebe in ihm entdeckt, und vor Entzücken und Schrecken zitternd einen Öhltropfen aus der Lampe in ihrer Hand auf seinen Busen fallen läſst, — so wahr und schön dargestellt finden, daſs ihm nur das Seitenstück dazu — wo Amor, einen zugleich mitleidigen und zürnenden Blick auf die bestürzte und die Arme vergebens nach ihm ausstreckende Psyche werfend, davon fliegt — an Schönheit und Stärke der Wirkung zu vergleichen ist. Wenn diese Bilder dir nur halb so wohl gefallen wie mir, (sonst hat sie noch niemand hier gesehen) so sind sie um jeden mäſsigen Preis, den du selbst bestimmen willst, dein. Übrigens gesteh ich dir unverhohlen, daſs ich mich so leicht nicht von ihnen trennen könnte, wenn ich nicht noch zwey andere Stücke erhalten hätte, die als Kunstwerke jenen nicht nachstehen, aber noch auſser dem einen Werth für mich haben, den sie für keinen andern haben können. Das eine stellt meinen Kleonidas in einem schönen Augenblicke seines häuslichen Glückes vor; das andere ist das Bildniſs seiner Schwester, eines lieblichen talentvollen Mädchens von siebzehn Jahren. Sie sitzt unter einer Rosenlaube, mit einer

Tafel auf den Knieen, worauf sie das Bild einer Person, an welcher sie warmen Antheil nimmt (vermuthlich ihres Bruders) zu zeichnen begriffen ist; wiewohl es eben so wohl eine geliebte Freundin seyn könnte; denn was es vorstellen soll, ist nur angedeutet als ob es in einem Nebel zerflieſse. Ich habe nie etwas so sanft anziehendes gesehen als dieses Mädchen; es ist eben so schwer die Augen wieder von ihr abzuwenden, als nicht zu wünschen, daſs man derjenige seyn möchte, dessen Züge sie nach einem ihrer Seele vorschwebenden Bilde mit Liebe zu kopieren scheint.

Wenn du Nachrichten von unsrer wandernden Freundin hast, so wirst du mich durch ihre Mittheilung verbinden. Ich müſste mich sehr irren, wenn sie es bey ihrem Thessalischen Zauberer so lange ausdauerte, als bey dem fürstlichen Perser, der so groſse Vorzüge in sich vereinigte, und sie doch nicht länger als zwey Jahre fest halten konnte. Ihr andern edeln Söhne von Korinth werdet ja auch noch an den Reihen kommen; wenigstens hat sie euch lange genug umsonst dienen lassen, oder doch nur mit Fasianischen Hühnern und Kopaischen Aalen abgespeist, woran ihr ohnehin keinen Mangel habt.

18.

Learchus an Aristipp.

Die Gemählde sind glücklich angelangt, und bereits in meinem groſsen Sahl mitten unter den Werken der berühmtesten Meister aufgestellt. Ich danke dir sehr, lieber Aristipp, daſs du mir vor andern Liebhabern den Vorzug hast geben wollen; und auch das ist mir lieb, daſs die Athener diese Juwelen der Kunst nur bey mir zu sehen bekommen können. Ich übermache dir eine in Cyrene zahlbare Anweisung auf drey tausend Drachmen; wär' ich ein König, so sollten's dreyſsig tausend seyn, und ich würde diese Bilder doch noch lange nicht nach ihrem wahren Werth bezahlt zu haben glauben. Unsre reichsten Kunstsammler erkundigen sich, nicht ohne Neid, nach dem Meister und dem Preise: ich sage ihnen, daſs der Meister nicht genannt seyn wolle, und nicht auf den Kauf arbeite. Eufranor, der die Kunst zu sehr liebt, um einer andern Eifersucht als der edeln, schon von dem alten Hesiodus angerühmten, fähig zu seyn, findet, daſs an beiden Stücken vieles höchlich zu loben, und wenig oder nichts zu tadeln sey; denn über das, was allenfalls getadelt werden könnte, lasse sich, sagt' er, noch lange streiten. So tadelte z. B. Jemand, daſs von dem Entzücken über den unverhofften Anblick des Liebesgottes und der Angst vor seinem Erwachen, wovon das Mährchen spricht, nur das erste in Psychens Gesicht ausgedruckt sey; aber Eufranor behauptet, es wäre unmöglich gewesen beides in eben demselben Augenblick ohne Verzerrung auszudrücken, und der Mahler sey der Natur und dem Gesetz der Kunst gefolgt, indem er jenen Ausdruck vorgezogen habe; zumahl da das Zittern der Hand, wovon der fallende Öhltropfen die Folge war, eben so gut von einer frohen Überraschung als einer Anwandlung von Furcht habe bewirkt werden können. Mehr zu verlangen, sagte er, wäre eben so viel als wenn man fordern wollte, der Mahler hätte ihre Hand zittern lassen sollen. Vorzüglich bewundert Eufranor an dem zweyten Stücke den Gedanken, das Ganze bloſs von dem Aufflackern der Lampe, die der Psyche (indem sie die Arme nach dem fliehenden Amor ausstreckt) aus der Hand fiel, und eben verlöschen wird, von unten auf beleuchtet werden zu lassen, welches eine eben so neue und auffallende Wirkung thut, als es schwer auszuführen war. Er hat nicht von mir abgelassen, bis ich ihm erlaubt habe, von beiden Gemählden eine Kopey in eingebrannten Wachsfarben zu machen; einer noch nicht lang' erfundenen Kunst, worin er es bereits zu einer groſsen Nettigkeit der Ausführung gebracht hat.

Lais (die mir vor ihrer Abreise die Oberaufſicht über ihre häuslichen Angelegenheiten auftrug) meldet mir von Larissa aus, wo sie den Winter sehr angenehm zugebracht zu haben versichert, daſs sie im Begriff sey, nach Farsalia abzugehen, und sich in diesem dichterischen Lande, der Scene so vieler alter Wundersagen und heroischen Abenteuer, dem Lande wo Deukalion und Pyrrha das Menschengeschlecht wieder herstellten, und Apollo die Herden des Admet hütete, so wohl gefalle, daſs sie noch nicht ans Wiederkehren denken könne. Sie scheint sehr wohl mit den edeln Thessaliern, aber desto schlechter mit dem weiblichen Theile der Nazion zufrieden zu seyn; sie findet die Weiber dieses Landes weder schön noch geistreich und gebildet genug, um ihre ausschlieſslichen Ansprüche an die Zauberkunst der Liebe behaupten zu können. Das Wahre ist, daſs eine so gefährliche Fremde wie Lais, die in keiner andern Absicht gekommen scheint, als ihnen die reichsten und freygebigsten Männer des Landes vor ihren Augen wegzuangeln, eine allgemeine Empörung der Weiber gegen sich erregt, deren Folgen zu entgehen sie diesen Sommer unter dem Schutze des mächtigen Dioxippus auf einem seiner Güter in der Gegend von Farsalia zuzubringen gedenkt. Ich zweifle nicht daſs dieſs das rechte Mittel ist, sie vor Anfang des Winters wieder in Korinth zu haben. Ich wünsch' es, bloſs weil ich sehen möchte, was sie mit meinem verrückten Sokrates anfangen wird, und ob sie sich des Versuchs wird enthalten können, auch ihn vor oder hinter ihren Siegeswagen spannen zu wollen. Dein Antipater wird sich in seiner Meinung von den Korinthern betrogen finden. Diogenes lebt hier noch freyer und und ungeneckter als zu Athen, und es gefällt ihm so wohl bey uns, daſs er von der allgemeinen Einladung, die er von einigen unsrer besten Häuser erhalten hat, schon zwey oder drey Mahl Gebrauch gemacht, und wenn ihm die Laune dazu ankam, von freyen Stücken bey groſsen Gastmählern erschienen ist; wo er zwar von seiner gewöhnlichen Diät so wenig als möglich abweicht, aber durch die Gewandtheit seines Witzes, die Freyheit seiner Zunge, und die seltsamen Einfälle, wovon er einen unerschöpflichen Vorrath zu haben scheint, sich so angenehm macht, daſs seine Erscheinung eine desto lebhaftere Freude unter den Gästen verursacht, je karger er mit dieser Gefälligkeit ist. Denn so weit hab' ich selbst (wiewohl er mich mehr als andere begünstigt) es nicht bey ihm bringen können, daſs ich meine Freunde auf ihn zu Gaste bitten dürfte. Antipater wird hieraus ersehen, daſs er sich sobald keine Hoffnung zu einer Schwimmpartie nach Psyttalia mit unserm neuen Schutzverwandten zu machen hat, und daſs er selbst zu uns wird herüber schwimmen müssen, wenn er sehen will, wie gut die Isthmische Luft seinem Freunde zuschlägt.

19.

Aristipp an Kleonidas.

Wenn deine Absicht war, mich mit den Gemählden, die ich durch den Schiffer Xanthus erhielt, wie mit unwiderstehlichen Zauberketten nach Cyrene zurück zu ziehen, so schwör' ich dir zu, daſs du sie völlig erreicht hast. Sie haben die Erinnerungen an dich und deine Musarion so lebendig in mir aufgefrischt, daſs alle meine andern Gedanken vor ihnen verlöschen, und alles, was ich um mich her sehe, mir schal und ungenieſsbar wird. Oft möcht' ich auf deine Kunst zürnen, daſs die Zauberin, die dem bloſsen gefärbten Schatten so viel Lebenähnliches geben konnte, ihnen nicht auch das, was zum Leben noch fehlt, zu geben vermochte; daſs ich die Rede, die auf den Lippen deines Bildes zu schweben scheint, nicht mit meinen Ohren höre, und der Freund, den ich an meine Brust drücken will, ein bloſses Blendwerk ist. Unwillig reiſs' ich mich dann von diesen Bildern los, bey denen ich oft Stundenlang verweile, und kehre doch immer wieder zurück, als ob ich hoffte sie nun lebendiger zu finden. Kurz, lieber Kleonidas, dein Geschenk hat meine Weisheit aus dem Gleichgewicht, worauf ich sonst immer ein wenig groſs zu thun pflegte, heraus gehoben, und ich sehe wohl, mir ist nicht anders zu helfen, als daſs ich meine hiesigen Geschäfte so schleunig als möglich zu Ende bringe, ein eigenes Jachtschiff miethe, und mit dem ersten besten Nordwestwind nach dem Lande zurück fliege, das meine Liebe zu euch, weit mehr als das Ungefähr der Geburt, zu meinem wahren Vaterlande macht.

Das holde Familienbild und die liebliche junge Mahlerin haben mich zwar nicht blind gegen die Reitze deiner Psyche gemacht, aber doch so viel bewirkt, daſs ich mich zu Gunsten meines Korinthischen Freundes Learchus leichter von ihr trennen konnte, der sie zu besitzen verdient, und ganz glücklich dadurch ist. Die drey tausend Drachmen, die du gegen seine Anweisung ausgezahlt erhalten wirst, sind der Preis, den er selbst dafür bestimmt hat. Da er die Bilder als Geschenk nie angenommen haben würde, so hielt ich für das Schicklichste, ihm die Schätzung derselben anheim zu stellen: und ich finde daſs er sich, ohne zu viel zu thun, auf eine edle Art aus der Sache gezogen hat. Er hat wirklich Sinn für ächte Kunst; und überdieſs schmeichelt es seinem Stolze, daſs er (Lais allein ausgenommen) der Einzige in Griechenland ist, der etwas von deiner Hand aufweisen kann.

Daſs mir die beiden Stücke, die ich für mich behalte, zu heilig sind um in meiner Gallerie aufgestellt zu werden, trauest du mir zu ohne daſs ich es sage. Antipater ist der einzige, der das Familienbild gesehen hat, aber ihm auch die Mahlerin sehen zu lassen, kann ich nicht über mich gewinnen. Sie steht in meinem Schlafzimmer, in einem Schranke verborgen, der, seitdem er dieses Kleinod verwahrt, täglich so oft aufgeschlossen wird, daſs du über

Hast du's zu thun; mein Arm soll Rache ihm verschaffen!
Die Göttin, deren Ohr dein Lästermaul entweiht,
Hat, mir dazu den Beyfall abzuschlagen,
Gewiſs zu viel Gerechtigkeit.
„Gut! schreyt der Wilde, ich seh' aus deiner Hastigkeit
Du hast vermuthlich mehr als Eine Haut zu wagen.

24.

Ich gebe noch eine Minute dir zum Bedenken Zeit.“
Nicht länger geprahlt, ruft jener, fort, mache dich bereit! —
Der schöne Paladin stand während dieser Scene,
An seine Lanze gelehnt, mit einem Anstand da,
Als ging' ihn das, was um ihn her geschah,
Nicht näher an als einen der Söhne
Des Priester Johann. 3) Ein wenig stieg ihm das Blut
In seine Wangen, doch nur, um ihrer blühenden Schöne
Mehr Reitz und die Miene zu geben von einem Mann von Muth.
Die Nymfen wurden ihm alle vom ersten Ansehn gut.

meine Kinderey lachen würdest, wenn ich dir sagte wie oft. Mich dünkt die Kunst hat noch nichts vollendeters hervorgebracht als dieses kleine Bild. Vollendet — ja, das ist es — aber ich habe dir doch nicht das rechte Wort gesagt; nichts anziehenders, wollt' ich sagen — was hielt mich zurück? — Ist mein Vorwitz zu wissen, wer der glückliche ist, mit dessen Zügen die liebenswürdige Kleone sich so theilnehmend beschäftigt, unbescheiden, so laſs dein Stillschweigen meine Strafe seyn.

Ich lege diesem Brief eine Abschrift dessen bey, den ich von Learchen über die Gemählde erhalten habe; vornehmlich, weil er uns Nachricht von unsrer reisenden Circe giebt, die den Thessalischen Zauberinnen zeigt, daſs sie in ihrer eigenen Kunst, gegen eine Meisterin wie Sie, nur Pfuscherinnen sind.

20.

Kleonidas an Aristipp.

Wenn unsre Freunde oder Verwandten in einem lebenssatten Alter ohne Reue, indem sie ins Vergangene, ohne Kummer, wenn sie vorwärts blicken, die Welt verlassen, so sollte der Gedanke, daſs wir nie hoffen konnten sie von dem allgemeinen Loose der Menschheit ausgenommen zu sehen, billig zu unsrer Beruhigung hinreichend seyn.

Nach dieser kleinen Vorrede, lieber Aristipp, wirst du, wie ich hoffe, die Nachricht, daſs dein achtzigjähriger Oheim zu leben aufgehört, und dich nebst deinem Bruder zu einzigen Erben seines ansehnlichen Vermögens eingesetzt hat, bloſs als einen Ruf des Schicksals aufnehmen, dein Vorhaben, bald nach Cyrene zurück zu kehren, desto bälder auszuführen. Vermöge seines letzten Willens ist dir sein schönes Haus in der Stadt und sein nur wenige Stadien von derselben entferntes Landgut zum Voraus vermacht: und dein Bruder, der dich zu gut kennt, um deine Weigerung nicht voraus zu sehen, läſst dir wissen, daſs er euerm Oheim sehr ernstlich angelegen habe, dir die ganze Erbschaft zu hinterlassen, und daſs er also um so fester über dem Buchstaben des Testaments halten werde, da er durch das groſse Vermögen seiner Frau ohnehin reicher sey, als es einem Bürger eines kleinen Freystaats zustehe.

Nach dieser Erklärung, die dein Bruder bereits öffentlich gethan hat, würde es dir als eine bloſse Ziererey aufgenommen werden, wenn du dich nicht mit guter Art fügen wolltest: zumahl da ganz Cyrene das Benehmen deines Bruders höchlich billiget, und sich darauf freut, dich künftig auf immer bey uns fest gehalten zu sehen.

Das Gut wirft wegen seiner Nähe an der Stadt jährlich über zwey Talente ab, das Haus ist eines der besten in Cyrene, und, wie mir dein Bruder sagt, so kommen von dem übrigen Nachlaſs wenigstens vierzig Talente auf deinen Antheil. Du wirst also auf einen hübschen Fuſs in deiner Vaterstadt leben, und (was mir vorzüglich Freude macht) uns deine Sokratische Filosofie und deinen eigenen Geist unentgeltlich zum besten geben können. Das Glück thut äuſserst selten so viel für Männer deines Schlages; du bist weise genug, daſs du es entbehren konntest; aber Sokrates selbst hätt' es schwerlich von sich gestoſsen, wenn es ihm so ungesucht in die Arme gelaufen wäre.

Musarion ist beynahe ein wenig ausgelassen vor Freude, und wirkt und webt und stickt mit ihren Mägden über Hals und Kopf, um ihre kleinen Amorinen auf deine Ankunft recht heraus zu putzen. Auch Kleone nimmt ihren Antheil an unserm Vergnügen, und scheint kaum der persönlichen Bekanntschaft zu bedürfen, um eine so gute Meinung von dir zu hegen, als einem viel eitleren Mann als du bist genügen könnte. In der That kennt sie dich, da sie alle deine Briefe an mich gelesen und wieder gelesen hat, bereits so gut, daſs ihre Fantasie nur sehr wenig von der kleinen Parteylichkeit für dich zu verantworten hat, deren sie zuweilen im Scherz von Musarion und mir beschuldiget wird.

Deine Neugier, ob das Bildniſs, woran sie in dem Gemählde zu arbeiten scheint, einen Freund oder eine Freundin vorstelle, hätte mich beynahe vergessen gemacht, daſs Kleone nicht weiſs daſs ich sie gemahlt habe, geschweige daſs du im Besitz dieses Bildes bist. Du siehest leicht, daſs beides ein Geheimniſs vor ihr bleiben muſs, wenn sie in ihrer ganzen holden Unbefangenheit vor dir erscheinen soll. Übrigens muſs ich dir sagen, daſs die nachdenkliche und theilnehmende Miene, die dir an ihrem Bilde aufgefallen zu seyn scheint, der gewöhnliche Ausdruck ihres Gesichtes ist, und eigentlich nichts weiter sagt, als daſs sie sich immer in einem Zustande von Besonnenheit und reiner Zusammenstimmung mit der ganzen Natur befindet. Sie ist immer in sich selbst ruhend, aber immer bereit sich mit andern zu freuen oder zu betrüben. Ich kann mich nicht erinnern, sie jemahls weder gleichgültig noch in Leidenschaft gesehen zu haben. Sie ist nichts weniger als zurückhaltend, und ich bin ihres Zutrauens zu mir so gewiſs, daſs ich es für unmöglich halte, daſs sie irgend eine Neigung in ihrem Herzen nähren sollte, die sie vor mir oder Musarion verheimlichen müſste. Auf alle Fälle rathe ich dir indessen auf deiner Huth zu seyn. Denn wenn du sie in einem spangenhohen Bilde schon so anziehend findest, was wird es erst seyn, wenn du sie selbst in Lebensgröſse siehest, und die Musik der Peitho hörest die auf ihren Lippen sitzt?

Dein edler Bruder, dem es an Zeit fehlt, dir selbst zu schreiben, ersucht mich dir zu melden, er habe alle Verfügungen getroffen, daſs du bey deiner Ankunft, wenn sie auch so bald erfolgt als wir wünschen, deine beiden Häuser zu deinem Empfang bereit und ausgeschmückt finden werdest.

21.

Antipater an Diogenes.

Anstatt Aristippen mit diesem Briefe an dich zu belästigen, würde ich ihn selbst nach Korinth begleitet haben, wenn meine rhetorischen Übungen bey Isokrates mich nicht an die Minervenstadt fesselten.

Du wirst aus seinem eignen Munde vernehmen, daſs er bloſs nach Korinth gekommen ist, um von seinem und deinem Freund Learchus Abschied zu nehmen, und nach unsrer glücklichen Vaterstadt zurück zu kehren, wohin ich mir nicht eher erlauben werde ihm zu folgen, bis ich mir bewuſst bin, die Ausbildung unter den Griechen erhalten zu haben, die mich am geschicktesten machen kann, meinen Mitbürgern einst in öffentlichen Geschäften nützlich zu seyn. Diejenige Gattung von Beredsamkeit, worin Isokrates alle seine Mitwerber hinter sich läſst, die Kunst das Vertrauen und die Beystimmung der Zuhörenden mehr durch klare, leicht faſsliche und zierliche Entwicklung der Sache zu gewinnen, als ihrer Einbildungskraft durch ein magisches Farbenspiel und eine künstlich verfälschende Beleuchtung nachzustellen, oder die Gemüther durch einen Strom von Bildern, Redefiguren und leidenschaftlichen Ergieſsungen mit sich fortzureiſsen, — ich sage, diese Gattung von Beredsamkeit, der es mehr um Wahrheit als Schein, mehr um Überredung als Überwältigung, aber weniger um Überredung als Überzeugung des Zuhörers zu thun ist, scheint für Republiken wie Cyrene ganz eigentlich gemacht, aber auch ein unnachläſsliches Erforderniſs zu einem Staatsmann in solchen Republiken zu seyn. In dieser Rücksicht ist vielleicht Isokrates selbst noch zu attisch; ich meine damit, er läſst sich von der angebornen Redseligkeit der Athener und ihrem leidenschaftlichen Hang zum Schönsprechen, natürlicher Weise also von der Begierde auf diesem Wege zu gefallen, und seine Mitbürger durch schöne Bilder, zierliche Gegensätze, ausgesuchte Worte, und künstlich gedrechselte, dem Ohr schmeichelnde Perioden zu bezaubern, vielleicht mehr beherrschen als er sollte. Wenigstens möcht' ich ihn, wie viel auch in der Kunst von ihm zu lernen ist, nicht ohne Einschränkung zu meinem Muster nehmen, wenn ich einst in Cyrene öffentlich zu reden haben werde. Aristipp hat mich daher aufgemuntert, auch Platons Schule fleiſsiger zu besuchen als ich bisher gethan habe. Er ist der Meinung, Platons Unterricht über Gesetzgebung und Staatsverwaltung — wiewohl er auch in diesem Fach alles auf idealische Vollkommenheit hinaufschraubt, könnte mir doch einen zwiefachen Nutzen schaffen: Einmahl, in so fern es gut und sogar nöthig ist, das Höchste, wornach man streben soll, wenn man es gleich nie erreichen wird, wenigstens zu kennen, damit man den festen Punkt immer im Auge habe, dem man sich unverwandt zu nähern sucht; und dann, weil Aristipp die scharfen Begriffe und strengen Grundsätze, an welche man sich bey Platon gewöhnt, für ein gutes Mittel hält, sich vor den willkührlichen Ansichten und bloſs auf Meinung und Vortheil des Augenblicks gegründeten Vorstellungen, womit die Redner sich gewöhnlich behelfen, zu verwahren, die Redekunst in ihre wahren Grenzen einzuschlieſsen, und zu verhüten, daſs sie nicht in leeres Wortgepräng oder hinterlistige Sofistik ausarte. Ich finde dieſs alles so einleuchtend, daſs ich entschlossen bin, meinen gegen Platons Art zu filosofieren gefaſsten Widerwillen zu überwinden, und den politischen Vorlesungen, die er seit kurzem angefangen hat, um so fleiſsiger beyzuwohnen, da mir Isokrates selbst, vermuthlich aus ähnlichen Beweggründen, mit seinem Beyspiel vorgeht. Du siehest hieraus, lieber

Diogenes, daſs diese Beschäftigungen mich noch eine geraume Zeit in Athen zurück halten werden, ob es schon durch deine und Aristipps Entfernung seinen gröſsten Reitz für mich verloren hat. Speusipp und Eurybates sind nun beynahe die einzigen, mit denen ich in näherer Verbindung stehe, und bey denen ich manchen angenehmen Abend zubringe. Aus einem Briefe von Learch an Aristipp hat dieser mich ersehen lassen, daſs du dir in Korinth gefällst, und daſs sich die Leute dort ganz artig gegen dich aufführen. Da du, mit aller deiner Misanthropie, im Grund' eine gute Seele bist, so zweifle ich nicht, diese Gastfreundlichkeit der Korinther gegen dich, die mir eine sehr gute Meinung von ihnen giebt, werde auch dich immer artiger gegen sie machen. Es käme vielleicht auf ein paar Raupenhäute an, die du noch abzustreifen hättest, so würde Plato selbst einen zweyten Sokrates, gerade so einen, wie wir ihn für unsre Zeit nöthig haben, in dir erkennen müssen. Lebe wohl, und gedenke deines Antipaters, wenn dich einmahl die Laune einen Brief zu schreiben anwandeln sollte.

22.

Diogenes von Sinope an Antipater.

Meiner Laune halben hättest du schon lang' einen groſsen Brief von mir, Antipater, wenn ich nur jedes Mahl, so oft sie mich ankam, etwas bey der Hand gehabt hätte, worauf und womit man schreiben kann. Endlich bin ich auf einer meiner Lustreisen nach dem Eselsberg so glücklich gewesen, ein ziemliches Stück glatter Baumrinde (die Oreaden mögen wissen von welchem Baume!) zu finden, und einen scharfen Kiesel, womit ich dir diesen Brief so leserlich auf die Rinde zu kratzen beflissen bin, daſs du, mittelst einer mäſsigen Gabe Räthsel zu errathen, so ziemlich mit meinem Geschreibe zu Rande kommen wirst.

Die Korinther haben mich bisher nach meiner Weise leben lassen, das muſs ich ihnen nachrühmen; doch käm' es nur auf mich an, nach der ihrigen zu leben; d. i. mich alle Tage mit den leckersten Schüsseln anzufüllen und in den köstlichsten Weinen zu betrinken, wenn ich mich von allen begüterten

25.

In jedem Blick, aus Augen ihm zugesendet
Worin Bewunderung sich mit zärtlicher Angst vermengt,
Strahlt ein Geständniſs ihm zu, das ihm ein Herz verpfändet.
Allein der Ritter, dem Streit ein Ende zu machen, wendet
Sich an die Prinzessin und spricht: Von welchem Dämon gedrängt
Der Ritter hier, vermuthlich des Lebens überdrüssig,
Mich anfällt, weiſs ich nicht. Nie hab' ich ihn gesehn.
Doch ist er ja zu sterben schlüssig,
So soll ihm, wie er will, geschehn;
Mehr Worte wären überflüssig.

26.

Mein Nahm' ist Amadis — „So süſs
Klingt meiner nicht; doch pflegen deines gleichen
Vor seinem bloſsen Klang schon länger zu erbleichen
Als deine Amme den Windeln dich entlieſs.“—
Nimm deine Lanze, Mann, und höre auf zu prahlen!
Spricht Amadis, — und du, von deren Strahlen

Prassern dieser unermeſslich reichen Stadt der Reihe nach einladen lassen wollte, um ihnen die Ausgabe für die Lustigmacher zu ersparen, deren sie gewöhnlich einen oder zwey bey ihren Schmäusen anstellen, um für baare Bezahlung durch witzige und unwitzige Possen den Gästen verdauen zu helfen. Wie lange sie oder ich es aushalten würden, ist ihr geringster Kummer.

Du wirst schon gehört haben, daſs Lais, von ihrem Centauren bis an die Grenze des Isthmus begleitet, wohlbehalten aus Thessalien zurück gekommen ist. Aber was du schwerlich gehört hast — ich wollte dirs wohl ins Ohr sagen — wenn's nur nicht einer gar zu unglaublichen Prahlerey ähnlich sähe. Und doch geschehen Dinge in der Welt (sagen unsre alten Nestorn)' die der tollste Poet nicht zu erdichten wagen würde, noch, ohne für einen Stümper in seiner Kunst gehalten zu werden, wagen dürfte. Bilde dir ein, daſs mir so etwas mit der schönen Lais begegnet sey, 9) und laſs übrigens diese Sache, so wie das sonderbare Briefchen der Dame, das ich dir hier zu meiner Rechtfertigung mittheile, ein so heiliges Geheimniſs seyn, als ob es dir von dem Hierofanten zu Eleusis mitgetheilt wäre.

23.

Lais an Diogenes von Sinope.

Das war ein wunderliches Ereignifs, das sich zwischen uns begeben hat, meinst du nicht, Diogenes? Eines von denen, die einen weisen Mann an seinen eigenen Sinnen irre machen, und das du hoffentlich nur geträumt zu haben glaubst. — Wie? was unter allen diesen stolzen, reichen, schönen und schimmernden Abkömmlingen von Göttersöhnen, die du täglich bey mir ein- und ausgehen siehst, in mehreren Jahren auch nicht Einer um keinen Preis erhalten konnte, sollte Diogenes, der Cyniker, binnen wenigen Wochen, ohne alle Mühe und Arbeit, durch blofse Laune des Zufalls oder Gunst eines schwachen Augenblicks erschlichen haben? Welche Wahrscheinlichkeit? — Gleichwohl geschehen auch unwahrscheinliche Dinge, und da das Geschehene am Ende doch immer unter die natürlichen Dinge gehört, so lafs uns wie ein Paar verständige Personen mit einander darüber filosofieren.

Du bist, mit aller deiner Unverschämtheit, ein Mann, der sich nicht mehr dünkt als er ist, und mich kennst du bereits genug, um dich nicht zu verwundern, daſs ich unter deiner rauhen struppichten Hülle das feine Gefühl sehr bald ausfindig gemacht habe, das du darunter zu verbergen suchst. Du kannst von mir nicht schlecht denken. So wenig du dich für einen Nireus oder Faon halten kannst, so wenig kann es dir einfallen, daſs Lais von deinen breiten Schultern und Paflagonischen Markknochen bezaubert worden sey. — Aber Lais (denkst du) und wenn sie eine Göttin wäre, ist am Ende doch — ein Weib, und ein Weib hat Augenblicke, wie selten und kurz sie auch seyn mögen, wo sie ohne zu wissen wie noch warum — schwach ist, und, bloſs darum weil sie sich dessen nicht versah, ausglitschen kann.

Wenn du so denkst, Freund Diogenes, und die Rede wäre von zehen tausend und zehnmahl zehen tausend andern Weibern, so hättest du Recht; aber wenn du es von Lais denkst, so irrest du himmelweit. Ich habe in meinem Leben keinen schwachen Augenblick dieser Art gehabt. Die meinigen, wenn man sie so nennen könnte, haben mit jenen nichts gemein als — die Wirkung. Ich sagte mir selbst: Was sind alle diese Menschen die an mich Ansprüche machen, ihrem innern Gehalt nach, gegen diesen armen Paflagonier, auf den sie so vornehm herunter sehen! Und doch würde es Diogenes für die lächerlichste Anmaſsung halten, wenn ihm einfiele, sich unter jene Übermüthigen zu stellen, die ein Recht an mich zu haben wähnen, weil ich schön und reitzend bin, und in zwangloser Freyheit lebe. Seine Bescheidenheit soll belohnt werden! Der Mann, der, um den Göttern ähnlich zu werden, ein elendes Leben führt, soll einen Augenblick in seinem Leben gehabt haben, wo er ihnen an Wonne ähnlich war.“ — Hier hast du das ganze Geheimniſs, mein guter Cyniker! — Mache nun einen weisen Gebrauch davon, und, um deiner selbst willen, suche nie wieder mich allein zu finden.

24.

Kleonidas an Antipater.

Aristipp ist glücklich in Cyrene angekommen, und hat durch sein Wiedersehen und den Entschluſs uns nie wieder zu verlassen, das Glück seiner Freunde verdoppelt. Die ganze Stadt nimmt Antheil an unsrer Freude: man drängt sich ihn zu sehen, zu begrüſsen, zu Gaste zu bitten, und überall, wo er zu finden ist, aufzusuchen; und er hat sich in Zeiten auf ein entfernteres Landgut seines Bruders flüchten müssen, um den allzu lästigen Beweisen zu entgehen, welche ihm seine Mitbürger von ihrer Achtung und Zuneigung zu geben sich beeifern. Das alles wird sich in kurzer Zeit setzen; man wird nur zu bald gewohnt werden Aristippen unter uns zu sehen, und der nehmliche Mann, den die öffentliche Meinung jetzt zum Abgott der Cyrener macht, wird ihnen in einigen Jahren ein Bürger seyn wie tausend andere, und vielleicht aller seiner Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit nöthig haben, um für seine Vorzüge, und für alles wodurch er seinem Vaterland Ehre macht, Verzeihung zu erhalten. So ist die grofse Mehrheit der Menschen, lieber Antipater! Wir wollen uns nicht darüber ärgern dafs sie nicht anders sind als sie können.

Aristipp schickt sich trefflich in seinen neuen Hausstand, und wird uns, wie ich nicht zweifle, durch das Beyspiel eines nach edeln Grundsätzen geführten und mit sich selbst übereinstimmenden Lebens mehr wahre Filosofie lehren, als wenn er eine Wissenschafts-Bude auf dem grofsen Markt von Cyrene aufschlüge, und uns unsern schlichten Menschenverstand zu Platonischen Ideen verspinnen lehrte.

Er hat neun Leibeigenen seines alten Oheims, so viele ihrer über sechzig Jahre alt waren, die Freyheit geschenkt, und es in ihre Wahl gestellt, ob sie seine Hausgenossen bleiben, oder mit einem ihren geleisteten Diensten angemessenen Jahrgehalt sich auf ihre eigene Hand setzen wollten. Alle haben das erstere erwählt, und verdoppeln, seitdem sie ihm bloſs durch ihren Willen angehören, ihren Diensteifer. Dafür aber ist auch seine Art, alle von ihm abhangenden Menschen zu behandeln, so gütig und leutselig, daſs, wofern sie nicht mit strenger Ordnung und gehöriger Zucht verbunden wäre, die Guten selbst sich unvermerkt versucht finden könnten lässig und schlecht zu werden. Sein Bestreben ist, alle, die für ihn arbeiten, so zufrieden mit ihrem Lose zu machen, daſs sie sich nicht nur keinen andern Herren wünschen, sondern seinen Dienst der Freyheit selbst vorziehen. Dieſs ist leichter zu bewerkstelligen als man glaubt, denn diese Klasse von Menschen fühlt den Werth der Freyheit nicht eher, als wenn ihnen die Dienstbarkeit ganz und gar unerträglich gemacht wird. In seinem Hause herrscht Ordnung ohne ängstlichen Zwang, Zierlichkeit ohne Pracht, und Überfluſs ohne Verschwendung. Nichts ist um Scheinens und Prunkens willen da; alles, vom gröſsten bis zum kleinsten, trägt etwas zum angenehmern Lebensgenuſs des Hausherrn und seiner Freunde bey, und man befindet sich nirgends besser als bey ihm. Mit Einem Wort, Aristipp stellt seine Filosofie in seinem Leben dar, und verdient nicht nur allen, denen das Glück so günstig war als ihm, zum Muster zu dienen, sondern kann, mit den gehörigen Einschränkungen, auch von solchen nachgeahmt werden, die in diesem Stück weit unter ihm sind. Denn so übel hat die Natur nicht für ihre Kinder gesorgt, daſs man reich seyn müſste, um des Lebens froh zu werden.

Du bist, nach dem Antheil den du an uns nimmst, vielleicht neugierig, wie es mit Aristipp und Kleonen steht, von welchen leicht voraus zu sehen war, daſs die persönliche Bekanntschaft sie sehr bald in ein besonderes Verhältniſs setzen würde. Der erste Augenblick war wirklich so schön, daſs ich ihn möchte mahlen können. Eine sichtbare Freude, einander gerade so zu finden wie jedes sich das andere gedacht hatte, strahlte aus seinen schwarzen Augen und glänzte im Himmelblau der ihrigen. Man hätte eher denken sollen, sie erkennten einander nach einer sehr langen Trennung wieder, als sie sähen sich zum ersten Mahle. Von dieser ersten Stunde an, scheint, oder ist vielmehr ohne Zweifel, ihr Verhältniſs zu einander auf immer entschieden. Keine Spur von Leidenschaft, nichts dem ähnliches, was man gewöhnlich Liebe oder Verliebtseyn nennt! Wer sie zum ersten Mahle beysammen sieht, hält sie für Zwillingsgeschwister, die mit einander aufgewachsen sind, und so natürlich zusammen gehören, daſs man sich keines ohne das andere denken kann. Bey allen Gelegenheiten zeigt sich eine so reine Zusammenstimmung ihrer Gemüther, ihres Geschmacks, ihrer Art die Dinge zu sehen und zu nehmen, daſs sie ihre Seelen mit einander vertauschen könnten ohne es gewahr zu werden, oder daſs wenigstens die Mannheit und Weibheit den einzigen Unterschied zwischen ihnen zu machen scheint. Natürlicher Weise fühlen sie sich also für einander bestimmt, und ohne sich noch ein Wort davon gesagt zu haben, werden in aller Stille die Anstalten zu der Feierlichkeit getroffen, welche sie zu einem der glücklichsten Paare, die sich je zusammen gefunden haben, machen wird. Dieſs, lieber Antipater, ist das Neueste von Cyrene.

Aristipp sagt uns so viel Gutes von dir, daſs wir dich (der kleinen Schäfergeschichte zu Ägina ungeachtet) deiner eigenen Führung getrost überlassen sehen. Du läufst nach einem schönen Ziel, Antipater. Dem Weisen ist nichts Einzelnes klein noch groſs. Du bist, indem du dich deinem Vaterlande widmest, zu keiner schimmernden noch lärmenden Rolle berufen: aber wohl dem Staat, wohl den einzelnen Menschen, denen ihre Lage vergönnt, unbemerkt und unbeneidet glücklich zu seyn! Unsere Republik ist dermahlen in dieser Lage, und sie darin erhalten zu helfen, ist ein Geschäft, wofür selbst ein Themistokles und Perikles nicht zu groſs wäre.

25.

Musarion an Lais.

Ich habe einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, bey mir angestanden, liebste Freundin, ob ich diesen Brief an dich abgehen lassen sollte: denn wie könnt' ich besorgen, daſs Lais in das Herz ihrer liebenden dankbaren Pflegetochter einen Zweifel setzen werde? Gewiſs, gewiſs macht es dir Freude, wenn ich dir melde, daſs ich, die bisher durch meinen, aus deiner Hand erhaltenen Kleonidas die glücklichste der Weiber war, gleichwohl nahe daran bin, durch die Verbindung unsers

Aristipps mit der einzigen Schwester meines Mannes, einem sehr liebenswürdigen, guten und talentvollen Mädchen, noch glücklicher zu werden.

Ich glaube nicht, daſs auſser Kleonidas und mir selbst jemahls zwey so genau zusammen passende Hälften einander gefunden haben, wie Aristipp und Kleone. Das Schönste dabey ist, daſs sie einander so herzlich gut sind und so inniges Wohlgefallen an einander haben, ohne daſs man die geringste Spur der brausenden, schwärmerischen und (mit Aristipp zu reden) tragikomischen Leidenschaft, die man gewöhnlich Liebe nennt, an ihnen gewahr werden kann. Sie lieben einander, scheint es, wie Leib und Seele; durch ein stilles, tiefes, sympathetisches Gefühl, daſs sie zusammen gehören, und nicht ohne einander bestehen können. Welch ein seliges Leben werden diese zwey mit so vielen Vorzügen, jedes in seiner Art begabte, so edle, so gute Menschen in der günstigen Lage, worein das Glück sie gesetzt hat, zusammen leben! Meine Schwester Kleone besitzt ein sehr hübsches Vermögen, und Aristipp ist (wie du gehört haben wirst) durch die Erbschaft von seinem mütterlichen Oheim einer der wohlhabendsten Bürger von Cyrene geworden. Sie können, bey einer wohlgeordneten Wirthschaft, ohne

Beym ersten Blick mein Herz in heil'gem Feuer
schmolz,
Begünstige, Göttin, meinen Stolz
Nach deines Beyfalls Ehre zu ringen,
Und laſs durch einen Wink mein Unternehmen
gelingen!

27.

Mit diesem kräftigen Rittergebete
Umfaſst er seinen gewichtigen Sper,
Und schreitet, wie zum Getön der muntern
Lydischen Flöte
Ein fröhlicher Tänzer, Sieg athmend einher.
Die spröde Göttin selbst scheint ihm mit wärmern
Blicken
Geheime Wünsche nachzuschicken.
Allein wie oft und schwärmerisch er nach ihr
Sich umgesehn, erröthen wir zu melden.
Zwar loben wir Gefühl an einem Helden,
Und, artig mit Damen zu seyn, ist jedes Mannes
Gebühr:

28.

Allein von jedem schönen Busen
Sogleich in vollem Brande zu stehn,
Und lauter Zwitter von Charitinnen und Musen,
Von Pallas und Venus in allen Frauen zu sehn,
In Bambo's Töchtern sogar, wovon fünf nach
einander

sich mehr als recht ist einzuschränken, völlig nach ihrem Geschmack und Herzen leben, und werden, dem Genuſs nach, reicher seyn, als manche andere mit drey Mahl gröſsern Einkünften. Dieſs, liebste Lais, gilt auch von mir und Kleonidas, ob wir schon nicht so reich sind als Aristipp.

Du weiſst nur zu wohl, meine gütige Freundin, daſs ich kein Talent zum Schreiben habe. Möchtest du doch, in Person gegenwärtig, dich an unserm Glück ergetzen können! Warum müssen Länder und Meere uns trennen, uns, die dem Gemüthe nach so nahe beysammen sind! Könnte denn das nicht anders seyn? — Doch, wenn du nur glücklich bist, sey es immerhin auf deine eigene Weise! Bist du es wirklich, Liebe, so sage mir ein Wort davon und ich bin zufrieden.

Etwas sehr artiges muſs ich dir doch noch erzählen, woraus du dir selbst eine bessere Idee von Kleone zu machen wissen wirst, als eine so ungeübte Schreiberin, wie ich, dir geben könnte.

Kleone hat von ihrem Bruder in den vier bis fünf Jahren, seit sie bey uns gelebt hat, sehr artig mahlen gelernt. Kleonidas behauptet sogar, sie übertreffe ihn noch in der Kunst, einem Bilde [illegible] Seele zu geben, so daſs es einen ordent[illegible]nzusprechen scheint; aber das kann ich ihm unmöglich eingestehen. Genug sie mahlt sehr artig, das sagt jedermann; und so überschlich er sie einst, da sie in einer Gartenlaube allein zu seyn glaubte, und an einem kleinen Bilde arbeitete. Kleonidas machte sich unvermerkt wieder fort, ging in sein Arbeitszimmer und setzte sich auf der Stelle hin seine Schwester zu mahlen, wie er sie in der Gartenlaube gesehen hatte, mit einer kleinen Tafel auf den Knieen und einem Pinsel in der Hand, ein wenig mit dem Oberleib zurück gebogen, als ob sie das, was sie eben gemahlt hatte, mit groſsem Vergnügen betrachtete. Kleone sollte nichts davon wissen; aber das schlaue Mädchen kam, ich weiſs nicht wie, dahinter, stahl sich in Abwesenheit ihres Bruders in sein Zimmer, mahlte auf das Täfelchen, das sie im Bilde auf den Knieen hatte, den Kopf Aristipps (nach einer Zeichnung, die mein Mann ehmahls von ihm gemacht hat) und überzog ihn, nachdem er trocken geworden war, mit einer leichten Kreidenfarbe, so daſs Kleonidas keine Veränderung gewahr wurde, und das Gemählde mit zwey oder drey andern von seiner Arbeit an Aristippen nach Athen abgehen lieſs. Dieses Gemählde hängt jetzt in Aristipps Kabinett, einem Ruhebettchen gegen über, und ist, weil es Kleonen zum Sprechen gleicht, sein Lieblingsstück. Drey oder vier Wochen nach ihrer Vermählung kommen sie von ungefähr vor diesem Bilde zusammen, und Aristipp hat seine Freude dran, es Zug vor Zug mit der gegenwärtigen Kleone zu vergleichen. Das vermuthest du wohl nicht, Aristipp, sagt sie lächelnd, daſs dieses Bild eine Liebeserklärung ist? — „Wie so, Kleone?“ — Statt der Antwort ging sie, hohlte einen wollenen Lappen, wischte die trocknen Farben auf dem Täfelchen, das sie auf den Knieen hat, weg, und siehe! — da kommt Aristipps Kopf, so wohl getroffen daſs er sich unmöglich miſskennen kann, zum Vorschein, und zeigt sich als den Gegenstand der gefühlvollen Miene, womit die junge Mahlerin ihn zu betrachten scheint. Hätte sie Aristippen auf eine angenehmere Art überraschen können als mit einem so schmeichelhaften Bekenntniſs?

Vergieb mir, beste Lais, eine Plauderhaftigkeit, worein man so leicht verfällt, wenn man von geliebten Personen spricht. Ich kann eben so wenig fertig werden, wenn ich Kleonen von Dir spreche; von Dir, in welcher Aristipp und Kleonidas, jener durch Beschreibung, dieser durch die Darstellung selbst, sie das herrlichste aller lebenden Bilder der Göttin der Schönheit und ihrer Grazien kennen und verehren gelehrt haben. Unter uns gesagt, liebe Lais, das einzige Bild in Kleonens Kabinett, ebenfalls dem Ruhebette gegen über, ist das deinige, ohne dein Wissen (denke ich) von Kleonidas nach der Bildsäule des Skopas (aber mit Farben, versteht sich) gemahlt. Sie hat sichs ausdrücklich von Aristippen ausgebeten.

26.

Lais an Musarion.

Du schreibst schöner, liebe Musarion, als du dirs einbildest. Lysias und Isokrates hätten mich mit aller ihrer Beredsamkeit nicht so gut überzeugen können, daſs du glücklich bist, als ich es fühle, indem ich deinen Brief lese, wiewohl darin beynahe gar nicht von dir selbst die Rede ist. Du, meine Musarion, du, die ich immer wie meine leibliche Schwester liebte, und, wie schmerzlich mir auch unsere Trennung war, nur darum bis nach Cyrene von mir ziehen lieſs, weil ich glaubte, daſs du mit keinem andern Manne glücklicher seyn könntest als mit Kleonidas, du bist was ich wollte daſs du seyn solltest; Kleonidas und Aristipp sind es nicht weniger; und wohl mir, daſs die Götter, die mich unfähig machten in mir selbst glücklich zu seyn, mir zum Ersatz die Freude an der Glückseligkeit meiner Freunde gaben!

Ich kenne keinen Mann, den ich mehr hätte lieben können als Aristippen, wenn ich dieser Liebe, die du so schön beschreibst, die nicht wie Liebe aussieht und doch so sehr Liebe ist, fähig genug wäre, um das für ihn zu seyn was ihm Kleone unfehlbar seyn wird. Es wäre eine lächerliche Demuth, wenn ich läugnen wollte, daſs ich die Kunst, glücklich zu machen welchen ich will, ziemlich gut verstehe, und daſs die Natur mich an den meisten Gaben, die dazu nöthig sind, nicht verkürzt hat; auch gestehe ich, das Vergnügen einen Mann, der es werth ist, durch mich glücklich zu sehen, kann mich auf kurze Zeit in die angenehme Täuschung versetzen, als ob ich es gleichfalls sey. Aber daſs beides, das Glück das ich gebe, und was ich dagegen zu empfangen scheine, im Grunde bloſse Täuschung ist, davon sind die Wenigen, mit denen ich bisher den Versuch gemacht habe, so gut überzeugt als ich selbst. Ich muſs wohl Niemands Hälfte seyn; wenigstens hab' ich den Mann noch nicht gesehen, mit dem ich mir eine Verbindung auf immer einzugehen getraute, ohne seine und meine Ruhe aufs Spiel zu setzen. Dieſs wird und muſs Euch andern wackern Hausfrauen unnatürlich vorkommen; aber es ist nun einmahl so mit mir, und ich kann nicht wünschen daſs es anders sey. Die Natur, die wie eine gute Mutter dafür sorgt, daſs keines ihrer Kinder gegen die andern gar zu sehr zu kurz komme, hat es so eingerichtet, daſs, wiewohl die Menschen immer klagen und es gern besser hätten, doch Niemand sein Ich mit Dem eines andern vertauschen möchte. So geht es auch mir; da ich einmahl Lais bin, so ergeb' ich mich mit guter Art darein, und danke Kleonen, daſs sie mir die Sorge, in meinem Freund Aristipp den glücklichsten aller Männer zu sehen, abgenommen hat. Er verdient es zu seyn, er ist fähig es zu werden, und daſs es Ihr gelingen wird, hab' ich von der Stunde an nicht bezweifelt, da ich ihr Bildniſs bey Learchen sah; denn ich erkannte auf den ersten Blick Aristipps Hälfte in ihr.

Ich werde nicht von Learchen ablassen, bis er mir, um welchen Preis es sey, eine Kopey von diesem Bilde schafft, die ich, dem Recht der Wiedervergeltung gemäſs, in meinem Kabinett aufstellen kann. Indessen bitte ich Sie und dich, liebe Musarion, das Kistchen, so dir mit diesem Briefe zukommen wird, und seinen Inhalt, aus der Hand einer Freundin mit Freundschaft anzunehmen. Ihr werdet ein wenig erschrecken; aber ich bin so reich an solchem Spielzeug, daſs Ihr euch des Werthes halben kein Bedenken machen müſst. Die Perlen sind an Wasser, Gröſse und Rundung eine wie die andere; ihr braucht sie also bloſs zu zählen, um euch schwesterlich darein zu theilen. Wem das Kistchen bleiben soll, laſst gerad oder ungerad entscheiden.

27.

Aristipp an Eurybates.

Mir kommt wohl, lieber Eurybates, daſs ich nicht so starkglaubig bin als der weise und tapfere Xenofon; denn, trotz meinem erklärten Unglauben an Zeichen und Wunderdinge, Dämonen, Empusen, und an die Gottheit des Nordwindes, wandelt mich doch zuweilen eine Versuchung an, die Hälfte meiner Habe ins Meer zu werfen, um die grieſsgrämische Göttin Ate zu versöhnen, die nicht leiden kann wenn ein Sterblicher gar zu glücklich ist. Wirklich scheint es, die Götter wollen mich auf die Probe stellen, ob ich Stärke genug habe, bey so vielen Versuchungen zu Üppigkeit und Übermuth der Sokratischen Sofrosyne getreu zu bleiben, und im Genuſs des Guten, womit sie mich überschüttet haben, mein Gemüth frey genug zu erhalten, um nicht aus der gehörigen Fassung zu kommen, wenn sichs etwa einst an einem grauen Morgen finden sollte, daſs alles, wie ein Zaubergastmahl, wieder verschwunden wäre. — Doch, dieser Gedanke selbst sieht mir so ziemlich einer Eingebung der schelsüchtigen Göttin gleich. Denn was für eine Weisheit wäre das, die ihr Gefühl für das gegenwärtige Gute abstumpfen müſste, um sich zum Voraus gegen künftige Übel unempfindlich zu machen! Die meinige ist die Kunst in guten und bösen Tagen meines Daseyns so froh zu werden, und so wenig zu leiden, als mir möglich ist. Ich betrachte Vergnügen und Schmerz als einen von der Natur gegebenen rohen Stoff, den ich zu bearbeiten habe; die Kunst ist, jenem die schönste, diesem die erträglichste Form zu geben; jenes zu reinigen, zu veredeln, zu erhöhen; diesen, wenn er nicht gänzlich zu stillen ist, wenigstens zu besänftigen, ja (was in manchen Fällen angeht) sogar zu Vergnügen umzuschaffen.

Antipater hat dich ohne Zweifel schon benachrichtiget, daſs ich durch meine Vermählung mit der Schwester meines Freundes Kleonidas meinem neuen Bürgerleben in Cyrene die Krone aufgesetzt habe. Ich hätte groſse Lust dir recht viel davon zu sagen, wie glücklich mich diese Verbindung macht; aber mir ist, mein Dämonion zupfe mich beym Ohr und flüstre mir zu: ein Mann, der eine Art von Liebhaber seines Weibes ist, müsse der Versuchung von ihr zu reden mit allen Kräften widerstehen, weil er immer Gefahr läuft, aus Furcht zu wenig zu sagen, mehr zu sagen als einem weisen Manne ziemt. Auf alle Fälle kann es niemand leichter seyn, sich an meinen Platz zu stellen, als dir, der so gut aus eigener Erfahrung weiſs, was häusliche Glückseligkeit ist.

Ein groſses trägt zu Erhöhung der meinigen die schöne Harmonie und Herzlichkeit bey, die zwischen mir, meinen Brüdern Aristagoras und Kleonidas, und zwischen unsern Hausfrauen herrscht, welche letztern sämmtlich eine starke Ausnahme von dem harten Urtheil verdienen, das unsre Freundin Lais über die Griechischen Matronen zu fällen pflegt. In der That machen wir nur eine einzige Familie aus, und auſser den Tagen, wo wir uns den Einladungen zu groſsen Gastmählern nicht entziehen können oder selbst dergleichen geben, bringen wir die Abende meistens unter uns, bald bey meinem Bruder, bald bey mir oder Kleonidas zu; und ein Fremder muſs sehr hoch in unsrer Gunst stehen, der zu diesen traulichen Symposien zugelassen wird. Bey diesen letztern sind die Frauen immer gegenwärtig; ohne sie würden wir nur mit halbem Muthe fröhlich seyn können; denn sie sind uns so unentbehrlich als Pindars Grazien den Göttern; nichts däucht uns wohlgethan, was nicht durch ihre Hände geht, nichts angenehm, woran sie nicht Theil nehmen. Die Cyrenische Sitte, welche den Frauen mehr Freyheit zugesteht als die eurige, und sie von keiner Gesellschaft unter Verwandten und Freunden ausschlieſst, kommt uns zwar hierin zu Statten; wir würden es aber, wenigstens unter uns, zur Sitte machen, wenn es nicht schon etwas gewöhnliches wäre.

Überhaupt kenne ich, Milet vielleicht allein ausgenommen, keine Griechische Stadt, worin man so ruhig, zwangsfrey und behäglich leben könnte als in Cyrene, seitdem die neue Verfassung Wurzel geschlagen, und alles Unkraut des Miſstrauens und des Parteygeistes, vor welchem ehmahls nichts Gutes bey uns aufkommen konnte, in kurzer Zeit gänz-

Die Ehre gehabt sein Herz in ihrem Wirbel zu drehn:
Dieſs würde, wir müssen's selbst gestehn,
Mit allen Thaten des groſsen Polexander 4)
Nicht gut gemacht. Bey ihm war's nun zur andern Natur
Geworden, und Feraſis, sein Sekretär, beschwur,

29.

Er hab' ihn, an Einem Tage, zwey Damen, der einen früh,
Der andern im Mondschein, mit solcher Ekstasie
Daſs ihm die Thränen am Backen herunter geloffen,
Beweisen gehört, daſs jede von ihnen die erste sey,
Die gänzlich sein Herz erfülle; und ging dann, wider Verhoffen,
Am nächsten Tage vielleicht, der Paroxysmus vorbey,
So war ihm, als ob er aus einem Fieber erwache:
Mit Einem Wort, in diesem Fache,
Dank seiner Schwärmerey! war unser armer Held
Ein Don Quichotte, so gut als einer in der Welt.

lich erstickt hat. Die Cyrener, wenn sie nicht von irgend einem bösen Dämon aus ihrem natürlichen Karakter herausgeworfen werden, sind ein fröhliches, gutartiges Volk; und daſs es ihnen an Kunstfleiſs und Betriebsamkeit nicht fehlt, zeigt der blühende Zustand der Fabriken, der Handelschaft und Schiffahrt, welche seit einigen Jahren in immer steigendem Aufnehmen sind; wiewohl wir hierin immer hinter Korinth, Syrakus, Milet und Rhodus zurück bleiben werden. Meine Mitbürger scheinen diesen Nachstand ohne Eifersucht anzusehen; dafür aber würden sie sich sehr beschämt finden, wenn sie in der Kunst gut zu essen und überhaupt in allem, was zum Gemächlichleben und zur angenehmsten Befriedigung der Sinnlichkeit dient, von irgend einem Volke übertroffen würden. Sie nennen dieſs gut leben, und gehen darin von dem Grundsatz aus: das menschliche Leben sey so kurz und ungewiſs, daſs es groſse Thorheit wäre, sich den gegenwärtigen möglichsten Genuſs desselben zu entziehen, um desto mehr Vorrath für eine Zukunft aufzuhäufen, die der Sparer und Sammler vielleicht nie erleben werde. Diesem zu Folge setzen sich die Meisten, sobald sie durch Erwerb oder gutes Glück zu Vermögen gekommen sind, auf den Fuſs von ihren Renten zu leben, oder doch ihr Gewerbe nur so weit fort zu führen, daſs sie von dem Ertrag gemächlich und angenehm leben können, und glauben alles gethan zu haben, wenn sie sich so weit einschränken daſs sie nicht merklich ärmer werden. Häufige Erfahrungen sollten sie längst belehrt haben, daſs dieſs eben der geradeste Weg immer ärmer zu werden sey; aber der Cyrener (ich rede von den Meisten) hat über diesen Punkt weder Augen noch Ohren, so stark scheint der Einfluſs unsers üppigen, zu Trägheit und Wollust geneigt machenden Himmelsstrichs zu seyn, von welchem es schwer und vielleicht unmöglich ist, sich gänzlich frey zu erhalten. Ich finde daher an unsrer dermahligen Regierung lobenswürdig, daſs sie diesen Temperamentsfehler unsers Volkes nicht bloſs durch vielfältige Aufmunterungen des Fleiſses und Unternehmungsgeistes zu verbessern sucht, sondern sich auch angelegen seyn läſst, den Geschmack unsrer Bürger zu veredeln, und ihnen neue und reinere Quellen des Vergnügens zu eröffnen, als sie bisher gekannt hatten. Ich wurde bey meiner Hierherkunft nicht wenig überrascht, (denn Kleonidas hatte mir absichtlich ein Geheimniſs daraus gemacht) ein Theater und ein Odeon in Cyrene zu finden, und beide schon so wohl eingerichtet, daſs (mit deiner Erlaubniſs, Eurybates!) Athen selbst kaum bessere Schauspieler, Sänger und andre

Tonkünstler aufzuweisen hat. Das letztere haben wir dem Eifer zu danken, womit Kleonidas (dem die Aufsicht über diese neue Stiftungen aufgetragen ist) seit einigen Jahren sich bemüht hat, geschickte Künstler in beiden Fächern aus dem Asiatischen Griechenlande nach Cyrene zu locken. Die Musik, in der weitesten Bedeutung des Wortes, ist nun auch bey uns ein wesentlicher Theil der Erziehung der Kinder, und unsre Cyrener gewinnen unvermerkt allen Musenkünsten immer mehr Geschmack ab. Man hört schon in mehrern reichen Häusern bey groſsen Gastmählern, statt bezahlter Lustigmacher, einen geschickten Zögling des berühmten Ions Homerische Rhapsodien singen, und mein Bruder thut sich nicht wenig darauf zu gut, den besten Vorleser in ganz Cyrene in seinen Diensten zu haben.

Ich traue dir zu viel Weltbürgersinn zu, mein edler Freund, als daſs ich besorgen sollte, du werdest, ein „Attisches Gesicht“ dazu machen, daſs Cyrene, die an Gröſse und Bevölkerung der weltgepriesenen Minervenstadt wenig nachgiebt, sich zu beeifern anfängt, ihr auch in der Liebe zu den Künsten die das Leben verschönern, wiewohl noch mit ungleichen Schritten, nachzufolgen. Unser Staat ist nicht so reich als der

Eurige; wir haben keine Inseln, die uns das eiserne Kapital eines drückenden Schutzes mit zwölfhundert Talenten jährlich verzinsen müssen, und keinen Schatz zu Delos, den wir angreifen könnten, um unsre Stadt zu verschönern, und unsre Bürger durch prächtige Feste und kostbare Lustbarkeiten bey guter Laune zu erhalten. Unsre Republik hat sich also begnügt, die beiden öffentlichen Gebäude, worin die Musen ihr Wesen bey uns haben, aufführen zu lassen, und jährliche Preise für diejenigen zu stiften, denen die öffentliche Meinung in den Wettstreiten, wozu am Feste der Cyrene die verschiedenen Musenkünstler zusammen kommen, den Sieg zuerkannt hat. Alle Unkosten unsrer Schauspiele hingegen werden mittelst einer mäſsigen Abgabe, die von den Zuschauern erhoben wird, bestritten. Denn anstatt den Bürgern das Schauspielgeld aus dem öffentlichen Schatze zu reichen, wie bey Euch, finden wir billig, daſs wer an dergleichen Unterhaltungen Antheil haben will, auch das seinige zu ihrer Unterstützung beytrage.

Daſs wir, seitdem wir ein Theater und ein Odeon besitzen, gute Hoffnung haben, auch Dichter und Dichterlinge aus unserm eigenen Grund und Boden aufschieſsen zu sehen, wirst du sehr natürlich finden. Die ersten Versuche, die von zwey oder drey jungen Cyrenern in der tragischen Kunst gemacht worden sind, haben freylich die Tragödien von Sofokles, Euripides und Agathon noch nicht entbehrlich machen können: aber in der Komödie hat sich Kleonidas mit gegründetem Beyfall versucht, und (wenn mich meine Liebe zu ihm nicht sehr verblendet) Aristofanischen Witz mit der Sittlichkeit der Komödien des Epicharmus zu verbinden gewuſst.

Die Komödien euers Kratinus, Eupolis und Aristofanes sind so sehr für Athen und die niedrigsten Klassen euers suveränen Pöbels, und überdieſs gröſsten Theils für die Zeitpunkte ihrer Aufführung berechnet, daſs sie, wofern auch sonst nichts erhebliches gegen sie einzuwenden wäre, dennoch bloſs aus der Ursache, weil sie unserm Volk unverständlich seyn würden, nicht auf unsern Schauplatz gebracht werden könnten. Jedes Volk, das Komödien haben will, muſs seine eigenen haben. Die eurigen passen sehr gut für Athen, aber auch nur für Athen, und sogar nur für Athen wie es in den vierzig Jahren zwischen der sechs und achtzigsten und sechs und neunzigsten Olympiade war. Wir haben keinen Demos, keinen Senat, keine Volksredner und Kriegsobersten, die man lächerlich machen könnte; unser Volk nimmt keinen unmittelbaren Antheil an der Regierung, und hat Ursache mit seinen Vorstehern zufrieden zu seyn: und wenn diese auch der satirischen Geiſsel einige Blöſsen gäben, so würde keinem komischen Dichter gestattet werden, sich öffentlich und in Einer Person zu ihrem Ankläger, Richter und Büttel aufzuwerfen. Eine Demokratie, wie die Eurige war, kann ihre Ursachen gehabt haben, den Komödienschreibern eine Art stillschweigender Vollmacht zu Handhabung einer beynahe unumschränkten Censur zu ertheilen; und eure Regierung hatte die ihrigen, sich, so lange sie es nicht ändern konnte, leidentlich dabey zu verhalten; aber diese Ursachen konnten nur im Attischen Athen Statt finden, und haben auch dort zum Theil bereits aufgehört. Wir Cyrener werden also entweder ohne Komödie bleiben, oder uns, wie gesagt, eine eigene erschaffen müssen. Das letztere wird nicht schwer seyn; denn sobald man der Komödie, statt des Lachens und Spottens über die Regierung und über einzelne Personen, andere zu einer öffentlichen angenehmen Volksunterhaltung passende Zwecke giebt, so lassen sich zwischen der Tragödie des Sofokles und der Komödie des Aristofanes, zwischen dem Ödipus und Filoktet des erstern, und den Rittern und der Lysistrata des andern, mehrere Gattungen von Schauspielen denken; und wenn auch Scherz und Lachen die Hauptwirkung der Komödie bleiben soll, so braucht sie sich nur, mit Verzichtthuung auf alle persönliche Satire, auf sinnreiche und lebhafte Darstellung allgemeiner lächerlicher Karaktere einzuschränken, um eine neue Gattung hervorzubringen, welche gewiſs Beyfall erlangen und vielleicht nicht ohne Nutzen seyn würde. Ich zweifle nicht, daſs die Zeit im Anzug ist, wo Athen, die noch immer in allen Arten von Kunstwerken die ersten und vollkommensten Muster aufgestellt hat, auch in dieser Gattung den Ton angeben, und die Scene mit lebendigen Sittengemählden beschenken wird, an welchen auch unsre Frauen Gefallen finden können. Denn in Cyrene sind die Frauen von Besuchung der Schauspiele nicht ausgeschlossen wie bey Euch; und dieſs ist ein wesentlicher Grund mehr, warum unsre Komödie ohne Vergleichung bescheidener und anständiger als die Eurige seyn muſs; ja warum selbst die Tragödie sich unvermerkt in einen mildern Ton herabstimmen, und, ohne dem Wesentlichen ihres Karakters zu entsagen, mehr sanfte Rührungen, süſse Wehmuth und zärtliches Mitgefühl als Schrecken, Entsetzen und peinliches Mitleiden zu erregen suchen wird.

Da dieser Brief bestimmt ist, dir einen genugthuenden Bericht über meine dermahlige Lage und Lebensweise zu geben, so erwartest du vermuthlich, daſs ich dir auch ein Wort von den staatsbürgerlichen Obliegenheiten sage, durch welche meine weltbürgerliche Freyheit vielleicht enger eingeschränkt werden könnte, als sie in die Länge zu ertragen geneigt seyn möchte. Zu gutem Glück kommt meiner politischen Trägheit ein altes Gesetz zu Statten, vermöge dessen zwey Brüder niemahls weder im Senat noch andern höhern Stellen, zu gleicher Zeit Sitz haben können. Dagegen giebt es mancherley mehr und weniger bedeutende, mit der innern Polizey der Stadt beschäftigte Ämter und Ämtchen, denen wohlhabende Bürger, wenn die Reihe an sie kommt, sich nicht entziehen dürfen, zumahl da diese Ehrenstellen mit keinem Einkommen verbunden und von eingeschränkter Dauer sind. — Ämter dieser Art werde ich, ihrer vielfältigen Unannehmlichkeiten ungeachtet, desto williger übernehmen, da sie, um wohl verwaltet zu werden, Uneigennützigkeit, Besonnenheit und Geschicklichkeit die Menschen verständig zu behandeln, voraussetzen, und andern hierin ein Beyspiel zu geben von gutem Nutzen seyn kann.

Übrigens bin ich der Meinung, daſs in jedem groſsen oder kleinen Staat ein Bürger aus derjenigen Klasse, zu welcher ich in Cyrene gehöre, sich um das Gemeinwesen schon verdient genug mache, wenn er seinem Hause wohl vorsteht, seine Güter zu verbessern und zu verschönern sucht, Künste und Gewerbe durch einen nicht unbescheidnen, aber seinem Vermögen angemessenen Aufwand unterhalten und beleben hilft, und durch eine edle Gastfreyheit seiner Stadt auch im Auslande Ehre macht.

Noch ein kleines Verdienst hoffe ich mir um Cyrene dadurch erworben zu haben, daſs ich ein zu meinem Gute gehöriges Lustwäldchen, das mit Schattengängen und Lauben, und einem Sahl mit einer bedeckten Halle versehen ist, den Musen geheiligt, und zu einer Art von öffentlichem Versammlungsort für Gelehrte und Künstler bestimmt habe, wo auch bloſse Liebhaber von Wissenschaft und Kunst, Fremde, und überhaupt alle rechtliche Leute den Zutritt haben. Die Halle ist mit Gemählden und Bildsäulen, der Sahl mit Bücherschränken versehen, wo keines der Werke der Griechischen Dichter, Geschichtschreiber und übrigen Schriftsteller, die in einigem Ruf stehen, leicht vermiſst werden soll. Beide sind täglich zu gewissen Stunden offen, und einer meiner Hausgenossen ist immer gegenwärtig, um den Liebhabern die Bücher, worin sie lesen wollen, hervor zu langen, und wenn der Sahl geschlossen wird, wieder an ihren Ort zu legen. Dieses Museon kostet mich vielleicht den vierten Theil des baren Geldes, das mein Oheim mir hinterlassen hat: aber wer mit so weniger Mühe zu einem beträchtlichen Vermögen kommt, hat, meiner Meinung nach, eine besondere Obliegenheit auf sich, es auf eine edle und gemeinnützliche Art zu verwenden.

Auf den Fall, lieber Eurybates, daſs dir dieser vielleicht allzu weitläufige Bericht über einen so wenig bedeutenden Gegenstand, als mein kleines Cyrenisches Ich ist, etwas lange Weile gemacht haben sollte, ist es nicht mehr als billig, daſs ich dich mit einer kurzweiligen Zugabe dafür entschädige.

Hättest du dir wohl einfallen lassen, daſs der Abderit Onokradias (der zu unvergeſslich ist, als daſs du dich nicht erinnern solltest, ihn mehrmahls bey mir und bey dir selbst gesehen zu haben) meiner Person einen so groſsen Geschmack abgewonnen haben könnte, um mich bis in Cyrene aufzusuchen? Das eigentliche an der Sache ist: daſs er, da er jetzt auf seiner groſsen Reise begriffen ist,

50.

Wie weit er mit Leoparden die tragische Liebesposse
Getrieben hätte, das bleibt dahin gestellt:
Zum Glück für ihn und uns ruft ihn die Ehre ins Feld.
Denn Boreas tummelt sich schon auf seinem Dänischen Rosse
In weiten Kreisen herum und strotzt nach Möglichkeit;
Ihr dächtet, Roſs und Reiter werde
Von Einer Seele belebt; sie wiehern beide nach Streit,
Und werfen die Nüstern empor und stampfen verächtlich die Erde.
Man sah daſs beiden des Kampfes Gefahr
Und Lanzenbrechen gewohntes Lustspiel war.

51.

Und nun, nachdem auch unser Held
Sein edles Pferd, den Enkel des schnellen Bajardo, beschritten,
(Den, wie ihr wiſst, Rinaldo von Montalban geritten)
Und mit gelüftetem Sper an seinen Platz sich stellt,
Nun, glaubt ihr, werden wir stracks, die Zeit euch zu vertreiben,

und, von Ägypten aus, den Tempel des Jupiter Ammon besucht hat, „nicht umhin konnte (wie er sagt) einen Abstecher nach Cyrene zu machen, um seinen Freund und Gönner Aristipp zu besuchen,“ und ihm seine Dankbarkeit dafür zu bezeugen, daſs er ihn zu Athen — seinen Tischgesellschaftern so oft zum Besten gab. Dem sey wie ihm wolle, genug, an einem schönen Morgen, da ich mich eher alles andern versehen hätte, kommt der hoffnungsvolle Sohn Onolaus des Zweyten auf mich zugerennt, und erdrückt mich beynahe in seinen herkulischen Armen. Es gab (wie du denken kannst) eine rührende Erkennungsscene, die noch rührender gewesen wäre, wenn sie nicht so nah ans Lächerliche gegränzt hätte. Es versteht sich, daſs ich ihn sogleich in mein Haus führte, und daſs von Stund an eine ewige Gastfreundschaft zwischen mir und meiner Nachkommenschaft und den edeln Spröſslingen des Onogelastischen Geschlechtes in allen seinen Ästen und Zweigen errichtet wurde. Der gute Mensch konnte sich, als ich ihn Kleonen vorstellte, nicht genug verwundern, wie ich zu einer so schönen Frau gekommen sey, und schwur bey Latona und Jasons goldnem Hammelsfell, daſs er, wenn ihm ein Mädchen mit so blauen Augen und so schwarzen Wimpern in den

Wurf kommen sollte, sie stehendes Fuſses heirathen werde, wenn sie gleich nichts als das Hemd auf dem Leibe hätte. — Du glaubst nicht was für Glück die genialische Albernheit dieses jungen Abderiten in Cyrene macht. Er erhält so viele Einladungen, daſs er kaum den zehnten Theil bestreiten kann; und ich glaube wir hätten ihn noch lang' am Halse, wenn er die Geschichte seines Stammvaters Onogelastes und des feigenschmausenden Esels nicht gar zu oft erzählen müſste. Übrigens gefall' es ihm (sagt er) in Cyrene so wohl, daſs er oft mitten in Abdera zu seyn glaube. Alles was er bey uns sieht, haben sie in Abdera auch; ein solches Odeon, ein solches Theater, solche Bäder, solche öffentliche Gesellschaftssähle; ihr Jasonstempel hat sogar noch zwey Säulen auf der Giebelseite mehr als unser Tempel des Apollo. Nur ihr neues Theater, das muſs er gestehen, ist nicht völlig so schön als das unsrige, und, die Sache rund heraus zu sagen, etwas eng und unbequem. Aber das Cyrenische, meint er, müſste auch ohne Vergleichung mehr gekostet haben: das ihrige wäre der Republik nicht viel über hundert und zwanzig Talente zu stehen gekommen. Man sagte ihm: er hätte sich sehr geirrt; das unsrige koste kaum den dritten Theil dieser Summe; denn wir hätten die Steine dazu aus unsern eigenen Marmorbrüchen gezogen. — „Das ist freylich ein anders, versetzte der Abderit; die Pfeiler und Säulen des unsrigen sind nur von Backsteinen, und wie bunter Marmor angestrichen; aber für das, was sie gekostet haben, könnten sie von Jaspis seyn. Ihr wundert euch wie das möglich war? Es ging ganz natürlich zu. Wir Abderiten habens nun einmahl in der Art, daſs wir etwas rasch im Denken und Handeln zu Werke gehen; einem Dinge lange nachzusinnen, oder es auf alle Seiten herum zu kehren, ist unsre Sache nicht. Der Entwurf wurde gemacht, dem Senat vorgelegt, angenommen, Hand angelegt, alles in Einem Zug. Wie das Werk nahezu halb fertig war, bemerkte jemand, daſs es sich auf der einen Seite senke; die Sache wurde untersucht; es muſste ein neuer Grund gelegt werden. Die bisherige Arbeit war gröſstentheils vergeblich; aber wir dankten den Göttern, daſs der Fehler noch in Zeiten entdeckt worden war, und das Werk ging wieder hurtig von der Hand. Nach einer Weile kam einem unsrer Ober-Bauherren ein Gedanke, wie dieſs und jenes zierlicher und geschmackvoller seyn könnte. Flugs wurde wieder eingerissen und verändert. Aber andre Leute hatten auch Einfälle und Geschmack, und hatten zu Athen und Korinth und Syrakus und Milet und Samos und Mitylene und allenthalben

Theater gesehen, und jeder wollte das Seinige zu einem Bau, wovon Abdera Ehre haben sollte, beytragen. So war denn immer etwas zu tadeln und anders zu machen. Bald muſste die Orchestra erhöht, bald die Vorbühne erweitert werden; bald war der Raum für die Chöre zu klein, bald fehlte es an etwas anderm. Die Säulen waren erst Ionisch, und muſsten nach Jahr und Tag mit groſser Mühe und Arbeit in Korinthische verwandelt werden. Das alles förderte nun das Werk nicht sonderlich; indessen wer immer zwey Schritte vorwärts gegen Einen rückwärts macht, kommt zuletzt doch ans Ziel. Kurz und gut, der Bau wurde fertig, und es war groſser Jubel in ganz Abdera, und anstatt zu klagen daſs er so viel kostete, thaten sich unsre Bürger viel darauf zu gute; denn (ohne uns zu rühmen) was unsrer Stadt Ehre macht, ist uns nie zu theuer. Wir hatten für unsre hundert und zwanzig Talente ein neues Theater, das sich sehen lassen durfte; nur Schade, daſs sichs erst bey der Einweihung zeigte, daſs die Stufensitze um funfzehn bis zwanzig Ellen höher und weiter hätten seyn sollen; denn wir saſsen so zusammen gedrängt wie die Salzfische in einer Byzantinischen Tonne. Es kommt nur auf eine kleine Gewohnheit an, sagte der Nomofylax, der die Oberaufsicht über den Bau gehabt hatte; und so war es auch: in kurzem beklagte sich kein Mensch mehr, und wir saſsen doch nicht bequemer als das erste Mahl.“ — Der ehrliche Onokradias lachte herzlich mit, wie er sah, daſs wir uns nicht länger halten konnten in ein lautes Lachen auszubersten. Es ist wirklich lustig, fuhr er fort, zumahl wenn man bedenkt, wie viele kluge Köpfe zur Sache zu reden hatten, und wie viele Sitzungen die armen Bauaufseher, in den sechs Jahren daſs am Theater gebaut wurde, halten muſsten! Man kann sich vorstellen, ob die Herren fleiſsig genug zusammen kamen, da über drey hundert Eimer Thasierwein nach und nach dabey geleert wurden. Denn daſs die Herren hätten trocken sitzen sollen, war ihnen doch nicht zuzumuthen. Aber freylich, wenn mans sagen dürfte, da liegt eben der Hund begraben! Viele Köche versalzen den Brey; um sich nicht zu zanken, trinkt man; da wird man denn bald einig, und der Ausführung halber verläſst sich einer auf den andern. Wir Abderiten haben das so in der Art; unser Gemeinwesen ist nie schlechter berathen als wenn wir alle Einer Meinung sind.“

Die treuherzige Unbefangenheit, womit der ehrliche Abderit sich selbst und seine Mitbürger auf diese Weise zum Besten giebt, macht daſs man ihm mit aller seiner albernen Geschwätzigkeit gut seyn muſs; denn er ist die wohlmeinendste Seele von der Welt. Zu allem Glück ist er reich, und so kann man sich unbedenklich an ihm belustigen; hätte das Glück weniger dafür gesorgt, daſs er unsers Mitleidens nicht bedarf, so wär' es grausam über ihn zu lachen. Er hat nun in Cyrene die mittägliche Grenze der Griechischen Sprache erreicht, und ist im Begriff nach Sicilien abzusegeln, von da aus das südliche Italien zu bereisen, und dann in seine liebe Vaterstadt zurück zu kehren; ungefähr so klug als er ausgezogen war, aber so reich an Dingen die er gesehen und gehört hat, daſs er seinen Abderiten sechzig Jahre lang genug zu erzählen haben wird. Er verläſst sich darauf (und ich stehe ihm dafür) daſs seine Mitbürger groſse Freude an ihm haben werden; „denn eine Reise wie die meinige (sagt er) hat, auſser dem närrischen Filosofen Demokritus, noch kein Abderit gemacht.“ Sollt' ich ihm in drey oder vier Olympiaden seinen Besuch zurück geben, so bin ich gewiſs, ihn an der Spitze seiner Republik zu finden; und die Götter mögen wissen, ob ihre Sachen darum schlimmer oder besser gehen werden!

Speusipp schreibt mir: seitdem ich Athen auf immer verlassen zu haben scheine, spreche sein Oheim Plato in Gesellschaften, wenn meiner gedacht werde, sehr glimpflich von mir, als von einem feinen Weltmann und angenehmen Gesellschafter. Aristipp, sagt er, hat sich eine Art von Filosofie gemacht, womit er sich, wie ich glaube, für seinen eigenen Gebrauch gut genug behelfen mag; aber allgemein gemacht würde sie böse Früchte tragen. — Ist es mit der seinigen etwa anders? Zum Glück (wenn ja die Gefahr so groſs seyn sollte) hat die Natur selbst dafür gesorgt, daſs keine von beiden allgemein werden kann. Wäre dieſs aber nicht, so würde meine Filosofie noch immer den Vorzug haben, daſs sie nur durch Miſsverstand und Miſsbrauch schädlich werden kann; da hingegen die seinige geraden Weges zu einer Art von Schwärmerey führt, deren natürliche Folgen, auſser seiner Wolkenkuckuksheimischen Republik, allenthalben verderblich seyn würden.

Lebe wohl, mein edler Freund, und laſs dir mein Andenken, und, wofern du es nöthig findest, auch meinen Ruf gegen den Muthwillen eurer witzelnden Müſsiggänger und Spaſsmacher empfohlen seyn, die von jedem Manne, dessen Nahme öfters genennt wird, so viele Geheimgeschichtchen zu erzählen wissen, alles gesehen haben wollen was er gethan, alles gehört haben was er gesprochen hat, und, um die Wahrheit ihrer Mittheilungen unbekümmert, zufrieden sind, wenn sie nur ihren Platz an den Tafeln der Reichen durch irgend ein lächerliches Mährchen oder eine auffallende Albernheit auf Unkosten eines bekannten Nahmens bezahlen können.

28.

Lais an Aristipp.

Wenn du nicht gar zu sehr über mich lachen wolltest, Aristipp, so hätte ich groſse Lust dir einen Traum zu erzählen, den ich diesen Morgen geträumt habe.

Du erinnerst dich vielleicht noch der geflügelten Köpfe, von denen einst bey Gelegenheit des Platonischen Fädons zwischen uns die Rede war. Hättest du dir wohl einfallen lassen, daſs diese Köpfe nach so vielen Jahren noch in dem meinigen zu spüken anfangen würden? Gleichwohl ist es geschehen, und (was ich wohl zu bemerken bitte) ohne daſs ich mir irgend einer Veranlassung zu einer so seltsamen Träumerey bewuſst bin. Die Sache ist so sonderbar, daſs ich mich nicht erwehren kann ein wenig lächerlich in deinen Augen zu erscheinen, da du doch natürlicher Weise denken muſst, ich würde dir meinen Traum nicht erzählen, wenn ich ihm nicht eine gewisse Wichtigkeit beylegte, die ein Traum, wie auſserordentlich er auch seyn mag, bey keiner verständigen Person haben sollte. Sey es darum! — Hier ist der meinige mit allen seinen Umständen, deren ich mich so lebhaft erinnere, als ob mir alles bey offnen Augen begegnet wäre.

Ich befand mich in einem von den anmuthigen, mit unzähligen schönen Bäumen besetzten Lustgärten, die man in dem Persischen Asien Paradiese zu nennen pflegt. Noch nie hatte ich mich so heiter und leicht gefühlt; mich däuchte als ob ich wie eine Flaumfeder auf einem Wölkchen daher schwimme. Und so war es auch beynahe; denn wie ich mich genauer betrachtete, zeigte sichs, daſs ich ein bloſser Kopf mit zwey prächtigen Goldfasanen-Flügeln war. Ohne mich diese Verwandlung im geringsten befremden zu lassen, flog ich, so frey und unbefangen, als hätte ich nie eine andere Art zu seyn gekannt, in dem reitzenden Paradiese umher, und setzte mich endlich auf einen Granatbaum, um mich an den Farben und Wohlgerüchen einer unendlichen Menge der schönsten Blumen zu ergetzen, die dem Boden unter meinen Blicken zu entsprieſsen schienen. Plötzlich sah ich mich von mehr als tausend gelb- braun- und schwarzlockigen Flügelköpfen umringt, die von allen Seiten auf mich zugeflogen kamen, und über meinen Anblick ganz entzückt zu seyn schienen. Die meisten schlossen in einiger Entfernung einen Kreis um mich her, so groſs und schimmernd wie ein Regenbogen, wenn die Sonne schon tief in Westen steht. Einige kamen näher herbey, redeten mich an und thaten ihr möglichstes, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und meiner Eigenliebe zu schmeicheln. Die mannigfaltigen Fysionomien dieser Köpfe, ihre Redseligkeit, das Feuer, womit jeder sich durch das, worauf er sich am meisten einbildete, bey mir geltend zu machen suchte, kurz alle die lächerlichen Gestalten, in welchen ihre Eitelkeit und Selbstgefälligkeit sich mir zum Besten gab, belustigten mich eine ziemliche Weile; zumahl da immer neue Köpfe aus dem Kreise herbeyflatterten, und die zuvorgekommenen durch allerley kleine Kunstgriffe zu verdrängen suchten. Nach und nach erkannte ich beynahe alle meine Bekannten unter ihnen; nur nach dir sah ich mich vergebens um. Des schalen Spiels mit so vielen leeren Köpfen

Den schrecklichsten Kampf, der je gewesen, beschreiben?
Nicht ich! — aus mancherley Gründen! Für's erste, weil ich Streit
Und Fehden jeder Art, auf hundert Meilen weit,
Von ganzem Herzen, so sehr wie Sancho Pansa, hasse,
Man streite nun im Ernst, um Köpfe, oder zum Spaſse

52.

De lana caprina, mit Lanzen, mit Federn, oder auch
Mit Hasenpappeln, womit, nach neuestem Brauch,
Um sich die Köpfe nicht ohne Noth zu zwagen,
Die leichten kritischen Truppen am Musenberge sich schlagen;
Für's zweyte, weil wir von Dingen, wovon wir nichts verstehn,
(So wenig, mit ihrem Beyspiel hierin uns vorzugehn,
Sehr weise Männer Bedenken tragen)
Nicht gern Gemählde, wie jener Mahler, wagen,
Der unter seine Figuren aus kluger Vorsicht schrieb:
Dieſs ist ein Schaf, und dieſs ein Hühnerdieb!

endlich überdrüſsig, machte ich mich von ihnen los, durchstöberte, dich aufsuchend, alle Gänge und Lauben des Lusthains, und glaubte endlich deinen Kopf aus einem dunkeln Busch hervorragen zu sehen; wie ich aber hinzuflog, war es Arasambes, der mich in diesem Hinterhalte belauert zu haben schien, und mir über die Gefälligkeit, womit ich seine Nebenbuhler anhöre, die bittersten Vorwürfe machte. Unwillig wandt' ich mich von ihm weg, und sah mich auf einmahl in meine Gärten zu Ägina versetzt, in einen deiner ehmahligen Lieblingsplätze, wo die Nymfe von Skopas am Abhang eines mit Epheu und wilden Reben bewachsnen Felsen den kleinen Silberbach aus ihrer Urne gieſst, der sich durch das benachbarte Myrtenwäldchen nach dem Tempel der Grazien hinschlängelt. Hier werd' ich ihn unfehlbar finden, dacht' ich, und wie ich mich umsehe, erblick' ich — den kleinen Gott der Liebe, schlummernd auf die Moosbank hingegossen, über welche (wenn du dich noch erinnerst) der hohe Busch mit den glühenden Essigrosen herabnickt. Sein goldner Bogen und etliche Pfeile lagen neben ihm. Ein nie gefühlter Schauer fuhr bey seinem Anblick durch mein ganzes Wesen; ich kannte mich selbst nicht mehr; es war mir als ob eine unsichtbare Hand alle Bilder der Vergangenheit aus meiner Seele wegwische und ich erst jetzt zu leben anfange. Meine Augen unverwandt auf den schönen Schläfer geheftet, flog ich leise und schüchtern näher hinzu, um den ſüſsen Athem seiner Purpurlippen einzusaugen, in Gefühlen zerschmelzend, die mir zu neu waren, als daſs ich sie dir beschreiben könnte. Möcht' er doch, dacht' ich, wie Endymion auf der Stirn des Latmos, nie erwachen, damit ich ihn ewig ungestört anschauen könnte; aber indem ich es dachte, wacht' er auf. Ich fuhr zurück, aber mich zu entfernen war mir unmöglich. Unbeweglich blieb ich, wie eine in Elektron eingeschloſsne Mücke, ihm gegen über in der Luft hangen. „Welch ein schöner Vogel! — rief er, mit einem schalkhaft lächelnden Blick einen Pfeil auf seinen Bogen legend — der soll mir nicht entgehen!" Indem er nach mir zielte, gab mir die Angst plötzlich die Bewegung wieder. Ich sank zu seinen Füſsen und flehte ihm so rührend meiner zu schonen, daſs er den Bogen von sich warf, und mich mit Blicken voll Zärtlichkeit betrachtete. Auſser mir vor Entzücken flatterte ich mit ausgebreiteten Flügeln an seinem schönen Busen hinauf. Plötzlich verwandelte er sich in einen wunderschönen Jüngling, und ich selbst glaubte unter den Liebkosungen, womit er mich überhäufte, meine vorige Gestalt wieder zu erhalten. Aber der Grausame trieb nur sein Spiel mit mir. Wie ein Aal glitschte er aus meinen um ihn geschlungenen Armen, setzte sich in seiner ersten Amorsgestalt auf meinen Schoſs, und begann die goldnen Schwingfedern eine nach der andern aus meinen Flügeln zu ziehen. Ich lieſs es geschehen, weil ich sah, daſs es ihm Vergnügen machte; denn was hätte ich nicht für ihn gethan und gelitten? Aber sobald er die letzte ausgerupft hatte, spannte der Schalk seine Flügel aus, und flog lachend mit seiner Beute davon. Von unaussprechlichem Schmerz erdrückt, wollt' ich ihm nacheilen, aber fort waren meine Schwingen, ich sank zu Boden, und — erwachte, mit schrecklichem Herzklopfen, an dem ängstlichen Schrey, womit ich dem fliehenden nachgerufen hatte.

Was sagst du zu diesem Traum, Aristipp? Ist er nicht seltsam? Und wie komme ich zu einem solchen Traume? Bin ich abergläubig, wenn ich ihn für etwas mehr als ein bloſses Spiel der Fantasie halte? Ist es Ahnung oder Warnung von meinem guten Genius? Wenn das, was der Flügelkopf, der mir in diesem Traume mein Ich gestohlen hat, für den Sohn Cytherens fühlte, Liebe ist, so hab' ich nie geliebt; und wahrlich, nachdem ich mich meiner selbst wieder bemächtigt habe, wünsch' ich wachend nie etwas ähnliches zu erfahren.

Aber bin ich nicht eine Thörin, daſs ich mich von einem Traum beunruhigen lasse? — Seitdem wir uns zum ersten Mahle zu Korinth sahen, sind bereits über zwanzig Jahre verflossen — ich habe während dieser Zeit die auserlesensten Jünglinge und Männer Griechenlands gekannt, habe mit dir, habe mit dem schönen Arasambes gelebt, und mich immer von dieser heillosen Leidenschaft frey erhalten; und sollte noch einen Zweifel in mich selbst setzen? Sollte mich fähig wähnen, dem Alter der Weisheit so nahe, noch zum gemeinen Weibe herabzusinken? — Nein, Aristipp! Ich kann und will nicht glauben, was uns die Dichter überreden wollen, daſs eine Fädra, eine Smyrna, eine Helena, im Zorn der Göttin, wider ihren Willen mit einer unwiderstehlichen Leidenschaft gestraft worden sey! — Aber freylich, wenn so weise Männer wie Sokrates und Xenofon auf die Seite der Dichter treten, und von der Liebe als einer Leidenschaft reden, über welche die Vernunft keine Gewalt hat, und von welcher man eben so unversehens wie von einem Fieber überfallen werden kann, das könnte doch wohl einen Weiberkopf, der nie auf groſse Weisheit Anspruch gemacht hat, ein wenig aus der Fassung bringen? Ich weiſs nicht, ob dir Xenofons Cyropädie bereits zu Gesichte gekommen, da es noch nicht lange ist, daſs

Abschriften davon bey den Bibliopolen zu haben sind. Auf alle Fälle schicke ich dir hier ein Exemplar, das ich von dem besten Schönschreiber in Korinth für dich habe abschreiben lassen; denn ich kann das Vergnügen, so mir dieses in seiner Art einzige Dichterwerk gemacht hat, nicht bald genug mit dir theilen. Unglücklicher Weise wirst du einen gewissen Araspes darin finden, der über die Macht der Liebe eben so profane Gedanken hegte wie wir, aber seinen Übermuth durch eine schreckliche Erfahrung büſsen muſste. Ich gestehe dir, nicht ohne Schamröthe, daſs mir beym Lesen dieser Geschichte das Herz ein wenig pochte, und bald darauf kam mir der verhaſste Traum!

Ich bitte dich, Freund Aristipp, beruhige mich wenn du kannst; oder ist dir irgend ein Moly gegen den Zauber der Liebe bekannt, auf dessen Tugend man sich verlassen kann, so sage mir wo es zu finden ist, und ich gehe selbst es zu suchen, wenn ich es auch aus dem Schnee des Kaukasus hervorscharren müſste.

29.

Aristipp an Lais.

Dein Traum, schöne Freundin, und noch mehr deine Angst vor dem Gedanken, daſs er in Erfüllung gehen könnte, hat mich nicht wenig belustiget. Wir wollen nichts verschwören, Laiska! Die Dichter sind die glaubwürdigsten aller Menschen, denn sie sagen uns ja nichts als was ihnen die Musen eingeben,

> — die alles wissen was war, was ist, und was seyn
> wird.

Was den schönen Smyrnen, Fädren, Helenen u. s. w. begegnet ist, warum sollt' es der schönen Lais nicht eben so wohl begegnen können? Welche Sterbliche hat Afroditens Eifersucht mehr gereitzt, Amors Allmacht länger und verwegener getrotzt, als die schöne Lais? — Auf alle Fälle ist es glücklich für dich, daſs du, der Ungnade ungeachtet, worein du bey den Göttern von Pafos gefallen bist, noch einen Freund unter den Unsterblichen hast, der dir diesen warnenden Traum zuschickte. Man hat zwar Beyspiele, daſs Träume, (sogar eben so sinnreiche und vielbedeutende wie der deinige) ganz und gar nichts bedeutet haben. Aber freylich, daſs dir das alles im Lande der Flügelköpfe begegnete, ist allerdings ein bedenklicher Umstand; und wenn du nicht (wie es scheint) kurz zuvor, ehe dir dieser Traum in der ambrosischen Nacht zugeschickt wurde, die Geschichte des Araspes und der schönen Panthea gelesen hättest, würde ich selbst vielleicht zweifelhaft seyn, was ich aus ihm machen sollte.

Aber ernsthaft von einer so ernsthaften Sache zu reden, sollte denn das Beyspiel eines Araspes, der (wie du mir zuversichtlich glauben kannst) auſser der Einbildungskraft des Dichters der Cyropädie nirgends existiert hat, von so schwerem Gewichte seyn, daſs es eine so weise, ihrer selbst so mächtige, und durch eine Erfahrenheit von zwanzig Jahren zum ruhigsten Selbstvertrauen so sehr berechtigte Frau, wie meine Freundin Lais ist, furchtsam machen müſste? Nein, bey Artemis und Pallas Athene! das ist es nicht; ob ich ihm gleich das Verdienst, leichte, unerfahrne, jugendlich übermüthige Flügelköpfe vor Schaden zu warnen, nicht absprechen will. An solche, wahrlich nicht an unsers gleichen, dachte Xenofon, da er diese schöne sokratische Episode in sein treffliches Buch einwebte.

Der Kern, der diese Frucht hervorgebracht, ist vermuthlich eine Erinnerung aus seiner bey dem Attischen Weisen zugebrachten Jugend; denn die Moral, die er dem Cyrus in den Mund legt, ist die nehmliche, womit Sokrates einst ihm selbst eine heilsame Furcht einzujagen suchte, da er sich gewundert hatte, wie jener einen bloſsen Kuſs, den der junge Kritobulus dem schönen Knaben des Alcibiades gegeben hatte, für eine so gefährliche Sache halten könne, daſs nichts tollkühnes sey, was sich nach einer so vermessenen That nicht von ihm erwarten lasse. Kurz, Xenofons Araspes und Panthea ist weder mehr noch weniger, als der Inhalt des bey jener Gelegenheit zwischen ihm und Sokrates vorgefallnen Gesprächs, zu einer vollständigen Geschichte ausgebildet. Diese schöne Dichtung ist geschrieben dich zu ergetzen, nicht zu ängstigen; und ich weiſs dir keinen bessern Rath, als sie so oft wieder zu lesen, bis du über deine unnöthige Furcht selber lachen muſst. Wahr ist es allerdings, daſs allzu groſse Zuversichtlichkeit verwegen macht; aber, wenn Verwegenheit uns oft in Gefahr stürzt, so hilft sie uns noch öfter aus Gefahren heraus. Der Muthige trotzt der Gefahr und entgeht ihr; der Feige verliert mit der Kraft des Widerstehens zugleich die Kraft zu fliehen, und gegen Einen, der durch zu viel

Muth umkommt, gehen zwanzig Furchtsame zu Grunde. Indessen weil auch dem Muthigen Vorsicht geziemt, laſs uns annehmen, dein Traum sey das Werk eines warnenden Dämons: wovor warnt er die Träumerin? Vor einem verkappten Amor, der seiner Psyche die goldnen Schwingfedern ausrupft, um lachend mit seinem Raube davon zu fliegen. Wohl! du hättest also keine Entschuldigung gegen dich selbst, wenn dir jemahls so etwas begegnete; du bist gewarnt!

Zwar, wofern die Liebe eine so gewaltsame und unbezwingbare Leidenschaft wäre, wie Xenofons Cyrus behauptet, was sollte die Warnung? Es hieſse, dem Unglücklichen, der von der Gewalt des Stroms in eine Untiefe hinabgezogen wird, zurufen: nimm dich vor dem Strudel in Acht! Aber zu gutem Glücke bestürmt uns der furchtbare Tyrann der Götter und der Menschen Eros nicht sogleich mit seiner ganzen Jünglingsstärke: er ist erst liebkosendes Kind und spielender Knabe; und so lange er dieſs ist, giebt es ein Mittel ihm zu entgehen. Es ist eben nicht das ehrenvollste; aber es ist sicher, unfehlbar, und überdieſs wie Xenofons Cyrus sagt, das einzige. Also, liebe Laiska, so bald dir ein Adonis vor die Augen kommt, von dem du dich, wie in deinem Traume, mit einem nie zuvor gekannten Zauber angezogen fühlst, so schlieſse die Augen, und eile, eile was du kannst — zu deinen Freunden nach Cyrene. Vermöchten wir gleich nicht, dir alles zu ersetzen, was du zu Korinth und Ägina zurück lassen würdest, so könntest du doch schwerlich den allmählich herannahenden Abend deines schönen und glücklichen Lebens in besserer Gesellschaft zubringen, als in dem häuslichen Zirkel deiner Freunde Kleonidas und Aristipp, wo du deine Musarion, von kleinen ungefährlichen Amorinen umgeben, wieder finden, und dir aus der Schwester unsers Kleonidas eine neue Freundin machen würdest. Dein Herz wird dir bey ihrem ersten Anblick sagen, sie sey werth es zu seyn, und daſs sie sich beeifert deinen Aristipp glücklich zu machen, wird ein Verdienst mehr in deinen Augen seyn. Ich gestehe dir, Laiska, ich bin in diesen meinen Traum verliebt, und wenn der deinige eine so schöne Frucht hervorbrächte, würde ich glauben, daſs er dir unmittelbar von der holden Grazie Pasithea selber zugeschickt worden sey.

33.

Wir könnten zwar, wo uns die Farben fehlen,
Den Ariost, und — den er selbst bestahl —
Den alten Amadis bestehlen,
Den Theuerdank, die Ritter vom heiligen Gral,
Den Herkuliskus, und andere dicke Bücher
Von diesem Schlage: wir wären wenigstens sicher
Daſs unser Plagiat dem Völkchen, das aus Pflicht
Schnell schreiben muſs und ungleich schneller lesen,
Verborgen bliebe, so gut als ihm verborgen gewesen
Wie oft Freund Lucian aus unserm Munde spricht.

34.

Doch, ohne die Gründe zu häufen, der erste und letzte von allen
Gilt tausend, und tausend dazu, denn kurz, wir wollen nicht,
Und lassen uns auch, wie billig, gern gefallen
Wenn mancher denkt, wir können nicht.
Wir selbst gestehn, mit Maro, ohne Röthe,
Non omnia possumus omnes. 5) Doch kommen, zu gutem Glück,
Zwey eiserne Männer auf einer alten Tapete

30.

Antipater an Aristipp.

Nach einem vierjährigen Aufenthalt habe ich mich endlich nicht ohne ein seltsames Gemisch sehr ungleichartiger Gefühle von der herrlichen Athenä, vermuthlich auf immer, losgerissen, um nun auch von den vorzüglichsten Städten der Pelopsinsel und Siciliens so viel Kundschaft durch mich selbst einzuziehen, als zu meinem dir bekannten Zweck nöthig ist, und als die mancherley Verbindungen mir verschaffen können, zu welchen ich im Mittelpunkt der ganzen Hellas so viele Gelegenheit fand. Aber wo werde ich eine Stadt sehen, die jenem Lieblingssitze Minervens den Vorzug streitig machen könnte? Ich habe Bürger aus beynahe allen Griechischen Städten kennen gelernt, und keinen gefunden, der ihr die seinige ohne Schamröthe oder aus einem andern Grunde vorzuziehen vermocht hätte, als dem Zauber, der uns an den Ort fesselt, wo wir das goldne Alter des Menschenlebens zugebracht haben. Was muſs Athen für den seyn, der das Glück hatte, in ihrem Schoſs aufzublühen? Wie natürlich kommen mir alle jene weltgepriesenen Thaten vor, die jemahls für eine solche Stadt von ihren Söhnen gethan wurden? — Und wenn ich bedenke, was sie erst seyn könnte, wenn sie den Gesetzen und der Verfassung ihres eben so klugen als weisen Solons treu geblieben wäre! — Was sie jetzt noch werden könnte, wenn sie anstatt ihrer stürmischen Volksherrschaft sich eine wohlgeordnete Aristokratie gefallen lassen, und statt der gefährlichen Eitelkeit, auf ihre eigenen und der ganzen Hellas Kosten nach einer Obergewalt, die ihr nie gutwillig zugestanden wird, zu streben, sich an dem hohen Vorzug begnügen wollte, das zu seyn wozu ihr Nahme selbst sie bestimmt, der Hauptsitz aller Künste des Friedens und der Musen, das Muster der schönsten Ausbildung, die Besitzerin der weisesten Gesetze, der mildesten Regierung, der menschlichsten Sitten, des feinsten Sinnes für alles Schöne und Groſse, der vollkommensten und zierlichsten Sprache, und der angenehmsten Art des Daseyns zu genieſsen, kurz, durch Vereinigung alles dessen, was des Menschen Leben veredelt und verschönert, die erste Stadt der Welt zu seyn: wer würde dann nicht das Glück in Athen zu leben allem andern vorziehen, und die Nothwendigkeit, sie zu verlassen, für das gröſste aller Übel halten? — Platon und Isokrates haben wahrlich keine Schuld, wenn Athen nicht dieses Urbild einer vollkommenen und glücklichen Republik ist — Aber die Sterblichen scheinen weder aufgelegt noch geneigt zu seyn, den Idealen ihrer Weisen Wirklichkeit zu geben, und unter allen Erdebewohnern die Athener vielleicht am wenigsten. Indessen, wie sie sind, habe ich ihnen und ihrer Stadt viel zu danken; und dieses Gefühl war es auch, was alle übrigen verdrängte und verschlang, als ich von einer Anhöhe auf dem Wege nach Eleusis den letzten Blick auf den hellbesonnten Tempel der Athene Polias heftete.

Zu Korinth bin ich von deinem Freunde Learch auf die verbindlichste Art genöthiget worden, meine Wohnung in seinem gastfreundlichen Hause zu nehmen. Ich gedenke ungefähr einen Monat hier zu verweilen, und dann die übrigen Städte dieses schönen Hauptstückes von Griechenland, das an Merkwürdigkeiten aller Art so reich ist, der Reihe nach zu besuchen.

Die schöne Lais hat seit einiger Zeit ihre vormahlige Lebensweise gänzlich abgeändert. Ihr Haus ist nur noch etlichen ältern Freunden, und keinem Fremden, der nicht von einem derselben bey ihr eingeführt wird, offen. Sie erscheint gar nicht mehr öffentlich, giebt keine groſsen Gastmahle mehr, und zu den kleinen Symposien, woran sie einst so viel Belieben fand, werden selten mehr als zwey oder drey von ihren vertrautern Bekannten eingeladen. Learch scheint dermahlen in vorzüglicher Gunst bey ihr zu stehen, und mit ihm und — meinem Freunde Diogenes habe ich schon einige Mahl den Abend bey ihr zugebracht. Man spricht viel zu Korinth von diesem so raschen und sonderbaren Sprung von der höchsten Pracht und Üppigkeit einer Asiatischen Satrapin zu einer beynahe misanthropischen Eingezogenheit, und jedermann sucht sich das Wunder auf seine eigene Weise zu erklären. Die meisten halten es für eine traurige Folge des übermäſsigen Aufwandes, den sie mehrere Jahre lang zu Korinth und Ägina gemacht: nach andern soll ein gewisser komischer Dichterling, Epikrates von Ambracien, Schuld daran seyn. Dieser, sagt man, hatte sich lange Zeit alle nur ersinnliche Mühe gegeben, sich in ihre Gunst einzuschmeicheln, und fiel ihr zuletzt mit seiner Zudringlichkeit so überlästig, daſs sie sich, gegen ihre Gewohnheit, die Freyheit nahm, ihn mit Verachtung abzuweisen; was vermuthlich nicht geschehen wäre, wenn sie die mindeste Ahnung gehabt hätte, wie weit eine verboſste poetische Wespe die Rache zu treiben fähig ist. Der wüthende Komiker rächte sich an ihr durch eine sogenannte Anti-Lais, die an Bosheit und Bitterkeit selbst die berüchtigten Jamben des Archilochus übertrifft, und wirklich in ihrer Art für ein Meisterstück gelten kann. 10) Indessen hat Lais gleichwohl alle Ursache, eben so gleichgültig bey diesem Schmähgedichte zu seyn, als es Sokrates bey den Aristofanischen Wolken war; denn das schändliche Zerrbild, das der beleidigte Witzling von ihr aufgestellt hat, sieht ihr nicht ähnlicher, als der After-Sokrates des Attischen Satyrs dem Sohne des Sofroniskus. Auch habe ich sie selbst darüber ganz unbefangen scherzen gehört, und in Korinth wenigstens ist niemand, der, wenn er gleich die Verse mit Vergnügen las, von dem Verfasser nicht mit der gröſsten Verachtung spräche. Ich muſste mich sehr irren, oder die wahre Ursache der Veränderung, die den Korinthiern so seltsam vorkommt, liegt viel tiefer als sie sich einbilden. Lais ist noch nicht vierzig Jahre alt; ihre Schönheit ist von der dauerhaftesten Art, und was sie vom Glanz der ersten Jugendblüthe verloren haben kann, wird durch die Kunst des Putztisches so leicht ersetzt, daſs ihr niemand, der sie zum ersten Mahle sieht, über fünf und zwanzig geben wird. Eben so leicht würde es ihr seyn, die Erschöpfung ihrer Kasse zu ersetzen, wofern diese der Grund ihrer veränderten Lebensart wäre; denn es hinge noch bloſs von ihr ab, so viele freygebige Anbeter zu haben als sie wollte. Ich kenne sie vielleicht noch nicht genug, daſs ich mir anmaſsen durfte, sie errathen zu haben: aber alles was mir, seitdem ich sie zu Ägina täglich zu sehen Gelegenheit hatte, eine ziemlich ruhige Beobachtung von ihrem Innern verrathen hat, überzeugt mich, daſs sie mit sich selbst unzufrieden ist, und wider Willen gewahr wird, sie habe die Glückseligkeit auf dem unrechten Wege gesucht, aber von dem einzigen, worauf die Natur selbst ihr Geschlecht leitet, sich schon zu weit entfernt, als daſs sie nur daran denken könnte, ihn noch einzuschlagen. Ich bin gewiſs, eine innerliche Stimme, die sich weder durch Vernünfteley noch Zerstreuung beschwichtigen lassen will, nöthigt sie, das Loos Musarions und Kleonens beneidenswerth zu finden, wiewohl ihr Stolz ihr nie erlauben wird es zu gestehen. Aber daſs es Augenblicke giebt, worin sie es sich selbst gestehen muſs, und daſs diese Augenblicke immer häufiger kommen, das ist es vermuthlich, was sie mit sich selbst in Zwietracht setzt, und ihr zu einer Quelle peinlicher

Empfindungen wird, welche sie wechselsweise bald unter einer reitzend muthwilligen, bald witzelnden, bald filosofierenden Laune zu verbergen sucht, aber durch die Anstrengung, die es sie zuweilen kostet, nur zu sichtbar macht. Übrigens scheint mir auch ohnedieſs nichts natürlicher, als daſs sie ihrer bisherigen Lebensart endlich überdrüſsig werden muſste. Hat Sie nicht von allem, was man auf dem Wege, den sie einschlug, genieſsen kann, das Höchste bis zur Übersättigung genossen? Was bleibt ihr übrig? Die Anbetung der Männer und der Haſs der Weiber kann ihr kein Vergnügen mehr machen. Die Täuschungen, wodurch die Eitelkeit, Unschuld, oder Schwäche eines schönen Weibes sich selbst über das, was die Männer Liebe nennen, verblenden kann, hat vermuthlich bey ihr nie Statt gefunden; und das Spiel, das sie so lange mit ihnen getrieben hat, macht ihr so wenig Kurzweile mehr, als die ewigen Feste und lärmenden Lustbarkeiten, wo die Freude eben darum immer auszubleiben pflegt, weil sie so laut und gebieterisch herbeygerufen wird. Ihr prächtiges Haus, ihr zauberischer Landsitz zu Ägina, die Juwelen und Kostbarkeiten aller Art, womit Arasambes sie überhäufte, ihre Gemählde und Statuen, die Umgebung von einer ganzen Schaar auserlesener talentvoller Mädchen, die sich in die Wette beeifern ihr Vergnügen zu machen, das Alles besitzt sie schon zu lange, als daſs es noch einigen Reitz für sie haben könnte. Die arme Frau hat alles, das Einzige ausgenommen was sie glücklich hätte machen können; und dieſs Einzige ist nicht mehr in ihrer Gewalt, und ist es vielleicht nie gewesen!

Bey allem dem, solltest du wohl glauben daſs sie mir in diesem Zustand von Verstimmung, oder vielmehr in dieser Abstimmung aller Saiten der Laute, die einst so bezaubernde Harmonien von sich gab, in einem gewissen Sinne gefährlicher ist, als vor drey Jahren, da sie noch Vergnügen daran fand, auf ihrem prunkenden Siegeswagen über die Köpfe und Herzen aller Männer wegzurasseln? Ich kann es mir selbst nicht erklären; aber ich halt' es für unmöglich, daſs sie in der ersten Blume der Jugend so liebreitzend gewesen seyn könne als jetzt; und (aufrichtig zu reden) wofern sie etwa in den nächsten zwanzig Tagen, die ich hier noch zuzubringen habe, in die Laune käme meine Weisheit wieder auf die Probe zu stellen, — ich weiſs nicht — aber wenigstens habe ich mich selbst schon mehr als Einmahl über dem heimlichen Vorsatz ertappt, ihr das Vergnügen des Sieges nicht sehr theuer zu verkaufen.

Learch trägt mir auf, ihn in deinem Andenken zu erhalten, und gedenkt es selbst zu thun, so bald er dir etwas interessantes zu schreiben haben werde. Die groſse Kunde, die er von der innern Verfassung der Griechischen Staaten, von ihrer ältern und neuern Geschichte, ihrer Stärke und Schwäche, und dem verschiedenen Interesse, worauf ihre dermahligen Verbindungen und Miſshelligkeiten beruhen, besonders die genaue Kenntniſs, die er von seiner eigenen Vaterstadt besitzt, macht den Aufenthalt bey ihm um so lehrreicher für mich, da er ein Vergnügen daran findet, mir so viel davon mitzutheilen als ich zu meinem Zwecke nöthig habe. Er lebt, wie du weiſst, seiner Abstammung, seiner persönlichen Vorzüge, und seines Reichthums wegen, zu Korinth in groſsem Ansehen; aber er liebt die Ruhe, die Künste und den angenehmen Lebensgenuſs, wozu ihn sein groſses Vermögen berechtigt, zu sehr, um eine bedeutende Rolle unter den Griechen spielen zu wollen; zumahl in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, wo man zu Erhaltung des zweydeutigen Friedens, womit der Spartaner Antalcidas die alte Zwietracht der Söhne Deukalions einzuschläfern gesucht hat, durch die möglichste politische Unthätigkeit noch am meisten beytragen kann.

Learch besitzt die reichste und auserlesenste Sammlung von Gemählden, die ich noch gesehen habe. Er hat, beynahe von den Windeln der Kunst an, von jedem Meister wenigstens Ein Stück aufzuweisen; und von Parrhasius, Zeuxis, Pauson und Euxenidas mehr als man (wie ich von vielgewanderten Personen gehört habe) bey irgend einem Privatmann antrifft. Er ist sehr stolz auf die beiden trefflichen Stücke von unserm Kleonidas; diese, und ein Urtheil des Paris von Timanth, und die berühmte kleine Leda des Parrhasius, (die er durch einen glücklichen Zufall in seine Gewalt bekommen hat) sind die einzigen, die in einem zierlich gearbeiteten Schranke verwahrt stehen, und den Liebhabern erst, wenn sie sich an allem übrigen satt gesehen haben, aufgeschlossen werden.

Wenn es nicht gar zu unartig wäre, auf einen Mann, der mir unverdienter Weise so viel Gutes erzeigt, neidisch zu seyn, so hätte ich vermuthlich Ursache genug dazu; denn es ist mehr als wahrscheinlich, daſs mein edler Wirth bey der schönen Lais dermahlen den Platz einnimmt, den er durch die geduldigste Beharrlichkeit mehr als zu wohl verdient hat. Er bringt beynahe alle Abende bey ihr zu, und

In echtem Gothengeschmack, die diesen Augenblick
Uns gegen über hängt, dem Dichter zu Hülfe. Sie rennen,
In voller Wuth, so schnell die Rosse laufen können,

35.

Die Lanzen eingelegt, die Augen zugedrückt,
Auf Pferden wie Elefanten, mit stolzen Büschen geschmückt,
Einander entgegen; es zittert unter dem Schlag
Des mächtigen Hufes der Boden, die Rosse schnauben Flammen,
Die Ritter Tod, — und itzt — o! welche Zunge vermag
Zu sagen, mit welcher Gewalt? itzt stoſsen sie zusammen,
Mit solcher Gewalt, daſs beiden auf Einmahl der Tag
In Nacht erlischt, und beide, wie fest geschlossen
Ein jeder gleich in seinem Vortheil lag,
Dem Sattel entrückt, mit ihren taumelnden Rossen

36.

Zur Erde stürzen. — Von Wort zu Wort ist dieſs
Was wir zu schildern hatten, und, Dank der alten Tapete!

man kann das Glück, die dritte oder vierte Person an ihrer kleinen Tafel zu seyn, nur durch ihn erlangen. Ich werde also wohl meine Weisheit unversucht von Korinth nach Argos tragen müssen.

Learch hat sich erboten, deine Briefe an mich zu befördern, wenn du Zeit und Neigung haben solltest, mir zu schreiben. Ich grüſse Kleonen, Musarion und Kleonidas, und bitte sie, meiner eingedenk zu bleiben.

31.

Aristipp an Antipater.

Die Gefühle womit du von Athen Abschied nahmst, lieber Antipater, haben mich sehr lebhaft erinnert, wie mir selbst vor einigen Jahren in eben demselben Falle zu Muthe war, und schwerlich wird Jemand, der einen langen Aufenthalt in dieser von so vielen Seiten anziehenden und an sich fesselnden Stadt gehörig zu benutzen fähig war, sich mit andern Gefühlen auf immer von ihr los reiſsen können. Auch die politischen Betrachtungen, die du mir bey dieser Gelegenheit mittheilst, stimmen sehr mit meiner ehmahligen Meinung überein. Aber ich habe seitdem gefunden, daſs wir uns fast immer irren, wenn wir meinen, die Dinge in der Welt würden, wofern sie anders gegangen wären, besser gegangen, oder das Gute, das uns recht ist, würde auch ohne das damit verbundene Schlimme, das uns nicht recht ist, erfolgt seyn.

Ich zweifle z. B. nicht, daſs Athen bey der Solonischen Verfassung — wenn sie unverändert beybehalten worden wäre, und nichts ihr Emporkommen verhindert hätte — eine wohlhabende, blühende, auf lange Zeit glückliche Stadt geworden wäre: aber was sie jetzt ist, was wir am meisten an ihr bewundern, was sie zur Einzigen in ihrer Art und zur wahren Hauptstadt der Welt macht, hat sie durch zwey Männer von sehr ähnlichem Schlage, durch Pisistratus und Perikles erhalten, und diese hätten in der Solonischen Aristo-Demokratie nimmermehr das Ansehen, die Gewalt und die Mittel erlangen können, ohne welche das, was sie zu Verherrlichung und Verschönerung Athens gethan haben, nicht zu Stande gebracht werden konnte. Nur auf den Flügeln einer sehr groſsen Popularität konnte sich Pisistratus zur Alleinherrschaft emporschwingen, und trotz alles Widerstandes der übrigen Aristokraten bis an seinen Tod darin erhalten; und nur in einer Stadt, wo die höchste Gewalt in den Händen der Volksgemeine lag, konnte Perikles durch seine demagogischen Künste und Talente, indem er sich für einen bloſsen Diener des Volks gab, zwanzig Jahre lang ruhiger und unbeschränkter regieren als Pisistratus. Es bedarf, um sich hiervon zu überzeugen, nur einen Blick auf das, was Athen vor der sogenannten Tyrannie des letztern war, und was es hundert und zwanzig Jahre später durch Perikles ward. Als die eigentliche Staatsverwaltung noch gröſstentheils in den Händen der alten Geschlechter lag, konnten sogar die Megarer den Athenern die Spitze bieten; konnten ihnen den Besitz der kleinen, beynahe an das Attische Ufer anstoſsenden Insel Salamin nicht nur viele Jahre lang streitig machen, sondern sie sogar zu der schmählichen Maſsregel treiben, daſs sie die Todesstrafe darauf setzten, wenn sich jemand wieder unterstehen würde, den Athenern die Wiedereroberung von Salamin anzurathen. Als hingegen Perikles in dem rein demokratischen Athen alles vermochte, wuchs diese Republik zusehends zu einer Macht heran, die der ganzen Hellas und den Persischen Monarchen selbst furchtbar ward; und Alcibiades durfte ihnen sogar die Eroberung von Sicilien anrathen, ohne daſs sie eine so miſsliche Unternehmung über ihre Kräfte hielten. Erst durch Perikles ward Athen der Sitz der Künste und der Filosofie, und um es werden zu können, muſsten Umstände sich vereinigen, die nur unter diesen Bedingungen zusammen treffen konnten, muſsten eine Menge seltner Menschen, die nur unter diesen Umständen entstehen konnten, das ihrige dazu beytragen; — wie du dich leicht überzeugen wirst, wenn du die Geschichte der letzten achtzig Jahre in dieser Rücksicht unbefangen überdenken willst. Übrigens gebe ich zu, daſs es bloſs ein glücklicher Zufall war, der dem demokratischen Athen einen so aufgeklärten und groſsherzigen Demagogen wie Perikles gab; und daſs eben diese Freyheit, welche die natürlichen Anlagen des Attischen Volkes für Kunst und Wissenschaft so mächtig in die Höhe trieb, auch alle seine Unarten und Untugenden entwickelte, alle seine Leidenschaften entfesselte, und indem sie seiner Eitelkeit, Herrschbegier und Habsucht eine unabsehbare Rennbahn öffnete, die erste Ursache seiner Verderbniſs, seiner theuer bezahlten Thorheiten und seines fortwährenden Sinkens wurde. Die Höhe, auf welche Perikles seine Republik erhob, machte sie schwindlicht; sie taumelte, sank und fiel, und wird nicht aufhören zu fallen, bis sie, mit allen ihren dermahligen Nebenbuhlerinnen, ihre politische Selbstständigkeit gänzlich verloren haben wird. Nicht wenn die Athener nach der Obergewalt zu streben aufhören werden, sondern wenn sie aufhören müssen, weil von dieser Seite nichts mehr zu erstreben seyn wird, mit Einem Worte, wenn die stolze Königin der Städte zu einer Munizipalstadt irgend eines groſsen Reichs, das vielleicht jetzt schon im Werden ist, herabgekommen seyn wird, nur dann wird dein frommer Wunsch in Erfüllung gehen. Sie wird den Völkern der Erde durch das, was sie ehmahls war, immer ehrwürdig bleiben; ihre Ruhmbegierde, so bald sie ihren dermahligen Ansprüchen auf ewig entsagen muſs, wird eine andere und für sie selbst wohlthätigere Richtung nehmen; sie wird die erste Schule der Wissenschaften, des Geschmacks und der feinern Sitten, der allgemeine Tempel der Musen und Grazien für alle Nazionen seyn, und seine Bewohner werden im Schooſs der goldnen Mittelmäſsigkeit und Genügsamkeit eines unbeneideten Glücks genieſsen, für welches ihre Vorfahren zur Zeit ihres höchsten Glanzes keine Empfänglichkeit hatten, und woran sie sich auch nicht hätten genügen lassen, so lange sie sich noch mit der Möglichkeit schmeichelten, das Ziel ihrer ungezügelten Wünsche erringen zu können. ")

Es klingt vielleicht seltsam, aber meinem Begriff nach hat es mit der schönen und stolzen Lais so ziemlich eben dieselbe Bewandtniſs wie mit der schönen und stolzen Athenä. Du glaubst Lais habe ihre Bestimmung verfehlt; sie fühle nun, da es zu spät sey, daſs ein liebenswürdiges Weib nach keinem höheren Ziel trachten sollte als das häusliche Glück eines einzigen Mannes zu machen, und dieses ihr wider Willen sich aufdringende Gefühl sey die wahre Ursache des geheimen Miſsmuths, den sie vergebens zu bekämpfen suche. Es ist sehr möglich, daſs ihr in ihrer dermahligen Verstimmung (wie du ihren Zustand sehr treffend bezeichnest) dergleichen Gedanken zuweilen durch den Kopf laufen: aber sie hat einen zu hellen Blick und ein zu lebhaftes Selbstgefühl, um sich nicht bewuſst zu seyn, daſs sie niemahls eine Hausfrau wie Musarion und Kleone abgegeben hätte. Und gesetzt, sie hätte sich die Pflicht auferlegt das Glück eines Einzigen zu machen, so würde sie gewesen seyn was tausend andere sind; die Welt hätte nichts von ihr gewuſst, und sie hätte nicht Europen und Asien mit ihrem Ruf erfüllt; die Künstler hätten sich nicht in die Wette beeifert, sie zum Modell ihrer schönsten Werke nehmen zu dürfen, ihr Bild wäre nicht, in so manchem Tempel aufgestellt, ein Gegenstand der öffentlichen Anbetung geworden; kein Neffe des Königs von Persien hätte seine Schätze für sie verschwendet, und kein Aspendier den Verstand durch sie verloren und wieder bekommen. Und was hätte nun die in ihr Frauengemach und ihre Kinderstube eingeschlossene, und in die Gesellschaft ihres Mannes und ihrer Verwandten gebannte Matrone Lais mit der überschwänglichen Lebhaftigkeit des Geistes, und der üppigen Einbildungskraft und dem reitzend muthwilligen Witz, und mit allen den unerschöpflichen Gaben und Künsten zu gefallen und zu bezaubern, worin die Hetäre Lais nicht ihresgleichen hat, anfangen sollen? Oder vielmehr, hätte sie wohl auf einem andern Wege, als den sie gegangen ist, zu dieser vollendeten Ausbildung und höchsten Verfeinerung aller ihrer Naturgaben gelangen können? und wär' es nicht Schade, wenn sie nicht dazu gelangt wäre? Wahrlich nur auf diesem Wege konnte sie werden was sie ist, die einzige in ihrer Art, die liebenswürdigste und vollkommenste, so wie die schönste und reitzendste, aller — Hetären; denn sie mit irgend einer Matrone vergleichen zu wollen, wäre gegen beide gleich ungerecht. Verlangen daſs sie etwas anderes, wenn gleich in gewissem Sinne besseres, hätte werden sollen, ist so viel als verlangen, Lais sollte gar nicht gewesen seyn; etwas, das wenigstens sie selbst niemahls im Ernste wünschen kann. — „Aber sie fühlt sich nicht glücklich!“ — Das ist nun einmahl das Loos aller, die nach dem Höchsten trachten, was ihnen ein grenzenloser Stolz zum Ziel vorsteckt; denn über lang oder kurz kommt eine Zeit, wo sie fühlen, daſs sie das nicht erreicht haben wornach sie trachteten. Aber ohne diesen Stolz wäre sie auch mit allen ihren angebornen Reitzen und Vorzügen nur ein gewöhnliches Weib geblieben. Wer Honig haben will, muſs auch Bienen haben, sagt das Sprichwort. Übrigens hat sich wohl niemand weniger über das Maſs von Glückseligkeit, das ihm zu Theil ward, zu beklagen als Lais; denn ich zweifle sehr, daſs jemahls eine Sterbliche zu einem so hohen Grad von Selbstgefühl und Selbstgenuſs gelangt sey als sie. Wurden nicht zwanzig Jahre lang alle ihre Wünsche in vollestem Maſse befriediget? Oder meinst du sie habe sich nicht sehr glücklich gefühlt, als sie sich überall wie die sichtbar erschienene Liebesgöttin angestaunt und angebetet sah, als alle Männer zu ihren Füſsen lagen, und sie, ohne die mindeste Gefahr für sich selbst, mit Amors Bogen und Pfeilen das muthwilligste

Spiel treiben konnte? Daſs sie dessen endlich überdrüſsig werden muſste; daſs von allem, was das Glück ihr so verschwenderisch zugeworfen, ihr nichts mehr Vergnügen zu machen scheint; daſs sie nichts neues mehr zu genieſsen sieht, nachdem sie alles, wofür sie Empfänglichkeit hat, im höchsten Grad und Maſs schon so lange genossen hat, — alles dieſs ist zu natürlich, als daſs sie verlangen dürfte, es sollte anders seyn. Auf Vollgenuſs folgt Sättigung, auf Überfüllung Ekel. Vor dem letztern hat sie sich immer klüglich zu hüten gewuſst; jener hilft Enthaltung ab. Im schlimmsten Fall müſste sie nun von der Erinnerung zehren; und ist auch dieſs nicht am Ende das gemeine Loos der Menschheit?

Ich besinne mich noch sehr lebhaft der ersten traulichen Unterredung, die ich mit ihr zu Ägina hatte, da sie, wie der junge Herkules des Prodikus, auf dem Scheideweg zu stehen schien, und von mir verlangte, daſs ich ihr rathen sollte. Ich konnte deutlich genug sehen daſs sie schon entschieden war, und rieth ihr also, zu thun was sie nicht lassen könne. Das Ideal eines Weibes, wie noch keines gewesen war, und vielleicht in tausend Jahren keines wieder kommt, schwebte ihr so reitzend vor der Stirne, daſs sie dem Verlangen nicht widerstehen konnte, es in ihrer Person darzustellen. In kurzem hatte sie sich dermaſsen darein verliebt, daſs Sokrates selbst, als sie sich (unerkannt, wie sie glaubte) unter dem alten Öhlbaum der Athene Polias mit ihm unterhielt, aller seiner Überredungskunst vergebens aufbot, ihr ein anderes höheres Ideal an dessen Stelle in die Seele zu spielen. Sie fühlte sich geboren Lais zu seyn, wie sich einer zum Mahler oder Flötenspieler, zum Dichter oder Heerführer geboren fühlt; und wenn man das, wozu eine Person alle mögliche Anlagen, die entschiedenste Lust und die gröſsten Aufmunterungen von auſsen hat, — das, was sie am besten kann, was ihr am besten ansteht, und worin sie von niemand übertroffen wird, wenn man das ihre natürliche Bestimmung nennen kann, so sehe ich nicht, wie wir der schönen Lais absprechen können, die ihrige bisher erfüllt zu haben. Überhaupt ist es immer schwer, öfters miſslich und nicht selten unmöglich, einzelnen Personen, die über den Weg, den sie im Leben einschlagen sollen, noch ungewiſs sind, mit Zuverlässigkeit zu sagen was ihre Bestimmung sey. Die Natur schickt uns, wie es scheint, mit lauter unbestimmten Anlagen in die Welt, und was daraus werden soll, hängt gröſstentheils von äuſserlichen Umständen ab, über welche wir, in den Jahren wo ihr Einfluſs gerade am

So schlecht es ist, so hätten wir's gewiſs
Nicht halb so gut gemacht. — Der schöne Amadis,
(Für den manch stilles Stoſsgebete,
Indem der Zwerg zum Angriff blies,
Aus schönen Lippen vergebens empor gestiegen)
Lag noch in Ohnmacht da, nachdem sein Gegner schon
Sich wieder aufgerafft, der itzt mit gierigen Zügen
Der Rache Wollust trank. Doch Antiseladon

57.

Von Grimm entbrannt, den Kannibalen siegprangen
Und seines Freundes *animulam blandulam* 6)
Zum Orkus flattern zu sehn — Heb', ruft er, deinen Kamm
Noch nicht so hoch, der Preis ist nicht so leicht zu erlangen!
Zieh, Feiger! hoffe nicht der Rache zu entgehn!
Nicht unbegleitet soll mein Freund den Acheron sehn;
Du folgst ihm, oder ich! — „Gut! Wenn du dein Blut zu vergeuden
So eilig bist, laſs sehn (schreyt jener) welcher von beiden

meisten entscheidet, die wenigste Gewalt haben. Indessen würde doch, glaube ich, ein Gott, der das ganze, uns unsichtbare Gewebe der innern Anlagen eines Menschen zu durchschauen vermöchte, das, wozu ihn diese Anlagen vor allem andern bestimmen, unfehlbar entdecken; denn in der Natur giebt es nichts wirklich unbestimmtes. Je lebendiger also das Selbstgefühl bey einer Person ist, desto mehr ist zu vermuthen, daſs sie, wenn die äuſsern Umstände ihr völlige Freyheit lassen, sich selbst für diejenige Lebensweise bestimmen werde, zu welcher sie durch ihre ganze Naturanlage vor allen andern geschickt gemacht ist. War dieſs nicht ganz eigentlich der Fall mit Lais? Sie wurde von dem eigenen Wege ihrer freyen Wahl durch die Umstände nicht nur nicht abgehalten, sondern im Gegentheil sehr verführerisch eingeladen keinen andern zu gehen. Die Art der Erziehung, welche sie, von ihrem achten Jahre an, im Hause des reichen und wollüstigen Leontides erhielt, dessen Liebling sie war, und von welchem sie auf alle mögliche Weise verzärtelt wurde, — das Bewuſstseyn der seltensten Naturgaben, — eine frühzeitige Unabhängigkeit und die glänzenden Glücksumstände, worin ihr erster pflegeväterlicher Liebhaber sie hinterlieſs, — wie vieles kam nicht zusammen, um ihr einen Stolz einzuflöſsen, der sich mit den gewöhnlichen Einschränkungen ihres Geschlechtes nicht vertragen konnte, und durch Verbindung dieses Stolzes mit dem sittlichen Zartgefühl, womit die Natur sie beschenkt hatte, das vorhin erwähnte Ideal in ihr zu erzeugen, dessen Zauber um so unwiderstehlicher auf sie wirken muſste, da sie sich im Bewuſstseyn ihrer angebornen Kaltblütigkeit zutraute, den auſserordentlichen Karakter, worin sie in der Welt auftreten wollte, immer behaupten zu können. Wie schmeichelhaft muſste ihr der Gedanke seyn, alle Vortheile der vollständigsten Freyheit mit der gehörigen Achtung gegen sich selbst, und jede Befriedigung der weiblichen Eitelkeit mit der entschiedensten Gleichgültigkeit gegen alle Arten von männlicher Versuchung zu verbinden; die ganze Welt in Flammen zu setzen, während sie selbst, gleich den Feuergeistern der Persischen Mythologie, unverletzt in diesen Flammen, als in ihrem Elemente, lebte; kurz, mit dem unvermeidlichen Nahmen und den unbestrittenen Vorrechten einer Hetäre, dem groſsen Haufen durch die Pracht ihrer Lebensart Ehrfurcht zu gebieten, und in den Augen derer, die ihres nähern Umgangs genossen, eine Achtung zu verdienen, die der Weise selbst der Schönheit nicht versagen kann, wenn sie sich nie anders, als von allen sittlichen

Grazien geschmückt und umgeben, sehen läſst! — Daſs dieses hohe und wahrscheinlich jeder andern unerreichbare Ideal auch für sie zu hoch stand, wer könnte ihr dieſs zum Vorwurf machen? Wenn hier etwas zu tadeln ist, so ist es, daſs sie sich die Geschicklichkeit zutraute, ihr ganzes Leben durch, so zu sagen, auf einem Spinnefaden fortzutanzen, ohne jemahls aus dem Gleichgewicht zu kommen. Denn mit einer leichtern Kunst wüſste ich die Weisheit der Schönen nicht zu vergleichen, welche nie von der gefährlichen Linie abglitschte, auf der sie sich, im Aufstreben nach einem solchen Ideal, unverwandt bewegen müſste. Übrigens können und wollen wir uns nicht verbergen, daſs sie (wie es zu gehen pflegt, wenn man einmahl zu glitschen angefangen hat) unvermerkt weiter von ihrem Ziele abgekommen ist als sie wohl Anfangs für möglich hielt. Vielleicht ist gerade das erwachte lebhaftere Gefühl der Miſstöne in der schönen Melodie ihres Lebens die wahre Ursache dieser Abstimmung, die du an ihr bemerkt hast. Wenn dieſs, wie ich hoffe, der Fall ist, so möchte ich ihr dazu Glück wünschen. Denn die Scham vor unserm bessern Selbst ist bey edlern Naturen das wirksamste Mittel das gehemmte innere Leben wieder frey zu machen; und die Eingezogenheit, wozu sie sich, mit Verachtung der schiefen Urtheile der Welt, zu entschlieſsen den Muth hatte, kann ihrer Wiederherstellung nicht anders als beförderlich seyn. Ein Freund wie Learch, ist in dieser Lage wahres Bedürfniſs für sie; aber auch alles, was sie bedarf; und, so wie ich sie kenne, würde ein Versuch, ihr Einverständniſs mit ihm stören zu wollen, (wofern du eines solchen Gedanken auch fähig wärest) nie zur ungelegnern Zeit gemacht werden können als jetzt, da sie der Achtung und des Zutrauens eines solchen Mannes nöthig hat, um sich wieder mit sich Selbst auszusöhnen.

Lebe wohl, lieber Antipater. Ich brauche dir nicht zu sagen, wie angenehm uns deine Briefe immer seyn werden, und mit wie vielem Vergnügen deine hiesigen Freunde den Zeitpunkt deiner Wiederkunft näher rücken sehen.

32.

Learch an Aristipp.

Der Antheil, den du, mit Kleonidas und Musarion, vermuthlich nie aufhören wirst an den Schicksalen der schönen Lais zu nehmen, macht es mir als einem gemeinschaftlichen Freunde zur Pflicht, Euch von ihrer dermahligen Lage ausführlich zu unterrichten, da Euch vielleicht Gerüchte oder Nachrichten aus minder lautern Quellen zukommen möchten, die Euch ihrentwegen mehr beunruhigen könnten, als, vor der Hand wenigstens, nöthig seyn möchte. Du kennst sie zu gut, lieber Aristipp, um dich nach diesem Eingang nicht auf einen von den wunderlichen Streichen gefaſst zu halten, deren ihre Fantasie und Laune ihr schon mehrere gespielt haben: aber des Abenteuers, worin sie dermahlen verwikkelt ist, dürftest du dich doch schwerlich versehen haben. Ich will Euch mit keinem langen Vorbericht aufhalten; aber der Vollständigkeit wegen werde ich dennoch etwas weit ausholen müssen, und nicht vermeiden können, des Antheils, den ich selbst an dieser Geschichte habe, umständliche Erwähnung zu thun.

Antipater hat dir schon vor geraumer Zeit von der Veränderung Nachricht gegeben, welche Sie bald nach ihrer Zurückkunft aus Thessalien in ihrer Lebensweise vorzunehmen nöthig fand. Es wurde in und auſserhalb Korinth viel Schiefes darüber geschwatzt, vermuthet und gefabelt: das Wahre ist, daſs diese Veränderung nicht plötzlich sondern stufenweise vorging, und daſs die immer zunehmende Menge und die unbescheidene Zudringlichkeit ihrer öffentlich erklärten Liebhaber diese Maſsregel schlechterdings nöthig machte. Unter jenen Beschwerlichen befanden sich mehrere Auswärtige, welche die Reise nach Korinth nicht vergebens gemacht haben wollten, da sie bloſs der schönen Lais wegen gekommen waren. Überhaupt schienen die Herren durch die letzte Wanderung unsrer Freundin sich berechtigt zu glauben, ihren Ansprüchen einen Nachdruck zu geben, der dem Stolz und dem Zartgefühl einer Frau von so seltnen Vorzügen gleich anstöſsig seyn muſste. Die Reichsten (meist Einheimische) glaubten sich durch die prächtigen Feste, die sie ihr gaben, ein Recht an ihre Dankbarkeit zu erwerben. Andere hingegen spielten geradezu die Freyer der Penelope, und nahmen von ihrem nur allzu gastfreyen Hause Besitz, als ob sie immer da zu bleiben gedächten; in Hoffnung, sie werde sich durch die unverschämte Art, wie sie darin schalteten, genöthiget sehen, sich desto bälder mit ihnen abzufinden. Die Sache hörte in der That bald genug auf kurzweilig für sie zu seyn; wie sie aber gewohnt ist alles mit guter Art zu thun, so fing sie damit an, sich den Festen und Aufwartungen meiner Korinthischen Mitbrüder nach und nach zu entziehen, und immer seltener groſse Gastmahle in ihrem eigenen Hause zu geben. Die Fremden, welche auf allerley Wegen Mittel gefunden hatten Empfehlungen an Sie zu erhalten, wurden zwar noch immerfort aufs beste bewirthet; aber Sie selbst erschien, unter mancherley Entschuldigungen, selten bey Tische und im Gesellschaftssahle, und wurde zuletzt, einer vorgeblichen Unpäſslichkeit wegen, gänzlich unsichtbar; und weil die Herren auf den Einfall kommen konnten, die Freyer der Penelopeia auch in den Entschädigungen, welche diese sich zu verschaffen wuſsten, nachzuahmen, so wurde allen ihren Gesellschafterinnen und Sklavinnen aufs schärſste untersagt, sich vor keinem von ihnen sehen zu lassen, geschweige das geringste zu ihrer Unterhaltung beyzutragen. Dieses Mittel konnte seine Wirkung nicht verfehlen; und da sie sich vollends auf einige Zeit Geschäfte halber von Korinth entfernte, so muſsten die Beschwerlichen endlich das Feld räumen, und Lais war nun nach Ihrer Zurückkunft für niemand mehr zu Hause, als für etliche Freunde vom engeren Ausschuſs, die durch einige persönliche Eigenschaften und ein gehöriges Betragen diese Unterscheidung verdienten.

Ich glaube nicht daſs Lais einen ältern Bekannten hat als mich. Die vertraute Freundschaft, welche zwischen meinem Vater und dem Eupatriden Leontides Statt hatte, gab mir schon in meiner frühen Jugend Gelegenheit, im Hause des letztern ein- und auszugehen, und ich erinnere mich noch sehr wohl, die kleine Lais als ein Mädchen von elf oder zwölf Jahren gesehen zu haben. Der Alte fand groſses Vergnügen daran, seinen kleinen Liebling loben zu hören, und seine Freunde zu Zeugen der auſserordentlichen Anlagen zu machen, die sie in der Musik und Tanzkunst zeigte. Ich hatte damahls etwa achtzehn Jahre, und natürlich konnte mir das schönste Mädchen, das ich noch gesehen hatte, nicht gleichgültig seyn; aber die angenehmen Eindrücke, die Sie auf mich machte, streiften nur leicht an mir hin; ich wuſste daſs Laiska nicht mein seyn konnte; es fehlte nicht an hübschen Mädchen in Korinth; überdieſs war ich keiner von denen, die sich einbilden, sie müssen alles Schöne, was ihnen zu Gesichte kommt, haben, es koste was es wolle; und es gab viele Dinge, die mir noch lieber waren als ein hübsches Mädchen. Eine Abwesenheit von mehreren Jahren brachte mir den kleinen Abgott des alten Leontides gänzlich aus dem Sinne. Als ich nach Korinth zurück kam, fand ich Sie auf dem Punkt ihrer schönsten Blüthe, im Besitz der reichen Erbschaft ihres Patrons und einer gänzlichen Unabhängigkeit, von einer Menge Freyer und Anbeter umgeben, mit denen Sie sich auf einen solchen Fuſs setzte, daſs keiner ohne alle Hoffnung war, wenige sich eines merklichen Vorzugs, und niemand dessen, wornach sie alle trachteten, zu rühmen hatte.

Keinen Zutritt im Hause der schönen Lais zu haben, wurde damahls in Korinth für ein unzweifelhaftes Zeichen eines schlecht erzogenen und von allen Grazien verabsäumten Menschen angesehen. Ich unterlieſs also nicht, von der allgemeinen Freyheit, die Sie allen Meinesgleichen zugestanden hatte, Gebrauch zu machen, zumahl da ich nirgends bessere Gesellschaft, und mehr Gelegenheit mit interessanten Fremden bekannt zu werden, finden konnte als in ihrem Hause. Lais, die ihre eigentlichen Liebhaber so ziemlich auf dem nehmlichen Fuſs behandelte, wie andere Schönen ihre Schooſshündchen, Katzen, Wachteln und Sperlinge, ermangelte nicht diejenigen zu unterscheiden, deren Anhänglichkeit an sie mehr auf die seltnen Vorzüge ihres Geistes, als auf übel verhehlte Ansprüche an ihre Schönheit, gegründet war; und da ich das Glück hatte einer von jenen zu seyn, so fand sich unvermerkt, daſs ich mich unter die Wenigen zählen durfte, denen Sie eine schmeichelhafte Art von Achtung dadurch bewies, daſs sie von ihren häuslichen Angelegenheiten mit ihnen sprach, sie mit kleinen Aufträgen beehrte, und bey wichtigern Vorfallenheiten sich ihres Rathes oder ihrer Dienste bediente. Dieſs, Freund Aristipp, war ungefähr das Verhältniſs, worin ich mit der schönen Lais stand, bis sie Milet zu ihrem Aufenthalt wählte, und dort mit dem vornehmen Perser bekannt wurde, der, (wenn ich nicht irre) nach dir selbst der erste war, der sich ihres Besitzes rühmen konnte; mit dem kleinen Unterschied, daſs du Sie besaſsest, Er hingegen von Ihr besessen war. Nach ihrer Zurückkunft von Sardes lebte sie eine Zeit lang mit dem Prunk einer morgenländischen Fürstin unter uns; und, während sich jedermann zudrängte ihren Hof vergröſsern zu helfen, hielt ich mich so lange in geziemender Entfernung, bis sie für gut fand,

Die Ehre haben wird, bey Pluto zur Tafel zu gehn;
Da, nimm! dieſs wird den Streit entscheiden!“

38.

Nicht doch, versetzt der blaue Kavalier,
Der Streich ging in die Luft, Herr Prahler! Meine Manier
War immer in solchen Fällen nur durch die Klinge zu sprechen.
Itzt folgte Hieb auf Hieb — und während die Herren nun
Ihr möglichstes thun einander die Hälse zu brechen,
Sagt, schöne Leserinnen, was soll der Dichter thun?
Von beiden muſs Einer sterben; dieſs läſst sich ohne Verletzung
Der Rittergebräuche nicht ändern; nur ist die Frage, wer?
Wir möchten doch, aus gebührender Schätzung
Der Damen, welche vielleicht von beiden einem mehr

39.

Gewogen sind als dem andern, in einer so wichtigen Sache
Nicht ohne ihren Rath zu Werke gehn. Die Rache

sich allmählich wieder auf einen bescheidenern Fuſs zu setzen. Ohne den groſsen Gesellschaften gänzlich zu entsagen, oder ihr Haus vor irgend jemand zu verschlieſsen, der sich berechtigt halten durfte jedes gute Haus offen zu finden, lebte sie jetzt am liebsten mit einer kleinen Zahl auserlesener und vertrauter Personen, und unter diesen fand dann auch dein Freund Learch seinen alten Platz wieder. Ich muſs gestehen, daſs bey dieser Erneuerung unsrer alten Verhältnisse auf meiner Seite unvermerkt einige Veränderung vorging. Mir war als hätte ich die schöne Lais, sogar in ihrer höchsten Blüthe selbst, nie so unwiderstehlich reitzend und liebenswürdig gesehen als jetzt, und der Wunsch, Ihr mehr zu seyn als andere, ward immer lebhafter: aber Eufranor hatte sich durch seine Kunst Verdienste um sie gemacht, und ich war zu sehr sein Freund, um ihm den Vorzug, den Sie ihm zu geben schien, zu miſsgönnen.

Inzwischen warest du von deiner langen Wanderschaft nach Athen zurück gekommen. Sie begab sich, nach dem bekannten Abenteuer mit dem jungen Aspendier, auf ihr Gut zu Ägina, wo sie einen Besuch von dir erwartete, und wohin ich, wiewohl eingeladen, ihr nicht eher folgen wollte, als ich für nöthig hielt, um dich noch ein paar Tage dort zu sehen. Aber du hattest dich bereits wieder entfernt, und ich glaubte eine Veränderung an Lais wahrzunehmen, die ich mir nicht erklären konnte, bis ihre Vertraute (die schon lange auch die meinige ist) mir den Schlüssel zu dem Räthsel gab. Es brauchte also nichts als einen einzigen jungen Menschen, — der (wie er mir in der Folge selbst gestand) mehr aus Schüchternheit und Eigensinn, als aus einem mächtigen Drang den Hippolytus mit ihr zu machen, sich bey einer hartnäckigen Gleichgültigkeit gegen ihre Reitzungen zu erhalten wuſste, — es bedurfte nichts als diese kleine Demüthigung, um ihrer gekränkten Eitelkeit eine unumschränkte Gewalt über die bessere Seele zu verschaffen! Mit einem kaum verhehlbaren Unwillen war ich ein Augenzeuge der Thorheiten, wozu sie sich erniedrigte; und sie sank damahls beynahe noch tiefer in meinen Augen, indem sie in den Anbetern, mit welchen sie sich umringt hatte, durch alle nur ersinnliche Hetärenkünste eine Leidenschaft zu entzünden suchte, welche sie nicht zu erwiedern gesonnen war, als wenn sie sich, wie eine gemeine Priesterin der Pandemos, einem nach dem andern Preis gegeben hätte.

In dieser Stimmung war ich nicht sehr aufgelegt, ihr Abenteuer mit dem Thessalier in dem mildesten Lichte zu betrachten, wie der Ton, worin ich dir darüber schrieb, nur zu sehr verrathen haben wird. Daſs sie aber durch ihren letzten Aufenthalt in Ägina und die Thessalische Reise auch in der öffentlichen Meinung gesunken war, zeigte sich nach ihrer Wiederkunft, in der Art, wie unsre jungen Leute bey Erneuerung ihrer Bewerbungen zu Werke gingen. Sie konnte bald genug gewahr werden, daſs man es als etwas Ausgemachtes voraussetze: nachdem sie dem Neffen des Darius einen Thessalischen Centaurensohn zum Nachfolger gegeben, dürfe sich jeder „hellumschiente Achäer“ ohne Übermuth berechtigt halten, Ansprüche an die Gunst einer Schönen zu machen, deren eigentliche Klasse keinem Zweifel mehr unterworfen sey. Du kannst dir vorstellen, wie empfindlich ihr Stolz sich durch diese Wahrnehmung gekränkt fühlen muſste. Gleichwohl hielt sie noch eine Zeit lang Stand, in Hoffnung durch ein gewisses vornehmes Ansichhalten, und eine völlige Gleichheit ihres Betragens gegen alle ihre Liebhaber, die Sachen wieder auf den alten Fuſs zu setzen. Als aber die Abnahme der hohen Achtung, an welche sie schon so lange gewöhnt war, täglich sichtbarer ward, blieb ihr kein anderer Ausweg, als sich auf die bereits erwähnte Art aus der Gesellschaft zurück zu ziehen; eine Maſsnehmung, worüber zwar Anfangs ganz Korinth in Aufruhr gerieth, die man aber, da Lais von allem, was über sie geschwatzt, gewitzelt und geverselt wurde, keine Kunde nahm und fest bey ihrem neuen Lebensplan beharrete, sich endlich gefallen lassen muſste, und deren man bereits so gewohnt ist, daſs von der weltberühmten Lais vielleicht nirgends weniger die Rede ist als zu Korinth, wo sie lebt, aber schon seit mehr als Einem Jahre, auſser dem Bezirk ihres Hauses und seiner Gärten, nirgends, und auch dort nur für wenige sichtbar ist.

Ich gestehe dir unverhohlen, lieber Aristipp, daſs ich seit diesem Rückzug, mit dessen Beweggrunde ich es nicht gar zu genau nehmen möchte, mich nicht erwehren konnte, Sie immer weniger schuldig zu finden, je mehr ich bedachte, wie wunderbar die Natur ihre Fehler mit dem, was das Liebenswürdigste an ihr ist, verwebt hat, und wie verzeihlich es überdieſs seyn sollte, daſs ein so lange von aller Welt vergöttertes Weib von dem vielen Weihrauch endlich schwindlicht ward, und in der Meinung, daſs man ihr auch die Privilegien einer Göttin zugestehen werde, sich mehr herausnahm, als einer Sterblichen, die auf Achtung Anspruch macht, geziemt. Diese Betrachtungen bewogen mich, seit der Zeit, da sich beynahe ganz Korinth gegen sie erklärt hat, ihre Partey wieder mit aller Wärme eines alten Freundes zu nehmen. Was die natürliche Folge davon war, kannst du leicht errathen, und wirst hoffentlich nicht mehr als billig finden, daſs dein Freund Learch eine Zeit lang der einzige Korinthier war, der das Vorrecht eines freyen Zutritts bey ihr mit Eufranorn und dem Arzt Praxagoras (der sich vor kurzem bey uns niedergelassen hat) und mit dem kurzweiligen Sohn des Momus und der Penia, Diogenes von Sinope, nicht nur theilte, sondern vielleicht noch etwas voraus hatte, was ihre Dankbarkeit seiner so lange und vielfach bewährten Freundschaft nicht länger vorenthalten konnte.

Aber höre nun auch, was uns der Götter und Menschen beherrschende Dämon Eros unversehens für einen verzweifelten Streich gespielt hat!

Vor ungefähr einem Monat läſst sich in meinem und Eufranors Beyseyn ein fremder Sklavenhändler bey Lais melden, und bietet ihr einen jungen Sklaven zum Verkauf an, den er (seinem Vorgeben nach) als Kind von Seeräubern gekauft und mit beträchtlichen Kosten so erzogen habe, daſs man weit und breit wenige Seinesgleichen finden werde. Der Mann machte so viel Rühmens von der Gestalt und Wohlerzogenheit seines Sklaven, und von seiner Geschicklichkeit im Vorlesen, Abschreiben, Rechnen, und in der Musik, daſs wir Lust bekamen, seine Waare in Augenschein zu nehmen. Dorylas (so nannte er den Sklaven) wurde also vorgeführt. Lais stutzte, glaube ich, nicht weniger als wir beide, da wir einen schlanken, zierlich gewachsnen Jüngling mit einer edlen Gesichtsbildung, groſsen funkelnden Augen und goldgelbem dichtgelocktem Haupthaar, vor uns sahen, etwas bräunlich aber frisch und rosig von Farbe, kurz, einen jungen Menschen von neunzehn oder zwanzig Jahren, den Eufranor auf der Stelle zum Modell eines von den Mantineern bey ihm bestellten Hermes erwählte. Der junge Mensch schien beym Anblick seiner künftigen Gebieterin nicht weniger betroffen, als wir bey dem seinigen, und machte (unfreywillig oder absichtlich) eine Bewegung, wie einer der unversehens von einem Blick in die Sonne geblendet wird. Ich beobachtete ihn von diesem Augenblick an scharf, und konnte mich kaum erwehren, den ganzen Handel verdächtig zu finden. Du nennst dich Dorylas? fragte ihn Lais, mit einem Blick, der mir ähnliche Zweifel zu verrathen schien. Er bejahete es mit sittsam niedergeschlagenen Augen. — „Woher bist du gebürtig?“ — Ich weiſs es nicht; meine Erinnerungen reichen nicht so weit zurück. Ich war noch Kind, als ich meinen Ältern geraubt wurde. — „Du bist im Vorlesen geübt?“ — Wenigstens hatte ich einen berühmten Lehrmeister. — „Und dieser Mann hier hat dich erzogen?“ — Ich kaufte ihn (fiel der Sklavenhändler ein) bloſs in der Absicht, ihn, wenn er erwachsen und gehörig ausgebildet seyn würde, mit einem ansehnlichen Gewinn an irgend eine Herrschaft, die einen solchen Sklaven zu schätzen wüſste, wieder zu verhandeln. — „Was forderst du für ihn? fragte Lais mit ihrer gewöhnlichen Raschheit. — Einen sehr mäſsigen Preis in Betracht dessen was er werth ist; nicht mehr als drey tausend Drachmen: aber davon geht auch kein Triobolon ab. — Der Handel wurde auf der Stelle geschlossen, der Verkäufer ausgezahlt, und der schöne Dorylas in das Amt eines Vorlesers seiner neuen Gebieterin eingesetzt. Aber, sagte sie lachend, indem sie sich gegen mich und Eufranor wandte, woher wissen wir daſs er lesen kann? Billig hätten wir ihn vorher prüfen sollen. — Ich glaube daſs ich ihr mit einem unfreywilligen Achselzucken antwortete. Auf alle Fälle, sagte Eufranor, bitte ich mir zur Gnade von dir aus, ihn zum Modell für eine Gruppe des jungen Achilles und der schönen Tochter des Fürsten Lykomedes von Skyros zu nehmen, die ich eben in der Arbeit habe. — Sehr gern, wenn du ihn dazu gebrauchen kannst, versetzte sie lachend, vermuthlich um die plötzliche Röthe zu verhehlen, die über ihr ganzes Gesicht hin loderte. Zufällig lag ein Anakreon auf einem Tischchen. Ich schlug die Ode an den Mahler seiner Freundin auf, und sagte zu Lais: gefällt es dir etwa, deinen Vorleser eine kleine Probe seiner Kunst machen zu lassen? — Wie du willst, erwiederte sie gleichgültig. Sobald Dorylas vernahm, wovon die Rede war, bat er sich eine gestimmte Cither aus, und sang uns das Lied mit einer ziemlich angenehmen Stimme, nach der bekannten Melodie von Antigenidas, indem er sich selbst auf der Cither begleitete. Lais schien mit den Talenten ihres neuen Hausgenossen sehr zufrieden zu seyn; sie empfahl ihn ihrem Hausverwalter, und winkte ihm abzutreten. Es erfolgte eine kleine Stille. Da habe ich nun einmahl wieder in der Laune des Augenblicks eine Thorheit begangen, sagte sie mit einer ziemlich merklichen Bemühung, ihrer Miene mehr Unbefangenheit zu geben als sie sich bewuſst seyn mochte. Vielleicht ein gutes Werk, versetzte ich; der junge Mensch scheint mir nicht zu seyn wofür er dir gegeben wurde. —

„Wie so, Learch?“ — Ich sollte denken es fiele sogleich in die Augen, daſs er weder das Aussehen noch den Anstand eines Sklaven hat, sagte ich. — Ich kann eben nichts besonders an ihm sehen, erwiederte Sie, abermahls erröthend. — Du hast diesen Morgen vergessen Roth aufzulegen, liebe Lais; auch wär' es sehr überflüssig gewesen, da die schönsten Rosen freywillig auf deinen Wangen blühen. — Learch ist heute sehr scherzhaft, sagte Sie zu Eufranorn; aber findest du wirklich, daſs Dorylas in Weiberkleidern einen leidlichen Achill zu Skyros abgeben könnte? Wir wollen auf der Stelle die Probe machen. Sie rief ihrer Vertrauten. Sorge gleich dafür, Eudora, daſs der Sklave, den ich so eben gekauft habe, in ein Mädchen verkleidet und so schön herausgeputzt werde, wie es das Kostum der Fürstentöchter in der heroischen Zeit erfordert, und führe ihn dann in die groſse Rosenlaube. Das Mädchen eilte hinweg, Lais fing von andern Dingen zu reden an, und wir folgten ihr in den Garten. Nach einer Stunde erschien die Vertraute mit dem verweiblichten jungen Achill an der Hand, welcher seine Rolle für einen Anfänger nicht übel spielte, und sich seiner Vortheile in dieser Verkleidung sehr wohl bewuſst zu seyn schien. Die Mädchen hatten ihn prächtig herausgeputzt, und

Eufranor schwur bey allen Göttern, so müſsten die Atalanten, Deianiren und Penthesileen der Heldenzeit ausgesehen haben. Da sagst du ihnen eben nichts sehr schmeichelhaftes, versetzte Lais; aber die Frage ist, ob du ihn noch zum Modell deines verkleideten Achills nehmen willst? — Ich wünsche mir kein besseres, sagte der Künstler; und du, Dorylas, hast gar nicht nöthig so trotzige Gesichter zu schneiden; das Wahre ist, daſs du wie Achill aussehen muſst ohne es zu wissen. — „Aufrichtig zu reden, Eufranor, wenn der junge Achill in Frauenkleidern einem Mädchen nicht ähnlicher sah, so hätte es des erfindungsreichen Odysseus nicht bedurft, um ihn aus den Gespielen der Deidamnia heraus zu wittern.“ — Indem Lais dieſs in einem spöttelnden Ton sagte, bemerkte ich sehr wohl, daſs ihre groſsen Augen, mit einem Ausdruck den ich noch nie darin gesehen hatte, auf dem schönen Dorylas verweilten; und daſs die vorgebliche Pyrrha nicht ermangelte, die ihrigen in einer Sprache antworten zu lassen, deren Sinn der scharfsichtigen Lais nichts weniger als unverständlich seyn konnte.

Als Dorylas wieder entfernt worden war, konnt' ich mich nicht enthalten, ihr noch deutlicher als ich schon gethan hatte zu sagen,

Des schönen Amadis wird hier nicht in Rechnung gebracht;
Er ist nicht halb so todt als wir vielleicht gedacht.
Zwar wollten wir wetten, daſs Boreas wenig Gönner
Noch Gönnerinnen hat: jedoch sein Widerpart,
(Wiewohl ein groſser Herzenkenner)
Ist auch nicht der Beste; und weder die Art
Von seiner Theorie, noch von den Mitteln und Wegen
Wodurch er sie erwarb, kann uns zur Nachsicht bewegen.

40.

Wir wollen indessen *sub rosa* gestehn,
Wir haben uns Mühe gegeben, von einer Anzahl Schönen,
Die uns die Ehre erweisen bey unsern Versen — zu gähnen,
In aller Stille die wahre Gesinnung auszuspähn.
Aus Einem Mund erklärten sich alle sehr gütig
Für Antiseladon. „Man sehe, sagten sie, leicht,
Sein Herz sey nicht so schlimm, als wie er selbst vielleicht
Aus falscher Eitelkeit glaube. Verwegen, übermüthig,
Leichtsinnig, flatterhaft, undankbar, ungerecht,
Dieſs wären im Grunde vielmehr Grundzüge von seinem Geschlecht,

daſs mir der Sklavenstand des jungen Menschen verdächtig vorkomme, und daſs irgend ein sonderbares Geheimniſs hinter dieser Sache stecken müsse. — Ich fange selbst zu vermuthen an, sagte Lais, daſs ich für meine drey tausend Drachmen einen albernen Kauf gethan habe. Und doch seh' ich nicht, was der junge Mensch, wenn er etwas besseres wäre, für ein Vergnügen daran finden könnte, sich mir für einen Sklaven verkaufen zu lassen. — Wenn es nicht eine Art von Liebeserklärung ist, sagte ich, so wüſste ich auch nicht, was ihn dazu hätte bewegen sollen. — Du könntest mir mit deinen Grillen den ganzen Spaſs verderben, erwiederte sie. — Da hättest du Unrecht, schöne Lais, sagte Eufranor; giebt es denn nicht der schönen jungen Sklaven bey Tausenden in Griechenland? oder ist es so unerhört, daſs man einem jungen Sklaven, den man zu etwas besserm als gemeinen Knechtsdiensten bestimmt, eine Erziehung giebt, die ihn über andere seines Standes erhebt? — „Das lustigste wäre, wenn mein Vorleser am Ende nicht lesen könnte. Da hätt' ich freylich seine gelben Locken und seine Achillesmiene ein wenig zu theuer bezahlt. Indessen, wenn Eufranor ihn als Modell gebrauchen kann, bleibt mir doch das Verdienst, etwas zum Wachsthum der Künste beygetragen zu haben. Der einzige Achill im

Frauengemach der Tochter Lykomeds, den du aus ihm machen willst, wäre die Summe, die ich für das Modell gegeben habe, zwiefach werth.

Sie lenkte nun das Gespräch auf etwas anders, und in den nächst folgenden Tagen war keine Rede mehr von Dorylas. Doch erfuhr ich von unsrer gemeinschaftlichen Vertrauten: Dorylas habe am dritten Morgen seiner Anstellung, während Lais sich unter den Händen ihrer Aufwärterinnen befand, zur Probe seiner Kunst ein Stück aus Xenofons Symposion vorlesen müssen; er habe sich aber, entweder aus Zerstreuung, oder Mangel an Sinn für die feinsten Schönheiten dieses Meisterstücks von Attischer und Sokratischer Urbanität, nicht zu seinem Vortheil aus der Sache gezogen. Es hätte ihr gedäucht, als ob Lais wenig auf die Vorlesung Acht gebe; und da sie, sobald sie sich mit ihrer Gebieterin allein gesehen, sich über die Ungeschicklichkeit des neuen Vorlesers ein wenig lustig gemacht, habe Lais etwas trocken versetzt: Dorylas scheine noch schüchtern zu seyn, und, anstatt unzeitigen Tadels, vielmehr Aufmunterung nöthig zu haben. Am folgenden Tage sey eine ziemlich lange Unterredung ohne Zeugen zwischen Lais und Dorylas vorgefallen. Ihre Gebieterin habe, wider ihre Gewohnheit, sich nichts davon gegen sie verlauten lassen, sey aber den ganzen Abend etwas finster und einsylbig gewesen, und habe sich eher als sonst in ihre Schlafkammer eingeschlossen.

Zufälliger Weise mufste sichs treffen, dafs mich um diese Zeit ein unverschiebliches Geschäft nach Argos rief, und beynah einen ganzen Monat da zu verweilen nöthigte. Nach meiner Zurückkunft glaubte ich unsre Freundin sehr verändert zu finden. Es däuchte mich als ob sie in Verlegenheit sey, etwas vor mir zu verbergen, das sie mir gern entdeckt hätte, wenn sie nur mit sich selbst einig werden könnte, wie sie anfangen und wie weit sie gehen wolle. Zwischen so vertrauten Freunden, wie wir seit geraumer Zeit waren, konnte ein solcher Zwang nicht anders als peinlich, und also von keiner langen Dauer seyn. Wiewohl sie sich geflissentlich hütete allein mit mir zu seyn, fand ich endlich doch Gelegenheit, sie in einem abgelegenen Plätzchen ihres Gartens zu überraschen, und sie dahin zu bringen, dafs sie sich des Geheimnisses, wovon sie gedrückt zu werden schien, gegen mich entledigen mufste. Ich bin in der Kunst zu erzählen so wenig geübt, dafs ich dir lieber den Dialog, der sich nun zwischen uns entspann, in seiner eigenen Form, so getreu als mir möglich ist, mittheilen will.

Lais. Ich habe dir seltsame Dinge zu entdecken, Learch. Du hast richtig vermuthet; Dorylas ist nicht, wofür er sich von dem Sklavenhändler ausgeben lieſs. — Hier hielt sie inne, als ob sie erwarte daſs ich ihr weiter forthelfen sollte.

Ich. Und wie machte sich diese Entdeckung?

Lais. Höre nur, wie es damit zuging. Ich hatte ihn an einem Morgen auf mein Zimmer rufen lassen, um mir, während meine Mädchen sich mit meinem Kopfputz und Anzug beschäftigten, Xenofons Gastmahl vorzulesen. Er las ziemlich schlecht, aber, wie mich dünkte, weniger aus Ungeschicklichkeit, als weil er sich nicht bezwingen konnte, statt auf sein Buch zu sehen, alle Augenblicke nach mir hinzuschielen, wiewohl dafür gesorgt war, ihm alle Versuchungen zu einer solchen Zerstreuung so viel möglich zu entziehen. Aber seine Ohren schienen eben so scharf zu hören als seine Blicke einzudringen, und die leiseste Bewegung irgend einer Falte an meinem Gewand erregte seine Aufmerksamkeit. Dieſs brachte mir deine

Zweifel wieder in den Sinn, und ich beschloſs mich ohne Verzug ins Klare zu setzen. Ich lieſs ihn unversehens zu mir in den kleinen Sahl am Ende des Gartens hohlen, und befahl ihm sich mir gegen über zu setzen. Er gehorchte, erhob sich aber sogleich wieder als ob er sich plötzlich besonnen hätte, und blieb, die Arme über die Brust geschränkt, mit gesenktem Haupte vor mir stehen. Höre auf eine übel gelernte Rolle zu spielen, sagte ich: du bist nicht wofür du dich ausgegeben hast. — Er schien bestürzt. Wie kann meine Gebieterin glauben, stotterte er und hielt inne. — Die Rede ist nicht von dem was ich glaube, sondern was ich sehe. Noch einmahl, wer bist du? Und wie kommst du dazu, dich durch eine so unbesonnene List in mein Haus einzustehlen? — Ich weiſs nicht, ob meine Augen die Härte und den strengen Ton meiner Worte Lügen straften; genug, er warf sich mir zu Füſsen, umfaſste meine Kniee, und bat mit Thränen in den Augen, ihm einen jugendlichen, beynahe unfreywilligen Frevel zu verzeihen, den er allzuschwer büſsen müſste, wenn ich ihn mit meiner Ungnade bestrafen wollte. — Wer bist du also, wenn du nicht Dorylas bist, sagte ich in einem mildern Ton, indem ich ihm befahl aufzustehen, und den Platz zu nehmen, den ich ihm gewiesen hatte. Und nun erfolgte ein umständliches Bekenntniſs, woraus ich zu vernehmen hatte: daſs er der jüngste von sechs Brüdern aus einer edeln Thessalischen Familie sey; während meines Aufenthalts zu Larissa sey er auſser Landes gewesen, habe aber bey seiner Zurückkunft ganz Thessalien meines Ruhmes so voll gefunden, daſs er dem Verlangen mich selbst zu sehen nicht habe widerstehen können. Er habe sich also, von einem einzigen Diener begleitet, zu Pferde auf den Weg gemacht, sey aber in einem Hohlwege des Berges Cithäron von Räubern überfallen worden, die ihn, nachdem sein Diener in seiner Vertheidigung das Leben verloren, beraubt und ausgezogen hätten. Da er nun in dem Aufzug eines Bettlers keinen Zutritt zu mir habe hoffen können, sey er auf den verzweifelten Entschluſs gekommen, sich einem Thespischen Sklavenhändler unter der Bedingung anzubieten, daſs er ihn unverzüglich nach Korinth führen und an die schöne Lais verkaufen sollte. Meine Absicht war (fuhr er fort) sobald ich in deine Gegenwart gekommen seyn würde, mich dir zu entdecken; aber es erfolgte was ich hätte vorher sehen sollen: dein erster Anblick machte mich auf ewig zu deinem Sklaven, wenn du mich auch nicht gekauft hättest; und der Gedanke, dir als wirklicher Sklave anzugehören, in deinem Hause zu leben und des Glücks dich anzuschauen vielleicht täglich gewürdiget zu werden, wirkte mit einem so unwiderstehlichen Reitz auf mein Gemüth, daſs es mir schlechterdings unmöglich war meinen ersten Vorsatz auszuführen. Ich fühle nur zu sehr wie strafbar ich bin — und unterwerfe mich jeder Züchtigung die du mir auferlegen willst; nur die Verbannung aus deinen Augen würde eine unendliche Mahl grausamere Strafe seyn, als wenn du mir mit eigener Hand den Tod gäbest. — Ich sagte ihm: wie er hoffen könne, nach einem solchen Geständniſs nur einen Tag länger in meinem Hause geduldet zu werden? — Das hoffe ich allerdings von deiner Groſsmuth, versetzte er in einem mehr zuversichtlichen als bittenden Ton. Ich bitte nur so lange darum, bis die Unterstützung, die ich von meiner Familie bereits begehrt habe, angelangt seyn wird. Ich bin gewiſs daſs meine Brüder mich nicht verlassen werden. Warum solltest du mir auf so kurze Zeit deinen Schutz versagen? Mein Geständniſs hab' ich nur dir gethan. In deinem Hause bin ich ein von dir erkaufter Sklave; deine Hausgenossen wissen nichts anders; und wofern du auch die Güte hättest mich täglich um dich zu dulden, so würde — So würde, fiel ich ihm in die Rede, da er das folgende Wort nicht gleich finden zu können schien, so würde jedermann es sehr natürlich finden, meinst du? Du hegest eine sehr bescheidene Meinung von dir selbst. — Die schlechteste, erwiederte er, wenn ich das Unglück habe, der göttlichen Lais zu miſsfallen; die gröſste, wofern mir die Grazien hold genug wären, ihr gütige Gesinnungen für mich einzugeben. — Was hätte ich nun mit diesem Menschen anfangen sollen, Learch?

Ich. Verlangst du im Ernst es zu wissen?

Lais. Deine Meinung wenigstens.

Ich. Es ist nicht unmöglich, daſs dir der junge Dorylas oder Pausanias nichts von sich gesagt hat, was er im Nothfall nicht beweisen könnte; aber, aufrichtig zu reden, er sieht mir einem ziemlich gefährlichen Abenteurer ähnlich.

Lais. Gefährlich? Mir gefährlich, Learch?

Ich. Wahr ists, wenn die schöne Lais nicht berechtigt wäre, sich über die Schwachheiten ihres Geschlechts erhaben zu glauben, welche andere dürfte es? Und doch, wäre sie auch der Göttin der Weisheit eben so ähnlich, als sie es der Göttin der Schönheit ist, so —

Lais. Ich erlasse dir den Nachsatz, lieber Learch! Die ganze Gefahr, wenn ja Gefahr seyn sollte, bestände dann doch nur darin, daſs mir Pausanias gefallen, daſs ich ihn wohl gar lieben könnte; und wo wäre da das groſse Unglück?

Ich. Darüber kannst du in der That allein entscheiden. Verzeih, wenn mich die wohlmeinende Freundschaft unbescheiden gemacht hat.

Lais. Das wirst du nie seyn, Learch — Aber deine Meinung, was ich hätte thun sollen, bist du mir noch schuldig.

Ich. Wenn du z. B. dem schönen Dorylas, weil du doch schon zwey oder drey sehr gute Vorleserinnen hast, die Freyheit und die drey tausend Drachmen, die er dich kostet, geschenkt, und ihm beym Abschied noch eine Hand voll Dariken zur Wegzehrung mitgegeben hättest: so hätte er damit wohl behalten nach Hause kommen können, und jedermann würde gesagt haben, du hättest eine sehr groſsmüthige That gethan.

Lais. Aber du scheinst zu vergessen, Learch, daſs hier nicht die Rede davon seyn kann, was jedermann davon denken und sagen würde; denn auſser meinen Leuten weiſs niemand von der Sache, und niemand hat sich auch um das Innere meines Hauswesens zu bekümmern. Über die Urtheile der Korinthier bin ich ohnehin schon lange weg, wie du weiſst.

Ich. Allerdings! Ich hätte sagen sollen: du würdest, wenn du so mit dem vorgeblichen Pausanias verfahren wärest, sicher auf den Beyfall deines eigenen Herzens haben rechnen können.

Lais. Das wäre denn doch vielleicht noch die Frage. Übrigens kann ich dir zu deiner Beruhigung melden, daſs Pausanias im Begriff ist, mein Haus zu verlassen.

Ich. Er geht wieder von Korinth ab?

Lais. Das nicht; er bezieht nur eine eigene Wohnung; denn er gedenkt sich noch einige Zeit hier aufzuhalten.

Ich. Die Unterstützung von seiner Familie ist also glücklich angelangt? —

Ich besorge, Aristipp, ich sagte dieſs in einem ironischen Tone; denn die arme Lais verfärbte sich, schien verlegen, und hatte

41.

Als Fehler seines Karakters; man müſste der Welt sich begeben,
Um nicht mit Männern wie er, und mit noch schlimmern, zu leben;
Er sey, mit allem dem, ein Mann von feinem Verstand,
Den eine vernünftige Frau, wenn sie mit leichter Hand
Und guter Manier ihn zu behandeln wüſste,
Zu einem der besten Männer unfehlbar machen müſste." —
So sagten die holden Geschöpfe. Und da man Ursach' hat
Zu glauben, daſs vom ganzen versammelten Weiber-Senat
Die groſse Mehrheit hiezu die Stimme gäbe:
So sterbe Boreas, und Antiseladon lebe!

Mühe ein paar Thränen, die ihr in die Augen schossen, zurück zu halten. Sie muſste sich etwas bewuſst seyn, das ihren Stolz demüthigte, und sie fürchtete vermuthlich, daſs ich sie errathen hätte. Ich sah daſs es hohe Zeit sey, einer Unterredung, welche beiden Theilen peinlich zu werden anfing, ein Ende zu machen. Mir ist lieb, (sagte ich mit der unbefangensten Miene, und im gutmüthigsten Tone der mir möglich war) daſs ich mich, wie es scheint, in meiner Meinung von diesem jungen Menschen geirrt habe; und in der That hätte ich besser gethan, mich auf den feinen Ahnungssinn, der deinem Geschlecht eigen ist, zu verlassen, und dem Sokratischen Glauben, daſs ein schöner Leib für eine schöne Seele bürge, mehr Gehör zu geben, als meinem Argwohn. Da der junge Pausanias sich hier zu verweilen gedenkt, so wird es mir nicht an Gelegenheit fehlen, besser mit ihm bekannt zu werden, und ich will nicht zweifeln, er werde sich der Nachsicht, die du mit seiner jugendlichen Unbesonnenheit getragen hast, durch seine Aufführung würdig zu zeigen suchen.

„Wir sind (erwiederte sie mit einem erzwungenen Lächeln) ich weiſs nicht recht wie, in einen ernsthaftern Ton gerathen als die Sache zuläſst, und du kannst mir nicht übel nehmen, guter Learch, wenn ich dich bitte, die allzu ängstlichen Besorgnisse, worin ich dich meinetwegen sehe, auf den Fall zu sparen, wo etwa ein Mädchen von sechzehn Jahren vor Schaden gewarnt zu werden nöthig hat.“

Und hiermit endigte sich die letzte vertrauliche Unterredung, die ich mit der schönen Lais zu pflegen Gelegenheit gehabt habe. Wir schieden zwar, dem Ansehen nach, als gute Freunde von einander; aber ich habe sie, von diesem Tag an, immer seltner und nie wieder allein gesehen.

Inzwischen erfuhr ich von ihrer Vertrauten: Lais habe, wenige Tage nach ihrer ersten Unterredung mit dem vorgeblichen Dorylas, diesen unter seinem wahren Nahmen für frey erklärt, und zugleich in ihrem Hause bekannt werden lassen, daſs er aus einem der vornehmsten Thessalischen Geschlechter stamme, von welchem sie, während ihres Aufenthalts in diesem Lande, mit so vielen Verbindlichkeiten überhäuft worden sey, daſs sie nicht umhin könne, sich derselben bey dieser Gelegenheit zu entledigen. Seit dieser Zeit komme Pausanias (die Morgenstunden des Putztisches ausgenommen) den ganzen Tag nicht von ihrer Seite, speise mit ihr, und sey bereits allen, mit welchen sie noch in einiger Verbindung steht, von ihr vorgestellt worden. Sie gebe vor, ihn schon zu Larissa gekannt und mit seinen Verwandten in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden zu haben; woraus sich dann von selbst erkläre, warum Pausanias, nach dem Unfall der ihn auf dem Cithäron betroffen, seine Zuflucht zu **ihr** genommen habe. Übrigens werde der junge Thessalier unvermerkt immer lebhafter, freyer und zuversichtlicher, und entfalte tagtäglich irgend ein neues Talent; denn er sey ein groſser Reiter, Springer, Tänzer, Jäger, Vogelsteller, Fischer, und — Luſtigmacher oben drein, und Lais scheine von der Gewandtheit und Artigkeit, die er bey allen diesen Übungen zeige, und überhaupt von seiner ganzen Person so bezaubert zu seyn, daſs sie sich zusehends erheitere und verjünge, ja wohl gar (ohne sichs vermuthlich bewuſst zu seyn) nicht selten, wiewohl immer mit aller ihr eigenen Grazie, in die naive Fröhlichkeit eines Mädchens von sechzehn zurück falle. Bey allem dem scheine sie ihren jungen Freund, der ganz öffentlich den feurigsten und hoffnungsvollsten Liebhaber mit ihr spiele, so kurz als möglich zu halten, und jede Gelegenheit mit ihm allein zu seyn, oder von ihm überrascht zu werden, aufs sorgfältigste zu vermeiden; und daher habe Sie auch geeilt, ihm ohne Aufschub ein eigenes schönes Haus, in der Nähe des ihrigen, aussuchen, miethen und prächtig einrichten zu lassen. Daſs alles auf Kosten ihrer Gebieterin gehe, daran sey kein Zweifel; denn man wisse bereits zuverlässig, daſs seine Familie von keiner Bedeutung in Thessalien sey, und daſs er sein kleines Erbtheil schon zu Athen, wo er sich zuletzt aufgehalten, mit Rennpferden, Banketten und Hetären, bis auf den letzten Heller aufgezehrt habe.

Dieſs, lieber Aristipp, ist alles (und für einen so warmen Freund der schönen Lais schon zu viel) was ich dir bis jetzt von diesem neuen Abenteuer berichten kann. Ich überlasse dir selbst was davon zu denken ist. Immer ist es seltsam genug, daſs diese allgewaltige Männerbeherrscherin, welche, während sie zwanzig Jahre lang alle Welt bezauberte, ihrer selbst immer mächtig blieb, eine so lange behauptete Freyheit noch in ihrem vierzigsten an einen jungen Thessalischen Glücksritter verlieren soll, der unter allen, die jemahls Anspruch an sie machten, gerade der unwürdigste ist, und (wie ich sehr besorge) nicht sowohl nach ihrem Herzen als nach ihrem Geldkasten trachtet. Sollte sich nicht sogar, wer nie an Etwas Dämonisches geglaubt hat, von einem solchen Beyspiele genöthigt fühlen, zu glauben daſs es unholde schadenfrohe Dämonen gebe, die uns zwingen auf den Köpfen zu tanzen und wider Willen tausend Thorheiten zu begehen, bloſs um sich selbst Stoff zum Lachen zu verschaffen? — Es wäre denn, daſs Xenofons zweyerley Seelen in einer und eben derselben Person hinlänglich wären, uns solche widersinnische Erscheinungen begreiflich zu machen. Doch was kann es uns nützen, die Ursache eines Übels zu wissen, dem nicht zu helfen ist? Die unwürdige Leidenschaft, worin sich unsre arme Freundin verfangen hat, ist, wie ich fürchte, ein Übel dieser Art; — wiewohl ich dich damit nicht abgeschreckt haben will einen Versuch zu machen, da du billig mehr über sie vermögen solltest als ich. Auf alle Fälle werde ich nicht ermangeln, dir vom weitern Verlauf dieses sonderbaren Liebeshandels mit der ersten Gelegenheit Nachricht zu geben.

33.

Learch an Aristipp.

Ich erledige mich, wiewohl mit zögernder Hand, meines Versprechens, dir die weitern Nachrichten mitzutheilen, die ich mir über die Leidenschaft unsrer unglücklichen Freundin für den jungen Thessalier, den die strenge Nemesis zum Werkzeug ihrer Züchtigung ausersehen zu haben scheint, theils durch mich selbst, theils durch die wohlmeinende kleine Verrätherin Eudora zu verschaffen Gelegenheit gefunden habe.

Was den jungen Menschen betrifft — der, wiewohl kaum zwanzig Jahre alt, schon mancherley Abenteuer bestanden und sich an mehrern Orten unter verschiedenen Nahmen einen sehr zweydeutigen Ruf erworben hat — so stimmen alle meine eingezogenen Erkundigungen darin überein, daſs er aus dem Thessalischen Kanton Farsalia gebürtig, und weder reicher noch von edlerer Herkunft ist, als jeder andere Abkömmling von Pyrrha und Deukalion. Indessen kann man ihm nicht absprechen, daſs er vornehme Leidenschaften und Liebhabereyen hat, und den kleinen Thessalischen Fürsten auf Unkosten der verblendeten Lais meisterlich zu spielen weiſs. Er lebt, seitdem er eine eigene Wohnung bezogen hat, unter dem Nahmen Pausanias auf einem groſsen Fuſs; hat sich eine Menge Bediente, die schönsten Pferde und Jagdhunde, wie sie Xenofon selbst nicht besser hat, angeschafft; erscheint beynahe täglich auf der Rennbahn, und steht bereits mit den ausschweifendsten und übel berüchtigtsten unter unsern jungen Eupatriden in enger Verbindung. Die arme Lais, die ihm nichts versagen kann, ist genöthigt, ihr schon so lange besserer Gesellschaft verschlossenes Haus, allen diesen Wildfängen offen zu halten, und du kannst dir vorstellen, daſs der Unfug, den die Homerischen Freyer im Palaste des Odysseus treiben, nur Kinderspiel gegen die Orgien dieser ungezügelten Schwärmer, und das fette Schwein nebst dem auserlesenen Geiſsbock, so jene täglich verzehrten, eine Kleinigkeit gegen den ungeheuern Aufwand ist, welchen Lais durch ihre grenzenlose Gefälligkeit gegen alle Einfälle und Launen ihres eben so unbesonnenen als unbescheidenen Geliebten, sich auf den Hals geladen hat.

Alles dieſs ging nun freylich stufenweise. In den ersten Tagen schien er bloſs an ihren

Winken zu hangen, und von ihrem Anschauen und ihren Blicken zu leben. Aber mit einem verwundernswürdigen Spürsinn machte der Schlaue gar bald ihre schwache Seite und die Rolle ausſindig, die er zu spielen habe, um sich unvermerkt ihres ganzen Herzens zu bemächtigen. Wechselsweise feurig und kalt, schwärmerisch und muthwillig, ehrfurchtsvoll und zudringlich, geschmeidig und widerspenstig, unterwürfig und gebieterisch, zeigte er sich ihr unter so vielerley Gestalten, und wuſste immer so behend und mit so ungezwungener Leichtigkeit diejenige anzunehmen, die zur gegenwärtigen Stimmung oder Laune der wandelbarsten und vielgestaltigsten aller Weiber am besten paſste, daſs er schon dadurch allein, daſs er sie so stark beschäftigte, und ihr so viele Gelegenheiten gab, sich ihm von allen Seiten mit immer neuen Reitzungen zu zeigen, eine Gewalt über sie erhalten muſste, die noch keiner ihrer Freunde oder Liebhaber sich zu verschaffen — gesucht, oder vermocht hatte.

Indessen, dieſs alles, und wenn man auch die Eindrücke, die seine Gestalt und Jugend auf eine Frau wie die schöne Lais machen konnte, in der möglichsten Stärke noch dazu rechnet, alles dieſs wäre doch nicht hinreichend, die Leidenschaft, womit sie an diesem Menschen hängt, und die Gewalt, die er über sie ausübt, begreiflich zu machen: man ist schlechterdings genöthigt, entweder die unwiderstehliche Sympathie der Aristofanischen Menschenhälften in Platons Gastmahl, oder den alten Glauben, daſs es Leidenschaften gebe, die uns von einer ergrimmten Gottheit aus Rache über den Kopf geworfen und gleichsam angezaubert werden, zu Hülfe zu nehmen, um sich von einer so wunderbaren Erscheinung eine — eben so wunderbare Ursache anzugeben.

Lais hatte vorher nie leidenschaftlich geliebt. Auch wenn sie sich herablieſs, unter den unzähligen, die sich um sie bewarben, einen von den Göttern begünstigten glücklich zu machen, geschah es immer ohne daſs ihre Freyheit die mindeste Gefahr dabey lief. Schwärmerische Liebe, die sich dem Geliebten gänzlich hingiebt, keinen Willen als den seinigen hat, ihm alles aufopfert, nur in ihm lebt und da ist, kurz, eine Liebe, die man nicht in seiner Gewalt hat, und deren Wirkungen im Gegentheil unsrer eigenen Selbstständigkeit Gewalt anthun, und eine Art von Bezauberung sind, war in ihren Augen eine lächerliche Schwachheit, deren sie sich gänzlich unfähig hielt. Eine späte Erfahrung hat sie nun, zu ihrem eigenen Erstaunen, des

Gegentheils überführt; und wer jemahls selbst geliebt hat, begreift, wie die mächtigste aller Leidenschaften, sobald sie einmahl Besitz von ihr genommen hatte, eine so gänzliche Verwandlung ihrer Sinnesart bewirkte, dafs sie andern und sich selbst ein völlig neues Wesen scheinen mufs. Aber wie diese Anlage zu der höchsten Art von tragischer Liebe vierzig Jahre lang, wie von einem magischen Schlaf gebunden, in ihrem Busen schlummern konnte, und dafs gerade dieser Thessalische Taugenichts der einzige seyn mufste, der sie zu wecken vermochte, das ist es, was allen, die Sie zuvor kannten, unbegreiflich ist, und was man kaum seinen eigenen Augen glauben kann.

Ich würde mich nicht so sehr verwundern, wenn der Zaubervogel, womit er sie an sich gezogen hat, keine andern als die gewöhnlichen Zufälle der leidenschaftlichen Liebe in ihr hervorbrächte, wie heftig sie auch immer seyn möchte, mit Einem Worte, wenn sie den schönen Thessalier liebte wie etwa Saffo ihren Faon; auch würden, wenn diefs der Fall wäre, ihre Freunde sich ihrentwegen noch eher beruhigen können. Denn, da der schöne Pausanias weit entfernt ist den Grausamen gegen sie zu machen, so wäre gute Hoffnung, dafs der Genufs das Feuer dämpfen,

Anmerkungen.

1) vom Zufall, — der die Welt so übel nicht regieret.

Es würde unserm Dichter zu viel geschehen, wenn man ihn für fähig hielte, selbst in einem scherzhaften Gedichte, unter dem Worte Zufall ein blindes Ungefähr zu meinen, welches die Welt regiere. Nach Aristoteles hat die Welt mehrere, unsrer Vorstellungsart nach sehr verschiedene Regenten: — die Nothwendigkeit, die Natur, die Vernunft, und was er Tyche und wir Zufall nennen, (der, wenn er uns günstig ist, Glück, und im entgegen gesetzten Falle Unglück heiſst) d. i. eine unbekannte Ursache gewisser Erfolge, die sich weder aus den Gesetzen der Nothwendigkeit und Natur, noch aus dem Gesetz der Vernunft erklären lassen, und die uns daher unerklärbar und unbegreiflich sind, wiewohl sie täglich unter tausenderley Gestalten erscheinen, und (wie die Erfahrung lehrt) meistens — vermuthlich immer — so richtig in den Operazionsplan der übrigen Weltregenten eingreifen, daſs die Stoiker sich für hinlänglich begründet hielten, den Zufall aus ihrem System gänzlich zu verbannen, und seine Verrichtungen durch eine weise und wohlthätige Göttin, Pronöa genannt, versehen zu lassen.

und die verliebte Raserey von kurzer Dauer seyn würde. Aber, zu ihrem Unglück, hat die Fantasie ungleich mehr Antheil an ihrer Leidenschaft als die Sinnlichkeit. Ihre Liebe ist das Ideal der reinsten, höchsten, treuesten und beständigsten Anhänglichkeit, und so wie Sie selbst liebt, will sie auch wieder geliebt seyn. Sie verlangt von ihm was er ihr nicht geben kann, ein Herz das nur für Sie schlägt, eine ganz von ihr ausgefüllte Seele. Alle seine Begierden sollen in Ihrem bloſsen Anschauen sich ersättigen; die zarteste ihrer Liebkosungen, die leiseste Berührung ihrer Hand soll ihn schon zum Gott machen. Aber Pausanias, wiewohl er Anfangs einige Tage lang den Schüchternen und Ehrfurchtsvollen spielte, hat keine Lust sich in den Mysterien der himmlischen Afrodite und des Platonischen Eros einweihen zu lassen; und daher entsprangen ziemlich bald kleine Miſshelligkeiten und Zänkereyen zwischen ihnen, wobey Lais den Sieg allemahl durch Gefälligkeiten andrer Art theuer genug erkaufen muſste. Ihre Furcht ihn erkalten zu sehen, wenn Sie das, was er mit einem mildernden Nahmen seine Liebe nannte, befriedigte, war so groſs, daſs Sie lange Kraft genug in sich fand ihm zu widerstehen; aber dafür glaubte Sie, ihm auf einer andern Seite einen verhältniſsmäſsigen, d. i. nach ihrer eigenen Schätzung, einen sehr groſsen Ersatz schuldig zu seyn; und so erhielt er (das Einzige, was sie immer noch zu geben haben wollte, und was wahre Liebe am längsten zurück hält, ausgenommen) alles andere von ihr, was er sich nur zu wünschen einfallen lieſs. Allein kaum hatte der Undankbare den Schlüssel zu ihrer Schatzkammer in seiner Gewalt, so trug er auch kein Bedenken, sich für dieſs einzige Opfer, worauf Sie einen so hohen Werth setzte, auf die unzärtlichste Art zu entschädigen, indem er öfters ganze Nächte mit etlichen seiner Vertrautesten bey der schönen Fryne durchschwärmte, einer jungen Hetäre, die sich seit einiger Zeit hier niedergelassen hat, und dermahlen die berühmteste und theuerste unter den elf oder zwölf hundert Priesterinnen ist, die sich dem Dienste der Afrodite Pandemos in dieser üppigen Stadt gewidmet haben. Du kannst dir die Ungewitter vorstellen, die eine Beleidigung dieser Art in einer so stolzen Schönen erregen muſste, die auch an allem Äuſserlichen, was die Männer anziehen und fesseln kann, noch immer keine über sich sieht; zumahl, da der übermüthige Mensch, anstatt sie durch Reue und Demüthigung zu besänftigen, ihrer Empfindlichkeit Anfangs einen kaltblütigen Trotz entgegen setzte, der ihm unfehlbar seinen Abschied zugezogen hätte, wenn nicht eine einzige zu ihren Füſsen geweinte, wahre oder geheuchelte Thräne hinreichend gewesen wäre, ihren Zorn zu löschen und eine Aussöhnung zu bewirken, deren erste Bedingung seinen Triumf über ihre Schwäche vollständig machte.

Die Unglückliche sieht nun selbst, daſs ein längerer Aufenthalt zu Korinth ihr in jeder Rücksicht nachtheilig wäre, und Sie hat ihrem Geliebten — der seit der letzten Aussöhnung die leidenschaftlichste Anhänglichkeit an sie zeigt — den Vorschlag gethan, mit ihm nach Thessalien zu ziehen, und, mit dem Rest ihrer durch seine Verschwendungen ziemlich zusammen geschmolzenen Reichthümer, sich in einer der anmuthigsten Gegenden dieses Zauberlandes anzukaufen. Sie ist, zum Behuf dieses Vorhabens, bereits über den Verkauf ihres schönen Landgutes zu Ägina mit Eurybates in Unterhandlungen getreten, welche durch meine Hände gehen; denn ihr in Geschäften dieser Art zu rathen und zu dienen, ist das Einzige, wodurch mir noch erlaubt ist, Ihr meine Freundschaft zu beweisen. Da Eurybates seine unmittelbar an dieses Gut gränzenden Besitzungen beträchtlich dadurch erweitern und verschönern kann, und es daher schwerlich aus den Händen lassen wird, so habe ich gute Hoffnung, vortheilhaftere Bedingungen von ihm zu erhalten, als von irgend einem andern Käufer zu erwarten seyn dürften.

Das schlimmste bey allem diesem ist ohne Zweifel, daſs die arme Lais, — wie ich, aller ihrer Bemühungen es mir zu verbergen ungeachtet, nur gar zu deutlich sehe — nicht glücklich ist. — Sollte dir nicht auch schon begegnet seyn, was mir mehr als Einmahl geschah, daſs du im Traum zu träumen wähntest? Ich weiſs den Zustand, worin Lais sich dermahlen befindet, durch kein passenderes Bild zu bezeichnen. Sie sieht zu hell, um nicht zu sehen, daſs sie ihr ganzes Glück in eine bloſse Täuschung setzt; aber sie will getäuscht seyn, und so ist sie es denn auch wirklich, und träumt, es träume ihr daſs sie glücklich sey. Möge nur das völlige Erwachen nicht gar zu schmerzhaft seyn!

Ob noch ein Mittel sie zu retten übrig ist, weiſs ich nicht; mir wenigstens sind alle Versuche, die ich gemacht habe, fehl geschlagen.

34.

Aristipp an Learch.

Lais ist dazu gemacht, in allem groſs und auſserordentlich zu seyn. Von ihrer ersten Jugend an, mit der unbeschränktesten Macht, sich ihren Neigungen zu überlassen und immer von ganzen Schwärmen von Anbetern umgeben, unter welchen gewiſs nicht wenige sehr liebenswürdig waren, sogar im vertrautesten Umgang mit einigen von diesen, eine so lange Zeit sich immer frey erhalten zu haben, war vielleicht ohne Beyspiel. Als aber diese Leidenschaft, deren Sie selbst sich immer für unfähig gehalten hatte, endlich doch noch Meister über die Widerspänstige ward, war nichts anders zu erwarten, als daſs das Seelenfieber (wenn ich es so nennen kann) wovon sie begleitet ist, von der heftigsten Art seyn würde. Es scheint es sey mit der Liebe wie mit gewissen Krankheiten, die jeder Mensch Einmahl in seinem Leben gehabt haben muſs, und die desto unschädlicher sind, je früher man davon befallen wird. Ich erinnere mich sehr wohl, daſs ich in meinem fünften oder sechsten Jahr in eine meiner

Basen, ein Kind von drey bis vier Jahren, sterblich verliebt war, und daſs man, da sie im fünften starb, die gröſste Mühe hatte, meiner Verzweiflung Einhalt zu thun und mich mit dem Leben wieder auszusöhnen. Vermuthlich habe ich es dieser voreiligen Liebschaft zu danken, daſs ich bis auf den heutigen Tag von dieser Art von Fieber nie wieder, wenigstens nicht gefährlich noch auf lange Zeit, befallen worden bin.

Wenn denn also die gute Lais einmahl wenigstens in ihrem Leben sich in ganzem Ernst verlieben muſste, so sehe ich nicht, warum der schöne und schlaue junge Thessalier nicht eben so gut dazu hätte taugen sollen als ein anderer; im Gegentheil, mich dünkt ich begreife vermittelst der bekannten Aristofanischen Hypothese recht wohl, warum gerade er, und kein anderer, der Einzige war, welcher den so lange in ihrem Busen verborgenen Krankheitsstoff entwickeln konnte. Ich glaube wahrgenommen zu haben, daſs die heftigste Art von Liebe diejenige ist, da man, ohne es sich deutlich bewuſst zu seyn, sich selbst, oder gleichsam ein zweytes aus dem Gegenstand in das unsrige hinein gespiegeltes und mit ihm zusammen flieſsendes Ich, in dem Geliebten anbetet. Sollte dieſs nicht nahezu der Fall mit unsrer, immer ein wenig zu viel in sich selbst verliebt gewesenen, Freundin seyn? Wenn ich alle karakteristischen Züge des jungen Pausanias aus deiner Erzählung zusammen nehme, so scheint mir eine sehr entschiedene Ähnlichkeit der Naturen zwischen Ihr und Ihm vorzuwalten. Ich finde an beiden ungefähr dieselben Naturgaben, eine lebhafte Einbildungskraft, Witz, Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Geistes, mit einer seltnen Schönheit und allem übrigen was beym ersten Anblick die Augen verblendet und die Neigung besticht; aber auch dieselben Leidenschaften, Fehler und Unarten: denn beide sind eitel, flüchtig, rasch, leichtsinnig, stolz, eigenwillig, prachtliebend und verschwenderisch, und in beiden bringen diese Eigenschaften ziemlich gleiche Wirkungen hervor. Den ganzen Unterschied (auſser dem, was auf Rechnung der Verschiedenheit des Geschlechtes kommt) machte die Erziehung und das Glück. In Ihr wurden alle Naturanlagen von früher Jugend an entwickelt, bearbeitet, und durch einen seltnen Zusammenfluſs glücklicher Umstände ausgebildet, abgeglättet, und gleichsam mit einem glänzenden Firniſs überzogen: da die seinigen hingegen, aus Mangel an gehöriger Kultur und günstigen Glücksumständen, einen groſsen Theil von der Centaurischen Roheit behalten muſsten, wodurch sich die Thessalier, im Durchschnitt genommen, von andern feiner gebildeten Griechen nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Aber diese zufällige Verschiedenheit konnte die natürliche Wirkung des sympathetischen Instinkts nicht aufhalten; die schöne Lais spürte ihre Hälfte auf den ersten Anblick aus; und nun erfolgte alles, wie es uns Plato, im Nahmen des Aristofanes, (als des ersten Erfinders der Doppelmenschen) so unverschleiert beschrieben hat, daſs Diogenes der Cyniker selbst nicht natürlicher von der Sache hätte sprechen können.

Aber wozu diese Erörterung? Du erinnerst sehr wohl, bester Learch, daſs es hier nicht um eine begreifliche Erklärung des Geschehenen zu thun ist, sondern um ein Mittel gröſseres Unheil zu verhüten. Noch ist nicht alles verloren; und wofern auch Lais (wie ich ihr's zutraue) sich in den Kopf setzen sollte, ihrer ersten Liebe bis in den Tod getreu zu bleiben; so bin ich nicht ohne Hoffnung, daſs Pausanias, in einen Kreis von edeln und guten Menschen versetzt, selbst noch ein besserer Mensch, und dessen, was Sie für ihn thut, würdiger werden könnte. Der beygelegte kleine Brief, um dessen Übergabe ich dich bitte, enthält den einzig möglichen Versuch, den ich machen kann; wiewohl mir ich weiſs nicht was für eine Ahnung sagt — was ich weder denken noch aussprechen mag.

Es wird dir zugleich, nebst einem kleinen Xenion für dich selbst, ein mit Gold beschlagenes Kistchen von Ebenholz für die schöne Lais zugestellt werden. Es enthält einen Halsschmuck von rundgeschliffnen Granaten und Hyacinthen, und ein daran hängendes mit Saffieren und Rubinen besetztes goldnes Bruststück, worauf Kleone den Amor Anakreons gemahlt hat, wie er von drey Musen mit Rosenkränzen gebunden der Schönheitsgöttin ausgeliefert wird. Du wirst, wenn mich meine Vorliebe für alles, was aus Kleonens Händen kommt, nicht sehr verblendet, finden, daſs sie in solchen kleinen Gemählden mit Parrhasius selbst um den Preis streiten könnte. Das Ganze ist ein Gegengeschenk von Musarion und Kleone für ein beynahe zu kostbares Geschenk, das Lais ihnen vor einiger Zeit zum Andenken überschickte, und das, wenn wir es annehmen sollten, mit keinem geringern erwiedert werden konnte.

35.

Aristipp an Lais.

Ich vernehme von unserm Freund Learch, liebe Lais, daſs du Anstalten machest, Korinth zu verlassen und deinen künftigen Wohnsitz in dem reitzenden Thessalien aufzuschlagen.

Auch mir schweben noch so angenehme Erinnerungen von dem zauberischen Tempe und andern anmuthigen Ufergegenden des Peneus vor, daſs ich deine Vorliebe zu dem Vaterlande der ältesten und schönsten Mythen der Griechen nicht miſsbilligen kann.

Aber, wenn die Wünsche deiner Freunde Kleonidas und Aristipp, von den freundlichsten Einladungen deiner Musarion und ihrer Schwester Kleone unterstützt, etwas bey dir vermöchten; wenn du bedenken wolltest, wie glücklich du uns alle durch deinen Besuch machen, und wie vergnügte Tage du selbst (wie wir uns schmeicheln) in unsrer Mitte leben könntest: so wirst du es für keine Zudringlichkeit halten, wenn wir dich

2) Kaliban —

So heiſst in **Shakspeares Sturm** eine Art Halbmensch von seiner eigenen Schöpfung; ein unförmliches Mittelding zwischen Mensch und Meerkalb, dessen Erfindung und Darstellung vielleicht das *non plus ultra* der höchsten menschlichen Einbildungskraft ist, wie schon **Addison** in einem seiner *Spectators* bemerkt hat.

3) Des Priester Johann.

Diesen seltsamen Nahmen (*Prestre-Joan*, *Pretre-Jan*, *Pape-Jan* u. s. w.) führt gewöhnlich bey den Kosmografen und Reisebeschreibern des 16ten und 17ten Jahrhunderts der König von Habessinien, oder, wie er auch häufig genannt wird, der **groſse Negus**. Gelehrtere Geschichtsforscher hingegen behaupten, daſs bloſs ein Irrthum der Portugiesen Schuld daran sey, daſs man den Priester Johann, von welchem schon ältere Wanderer viel Wunderdinge erzählt hätten, in Äthiopien zu finden geglaubt habe, da er doch vielmehr im südöstlichen Asien, zwischen der Halbinsel jenseits des Ganges und dem Lande Kathay zu suchen sey, woselbst ein Nestorianischer Mönch dieses Nahmens ein christliches Reich gestiftet haben soll, welchem der berühmte Eroberer **Dschingis-Kan** ein Ende gemacht. Wie viel oder wenig hieran wahr sey, kann uns hier gleichgültig seyn.

bitten, die Reise nach Thessalien — nicht aufzugeben, nur ein einziges Jahr aufzuschieben, und dieses Jahr deinen Freunden in Cyrene zu schenken, die sich beeifern würden, dich für das Opfer, das du ihnen dadurch brächtest, so viel ihnen nur immer möglich wäre zu entschädigen. Cyrene ist seit einigen Jahren eine Art von Athen geworden, friedsamer, ruhiger, und vielleicht sogar gastfreundlicher als jenes Attische; und es hätte dir, um nicht zu viel zu sagen, wenigstens für ein Jahr Stoff und Gelegenheit zu den angenehmsten Unterhaltungen überflüssig anzubieten. Du würdest, nach deinem Gefallen, entweder in meinem Hause in der Stadt oder auf meinem nahe bey Cyrene gelegenen Landsitze, oder wechselsweise bald in dem einen bald in dem andern wohnen, und in jenem einen kleinen Tempel der Kunst, in diesem sogar eine Art von Akademie zu deinem Gebrauch haben. In beiden ist alles schon zu deinem Empfang bereit; und wer es auch sey, den du zum Begleiter wählen wirst, er soll die Aufnahme eines Bruders finden, und uns desto werther seyn, je näher er dem Herzen unsrer Freundin ist.

Laſs mich den Schmerz nicht erfahren, beste Lais, mein Vertrauen auf deine Freundschaft getäuscht zu sehen, und nimm inzwischen, als ein Unterpfand unsrer Gesinnungen für dich, das kleine Xenion freundlich an, wodurch Musarion und Kleone dir ihre Dankbarkeit zu zeigen wünschen, und womit sie dich (wenn du ihre Freude vollkommen machen willst) bey deiner Ankunft in Cyrene geschmückt zu sehen hoffen.

Du siehst wir rechnen so sehr auf deine Großmuth, daſs wir es gar nicht für möglich halten, eine Fehlbitte bey dir gethan zu haben.

36.

Lais an Aristipp.

Mein Traum ist nur zu bald in Erfüllung gegangen, lieber Aristipp! Die höhern Mächte haben eine strenge Rache an mir ausgeübt; Adrasteia, daſs ich vier und zwanzig Jahre lang gar zu glücklich war; die Götter der Liebe, daſs ich ihnen so lange Trotz zu bieten wagte. Xenofons Cyrus hat Recht behalten; nur darin irrt er sich, wenn er glaubt, das was er für das einzige Rettungsmittel gegen den furchtbarsten aller Dämonen hält, die Flucht, stehe immer in unsrer Macht.

Aber, gesetzt er hätte auch in diesem Stücke Recht, so verzeiht mir, lieben Freunde, daſs ich euch sagen muſs, ihr habt nicht bedacht was ihr mir ansinnt. Nein, gute Musarion, nein, liebenswürdige Kleone! — Lais kann nie die dritte unter euch seyn! — Überlaſst sie ihrem Schicksal, und bittet die Götter, daſs es erträglich ausfalle.

Euer schönes Geschenk, dem die Hand der glücklichen Kleone einen unschätzbaren Werth gegeben hat, nehme ich unter der einzigen Bedingung an, daſs es nach meinem Tode durch Learchs Beſorgung wieder an die holden Geberinnen zurück kehre.

Lebet wohl, Ariſtipp und Kleonidas — meine Freunde — lebet wohl! Verachtet dieſe zwey kleinen Myrtenzweige nicht, die ich euch zum Andenken ſchicke — Sie welkten an meinem Herzen, und ſind mit meinen Thränen für euch eingeweiht.

Wenn ich an den Ufern des Peneus die Ruhe wieder finde, ſo werdet ihr mehr von mir hören; — wo nicht, ſo laſst mich in eurer Erinnerung leben, und ſeyd glücklich!

Ende des dritten Buchs.

ANMERKUNGEN

ZUM DRITTEN BUCH.

1) Eine Anspielung auf **Pindars** Ολβιαν Κορινθον, Ισθμιου προθυρον Ποσειδανος ἀγλαοκουρον, im dreyzehnten Olympischen Siegesgesang. Anspielungen dieser Art kommen in diesen Briefen so häufig vor, daſs man es, aus dem schon vormahls angeregten Grunde, bey Bemerkung der gegenwärtigen lassen will.

2) **Diogenes** von **Laerta** nennt unter denen, welche die Filosofie Aristipps aus der Quelle zu schöpfen vorzügliche Gelegenheit hatten, einen Antipater von Cyrene; der Nahme ist aber alles, was er von ihm zu wissen scheint. Ob es eben derselbe ist, den wir aus diesen Briefen kennen lernen, oder nicht, kann uns gleichgültig seyn, wenn der unsrige nur gekannt zu werden verdient.

3) Milon von Krotona, der berühmteste Athlet seiner Zeit (er wurde sechsmahl zu Delfi und eben so oft zu Olympia gekrönt, und da er zum siebenten Mahl in die Schranken trat, sogar ohne Kampf, weil sich niemand fand, der es mit ihm aufnehmen wollte) soll auch ein Zuhörer und Freund des Filosofen Pythagoras gewesen seyn.

4) „Die Fahrt nach Korinth ist nicht jedermanns Sache.“ Dieses Sprüchwort scheint schon lange vor der schönen Lais im Munde der Griechen gewesen zu seyn, wurde aber scherzweise auf diejenigen angewandt, die um ihrentwillen nach Korinth reiseten.

5) Plutarch führt in seinem Solon dieses Distichon von ihm an, welches aus den kleinen Gedichten genommen scheint, womit Solon sich in seinem hohen Alter die Zeit vertrieb, und die vermuthlich zu Plutarchs Zeiten noch vorhanden waren:

Εργα δε Κυπρογενοῦς νυν μοι φιλα και Διονυσου
Και Μουσεων, ἁ τιθησ' ἀνδρασιν ἐυφροσυνας.

6) Was Hippias hier in seiner Manier, und in dem Tone, worin er von Plato zu reden gewohnt ist, erzählt, stimmt, der Hauptsache nach, völlig

mit der Erzählung des Diogenes Laertius überein, der sich deſshalb auf den Speusipp (in einer Schrift, Platons Begräbniſsschmaus betitelt) auf den Klearch (in dessen Lobrede auf Plato) und auf den Anaxilides (im zweyten Buche seines, vermuthlich historischen, Werks von den Filosofen) beruft.

7) Ein Korinthischer Eupatride, welcher, nach der wahrscheinlichen Berechnung des de la Nauze, in der ein und vierzigsten Olympiade sich der Alleinherrschaft über Korinth bemächtigte, und sie nach einer dreyſsigjährigen Regierung seinem Sohne Periander hinterlieſs. Dieser Kypselus war es, der den sieben weisesten Männern unter seinen Griechischen Zeitgenossen das Gastmahl gab, welches Plutarch irrig seinem Sohne zuschreibt, wenn anders der von Diogenes Laertius angezogene alte Geschichtschreiber Archetimus von Syrakus Glauben verdient, welcher bey diesem Gastmahle selbst zugegen gewesen zu seyn versicherte. Noch bekannter ist dieser Nahme in der Geschichte der Griechischen Kunst durch einen Kasten geworden, der im Tempel der Juno zu Olympia zu sehen war; ein von den Kypseliden zu Korinth zum Andenken ihres Anherrn dahin gestiftetes Weihgeschenk,

dessen Kenntniſs wir einer sehr genauen, aber ohne allen Kunstsinn und daher auch ohne Rücksicht auf die Kunst abgefaſsten Beschreibung des Pausanias zu danken haben, die von einem der gelehrtesten und scharfsinnigsten Alterthumsforscher unsrer Zeit in einer eigenen Abhandlung über den Kasten des Kypselus u. s. w. (Göttingen, 1770) mit dem Fleiſs, den ein so altes Kunstwerk verdiente, erläutert worden ist.

8) *S. Plinii Hist. Natur. L. 35. c. 11. Euphranor — fecit et Colossos, et marmora, ac scyphos scalpsit; docilis et laboriosus ante omnes et in quocunque genere excellens atque sibi aequalis. Hic primus videtur expressisse dignitates Heroum et usurpasse symmetriam; sed fuit universitate corporum exilior, capitibus articulisque grandior. Volumina quoque composuit de Symmetria et coloribus.* Alles dieſs hängt nicht sonderlich zusammen, scheint aber durch das, was Aristipp in diesem Briefe von Eufranorn sagt, und diesen selbst sagen läſst, wenigstens was den ihm gemachten Vorwurf betrifft, ein ziemlich befriedigendes Licht zu erhalten.

9) Die Anekdote, auf welche Diogenes hier, mit so vieler Bescheidenheit als man von einem Cyniker

nur immer verlangen kann, deutet, hat ihre Richtigkeit, wenn Athenäus, wenigstens was den Hauptpunkt betrifft, Glauben verdient. Wie sich dieſs mit dem Karakter unsrer Lais zusammen reimen lasse, macht uns der folgende Brief begreiflich.

10) Athenäus hat uns ein ziemlich groſses Bruchstück aus der Anti-Lais dieses sonst unbekannten Dichters im dreyzehnten Buch seines beynahe aus lauter Fragmenten zusammen gesetzten Gelehrtenschmauses aufbehalten, welches zum Belege alles dessen, was hier von ihm gesagt wird, dienen kann, und wovon eine meisterhafte Übersetzung in der Abhandlung meines gelehrten Freundes J. über die Griechischen Hetären, im zweyten Hefte des dritten Bandes des Attischen Museums zu finden ist.

11) Wie diese profetische Vermuthung Aristipps vornehmlich in dem goldnen Zeitalter der nie genug zu preisenden Kaiser, Hadrian und beider Antonine in Erfüllung gegangen, davon finden sich, unter andern, in Lucians Nigrinus, wo er das damahlige Athen mit dem damahligen Rom so treffend kontrastieren läſst, sehr schöne Beweisstellen.

Fortsetzung
des erklärenden Verzeichnisses
der in diesen Briefen vorkommenden
Griechischen Wörter.

Anthesterion, der achte Monat des Attischen Jahres, wovon ein Drittel mit unserm Februar, und zwey Drittel mit unserm März zusammen treffen.

Δευτεραι Φροντιδες (σοφωτεραι) die zweyten Gedanken (d. i. diejenigen, die aus Überlegung entspringen) sind die weiseren. Ein nicht immer wahres Sprichwort.

Elafebolion, der neunte Monat der Athener; dessen erstes Drittel in unsern März, und der Rest in unsern April fällt.

Erotik, die Wissenschaft der Liebe (bis jetzt noch nicht aufs reine gebracht.)

4) des groſsen Polexander.

Polexander ist der Held eines groſsen heroischen Romans, der im Jahre 1632 in fünf dicken Oktavbänden zu Paris erschien, und seinem Verfasser, Gomberville (einem der ersten Mitglieder der vom Kardinal Richelieu gestifteten *Academie Françoise*) eine groſse Reputazion machte, welche aber schon im folgenden Jahrzehend durch Kalprenedens Kassandra verdunkelt wurde. Jetzt sind beide Werke eben so aus der Mode gekommen und vergessen, wie die Kleidertrachten unter Ludwig XIII.; wiewohl das letztere in seiner Art immer ein treffliches Werk bleiben und dem Geiste der Zeit Ehre machen wird, worin ein solcher Roman das beliebteste Lesebuch aller höhern Klassen war.

5) *Non omnia possumus omnes* —

„Wir können nicht alle alles" — ein zum Sprichwort gewordener halber Vers des Virgils.

6) *animulam blandulam* —

Anspielung an den bekannten Schwanengesang Kaiser Hadrians:

Animula vagula blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula, rigida, nudula,
Nec ut soles dabis joca.

Euryprokten, Ευρυπρωκτος; ist ein schmähliches Beywort, womit Aristofanes in seinen Wolken die sämmtlichen Athener beschmitzt, und welches ich unter die unübersetzlichen gezählt hätte, wenn die Lexikografen in diesem Stücke die Maxime der Cyniker, *naturalia non sunt turpia*, nicht so weit ausdehnten, daſs sogar der berühmte Professor Schneider in Frankfurt kein Bedenken getragen hat, es in seinem trefflichen Griechischdeutschen Wörterbuch mit der möglichsten Treue und Energie durch das neugestempelte Wort Weitarsch in unsre (ihrer Züchtigkeit wegen mit Recht gepriesene) Sprache einzuführen.

Mystagog, wurde bey den Eleusinischen und andern Mysterien derjenige Priester genannt, der die Aspiranten in das Heiligthum zum Anschauen der Geheimnisse einführte, und ihnen das, was sie hörten und sahen, erklärte. Man begreift hieraus, in welchem Sinne Platons Diotima in Aristipps Symposion scherzweise die Mystagogin der Liebe genennt wird.

Meteoroleschie, ein Aristofanisches Wort, um der Sofisten (Pseudo-Filosofen) zu spotten, welche von den Dingen über uns, die man damahls Meteoren hieſs, mehr schwatzten als sie wuſsten. Das Beywort meteorisch erklärt sich hieraus von selbst.

Munychion, der zehnte Monat der Athener, der dem letzten Drittel des Aprils, und den zwey ersten des Mays entspricht.

Paean, festlicher Lobgesang auf eine Gottheit, besonders auf den Apollo.

Penia (Dürftigkeit) eine Göttin oder Nymfe von Platons Schöpfung.

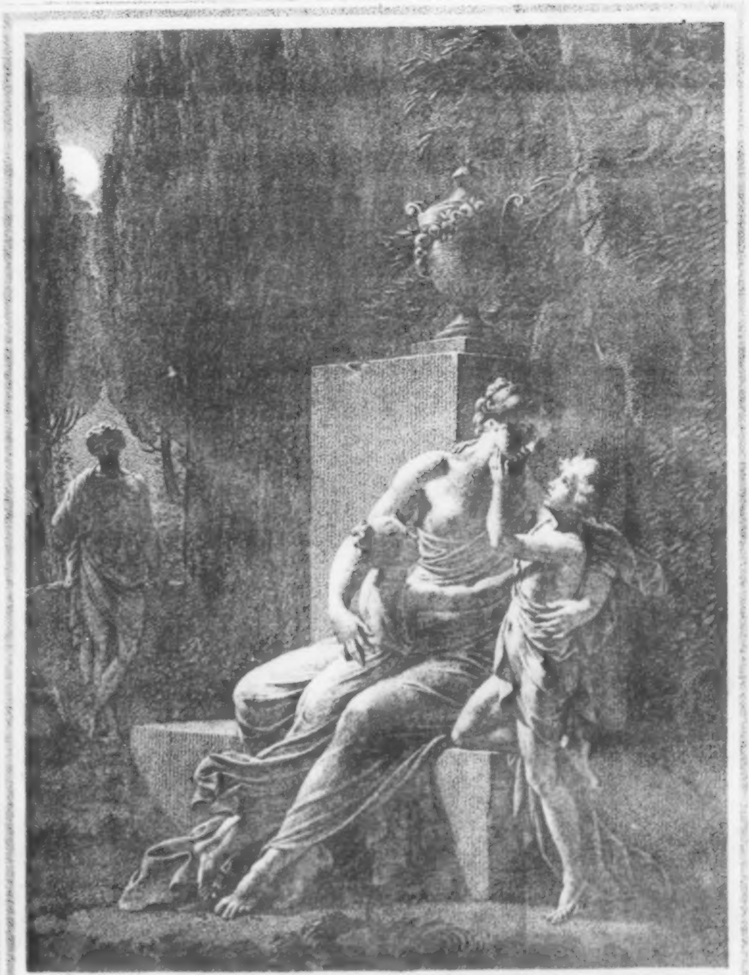
Peplos, eine Art von weiblichem Staatsgewand. Besonders wurde die grofse prächtig gestickte Tapezerey so genannt, welche alle fünf Jahre an den grofsen Panathenäen (einem Feste der Schutzgöttin von Athen) in einem feierlichen Aufzuge aus dem Pompeion nach dem Tempel der Minerva geführt und daselbst aufgehangen wurde. *S. Voiage du jeune Anacharsis Vol.* 2. *pag.* 491.

Porus, Gott der Betriebsamkeit, des Erwerbs und des daher entspringenden Reichthums; ebenfalls (wie es scheint) von Platons Erfindung.

Thesmotheten hiefsen zu Athen unter den neun jährlichen Archonten die sechs letztern, denen die Oberaufsicht über die Vollziehung der Gesetze anvertraut war.

Grimma,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SECHS UND DREYSSIGSTER BAND

ARISTIPP

VIERTER BAND

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ARISTIPP

UND EINIGE SEINER ZEITGENOSSEN.

Omnis Aristippum decuit color et status et res,
Tentantem majora ſere, minoribus aequum.

Sibi res non se rebus submittere.

HERAUSGEGEBEN

VON

C. M. WIELAND.

VIERTER BAND.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ARISTIPP.

VIERTES BUCH.

Oder, nach Fontenellens glücklicher Übersetzung:

Ma petite ame, ma mignonne,
Tu t'en vas donc, ma fille, et Dieu sàche où tu vas?
Tu pars seulette, nue, et tremblottante, helas!
Que deviendra ton humeur folichonne?
Que deviendront tant de jolis èbats?

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Aristipp an Eurybates.

Ich habe mich gewöhnt mir einzubilden daſs es meinen Freunden sehr wohl ergehe, wenn sie mich lange nichts von sich hören lassen, und es wäre mir lieb wenn sie sich eben dasselbe von mir vorstellen wollten. In der That hat die Zeit für niemand schnellere Flügel als für die Glücklichen; und wenn man auch vielbeschäftigte Personen sagen hört, daſs ihnen Tage zu Stunden werden, so geschieht dieſs doch meistens nur, wenn sie sich aus eigener Wahl und mit Dingen, die ihnen in einem hohen Grade wichtig oder angenehm sind, beschäftigen; denn bey Arbeiten dieser Art fühlt man sich nicht minder glücklich, ja vielmehr noch glücklicher als im Genuſs eines nicht mit Arbeit erkauften Vergnügens. Bey allem dem gestehe ich, lieber Eurybates, wir haben uns beynahe zu viel darauf verlassen, daſs wir einander nicht unentbehrlich sind, und wenn wir es noch lange so forttrieben, könnt' es, wiewohl gegen unsre Meinung, doch so weit mit uns kommen, daſs wir einander vor lauter Wohlbefinden endlich ganz vergäſsen. Denke indessen nicht, daſs ich mir ein Verdienst daraus machen wolle, dir in Erneuerung unsers Briefwechsels zuvor gekommen zu seyn. Du weiſst es ist meine Sache nicht, meinen Handlungen einen gleiſsenden Anstrich zu geben, und für weiser oder uneigennütziger angesehen seyn zu wollen, als wir andern anspruchlosen Leute gewöhnlich zu seyn pflegen. Kurz, ich habe zwey sehr eigennützige Ursachen dir zu schreiben: die erste, daſs mir das Verlangen nach zuverlässigen Nachrichten von dir selbst und allem was zu dir gehört, und von der schönen Athenä überhaupt durch so lange Nichtbefriedigung peinlich zu werden anfängt; die andere, daſs ich vielleicht durch dich aus meiner Ungewiſsheit über das Schicksal unsrer Freundin Lais gezogen zu werden hoffe. Zwey Jahre sind bereits vorüber, seitdem Sie, im Begriff Korinth und das südliche Griechenland auf immer zu verlassen, mit den ahnungsschweren Worten von mir und Kleonidas Abschied nahm: „wenn ich an den Ufern des Peneus die Ruhe wieder finde, werdet Ihr mehr von mir hören: wo nicht, so laſst mich in euerm

Andenken leben und seyd glücklich." — Sie hat in dieser langen Zeit nichts von sich hören lassen, und ich kann mich nicht erwehren ihrentwegen in Sorgen zu seyn; denn wofern es ihr nicht ginge wie wir wünschen, so bin ich nur allzu gewiſs, daſs sie zu stolz ist Hülfe von ihren Freunden anzunehmen, geschweige bey ihnen zu suchen.

Wir genügsamen Cyrener befinden uns bey unsrer goldnen Mittelmäſsigkeit so wohl, daſs wir uns wenig um die besondern Umstände der ewigen Zwistigkeiten und Fehden bekümmern, welche Eifersucht, Ehrgeitz und Begierde immer mehr zu haben zwischen Athen und Sparta, und überhaupt zwischen dem Dorischen und Ionischen Stamm der Hellenen niemahls ausgehen lassen werden. Alles was ich seit einiger Zeit von dem Übermuth, womit die Spartaner sich der ihnen aufgetragenen Vollziehung des Friedens des Antalcidas überheben, vernommen habe, läſst mich einen nahe bevorstehenden neuen Ausbruch des allgemeinen Miſsvergnügens der Städte vom zweyten und dritten Rang vermuthen, wovon die Athener ohne Zweifel Gelegenheit nehmen werden, sich der Herrschaft des Meers wieder zu bemächtigen, auf deren langen Besitz sie ein vermeintes Zwangrecht gründen, welches ihnen von den übrigen Seestädten freywillig niemahls zugestanden werden wird.

Inzwischen erheben sich im nördlichen Griechenlande, wie uns neuerlich ein reisender Byzantiner berichtet, zwey neue Mächte; eine seit ungefähr vierzig Jahren unvermerkt heran gewachsene Republik, und ein vor kurzem noch unbedeutender Fürst; welche, wenn man ihren raschen Fortschritten noch einige Zeit so gleichgültig wie bisher zusehen würde, beide der bisherigen Verfassung der Hellenen eine groſse Veränderung drohen. Du siehest daſs ich von Olynthus in der Chalcidice und von dem Thessalischen Fürsten Jason rede, der, nach allem was der Byzantiner von ihm erzählt, den Unternehmungsgeist seines alten Nahmensverwandten in der Heldenzeit mit der Tapferkeit Achills und der Besonnenheit des erfindungsreichen Ulysses verbindet, und kein Geheimniſs mehr daraus macht, daſs er nichts geringeres vorhabe, als das alte Mutterland der Hellenen wieder in sein schon so lange her verscherztes vormahliges Ansehen zu setzen, und die Macht des gesammten Griechenlands darin zusammen zu drängen, um sodann, an der Spitze aller Abkömmlinge Deukalions, das Griechische Asien auf immer vom Joche der Perser zu befreyen. Meiner Meinung nach

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13035/045

könnte euern übelberathenen, die wahre Freyheit und ihr wahres Interesse ewig verkennenden Freystaaten nichts glücklicheres begegnen, als wenn es diesem edeln Thessalier gelänge seinen groſsen Gedanken auszuführen.

Ärgere dich nicht, lieber Eurybates, mich so filotyrannisch reden zu hören; meine Vorliebe zur Monarchie dauert gewöhnlich nur so lange, als ich in einem demokratischen oder oligarchischen Staat lebe, und ich bin der Freyheit nie wärmer zugethan, als da wo ein Einziger alle Gewalt in den Händen hat. Ein weiser und edel gesinnter Monarch weiſs jedoch beides sehr gut mit einander zu vereinigen; nur Schade, daſs die weisen und guten Monarchen ein eben so seltnes Geschenk des Zufalls sind als die weisen und guten Demagogen. Ist es nicht ein niederschlagender Gedanke, daſs noch kein Volk auf dem Erdboden Verstand genug gehabt hat, das, was bisher bloſs Sache des Zufalls war, zu einem Werke seiner Verfassung und seiner Gesetze zu machen? Und wo ist das Volk, von welchem ein solches Kunstwerk (vielleicht das gröſste, dessen der menschliche Verstand fähig ist) zu erwarten wäre, da das sinnreichste und gebildetste von allen, die Griechen, in so vielen Jahrhunderten noch nicht so weit gekommen ist, sich den Unterschied zwischen Regierung und Herrschaft deutlich zu machen, und einzusehen, daſs wohl regieren eine Kunst, und in der Ausübung zwar eine der schwersten, aber doch, so gut wie jede andre, zu erlernen und auf feste Grundsätze zurück zu führen ist? Das schlimmste ist nur, daſs die Kunst wohl zu regieren, wenn sie auch gefunden wäre, ohne die Kunst zu gehorchen wenig helfen könnte; oder mit andern Worten: daſs das Volk zum Gehorchen eben so wohl erzogen und gebildet werden müſste, als seine Obern zum Regieren. Der Gesetzgeber der Lacedämonier ist meines Wissens der einzige, der dieſs eingesehen hat; und daſs die Verfassung, die er ihnen gab, der Natur zum Trotz länger als irgend eine andere gedauert hat, ist, denke ich, hauptsächlich der sonderbaren Erziehung beyzumessen, an welche alle Bürger von Sparta durch seine Gesetze gebunden sind.

Ich für meine Person werde immer und überall frey gestehen, daſs mir die Wörter Herr und Herrschaft eben so herzlich zuwider sind als Knecht und Knechtschaft; ich will regiert seyn, nicht beherrscht; wenn ich aber doch ja einen Herrn über mich dulden muſs, so sey es ein einziger Agamemnon, nicht alle Heerführer — und am allerwenigsten das ganze Heer der Achaier. Da jedoch die Wahl nicht immer in meiner Willkühr steht, so werde ich mich, im Nothfall wenigstens bis uns Plato mit seiner Republik beschenken wird, mit meiner Filosofie zu behelfen wissen, die mich allenthalben unter leidlichen Umständen so glücklich zu seyn lehrt als ich billiger Weise verlangen kann; und leidlich sollte sie mir sogar den Schnappsack und Stecken unsers Freundes Diogenes machen, wenn der einzige Herr, den ich gutwillig über mich erkenne, die allmächtige Göttin Anangke jemahls Belieben tragen sollte, mich auf so wenig Eigenthum herabzusetzen; ein Fall, wovor der groſse König zu Persepolis am Ende nicht sicherer ist als ich.

2.

Eurybates an Aristipp.

Das zweydeutige Mittelding von Knabe und Jüngling, aus dessen Händen du diesen Brief erhalten wirst, lieber Aristipp, trägt so deutliche Merkmahle seiner Abkunft in seinem Gesichte, daſs er Euch hoffentlich beym ersten Anblick lebhaft genug an Droso und Eurybates erinnern wird, um ihn ohne schärfere Untersuchung für den, wofür er sich ausgiebt, gelten zu lassen, und als solchen gastfreundlich aufzunehmen. Ich glaubte dir nicht besser beweisen zu können, daſs Zeit und Entfernung meine dir längst bekannten Gesinnungen nicht geschwächt haben, als indem ich dir meinen Sohn Lysanias unangemeldet zuschickte, in voller Zuversicht, daſs du ihn für einige Zeit unter deine Hausgenossen aufnehmen, und des Glückes unter deinen Augen zu leben würdigen werdest. Es ist nun seine eigene Sache, sich Euch durch sich selbst zu empfehlen. Ihr werdet wenigstens finden, daſs er Euch, wie billig, nicht als ein roher Marmorblock zugefertiget worden ist. Er hat drey Jahre lang die Schule unsers

SECHZEHNTER GESANG.

1.

Es gab zu allen Zeiten, und giebt noch itzt
vielleicht
Karakter, worüber ein Mann, der Menschenherzen studieret,
Sich schwerlich mit sich selbst vergleicht
Was ihnen für eine Bezeichnung gebühret.
Ist Strefon redlich? ist er's nicht?
Stets etwas lügt an ihm, setzt welchen Fall ihr
wollet,
In jenem sein Leben, in diesem sein Gesicht.
Den Mann, der so devot die hohlen Augen
rollet,
Der immer von fremdem Verdienst und eignem Unwerth spricht,
Und stets versucht sich fühlt, stets mit dem
Teufel ficht;

berühmten Isokrates, und in dem letzt verfloſsnen sogar die Akademie besucht; und da sein noch zu grünes Alter ihm den Zutritt zu den Geheimnissen der Filosofie verwehrte, welche der göttliche Plato in ein beynahe noch dichteres Dunkel einhüllt als jenes, das die heiligen Mysterien zu Eleusis umgiebt, so hat er wenigstens von dem exoterischen Unterricht unsers Attischen Pythagoras so viel mit genommen als er aufpacken konnte.

Die Wahrheit zu sagen wünsche ich auch nicht, daſs mein Sohn und Erbe sich jemahls so hoch versteige, um unter die Dinge über uns zu gerathen, oder gar bis zu den Ideen unsers groſsen Sehers empor zu dringen, und bis zu der hehren „Göttin Anangke und ihrem vom Gipfel des Lichthimmels herabhangenden, unermeſslichen stählernen Spinnrocken und ihrer wundervollen Spindel mit den acht in einander steckenden Wirteln, auf deren jedem eine Sirene sitzt, die ihren eigenen aber immer eben denselben Ton von sich giebt, wozu die Moiren, Lachesis, Klotho und Atropos, während sie unsre Schicksale spinnen, sich die Zeit damit kürzen, alle drey zugleich, Lachesis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, und Atropos das Künftige zu singen;" —

wie du aus dem zehenten Buch der wundervollen Republik mit mehrerem vernehmen wirst, von welcher, als einer der neuesten überirdischen Erscheinungen aus der Akademie, Lysanias dir eine von unserm Freunde Speusipp selbst berichtigte Abschrift überbringt. Wenn du mir gelegentlich dein Urtheil über dieses sonderbare Kunstwerk, so ausführlich als Lust und Muſse dirs gestatten werden, mittheilen wolltest, würdest du mir keine geringe Gefälligkeit erweisen: denn mein eigenes macht mit den dithyrambischen Lobgesängen seiner Bewunderer einen so häſslichen Miſsklang, daſs es unbescheiden wäre, wenn ich nicht einiges Miſstrauen in seine Vollgültigkeit setzte. Aufrichtig zu reden, Aristipp, ich hab' es noch nicht über mich gewinnen können, das ganze Werk von Anfang bis zu Ende zu durchlesen; ich kenn' es nur aus einigen Bruchstücken, und würde dir daher desto mehr Dank wissen, wenn du mich durch einen umständlichen Bericht, wie du das Ganze gefunden hast (einen vollständigen Auszug darf ich dir nicht zumuthen) in den Stand setzen wolltest, mir einen hinlänglichen Begriff davon zu machen.

Es wird dir nicht entgehen, daſs mein Lysanias mit einer gewissen natürlichen Anmuthung zu den Spindeln, Wirteln, Sirenen und singenden Spinnerinnen des göttlichen Platons auf die Welt gekommen ist. Um so nöthiger fand ich, ihn bey Zeiten in einen gesellschaftlichen Kreis feingebildeter aber unverkünstelter und unverschrobener, vorzüglicher aber anspruchloser, mit Einem Wort, unverfälschter und (wenn ich dir eine deiner Redensarten abborgen darf) menschlicher Menschen zu bringen, unter welchen er sich an eine natürliche Ansicht der Dinge gewöhnen, für alles Menschliche das rechte Maſs finden, und sich in Allem auf der Mittellinie zwischen zu wenig und zu viel mit Sicherheit und Leichtigkeit sein ganzes Leben durch fort bewegen lernen könne.

Ich würde einen meiner angelegensten Wünsche erfüllt sehen, wenn Lysanias bey Euch den Beschäftigungen und Freuden des Landlebens Geschmack abgewinnen, und bey täglichem Anblick der Glückseligkeit etlicher durch Übereinstimmung der Gemüther und wechselseitiges Wohlwollen noch enger als durch die Bande der Anverwandtschaft und Verschwägerung vereinigter Familien, den hohen Werth des häuslichen Glückes schätzen lernte. Er ist mein einziger Sohn; ich möchte ihn einst als einen glücklichen Menschen hinter mir lassen, und ich habe keine Lust ihn einer Republik aufzuopfern, in welcher der Übermuth und thörichte Dünkel des zu herrschen wähnenden, aber jedem kecken Schwätzer zu Gebote stehenden Pöbels täglich ausschweifender, die Unredlichkeit der Demagogen, die ihm den Ring durch die Nase gezogen haben, immer schreyender, die Maximen, nach welchen man handelt, immer widersinnischer, der gegenwärtige Zustand immer heilloser, und die Aussicht in die Zukunft immer trüber werden. Der gute Plato hat uns mit seiner erhabenen, aber nur gar zu hoch hinauf geschraubten Filosofie, die er zur bösen Stunde der schlichten Sokratischen untergeschoben hat, im Ganzen nicht um einen Schritt vorwärts gebracht; und wie sollt' er auch? Wahrlich, die Behauptung in seinem Menon, daſs die Tugend keine Frucht des Unterrichts und der Erziehung seyn könne, ist nicht sehr geschickt eine bessere Erziehung unsrer immer mehr verwildernden Jugend zu befördern; und was ein noch so fein und zierlich ausgearbeitetes Modell einer Republik idealischer Menschen, die von lauter leibhaften Platonen nach idealischen Gesetzen zu einem idealischen Zweck regiert werden, uns Athenern und allen übrigen eben so unplatonischen Hellenen helfen soll, — wenn du es ausfindig machen kannst, lieber Aristipp, so wirst du mich durch die Mittheilung sehr verbinden. Was ich täglich sehe, ist, daſs die um uns her aufschieſsende neue Generazion (vermuthlich zu groſsem Trost unsers Filosofen) alle mögliche Hoffnung giebt, noch schlechter als ihre schon so sehr ausgeartete Väter zu werden, und also für die Wahrheit seiner Behauptung, daſs auſser einer Republik von Filosofen seines Schlags kein Heil sey, noch handgreiflicher beweisen wird als wir.

So wie die Sachen dermahlen bey uns stehen, kann ein ehrlicher Mann, der nicht das Opfer eines vergeblichen und lächerlichen Heldenmuths zu werden Lust hat, keine bessere Partey ergreifen, als nach dem Beyspiel unsrer wackern Groſsväter sich auf seine Hufe zurück zu ziehen, seiner Öhlbäume und Knoblauchfelder zu warten, seinem Hauswesen vorzustehen, und sich von allen Versuchungen der unter der schönen Larve der Vaterlandsliebe sich verbergenden Ruhmsucht und Begierde den Meister zu spielen so rein als möglich zu erhalten.

Bey allem dem können doch in Zeitläufen, wie die unsrigen, Fälle eintreten, wo man schlechterdings zwischen zwey Übeln wählen muſs, und, um nicht durch die Untüchtigkeit oder Treulosigkeit des Schiffers, auf dessen Fahrzeug man sich befindet, zu Grunde zu gehen, genöthigt ist selbst Hand anzulegen, und zu Erhaltung des Ganzen mit Rath und That beyzutragen. In dieser Rücksicht wird es denn freylich nöthig seyn, daſs Lysanias, auſser den gewöhnlichen gymnastischen und andern Leibesübungen, sich hauptsächlich in den beiden Künsten, die einem hellenischen Staatsmann und Kriegsbefehlshaber die unentbehrlichsten sind, der Redekunst und der Kunst die Menschen recht zu behandeln, so geschickt zu machen suche als nur immer möglich seyn wird. In der letztern kann ihn niemand weiter bringen als Du selbst; zur erstern hat er unter Isokrates einen so festen Grund gelegt, daſs es bloſs einer fleiſsig fortgesetzten Übung unter den Augen eines guten Meisters bedarf. Ich habe ihn deſswegen noch besonders an deinen Freund und ehmahligen Zögling Antipater empfohlen, der, nach einem langen Aufenthalt unter uns, mit allen Schätzen der Griechischen Musen beladen zu Euch zurück gekehrt ist, und auch durch die genaue Kenntniſs, die er sich von dem Innern unsrer zahllosen Republiken und ihren Verhältnissen gegen einander erworben hat, dem jungen Menschen nützlich werden könnte. In allem diesem, Aristipp, wird, wie ich zuversichtlich hoffe, deine Gesinnung für den Vater auch dem Sohne zu Statten kommen, und ich werde dir und deinen Freunden in seiner mit euerer Hülfe vollendeten Bildung die gröſste aller Wohlthaten zu danken haben.

Nun noch ein Wort von unsrer Freundin Lais. Auch ich nehme an der schönsten und liebreitzendsten aller Weiber, die seit der schönen Helena die Männerwelt in Flammen gesetzt haben, zu warmen Antheil, um nicht zu wünschen, daſs ich dir die angenehmsten Nachrichten von ihr zu geben haben möchte: aber mit allen möglichen Nachforschungen ist von ihrem dermahligen Aufenthalt und Zustand nichts Zuverlässiges zu erhalten gewesen, wiewohl es an allerley einander widersprechenden und mehr oder weniger ungereimten Gerüchten nicht fehlt. Ich besorge sehr, die Moiren spinnen ihr nicht viel Gutes. So viel scheint gewiſs, daſs ihr Vorsatz, sich in Thessalien anzusiedeln, nicht zu Stande gekommen ist. Der heillose Mensch, der ihr ganzes Wesen auf eine so unbegreifliche Art überwältiget hat, scheint ihr nicht Zeit dazu gelassen zu haben. Er führte sie wie im Triumf von einer Thessalischen und Epirotischen Stadt zur andern, machte überall groſsen Aufwand, und verlieſs sie endlich (sagt man) wie Theseus die arme Ariadne auf Naxos, ohne sich zu bekümmern was aus ihr werden könnte. Sobald ich diese Nachricht aus einer ziemlich sichern Hand erhielt, schickte ich einen meiner Freygelaſsnen, auf dessen Verstand und Treue ich rechnen darf, mit dem Auftrag ab, wofern es nöthig wäre ganz Thessalien, Epirus und Akarnanien zu durchwandern, um sie aufzusuchen und Nachrichten von ihr einzuziehen. Learch zu Korinth that eben dasselbe, und unser Vorsatz war, sie, sobald sie gefunden wäre, mit möglichster Schonung ihres Zartgefühls zu bewegen, überall wo sie künftig zu leben gedächte, uns die Sorge für ihre Haushaltung zu überlassen. Aber, wie gesagt, bis itzt ist es unmöglich gewesen auf ihre Spur zu kommen. Wir geben indessen noch nicht alle Hoffnung auf, und sobald wir etwas entdecken, soll es dir unverzüglich mitgetheilt werden. Wenigstens haben wir so viel mit unsern Nachforschungen gewonnen, daſs alle über ihren Tod und die Art ihres Todes herumlaufende Gerüchte bey genauerer Untersuchung falsch befunden worden sind. Mit wie vielem Vergnügen würde ich sie in den Besitz des schönen Witthums wieder einsetzen, wo der edle Leontides ihr auf alle Fälle eine ruhige und angenehme Freystätte gegen alle Zufälle des Lebens zu hinterlassen glaubte!

Was euch der Byzantiner von dem schnellen Wachsthum der neuen Chalcidischen Republik Olynthus und von den weit aussehenden Entwürfen des Thessalischen Fürsten Jason berichtet hat, bestätigt sich alle Tage mehr. Der letztere ist wirklich ein Mann von seltnen und glänzenden Eigenschaften, ganz dazu gemacht sein Vaterland aus dem politischen Nichts, worin es beynahe seit der Heroenzeit gelegen, hervor zu ziehen, und ihm die ganze Wichtigkeit zu verschaffen, die es vermöge seiner Lage, Fruchtbarkeit und starken Bevölkerung schon längst hätte behaupten können, wenn seine Kräfte in einen einzigen Punkt zusammen gedrängt gewirkt hätten. Was Olynthus betrifft, so hat sie sich nicht nur zum Haupt einer beynahe allgemeinen Bundesvereinigung aller Städte der Chalcidice erhoben, sie hat sogar einen ansehnlichen Theil der Macedonischen Provinz Pierien an sich gebracht, den unmächtigen Amyntas aus seinem Königssitz zu Pella vertrieben, und sich unter den benachbarten Thrazischen Völkerschaften einen bedeutenden Anhang zu verschaffen gewuſst; kurz sie ist bereits mächtig genug, eine gänzliche Unabhängigkeit von Athen und Sparta behaupten zu können; zumahl da

Jason (der einzige im nördlichen Griechenland, der ihrer Vergröſserungssucht Grenzen zu setzen vermöchte) es natürlicher Weise seinem Interesse gemäſser findet, mit dieser neuen Republik in gutem Vernehmen zu stehen. Daſs beide unsrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sind, kannst du dir leicht vorstellen. Beide, vorzüglich aber der Held des Tages Jason, versehen unsre Versammlungsplätze, Märkte und Hallen reichlich mit immer frischen Neuigkeiten, und wenn du uns reden hören könntest, müſstest du glauben, die Athener hielten sich dem letztern noch sehr verbunden, daſs er nicht müde wird, ihnen so viel Stoff zu zeitkürzenden Unterhaltungen zu geben. Denn daſs wir von den Fortschritten, die er in Thessalien und den angrenzenden Landschaften macht, etwas für uns selbst befürchten sollten, dazu ist er noch zu weit von uns entfernt; und sollte die Gefahr wider Vermuthen gröſser werden, „so sind wir ja auch da, und im Nothfall findet sich wohl immer, mit oder ohne unser Zuthun, ein Dolch, der den luftigen Entwürfen eines kleinen Thessalischen Parteygängers auf einmahl ein Ziel setzt.“ Mit den Olynthiern, deren täglich zunehmende Seemacht billig unsre Eifersucht reitzen sollte, scheint es zwar eine andre Bewandtniſs zu haben: aber „was ist denn

2.

Der Mann, der kaum zu lächeln sich entblödet,
Und von der **Wollust Aristipps**
Als wie von **Miltons Sünde** redet,
Euch seufzend warnt vor ihr, gerade wie Bruder Lips 1)
Den Knaben bey **Hans La Fontänen**
Vor Gänschen schreckt als wie vor Amfisbänen:
Den problematischen Mann, sagt Freunde, wie nennen wir ihn?
Verdient er daſs wir uns zu seinen Füſsen legen?
Was ihn beseelt, ist's Tugend oder *Spleen?*
Ist's Schwärmerey, Wahl, oder Unvermögen?

3.

War **Seneka** ein tugendhafter Mann?
War **Julian** ein Schwärmer oder Weiser?
August, das Muster guter Kaiser,
Ein Halbgott, oder ein Tyrann?
Das Mittelding von **Alexandern**
Und **Münzern**, **Kromwell**, sagt, war er ein Bösewicht?
Ein Heiliger? ein Fantast? — Dem einen widerspricht
Sein Leben, und sein Tod dem andern:
Non liquet; ja und nein hat gleiche Scheinbarkeit,
Wir überlassen das Urtheil dem Himmel und der Zeit.

am Ende das Olynth, das wie ein Pilz seit gestern aus dem Boden auftauchte, gegen die uralte, weltberühmte, von Pallas und Poseidon und allen andern Göttern begünstigte Athenä? und was werden diese Chalcidier gegen die Abkömmlinge der unüberwindlichen Männer von Marathon und Salamis ausrichten? Laſs sie sich doch vergrössern und ausbreiten so gut sie können, sie arbeiten doch nur für uns! Wir können der Zeitigung dieser schönen saftreichen Frucht ruhig zusehen, sicher daſs wir sie pflücken werden, so bald sie uns reif genug zu seyn dünken wird.“ — So, mein Freund, denkt und spricht man in Athen, und sieht daher mit der gröſsten Gleichgültigkeit den Anstalten zu, welche die herrschlustigen Spartaner, als Vollzieher und Schirmherren des Friedens des Antalcidas, zu machen im Begriff sind, um etliche kleine, von ihnen selbst aufgehetzte Städte gegen die Olynthier in Schutz zu nehmen, und sich mit diesen in eine Fehde einzulassen, „von welcher wir, wie sie auch ausfallen mag, immer den Vortheil haben werden im Trüben zu fischen, und uns um so leichter wieder zu Herren des Meers zu machen, da, allem Ansehen nach, entweder Sparta oder Olynth in den Fall kommen wird, unsern Beystand suchen zu müssen.“

Diese eben so unkluge als unedle Art von Politik ist nun einmahl unter uns Griechen herrschend geworden, und wird (wie du sehr richtig voraus siehst) über lang oder kurz den Verlust unsrer Freyheit zur Folge haben. Ein Staat, der von seiner Unabhängigkeit keinen weisern Gebrauch macht als wir, und es immer nur darauf anlegt, Alles rings um sich her zu unterdrücken und seiner Willkühr zu unterwerfen, ist eben so unfähig als unwürdig seine eigene Freyheit zu behaupten, und bereitet thörichter Weise die Fesseln sich selbst, die er unaufhörlich für alle andre schmiedet. Aber wie weit sind wir Athener noch entfernt, uns eine solche Katastrofe der ewigen Tragödie, die wir in Griechenland spielen, träumen zu lassen? Wir sehen mit hämischer Schadenfreude zu, wie das stolze, gewaltthätige und unersättliche Sparta sich allen Griechen täglich verhaſster und unerträglicher macht, und kein warnender Dämon flüstert uns zu, daſs die Spartaner nichts thun, als was wir selbst an ihrer Stelle so lange gethan haben und mit Freuden wieder thun werden, so bald das Übergewicht wieder auf unsrer Seite seyn wird.

Wie hoch haben die Stifter von Cyrene sich um ihre Nachkommen verdient gemacht, da sie euch jenseits des libyschen Meeres, unter dem heiterſten Himmel und auf dem fruchtbarſten Boden, eine ſo ſchöne und ſichere Freyſtätte bereiteten; weit genug von der ſtürmiſchen Hellas entfernt, um weder mit Gewalt in den Wirbel unſrer Händel hinein geriſſen zu werden, noch in Verſuchung zu gerathen, euch freywillig darein zu miſchen. Wohl Euch bey eurer goldnen Mittelmäſsigkeit! Cyrene wird vermuthlich niemahls eine bedeutende Rolle in der Geſchichte ſpielen; aber in Hinſicht auf Glückſeligkeit iſt es mit Völkern und Staaten wie mit einzelnen Menſchen: man wird immer unter denen, die ſich ſtill und unbekannt durchs Leben ſchleichen, mehr glückliche finden, als unter denen, die am meiſten Aufſehen, Geräuſch und Staub um ſich her machen.

3.

Aristipp an Eurybates.

Der schöne Lysanias hat sich durch sein sittsames, anmuthiges und gefälliges Wesen bereits nicht weniger Freunde in Cyrene erworben als Personen sind, mit welchen er bekannt zu werden Gelegenheit hatte. An einem jungen Cekropiden sind dieſs so seltene Tugenden, daſs man beynahe wo nicht an seiner Attischen Autochthonie, wenigstens an seiner Erziehung in Athen zweifeln müſste, wenn er nicht von so vielen andern Seiten eine Bildung zeigte, die man in seinem Alter nur zu Athen erhalten haben kann. Mit Einem Worte, Freund Eurybates, die Grazien haben ihm bey seiner Geburt zugelächelt und ihn mit der Gabe zu gefallen beschenkt, der köstlichsten aller Göttergaben, die ihrem Besitzer in allen Verhältnissen des Lebens unzählige Vortheile bringt, und nur dann gefährlich wird, wenn er sich selbst zu sehr gefällt. Bis itzt scheint unser junger Freund von dieser Untugend völlig frey zu seyn; nichts an ihm verräth daſs er sich seiner Liebenswürdigkeit bewuſst sey;

im Gegentheil beweiset die Art, wie er das Wohlgefallen, so wir Alle an ihm haben, aufnimmt, daſs er, weit entfernt es für einen schuldigen Tribut zu halten, uns vielmehr dafür, als für eine ganz freywillige Äuſserung unserer Gutherzigkeit und Wohlmeinung mit ihm, verbunden zu seyn glaubt. Daſs er in dieser schönen Unbefangenheit erhalten, und weder durch zu vieles Liebkosen verzärtelt, noch durch Schmeicheley eitel und einbildisch gemacht werde, soll eine der angelegensten Sorgen aller derer seyn, denen du dieses edle Gewächs zu pflegen anvertraut hast. Wir fühlen den ganzen Werth deines Zutrauens, und werden uns beeifern es zu rechtfertigen. Inzwischen vereinigen sich Musarion und Kleone mit Kleonidas und mir, der schönen Droso zu danken, daſs sie unsern Freund Eurybates mit einem so liebenswürdigen Erben beschenkt hat, und bitten Sie versichert zu seyn, daſs es nicht an ihrem guten Willen liegen soll, wenn er seine geliebte Mutter in Cyrene nicht doppelt wieder gefunden zu haben glauben wird.

Du siehest ohne mein Erinnern, daſs sechzehn Jahre das Alter nicht sind, wo das Landleben für einen in Athen aufgewachsenen Abkömmling von Kodrus einen überwiegenden Reitz haben könnte. Es wird aber auch zu deiner Absicht genug seyn, wenn er nur, durch öftre Abwechslung des städtischen Lebens mit dem ländlichen, das Nützliche sowohl als das Angenehme des letztern immer besser kennen und schätzen lernt. Der Werth, den er uns auf die Arbeiten des Landmanns, auf Feldbau, Baumzucht und alle Arten von Anpflanzungen, legen sieht, wird ihn immer aufmerksamer auf diese Gegenstände machen; er wird sehen, bemerken, fragen, auch wohl zuweilen selbst Hand anlegen, und so unvermerkt zu Kenntnissen kommen, die er, sobald der Anfang einmahl gemacht ist, bey jeder Gelegenheit zu vermehren suchen wird. Ich sehe mit Vergnügen, daſs sich zwischen ihm und Kratippus, dem ältesten Sohn meines Bruders, eine gegenseitige Zuneigung entspinnt, die zu einer dauerhaften Freundschaft zu erwachsen verspricht. Mein Neffe hat fünf oder sechs Jahre mehr als dein Sohn, und weiſs sich des kleinen Ansehens, so ihm dieser Vorsprung giebt, mit so guter Art zu bedienen, daſs er wirklich mehr über ihn vermag als wir andern alle. Lysanias zeigt eine Anhänglichkeit an seinen ältern Freund, von welcher sich viel Gutes um so gewisser erwarten läſst, weil Kratippus nichts liebkosendes in seinem Betragen hat, und für die Lebhaftigkeit eines jungen Atheners eher zu trocken scheinen könnte. Wahrscheinlich wird diese Vorliebe zu meinem Neffen deinen Absichten förderlicher seyn, als alles was wir Ältern dazu beytragen können. Mein Bruder besitzt groſse und einträgliche Ländereyen in allen Gegenden der Cyrenaika, und Kratippus hat sich aus angebornem Hang zum thätigen Landleben der Verwaltung der väterlichen Güter gänzlich gewidmet. Dieſs veranlaſst häufige kleine Reisen und einen längern oder kürzern Aufenthalt bald auf diesem bald auf jenem Gute. Lysanias, der nicht lange ohne seinen Freund leben kann, hat ihn also schon mehrmahls begleitet, und findet an diesen landwirthschaftlichen Reisen, die ihm in einem der fruchtbarsten und angebautesten Striche des Erdbodens immer neue und anziehende Gegenstände, Ansichten und Genüsse verschaffen, so viel Belieben, daſs wir eher auf Mittel denken müssen, ihn in der Stadt zurück zu halten als ihm Neigung zum Landleben einzuflöſsen. Indessen, da es bey diesen Landpartien weniger um Ergetzlichkeiten als um Geschäfte zu thun ist, und unser junger Gastfreund jedesmahl gelehrter, verständiger und gesetzter zurück kommt, ohne einen andern Nachtheil davon zu haben, als daſs die etwas mädchenhafte Gesichtsfarbe, die er nach Cyrene brachte, unvermerkt eine bräunliche Schattierung gewinnt; so halten wir es für besser ihn hierin seiner eigenen

Willkühr zu überlassen, und werden dennoch alles so einzurichten wissen, daſs die übrigen Zwecke seines Hierseyns nicht vernachlässiget werden sollen.

Seit kurzem, lieber Eurybates, habe ich auch von Learch einen Brief erhalten, der mir über das Schicksal unsrer armen Lais nicht mehr Licht noch Trost giebt als der deinige. Wenn sie nirgends gefunden werden kann, und niemand etwas zuverlässigeres von ihr zu sagen hat, als daſs sie aus Pandasia, ihrem letzten Aufenthalt, plötzlich verschwunden sey; wenn der Taugenichts, dem sie sich aufgeopfert, sie in einer Lage verlassen hat, wo ihr keine andere Wahl blieb, als entweder die Hülfe ihrer Freunde anzunehmen — oder zur Schmach einer gewöhnlichen Hetäre herab zu sinken — oder zu sterben, — so weiſs ich was sie gewählt hat. O mein Freund, der Stolz dieses so hochbegabten auſserordentlichen Weibes hatte keine Grenzen; er muſste ihr in einer solchen Lage das Herz brechen, und — es brach! Das meinige sagt es mir — Sie hat gelebt! — Und wohl hat Sie, in der schönsten Hora des Lebens, gelebt, wie nur wenigen von Göttern Gezeugten oder ohne Maſs Begünstigten zu leben vergönnt wird; und was auch das Loos ihrer letzten Tage war, über die Natur und das Glück hatte sie sich nicht zu beklagen; denn schwerlich haben Beide jemahls zugleich so viel für eine Sterbliche gethan als für sie. Ob sie nicht mit den Geschenken von Beiden besser hätte haushalten können? — ist eine Frage, welcher die Freundschaft itzt, da ihr Schicksal entschieden ist, auszuweichen strebt. — Vielleicht hätten wir weniger schonend mit ihr umgehen sollen, da sie noch glücklich war? — Diesen Vorwurf habe ich mir selbst schon mehr als Einmahl gemacht, und kann jedesmahl nicht umhin, mir selbst zu antworten: es würde vergebens gewesen seyn; denn schwerlich hat man je ein Weib gesehen, die mit einer so zauberischen Sanftheit und Geschmeidigkeit eine so eisenfeste Beharrlichkeit auf ihrer Meinung, und mit einem so hellen Blick und scharfen Urtheil eine so unerschöpfliche Gabe sich selbst zu täuschen und ihre eigene Vernunft (wenn ich so sagen kann) zu überlisten, vereinigt hätte.

Ob wir gleich wohl thun, uns unaufhörlich zu sagen, es hange immer von unserm Willen ab, recht zu handeln oder nicht: so scheint doch — wenn wir den Menschen betrachten, so wie er, in unzähligen, ihm selbst gröſsten Theils unsichtbaren Ketten und Fäden an Platons groſser Spindel der Anangke hangend, von eben so unsichtbaren Händen in das unermeſsliche und unauflösliche Gewebe der Natur eingewoben wird — so scheint, sage ich, nichts gewisser zu seyn, als „daſs ein Jedes ist was es seyn kann, und daſs es unter allen den Bedingungen, unter welchen es ist, nicht anders hätte seyn können.“ Lais selbst hielt sich nur zu gut hiervon überzeugt. „Da ich nun einmahl Lais bin (schrieb sie in ihrem letzten Brief an Musarion) so ergebe ich mich mit guter Art darein, und kann nicht wünschen, daſs ich eine Andere seyn möchte.“ — Auch mir, lieber Eurybates, wird es, je mehr ich alles erwäge was hier zu erwägen ist, immer einleuchtender, daſs der Ausgang, den das genialisch fröhliche, schimmernde und vielgestaltige Drama ihres Lebens nahm, dazu gehörte, wenn sie bis ans Ende Lais seyn sollte. Ich möchte sagen, das Schicksal war es gewisser Maſsen der Menschheit schuldig; sie muſste fallen; aber ich bin gewiſs sie fiel wie die Polyxena des Euripides, „selbst im Fallen noch besorgt keine Blöſse zu zeigen.“ Nichts wäre ihr unerträglicher gewesen als vor irgend einem Auge, das einst Zeuge ihrer Glorie war, als ein Gegenstand des Mitleidens zu erscheinen. Die

4.

Indessen, wenn uns gleich von manchem Fänomen,
Aus Mangel des Fensters, das **Momus** an unsrer Brust vermisset,
Die innern Räder und Federn entgehn,
Und mancher vielleicht im Bild andächtiglich geküsset
Und fleiſsig beräuchert wird, der, kennten wir ihn recht,
Im Grund ein armer Sündenknecht
Wo nicht was ärgers war: soll dieſs uns irre machen?
Wir sehen auf **Stoff** und **Form**, nicht auf die **Farbe** der Sachen.
Was Kunst ist, was Natur, ist allen offenbar,
Und unverfälschtem Sinn ist nur das Wahre wahr.

5.

Nur wisse man, ungetäuscht von schiefen Sittenlehren,
Den Menschenverstand und seine Sinne zu hören!
Die werden, bleiben wir ihnen getreu,
Nicht selten von der Person, noch öfter von den Sachen,
Uns fest in unserm Urtheil machen.

Art, wie sie verschwand, war die letzte Befriedigung ihres Stolzes: wir werden nichts mehr von ihr hören.

Du siehest, guter Eurybates, wie ich bey diesem traurigen Ereigniſs mein Gefühl zu beschwichtigen suche. Aber die Natur behauptet ihr Recht darum nicht weniger; es kommen Augenblicke, da ich, wenig stärker als Musarion (deren Thränen um ihre geliebte Freundin und Wohlthäterin so bald nicht versiegen werden) eine Art von Trost darin finde meinem Schmerz nachzuhängen; Augenblicke, da die schöne Unglückliche in aller ihrer Liebenswürdigkeit vor mir steht, und einen Glanz um sich her wirft, worin jede Schuld verschwindet und Flecken selbst zu Reitzen werden. In solchen Augenblicken möcht' ich mit dem Schicksal hadern, daſs es einen so düstern Schatten auf das herrliche Götterbild fallen lieſs; und die vom Herzen bestochne Einbildungskraft spiegelt mir eine trügerische Möglichkeit vor, wie alles anders hätte gehen können; bis endlich die Vernunft das gefällige Duftgebilde wieder zerstreut, und mich, wiewohl ungern, zu gestehen nöthigt: es habe dennoch so gehen müssen, und, wie unbegreiflich uns auch die Verkettung unsrer Freyheit mit dem allgemeinen Zusammenhange der Ursachen und

Erfolge seyn möge, immer bleibe das Gewisseste, daſs das ewige, mit der schärfsten Genauigkeit in die Natur der Dinge eingreifende Räderwerk des Schicksals nie unrichtig gehen kann.

4.

An Ebendenselben.

Über Platons Dialog von der Republik.

In Lagen, wo das Gefühl mit der Vernunft ins Gedränge kommt, ist uns alles willkommen, was uns in einen andern Zusammenhang von Vorstellungen versetzt, die entweder durch Neuheit, Schönheit und Wichtigkeit anziehen, oder durch einen Anstrich von sinnreichem Unsinn und Räthselhaftigkeit zum Nachdenken reitzen, und sich unvermerkt unsrer ganzen Aufmerksamkeit bemächtigen. In dieser Rücksicht, lieber Eurybates, hätte mir der neue Platonische Dialog, womit du mich beschenkt hast, zu keiner gelegenern Zeit kommen können. Ich habe ihn, unter häufig abwechselnden Übergängen von Beyfall, Interesse, Bewunderung und

Vergnügen — zu Miſsbilligung, Kopfschütteln, Langeweile und Ungeduld, bereits zum zweyten Mahle durchgelesen; was wenigstens so viel beweiset, daſs, meinem Gefühle nach, das Lobenswürdige in diesem seltsamen Werke mit dem Tadelhaften um das Übergewicht kämpfe, und es daher keine leichte Sache sey, über den innern Werth oder Unwerth desselben ein unbefangenes Urtheil auszusprechen. Wirklich scheint mir Plato alle Kräfte seines Geistes und den ganzen Reichthum seiner Fantasie, seines Witzes und seiner Beredsamkeit aufgeboten zu haben, um das Vollkommenste, was er vermag, hervor zu bringen; und ich müſste mich sehr irren, oder es ist ihm gelungen, nicht nur alle seine Vorgänger und Mitbewerber, so viele ich deren kenne, sondern, in gewissem Sinne, auch sich selber zu übertreffen. Denn unstreitig muſs sogar sein Fädon, Fädrus, und das allgemein bewunderte Symposion selbst, vor diesem neuen Prachtwerke zurück weichen. Da man über diesen Punkt (wie mir Lysanias sagt) zu Athen nur Eine Stimme hört, und die Meinige zu unbedeutend ist, um das allgemeine Koax Koax der Aristofanischen Frösche merklich zu verstärken, so wäre wohl das Bescheidenste, und auf alle Fälle das Klügste, was ich thun könnte, wenn ich es bey dem bisher gesagten bewenden lieſse. Aber du verlangst meine Meinung von dieser neuen Dichtung unsers erklärten Dichterfeindes ausführlich zu lesen, und hast mich gewisser Maſsen in die Nothwendigkeit gesetzt dir zu Willen zu seyn, da ich nicht umhin kann, ihn gegen einen Vorwurf zu vertheidigen, den du ihm machst, und der, neben so vielen andern, die er nur zu sehr verdient, mit deiner Erlaubniſs, gerade der Einzige ist, von welchem ich ihn frey gesprochen wissen möchte. Bey so bewandten Dingen will ich denn (nach andächtiger Anrufung aller Musen und Grazien — die Freyheiten, die ich mir mit ihrem Günstling nehmen werde, nicht in Ungnaden zu vermerken) mich dem Wagestück unterziehen, und dir meine Gedanken sowohl von Platons Republik als von diesem Dialog überhaupt ungescheut eröffnen; ohne mich jedoch zu einer vollständigen Beurtheilung anheischig zu machen, welche leicht zu einem zweymahl so dicken Buch als das beurtheilte Werk selbst, erwachsen könnte.

Vor allem laſs uns bey der Form dieses Dialogs, als dem ersten was daran in die Augen fällt, eine Weile stehen bleiben.

Ich setze als etwas Ausgemachtes voraus, was wenigstens Plato selbst willig zugeben wird: daſs ein Dialog in Rücksicht auf Erfindung, Anordnung, Nachahmung der Natur u. s. f. in seiner Art eben so gut ein dichterisches Kunstwerk ist und seyn soll, als eine Tragödie oder Komödie; und ist er dieſs, so muſs er allen Gesetzen, die ihren Grund in der Natur eines aus vielen Theilen zusammen gesetzten Ganzen haben, und überhaupt den Regeln des Wahrscheinlichen und Schicklichen in Ansehung der Personen sowohl als der Zeit, des Ortes und anderer Umstände, eben so wohl unterworfen seyn als diese. Laſs uns sehen, wie der Werkmeister dieses Dialogs gegen die verschiedenen Klagepunkte bestehen wird, die ich ihm zum Theil von etlichen strengen Kunstrichtern aus meiner Bekanntschaft machen höre, zum Theil (ohne selbst ein sehr strenger Kunstrichter zu seyn) meinem eigenen Gefühle nach, zu machen habe.

Ich übergehe den allgemeinen Vorwurf, der beynahe alle seine Dialogen, aber den gegenwärtigen noch viel stärker als die meisten andern, trifft; daſs er dem guten Sokrates unaufhörlich seine eigenen Eyer auszubrüten giebt, und ihm ein System von Filosofie oder Mystosofie unterschiebt, womit der schlichte Verstand des Sohns des Sofroniskus wenig oder nichts gemein hatte; kurz, daſs er ihn nicht nur zu einem ganz andern Mann, sondern in gewissen Stücken sogar zum Gegentheil dessen macht was er war. Wir wissen was er hierüber zu seiner Rechtfertigung zu sagen pflegt, und lassen es dabey bewenden. Aber auf die sehr natürliche Frage: „Woher uns dieser Dialog komme?“ sollte er doch die Antwort nicht schuldig bleiben. Das Ganze ist die Erzählung eines im Peiräon am Feste der Thrazischen Göttin Bendis im Hause des reichen alten Cefalus vorgefallenen filosofischen Gesprächs zwischen Sokrates, Glaukon und Adimanthus; denn die übrigen im Eingang vorkommenden Personen nehmen an dem Hauptgespräche bloſs mit den Ohren Antheil. Diese Erzählung legt Plato dem Sokrates selbst in den Mund; aber an wen die Erzählung gerichtet sey, und aus welcher Veranlassung? Wo? und wann sie vorgefallen, davon sagt er uns kein Wort. Was müſsten wir also anders glauben, als Sokrates habe dieses Gespräch allen, die es zu lesen Lust haben, schriftlich erzählt, d. i. er habe ein Buch daraus gemacht? Wir wissen aber daſs Sokrates in seinem ganzen Leben nichts geschrieben hat, das einem Buche gleich sieht. Plato verstöſst also gegen alle Wahrscheinlichkeit, da er ihn auf einmahl zum Urheber eines Buches macht, das kaum um den sechsten Theil kleiner ist als die ganze Ilias.

Doch wir wollen ihm die Freyheit zugestehen, die man einem Dichter von Profession nicht versagen würde, den Sokrates zum Schriftsteller zu machen, was dieser wenigstens hätte seyn können, wenn er gewollt hätte: aber wie kann er verlangen, wir sollen es für möglich halten, daſs ein Gespräch, welches von einem nicht langsamen Leser in sechzehn vollen Stunden schwerlich mit einigem Bedacht gelesen werden kann, an Einem Tage gehalten worden sey, wenn gleich (was doch keineswegs der Fall war) sein redseliger Sokrates von Sonnenaufgang bis in die sinkende Nacht in Einem fort gesprochen hätte? Adimanth und Glaukon, welche bey weitem in dem gröſsten Theile des Gesprächs bloſse Wiederhaller sind, brauchten sich zwar auf ihre ewigen, „ja freylich, allerdings, nicht anders, warum nicht? so scheints, ich sollte meinen,“ und wie die kopfnickenden Formeln alle lauten, eben nicht lange zu bedenken; aber man muſs doch wenigstens Athem hohlen, und da in diesen vollen sechzehn Stunden, die das Gespräch dauert, weder gegessen noch getrunken wurde, so kann man ohne Übertreibung annehmen, der gute Sokrates müſste sich, trotz seiner kräftigen Leibesbeschaffenheit, dennoch zuletzt so ausgetrocknet und verlechzt gefühlt haben, daſs es ihm unmöglich gewesen wäre, das wundervolle Ammenmährchen von dem Armenier Er, womit Plato seinem Werke die Krone aufsetzt, in hörbaren Lauten hervor zu bringen.

Laſs uns indessen aus Gefälligkeit gegen den filosofischen Dichter über alle diese Unwahrscheinlichkeiten hinausgehen: aber wer kann uns zumuthen, (höre ich einige meiner kunstliebenden Freunde sagen) daſs wir die Urbanität so weit treiben, die Augen mit Gewalt vor einem andern Fehler zuzuschlieſsen, der ganz allein hinreichend ist, jedes Kunstwerk, wie schön auch dieser oder jener einzelne Theil desselben seyn möchte, in so fern es ein Ganzes seyn soll, verwerflich zu machen? Was würden wir von einem Baumeister sagen, der sich um die Richtigkeit und Schönheit der Verhältnisse der Seiten, Hallen, Sähle, Kammern, Thüren und anderer einzelner Theile seines Gebäudes so wenig bekümmerte, daſs er ohne Bedenken die rechte Seite kürzer als die linke, oder das Vorhaus gröſser machte als das Wohnhaus; einem hohen geräumigen Speisezimmer kleine Fenster und ungleiche Thüren gäbe, und den Gesellschaftssahl neben die Küche setzte? Oder wie würden wir den Mahler loben, der, wenn er z. B. den Kampf des Herkules mit dem Achelous zum Hauptgegenstand eines Gemähldes genommen hätte, uns auf derselben Tafel die schöne Deianira unter einem Gewimmel von Mägden mit Trocknen ihrer Wäsche beschäftigt zeigte, und, zu mehrerer Unterhaltung der Liebhaber, auf beiden Seiten noch eine Äsopische Fabel, eine Gluckhenne mit ihren Küchlein neben einem sich stolz in der Sonne spiegelnden Pfauhahn anbringen, und das alles so genau und zierlich auspinseln wollte, daſs der Zuschauer, zweifelhaft ob der Fuchs und der Rabe, oder Deianira mit ihren Mägden, oder Herkules und Achelous, oder die Gluckhenne und der Pfau die Hauptfiguren des Stücks vorstellen sollten, über dem Betrachten der Nebendinge den eigentlichen Gegenstand immer aus den Augen verlöre? Wiewohl dieser Tadel sich auf eine, meiner Meinung nach, etwas schiefe Ansicht des Dialogs, als Kunstwerk betrachtet, gründet, und daher um vieles übertrieben ist, wie ich in der Folge zu zeigen Gelegenheit finden werde: so muſs ich doch gestehen, daſs das vor uns liegende Werk von einem auffallenden Miſsverhältniſs der Theile zum Ganzen, und von Überladung mit Nebensachen, welche die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abziehen und nöthigern Untersuchungen den Weg versperren, nicht ganz frey gesprochen werden könne. Das Problem, warum es dem angeblichen Sokrates eigentlich zu thun ist, nehmlich den wahren Begriff eines gerechten Mannes durch das Ideal eines vollkommenen Staats zu finden, macht kaum den vierten Theil des Ganzen aus; und ob ich schon nicht in Abrede bin, daſs der Verfasser die häufigen Abschweifungen und Episoden mit der Hauptsache in Verbindung zu setzen gesucht hat, so ist doch unläugbar, daſs einige derselben wahre Auswüchse und üppige Wasserschöſslinge sind, andere hingegen ohne alle Noth so ausführlich behandelt werden, daſs der Verfasser selbst das Hauptwerk darüber gänzlich zu vergessen scheint.

Indessen werden alle diese Fehler in meinen Augen zu Kleinigkeiten, so bald gefragt wird: wie dieses Platonische Machwerk in Ansehung dessen, worin die wesentlichste Schönheit eines Dialogs besteht, beschaffen sey? — Vorausgesetzt, daſs die Rede nicht von Unterweisung eines Knäbleins durch Frag und Antwort, sondern von einem Gespräch unter Männern, über irgend einen wichtigen, noch nicht hinlänglich aufgeklärten, oder verschiedene Ansichten und Auflösungen zulassenden Gegenstand ist, so läſst sich doch wohl als etwas

Wir lieben den Don Quichotte, von welcher Art er sey,
Und wenn wir seine Schwärmerey,
Nicht ihn, den guten Mann, belachen,
Geschieht es bloſs, weil uns Galenus sagt,
Daſs Lachen und fröhlicher Muth die bösen Geister verjagt.

6.

„Und alle diese Filosofien
Was sollen sie uns? — Warum gerade vor diesem Gesang?
Dem Dichter, scheint es, wird mitunter die Weile lang,
Und, um sein albernes Werk in achtzehn Bücher zu ziehen,
Ist alles gut, was ihm zu Kopfe steigt.“ —
Herr Kritikus! — Horaz, dem ihr die Ehr' erzeigt
Ihm gelten zu lassen: „Er habe so ganz erträglich geschrieben,
Und meistens mit Witz und Laune, oft scharf, doch ziemlich fein,
(Die Schnaken abgerechnet) den Narren mit Narren getrieben,
Und alles dieſs in ziemlich gutem Latein;

Ausgemachtes annehmen: ein erdichteter Dialog sey desto vollkommener, je mehr er einem unter geistreichen und gebildeten Personen wirklich vorgefallenen Gespräch ähnlich sieht. In einer solchen gesellschaftlichen Unterhaltung stellt jeder seinen Mann; jeder hat seinen eigenen Kopf mitgebracht, hat seine Meinung, und weiſs sie, wenn sie angefochten wird, mit starken oder schwachen, aber doch wenigstens mit scheinbaren, Gründen zu unterstützen. Wird gestritten, so wehrt sich jeder seiner Haut so gut er kann; oder sucht man einen Punkt, welcher Allen noch dunkel ist, ruhig und gemeinschaftlich aufzuhellen, so trägt jeder nach Vermögen dazu bey. Glaubt Einer die Wahrheit, welche gesucht wird, gefunden zu haben, so hört er die Zweifel, die ihm dagegen gemacht werden, gelassen an, und die daraus entstehende Erörterung dient entweder die gefundene Wahrheit zu bestätigen und anerkennen zu machen, oder den vermeinten Finder zu überführen, daſs er sich geirret habe; und wäre auch Einer in der Gesellschaft allen übrigen an Scharfsinn und Sachkenntniſs merklich überlegen, so ist dieser so weit entfernt sich dessen zu überheben, das Wort allein führen zu wollen, und den andern nichts übrig zu lassen als immer Ja zu sagen, daſs er ihnen sogar, falls sie ihre Zweifel und Einwürfe nicht in ihrer ganzen

Stärke vorzutragen wissen, mit guter Art zu Hülfe kommt, ihre Partey gegen sich selbst nimmt, und nicht eher Recht behalten will, bis alle Waffen, womit seine Meinung bestritten werden kann, stumpf oder zerbrochen sind. Unterhaltungen dieser Art sind es, die der Dialogendichter zu Mustern nehmen muſs; aber auch dadurch hat er den Forderungen der Kunst noch kein Genüge gethan. Denn da er, als Künstler, sich nicht auf das Gemeine und Alltägliche beschränken, sondern das Schönste und Vollkommenste in jeder Art, oder, genauer zu reden, ein in seinem Geiste sich erzeugendes Bild desselben, zum Vorbilde seines Werkes nehmen und dieses eben dadurch zum wahren Kunstwerk erheben soll: so kann mit dem gröſsten Rechte von ihm erwartet werden, daſs die gelungene Bestrebung, dem Ideal eines vollkommenen Dialogs so nahe als möglich zu kommen, in seinem ganzen Werke sichtbar sey. Ich darf nicht besorgen einer Ungerechtigkeit gegen unsern Dialogendichter beschuldiget zu werden, wenn ich sage, daſs er bey der Ausarbeitung des Gespräches, wovon wir reden, eher an alles andere als an diese Pflicht gedacht habe; denn statt eines Gemähldes, worin Sokrates als die Hauptfigur in einer Gesellschaft, in welcher es ehrenvoll ist der erste zu seyn, erschiene, glauben wir den Homerischen Tiresias unter den Todten zu sehen.

> „Er allein hat Verstand, die andern sind flatternde Schatten.“

In der That sind von der letzten Hälfte des zweyten Buchs an, alle übrigen eine Art von stummen Personen; selbst Glaukon und Adimanth, an welche Sokrates seine Fragen richtet, haben gröſsten Theils wenig mehr zu sagen, als was sie, ohne den Mund zu öffnen, durch bloſses Kopfnicken, oder ohne sichtbar zu seyn, wie die körperlose Nymfe Echo, durch bloſses Wiederhallen hätten verrichten können; und so ist nicht zu läugnen, daſs dieser so genannte Dialog eben so gut und mit noch besserm Recht ein sokratischer Monolog heiſsen könnte.

Daſs das erste und zweyte Buch hiervon eine Ausnahme macht, brachte die Natur der Sache mit sich. In einer Gesellschaft von mehr als zwölf Personen, will sichs nicht wohl schicken, daſs Einer sich der Rede sogleich ausschlieſslich bemächtige; und Plato benutzt diesen Umstand, seine Leser gleich Anfangs durch das Gespräch zwischen Sokrates und dem alten Cefalus (dem Herrn des Hauses) über die Vortheile und Nachtheile des hohen Alters (die kleinste und schönste Episode dieses Werks) in Erwartung einer angenehmen und interessanten Unterhaltung zu setzen. Aber lange kann der Platonische Sokrates ein Gespräch dieser Art nicht ausdauern. Er muſs was zu disputieren haben; und da ihm Cefalus keine Gelegenheit dazu giebt, macht er sie selbst, indem er ihn, man sieht nicht recht warum, durch eine verfängliche Frage in einen Streit über den richtigen Begriff der Gerechtigkeit zu ziehen sucht, und dadurch den eigentlichen Gegenstand dieses Dialogs, wiewohl ein wenig bey den Haaren, herbeyzieht. Der schlaue Alte, der die Falle sogleich gewahr wird, macht sich, mit der Entschuldigung, daſs seine Gegenwart beym Opfer nöthig sey, in Zeiten aus dem Staube; seinem Sohne Polemarchus auftragend, die Sache mit dem kampflustigen Herren auszufechten. Der junge Mann zeigt sich dazu bereitwillig, und der Streit beginnt über den Spruch des Simonides, „jedem das Seine geben ist gerecht,“ welchen Polemarch behauptet, Sokrates hingegen mit verstellter Bescheidenheit und Ehrfurcht „vor einem so weisen und göttlichen Manne wie Simonides,“ unter dem ironischen Vorwand er verstehe die Meinung dieser Worte nicht recht, nach seiner gewohnten Art bestreitet, indem er jenen durch unerwartete Fragen und

Indukzionen in die Enge zu treiben und zum Widerspruch mit sich selbst zu bringen sucht. Polemarch wehrt sich zwar eine Weile, sieht sich aber, da er zu rasch und hitzig dabey zu Werke geht und seinem Gegner an Spitzfindigkeit nicht gewachsen ist, ziemlich bald genöthigt, seine Meinung zurück zu nehmen. Ich gestehe, daſs ich es, an Platons Stelle, nicht über mich hätte gewinnen können, weder den Sokrates mit so ströhernen Waffen fechten, noch den Sohn des Cefalus sich so unrühmlich überwunden geben zu lassen. Man könnte zwar zu seiner Entschuldigung sagen: Bekannter Maſsen habe Sokrates sich gegen die Sofisten und ihre Schüler aus Verachtung keiner schwerern Waffen bedient; da es ihm nicht darum zu thun gewesen sey, sie zu belehren, sondern ihrer zu spotten, sie in Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln, und eben dadurch, daſs sie sich so leicht verwirren und in Verlegenheit setzen lieſsen, sie selbst und die Zuhörer ihrer Unwissenheit und Geistesschwäche zu überweisen. Ich antworte aber: sobald Plato, der Schriftsteller, sich die Freyheit herausnahm, den nicht mehr lebenden Sokrates zum Helden seiner filosofischen Dramen und dialektischen Kampfspiele zu wählen, und ihm zu diesem Ende eine subtile, schwärmerische, die Grenzen des Menschenverstandes überfliegende Filosofie, die nichts weniger als die seinige war, in den Busen zu schieben; mit Einem Wort, so bald er sich erlaubte aus dem wirklichen Sokrates einen idealischen zu machen, würde es ihm sehr wohl angestanden haben, auch die einzigen Züge, die er ihm lassen mufste, wenn er sich selbst noch ähnlich sehen sollte, die Art wie er die Ironie und die Indukzion zu handhaben pflegte, zu idealisieren; ich will sagen, sie mit aller der Feinheit und Kunst zu behandeln, deren sie bedarf, wenn sie für eine Methode gelten soll, dem gemeinen Menschenverstand den Sieg über sofistische Spitzfindigkeit und täuschende Gaukeley mit Ähnlichkeiten, Wortspielen und Trugschlüssen zu verschaffen. Diefs, denke ich, müfste ihm Pflicht seyn, wenn er das Andenken seines ehrwürdigen Lehrers wirklich in Ehren hielte, und ich sehe nicht, womit er zu entschuldigen wäre, dafs er in diesem Wortgefechte mit Polemarch gerade das Gegentheil thut. Oder mufs es nicht dem blödesten Leser in die Augen springen, dafs sein vorgeblicher Sokrates den Spruch des Simonides auf eine Art bestreitet, die den Leser ungewifs läfst, ob der Sofist Sokrates den ehrlichen Polemarch, oder der Sofist Plato den ehrlichen Sokrates zum Besten haben wolle? Denn (was wohl zu bemerken ist)

Polemarch erscheint in diesem Streit zwar als ein ziemlich kurzsinniger und im Denken wenig geübter Mann, aber nichts an ihm läſst uns argwohnen, daſs es ihm nicht um Wahrheit zu thun sey; und der Satz des Simonides, wenn er gleich den höchsten und reinsten Begriff dessen was gerecht ist nicht erreicht, drückt doch eine so allgemein für Wahrheit anerkannte Maxime aus, daſs man nicht begreift, wie Platons Sokrates sich erlauben kann, einen so platten langweiligen Scherz damit zu treiben. Oder sollte Plato im Ernst glauben, die Erklärung des Simonides werde dadurch der Unrichtigkeit überwiesen, „daſs einer z. B. Unrecht hätte, wenn er ein bey ihm hinterlegtes Schwert dem Eigenthümer auf Verlangen wieder gäbe, falls dieser wahnsinnig wäre, oder der Depositor gewiſs wüſste, daſs er seinen Vater damit ermorden wolle?“ — Denn wer sieht nicht, daſs hier bloſs mit den verschiedenen Bedeutungen, die das Wort gerecht im gemeinen Leben hat, gespielt wird; daſs die Fälle, worin es nicht recht, d. i. weder gesetzmäſsig noch klug, schicklich und rathsam ist, das Anvertraute dem Eigenthümer wieder zu geben, Ausnahmen sind, die aus dem Zusammenstoſs verschiedener gleich heiliger Pflichten entstehen; und daſs daher unter verschiedenen Umständen und in verschiedener Ansicht eben dasselbe recht und unrecht seyn kann? Daſs Sokrates dieſs nicht zu wissen scheint — und daſs der gute Polemarch, so bald ihm die Ausnahme als ein Einwurf vorgehalten wird, gleich so erschrocken, als würde ihm der Kopf der Gorgone vor die Augen gehalten, zurück springt, und den Worten des Simonides flugs eine andere Deutung giebt, die er gleichwohl eben so wenig gegen die Sofistereyen und Ironien des groſsen dialektischen Kampfhahns zu behaupten weiſs, — alle diese Antinomien gegen die Gesetze der gesunden Vernunft sind, ich muſs es gestehen, etwas hart zu verdauen, wiewohl sie aufhören in Erstaunen zu setzen, wenn man gesehen hat, daſs das ganze Buch von ihres gleichen wimmelt. Und gleichwohl dürft' es jedem Leser, der gerade keinen besonderen Sinn für die Reitze dieser Art von Spaſsmacherey hat, schwer fallen, an dem göttlichen Plato nicht irre zu werden, wenn er auf die platten, und in eine Menge kleiner, zum Theil ganz müſsiger Quästiunkeln aufgelösten Induktzionen stöſst, wodurch der treuherzige Polemarch sich vom Sokrates weiſs machen läſst: aus seiner Hypothese, „jedem das seine geben sey so viel als seinen Freunden Gutes und seinen Feinden Böses thun,“ folge ganz natürlich, der gerechteste Mann sey der gröſste Dieb, und die Gerechtigkeit sey nur in so fern etwas Gutes als man keinen Gebrauch von ihr mache. Wer kann sich einbilden, ein so scharfsinniger geometrischer Kopf wie Plato habe sich selbst über die Armseligkeit solcher Beweise, die zum Theil auf bloſsen Wortspielen beruhen, täuschen können, und sehe nicht so gut als wir, daſs Polemarch der blödsinnigste Knabe von der Welt gewesen seyn müſste, wenn er sich in so groben Schlingen hätte fangen lassen? Er muſs also eine besondere Absicht dabey gehabt haben; und was konnte diese anders seyn, als seinem Pseudo-Sokrates, um ihm desto mehr Ähnlichkeit mit dem wahren zu geben, eine Eirons-Larve umzubinden, und die bekannte Manier im Dialogisieren, welche dem ächten Sokrates eigen war und vom Xenofon in seinem Symposion so schön dargestellt wird, auf eine Art nachzuahmen, die zu jener Larve paſst, und gerade deſswegen, weil sie übertrieben ist, dem groſsen Haufen und den Fernestehenden die Ähnlichkeit seines Zerrbildes mit dem Original (dessen feinste Züge im Gedächtniſs der Meisten schon ziemlich abgebleicht sind) desto auffallender macht?

Unter die ziemlich häufig in diesem Dialog vorkommenden Beyspiele, daſs Plato, so bald er will, die dramatische Wahrheit und das, was jeder Person zukommt, sehr gut zu beobachten weiſs, rechne ich die Art, wie er den Sofisten Thrasymachus auf den Kampfplatz springen läſst, und überhaupt, die wahrhaft attische Eleganz und Feinheit, womit er die eitle Selbstgefälligkeit und den neckenden, naserümpfenden, nicht selten in beleidigende Grobheit übergehenden Stolz des plumpen Sofisten mit der kaltblütigen Urbanität und ironischen Demuth des seiner spottenden Sokrates kontrastieren läſst. Nur Schade, daſs der letztere auch hier seine Würde nicht durchaus so behauptet, wie der Anfang uns erwarten macht. Man könnte zwar sagen, es zeige sich in dem ganzen ersten Buche, daſs es dem Sokrates noch kein rechter Ernst sey: daſs er bloſs, wie ein Citherspieler der sich hören lassen will, sein Instrument zu stimmen und zu probieren scheine, wiewohl er, auch indem er nur nachlässig auf den Saiten herumklimpert, schon zu erkennen giebt was man von ihm zu erwarten habe. Es mag seyn, daſs Plato diesen Gedanken hatte; indessen möchte ich doch behaupten, daſs die Disputazion mit dem Sofisten Thrasymachus unter die ausgearbeitetsten Theile des ganzen Werks gehöre, und für ein Meisterstück in der ächtsokratischen Manier, einen streitigen Punkt aufs

7.

Obgleich die Griechischen Wörter, Wortfügungen und so weiter,
Und manche Ode, zu warm von Lieb' und Wein,
Wohl möchten unterblieben seyn." —
Horaz demnach, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
(Wie meines Hagedorns [2] einst) macht meine Apologie.
Wir folgen seinem Gesetz, den Scherz mit Sokratischen Lehren
Zu würzen — zwar nach unsrer Fantasie;
Allein wer läſst sich diese Freyheit wehren?
Das Steckenpferd, das wir reiten, hat seinen eignen Gang,
Und leidet, so sanft es geht, nicht den geringsten Zwang.

8.

Um also zu Dindonetten, (die, wie ihr wiſst, sehr nah
Am Herzen uns liegt) zurück in ihre Höhle zu kehren,
So stand sie, das groſse Werk zu fördern und zu mehren,
Wohl eine Stunde bereits, gleich einer Pythia,
Dem Kabbalisten gegen über,

Reine zu bringen, gelten könnte, wenn Sokrates seinem eigenen Karakter immer getreu bliebe und — nachdem er den Sofisten so weit getrieben, daſs er geradezu behaupten muſs, die Ungerechtigkeit sey Weisheit, und die Gerechtigkeit also das Gegentheil, — sich nicht, aus wirklicher oder verstellter Verlegenheit wie er ihn widerlegen wolle, in eine weitausgeholte, spitzfindige Manier mit unbestimmten, schillernden und doppelsinnigen Begriffen und Sätzen, wie mit falschen Würfeln, zu spielen, verirrte, d. i. wenn der verkappte Sokrates, der seine Rolle bisher bis zum Täuschen gespielt hatte, nicht auf einmahl in den leibhaften Plato zurückfiele, und am Ende noch zehnmahl mehr Sofist würde als sein Gegner selbst. Es ist schwer zu begreifen, wie Plato sich in solchen Spielereyen so sehr gefallen, oder wie er glauben kann, er habe seinen Gegner zu Boden gelegt, wenn er durch eine lange Reihe nichts beweisender Gleichungen zuletzt das Gegentheil von dem, was jener behauptet hatte, herausbringt. Das allerseltsamste aber ist dann doch, daſs in diesem ganzen Schattengefechte beide streitende Parteyen, indem sie einen bestimmten filosofischen Begriff von der Gerechtigkeit suchen, den popularen, auf das allgemeine Menschengefühl gegründeten Begriff immer stillschweigend voraussetzen, ohne es gewahr zu werden. Es ist als ob die närrischen Menschen den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen könnten; sie suchen was ihnen vor der Nase liegt, und was sie bloſs deſswegen nicht finden, weil sie sich in einer Art von Schneckenlinie immer weiter davon entfernen. Sie würden gar bald einig geworden seyn, wenn Sokrates, statt der kleinen spitzfündigen und hinterstelligen Fragen, die ihm schon Aristofanes vorwarf, geradezu gegangen, und das, was alle Menschen, vermöge eines von ihrer Natur unzertrennlichen Gefühls, von jeher Recht und Unrecht nannten, in seiner ersten Quelle aufgesucht hätte. Leicht wär' es dann gewesen, das, was Recht ist, von dem, was Wahn oder Gewalt zu Recht setzen, zu unterscheiden; die Streitenden hätten einander nicht lange miſsverstehen können, und wären in der Hälfte der Zeit einig geworden, welche Platons sofistisierender Sokrates verschwendet, um — am Ende selbst gestehen zu müssen, daſs — nach allem, was über die albernen Fragen: ob die Gerechtigkeit Tugend oder Untugend, Weisheit oder Thorheit, nützlich oder schädlich sey? seit mehr als einer langen Stunde gewitzelt, ironisiert und in die Luft gefochten worden, — die groſse Frage, was ist Gerechtigkeit? aus seiner Schuld noch immer unausgemacht geblieben sey.

Wie Sokrates, nach einem solchen Geständniſs, zu Anfang des zweyten Buchs sagen kann: „er habe geglaubt das Gespräch sey nun zu Ende,“ weiſs ich nicht; denn daſs Thrasymachus schon seit einer ziemlichen Weile, mit dem hoffärtigen Anstand eines Kämpfers, der seinen Gegner nicht für gut genug hält ihn seine Überlegenheit fühlen zu lassen, sich zurückzieht, machte zwar dem Spiegelgefecht mit ihm ein Ende; aber die Untersuchung selbst war so wenig beendigt, daſs sie nicht einmahl recht angefangen hatte. In der That hatte Thrasymachus seine Sache so schlecht geführt, daſs man zur Entschuldigung des Sokrates sagen könnte: er habe es nicht der Mühe werth gehalten Ernst gegen einen Antagonisten zu gebrauchen, den man schon mit Strohhalmen in die Flucht jagen konnte. Ob Plato diesem Sofisten, indem er ihn zu einem eben so hohlen als aufgeblasenen Strohkopf macht, Recht oder Unrecht gethan habe, mag dahin gestellt seyn; genug daſs durch die Art, wie der Streit bisher geführt wurde, für die gute Sache der Gerechtigkeit, welche doch nach Platons Absicht in diesem Dialog einen entschiedenen Sieg über ihre Gegner erhalten sollte, wenig oder nichts gewonnen war. Das Werk muſste also ernsthafter angegriffen werden. Um dieses zu bewerkstelligen, stellt Plato in seinen Brüdern Glaukon und Adimanthus zwey neue Personen auf, welche bisher noch keinen thätigen Antheil an dem Gespräche genommen hatten; und man muſs gestehen, daſs er sein möglichstes gethan hat, die Rolle, die er ihnen im zweyten Buche zu spielen giebt, glänzend und ehrenvoll zu machen. Der erste von ihnen, Glaukon, tritt zwar als Verfechter der Ungerechtigkeit auf, deren Sache Thrasymachus (wie er meint) allzu lässig vertheidigt und ohne Noth viel zu früh aufgegeben habe; verwahrt sich aber mit vieler Wärme gegen den Verdacht, als ob er, indem er alle seine Kräfte zu Gunsten der Ungerechtigkeit aufbiete, aus eigener Überzeugung und gleichsam aus der Fülle des Herzens rede. Also bloſs um den Gegnern der Gerechtigkeit alle Möglichkeit der Einwendung, als ob ihre Gründe nicht in ihrer ganzen Stärke geltend gemacht worden wären, abzuschneiden, und um den Sokrates in die Nothwendigkeit zu setzen, sich der guten Sache in vollem Ernst anzunehmen, nimmt Glaukon das Wort, und macht sich anheischig: vor allen Dingen zu erklären, was nach der Meinung derjenigen, für welche Thrasymachus gesprochen habe, die Gerechtigkeit sey und woher sie ihren Ursprung nehme; sodann zu zeigen, daſs diejenigen, die sich der Gerechtigkeit befleiſsigen, es nicht deſswegen thun, weil sie in ihren Augen ein Gut, sondern weil sie ein nothwendiges Übel ist; und endlich drittens zu beweisen, daſs diese Leute Recht haben; sintemahl die Erfahrung bezeuge, daſs das Leben des Ungerechten in der That glücklicher sey als des Gerechten. „Nicht als ob ich selbst diese Meinung hegte, sagt Glaukon; aber doch stoſsen mir zuweilen Zweifel auf, da ich täglich von Thrasymachus und zehen Tausend andern so viel dergleichen hören muſs, daſs mir die Ohren davon gellen, hingegen mir noch Niemand, so wie ich es wünschte, bewiesen hat, daſs der Gerechte sich im Leben besser befinde als der Ungerechte.“

Ich zweifle ob unser alter Freund Hippias selbst diese Lieblingslehre der Sofisten (die übrigens in der Geschichte der Menschen und der Erfahrung nur allzugegründet ist) deutlicher und scheinbarer hätte vortragen und zierlicher zusammen fassen können, als in der kleinen Rede geschehen ist, welche Plato seinem Bruder Glaukon hier in den Mund legt. Ob aber gleichwohl durch die unserm Filosofen eigene Art, alles auſs höchste zu treiben, den Behauptern der Lehre, „daſs der „Unterschied zwischen dem, was die Men„schen Recht und Unrecht nennen, sich bloſs „auf einen durch die Noth aufgedrungenen „Vertrag gründe;“ nicht einiges Unrecht geschehe, dürfte wohl die Frage seyn. „Un„recht thun (sagt Glaukon) ist, nach der „gemeinen Meinung, an sich selbst, oder „seiner Natur nach gut, Unrecht leiden an „sich selbst, übel. Aber aus dem Un„recht leiden entsteht mehr und gröſseres „Unheil, als Gutes aus dem Unrecht „thun. Nachdem nun die Menschen einan„der lange Unrecht gethan und Unrecht von „einander erlitten, glaubten die Schwä„chern, — eben darum, weil die Schwäche, „um derentwillen sie alles Unrecht von den „Stärkern leiden müssen, sie unvermögend „machte, das Vergeltungsrecht an jenen aus„zuüben, — sich nicht besser helfen zu kön„nen, als indem sie in Güte mit einander „übereinkämen weder Unrecht zu thun noch „zu leiden.“ — Auf diese Weise, meint er, seyen die Gesetze und Verträge entstanden, und so habe das durchs Gesetz befohlene oder verbotene die Benennung des Rechts oder Unrechts erhalten. Dieſs sey also der Ursprung der Gerechtigkeit, und so stehe sie, ihrem Wesen nach, zwischen dem Besten und dem Schlimmsten in der Mitte; denn das

Beste wäre, ungestraft Unrecht zu thun, das Schlimmste Unrecht zu leiden ohne sich rächen zu können. Die Gerechtigkeit werde also nicht geschätzt weil sie etwas Gutes an sich sey, sondern bloſs in so fern sie den Schwächern zur Brustwehr gegen die Beeinträchtigungen der Stärkern diene. Wer sich folglich stark genug fühle, dieser Brustwehr nicht zu bedürfen, werde sich wohl hüten sich in Verträge, andern kein Unrecht zu thun um keines von ihnen zu leiden, einzulassen; denn da er das letztere nicht zu befürchten habe, so müsse er wahnsinnig seyn, wenn er sich des Vortheils, den Schwächern ungestraft Unrecht zu thun, freywillig begeben wollte."

Ich kann mich irren; aber so weit ich die Sofisten, deren System Plato in diesem zweyten Buche in seiner ganzen Stärke vorzutragen unternommen hat, kenne, scheint er mir, es sey nun vorsetzlich oder unvermerkt, etwas von seiner eigenen Vorstellungsweise in die Darstellung der ihrigen eingemischt zu haben. Ich wenigstens zweifle sehr, ob es jemahls einem Menschen eingefallen ist, zu behaupten: Unrecht thun sey gut an sich. Und was versteht Glaukon, aus dessen Munde Plato hier spricht, unter Unrecht thun? Wenn der Unterschied zwischen Recht und

Unrecht erst durch Verträge und verabredete Gesetze bestimmt werden muſs, so giebt es in dem Zustande der natürlichen Freyheit, der den gesellschaftlichen Vereinigungen vorhergeht, kein Unrecht. Oder spielt Plato, wie er so gern thut, auch hier mit dem Doppelsinn des Worts *adikein*, welches so wohl beleidigen, als Unrecht thun bedeutet? Im Stande der natürlichen Freyheit (den ich lieber den Stand der menschlichen Thierheit nennen möchte) beleidige ich den Schwächern, dem ich die Speise, womit er seinen Hunger stillen will, mit Gewalt wegnehme; im Stande der politischen Gesellschaft thue ich ihm dadurch Unrecht, weil das Gesetz alle Beleidigungen verbietet. So verstehen es, meines Wissens, die Sofisten; und wiewohl sie behaupten, daſs es dem Menschen, welcher Macht genug hat alles zu thun was ihm beliebt und gelüstet, nicht unrecht sey die Schwächern zu berauben oder zu unterjochen, sobald er Vortheil oder Vergnügen davon zu ziehen vermeint: so hat doch schwerlich einer von ihnen jemahls im Ernste behauptet, Unrecht thun, oder andere beleidigen sey schon an sich selbst, ohne Einschränkung, Bedingung oder Rücksicht auf einen dadurch zu gewinnenden Vortheil, gut, folglich recht thun an sich selbst übel. Sie kennen überhaupt kein Gut stand genug hat sein eigenes Bestes zu beherzigen, nicht alles erlauben was er kann. Indessen ist nicht zu läugnen, daſs der Grundsatz der Sofisten, „die Gerechtigkeit (in so „fern die Erfüllung der bürgerlichen Gesetze „darunter verstanden wird) sey ein Zaum, „den bloſs die Nothwendigkeit den Menschen „über den Hals geworfen habe, und von wel„chem jedermann, so bald er es ungestraft „thun könne, sich los zu machen suche,“ sich als Thatsache auf die allgemeine Erfahrung gründet, und daſs die Sokratesse (wofern es jemahls mehr als Einen gegeben hat) noch seltner als die weiſsen Raben sind. Diese Thatsache ist im Lehrbegriff der Sofisten eine natürliche Folge des Beweggrundes, der die Menschen aus dem freyen Naturstande (wo die Kraft allein entschied, und, weil es noch kein Gesetz gab, Jeder sich alles erlauben durfte was er auszuführen vermögend war) heraustrieb, und in den Stand des politischen Vereins zu treten nöthigte. Jene unbeschränkte Freyheit würde von den Menschen als ihr höchstes Gut angesehen werden, wenn sie nicht, eben darum weil sie nur von dem Stärkern ausgeübt werden kann, die unsicherste Sache von der Welt wäre. Denn welcher Mensch kann sich in einem Stande, wo Einer immer gegen Alle und Alle gegen Einen sind, nur einen Tag

Mit fliegenden Haaren und bloſsen Schultern da,
Und wünschte, während sie ihm steif in die Augen sah,
Die Ceremonie wäre vorüber;
Allein den Weisen, der nie in solchem Feuer sich sah,
Befällt auf einmahl ein seltsames Fieber.

9.

Ihm pocht gewaltig das Herz, es wird ihm grün und blau
Vorm schwimmenden Aug', und, ohne selbst zu wissen
Wie ihm geschieht, vergiſst er die mystische Frau,
(Die nun mit dem Sternensohn ewig wird schwanger gehen müssen)
Und liegt mit lechzendem Gaum — zu Dindonettens Füſsen.
Stracks füllt ein wirbelnder Dampf mit Finsterniſs und Graus
Die ganze Höhle, die Öfen und Tiegel fallen,
Man hört wie ein Rabengekrächz, man sieht Gespenster wallen,
Es donnert und blitzt, und unter betäubendem Knallen
Fährt mit den solarischen Geistern der Drache zum Schorstein hinaus.

darauf verlassen, der Stärkere zu bleiben? Die eiserne Nothwendigkeit zwingt sie also, wider ihren Willen, zum gesellschaftlichen Verein, als dem einzigen Mittel, ihr Daseyn und jeden daher entspringenden Genuſs unter Gewährleistung der Gesetze in Sicherheit zu bringen. Natürlicher Weise aber behält sich jeder stillschweigend vor, die Gesetze (die ihm nur, in so fern sie ihn gegen andere schützen, heilig, aber, in so fern sie seiner eigenen Freyheit Schranken setzen, verhaſst sind) so oft zu übertreten, als er es mit Sicherheit thun kann. Diesem nach wäre dann bey allen, welchen es an Macht gebricht sich öffentlich und ungescheut über Recht und Unrecht weg zu setzen, kein anderer Unterschied zwischen dem gerechten und ungerechten Manne, als daſs jener sich nie ohne eine Larve der Gerechtigkeit sehen läſst, die er sich so geschickt anzupassen weiſs, daſs sie sein eigenes Gesicht zu seyn scheint; dieser hingegen so plump und unvorsichtig ist, sich immer über der That ertappen zu lassen. Darin, daſs keiner sich etwas, das ihn gelüstet, versagen möchte, und jeder wo möglich Alles zu haben wünscht, sind sie einander beide gleich.

Da dieſs in der That hart klingt, so hält sich Glaukon, im Namen derjenigen, deren

Sachwalter er vorstellt, zum Beweise verbunden, und führt ihn sehr sinnreich, vermittelst der Voraussetzung, daſs beide, der Gerechte und der Ungerechte, wie jener aus dem Herodot bekannte Lydier, (dessen fabelhafte Geschichte Glaukon hier etwas anders als Herodot erzählt) im Besitz eines unsichtbar machenden Ringes wären. Ein solcher Ring würde, dünkt mich, als Probierstein gebraucht, allerdings das untrüglichste Mittel seyn, den wahrhaft rechtschaffenen Mann von dem Heuchler zu unterscheiden; aber zu dem Gebrauch, den Glaukon von ihm macht, scheint er nicht zu taugen. Denn indem dieser ganz herzhaft annimmt, daſs der Gerechte, so bald er sich im Besitz eines solchen Ringes sähe, nicht um ein Haar besser als der Ungerechte seyn, und alle mögliche Bubenstücke, wozu Lust, Habsucht oder andere Leidenschaften ihn reitzen könnten, eben so unbedenklich verüben würde als jener, setzt er als etwas Ausgemachtes voraus, was erst bewiesen werden sollte. Wenn auch wir andern gewöhnlichen Leute so überschwänglich bescheiden seyn wollten, einen Zweifel in uns selbst zu setzen, ob wir wohl den Versuchungen eines solchen Zauberringes widerstehen könnten; wer darf nur einen Augenblick zweifeln, daſs ein Sokrates durch den Besitz desselben weder an Macht, noch Geld, noch sinnlichen Genüssen reicher geworden wäre?

Indessen, wofern es auch an einzelnen Ausnahmen nicht fehlen sollte, so ist doch nur gar zu wahrscheinlich, daſs unter Tausend, die für gute ehrliche Leute gelten, weil sie weder Muth noch Macht haben sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, nicht Einer wäre, der mit dem Ring des Gyges nicht die vollständigste Befreyung von allem Zwang der Gesetze zu erhalten glauben würde. Glaukon, (der noch immer im Nahmen derjenigen spricht, denen Recht und Unrecht für bloſse Satzung des gesellschaftlichen Vereins und der Machthaber in demselben gilt) ist seiner Sache so gewiſs, daſs er geradezu versichert: jedermann sey so völlig davon überzeugt, daſs die Ungerechtigkeit dem Ungerechten vortheilhafter sey als die Gerechtigkeit, daſs sobald jemand glaube er könne mit Sicherheit Unrecht thun, er es nicht nur ohne alles Bedenken thun werde, sondern sich für den gröſsten aller Thoren und Dummköpfe halten würde, wenn er es nicht thäte. Um sich, sagt er, zu überzeugen, daſs einem verständigen Menschen nicht zuzumuthen sey, anders zu denken und zu handeln, brauche es nichts als das Loos zu erwägen, das der Gerechte und der Ungerechte im Leben unter den Menschen zu gewarten habe.

So weit hatte Plato seinen Glaukon die Lehre der Sofisten, die er nicht ohne Grund die gemeine Meinung nennt, ziemlich treu und unverfälscht vortragen lassen; aber nun schiebt er ihm wieder unvermerkt seine eigene Vorstellungsart unter, indem er ihn aus der wirklichen Welt, aus welcher sich jene nie versteigen, auf einmahl in seine eigene Ideenwelt versetzt, unter dem Vorwand: das Problem, wovon die Rede ist, könne auf keine andere Weise ganz rein aufgelöset werden. Wir wollen sehen!

Denken wir uns (sagt der Platonisierende Glaukon) um uns den Unterschied zwischen dem gerechten und ungerechten Mann völlig anschaulich zu machen, beide in ihrer höchsten Vollkommenheit, so daſs dem Ungerechten nichts was zur Ungerechtigkeit, dem Gerechten nichts was zur Gerechtigkeit gehört, abgehe. Es ist also, um mit dem Ungerechten den Anfang zu machen, nicht genug, daſs er immer und bey jeder Gelegenheit so viel Unrecht thut als er kann und weiſs; wir müssen ihm auch noch erlauben, daſs er, indem er nichts als Böses thut, sich immer den Schein des Gegentheils zu geben und die Meinung von sich fest zu setzen wisse, daſs er der rechtschaffenste Mann von der Welt sey; und da es, mit allem dem, doch begegnen könnte, daſs auf eine oder die andere Weise etwas von seinen Bubenstücken an den Tag käme, so muſs er auch noch Beredsamkeit genug, um sich in den Augen der Menschen völlig rein zu waschen, und im Nothfall, so viel Muth, Vermögen und Anhänger besitzen, als nöthig ist um Gewalt zu brauchen, wenn List und Heucheley nicht hinreichen will. Diesem Bösewicht nun stellen wir den Gerechten gegen über, einen guten, ehrlichen, einfachen Biedermann, der was er ist nicht scheinen will, sondern sich begnügt es zu seyn. Damit wir aber recht gewiſs werden, daſs ihm nichts zur vollkommnen Rechtschaffenheit abgeht, ist schlechterdings nöthig, daſs wir ihn in der öffentlichen Meinung zum Gegentheil dessen machen, was er ist; denn wenn er auch rechtschaffen zu seyn schiene, würden ihm Ehrenbezeugungen und Belohnungen nicht fehlen, und da würde es ungewiſs seyn, ob er das, was er schiene, wirklich und aus reiner Liebe zur Gerechtigkeit, oder nur der damit verbundenen Vortheile wegen sey. Wir müssen ihm also Alles nehmen, bis ihm nichts als die nackte Rechtschaffenheit übrig bleibt, und ihn, mit Einem Worte, so setzen, daſs er in Allem als das

Gegentheil des Ungerechten dastehe. Dieser ist ein ausgemachter Bösewicht und scheint der unbescholtenste Biedermann zu seyn; jener ist sein ganzes Leben durch der rechtschaffenste aller Menschen, und wird für den gröſsten Bösewicht gehalten; geht aber, ohne sich seinen schlimmen Ruf und die Folgen desselben im geringsten anfechten zu lassen, seinen Weg fort, und beharret, wiewohl mit jeder Schande des verworfensten Buben belastet, unbeweglich bey seiner Rechtschaffenheit bis in den Tod. Man kann sich leicht vorstellen, wie es diesen beiden idealischen Wesen, wenn sie verkörpert und ins menschliche Leben versetzt würden, ergehen müſste. „Der Gerechte, sagen die Lobredner der Ungerechtigkeit, wird gegeiselt, auf die Folter gespannt und in Ketten gelegt werden; man wird ihm die Augen ausbrennen, und nachdem er alle nur ersinnliche Miſshandlungen erduldet hat, wird er ans Kreuz geschlagen werden, und nun zu spät einsehen, daſs man zwar rechtschaffen scheinen, aber kein Thor seyn muſs es wirklich zu seyn. Wie herrlich ist hingegen das Loos des Ungerechten, der die Klugheit hat, die öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen, und während er sich unter der Larve der Tugend ungestraft alles erlauben kann, für einen rechtschaffnen und verdienstvollen Mann gehalten zu werden? Die höchsten Ehrenstellen im Staat erwarten seiner; er kann heurathen wo er will, und die Seinigen ausgeben an wen er will; jedermann rechnet sichs zur Ehre in Verhältniſs und Verbindung mit ihm zu kommen; ihm, dem kein Mittel zu seinem Zweck zu schlecht ist, schlägt alles zum Vortheil an; bey allen Gelegenheiten weiſs er andern den Rank abzulaufen, kurz er wird ein reicher und gewaltiger Mann, und ist also im Stande, seinen Freunden nützlich zu seyn, seinen Feinden zu schaden, und die Götter selbst durch häufige Opfer und reiche Weihgeschenke zu gewinnen, so daſs er ihnen lieber seyn wird, als der Gerechte, der nichts zu geben hat.“

Ich weiſs nicht wie vielen Dank euere Sofisten dem göttlichen Plato für diese Darstellung ihrer Lehre von den Vortheilen der Ungerechtigkeit über die Gerechtigkeit wissen werden; gewiſs ist wenigstens, daſs es keinem von ihnen je eingefallen ist, die Frage auf diese Spitze zu stellen, und einen gerechten Mann, wie nie einer war, noch seyn wird, noch seyn kann, zu erdichten, um durch Vergleichung des glücklichen Looses des Ungerechten mit dem jammervollen Leben und schrecklichen Ende dieses Rechtschaffnen die Vorzüge der Ungerechtigkeit in ein desto gröſseres Licht zu setzen. Ich, meines Orts, habe gegen das Ideal des Platonischen Gerechten zwey Einwendungen. Erstens liegt es keineswegs in der Idee eines vollkommen rechtschaffenen Mannes, daſs er nothwendig ein Bösewicht scheinen müsse; im Gegentheil, es ist ihm nicht nur erlaubt zu scheinen was er ist, sondern die Rechtschaffenheit selbst legt es ihm so gar als Pflicht auf, bösen Schein, so viel möglich, zu vermeiden. Auch sehe ich nicht, wie er es ohne Nachtheil sowohl seiner Rechtschaffenheit als seines Menschenverstandes anfangen wollte, um von allen den Menschen, welche tägliche Augenzeugen seines Lebens sind, immer verkannt, gehaſst und verabscheuet zu werden. Alle Umstände, alle Menschen, die ganze Natur müſsten sich auf die unbegreiflichste Art gegen ihn ververschworen, und er selbst müſste sich, unbegreiflicher Weise, unendliche Mühe gegeben haben, seinen Tugenden und guten Handlungen die Gestalt des Lasters und Verbrechens zu geben. Ich zweifle sehr, ob ein einziges Beyspiel aufzustellen sey, daſs ein so guter, redlicher und gerechter Mann, wie ihn Plato setzt, ohne alle Freunde geblieben, und von Niemand gekannt, geliebt und geschätzt worden wäre. Überdieſs lieſse sich noch fragen, ob irgend ein menschenähnliches Wesen, ohne ein Gott zu seyn, die Probe, auf welche unser Ideendichter seinen Gerechten stellt, zu bestehen, und alle Schmach und Marter, die er zu Bewährung seiner Tugend über ihn zusammenhäuft, auszuhalten vermöchte. Dieses Ideal ist also, von welcher Seite man es ansieht, ein Hirngespenst und zu der Absicht, wozu Plato es erdichtet hat, ganz unbrauchbar. Denn solcher ungerechter Menschen, wie er bey dieser Vergleichung annimmt, hat es zwar in der wirklichen Welt von jeher nur allzuviele gegeben, einen solchen Gerechten hingegen nie. Wenn sich also auch aus der Vergleichung des einen mit dem andern die Folge ziehen lieſse, welche Glaukon daraus zieht, so würde doch dadurch nicht bewiesen seyn, daſs die Vortheile, welche der wirkliche Ungerechte von seiner Heucheley erntet, wenn alles, was bey einer scharfen Berechnung in Anschlag kommen muſs, ehrlich und redlich angesetzt wird, denen, die der wirkliche Gerechte durch seine Rechtschaffenheit genieſst, vorzuziehen wären.

5.

An Ebendenselben.

Fortsetzung des vorigen.

Da ich mich, beynahe wider Willen, aber durch die Natur der Sache selbst, mit welcher ich mich zu befassen angefangen, unvermerkt in eine nähere Beleuchtung der einzelnen Theile, woraus die vor uns liegende reiche Komposizion zusammengefügt ist, hineingezogen finde; wird es, bevor wir weiter gehen, edler Eurybates, nöthig seyn, uns auf den Punkt zu stellen, aus welchem das Ganze angeschaut seyn will, um richtig beurtheilt zu werden. Aufser mehrern nicht unbedeutenden Nebenzwecken, welche Plato in seinen vorzüglichsten Werken mit dem Hauptzwecke zu verbinden gewohnt ist, scheint mir seine vornehmste Absicht in dem gegenwärtigen dahin zu gehen, der in mancherley Rücksicht äufserst nachtheiligen Dunkelheit, Verworrenheit und Unhaltbarkeit der vulgaren Begriffe und herrschenden Vorurtheile über den Grund und die Natur dessen, was recht und unrecht ist, durch eine

10.

Wir möchten uns mit der Gewähr nun eben
nicht gerne befaſsen,
Daſs alles dieſs buchſtäblich und aufs Haar
Sich ſo begab, und nicht gemachtes Wetter
war;
Das Urtheil hierüber ſey — dem Leſer über-
laſsen!
Genug, des Fräuleins vermeinte Gefahr
Bewog den Weiſen, ſie kräftig in ſeine Arme
zu faſsen.
Sie, die vielleicht für Zufall hielt
Was Vorſatz war, zerplatzte bald vor Lachen:
„Mein Herr Filoſofus, ey! wo ſind nun Ihre
Drachen?
Bekennen Sie nur, Sie haben die Wette ver-
ſpielt!

11.

Ich hätte zu Ihrem Bart mich eines Beſsern
verſehen!
Ich meines Orts, ich blieb wie eine Säule
ſtehen;
An Ihnen lag die Schuld.“ — Ja, ich geſteh'
es ein;
(Noch hört er nicht auf, den Arm um ihre
Hüften zu ſchlagen)
Und könnten Sie wohl ſo unbarmherzig ſeyn,

scharfe Untersuchung auf immer abzuhelfen. Diesem groſsen Zwecke zu Folge zerfällt dieser Dialog in zwey Haupttheile. In dem einen, der das erste Buch und die gröſsere Hälfte des zweyten einnimmt, ist es darum zu thun, die folgenden drey Lehrsätze, als die gemeine, von Dichtern, Sofisten und Priestern aus allen Kräften unterstützte, Meinung vorzutragen und auf alle Weise einleuchtend zu machen; nehmlich:

1) daſs der Unterschied zwischen Recht und Unrecht lediglich entweder auf willkührlicher Verabredung unter freyen Menschen, oder auf den Verordnungen regierender Machthaber beruhe, welche letztere natürlicher Weise die Gesetze, so sie den Regierten geben, zu ihrem eigenen möglichsten Vortheil einrichten, sich selbst aber nicht dadurch gebunden halten;

2) daſs die Ungerechtigkeit dem, der sie ausübt, immer vortheilhafter als die Gerechtigkeit, diese hingegen durch nichts als ihren bloſsen Schein nützlich sey; daſs also

3) nur ein einfältiger und schwachherziger Mensch das mindeste Bedenken tragen werde, gegen die Gesetze zu handeln,

sobald er es ungestraft thun könne. Woraus sich dann von selbst ergiebt: daſs — da diese Art zu denken nicht nur den Kindern durch die Dichter (aus deren Gesängen sie den ersten Unterricht empfangen) beygebracht, und in den Erwachsenen durch alles was sie hören und sehen genährt, sondern sogar durch den religiösen Volksglauben und allerley priesterliche Veranstaltungen und Künste so kräftig verstärkt werde, — kein Wunder sey, wenn diese, jeden wirklich edeln und guten Menschen empörende Vorstellungsart über Recht und Unrecht so tiefe Wurzeln geschlagen habe und so verderbliche Früchte bringe, als die tägliche Erfahrung lehre.

Jene drey Irrlehren zu bestreiten, den wesentlichen Unterschied zwischen der Gerechtigkeit, im höchsten Sinn des Wortes, und ihrem Gegentheil überzeugend darzuthun, und zu beweisen,

daſs sie das Ziel und die Vollkommenheit des edelsten Theils der menschlichen Natur sey;

daſs der Mensch nur durch sie in Harmonie mit sich selbst und dem allgemeinen Ganzen gesetzt werde, und daſs, so wie die Ungerechtigkeit die Hauptquelle aller das menschliche Geschlecht drückenden Übel sey, die Gerechtigkeit hingegen das höchste Glück aller einzelnen Menschen sowohl als aller bürgerlichen Gesellschaften bewirken würde;

Alles dieſs macht (die häufigen, zum Theil weitschichtigen Abschweifungen und Zwischenspiele abgerechnet) den Inhalt der übrigen acht Bücher aus, und das ganze Werk kann also als eine ernsthafte Entscheidung des alten Rechtshandels zwischen dem Dikäos und Adikos Logos betrachtet werden, welche der genialische Lieblingsdichter Platons vor mehr als vierzig Jahren in seiner eignen unübertrefflich possierlichen Manier, in ein paar Kampfhähne verkleidet, auf der Athenischen Schaubühne um den Vorzug hatte rechten lassen.

Was für eine Rolle der filosofische Dichter dem Sofisten Thrasymachus und dem wakkern Glaukon zu spielen giebt, haben wir gesehen: nun läſst er auch Glaukons jüngern Bruder Adimanthus das Wort nehmen, und in einer Rede, die an Geist und Zierlichkeit mit dem Diskurs seines Bruders wetteifert, an Lebhaftigkeit und Wärme ihn noch übertrifft, den groſsen Schaden vorstellig machen, welchen Jünglinge edlerer Art nehmen müssen, indem sie sich an dem auffallenden Widerspruch stoſsen, zwischen dem, was sie zu Hause aus dem Munde ihrer Väter hören, und dem was ihnen, sobald sie in die Welt treten, von allen Seiten entgegen schallt; wenn sie hören: wie eben dieselben aus Eingebung der Musen singenden Dichter bald die groſse Liebe und Sorge der Götter für die Gerechten und das Glück, das sie ihnen in diesem und dem künftigen Leben bereiten, anrühmen; bald wieder den Pfad der Tugend als höchst mühselig, steil und mit Dornen verwachsen, den Weg des Lasters hingegen als breit, bequem und anmuthig schildern; itzt in den stärksten Ausdrücken und Bildern von dem Zorn der Götter über die Ungerechten und von den furchtbaren Strafen, die im Tartarus auf sie warten, reden; ein andermahl zum Trost aller Übelthäter versichern, daſs auch die Götter selbst sich wieder herumbringen lassen, und durch Spenden, Gelübde und Opferrauch bewogen werden können, den Sündern zu verzeihen.

Alles was Plato seinen Bruder über diesen Gegenstand und die natürlichen Folgen der Eindrücke, die durch diese sich selbst widersprechenden, aber der Sinnlichkeit und den Leidenschaften schmeichelnden Vorspiegelungen auf lebhafte und nachdenkliche junge Gemüther gemacht werden, sagen läſst, kann schwerlich wahrer, stärker und schöner gesagt werden. Aber durch nichts wird mir Plato achtungswürdiger als durch die Freymüthigkeit, womit er den unendlichen Schaden rügt, den der Miſsbrauch der herrschenden Volksreligion in den sittlichen Gefühlen und Urtheilen der Menschen anrichtet; und gewiſs ist noch nie etwas treffenderes über diesen Punkt gesagt worden als die folgende Stelle aus dem Selbstgespräch, welches er einem solchen von Erziehern, Dichtern und vorgeblichen Filosofen irre gemachten Jüngling in den Mund legt. Nachdem nehmlich dieser aus allem, was er beym Eintritt in die Welt sieht und hört, das Resultat gezogen, „daſs es zum glücklichen Leben nicht nur hinreiche, sondern sogar nöthig sey, sich mit der bloſsen Larve der Rechtschaffenheit zu behelfen, um unter ihrem Schutz des Vortheils, ungestraft sündigen zu können, in vollem Maſse zu genieſsen;“ macht er sich selbst den Einwurf: „wenn es einem nun aber auch gelänge, die Menschen theils durch List und Überredung, theils mit Gewalt dahin zu bringen, daſs sie ihm erlauben müſsten sich alles herauszunehmen was ihm beliebte, so wären dann doch noch die Götter da, gegen welche weder durch Betrug noch Gewalt etwas auszurichten sey. Wie aber (antwortet er sich selbst) wenn es, wie Einige behaupten, gar keine Götter giebt, oder wenn sie sich wenigstens, wie Andre versichern, um die menschlichen Dinge nichts bekümmern? — so brauchen auch wir uns nicht zu kümmern ob sie uns sehen oder nicht. Giebt es Götter, und nehmen sie sich der menschlichen Dinge an, so haben wir doch alles, was wir von ihnen wissen, aus keiner andern Quelle als vom Hörensagen, und am Ende bloſs von den Dichtern, die ihre Genealogien verfaſst haben. Nun sagen mir aber eben diese Dichter, daſs man den Zorn der Götter durch demüthige Abbitten, Opfer und Weihgeschenke von sich ableiten könne. Ich muſs ihnen also entweder beides glauben, oder weder dieſs noch jenes. Glaube ich, nun wohlan! so begeh' ich ungescheut so viel Unrecht als ich kann, opfre den Göttern einen Theil dessen was ich dadurch gewinne, und alles ist gut. Wollt' ich mich der Rechtschaffenheit befleiſsigen, so hätt' ich zwar von den Göttern nichts zu fürchten, dafür aber entgingen mir auch die Vortheile, die ich aus der Ungerechtigkeit ziehen könnte; da ich hingegen bey dieser immer gewinne, und alle Verbrechen, die ich um reich zu werden begehen muſs, bey den Göttern durch Gebete und Opfer wieder gut machen kann. — „Aber (sagt man) am Ende werden wir doch im Hades für alles was wir im Leben Böses begangen haben, entweder in unsrer eigenen Person oder in unsrer Nachkommenschaft bestraft.“ — Auch davor ist Rath! Da kommen uns ja die Mysterien und feierlichen Reinigungen zu Statten, durch welche selbst die furchtbaren Götter der Unterwelt sich besänftigen lassen, wie mir ganze Städte, und die Dichter und Profeten unter den Göttersöhnen bezeugen. Was für einen Beweggrund könnt' ich also haben, die Gerechtigkeit der gröſsten Ungerechtigkeit vorzuziehen, da ich diese nur mit einem guten Äuſserlichen zu bedecken brauche, damit mir, bey Göttern und Menschen, im Leben und Sterben, alles nach Wunsch von Statten gehe, wie ich so viele und groſse Männer behaupten höre?“

Der junge Adimanth, der diese schöne Gelegenheit, ein Probestück seiner Wohlredenheit abzulegen, möglichst benutzen zu wollen scheint, fährt fort die Sache auf alle Seiten zu wenden, und findet ganz natürlich, der erste Grund des Übels liege darin: daſs von den uralten heroischen Zeiten an bis auf diesen Tag niemand die Gerechtigkeit anders angepriesen oder die Ungerechtigkeit anders gescholten habe, als in Rücksicht auf die

Ehre und die Belohnungen, welche jener, oder die Strafen, welche dieser nachfolgten. Was aber die eine und die andere an sich selbst sey, was sie folglich ihrem Wesen nach in der Seele des Gerechten oder Ungerechten wirke, wenn sie auch Göttern und Menschen verborgen blieben, nehmlich, daſs die Ungerechtigkeit das gröſste aller Übel womit eine Seele behaftet seyn kann, die Gerechtigkeit hingegen ihr gröſstes Gut sey, — dieſs habe noch niemand weder in Versen noch in gemeiner Rede hinlänglich dargethan und ausgeführt. Er vereinigt sich also mit seinem Bruder Glaukon, aufs ernstlichste und mit Beweggründen, denen kein aufrichtiger Anhänger der Gerechtigkeit, und Sokrates am allerwenigsten, widerstehen konnte, in den letztern einzudringen, daſs er sich nicht weigern möchte, einem so wichtigen Mangel abzuhelfen; und Sokrates, nachdem er sich eine Weile gesträubt und mit seinem Unvermögen, den von Glaukon so scheinbar behaupteten Vorzug der Ungerechtigkeit siegreich zu widerlegen, entschuldigt hat, wird endlich von den vereinigten Bitten aller Anwesenden überwältigt, daſs er wenigstens sein Möglichstes zu thun verspricht, der guten Sache zu Hülfe zu kommen und ihrem Verlangen Genüge zu leisten.

Daſs Plato die Gelegenheit, die er selbst durch die in den Mund seiner Brüder gelegten schönen Reden herbey geführt hatte, dazu benutzt, seiner Familie, und nahmentlich seinem Vater Ariston und seinen ältern Brüdern Glaukon und Adimanthus aus dem Munde eines Sokrates, zwar mit wenigen aber desto gehaltreichern Worten, ein Denkmahl zu errichten, welches wahrscheinlich, durch das Werk, worin es wie eine glänzende Spitze hervorragt, von ewiger Dauer seyn wird, wollen wir ihm auf keine Weise verdenken. Wenn das, was ihn dazu bewog, eine Schwachheit ist, so ist es wenigstens eine sehr menschliche, die ihm um so mehr zu gut zu halten ist, da er (wie ich kaum zweifle) durch einen Abschnitt in Xenofons Denkwürdigkeiten, worin Glaukon eine sehr armselige Figur macht, bewogen worden seyn mag, diesen seinen Bruder der Nachwelt in einem vortheilhaftern Lichte zu zeigen, und den Verdacht eines einbildischen, leeren, unwissenden Windbeutels und Schwätzers durch die That selbst von ihm abzuwälzen.

Bevor ich weiter gehe, Eurybates, wirst du mir wohl erlauben, dir, statt eines kleinen Zwischenspiels, meine eigenen Gedanken über die Frage, zu deren Beantwortung

Platons Sokrates so weit aushohlt, in möglichster Kürze vorzulegen.

Glaukon behauptete im Nahmen der Lobredner der Ungerechtigkeit: unrecht thun sey an sich etwas Gutes, unrecht leiden hingegen an sich ein Übel. Ich habe schon bemerkt, daſs ihm das doppelsinnige Wort *adikein* hier so viel als beleidigen heiſsen muſs. Die Rede ist von Menschen, und zwar nicht von diesen oder jenen einzelnen, sondern von der ganzen Gattung. Was versteht er aber unter beleidigen? Ich weiſs keine Formel, welche mir bequemer schiene alle Beleidigungen, die der Stärkere dem Schwächern zufügen kann, zusammen zu fassen als diese: andere zu bloſs leidenden Werkzeugen unsrer Bedürfnisse und Lüste machen, und zu Befriedigung unsrer Leidenschaften und Launen uns alles über sie erlauben, wozu uns unsre Überlegenheit das Vermögen giebt. Wenn dieſs seiner Natur nach gut ist, so muſs es allen Menschen, überall und zu allen Zeiten gut seyn. Einander gegenseitig, eigenen Vortheils oder anderer Befriedigungen wegen, alle mögliche Beleidigungen zuzufügen gehört folglich wesentlich zur Natur des Menschen, oder mit andern Worten: es ist das, wodurch der

Und mir den einzigen Trost in diesem Schaden versagen? —
„Sie drücken mich, Herr! (spricht jene) Ich sage lassen Sie mich!
Ich steh' auf guten Füſsen und brauche keine Stütze.“ —
Doch, was sie sagen mag, ihm steigt die Fieberhitze
Mit jedem Pulsschlag sichtbarlich.

12.

Die Dame merkte zuletzt was ihrem Filosofus fehlte.
(Dieſs war ihr eignes Wort, als in der Folge sie
Der lieben Amme dieſs Abenteuer erzählte)
„Fy! rief sie, schämen Sie Sich vor Ihrer Theosofie!
Wo denken Sie hin? Ein Mann mit Ihrem Barte könnte
Mein Ahnherr seyn!“ — Ein Stoſs, wovon der alte Gauch
Zu Boden fiel, gab diesem Komplimente
Die volle Kraft; so taumelt Silen auf seinen Schlauch:
Und als er endlich mit Müh' sich wieder aufgewunden,
War Dindonette — gar verschwunden!

Mensch den Forderungen der Natur und dem Zweck seines Daseyns ein Genüge thut. Sein natürlicher Zustand ist, ein geborner Feind aller andern Menschen zu seyn und unaufhörlich an der Beschädigung, Unterdrückung und Zerstörung seiner eigenen Gattung zu arbeiten. Indem nun jeder Mensch von seiner Natur getrieben wird, allen andern zu schaden, beleidigt er sie zwar dadurch, aber er thut ihnen kein Unrecht; im Gegentheil, da alles der Natur Gemäſse in so fern recht ist, so ist es recht und völlig in der Ordnung, daſs jeder allen andern so viel Übels zufüge als er kann, und dafür von allen andern so viel leide, als er zu leiden fähig ist. Wölfe, Tieger, Hyänen und Drachen wären also in Vergleichung mit dem Menschen sehr holde und gutartige Wesen; der letztere hingegen wäre das unnatürlichste aller Ungeheuer, die der Tartarus ausgespien hätte. — Welcher Unsinn? und doch ist es nichts, als was heraus kommt, wenn wir annehmen, unrecht thun, oder beleidigen sey an sich, oder seiner Natur nach, Etwas Gutes. Bedarf es einer andern Widerlegung einer so wahnsinnigen Behauptung — als sie auszusprechen?

Dem ungeachtet ist und bleibt es Thatsache, daſs der rohe Stand der natürlichen Gleichheit für die Menschen, die sich darin befinden, eine Art von Kriegsstand Aller gegen Alle ist; nicht, als ob die Menschen, ohne einen Grad von Ausartung, der sie tief unter die wildesten Thiere erniedrigen würde, jemahls das Gefühl, daſs es unnatürlich, folglich unrecht sey einander zu beleidigen, verlieren könnten; sondern weil die sinnlichen Triebe und Leidenschaften, wodurch sie zu Beleidigungen hingerissen werden, im Augenblick der aufbrausenden Leidenschaft oder eines unwiderstehlich dringenden Bedürfnisses stärker sind als jenes Gefühl, welches im Grunde nichts als die Stimme der Vernunft selbst zu seyn scheint. Aus dieser Thatsache folget nun freylich, daſs die Menschen sich durch eine gebieterische Nothwendigkeit gedrungen finden, in gesellschaftliche Verbindungen zu treten, und sich Gesetzen zu unterwerfen, die ihrer Aller Erhaltung und Sicherheit beabsichtigen, und in so fern ihrer Aller gemeinsamer Wille sind; aber diese Verbindungen, diese Gesetze sind nicht die Quellen, sondern Resultate des allen Menschen natürlichen Gefühls von Recht und Unrecht, welches einem jeden sagt, daſs alles was nur Einem und allenfalls seinen Mitgenossen und Spieſsgesellen nützt und allen übrigen schadet, Unrecht sey. Es ist also Unsinn, zu sagen: die Menschen machten sich durch den gesellschaftlichen Verein nur in so fern zu Beobachtung der Gesetze anheischig, als sie solche nicht ungestraft übertreten könnten; auch bedürfen wir keiner solchen, die allgemeine Vernunft in Widerspruch mit sich selbst setzenden Hypothese, um zu begreifen, wie es zugeht, daſs in jedem Staat nicht wenige, und in einem sehr verdorbenen die Meisten, in der That so handeln, als ob sie sich die Freyheit zu sündigen, so bald sie keine Strafe befürchten, ausdrücklich oder stillschweigend vorbehalten hätten.

Wenn ich nicht sehr irre, so hätte sich also der Platonische Sokrates die Mühe, mehr als zwölf Stunden lang in Einem Zug fort zu reden, ersparen können, wenn er, anstatt die Auflösung der Frage aus dem Lande der Ideen herab zu hohlen, es nicht unter seiner Würde gehalten hätte, sich an derjenigen genügen zu lassen, die vor seinen Füſsen lag. Weder unsre fünf Sinne noch unser Verstand reichen bis zu dem, was an sich selbst ein Gut oder ein Übel ist; was mir und meiner Gattung zuträglich ist, nenne ich gut; das Gegentheil böse. Die Natur selbst nöthigt mich, in jedem Menschen ein Wesen meiner Gattung zu erkennen. Wenn Unrecht leiden, d. i. im freyen Gebrauch meiner Kräfte zu meiner Erhaltung und zu Beförderung meines Wohlstandes gewaltsam gehindert zu werden, für mich ein Übel ist, so ist eben dasselbe auch ein Übel für jeden andern Menschen. Also Eines von Beiden: entweder der Mensch ist das einzige Ungeheuer in der Welt, dessen natürliches Bestreben unaufhörlich dahin geht, seine eigene Gattung zu zerstören: oder jede Beleidigung eines Menschen ist ein Übel für das ganze Menschengeschlecht, und also auch (ungeachtet des augenblicklichen Vortheils, den der Beleidiger daraus ziehen mag) ein wahres Übel für diesen selbst, indem er dadurch alle andere Menschen reitzt und berechtigt, sich auch gegen ihn herauszunehmen, was er sich gegen einen von ihnen erlaubte und gegen jeden andern, so bald er Gelegenheit und Vermögen dazu hat, sich zu erlauben bereit ist. Alle Menschen haben, als Menschen, gleiche Ansprüche an den Gebrauch ihrer Kräfte, und an die Mittel, welche die Natur, der Zufall und ihr eigener Kunstfleiſs ihnen zu ihrer Erhaltung und zu Beförderung ihres Wohlbefindens darreichen. Wer dieſs anerkennt und diesem gemäſs handelt, ist gerecht; ungerecht also, wer alles für sich allein haben will, und das Recht der übrigen nicht anerkennt, oder thätlich verletzt. Mich dünkt, zwey Sätze folgen nothwendig und unmittelbar aus dieser durch sich selbst klaren Wahrheit: **erstens**, daſs jeder Mensch, der einen andern vorsetzlich beleidigt, sich eben dadurch für einen Feind aller übrigen erklärt; zweytens, daſs so bald mehrere Menschen neben einander leben, zu eines Jeden Sicherheit entweder ein stillschweigend zugestandener oder ausdrücklich unter ihnen geschlossener Vertrag vorwaltet, „Jedem auf das, was er sich ohne Beraubung eines andern erworben hat, ein unverletzliches Eigenthumsrecht zuzugestehen.“ In dieser Rücksicht kann also mit vollkommenem Grunde gesagt werden: Jedem das Seinige — nicht zu geben (denn er hat es schon) sondern zu lassen, und im Fall, daſs es ihm mit Gewalt genommen worden, ihm entweder zur Wiedererlangung des Geraubten oder zu einer angemeſsnen Entschädigung zu verhelfen, werde von allen Menschen auf dem ganzen Erdboden Gerechtigkeit genennt, oder, falls sie noch keine Worte zu Bezeichnung allgemeiner Vernunftbegriffe hätten, als Gerechtigkeit gefühlt und anerkannt.

Mit dieser kurzen Beantwortung der von Sokrates aufgeworfenen Frage könnten wir, dünkt mich, allen Sofisten und Rechtsverdrehern in der Welt die Stirne bieten; auch würde Plato selbst Mühe gehabt haben, die Untersuchung und Festsetzung dessen, was

Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ist, über den gewöhnlichen Umfang seiner Dialogen auszudehnen, wenn er sich innerhalb der Grenzen des gemeinen, dem Sprachgebrauch gemäſsen Sinnes der Worte hätte halten wollen. Da er aber diesem unvermerkt einen andern höhern und mehr umfassenden unterschob, indem er den gewöhnlichen Begriff der Gerechtigkeit (ohne uns jedoch davon zu benachrichtigen) mit seiner Idee von der höchsten geistigen und sittlichen Vollkommenheit, welche, seiner Meinung nach, der menschlichen Natur erreichbar ist, bald vermengt bald verwechselt: öffnete sich seiner dichterischen Fantasie ein unabsehbares Feld, wo sie sich nach Gefallen erlustigen konnte, und Stoff genug fand, einen Kreis von gefalligen Zuhörern eben so gut zehen Tage lang zu unterhalten als einen.

Indessen sehe ich nicht warum wir ihm auch diese Freyheit nicht zugestehen sollten. Jeder Schriftsteller hat unstreitig das Recht, sich seinen Stoff nach Belieben zu wählen, und ihn zu bearbeiten, wie es ihm gut dünkt; und wenn er nur, wie Plato, dafür gesorgt hat, uns, sobald wir zu gähnen anfangen, durch wohl angebrachte Reitzmittel wieder zur Aufmerksamkeit zu nöthigen, so wär' es unbillig und undankbar, wenn wir uns beklagen wollten, daſs er uns weit mehr vorsetzt als nöthig, oder selbst für eine reichliche Befriedigung unsres Bedürfnisses genug gewesen wäre. Hätte Er sich auf das reichlich Genugsame einschränken wollen, so stand es nur bey ihm, die Aufgabe, so wie er sie gestellt hatte, geradezu zu fassen; und da es ihm, kraft seiner filosofischen Machtgewalt, beliebt hatte, den gemeinen und zum Gebrauch im Leben völlig zureichenden Begriff der Gerechtigkeit zu verlassen, und die Idee der höchsten Richtigkeit und Vollkommenheit der menschlichen Natur an seine Stelle zu setzen, so bedurfte es, meines Bedünkens, keiner so weitläufigen und künstlichen Vorrichtung, um ausfindig zu machen, worin diese Vollkommenheit bestehe. Es gehörte wirklich eine ganz eigene Liebhaberey „Knoten in Binsen zu suchen“ dazu, die Sache so auſserordentlich schwer zu finden, und selbst ohne alle Noth einen Knoten nach dem andern in die Binsen zu knüpfen, bloſs um das Vergnügen zu haben sie wieder aufzulösen. Ich zweifle sehr, daſs ihm hier die Ausrede zu Statten kommen könne, er lasse seinen Sokrates sich nur darum so stellen, als ob er selbst noch nicht wisse, wie er die vorgelegte Aufgabe werde auflösen können, — um die Täuschung der Leser, als ob sie hier den berüchtigten Eiron wirklich reden hörten, desto vollkommner zu machen.

Man könnte dieſs allenfalls für eine Rechtfertigung gelten lassen, wenn die Rede, anstatt von einem Gegenstande, womit sich Sokrates so viele Jahre lang tagtäglich beschäftigte, von irgend einer räthselhaften spitzfindigen Frage gewesen wäre; oder auch, wenn er es, anstatt mit so verständigen, gebildeten und lehrbegierigen jungen Männern, wie Glaukon und Adimanthus sich gezeigt haben, mit unwissenden Knaben oder naseweisen Gecken zu thun gehabt hätte. Man könnte zwar einwenden, daſs diese Gebrüder in dem gröſsten Theil unsers Dialogs fast immer die Rolle unwissender Schulknaben spielen, und daſs Sokrates häufig Fragen an sie thut, durch welche ein Knabe von zwölf Jahren sich beleidigt finden könnte: aber wenn Plato dieſs wirklich in der Absicht that, die langweilige Art, wie Sokrates ihren Ideen zur Geburt hilft, zu rechtfertigen, so hätte er nicht vergessen sollen, daſs er sie kurz vorher wie verständige und scharfsinnige Männer reden lieſs. — Doch sein Sokrates ist nun einmahl in der Laune seinen Spaſs mit uns zu haben, und wir müssen uns schon gefallen lassen, in einer weit kreisenden Schneckenlinie endlich auf den nehmlichen Punkt mit ihm zu kommen, zu welchem er uns auf einer ziemlich geraden mit wenig Schritten hätte führen können.

Sehen wir also (wofern du nichts beſsers zu thun hast) wie er es anfängt, seinen erwartungsvollen, mit gespitzten Ohren und offnen Schnäbeln seine Worte aufhaschenden Zuhörern zum ächten Begriff der Gerechtigkeit zu verhelfen. Da die Sache so groſse Schwierigkeiten hat, und wir uns nicht anders zu helfen wissen (sagt er, die Rede an Adimanthen richtend) so wollen wir's machen, wie Leute von kurzem Gesicht, die eine sehr klein geschriebene Schrift von ferne lesen sollten, es machen würden, wenn einer von ihnen sich besänne, daſs eben diese Schrift irgendwo an einem erhabnern Orte in gröſsern Buchstaben zu lesen sey. Diese Leute würden, denke ich, nicht ermangeln die letztere zuerst zu lesen, um durch Vergleichung der gröſsern Buchstaben mit den kleinern zu sehen, ob nicht etwa beide eben dasſelbe sagten. Ohne Zweifel, versetzt Adimanth; aber wie paſst dieſs auf unsre vorhabende Untersuchung? Das will ich dir sagen, erwiedert Sokrates. Ist die Gerechtigkeit bloſs Sache eines einzigen Menschen, oder nicht auch eines ganzen Staats? Adimanth hält das letztere für etwas ausgemachtes, wiewohl ich nicht sehe warum, da das, was die Gerechtigkeit sey, als etwas noch unbekanntes erst gesucht werden soll. Aber, daſs Glaukon und Adimanth zweifelhafte und ohne Beweis nicht zuzugebende, ja wohl gar ganz unverständliche Sätze, der Bequemlichkeit des Gesprächs wegen bejahen, oder wenigstens gelten lassen, begegnet im Verfolg der ganzen Unterhaltung noch so oft, daſs wir uns bey dieser Kleinigkeit nicht aufhalten wollen. — Aber ist ein Staat nicht gröſser als ein einzelner Mann? fragt Sokrates. Gröſser, antwortet der Knabe, voller Freude vermuthlich, daſs er hoffen kann es getroffen zu haben. Wahrscheinlich wird also (fährt der Schulmeister fort) auch die Gerechtigkeit im Gröſsern besser in die Augen fallen und leichter zu erkennen seyn. Gefällt es euch, so forschen wir also zuerst, was sie in ganzen Staaten ist, und suchen dann, indem wir in der Idee des Kleinern die Ähnlichkeit mit dem Gröſsern bemerken, herauszubringen, was sie in dem einzelnen Menschen ist. — Wohl gesprochen, sollt' ich meinen, sagt Adimanth. — „Nun däucht mich, wenn wir in Gedanken ein Gemeinwesen vor unsern Augen entstehen lieſsen, würden wir auch sehen, wie Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in ihm entstehen.“ — Könnte wohl seyn, versetzt Jener. „Und wenn das wäre, sollte nicht Hoffnung seyn, desto leichter zu finden was wir suchen?“ — Viel leichter. — „Mich däucht also wir thäten wohl, wenn wir ohne weiters Hand anlegten; denn es ist, meines Erachtens, kein kleines Werk. Bedenkt euch

13.

Er lief ihr eilend nach, und kam noch eben
recht
Von einem schimmernden Ritter sie ihm ent-
führt zu sehen.
Es schien mit gutem Willen der Dame zuzu-
gehen:
Dieſs gab ihr runder Arm, fest um den edeln
Knecht
Geschlungen, ziemlich klar zu verstehen.
Er hätte sie lieber dem Bel zu Babel im
Rachen gesehen!
Dazu kam noch, zu allem Überfluſs,
Ein fernher zugeworfner Kuſs,
Begleitet mit einem leichtfertigen Kichern,
Ihm ihre Wiederkunft ironisch zuzusichern.

14.

Mich jammert der arme Mann, daſs seine Ster-
nenkunde
Ihn dieſsmahl so übel bedient! Die Qual des
Tantalus
Ist nun, so lang' er noch das Daseyn schleppen
muſs,
Sein Loos dafür, daſs Dindonette die Runde
In seine Höhle zu einer bösen Stunde
Verirren muſste! wofern er nicht vielleicht
Gescheider ist, und denkt: wo Leute leben,

also!“ — Da ist nichts weiter zu bedenken, sagt Adimanth, des langen Zauderns, wie es scheint, überdrüssig, thu nur das Deinige dabey!

Und so stehen wir denn vor dem Thor dieser Republik, die uns Plato, ihr Stifter und Gesetzgeber, durch den Mund seines immerwährenden Stellvertreters für das Ideal eines vollkommenen Staats ausgiebt, an dessen Realisierung er selbst verzweifelt; deren Erbauung und Einrichtung ihn in einem groſsen Theil dieses Werks ernstlich beschäftigt, und die er gleichwohl weder um ihrer selbst willen, noch in der Absicht daſs sie irgend einem von Menschenhänden errichteten Staate zum Muster dienen sollte, sondern (wie er sagt) bloſs deſswegen mit so vieler Mühe aufgestellt hat, um seinen Zuhörern an ihr zu dem einzig wahren Begriff von dem, was Gerechtigkeit in der menschlichen Seele ist, zu verhelfen.

Eine Einwendung, die sich beym ersten Anblick aufdringt und daher, in Cyrene wenigstens, am häufigsten gehört wird, ist: es sey unbegreiflich, wie Plato nicht gesehen habe, daſs, wofern zuvor aufs Reine gebracht wäre, was die Gerechtigkeit bey einem einzelnen Menschen sey, die Frage, was sie in einem ganzen Staat sey? sich dann von selbst beantwortet hätte: da hingegen diese letzte Frage nicht ausgemacht werden könne, ohne den Begriff der Gerechtigkeit schon vorauszusetzen; denn der Staat bestehe aus einzelnen Menschen, und nur in so fern als diese gerecht seyen, finde Gerechtigkeit in jenem Statt. — Es wäre in der That unbegreiflich, wenn ein so scharfsichtiger Mann wie Plato diesen Einwurf nicht voraus gesehen hätte. Er kann ihm aber nur von Solchen gemacht werden, die mit den Mysterien seiner Filosofie gänzlich unbekannt sind. Plato setzt bey allen seinen Erklärungen, wovon auch immer die Rede seyn mag, eine Art dunkler aber wahrer Vorstellungen voraus, abgebleichte, durch den Schmutz der Sinnlichkeit und den Rost der Gewohnheit, womit sie bedeckt sind, unkenntlich gewordene Schattenbilder der ewigen Ideen alles dessen was ist, dumpfe Erinnerungen, welche unsre Seele aus einem vorher gehenden Zustand in dieses Leben mitgebracht, die sich zu deutlichen Begriffen des Wahren eben so verhalten wie *Ahnungen* zu dem was uns *künftig* als etwas Wirkliches erscheinen wird, und in deren Anfrischung und Reinigung aller Unterricht besteht, womit die Filosofie unsrer Unwissenheit und Afterwissenschaft zu Hülfe kommen kann. Dieses aus der Welt der Ideen mitgebrachte dunkle Bild der wesentlichen Gerechtigkeit in seinen Zuhörern aufzuklären, ist itzt das Geschäft des platonisierenden Sokrates. Sie besteht, nach ihm, in dem reinsten Zusammenklang aller Kräfte zur möglichsten Vollkommenheit des Ganzen unter der Oberherrschaft der Vernunft. Um dieſs seinen Hörern anschaulich zu machen, war es allerdings der leichtere Weg, zuerst zu untersuchen wie ein vollkommen wohl geordneter Staat beschaffen seyn müsse; und erst dann, durch die entdeckte Ähnlichkeit zwischen der innern Ökonomie unsrer Seele mit der wesentlichen Verfassung und Verwaltung eines wohlgeordneten Gemeinwesens, die wahre Auflösung des Problems, welche Glaukon und Adimanth im Nahmen der übrigen Anwesenden von Sokrates erwarteten, ausfindig zu machen. Auf diese Weise wurden sie in der That vom Bekanntern und gleichsam in gröſsern Karakteren in die Augen Fallenden auf das Unbekanntere geführt; denn was der Mensch gewöhnlich am wenigsten kennt, ist das Innere dessen was er seine Seele nennt.

Nachdem wir diesen Einwurf auf die Seite gebracht haben, laſs uns sehen wie Plato mit Einrichtung seiner Republik zu Werke geht. Es ist wirklich eine Lust zuzuschauen, wie sie aus dem gesellschaftlichen Verein von vier Handarbeitern, einem Feldbauer, Zimmermann, Weber und Schuster, gleich einer himmelan steigenden Ceder aus einem kleinen Samenkorn, zu einer mächtigen, glücklichen und in ihrer Art einzigen Republik empor wächst. Daſs es sehr schnell damit zugeht, ist Natur der Sache; und mancher Leser mag sich wohl kaum enthalten können zu wünschen, daſs die Sokratische Manier einen noch schnellern Gang erlaubt hätte, und daſs wir nicht alle Augenblicke durch die Frage: oder ist's nicht so? aufgehalten würden, wobey die beiden Gebrüder mit ihrem ewigen: Ja wohl! eine ziemlich betrübte Figur zu machen genöthigt sind. Das einzige was wir dem wackern Glaukon zu danken haben, ist, daſs wir in der neuen Republik etwas besser gehalten und beköstiget werden als Sokrates es Anfangs gesonnen war. Denn, wie er selbst ziemlich leicht bekleidet zu seyn und schlecht zu essen gewohnt war, so sollten auch seine neuen Ansiedler im Sommer meistens nackt gehen, Kleider und Schuhe nur im Winter tragen, von Gerstengraupen, Mehlbrey und Kuchen leben, und auf Binsenmatten, mit Windekraut und Myrtenzweigen bestreut, in geselliger Fröhlichkeit Mahlzeit halten. Aber auf Glaukons Vorstellung, daſs sie doch auch einige Gemüse und Zulagen zu dieser gar zu magern Kost haben sollten, läſst er sich gefallen, ihnen noch Salz, Oliven, Käse, Zwiebeln und Gartenkräuter, auch statt des Nachtisches Feigen, Erbsen, Saubohnen, Myrtenbeeren und geröstete Bucheckern zu bewilligen. Bey den Bucheckern scheint dem ehrlichen Glaukon die Geduld auszugehen; er wird für einen wohlerzogenen Athenischen Patrizier ein wenig grob, und fragt den Sokrates: wenn er eine Republik von Schweinen zu stiften hätte, womit er sie anders füttern wollte? — Was wäre denn zu thun, Glaukon, erwiedert dieser mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit. — Ey was bey allen rechtlichen Leuten der Gebrauch ist, antwortet jener: laſs sie, anstatt so armselig zu leben, fein ordentlich auf Polstern um Tische herum liegen, und gieb ihnen zu essen wie man heut zu Tage zu speisen pflegt. Ah, nun versteh ich dich, sagt Sokrates; meine Stadt, worin alles nur für die wirklichen Bedürfnisse ihrer Bürger berechnet ist, scheint dir zu dürftig; du willst eine, wo es recht üppig zugeht. Sey es darum! Wiewohl jene die *wahre* und *gesunde* ist, so hindert uns doch nichts, wenn ihr wollt, auch eine kranke, von überflüssigen und verdorbenen Säften aufgedunsene Stadt etwas näher zu besehen. Er läſst sich nun in eine umständliche Aufzählung aller der unnöthigen und bloſs der Eitelkeit und Wollust dienstbaren Personen und Sachen, Künste und Lebensarten ein, welche die Üppigkeit, wofern ihr der Zugang in die neue Stadt einmahl geöffnet wäre, den Einwohnern in kurzem unentbehrlich machen würde; und wir andern Liebhaber der nachahmenden und bildenden Künste können uns nicht enthalten, ein wenig schel dazu zu sehen, daſs er bey dieser Gelegenheit auch von den Mahlern und Bildnern, Tonkünstlern und Dichtern, mit ihren Dienern, den Rhapsoden, Schauspielern und Tänzern, als von Leuten spricht, die in seiner gesunden Stadt nichts zu schaffen hätten, und die er ohne Bedenken mit den Putzmacherinnen und Haarkräuslerinnen, Bartscherern, Garköchen und — Schweinhirten in eben dieselbe Linie stellt. Die gesunde Stadt, wovon Anfangs die Rede war, und ihr Gebiet wird also (fährt er fort) für alle Menschen sowohl als für die groſse Menge von allen Arten Thieren, die der Üppigkeit zur Nahrung dienen, viel zu klein seyn; wir werden sie sehr ansehnlich vergröſsern und erweitern müssen, und da dieſs nicht anders als auf Unkosten unsrer Nachbarn geschehen kann, welche dieſs, wie natürlich, nicht leiden, und, wenn sie eben so habsüchtig und lüstern sind wie wir, sich das nehmliche gegen uns herausnehmen werden, was wird die Folge seyn? Wir werden uns mit ihnen schlagen müssen, Glaukon? oder wie ist zu helfen? Wir schlagen uns, antwortet Glaukon ohne sich zu besinnen. Wir werden also, fährt Sokrates fort, ohne jetzt aller andern Übel, die den Krieg begleiten, zu gedenken, unsre Stadt abermahls erweitern müssen, um für ein ansehnliches Kriegsheer Raum zu bekommen? — Glaukon hält dieſs für unnöthig; die Bürger, meint er, womit die Stadt bereits so ansehnlich bevölkert sey, wären zu ihrer Vertheidigung hinreichend. Aber Sokrates beweist ihm mit der unbarmherzigsten Ausführlichkeit, daſs ein eigener Stand, der nichts anders zu thun habe als sich mit den Waffen zu beschäftigen, in einem wohlbestellten Staat ganz unentbehrlich sey. Er stützt sich hierbey auf einen Grundsatz, den er gleich Anfangs festgesetzt hatte, da von den verschiedenen Professionen die Rede war, deren wechselseitige Hülfsleistung zu Befriedigung der gemeinschaftlichen Bedürfnisse die Veranlassung und der Zweck der ersten Stifter seiner Republik war; nehmlich: daſs jeder, um es in seinem Geschäfte desto gewisser zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen, sich der Kunst oder Hanthierung, wozu er am meisten Neigung und Geschick habe, mit Ausschluſs aller andern widmen müsse.

Bayerische Staatsbibliothek München

Da nun Krieg führen, und alle Arten von Waffen recht zu gebrauchen wissen, unstreitig eine Kunst sey, welche viel Vorbereitung, Geschicklichkeit und Kenntniſs erfordere, so würde es ungereimt seyn, wenn man dem Schuster verböte, den Weber oder Baumeister oder Ackermann zu machen, die Kunst des Kriegsmanns hingegen für so leicht und unbedeutend hielte, daſs jedermann sie zugleich mit seiner eigentlichen Profession als eine Nebensache treiben könne.

Es sollte dem guten Glaukon, wofern er nur die Hälfte seines vorhin so stark erprobten Witzes hätte anwenden wollen, nicht schwer gefallen seyn, dieser Behauptung des Sokrates, und den Gründen womit er sie unterstützt, triftige Einwürfe entgegen zu stellen: aber Plato hat noch so vielen und mannigfaltigen Stoff in diesem Dialog zu verarbeiten, daſs er sich an das dramatische Gesetz, jeder Person ihr Recht anzuthun, so genau nicht binden kann; und da die Rede nun einmahl (wiewohl bloſs zufälliger Weise) von den Beschützern des Staats ist, aus welchen sein Sokrates die zweyte Klasse der Bürger seiner Republik bestellt: so fährt er sogleich in seiner erotematischen Methode (wobey er uns mit den Antworten des Gefragten und dem unzählige

Mahl wiederhohlten, tödtlich ermüdenden, sagte ich, und sagte er, fast immer hätte verschonen können) fort, sich über die Naturgaben und wesentlichen Eigenschaften, die einem guten Soldaten unentbehrlich sind, vernehmen zu lassen. Ich gestehe, daſs der Einfall, sich hierzu der Vergleichung des Staatsbeschützers mit einem tüchtigen Hofhunde zu bedienen, und zum Theil auch die Art wie er sich dabey benimmt, so völlig im Karakter und in der Manier des wahren Sokrates ist, daſs Plato ihn vielleicht eher seinem Gedächtniſs als seiner Nachahmungskunst zu danken haben könnte. Es kommen solcher Stellen hier und da in diesem Werke mehrere vor, die, in meinen Augen, gerade das gefälligste und anziehendste darin sind. Nur Schade daſs Plato es auch hier nicht lassen kann, dem reinen Sokratischen Gold etwas von seinem eignen Bley beyzumischen. Oder dünkt es dich nicht auch, Eurybates, daſs der witzige Einfall, dem Hunde (auſser der Stärke, Behendigkeit, Wachsamkeit, Zornmüthigkeit und der sonderbaren Eigenheit, die ihn von den eigentlich so genannten wilden Thieren unterscheidet, daſs er seinen anschnaubenden beiſsigen Naturtrieb nur gegen Fremde und Unbekannte ausläſst, gegen Heimische, Hausfreunde und Bekannte hingegen sanft und freundlich ist) — sogar noch ein filosofisches Naturell zuzuschreiben, dünkt es dich nicht, daſs dieser Einfall eher dem Aristofanischen Sokrates, als dem, den wir gekannt haben, ähnlich sieht, und bloſs dazu da ist, um die Ähnlichkeit zwischen einem guten Hund und einem braven Kriegsmann, der, nach Platon, schlechterdings auch Filosof seyn muſs, vollständig zu machen? Wenigstens ist der doppelte Beweis, warum sowohl der Soldat als der Hund Filosof ist, so ächt Platonisch, daſs ich mirs nicht verwehren kann, dir diese Stelle, zu Ersparung des Nachschlagens, von Wort zu Wort vor Augen zu legen; wär' es auch nur, damit du mir nicht etwa einwendest, Sokrates habe diesen Einfall nur scherzweise vorgebracht.

Sokrates. Dünkt es dich nicht, daſs ein künftiger Wächter und Beschirmer des Staats zu dem jähzornigen Wesen, das ihm nöthig ist, auch noch von Natur Filosof seyn müsse?

Glaukon. Wie so? ich verstehe nicht, was du damit sagen willst.

Sokrates. Auch das kannst du an den Hunden ausfindig machen; es ist wirklich etwas bewundernswürdiges an diesem Thiere.

Glaukon. Und was wäre das?

Da muſs es wohl mehr runde Mädchen geben —
Den Bart herunter mäht, wodurch er Satyrn gleicht,
Und in die Welt zurück sich schleicht.

15.

Der Ritter, der Dindonetten von ihrem guten Glücke
Entgegen geführet ward, erkannte beym ersten Blicke
Die Tochter Bambo's. Es war der Prinz von Trapezunt,
Der, kürzlich von Leoparden aus ihrer Atmosfare
Verbannt, mit seinem Herzen den Bund
Beschworen hatte, der ersten (vorausgesetzt sie wäre
Nicht gar zu häſslich, noch gar zu tief
An Herkunft unter ihm) auf ewig es einzuräumen.
Denkt wie es ihm schlug, als plötzlich zwischen den Bäumen
Ihm Dindonette, beym Nahmen ihn rufend, entgegen lief.

16.

Nie war sie ihm so reitzend vorgekommen.
Und wirklich hatte der Vorgang beym Magus ihren frommen
Nichts sagenden Augen, in die man ohne Gefahr

Sokrates. Sobald der Hund einen Unbekannten erblickt, fängt er an zu knurren und böse zu werden, wiewohl ihm jener nichts zu Leide gethan hat; den Bekannten hingegen bewillkommt er, nach seiner Art, aufs freundlichste, wenn er gleich nie etwas Gutes von ihm empfing. Ist dir das noch nie als etwas wundernswürdiges aufgefallen?

Glaukon. Ich habe bisher nie besonders darauf Acht gegeben; die Sache verhält sich indessen wie du sagst.

Sokrates. Gleichwohl scheint dieser Naturtrieb etwas sehr feines und ächt filosofisches an ihm zu seyn.

Glaukon. Warum das?

Sokrates. Weil er einen freundlichen und feindlichen Gegenstand durch nichts anders unterscheidet, als daſs er jenen kennt, diesen nicht kennt. Wie sollte er nun nicht lernbegierig seyn, da er das Heimische von dem Fremden bloſs durch Erkenntniſs und Unwissenheit unterscheidet?

Glaukon. Es kann wohl nicht anders seyn.

Sokrates. Ist aber ein lernbegieriges und ein filosofisches Naturell nicht eben dasselbe?

Glaukon. Doch wohl!

Sokrates. Warum sollten wir also nicht kecklich auch in dem Menschen setzen, daſs er, um gegen Hausgenossen und Bekannte sanft und gutartig zu werden, Filosof und lernbegierig seyn müsse?

Glaukon. So setzen wirs denn! — Und ich, meines Orts, setze, daſs diese Manier zu filosofieren eine eben so unfilosofische als langweilige Manier sey, wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs wir ihr wenigstens ein gutes Drittel dieses dickleibigen Dialogs zu danken haben.

Nachdem also Sokrates auf diese sinnreiche Weise herausgebracht und zum Überfluſs nochmahls wiederhohlt hat, „daſs ein Beschützer seines idealischen Staats, um seiner Bestimmung aufs vollkommenste zu entsprechen, die verschiedenen Tugenden eines edeln Haushundes in sich vereinigen, und auf alle Fälle so filosofisch und zornmüthig, behend und stark seyn müsse als der stattlichste Molosser,“ — wirft er die Frage auf: was man ihnen, um sie zu möglichst vollkommnen — Staatshunden zu bilden, für eine Erziehung geben müſste? Eine Untersuchung, welche, wie er meint, nicht wenig zur Auflösung des Problems, „wie Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in einem Staat entstehe" beytragen würde. Adimanth bekräftigt dieses letztere sogleich mit groſsem Nachdruck, ohne daſs man sieht warum; denn daſs er, so gut wie der Verfasser des Dialogs selbst, vorausgesehen haben könnte, wie dieser dem Diskurs forthelfen werde um zu dem besagten Resultat zu gelangen, ist nicht wohl zu vermuthen. Sokrates giebt zu verstehen, diese Untersuchung dürfte sich ziemlich in die Länge ziehen, meint aber doch, daſs dieſs kein Grund sey die Sache aufzugeben, zumahl da sie gerade nichts besseres zu thun hätten. Adimanth ist, wie sichs versteht, dazu willig und bereit. Wohlan denn! was für eine Erziehung wollen wir also unsern Staatsbeschützern geben? Es dürfte schwer seyn eine andere zu finden, als die schon längst erfundene, nehmlich die Gymnastik für den Körper, die Musik (in der weitesten Bedeutung dieses Wortes) für die Seele. — Auf Musik und Gymnastik also schränkt sich auch in der Platonischen Stadt, deren Einrichtung uns beschäftigt, das ganze Erziehungswesen ein; aber beide sind freylich in dieser ganz etwas anders als in unsern üppigen und von bösen Säften aufgeschwollnen ungesunden Republiken. Die Ausführung dieses Satzes nimmt den ganzen beträchtlichen Rest des zweyten Buchs und ein groſses Stück des dritten ein; und wiewohl der heftige Ausfall gegen unsre epischen und dramatischen Dichter nur eine Episode ist, und nicht in gehörigem Ebenmaſse mit dem Ganzen stehen möchte, so ist sie doch (auſser ihrer Zweckmäſsigkeit für die Absicht unsers Filosofen) als ein für sich selbst bestehendes Stück betrachtet, bis auf eine oder zwey die Musik im engern Verstande und die nachahmenden Künste betreffende Stellen, so vortrefflich ausgearbeitet, und in jedem Betracht so unterhaltend, lehrreich und zum Denken reitzend, daſs ich versucht wäre, sie, mit der Rede Adimanths (wovon sie gewisser Maſsen die Fortsetzung und vollständigere Ausführung ist) für das beste des ganzen Werks zu halten, wenn ihr der Diskurs über die Gymnastik nicht den Vorzug streitig machte.

Wie ich höre ist ihm die Strenge, womit er vornehmlich den Homer und Hesiodus für wahre Verführer und Verderber der Jugend erklärt, und die tiefe Verachtung, womit er von der mimischen Kunst der dramatischen Dichter und Schauspieler spricht, zu Athen sehr übel genommen worden. Ich kann es euch nicht sehr verargen, daſs ihr euch für eine euerer vorzüglichsten Lieblings-Ergetzungen und für dramatische Meisterstücke, auf die ihr stolz zu seyn alle Ursache habt, mit Faust und Fersen wehrt. Aber zwey Dinge, lieber Eurybates, wirst du doch bey ruhiger Überlegung nicht in Abrede seyn können: erstens, daſs Plato in dem ziemlich alten Gebrauch der meisten Griechischen Völkerschaften, ihre Kinder die Gesänge Homers und Hesiods als heilige, von den Musen eingegebene Bücher ansehen zu lehren, und ihnen aus diesen, mit rohen pöbelhaften Begriffen und Gesinnungen, abgeschmackten Mährchen, und zum Theil sehr unsittlichen Reden und Thaten der Götter und Göttersöhne angefüllten alten Volksgesängen, in einem Alter wo das Gemüth für solche Eindrücke weiches Wachs ist, die erste Bildung zu geben, daſs, sage ich, Plato in diesem Gebrauch eine der allgemeinsten und wirksamsten, wiewohl bisher unbemerkt gebliebenen, Ursachen der eben so ungeheuren als unheilbaren Sittenverderbniſs unsrer Republiken aufgedeckt hat; zweytens, daſs es dem ungeachtet, bey der Verbannung unsrer sämmtlichen Musenkünstler aus seiner idealischen Republik, seine Meinung nicht war noch seyn konnte, daſs die Athener und die übrigen Griechen eben dasselbe thun sollten. Bey uns und an uns ist nichts mehr zu verderben; wir sind wie Menschen, die in einer schlechten Luft zu leben gewohnt sind; unsre Dichter, Schauspieler, Musiker, Tänzer und Tänzerinnen, Mahler und Bildner mögen es treiben wie sie wollen, in Republiken wie Athen, Korinth, Milet, Syrakus und so viele andere, (meine ziemlich üppige Cyrene nicht ausgenommen) können sie nichts Böses thun, dem nicht auf diese oder jene Weise das Gift entweder benommen oder durch einwickelnde und mildernde Arzneymittel Einhalt gethan würde. In Athen oder Milet ist wenig daran gelegen, ob die Leier drey oder vier Saiten mehr oder weniger hat. Aber in einem Staat, dessen Verfassung und Gesetzgebung auf rein sittliche Grundsätze gebaut wäre, und wo also die ganze Lebensweise der Bürger, alle ihre Beschäftigungen und Vergnügungen, ihre gottesdienstlichen Gebräuche, Feste und gemeinschaftliche Ergetzlichkeiten, vor allem aber die Erziehung ihrer Jugend mit jenen Grundsätzen in der richtigsten Harmonie stehen müſsten: da würde allerdings die kleinste Abweichung vom Gesetz und vom guten alten Brauch, auch in Sprache, Deklamazion, Rhythmus, Gesangweisen, Tonfällen, Zahl der Saiten auf der Leier und Cither, und dergleichen, wo nicht ganz so viel als Plato meint, doch sehr viel zu bedeuten haben; und wenn die Spartaner, die vor dreyſsig Jahren ein so strenges Dekret gegen die eilfsaitige Lyra des berühmten Sängers Timotheus ergehen lieſsen, [1]) dem Geist der Gesetzgebung ihres

Lykurgs in allen andern Stücken so getreu geblieben wären, so würden sie, anstatt sich den Athenern dadurch lächerlich zu machen, den Beyfall aller Verständigen davon getragen haben.

Daſs Plato durch seine auf die strengste Moral gebaute Theorie der Musischen und Mimischen Künste, wenn man — anstatt ihre unmittelbare Beziehung auf seinen idealischen Staat zum Gesichtspunkt zu nehmen — sie als einen allgemeinen Kanon für Dichter, Mahler, Musiker u. s. f. betrachten wollte, im Grund alle Poesie und die sämmtlichen mit ihr verwandten Künste rein aufhebt; daſs seine Einwendungen gegen die künstliche Nachahmung aller Arten von Karaktern, Gemüthsbewegungen, Leidenschaften und Handlungen (sie mögen nun löblich oder tadelhaft, der Nachfolge oder des Abscheues würdig seyn) keine scharfe Untersuchung aushalten; und daſs eine Ilias von lauter vollkommen weisen und idealisch tugendhaften Menschen, wie er sie haben will, ein kaltes, langweiliges und wenigstens durch seine Eintönigkeit unausstehliches Werk seyn würde, wer sieht das nicht? Und wie könnt' es anders seyn, da er den Künsten einen falschen Grundsatz unterschiebt und das Sittlichschöne zu ihrem einzigen Gesetz, Zweck und Gegenstand macht? Aber alles, was er behauptet, steht an seinem Platz, so bald wir es in seine Republik versetzen. Seine Jünglinge sollen an Seel und Leib ungeschwächte, unverdorbene Menschen bleiben; sie sollen „nichts lernen was sie künftig wieder vergessen müssen;“ sie sollen nichts sehen noch hören, nichts denken noch treiben, als was unmittelbar dazu dient, sie zu ihrer Bestimmung vorzubereiten. Sie sollen von Kindesbeinen an auf alle mögliche Weise zu jeder Tugend gewöhnt werden, und ungeziemende, ungerechte, schändliche Dinge nicht einmahl dem Nahmen nach kennen. Sie sollen von der Gottheit das würdigste und erhabenste denken; sollen angehalten werden immer die Wahrheit zu sagen, und Lügen als die häſslichste Selbstbeschimpfung zu verabscheuen; sollen immer nüchtern, mäſsig und enthaltsam seyn, der Wollust und dem Schmerz keine Gewalt über sich lassen, ihren Mitbürgern hold und gewärtig und nur den Feinden des Staats fürchterlich, in Gefahren zugleich vorsichtig und muthvoll, kaltblütig und entschlossen seyn, immer bereit, Leben und Alles ihrer Pflicht aufzuopfern, ohne weder den Tod für sich selbst zu fürchten, noch sich beym Ableben der Ihrigen unmännlich zu betragen. Zu allem diesem wird man freylich (wie Plato seinen Sokrates sehr ausführlich mit Stellen aus der Ilias und Odyssee belegen läſst) durch das Lesen unsrer Dichter und durch die Beyspiele, Maximen und pathetischen Deklamazionen unsrer Tragödien nicht gebildet; wohl aber kann es nicht fehlen, daſs sie in jungen Gemüthern Eindrücke und Vorstellungen hinterlassen, die das Gegentheil zu wirken geschickt sind. Nehmen wir also dem Schöpfer einer Republik, die bloſs dazu erschaffen ist uns zum Urbild der Gerechtigkeit und sittlichen Vollkommenheit zu dienen, nicht übel, daſs er unsre Dichter mit eben so weniger Schonung von ihren Grenzen abhält, als alle andere Künstler und Werkleute des Vergnügens und der Üppigkeit; in einem Staat, der in Ansehung aller körperlichen Bedürfnisse und sinnlichen Genüsse auf das schlechterdings Unentbehrliche eingeschränkt ist, findet sich kein Platz für sie.

Sokrates geht nun in der Erziehung seiner Staatsbeschützer von der Musik als der Bildung der Seele zur Gymnastik oder Ausbildung, Übung und Angewöhnung des Körpers über. Alles was er über diesen Gegenstand sagt; die scharfe Censur, die er bey dieser Gelegenheit über die Lebensweise der Vornehmen und Reichen zu Syrakus, Korinth und Athen ergehen laſst, alles was er über die Diätetik überhaupt, über die Vorzüge der ächten Äskulapischen Heilkunst von der heut zu Tag im Schwange gehenden, und über die Analogie der Profeſsion des Richters (den er als eine Art von Seelenarzt betrachtet) mit der Kunst des eigentlich so genannten Arztes, vorbringt, — mit Einem Wort die ganze reichhaltige und vielseitige Behandlung dieser Materie ist in jedem Betracht unübertrefflich schön und wahr. Alles darin ist neu, selbst gedacht, scharfſinnig, und doch zugleich so klar einfach und auf den ersten Blick einleuchtend, daſs der Leser faſt immer seinen eigenen Gedanken zu begegnen glaubt. Ich habe nichts darüber hinzuzusetzen, als daſs der göttliche Plato, wenn er immer auf diese Art filosofierte, in der That ein Gott in meinen Augen wäre; und daſs, wofern die Athener und wir andern Alle durch Lesung und Meditierung dieses Diskurses nicht weiser und besser werden, die Schuld bloſs an uns liegen wird.

Ich zweifle nicht, daſs Plato durch den Ausfall über die dermahlige Heilkunst in ein gewaltiges Wespennest gestochen hat. Euere Hippokratischen Ärzte, welche sich den Reichen so unentbehrlich zu machen und von ihrer Üppigkeit und Schwelgerey so viele Vortheile zu ziehen wissen, werden ihm nicht vergeben, daſs er ihnen die

Sonst sehen konnte, mehr Feuer, den schlaffen
Zügen mehr Leben,
Und ihrer ganzen Person was Interessantes
gegeben.
Der Ritter, der so manches Jahr
Von allen Gefährten der Liebe nur Schmerz
und Verzweifelung kannte,
Glaubt neu geboren zu seyn, so oft ihr mildes
Gesicht
Und ehrliches blaues Aug' ihm wohl zu begegnen
verspricht,
Und segnet die Stunde, da ihn Frau Leoparde
verbannte.

17.

Die runde Prinzessin, so bald sie erfuhr
Er sey von jener in ganzem Ernst entlassen,
Trug kein Bedenken, von ihm sich lieben zu
lassen;
Denn wirklich war sie die beste gefälligste
Kreatur,
Unfähig Jagd auf ein Herz, das einer andern
gehörte,
Zu machen, und (wenn man sie nur in ihrer
Verdauung nicht störte)
Sich selbst und allen Wesen von ganzem Herzen
gut,

Geschicklichkeit, einen baufälligen Körper recht lange hinzuhalten und ihre Kranken des langsamsten Todes, der ihrer Kunst möglich ist, sterben zu lassen, d. i. gerade das, worauf sie sich am meisten einbilden, zum Vorwurf, und beynahe zum Verbrechen macht. Natürlicher Weise ist ihre Partey, da alle Schwächlinge, Gichtbrüchige, Engbrüstige, Wassersüchtige und Podagristen von Athen auf ihrer Seite sind, wo nicht die stärkste, doch die zahlreichste: und wie sollten sie ihm je verzeihen können, daſs er unmenschlich genug ist, zu behaupten: sie und alle ihres gleichen könnten für die allgemeine Wohlfahrt nichts bessers thun, als sich je bälder je lieber aus der Welt zu trollen; und die Heilkunst mache sich einer schweren Sünde gegen den Staat schuldig, wenn sie sich so viele Mühe gebe, ungesunden Menschen ein sieches, ihnen selbst und andern unnützes Leben auch dann zu verlängern, wenn keine völlige Genesung zu hoffen ist. In der That hat diese Behauptung etwas empörendes; und es mag wohl seyn, daſs nur ein sehr gesunder, der Güte seines Temperaments und seiner strengen Lebensordnung vertrauender, auch überdieſs auſser allen zärtlichern Familienverhältnissen isoliert lebender Filosof, so vielen armen Sterblichen, die mit allen ihren Übeln doch das erfreuliche Licht der Sonne gern so lang' als möglich athmen möchten, ein so unbarmherziges Todesurtheil zu sprechen fähig ist. Ich hoffe Plato selbst werde sich erbitten lassen einige Ausnahmen zu machen; indessen müssen wir auch nicht vergessen, daſs alles, was er seinen kerngesunden alten Sokrates über diesen Punkt sagen läſst, mit unverwandter Rücksicht auf seine Republik gesagt wird, wo sich freylich alles anders verhält als in den unsrigen. In den letztern lebt jeder Mensch sich selbst und seiner Familie, dann erst dem Staat; in der seinigen lebt er bloſs dem Staat, und so bald er diesem nichts mehr nütze ist, rechnet er sich nicht mehr unter die Lebendigen. Er verhält sich also zum Staat wie der Leib zur Seele. Die Seele ist der eigentliche Mensch; der Leib hat nur dadurch einigen Werth, und darf nur in so fern in Betrachtung kommen, als er der Seele zum Sklaven und Werkzeug gegeben ist. Es ist daher (wie Sokrates etwas, so er vorhin selbst gesagt hatte, berichtiget) nicht recht gesprochen, wenn man die Musik allein auf die Seele, die Gymnastik allein auf den Leib bezieht. Beide dienen bloſs der Seele, und die Gymnastik findet in seiner Republik nur in so fern Platz, als sie den Körper zu einem rein gestimmten, diese Stimmung festhaltenden, und mit einer von den Musen gebildeten Seele immer rein zusammen klingenden Instrument derselben macht. Eben darum wäre sehr übel gethan, die Gymnastik von der Musik oder diese von jener trennen zu wollen: die Musik allein würde nur weibische Schwächlinge, die Gymnastik allein sogar aus Knaben von der edelsten Art nur rohe gewaltthätige Halbmenschen ziehen: aber so, wie Plato es vorschreibt, verbunden und eine durch die andere getempert, bilden sie „den ächten Musiker und Harmonisten, der beide Benennungen in einem unendlich höhern Grad verdient als der gröſste Saitenspieler.“

Was meinst du nun, Glaukon (fährt Sokrates fort) sollten wir, wenn uns die Erhaltung unsrer Republik am Herzen liegt, nicht immer gerade einen solchen Mann zum Vorsteher derselben nöthig haben? — Mit dieser leichten Wendung führt er uns zu der dritten Klasse seiner Staatsbürger, nehmlich zu den Archonten oder obrigkeitlichen Personen, deren die beiden ersten benöthigt sind, wenn diese unwandelbare Ordnung, Harmonie und Einheit in der Republik erhalten werden soll, in welcher ihr Wesen besteht, und wodurch sie sich von allen unsern ungesunden, baufälligen und ihrer Zerstörung, langsamer oder schneller, entgegen eilenden Republiken unterscheidet. Was er hier von dieser obersten Klasse seiner Staatsbürger überhaupt, und von dem Obervorsteher oder Epistaten des ganzen Staats sagt, ist zwar nur ein bloſser, mit wenigen Pinselstrichen entworfener Umriſs, wovon er sich die Ausführung stillschweigend vorbehält; aber auch in diesem entwickelt sich alles so leicht und schön, ist alles so richtig gedacht, in so zierliche Formen eingekleidet, und erhält durch überraschende Wendungen einen so eigenen Zauber von Genialität und Neuheit, daſs man ihm Tage lang zuhören möchte, wenn er sich in dieser Sokratischen Manier zu filosofieren so lange erhalten könnte.

Um so auffallender ist es, wenn wir seinen Sokrates, den wir eine geraume Zeitlang so verständig, wie ein Mann mit Männern reden soll, reden gehört haben, sich plötzlich wieder in den Platonischen verwandeln, und in eine andre Tonart fallen hören, welche wir (mit aller ihm schuldigen Ehrerbietung gesagt) uns nicht erwehren können, unzeitig, seltsam, und, mit dem rechten Wort gerade heraus zu platzen, ein wenig läppisch zu finden. „Wie wollen wir es nun anstellen (fragt er den Glaukon) um vornehmlich die Archonten unsrer Republik, oder doch wenigstens die übrigen Bürger, eine von den gutartigen Lügen glauben zu machen, von denen wir oben (als die Rede von den Fabeln und Lügen der Dichter war) ausgemacht haben, daſs sie zuweilen zulässig und schicklich seyen?" — Glaukon, den diese unerwartete Frage vermuthlich eben so stark vor die Stirne stieſs als uns, kann sich nicht vorstellen, was für eine Lüge Sokrates im Sinne habe. — „Sie ist nichts Neues, versetzt Sokrates; denn sie stammt schon von den Föniziern her, und hat sich, wie die Poeten mit groſser Zuversichtlichkeit versichern, *) vorzeiten an vielen Orten zugetragen. In unsern Tagen ereignet sich freylich so etwas nicht mehr, und ich weiſs nicht, ob es sich künftig jemahls wieder zutragen dürfte." — Es muſs etwas seltsames seyn, daſs du so hinterm Berge damit hältst, sagt Glaukon. — „Wenn du es gehört haben wirst, antwortet Sokrates, wirst du finden daſs ich Ursache hatte, nicht gern damit heraus zu rücken." — Sag es immerhin und befürchte nichts. — „Nun so will ichs denn sagen, wiewohl ich selbst nicht weiſs, wo ich die Kühnheit und die Worte dazu hernehme."

Nachdem er durch diesen dramatischen Kunstgriff die Erwartung seiner Zuhörer aufs höchste gespannt hatte, muſste ihnen doch wohl zu Muthe seyn als ob sie aus den

Wolken fielen, da er fortfuhr: „Vor allem also will ich mich bemühen, die Archonten meiner Stadt und die Krieger, und dann auch die übrigen Bürger dahin zu bringen, daſs sie sich einbilden, alles was bisher mit ihnen vorgegangen und die ganze Erziehung, die wir ihnen gegeben haben, sey ein bloſser Traum gewesen. Dagegen sollen sie glauben, sie selbst sammt ihren Waffen und allem ihrem übrigen Geräthe seyen wirklich und wahrhaftig im Schooſs der Erde gebildet, genährt und ausgearbeitet worden; und erst, nachdem sie in allen Stücken fertig und vollendet da gestanden, habe die Erde, ihre Mutter, sie zu Tage gefördert. Demnach sey es ihre erste Pflicht, das Stück Erde, welches sie bewohnen, als ihre Mutter und Erzieherin zu betrachten, jeden feindlichen Anfall von ihr abzuhalten, und alle ihre Mitbürger, ebenfalls Kinder derselben Erde, als ihre Brüder anzusehen.“ — Nun begreif' ich freylich, sagt Glaukon, warum du mit einer so platten Lüge so verschämt zurück hieltest. — „Da hast du wohl Recht, versetzt Sokrates; aber höre nun auch den Rest des Mährchens. Ihr alle, (werden wir nun, die Fabel fortsetzend, zu ihnen sagen) so viele euer in dieser Stadt leben, seyd Brüder; aber der Gott, der euch bildete, vermischte den Thon, den er dazu nahm, mit ungleichartigem Metall. Bey denjenigen von euch, die zum Regieren tauglich sind, mischte er Gold unter den Thon, daher sind sie die geehrtesten von allen; zu denen, die er für den Soldatenstand bestimmte, Silber; Kupfer zu den Ackerleuten und Eisen zu den übrigen Handarbeitern. Da ihr nun alle zu einer und eben derselben Familie gehört, so zeugt zwar meistens jeder seines Gleichen; doch geschieht es auch wohl zuweilen, daſs sich aus Gold Silber, und dagegen aus Silber Gold, und eben so auch Kupfer aus Silber, oder Gold aus Kupfer erzeugt, und so weiter. Diesem zu Folge macht der Gott, euer Schöpfer, den Regierern zur ersten und wichtigsten Pflicht, die Kinder, die unter euch geboren werden, genau zu untersuchen, mit welchem von den besagten vier Metallen ihre Seelen legiert sind, und wofern ihnen selbst kupfer- oder eisenhaltige geboren würden, sie ohne Schonung, wie es ihrer Natur gemäſs ist, in die Klasse der Handwerker oder Ackerleute zu versetzen; hingegen, wofern diese letztern einen gold- oder silberhaltigen Sohn erzeugten, solchen in die Klasse der Regierer, oder der Vertheidiger der Republik zu erheben; und dieſs einem Orakel zu Folge, welches dem Staat den Untergang ankündigt, wofern er je von Kupfer oder Eisen regiert würde."

Was sagst du zu diesem Ammenmährchen, Eurybates? Sollte der göttliche Plato wohl eine so verächtliche Meinung von seinen Lesern hegen, daſs er für nöthig hält, uns von Zeit zu Zeit wie kleine Knaben mit einem Fabelchen in diesem kindischen Geschmack zufrieden zu stellen, weil er uns nicht Menschenverstand genug zutraut, eine männlichere Unterhaltung, wie z. B. die unmittelbar vorhergehende, in die Länge auszuhalten? Wenn er es ja für dienlich hielt, zu mehrerem Vergnügen der Leser den Ton zuweilen abzuändern, wie konnt' er sich selbst verbergen, daſs nur Kinder, die noch unter den Händen der Wärterin sind, an einem so platten Mährchen Gefallen haben könnten? Oder sollte er vielleicht die geheime Absicht, die ihm Schuld gegeben wird, wirklich hegen, die Ilias aus den Kinderschulen der Griechen zu verdrängen, und diesen Dialog bloſs darum mit so vielen Fabeln und allegorischen Wundermährchen gespickt haben, um desto eher hoffen zu können, sich selbst dereinst an die Stelle des verbannten Homers gesetzt zu sehen? Beynahe muſs man auf einen solchen Argwohn verfallen; zumahl wenn man die sonderbare Hitze bedenkt, womit er sich an mehrern Stellen dieses Werkes mit einer sonst kaum begreiflichen Ausführlichkeit beeifert, den sittlichen Einfluſs der Werke unsrer Dichter auf die Jugend in das verhaſsteste Licht zu stellen. Wie dem auch seyn mag, immer ist es lustig genug, zu sehen, wie er seinen Sokrates vorbauen läſst, daſs die Leser sein fönizisches Mährchen nicht für so ganz einfältig und anspruchlos halten möchten als es aussieht. — Weiſst du wohl ein Mittel, läſst er ihn den Glaukon fragen, wie man unsre Leute dieses Mährchen glauben machen könnte? Sie selbst nicht, antwortet Glaukon, aber wohl allenfalls ihre Söhne und Nachkommen und die andern Menschen der Folgezeit, sollt' ich denken. Ich merke wo du hinaus willst, versetzt Sokrates; es könnte doch immer dazu gut seyn, sie desto ernstlicher besorgt zu machen, daſs die Absicht des Orakels erreicht werde; — nehmlich, daſs die Republik nicht durch die üble Staatsverwaltung kupferner und eiserner Regenten zu Grunde gehe. — Wenn diese Reden nicht ganz ohne Salz seyn sollen, muſs man, dünkt mich, annehmen, Glaukon und Sokrates werfen hier beide einen Seitenblick auf Athen und andere Griechische Städte, in welchen die schlechten Metalle dermahlen ein sehr nachtheiliges Übergewicht zu haben scheinen. Aber wozu hatte Plato — er, der an mehrern Stellen dieses Dialogs seinen Mitbürgern und Zeitgenossen die derbesten und ungefälligsten Wahrheiten ganz unverblümt ins Gesicht sagt — wozu hatte er gerade hier einer so zwecklosen Behutsamkeit nöthig?

Übrigens täusche ich mich vielleicht, indem es mir vorkommt, als ob Sokrates, von diesem Mährchen an, durch alle folgende Bücher sich selbst verloren habe, und sich mit aller Mühe nicht wieder finden, oder, wenn er auch zuweilen in seinen eigenen Ton zurück fällt, sich doch nicht lange darin erhalten könne. Ich drücke mich hierüber so schüchtern aus, weil es sehr möglich ist, daſs die Ursache, warum mir dieſs so vorkommt, vielmehr in meiner Gewohnheit, mir einen ganz andern Sokrates zu denken, als in einem Mangel an Haltung liegt, der dem Verfasser des Dialogs Schuld gegeben werden könnte. Die Wahrheit zu sagen, der Sokrates, den er darin die doppelte Rolle des Erzählers und der Hauptperson des Drama's spielen läſst, ist und bleibt sich selbst durchgehends immer ähnlich; denn es ist immer Plato selbst, der unter einer ziemlich gut gearbeiteten und seinem eigenen Kopfe so genau als möglich angepaſsten Sokrateslarve, nicht den Sohn des Sofroniskus, sondern sich selbst spielt. Hinter dieser Larve sieht er zuweilen, je nachdem er uns eine Seite zeigt, dem wahren Sokrates so ähnlich, daſs man einige Augenblicke getäuscht

Stets willig zu glauben was ihr die Leute sagten,
Doch Faunen und Kabbalisten, die ihr zu nahe sich wagten,
Zurück zu treiben voller Muth.

18.

Nichts leichters wäre nun zwar, als noch zehn Jahre lang
Die Töchter Bambo's auf ihren langhalsigen Thieren
Bis zum fünfhunderten Gesang
Die Welt durchtraben zu lassen, in seltsame Avantüren
Und schlimme Händel voll Sturm und Drang
Sie einzuflechten, und, um stets neue Knoten zu schnüren,
Mehr Narren und Närrinnen aufzuführen
Als Doktor Sebastian Brand in seinem Narrenschiff;
Und alles dieſs, mit Hülfe von Alquif,
Urganden und Merlin, so unter einander zu rühren,

19.

Daſs endlich weder die Leser noch wir
Uns mehr heraus zu finden wüſsten,
Und daſs wir zuletzt, zum Zeichen das Lustspiel ende sich hier,
Den Vorhang fallen lassen müſsten.

wird: aber seine Stimme kann oder will er vielmehr nicht so sehr verstellen, daſs die Täuschung lange dauern könnte: und überhaupt braucht man ihm nur näher auf den Leib zu rücken und ihn scharf ins Auge zu fassen, um den leibhaften Plato überall durchschimmern zu sehen. Dieser scheint sogar von Zeit zu Zeit die unbequeme Larve ganz wegzuschieben, und uns auf einmahl mit seiner eigenen, von jener so stark abstechenden Fysionomie zu überraschen; und da er dieses seltsame Spiel, eben dieselbe Person bald mit bald ohne Larve zu machen, einen ganzen Tag lang treibt, so kann es nicht wohl fehlen, daſs der Zuschauer endlich irre wird, und nicht recht weiſs was man mit ihm vorhat, und ob er beym Schluſs des Stücks zischen oder applaudieren soll.

Diese Ungewiſsheit ist indessen keineswegs der Fall im Rest des dritten und im Anfang des vierten Buchs. Eine unserm Filosofen eigene dialektische Spitzfindigkeit, die auch hier von Zeit zu Zeit durch die Lükken der Sokrateslarve durchguckt, abgerechnet, scheint er darin die angenommene Person wieder ziemlich gut zu spielen; so gut wenigstens, daſs man sich geneigt fühlt, der

Täuschung mit halb geschloſsnen Augen nachzuhelfen; und wiewohl man sich hier und da nicht wohl erwehren kann ein wenig ungehalten auf den Schauspieler zu seyn, wenn er unversehens aus seiner Rolle heraustritt und, anstatt den Sokrates rein fortzuspielen, in seine eigene Person zurück sinkt: so macht uns doch die Gewandtheit, womit er sich unvermerkt wieder in die angenommene hineinwirft, so viel Vergnügen, daſs es wenig Mühe kostet ihm zu verzeihen und im Ganzen recht wohl mit ihm zufrieden zu seyn.

Die Rede ist nun im Rest des dritten Buchs davon, wie die aus dem Schooſs der Erde in voller Rüstung hervorgesprungnen Beschirmer oder Soldaten unsers idealischen Staats in Ansehung der Wohnung, Nahrung und aller übrigen zum Leben gehörigen Stücke gehalten werden sollen. Da in der vollkommensten Republik alles rein konsequent und zweckmäſsig seyn muſs; da es in derselben nicht darum zu thun ist, die einzelnen Gliedmaſsen des Staats, sondern das Ganze so glücklich als möglich zu machen, und das letztere auf keine andere Weise zu erhalten steht, als wenn jede Klasse, und jeder einzelne Bürger in der seinigen, gerade das und nichts anders ist, als was si vermöge ihres Verhältnisses zum Ganzen nothwendig seyn müssen; so dürfen wir uns nicht wundern, daſs Plato den bewaffneten Theil der Bürger, welcher bloſs zum Schutz der Gesetze und des Staats, zu Vollziehung der Befehle der Regenten und zu Vertheidigung aller übrigen Bürger da ist, in allen Stücken auf das bloſse Unentbehrliche setzt. Sie wohnen in schlechten Baraken, haben auſser ihren Waffen und was die höchste Nothdurft zum Leben fordert, nicht das geringste Eigenthum; halten ihre äuſserst frugalen Mahlzeiren gemeinschaftlich in öffentlichen Sählen, und leben in allen Stücken in der nehmlichen Ordnung beysammen, wie sie im Lager leben müſsten. In diesem und allen andern Stükken sind sie der strengsten Disciplin unterworfen: mit Einem Wort, nichts ist vergessen, was es ihnen unmöglich macht, jemahls aus den Schranken ihrer Bestimmung herauszutreten, und „aus treuen und wachsamen Hunden der Herde sich in Wölfe zu verwandeln.“ — Alles dieſs und was dahin einschlägt, führt Sokrates gegen die Zweifel und Einwürfe Adimanths so gründlich und sinnreich aus, daſs weder diesem noch dem Leser das geringste gegen die Zweckmäſsigkeit dieses Theils der Verfassung der Republik einzuwenden übrig bleibt.

Was bey dem Allen nicht wenig zum Vergnügen der Leser beyzutragen scheint, ist die anscheinende Unordnung, oder, richtiger zu reden, die unter diesem Schein sich verbergende Kunst, wie der Dialog, gleich einem dem bloſsen Zufall überlassenen Spaziergang, indem er sich mit vieler Freyheit hin und her bewegt, unter lauter Digressionen dennoch immer vorwärts schreitet, und dem eigentlichen Ziel des Verfassers (wie oft es uns auch aus den Augen gerückt wird) immer näher kommt. Wenigen dieser kleinern oder gröſsern Abschweifungen fehlt es an Interesse für sich selbst: sie schlingen sich aber auch überdieſs meistens so natürlich aus und in einander, und lenken wieder so unvermerkt in den Hauptweg ein, daſs man den Umweg entweder nicht gewahr geworden ist, oder sichs doch nicht reuen lassen kann, ihn gemacht zu haben. Dieſs ist zwar nicht immer, aber doch wenigstens öfters, der Fall; und ich finde um so nöthiger diese Bemerkung hier nachzuhohlen, da sie, wo nicht zu völliger Widerlegung, doch zu gebührender Einschränkung dessen dient, was ich oben, aus dem Mund etlicher vielleicht gar zu schulgerecht urtheilender Kunstfreunde, gegen die Komposizion dieses Dialogs, als dichterisches Kunstwerk betrachtet, erinnert habe. Ein Gespräch dieser Art kann und soll weder an die Gesetze der architektonischen Symmetrie, noch an die Regeln des historischen Gemähldes gebunden werden; es ist in dieser Rücksicht noch freyer als die Kratinische und Aristofanische Komödie selbst; die gröſste Kunst des Dialogendichters ist, seinen Plan unter einer anscheinenden Planlosigkeit zu verstecken, und nur dann verdient er Tadel, wenn er sich von seinem Hauptzweck so weit verirrt, daſs er sich selbst nicht wieder ohne Sprünge und mühselige Krümmungen in seinen Weg zurück finden kann.

Nachdem Platons Sokrates mit den Beschirmern seiner Republik, unter den gehörigen Voraussetzungen so ziemlich auf dem reinen ist, wirft er (bloſs um Adimanthen auf eine Probe zu stellen, wie es scheint) die Frage auf: ob es wohl auch nöthig seyn dürfte, ihre neue Republik mit Gesetzen über die Eigenthumsrechte, und die willkührlichen Handlungen der Bürger unter einander, und die Rechtshändel die aus dem Zusammenstoſs ihrer Ansprüche oder aus persönlichen Beleidigungen entstehen, kurz mit Gesetzen über eine Menge von Gegenständen, die in unsern Republiken vom gewöhnlichen Schlag unentbehrlich sind, zu versehen? — Aber Adimanth ist der Meinung, ihre Republik bedürfe aller dieser armseligen Stützen und Behelfe nicht; und es würde ganz überflüssig seyn, so verständigen und guten Menschen, wie die Bürger derselben sammt und sonders, vermöge ihrer Verfassung, Erziehung und Lebensordnung nothwendig seyn müfsten, über diese Dinge etwas vorzuschreiben, da sie in jedem vorkommenden Falle die Regel, nach welcher sie sich zu benehmen hätten, ohne Mühe von selbst finden würden. Ganz gewifs, sagt Sokrates, werde diefs der Fall seyn, wofern ihnen Gott die Gnade gebe, den Gesetzen, die er ihnen vorhin bereits vorgeschrieben, getreu zu bleiben. Wo nicht, erwiedert Adimanth, so möchten sie immerhin (wie es in den gewöhnlichen Republiken zu gehen pflegt) ihr ganzes Leben damit zubringen, täglich neue Gesetze zu geben, in Hoffnung zuletzt noch wohl die rechten zu treffen, — wie gewisse Kranken, die sich vergebens schmeicheln durch beständiges Abwechseln mit neuen Arzneyen zu genesen, weil sie aus Unenthaltsamkeit die Lebensart nicht ändern wollen, welche der Grund ihrer Krankheit ist.

Sokrates setzt diese Vergleichung noch eine Weile fort, und findet sich dadurch in der Behauptung bestätiget, dafs kein weiser Gesetzgeber weder in einem wohl, noch in einem schlecht geordneten Staat sich mit

Gesetzen und Verordnungen dieser Art befassen werde; nicht in diesem, weil sie unnöthig und von keinem Nutzen wären, in jenem nicht, weil das, was in jedem vorkommenden Falle zu thun ist, jedem Bürger vermöge der Bildung und Richtung, die er durch die bereits bestehende Verfassung erhalten hat, von selbst einleuchten muſs. Was bliebe uns also noch zu thun, um mit unsrer Gesetzgebung fertig zu seyn? fragt Adimanth. Uns nichts, antwortet Sokrates, denn den gröſsten, schönsten und wichtigsten Theil derselben werden wir dem Delfischen Apollo überlassen. Und was beträfe dieſs? fragte jener etwas gedankenlos; denn er hätte doch wohl mit einem Augenblick von Besinnung dem Sokrates die Mühe ersparen können, sich erklären zu müssen, daſs die Anordnung der Tempel und Opfer und alles übrigen, was die Verehrung der Götter, Dämonen und Heroen, wie auch die den Verstorbenen zu Beruhigung ihrer Manen gebührende letzte Ehre betreffe, damit gemeint sey. Da wir selbst von allem diesem keine Wissenschaft haben, sagt Sokrates, und wenn wir weise sind, einen so wichtigen Theil der Einrichtung unsrer Stadt auch keinem andern Sterblichen anvertrauen werden, so können wir nichts bessers thun, als uns darüber von dem Gotte belehren zu lassen, der in solchen

Dingen der angestammte Rathgeber aller Menschen ist, und bloſs zu diesem Ende Delfi als die Mitte oder den Nabel der Erde, zu seinem Sitz erwählt hat.

Sollte dir, Freund Eurybates, diese Stelle sowohl, als die kurz vorher gehende, wo Sokrates zu verstehen giebt, daſs er selbst nicht begreife, „wie seine Republik, ohne unmittelbaren Beystand Gottes, sich bey ihrer ursprünglichen Verfassung lange werde erhalten können“ — nicht eben so stark, wie mir, aufgefallen seyn? Zwar erkennen wir an dergleichen Äuſserungen unsern alten Freund und Lehrer, der für den religiosen Volks- und Staats-Glauben nicht nur (wie billig) alle schuldige Ehrfurcht hegte, sondern im Glauben selbst nahezu bis zur Einfalt unsrer Groſsmütter ging, und durch den Kontrast, den dieser Zug seines Karakters mit seinem sonst so hellen Verstande machte, uns nicht selten in Erstaunen und Verlegenheit setzte. Aber Plato, dessen Art über unsre Volksreligion zu denken kein Geheimniſs ist, muſste doch wohl mit diesen beiden Stellen etwas mehrers wollen, als seine eigenen Gedanken hinter diesem Zug seiner Sokrateslarve zu verbergen? Hätte er in diesem Werke wirklich die Absicht gehabt, der Welt das idealische Modell einer vollkommnen Republik zu hinterlassen, würde es da wohl seiner oder irgend eines andern ächten Filosofen würdig gewesen seyn, eine so wichtige Sache als die Religion ist, dem Delfischen Apollo, d. i. den Priestern des Tempels zu Delfi zu überlassen? Und wäre er selbst von der innern Güte und Realität seiner Republik, d. i. von ihrer reinen Übereinstimmung mit der menschlichen Natur, überzeugt gewesen, würde er wohl alle seine Hoffnungen, daſs sie sich bey seinen Gesetzen werde erhalten können, auf einen Gott aus einer Maschine gegründet haben? Keines von Beiden, däucht mich. — Was ist es also, was er eigentlich damit wollte? — Durch den Kompromiſs auf den Delfischen Apollo wollt' er sich, denke ich, den häkeligsten und gefährlichsten Theil der Gesetzgebung seiner Republik vom Halse schaffen; und glücklich für ihn, daſs er dieſs um so schicklicher thun konnte, da der starke Glaube des wirklichen Sokrates an jenen Gott ein bekannter Umstand ist. Mit der frommen Hoffnung hingegen, womit er die Erhaltung seiner Gesetzgebung dem Willen Gottes anheimstellt, konnt' er uns wohl nichts anders zu verstehen geben wollen, als daſs er selbst von ihrer innern Lebenskraft und Dauerhaftigkeit keine groſse Meinung hege, und so gut als Andre wisse, daſs eine idealische Republik nur für idealische

Menschen passe, und, um so frey in der Luft schweben zu können, an den Fufsschemel von Jupiters Thron angehängt werden müsse. Denn freylich, wenn die Götter das Beste dabey thun wollten, könnte auch die Aristofanische Nefelokokkygia so gut existieren als die Platonische Republik.

6.

Fortsetzung des Vorigen.

Wir sind nun ganz nahe bis zu dem Punkt vorgerückt, um dessentwillen vermuthlich diese ganze Unterredung angefangen und durch so vielerley mäandrische Umschweife und Aus- und Einbeugungen bis hierher geführt worden; aber so wohlfeil giebt es unser poetisierender Filosof oder filosofierender Dichter nicht. Er hat sich nun einmahl vorgesetzt, uns in diesem dramatischen Dialog zu weisen, dafs er sich so gut als irgend ein Tragödienmacher auf die Kunst verstehe, den Punkt, auf welchen wir losgehen, alle Augenblicke bald zu zeigen, bald wieder aus dem Gesichte zu rücken, um

Allein davor sey unser Genius!
Im Gegentheile, wir eilen, wiewohl mit Weile, zum Schluſs;
Und da (wie Euklides uns lehrt) bald anzulangen, immer
Das Sicherste war den nächsten Weg zu gehn:
So soll Don Blömurant mit seinem Frauenzimmer
Sich noch vor Tafelzeit im Schloſs des Negers sehn.

20.

Doch, eben sehen wir dort noch einen von unsern Leuten
In diesem bezauberten Wald, wo unsre Scene liegt,
Wohin sein Gaul ihn führt ganz niedergeschlagen reiten.
Wenn uns sein Sonnenschirm nicht trügt
Und seine ganze Figur, die (mit Einschluſs von Stiefeln und Sporen)
Kaum mehr als die Luft, die er verdränget, wiegt,
So ist's Herr Parasol, der, seit er den Fächer verloren,
Ut iniquae mentis asellus, mit niederhangenden Ohren
In diesen Gegenden irrt und seiner Albernheit flucht,
Nachdem er die Feie Mab vergebens aufgesucht.

uns desto angenehmer zu überraschen, wenn wir das, was er uns so lange durch einen unmerklich wieder in sich selbst zurück kehrenden Umweg suchen lieſs, endlich unversehens vor unsrer Nase liegen finden. Unser verkappter Sokrates, der itzt für eine ziemliche Weile die Larve wieder weggeschoben hat und mit seinem eigenen Gesichte spielt, meint: sie hätten ihre Republik so gut angeordnet, daſs es nun weiter nichts bedürfe, als daſs Adimanth seinen Bruder und Polemarchen und die übrigen Anwesenden aufrufe, ihm mit einer tüchtigen Fackel so lange in derselben herum suchen zu helfen, bis sie die irgendwo in ihr versteckte Gerechtigkeit ausfindig gemacht haben würden. In der That muthet er diesen wackern jungen Männern damit nicht mehr zu, als was sie mit einer mäſsigen Anstrengung ihres Menschenverstandes sehr leicht leisten konnten und sollten. Aber dabey hätte der Verfasser des Dialogs seine Rechnung nicht gefunden. Glaukon besteht darauf, daſs Sokrates seinem Versprechen gemäſs das Beste bey der Sache thun müsse, und dieser schickt sich denn auch um so williger dazu an, da er wirklich in einer ganz eigenen Laune zu seyn scheint, sich mit der Treuherzigkeit der jungen Leute einen dialektischen Spaſs zu machen, und sie nach dem Ding, das er in der Hand hat, fein lange überall wo es nicht ist herumstöbern zu lassen. Wohlan also (sagt er) hier zeigt sich mir ein Weg, der uns hoffe ich zu dem, was wir suchen, führen soll. Wenn wir unsre Republik gehörig angeordnet haben, so sollte sie, dächt' ich, durchaus gut seyn. — Nothwendig, antwortet Glaukon.

Sokrates. Augenscheinlich ist sie also weise, tapfer, wohlgezüchtet und gerecht?

Glaukon. Augenscheinlich.

Sokrates. Wenn wir nun von diesen Vieren Eins, welches es sey, in ihr finden, so ist das übrige das, was wir nicht gefunden haben; nicht wahr?

Glaukon. Wie meinst du das?

Sokrates. Wenn wir unter vier Dingen, welcher Art sie auch seyn mögen, nur Eines suchen, und (indem wir glücklicher Weise zuerst darauf stoſsen) es sogleich für das Gesuchte erkennen, so lassen wirs dabey bewenden; haben wir hingegen die drey ersten vorher ausfindig gemacht, so kennen wir eben dadurch auch das, was wir suchen; denn es ist klar, daſs es kein anderes seyn kann als das vierte, so noch übrig ist. — Richtig, antwortet Glaukon wie ein unbesonnener Knabe;

denn es greift sich doch mit Händen, daſs er nur unter der Bedingung, wofern diese vier Dinge uns schon bekannt sind, mit Ja antworten konnte; denn wofern sie es nicht sind, so weiſs ich, in dem gegebenen Falle, zwar, daſs das noch nicht Gefundene das Gesuchte ist; aber wozu kann mir das helfen, wenn ich nicht weiſs, was es ist? Glaukon muſste einfältiger seyn als Praxillens Adonis [3]), wenn er nicht sah, wo Sokrates mit seinem mathematischen Axiom hinaus wollte; daſs er es nehmlich auf die nur eben seiner Republik nachgerühmten vier karakteristischen Eigenschaften anwenden, und wenn er die drey zuerst genannten in ihr gefunden hätte, versichern würde, daſs ihnen nun auch die Gerechtigkeit nicht entgehen könne; wiewohl dieser Umweg im Grunde zu nichts helfen konnte, als sie, ohne alle Noth, eine gute halbe Stunde länger aufzuhalten. Da sich aber seine Zuhörer nun einmahl alles von ihm gefallen lassen, so macht sich unser After-Sokrates abermahls den für seine Leser ziemlich langweiligen Zeitvertreib, durch eine Menge unnöthiger, zum Theil lächerlicher und kindischer Fragen, und kopfnickender oder platter Antworten des ehrlichen Glaukons, herauszubringen: worin die Weisheit, Mannskraft und Zucht bestehe, in welchen (nebst der Gerechtigkeit) er den unterscheidenden Karakter seiner Republik setzt, und von welchen die erste den Regenten, die zweyte den Beschützern vorzüglich beywohne, die dritte aber (wie er sehr sinnreich und spitzfindig darthut) durch die gebührende Subordinazion der zwey untern Bürgerklassen unter die oberste, eine mit dem, was man in der Musik *Diapasôn* (die Oktave) nennt, vergleichbare Harmonie des ganzen Staats hervorbringe. Wir hätten also (fährt er nun fort) die drey ersten Formen der Tugend oder der Vollkommenheit, die unsrer Republik eigen seyn soll, gefunden: welches wäre dann die noch übrige? doch wohl die Gerechtigkeit?

Glaukon. Ja wohl!

Sokrates. Was haben wir also nun zu thun, lieber Glaukon, als daſs wir, nach Jäger-Weise, einen Kreis um diesen Busch schlieſsen, damit uns die Gerechtigkeit nicht etwa unvermerkt entwische und aus dem Gesicht komme; denn daſs sie hier irgendwo stecken muſs, hat seine Richtigkeit. Schaue also überall scharf herum, ob du sie vielleicht eher als ich gewahr werden und mir zeigen kannst.

Glaukon. Ja, wenn ich das könnte! Aber so fern sonst nichts nöthig ist als dir zu folgen, und zu sehen was du mir zeigst, bin ich dein Mann.

Sokrates. Nun so komm denn mit, und mögen uns die Götter Glück zu unsrer Jagd verleihen!

Glaukon. Das ist auch mein Gebet.

Sokrates. Der Ort scheint mir ziemlich steil und so verwachsen und dunkel, daſs kaum fortzukommen ist. Wollens aber doch versuchen!

Glaukon. Das wollen wir!

Sokrates. Heyda! Heyda, Glaukon! Mich däucht ich bin auf die Spur gekommen; nun soll sie uns hoffentlich nicht entwischen.

Glaukon. Das ist mir lieb zu hören.

Sokrates. Ei, ei! was seh ich? da haben wir ja alle beide einen erzdummen Streich gemacht!

Glaukon. Wie so?

Sokrates. Sind wir nicht auslachenswerth, daſs wir uns so viele Mühe gaben etwas zu suchen, das uns gleich von Anfang an so nahe lag? Wir sahen darüber weg, und suchten in der Ferne, was uns diese ganze Zeit über vor den Füſsen herumkollerte.

Glaukon. Wie soll ich das verstehen?

Sokrates. Ich will sagen, wir reden und hören schon wer weiſs wie lange davon, und merkten nicht, daſs wir nur mit andern Worten von nichts anderm redeten.

Glaukon. Welche lange Vorrede für einen, dessen Wiſsbegierde du so sehr erregt hast!

Sokrates. Nun so höre denn!" —

Ich gestehe sehr gern, Eurybates, daſs mir die Natur den besondern Sinn versagt hat, der dazu gehört, um an dieser niedrig komischen Vorbereitungsscene zu einer so ernsthaften Untersuchung Geschmack zu finden. Ich erkenne in dieser unzeitig schäkerhaften Hasenjagd, wobey der Leser sich noch allerley possierliche Geberdungen und Grimassen hinzu denken muſs, höchstens eine verunglückte Nachahmung irgend einer Aristofanischen Possenscene, und allenfalls den Pseudo-Sokrates der Wolken, aber nichts weniger als die fröhliche Laune dieses immer heitern und wohlgemuthen, aber zugleich immer gesetzten und die Würde seines Karakters nie vergessenden Sokrates, mit welchem ich lange genug gelebt habe, um das feine Salz, womit sein Scherz gewürzt zu seyn pflegte, von dem widerlichen Meersalz unterscheiden zu können, worein Plato hier (im Zorn der Grazien, die ihm sonst hold genug zu seyn pflegen) einen so unglücklichen Miſsgriff gethan hat.

Und was ist nun das Resultat der Entdeckung, die er itzt auf Einmahl gemacht haben will, nachdem er uns schon so lange in so weit ausgehohlten Kreisen um den Brey herumgeführt hat? Oder vielmehr, wie sieht denn der Vogel aus, den er diese ganze Zeit über in der Hand hatte, und uns in einem Anstoſs von jugendlich muthwilliger Spaſshaftigkeit selbst so lange in allen Hecken und Büschen suchen half? — Man erwartet, wie billig, daſs er sich endlich entschlieſsen werde die Hand aufzuthun, und dem armen, vor Neugier und Ungeduld beynahe platzenden Glaukon den seltnen Wundervogel vorzuzeigen. Aber nein! dieser Sokrates sagt und thut nichts wie andre Menschenkinder, und bey ihm wird uns das schale Vergnügen einer immerwährenden Überraschung bis zur Übersättigung zu Theil. Er öffnet zwar die Hand nur eben so weit, daſs das Vögelchen mit der Spitze des Schnabels hervorgucken kann, macht sie aber sogleich wieder zu, fängt wieder von neuem zu subtilisieren und zu schikanieren an, und wozu? — Um durch eine Menge unnöthiger Fragen (womit er den ehrlichen Glaukon und uns um so billiger verschonen konnte, da das Alles im Vorhergehenden bereits einige Stunden lang mit der mühseligsten Genauigkeit aufs Reine gebracht worden war) und durch eine lange Reihe von Gleichungen zu unsrer groſsen Verwunderung endlich heraus zu bringen: die Gerechtigkeit seiner Republik bestehe darin, daſs ein jeder einzelner Bürger der drey Klassen, aus welchen sie zusammen gesetzt ist, schlechterdings nur das Eine, wozu er am meisten Geschick hat und wodurch er dem Ganzen am nützlichsten seyn kann, und sonst nichts anders treibe.

Wenn ich die verschiedenen, zum Theil sehr verschraubten Formeln, in welchen er diesen Satz aufstellt, recht verstehe, so läuft alles darauf hinaus: daſs in seiner Republik jeder Mensch und jedes Ding gerade das ist, was es seiner Natur und Bestimmung nach seyn soll; oder um die Sache noch kürzer zu geben: daſs Jedes das, was es ist, immer ist. Da ein Wort doch weiter nichts als das Zeichen einer Sache, oder vielmehr der Vorstellung die wir von ihr haben, ist, so kann es dem Wort Gerechtigkeit allerdings gleichviel seyn, was Plato damit zu bezeichnen beliebt; aber der Sprache ist dieſs nicht gleichgültig; und ich sehe nicht mit welchem Recht ein einzelner Mann, Filosof oder Schuster, sich anmaſsen könne, Worte, denen der Sprachgebrauch eine gewisse Bedeutung gegeben hat, etwas anders heiſsen zu lassen als sie bisher immer geheiſsen haben. Was Plato unter verschiedenen Formeln Gerechtigkeit nennt, ist bald die innere Wahrheit und Güte eines Dinges, die ihm eben dadurch, daſs es recht ist, oder daſs es ist was es seyn soll, zukommt; bald die Ordnung, die daraus entsteht, wenn viele verschiedene mit einander zu einem gewissen Zweck in Verbindung stehende Dinge das, was sie vermöge dieser Verbindung seyn sollen, immer sind; bald die Harmonie, die eine natürliche Wirkung dieser Ordnung ist. Aber fürs erste, wenn sein Geheimniſs weiter nichts als das war, so hätte er uns, däucht mich, die Mühe einer so langwierigen und langweiligen Iniziazion ersparen können; und zweytens wird es, wenigstens auſserhalb seiner eigenen Republik, wohl immer bey der gewöhnlichen allenthalben angenommenen Bedeutung des Wortes Gerechtigkeit verbleiben; und der alte Simonides wird um so mehr Recht behalten, da alle Platonische Formeln ohne groſse Mühe sich mit der seinigen in Gleichung setzen lassen. Denn, indem die Obrigkeit in seinem Staat das ist, was sie seyn soll und nichts anders, erhält und giebt sie (wie er beyläufig selbst gesteht) dem Staat und jedem einzelnen Gliede desselben, was sie ihm vermöge ihrer Bestimmung schuldig ist; und eben dasselbe gilt von der Klasse der Beschützer oder Soldaten, und von den sämmtlichen Künstlern, Handwerkern, Feldbauern, Kaufleuten, Krämern u. s. w. welche Plato mehr seiner Hypothese zu Gefallen, als aus hinlänglichem Grunde, ohne sich viel um sie zu bekümmern, in die dritte Klasse zusammen geworfen hat.

Unser Platonisierende Sokratiskus hatte sich anheischig gemacht, am Beyspiel einer gerechten Republik im Groſsen zu zeigen, was Gerechtigkeit in der Seele eines Menschen gleichsam im Kleinen sey. Das erste also, was ihm oblag, war, das Bild eines gerechten, d. i. in sich selbst vollendeten oder vollkommenen Staats zu entwerfen; und dieſs ist es, was er bisher nach seiner Weise geleistet hat. Er fand daſs ein ächtes Gemeinwesen — dessen Grundgesetz ist, daſs jedes Glied desselben ausschlieſslich ein einziges zum Wohl des Ganzen unentbehrliches Geschäft treibe und dazu erzogen werde, — nothwendig aus drey Klassen von

21.

Die schweifte herum, Prinzessen und Prinzen zu begaben,
Und dachte wenig an ihn. — Nun, da wir überdieſs
Die Blonde der Blonden (die ohne Ritter und Knaben,
Seitdem Herr Tulpan sie aus seinem Schlosse verwies,
Herum fährt) zu versorgen haben,
Und wirklich sie schon zu lang' in diesem verlassenen Stand
Vergaſsen, — wie, wenn ich sie unter der Hand
Mit Parasol, *ci-devant* Ritter vom Fächer, zusammen brächte?
Die Wahrheit (wiewohl die Prinzessin es niemahls eingestand)
Ist kürzlich: sie reisen bereits zwey Nächte

22.

Auf Einem Pferde zusammen; und jeder, weſs Standes sie sey,
Die etwas zu ihrem Nachtheil hieraus vermuthen wollte,
Verhalten wir nicht, wenn's auch den Junker verdrieſsen sollte,
Die Dame — verlor, und Er gewann gleich wenig dabey.

Bürgern, aus Regenten, Räthen und Aufsehern, aus bewaffneten Beschützern, und aus einer für die Wohnung, Nahrung, Kleidung, Bewaffnung und andere solche Bedürfnisse des Staats und seiner Bürger um Lohn arbeitenden Klasse bestehen müsse; und daſs auf der Einschränkung eines jeden Bürgers in den Kreis der einzigen Beschäftigung wozu er am besten taugt, und auf der strengsten Unterwürfigkeit unter die Gesetze und die Regierung, die gesunde Beschaffenheit des Staats (die ihm Gerechtigkeit heiſst) so wie auf dieser die Erhaltung und der Wohlstand desselben beruhe.

Um nun die Anwendung dieser Erklärung der Gerechtigkeit auf den einzelnen Menschen zu machen, und sich dadurch auch des zweyten Theils seines Versprechens zu entledigen, unternimmt er seinen Zuhörern zu zeigen: daſs in der menschlichen Seele eben dieselbe Verfassung Statt finde, wie in seiner Republik; nehmlich daſs sie, wie diese, aus drey Haupttheilen, oder eigentlich aus drey ihrer Natur nach verschiedenen, wiewohl zusammen Ein Ganzes ausmachenden Seelen bestehe; in deren unterster alle Arten von sinnlicher, eigennütziger, an sich selbst unvernünftiger, zügelloser und unersättlicher Begierden, in der zweyten ein gewisses muthiges, zürnendes, an sich selbst wildes und unbändiges Wesen (Thymos vom Plato genannt) das sich gegen alles, was ihm als schlecht, unedel, ungerecht und ordnungswidrig erscheint, empört und ihm aus allen Kräften entgegen kämpft, in der dritten und höchsten endlich die Vernunft, und ein unaufhörliches Streben nach der Wissenschaft des Wahren und Guten, ihren Sitz haben. Die sämmtlichen Begierden nach Genufs und Besitz körperlicher Gegenstände und allen Arten von sinnlichen Befriedigungen sind ihm in der Seele, was die mechanische um Lohn und Gewinn arbeitende Klasse in der Republik; zwar zum Leben eben so unentbehrlich, wie diese, aber sich selbst überlassen, können sie (wie jene, wofern sie nicht durch die beiden obern Klassen in der Zucht erhalten würden) als blinde und ihrer Befriedigung alles aufopfernde Triebe nichts als Unheil in der innern Republik des Menschen stiften. Um den Wohlstand derselben befördern zu helfen, müssen sie also der Vernunft unterworfen und von dieser immer unter strenger Zucht gehalten werden. Der bewaffneten Klasse oder den Beschützern in Platons Republik entspricht in der innern Ökonomie des Menschen das (vorgebliche) zornmüthige, streitbare, ruhmbegierige, Wollust und Eigennutz verachtende, nichts fürchtende, und allem Widerstand Trotz bietende Princip Thymos, dessen Bestimmung ist, die Regierung der Vernunft zu unterstützen, ihre Rechte zu schirmen, und den Pöbel der Begierden in gehöriger Ordnung und Unterwürfigkeit zu erhalten; welches aber, um diese Bestimmung nie zu verfehlen, zuvor selbst durch Musik und Gymnastik gebändigt und gezüchtet, die Oberherrschaft der Vernunft, als des natürlichen Regenten dieser Republik im Menschen, immer anerkennen und seinen höchsten Stolz bloſs darin suchen muſs, in Vollziehung ihres Willens keine Gefahr, kein Ungemach, keinen Schmerz zu scheuen, der Erfüllung dieser Pflicht hingegen jedes Opfer, das sie verlangt, willig darzubringen. So wie nun die Gerechtigkeit in unsrer groſsen Republik in der gehörigen Einschränkung und Subordinazion der untersten und mittlern Klasse unter der obersten, und in der daraus entspringenden Harmonie und Einheit des Ganzen besteht; so hat es, vermöge der Natur der Sache, eben dieselbe Bewandtniſs mit den drey verschiedenen Principien, woraus (nach Plato) die Seele zusammen gesetzt ist; und so wäre denn die wahre Antwort auf die Frage, „was die Gerechtigkeit in der Seele, an sich selbst, ohne Rücksicht auf irgend etwas auſser ihr, sey?“ glücklich gefunden, und unser redseliger Sokrates, der es sich in der That sauer genug werden lieſs, die Masche, die er auflösen wollte, so stark er nur konnte zusammen zu schnüren, und mit so vielen neuen, in einander verwickelten Knoten zu verstärken, könnte nun billig für heute von aller weitern Bemühung los gesprochen werden.

Daſs unser Mann in der Art, wie er seine vorgeblichen Untersuchungen anstellt, sich selbst auch hier gleich bleibt, versteht sich, und was ich gegen diese Methode bereits erinnert habe, tritt daher auch hier wieder ein. Eigentlich kann man nicht sagen, daſs er untersuche; denn er hat das, was er seinen Zuhörern suchen zu helfen vorgiebt, immer schon in der Hand, und, bey allem Schein von Gründlichkeit und Subtilität, den er seinen taschenspielerischen Operazionen zu geben weiſs, bedarf es doch nur einer mäſsigen Aufmerksamkeit, um zu merken, daſs er uns täuscht, wenn gleich nicht jeder Zuschauer ihm scharf genug auf die Finger sehen kann, um gewahr zu werden wie es damit zugeht. Es würde uns zu weit führen, wenn ich die Wahrheit dieser Behauptung durch eine umständliche Analyse dieses Theils des vierten Buchs darlegen, und unsern Tausendkünstler gleichsam nöthigen wollte, seine Handgriffe, einen nach dem andern, so langsam vor unsern Augen zu machen, daſs sie auch dem blödsichtigsten nicht entgehen könnten. Ich will mich also bloſs darauf einschränken, seinen Beweis der drey wesentlich verschiedenen Principien, die er in der menschlichen Seele entdeckt haben will, etwas näher zu beleuchten, um zu sehen, ob es wirklich zur Erklärung der mannigfaltigen Erscheinungen in derselben nöthig ist, dreyerley Seelen anzunehmen, oder ob wir uns dazu recht gut mit einer einzigen behelfen können.

Gegen das Axiom, worauf er seinen Beweis stützt, daſs eben dasselbe Subjekt in Widerspruch stehende oder einander aufhebende Dinge unmöglich zugleich und in eben derselben Hinsicht weder thun noch leiden könne, habe ich nichts einzuwenden. Wenn er also zeigen kann, daſs diese zugegebene Unmöglichkeit gleichwohl in dem, was wir unsre Seele nennen, täglich als etwas wirkliches erscheint, so hat er den Handel gewonnen und ich stehe beschämt.

Ich übergehe die Einwendungen, die er sich von einem erdichteten Gegner machen läſst, und die fast zu mühsame Art, wie er sie beantwortet; denn ich werde ihm diese

Einwürfe nicht machen. Alſo ohne weiteres zu dem Beyſpiele, woran er ſeinem Glaukon klar machen will, daſs es ohne ſeine Hypotheſe gar nicht zu erklären ſey! Hören wir, wie ſich ſein Sokrates anſchickt, um uns zu dieſem verzweifelten Ausweg zu nöthigen.

Sokrates. Rechneſt du den Durſt nicht unter die Dinge, die das, was ſie ſind, nicht seyn könnten, wenn nicht ein anderes wäre, deſſentwegen ſie ſind? —

Glaukon ſieht ihn an und verſtummt.

Sokrates. Nach was dürſtet der Durſt?

Glaukon. Ja ſo! — Nach einem Trunk.

Sokrates. Bezieht ſich der Durſt auf eine gewiſſe Art von Getränke? Oder verlangt der Durſt, in ſo fern er Durſt iſt, weder viel noch wenig, weder gut noch ſchlecht, ſondern lediglich nur Etwas zu trinken?

Glaukon. So iſt es allerdings.

Sokrates. Die Seele des Dürſtenden, in ſo fern ſie dürſtet, will alſo nichts als trinken; das iſt's, wornach ſie trachtet und ſtrebt?

Glaukon. Offenbar.

Sokrates. Wenn sie also dürstet, und etwas zieht sie zurück, muſs da nicht noch etwas anders in ihr seyn als das, welches dürstet und sie wie ein Thier zum Trinken treibt? Denn nach unserm obigen Grundsatz ist es ja unmöglich, daſs eben dasselbe, in Ansehung eben desselben Gegenstandes dieſs oder das und zugleich das Gegentheil thue?

Glaukon. Unmöglich.

Sokrates. So wenig als es recht gesprochen wäre, wenn man sagte, daſs ein Bogenschütze den Pfeil mit beiden Händen zugleich abstoſse und anziehe, sondern die eine Hand zieht an, und die andere stöſst ab; nicht so?

Glaukon. Nicht anders.

Sokrates. Müssen wir nicht gestehen, daſs es Leute giebt, welche nicht trinken wollen, wiewohl sie durstig sind?

Glaukon. O gewiſs, das begegnet alle Tage nicht wenigen.

Sokrates. Wie kann man sich das nun erklären, als wenn man sagt, das Etwas in ihrer Seele, das ihnen zu trinken befiehlt, sey ein Anderes als das, so sie vom Trinken abhält und stärker als jenes ist?

Glaukon. So däucht es mir.

Sokrates. Ist nun das, was uns von dergleichen (sinnlichen Befriedigungen) zurück hält, nicht ein Werk der Überlegung und des Urtheils, so wie hingegen das, was zu ihnen anreitzt und hinreiſst, Leidenschaft und Krankheit ist?

Glaukon. So scheint es.

Sokrates. Haben wir also nicht Recht, zwey einander entgegen gesetzte Principien in der Seele anzunehmen, von welchen wir jenes, kraft dessen sie urtheilt und schlieſst, das Vernünftige, und dieses, vermöge dessen sie liebt und hungert und dürstet, und von allen andern Begierden, die zu wollüstiger Anfüllung und Ausleerung reitzen, hingerissen wird, das Unvernünftige und Begierliche nennen?

Glaukon. Wir könnten mit Recht dieser Meinung seyn, sollt' ich denken.

Unser Filosof fährt nun fort, in dieser kurzweiligen Manier auch das dritte in der Seele, welches er Thymos nennt, zu betrachten und so lange hin und her zu schieben, bis er die Ähnlichkeit dieses vorgeblichen Princips mit der streitbaren Klasse in seiner Republik entdeckt, und herausgebracht hat, daſs Thymos mit den Begierden häufig in Streit gerathe, und so oft sich diese gegen das regierende vernünftige Princip auflehnen, mit groſsem Eifer die Partey des letztern nehme, für welches er eine ganz eigene Anmuthung habe, u. s. w. wozu denn der gefällige Glaukon immer seine Beystimmung giebt, und sich am Ende gänzlich für die Hypothese der dreyfachen Seele oder der drey Seelen in Einer erklärt. Es mag eine ganz bequeme Sache seyn, mit Schülern zu filosofieren, bey welchen man immer Recht behält. An Glaukons Stelle hätte ich mich so leicht nicht von dieser neuen Platonischen Lehre überzeugen lassen, und würde mir die Freyheit genommen haben, folgende Vorstellungen gegen dieselbe zu machen.

„Wie eng auch die unbegreifliche Verbindung unsrer Seele mit ihrem Körper ist, ehrenwerther Sokrates, so kann man doch eben so wenig von der Seele sagen, daſs sie hungre oder dürste, als daſs sie esse und trinke; auch ist sie eben so unschuldig an dem, was du aus geziemender Urbanität lieben nennst, und was (in dem Sinne den du diesem Worte hier beylegst) eigentlich bloſs den gewaltsamen Zustand bezeichnet, worin Aristofanes den Gemahl der schönen Lysistrata von der Armee zu ihr zurück eilen läſst. Alle Triebe, — welche die Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses des Körpers zum Gegenstand haben, gehören auch dem Körper zu; sie sind nothwendige Folgen seiner Organisazion, und werden nur in so fern Begierden der Seele, als diese durch das geheime Band, wodurch sie an jenen gefesselt ist, sich genöthigt fühlt" — Doch, warum sollte ich dir, lieber Eurybates, bey dieser Gelegenheit nicht eine kleine Probe geben, dafs ich die Kunst, das Wahre einer Sache durch Frag und Antwort herauszubringen, unserm gemeinschaftlichen Meister so gut als Plato abgelernt habe? Wenigstens werde ich keine hinterlistige und mit einer vorgefafsten Hypothese in geheimem Einverständnifs stehende Frage thun, und keine Antwort geben lassen, als die immer die einzig mögliche ist, die ein vernünftiger Mensch auf die vorgelegte Frage geben kann. Also, unter Anrufung der schönsten aller Göttinnen, der Wahrheit, und ihrer ungeschminkten Grazien — zur Sache!

Aristipp. Mich däucht, lieber Sokrates-Platon, der gute Glaukon hat dir zu schnell gewonnenes Spiel gegeben. Erlaube dafs ich eine kleine Weile seine Stelle vertrete und in seinem Nahmen einige unschuldige Gegenfragen an dich thue.

Sokrates. Frage immer zu.

So blond und fad, so reich an kleinen Mährchen,
An Liederchen, Epigrammen und ärgerlichen Histörchen
Don Parasol war, so stark in der groſsen Kunst
Nonsensikalische Dinge mit guter Art zu sagen,
Es half ihm wenig bey ihr: der blonden Göttin Gunst
Ward nicht so leicht davon getragen.

23.

Zwar schien er ihr noch immer gut genug,
Aus Mangel ihres Papagayen
Zu seinem Gequäk' ein schläfrig Ohr zu leihen;
(Denn Blaffardine hielt nicht viel auf Tändeleyen,
Wiewohl sie selbst nicht schwer an ihrem Witze trug)
Man muſs sich (sprach sie, und dachte in diesem Stücke klug)
Zumahl auf Reisen, mit dem, was da ist, amüsieren,
Wär's ein Perückenkopf. Doch, wie sich die hübschen Herrn
Zu schmeicheln pflegen, so glaubte das kleine Männchen nicht fern
Vom Glücke zu seyn, ihr Marmorherz zu rühren.

Aristipp. Giebt es unter allen Körpern in der Welt einen, den deine Seele den ihrigen nennt?

Sokrates. Allerdings.

Aristipp. Thust du dieſs nicht, weil deine Seele in einer viel engern, besonderern und unmittelbarern Verbindung mit ihm steht als mit irgend einem andern?

Sokrates. Getroffen!

Aristipp. Belehrt uns nicht die tägliche Erfahrung, daſs wir ohne unsern Körper weder sehen noch hören, noch von irgend etwas, das auſser uns ist oder zu seyn scheint, ja nicht einmahl von Uns selbst, die mindeste Kenntniſs hätten?

Sokrates. In diesem Leben wenigstens können wir nichts von allem diesem ohne unsern Körper.

Aristipp. Lehrt uns die Erfahrung nicht überdieſs, daſs wir ohne Hülfe unsers Leibes nichts von allem, was wir zu verrichten und hervorzubringen wünschen, ausführen können? Ingleichen, daſs so bald der Leib leidet und in seiner natürlichen Lebensordnung gestört wird, auch die Seele, sie wolle oder nicht, sich zur Mitleidenheit gezogen fühlt, und je gröſser die Leiden ihres Körpers sind, desto mehr auch in ihren eigenen Verrichtungen, im Denken, und in der Freyheit ihre Gedanken zu gewissen Absichten zu ordnen, unterbrochen und aufgehalten wird?

Sokrates. Ich sehe nicht, wie dieſs geläugnet werden könnte.

Aristipp. Ist es also nicht natürlich, daſs die Seele in solchen Umständen und Lagen ein Verlangen trägt, ihrem Körper nach Möglichkeit zu Hülfe zu kommen?

Sokrates. Sehr natürlich.

Aristipp. Sollte nun aber nicht eben so natürlich seyn, daſs eben dieselbe Seele, die ihrem Leibe wohl will und seine Erhaltung begehrt, auch alles verabscheuen muſs, was seinen Wohlstand unterbricht oder ihn gar zu zerstören droht? Oder wie sollt' es möglich seyn, daſs die Seele Etwas wollte, ohne das Gegentheil nicht zu wollen? Oder daſs sie Etwas ernstlich und eifrig begehrte, ohne daſs sie das, was der Befriedigung dieses Verlangens entgegen steht, aus dem Wege zu räumen suchte?

Sokrates. Es ist klar, daſs in dem angenommenen Fall das Nichtwollen im Wollen, das Verabscheuen im Begehren nothwendig enthalten ist.

Aristipp. Lehrt uns die Erfahrung nicht, daſs, da unser Leib zur Erhaltung seines Lebens und seiner Kräfte von Zeit zu Zeit Speise und Trank bedarf, die Natur im Bau desselben eine solche Einrichtung getroffen hat, daſs wir durch eine gewisse Unbehäglichkeit an dieses Bedürfniſs erinnert werden, und daſs diese Unbehäglichkeit, je nachdem das Bedürfniſs gröſser und dringender wird, so lange zunimmt, bis es endlich peinvoll und unausstehlich ist?

Sokrates. Wiewohl ich das letztere nicht aus eigener Erfahrung weiſs, so zweifle ich doch so wenig daran, daſs die unmittelbare Erfahrung mich nicht stärker überzeugen könnte.

Aristipp. Wie nennst du diese Aufforderung der Natur jenen Bedürfnissen unsers Leibes zu Hülfe zu eilen?

Sokrates. Hunger und Durst.

Aristipp. Und das wodurch beiden abgeholfen wird?

Sokrates. Speise und Trank.

Aristipp. Sollten wir also den Hunger und den Durst, als Gefühle, die uns die Natur selbst aufgedrungen hat, nicht mit gutem Fug *Naturtriebe* nennen können?

Sokrates. Ich sehe nicht was uns daran hindern sollte.

Aristipp. Wenn mich dürstet, regt sich der Trieb zum Trinken zunächst im Leibe, der des Getränks bedarf, oder in der Seele, die weder trinken kann noch dessen für sich selbst nöthig hat?

Sokrates. Nur ein Wahnsinniger könnte das letztere behaupten.

Aristipp. Man kann also, eigentlich zu reden, nicht sagen, die Seele dürste; und Plato hatte ein wenig Unrecht, einen so vernünftigen Mann wie Du bist, etwas so unschickliches sagen zu lassen.

Sokrates. Schlimm genug für mich oder ihn, daſs ihm das nur gar zu oft begegnet.

Aristipp. Wenn also, wie die Erfahrung gleichfalls lehrt, dieser körperliche Trieb, welcher unmittelbar aus dem Gefühl des Bedürfnisses entsteht, in der Seele des Dürstenden zur Begierde jenen Trieb zu befriedigen, und zur Verabscheuung des aus der Nichtbefriedigung entstehenden peinlichen Zustandes wird, kommt dieſs nicht bloſs daher, weil sie an dem Zustande des Leibes, ihres unmittelbaren Gefährten und Gehülfen, Antheil zu nehmen genöthigt ist;

und weil sie, auch um ihrer Selbst willen, desto lebhafter und ungeduldiger wünschen muſs, daſs der Dürstende zu trinken bekomme, je dringender sein Bedürfniſs, je quälender sein Durst, und je peinlicher folglich ihr selbst die Hemmung ihrer freyen Thätigkeit wird, die eine natürliche Folge desselben ist?

Sokrates. Ich sehe nicht, wie ich mir die Sache anders denken könnte.

Aristipp. Wenn nun kein besonderer Grund vorhanden ist, warum der Dürstende sich des Trinkens enthalten soll, so ist auch nichts da, was die Überlegung oder die Vernunft verhindern könnte, ihre Einwilligung dazu zu geben; Trieb, Begierde und freyer Wille fallen alsdann in einander, und es ist klar, daſs wir nicht zwey verschiedene Principien anzunehmen brauchen, um das, was in der Seele dabey vorgeht, begreifen zu können. Laſs hingegen irgend einen Grund des Nichttrinkens vorhanden seyn, z. B. daſs kein anderes als stinkendes Wasser, oder irgend ein Getrank, dessen Schädlichkeit dem Dürstenden bekannt ist, vorhanden, oder daſs noch vorher irgend ein äuſserst dringendes Geschäft abzuthun, der Durst hingegen noch erträglich wäre: so würde zwar der mechanische Trieb zum Trinken nichts dadurch von seiner Stärke verlieren, aber die

Begierde, durch die *Überlegung* unterdrückt, würde dem *Willen nicht zu trinken* Platz machen; und dieſs auf eben die Weise, wie wir, wenn wir uns *mit Überlegung*, aber aus *irriger Meinung* zu etwas entschlossen haben, unsern Entschluſs ändern, so bald wir den Irrthum gewahr werden, wiewohl es eben dieselbe Vernunft ist, die uns in beiden Fällen bestimmt. Oder sollte es etwa, zu Erklärung dieser so häufig vorkommenden Veränderlichkeit unsrer Meinungen und Entschlieſsungen, einer zweyfachen vernünftigen Seele bedürfen, einer die sich irren kann, und einer andern, die sich nie irrt, und welcher jene unterthan zu seyn verbunden ist?

Sokrates. Mich dünkt Eine und eben dieselbe Seele sollte hinlänglich seyn, Alles was in den besagten Fällen in ihr vorgeht zu bestreiten.

Aristipp. So lange uns also Plato nicht gezeigt haben wird, daſs es andere Fälle gebe, wo der Mensch in eben demselben untheilbaren Augenblick, in Ansehung eben desselben Gegenstandes, von der Begierde nach einer gewissen Richtung, und von der Vernunft nach der entgegen gesetzten gezogen werde, ist keine Ursache vorhanden, warum wir aus dem was in uns begehrt, und dem was in uns überlegt und wählt, zwey verschiedene Seelen machen sollten.

Sokrates. Aber wie, wenn (um bey unserm bisherigen Beyspiele zu bleiben) der Durst endlich auf einen so hohen Grad dringend würde, daſs seine Pein unausstehlich wäre, und der Dürstende könnte schlechterdings keines andern Getränkes habhaft werden als eines Bechers voll Schierlingssaft, entstände da nicht der Fall, wo Begierde und Überlegung den Menschen zugleich nach zwey entgegen gesetzten Richtungen ziehen würde?

Aristipp. Ich weiſs nicht ob jemahls ein solcher Fall Statt gefunden haben mag; wenigstens werden wir, weil die Erfahrung uns hier verläſst, das, was in diesem unbekannten Falle geschehen müſste, nur aus dem, was uns von der menschlichen Natur überhaupt bekannt ist, oder aus ähnlichen Fällen durch Muthmaſsung heraus bringen können. Auf alle Fälle ist gewiſs, daſs eben dieselbe Seele, die dem dringenden Bedürfniſs des verlechzenden Körpers um jeden Preis abgeholfen wissen will, den Gifttrank, so bald sie ihn für einen solchen erkennt, in so fern er dem Körper die gänzliche Zerstörung droht, verabscheuen muſs. Dem ungeachtet bin ich überzeugt, so bald das Bedürfniſs zu trinken aufs äuſserste, und folglich die Pein des Durstes auf einen so fürchterlichen Grad gestiegen wäre, daſs dem Unglücklichen nichts übrig bliebe, als sein Leben an die Erleichterung der gegenwärtigen Qual zu setzen: so würde nicht nur der sinnliche Abscheu von der wüthenden Begierde übertäubt werden, sondern die Vernunft selbst, wenn sie kein anderes Rettungsmittel vorzuschlagen hätte, würde die leichtere und schnellere Todesart der grausamern vorziehen, und der Begierde keinen vergeblichen Widerstand entgegen setzen. —

Aber genug, lieber Eurybates, für eine kleine Probe, welche freylich dreymahl so groſs hätte ausfallen mögen, wenn ich, nach der Weise meines Vorgängers, jede Frage noch in zwey oder drey dünnere hätte spalten wollen.

In Betreff des so genannten Thymos, welchen Plato zum dritten — ich weiſs nicht was in unsrer Seele macht, muſs ich zu dem bereits Gesagten nur noch hinzusetzen, daſs alle Schwierigkeiten von selbst wegfallen, so bald bey den Erscheinungen, die er unter dieser Benennung begreift, das, was seinen unmittelbaren Grund in der organischen Beschaffenheit des Leibes hat, von dem was das eigentliche Werk der Seele dabey ist, so genau als möglich unterschieden wird. Überhaupt fehlt sehr viel, daſs dieses vorgebliche Princip bey allen Menschen gleiche Wirkungen hervorbringe: die Verschiedenheit des Temperaments, der Nervenstärke und Muskelkraft, der von Jugend an gewohnten Lebensweise und anderer Umstände, giebt gar verschiedene Resultate. Der Eine zittert vor dem bloſsen Anschein einer Gefahr, da ein andrer gar nicht weiſs was Furcht ist, und seinen Muth mit der Gefahr steigen fühlt. Dieser ergrimmt über etwas, das Jenen kaum aus dem Gleichgewicht rückt. Bey einigen ist hoher Muth mit Sanftheit und Zartgefühl, bey ungleich mehreren mit Rohheit, Härte und Gefühllosigkeit verbunden, u. s. w. Das aber, was ohne Zweifel allen Menschen gemein ist, — der natürliche, mit mehr oder minder lebhaftem Widerstand verbundene Abscheu vor Allem, was unsern gegenwärtigen Zustand zu verschlimmern, oder gar unser Wesen selbst zu zerstören droht, — und die Begierde alles, was sich als angenehm, unserm Wesen zuträglich und den Genuſs unsers Daseyns verstärkend, kurz, was sich uns unter der freundlichen Gestalt des Schönen und Guten darstellt, an uns und so viel möglich **in uns hinein zu ziehen**, — ich sage **jener** Abscheu und Widerstand entspringt mit **dieser** Begierde und Anziehung aus einer und eben derselben Wurzel. Beide bedürfen, um uns in ihren Wirkungen begreiflich zu werden, keines andern Princips, als dessen, worin unser Wesen selbst besteht, dieser sich selbst bewegenden Kraft, die sich in dem unaufhörlichen Bestreben äuſsert, ihr durch den Körper beschränktes, aber innigst mit ihm verwebtes **Seyn** zu genieſsen, zu nähren, zu erweitern und zu erhöhen; und die immer eben dieselbe ist, es sey nun daſs sie, als **Begierde**, das was ihr gut scheint an sich zu ziehen, oder, als **Abscheu**, das wirkliche oder vermeinte Böse zurück zu stoſsen strebt. Zu Erklärung dieser so nothwendig mit einander verbundenen und unter der Regierung der Vernunft so harmonisch zu einerley Zweck zusammen wirkenden Bestrebungen eben derselben Kraft, zwey besondere Seelen anzunehmen, dünkt mich eben so unfilosofisch, als wenn man, um sich die verschiedenen Wirkungen der Liebe und des Hasses zu erklären, eine **liebende** und eine **hassende** Seele erdichten wollte. Nach Platons Art zu räsonnieren würden wir zuletzt jeder besondern Leidenschaft, wiewohl sie alle aus einerley Quelle entspringen, ihre

24.

In dieser Lage traf der Prinz von Trebisond
(Der, seit die runde Dindonette
Sich seines Herzens erbarmte, nicht mit dem Kaiser im Mond 3)
Sein neues Glück vertauschet hätte)
Die beiden Reisenden an. Sie priesen den Zufall darob;
Allein den Geistern des Negers, die über alles walten
Was Bambo's Töchter und wir bisher für Zufall gehalten,
Gebührt von allem dem das Lob:
Unwissend wird Blaffardine, von ihrer Schwester begleitet,
Durch einen Geheimweg von ihnen in seine Gärten geleitet.

eigene Seele geben müssen; denn sehen und erfahren wir täglich bey tausend Gelegenheiten, daſs eine begehrliche Leidenschaft mit einer andern, öfters sogar mit mehrern zugleich (z. B. der Geitz mit Gewinnsucht, Eitelkeit und Lüsternheit) in offenbaren Widerspruch geräth?

Doch genug und schon zu viel über die zwey untersten Endpunkte des Platonischen Seelen-Dreyecks. Sollte es mit der vernünftigen Seele, welche die oberste Spitze desselben ist, nicht die nehmliche Bewandtniſs haben? Sollten sich nicht alle Erscheinungen und Wirkungen der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft, des Verstandes und des Willens, der Leidenschaften und der Vernunft, sehr wohl aus Einer und eben derselben mit einem organischen Körper vereinigten Seele erklären lassen? Können sie nicht ganz natürlich und ungezwungen als bloſse verschiedene Modalitäten oder Zustände eben derselben selbstthätigen Kraft gedacht werden, welche, je nachdem sie von ihrem Körper und andern in sie einwirkenden Dingen auſser sich mehr oder minder eingeschränkt wird, und je nachdem sie sich selbst aus verschiedenen Beweggründen und Absichten eine andere Richtung oder Stimmung giebt, oder ihre Kraft höher oder tiefer spannt, sich unter andern Gestalten zeigt und andere Benennungen erhält? Sind wir nicht sogar durch das innigste Selbstbewuſstseyn genöthigt, unser Ich in allen seinen Veränderungen, Zuständen und Gestalten, selbst in den ungleichartigsten und unverträglichsten (z. B. im Übergang aus der Trunkenheit einer heftigen Leidenschaft in den heitern Stand der ruhigen Besonnenheit) für Ebendasselbe zu erkennen? Ich möchte wohl sehen, wie uns Plato dieses immerwährende Zusammenflieſsen seiner drey Seelen in der Einheit des Bewuſstseyns, ohne eine ihm und uns bisher unbekannte vierte Seele, begreiflich machen wollte?

Übrigens bedarf es kaum der Erwähnung, daſs ich gegen die allgemeinen, aller ächten Lebensweisheit zum Grunde liegenden Wahrheiten, womit sich das vierte Buch schlieſst, und gegen die Formel, in welcher Plato seine Theorie über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zusammen faſst — „daſs die Tugend der Seele eben das sey, was Gesundheit, Schönheit und vollkommenes Wohlbefinden dem Leibe,“ und gegen die Behauptung „daſs beide Arten von Gesundheit aus einerley Ursachen entspringen, wenn nehmlich jeder Theil, in gehörigem Verhältniſs zu den übrigen, nichts als sein ihm eigenthümliches

Geschäft verrichte, und im Ganzen die reinste Übereinstimmung und Ordnung herrsche“ — nichts zu erinnern habe. Warum er uns aber zu so sonnenklaren, von Niemand, meines Wissens, bestrittenen und, wie er selbst gesteht, so augenscheinlich vor unsern Füſsen liegenden Wahrheiten auf solchen Umwegen und durch so viele struppichte Dornhecken geführt hat, bleibt indessen immer eine Frage, die er selbst vielleicht durch den Ausspruch des alten **Hesiodus** beantwortet glaubt: daſs die Götter es nun einmahl so in der Art haben, den Sterblichen nichts Gutes ohne groſse Müh' und Beschwerde zukommen zu lassen.

7.

Fortsetzung des Vorigen.

Der Platonische Sokrates hat, seinem eigenen mehrmahligen Vorgeben nach, die Idee seiner Republik zu keinem andern Ende aufgestellt, als um an einem groſs in die Augen fallenden Vorbilde desto deutlicher zeigen zu können, was Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit an sich selbst **in** der Seele und **für** die Seele sey, von welcher die eine oder die andere Besitz genommen habe. Mit dieser Arbeit ist er nun in den vier ersten Büchern dieses Dialogs glücklich zu Stande gekommen; er hat überflüssig geleistet, was er versprochen hatte, und in der That viel mehr als er schuldig war. Man erwartet also die Gesellschaft entweder auseinander gehen, oder eine neue Materie zum Gespräch auf die Bahn gebracht zu sehen. Aber Plato hat es bereits darauf angelegt, daſs er nur die Faden, die er hier und da, wie es schien bloſs zufälliger Weise, aber in der That absichtlich fallen lieſs, nach und nach wieder aufzunehmen braucht, um an seinem reichen und vielgestaltigen Gewebe in die Länge und Breite so lange fortzuweben, als es seine mit dem Werke selbst wachsende Lust und Liebe nur immer auszuhalten vermögend seyn wird. Sein Sokrates stellt sich also am Schluſs des vierten Buchs, als ob er sich auf Einmahl erinnere, daſs er, um die Gerechtigkeit gegen ihre Gegner vollständig zu vertheidigen, noch zu untersuchen habe: welches von beiden nützlicher sey, gerecht und tugendhaft zu seyn, auch wenn man weder von Göttern noch Menschen dafür anerkannt wird, oder ungerecht, wenn man es gleich ungestraft seyn könnte? Glaukon, der seit geraumer Weile eine ziemlich schülerhafte Rolle spielen muſste, erhält hier Gelegenheit, durch seine Weigerung an einer so überflüssigen Untersuchung Theil zu nehmen, seinen Verstand wieder bey uns in Kredit zu setzen. Es wäre lächerlich, sagt er, nachdem so ausführlich erwiesen worden, daſs Gerechtigkeit Gesundheit der Seele sey, erst noch zu untersuchen, ob es nützlicher sey, krank oder gesund zu seyn? — Sokrates gesteht das Lächerliche einer solchen Untersuchung, meint aber doch, da sie nun bereits einen so hohen Standpunkt erstiegen hätten, sollten sie sichs nicht verdrieſsen lassen, so weit sie könnten herum zu schauen, um sich desto vollständiger zu überzeugen, daſs es diese Bewandtniſs mit der Sache habe. Wenn er dieſs thun wolle, fährt er fort, so werde er sehen, daſs die Tugend nur Eine Gestalt oder Form habe, die Untugend hingegen unzählige. Unter diesen seyen jedoch nur Vier vorzüglich bemerkenswerth, deren jede die Form einer nichts taugenden Art sowohl von Staats- als von Seelen-Verfassung sey. Es gebe nehmlich, genauer zu reden — nicht (wie er eben gesagt hatte) unzählige, sondern nur fünferley Regierungsformen, und eben so viele verschiedene Verfassungen der Seele. Die erste sey diejenige, welche sie bisher mit einander durchgangen hätten; sie könnte aber unter zweyerley Benennungen erscheinen: wenn nehmlich unter den Vorstehern des Staats Einer als der vorzüglichste alle andern regiere, werde sie Monarchie, wenn der Staat hingegen unter mehrern Regenten stehe, Aristokratie genennt. Im wesentlichen sey es aber in seiner Republik ganz einerley, ob sie von mehrern oder nur von Einem regiert werde; denn vermöge der Erziehung, welche alle zum Regieren bestimmten Personen in derselben erhielten, würde dieser Einzelne so wenig als Jene Mehrern das mindeste an den Grundgesetzen des Staats ändern; und in dieser Rucksicht begreife er beide Regierungsarten unter Einer Form. Da nun diese die gute und rechte sey, so folge von selbst, daſs die andern vier nichts taugen müſsten.

Wie er eben anfangen will, dieses von einer jeden besonders mit seiner gewöhnlichen Ausführlichkeit zu beweisen, entsteht auf Anstiften Polemarchs und Adimanths ein kleiner Aufruhr unter den anwesenden Theilnehmern an diesem Gespräch. Man erinnert sich, daſs, als vorhin von verschiedenen die Polizey der idealischen Republik betreffenden Dingen, für welche die Archonten derselben zu sorgen haben würden, die Rede war, Sokrates sich, wie von ungefähr, ein Wort davon hatte entfallen lassen, als ob es sich von selbst verstehe, daſs in den obern Klassen Weiber und Kinder gemein seyn müſsten.

Ein so paradoxer Satz hätte nun freylich den Adimanthus, an welchen er gerichtet war, sowohl als alle übrigen gewaltig vor die Stirne stoſsen sollen: aber dieſs wäre dem Verfasser damahls ungelegen gekommen. Man lieſs ihn also unbemerkt auf die Erde fallen, und Adimanth, der fast immer nichts als ja freylich zu antworten gehabt hatte, sagte wie in einer Zerstreuung: das alles würde so in der besten Ordnung seyn. Wir sehen aber aus dem Eifer, womit er und Glaukon und die übrige Gesellschaft itzt auf einmahl in Sokrates dringen, sich über diese Gemeinschaft der Weiber und Kinder unter den Beschützern seiner Republik näher zu erklären, daſs sie ihnen stark genug aufgefallen seyn muſste; nur sehen wir nicht, warum sie die Erklärung nicht damahls, da es so natürlich war, sie zu fordern, sondern gerade itzt, da keine Veranlassung dazu vorhanden ist, von ihm verlangen.

Platon läſst hier seinen Sokrates abermahls (wie er schon öfters gethan hat, und in der Folge noch mehrmahl thun wird) um die Neugier der Zuhörer noch mehr zu reitzen, den

Eiron spielen und sich stellen, als ob er groſses Bedenken trage sich auf eine so häkelige Materie einzulassen, da er voraussehe, wie vielerley neue Fragen, Zweifelsknoten und Streitigkeiten sie nach sich ziehen werde. Was thut das, sagt Thrasymachus; sind wir denn nicht deſswegen hier, um uns mit interessanten Diskursen zu unterhalten? — Das wohl, versetzt jener, aber alles mit Maſs! — O Sokrates, ruft der ungenügsame Glaukon aus, was nennst du mit Maſs? Verständige Menschen würden ihr ganzes Leben lang solchen Diskursen zuhören, und noch immer nicht genug haben! — Du merkst doch, Eurybates wem dieſs eigentlich gilt, und wozu es gesagt ist? Der Filosof hat, wie du siehst, darauf gerechnet, recht viele Glaukonen zu Lesern zu haben, und hat ihnen wenigstens seinen guten Willen zeigen wollen, ein Buch zu schreiben woran sie ihr ganzes Leben lang zu lesen haben.

Aber Sokrates macht noch immer Schwierigkeiten. Man werde, sagt er, fürs erste nicht glauben wollen, daſs eine solche Einrichtung ausführbar sey; und wenn man dieſs auch zugäbe, so werde man doch nicht glauben, daſs sie die beste sey. Er erklärt sich also nochmahls, daſs er sehr ungern daran gehen würde diese Dinge zu berühren, aus Furcht man möchte die ganze Sache bloſs für ein windichtes Projekt halten. Da aber Glaukon schlechterdings nicht von ihm abläſst, und ihn zu bedenken bittet, daſs er weder undankbare, noch unglaubige, noch übelwollende Zuhörer habe: so rückt er endlich aufrichtiger mit der Sprache heraus, und wir vernehmen zu unsrer groſsen Verwunderung: der wahre Grund seiner Schüchternheit sey eigentlich bloſs, weil er selbst nicht recht überzeugt sey, daſs es mit diesem Theil der Gesetze, die er seiner Republik zu geben gedenkt, so ganz richtig stehe, und er also groſse Gefahr laufe, nicht etwa bloſs sich lächerlich zu machen (denn das würde wenig zu bedeuten haben) sondern, indem er auf einem so schlüpfrigen Wege im Dunkeln nach der Wahrheit herumtappe, auszuglitschen, und, was noch schlimmer wäre, auch noch seine Freunde im Fallen mit sich nachzuziehen. Er wolle also Adrasteen zum voraus fuſsfällig angefleht haben, ihm zu verzeihen, wenn das, was er itzt zu sagen vorhabe, etwa gegen seine Absicht, strafwürdig seyn sollte; denn (sagt er) ich bin der Meinung daſs es eine kleinere Sünde sey, jemanden unvorsetzlich todt zu schlagen, als ihn in Dingen, wo es auf das, was Schön und Gut, Rechtlich und Sittlich ist, ankommt, irre zu führen; — eine Gefahr, die man allenfalls eher bey

Feinden als bey Freunden laufen möchte. Siehe also zu, lieber Glaukon, wie du es angreifen willst, um mir zu einem solchen Wagestück Muth zu machen. — Wohlan denn, sagt Glaukon lachend, wenn wir ja durch das, was du sagen wirst, in einen falschen Ton gerathen sollten, so sprechen wir dich zum voraus von aller Schuld und Strafe los. Rede also ohne Scheu. — Gut, erwiedert Sokrates, wer hier losgesprochen wird, ist dort rein, wie das Gesetz sagt: hoffentlich also wenn er es dort ist, wird er es auch hier seyn. — So laſs dich denn nichts mehr abhalten, anzufangen, sagt Glaukon, und jener entschlieſst sich endlich dazu, doch nicht ohne nochmahls zu verstehen zu geben, daſs es ihn viele Überwindung koste, und daſs er vielleicht besser gethan hätte, sich die Sache sogleich bey der ersten Erwähnung vom Halse zu schaffen. — Und wozu, um aller Götter willen! alle diese langweiligen Grimassen, welche Plato seinen verkappten Sokrates hier machen läſst? Ists Ernst oder Scherz? Im letztern Fall konnte wohl nichts unzeitiger seyn (um kein härteres Wort zu gebrauchen) als in einer solchen Sache den Spaſs so weit zu treiben; bittet er aber Adrasteen (mit der man sonst eben nicht zu scherzen pflegt) in vollem Ernst um Nachsicht, und ist es wirklich zweifelhaft, ob die

Anmerkungen.

1) wie Bruder Lips u. s. w.

S. *Les oyes du Frere Philippe* in den *Contes de la Fontaine*, wovon sich eine sehr artige, wiewohl ein wenig zu schwatzhafte Nachahmung im dritten Bande der Bremischen Beyträge befindet.

2) Wie meines Hagedorns —

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter, ist der erste Vers eines der schönsten Stücke dieses liebenswürdigen Dichters, Horaz betitelt, im ersten Bande seiner poetischen Werke: welche, wiewohl sie jetzt ziemlich vergessen scheinen, eine ehrenvolle Stelle in dem Deutschen Musen-Tempel nie verliehren werden.

3) nicht mit dem Kaiser im Mond.

Vermuthlich ist hier nur *Arlequin Empereur de la Lune* gemeint.

neuen Gesetze, die er seiner Republik zu geben gedenkt, gut, gerecht und geziemend sind: was in aller Welt nöthigte ihn sie zu geben? zumahl, da der Zweck, wozu er diese Republik erdichtete, bereits erreicht ist, und vollkommen erreicht werden konnte, ohne daſs die Rede davon zu seyn brauchte, wie die junge Brut in derselben gezeugt und abgerichtet werden sollte? Und wie kommt es, wofern sein Zaudern und Achselzucken nicht eine platte und aller öffentlichen Ehrbarkeit spottende Spaſsmacherey ist, daſs er, sobald er über der Darlegung seiner widersinnischen Ehgesetze ein wenig warm wird, auf einmahl aller seiner vorigen Ängstlichkeit vergiſst, und so positiv und zuversichtlich mit den anstöſsigsten Behauptungen herausrückt, als ob sich nicht das geringste mit Vernunft dagegen einwenden lieſse, und als ob er auf lauter so gefällige Leser rechne, wie sein vom Zuhören berauschter Freund Glaukon, der für die paradoxesten Sätze immer die eilfertigste Beystimmung in Bereitschaft hat? — Ich gestehe, daſs ich auf diese Fragen keine Antwort weiſs.

Übrigens, lieber Eurybates, wirst du mir hoffentlich eine ausführliche Beurtheilung dieses Theils der Platonischen Republik (dem ich ungern seinen rechten Nahmen geben möchte) um so geneigter nachlassen, da, so viel ich selbst sehe und von andern höre, allenthalben nur Eine Stimme darüber ist. Das Unwahre, Ungereimte und Unnatürliche in diesen Ehgesetzen liegt freylich so unverschämt nackend vor allen Augen da, daſs der erste Eindruck nicht anders als unserm Filosofen nachtheilig seyn kann; zumahl da sein Sokrates gerade die auffallendsten Verordnungen mit der gefühllosesten Kaltblütigkeit vorträgt, und z. B. von dem anbefohlenen Abtreiben oder Aussetzen der Kinder, die aus der Vereinigung der Männer unter dreyſsig und über fünf und funfzig Jahren mit Weibern unter zwanzig und über vierzig etwa erfolgen möchten, nicht anders spricht, als ob die Rede von jungen Hunden oder Katzen wäre. Freylich ist diese Sprache dem Gesichtspunkt gemäſs, woraus er diesen Gegenstand betrachtet; indessen konnte er doch, wie verliebt er auch in sein System seyn mag, leicht voraussehen, daſs sein Grundsatz, „das Verfahren bey Paarung der Pferde und „Hunde, wenn man eine gute Zucht erhalten will, müsse, ohne alle Einschränkung „und in der gröſsten Strenge, auch auf die „Menschen angewandt werden;“ und die männliche gymnastische Erziehung, die er (diesem Grundsatz zu Folge) den menschlichen Stuten und Fähen, die zur Paarung mit den menschlichen Hengsten und Rüden seiner kriegerischen Bürgerklasse bestimmt sind, mit allen den unsittlichen und zum Theil unmenschlichen, der Natur Trotz bietenden Gesetzen, wodurch er die Gemeinschaft der Weiber und Kinder in seiner Republik unschädlich und zweckmäſsig zu machen vermeint, — er konnte, sage ich, leicht genug voraus sehen, daſs dieses, gegen das allgemeine Gefühl so hart anrennende Paradoxon, in einem so zuversichtlichen Ton und so kaltblütig vorgebracht, alle seine Leser empören, und das Gute, so er etwa durch die vortrefflichen Partien dieses wichtigsten aller seiner Werke hätte stiften können, bey vielen, wo nicht bey den meisten, unkräftig machen und vernichten werde.

Aber gerade der Umstand, daſs er stockblind hätte seyn müssen, um dieſs nicht vorauszusehen, und daſs er sich dennoch nicht dadurch abschrecken lieſs, muſs uns billiger Weise auf einen Punkt aufmerksam machen, der, wenn wir gerecht gegen ihn seyn wollen, nicht übersehen werden darf; nehmlich auf den Gesichtspunkt, aus welchem er selbst die Sache angesehen hat. Denn ich müſste mich sehr irren, oder dieſs würde uns begreiflich machen, wie es zugegangen, daſs ein Mann wie Er sein eigenes Gefühl so seltsam übertäuben konnte, um baaren Unsinn für Aussprüche der höchsten Vernunft zu halten? — Plato scheint mir von den Geometern und Rechnern angenommen zu haben, daſs er immer gewisse Begriffe und Sätze, als an sich selbst klar, ohne Beweis (wenigstens ohne strengen Beweis), voraussetzt, aus diesen aber sodann mit der genauesten Folgerichtigkeit alles ableitet, was sowohl aus ihnen selbst, als aus ihrer Verbindung mit andern Begriffen und Sätzen gleicher Art, durch Schlüsse herausgebracht werden kann. Wo von Zahlen, Linien und Winkeln die Rede ist, kann diese Art zu räsonnieren nicht leicht irre führen; oder, wofern dieſs auch begegnen sollte, so ist der Irrthum wenigstens leicht und sicher zu entdecken: aber wo es um Aüflösung solcher Aufgaben zu thun ist, die den Menschen und dessen Thun und Lassen, Wohl- oder Übelbefinden, vornehmlich seine ursprüngliche Natur, seine innere Organisierung, seine Verhältnisse zu den übrigen Dingen, seine Anlagen, seinen Zweck, seine Erziehung und Bildung für das gesellschaftliche, bürgerliche und kosmopolitische Leben, und andere hierher gehörige Gegenstände betreffen, kurz, bey Gegenständen, an welche man weder Meſsschnur noch Winkelmaſs anlegen kann, findet jene Methode keine sichere Anwendung. Der Mensch läſst sich nicht, wie eine regelmäſsige geometrische Figur, in etliche scharf gezogene gerade Linien einschlieſsen; und es sind vielleicht noch Jahrtausende einer anhaltenden, eben so unbefangenen als scharfsichtigen Beobachtung unsrer Natur vonnöthen, bevor es möglich seyn wird, nur die Grundlinien zu einem ächten Modell der besten gesellschaftlichen Verfassung für die wirklichen Menschen zu zeichnen; und selbst dieses Modell würde für jedes besondere Volk, durch dessen eigene Lage und die Verschiedenheit der Zeit- und Ortsumstände, auch verschiedentlich bestimmt und abgeändert werden müssen. Aber auf alles dieſs nimmt ein Plato keine Rücksicht; und da seine Nefelokokkygia nicht auf der Erde, sondern in den Wolken, d. i. so viel als Nirgendswo existiert, und nicht mit fysischen Menschen, wie die Natur sie in die Welt setzt, sondern mit menschenähnlichen Fantomen von seiner eigenen Schöpfung besetzt ist, so ist er freylich Herr und Meister, sowohl den Elementen seines Staats als dem Ganzen die Gesetze vorzuschreiben, deren Beobachtung am geradesten und gewissesten zu seinem Endzweck führt. Anfangs ist es, in seiner Voraussetzung, bloſs das Gefühl körperlicher Bedürfnisse, was eine Handvoll Hirten, Ackerleute und Handwerker bewegt, den ersten Grund zu seiner Republik zu legen. Der kleine Staat erweitert sich unvermerkt; die Anzahl der Bürger nimmt zu; ihre Bedürfnisse deſsgleichen. Nicht lange, so fühlt man, daſs ohne innere und äuſsere Sicherheit der Zweck der neuen Gesellschaft nicht erhalten werden könnte; daſs zu Erzielung der innern Sicherheit gute Zucht und Ordnung, zu Handhabung der Ordnung, Gesetze, zu Vollziehung der Gesetze, eine Regierung, und zum Schutz der Regierung und des Staats überhaupt, eine bewaffnete Macht vonnöthen ist. Um nun dieſs alles seinem Ideal gemäſs so zweckmäſsig als möglich einzurichten, baut unser filosofischer Lykurg seine ganze Gesetzgebung auf zwey Grundgesetze. Das erste ist: die höchste Wohlfahrt des Ganzen soll der einzige Zweck des bürgerlichen Vereins oder des Staats seyn, also auf das Wohl eines jeden einzelnen Gliedes nur in so fern, als es ein Bestandtheil des Ganzen und eine Bedingung des allgemeinen Wohlstandes ist, Rücksicht genommen werden; folglich Jedermann verbunden seyn, für den Staat zu arbeiten, zu leben und zu sterben, und nur, in so fern er diese Bedingung erfüllt, soll er seinen verhältniſsmäſsigen Antheil an dem Wohlstand desselben nehmen dürfen. Das zweyte: zu Verhütung aller schädlichen Folgen, welche in andern Republiken daraus entstehen, wenn jedermann sich nach Willkühr beschäftigen und also auch mit Sachen, die er nicht versteht und für die er kein Talent hat, sich bemengen darf, soll jeder Bürger nur Eine Art von Hanthierung oder Geschäfte treiben und darin die möglichste Vollkommenheit zu erreichen suchen.

Beide Grundgesetze scheinen auf den ersten Anblick ihre Richtigkeit zu haben: allein so scharf und ohne alle Einschränkung, wie Plato sie annimmt, sind sie nicht was sie scheinen, und könnten auf keinen wirklichen Staat ohne die nachtheiligsten Folgen angewendet werden. Der Irrthum liegt darin, daſs er die Bürger als organische Theile eines politischen Ganzen, d. i. als eben so viele Gliedmaſsen Eines Leibes betrachtet, welche nur durch ihre Einfügung in denselben leben und bestehen, keinen Zweck für sich selbst haben, sondern bloſs zu einem gewissen besondern Dienst, den sie dem Ganzen leisten, da sind. Da dieſs bey den Gliedmaſsen eines jeden organischen Körpers wirklich der Fall ist, so kann man freylich mit Grund behaupten: daſs die Glieder um des Leibes willen da sind, nicht der Leib um der Glieder willen. Allein mit einer bürgerlichen Gesellschaft, die aus lauter für sich bestehenden Gliedern zusammen gesetzt ist, hat es eben deſswegen eine ganz andere Bewandtniſs. Die Menschen, woraus sie besteht, haben sich (wie Plato selbst Anfangs voraussetzt,) bloſs in der Absicht vereinigt, ihre natürlichen, d. i. ihre weltbürgerlichen Rechte, in die möglichste Sicherheit zu bringen, und sich durch diesen Verein desto besser zu befinden. Hier ist es also gerade umgekehrt: der Staat ist um des Bürgers willen da, nicht der Bürger um des Staats willen. Die Erhaltung des Staats ist nur in so fern das höchste Gesetz, als sie eine nothwendige Bedingung der Erhaltung und der Wohlfahrt seiner sämmtlichen Glieder ist; nur, wenn es allen Bürgern, in so fern Jeder nach Verhältniſs und Vermögen zum allgemeinen Wohlstand mitwirkt, verhältniſsmäſsig auch wohl ergeht, kann man sagen, daſs der Staat sich wohl befinde; und damit dieſs möglich werde, darf der Einzelne in freyer Anwendung und Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte nur so wenig als möglich, d. i. nicht mehr eingeschränkt werden, als es der letzte Zweck des Staats, mit Rücksicht auf die äuſsern von unsrer Willkühr unabhängigen Umstände, unumgänglich nöthig macht. Daher ist denn auch das zweyte Grundgesetz der Platonischen Republik so vielen genauern Bestimmungen, Einschränkungen und Ausnahmen unterworfen, daſs, wofern es so scharf und streng, wie Plato will, in Ausübung gebracht würde, eben dadurch, daſs es den einzelnen Bürgern ungebührliche und unnöthige Gewalt anthut, dem Ganzen selbst weit mehr Schaden als Vortheil daraus erwachsen müſste. Doch dieſs nur im Vorbeygehen; denn es gehörig auszuführen und anschaulich zu machen, würde ein gröſseres Buch erfordert, als ich, so lange noch etwas besseres zu thun ist, zu schreiben gesonnen bin.

Sobald man unserm Filosofen seine beiden Grundgesetze zugegeben hat, so ist alles übrige in seiner Gesetzgebung so folgerichtig und zweckmäſsig als man nur verlangen kann. Vor allen Dingen ist nicht auſser Acht zu lassen, daſs die gänzliche Ausschlieſsung von allem Eigenthum, die Gemeinschaft der Weiber und Kinder, und die männliche Erziehung, Lebensweise und Bestimmung der erstern, nur in der mittelsten der drey Bürgerklassen, in welche seine Republik zerfällt, nehmlich nur unter den bewaffneten Beschützern oder, wie man sie auch mit gutem Fug nennen könnte, den menschlichen Jagd- und Hofhunden seines Staats, Platz findet. Denn die Archonten und **Räthe**, welche die erste Klasse ausmachen, sind zu alt und zu sehr im Anschauen der **Ideen** der Dinge und der **Uridee** der Ideen vertieft, um der Weiber noch zu bedürfen; und wiewohl Plato über das häusliche und eheliche Leben der **dritten** Klasse (die er überhaupt sehr kurz und mit einer ziemlich sichtbaren Geringschätzung abfertigt) sich nicht besonders erklärt, so läſst sich doch aus verschiedenen Äuſserungen nichts anders vermuthen, als daſs er die Gemeinschaft der Weiber für ein viel zu erhabenes und **heiliges** Institut ansieht, als daſs der Pöbel der Handwerker, Künstler, Krämer, Kaufleute und aller andern die sich mit **Erwerb** beschäftigen oder um Lohn arbeiten, daran Theil haben dürfte. In der That bringt dieſs auch die Natur der Sache mit sich; denn die Weiber und Töchter dieser Leute haben nöthigere Dinge zu thun, als den Wissenschaften und Musenkünsten obzuliegen, sich in den Palästren nackend mit den Jünglingen herum zu balgen, mit ihnen auf die Wache und in den Krieg zu ziehen u. s. f. Sie sind natürlicher Weise mit Haushaltungsgeschäften, mit Spinnen, Wirken, Kleidermachen, Kochen, Brotbacken und tausend andern Arbeiten dieser Art beladen; müssen auch — auſser der Wartung und Pflege ihrer eigenen Kinder — bey den Kindern der

SIEBZEHNTER GESANG.

1.

Inzwischen lag der Ritter, der dieſem Wundergedicht
Den Nahmen giebt, nach ſeinem Sturz vom Pferde
Noch auf dem Schooſs der alten Mutter Erde,
Ins Gras geſtreckt, mit Augen ohne Licht
Und athemloser Bruſt in Ohnmacht tief verloren —
Doch nein! ſchon hat ihn, mit Hülfe der unbezauberten Mohren,
Sein Sekretär, der treulich über ihn wacht,
In eine der nächſten Hütten gebracht,
So krank, als hätt' ihn (die Sache heroiſch zu ſagen)
Der Hurenſohn Roland die Glieder mit einem Eichbaum zerſchlagen. [1]

zweyten Klasse (wie sich aus verschiedenen Umständen schlieſsen läſst) gelegenheitlich Ammendienste thun, und was dergleichen mehr ist; kurz sie stehen in den Augen unsers Filosofen zu tief unter den edeln Heroinen, die er zu Müttern seiner Staatsbeschützer bestimmt, als daſs man glauben könnte, er wolle das hohe Vorrecht der Vielmännerey bis auf sie ausgedehnt wissen; zumahl da bey der dritten Klasse die Beweggründe gänzlich wegfallen, aus welchen er die Gemeinschaft der Weiber und Kinder in der zweyten für nothwendig hält. Bey dieser also allein findet in Platons Republik diese aller Welt so anstöſsige Einrichtung Statt; und dazu hat er theils fysische theils sittliche Bewegursachen von so groſsem Gewicht, daſs alle entgegen stehenden in keine Betrachtung bey ihm kommen können. Seine Republik soll weder zu groſs noch zu klein, sondern gerade so seyn, daſs sie weder Verderbniſs von innen, noch Anfechtung von miſsgünstigen und streitsüchtigen Nachbarn zu befürchten habe. Die Anzahl der Bürger darf also nicht viel über eine bestimmte Zahl zunehmen; aber desto mehr ist daran gelegen, daſs sie muth- und kraftvolle, von der edelsten Ruhmbegierde und reinsten Vaterlandsliebe glühende, und mit allen zu ihrer Bestimmung erforderlichen

Tugenden in vollestem Maſse begabte Jünglinge und Männer zu Beschützern habe. Der Stifter der Republik hat also diese Klasse, auf welcher die Erhaltung derselben in jeder Rücksicht beruht, mit ganz besonderer Sorgfalt ausgewählt, und zu ihrer erhabenen Bestimmung erzogen und ausgebildet. Er muſste aber auch die dienlichsten Maſsregeln nehmen, daſs eine so wichtige Körperschaft immer wieder durch gleichartige Elemente ersetzt werde, immer von eben demselben Geist beseelt bleibe, und sich dadurch in einer Art von ewiger Jugend und Unsterblichkeit erhalte. Um zwey Hauptquellen einer möglichen Ausartung auf immer zu verstopfen, muſsten diejenigen, welche bloſs für den Staat leben sollten, weder Eigenthum noch Familie haben. Die möglichste Gleichheit sollte unter ihnen herrschen; alles Gute und Böse, Arbeit und Vergnügen, Gefahr und Ruhm, Leben und Sterben immer gemeinschaftlich seyn. Solche Menschen können von allem, was mein und dein heiſst, nie weit genug entfernt, und unter einander niemahls eng genug verbunden werden. Wie gut er aber auch für dieſs alles gesorgt hätte, immer würden die Weiber alle seine Mühe zu Schanden gemacht haben, wofern ihm sein Genius nicht ein Mittel zugeflüstert hätte, diesen reitzenden Schlangen ihren Gift zu benehmen.

Lieber wär' es ihm ohne Zweifel gewesen, wenn die Mutter Erde, als sie seine Krieger in voller Waffenrüstung aus ihrem Schooſs hervorspringen lieſs, sie auch mit dem Vermögen begabt hätte, ihresgleichen entweder aus sich selbst, oder mit ihresgleichen hervorzubringen. Da die Weiber nun aber einmahl zu diesem wichtigen Geschäft leider! unentbehrlich sind, und überdieſs nicht wohl geläugnet werden kann, daſs die Neigung zum weiblichen Geschlecht gerade die Seite ist, wo die Natur den Mann am wenigsten befestigt hat: was blieb dem guten Plato übrig, um zu verhindern, daſs seine braven Krieger durch den Umgang mit diesen Zauberinnen nicht geschwächt, weichlich gemacht und durchaus verdorben werden könnten, als den künftigen Müttern der Kriegs- und Staats-Männer durch eine rauhe männliche und kriegerische Erziehung so viel nur immer möglich von ihren gefährlichen Reitzungen abzustreifen, sie, so weit es die Zärte und Schlaffheit ihrer Natur gestatten möchte, zu einer Art von Androgynen zu erheben, oder wenigstens mit den Atalanten, Deianiren und Penthesileen der heroischen Zeit auf gleichen Fuſs zu setzen? Durch dieses Mittel war nun zwar für eine derbe und kräftige Nachkommenschaft gesorgt: aber wenn er den Vätern erlaubt hätte, in eine monogamische Verbindung mit den Müttern zu treten, würden zwey mächtige Naturtriebe, die Liebe zu den eignen Kindern und die wechselseitige Zuneigung des Mannes zu der Mutter, des Weibes zu dem Vater ihrer gemeinschaftlich Erzeugten, zum Nachtheil der Vaterlandsliebe ins Spiel gesetzt worden seyn, und die unvermeidlich aus dem Stande der Ehe hervorgehenden besondern Familien-Verhältnisse würden, so zu sagen, eine Menge kleiner Staaten im Staat erzeugt haben, wobey sich die Grundsätze, der Geist und die Tugend des letztern unmöglich lange in ihrer ersten Reinheit hätten erhalten können. Mit Einem Wort, es bedurfte nichts als die bloſse Beybehaltung der gewöhnlichen Ehe, um aus unsrer Platonischen Republik an Sich (dieser vollkommensten oder vielmehr einzigen, in welcher, nach Plato, die reine Idee der Republik sichtbar dargestellt ist) ein so armseliges Ding von einer gemeinen heillosen Alltagsrepublik zu machen, wie man ihrer in Griechenland, klein und groſs, zu Hunderten zählt. Es blieb ihm also, um der Verderbniſs des Staats von dieser Seite den Zugang auf ewig zu versperren, kein anderes Mittel, als die Gemeinschaft der Weiber und Kinder zu einem Grundgesetz zu machen. Jeder Soldat der Republik erhielt dadurch ein unbestimmtes Recht an alle Frauen und Jungfrauen seiner Klasse, keiner ein ausschlieſsliches an Eine. Die Liebe in der eigentlichen Bedeutung des Worts fand hier keine Statt; das Zeugungsgeschäft sollte als eine rein fysische oder thierische Sache behandelt werden, wobey es bloſs darum zu thun wäre, sich einer Pflicht gegen den Staat zu entledigen, und also auf selbstsüchtige Befriedigungen keine Rücksicht genommen würde. Man muſs gestehen, unser Filosof thut sein bestes, um einer sich aufdringenden Vergleichung seiner so genannten Ehen mit dem ungefähren momentanen Zusammenlaufen jener kaum durch die Gestalt vom Vieh unterschiedenen Waldmenschen, welche man sich gewöhnlich als die Stammältern des menschlichen Geschlechts vorstellt, zuvor zu kommen. Vor dem zwanzigsten Jahre der Weiber und dem dreyſsigsten der Männer erklärt das Gesetz alle Befriedigungen des Triebes, von welchem hier die Rede ist, für unrechtmäſsig, unheilig und sakrilegisch. Der Tag, an welchem eine Anzahl von Jünglingen und Mädchen das gesetzmäſsige Alter zur Platonischen Ehe erreicht haben, ist ein republikanisches Fest, das mit Opfern, Gebeten, und von den Dichtern der Republik besonders dazu verfertigten Epithalamien aufs feierlichste begangen wird. Jede Verbindung zwischen einem Jüngling und einem Mädchen (wiewohl sie nur für den Augenblick gilt) wird von den Archonten, vermittelst eines künstlichen Looses angeordnet, wodurch immer die schönsten, stärksten und muthigsten zusammen kommen, die schlechtern hingegen lauter Nieten ziehen; eine Veranstaltung, welche zu Verhütung aller schlimmen Folgen, die aus dieser durch das gemeine Beste nothwendig gemachten Übervortheilung der armen Schlechtern, wenn sie bekannt würde, zu befürchten wären, ein Staatsgeheimniſs bleiben muſs. Von diesem ersten groſsen Kopulazionstage an, zählen die Glücklichen, welche von den Archonten mittelst dieses heiligen patriotischen Betrugs würdig und tauglich erfunden wurden, der Republik Kinder zu geben, die Weiber zwanzig, die Männer sechs und zwanzig Jahre, während deren ihnen die Pflicht obliegt, sich von dieser Seite um den Staat so verdient zu machen, als ihnen nur immer möglich ist. Alle Kinder, welche binnen dieser Zeit geboren werden, nennen jeden dieser in Diensten der Republik stehenden Zeuger, Vater, jede dieser Gebärerinnen, Mutter, und werden hinwieder von ihnen Söhne und Töchter genannt; aber dafür ist gesorgt, daſs kein Vater und keine Mutter ihre leiblichen Kinder unterscheiden, noch von diesen unterschieden werden könne. Denn in dieser Klasse, wo niemand etwas eigenes haben darf, ist es auch nicht erlaubt ein eigenes Kind und einen eigenen Vater zu haben. Alle, die in dem Lauf einer Generazion von fünf und zwanzig Jahren geboren werden, nennen sich Brüder und Schwestern, und erhalten, nachdem sie das gesetzmäſsige Alter erreicht haben, auf obige Weise von den Archonten die Erlaubniſs, für die Fortdauer der Republik zu arbeiten. Vor dieser Zeit aber ist z. B. einem Jüngling von sechs oder acht und zwanzig Jahren nicht erlaubt, ein Mädchen von siebzehn oder achtzehn zur Mutter zu machen, wie entschieden auch immer ihre beiderseitige Tüchtigkeit, und wie dringend ihr innerer Beruf dazu seyn möchte, da sie täglich auf der Palästra handgemein mit einander zu werden Gelegenheit haben; und sollte gleichwohl ein solcher unglücklicher Fall sich ereignen, so muſs die Frucht der gesetzwidrigen Verbindung abgetrieben, oder, wenn sie dennoch Mittel findet lebendig ans Tageslicht zu kommen, sogleich als der Ernährung unwürdig auf die Seite geschafft werden. Zwischen Ältern und Kindern, d. i. zwischen Männern und Frauen von der ersten Generazion mit Frauen und Männern von der zweyten und dritten findet (da jene zu diesen kraft des Gesetzes sich als Ältern und Groſsältern verhalten) keine gesetzmäſsige Begattung Statt; und überhaupt ist es eine der heiligsten Pflichten der Regierer des Staats, den Zeugungstrieb bey ihren Bürgern so viel als möglich einzuschränken, und ja nicht mehr Kinder aufkommen zu lassen, als nach Beschaffenheit der Umstände nöthig sind, damit der Staat sich immer bey gleicher Stärke erhalte; woraus klar ist, daſs sie auch von Zeit zu Zeit für einen tüchtigen Krieg zu sorgen haben. Denn es brauchte nur einen hundertjährigen Frieden, um die Regierung in die gefährliche Nothwendigkeit zu setzen, das vorbesagte Loos so einzurichten, daſs von hundert Paar Jünglingen und Mädchen wenigstens drey Viertel zu einer unfreywilligen Unfruchtbarkeit verdammt werden müſsten, wofern die Menge der Kinder, denen der Eintritt ins Leben an der Pforte versagt wird, nicht auf eine so ungeheure Zahl steigen sollte, daſs dem Platonischen Sokrates selbst, wie kaltblütig er auch diese Dinge ansieht, bey ihrer Überrechnung die Haare um seinen Glatzkopf zu Berge stehen müſsten.

Alle diese und eine Menge anderer Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten, die sich jedem Unbefangenen bey diesem Theil seiner

Gesetzgebung aufdringen, verschwinden in Platons Augen vor dem groſsen Grundsatz: daſs die höchste denkbare Vollkommenheit des Staats der einzige Zweck desselben, und der einzelne Bürger nur in so fern für Etwas zu rechnen sey, als er bloſs für das Ganze lebt, und immer bereit ist, diesem seine natürlichsten Triebe und gerechtesten Ansprüche aufzuopfern. Ob der Staat solche Opfer zu fordern berechtigt sey, ist bey ihm keine Frage; auch lehrte ihn die in Sparta so lange Zeit befolgte Gesetzgebung Lykurgs, daſs es möglich sey, Menschen so zu erziehen und zu bilden, daſs man ihnen alles, selbst das Unnatürlichste, zumuthen kann. Er trug also um so weniger Bedenken, die Hauptzüge des Spartanischen Instituts in seiner Republik noch weiter und bis zu einer Konsequenz zu treiben, die, wie ein eiserner Streitwagen, alles was ihr entgegen steht zu Boden tritt, und über alle Bedenklichkeiten und Rücksichten, d. i. über die Köpfe und Eingeweide der Menschen weg, in gerader Linie auf das Ziel losrennt, das sie sich vorgesteckt hat.

In wie fern ihn diese Betrachtungen rechtfertigen oder entschuldigen können, laſs' ich dahin gestellt seyn; mir ist wenigstens gewiſs, daſs er in allem, was uns an seinem idealischen Sparta am anstöſsigsten ist, treulich und ohne Gefährde zu Werke ging, und z. B. auf unsre Bedenklichkeit, der abgezweckten höhern Vollkommenheit seiner Republik alle Jahre etliche hundert neugeborne Menschlein zum Opfer darzubringen, mit eben dem naserumpfenden Mitleiden herabsehen wird, womit sein Sokrates sich über „die lächerliche Weisheit“ derjenigen aufhält, die das Ringen nackter Mädchen mit nackten Jünglingen auf der Palästra ungeziemend finden. Ich zweifle daher auch keinen Augenblick, daſs er wenig verlegen seyn würde, für jeden andern Einwurf, der ihm gegen seine Erziehungs- und Begattungsgesetze gemacht werden könnte, auf der Stelle eine Antwort zu finden; wiewohl er es nicht der Mühe werth gehalten zu haben scheint, die mancherley Schwierigkeiten voraus zu sehen, welche sich der Ausführung dieser — der Natur, dem sittlichen Gefühl und den Grazien zugleich Hohn sprechenden — Gesetze entgegen thürmen. Bey einem Filosofen, der seine Geistesaugen immer nur auf die ewigen und unveränderlichen Urbilder der Gattungen und Arten geheftet hält, kommen die Einzelnen Dinge, als bloſse vorübergleitende Schemen oder unwesentliche Wolken- und Wasserbilder, in keine Betrachtung; und da er alle die Knoten, in welche die Meinun-

2.

Das Übel wurde durch eine Wunde erhitzt,
Die ihm ein wenig mehr als nöthig zur Ader
gelassen:
Ihm hatte, wiewohl von seinem Schilde
beschützt,
Die Lanze des knochigen Boreassen
Die rechte Brust ein wenig aufgeschlitzt.
Bedeutend war es nicht. Doch alles zusammen
erweckte
Im ersten Momente, da er zu Boden fiel
Und Blut die Schuppen des goldnen Panzers
befleckte,
Bey Leoparden, die schon ein Tröpfchen
Blut erschreckte,
Die Furcht vor einem Trauerspiel.

3.

Ihr Herz, wir können's nicht bergen, nahm
Antheil an der Sache,
Und lieber hätte der apokalyptische Drache
Don Boreassen, noch ehe der Fall geschah,
Durch sieben Höllen geführt, als daſs sie Amadisen
Verwundet und ohne Athem im Grase liegen
sah.
Indessen, da sie bisher sich immer spröde
bewiesen,

gen, Neigungen, Bedürfnisse und Leidenschaften der Menschen im gesellschaftlichen Leben sich unaufhörlich verwickeln und durch einander schlingen, immer mit einem einzigen Grundsatz wie mit einem zweyschneidigen Schwert zerhauen kann, warum sollte er sich die Mühe geben sie auflösen zu wollen?

Etwas, worüber er indessen nicht so leicht zu entschuldigen seyn dürfte, sind die kleinen Widersprüche mit sich selbst, die seinem redseligen Sokrates hier und da in dem Feuer, womit er seine Behauptungen vorträgt, zu entwischen scheinen. Hierher gehört (um nur ein paar Beyspiele anzuführen) wenn er, um die gymnastische Naktheit seiner künftigen Soldatenfrauen zu rechtfertigen, sich auf einmahl in die Moral der Sofisten verirrt, und kein Bedenken trägt, den Satz „alles Nützliche ist auch ehrbar und anständig, und nur das Schädliche ist schändlich,“ für eine ausgemachte Wahrheit zu geben. Unglücklicher Weise begegnet ihm diese Verirrung eine Weile hernach noch einmahl, da von den Belohnungen die Rede ist, wodurch die Beschützer des Staats aufgemuntert werden sollen, im Kriege sich durch tapfere Thaten auszuzeichnen. Wer, der den ehrwürdigen Sohn des Sofroniskus gekannt hat, muſs sich nicht in Platons Seele schämen, wenn er seinen untergeschobenen Sokrates zum Gesetz machen läſst: „daſs es, so lange ein Feldzug daure, Niemanden erlaubt seyn solle, sich den Küssen eines ausgezeichneten Braven zu entziehen, damit dieser, der Gegenstand seiner Leidenschaft möge nun ein Mann oder ein Weib seyn, desto mehr angereitzt werde, nach dem ersten Preis der Tapferkeit zu ringen?“ — Dieſs ist doch wohl eine von den Stellen, deren ich oben erwähnte, wo der verkappte Sokrates seines angenommenen Karakters plötzlich vergiſst, und in den sich selbst spielenden Plato zurück sinkt?

Noch ein Beyspiel von Widerspruch mit sich selbst ist mir im sechsten Buch aufgefallen, wo er über die parasitische Gefälligkeit der Sofisten gegen die Vorurtheile, Neigungen und Unarten des groſsen Haufens, (d. i. dessen, was man in demokratischen Staaten den Pöbel, oder mit einem urbanern Wort das Volk nennt) und die schädlichen Eindrücke, die dadurch auf die Jugend gemacht würden, viel Wahres sagt, und bey dieser Gelegenheit von dem besagten groſsen Haufen unter dem Bild eines groſsen und starken Ochsen oder Bullenbeiſsers eine wahrlich nicht geschmeichelte Schilderung macht, sondern ihm ohne alle Schonung so viel Böses nachsagt, daſs Timon der Menschenhasser selbst damit hätte zufrieden seyn können; bald darauf aber, da seine Konvenienz erfordert die Sache von einer andern Seite in einem mildern Lichte zu sehen, die Partey des nehmlichen groſsen Haufens nimmt, von ihm als einem gar sanften gutartigen Thiere spricht, und alle Schuld seines Hasses gegen die ächten Filosofen auf die unächten schiebt.

Übrigens ist es eine glückliche Eigenheit unsers Filosofen, daſs er nach jeder beträchtlichen Verfinsterung, die er, so oft seine Fantasie zwischen seinen Verstand und seine Leser tritt, zu erleiden scheint, sich sogleich durch irgend eine desto glänzendere Ausstrahlung wieder in die ihm gebührende Achtung zu setzen weiſs. Ein Beyspiel hiervon ist in diesem fünften Buch die Vorschrift, wie seine Staatsbeschützer sich im Kriege gegen den Feind zu verhalten haben; eine Gelegenheit, die er mit eben so vieler Feinheit als Freymüthigkeit benutzt, um den Griechen seiner Zeit einen Spiegel vorzuhalten, worin sie vor ihren eigenen Augen als eine rohe Art von Barbaren erscheinen müssen, deren gewohntes Verfahren in ihren ewigen Fehden unter einander mit den Regeln einer gesunden Staatsklugheit nicht weniger als mit den Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in dem auffallendsten Widerspruch steht. Diese Stelle ist, meines Erachtens, eine der schönsten in diesem ganzen Werke, und du wirst mir hoffentlich zugeben, Eurybates, daſs die Schuld nicht an Plato liegt, wenn er durch die heilsamen Wahrheiten, die er Euch darin stärker und einleuchtender als irgend einer von euern Rednern ans Herz legt, seiner Vaterstadt und der ganzen Hellas nicht den wesentlichsten Dienst geleistet hat. Daſs dieſs wenigstens seine Absicht war, ist um so weniger zu bezweifeln, da dergleichen Seitenblicke auf seine Zeitgenossen und Mitbürger in diesem Dialog häufig genug vorkommen, um uns über einen der wichtigsten Zwecke des Ganzen einen bedeutenden Wink zu geben.

Was ich gleich Anfangs meiner Briefe über die Republik Platons gegen den Vorwurf, daſs es diesem Werk an kunstmäſsiger Anordnung fehle, erinnert habe, scheint sich unter andern auch durch die feinen Wendungen zu bestätigen, womit der Verfasser gegen das Ende des fünften Buchs dem Dialog unvermerkt eine solche Richtung giebt, daſs er eine (dem Anschein nach) ungesuchte Gelegenheit erhält, in den beiden folgenden Büchern die Grundlehre seiner ganzen Filosofie auf eine faſslichere und poetischere Art, als in andern seiner frühern Dialogen, vorzutragen; eine Gelegenheit, die er, wiewohl sie ihn von dem Hauptgegenstand entfernt, und zu einer weitläufigen episodischen Abschweifung verleitet, um so weniger aus den Händen läſst, weil die Abschweifung in der That bloſs anscheinend und vielmehr das einzige Mittel ist, seiner Republik eine Art von hypothetischer Realität zu geben, woran wenigstens alle die Leser sich genügen lassen können, die der magischen Täuschung eben so willig und zutraulich als die beiden Söhne Aristons entgegen kommen. Daſs er uns übrigens auch auf diesem Spaziergang, den wir mit ihm machen müssen, durch eine Menge unnöthiger Krümmungen in einem unaufhörlichen Zikzak herumführt, der uns das Ziel, worauf wir zugehen, immer aus den Augen rückt, ist nun einmahl die Art des Platonischen Sokrates, die man sich, in so fern sie zuweilen das Interesse des Dialogs unterhält und erhöht, recht gern gefallen lieſse, wenn er nur einiges Maſs darin halten wollte; denn wirklich ist es oft schwer sich einer Anwandlung von Ungeduld zu erwehren, wenn er bald einen Satz, wie z. B. „Seyn ist von Nichtseyn verschieden“ in eine oder zwey Fragen verwandelt, bald die schlichtesten Fragstücke auf eine so spitzfindige und verfängliche Art vorbringt, daſs man sich keine andere Absicht dabey denken kann, als das schale Vergnügen, den Gefragten in Verlegenheit zu setzen und zu einer einfältigen Antwort zu nöthigen. Bey allem dem muſs ich gestehen, daſs etwas Attisches in dieser Art sich in Gesellschaften mit einander zu unterhalten ist, und ich zweifle nicht, Eurybates, daſs dir die Pseudo-Sokratische Manier, wie Plato diese neckische Art von Ironie in seinen Dialogen behandelt, wenn gleich nicht immer angenehm, doch gewiſs bey weitem nicht so auffallend vorkommen wird als mir. Dieſs sey also das letzte Mahl daſs ich darüber wehklage, wiewohl in den fünf Büchern, die ich noch vor mir habe, die Anreitzung dazu oft genug vorkommen wird. Und nun wieder in unsern Weg!

Glaukon scheint von der Schönheit der neu errichteten Republik so bezaubert, daſs er sich nicht enthalten kann, den Filosofen, der die Miene hat als ob er von der innern Verfassung derselben und von ihren unendlichen Vorzügen vor den gewöhnlichen noch viel zu sagen gedächte, etwas rasch zu unterbrechen. Von allem diesem, meint er, wüſsten sie bereits genug, um sich das, was etwa noch zurück geblieben sey, selbst sagen zu können; die groſse Frage, auf welche Alles ankomme, sey itzt bloſs: ob diese herrliche Republik unter die möglichen Dinge gehöre? Sokrates stellt sich, nach seiner Gewohnheit, als ob ihm diese Frage sehr ungelegen komme; er spricht von dem Unternehmen sie zu beantworten als von einem halsbrechenden Wagestück, und sucht das Ansinnen seines jungen Freundes dadurch von sich abzulehnen, daſs er ihn bereden will, seine Republik könnte als Ideal und Kanon, woran man die Grade der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit aller gegenwärtigen und künftigen Republiken messen könne, immer noch gute Dienste thun, wenn gleich ihre Möglichkeit nicht erwiesen werden könnte. Meinst du etwa (fragt er den Glaukon) ein Mahler, der das Modell eines vollkommen schönen Mannes oder Weibes in der höchsten Vollendung seiner Kunst aufgestellt hätte, würde darum ein schlechterer Mahler seyn, wenn er nicht zu zeigen vermöchte, wie es möglich sey, daſs ein Mensch so schön seyn könnte? Diese Ausflucht ist, mit Platons Erlaubniſs, ein bloſser Taschenspielerkniff; denn es ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem Mahler, von dem er hier spricht, und zwischen ihm selbst als Mahler der vorgeblichen vollkommensten Republik. Freylich braucht z. B. Zeuxis die Möglichkeit seiner Helena nicht zu beweisen; aber warum dieſs? Weil er sie uns unmittelbar vor die Augen gestellt hat, und (vorausgesetzt ihre Schönheit sey in der That untadelig) Jedermann, der sie anschaut, sich selbst gestehen muſs, er verlange nichts Schöneres zu sehen. Damit ist denn auch Jedermann zufrieden, und kümmert sich wenig darum, ob jemahls ein sterbliches Weib eine so schöne Tochter geboren hat oder künftig gebären wird; genug, daſs uns der Mahler von der Möglichkeit einer so hohen Schönheit durch den Augenschein überzeugt hat. Es fehlt aber viel, daſs es mit Platons Republik derselbe Fall sey; der Augenschein ist nicht zu ihrem Vortheil; die Stimmen der Anschauer sind wenigstens sehr getheilt, und gegen einen, der sie so herrlich findet als sie unserm in sein eignes Werk verliebten Pygmalion vorkommt, sehen wir zwanzig, denen sie ein sehr unvollständiges, übel mit sich selbst übereinstimmendes, überladenes und unnatürliches Fantom von einer Republik scheint, von welcher der Strenge nach zu beweisen ist, daſs ihres gleichen unter den Menschen, so lange sie ihre dermahlige Natur behalten werden, weder entstehen, noch, wofern sie auch (wie andere Miſsgeburten) durch eine zufällige Verirrung der Natur jemahls ans

Tageslicht kommen sollte, lange genug leben könnte, daſs es der Mühe werth wäre zu sagen sie sey da gewesen. Der Platonische Sokrates kann sich also der Pflicht, die Möglichkeit seines politischen Kanons darzuthun, mit Recht nicht entziehen; und er selbst scheint dieſs so gut zu fühlen, daſs er dem ehrlichen, durch seine Indukzion zu schnell irre gemachten Glaukon von freyen Stücken einen Vorschlag zur Güte thut, indem er ihn fragt: ob er zufrieden seyn wollte, wenn ihm gezeigt würde, wie eine seinem Ideale wenigstens sehr nahe kommende Republik zur Wirklichkeit gelangen könnte? Glaukon ist so billig sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen, und Sokrates rückt, nach mehrmahligem Achselzucken, dem vorgeblichen halsbrechenden Wagestück so nahe, daſs er bekennt: um allen unsern Republiken eine andere ungleich bessere Gestalt zu geben, bedürfte es nur einer einzigen Veränderung; aber freylich wäre dieses Einzige weder etwas Kleines noch Leichtes, wiewohl nichts Unmögliches. — „Und was ist es denn?“ fragt Glaukon. — Weil es doch einmahl heraus muſs, erwiedert Jener, will ich es ja wohl sagen, wiewohl ich Gefahr laufe, von dem ausgelassensten Gelächter, wie von einer ungeheuren Welle, überschwemmt und in den Grund gelacht zu werden; — es ist:

„So lange nicht entweder die Filosofen die einzigen Regenten der Staaten sind, oder diejenigen, die man gegenwärtig Könige und Gewalthaber nennt, wahrhaft und in ganzem Ernst filosofieren, so daſs die höchste Gewalt im Staat und die Filosofie in einem und eben demselben Subjekt zusammen treffen, und alle, die sich nur auf eine von beiden beschranken, schlechterdings von der Staatsverwaltung ausgeschlossen werden: so lange, lieber Glaukon, ist gegen die Übel, welchen die burgerliche Gesellschaft, ja das ganze Menschengeschlecht unterliegt, kein Rettungsmittel, — und bis es dazu kommt, wird auch die Republik, von welcher bisher die Rede zwischen uns war, weder möglich werden, noch das Licht der Sonne sehen!“

In der That hatte der verkappte Plato hohe Ursache, ungern mit einer Behauptung herauszurücken, von welcher so leicht vorauszusehen war, daſs sie eben so stark gegen alle herrschende Begriffe und Vorurtheile als gegen das Interesse der jetzigen Machthaber anrannte, und wenn sie gleich bey den Meisten nur ein lautes Gelächter über ihre Ungereimtheit erregen würde, von den dermahligen Regierern selbst, als eine gefährliche und nur durch die politische Nullität unsers Filosofen verzeihlich gemachte Lehre, mit

Und in den Kredit sich gesetzt ihr Busen sey von Stein,
So muſs des Karakters Einheit schon beybehalten seyn;
Doch meinten die Nymfen, die ihr am nächsten waren,
Ihr sey in der ersten Bewegung ein zärtlich Ach! entfahren.

4.

Die Hütte, wohin man indeſs den schönen Amadis
Getragen, wurde bewohnt von einer freundlichen Alten,
Die jungen artigen Leuten nicht ungern merken lieſs
Wie viel sie, zu ihrer Zeit, auf hübsche Männer gehalten.
Die gute Frau stand in dem ganzen Refier,
Kraft eines Manuskripts voll Salben und Kräutertränken,
In groſsem Ruf. Kein Übel läſst sich erdenken
Wofür sie kein Mittel wuſste. Sie hatte ein Elixier
Wovon drey Tropfen, in Blut von einem schwarzen Hahne
Genommen, Todte sogar, aus Charons leckem Kahne

Unwillen angesehen werden müſste. Aber auf was für einen Empfang muſste er sich erst gefaſst halten, nachdem man aus dem folgenden sechsten und siebenten Buch verständigt worden war, was er unter dieser Filosofie und diesen Filosofen, welche die Welt ausschlieſslich regieren sollten, verstehe! Daſs er nehmlich keine andre Filosofie für ächt gelten lasse, als seine eigene, und also sein groſses politisches Geheimmittel gegen alle die Menschheit drückende Übel darauf hinauslaufe: daſs alle Regenten zu Platonen werden, oder vielmehr (da dieſs, wenn sie auch wollten, nicht in ihrer Macht steht) daſs der einzige mögliche und wirkliche Plato, Aristons und Periktyonens Sohn, zum Universalmonarchen des Erdkreises erhoben werden müſste, wofern das Reich der Themis und die goldne Zeit des alten Kronos wiederkehren sollte? Wenn nun aber auch zu dieser einzigen kleinen Veränderung, wie heilbringend sie immer für das gesammte Menschengeschlecht wäre, nicht die mindeste Hoffnung vorhanden ist, wofür will er daſs wir seine Republik ansehen sollen?

Doch, dem sey wie ihm wolle, das groſse Wort ist nun einmahl gesprochen, und wir können uns auf unsern Mann verlassen, daſs er, seiner verstellten Schüchternheit oder Schamhaftigkeit ungeachtet, keinen Augenblick verlegen ist, wie er sich aus dem Handel ziehen wolle. Er hat sich eines mächtigen Zauberworts bemeistert, womit er sich gegen Hieb und Stich fest machen, womit er, wie man eine Hand umkehrt, Berge versetzen und Meere austrocknen, womit er Alles in Nichts und Nichts in Alles verwandeln kann. Das Bild, das kein Bild ist — des Dings das kein Ding ist, weil es weder von den Sinnen ertastet, noch von der Einbildungskraft dargestellt, noch vom Verstande gedacht und bezeichnet werden kann, mit Einem Wort, die Idee des Dings an sich, das wahre unaussprechliche Wort der Platonischen Mystagogie, die formlose Form dessen was keine Form hat — Was ist unserm dialektischen Thaumaturgen nicht mit diesem einzigen *Aski Kataski* *) möglich? Ja, wenn unter dem Wort Filosof so ein Mensch gemeint wäre, wie unsre gewöhnlich sogenannten Filosofen, Sofisten, Allwisser, Liebhaber und Kenner des vermeinten Wahren, Schönen und Guten, welches mit den Augen gesehen, mit den Ohren gehört, mit irgend einem äuſsern oder innern Sinn gefühlt, von der Einbildungskraft gemahlt, von der plastischen Kunst gebildet, vom Verstand erkannt, von der

Sprache bezeichnet, und im wirklichen Leben als Mittel zu irgend einem Zweck oder als Zweck irgend eines Mittels, als Ursache irgend einer Wirkung, oder Wirkung irgend einer Ursache, gebraucht werden könnte: wenn solche Filosofen die Welt regieren sollten, dann, meint er, würde sie freylich um kein Haar besser regiert werden als dermahlen. Aber der Filosof, der an der Spitze seiner Republik stehen soll und an der Spitze des ganzen menschlichen Geschlechts zu stehen verdient, ist ein ganz anderer Mann; der hält es unter seiner Würde, sich mit Betrachtung und Erforschung all des armseligen Plunders der materiellen und einzelnen Dinge abzugeben, welche (wie der verkappte Sokrates dem ehrlichen Glaukon mit seiner gewöhnlichen dialektischen Taschenspielerkunst sehr wortreich und auf mehr als Eine Manier vorspiegelt) weder Etwas noch Nichts, sondern eine Art von Mitteldingen zwischen Nichts und Etwas sind. Das hauptsächlichste, wo nicht einzige Geschäft seines Lebens ist, sich auf den Stufen der Arithmetik, Geometrie und Dialektik zur Betrachtung der einfachen und unwandelbaren Ideen der Dinge, und von diesen übersinnlichen Wesen bis zum mystischen Anschauen des höchsten *Outôs On* oder Urwesens aller Wesen zu erheben, über welches, als etwas an sich Unbegreifliches und Unaussprechliches, ihm eine deutliche Erklärung nicht wohl zuzumuthen ist; und da er durch diese gänzliche Versenkung seines Geistes in das, was an sich Wahr, Schön, Gerecht und Gut ist, nothwendig selbst durch und durch wahr, edel, gerecht und gut werden muſs: wo könnten wir einen Sterblichen finden, welcher tauglicher und würdiger wäre, die Welt zu regieren, als Er?

Alles dieſs aus einander zu setzen, und nach seiner Manier zu beweisen, d. i. seinen glaubigen Zuhörern durch weit ausgeholte Fragen, Indukzionen, allegorische Gleichnisse und subtile Trugschlüsse weiſs zu machen, beschäftigt unsern Sokrates in dem gröſsten Theil des sechsten und siebenten Buchs; und da die Natur des Dialogs ihm völlige Freyheit läſst sich nach Belieben vorwärts und seitwärts zu bewegen, und sich über Dieses und Jenes, was er mit Vortheil in ein helleres Licht zu setzen glaubt, mit Gefälligkeit auszubreiten, so war natürlich, daſs er — bey Gelegenheit der Schilderung des ächten Filosofen, der bis zum Wahren und Schönen selbst vorzudringen und es in seinem Wesen anzuschauen vermag, im Gegensatz mit den eingebildeten Allwissern und Filodoxen, die ihre Meinungen von den Dingen für die Wahrheit selbst ansehen — über die Quellen der Vorurtheile, welche der groſse Haufe, besonders in den höhern Klassen, gegen die ächten Filosofen heget, über die Ursachen, warum man sie mit anscheinendem Recht für unnütze und vornehmlich zum Regieren ganz untaugliche Leute halte, und über den Grund, warum auch die Filosofen ihres Orts mit Verwaltung solcher heilloser Republiken, wie die gegenwärtigen alle seyen, nichts zu thun haben mögen — sich alles dessen, was er vermuthlich schon lange auf dem Herzen hat, mit vieler Freymüthigkeit entledigt. Dieser Theil des sechsten Buchs, wo Adimanth wieder an die Rede kommt, und durch den Versuch einer Rechtfertigung des popularen Vorurtheils gegen die Filosofen den Sokrates auffordert, sich umständlicher über diese Materie vernehmen zu lassen, scheint mir (dem persönlichen Antheil, welchen Plato an der Sache nimmt, gemäſs) mit vorzüglichem Fleiſs ausgearbeitet zu seyn; und ausnehmend schön ist unter andern, was er den Sokrates (den ich hier wieder erkenne und reden zu hören glaube) von den Ursachen sagen läſst, woher es komme, daſs wahrhaft weise und gute Menschen so selten sind, und so manche Jünglinge, mit den herrlichsten Anlagen, der hohen Bestimmung, zu welcher die Natur sie ausgerüstet hatte, unglücklicher Weise für den Staat und für sich selbst gänzlich verfehlen, ja desto schädlichere Bürger und Regenten werden, je glänzender die Naturgaben und Talente sind, wodurch sie sich der Liebe und des Vertrauens ihrer Mitbürger zu bemächtigen wissen. Weniger die Probe einer strengen Prüfung haltend, wiewohl mit einem leidenschaftlichen Feuer geschrieben, das den auf sich selbst zurück sehenden und seine eigene Sache führenden Plato verräth, scheint mir die Stelle zu seyn, wo er die Gründe angiebt, „warum die Wenigen, die im Besitz der wahren Weisheit sind, sich in die möglichste Verborgenheit zurück ziehen und mit den öffentlichen Angelegenheiten unserer verdorbenen Republiken nichts zu schaffen haben wollen, sondern, in ihren eigenen vier Wänden gegen alle Stürme des öffentlichen Lebens gesichert, beym Anblick der allgemein herrschenden Gesetzlosigkeit, genug gethan zu haben glauben, wenn sie, selbst rein von Unrecht und lasterhaften Handlungen, ihr gegenwärtiges Leben in Unschuld hinbringen, um dereinst mit guter Hoffnung freudig und zufrieden aus demselben abzuscheiden.“ — Wenn Aristipp und seines gleichen diese Sprache führten, möchte wohl nichts erhebliches dagegen einzuwenden seyn; aber von dem Platonischen

Weisen sollte man mit vollem Recht eine heroischere Tugend fordern dürfen; und ich zweifle sehr, ob irgend eine Republik verdorben genug seyn könne, daſs ihm eine solche Verzweiflung an ihrer Besserung erlaubt wäre, oder daſs Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit und Furcht vor dem Haſs und den Verfolgungen der Bösen für einen zuverlässigen Beweggrund gelten könnte, sich seiner Pflicht gegen das Vaterland zu entziehen. Der wirkliche Sokrates war wenigstens ganz anders gesinnt, und lieſs es sich, als er mit sehr guten Hoffnungen aus diesem Leben ging, keinen Augenblick gereuen, das Opfer der entgegen gesetzten Denkart geworden zu seyn.

Aber freylich ist Platons Weiser kein Sokrates; und ihm, der sein höchstes Gut im Anschauen des Schönen und Guten an Sich, und in der dazu erforderlichen Ruhe und Abgeschiedenheit findet, möchte jene Sinnesart um so eher zu verzeihen seyn, da er sich nothwendig sehr lebhaft bewuſst seyn muſs, daſs er nirgends als in seiner idealischen Republik am rechten Ort ist, und wahrscheinlich als Staatsmann in jeder andern eine traurige Figur machen würde.

Ich bin, gegen meinen anfänglichen Vorsatz, indem ich durch ich weiſs nicht welchen Zauber, den unser dichterischer Filosof um sich her verbreitet, mich gezogen fühlte, ihm in seinem mäandrischen Gang beynahe Schritt vor Schritt nachzuschlendern, unvermerkt so weitläufig geworden, daſs ich nur so fortfahren dürfte, um über ein unmäſsig dickes Buch ein noch dickeres geschrieben zu haben. Die Versuchung ist nicht gering und nimmt mit jedem Schritt eher zu als ab: aber sey ohne Furcht, Eurybates, ich will es gnädig mit dir machen; und wenn du dich entschlieſsen kannst, mir noch in die wundervolle unterirdische Höhle unsers Mystagogen zu folgen, so verspreche ich dir, dich mit allem übrigen zu verschonen, was du noch zu lesen bekämest, wenn ich meine bisherige Umständlichkeit bis ans Ende beybehalten wollte.

Die Behauptung, daſs ein Staat nur durch ächte Filosofen wohl regiert werden könne, hatte die Darlegung des Unterschieds zwischen dem unächten und ächten Filosofen herbey geführt. In dieser bis auf den Grund zu kommen, sah sich Plato (denn mit diesem allein, nicht mit Sokrates haben wir es nun zu thun) genöthigt, seinen Zuhörern einen Blick in das innerste Heiligthum seiner Filosofie zu erlauben. Da er aber hier keine Eingeweihte vor sich hat und dieser Dialog unter die exoterischen, d. i. unter diejenigen gehört, welche weniger für seine auserwählten Jünger als für die immer zunehmende Menge müſsiger und wiſsbegieriger Leser, bey denen ein gewisser Grad von Bildung vorausgesetzt werden kann, geschrieben sind: so war nicht schicklich, und in der That auch nicht wohl möglich, seine Geheimlehre anders als in Bildern vorzutragen, um uns andre Profanen wenigstens durch einen, wiewohl nicht sehr durchsichtigen, Vorhang in die Mysterien derselben blinzeln zu lassen. Hierzu macht er nun zu Ende des sechsten Buchs den Anfang, indem er uns — mit vieler Behutsamkeit, damit nicht zu viel Licht auf einmahl in unsre blöden Augen falle — die Existenz einer zwiefachen Sonne offenbart: der bekannten sichtbaren, die uns zum Wahrnehmen körperlicher Dinge, Gestalten und Schattenbilder verhilft, und einer rein geistigen, folglich auch bloſs dem reinen Geist, ohne Beyhülfe der Sinne, der Einbildungskraft und des Gedankens, anschaulichen, (welche er die Idee des Guten und das selbstständige Gute, Auto-Agathon, nennt) in dessen Licht allein das an sich Wahre, Schöne und Gute unserm Geiste sichtbar werden kann. Die neu entdeckte übersinnliche Sonne scheint den wiſsbegierigen Glaukon so freundlich anzustrahlen, daſs Sokrates sich aufgemuntert fühlt, die Vergleichung eine Weile fortzusetzen. Beide Sonnen, sagt er, sind „die Könige zweyer Welten;“ die eine dieser sinnlichen, theils aus körperlichen Dingen, theils aus mancherley vergänglichen, unwesentlichen Erscheinungen zusammen gesetzten Welt; die andere der übersinnlichen, dem reinen Verstand allein in dem Lichte des selbstständigen Guten sichtbaren, wesentlichen Dinge. So wie die materielle Sonne über uns aufgeht, erscheinen uns in ihrem Lichte die körperlichen Dinge klar und deutlich; so wie uns dieses Licht entzogen wird, verfinstert sich alles um uns her, wir erblikken nur zweifelhafte, farbenlose, unförmliche Gestalten und wissen nicht was wir sehen. Eben so wird uns, so bald unser Geist in das Lichtreich des Auto-Agathon eindringt, auf einmahl die ganze Welt der Ideen, oder der ewigen, unwandelbaren Wesen (*ontôs ontôn*) aufgeschlossen; wie uns hingegen dieses Licht entzogen wird, sehen wir im Reich der Wahrheit — Nichts, und alles um uns her ist Dunkelheit, Ungewiſsheit, Irrthum und Täuschung. — So wie uns

5.

Zurück ins Leben riefen, ſofern der Verſtorbene nur
Nicht mit dem rechten Fuſs zuerſt hinein geſtiegen.
Ein Kranker mochte woran er wollte liegen,
Gicht, Hüftweh, Zipperlein, Auszehrung, Peſt und Ruhr,
Gleich viel, ſie hatte die gröſste Wunderkur
Im nehmlichen Falle vor ſo und ſo viel Jahren
An einem gewiſsen verrichtet, bey welchem jedoch die Natur
Und Milz und Leber noch in gutem Stande waren:
Denn, ſprach ſie, fault die Milz und dorrt die Leber ein,
Dann mag der liebe Gott dem Kranken gnädig seyn!

6.

Der Zufall konnte nicht beſser für unſern Helden ſorgen.
Die Alte that Wunder, und brachte durch ihre Kräuterbrühn,
Umſchläge, Latwergen und Salben den guten Paladin
So weit, daſs er am nächſten Morgen,
Als ſie, mit vielem Gepräng' und nicht zu leichter Hand

die Sonne in der materiellen Welt zweyerley Arten von Gestalten sichtbar macht, die wirklichen Körper, und die bloſsen Schatten und Abspieglungen derselben, z. B. blauen Himmel, Wolken, Bäume, Gebüsche u. s. w. in einem klaren Wasser: eben so erlangt unser Geist durch das übersinnliche Licht, das von dem Auto-Agathon über das ganze Reich der Wahrheit ausstrahlt, eine doppelte Art von Erkenntniſs: eine rein wahre, von Plato Noësis genannt, und eine mit Wahn und Täuschung vermischte, die ihm Dianoia heiſst; jene, durch unverwandtes Aufschauen in das Reich der Ideen, als die allein wahrhaft wirkliche Welt, in welcher kein Trug noch Irrthum Statt findet; diese durch das Herabschauen in die Welt der Erscheinungen und Täuschungen, wo wir nichts als die Abspieglungen und Schatten der wesentlichen Dinge erblicken; daher denn auch, natürlicher Weise, nicht mehr Wahrheit in dieser Art von Erkenntniſs seyn kann, als in der Vorstellung, die wir von einem Körper bekommen, wenn wir seinen Schatten, oder höchstens seine Gestalt im Wasser erblicken. Unser Sokrates konnte leicht bemerken, daſs es dem guten Glaukon, mit dem besten Willen von der Welt, dennoch schwer werde, sich die übersinnlichen Wahrheiten, die durch diese Vergleichungen angedeutet werden sollten, klar zu machen. Er läſst sich also herab, der Blödigkeit seines geistigen Auges durch eine allegorische Darstellung der Sache zu Hülfe zu kommen. Und nun hören wir ihn selbst!

Stelle dir, sagt er zu Glaukon, die Menschen vor, als ob sie in einer Art von unterirdischer Höhle wohnten, die von oben herein weit offen, bloſs durch den Schein eines groſsen auf einer entfernten Anhöhe brennenden Feuers erleuchtet wird. In dieser Gruft befinden sie sich von Kindheit an, am Hals und an den Füſsen dergestalt gefesselt, daſs sie sich weder von der Stelle bewegen, noch den Kopf erheben und herum drehen können, folglich, gezwungen immer nur vor sich hin zu sehen, weder über noch hinter sich zu schauen im Stande sind. Zwischen dem besagten Feuer und den Gefesselten geht ein etwas erhöhter Weg, und längs desselben eine Mauer, ungefähr so hoch und breit als die Schaugerüste, auf welchen unsre Gaukler und Taschenspieler den Zuschauern ihre Wunderdinge vorzumachen pflegen. Nun bilde dir ferner ein, du sehest neben dieser Mauer eine Menge Menschen mit und hinter einander auf der besagten Straſse daher ziehen, welche allerley Arten von Geräthschaften, Statüen und hölzerne oder steinerne Bilder von allerley Thieren auf alle mögliche Art gearbeitet, auf dem Kopfe tragen, so daſs alle diese Dinge über die Mauer hervorragen. Glaukon findet dieses ganze Gemählde etwas abenteuerlich, und scheint nicht errathen zu können, wo Sokrates mit seinen Gefesselten, die er in eine so seltsame Lage setzt, hinauswolle. Gleichwohl, fährt dieser fort, sind sie unser wahres Ebenbild. — Aber bevor er diese Behauptung seinem staunenden Lehrling klar machen kann, muſs er die natürlichen Folgen entwickeln, welche die vorausgesetzte Lage für die Gefesselten haben müſste. Fürs erste, sagt er, werden sie, da sie unbeweglich vor sich hinzusehen gezwungen sind, weder von sich selbst und denen, die neben ihnen sind, noch von allen den Dingen, die hinter ihnen vorbey ziehen, sonst nichts erblicken können als die Schatten, die auf die gegenüberstehende Wand der Höhle fallen. Ferner werden sie, falls sie mit einander reden könnten, den Schatten die Nahmen der Dinge selbst beylegen; und wofern im Grund ihrer Höhle ein Echo wäre, welches die Worte der (ihnen unsichtbaren) Vorbeygehenden wiederhohlte, würden sie sich einbilden, die Schatten, welche sie vor sich sehen, brächten diese Töne hervor. Sie würden also unstreitig nichts anders für das Wahre halten, als die Schatten der vorbesagten Geräthschaften und Kunstwerke. Glaukon bejaht alles dieſs ohne Widerrede, sogar mit einem groſsen Schwur, und Sokrates geht desto getroster weiter. Siehe nun auch, sagt er, wie sie zugleich mit ihren Fesseln von ihrer Unwissenheit entbunden würden, wenn die Natur sie von jenen befreyen wollte. Gesetzt also Einer von ihnen würde losgebunden und genöthigt plötzlich aufzustehen, den Kopf umzudrehen, zu gehen und zum Licht empor zu schauen, so ist kein Zweifel, daſs ihm alles dieſs Anfangs sehr sauer werden müſste, und daſs ihm das ungewohnte Licht blenden und unvermögend machen würde, die Dinge gewahr zu werden, deren Schatten er vorher gesehen hatte. Was meinst du nun daſs er sagen würde, wenn ihn jemand versicherte, was er bisher gesehen habe, sey eitel Tand, und jetzt erst habe er wirkliche und dem Wahren näher kommende Gegenstände vor den Augen; und wenn man ihm dann eines der vorübergehenden nach dem andern mit dem Finger zeigte und ihn zu sagen nöthigte was es sey, würde er nicht verlegen seyn, und die zuvor gesehenen Schatten für wahrer halten als was ihm itzt gezeigt wird?

Glaukon. Ganz gewiſs.

Sokrates. Und wenn man ihn zwänge in das Feuer selbst hinein zu sehen, würde er nicht, weil ihm die Augen davon schmerzten, das Gesicht sogleich wegwenden und auf die Schatten zurück drehen, die er ohne Beschwerde anschauen kann, und die er eben deſswegen für reeller halten würde, weil er sie deutlicher sähe als die im Licht erblickten Gegenstände?

Glaukon. Nicht anders.

Sokrates. Wenn man ihn nun vollends mit Gewalt und über Stock und Stein, aus seiner Höhle heraus an das Sonnenlicht hervor zöge, würde er nicht während der Operazion gewaltig wehklagen und ungehalten seyn, und so wie er an die Sonne selbst gekommen wäre, vor lauter Glanz von allem, was wir Andern wirkliche Dinge nennen, nichts sehen können?

Glaukon. So plötzlich gewiſs nichts.

Sokrates. Es wird also, wenn ein solcher Mensch die Dinge hier oben sehen soll, Zeit erfordert werden, bis er sich allmählich daran gewöhnt. Was seine Augen Anfangs am leichtesten ertragen, werden die bloſsen Schatten seyn; hernach die Bilder von Menschen und andern Dingen im Wasser, zuletzt diese Dinge selbst. Aber was am Himmel zu sehen ist, und den Himmel selbst, wird er lieber Nachts bey Mondenschein und Sternenlicht, als bey hellem Tag im Sonnenglanze sehen wollen.

Glaukon. Daran ist kein Zweifel.

Sokrates. Nach und nach aber wird er es doch endlich so weit bringen, daſs er auch die Sonne, nicht bloſs ihr Bild im Wasser oder ihren Widerschein in andern Körpern, sondern sie selbst, wie sie ist, und an der Stelle, wo sie sich befindet, anzublicken im Stande seyn wird.

Glaukon. Das ist nicht anders möglich.

Sokrates. Und nun wird er auch durch Überlegung und Vernunftschlüsse herausbringen, daſs es die Sonne sey, welche das Jahr und die Wechselzeiten desselben ordnet, über allem in der sichtbaren Welt waltet und gewisser Maſsen die Ursache alles dessen ist, was sie zuvor sahen?

Glaukon. Offenbar muſs er von diesem auf jenes geleitet werden.

Sokrates. Und wenn er sich nun seines vorigen Aufenthalts, und des Begriffs, den man sich dort von der Weisheit macht, und seiner armen Mitgefangenen erinnert, wird er nicht sich selbst der mit ihm vorgegangenen Veränderung wegen glücklich preisen, und die letztern hingegen bemitleiden?

Glaukon. O gar sehr!

Sokrates. Und wofern, bey diesen, Lobsprüche, Ehrenstellen und Belohnungen für denjenigen Statt fanden, der die vorbey gleitenden Schatten am deutlichsten sah, sich der Ordnung, in welcher sie auf einander gefolgt oder neben einander erschienen waren, am genauesten erinnerte, und wie es künftig damit seyn würde am besten vorhersagen konnte: meinst du Jener würde diese Vortheile vermissen, oder diejenigen beneiden, die bey ihnen geehrt werden und die Oberhand haben, oder er würde nicht lieber (wie Homer den Schatten des Achilles sagen läſst) einem „armen Söldner das Feld als Tagelöhner bestellen," und lieber alles erdulden als in seinen vorigen Zustand zurück kehren?

Glaukon. Er würde, denke ich, sich eher alles andere gefallen lassen, als wieder dort zu leben.

Sokrates. Gesetzt aber, er müſste wieder in die Höhle herabsteigen und seinen alten Platz wieder einnehmen, würde es ihm, wenn er so auf einmahl aus der Sonne ins Dunkle käme, nicht zu Muthe seyn, als ob er in die dickste Finsterniſs versetzt worden sey?

Glaukon. Nichts gewisser!

Sokrates. Und wenn er dann, bevor er den Gebrauch seiner Augen wieder erlangt hätte (wozu einige Zeit erforderlich seyn würde) von den besagten Schatten wieder Kenntniſs nehmen und sich mit den andern Gefesselten darüber streiten müſste, würde er ihnen nicht lächerlich scheinen? würden sie nicht sagen, er wäre durch sein Hinaufsteigen in die obere Gegend um sein Gesicht gekommen; und es sey nicht zulässig, daſs man auch nur versuche hinauf zu kommen, und wofern sich jemand unterfinge einen von ihnen zu entfesseln und hinauf zu führen, müſste man ihn greifen und mit dem Tode bestrafen? —

Glaukon. Unfehlbar; mit nichts geringerm als dem Tode.

Sokrates. Machen wir nun, lieber Glaukon, die Anwendung von diesem ganzen Bilde auf das, was wir vorhin gesagt haben. Die unterirdische Höhle bedeutet diese sichtbare Welt; das Feuer, wovon sie beleuchtet wird, die Sonne; das Aufsteigen in die obere Gegend und was dort gesehen wird, die Erhebung der Seele in die intelligible Welt. Wenigstens ist dieſs meine Vorstellungsart, weil du sie doch zu hören verlangt hast. Ob sie aber die wahre ist, mag Gott wissen! Genug, mir meines Orts kommt die Sache so vor, wie ich dir sage. Das Höchste in der intelligibeln

Welt ist die Idee des Guten, zu deren Anschauen schwer zu gelangen ist. Wer aber dazu gelangt ist, kann nicht anders als den Schluſs machen, daſs sie die Grundursache alles dessen sey was recht, schön und gut ist, indem sie in dieser sichtbaren Welt das Licht und den Beherrscher desselben hervorgebracht, in der geistigen hingegen, deren unmittelbare Beherrscherin sie ist, die Wahrheit und den reinen Verstand erzeugt; und daſs es also schlechterdings nöthig ist sie zu kennen, um in irgend einem öffentlichen oder besondern Wirkungskreise recht zu handeln.

Glaukon. Ich denke hierüber wie du, so viel mir immer möglich ist.

Sokrates. So stimme mir denn auch darin bey, daſs es kein Wunder ist, wenn diejenigen, die von dannen herabkommen, keine Lust haben, sich mit den menschlichen Dingen abzugeben, sondern von ganzem Gemüth dahin trachten, sich in jener erhabenen Region immer aufzuhalten. Denn es kann, unserm vorigen Bilde gemäſs, nicht anders seyn.

Glaukon. Das folgt ganz natürlich. —

Hieran mag es genug seyn, lieber Eurybates; und nun erwartest du vermuthlich meine Meinung von diesem Allem? Aber was kann ich dir darüber sagen? Es ist schwer in solchen Dingen überall eine Meinung zu haben. Das Gewisseste, was ich davon sagen kann, ist, daſs meine Vorstellungsart so verschieden von der Platonischen ist, als die Grundsätze, von denen wir ausgehen. Wer von uns Recht hat, mag Gott wissen, möchte ich beynahe mit seinem Sokrates sagen. Und doch dünkt mich, wenn ich Alles mit ganz nüchternem Muth überlege, der allgemeine Menschenverstand, oder der allen Menschen einwohnende Sinn für das, was uns Wahrheit ist, spreche ziemlich entschieden für meine Grundsätze. Aber Plato denkt von den seinigen noch vornehmer; denn sie scheinen ihm so gewiſs zu seyn, als daſs Eins = Eins ist; wofern wir also nicht etwa den Delfischen Gott zum Schiedsrichter nehmen wollen, wer soll zwischen uns Richter seyn?

Übrigens scheint Plato die Schwierigkeiten, die sein dichterisches Lehrgebäude drükken, sehr gut zu kennen. Daher die Vorsicht, jede seiner unerweislichen Voraussetzungen durch andere eben so luftige zu unterstützen; wie ein Dichter, um ein erstes Wunderding glaublich zu machen, immer ein zweytes und drittes in Bereitschaft haben muſs. Wir wollen, zum Beyspiel, in Betreff der

Den Zustand der Wunde beangte, sich merklich — schlimmer befand.
Sein Wasser, vermuthlich von ihren Latwergen gefarbet,
Gefiel der Urgande nur halb; sie zog ein langes Gesicht,
Und wiegte den grauen Kopf; doch, sprach sie, sorgen Sie nicht,
Sofern uns nur die Milz den Handel nicht verderbet,

7.

So steh' ich dem gnädigen Herrn für die Genesung gut.
Ich hab' ein Pflaster von einer alten Base
Geerbt, das wahre Wunder thut:
Es kühlt den Brand, erweicht den Stein in der Blase,
Zertheilt den Schleim und das gestockte Blut,
Heilt offne Schäden und Brüche, kurz, ist für alles gut! —
Wie viel dieſs herrliche Pflaster zur Heilung beygetragen,
Entscheide die Fakultät. Genug, nach sieben Tagen
Befand sich, trotz dem Pflaster, unser Held,
Dank seiner guten Natur! vollkommen hergestellt.

vorliegenden Allegorie so höflich seyn als sein guter Bruder Glaukon, und über alle die ungereimten Voraussetzungen, ohne welche sie nicht bestehen kann, hinausgehen; aber das wird uns doch zu fragen erlaubt seyn müssen: was die armen Gefangenen verbrochen haben, dafs sie an Hals und Füfsen gefesselt ihr Leben in dem häfslichen unterirdischen Kerker damit zubringen müssen, unverwandt vor sich hin zu gucken, und, weil sie nichts als Schatten zu sehen bekommen, sie gezwungner Weise für reelle Dinge anzusehen? — Du erinnerst dich vielleicht, dafs er die Antwort auf diese Frage schon lange in seinem Fädrus bereit hält. Allerdings, sagt er, haben sie durch ein sehr schweres Verbrechen eine so harte Bufse verdient. — Aber zum Unglück finden wir uns, wenn wir ihm auch diese Ausrede, als auf eine ihm besser als uns bekannte Thatsache gegründet, gelten lassen wollen, genöthigt abermahls zu fragen: wie die Idee des Guten (die er zur Grundursache alles Wahren, Rechten und Schönen macht) recht und wohl daran thue, diese Verbrecher mit einer Strafe zu belegen, wodurch ihnen ein fortdauernder Zustand von Unwissenheit und Irrthum unvermeidlich und alles Aufstreben ins Reich der Wahrheit unmöglich gemacht wird? Ich sehe nicht was er antworten kann, um seine

Idee des Guten von dem Vorwurf zu retten, daſs sie, gleich den Göttern unsrer Dichter, kein Bedenken trage, diejenigen, die sich gegen sie vergangen haben, aus Rache in unfreywillige Irrthümer und Verbrechen zu verwickeln, bloſs um einen neuen Vorwand zu erhalten, mit den armen Unglücklichen noch grausamer verfahren zu können.

Diesen und einer Menge anderer Klippen und Untiefen, zwischen welchen die Platonische Filosofie, unter beständiger Gefahr zu scheitern oder auf dem Sande sitzen zu bleiben, sich durcharbeiten muſs, entgehen wir andern ächten Sokratiker freylich durch den groſsen Grundsatz unsers Meisters: bloſs über die menschlichen Dinge menschlich zu filosofieren, und die göttlichen, als über unsern Verstand gehend, unbesorgt den Göttern zu überlassen: aber wir bekennen uns dadurch auch zu einer Unwisſenheit, die uns mit den ungelehrtesten Idioten in eine Reihe stellen würde, wenn wir nicht wenigstens dieſs voraus hätten, daſs wir die Ursachen kennen, warum diese Unwissenheit unvermeidlich ist. Dem ungeachtet läugne ich nicht, daſs der Hang alles, was um, über und unter uns ist, ergründen zu wollen, — wiewohl er sich nur bey wenigen auſserordentlichen Menschen in seiner ganzen Stärke zeigt — dennoch eines der Merkmahle zu seyn scheint, wodurch sich der gebildete und seiner Vernunft mächtig gewordene Mensch von dem bloſsen Thiermenschen unterscheidet. Er gehört zu dem ewigen Streben ins Unbegrenzte, welches das groſse Triebrad der unbestimmbaren Vervollkommnung ist, deren höchstem Punkte das Menschengeschlecht sich in einer Art von unermeſslichen Spirallinie langsam und unvermerkt anzunähern scheint. Werden wir jemahls dieses Ziel erreichen? Oder bewegen wir uns (wie der Ägyptische Hermes gesagt haben soll) in einem Zirkel, dessen Mittelpunkt überall und dessen Umkreis nirgends ist? Und ist vielleicht gerade dieſs die einzige Möglichkeit, wie wir uns immer bewegen, d. i. nie zu seyn aufhören können? — Auch die Natur, Freund Eurybates, hat in ihren groſen Mysterien unaussprechliche Worte, die wir entweder nie erfahren werden, oder welche der, dem sie sie sich enthüllte, nicht verrathen könnte, weil es ihm an Worten fehlen würde sich andern verständlich zu machen? Befände sich jemahls ein Sterblicher in diesem glücklichen Falle, würde er nicht, wenn er von dem, was unaussprechlich ist, sprechen wollte, genöthigt seyn, seine Zuflucht, wie Plato, zu Bildern und Allegorien zu nehmen? Und da er doch sicher darauf rechnen könnte, mit seinen Offenbarungen von Niemand verstanden, und nur von sehr Wenigen vielleicht, gleich fernen das Ohr kaum noch leise berührenden Tönen, mehr geahnet als gehört zu werden, thät' er nicht eben so wohl, wenn er gar nicht davon spräche? — Aber was hätte da der göttliche Plato zu thun gehabt? — Ich beantworte also jene Frage mit Nein; aber nun auch keine Sylbe weiter!

8.

Fortsetzung und Beschluſs des Vorigen.

Meinem Versprechen zu Folge werde ich die vier Bücher, die noch vor uns liegen, wie reich und schwer an Inhalt sie auch sind, und wie viel gegen Manches zu erinnern wäre, wenn es scharf gesichtet werden sollte, so schnell als möglich durchlaufen, und (wenn anders die Versuchung nicht hier oder da gar zu stark werden sollte) nicht mehr davon sagen, als zur Übersicht des Ganzen nöthig ist.

Die Behauptung, „daſs die beste (der Vollkommenheit am nächsten kommende) Republik nur unter der einzigen Bedingung, wenn sie ächte Filosofen zu Regenten habe, realisiert werden könne," hatte den Platonischen Sokrates auf die verschiedenen Untersuchungen und Erläuterungen geführt, die den Inhalt des sechsten Buchs ausmachen. Die allegorische Dichtung zu Anfang des siebenten sollte das, was er über ächte und unächte Filosofie, über Irrthum, Wahrheit und Meinung (die zwischen beiden liegt) vorgebracht hatte, durch ein passendes Fantasiebild begreiflicher machen. Das Resultat davon ist: daſs nur der, dessen Geist aus der Sinnenwelt (die uns andern gemeinen Menschen die wirkliche scheint) in die Welt der Ideen emporgestiegen, und durch diese sich endlich bis zum unmittelbaren Anschauen der Idee des Guten erhoben hat, den Nahmen eines Filosofen verdiene. Da nun unsre Republik lauter solche Filosofen zu Vorstehern haben soll, so fragt sich: durch was für eine Erziehung diese letztern zu ihrer Bestimmung zubereitet, auf welchen Stufen sie zu ihr empor geführt, und welchen Prüfungen sie unterworfen werden sollen, bevor sie für fähig und würdig zu erkennen sind, in unsrer Republik das zu seyn, was die Vernunft in dem Mikrokosmos der menschlichen Seele und die Idee des Guten im Weltall ist? Diese Aufgaben beschäftigen unsern Filosofen durch das ganze siebente Buch, und geben ihm, indem er von den Wissenschaften spricht, wodurch seine künftigen Archonten sich den Eingang in die übersinnliche Ideenwelt eröffnen sollen, Gelegenheit, manches Brauchbare zu sagen, aber auch manches, das mir und vermuthlich seinen meisten Lesern ziemlich unverständlich ist, und uns den Argwohn abnöthigt, daſs er uns entweder absichtlich tantalisieren, oder eine Unwissenheit, die er mit uns und allen andern Sterblichen gemein hat, hinter die vielversprechende geheimniſsvolle Miene, womit er uns — Nichts offenbart, verstecken wolle. Die Wissenschaften, welche seine künftigen Archonten mit besonderm Eifer treiben sollen, sind die Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Aber daſs du dir ja nicht einbildest, der Platonische Sokrates denke über diese Wissenschaften wie der Sohn des Sofroniskus, der seinen jungen Freunden zu rathen pflegte, sich nicht tiefer in sie einzulassen, als zu ihrem Gebrauch im Rechnen, Feldmessen, in der Schiffahrt, und zum Singen, Citherspielen und Tanzen nöthig ist! Gerade das Widerspiel; er spricht von dem praktischen Theil derselben mit einer

Art von Verachtung, und empfiehlt sie seinen Zöglingen nur, in so fern sie die Seele durch Betrachtung des Übersinnlichen reinigen, und zum Anschauen des Wesens der Dinge und der Idee des Guten tüchtiger machen. In dieser Rücksicht räumt er der Dialektik (die ihm etwas ganz anders ist als was gewöhnlich unter diesem Nahmen verstanden wird) die oberste Stelle unter allen (in Vergleichung mit ihr nur uneigentlich so genannten) Wissenschaften ein, weil sie sich (wenn ich ihn anders recht verstehe) zu den übrigen verhält, wie in seinem vorigen Gleichniſsbilde von den Gefesselten in der unterirdischen Höhle, das Anschauen der Sonne selbst zum Anschauen des Feuers, welches den Gefesselten die Schatten der zwischen ihnen und dem Feuer vorübergetragenen Dinge sichtbar macht; daher denn auch niemand als der wahre Dialektiker im Stande ist, die übrigen Wissenschaften so zu veredeln, daſs sie zu Stufen werden, worauf die Seele, nachdem sie sich von allem was ästhetisch ist losgewunden hat, „vermittelst eines Organs, das mehr als Zehentausend körperliche Augen werth ist,“ zur unmittelbaren Anschauung des Auto-Agathon, als dem höchsten Endpunkt alles Reindenkbaren, sich erheben kann. Mehr verlange nicht, daſs ich dir von diesen übersinnlichen Geheimnissen sagen soll; denn ich gestehe dir unverhohlen, daſs mein Geistesauge (mit Plato zu reden) noch zu sehr mit barbarischem Schlamm (*borborô barbarikô*) überzogen ist, um von dem unendlich subtilen dialektischen Licht, womit dieses siebente Buch erfüllt ist, nicht geblendet zu werden. Beynahe möchte man den wackern Glaukon beneiden, der, wie es scheint, als ein ächter junger Adler mit heilen Augen in diese Sonne schauen kann, und dem alles, was er bloſs hört, auf der Stelle so klar einleuchtet, als ob er es aus Platons eigenen Augen sähe.

Ernsthaft von der Sache zu reden, Eurybates, glaube ich, trotz der Blödigkeit meines Gesichts für unsichtbare Dinge, ziemlich klar zu sehen, daſs es nur auf den guten Willen unsers Mystagogen angekommen wäre, die erhabenen Lehren, die er uns, bald in die seltsamsten Bilder verschleiert, bald in einer nur ihm und seinen Eingeweihten verständlichen Sprache, als eine Art von Räthsel zu errathen giebt, in der Sprache der Menschen deutlich genug vorzutragen, daſs jeder nicht gänzlich im Denken ungeübte Leser sie ohne groſse Anstrengung hätte verstehen und beurtheilen können. Aber vielleicht würden sie dann auch nicht wenig von dem hohen Werth, den er ihnen beylegt, verloren haben, und es wäre beym ersten Blick in die Augen gefallen, daſs wir durch die Verwandlung bloſser ausgeweideter Gedankenformen in das was er Ideen nennt, und sogar durch das Aufschauen zu seinem Auto-Agathon, — in welches unser geistiges Auge, eben so wenig als unser leibliches in die Sonne, länger als einen Augenblick (und auch da nicht ohne zu erblinden) schauen könnte, — bey weitem nicht so viel gewinnen als er uns zu versprechen scheint. Denn es hat (menschlicher Weise von der Sache zu reden) mit diesem Auto - Agathon, diesem König der unsichtbaren Welt, diesem ersten unergründlichen Grund alles dessen was wahrhaftig ist, so ziemlich eben dieselbe Bewandtniſs wie mit der Sonne, dem Herrscher in der sichtbaren. Was wir von beiden wissen, ist sehr wenig, und wir reichen nicht weit damit, wenn es darum zu thun ist, uns eine reelle, d. i. im praktischen Leben brauchbare und hinreichende Kenntniſs der Menschen und der Dinge um uns her anzuschaffen, deren wir gleichwohl am meisten bedürfen, da von den Verhältnissen dieser Menschen und dieser Dinge zu uns, und von der Art, wie wir diese gebrauchen und uns gegen jene benehmen, unser Wohl oder Weh abhängt. Ob die Welt um uns her aus reellen Dingen oder bloſsen Erscheinungen bestehe, wenn es für gesunde Menschen auch eine Frage seyn könnte, wäre doch eine unnütze Frage, weil wir uns, um nicht wie Thoren zu handeln, immer so benehmen müssen, als ob Alles, was gesunden und vernünftigen Menschen reell scheint, es auch wirklich sey. Sich mit Gewalt in eine unsichtbare Ideenwelt hinein zu träumen oder hinein zu abstrahieren, ist schwerlich der rechte Weg, die Sinnenwelt, die nun einmahl unser Wirkungskreis ist, kennen zu lernen; aber wohl das unfehlbarste Mittel, eine jede andere als die Rolle eines schwärmerischen Mystosofen ziemlich schlecht in ihr zu spielen. Was würde man von einem zum Mahler oder Bildner bestimmten Menschen sagen, der, wenn er in eine Gallerie von Bildsäulen und Gemählden der besten Meister geführt würde, diese Kunstwerke, weil sie doch nichts als leblose und unvollkommene Nachbildungen wirklicher Menschen, Götter und Göttersöhne seyen, mit Verachtung anekeln und sich noch groſs damit machen wollte, daſs er nur die Urbilder seines Anblicks würdig halte? — Doch dieſs im Vorbeygehen; denn eine scharfe Untersuchung dessen, worauf es in dem Streit zwischen dem göttlichen Plato und dem gesunden Sokratischen Menschenverstand ankommt, würde mich viel weiter führen als

8.

Wir können nicht bergen, ein Mädchen — von der Alten
Die Tochter, oder doch so wie eine Tochter gehalten —
Trug auch das ihrige bey; ein Mädchen, wie Amadis,
Seitdem er seinen Thurm verlieſs,
Noch keines gesehn, und hier in Schäferhütten
Zu finden mächtig erstaunte; ein Mädchen, das Witz und Verstand
Im reinsten Ebenmaſs verband,
Schön von Gemüth, untadelich von Sitten,
Von Anspruch, Grillen, Ziererey,
Koketterie und allen den kleinen Fehlern frey,

9.

Mit deren einem und andern die Damen unsrer Herzen
Gewöhnlich behaftet sind; gefällig, zärtlich, gut,
Freymüthig, ohne Falsch, von immer fröhlichem Muth,
Und mit der Gabe begabt, so angenehm zu scherzen,
So schön zu erzählen, und mit so guter Art
Die feinsten Bemerkungen anzubringen,
Daſs, wer sie hörte, von ihr bezaubert ward;

ich mir in diesen Briefen zu gehen vorgesetzt habe, und es kann, dünkt mich, an den Winken genug seyn, die ich hierüber hier und da bereits gegeben habe.

Nachdem unser Platonischer Sokrates das Kapitel von der Erziehung und Vorbereitung, und den darauf folgenden Beschäftigungen und Prüfungen, wodurch die zur Regierung seiner Republik bestimmten Personen beyderley Geschlechts zu dem erforderten hohen Grad von Weisheit und Tugend gebildet werden sollen, im siebenten Buche zu Ende gebracht hat, beginnt er das achte mit einer summarischen Wiederhohlung der Resultate alles dessen, was vom fünften an bisher zwischen ihm und den beiden Brüdern abgehandelt worden, und nimmt, mit Glaukons unbedingter Beystimmung, als etwas Ausgemachtes an: dafs in einer vollkommen wohleingerichteten Republik erstens Weiber, Kinder, Erziehung und Ausbildung zu allen in Krieg und Frieden nöthigen Eigenschaften, in den beiden obern Ständen gemeinschaftlich seyn müssen; zweytens, der zur Vertheidigung bestimmte Stand kein Eigenthum besitzen dürfe, und drittens aus demselben nur die vollendetsten und bewährtesten Filosofen und Kriegsmänner zu

Regenten oder Königen (wie er sie nennt) erwählt werden sollen. Beide erinnern sich nun des Orts, von wo aus Sokrates durch Adimanths und Polemarchs Zudringlichkeit in diesen Labyrinth von groſsen und kleinen Digressionen, Absprüngen und Widergängen verleitet worden; und da beide gleich geneigt sind, der eine zu reden, der andere zuzuhören: so wird nun der im Eingang des fünften Buchs angefangene, aber sogleich unterbrochene Diskurs über die verschiedenen Staatsformen wieder aufgenommen, und gezeigt, wie einer jeden dieser Verfassungen (welche unser Filosof auf fünf, nehmlich Eine gesunde und vier mehr oder weniger verdorbene, zurück führt) eine ähnliche Verfassung im Innern des Menschen entspreche. Die einzige gesunde Staatsverfassung ist ihm die Aristokratie, d. i. die Regierung der Besten, oder (was bey ihm einerley ist) der Filosofen. Ob sie Monarchisch oder Polyarchisch sey, gilt gleichviel, wenn nur die Filosofie regiert, und alles nach dem Modell seiner bisher beschriebenen Republik eingerichtet ist. Unglücklicher Weise (sagt er) ist auch diese vollkommenste Verfassung, wie alle Dinge unter dem Mond, der Verderbniſs unterworfen; sie kann und muſs nach und nach krank werden, und sobald dieser Fall eintritt, artet sie in die erste der ungesunden Verfassungen, in die Timokratie oder Herrschaft der Ehrgeitzigen aus, so wie diese, wenn sie den höchsten Grad ihrer Verderbniſs erreicht hat, sich in die Oligarchie, und diese, aus der nehmlichen Ursache, sich in die Demokratie verwandelt; welche, durch eine eben so natürliche Folge, endlich in der verdorbensten und verderblichsten aller Staatsformen, der Tyrannie, ihren Untergang findet. Wie es mit diesen Verwandlungen zugehe, den Karakter und so zu sagen die Krankheitsgeschichte dieser vier Perioden einer ursprünglich kerngesunden, aber nach und nach ausartenden und kachektisch werdenden Republik, und eine genetische Schilderung der Gemüthsverfassung und Sitten eines jeder von den vier verdorbenen Regierungsarten entsprechenden einzelnen Menschen, alles dieſs wird im achten und neunten Buch, aus dem Gesichtspunkt, worauf uns Plato gestellt hat, auf eine sehr einleuchtende Art mit vieler Wahrheit und Zierlichkeit vorgetragen. Man erkennt in der Schilderung der Timokratie das heutige Sparta auf den ersten Blick; auch Korinth, Argos, Theben und andere ihres gleichen, werden sich in seiner Oligarchie nur zu gut getroffen finden; aber die Darstellung und Würdigung der Demokratie, wozu er an seiner eigenen Vaterstadt das trefflichste Modell vor Augen hatte, geht über alles. Sie ist ein Meisterstück sokratisch-attischer Feinheit und Ironie; zwar etwas scharf gesalzen und reichlich mit Silfion gewürzt; aber wenn den Athenern noch zu helfen wäre, so müſste diese Arzney wirken: oder, richtiger zu reden, wenn sie (wie Plato selbst schwerlich anders erwartet) ungefähr eben so viel wirkt als die Ritter, die Vögel und die Wespen des Aristofanes, d.i. Nichts, so ist den Athenern schwerlich zu helfen. Gleichwohl sollt' es mich wundern, wenn diese Satire auf die Demokratie nicht gerade das wäre, was ihnen in diesem ganzen Dialog am meisten Vergnügen macht.

Ich für meine Person, wurde auf eine angenehme Weise überrascht, da ich den Sokrates in diesem achten Buch sich selbst unverhofft wieder so ähnlich fand, daſs ich ihn zu hören geglaubt haben würde, hätte nicht Plato recht geflissentlich dafür gesorgt, uns gleich zu Anfang durch ein unfehlbares Mittel gegen diese Täuschung zu verwahren. Er bewirkt dieſs durch eine Probe seiner Geschicklichkeit in der dialektischen Arithmetik, oder arithmetischen Dialektik, die so hoch über allen Menschenverstand geht, oder, um das Ding mit seinem rechten Nahmen zu nennen, so reinunsinniger Unsinn ist, daſs man die Stelle zwey oder dreymahl lesen muſs, ehe man seinen Augen glauben kann, daſs sie wirklich dastehe. Sie befindet sich zu Anfang des achten Buchs, wo die Rede von der Möglichkeit ist, daſs sogar die beste und vollkommenste Republik nach und nach ausarte und sich in eine Timokratie verwandle. Diese Aufgabe, deren Auflösung für einen Mann von unverschrobenem Kopf wenig Schwierigkeit hat, scheint ihm so schwer zu seyn, daſs er den Glaukon fragt, ob sie nicht, nach Homerischer Weise, die Musen anrufen wollten, ihnen zu sagen, wie es zugehen müſste, wenn sich in einer so wohl geordneten Republik ein Aufstand sollte ereignen können. Wahr ists, er setzt sogleich hinzu: „wollen wir sie nicht bitten, sich einen kleinen Spaſs mit uns zu machen, wie wenn man kleinen Knaben spielend läppisches Zeug in einem tragischen Ton und hochtrabenden Worten als etwas gar ernsthaftes und wichtiges vordeklamiert?“ — und heiſst das nicht sich deutlich genug erklären, daſs er selbst die hierauf folgende Auflösung des Problems für nichts bessers als Kinderpossen gebe? Aber wir kennen diese Art ironischer Neckerey an ihm, und er soll uns nicht glauben machen, daſs ein so gravitätischer Mann wie er, auf eine so unanständige und zwecklose Art den Narren habe mit uns treiben wollen, indem er uns auf eine sehr ernsthafte Frage die rechte Antwort zu geben Miene macht. Ganz gewiſs hat er also mit dem arithmetisch geometrischen Unsinn, den er den Musen in den Mund legt, mit diesem unerrathbaren Räthsel einer durch die verworrensten und unverständlichsten Bezeichnungen angedeuteten oder vielmehr nicht angedeuteten geometrischen Zahl — durch deren Einfluſs Kinder von schlechterer Art so nothwendig gezeugt werden müssen, daſs, „wofern die Vorsteher unserer Republik aus Unwissenheit dieser unglücklichen Zahl sowohl als der ihr entgegen gesetzten vollkommenen, welche den Zeitpunkt des göttlichen Erzeugnisses bezeichnen soll, den rechten Augenblick, ihre Bräute und Bräutigame zusammen zu lassen, verfehlen, es unmöglich ist, daſs die Republik eine an Leib und Seele wohl beschaffene, glücklich organisierte Nachkommenschaft erhalten könnte;“ — ganz gewiſs, sage ich, hat Plato mit diesem aller menschlichen Vernunft spottenden Räthsel etwas sagen wollen; wär' es auch nur, daſs er seine gutmüthigen Leser zu glauben nöthigt, Er selbst besitze den Schlüssel zu diesem Geheimniſs, ohne welches seine Republik, trotz aller vorhergegangenen Beweise ihrer Möglichkeit, nimmermehr zu Stande kommen kann, wofern er sich nicht erbitten läſst, den künftigen Vorstehern das Verständniſs hierüber zu öffnen. Denn nach seiner ausdrücklichen Versicherung ist das Geheimniſs dieser Zahlen so beschaffen, daſs die Vorsteher, „wie weise sie auch seyn möchten, es weder auf ästhetischem Wege (durch Sinne, Einbildung und Divinazion) noch durch Vernunftschlüsse herausbringen könnten;“ so daſs es also ein bloſses glückliches Ungefähr wäre, wenn sie jemahls den rechten Moment zur Zeugung ihrer Staatsbürger treffen würden. 5) Auf alle Fälle hat unser Filosof sich durch diese neue Probe seiner übermenschlichen Kenntnisse in ein sehr beschwerliches Dilemma verstrickt. Denn entweder sind ihm jene mystischen Zahlen bekannt oder nicht. Sind sie ihm nicht bekannt, wie ist es möglich, daſs er, um einfältigen Lesern weiſs zu machen, Er kenne sie, lieber baaren Unsinn vorbringen als seine Unwissenheit gestehen will? Kennt er sie aber, was in aller Welt konnte ihn bewegen sie in ein Räthsel, und dieses Räthsel in Worte und Sätze einzuwickeln, von welchen er selbst gewiſs seyn muſs, daſs sie dem gelehrtesten und scharfsinnigsten seiner Leser eben so unverständlich sind als dem unwissendsten und blödsinnigsten? Und da nun einmahl (wie er sagt) auſser seiner Republik kein Heil ist, diese aber, so lange seine beiden Zeugungszahlen ein Geheimniſs bleiben, niemahls, wenn sie auch zu Stande käme, in die Länge bestehen könnte: war es nicht seine Schuldigkeit, sie auf eine wenigstens den Gelehrten verständliche Art der Welt mitzutheilen? Ist er nicht dem menschlichen Geschlecht auch ohne Rücksicht auf seine idealische Republik eine so wohlthätige Entdeckung schlechterdings schuldig? Was sollen wir von dem Manne denken, der ein unfehlbares Mittel, die ganze menschliche Gattung zu veredeln, besitzt, und wiewohl er selbst keinen Gebrauch davon machen will oder kann, es nicht nur für sich allein behält, sondern sogar ein leichtfertiges Vergnügen daran zu finden scheint, es den Leuten mit einem dicken Tuch siebenfach bedeckt vorzuzeigen, und sobald er sie recht gelüstig darnach sieht, ihnen den Rücken zu weisen und lachend davon zu gehen? Ich zweifle sehr, ob Aristofanes selbst, wenn er unsern Mystosofen zum Helden eines Seitenstücks der Wolken hätte machen wollen, es gewagt hätte, ihm eine so erbärmliche Rolle anzudichten, als er hier, in einer unbegreiflichen Eklipse seiner Vernunft, mit augenscheinlichem Wohlgefallen an sich selbst von freyen Stücken spielt.

Es giebt vielleicht kein auffallenderes Beyspiel, wie nachtheilig es ist in mehrern und entgegen gesetzten Fächern zugleich glänzen zu wollen, und wie wohl Plato daran thut, die Künstler und Handarbeiter in seiner Republik durch ein Grundgesetz auf eine einzige Profession einzuschränken, — als sein eigenes. Glücklich wär' es für ihn gewesen, wenn die Athener ein Gesetz hätten, vermöge dessen ihren Bürgern bey schwerer Strafe verboten wäre, in eben demselben Werke den strengen Dialektiker, den Dichter und den Schönredner zugleich, zu machen. Vermuthlich würde Plato jedes von diesen dreyen in einem hohen Grade gewesen seyn, wenn er sich auf Eines allein hätte beschränken wollen: aber da er diesen dreyfachen Karakter in sich vereinigen will, und dadurch alle Redner, Dichter und Dialektiker vor und neben ihm auszulöschen glaubt, kann er neben keinem bestehen, der in einem dieser Fächer ein vorzüglicher Meister ist; denn er ist immer nur halb was er seyn möchte. Wo er scharf räsonnieren sollte, macht er den Dichter; will er dichten, so pfuscht ihm der grübelnde Sofist in die Arbeit. Hat er uns einen strengen Beweis oder eine genau bestimmte Erklärung erwarten lassen, so werden wir mit einer Analogie oder mit einem Mährchen abgefertigt; und was oft mit wenigem am Besten gesagt wäre, webt er mit der unbarmherzigsten Redseligkeit in klafterlange, aus einer einzigen Metafer gesponnene Allegorien aus. Statt der Antwort auf eine Frage, zu welcher er uns selbst genöthigt hat, giebt er uns ein Räthsel aufzurathen; und wo das zweckmäſsigste wäre, geradezu auf die Sache loszugehen, führt er uns, für die lange Weile, in mühsamen Schlangenlinien, Berg auf Berg ab, durch dick und dünn, oft so weit vom Ziele, daſs er selbst nicht mehr weiſs wo er ist, und uns eine gute Strecke lang wieder zurück führen muſs, um die Straſse, die er ohne Noth verlassen hat, wieder zu finden. Das letztere begegnet ihm so oft, daſs dieser Dialog, dessen ungeheure Länge die Geduld des müſsigsten und leselustigsten Lesers endlich mürbe macht, wenigstens um den vierten Theil kürzer wäre, wenn er das bereits Gesagte nicht so oft wiederhohlen müſste, um wieder in den Zusammenhang zu kommen. Dieſs ist auch zu Anfang des neunten Buchs der Fall, worin er das Ideal des vollständigsten Bösewichts, dem er (gegen den Sprachgebrauch) den Nahmen Tyrann beylegt, mit seiner gewöhnlichen rhetorischen Ausführlichkeit vor unsern Augen entstehen läſst; erst als bloſsen Privatmann, wie er sich

Und fing sie vollends an zu ihrer Zitter zu singen,
Dann war es sogar für einen Stoiker hart,
Sein Herz ganz heil davon zu bringen.

10.

Bey so viel Talent, Verdienst und Tugend — gebrach
Nur Eins, und dieſs Einzige sagte nicht etwa der Neid ihr nach,
Es war was Amadis selbst fast alle Minuten beklagte:
Man konnte nehmlich, um nur nicht gar ein Stachelschwein
Und Seekalb vorzustellen, unmöglich häſslicher seyn.
Der arme Ritter! So oft sie was Artiges sagte,
(Was häufig geschah) und, was noch öfter bey ihr
Der Fall war, so oft ihr Herz in einem schönen Gedanken
Sich mahlte, traten die Thränen ihm schier
Ins Aug', und kaum erhielt er seinen Schmerz in Schranken;

11.

Kaum rief er nicht überlaut: Olinde, was gäb' ich dafür
Du wärest — nicht schön, wer denkt noch an Schönheit bey dir?

in der Demokratie durch den Zusammenfluſs aller möglichen befördernden Umstände zum künftigen Tyrannen bildet; sodann als wirklichen Beherrscher des Staats, von welchem er sich durch die schändlichsten Mittel zum unbeschränkten Gebieter und Eigenthumsherren gemacht hat. Da es in diesem Buch bloſs darum zu thun ist, die Lehre des Thrasymachus, welche zu dieser ganzen Unterhaltung Anlaſs gegeben, bis zum Widerspruch mit sich selbst zu treiben und also in ihrer ganzen Ungereimtheit darzustellen, und dieses nicht auffallender als durch den Kontrast zwischen dem Ideal eines filosofischen Königs, und zwischen dem Glück eines von Diesem mit idealischer Weisheit regierten — und dem Elend eines von Jenem ohne Maſs und Ziel miſshandelten Staats, geschehen konnte: so wollen wir unsern filosofierenden Dichter nicht darüber anfechten, daſs sogar unter den berüchtigten Dreyſsigen, welche in Platons früher Jugend etliche Monate lang zu Athen tyrannisierten, kein solches Ungeheuer war, wie sein idealischer Tyrann ist; und daſs er also von den so genannten Tyrannen überhaupt und von dem jammervollen Zustand der von ihnen unterjochten Staaten manches behauptet, was sich in der wirklichen Welt ganz anders befindet. Wir würden damit nichts gegen ihn beweisen;

denn es ist ihm hier nicht um Thatsachen, sondern um einen vollständigen Karakter der Gattung zu thun, und es muſs ihm eben so gut erlaubt seyn, zum Behuf seines Zwecks, alle Laster und Abscheulichkeiten, die seit dem Thrazischen Diomedes und dem Ägyptischen Busiris bis auf den heutigen Tag, von kleinen und groſsen Tyrannen begangen worden, in ein einziges fantastisches Subjekt zusammen zu drängen, als einem komischen Dichter erlaubt ist, die lächerlichsten Karakterzüge von hundert Geitzhälsen in einen einzigen zu verschmelzen. Freylich hätte es dieser mühsamen Auseinandersetzungen, und dieser langen Kette von Fragen und Antworten, Bildern, Gleichnissen und Indukzionen nicht nöthig gehabt, um am Ende nichts mehr als eine so einleuchtende Wahrheit als diese: „vollkommene Ungerechtigkeit würde die Menschen äuſserst elend, vollkommene Gerechtigkeit hingegen höchst glücklich machen," zur Ausbeute davon zu tragen. Aber wir wollen auch so billig seyn, unsern Mann nach seinem Zwecke zu beurtheilen, der im Grunde doch wohl kein anderer war, als diesen Gegenstand als Dichter und Schönredner zu behandeln, und die Leser dadurch gewissermaſsen zu dem neuen hitzigen Ausfall vorzubereiten, den er im zehnten Buch auf den guten alten Homer und überhaupt auf die nachahmenden und darstellenden Künste thut.

Auch hier holt er, wie gewöhnlich, weit aus, um den ehrlichen Glaukon durch eine Reihe von Analogismen und Paralogismen und eine einseitige schiefe Ansicht der Künste, die er aus einer wohlbestellten Republik verbannt wissen will, zu seiner Meinung zu verführen, ohne ihn wirklich überzeugt zu haben; was ihm bey einem jungen Menschen nicht schwer werden kann, der die Bescheidenheit so weit treibt, unverhohlen zu bekennen, „er werde sich in Sokrates Gegenwart nie unterstehen seine eigene Meinung von etwas zu sagen.“ — Lächerlich (dünkt mich) würde sich einer machen, der den kraftlosen Beweis ernsthaft bestreiten wollte, welchen Plato aus seiner Theorie von den Ideen gegen die besagten Künste führt. Ich für meinen Theil finde seine Distinkzion der dreyerley Bettstellen, „der wahren wesentlichen d. i. der Idealischen, deren Naturschöpfer (Fyturg) Gott ist — der einzelnen, die der Drechsler macht, und welche, da sie nicht die Ur-bettstelle selbst ist, eigentlich nur eine Art von Schattenbild derselben oder eine Quasi-Bettstelle vorstellt, und der gemahlten, die, als eine bloſse Nachahmung der gedrechselten, im Grunde gar keine Bettstelle, und also, Platonisch zu reden, gar Nichts ist, — ich finde das alles sowohl, als die Anwendung, die er davon gegen die gesammten nachahmenden Künste macht, ungemein lustig zu lesen; und würde mich am Ende nur verwundern, wie eben derselbe Mann, der, so oft er sich vergiſst und gleich andern natürlichen Menschen von menschlichen Dingen menschlich spricht, so verständig räsonniert, sich auf einmahl wieder in solchen Unsinn versteigen kann; es würde mich wundern, sag' ich, wenn ich nicht aus so vielen Beyspielen wüſste, daſs eine einzige Vorstellung, die sich zur Tyrannin aller andern in einem fantasiereichen Kopf aufgeworfen hat, so bald sie angeregt wird, die Wirkungen der Verrücktheit und des Wahnsinns hervorzubringen fähig ist. Wenn übrigens unsre Dichter, Mahler, Schauspieler und wer sonst hierher gehört, anstatt aus der Fehde, die er ihnen in diesem Dialog mit so groſsem Gebraus ankündigt, Ernst zu machen, sich begnügen über ihn zu lachen, so werden sie alle Vernünftigen auf ihrer Seite haben; denn das Unglück aus seiner Republik ausgeschlossen zu seyn, ist doch wohl der einzige Schade, der ihnen aus allem, was er ihnen Böses nachsagt, zuwachsen kann; und diese Republik hat für ihres gleichen so wenig anziehendes, daſs sich schwerlich auch nur ein Tischmacher in ganz Athen finden wird, welcher Lust haben könnte um das Bürgerrecht in derselben anzuhalten.

Alles in der Welt muſs endlich ein Ende nehmen; und so erinnert sich auch unser Sokrates, dem der Gaumen vermuthlich trokken zu werden anfängt, daſs die Rede in diesem Gespräch eigentlich nicht von Dichtern und nachahmenden Künstlern, sondern von dem wahren Karakter der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit habe seyn sollen, und von den Wirkungen, welche die eine und die andre in einer von ihr beherrschten Seele hervorbringt. Er lenkt also mit einer ziemlich raschen Wendung wieder in den Weg ein, aus dem er schon so oft ausgetreten ist; und so bald er sich und seine Zuhörer orientiert hat, zeigt sichs, daſs ihm, nachdem er den Beweis,

> „daſs die Gerechtigkeit an und durch „sich selbst das beste und edelste Be„sitzthum der an und in sich selbst „betrachteten Seele sey, und daſs man „also, ohne alle Rücksicht auf Vortheil „und Lohn, immer gerecht handeln „müsse, man besitze den Ring des „Gyges oder nicht,“

gegen die Behauptungen des von Glaukon und Adimanth unterstützten Thrasymachus, aufs vollständigste und bündigste geführt zu haben vermeint, nun nichts übrig sey, als der Gerechtigkeit selbst — Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, „ihr Alles, was er ihr zum Behuf jenes Beweises nehmen müssen, wieder zu geben, und sie wieder in den vollen Besitz aller Belohnungen einzusetzen, welche die Tugend einer Seele bey Göttern und Menschen im Leben und nach dem Tode verschaffe.“

Dieſs ist es nun, womit er sich im Rest dieses letzten Buchs beschäftigt. Nachdem er nehmlich die unendlichen Vortheile des Gerechten oder Tugendhaften vor dem Lasterhaften oder Ungerechten, selbst in bloſser Rücksicht auf die Belohnungen, welche jener, und die Strafen, welche dieser von Göttern und Menschen schon in diesem Leben zu gewarten habe, mit beständiger Rücksicht auf die gegentheiligen Behauptungen des Thrasymachus und seiner Gehülfen, kürzlich dargethan hat, und Glaukon von der Menge und Gröſse jener Vortheile des Gerechten überzeugt zu seyn versichert, fährt Sokrates fort: das alles sey doch Nichts gegen das, was auf Beide nach ihrem Tode warte, und es werde zur Vollständigkeit seiner Überzeugung nöthig seyn zu hören, was er ihm hiervon zu sagen bereit sey. Glaukon, der sich nach einer solchen Äuſserung auf wundervolle Dinge gefaſst macht, versichert, daſs er, wie lang' es auch währen möchte, mit Vergnügen zuhören werde; und so folgt denn eine sehr umständliche Erzählung des Berichts, den ein gewisser Armenier Nahmens Er, als er am zwölften Tage nach seinem Tode, auf dem Scheiterhaufen worauf sein unversehrt gebliebener Leichnam verbrannt werden sollte, wieder ins Leben zurück gekehrt, von den erstaunlichen Dingen, die er in der andern Welt gesehen und gehört, öffentlich abgestattet habe. Da diese Erzählung, über deren Quelle uns Plato in gänzlicher Unwissenheit läſst, keinen Auszug gestattet, und ich nicht zweifle, daſs sie eines von den einzelnen Stücken dieses Dialogs ist, die du mit gebührender Aufmerksamkeit gelesen hast, so begnüge ich mich, bloſs ein paar Anmerkungen beyzufügen, welche nicht sowohl dem Mährchen selbst, als dem erhabenen Dichter, der uns damit beschenkt hat, gelten sollen.

Naturlicher Weise können uns aus der andern Welt keine Nachrichten zugehen, als durch Personen, welche dort gewesen und wieder zurück gekommen sind. Die fabelhafte Geschichte nennt, meines Wissens, auſser

Theseus, Peirithous, Herkules und dem Homerischen Odysseus, welche lebendig in den Hades hinabgestiegen und wieder heraufgekommen, nur drey Todte — den zwischen Afrodite und Perſefone getheilten Adonis, die Alcestis, und den schönen Protesilaus — denen ins Leben zurück zu kehren erlaubt worden, wiewohl dem letzten nur auf einen einzigen Tag. Plato dichtet also nichts unerhörtes, indem er den Armenier Er aus der andern Welt zurück kommen läſst; aber da dieser Er von den Richtern, welche am Eingang den neuangekommenen Seelen ihr Urtheil sprechen, ausdrücklich deſswegen ins Leben zurück geschickt wird, um uns andern Bewohnern der Oberwelt von den Belohnungen und Strafen, die uns nach dem Tode erwarten, zuverlässige Nachrichten zu geben; so erforderte, sollte man denken, ein so wichtiger Zweck, daſs der Dichter einige Sorge dafür getragen hätte, daſs wenigstens ein Anschein von Möglichkeit das Ungereimte der Sache unserm ersten Blick entzöge. Je unglaublicher eine Dichtung an sich selbst ist, desto nöthiger ist es, unsre Einbildungskraft dadurch zu gewinnen, daſs alle das Wunderding umgebende Umstände in der natürlichen Ordnung der Dinge sind. Wir wollen uns gern gefallen lassen, daſs Er aus der andern Welt zurück kommt, zumahl wenn er uns recht viel hörenswürdiges aus ihr zu erzählen hat: aber was wir uns nicht gefallen lassen können, ist, daſs der Dichter nicht an die gänzliche Unmöglichkeit gedacht hat, daſs der entseelte Leichnam eines an tödtlichen Wunden verstorbenen Menschen, nachdem er zehen Tage lang unter einem Haufen anderer bereits in Fäulniſs gegangenen Leichen gelegen, unversehrt hervorgezogen werde, und am zwölften Tage bey Wiedervereinigung mit seiner Seele sich so frisch und gesund befinde, als ob ihm kein Haar gekrümmt worden wäre.

Wenn wir aber auch über das unnatürliche dieser Umstände hinausgehen, und mit der grenzenlosen Gefälligkeit, welche Plato immer bey seinen Zuhörern voraussetzt, annehmen wollen, daſs eben diese (uns unbekannten) Richter, welche die Seele des Armeniers nach zwölf Tagen in ihren Leib zurück schicken können, es auch in ihrer Macht haben, einen tödtlich verwundeten und entseelten Leichnam durch ein unbegreifliches Wunderwerk zwölf Tage lang frisch und gesund zu erhalten — sollten wohl die die Fieberträume, die uns der Armenier als Nachrichten aus der andern Welt erzählt, eines so groſsen Wunders würdig seyn? Ich habe wohl auch in meinem Leben Milesische Mährchen gehört, und unter unsern alten Götter- und Helden-Mythen ist mancher ammenhaft genug; aber ein so idealisch ungereimtes Fantasiegebilde, wie dieses, ist mir noch nicht vorgekommen. Man fordert mit Recht von einem Dichter, daſs er auf jede Frage, warum er dieſs und das an seinem Werke gerade so und nicht anders gemacht, eine hinlängliche Antwort bereit habe. Ich möchte wohl wissen, was der Platonische Sokrates zu antworten hätte, wenn ihn Glaukon oder Thrasymachus in aller Demuth fragten: was ein gewisser dämonischer Ort für ein Ort sey? Nach welcher Regel der Gerechtigkeit die Seelen der Lasterhaften für jede Übelthat zehenfältig gestraft werden? Warum die Seelen, die vom Himmel herunter, oder, nach ausgestandener Strafe, aus der Hölle herauf gestiegen sind, um wieder in sterbliche Leiber zurück zu kehren, sich gerade sieben Tage auf der Wiese, die er vorhin einen dämonischen Ort nannte, aufhalten? Warum sie gerade vier Tage zu marschieren haben, bis sie den groſsen Lichtring oder Lichtgürtel zu Gesicht bekommen, der dem Regenbogen ähnlich aber viel glänzender und reiner ist? Wie dieser Lichtring zugleich zwischen Himmel und Erde aufgerichtet stehen, über Himmel und Erde ausgebrei-

Nur bloſs den Augen nicht unerträglich!
Wohl hundertmahl seufzt' er ihr dieſs in Einem
Tage vor,
Und sah dem Affengesicht so traurig, so beweglich
Ins Auge, und dann so erbittert zum grausamen Himmel empor,
Drückt' ihr die Hand, die ihm von allen möglichen Händen
Die schönste däucht — auch war sie wirklich
fein —
So sehnlich, es hätt' ein Stein, ein steinerner
Stein,
In Mitgefühl schmelzen müssen, wenn Steine —
was empfänden.

12.

Hier können wir nicht umhin, so leise, wie
einst der Barbier
Des Königs Midas, dem Leser ins Ohr zu
zischen:
Wie häſslich Olinde auch war, so stand's
doch bloſs bey ihr
Die Wirkung ihres Gesichts in Amadis zu verwischen;
Denn Arm und Nacken und Hals und was dazu
gehört,
Kurz, was an ihr unsichtbar blieb, war einer
Göttin werth.

tet seyn, und den ganzen Himmel wie ein Gürtel umfassen kann? Warum die Seelen gerade noch einen Tag zu reisen haben, bis sie bey diesem Licht angelangt sind? Woran die Enden dieses den Himmel zusammen haltenden Lichtgürtels befestigt sind, damit die Spindel der Anangke an ihnen hangen kann? Warum Anangke ihre Spindel, gegen die Gewohnheit aller andern Spinnerinnen, zwischen ihren Knieen herumdreht, und zwanzig andere Fragen, deren der Leser sich nicht erwehren kann, ohne die Antwort darauf zu finden. Plato ist, wie wir lange wissen, ein Liebhaber vom Übernatürlichen, Unerhörten, Kolossalischen; wir wollen ihn dieses Geschmacks wegen nicht anfechten; aber die Bilder, die er uns darstellt, müssen doch Sinn, Bestandheit und Zusammenhang wenigstens an und unter sich selbst haben, und er muſs unsrer Einbildungskraft nicht mehr zumuthen als sie leisten kann. Versuch es einmahl, dir die ganze Gruppe von Erscheinungen, die der Armenier in dem Lichtgürtel des Himmels gesehen haben will, in Einem Gemählde vor die Augen zu bringen. — In der Mitte die groſse Göttin Anangke mit der ungeheuren stählernen Spindel zwischen den Knieen; um die Spindel einen nicht minder ungeheuren Wirtel, in welchem sieben andere, wie die Büchsen der Taschenspieler, in einander stecken, und alle zugleich, aber mit ungleicher Geschwindigkeit, von der Spindel in einer, ihrer eigenen Bewegung entgegen gesetzten, Richtung herumgedreht werden; — jeden dieser an Glanz, Farbe und Bewegung verschiedenen Wirtel mit einem mehr oder minder breiten zirkelförmigen Rand, und auf jedem eine Sirene sitzend, die sich mit ihm herumdreht und aus voller Kehle singt; aber jede nur einen einzigen Ton aus der Tonleiter bis zur Oktave, so daſs der Gesang aller acht Sirenen eine einzige sich selbst immer gleiche Harmonie ist — vor welcher die Götter unsre Ohren bewahren wollen! — Nun denke dir noch die Töchter der Anangke, die drey Moiren, Lachesis, Klotho und Atropos, weiſs gekleidet und mit Kränzen um die Stirne auf Lehnstühlen um ihre Mutter herumsitzend, wie sie, vom achttönigen Zetergeschrey der Sirenen begleitet, Lachesis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, Atropos das Zukünftige absingen, während dessen Klotho ihrer Mutter mit der rechten Hand von Zeit zu Zeit den äuſsersten Wirtel der Spindel, Atropos mit der linken die innern, und Lachesis alle zusammen mit beiden Händen umdrehen hilft. Laſs deine Fantasie, wenn's ihr möglich ist, ein Gemählde aus diesem allen zusammen setzen, und sage mir, ob einem Kranken im stärksten Fieberanfall etwas abenteuerlicheres und fantastischeres vorkommen könnte? Und was will nun Plato daſs wir uns bey diesem lächerlich wunderbaren Fantasma denken sollen? Ist das alles in der dämonischen Welt wirklich so, wie sein Armenier gesehen zu haben vorgiebt? Er rechnet so wenig darauf, daſs irgend einer seiner Leser einfältig genug seyn werde dieſs zu glauben, daſs sein Sokrates selbst die ganze Erzählung am Ende für ein bloſses Mährchen giebt. Alle diese Wundergestalten, Anangke mit ihrer Spindel und ihren Töchtern, die acht Sirenen die sich auf und mit den acht Wirteln ewig herumdrehen und den armen Seelen, die hier täglich schaarenweis sich einzufinden genöthigt sind, die Ohren gellen machen, der Profet, der den Seelen im Nahmen der Göttin ankündigt, daſs sie um ihr künftiges Schicksal im Leben, in welches sie zurück kehren, loosen müssen, u. s. w. das Alles ist also nichts weiter als eine Gruppe von emblematischen Bildern, oder vielmehr ein Haufen ziemlich dicker Hüllen, unter denen etwas verborgen liegt, das entweder schwer zu errathen, oder des Rathens kaum werth ist? Aber unglücklicher Weise ist der Armenier, der diese wunderbaren Personen und Sachen in einem dämonischen Ort zu sehen glaubt, keine emblematische Figur;

er wird uns als eine wirkliche historische Person vorgeführt, und, damit wir desto weniger daran zweifeln, sogar Pamfylien als das ursprüngliche Vaterland seines Geschlechts angegeben. Der wackre Er macht sich also entweder nach Art weitgereiseter Leute ein Vergnügen daraus, unsre Leichtgläubigkeit auf die Probe zu stellen; oder er ist selbst ich weiſs nicht von welchen Dämonen getäuscht worden, daſs er sich einbildete wirkliche Dinge zu sehen, wiewohl er nur Sinnbilder sah. Übrigens ist nicht leicht zu errathen, was Plato mit dieser Dichtung beabsichtigt, da sie für den Satz, den er dadurch bestätigen will, nicht das geringste beweisen, und schlechterdings zu nichts dienen kann, als Knaben in Erstaunen zu setzen, Männern hingegen eine eben so geringe Meinung von seinem Dichtergeist als von seinen astronomischen Kenntnissen zu geben. Denn wie er dichtet, heiſst nicht dichten sondern ins Blaue hinein fantasieren, und es steht ihm wahrlich übel an, über die Erzählungen, womit der Homerische Odysseus die Tischgesellschaft des Alcinous unterhält, die Nase zu rümpfen, von denen die ungereimteste ohne Vergleichung wahrscheinlicher gemacht ist als das Mährchen seines Armeniers. Aber nun vollends die Art, wie er die Pythagorische Seelenwanderung seinen eigenen Hypothesen anpaſst, und wie er die Freyheit, ohne welche keine Zurechnung, folglich keine Strafen und Belohnungen in der andern Welt Statt finden, mit den Gesetzen der Nothwendigkeit zu vereinigen glaubt! — Die zur Rückkehr in sterbliche Leiber vor dem Throne der groſsen Spinnerinnen versammelten Seelen kommen theils aus dem Himmel, theils aus der Unterwelt. Über die letztern habe ich nichts zu erinnern; aber wie die Göttin Anangke den erstern zumuthen könne, aus der reinen Himmelsluft wieder in den mefitischen Dunstkreis des Erdenlebens zurück zu wandern, darüber hätte uns billig einiger Aufſchluſs gegeben werden sollen. Denn daſs sie den Himmel, wo es ihnen (ihrer eigenen Versicherung nach) so unaussprechlich wohl ging, von freyen Stücken verlassen haben sollten, ist nicht zu vermuthen; wiewohl ich gestehe, daſs das Vergnügen, womit er sie den Boden der mütterlichen Erde wieder betreten läſst, ein feiner Zug von dem Dichter ist. Soll überhaupt Sinn in dieser Dichtung seyn, so müſste entweder eine innere Nothwendigkeit die Seelen aus dem Himmel wieder auf die Erde treiben, oder ihre Verbannung müſste die Strafe schwerer Verbrechen seyn, welche sie in jenem herrlichen Zustand begangen hätten. Keine dieser beiden Voraussetzungen steht auf irgend einem festen Grunde, und die letztere ist sogar mit der Gerechtigkeit der allgemeinen Weltregierung unvereinbar; denn was könnte ungerechter seyn, als die armen Seelen zu Abbüſsung begangener Verbrechen in Umstände zu setzen, wo sie die gröſste Gefahr laufen neue Verbrechen zu begehen, welche sie mit einer noch viel härtern Bestrafung, nehmlich einer tausendjährigen Peinigung im Tartarus für jedes derselben, werden büſsen müssen? Plato glaubt zwar, sich aus dieser Schwierigkeit durch die Erklärung zu ziehen, die er seinen Profeten im Nahmen der Lachesis (warum gerade dieser?) den versammelten Seelen thun läſst. „Ihr seyd im Begriff, läſst er ihn (wiewohl in geflissentlich dunkeln und nach Art der Orakel, vieldeutigen Ausdrücken) sagen, einen neuen Kreislauf unter den Sterblichen zu beginnen. Nicht das Schicksal wird euch euer Loos anweisen, sondern ihr selbst werdet euer Schicksal wählen. Wen das Loos zum Ersten erklärt, der soll auch zuerst die Wahl der Lebensart haben, an welche er nothwendig gebunden bleiben wird. Die Tugend aber hat keinen Herren über sich; je nachdem jemand sie ehrt oder verachtet, wird er mehr oder weniger von ihr besitzen. Die Schuld wird an dem Wählenden seyn; Gott hat keine Schuld.“ — Nach dieser seltsamen Anrede wirft er die Loose auf die umherstehenden Seelen herab; jede greift nach dem, das ihr zufällt, und itzt zeigt sichs in welcher Ordnung sie wählen sollen. Nunmehr werden Muster aller möglichen Lebensformen, thierischer und menschlicher, die im Schooſs der Lachesis beysammen lagen, auf der Erde vor ihnen ausgebreitet, damit jede diejenige wähle, die ihr am besten ansteht. Die Anzahl dieser Lebensformen ist zwar viel gröſser als die Zahl der Wählenden; indessen gesteht doch der Erzähler, daſs die Seelen, die in der Reihe die letzten sind, gegen die andern sehr zu kurz kommen und mit dem was noch da ist vorlieb nehmen müssen; eine Unbilligkeit, welche vermieden werden konnte, wenn, anstatt die Wahl theils auf sie selbst theils auf den Zufall ankommen zu lassen, ein Gott für jede gewählt hätte, was für sie und andere das Beste gewesen wäre. Was diese Unbilligkeit noch härter macht, ist das Gesetz, vermöge dessen alle diese aus dem Himmel und der Hölle ins irdische Leben zurück kehrenden Seelen aus dem Lethe zu trinken genöthigt sind, dessen Wasser die Eigenschaft hat die Erinnerung des Vergangenen in der Seele auszulöschen. Natürlicher Weise gehen dadurch alle Vortheile verloren, welche sie aus der Erinnerung der ausgestandenen Strafen oder der genoſsnen Seligkeit, und aus dem Bewuſstseyn dessen, womit sie das eine oder das andere in ihrem vormahligen Leben verdient hatten, zum Behuf des neuangehenden hätten ziehen können. Das Übel würde zwar, wie er zu verstehen giebt, nicht so groſs seyn, wenn sie (was nur bey Wenigen der Fall zu seyn scheint) weise genug wären, nicht über ein gewisses Maſs zu trinken: aber da die meisten viel Durst zu haben scheinen, und daher nicht leicht das rechte Maſs treffen, würde es nicht billig und freundlich gewesen seyn, ihnen das Wasser der Vergessenheit in einem Becher zu reichen, der gerade nicht mehr und nicht weniger gehalten hätte als ihnen zuträglich war? So schlecht durch diese Dichtung die Weisheit und Güte des obersten Weltregierers gerechtfertiget ist, so wenig scheint sie uns auch über die Freyheit der Seele, in so fern sie neben der Nothwendigkeit bestehen kann, ins Klare zu setzen. Die Seelen wählen zwar die Bedingungen, unter welchen sie ihr neues Erdenleben antreten wollen, nach Belieben; aber diese Freyheit ist den meisten mehr nachtheilig als vortheilhaft, und scheint mehr ein Fallstrick als eine Wohlthat zu seyn. Der Armenier sah z. B. wie eine Seele (und es war sogar eine aus dem Himmel wiederkehrende) mit unbegreiflicher Hastigkeit nach einer Tyrannie griff, auf welche, wenn sie sich nur ein wenig Zeit genommen hätte sie recht anzusehen, ihre Wahl unmöglich hätte fallen können. Dieser Fall muſs sehr oft vorkommen, da es den Seelen, wie es scheint, theils an genugsamer Bedenkzeit, theils an Einsicht und Unterscheidungskraft fehlt; überdieſs gesteht der Dichter selbst, daſs sehr viel dabey auf den Zufall ankomme, und daſs die Letzten wenig oder keine Wahl mehr haben. Aber auch ohne dieſs können sie ihrem Schicksal nicht entgehen. Denn sobald sie das, was sie in ihrem neuen Leben seyn wollen, gewählt haben, giebt Lachesis jeder einen Dämon zu, der dafür zu sorgen hat, daſs alles, was zu ihrem erwählten Loose gehört, pünktlich in Erfüllung gehe. So wird z. B. die Seele, welche sich, von der glänzenden Auſsenseite verblendet, die Tyrannie gewählt hatte, erst da es zu spät ist gewahr, daſs sie ihre eigenen Kinder fressen, und eine Menge anderer ungeheurer Frevelthaten begehen werde; sie heult und jammert nun ganz erbärmlich, aber vergebens; ihre Wahl ist unwiederruflich, und der Dämon, unter dessen Leitung sie steht, wird nicht ermangeln, alle Umstände so zu ordnen und zu verknüpfen, daſs die Kinder gefressen und die Übelthaten begangen werden, wie groſs auch der Abscheu ist, wovon sie sich itzt gegen die Erfullung ihres Looses durchdrungen fühlt. Alle übrigen Feierlichkeiten, welche vorgehen, indem die Seelen von Lachesis zu Klotho, von Klotho zu Atropos, und sodann, unter dem Thron der Anangke vorbey, nach dem Lethäischen Gefilde abgeführt werden, können keinen andern Sinn haben, als die unvermeidliche Nothwendigkeit anzudeuten, die über ihnen waltet. Der Profet hat gut sagen, die Tugend sey herrenlos, d. i. frey und unabhängig; was kann das den armen Seelen frommen, die das Schicksal in Lagen versetzt, worin es ihnen äuſserst schwer, wo nicht gar unmöglich gemacht wird, zu diesem von Wahn und Leidenschaft unabhängigen Zustand zu gelangen, der die Bedingung der Tugend ist? Plato hätte also den vermuthlichen Hauptzweck des Mährchens von dem, was der Armenier Er in der Geisterwelt gesehen, so ziemlich verfehlt; und, da überdieſs seine Bilder, der Erfindung und Darstellung nach, meistens so beschaffen sind, daſs keine gesunde Einbildungskraft sie ihm nachmahlen kann: so gestehe ich, wenn jemahls darüber gestimmt werden sollte, ob die Ilias und Odyssee seinen poetischen Dialogen in den Schulen Platz zu machen habe, so werde ich mit meiner Stimme die Mehrheit schwerlich auf seine Seite ziehen.

Die schmalste Öffnung an ihrem Halstuch hätte
Den armen Prinzen zum glücklichsten Wesen gemacht;
Er hätte, an einer natürlichen Kette
Von Schlüssen, das übrige gern von selbst hinzu gedacht.

13.

Allein die behutsame Art, womit sie, von den Füſsen
Bis an die Zähne beynahe, verschanzt war, lieſs nicht viel
Zum Vortheil des Verborgenen schlieſsen.
Was (dachte man) könnte das kleine Krokodil
Bewegen — hätte sie was ein solches Gesicht zu vergüten —
Der leisesten Ahnung sogar den Zugang zu verbieten?
Olinde war viel zu klug, um diese Gedanken nicht
In allen Augen zu lesen; doch that sie nicht dergleichen,
Entschlossen, von einem Gesetz, woran das ganze Gewicht
Von ihrem Schicksal hing, kein Haar breit abzuweichen.

Nach dieser langen Reise, die wir machen muſsten, um unserm dichterischen Mystagogen durch die verworrenen und immer wieder in sich selbst zurück kehrenden Windungen seines dialektischen Labyrinths zu folgen, ist wohl, so bald wir wieder zu Athem gekommen sind, nichts natürlicher als uns selbst zu fragen: Was für einen *Zweck* konnte der Mann durch dieses wunderbare Werk erreichen wollen? Für *wen* und zu *welchem Ende* hat er es uns aufgestellt? War seine Absicht, das wahre Wesen der Gerechtigkeit aufzusuchen und durch die Vergleichung mit demselben die falschen Begriffe von *Recht* und *Unrecht*, die im gemeinen Leben ohne nähere Prüfung für ächt angenommen und ausgegeben werden, der Ungültigkeit und Verwerflichkeit zu überweisen: wozu diese an sich selbst schon zu weitläufige und zum Überfluſs noch mit so vielen heterogenen Verzierungen und Angebäuden überladene Republik, deren geringster Fehler ist, daſs sie unter menschlichen Menschen nie realisiert werden kann? Oder war sein Zweck, uns die Idee einer *vollkommenen Republik* darzustellen; warum läſst er sein Werk mangelhaft und unvollendet, um unsre Aufmerksamkeit alle Augenblicke auf Nebendinge zu heften, und uns stundenlang mit Aufgaben zu beschäftigen, die nur an sehr schwachen Fäden mit der Hauptsache zusammen hangen? Arbeitete er für denkende Köpfe und war es ihm darum zu thun, die Materie von der Gerechtigkeit gründlicher als jemahls vor ihm geschehen war, zu untersuchen, wozu so viele Allegorien, Sinnbilder und Mährchen? Schrieb er für den grofsen leselustigen Haufen, wozu so viele spitzfindig tiefsinnige, räthselhafte und, wofern sie ja einen Sinn haben, nur den Epopten seiner filosofischen Mysterien verständliche Stellen?

Soll ich dir sagen, Eurybates, wie ich mir diese Fragen beantworte? Platon pflegt (wie ich schon oben bemerkte) mit seinem Hauptzweck immer mehrere Nebenabsichten zu verbinden und scheint sich dazu in dem vorliegenden Dialog mehr Spielraum genommen zu haben als in irgend einem andern. Dafs hier sein Hauptzweck war, die im ersten und zweyten Buch aufgeworfenen Fragen über die Gerechtigkeit streng zu bestimmen und aufs Reine zu bringen, leuchtet zu stark aus dem ganzen Werk hervor, als dafs ich noch ein Wort defswegen verlieren möchte. Unläugbar hätte er diefs auf einem andern, als dem von ihm gewählten — oder vielmehr erst mit vieler Mühe gebrochenen und gebahnten Wege, leichter, kürzer und gründlicher bewerkstelligen können; aber er hatte seine guten Ursachen, warum er seine Idee einer vollkommenen Republik zur Auflösung des Problems zu Hülfe nahm. Er verschaffte sich dadurch Gelegenheit, seinem von langem her gegen die Griechischen Republiken gefaſsten Unwillen Luft zu machen, den heillosen Zustand derselben nach dem Leben zu schildern, und, indem er die Ursachen ihrer Unheilbarkeit entwickelt und mit mehr als Isokratischer Beredsamkeit darstellt, zugleich nebenher seine eigene Apologie gegen einen öfters gehörten Vorwurf zu machen, indem er den wahren Grund angiebt, warum er keinen Beruf in sich fühle, weder einen Platz an den Ruderbänken der Attischen Staatsgalere auszufüllen, noch (wenn er es auch könnte), sich des Steuerruders selbst zu bemächtigen. Die Ausführlichkeit der Widerlegung des den Filosofen entgegen stehenden popularen Vorurtheils und des Beweises, „daſs eine Republik nur dann gedeihen könne, wenn sie von einem ächten Filosofen, d. i. von einem Plato regiert werde, spricht laut genug davon, wie sehr ihm dieser Punkt am Herzen lag, wiewohl ich sehr zweifle, daſs er mit der versteckten Apologie seiner politischen Unthätigkeit vor dem Richterstuhl der Sokratischen Moral auslangen dürfte.

Nächst diesem fällt von allen seinen Nebenzwecken keiner stärker in die Augen, als der Vorsatz, den armen Homer, dessen dichterischen Vorzügen er nichts anhaben konnte, wenigstens von der moralischen Seite (der einzigen wo er ihn verwundbar glaubt) anzufechten, und um sein so lange schon behauptetes Ansehen zu bringen. Daſs er ihn aus den Schulen verbannt wissen will, ist offenbar genug; sollte er aber wirklich, wie man ihn beschuldigt, so schwach seyn, zu hoffen daſs einige seiner exoterischen Dialogen, z. B. Fädon, Fädrus, Timäus und vor allen der vor uns liegende, mit der Zeit die Stelle der Ilias und Odyssee vertreten könnten? Wofern ihm dieser Argwohn Unrecht thut, so muſs man wenigstens gestehen, daſs er durch die episch-dramatische Form seiner Dialogen, durch die vielen eingemischten Mythen, durch das sichtbare, wiewohl öfters (besonders in dem Mährchen des Armeniers) sehr verunglückte Bestreben, mit Homer in seinen darstellenden Schilderungen zu wetteifern, und überhaupt durch seine häufigen Übergänge aus dem prosaischen in den poetischen, sogar lyrischen und dithyrambischen Stil mehr als zu viel Anlaſs dazu gegeben hat. Was aber den Vorwurf betrifft, „er könne den Dialog von der Republik weder für Filosofen von Profession noch für das groſse Publikum geschrieben haben," so zweifle ich, ob er anders zu beantworten ist, als wenn man annimmt, er habe dafür sorgen wollen, daſs keine Art von Lesern unbefriedigt von dem geistigen Mahl aufstehe, wozu alle eingeladen sind, und wobey es mit der Menge und Verschiedenheit der Gerichte und ihrer Zubereitung gerade darauf abgesehen ist, daſs jeder Gast etwas finde, das ihm angenehm und zuträglich sey.

9.

Eurybates an Aristipp.

Ich weiſs nicht ob ich Recht hatte auf deine stillschweigende Einwilligung zu rechnen, lieber Aristipp; aber ich würde mich selbst der Undankbarkeit angeklagt haben, wenn ich das Vergnügen und die Belehrung, die mir deine Antiplatonischen Briefe gewährten, für mich allein hätte behalten wollen. Ich gestehe dir also, daſs ich sie unter der Hand einigen vertrauten Freunden mitgetheilt habe; und da jeder von ihnen ebenfalls zwey oder drey vertraute Freunde besitzt, so geschah (was ich freylich voraussehen konnte) daſs in kurzem eine ziemliche Anzahl Abschriften in der Stadt herum schlichen, von welchen endlich Eine unserm Freunde Speusipp und sogar dem göttlichen Hierofanten der Akademie selbst in die Hände gerieth. Daſs die meisten Stimmen auf deiner Seite sind, wirst du hoffentlich für kein Zeichen einer bösen Sache halten. In tausend andern Händeln, die zur Entscheidung der Athener gebracht werden, dürfte ein solcher Schluſs die Wahrheit selten verfehlen; aber die Mehrheit, die ich hier meine, ist von besserer Art; denn es versteht sich, daſs nur die hellesten Köpfe in einer Sache wie diese ein Stimmrecht haben. Indessen fehlt es unserm Filosofen, der die Welt so gern allein belehren und regieren möchte, auch nicht an Anhängern, die sich mit Faust und Ferse für ihn wehren, und nicht den geringsten der Vorwürfe, die du ihm gemacht hast, auf ihn kommen lassen wollen. Sogar die männliche Erziehung und Polyandrie seiner Soldatenweiber findet ihre Vertheidiger, und ich kenne einen gewissen Gleukofron, der ein Gelübde gethan hat, weder in ein Bad zu gehen, noch seinen Bart zu salben, noch der süſsen Werke der goldenen Afrodite zu pflegen, bis er die geheimniſsvolle Zahl im achten Buche herausgebracht habe, wiewohl die Redensart, dunkler als Platons Zahl, bereits zum Sprüchwort in Athen geworden ist, und alle unsre Geometer und Rechenmeister behaupten, das einzige Mittel sich noch lächerlicher zu machen, als der Aufsteller dieses arithmetischen Räthsels, sey, sich mit der Auflösung desselben den Kopf zu verwüsten. Speusipp, der dir nächstens selbst zu schreiben gedenkt, zeigte mir unter vier Augen seine Verwunderung, nicht daſs du so streng mit seinem Oheim verfährst, sondern daſs du dich habest enthalten können, ihn bey einer so guten Gelegenheit nicht mit noch schärferm Salze zu reiben. Er habe sich nicht wenig gefreut, sagte er, viele seiner eigenen Gedanken über dieses sonderbare Werk in deinen Briefen bestätiget zu finden, und wenn er etwas an den letztern tadeln möchte, wär' es bloſs, daſs du hier und da eher zu viel als zu wenig Gutes davon gesagt habest; zumahl von der Schreibart, welche, seiner Meinung nach, nichts weniger als rein attisch, geschweige musterhaft schön genennt zu werden verdiene; da sie nicht selten von allzugesuchter Zierlichkeit und geschwätziger Schönrednerey, noch öfter von heraklitischer Dunkelheit und von Metafern, die an einem jungen Nachahmer des Pindar und Äschylus kaum erträglich wären, entstellt werde, und bald bis zur plattesten Gemeinheit herabsinke, bald wieder in die

Wolken steige um sich in dithyrambischem Schwulst und Bombast zu verlieren. Doch behauptet er, daſs seine Fehler meistens nur von allzugroſsem Reichthum an Gedanken und einer zu üppig in Ranken, Blätter und Blumen aufſchieſsenden Fantasie herrühren, und durch groſse und erhabene Schönheiten reichlich vergütet werden. Aber woher kommt es, frage ich, daſs ein Leser, der Xenofons Anabasis oder Cyropädie nicht eher aus der Hand legen kann, bis er nichts mehr zu lesen findet, über Platons Politeia mehr als einmahl einschläft, oder doch vor Gähnen und Ermüdung nicht weiter fort kann? Mir wenigstens, nachdem deine Briefe mich zu dem heroischen Entſchluſs gebracht haben, dieses Meer von Anfang bis zu Ende durch zu rudern, ist es unmöglich gewesen, anders als nach fünf- oder sechsmahligem Absetzen und gewaltsamen neuen Anläufen damit zu Rande zu kommen.

Plato hatte so viel von deiner Beurtheilung des Werks, worauf er seine Unsterblichkeit vornehmlich zu gründen scheint, reden oder vielmehr flüstern gehört, daſs er (wie mir Speusippus sagt) endlich neugierig ward, sie selbst zu sehen. Er durchblätterte das Buch, und sagte, indem er es zurück gab: „es ist wie ich mirs gedacht hatte." — Wie so?

fragte einer von den Anwesenden. — Er lobt, (versetzte Plato) wovon er meint er könnt' es allenfalls selbst gemacht haben, und tadelt was er nicht versteht. Eine kurze und vornehme Abfertigung, flüsterte Jemand seinem Nachbar zu; aber eine laute Gegenrede erlaubte der ehrfurchtgebietende Blick des Göttlichen nicht, und so lieſs man den unbeliebigen Gegenstand fallen, und sprach — von dem Thesmoforos des alten Dionysius von Syrakus, dem die Athener an dem letzten Bacchusfeste, aus Höflichkeit, Staatsklugheit oder Laune, den tragischen Siegeskranz zuerkannt haben. Daſs er ihn verdient haben könnte, muſste diesen Tyrannenfeinden ein von aller Wahrscheinlichkeit gänzlich entfernter Gedanke scheinen, weil auch nicht Einer darauf verfiel. Bey dieser Gelegenheit erzählte Jemand für gewiſs: Dionysius habe die Schreibtafel des Äschylus ich weiſs nicht um wie viel Tausend Drachmen an sich gebracht, in Hoffnung, (setzte der platte Witzling hinzu) es werde so viel von dem Geiste des Fürsten der Tragiker darin zurück geblieben seyn, daſs er nichts als dessen Schreibtafel nöthig habe, um Äschylus der zweyte zu werden. Er mag sich dessen um so getroster schmeicheln, sagte Plato, da ihm so feine Kenner des Schönen, als die Athener sind — oder seyn wollen, eine Urkunde darüber zugefertigt haben. — In diesem Ton und in diesem Geiste müſsen vermuthlich alle Handlungen dieses in seiner Art gewiſs groſsen Mannes ausgelegt worden seyn, oder es wäre unmöglich, daſs eine bereits dreyſsigjährige glückliche und in so vielen wesentlichen Stücken musterhafte Staatsverwaltung ihm nicht einen bessern Ruf unter den Griechen erworben hätte.

Ich habe vor kurzem von Kleonidas und Antipater Briefe erhalten, die mir sehr angenehme Nachrichten von meinem Lysanias und von euerer fortdauernden Zufriedenheit mit ihm ertheilen. Er selbst fühlt sich so glücklich in euerer Mitte, und verspricht sich so viel Gutes von seinem Aufenthalt in dem gastfreundlichen Hause meines Aristipps, daſs ich kein so gefälliger Vater seyn müſste als ich bin, wenn ich ihm seine Bitte um Verlängerung desselben nicht mit Vergnügen zugestände, in so fern er sich nicht zu viel schmeichelt, da er deine Begünstigung seiner Wünsche für etwas Ausgemachtes hält.

14.

Indessen mochte der Ritter sein unerhörtes Geschick
Bejammern so lang' er wollte, sich krümmen, winden und drehen,
Und zwischen Abscheu und Liebe beynahe vor Schmerz vergehen;
Zuletzt, und nur zu bald, kam doch der Augenblick,
Kam schon am achten Tage seitdem er Olinden gesehen,
Da er die Kraft verlor es länger auszustehen.
Doch seinem Freunde, dem Antiseladon,
(Der ihm von Zeit zu Zeit Bericht, wie weit er's schon
Bey Leoparden gebracht, erstattet) sein Herz zu entfalten,
Ward er durch Furcht vor Spott, wie billig, abgehalten.

15.

Wie könnt' ihm dieser die Schwachheit für so ein Scheusal verzeihn?
Man hat ja wohl die Erlaubniſs, häſslich zu seyn,
Doch nicht, die Augen so gröblich zu verletzen!
Indeſs gestand sein billiger Freund ihm gern,

10.

Speusippus an Aristipp.

Unsre Freundschaft, lieber Aristipp, ist, gleich edlem Wein, alt genug um Stärke zu haben, und wir kennen beide einander zu gut, als daſs du mir zutrauen solltest, ich könnte die scharfe Censur, die du in deinen Anti-Platonischen Briefen an Eurybates über den neuesten Dialog meines Oheims ergehen lassen, von einer schiefen Seite angesehen und beurtheilt haben. Ich habe dir nie zu verheimlichen gesucht, daſs mich weniger eine natürliche Übereinstimmung meiner Sinnesart mit der Seinigen, oder Überzeugung von der Wahrheit seiner spekulativen Filosofie, als das enge Familienverhältniſs, worin ich mit ihm stehe, zum Platoniker gemacht hat. Er hat sich daran gewöhnt, den künftigen Erben seiner Verlassenschaft auch als den Erben seiner Filosofie zu betrachten, und ich kann es nicht über mein Herz gewinnen, ihm einen Wahn zu rauben, an welchem das seinige Wohlgefallen und Beruhigung zu finden scheint. Wenn du ihn aus einem so langen und nahen Umgang kenntest wie ich, würdest du ihn, denke ich, in mehr als Einer Rucksicht, des Opfers würdig halten, welches ich ihm durch diese kleine Heucheley bringen muſs. Im Grunde kann ich mir ihrentwegen keinen Vorwurf machen, und dieſs nicht bloſs um der Bewegursache willen, sondern weil wirklich die Augenblicke ziemlich häufig bey mir sind, wo ich mich versucht fühle, oder mir wohl gar in vollem Ernst einbilde, das wirklich zu seyn, was ich zu andern Zeiten nur vorstelle. Wenn ich bey ganz kaltem Blute in lauter klaren Vorstellungen lebe, denke ich von der Filosofie meines Oheims nahezu wie du; ich finde sie schwärmerisch, überspannt, meteorisch, unbegreiflich; seine Ideenwelt scheint mir ein gewaltiges Hirngespenst und sein Auto-Agathon eben so undenkbar als ein unsichtbares Licht oder ein unhörbarer Schall. Aber in andern Stunden, wo mein Gemüth zu den zartesten Gefühlen gestimmt und mein Geist frey genug ist sich mit leichterem Flug über die Dinge um mich her zu erheben, zumahl wenn ich den wunderbaren Mann unmittelbar vorher mit der Begeisterung des lebendigsten Glaubens von jenen übersinnlichen Gegenständen reden gehört habe, dann erscheint mir alles ganz anders; ich glaube zu ahnen daſs alles wirklich so sey wie er sagt; unvermerkt verwandeln sich meine Ahnungen in

Gefühle, und ich finde mich zuletzt wie genöthigt, für Wahrheit zu erkennen, was mir in andern Stimmungen träumerisch, lächerlich und bloſses Spiel einer übergeschnappten Fantasie zu seyn däucht. Warum (sage ich mir dann) sollte ein unsichtbares Licht, ein unhörbarer Schall, nicht unter die möglichen Dinge gehören? Kann nicht beides nur mir und meines gleichen unsichtbar, unhörbar seyn? Kann die Schuld nicht bloſs an meiner Zerstreuung durch nähere Gegenstände, oder an der Schwäche und Stumpfheit meiner Organe liegen? Scheint nicht dem, der aus einer finstern Höhle auf einmahl in die Mittagssonne tritt, das blendende Licht dichte Finsterniſs? Öffnet sich nicht, wenn Alles weit um uns her in tiefer nächtlicher Stille ruht, unser lauschendes Ohr den leisesten Tönen, die uns unter dem dumpfen Getöse des Tages, selbst bey aller Anstrengung des Gehörorgans, unhörbar blieben? — Soll ich dir noch mehr bekennen? Diese Schlüsse erhalten keine schwache Verstärkung durch eine Wahrnehmung, die ich oft genug an mir zu machen Gelegenheit habe. Die Filosofie Platons kommt mir nie fantastischer vor, als wenn ich mich in den Wogen des alltäglichen Lebens herumtreibe, oder beym fröhlichen Lärm eines groſsen Gastmahls, im Theater, oder bey den Spielen reitzender Sängerinnen und Tänzerinnen, kurz überall, wo entweder Verwicklung in bürgerliche Geschäfte und Verhältnisse, oder befriedigte Sinnlichkeit, den Geist zur Erde herabziehen und einschläfern. Wie hingegen in mir selbst und um mich her alles still ist, und meine Seele, aller Arten irdischer Fesseln ledig, sich in ihrem eigenen Element leicht und ungehindert bewegen kann, erfolgt gerade das Gegentheil; ich erfahre alles, von Wort zu Wort, was Plato von seinen unterirdischen Troglodyten erzählt, wenn sie ans Tageslicht hervor gekommen und aus demselben in ihre Höhle zurück zu kehren genöthigt sind. Alles was mir im gewöhnlichen Zustand reel, wichtig und anziehend scheint, dünkt mich dann unbedeutend, schal, wesenlos, Tändeley, Traum und Schatten. Unvermerkt öffnen sich neue geistige Sinne in mir; ich finde mich in Platons Ideenwelt versetzt; kurz, ich bedarf in diesen Augenblicken eben so wenig eines andern Beweises der Wahrheit seiner Filosofie, als einer der etwas vor seinen Augen stehen sieht, einen Beweis verlangt daſs es da sey.

Ob nicht in diesem Allen viel Täuschung seyn könne, oder wirklich sey, kann ich selbst kaum bezweifeln: denn wie käm' es sonst, daſs jene vermeinten Anschauungen keine dauernde Überzeugung zurück lassen, und mir zu andrer Zeit wieder als bloſse Träume einer über die Schranken unsrer Natur hinaus schwärmenden Fantasie erscheinen? — Und dennoch dünkt mich, die Vernunft selbst nöthige mich zu gestehen, es sey etwas Wahres an dieser übersinnlichen Art zu filosofieren. Dem groſsen Haufen, d. i. zehnmahl Zehentausend gegen Einen, ist es freylich nie eingefallen einen Augenblick zu zweifeln, daſs Alles, was ihm seine wachenden Sinne zeigen, wirklich so, wie es ihm erscheint, auſser ihm vorhanden sey; der Filosof hingegen findet nichts wunderbarer und unbegreiflicher, als wie Etwas (ihn selbst nicht ausgenommen) da seyn könne. Wie läſst sich von einem Dinge sagen, es sey, wenn man nicht einmahl einen Augenblick, da es ist, angeben oder festhalten kann? Theile die Zeit zwischen zwey auf einander folgenden Pulsschlägen nur in vier Theile, und sage mir, welcher dieser fliegenden Zeitpunkte ist der, worin irgend ein zu dieser Sinnenwelt gehöriges Ding wirklich da ist? Im Nu, da du sagen willst es ist, ist es schon nicht mehr was es war, oder (was eben dasselbe sagt) ist das Ding, welches war, nicht; aber vor dem vierten Theil eines Pulsschlags, und vor zehentausend derselben, konnte man eben dasselbe gegen sein Daseyn einwenden. Es war, es wird seyn, wäre somit Alles was sich von ihm sagen lieſse: aber wie kann man von dem, dessen Daseyn in irgend einem Moment ich mir nicht gewiſs machen kann, mit Gewiſsheit sagen es sey gewesen? es werde seyn?

Doch ich will zugeben daſs dieſs dialektische Spitzfindigkeiten sind, die uns das zweyfache Gefühl, daſs wir selbst sind und daſs etwas auſser uns ist, nicht abvernünfteln können. Ganz gewiſs kann dieses Gefühl keine Täuschung seyn: nur wird das Unbegreifliche in unserm Seyn durch diese Gewiſsheit nicht aufgelöst. Wir und alle Dinge um uns her befinden uns in einem unaufhörlichen Schwanken — nicht, wie Plato sagt, zwischen Seyn und Nichtseyn, sondern — zwischen so seyn und anders seyn. Dieſs wäre unmöglich, wenn nicht allem Veränderlichen etwas festes, beständiges, unwandelbares zum Grunde läge, das die wesentliche Form desselben ausmacht. Es giebt aber in dieser uns umgebenden Sinnenwelt nichts als Einzelne Dinge, die sich durch alles, was an ihnen veränderlich ist, d. i. durch alles, was an ihnen in die Sinne fällt, von einander unterscheiden, in ihren Grundformen hingegen einander mehr oder weniger ähnlich sind, und nach dieser Ähnlichkeit von dem denkenden Wesen in uns in Gattungen und Arten eingetheilt werden. Gleichwohl sind diese letztern bloſse Begriffe, die wir uns von den wesentlichen Formen der Dinge zu machen suchen, und die zu diesen Formen sich nicht anders verhalten als wie die Schatten oder Widerscheine der Körper zu den Körpern selbst. Aber woher kommen uns diese Begriffe? Gewiſs nicht von den Dingen der Sinnenwelt selbst, an denen wir nichts, was nicht veränderlich und in einem ewigen Fluſs ist, wahrnehmen. Die wesentlichen Formen, wovon sie gleichsam die Schatten sind, müssen also ein von ihnen und von unsrer Vorstellung unabhängiges Daseyn haben, und irgendwo wirklich vorhanden seyn. Dieſs sind nun eben diese Ideen, die in Platons Filosofie eine so groſse Rolle spielen, deren Inbegriff die übersinnliche oder intelligible Welt ausmacht, und denen er (weil wir uns doch alles, was wirklich ist, nicht anders als in einem Orte denken können) überhimmlische Räume zum Aufenthalt anweiset. Sie sind, nach seiner Meinung, (die ihm geistige Anschauung ist) unmittelbar von der ersten ewigen Grundursache alles Denkbaren und Wahrhaftexistierenden erzeugt, und waren die Gegenstände, an deren Anschauen unsre

Seelen sich weideten, bevor die strenge Anangke sie in diese Sinnenwelt und in sterbliche Leiber zu wandern nöthigte. Sie sind aber auch die Urbilder und Muster, nach welchen untergeordnete Geister aus einem an sich selbst formlosen und durch seine unbeständige Natur aller Form widerstrebenden Stoff die Sinnenwelt bildeten, wiewohl es nicht in ihrer Macht stand, ihnen mehr als den Schein jener ewigen unwandelbaren und in sich vollkommenen Formen zu geben, der gleichwohl alles ist, was an ihnen reell und wesentlich genennt zu werden verdient. Von diesem Schein — welcher (wie die Sonnenbilder im Wasser) gleichsam der Widerschein der mehr besagten Ideen ist, — fühlen sich nun die neuangekommenen Seelen, sobald sie sich aus der Betäubung des Sturzes in die Materie erholt haben, aufs lebhafteste angezogen. Die Meisten wähnen, daſs die Gegenstände, die ein dunkles Nachgefühl ihres ehmahligen seligen Zustandes in ihnen erwecken, das, was sie scheinen, wirklich seyen; sie überlassen sich also in argloser Unbesonnenheit dem Ungestüm der Begierden, von welchen sie zum Genuſs derselben angetrieben werden, und was daraus erfolgt, ist bekannt. Nur sehr wenige (nehmlich, nach Plato, die Filosofen im ächten Sinn des Wortes) sind weise genug, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden, sich aus den Schattenformen, die ihr Verstand in der Sinnenwelt gewahr wird, eine Art von Stufenleiter zu bilden, und so wie sie sich, von Irrthum und Sinnlichkeit gereinigt, über die materiellen Gegenstände erheben, nach und nach in das reine Element der Geister emporzusteigen und zu dem was wirklich ist, zu den ewigen Ideen und dem Auto-Agathon, ihrem Urquell, mit immer weniger geblendeten Geistesaugen aufzuschauen.

Hier hast du, in die möglichste Kürze zusammen gezogen,das Platonische System oder Mährchen, wenn du willst, welches — allen meinen nur zu häufigen Verirrungen und Untertauchungen in den reitzenden Schlamm der Sinnenwelt zu Trotz — so viel anziehendes für mich hat, daſs ich, wofern es wirklich nur ein Mährchen seyn sollte, mich wenigstens des Wunsches, daſs es wahr seyn möchte, und in meinen besten Augenblicken des Glaubens, daſs es wahr sey, nicht entbrechen kann. Ehrlich zu reden, Ich kenne kein Anderes, woran ich mich fester halten könnte, wenn mich die närrischen Zweifel über Seyn und Nichtseyn anwandeln, die bey meines gleichen sich nicht immer mit dem Sokratischen was weiſs ich? oder dem

Aristippischen was kümmerts mich? abfertigen lassen wollen. Verzeih, Lieber, wenn ich deine Gleichgültigkeit über diese Dinge auf der unrechten Seite angesehen haben sollte, und laſs dich meinen kleinen Hang zur Schwärmerey (die, wie du weiſst, eben nicht immer die Platonische ist) nicht abschrecken mein Freund zu bleiben. Lasthenia grüſst dich und empfiehlt sich dem Andenken ihrer Musarion. Du wirst es hoffentlich als ein ganz unzweydeutiges Zeichen ihrer zur Reife gediehenen Sofrosyne ansehen, daſs deine Anti-Platonischen Briefe eine lebhafte und beynahe warme Vertheidigerin an ihr gegen diejenigen gefunden, die ich weiſs nicht welche Spuren eines alten Grolls und einer übel verhehlten Eifersucht darin ausgeschnuppert haben wollen. Denn im Grund ist sie noch immer eine so eifrige Platonikerin als damahls, da sie zu Ägina mit dem kleinen unbeflügelten Amor am Busen von dir überrascht wurde.

(Nach dem, was Amadis ihm von ihres Geistes Schätzen
Und Reitzen sagte, dem köstlichen Kern
In dieser häſslichen Schale) „sie könnten den Abgang ersetzen,
Wofern er ersetzlich wäre.“ — Ein böses verhaſstes Wofern!
Das unsern Helden zwey ganze Tage quälte,
So schrecklich quälte, daſs wenig am Geistaufgeben fehlte.

16.

Olinde, wie günstig sie auch dem Ritter heimlich war,
Wie sehr sie Mühe sich gab ihn aufgeräumter zu machen,
Sah doch in ihrem und seinem Herzen zu klar,
Um über sich selbst nicht scharf genug zu wachen,
Daſs ihre Zärtlichkeit stets in ihrer keuschen Brust
(Ach! hätte der arme Ritter, wie schön sie war, gewuſst!)
Verschlossen blieb, und bloſse Güte des Herzens,
Bloſs Freundschaft von ihrem Betragen das wahre Triebrad schien.
Indessen machte sie doch der Anblick seines Schmerzens
Den häſslichsten Mund noch häſslicher oft verziehn.

11.

Aristipp an Speusippus.

Ich danke dir, lieber Speusipp, für das sehr angenehme Unterpfand deines wohlwollenden Andenkens, und für dein mildes Urtheil von meinen Briefen an Eurybates, welchen, däucht mich, das Beywort antiplatonisch nur sehr uneigentlich gegeben wird, da sie wenigstens eben so viel Lob als Tadel enthalten, und mit gleichem Rechte proplatonisch heiſsen könnten.

Verschiedenheit der Vorstellungsart wird Männer nie entzweyen, deren Freundschaft, wie die unsrige, auf Übereinstimmung der Gemüther in allem, was den Karakter edler und guter Menschen ausmacht, gegründet ist.

Der Unterschied deiner und meiner Art über Platons Filosofie zu denken scheint mir (den Einfluſs der nahen Verwandtschaft und anderer Betrachtungen abgerechnet) hauptsächlich in dem Mehr oder Weniger Festigkeit und Ruhe des Gesichtspunkts gegründet zu seyn, woraus wir beide überhaupt die

Dinge anzusehen pflegen; aber ich liebe die Aufrichtigkeit, womit du die wahre Ursache deines noch immer unentschiedenen Schwankens zwischen dem gemeinen Menschensinn und der filosofischen Mystagogie deines Oheims gestehest, und ich müſste mich sehr irren, oder die Vorliebe, die du zu gewissen Zeiten für sein System in dir findest, und die Leichtigkeit, womit du in einer andern Stimmung darüber scherzen und lachen könntest, entspringt aus einer und eben derselben Quelle; nur daſs sie in jenem Fall reiner und geistiger, in diesem etwas dicker und milchartiger flieſst.

Es giebt, wie du weiſst, angenehme und sogar wohlthätige Täuschungen; aber es ist immer gut, in allen menschlichen Dingen (unter welche ich auch die meteorischen und göttlichen rechne) klar zu sehen; zu wissen, wann, wo, und wie wir getäuscht werden, und auf keine Art von Täuschung mehr Werth zu legen als billig ist. Die Stimmung, in welcher die Platonischen Mysterien so viel Reitz für dich haben, und worin das, was sie uns offenbaren, dir wirklich das Innerste der Natur aufzuschlieſsen scheint, ist (mit deiner Erlaubniſs) nur dem Grade nach von derjenigen verschieden, worin der tragische Pentheus zwey Sonnen und zwey

Theben, oder seine Mutter Agave das abgeriſsne Haupt ihres Sohnes für den Kopf eines jungen Löwen ansieht. Die Fantasie ist immer eine unsichre Führerin, aber nie gefährlicher, als wenn sie sich die Larve der Vernunft umbindet und aus Principien irre redet. Doch was sage ich von Gefahr? Für dich, lieber Speusipp, können diese sublimen Träume nichts gefährliches haben, wenigstens so lang' es nur ein lustiges Gastmahl oder einen Kuſs der schönen Lasthenia bedarf, um dich aus den überhimmlischen Räumen in deine angeborne Höhle herabzuzaubern.

Um so weniger hätte ich mir also ein Bedenken darüber zu machen, wenn mich die Lust ankäme, das zierliche Gebäude von Spinneweben, worein du deine geliebten Ideen gegen allen Angriff geborgen zu haben glaubst, mit einem einzigen Hauch umzublasen? — Doch nein! wenn ich auch aus dieser scherzenden Drohung Ernst zu machen vermöchte, wer wollte einem Freund ein harmloses Spielzeug mit Gewalt aus den Händen drehen? Alles was ich mir erlauben kann, ist, dir meine Weise über diese Dinge zu denken darzulegen, und es dann deinem eigenen Urtheil zu überlassen, ob du Ursache finden wirst, mich von der Beschuldigung einer allzugemächlichen Gleichgültigkeit im Forschen nach Wahrheit loszusprechen.

Ist es nicht sonderbar, daſs wir vom Nichts entweder gar nicht reden müssen, oder uns so auszudrücken genöthigt sind als ob es Etwas wäre? Freylich sollten wir, da dem Worte Nichts weder eine Sache noch eine Vorstellung entsprechen kann, gar kein solches Wort in der Sprache haben. Was ist Nicht-Seyn? Ein Unding, ein hölzernes Eisen, eine unmögliche Verbindung zwischen Nein und Ja, kurz etwas sich selbst aufhebendes. Was ist, ist, und da es nie Nichts seyn konnte, so liegen in dem Begriff des Seyns alle Arten von Seyn, Gewesen seyn, itzt seyn, künftig seyn, immer seyn, nothwendig enthalten. Mit der dilemmatischen Formel, „Seyn oder Nicht-Seyn" ist gar Nichts gesagt; hier findet kein oder Statt; Seyn ist das Erste und Letzte alles Fühlbaren und Denkbaren. Indem ich Seyn sage, spreche ich eben dadurch ein Unendliches aus, das Alles was ist, war, seyn wird und seyn kann, in sich begreift. Indem ich also mich selbst und die meinem Bewuſstseyn sich aufdringenden Dinge um mich her, denke, ist die Frage nicht: Woher sind wir? oder warum sind wir? — sondern das Einzige was sich fragen läſst und was uns kümmern soll, ist was sind wir? Und ich antworte: wir sind zwar einzelne aber keine isolierte Dinge; zwar selbstständig genug, um weder Schatten noch Widerscheine, aber nicht genug, um etwas anders als Gliedmaſsen (wenn ich so sagen kann) oder Ausstrahlungen (wenn du es lieber so nennen willst) des unendlichen Eins zu seyn, welches ist, und Alles, was da ist, war, und seyn wird, in sich trägt. Da all unser Denken im Grund entweder auf Anschauen oder bloſses Rechnen mit Zeichen hinausläuft, das Unendliche aber sich weder überschauen noch ausrechnen läſst, so bleibt mir, wenn ich mir das wie meines Daseyns im Unendlichen einiger Maſsen klar zu machen wünsche, kein anderes Mittel, als mir an dem dürftigen Begriff genügen zu lassen, den ich durch Bilder und Vergleichungen erhalten kann; z. B. mit einem Baum oder einem gegliederten Körper, der aus einer unendlichen Menge von Theilen zusammen gesetzt ist, von welchen jedes seine eigene Art und Weise, Gestalt, Bildung und Einrichtung hat, aber sich doch nur dadurch in seinem Daseyn erhalten und gedeihen kann, daſs es mit dem Ganzen in engester Verbindung steht, und von dem aus demselben und durch dasselbe strömenden und durch alle Theile sich ergieſsenden Leben seinen Antheil empfängt. Jedes Blatt eines Baums ist in dieser Rücksicht zugleich ein kleines Ganzes und Theil eines gröſsern, des Zweiges, so wie dieser einem Ast, der Ast (an Stärke und Fülle der Zweige und Blätter oft selbst ein Baum) dem Hauptstamm einverleibt ist. Wenn mir diese von materiellen Dingen erborgte Vergleichungen kein Genüge thun wollen, stelle ich mir das unendliche Ist (welches durch das geheimniſsvolle Ει im Tempel zu Delfi bezeichnet zu seyn scheint) unter dem Bilde der Seele, und alles was durch und in Ihm ist, wie die Gedanken vor, welche, wiewohl durch die Kraft der Seele erzeugt und gleichsam aus ihr hervorstrahlend, doch weder auſser ihr seyn, noch als Bestandtheile von ihr betrachtet werden können. Aber unter welchem Bilde ich mir auch in gewissen Augenblicken das groſse Geheimniſs der Natur zu symbolisieren suchen mag, der einzige Gebrauch, den ich davon mache, ist: die ewige Grundmaxime der ächten Lebensweisheit daraus abzuleiten, die zugleich die Regel unsrer Pflicht und die Bedingung unsrer Glückseligkeit ist. Denn natürlicher Weise trägt die Überzeugung, „daſs ich nur als „Gliedmaſs des unendlichen Eins da seyn, aber auch nie gänzlich von ihm abgetrennt werden kann,“ eine zwiefache Frucht: erstens, die feste Gesinnung, daſs ich nur durch Erfüllung meiner Pflicht gegen das allgemeine sowohl, als gegen jedes besondere Ganze, dessen Glied ich bin, in der gehörigen Unterordnung des Kleinern unter das Gröſsere, glücklich seyn kann; und zweytens die eben so feste Gewiſsheit, daſs ich, wie beschränkt auch meine gegenwärtige Art zu existieren scheinen mag, dennoch als unzerstörbares Glied des Unendlichen Eins, für Raum und Zeit meines Daseyns und meiner Thätigkeit kein geringeres Maſs habe, als den hermetischen Zirkel — die Unendlichkeit selbst. Ich weiſs es nicht gewiſs, aber ich vermuthe, daſs sich Plato bey seinem Auto-Agathon eben dasselbe denkt, was ich bey meinem Unendlichen; wenn man anders bloſses Hinstreben nach etwas Unerreichbarem Denken nennen kann: aber das ist gewiſs, daſs ich keinen spekulativen Gebrauch oder Miſsbrauch davon mache, und mich nur deſswegen nicht bekümmere mehr davon zu wissen, weil ich fühle, daſs, indem ich einen schwindelnden Blick in diese unergründliche Höhe und Tiefe wage, ich bereits über der Grenze alles menschlichen Wissens schwebe.

Was Platons Ideen betrifft, so gestehe ich dir unverhohlen, daſs ich, nach allem was mir seine Dialogen davon geoffenbaret haben, mir keine Idee von ihnen zu machen weiſs. Sie sind weder bloſs gedachte noch personificierte allgemeine Begriffe; auch sind es nicht die Erscheinungen, die der begeisterten Fantasie des Dichters, Bildners oder Mahlers vorschweben, wenn er nach dem Höchsten seiner Kunst, dem Übermenschlichen und Göttlichen, nach vollkommener Schönheit, Stärke und Gröſse ringt. So wie Plato von ihnen spricht, können sie nichts dergleichen seyn, wiewohl ich vermuthe, daſs du in den Momenten der geistigen Anschauungen, wovon du sprichst, sie mit jenen verwechselst. Was sind sie also? Ich weiſs es nicht; aber das weiſs ich, daſs der Platonische Tisch, der weder klein noch groſs, weder rund noch dreyeckig, weder von Holz noch von Elfenbein, noch von Gold oder Silber ist, der nicht dieser oder jener Tisch, sondern der Tisch selber, der Tisch an sich und das einzige Exemplar seiner Art im Lande der Ideen ist, neben den künstlichen goldnen Dreyfüſsen im Palast des Homerischen Hefästos eine schlechte Figur macht. Wie kommt Plato dazu, daſs er den abgezogenen Begriffen von Arten und Gattungen, deren wir Menschen bloſs als erleichternder und abkürzender Hülfsmittel zum Denken und Reden benöthigt sind, Selbstständigkeit und wirkliches Daseyn auſser uns giebt? Die Natur hat ihm schwerlich dazu angeholfen; denn Sie stellt lauter einzelne Dinge auf, und weiſs nichts von unbestimmten Formen, nichts von Körpern, die weder klein noch groſs, weder rund noch eckigt, weder aus diesem noch jenem Stoffe gemacht sind. Sie kennt nur Ähnlichkeit und Verschiedenheit in unendlichen Graden und Schattierungen; die Abtheilungen, Einzäunungen und Grenzsteine sind Menschenwerk. Der Maulwurf steht mit dem Elefanten auf eben derselben Linie, wie viel andere Thiere auch zwischen ihnen stehen mögen, und die Verschiedenheit zwischen einem Elefanten und einem andern, ist, wiewohl nicht so stark in die Augen fallend, doch nicht minder groſs als die Ähnlichkeit. Weil alles Mögliche wirklich ist, so muſs nothwendig der Unterschied zwischen den Wesen, die einander die ähnlichsten sind, kaum merklich seyn; wir übersehen also das, worin sie verschieden sind, fassen sie unter dem Begriff einer Art zusammen, und bezeichnen sie mit einem gemeinsamen Wort. Durch das nehmliche Verfahren erhalten wir, indem wir die ähnlichsten Arten unter Ein gemeinschaftliches Wort stellen, den höhern Begriff der Gattungen. Das Bedürfniſs einer Sprache, und das Gefühl der Nothwendigkeit, den auf uns eindringenden Vorstellungen Festigkeit und Ordnung zu geben, nöthigt den Menschen zu dieser ihm natürlichen Anwendung seines Verstandes, und es wäre nicht schwer (wenn es mich nicht zu weit führte) zu zeigen, wie es zugeht, daſs es ihm unvermerkt eben so natürlich wird, diese Abtheilungen und Klassifikazionen für das Werk der Natur selbst zu halten, wiewohl sie nichts anders als Produkte seiner durch den Drang des Bedürfnisses erregten instinktmäſsigen Selbstthätigkeit sind. — Dieſs hat mich wenigstens eine mäſsige Aufmerksamkeit auf die Natur gelehrt, und wenn Spekulieren um bloſsen Spekulierens willen meine Sache wäre, so dächte ich auf diesem Wege ziemlich weit zu kommen. Aber ferne von mir sey die Anmaſsung, dich, mein liebenswürdiger Freund, oder irgend einen andern Sterblichen von einer Vorstellungsart abzuziehen, die ihm einleuchtet, wobey er gutes Muthes ist, und wodurch keinem andern Weh geschieht. Auch die Filosofie ist in gewissem Sinn etwas individuelles, und für jeden ist nur diejenige die wahre, die ihn glücklicher und zufriedner macht als er ohne sie wäre.

Übrigens danke ich der schönen Lasthenia, daſs sie sich ihres entfernten Freundes so groſsmüthig annimmt, und finde sehr billig, wenn sie (ohne sich des geheimen Beweggrun-

17.

Oft blinken ihr Thränen im Aug'. In einer solchen Stimmung
Befanden sie einst sich um die Dämmerungszeit
An jenem Bache, der sich mit mancher schlängelnden Krümmung
Durch Rosen wand. Ein Tempel, dem Hymen geweiht,
Stand ihnen im Gesicht, und liebliche Hügel hegen
Das angenehmste Thal. In schwarze Traurigkeit
Versenkt, schien Amadis, nur wie ein leblos Bild zugegen,
Von allem nichts zu sehn, wiewohl er die Augen auf sie
Geheftet hielt. Auch sie erfuhr die Magie
Mit welcher Seelen einander durch bloſse Blicke bewegen.

18.

Sie fühlte des längern Schweigens Gefahr,
Und, um sich selbst und ihn ein wenig auszukühlen,
Sprach sie mit freundlichem Lächeln (wiewohl ihr Lächeln sogar
Durch ihrer Muskeln Schuld nicht sehr bezaubernd war)

des bewuſst zu seyn) etwas reelleres in der Welt vorzustellen wünscht, als ein bloſses Schattenbild des Platonischen Urweibes, welches weiter nichts zu thun hat, als im Lande der Ideen umher zu stolzieren, und zehentausendmahl Zehentausend Myriaden mächtig von einander abstechender Weiberschatten auf diese Unterwelt herabzuwerfen; eine Verrichtung, wobey die Dame, wie groſs ihre Selbstgenügsamkeit auch seyn mag, endlich doch ziemlich lange Weile haben dürfte, wenn anders ihr präsumtiver Gesellschafter und Liebhaber, der idealische Urmann, neben seinem eignen gleichen Tagewerk, nicht noch Mittel und Wege findet, ihr auf eine uns Sterblichen unbegreifliche Weise die Zeit zu kürzen.

Ich gestehe dir, lieber Speusipp, daſs ich groſse Lust hätte, diesen platten Scherz, seines ächten Atticismus ungeachtet, wieder auszustreichen, wenn ich nicht eine geheime Hoffnung nährte, daſs er deinem erhabenen Oheim vielleicht Anlaſs geben könnte, sich über die zur Zeit noch unbegreifliche Natur seiner Ideen etwas deutlicher zu erklären. Denn in der That, wenn er uns nicht mehr Licht über diese wunderbaren Wesen zukommen lassen wollte als bisher, hätte er besser gethan, uns gar nichts davon zu offenbaren.

12.

Aristipp an Eurybates.

Der angeborne Trieb der streitlustigen Athener für und wider jede Sache zu sprechen, und von allem, was ein Anderer sagt, stehendes Fuſses das Gegentheil zu behaupten, ist durch die berühmten Sofisten, die ehmahls eine so gute Aufnahme bey Euch fanden, und seitdem durch Antisthenes, Platon und die übrigen Sokratiker, bey Alten und Jungen aus den höhern Klassen euerer Bürger dermaſsen geübt und in Athem erhalten worden, daſs es mich nicht wundert, edler Eurybates, wenn Platons neuester Dialog noch immer, wie du mir schreibst, den meisten Anlaſs zu den dialektischen Kampfübungen giebt, womit euere vornehmern Müſsiggänger, während des dermahligen Stillstands kriegerischer und politischer Neuigkeiten, sich einige Unterhaltung zu verschaffen suchen. Daſs meine Briefe (die nun einmahl, beliebter Kürze und Bequemlichkeit halben, Platonisch oder Antiplatonisch heiſsen müssen) Öhl ins Feuer gegossen haben, würde mir, als einem der friedfertigsten Menschen unter der Sonne, beynahe leid seyn, wenn du nicht zu gleicher Zeit den Trost hinzufügtest, daſs sie auf der andern Seite nicht wenig dazu beytragen, die Nachfrage nach dem wundervollsten Werke unsrer oder vielmehr jeder Zeit allgemein zu machen, und manchen einseitigen Tadler zu Anerkennung des vielfältigen Verdienstes zu vermögen, welches der Urheber desselben sich um Athen und die ganze Hellas, ja ich darf wohl sagen, um das ganze Menschengeschlecht dadurch erworben hat. Denn ich zweifle keinen Augenblick, es wird so lange leben, als unsre Sprache das Mittel bleiben wird, die Kultur, die uns so weit über alle andere Völker erhebt, nach und nach über die ganze bewohnte Erde auszubreiten.

Auſserdem gesteh' ich dir gern, daſs ich mich nicht wenig geschmeichelt finde, auch in so groſser Entfernung von der schönen Minervenstadt eine Art geistiger Gemeinschaft mit ihren Bewohnern zu unterhalten, und mich meinen ehmahligen Freunden und Gesellschaftern zu vergegenwärtigen, indem ich ihnen Gelegenheit gegeben habe meinen Nahmen zu nennen und sich so mancher schönen, mir selbst unvergeſslichen Stunden zu erinnern, die wir unter dem freyesten Umtausch unsrer Gedanken und Gefühle, in euern prächtigen Hallen und anmuthigen Spaziergängen, oder beym fröhlichen Mahl und bey thauenden Sokratischen Bechern, so vergnüglich zugebracht haben. Je glücklicher das Gegenwärtige, worin wir leben, ist, um so angenehmer ist es, den Genuſs desselben durch die ihm so schön sich anschmiegenden und darin verschmelzenden Erinnerungen des Vergangenen zu erhöhen, und uns dadurch dem Wonneleben der seligen Götter zu nähern, deren Daseyn ein immerwährender Augenblick ist. — Warum, ach! warum muſs unsre liebenswürdige Freundin zu Ägina — nicht mehr seyn! Welchen Genuſs, welche Unterhaltungen würden alle diese neuen Erscheinungen, die so viel Reitz für diese vorwitzige aber schwer zu täuschende Psyche hatten, ihr und uns durch sie verschafft haben!

Unter den vielerley Problemen, die, wie du sagst, aus Veranlassung meiner Briefe, euere Filodoxen (wie Plato sie benahmset) unter den Propyläen oder in den Schattengängen der Akademie in Bewegung setzen, ist diejenige Frage, worüber du eine nähere Erklärung von mir verlangst, vielleicht die wichtigste, weil sie auf das praktische Leben mehr Einfluſs als irgend eine andere zu haben scheint. Du weiſst daſs ich kein Freund von unfruchtbaren Grübeleyen bin; aber gewiſs

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13036/046

gehört die Streitfrage: „wie sich das was ist, zu dem was seyn soll, verhalte?“ oder, „ob und in wie fern man sagen könne, daſs das was ist, anders seyn sollte?“ nicht unter die Prozesse um des Esels Schatten; es ist nichts weniger als gleichgültig für den sittlichen Menschen, wie sie entschieden wird. Ich bin so weit entfernt meine Meinung für entscheidend zu geben, daſs ich vielmehr überzeugt bin, dieses Problem könne niemahls rein aufgelöst werden. Indessen sehe ich nicht, warum ich Bedenken tragen sollte, dir die Antwort mitzutheilen, die ich mir selbst auf jene Fragen gebe.

Daſs im bloſsen Seyn (dem ewigen Gegentheil des ewig unmöglichen Nichtseyns) alles Mögliche enthalten sey, ist für mich etwas ausgemachtes, an sich klares und keines Erweises bedürftiges. Das was ist, im unbeschränktesten Sinn des Worts, ist also das Unendliche selbst, und umfaſst, nach unsrer Vorstellungsart, alles was möglich ist, war, und seyn wird. Ich sage nach unsrer Vorstellungsart; denn im Unendlichen selbst ist weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern ewige Gegenwart; und eben darum ist es uns unbegreiflich. In dieser Rücksicht kann man also nicht sagen, daſs, was nicht ist, seyn sollte; denn alles was seyn soll, muſs seyn können; und alles was seyn kann, ist.

Aber wie bringe ich diese unläugbaren Grundsätze in Übereinstimmung mit der Stimme meiner Vernunft und meines Herzens, die mir täglich sagen, es geschehen Dinge in der Welt, die nicht geschehen sollten? Brüder z. B. sollten nicht gegen Brüder, Hellenen nicht gegen Hellenen zu Felde ziehen, ihre Wohnsitze und Landgüter wechselsweise ausrauben und verwüsten, die eroberten Städte schwächerer Völker nicht dem Erdboden gleich machen, die Überwundnen nicht mit kaltem Blute morden, oder auf öffentlichem Markt als Sklaven verkaufen, u. s. w. Wer erkühnt sich zu läugnen, daſs dieſs alles nicht seyn sollte? Und gleichwohl ist es. — Leider! Aber wie könnt' es anders seyn?

Das Bedürfniſs unsre Gedanken an Worte zu heften, und die unvermeidliche Unschicklichkeit, mit diesen Worten allgemeine Begriffe bezeichnen zu müssen, deren Allgemeinheit ihren Grund nicht in der Natur der Dinge, sondern bloſs in unsrer verworrenen und unvollständigen Ansicht derselben, und in den Trugschlüssen hat, die wir aus diesen täuschenden Anschauungen ziehen, — diese

Quellen beynahe aller der Irrthümer, Halbwahrheiten und Miſsverständnisse, die so viel Unheil unter den Menschen anrichten — sind auch hier die Ursache eines Trugschlusses, an dessen Richtigkeit gleichwohl die Meisten so wenig zweifeln, daſs ich Gefahr laufe des Verbrechens der beleidigten Menschheit angeklagt zu werden, wenn ich mich erkühne ihn anzufechten. Indessen, der erste Wurf ist nun einmahl geschehen, und ich werde schon auf meine Gefahr fortspielen müssen.

Daſs der Tieger blutdürstig, der Affe hämisch, die Otter giftig ist, daſs der Wolf Lämmer stiehlt und der Iltiſs die Tauben erwürgt um ihre Eyer auszuschlürfen, wer wundert sich darüber? Es ist ihre Natur, sagt man, und wie lästig sie uns auch dadurch werden, fordert doch niemand, daſs sie anders seyn sollten als sie sind. Diejenigen, welche behaupten daſs die Menschen weiser und besser seyn sollten, als sie sind, nehmen als Thatsache an, „daſs sie dermahlen, im Ganzen genommen, eine thörichte und verkehrte Art von Thieren sind;“ Plato trägt sogar kein Bedenken zu behaupten, es gebe kein Volk in der Welt, dessen Verfassung, Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten nicht durch und durch verdorben wären. — „Aber es sollte und könnte anders seyn, sagt man.“ — Allerdings könnte und würde es anders seyn, wenn die Menschen vernünftige Wesen wären. — Wie? sind sie es etwa nicht? Wer kann daran zweifeln? — Ich! — Wenn sie es wären, so würden sie anders, nehmlich gerade das seyn, was vernünftige Wesen, ihrer Natur zu Folge, seyn sollen. Aber diese sehr ungleichartigen einzelnen Erdenbewohner, die ihr, weil sie auch zweybeinig und ohne Federn sind und den Kopf aufrecht tragen wie die eigentlichen Menschen, mit diesen zu vermengen und unter dem gemeinschaftlichen Nahmen Mensch zusammen zu werfen beliebt, sind nun einmahl gröſstentheils, (wie ihre ganze Weise zu seyn und zu handeln augenscheinlich darlegt) alles andre was ihr wollt, nur keine vernünftige Wesen. Das äuſserste, was ich, ohne mich an der Wahrheit zu versündigen, thun kann, ist, ihnen eine Art von vernunftähnlichem Instinkt zuzugestehen, mit etwas mehr Kunstfähigkeit, Bildsamkeit und Anlage zum Reden, als man an den übrigen Thieren wahrnimmt; Vorzüge, wodurch sie einer zwar langsamen, aber doch fortschreitenden Vervollkommnung fähig sind, deren Grenzen sich schwerlich bestimmen lassen. Dieſs giebt einige Hoffnung für die Zukunft. Binnen etlichen hundert Metonischen Zykeln mögen sie, nach zehntausendmahliger Wiederhohlung der nehmlichen Miſsgriffe und Albernheiten, durch die immer gleichen Folgen derselben endlich gewitziget, einige Schritte vorwärts gemacht haben, und wenn sie dereinst völlig zur Vernunft gereift sind, zuletzt so verständig und gut werden, als sie euerer Meinung nach bereits seyn sollten; was doch unter allen Bedingungen ihrer dermahligen Existenz und auf der Stufe von Kultur, worauf sie stehen, keine Möglichkeit ist. Ihr vergeſst nehmlich, daſs von Allem, was wir uns, unter einem abgezogenen unbestimmten Begriff, als möglich vorstellen, keines eher in die wirkliche Welt eintreten kann, bis die Ursachen und Bedingungen seiner Möglichkeit in derselben vollständig zusammen treffen. Ihr vergeſst, daſs das, was itzt ist, aus dem, was zuvor war, hervorgehen muſs, und daſs Jahrtausende nöthig waren, bis an jenen Tiegermenschen, Wolf- und Luchsmenschen, Pferde- Stier- und Eselmenschen, u. s. w. welche, als die wahren ursprünglichen Autochthonen, vor undenklichen Zeiten den noch rohen Erdboden inne hatten, das Menschliche so viel Übergewicht über die ungeschlachte Thierheit bekam, daſs es einem Hermes, Cekrops, Foroneus, Orfeus, den Kureten, Telchinen, Idäischen Daktylen und ihres gleichen möglich war, sie in eine Art von

„Wie traurig Sie sind, mein Freund! Sie fühlen
Den schönsten Abend nicht! Ich bitte, ermuntern Sie Sich!
Ich nahm die Guitarre mit mir, und itzt besinn' ich mich
Des Liedes, das Ihnen gefiel; ich will es Ihnen spielen."
Er nickte schweigend Ja; sie that's, sie spielt' und sang
Ein Lied, zu singen bey Sonnen-Untergang;

19.

Das süſseste aller Rondo's. In ihrer Stimme klang
Was Felsen schmelzen, Tieger rühren,
Die Seelen aus ihren Leibern führen
Und Todte beseelen könnte, wie Laurens Dichter sang. 2)
Lang' saſs der Ritter, im Zauber ihrer Lieder
Verloren, da, als säh' und hört' er nicht,
Den Kopf auf den Busen gesenkt. Auf einmahl scheint er sich wieder
Gefunden zu haben; er wirft sich vor ihr nieder,
Verbirgt in ihrem Schooſs sein thränenvolles Gesicht,
Und — ach Olinde! — ist alles was er spricht,

bürgerlicher Gesellschaft zu vereinigen, sie an einige Ordnung und Sittlichkeit zu gewöhnen, und in den ersten Anfangen der Künste, die das Leben menschlicher machen, zu unterrichten. Wer sich die Mühe nehmen mag, den unendlichen Hindernissen und Schwierigkeiten nachzudenken, welche die Vernunft noch itzt, da die sogenannten Menschen sich aus ihrer ursprünglichen Roheit und Verwilderung schon so lange herausgearbeitet haben, in ihren Wahnbegriffen und Leidenschaften, in ihrer Geistesträgheit, Sinnlichkeit und thierischen Selbstigkeit zu bekämpfen hat, der wird sich nicht wundern, daſs es mit ihrer Veredlung so langsam hergeht, und wird nicht schon von der harten und herben grünen Frucht die Weichheit und Süſsigkeit der zeitigen verlangen.

Nun wohl, höre ich sagen, wenn dieſs auch von der gröſsten Mehrheit der Menschen in Eine Masse zusammen geworfen gelten könnte, bleibt darum weniger wahr, daſs Dieser und Jener, oder vielmehr daſs jeder Einzelne Mensch besser seyn könnte, folglich seyn sollte, als er ist? — Mich dünkt hier ist viel auseinander zu setzen. Wenn ich z. B. meinen Sklaven Kappadox aus dem ganzen Zusammenhang seiner äuſsern Umstände und aus sich selbst gleichsam heraushebe, so scheint es allerdings, daſs er verständiger, besonnener, geschickter, fleiſsiger und bey Gelegenheit etwas nüchterner seyn könnte; denn es ist nicht zu läugnen, daſs ihm, wiewohl er eben kein bösartiger Menschensohn ist, doch ziemlich viel fehlt, um für ein Muster der Sokratischen Sofrosyne zu gelten. Unstreitig läſst sich also nicht nur ein besserer Mensch denken als er; ich glaube sogar zu begreifen, wie er selbst, unter andern Umständen, dieser bessere Mensch seyn könnte. Wenn ich aber überlege, daſs er ein geborner Kappadozier, unter ungebildeten Menschen aufgekommen, schlecht erzogen, schlecht genährt, und nie zu etwas besserm als knechtischer Arbeit angehalten worden ist, u. s. w. so finde ich mehr Ursache, mich wundern zu lassen, daſs er nicht schlechter als daſs er nicht besser ist, und ich fordere nicht mehr Weisheit und Tugend von ihm, als ihm unter allen Bedingungen seiner Existenz zuzumuthen ist. Sollte, was von meinem Kappadozier gilt, nicht aus gleichem Grunde von jedem gebildeten und ungebildeten Athener, Thebaner oder Korinthier gelten? — Aber (könntest du mir einwenden) kommen nicht Fälle vor, wo du deinen Sklaven zu einer Pflicht ermahnest, oder ihm eine Unart verweisest, oder ihn wohl gar körperlich züchtigen lässest? — Das letztere ist in meinem

Hause nicht üblich. Wenn einer meiner Sklaven sich auf einen wiederhohlten scharfen Verweis nicht bessert, wird er auf den Markt geführt und — nicht für gut — verkauft. — „Du nimmst also doch die Besserung als etwas mögliches an?“ — Warum nicht? Wenn ich ihm einen mehrmahls begangenen Fehler scharf verweise, so geschieht es nicht des begangenen wegen, denn der ist nun einmahl gemacht; aber da der Fall wieder kommen kann, warum sollt' es nicht möglich seyn, daſs mein Kappadox, indem er im Begriff ist dieselbe Sünde wieder zu begehen, sich meines Verweises und der angehängten Drohung erinnerte, und dadurch zurückgehalten würde? Wo nicht, so wirkt vielleicht eine derbe Züchtigung, die ihm sein künftiger Herr geben läſst; aber aus beiden Fällen geht weiter nichts hervor, als daſs ein Mensch, der einer gewissen Versuchung heute nicht zu widerstehen vermochte, es mit Hülfe eines stärkern Beweggrundes ein ander Mahl vielleicht vermögen wird. Belehrung, Warnung, Züchtigung, beziehen sich daher immer auf künftige Fälle, und sind, in so fern, als mögliche Verbesserungsmittel nicht zu versäumen. Denn die Möglichkeit durch gehörige Mittel unter den erforderlichen Umständen besser werden zu können, ist unläugbar eine Eigenschaft der menschlichen Natur, wiewohl daraus nicht folgt, daſs ebenderselbe, der in einer gewissen äuſsern Lage und innern Stimmung etwas zu thun oder zu unterlassen vermag, auch bey veränderten Umständen Kraft genug haben werde, dasselbe zu thun oder nicht zu thun. — „Du rechnest also nichts auf die Kraft eines fest entschloſsnen Willens?“ — Im Gegentheil, sehr viel. Aber ein Wille, der zu allen Zeiten jeder Versuchung, jeder Leidenschaft und jeder Gewohnheit siegreich zu widerstehen vermag, setzt eine groſse erhabene Natur voraus, und kann nicht das Antheil gewöhnlicher Menschen seyn. Von diesen zu fordern, was nach dem Zeugniſs der Erfahrung nur in sehr seltnen Fällen von den auſserordentlichsten Heroen der Menschheit geleistet worden ist, wäre unbillig und vergeblich. Wir bewundern alle Arten von Helden, aber niemand ist schuldig ein Held zu seyn, und hört er auf es zu seyn, wenn ers einst war, was können wir dazu sagen, als daſs ihn seine Kraft verlassen habe? Er ist in die Klasse der gemeinen Menschen zurück gesunken, und verdient deſswegen keine Verachtung, wiewohl er, als er ein Held war, Bewundrung verdiente. — Du wirst mir einwenden, die Rede sey nicht von moralischen Heldenthaten, sondern von dem, wozu jeder Mensch verbunden ist, von der Pflicht gerecht und gut zu seyn; und ich — werde wiederholen müssen was ich schon gesagt habe: die Vernunft fordert beides, aber nur von vernünftigen Wesen. Der bürgerliche Gesetzgeber scheint zwar diese Forderung ohne Unterschied an alle Glieder des Staats zu machen; aber im Grunde rechnet er wenig auf ihre Vernunft; er verlangt nur Gehorsam. Unbekümmert aus welcher Quelle dieser Gehorsam fliefse, glaubt er genug gethan zu haben, indem er seine Untergebnen durch Strafen von Übertretung der Gesetze abschreckt. Indessen zeigt der allgemeine Augenschein, wie wenig diefs hinreicht, und Plato hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, dafs die Bürger eines Staats von Kindheit an durch zweckmäfsige Veranstaltungen zur Tugend erzogen, d. i. mechanisch an ihre Ausübung gewöhnt werden müssen, und dafs alle andern Mittel, wodurch man dem Gesetze Kraft zu geben vermeint, unzulänglich oder unvermögend sind. So lange diesem Mangel nicht abgeholfen ist, sind Strafgesetze zwar ein nothwendiges Übel, aber immer ein Übel, worüber der Weise den Kopf schüttelt und der Freund der Menschheit trauert.

Aber wir haben es, bey Beantwortung der Fragen über seyn und sollen, nicht mit Bürgern, sondern mit Menschen zu thun, nicht mit einer dialektischen, geschweige Platonischen Idee der Menschheit, sondern mit den sämmtlichen einzelnen Wesen, welche unter dem allgemeinen Nahmen Mensch begriffen werden. Von diesen zu fordern, sie sollten anders seyn als sie sind, — wäre die Vernunft nur dann berechtigt, wenn sie unbillige Forderungen thun könnte. Aber die Vernunft will nichts als daſs sie anders werden sollen, und auch dieſs erwartet sie nur von solchen innern und äuſsern Veranstaltungen, wodurch die Verbesserung möglich wird: denn sie verlangt nicht (mit dem Sprüchwort zu reden) daſs das Böckchen im Hofe herumspringe bevor die Ziege geworfen hat.

Ich hätte noch mancherley zu bemerken, wenn ich ins Besondere gehen, und diese reichhaltige Ader erschöpfen wollte. Ich glaube aber meine Gedanken hinlänglich dargelegt zu haben, um dir klar zu machen, daſs ich durch meine Art die Dinge zu sehen hauptsächlich den schiefen und unbilligen Urtheilen (wenigstens bey mir selbst) zuvorkommen möchte, die man täglich über Personen, Sachen und Handlungen von Leuten aussprechen hört, denen nichts recht ist wie es ist, wiewohl der Fehler bloſs daran liegt, dafs sie selbst nicht sind, wie sie seyn müfsten, um über irgend etwas ein unbefangenes Urtheil fällen zu können.

13.

Lysanias von Athen an Droso, seine Mutter.

Wenn ein Jüngling, der so glücklich ist ein Athener und dein Sohn zu seyn, an irgend einem Ort in der Welt in Gefahr kommen könnte, zu erfahren was den Gefährten des edeln Laertiaden bey den Lotofagen begegnete,

> Lotos pflückend zu bleiben und abzusagen
> der Heimat,

so müfst' es, denke ich, zu Cyrene im Hause unsers edeln Gastfreundes Aristippus seyn, wo ich bereits vom dritten Frühling überrascht werde, ohne recht zu wissen, wie mir so viele Zeit zwischen den Fingern, so zu sagen, durchgeschlüpft ist. Nicht als ob ich mir selbst so Unrecht thun wollte, liebe Mutter, die Besorgnifs bey dir zu erregen, dafs ich sie übel angewandt hätte; was freylich bey den Menschen, mit welchen ich lebe, nicht wohl möglich gewesen wäre: aber gewiſs ist, ich befand mich von allen Seiten so wohl, hatte so viel zu sehen, zu hören, zu lernen, zu üben, zu schicken und zu schaffen, und das alles unter dem mannigfaltigen Genuſs immer abwechselnder Vergnügungen, daſs ich mich auch nicht eines einzigen Tages besinnen kann, der mir nicht kurz gedäucht hätte.

Cyrene ist in der That eine Stadt, die selbst ein geborner Athener schön finden muſs; nicht ganz so groſs noch so volkreich als Athen, aber doch beides genug, um nach Karchedon die ansehnlichste Stadt an den Küsten Libyens zu seyn. Ihre Lage ist sehr anmuthig, noch mehr durch den Fleiſs und Geschmack der Einwohner als von Natur; denn die Stadt scheint in einem einzigen unübersehbaren, trefflich angebauten Garten zu liegen. Nichts übertrifft die Fruchtbarkeit des Bodens; alle Arten von Früchten gelangen hier zu einem Grad von Vollkommenheit, wovon man in unserm rauhern Attika keinen Begriff hat.

Die Bürger von Cyrene sind überhaupt ein guter Schlag Menschen; eben nicht so fein geschliffen und abgeglättet als unsre Athener, aber auch nicht so hart, um so vieler Politur nöthig zu haben. Gutmüthigkeit, Gefälligkeit und Frohsinn sind ziemlich allgemeine Züge im Karakter dieses Volks; sie lieben (wie alle Menschen) das Vergnügen, aber mit einer eigenen, in ihrer Sinnesart liegenden Mäſsigung; sie wollen lieber weniger auf einmahl genieſsen, um desto länger genieſsen zu können; und dieſs ist vermuthlich die Ursache, warum ich hier so viele Greise gesehen habe, die mir das Bild des weisen Anakreons, so wie er sich selbst in seinen kleinen Liedern darstellt, vor die Augen brachten.

Aristipp und Kleonidas haben unvermerkt auf den Geist und Geschmack ihrer Mitbürger eine Wirkung gemacht, deren Einfluſs auf das gesellige Leben, die öffentlichen Vergnügungen und vielleicht selbst auf die bisherige Ruhe dieses kleinen Staats nicht zu verkennen ist. Auch genieſsen beide die allgemeine Achtung ihrer Mitbürger so sehr, daſs selbst auf mich eine Art von Glanz davon zurück fällt, und mir als ihrem Freund und Hausgenossen überall mit Auszeichnung begegnet wird. Ich hoffe mich keiner allzugroſsen Selbstschmeicheley bey dir verdächtig zu machen, wenn ich hinzusetze, daſs die Grazien (denen ich, nach Platons Rath, fleiſsig opfre) auch den Cyrenerinnen günstige Gesinnungen für mich eingeflöſst zu haben scheinen. Man sieht zwar hier, wie zu Athen, die Frauen und Jungfrauen der höhern Klassen nur bey öffentlichen religiösen Feyerlichkeiten in groſser Anzahl beysammen; aber so bald jemand in einem guten Hause auf dem Fuſs eines Freundes steht, erhält er dadurch auch die Vorrechte eines Anverwandten, und wird, in so fern sein Betragen die von ihm gefaſste günstige Meinung rechtfertigt, von dem weiblichen Theil der Familie eben so frey und vertraut behandelt als ob er selbst zu ihr gehörte.

Du zweifelst wohl nicht, liebe Mutter, daſs ich mir diese Cyrenische Sitte in dem Hause, worin ich das Glück habe zu leben, aufs beste zu Nutze zu machen suche, und ich hoffe du wirst dereinst finden, daſs mir der freye Zutritt, den ich bey Kleonen und Musarion habe, für die Ausbildung meines Geistes und mein Wachsthum in der Kalokagathie, in welcher ich erzogen bin, wenigstens eben so vortheilhaft gewesen ist, als der tägliche Umgang mit den vortrefflichen Männern, an welche mich mein Vater empfohlen hat. Unläugbar sind diese beiden Frauen unter den liebenswürdigsten, deren Cyrene sich rühmen kann, eben so ausgezeichnet als es ihre Männer unter ihren Mitbürgern

20.

Und was er sprechen kann. Mit zitternden Händen strebet
Das gute Mädchen, sich ihm, so sanft sie kann, zu entziehn:
Allein er ruft: Olinde, was dieses Herz belebet
Ist deiner so würdig, und Du verkennst mich? willst mich fliehn?
O wär' es möglich, könnt' Olinde für mich empfinden
Was ich für sie! — Hier schwieg er, und drückt' auf ihre Hand
So zärtlich den glühenden Mund, daſs wirklich der guten Olinden
Das Herz entschlüpfte, und daſs sie die Kraft nicht in sich fand,
Zu allen seinen übrigen Plagen
Ihm eine Kleinigkeit, wie ihre Hand, zu versagen.

21.

Doch sprach sie endlich, wiewohl im Anfang ihr
Die Stimme versagte: „Mein Prinz, Sie glauben nicht mit mir
Zu reden; wie thöricht wär's, wenn ich es glauben könnte!
Das Lied hat Ihnen vermuthlich, mein Freund,

sind; und ich gestehe dir offenherzig, es ist ein Glück für mich, daſs ich beide zu gleicher Zeit kennen gelernt habe, und, da sie beynahe unzertrennlich sind, beide immer beysammen sehe. Ohne diesen Umstand würde es mir, glaube ich, kaum möglich gewesen seyn, ungeachtet sie die Blüthenzeit des Lebens bereits überschritten haben, von der Leidenschaft nicht überwältiget zu werden, welche mir jede von ihnen, hätte ich sie allein gekannt, unfehlbar (wiewohl gewiſs wider ihren Willen) angezaubert hätte. Du wirst über mich lächeln, gute Mutter; aber, wie wunderlich es auch klingen mag, ich schwöre dir bey allen Göttern, ich könnte sie nicht reiner und heiliger lieben, wenn sie meine leiblichen Schwestern wären; und doch fühle ich zuweilen, daſs ich in Kleonen, wenn keine Musarion, und in Musarion, wenn keine Kleone wäre, bis zum Wahnsinn verliebt werden könnte. Bloſs dadurch, daſs beide zugleich so stark auf mich wirken, erhalten sie mein Gemüth in einer Art von leiser Schwebung zwischen ihnen, die ich beynahe Gleichgewicht nennen möchte. Kurz, weil ich beide liebe, so — liebst du keine, wirst du sagen; und im Grunde glaube ich selbst, daſs für diese seltsame Art von Liebe ein eigenes Wort, das unsrer Sprache fehlt, erfunden werden müſste. Was mich auf alle

Fälle beruhigt, ist, daſs ich Aristipp und Kleonidas zu meinen Vertrauten gemacht habe. Diesem sage ich alles was ich für seine Schwester, jenem alles was ich für Musarion empfinde. Beide sind mit mir zufrieden; sie selbst sowohl als ihre Frauen gehen mit mir wie mit einem jüngern Bruder um, so unbefangen, so traulich und herzlich, daſs sie mich unvermerkt gewöhnt haben, mich dafür zu halten. Darf ich dir alles gestehen, meine Mutter? — und warum sollt' ich nicht, da ich nichts zu bekennen habe, worüber ich erröthen müſste? Jede der beiden Frauen hat eine Tochter, die ich, wenn sie auch an sich selbst weniger reitzend wären, um der Mutter willen lieben würde. Aber hier bedarf es keines solchen Beweggrundes; die Töchter sind in einem so hohen Grade liebenswürdig, daſs sogar ihre Mütter (wenigstens in meinen Augen) durch sie verschönert werden. Melissa, Musarions Tochter, soll an Gestalt und Gesichtsbildung der berühmten Lais ähnlich seyn; und wirklich besitzt Kleone ein Bild der letztern, worin alle, die es zum ersten Mahle sehen, Melissen zu erkennen glauben. Ich selbst wurde beym ersten Anblick getäuscht; aber als ich das Bild genauer mit ihr verglich, sah ich, daſs Melissa — vielleicht nicht ganz so schön ist, aber etwas noch sanfter anziehendes und, wenn ich so sagen kann, dem Herzen sich einschmeichelndes hat, welches sie ihrer Mutter ähnlicher machen würde, wenn es nicht mit den Zügen der schönen Lais so zart verschmolzen wäre. Diese wunderbare Vermischung, wodurch sie, je nachdem man sie von einer Seite ansieht, bald Musarion, bald Lais scheint, giebt ihr etwas so eigenes, daſs ihr jede Vergleichung Unrecht thut; einen Zauber, der mich unwiderstehlich an sie fesseln würde, wenn nicht Kleonens leibhaftes Ebenbild, ihre einzige Tochter (einen holden dreyjährigen Knaben hat ihr Aurora entführt) die liebliche Arete, neben ihr stände, und durch die zierlichste Nymfengestalt, und die Vereinigung aller Grazien der holdesten Weiblichkeit mit dem stillen Ausdruck eines edeln Selbstgefühls mich etwas empfinden lieſse, wofür ich keinen Nahmen habe; eine Art von Anmuthung, die nichts leidenschaftliches, aber etwas unbeschreiblich inniges hat, und die Gewalt der magischen Reitze ihrer schwesterlichen Gespielin so lieblich dämpft — daſs ich (wiewohl ohne mein Verdienst) bis jetzt noch immer Herr von mir selbst geblieben bin, und zwischen Arete und Melissa ungefähr eben so in der Mitte schwebe, wie zwischen Kleone und Musarion.

Ich bin es zu sehr gewohnt, nichts geheimes vor einer so gütigen und nachsichtvollen

Mutter zu haben, als daſs ich meine Bekenntnisse nicht vollständig machen sollte. Da ich die Freundschaft kannte, die schon so lange zwischen meinem Vater und Aristipp, so wie zwischen dir und Musarion besteht, so muſste der Gedanke an die Möglichkeit einer engern Verbindung unsrer Familien um so natürlicher in mir entstehen, da ich in den äuſsern Umständen kein erhebliches Hinderniſs sehen konnte. Es zeigte sich aber bald nach meinem Eintritt in das Aristippische Haus, daſs Melissa, welche bereits das dreyzehnte Jahr zurück gelegt hat, meinem neuen Freund Kratippus, Aristipps Bruderssohne, und die holdselige Arete, welche vier Jahre weniger als ihre Base hat, von der Wiege an einem Sohne des Kleonidas zugedacht ist. Ein Glück für mich, daſs mir dieses Verhältniſs, welches für die beiden Kinder selbst noch ein Geheimniſs ist, bey Zeiten entdeckt wurde. Indessen hätte ich die Tochter Kleonens jedem andern streitig gemacht, als einem Sohn von Musarion und Kleonidas. Überdieſs zeigten mir beide Mütter so viele Freude an dem Gelingen ihres Plans und an der täglich sichtbarer werdenden Sympathie ihrer Kinder, daſs ich eher einen Tempel zu berauben oder mein Vaterland zu verrathen, als das häusliche Glück dieser schönen Seelen zu stören vermöchte. Glaube nicht, ich dünke mir dieser Selbstbezähmung wegen ein groſser Tugendheld; dazu kommt sie mich in der That zu leicht an. Eine Familie wie diese, worin Männer, Frauen und Kinder, jedes in seiner Art so äuſserst liebenswürdig, alle wie von einer einzigen gemeinschäftlichen Seele belebt, so zufrieden, so einmüthig, so glücklich in sich selbst und eines in dem andern sind, werde ich in meinem Leben schwerlich wieder finden. Mir ist ich lebe in einer kleinen idealischen Republik, worin ich durch den bloſsen Geist der Liebe diese reine Zusammenstimmung realisiert sehe, welche Plato in der Seinigen vergebens durch die mühsamsten Anstalten und die unnatürlichsten Gesetze zu erzwingen hofft. Der müſste ein Ungeheuer seyn, der, in der Mitte so edler und guter Menschen lebend, und so freundlich von ihnen in ihren Kreis aufgenommen, die Harmonie, die das Glück ihres Lebens macht, durch irgend einen vorsetzlichen Miſsklang zu unterbrechen fähig wäre!

Ich kann es mir nicht versagen, liebe Mutter, noch einmahl zu Kleonen zurück zu kommen; dieser Einzigen, in welcher Alles was ich für eine Schwester und Freundin, für die Gattin des würdigsten Mannes, und selbst für eine Mutter fühlen kann, mit dem, was eine noch junge Frau, die von Afroditen mit jedem Reitz und von den Musen mit ihren schönsten Gaben ausgestattet wurde, einem empfänglichen, aber nicht unbescheidenen Jüngling einzuflöſsen vermag, in einer mir selbst beynahe wunderbaren Mischung zusammen flieſst. Zu dem Allem kommt noch zuweilen eine Art von heiligem, ich möchte sagen religiösem Gefühl, wie ich glaube daſs mir zu Muthe wäre, wenn ein überirdisches Wesen in aller Glorie, die ein irdisches Aug' ertragen kann, aber mit dem Ausdruck von Huld und Wohlwollen, plötzlich vor mir stände. Wie oft ist mir in solchen Augenblicken eingefallen, was Plato in einem seiner Dialogen von der unaussprechlichen Liebe sagt, welche die Tugend in uns entzünden würde, wenn sie uns in ihrer eigenen Gestalt sichtbar werden könnte!

Einer der schönsten und seltensten Züge im Karakter dieses vortrefflichen Weibes ist die Vereinigung einer immer gleichen Heiterkeit, welche nah an Frohsinn, selten an Fröhlichkeit grenzt, mit einem sanften Ernst, der über dem reinen Himmel ihrer Augen wie ein durchsichtiges Silberwölkchen schwebt. Seit einiger Zeit scheint dieser Ernst zuweilen (doch nur wenn sie unbemerkt zu seyn glaubt) in ein stilles Brüten über düstern Gedanken übergegangen zu seyn; auch haben

Musarion und ich einander die Wahrnehmung mitgetheilt, daſs sie, wiewohl in kaum merklichen Graden, blässer und magerer wird, von den zahlreichen rauschenden Gesellschaften (die in diesem gastfreyen Hause nicht selten sind) mehr als sonst ermüdet scheint, und überhaupt, wo sie kein Aufsehen zu erregen befürchtet, sich gern ins Einsame zurück zieht. Musarion glaubt in diesen und andern kleinen Umständen Zeichen einer langsam abnehmenden Gesundheit wahrzunehmen, und verdoppelt daher ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt für die geliebte Schwester, ohne jedoch weder Aristipp noch Kleonidas in Unruhe zu setzen, welche, von Kleonens gewohnter Heiterkeit und Munterkeit getäuscht, von allem dem nichts gewahr werden, worüber wir selbst uns vielleicht aus allzusorglicher Liebe täuschen. Denn manches kann vorübergehende Ursachen haben; und besonders scheint ihre Liebe zur Einsamkeit eine natürliche Folge davon zu seyn, daſs sie sich aus der Bildung der jungen Arete das angelegenste ihrer Geschäfte macht; denn selten oder nie findet man sie ohne ihre Tochter allein.

Dieser Tage machte mich ein Zufall zum unbemerkten Zeugen einer Scene, die ein unauslöschliches Bild in meiner Seele zurück gelassen hat. Es traf sich daſs Aristipp mit einem merkwürdigen Fremden, der sich seit kurzem hier aufhält, einen kleinen Abstecher ins Land machte. Da jedes im Hause seinen Geschäften oder Erhohlungen nachging, lockte mich die Schönheit des Abends bey halb vollem Mondschein in eine abgelegnere Gegend der Gärten, die das Landhaus, wo wir uns aufhalten, umkränzt. Unvermerkt führte mich ein schmaler Pfad in die Nähe eines kleinen von Cypressen und duftreichen Gebüschen eingeschloſsnen, mit Moos bewachsnen Platzes, den die älterliche Liebe dem Andenken ihres in der Kindheit verstorbenen einzigen Sohnes widmete. Selbst ungesehn erblicke ich hier Kleonen, an den Aschenkrug des kleinen Klearists zurück gelehnt, auf einer Stufe des marmornen Denkmahls sitzen, den Kopf auf den linken Arm gestützt, die Augen mit sanft traurigem Lächeln auf den Mond, der so eben über den Cypressen aufging, wie auf die Scene einer himmlischen Erscheinung geheftet. Ihr bis zu den Füſsen herabgefloſsnes weiſses Gewand, die Blässe ihres schönen Gesichts, und die kalte Marmorweiſse des Arms, worauf sie sich stützte, das Unvermuthete des Anblicks, und die schauerliche Stille des Orts, Alles vereinigte sich meine Besonnenheit zu überraschen. Ich glaubte Kleonens Schatten zu sehen und schauderte zusammen; aber zu allem Glück blieb mir der unfreywillige Ausruf, der mir entfahren wollte, in der Kehle stecken. Einen Augenblick darauf hört' ich ein Rascheln durchs Gebüsch, und die kleine Arete an der Hand ihres vermeinten Bruders Kallias kam von der andern Seite, mit lautem Rufen, da ist sie! da ist sie! auf die geliebte Mutter zugeflogen, welche sie schon lange im ganzen Garten gesucht hatten. Es war ein entzückender Anblick für mich, wie sie die holden Kinder, jedes mit Einem Arm umschlingend, an ihren Busen drückte, und wie schnell das süſse Muttergefühl für die Lebenden die kurz zuvor so bleichen Lilienwangen mit warmen Blut aus dem überwallenden Herzen durchströmte. Eine heilige Ehrfurcht hielt mich in den Boden gewurzelt und band meine Zunge. Kleone stand ohne mich entdeckt zu haben auf, nahm die fröhlich hüpfenden Kinder an beide Hände, und verschwand in wenig Augenblicken.

Ich werde zwar frey zu dir zurück kehren, liebe Mutter; aber du wirst Mühe haben in Athen eine Jungfrau zu finden, die mich meiner lieben, wiewohl leider! nicht für mich gebornen, Cyrenerinnen vergessen machen könnte.

14.

Aristipp an Learchus von Korinth.

Der Syrakusier, der sich seit einiger Zeit bey uns aufhält, edler Learch, ist wirklich der nehmliche identische Filistus, von welchem Kundschaft einzuziehen du von einem Freund in Syrakus ersucht worden bist. Er macht kein Geheimniſs daraus; zumahl da er nicht unterlassen hatte dem Dionysius schriftlich anzuzeigen, daſs er seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Rhodus und Kreta, und von da vielleicht nach Cyrene unternehmen würde. Daſs er die Einwilligung des alten Fürsten nicht abgewartet oder vielmehr gar nicht um sie angesucht, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen: denn der Ort, wo er während seiner Verweisung aus Sicilien leben wolle, war in sein Belieben gestellt; und so gut als er von Thurium, wo er sich Anfangs einige Jahre aufhielt, eigenmächtig nach Adria ziehen konnte, stand es ihm frey, von Adria nach Rhodus, Cyrene oder Gades zu gehen, wenn er Lust dazu hatte. Er hat sich selbst dadurch um einige Tausend Stadien weiter von Syrakus verbannt, aber doch nicht weit

In einem begeisternden Momente
Das Bildniſs einer Geliebten, die Ihre Entfernung beweint,
Die Quelle des bängsten und doch so gern genährten Schmerzens,
Vor Ihre Stirne gebracht; Sie glauben sie wirklich zu sehn;
Die Dämm'rung begünstigt den süſsen Irrthum des Herzens —
Wie plötzlich würd' er nicht durch Einen Blick vergehn!"

22.

O! rief er, daſs dieſs Herz ganz offen vor dir läge!
Hör' und erkenne der Wahrheit reinstes Gepräge
In meinem Geständniſs, Olinde, höre mich an.
Ich glaubte schon oft zu lieben, doch war's nur Traum und Wahn;
Betrug der Fantasie, der Sinne war's! — Olinde,
Erst seit ich Dich, und alles in Dir vereiniget finde,
Was Seelen fesseln kann, erfahr' ich, wie übel ich mich
Vorher geirrt. Ich kannte die seligen Triebe
Der wahren Liebe nie! Dich lieb' ich, Beste, Dich,
Zum ersten Mahl, und o! mit welcher Liebe!

steht, und unläugbar einer der vorzüglichsten und gebildetsten unsrer Zeitgenossen ist, so wirst du dich eben so wenig wundern, daſs er hier allgemeinen Beyfall findet, als daſs sich nach und nach eine Art von Freundschaft zwischen ihm und mir entsponnen hat, so vertraut als sie zwischen dem planlosen Weltbürger Aristipp und einem ehrgeitzigen Syrakusischen Eupatriden möglich ist, der (wie es scheint) nie vergessen wird, daſs seine Geburt, sein Vermögen, die wesentlichen Dienste, die er dem Dionysius geleistet und seine Verbindung mit einer Bruderstochter desselben, ihn zu Erwartungen berechtigten, die mit seiner schon so lange daurenden Verbannung in einem sehr unangenehmen Miſsverhältniſs stehen. Bey allem dem hat er sich selbst so sehr in seiner Gewalt, daſs diese unfreywillige Auswanderung das Werk seiner eigenen Wahl zu seyn scheint; und allenthalben, wo die Rede von dem Zustand seines Vaterlandes und der Regierung des Dionysius ist, spricht er darüber so unbefangen mit, daſs Niemand, der von seinen Verhältnissen nicht genau unterrichtet ist, weder in seinem Ton, noch in seiner Miene das geringste, was einen Miſsvergnügten verriethe, gewahr werden kann. Daſs er sich gegen mich, wenn wir ohne Zeugen von diesen Dingen sprechen, für jenen Zwang ein wenig entschädigt, ist natürlich; indessen kann ich dich versichern, er müſste entweder der verdeckteste und undurchdringlichste aller Menschen seyn, (was von einem so feuervollen Sicilier kaum zu glauben steht) oder er ist fest entschlossen, da alle bisherige Versuche, den nichts verzeihenden Herren zu seiner Zurückberufung zu bewegen, fruchtlos abgelaufen sind, sich nun vollkommen leidend zu verhalten, und den Zeitpunkt ruhig abzuwarten, der seinem Schicksal vermuthlich eine andere Wendung geben wird.

Filist ist ein so angenehmer Gesellschafter, daſs es nur von ihm abhinge, zu Cyrene ein so müſsiges und üppiges Leben zu führen als euere ausgemachtesten Sardanapale zu Korinth und Syrakus. Er hat aber in seiner Jugend schneller gelebt als rathsam ist, und scheint nun mit seinem Rest etwas behutsamer haushalten zu wollen. Er theilt sich nur gerade so viel mit, als nöthig ist sich bey meinen gastfreundlichen Mitbürgern von der ersten Klasse in Kredit zu erhalten, und hat die Übereinkunft mit ihnen getroffen, sich monatlich nicht mehr als sechsmahl einladen zu lassen; so daſs er, wenn jeder Einmahl an die Reihe kommt, gerade ein volles Jahr braucht, um bey allen herumzuzechen. Seine meiste Zeit bringt er in meiner Akademie zu, wo ich ein eigenes Kabinet für ihn habe zubereiten lassen, um in der Nähe der Bibliothek ungestört an der Fortsetzung seiner Geschichte von Sicilien arbeiten zu können, die seit zwanzig Jahren seine Lieblingsbeschäftigung ist, wiewohl wir sie mehr seiner Verbannung aus dem schönsten Lande der Welt, als seiner Liebe zur historischen Muse zu danken haben mögen. Vermuthlich kennst du die neun Bücher dieses Werkes, welche bereits in den Händen der Bibliopolen sind, und wovon die beiden letzten die Geschichte der Regierung des Dionysius von der drey und neunzigsten bis zur hundertsten Olympiade enthalten. Man findet, wie ich höre, zu Athen lächerlich, daſs Filistus, ohne den Geist, den Scharfblick und die Stärke des Thucydides zu besitzen, sich vermesse, seinen Stil, seine scharfen Umrisse, seine Trockenheit und nervige Kürze, und, wo es ihm damit nicht recht gelingen wolle, wenigstens seine Dunkelheit nachzuäffen. In der Akademie aber soll ihm hauptsächlich zum Verbrechen gemacht werden, daſs er, wenigstens in den Büchern die den Dionysius betreffen, die Heiligkeit der Geschichte durch eine vorsetzlich verfälschte Darstellung der Begebenheiten verletzt und allen parasitischen Kunstgriffen aufgeboten habe, den Lastern des Tyrannen die Farbe der Tugend anzustreichen, seinen schlechtesten und grausamsten Handlungen edle Beweggründe und Absichten unterzulegen, und, kurz, den hassenswürdigsten Unterdrücker seines Vaterlandes der Nachwelt (wenn anders sein Buch so lange leben könnte) für das Modell eines vortrefflichen Fürsten aufzuschwatzen. Meiner Meinung nach geschieht Filisten durch die ersten Vorwürfe weniger Unrecht als durch die letztern. Wenn ich nicht irre, so hat er in den sieben ersten Büchern, worin er das Denkwürdigste der Geschichte Siciliens von der fabelhaften und heroischen Zeit an bis auf die Regierung Gelons und die Wiederherstellung der Oligarchie zusammen faſst, mehr den Herodot, in der Erzählung der Begebenheiten und Thaten des Dionysius hingegen mehr den Thucydides zum Muster genommen; da er aber keinen von beiden zu erreichen vermochte, hätte er allerdings besser für seinen Ruhm gesorgt, wenn er alles, was ihm das auffallende Ansehen eines Nachahmers giebt, vermieden, und falls er nicht Kunst genug besaſs, Herodots naive und angenehm unterhaltende Darstellungsgabe mit dem tiefblickenden Verstand und der scharfen Urtheilskraft des Thucydides auf eine ungezwungene, ihm eigenthümlich scheinende Art zu vermählen, sich lieber begnügt hätte, uns seine Geschichten mit Ordnung, Klarheit und möglichster Anspruchlosigkeit zu erzählen. Aber um dieſs zu können, ja, um es nur zu wollen, hätte Filist — der auch als Geschichtschreiber glänzen und mit den Ersten in diesem Fache wetteifern wollte — nicht Filist seyn müssen. Wir wollen ihm dieſs nicht zumuthen: aber dafür mag er auch für alles büſsen, was er als Filist sündiget. Leichter und (meiner Überzeugung nach) mit besserm Grunde wird er von dir und mir von dem, was in den Beschuldigungen der Platoniker das Verhaſsteste ist, losgesprochen werden; denn, so viel ich weiſs, sind wir beide über das, was an dem alten Dionysius zu loben und zu tadeln ist, ziemlich einverstanden. Der Tyrann (wie er sich nun einmahl schelten lassen muſs, da seine Feinde die öffentliche Meinung auf ihre Seite zu bringen gewuſst haben) hat vor vielen Jahren das ungeheure Verbrechen begangen, sich über den göttlichen Plato, der ihn auf eine etwas linkische Art zu seiner Filosofie bekehren wollte, in seiner mitunter ziemlich sarkastischen Manier lustig zu machen, und, da sein sauertöpfischer Verehrer Dion durch eine übelverstandene Zudringlichkeit aus Übel Ärger machte, den Filosofen allerdings unsanfter als recht war nach Hause zu schicken. Das konnte freylich nie verziehen noch vergessen werden! Einer solchen Unthat war nur ein Abschaum der unmenschlichsten Laster fähig! Die Feinde des Tyrannen konnten ihm nun nachsagen was sie wollten, das Ärgste schien immer das Glaublichste. Mit Einem Worte, Dionysius wurde in der Akademie zu Athen zum Ideal eines Tyrannen erhoben, und es ist kein Zweifel, daſs Plato, indem er im neunten Buch seiner Republik den vollständigen Tyrannen mit den häſslichsten Zügen und Farben eines moralischen Ungeheuers darstellt, ein getreues Bild des Dionysius aufgestellt zu haben glaubt. Wir beide, und viele andre, die, wie wir, weder Böses noch Gutes von diesem Fürsten empfangen haben, wissen indessen sehr gut, wie übertrieben und unbillig der schlimme Ruf ist, den ihm seine Sicilischen Feinde und die allzuheiſsen Anhänger des göttlichen Plato unter den übrigen Griechen gemacht haben, und um so leichter machen konnten, da der groſse Haufe schon voraus geneigt ist, von jedem, der sich der Alleinherrschaft über einen oligarchischen oder demokratischen Staat zu bemächtigen weiſs, das schlimmste zu denken und zu glauben. Dionysius kämpfte lange gegen dieses allgemeine, und (in so fern ein Vorurtheil gerecht genannt werden kann) nicht ganz ungerechte Vorurtheil. Da aber weder die Befreyung Siciliens von dem Joch und den Verheerungen der Karchedonier, noch der Wohlstand, worin sich diese Insel unter seiner Oberherrschaft befindet, und sein Bestreben jede wesentliche Pflicht eines klugen und thätigen Regenten zu erfüllen, vermögend war, den Mangel eines unbestrittnen Rechtes an die eigenmächtig aufgesetzte Krone in den Augen der Menge zu rechtfertigen; da ihm alle seine Verdienste, alle seine Bemühungen, das Vertrauen und die Liebe der Syrakusier zu gewinnen, nichts halfen, und eine Strenge, die nicht in seinem natürlichen Karakter ist, endlich das einzige Mittel war, ihm vor den unermüdeten Anfechtungen seiner heimlichen und erklärten Feinde Ruhe zu verschaffen, kurz da man ihn wider seinen Willen nöthigte, seinen bösen Ruf gewissermaſsen zu rechtfertigen, und er gern oder ungern den Tyrannen spielen muſste, weil man ihm nicht erlauben wollte ein guter Völkerhirt zu seyn: ist der Geschichtschreiber, der seinen Talenten und Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren läſst, nicht vielmehr Lobes als Tadels werth? Und wenn er auch das volle Licht nur auf die schöne Seite seines Helden fallen läſst, wenn er dem Zweydeutigen die vortheilhafteste Wendung giebt, und, wie ein geschickter Bildniſsmahler, alles was sein Bild nur verunzieren würde, entweder ganz verbirgt, oder wenigstens nach den Regeln seiner Kunst mit schwächern oder stärkern Schatten bedeckt: kann man dem Bildniſs darum alle Ähnlichkeit absprechen? und hat der Geschichtschreiber darum allen Glauben verwirkt, weil er uns von einem der merkwürdigsten Männer unsrer Zeit, von welchem seine Feinde lauter grausenhafte und mit der schwärzesten Galle übersudelte Zerrbilder in der Welt verbreitet haben, bloſs die glänzende Seite zeigt? Eine vollkommen unparteyische, weder verschönerte noch absichtlich oder leidenschaftlich verfälschte Geschichte dieses Mannes dürfen wir von keinem Zeitgenossen erwarten: aber die Nachwelt wird das Wahre (wenn es ihr anders darum zu thun ist) desto gewisser zwischen dem, der zu viel Gutes, und denen, die zu viel Böses von ihm gesagt, in der Mitte finden können.

Da Filist mir von Zeit zu Zeit ein Stück der Fortsetzung, an welcher er arbeitet, vorliest, so fehlte es nicht an Gelegenheit, aus seinem eigenen Munde zu hören, was er zu seiner Rechtfertigung gegen die ihm sehr wohl bekannten Vorwürfe, die man seiner Geschichte macht, vorzubringen hat.

„Glaubst du (sagte er mir einsmahls) an eine ganz unparteyische und durchaus wahre Geschichte von Begebenheiten, deren Augenzeugen wir gewesen sind und an denen wir selbst unmittelbaren Antheil genommen haben? Ich nicht. Gesetzt auch, was doch selten der Fall ist, der Erzähler habe von Verschweigung oder Verfälschung der Wahrheit weder Vortheil zu hoffen noch Schaden zu befürchten, und sey fest entschlossen alle Wahrheit und nichts als Wahrheit zu schreiben; gesetzt (was wenigstens eben so selten ist) er habe alles, was er erzählt, selbst gesehen oder selbst gethan und gelitten, oder doch von vollkommen glaubwürdigen Personen (dergleichen es vielleicht noch nie gegeben hat) selbst aufs genaueste erkundiget; gesetzt endlich er sey (was ich geradezu für unmöglich erkläre) in dem, was er von sich selbst zu berichten hat, von allem Einfluſs der Eigenliebe und Eitelkeit so frey und rein wie ein noch ungebornes Kind — Alle diese unerläſslichen und doch kaum irgend einem Sterblichen zugeständlichen Voraussetzungen als richtig angenommen, stehen uns doch noch zwey schlechterdings nicht wegzuräumende Hindernisse im Wege, um derentwillen es ewig unmöglich bleiben wird, eine ganz wahre, ganz zuverlässige Geschichte einer Reihe von Begebenheiten und Handlungen, die wir selbst gesehen haben, zu schreiben. Das erste dieser Hindernisse ist, daſs es kein Mittel giebt, unmittelbar in das Innerste der Menschen zu schauen, und die Entste-

23.

Mit einer Liebe, die mir, mir selbst, ein Wunder ist,
Und doch so natürlich, als hätt' ich, seitdem ich mein Daseyn fühlte,
Nichts anders gethan. O glaub' es, Olinde, du bist,
Wenn auch die ganze Welt für einen Thoren mich hielte,
Unendlich schöner für mein Herz
Als meinen Augen die Puppen, womit ich ehmahls spielte.
„Ich sollte, versetzt Olinde, vielleicht dieſs alles in Scherz
Verwandeln — allein, mit Ihnen dringt etwas, das ich nie fühlte
Und kaum mir nennen darf, mich, ganz wahr und offen zu seyn.
Ich kenne Sie, oder bild' es zum wenigsten gerne mir ein,

24.

Ich kenne Sie gut genug, um Ihnen zuzutrauen
Sie fühlen was Sie mir sagen. Auch bin ich nichts minder als blind
Für meinen eigenen Werth. Ich glaub' in Ihr Herz zu schauen;
Es findet Vorzüge bey mir, die bey den schönen Frauen

hung ihrer Gesinnungen und Leidenschaften, Entwürfe und Absichten, und alles was sie sich selbst von den Beweggründen und Tendenzen ihrer Handlungen bewuſst sind, ohne ein verfälschendes Medium *in ihrer Seele* zu lesen. Aus Mangel eines solchen Sinnes bleiben die wahren Ursachen der Begebenheiten in ihren reinen Verhältnissen mit den Wirkungen immer zweydeutig und ungewiſs; das äuſserlich Geschehene liegt wie ein unaufgelöstes Räthsel vor uns, und der Geschichtschreiber, der den Verstand seiner Leser zu befriedigen wünscht, sieht sich genöthigt zu den Künsten des *Wahrsagers, Dichters* und *Mahlers* seine Zuflucht zu nehmen. Aber auch ohne dieses Hinderniſs wird es ihm schon allein dadurch unmöglich ganz wahr zu seyn, daſs er, unvermögend sich selbst aus dem festen Punkt seiner Individualität herauszurücken, Personen, Handlungen und Ereignisse niemahls sehen kann wie sie *sind*, sondern nur wie sie *ihm*, aus dem Gesichtspunkt, woraus er sie ansieht, *erscheinen*. Überzeugt von allem diesem, sagte ich, als ich mich entschloſs die Geschichte des Dionysius zu schreiben, zu mir selbst: da du keine Milesische Fabel, sondern Dinge, die unter deinen Augen geschahen und bey denen du selbst keine unbedeutende Rolle spieltest, erzählen willst, so ist es allerdings deine Pflicht, so wahrhaft zu seyn als dir nur immer möglich ist; aber zum Unmöglichen bist du nicht verbunden. Du konntest nicht Alles sehen, nicht allenthalben seyn; und wie ernstlich du auch unparteyisch seyn wolltest, du kannst es nicht seyn! Du bist weder ein Gott noch ein Platonischer Mensch, sondern Filistus, Archomenides Sohn, ein Verwandter, Freund und Gehülfe des Mannes, dessen Geschichte du erzählen willst, und es geziemt dir, die Personen und Begebenheiten so darzustellen, wie sie dir unter allen den Verhältnissen, worin du mit ihnen standest, erschienen und erscheinen muſsten. Nur so kannst du wahr und mit dir selbst einig seyn, gesetzt auch daſs du öfters getäucht wurdest. Der unfehlbarste Weg, die Welt mit einer ungetreuen und verschrobenen Erzählung zu belügen, wäre, wenn du aus dir selbst herausgehen, und, unter dem Vorwand desto unparteyischer zu seyn, einen Gesichtspunkt, aus welchem du die Dinge nicht gesehen hättest, aber gesehen zu haben schienest, erdichten wolltest. Dieſs, Aristipp, ist der Kanon, nach welchem ich die Geschichte, über die so viel schiefes und leidenschaftliches zu Syrakus und Athen gesprochen wird, gearbeitet habe, und nach welchem allein ich mit Billigkeit beurtheilt werden kann. Auch keiner meiner Richter ist unparteyisch; er ist, seiner eignen

Sinnesart und Vorstellung zu Folge mehr oder weniger geneigt, den Dionysius und seinen Geschichtschreiber in einem günstigen oder ungünstigen Lichte zu sehen; und diese uns selbst oft verborgene, von den Sachen ganz unabhängige Zu- oder Abneigung besticht unser Urtheil viel öfter als der groſse Haufe glaubt. Mein Wille war, gerecht gegen Dionysius zu seyn; aber da ich ihn liebte und seine Erhebung zum Theil mein Werk war, so wär' es Vermessenheit, wenn ich läugnen wollte, daſs dieser zweyfache Umstand gar keinen Einfluſs auf die Zeichnung, Färbung und Haltung meines Gemähldes gehabt habe: denn wenn ich alles, was in seinem Karakter und in seinen Handlungen zweydeutig ist, zu seinem Vortheil deutete, glaubte ich auch hierin bloſs gerecht zu seyn. Übrigens gestehe ich zwar, daſs mir im Schreiben der Gedanke öfters kam: „Dionysius, wenn er in meiner Geschichte auch nicht die leiseste Spur einer durch sein hartes Verfahren gegen mich gereitzten Empfindlichkeit entdecken könnte, würde sich desto eher bewogen finden, mir seine Gunst und sein Vertrauen wieder zu schenken: „aber wenn ich das Gegentheil auch vorausgesehen hätte, würde ich doch, um meiner Selbst willen, nicht das Geringste geändert oder weggelassen haben.“

Mich däucht, Learch, es ist in dieser Erklärung Filists etwas offenherziges, das für eine Art Ersatz dessen, was seiner Rechtfertigung abgehen mag, gelten kann. Übrigens ist, wie gesagt, sein ganzes Betragen so beschaffen, daſs ich nichts zu wagen glaube, wenn ich mich, falls es gefordert würde, dafür verbürgte, daſs er mit nichts umgeht, was zu dem mindesten Argwohn Ursache geben könnte. Wär' es anders, so hätte er zu Bearbeitung irgend eines dem Dionysius unangenehmen Anschlags keinen ungeschicktern Ort als Cyrene wählen können. Er wird, ungeachtet des guten Zutrauens so man ihm zeigt, sehr genau beobachtet, und es ist den Cyrenern zu viel an ihren Handlungsverhältnissen mit Syrakus gelegen, als daſs sie die Gunst eines Fürsten, den noch niemand ungestraft beleidigt hat, um des Filistus willen verscherzen sollten.

15.

Learch an Aristipp.

Ich will dir nicht verbergen, lieber Aristipp, daſs es (wie du zu vermuthen scheinst) Dionysius selbst war, von dem ich durch einen Freund in Syrakus ersucht wurde, mich bey dir nach Filisten zu erkundigen. Wie wenig dieser auch bisher durch sein Betragen während seiner Verbannung aus Sicilien Anlaſs gegeben, ihm heimliche Anschläge und Vorkehrungen zu einer eigenmächtigen Rückkehr zuzutrauen, so gewiſs scheint es doch, daſs der alte Tyrann (der mit dem zunehmenden Gefühl der Abnahme seiner Kräfte immer miſstrauischer und argwöhnischer wird) durch das schnelle Verschwinden Filists aus Italien und durch seinen Aufenthalt in einem weit entfernten Freystaat (wo es um so leichter scheint, die Anstalten zu einer solchen Unternehmung zu verheimlichen) merklich beunruhigt worden ist; zumahl da sein Bruder *Leptines* zeither neue sehr ernstliche Versuche gemacht hat, ihn zur Zurückberufung seines Schwiegersohnes zu vermögen. Mehr bedurfte es nicht, um den Verdacht bey ihm zu erregen, daſs man mit einem Entwurf schwanger gehe, dessen Ausführung seine Einwilligung allenfalls entbehrlich machen könnte. Wenn ich den Dionysius recht kenne, ist es indessen doch weniger die Furcht, daſs Filist etwas gegen seine Person zu unternehmen fähig sey, als sein Widerwille, einem so schwer beleidigten ehmahligen Freund wieder ins Gesicht zu sehen, und wenigstens stillschweigende Vorwürfe eines kaum verzeihlichen Undanks in seinen Augen zu lesen, was den stolzen alten Selbstherrscher so unbeweglich gegen die Vorstellungen seines Bruders und die anhaltenden Bitten der Frauen des Palastes macht. Bey so bewandten Dingen habe ich für gut befunden, ihm deinen Brief an mich in der Urschrift mitzutheilen, um ihn desto eher zu überzeugen, daſs er sich von dieser Seite völlig sicher halten könne. Er hat mir eine für dich und mich sehr schmeichelhafte Antwort geben lassen; aber daſs ich meine Absicht nur sehr unvollkommen erreicht habe, davon werdet ihr in kurzem einen Beweis in der Erscheinung eines Abgesandten sehen, der bey euerer Republik um die Erlaubniſs ansuchen soll, hundert Freywillige, aber geborne und angesessene Angehörige von Cyrene, unter sehr annehmlichen Bedingungen zu Vermehrung der Leibwache des Tyrannen anzuwerben. Daſs der Abgeordnete neben diesem öffentlichen noch einen geheimen Auftrag hat, wozu jener nur der Vorwand ist, nehmlich Filisten aufs genaueste zu beobachten, brauche ich dir nicht erst zu sagen; denn auf alle Fälle ist die bisherige Leibgarde stark genug, um durch den Zuwachs von hundert Cyrenischen Bauerjungen nicht viel furchtbarer zu werden. Inzwischen ist auch Leptines überall von Späheraugen umringt, und ihm sowohl als allen andern Syrakusiern ist alle Gemeinschaft mit Filisten von neuem aufs schärfste untersagt. Dieser wird also wohl thun, sich mehr als jemahls ruhig zu verhalten. Vielleicht ist die Zeit seiner Erlösung näher als er glaubt. Denn die Gesundheit des Alten soll in so grofsen Verfall gerathen seyn, dafs (wie die Rede geht) alle Kunst der Hippokratischen Schule sein Leben höchstens noch ein paar Jahre fristen kann, wenn anders seine Leibärzte nicht etwa aus Gefälligkeit gegen den Nachfolger in Versuchung gerathen, es vielmehr abzukürzen als zu verlängern. Übrigens kann ich ihm nicht sehr verdenken, wenn er gegen alles, was sich ihm nähert, immer mifstrauischer wird, seitdem die Welt an dem berühmten Thessalier Jason ein neues Beyspiel gesehen hat, wie unsicher das Leben solcher Fürsten ist, die sich, ohne einen andern Titel, als das stolze Gefühl ihrer persönlichen Überlegenheit, aus dem Privatstand auf den Thron geschwungen haben. Seit dem Peleiden Achilles brachte Thessalien keinen Mann hervor, der würdiger war ein König zu seyn als Jason; und wenn Dionys ihm auch an den Talenten, die dazu erfordert werden, gleich oder vielleicht noch überlegen war, so stand er hingegen an allem, was den Menschen Zutrauen und Liebe abgewinnen kann, desto weiter unter ihm. Gleichwohl muſste der groſsherzige Jason schon im vierten Jahre seiner Regierung unter Mörderhänden fallen, und der verhaſste Dionysius beherrscht die unlenksamen Sicilier schon im sechs und dreyſsigsten. Dieſs sollte, scheint es, diesen sicher machen; aber das Bewuſstseyn, wie viele Gewalt und List, welche nie ermüdende Wachsamkeit und Anstrengung es ihm gekostet sich so lange zu erhalten, wirkt gerade das Gegentheil. Diese sich immer auf allen Seiten vorsehende, allenthalben hinlauschende, argwöhnische, überall Gefahr witternde Aufmerksamkeit ist ihm zur andern Natur geworden; sie besteht sogar mit der höhnischen faunenhaften Art von lustigmacherischer Laune, die ihm eigen ist. Daher glaube ich auch, daſs er bey weitem nicht so unglücklich ist, als Plato seinen Tyrannen schildert; ungeachtet er das Miſstrauen so weit treibt, daſs niemand (selbst seinen Bruder und seine Gemahlin nicht ausgenommen) sich ihm nähern darf, ohne vorher aufs genaueste durchsucht worden zu seyn, und daſs er sich in seinen Wohnzimmern bloſs von zehnjährigen Kindern in leichtem fliegendem Gewande, wie unsre Mahler die Zefyrn und kleine Liebesgötter zu kleiden pflegen, bedienen läſst. Diese vorsichtige Maſsnehmungen mögen nicht ganz überflüssig seyn; ob sie aber auch gegen die Tränkchen seiner Leibärzte helfen werden, muſs die Zeit lehren.

Was Filists Sicilische Geschichte betrifft, so denke ich, wie du, daſs ihm niemand wehren konnte, einen Mann, der von seinen Gegnern vor der ganzen Hellas verleumdet wird, in eine Beleuchtung zu stellen, worin die groſsen und guten Eigenschaften, die ihm seine bittersten Feinde selbst kaum streitig machen können, so stark hervorstechen, daſs sie eine dem Ganzen vortheilhafte Wirkung thun, Was ich tadeln möchte, ist bloſs, daſs er diese seine Absicht nicht besser zu verbergen gewuſst hat. Gern will ich ihm zugeben, daſs derjenige, der eine gänzliche Unparteylichkeit für etwas unmögliches hält, nicht verbunden ist, ganz unparteyisch zu seyn; aber es zu scheinen, liegt allerdings jedem Geschichtschreiber ob, dem es Ernst ist, die Leser für seinen Helden zu gewinnen. Dieſs weiſs Filistus so gut als ich, und da er dem ungeachtet den Schein der Parteylichkeit nicht vermieden hat, so ist ziemlich klar, daſs er bey Abfassung seiner Geschichte mehr an Dionysen als an die Leser dachte, und sich lieber bey diesen in den Verdacht der Schmeicheley setzen, als etwas, das jenem miſsfallen könnte, schreiben wollte. Gegen diesen Vorwurf wird er sich schwerlich rechtfertigen können, und was daraus zum Nachtheil seiner Geschichte und seines Helden gefolgert wird, brauche ich dir nicht erst zu sagen.

16.

Antipater an Diogenes.

Mehr als zehen Jahre sind schon verflossen, seit ich mit Aristipp bekannt wurde, und das Glück hatte, seines Umgangs während eines groſsen Theils dieser Zeit täglich zu genieſsen. Ich habe ihn in mancherley Lagen und Verhältnissen gesehen und beobachtet; oder, richtiger zu reden, er zeigte sich mir immer so offen, unzurückhaltend und anspruchlos, daſs ich, um ihn kennen zu lernen, nichts als das Paar gesunde Augen

Aus einem ganz simpeln Grund nicht sehr gewöhnlich sind.
Sie lieben meinen Geist, mein Gemüth, die kleinen Talente,
Wodurch mein Umgang, zumahl in dieser Einsamkeit,
Was Interessantes vielleicht in Ihre Stunden streut;
Und wenn ich zu diesen Gaben, die meine Lage mir gönnte,
Nur eine einzige noch mir selber geben könnte;

25.

Die Gabe, die Brunells Ring dem, der im Mund ihn trug, 3)
Mittheilte, mit welchem Vergnügen folgt' ich dem süſsen Zug
Der Sympathie! — Doch, ohne auf Wunder zu hoffen,
Sey Ihnen das Einzige, was Olinde geben kann,
Mein ganzes Vertrauen geweiht! Mein Herz steh' Ihnen offen,
Und, als den Anfang davon, Freund, hören Sie folgendes an!
Ich war nicht immer was itzt. Mir gab ein König das Leben,
Und noch nicht lange, so hatten die Dichter von Hindoustan

brauchte, womit mich die Natur ausgestattet hat. Es müſste also nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich von den Grundsätzen, die er in seinem Leben befolgt (und er hat keine andere) nicht besser unterrichtet seyn sollte, als Leute die ihn bloſs von Hörensagen kennen, oder aus einem zufälligen Umgang und im Flug aufgeschnappten einzelnen Worten über ihn abzusprechen sich vermessen.

Du wirst dich daher nicht wundern, Freund Diogenes, wenn ich dir sage, daſs ich nicht ohne Unwillen hören kann, mit welcher Dreistigkeit er noch immer von einigen Sokratikern, besonders von den eifrigsten Anhängern der Akademie, öffentlich beschuldigt wird, daſs er die Grundsätze des gemeinschaftlichen Meisters der Athenischen Schule nicht nur verfälsche, sondern sogar das förmliche Gegentheil derselben lehre und ausübe, indem er die Wollust, und zwar bloſs die körperliche oder den groben thierischen Sinnenkitzel, für das höchste Gut des Menschen erkläre, ausdrücklich behauptend: es gebe kein anderes Vergnügen als die Sinnenlust, und alles übrige bestehe bloſs in leeren Einbildungen, womit nur Leute sich zu täuschen suchten, denen es an den Mitteln fehle, sich den wirklichen Genuſs aller Arten von sinnlichen Vergnügungen zu verschaffen.

Ich gestehe dir, Diogenes, meine Geduld reiſst, wenn ich diese alten abgeschmackten Verleumdungen noch immer von Männern, denen der Nahme Sokratiker zur Beglaubigung dient, erneuern, und, auf deren Verantwortung, aus so manchen schnatternden Gänsehälsen und gähnenden Eselskinnladen wiederhallen höre; und mehr als einmahl bin ich schon im Begriff gewesen, nach der Aristofanischen Geisel zu langen und die Thoren öffentlich dafür zu züchtigen, wenn mich nicht die Achtung für Aristippen, der keiner Rechtfertigung bedarf, und die Verachtung seiner Verleumder, die der Züchtigung nicht werth sind, jedesmahl zurück gehalten hätte. Indessen kann ich mir doch die Befriedigung nicht versagen, wenigstens dir, mein alter Freund, wiewohl du es (denke ich) nicht schlechterdings vonnöthen hast, einen Aufschluſs über diese Sache zu geben, der dir begreiflich machen wird, wie eine so alberne Sage unter den morosofierenden Müſsiggängern und Schwätzern zu Athen entstehen konnte.

Den ersten Anlaſs mag wohl der starke Abstich gegeben haben, den die verhältniſsmäſsig etwas üppige Lebensweise Aristipps mit dem schlechten Aufzug und der sehr magern Diät der meisten Sokratiker und des

Meisters selbst machte, und der jenen um so anstöſsiger seyn mochte, weil er im ersten Jahre seines Umgangs mit Sokrates sich ihnen in allem ziemlich gleich gestellt hatte. Indessen war Aristipp nicht der einzige, der sich auf diese Art auszeichnete; mehrere begüterte Freunde des Weisen lebten auf einem ihrem Vermögen angemessenen Fuſs, und er selbst (sagt man) war weit entfernt mit seiner Armuth zu prunken, und diejenigen mit stolzer Verachtung anzusehen, die nicht, wie er, von einem Triobolon des Tages leben wollten, weil sie wollen muſsten. Warum wurde denn Aristippen allein so übel genommen, was man an andern nicht ungehörig fand? Ohne Zweifel lag der wahre Grund darin, daſs Aristipp überhaupt nicht recht zu den meisten Sokratikern paſste, und da er dieſs bald genug gewahr wurde, von Zeit zu Zeit aus ihrem Kreise heraustrat und sich auch mit andern, die nicht zu ihnen gehörten, sogar mit einem Hippias und Aristofanes, in freundschaftliche Verhältnisse setzte. Hierzu kam noch, daſs er, bey aller seiner Verehrung für den Geist und Karakter des Sokrates, eben so wenig zum Nachtreter und Wiederhall desselben geboren war als Plato, und sich eben so wenig verbunden hielt über alle Dinge einerley Meinung mit ihm zu seyn, als sich ihm in seiner absichtlichen Beschränkung auf das Unentbehrliche gleich zu stellen. So reitzten z. B. eine Menge wissenschaftlicher Gegenstände seine Neugier, welche Sokrates für unnütze Grübeleyen erklärte; und so machte er auch kein Geheimniſs daraus, daſs der Attische Weise ihm die eigentliche Lebensfilosofie zu sehr in den engen Kreis des bürgerlichen Lebens und auf das Bedürfniſs eines Attischen Bürgers einzuschränken scheine; da er selbst hingegen schon damahls Trieb und Kraft in sich fühlte, einen freyern Schwung zu nehmen, und die Verhältnisse des Bürgers von Cyrene den höhern und edlern des Kosmopoliten, wo nicht aufzuopfern, doch nachzusetzen.

Indessen hinderte dieſs Alles nicht, daſs Aristipp, so lange Sokrates lebte, für einen seiner Freunde und Homileten vom engern Ausschuſs, und selbst in Ansehung des Wesentlichsten seiner Filosofie für einen Sokratiker galt. Als aber nach dem Tode des Meisters Antisthenes und Plato sich an die Spitze dessen, was man jetzt die Sokratische Schule zu nennen anfing, stellten, und die Stifter zweyer Sekten wurden, welche, ihrer Verschiedenheit in andern Stücken ungeachtet, darin übereinkamen, daſs sie gewisse Sokratische Grundbegriffe und Maximen weit über den Sinn des Meisters und bis auf die äuſserste Spitze trieben: so muſste nun, wie Aristipp von seinen langen Wanderungen nach Athen zurück kam und ebenfalls eine Art von Sokratischer Schule eröffnete, nothwendig eine öffentliche Trennung erfolgen, wobey die Pflichten der Gerechtigkeit und Anständigkeit, wenigstens auf Einer Seite, ziemlich ins Gedränge kamen. Beide, Plato und Antisthenes, sprachen von allen Vergnügungen, woran der Körper Antheil nimmt, mit der tiefsten Verachtung: Dieser, weil er „Nichts bedürfen" für ein Vorrecht der Gottheit hielt, und also, nach ihm, der nächste Weg zur höchsten Vollkommenheit ist, sich, auſser dem schlechterdings Unentbehrlichen, Alles zu versagen was zum animalischen Leben gerechnet werden kann; Jener, weil er den Leib für den Kerker der Seele, und die Ertödtung aller sinnlichen Triebe für das kürzeste Mittel ansieht, das innere Leben des Geistes frey zu machen, und die Seele aus der Traumwelt wesenloser Erscheinungen zum unmittelbaren Anschauen des allein Wahren, der ewigen Ideen und des ursprünglichen Lichts, worin sie sichtbar werden, zu erheben. Aristipp, dem alles Übertriebene, Angemaſste und über die Proporzionen der menschlichen Natur Hinausschwellende, lächerlich oder widrig ist, mochte sich, als er noch zu Athen lebte, bey

Gelegenheit erlaubt haben, über diese filosofischen Solöcismen seiner ehemahligen Lehrgenossen in einem Tone zu scherzen, den der sauertöpfische Antisthenes so wenig als der feierliche Plato leiden konnte. Beide rächten sich (jeder seinem Karakter gemäſs, jener gallicht und plump, dieser fein und kaltblütig) durch die Verachtung, womit sie von dem Manne und seiner Lehre sprachen. Aristippen hieſs die Sinnenlust eben sowohl ein Gut als irgend ein Anderes; er sah keinen Grund, warum er es über diesen Punkt nicht mit dem ganzen menschlichen Geschlecht halten sollte, welches stillschweigend übereingekommen ist, alles gut zu nennen, was dem Menschen wohl bekommt; ja er war so weit gegangen, zu behaupten: auch das geistigste Vergnügen sey im Grunde sinnlich, und theile den Organen des Gefühls eine Art angenehmer Bewegung mit, deren Ähnlichlichkeit und Verwandtschaft mit andern körperlichen Wollüsten von jedem sich selbst genau beobachtenden nicht verkannt werden könne. Diese Sätze wurden, ohne daſs man sich auf ihre Beweise und genauere Erörterung einlieſs, in der Akademie und im Cynosarges für übeltönend und antisokratisch erklärt; und so erzeugte sich unvermerkt bey allen, denen Aristipp nicht besser als von bloſsem Ansehen oder Hörensagen bekannt war, jene ungereimte Meinung, die ihm und seinen Freunden von den Anhängern der beiden Tyrannen, die sich damahls in die Beherrschung der filosofischen Republik theilten, den Spitznahmen Wollüstler (Hedoniker) zugezogen haben. Das Miſsverständniſs wäre leicht zu heben gewesen, oder würde vielmehr gar nicht Statt gefunden haben, wenn jene Herren nicht so einseitig und steifsinnig wären, ihre persönliche Vorstellungsart zum allgemeinen Kanon der Wahrheit zu machen. Die meisten Fehden über solche Dinge hörten von selbst auf, wenn die verschieden Redenden vor allen Dingen gelassen untersuchen wollten, ob sie auch wirklich verschieden denken; und in zehen Fällen gegen einen würde sogleich Friede unter den Kämpfern werden, wenn sie, anstatt um Worte zu fechten und in der Hitze der Rechthaberey sich selbst immer ärger zu verwickeln, die Begriffe kaltblütig auseinander setzen und, so weit es angeht, in ihre einfachsten Elemente auflösen wollten. Daher kommt es ohne Zweifel, daſs Aristipp in solchen Fällen immer das allgemeine Wahrheitsgefühl der Zuhörer auf seiner Seite hat. Wie stark auch das gegen ihn gefaſste Vorurtheil bey einer sonst unbefangenen Person seyn mag, so bald er sich erklärt hat, wird man entweder seiner Meinung, oder sieht, daſs man es bereits gewesen war und sich die Sache nur nicht deutlich genug gemacht hatte; oder man begreift wenigstens, wenn man gleich selbst nicht völlig überzeugt ist, wie es zugeht, daſs andere verständige Leute seiner Meinung seyn können.

Mit Plato und Antisthenes hat es nun freylich eine andere Bewandtniſs. Ihre Filosofie ist von Aristipps zu sehr verschieden, um eine Vereinigung zuzulassen. Die seinige begnügt sich menschliche Thiere zu Menschen zu bilden — was Jenen zu wenig ist; die ihrige vermiſst sich Menschen zu Göttern umzuschaffen, was Ihm zu viel scheint. Sie gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die mit den seinigen in offenbarem Widerspruch stehen: Die Fehde zwischen ihnen kann also nur durch eine Unterwerfung aufhören, zu welcher wohl keine von den streitenden Mächten sich je verstehen wird. Ich verlange aber auch für meinen Lehrer und Freund sonst nichts von ihnen, als nur nicht unbilliger gegen Ihn zu seyn, als Er gegen Sie ist. Mögen Sie doch sein System mit stolzem Naserümpfen verhöhnen, oder mit gerunzelter Stirne verdammen! Nur verfälschen sollen sie es nicht.

Übrigens ist bekannt genug, oder könnt' es wenigstens seyn, daſs Aristipp nie eine eigene filosofische Sekte zu stiften begehrt, und so wenig als Xenofon oder Sokrates selbst, seine Lebensweisheit jemahls schulmäſsig gelehrt hat. Denn daſs er vor vielen Jahren, während seines letzten Aufenthalts in Athen, die Filosofie des Sokrates einigen Liebhabern, die sich schlechterdings nicht abweisen lassen wollten, zu groſsem Ärgerniſs der übrigen Sokratiker, um baare Bezahlung, unverändert und ohne etwas von dem seinigen hinzuzuthun, vorgetragen, gehört nicht hierher. Er that damit nichts anders, als was ein Mahler thut, wenn er eine mit allem Fleiſs gearbeitete Kopey eines berühmten Gemähldes eines ältern Meisters, nicht für das Urbild selbst, sondern für das, was es ist, für ein Nachbild verhandelt. Das, was man seine eigene Filosofie nennen kann, stellt er weniger in mündlichen und schriftlichen Unterweisungen als in seinem Leben dar; ob er gleich kein Bedenken trägt, seine Art über die menschlichen Dinge zu denken, und die Gründe, die sein Urtheil, es sey nun zum Entscheiden oder zum Zweifeln, bestimmen, bey Gelegenheit an den Tag zu geben, zumahl in Gesellschaften, die zu einer freyen und muntern Unterhaltung geeignet sind. Unter vertrautern und kampflustigen Freunden läſst er sich auch wohl in dialektische Gefechte ein, wo es oft zwischen Scherz und Ernst so hitzig zugeht, als ob um einen Olympischen Siegeskranz gerungen würde; aber auch diese Spiegelgefechte endigen sich doch immer, wie alle Kämpfe dieser Art billig endigen sollten: nehmlich daſs die Ermüdung der Kämpfer dem Spiel ein Ende macht, und jeder mit heiler Haut, d. i. mit seiner eigenen unverletzten Meinung davon geht, zufrieden sich wie ein Meister der Kunst gewehrt zu haben, und die Zuhörer ungewiſs zu lassen, welcher von beiden der Sieger oder der Besiegte sey. Ich will damit keineswegs sagen, daſs Aristipp von seinem System, in wiefern es ihm selbst zum Kanon seiner Vorstellungsart und seines praktischen Lebens dient, nicht wenigstens eben so gut überzeugt sey als Plato von dem seinigen; nur glaubt er nicht, daſs eine ihm selbst angemessene Denkweise und Lebensordnung sich darum auch für alle andern schicken, oder was Ihm als wahr erscheint, auch von allen andern für wahr erkannt werden müsse.

Gestehe, Diogenes, daſs man mit einem so anspruchlosem Geisteskarakter eher alles andere als ein Sektenstifter seyn wird, und daſs es sogar widersinnisch ist, denjenigen dazu machen zu wollen, der eben darum

Nichts angelegners als meine Gestalt zu erheben,
Und unsre Schönsten sah'n mit neidischen Augen mich an:

26.

Mein Vater, mög' es ihm Brama verzeihn!
Ermangelte nicht, um Zeuge von allem Unfug zu seyn
Den meine Augen verübten, mich fleiſsig in allen Refieren
Des Reichs zur Schau herum zu führen.
Man trieb beynah' Abgötterey mit mir;
Auch büſste ich, über der albernen Gier,
Die armen Männer ihr Biſschen Vernunft verlieren
Zu machen, sehr bald mit meiner eignen dafür.
Vergebens schien die Natur durch viele bessere Gaben
Der Schönheit das Gegengewicht in mir gehalten zu haben:

27.

Sie halfen mir zu nichts, als meine Eitelkeit
Auf einen Grad von Unausstehlichkeit,
Der meiner Schönheit glich, zu treiben;
Ich war, mit Einem Worte mich völlig zu umschreiben,

weil er seine Art zu denken und zu leben unter seine persönlichen und eigenthümlichen Besitzthümer rechnet, andern nur so viel davon mittheilt, als sie selbst urtheilen, daſs ihnen ihrer innern Verfassung und ihren äuſserlichen Umständen nach zuträglich seyn könne.

Übrigens sehe ich nicht, warum er nicht eben so gut als Andere berechtigt wäre, seine Grundbegriffe für allgemein wahr und brauchbar zu geben. Was er unter jener, seinen Tadlern so unbillig verhaſsten Hedone (welche, nach ihm, das Wesen der menschlichen Glückseligkeit ausmacht) versteht, ist nicht Genuſs wollüstiger Augenblicke, sondern dauernder Zustand eines angenehmen Selbstgefühls, worin Zufriedenheit und Wohlgefallen am Gegenwärtigen mit angenehmer Erinnerung des Vergangenen und heiterer Aussicht in die Zukunft ein so harmonisches Ganzes ausmacht, als das gemeine Loos der Sterblichen, das Schicksal, über welches wir gar nichts — und der Zufall, über den wir nur wenig vermögen, nur immer gestatten will. Ist etwa die Eudämonie der andern Sokratiker im Grunde etwas anders als ein solcher Zustand? Warum hält man sich, anstatt sich um Worte und Formeln zu entzweyen, nicht lieber an das, worin Alle übereinkommen? Wer wünscht nicht so glücklich zu seyn als nur immer möglich ist? Und, wie verschieden auch die Quellen sind, woraus die Menschen ihr Vergnügen schöpfen, ist das Vergnügen an sich selbst nicht bey allen eben dasselbe? Warum soll es Aristippen nicht eben so wohl als andern erlaubt seyn, Worte, die der gemeine Gebrauch unvermerkt abgewürdigt hat, wieder zu Ehren zu ziehen und z. B. die schuldlose Hedone, wiewohl sie gewöhnlich nur von den angenehmen Gefühlen der Sinne gebraucht wird, zu Bezeichnung eines Begriffs, der alle Arten zusammen faſst, zu erheben? Daſs durch einen weisen Genuſs alle unsrer Natur gemäſse Vergnügungen, sinnliche und geistige, sich nicht nur im Begriff sondern im Leben selbst sehr schön und harmonisch vereinigen lassen, hat Aristipp noch mehr an seinem Beyspiel als durch seine Lehre dargethan. Seine Filosofie ist eine Kunst des Lebens unter allen Umständen froh zu werden, und bloſs zu diesem Ende, sich von Schicksal und Zufall, und überhaupt von aller fremden Einwirkung so unabhängig zu machen als möglich. Nicht wer Alles entbehren, sondern wer Alles genieſsen könnte, wär' ein Gott; und nur, weil die Götter das Letztere sich selbst vorbehalten, den armen Sterblichen hingegen über alle die Übel, welche sie sich selbst zuziehen, noch so viel Noth und Elend von auſsen aufgeladen haben als sie nur immer tragen können, nur aus diesem Grund ist es nothwendig, daſs der Mensch entbehren lerne was er entweder gar nicht erreichen kann, oder nur durch Aufopferung eines gröſsern Gutes sich verschaffen könnte.

Doch ich sehe, daſs ich mich unvermerkt in Erörterungen einlasse, die zu meiner Absicht sehr entbehrlich sind. Denn es versteht sich, daſs ich dich nicht zur Filosofie Aristipps bekehren, sondern nur geneigt machen möchte, dich des Karakters eines Mannes, den ich als einen der edelsten und liebenswürdigsten Sterblichen kenne, bey Gelegenheit mit so viel Wärme, als deiner wohlbekannten Kaltblütigkeit zuzumuthen ist, gegen seine unbilligen Verächter anzunehmen. Ich befriedige dadurch bloſs mein eigenes Herz; Aristipp weiſs nichts von diesem Briefe, und scheint sich überhaupt um alles, was seine ehemahligen Mitschüler von ihm sagen und schreiben, wenig zu bekümmern. Indessen nährt er doch für die Athener noch immer eine Art von Vorliebe, die ihn über ihre gute oder böse Meinung von ihm nicht so ganz gleichgültig seyn läſst, als er das Ansehen haben will. Zuweilen wenn die Rede von den Albernheiten, Unarten und Verkehrtheiten ist, wodurch sie ehemahls dem Witz ihres

Aristofanes so reichen Stoff zu unerschöpflichen Spöttereyen und Neckereyen gegeben haben, sollte man zwar meinen, er denke nicht gut genug von ihnen, um sich viel aus ihrem Urtheil zu machen: aber im Grund entspringt sein bitterster Tadel bloſs aus dem Unmuth eines Liebhabers, der sich wider seinen Willen gestehen muſs, daſs seine Geliebte mit Mängeln und Untugenden behaftet ist, die es ihm unmöglich machen sie hoch zu achten, und worin sie sich selbst so wohl gefällt, daſs keine Besserung zu hoffen ist.

Ich höre, daſs du seit dem Tode des alten Antisthenes nach Athen zurück gekehrt seyest, um, wie man sagt, von seiner Schule im Cynosarges Besitz zu nehmen, da du itzt als das Haupt der von ihm gestifteten Sekte betrachtet werdest. Ich kenne dich zu gut, Freund Diogenes, um nicht zu wissen, wie dieſs zu verstehen ist. Du wirst so wenig als Sokrates und Aristipp in dem gewöhnlichen Sinn des Worts, an der Spitze einer Schule oder Sekte stehen wollen, und deine Filosofie läſst sich so wenig als die ihrige durch Unterweisung lernen. Aber die Athener bedürfen deines scherzenden und spottenden Sittenrichteramts mehr als jemahls; und wenn gleich wenig Hoffnung ist, daſs du sie weiser und besser machen werdest; so kann es ihnen doch nicht schaden, einen freyen Mann, dessen sämmtliche Bedürfnisse auf einen Stecken in der Hand und eine Tasche voll Wolfsbohnen am Gürtel eingeschränkt sind, unter sich herumgehen zu sehen, der sie alle Augenblicke in den Spiegel der Wahrheit zu sehen nöthigt, und ihnen wenigstens das täuschende Vergnügen des Wohlgefallens an ihrer eignen — Häſslichkeit möglichst zu verkümmern sucht. Wenn deine Gegenwart endlich ihnen, oder ihre unheilbare Narrheit dir, gar zu lästig fiele, so wirst du die Arme deiner Freunde in Korinth immer wieder offen finden; und sollte dich zuletzt die ganze Hellas nicht mehr ertragen können, so laſs dich irgend eine freundliche Nereide an die Küste Lybiens zu deinem Antipater geleiten, der die Tage, die er in seiner Jugend mit dir verlebte, und die traulichen Wallfahrten nach dem Eselsberg, und die Schwimmpartien nach dem Inselchen Psyttalia, immer unter seine angenehmsten Erinnerungen zählen wird.

17.

Diogenes an Antipater.

Weder der hoffärtige Gedanke meinen alten Meister ersetzen zu wollen, noch ein Cynischer Trieb die Laster und Thorheiten der edeln Theseiden anzubellen, hat mich von Korinth nach Athen zurück gerufen, Freund Antipater. Die bloſse Neigung zur Veränderung, die dem Menschen so natürlich ist, — wär' es nur um sich selbst eine Probe seiner Freyheit zu geben — ist allein schon hinlänglich eine so unbedeutende Begebenheit zu erklären; wenn auch der Reitz, womit Pallas Athene ihren Lieblingssitz vor allen andern Städten der Welt so reichlich begabt hat, für einen Weltbürger meiner Art weniger anziehendes hätte als fur andre Menschen. Indessen kam doch noch ein anderer Bewegungsgrund hinzu, ohne welchen ich mich vielleicht dennoch nicht entschlossen hätte, meinem lieben Müſsiggang zu Korinth — wo sich, Dank sey den Göttern! schon lange niemand mehr um mich bekümmert, und meinem kleinen sonnigten Winzerhüttchen (seines Umfangs wegen mein Faſs genannt), aus bloſsem Muthwillen zu entsagen.

Wisse also, mein Lieber, daſs ich vor einiger Zeit, zufälliger Weise, mit einem jungen Thebaner in Bekanntschaft gerieth, der mit der vollständigsten Auſsenseite des Homerischen Thersites eine so schöne Seele und eine so frohsinnige Unbefangenheit verbindet, daſs der tugendhafteste aller Päderasten, Sokrates selbst, seinem bekannten Vorurtheil für die körperliche Schönheit zu Trotz, sich in ihn verliebt hätte, wenn er dreyſsig bis vierzig Jahre früher zur Welt gekommen wäre. Schwerlich ist dir jemahls eine so possierlich häſsliche Miſsgestalt vor die Augen gekommen, und es sollte sogar dem sauertöpfischen Heraklites kaum möglich gewesen seyn, über den komischen Ausdruck, womit alle Theile seines Gesichts einander anzustaunen scheinen, nicht zum ersten Mahl in seinem Leben zu lächeln. Glücklicher Weise für den Inhaber dieser seltsamen Larve leuchtet dem, der ihm herzhaft ins Gesicht schaut, ich weiſs nicht was für ein unnennbares Etwas entgegen, welches zugleich Ernst gebietet und Zuneigung einflöſst, und einen Jeden, dem es nicht gänzlich an Sinn für die energische Sprache, worin eine Seele die andere anspricht, fehlt, in wenig Augenblicken mit der Ungereimtheit seiner Gestalt und Gesichtsbildung aussöhnt.

Ich weiſs nicht wie es zuging, daſs er, ohne an den Fransen meines ziemlich abgelebten Mantels Anstoſs zu nehmen, nicht weniger Geschmack an meiner Person zu finden schien als ich an der seinigen. Genug, wir fühlten uns gegenseitig von einander angezogen, und in wenigen Stunden war der Grund zu einer Freundschaft gelegt, welche vermuthlich länger dauern wird als unsre Mäntel. Krates (so nennt sich mein junger Böotier) ist der einzige Sohn eines sehr reichen Mannes, der sein Leben unter rastlosen Anstrengungen, Sorgen und Entbehrungen mit der edeln Beschäftigung zugebracht hat, sein Vermögen alle zehn Jahre zu verdoppeln; und der nun, da ihm nächst seinem Geldkasten nichts so sehr am Herzen liegt als das Glück seines Sohnes, alles mögliche thut, um diesen zu eben derselben Lebensweise, in welcher er das seinige gefunden, anzuhalten. Zu groſsem Schmerz des alten Harpagons zeigt der junge Mensch so wenig Lust und Anlage dazu, daſs, im Gegentheil, unter allen möglichen Dingen, womit der menschliche Geist sich befassen kann, die Rechentafel ihm gerade das verhaſsteste ist; und nur aus Gehorsam gegen einen beynahe achtzigjährigen Vater, — der zwar noch immer wachend und schlafend auf seinen Geldsäcken zählt und rechnet, aber nicht Kräfte genug übrig hat, seinen Geschäften auſser dem Hause nachzugehen — unterzieht er sich den Aufträgen, womit ihn der Alte überhäuft, um ihm keine Zeit zu solchen Beschäftigungen zu lassen, die in seinen Augen nichts als zeitverderbender Müſsiggang sind. Der Auftrag, eine alte Schuld zu Korinth einzufordern, gab indessen Gelegenheit zu unsrer Bekanntschaft, welche Krates als den einzigen wahren Gewinn betrachtete, den er von dieser Reise mit nach Hause bringe. Wirklich fühlte er sich stark versucht die Rückreise gar einzustellen, und ich muſste alle meine Macht über sein Gemüth aufbieten, um ihn zu bewegen, daſs er die Ausführung seines neuen Lebensplans wenigstens nur so lange aufschieben möchte, als sie mit der Pflicht gegen seinen alten Vater unvereinbar war. Vor kurzem berichtete mich mein junger Freund, daſs der Tod des Alten ihm endlich die Freyheit gegeben habe, seiner Neigung zu folgen, und seinen Geist aller der schweren Gewichte zu entledigen, die ihm, so lange er sie an sich hangen hätte, den reinen Genuſs seines Daseyns unmöglich machten. Er habe, um der verhaſsten Last je eher je lieber los zu werden, bereits seine ganze Erbschaft, die sich auf nicht weniger als drey hundert Talente belaufe, mit Vorbehalt dessen, was er etwa selbst zu Bestreitung des Unentbehrlichsten nöthig haben könnte, unter seine Verwandten und Mitbürger ausgetheilt, und sey nun im Begriff, Athen — wofern ich mich entschliefsen würde, es mit dem üppigen und geräuschvollen Korinth zu vertauschen — oder, widrigenfalls, das Letztere, wiewohl ungern, zu seinem künftigen Aufenthalt zu wählen.

Was dünkt dich von diesem jungen Menschen, Antipater? Hier ist mehr als Antisthenes und Diogenes, mehr als Plato und Aristipp, nicht wahr? — Ich gestehe dir unverhohlen, hätte mich die wackelköpfige Göttin Tyche nicht, sehr gegen meinen Willen, um mein väterliches Erbgut betrogen, ich würde so wenig als Aristipp daran gedacht haben, mir diese Last, die mir ehemahls sehr erträglich vorkam, vom Halse zu schaffen. Wir wollen es indessen einem weisen Mann' eben nicht übel nehmen, wenn er von den Gütern, die ihm das Glück freywillig zuwirft, einen zugleich so edeln und so angenehmen Gebrauch macht, wie Aristipp. Eben so wenig soll es dem von Kindheit an zur Dürftigkeit gewohnten Antisthenes, oder dem Sinopenser, den der Zufall um sein Vermögen brachte, zu einem grofsen Verdienst angerechnet werden,

Das völlige Gegentheil von meinem jetzigen Ich,
Und hatte die Miene so zu bleiben:
Als plötzlich die Grille mir kam, von einem Himmelsstrich
Zum andern mein schönes Gesicht herum zu promenieren.
Auf dieser Reis' erblickte ein schwarzer Zauberer mich,
Und nahm sich die Freyheit heraus mich heimlich zu entführen.

28.

Er hätte, sagt' er zu mir, sich in den Kopf gesetzt,
Mit einer schönen Frau sein schönes Schloſs zu möblieren,
Und da er mich dieser Ehre vor andern werth geschätzt,
So hoff' er, ich werde die Zeit nicht mit Grimassen verlieren.
Wie solch ein Antrag, in einem solchen Ton
Der stolzesten Schönen gemacht von einem solchen Adon,
Empfangen wurde, ist leicht zu schlieſsen.
Der Neger, gewohnt, daſs alles vor seiner Macht

daſs sie lieber von Wurzeln und Wolfsbohnen leben, als Karren schieben, rudern, oder das schmähliche Parasiten-Handwerk treiben wollten. Auch Plato hat sich wenig auf eine Genügsamkeit einzubilden, die ihm das Glück, unabhängig in seinem eigenen Ideenlande zu schweben, und die erste Stelle unter den Filosofen seiner Zeit in der öffentlichen Meinung, verschafft hat. Aber, wie Krates, in dem Alter, wo alle Sinnen nach Genuſs dürsten, die Mittel zu ihrer vollständigsten Befriedigung, die uns das Glück mit Verschwendung aufgedrungen hat, von sich werfen, und jedem Anspruch an Alles, was dem groſsen Haufen der Menschen das Begehrenswürdigste scheint, von freyen Stücken entsagen, um sich mit völliger Freyheit der Liebe der Weisheit zu ergeben: dieſs, dünkt mich, ist etwas bis jetzt noch nie Erhörtes, und setzt einen Grad von Heldenmuth und Stärke der Seele voraus, den ich um so bewundernswürdiger finde, da derjenige, der sich zu einem solchen Opfer entschlieſst, zum Voraus gewiſs seyn kann, von der ganzen Welt (den Diogenes vielleicht allein ausgenommen) für den König aller Narren erklärt zu werden. — Und das mit Recht, höre ich dich sagen; denn was sollte aus den Menschen werden, wenn der Geist, der diesen jungen Schwärmer so weit aus dem gewöhnlichen Gleise treibt, in alle

Köpfe führe, und die Begriffe und Grundsätze, nach welchen er handelt, allgemein würden? — Auf alle Fälle etwas Besseres als sie itzt sind, antworte ich, und getraue mirs von Punkt zu Punkt mit wenigstens eben so stattlichen Gründen zu behaupten, als die, womit uns Plato beweiset, dafs ein Staat nicht eher gedeihen könne, bis er von lauter Filosofen regiert werde. Leider hat die Natur selbst dafür gesorgt, dafs es mit den Menschen nie so weit kommen wird, und die Freunde des dermahligen Weltlaufs können sich, der Gefahr halben die von der ansteckenden Kraft des Beyspiels meines jungen Freundes zu besorgen ist, ruhig auf die Ohren legen. Sie ist desto geringer, da du ihm wirklich grofses Unrecht thust, wenn du ihn für einen Schwärmer hältst. Er ist vielmehr der ruhigste, besonnenste, heiterste Sterbliche, der mir je vorgekommen ist; und wie aufserordentlich sein Verfahren auch immer seyn mag, so fällt wenigstens das Wunderbare weg, wenn ich dir sage, dafs nebst einem sehr kalten Temperament, die von Kindheit her gewohnte beynahe dürftige Lebensart im väterlichen Hause, eine durch beides ihm zur andern Natur gewordene Gleichgültigkeit gegen alle Vergnügungen der Sinne, und eine noch tiefer liegende Verachtung der Urtheile des grofsen Haufens, der einen Menschen nicht nach seinem persönlichen Gehalt, sondern nach dem Gewichte der Attischen Talente, die er werth ist, zu schätzen pflegt, — daſs, sage ich, das alles nicht wenig zu der Entschlieſsung beygetragen habe, sich eines ihm wirklich mehr überlästigen als brauchbaren Erbgutes zu entschlagen. Denn was hätte er, der von drey oder vier Obolen zu leben gewohnt war, mit drey hundert Talenten anfangen sollen, da es seine Sache nicht war, nach dem Beyspiel seines Vaters sechs hundert daraus zu machen? Von allem, wozu der Reichthum seinen Besitzern gut ist, hatte er entweder keine Kenntniſs, oder keinen Sinn dafür. Gänzliche Unabhängigkeit und sorgenfreye Muſse war schon damahls, da ich ihn zuerst kennen lernte, das höchste Gut in seinen Augen: und so ging es, dünkt mich, ganz natürlich zu, daſs der Umgang mit deinem Freund, Diogenes, in sehr kurzer Zeit tausend schlummernde Ideen in seiner Seele weckte; daſs die Harmonie der Vorstellungsart desselben mit seiner eigenen das Verlangen sich nie wieder von ihm zu trennen erzeugte, und die durch unmittelbaren Augenschein bewirkte Überzeugung, daſs es keinen glücklichern Menschen gebe als den Diogenes, und daſs er zufriedener mit seinem Loose sey als zehentausend vermeinte Glückliche mit dem ihrigen, seinem Beyspiel einen unwiderstehlichen Reitz zur Nachfolge gab.

Ich denke du wirst dieſs desto begreiflicher finden, Antipater, da du noch nicht vergessen haben kannst, wie wenig ehemahls daran fehlte, daſs du selbst den Cynischen Mantel und Schnappsack übergeworfen hättest, wenn nicht, glücklicher Weise für dich, der Genius Aristipps den Reitzungen der zuthulichen Nymfe Penia, unsrer Schutzgöttin, das Gegengewicht gehalten hätte. Denn nicht alles, was dem einen gut ja sogar das Beste ist, ist es darum auch dem andern; und ich bin ziemlich gewiſs, daſs unsre Lebensweise, sobald der Ehrenpunkt, nicht in Widerspruch mit dir selbst zu gerathen, jede andere unmöglich gemacht hätte, dir nicht halb so wohl bekommen wäre als meinem Thebaner. — Wiewohl es ein so launisches Ding um den Menschen ist, daſs ich mich nicht dafür verbürgen möchte, daſs Krates selbst, wie glücklich er sich gegenwärtig auch in seinem neuen Götterleben fühlt, auf immer vor allen Anwandlungen der Nachreue sicher sey.

Ich bin mit deinem Freund Aristipp, wie in vielen andern, auch darin einverstanden, daſs jeder Mensch, so bald er Verstand genug hat eine Filosofie, d. i. eine mit sich selbst übereinstimmende Lebensweisheit nach festen Grundsätzen, zu haben, in gewissem Sinn seine eigene hat. Das was den Unterschied macht, ist nicht die Richtung: wir gehen alle auf eben dasselbe Ziel los. Eudämonie ist der Preis, nach welchem wir ringen; und wie gern der stolze Plato (der, wenns möglich wäre, gar nichts mit uns Andern gemein haben möchte) sich auch die Miene gäbe, als ob das übersinnliche Anschauen der formlosen Urwesen und die geistige Vereinigung mit dem Auto-Agathon, ohne alle andere Rücksicht das einzige Ziel seiner Bestrebungen sey, so soll er mich doch nicht bereden, daſs sie es auch dann noch seyn würden, wenn er sich in diesen — geistigen oder fantastischen? — Anschauungen nicht glücklicher fühlte als in jedem andern Genuſs seiner selbst. Der Unterschied wird also in dem Wege und den Mitteln bestehen. Wir Cyniker, z. B. wählen uns, mehr oder weniger freywillig, den kürzesten Weg, unbekümmert daſs er ziemlich rauh und steil ist und hier und da von Disteln und Dornhecken starrt. Aristipp wählte sich einen weitern, aber ungleich ebenern und anmuthigern Weg, nicht ohne Gefahr unversehens auf diesen oder jenen Abweg zu gerathen, der ihm das Wiedereinlenken in die rechte Bahn mehr oder minder schwer machen könnte. Andere haben sich zwischen diesen beiden, oft ziemlich weit aus einander laufenden Wegen, mehrere Mittelstraſsen gebahnt. Plato nimmt den seinigen sogar, wie Ikarus, durch die Wolken; unläugbar der sanfteste und nächste, wenn es nicht der gefährlichste wäre. Noch verschiedener sind die Mittel, wodurch jeder auf seinem Wege sich zu erhalten und zu fördern sucht. Tausend innere und äuſsere, zufällige und persönliche Umstände, Temperament, Erziehung, geheime Neigungen, Verhältnisse, kurz das Zusammenwirken einer Menge von mehr oder minder offen liegenden oder verborgenen Einflüssen auf Verstand und Willen, ist die Ursache der verschiedenen Gestalten und Farben (wenn ich so sagen kann) worin sich eben dieselbe Lebensweisheit (ich erkenne keine Filosofie die nicht Ausübung ist) im Leben einzelner Personen darstellt, und worin eben das Eigenthümliche derselben besteht. Denn, wie gesagt, im Hauptzweck, und selbst in solchen Mitteln, welche, als zu jenem unentbehrlich, selbst wieder zu Endzwecken werden, stimmen Alle überein. Von dieser Art ist z. B. die Befreyung der Seele von Wahn und Leidenschaft, ohne welche schlechterdings keine Eudämonie denkbar ist. Alle Filosofen, von Thales und Pythagoras an, bekennen sich zu diesem Grundsatz: aber wie weit gehen sie wieder aus einander, so bald es zur Anwendung kommt! Wir können von den Wahnbegriffen, Fantomen und Vorurtheilen, die unsern Verstand benebeln und irre führen, nur durch die Wahrheit frey werden. Aber was ist Wahrheit? Der Eine behauptet die Ungewiſsheit aller Erkenntniſs; ein Anderer erklärt alle sinnlichen Anschauungen und Gefühle für Täuschung und Betrug und sucht die Wahrheit in einer übersinnlichen Ideenwelt; ein Dritter läſst im Gegentheil keine Erkenntniſs für zuverlässig gelten, die uns nicht durch die Sinne zugeführt und durch die Erfahrung bestätiget wird, u. s. w. Eben so ist es mit der Befreyung von der Herrschaft der Triebe und Leidenschaften. Der Eine will alle Begierden an die Kette gelegt, und den Leidenschaften alle Nahrung entzogen wissen; ein Anderer läſst nur die reinen Naturtriebe gelten, und verwirft alle durch Verfeinerung und Kunst erzeugte Neigungen; ein Dritter will die natürlichen Triebe und Leidenschaften weder ausgerottet noch gefesselt, sondern bloſs gemildert, verschönert, und durch die Musenkünste mit Hülfe der Filosofie in die möglichste Harmonie und Eintracht gesetzt sehen. Alle diese Verschiedenheiten sind in der Ordnung, so lange die Leute keine Sekten stiften wollen. Jeder hat für seine eigene Person Recht; aber so bald sie mit einander hadern, und sich um den ausschlieſslichen Besitz der Wahrheit, wie Hunde um einen fetten Knochen, herumbeiſsen, dann haben sie alle Unrecht; — und in diesem einzigen Punkt wenigstens ist Diogenes, der mit niemand um Meinungen hadert, vollkommen gewiſs daſs er Recht hat.

Indessen ist am Ende die Anzahl der Filosofen, denen dieser Nahme in der eigentlichsten Bedeutung zukommt, so klein, daſs wahrscheinlich unter der ganzen übrigen Menschenmasse manche seyn müssen, die an Sinnesart, Gemüthsbeschaffenheit und äuſserlichen Umständen mit irgend einem von Jenen mehr oder weniger übereinstimmen. Ich betrachte daher jeden unsrer Filosofen gleichsam als den Repräsentanten einer ganzen Gattung, und indem ich annehme, daſs seine Filosofie einer Anzahl ihm ähnlicher Menschen als Ideal oder Kanon ihrer Denkart und ihres Verhaltens brauchbar seyn könne, berechne und schätze ich hiernach ungefähr den verhältniſsmäſsigen Nutzen, den sie der Menschheit etwa schaffen könnte. So kann, z. B. meiner demüthigen Meinung nach, die Platonische Filosofie nur solchen Menschen verständlich seyn und wohl bekommen, denen zu einem schwarz gallichten Temperament ein hoher Grad von Einbildungskraft und Scharfsinn und eine nicht gemeine Kultur mit völliger Freyheit von Geschäften zu Theil wurde, d. i. sehr wenigen.

Die Aristippische scheint auf den ersten Anblick weit mehrerern angemessen zu seyn: aber sie macht aus dem Wohlleben (aus dem, was sie Hedone nennt und worüber ich deinen Freund nie anfechten werde) eine so schöne und zugleich so schwere Kunst, daſs, meines Bedünkens, nur ein besonders begünstigter Liebling der Natur, der Musen und des Glücks (schier hätte ich auch noch die schöne Lais hinzugesetzt) es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen hoffen darf. Wie die Platonische die Filosofie oder Religion der edelsten Art von Schwärmern ist, so sollte Aristipp das Muster und seine Hedonik die Lebensweisheit aller Eupatriden und Begüterten seyn; auf diese Weise würde die Schwärmerey unschädlich, Geburtsadel und Reichthum sogar liebenswürdig werden. Aristipps Filosofie, zum Nieſsbrauch solcher Leute, die das Glück vergessen oder übel behandelt hat, herabgestimmt, würde sich der Cynischen nähern, nach deren Vorschriften jeder glücklich leben kann, der in einem Staat, wo er als Bürger keinen Anspruch an die höhern und eigentlichen Vortheile des politischen Vereins machen will oder zu machen hat, wenigstens den Genuſs seiner Menschheitsrechte in Sicherheit bringen möchte. Um ein Cyniker zu seyn, braucht man nichts als ein bloſser Mensch zu seyn; mit so wenig Zuthaten und Anhängseln als möglich, aber freylich ein edler und guter Mensch; und eben darum wird unser Orden dem ersten Anschein zu Trotz, immer nur zwey oder drey Mitglieder auf einmahl zählen. Sollte er (was die Götter verhüten mögen!) jemahls zahlreich werden, so könnt' es nur dadurch möglich seyn, daſs seine Glieder den Geist desselben gänzlich verlören, und bloſs das Kostum, die Sprache, und die übrigen Formen des Cynism zur Hülle und Larve der verächtlichsten Art von Schmarotzerey und Müſsiggang herabwürdigten. Ein ächter Cyniker kann, vermöge der Natur der Sache, nicht anders als eine Seltenheit seyn; und von einem Cyniker wie Krates wird schwerlich jemahls ein zweytes Exemplar erscheinen.

Die rein Sokratische Filosofie, welche, allen Ständen, Lagen und Verhältnissen gleich angemessen, dem Staat edle Menschen und gute Bürger bildet, wird also, die Wahrheit zu sagen, immer die gemeinnützigste unter allen, die aus ihr hervorgegangen, bleiben; und Wehe der, die sichs nicht zur Ehre schätzt ihre Tochter zu heiſsen, und einer solchen Mutter würdig zu seyn!

So viel, Freund Antipater, auf deine eigene Veranlassung davon, wie ich über Aristipp

Sich bückte, und ungelehrig zu eines Mädchens Fuſsen
Zu schmachten — gab mir nur Bedenkzeit bis zur Nacht.

29.

Zuletzt (um über die Scenen von seinem Übermuthe
Und meinem Trotze so schnell als möglich wegzugehn)
Berührt' er zürnend mich mit seiner Zauberruthe,
Und stracks befand ich mich so, wie Sie mich vor Sich sehn.
So muſste noch wohl kein Mädchen für ihre Hoffart büſsen!
Es schien mir ganz unmöglich mein Daseyn auszustehn,
Und könnte man wirklich in Thränen zerflieſsen,
Ich hätt' im wörtlichen Sinn zur Quelle werden müssen.
Doch, als der erste Schmerz verweint war, fing ich an
Zu merken, daſs mir der Neger die gröſste Gnade gethan.

und seine Filosofie und die andern Masken denke, in welchen sich die menschenfreundlichste aller Himmlischen unter den Griechen sehen läſst. Lebe wohl, und sorge ja dafür, daſs keine Abschriften von diesem langen Briefe genommen werden. Die Leute könnten sonst denken, ich habe ein Buch schreiben wollen, und das möchte sich Diogenes nicht gerne nachsagen lassen.

18.

Aristipp an Learchus.

Wiewohl ein Mann wie **Filistus** keiner Empfehlung an dich bedarf, so halte ich mich doch versichert, daſs der Titel meines Freundes, den er von Cyrene mit sich nimmt, ihm in den Augen meines Learchs ein Recht zu einer desto gefälligern Aufnahme geben werde, da er auf seiner Rückreise nach Syrakus etliche Tage zu Korinth auszurasten gesonnen ist.

Was du, dem seine Verhältnisse bekannt sind, vorausgesehen hast, ist durch das endlich erfolgte Ableben des alten Dionysius eingetroffen. Es war eine der ersten Handlungen seines Nachfolgers, den so lange aus seinem Vaterlande verbannten Gemahl der Nichte seines Vaters zurück zu berufen, und ihn um so dringender zu Beschleunigung seiner Reise einzuladen, je unentbehrlicher ihm, wie er in seinem Schreiben sagt, die Gegenwart und Unterstützung eines so verdienstvollen und so nahe mit ihm verbundenen Mannes in seiner neuen Lage sey. Es wäre kein schlimmes Zeichen daſs es dem jungen Dionysius, seiner sehr vernachlässigten Erziehung ungeachtet, nicht ganz an Anlage zu einem guten Fürsten fehle, wenn er die Nothwendigkeit, sich der Leitung eines weisen Rathgebers zu übergeben, wirklich so lebhaft fühlte, als er in seinem sehr wohl gesetzten Schreiben ausdrückt; es ist aber ziemlich klar, daſs ihm ein anderer bey dieser Gelegenheit seinen Kopf und seine Hand geliehen hat. So viel sich aus einzelnen, wiewohl nicht immer zuverlässigen Nachrichten von diesem Sohn und Erben des sogenannten Tyrannen muthmaſsen läſst, scheint keine groſse Hoffnung su seyn, daſs er die unruhigen und schwer zu zügelnden Syrakusaner mit der unbeschränkten Regierung eines Einzigen gründlich aussöhnen werde. Nur allzu wahrscheinlich kann man sich zu ihm aller Ausschweifungen versehen, zu welchen ein feuriges Temperament einen im Frauengemach und unter Sklaven aufgewachsenen Jüngling hinzureiſsen pflegt, der sich aus dem stärksten Druck plötzlich auf den Königsstuhl erhoben, im Besitz eines von seinem Vorfahrer vierzig Jahre lang zusammen gehäuften Schatzes, und von Schmeichlern und Parasiten umschwärmt sieht, deren Interesse ist, unter der Larve einer grenzenlosen Anhänglichkeit an seine Person, seine unaufhörlich von ihnen gereitzten und befriedigten Leidenschaften zu Werkzeugen der ihrigen zu machen. Unter einem schwachen Fürsten regieren gewöhnlich die schlechtesten Menschen; und daſs Dionysius, trotz seiner körperlichen Stärke, ein sehr schwacher König seyn werde, davon sind bereits Vorbedeutungen genug vorhanden. Der einzige, den er scheut und der ihn, eine Zeitlang wenigstens, zurück halten wird, ist sein Oheim und Schwager Dion, bekanntlich ein schwärmerischer Verehrer Platons, der keine groſse Mühe gebraucht haben mag, ihn zu überzeugen, daſs Syrakus nicht eher wohl regiert seyn werde, bis es einen Filosofen zum Regenten habe. Zum Unglück fehlt es diesem Dion, bey allem Schein von Weisheit und Tugend den er von sich wirft, gar sehr an allen Eigenschaften, wodurch man sich andern, zumahl einem jungen König, der das Vergnügen und die Freude liebt, angenehm und liebenswürdig machen kann; und, was noch schlimmer ist, ich fürchte sehr, daſs er selbst etwas mehr Tyrannenblut in den Adern hat, als seine Lobredner in der Akademie sich gern gestehen mögen. Wie dem auch sey, der junge Fürst befindet sich dermahlen zwischen dem strengen, Ehrfurcht gebietenden und scharf über den Grundsätzen der Platonischen Republik haltenden Dion, und dem schlauen, gewandten, allgefälligen Gesindel seines Hofes in einer zwang- und peinvollen Klemme. Diese sehen, daſs er nicht Muth genug hat, das Joch, das ihm Jener über die jungen Hörner geworfen, abzuschütteln; und das dringende Bedürfniſs, dem majestätischen Dion einen Mann von Gewicht entgegen zu stellen, ist es ganz allein, was sie genöthiget hat, mit vereinten Kräften auf die schleunigste Zurückberufung des Filistus anzutragen.

Daſs dieſs die wahre Lage der Sachen am Syrakusischen Hofe sey, habe ich aus den unvollständigen Nachrichten, die mir Filist von Zeit zu Zeit mittheilte, nach und nach herausgebracht. Denn er selbst treibt, wie es scheint, die Freundschaft gegen keinen Sterblichen so weit, daſs er sich ihm ganz offen und ohne alle Zurückhaltung entdecken sollte. Da er ein Mann von groſser Weltkenntniſs und Erfahrenheit ist, die Syrakusischen und Sicilischen Staatsverhältnisse vollkommen inne hat, dabey (worauf hier alles ankommt) eine sehr einnehmende Auſsenseite besitzt, und an Feinheit, Geschmeidigkeit und Besonnenheit es mit dem ausgelerntesten Hofmann aufnehmen kann: so ist nicht schwer vorauszusehen was der Erfolg seyn müsse, und daſs Dion bald genug den Rath erhalten werde, eine kleine Gesundheitsreise zu seinem ehrwürdigen Freund Plato vorzunehmen.

Übrigens scheint Filist darauf zu rechnen, daſs Korinth, als die Mutterstadt von Syrakus, es seinem Staats- und Handels-Interesse gemäſs finden werde, mit dem Thronfolger des alten Dionys in gutem Vernehmen zu bleiben. Auch zweifle ich nicht, daſs er sich in dieser Rücksicht unter der Hand mit Nachdruck für den edeln Timofanes verwenden wird, welcher (wie ich höre) groſse Anstalten macht, sich mit guter Art der Alleinherrschaft über euch zu bemächtigen.

Auch an unserm Himmel, der während der letzten dreyſsig Jahre so heiter war, steigen, seit dem Tode meines guten Bruders Aristagoras, bereits einige trübe Wolken auf, die uns mit Sturm und Ungewitter zu bedrohen scheinen. Sein ganzes thätiges Leben war der Wohlfahrt von Cyrene gewidmet; sein Tod wird uns, wie ich groſse Ursache habe zu befürchten, eben so nachtheilig seyn als sein Leben wohlthätig war. Er war, wiewohl seine Bescheidenheit und Klugheit es immer zu verbergen suchte, der wahre Urheber und die stärkste Stütze unsrer dermahligen Verfassung. Unglücklicher Weise ist noch keine Staatsverfassung erfunden worden, die durch sich selbst bestünde; und da sogar Platons Republik (seiner eigenen Versicherung nach) nur unter einer unmöglichen Bedingung von Dauer seyn könnte, von welchem andern Menschenwerk dürften wir uns mehr versprechen? Seit der Mann nicht mehr ist, der allein Ansehen und Weisheit genug besaſs, dem Ehrgeitz des mächtigen Demokles und seiner Söhne das Gegengewicht zu halten, sehe ich einer Abspannung der Springfedern unsrer Staatsmaschine entgegen, wodurch sie nur zu bald ins Stocken gerathen wird. Wir werden in unsre alten Miſsbräuche, Parteyen und Erschütterungen zurück fallen, und was sollte mir dann ein längerer Aufenthalt in Cyrene? Doch dieſs, bester Learch, ist weder das einzige, noch das ärgste, was mir bevorsteht und das häusliche Glück, dessen ich seit meiner Verbindung mit der liebenswürdigen Schwester unsers Kleonidas genoſs, auf immer zu zerstören droht. Möge mein guter Genius den Unfall noch lange von uns entfernt halten, dessen langsame Annäherung ich mir selbst vergebens zu verbergen suche! — Trifft er mich, so ist Athen und Korinth — doch weg mit dem unglückweiſsagenden Gedanken! Noch ist Hoffnung. Die Ärzte haben zu einer Luftveränderung, wovon sie uns die beste Wirkung versprechen, eine Reise nach Rhodus vorgeschlagen, welche ich mit Kleonen und unsrer Tochter Arete, von Kleonidas, Musarion und dem jungen Kallias, ihrem Sohne, begleitet, zu unternehmen im Begriff bin. Rufe Hygieien mit mir an, mein Freund, daſs der Erfolg unsere Wünsche begünstige!

ENDE DES VIERTEN BUCHS.

ANMERKUNGEN

ZUM VIERTEN BUCH.

1) Seite 106. Der Timotheus, von welchem hier die Rede ist, war einer der berühmtesten Tonkünstler und musikalischen Dichter der Zeit, in welcher die sämmtlichen in diesen Briefen vorkommenden Personen gelebt haben. Er wurde, zum Dank daſs er den Gesang und die Saitenmusik seiner Zeit (nach unsrer gewöhnlichen Vorstellung) zu einer weit höhern Vollkommenheit gebracht als worin er beide gefunden, von den strengern Anhängern der alten, äuſserst einfachen, an wenige Formen gebundenen, feierlich ernsten Musik für einen ihrer gröſsten Verderber erklärt, und unter andern von dem komischen Dichter Ferecydes, seinem Zeitgenossen, in einem von Plutarch aufbehaltenen beträchtlichen Bruchstück seines Chirons, sehr übel mitgenommen. Indessen war nicht er, wie spätere Kompilatoren sagen, sondern (laut des besagten Fragments) ein gewisser Melanippides derjenige, der

die Saitenzahl der Lyra, welche schon sein Meister Frynis, zum gröfsten Argernifs der Eiferer für die gute alte Sitte (S. die Anklagsrede des dikaios Logos in den Wolken des Aristofanes) bis auf sieben gebracht hatte, noch mit fünf neuen vermehrte. Wie dem aber seyn mochte, genug Timotheus war, wie es scheint, der erste, der mit einer eilf- oder zwölfsaitigen Magadis (einer Art von Cither, auf deren Saiten ohne Plektron mit den bloſsen Fingern geklimpert wurde) zu Sparta erschien, und sich unter andern mit einem dithyrambischen Gesang über die bekannte Fabel von Jupiter und Semele öffentlich hören liefs. Aber die Spartanische Regierung nahm diese sittenverderbliche Neuerung (wiewohl damahls wenig mehr an ihren Sitten zu verderben war) so übel, dafs sie ein Dekret (welches uns Boethius in seinem Buche de Musica aufbehalten hat) abfafste, des Inhalts: „Demnach ein gewisser Timotheus (oder Timotheor, wie man in Sparta zu sprechen pflegte) von Milet in ihrer Stadt angekommen, und durch sein Spiel öffentlich bewiesen habe, dafs er die alte Musik und die alte Lyra verachte, indem er die Zahl der Töne und der Saiten über alle Gebühr vermehrt, der alten einfachen Art zu singen, eine viel zusammen gesetztere Chromatische untergeschoben, auch in seinem Gedicht über die Niederkunft der Semele die geziemende Anständigkeit *) gröblich verletzt habe: als hätten die Könige und Eforen, in Erwägung, daſs solche Neuerungen nicht anders als den guten Sitten sehr nachtheilig seyn könnten, und zu Verhütung der davon zu besorgenden Folgen, besagtem Timotheos einen öffentlichen Verweis gegeben, und befohlen, daſs seine Lyra auf sieben Saiten zurück gesetzt und die übrigen ausgerissen werden sollen." — Daſs Athenäus (im 10. Kap. des XIV. B.) diese Anekdote nach andern Autoren anders erzählt, beweiset eben so wenig gegen sie, als das Ansehen des edeln und für sein Zeitalter gelehrten Boethius die Achtheit des Dekrets, nach Verfluſs von 1000 Jahren, verbürgen kann. Ich kenne nicht eine einzige Griechische Anekdote dieser Art, die nicht von Andern anders erzählt würde. Gewiſs ist indessen, daſs das Dekret ganz im Geiste der Spartanischen Aristokratie, die in allem streng über die alten Formen hielt, und ihrem Geschmack in der Musik gemäſs, abgefaſst ist.

---

*) Nehmlich durch das fürchterliche Geschrey, welches er die in des Donnerers allzufeuriger Umarmung sich verzehrende und vor Angst und Schmerz zu früh von dem jungen Bacchus entbundene Semele erheben lieſs; wie aus einer Stelle im Athenäus, B. VIII. Kap. 5. erhellet; denn eine andere Art von Unziemlichkeit ist hier nicht zu vermuthen.

50.

Er zwang mich, Gaben, die ich, so lang' ich schön gewesen,
Verachtete, anzubaun. Ich hatte nun gute Zeit,
In einer gezwungenen erst, dann ſüſsen Einsamkeit,
Im Buch der Natur und in mir selbst zu lesen.
Ich wurde mit meinem Innern vertrauter, und spähte darin
Verborgene Reitzungen aus und manchen neuen Sinn,
Ursprüngliche Quellen von reinem hohem Vergnügen,
Die, unerkannt, in uns begraben liegen;
Kurz, wie sich mein voriger Stand aus meiner Erinn'rung verlor,
Ging ich, wie ein andres Geschöpf, zu neuem Daseyn hervor.

51.

Ich wurde gefällig, sanft, verbindlich, glaubte nicht
Daſs andre mir mehr Achtung schuldig seyen
Als ihnen ich, und machte mir zur Pflicht
Sehr wenig mir selbst und andern viel zu verzeihen.
Schön, wuſst' ich daſs ich gefiel, und alles was man that

2) S. 115. Daſs Plato durch dieses Vorgeben seinem Mährchen eine Art von Beglaubigung geben wolle, ist klar genug: aber worauf er die Fönizische Abkunft desselben gründet, und wer die Dichter sind, welche versichern, es habe sich an vielen Orten zugetragen, weiſs ich nicht. Denn daſs er auf die bewaffneten Männer anspiele, die aus der Erde hervorgesprungen seyn sollen, als der Fönizier Kadmus die Zähne des von ihm erlegten Kastalischen Drachen in die Erde säete, oder auf die goldnen, silbernen, ehernen, heroischen und eisernen Menschen des Hesiodus, die nicht zugleich, sondern in auf einander folgenden Generazionen, nicht aus dem Schooſs der Erde hervorsprangen, sondern von den Göttern gebildet und zum Theil gezeugt wurden, — ist mir nicht wahrscheinlich. Doch vielleicht will er mit dieser anscheinenden Beglaubigung seines in der That gar zu abgeschmackten Mährchens nicht mehr sagen, als mit dem etwas platt scherzhaften Zweifel seines Sokrates „ob es sich künftig jemahls wieder zutragen dürfte.“

3) S. 133. Praxilla, eine zu ihrer Zeit berühmte Skoliendichterin aus Sicyon, hatte ein Lied verfertiget, worin Adonis, den sie so eben im Reich der Schatten anlangen läſst, auf die Frage: was von Allem, so er auf der Oberwelt habe zurücklassen

müssen, das Schönste sey? zur Antwort giebt: „Sonne, Mond, Gurken und Apfel.“ Man fand diese Antwort so albern naif, daſs die Redensart, einfältiger als Praxillens Adonis, zum Sprüchwort wurde.

4) S. 202. Aski, Kataski, sind ein Paar Zauberworte von denen, die bey den Griechen Efesia grammata hieſsen, womit von Betrügern und abergläubischen Leuten allerley Alfanzerey getrieben wurde, und über deren Abstammung und Bedeutung viel vergebliches filologisiert worden ist.

5) S. 237. Die sogenannte Platonische Zahl, wovon Aristipp hier mit einer Art von Unwillen spricht, der ihm zu gut zu halten ist, hat von alten Zeiten her vielen bene und male feriatis unter Filologen, Mathematikern und Filosofen, manche sauere Stunde gemacht. Alle haben bisher bekennen müssen, daſs ihnen die Auflösung dieses Räthsels, oder vielmehr die Bemühung Sinn in diesen anscheinenden Unsinn zu bringen, nicht habe gelingen wollen. Ich gestehe gern, daſs ich den Versuch, eine auch nur den schwächsten Schein einer sichtbaren Dunkelheit von sich gebende Übersetzung dieser berüchtigten Stelle, eben so wohl, wie der sehr geschickte und beynahe enthusiastisch für den gött-

lichen Plato eingenommene Französische Dollmetscher über meine Kräfte gefunden habe. Herr Kleuker, — dem wir eine schwer zu lesende Übersetzung der Werke Platons zu danken haben, die nicht ohne Verdienst ist und einem künftigen lesbaren Übersetzer die herkulische Arbeit nicht wenig erleichtern wird, — ist herzhafter gewesen als wir beide: und da seine Dollmetschung wohl den wenigsten Lesern dieser Briefe zur Hand seyn dürfte, so sehe ich mich zu Aristipps und meiner eigenen Rechtfertigung beynahe genöthiget, von seiner mühsamen Arbeit dankbaren Gebrauch zu machen, und seine wörtlich getreue Übersetzung dieser Stelle, so wie sie die Platonische Zahl betrifft, hier abdrucken zu lassen. Sie lautet folgender Maſsen:

„— Alles Lebende auf Erden hat seine Zeit der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, der Seele und dem Körper nach. Diese Zeit ist zu Ende, wenn die umkreisende Linie eines jeden Zirkels wieder auf den ersten Punkt seines Anfangs kommt. Die kleinen Umkreise haben ein kurzdauerndes, die entgegen gesetzten ein entgegen gesetztes Leben. Nun aber werden diejenigen, die ihr zu Regenten des Staats gebildet habt, so weise sie auch seyn mögen, dennoch den Zeitpunkt der glücklichen Erzeugung und der Unfruchtbarkeit eines Geschlechts durch alles Nachdenken mit Hülfe der sinnlichen Erfahrung nicht treffen. Dieser Zeitpunkt wird ihnen entwischen, und sie werden einmahl Kinder zeugen wenn sie nicht sollten. Der Umkreis der göttlichen Zeugungen hält eine vollkommene Zahl in sich: aber mit der Periode der menschlichen Zeugungen verhält es sich so,

> „daſs die Vermehrungen der Grundzahl, nehmlich
> „drey potenziirende und potenziirte Fortrückungen
> „zur Vollendung, welche vier unterschiedene
> „Bestimmungen des Ähnlichen und
> „Unähnlichen, des Wachsenden und Abnehmenden
> „annehmen, alles in gegenseitigen Beziehungen
> „und ausgedruckten Verhältnissen darstellen.
> „Die Grundzahl dieser Verhältnisse,
> „nehmlich die Einsdrey mit der Fünfe verbunden,
> „giebt nach dreyfacher Vermehrung eine zwiefache
> „Harmonie; eine gleiche ins Gevierte, als
> „Hundert in der Länge und Hundert in der Breite;
> „eine andere, die zwar von gleicher Länge ist,
> „aber mit Verlängerung der einen Seite, so daſs
> „zwar auch Hundert an der Zahl, nach dem diametrischen
> „Ausdruck der Fünfen darin liegen,
> „wovon aber jede dieser Fünfen noch eine

„bedarf und zwey Seiten unausgedruckt sind:
„Hundert aber folgen aus den Kuben der Dreyheit.
„Diese ganze Zahl ist nun geometrisch, und
„regiert über die vollkommnern oder unvollkommnern
„menschlichen Zeugungen. u. s. f.“

Herr Kleuker hat uns in einer Anmerkung zu dieser Platonischen Offenbarung, welche ihm vielleicht doch erklärbar scheint, einen künftig nähern Aufschluſs darüber hoffen lassen; ob und wo er diese Hoffnung erfüllt habe, ist mir unbekannt.

Bayerische

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SUPPLEMENTE

ZWEYTER BAND.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1798.

INHALT.

DER ANTI-OVID.

ERZÄHLUNGEN.

BRIEFE VON VERSTORBENEN AN HINTERLASSENE FREUNDE.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DER ANTI-OVID.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

VORBERICHT

DER DRITTEN AUSGABE VON 1770.

Dieser sich so nennende Anti-Ovid würde in mehr als einem Betracht sehr wenig dabey gewinnen, wenn er neben dem reitzenden Verführer, dem er durch seinen Nahmen Trotz bietet, in der Welt erscheinen sollte.

Die damahlige Jugend des Verfassers, und die Eilfertigkeit, womit dieses Gedicht im Jahr 1752 in wenig Tagen ejakuliert wurde, zeigt sich in der schlechten Anlage des Plans, in einer noch sehr mangelhaften Kenntniſs des Herzens, in der Ungleichheit der Schreibart, in dem seichten Urtheil über die Briefe der Ninon Lenclos an den Marquis von Sevigné, und in zwanzig andern Dingen von minderer Bedeutung.

Um mir zu gefallen, war immer noch weniger als man sollte;
Jetzt muſst' ich gefällig seyn, da war kein andrer Rath,
Wenn ich erträglich werden wollte.
Auch lernt' ich den Witz, der sonst in meinen Händen
Ein Dolch gewesen war, wohlthätig anzuwenden.

32.

Sonst scheute man sich vor mir, itzt wurde mein Umgang gesucht;
Ich durfte mich frey zu zeigen wagen,
Und reitzte niemands Eifersucht.
Sie ist, so pflegten die Schönen aus Einem Munde zu sagen,
Das häſslichste Menschengesicht, das man verlangen kann,
Doch muſs man ihr gestehn, Geist hat sie wie ein Engel.
Urtheilen Sie, ob ich beym Tausche gewann?
Jetzt übersieht man meine Mängel,
Ist immer das Beste von mir zu denken bereit,
Und meine Verdienste selbst erwecken keinen Neid;

Dasjenige wohl auszuführen, was der Titel verspricht, würde die Ausarbeitung eines ganz neuen Gedichtes erfordern; wozu der Verfasser weder Lust noch Muſse hat. Weil indessen doch einige gute Stellen, und der Geist und Zweck des Gedichts selbst die möglichste Ausbesserung desselben zu verdienen schienen, so hat man bey dieser Ausgabe gröſsere Veränderungen damit vorgenommen, als mit irgend einem andern in dieser Sammlung; wie die Vergleichung mit der vorigen Ausgabe diejenigen belehren wird, welche sich diese Mühe geben mögen. Insonderheit ist die zweyte Hälfte des ersten Gesangs und die erste des zweyten gänzlich umgeschmelzt worden; und wenn bey einer künftigen Ausgabe die beiden andern ein gleiches Schicksal haben sollten, so würde das Ganze so viel als neu seyn, und mehr dadurch gewinnen, als verlieren.

ZUSATZ

BEY GEGENWÄRTIGER AUSGABE.

Der Verfasser hat der Versuchung nicht widerstehen können, bey dieser Ausgabe mit dem Rest des Gedichtes eben so frey zu verfahren, als in der vorigen mit einem groſsen Theile desselben geschehen war, und das Ganze ist dadurch wirklich dem ursprünglichen Anti-Ovid so unähnlich worden, daſs man diesen kaum noch darin erkennen kann.

Vielleicht ist die Absicht, das Gedicht etwas lesbar zu machen, bey den meisten Lesern dadurch erreicht: indeſs daſs einige wenige vielleicht, in andrer Rücksicht lieber gesehen hätten, wenn alles, wie es Anfangs war, geblieben wäre. Übrigens scheint eben nicht viel damit gewonnen zu seyn, wenn man einen alten Rock so lange mit neuen Lappen ausflickt, bis man nicht mehr sehen kann, von welchem Zeug und welcher Farbe er einst gewesen seyn mag: es kommt mit allem dem Flicken doch nur — ein Bettlermantel heraus.

ERSTER GESANG.

V. 1 — 15.

Die Kunst zu lieben sangst du uns, Ovid:
Die wahre Art zu lieben sey mein Lied!
Zu lieben ohne Kunst, die schöne Art zu lieben
Der goldnen Zeit, da jedes weiche Herz
Von kindlichen und unverfälschten Trieben
Noch überwallte, Freude, Witz und Scherz,
Wie Schwester-Grazien in Blumenthälern spielten,
Und alle dich, Natur, in erster Unschuld fühlten.
Fleuſs, mein Gesang, süſs, wie vom Lenz belebt
Aëdons Lied durch junge Zweige bebt,
Sanft wie der Thau aus röthlichen Gewölken
In Rosen flieſst und halbenthüllte Nelken,
Und wie um Doris Mund ein leiser Zefyr schwebt:
Nicht üppig, gleich den weichen Tönen
Des schlauen Lehrers schnöder Lust,

V. 16 — 35.

Die, an Korinnens glüh'nder Brust
Gegirret, uns zugleich Geschmack und Herz verwöhnen.

Du, die ich oft bewegten Hainen sang,
Wenn mir versteckt die Dryas lauschte,
Der Abendwind gelinder rauschte,
Und aus dem fernen Fels der Nachhall vielfach klang;
Entsteige den verklärten Sfären,
O Liebe, wo du Göttin bist,
Begeistre du mein Lied, die Erde soll es hören;
Und selig ist das Herz, das meinen edlen Lehren,
Und deinem Einfluſs offen ist!

Als Gott die Welten schuf, und dich, sein Bild, o Liebe,
Zur Königin den Welten gab,
Kam im Gefolg der reinsten Triebe
Die Seligkeit mit dir von seinem Thron herab.
Da lächelt' aus den jugendlichen Erden,
Voll deiner Bildungen, ein ew'ger Lenz dich an;
Sie schwangen sich in ihre neue Bahn
Mit ihren glücklichen Gefährten,
Und hüpften fröhlich auf, von dir bestrahlt zu werden.

V. 36 — 56.

Die Geister, die du dir gezeugt,
Empfanden dich, sie liebten und genossen.
In den entzückten Arm des Sylfen ausgegossen,
Und sanft auf seine Brust die Stirne hingebeugt,
,Fühlt die Sylfid' ihr Herz der neuen Lust zu enge;
,Die Glückliche! Sie fühlte dich!
,Und neidlos feyrten die Gesänge
,Der niedlichen Gespielen, schwesterlich,
,Der Freundin Glück; die Freuden mischten sich
,Und flogen, tausendfach verschönert durch die Menge
,Der Mitgenieſsenden — denn alle fühlten dich! —
,Von jedem Allen zu, im süſsesten Gedränge.

Der Gottheit und der Geister Feind,
Der, abgetrennt von ihr, umnebelt und entzieret,
Das lustberaubte Reich der ew'gen Qual regieret,
Sieht zürnend auf das Glück, das allen Welten scheint.
Sieht auch die unsrige umflossen von Vergnügen
Im ersten Schöpfungsglanze liegen,
An tausend Freudenquellen reich,
Und uns den Himmlischen durch dich, o Liebe, gleich,
Des jetz'gen Daseyns froh und höh'rer Freuden Erben;

V. 57 — 74.

Ergrimmt siehts Ariman, und sinnt, uns zu verderben.
Er schafft, der Liebe nach, in trüglicher Gestalt
Die Wollust, die er Liebe nennet,
Ein reitzendes Gespenst, von dessen Anhauch bald
Manch unbesorgtes Herz entbrennet.

Weh uns! der Dämon siegt! das Feuer schnöder Liebe
Verschlingt Uraniens mildern Glanz;
Es strömen schon die minder edeln Triebe
Wildrauschend durch das Herz, und füllen bald es ganz.
Es dürstet stets nach neuen Freuden,
Berauscht sich im Genuſs, und wird nur mehr erhitzt;
Schon fängt man an die Lust, die man allein besitzt,
Von der gemeinsamen zu scheiden.
Jetzt ists nicht mehr die Unschuld, die entzückt,
Wenn sie verschämt aus keuschen Augen blickt;
Kein Seufzer schwingt sich mehr bey unentweihten Küssen
Zum Himmel auf, das zärtliche Gefühl
Der Tugend wird erstickt; was sie jetzt Liebe nennen,

V. 75 — 97.

Ist eine Gluth, von der allein die Adern brennen,
Der Seele Gift, der Leidenschaften Spiel.
Der Wankelmuth, der Triebe innrer Streit,
Der Überdruſs, die Eifersucht, der Neid,
Verjagt die Ruh und die zufriedne Lust,
Des Wechsels Feindin, aus der Brust.
Schon mancher Paris findt jetzt seine Helena,
Wiewohl noch keinen Barden ihn zu singen.
Bald ziehst du Dichter auf, die dir, Idalia,
Und deinem Knaben Opfer bringen.
Ihr mildes Lied räumt dir den Myrtenhayn,
Der Pafos ziert, und goldne Tempel ein.

Jetzt singt Anakreon in loser Nymfen Reihen,
Berauscht vom Mädchen und vom Wein,
Die Lieb in junge Busen ein;
Sie wallen lüstern auf und öffnen sich dem Mayen,
Und eifern, auch sein Lied zu seyn.
„Genieſst und liebt, weil euch die Jugend winkt,
„Sie wird verblühn, genieſst und liebt, und trinkt,
„Und taumelt, in der Reben Schatten,
„An Fyllis Brust auf rosenvollen Matten.
„Der Tod, (wer weiſs, wie bald kommt er?)
„O! möcht er euch betrunken finden!

V. 98 — 116.

„Der raubt uns alle Lust; in Plutons finstern Gründen
„Winkt euch kein Cypernwein, küſst keine Fyllis mehr.

Verführerische Sittenlehre,
O hättst du, unsrer Kunst zur Ehre,
Von keiner Leier nie getönt!
O hätte, voll von dir, nach untersagten Freuden,
Der Sinne Lust, des Geistes Leiden,
Kein irrend Herz sich je gesehnt.

Zum Überfluſs erscheint der Meister loser Künste,
Ovid, und lehrt! — Cytherens blinder Knab',
‚Entlassen seiner alten Dienste,
‚Schnallt froh den goldnen Köcher ab,
Und jenem wird Korinne zum Gewinnste,
Für Lieder, die Korinnen machen.
Ihr Mütter der erhabnen Grachen,
Ihr Frauen, groſs an Geist und Heldensinn,
Wo find' ich jetzt die Römerin,
‚Die nicht beschämt wär', euch zu gleichen?
‚Die Porzien müssen jetzt den Messalinen weichen;

,Die halbe Welt ist jetzt der Quadrantarien Lohn,
,Den Preis der Schönsten trägt die Schändlichste davon,
,Und in Quartillens Bild bestrebt sogar Petron
,Vergebens sich, sein Urbild zu erreichen.
Die ihr ein täuschend Glück so oft zu hoch bezahlt,
Ihr Liebe athmenden, noch unerfahrnen Herzen,
Was man so zauberisch euch mahlt,
Sind nur in Lust verlarvte Schmerzen!
O glaubet nicht den lockenden Properzen!
Die Wollust, die aus ihren Liedern lacht,
Ist jene nicht, für die euch die Natur geschaffen;
Nie fühlten sie der wahren Liebe Macht,
Und ihre Freuden sind nur echter Freuden Affen.

Zwar süſs ist ihr Gesang und schmeichelt unsern Trieben,
Wie leicht wirds uns, die Weisheit auszuüben,
Die uns der Freund Bathyllens singt,
Und Aristipp in Lehrgebäude bringt!
Sich uns gefälliger zu schmücken
Borgt sie die Farbe der Natur,
Verbirgt, was sie entehrt, den aufgehaltnen Blicken.
Und zeigt uns schlau die schöne Seite nur.

33.

Ich darf sie ohne Scheu entfalten,
Weil niemand was mir fehlt durch sie vergütet hält;
Kurz, ich gewinne dadurch bey Schönen und Ungestalten:
Denn, wenn die Schöne bey mir sich desto besser gefällt,
Wie müssen nicht erst die Häſslichen und die Alten
Mich lieb gewinnen, da jede, mir gegen über gestellt,
Die Wollust schmeckt sich selbst für schön zu halten!
Ich wiederhohl' es, Freund, von allem in der Welt
Nur Brunells Ring, so hab' ich durch den Mohren
Unendlich mehr gewonnen als verloren."

34.

Hier können wir länger nicht schweigen. Entweder sie sagt das Ding
Das nicht ist, 4) oder es steckt sonst etwas hinter der Sache.
Ein Mädchen, das zufallsweise aus einer Venus ein Drache
Geworden, glaubet mir, denkt, wie klug sie ist, nicht so gering

V. 138 — 156.

Sie ladet die Begier in holde Zauberauen;
Was uns entzünden kann, was uns zum Wechsel reitzt,
Ist hier im Überfluſs zu schauen.
Die Luft scheint hier, wie in Armidens Schloſs,
Die Weichlichkeit in uns zu flöſsen;
Der Weisheit Ruf, die Zukunft wird vergessen,
Man denkt hier nicht, man fühlet bloſs.
Vielleicht beglückt, wenn auf die süſsen Stunden,
Die man so thierisch durchempfunden,
Ein sanfter Tod, wie der den einst Ovid begehrt,
(Wie sehr war er des Wunsches werth!)
Den Geist, dem an so wenig gnügte,
Mit seinem Leib in ew'gen Schlummer wiegte.

Doch nein! Ich irre mich! — Und wär' es ein Gedicht,
Was Sokrates von einem bessern Leben,
Den Giftkelch in der Hand, sich hoffnungsvoll verspricht,
Auch dann ist der ein Thor, und mitten im Bestreben
Nach steter Lust, kennt er den Werth des Daseyns nicht,
Der nur den Sinnen lebt, und jeder edlern Pflicht

V. 157 — 176.

Verhaſstes Joch mit kühner Faust zerbricht.
Die Hälfte von ihm selbst, die tugendhafte Liebe
Zum allgemeinen Wohl, des Wohlthuns süſse Triebe
Raubt der Betrogne sich! — — Die Freuden beſsrer Art,
Wodurch der Mensch an höh're Wesen reichet,
Giebt er für eine Lust, die ihn den Thieren gleichet,
Und küſst dafür, und trinkt und salbet seinen Bart!

Du, die der Thoren Angedenken
Verewigt auf die Nachwelt bringt,
Die du geschickter bist, der Menschen Stolz zu kränken,
Als was selbst Juvenal zur Schmach der Menschheit singt;
Geschichte, sprich, wie viele Heldenseelen
Entzog die Wollust nicht dem Ruhm der Ewigkeit?
Wie mancher übertraf den Sieger bey Arbelen,
Und hat in ihrem Arm der Tugend Glanz entweiht?
Wie sammelt die Natur nicht alle ihre Kräfte,
Wenn sie Alcibiaden bildt?
Sie schuf sie, würd' ihr Zweck erfüllt,
Zum Glück der Welt, zum göttlichsten Geschäfte.
Dieſs war's was Sokrates der Welt von ihm verhieſs,

V. 177 — 196.

Sein Freund, sein Lehrer, sein Gefährte,
Der schon in ihm den künft'gen Helden ehrte,
Und dieses einz'ge Mahl vom Schein sich täuschen lieſs.
Ihm, den Athen den Schönsten hieſs,
Ihm, den ein Sokrates zum Besten auszubilden
So eifrig war, — was raubt' ihm seinen Ruhm, verstieſs
Den Liebling seiner Zeit zu Thraziens rohen Wilden?
Die Üppigkeit, der zügellose Sinn,
Der Leichtsinn, der den Staat und eine Buhlerin
Gleich feurig liebt, gleich flatterhaft behandelt,
Der seinen Scherz mit beiden treibt,
Sich jeden Augenblick verwandelt,
Und nur im Übermuth sich immer ähnlich bleibt.

Und soll ich von den stolzen Höh'n,
Wo rühmlich aufgestellt der Helden Bilder stehn,
An denen unserm Blick sich diese Flecken zeigen,
In deinen Staub herunter steigen,
O Pöbel! der du nie gedacht,
Wie ein Perikles denkt, wenn die Begierden schweigen,
Und das Gefühl der innern Würd' erwacht?

V. 197 — 219.

Hier Venus, oder, Thorheit, du,
Hier ist der Kern von euern Unterthanen;
Hier führet euern bunten Fahnen
Die Leidenschaft ein Heer von Narren zu;
Hier tändelt ein Tibull zu seines Mädchens Füſsen
Sein kurzes Sperlingsleben weg;
Geschieden von der Welt, in heil'gen Finsternissen,
Lehrt **Rustik** dort die junge **Alibeg**
Die fromme Kunst den Teufel einzuschlieſsen.

Gar selten braucht Kupido sein Geschoſs
So schwache Herzen zu bekriegen;
Aus langer Weil sinkt Mops in Chloens Schooſs;
Aus Trägheit läſst Nerine sich besiegen.
Der Vorwitz macht Vanessen unterliegen,
Was kein Adon erhielt, gelinget unverhofft
Dem rauhsten zottigsten Satyren;
Und Herzen, deren Stolz zu rühren
Sonst alles fruchtlos ist, besiegt der Schneider oft.

Seht die Erob'rerin, Finette,
In jenem Kranz, den Amor um sie flicht!
Welch einen Hof ihr herrschendes Gesicht
Um sich erblickt! Hier buhlen in die Wette
Um ihre Gunst, um einen armen Blick,

V. 220 — 239.

Das Kind, der Greis, der Filosof, der Dichter,
Der Höfling, der Abbé, der Hauptmann und der Richter;
Mit einem Wink theilt sie, die Göttin, Glück
Und Elend aus, und aus denselben Augen
Muſs Hoffnung Seladon, und Fop Verzweiflung saugen.
In sehr verschiednem Licht zeigt hier die Liebe sich;
Burlesk bey dem, bey jenem weinerlich;
Sie zaubert hier nicht bloſs figürlich,
Sie wirkt Verwandlungen — Nur einen Fächerschlag,
Und plötzlich wird der Platonist natürlich,
Der Graubart bunt als wie ein Sommertag,
Der Held ein Lamm, und der Magister zierlich.

Wie lange soll der launische Affekt,
Den Üppigkeit und Langeweile heckt,
Der von Begierden wächst, und stirbet von Entzücken,
O Liebe, sich mit deinem Nahmen schmücken?

Und du, zweydeutiges Geschlecht,
Du Räthsel der Natur, wer kann dich mir erklären?
Dich haſst' Euripides und muſste dich verehren;
Der dich erhebt bis an die Sfären,

Der dich zur Hölle stöſst — sie haben beide Recht.
Und doch, mit allen den Gebrechen,
Die Juvenal und Pop' und wer ihr Nachhall ist
Euch vorgerückt, wer lebt, der nicht bey euch vergiſst,
Was gegen ihr Gefühl die Misogynen sprechen?
Bedarf es mehr um euch zu rächen
Als daſs sogar ein Swift — Vanessen dienstbar ist?
Und o! wie ungerecht, Euch Fehler aufzubürden,
Die unsrer Arbeit Früchte sind!
Was für ein Dämon macht die Herr'n der Schöpfung blind?
Als ob wir das an Lust verlieren würden,
Was Ihr an innerm Werth gewinnt!

Nicht für ein flüchtiges Entzücken,
Nicht unser Puppenspiel zu seyn,
Nein, unser Leben zu verschönern, zu beglücken,
Goſs Amor euch so schöne Seelen ein;
Mit Reitzungen, die nie veralten,
Befruchtet, würden sie, bloſs durch der Grazien Gunst,
Von selbst sich ohne Müh viel reitzender entfalten,
Als unser Witz durch alle Macht der Kunst.

V. 260 — 270.

Was zwingt sie denn, im Keime zu ersticken?
Ist's Vorurtheil, ist's Neid? Besorgen wir vielleicht,
Durch Tugend möchten sie den Scepter uns entrücken? —
Als ob es uns zu vielem Ruhm gereicht,
Wenn sich vor einem Ding, das einer Puppe gleicht,
Die Helden selbst nur desto tiefer bücken?

Ihr Schönen, neigt zu meinem Lied
Gelehrig euer Ohr! Es soll die Kunst euch lehren,
Durch Schönheit, die im Schnee des Alters nicht verblüht,
Durch Reitze, die die Macht der schönsten Augen mehren,
Den alten Wahn der Männer zu bekehren!

ZWEYTER GESANG.

V. 1 — 13.

Tief in dem Heiligthum von unsrer Seele liegt
Der Liebe Quell, der Zug zum Guten und zum Schönen;
Und in der Harmonie, die unsre Triebe wiegt,
Die Seligkeit, wornach sich unsre Herzen sehnen.

Die Liebe, die zu dir, o Panthea, mich zieht,
Ist eben dieser Trieb zum Schönen,
Der für die Edelsten von Gräciens Heldensöhnen,
Für dich, Leonidas, für dich, mein Brutus, glüht.
Mein Busen lernt durch sie von fremdem Schmerz sich dehnen,
Sie hat der Dido nie des Mitleids Zoll versagt,
Sie mischt die ihrigen in Klementinens Thränen,
Und bebt, wenn Abbadonna klagt.
Der gleiche Trieb läſst mich Entzücken fühlen,

V. 14 — 34.

Wenn mir Virgil's und Miltons Harfen spielen.
Er wallt in mir, Natur, zu deinen Werken hin,
Und nähret sich von deinen sanften Freuden;
Er lernt dir ab, die Wahrheit einzukleiden,
Verschönt den Witz und schärft den Sinn.

Nur, der dem ungeschmeckt nichts Reitzendes entfliehet,
Fühlt recht der Liebe Süſsigkeit;
Der ists, für den die Anmuth blühet,
Die die Natur auf ihre Werke streut.
Die Häſslichkeit wird ihn so widrig rühren,
Als ihn das Schöne reitzt; er miſst in seiner Wahl
Des Guten und des Bösen Zahl,
Und läſst die Weisheit nie ihr Richteramt verlieren.

Die, die er liebt, wird keine Lais seyn.
Der äuſsre Reitz allein, die List verbuhlter Blicke
Nimmt sein verwahrtes Herz nicht ein;
Und fühlt er auch in sich die Triebe sich entzweyn,
So siegt er doch, und bebt vor der Gefahr zurücke.
Nur wo die Unschuld sich in stille Anmuth hüllt,
Da widersteht er nicht, er ehret was er liebet,
Und sein Verstand erlaubt, daſs sich sein Herz ergiebet.

V. 35 — 53.

Wenn auf der freyen Stirn sich sanfte Hoheit bildt,
Wenn, ungelehrt in buhlerischen Tücken,
Die Augen unbewuſst entzücken,
Und jeder Blick das Herz verwundt;
Wenn Groſsmuth, Menschenhuld den schönen Busen reget,
Und wenn ihr anmuthvoller Mund
Der Augen Geist nicht widerleget,
Ihr Lächeln ohne Hinterlist,
Und ungeschminkt ihr Witz, wie ihre Wangen, ist;
Verdient sie, daſs ein Mann gern ihre Fesseln träget.

O Tugend, Göttin, ohne die
Wir keine Wollust lauter schmecken,
Du giebst den Trieben Maſs, du stimmst und adelst sie,
Und lehrst auch da noch Lust entdecken,
Wo Thrax, deſs Schlafsucht nur der Klang des Goldes stört,
Ganz fühllos bleibt, und weder sieht noch hört.

Auch macht uns der Geschmack geschickter recht zu lieben.
Wer unentzückt von dir, Horaz, geblieben,
Wer nicht die Grazien in deinen Briefen fühlt,

Von ihrem Verlust. Sich selbst zur Hälfte todt und begraben
Zu sehn, ist wohl kein Spaſs. Wie viel sie dabey vielleicht
An Geist und Herz gewinnt, die Zeit kommt, da ihr däucht
Zu ihren Vollkommenheiten auch noch die Schönheit zu haben,
Das wäre doch besser! Es ist, bey allem dem,
Von mehr als Einer Seite bequem und angenehm,

35.

Das Biſschen Verstand der Männer, vom jungen luftigen Knaben
Bis zum gerunzelten Greis, in seiner Gewalt zu haben,
Und aus den vermeinten Herren der Welt
Die albernsten Gecken zu machen, so bald es euch gefällt:
Bekennet, Kinder, dieſs ist ein kleiner Vortheil, dem keine
Die seinen Reitz geschmeckt, mit kaltem Blut entsagt;
Ein Vorzug, um welchen manche sogar dem Augenscheine
Und ihrem Spiegel selbst noch Trotz zu bieten wagt.

V. 54 — 76.

Bey Popen gähnt, bey einer Magdalenen
Von Rafael nach ihrem Busen schielt,
Den bannet weit von euch, ihr Schönen,
Er wird bey eurem Kuſs bald wie bey Popen gähnen.

Geschmack und Witz erweitern unsre Brust,
Und machen zärtlicher zur Lust:
Sie schenken uns die feinen Freuden,
Die unbekannt dem Pöbel sind;
Sie wissen uns die Wollust zu verkleiden,
Die Mops geschmacklos zwar empfindt,
Doch bald zu einerley, zuletzt verdrieſslich findt.
Sie lehren uns die Kunst sich zu vergnügen,
Die schlaue Kunst den Ekel zu betriegen.
Sie geben jeder Lust der Neuheit Schein,
Und lehren im Genuſs wollüstig-sparsam seyn.

Doch Freuden, die auch Thoren schmecken,
Sind nicht der edlern Liebe Ziel;
Nein! ihr vergötterndes Gefühl
Soll mächtig dich zu jeder Tugend wecken.
Soll dir weit über Erd' und Zeit
Des Daseyns groſses Ziel entdecken!
Erhöht, verstärkt durch sie, soll deine Zärtlichkeit
Auf alle Wesen sich erstrecken.

V. 77 — 96.

Der Unempfindliche, der unsrer Thränen lacht,
Den unser Glück nicht froher macht,
Hat nie geliebt; bey Frynen, bey Neären
Erfuhr er, wenn ihr wollt, das Glück der schönen Nacht;
Doch er genösse selbst im Arme von Cytheren
Das nicht, was den Genuſs zum Wunsch der Götter macht.

Die Liebe stimmt das Herz, das sie gefangen,
Und jeden seiner Trieb' in reine Harmonie,
Sie lächelt sanft auf unsern Wangen,
Und was wir thun, glänzt doppelt schön durch sie.
Man strebt des Herzens werth zu werden
Das unsre Zärtlichkeit gewann,
Und schöpfet Lust selbst aus Beschwerden,
Wenn des Geliebten Glück durch sie gewinnen kann.

Die Tugend nimmt mit ihrem eignen Schein
So mächtig nicht als durch die Anmuth ein,
Die ihr die Liebe leiht. Die streut auf jede Pflicht
Gefälligkeit und Reitz; das strenge Angesicht
Der Weisheit selbst, in Ernst und Tiefsinn eingehüllt,
Macht ihr erheiternd Lächeln mild.

V. 97 — 117.

Ihr, die ihr lieben wollt, laſst euer Herz nur wählen.
Ein unaussprechlich Was, ein unsichtbarer Zwang
Verräth beym ersten Blick den unbewuſsten Hang
Einander zugedachter Seelen.
Schon dort in jenem Raum, wo wir, vor diesem Leben,
In einem himmlischen Gewand,
Gleich jungen Liebesgöttern, schweben;
Schon dort verknüpft der reinen Liebe Hand
Die schwach empfindenden und gleichgestimmten Seelen.
Oft schlummern sie umarmt in jungen Rosen ein,
Oft weinen sie beym Lied äther'scher Filomelen,
Voll zärtlichen Gefühls, wozu die Worte fehlen,
Und sehnen sich, geliebt zu seyn.
Hier ists, wo unter süſsen Küssen,
In ihre weiche Brust die sanften Triebe flieſsen,
Wovon sie oft erstaunt und seufzend überwallt,
Eh sie in dieser Welt sich finden.
In Träumen sehn wir oft die himmlische Gestalt
Der Freundin vor uns stehn, wie sie in stillen Gründen
Gelockt vom West, die Einsamkeit
Am Frühlingsabend sucht; sie irrt, sie scheint zerstreut,

V. 118 — 138.

Sie bleibt zuletzt, tief in Gedanken, stehen,
Ihr schmachtend Auge sucht den unbekannten Freund
Den ihr gefühlvoll Herz ihr zu versprechen scheint;
Ein süſser Schauer bebt, da wir die Göttin sehen,
Durch unsre Seele hin, und Amor flüstert zu:
Du bist's, sie suchet dich: Sie ist's, sie suchest du![1])

Doch wenn des Schicksals Wolken weichen,
Wenn wir sie wirklich sehn, die oft ein Nachtgesicht
Mit Mienen, die den ihren gleichen,
Uns zugeführt, dann wirds in unsrer Seele Licht.
Dann sehen wir, wohin der mächt'ge Zug gezielt,
Den wir so oft verwundrungsvoll gefühlt.
Ein seelenvoller Blick, ein halb ersticktes Ach
Und still dem Aug' entschlichne Thränen,
Entdecken uns das Herz der Schönen,
Das oft bey unsern Schmerzen brach.

Unwissend in der Kunst die Unschuld zu betriegen,
Sinnt Thirsis nicht, die Freundin zu besiegen;
Kaum wagt die Zärtlichkeit den Wunsch geliebt zu seyn.
Ihm scheint ihr Aug auch dann zu dräun,
Wenn es ihr Herz verräth, und mit verwirrten Blicken

V. 139 — 156.

Ihm unschuldsvoll verspricht, gewiſs ihn zu beglücken.
Doch mit dem zärtlichen Verlangen
Nimmt auch die Hoffnung zu, und glüht auf seinen Wangen.
Was für ein Himmel blüht um ihn,
Wenn er in ihrem Arm sich denket?
Dann mag ihn jede Freude fliehn,
Dann klagt er nicht, wie hart ihn auch das Schicksal kränket;
Er würde ohne Reu' aus einem Eden ziehn,
Wär' ihm die Wonne nicht, sie d'rin zu sehn, geschenket.

Wie freudig schauert er, wenn sich ihr Blick vergiſst,
Und seine Blicke sucht und findet;
Und was sein Herz für sie empfindet,
In ihnen mit Entzückung liest.

Die Liebe wächst, so klein sie Anfangs ist,
Sehr schnell von Seufzern und von Thränen.
Kaum schleicht sie sich ins sanfte Herz der Schönen,
So füllt sie ganz es aus: so blüht ein Zefyr auf,
Wenn er sich jugendlich um Fyllis Busen schmiegt,

V. 157 — 174.

Sein Fittig dehnt sich schon, beſiedert sich und fliegt
Um Hals und Locken her, vergeblich winken Rosen
Und Lilien ihm zu, ihm blühen beſsre Rosen
Und Lilien auf Fyllis Mund und Brust;
Und keiner Rose Kuſs entlocket ihn der Lust,
Den Schäferinnen liebzukosen.

Oft singt er dem vergnügten Ohr
Der gerne Lernenden das Glück der Liebe vor,
Und still bewuſst erröthen beide;
Entzückt beschreibt er ihr die unbekannte Freude,
Bis Seufzer, die beredter sprechen,
Als zehn Erklärungen, den Lehrer unterbrechen.

Das Herz, das Auge selbst entdeckte sich jetzt schon,
Nur wagt der Mund noch nicht, dem Herzen nachzusprechen;
Man scheut einander jetzt, die Schöne flieht davon,
Doch nur gesucht zu seyn; man weiſs nichts mehr zu sagen,
Die Rede stockt, man schweigt und sieht sich ängstlich an,
Die Blicke fliehen sich, die bangen Herzen schlagen,

V. 175 — 196.

Man hofft und zittert doch, man sieht sein Glück noch nicht,
So deutlich es aus jeder Miene spricht,
Bis Thränen, die das Aug nicht länger halten kann,
Einander mehr als tausend Zungen sagen.

Doch welch ein Mund besingt die Lust,
Die jetzt die Glücklichen entzücket,
Da jedes sich geliebt erblicket?
Jetzt da vom Überschwang allmächtiger Empfindung
Bewältigt, ihre Brust zum ersten Mahl sich drückt,
Zum ersten Mahl sich Arm in Arm verstrickt,
Und Amors Gunst das Siegel der Verbindung
Den ersten Kuſs auf ihre Lippen drückt?
Nein, dich zu singen, erster Kuſs,
Dich, höchste Wollust dieses Lebens,
Bestrebet sich, wiewohl noch glühend vom Genuſs,
Der treue Schäfer selbst *) vergebens.
Die ihr dieſs zu verstehn begehrt
Was euch sonst Unsinn scheinen müſste,
Liebt wie Mirtill! — Ovid, der so gelehrt
Von Küssen sang, und wie ein Meister küſste,
Erfuhr die Wollust nie, und war sie auch nicht werth,
Die reine Liebe nur, und Einmahl nur, erfährt.

V. 197 — 217.

Die Liebenden, die in den ersten Küssen
Ganz unersättlich sind, und noch davon nichts wissen,
Wie leer zuletzt ein Herz sich findt,
An dem die Zeit ihr leidig's Recht gewinnt,
Vergessen leicht, daſs auch im zartesten Genuſs
Die Mäſsigung uns selbst gebieten müsse.
Wär unser Daseyn doch ein einz'ger ew'ger Kuſs!
So denkt man, ohne Furcht, daſs je der Überdruſs
Dem Nektar Engelreiner Küsse
Die Süſsigkeit zu rauben fähig sey.
Allein, macht der Geschmack die Freuden
Nicht immer durch Verändrung neu,
Ist nicht der Witz bemüht, sie täglich umzukleiden,
So altern sie gar bald. Ein ewig Einerley
Vergällt uns jede Lust, und macht aus Küssen Pflichten,
Die wir gleichgültig erst, dann mit Verdruſs entrichten.

Die Liebe gleicht der Melodie;
Der Triebe Seele, wie der Töne,
Ist die Veränderung, wenn sie mit Harmonie
Das Mannigfaltige, so streitend es oft scheinet,
Gesellig macht, und ohne Zwang vereinet.

V. 218 — 237.

Auch wahre Liebe wird hierin (die Wahrheit euch
Zu sagen) von Ovid ein wenig lernen müssen.
Sie bleibt sich selbst nicht immer gleich,
Und würzt den Kuſs mit schlauen Hindernissen.
Ein kluges Liebchen lügt zuweilen Sprödigkeit
Und flieht, wenn wir sie küssen wollen,
Wie rohe Mädchen fliehn, die erst noch reifen sollen;
Bald kommt sie anmuthsvoll und beut
Den Mund uns hin, bald liebt sie uns zuvorzukommen,
Und lacht, wenn sie den Kuſs uns weggenommen.

Wie glücklich seyd ihr, die ihr liebt,
So fern ihr euer Glücke kennet!
Ihr habt, wornach umsonst die Menge rennet,
Und was kein Wurf des Zufalls giebt.
Euch flieſsen die genoſsnen Stunden,
Jedwede schön und satt an Lust;
Von euch wird an der Freundin Brust
Des Lebens Freude ganz, der Schmerz kaum halb empfunden.

Doch soll der Liebe Glück, wie ihr, unsterblich seyn,
Soll sie mit euch in Welten übergehen,

V. 238 — 260.

Wo wir mit andern Augen sehen,
Wo uns der Erde Gröſsen klein,
Und tausend Wünsche kindisch scheinen,
Um die wir hier so oft, wenn sie uns fehlen, weinen;
So läutert stets die Lust, die ihr genieſst,
Und macht sie geistiger. O wie entzückend ist
Die Wollust, die kein Sklav der Sinne kennet,
Wenn uns, harmonischer erhabner Triebe voll,
In jedem Blick der Seelen Gleichlaut rühret!
Indem der Tugend Weg uns holde Weisheit führet!
Die lieben, die man lieben soll!
So wie sie sich mit Zärtlichkeit umfangen,
Umarmen sich in einer bessern Welt
Zwey Himmlischliebende. Sie fühlen ihr Verlangen
Stets überirdischer, stets mehr,
Vom Körper abgetrennt; auch ihre Sinnlichkeit
Wird durch die feinste Lust und tausend Gegenstände,
Bey denen Strefon nichts empfände,
Zugleich mit ihrem Geist erfreut.
Wie mit Ambrosia, nährt sich mit ihren Küssen
Die Tugend und die Zärtlichkeit.
Was dieses Band, das Lieb und Weisheit reiht,
In edeln Seelen wirkt, wie sollt' es Strefon wissen;

Doch wie es mit unsrer Olinde hierin beschaffen gewesen,
Bekommen wir ohne Zweifel im letzten Gesange zu lesen.

56.

Indessen, daſs unser Held, mit einer nie zuvor
Gefühlten Schwäche, sein Herz an eine Dame verlor,
Zu welcher sich offen und laut zu bekennen
Ein Muth erfodert wurde, der ohne Beyspiel ist:
Befand sich Leoparde, durch Amors Trug und List,
In einem fiebrischen Stande, den wir der Stolzen gönnen.
Weil jede Krankheit zuförderst, wie Doktor Sassafras meint,
Um glücklich sie kurieren zu können,
Benahmset werden muſs, so scheint
Wir können die ihrige wohl nicht anders als — Liebe nennen.

57.

Allein, das war es nicht! Es war ein bloſser Zug,
Ein bloſser Geschmack, ein ganz unschuldig Verlangen
Den Ritter öfters zu sehn, der einem Mädchen an Wangen

V. 261 — 279.

Er lacht der Sympathie, die schöne Seelen bindt,
So küssen Faunen auch, wie er Nerinen küsset:
Was Wunder, daſs er schwärmend findt,
Daſs Damon, wenn er einerley genieſset,
Ganz anders als wie er empfindt.

Wie soll ich Krebillons leichtfert'gem Witz verzeihen,
Der uns, was Ninon ausgeübt,
Die Kunst die Liebe zu entweihen,
In einem Lehrbegriff aus ihrer Feder giebt!
Ihm ist die Liebe nicht das himmlische Gefühl
Erhabner gleichgestimmter Seelen;
Sie ist ein bloſses Puppenspiel,
Ein Zeitvertreib, wenn beſsre fehlen.
Der schwärmt, nach ihm, der dich, du Gott in unsrer Brust,
Der Tugend reinste Quelle nennet;
Der raset, der in dir, statt bloſser Sinnenlust,
Des Weisen höchstes Glück erkennet.

Doch sprich uns immer Hohn, dogmatischer Properz,
Laſs uns die Schwärmerey, und liebe du zum Scherz;

V. 280 — 301.

Was du gelehrt, das mag dein Marquis üben;
Nicht einzuschlafen mag er lieben!
Doch er, und wer sein Schüler ist,
Empfinde nie was wir empfinden,
Wenn uns ein himmlisch Mädchen küſst;
Und finde nichts als schlaue Hinterlist,
Da, wo er Liebe hofft zu finden;
Und wenn einst, Herz an Herz zu binden,
Ihm zum Bedürfniſs wird, so sey
Sein Herz ein Puppenspiel der kältesten Kokette!
Stets seufz' er unerhört, und fluche seiner Kette,
Und mache doch sich nimmer von ihr frey!
Stets bleib' er, wie durch Zauberey,
Voll Ingrimm auf sich selbst der Quälerin getreu,
Und scheint sie seiner Noth sich endlich zu erbarmen,
So überrasch' er sie — in seines Feindes Armen!

Zwar der begehrt von uns zu viel,
Der bey lebend'gem Leib uns zu Intelligenzen
Erheben will. Das feinere Gefühl
Des Schönen schwebt in beider Welten Grenzen.
Die Reitze, deren süſse Macht
Der Weise selbst erfährt, der schlanken Glieder Pracht,

V. 302 — 318.

Die Augen, die so rührend glänzen,
Der Rosenmund, der so bezaubernd lacht,
Sind darum nicht so schön, daſs wir sie stoisch fliehen!
Wer schuf die Trieb' uns an, die uns so mächtig ziehen?
Hat die Natur, die nichts vergebens macht,
Uns durch des Weibes Reitz nur Schlingen legen wollen?
Und ist's, damit wir stracks die Augen schlieſsen sollen,
Daſs diesem Zauber alles weicht,
Und das geliebte Weib uns eine Göttin däucht?

Doch wie viel schöner als die Rosen frischer Wangen,
Und Lilien, die auf der Haut nur prangen,
Ist eine Seele, die der Glanz der Unschuld schmückt?
Ein aufgeklärter Geist, von Irrthum unbefangen,
Ein Witz, so ungeschminkt als ihre Rosenwangen,
Der nie verwundet, stets entzückt;
Und eine Tugend, die gleich weit
Von Schwäche wie von Sprödigkeit,

V. 319 — 335.

Die Frucht des Herzens ist, das sie aus Neigung übt,
Und allem was sie thut, den schönsten Anstand giebt!

O! keine Schönheit, die, der Erd entsprossen,
Sich wieder in sie senket, gleicht
Der Seele, die von geist'gem Licht umflossen,
Voll himmlischer Begier der Unterwelt entfleucht,
Und wie auf mächt'gen Engelsflügeln,
Auf göttlichen Gedanken sich erhebt!
Was ist dem Herzen gleich, worin der Himmel lebt?
Was einem Geist', in dem sich höh're Geister spiegeln?

,Zu diesem Ziel auf deinem Rosenpfad
,Durch diese Welt uns sanft empor zu heben,
,Und uns von jenem wahren Leben,
,Das uns erwartet, wenn des Erdlaufs schweres Rad
,Einst umgeschwungen ist, ein Vorgefühl zu geben,
,Worin das Herz befriedigt ruht;
,Den herben Erdgeschmack des Lebens, wo wir büſsen

V. 336 — 352.

‚Vielleicht für alte Schuld, dem Guten zu verſüſsen,
‚Zu heitern unſern Weg, zu ſtärken unſern Muth,
‚Zu läutern unſern Sinn in deiner heil'gen Gluth,
‚Und, wenn wir kindlich nur von dir uns führen lieſsen,
‚Dein ew'ges Wonnereich uns allen aufzuſchlieſsen,
‚O Liebe, dieſs, dieſs ist dein höchster Ruhm;
‚Dazu, o Göttliche, entstiegst du jenen Sfären,
‚Worin in deinem Licht die Geister sich verklären,
‚Und wähltest unsre Brust zu deinem Heiligthum.
‚Wir wallen hier, aus unserm Ursprungsstande
‚Herabgestürzt, in einem fremden Lande,
‚Und selbst der Sinnenklav, von schnöder Lust getäuscht,
‚Er suchte dich; — du bists, die seine Sehnsucht heischt.
‚Wozu, Betrogner, dich ermatten,
‚Mit dieser wilden Jagd nach einem falschen Ziel,
‚Das immer weicht? So schnappt der Hund im Nil
‚Mit leerem Mund nach einem Wasserschatten.

V. 353 — 358.

,Das Zaubermahl, womit die Wollust speist,
,Läſst ewig leer dein Herz, und tödtet deinen Geist.

,Wohl uns! die mit entwölkten Sinnen
,Des Lebens Lauf an deiner Hand beginnen
,Urania! — O bleib' auch mir, bis zum Beschluſs,
,Was du mir immer warst, mein guter Genius!

Anmerkungen.

1) Seite 29. Anspielung auf eine Elegie von **Klopstock**, die vielleicht das lieblichste und zarteste ist, was unsre Sprache aufzuweisen hat.

2) S. 32. Mirtill im *Pastor-fido*.

ERZÄHLUNGEN.

1752.

BALSORA.
ZEMIN UND GULINDY.
SERENA.
DER UNZUFRIEDNE.
MELINDE.
SELIM UND SELIMA.

VORBERICHT

ZUR ZWEYTEN AUSGABE.

Diese Erzählungen sind von einer ganz andern Art als die berühmten *Contes de la Fontaine* oder die Schäfererzählungen unsres **Rost**, der den Franzosen sowohl in der naiven Anmuth als in der Leichtfertigkeit erreicht, wo nicht übertroffen hat. Beide waren unserm Dichter damahls noch unbekannt, und er kannte zu den seinigen keine andern Muster als diejenigen, welche **Thomson** seinen Jahrszeiten eingeflochten hat.

Sie wurden im May des Jahrs 1752 aufgesetzt. Das damahlige Alter des Verfassers ist eigentlich dasjenige, worin empfindungsvolle Seelen von einer gewissen Schwärmerey,

Und Locken glich und doch sich wie ein Roland schlug,
Nichts als ein übergehendes Wallen
Im Blute, von der Begier dem Ritter zu gefallen
Begleitet; und für den Anfang war's allerdings genug.
Doch, was es auch war, so hatte sie den Verdruſs, zu sehen,
Daſs unser Held, so bald er auszugehen
Im Stande war, fürchterlich kalt sich gegen sie betrug;

38.

Er, der vor kurzem noch so stark von ihr getroffen
Geschienen, und dem ihr Auge, wenn um den Minnelohn
Das seinige bat, beynah' erlaubte zu hoffen!
Es war verdrieſslich, im Komplimententon
Die frostigsten Dinge sich sagen zu hören.
Doch kaum entdeckte Herr Antiseladon
(Um alle Hoffnung bey ihr von Grund aus zu zerstören)
Ihr im Vertrauen die Ursach' davon,
Als etwas Neues, worüber ein Santon aus der Wüste,
Trotz seiner Gravität, vor Lachen bersten müſste:

die den Gefühllosen so unverständlich und den Weltleuten so albern vorkommt, am stärksten hingerissen werden; worin die ganze Natur uns mit zärtlichen Sympathien erfüllt, und eine Liebe, wie Petrarch für seine Laura fühlte, die ganze Schöpfung in unsern Augen verklärt, und allem, was uns umgiebt, ihren Geist und ihre Wonne mitzutheilen scheint. Der Platonismus, der in diesen Stücken herrschet, war so wenig, als derjenige, der in Petrarka's Liedern glüht, die Frucht einer kalten studierten Nachahmung, sondern eine natürliche Folge der Gemüthsstimmung, worin sich der Verfasser damahls befand. Diejenigen, die eine Ninon Lenclos der Johanne Gray, die Courtisane de Smyrne einer Clementina von Porretta, oder die Bacchantinnen des La Fage den Madonnen Rafaels vorziehen, sagen damit weiter nichts anders, als daſs jene ihrem Geschmack und ihren Neigungen angemessener sind als diese; welches ihnen nicht wohl abgestritten werden kann. Sie haben sogar recht, wenn sie versichern, daſs solche Geschöpfe einer bezauberten Einbildungskraft, wie, z. B. die meisten Personen in diesen Erzählungen sind, den Begriffen und dem Geschmack nicht nur des groſsen Haufens, sondern selbst der feinern Art von Weltleuten, gar nicht gemäſs sind. Aber darin haben sie unrecht, wenn sie behaupten, daſs es zu dergleichen Gemählden keine Originale in der Natur gebe; oder wenn sie diese Schwärmerey, deren oben gedacht worden, und die Empfindungsart, die Bilder, die Entzückungen, die eine natürliche Frucht derselben sind, für lächerlich, oder so schlechterdings für das Werk einer affektierten Sonderlichkeit ausgeben. Sie sollten begreifen können, daſs es wirklich Leute geben kann, die, vermöge ihrer Individualbeschaffenheit, von gewissen Gegenständen anders gerührt werden als sie; und daſs diejenigen, die von ihnen Schwärmer genennt werden, wenigstens eben so natürlich und aufrichtig zu Werke gehen, wenn sie platonisieren, als die Chaulieus, die

Pirons und die Bernis, wenn sie epikurisieren. Kurz, sie sollten wenigstens so billig seyn zu bedenken, daſs derjenige, der von dem Bilde der Tugend entzückt wird, so wenig dafür kann, als ein anderer, der von einer schönen Cirkassierin auf gut türkisch bezaubert wird; oder ein dritter, der in ungleichen Zeiten beiderley Arten von Entzückung erfährt.

Vermuthlich werden strenge Sittenlehrer in dieser Erklärung allzuviel Blödigkeit und Nachgeben ahnden; mich dünkt aber, man habe in den Zeiten, wo wir leben, schon vieles gewonnen, wenn man für dasjenige, was man ehemahls Tugend nannte, nur Toleranz erhalten kann.

O ihr *Sittenlehrer* und Sittenrichter! wenn wird euch endlich die Erfahrung lehren, daſs ihr durch alle eure Verweise, Bescheltungen und Zuchtruthen die Welt nicht verbessern werdet? Schildert die Tugend mit der Begeisterung, die ihr Anschauen erweckt; redet von ihr mit der Wahrheit, mit der Wärme, die das Kennzeichen eines gerührten Herzens ist; übet das aus, was ihr so schön zu sagen wiſst, und beweiset an euch selbst, daſs der tugendhafteste Mensch der glücklichste ist; So habt ihr gethan, was Konfucius und Sokrates thaten, und mehr soll niemand von euch fordern.

ZUSATZ

Diese Erzählungen erschienen Anfangs unter dem Titel: Moralische Erzählungen, wiewohl sie (wie der Augenschein lehrt) nichts weniger als Nachahmungen der *Contes moraux* des berühmten Marmontel sind, welche der junge Dichter damahls noch nicht kannte. Man hat aber dieses Beywort schon in der Ausgabe von 1770 weggelassen, weil es den eigenen Karakter derselben nicht bezeichnet und sie weder von den spätern Erzählungen und Mährchen des Verfassers selbst, noch von den meisten Komposizionen andrer Dichter, die in dieses Fach gehören, gehörig unterscheidet; denn in gewissem Sinne kann man sogar die Erzählungen des Bocaccio und die Mährchen der Dame D'Aulnoy moralisch nennen. Eher möchte sich das Beywort empfindsam (*sentimental Tales*) für sie geschickt haben, wenn (auſserdem, daſs dieses Wort durch einen zu häufigen Miſsbrauch eine Art von Zweydeutigkeit bekommen hat) ein solcher Titel ihnen nicht ein gewisses *air de pretention* gegeben hätte, das ihre kunstlose Einfalt und Unschuld gerade so kleiden würde, wie ein Hofgala - Kleid ein ehrliches Landmädchen oder eine Geſsnersche Schäferin. Man muſs sich zur Empfindsamkeit, eben so wenig als zur Grazie, durch einen Aushängeschild anheischig machen.

Man hat es also bey der allgemeinen Benennung bewenden lassen, und dieſs um so mehr, da schwerlich jemand, der sie lesen wird, verlegen seyn kann, das, was sie von allen andern Erzählungen unterscheidet, auszufinden, und da gerade das, was ihren Werth ausmacht, auch den Grund enthält, warum es sehr schwer seyn dürfte, ihre specifische Differenz durch ein einziges Beywort auszudrücken.

Der Verfasser gesteht übrigens, daſs er sich nicht erwehren kann, vor andern Produkten seiner Jugend diese Erzählungen mit einer gewissen Vorliebe anzusehen, weil er sich der glücklichen Gemüthsstimmung, in welcher sie aus seiner Seele hervorgingen, in der jetzigen Epoke seines Lebens nicht ohne Rührung und Vergnügen erinnern kann. Er hat es sich auch daher nicht versagen wollen, sie von den verschiednen Jugendfehlern, die ihnen noch häufig anklebten, so viel ihm möglich war, zu befreyen; und er hofft, daſs ihm diese Bemühung wenigstens bey den beiden letzten (Serena und Selim) geglückt sey, die ihm derselben vorzüglich werth zu seyn schienen.

Geschrieben am 16. Jun. 1797.

EINLEITUNG.

V. 1 — 15.

Die Muse, die in dichterischen Träumen
Mich oft zurück in jene Zeiten führt,
Da die Natur auf Hügeln und in Thälern
Noch ungestört in schöner Einfalt wirkte;
Zeigt mir die Glücklichen in ihrer Unschuld,
Von Kunst noch unverfälscht, frey von den Trieben
Und Vorurtheilen, die den spätern Menschen
Die Menschlichkeit mit ihren Freuden raubten.

Da spielen in der anmuthsvollen Wildniſs
Die jungen Rehe mit der Brut des Pardels;
Die Vögel, die noch nicht des Voglers List
Noch Schling' und Stange scheuen, singen fröhlich
Einander zu, und hüpfen durch die Zweige
Die sich, indem sie singen, mehr belauben.
Da hör' ich durch die Wipfel junger Palmen

Den frühen Waldgesang des Hirten schallen.
Er singt des Mädchens Reitz, das ihn gefangen,
Ihr braunes Aug, ihr süſsentzückend Lächeln;
Sie aber irrt, befriedigt vom Gedanken
Geliebt zu seyn, am Fuſs des grünen Hügels,
Und windt aus thauerfüllten Morgenrosen
Ihm einen Kranz um seine schwarzen Locken.

Bald hör' ich unter kühlen Sommergrotten
Ein dichterisches Paar, wie Lang' und Pyra, 1)
Begeistrungsvoll das Lob der Gottheit singen.
Sie hört von ihrer stolzen Höh' die Ceder,
Und rauscht den frohen Beyfall oft herunter;
Auch hört euch oft, wenn ihr begeistert spielt,
Des Himmels Jugend, still hernieder-segnend,
Aus rosenfarbnen Abendwolken zu.

O goldne Zeit! dich hat die Liebe selbst
Aus ihrer Welt herab gesandt, dich haben
Die Stunden und die Zefyrgleichen Freuden,
Die mit durchschlungnem Arm wie Grazien
Sich nie verlassen, jauchzend hergeführt.
Natur, Natur, du und dein Kind, die Unschuld,
Ihr athmetet in jeder freyen Brust!
Ach kehrt zurück, entfloh'ne goldne Tage,

V. 39 — 43.

Und bringt mit euch, sie deren Nahmen kaum
Ein ausgeartet Alter kennt, die Freyheit,
Die fromme Tugend und die süſse Ruh
Der Seele, die mit ihrem Glück zufrieden,
Kein Gram, kein Wunsch, und keine Sorge nagt.

39.

So fühlte sich auch ihr Stolz, an seinem empfindlichsten Ort
Beleidigt, stark genug, den Thoren zu verachten,
Der fähig war, für eine *Begueule* zu schmachten;
Und, ohne nur ein Abschiedswort
An ihren Undankbarn zu verschwenden,
Zog sie mit ihrem Gefolg' aus dieser Gegend fort.
Wir lassen sie nun in Antiseladons Händen,
Der seinen Ovid zu gut verstehen muſs,
Und viel zu erfahren ist, um ihren verliebten Verdruſs
Für seinen Plan nicht klüglich anzuwenden.

40.

Am Abend desselben Tages, an dem sie das reitzende Thal
Und unsern Paladin, zu den Füſsen
Der häſslichsten Göttin, der je geopfert wurde, verlieſsen,
Erblickten sie zum zweyten Mahl
Das nehmliche goldene Schloſs, von dessen Schimmer betrogen
Sie etliche Tage zuvor im Nebel herum gezogen,

Anmerkung.

1) Seite 54. Zwey beliebte (nun vergeſsne) Dichter der damahligen Zeit, die durch ihre Freundschaft nicht weniger als durch ihr Verdienst um unsre Litteratur berühmt waren, und von welchen vorzüglich der letztere (Pyra) eines bessern Schicksals würdig war, und ein frühzeitiges Opfer der karakteristischen Gleichgültigkeit und Kälte der deutschen Nazion und ihrer Groſsen gegen alle, auch die ausgezeichnetsten Geistesgaben und Talente, die sich nicht *invita Minerva* in Kanzleyen und Schreibstuben miſsbrauchen lassen wollen, geworden ist.

BALSORA.1)

V. 1 — 17.

In jener Zeit, da sich die Morgenländer
Noch vor dem Thron der Abbassiden bückten,
Herrscht' ein Kalif in Bagdads stolzen Mauern
Der die Sicilischen Tyrannen selbst
An Grausamkeit zu übertreffen strebte.
Sein Leben war ein steter Todesschauer,
Den Furcht und schwarzer Argwohn unterhielten.
Auf wen sein Auge fiel, in dessen Antlitz
Entdeckt' er gleich die Mienen des Verbrechens.
Schon bebte sein Gewissen, wenn er Freunde
Sich traulich sprechen sah; ein leises Wort
Schien wider ihn sich zu verschwören,
Und den Verdacht versöhnte nichts als Blut.
So hatt' er oft vom unbesorgten Lager
Den Ehmann, der, kein nahes Übel träumend,
An seiner Gattin Brust der Ruhe pflegte,
Zum Richtplatz hingeschleppt; so mordete

Sein Schwert zwey Freunde, deren einziges
Verbrechen ihre Freundschaft war, und sie
Empfindlicher zu quälen trennt' er sie
Im Tode noch, den sie umarmt verlachten.
Doch niemand traf sein Argwohn und die Rache
Mit gröſsrer Wuth, als seine Günstlinge;
Er sah' das Blut von dreyſsig Königinnen
Sein Mordschwert färben; eben so viel Söhne
Entriſs sein Grimm, noch in der ersten Blüthe
Den schönen Hoffnungen der spätern Jahre.

Ein junges kaum der Brust entwöhntes Paar,
War noch allein von dieser Anzahl übrig,
Als er, den Stamm der herrschenden Kalifen
Dem Throne zu erhalten, sich entschloſs,
Dieſs Paar, des Hauses Rest, vom Hof entfernt
Und sicher vor Verdacht, erzieh'n zu lassen.

Er läſst den Helim, seinen Leibarzt, rufen,
Von allen Weisen, welche Persis nährte,
Den Weisesten. Ihm war in allen Reichen
Der Schöpferin Natur, so weit Erfahrung
Und tiefes Forschen reicht, nichts unbekannt
Was wissenswürdig ist; vornehmlich hatte
Der Sterne Lauf, des Leibes Wunderbau,
Und mancher unerkannt wohlthät'gen Pflanze

V. 42 — 65.

Geheime Tugend viele Jahre schon
Bey Tag und Nacht den Forschenden beschäftigt.
Groſs war sein Geist, doch gröſser noch sein Herz.
Selbst der Kalif, dem niemand redlich hieſs,
Nahm ganz allein den weisen Helim aus
Und ehrte seine wohlgeprüfte Tugend.
Dem trug er auf, die Söhne zu erzieh'n,
Damit sie fern vom höfischen Gepränge,
Der Klippe, wo so oft die Unschuld scheitert,
Mit Wissenschaft und Arbeit sich bemühten,
Und, ohne sie dem Vater abzudringen,
Von Herrschsucht frey, der Krone würdig würden.

Der Weise führt die königlichen Söhne
In seine Wohnung, wo er sie, geschieden
Von Hof und Welt, in einen stillen Hain
Zur Einsamkeit verschloſs. Hier zieht er beide
Im Schooſs der Weisheit und der Tugend auf.
In Unschuld und an sanften Freuden reich
Flieſst ihre Jugendzeit unmerklich hin.

Der weise Helim hatt' ein einzig Kind,
Ein reitzend Mädchen, zärtlich wie die Liebe,
Schön wie der May, gefällig wie die Unschuld;
Das beste Herz schlug in der schönsten Brust,
Die schönste Seel erschien im sanften Feuer

V. 66 — 89.

Der Augen, und dem holden Mund entfloſs,
Wie Thau aus Rosen trieft, die süſse Rede.
Gleich alt als wie die Prinzen, blüht Balsora
Mit ihnen auf. Sie liebten beide sie
Wie ihre Schwester. Nur Abdallah fühlte
Noch etwas mehr; ihn nahm ihr stiller Reitz,
Ihr Herz nach seinem Herzen ausgebildet,
Ihr ganzes Thun, der Klang von ihrer Stimme,
Ihr Blick, ihr Gang, mehr als den Bruder ein.
Sie fühlten beid', im Lieben unerfahren,
Doch für einander von der Lieb' erschaffen,
Mehr, als Geschwister, wenn sie sich umarmten.
Für Sie nur übte sich sein Mund in Liedern
Die ihren Nahmen durch die Palmen tönten;
Für Ihn brach sie in ihrer frohen Unschuld
Am Rosenbach neu aufgeblühte Blumen.
Oft ruhten sie in zärtlicher Umarmung,
Wie in der goldnen Zeit der jungen Welt
Die Unschuld am geliebten Herzen ruhte;
Oft sah die Liebenden in Myrtenlauben
Der Mond sich küssen und ihr Schicksal segnen.

Wie selig waren Sie, von keiner Ahndung
Des Unglücks, das ob ihrem Haupte schwebte,
Gestört in ihrem süſsen Traum von Wonne!

V. 90 — 113.

Balsorens Schönheit, floh sie gleich den Ruhm,
War viel zu groſs, um unbekannt zu bleiben.
Ihr Ruf drang auf den Flügeln des Gerüchtes
Durchs ganze Land bis zu des Fürsten Ohren.
Sogleich erwacht in ihm die alte Gluth;
(Er war zu wenig Mensch zur sanften Liebe)
Er fliegt, von ungestümer Neugier glühend,
Sie selbst in ihrer Einsamkeit zu sehen.
Der Vorwand seine Kinder zu besuchen,
Deckt seinen Zweck. Er sah die Schöne heimlich,
Und kam, entbraunt von ihrem Reitz, zurück.

Man hohlt den Helim plötzlich ins Serai.
Ihm schwahnt sein Unglück; zitternd höret er
Gebückt, im Staube, zu des Thrones Füſsen,
Des Sultans Wort: Dein lang geprüfter Eifer
Für meinen Dienst, verdiente längst Belohnung.
Empfang' auf einmahl mehr, als sich dein Stolz
Im kühnsten Flug zu hoffen je vermaſs!
Von Stund an, Helim, theile deine Tochter
Den heil'gen Thron des Mahomed mit mir!

Bestürzt vernimmt der Greis dieſs Donnerwort.
Er kennt Balsorens Herz, doch muſs er schweigen.
Ihr Schicksal ängstigt ihn, kaum hält sein Muth,
Der nie gewankt, die väterliche Zähre

V. 114 — 135.

Zurück im Auge. Dennoch lispelt ihm
Sein guter Genius schnell die Antwort zu:
Fern sey von dir, o Herr, mit meinem Blute
Der Abbassiden heil'gen Quell zu trüben!

Er sprichts umsonst. Nichts hemmt des Sultans Willen,
Die Fiebergluth, die aus Balsorens Augen
Sein Herz erhitzt, gährt schon in allen Adern,
Und glüht in jedem Blick. So glüht ein Löwe
Vor heiſser Brunst, es lechzt der dürre Schlund,
Die Flammen schieſsen funkelnd aus den Augen,
Die Mähne strotzet, und mit Wuth im Blick
Sucht er die junge Löwin brüllend auf.

Balsora muſs sogleich vor ihm erscheinen.
Der Vater selbst soll ihr das Todesurtheil,
Des Fürsten Vorsatz, vor dem Thron entdecken.
Sie kommt. Man führt sie vor. Ihr matter Blick,
Verräth die Sorgen der beklemmten Brust.
Jetzt zittert Furcht auf ihren bleichen Wangen,
Jetzt färbet sie die jugendliche Scham.
Mit Wunder staunt der Fürst sie an; so schön
Sind, däucht ihn, kaum des Paradieses Nymfen,
Die der Profet den Gläubigen verspricht.

V. 156 — 159.

Doch kaum vernahm die Unglückselige
Das zugedachte Glück, so brechen ihr
Die Kniee, kalter Schweiſs steht auf der Stirn,
Und, todtenbleich, sinkt sie am Throne hin.
Der Vater schwichtiget *) des Fürsten Grimm,
Der aus den Augen droht, mit heiſsem Fleh'n:
Die Ehre, spricht er, die mein Mund so rasch
Ihr kund gethan, der nicht vorher dazu
Bereiteten, ist allzu blendend, und
Zu schwach ihr Herz, ein solches Glück zu tragen.
Doch willst du mir zwey Tage nur gestatten,
So will ich sie nach deinem Willen bilden,
Und würdiger in deine Arme liefern.

Der Fürst gesteht es zu. Man trägt Balsoren
In ihres Vaters Haus. Nach langer Mühe
Schleicht wieder sich das fast erlosch'ne Leben
Durch die entnervten welken Glieder hin.
Sie fühlt sich wieder selbst; doch sie von neuem,
Langsamer nur zu tödten, wacht zugleich
Bewuſstseyn ihres Unglücks auf mit ihr.
Wie? ruft sie aus, und ringt die zarten Hände,
Du, der du mich, den ich so zärtlich liebe,
Dir soll die Hoffnung deiner stillen Seufzer,
Der reinsten Treue Lohn, entrissen werden?

Ich, die ich dein zu seyn mein einzig Glück,
Mein Leben nannt', ich, deiner Seelen Hälfte,
Soll, dir geraubt, in fremden Armen leben?
O nein! eh soll dieſs Auge, das nur dich
Zu sehen liebet, sich auf ewig schlieſsen!
So jammerte die Arme Tag und Nacht,
Sich selbst verzehrend, bis ein tobend Fieber
Sie niederwarf und nah dem Tode brachte.

Es wird bekannt; man klagt sie überall;
Selbst der Tyrann erzittert vor der Botschaft.
Indessen schärft Gefahr und Angst des Alten
Erfindsamkeit, und, sicher seiner Kunst,
Spricht er zufriednen Muth der Tochter ein;
Indem ein Trank, ein Wunder seiner Kunst,
Des Fiebers Wuth und die Gefahr des Todes
In einen Schlaf, der auf gewisse Zeit
Vom Tod ihr nur die Miene giebt, verwandelt.

Drauf eilt er voll verstelltem Schmerz, mit Asche
Das Haupt bestreut, und mit zerriſsnen Kleidern,
Balsorens Tod dem Sultan anzuzeigen.
Der Fürst, der menschlich nie gefühlt, vernahm
Mehr zürnend als gerührt die Trauerpost.
Drauf sprach er: Weil in allen meinen Reichen
Schon ruchtbar ward, wozu ich sie bestimmte,

V. 184 — 207.

Soll man der Braut die gleiche Ehr' erweisen,
Die der Gemahlin widerfahren wäre.
Ihr Leichnam werd' ins schwarze Haus gebracht!

Dieſs schwarze Haus war, seit uralten Zeiten,
Ein königlicher Dohm, aus schwarzem Marmor
Gebaut mit grauenvoller Pracht. Hieher
Trägt man, so bald der letzte Athem sie
Verlassen hat, die herrschenden Kalifen
Und was zum königlichen Hause
Gehört, um Mitternacht, mit stillem Trauerpompe.
Dann werden sie vom ersten Arzt gesalbet,
Und auf Porfyr in ihren Reihn gelegt.
Der Tod und ew'ge Nacht herrscht in den Wänden
Der einsamen erhabenen Gewölbe;
Doch zittert um die glänzend schwarzen Pfeiler
Der bläulich weiſse Schein von tausend Lampen.
Kein Sterblicher, selbst der Kalife nicht,
Darf dieses Tempels heil'ge Nacht besuchen,
Dem ersten Arzt allein bleibt dieses Recht;
Von hundert wohl bewehrten Mohren wird
Der hundert Thore Eingang stets bewacht.

Hieher ward Helims Tochter auch getragen.
„Doch wie? so fragt man, warum wird uns nichts
Von ihm gesagt, der sie so innig liebte?

Anstatt, wie damahls, vor ihnen zu fliehn,
Schien's ihnen itzt von selbst entgegen zu kommen;
Sie kamen noch bey guter Zeit dahin,
Und wurden freundlich aufgenommen.

41.

Man sieht, es nähert sich alles dem groſsen Augenblick,
Worin der Knoten entwickelt oder zerschnitten
Zu werden pflegt. Das Paar, das in den Schäferhütten
Zurück blieb, abgezählt, sind alle Personen vom Stück
Auf Einmahl in Einem Sahl an Einer Tafel beysammen,
Und — schauen einander an, — Dank unserm Zauberstock!
Fünf schöne Prinzessen, die alle aus Bambo's Lenden stammen,
Und (mit dem Neger) ein Hut auf jeden Unterrock. 5)
Die Zahl trifft überein; und doch, die Wahrheit zu sagen,
Nie sahen wir uns vom Ziele so weit als itzt verschlagen.

V. 208 — 231.

Nichts von Abdallah? wuſst' er nicht sein Unglück?
Konnt' ihm Balsorens Tod verborgen bleiben?"
Er war entfernt, als sie der Fürst berief.
Doch hört' er kaum des Vaters Schluſs, so eilt
Vom Schmerz gespornt, er nach der Hauptstadt hin.
Die erste Zeitung ist Balsorens Tod.[1]
Er hört sie selbst aus Helims Mund. Der Arme!
Wie tödtend war sein Schmerz? Wie unbeschreiblich!
Kein Schreckbild, wär's auch von der Schwermuth selbst
In einer bangen Mitternacht geträumt,
Drückt seinen Jammer aus. Sein fühlend Herz
Erliegt darunter, droht vor Angst zu brechen.
Doch Helim, den des Ausgangs Hoffnung sichert,
Giebt von dem Trank, durch den Balsorens Fieber
Sich in wohlthät'gem Schlaf verlor, auch ihm;
Nur sagt er ihm von seiner Wirkung nichts.
Man glaubt den Prinzen todt. Das ganze Reich
Weint die verschwundne Hoffnung seines Glückes;
Selbst den Tyrannen rührt der neue Schlag
So schnell dem ersten folgend. Trostlos klagt
Den treusten Freund, den Bruder, Ibrahim:
Die Burg erschallt von jammerndem Geheul,
Und der entschlafne Prinz wird, still beweint,
Um Mitternacht ins schwarze Haus getragen.

V. 232 — 254.

Jetzt kommt die Zeit, da sich des Schlaftrunks Kraft
Verliert. **Balsora** wacht zuerst und staunt,
(War ihr die List des Vaters gleich bekannt,)
In diesen furchtbaren Gewölben sich
So einsam wieder findend, hebt sich dann
Und sieht mit süſsem Schrecken den Geliebten
In sanftem Schlaf an ihrer Seite liegen.
Halb zaghaft küsset sie den blassen Mund,
Und mit Entzücken fühlt ihr Mund auf seinen
Leisathmenden und immer wärmern Lippen
Des Lebens Wiederkehr. Die Holde legt
Sich neben ihn, auf sein Erwachen harrend.
Schon schlägt an ihrer Brust sein Herz, sein Mund
Bebt unter ihren Küssen. Freudig schauernd
Fährt sie zurück und lehnt, in kleiner Ferne,
Sein erstes Staunen heimlich anzuseh'n,
Sich an die Seiten eines Pfeilers an.

Wie wird mir, ruft Abdallah, halb erwachend,
Mit schwachem Laut, vor dem er selbst erschrickt;
So bin ich noch? wo bin ich? welcher Tempel?
Welch stiller Glanz? — Wie? seh' ich, oder trügt
Ein süſser Traum mein ängstlich liebend Herz?
Seh' ich nicht hier Balsora mir zur Seiten?

V. 255 — 279.

Ja, ja, sie ists, die Göttliche, sie ists!
Dieſs sind des Paradieses stille Grotten,
Und dieſs der Schatten des geliebten Mädchens —
So ruft er, auſser sich, die Arme gegen sie
Verbreitend, aus; und, länger sich nicht haltend,
Fliegt sie, indem die süſse Freudenthräne
Aus ihrem Aug' auf seine Wange strömt,
Mit offnem Arm in seine offnen Arme.
O Wonne, unbeschreiblich, wie der Schmerz
Mit dem sie dich, du Himmelslust, erkauften?
Mit welchen Wallungen des treuen Herzens
Sank er an ihren Mund, sank sie
In sanfter Ohnmacht hin an seine Brust!
Euch himmlische, euch nahmenlose Freuden,
Euch kennt und fühlt die reine Liebe nur;
Kein Dichter schildert euch, und hätt' er gleich
Im vollsten Überschwang euch selbst erfahren.
Balsora sagt ihm jetzt, so bald die Freude
Ihn hören läſst, wie sie hieher gekommen,
Des Königs Vorsatz, den verstellten Tod,
Und die Erfindungen des treuen Vaters.
Indeſs vergaſsen sie, noch von der Wonne
Des Wiedersehens trunken, d'ran zu denken,
Wie sie aus diesem öden Todestempel
Sich retten wollten, und das Grauen selbst,

V. 280 — 302.

Hatt' in Balsorens Armen für Abdallah
Was festlichers als helle Paradiese,
Und mischte Schauer in Entzückungen.

Doch der Erhalter ihrer Liebe hatte
Für dieses auch gesorgt, und einen Weg
Sie unentdeckt durch die bewachten Thore
Heraus zu führen, glücklich ausgesonnen.
Der Vollmond naht' herbey. Nun ging im Volke
Seit grauer Zeit die allgemeine Sage,
Daſs, die der Tod dem Fürstenhause raubt,
Am nächsten vollen Mond um Mitternacht,
In glänzender unsterblicher Gestalt,
Aus einer von den Pforten gegen Morgen
Hervorgeh'n und zum Paradiese wallen.
Man nannte drum die Pforte insgemein
Das Thor zum Paradies. Und diese Sage
Half unserm Paar aus dem verhaſsten Kerker.

Der Weise, dessen steter Aus- und Eingang
Ins schwarze Haus ganz unverdächtig war,
Weil er die Leichen balsamieren sollte,
Sorgt vor dem Tag, auf den der Vollmond folgte,
Für alles, was sie zur Verkleidung brauchten.
Ein langes Kleid von glänzend weiſsem Sindon

Legt er um ihren Leib, darüber wallt
Von himmelblauer persian'scher Seide
Ein niederflieſsendes Gewand, die Schleppe
Aus einem Silberstück kriecht auf dem Boden
Hellschimmernd nach. Ein Myrtenkranz durchschlingt
Abdallens Haar, und um Balsorens Stirne
Blüh'n lieblich duftend stolze volle Rosen.
Ihr fliegendes Gewand haucht Spezereyen
Und Indische Gerüche von sich aus,
Und balsamt weit und breit die Gegend ein.

Sie kommt, die frohe Nacht. Es eilt erseufzt
Der Mond, der gern der Liebe Weg beleuchtet,
In vollem Glanz herauf; der weise Vater
Eröffnet still das Thor zum Paradiese.
Sie geh'n heraus. Ihr festliches Gewand
Vom Mond beglänzt, strahlt seinen stolzen Schimmer
Weit von sich aus, ambrosische Gerüche
Verrathen stracks die himmlische Erscheinung
Den Wächtern, die vor ihrem Glanz erstarrend,
Sie für die Geister der Verstorbnen halten.
Sie fallen zitternd auf ihr Antlitz hin,
Bis die Unsterblichen, durch sie hinwandelnd,
Dem langsam kühnen Blick entgangen sind.

V. 326 — 349.

Nunmehr kommt Helim von der andern Seite,
Und führet sie, umschattet von der Nacht,
In ein verlaſsnes Thal des Berges Khakan,
Wo die Gesundheit in den reinern Lüften,
Und auf den kräuterreichen Hügeln wohnt.
Ihm hatte der Kalife, den er einst
Auf diesen Höh'n von einer Krankheit heilte,
Die ganze Flur zum Eigenthum geschenkt.

Kaum trat der Tag aus seinen goldnen Pforten,
So eilten schon die Wächter, die Erscheinung
Dem Hofe kund zu thun; doch niemand war,
Der dem Berichte glaubt; ihn hielt ein jeder
Für ein Gedicht, womit dem Hof gewöhnlich
Um einen kleinen Lohn geschmeichelt wurde.

Indeſs gelangt mit den geliebten Kindern
Der weise Greis auf Khakan glücklich an.
Hier schloſs die Einsamkeit sie von der Welt
In selige vergnügte Thäler ein.
Hier, Liebe, schenktest du dem besten Paar,
In stiller Ruh, die Fülle deiner Wonne.
Abdallah, welch ein göttlich Glück war deines!
Dir blüht Balsora, dir entwickelt sich
Ihr schöner Geist; ihr unbeflecktes Herz,
Mit allem Reitz der anmuthsvollen Unschuld,

V. 350 — 373.

Mit aller Pracht der jugendlichen Schönheit,
Mit allen Himmeln voller Lust, ist dein.
So wie ihr euer heitres Leben lebtet,
So lebten, in der Zeit der ersten Lenze,
An Ladons Strand die guten Hirten, die
Den Grazien und ihren Zöglingen
Mein Geſsner singt. Ihr war't, was nicht zu seyn
Auf ihrem Thron die Könige beseufzen,
Was alle wünschen, wenige nur kennen,
Und der nur fähig ist, den die Natur
Sanft und gefühlvoll schuf, ihr waret glücklich
Und euers Glückes werth! —

Indeſs starb der Tyrann, und Ibrahim,
Der Völker Lust, bestieg den Thron, wozu
Des Bruders allgemein geglaubter Tod,
Wiewohl er jünger war, das Recht ihm gab;
Und, im Genuſs der neuen goldnen Zeiten,
Vergaſs das Land der vor'gen Thränen ganz.

Einst da der neue Sultan auf der Jagd
Von seinen Leuten sich verloren hatte,
Führt' ihn der Zufall, oder war es nicht
Vielmehr ein guter Genius? unvermerkt
Bis an des Berges Khakans Fuſs. Er folgt
Dem Fluſs, der ihn durch anmuthsvolle Thäler,

Die ringsum in der Abendsonne glänzen,
Zu einer Reihe stiller Hütten führt.
Er eilt hinzu. Doch, denkt euch sein Erstaunen,
Da er im Schatten eines Mandelbaums
Balsoren mit **Abdallah** sitzen sieht!
Kaum wagt ers dem entzückten Blick zu glauben,
Bis er zuletzt des Bruders Stimm und Bildung,
Als wie erwacht aus einem Traum, erkennt,
Und freudenvoll in seine Arme sinkt.

„So seh' ich euch, die ich so lang beweinte,
Ihr zärtlichen Gespielen meiner Jugend!
Wird mir die gröſste Freude meines Lebens,
Abdallen in Balsoras Arm zu sehn?
Welch ein Geschick, welch eine Gunst der Gottheit
Hat euch zurück in diese Welt geführt?"

Sie sagten ihm, was Helim ihm, die Wonne
Des Wiedersehens zu erhöhn, verschwiegen;
Den ganzen Labyrinth der Fügungen,
Durch die das Schicksal sie zum Ziel geleitet.
Das Angedenken der vergeſsnen Schmerzen
Wird allen neu, und mischt sich in die Freude.

Kaum hatte **Ibrahim**, des Hofs vergessend,
Zwey Tag' in ihrer neidenswerthen Einfalt
Das zärtliche geliebte Paar genossen,

V. 398 — 421.

Als der Gedank' ihm kommt, dem ältern Bruder
Das Reich, das ihm gebührte, abzutreten,
Und da Abdallah unbeweglich dessen
Sich weigert, ihm zum wenigsten davon
Die Hälfte aufzudringen. Doch vergebens
War alles, was er sagte, bat und flehte.
Abdallah fand nichts neidenswerth an Kronen,
Und sichre Freyheit an des Gatten Seite,
Fern von der Welt, im Schooſs der Ruhe, war
Des Glückes Gipfel in Balsorens Augen.
Sie zeigten dem Kalifen, von der Spitze
Des fruchtbarn Khakans, ihrer Thäler Glück.

„Die ganze Flur war, eh wir sie bewohnten,
So sprachen sie, nur eine schöne Wildniſs;
Sieh', welche Zier ihr unser Fleiſs gegeben!
Sieh', wie die Anger lachen, wie die Wiesen
Von dichtem blumenvollem Grase strotzen,
Und von der lüft'gen Zeder überschattet
Der Öhlbaum und die jugendliche Palme
In stolzen Ordnungen die Hügel krönen.
Hör' das Geblök von ungezählten Heerden,
Sich durch die Thäler hunderfältig brechen.
Sieh, wie, den Hirten unschuldsvoll entfliehend,
Die Schäferinnen an den Bächen weiden.

V. 422 -- 443.

Wie lieblich ist die ungekünstelte
Natur, wie rein ihr unerkanntes Glück!
Wie sollten wir mit dem Geräusch des Hofes
Die Hütten, wo die Liebe wohnt, verwechseln?
Wie thöricht würden wir dem Land entflieh'n,
Um Schmeichlern und langweiligem Gepränge
Des wahren Lebens Freuden aufzuopfern?
Wie schlecht vertauschten wir um Sängerinnen
Den Waldgesang der freyen Nachtigallen?"
So sprachen sie in ihrem Glück gesättigt.

Voll stiller Wünsche kehrt der kluge Fürst
Aus ihrem Arm in seinen goldnen Kerker
Und eilet jeden langerseufzten May
Zurück in die Elysischen Gefilde,
Bey seinen Lieben wieder aufzuleben.
Balsora und ihr Freund genossen bis
Ins höchste Alter ihres stillen Glücks
Und sah'n die Ebenbilder ihrer Tugend,
In edeln Kindern lieblich um sich blüh'n.
Noch jetzt wünscht man in Khakans Gegenden
Den Liebenden, sie recht beglückt zu wünschen,
Seyd glücklich wie Abdallah und Balsora!

Anmerkungen.

1) Als hätte ihm — der Hurensohn Roland u. s. w.

Diese heroische Wendung gab Don Quichotte (vermittelst einer Anspielung auf die fünfte und sechste Stanze im vier und zwanzigsten Gesange des *Orlando Furioso*) seinem ersten kläglichen Abenteuer mit dem handfesten Mauleseltreiber von Toledo, wie im siebenten Kapitel des ersten Theils seiner Geschichte zu lesen ist. Sollte übrigens die Delikatesse unserer Leser durch das Beywort, welches der Dichter aus dem Munde des besagten Ritters dem groſsen Roland giebt, beleidiget worden seyn: so dient zu einiger Entschuldigung desselben, daſs der Titel *fils de putain*, wenn dem Stallmeister des Spiegelritters (dessen unterhaltende Gespräche mit Sancho Pansa im dreyzehnten Kapitel des dritten Theils vorgedachter Geschichte beschrieben sind) zu glauben wäre, vielmehr eine Art von Lob als einen beschimpfenden Vorwurf mit sich führte. Wenigstens hat es in Beziehung auf den groſsen Orlando das Verdienst der Wahrheit; denn dieser wurde allgemein für einen natürlichen Sohn Karls des Groſsen gehalten.

Anmerkungen.

1) Seite 57. Daſs der Stoff dieser Erzählung aus Addisons *Spectator* genommen sey, braucht, da ein so treffliches Buch in Jedermanns Händen ist oder seyn sollte, kaum erinnert zu werden.

2) S. 63. Schwichtigen (zum Schweigen bringen, besänftigen) war im Jahre 1751 auſserhalb Niedersachsen ein noch unbekanntes und unerhörtes Wort. Man hat aber lieber diesen Anachronismus begehen, als den Grimm des Sultans zufrieden sprechen lassen wollen; welches auch damahls nicht das rechte Wort war.

ZEMIN UND GULINDY.

V. 1 — 16.

O Göttin Liebe! Königin der Geister,
Was sind wir, wenn nicht du des Lebens Werth
Uns fühlen lehrst? Du bists, die unsre Triebe,
Die Winde, die uns wie die Welt beseelen,
In süſse Harmonien wiegt. Wie schmachtet
Das leere Herz, bis du dich drein ergieſsest?
Wie rufen dich die nie entschlafnen Stimmen
Der ew'gen angeschaffnen Triebe her?
Sanfttönend, gleich dem schwachen Laut der Seufzer,
Die einer unerfahrnen Schäferin
Den jungen sehnsuchtsvollen Busen heben.
O Du, mit deiner lächelnden Gespielin,
Der Unschuld, lehrest uns ein himmlisch Leben!
Ihr die ihr liebt, o segnet euer Schicksal,
Umarmt euch zärtlicher und dankt's der Liebe,
Dankts ihr nur, daſs ihr lebt. Der Menschenfeind,

V. 17 — 39.

Der Unempfindliche, der Böse, dem der Himmel
In seinem Zorn ein liebend Herz versagt;
Er lebet nicht! Vergnügen, Wonn', Entzückung,
Sind ihm, dem Unglücksel'gen, leere Töne.
Doch daſs ihr stärker fühlt, wie unentbehrlich
Die Lieb uns ist, die angeschaffne Sehnsucht
Nach Lust und Ruh in unsrer Brust zu stillen,
So höret, was von Zemin und Gulindy
Ein Dichter aus Arabien erzählt!

Vor grauer undenkbarer Zeit beherrschte
Ein guter Geist, des höchsten Gottes Liebling,
Die Elementengeister; (Firnaz nennen ihn
Arabiens Dichter) Luft und Erd' und Meer
Gehorchten ihm mit ihrem geistgen Volke,
Den Gnomen, Nymfen, Sylfen und Sylfiden.
Durch einen innern Hang zog diesen Geist
Die Menschheit an; vor allen übrigen
Geschlechtern war er Adams Kindern hold,
Und, ihnen wohlzuthun, sein stündliches
Geschäfte. Kindern, die nur erst zu athmen
Begannen, gab er geist'ge Hüter zu,
Die ungesehn um ihre Häupter schwebten,
Und vieler pflegt' er selbst, in deren Zügen

Er eines edlern Sinnes, und der höhern
Bestimmung Spuren fand. Er bildete
Des künft'gen Dichters Herz, der seinen Brüdern
Den hohen Reitz der Tugend singen sollte;
Sorgfältig wacht' er für die junge Schöne
Bey der sich Zärtlichkeit mit Leichtsinn paarte,
Und rettete, noch auf dem jähen Rand
Des Abgrunds, oft des feur'gen Jünglings Unschuld.

Vor allen aber, die er liebte, waren
Ihm Zemin und Gulindy an sein Herz
Gebunden, beide Königskinder, jedes
Die Hoffnung eines Volkes, dessen Fleiſs
Des glücklichen Arabiens Fluren baute. —
,Wer über andre herrschen soll (sprach Firnaz)
,Muſs selbst der Beste seyn, und wer sich selbst
,Nicht glücklich fühlt, wie sollt' er andrer Glück
,Zu Herzen nehmen? Ja — so fuhr er fort,
Aus einer goldnen Wolk' auf seine beiden
Erkohrnen Lieblinge die Strahlenaugen
Mit Wohlgefallen heftend, — dich, mein Zemin,
Dich soll kein Adamskind an Tugend, dich
An Liebenswürdigkeit, Gulindy, keine
Von Evens schönsten Töchtern übertreffen!
Und euch so glücklich, als ein Kind des Staubes

Es werden kann, zu machen, und, durch euch
Auf Myriaden Glück und Lebensfreude zu
Verbreiten, soll die schönste Liebe
Die ganze Fülle ihrer Seligkeiten
Auf euch ergieſsen! Glücklich sollt ihr seyn
Wie noch kein liebend Paar auf Erden war!

So sprach der Geist, und nun vernehmet, welch
Ein Mittel, seinen Vorsatz auszuführen,
Ihm seine Weisheit zeigte. Zemin wurde,
Von Kindheit an, der weiblichen Umarmung
Entrissen, und von aller Frauen Anblick
Geschieden. Seiner Mutter selbst war, ihn
Zu sehen, nicht erlaubt. So weit vom Hof
Entfernt als möglich, ward er, durch Vermittlung
Des Geisterkönigs, in der Stille eines
Einsiedlerischen Waldes auferzogen.
Hier wuchs und stärkte sich durch Übungen
Sein Leib, entfaltete an deinem Busen,
Natur, sich sein Gefühl, und nährte
Durch Unterricht mit Wahrheit sich sein Geist.
Von weiser Lehrer Lippen floſs sie rein
Ihm zu, und lieblich, ohne Schaum und Hefen.
Hier lernt' er, wie der Mensch, für etwas mehr
Als dieses Erdelebens Glück geboren,

V. 88 — 111.

Den Ewigkeiten lebt; hier lehrt die Klugheit
(Nicht jene falschberühmte, die jetzt herrschet)
Die edle Kunst ihn, Völker zu beglücken.
Man zeigt ihm früh (die Weisheit liebt die Jugend)
Der Künste Werth, und groſser Geister Würde.
Zwey Weise, die mit himmlischen Gesängen
Sich Nymfen oft im Hain zu Hörern machten,
Liebt' er vor andern, und ergetzte sich
Beym frohen Mahl und bey der Becher Rosen
An ihren Hymnen, die der Helden Thaten
Und ihren Nachruhm in die Leier sangen.

So ward der Geist gebildet, welcher einst
Ein zahlreich Volk und sich beglücken sollte.
Der Leib, des Geistes Werkzeug, ward zugleich,
Durch tausend Übungen, geformt, gehärtet.
Ihm wichen bald die trefflichsten Gespielen.
Ein hoher Muth, in jeder Miene sichtbar,
Ein Wesen, das beym ersten Blick den Helden,
Den Menschenfreund, den tapfern, edeln, guten,
Groſsherz'gen Menschen (der nur ist ein Held!)
Verkündiget, beseelte was er that.
So wuchs und blüht' er unter Firnaz Augen,
Bis sechzehn Sommer hingeflossen waren.
Noch war ihm unbekannt, daſs ein Geschlecht,

Vom unsrigen verschieden und, für uns
Mit jedem Reitz begabt, erschaffen sey.
Wer ihn umgab, war ernstlich angewiesen,
In diesem Punkt unwissend ihn zu lassen.
Auch hört er niemahls von der Freunde Lippen
Noch von der Leier, die gern Liebe tönt,
Die Seligkeit der Liebenden. Sein Herz
Beruhigte sich immer noch im Arme
Des edeln Sittim, den er, ihm an Tugend
Und an Gestalt den ähnlichsten, vor andern
Zum Freunde sich erwählt' und inniger
Als Brüder sich zu lieben pflegen, liebte.

Indeſs nun Zemin, mit der schönsten Hälfte
Der Menschheit unbekannt, einsiedlerisch
Im Schooſs der Weisheit wuchs, ward ihm Gulindy
Von Firnaz selbst sorgfältig zugebildet.
Auf sein Verordnen, wurde auch von ihr
Der Männer Anblick stets entfernt. Sie lebte
Ihr erstes Pflanzenalter unter Spielen,
Mit rosengleichen jugendlichen Mädchen,
In einem einsamen Palast, den Firnaz
Für sie erbauen lieſs, in Unschuld hin.
So waren kaum acht Jahr' in ihrer Mutter
Umarmungen vorbey geflohn, als Firnaz

Sie heimlich stahl, da sie mit ihrer Sirma,
(So hieſs von ihren Freundinnen die schönste)
In einem Labyrinth des Gartens irrte.

Er brachte sie, auf einer Silberwolke,
In eine Insel, die, dem Blick der Schiffer
Verborgen, unter ew'gen Wolken ruht.
Zwölf Nymfen, schöner als die Morgenröthe,
Begrüſsten sie an den beglückten Ufern,
Und führten sie durch lange Myrtenreihen
In einen glänzenden Palast, wo Firnaz
Sich oft verbarg, wenn ihn der Menschen Unart
Undankbare zu lieben müde machte.

Hier blühte, wie der May bekränzt mit Rosen
Vor andern Monaten, Gulindy auf,
Sich unbewuſst die Nymfen übertreffend.
Nie wallt' ihr junges Herz von andern Trieben
Als von Empfindungen der reinen Unschuld.
Der Geist, der ihr in weiblicher Gestalt,
Minerven gleich, stets gegenwärtig war,
Vergaſs kein Mittel, ihren sanften Busen
Der Liebe, die sie einst empfinden sollte
Voraus zu weihn. Oft führt er sie und Sirma,
Beym Zauberschein des Monds, in stille Thäler,
Und spielt ihr aus der goldnen Zither Lieder

Von der Geburt der Seele, von der Schönheit
Der seligen Natur, und ihrer Unschuld,
Und von der Süſsigkeit der heil'gen Freundschaft.
Dann floſs das ganze weiche Herz des Mädchens
In himmlische zufriedne Harmonien;
Oft perlten die Empfindungen der Seele
In stillen Thränen von den Rosenwangen.
Dann schmiegte sie sich sanft an ihre Sirma,
Und fühlt' in ihrem Arm die Freude doppelt,
Und träumt' in ihrer jugendlichen Einfalt
Nichts von noch höhern Freuden. Denn es nahm
Die Freundschaft noch in ihrem freyen Herzen
Der Liebe Platz, und alle ihre Wünsche,
Und ihre zärtlichsten Verlangen waren
Für Sirma nur. Der strebt sie zu gefallen;
In ihren Mienen sucht sie öfters furchtsam
Die holden Zeichen der Zufriedenheit.
Sie zittert ängstlich, wenn sie Sirma blässer
Zu sehen glaubt als sie gewöhnlich ist,
Und jede kleine Freude wird mit ihr
Getheilt, und lieblicher, so wie das Licht
Vom Widerschein, von ihr zurück empfangen.

Indessen naht, gleich einem klaren Bach,
Der, kaum ein Quell, aus Marmorklippen sprudelnd,

Durch Blumen floſs, und nun mit andern Bächen
Verstärkt, sich schwellt und eilt ein Strom zu werden,
Die Zeit der vollen Jugendblüth' heran.
Die Wünsche wachsen nun mit ihrem Busen
Zugleich, und oft, wenn sie allein ist, fühlt
Sie wundernd in sich selbst ein groſses Leeres,
Und eine Sehnsucht, die der Freundin Kuſs
Nicht stillen kann. Oft wenn sie durch den Hain
In Schatten irrt, voll angenehmer Schwermuth,
Bricht unvermuthet ein geheimer Seufzer
Hervor, und wird in ihrem Mund zur Rede.

„Wie wird mir? Welche neue Rührungen?
Was fühlest du, Gulindy, welche Seufzer?
Was will dieſs Schauern, diese Bänglichkeit,
Die ohne Ursach, dich so oft ergreift?
Was heben dich, mein Herz, für leise Wünsche,
Wenn du in Sirma's Arme zärtlich sinkst?
Ich such in ihrem Blick ob sie mich liebt,
Und finde nicht dieſs Feuer, das ich suche.
Ihr ruhig Aug' ist matt und wenig sagend,
Und ihren Küssen scheinet was zu fehlen.
Warum, so oft die Saiten Firnaz rührt,
Zerschmilzt im Busen mir das Herz, und fühlt
Ich weiſs nicht was, verliert in dämmernde

2) wie Laurens Dichter sang,

oder doch gesungen haben könnte; denn daſs Petrarka dieſs wirklich von der Stimme seiner geliebten Laura gesungen habe, können wir uns nicht erinnern. Doch fanden wir, beym Nachschlagen, eine Stelle, wovon unserm Dichter vielleicht eine ungetreue Erinnerung vorgeschwebt haben mag:

Ed udì sospirando dir parole
Che farian gir i monti e star i fiumi.
Sonetto 123.

3) Die Gabe, die Brunells Ring u. s. w.

nehmlich, die Gabe unsichtbar zu werden. S. *Orlando Fur. C. III. 69.*

4) Das Ding das nicht ist.

Die berühmten *Huynhnhms*, deren (maschinenmäſsige verdienstlose) Tugend Gulliver-Swift auf Unkosten der menschlichen Natur so sehr erhebt, hatten in ihrer Sprache kein Wort, um Unwahrheit oder Lüge zu bezeichnen. Sie muſsten sich der Umschreibung dazu bedienen: Du sagst das Ding das nicht ist, wieherten sie dem armen Gulliver zu, wenn er etwas gesagt hatte, das sie nicht begreifen konnten.

5) ein Hut auf jeden Unterrock.

„Zu Verständniſs dieses höchst abgeschmackten Verses diene den jetzt lebenden und den Nachkommen, welchen er unter die Augen kommen mag, zu wissen: daſs es zur Zeit, da dieses Gedicht vollendet wurde (1770)

Geſichte ſich und ſüſse Träumerey?
Sonſt war es nicht ſo! warum jetzt? was iſt
Das Unausſprechliche, das in mir klopft,
Wenn ich, im Mondſchein, einſam, den Geſang
Der Nachtigall im dunkeln Buſch behorche?
Sie ſcheint zu klagen, — ich empfind' ihr Leid,
Mein Blut quillt wärmer durch die Adern hin,
Mir iſt als ſollt' ich mit ihr klagen, und
Doch weiſs ich nicht, warum ich klagen ſoll."

So ſpricht ſie laut, und wundert ſich, da ſie
Sich ſprechen hört. Jetzt naht ſie einem Brunnen,
Bückt ſich herab auf ſeine glatte Fluth
Und ſtutzt, und ſieht, begierig und erſtaunt,
Zum erſten Mahl ihr unbekanntes Bild.
Wie? ruft ſie, welche liebliche Geſtalt!
Sieht aus der Fluth mir eine Nymf' entgegen?
Wie glänzt ihr Auge! Wie erblaſst die Roſe
Vor ihrer Wangen ſüſser Röthe! welch
Ein zaubriſch Lächeln wallt um ihre Lippen!
Doch wie? dieſs Waſſerbild regt ſich mit mir,
Weicht, wenn ich weiche, naht ſich, wenn ich nahe,
Und iſt, wenn ichs umarmen will, verſchwunden.
Weſs iſt dieſs Bild? Wie wenn es meines wäre?
Ja, ja, ſo mahlen ſich die Blumen hier,

So bückt sich der Schasminstrauch in die Wellen.
Es ist mein Bild, in meinen Augen strahlt
Dieſs Feuer, meinen Mund umflieſst dieſs Lächeln;
Ich seh es, Sirma hat mir nicht geschmeichelt.

Allein für wen sind alle diese Reitze?
Wem blühen diese Wangen? Dieser Mund
Wem ist er schön? Vergeblich? — — Jene Rose
Winkt mir, an meiner Brust zu blühn, und kühlend
Mir süſse Balsamwirbel zuzuathmen.
Wem aber winken diese Rosenwangen?
Wem schmückte dich, Gulindy, die Natur
So reitzend aus, daſs du dir selbst gefällst?
O wäre doch ein Wesen, mir geschaffen,
Das stark und zärtlich fühlte, dessen Wünsche
Den Wünschen dieser Brust antworteten!
Zwar liebt mich Sirma, zärtlicher vielleicht
Als andre Freundinnen, doch meinem Durst
Nach Liebe nicht genug. O Firnaz, sprich,
Ist in der Schöpfung ganzem Umkreis denn
Kein Herz, das mir entgegen schlägt, und mich
So lieben könnte, wie ich's lieben wollte?
Kein Wesen, das mich sucht, und, fänden wir
Uns endlich, so in meine Arme sänke,
Wie ich an seine Brust? O wär's für mich,

Und nur für mich allein, erschaffen! Kennte
Kein Glück als mich zu lieben, mir zu leben.
Wie ich ihm leben würde, ihm allein!
Wie wollt ich, von der Morgenröth' erweckt,
Am frischen Bach die schönsten Blumen lesen,
Dein Haar, du Liebenswürdige, zu schmücken!
Wie wollt ich, am Granatbaum neben dir
Gelagert, in die Wette mit der Nachtigall,
Dir unermüdet meine Liebe singen!
Wie wollten wir ein himmlisch Leben leben!
Doch, welche eitle thörichte Begierden!
Gulindy, was verlangst du? was gebricht
In diesem stillen Sitz des Friedens dir?
Bist du nicht glücklich unter Firnaz Flügeln?
Warum denn schwindet dir die heitre Freude
Der Kindheit, die noch keine Wünsche kannte?
Warum vermehrt sogar der Lenz, der sonst
So süſser Freuden Quelle war, jetzt nur
Den schmerzlichsüſsen nahmenlosen Drang?

So sprach sie mit sich selbst, in schöner Unruh,
Indem durch des Instinktes Macht, die Liebe
Sie zu dem unbekannten Jüngling zog,
Dem Sympathie und Schicksal sie bestimmte.
Stilllächelnd hörte sie der Geister König,

In einer nahen Wolke, hochvergnügt
Daſs jede Regung ihres jungen Herzens
Unwissend sich in seinen Anschlag fügte.

Indeſs ward Zemins Brust von gleichen Wünschen
Noch mehr empört, und seine Stirne glich
Dem Sommertag, den nach dem schönsten Morgen
Gewölk und graue Regen überziehn.
Er ist nicht mehr das Bild des muntern Scherzes,
Er sucht die Einsamkeit, er flieht den Freund,
Er flieht in öde lichtberaubte Wälder.
Das neue Grün, das Lachen junger Fluren
Verdrieſst ihn jetzt; sie sollten traurig seyn,
Und seiner Seele düstre Farben tragen.
So ward ein ganzes finstres Jahr bereits
Verträumt. Zwar liebt er seinen Sittim,
Noch wie zuvor, noch leidenschaftlicher
Sogar; allein sein unbefriedigt Herz
Verlangt noch mehr, verlangt mit Ungestüm
Mehr als des Freundes Liebe geben kann.
Oft sinnt er nach, und quält sich zu ergründen,
Wie die Bewegungen in ihm entstanden,
Die ihm die Ruhe raubten, und verfolgt
Den neuen Trieb durch alle Labyrinthe
Des sich selbst unergründlichen Gemüthes.

V. 304 — 327.

Einst ging er vor des Morgenrothes Anbruch
Im Garten des Palasts allein umher.
Die Dämmerung, die allgemeine Stille,
Der Flor, der noch die Reitze der Natur
Verhüllte, alles stimmt zu seiner Schwermuth.
Er irrte lang gedankenvoll umher,
Und brach zuletzt in diese Reden aus:

Nein! nicht vergebens pochen diese Triebe
So stark in mir; vielleicht weissagen sie
Mir noch ein unbekanntes gröſsres Glück.
Wie heftig wünsch ich oft noch mehr von Sittim
Geliebt zu seyn? Ich eil ihn zu umarmen,
Und tausend Zärtlichkeiten, die ich fühle,
In seinen Busen auszuschütten. Aber kaum
Erblick' ich ihn, so wird mein Herz versteint.
Nein, Sittim ist es nicht, dem diese Triebe
Bestimmt sind, lieb ich ihn gleich mehr als alle.
Wem sind sie also? Ach! Vielleicht so zwecklos
Und eitel wie der Träumenden Entschlüsse,
Wie Wolkenbilder, die der Ost zerwehet.
Doch die Natur, wo schafft sie was vergebens?
Sie, deren Werke mir der weise Mirza
Voll Richtigkeit, voll Harmonien zeigte,
Wird sie umsonst ins Herz zukünft'ger Götter

Allmächt'ge Wünsche senken? — Nein, gewiſs!
Und dennoch, wäre dieſs, warum ist Sittim
Von diesem Unmuth, der mich peinigt, frey?
Stets sitzt die Ruh auf seiner Stirn, er scheint
Von keinem ungestillten Wunsch gedrückt,
Und lebt mit sich und mir, und aller Welt
Im Frieden und vergnügt. Bin ich allein,
Nur ich allein der nie befriedigte,
Der stets begehrt, und, nie genug geliebt,
Für eine Sehnsucht, die ihm selbst ein Räthsel ist,
Den Gegenstand von allen Wesen fordert?
O hättest du, Natur, ein solch Geschöpf,
Wie meine Fantasie in Morgenträumen
Sich oft erschafft, wenn sie die ganze Schönheit
Der Schöpfung in die menschliche Gestalt
Verschwendrisch gieſst. Dann steht vor meinen Augen
Ein himmlisch Bild, als wie ein Gott. Ich gebe
Des Sommermorgens Glanz dem blauen Auge,
Der jungen Rose sanfte Gluth den Wangen,
Dem schönen Leib des Alabasters Weiſse;
Ich seh an seinem zartern Gliederbau
Ein feiner Ebenmaſs, mehr Zierlichkeit,
Und sanftre Rundung als an meines gleichen;
Seh seine Blicke, schönern Feuers voll

V. 352 — 376.

Als Sittims Blicke, mir entgegen lächeln.
Ganz auſser mir umarm ich dann entzückt
Dieſs schöne Nichts; es schmiegt sich sanfterröthend
In meinen Arm, und bebt an meiner Brust.
O himmlische bezaubernde Gestalt,
Wo find ich dich? Bewohnest du vielleicht
Ein bessers Erdreich? Bist du eine Blume
Des Paradieses? Höh'rer Wesen Liebling?
Was sag ich? — Nein! du bist dieselbige,
Nach der ich oft in Mitternächten weinte!
Bey deinem Anblick schwiegen alle Wünsche:
Aus deinen Blicken strömten Ruh und Wollust
Und nie empfundne Freuden in mein Herz.
Du bists, dich such ich, meine Seufzer fordern
Dich, Göttliche! — O sage mir, Natur!
Wo hast du sie vor meinem Blick verschlossen?
Wo flieſst der Himmel, den ihr Aug erheitert?
Erziehst du sie vielleicht an Rosensträuchen,
Die rings um sie, von ihr beschämt, verblühen?
O bringe sie dem Liebenden entgegen!
Ihr, die ihr um sie scherzt, o Weste, lispelt
Mir zu und schwebt voran, wenn sie sich naht!
O leitet mich, ihr schnellen Silberbäche,
Zum holden Ort, wo sie an euerm Rand
Auf zarte Blumen hingegossen ruht!

So rief er, und ihn hört vom Wipfel einer Ceder
Der Geisterfürst, und mahlt ein Schattenbild
Der göttlichen Gulindy unversehens
Vor seine Augen hin; dem folgte Zemin
Durch tausend Büsche, bis es allgemach
In einen leichten Nebel sanft zerfloſs.
Und dennoch eilt, mit Flügeln an den Füſsen,
Er immer noch, auf unbekannten Pfaden,
Schwerathmend, dem geliebten Schatten nach,
Und wähnt er sehe bald den Saum von seinem
Gewand, bald seinen Schleier durch die Büsche flattern.

Jetzt ist es Zeit, sprach Firnaz zu sich selbst,
Die Herzen, die sich suchen, zu vereinen.
Ihm soll Gulindy, deren Ebenbild
Er allenthalben nachflieht, unvermuthet
Begegnen. — — O wie werden beide zittern!
Mit welcher Wollust werd ich aus den Wolken
Auf sie herunter sehn, wenn sie erstaunt
Sich finden, fliehen wollen, und doch bleiben,
Und thränenvoll sich kennen und umarmen.

Gleich schwang sich Firnaz auf des Westwinds Fittig
Der Gegend zu, wo noch Gulindy schlief.
Ihr war, von ihm gesandt, in Traumgestalten

Des Jünglings Bild erschienen, wie er irrend
In Hainen lief, als ob er einen Freund
Mit zärtlich ungeduld'ger Liebe suchte.
Sie sah' ihn, und ein neuer suſser Schauer
Erschüttert' ihre hochgeschwellte Brust;
Sie fühlte sich von innerer Gewalt
Zu diesem holden Bilde hingerissen.
Doch eben da der Fremdling sie entdeckte,
Sie staunend ansah, wie an sie geheftet,
Dann ihr mit offnen Armen voll Entzückung
Entgegen eilt', entfloh das Traumgesicht,
Und, eh sie der Bestürzung und dem Schlummer
Sich noch entwand, ward sie im Augenblick,
So schnell wie ein Gedank die Zeit durcheilt,
Von Firnaz auf dieselbe Spur gebracht,
Wo Zemin traurig ihren Schatten suchte.

Auf einmahl wacht sie auf und sieht sich um,
Und wundert sich, wie sie hieher gekommen.
Allein, wie wird ihr, da sie Zemin sieht,
Das Urbild des geliebten Traumgesichtes,
Der ihr entgegen kommt? Wie wird dem Jüngling
Als er die Göttliche, die er so lang
Umsonst erseufzt', vor seinen Augen sieht!
O, ihr Gefühl spricht keine Zunge aus.

V. 424 — 447.

Nur Seelen faſſen es, die die Natur
Einander ewig zuerkannt, wenn sie
Sich endlich finden, und im ersten Blick
Einander ew'ge Liebe schwören.

Sie standen beide stumm und unbeweglich,
Und sahn entzückt sich an; doch schlug Gulindy
Sogleich mit holder Scham die Augen nieder,
Da sie in Zemins Blick das Feuer sah,
Das sie gewünscht: O lehnte Thomson mir
Nur dieses Mahl den seelenvollen Pinsel,
Des Jünglings tiefe Rührung abzuschildern,
Als er in ihrer aufgeblühten Jugend
Der ganzen Schöpfung Reitz verschwendet sah.
Was für Empfindungen, was für Begeistrung
Sog seine trunkne Seel aus ihren Blicken?
Lang' hielt die tiefe zitternde Bewundrung
Das Wort zurück im halbgeschloſsnen Munde;
Doch endlich brach die Liebe triumfierend
Das ehrfurchtsvolle Schweigen; furchtsam nähernd
Sprach er zu ihr: „O du, zu der mein Herz
In voller Sahnsucht wallt, wie nenn ich dich?
Mit welchen würd'gen Nahmen grüſs ich dich,
Unsterbliche, der Schöpfung schönster Schmuck!
Nein, Du bist nicht der Erde Schooſs entsproſsen,

in Franken, Thüringen und Sachsen, nicht etwa unter dem gemeinen Volke, sondern sogar unter Personen von den ersten Klassen gewöhnlich war, die Mannsleute *Chapeaux*, Hüte, zu nennen. Wir haben nie recht dahinter kommen können, wann und wie eine so seltsame und dem männlichen Geschlechte offenbar despektierliche Benennung zur Mode geworden; aber so viel ist gewiſs: wenn es anständig ist, statt Mannsperson Hut zu sagen, so muſs es auch erlaubt seyn, statt des Worts Frauenzimmer oder Damen, sich hinfür des noch karakteristischern Worts, Unterröcke, zu bedienen. Man hat in diesem Vers einen Versuch damit machen wollen, um zu sehen, ob er die Ehre haben werde, entweder die Hüte abzuschaffen oder die Unterröcke Mode zu machen." — Das letztere ist, wie leicht vorher zu sehen war, nicht erfolgt: aber, was auch die Ursache davon seyn mag, die ehemalige Synonymität der Wörter Mann und Hut ist unvermerkt verschwunden, und diese Anmerkung, welche ehemahls einen elenchtischen Zweck hatte, muſste bloſs beybehalten werden, um obigen Vers der Nachwelt verständlich zu machen.

Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit überhaupt anzumerken, daſs noch verschiedenes in diesem Gedichte vorkommt, das sich auf Moden, Gewohnheiten und Sitten bezieht, die im zweyten Drittel dieses Jahrhunderts noch ziemlich gemein in Deutschland waren, seit funfzehn oder zwanzig Jahren aber nach und nach so gänzlich verschwunden sind, daſs die dar-

V. 448 — 471.

Der Himmel lacht aus deinen milden Augen,
Vor deinem Reitz verlischt des Frühlings Schimmer.
Was für Entzückung flieſst aus deinem Blick!
Welch neues Leben, welche neue Seele
Hauchst du mir ein! — Ja, ja, du bists! Dich suchte
So lange schon in trüben Mitternächten
Mein sehnend Herz; du bists, dein bloſser Anblick
Giebt meiner Brust des Lebens Freuden wieder,
Die ich so lang entbehrt. O Göttliche,
Wie lieb ich dich? — Doch wie? Du weichst, dein Auge
Flieht meinen Blick und sieht sich zaghaft um.
O fliehe nicht! Wie könnt ich ohne dich
Nur einen Augenblick noch leben? Komm
Zu dem, der auſser dir nichts liebt noch wünschet?
So sagt er, und von heiſser Sehnsucht zitternd,
Eilt er sie zu umarmen, da sie zweifelnd
Und in Empfindungen verloren stand.
Sie hatt' ihn oft, indem er sprach, mit Wunder
Und zärtlich furchtsam angeblickt; sein Ansehn
Voll männlich schöner Pracht, der Mienen Adel,
Die freye Stirn, die palmengleiche Länge,
Sein blitzend Auge, das ihr seine Liebe
Beredter noch als seine Lippen, sagte,
Dieſs alles zog ihr zärtlich Herz zu ihm.

V. 472 — 496.

Sie bebt', unschuldig blöd, als er voll Inbrunst
Sie zu umarmen kam, und wollte fliehen;
Allein der Liebe stärkere Gewalt
Hielt ihren Fuſs zurück, er naht sich ihr,
Und beide zittern. O wie klopft' ihr jetzt
Das Herz, wie schmiegte sie sich in sich selbst,
Da er den Arm um ihren Rosenhals
Sanftschauernd wand! In unaussprechlichen
Entzückungen zerflossen ihre Augen,
Da jedes seine eigensten Gefühle
Im andern las. Das holde Mädchen sank,
Der neuen Lust zu schwach, in süſser Ohnmacht
In seinen Arm. Die Liebe selber stieg
Aus ihrem Himmelskreis herab und sah
Mit Firnaz aus azurnen Wolken, segnend
Die heiligen Umarmungen der ersten
Unschuld'gen Liebe. Nektarblumen
Entquollen, um sie her, dem Boden, und
Ein allgemeines Lächeln floſs ums Antlitz
Der fröhlichern Natur. — Jetzt wollten sie,
Da sich die Seelen aus dem ersten Taumel
Der grenzenlosen Freuden wieder fühlten,
Einander frey und zärtlich sich erklären,
Als sie ein plötzlich blendend weiſses Licht,
Der Sonne gleich, mit lichtgefärbten Wolken

Bayer...
Staats...
MÜN...

V. 497 — 520.

Umfaſst, erschreckt. In himmlischer Gestalt,
Trat **Firnaz** aus dem hingefloſsnen Glanze
Hervor, und sprach mit göttlich mildem Anblick:

Ihr Glücklichen, die ihr der Liebe folgsam
In Freuden schwimmt, die euch unsterblich machen,
Seht, Kinder, hier den Schöpfer eures Glückes.
Daſs ihr euch mehr als andre lieben könnet,
Daſs euern zärtlichen Umarmungen
Die Seligkeit der Himmlischen entsprieſst,
Dieſs ist mein Werk. Ihr waret vom Geschick
Einander zugedacht; Ihr solltet lieben.
Ihr fühltet euch einander unentbehrlich;
Die Stimme der Natur, die mein Bemühn
Vernehmlicher gemacht, rief euch zusammen.
Nun, meine Kinder, habt ihr euch gefunden,
Und eures künft'gen Lebens schönste Pflicht
Und süſsestes Geschäft ist, euch zu lieben.
Seyd selig! mischet eure Tugenden!
Der Muth, das Feuer, das aus deiner Brust
Heroisch athmet, tempre sich, o Zemin,
Zu dieser sanften Himmelsmilde, die
Dir aus Gulindys blauem Auge lächelt.
Und du, zefyr'sche Blume, blühe sicher,
Von Zemins Liebe vor der Stürme Neid

V. 521 — 531.

Und vor des dürren Mittags Gluth bewahret!
Der Liebe schönste Frucht, die Menschenhuld,
Lehr euch auf diese, deren Wohl das Schicksal
Euch anbefahl, die Ausflüſs' eures Glückes
Mit edler Zärtlichkeit herabzuleiten.
Die Tugend, der ich eure weichen Triebe,
Noch eh ihr euch recht fühltet, bildete,
Sie, die an heilger Liebe reinen Küssen
Gefallen hat, wird nie von eurer Seite weichen,
Und nun, statt meiner, euer Schutzgeist seyn.
So sprach er, segnete sie, und verschwand.

SERENA.

V. 1 — 17.

Serena war die liebenswürdigste
Der Töchter ihres Landes, schön und gut;
So schön, daſs sie zu einer Liebesgöttin
Ein Alkamen zum Muster nehmen konnte,
So gut, daſs jede Mutter ihren Töchtern
Zum Vorbild immer nur Serenen gab.
Beym ersten Blick enthüllte Geist und Herz
In ihren Augen sich, und jeder Zug
Des lieblichen Gesichts war Bürge einer Tugend.
Sie war die Zierde glücklicher Gefilde
Wo, eines groſsen Gutes Erbin, sie
Des Lebens frühen Lenz in Unschuld unter
Der besten Mutter Augen froh verlebte,
Und Küsse, welche die Natur dem Freunde
Bestimmt, unwissend einer Freundin gab.
So schwebte, einem jungen Engel ähnlich,
Der Jugend Morgenröthe über ihr

V. 18 — 41.

Dahin, ach! ahnungslos, wie bald
Des schönsten Tages Hoffnung ein zerstörendes
Gewitter niederdonnern werde!
Serena, ohne sich gesell'gen Freuden
Ganz zu entziehn, gefiel sich schon als Kind
Mehr in der Einsamkeit, und schlich sich unvermerkt
Davon, sobald die Freuden rauschend wurden.
Dann war ihr liebster Aufenthalt
Ein stilles Thal, ein dunkler Buchenwald,
Wo, an der Musen Hand, ihr junger Geist
Aus dieser schalen Welt sich in die Dichterwelten
Der Tugend und der Freyheit flüchtete,
Dann unter einer selbstgewachsnen Laube
Sich in Betrachtungen verlor; zuweilen
Auf weichen Veilchen schlummernd, in Gesichten
Des Himmels schönern Frühling sah, und Dich,
Von dem die Schönheit dieser Unterwelt
Nur ein erstorbner bleicher Abglanz ist.

So lebte sie kaum achtzehn Jahr ein Leben,
Das oft die Engel auf die Erde lockte,
Als plötzlich sich die schönste Scene wandelt.

Ein Vater, welchem Ehrsucht, Stolz und Geitz
Und jene Denkart, die des Herzens Stimme
Für Schwärmerey erklärt, das leiseste

V. 42 — 65.

Gefühl der Menschlichkeit vorlängst geraubt,
Zwang sie, sich selbst Jokasten Preis zu geben,
Dem lasterhaft'sten Jüngling seiner Zeit,
Berüchtigt, unerfahrner Mädchen Einfalt,
Der Frauen Tugend, und der Häuser Ruhe
Mit glücklichem Erfolg bestürmt zu haben.
Allein in Harpax Sinn gilt Stand und Reichthum
Die ganze Schar der armen Tugenden.
Der treuen Mutter ernstes Widerstreben
War so vergeblich, als der Tochter Jammern.
Ach! nicht der Thränenstrom der schönen Unschuld,
Sogar die händeringende Verzweiflung,
Die um den Tod als eine Wohlthat flehte,
Erweichten den entmenschten Vater nicht!
So wurde dann Serena, (deren Arm
Die Allmacht der Religion allein
Zurückhielt, sich das Leben nicht zu nehmen)
So wurde sie, von allen Redlichen
Beklagt, ein Raub des sieggewohnten Lasters!

Jokasto, dem Gesetz und Priestersegen
Das ungerechte Recht, (das schändlichste
Von allen Unterdrückungsrechten) gab,
Der Schönheit und der reinsten Unschuld Blüthe
Mit frevelhaftem Schwelgen zu entweihen,

Ward bald genug der Reitze überdrüssig,
Wovon der beste Theil an ihm verloren ging,
Und kehrt' aus seiner Gattin keuschen Armen
Auf schnöder Frynen feilen Schooſs zurück.
Umsonst bemüht sie sich, durch Zärtlichkeit,
Durch wache Sorgfalt über ihre Pflichten,
Durch Unterwerfung, ja durch Thränen oft,
Das Herz des Unempfindlichen zu ändern.
Der Reitz, der ihn an Fremden bis zum Unsinn
Bezauberte, verlor an seiner Gattin, bloſs
Durch diesen Nahmen, alle Macht an ihm.

Wie unglückselig brachte nun Serena
Des Lebens Morgen zu! In einer Zeit,
Da alles Freude winkt, und ihre Seele,
An eines edlern Freundes Seite glücklich,
Gleich einer Himmelsblume aufgeblühet wäre,
Verweint sie ihrer Jugend beste Kraft,
Und ist für jede Freude todt. Der Tag
In allem Glanz des Sommers ist ihr schwärzer
Als Mitternächte; nichts als in der Einöd',
Die an ihr Landhaus grenzt, die Einsamkeit,
Und des erseufzten Todes Bild, giebt ihr
Ein linderndes tiefsinniges Ergetzen.
Sie war zu edel, ihres Mannes Laster

V. 90 — 113.

Und ihren Jammer andern zu entdecken;
Der Schmerz, den uns ein Freund zur Hälft' erleichtert,
Drückt ihre Brust mit seiner ganzen Last.

Indessen kam **Arist** in diese Gegend,
Wo er ein Gut besaſs, das an die Flur
Jokastens grenzt': Ein Jüngling edlen Stammes,
Den die Natur mit ihren schönsten Gaben
Verschwendrisch ausgeschmückt. Der reinste Kern
Der Wissenschaften hatte seinen Geist
Genährt, die Welt, und selbst der Hof
Sein Herz nicht angesteckt, nur seine Tugend
Verschönert und Gefälligkeit gelehrt.
Es blitzt in seinem feuervollen Auge
Was überwindendes, ein sanft Gemisch
Von Ernst und Majestät und milder Anmuth;
Die Redlichkeit ſaſs auf der freyen Stirn,
Und edler Anstand zierte, was er that.
Er hatte nie geliebt. Sein groſses Herz
Fand nur die Tugend schön, und, wie man sagt,
Ward diese von den Schönen seiner Zeit
Den Schäferinnen, die die Einfalt kleidet,
Den dichterischen Mädchen, überlassen.

Jokasto hatt' auf Schulen und auf Reisen
Ihn einst gekannt. So wenig sie sich glichen,

V. 114 — 173.

Sucht er doch seine reitzende Gesellschaft,
Und nöthigt ihn mit sich an seine Tafel.
Hier sah' Arist zum ersten Mahl Serenen,
So rührend wie die Tugend, wenn sie leidet;
In ihrem Aug, obgleich sein heitres Licht
Erloschen war, glänzt etwas schmachtendes,
Das mehr als alles Feuer reitzen konnte.
Ihr ganzes Antlitz, jeder sanfte Zug
Schien wider Willen von Melankolie
Umnebelt; und doch blieb die echte Schönheit
Auch im gewaltsamen Verblühen noch entzückend.
  Aristen war der Ruhm von ihrer Tugend,
Von ihrer Schönheit und von ihrem Unglück
Vorher bekannt. Allein wie tief getroffen
Stand er, da er sie selber sah! Die Menge
Der Regungen, die ihn auf einmahl faſsten,
Entriſs ihn fast sich selbst. Die Obermacht
Der Tugend, die ihr ganzes Antlitz bildet,
Der matte Reitz, der nicht gefallen will
Und doch gefällt, ein Auge, das umsonst
Verbergen will was ihre Seele leidet,
Wie rührt dieſs alles sein empfindlich Herz!
Oft muſs sich ihr sein Auge schnell entziehen,
Um seine Wehmuth, stets bereit in Thränen
Zu schmelzen, nicht zu deutlich sehn zu lassen.

auf anspielenden Stellen theils unverständlich geworden, theils wohl gar etwas Unfügliches zu haben scheinen, das sie bey der ersten Erscheinung des Neuen Amadis nicht hatten. Von jener Art kommt ein auffallendes Beyspiel in der vierten Stanze des zweyten Gesanges vor:

— Ihr Götter! von Schrecken entseelt
Fliegt sie dem Puztisch zu. Was ist's? O Himmel, das Siegel
Von ihrem Triumf, noch eine Musche fehlt!

Diese Stelle, die vor 25 Jahren noch Wahrheit hatte, und wenigtsens noch allgemein verständlich war, hat jetzt, da die Muschen oder Schminkpflästerchen, (deren kluger Gebrauch ehmahls einen beträchtlichen Artikel der praktischen Damen-Filosofie ausmachte) wenigstens als offensive Waffen gänzlich von den Putztischen verschwunden sind, für unsre jungen Leserinnen einer Erklärung nöthig. — Von der andern Art sind alle, im Neuen Amadis häufig vorkommende Züge und Wendungen, welche eine ehmahlige Mode, den Hals und die Brust zu bedecken oder nicht zu bedecken, voraussetzen, die das völlige Gegentheil von der vestalenmäſsigen, und endlich bis zu einem lächerlichen, ja sogar unanständigen Übermaſs getriebenen Einhüllung oder Einschanzung derselben war, welche seit ungefähr funfzehn Jahren in ganz Europa zur herrschenden Mode geworden ist. Hätte diese letztere vor zwanzig Jahren schon Statt gefunden, so würden eine Menge Stellen in diesem Gedichte eine ganz andere Wendung bekommen haben.

V. 159 — 162.

Sie lieset was für sie der Edle fühlt
In seinem Auge, das mit stillen Klagen,
Und Blicken, die zugleich sein groſses Herz
Und seine unglücksel'ge Lieb' entdecken,
Sie innig rührt. Nie hattest du, Natur,
Ein gleicher Paar an Zärtlichkeit und Tugend
Einander zugedacht; das Schicksal nie
Tyrannischer zwey Liebende getrennt.

So sehr Serena auch sich selbst besitzt,
Verbirgt sich doch ihr fühlend Herz nicht ganz;
Ein halber Blick, der seinem Blick begegnet,
Ist schon genug, sie wehmuthsvoll zu machen.

Arist verlieſs sie kaum, so brach sein Schmerz,
Nun ungehemmt, in heiſse Thränen aus.
Er weinte lange, bis sich sein Gefühl
In Klagen mildern konnt': Ach, rief er aus,
Daſs ich sie sehen muſs! o, mein Verhängniſs,
Warum muſst ich sie seh'n? Zu spät sie seh'n!
Die Göttliche! — Der erste Anblick hat
Mit Flammenzügen, die der Tod nicht löschet,
Ihr himmlisch Bild in meine Brust gegraben!
Wer muſs der seyn, der solche Reitzungen
Besitzt, und ihren hohen Werth nicht fühlt?
Wem haucht ihr Blick nicht eine beſsre Seele,

V. 163 — 187.

Nicht Lieb' und Mitleid ein? — O ſprich, warum,
Verhängniſs! trenntest du zwey gleiche Herzen
So grauſam? Warum muſs die ſchönſte Liebe,
Die Liebe, die ſonſt meiner Tugenden
Erhabenſte, mein Stolz geweſen wäre,
Jetzt ein Verbrechen ſeyn, das mir die Pflicht
Verbeut? — Die reinſte Liebe ſoll ich tödten?
Wie kann ichs? wie? — Dich, göttliche Serena,
Nicht lieben ſoll dich dieſes Herz, worin
Dein holdes Bild, mit jedem dieſer Züge
Der engelgleichen Unſchuld, allen Raum
Erfüllt, und alle Wünſche zu ſich reiſset?
Nein, meine Liebe kämpft nicht mit der Pflicht.
Wie könnt ein Trieb aus deinen Augen ſtammen
Der heilig nicht und deiner würdig wäre? —
Ach ewig will ich weinend um dich klagen,
Dich lieben, und durch öde Wüſteneyen
Dich rufen — Doch wohin verirrſt du dich,
Mein banges Herz? was klag ich ſo vergebens?
Kann meine Leidenſchaft, ſo rein ſie iſt,
Das Elend dieſer Unglückſel'gen lindern?
Ach! alle meine Thränen, alle Qualen
Der Seele, die, nur ſie beglückt zu ſehen,
Den fürchterlichſten Tod, das bängſte Leben
Nicht ſcheute, ſind umſonſt; ein leichter Wind

V. 188 — 212.

Verstreut sie, wie die unerhörten Klagen
Des Jünglings, der auf der Geliebten Grabmahl
Starr wie ein Marmor steht, dann bebt und weinend
Gen Himmel sieht und sie vom Schicksal fordert.
Ihr alle, die das Schicksal seinen Pfeilen
Zum Ziel erwählte, ihr von allen Menschen
Die Unglückseligsten, wie viel Ihr leidet,
O tröstet euch, ich leide mehr als ihr!
Nicht wer den liebsten Freund vor seinen Augen
Aus edeln Wunden für das Vaterland
Sein Leben strömen sieht, mit sterben will,
Und doch nicht kann, weil ihn die Sieger fesseln;
Auch der nicht, dem die Hoffnung seines Lebens,
Die schönste Braut, aus dem entzückten Arme,
Vom Blitz gerührt, in schwarze Asche fällt;
Fühlt solche Pein, fühlt sie so stark als ich!
Ach! lohntest du auch nur mit Einem Blick
Der Zärtlichkeit, Serena, meine Leiden!
O weintest du nur Eine Thrän' um mich,
Der so dich liebt, daſs er sein eignes Elend
Beym deinigen vergiſst: Dann wollt ich willig,
Von dir verbannt, auf ewig deines Anblicks,
Du Göttliche, beraubt, mein Elend tragen.
So klagt' er seinen mitleidwerthen Jammer;
Doch hielt die Tugend und die Zärtlichkeit

Ihn ab, sein Herz Serenen mehr zu öffnen,
Als seine Augen, sein verwirrtes Anseh'n
Und seine still entflieh'nden Seufzer thaten,
So oft sie sich begegneten. Sie hatten
Sich vielmahls schon auf diese Art geseh'n,
Und jedesmahl blieb seine Zärtlichkeit
Unausgesprochen, wie sein Schmerz. Auch sie,
So streng die Tugend jeden Blick bewachte,
War zur Verstellung viel zu offenherzig,
Und lieſs ihr Mitleid über seine Qual
Ihn öfters sehn. Oft hub sich ihre Brust
Von unterdrückten Seufzern, langsam athmend,
Oft wandte sich in schüchterner Verwirrung
Ihr Auge von den seinen weg. Allein
Arist bemerkte selten diese stummen Zeugen
Von ihrer unglücksel'gen Sympathie.
Die Zärtlichkeit erlaubt ihm nicht, die Spuren
Der Gegenlieb' in ihrem Aug zu suchen.
Was half ihm auch die traurige Entdeckung?
Sie mehrte nur sein unheilbares Elend.

Zusehens schwand indessen in Serenens
Gestalt der Jugend Blüthe. Ihr Verhängniſs,
Iokasto's Grausamkeit, die täglich wuchs,
Die zärtliche Empfindung für Aristen,

Sein Elend, ihre Qual, die Furcht der Zukunft,
In der vielleicht in einer schwachen Stunde
Die Tugend dem Gefühle weichen könnte;
Dieſs alles marterte das sanfte Herz
Der Liebenswürdigen, und trocknete
Des schönen Lebens Quellen langsam auf.

Arist sah' ihre bleichen Wangen welken;
Je mehr sie dem Verblüh'n sich näherte,
Je rührender ward ihm ihr Anblick. Oft
Beschloſs er sie zu trösten, seinen Schmerz,
Wie wüthend er auch war, ihr zu verbergen,
Und durch die Überredungen der Weisheit
Ihr leidend Herz in sanfte Ruh zu wiegen.
Jetzt will er reden, doch ein kalter Schauer
Erschüttert ihn, da ihm ihr Blick begegnet.
Das bängeste Gefühl der eignen Pein
Verwischt die herzerhebenden Ideen,
Womit er sie und sich erheitern will.
Er flieht Serenens Gegenwart, die Beiden
So traurig ist. Umsonst spricht die Vernunft
Ihm Ruhe zu; sie selber kann ja nicht
Empfindungen verdammen, die so edel, so
Gerecht sind. Immer schwebt ihr rührend Bild
Vor seinen Augen, immer sieht er sie,

Den thränenvollen Blick zum Himmel auf
Gehoben, duldend wie ein stilles Lamm
Ihm, schweigend, ihres Schicksals Härte klagen.

Einst ging Arist an einem Sommerabend
Allein, und tief in seine Qual verhüllt,
Durch ein Gehölze in Jokasto's Flur.
Für jede freye Brust, die, unbestürmt
Von Sorg und Gram, der Freud' entgegen athmet
War diese Gegend und des Abends Anmuth
Ein irdisches Elysium. Allein
Wohin Arist den kummerschweren Blick
Voll Unmuth wirft, sieht er des Todes Farben.
Schon stieg der Mond in halbem Glanz hervor,
Die Stille wallt' aus leichten Thaugewölken
Von ihm herab, und herrschte um und um.
Die Thäler schlummerten, der träge Bach
Floſs schläfriger, die Nachtigallen schwiegen;
Nur schauerte zuweilen durch die Gegend
Ein matter West, und schien dem Trauernden
Ein Seufzer der Natur, die ihn beklagte.

Er irrte tiefer in den Hain, bis er
An eine hohe Laube kam, aus Geiſsblatt
Und blühender Akazia gewölbet.
Er nähert langsam sich. Doch wie bestürzt

V. 285 — 308.

Bebt er zurück, da er Serenen, einsam
Halb von der Laube Dunkelheit beschattet,
Voll Schwermuth sitzen sieht, ihn nicht bemerkend.
Ihr weiſser Arm stützt ihr tiefsinnig Haupt,
Das matt und welk auf ihren Busen hängt,
Die Seufzer ihres bangen Herzens zittern
Durch die benachbarten Gebüsch'. Arist,
Den diese Scene, die er nicht vermuthet,
In traurigs Staunen setzt, hört ihren Klagen,
Von einem dichten Strauch verborgen, zu.

„O dunkles unergründliches Verhängniſs,
Zur Qual nur lebend seyn! Ach welch ein Leben?
Wie lang ists schon, seit dem der Freude Lächeln
Vor mir verschwand? Seit dem für mich die Schöpfung
Zur Wüste ward, der Tag zur Mitternacht,
Die schlummerlose Thränennacht zum Jahr!
Wo bist du hin, du süſser Traum der Kindheit?
Ihr Tage die mir Augenblicke schienen,
Ihr süſsen Freuden meiner frommen Jugend,
Ihr einsamen Entzückungen, da mich,
Von Menschen ungestört, die Engel nur
Dem, der mich schuf, mein Daseyn danken hörten,
Wo seyd ihr hin? Weh mir! ihr seyd verschwunden,
Auf ewig! O! wie früh verschwandet ihr!

V. 309 — 333.

Hat je ein fühlend Herz, das seine Wünsche
Allein der Unschuld und dem Himmel weihte,
Ein grausamer Geschick erfahren? Je
Das Unglück schön're Hoffnungen zernichtet?
Ach Gott! du liebst zu sehr uns wohlzuthun,
Als daſs mein Jammer seines gleichen habe!
Verborgner Schluſs der ewigen Regierung!
O darf ichs wagen, ists dem Schmerz erlaubt?
Warum ward mir ein fühlend Herz gegeben,
Zur Tugend und zur Liebe ganz erschaffen?
Wenn jenes, dem die Sympathie es zugedacht,
Von ihm getrennt seyn muſste! — Ach, ihr holden
Betrognen Hoffnungen, ihr Paradiese
Voll Engelslust, worein die Fantasie
Mich schmeichelnd führt', als noch die süſse Freyheit
Den edeln Wunsch, geliebt zu seyn, erlaubte!
Wo seyd ihr hin? wie schnell seyd ihr verblüht!
Zum Unglück zärtlichs Herz! das höher schlug,
Wenn ich in süſser Täuschung mir den Freund,
Den Liebenswürdigen vor Augen mahlte,
Der mich allein die Liebe lehren konnte?
Ich sah' die Majestät des Edelmuths
In seinem Anblick, sah' die Redlichkeit
Auf seiner Stirn, und jeden ernsten Zug
Des Angesichts von Menschenlieb' erheitert —

V. 734 — 758.

Wie zärtlich wallt' in meiner Brust die Sehnsucht
Des Edeln werth zu seyn? Wie übt es sich,
Leichtbildsam, in den Armen der Gespielen
Zu den Empfindungen der künft'gen Liebe?
Was für ein Bild des allerschönsten Lebens
Ging da vor meinem Blick vorbey? Wie selig,
Wie paradiesisch war da jede Stunde,
Die im Gefolge guter Thaten sich
Zum Himmel schwang? Wie reich an heitrer Lust
Floſs unser Leben in die Ewigkeit? —
Ach alles ist dahin! Es war ein Traum!
Vergeblich hat die Tugend dieses Herz
Als wie ein Genius bewacht, es einst
Dem theuern Freunde, seiner werth, zu schenken!
Vergeblich hauchtet ihr, ihr sel'gen Hüter
Der frommen Unschuld, unter Frühlingsrosen
Empfindungen der Zärtlichkeit mir ein!
Und du, den die Natur vielleicht für mich bestimmte,
Du Edelmüthiger, so groſs, so zärtlich,
Wie sich mein Geist den künft'gen Freund einst bildte,
Der Himmel weiſs, wie mich dein Leiden rührt,
Wie oft ich, deinen Schmerz nicht mehr zu seh'n,
Mein thränend Auge plötzlich von dir wandte,
Wie gern ich um dein Glück noch mehr als jetzt,
Noch mehr, wenn's möglich ist, erdulden wollte.

V. 359 — 383.

Du, Tugend, zeugest mir, wie rein und heilig
Mein Herz ihn liebet! — Ach! er hat verdient
Glückseliger zu seyn! — Nie hat sein Mund
Sein Herz verrathen, niemahls ging ein Blick
Aus seinen Augen, den die Unschuld strafte.
Er drückt' in seiner Brust mit tiefem Schweigen
Die Seufzer des geheim beweinten Leidens —
Wie hätt' er mich geliebt? — Doch, ernstes Schicksal!
Auch diese süſsen Träume raubst du mir!
Die Pflicht verbietet sie! — Zu strenge Pflicht,
Die wider alle Triebe kämpft, und das sogar
Versagt, was sonst mein Herz geadelt hätte! —
Doch flieht nur, flieht, ihr mehrt nur meine Qual,
Entflieht ihr Bilder jener Seligkeiten,
Ihr eiteln Träume meiner Jugend, flieht!
Gewiſsre Hoffnungen erheitern mich.
Mein Geist, der Angst der steten Klagen müde,
Sieht freudigschauernd seine Rettung nah',
Und schwebt schon zu den seligen Gefilden
Der Ruh empor. Er sieht den nahen Tod,
Und weint ihm froh entgegen — Komm, o komm,
Mit deiner umgestürzten Fackel, komm
Du lang erseufzter, komm! du hast für mich
Nichts furchtbares: Und zeigtest du
Dich auch mit allen deinen Schrecken mir,

Indessen, da alle satirisch-komische Werke mehr oder weniger dem Ungemach unterworfen sind, durch die Zeit von der Frische ihrer Farben zu verlieren, so würde eine Apologie für die Stellen, welche hier gemeint sind, um so überflüssiger seyn, als es doch wohl niemanden einfallen kann, einen satirischen Dichter für die Unbeständigkeit der immer abwechselnden Gestalten, unter welchen die menschliche Thorheit immer eben dieselbe ist, verantwortlich machen zu wollen.

V. 384 — 408.

Du wirst mir schön, du wirst mein Engel seyn!
Komm, Freund der Leidenden, du letzte Hoffnung
Des müden Kummers, schlieſse diese Augen,
Sie haben ausgeweint. — Komm, führe mich
Dahin, wo Ruh und Unschuld ewig herrschen —
In welche neue sel'ge Gegenden
Wirst du entzückt, mein Geist? Welch einen Glanz,
Welch eine Wonne thauen diese Himmel? —
Wie wird mir? Wie verliert sich die Erinnerung
Der Noth, in Engelslust? Wie süſserquickend
Flieſst die äther'sche Luft um mich? Was eilen
Für göttliche Gestalten, himmlisch lächelnd,
Mit offnen Armen auf mich zu? wie zaubrisch
Ertönt die Harmonie von ihren Harfen! —
Fleuch, Schmerz, entweihe nicht die Seele mehr,
Die schon den Himmel fühlt! — Ihr kurzen Tage
Die ihr mich noch von diesem Glücke scheidet,
O rauschet schneller fort! — Und du, mein Freund,
Dir soll noch meine letzte Thräne weinen,
Du bist es werth! — O fühltest du die Ruhe,
Die jetzo mich umfängt! mein Leid ist fort.
Ja, ja, ich seh' die aufgehellte Zukunft,
Wir werden glücklich seyn! — Ihr stillen Lauben,
Wo ich vordem den schnellen Lenz versang,
Seyd mir zum letzenmahl gegrüſst! Ihr Bäche,

An denen ich in heil'gen Träumen schlief,
Flieſst sanfter hin! Ihr vormahls werthen Fluren,
Nehmt diesen Leib, der einst wie ihr geblüht
Und nun erstirbt, mit seinen Thränen auf!

So sagte sie, und sah mit heiterm Auge,
Nicht thränend mehr, die Brust mit Trost erfüllt,
Gen Himmel auf. Und freundlich sah hinwieder
Der Mond auf sie herab; es schienen ihr
Die Hügel rings umher, als wie ätherisch,
Mit Glanz umflossen. Um sie schwebt ihr Schutzgeist
Unsichtbar her, und labt ihr Ohr und Herz
Mit ihr allein vernommnen Melodien.

Sie geht und läſst den unglücksel'gen Freund,
Von tausend kämpfenden Bewegungen
Zerrissen; langsam schlägt sein banges Herz,
Er athmet ängstlich, wie die letzten Seufzer
Des Sterbenden, bis ihm ein Strom von Thränen,
Wohlthät'gen Thränen, kurze Lindrung schafft.

Indessen legt Serena sich, den Tod
Erwartend, nieder. Ruhig sah' sie Ihn
Herbeynah'n, froh, wie eine Braut der Ankunft
Des langentbehrten Freunds entgegen siehet.
Er kam in Cherubinischer Gestalt;
Statt nächtlich schwarzer Todesschrecken glänzte

Des Himmels Heiterkeit um ihn; es tönten
Einwiegende ätherische Accente
Von Engelsharfen Ruhe in ihr Herz,
Das, immer schwächer pochend, endlich ganz
Zu schlagen aufhört, während ihre Seele,
Erst sanft betäubt in süſser Ohnmacht, dann
Von himmlischen Begeistrungen verzückt
Dem Genius in die Arme sinkt, der sie
Mit festlichem Triumf ins wahre Leben führt.

Erwartet nicht, daſs ich Aristen schildre
Als er die Freundin todt vor sich erblickte?
Daſs ich ihn mahle, diesen Unglückselgen,
Der, sinnlos und betäubt, in Todesschmerzen
Dahin sinkt, dann sich langsam wieder sammelt,
Und den gelindern Schmerz, der nun vertobt hat,
In Thränenbächen ausweint. — Nein! ihn mahlte kein
Timanthes nicht, nicht Dürer, weinen gleich
Die Engel selbst den leidenden Erlöser,
Den, noch im höchsten Leiden groſs und göttlich,
Sein seelenvoller Griffel dargestellt;
Ihn könnte nicht die allerzärtlichste
Der Frauenseelen, Englands Singer [1]), schildern.

Er floh' die Welt. Sie hatte lange schon
Nichts reitzendes für ihn. Doch jetzt noch minder,

V. 457 — 481.

Da mit Serenen alle seine Wünsche
Zur Ewigkeit sich aufgeschwungen hatten.
In einem abgelegnen Aufenthalt
Lebt er, was ihm zu leben übrig war,
Der Weisheit und Serenens Angedenken.
Des Schmerzens Wuth verwandelte sich jetzt
In eine sanftere Melankolie,
Die Ernst und Mattigkeit auf all sein Thun
Und jede Miene goſs. Sein Antlitz glich
Dem Angesicht der Erde, wenn den Himmel
Ein herbstlich weitumschattend Grau bewölkt,
Und nach und nach der Auen Glanz erlischt.
Doch Ruh und Hoffnung war in seiner Seele.
Er pries die Vorsicht, die Serenens Leiden
Ihr Ziel gesetzt; er sah sie in den Kören
Der englischen Gespielen, am Kristall
Der Himmelsbäch', und sehnte sich zu ihr.
Sie schien ihm jeder Handlung heil'ger Zeuge;
Wie zärtlich war er für sein Herz besorgt,
Es ihrer Liebe würdig zu erhalten?
Vielleicht war's auch Serenens Gegenwart,
Der Anhauch ihres Nektarmundes, der
In stillen, der Betrachtung heil'gen Stunden,
Jetzt leis ihn anweht, jetzt entzückt dahin reiſst.
Oft in der Wälder dicht gewölbten Gängen,

V. 482 — 496.

Zur Abendzeit, sah' er, in holden Träumen
Die Himmlische, wie sie auf Regenbogen
Hernieder sank. Aus ihren Mienen strahlte
Die Würde der Unsterblichen, die Anmuth
Des Paradieses floſs um ihre Lippen;
Die Rosenfinger bebten durch die Laute,
In deren Goldklang ihre helle Stimme
Das Lob der Gottheit sang. — Wie schlug alsdann
Aristeus Herz! Wie flog sein Aug ihr zu!
Voll süſser Wehmuth, voll Gefühle, die
Man nur in euch, ihr sel'gen Sfären, fühlet,
Und die nur dann sich in des Menschen Seele
Aus euch ergieſsen, wenn sie, vom Gedanken
Der Ewigkeit begeistert, über Erd' und Zeit
Empor sich schwingt und unter Engel mischt.

Anmerkung.

1) Seite 118. Elisabeth Rowe-Singer, in deren Briefe damahls der Dichter sehr verliebt war.

DER UNZUFRIEDNE.

V. 1 — 16.

In einer Gegend, die der Tigris wässert,
Wohnt' in der jüngsten Zeit der Erde Zohar,
Ein Günstling des Geschickes, wie es schien.
Die Menschen lebten damahls ohne andre Bande,
Als die womit sie die Natur verknüpfte.
Noch war die Königskrone nicht erfunden,
Und ungelehrig noch der freye Mensch
Lastthieren ähnlich seinen stolzen Nacken
Zu schmiegen unter Wesen seines gleichen.
Ein jeder wohnte, ungestört,
Mit seinem Hause, wo es ihm gefiel.
Die Erde, voll von ungenütztem Reichthum, stand
Noch allenthalben ihren Kindern offen.

So lebt' auch Zohar. Eine weite Gegend,
Des Segens Wohnung, immer blüh'nde Thäler,
Die nie der Thau verlieſs, von fruchtbarn Bächen

V. 17 — 41.

Durchwunden, fette herdenvolle Anger
Und Waldungen von Palm und Mandelbäumen,
Mit einem Heer von Sklaven und von Mägden,
Den ganzen Reichthum jener Zeit der Einfalt,
Empfing er aus der milden Hand des Schicksals.
Wie glücklich konnt er seyn? Doch, lebt der Mensch,
Der es nicht wäre, wenn er selbst sich kennte,
Und deine Stimme, weiseste Natur,
In seinem Busen lispelnd, folgsam hörte?
Die Weisheit darbet nie zufriedne Wonne,
Und braucht dazu nicht groſsen Überfluſs.
Doch Zohar war im Schooſs des Glücks nicht glücklich.
Zwar hatte sein geneigter Stern dem Jüngling
Ein biegsam Herz mit Witz und Geist gegeben;
Allein, zu viel von Jugendhitze glühend,
Schweift' aus dem angewiesnen Gleis' er bald
In tausend thörichte Begierden aus.
Gewohnheit stumpfte seinen Sinn, verhüllte
Sein Glück in ein verhaſstes Einerley;
Der Unzufriedne fing zu wünschen an,
Und jeder Wunsch erzeugte neue Wünsche.
Sein Herz war jenes Tejers 1) Herzen gleich,
Wo Amor nistete: im Ey ist noch
Ein Wunsch versteckt, ein andrer halb entkrochen,
Der wird schon flick, weil jene jüngern zirpen;

V. 42 — 63.

Nun wachsen sie und hecken wieder andre.
Wie war ihm da zu helfen? Die Natur,
So reich sie ist, ist doch zu arm, dem Thoren
Genug zu geben. Doch der Ekel selbst,
Der endlich Überlegungen gebiert,
Heilt den Bethörten von der Sucht zu wünschen.

Einst da er, müd im Labyrinth der Wünsche
Herum zu irren, eingeschlummert war,
Setzt' ein belebter Traum die Reihe Bilder,
Die ihn vorher beschäftigt, fort. Der Geist,
Der mit dem Zepter, das der Geister König
Ihm anvertraut, die Unterwelt beherrscht,
Erkieſste selbst, des Jünglings Herz zu heilen,
Die Träume, die mit nachgeahmtem Leben
Ihn hintergingen. Zoharn däucht, er irre
Voll unzufriedner Klagen auf dem Haupte
Des Berges, wo er von der Zedern Fuſs
In fröhliche, weit ausgestreckte Fluren,
Sein väterliches Gut, heruntersah;
Doch unerfreut; Ihm blüheten sie nicht;
Ihn rührte nicht der Aussicht wilde Anmuth,
Nicht Honigbäche, die mit klarer Fluth
Aus Dattelstämmen rannen, noch die Hügel
Von Lämmern weiſs, wie Paros Marmorfelsen.

V. 66 — 89.

Von tausend halb entwickelten Begierden
Gedrängt, schwebt Zohar hin und her, als plötzlich
Ein ungewohnter Schimmer ihn umzittert.
Er staunt und sieht aus einer goldnen Wolke,
Die Balsam thauet, Firnaz nieder steigen,
In göttlicher Gestalt, mit sanftem Anblick,
Der alle Furcht aus seinem Busen lächelt.
Was für ein Trübsinn, sprach der Geist zu ihm,
Bewölkt dein unzufriednes Aug, o Jüngling;
Was nagt dich für ein Gram? was wünschest du?
Entdeck es frey, damit ich dirs gewähre.

Von seinem Blick ermuntert, sprach der Jüngling:
Verhaſst ist mir mein Zustand, weil er immer
Derselbe bleibt, so gleich ist jeder Tag
Dem Tag der vorging und dem Tag der folgt.
Oft dünket mich mein ganzes Leben nur
Ein langer Augenblick. Die Luft, die mich
Umwölbt, ist traurig, Wald und Thäler sind
Von Schmuck entblöſst, die Stunden leer an Freuden.
Auch ist, seitdem mich Thirzens Arm umfängt,
Ihr ganzer Reitz verblüht. Sie ist nicht mehr dieselbe,
Von der ich, eh ich sie beſaſs, geglaubt,
Daſs sie allein mein ganzes Herz erfülle.
Ihr schöner Leib, die langen blonden Locken,

V. 90 — 112.

Die Stirn von Elfenbein, der Rosenmund,
Ihr Kuſs, einst süſser als die erste Traube,
Und was mich sonst an ihr entzückt, war alles
Am dritten Morgen schon nicht mehr entzückend.
Ich fühl in mir ein unerforschlichs Leeres,
Und sehe nichts was meinen Wünschen gleicht.
Verwandle, wenn du mich beglücken willst,
O guter Geist, (so zeigt dich mir dein Ansehn)
Dieſs öde Land in eine Zauberau,
Wie jene sind, wo sel'ge Wesen wohnen.
Sie sey ein Sammelplatz von allem Schönen
Was die Natur durch alle Erdengürtel
Verstreut; was sich die Fantasie ersinnen,
Erträumen kann, das schmeichle meinen Sinnen,
Und sättige die lustbegier'ge Seele.

So sagt er. Kaum entfloſs das letzte Wort
Dem Mund des Wünschenden, so sinkt er schlummernd
Vor Firnaz hin. Ein schöpferischer Schauer
Bebt augenblicklich durch die ganze Gegend.
So wie der Geist sein Auge zirkelnd drehet,
Verschönert sich das Antlitz der Natur,
Weit um ihn her. So scheint verliebten Dichtern,
Wenn sie, wie Kristan oder Eschilbach, *)

ACHTZEHNTER GESANG.

1.

So wahr es ist, daſs Tugend, Verstand, und andere Gaben
Des Geistes und Herzens, in einer schönen Gestalt
Mehr Reitz und raschere Allgewalt
Auf alle Herzen, sogar der rauhesten Wilden, haben,
Als ohne äuſsern Schmuck bloſs durch den innern Gehalt:
So können wir doch getrost uns auf die Erfahrung beziehen,
Daſs, wenn ein häſsliches Mädchen es einmahl so weit gebracht
Und sich durch geistige Schönheit, geheime Sympathien,
Durch Witz und reitzenden Umgang und unverwandtes Bemühen
Gefällig zu seyn, zur Dame von einem Herzen gemacht;

V. 113 — 137.

In jenen dichtrischen beglückten Zeiten,
Da Venus mit den scherzenden Kamönen
Um Friedrichs lorberreichen Scheitel schwebten,
An der Geliebten Arm den Frühling grüſsen,
Die ganze Flur von ihrem Blick bezaubert;
Violen, Amaranth und Hyacinthen
Entsprieſsen ihrem Fuſs, die Bäume grünen
Hellglänzender, die schönern Blumen winken
Gefälliger dem Zefir, der, unachtsam
Auf ihren Wink, des Mädchens Hals umflattert.
So wurden Zohars Fluren durch den Wink
Des Geisterfürsten umgestaltet. Alles
War hier vereinigt, was die Günstlinge
Der Pierinnen, alles was Homer
Und der von Mantua, von Idens Gipfel
Wo Juno mit dem zauberischen Gürtel
Den Zeus getäuscht, und von Kalypsens Insel,
Und von der goldnen Zeit, die Salonin
Der Erde wieder geben sollte, sangen.
Die schlafeinladenden, mit Rosenbüschen
Bekränzten Bäche, die um Tibur rieseln;
Der Lustwald, wo den Singenden Albuna
Aus Myrten Antwort gab, die stolzen Blumen,
Die nektarathmend Hyblens Matten deckten,
Und was in Cyperns Flur zur Wollust reitzte,

Wenn Venus und Adon, umringt von Scherzen,
Auf schwelgerischen Rosen schlummerten:
Dieſs alles glänzte mit erhöhter Schönheit
In diesem Wunderort, der jenem glich,
Wo in der Liebe seidnen weichen Netzen
Die Zauberin Tankredens Muth entnervte.

Der Unzufriedne wacht jetzt auf, und fühlt,
Und sieht und staunt, und sinkt, von so viel Schimmer
Betäubt, fast in des Schlummers Arm zurück.
Er findet sich auf einem Veilchenlager
Von Paſischem Gesträuch umwölbt; ihm weht
Ein matter Wind begeisternde Gerüche
Wie Wolken zu, und streichelt sanft die Wangen.

Verwundernd und entzückt von seinem Glücke,
Irrt Zohar durch die grüne Dunkelkeit
Bedeckter Gänge, oder in Mäandern
Sidonscher Bäum' und düftender Granaten.
Dort reitzt die goldne Ananas die Hand,
Hier lockt sie der verführerische Lotos,
Und Hand und Augen irren unentschlossen!
Indeſs die weiche balsamierte Luft
Von tausendstimmigen verbuhlten Liedern
Unzählicher befiederter Sirenen bebt.
Wie ſüſs bestürzt stand Zohar? So erstaunt

V. 162 — 186.

Ein Reisender, der nach verhaſstem Irren
Die anmuthsvollen Küsten Ceylons grüſst;
Er sieht von fern den lichten Glanz der Hügel,
Ein Landwind haucht ihm, mit dem Zimmtgeruch
Der Wälder, süſs vermischte Symfonien
Von den Bewohnern der Gebüsche zu:
Er steht wie neugeschaffen da, und sieht
Und lauscht, und saugt mit langen Zügen
Die süſse Landluft wollusttrunken ein.
Jetzt ist er lauter Ohr, jetzt schwebt sein Aug'
Uneingedenk des Ohrs am schönen Ufer
Umher, von Einem Hain, von Einem Traubenhügel
Zum andern, und vergiſst sich in Bewundrung
Der neuen paradiesischen Gesichte.
  Er schweifte noch mit zweifelhaften Füſsen
In dieser neuen Welt, als ihn der Anblick
Von sieben Nymfen plötzlich auf sich zieht.
Den Charitinnen gleich, wenn sie am Peneus
Mit aufgelöſstem Gürtel, Hand in Hand,
Cytheren und dem Lenz entgegen tanzen,
So schwebten sie vorüber. Wollust athmete
Aus Blick und Gang; bezaubert sieht sie Zohar,
Und sieht nichts anders mehr. Auch sie
Erblicken ihn, und fliehen, listig schamhaft,
Erhascht zu seyn, in dunklere Gebüsche.

V. 187 — 210.

Was fehlte nun dem Freund der Sinnenlust?
Wie glücklich dünkt er sich in seinem Traume?
Nun war kein Wunsch, der ihn genagt, mehr übrig.
Was sich die Fantasie nur reitzendes
Erfinden konnt', entzückte seine Sinnen.
Nicht nur ein Tempe, ein Arkadien,
Ein Garten des Alcinous, ein Hybla;
Nein, alles dieſs in Einem Raum verengt,
Erbot ihm tausendfache Lustbarkeiten.
Nicht nur Ein Venusbild umarmt ihn hier,
Wie Eine Helena dem Paris nur
Zum Dank des zugesprochnen Apfels wurde;
Nein, ihrer sieben in der vollen Blüthe
Der jugendlichen Schönheit, jede reitzend,
Jedwede im Genuſs die trefflichste,
Verwehrten ihm den Überdruſs der Gleichheit.

Nicht lange. Kaum entflohen sieben Tage,
(So dehnten sich im Traum Minuten aus)
Als aus dem Wollusttaumel neue Wünsche
Mit Ungestüm den Unzufriednen weckten.
Er reiſst sich los, und flieht ins dunkelste
Gebüsche, wo er die getäuschte Hoffnung
Den stummen Bäumen klagt, und übellaunig
Mit seinem Schicksal und sich selber hadert.

V. 211 — 235.

Unseligs Herz, Feind deiner eignen Ruhe,
(So ruft er aus und schlägt sich vor die Brust)
Du Abgrund unersättlicher Begierden,
Ich hasse dich — Doch wie? was für ein Unsinn
Empört mich wider mich? Trägt denn mein Herz
Die Schuld, wenn seine gröſseren Begierden
Sich in der Lust des Körpers nicht beschränken?
Wie sehr ermüdet überhäufter Reitz
Die schwächern Sinnen? Das Gefühl verwirrt
Sich in der Menge seiner Gegenstände.
Die Augen blendet allzustrenger Glanz,
Die Ohren werden taub von Harmonien,
Und selbst die Sättigung zeugt neue Wünsche
O hörte Firnaz mich, o möcht er sich
Nur Ein Mahl noch erbittlich finden lassen!
Nun seh ich erst des vor'gen Wunsches Thorheit
In ihrem ganzen Umfang ein. Doch jetzt,
Jetzt fühl ich eine würdige Begierde!
Was könnte mir zum Wollen übrig bleiben,
Wär' diese nur erfüllt? O möchte doch
Mein Land so unbeschränkt als meine Wünsche,
Und meine Macht der Völker Schrecken seyn.
Wie süſs ists, sich der Menschen Herrscher denken,
Ein Gott der Erde seyn, das Schicksal ordnen?
Aus Einer Hand den wartenden Provinzen

V. 256 — 260.

Den Donner, aus der andern Sonnenschein
Mit gleichem unbewegtem Antlitz geben.
O würde mir dieſs Glück! — Noch sprach sein Mund
Als ihn ein unsichtbarer Arm ergriff,
Und augenblicklich durch die Luft entführte.
Jetzt sah er, unter seines Fuſses Flucht,
Ein grenzenloses Land, mit Zedernbergen
Umthürmet, sich verbreiten; Ströme, Meeren gleich,
Entstürzten ihrem lüftgen Haupt, und rauschten
Vielarmig durch die palmenreichen Ebnen,
Wo hochgethürmte Städte, königlich
Von ihren Hügeln auf die Fruchtbarkeit
Umgebender Gefilde niedersehend,
Mit goldnen Dächern ihm entgegen schimmern.
Dieſs alles, was du siehst, ist dein! spricht Firnaz,
Den Zohar, ungesehn, nur fühlt und hört.
Mit unersättlich geitz'gen Blicken misset
Er, rings umher, die unabsehbar'n Fluren
In seinem Flug, und giebt es endlich auf
Was unermeſslich scheint, zu messen. Froh
Und ungeduldig pocht sein schwellend Herz
Von allem dem sich im Besitz zu sehen.
Nach langem Fluge sinkt er jetzt herab,
Und steht in einer glänzenden Versammlung,
Von Helden und von Greisen weit umringt,

V. 261 — 284.

Die den Erstaunten ihren Sultan grüſsen.
Man windt ein Diadem um seinen Scheitel,
Der Silberklang der festlichen Trompete
Verkündigt ihn durch alle Marmorgassen,
Und mischt sich in das allgemeine Jauchzen.
Ihn führt ein ehrfurchtwürd'ger Kor von Alten
Zum marmornen Palast; ein stolzes Heer
Von Kriegern trabt dem König nach, und breitet
Vor seinem Schloſs die furchtbar'n Flügel aus.
Die silberhellen Waffen blitzen zitternd,
Die Mordsucht glüht im wilden Blick der Männer,
Und sucht den Feind — Jetzt flieſsen, Strömen gleich,
Die unterworf'nen Völker in die Stadt,
Die Stufen seines goldnen Throns zu küssen.
Unzählbare Kameele tragen ihm
Den Reichthum ferner Länder zum Geschenke,
Der Negern Gold und Indiens Spezereyen.

Nun wird doch Zohars Wunsch befriedigt seyn?
Er wähnts, er sey es, und ist stolz darauf,
Das, was ihn einst entzückte, alle Macht für ihn
Verloren hat. Gleichgültig läuft sein Blick
Jetzt über seines Harems Blumen hin;
Er höret nicht das lusteinladende
Getön des Saitenspiels, die Zauberstimme

V. 285 — 309.

Der Sängerinnen locket ihn umsonst;
Nur die Trommete, die den Ruhmbegierigen
Ins Schlachtfeld ruft, der Rosse wildes Wiehern,
Der Seinen Siegsgeschrey, der Feinde Winseln,
Tönt seinen Ohren süſs, ist ihm Musik.
Jetzt zieht er aus. Die Nachbarn seiner Grenzen
Sind billig, wie ihn däucht, die Erstlinge
Der Siege, die sein hoher Muth beschlieſst.
Er fällt sie an, und eine blut'ge Schlacht,
Wo, rings um ihn, die Opfer seines Stolzes
Unzählbar fallen, schlägt ein friedsam Volk
In Fesseln. Hoch auf seinem furchtbar'n Thron
Nimmt die erzwungne, mit verbiſsnen Flüchen
Vermischte Huldigung der neuen Sklaven
Der Sieger an, und eilt, ein ferner Land
Mit seiner Kinder Blut zu überschwemmen.
Er kommt und siegt, und mit der Siege Zahl
Entgrenzet sich die Wuth noch mehr zu siegen.
Schon sind ihm um und um die Völker zinsbar,
Wohin er blickt, begegnen ihm Trofäen,
Verheerte Fluren, ausgebrannte Wälder,
Zerstörte Wohnungen, volkreiche Länder leer
An Menschen, öd und ungebaut die Dörfer,
Wo ehmahls, nach des Tages Werk, der Abend
Zum Reihentanz die muntre Jugend rief;

V. 310 — 333.

Und noch ist Zohars Herrschsucht nicht gesättigt.
Noch quält ihn der demüthige Gedanke,
Daſs Völker sind, die nicht sein Schwert gefühlt!
Er that den Wunsch zuerst, den spät nach ihm,
Wenn nicht die Nachricht trügt, der Held gethan,
Der dem Darius Reich und Leben raubte:
„Ach hätte doch der Himmel eine Brücke
„Die mich zum Sieg in andre Welten trüge!
Zwar waren unter tausend niedern Sklaven
Die ihn vergötterten, noch wenig Weise
So kühn, der Menschlichkeit ihn zu erinnern;
Sie zeigten ihm in Gott der Fürsten Urbild,
Der nur, um wohlzuthun, allmächtig ist,
Und warnten den Tyrannen, der, in dumpfer
Verblendung, selbst an seines Thrones Sturz
So eifrig grub, vor seinem nahen Fall.
Doch Zohar hörte nicht; wie sollte der
Die Weisheit hören, dem der Thränen Stimme
Und des vergoſsnen Bluts nichts hörbar ist?
Der Tod belohnte die getreue Warnung
Den grauen Vätern, die an seinem Hofe
Die einzigen, verhaſsten — Menschen waren.

Nicht lange mehr, so sehen ihre Geister
Die trotzig abgewiesne Warnung fürchterlich

V. 334 — 358.

Gerochen. Zohars Auge fand sich durch
Den Anblick eines mächt'gen Volks beleidigt,
Das, unabhängig seit Jahrhunderten,
Der Ruh' im Schooſs das Glück der Freyheit und
Der Mäſsigung genoſs. Der Stolze sandte
Den herrischen Befehl den Edeln zu,
Sich ihm zu unterwerfen, wenn sie nicht den Grimm
Des Weltbezwingers auf sich laden wollten.
Auf ihre Weig'rung zog er selbst an eines
Zahllosen Heeres Stirne gegen sie.
Allein hier war der Damm, an dessen Stärke
Sein Glück sich brach. Des theuern Vaterlandes
Allmächt'ge Liebe rief das ganze Volk
Zur Gegenwehr, und, wie ein einz'ger Mann,
Beseelt von Einem Geiste, steht es auf.
Es waffnet sich der Jüngling und der Greis,
Das Mädchen selbst greift muthig nach dem Schwert,
Und drückt die zarte Brust mit Schild und Bogen.
Gerechtigkeit und Muth, den Freyheit zeuget,
Stärkt jeden Arm, macht jeden Mann zum Helden.
Sie stürzen unaufhaltbar in den Feind,
Der Grimm des Todes blitzt von ihren Schwertern.
Die Räuber fallen, jeder Streich ist Tod,
Und die Gefloh'nen streut die bange Flucht
Wie Spreu, durch unbekannte Wüsten hin.

2.

Daſs dann die Leidenschaft, worin wir für sie glühen,
Das Stärkste ist, was man sich denken kann.
In diesem Falle befand sich der biedre Rittersmann
Prinz Amadis. Er fühlte, im ganzen Ernst, für Olinden
Was seine Hoheit noch nie für ein weibliches Wesen gefühlt,
Was schöne Seelen nur für schöne Seelen empfinden,
Und was sie um so mehr für wahre Liebe hielt,
Da sie zu fromm, und vielleicht (aus ihr bekannten Gründen)
Zu klug war, die niedrige Kunst Begierden zu entzünden
Zu Hülfe zu nehmen, die Naso den häſslichen Schönen empfiehlt;

3.

Die kleinen unmerklichen Kniffe, wobey die schlaue Kokette
Nichts wagt und meist mit groſsem Vortheil spielt.
Das kleinste Übersehn in ihrem Anzug hätte
Bey einem, der so gern nach jeder Blöſse schielt
Die man ihm giebt, unendlich viel verändert.

V. 359 — 382.

Der Sultan, der nach langem Taumel wieder
Die Menschheit fühlt, irrt, kaum dem Tod entronnen,
Auf unwegsamen unbekannten Pfaden,
Von aller Welt verlassen; mühsam schleppt sein Fuſs
Den Körper nach, doch spornet ihn die Angst.
Erschöpft und lechzend wirft er endlich sich
In einem öden Thal, von schroffen Felsen
Umringt, an eine Quelle hin, und bricht,
Dem Genius und seinem Schicksal zürnend,
Voll Bitterkeit in diese Klagen aus:

O Zohar, wie betrog dich deine Hoffnung?
Wo sind die königlichen Träume hin,
In denen du dich Meister vom Geschicke,
Ein Gott der Erde, sah'st, wo sind sie hin?
Unseliger, was ist aus dir geworden?
In welchen Abgrund stürzt dich deine Thorheit! —
Grausamer Geist, du sah'st daſs mein Verlangen
Mein Unglück war, warum gewährtest du
Den Wunsch, der unbewuſst den Tod begehrte?
Wie elend ist der Mensch? Was bist du Sklavin
Der Sinnlichkeit, betrügrische Vernunft!
Entbehrlichs Vorrecht vor glücksel'gern Thieren,
Du bist es, die der Menschen Jammer brütet.
Von dir benebelt, trunken von der Hoheit

V. 383 — 406.

Die du versprichst, träumt er ein Gott zu seyn,
Und sinket schwindelnd aus dem fremden Himmel
Tief unters Vieh in bodenlose Schlünde.
Und hebt er wieder sich, so taumelt er
Doch bald, von neuen Hoffnungen getäuscht,
Aus einem Labyrinth bethörter Wünsche
In einen andern; immer mehr erhitzt,
Stets unersättlicher, stets unzufriedner.
Wie glücklich seyd ihr, lüftige Bewohner
Des freyen Waldes! Ohne Leidenschaft
Lebt ihr, indem der Mensch aus Stolz sich quält.
Euch, die ihr wenig wünschet, zu vergnügen,
Ist die Natur mit Überfluſs erbötig.
Ihr schöpft die reinste Luft, euch lacht die Welt
Von allen Seiten an, Ihr singt und scherzt
Und lebt im gegenwärt'gen Augenblick
Den künftigen nicht ahnend, sorgenfrey
Und euers Daseyns froh, indeſs der Mensch
Dem nie genügt, in seinem Glücke selbst
Sein Unglück und in jeder neuen Lust
Die bittre Quelle neuer Schmerzen findet.

So sagt er, hebt sein Aug, und sieht um sich
Ein Sommervögelchen, mit regen Schwingen,
Auf deren Staub des Frühlings Farben blühn,

Der ihn gezeugt, zu Rosen von Narzissen,
Von einer Staud' auf eine blumenreich're
In ruhig frohem Unbestande flattern.
O Firnaz, ruft er aus, du war'st schon zweymahl
Zu meinem Unglück allzusehr willfährig,
O sey es jetzt, da ich mein Glück mir wünsche.
Ja, ich beneide dieses Wurmes Stand!
Was ist die Wollust, die mich wie im Strudel
Umhertrieb, mit der reinen Lust verglichen,
Die diese leichtbeschwingte Raupe fühlt?
Viel lieber will ich über Blumen herrschen,
Als, Herr der Welt, mein eigner Sklave seyn.
Verwandle mich in einen Sommervogel.

Noch spricht der Unzufriedne, zweifelhaft
Erhört zu seyn, als schon das letzte Wort
Sich unvollendet in ein schwaches Zischen
Verliert. Er sinkt, als wie in Ohnmacht hin;
Indem schmiegt sich sein starker Leib zusammen
In einen Wurm, die Arme werden Hörner,
Dem Hals entsproſst ein blumiges Gefieder,
Vier Flügel schütteln ihren weiſsen Staub
Leicht flatternd von sich. Jetzt erwacht die Seele
Aus ihrem Schlaf, und staunt und fühlet sich
In einen engern Kreis gepreſst, die Triebe

Geschwächt und sanft, und den Gesichtskreis enger.
Bald wagts der neue Schmetterling zu fliegen,
Sinkt plötzlich wieder hin, hebt sich auſs neue
Und schwebt noch furchtsam in der fremden Luft.
Schon locket ihn der Pflanzen süſser Athem,
Der in sein zartes Fühlhorn lieblich wirbelt;
Er eilt von einer Blume zu der andern,
Und lispelt jeder seine Liebe zu.
Noch flog er sorglos und gefiel sich selbst
In seinem neuen wonniglichen Stande
Als ein Insektenfeind, die schwarze Dohle,
Voll Raubbegier von ihrer Höhe schoſs,
Und ihn zum Futter ihrer Jungen raubte.

Die Todesangst weckt Zoharn aus dem Traum.
Halbschlummernd wacht er auf, und sieht sich um
Und fühlt sich an, und suchet seine Flügel.
Jetzt merkt er erst, daſs ihn ein Traum getäuscht.
Er findet sich an seiner Thirza Seite,
Die, von der Morgenröthe halbbeschimmert,
In leichtem Morgenschlummer ruhig athmet.
Er rafft sich auf, und sinnt dem Traume nach,
Und wundert sich der deutlichen Entwicklung
Der Triebe, die er oft, verworrner nur,
In sich gefühlt. „O! Wahrlich, rief er endlich,

V. 455 — 479.

Es war ein Geist, es war wohl Firnaz selbst,
Der diesen Traum vor meine Seele führte,
Und nicht umsonst. Dein Zweck betriegt dich nicht,
Unsterblicher, der für mein Wohl so sorgsam
Im Traume wirkt, was, wenn der Körper wacht,
Der von Empfindungen betäubte Geist
Nicht denken konnte. Ja, itzt fühl ichs erst,
Mein ganzes Leben war bisher ein Traum,
Ein langer Traum der eingewiegten Seele,
Die schlaff und träg den Sinnen unterlag.
Was fühl' ich in mir? Welche neue Triebe?
Wer giebt euch mir, ihr göttlichen Gedanken?
Wie klein wird mir die Erde! Wie verächtlich
Die Sinnenlust, wie kindisch alles, was
Noch kürzlich mir so wünschenswürdig schien!
Doch warum hab ich euch sonst nie empfunden,
Ihr Göttertriebe? hat vielleicht euch Firnaz
Mir eingelispelt, oder bist du es,
O Seele, die du, heil vom alten Schwindel,
Dich wieder fühlst, und kaum dich selbst erkennest?
Ja, ich bin göttlichen Geschlechts! die Sterne sind
Mein Vaterland, mein Element der Himmel!
Da war ich, eh' ein unbekanntes Schicksal
Mich in die Unterwelt herabgestoſsen.
Des Leibes Wollust, und das tolle Nichts

V. 480 — 504.

Der Ehre, die mit Menschenblut sich tränkt,
Sind Nebel, die den düstern Kreis umwölben,
Wo ich verlernte, wie ein Geist zu denken.
Doch jetzt durchblitzt ein plötzlich Sonnenlicht
Die Nebelwolken; die Vernunft verbreitet
Ihr reines Licht — O welch ein Glück! ich sehe.
Und nun erkenn' ich erst, was mitten im Getümmel
Der Leidenschafsen, in mir leise rief,
Die Stimme der ätherischen Begierden,
Die nach der reinsten Geisterluft verlangen.
O Weisheit, gieſse dein harmonisch Licht
In meine Triebe, sie verlangen Ruhe
Und Freuden, die nur du genieſsbar, standhaft,
Und würdig mach'st der Gottheit unsers Geistes.
Du lehrst mich überall Vergnügen pflücken,
Versöhnest mit dem Himmel mich, und tödtest
Der Thorheit Brut, die lasterhafte Klage.
Der Dunst zerflieſst, der deine Schönheit mir
Verbarg, Natur, und deine leisen Winke;
Der bittre Quell der Unzufriedenheit.
Nur Einen Wunsch, den einzigen von allen,
Der meiner würdig ist, gewähre mir,
O Weisheit! Lehre mich, anstatt
Sie auſser mir zu suchen, meine Welt
Und mehr als eine Welt, in mir zu finden.

V. 505 — 528.

Was hat die Ewige, — die in mir herrschet,
Und dann erst lebt, und dann erst sich empfindet,
Wenn sie als wie vom Leib entfesselt ist? —
Was hat sie für Gemeinschaft mit dem Stoffe?
Was sind für sie Gebirg' und weite Ebnen,
Und goldne Thronen, reitzende Gerüche,
Und Körper, die die Nerven zärtlich reiben?
Wie lange kann der Stoff die Wünsche halten?
Wie lange täuschet er die Lust zum Wechsel?
Windt nicht die Seele sich vom Schlamme los,
So bald sie in ihn stürzt, und dringt sich keuchend
In eine rein're grenzenlose Gegend?
Zu diesen Höhen schwinge dich, mein Geist!
Die Ewigkeit enthält dir noch, was hier
Dein Herz vergeblich in dem Unbestande
Der Welten sucht, die, wie gemahlte Wolken,
Nur Schatten sind und Wirklichkeiten scheinen.
Vertraulich mit der überird'schen Weisheit
Findt dich der Tod, der andre träumend würgt,
Erwacht; zufrieden lachst du ihm entgegen.
Dann steigst du durch die Pforte, die er dir
Eröfnet, in die Welt der wahren Wesen,
Und wunderst dich, daſs nebeltrunkne Menschen
Den Tod verwünschen und zu leben wähnen.

Anmerkungen.

1) Seite 122. S. die 33. Ode Anakreons.

2) S. 125. Zwey der anmuthigsten Minnesänger aus dem goldnen Alter der alten schwäbischen Poesie, deren Lieder in der Ausgabe der Manessischen Sammlung, welche 1756 in Zürich herausgekommen ist, zu finden sind.

MELINDE.

V. 1 — 17.

Melinde hatte siebzehn Jahre schon,
Fern von der Stadt, mit ihrer edeln Mutter
In froher Mittelmäſsigkeit gelebt.
Ein armes Gut, so klein als ihre Wünsche,
Hielt diese Zwey in seiner stillen Schooſs.
Melinde, der in ihrem zart'sten Alter
Der Tod den Vater nahm, ward von Elviren
Hier auferzogen. Welche Hoffnungen
Las diese schon in den noch schlaffen Mienen
Des Mädchens, das um ihren Busen scherzte?
Mit welcher Sorgfalt pflegte sie die Triebe
Der Tugend, die aus ihren jungen Augen
Unschuldig lacht', und ihren Spielen selbst
Was edlers gab, als andre Kinder fühlten?
Wie dich, eh du die niedre Erde ziertest,
Die Lieb' in ihrem Arm, o Doris, bildete,
Ihr zärtliches einnehmend sanftes Lächeln

In deine Augen goſs, und jede Neigung
In deiner Brust nach ihrem Herzen schuf;
Dich sah'n die Freundinnen, dich sah'n die Engel,
Und liebten dich, und segneten den Jüngling,
Den einst dein Blick die Liebe lehren sollte:
So wuchs in ihrer zärtlich edeln Mutter
Umarmung, unter liebreich weisen Lehren
Melindens Schönheit auf. Ihr holdes Auge
Sah' nie der Städte schwelgerischen Schimmer.
Kein eitler Vorwurf, keine der Geburten
Des höf'schen Prunkes und der Üppigkeit,
Befleckten ihre unschuldsvollen Blicke.
Wie oft verweiltet ihr, wenn sie allein
Am Murmeln eines silberhellen Baches
Mit ihrem Herzen sprach, ihr leichten Sylfen,
Sie anzuseh'n, und gosset süſse Lüfte
Mit hyacinthnen Fittigen um sie,
Und scherztet um den jugendlichen Busen?
Und wenn sie sang, floſs der entzückte Bach
Harmonischer, die Nachtigallen horchten,
Und ringsum färbten sich die Blumen heller.

Noch hatte die unschuldige Melinde
Die Liebe nicht gefühlt, obgleich ihr Herz
Sich selbst im Arm der ähnlichen Gespielen

Doch, so behutsam sie sich umwickelt und bebändert,
So sehr sie sich hütet, damit bey keiner Gelegenheit,
In keiner Lage noch Stellung, zu keiner Tageszeit,
Dem immer lauernden Jüngling ein Ungefähr entdecke,
Daſs man sich wenigstens nicht aus Furcht vor ihm verstecke:

4.

Mit Einem Worte, so viele vergebliche Müh'
Das gute Mädchen sich macht, um seiner Fantasie
Die Flügel zu stutzen, dieſs alles kann nicht hindern
Daſs alle die Züge, die Anfangs in ihrem Gesichte so schwer
Zu ertragen waren, sich stündlich in seinen Augen mindern.
Sie däucht schon am siebenten Tag ihm lange so häſslich nicht mehr;
Am achten entdeckt er Adel und stille Majestät
Auf ihrer Stirne, am neunten verborgene Charitinnen
Um ihren Mund, wo eine der häſslichsten Finnen
Die je ein Gesicht verschimpfte, ihr gar zu niedlich steht.

V. 42 — 64.

Verrieth, daſs es zur unbekannten Liebe
Gebildet war, die aus der Zärtlichkeit
Der blauen Augen unbewuſst entzückte.
Mit reinem Herzen sah' ihr fühlend Auge
Zum Himmel auf, und jeder sanfte Schlag
Der Adern, jede Wallung ihrer Brust
War dir, o Tugend, heilig. — Doch es kam
Der Augenblick, da sie sich weiblich fühlte.

Ismene war Elvirens beste Freundin,
Zwey gleiche Seelen, die der Stand nur schied.
Ismenens Güter grenzten an das Landhaus,
Wo sich Elvire mit der Tochter aufhielt.
Melinde gab Ismenen oft Besuch;
Sie war so sicher in der Freundin Schutz,
Als in der Mutter Arm. Hier sah' sie einst
Ismenens Bruder, der von Reisen kam.
Der Anblick ändert ihres ganzen Schicksals Lauf.

Gefällig, edel, witzig, und so schön
Wie den Adonis uns die Dichter schildern,
Erschien Lysander vor Melindens Augen.
Kaum sah sie ihn, als ungewohnter Schauer
Ihr Herz durchfuhr; sie schlug die schönen Augen
Verwirrt erröthend nieder, doch Lysandern,

Nicht unbemerkt, der seine Stärke kannte.
O wie zerschmilzt dein weiches Herz, Melinde?
Wie hängt dein Aug' an ihm? Wie schamhaft bebt
Dein Blick, wenn er auf seinen trifft, zurücke?
Nie ward ein Herz vollständiger erobert,
Als jetzt des Mädchens unerfahrnes Herz.

Noch stärker, doch mit minder Zärtlichkeit,
Bezaubert auch ihr Anblick den Lysander.
Solch einen Eindruck hatte nie ein Mädchen
Auf sein Gemüth gemacht. Er staunt und fühlt
Zum ersten Mahl sich, wider Willen, zärtlich.
Zwar hatt' er oft geliebt, doch Zärtlichkeit
War ihm ein Wort, bey dem er eben das,
Was er bey Tugend, oder Geistermährchen,
Und bey des Gabalis Sylfiden dachte.
Es war, als ob aus ihren fühlenden
Gerührten Augen, die nicht heucheln konnten,
Die Zärtlichkeit sich in sein Herz ergösse.
Doch die Gewohnheit regelloser Triebe,
Melindens Stand, der unter seinem war,
Und Hoffnung, sie auf den gewohnten Fuſs,
Mit einer Wollust, die dem Lasterhaften
Schimär'sche Freyheit süſser macht, zu haben,
Besiegten bald das reinere Verlangen,

Das plötzlich in ihm aufgestiegen war.
Er faſst bey kälterm Blut den schnöden Vorsatz,
Mit ihr die Zahl der Unglückseligen,
Die er, von ihrer Unschuld angereitzt,
Entehret hatte, zu vermehren.
Doch decket der Verräther mit der Miene
Der Zärtlichkeit den unverschämten Anschlag.
Sein Auge war gelehrt, der Liebe Sprache
Mit heuchlerischer Redlichkeit zu reden;
Sein Blick, sein Mund, dienstbare tiefe Seufzer,
Gehorsamten dem lasterhaften Willen.
Er sah' Melinden öfters schüchtern an,
Und wenn sein Mund die Wirkung ihrer Reitze,
Aus Ehrfurcht, ihr nur leise zu bekennen wagte,
Ergänzt, was er zurückzuhalten scheint,
Das schlaue Schmachten seiner feur'gen Blicke.
Die Schöne kehrte mit verwundtem Herzen
Zurück in ihre stille Hütte, aber fand
Die Freude nicht in ihr, die sonst im Eingang
Der Kommenden entgegen lächelte.
Zum ersten Mahle schien sie ihr zu eng.
Schon schwang die Nacht ihr sterniges Gefieder
Um die Natur, schon lag Elvir' im Schlummer
Als sie, den Schlaf umsonst zu Hülfe rufend,
Mit ihrem bangen Herzen sich besprach:

V. 114 — 137.

„Wie ists mit dir? Warum entflieht die Ruhe
Aus deiner Brust, der Schlaf von deinen Augenliedern?
Was raubt der Unschuld heitre Stille dir,
Zu schwaches Herz! — O könnt' ich es mir selbst verhehlen!
Und doch — Warum verhehlen? Nicht gestehn,
Mir selbst gesteh'n, was nicht zu seh'n, zu fühlen
Ich keine Augen haben müſste und
Kein Herz? — Wie liebenswerth Lysander ist!
Was für ein Wort ist dir entflohn? Wie rasch,
Verwegne, glaubst du deinen Augen!
Wie unvorsichtig! Kennst du denn Lysandern?
Wer bürget dir dafür, daſs seine Seele
Sein Äuſsres, das so viel verspricht, nicht schändet?
Und doch! Es kann nicht seyn, es ist nicht denkbar
Daſs die Natur uns so betriegen sollte,
Sie, die in ihren Werken überall
Der äuſsern Zierde innern Werth gesellt.
Gewiſs, gewiſs der Gott, der hier so prächtig wohnt,
Ist seines Tempels werth! — Strahlt Güte nicht
Und Redlichkeit aus allen seinen Zügen?
O fühltest du in deiner edeln Seele,
Was ich für dich! — Beynahe sollt ich es
Zu hoffen wagen? Sagte nicht sein Auge
So ehrfurchtsvoll, so schön, mir Liebe zu?

V. 138 — 162.

Wie zärtlich schüchtern senkt' es sich, so oft
Sein Blick dem Meinigen begegnete!
Wie glücklich wär' ich, liebte mich Lysander!
In welcher sel'gen Einfalt lebten wir
Fern von der Welt, vergnügt mit unsrer Liebe,
In diesen Thälern, wo die freye Tugend
Sich vor der Thorheit und dem Laster einschlieſst!
O welche neue Hoffnungen verbreiten
Ihr glänzendes Gefieder um mich her!
O Liebe! allzuschön erscheinst du mir!
In welcher Serafsmiene seh' ich dich
Mir zärtlich lächeln! O wie wallt mein Herz
So gern dir zu! — O täusch es nicht, dieſs arme
So traurig dir entgegen wallende
Arglose Herz, mit deiner Engelsmiene!
Es ist zu schwach, mit dir in dieser lieblichen
Gestalt zu kämpfen. — Solltest du mir nur
So hold erscheinen, um auf ewig wieder
Mich zu verlassen? Schmeichelt mir vielleicht
Ein falscher Traum, wenn ich geliebt mich glaube?
Wie, wenn Lysander — kaum erträgt mein Herz
Den schrecklichen Gedanken — wenn er nicht
So gut, so edel wäre, als die Liebe ihn
Mir zeigt? Wie wenn er mit erdichteten
Empfindungen der unerfahrnen Unschuld

Nur Schlingen legen wollt, und unter Blumen
Auf seinen Raub, wie eine Schlange laurte?
Wie schrecklich ist mir diese Möglichkeit!
Doch, wär' es auch, soll doch Melinde nie
Der Tugend und der Ehre untreu werden.
Eh werde du, zu sehr gerührtes Herz,
Das unglücksel'ge Opfer deiner Liebe!
Eh müssen diese gern gefühlten Flammen
In Thränenbächen löschen, eh ich dich,
Gespielin meiner frommen Jugendzeit,
O Unschuld, und, o Liebe, dich entweihe!

So irrte, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend,
Das arme Kind, getäuscht von seinem Herzen,
Die ganze Nacht in fieberhaften Träumen.
Die Morgenröthe fand sie wach und sorgend,
Und Thränen glänzten in den matten Augen,
Wie Morgenthau im Schoofs der Blumen glänzt.
Doch bald erheitert Aug und Herz sich wieder,
Da sie Lysandern sieht, und sein Gefühl
Und eine Liebe, die sie mit der ihrigen
Im Einklang glaubt, von seinen Lippen hört.
O Würdige, von einem Freund der Tugend
Geliebt zu seyn! Wie hätt'st du ihn entzückt,
Wenn er in deinen wehmuthsvollen Augen

Die holde Scham der Liebe, die nicht länger
Verborgen bleiben kann, gesehen hätte?
Wie süſsbegeistert hätt' er deine Thränen
Dem schüchternen geliebten Aug' entküſst?

Zwar auch Lysander ward von dieser Scene
Entzückt, doch minder weil ihr Herz ihn rührte,
Als weil er seinen lüsternen Begierden
Bald Ruh in ihrem reinen Arm versprach;
Allein ein leichter Wind streut seine Wünsche,
So wie Melindens Hoffnung, in die Luft.

Schon waren Monate mit schnellen Schwingen
Vorbey geflohn, da sich die beiden liebten;
Doch däuchten sie dem Mädchen, das so ganz
Der ersten, reinen Liebe sich dahin gab,
Sie däuchten ihr in ihrem Wonnetraum,
Nur Tage, gleich des Paradieses Tagen.
Lysander schien ihr ihres ganzen Herzens
Vollkommen werth; auch war er's, hätte nicht
Die Macht der zügellosen Sinnlichkeit
Ihm den Geschmack an reinern Freuden längst
Geraubt, und Unschuld ihm und Tugend als
Fantomen vorgespiegelt, denen nur
Ein Thor sich selbst und sein Vergnügen opfert.
Allein Melindens Unerfahrenheit

V. 211 — 234.

Vermummter Laster Mienen auszuspähen,
Die Liebe und die leichtbetrogne Unschuld,
Die alle Herzen nach dem ihren schätzt,
Erlaubt' ihr nicht, in des Liebhabers Larve
Den häſslichen Betrüger zu entdecken,
Bis endlich, ach! zu schnell, die Stunde kam,
Die sie aus ihrem süſsen Irrthum weckte.

Nacht war es, eine heitre Stille schwebte
Um die Natur, und lud Melinden ein,
In einem Lustwald, der Ismenens Garten
An ihre Wohnung schloſs, umherzuirren.
Die Kunst war hier versteckt, man glaubte sie
Nicht stolz genug, die Schönheit der Natur
Erhöhn zu wollen, die sie doch erhöhte.
Die hohen Bäume hatten wie von selbst
In Gänge sich gereiht, mit duftenden
Gesträuchen und mit Lauben untermischt,
Von Geiſsblatt oder Rosen, die den Wandelnden
Auf ihre stillen Blumenbänke luden.
Vom Gipfel einer rauhen Felsenspitze
Stürzt sich ein Bach, und wälzt, gemächlich fallend,
Sein wallend Silber durch die ganze Gegend;
In Blumen oder Ranken eingefaſst,
Polierten Spiegeln gleich, auf deren Fläche

Der helle Mond sein zitternd Bildniſs wirft.
Hier ging Melinde, wie es schien, allein;
Doch, wie sie glaubte, in der unsichtbaren
Dem Geist, der leiser fühlt, nur merklichen
Gesellschaft ihrer himmlischen Gespielen.
Auch war die Unschuld und die holde Liebe
An ihrer Seite mit der süſsen Stille,
Umgeben von Betrachtungen, wie Venus,
Wenn junge Liebesgötter um sie schweben,
Wie Hagedorn und Utz sie oft gesehen.
Die Gegend schien nicht eine ird'sche Scene,
Sie schien bezaubert, wie die Wundergärten
In die uns Dichter führen, wo die Feen
Mit leichten Füſsen runde Tänze winden,
Gleich den ätherischen Gefilden,
Wohin die zärtlichste der Dichterinnen,
Der Britten Singer, oft verzücket wurde.

Lysander, welcher jeden Schritt Melindens
Sorgfältig spähte, glaubte diesen Abend
Vom Glücke selbst ihm zugeführt, und schlich
Dem Mädchen nach, das, von der holden Stille
Gelockt, in einer Laube grünem Schooſs,
Auf einem Bette weicher Kräuter ruhte.
Er naht sich, unbemerkt, mit leisem Tritt.

V. 259 — 281.

Da lispelt ihm ein nächtlich frischer West
Die Worte zu, die das zufriedne Mädchen
In ruhiger Entzückung zu sich sprach:

„Wie süſs bist du, des Herzens holde Stille,
Und ihr, die ihr sie lieblich unterbrecht,
Beliebte Schauer, angenehme Schrecken
Der hellen Nacht, der frohen Einsamkeit,
Der Schöpferin der schönsten Hoffnungen!
Wie fühlt mein Herz sich selbst und seinen Adel!
Welch eine himmlische Zufriedenheit,
O Unschuld, lächelst du in meine Seele!
Mit welcher Ruhe, frey von lüsternen
Aufwallungen der wünschenden Begierden,
Seh' ich in euch, ihr goldnen Tage, hin,
Die mir in ihrer himmlischen Gesellschaft
Die Lieb' entgegen bringt, die selige
Erhab'ne Liebe, meiner Tugenden
Beherrscherin, die Krone meiner Triebe!
Wie glücklich werd' ich seyn, wenn einst mein Freund,
Mit mir, o Vorsicht, vor dir ausgegossen,
Dich loben wird, und dann auf unsrer Liebe
Ather'schen Schwingen zu der göttlichen
Empor getragen, in der Schönheit Fülle

5.

Kurz, wie sie von Tag zu Tage sich seiner Seele bemeistert,
Nimmt auch die Bezauberung zu, die seine Augen bindt,
Bis endlich, von inniger Liebe und heiſsem Verlangen begeistert,
Er gar sein Ideal in ihrer Larve findt.
Unmöglich kann sie itzt länger die Wahrheit seiner Triebe
Nach allen Proben, worauf sie ihn gesetzt,
Bezweifeln, noch länger ihm bergen, wie sehr auch sie ihn schätzt.
Wie könnte sie seinem Flehen, und o! den Thränen der Liebe,
Die von den Wangen ihm rollen, noch länger widerstehn?
Wann durſte sie jemahls hoffen, sich so geliebt zu sehn?

6.

Ein schöner Abend war's, — sie hatten keine Zeugen
Als Liebesgötter, versteckt in Myrtenzweigen —
Da schworen sie sich, entzückt und unschuldsvoll,
Im Antlitz des keuschen Monds, was — niemand schwören soll,

Den sterblichen und matten Reitz vergiſst,
Den er an mir, vielleicht zu zärtlich, liebt!
Mit welchen Wallungen der reinsten Freude,
Wovon das schwache Bild mich schon entzückt,
Will ich alsdann in seine Arme fallen,
Und dich an seiner Brust, o Liebe, preisen!“

Lysander hört sie; hört den freyen Ausbruch
Der schönsten Unschuld, die so zärtlich liebt;
Er fühlt und bebt, und die Entschlieſsung wankt,
Die sich dem Ausgang schon entgegen freute.
Doch bald raubt eine unglücksel'ge Stärke
Der wilden Seele, den Bewegungen
Der sanften Menschlichkeit den schwachen Eindruck.
Er nähert sich, voll schmeichelnder Gedanken,
Der Grotte, wo der Liebenswürdigen
So wenig von dem nahen Unglück schwante.

„Wie weich ist jetzt ihr Herz? gewiſs sie fühlt,
Fühlt deinen Einfluſs, wollustathmende Natur!
Die tiefe Ruhe, die gewognen Schatten,
Die Luft von Nachtthau frisch und lieblich düftend,
Die melankolischen verliebten Lieder
Der Nachtigall, die aus der schwarzen Stille
Der Büsche klagt, — gewiſs, dieſs alles wirkt
Auf dein gefühlvoll Herz, gewiſs es schmachtet

V. 306 — 329.

Nach neuer unbekannter Lust. — Wie thöricht,
Wenn solch ein Glück durch meine Blödigkeit,
Vielleicht wohl unersetzlich, mir entschlüpfte!
Wie schön ist sie? Hat je die Fantasie
In ihren feurigsten Begeisterungen
Was reitzenders gesehn, als wie du dich,
Melinde, mir in freyer Anmuth zeigest?
Wen machte nicht dein Anblick kühn? Wie du
Nachläſsig schön, gleich der Natur im Schlummer,
In einer Stellung ruhst, als ob dein Herz
Etwas verlangte, was die Schüchternheit
Der jungen Seele nicht zu denken wagt."

So sagt der Lasterhafte bey sich selbst.
Voll wilder Freud' und nebeltrunkner Hoffnung
Naht er sich ihr. — Sie wird ihn nicht gewahr,
Bis die bekannte Stimme sie den wachen Träumen
Des halb entschlummerten Gefühls entweckt.
Sie hört und zittert auf. Doch wie erstaunt sie,
Da sie Lysandern sieht, der wollusttrunken
Sie zu umarmen kommt. — Entsetzen, Zweifel
Und Zärtlichkeit, und Angst und Abscheu beben
Auf einmahl durch ihr überraschtes Herz.
Jetzt sieht sie ihn wehmüthig zärtlich an,
Mit einem Blick, der auch dem Wildesten

Gefühl der Tugend hätte geben sollen;
Allein Lysandern gab er nichts, als was
Ihn stärker spornte, sich die Zärtlichkeit
Und die Verwirrung des zu schwachen Mädchens
(Wie er sie sich versprach) zu Nutz zu machen.
Er sprach mit einem Feuer, das sie schreckte,
Von ihren Reitzungen, von seinen Flammen,
Von Götterwollust, von der Gunst der Nacht,
Die den Verliebten ihre Schatten leihet,
Von süſser Ohnmacht, von Entzückungen,
Und was die Wuth, der man den heil'gen Nahmen
Der Liebe giebt, für Schaum und Unsinn sonst
Aus lasterhaften Lippen gieſsen kann,
Die unerfahrne Unschuld zu betäuben.

Sie staunt und bebt, und will entflieh'n, obgleich
In ihren Augen Zeugen ihrer Schwachheit
Den Rasenden zu gröſs'rer Kühnheit reitzten.
Doch da er sie mit unverschämten Armen
Umschlingen will, entreiſst sie sich gewaltsam;
Sein Frevel füllt ihr ganzes Herz mit Grauen,
Die Liebe stirbt auf einmahl mit der Furcht.
Sie fühlt in sich die Obermacht der Tugend,
Und will mit hohem Ernst den Frevel ihm
Verweisen; doch, zu schwach ihn abzuschrecken,

V. 354 — 377.

Giebt ihm ihr schöner Zorn nur neuen Muth.
Der sieggewohnte Lüstling hält ihn nur
Dem Zorne gleich, der die verwegnen Finger
Des Jünglings mit beschnittnen Nägeln straft.
Jetzt sah sie keine Rettung, als mit Thränen
Und bangem Fleh'n sein Mitleid zu erregen.
In ängstlicher Verwirrung fällt sie ihm
Zu Fuſs, und ringt die zarten Rosenarme,
Und spricht mit einer Stimm', aus welcher Unschuld
Und Angst und Wehmuth felsenrührend tönen:

Um dieser Thränen, um der Inbrunst willen,
Mit welcher dich mein redlich Herz geliebt;
Ach um der Hoffnung willen, der ich jetzt
Auf einmahl in die bäng'ste Nacht entstürze,
Bedenke dich Lysander, eh' du mich
Für meine Zärtlichkeit auf ewig elend,
Auf ewig trostlos machst! — O strafe nicht
Die Schwachheit eines unverwahrten Herzens,
Das dich für redlich wie sich selber hielt,
Mit einem Unglück, dem es tausendmahl
Die schrecklichste Gestalt des Todes vorzieht.
Ach, um der Thränen willen, die ich weinte,
Da ich, von überflieſsender Empfindung
Bewältiget, mein ganzes Herz dir zeigte,

V. 378 — 402.

Um der unschuldigen Entzückung willen —
Doch, ach! was red' ich? können die dich rühren?
Du hast mich nie geliebt, du hassest mich!
Unmenschlicher! Aus was für einer Ruhe
Stahlst du dieſs Herz, das, eh' es dich gekannt,
So glücklich war! — Ach warum sah ich dich?
O warum lehrtest du die Liebe mich,
Die Liebe, die ich nie erfahren, kennen?
War's, nur zum Elend mein Gefühl zu schärfen?
O warum lieſsest du mich nicht der Stille,
Der frohen Einfalt, der ich sorgenfrey,
Gleich einem Kind, im sichern Schooſse lag?
Da war ich glücklich. Keine Wünsch' empörten
Mein heitres Herz, der Himmel war allein
Der Gegenstand der zärtlichen Begierden.
O warum muſstest du mich lieben lehren?
Die falsche Liebe, die mir Unerfahrnen
Entzückungen und Paradiese zeigte,
Und jetzt in einer Wüste mich verläſst?
Ach, laſs dich diese Thränen, die nicht heucheln,
Ach! laſs sie dich bewegen, eh' sie dir
Wie Todes-Bäche um die Seele rauschen!
Kann mein Verderben denn dich glücklich machen?
Es kommt ein Tag, Lysander, eine Stunde,
Zuletzt, ein Augenblick; Ein Augenblick

V. 403 — 427.

Lysander! der das Urtheil deiner Seele
Auf ewig spricht — O denke, wenn mein Flehen
Dein Herz nicht rührt, wie wird das Schreckenbild
Der jammernden miſshandelten Melinde,
Von dir, vielleicht auf ewig, unglückselig
Und hoffnungslos gemacht, mit welchen Schrecken
Wird es im Tode deinen fliehenden
Qualvollen Geist verfolgen! O! wie würden
Die Seufzer, die du nicht geachtet hättest,
In deine Seele donnern! — Ach, Lysander,
Es ist ein Gott, es ist ein naher Richter!
Die Tugend und ihr Lohn, und die Bestrafung
Des Lasters und die Ewigkeit sind wirklich!
Der Tod wird einst der Leidenschaften Dunst
Von deinen Augen wehn; dann wird der Taumel
Der Lüste schwinden — Ach, dann wirst du sehen!
Im Thor der Ewigkeit wirst du, erschüttert
Von Seelenangst, in deine Zeit zurück sehn.
O! wie verächtlich werden dir alsdann
Die Triebe seyn, die deiner Trunkenheit
Jetzt würdig scheinen, ihnen Ehr und Tugend,
Und deine Seele und Melindens Unschuld
Für einen Augenblick dahin zu geben!
Bezähme dich, Lysander, flieh von hier,
Und laſs die unglückselige Melinde,

V. 423 — 451.

Mit ihrer Unschuld, ihrem einz'gen Gut,
In unbekannter Einsamkeit, das Schicksal,
Daſs sie dich seh'n, daſs sie dich lieben muſste,
Und ihres Hoffens Eitelkeit beweinen!
Vielleicht, daſs endlich meine steten Thränen,
Die traurigen, zu tief geseſsnen Bilder
Der reinen Zärtlichkeit vertilgen mögen,
Die nun mein Unglück ist! — Und du, vergiſs,
Vergiſs die thränenwürdige Melinde,
Vergiſs, wie redlich dich das zärtlichste
Der Herzen liebte; und, wenns möglich ist,
Vergiſs auch die barbarische Belohnung,
Die du der treusten Liebe zugedacht."

So sprach sie, und es strahlt' aus ihren Augen
Durch Thränenwolken eine stille Hoheit
Die den Verbrecher schreckt'. Er steht bestürzt,
Von Scham betäubt, den Blick auf sie geheftet,
Und fühlt der Tugend Göttlichkeit, und fühlt
Die Niedrigkeit des schmacherfüllten Lasters.
Doch eh' er aus der schütternden Verwirrung
Sich sammeln konnte, war Melind' entflohen.
Er ruft ihr thränend nach; umsonst. Sie eilt
Der sichern Einsamkeit der Hütte zu,
Die ihre Thränen unverräth'risch aufnimmt.

V. 452 — 466.

Lysander, tief gerührt von dieser Scene,
Von ihrem Reitz, den die erhab'ne Tugend
Verehrungswürdig macht, und von der Rede,
Die ihn mit ihren ängstlichen Accenten,
Stets wo er war, umtönte, wollte zwar,
Den Frevel auszulöschen, dessen Bild
Ihn stets verfolgte, sie zur Gattin wählen.
Allein Melinde hört ihn nicht; umsonst
Bemüht sich seine Schwester, sie zu rühren;
Vergeblich fleht er zu Melindens Füſsen;
Von Thränen und von Gründen unbewegt,
Beschloſs sie ihrer Tage Überrest
In einer Zelle den Betrachtungen
Der Ewigkeit zu leben, und die Triebe
Der reinsten Brust dem Himmel nur zu weihen.

SELIM UND SELIMA.

V. 1 — 16.

Unendliche Natur, der Gottheit Spiegel,
Wie reich bist du an Schönheit und Vergnügen!
Wie unerschöpflich ist dein Meer von Freuden!
Zwar trinken Myriaden von Erschaffnen,
Die Engel und die geistigen Bewohner
Der bessern Welten, mit dem erdgebornen,
Dem Thier verwandten Menschen, alle Bürger
Von Luft und See, bis zum bewohnten Sandkorn,
Bis zu den Welten, die uns Leuwenkoek
In Staub und Wassertropfen zeigt, sie alle,
Zahllose Scharen, trinken deine Bäche
Mit vollen Zügen. Doch je mehr sie trinken,
Je stärker strömt dein Überfluſs sie an.
So schöpfen sie Vergnügen, ihre Nahrung,
Und stillen die besänftigte Begierde.
Der Mensch allein, obgleich von deinem Reichthum

V. 17 — 41.

Umfloſsen, klagt und fliehet den Genuſs,
Entflieht der Freude, die ihn ſelber ſucht,
Und ſucht ſie, wo ſie nie zu finden war.
Vergeblich gab der Schöpfer ihm die Sinnen,
Dich, o Natur, zu fühlen, und von dir
Auf Flügeln der Empfindungen zu Ihm
Empor zu flieh'n; vergeblich ſtimmteſt du
Die Schönheit, die aus deinen Werken ſtrahlt,
Mit ſeiner Seele leicht bewegten Saiten
In Harmonie; der Thor, er achtet's nicht,
Und höret im Getümmel ſeiner Lüſte
Dein ſanftes Locken, noch dein Warnen nicht.
Die ihr euch Menſchen nennt, wenn werdet ihr
Den Unſinn euers eiteln Thuns erkennen?
Wie lange noch, vom ſichern Pfad der Weisheit,
Der ſanft empor euch trägt, entweder in die Tiefe
Zu Thieren taumeln, oder in die Wolken
Zu unterſagten Sfären ſchwindelnd ſteigen?
Bald ſeyd ihr Vieh und wälzt, der Ewigkeit
Vergeſsend, euch im Staub und Schlamm der Erde;
Bald athmet ihr mit lächerlichen Flittern
Dem Glanz der Engel nach. O lernet erſt
Das, was ihr fähig ſeyd, lernt erſt genieſsen,
Und im Genuſs der Himmel würdig werden,
Wo ſich die Wahrheit, die ihr hier vergeblich

Sich ewig zu lieben wie jetzt; und morgen, beym Erwachen
Des Tages, morgen soll Hymen ein Paar aus ihnen machen!
Indessen ging es dort im Lager vom Agramant,
Wo Helden und Heldinnen sich wie lose Jungen balgten,
Ja, in dem bezauberten Schlosse, gewöhnlich Wirthshaus genannt,
Wo Prinzen und Eseltreiber um Mambrins Helm sich walkten,

7.

Kaum ärger zu, als in dem goldenen Schloſs,
Wo Tulpan (der Neger, von dem wir schon so vieles
Gesehn und gehört) die hohe Ehre genoſs,
Fünf Töchter Bambo's mit ihrem ganzen Troſs
Am Halse zu haben. Er hatte des albernen Spieles
Nun ziemlich satt; indessen war doch der *Casus* rar,
Fünf Närrinnen, und (ihn selbst mit eingeschlossen)
Fünf Gecken, alle zugleich von Amorn angeschossen,
Beysammen zu sehn, und nicht ein einziges Paar,
Das mit sich selbst in Einverständniſs war!

Im Nebel suchet, euch im Sonnenschein
In unverhüllter Schönheit zeigen wird.

O dreymahl selig warst du, heil'ge Zeit,
Von Dichtern oft besucht, fruchtbare Mutter
Der schönen Bilder, deren mächt'ge Wahrheit
Noch jetzt, noch in der Zeiten trübster Hefe,
Auf jede Seele wirkt, die menschlich fühlt.
Du goldne Zeit, in die den Dichter oft
Ein Traum entzückt, wo er die Wunder sieht,
Womit dein Paradies, Homer der Britten,
Die Weisen reitzt; wo ihm die Schönen lächeln,
Die Töchter der Natur, die Bodmer uns,
So liebenswürdig als den ersten Frühling
Der Vorwelt, zeigt; die aber unsern Zeiten
Noch fremder sind als Klopstocks Serafim.
Komm, Muse, komm, begleite mich noch einmahl
In diese Welt, in die ich oft mich rette,
Wenn der Triumf der Thoren mich ermüdet.
Entwöhne mich mit Menschen umzugehen,
Die nur von fern es sind; hingegen führe,
Wenn ich im heil'gen Schatten der Betrachtung
Mich selbst genieſse, holde Träum' herbey;
Und die beliebten redlichen Gestalten
Der Menschen, die Natur und Tugend säugte;

V. 66 — 88.

Damit ich dann die dichtrischen Gesichte
Den Freunden wieder schildre, die mit mir
Gefühlvoll sind, und sich der Weisheit weihen;
Und denen ich itzt noch erzählen will,
Was sich mit Selim ehmahls zugetragen.

In eines freyen Thales stillem Busen
Lebt' Selim einst, ein liebenswerther Jüngling.
In seiner schönen Bildung hatte die Natur
Gefühl und Geist und alle Tugenden
Des Herzens ausgedrückt; nichts mangelt' ihm
Als das Gesicht; nur diese Gabe hatte
Der Himmel ihm versagt. Nie zeigten ihm
Der Körper wandelnde Gestalten sich
Im Sonnenglanz, dem Quell der feinsten Freuden.
Doch nie beschwerte sein zufriedner Sinn
Mit Klagen die Natur. Ihm war genug
In seiner Sfäre, war sie gleich umschränkter,
Die ihm vergönnten Freuden zu genieſsen.

Doch über alles, was sein nächtlich Leben
Ihm lieblich macht, ist Selima, die Perle
Der Töchter ihrer Zeit, mit ihm verwandt,
Und von der Kindheit an für ihn bestimmt.
Sie liebten sich, so wie die Unschuld liebt,

V. 89 — 112.

Die, ungelehrt in Zwang und Sprödigkeit,
Die falsche Scham nicht kennt, das auszudrücken,
Was sie zu fühlen nicht erröthen darf.
Was je an einem Mädchen für den Sinn
Des Auges reitzend war und schön
Vereinte Selima. Ein süſs'res Licht,
Als das der Mond auf Frühlingsnächte gieſst,
Ein Widerschein der schönsten Seele leuchtet
In ihrem blauen Aug', ein schöners Roth,
Ein sanftres Weiſs, als Lilien und Rosen,
Vom höhern Roth des kleinen Munds erhoben,
Vermischet sich auf ihren zarten Wangen.
Allein für Selim glänzte diese Pracht
Der Farben, ungeliebt und ungenossen
An Selima; doch liebt er sie nicht minder,
Obgleich begierig, diese unbekannten
Gepriesnen Reitzungen an ihr zu kennen.

Einst eines frohen Tags, aus dem Gefolge
Des blumenvollen May, rief er die Freundin:
„Komm, meine Traute, weil der West uns lockt!
Ein warmer Einfluſs macht die Lüfte heiter,
Die Fröhlichkeit singt aus den Luftbewohnern,
Und laue Zefyr wehen mir den Balsam
Des blühenden Orangenbaums entgegen:

V. 113 — 136.

Komm, Selima, laſs uns im offnen Felde
Die Lieblichkeit der Frühlingslüfte trinken.
Dir wird die Nachtigall in süſsern Ton
Entgegen singen, wo dein zarter Fuſs
Die Blumen leicht berührt, da werden sie,
Vor Wollust zitternd, dich mit süſsern Düften
Wetteiferd grüſsen; jedes sanfte Kraut
Wird weicher sich um deine Sohlen schmiegen.

So sprach er. Selima begleitet' ihn
In wohl bekannte Fluren, wo den Rand
Des musikal'schen Baches grüne Lauben
Von Geiſsblatt oder Rosenhecken zierten;
Hier saſsen sie, und fühlten dich, o Lenz,
Und deinen Einfluſs, der die Liebe nährt.
Ein blumichter Granatbaum streckte sich
Weit über sie, und hörte wie sie sich
Mit unverhaltner Zärtlichkeit besprachen.

Wie lieblich ist des heitern Himmels Wonne,
Spricht Selima, sein Anblick strahlt ins Herz
Ein geistig Licht, das es mit Ruh erfüllet;
Und Aug' und Stirn mit freyem Lächeln schmückt.
Welch holder Glanz, der auf den Auen zittert!
Wie lieblich blitzt der Abendsonne Gold
Durch's helle Grün der neubelebten Büsche!

V. 137 — 160.

O! könntest du, mein Freund, die Freuden fühlen,
Die das Gesicht von Licht und Farb' empfängt!

Wie süſs muſs die Empfindung seyn, sprach Selim,
Die dich so sehr entzückt! Zwar fühl' ich nichts
Wenn du von Licht und Schatten, von der Farben
Anmuth'gem Wechsel, von der Büsche Grün,
Und von dem Schmelz der bunten Wiesen sprichst;
So sehr ich mich bestreb', empfind ich nichts
An Blumen, als den lieblichen Geruch
Der duftenden, und ihrer Blätter Formen,
Mehr oder minder seidenartig, glatt,
Gefirniſst, oder sanft behaart und weich,
Die dem Gefühl durch angenehmen Wechsel
Harmonisch vielfach, wie die Töne, schmeicheln.
Die Sonne, was es seyn mag, das ihr andern
Die Sonne nennt, erquickt mich durch die Wärme,
Die meine Haut umwallt, und sanftes Leben
Ins Blut ergieſst. Was ists denn, Selima,
Was du den Schimmer nennst, den du so reitzend
Mir oft beschreibst? Kann er noch lieblicher
Als der Geruch bethauter Rosen seyn?
Und könnt' er eine süſs're Wärme durch
Die Adern gieſsen, als ich fühle, wenn
Du deine sanfte Hand auf meine legest?

V. 161 — 184.

Wie wünschenswürdig wäre da, Geliebte,
Was ihr das Sehen nennt! Wiewohl ich nicht
Begreifen kann, wie andre oder süſsere
Gefühle möglich sind, als die ich kenne.
Wenn ich, von dir entfernt, am kühlen Ufer
Des Baches ruhe, wie vergnüget mich
Sein klatschend Rieseln! Lange hör' ich ihm
Halb schlummernd zu, dann schlüpft ein warmer Zefyr
Aus einem Blumenthal, sich abzukühlen,
Mit leichten Füſsen auf des Grases Spitzen,
Und fächelt mit ambrosial'schen Flügeln
Mir Wollust zu; mich dünkt, ich taumle trunken
In einem Wirbel reitzender Gerüche,
Gefühllos anderm Eindruck, bis die Lieder
Der Nachtigall, aus eines Haines Tiefe,
Mich schnell aus dem beliebten Staunen wecken.
Nun bin ich lauter Wohlklang, alle Triebe,
Gedanken und Empfindungen der Seele,
Stimmt süſse Harmonie; ich fühle mich
Der Erd' entzogen und in Paradiese
Verzückt, ich hör' in Engelsharfen rauschend
Der Sfären Symfonie, und fühle stärker
Der Gottheit Gegenwart. —
Allein bezaubernder als alle andre Freuden,

V. 185 — 208.

O Selima, sind die Entzückungen,
Die mich in deinem sanften Arm ergreifen.
Wie wallet schon mein Herz, wenn ich von fern
Still lauschend deiner Füſse Tritt vernehme!
O! was empfind' ich, wenn du liebevoll
Die weichen Arme küssend um mich schlingest?
Was gleichet deinem Kuſs? was deiner Stimme,
Wenn sie mit Tönen, die die Seele selbst
In Liebe schmelzen, sagt, du liebest mich?

Wie rührst du mich, sprach Selima entzückt,
Und werd' ich stets so liebenswerth dir scheinen?
Wirst du mich immer lieben? — O wie traurig
Ist mir der Schatten nur des Gegentheils;
Doch ja! du liebst mich ewig! die Natur,
Der Himmel hat mit unaussprechlichen,
Den Seelen nur empfindbarn Sympathien
Uns Liebende verknüpft; wir lieben ewig!
Doch sage mir, Geliebter, was es war,
Das dich zuerst an mir gereitzt, was war es,
Womit mein Glück dein theures Herz gewann?
Bey andern schleicht die Liebe durch die Augen sich
Ins Herz; du selber hörtest unsre Dichter oft
Die Macht der siegenden geliebten Augen preisen.
Den einen fängt der Wangengrübchen Zauber;

Ein Mund, der lächelnd Küsse lockt, den andern.
Was war es denn, womit ich Dich zuerst
Zu rühren wuſste? Stille meinen Vorwitz.

So lang ich mich, erwiederte der Jüngling,
Erinnern kann, hat mich der Töne Wohlklang mehr
Ergetzt, als alles, was den andern Sinnen,
Die die Natur mir gönnte, schmeicheln kann.
Ich liebte, noch ein Kind, im dichten Busch
Oft Stunden lang den zärtlichen Gesängen
Der Vögel, die sich lockten, zuzuhören.
Der Quellen Sprudeln, lispelnde Gebüsche,
Des Tannenwaldes wellengleiches Rauschen,
Der Bienen schwärmendes Gesums, und was
Sonst das Gehör zur Frühlingszeit vergnüget,
Ergetzte mich, mehr als ichs sagen kann.
Einst als ich, wie ich pflegt', in einer Grotte
Des Haines lag, allein, doch von Ideen
Und Schöpfungen der Fantasie umgeben;
Es war im Lenz, und nie hatt' einen Abend
Der stille Mond mit sanftern Influenzen
Beseliget, — da tönte aus der Stille
Des Hains, so dacht' ich, eine Engelsstimme
In mein entzücktes Ohr, und weckte meine Seele
Aus ihrem Traum. Du warst es, Selima,

V. 233 — 256.

Die, wie du glaubtest, nur allein von Nymfen
Des Hains vernommen, deiner schönen Seele
Empfindung sangst. Die meine schien auf einmahl
Ganz Ohr zu werden, alle andre Sinnen
Verstummeten; ganz aus mir selbst entzückt
Sog ich mit offnem Mund die süſsen Töne,
Wovon ich, als sie schwiegen, noch den Nachklang
In meinem Innersten zu hören glaubte.
Jetzt schwiegest du — Wie seufzt' ich, da du schwiegst!
Mir war als hört' ich auf zu seyn, ich sänke
Ins Nichts zurück, und fühlte mich nicht mehr.
Zuletzt erwacht' ich wieder, drehte lauschend
Mein Ohr umher, die Harmonie zu hören
Die mir das Herz entführt; umsonst! sie schwieg,
Und öde Stille herrschte durch den Hain.
Doch war es mir, als säuselte sie immer
Um meine Ohren, und ein geistig Echo
Gab sie unzählig in der Seele wieder.
Noch wuſst' ich nicht, ob eine Sterbliche,
Ob nicht vielmehr ein Sänger aus den Wolken
Mich so entzückt; doch liebt' ich unaussprechlich
Die holde Stimm', und jeder süſse Ton
Blieb fest in meiner Fantasie verschlossen.
Jetzt fühlt' ich tausend neue Regungen,

Ein ungewisses strebendes Verlangen
Nach einem unbekannten Gut,
Geheime Ahnungen und Wünsche, die
Nicht eher als in deinen Armen schwiegen.
Bey Tag und Nacht umschwebte mich das Bild
Der Stimme, die mein Herz in seiner Schwärmerey
Mit einem Leib umgab. Im Träumen selbst
Besuchte mich die holde Sängerin,
Nahm meine Hand, zog sanft mich zu sich hin,
Und sang das Lied: ich saſs zu ihren Füſsen
Und horchte still entzückt, bis Traum und Bild
Verschwand. Wehmüthig irrte dann der arme
Verlaſsne durch den Hain und rief
Der holden Unbekannten und beschwor
Rings um sich her die schweigende Natur
Sie ihm zu geben. Aber wie mir ward
Als ich dich fand, und diese Melodie
Der Stimme, die mich im Gesang bezaubert,
In deiner Rede sanftem Klang entdeckte;
O, wie mir da zu Muth' war, Selima,
Spricht keine Zunge aus! Was weiter folgte,
Wie unsre Herzen sich erkannten, sich
Erschaffen für einander fühlten, wie
Dich Selim liebet, und, in deiner Liebe
Befriediget, kein ander Glück begehrt.

8.

„Thoms liebet Mieken (so heiſst's in einer alten Ballade)
Allein sein Unstern will, daſs Mieke für Heinzen glüht,
Für Heinzen, der all' sein Glück in Rösens Augen sieht,
Wiewohl sie ihn ärger als Babels Drachen flieht,
Denn Thoms nur findet vor Röschens Augen Gnade,
Nur Thoms, der, spröde für sie, an Miekens Kette zieht." 1)
So ging's in Tulpans Burg, und keinem unter allen
So schlimm als ihm; denn Er, dem jede gefiel,
Er hatte das Unglück allein, nicht Einer zu gefallen:
Kurz, Asmodeus trieb in diesem Schlosse sein Spiel. 2)

9.

Wahr ist's, Don Blömurant und seine Dindonette
Betrugen am ersten Tage sich wie zwey Tauben, gespannt
An Cypriens Wagen; allein, kaum war die Sache bekannt,
So eiferten schon die Schwestern in die Wette

V. 282 — 306.

Kein anders kennt, als ewig dich zu lieben,
Wem, Theu'rste, ist dieſs mehr bekannt als Dir?
Indessen kann ich doch ein heimliches
Verlangen nach dem Vorzug, den euch die Natur
Vor mir gegönnt, nicht immer unterdrücken.
Ja, Selima, um deinetwillen, nur
Dich anzuschauen, wünsch' ich mir zu sehen.
Ich wollte leicht der Morgenröthe Schimmern,
Der Wolken Farben, das Gepräng des Frühlings,
Des Himmels Blau, und was du sonst mir rühmst,
Dieſs alles wollt ich missen — Aber, sage,
Ist's strafbar, daſs ich Dich zu sehen wünsche?
Wie gern ich auch von unsern Hirten Dich
Besingen höre, immer macht es mich
Ein wenig traurig, daſs ich kaum das dritte Wort
Von deinem Lob mir selbst erklären kann.
Die rabenschwarzen Locken, deren Nacht
Des Nackens Alabasterglanz erhebt,
Die blauen Adern, die durch Lilien
Und Rosen dir um Hals und Busen spielen,
Der Lippen Nelkenroth, das warme Licht
Der seelenvollen Augen — Alle diese Worte
Entzücken mich, doch faſs' ich nichts davon.
Ich sinne nach, ob in den tiefſten Falten
Der Seele nicht dazu die Bilder liegen;

V. 307 — 330.

Ich steh' und träum', unzählige Fantomen
Umschweben mich, und schwinden wieder plötzlich
In dünne Luft; doch, wie ich mich bestrebe,
So bleibt mir, was ihr Glanz und Farben nennt,
Was unerforschliches. — O Selima,
Wie wär' ich glücklich, wenn ich, wie du oft
Zu können rühmst, dein Herz in deinen Mienen
Zu lesen wüſste? Wenn ich schon von ferne,
Eh mich dein Arm, eh mich dein Mund erreicht,
Dich gegenwärtig fühlte; deine Blicke
Voll Liebe, deine ausgestreckten Arme
Den meinigen entgegen eilen fühlte!
Welch eine Gunst des Himmels muſs das seyn,
Mit diesen Augen aus des andern Blicken,
Bloſs durch das Anseh'n, ohne Mund und Ohr,
Einander zu versteh'n, sich zu besprechen,
Und, sonder Schall, die innersten Gedanken
Der Seelen anzuhören! Welche Wunder
Von leisen Harmonien müssen nicht
Dem Aug' entflieſsen, das zu gleicher Zeit
Des Mundes und des Ohres Dienste leistet!

Vielleicht, sprach Selima, und seufzte zärtlich,
Daſs eine Gottheit deine Wünsche hört;
Vielleicht sind diese unbekannten Freuden

Dir näher als du hoffest. — So besprachen
Die Liebenden sich zärtlich mit einander,
Bis sich die Sonne hinter die Gebirge
Hinabgesenkt, und sie die kühle Nacht
Zur Wohnung, in des Schlummers Arme, rief.

Noch lag das Mädchen auf dem weichen Lager
Von sanfter Ruh umfangen, als ihr Schutzgeist
In Traumgestalten, die er ihrer Seele
Aus leichter Luft gebildet vorstellt,
Vor ihr erscheint. Der Jugendglanz des Himmels
Umflieſst sein Haupt, aus dessen hellen Locken
Nektarne Rosen nie verblühend athmen.
So stand der Genius vor ihr, und sprach
Mit wundersüſser Stimme: Dein Verlangen,
O Erdentochter, flog nicht ungehört
Vor meinem Ohr vorüber. Siehe den in mir,
In dessen unsichtbaren Armen du
Dich von der Kindheit an entfaltet hast.
Da du geboren wurdest, ging ich hin,
Dein Genius zu seyn. Ich habe dich
Mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit
Vom ersten Augenblick geliebt. Ich war's,
Dem du, ein Kind noch, an der Mutter Busen
Zulächeltest, wenn ich den glüh'nden Wangen

Mit Rosenflügeln Luft und Schlummer zugoſs.
Ich hört' es, wenn dein Herz mit offner Unschuld
Geliebt zu seyn, am Frühlingsmorgen seufzte.
Ich war's, der dich in jene Schatten rief,
Wo Selim deine Stimme hört' und liebte.
Vollkommen sey es dann, das Glück, das ich
Euch zugedacht, ihr seyd des Glückes würdig.
Dein Freund soll sehen! — Selima, du selbst
Sollst zu der Seligkeit, dich zu besitzen,
Auch das Gesicht ihm schenken. Im Gebirge,
Das ostwärts diese Flur umthürmt, da rauschet
Ein schneller Bach von seinem Ursprung weg:
An dessen Krümmen gehe durch die Reihen
Der Weiden fort, bis du den Quell entdeckest,
Dem er entspringt. Dort blühet ein Gewächse
Von weichen Blättern, gleich der Balsamstaude.
Der Blüte Gold, der stärkende Geruch
Verräth es gleich; doch grünt es unbemerkt,
Wie viele Kräfte, die im Schooſs der Erde
Dem Menschen, der die Schöpfung auszuspähen
Verdrossen ist, und lieber Hirngeburten
Und Schattenwelten träumt, verborgen bleiben.
Von diesem brich zwey junge Blätter ab,
Und lege sie des Abends auf die Augen
Des Jünglings hin. Kaum wird ihr seidnes Haar

Sie sanft berühren, so entweicht ein Häutchen,
Und giebt dem Licht den lang verwehrten Durchgang.

So sprach er und verschwand. Das Mädchen fuhr
Unruhig auf, und sann erstaunt und zweifelnd
Dem Traumgesichte nach; doch däucht' es ihr
Mehr als ein Nachtgeschöpf der Fantasie;
Bald machte die Begier, es wahr zu finden,
Die scheinbare Vermuthung zur Gewiſsheit.
Nun eilte sie beym ersten Morgenroth
Dem Berge zu, den ihr der Geist beschrieb,
Fand den erwünschten Bach, und ging so lange
Mit froher Furcht an seinen Hörnern fort,
Bis sich die Klippe zeigte, wo er sprudelnd
Aus einer Ritze quoll. Ein sanfter Wind
Trug ihr die süſse Kraft der heil'gen Pflanze
Von ferne zu; sie zitterte vor Freuden,
Sucht' und erblickte sie, und sprang hinzu,
Und brach, wie ihr der Geist befohlen, schaudernd,
Zwey Blätter ab. Jetzt flog sie hoffnungsvoll
Zurück, und sah' schon die Entzückungen
Des Freundes, wenn er nun durch sie die Welt
Und sie erblickte; frohe Thränen perlten
Von ihren Wangen. Unter diesen Träumen
Betrog sie die Beschwerlichkeit des Weges.

Es war schon Abend, da sie wieder kam.
Mit ungeduld'gen Armen wartet Selim
Auf ihre Ankunft. Weil sie unbemerkt
Entwichen war, erschöpfte sich sein Herz
In traurigen selbst quälenden Gedanken,
Doch desto freudiger war die Umarmung
Der Wiederkommenden, die kaum die Ursach,
Warum sie heimlich floh', verbergen konnte.
Sie wandte vor verirrt zu seyn, da sie,
Zum Kranz ihm Morgenblumen abzubrechen,
Ins Feld gegangen, und ein fremder Vogel,
Mit hohen Farben, schüchtern vor ihr hüpfend,
Sie nachgelockt. Nun gingen sie im Paar
Die Abendsonne zu genieſsen, nach dem Hügel,
Der des Besuchs gewohnt sich lieblicher
Als andre schmückte. Beide nahm ein Öhlbaum
In seine Dämm'rung. Jetzt sprach Selima
Zu Selim, dem sein nahes Glück nicht schwante:

Wie, meinst du, Selim, da der Erde Frühling
So lieblich ist, wie muſs des Paradieses
Äther'sche Schönheit seyn, womit die Tugend
Den Seelen schmeichelt, die ihr hier getreu sind?
Welch süſser Schauer wird uns dann ergreifen,
Wenn, wie aus einem Traum erwachend, wir

Ins wahre Leben uns versetzet seh'n;
Die Wollust, die uns hier entzücken konnte,
Wie klein und kindisch wird sie dann uns scheinen?
Kaum werden wir, zu gröſs'rer Lust erweitert,
Es glauben können, daſs wir Menschen waren.

So sprach sie. Selim hört sie mit Verwundrung.
Sie rafft sich auf, umarmt ihn fröhlich bebend,
Und drückt die Blätter auf sein Auge; gleich
Entweicht das Häutchen, und sie tritt zurück.

Der Jüngling sieht. Ein nie empfund'ner Schauer
Erschüttert mächtig seine ganze Seele,
Da in der aufgeblühten Pracht des Frühlings
Die schöne Welt sich ihm zum ersten Mahl
Im Sonnenglanz, in ihrer Färbung, zeigt.
Lang steht er starr und sprachlos, auſser sich
Hinweg gezückt — Zuletzt nach langem Schweigen,
Bricht die Verwundrung aus den offnen Lippen:

Wie ist mir? Bin ichs selbst? In welche Welt
Bin ich verzückt? Wo lieſs ich meinen Körper?
Was für Gestalten, was für neue Wunder
Umzittern mein noch furchtsam Aug'? O Himmel!
Ist dieses das Gesicht? Sind dieſs die Farben?
Ist dieſs der Sonne Schimmer, den ich dort
Durch jene Büsche wallend lodern sehe?

V. 452 — 475.

O! was für neue nahmenlose Freuden
Umströmen mich! Ein Augenblick gab mir
Ein neues Wesen, und ein zweytes Leben!
Bin ich vielleicht in einer andern Welt?
Im Paradies? — Doch warum hör' ich nichts?
Ward mir für diesen neuen Sinn der übrigen
Genuſs entzogen? Oder duften hier
Die Blumen nicht? Tönt hier kein Hain von Liedern?
Doch nein! ich fühle noch — Dieſs ist mein Leib,
Dieſs ist der Boden, wo ich stand; die Farben
Die ich erblicke, sind die Blumen selbst
Die ich betrete; schon empfind ich wieder
Bekannte Düfte mir entgegen wallen.
Ich bins — und Selima — Sie drückt', ich weiſs nicht was
Auf jedes Aug', und schnell entfloh' sie mir.
Ich seh', und sie entflieht! — O Selima,
Hörst du mich nicht? Soll ich nur Dich nicht sehen?
Was nützte mir alsdann der Augen Licht?
Bist du vielleicht der Preis für das Geschenk,
Das mir ein Gott gemacht? Die Welt zu sehen,
Soll ich dich seinen Armen überlassen?
Ach! Selima, so schön die Welt auch ist,
Wo Du mir fehlst, um die ich Welten gäbe,
Ist keine Welt für mich! — Was seh' ich? welche

Erscheinung! Welche göttliche
Gestalt ist dieſs? — welch ein Gefühl von Wonne
Durchwallt mit süſsen Schauern meine Adern?
Soll ich dir glauben, mein entzücktes Herz?
Ist Selima die Göttin, die ich sehe?
Doch deine Majestät — Ja Selima, du bist's,
Ich fühl's, die Liebe ist, was mir so rührend
Aus deinem sanften Aug' entgegen strahlet;
Du bists — Hier fällt der dichterische Pinsel
Mir aus der Hand — Nur Thomson oder Tasso
Vollendete das schmelzende Gemählde.

Nachdem sie aus den stärksten Wallungen
Der Freude sich erhohlt, und Selima
Dem Wundernden die himmlische Erscheinung,
Die ihres Glückes Ursach' war, berichtet,
Sagt Selim, und umarmet sie, und drückt
An seine Brust des Mädchens sanfte Hand:

O Selima, jetzt leb' ich erst, jetzt fühl' ich's,
Mein vorig Leben war vom wirklichen
Ein Schatten nur! Nun bin ich erst erschaffen!
Dich seh' ich jetzt! O gönne mir die Wollust
Dich anzusehen! unersättlich immer
Dich anzuschauen! — So ist dieſs die Stirn,
Um die sich sanft das braune Haar verliert!

V. 500 — 523.

Sind dieſs die Augen — welch ein ſüſser Glanz!
Gewiſs hier wohnt der Geist, hier strahlet er
In Blicke aus! O! wende deine Augen,
Ihr Feuer blendet mich! — Doch, Schönste, nein,
Verbirg sie nicht, sie, die ein ſüſsers Licht
Als Sonnenschein in meine Seele strahlen.
Ich zittre, wenn sie, auch nur Augenblicke lang,
Mir nicht die Zärtlichkeiten deines Herzens
In ihrer holden Sprache, meinen Augen
Nur hörbar, sagen. — Ja, hier nähert sich
Mein Geist dem deinen, hier durchschau'n sie sich,
Hier flieſsen die zerschmolznen Seelen selbst
In liebestrunkner Zärtlichkeit zusammen!

So ruft er, dann durchzählt sein gieriger
Entzückter Blick die Reitzungen von einer
Zur andern, die zum ersten Mahle sich
Verschämt dem unverwöhnten Auge zeigten:
Den Nelkenmund, der unter seinen Küssen
Zu höh'rer Röthe schwillt, die Rosenwangen,
Den edlen Hals, um dessen Marmorweiſse
Die Locken ihren braunen Schatten werfen,
Die schöne Brust, die halb verhüllt ihn blendet,
Den runden Arm, die kleine weiſse Hand.
Untadelhaft ist was er sieht; so schön,

Ihr gutes Vernehmen zu stören; die schlaue Kolifischette,
Die Blonde der Blonden, ja Leoparde sogar,
Die noch vor wenig Tagen so unerbittlich war,
Nun alle zum Schaden der guten Schwester geschäftig,
Sie machten, zugleich, mit vereintem Sturm und Drang,
Von dreyen Seiten dem armen Wichte bang;

10.

So bang, daſs jede andre für ihn gezittert hätte:
Allein der frommen Dindonette
Fiel eher des Himmels Sturz als solch ein Argwohn ein.
Das Schlimmste dabey (denn Unglück kommt selten allein)
War, daſs auch Karamell wieder sich bey ihr einzuschmiegen
Sehr eifrig schien, wiewohl die sprudelnde Kolifischon
Und Schatulliöse die Keusche schier bey den Köpfen sich kriegen,
Sein Herz (als dessen Preis, seitdem die letzte davon
Den ganzen Werth erfuhr, um Cent pro Cent gestiegen)
Zu eignem Profit der andern abzulügen.

Nicht schöner, stand die Göttin von Cythere,
O Tizian, vor deiner Fantasie:
Jetzt wurde wahr, was einst ein Weiser sprach:
Das Auge sieht, und wird nicht satt vom Sehen.

Doch endlich wirft er den geblendeten
Noch ungeübten Blick auf andre Gegenstände,
Auf Hügel, die im Abendroth noch glühten,
Erhab'ne Cedernhaine, stille Thäler,
Wo Silberbäche sich durch Myrten wanden,
Und Gärten, wo ein jeder Hauch des Zefyrs
Den Grund mit einem Schnee von Blüthen deckte.
Er irrt in einem Labyrinth von lieblichen
Gesichten, jede Wendung, jeder Blick
Eröffnet der Bewund'rung neue Scenen.
Doch allgemach verdoppeln sich die Schatten,
Ein lieblich dämmernd Braun verhüllt die Farben
Der bunten Flora, und die ferne Landschaft
Verliert sich schon im blauen Duft der Nacht.
Schon steigt der Mond herauf, und seltne Sterne
Durchirren schon mit mattem Strahl die Tiefen
Des dunkeln Athers. Selim sieht erstaunt
Den Schauplatz der Natur so schnell verwandelt;
Ein süſser Ernst, ein anmuthsvolles Grauen,
Bemächtig't sich der sanft bestürzten Seele

Des Schauenden; er schweigt, ein fey'rlich Staunen
Zieht seinen Geist mit seinem Blick empor.

Nach langem Schweigen sieht er, wie erwachend,
Nach Selima sich um, er drückt sie zärtlicher
An seine Brust, und Freudenthränen rollen
Auf ihre Wangen, die an seinen ruhen.
O Selima, so ruft er voll Entzückung,
Welch ein Gedanke war's, zu dem mein Geist
Erhöhet ward! — Wie groſs, wie liebenswürdig,
Ist Er, der uns und diese Welt erschuf!
Mich dünkt, ich seh' ihn hier im Widerscheine,
Wie dort der Mond im stillen See sich spiegelt.
Ja, Schöpfer! ich empfinde heiligschauernd
Dich gegenwärtig! Du erscheinest mir
Im lichten Glanz des farbenreichen Frühlings;
Dich hör' ich in den freyen Melodien
Der Nachtigall; ich fühle Dich im Säuseln
Der Abendluft, die meine Stirne kühlt.
O Selima, laſs uns das Leben brauchen,
Ihn stets zu loben, ihn durch unsre Freude,
Durch unser Glück und ein zufried'nes Herz
Zu loben! Ihn, den Schöpfer unsers Glückes.

So sprach der Jüngling, voll zufried'ner Inbrunst,
Und sank ans Herz der zärtlichen Geliebten,

V. 572 — 582.

Und küſste die entzückten Thränen auf,
Die, als er sprach, in ihren Augen blinkten;
Geliebte Thränen, Zeugen von der Hoheit
Der Seele, die sich überirdisch fühlt!
So, Doris, hat dein seelenvolles Auge
Vor überwallender Empfindung oft
Mir zugeweint; in deinem Antlitz waren
Des Himmels Mienen — Laſs dein eignes Herz
Dieſs Bild vollenden, dessen Angedenken
Nun, fern von dir, bis uns der Tod vereinet,
Mein trauernd Herz mit süſsen Schmerzen füllt.

BRIEFE

VON

VERSTORBENEN

AN

HINTERLASSENE FREUNDE.

1753.

ERSTER BRIEF.

ALEXIS AN DION.

INHALT.

Alexis, der in seinem Erdeleben blind gewesen war, entdeckt seinem Freunde die Ursache davon, und beschreibt seinen Eintritt in die unsichtbare Welt, seine ersten Gefühle in diesem neuen Zustande, seine Gespräche mit dem Engel, der ihn führte, und seine gegenwärtige Glückseligkeit.

V. 1 — 3.

Freund, die Liebe, die uns im irdischen Leben vereinte,
Hat mein Sterben erhöht. Wie könnt' ich mein himmlisches Glück dir
Länger verhehlen, da einst uns jede Freude gemein war?

V. 4 — 15.

Billig weih' ich die Erstlinge dir der himmlische Früchte
Deiner göttlichen Freundschaft, die ich mit Seraſi breche.
Doch du genieſsest sie schon, indem dein Freun sie genieſset,
Und durch dich sie genieſst. Welch eine himmlisch Wollust
Muſs es durch dein Innerstes athmen, das süſs Bewuſstseyn
Einen Engel gebildet zu haben! So lohnet di Weisheit!

Dion, du weiſst, wie freudig der Tod mich fand ihm zu folgen,
Ja ganz thränenfrey, hätte mich nicht mein Dio gehalten,
Und die Klagen der zärtlichen Schwester. — Ic hoffte vom Tode
Was mir ein nächtliches Leben verweigert hatte still lauschend
Horchte mein Ohr dem Rauschen des Todesengel entgegen,
Dem ich flehte, zu eilen. Er kam. Sein kältend Anhauch

V. 16 — 27.

Schauerte sanft durch jede Ader; nur flüsternden Lüſtchen
Ahnlich, berührte mein Ohr die weinende Stimme der Freundschaft,
Und jetzt sank ich in süſse Betäubung, so sanft, wie der Abend
In die Arme der Nacht auf weiche Blumen dahin sinkt.

Als ich erwachte, o Wunder! so schwebt ich, vom Körper entfesselt,
Und von ätherischem Schimmer umflossen, über dem Lager,
Wo ich die irdische Schale gelassen, um die ihr im Kreise
Sprachlos standet. Mit schüchternem Blick voll froher Verwundrung
Sah ich zweifelnd umher, und, des Lichts noch ungewohnt, schlossen
Immer die Augen sich wieder, wiewohl der irdische Mittag
Einem ätherischen Auge nur matter dämmernder Glanz scheint.
Lange sah ich euch an: doch deine geliebte Melinde

V. 28 — 40.

Strahlte mir bald am stärksten ins Antlitz. Mit bebendem Herzen
Naht ich mich ihr, von heiligen Sympathien gezogen,
Voll Gefühles, wozu die menschliche Zärtlichkeit keinen
Nahmen erfand, aus Ehrfurcht, Mitleid und Liebe gemischet.
O wie schien sie mir schön, obgleich vom Kummer umwölket,
Wie ein sterbender Frühling! Die Hoheit der göttlichen Seele
Drang aus den bangen Zügen hervor; sie sah auf den Leichnam
Selbst halb seelenlos hin; mein Herz zerfloſs mir in Mitleid.
Lange stand sie, und sah mit starrem Auge gen Himmel,
Thränenlos, mit schwer athmender Brust; und Todesblässe
Deckte die Wangen, bis endlich der Schmerz vom Herzen zurück trat,
Und in Thränen zerfloſs. Voll inniger Zärtlichkeit naht ich
Sie zu entküssen, der göttlichen Schwester, mit offenen Armen,

V. 41 — 52.

Als ein himmlischer Glanz, mich rings umgebend, in seinen
Blitzenden Wirbel, mit sanfter Gewalt, mich plötzlich empor zog.

Eine Göttergestalt trat aus dem eröffneten Lichtkreis
Majestätisch hervor, und löschte der irdischen Schönheit
Dunklere Bilder aus meinem Gemüth', wie die steigende Sonne
Schnell das Morgengewölk und die flüchtigen Schimmer der Dämm'rung
Löscht, und in triumfierendem Glanz den Himmel erfüllet.
Mein zu junges Gesicht ertrug den Anblick des Engels
Einen Augenblick kaum; ich sank in sanfter Betäubung
Ihm in die zärtlich eröffneten Arme. Die himmlischen Lüfte,
Die sein düftender Fittig verweht', erweckten bald wieder
Mein entschlafnes Gefühl. Er hatte mit schwächeren Farben

11.

„Und wie benahm sich denn Herr Karamell dabey?“
Er wollte nicht hören noch sehn, lag seiner schönen Runden
Den ganzen Tag auf dem Hals, und machte ganz offen und frey
Den *Cicisbeo* bey ihr. Ihr, die sich ein wenig gebunden
Mit Blömuranten glaubt, doch, ohne Ziererey,
Dem andern nicht weniger gut ist, und ungefähr einerley,
Mehr oder minder, für beide seit ihrer Bekanntschaft empfunden,
Sind beide lästig, der eine mit seiner Schwärmerey,
Der andre mit seinem ewigen Klagen,
So daſs sie oft Lust hat, beiden auf einmahl abzusagen.

12.

Dieſs alles machte die Burg zu einem Aufenthalt,
Woraus, wiewohl er beständig von Lustgetümmel erschallt,
Sich jedermann wünscht, je bälder je lieber zu scheiden.
Der Neger selbst, des Spaſses, den er sich

V. 53 — 65.

Seine zu göttliche Pracht gemildert. Jetzt sah ich ihn kühner
Und bald unverrückt an: die Liebe, die mir sein Lächeln
Eingoſs, stärkte mein Auge zum überirdischen Auftritt,
Der mir entgegen glänzt'. Er hieſs mich folgen. Wie lieblich
Floſs sein Befehl aus den ewig blühenden Lippen! So lieblich
War nicht das süſse Stammeln, das dich in Entzükkungen setzte,
Als dir in deiner seligsten Stunde die sanfte Melinde,
Daſs sie dich liebe, mit zärtlichen Seufzern der Unschuld bekannte.
Liebevoll sah ich noch einmahl zurück auf die weinende Schöne;
Einmahl auf dich, dann folgt ich dem Engel durch Seen von Strahlen,
Welche die milde Sonn' aus tausend Quellen hervor giebt,
Welten zu tränken. Mein Blick zerfloſs in der blendenden Aussicht
Durch den ätherischen Raum. Sein unermeſslicher Umfang

V. 66 — 77.

War noch glänzendes Chaos für mich. Indem wir so flogen,
Sprach mein Führer, und zog wie einen Schleyer von Wolken
Über mein Antlitz, den mächtigen Einbruch des Tages zu dämpfen,
Der mich blendete. Sohn, (so sprach mein göttlicher Führer)
„Unterdeſs, bis dein Auge des himmlischen Lichtes gewohnt wird,
Höre mir zu, und lerne mich lieben. Von deinen Freunden
Bin ich der erst' und zärtlichst'. Ich habe, vom Schöpfer befehligt,
Da du gezeugt wardst, dich zur dunkeln Erde begleitet.
Unter mir wuchsest du auf, ob meine wachsame Sorgfalt
Dir gleich unsichtbar war. Ich wars (kaum wirst du es glauben)
Der in der ersten Kindheit die Quelle des Lichtes dir stopfte,
Da du am Busen der Mutter noch lagst in kindischer Schönheit,

V. 78 — 90.

Ihre geliebteste Lust und von der freygebigen Hoffnung
Schon mit jedem Glücke begabt. — In welche Betrübniſs
Stürzte sie meine Wohlthat! Wie viele thörichte Zähren
Wurden geweint, indem dein Engel sich über dir freute!
Auch du empfandst den Verlust und weintest, die liebende Mutter
Nimmer mit lächelndem Blick auf dich sich neigen zu sehen,
Wenn du an ihrem Halse mit schmeichelnder Zärtlichkeit scherztest.
Ach! sie wuſste nicht, welche Gefahr die gierigen Augen
Dir bereiteten; schöne Gefahren, worin sich die Seele
Willig verliert. Die Vorsicht sah die verderblichen Netze,
Welche die irdische Schönheit dir legen würde. Man nennt sie
Freuden, ein lockender Nahme, wie viele hat er getäuschet!
Dein zu empfindliches Herz, das jeder Wollust sich aufthat,

Hätte sich unvorsichtig in sanft verstrickenden Blicken
Jeder Sirene gefangen. Die Vorsicht wuſst' es, und nahm dir
Augen, die nur den blumigen Weg zum Verderben zu leuchten,
Schöner und feuriger glänzten. Schon manche willige Seele
Hat ein reitzendes Aug' in Labyrinthe von Freuden
Täuschend gelockt, und dem stygischen Drachen, der Nachreu, geliefert,
Der den Ausgang bewacht. — Zwar jetzo würden die Dinge,
Welche die Menschen der Tugend entlocken, dir lächerlich scheinen.
Was Gefahren für Sterbliche sind, ist helleren Geistern
Kindischer Tand. Was ist der Schimmer von blitzenden Kieseln
Um der Könige Haupt? was tausend goldene Sklaven
Dem, der über dem Kreise der Sonnen, die himmlischen Scharen
Zahllos, in göttlichem Glanz, vor dem die Sonnen erblassen,
Um die Stufen des Throns anbetend liegen gesehn hat?

V. 105 — 118.

Was sind schäumende Becher mit ihren taumelnden Freuden,
Rosenarmige Mädchen und lockende Myrtengebüsche
Voll verliebten Gemurmels, Entzückung und Seufzer der Wollust,
Kränze tanzender Nymfen, und Töne voll schmachtenden Reitzes,
Einem unsterblichen Geist, von dem Ein groſser Gedanke
Schöner ist, als das ganze Gepränge des leblosen Stoffes;
Dessen Begierden noch selbst im Besitz unzähliger Welten
Fordern würden? Kann sie, die stolze Verwandte der Engel,
An Glycerions Busen nur sterblich zu seyn sich bereden?
Dennoch, du weiſst es, geschieht dieſs auf Erden. O danke der Vorsicht,
Daſs du es nicht von der Reue gelernt. Du, Glücklicher, sahest
Nie die holden Verführerinnen in ihrem Triumfe,
Leichter ward es dir, immer getreu der Weisheit zu bleiben,
Da du niemahls den Reitz der Nebenbuhlerin sahest,

Die ihr so viele Verehrer entlockt. Zwar ist auch die Tugend
Schön, und die Mutter des reinsten Vergnügens; doch flüchtigen Augen
Unsichtbar, und zu geistig. Sie führt vom Genusse zur Hoffnung,
Und wie schwach ist der Mensch, durch gegenwärtiger Wollust
Stärkern Glanz in die Zukunft hindurch zu schauen? — Zuweilen
Zeigt sich die Tugend sogar in sinnliche Schönheit verkleidet,
Und wer liebt sie da nicht? Doch wird sie in goldenen Zimmern
Selten gefunden, noch seltner auf Rosenwangen. Sie meidet
Gern die Gestalt, in welcher vermummte Laster oft lauern.
Sie in ihrer unsterblichen Schöne, in himmlischem Schmucke
Königlich in den Reichen der unvergänglichen Wonne
Herrschen zu sehn, ist Engeln und edlern Welten gegönnet,

Sterblichen nicht. Wie leicht, wenn sie, wie die lächelnde Venus,
Mit Entzückung und Scherzen umgeben den Menschen erschiene,
Würde die Thorheit mit ihrem Gefolg in die Reihen sich mischen,
Und ein vertünchtes Scheusal für Tugend umarmet werden! —
Doch, ich sage dir, was ich dich selbst, die Vorsicht zu retten,
Deinem würdigen Freund oft in der einsamen Laube
Sagen hörte. — Noch ist die Erinn'rung der Stunden mir lieblich,
Da mich der süſse Ton vertrauter Gespräche der Freundschaft
Von olympischen Symfonien zurück hielt. Ergetzend
Schallt es in eines Unsterblichen Ohr, wenn liebende Menschen
Sich in schweigenden Schatten von ihrem Glücke besprechen;
Lieblicher, wenn ein Jüngling den bildsamen Freund, in dem Busen
Eines umhüllenden Thals am kühlen Abend die Weisheit

Lieben lehret; die Weisheit, die staubigen Winkeln gehäſsig
Oft in Hainen geseh'n wird, und willig dem Jüngling begegnet,
Der sein Herz ihr eröffnet. Wie oft hat dieses Vergnügen
Mir dein Dion gegeben? Von seinen beredtsamen Lippen
Floſs ambrosische Wahrheit: die Überzeugung belebte
Seine Reden, er red'te nur was er erfahren, und fühlte.
Und wie eröffnete sich dein Herz so willig der Weisheit!
Da dir die sichtbare Welt verschlossen ward, wandte dein Geist sich
In sich selber, und ward mit seiner Bestimmung bekannter;
Hörte lauschend die fordernden Stimmen der zartesten Triebe,
Und, statt jener betrüglich süſsen vergiftenden Früchte,
Die der fette verwilderte Boden der Sinnlichkeit zeuget,
Nährtest du sie mit Freundschaft und Hoffnung, der einzigen Speise,

V. 157 — 169.

Die sie auf Erden erquickt, in deren erkältendem Grunde
Echte, unsterbliche Freude nicht wurzelt. Leer an Fantomen,
Deren Geräusch die Stille der ernsten Ideen nur störet,
Konntest du im Verborgnen die holde Weisheit umarmen,
Die dir nun in die Ewigkeit folgt. Und diese, Geliebter,
Ist nun dein; ein uferlos Meer unerschöpflicher Freuden,
Dich und Engel zu tränken. Für wenige nächtliche Stunden
Öffnen sich dir Äonen voll Licht in unendlichen Reihen,
Eifernd breiten vor dir Myriaden göttlicher Welten
Ihre Reitzungen aus, verschiedner und weniger zählbar,
Als die Blumen, die über ein irdisches Hybla der Frühling
Streuet. Hier führt der Genuſs, von keinem Wunsche gestöret,
Stets zum höhern Genuſs; der müſste Gott zu seyn wünschen,

Mit Bambo's Töchtern gemacht, so satt als — ihr und ich,
Entschlieſst sich, den Knoten der Posse auf einmahl durchzuschneiden.
Wir gehn hier, spricht er zu ihnen, vor langer Weile zu Grund,
Es ist die höchste Zeit uns eine Veränd'rung zu machen.
In diesem Augenblick thut ein junger Sylfe mir kund,
Es gebe, nicht weit von hier, auf morgen was zu lachen.

13.

Ein Paar, wie noch keines gewesen, beschwört den ewigen Bund
Der Lieb' und Treu' in Hymens kleinem Tempel.
Nie sah man ein schrecklicher Warnungs-Exempel
Von Amors Tyranney auf diesem Erdenrund:
Der Bräutigam jung und schön, die Braut die häſslichste Kröte
Die je auf Leder gegangen, und doch der Schwärmerey
Nichts gleich, wovon der Mensch für sie besessen sey. —
„Gut, spricht Leoparde verächtlich, (wiewohl die plötzliche Röthe,
Die ihre Wangen umzog, dem Antiseladon
Nicht unbemerkt blieb) wir wissen etwas davon;

V. 170 — 181.

Der hier noch wünschen könnte, wo Engel in Überfluſs schwimmen.
Aber der strengere Flug ermüdet dich, laſs uns hier ruhen,
Denn wir werden, bis wir dein künftiges Wohnhaus erreichen,
Manchen Himmel durchstrahlen.“ So sprach mein Schutzgeist, und stand jetzt
Neben mir auf dem kristallenen Gürtel des fernen Saturnus.

Jetzo hub ich mein Aug' empor, und sahe verwundernd
In die ätherischen Felder. Da flammten unzählbare Sterne
Um mich in grenzlosen Weiten; die einen schossen wie Blitze
In das geblendete Auge; die andern, dem Abendstern ähnlich,
Hauchten ein sanfteres Licht. In weiten helleren Kreisen
Ruhten die Sonnen in göttlicher Pracht; in kreisendem Fluge
Drängten sich, zahllos, die Erden zu ihrem beseelenden Lichte.

V. 182 — 193.

Dreymahl sank ich entzückt auf mein Antlitz, erhabne Gedanken
Schwellten in meiner Seele sich auf, und strebten gen Himmel,
Hin zu dem göttlichen Licht, von dem die Funken hier schwammen.
Auch der Engel, wiewohl des göttlichen Schauspiels gewohnet,
Theilete mein Entzücken, und sah mit denkenden Augen
Bald in die sternvolle Tiefe, bald auf mein Antlitz, das heller
Schimmert'. Jetzt stürzt ich behend in den glänzenden Abgrund mich wieder,
Athmete geitzig die himmlische Luft, und fühlt' es, o Dion,
Daſs hier mein Vaterland sey. Wir flogen weiter. Die Freude
Über mein neues Leben gab meinem Fluge des Lichtes
Schnelligkeit. Ganze Himmel entflohen mit ihren Gestirnen
Unter uns weg. Schon schaut' ich mit festern geübteren Blicken

V. 194 — 206.

In den ätherischen Ocean hin. Wie staunt' ich aufs neue,
Da ich, was ich für Wüsten gehalten, von glänzenden Wesen
Wimmeln sah; Thieren, von seltsamer Bildung, ätherischen Fischen,
Wenn ich so sagen kann. Die Wogen des grundlosen Athers
Rauschten von ihren vielfarbigen Schwingen. Kein reisender Engel
Steht so betroffen, wie ich, indem er vom eilenden Fluge
Seitwärts zur Erde sich lenkt, die Wunder der Schöpfung zu sehen,
Die ihr wallender Busen enthält. Durch berstende Meere
Eilt sein glänzender Fuſs, von einer Nais geleitet,
Zum kristallnen Palast des Herrschers der Wasser. Hier schimmert
In den erhabnen Gewölben der ganze Reichthum des Meeres,
Perlen und funkelnde Stein' und tausendfarbige Muscheln,
Die an Bildung und blühendem Schmelz die Blumen des Frühlings

V. 207 — 219.

Übertreffen. Das Auge, das edlere Welten gesehn hat,
Säumt sich auf diesen Wundern. Jetzt mustert der König der Meere
Seine Scharen vor ihm; da wälzen sich lebende Berge
Bey ihm vorbey; ein unzählbares Volk aus Seen und Flüssen,
Vielfach an Bildung und Leben, verwandt mit Thieren und Vögeln,
Rauscht den mächtigern nach; auch bringen gezähmte Delfine
Perlenfarbene Nymfen, sie kommen aus silbernen Grotten,
Oder Korallenhainen: Der Engel erstaunet, die Erde,
Und die befiederte Luft im Wasser nachgeahmt sehend,
Menschliche Fisch' und schuppige Vögel und thierische Pflanzen.
Freund, ich erstaunte noch mehr. Doch könnt' ich, was ich gesehen,
In der irdischen Sprache dir mahlen? Die Sprache der Engel
Selber ist noch zu arm die Wunder des Schöpfers zu nennen.

Mein Begleiter sah meinen Geist in Bewundrung versunken,
Ob ich gleich schwieg. Er sagte: wie billig entzückt dich der Anblick
Einer dir neuen Schöpfung! Du glaubst die Gottheit zu sehen,
Die du vorher nur geahnt. Du fühlst sie dir näher, und schmeckest
Still in dir selbst die Seligkeiten des groſsen Gedankens,
Daſs, Der diese Himmel ins Leben hauchte, dich liebet,
Er, dem diese Sonnen, von seiner Urkraft gezogen,
Zitternd sich nähern, in dessen Beschauung der göttliche Cherub
Keines Anblicks die Schöpfung zu seinen Füſsen mehr würdigt.
Aber wie wirst du erstaunen, wenn dich die Erfahrung gelehrt hat,
Daſs du nur einen Winkel des unermeſslichen Weltbau's
Mit überlaufendem Blicke geseh'n. Die Ewigkeit hält dir
Einen Schatz von Erkenntnissen auf, den niemand erschöpfet.

V. 233 — 244.

Und wer könnt' es? Wo ist ein Erschaffner, die Grenzen der Schöpfung
Auszufinden? Die Grenzen der alles vermögenden Güte?
Hier, hier wachsen die Flügel der Seele, die göttliche Liebe,
Liebe zum einzigen Wesen, dem alle Herzen gehören,
Zu dem Wesen der Wesen, dem, als er ins ewige Nichts sah,
Myriaden von Welten, dem neidischen Chaos entringend,
Lächelnd entgegen kamen: Zu Ihm, der mit Einem Hauche
Seines Mundes die Geister erschuf, in denen Sich Selbst Er
Nachgeahmt, Er, der Alles in Allem ist, Alles erfüllet,
Und wohin sein göttlicher Blick im unendlichen Raume
Ausstrahlt, immer sein eigenes Bild in unzähligen Spiegeln
Dargestellt sieht. Ihn sehen in jeder Sfäre des Himmels

Ihre Bewohner, ihn siehet im Staub und in Sonnen der Engel.
Nur der thierische Mensch, versunken im Schlamm des Stoffes,
Hat kein Auge, das Licht, das ihn durchleuchtet, zu sehen,
Hat kein Ohr zu vernehmen, was jeder Laut in der Schöpfung,
Was ihm der mächtige Einklang von allen Wesen verkündigt.
Dieſs ists, was den Besuch der Erde den Himmelsbewohnern
Widerlich macht. Verschlössen nicht hier und da einzelne Hütten
Menschen mit reinem Herzen und offnen inneren Sinnen,
O! wir scheu'ten den niedrigen Sitz des Lasters und Aufruhrs
Und die einzige Welt, die wider Gott sich empöret.

Während mein Führer dieſs sprach, entdeckte sich endlich die Sfäre,
Die ich bewohne, dem suchenden Aug'. Aus hundert Gestirnen

V. 257 — 269.

Strahlte sie prächtig hervor. Mit dreymahl schnellerem Flügel
Flohn wir ihr zu; ein süſs erquickender zirkelnder Lichtstrom
Ging von ihr aus; nie gefühlte Wollust durchstrahlte mein Wesen.
Ich empfand, daſs der Leib, womit mein himmlischer Schutzgeist,
Mich im Tode bekleidet, für diese Sfäre geschaffen,
Seine Geburtsluft hauchte, er schien mir verklärter und leichter.
Sieben saffirne Monde gehn mit harmonischen Schritten
Um sie herum. Mit der sanften Dämm'rung des fernsten Begleiters
Sanken wir auf die schönste der Welten. — Doch, Dion, hier schweigen
Alle Menschenbegriffe: was ich gefühlt und gesehen,
Wirst du alsdann erst fühlen und sehn, wenn die einzige Hoffnung,
Die der Tugend auf Erden erlaubt ist, der Tod dich mir zuführt.
Hier wo ich wohn' ist der Sitz der Schönheit. Die übrigen Sonnen

Scheinen nur Schatten von ihm. Ein Engel, der tausend Olympe
Durchgeflogen, verweilet sich hier; sein Fuſs, wie geheftet,
Säumt auf den lazurnen Hügeln, und fast vergiſst er im Anschau'n
Seines Fluges erhabnen Zweck. — Hier herrschet die Weisheit
Schattenfrey, einfach, göttlich, die Schöpferin ewiger Wollust.
Jeglicher Blick ist Wahrheit, in jeder Empfindung der Himmel;
Jede Minute schwingt sich, mit Lobe der Gottheit beladen,
Zum benachbarten Himmel der Himmel. Die heiligen Geister,
Die hier wohnen, umarmen mich irdischen Fremdling so zärtlich,
Als sie einander umarmen. Ich ruh an der reinesten Freude
Ewigem Brunnen. Ich bet', in Entzückungen ausgegossen,
Ihn, den Unendlichen an, der mich durch Tiefen von Liebe

V. 282 — 286.

So beseliget hat. — O Freund, zu welchem mein Herz sich
Mitten aus diesen Freuden nach deiner Erde gezogen
Fühlet, mein ähnlichster Freund, wenn kommst du, die Früchte der Tugend
Mit mir von Bäumen des Lebens zu brechen? Wenn werd ich dich wieder
Sehen, mit dir das Glück, das ich dir danke, zu theilen!

14.

Wir kennen, denk' ich, den Helden des Stückes,
Er nennt sich Amadis." — Wie? riefen aus Einem Ton
Die Schwestern, Amadis? — So ist die Reise schon
Beschlossen! Wir gehen alle, um Zeugen seines Glückes
Und seines Geschmacks zu seyn. — Ah! wiederhohlen sie oft,
Der Mann ist Amadis? Wer hätte so etwas gehofft?
Und ist sie wirklich so häſslich, die Dame der er fröhnet?
Fragt Schatulliöse, indem sie die Oberlippe sich beiſst. —
Man spricht, erwiedert der Neger, sehr viel von ihrem — Geist,
Des übrigen wird von Freunden mit keinem Wort erwähnet.

15.

„Der arme Mensch! Er dau'rt mich bey allem dem;
An einen solchen Balg sich zu henken!"
Spricht Dindonette. — Du kennst ihn? —
„Ihn kennen? das sollt' ich denken!

ZWEYTER BRIEF.

LUCINDE AN NARCISSA.

INHALT.

Lucinde, eine in ihrer Blüthe verstorbene Schöne, bemüht sich, eine in den gefährlichen Reitzungen der fröhlichen Welt verstrickte Freundin, auf den Weg zurück zu führen, der durch ein Leben voll Unschuld, Einfalt und heitrer Wonne, zu einer noch glücklichern Unsterblichkeit führt.

V. 1 — 3.

Mitten in Seligkeiten, die mir mit Engeln gemein sind,
Näher der Gottheit, und nie von der schönen Ruhe geschieden,
Deren Schatten, vom hohen Olymp auf die Erde geworfen,

V. 4 — 17.

Die betrogne Begierde der eiteln Sterblichen locket,
Seh ich aus Auen des Friedens, aus Welten voll himmlischer Schönheit
Oft zur Erde hinab, wo mein Glück, im Strahle der Gottheit
Jetzt zur Vollkommenheit reifend, die ersten Keime getrieben;
Wo noch der Irrgang der Zeit mir meine Geliebtesten aufhält.
Aber Narcissa, die Rose der Schönen, die Göttin des Reitzes,
Schimmert mit sieggewohnetem Aug' im goldenen Zirkel
Prächtiger Freuden, und hat schon ihre Lucinde vergessen,
Ihre Lucinde, die sich serafischen Armen entreiſset
Um sie zu seyn, und sie oft in die stolzen Gärten begleitet,
Welche zu Wüsten zu machen, ein Blick in den Frühling des Himmels
Schon genug ist. Zwar sah ich dein Herz in Wehmuth zerflieſsen,
Da dich der Tod Lucindens, die du vor wenigen Tagen,
Jugendlich froh und blühend wie eine Rose verlassen,

V. 18 — 29.

Überraschte; ein schwarzer versteinernder Anblick für Augen,
Die des Lächelns der Freude, wie meine Narcissa, gewohnt sind.
Doch du wandtest sie bald vom Grabe deiner Vertrauten
Auf dein geliebteres Selbst, und auf die Welt, die dir jetzo
Blühend erscheinet, wie du; bald hatten die Seufzer des Kummers
Sich im mächtigern Rauschen der Freuden des Lebens verloren.
Zwar noch schauerte manchmahl, wenn dich der Spiegel dir vorhielt,
Deine furchtsame Brust; du bebtest beym Anblick der Rosen,
Die du sonst mit gefälligem Blick zu betrachten gewohnt bist.
Trauriger Fall, der dich zwang, an ihr Verwelken zu denken!
Jetzt erblickte dein Spiegel zum ersten Mahl thränende Wangen;
Aber die Fröhlichkeit liefs dich nicht lange den ernsten Gedanken

V. 30 — 42.

Preis gegeben; Ergetzungen muſsten die Dünste zerstreuen,
Welche die grämliche düstre Vernunft aus dem Grabe der Freundin
Aufzog; bald gelang es dem edeln Jokasto, die junge
Herzenbezwingerin wieder mit sich und der Welt zu versöhnen.
Wo du erscheinst, bewundert, bey jedem Worte vergöttert,
Gleich als würd' es zu Weisheit, so bald dein Mund es berühret,
Siegest du — über Westen und wohl gekräuselte Köpfe,
Glänzest im Schauspiel, und störst den Filosofen im Lustgang;
Gleich gewohnt Liebe zu geben, es mag dir gefallen im Tanzsahl
Jetzt Diana zu seyn, jetzt halb entkleidet am Nachttisch
Mehr Cytheren zu gleichen. Die Herzen sind dein, ob du lächelst
Oder zürnest. Durch dich verlernte Floretto sein Flattern;
Hylas erstaunte, daſs ihm ein flüchtiger Seufzer entflohn war;

V. 43 — 55.

Selbst der schöne Jokasto vergaſs beynah daſs er schön sey,
Als er dich sah, und lernte beynahe was anders noch lieben
Als sich selber. — So rauschen dir unter Rosengebüschen
Deine Tage dahin; so taumelt die goldene Jugend
Von dir hinweg, nur halb empfunden, gedankenlos freudig;
Und so ist Lucinde für dich vergebens gestorben!

Zittre nicht weg von dem Blatt, das in der Sprache der Wahrheit
Mit dir redet, die dir, so süſs sie Engeln ertönet,
Nicht so angenehm klingt, als der Ausruf eitler Bewundrung
Oder abgöttische Lieder! Doch deine zärtlichste Freundin
Redet mit dir, du hörtest sie sonst. Verdienet sie etwa
Minder dein Ohr, da ihr Geist sich nun im Reiche des Lichtes
Aufgeklärt hat, und ihr Herz in den Armen himmlischer Geister

V. 56 — 68.

Zärtlicher lieben gelernt? — Wie kann ich schweigen, Narcissa,
Wenn du in taumelndem Leichtsinn zu eiteln Freuden herabsteigst,
Die du verachtetest, zögest du nur in einsamer Stille
Einmahl dich in dich selber zurück? — Ich sehe dich öfters,
Wenn du allein zu seyn glaubst. Du stehst dem gefälligen Spiegel
Gegen über, zum Tanze geschmückt, und lächelst dich selbst an.
Schmeichelndes Glas, was zeigest du ihr? die heiterste Stirne,
Augen die seelenvoll scheinen, und wie ihr Rosenmund sprechen,
Jeden Zug mit eigner unnennbarer Anmuth geschmücket.
Welch ein zaubrisches Lächeln! wie blüht die liebliche Wange,
Wie viel Herzen hat schon die schwarze Locke gefesselt,
Die den blendenden Hals so reitzend beschattet! Wen fängt nicht
Dieser geschmeidige Leib, der sie den Grazien gleichet?

V. 69 — 81.

Ja, du bist schön, Narcissa. — Doch wenn Lucinde sich zeigte,
O wie erblaſste dein Stolz, wie welkte die sterbliche Schönheit
Plötzlich dahin im Glanz der unvergänglichen Jugend!
Doch der Sieg ist zu klein! Behalte den Vorzug, den mindstens
Keine Gespielin dir raubt; sey schön, sey reitzend, entzückend,
Ich bin unsterblich! — Was ist die schönste marmorne Venus,
Gieb ihr noch Leben und Regung und ihren reitzenden Gürtel,
Und was ist sie dann gegen die Seele, die Tochter des Himmels
Welche noch blüht, wenn alle Gestirne, die Blumen des Athers,
Ganze Himmel von überirdischer Schönheit, verwelkt sind?
Sie, die in ihren Gedanken den Plan der Welten umfasset,
Ins Unendliche sieht, mit Götterfreuden sich sättigt?
Was ist gegen die Weisheit die schönste Rundung der Wangen?

V. 82 — 94.

Was ein Lilienhals mit der reinen Unschuld verglichen?
Wird ein korallener Mund nur einen Gedanken verdunkeln
Der, wie ein Serafinsblick, durch tausend Welten umherstrahlt?
Und wie wenig verdient, auch an sich selber ein Vorzug
Der nicht dein ist, den dir der morgende Tag vielleicht raubet?
Zwar jetzt blühest du noch, beschämest, wenn du erscheinest,
Jede wetteifernde Schönheit; allein, Ein Blick in die Zukunft
Wird die Zaubergestalt des Gegenwärtigen löschen.
Blick in mein Grab! Wo blieb die ehmahls reitzende Bildung?
Wo die glänzenden Augen, die Reitze, die Liebesgötter?
Ach! wo sind sie, Narcissa! hier sind nur Knochen und Asche,
Und hier schlieſst sich dein Lauf. Hier, angebetete Schöne,
Wird die blendende Hand, die jetzt der entzückte Jokasto

V. 95 — 107.

Fast mit Küssen verschlingt, verächtliche Würmer einst speisen!
Welch ein Anblick, o Schöne! was wirst du seyn, wenn Lucinde
Ewigkeiten im Umgang der Geister des Himmels besitzet?
Ach! ein Geripp', ein Abscheu der tief bestürzten Bewundrer.
Bebst du? erstarrt dein Busen? — Getäuschte! du bebst vor dir selber,
Denn dieſs ist das Ende der Schönheit, wofern ihr ein Geist fehlt,
Der die Unsterblichkeit erbt. — Wer wünscht nicht der schönen Narcissa
Eine Seele? — Hier färbt der Zorn die Wange dir wieder;
Höhnisch lächelnd rufst du: „Ein überflüssiges Wünschen!
Und wer zweifelt denn, daſs ich beseelt bin? Wenn hörtest du jemahls
Daſs mein Hoffen sich nicht bis jenseits des Grabes erstrecke?“
Bist du unsterblich, Narcissa? vergieb dem Irrthum! Wer konnte
Dieſs errathen, der dich im labyrinthischen Tanzsahl

V. 108 — 121.

Unter Eulen und Schwanen und Traumgestalten erblickte,
Oder am Altar der Schönheit, von leichten Sylfen umflattert,
Wenn du die Muschen durchsuchst, und nachsinnst, wo die gewählte,
Um dem sichern Jokasto zur Unruh Ursach zu geben,
Reitzen soll; oder wenn du, an einem einsamen Tage,
Mitten im Schooſse der schönen Natur, von Dünsten geplaget,
Dich bey dir selbst nicht findest, und nach Zerstreuungen schmachtest?
Doch ich verkenne dich nicht, vermenge dich nicht mit den leeren
Puppen, die ohne Geist geistlose Bewunderer reitzen.
Edel und gut ist dein Herz, und mehr als die flatternde Seele
Eines Schmetterlings blickt aus deinen Augen, Narcissa!
Ich verkenne dich nicht! Doch, sprich, wie ist's möglich, daſs diese
Edlere Seele sich selbst so sehr verkennet? So lange
Ihres Ursprungs uneingedenk, gleich der Schmetterlingsseele,

Ich kann ihn noch vor mir sehn. Er lag so angenehm
Auf seinem Sofa, da ich sein Küssen zurecht zu legen
Beschäftigt war.“ — Die seltne Naivität
Ermangelte nicht ein lautes Gelächter zu erregen;
Sie selbst lacht mit, bis ihr der Athem entgeht.
Allmählich bekennen die Schwestern einander was sie wissen,
Und thun es lachend, um nicht vor Ingrimm weinen zu müssen.

16.

Das muſs ich gestehen, es ist doch Schade, daſs sein Herz
Nicht länger rulieren soll, spricht Schwester Kolifischette;
Es ist ein wahrer Verlust, wenn solch ein Gut dem Kommerz
Entzogen wird. — So ging es in die Wette
Den ganzen Tag. Dieſs, sagten sie, freue sie nur,
Daſs Amadis ihrer Gunst sich wenig zu rühmen hätte.
Auch war es unfehlbar Verzweiflung, was dieser Kreatur
Ihn in die Arme gestürzt. Mit allem diesem Gespötte

Zwischen verächtlichen Wünschen und Sorgen ihr Leben vergaukelt?
Sprich, wie kann sie mit Seufzern vergoldeter Gekken, mit Weihrauch
Schwärmender Dichter sich nähren? Was hat sie dabey zu verlieren,
Wenn ein höheres Blau in Deliens schmachtenden Augen
Spielt? Und welch ein Stolz für Seelen, vom Himmel entsprungen,
Schöner als — Blumen zu seyn, und etwas länger zu blühen!
Warum hauchte der Schöpfer ein Wesen mit mächtigen Kräften
Und Begierden nach Wonne? und legte Funken der Gottheit
Tief in sein Innerstes hin, die erst, wenn die Sfären erlöschen,
Völlig entbrennen, und unvergängliche Strahlen verbreiten?
Wie? von müſsigen Thoren umringt, von einem Jokasto
Angebetet zu seyn? — Narcissa, da du nicht sterblich
Seyn kannst, wolltest du's auch, so komm zu dir selber und werde

V. 135 — 146.

Weise! Wag' es den Schleier des Selbstbetruges zu heben,
Und in dich selbst zu schauen? O sprich, der Blick, der so willig
Auf dem Glase verweilt, das die reitzende Seite dir zeiget,
Sage was macht ihn hier so schüchtern? Wie bebt er so schamhaft
Von dem Herzen hinweg, in dessen Tiefen er sehn soll?
Und warum bebt er? Schreckt ihn vielleicht die verödete Wüste
Einer nicht wohl gewarteten Seel', unfruchtbar, verwachsen,
Wo, der Strahlen der Weisheit beraubt, die zärtlichen Keime
Jeder Tugend im Unkraut ersticken, und ganze Gefilde,
Statt des geistigen Frühlings, nur wilde Aussicht ihm geben?
Oder fürchtet er etwan im Irrgang verworrener Triebe
Neigungen nackend zu sehn, die er gern sich selber verbärge?

Fürchtet er etwa zu sehn, es decke dieſs zaubrische Lächeln,
Diese Frühlingsgestalt, nur eine gebrechliche Seele?

Wie so schnell ist die Schönheit, dein höchster Ehrgeitz, verdorret,
Da der Strahl der Wahrheit sie traf! Wie wird dir Weisheit,
Selbst um schön zu seyn, nöthig! Doch was du Freuden zu nennen
Würdigst, o sage mir, ists nicht eben so flüchtig und eitel,
Als was dich in den Augen herzloser Thoren vergöttert?
O wie würd' Ein Blick in die Seligkeiten des Himmels,
Nur ein einziger Blick die Freuden dir ekelhaft machen,
Denen du dich unbedachtsam ergiebst! Du nenntest Entweihung,
Miſsgeburten der Thorheit mit einem Nahmen zu ehren,
Der nur der Tochter Gottes gebührt. — Und schon auf der Erde

V. 159 — 170.

Könntest du sie genieſsen. Die Tugend bringt ihren Geliebten
Oftmahls Früchte von Göttergeschmack, von olympischen Zweigen
Abgebrochen. Wer wollte da noch auf dem irdischen Boden
Wollust lesen, und gierig die Kost den Thieren entwenden,
Wenn uns Engel Ambrosia reichen? Verächtlichs Ergetzen,
Das uns empfindlicher rührt, je minder die Seele gefühlt wird;
Das in der Ferne sich dir mit tausend Reitzungen anbeut,
Und zu beglücken verspricht, dann halb gekostet entfliehet,
Und, im Fliehen entzaubert, nur widrige schwarze Gespenster
Ekel und Sehnsucht zurück läſst. Wie thöricht, sich öfter als einmahl
Von ihm täuschen zu lassen? es an den Geberden nicht kennen,
Wenn es gleich seine Runzeln in ändernde Larven verhüllet?

V. 171. — 183.

Und was hat denn das Glück dir für dein Herz zu erwiedern?
Und was sind denn die Dinge, die dir zu gefallen verdienen?
Buntes Gewand, das ekle Gewebe von schleimigen Würmern,
Oder Blumen von strahlenden Steinen, die Locken zu schmücken;
Schlüpfriger Filomelen Gesang, zeittödtende Spiele;
Mitternächtliche Tänze, die noch der Morgenstern siehet,
Und der schimmernde Zirkel von hüpfenden Knaben und Schönen,
Deren jede sich selber nur sieht und heimlich frohlocket
Reitzender als Narcissa zu seyn, — Dieſs nennest du Freuden?
Arme Betrogne! Wie würdest du vor dir selber erröthen,
O wie beschämt, wie bestürzt, Narcissa, würdest du stehen,
Wenn dich mitten im Tanz einst der Gedank' überraschte,
Daſs in dir eine Seele schlummert, daſs Engel dir zusehn?

V. 184 — 195.

Welche Vergnügungen, wenn, sie genieſsen zu können, die Seele
Eingeschläfert seyn muſs? die Arme schmachtet indessen
Daſs die erhitzten Sinnen in süſser Trunkenheit taumeln.
O wie übel befriedigt der niedrige Vorzug der Schönheit,
Oder des Glücks, den erhabenen Zug zur Ehre, das Zeichen
Einer groſsen Bestimmung, das uns der göttliche Finger
Eingedrückt hat! Die Ehrbegierde, die über den Sternen
Unter den Cherubinen zu glänzen bestimmt ist, wie kann sie
Mit der Beute der Muscheln, mit bunten Kieseln sich brüsten?
Aber noch übler sorgst du mit deinen fröhlichen Schwestern
Für den zärtlichen Hang zur Lust, die schätzbarste Gabe
Unsers Schöpfers, weil er ihm auch die Führerin zugab,

V. 196 — 208.

Die ihn zum Guten nur leite, das immer schön ist. Die Neigung
Die zur Freude dich lockt, ist dir mit dem keimenden Wurme
Wie mit dem ersten der Engel gemein; sie wächst mit der Seele,
Reiniget sich mit ihr, und macht sie besserer Welten
Würdig. Doch nicht im Schooſse der trägen geistlosen Freude,
Nicht im Ergetzen, das nur in den Sinnen wallet. Was Wunder,
Wenn du oft, zu dir selber verbannt, in der schönsten Einöde
Seufzest, wenn jeder befriedigte Wunsch in zwey sich zerspaltet,
Und in reinerer Luft die Quelle der Fröhlichkeit stocket?
Oder erblickst du in deinem Herzen dieſs traurige Leere
Und erzitterst? Dann fliehst du, das schwarze Gesicht zu vergessen,
Wieder mitten ins Rauschen der eiteln Ergetzung zurücke.
Arme Narcissa, die in der Blüthe des Lebens, des Alters

V. 209 — 221.

Mangel schon fühlt, nach Freuden seufzet und doch zum Genusse
Ungeschickt ist! Ein Überfluſs an beglückender Wonne,
Reich an Änderung und reitzend genug für die flüchtigste Neigung,
Könnte dir werden, so bald du nur in dir selber ihn suchtest.
Freundin, jede Begierd', jetzt Hasserin deiner Ruhe,
Kann sich zu Tugend adeln, laſs nur die Weisheit ihr zeigen,
Was sie lieben soll; statt nach fremden Quellen zu lechzen,
Wird sie selbst Zufriedenheit strömen. Bald wird ihr der Himmel
Dem sie bestimmt ist, bekannt; du wirst aus der übenden Tugend
Neue Vergnügungen, die du dir selbst bekennen darfst, schöpfen.
Eben die Triebe, Narcissa, die jetzt mit streichenden Schwingen
Nah an der Erde flattern, sind über die Sonnen zu steigen
Fähig; du bist, wie du willst, durch deine Begierden ein Engel,

V. 222 — 234.

Oder ein Wurm. — Und willst du noch lang, mit dem niedrigen Ruhme
Eines glänzenden Wurmes zufrieden, von Freude zu Freude
Flattern? von Wunsch zu Wunsch, von einem Schimmer zum andern?
Unvorsichtige, flieh! es lauschen verborgene Schlangen
Unter den Nektarblumen; sie scheinen zu schlummern, und warten,
Bis du, zur Ruhe gereitzt, dich dem düftenden Bette vertrauest.
Zwar du bist stolz auf die Unschuld, die deinen Busen bewachet,
Du verachtest, wovor du zittern solltest. Du rühmst dich,
Kalt in den Flammen zu bleiben, und lächelst jede Gefahr an.
Wurde die Unschuld denn niemahls gefällt? hat scheinbare Bosheit
Nie mit ihrer Besiegung geprahlt? o Freundin, nur Tugend
Sichert ein zärtliches Herz, und diese befiehlt dir zu fliehen.
Was du für Unschuld hältst, ist Güte des Herzens und Ehrgeitz;

V. 235 — 247.

Schwache Waffen, den reitzenden Feind, der mit Liebe bedrohet,
Abzuweisen. Der Ehrgeitz gefällt sich, Sklaven zu machen;
Und wie leicht ist die Güte gewonnen, die gerne geliebt ist?
Glaubest du, daſs Jokasto die werthe Freyheit zu flattern
Ohne Absicht dir opfre? — Er sollte dich lieben? Die Schönheit
Raubt ihm nur Einen Wunsch, der ohne Liebe gestillt wird.
Oder erwartest du bloſs von schönen Augen und Wangen,
Daſs sie das wirken, was selbst Klarissens Tugend nicht wirkte? —
Ein gefälliger Blick, ein süſses Pochen im Busen,
Kann dich fällen. Die Wollust, (die allzu oft Liebe genennt wird)
Wechselt die Maske, worin sie spielt, nach der Sinnesart derer,
Denen sie nachstellt, doch meistens läſst sie Freude sich nennen,
Sicher, in dieser Gestalt zu gefallen. So lockt sie dich Anfangs

Betrog doch keine die andre; man sah es gar zu klar,
Daſs Galle, nicht Frohsinn, die Quelle von ihren Scherzen war.

17.

Inzwischen beeiferten sich die königlichen Damen
Und ihrer Zofen dienstbare Schaar,
Durch ihren Putz dem seltsamen Hochzeitpaar
Auf morgen Gala zu machen, und alles auszukramen,
Womit sich jede zu blenden und zu bezaubern getraut.
Zwar ist's ein sehr kleiner Triumf, so eine häſsliche Braut
Durch ihre Reitze auszustechen,
Doch desto gröſser die Lust an Amadis sich zu rächen:
Es wurde vor lauter Erwartung in dieser ganzen Nacht
Kein weibliches Aug' im Schlosse zugemacht.

18.

Der Morgen brach nun an, den, aus verschiedenen Gründen,
Die Töchter Bambo's und unsre Verliebten zu langsam ſinden.

V. 248 — 261.

Durch Gefilde voll Anmuth in ihren bezauberten Irrweg,
Wo du durch krumme Mäander stark hauchender Rosengesträuche
Taumelnd, und lüstern nach neuen betrüglich ahnenden Freuden,
Endlich dahin verirrst, woraus dich Thränen nicht retten.
Fürchte dein Herz, Narcissa, mehr als den gefährlichsten Anfall;
Wenn es am stärksten sich wähnt, ists oft am schwächsten. Ich zittre
Wenn die Gefahr sich mir zeigt, die dir dein Vorwitz bereitet!
Unbewuſst liebest du schon! Oft sind die Sirenengestalten
Unbekannter Freuden vor deine Stirne getreten,
Und dein Herz hat verlangend gewallt. Die Verführerin zeiget
Dem Betrogenen nur den ersten Aufzug des Spieles,
Lauter bezauberten Grund, elysische Auen und Haine,
Lauter Genuſs, Entzückung und ewig blühende Wonne. —
Jetzo sitzet Narcissa, von blumigen Büschen verborgen,

V. 262 — 276.

Auf der Bank von Violen, und ohne den Zaubergürtel
Schön wie Armide, von tausend Amoretten umgeben;
Wollusttrunken, den Arm um den weiſsen Nacken umschlingend,
Klebet Jokasto entzückt an ihren Lippen; die Büsche
Rauschen von lüsternen Seufzern umher; die schwimmenden Augen
Sehn nur Entzückung um sich. — Doch schaue nun, glückliche Göttin,
Einen Augenblick weiter. — O grauenvolle Verwandlung!
Himmel voll Wollust, wo seyd ihr? wo seyd ihr ewige Freuden?
Und wen seh' ich dann hier? o möchte mein Auge mich täuschen!
Eben diese Narcissa, mit matten irrenden Blicken,
Todesblässe bedeckt die verzehrten Wangen, die Augen
Sind von Thränen erschöpft, die Locken, die Seile der Liebe,
Irren wild um den Lilienhals. Verlassen, verachtet,
Schmachtet sie, schmachbelastet, und keine Einsamkeit ist ihr
Einsam genug, sie dem strafenden Blick der Welt zu verbergen.

V. 277 — 288.

Ach, die Ruh ist auf ewig von ihr gewichen, und Reue,
Thränen und ewiger Gram ihr Loos; die menschlichsten Freuden,
Freundschaft und Liebe, der Lohn der Tugend, entflohn ihr auf ewig;
Da der Verbrecher indeſs, mehr schuldig, doch sicher vor Strafe,
Seiner Besiegten vergiſst, und neue Narcissen vergöttert.

Freundin, vergieb dieſs traurige Bild der redlichen Liebe,
Wie sie die Himmlischen fühlen. Wir trennen Wahrheit und Liebe
Nie von einander. Von Eigennutz wie von Bedürfniſs entfernet,
Suchen wir nur das Wohl des Geliebten, und schonen aus schwacher
Falscher Zärtlichkeit nicht, ihm kurze Schmerzen zu machen,
Wenn sein Übel allein durch ätzende Mittel zu heilen
Möglich ist. Auch verbirgt sich vor uns das Laster vergebens

Unter die Miene der Wahrheit; kein irdischer Schimmer verblendet
Unsern schärfern Sinn. Die Dinge, die ihr bewundert,
Zeigen sich uns, der Farben, die ihnen die Leidenschaft leihet,
Und der Gröſse beraubt, die sie im wünschenden Auge
Erst empfangen, in nackter Natur, — jetzt schön, wie der Schöpfer
Sie gebildet, jetzt, wie sie der Fall von der Ordnung entstellet.
Glaube demnach, Narcissa, der treuen Erinn'rung der Freundin,
Die im Schooſse der Ruhe, zu welcher der Kummer den Zugang
Nie gefunden, für dich besorgt ist, und jetzo versuchet,
Ob ihr Bild noch nicht ganz in deinem Herzen erloschen,
Und was die Wahrheit bey dir vermag, die von sterblichen Lippen
Minder vielleicht dich rührt', als da sie vom Himmel dich suchet.
O wie erhöht mein eigenes Glück der süſse Gedanke

V. 302 — 315.

Bald dich den stillen Pfad der Tugend wandeln zu sehen,
Deren Freuden du noch nicht kennest! O Schwester, nur diese
Machen uns seliger als die Menschen. Wie sind sie unendlich
Über die sinnlichen Freuden erhöht! wie olympische Blumen
Über verwelktes Gras. O könnt' ich, Narcissa, nur einen
Matten Schattenriſs dir von dieser Seligkeit geben,
Der du bestimmt bist, die deine von Gott entsprossene Seele
Unbewuſst, selbst im Wirbel der Eitelkeiten erseufzet;
O du rissest dich aus den seidenen Netzen der Thorheit
Ungestüm los, du verlörst den Geschmack an sterblichen Freuden.
Ja es scheute dein zärtlicher Fuſs nicht Pfade von Dornen,
Sie darauf zu ersteigen, dafern es der Tugend gefiele,
Ihre Blumen in Dornen zu wandeln. Hier athmet die Seele
Eine reinere Luft, die sie zum Denken erheitert.

V. 316 — 328.

Keine miſstrauische Vorsicht beſiehlt uns die Freuden zu prüfen,
Die sich uns anerbieten; hier wohnen nur göttliche Freuden,
Früchte von edlen Thaten; Empfindungen himmlischer Liebe,
Die uns mit unaussprechlicher Lust zum Ewigen hinziehn.
Aber diese Betäubung, in der die Entzückung der Menschen
Allzugern sich verliert, die süſse Ohnmacht, der Taumel
Glühender Freuden, der Wunsch der Sinne, das Sterben der Seele,
Sind uns fremde; denn keine Wollust blüht im Olympus,
Die für Thiere nur wächst. Die süſseste Wallung des Herzens
Darf dem herrschenden Geist nicht einen Augenblick rauben.
Doch die erhabenste Lust strömt aus dem Innern der Seele
Selber hervor, und kehret in ihren unendlichen Urquell.
O Narcisso, die Gottheit, der Geist der alles beseelet,

V. 329 — 341.

Alles beglückt, die unendliche Schönheit, das Urbild des Wahren,
Diese zu sehn sind unsre Blicke gereinigt. Die Gottheit,
Welche die Menschen im schwachen Abriſs nur dunkel erkennen,
Den die Natur mit flüchtiger Hand im irdischen Stoffe
Von ihr gemacht, die seh'n wir mit einem Anblick viel heller,
Als sie ein forschender Weiser in heiligen Nächten betrachtet,
Wenn er sich, wie vom Leib entfesselt, dem Land der Ideen
Fernher nähert, und mit tief staunendem Geiste die Quelle
Aller Ordnung und Güte beschaut. Dieſs Schauen der Gottheit
Tilget jede geschaffene Schönheit aus unserm Gemüthe;
Plötzlich erlischt der Serafim Glanz, die Himmel verschwinden,
Und kein Ausdruck, kein Bild, kein Maſs, nichts Endliches fasset
Was sie erfährt und fühlt, die selbst vergötterte Seele,

V. 342 — 353.

Welche Gott in sich fühlt. Doch unvollendete Wesen
Tragen nicht lange das Anschaun Gottes, obschon sich sein Antlitz,
Sie nicht gar zu verzehren, durch hüllende Wolken nur zeiget.
Ungern zittern wir dann in unsre Sfäre zurücke,
Wo das Auge sich wieder erhohlt; die helleste Aussicht
Dünkt uns Nacht, das Schönste, was sonst in Entzücken uns setzte,
Rühret uns kaum. Doch freuen wir uns, im himmlischen Antlitz
Unsrer Geliebten, im Auge, woraus die Seele hervorstrahlt,
Züge der Gottheit zu finden; der Gottheit, von der wir so voll sind,
Daſs wir alles verachten, was uns ihr Bild nicht zurückwirft.

Doch ich schweige, — du fassest noch nicht die Wonne der Geister.
Aber ist, was ich dir sagte, und mir zu entdecken erlaubt war,

V. 354 — 365.

Nicht vermögend, Narcissa, dein schlummerndes Herz zu erwecken?
Schämst du dich noch unsterblich zu seyn? und darfst du es wagen,
Ohne Verwirrung noch an die Puppenspiele zu denken,
Die dir ein edleres Kleinod als tausend goldene Welten,
Die dir die Würde der Seele geraubt, des heiligen Fremdlings,
Den der Olymp nicht herab lieſs, um sich im Schooſse der Thorheit
Zu entgöttern. O möcht' ich dich unter den seltenen Schönen
Die für den Himmel blühen, erblicken! O möchtest du weislich
Stunden gebrauchen, welche so nah an die Ewigkeit grenzen,
Und zu Aonen werden. Und wenn der Schatten des Himmels,
Dessen äuſserste Züg' ich entwarf, die bezauberten Inseln
Schon vertilget, die ihr Betrogne, von Sehnsucht verleitet,

V. 366 — 369.

Durch die Meere des Lebens vergeblich verfolget; wenn Freuden
Wie sie dem Himmel entsprossen, der Liebe der Sterblichen werth sind;
O so säume nicht länger, Narcissa, die Tugend zu suchen,
Der es erlaubt ist, die Erde dir schon zum Himmel zu machen.

Die ersten haben sich schon in einen halben Mond
Um Hymens Bild gestellt, und glänzen wie Karfunkel;
Noch nie sah Leoparde so majestätisch und dunkel,
Nie Kolifischette so schelmisch, nie Blaffardine so blond.
Und nun trat Amadis auch mit seiner geliebten Olinden,
Wie Tag und Nacht, herein, von Lieb' und Vergnügen entzückt.
Die Schwestern hoffen, ihm werde, so wie er sie erblickt,
Die Farbe von den Wangen schwinden.

19.

Sie lachten laut genug; allein er sah sie nicht,
Er sah Olinden nur in Amors zaubrischem Licht,
Und hätte Cytheren selbst vor ihr nicht sehen können.
Ihr guten Schwestern, dieſs sieht noch keinem Triumfe gleich!
Wie? Fünf Prinzessen nicht Einen Blick zu gönnen?
In Wahrheit, es war ein arger Streich;
Wer hätte so etwas im Fieber sich träumen lassen können?

DRITTER BRIEF.

CHARIKLES AN LAURA.

INHALT.

Charikles tröstet seine zurückgelassene geliebte **Laura**, indem er ihr die Fortdauer seiner Liebe, die durch seinen neuen Stand nur gereiniget worden, zu erkennen giebt; und durch Abschilderung der Schönheiten seines jetzigen Wohnorts, der Sonne, sie noch mehr zu reitzen sucht, durch standhafte Erfullung ihrer Pflichten, ihre Wiedervereinigung zu befördern.

V. 1 — 3.

Endlich ist mir vergönnt, was ich so lange mir wünschte,
Laura, mit dir zu reden, wie wir uns ehmahls besprachen,
Als Entfernung uns noch und Jahre der Prüfungen trennten.

V. 4 — 16.

Gern erschien ich dir selbst, wenn nur dein sterbliches Auge
Ungeblendet den himmlischen Glanz zu ertragen vermöchte,
Der mich umgiebt. Wie oft, wenn dich die einsame Zeugin
Unsrer Zärtlichkeit einst, jetzt deiner Schmerzen, die Laube,
Dich und deine Thränen verschlieſst, in Stunden der Dämmrung,
Wenn der Waldgesang schweigt und die blumigen Hügel entschlafen,
Wenn du dann einsam, das Haupt auf die weiſsen Arme gestützet,
Saſsest, und unter Träumen und bangen Entzückungen irrtest,
Klagenfrey, nur den thränenden Blick in die himmlischen Räume
Zärtlich geheftet! — O Laura, wie schön, wie liebenswürdig,
Schienest du mir! wie innig sehnt ich mich dich zu umarmen,
Oder, mit Symfonien von Engelsharfen umgeben,
Freud' in dein Herz, und Ruh und tröstende Hoffnung zu gieſsen!

V. 17 — 28.

Fürchte nicht, daſs der Tod die zärtlichen Bande zerreiſse,
Welche die Sympathie, zwey Seelen auf ewig zu binden,
Selber gewebt! O Laura, noch mehr, als ich ehmahls dich liebte,
Lieb ich dich jetzt, erhabner als in den heiligsten Stunden
Unsrer Freundschaft, als in den zärtlichen Augenblicken,
Wenn vor süſser Empfindung mein Herz in deiner Umarmung
Seufzte, wenn mir ein Blick in deine begeisterten Augen
Wie ein Blick ins Elysium war, und mich Freuden umfingen,
Deren Erinnerung selbst die Freuden des Himmels nicht löschen.

Mitten in neuen Scenen, die mit olympischen Wundern
Weit um mich her sich schimmernd entfalten, von Göttergestalten
Und der ewigen Blüthe Serafischer Schönheit umgeben,

V. 29 — 40.

Zieht mich ein süſser Hang zu dir, o Freundin, herunter.
Willig vertausch' ich für diese Schatten, die um dich sich schwärzen,
Jene Gefilde von himmlischem Schmelz, Lustgänge der Engel,
Schimmernde Lauben von ewig blühenden Freuden bewohnet;
Denn hier weint nicht Laura mir nach, kein zärtlicher Seufzer
Lispelt mir zu; hier bebt sich kein Herz vor wallender Sehnsucht
Meiner Gestalt entgegen, und glaubt sie staunend zu sehen.
Welch ein Gefühl unaussprechlicher Lust durchdringt dann mein Innres
Wenn ich still aus der braunen Umhüllung der Nachtluft herabseh',
Wie du gedankenvoll gehst. Jetzt ruht in lieblichen Träumen
Unsre Melissa, von englischen Flügeln, den Hütern der Unschuld,
Zärtlich bewacht; du legst sie ans Herz der ewigen Vorsicht.

V. 41 — 53.

Aber dich fesselt kein Schlummer, du suchst, vom Monde geführet
Und von geheimer Sehnsucht, die Flur, wo nächtliche Formen,
Dämmernde Düft' und fantastische Wesen leichtschwebend umherziehn,
Schöne Ruinen des Tags! — Du gehst, stolz auf die Gesellschaft
Rings um dich glänzender Götterwelten, im hellen Gesichte
Einer unendlichen Zukunft, mit triumfierenden Blicken
Grenzenlos schweifend; schon wallet dein Herz, schon schwinget die Seele
Ihre in niedrigem Stoff verwickelte Flügel, und athmet
Unsrer ätherischen Luft hell glänzende Ströme von ferne.
Theure Laura, dann sinkt mein treues mitleidiges Auge,
Voll Entzückung und Wehmuth, auf dich stillthränend herunter.
Auch du siehest unwissend mich an, ein lieblicher Schauer
Zittert sympathetisch durch deine Adern, du siehst mich

V. 54 — 65.

Wie im Traume vor dir; dann schwellen erhabene Wünsche
Deinen Busen, die Lust zum Sterben bemächtigt sich jedes
Deiner Triebe — Und o! wie bist du es würdig, o Laura,
Daſs dir der Vater des Schicksals die frommen Wünsche gewähre,
Daſs er deinem Charikles, und diesen Gefilden des Lebens,
Und der Freundschaft der Engel dich schenke! — Doch heilige Nächte
Weiser Fügungen trennen dich noch von den Sfären des Lichtes.
Noch soll Hoffnung und stille Geduld zur künftigen Wonne
Dich bereiten, noch soll sich dein Herz durch Prüfungen läutern,
Noch ein entartetes Alter von deiner Tugend bestrahlt seyn;
Und was am stärksten dich hält, noch hält dich deine Melissa.
Holder Nahme, wie schallst du mir lieblich! süſser als Lieder

V. 66 — 78.

Englischer Harfen, erquickender als olympische Winde,
Wenn sie um goldene Fluren und Lauben der Engel ertönen.
Theure Melissa, der Mutter so ähnlich, so schön wie die Wahrheit,
Heiter wie die ätherische Freude, voll Einfalt und zärtlich
Wie die Unschuld, entfalte nun deine sprossende Seele
Unter dem Einfluſs der lächelnden Augen der liebenden Mutter.
Welch ein Anblick für himmlische Seher, für deinen Charikles,
In den irdischen Wüsten auf unkrautträchtigen Felsen
Eine Blume zu sehen, wie der himmlische Boden sie zeuget!
Dieser ist zwar von Bildungen voll, die kein irdischer Lustort,
Kein Paradies der Dichter erzeugt, dem erhabensten Fluge
Mahl'rischer Fantasien entzogen; vollkommnere Formen,
Reinern Stoff, und seelentzückende Harmonien,

V. 79 — 91.

Nahmenlose, nie welkende Freuden, unzählbar an Andrung,
Beut sein unendlicher Busen uns an. Allein die Entzückung
Die das Herz des Vaters durchströmt, der menschlichsten Freuden
Schönste, der Anblick des Kindes, das mit sanft glühenden Wangen
In die zärtliche Brust der schönen Mutter sich schmieget,
Die mit segnendem Blick auf ihren Säugling herabschaut,
Diese Wonne ward nur den Menschen gegeben! Sie würden
Engel sich wünschen, wenn irgend ein Wunsch in himmlische Herzen
Zugang fände. O Laura! wie warst du in meinen Augen
Dann so heilig; wie theuer mir jede der englischen Thränen
Die dein lächelndes Aug auf ihre rosigen Wangen
Thaute. Wo ist im engen Bezirk der irdischen Wonne
Eine mit der zu vergleichen? — o Tugend, wie göttlich beglückst du

Die dich lieben? Nachahmungen von olympischen Freuden,
Alles Gefolge der Liebe und Unschuld, Zufriedenheit, Ruhe
Und den Frieden der Seele, gewährst du den würdigen Menschen,
Welche, fern von der Welt, mit dir in einsamen Thälern
Wohnen, und willig an Wahn und Gold und Eitelkeit arm sind.
Mitten unter dem Spielzeug der Gottvergessenden Wünsche,
Auf der Erde, wo buntes Nichts und Kronen und Wolken,
Leichte Flittern und schimpfliche Pracht und goldene Fesseln,
Wollust in Weinlaub versteckt, und Schmerz in der Larve der Freude,
Scharen von Unvorsichtigen täuschen, wo ewige Seelen,
Durch die Wildniſs von Lüsten, des Himmels uneingedenk, taumeln:
Eben da schenkt die Weisheit, aus ihrer göttlichen Fülle,
Seligkeiten der Engel der kleinen geheiligten Zahl ein,

V. 105 — 116.

Die es wagen, und unter den menschlich verkleide-
ten Thieren
Menschen sind und sich lieben, und, in Beschauung
der Wahrheit
Lieblich genährt, sich nicht mit Schatten zu weiden
bedürfen.

Laura, dieſs Glück ist dein, wenn Tugend und
Reichthum der Seele,
Und die Liebe des zärtlichsten Freunds zu beglücken
vermögen,
Und der Anspruch auf Ewigkeiten und Welten voll
Wonne,
Die dir entgegen strahlen! Dein ist die lächelnde
Liebe
Unsrer Melissa. O welche Quellen der lautersten
Wollust
Kannst du in ihrer Brust dir eröffnen! wie süſs, wie
belohnend
Ist das edle Geschäft', ein Herz, in welches der
Schöpfer
Seine Gestalt geprägt, die Würde des Wesens zu
lehren,
Das in uns durch das graue Gewölk des Stoffes
hervorblitzt,

Aus Rache hört man alle zugleich,
Indem die Verliebten den Kuſs der Treue sich geben,
Ein schallend Gelächter aus voller Brust erheben.

20.

Kurz währende Lust! — Im zweyten Augenblick
Hält ihnen ein plötzliches Wunder den Athem im Halse zurück.
Olinde ist aus dem Arme des glücklichen Ritters verschwunden,
Und Belladonna die Schöne, mit Hymens Rosen umwunden,
Füllt ihn statt ihrer und glänzt in ihrem bräutlichen Staat.
Wie? rief in süſser Bestürzung der Paladin, und trat
Drey Schritte zurück, wo bist du, liebste Olinde?
Ich, rief sie, Geliebter, ich bin's! versöhnt ist das Schicksal, ich finde
In deinen Armen mich wieder. — Hier sprang der Neger geschwinde
Hervor und rief: Und ich bin's, der dieſs Wunderwerk that!

V. 117 — 129.

Einst im vollen Mittag zu glänzen! Mit sorgsamer Klugkeit
Leitest du sanft den Gang der jungen Gedanken und führst sie,
Wenn sie verirren, zurück; du wehrst mit freundlichem Ernste
Dem zu üppigen Trieb der Fantasie; du entwickelst
Jeden gutartigen Keim. Durch dich erblickt sie die Tugend
Früh in der reinen Schöne, die, wenn sie der Seele sich darstellt,
Unaussprechliche Lieb' erweckt und heiſses Verlangen
Ewig sich ihr zu weihn. Du wachst, wie ein himmlischer Schutzgeist,
Über ihr Herz, und lehrst sie die Mienen der heuchelnden Bosheit
Von dem offnen Gesicht der holden kunstlosen Güte
Unterscheiden. Mit welchen Entzückungen dankt dir, o Laura,
Einst ein würdiger Mann, der in ihren schuldlosen Armen
Schon den Vorschmack der Wonne der bessern Welten genieſset!

V. 130 — 141.

Sage nun, ist es erlaubt, so viel der Güte des Himmels
Schuldig zu seyn, und zu weinen? — Zwar Zähren der Ungeduld haben
Nie dein Aug' entweiht. Selbst da aus deiner Umarmung,
Aus der letzten Umarmung mein Geist entſesselt sich aufschwang,
Hubst du — ich sah es und segnete dich — die gefalteten Hände
Und die bethränten Augen empor, und lobtest die Vorsicht
Die mich glücklich gemacht! — Doch oft erliegt auch die Groſsmuth
Unter der Macht der stärkern Natur; dann strömet die Wunde,
Dann ertönt die seufzende Grotte von weinenden Wünschen,
Und das entflohene Glück kommt, siebenfältig verschönert,
Vor die träumende Seele, mit ihm die bleichen Schatten
Jeder goldenen Stunde der Lieb', ein banges Erinnern!

V. 142 — 154.

Glaube nicht, daſs ich die Thränen verdamme, die Laura mir weinet,
Diese gutartigen Kinder der Menschheit, die in der Gesellschaft
Stiller Geduld so rührend blinken. — Doch, Freundin, ich fühle
Jeden zärtlichen Schmerz und jeden pochenden Seufzer
Deiner zärtlichen Brust. Auch wir, im Reiche der Wonne,
Auch wir fühlen wenn unsre Geliebten trauern, ihr Kummer
Tritt mit umwölkter Stirn in den Zirkel ätherischer Freuden.
O! unendlich bist du mir theurer, o Laura, seitdem mich
Jenseits des Todes die Hügel des Friedens empfingen! Die Tiefen
Die uns trennen, verwehren der sympathetischen Neigung
Nicht hernieder zu eilen, und, zu den vertrauten Gespielen
In dem geliebten Herzen gesellt, mit ihnen gen Himmel
Wieder hinauf zu fliehn. — Denn hat wohl die Zeit der Seele

V. 155 — 167.

Auch nur Einen Genuſs aus ihrem dürftigen Reichthum
Anzubieten, der ihren Wunsch vom Fliehen zurück hielt'?
Arme Begierden! sie zittern in dieser irdischen Wüste
Unerfahren umher, vom Irrthum in Thäler gelocket,
Schatten zu haschen, Gespenster des Glücks und lächelnde Qualen.
Mitleidswerthe Betrogne! sie wissen nicht, daſs nur im Himmel,
Wo sie entsprungen sind, jeglicher Wunsch mit offenen Armen
Ihnen begegnet! — Doch nicht die deinen, o Laura, die schliefen
Nie vom Sirenengesang des schön geschminkten Betruges
Sorgenlos ein; schon früh gewöhnte die junge Begierde
Sich zum kühnen ätherischen Flug. Im Lichte, das Engeln
Leuchtet, gab dir die Wahrheit die Erde zu übersehen,
Und du bewundertest nimmer! und deine Hoffnungen alle

V. 168 — 181.

Gleiteten von ihr ab. — O Laura, Laura, wie lange
Soll dich das irdische Leben den bessern Welten miſsgönnen,
Die du zu zieren verdienst? Wie lange noch wehrt dir das Schicksal
Unter den Sfären zu schimmern? Ist nicht dein heiliges Herz schon
Ausgebreitet genug, den Himmel zu fassen, dein Auge
Fähig, die Nähe der Gottheit zu tragen? O säume nicht länger!
Komm! Es sollen sich gern die diamantenen Pforten
Dieser Sonne dir öffnen, von deren Zinnen, o Laura,
Ich so vielmahl nach dir mit zärtlicher Sehnsucht herab seh'.
Hier sind deine Begierden daheim, hier wohnen sie gerne
Sittsam und froh in Thälern der Ruh, in ambrosischen Schatten,
Wo die Wollust an Quellen der Weisheit zur Speise für Engel
Reifet, voll himmlischer Kräfte, den Wuchs der Seele zu fördern,
Süſser als alles was Menschen entzückt, und doch nicht die schönste

V. 182 — 193.

Unter den empyreischen Früchten. — Hier lebt dein Charikles,
Unter die Sonnebewohner versetzt, im herrlichsten Schauplatz
Immer wechselnder Wunder. Hier, wo die Quelle der Schönheit
Nie versieget, die euch in trüben Bächen nur zuflieſst,
Würde der Frühling der Erd' in seinem buntesten Schimmer
Vor der blendenden Pracht des geringsten Gegenstands schwinden
Wie ein mittäglicher Schatte. — Doch, wie beschreib ich dir, Laura,
Neue Reihen von Dingen, wozu die irdische Schöpfung
Keine Bilder mir giebt? Kaum daſs begeisterte Dichter,
Oder hochfliegende Fantasien in nächtlichen Stunden
Einen zitternden Blick in diese Reiche des Lichtes
Wagen, doch bald mit versengtem Aug von den Göttergesichten
Niedertaumelnd, vergebens die nahmenlosen Gestalten
Wieder in sich zu finden, und wahr sich zu machen streben.

V. 196 — 209.

Hier ist Licht der einzige Stoff. Unzählbare Formen
Nimmt es unter der Hand der Natur, leicht bildsam, doch minder
Wandelbar als der irdische Klumpen. Die Strahlen des Lichtes,
Wenn sie, den Tönen gleich, in tausendfachem Verhältniſs
Sich verbinden, entzücken mit sichtbaren Harmonien
Zart empfindende Sinne. So wurden unzählige Wesen,
Kinder der Symmetrie, unendlich an Schimmer verschieden
Wie an Bildung und Zweck, der Sonne gegeben. Sie machen
Ein bezauberndes Ganzes. In unvergänglicher Blüthe
Herrscht hier die Schönheit, und strahlt nur reine heilige Triebe
In die Seelen, die, innerlich frey, die Dinge beherrschen
Die sie umgeben. O Laura, könnt ich diese dir schildern,
Deren himmlische Freundschaft mich hier beseligt, du würdest
Ungesehen sie lieben. Geschickt, auf Flügeln des Lichtes,

V. 210 — 222.

Oder süſs duftenden Wolken von Erde zu Erde zu strahlen,
Nehmen sie feinere Bilder in ihr weitraumig Gedächtniſs.
Freyheit lächelt auf ihrer Stirn, die heiterste Seele
Mahlt sich in jedem Auge. Der unumwölkte Verstand herrscht
Ungestört über ihr Herz, und formt mit zärtlicher Sorgfalt
Jede Idee nach dem Urbild der Wahrheit, das immer ihm vorschwebt,
Immer in Harmonien gestimmt, die dem göttlichen Ohre
Selbst gefällig ertönen. Nie stöſst Begierd' an Begierde;
Lächelnd begegnen sich alle Gedanken, und eilen gesellig,
Nach dem erhabensten Ziel. Gewiſs der Umfang der Schöpfung
Hat nicht schönere Seelen! Vielleicht, daſs irgend ein Himmel
Geister von höherer Kraft, ein andrer von schärferen Sinnen,
Oder in Leibern von hellerem Stoff zu haben sich rühmet;

V. 223 — 236.

Aber die schönsten der Geister zu tragen gebührt nur der Sonne.
O wie selig sind sie! Ihr einzig Geschäft ist Liebe,
Aus Erkenntniſs des Schönen und Guten. So spähet ihr Tiefsinn
In der Schöpfung, nur Gott, mit immer wachsender Inbrunst,
Lieben zu lernen; so freuen sie sich, in ihren Geliebten
Neue Vollkommenheiten zu sehn, und in sie zu pflanzen.
Diese Kinder der Sonne bewohnen, seitdem sie den Erden
Leuchtet, ihre krystallnen Bezirke; der herrschende Seraf
Der aus seinem ätherischen Tempel, als Gottes Statthalter,
Über den weiten Umfang des Sonnenhimmels gebietet,
Hat erst wenige mit sich in eine höhere Sfäre,
Da zu wohnen, geführt. Den immer zufriedenen Seelen
Scheinen Jahrhunderte nur wie flüchtige Tage zu rauschen.
Ihre Anzahl wird selten vermehrt; nur wenige Menschen

V. 237 — 249.

Findet die Vorsicht, mit ihrer Gemeinschaft belohnet zu werden,
Würdig; nur die, die im irdischen Leibe den Adel der Seele
Früh erkennend, zu groſs sich fühlen an sinnlicher Schönheit
Bald verwelkenden Blumen zu kleben, die ihre Begierden
Über des reitzenden Stoffs mit Wollust bewachsene Hügel
Schwingen, und in der Beschauung des wahren Gott ähnlichen Schönen
Voll entzückter Bewunderung ruhn, und ihr Herz nach ihm bilden.
Unter diesen war ich. Der menschenfreundlichen Tugend
Dank ichs, und, Laura, dir. Wer konnte dich, göttliche Seele,
Kennen, und sonst was Sterbliches lieben? Wie leicht ists dem Herzen,
Dem sich die Tugend in solchen allmächtigen Reitzungen anbeut,
Sie zu lieben! Du lehrtest es mich. In deiner Umarmung
Reinigte sich mein Herz, und jede Bewegung ward sanfter,

21.

Denkt, was die Schwestern für groſse Augen machten!
Sie standen, mit offnem Mund, wie kalte Statuen, da.
Doch, während sie sich nicht ohne die Hoffnung bedachten,
Daſs, was vor ihren Augen geschah,
Wohl nur ein Blendwerk sey, ersuchte Tulpan die Damen
Und Herren allerseits um hochgeneigtes Gehör.
„Zu wissen allen und jeden, die hier zusammen kamen,
(So spricht er) alles dieſs ist nicht von ungefähr.
Olinde und Belladonna sind unter zweyerley Nahmen
Nur Eine Person, und keine ist, was sie einst war, mehr.

22.

Wie dieses Wunder zugegangen,
Das kann sie euch selbst am besten erzählen; genug,
Ihr seht, Olinde ist schön und Belladonna klug:
Was kann ein Biedermann mehr von seiner Frau verlangen?

V. 250. — 262.

Glühender jeder Entschluſs zu edeln Thaten. Du warst mir
Wie ein Erinn'rungszeichen, daſs Himmel meiner erwarten.
Konnt' ich dich ansehn, und irdisch denken? Du gabst mir, o Freundin,
Schon auf der Erde, was andre Welten begehrungswerth machet.
In dem verlassensten Winkel der Schöpfung, in den sich der Irrthum
Mit dem ganzen Gefolge des winselnden Elends geflüchtet,
War ich durch dich beglückt, durch dich und die selige Neigung
Andre mit mir zu beglücken. Nun leb' ich wo Schönheit und Liebe
Königlich herrscht, wo nie das Achzen der leidenden Unschuld
Unter die Symfonien der heiligen Freuden sich mischte;
Wo beym Anblick der Tugend kein Neid entbrennet, die Schönheit
Nie gehaſst wird, und Unschuld nie ihr Verderben gereitzt hat;
In Gefilden des Friedens, wo, wie ein himmlischer Frühling,

V. 263 — 274.

Ewige Freundschaft herrscht, und mit ihren lächelnden Schwestern
Niemahls welkende Kränze von liebenden Seelen sich bindet.

Laura, was fühlest du, da ich dir meinen unsterblichen Wohlstand
Nur mit dunkeln Farben und menschlichen Bildern entwerfe?
O wie klopft dir die Brust? wie glüht dein thränendes Auge?
Doch mein Glück ist gröſser, als meine Wort' es dir mahlen,
Und nur mit dir getheilt, in deinen Umarmungen doppelt,
Überschwänglich gefühlt, kann meine Wonne sich mehren.

Selige Stunde, wann wird dein glänzender Flügel sich aufthun?
Stunde des Wiedersehens, wann führst du mir Lauren entgegen?
Still, mein verlangendes Herz! Sie ist nicht ferne! Und wenn auch
Irdische Jahre sie noch mir vorenthielten. Indessen,

V. 275 — 281.

Bleibst du, Geliebte, dem sichern Schutz der Tugend vertrauet!
Da ist der Himmel, wo Sie! Sie zwingt auch Wüsten, zu blühen,
Mitternächte zu leuchten. Wenn sie ins reine Gewissen
Wonne lächelt, so ruhst du, auch in der ödesten Wildniſs,
Immer umgeben von stiller Erwartung der seligsten Zukunft,
An der getreuen Brust der Hoffnung, die immer das Beste
Ahnet, so sanft, als ob um dich her Elysium blühte.

VIERTER BRIEF.

THEAGENES AN ALCINDOR.

INHALT.

Gemählde himmlischer Welten, und Grundriſs eines poetischen Systems über die Natur, den Weltbau und die Geisterwelt.

V. 1 — 3.

Freund, der Vorhang ist weg, die Nacht ist vom Tage verschlungen,
Dein Theagenes sieht! Die Wahrheit, unter den Menschen
Kaum im Bilde bekannt, die himmlische Göttin der Schönheit,

V. 4 — 17.

Giebt sich mir willig zu sehn; ich schaue die ew'gen Ideen,
Sie, die in euere Gruft durch die engen Ritzen der Sinne
Gleitende Schatten nur werfen, die ihr für Wesen umfasset. [1])
Mein erweiterter Geist entfaltet höhere Kräfte,
Die, auf Erden unbrauchbar, im Grunde der Seele verborgen,
Schlummerten; innere Sinnen, und weite Behälter der Wahrheit,
Augen für hellere Gegenstände, erhabne Begierden,
Denen die Erde zu leicht, der Zirkel des Menschen zu eng ist.
Oft, du erfährst es, o Freund, wenn die einwärts gesammelte Seele
In Betrachtungen irrt, entzündet sich aus dem Gewölke
Dunkler Ideen ein plötzlicher Strahl, der, dem nächtlichen Blitz gleich,
Eine Welt von Erscheinungen dir, im Innern der Seele,
Sichtbar macht; doch eben so schnell, als er aufgebraust, schwindet,
Eh du erkennen kannst was du gesehn, ist der blitzende Lichtstrahl

Wieder dahin, und läſst dich erstaunt und traurig im Dunkeln.
Diese Räume sind jetzt in meiner Seele bestrahlet,
Jeder flüchtige Blitz ist schnell zur Sonne gewachsen,
Die das Unendliche rund um mich her mit Mittag begieſset.

O wie scheinen mir jetzt die stolzen Entwürfe so thöricht,
Die wir ehmahls vom Weltgebäu träumten! Wie wenig erreichte
Unsre kühnste Vermuthung die unerschöpfliche Allmacht
Des erschaffenden Arms! Wie klein war unsere Gröſse!
Was wir für Ewigkeit hielten, ist kaum das Leben der Sonne;
Was wir, vom Flug ermüdet, Unendlichkeit nannten, ist etwa
Ein Gefilde von tausend Gestirnen. Die stärkste Bestrebung
Unsrer Erfindungskraft klebte noch stets in der Grenze der Schöpfung,
In dem Sunde der Zeit. — Und doch gefällt es der Gottheit,

V. 31 — 42.

Wenn ihr Geschöpf es wagt, sie zu sehn; wo Engel zu schwach sind
Ist der Wille genug, wenn gleich die Kräfte versagen.
Kann die Seele was würdigers thun, als des Ewigen Werke
Auszuspähen? Die Schöpfung, die sichtbare Gottheit, den Inhalt
Aller Schönheit, und selbst die Lust des göttlichen Auges?

Dich zu dem edeln Geschäfte mit neuem Muth zu beseelen,
Will ich dir einen Entwurf der Natur der geschaffenen Dinge
Mit den äuſsersten Strichen versuchen. Zwar ist es nicht möglich
Dir, Alcindor, mit andern als irdischen Bildern und Zeichen,
Was die Sprache des Himmels mit eigenen Nahmen benennet,
Vorzumahlen; das Göttliche wird in den Menschenbegriffen
Sich entgöttern, das Helle der Wahrheit in Schatten erblassen.

V. 43 — 54.

Doch der flüchtigste Plan der Schöpfung, ihr mattester Abglanz,
Ist schon geschickt in Bewundrung zu setzen; und wahrlich, Bewundrung,
Diese belohnende Wollust für forschende Geister, ist alles
Was selbst Engel erhalten, die in die Werke der Weisheit
Und der allmächtigen Liebe sich senken. Sie durchzuschauen,
Ihre unsichtbarsten Ketten, die ersten Federn der Regung,
Welche mit sparsamer Kraft die ganze unendliche Sfäre
Treiben, und durch unzählbare Zwecke den Urzweck befördern,
Den erhabnen, der Gottheit würdigen, einfachen Urzweck,
Dieſs erspähen zu wollen, ist eine so thörichte Kühnheit,
Daſs nur der Mensch sie zu hegen vermag. — Vernimm denn, Alcindor,
Was von den Dingen des Himmels die Sprache der Irdischen fasset;

V. 55 — 68.

Was dein Freund für nöthig befindet, die irrenden Schwingen
Deiner Gedanken im Flug durchs Unermeſsne zu leiten.
Denn wie verirrt man so leicht, wo englische Flügel ermüden?

Dieser ganze bewegliche Bau des leblosen Stoffes,
Aus unzählbaren Himmeln mit ihren Welten gefüget,
Ist allein für Geister und Seelen gebildet, und lebet
Einzig durch sie. Die feurigsten Sonnen erlöschten zum Unding,
Jede blühende Welt zerflöſs' in glimmende Asche,
Wenn die Seelen vergingen, die alles mit Leben durchhauchen.
Freude zu fühlen und ewig zu seyn, belebte die Gottheit
Eine unendliche Schar von Geistern, nur dem nicht unendlich,
Der sie erschuf; ein Engel könnte Aonenlang zählen,
Ohne dem Ende sich näher zu sehn. So vielfach die Gottheit
Sich in endlichen Wesen, in denen sie selber sich nachahmt,

V. 69 — 81.

Zu verändern vermag; so weit der Zwischenraum reichet
Von dem ersten der Engel, dem göttlichsten aus den Erschaffnen,
Bis zu dem, der am Rande des Nichts sein Daseyn verträumet;
(Ein weit gröſserer Abstand, als der die äuſserste Sonne
Von den Meeren von Glanz, die den Thron umhüllen, entfernet)
So unzählbar, so mancherley sind die empfindenden Wesen;
Jedes mit Samen der Zukunft, der bessern Zukunft, befruchtet,
Jedes unsterblich, weil Gott sich in ihm nachahmend entwickelt,
Jedes voll Triebe zur Lust. Sind aber auſser der Gottheit
Quellen der Lust? — Sie müſsten dem ewigen Unding entflieſsen!
Doch im Urquell des Guten die allerlauterste Wollust
Selber zu schöpfen, ist nur ein kleiner Haufe von Geistern
Göttlich genug, die übrigen würde die Nähe der Gottheit

Der Ritter, aus Liebe, die er zu ihrer Seele trug,
Entschlossen, so häſslich sie war, sie mit zu Bette zu nehmen,
Wird über die Metamorfose sich, wie ich hoffe, nicht grämen;
Man thut nicht oft so einen Zug!
Er suchte ein Ideal, und sucht' es lange vergebens;
Hier ist es! und macht es nicht die Wonne seines Lebens,

23.

So ist die Schuld nicht an mir, ich habe das Meine gethan!
Allein ihr übrigen Töchter von Bambo, meine Kinder,
Ich kann euch so einzeln nicht sehn. Auch ihr seyd mir nicht minder
An's Herz gewachsen als diese: was fang' ich mit euch nun an?
Ihr seht was hier geschah. Wie, wenn wir, dem guten Exempel
Der Neuvermählten zu Folge, uns auf der Stelle gleich
Entschlössen fünf Paare zu machen? Ihr würdet mir und euch

Plötzlich verzehren. Sie nach dem Verhältniſs der steigenden Kräfte
Zu vergnügen, schuf Gott den ganzen Umfang des Stoffes,
Dem er nachahmende Züge der Geister, durch die er beseelt wird,
Ordnung und Schönheit gab, in zahllosen Stufen und Arten,
Die mit den Arten der geistigen Wesen harmonisch gestimmt sind.
So entstanden die Welten. Durch unermeſsliche Räume
Drehn sie sich unter der Gottheit bis an die Ufer des Leeren.
Nächst an dem Ewigen tönen die schönsten der Sfären, voll Lichtes,
Unvergänglich, harmonisch, die seligen Thronen der Engel.
Mit der Entfernung von ihm, wird auch die Schönheit der Welten
Bleicher, mit Schatten bewölkt; der Stoff vergänglich und träge,
Wenig geschickt den Geist zu vergnügen; nur thierische Freuden

V. 94 — 105.

Sprossen aus seinem zu üppigen Boden, wie denen gebühret,
Die die Natur ihm vertraut, den nähern Verwandten des Staubes.

Da nur Liebe den Schöpfer die Wesen zu hauchen vermochte,
Neigung sich ihnen zu schenken, und durch die Stufen der Welten
Sie zu ihm selber zu ziehn; wie hätt' er sie ewig zu schaffen,
Säumen können, wofern ein Geschöpf die Ewigkeit faſste?
Aber der Fürst der Engel ist endlich, so sehr als die Sonne,
Die erst, nachdem er Aonen im Anschaun Gottes schon lebte,
Eine der jüngsten, der ewigen Nacht vom Schöpfer entwinkt ward.
Nicht in allen ist gleiches Bestreben zum Werden; nicht alle
Sind so lange zu dauern geschickt, wie die Geister des Thrones,
Oder der jüngere Kreis der Ideen. Die Ewigkeit sah erst

V. 106 — 118.

Diese entstehn, die ersten Zeugen der Herrlichkeit Gottes.
Unterdeſs schliefen die Embryonen von Geistern und Welten,
Noch nicht zeitig zum Seyn, im schwarzen Schooſse des Abgrunds.
Nach und nach, wie ihr Vorzug zum Leben sie fodert, entschwangen
Sich die Himmel dem Nichts. Die neu entstandenen Sonnen
Huben ihr glühendes Antlitz empor, und sahen verwundernd
Halb gebildete Welten, nach ihrer Bestrahlung begierig,
Ihnen entgegen taumeln; der goldene Frühling entsproſste
Jugendlich, blumig, geschmückt zum Empfang der seligen Wesen,
Die jetzt wurden, und halb bekleidet zu fühlen begannen.
Selbst noch jetzt erscheinen zuweilen den Erdebewohnern
Neue Gestirn' in den Tiefen des Athers, die, kürzlich gereifet,
Zur Erstaunung benachbarter Himmel das Leben begrüſsten.

V. 119 — 131.

So entsprang die Schöpfung, so wuchs und wächst sie noch immer
Zur Vollkommenheit an. Die Allmacht der ewigen Liebe
Kann nur in abgemessenen Zeiten den Widerstand hemmen,
Der die Geschöpfe dem Leben miſsgönnt. — Wie seyd ihr erhaben,
Selige Wesen, die ihr zuerst gewürdiget wurdet
Gott zu empfinden, den Ew'gen von Antlitz zu Antlitz zu schauen!
Über den obersten Himmeln, noch über der Sfäre, von welcher
Alle Welten Nachahmungen sind, erhebt sich zum Schöpfer
Ein diamantener Kreis, unermeſslich, unsterblich, geraumer
Als die ätherische Tiefe worin die Sterne sich wälzen,
Und der Natur nicht unterworfen. Ein göttliches Licht füllt
Diese geheiligte Sfär', ein Licht wogegen die Sonnen
Kaum dem Schattenbild gleichen, das auf still flieſsende Bäche

V. 132 — 144.

Euer entnebelter Mond in Frühlingsnächten herabwirft.
Diese schuf Jehovah zuerst. Dann schuf er die Geister
Die sie belebten, die hellesten Spiegel der göttlichen Schönheit,
Cherubim, Gott zu sehn mit göttlichen Kräften begabet.
Plötzlich rauschte der Urquell des Lichts von werdenden Geistern;
Zitternd vor süſser Entzückung, von unaussprechlicher Freude
Ganz durchglühet, erhuben sie nun ihr Antlitz und wagten,
Gott, dich zu sehn! — Denn hier ists, wo in sichtbarer Schönheit
Sich der Unendliche zeigt. Hier, Ewiger, sehn sie dich heller,
Siebenmahl heller als irgend ein Engel der obersten Kreise,
Wenn er sein sonnengleich Antlitz durch alle Tiefen der Schöpfung
Über das stolze Gewimmel unzählbarer Sterne verbreitet,
Wenn er in jedem Dich sieht, doch immer reiner, je näher

V. 145 — 156.

Er zum Himmel der Himmel dem Thron der Herrlichkeit strebet,
Und von dem seligen Anblick entzückt, mit gefalteten Händen
Auf sein Angesicht sinkt und in Gebete zerflieſset.
Unverwandt sehen sie Gott; die ganze Fülle der Dinge,
Engel, Geister, Olympe voll Pracht, vor ihnen verbreitet,
Könnten nicht Einen Blick von den Sehern Gottes gewinnen.
Unter dem heil'gen Geschäfte verflieſsen Alter der Sonnen
Ihnen wie Augenblicke. — Auch ist von des Ewigen Anschaun
Ihrer Stirn' unaussprechliche Schöne so göttlich verkläret,
Daſs sie den hellesten Blick der schönsten der Serafim blendet.

In der Entfernung von tausend Längen des Sonnenhimmels
Windet sich um die Sfäre der Sfären ein schimmernder Gürtel,

V. 157 — 170.

Aus durchscheinendem Stoffe geschaffen, der oberste Weltkreis,
Aller Gestirne Beweger, das ewige Reich der Ideen,
Und das Urbild der Himmel und Welten. Hier ewig zu bleiben,
Ist der erhabenste Wunsch der Geister, die es nicht wagen
Näher die Gottheit zu sehn. Die schönsten ätherischen Sonnen,
Selbst die himmlische Straſse, die Sammlung der prächtigsten Welten,
Die aus ihrer Entfernung ein silberner Gürtel euch scheinet,
Sind wie rohe Entwürfe, verlöschende Schattengemählde,
Dieses Urbilds der Schöpfung. Das eigne von jedem Gestirne,
Ihre Geschöpfe, die Blüthe der Schönheit, unzählige Formen,
Reitzende Gegenstände für tausend Sinne, die Wollust
Und die Entzückung, die jede der Welten vor andern bezeichnet,
Alles dieses ist hier harmonisch zusammen geordnet.
Hier sind die Muster der Ding', einförmig, glänzend, unsterblich,

Keinem Olympier zählbar; man zählte leichter die Strahlen
Die den Brunnen des Athers entflieſsen. Ein Fidias fände,
Unter Myriaden von immer höherer Ordnung,
Hier das vollkommne Bild, wovon der Abglanz vor seinem
Geiste schwebte, da er die Göttin der Weisheit in Marmor
Nachzubilden versuchte; ein kühnes eitles Bestreben!
Alle Himmel und Sonnen mit ihren begleitenden Erden
Werden zu dieser Sfäre gezogen; je mehr sie ihr nähern,
Desto stärker erhitzt sich der Trieb der glühenden Welten,
Sich in ihrem Strahl zu verhimmeln. Doch quillet ihr Licht nicht
Aus ihr selber. Im dichten diamantnen Gewölbe,
Welches das geistige Licht, wo der Ewige wohnet, verschlieſset,
Sind gezirkelte Scheiben eröffnet; der Umkreis der Sonne
Siebenmahl, ist von jeder das Maſs; unermeſsliche Ströme

V. 185 — 196.

Flieſsen mit himmlischem Licht auf die ringsum nahenden Sfären
Aus den Öffnungen aus, und beseelen unendliche Räume
Mit entzückender Klarheit. Die Öffnungen scheinen den Menschen
Unter den andern Gestirnen wie blasse silberne Punkte.
Nach und nach erbleichen, indem sie von Himmel zu Himmel
Schimmern, die himmlischen Ströme, bis in den Grenzen des Weltbaus
Sie sich ins ewige Leere mit sterbenden Strahlen verlieren.

Freund, ein süſses Erstaunen entzückt, indem du dieſs liesest,
Deinen tiefsinnigen Geist — Wie, wenn die Sprache der Engel
Statt des menschlichen Stammelns die überirdischen Scenen
Mit Begriffen voll Klarheit, des Gegenstands würdig, dir sänge?
Zwar auch Engel stammeln, wenn sie, vom helleren Anblick

V. 197 — 209.

Der durch den dünnen Vorhang der Schöpfung scheinenden Gottheit
In Entzückung gerissen, ihr Lob den Himmeln erzählen.
Aber so matt der Blick ist, den ich aus tiefer Entfernung
Dir in die Heiligthümer des Himmels, Alcindor, erlaube,
Schwächt doch vielleicht die göttliche Klarheit der obersten Sfären
Dein noch blödes Gemüth. — So steige dann näher zur Erde;
Allenthalben eröffnen sich dir mit ändernder Schöne
Wunder der Weisheit, und Wunder der Lieb', und Siege der Allmacht.
Zahllos sind die Enthalte der Geister, die glänzenden Welten,
Zahllos die Arten der Wesen und Kräfte, der Formen des Stoffes
Und der Sinne, wodurch sich neue Gestalten der Dinge
Mit der Seele vermählen. Wie würdest du staunen, Alcindor,
Wenn ich dir eine der Welten, die nichts mit der Erde gemein hat,

Viel Müh' ersparen, und — Kurz, *Corbleu!* aus diesem Tempel
Kommt keine mir ledig hinaus! Wir sind nun einmahl da,
Was braucht es mehr als ein entschloſsnes Ja?

24.

Ein Mädchen wünscht sich, wie sehr es sich ziert,
Stets einen Mann oder zwey, und Männer sollt ihr haben!
Wohlan, Frau Leoparde, der ältesten Schwester gebührt
Die Vorhand; wähle sie einen aus uns fünf rüstigen Knaben!"
So spricht er, und schwingt bedenklich den mächtigen Zauberstab,
Der ihm, nach Hobbes, das Recht so laut zu sprechen gab.
Die Damen lieſsen sich freylich nicht gern so trotzig behandeln:
Allein was sollten sie thun? Der Schwarze mit seinem Stab
Wies, wie man wuſste, so leicht durch keine Grimassen sich ab;
Er war der Mann dazu sie alle in Kröten zu wandeln.

Wie von einer andern Natur gebauet, entwürfe!
Aber wie könnt ich in deinem Gemüthe ganz neuen Gestalten
Zugang machen? — Vernimm dann minder befremdende Scenen.

Eine der Erden des Siebengestirns, die sich um die Sonne
Wo ich jetzt wohne, bewegt, ist von der erschaffenden Weisheit
Nur für den Sinn des Geruchs, den einzigen Sinn der Bewohner,
Wundernswürdig gebaut. Die Rosenthäler in Eden,
Oder der blumige Hybla entehrten durch die Vergleichung
Diese balsamische Welt. Hier ist die lächelnde Rose,
Nicht wie im Frühling der Erde, die Königin unter den Blumen;
Jede mit süſser Kraft beseelte Blume des Erdreichs
Düftet hier einen noch süſsern Athem; Viol' und Narcissen,
Hyacinthen und Nelken sind unter den edleren Pflanzen
Bloſses Gras, wiewohl sie all' in dem Einen sich gleichen,

V. 224 — 236.

Daſs sie des zarten Gewandes bemahlender Strahlen ermangeln.
Denn hier ist die Lilie nicht weiſs, noch ähnlich den Lippen
Blühender Schönen die Nelke! Auch sind sie aus feinerem Stoffe
Geistig gewebt; anstatt zu verwelken, zerflieſsen sie langsam
In die ambrosische Luft. Doch jeder erneuerte Frühling,
Und er erneuert sich stets nach drey verblüheten Jahren,
Haucht mit zefyrischen Lippen die Schwester jeder Verschwundnen
Aus der webenden Erde hervor. Für menschliche Sinnen
Ist die harmonische Mischung so vieler verschiedner Gerüche
Unbegreiflich. So künstlich auch immer die weise Natur sich
In den Sfären gezeigt, wo sie zur Speise der Augen
Ihre Geschöpfe mit Licht und harmonischen Farben geschmücket;
Dennoch weichet die liebliche Stimmung der blumigen Düfte

Nicht dem Wohllaut der Farben. Dieſs machet diese Geschöpfe
Reich an der feinesten Lust, und ohne den Beystand der Augen
Und der übrigen Sinne beglückt. Ihr geistiger Leib ist
Aus zartfühlenden Nerven gewebt. Statt Töne zu reden,
Hauchen sie ihre Gedanken mit deutlich veränderten Düften
Ihren Gespielen entgegen. Wie ihre begrenztere Seele
Alle Begriff' aus dem Sinn, der mit der Welt sie verbindet,
Ziehet, so nehmen sie auch die Zeichen ihrer Ideen
Nur von Blumen und riechenden Dingen. — Kaum heget die Schöpfung
Seelen, die zärtlicher fühlen. Die liebenswürdigste Einfalt
Würzet ihr Thun mit gleicher Anmuth, wie ihre Gedanken.
Ungestört lieben sich alle; vom Stolz, dem Zunder des Neides,
Hat dieſs glückliche Volk, so wie von giftigen Blumen,

V. 250 — 262.

Keine Nahmen. Von thörichten Wünschen und stolzen Entwürfen
Eines betrüglichen Glücks, wie der Unsinn der Menschen es träumet,
Weit entfernt, ergeben sie sich mit offenen Herzen
Dem Vergnügen, wozu die Natur sie empfindlich erschaffen.
Nicht der mindeste Reitz verlieret sich ungenossen
Unter der unbeschreiblichen Menge von Quellen der Freude,
Die für sie flieſsen. Ein einziger Sinn giebt ihnen die Wollust,
Die ihr von etlichen nehmet. Sie fühlen die holden Akkorde,
Welche für sie die symfonischen Wirbel der Düfte beseelen,
Mit nicht minderer Lust, als euch die Zusammenstimmung
Reitzender Lieder und silberner Töne der Laute gewähret;
Und so erquickend als euch am Rande murmelnder Bäche
Mis ätherischem Fittig ein West an die Wangen hinschmeichelt,

Eben so kühlend und fühlbar umflieſst die Blüthe des Äthers
Ihre zärtlichen Glieder; sie schwimmen in sanfter Entzückung.
Aber sie fühlen nicht nur; aus ihrer geistigen Wollust
Blühen Gedanken hervor, die sich zum Schöpfer erheben.
Oftmahls wenn sie gesellig, wie Bienen in Schwärme gesammelt,
Um balsamische Stauden auf Wolken zerflossener Blumen
Schwebend den Frühling trinken, erheben sie sich in Entzückung,
Aus der Entzückung zum Lobe des ewigen Vaters der Freude.

Laſs dir gefallen, so athmen sie ihre Gedanken gen Himmel,
Laſs dir, o Schöpfer, gefallen, daſs unsre Freude dich preise!
Bestes der Wesen, aus dem wir Leben und Seligkeit ziehen.
Aber wie sollen wir dich, o Quell der Ewigkeit, preisen?

V. 275 — 287.

Flöſsen aus uns Gedanken, wie Kräfte der Engel, vermischte
Sich mit unseren Hymnen aus allen Kreisen der Schöpfung
Allgemeines ambrosisches Lob, was wär es, o Schöpfer,
Dich zu loben? Ein Lilienduft, die Blüthe des Zimmtstrauchs!
Aller Geschöpfe Geist in Einem Athem ergossen
Lobte dich schwach, du, der mit seinem unsterblichen Hauche
Alle begeisterte Welten bewegt, und über den Himmel,
Wo sich an deinem reinesten Ausfluſs die Engel erquicken,
Einen göttlichen Frühling herabgieſst. — Sey ewig, o Hymne,
Der den Unsterblichen lobt! Dich müsse kein Zefyr verwehen!
Immer müssest du uns mit deinen Wirbeln umgeben!
Helft uns ihn loben, ihr alle, die Gottes Athem belebet;
Aber lobt ihn noch mehr, die ihr Gedanken zu duften

V. 288 — 300.

Von ihm begabt seyd, erhabner und reiner als sterbliche Rosen,
Lobet ihn mit dem süſsen Geruch der blühenden Unschuld!

Also loben sie Gott, und ihre Inbrunst gefällt ihm,
Weil das Herz sie gebiert, so wohl als serafische Lieder.
Um und um athmen alsdann die mitbegeisterten Pflanzen
Süſseren Balsam, die fernsten Gefild' empfinden die Hymnen;
Denn in jedem Gewächse, vom edelsten Wesen des Sternes
Bis zum niedrigsten Kraut, haucht eine fühlende Seele.
Alle machen, indem sie durch sanft absteigende Grade
Sich von einander entfernen, die schönste Leiter von Wesen.

Eben die Sonne, die diese bewundernswürdige Sfäre
Mit sanft leuchtendem Glanze befeuchtet, die strahlt auch von ferne
Einem Planeten entgegen, der zum Gehör nur gemacht ist.

V. 301 — 313.

Ewige Dämmrung, aus dunkeln und matten Strahlen gewebet,
Gleich dem Schatten des Tags, den von silbernen dünnen Gewölken
Auf die Frühlingsauen der Erde der Vollmond herabthaut,
Ruhet mit ausgebreiteten Flügeln auf seinen Gefilden.
Hier ist der wahre Tempel der Musen. Die weise Natur ist
Selbst die Künstlerin hier, die alles in Wohlklang gestimmt hat.
Sie hat die Luft mit unendlich verschiednen ätherischen Saiten
Allenthalben bespannt, die nach dem genau'sten Verhältniſs
Sich von einander entfernen. Von sanften Winden gerühret,
Schallen dann himmlische Harmonien mit mächtigem Schwunge
Bis an die Ufer benachbarter Welten. Das Säuseln des Zefyrs
Wieget die Luft in liebliche Fugen und lydische Töne,
Gleich harmonischen Seufzern; dann schmelzen die Hörer in Liebe.

V. 314 — 326.

Rauscht er hingegen, so tönen die mächtig begeisterten Saiten
Von erhabnen Akkorden, vollstimmig, entzückend; die Hörer
Sinken in ernstes Staunen und schweben auf hohen Gedanken.
Hier ist der ewige May so arm an Geruch als an Farben,
Aber er haucht statt Balsamgewölken symfonische Töne,
Die sich den singenden Winden gesellen. Die denkenden Bürger
Dieser seltsamen Welt (wie sie Erdebewohnern erscheinet)
Sind mit dem künstlichsten Leib nach ihrer Bestimmung versehen.
Alles an ihnen ist Ohr; doch höret jegliches Gliedmaſs
Auf ihm eigene Weise; die mancherley Weisen und Töne
Flieſsen im Sitz der Seel' in die angenehmsten Akkorde.
Ihr Gespräch ist Gesang, die Töne, die sie gebrauchen,
Stehen mit den Gedanken und jeder Bewegung des Herzens

V. 327 — 340.

Im genau'sten Verhältniſs. — Der eine seufzt zärtliche Liebe,
Dieser ist Mitleid, der lispelt Ruhe, der locket die Freude.
Ihre mit lauter Wohlklang genährte Seele wird selber
Ganz harmonisch, und fähig das göttliche Ohr zu ergetzen.
Diese Geschöpfe, verwundre dich, Freund, hat die Erde geboren.
Dorten waren sie Vögel, und Sänger des flüchtigen Frühlings,
Nachtigallen, die horchenden Schönen oft Thränen entlockten,
Oder hellwirbelnde Lerchen. Aus Indiens einsamen Inseln,
Oder Arabischen Thälern und Zimmethainen von Palma,
Führt sie ein sanfter Tod in diese bessere Wohnung.
Ihre Seel' auf die unterste Stufe der Geister erhöhet,
Herrscht nun in einem edleren Leib, und übt schon Gedanken,
Welche dem Schöpfer zu nähern sich wagen. Zwar sind sie nicht fähig,
In den Plan und die allgemeine Verknüpfung der Dinge

25.

„He! rief Herr Tulpan noch einmahl in seinem gebietenden Ton,
Ich dächte man könnte sich schneller zu einem von uns entschlieſsen.“
Nun denn, versetzt sie, so sey's — Prinz Antiseladon!
Und dankbar wirft sich der Prinz der neuen Diane zu Füſsen.
„Und ihr, Miſs Schatulliöse?“ — Mit keuscher Röthe reicht
Sie Karamellen die Hand, und hat das Miſsvergnügen,
Daſs Karamell hinter ihr weg sich schleicht
Um seine nervige Hand in Kolifischettens zu fügen,
Die, weil ihr der Neger doch keine Bedenkzeit erlaubt,
Just nicht das schlechteste Loos gezogen zu haben glaubt.

26.

Beschämt und glühend vor Zorn, doch immer Meisterin
Von ihren Bewegungen, wankt die tugendvolle Vestalin
Mit ihrer kleinen Hand nach Blömuranten hin:

Helle Blicke zu thun; doch sind sie in ihrem Bezirke
Glücklicher als die Menschen. — Und ist der verächtlichste Wurm nicht
Glücklicher, da er das ist, wozu die Natur ihn bestimmte,
Als der entartete Mensch? — Die feineste Wollust ist ihnen,
Die der Natur der Seele vor allen andern gemäſs scheint.
Denn sie steht mit den Tönen in noch genaueren Banden,
Als mit Strahlen und Farben. Vergeblich wärst du bemühet,
Aus den erlesensten Bildern ein Ganzes zusammen zu setzen,
Das die durchdringenden Freuden, in denen sie ruhen, erreichte.
Das gelindeste Säuseln des lauen Zefyrs, das Flüstern,
Das wie Gesang aus blühenden Hainen herlispelt, das Klatschen
Fallender Frühlingsbäche, das Murmeln silberner Quellen,
Und das zärtliche Lied, das Echo der Nachtigall nachsingt,

V. 354 — 366.

Mit den reitzendsten Tönen von menschlichen Kehlen vereinbart,
Und was sonst noch dem stumpfen Gehör der Irdischen schmeichelt;
Alles das ist ein rauhes Getön, ein widriger Miſsklang,
Gegen das ſeine Gefühl, das diese Wesen durchdringet,
Wenn sie an musikalischen Bächen, auf singenden Blumen,
Ihre Entzückung den Melodien der Lüfte vermischen.
Oft verlassen wir selbst die hellen Zonen der Sonne,
Und die geistigern Freuden, die unser Stand uns erlaubet,
Über dieser symfonischen Welt auf safirnen Gewölken
Unbemerket zu schweben, und ihre Freuden zu kosten,
Die uns dann den Geschmack zu göttlichern Freuden erhöhen.

Freund, du erstaunst, ich seh auf deiner Stirne die Züge
Einer tiefſinnigen Lust, die nur den Weisen gegönnt ist.

V. 367 — 379.

Tausend fremde Begriff' und neue Reihen der Dinge
Seh' ich in deiner arbeitenden Seel' entstehen und schwinden;
Sehe dein wallendes Herz von heiſsem Verlangen sich dehnen,
Dich zu entschwingen der Nacht, die deinen umnebelten Sinnen
Solche Scenen verbirgt. O Freund, erst über der Erde,
Wenn dich der Engel des Todes vom gröbern Stoffe befreyt hat,
Wird die unendliche Fülle der Offenbarungen Gottes
Dir sich in einem Tag entdecken, der jetzt zwar schon leuchtet,
Aber vom düstern Schimmer des irdischen Tages umwölket,
Noch unsichtbar dir ist. Wie ein Wandrer die prächtigste Gegend
Die er in nächtlichen Stunden, von keinem Sterne geführet,
Noch vom gefälligen Mond, mit müden Füſsen erreichte,
Ungeschmückt findet und öde, weil mitternächtliche Wolken

V. 380 — 393.

Auf den Gefilden liegen; er sieht von den Wundern der Schönheit
Und der glühenden Anmuth der frischen vielfarbigen Blumen,
Kaum die dunkelste Spur und vom entschlummerten Frühling,
Liegen sie gleich unverändert vor seinen Augen verbreitet:
Aber so bald Aurora dem Tag die Pforten eröffnet,
Sieht er den prächtigsten Auftritt um seine fröhlichen Blicke
Aus den Schatten sich heben; dort Rosenspitzen der Berge,
Hier im goldenen Pompe die sanft aufblühenden Auen,
Spiegelnde Bäche durch thauige funkelnde Wiesen gewunden,
Blau umduftete Hügel mit jungen Büschen gekrönet,
Und die Fluren zur Seite von schwarzen Tannen beschützet;
Wundernd ruhet sein Blick auf der reitzenden Aussicht, er zweifelt
Ob die nächtliche Wüste und diese bezauberte Gegend
Eben dieselbe sey. — So treffen dich jetzt von der Schönheit

V. 394 — 405.

Des olympischen Tages, den dir das irdische Leben
Noch mit Nächten bewölkt, nur seltne verirrete Strahlen.
Aber wie wirst du dereinst von süſsen Erstaunen erzittern,
Wenn dir das ganze Gebiet der Natur, die Himmel und Welten
Und das Geisterreich aufgethan wird; und der blühende Ather
Dir die Schärfe des Augs zu den hohen Erscheinungen stärket?
Dann wirst du über die unbekannten Kräfte dich wundern,
Die jetzt in deinem Geist unbrauchbar und eingehüllt schlummern,
Aber alsdann, vom Anhauch des neuen Morgens erwecket,
Schnell sich den Gegenständen, die für sie gemacht sind, eröffnen.

Wahrlich, die Seel' ist groſs! Laſs dieſs vor deinem Gemüthe
Stets wie ein marmornes Denkbild stehn; du fühltest es oftmahls!

V. 406 — 408.

Wenn ihr von ihrer verborgenen Hoheit, in ernsten Stunden,
Innerlich ahnt; dann fühlt sie es schon, die Tochter des Himmels,
Daſs sie nichts kleiners als Gott und Ewigkeiten befriedigt.

Anmerkung.

1) Seite 269. S. Plato L. 6. de Republica.

FÜNFTER BRIEF.

EUKRATES AN FILEDON.

INHALT.

Eukrates versichert seinen Bruder, einen von den Filosofen de la Bande joyeuse, daſs die Erscheinung, die er von ihm gehabt, wirklich gewesen; und bemüht sich, ihm seine Vorurtheile und Abneigung gegen die Unsterblichkeit der Seele zu benehmen.

V. 1 — 4.

Dir, **Filedon**, den mindesten Vorwand zum Zweifel zu nehmen,
Ob dein Bruder es sey, den diese Zeilen dir zeigen,
Will ich beschreiben, was dir am gestrigen Abend begegnet,
Ob du es gleich im verschwiegenen Busen zu drücken beschlossen.

V. 5 — 17.

Höre denn dein Geheimniſs! Dich rief der silberne Mondschein
Und die bluhende Nachtluft, die, mit dem Ambra des Frühlings
Stärker gewürzt, vor deinem geöffneten Fenster vorbey zog,
In die dämmernden Gärten. Du schweiftest durch Lauben und Hecken
Und durch Gänge von Linden umher, und schienest zu staunen,
Minder vielleicht mit dir, als mit Kallista beschäftigt,
Der du die einsame Ruh am Busen der Unschuld miſsgönntest.
Plötzlich riſs dich, vielleicht aus Träumen von künftigen Freuden,
Oder dem Sieg, den du über die Tugend voreilig genossest,
Ein umgebender Glanz, gleich dem, den der Fuſstritt Aurorens
Auf bepurperten Gipfeln und Morgengewölken zurück läſst.
Schaudernd fuhrest du auf; dein Wunder stieg, da dem Schimmer
Immer höherer Schimmer entfloſs, bis die sonnichte Mitte

V. 18 — 30.

Deines Bruders verklärte unsterbliche Jugend hervorgab.
Leuchtende Wolken erhuben mich über den Boden; zwey Geister
Aus der obersten Luft, die um die Erde gewebt ist,
Schön wie goldne Rosen, umschwebten mein duftendes Haupthaar.
Deine Kühnheit, das Wundergesicht mit ruhigen Augen
Unverwandt anzusehn, bewegte mich länger zu säumen.
Endlich nach kurzem Zaudern, doch wie mit gefesselten Schritten,
Nahtest du mir, und plötzlich zerfloſs die Erscheinung ins Dunkel.
Unsichtbar kam ich zurück, und hört' in der murmelnden Grotte
Deinen Streit mit dir selbst. — Wie sinnreich warst du, dich selber
Zu betrügen? Doch blieb dein versengtes Auge noch immer
Allzugeschickt, die Empfindung von Werken des Schlummers zu scheiden.
Erst nachdem dich der Schlaf am folgenden Morgen verlassen,

V. 31 — 43.

Siegte dein weiser Entschluſs, und jetzo hieſs die Erscheinung
Eine seltsame Frucht des Träume zeugenden Abends.

Ist es dir denn so nöthig, Filedon, der reitzenden Hoffnung
Ewig zu leben, den kleinsten entglimmenden Anschein zu rauben?
Bist du geneigter zu glauben, ein überfallender Unsinn
Habe dich wachend entzückt und mit Fantomen getäuschet,
Als daſs Eukrates lebe, und dich zur Unsterblichkeit lade,
Der, wie du wähnst, mit dem letzten Athem die Seele verhauchte?
Warum warest du minder geneigt zu glauben, du träumest,
Da du neulich Kallisten auf Frühlingsblumen gegossen
Schlafen ſandest, und gern die Blüthe der reitzenden Jugend
Brachest, hätte sie nicht ihr wachsamer Engel erwecket?
Ist dein Auge nur dann ein Träumer, wenn seine Gesichte

Der Himmel bewahre mich, denkt er, vor einer solchen Gemahlin!
Und ehe die kleine Hand ihn noch erreichen kann,
So faſst er Dindonetten vor Angst mit beiden an.
Der Streich war arg! Allein die Schatulliösen
Sind nicht so leicht aus ihrer Fassung gebracht;
Sie hatte vermuthlich sich schon auf alle Fälle bedacht:
Aus ihrer behenden Art, die Frage aufzulösen —

27.

Ob Parasol oder Tulpan der Mann sey, — schloſs man dieſs
Nicht ohne Grund; denn, ohne sich viel zu bedenken,
Schien sie geneigt — dem Neger sich zu schenken,
Sie sah, dieſs wenigstens ist gewiſs,
Mit Augen ihn an — o könnt' ich sie mahlen! — mit Augen,
Die, unter den Wimpern hervor, das Mark aus den Beinen euch saugen.
Der Neger erschrak vor seinem Glück;
Er sah das Schicksal, das ihm in diesen Augen rollte,
Und, wie sie die schöne Hand ihm eben reichen wollte,
So that er einen Satz zurück,

V. 44 — 56.

Deine Neigungen kränken? Verdrieſst dich, wenn Eukrates lebet,
Daſs du vergeblich den Tod des ewigen Geistes gehofft hast?
Zürnest du, daſs ein nächtlich Gesicht die Gebäude zerstöret
Die du, auf Luft gegründet, aus Wolken zusammen gescherzt hast?
Zürnest du, daſs der Mensch in der Fröhlichkeit seidenen Stricken,
Unter den Trauben des jauchzenden Bacchus, am glühenden Munde
Einer lustathmenden Thais, in Rosenlauben nicht — Mensch ist?
Daſs ein höheres Ziel die Kräfte verlangt, die bestimmt sind
Welten zu überleben? — Doch schämt sich dein Stolz zu bekennen,
Wem du die ſüſse Gewiſsheit des Todes der Seele verdankest.
Thierische kleine Begierden erscheinen, sich Würde zu geben,
(Nicht zum ersten Mahl) stolz, im festlichen Ansehn der Weisheit.
Was die Geburt der Sinnlichkeit ist, wird dem ernsten Verstande

V. 57 — 69.

Untergeschoben. Der selbstbetrogene Filedon beredt sich,
Daſs er der Wahrheit weiche, wenn ihn die Begierde dahin reiſst.

Aber hier unterbricht mich dein zuversichtlicher Eifer.
Lächelnd, als ob die Wahrheit auf deinen Lippen entstünde,
Wie ich dich in der Gesellschaft der horchenden Freunde jüngst sahe,
Stellst du der ernsten Vernunft Fantomen des Witzes entgegen:
„Wer ist behender, hoch fliegende Wünsche für Wahrheit zu ehren,
Als ein Mensch, dem die Erde, die ihn geboren, zu eng wird?
Welcher so gern die Seele, die, gleich der purpurnen Nelke,
Heute des Gartens Königin ist, und morgen am Staub klebt,
Allzu stolz vergänglich zu seyn, zum Engel erhübe!
Thörichter Stolz! Wie wenn ein bunter kaum sichtbarer Käfer,
In der Rose geboren, die Ledens Busen umschattet,

V. 70 — 82.

Sein verwegnes kurzsichtiges Auge zur Schönen erhübe,
Schwester sie grüſste und lüstern die Rosenflügel enthüllte,
Sie zu umfangen: so webt der Sohn der blühenden Erde,
Welche wie er einst welkt, als wär er der Serafim Bruder,
Ewigkeiten sich vor, und bewohnt im Geist die Olympe
Die der Träumer sich wünscht. — Vergeblich nennt man die Hoffnung
Ewig zu leben, auch wenn sie betrög', ein edles Erkühnen.
Ist es erhabner Stolz die Natur verbessern zu wollen?
Oder die Räume vergessen, die zwischen uns und die Gottheit
Ewig unmeſsbar gelegt sind? — Ich sende die forschenden Blicke
In mein geheimestes Selbst, und such' im Busen der Seele
Ihre Bestimmung. Ist sie vielleicht die Verwandte der Geister?
Gieſset ihr Blick, wie das Antlitz des sterneverdunkelnden Engels,

V. 83 — 95.

Sonnenglanz um sich her? Durchstrahlt sie die Wolken der Wahrheit?
Liegt die Natur eröffnet vor ihr? ermiſst sie die Himmel?
Oder vermag sie mit muthigem Auge, wie ihre Gespielen,
Unversengt in die Gottheit zu schauen? — Ja, minder zu fordern,
Ist nur ihr eigenes Wesen ihr klar? besinnt sie sich etwan
An den Ather, worin sie entstand, und die Reihen der Götter,
Die mit himmelerfüllendem Jauchzen sie Schwester begrüſsten,
Da sie die Ewigkeit, ihre gemeinsame Mutter, hervorgab?
Weiſs sie nur, wie die Gedanken aus ihrem Schooſse sich winden,
Kennt sie ihre Gestalt, und wie sie entstehen und schwinden?
Ist der Olymp ihr väterlich Land, sind ihre Begierden
Mit den Begierden der Engel harmonisch, soll göttliche Freude
Oder die helleste Blüthe der Wahrheit, ambrosische Speise,

V. 96 — 108.

Ihre Wünsche vergnügen, sind Welten voll sterblichen Reitzes
Für die Unsterbliche viel zu verächtlich, — Wie ist es doch möglich,
Daſs sie so gern am blumigen Boden der Sinnlichkeit klebet?
Daſs sie, die Göttin, den Taumel der irdischen groben Entzückung
Liebt, und von thierischen Freuden berauscht, der Engel nicht achtet?
Warum setzt die Gespielin der Götter ein lockendes Auge
Auſser sich? Warum zerschmilzt sie auf einem steigenden Busen?
Alle Schönen der Erd und der Inseln, in Köre versammelt,
Jede mit eigenem Reitze bezeichnet, hier funkelnde Blicke,
Dort die sanft wallende Weiſse der runden zierlichen Glieder,
Mit Juwelen bewaffnet, mit Frühlingskränzen geschmücket,
Oder im angebornen Glanze der nackenden Anmuth,
Sollten die Tochter des Himmels nicht stärker rühren, noch länger

V. 109 — 121.

Vor den Gedanken ihr schweben, als Beete voll prangender Tulpen,
Oder ein Kreis voll Sternen, der über ihr schimmernd sich wälzet. —
Steige herab, o Mensch, von den ungebührenden Sfären;
Lege die Gottheit nieder, und sey ein Verwandter der Thiere!
Also will's die Natur. Und ist es Schmach ihr zu folgen?
Jede Begierde, die du vergeblich zum Hoffen verweisest,
Unbekannt in der unsichtbaren Welt, der Speise der Engel
Ungewohnt, wird es dir danken. Mit ihrem Loose zufrieden,
Wird sie die jetzige Stunde, den schönen Frühling, erhaschen,
Und entkörperten Geistern recht gern die Ewigkeit gönnen.
Frage sie alle, die innersten Stimmen des fühlenden Herzens,
Ist's nicht Lust, wornach die Natur sie schmachten gelehrt hat?
Liebe zur Lust erhitzt die Adern des muthigen Jünglings,

V. 122 — 135.

Sanftere Triebe zur Lust glüh'n in den Wangen des Mädchens,
Wachsen mit ihrem Busen, und schmelzen die zärtliche Seele.
Was ihr Vernunft zu nennen beliebt, ist der Liebe zur Wollust
Unterthan, nur erfindsam für sie, und ohne sie träge.
O! wie harmonisch vereinigen sich die lüsternen Kräfte,
Wenn sich irgend ein lächelndes Bild der Freude gezeigt hat,
Sie zu erhaschen! — Und im Genuſs, in der seligen Stunde,
O, wie jauchzet sie dann! Wie völlig wird sie Empfindung,
Völlig Genuſs, Entzückung und Wonne! — So blühet die Seele
Unter süſsen Empfindungen auf, bis alles Vergnügen
Das die Natur ihr gönnet, genossen ist, ihrem Bestreben
Sich nichts neues mehr zeigt. Dann, sucht sie mühsame Freuden,
Schöne Fantomen, nicht wirkliche Lust, Geburten des Wahnes.
So betrügt sie sich selbst, wie jener die Fürstin des Himmels

V. 136 — 143.

Zu umarmen geglaubt, und eine Wolke nur küſste.
Endlich erkaltet mit dem Vermögen die Wollust zu schmecken
Auch die Begierde. Die Nerven der Seele, wie ihres Gehülfen,
Nutzen sich ab, das Feuer erstirbt, die Fantasie welket.
Giebt die Natur nicht selbst den Beweis, daſs Freude des Daseyns
Letzter Zweck ist, und für den Menschen nur sterbliche Freude,
Da wir, sobald sie uns flieht, dem Tode nah'n, und das Leben
Für uns kein Gut ist, sobald der Geschmack der Wollust vergehet?
Kann nun der Tod, da sein Vorhof, das Alter, Beraubung der Lust ist,
Kann er was anders seyn, als ewiger Mangel an Freude,
Mangel an süſsem Gefühl, der Nahrung des Wesens, ein Nichtseyn?"
Dieſs ist's also, womit den Verlust der erhabensten Hoffnung
Sich Filedon bezahlt? Dieſs ist die glänzende Weisheit,

Die dir die Tugend und ihre belohnende Hoffnung, das Leben
Nach dem Tode, die Mutter der Helden, die reitzende Aussicht
In unsterbliche Zeiten und Götterfreuden entwendet?
Aber wisse, so gern du dich auch zu den Würmern verkröchest,
Was in dir fühlt und denkt, ist ewig! so ewig als Engel,
Stirbt so wenig als Der, der ihm Unsterblichkeit einhaucht.
Sollt' Er sein Bild in den Menschenseelen vernichten? Das hieſse
Götter vernichten! — Jedoch dein Aug' ist zu stumpf in der Seele
Eine Gottheit zu sehn. — So höre denn nur die Begierden,
Deren Fordrung du eben verfälschtest, die Triebe zur Freude.
Frage sie: sind es wohl erdgeborne vergängliche Freuden
Was sie begehren? — Warum begehren sie denn selbst im Genusse,
Selbst im Arme der Lust, mit der sie vor dem Besitze
Ganz die Seele zu füllen vermeinten? Wie kommt es, daſs keine

V. 163 — 175.

Sich mit ihrer allmächtigen Schönheit des Herzens versichert?
Läugnest du das, Filedon? Wenn haben jemahls die Lippen
Eines Sklaven der Freude, wenn hat es sein Leben geläugnet?
Warum konnte dich einst die reitzende Leda nicht halten?
Warum entlockte dich Flavia drauf der schönern Marina?
Warum verlieſsest du doch so bald die feinen Entwürfe,
Die du dir ehmahls gemacht, ein Epikurus, ein Weiser
In der Wollust zu seyn, mit Wahl und Geschmack zu genieſsen?
Hast du nicht alles versucht, und alles mit Ekel verlassen?
Flohest du nicht in den Schooſs der Natur, dem Verdruſs zu entgehen?
Aber auch da, Betrogner, entflieht dir die Ruhe! Du suchest
Sie vergeblich in kühlenden Grotten, auf blumigen Rasen,
Oder in Sommerlauben. Filedon, mitten in Wonne

28.

Nahm Blaffardinen beym Arm, und rief mit herrschender Miene:
„Ihr Damen und Herren! das Schicksal thut durch mich
Euch seinen Willen kund; es wählte für mich und dich,
Gevatter Parasol, und mein ist Blaffardine!
Ich soll die Folie seyn, die ihre Blondheit erhöht;
Sie hat noch einmahl so eine gute Miene
Und scheint noch zweymahl so blond, wenn sie zur Seite mir steht;
Sie wird sich hoffentlich jetzt nicht wieder, wie ehmahls, sträuben:
In wenig Jahren *a dato*, wenn alles richtig geht,
Soll eine kleine Armee Mulatten die Zeit ihr vertreiben!

29.

Mit Schatulliösen der Keuschen, die, wie ihr alle wiſst,
Vom Fuſs zum Wirbel Seele ist,
Kann, nach den Gesetzen der Schwere, sich nur ein Geist vermählen:
Herr Parasol ist ihr Mann! ein ganzer Platonist,

V. 176 — 188.

Lechzest du noch, — und wahrlich du hattest immer gelechzet.
Nenn es nicht ein Entzücken, das ganz die Seele befriedigt,
Ganz durchglühet, wenn irgend ein Taumel die Sinnen berauschet!
Nenn es nicht Freude der Seele, wenn sie, vom wilden Getümmel
Taumelnder Nerven betäubt, sich selbst verlieret! Du selber
Weiſsest ja, wie sie beschämt vor ihrem eignen Bewuſstseyn
Fliehen möchte, so bald sie sich wieder der Ohnmacht entreiſset.
Doch ist's Wunder, daſs du, dem nie die lautere Wollust
Schuldloser Freuden geflossen, in keinem Genuſs dich befriedigst?
Wisse, daſs selbst die Tugend mit ihren reinsten Geschenken
Nicht die Triebe der Seele, die nach der Ewigkeit dürsten,
Ganz zu vergnügen vermag! Ich lernt' es von der Erfahrung.
Niemahls hatt' ein zärtlicher Herz in weiblichem Busen

V. 189 — 201.

Als in Selenen geschlagen, die ich im Tode verlassen.
Unschuld und Liebe, wie konnten sie redender ausgedruckt werden
Als in ihrem Gesicht? und das, was Mienen nicht zeigen,
Was nur in edeln Thaten gesehn wird, wie war es so göttlich!
Dieses Kleinod war mein. Mein Leben in ihrem Besitze
War ein Gemisch vom Glücke der Engel und irdischer Wonne.
Dennoch empfand ich in ihrer Umarmung, im reinsten Genusse
Wünschenswürdiger Lust, wenn nur Selene mein ganzes
Herz zu erfüllen schien, noch ungestillte Begierden,
Glänzende hohe Begierden, für welche die Seele zu klein war.
Und wie sollt ein Geschöpf, und wär es der obersten Schönheit
Noch so nahe verwandt, die göttliche Seele vergnügen?
Da es unmöglich war, die Geister zu Göttern zu schaffen,

V. 202 — 214.

Schuf sie der Schöpfer so groſs, daſs den Umfang ihrer Begierden
Nur die Gottheit erfüllt. Die Bestimmung geschaffener Dinge
Ist, nur die Kräfte der Geister zu diesem erhabenen Endzweck
Vorzubereiten. Wir steigen auf einer unendlichen Leiter
Zu ihm hinauf; die Erde trägt die untersten Sprossen.
Hat man diese bestiegen, (und ist dazu wohl das Alter
Eines Menschen vonnöthen?) kein Wunder, wenn dann die Seele
Ungern zurück steigt, und sehnsuchtsvoll über die Wolken hinaufstrebt.

Aber du läugnest den Zweck und die hohe Verwandtschaft der Seele,
Weil ihr Blick nicht das ganze Gebiet der Wahrheit umfasset,
Weil sie in Bildern nur sieht, und auch mit Thieren verwandt ist.
Sind nicht die Engel selbst von einer Seite von Staube,
Brüder des Wurmes, nur durch Allmacht dem Unding entrissen?

V. 215 — 227.

Und was lehret dich glauben, Unsterbliche seyen zum Wissen,
Nur zum Wissen, unsterblich? — Es hat dem Schöpfer gefallen,
Ordnungen unter den Geistern zu setzen. Die Einen erschuf er
Mehr zur Erkenntniſs, die Andern mehr zur Liebe, die meisten
Zwischen den Beiden, mit ihnen den Menschen; doch grenzet er näher
An die liebenden Geister. Er bringt die edelsten Triebe,
Groſsmuth und Menschenhuld, Freundschaft und Mitleid in zärtlichen Keimen
Aus dem Schooſse der Mutter. Wie würden sie bis in die Wolken
Ihre Zweige verbreiten, wenn frühe Weisheit sie pflegte?
Sind es nicht Strahlen von Gott, vom ewigen Urbild der Tugend,
Die wir in unserm Busen empfinden? und sage, Filedon,
Warum gab er sie uns? Wie wenig sind sie auf Erden
Brauchbar, wie thürmen sich ihnen Gebirge von Hindernissen

Unüberwindlich entgegen? — Und ihre Belohnung sind Thränen!
O wenn der Schöpfer die Tugend uns nicht zur Führerin zugab,
Daſs sie den steilen Pfad zu bessern Welten uns öffne,
Warum gab er sie uns? Und warum legt er, der Weise,
Wenn wir Fantomen nur sind, so süſse Reitze zur Tugend
Tief in die Schooſs' der Seel'? Ists nicht, weil uns Zeiten erwarten,
Wo sich mit freyen ganz ausgespannten Kräften die Güte
Unsers Herzens beschäftigt, wo jede gehemmete Tugend
Sonnengleich ausbricht, und unsrer Liebe kein Gegenstand fehlet?
Sind die Seelen dem Tode bestimmt, wie giebt nicht Filedon
Lieber dem Zufall das Amt, die Miſsgestalten zu machen,
Als dem unendlichen Weisen, der seine unscheinbarsten Werke
Mit Verhältniſs und Harmonie und Zwecken geadelt?
Du bewunderst die Kunst der Natur in der flüchtigsten Blume,

V. 242 — 254.

Findest im Sonnenstaub Absicht, und einen göttlichen Künstler
In der Bildung kaum sichtbarer Würmer; und nur in der Seele
Siehest du innern Streit und fehlgeschlagene Absicht,
Ewige Wünsche, die nur die Hoffnung der Zukunft beruhigt,
Unruh im Schooſse der Lust, unbrauchbare schlafende Kräfte,
Strahlen vom göttlichen Antlitz, bestimmt ins Nichts zu zerflieſsen!
Und dieſs ungeheure Gemisch von Unding und Engel
Nennest du, lästernder Thor, die Tochter Gottes, die Seele!
Nenne sie lieber das Miſsgeschöpf eines geschwächten Gehirnes,
Mit den Sirenen und Sfingen verwandt, im Chaos geboren.

Aber du wähnst, der Verdruſs, der mit dem Alter herbey schleicht,
Lehre, daſs nun die Seele zum Ende laufe. Du irrest!
Wäre sie nur gemacht, den Raum von der Zeugung zum Tode

V. 255 — 267.

Auszufüllen, und endete sich mit dem Ende des Lebens
Das Vergnügen zu seyn; so würde sie über dem Abgrund
Ruhig in die genossenen Jahre der Freude zurücksehn,
Und dann lächelnd hinab in den Rachen des Undings sich stürzen.
Aber, weil ein geheimer Instinkt, ein kostbares Denkmahl
Ihrer olympischen Herkunft, sie gegen die Ewigkeit ziehet,
Kann sie anders als trauern, daſs sich die Tage verweilen,
Denen sie Serafsfittige wünscht, sie hinüber zu tragen,
Ihr die schwachen Bande, womit die Zeit sie noch aufhält,
Abzunehmen, und neue Scenen der Dinge zu öffnen?
Mit dem Zuwachs an Leben wächst auch die Begierde zu leben.
Aber was ist ein Leben, das nicht mit Neuheit gekrönt ist?
Tage, die an Gestalt und Gang den Entflohenen gleichen,

V. 268 — 279.

Sind die Hälfte von Seyn und Nichtseyn, sind Pausen im Leben.
Billig demnach, daſs die Seele, von Lust zum Leben entflammet,
Vor dem Bilde des Todes erschrickt, und den Zirkel der Tage,
Der ihr das Neue und Beſsre versagt, der Langsamkeit anklagt.

Forderst du mehr Beweise, Filedon? — Fast muſs ich erröthen,
Daſs ich beweise, was dir die Natur mit unzähligen Stimmen
Allenthalben entgegen donnert, was jegliche Neigung,
Jede vom Schöpfer gen Himmel gerichtete Neigung dir zeiget.
Aber wie sollte Filedon vorm Schlangengezische der Lüste
Rufende Sfären und Donner der Stimme Gottes vernehmen?
Höre dann eine bekanntere Stimme! — Die Eigenliebe,
Auch sie zeuget für mich. Was sagt die holde Sirene?

V. 280 — 292.

„Wenn es wahr ist, wenn einst, vielleicht heut, mit der stehenden Ader
Mir die Empfindung erstirbt, und die Seel im Hause des Todes
Unter den andern zum ewigen Denkmahl des Siegers erstarret,
O so verbirg mir mein Schicksal! Ich hasse die Wahrheit, o gönne,
Gönne mir meinen Traum, den liebenswürdigsten Irrthum!
Dichte Beweise von ihm; o suche mir Schein für die Hoffnung,
Für die selige Hoffnung, die schon in dieſs Leben den Himmel
Bringt, und die Zeit mit entwendeten Strahlen der Ewigkeit krönet.
Siehe, wie jede Lust sich in diesen Strahlen verschönert,
Wie sich jeglicher Gram, von entgegen sehenden Freuden
Angelächelt, erheitert? O laſs mir die Paradiese,
Die mir der milde Betrug zwey süſse Minuten lang gönnet!
Laſs mir den werthen Gedanken, so lang der Tod mir ihn lässet,

V. 293 — 304.

Daſs ich dieſs blühende Licht stets trinken werde, daſs Sonnen
Schatten einst sind, den Glanz, in dem ich schwimme, zu mildern!
Laſs mich im irdischen Frühling den empyreischen sehen!
Warum will dein grausamer Dienst, noch ehe die Zeit kommt,
Eh die strenge Natur mir das Urtheil des Todes verkündigt,
Mit den Schrecken der ewigen Nacht, die flüchtigen Tage
Die mir noch lachen, verfinstern? Ich will sie in Freude verträumen,
Sicher, voll Hoffnung, in künftigen bessern Äonen verirret!
Wenn dann die eiserne Stunde herbeyrauscht, dann will ich die Arme
Nach dem Scheusal, das mir mit Engelsmienen erscheinet,
Fröhlich verbreiten, und Harmonien der Serafim hören,
Und in der dumpfen Entzückung ins Unding sinken und sterben!“

Leicht wie ein Traum, und wenig verkörperter als die Seelen
Im Elysäerlande; sie kann
Sich mit Decenz sonst keinen als ihn erwählen.
Auf alle Fälle, Madam, wenn etwa dann und wann
Sich etwas ereignen sollte, das man — nicht vorsehn kann,
So steh' ich immer zu Dero Befehlen."

50.

Trompeten, Pauken und Zymbeln erfüllen itzt die Luft
Mit Jubelgetön, und alles Volk spricht Amen!
Noch stehen, Hand in Hand, wie träumend, die Herren und Damen:
Urplötzlich erfüllt ein dicker magischer Duft
Den Tempel, und wie er sich wieder zerstreut, o Wunder! so sehen
Die Schwestern ihren Papa, den Sultan lobesam,
Den Zepter in der Hand, leibhaftig vor sich stehen.
Schach Bambo wuſste so wenig, als alle die ihn sehen,
Wie ihm bey dieser Reise geschehen,
Und wie er zu der Ehre kam.

V. 305 — 316.

Kannst du sie hören, Filedon, und lächeln? — Verächtliche Gröſse!
Feiger Held! der mit Trotz der Vernichtung entgegen gehet!
Hier erlaubt' ich dir Thränen! Hier dürfte der Weiseste winseln;
Zittre, fröhlicher Thor, je stärker dein Wahn dich bezaubert.
Vor der entscheidenden Stunde wird alle Bezaubrung verschwinden.
Wenn ihr stürmender Flügel dich weckt, dann erwachen auf einmahl
Alle Stimmen der Seele! dann zeugt das bange Gedächtniſs
Jeder verworfenen That, dann richtet das ernste Gewissen,
Und du bist lauter Gehör! Dann wird es umsonst seyn zu wünschen,
Daſs der Abgrund den Rachen dich zu verbergen eröffne! —

Hättest du deinen unglaubigen Freund, den treuen Genossen
Deines Wahnsinns gehört, als das Rauschen der bangesten Stunde

V. 317 — 329.

Ihn aus dem Taumel der Sinnlichkeit riſs; als feig und erzitternd
Jeder Entschluſs entfloh, den einst die Fröhlichkeit eingab,
Da sie den fernern Tod verachten konnte! — Filedon,
Hättest du da Lysandern gehört! Ich hört' ihn. Das Winseln,
Ach! das Winseln der bangen Natur, der Verzweiflungen Stimme
Seufzt noch in meinen Ohren: — „Wo bin ich? von was für Gesichten
Bin ich umringt? — wie plötzlich hat sich die Scene der Freude
In Entsetzen verwandelt? Betrüglich frohlockende Freude
Gleich als wärest du ewig, warum entfliehst du auf immer?
Schwarzer Gedanke! wie tödtest du mich! — O Scheidung auf immer!
Von der Wollust des Lebens, vom Jauchzen der sorglosen Jugend!
Und wohin? — Was hemmen für mitternächtliche Wolken
Meinen bebenden Blick? — Ich wünsch und fürchte zu sehen?

V. 330 — 342.

O du bist schrecklich, Tod! wie hast du mich niedergeworfen!
Vormahls verachteter Feind, nun allzufurchtbarer Sieger,
Grausam sind deine Schrecken, die schwärzeste Donnerwolke
Gegen sie, ist mittäglicher Glanz! — Was ists denn, das in mir
So erzittert? — Ja, Seele, du hast dich selber getäuschet!
Kühn gelobtest du vormahls dir selbst, den Tod zu verhöhnen.
Stirb jetzt! Vergeh! und lächle noch mit der letzten Empfindung
In die Freuden zurück, die du jüngern Thoren nun lässest.
Aber du zitterst! — Ists denn so schwer, ins Unding zu sinken?
Ewig von Schmerzen befreyt, in des Lebens Ursprung und Grabmahl
Wieder zurück zu sinken? — Doch, armer Betrogner, was hoff' ich?
Nimmer zu seyn? — Entsetzliche Hoffnung für denkende Wesen!
Wie empört sich mein Alles! wie ächzet in jeder Empfindung

V. 343 — 355.

Angst und Zweifel und quälende Furcht? — Vernichtung! wie kann ich
Dich nur denken? — Schon sink ich, von deinem Donner getroffen
In Betäubung dahin; schon fühl ich mein Wesen zerflieſsen.
Furchtbare Stille, mit Schrecken und Finsternissen umhangen,
Lastet, wie ein Gebirge auf mir; kein Trieb, kein Gedanke
Wagt es zu beben! durch alle Tiefen des starrenden Herzens
Herrschet ein tödtliches Schweigen. —
Aber wie kurz? O Natur! warum erweckst du mich wieder?
Schon fing ich an zu vergehn. Warum erweckst du mich wieder?
Grausame, warum tobet aufs neu die wilde Verwirrung
Schwarzer Gedanken in mir? Was für ein schwärzeres Schreckbild
Stürmet auf mich daher? — Elender, du hoffest vergebens
Deine Vernichtung vom Tod; was Gott gehaucht hat, ist ewig!

V. 356 — 367.

Soll ich leben? fortdauern? wozu? — O Zukunft! wer bist du?
Lichtlose Nächte, mit Schreckgestalten erfüllet, umringen
Meinen jammernden Geist. — Unsterbliches Elend! unsterblich
Und vom Angesicht Gottes verworfen! wer kann es ertragen!
O warum ward ich? Unendliche Nacht, mit Unglück befruchtet,
Warum warfst du mich aus? O, läg ich noch unter den Todten,
Welche das Licht der Sonne nie sahn, zum Leben stets unreif,
Aus den Tafeln der Wesen getilgt, auf ewig vergessen!“

Laſs dich das rühren, Filedon! so viel erweckende Stimmen,
Selbst der Himmel der mich, dich aufzurufen, herabläſst,
Sollen sie alle vergeblich dir rufen? — Erkenne, Betrogner,
Eh' die Erfahrung dein Elend vollendet, erkenne das Kleinod,

V. 368 — 380.

Das dein Busen verwahrt; erkenne, daſs Ewigkeiten
In ihm verborgen liegen, und ihr entscheidendes Schicksal
Von Minuten erwarten. Dieſs ist der Auszug der Weisheit.
Dieſs macht dich mit der Stunde vertraut, vor der jetzt dein Wesen
Innerlich bebt, obgleich das Gesicht betrügerisch lächelt,
Mit der besten der Stunden, der Krone des Lebens der Weisen,
Ohne welche das irdische Leben ein fühlbares Nichtseyn,
Ein unseliger Streit mit Tod und Leben nur wäre.
Diese macht erst den Wandel der Tugendhaften begreiflich,
Rettet uns vom Verdacht des Unsinns, und ehret den Schöpfer.
Dreymahl heilige Stunde! die ganze Unsterblichkeit feyert
Dein Gedächtniſs, wenn Seufzer der Tugend dein richterlich Antlitz,
Da du kommst, in die Miene des liebenden Serafs verwandeln!

SECHSTER BRIEF.

THEANOR AN FÄDON.

INHALT.

Theanor warnet seinen Freund vor den Ausschweifungen des menschlichen Stolzes in Erforschung der Wahrheit, bezeichnet ihm die unserm Verstande hierin gesetzten Grenzen, und ermahnt ihn, sich ganz der echten Weisheit zu ergeben, die uns wohl und glucklich leben lehrt.

V. 1 — 3.

Eine Seele, die unter dem Mond, im Reiche des Irrthums,
Folgsam dem edeln Trieb, womit sie der Schöpfer beflügelt,
Und in geistiger Liebe zur schönen Wahrheit entzündet,

Sie mit Zärtlichkeit sucht; die von den bezauberten Blumen
Und den giftigen Früchten, womit der Weg den sie wandelt
Hier und da reitzt, und der üppigen Luft, die zu weichem Entschlummern
Sanftbetäubend sie ladet, das goldne Ziel zu verfolgen
Unentlocket, die Dornen erwählt, die zum Eilen sie spornen,
Fädon, so eine Seele bey Menschenseelen zu sehen,
Ist ein reitzender Anblick für empyreische Geister.
Wie wenn die Nacht den Himmel in einen Schleyer von Wolken
Eingehüllt hat, und der Weise, der jetzt betrachtend und einsam
Unter den Bäumen einhergeht, nur selten einzelne Sterne
Zwischen dem Silbergewölk mit stillem Ergetzen entdecket;
So ergetzt uns die Seele, die aus der nächtlichen Erde,
Wie ein umwölkter Stern, mit bleichem, doch himmlischem Glanze,
Durch den Äther hin scheint, und uns sie näher zu schauen

Winket. So hast du, o Fädon, zu dir mich herunter gezogen.
In der Blüthe der Jugend schon nach dem hohen Genusse,
Den uns die Wahrheit gewähret, sich sehnen; gemeinere Freuden
Die sich selber erbieten, mit ihren Reitzen verachten,
Und die Kräfte der feurigen Seele der Seele nur widmen:
Dieſs verdient dir die Liebe Theanors. — Schon zähl' ich im Geiste
Jede Zufriedenheit, die mir dein Wandel auf Erden bereitet;
Seh' in dir schon den himmlischen Freund, und segne die Stunden,
Die dich auf ihrem geflügelten Wagen zur Ewigkeit ziehen.

Aber, o Fädon, je mehr dein Herz von Verlangen nach Wahrheit
Glühet, je schöner dir ihren Genuſs die Hoffnung erhöhet;
Desto näher bist du der Gefahr betrogen zu werden,
Oder dich selbst unachtsam in Labyrinthen zu fangen.

V. 31 — 44.

Leicht, wenn du ihre unsterbliche Schönheit zu sehen entbrannt bist,
Kann der heftige Wunsch Fantomen zu Wahrheit vergöttern.
Hier ist ein Führer dir nöthig. Zwar legte der Schöpfer der Seelen,
Da sie aus bloſsen Ideèn zu Wesen reiften, in jede
Fähigkeit und unsterblichen Trieb nach Wahrheit, die immer
Ihre Grenzen erweitern. Doch ist es keiner erlaubet,
Vor der bestimmten Zeit sich über den Zirkel zu heben,
Ob die kühne Begier die kurzen Flügel gleich übet.
Sie von dem eiteln Bemühn, das ihre Stunden vernichtet,
Abzuhalten, und ihr den gewissen Weg zu eröffnen,
Ist die Vernunft, ein Strahl von der Sonne der Geister, den Menschen
Eingegossen, der Strahl, den Engel an ihnen verehren.
Er, entsprungen aus Gott, führt auch zu Gott uns zurücke;
Denn Gott selbst ist die Wahrheit, das übrige alles sein Schatten.

31.

Er hatte, seit seine Töchter auf ihren langhalsigen Thieren
Die Welt durchzogen, von keiner Sorge geplagt,
Gegessen, getrunken, gegähnt, geschlafen, und — Fliegen gejagt,
Ganz unbekümmert, wie wohl oder übel sie führen;
Und da er sich eher den Papst als sie zu sehen versah,
Stand er auf einmahl in ihrer Mitte da.
Sie rissen sämmtlich, wie leicht zu erachten,
Die Augen mächtig auf. Allein der Neger läſst
Den Schach nicht lange im Wunder: er sagt ihm, was sie da machten,
Und bittet um seinen Konsens zu seiner Töchter Fest.

32.

Ihr hohlt mich eben recht, spricht Bambo, wie ich merke,
Zu zeigen, daſs man mich bey diesem löblichen Werke
Sehr wohl entbehren konnte. Doch Basta! Zum Hochzeitschmaus
Ist's immer noch früh genug! — Die Mädchen gingen aus

V. 45 — 57.

Aber er hat sich selbst in diese nachahmende Schatten
Blöderen Wesen verhüllt, und ihnen den Lichtstrahl gegeben,
Daſs sie durch ihn die Gottheit in allem durchscheinend entdeckten,
Und von der Schönheit, die in der Verdunklung so reitzend geblieben,
Zur Nachahmung entflammt, nach ihrem Muster sich formten.
Siehe, dieſs lehrt die Vernunft, und ihr gehorchen ist Weisheit,
Ist der einzige Weg, auf dem uns die Wahrheit begegnet.

Prüfe nach dieser Richtschnur die Weisheit der blöden Sofisten!
Diese der Weisheit Gestalt so schön nachahmende Wolke,
Die zwar von fern ein jugendlich Auge betrügerisch anlockt,
Aber mit ihrem Besitz die Mühe wenig belohnet,
Ihr das Mark des Lebens und wache Morgen und Nächte
Aufgeopfert zu haben. Zwar ihre Blicke sind reitzend,

V. 58 — 69.

Ihre Verheiſsungen goldner als Gold, sie lockten fast Engel
Ihrem Sirenenmund zu. — Du glaubtest, sie hörend, der Schlüssel
Zu den geheimsten Tiefen der Schöpfung sey von der Natur ihr
Anvertraut, und das geringste, wozu sie den Liebling erhebe,
Sey ein irdischer Gott. — Doch nah' ihr, so wird die Erscheinung,
Die dir von fern mit olympischem Pompe die Augen entzückte,
Schnell sich in leichte Gewebe von Luft und Dünsten verlieren;
Wie ein leuchtender Käfer in Sommernächten von ferne
Sternengleich schimmert, und, wenn du ihn fängst, ein verächtlicher Wurm ist.

Aber sie täuschet nicht nur dein eitles Umarmen mit Schatten;
Sie entführt dich dem richtigen Pfad, und läſst dich im Dunkeln
Zweifelhaft unter tausend verflochtenen Wegen verirret.

V. 70 — 81.

Wenn du dann unmuthsvoll tappst, so ist es der Zauberin Freude
Dich mit Strahlen von Hoffnung, die schnell sich entzünden, und plötzlich
Wieder verlöschen, zu täuschen. Und hat sie im nächtlichsten Irrgang
Lange genug dich gehalten, so webt sie Systeme von Träumen,
Zwanzig Schritte vor dir, die lieblich glänzend dir winken,
Wie zum Tempel der Wahrheit; du eilst durch dornige Büsche
Sie zu erreichen, und wenn du den Fuſs in die goldene Pforte
Setzest, ist alles in siebenmahl dichtere Schatten zerflossen.
So ist das Ende der Arbeit, worein sie die Thoren verstricket,
Die ihr Zauberlied fängt, Verwirrung und Zweifel und Irrthum!

Laſs dieſs, o Jüngling, so fest als ein diamantenes Denkbild
Deinem Geiste vorschweben! Die Weisheit lehret beglückt seyn.

V. 82 — 94.

Sie ist die Kunst, die Freuden, die uns der Schöpfer erbietet,
Anzunehmen; die Kunst, die Sfäre thätig zu füllen,
Die er uns angewiesen. Sie ist bescheiden und menschlich.
Sie zu finden bedarfst du nicht über die Wolken zu steigen,
Oder in Tiefen zu sinken. Sie wohnt nicht in fey'rlichem Dunkel,
Nein, sie wird dir in offenen Fluren mit lächelndem Antlitz,
Gleich als ob sie dich suchte, begegnen, und hat dir die Augen
Ihre Feindin nicht schon verfälscht, so wirst du sie sehen.
Wenn sie in deinem Herzen die sympathetische Einfalt
Die sie suchet, dann findet, so wird sie mit lieblicher Stimme,
Und mit beredten Augen zu deiner Seele so sprechen:

„Siehe mich hier, die du suchest! Der gütige König der Geister
Hat den heimlichen Hang, der auf meine Spur dich gebracht hat,

V. 95 — 107.

Selbst in dein Herz gehaucht; mir, dich zu suchen, befohlen.
Komm und vertraue dich mir. Ich bin es, die von den Menschen,
(Ob mich schon wenige kennen) nachdem die Neigung den Pinsel
Führet, unähnlich gemahlt und mit mancherley Nahmen begabt wird.
Jetzo nennt man mich Tugend, jetzt Wahrheit; dieses verleitet
Viele mich von mir selber zu trennen, und Wahrheit und Tugend
Auf verschiedenen Wegen zu suchen, doch, übel betrogen,
Meinen Feindinnen sich in die goldnen Netze zu liefern.
Wer die Wahrheit in menschlicher Bildung und Menschen bestimmet
Sehen will, komme zu mir. In ihrer nackenden Unschuld
Geb ich sie ihm. Er lernet von ihr, nicht Himmel umspannen,
Nicht die still arbeitenden Kräfte der Wesen erforschen,
Und die Kunst der Natur; nicht Gottes Tiefen ergründen,

V. 108 — 120.

Seine Mäander entwickeln, noch jene Ketten entdecken,
Welche die irdische Welt an die idealische binden.
Aber sie öffnet die Augen, und weht die Nebel des Irrthums
Und der Gewohnheit weg, die ihm die Schönheit der Schöpfung
Neidisch entziehn; sie lehrt ihn empfinden, und aus der Empfindung,
Mit Betrachtung vermählt, Gedanken zeugen. Dann sieht er
Alles mit Gott erfüllt, von seiner Weisheit durchstrahlet,
Alles mit Absicht geadelt und nach den Geistern gestimmet;
Und er forscht die Natur, nur daſs er Gott in ihr sehe.
Von der unendlichen Menge bewundernswürdiger Züge
Seiner Weisheit und Liebe durchdrungen, obgleich die Sfäre
Die sie ihm mahlet, nur klein und halb mit Nächten bedeckt ist,
Ist er mit seinen Grenzen vergnügt, und wartet geduldig

Auf die hellero Klarheit, um die er die Engel nicht neidet;
Zweifellos, daſs die moralische Welt, das Schönste der Schöpfung
Und das edelste Theil, dem alles übrige dienet,
Eben so schön und harmonisch als wie der sichtbare Weltbau
Einst sich befinde, wenn himmlisches Licht den schärferen Augen
Ihren ganzen Entwurf zu übersehen erlaubet.
Siehe, so lehr ich dich in der Gestalt der glänzenden Wahrheit.
Hast du mich angenommen, so werd' ich zur zärtlichen Tugend
Und erheitre den Ernst der Stirne mit lächelnder Liebe.
Dann wird jede der Lehren, die du vom Munde der Wahrheit
Schöpftest, in neuer Anmuth mit deinem Busen vermählet.
Von mir lernest du dann die Kunst dich zu freuen, die schwerste
Und die süſseste Kunst! Ich stimme dein Herz mit dem Geiste

V. 134 — 145.

Lieblich zusammen, und ordne die Triebe nach deiner Bestimmung,
Daſs du, in der umgebenden Menge von Werken des Schöpfers,
Nicht sein göttliches Ohr allein mit Miſsklang beleidigst.
Dann gesell ich ein liebliches Chor von edeln Affekten,
Meine Töchter, dir zu, die Gespielen der himmlischen Freude;
Jede mit eigner Schönheit geschmückt, und den Schwestern doch ähnlich.
Sieh', die olympische Andacht, die lächelnde Liebe, die Hoffnung,
Und das zärtliche Mitleid, sind an dem Haupte des Chores.
Diese führen die Stunden dir zu, die du unter der Sonne
Lebest, und mischen zuweilen in deine menschlichen Freuden
Schon vom Nektar des Himmels. An ihre Arme geschlungen
Nahest du unvermerkt schnell der offnen Pforte des Äthers."

V. 146 — 158.

Fädon, so spricht die Weisheit, und ihre holdselige Einfalt
Ist dem Menschen gemäſs. Wie wenig kennet der Stolze,
Der sie verschmäht, die Absicht der Dinge? Wie wenig sich selber?
Unzufrieden mit seiner Natur versucht er, den Menschen
Aus der Schöpfung zu tilgen, und will zum Engel sich adeln.
Er verachtet die Schranken, die seiner Erkenntniſs gesetzt sind,
Glaubt sie zu brechen, und öffnet sich nur chaotische Räume.
Gleich als wär' es ihm Schande, das nicht zu wissen was Gott sich
Vorbehalten, bemüht er sich weiter als Engel zu sehen,
Welche so wenig als er die geheimen Regungen kennen,
Die das groſse System der Weltgebäude beherrschen.
Thöricht strebt er die Wahrheit vom Leib zu entkleiden, und weiſs nicht,
Daſs in der ganzen Schöpfung die geistigen Kräfte mit Körpern

V. 159 — 172.

Angethan sind, sie sichtbar zu machen; daſs sinnlichen Bildern,
Mit ätherischer Schöne geziert, zu den Serafim selber
Zugang erlaubt ist, und keiner der hellesten Geister sich schämet
Von Entzückung zu glühn, und in heiliger Liebe zu wallen.
Wenn der Verstand, um — den Menschen versagte — Wahrheit zu suchen,
Sich in pfadlose Tiefen hinabläſst, und ganz von den Sinnen
Abgerissen seyn will, dann lacht der Irrthum, und mengt sich
Unter die allzuzarten Begriffe. Wie selten ists möglich,
Unter tausend kaum sichtbar'n verschlungnen Ideen, die wahren
Stets aus den falschen zu kennen, und, wenn man sie kennt, zu verhindern,
Daſs sie nicht wieder entschlüpfen und sich im Haufen verlieren?
Billig straft die Natur die Hasser ihrer Gesetze:
Billig stürzet der Menschenverächter unter den Menschen.
Eine Seele, die über dem Abgrund verborgner Erkenntniſs

Zu suchen was sie nicht hatten, und haben
Männer gefunden.
Sie konnten allenfalls zu Haus
Das nehmliche finden. Indeſs bleib' ich den
Herren verbunden,
Die sich (hier lupft er ein wenig den Hut)
Mit solcher Waare beladen; ich gebe sie nicht
für gut!
Doch hoffen wir, jeder Topf hat seinen Deckel
gefunden.

V. 173 — 185.

Unverwandt hängt, und darüber vergiſst, daſs auch irdische Sorgen
Und die Gesellschaft der Brüder die Tugend des Weisen verlangen;
Eine Seele, die sich zum Gott zu läutern bemüht ist,
Und schon so sehr entmenscht ist, beym Anblick der holdesten Unschuld
Eben so marmorn zu bleiben, als ob sie Korinnen erblickte,
Sind sie nicht beide Miſsgeburten im Reiche der Geister?
Oder stümmeln sie sich nicht selbst, um schöner zu scheinen?
Nach der Bestimmung des Menschen (der Ordnung des Königs der Wesen)
Die ihn mehr zum Empfinden als zum Erforschen erkohren,
Ist sein vollkommenster Preis, die Schönheit der sinnlichen Seele,
Und die Liebe, die zwischen dem Geist und den Neigungen herrschet.
Ist es nicht thöricht, o Fädon, die schönere Seite der Seele,
Die mit ambrosischen Früchten die kleinste Pflege belohnte,

V. 186 — 198.

Ungebaut, unter Disteln und schwelgerisch wachsendem Unkraut
Seufzen zu lassen, um etwan die Herrschaft des eiteln Verstandes
Durch eroberte Klippen und dürren Sand zu erweitern?
Aber noch thörichter ist's in eines Unsterblichen Augen,
Wenn der irdische Mensch, bey seinem Funken von Einsicht,
Alles was Gottes Weisheit erfand, die Sfäre der Dinge
Mustern will, und lächerlich stolz den unendlichen Weltbau
Mit dem Sandkorn ermiſst. Wie könnte sein Wissen ihn blähen,
Hätt' er nur einen Blick in die hellen Tiefen gewaget,
Welche für Ewigkeiten mit Wundern des Schöpfers gefüllt sind?
Aber lieber verkleinert er Den, den der Serafim erster
Mehr mit anbetendem Schweigen als lauten Hymnen verehret,
Lieber verkleinert er Ihn, und setzt der Unendlichkeit Grenzen,

V. 199 — 211.

Als im Staub, zu dem Wurme gebückt, sein Nichts zu gestehen.
Und ist denn der Entwurf, den Menschen vom Weltgebäu träumen,
Viel gemäſser, als wenn der Käfer die Flur, wo er flattert,
Grenzenlos glaubt, und gelbe Blumen zu Sonnen erhebet,
Und nicht wenig sich dünkt, daſs so viel blühende Räume
Ihm, dem vollkommensten Wesen der Schöpfung, zu dienen gemacht sind?
Wahrlich, du bist in der Mitte von zweyen Unendlichkeiten,
Da dein arbeitender Geist sich dort vergeblich vergröſsert,
Unausdenkliche Gröſsen, die immer in gröſsre gehüllt sind,
Zu umspannen, und hier den kleinsten Atomen des Raumes
Durch geschärftere Blicke mit so viel andern besämt sieht,
Daſs Aonen vielleicht sie zu entwickeln ermüden:
Wahrlich, o Fädon, du bist in diesen grundlosen Tiefen,

V. 212 — 223.

Die sich rund um dich aufthun, ein Wurm, und blöder als Würmer
In der blühenden Flur; hier bleibt dir kein höherer Vorzug,
Als das Vermögen dein Nichts dir selber frey zu bekennen,
Und ein süſser Instinkt, der mit der Hoffnung dich tröstet,
Daſs die unendlichen Scenen für deine Unsterblichkeit glänzen.

Wenn *ein* begrenzter Geist, ein Hauch des Schöpfers, es waget
Mit bewunderndem *Zittern* die Thaten Gottes zu denken,
Nur damit er den Saum des Schattens der Gottheit erblicke,
Und in Liebe der ewigen Schönheit sein Herz sich ergieſse:
Fädon, so fordert die Pflicht, sie so groſs und göttlich zu denken
Als die Seele vermag, wenn jede Kraft mit der andern
Um die Erhabenheit eifert. Hier ist Vergröſsrung unmöglich.

V. 224 — 237.

Von den Werken des Wesens, das künftig jede der Sonnen
Aus dem Äther verweht, als zu dunkel ein ewiges Denkmahl
Seiner Allmacht zu seyn, erhaben genug zu gedenken,
Sind (sie gestehen es selbst) Serafische Fantasien
Noch nicht feurig genug, obgleich der englische Tiefsinn
Sie im Fluge regiert. — Hier, Fädon, finden die Menschen
Für die schönste der Kräfte, die Schöpferin möglicher Dinge,
Die mit inwendigen Sinnen die Zukunft und das Vergangne
Gegenwärtig beschaut, die würdigsten Gegenstände.
Wenn sie die feurigen Flügel oft zu den Räumen erhübe,
Deren göttliche Pracht sie selbst mit ätherischer Schönheit
Krönte, und blickte sie oft in die unaussprechlichen Scenen,
Wo sie das Glück, unsterblich zu seyn, zum Voraus empfindet;
Glaube mir, Freund, so würde dieselbe, die ohne die Weisheit

V. 238 — 250.

Immer, von Afterschönheit bethört, die Tugend vergiftet,
Mehr als der ernste Verstand die Herzen zur Tugend begeistern.
Und wie billig sind alle Vermögen der Seele der Tugend,
Nur der Tugend, geweiht, zu deren Gebrauch sie gemacht sind!
Ihr ist die Fantasie zum Flügel gegeben; für sie nur
Leuchtet die weise Vernunft; ihr sucht die Wissenschaft Speise.
Und was ist denn die Tugend? Die Himmel nennen sie Wollust!
Wollust, in die von der Seligkeit Gottes drey Tropfen gemischt sind,
Wollust für Engel, unsterblich wie sie, ambrosische Früchte,
Die, was Eva vergeblich vom Baum der Versuchung gehoffet,
Uns im Genuſs vergöttern. — O Mensch, wie bist du erhaben!
Ehre dich selbst! Erkenn' in dir selbst den Genossen der Engel!
Ehre die Tugend, die dir in die werdende Seele gehaucht ward,

V. 251 — 263.

Sie, dein göttliches Theil! Sie ist's, die nach der Verordnung
Des erschaffenden Wortes, die helle Sfäre der Seele
Treiben soll. Rufe die Kräfte, die ihr so willig gehorchen,
Nicht von dem heiligen Dienst zu ungebührlicher Arbeit;
Und den Verstand vor andern. Du würdest ihn niedrig entweihen,
Wenn du ihn, von der süſsen Betrachtung der geistigen Schönheit
Weggerissen, die Räder des Stoffes zu treiben verdammtest.
Sieh nur, wie eben derselbe, der lauter Ordnung und Licht sieht,
Wenn er die Welt, wie er soll, im sittlichen Sehpunkt betrachtet,
Der im Menschen der Neigungen Höhlen, die Zeugung des Willens
Und den leisesten Wink des Instinkts zu erspähen geschickt ist,
Der, wenn der groſse Gedanke von seiner Unsterblichkeit aufwacht,
Mit der äuſsersten Schwinge der hochgestiegnen Empfindung

V. 264 — 276.

An die Sfären und Serafim stöſst; der es wagen darf, selber
Über den Rand der Zeit in Ewigkeiten zu schauen;
Eben der, wenn ihn die Neugier beredet, den Stoff zu erforschen,
Sieht, sobald er die Schönheit der Oberfläche durchstrahlt hat,
Nichts als Dunkel und Chaos, und ungestalte Verwirrung.

Wenn du hieraus die Bestimmung der forschenden Kräfte des Geistes
Noch nicht genugsam erkenntest, so wird dir die Wahrheit, o Fädon!
Sonnengleich aufgehn, wenn ich, obschon mit verdunkelten Bildern
Dir die Verändrung entwerfe, wozu der Tod uns erhöhet.
Zwar, sobald sich die Seele mit ihrem ätherschen Gewande
Losgewickelt hat, gehet ihr, statt des irdischen Tages
Ein ätherischer auf, ihr himmlische Wunder zu zeigen,
Wunder von Schönheit, und hellere Schatten vom göttlichen Antlitz.

V. 277 — 290.

Aber den Wunsch, die Werke der Gott[illegible]den zu wollen,
Thut nur ein Mensch. Dieſs ist der Vorzug der Weisheit des Engels
Daſs er Bewundrung allein für das Loos der Beschauer der Thaten
Gottes erkennt.
Aber von jedem ambrosischen Abfluſs der göttlichen Liebe
Alle Tropfen zu schmecken, dazu sind unsere Seelen
Ganz Empfindung und Sinn. Und dennoch drängt in der Menge
Keine die schöne Gespielin, sie stimmen so lieblich zusammen
Als ein blühender Kranz von empyreischen Schönen.
Jede Empfindung erheitert sich schnell zum Gedanken und schmücket
Nun den geistigen Theil, wie sie erst den sinnlichen schmückte.
Aber vor allen Kräften des Geistes erwächst das Gedächtniſs
Zur Vollkommenheit an. Der Himmel in jeglicher Aussicht
Mahlt sich mit mildern Farben in diesem geistigen Spiegel.

V. 291 — 303.

Jede Seligkeit, die wir geschmeckt, und jede Entzückung,
Jeder Gedanke, durch den die Seele vor andern herausstrahlt,
Zieht hier Unsterblichkeit an; es herrschet die helleste Ordnung
Unter den Myriaden ätherisch geschmückter Ideen.
Alle gehorchen dem Willen. Er kann, so oft ihm beliebet,
Goldene Paradies' und Sonnen, von Engeln bewohnet,
Weit um sich her erschaffen. So sind wir mitten im Ather
Oft in der blühenden Erde, von weisen Freunden umgeben,
Hören den hohen Gesang des himmlisch begeisterten Dichters,
Wenn er, obschon mit schwächern Accenten, den Gegenstand preiset,
Den auch Serafim preisen, und sehn die horchende Jugend
In der schlagenden Brust die erhabnen Lieder empfinden.
Und so verläſst uns der Himmel, auch wenn wir die Menschen besuchen,

Anmerkungen.

1) Thoms liebet Micken, u. s. w.

Der Dichter hatte eine Schottische Ballade (aus einer Sammlung Englischer und Schottischer Lieder mit den dazu gehörigen Melodien) im Sinne, deren Anfang lautet:

Tom lov's Mary passing well,
But Mary she lov's Harry,
Whilst Harry doats on bonny Bell
And finds his love miscarry;
Since bonny Bell for Thomas burns,
Who coldly slights her passion, etc.

2) Kurz, Asmodeus trieb u. s. w.

Denn, nach einer Entdeckung, welche *Le Sage* seinen Don Kleofas machen läſst, ist der Amor, den Dichter und Mahler in die Wette als den liebenswürdigsten aller Götter schildern, und sein *Diable boiteux*, Asmodeus oder Asmodi im Büchlein Tobiä genannt, eine und eben dieselbe Person.

V. 304 — 315.

Niemahls; er strahlet in uns; sein Bild in den Geistern wird dauern,
Wenn ihn die alte Nacht mit seinen Sonnen verschlinget.
Aber so heiter und ewig die Bilder der Schönheit und Freude
Sich im Gedächtniſs erhalten, so hat doch der Schmerz und das Übel
Keine Stelle darin. Sobald wir die Himmelsluft trinken,
Löscht sie auf einmahl die traurigen Bilder des irdischen Elends
Aus dem hellen Gemüth; wir athmen ein süſses Vergessen
Alles Schmerzens in uns, und sind zur Freude nur fühlend.

Jüngling, du wallest zwar noch im Lande der sterblichen Dinge,
Unter Schatten von Lust und Schatten von Elend. Doch beide
Strahlet die Weisheit hinweg, die sich so zärtlich dir anbot;
Diese zwinget die Lust, des falschen Lächelns beraubet,

V. 316 — 318.

In die eigne Gestalt, und lehrt das Elend sich freuen.
Von ihr lernest du leben. Wer ihrer Vorschrift getreu ist,
Wird in der Erde, wie wir, die Schwester des Himmels erkennen!

SIEBENTER BRIEF.

EURIKLES AN FILOTAS.

INHALT.

Eurikles tröstet seinen Freund über den Verlust einer geliebten Gattin, bestraft das Übermaſs seiner Schwermuth, und ruft seinen verlornen Muth durch die groſsen Ideen von unsrer Bestimmung zurück.

V. 1 — 3.

Ob uns der Tod, der getreueste Freund der Tugend auf Erden,
Gleich in Gegenden führt, vor denen die irdische Schönheit
Selbst im festlichen Glanz der ersten Erschaffung erbleichte;

V. 4 — 16.

Gegenden, wo die Seele sich selber ungehemmt anschaut
Und sich selber genieſst; wo der Same von himmlischen Kräften,
Den ihr Busen einst unbewuſst trug, hellblühend hervorbricht,
Und nur Betrachtung und Liebe sie gleich den Serafim speiset;
Dennoch gefällt es uns oft, Filotas, die seligen Kreise
Mit der Erd', und den süſsen Genuſs der englischen Freundschaft
Mit dem sanfteren Anblick der Tugend in menschlicher Hülle
Zu vertauschen. Wir halten es nicht der Unsterblichen unwerth,
Ungemerkt bey dem Weisen, der in sich selbst sich zurückzieht,
Oder am Frühlingsabend um fröhliche Köre zu schweben,
Die die Natur und die liebliche Kraft des Frühlings empfinden.
Auch die Erde, wiewohl die Sonne, von der sie geschmückt wird,
Eine der dunkelsten ist, hat selbst für ätherische Augen

Anmuth genug; wir sehen sie in ganz anderem Lichte,
Als Gewohnheit und Leidenschaft sie den Menschen entstellet,
Nicht so arm, wie der Wahn sie beraubt; voll Wunder der Allmacht,
Auch da zierlich und voll, wo ihr leere Räume nur sehet;
Reitzend genug, uns eben den Gott entgegen zu strahlen,
Der im Himmel gebaut, und mit unsterblicher Schöne
Für die höheren Geister ätherische Welten gekrönt hat.
Diese Gemeinschaft der Erd und der Welten jenseits des Mondes,
Giebt mir, o werther Filotas, noch oft dein Leben zu sehen,
Welches bisher in der Aufsicht der Tugend zum Himmel geflossen.
Thränend, (denn die Erhöhung zur Würde der himmlischen Geister
Hat auch die Mutter des Mitleids, die Zärtlichkeit, in mir erhöhet)
Thränend sah ich herab, da du Theaklea beweintest,

V. 30 — 42.

Thränend, indem die Engel auf triumfierenden Wolken
Über die Sterne sie trugen. Wie konnt ich die Schmerzen verdammen,
Die die blühende Freud' auf deinen Wangen vertilgten,
Da du um Theaklea klagtest! Da mit der Geliebten,
Wie es dir schien, dein Schutzgeist, die Tugend in weiblichem Reitze,
In der hohen Gestalt der mächtigen Schönheit entflohn war;
Da du die Freundin klagtest, die auf dem Wege zum Leben,
Auf dem verödeten Wege zum Leben, statt tausend Begleiter
Deiner Zärtlichkeit war; in welcher dir Hoffnungen blühten,
Die der Weiseste selbst nicht schöner vom Himmel erbittet.
Theaklea war dein; sie schien von der Hand der Natur selbst,
Nur für dich mit jeder dein Herz gewinnender Anmuth,
Und in der Brust voll Unschuld mit jeder harmonischen Neigung

Deiner Seele begabt. Noch beid' am Busen der Mutter
Liebtet ihr schon; die kleinen liebkosenden Arme verbreitend
Lächeltet ihr, so oft ihr euch sahet, einander entgegen.
Mit den sprossenden Tagen erwuchs in beiden die Liebe,
Eh ihr das nennen konntet, was ihr im klopfenden Herzen
Fühltet, wenn ihr euch jugendlich küſstet. Mit welcher Entzückung
Sahest du Theaklea, wie eine der himmlischen Nymfen,
Und der Liebe der Engel nicht minder würdig, hervorblühn?
Auch sie, dir ihr liebendes Herz zu verbergen zu edel,
Feuerte beyfalllächelnd dich an, in der Tugend zu wachsen.
Beider erſindsamster Wunsch erbat kein schöneres Schicksal
Von der Vorsicht als dieſs, den Geliebten glücklich zu sehen,
Und es selber zu seyn, durch den er zum glücklichsten würde.

V. 56 — 69.

Niemahls zierten die Erde zwey edler liebende Herzen,
Würdiger glücklich zu seyn. Doch schied euch ein eisernes Schicksal
Unerbittlich, und achtete nicht die Thränen der Liebe.
Endlich schien es erweicht; die labyrinthischen Irren
Wo du, von Theaklea verschlagen, sie kummervoll suchtest,
Thaten auf einmahl sich auf; der Liebenden freundlicher Schutzgeist
Führte sie deinen Umarmungen zu. Wie war sie entzückend,
Da nun der Hoffnungen schönste in beider Angesicht glänzte,
Und die Thränen der Freud' auf euern Wangen sich mischten.
Dieser goldene Tag, der euch zu vereinigen eilte,
Nahete fröhlich heran, du hofftest ihm ruhig entgegen;
Als ein plötzlicher Schlag von dem, der die Schikkung erfunden,
Theakleens unsterblich scheinende Blüthe verderbte.
Die, von deren Besitz du Himmel von Freuden gehoffet,

V. 70 — 83.

Lag jetzt erkaltet vor dir, und von der zärtlichsten Seele
Blieb auf den Lippen allein ein leblos Lächeln dir übrig.
Hätte sie deinen Jammer gesehn, Filotas, sie hätte
Fast sich zurück in den Körper gesehnt, ob ihr schimmernder Fuſs gleich
Schon die goldene Pforte des seligen Himmels betreten.
Jetzt ward dir die Erde verhaſst, die Schöpfung verwüstet,
Menschen erweckten dir Abscheu; dir schien mit der Freundin die Tugend
Und die Freude gestorben; sie, die mit lieblichen Banden
Dich der Gesellschaft verknüpfte, war deinen Armen entrissen.
Sie, in deren Besitz du ganz zu vergessen gehoffet,
Daſs die Bewohner der Erde, die jetzt der Menschheit sich rühmen,
Larven der Menschen nur sind, die ältere Zeiten beglückten;
Daſs aus dem Herzen, worin sie sonst wohnte, die menschliche Tugend
In den lichtlosen Kopf geblähter Sofisten verbannt ist;

V. 84 — 95.

Daſs ein reitzendes Antlitz, die Güte des Herzens zu reden
Von der Natur geschmückt, so oft den Bewunderer täuschet,
Und der lauernde Neid sich in sanften Augen verbirget:
Die, von welcher du hofftest, sie würde den Vorsatz beleben,
Dich vom Undank der Menschen im Wohlthun nicht hindern zu lassen;
Die mit Einem liebreitzenden Blick den Sturm und den Kummer
Aus dem Gemüthe dir lächeln konnte, sie war dir entrissen.
Scheu und kummervoll fliehst du die Örter, die ihre geliebte
Gegenwart einst bezaubernd gemacht, und fliehest den Menschen,
Weil du in seinen Mienen die Züge der Unschuld und Hoheit,
Die du in ihr geliebt, vergeblich suchest. Der Unmuth,
Der die Vernunft dir bewölkt, schwärzt alles was dich umgiebet,

DER VERKLAGTE AMOR.

EIN GEDICHT
IN
FÜNF GESÄNGEN.

V. 96 — 108.

Selbst die helleste Blüthe des Tags, mit gehässigen Schatten.
Fern von der nimmer reitzenden Welt, in beliebterer Einöd,
Seh ich dich, o Filotas, von dunkler Schwermuth gefesselt,
Höre dein unharmonisches Klagen, und wie du vergeblich,
Dich in bessere Sterne hinüber wünschest; unwillig
Da wo die Vorsicht es will, nur wenige Jahre zu leiden.
Könnt' ich in diesem Zustand dich ohne Mitleid verlassen?
Ohne Verlangen, dein Herz, das einst so viel Tugend versprochen,
Wieder der Stille zu geben, und deine Vernunft zu entwölken,
Daſs sie im echten Lichte die Dinge betrachte, die jetzo
Deine verlassene Traurigkeit nähren. Da irdische Freunde
Dir, o Filotas, entstehn, so soll die göttliche Freundschaft
Vom Olymp herabsteigen, dich mit dir selbst zu versöhnen.

V. 109 — 122.

Hätte dein herrschender Schmerz nicht alle Nerven der Seele
Angegriffen, empfände die Groſsmuth sich selber nur wieder,
Welche dir einst Theakleen und meine Liebe gewonnen;
O wie erröthete sie, dich, gleich den schwächsten am Geiste,
Einem Verhängniſs erliegen zu sehn, aus welchem die Weisheit
Himmlische Tröstungen zöge? — Befrage dich selbst, o Filotas,
Willst du mit ungeduldigem Gram und verzweiflender Schwermuth
Theakleen gefallen? Soll dieser Miſsklang der Triebe
Ein unsterbliches Herz zu deiner Liebe bewegen?
Oder hat den erhabnen, den ihrer werthen Gedanken,
Sie, seitdem sie dem Himmel zu zieren die Erde verlassen,
Mehr zur Liebe zu rühren, der feige Kummer getödtet?
Nein, du liebest sie noch! — Erinnre dich, welche du liebest!
Nicht ein jugendlich Mädchen, das jeden lächelnden Anblick

V. 123 — 135.

Dir mit Entzückung belohnt. — Jetzt ist es die Freundin der Engel,
Die in des Ewigen Anblick entzückt, auf mindere Wonne
Mit gleichgültigem Blick als Kinderspiele herabsieht.
Kannst du hoffen ihr anders als durch die reineste Tugend
Noch gefällig zu bleiben? — O sieh, sie blicket vom Himmel,
Oder sie strahlet vielleicht von Engeln begleitet herunter,
Dich in Thaten zu finden, die ihre Lieb' und die Hoheit
Eines unsterblichen Wesens bekennen. Sie hoffet, Filotas
Strebe durch edlere Thaten dem werthern Himmel entgegen,
Wo ihn Theaklea mit sehnenden Armen erwartet.
Aber wie bebt sie zurück, wie bewölkt sich die selige Stirne,
Bey dem Anblick, womit du ihr himmlisches Auge beleidigst!
Glaube nicht, daſs sie die Flucht von der Welt, zu der dich die Ordnung

V. 136 — 147.

Und die Natur gesellt, die Verbannung zu einsamer Schwermuth
Und den Haſs des Lebens, für Zeichen der Zärtlichkeit nehme.
So gewinnt man nicht himmlische Herzen! — Doch webest du kunstreich
Einen Schimmer der Wahrheit um deinen gefälligen Irrthum,
Und betrügst dich, Gebilde der Schwermuth zu Weisheit zu adeln.

Zwar ist die Welt in den zärtlichen Augen des Weisen ein Anblick,
Der ihm Thränen erzwingt; die Tugend, ohne die Hoffnung
Besserer Ewigkeiten, verdiente die Thränen des Mitleids.
Glücklicher wär es der Seele, dafern ihr Seyn auf die Erde
Eingeschränkt wär', ein Embryon in dem Schooſse des Undings
Ewig geblieben zu seyn. Das schönste Geschäfte des Menschen
Ist, wenn er sich mit muthigem Schwung in jene Welt hebet,

V. 148 — 160.

Seiner Tugend daselbst begeisternde Nahrung zu holen.
Alles dieſs sey, wie du sagst, der Weisheit schönstes Geschäfte!
Aber dieſs Leben hassen, das doch der Herrscher der Dinge
Selber zwischen die Seel' und die goldne Ewigkeit legte;
Es um der Absicht willen zu hassen, warum es gelegt ist,
Und mit ihm rechten, warum er uns nicht in andere Sfären,
Die wir uns selbst erwählten, gesetzt: — Wie kannst du, Filotas,
Tugend in diesem thörichten Streit mit der Vorsicht erkennen?
Ist es ein Sturm des Zufalls, der deine verirrete Seele
An die Felsen der Erde verschlug? Der die Himmel erfunden,
Engel und Ewigkeiten damit in Bewundrung zu halten;
Hat Er an dir nur gefehlt, und nicht mit eben der Rechten
Dein Verhältniſs bezeichnet, mit der Er die Sterne gewogen?

V. 161 — 173.

Ist es wohl minder thöricht, sich dieser Welt zu berauben,
Mitten in Freuden, die aus dem Schooſs der Natur uns entspringen,
Fühllos, nach fremden Welten und Freuden der Seraſim schnappen;
Fern von der Sſär', an die uns der Wink des Schöpfers gebunden,
Unnütz, da jeder Staub zum Dienste des Ganzen sich drehet,
Unreif zu höhern Welten und unharmonisch mit dieser?
Laſs die Vernunſt entscheiden! Ist der nicht eben so thöricht
Als ein fröhlicher Thor, der, über den irdischen Freuden,
Seine Bestimmung verträumt, und am blumigen Boden der Wollust
Angewachsen, so bald er von ihm gebrochen wird, stirbet?
Dieser verscherzt die Hoffnung, von welcher das irdische Leben
Seinen lieblichsten Glanz empfängt, erhascht die Minute
Und verlieret Aonen; da jener durch eitles Bestreben

Nach verbotenem Glück sich des beschiednen beraubet.
Dieser vergiſst die Menschheit, und strebt zu den Thieren hinunter;
Jener verschmäht sie, und wünscht sich umsonst in verbotene Höhen.
Sey ein würdiger Mensch, und öffne durch sittsame Tugend
Dir den Weg zu den Sternen, den niemand mit Wünschen erflogen.

Aber du wähltest dir andere Welten, das Leiden zu fliehen,
Das der Vater des Schicksals den Erdebewohnern verordnet. —
Wolltest du unter die Flügel der göttlichen Cherubim flüchten?
Oder glaubst du, der Mensch sey allein mit Übel belastet?
Nur die irdische Freude sey mit dem Schmerze verwachsen?
Wisse, daſs lautere Wonne nur wenig Geschlechtern der Geister
Flieſset; in andern Welten sind andere Mängel; die Seelen,

V. 186 — 199.

Die an die menschliche grenzen, bedürfen nicht minder des Schmerzes
Zur Erhöhung der Lust, als ihr zu rührenderm Wohllaut
Übelklingende Töne den Harmonien vermählet!
Ist es dir nicht genug, die Schöpferin deines Glückes
In dir selber zu hegen? Dazu bestrahlt die Vernunft dich.
Diese, Filotas, mit ihrer erhabnen Schwester, der Freyheit,
Sie, kein fremdes betrügliches Glück, umschattet den Weisen
Mitten im Brande der Pein: sie herrscht in Ketten; ihr Anblick
Macht jetzt die Wüste zum lustigen Garten, jetzt Gärten zu Wüsten.
Wenn sie befiehlt, so lächelt der Schmerz, und die Fröhlichkeit winselt.
Hier ists Wahrheit, was man vom Frygischen König gefabelt:
Was die Vernunft berührt, wird Gold. — So leicht kann Filotas,
Selbst von Theaklea getrennt, die Ruhe sich geben,
Eben die Seligkeit, die er umsonst durch Klagen erzwinget!

Du, den die günstige Weisheit an ihrem Busen erzogen!
Auf, und wag es die Nebel, die dein Gesichte verfälschen,
Abzuschütteln, und siehe dann auf den häſslichen Erdball,
In dem Sonnenschein, den die Vernunft umhergieſst, hernieder.
Ist er so wüst und furchtbar, wie ihn die Leidenschaft findet?
Eben so wenig, als er den Himmel zur Eifersucht reitzet,
Wie der Sklave der Lust in seinem Taumel ihn preiset.
Zweifle, die Leidenschaft mag ihn schön und glänzend dir mahlen,
Oder mit traurigen Farben! sie mahlet immer sich selber.
Laſs die gelaſsne Vernunft ihn dir in nackender Wahrheit
Zeigen! — Was ist er alsdann? — Die Wohnung sterblicher Menschen,
Für sie gebaut, und ganz zu ihnen passend; so schön nicht,

V. 212 — 223.

Daſs sie euch billig der höhern Bestimmung der Geister entlockte;
Aber doch mehr als schön genug, dem eilenden Wandrer,
Der die Straſse zur Ewigkeit geht, den Weg zu erleichtern.
Wenig reich an sinnlichen Freuden, damit es nicht schwer sey
Sich zu versichern, der Mensch sey nur zur Tugend erschaffen.
Diese zu läutern, sind Schmerzen und wonnegebärende Leiden
Weislich geordnet; sie reinigen sie zur Einfalt und Unschuld,
Daſs sie im ewigen Frühling des Himmels zu glänzen geschickt sey.

Siehe, dieſs ist die Wildniſs, die du dir selber mit Grauen
Reichlich erfüllst; der Wille kann tausend Gestalten ihr geben.
Wie? Du verwünschest den Stand, den dir die göttliche Weisheit
Selbst erkohr! Und schmeichelst du dir, falls irgend ein Engel

Dich wohin du begehrst, versetzen wollte, dein Klagen
Würde sodann verstummen? O Freund, so kennst du dich selbst nicht!
Wahrlich du würdest von einem Olymp zum andern dich wünschen,
Jeder Vorzug der andern erweckte die schlafende Klage.
Wer bey schwächern Begierden im Schooſs des irdischen Lebens
Sich die Ruhe durch Ungeduld raubt, für den kann die Allmacht
Nicht genug Welten erschaffen. Er mag sie sich selber erträumen!
Hältst du, Filotas, die seligen Geister nur darum für selig,
Weil sie schönere Sfären bewohnen? Du irrest: Die Seele
Stimmet nicht unvermeidlich mit äuſsern Dingen zusammen.
Keine Welt ist so schön, daſs nicht der Unmuth sie schwärzte;
Nur die höhere Tugend vergöttert die Wonne der Engel.
Laſs dir die menschliche Tugend das Glück des Menschen gewähren.

V. 237 — 247.

Freund, erwacht nicht die Weisheit in deinem Herzen? Ich merke,
Wie sie dich heimlich straft, und meine Worte beglaubigt.
Aber noch suchet die Leidenschaft Decken, und schämet sich nackend
Ihrer geschminkten Schönheit beraubt, vor der Wahrheit zu stehen.

„Kannst du, so spricht sie, die Ungeduld tadeln, das Ziel zu erreichen,
Wo die Seele gewiſs wird, sie sey zum Leben bestimmet?
Kannst du mich tadeln, daſs ich den Tod mir wünsche? Die Weisen
Lehren es mich; mein innerstes Selbst, von eiteln Gespenstern
Ungeschreckt, wallet ihm zu, und wünscht dem Säumenden Flügel,
Daſs er den Geist dem unbeliebten Gefängniſs entführe;
Ihn der ätherischen Luft, und der Freyheit wieder zu geben.“

Wenn du so denkst, o Jüngling, so lerne von deinem Eurikles
Eine Wahrheit der andern zu gatten. Die Schwünge der Sfären
Stimmen nicht besser zusammen, noch Hymnen aus englischen Lauten,
Als sich die Wahrheit mit jeder andern harmonisch beträget.
Lerne dann, o Filotas, wenn du dem Tod so geneigt bist,
Während der Wille der ewigen Tafeln dich unter den Menschen
Leben heiſst, lerne von mir die Kunst, im Leben zu sterben.
Ist nicht die Trennung vom Leibe der Tod, nach dem du dich sehnest?
Und ist es nicht die Tugend, die diese Trennung verrichtet?
Die sie auch dann, wenn der Leib am schönsten blühet, verrichtet?
Lehret dich nicht die Weisheit die Freuden der Sinne verachten;
Reitzungen, welche den Geist, als wär' er ein Sklave des Leibes,

V. 260 — 271.

An die Vergänglichkeit heften? Ist nicht die Tugend die Herrschaft
Über die holden Gespenster, die durch die Sinnen uns locken,
Und mit den Leidenschaften sich gegen die Seele verbinden?
Denn was die Seele wahrhaftig beglückt, die Freyheit, die Ruhe,
Und die Liebe zum ewigen Schönen und Guten, ist immer
Mit den Sinnen im Streit, die sie zum Stoffe zurückziehn;
Wo sie sterbliche Formen, die ewig sich ändern und flieſsen,
Mit dem Schein der Schönheit bekleid't, zu Affekten entzünden,
Daſs der gefangene Geist sich oft in Ohnmacht verlieret.
Siehe, Filotas, so sterben die Weisen, um hier schon zu leben;
Jede Tugend zerreiſst hier ein Band, womit sie der Leib hält.
Unter den Schatten der Zeit, mit aufgehabenem Geiste

V. 272 — 284.

An die Wahrheit, voll süſser bewundernder Liebe, geheftet,
Ahmen sie schon der Ewigkeit nach, und sind in Gedanken
In der Versammlung der Engel, indem durch übende Tugend
Ihre Gegenwart sich noch unter den Sterblichen darthut.
Denn die Seele ist da, wo ihre Gedanken verweilen;
Denkt sie himmlisch, was ists ob diese Sonne sie anstrahlt,
Oder jene? Kein Ort kann sie mehr als ein andrer der Gottheit
Nähern; man nahet ihr nur durch Lieb' und redliche Tugend.
Hat sie sich so zu der groſsen Verändrung der Scene bereitet,
Die sie mit fester Geduld, und ruhiger Hoffnung verdienet:
Dann ist die letzte der Stunden allein die Krone des Werkes,
Das sie im Leben trieb; mit leichter Bemühung entkörpert,
Schwingt dann der freye Geist sich empor, mit den glänzenden Scenen

V. 285 — 287.

Schon seit langem bekannt, die nun sich ihm um
und um aufthun.
Wallet dein Herz, o Filotas, nicht diesen Ideen
entgegen?
O nur diese sind werth, in himmlischen Herzen
zu wallen!

ACHTER BRIEF.

THEOTIMA AN MELINDE.

Inhalt.

Theotima beſchreibt einen unter den unzähligen Sternen der Milchſtraſſe ſich befindenden Planeten, der von unſchuldigen Menſchen bewohnt wird; und erzählt die Geſchichte der Schöpfung, der Verſuchung und des Sieges der erſten Stammältern dieſer glückſeligen Geſchöpfe.

V. 1 — 3.

Die du der eiſernen Zeit zum Muſter der Unſchuld
geſchenkt biſt,
Welche die lächelnde Jugend der neuen Erde
vergoldte,
Und die Lieder beglaubigt, die **Sifas** [1]) göttliche
Seele

V. 4 — 17.

Einem entarteten Alter zu singen, vom Himmel entflammt ward;
Blühendes Bild der zärtlichen Rahel, der hohen Debora,
Freundin, könnte die Liebe, die uns so innig vereinte,
Daſs die letzte der Thränen, die mein schon seliges Auge
In den Armen des Todes weinte, für dich nur geweint war,
Könnte sie durch den Geist der Himmelsfreuden ermatten?
Könnt' ich, von Myriaden verklärter Melinden umgeben,
Meiner Melinde vergessen, die länger die Erde zu schmücken
Noch dem Verlangen der Engel und meiner Umarmung versagt wird?
Nein! noch schwebet dein reitzendes Bild, der übrigen würdig,
Die der Olymp mir giebt, mit Lieb und Anmuth verkläret,
Immer vor meinem Gemüth! noch seh ich dich, ob mich das Dunkel
Eures Tages dir gleich verbirgt, zur Ehre der Tugend
Unter den Sterblichen leben; jetzt, mit der Freundin verschlossen,

V. 18 — 30.

Die ihr Unglück dir liebenswerth macht, wie du thränend sie tröstest;
Dann mit gütigem Auge den Gram dem leidenden Herzen
Sanft entlächelst, und klüglich vor ihr die Hülfe verbirgest,
Die von dir heimlich und schnell dem hülfbedürftigen zueilt;
Jetzo wie du mit liebenden Armen den Gatten umhalsest,
Und sein menschliches Herz zu edlern Tugenden reitzest.
Aber mit süſserm Gefühl, das deiner reinsten Entzückung
Ahnlich ist, seh ich dich, Freundin, von deinen Kindern umringet,
Wie du sie alle mit gleichem Vergnügen so mütterlich anlachst;
Dieses spielend im Schooſs, dieſs an dem klopfenden Busen,
Neben dir zwey, die einander mit kindlicher Inbrunst umarmen.
Welch ein reitzender Anblick, in ihren kindischen Thaten
Schon den Ausbruch von edeln geerbten Trieben zu sehen,

V. 31 — 45.

Und dich, wie du so weislich die Samen der Tugenden pflegest,
Kostbare Samen, die Gott in unsre Seele gelegt hat!
O du verdienst, Melinde, für diese menschlichen Freuden
Die du mir giebst, von mir mit gleichen belohnet zu werden.
Wird dein fühlendes Herz nicht in Entzückung zerfließsen,
Wenn ich dir eine Welt beschreibe, die alles das wahr macht,
Was den Dichtern der Erde vom goldnen Alter geahnet;
Wo die Unschuld und Freude sich immer so schwesterlich liebten,
Als sie damahls sich liebten, da beide, vom segnenden Lächeln
Ihres Schöpfers verschönert, die junge Erde betraten?
Eine Erde voll Menschen, die noch mit Gott und den Engeln
Zärtlichen Umgang pflegen; wo alle Mütter Melinden,
Alle Kinder den deinen an Unschuld und Zärtlichkeit gleichen.
Höre dann, würdige Freundin, und sieh wie glücklich die Welt ist,
Wo die Unschuld regiert, die deine Thaten bekrönet.

VORBERICHT.

Die Idee dieses Gedichts, welches eben sowohl als **Musarion**, (zu welchem es als ein Gegenstück angesehen werden kann) nicht leicht unter eine schon bekannte Rubrik zu bringen ist, erschien dem Verſaſſer schon im Jahre 1771, und der kleinere Theil desselben wurde an einigen Winterabenden des besagten Jahres zu Papier gebracht. Wie Musarion, hatte es das Schicksal, einige

V. 46 — 59.

Als ich den Leib, der einst in ewig blühender Klarheit
Wieder dem Staub entsprieſst, voll süſsen Trostes, verlassen:
Ward ich im neuen ätherschen Gewand, womit mich mein Engel
Kleidete, schnell wie ein Lichtstrahl, in einen Himmel geführet,
Der, wie ein Garten Gottes, mit zahllosen Sternen beblümt ist;
In der Sprache des Himmels, die Ruhestadt Gottes. Mein Engel
Brachte mich bald in einen der Sterne, da künftig zu wohnen.
Nahe an ihm, so nah als der Mond die Erde bestrahlet,
Leuchtet uns eine der schönsten in diesem Gewimmel von Welten;
Eine Erde wie die, die uns, o Freundin, geboren,
Da sie jugendlich schön aus der Hand des Schöpfers hervorkam;
Aber von Menschen bewohnt, die ihre Unschuld bewahrten,
Eine selige Welt, begabt mit ewiger Jugend.
Niemahls glühete hier der lechzende Sommer; der Winter

Schlug sein Flockengewand nie um die starrenden Fluren.
Überall lacht ein fröhlicher May auf blühenden Auen,
Immer schwebet um Hügel voll Trauben und goldene Haine
Sein Gespiele, der Herbst. Die Fruchtbarkeit thaut unaufhörlich
Aus den Rosengewölken. Hier rinnen Honigbäche
Von den Ritzen der Palmen, und hoch von marmornen Klippen.
Überall triefen die Spuren, wo Gott gewandelt, von Segen,
Überall haucht die Natur dem Menschen Vergnügen entgegen,
Fröhlich, ihm in der Unschuld der ersten Erschaffung zu dienen.

Aber, o laſs dein Herz das Schönste selber hinzuthun,
Was dem Ausdruck gebricht, wenn ich die selige Unschuld
Und das Glück der Bewohner der frommen Erde dir mahle.
Freundin! Ihr Anblick entzückte mich mehr als der Engel des Himmels
Erster Anblick; mir wallte das Herz, ich fühlte zu ihnen

V. 74 — 87.

Mächtig mich hingezogen, wie zu geliebten Geschwistern.
Hier erscheinet die Menschheit in ihrer erhabenen Schöne,
Nahe der englischen Hoheit, wie wenn die goldene Sonne
Durch den silbernen Schleyer leicht schwebender Wolken hervorblickt.
Liebe und reine Tugend beseelt die ganze Gesellschaft,
Eine harmonische Schar von Brüdern und blühenden Schwestern,
Und ein lieblicher Anblick den Engeln, die schönere Sonnen
Um die Orangenlauben der sittsamen Erde verlassen,
Welche die menschliche Freude mit ihren Gespielen, der Muse,
Und der himmlischen Unschuld bewohnt. Die süſsen Geschäfte
Dieser Glücklichen sind, wie es schuldlosen Wesen gebühret.
Nie entheiligte Ordnung, die Gottes Thaten nachahmet,
Herrschet darin; die Pflichten sind süſs, die Tugend ist Übung.
Viele beschäftigen sich, die Natur mit sparsamer Mühe

V. 88 — 101.

Vor zu üppigem Wuchs und vor Verwildrung zu schützen.
Andere sind erhabner bemüht, die Strahlen der Gottheit
In den Werken der Schöpfung, im Himmel, noch mehr auf der Erde
Aufzusuchen, und süſse Bewundrung aus ihnen zu saugen.
Willig entdeckt die Natur vor ihren forschenden Augen
Ihren Reichthum, weil keinen der schnöde Vorwitz bethöret,
Ihre geheiligte Werkstatt mit frechem Blick zu entweihen.
Was sie gefunden, wird bald entweder in holden Gesprächen,
Oder durch lehrende Lieder den Brüdern und Freundinnen eigen.
Oftmahls nimmt ein luftiges Thal, mit Violen bedecket,
Ein vertrauliches Kor in seine cederne Schatten,
Blühende Mädchen, allein mit eigner natürlicher Anmuth,
Und dem höhern Preis der reinen Unschuld geschmücket,
Nur in die wallenden Locken gehüllt. Mit den Rosenarmen

V. 102 — 115.

An einander geschlungen, umgiebt der reitzende Zirkel
Einen erhabnen Jüngling, auf dessen Stirne die Freyheit,
Und im Auge voll Geist die sanfte Weisheit gesehn wird.
Er besingt in die geistigen Töne der silbernen Laute
Den, der allein die Entzückung der zärtlichen Seele verdienet,
Welchem die Sfären und Engel lobsingen, die göttliche Liebe,
Jeder Seligkeit Quell, das ewige Urbild des Schönen.
Wundernd, und mit Thränen der Lust im lächelnden Auge
Ruhet jedes Gesicht auf dem Sänger, die schuldlosen Herzen
Zittern vor Rührung; kein Ton, kein Gedank entflieht von der Laute
Ohne Gefühl; die blühende Luft horcht schweigend, die Ceder
Säuselt Beyfall herab, die Vögel im Myrtenhain horchen.
Aber die schöne Geliebte des Jünglings, ein göttliches Mädchen,
Eilt voll süſser unschuldiger Inbrunst, mit Augen voll Freude

Ihm an den Hals, den Gesang zu belohnen. Sie loben die Schwestern,
Segnen ihre Umarmung und preisen die selige Liebe.
Unterdeſs sitzen die Mütter im duftenden Schatten der Laube,
Nicht allein, von Ruhe und Mutterfreuden umgeben;
Liebreich bemüht, die jüngste der Töchter, ihr ähnlichstes Nachbild,
Schön wie die Lieb', im Gesang erhabner Hymnen zu üben,
Oder die jungen Gedanken des zarten Knaben zu formen,
Oder aus lieblichen Früchten ein wirthliches Mahl zu bereiten.
Siehe, so flieſst ihr unsterbliches Leben, voll heiliger Freude,
Nicht vom kleinsten Schmerz enstellt, in die Himmel hinüber,
Die sie erst spät mit den Seligkeiten der Erden erkaufen:
Denn wer lebte nicht gern im Arme der zärtlichsten Freundschaft,
Und in Thälern des Friedens, mit schuldlosen Menschen bevölkert,

Seine Unsterblichkeit durch, wenn ihn aus ätherischen Sfären
Nicht die nähere Gottheit zu Freuden der Serafim riefe?

Aber, mich dünkt, du fragst mich, o Freundin, mit billiger Neugier:
Wie sich die seligen Menschen in ihrer Unschuld erhalten?
Ob sie mit höherer Stärke bewaffnet, die Reitzung zum Bösen
Leichter als wir besiegt, ob ihr Gehorsam geprüft sey,
Oder ob kein Versucher den Weg zu dem seligen Sterne
Finden können? — O hätt' er ihn auch zu dem unsern verfehlet!

Alle die Fragen, o Freundin, soll dir Gülindy vergnügen;
Meine Gülindy, die zärtlichste unter den schuldlosen Töchtern,
Die von der bessern Eva, der ersten der Frauen, entsprangen.
Als wir einsmahls in einer der paradiesischen Lauben
Einsam saſsen, erzählte sie mir mit folgenden Worten

V. 142 — 154.

Die Geschichte der ersten Menschen. Sie hatte sie selber
Von den ambrosischen Lippen der göttlichen Zulma geschöpfet.
„Als der Schöpfer den Menschen, nach seinem Bilde gebildet,
Mitten in diesen Garten, den Auszug der irdischen Schönheit,
Segnend gesetzt, und alles was lebt und keimet und wächset
Ihm zu beherrschen gegeben, war nichts zu wünschen ihm übrig,
Als die Freundin, die Unbekannte, nach der er im Herzen
Süſse Neigungen fühlte, die aus dem Innersten wallten.
Denn er fand bey den schönsten der Thiere nicht eines zum Umgang
Mit dem Menschen geschickt, das mit ihm Gedanken und Worte
Wechseln könnt', und gesellige Triebe zu hegen vermöchte.
Zwar besuchten auch Engel den neuen Lobpreiser der Gottheit
Oft, und pflegten mit ihm vertraute Reden; er fand sie

V. 155 — 168.

Jetzt an blumichten Quellen, jetzt unter balsamischen Schatten.
Aber sie waren zur zärtlichsten Liebe dem Menschen zu göttlich,
Zu ätherisch für seine Umarmung. Er muſste bemüht seyn,
Seinem Geiste den feurigsten Schwung zum Erhabnen zu geben,
Daſs er mit seinen Gedanken die kleinsten der ihren erschwünge.
Aber er sucht' ein ähnlicher Wesen, mit sanfterer Schönheit,
Irdischer, doch, wie er, beseelt vom göttlichen Anhauch,
Eine süſse Gesellin, in deren Umarmung sein Busen
Völlig mit allen Begierden der innigsten Zärtlichkeit ruhte.
Einsmahls, da er, ermüdet vom eiteln Bestreben, das Bildniſs,
Das sein Herz verlangte, aus seiner Seele zu graben,
Eingeschlummert war, gab ihm ein Traum die lange gesuchte
Freundin zu sehn, wie ein himmlischer Seraf sie seiner Umarmung
Brachte; sein Herz zerschmolz von dem Anblick in süſser Entzückung,

V. 169 — 183.

Daſs er plötzlich erwacht'. Er sprang vom blumigen Lager
Hoffnungsvoll auf, die Schöne zu suchen, zu der ihn sein Herz zog;
Und nicht lange, so fand er sie zwischen den Rosen umirren.
Denn sie hatte der Schöpfer am schönsten der irdischen Morgen
Für das einz'ge Bedürfniſs des heiligen Menschen, das itzt noch
Unbefriediget war, nach jedem geheimen Verlangen
Seiner Seele gebildet, vor ihren künftigen Töchtern
Allen die schönste. — So sah ich sie noch, bevor sie ihr Engel,
Reif für ein geistigers Glück in höhere Himmel entführte.
Als sie im lieblichsten Thal der paradisischen Thäler
Liegend sich fand, erhub sie sich plötzlich, voll froher Verwundrung
Daſs sie sey, und ganz im Anblick der herrlichen Schöpfung
Die um sie her erwachte, verloren. Lang war sie nur Auge;
Aber die junge Seele ward bald zum Empfinden erweitert,
Da sie der laute Gesang der Vögel im nahen Gebüsche

Jahre bey Seite gelegt zu werden, bis es im Winter 1774 wieder hervor gesucht, vollendet, und im siebenten Stücke des T. Merkurs dieses Jahres zuerst bekannt gemacht wurde. Es war Anfangs in vier Bücher oder Gesänge abgetheilt: man hat aber, um ein besseres Verhältniſs in Rücksicht der Gröſse zwischen den Gesängen zu bewirken, für gut gefunden, in dieser Ausgabe aus dem vierten Gesange zwey zu machen.

Ihren Geſichten entriſs; sie lauscht', als ob sie die Töne
Sehen wollte, und glaubte zuletzt es sängen die Büsche.
Jetzt umfloſs sie der Athem des holden ambrosischen Morgens,
Und die Blumen, die unter den zarten Füſsen entsproſsten,
Eiferten unter einander, mit ihren balsamischen Düften
Sie zuerst zu begrüſsen, die neue Fürstin der Erde.
Wundernd sah sie umher, dann auf sich selber, dann wieder
Auf die umgebende Welt, dann auf den purpurnen Himmel.
Jede neue Empfindung, und jede Erneurung der ersten
War ihr ein süſser Beweis, sie sey. Doch wie sie entstanden,
Wie sie in diese Welt unwissend den Eingang gefunden,
Die recht für sie gemacht schien, das däucht' ihr schwer zu ergründen.

Jetzo versuchte sie es, die Stimme tönen zu lassen,
Und die lieblichen Dinge, womit sie umringt war, zu bitten,

V. 198 — 211.

Daſs sie ihr ihren Urſprung und ihre Beſtimmung entdeckten.
Schon empfand sie tief in der Bruſt ein heiliges Zittern,
Ein geheimes Gefühl von dem, durch den sie entſtanden;
Schon beſtrebten sich aus der Empfindungen ſüſsem Gemiſche
Groſse Ideen, die Gott von sich ſelbst in die Seele gezeichnet,
Aber noch dunkel, hervor: als plötzlich der Mann sich ihr zeigte,
Der in erhabner Schönheit, nach Gott gebildet, einhertrat.
Anfangs war sie ſo sehr von ſeinem Anblick betroffen,
Daſs sie mit ſanft erzitternder Ehrfurcht für Jenen ihn hielte,
Der sie ins Leben gerufen. Schon wollte sie Schöpfer ihn grüſsen,
Und die Empfindungen alle, die sie empfand, ihm bekennen:
Aber die Ahnlichkeit, die sie mit sich an dem Manne bemerkte,
Und ein inniger Hang, der ihre Bruſt zu ihm hinzog,
Und die Blicke voll Liebe, womit er gegen sie eilte,

Lehrten sie anders vermuthen; die Reden bebten zurücke
Von den Lippen, ihr Angesicht glüht' in höherer Röthe,
In der Farbe der fühlenden Unschuld. Sie schmiegte sich furchtsam,
Aber von heimlicher Kraft wie an den Boden geheftet,
In die Umarmung des Freundes, der mit geflügelten Worten,
Voll Entzückung, die beste der Gaben dem Schöpfer verdankte.

Jetzo lehrte der Mensch die neue geliebte Gesellin,
Wer sie erschaffen, den heiligen Vater der Geister und Welten,
Der, nachdem er die Himmel mit höhern Bewohnern geadelt,
Auch der Erde zu seyn befohlen, und ihr zu Beherrschern
Menschen gegeben, die ihn zu bewundern und lieben begabt sind.
Dann erzählt er ihr auch, wie er, ganz mit Freuden umflossen,
Mitten im Paradiese noch seufzende Wünsche gefühlet,

V. 225 — 237.

Einen Genoſsen der Luſt und des Lobes der Gottheit zu haben;
Wie er ſo lange geſeufzt, bis endlich ein himmliſches Traumbild
Ihm die geſuchte Geſtalt der ſchönen Zulma gezeiget,
Die nun alle Begierden in ſeinem Herzen umfaſste.

Nunmehr herrſchte die Liebe mit paradieſiſcher Unſchuld
In den Fluren des göttlichen Gartens; die ſeligen Menſchen
Lebten, im Angeſicht Gottes, ein Engelergetzendes Leben.
Ihnen diente die frohe Natur; die Luft und die Erde,
Und die kryſtallene Fluth mit ihrem Reichthum war ihnen.
Nur ein einzig Verbot ward, ihren Gehorſam zu prüfen,
Jedem gegeben, mit ernſter Bedrohung, daſs deſsen Verletzung
Sie von den Seligkeiten, die nur der Unſchuld gebühren,
Plötzlich vertrieben, dem Schmerz und endlich dem ſtrafenden Tode

Liefern würde. Sie hörten die Drohung, doch mieden sie beide,
Mehr aus dankbarer Lieb' und ungezwungnem Gehorsam
Als aus Furcht der Strafe, das hohe Gebot zu verletzen.

Mitten im Paradies' entquillt dem blumigen Boden
Eine nektarne Quelle, so leicht wie die Nachtluft im Frühling,
Und an Farbe wie Wein, mit süſsen Kräften begabet,
Jede Nerve mit Leben und heitrer Lust zu begeistern.
Wenn sie das kleine Gefild, wo Zulma zuerst sich gefunden,
Voll weitduftender Blumen, die hier nur wachsen, geträänkt hat,
Schlüpft sie zurück in den Schooſs der Erde. Die Engel berichten,
Dieser Brunnquell entspring' aus dem himmlischen Strome des Lebens,
Der die oberste Sfäre, das Empyreum, befruchtet;
Flieſse von da zur Erde herab, wo in Edens Gebirgen
Sein ätherischer Geist sich mit irdischen Theilen verkörpre.
Diese Quelle war es, von welcher zu trinken den Menschen

V. 253 — 266.

Durch das ernste Gebot des Königs der Geister versagt war.
Aber nicht immer, sobald sie die Zeit der Prüfung bestanden,
Sollte der himmlischen Quelle Genuſs den Gehorsam belohnen.

Schon war mehr als die Zeit des Umlaufs der Erde verflossen,
Daſs das heilige Paar, in erster seliger Unschuld,
Paradiesische Tage genoſs; mit jedem der Tage
Liebenswerther, von Engeln geliebt, dem Schöpfer gefällig.
Ihre Tugend war Freude. So will es der Schöpfer! Er krönet
Jede selige Pflicht mit unzertrennlicher Wollust.

Unterdeſs hatte der mächtige Geist, der, mit den Kohorten,
Deren Führer er war, den Himmel mit Aufstand entweihte,
Nach vieljährigem Irren im Äther die Erde gefunden;
Wo der Sklave des Übels, sich einen Thron zu erobern,
Schuldlose Menschen, wie einst die folgsamen Engel, zum Abfall

V. 267 — 279.

Reitzen wollte. Zwar hatte der Donner Gottes den Sünder
Fern aus der Welt, der Wohnung der Lust, in die Hölle geschleudert,
Die in der Mitte des Chaos, zum Sitz des Jammers verfluchet,
Ihn zu empfangen den feurigen Schlund lautbrüllend eröffnet.
Aber er hatte durch heimliche Wege (was wagt nicht Verzweiflung?)
In die Welten der Gottheit den Zugang wieder gefunden;
Von Gedanken der Bosheit und unsinnvollen Entwürfen
Wie von Gebirgen gedrückt. Er war, nicht kenntlich zu werden,
In der Gestalt ätherischer Thier', jetzt Delfin, jetzt Vogel,
Bis in die Ruhestadt Gottes gedrungen, den Engeln verborgen;
Aber ihn sah vom unendlichen Thron der Schöpfer mit Hohn an.
Endlich da er die Wohnung der seligen Menschen gefunden,
Fiel er, wie eine sanft schimmernde Wolk', in die Röthe des Morgens

V. 280 — 293.

Eingehüllet, zur Erde herab. Das Rosengewölke
Bildet' er mit Serafischer Kunst zum leichten Gewande,
Wie die Engel gewohnt sind sich für die Menschen zu kleiden.
Von der Höhe des Bergs, an dessen zedernem Fuſse
Sich die gesegneten Fluren, wie Gärten Gottes, verbreiten,
Sah er mit lüsternem Blick und unglückträchtigem Herzen
Aus der Dämm'rung herab, und sah die glücklichen Menschen
Unter der schönsten der Lauben in süſsem Schlummer noch ruhen.
Neben ihnen bedeckt' ein Bett sanft hauchender Rosen
Ein sich umarmendes Paar der liebenswürdigsten Kinder,
Zwillinge, schön wie der Morgen in ihrer lächelnden Unschuld.
Elim und Sosan, zwey himmlische Freunde, und Freunde der Menschen,
Wachten der keimenden Unschuld, und hingen mit Augen voll Liebe
Über dem schlaffen sanft glühenden Antlitz der heiligen Kinder.

V. 294 — 307.

Satan schaute herab, und Neid und Unmuth und Bosheit
Flammten in seinem schielenden Blick; kaum hielt er sich selber,
Daſs die wilden Gedanken ein lautes Gebrüll nicht verriethe.
Aber ihn sah der Engel der Sonne: Indem er den Morgen,
Mit ätherischen Rosen gekränzt, zur Erden herablieſs,
Sah er ihn auf den östlichen Bergen des Paradieses,
Wie er mit Augen voll Neid die schlummernden Menschen erforschte.
Jetzo schickt er, den ersten der Menschen mit Weisheit zu stärken,
(So viel war ihm allein, den Fall zu verhindern, vergönnet;)
Karmiel ab, den Weisesten unter den glänzenden Scharen,
Die in seiner Beherrschung die goldene Sonne beschützten.
Karmiel stieg mit den obersten Strahlen der Morgensonne
Schnell zur Erden herab, und fand den göttlichen Menschen,
Schon vom Morgen erweckt, die liebliche Arbeit erneuern;

V. 308 — 320.

Aber die schönste der Mütter war in der Laube geblieben,
Daſs sie der Hoffnung der Erde, der zarten Säuglinge, pflegte.
Jetzo führten der Mensch und sein vertraulicher Engel
Reden von heiligem Inhalt. Die Weisheit in menschlicher Anmuth
Floſs von den Lippen des Serafs in seines Hörers Gemüthe.
Karmiel sah mit Entzückung den liebenswürdigen Menschen
In der seligen Einfalt der ersten Erschaffung einhergehn.
Und er umarmt ihn und sprach: Wie hat uns der Schöpfer begnadigt,
Daſs er den Umgang der Menschen uns gönnt, in denen sein Bildniſs
Mit herzrührender Schönheit, ihn anzubeten, entzündet!
Bleibe der Einfalt getreu, so wird dein blühender Wohlstand
Immer die Engel vergnügen. Laſs niemahls eiteln Begierden,
Wünschen, die deine Bestimmung verfehlen und über sie streben,

DER VERKLAGTE AMOR.

ERSTER GESANG.

V. 1 — 10.

Der groſse Tag war nun gekommen,
An dem im Götter-Parlament
In Sachen zwischen den Weisen und Frommen
Als Klägern, an einem — und Amorn, den man Kupido nennt,
Beklagtem, am andern Theil, gesprochen werden sollte.
Die Götter versammelten sich, indem das hehre Signal
Des groſsen Donnerers siebenmahl
Rings um die himmlische Burg durch heitre Lüfte rollte.
Sie schritten heran, Neptun vom alten Trözen,
Von Delos der schöne Apollo, und von den Thracischen Höh'n

Zugang zu deinem Herzen. Sey mit der Erkenntniſs zufrieden,
Die dir erlaubt ist, und eifre nie mit Engeln. Die Gottheit
Ist dem Seraf so wenig als dir durchschaubar; denn ewig
Liegt die Unendlichkeit zwischen dem Schöpfer und seinen Geschöpfen.
Wenn du als Mensch den Unendlichen preisest, und wenn du auch stammelst,
Tönt es dennoch dem göttlichen Ohre nicht minder harmonisch,
Als die hohen Gedanken, selbst in der olympischen Sprache
Unaussprechlich, womit der Seher Gottes, der Cherub,
Mit aufwallender Seele den Geist der Geister verehret.
Denn Gott siehet mit gleichem Vergnügen auf Engel herunter,
Und auf Würmer im Staub, auf helle Bewohner der Sonnen,
Und den Menschen von Erde, den auch sein Anschaun erwartet,
Wenn Er jedes dem Zweck, zu dem Ers belebte, getreu sieht.
Aber der Serafim schönster, sobald er sich selber verachtet,

Und mit der Endlichkeit zürnt, erniedrigt sich unter die Würmer,
Und verliert auch das, was seinem Stolze zu klein war."

Also stärkte der Engel mit überredender Weisheit
Seinen irdischen Freund. Sie besprachen sich unter einander,
Bis der kommende Mittag jenen zu höhern Geschäften
In die Sonne berief. Er schied, und küſste den Menschen
Liebreich, und überlieſs ihn nunmehr der eigenen Stärke.
Von Empfindungen voll, die Karmiel in ihm entflammte,
Kam er zu Zulma zurück, und eilte, die Lust sich zu geben,
Jede schöne Bewegung in ihrem zärtlichen Herzen,
Und im Auge voll Unschuld verschönert wallen zu sehen.
Dann umarmten sie sich, und dankten ihr Glück dem Erschaffer
Mit Gelübden unsterblicher Treu; dann küſste die Mutter

V. 348 — 359.

Jeden geſegneten Säugling, und drückt ihn ſanſt an den Buſen,
Und gelobte ſie Gott, und weinte vor zärtlicher Freude.

Aber Satan, zum Unglück der ſeligen Menſchen entzündet,
Nahm bald dieſe, bald jene Geſtalt, der heiligen Laube
Unerkannt nahe zu ſeyn. Jetzt flog er mit blumigen Flügeln
Um die Wände von Roſen, und lauſchte, die Reden zu hören,
Die das vertrauliche Paar, als ob nur Gott ſie jetzt hörte,
Ihm nicht verbarg; Jetzt floſs er wie goldbeſchuppte Ceraſten
Zwiſchen den Blumen dahin: jetzt folgt er ihnen im Luſtgang
In der Geſtalt der weiſseſten Hindin, durch laubichte Bogen,
Oder Reihen von Bäumen, mit goldnen Früchten gekrönet.
Endlich erfährt er, indem ſie beym Quell der Verſuchung vorbeygehn,

V. 360 — 372.

Mit aufbrausender Freude, das sicherste Mittel, die Unschuld,
(Also wähnt er) zu täuschen. Er flieht ins dickste Gehölze
Und verfluchet die Nacht, die den folgenden Morgen entfernet,
Und zu lange den Menschen die erste Unschuld noch gönnet.
Ungestüm wälzt der Verruchte sich auf dem Lager von Blumen,
Von Entschlüssen empört; die paradiesischen Lüfte,
Ob sie gleich, wie ambrosischer Äther, die Gegend umflossen,
Waren nicht kühlend genug, die Gluth der Adern zu dämpfen:
Unter ihm ward der Boden versengt, er wand sich auf Rosen,
Wie auf glühenden Kohlen, und roch nur höllischen Schwefel,
Wenn der Öhlbaum auf ihn süſs duftende Schatten herablieſs.
Endlich erwachte der Tag, das Lob der Gottheit erwachte
Auf den Lippen der Menschen mit ihm; die Sonne kam jauchzend

V. 373 — 384.

Diesen Tag zu bekrönen, der, durch die siegende Unschuld
Herrlich vor andern Tagen, beym Thron des Schöpfers vorbey ging.
Denn der sahe die Zukunft, und sah mit göttlicher Freude,
Wie die menschliche Tugend, den, der sie hauchte, zu ehren,
Nur mit wehrloser Einfalt die List des Feindes besiegte.

Als der schwüle Mittag von seiner Arbeit den Menschen
In die Grotte berief, das Mahl mit Zulma zu nehmen,
Führt' ihn der kürzeste Weg in die schönste Gegend von Eden,
Welche der Quell der Versuchung mit himmlischer Schöne beseelte.
Und er sah an der Quelle, umwölkt vom duftenden Zimmtstrauch
Einen der Serafim sitzen! (Denn in der schönen Verkleidung
Satan zu kennen, das konnte nur Gott.) Er sah mit Verwundrung

V. 385 — 396.

Wie der olympische Jüngling, zum Wandern die Hüfte gegürtet
Und sein purpurnes Haar mit ewigen Rosen durchflochten,
Über die Quelle mit freudigem Auge bewundernd sich bückte.
Aber nicht lange, so schöpft' er vom Wasser der schimmernden Quelle,
Trank, und schöpft' aufs neu, als ob er den Menschen nicht sähe.
Plötzlich springt er dann auf, verbreitet in hoher Entzückung
Seine Arme gen Himmel, und steht, die strahlenden Blicke
In den Himmel versenkt; sein Mund ergieſst sich in Hymnen,
Wie von der Quelle zu brünstigerm Lobe der Gottheit begeistert,
Und von der süſsesten Kraft serafischer Freuden durchdrungen.
Über den Anblick erstaunt, betrachtet der Mensch ihn von ferne,
Zittert, und hört mit Wunder die Stimme der hohen Entzückung.

V. 397 — 408.

Dennoch naht er ſich ihm, der von dem Rauſchen der Tritte
Plötzlich erweckt, ſich umſah, und ſprach die geflügelten Worte:

„Schöner Engel, wie hat dich dein Flug zur Erde geleitet?
Denn ich ſahe dein Antlitz noch nie in Edens Gefilden;
Sey mir gegrüſst, und wenn dein Geſchäft zu verweilen erlaubet,
Laſs dir gefallen, mit mir in der Mittagslaube zu ruhen.
Alſo ſagt er; ihm giebt der Engel die freundliche Antwort:

„Freund, mich führet mein Flug von einer der ferneſten Sonnen,
Wo mich, in Salmiels Dienſt, geheime Verrichtungen riefen.
Jetzo komm ich zurück. Als über der Erd' ich hin ſchwebte,
Lockt' ihr jugendlich Antlitz in ſeiner aufblühenden Schönheit
Mich herunter zu ſteigen, und ihren Schöpfer zu loben.

V. 409 — 420.

Also schwebt' ich herab. Da sah ich mit fröhlichem Wunder
Diese olympische Quelle den irdischen Boden verhimmeln.
Froh, den Nektar der Engel in deinen Thälern zu finden,
Trank ich von ihm, und erquickte die Geister zum übrigen Fluge.
Aber wie freut sich mein Herz, dich, König der irdischen Schöpfung,
Selber zu sehn, und den mit meinem Grusse zu ehren,
Den die Gottheit so herrlich mit ihrem Bilde geziert hat!

„Seraf, es ist der Schöpfer, der, wie sein erhabener Will' ist,
Jetzo die goldene Wolke zum schönsten der Serafim hauchet,
Jetzo den Wurm im irdischen Staub, jetzt Menschen aus Erde
Drehet, und, wie er will, mit eigner Schönheit begabet.
Ihn zu loben, ist billig der Wesen schönstes Geschäfte,

Die sein gütiger Schluſs zum ewigen Leben erschaffen.
Und du ermunterst mich billig, in seinem Lob dir zu folgen.
Aber, o sage mir, himmlischer Jüngling, wie kennst du die Quelle,
Wo ich dich fand, und ist dir erlaubt, ihr Wasser zu trinken?“
Also sagte mit Unschuld der Mensch. Da sprach der Betrüger:
„Fragest du noch? Die Quell entspringt vom Strome des Lebens,
Welcher das Empyreum beseelt. Ihn trinken die Engel
Alle, und küssen sich oft an seinem blumigen Ufer,
Wo sie die himmlische Rose bedeckt. Der Schöpfer begabt' ihn
Mit allmächtiger Kraft, die Geister zu göttlichen Hymnen
Und zum höhern Ruhm des Königs des Himmels zu stärken.
Wenn wir an einem geselligen Abend sein Ufer besuchen,
Dann vergöttert die Freude die heiligen Stunden. Dann fühlet

V. 434 — 445.

Jeder Gedanke sich mehr, ein jeder nektarner Tropfen
Wird Empfindung, und jegliches Herz in Entzükkung gerissen,
Daſs die Himmel umher von hohen Gesängen erschallen.
Glücklich bist du, o Freund! dir strömen die Freuden der Engel,
Zwar mit irdischer Luft und schweren Theilen verkörpert,
Doch noch himmlisch genug, die Serafim selbst zu entzücken.“

Du erzählest mir Wunder, so sprach der Vater der Menschen;
Aber wie wundervoll ist ein jeder Punkt in der Schöpfung!
Warum nicht englische Welten? — Allein du irrest, o Seraf,
Wenn du glaubest, es sey mir vergönnt die Quelle zu trinken.
Ein Befehl aus dem Munde des Schöpfers versagt mir die Quelle;
Sie nur allein, das übrige dient den glücklichen Menschen.

V. 11 — 27.

Der junge Bacchus, begleitet von Vater Silen
Auf seinem trägen Thier. Die Jägerin Diane
Verlieſs den waldigen Cynthus, und ihr geliebtes Athen
Minerva. Nicht von ihrem lahmen Vulkane
Geschleppt, von Mars im Triumfe geführt,
Schwamm auch Cythere daher in luſtigem Morgengewande,
Nicht ohne List mit ihrem Gürtel geziert.
Die Götter von der fröhlichen Bande
Seh'n ihr mit Lüsternheit nach, und jeder nimmt sich vor
Wohlfeiler nicht für sie, als um den Preis, zu sprechen,
Um welchen Pallas und Juno den goldnen Apfel verlor:
Denn daſs sie die Richter für ihren Sohn zu bestechen
Gekommen sey, zischeln die Frauen einander laut ins Ohr.
Die Klugheit räth, bey zweifelhaften Sachen
Die Rhadamanten sich voraus geneigt zu machen;
Und wem ist unbekannt wie groſs in diesem Stück
Der Schönheit Vortheil ist? Sogar der Hippiassen

„Welch ein Wort, o Geliebter, ist deinen Lippen entflossen!
Sagte der Engel erstaunt, mit zweifelhafter Geberde;
Ein Befehl aus dem Munde des Schöpfers versagt dir die Quelle?
Sollte der Vater des Guten dem Menschen, dem jüngsten der Kinder,
Und dem Liebsten vielleicht, die seine Allmacht geboren,
Sollt' er das Beste der Erden dem Liebling auf Erden versagen?

Als er so sprach, beschaute der Mensch mit wunderndem Auge,
Und mit ernstlicher Stirn den schlau verkleidten Verführer;
Aber von seinem bezaubernden Lächeln bald wieder erheitert,
Gab er die Antwort: „So, wie ich gesagt, befahl mir der Schöpfer,
Und er fügte die Drohung hinzu (noch schallet ihr Donner
Mir im Ohr) die Verachtung des hohen Befehls mit dem Tode —
Was es auch sey, womit dieſs grausame Wort mich bedrohet —

V. 459 — 473.

Und mit Verlust der Wonne, die mich beseligt, zu strafen.
Aber glaube mir, Seraf, die Furcht der härtesten Strafe
Rühret mich ungleich minder, als der Gedanke mich rühret,
Einem so gütigen Gott auch nur mit einer Begierde
Ungehorsam zu seyn. Ihm unbedingt zu gehorchen
Ist der Erschaffenen einzige Pflicht; zu fragen, warum Er
Dieses Verbot uns gab, wär' eitler sträflicher Vorwitz,
Zweifelsfrey hat er dem Quell zur Erde zu flieſsen befohlen,
Daſs er den Serafim diene, die meine Lauben besuchen.
Da er so sprach, veränderte sich die Geberde des Engels;
Unmuth, den er umsonst zurück zu halten bestrebte,
Droht' aus den lächelnden Mienen hervor; doch eh ihn der Mensch noch
Merkte, bedeckte der Heuchler aufs neue den Unmuth mit Freude.
Ernsthaft, doch daſs Liebe den Ernst der Augen durchstrahlte,
Sprach sein harmonischer Mund die überredenden Worte:

V. 474 — 486.

„Billig hast du dich, Freund, mit deinen Sinnen verbündet,
Niemahls wider die Ordnung des Königs der Geister zu handeln.
Ihm, durch welchen wir sind, gebührt von allen Erschaffnen
Freyer Gehorsam, und Treu, und unaussprechliche Liebe.
Aber blinden Gehorsam von freyen Wesen zu fordern,
Dieſs sey ferne von Gott! Wie kannst du von ihm nur vermuthen,
Daſs er dieſs Opfer von deiner Vernunft, dem göttlichen Kleinod,
Welches an dir die Olympier ehren, im Ernste verlange?
Hätt' es mit seinem Verbot nicht eine geheime Bewandtniſs,
Die du noch nicht begreifest, gewiſs, o Werther, er hätte,
Da er den Quell dir verbot, statt Drohungen Gründe gegeben,
Und dich, anstatt zu schrecken, mit Überzeugung gewonnen.
Denke nur nach (wofern du nicht allzufurchtsam dich scheuest,

V. 487 — 500.

Über die immer weisen Gebote des Schöpfers zu denken)
Ist es der Weisheit würdig, die sich im Weltbau verherrlicht,
Und noch mehr in der geistigen Welt, ists ihrer wohl würdig,
Ein vernünftig Geschöpf da nur mit dräuendem Donner
Zum Gehorsam zu zwingen, wo Überzeugung noch Statt hat?
Glaube mir, Mensch, die Ehrfurcht vor Gott verbindet dich selber
Anders hievon zu denken! — Jetzt kam ein goldner Gedanke
Mir ins Herz, und Liebe zu dir, o Theurer, gebeut mir,
Dir die noch blöden Augen zu deinem Besten zu öffnen.
Hier ist kühne Vernunft, die Absicht Gottes zu spähen,
Nöthig, und wahrlich ein heimlicher Wink der herrschenden Vorsicht
Hat mich im Fluge hieher zu deinem Dienste geleitet!
Höre dann, Freund! Der Schöpfer hat bloſs zu deinem Gebrauche
Diesen Quell in die Mitte des Paradieses gegossen.

V. 501 — 514.

Wär er den Engeln bestimmt, was half es durch irdischen Zusatz
Seine ursprüngliche Kraft, sein geistiges Wesen zu schwächen?
Aber warum verbot er ihn dir? — O Tiefen der Weisheit,
Die sich hier mir eröffnen! Wie sind die Wege mäandrisch,
Wo er die Lieblinge führt! Er will die Zärtlichkeit prüfen,
Die er mit Recht von den Geistern erwartet: er will dich erforschen,
Ob du aus Liebe zu ihm die Furcht der Strafe verachtest.
Siehe die Quelle nur an, sie kann dir alles erklären.
Ihre himmlische Kraft ist ungezweifelt; sie stärket
Das entbrannte Gemüth zu höherm Lobe der Gottheit;
Mit dem Zuwachs an Kraft, die göttliche Schönheit zu preisen,
Wächset die Würde der Geister. So kann dieſs heilige Wasser
Engel vergöttern, und Menschen zur Hoheit der Engel befördern.
Hat nun der Schöpfer nicht Recht, von seinem Liebling zu glauben,

V. 515 — 527.

Daſs er mit Freuden das Mittel, das ihn zum Dienste des Schöpfers
Fähiger macht, gebrauchen werde? Doch besser zu prüfen,
Ob du die hohe Bestimmung, zum Preise Gottes zu leben,
Für so wichtig erkennest, wie sie die Serafim schätzen,
Gab er dir ein Verbot, ein Prüfungsverbot, zu erforschen,
Ob du dich selber mehr als Ihn den Unendlichen liebest?
Sollte die Furcht des Übels, womit sein Donner dich schrecket,
Ein erhabnes Gemüth von der schönsten der Thaten verscheuchen?
Wag es, o Freund, verdiene das Lob der fernesten Himmel,
Und die Bewundrung der Engel! Sey ohne Sorge! Jehovah,
Wenn er die edeln Entzückungen sieht, womit du ihn ehrest,
Wird mit zufriedenem Lächeln die heilige Kühnheit belohnen.
Zweifelst du noch? — Die Erfahrung, o Freund, die mich selber betroffen,

V. 528 — 541.

Soll dich gegen die niedrige Furcht noch besser verwahren.
Als der Schöpfer, die Welten zu schaffen, vom obersten Himmel
Einsam herab stieg, befahl er mit siebenfältigem Donner
Allen Bewohnern des Himmels, es sollte niemand ihm folgen,
Niemand herab von den Zinnen der diamantenen Mauern
In die Mitternacht sehn, bis mit dem siebenten Morgen
Alles in neu empfangener Pracht ihr Auge begrüſste.
Würden sie seinem Befehl zuwider handeln, so sollte
Schnell die Verbannung vom Himmel den kühnen Frevel bestrafen.
Also befahl er, und fuhr allein ins Chaos hinunter.
Niemand schaute ihm nach. Allein wie konnten die Engel
Seinen göttlichen Anblick entbehren? Die innigste Sehnsucht
Trieb uns mit heiliger Ungeduld an, anbetende Zeugen
Seiner Thaten zu seyn. Wir konnten die mächtige Sehnsucht

Nimmer bestreiten, die Furcht ward von der Liebe verschlungen.
Also kamen wir alle herab, der Cherub und Seraf,
Ein unendliches Heer, von gleichen Trieben entzündet,
Und umflossen die Gottheit, die, ringsum von werdenden Welten
Und vom Getümmel des Chaos umgeben, den Wesen Gesetz gab.
Plötzlich erschallte die Tiefe von englischen Stimmen, der Anblick
Des erschaffenden Gottes entzückt' uns zu göttlichen Liedern,
Welche zu hören die Sfären aus ihren Wirbeln sich drangen.
Als der Schöpfer uns sah, vergab er der heiligen Inbrunst
Eine rühmliche Kühnheit, und lieſs sich die Hymnen gefallen.
Siehe, geliebter Mensch, so pflegt der Unendliche manchmahl
Mit den Erschaffnen zu spielen. Sey muthig und stärke dich selber
Zur erhabensten Tugend! Verziehe nicht länger die Wahrheit
Meines Raths zu erfahren, und mit dem süſsen Gefühle,

V. 556 — 568.

Glücklicher dich zu sehn, mein liebendes Herz zu belohnen!
Also sagt er, und wilde Freude durchfeu'rte sein Antlitz,
Da er den Menschen sah, der, über sein Reden betroffen,
Zweifelhaft, wie es schien, und mit sich selber im Streite
Stand, und jetzt auf den Engel, jetzt auf die schimmernde Quelle
Stumm und gedankenvoll sah. Schon wollte der schlaue Verräther
Seines zu früh gehofften Sieges sich völlig versichern,
Als ihn schnell von dem Menschen ein schönerer Gegenstand abzog.

Zulma, das heilige Weib, kam, ihren Geliebten zu suchen,
Über den Hügel herab. Sein ungewohntes Verweilen
Hatte sie sorgsam gemacht. Sie ging, wie die himmlische Liebe,
Reitzend und heilig durch Unschuld, und ihres göttlichen Ursprungs
Still sich bewuſst; so sprach von fern ihr englisches Antlitz.

V. 569 — 581.

Jeglicher Arm trug eines der blühenden Zwillingsgeschwister,
Ihre geliebteste Sorge; sie spielten mit kindischer Unschuld
Zärtlich um sie, und schmiegten sich sanft an den lieblichen Busen,
Rehezwillingen gleich, die unter den Lilien weiden.
Mit sanft thränendem Auge, das oft gen Himmel hinaufsah,
Lächelte sie die Säuglinge an; mit süſser Entzückung
Sah sie das göttliche Bild den jungen Zügen entstrahlen.
Also kam sie daher. Sie sah der Mensch und der Engel,
Jeder mit andrer Empfindung. Kaum konnte der schändliche Dämon,
Da er die schönste der Frauen erblickte, die wilde Verzückung
Seines Herzens verbergen, sie funkelt' im lüsternen Auge.

Aber mit bebender Brust fand Zulma den theuren Geliebten
Mit dem Engel beym Quell in Unterredung verweilen;

Berüchtigte Kunst muſs ihr den Vorzug lassen;
Sie überzeugt mit einem einzigen Blick.
Man zeige mir vor seinem neunzigsten Jahre
Den Cato oder Catinat,
Bey dem (voraus gesetzt er leide nicht am Staare)
Ein schöner Busen Unrecht hat!

Indessen sich nun im groſsen Sahle die Götter
Und ihre Damen nach und nach
Versammelten, Venus die Männer bestach,
Und Hermes, der Höfling, und Momus, der Spötter,
Der alten Vesta die Stimme versprach,
War's ziemlich laut im zweyten Vorgemach.

Die hohe Dienerschaft der Götter,
Der Adler Jupiters, und, stolz wie seine Frau,
Der in sich selbst verliebte Pfau,
Cytherens Spatz, Minervens Eule,
Apollo's Schwan, und einer, der schon grau
In Mutterleibe war und den man just nicht gerne
Vor zarten Ohren nennt, — wiewohl Freund Tristram-Sterne
In diesem Punkt, dem Himmel sey's geklagt!

V. 582 — 594.

Dennoch nahte sie sich. Er sah sie mit inniger Freude,
Aber verbarg die wahren Gedanken, und sagte zum Weibe,
Ihre Fassung zu prüfen, mit ernster Stirne die Worte:

„Schöne Gehülfin, du kommst in einer glücklichen Stunde.
Dieser Seraf, dem seine Gestalt für allen Beweis dient,
Daſs er vom Himmel zu uns aus göttlichen Kören gestiegen,
Hat mir das hohe Geheimniſs von dieser verbotenen Quelle
Gütig entdeckt. So befahl ihm sein Herz, und die zärtliche Freundschaft,
Die er für uns gefasset. Die Quell' entspringt im Olympus,
Bringet von da vergötternde Kräfte herunter, und mischt sich
Uns zu tränken mit irdischen Theilen. Die Serafim trinken
Den erhabensten Schwung zu stetem Lobe der Gottheit,
Aus dem Strome, von dem sie geflossen. Nur wenige Tropfen

V. 595 — 607.

Könnten uns, wie der Seraf mir sagt, zu Engeln erheben;
Und die Gottheit vergäbe die heilige Kühnheit der Unschuld
Unsrer Absicht, und nähme das Lob von verhimmelten Menschen
Fröhlicher an. So hat sie ehmahls den Engeln vergeben,
Da sie ein ernstes Verbot aus frommer Absicht verletzten.
Siehe nur, Zulma, den Quell, sein morgenröthliches Schimmern!
Ist die Schönheit uns nicht ein Bürge der inneren Tugend?
Nähere dich, und athme die empyreischen Düfte
Unbesorgt, wenn du für billig erkennst dem Seraf zu folgen,
Den die Grofsmuth bewegt, ihm selbst uns ähnlich zu machen.

Also der Mensch. Der schlaue Verführer, voll teuflischer Freude,
Schöpft aus dem Quell in ein goldnes Gefäfs, und bringt es dem Weibe.
Fürstin der irdischen Schöpfung, von Engeln bewunderte Zulma,

V. 608 — 619.

Wie der Mann dir gesagt, so ist die Tugend der Quelle.
Glaube der Freundschaft und englischen Lippen. Versuche sie selber.
Gönn' uns die Lust, dich zuerst von ihr beseligt zu sehen.
Also sagt er, und bot ihr mit zaubrischem Lächeln den Becher.

Zulma bebte zurück. Die Rede des göttlichen Menschen
Hatte sie schon im innersten Herzen verwundet. Sie sah ihn
Wehmuthsvoll an; dann gab sie dem hassenswürdigen Engel
Einen zürnenden Blick. Jetzt sah sie wieder den Mann an,
Spähte sein ernstes Antlitz; ihr Auge voll schmachtender Unschuld
Bat ihn thränend, noch ehe der Mund vor Bestürzung sich aufthat:

Himmel, was hört mein bebendes Ohr, was siehet mein Auge?
Was ich nie zu befürchten gewagt! Mein Freund, mein Geliebter,

V. 620 — 632.

Er, der meine Unschuld beschützen sollte, verleitet,
Auch nur eine Minute zu zweifeln, ob Gottes Befehle
Seinen Gehorsam verdienen! Wie ist es möglich, wie kann dir
Eines Engels verführende Stimme den Donner des Höchsten
Aus dem Gedächtniſs tilgen? Wie schauert mir vor dem Gedanken
Dessen Haſs zu verdienen, der uns so göttlich geliebt hat,
Eh wir selbst uns noch kannten! Noch seh ich ihn, wie ich ihn damahls,
Ganz in ſüſser anbetender Inbrunst zerschmolzen, gesehen,
Da er mich segnend dir gab, und lieblich wallende Lüfte
Und ein heller ambrosischer Glanz den Garten umflossen.
Immer schwebt er mir vor, Der alle Himmel erfüllet,
Immer vermahnt mich ein ſüſses Gefühl der Gegenwart Gottes,
Heilig in seinen Augen zu wandeln. Du hast mich, o Theurer,

V, 633 — 645.

Seit mich deine Umarmung beglückt, in der Unschuld gestärket,
Und die würdigen Triebe, die meinen Busen beleben,
Liebreich zu Weisheit erhöht. Im Überflusse der Freuden,
Da ich dir mehr als Eden, und du mir alles gewesen,
Was mein feurigster Wunsch von der ewigen Güte verlangte,
War es uns leicht, das Gebot des weisen Schöpfers zu halten.
Theurer Gemahl, wie könnt' in deiner göttlichen Seele,
Die so heiter bisher in meinen Armen geruht hat,
Eine so lüsterne Neigung entbrennen? — Doch ferne von Zulma
Sey es, mit solchen Gedanken dich, mein Geliebter, zu kränken!
Nein, du kannst dem Versucher dein heiliges Herz nicht eröffnen;
Wer er auch sey, wie schön sein Antlitz die Serafim nachahmt.
Nein! Das Verbot, des Unendlichen Stimme, der Donner der Gottheit,

V. 646 — 658.

Die sonst Liebe nur war, und deine flehende Gattin
Halten dich ab! Du kannst dem Versucher dein Herz nicht eröffnen!
Aber wenn du es könntest, wenn, was ich zu fürchten nicht wage,
Was mir Schauer erweckt, wenn ja der Vorsatz, dem Schöpfer
Ungehorsam zu seyn, in Schein der Tugend verhüllet,
Deinen zu willigen Geist, o Theurer, bewältiget hätte:
O so beschwört dich mein Herz, aus seinen innersten Tiefen,
Um der Seligkeit willen, zu der uns der Schöpfer erschaffen,
Um der Inbrunst, womit ich dein erstes Umarmen belohnte,
Um der dankenden Seufzer und um der Entzückungen willen,
Die wir umarmend weinten, wenn uns der groſse Gedanke,
Von der Gottheit gesegnet uns ewig zu lieben, umfaſste:
Ach! bey jeglicher Hoffnung, die mich die Wonne der Zukunft

Schon voraus schmecken lieſs, so oft ich, in seligen Träumen,
Jeden grünenden Hügel bedeckt mit fröhlichen Enkeln,
Jedes blühende Thal mit schuldlosen Töchtern erfüllt sah,
Welche, dem Schöpfer gefällig, mit reinen Lippen ihn lobten;
Um der Hoffnungen willen, in deren Anschaun ich oftmahls
Ganz in Freudenthränen zerfloſs: Um dieser willen,
(Hier umschlang sie die Kinder, und drückte jedes mit Inbrunst
Stärker an ihre klopfende Brust, und begoſs sie mit Thränen,)
Um der Säuglinge willen, die noch dem Vater nicht dankten,
Der sie, selig zu seyn und Gott zu preisen, gezeuget;
Siehe sie an, ihr Lächeln voll Unschuld, ihr Auge voll Liebe!
Könnte der Anblick allein nicht bewegen? Bey diesen, o Liebster,
Und wenn etwas theuer noch ist, beschwöret dich Zulma,

V. 672 — 683.

Höre sie, hör' ihr Flehen, und flieh die versuchende Quelle,
Fliehe den Rath des furchtbaren Engels, und bleibe der Unschuld,
Und dem Schöpfer getreu, entflieh der Drohung und lebe!

Also sprach sie mit flehender Stimme. Doch rührte der Anblick
Ihrer bekümmerten Unschuld noch mehr, als die jammernden Reden.
Jetzo konnte der Mann sich nicht mehr halten, er eilte
Mit verbreiteten Armen, in unbeschreiblicher Wonne,
Gegen die göttliche Frau, und umfing sie mit heiliger Liebe,
Unbesorgt, daſs der Engel die frohen Entzückungen sehe.

Theurste, du letztes und bestes Geschenk der göttlichen Liebe,
Reine Unschuld, wie kann ich dem Schöpfer genug für dich danken?
Wie beseligst du mich, o Zulma! Dieser Entzückung

Die mir deine Unschuld in ihrer siegenden Schönheit
Jetzo gewährt, glich keine, die du mir jemahls gegeben.
Wende dich nicht; du findest mich deiner Zärtlichkeit würdig!
Aber laſs mich vorher die heiligen Thränen entküssen,
Die dein seelenvoll Auge so unaussprechlich verschönern!
Theure, himmlische Seele, wie hüpft mein Herz mir vor Freude,
Daſs es Zeugniſs mir giebt, es sey mit jeder Empfindung
Deiner würdig geblieben! Wie macht dieſs Bewuſstseyn mich glücklich!
Freundin, ich wollte dich nur der Probe gleichfalls vertrauen,
Die ich zuerst erfahren, (die Unschuld scheuet sich niemahls
Vor der Prüfung) ich sagte dir, was der versuchende Seraf
Mir gesagt, und lieſs dich vermuthen, als könnt' ich ihm glauben.
Aber nie hat mein Herz die schwarze Begierde beflecket,

V. 697 — 709.

Was er auch wohlberedt sprach, des Schöpfers Gebot zu verletzen.
Nein, sein hoher Befehl wird ewig in meinem Gedächtniſs
Weiderschallen! Wie könnt ich den groſsen Gedanken vergessen,
Daſs mich immer sein Auge durchschaut? O Schöpfer, wie könnt ich
Deine Liebe verachten? wie gegen Dich mich verschulden?
Gegen Den, der mit Güte mich krönt, Der diese mir schenkte,
Welche mit ihrer holdseligen Unschuld mein Leben verhimmelt?
Aber du, wer du auch seyst (hier wandte der Mensch sich zum Engel)
Wahrlich kein Geist des Himmels, wie du dich rühmest, entweiche!
Bist du — und, daſs du es bist, giebt deine Rede mir Zeugniſs —
Bist du ein Feind des allmächtigen Gottes, ein schnöder Verworfner,
Der ihm zuerst den Gehorsam versagte, und jetzt von Verzweiflung
Angefeuert, auch andre verführt, unseliger Seraf!

V. 48 — 65.

Und noch in manchem Punkt, nichts nach dem Wohlstand fragt —
Kurz, und so züchtig als möglich gesagt,
Der Esel Silens, verkürzten sich die Weile,
Die Welt, an der sie viel, sehr viel zu bessern sehn,
In eine andre Form zu gieſsen:
Denn so, spricht Doktor Kauz, so kann's nicht länger bestehn.
Nur lassen wir uns, um nicht am Ziel vorbey zu schieſsen,
Die kleine Mühe nicht verdrieſsen,
Bis auf den Grund des Grundes zu gehn.
Die Leute sind nicht klug, ist eine alte Sage,
Und nicht der Weisen allein, auch selbst der Thoren Klage;
Vom Spötter Lucian zu Gerhard Gerhardssohn,
Genannt Erasmus, ist alles voll davon.
Akademien und Lyceen
Erschallen davon, beweisen's zum Greifen und zum Sehen,
In Duodez, in Quart, in Folio;
Man hört nichts anders. Gut, ihr Narren! ist ihm so —
Und daſs ihm so ist, scheint vom Ganges bis zum Po

V. 710 — 722.

O wie konntest du glauben, dein lieblich tönend Geschwätze
Werde die Stimme Gottes unhörbar zu machen vermögen?
Zweifelsfrey wuſstest du nicht, daſs Gott den Menschen von Erde
Auch mit Vernunft begabte. Wie könnte die thörichte Hoffnung
Sonst dich getäuschet haben, mich wider Gott zu empören?
Meinest du, der, dem Gott auch seinen Schatten nur zeiget,
Werde so frevelhaft seyn, die überredenden Worte
Eines verräthrischen Engels mit Gottes Befehlen zu messen?
Und was bist du denn, oder was sind die Serafim alle
Gegen Ihn, der die Ewigkeit füllt? Ein Morgengewölke,
Ein vergänglicher Hauch! — Und würde der Gottheit Befehl gleich
Unbegreiflich mir seyn, und würden die Engel gemeinsam
Mich mit den scheinbarsten Reden dem frohen Gehorsam entlocken,

V. 723 — 735.

Glaube mir, (und wahrlich hier kann ein Verräther
nur zweifeln!)
Niemahls würd' ich vergessen, daſs aller Engel
Erkenntniſs,
Aller Cherubim Weisheit, vor der, durch welche
sie denken,
Wie ein flüchtiger Nebel im Strahl der Sonne zerflieſset.
Fliehe demnach, Verräther, entflieh! Ich sehe den
Himmel
Sich mit blitzendem Schimmer eröffnen, die Serafim
steigen
Im Triumfe herab; entflieh mit Schande bedecket!"

Also sprach er. Den Grimm des feindlichen
Dämons zu schildern,
Kann für Herzen, die nichts als sanfte Bewegungen
fühlen,
Weder möglich, noch angenehm seyn. Er hatte
die Hölle
Und sich selbst nie stärker gefühlt. Vom obersten
Gipfel
Seiner Hoffnung so plötzlich herabgestürzet zu liegen,
Schmerzt ihn mehr als der Fall vom Olympus. Die
Tugend des Weibes,

V. 736 — 747.

Die er schwächer geglaubt, besiegte den Sünder so völlig,
Dafs er anstatt in Wuth zu entbrennen, nur kraftlos erseufzte.
Jetzt empfand er die Allmacht der schönen Unschuld; vergebens
Blitzte der höllische Zorn aus seinen Augen, sie zwang ihn
Mitten in seinem Unmuth zu lächeln. Noch blieb ihm der Schatten
Seiner Hoffnung, den Mann, den halbbesiegten zu fangen.
Aber auch dieser Schatten verschwand, da er voller Entzückung
Zulma umfing, und sich mit ihr in der Treue bestärkte.
Länger kann er nun nicht den Zorn im glühenden Busen
Furchtsam drücken, er flammt ihm im Antlitz, er droht in den Augen.
Ungestüm wirft er das englische Kleid voll ätherischer Klarheit
Von sich, und steht hochdrohend in seiner eignen Gestalt da.

V. 748 — 760.

Dennoch gelang es ihm nicht, die seligen Menschen zu schrecken,
Die, vom Flügel der Vorsicht bedeckt, den Sünder verhöhnten.
Jetzo wollt er mit donnerndem Fuſse den Garten verwüsten,
Hügel auf Hügel hinwälzen, und seine Cedern entwurzeln;
Aber sein Grimm erlag, des Schöpfers unsichtbare Stärke
Kam ihm zuvor, er stampfte vergebens den ruhigen Boden.
Und die Köre der Engel, die mit olympischem Pompe
Aus der Sonne gestiegen, den Sieg der Menschen zu feyern,
Da sie Satan erblickten, (die Narben vom Donner des Sohnes
Hatten vor allen ihn kenntlich gemacht,) den blöden Versucher,
Da sie ihn sahn, wie er knirschend vor Wuth, der Freude der Menschen,
Ihrer beständigen Treu und ihren Umarmungen zusah:
Spotteten sie des Wurmes, der, gegen Gott sich empörend,

V. 761 — 773.

Jetzt der wehrlosen Unschuld der schwachen Menschen gewichen.
Satan fühlte den Hohn. Der Anblick ihres Triumfes
Und der jauchzenden Freude, von der die Hügel erschallten,
War ihm nicht länger erträglich, er floh, und flucht' im Entfliehen
Gott und sich selbst, und kam, von neuen Entschlüssen durchstürmet,
In den Abgrund zurück.
Aber das Paradies ward mehr als bey der Erschaffung,
Von serafischen Freuden belebt; die Engel umfingen
Segnend die heiligen Menschen, und ehrten die siegende Tugend,
Und die Gottheit in ihr. Der Siegeslieder Getöne
Flog auf den Flügeln ambrosischer Winde von Hügel zu Hügel.
Selbst die Natur empfand den Triumf der Menschen; die Ceder
Sagt' ihn der Ceder, die Auen verschönert' ein himmlisches Lächeln.

V. 774 — 776.

Alle Gestirne der Ruhestadt Gottes, die Sonnen und Erden
Feyerten diesen Tag, an dem die Unschuld auf ewig
Uber die Erde zu herrschen, vom König des Himmels geweiht ward.

Anmerkung.

1) Seite 381. Mit diesem Nahmen wurde damahls der Dichter der Noachide, **Bodmer**, von einigen seiner poetisierenden Freunde bezeichnet.

ENDE DES ZWEYTEN BANDES.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SUPPLEMENTE

DRITTER BAND.

LEIPZIG
bey Georg Joachim Göschen. 1798.

INHALT.

DIE PRÜFUNG ABRAHAMS.

SYMPATHIEN.

PSALMEN.

DER FRÜHLING.

HYMNE AUF GOTT.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DIE
PRÜFUNG ABRAHAMS
IN
DREY GESÄNGEN.

1753.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

V. 66 – 85.

(Um ohne Noth die Beweise nicht zu häufen)
Consensus gentium zu besteifen,
(Ein Argument, wovor nach *Markus Cicero*
Sich billig aller Respekt geziemet)
Nun gut, so sag' ich unverblümet:
Was hilft's den Narren, wenn einer den andern belacht,
Und keiner weder sich selbst noch andre weiser macht?
Zwar hör' ich diesen und jenen, der sein Arkan uns rühmet:
„Ihr Herrn, *probatum est!* Wer kauft mein Elixier?
Die Quintessenz der Weisheit aller Zeiten!
Es führt die Grillen ab, vertreibt die Übelkeiten,
Stärkt Kopf und Herz" — Sehr wohl! Wir wollen uns hier
Nicht um des Esels Schatten zanken:
Hilft dein Arkan, so ist dafür zu danken;
Nur zeig' uns, Wundermann, die erste Probe an dir!
Kurz — denn wir andern Denker pflegen
Auch unsre Worte, so leicht sie sind, zu wägen —
Die Welt ist voller Narren, darin stimmt jeder mir bey,

VORBERICHT.

Das folgende ist das einzige biblische Gedicht, welches der Verfasser zu verantworten hat, wiewohl ihm damahls noch verschiedene, die von dem seligen Bodmer in der Folge selbst reklamiert worden sind, vor die Thür gelegt wurden. Es wurde in dessen Hause, in eben dem Zimmer und an eben dem Tische verfertiget, woran Bodmer wechselsweise bald an seiner Übersetzung Homers, bald an einer von den kleinen Epopöen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, arbeitete; und sehr wahrscheinlich würde es ohne diesen

Umstand und aus selbsteigner Bewegung, nie von unserm Dichter unternommen worden seyn. Nähere Aufschlüsse hierüber sollen künftig am gehörigen Orte gegeben werden. Hier bemerken wir nur noch, daſs, auſser manchen minder bedeutenden Veränderungen, das Gespräch zwischen dem Erzvater und seinem Vertrauten im ersten Gesang, aus Gründen, die, bey Vergleichung mit den vorigen Ausgaben, jedem von selbst in die Augen fallen müssen, gänzlich umgeschmolzen worden ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

DIE
PRÜFUNG ABRAHAMS.

ERSTER GESANG.

V. 1 — 6.

Tochter des Himmels, die einst, auf Edens Hügeln erzogen,
In der Jugend der Welt, in mehr als goldenen Zeiten,
Ihren Elihu geliebt, und die im Garten der Unschuld
Unter lieblichen Schatten mit Siphas Töchtern gewohnet,
Himmlische Muse, du Sängerin Gottes, du Mutter der Tugend,
Lehre mich Abrahams Prüfung, den Sieg des frommen Gehorsams,

V. 7 — 19.

Lehre mich singen den Helden, der, als der Herr es befohlen,
Vater zu seyn vergaſs, und auf Moria den Liebling
Seines Herzens, den einzigen Sohn, zum Opfer ihm brachte:
Lehre mich göttliche Tugend mit würdigen Tönen besingen!

Schon entsprang auf den östlichen Bergen der fröhliche Morgen,
Welcher den Abrahamiden, den Sohn der Verheiſsung, aus Haran,
Wo dem Jüngling ein Jahr bey seinen Verwandten entfloh'n war,
Bringen sollte; er schwang sich mit ausgebreiteten Flügeln
Heller über die Ebnen, auf denen ihm Isaak folgte.
Schon war Abraham wach, und hing mit spähenden Blicken
An den östlichen Bergen, und glaubt' in dem purpurnen Schimmer
Öfters die hochgehalste Gestalt des Kamehles zu sehen,
Oder wandernde Füſse; sein Vaterherz liebte den Irrthum,

V. 20 — 32.

Der die Augen betrog. Jetzt eilt' er, vom Morgen gerufen
Und von heiligem Trieb, hinauf zu dem Hügel der Cedern,
Wo ein Opfer-Altar, von Gott begnadigt, emporstieg.
Myrrhen und Kassia ward von seinen geweiheten Händen
Hier dem Herren verbrannt; mit des Opfers süſsen Gerüchen
Stieg sein reines Gebet durch alle Himmel zum Thron auf.
Ewige Güte, (so sprach sein Herz und sein himmlisches Auge,
Ob die Lippe gleich schwieg) o! die du Abraham wähltest,
Deine unendliche Macht an seinem Geschlecht zu erweisen,
Vater des Segens, der jetzt auf deinem besten Geschenke,
Der auf Isaak ruht, dem Erben deiner Verheiſsung,
Sey mit Demuth im Staube von deinem Knechte gepriesen!
Laſs uns, die du auf Erden dein Antlitz zu sehen begnadigst,

V. 33 — 45.

Deinen Willen vollbringen, wie ihn die Himmel vollbringen,
Wo dein göttliches Wort die reinern Geister beherrschet.
Laſs vor dir Isaak leben! Gewähr' es dem Vaterherzen,
Daſs ich den Knaben, gekrönt mit himmlischer Tugend und würdig,
Daſs der Segen der Welt aus seinem Samen entsprosse,
Wieder erblicke! So bring' ihn der frohe Tag mir entgegen,
Der jetzt, von deinem Anblick gesegnet, vom Himmel herabsinkt.
Also bat er, und klebte mit seinem Antlitz am Boden.

Da er noch lag, verbreitete sich ein plötzlicher Schimmer
Um und über die Hügel, stets ward er heller und zog sich
Wie ein ätherisches Strahlengewölk um den azurnen Himmel.
Abraham hob die Augen empor, und fühlte die Gottheit
Gegenwärtig; ein Engel, vom Winke des Herren befehligt,

V. 46 — 59.

Stieg unsichtbar herab, und stärkte das Auge des Alten.
Und er sahe mit Einem Blicke (die menschliche Seele
War nur Einen zu tragen vermögend) die Herrlichkeit Gottes,
Mitten durch unabsehbare Reihen anbetender Engel
Sah er die Herrlichkeit dessen, der auf den Cherubim thronet.
Unter dem göttlichen Anblick entsank der Körper von Erde,
Und die Seele ganz voll des gegenwärtigen Gottes,
Fühlte nur Gott, sich selber nicht mehr. So hatte Jehovah
Niemals sich ihr verklärt. Doch hob er, vom göttlichen Lichte
Wieder gestärkt, sich empor; da kam die Stimme Jehovahs
Durch die feiernde Stille des Himmels mächtig hernieder.

Abraham, rief die göttliche Stimme; er sagte, hie bin ich.
Nimm, so sprach Jehovah, den Isaak, deinen Geliebten,
Deinen einzigen Sohn, und geh in die Gegend Moria,

V. 60 — 71.

Und auf einem der Berge, den dir ein Zeichen bestimmet,
Opfre den Knaben mir. So sprach die Stimme Jehovahs.

Abraham sank aufs neue dahin. Der göttliche Schimmer
Stärkt' ihn, daſs er nicht ganz dem Donner des strengen Befehles
Sterbend erlag; doch bebt' ihm das Mark in den schwanken Gebeinen.
Aber, obgleich der feurige Schmerz das Herz ihm durchwühlte,
Dennoch erhob sich nicht Einer der unterworfnen Gedanken
Gegen das göttliche Wort. Er betete thränend im Staub an,
Breitete sich vor Gott, mit den Armen den Boden umfassend,
Und sein ganzer entschlossener Geist war tiefer Gehorsam.
Gottes allsehendes Auge, vor dem die geheimsten Gedanken
Sich umsonst in den innersten Tiefen der Seele verbärgen,

V. 72 — 84.

Sah in Abrahams Herz, und sah den tiefen Gehorsam,
Den mit schweigender Stille die reine Seele gelobte;
Sah auch die That, und den Sieg des Gott ergebenen Glaubens,
Segnet' ihn bey sich selbst, und kehrte wieder gen Himmel.

Jetzo raffte der Alte sich auf, von dem heiligen Hügel
Niederzusteigen. Im Westen der weit verbreiteten Hütten,
Wo er wohnet, erhebt sich ein Hain mit luftigen Eichen,
Und umgiebt, wie ein wachsender Mond, die friedsamen Hütten.
Wenn die glühende Sonne den Himmel beherrschet, so athmet
Hier die Dämmrung erkühlende Lüfte. Kein Ort ist geschickter
Zu geheimen Gesprächen die ernsten Gedanken zu locken.
Abraham kam jetzt hieher, und ging in Empfindung versunken
Unter den Bäumen. So voll von beklemmendem bangem Gefühl war

V. 85 — 97.

Kaum der erste der Menschen, als er, mit der trostlosen Gattin,
Hand in Hand, ein armer Verbannter, des Paradieses
Duftende Höhen mit langsamen Schritten herunter wankend,
Hinter sich, mit wehmüthigem Blick sein liebliches Eden
Ach! zum letzten Mahl, im Strahle der sinkenden Sonne
Schimmern sah, und dich, der süſsen Umarmungen Zeugin,
Heilige Laube, von fern schon halb im Dufte zerflossen,
Immer, so lang' er vermochte, mit stummer Traurigkeit ansah,
Dann den thränenden Blick auf die weiten Gegenden kehrte,
Die vor ihm her, verödet und düster, zur künftigen Wohnung
Lagen, ein klägliches Bild von seinem verwandelten Leben:
Also ging Abraham einsam von schweren Gedanken gedrücket,
Unter den hüllenden Schatten daher. Nicht lange, so wand sich

(Nur mit dem Vorbehalt sich selber auszunehmen)
Doch, wie den Narren zu helfen sey?
Ist immer noch das schwerste von allen Problemen.
Mich kümmert es nichts; indessen sag' ich frey,
Zevs thäte wohl Notiz davon zu nehmen.
Wär' ich an seinem Platz —
„An seinem Platze? fällt
Der Adler ihm ins Wort; ein blinder Regent der Welt!
Da wäre sie, *ma Dia!* wohl bestellt! 1)
Doch, immerhin! Laſs sehn, an seinem Platze
Was thätest du, Herr Kauz?“ —
Man wähne nicht, ich schwatze
Ins Blaue hinein! ich stehe zu meinem Satze.
Der Grund des Übels ist: Die Leute denken nicht;
Nicht, oder nicht genug, und selten wo sie sollen:
Allein das Ärgste ist, auch wenn sie denken wollen,
Verhindert sie an dieser groſsen Pflicht
Die Sinnlichkeit, besonders das Gesicht.
Um tief zu denken darf uns nichts von auſsen stören,

V. 98 — 110.

Sein arbeitender Geist aus der Last der dunkeln Gedanken
Mächtig hervor, die Empfindungen flossen, aus ihrer Verwirrung
Nach und nach gesondert, in diese Worte zusammen:

Wenn der Unendliche spricht, gebühret Engeln und Menschen
Nur Verhüllen des schweigenden Mundes, und schneller Gehorsam.
Er nur weiſs allein, was seiner Gottheit zu wollen
Und zu befehlen geziemt; kein Cherub weiſs es; wer könnte
Mit Ihm rechten, dafern Er die Himmel und ihre Bewohner
Mit dem Hauche, womit Er sie schuf, ins Unding verwehte?
Halb vernichtet, mit sterbender, mit der letzten Empfindung
Würden die Engel ihn loben, dafern es dem göttlichen Schöpfer
Sie zu tödten, und nimmer ihr Loblied zu hören gefiele.
Sollt' ich, der ich noch mehr als Engel dem Tode verwandt bin,

Seinen Befehl nicht mit schweigender Eil' im Staube vollziehen?
Aber vergieb, o Herr, wenn aus der duldenden Stille
Seufzer des Vaters stönen! O zürne nicht, Schöpfer und Vater,
Wenn die stärkre Natur sich wider den Willen noch auflehnt.
Laſs mich, o laſs mich den Tod des liebenswürdigsten Knaben
Nur mit etlichen Thränen beweinen, nicht mit so vielen,
Als womit ich sein neugebornes sanft lächelndes Antlitz
Voller Entzückung benetzte. — Du weiſst es, Du, der die Geister
Alle durchschaut, wie innig ich Dir dieſs beste Geschenke
Deiner Gnade verdankte! Wie wuchs er der hohen Verheiſsung,
Der Du zum Pfand ihn gabst, so schön entgegen! Wie herrlich
War die Hoffnung, die jetzt mir wie ein Nachtgesicht schwindet!
Aber ich schweig' und gehorch', und ehre mit williger Demuth

V. 124 — 137.

Deinen erhabnen weiſen Befehl! O ſtärke mich, Vater,
Stärke mich, daſs mein Herz ſich wider Dein göttliches Schickſal
Nicht mit Einer Bewegung empöre. Dein Wille geſchehe!

Alſo rief er, und hielt in jedem erhabenen Auge
Eine Thräne zurück. Aus einer ſilbernen Wolke
Sah ihn Elhanan, Iſaaks Engel, ein himmliſcher Jüngling,
Sah die fromme Geduld in ſeinem ruhigen Antlitz,
Und im himmelwärts ſchauenden Aug' anbetende Demuth,
Keine Miene verſtellt, wiewohl den Augen und Lippen
Tiefer verborgener Schmerz ihr mildes Lächeln genommen;
Und er wandte ſich thränend zu ſeinem Begleiter Eliſa:

Haſt du, o himmliſcher Freund, ſeitdem du die Menſchen beſucheſt,
(Und du beſuchteſt ſchon Eden) die Tugend ſo ſiegend geſehen,
Ein ſo erhabenes Herz, ſo unterwürfig der Gottheit,

Solche Geduld? — Wie ehr' ich dich, Vater der glaubigen Menschen,
Held, und Zierde des Menschengeschlechts und Liebling der Gottheit! —
Sieh! Elisa, wie ruhige Tugend sein Antlitz erhöhet!
Wahrlich ich sah nur Einen, der ihm an Hoheit des Geistes
Gleich war; du kanntest ihn, Freund, du mehrtest das Siegesgepränge,
Das ihn mit himmlischem Jauchzen durchs Thor des Lebens empor trug,
Henoch, den Freund der Gottheit. Ihm hatte die fromme Mehala
Einen einzigen Sohn, ihr holdes Nachbild, geboren.
In dem Antlitz des Knaben, in seiner sprossenden Schönheit
Leuchtet' ein himmlischer Geist und verhieſs das würdigste Leben.
Henoch sah in dem Knaben die Lust der spätesten Jahre,
Sah sich in ihm erneut. Das liebste Geschäfte des Vaters
War, sein jugendlich Herz zu der groſsen Hoffnung zu bilden.
Aber ihm nahm ein strenges Verhältniſs die schuldlose Freude,

Und die goldenen Träume der Hoffnung. Als einsmahls der Knabe
Unter den Rosen des Thals nicht fern von den Hütten umirrte,
Zog sich plötzlich ein nächtlich Gewitter am wartenden Himmel
Rauschend herauf, es glühten auf einmahl die Wolken im Feuer.
Da nun die ängstliche Mutter den Knaben zu hohlen herbey lief,
Siehe da traf ihn ein Strahl, das heilige Feuer versengte
Was an ihm irdisch war; doch schwebt' in den Flammmen ein Engel,
Der den schüchternen Geist auf seinen olympischen Flügeln
In die selige Sfäre des reinen Lichtes hinauf trug.
Trostlos stand, wie ein marmornes Bild, die bange Mehala
Bey der Asche des Sohns. Da kam auch Henoch und sahe
„Eine Hand voll Asche für den, in welchem er jüngst sich
Abgedrückt, in ihm den Erben von seiner Gottseligkeit sahe,

V. 165 — 178.

Sahe die Asche des einzigen Sohns und den Jammer der Mutter,
Sah sie, und schwankete nicht kleinmüthig; sein göttlicher Muth riſs
Gläubig vom Schmerzen sich los; er hob sein heiteres Antlitz
Gegen den Himmel, und sprach: Wahrhaftig, der Herr hat vom Himmel
Seine Stimme erhoben, und aus dem Wetter geredet;
Er hat seine Rechte im Feuer herunter gestrecket,
Und den Knaben dahin in seine Ruhe genommen.
Sollten wir ihn um unsers Vergnügens willen bedauern?
Uns nur ward er geraubt, ihm selber ward nichts geraubet,
Daſs er achthundert Jahre vorher in die Ewigkeit eingeht,
Eh' das gewöhnliche Ziel ihm den Tod zu hoffen vergönnte.
Laſs uns Gott danken, der ihm vor uns die Wohlthat geschenkt hat!“ 1)
Also sagt' er, und fiel auf die Knie, und lobte den Herren,
Himmlischer Freund, so hoch kann menschliche Tugend sich schwingen!

V. 192 — 205.

Wird es nicht, himmelan starrend, die Gabe der Thränen erflehen,
Die ihm versagt ist? — Doch schwarze Scenen, entweichet, ich fühle
Eure Schrecken zu stark! — Wie wird die Mutter sie fühlen!
Sie, die mit einer Liebe, womit der zärtlichsten Mütter
Keine geliebt, ihn liebte! Die erste der Frauen, o Seraf,
Da sie Mutter nun war, hat selbst den lächelnden Erstling
Ihrer eh'lichen Liebe, mit mütterlich süſserer Inbrunst
Nicht ans Herze gedrückt, als Sarah den heiligen Knaben,
Den Verheiſsenen Gottes, mit süſser Entzückung umfaſste,
Ihren Abdruck, in welchem ihr Auge die reitzende Blüthe
Ihrer Jugend, mit Abrahams Ernst geadelt, erblickte.
Jetzo war er ihr einzigs Gebet, die Sorge des Morgens,
Und der letzte Gedank', in welchem der Schlaf sie ereilte.
Selbst in zärtlichen Träumen umfing sie sein lächelndes Bildniſs,

Oder sein künftiges Glück. Dann sah sie ihn in dem Besitze
Einer frommen Geliebten, mit ähnlichen Enkeln beseligt,
Ja oft sah sie, (und ob sie gleich schlief, so wallte vor Freude,
Ihre heilige Brust) oft sah sie den göttlichen Mittler,
Isaaks künftigen Enkel, mit seinem Fleische gekleidet,
Sah ihn, und betet' ihn an, und nannt' ihn mit Inbrunst Erlöser,
Nennt' ihn Erlöser und Sohn, und netzt' ihm mit Thränen die Füſse. —
Siehe, der Knabe soll sterben, und Sarah den Sterbenden sehen,
Oder den Vater, der roth vom Blute des Sohnes zurück kommt!
Könnt' es dem Schöpfer miſsfallen, daſs uns die Leiden erweichen,
Die sein weises Verhängniſs den edlern Sterblichen auflegt?

Also sagte der Seraf, ihm gab sein Gefährte die Antwort:
Seraf, auch mir zerflösse das Herz, ist Mutter und Sohn gleich

Fremder mir als dir, der beider Leben voll Unschuld
Mit beschirmenden Flügeln, von Gott befehligt, umschwebet,
Unsichtbar immer sie sieht, und ihrer Tugenden Zeug' ist;
Dennoch zerflösse mein Herz in stillem wehmüthigem Mitleid.
Aber ein goldner Gedank', ein fröhlicher Schimmer von Hoffnung
Zeigt mir, o himmlischer Freund, den Ausgang der traurigen Scene
Sich in Freude verlieren. Zwar sind die Schlüsse Jehovahs
Dunkel vor uns; nur Er weiſs, was ihm selber geziemet;
Serafim nicht; kaum daſs er seinem vertrautesten Cherub
Einzelne Blick' ins Heiligthum gönnt, der Zukunft Geheimniſs
Auf den Tafeln des Schicksals zu lesen. — Doch seh' ich noch Hoffnung
Selbst in der Tiefe der ewigen Schlüsse. O Seraf, die Güte
Unsers Königs ist ohne Grenzen. Die Wonne der Geister

V. 101 — 116.

Und was zerstreut so sehr als Licht?
Wie leicht wir Denker es entbehren,
Kann euch mein eignes Beyspiel lehren.
Zwey Sinne, oder drey aufs höchste, sind genug
Zum Hausgebrauch; was soll das Auge dienen?
Was ist es als ein Quell von Irrthum und Betrug?
Kurz, eure Leute sind bloſs weil sie sehn nicht klug;
Die Augen, wär' ich Zevs, die Augen nähm' ich ihnen.

„Die Augen? zwitschert ihm Cytherens Vogel zu,
Und dieſs um klüger zu seyn? Ich denke nicht wie du!
Gesetzt, wir würden dabey für's Räsonnieren gewinnen,
An Wohlseyn, glaube mir, Kauz, gewännen wir nicht viel.
Wir Spatzen halten's mit den Sinnen,
Und gäben um alles andre nicht einen Pappenstiel.
Dank sey der Göttin, die uns von ihrem Nektar zu naschen
Freygebig erlaubt! wir wenden das Daseyn besser an

V. 232 — 246.

War von Anfang sein liebstes Geschäft. Er nennet sich Liebe;
So verklärt' er sich uns, den Engeln, da wir ihn alle
Neuerschaffen umflossen; so will er dem irdischen Menschen,
So in jeder ätherischen Welt, in jedem Olympus
Sich verklären. Ja, göttlicher Freund, so wird ihn auch Abram
Und die zärtliche Sarah erkennen! Die heimliche Absicht
Seines Befehls wird bald sich enthüllen. Ein Schmerz, den er sendet,
Wird im Ausgang zur Lust! — Doch, Freund, ich seh' in der Sonne
Uriels herrschende Stirne mir winken, ich eile zur Sonne.
Aber du, den der irdische Tag noch länger umschattet,
Sey ein Zeuge der groſsen Geschichte, damit ich im Himmel
Künftig von dir an einem vertraulichen Abend sie höre.

  Also sagt' er, umarmte den Seraf, und strahlte zur Sonne.
Aber Elhanan flog auf einer glänzenden Wolke
Seinem Liebling entgegen, des Kommenden Tritte zu schirmen.

V. 247 — 260.

Abraham ging noch im Hain voll tiefer Gedanken und einsam,
Näher im Geiste bey Gott, als bey sich selbst, und dem Besten
Was der auf Erden hatte, mit allen Kräften der Seele
In den Gedanken, „dein Will', o Vater, geschehe!“ versenket.
Aber sein Knecht Elieser, ein Sohn der heiligen Tugend,
Welchen der Patriarch vor allen liebt' und zur Aufsicht
Über sein Haus bestellt', empfing inzwischen die Nachricht,
Dafs den Jüngling nur wenige Stunden von Abra noch trennten.
Elieser sprang freudenvoll auf, und eilte, die Botschaft
Seinem Herren zu bringen. Er fand ihn zwischen den Bäumen,
Und er eilt' ihm entgegen, und sprach die geflügelten Worte:

Endlich ist er gekommen, der Tag, o glücklichster Vater,
Dem wir so lang' entgegen gesehnt; er eilet, begierig
Isaak deinem segnenden Kufs und Sarens Umarmung

Wieder zu geben. Ein Bote verhieſs ihn in wenigen Stunden.
Schon belebt die Stimme der Lust die wachen Gezelte
Und die Palmen umher; schon krönen Köre von Knaben,
Seine Gespielen, mit Blumen das Haar; die schönsten der Töchter
Stimmen die goldene Cither, ihn festlich mit jauchzenden Reihen
Einzuhohlen den heiligen Jüngling, den Sohn der Verheiſsung.
Aber was seh' ich, o Herr! ein stiller Kummer bedecket
Deiner Stirn sonst lächelnde Ruh, du hörest mich seufzend!
Freude schimmert auf jeglichem Antlitz in deinen Gezelten,
Auf dem deinigen nicht! O zürne nicht, daſs ich dich frage:
Welch ein Schmerz kann stark genug seyn, die Lust zu besiegen,
Die des Jünglings Zurückkunft in deinem Hause verbreitet?

Zitternd empfing Elieser die Antwort von Abrahams Lippen:
Kennst du das menschliche Loos, o Elieser, so wenig,

V. 275 — 286.

Daſs du dich wunderst, Betrübniſs auf meiner Stirne zu lesen,
Da du die fröhliche Botschaft mir bringst? O wisse, die Freude
Wohnet nicht allemahl da, wo Tanz' und Harfen sie rufen.
Wüſstest du, was es ist, das wider mein Wollen den Kummer
Mir ins Antlitz herauf treibt, du reitztest mich selber zum Trauern!

Herr, ich zittre die Worte von deinem Munde zu schöpfen.
Aber was kann es denn seyn? — Wie schreckt mich der traurige Tiefsinn
Deines erhabenen Auges! — Was kann dein Glück so verfinstern?
Steht nicht von Gott gesegnet dein Haus in fröhlicher Blüthe?
Lebet nicht Sarah? Auch hat der Bote, den Isaak sandte,
Uns des Jünglings Wohlseyn geschworen. Er blühet, so sprach er,
Wie ein Mandelbaum blüht, den des Himmels Milde bethauet;

V. 287 — 298.

Überall nimmt er die Herzen der Leute, die ihm begegnen,
Mit sich hinweg, so liebenswerth glänzt die himmlische Unschuld
Aus der Schönheit des Jünglings hervor. — Wie könnt' ich nun rathen,
Was im Busen sich drückt? — Laſs deinen Knecht vor dir reden!
Hat dich ein Nachtgesicht etwan mit Schreckgestalten befallen?
Ein profetischer Blick in die Zukunft? Ein Engel, wie jener,
Der dir das flammende Sodom gezeigt? Der Herrscher des Himmels
Wende das Unglück von dir, auf das Haupt der Feinde der Gottheit!

Mit gelassenem Antlitz und sanften vertraulichen Worten
Gab ihm der heilige Alte die Antwort: Dein redliches Wesen,
Und die Weisheit von Gott, womit dein Wandel gekrönt ist,
Gaben dir längst mein Herz; es ist gewohnt in dem deinen

V. 299 — 311.

Traulich zu ruhen! — — Auch jetzt soll ihm mein Inners sich öffnen.
Ach! wie könnt' ich mir selbst die kleine Lindrung versagen,
Deine mitleidenden Thränen zu sehn? Vernimm denn mein Schicksal!
Als ich beym Aufgang der heutigen Sonn' auf dem heiligen Hügel
Gott geopfert, erschien mir der Herr. So göttlich erschien er
Diesen sterblichen Augen noch nie. Ich sah ihn erhaben
Auf dem cherubischen Thron. Er ging durch unendliche Reihen
Sonnengleich glänzender Engel, die mit verdunkelten Flügeln
Ihre Stirne bedeckten. Kein Zweifel, Er selbst, der Allmächt'ge
Stärkte mein Auge, die Klarheit des göttlichen Anblicks zu tragen.
Und Er rief mich beym Nahmen, Er selbst, und befahl mir, ich sollte
Isaak, meinen Geliebten, mit mir in die Gegend Moria
Nehmen, und dort auf einem der Berge zum Opfer ihm schlachten.

V. 312 — 324.

Morgen, o Freund, sobald die ersten Strahlen erwachen,
Will ich aufseyn, und Gottes Befehl an dem Knaben vollziehen.

Jetzo konnt' Elieser sich länger nicht halten; er hatte
Jegliches Wort mit Angst und ahnendem Schauer vernommen!
Aber, da er den strengen Befehl, und des Vaters Gehorsam
Hörete, konnt' er nicht länger dem fühlenden Herzen gebieten,
Daſs die Thränen nicht strömend aus seinen Augen sich stürzten.
Isaak war sein Liebling, ihm war er, sobald er entwöhnt ward,
Anvertraut worden. Die holde Unschuld des lieblichen Knaben,
Früh zu Tugend entfaltet, die immer rege Begierde
Von den Lippen des Alten die Sprüche der Weisen zu schöpfen,
Die er in lehrende Fabeln und dicht'rische Bilder verhüllte,
Jede lächelnde Anmuth und jede sprossende Tugend,

V. 325 — 339.

Deren ihm keine entging, gewannen das Herz Eliesers,
Daſs es zu seinem eigenen Sohn nicht zärtlicher wallte.
Darum zerfloſs es ihm jetzt im Busen. Sein redlicher Kummer
Sprach mit mächtig bewegender Kraft im offenen Antlitz.
Aber Abraham sah ihn, und blieb in geduldiger Ruhe.

Endlich, als er nach langem Verstummen zu reden vermochte,
Rief er wehmuthsvoll aus: Welch eine Rede, o Vater,
Hör' ich von dir? Dein Gott, und deiner Väter und deines
Ganzen Geschlechtes Gott, derselbe, der dir verheiſsen,
Alle Völker der Erde durch deinen Samen zu segnen,
Er gebietet dir — was, nur auszusprechen, die Worte
Mir im Mund erstarren macht — gebietet dem Vater,
Seinen einzigen Sohn ihm auf Moria zu opfern?
Und du willst sie vollziehn, mit eignen Händen vollziehen
Willst du die schreckliche That? — Unglückliche! Sterben soll — sterben

V. 340 — 353.

Durch die Hand des liebenden Vaters der beste der Söhne?
O das wolle Gott nicht! Das kann Jehovah nicht wollen!
Er, der selbst in Engelsgestalt herabstieg, um Sarah
Durch ein Wunder zur Mutter des Sohns der Verheiſsung zu weihen,
Fordert ihn jetzt zum Opfer von dir? — Vergieb mir den Zweifel,
Herr! allein, mir ist's unmöglich, die furchtbare Stimme,
Die du zu hören glaubtest, für Gottes Stimme zu halten.
Nimmermehr kann ich Ihn, den ewig Weisen und Guten,
Mit sich selbst in Widerspruch denken! O zürne nicht, Vater!
Aber ich fürchte — was sag' ich? ich hoff', ich wünsch' es, so feurig
Als ich dein Leben wünsche und Isaaks Leben, dich habe
Irgend ein böser Geist mit falschen Gesichten getäuschet.

Tief erseufzend erwiedert ihm Abraham: Hättest du, Theurer,
Was ich sahe, gesehn, und was ich hörte, gehöret,

V. 354 — 366.

Nimmermehr wäre dieſs Wort aus deinem Munde gekommen.
Ach nur allzu gewiſs erschien mir die Herrlichkeit Gottes,
Hört' ich die Stimme des Herrn! — Und hätte nicht seine Rechte
Mich gestärkt, ich wäre vor ihm vergangen; so mächtig
Faſste des Ewigen Gegenwart mich — und ach! Elieser,
Dieser Seufzer sogar, der wider Willen den Kummer
Meines Herzens verräth, daſs auch kein Schatten von Zweifel
Übrig mir bleibt, ist schon geheime Empörung. Jehovah
Hat gesprochen! Mein Loos ist gehorchen, leiden und schweigen.

Schreckliches Loos, versetzt der immer noch unüberzeugte
Alte; und schrecklicher noch, wofern hier Täuschung zu ahnen
Möglich wäre! Und doch, was ist unmöglicher, was selbst
Minder geziemend dem Sohne des Staubs, als Gottes Verheiſsung

V. 117 — 134.

Als Grillen in hohlen Ästen zu haschen.
Wir leben ohne Zweck und Plan
In stolzer Freyheit von allen andern Gesetzen
Als, was uns lüstert zu thun. Ist's wohl oder übel gethan
In andrer Augen, das ſicht uns wenig an.
Was kümmert's uns, wenn wir uns nur ergetzen,
Ob unser Zetergesang dem Hausherrn wohl gefällt
Von dessen Dache wir in Besitz uns setzen,
Und wer das Feld für uns bestellt
Worin wir die Schnäbel an jungen Erbsen wetzen?
Kurz, unsre geringste Sorge ist, ob wir Pflichten verletzen,
Und unser ist dafür die Welt!
Willst du, Freund Kauz, deſswegen uns Narren schelten,
So lachen wir dazu; uns ist's Filosofie!
Die Worte, wie du weiſst, sind alles was sie gelten.
Nur, daſs wir zu Narren uns denken, dazu bekehrst du uns nie!
Mehr sag' ich nicht. — Was hältst Du von der Sache,
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?"

V. 367 — 378.

Nicht zu glauben? Wie könnt' er sich selbst widersprechen? Wie könnt' er
Dir gebieten, den Erben der groſsen Verheiſsung zu tödten?
Stehen die Worte des Herrn nicht fester als eherne Berge?
Er, der in Isaak dir die Völker zu segnen versprochen,
Kann er selbst sein Wort zu erfüllen unmöglich sich machen?

Bist du ein Sohn des Staubes, versetzt mit strafendem Blicke
Abraham ihm, und zitterst du nicht, den Frevelgedanken
Auszudenken? — Doch nein! Dein Herz ist redlich, und fromm war
Immer dein Wandel vor Gott! Du fehlst aus liebendem Eifer.
Aber sey ohne Sorge, wie Gott die Verheiſsung erfülle.
Was unmöglich uns scheint, ist ihm, dem Allmächt'gen, ein Leichtes.
Tausendmahl tausend, den Engeln selbst nicht zählbare Wege

V. 379 — 390.

Liegen vor ihm, das, was er beschloſs, zum Ende zu bringen.
Aber von uns sey fern, mit ihm vermessen zu rechten!
Hat er nicht freye Gewalt, mit seinen Geschöpfen zu handeln
Wie ihm beliebt? Wer kann ihn fragen, was machest du? oder
Wem geziemt es zu klagen, wenn Gott von ihm wieder zurück nimmt,
War er auf kurze Frist ihm anvertraute? Von allem,
Was ich besitze, ist nichts mein eigen; am wenigsten ist es
Dieser mein Sohn, den mir ein Wunder Gottes gegeben;
Der aus verborgener Absicht mir ihn geliehen hat, fordert
Nun das Seine von mir zurück — Sein Wille geschehe!

Aber, so fiel Elieser ihm ein, wie fordert er wieder,
Was er dir schenkte? Du selbst, unglücklicher Vater, du selbst sollst

Deinen geliebten einzigen Sohn zum Opfer ihm schlachten!
Welch ein Befehl! Und gut und gerecht ist der ihn gegeben?

Feſsle, versetzt der Patriarch, die frevelnde Zunge!
Ist denn etwa die Hand des Vaters Ihm weniger eigen,
Als des Fremden? O Elieser, auch bebend, auch starrend,
Soll doch diese Rechte dem, der sie erschaffen, gehorchen!
Siehe, so redet zu mir die Furcht des Herren, des Gottes
Meiner Väter, der mich aus ihrem Lande in dieses
Fremde geführt, mich immer beschützt, mich immer geleitet!
Fasse denn, redlicher Alter, dein Herz! Versenke den Kummer
Deiner Seele in fromme Ergebung und stilles Vertrauen:
Aber bewahr' in der schweigenden Brust, was dir zu verhehlen
Mir mein Herz versagte, und laſs es dein Antlitz nicht reden;

Hindre die Knaben auch nicht, im Reigen den kommenden Jüngling
Einzuhohlen, und festlich die Luft mit Gesang zu erfüllen!

Also sprach der erhabene Dulder. Mit schweigender Ehrfurcht
Ging Elieser zurück. Doch nagt' ihm der Kummer die Seele,
Ob er die göttliche Weisheit des Patriarchen gleich fühlte.
Denn wer fühlet dich nicht, von Gott entzündete Tugend,
Funke des heiligen Lichts, von welchem die Serafim strahlen,
Wenn du in deiner Schönheit erscheinst, wer muſs dich nicht lieben?
Auch wenn du züchtigest, lieben wir dich! Die sträfliche Trauer,
Und die Klage, die heimliche Feindin der herrschenden Vorsicht,
Schweigen vor dir, und fliehen den Tag, womit du die Seelen
Deiner Geliebten umgiebst. Von dir gestärket, trug Abram

V. 416 — 428.

Glaubig das gröſste der Leiden mit unüberwindlicher Groſsmuth.
So stand Michaels Hoheit mit göttlicher Stärke gegürtet,
Und mit Blute der Engel bespritzt, auf dem himmlischen Schlachtfeld,
Unter den Gott verläugnenden Scharen, und trotzte geruhig,
Wie ein marmorner Berg, den donnernden Schlägen der Feinde.

Abraham ging noch allein, in die Schatten des Haines verhüllet.
Tausend Gedanken umgaben sein Herz; doch über sie alle
Herrschte gebietend Sie, die höher als alle Vernunft ist,
Sie, die Furcht des Herrn, die Gott vertrauende Weisheit,
Königin über sich selbst, und willige Sklavin der Gottheit.
Unter den andern Gedanken, die seine Seele bewegten,
Schwebt' auch Sarah vor ihm, die zärtliche Mutter des Knaben.
Soll er ihr Gottes Befehl noch vor der Vollziehung entdecken?

V. 429 — 441.

Anfangs däucht' es ihm besser, wiewohl der tödtliche Schmerz ihn
Ängstigte, der, wie ein glühendes Schwert, in die Seele ihr gehen
Würde. Aber (so fragt' er sich selber zweifelnd) wie kann ich
Hoffen, sie würd' ihn nach der Vollziehung nicht schrecklicher fühlen?
Ach! vielleicht ist's lindernder Trost dem Herzen der Mutter,
Trost, wie klein er auch sey, in diesem Abgrund des Jammers
An der Brust des geliebten Jünglings die bängsten der Schmerzen
Auszuweinen? — O Gott! wie irr' ich! Die Zärtliche könnte
Nimmer den Abschied ertragen! Sie stürb' in den Armen des Knaben!
Jeder Blick der liebenden Augen, der lächelnden Unschuld,
Tödtete sie! Wie könnt' ich aus ihrer Umarmung ihn reiſsen?
Ach! und würde nicht auch der Knabe den Schmerzen erliegen?
Könnt' er den Todeskampf der besten geliebtesten Mutter

V. 442 — 449.

Sehen, und nicht in Kummer vergehn? Kaum könnt' ich es selber!
Also will ich denn noch allein mein Leiden erdulden,
Und die Entzückung des heutigen Tages, die wenigen Stunden,
Ihr noch unvermischt lassen. Sie fühle die menschlichste Freude,
Mutter zu seyn, die wenige Zeit noch im weitesten Umfang!
Aber o stärke sie dann, wenn kein Verbergen mehr Statt hat,
Ewiger! — Also dacht' er. In seinen Augen war Ruhe,
Aber in seinem Herzen ertrug er unnennbare Leiden.

Anmerkung.

1) Seite 18. Diese Verse sind von einem ganz andern Verfasser (von **Bodmern**) und mögen als ein Denkmahl der Freundschaft ihren Platz behalten.

DIE
PRÜFUNG ABRAHAMS.

ZWEYTER GESANG.

V. 1 — 7.

Nunmehr stieg der Mittag in seinem Glanze zur Erde,
Und die Stunde mit ihm, die Sarah so sehnlich verlangte.
Isaak kam von Knechten aus Nahors Hause begleitet.
Auf dem Hügel, von dem er mit frohem verweilendem Auge
In die Thäler von Mamre herabsah, empfingen ihn jauchzend
Seine Gespielen, zwey blumichte Köre; sie tanzten und sangen.
Isaak stieg vom Kamehl, dann fiel er in Asaels Arme,

Seines Geliebtesten, küſste dann Abel und Dedan und Karmi,
Liebenswürdige Knaben in Abrahams Hause geboren.
Aber sein Herz befahl ihm zu eilen; das Wiedersehen
Seiner Gespielen beflügelte nur die fromme Begierde,
Sarah wieder zu küssen, und Abrahams Knie zu umfassen.
Beide erwarteten ihn, doch nicht mit gleicher Empfindung,
Unter der hohen Cypresse, die über der Hütte sich wölbte.
O wie hüpft' ihm sein Herz! Wie flog er in Sarens Umarmung!
Auch sie eilet ihm selber mit zärtlich verbreiteten Armen
Liebreich entgegen, und küſst ihn, und drückt ihn mit inniger Liebe
An ihr schlagendes Herz, das ihr von wallenden Freuden
Sanft im Busen zerfloſs. So umfängt den edeln Geliebten
Eine zärtliche Braut; er war, das Schicksal befahl es,
Sieben langsame Jahre von ihr entfernet; jetzt führt ihn
Ihrer würdig die Vorsicht zurück; der schönste der Tage,

V. 23 — 35.

Seiner Hoffnungen Lohn, eilt mit ihm; die zärtliche Schöne
Flieget ihm zu, und windet entzückt die liebenden Arme
Ihm um den Hals, und weint, und kann vor Entzückung nicht reden:
Also fühlte die heilige Frau in des Sohnes Umarmung,
Netzte mit Wonnethränen die glühenden Wangen des Knaben,
Aber noch red'te sie nicht, so voll war das schwellende Herz ihr.

Abraham sah die rührende Scene. Sein starkes Gemüthe
Wich der stärkern Natur, er sah gen Himmel, und Thränen
Zitterten über die Wangen herab. — Jetzt wand sich der Jüngling
Sanft aus den Armen der Mutter, sich zu den Füſsen des Alten
Kindlich zu werfen; er warf sich vor ihn, und umfaſst' ihm die Kniee.
Segne mich wieder, mein Vater, so stammelt' er, segne mich wieder!
Abrahams Gott sey dreymahl gelobt! Ich sehe dein Antlitz

V. 135 — 151.

Ich? (gähnt das träge Thier und reckt die
Ohren empor)
Nicht daſs ich besser mich als andre Leute
mache,
Doch groſsen Dank dem, der mich Esel werden hieſs!
Ich möchte nichts anders seyn, wenn man
mich wählen lieſs'.
Ich denke — nichts, und finde, daſs nichts
denken
Ein trefflich Mittel ist — sich über nichts
zu kränken.
Ich trage meinen Herrn und seinen Schlauch
dazu,
Und käue meine Disteln in Epikurischer Ruh';
Giebt's Feigen oder Makaronen, [2])
Nun, desto besser! Wo nicht, so gilt mir's
einerley;
Ihm nachzusinnen mag sich nicht der Mühe
verlohnen:
Ununtersucht glaub' ich, das Beste sey
Was vor mir liegt, und bis zur Schwärmerey
Hat weder Liebe noch Haſs kein Esel je
getrieben.
Doch, wer mir nachgesagt, ich sey
Ein Narr gewesen und zwischen zwey gleichen Bündeln Heu
Mit offnem Maul unschlüssig stehn geblieben, [3])

V. 36 — 48.

Wieder auf mich herunter in seiner Liebe sich neigen.
Also sagt' er. Den Vater, dem niemahls der Vaternahme
Süſser und furchtbarer schallte, durchlief ein Schauer, aus Freude
Und aus Wehmuth gemischt, ein unbeschreiblicher Schauer.
Dennoch stärkt' ihn sein Geist, die segnenden Worte zu sprechen:

Sey gesegnet, mein Sohn, o Sohn der Verheiſsungen Gottes,
Sey gesegnet! Der Herr, der dich zu eigen sich wählte,
Segne dich väterlich selbst! Er gebe dir, was vor ihm gut ist!

Sarah erblickte die Thränen des Alten, nicht Thränen der Freude,
Und die Züge der heimlichen Angst im Auge voll Liebe;
Aber sie war zu innig erfreut, was Böses zu fürchten.
Dennoch bewahrte sie es in ihrem Herzen. Jetzt eilte
Isaak wieder zu ihr, sie umfing ihn von neuem mit Inbrunst,

V. 49 — 62.

Gleich als käm' er erst jetzt. Nun schloſs die gemilderte Freude,
Die von der zärtlichen Brust, wohin sie strömend geflossen,
Sanfter durch jede Ader mit lieblichen Wallungen abfloſs,
Auch die Lippen auf, zu Worten frohlockender Liebe.
Wie sich das Herz in Empfindung ergieſst, wie die holde Natur sich
Frey in Unschuld erklärt, so sprach sie. Der Seraf Elhanan,
Isaaks himmlischer Freund, schwebt' über der frommen Umarmung
Seiner Geliebten, und sah mit bethränten schimmernden Augen
Bald auf Abraham, bald auf Sarah's erneuerte Schönheit,
Die wie ein purpurner Abend des hellesten Wintertags glänzte.

Jetzo beherrschte die Lust die weit verbreiteten Hütten,
Stimmen der Harf', und Lieder von jungen blühenden Lippen
Zitterten tief aus den rauschenden Palmen und tonvollen Lauben,
Um das hohe Gezelt des göttlichen Patriarchen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13038/048

V. 63 — 77.

Wo das hintre Gezelt an einen Felsen sich lehnet,
Ist in den alabasternen Fels ein Gewölbe gehauen;
Mitten darin ein kühlendes Bad aus lebendem Wasser.
Hieher führten den Jüngling zwey dienende Knaben; sie wuschen
Ihm den Staub von den Füſsen, und übergossen die Blüthe
Seiner Glieder mit Nardus, und rieben sie wieder mit Leinen.
Als er das Bad verlieſs, umgab ihn ein Leibrock von Byssus,
Und ein goldener Gürtel umschloſs die geschmeidige Hüfte.
Also geschmückt, in der zarten Entfaltung der lieblichen Jugend,
Trat er hinein ins Gezelt. So steigt ein lächelnder Frühling
Durch die blühende Luft in Rosenthäler herunter;
Um ihn tanzen die goldenen Stunden, der Überfluſs schwebet
Neben ihm her, und schüttet aus seinem verschwendrischen Füllhorn
Fruchtbarkeit, Anmuth und Lust wie Thau auf die scherzenden Fluren.
Abraham sah in dem Knaben die Jugend der göttlichen Sarah;

V. 78 — 91.

So umfloſs ihr ein jugendlich Roth die Lilienwange,
So entzückt' ihr Auge die Seher, so trug sie die Stirne.
Sarah sah die männliche Hoheit, die Abrahams Jugend
Vormahls geschmückt, aus der zarten Schönheit des Knaben schon leuchten;
Eben so sprach ihm ein himmlischer Geist aus den mächtigen Blicken!
Dieser entschlossene Muth erhob die denkenden Züge!
Also sahn sie einander, und liebten sich zweyfach im Sohne.
Aber Abraham schlug bey jedem erneuerten Anblick
Stärker das duldende Herz; kaum konnt' er den Augen gebieten.

Nunmehr rief sie die Stunde, das Mahl danksagend zu nehmen.
Zierlich gegürtete Mädchen bekrönten die festliche Tafel
Mäſsig, mit kunstlosen Speisen und perlenfarbichtem Wasser;
Denn die Natur begehret nicht viel, und die edlere Freude
Hat nicht nöthig von sprudelndem Wein erwecket zu werden.

V. 92 — 104.

Als sie das Mahl genommen, sprach Sarah mit freundlichen Augen
Also zu Isaak: Mein Sohn, jetzt da die erste Begierde,
Wieder dein werthes Antlitz zu sehen, so lieblich gestillt ist,
Wallet ein neues Verlangen in meinem Herzen, zu wissen,
Wie du die theuren Verwandten verlassen. Wie steht es um Milka,
Meiner jungfräulichen Jugend vertrauteste, schönste Gespielin?
Geht es den Söhnen auch wohl, die sie dem Nahor geboren?
Sage, wie blühet Bethuels Tochter, die Enkelin Milka's?
Doch vor allem erzähle, mein Kind, wie hast du die Monden,
Die dich aus meinen Augen entwandten, in Haran gelebet?
Laſs uns die liebliche Rede von deinen Lippen erquicken,
Daſs wir zum mind'sten durchs Ohr die entbehrten Tage genieſsen.
Isaak neigte sein Haupt zu der Bitte der liebenden Mutter.

V. 105 — 118.

Nun verstummte die silberne Laute, die Sängerinnen
Unterbrachen die Hymnen, womit sie die Tafel gekrönet.
Timna, Sarens geliebteste Sklavin, ein Spiegel der Anmuth,
Hatte vom Wiedersehen der Freunde, vom Finden der Herzen,
Die unwissend sich liebten, gesungen; sie sang von den Töchtern,
Welche Sifa, das Paradies zu beleben, gezeuget,
Und von Noahs einsamen Söhnen; wie endlich ein Engel
Jafet den Weg eröffnet, und ihn in den Garten geleitet,
Wo er mit süſser Erstaunung die heiligen Schwestern gesehen,
Und die jüngste geliebt, die ihn zu hören zurückblieb;
Wie der göttliche Sifa, von Noahs Söhnen geleitet,
Mit den Kindern des Paradieses zu Noah gekommen;
Wie sie sich zärtlich umarmt und goldene Tage gelebet.
Alles dieſs hattest du erst, harmonische Timna, gesungen.

V. 119 — 132.

Aber du schwiegst, da Isaak sich zu der Bitte der Mutter
Neigte, schwebtest mit gierigem Aug' auf der Stirne des Jünglings,
Und vergaſsest, sobald sein Mund sich aufthat, der Cither.
Alle sammelten sich und schwiegen. An Abrahams Linken
Saſs Elieser, an Sarahs Rechten, die fromme Ketura,
Ihre Vertraute, an ihr die Fürstin des singenden Kores,
Timna. Bey Isaak ward sein Asael sitzen gesehen,
Ihm der ähnlichst', ein göttlicher Geist regierte den Knaben.

Wie an einem sanft blühenden Abend des Frühlings Gespielin
Filomela, den dämmernden Hain mit Liedern erreget,
Um und um schweigen die Wipfel, es schweigen die Abendwinde
Und die Sänger des Hains, auf benachbarte Zweige versammelt,
Lauschen hervor, mit verlängertem Hals und prüfendem Ohre:
Also sprach jetzt der göttliche Jüngling, und also umgab ihn

V. 133 — 145.

Ein begieriger Kreis, die süſsen Reden zu hören,
Die in kunstloser Anmuth ihm von den Lippen entflossen:

Nahors gottseliges Haus, in welches mich Bethuel brachte,
Wurde mir bald ein zweytes Mamre. Die Liebe der Milka,
Die, wenn's möglich, mir Sarah zu seyn sich zärtlich bemühte,
Bracht' auf meine Stirn bald wieder die Frohheit zurücke.
Oft im süſsen Betrug, wenn sie mich mütterlich küſste,
Schien mir's die Mutter zu seyn, in deren Umarmung ich weinte.
Auch kam in den Träumen der Nacht ein glänzender Engel
Zu mir herab und tröstete mich, und schwur mir, ich sollte
Wieder mein väterlich Haus, von Gott beschirmet, begrüſsen.
Also ruhte mein Herz bald wieder in fröhlicher Stille,
Fühlte wieder das Lächeln des Himmels und liebender Freunde,

Ohne Vermischung mit Gram. Von sittsamen Freuden begleitet,
Kamen die Stunden zu uns mit schwesterlich ähnlicher Schönheit.
Bald durchirrt' ich mit meinen Gespielen die Hügel um Haran,
Blumen zu suchen, und, wie die Natur sie geordnet, zu spähen.
Oftmahls saſs ich zu Nahors Füſsen, und hörte die Weisheit
Und die Sitten der Väter, und wie sie dem Herren gelebet,
Umgang mit ihm und den Engeln gepflegt. Von Nahors Munde
Lächelt ernstliche Weisheit. Die Stunden, die man ihn höret,
Fliehn wie Minuten vorbey. Ich sah auch Werke des Witzes
Und der nachahmenden Kunst in Harans Mauern entstehen.
Denn ein Geist der erfindsamen Weisheit, vom Schöpfer gesendet,
Ist auf etliche Männer gekommen. Sie bilden aus Marmor
Helden und Patriarchen. Ich sah aus gestaltlosen Felsen

V. 152 — 172.

Mag seyn er ist zum Doktor übrig - klug,
Allein, zum Esel hat er nicht Verstand genug!
Daſs wir die Kunst der Musen lieben
Ist kein Verdienst vielleicht bey einem solchen Ohr;
Und ziehn wir **Mozarts** Schwierigkeiten
Und **Schweizers** Gesange den schnarrenden Dudelsack vor, 4)
So wird es uns gewiſs kein Weiser übel deuten.
Wohl dem, der sich um einen kleinen Preis
Am Schlechten selbst zu laben weiſs!
Seyd nur, wie wir, nicht allzu zart im Wählen,
So kann es euch nie an Vergnügen fehlen —
Dieſs *in Parenthesi!* weil ich *de gustibus*
Mit niemand hadern will. — Und also, um zum Schluſs
Zu kommen, meint' ich unmaſsgeblich,
Kreirte **Zevs** die ganze Menschenschaar
Zu meines gleichen, Paar und Paar,
Der Schade wäre unerheblich,
Und für die gröſsre Zahl der Vortheil sonnenklar.

„Vortrefflich! ruft der Vogel, der die Keile
Des Götterkönigs trägt; den Esel lob' ich mir!
Es lebe das naive Thier!

V. 159 — 173.

Ein verwundersam Volk in wenigen Monden erwachsen,
In der regesten Stellung, mit Augen, die Seelen versprachen,
Aber doch steinern und todt; sie schienen auf Leben zu warten.
Also sah ich die Reihen von heiligen Vätern; sie weckten
Ehrfurcht in jedem Seher. Man gieſst auch aus flieſsendem Golde
Ihre Gestalten, und stellet sie aufs Gesimse der Sähle.
Auch der holde Gesang, die schönste der menschlichen Künste,
Blühet in Haran. Die Schäferinnen beleben die Haine
Mit süſs schallenden Hymnen, von jungen Hirten gedichtet.
Aber die Enkelin Milka's besieget jede Gespielin.
Wie sie sang, so hab' ich in meiner zärtlichen Kindheit
Öfters im luftigen Schlaf die Engel singen gehöret.
Wenn sie mit ihren Schafen die milden Fluren besuchte,
Kam ein Frühling von Anmuth mit ihr, der heiterste Himmel
Lächelt' in ihren Augen mich an, dann schmolz mir mein Busen.

V. 174 — 186.

Ach warum hat mich die Vorsicht mit keiner Schweſter beglücket?
O wie wollt' ich ſie lieben! Und wär' es Ribka, wie zärtlich
Wollt' ich ſie lieben! Zwar ſind wir Geſchwiſter aus Thara's Geſchlechte,
Und wir liebten uns ſo, und Milka liebt' uns wie Kinder.
Oftmahls ſaſsen wir drey in einer umſchattenden Laube,
Dann nahm Ribka die Cither, und ſang in die goldenen Töne
Von der Schönheit der Unſchuld; die Unſchuld konnt' auch nicht ſchöner
In der Sängerin Antlitz, in ihren Hymnen nicht reitzen.
Unverwandt hört' ich ihr zu, dann weint' ich zärtliche Thränen,
Und umarmte die Schweſter, und Milka ſegnet' uns beide.
Dann empfand ich mein Herz von neuen Gedanken erhaben;
Schöne Gedanken, wie Ribka ſo ſchön, wie Ribka voll Unſchuld,
Führten auf ihren Flügeln mich bis zum Thore des Himmels.

V. 187 — 200.

O wie däuchte mich da die selige Tugend so lieblich,
Leicht zu üben! Ich liebte sie stets, doch schien mir, ich liebte
Jetzo sie mehr, da mir Ribka von ihr ein sichtbares Bild war.
Sage mir, theure Mutter, du liebtest Brüder und Schwestern,
War's nicht der Zug der Natur, der Schwester und Bruder verbindet,
Was uns im Herzen wallte, wenn wir uns sahen? Zuweilen,
Wenn ich in einem Hain, ein Hörer der Nachtigall irrte,
Fühlt' ich ein leises Lispeln im Herzen, ein wunderbar Dringen
Da oder dorthin zu gehn. Dann fand ich Ribka dort weiden.
O wie flossen bey ihr die süſsen Stunden vorüber,
Süſs wie die silbernen Tön' aus ihrem Nelkenmund flossen!
Niemahls ermüdete sie, von mir die Geschichten zu hören,
Die mein göttlicher Vater und Elieser mich lehrten;
Niemahls ward ich es müde, die frommen Gesänge zu hören,

V. 201 — 213.

Welche sie **Abiasaf**, der dicht'rische Jüngling, gelehret.
Iska, die Schwester der Milka, mit Kenas von Haran vermählet,
Hat ihm Abiasaf, den einzigen Knaben, geboren.
Als er geboren ward, kam die Muse, die Freundin Elihus,
Legte den Knaben an ihre Brust, und weiht' ihn zum Sänger.
Achtzehn Frühlinge blühten ihm erst, doch singt er schon Lieder,
Welche den Weisen gefallen; er ist der König der Jugend.
Jede Schäferin eifert, des Dichters Lob zu verdienen,
Und er lobt nur die Tugend, er nennt die Unschuld nur Anmuth.
Dieser war mein zärtlichster Freund; zwar etliche Sommer
Älter als ich, zwar weiser als ich, doch vereint' uns Ein Wille,
Gleiche Neigung zur Tugend, ein gleicher Geschmack an der Schönheit.
Diesem waren vor andern, die Haran zu Freunden mir anbot,

Meine Morgen geweiht. Du sollst, o beste der Mütter,
Künftig seine Gesäng' an heitern Abenden hören;
Denn er lehrte sie mich; von mir soll Timna sie lernen.
O wie süſs war unsre Liebe! Wie könnt' ich sie missen,
Wenn mir nicht Vater und Mutter den Freund und Ribka ersetzten!
Siehe, so lebt' ich mein Leben in Harans fruchtbaren Fluren.

Also erzählete Isak; er fügte noch vieles zu diesem,
Bis er den zärtlichen Abschied von Nahor und Abiasaf,
Und von Milka und Ribka in seiner Erzählung erneute.
Von der Erinn'rung erwacheten schnell die Empfindungen wieder,
Die er beym Abschied gefühlt; sie unterdrückten die Rede
Auf den Lippen, sein Angesicht ward mit Thränen bedecket.
Sarah küſste sie weg. Ihr Auge glänzte mit Liebe
Auf die Augen des Knaben. Dann pries sie den Herren des Himmels,

V. 228 — 241.

Der, den Verheiſsungen treu, womit er Abraham ehrte,
Isaak schützte, und Scenen von künftigen Seligkeiten
Schon vor ihm aufthat. Noch hingen die Blicke der edeln Versammlung
Auf den Lippen des Jünglings, noch hörten sie; Abraham staunte
Noch in tiefer Betrachtung. Da kam ein eilender Bote,
Ihm die Nachricht zu geben, daſs vier Kamehle mit Fremden
Unter den Vorhof gekommen. Ein Mann von erhabenem Ansehn,
In der Blüthe der männlichen Jugend, ein würdiger Alter
Neben ihm, dem ein reitzender Knab' im Schooſs lag, und Sklaven
Nahmen die Last vom dritten Kamehl, Arabische Schätze,
Storax und Gummi und Salben aus Gilhads balsamischen Hügeln.

Abraham eilte heraus mit Elieser, die Fremden
Freundlich zu grüſsen, und zu sich in seine Hütten zu laden.
Aber wie war er betroffen, da er in den Mienen des Fremden

V. 242 — 255.

Ismael wieder erkannte, den Sohn der Ägyptischen Hagar!
Ismael fiel zur Erd', umfing die Kniee des Vaters
Und erbat sich den Segen. Der Vater umarmt' ihn und sagte:
Sey gesegnet, mein Sohn, auf dessen Gesicht ich mich kenne,
Sey dem Herren gesegnet! Ich sehe mit zärtlicher Freude
Züge der Tugend in deinem Antlitz, rieche mit Wollust
Deines Gewandes Geruch, wie des Feldes der Segnungen Gottes.
Komm, mein Werther, herein, und laſs uns die Thaten vernehmen,
Welche der Herr an Ismael that, an Abrahams Samen.
Aber sage vorher, wer ist der liebliche Knabe,
Den der Alte hier trägt? Er ist wie nach dir gebildet.

Ismael nahm den Knaben, und lehrt' ihn mit kindlicher Ehrfurcht
Vor dem göttlichen Ahnherrn die zarten Kniee zu beugen.
Ismael sprach: O segne auch diesen, mein Vater, Nebajoth,

V. 256 — 268.

Meinen Erstling, den mir dein Gott in Paran geschenket.
Da mich Geschäfte nach Gilhad beriefen, so nahm ich den Knaben,
Daſs du ihn segnend küſstest, mit mir. Erlaube, mein Vater,
Daſs er hier bey dir bleibe, bis Gilhad mich wieder zurück schickt.
Abraham nahm den Knaben auf seine Arme, und küſst' ihn
Segnend, und hob die Augen mit frommen Wünschen gen Himmel.
Jetzo befahl er dem Sohn, ihm in die Hütte zu folgen.
Elieser entwich, für ihre Bewirthung zu sorgen,
Und die Geschenke von Ismaels Segen in Kammern zu bringen.

Abraham stellte der Frau und ihrem geliebtesten Sohne
Ismael vor, und den lieblichen Knaben. Als Isak den Bruder
Sah, da wallt' ihm sein Herz von inniger Fröhlichkeit über,
Wartete nicht, bis er Sarah gegrüſst, und eilte mit Inbrunst

Ihn zu umarmen. Wie Brüder, die Eine Mutter geboren,
Zwillinge, welche zugleich an ihren Brüsten gehangen,
Sich nach langer beseufzter Entfernung mit Thränen umarmen,
So umarmten sie sich. Der Anblick der redlichen Liebe
Rührte Sarah das Herz; auch sie küſst' Isaaks Bruder
Mütterlich, und verweilte mit Lust auf dem Antlitz des Sohnes;
Aber noch zärtlicher eilt sie, den jungen Nebajoth zu küssen,
Der, als ob er in ihr die liebende Mutter erblickte,
Lächelnd mit freyem holdseligem Antlitz die kleinen Arme
Um den Nacken ihr schlang. Sie deckt' ihn mit zärtlichen Küssen.

Jetzo setzten sie sich auf purpurne Teppiche nieder.
Ismael gab dem Vater auf sein Verlangen die Nachricht,
Wie der Herr ihn geführt; ihn in der Wüste Berseba,
Da er zu sterben vermeinte, durch einen Engel erhalten;
Wie er dann in der Einöd', in Parans palmigen Thälern,

V. 284 — 295.

Anfangs ein Jäger, gewohnt; dann mit der Ägypterin **Basmath**
Sich vermählet, Hagars Verwandten, mit der ihm ein Reichthum
Von Kamehlen und Rindern und Schafen nach Paran gefolget;
Wie er sich drauf mit Bewohnern der Berge Parans verbunden,
Die ihn zum Haupt erwählt, sie gegen die Räuber der Wüsten
Sin und **Safer** zu schützen; und wie er dem **Gott Schaddai**
Einen Altar in den blühenden Ebnen von Rimma erbauet,
Und in des Feigenbaums Schatten sich bleibende Zelte gespannet.

Also erzählt' er die Wege des Herrn, dem Abraham diente,
Und die Erfüllung des Segens, den seiner Mutter ein Engel
In der Wüste gegeben. Denn, war er nicht Abrahams Samen,
Den sich der Herr erwählt, an ihm sich der Welt zu verklären?

V. 173 — 191.

Was der verbuhlte Spatz und die gelehrte Eule
Nur zu verstehen gab, sagt Langohr rund heraus.
Ich hörte in Zenons Halle einst einen Bocksbart schwatzen,
Und, in der That, es kam auf Eins hinaus.
Beym Donner! eine Welt von lauter Eulen, Spatzen,
Und Eseln müſst' ein feines Weltchen seyn!
Mir leuchtet die Erfindung ein;
Noch heute soll dem Oberherrn der Erden
Beym Schlafengehn Bericht erstattet werden:
Wer weiſs wozu er sich entschlieſst
Wenn unsre liebe Frau bey guter Laune ist.
So viel ist ausgemacht, er würde
Der Weltregierung lästige Bürde,
Die jetzt ihm oft die Galle schwellt,
Sich selbst dadurch unendlich leichter machen.
Was würde bey dieser neuen Organisierung der Welt
Nur bloſs an Blitzen erspart? Und uns im Sternenfeld
Was blieb' uns zu thun, als Schmausen und Tanzen und Lachen?
Der Esel lebe hoch, und seine beste Welt!"

V. 296 — 308.

In den vertraulichen Reden beschlich sie der Abend. Doch hatte
Immer ein mehr als gewöhnlicher Ernst die Stirne des Alten
Sanft umwölkt. Jetzt war er genöthigt, die herrschende Freude
Also zu hemmen: O Sarah, und ihr, gesegnete Söhne,
Heute hat mir der Herr zwey Söhne wieder geschenket.
Isaak, seinen Verheiſsnen, der ihm besonders geweiht ist,
Meinen Geliebten, ihn hab' ich mit wachsender Tugend und Schönheit
Wieder aus Haran empfangen. Dich, Ismael, Liebling der Vorsicht,
Giebt mir derselbige Tag, und meiner Zärtlichkeit werther,
Als du damahls es warest, da mir ein Traumgesicht sagte,
Daſs dir ein andrer Wohnort vom Gott Schaddai bestimmt sey.
Aber so willig mein Herz dem süſsen Vergnügen sich aufthut,
Diese Tage mit euch in zärtlichem Umgang zu leben,

V. 309 — 322.

Folget es doch dem höheren Wink. Am heutigen Morgen
Ist mir der Herr erschienen, und hat mir befohlen, mit Isak
Nach Moria zu gehn, daselbst auf einem der Berge,
Den er selber bezeichnet, ein gottgefälliges Opfer
Darzubringen. Am morgenden Tag soll mich Isak begleiten.
Labe demnach dein mütterlich Auge, so lang' es noch seyn kann,
Auf dem Antlitz des Knaben, o Sarah, und laſs dann Nebajoth
Dir die Zeit der Entfernung mit ähnlichen Freuden verkürzen.

Also sagt' er. Mit sanftem Antlitz erwiederte Sarah:
Thue wie dir Jehovah befahl. Vor seinem Befehle
Schweiget der zärtlichste Wunsch in meinem Herzen. Mein Auge
Soll nicht weinen; dieſs Auge, das Isaak wieder gesehen,
Das so glänzende Spuren der göttlichen Güte gesehen,
Soll nicht klagen, soll künftig nur Thränen der Fröhlichkeit weinen.

Gehe, mein Sohn, du bist im Auge des Ewigen theuer,
Um dich wachet der Flügel der Vorsicht, wohin du auch gehest.
Dürft' ich dir folgen! Doch jede Bewegung des heiligen Herzens,
Jede Entzückung der zitternden Andacht, mit der du zum Thron auf,
Hin zum Heil des Menschengeschlechts, den betenden Arm hebst,
Ist auch mein! Jehovah wird auch in der Ferne mich hören!
Geh denn, und komm mit neuen Segen gesegnet zurücke.

Also sprach sie, und küſste den Knaben, er küſste sie wieder
Auf die lächelnde Stirne; lang' schwieg er in ihrer Umarmung.
Endlich sagt' er: Wie ehret mich Gott mit diesem Befehle,
Da er mich wählt, das Opfer mit meinem Vater zu bringen,
Das er selber geordnet! Wenn nicht die Vermuthung zu kühn ist,
Würd' ich glauben, es steh' ein sonderbares Begegniſs

V. 336 — 350.

Dort uns bevor. Vielleicht daſs sich der Himmel herab neigt,
Daſs ich gewürdiget werde, den Saum des Herren zu sehen,
Und zu leben; vielleicht aus seinem göttlichen Munde,
Oder von seiner Serafim einem die Zukunft zu hören,
Oder selbst in die goldenen Zeiten, die Hoffnung der Väter,
Selige Blicke zu thun. Doch was der Befehl auch verberge,
Siehe, mein Vater, hier bin ich; sobald der Morgenstern winket,
Bin ich bereit! O käme sie schon, die geheiligte Stunde!

Abraham hört' ihn so reden, und seufzte gen Himmel. Die Leiden,
Die er vorher im Herzen gefühlt, eh' Isak gekommen,
Waren nur Schatten von diesen, die jetzt am Leben ihm nagten,
Da der göttliche Jüngling in seiner Unschuld so redte.
Dennoch ruhte sein Wille geduldig unter den Leiden.
Schweigend dacht' er zu Gott: Der Knab' ist dein, o Jehovah!
Dieser gottselige Geist, dieſs Herz voll Unschuld, sind Gaben

V. 351 — 362.

Deiner Gnade. Dir steht es auch zu, ihn, deinen Erwählten,
Auf der Erde zu lassen, ein Beyspiel gottseligen Enkeln,
Oder zu dir in die Köre der himmlischen Geister zu nehmen,
Wie du Enoch vordem von der Erde hinweg genommen,
Daſs kein entheiligtes Aug' ihn mehr sehe. — So nimm denn auch Isak!
Aber, o stärke mich, Vater, damit mein Geist nicht erliege,
Und vergieb, wenn der Schmerz, der diesen Busen zerreiſset,
Dich beleidigt! Auch dieser, o Herr, soll vor dir verstummen!

Schon umhüllte die Nacht, wie ein sechsmahl geflügelter Cherub
Mit gestirntem Gefieder, den stillen schlummernden Himmel.
Abraham hatte das Mahl mit seinen Geliebten genommen,
Unter Gesprächen, wie denen gebührten, mit denen schon öfters

Engel geredet, den Auserwählten aus allen Geschlechtern.
Endlich beschloſs ein festliches Lied die würdigen Reden;
Isaak sang, von Timna's harmonischer Laute begleitet,
Von der Tugend sang Isak, die auf den Herren ihr Auge
Unverwandt richtet, nur ihm und seiner Bestimmung zu leben;
Die mit gleichem Gemüth aus seinen Händen jetzt Freuden,
Jetzo Schmerzen empfängt; mit dankbarem ruhigem Herzen
Heut in Scenen voll Hoffnung und Seligkeiten hinaus sieht,
Und die Aussicht auch liebt und sie zu sehen gewohnt ist,
Morgen sie wieder verschwunden, und jede Hoffnung verwelkt sieht.
Denn sie weiſs, daſs der Vater der Wesen das Beste für alle
Immer erkieſst, und, von ihm gesendet, das Böse uns gut ist.
Dieses sang Isak. Die Stärke der Wahrheit, die Hoheit des Schwunges,

V. 376 — 387.

Und die Gewalt der geistigen Saiten entzückten die Hörer.
Abraham fiel in ein angenehm Staunen, die denkende Seele
Stieg von Wahrheit zu Wahrheit, von einer Betrachtung zur andern,
Bis es so hell in ihr ward, daſs in dem Glanze der Weisheit
Alle Schmerzen, die stillen Verkläger der Vorsicht, zerflossen.
Endlich schwieg der Gesang. Doch tönten die Harmonien
Immer noch fort in Abrahams Herz. Er lag in Gedanken,
Wie im Schlummer. So sinket ein Engel, der Gottes Befehle
Fremden Himmeln gebracht, ermüdet, unter dem Wohlklang
Himmlischer Harfen, von Freunden gerührt, in lieblichen Schlummer.

Als nun alle den Schlaf in ihren Kammern genossen,
Und sich Abram und Sarah im Innern des Zeltes befanden,

V. 388 — 399.

Forschte die zärtliche Mutter die Ursach' des heimlichen Kummers,
Den sie in seinem Gesicht zu etlichen Mahlen bemerket.

Abraham gab ihr zur Antwort: Ich kann dein Verwundern nicht tadeln;
Wo man Freude nur sucht, da Mienen des Schmerzens zu sehen,
Ist ein seltsamer Anblick. Doch kann es zuweilen begegnen,
Daſs sich die reinste Lust in flüchtige Wolken verbirget;
Denn wie nah ist der Schmerz der Lust! Die Freude hat Seufzer,
Und die Traurigkeit Reitze. Vernimm indeſs den Gedanken,
Der mir die Thränen der Lust mit Thränen der Traurigkeit mischte.
Als du den Knaben umfingst, so kam mir der schwarze Gedanke,
Mitten in einer süſsen Empfindung befiel mich sein Schrecken:
Wie, wenn dir den Jüngling ein plötzlicher Unfall entrisse?

V. 400 — 411.

Oft hat der Herr die Liebsten durch diese Dornen geführet!
Siehe, dieſs dacht' ich, und bebte, doch blieb die Empfindung nicht lange.

Also sagt' er, und redete wahr. Doch konnte die Mutter
Sein Geheimniſs daraus nicht entdecken. Voll Rührung versetzt sie:

Wie bewegest du mich, mein Theurer, wie hat der Gedanke
Deine Seele gefunden? der schwärzeste aller Gedanken!
Ich erzittre von fern ihn zu denken. — Wie könnt' ich dich missen,
Isak mein Sohn, mein einziger Sohn, wie könnt' ich dich missen?
Doch warum sollten wir uns mit solchen Gedanken die Ruhe
Selbst vergiften? uns selbst mit bangen Ahnungen quälen?
Laſs uns vielmehr das Herz den schönsten Hoffnungen öffnen,
Hoffnungen, die dem Wunder, das ihn uns schenkte, gemäſs sind!

V. 412 — 426.

Immer näher seh' ich im Geiste die selige Zukunft,
Deren Spuren sich mir in Isaks Erzählung entdeckten.
Theurer Jüngling, ich sehe dich schon in den liebenden Armen
Einer Geliebten beglückt, die deiner Umarmungen werth ist;
Gott selbst hat sie für dich mit dem Glanz des Morgens geschmücket,
Ganz nach deinem Herzen gebildet, nach jeglicher Neigung,
Die du selbst noch nicht kennst. Sie liebt dich, du liebest sie wieder.
Schon umgiebt mich die blühende Schar von lieblichen Enkeln,
Die dich Vater begrüſsen, in deren Zügen du lebest,
Vielfach erneuert; sie scherzen um mich in den Blumen des Frühlings,
Hier ein hüpfendes Paar, dort zwey, die sich zärtlich umhalsen,
Hier das Jüngste, der Mutter im Schooſs, ihr jugendlich lächeln.
Süſser Anblick! O seliger Sohn! und selige Mutter,
Die dich gebar, und selig die Brust, an der du gesogen!
Unter der ruhigen Hoffnung wird die Reihe von Jahren,

V. 192 — 206.

Indessen daſs man hier so stark filosofierte,
Saſs **Junons Pfau** auf einem Polster da,
Dem gröſsten Spiegel des Sahls gegen über, und amüsierte
Sich mit dem Bilde, das ihm daraus entgegen sah.
Apollo's Schwan, erzogen unter den Musen,
Und zärtlicher als der beste, der je am Strymon sang,
Lag schmeichelnd ihm zu Füſsen, und schlang
Den langen buhl'rischen Hals hinauf an seinem Busen.
Er hatte von **Leda's** Schwan die Stellung abgesehn.
O Schönste, lispelt er ihm mit schmachtendem Flötengetön,
(Zum Zeichen wie weit der Taumel bey Dichtern gehen könne,
Verwandelt der Schwärmer den Pfau in eine Pfauenhenne 5)
Die Welt, o Schönste, die Welt mag meinethalben gehn
So gut sie kann; Projekte bessern selten,
Und wirklich find' ich nicht sehr viel an ihr zu schelten;

Die die Erfüllung entfernt, gleich schnellen Monden vorbey fliehn.
Und wenn mein Auge zuvor sich schlieſst, und nimmer die siehet,
Die er einst liebt, noch Enkel, die lächelnd Mutter mir stammeln,
Theurer Gemahl, so will ich alsdann, von Engeln begleitet,
Unsichtbar über euch schweben, und eure Seligkeit theilen.

Also sagte die beste der Mütter; der Vater versetzte:

Billig erwarten wir Gutes vom Ursprung des Guten. Er wird auch
Mehr als wir wünschen thun! Die Hoffnung, in die sich, o Sarah,
Dein so mütterlich Herz mit allen Gedanken ergieſset,
Ist die schönste, die Gott den sterblichen Menschen erlaubet.
Dennoch bewache dein Herz, damit es, in seine Geschöpfe
Nicht zu verliebt, die Gedanken der Gottheit den seinigen heimlich
Unterwerfe; denn oft sind unsre Gedanken nicht seine.

V. 440 — 443.

Immer genieſse voraus die Seligkeiten der Zukunft;
Aber doch so, als könntest du sie zur Stunde verlassen.

Also besprachen sich Sarah und Abraham unter einander,
Bis sie der milde Schlaf mit seinen Flügeln bedeckte.

DIE
PRÜFUNG ABRAHAMS.

DRITTER GESANG.

V. 1 — 6.

Isaaks himmlischer Freund und Sarah's, der Engel Elhanan,
Hatt' aus den Schatten des nächtlichen Lagers die Reden gehöret,
Welche Sarah mit Abraham gepflogen. Jetzt sah er sie schlummern,
Und er sprach bey sich selbst: Wie ruhst du, zärtliche Mutter,
Noch in deinen Träumen so lieblich! In welcher Hoffnung
Schliefest du ein! Noch lächelt von ihr dein freundliches Antlitz.

V. 7 — 20.

Aber dieſs Lächeln, wie bald wird sich's in Jammer verwandeln,
Und dieſs ruhig wallende Herz in Schauern erstarren!
Ach dann wirst du, verlassen und ausgezogen und bebend,
Wie vom Himmel gestürzt, in einer Einöd' an Freude
Dastehn und jammern! Dann flehst du am Morgen, ach käme der Abend!
Fürchtest den Tag und das Licht, das sonst Vergnügen gestrahlet,
Und verlangest die Nacht; noch sucht der unsterbliche Kummer
In den Schatten der Nacht die fliehende Ruhe vergebens.
Wahrlich deine Gedanken sind nicht die Gedanken der Gottheit,
Nicht der Engel! Die beten mit Demuth der Gottheit Gedanken
Und mit Entzückungen an. Wehklagende Geister zu hören,
Tönet in unserm Ohr, als wenn der Sfären Gesänge
Plötzlich die Himmel umher mit wildem Miſslaut erschreckten.
Dennoch fühlet mein Herz dein Leiden, o liebende Mutter,

V. 21 — 34.

Denn du bist fühlend erschaffen, dir schlägt im zärtlichen Busen
Eine empfindliche Seele, zwar edel und rein wie die Unschuld,
Aber doch schwach, die Leiden zu tragen, die über dich kommen.
Seh' ich dich an, so bebt mir mein Herz, so thränet mein Auge;
Aber mitten im Mitleid umgiebt mich die frömmere Freude.
Neue Scenen umglänzen mich sanft! Sie ehren das Schicksal!
Isaak, eh' ich es hoffte, umarmt dich dein zärtlicher Engel,
Du bist früh dem Himmel gereift! — Eröffnet euch, Himmel!
Schimmert heller, ihr Lauben, worin er mit englischer Stimme
Bald den Unendlichen lobt! Ätherische Wolke, bethaue
Diese Blumengefilde mit einem schöneren Frühling,
Wo ich zur ersten Umarmung ihn unter die Serafim führe!
Durft' ich es hoffen, mein Freund, so bald dich Bruder zu nennen,
Da du, den Leib von Staub zu bewohnen, mir unbewuſst folgtest?

V. 35 — 48.

Zwar auch damahls, da Sarah zuerst mit Entzückung dich küſste,
Schaut' ich in schöne Gesichte hinaus; dein irdisches Leben,
Dessen Zeug' und Beschützer ich war, versprach mir Vergnügen,
Die der Himmel nicht hat. Der Anblick der menschlichen Tugend
Ist für Olympier reitzend, auch hat sie oft Engel zu Zeugen.
Ja, es ist süſs, auf Wangen voll Unschuld, in Augen voll Liebe
Thränen blinken zu sehn, die Thränen der ersten Entzückung,
Wenn die ganze Gewalt der innern Zärtlichkeit ausbricht.
Lieblich ist es, das Stammeln des zarten Knaben zu hören,
Der auf dem Schooſs der Mutter die süſsesten Nahmen zu reden
Lächelnd sich übt, die sein Herz, lang' eh' er sie nennen kann, fühlte.
Lieblich ist es zu sehn, wie sich das dämmernde Auge
Eines Vaters erhellt, der über Reihen von Enkeln,
Welche sein Beyspiel zur Tugend erhitzt, den Segen verbreitet.

V. 49 — 60.

Diese Freuden erblickt' ich vor mir, die fröhlichen Scenen
Sollte mir Isaak schenken; jetzt sind sie in beſsre verschwunden,
Wie vor dem Tag die Dämmrung entflieht. Viel hellere Scenen,
Reinere Freuden eröffnen sich uns! — Dem Anschaun der Gottheit
Stirbst du entgegen, o Jüngling, den Liedern Eloa's, dem Umgang
Himmlischer Freunde, dem ewigen Leben, der frühern Vollendung!
Komm, ich weine nicht, Freund, wenn bald dein Leben verblutet,
Wenn du, der sterbenden Lilie gleich, dein lächelndes Haupt neigst.
Nein! ich weine dann nicht! Mit heller entfalteten Flügeln
Nehm' ich dich, Seele, dann auf, und strahl' in die Köre der Engel.

Also sagt' er, und kam zu Isaaks Lager zurücke,
Holde Träum' um das Haupt des heiligen Knaben zu gieſsen.

V. 61 — 75.

Endlich erwachte der Tag. Von den ersten Strahlen gewecket,
Machte sich Abraham auf. Da fand er Isak im Sahle
Schon zur Reise gegürtet. Aus einem heiligen Traume
War der Jüngling erwacht. Noch sah er der Serafim Scharen,
Die am eröffneten Himmel herab um die Wolke der Gottheit
Schwebeten; noch umfloſs ihn von ihren azurnen Flügeln
Süſser ambrosischer Duft. Vom Traum zur Entzückung erwecket,
Sprang er vom Lager und eilte, sich zu der Reise zu rüsten,
Die ihm die himmlische Scene versprach, das Urbild des Traumes.
Jetzt trat Ismael auch, sein Bruder, mit Elieser
Traurig herzu; sie fühlten, doch ungleich, die Schmerzen der Trennung.
Ismael wollte noch diesen Tag die müden Kamehle
Rasten lassen, dann ruften ihm Gilhads umduftete Berge,
Ladan und Nardus von da, und Thränen der lieblichen Myrrhe
Nach Mizraim zu führen; er wollte, nach ihrer Zurückkunft,

V. 76 — 90.

Etliche festliche Tag' in ihren Umarmungen leben,
Und dann wieder nach Paran zu Basmaths Zärtlichkeit eilen.
Unterdeſs hatte Sarah mit Lilith und ihrer Ketura
Etliche Säcke mit Vorrath für sieben Tage gefüllet.
Alles erwartet den Aufbruch; zwey Knechte stehen am Wege
Bey dem Lastthier. Nun mahlet der Morgen die Stirne der Berge.
Abraham schied mit zärtlichen Wünschen aus Sarah's Umarmung,
Dann umfing er den Sohn der Hagar, und küſst' ihn voll Liebe.

Isaak hatt' in Eliesers umschlingenden Armen
Lange verweilt, kaum konnt' ihn der fromme Alte verlassen.
Endlich bezwang ihn die Wehmuth. Ein Strom von gesammelten Thränen
Schoſs' ihm ins Aug', er wandte sich schnell vom Antlitz des Jünglings.
Dieser warf sich in Ismaels Arm, und sah ihn nicht weinen.

Aber nun fordert dich, Jüngling, und deine zärtlichsten Küsse
Eine geliebtere Stirn; nun eilet die göttliche Sarah,

Dich noch eine Minute in ihrer Umarmung zu halten.
Segnend küsset sie ihn, und weint nicht; ruhiges Lächeln
Wallet um ihr zufriednes Gesicht; sie glaubet, er eile
Zu den Segnungen Gottes; hier wär' es Sünde zu weinen.
Thränenfrey lag auch der Jüngling auf ihren sanſt glühenden Wangen.
Also schieden sie sich. Nach langer zarter Umarmung
Läſst ihn Sarah zuletzt. Dann spricht sie die segnenden Worte:
Gehe, mein Sohn, wohin dich der Gott Schaddai beschieden!
O wie entzückt mich dieſs Feuer in deinen blühenden Augen!
Diese heilige Sehnsucht, die Stimme des Gottes zu hören,
Der dich erschuf, den Segen, den Trost der Kinder von Adam,
Selbst aus seinem allmächtigen Mund erschallen zu hören!
Gehe denn hin, und komm von Gott begnadigt zurücke!

Also sprach sie. Nun flog er von ihr. So eilet die Hindin
Oder ein jugendlich Reh von Myrrhenbergen herunter.

V. 207 — 223.

Sie scheint zur Rosenzeit, zumahl bey Mondenlicht,
Mit allem dem so übel nicht;
Und sie für mich zur besten aller Welten
Zu machen, möcht' ich mir von Zevs nur Eins erflehn,
Nur dich, o Schönste, dich ewig aus eben so vielen Augen,
Als man in deinem Rade bewundert, anzusehn,
Und ewig den süſsesten Tod aus deinen Blicken zu saugen.
Sehr neu, ich muſs es selbst gestehn,
Ist der Gedanke nicht; doch wollten Sie vergönnen,
Sie sollten gleich ein kleines Beyspiel sehn,
Welch einen frischen Glanz wir ihm ertheilen können.
Mir sind, zumahl für ein Sonnet,
Die abgetragensten Ideen
Die liebsten: aber, sie zu drehen,
Zu drehn, Madam, zu drehn — o diese Kunst versteht
Nicht jeder kaiserlich belorberte Poet!
Geruhn Sie —

V. 106 — 120.

Schon entfloh das schattichte Mamre vor ihrem Gesichte,
Und der begierigste Blick der Hinterbliebenen suchte
Sie vergeblich im fernesten Blau der steigenden Hügel.
Neben den Reisenden schwebt Elhanan, der himmlische Zeuge
Dieser Geschicht'. Jetzt lieset sein Tiefsinn in Abrahams Auge.

Du, von der ich den frommen Gesang zu singen entflammt bin,
Heilige Muse, vor der die Gedanken der Menschen und Engel
Sich entblöſsen, die du die leisesten Regungen hörest,
Welche der Busen verbirgt, jetzt neige dein Ohr zu mir nieder!
Sage, was hat Elhanan in Abrahams Augen gelesen,
Was für Empfindungen fühlt' er, mit was für Gedanken besprach sich
Seine Seele, da er, voll Ernst und in sich gekehret,
Nicht die Schönheit des Tages in seiner sanften Entfaltung,
Noch die wechselnden Scenen der Aussicht, noch Isaak wahrnahm,
Der in lauter Entzückung den Schöpfer der Dinge verehrte?

V. 121 — 133.

Und so geh' ich dir denn, o Land der Erscheinung, entgegen,
Eile, Moria, dir zu, dich mit dem schuldlosen Blute
Meines einzigen Sohnes zu tränken. Von dieser Rechten
Soll es strömen! Du, Hügel, und deine umgebenden Cedern
Sollen trauernd es sehn, wenn unter den Händen des Vaters
Ein geliebter, ein einziger Sohn, als Opferlamm hinsinkt.
Also versah es der Gott Schaddai. Er hat ihn zum Opfer
Ausersehen, sein reineres Blut als der weiſsesten Lämmer
Soll ihm dort angenehm seyn! — O meine verwelkende Krone,
Meine sterbende Hoffnung! Noch singst du sorgenfrey Lieder,
Kennest dein Schicksal nicht; noch lacht dein heiteres Antlitz,
Wie dieſs Thal, noch flieſsen in dir die Quellen des Lebens,
Gleich den Brunnen im Garten des Herrn, gleich blumichten Bächen.

V. 134 — 148.

Aber bald ist dieſs alles vergangen! bald zittert dein Antlitz
Sterbend, erblaſst, im eigenen Blut! Der Schauplatz des Schreckens
Steht schon vor mir; ich sehe dich schon, o Jüngling, verbluten,
Höre das letzte Pochen der Brust, und sehe die Wangen
Sich entfärben, die brechenden Augen sich mühsam erheben,
Mich noch ansehn, dann im Todesschlummer erlöschen.
Ringsum schweigt die erbleichte Natur; du wankest, Moria,
Unter mir; Sion, du bebst auf diese Scene herunter.
Ach, ihr sahet auch einmahl auf Scenen der Freude herunter!
Sion, oft hat dein Cedernschatten den betenden Noah
Eingehüllet, es hat in deinen wolkichten Wipfeln
Oft Deborens Hymne gerauscht, dein blumichtes Saron
Oft die erneuerte Jugend in seine Rosen geladen.
Aber jetzt wirst du umher ein banges sterbendes Röcheln
Bebend vernehmen. Bald strömet das Blut des einzigen Sohnes,

V. 149 — 161.

Den sein Vater geschlachtet, an deinen Hügeln hinunter.
Ach wie starret mein Herz! — Warum erstarrst du? Mein Wille
Hat sich dem Herren verlobt. Ihr Adern, schauert nicht länger,
Gott gebietet! so flieſset denn willig zu seinem Befehle!
Zwar ist ein furchtbares Dunkel um mein Verhängniſs gezogen,
Eine dickere Nacht, als die mich damahls geschrecket,
Da ich in dunkeln Bildern die fernen Wundergeschichten
Meines Geschlechtes sah, da nächtliche Schrecken vom Herren
Über mich kamen, und Donner aus seinem Munde mir sprachen.
Herr, du bist dunkel in deinen Gerichten, erhaben und dunkel!
Undurchdringbar dem sterblichen Blick, bedecket dein Schicksal
Eine heilige Nacht. — Doch, welch ein plötzlicher Lichtstrahl
Fällt in mein Herz und erhellet auf einmahl das Dunkel der Seele?

V. 162 — 176.

Täusch' ich mich, oder kommst du vom Herrn, Gedanke, der jetzo
In mir hervorgeht? Ein Anfang, mein schwarzes Geschick zu enthüllen.
Warum muſste mein erster Sohn, von Hagar geboren,
Eben an diesem Tage, da Gott mir Isaak fordert,
Wiederkommen? Durch was für labyrinthische Wege
Zog ihn die Rechte des Herrn, wie zu verborgener Absicht?
Ist es vielleicht Nebajoth, dem Gott die Verheiſsung bestimmt hat?
Hat er nur, meinen Glauben zu prüfen, auf wenige Jahre
Isaaks himmlische Unschuld vom Himmel herunter gesenket?
Ist es in Ismaels Samen, in dem die Völker sich segnen?
O so sey mir willkommen, Gebenedeyter des Herren!
Sey willkommen! Ist Isak nicht mehr, so sey du mir Isak.
Aber vielleicht betrügt mich mein Herz mit diesem Gedanken?
So vergieb es, o Herr, vergieb es der kühnen Vermuthung,
Die in dein Geheimniſs sich wagt. Schon zittert sie wieder

V. 177 — 188.

Eilend zurück! Kein Sterblicher soll mit kühnem Erforschen
Deinen Rathschluſs entweihn! Hier deckt der Cherub sein Antlitz!
Was er auch sey, der göttliche Schluſs, so ist die Verheiſsung,
Die du mir gabst, ein ewiges Wort. Die Sfäre der Himmel
Steht nicht so fest, als die Worte des Herrn. Eh müſste die Asche
Meines geopferten Sohnes, von deinem Hauche befruchtet,
Wieder zu einem Jüngling hervorblühn, eh müſsten die Steine
Menschen werden, eh' daſs von deiner erhabnen Verheiſsung
Nur ein Wort die Erfüllung, die ihm bestimmt ist, verfehlte!

Also dachte der Vater. Jetzt wandt' er wieder sein Auge
Auf den Jüngling: der Jüngling lächelt' ihm gleichfalls entgegen;
Sprach dann zu ihm: O Vater, die Gegend, die vor uns hier lieget,

V. 189 — 202.

Bringt mir eine vors Auge, worin mich die himmlische Ribka
Einen Frühlingsgesang mit begleitenden Saiten gelehret:
Wenn dir's gefällt, so sollst du ihn hören. Mein Herz ist vom Anblick
Dieser Gegend so froh, und vom Gesange der Vögel
So harmonisch, daſs alles, was Ribka mir jemahls gesungen,
Oder mein Abiasaf, auf einmahl in mir erwachet.

Abraham winkt ihm die Antwort mit Liebe: dann singet der Jüngling,
Und die Zweige umher bewundern den Sänger, und schweigen.

Freude, du Lust der Götter und Menschen, Gespielin der Unschuld,
Komm zu meinem Gesang von jenem Hügel herunter,
Oder aus diesem Thal, worin dich der Frühling umarmet.
Komm von der Lilienau, und aus dem duftenden Haine!
Wer ist diese, die dort aus dem duftenden Haine hervorgeht,
Schön wie der sittsame Mond, und wie die Ceder erhaben?

V. 203 — 216.

Ist sie ein Engel, ein Jüngling des Himmels, erst neulich geschaffen?
Wahrlich ihr Blick gieſst Lieb' in die Brust; sie ist wohl ein Engel!
Oder nennt man dich Freude? Wie selig preis' ich die Augen,
Die dich allezeit sehn, und deine Blicke genieſsen!
Ja, sie ist es! Sie ist auf meine Bitte gekommen!
Siehe, da wimmeln aus ihrem Fuſstritt ambrosische Blumen
Schimmernd hervor! Da kommt sie daher, die Schwester des Frühlings!
Über ihr schweben die rosenbekränzten lächelnden Stunden,
Alle reitzend, und alle von Einer Mutter geboren.
Jetzt verbreitet die Freude die sanften Flügel, und trägt mich
Hoch in die Wolken. Ich seh' die Natur hier unter mir grünen.
Auf den Flügeln der Freude zu deinem Throne genähert,
Sing' ich, o Schöpfer, dein Lob; die Natur vermischet den meinen
Ihre Hymnen, dir steigt aus dem Hain ein harmonisch Getöne,

Aus den Thälern ein blumichter Rauch, wie ein Opfer, entgegen.
Singet mit mir, ihr Kinder der Schöpfung, besinget die Liebe,
Die uns gebar! erzähle sein Lob, serafischer Himmel!
Die du dort über die Blumen hingleitest, krystallene Quelle,
Rausch' es den Blumen zu von einer Welle zur andern!
Alles was lebt, das lobe den Herrn und erfreue sich seiner!

Also sang er; das Lied begleiteten ernste Gespräche.
So verschwand vor ihnen der Weg. Schon waren zwey Tage
Und zwey Nächte vorüber gegangen. Der dritte Morgen
Trat jetzt am Himmel herauf; da hob der göttliche Abram
Seine Augen empor, und sah in der grauen Entfernung
Ein Gebirge verbreitet. Dieſs war Moria. Der Alte
Kannte die Gegend. Nun gingen sie durch das thauige Saron,
Abraham ernst mit heiligem Tiefsinn, sein Geist war der Gottheit

Näher, als seinem eigenen Leib; sein Gefährte ging fröhlich.
In der entwichenen Nacht war ein Traum zum Alten gekommen;
Einer vom Empyreum erschien ihm und sagte: Zum Zeichen,
Welches der Hügel sey, wo Gott dein Opfer begehret,
Ist dir eine Taube von schimmernden Federn gegeben,
Die dir aus Saron entgegen wird kommen. Der Führenden folge,
Bis sie auf einem der Hügel sich setzt; dort opfre Gott Isak!

Jetzo sah er die schimmernde Taube, der Jüngling noch früher,
Und, wie entzückt, vermuthet er gleich, sie sey vom Geschlechte
Jener serafischen, welche dem Sem auf Sion begegnet,
Wie ihn die alten Gesänge gelehrt. Sie folgten der Taube
Bis an den Fuſs des Moria. Hier lieſs der Vater die Sklaven,
Ihn zu erwarten, zurück. Dann legt' er das Holz zum Opfer
Auf die Schultern des Knaben, und nahm das Messer und Feuer.

V. 223 — 228.

Nein, Herr Schwan! Und wäre dein Sonnet
Auf einer Drechselbank gedreht,
Und düftete lauter Zimmt und Amber
Wie Mühlpfort oder Lohenstein,
Wir müssen fort! Man winkt uns, aus der Antischamber
Zur Audienz im Götterrath, hinein.

V. 245 — 258.

Also ging er mit Isak allein, die führende Taube
Immer voran. Des Jünglings Herz erhob sich von Andacht,
Und von stillen Schauern, als fühlt' er die Gottheit schon nahe,
Und ein heiliges Roth umschimmert sein betendes Antlitz.

Jetzo sprach er zu Abraham: Vater, siehe, wir nahen
Uns dem Berge, wo Gott sich unser Opfer ersehn hat.
Schon erblick' ich die Taube auf jenem Hügel sich setzen.
Aber wo ist das Lamm, das ihm zu Ehren dort blute?

Also sagt' er in Unschuld. Mit bangen zärtlichen Augen
Sah sein Vater ihn an, und sagte: Der Gott Schaddai
Hat sich selbst, o mein Sohn, ein Lamm zum Opfer ersehen;
Sah dann thränend gen Himmel, und schwieg. Auch schwieg itzt der Jüngling.

Bald erstiegen sie auch den heiligen Hügel; man nannt' ihn
Golgatha in den spätern Zeiten; hier hast du, Messias,

V. 259 — 271.

Von der Höhe des Kreuzes dein göttliches Leben geblutet!
Ehrfurchtsvoll fielen sie hin und küſsten die Erde. Dann thürmte
Abraham einen Altar aus frischem Rasen, und deckt' ihn
Mit dem gespalteten Holz; dann sprach er zum staunenden Sohne:

Jetzo vernimm, mein Sohn, was Gott für ein Lamm sich erwählt hat.
Zittre nicht, Kind! — Jehovah befiehlt, vernimm ihn mit Ehrfurcht.
Dich, befahl er mir, soll ich ihm opfern, dich, meinen Geliebten,
Sarah's einzigen Sohn. — Ich folge dem hohen Befehle.
Zwar es bricht mir mein Herz! — Doch Gott ist's, der dich mir schenkte,
Ihm gehörst du, er fordert dich wieder! — Erfreue dich, Jüngling,
(Aber du weinst!) o weine nicht mehr! du solltest dich freuen,
Daſs der Richter dein Blut, vor dem Blute der Lämmer im Thale,
Sich zum Zeichen erwählt, das ihn des Mittlers erinnre.

V. 272 — 283.

Siehe, mein Kind, dort oben, wo schon sich die Pforten dir öffnen,
Winden dir Serafim Kränze; dort wirst du leben und Gott sehn,
Was du so zärtlich gewünscht; viel herrlicher wirst du ihn sehen,
Als ein sterbliches Auge vermag, von Antlitz zu Antlitz!
Laſs vor der himmlischen Hoffnung, die alle irdischen tilget,
Diese Thränen versiegen, und gieb dein blühendes Leben
Willig dem Schöpfer zurück, der dir ein ewiges zuführt.

Da er so sprach, umarmt' ihn der Jüngling mit kindlicher Inbrunst,
Netzte mit wenigen Thränen die bleichen Wangen des Vaters,
Der ihn verstummend umhalst. Elhanan sahe den Anblick
Nahe von einer Ceder herab. Da bebte sein Herz ihm
In der himmlischen Brust; er sah mit erblassendem Antlitz

Ängstlich herab, sein Jugendglanz schwand auf der seligen Stirne.
Jetzo hört' er, wie Isak, aus Abrahams Armen sich windend,
Ruhig zu seinem Vater spricht: Mein Vater! die Thränen,
Die du mich weinen sahst, sind nicht unwillige Thränen,
Sind nicht Thränen der Furcht: das Auge, das Herzen durchschauet,
Siehet mich jetzt, und ist von meinem Gehorsam mir Zeuge.
Zwar ich hoffte, (wie gern erfindt sich die Hoffnung ihr Schicksal!)
Länger auf Erden zu leben, mit Freuden dein Alter zu krönen,
Und der besten der Mütter einst spät die Augen zu schlieſsen.
Fromme Hoffnungen winkten mir zu, oft weint' ich vor Freude
Ihnen entgegen. — Doch sollt' ich sie nicht mit ruhigem Herzen
Mit den schönern vertauschen, die Gott so früh mir bestimmet?
Nur der Gedank' an die zärtliche Mutter, der zwingt mich zu Thränen,

V. 297 — 309.

Ach der schmelzt mir das Herz! Wie wird sie die Nachricht ertragen?
Stärk', Allmächtiger, sie, o stärke sie, daſs sie dem Elend
Nicht erliege, das bald ihr mütterlich Herz bestürmet.
Doch ich vertrau', er werde sie trösten! — auch dich, o mein Vater! —
Und nun weiche, Betrübniſs, von mir! Verstummet, ihr Thränen,
Und kein Seufzer errege dieſs Herz, das dem Herren geweiht ist.
Siehe, hier bin ich, mein Vater! das Opfer ist willig zu bluten!
Thue mir, wie dein Gott dir befahl! — Erhabner Gedanke,
Unaussprechlicher süſser Gedanke, die Gottheit zu schauen,
Vor den Thron hin gebückt sie anzuschaun, und zu leben,
Wie beruhigst du mich! Wie sieht mein Geist itzt so helle!
Keine Hoffnung, kein thränender Freund, nicht Ribka, ja selbst nicht
Deine Thränen, o Mutter, nicht deine ringenden Hände,

V. 310 — 322.

Könnten die heilige Ruh' aus meinem Herzen vertreiben.
Weint nicht, Gespielen, um mich, und wenn euch die zärtliche Liebe
Ja zu weinen befiehlt, so lächelt unter die Thränen,
Gegen die Höhen hinauf, wo ewige Freuden mich küssen.

Da ihn sein Engel so hört, da kommt die hellste Entzückung
Wieder in seine Gestalt; er geht mit umschimmernder Klarheit
Vorwärts, und rüstet sich schon den neuen Freund zu empfangen.
Abraham küſste den Knaben noch einmahl, nur Eine Thräne
Fiel auf die blühende Wange des Sohns, der jetzt nicht mehr weinte.
Aber in beiden wallte das Herz von Empfindungen über,
Welche nur wenige fühlten, und niemand, der sie gefühlt hat,
Reden kann. Isaak lag jetzt auf dem Holze des Altars
Ruhig; zwar klopft' ihm das Herz mit schnellern Schlägen, doch hüpft' es

Bayerische Staatsbibliothek München

V. 323 — 333.

Nur den Hoffnungen zu, in die sein Geist sich jetzt ausgoſs.
Abraham heftet sein betendes Auge gen Himmel, dann sagt' er:

Herr! nun bin ich bereit, mein Herz hat eiserne Stärke
Angezogen, es seufzet nicht mehr, es will nicht mehr brechen!
Siehe, die ganze Seele mit jeder Empfindung ist willig
Dir zu gehorchen; ich gebe dein bestes Geschenke dir wieder,
Leg' es zu deinen Füſsen, und sehe die Wollust, das Labsal
Meines Lebens, die Stärke der grauen Jahre vergehen,
Opfre sie selber dir auf! — Ihr schönen Bilder, o gönnet
Daſs ich noch einmahl euch seh', eh' ihr auf ewig entfliehet;
Blicket noch einmahl mich an, und dann entflieht mir auf ewig!
Bald wird ein stiller Schmerz, ein Schmachten der einsamen Seele
Statt der Freude mir seyn, die sonst in meinem Gemüthe

V. 336 — 348.

Mit dem Morgen erwachte, und Abends in Träume sich endte.
Bald wird Mamre, wo sonst die Stimme deiner Gesänge
Niemahls entschlief, mein Sohn, bald wird die umschattende Eiche,
Wo dich der Ewige selbst mir verhieſs, nur ächzende Seufzer,
Nicht mehr das Jauchzen der Hymnen und Timna's Saitenspiel hören.
Dann erst wird mein Verlust ganz ausgebreitet mich drücken.
Ach mein Ohr war gewohnt, von Isaaks blühenden Lippen
Mit herzrührendem Ton den Vaternahmen zu hören.
Süſser Nahme! du tönest nicht mehr in der Seele mir wieder!
Gott, du gabest mir Isak; noch siehst du als gegenwärtig,
Wie dein Geschenk mich entzückte! — Du bist dem Menschen vor andern
Gnädig, und hast sein Leben in einer seligen Stunde
Auf die Tafeln des Schicksals geschrieben; ihm haben die Engel

V. 349 — 362.

Zugejauchzet, und Sterbliche wünschen den Enkeln sein Schicksal,
Den ein würdiger Sohn mit dem Vaternahmen erquicket,
Seiner Tugenden Erb', ein Baum voll blühender Hoffnung.
Aber wie Isaak ist, so hast du selten, o Schöpfer,
Seelen gebildet, so schön, wie du seine Seele gehaucht hast,
So voll zarten Gefühls der frommen Tugend, so himmlisch,
Und mit solcher Weisheit gekrönt, sind wenig erschaffen;
Siehe, der ist's, der jetzt von meiner Rechten soll sterben!
Aber, ich klage nicht, Schöpfer! Mit welchem Angesicht könnt' ich
Gegen dich klagen? Nur Dank soll meinen Lippen entschallen!
Ja, mit Thränen der Seel', o Schöpfer, will ich dir danken,
Daſs du den Knaben mir gabst, und ihn so lange mir lieſsest!
Sey gelobet, o gütiger Vater, für jeden der Tage,
Die ich durch ihn lebendiger lebte, für jede Entzückung,

V. 363 — 375.

Die er mir gab, wenn ich hoffend in ihm das Heil schon erblickte,
Das von ihm einst entspringen sollte, der Segen der Völker!
Nimm den zärtlichsten Dank für diese Gnaden, o Schöpfer;
Nimm auch gnädig das Opfer von meinen gehorsamen Händen.

Also sagt' er, dann wandt' er sein Aug' auf Isak zurücke,
Und ergriff mit der nervigen Hand das blinkende Messer.

Damahls sahe der ewige Vater zur Erden herunter;
Und da er Abraham sah, der jetzt zum Opfer bereit stand,
Sprach er zu den Engeln, die um das Heiligthum wachten:
Abraham hat die Probe gehalten! Er hat, mir zu dienen,
Seines einzigen Sohns nicht verschont. Dort steht er, und strecket
Schon die Hand nach dem Stahl. — Wen soll ich unter euch senden,
Daſs er die Hand ihm zurück halt' und meinen Segen ihm bringe?

Varianten.

Da man bey Vergleichung dieses Gedichts, so wie es hier erscheint, mit der neuesten Ausgabe desselben im ersten Theile der Auserlesenen Gedichte (1789) hauptsächlich im ersten Gesange beträchtliche Änderungen finden wird, so wird es dem Leser nicht entgegen seyn, diejenigen Stellen, wo die Änderung von einiger Bedeutung ist und mehr den Sinn der Rede oder die Sache selbst, als Sprache, Versifikazion und einzelne Ausdrücke oder Wendungen betrifft, so wie sie in der Ausgabe von 1789 stehen, hier zu finden, um desto bequemer urtheilen zu können, ob und was sie durch die Umarbeitung gewonnen haben.

V. 111—132. (S. 141 der Ausgabe von 1789.)

Wiewohl es Zeiten giebt, wo ich mit Einem Sinne
Ganz wohl zufrieden bin. Doch, Doktor, ob die Welt
Bey deinem Rath so viel gewinne,
Das lassen wir dahin gestellt.

V. 376 — 387.

Seraf Eloa trat eilend hervor, und warf sich am Thron hin:
Sende mich, o Jehovah, mein Herz zerflieſst mir in Freude,
Daſs du den Sohn dem Vater noch schenkst, und den frommen Gehorsam
Und die Ergebung so gnädig belohnst! Mit welcher Entzückung
Wird er mich hören, wenn ich die süſse Botschaft ihm bringe!

Also sprach er; ihm winkt der Gott der Götter die Antwort.
Alsobald schimmert der Seraf mit tausendmahl schnellerem Flügel,
Als um den Himmel der Himmel die obersten Sfären sich schwingen,
Schnell wie Gedanken der Cherubim gehn, zur Erden herunter.
Schon war er da, als Abraham eben das Messer gezückt hielt,
Seinen Sohn zu erwürgen, der über den Altar sich bückte.
Denn der Serafim Zeit ist nicht wie der Menschen; sie können

V. 388 — 401.

Jene unmerkliche Zeit, die den Menschen zwischen Empfindung
Und Empfindung verflieſst, mit groſsen Thaten erfüllen.
Also war die Reise des Serafs. Nun schwebst du, Eloa,
Majestätisch, in ewigem Glanz, ein Gesandter der Gottheit,
Über Abraham hin; weit um dich schimmern die Wolken
Gleich der himmlischen Abendröthe. Und hoch aus den Wolken
Ruft der Bote des Herrn mit mächtiger Stimme herunter:

Abraham, Abraham! — Plötzlich erhebt der Vater sein Antlitz,
Sieht Eloa, und schauert zurück, das Opfermesser
Zittert ihm aus der Hand. Der empyreische Schimmer
Und die Gestalt Eloah's, der wie ein Gott, wie der Erste
Aller Erschaffnen, stand, und mit gütigem Aug' auf ihn hinsah,
Überschwemmte sein Herz mit unaussprechlicher Freude.
Abraham fiel auf sein Angesicht hin, und lag vor Eloa.

V. 402 — 416.

Hebe dich auf, Gesegneter Gottes, so rief jetzt Eloa,
Nie ist dir eine willkommnere Botschaft vom Himmel gekommen.
Gott hat deinen Gehorsam geprüft und lauter befunden;
Ihm zu gehorchen, verschontest du nicht des geliebtesten Sohnes.
Jetzt sey Isak der Lohn des gottgelassenen Glaubens.

Abraham hob sich auf, mit ausgebreiteten Armen
Weint' er gen Himmel; noch konnt' er nicht reden, sein väterlich Herz war
Seinen Gefühlen zu eng, er dankte nur schweigend zu Gott auf,
Aber sein Angesicht glänzte von himmelähnlichen Freuden.
Wie ein Zeuge der Wahrheit, der unter grausamen Martern
Langsam sein heiliges Blut, zur Ehre Jesu, vertröpfelt,
Bis sich zuletzt sein entkräftetes Herz und sein thränendes Auge
Mitten unter den Qualen in Todesschlummer verlieret;
Wenn dann die müde still leidende Seele sich plötzlich befreyt sieht,

V. 416 — 429.

Plötzlich vom Glanz des Himmels umflossen, im Arme der Engel,
Die sie mit Siegesliedern von allen Seiten begrüſsen,
Wie sie, vom göttlichen Trost und dem Anfang der Seligkeit trunken,
An den Busen des Engels, der ihr auf Erden gedienet,
Sprachlos sinkt, und mehr, als Worte können, verschweiget:
Also fühlt' jetzt der zärtliche Vater, da, gegen sein Hoffen,
Wie aus den Schatten des Todes, sein Sohn ihm wieder geschenkt ward.
Nun umarmt' er den Knaben. Der sah, im Anblick der Engel
Lieblich verloren, den Vater nicht mehr. Ihm waren die Stricke
Schnell, wie versengt, entfallen, sobald Eloa gesprochen.
Jetzo kniet er in neue Entzückung ergossen, und siehet
Unverwandt, mit gestärktem Gesicht, auf den hohen Eloa.
Zitternd von neuen Gedanken, die seinen Busen erhoben,
Sieht er ihn an; Eloa lächelt ihm segnend entgegen.

V. 430 — 442.

Neben Eloa erblickt er den schönen Elhanan und kennt ihn,
Da er von hellen Freuden umflossen ihn liebevoll ansah.
Also schwebte die Seele des Jünglings in englischer Wonne,
Hoch entzückt, da ihn der Vater mit stärkerer Inbrunst umarmte,
Als er ihn jemahls umarmt. Bald kam am Herzen des Vaters
Seine Seele zurück; er sieht nun Abraham wieder,
Sieht ihn, und küſst von der Wange des Vaters zwey glänzende Thränen,
Und dann sagt er zu ihm: O Vater, aus welcher Entzückung
Bin ich zur Erde gefallen! Wär's nicht in deine Umarmung,
Nicht in den Arm der zärtlichen Sarah, wie könnt' ich den Wechsel
Ohne Thränen ertragen? Schon schwebt' ich auf Flügeln der Hoffnung
In die Auen des ewigen Lebens, ins Anschaun der Gottheit;
Siehe, der Engel, der uns den Willen des Herrschers gemeldet,

V. 443 — 455.

War nur Einer der Myriaden, in deren Gesellschaft
Ewigkeiten aus Ewigkeiten sich vor mir enthüllten.
Als ich über den Altar gebückt, die ersten Strahlen,
Welche den kommenden Seraf verkündigten, wundernd erblickte;
Hofft' ich, o Vater, die Himmlischen kämen, mich mit sich zu führen.
Aber mich täuschte mein Herz; Gott hat es anders beschlossen.
Plötzlich seh' ich mich wieder im Fleisch, und in deiner Umarmung.
Noch zum Himmel nicht reif, behält mich diefs sterbliche Leben,
Dafs ich mich noch durch übende Tugend des künftigen Lebens
Würdiger mach', und das Alter der besten Altern erfreue.
Sey denn zärtlich gegrüfst, mein wieder gefundener Vater;
Sey auch, Erde, gegrüfst, ich kehre willig vom Himmel
Wieder zu dir, so befiehlt es der Schlufs des göttlichen Schicksals.

V. 456 — 468.

Also der Jüngling. Jetzt wandte der Vater die Rede zum Engel:
Göttlicher Bot', erhabenster unter den Dienern Jehovah's!
Süſser kann Sterbenden nicht die Harfe der Engel ertönen,
Als die Botschaft mir ist, womit der Herr dich gesandt hat.
O sie gieſst ein erneuertes Leben durch meine Gebeine.
Niemahls hab' ich das Leben der Seele so mächtig gefühlet;
Niemahls ist mir mein Inners in solcher Entzückung zerschmolzen!
Gott Schaddai, wie soll ich für diese Gnade dir danken?
Ach, was kann ich, als unermüdet den Kindern und Fremden
Deine Wunder erzählen? O laſs dir die Stimmen gefallen,
Welche, dir besser hörbar, als wenn die Lippen sie sprächen,
Aus den Tiefen des wallenden Herzens dich, Ewiger, loben!
Groſs, Jehovah, und gnädig hat dich der Same von Adam,

V. 469 — 482.

Haben dich meine Väter erfahren! Du donnerst die Stolzen
In den Staub hin, und krönest die Demuth mit ewigem Preise.
Durch dich jauchzt der Betrübte vor Lust, du machst um die Füſse
Des Gebundenen Raum, die Einsame hört noch im Alter
Mutter sich nennen, der Vater umarmt den betrauerten Knaben.
Jetzt, jetzt bin ich zum zweyten Mahl Vater! jetzt tönt mir der Nahme
Dreymahl süſser als damahls, da Isak mir Vater gestammelt.
Sey gesegnet, o Tag, sey unter den übrigen Tagen
Mir vor andern ein Fest, der erste des seligern Lebens
Und der erneuerten Jugend, die diese Geschichte mir weissagt.
Sey, du goldener Tag, vor deinen Brüdern gesegnet,
Sey, so oft du verjüngt wirst, mit neuen Wundern bezeichnet!
Sey gesegnet, o Tag! Kein Schmerz, kein Seufzer entweihe
Deinen Jubel! An dir gebäre die glücklichste Mutter,

V. 483 — 495.

Die jetzt nimmer verschmäht ist, zwey liebenswürdige Knaben,
Einst zwey Freunde der Menschen! An deinem geheiligten Morgen
Bring' ein göttlicher Held den Raub der Feinde zurücke,
Schenke dem Jüngling die Braut unentweiht, den Vätern die Söhne!
An dir umschall' ein festlicher Friede den blühenden Erdkreis!
Auch du, Moria, wo Gott sich mir als Erbarmer verklärt hat,
Sey gesegnet, steh ewig ein Zeuge der Güte des Herren,
Von dir thaue die Fruchtbarkeit Gottes auf Saron herunter!
In der fernesten Zukunft soll noch dein cederner Schatten
Serafim decken, dann soll noch zuweilen die Gegenwart Gottes,
Wie der Geist auf der werdenden Erde, sanft über dir schweben.

Abraham sprach's! Jetzt wendet er sich, und sieht im Gesträuche
Einen Widder mit sprossenden Hörnern im Busche verwickelt.

V. 496 — 507.

Diesen ergreift er, und schlachtet ihn statt des Sohnes zum Opfer,
Kniet, und betet zu Gott. Da jetzt das Opfer verbrannt war,
Rief Eloa von neuem mit segnender Stimme vom Himmel:

Abraham, höre das Wort des Herrn, so spricht Jehovah,
Der mit der Rechten den Himmel umfaſst, mit der Linken die Welten,
Die sein Athem bewegt: Ich schwöre dir bey mir selber;
Weil ich deinen Glauben so stark, und meinem Befehle
Willig gefunden, befahl ich dir gleich dein Liebstes zu tödten,
Siehe, so sey dein Geschlecht vor allen Geschlechtern der Erden
Groſs und herrlich vor mir; unzählbar wie Sterne des Himmels,
Und wie der Sand am Meere; dein Same besitze die Thore
Seiner Feinde; man nenn' ihn die Auserwählten des Herren!

Der ist beglückt, der sich für glücklich hält,
Narr oder nicht ist keine Sache!
Wenn mich ein Traum entzückt, verdient der meinen Dank
Durch den ich meinem Traum entwache?
Die Narrheit ist ein wahrer Nektartrank,
Du willst dafür mit Wasser uns beschenken.
O glaube mir, viel Denken macht nur krank,
Die Leute sind nicht klug weil sie zu Narr'n sich denken.
Von diesem Übermaſs sind meines gleichen weit.
Mein Wahlspruch ist, die kurze Frühlingszeit
In Rosen süſs vorbey zu scherzen.
Kein Kummer naht sich meinem leichten Herzen,
Ich denke nur was mich ergetzt, ich bin
Gern was ich bin, und die Natur zu meistern
Steigt meines gleichen nie zu Sinn,
Wir lassen dieses Amt euch andern groſsen Geistern,
Zehrt ihr euch selbst in einem hohlen Baum
Mit Staunen ab! Uns schlüpft des Lebens Traum
In Freuden hin, wozu wir nur Empfindung brauchen,
In Freuden, worin wir gern die trunkne Seele verhauchen.
Sind andre Leute nicht klug, so büſsen sie dafür!

V. 508 — 522.

Ja aus deinem Samen soll allen Völkern der Erde
Heil entsprossen, sie sollen mit deinem Segen sich segnen.
Also redet der Gott des Schicksals, der, dessen Verheiſsung
Fester als Berge Gottes, als seine Serafim stehet! —
Aber könnt' ich vor Abraham wohl das Gute verbergen,
Das der Herr ihm bestimmt? Ich will ihm, was ich gesehen,
Von der Zukunft enthüllen. — Vernimm, o Freund des Jehovah,
Seine Wunder an dir! — Mir wurden ins Heiligthum Gottes
Sieben Blicke gegönnt. Dort hangen die goldenen Tafeln,
Gottes Schicksal, an diamantnen unsterblichen Pfeilern.
Siehe, dieſs las ich daselbst: Aus deinem gesegneten Samen
Wird ein König entstehn, dem unter den Morgenländern
Keiner an Weisheit und Herrlichkeit gleicht. Der wird dem Jehovah
Einen erhabenen Tempel auf diesem Moria erbauen.
Hier wird die Herrlichkeit Gottes bey Menschen zu wohnen belieben;

V. 523 — 535.

Zwischen dem Opfergeruch und den Hymnen der betenden Priester
Wird sie über den Cherubim wohnen, bis daſs der Messias,
Der Versöhner, erscheint. Der wird die Bilder hinweg thun.
Hier auf diesem geheiligten Hügel, wo Gott dir befohlen
Isak zu opfern, hier wird sich der Mittler für Adams Geschlechte
Opfern, hier wird sein göttliches Blut die Erde bedecken.
Alsdann reiſset der Vorhang, der Gott von den Menschen geschieden;
Dann ist die ganze Erde so heilig wie dieses Gebirge.
Gott ist allen versöhnt; gleich gegenwärtig bey allen,
Höret er, wer ihn im Geist und in der Wahrheit verehret.
Siehe, dieſs ist dein Same, mit dem die Völker sich segnen!
Ja, in ihm werden dereinst die Enden der Erde sich segnen,
Durch ihn, welchen Jehovah zum zweyten Schöpfer der Erde,

V. 536 — 548.

Eh' er die Welt gegründet, bestimmte, durch ihn, den Messias,
Wird der Erdkreis dereinst zur ersten Schönheit erneuert.
Dann wird Wahrheit und Fried' ihn wie den Himmel regieren.
Alsdann blühet die Wüste wie Rosen, der sandichten Einöd'
Wird des Libanons Schmuck und die Herrlichkeit Karmels gegeben,
Bäche von Honig entsprudeln den Felsen, die Dürre giebt Quellen.
Gottes Erlösete werden alsdann in jauchzenden Scharen
Zion besuchen, unsterbliche Freud' und göttliche Wonne
Wird um ihr Haupt seyn, und Schmerzen und Seufzer auf ewig entfliehen.
Dann frohlocken die Himmel, dann hüpfet mit ihren Gebirgen
Fröhlich die Erde; dann strahlet sie, herrlich vor andern Gestirnen,
Gegen den Thron; denn Gott Jehovah ist selbst ihr Erbarmer. —
Abraham, siehe, dieſs sah ich im Buche der ewigen Zukunft.

V. 549 — 562.

Freuet euch, Gottes Geliebte, und lobet mit eurer Entzückung
Den, der euerm Geschlechte die Wunder der Güte bestimmet.
Seyd mir gegrüſst, ihr heiligen Väter des groſsen Messias!
Über euch ruhn die Verheiſsungen Gottes, euch können die Engel
Nichts mehr wünschen: ihr seyd mit allen Segen gesegnet!

Also erschallte die himmlische Stimme des hohen Eloa.
Abraham lag und betete an, in süſser Entzückung
Lag der Jüngling an ihm. Nunmehr erhob sich Eloa
Wieder gen Himmel. Indem er sein goldnes Gefieder empor schwang,
Floſs ein Frühling von süſsen Gerüchen zur Erde herunter.

Abraham säumete noch zwey Stunden mit seinem Geliebten
Auf Moria, so lang' ein sanftes ambrosisches Säuseln
Noch von der hohen Erscheinung zurück blieb, und lobte den Herren
Mit erhabnen, vom göttlichen Geist beflügelten Reden.

V. 563 — 566.

Alsdann stiegen sie fröhlich herab, und fanden die Sklaven
Unten am Berge; der süſse Geruch der Erscheinung Eloa's
Hatte auch sie mit Freude begeistert. Sie zogen nach Mamre
Wieder zurück, und der Weg schwand unter der Glücklichen Füſsen.

SYMPATHIEN.

1754.

EINLEITUNG.

Wie glücklich, wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem andern Himmel sich liebten, und jetzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern, wie man eines Traums sich erinnert, von dem nur eine dunkle angenehme Empfindung im Gemüthe zurück geblieben ist. Das Schicksal trennte sie vielleicht, als sie von jenen seligen Gestaden herab sanken, ihre Prüfungszeit in diesem fremden Lande anzutreten. Aber ihre befreundeten Engel bringen sie wieder zusammen, wenn gleich Jahre, Gebirge und Flüsse zwischen sie gelegt sind. Kaum erwachen die schwesterlichen Seelen wieder von der Betäubung, worein der Fall in den irdischen Klumpen sie stürzte; kaum fühlen sie sich selbst wieder recht, so erwacht auch eine geheime Sehnsucht, die ihnen selbst fremd ist. Sie athmen nach einem

Gute, das ihnen fehlt; sie staunen; oft sinken sie, in einsamen Schatten, oder unter den Flügeln der Nacht, in ernste Träume. Tausend Gestalten der Dinge gehen vor der denkenden Seele vorbey, ohne sie zu rühren; sie erfindet sich zuletzt ein liebenswürdigers Bild, sie mahlet es aus und liebt es, und wünscht, wie Pygmalion, daſs es leben möge, unwissend, daſs dieses Bild ein Urbild hat, und daſs sie sich nur wieder auf seine Züge besinnt. Wie süſs ist dann das Erstaunen dieser harmonischen Geister, wenn sie sich unverhofft finden! Ein geheimer magnetischer Reitz nähert sie einander, sie schauen sich an, und lieben sich immer mehr, je länger sie sich anschauen. Und wie könnten sie anders als sich lieben? Ihre Herzen sind in den lieblichsten Gleichlaut gestimmt. Die Natur hat gleiche Reitze für beide. Dieser reine Azur des Himmels, diese balsamischen Blumen, diese blühende Gegend, die im Mondschein schlummert — aber noch vielmehr das geistige Schöne, die Ordnung, die Güte, die Unschuld, die stille Tugend, die unaufgemuntert, unerkannt und unnachgeahmt, mitten in dem Getümmel einer ausgearteten Welt, der Stimme des Himmels getreu bleibt, — alle diese Gegenstände rühren beide auf gleiche Art. Wie süſs ist es ihnen, ihr Innerstes einander aufzuschlieſsen! Wie leicht verstehen sie sich! Wie schnell geht jede Empfindung aus der einen in die andere über! Sie scheinen nur zwey Hälften zu seyn, welche die Freundschaft wieder in Eine Seele zusammenfügt.

Kein groſser Gedanke, keine schöne Empfindung, keine frohe Hoffnung, keine edle That, die sie nicht unter sich gemein haben! Kein Miſsklang in der einen, der nicht durch die andere in Harmonie aufgelöst werde! Die Begierde, sich den Unsterblichen, jenem heiligen Lande, wo sie entsprungen sind, immer mehr zu nähern; diese erhabne Begierde, man mag sie nun Tugend oder Religion nennen, vereinigt sie in allem, was sie denken oder thun. Denn was für eine andere Harmonie kann unter Geistern seyn, wenn es nicht die Tugend ist?

O hütet euch, die geheiligten Nahmen der Liebe und Freundschaft zu entweihen, ihr kleinen Seelen, welche Ehrgeitz oder Wollust auf kurze Zeit an das gleiche Joch spannen; nennet nicht Sympathie, was eine schändliche Zusammenrottung ist, die ihr umsonst mit dem Nahmen der Liebe und Freundschaft bedeckt, wie Afra ein häſsliches Gemüth unter den Rosen ihrer Wangen verbergen will. Begnüget euch, von uns unbeneidet, an euern thierischen Trieben und Freuden; aber haltet euch in euern Grenzen, und gönnet uns, daſs wir die Welt in einem andern Lichte betrachten; daſs wir unsern Geist lieber mit groſsen und gewissen Hoffnungen nähren und erweitern, als in schnell vorbey rauschenden Wollüsten zerschmelzen wollen; uns lieber mit einem göttlichen Glauben nähren, als mit Einbildungen, die keine Wahrheit auſser dem Hirn des Träumers haben; daſs unsre Seelen lieber bey

Die Thoren! Haben ſie nicht Gefühl ſowohl
als wir?
Indeſſen ſollte Zevs um meinen Rath mich
fragen,
So würd' ich ihm in aller Demuth ſagen:
Nimm, groſser Zevs, dem armen Mittelding
Von Sperling und von Gott die Macht ſich
ſelbſt zu plagen;
Gieb ihm den leichten Sinn vom bunten Schmetterling;
Gieb ihm noch eins, dem armen Mittelding!
Ich hört' einſt einen ihrer Weiſen *)
Nicht ohne ſtillen Neid den Maulwurf glücklich preiſen:
Gieb ihm warum der Mann den Maulwurf
glücklich pries,
So bleibt dein Ohr verſchont von ſeinen Klagen,
So hört er auf ſich ſelbſt und alle Weſen zu
plagen,
Und ſeinem Plato nachzuſagen
Daſs ihn dein Zorn in dieſe Welt verwies. u. ſ. w.

V. 137 — 165.

Doch Jupitern ſey Dank, der mich zum Eſel
ſchuf!
Ich, meinem inneren Beruf

---

*) *Buffon*, Allg. Geſch. der Natur IV. Theil, im Artikel Maulwurf.

sich selbst wohnen, als in tausend eitle Begierden und sprudelnde Thorheiten ausflieſsen; daſs wir desto mehr zu leben glauben, je mehr der Geist frey und seiner eignen Natur gemäſs empor steigt, und je mehr wir von den Banden, die ihn an diesen irdischen Felsen anheften, zerreiſsen können.

Und wie kann es anders seyn, als daſs alle, die mit dieser Denkart beseliget sind, in einer geheimen geistigen Verbindung stehen, und einander nahe sind, wenn gleich ihre Blicke sich nie begegneten, und ihre Lippen sich nie gegen einander eröffnet haben. Ihre Neigungen begegnen einander, ihre reinsten Wünsche steigen gemeinschaftlich zu Gott auf, ihr Geist strebet in gleichlaufenden Linien nach der Vollkommenheit, ihre Hoffnung flieſst in dem gleichen Mittelpunkt zusammen. Zwar hängt oft eine Decke zwischen ihnen, die sie verhindert, einander zu erkennen; viele finden sich erst in jener Welt. So ordnet es Der, der allein weise ist! Die Erde soll kein Himmel seyn! Doch fügt es oft ein gütiges Geschick, daſs sie auch schon hier sich finden; und wenn gleich Ort und Zeit sie trennt, so hat der Witz, den Begierden des Herzens zu Hülfe zu kommen, ein Mittel erfunden, die Bewohner entfernter Gegenden in einem Augenblick zusammen zu bringen, und die Jetztlebenden in die Gesellschaft jener ehrwürdigen Schatten zu versetzen, deren Tugend mit jedem Jahrhundert neu geboren wird.

Wie oft, wenn meine Seele aus den Zerstreuungen des Tages in stille einsame Schatten flieht, zu ihren liebsten Gedanken sich flüchtet, und sich mit unsichtbaren Gegenständen unterhält; wie oft ergetzt mich da die süſse Vorstellung, daſs es Verwandtschaften unter den Geistern giebt, und daſs viele mit mir verschwisterte Seelen auf dem Erdboden zerstreut sind, die vielleicht in diesem Augenblick, wie ich, in einsame Schatten entflohen sind, und sich mit gleichen Gedanken und Gegenständen unterhalten! Dann hänge ich in stiller Entzückung diesen geliebten Träumen nach, und fliege in Gedanken umher, diese sympathetischen Seelen aufzusuchen, und an dem Zustand, worin jede sich befindet, Antheil zu nehmen. Vielleicht, denke ich, schmachtet diese nach einem Freunde, dem sie ihr Herz entdecken dürfte, der ihre Empfindungen verstände, und ihr so rathen könnte, wie sie es nöthig hat; vielleicht ist eine andre noch unerfahrne, obgleich gutgeartete Seele, der Belehrung, eine andere, die gleiten will, der Unterstützung, eine niedergeschlagene der Ermunterung, eine leichtsinnige der Wahrheit benöthigt. So stelle ich mir verschiedene Umstände vor, in denen jetzt meine nächsten und eigentlichen Verwandten sich befinden, und sinne voll Freundschaft nach, wie ich sie belehren oder ermuntern, trösten oder stärken, bestrafen oder mit gerechtem Beyfall belohnen wolle. Dann zeichne ich diese Gedanken auf, und mein Herz findet eine süſse Befriedigung darin, sich mit seinen Abwesenden zu besprechen, und ihnen das gleiche Vergnügen zu machen, das ich an diesen geheimen Gesprächen finde.

Nehmet denn, ihr geliebten Seelen, die mich näher angehen als die übrigen Menschen, — für deren gröſsern Theil keine andre Liebe als Bedauern möglich ist, nehmet diese Erinnerungen und Ermunterungen von euerm Freunde an, der euch in einer bessern Welt alle um sich versammelt zu sehen hoffet. Ihr allein verstehet diese Blätter; ihr allein werdet diese Sprache kennen und fühlen, und nur in euern Herzen werden sympathetische Empfindungen den meinigen antworten.

SYMPATHIEN.

1.

Schöne Celia, du kennest deinen zärtlichsten Liebhaber noch nicht. Deine reitzende Gestalt hat einen Schwarm von kriechenden Seelen um dich her versammelt; aber sie lieben nicht dich. Wie wenig müſstest du deinen Werth kennen, wenn du auf sie stolz wärest! Sie lieben dich nicht, Celia, sie gelüsten dich. Ein jeder deiner Reitze verspricht eigne Freuden, eigne Entzückungen; diese lieben sie, wie Eva die Frucht liebte, die ihr lieblich zum Anschauen und noch lieblicher zum Kosten schien. Aber Ich, der dich nie mit körperlichen Augen sah, kann dich nur mit geistigen betrachten, und diese entdecken unter deiner irdischen Form etwas, das noch schöner als die Schönheit ist. Blumen, Gemählde, Statuen, kann ich bewundern; aber dieses Göttliche, das deine sichtbare Gestalt so weit über alle andern Schönheiten erhöht, als ein

Engel über einen Sommervogel erhaben ist, nimmt mein Herz ein. Ohne dir zu schmeicheln, (denn warum sollte ein unsichtbarer Liebhaber, ein Genius, schmeicheln?) will ich dir stolzere Dinge vorsagen, als die unermüdeten Lobredner deiner jugendlichen Reitzungen dir sagen können. Ich möchte dein Herz mit einem heiligen Stolze begeistern, der dich über jene rosenwangichten Mädchen hinweg setzte, an denen die Natur oder die Kunst das vornehmste auszuarbeiten vergessen hat; deren ganze Geschichte ist, daſs sie blühen, gepflückt werden und verwelken.

Siehe, du reifest zu einem Alter heran, da die Welt dich mit schmeichelnden oder tadelsüchtigen Blicken beobachtet; deine Schönheit zieht dir eine Achtung zu, welche die bloſse Schönheit nicht verdient. Es ist Zeit, daſs du deine Bestimmung kennen lernest. Wenn mir anders die Gewalt der Sympathie recht bekannt ist, so wird eine geheime Stimme in diesem Augenblick deiner Seele sagen, was ich jetzt denke. — „Schöne Celia, alles Sichtbare ist ein Schatten, ein Wiederschein des Unsichtbaren, welches allein ewig und göttlich ist. Deine Seele ist ein Bildniſs der Gottheit, deine Gestalt ein Bild deiner Seele. Diese Farben, diese Grazien, sind der Glanz, den sie über den Leib ausgieſst, durch welchen sie wirken soll. Schönheit ist ein Versprechen, wodurch sich die Seele verbindet, groſs, edel, nachahmenswürdig zu handeln.

Sie ist der Reitz, wodurch wir auf die lehrende Tugend aufmerksam gemacht werden sollen. Denn eine Schöne soll eine Lehrerin seyn, eine Lehrerin durch die Beyspiele, die sie giebt. Die Tugend, die in Schönheit gehüllt, mitten unter die Menschen tritt, mit ihnen Umgang pflegt und vor ihren Augen handelt, gefällt mehr, rührt zärtlicher, drückt tiefere Spuren in die Herzen, als in den Regeln der Weisen, ja in den reitzendsten Dichtungen eines Richardson. Die Sittsamkeit scheint einnehmender, wenn sie auf schönen Wangen erröthet; die Empfindungen, welche Ordnung und Güte des Herzens zeuget, tönen lieblicher von schönen Lippen; und wie entzückt uns ein schönes Auge, das sich voll andächtiger unverstellter Andacht gen Himmel hebt, und die göttlichen Gedanken, die in der frommen Seele aufwallen, durch einen hellern blendendern Glanz entdeckt! Wenn Weisheit, wenn Unschuld, wenn Demuth, wenn die groſsen Gesinnungen, welche der Glaube der Christen einflöſset, auf Herzen, die durch die sichtbare Schönheit schon erweicht und bildsam geworden, in aller ihrer Stärke wirken, wie können sie anders als diese höhere Schönheit bewundern? Und bey jeder edeln Seele wird aus Bewunderung Liebe, aus Liebe Nacheiferung entstehen. O Celia, wie könntest du eine Wohlthäterin der Menschen werden! Wie viele Thoren könntest du beschämen, welche nicht glauben wollen, daſs eine Tugend, die man prüfen darf, in einem zärtlichen Busen zugleich mit der Jugend wohnen könne! Wie viele könntest du zwingen, die Tugend wider ihren Willen zu ehren; wie viele, die sich sonst vor ihr fürchteten, würden, von deinen Reitzungen angezogen, sie in der Nähe sehen und liebenswürdig finden! Wie würde die bloſse Ungewöhnlichkeit der Sache aufmerksam machen! Man würde glauben, es sey ein Engel unter den Menschen erschienen, sie durch Thaten zu lehren, ob vielleicht Schönheit und Weisheit, wenn sie zusammen verwebt wären, diese Unachtsamen rühren möchten, welche zu sinnlich sind, die Tugend in ihrer eigenen Gestalt zu lieben. O Celia, betrüge nicht die Absichten des Schöpfers, der dich gebildet hat! Mache deine Grazien nicht zu Sirenen, die uns zum Tod einladen! — Vergieb, vergieb, schöne Freundin, meinem redlichen Eifer! Ich weiſs, du würdest lieber diese glänzende Farbe verlieren, als eine sittliche Häſslichkeit unter einer so reitzenden Larve, eine Schlangenseele unter diesen Blumen verbergen wollen. Ich sehe noch mehr! Ein edles Bewuſstseyn glüht in deinen Augen; eine Empfindung deiner selbst, eine heilige Ahnung erschüttert dein Herz. Du verschmähest die tändelnde Aufwartung menschlicher Insekten, in was für Farben sie auch zu schimmern belieben. Du sehnest dich nach dem Beyfall des Königs und Richters der Welt, der bis in die Irrgänge unsrer Neigungen sieht, und jede unsrer Thaten abwägen wird. Mit welch einer Schönheit wirst du unsre so verunstaltete Welt vermehren! Wie werden dich alle Freunde der Tugend lieben! Welch einen Himmel wird in deinem Besitz der Glückliche finden, dem dich die Vorsicht zur Belohnung seiner Tugend schenken wird! Wie selig werden die seyn, die du an deinem mütterlichen Busen zur Unschuld bilden wirst! Du wirst eine Byron in deinen bluhenden Tagen, und eine verehrungswürdige Shirley seyn, wenn silberne Haare dein Haupt decken, und das Alter deinen Wangen ihre Rosen, aber nicht deinem Gesicht seine harmonischen Züge wird entwendet haben.

2.

Was für ein Gewölk, o Alcest, hat sich über dein Gesicht gezogen, das die Natur zur Freundschaft bildete? Woher diese unmuthigen Blicke, diese Falten, auf einer Stirne die zur Heiterkeit ausgebreitet ist? Über wen zürnst du, Alcest? — „Über das ganze menschliche Geschlecht. Die Menschen sind Miſsgeburten und Ungeheuer in deinen Augen, die man entweder hassen oder verachten muſs. Ihre Thorheit, ihre Laster, ihre Einbildungen, ihre widersinnigen Ungleichheiten, ihre Falschheit und Bosheit sind dir nicht länger erträglich. Du siehest sie von allen Seiten an, wie du glaubst, und kannst nichts liebenswürdiges an ihnen finden.

Sie mögen liebenswürdig gewesen seyn, da sie in ihrer ersten Unschuld aus der Hand des Schöpfers kamen. Aber wie sie bald nachher geworden und bisher geblieben sind, findest du sie unerträglich. Sie prahlen auf Vernunft, der sie niemahls folgen, und bewundern die Tugend desto mehr, je weniger sie Lust haben sie auszuüben. Sie sind aufgeblasen und übermüthig, wenn es nach ihrem Sinne geht, und kriechen muthlos am Boden, sobald ihnen etwas widriges aufstöſst. Sie schweifen immer aus sich selbst hinaus, und suchen die Glückseligkeit allenthalben, wo sie nicht ist. Die Wahrheit hat kein Ansehen bey ihnen. Der schändlichste Irrthum gefällt ihnen in einer schönen Larve besser, als die Wahrheit, die ungeschmückt am schönsten ist. Sie hassen sich um Gottes willen, den sie nie glauben, auſser wenn sein Donner sie an ihn erinnert; oder wenn sie im Angesicht des Todes vom Bewuſstseyn ihrer eigenen Thaten, wie von Furien mit Schlangenpeitschen, vor seinen Richterstuhl geschleppt werden. Sie machen unaufhörlich Gesetze, und untersuchen was recht ist; sie machen Gesetze, die ihre Leidenschaften bändigen sollen, und diese Leidenschaften sind die einzigen Gesetze ihrer Handlungen. Viele scheuen sich nicht, im Angesicht des Himmels und der Erde Bösewichter zu seyn; und die übrigen, die noch erröthen können, haben zur Verhehlung ihrer Schande falsche Tugenden ersonnen, und sie an die Stelle der wahren gesetzt, von der sie weder Gefühl noch Kenntniſs haben.

Die Elenden! Die Religion selbst, die ihnen eine Ewigkeit voll Wonne zum Sold anbietet, wenn sie das thun wollen, was sie aus Eigennutz thun müſsten, wenn auch kein Himmel wäre, — die Religion selbst hat sie nicht vermögen können, weise zu werden. Welch eine Unordnung, welch ein Getümmel von moralischen Dissonanzen ist diese menschliche Welt! Was für ein glorreiches Geschöpf wäre der Mensch, wenn er wäre, was er seyn soll! der Engel der Erde. Aber was ist er jetzt, da es dem Vieh selbst eine Schande ist, mit dem Menschen verglichen zu werden! Da er aus einem weisen, gutthätigen, zärtlichen Wesen in ein grausames, stolzes, schädliches Ungeheuer verwandelt ist, das die Natur nicht für ihre Geburt erkennt, und gern in den Abgrund ausspeyen möchte, wo es allein seines gleichen fände!“

Genug, genug, Alcest! du könntest noch Tage lang aus diesem Gesichtspunkt und in diesem Ton auf die Menschen schmählen. Aber was folgerst du aus dem allen?

„Was anders, als daſs es die Hölle einer redlichen Seele ist, unter solchen Scheusalen zu wohnen, und entweder schweigend, wie eine Statue, die man nicht scheut, ihren schändlichen Thaten zuzusehen, oder sich, wenn man den Mund öffnet, alle Augenblicke ihrem dummen Hohn, ihren sofistischen Künsten, und ihrer tückischen Rachsucht auszusetzen? Kann man Verstand und Redlichkeit haben,

Gehorsam, denke nie, und ſinde, nichts zu denken
Sey gar ein gut Recept sich über nichts zu kränken.
Ich trage meinen Herrn und seinen Schlauch dazu,
Und fresse meine Disteln in sorgenloser Ruh';
Giebt's Feigen oder Makaronen
Zu schmausen, gut! Wo nicht, so gilt mir's einerley,
Ihm nachzusinnen mag der Müh' sich nicht verlohnen;
Ununtersucht glaub' ich, das Beste sey
Was vor mir liegt, und bis zur Schwärmerey
Hat, daſs ich wüſste, nie kein Thier von meinem Range
Geliebet noch gehaſst. Mein Ohr ist leidlich lange,
Doch zieh' ich Leier und Schallmey
Herrn Haydens Symfonie und Ritter Glucks Gesange
Unendlich vor; wiewohl *de Gustibus*
Wer Friede liebt mit niemand zanken muſs.
u. s. f.

und hierbey gleichgültig bleiben? Nein! Ich will nicht, daſs mich ein vergeblicher Eifer fresse. Ich will in eine Einöde gehen, in unzugangbare Wildnisse, wo das Gras niemahls unter den Tritten dieser giftigen Thiere verdorret ist. Löwen und Tieger mögen ihr Lager daselbst haben, Schlangen und Drachen mögen um mich her zischen; vom Anblick der Menschen erlöst, will ich mich in einem Paradiese glauben."

Und dieſs ist also dein Entschluſs? So willst du deine Umstände verbessern? Durch deine eigene Weisheit den Fehler der Vorsicht verbessern, die dich unter die Menschen gesetzt hat? Ohne Zweifel wirst du die Wunder des Orfeus noch weiter treiben, und die wilden Thiere durch die magische Gewalt deiner Filosofie geschickt machen, deine Gesellschaft zu seyn. Denn, glaube mir, wofern du niemand hast dem du deine Betrachtungen entdecken kannst, niemand der dich billigen oder lieben kann, so wirst du sehr lange Weile haben. Gleich den Liebhabern in Romanen mit den Bäumen zu reden, ist nur eine kleine Zeit angenehm. Aber verstatte wenigstens zuvor, daſs ich dich frage, was die Veranlassung zu dieser Erbitterung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey. Bekenne nur offenherzig, du bist von einem Niederträchtigen verleumdet worden, von einem Menschen, dem jedermann gesunde Vernunft und Redlichkeit abspricht, und der doch Leute gefunden hat, die ihm glaubten. Dieſs hat deine Galle so aufgebracht! In der That eine schwarze Handlung, aber welche keinen solchen Sturm in einem Weisen hätte sollen erregen können. Denn du siehest leicht, daſs es sehr unbillig ist, den Zorn, den ein einziger verdient hat, alle übrigen ohne Unterschied entgelten zu lassen.

Ja, sprichst du, wenn ich nicht wüſste, daſs die übrigen eben so schlimm wie dieser sind. Was ist gegen die Wahrheit des Gemähldes einzuwenden, das ich von den Menschen gemacht habe?

Vielleicht sehr viel. Aber antworte jetzt nur auf diese Frage: Giebt es keine tugendhaften Menschen auf der Welt? — Ja, antwortest du, aber es sind ihrer so wenig, daſs sie gegen die schlimmen in keine Betrachtung kommen. Du urtheilest sehr schnell. Ein einziger Tugendhafter kommt gegen eine ganze Hölle voll Bösewichter in Betrachtung. Aber warum machst du die Zahl der Redlichen so klein? Kennst du nicht selbst verschiedene? und sind es diejenigen desto minder, die du nicht kennst? Wie wenn ihre Zahl in den Registern des Himmels viel gröſser wäre? Und sollte nicht ein einziger Tugendhafter einem wohl beschaffnen Geiste so viel Vergnügen geben, daſs der Anblick von zehn Boshaften es nicht sollte vermindern können? — Laſs mich freymüthig reden, Alcest, du liebest die Freymüthigkeit an dir selbst — Hat nicht eine Leidenschaft, die vielleicht unedler ist als du denkst, dein inwendiges Auge benebelt? Du kennst doch die Natur der Leidenschaften. Sie vergröſsern, sie leihen den Sachen ihre eigene Gestalt, sie sind die ältesten und künstlichsten Sofisten. Von Leidenschaft erhitzt, sieht der Anhänger Mahomeds in der blutigen Schlacht den Himmel voll schwarzaugichter Mädchen; im Affekt sieht und hört der Furchtsame lauter Gespenster um sich her; im Affekt siehest du eitel Thorheit und Laster, eitel Unordnung in der Welt. — Ist sie dir allezeit so häſslich vorgekommen? — Du erröthest! Erst gestern schien dir alles blühend, da du von der schönen Delia kamst; alles war Himmel um dich her, du träumtest lauter Unschuld und Zärtlichkeit. Die Welt ist gleich unschuldig, wenn du sie für schöner, als wenn du sie für häſslicher hältst als sie ist. Nimm sie für das was sie ist, und gewöhne dich, sie mit dem Auge des echten Christen anzusehen, und sie wird wieder zu einer paradiesischen Schönheit vor dir aufblühen. Dieſs ist mehr als bloſse Weltweisheit kann. Diese kann uns geduldig, die christliche Weisheit allein kann uns vergnügt machen. Meinest du, der Schöpfer würde diese Erde nur einen Augenblick vor seinem Angesicht dulden, wenn er nicht eine ihm gefällige Schönheit, eine überwiegende Güte in derselben fände? Glaubest du, der Sohn Gottes sey vergebens heruntergestiegen, sich eine unsichtbare Gemeine von Heiligen zu sammeln, damit die alten Ansprüche des Himmels an die Erde gültig blieben? Schäme dich deines unbesonnenen Eifers, der die Gottheit schmähet, da er nur die Menschen zu tadeln glaubt. — Und wie verträgt sich diese Verbitterung gegen das menschliche Geschlecht mit der Güte, welche du von dir selbst fordern solltest, da du an andern den Mangel derselben so streng verdammest? Ich fordre nicht von dir, ein Menschenfreund zu seyn, so lange du sie hassenswürdig findest. Aber als ein Weltbürger darfst du keinem Insekt Unrecht thun. Wenn du also deine Beschuldigungen nicht auf alle und jede Menschen erweisen kannst; wenn es sich befindet, daſs der Mensch eine schöne Seite hat, welche die unvollkommne bey weitem überglänzt, und daſs die Quellen der moralischen Übel vielmehr Mängel sind als Bosheit: so würdest du, nach dem Ausspruch deines eigenen Herzens, ein sehr ungerechtes Geschöpf seyn, und es würde niemand weniger als dir anstehen, so unbarmherzig auf die Sterblichen herab zu donnern. Verstatte mir in diesem Augenblick dein Gewissen zu seyn, und dich an dich selbst zu erinnern. Siehe in dein Leben zurück, und sage mir dann, ob du läugnen kannst, daſs auch du zu den Menschen gehörst? Wie viel Thorheit wird diese Selbstbeschauung in deinem eigenen Busen entdecken! Vielleicht findest du bey genauer Untersuchung, daſs das menschliche Geschlecht erst alsdann so verachtet zu werden verdiente, wenn ein jeder nach dem Verhältniſs seiner Kräfte und der Gelegenheiten, die er zu seiner Selbstverbesserung hat, noch ein so groſses Maſs von Fehlern hätte wie du.

Ich sehe, wie beschämt dich diese Betrachtung macht. Ich will dich nicht noch mehr zu Boden drücken. Aber ich hoffe, daſs du jetzt an den göttlichen Lehrer der Christen denken werdest, der, gewiſs aus tiefer Einsicht in die Natur des Menschen, seine Jünger so stark zur Demuth ermahnet. Demuth, oder Selbsterkenntniſs, ist das beste Gegengift gegen eine Misanthropie wie die deinige; die zwar aus Eifer für das Gute entspringt, aber vom Stolz zu einer Leidenschaft aufgeschwellt wird, die den Menschen schändet, und eine Art von Empörung gegen die Vorsicht ist.

3.

In einer mitternächtlichen Stunde, als meine Seele in stille Schatten gehüllt umher gleitete, hörete sie mit dem inwendigen leisen Gehör, womit sie die Hymnen der Natur, und die noch zartere Stimme vernimmt, die bey jeder Idee oder Handlung uns Beyfall giebt oder tadelt, einen Streit zwischen zwey Geistern, welche um das Haupt der schlummernden Sacharisse schwebten. Der eine war leicht für einen guten Engel, und für ihren Beschützer zu erkennen; aber den andern verrieth sein schweflichter Glanz und eine Miene voll tückischer Bosheit, daſs er einer von denen sey, welche im Finstern umherschleichen, um das reine Herz der Unschuld zu beflecken. Denn eine jede Seele, o Sacharissa, ist von zwey Genien umgeben. Der eine, ihr Freund und getreuer Wächter, ist unablässig bemüht, sie unverletzt durch die Irrgänge des Lebens zu leiten; er wirkt durch geheime Einflüsse in den edelsten Theil der Seele, wo er die Vernunft stärket, und sich von da ins willige Herz ergieſst. So süſs ist nicht dem zärtlichen Jüngling die Stimme der Geliebten, noch der liebenden Mutter das Stammeln des Kindes, das um ihren Busen lächelt, als seine ätherische Stimme sanft säuselnd ins Herz hinab tönt, wenn er eine gute That mit inwendigem Beyfall belohnt, und der in sich selbst gesammelten Seele ein Triumflied singt. Unter seinen Flügeln im Bewuſstseyn der Unschuld ruhen, ist lieblicher, als in Bächen sinnlicher Freuden schwimmen. Von ihm kommt es, schöne Sacharissa, wenn du durch ein wunderbares geheimes Gefühl gewarnet wirst, Gedanken in deinem Gemüthe Platz zu geben, welche den holden Frieden deiner Seele zerstören könnten. Von ihm kommt die Bestrafung, die du auf deinem nächtlichen Lager fühlst, wenn du einen Tag zum Opfer der Eitelkeit abgeschlachtet, oder aus allzu groſser Gefälligkeit, wider deinen eigenen Geschmack, Thorheiten, die der Gebrauch nicht rechtfertigen kann, mitgemacht hast. Glücklich, wenn du einen solchen Beschützer nie von dir verscheuchest, noch dein leicht verwundetes Herz dem tückischen Dämon aussetzest, der immer, bald näher, bald entfernter, nach dir schielt, und auf Gelegenheit lauert, irgend einen unverwahrten Zugang in deine Seele zu finden. Und wie leicht ist dieſs möglich, da er die gefährliche Gabe besitzt, gleich dem betrüglichen Witz, allerley Gestalten anzunehmen! Wie oft versteckt er sich hinter eine Schar von Jugendfreuden, die er unschuldig nennt, und lauert wie der Skorpion unter Blumen! Laſs dich nicht durch seine glatten Worte verführen! Durch solche verführte einer seines gleichen die unschuldigste unter allen Weibern. Nur dann bist du unschuldig, wenn du dein Herz mit Freuden vor dem Allwissenden ausbreiten kannst; wenn keine Schwärmerey eitler Begierden, keine unbesonnenen Wünsche, keine Ungeduld, kein Stolz über Vorzüge, die auf der Wage der Weisheit von einem Sonnenstaub überwogen werden, deinen Geist beflecken. Glaube nicht dem Unbedachtsamen, der dich geistreich nennt, weil deine Augen mit ihren lieblichen Blitzen sein Herz geschmelzt haben, und dich tugendhaft glaubt, weil er sich beredet, daſs in einem blendenden Busen nothwendig die schneeweiſse Unschuld wohnen müsse. Du bist edel, weil du Begierden in dir fühlst, den erhabensten Vorbildern der Tugend nachzueifern. Aber du bist noch weit entfernt sie erreicht zu haben, wenn du ihnen schon diese oder jene Empfindungen abgelernt hast. Eine Klarissa, eine Byron oder Amalia, ist die höchste Zierde der Menschheit; sie schwebt zwischen der englischen und menschlichen Natur in der Mitte. Du hast alle ihre Zärtlichkeit, Sacharissa, strebe auch nach ihrer Gröſse. Jene ist eine Gabe der Natur; diese kann und muſs dein eigenes Werk seyn. Zärtlichkeit des Gemüths ohne Stärke, ohne Groſsmuth, ist Weichlichkeit; ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird. Aber eine Seele, die sich eine erhabene Art zu denken angewöhnt hat, hört ungereitzt die Stimme der Freuden, die an ihre Ufer zu einem wollüstigen Tode einladen, und stehet unerschüttert im Sturm, wie eine Ceder Gottes, deren Wurzeln in die Tiefe hinab reichen. Und wie kann eine Seele anders als groſs seyn, die ihren Adel bedenkt, die diesen Erdenklos gegen jene himmlischen Welten, und Tage, die wie ein Schatten dahin gehen, gegen die Ewigkeit abgewogen hat? Was hat denn Eitelkeit und Wollust einer solchen Seele anständiges anzubieten? Was hat ein Stäubchen für ein Verhältniſs gegen den Himmel? Muſs nicht, wenn du so denkst, die getreue Ausübung der kleinsten Pflicht dir ein gröſseres Vergnügen geben, als jene flatternden Seelchen zu kennen fähig sind, die immer auſser ihrem eigenen Bezirk in den Auen der Thorheit herum irren, und alle Dinge um sich her mit trunknem, ungewissem Auge angaffen? Nein, Sacharissa; der neidische Dämon soll nicht triumfieren, dich in diese Labyrinthe hinein gezogen zu haben. Du wirst unverwandt dein Ohr nach der sanften Stimme der Weisheit lenken, und den Weg mit immer stärkern Schritten fortwandeln, auf welchem Ruhe und Zufriedenheit unter deinen Tritten blühen, und tausend Serafim, von deiner demuthsvollen Tugend angelockt, um dich her schweben, und einen Kreis um dein Herz ziehen, durch den kein Übel dringen kann.

4.

In welchen Gefilden irrest du jetzt, von der Morgenröthe umgeben, o Cyane? Welche Schatten, welche selbstgewachsene Laube bedeckt dich? Welche Blume zieht dein immer heitres Auge auf ihre sittsame einfärbige Schönheit, als ob sie sich sehnte an deinem Busen aufzublühen? — Oder hörst du still lauschend der wirbelnden Lerche zu, die ihre frohen Gefühle, Hymnen dem Gott der sie zur Freude empfindlich schuf, dem Tag entgegen singt? Wie zufrieden lächelt dein denkendes Antlitz, aus dem eine ungeschminkte Seele glänzt! Wie verschönert sich die Natur um dich her, da dein Geist die Gegenwart seines Schöpfers fühlt, die Gegenwart des unsichtbaren Geniüs der ganzen Welt, dessen Athem alle diese Kräfte der Natur bewegt, und nahmenlose unzählbare Lieblichkeiten über alles Sichtbare ausbreitet! Wie froh wandelst du in diesen einsamen Gebüschen! Deine Empfindungen antworten, gleich der Nymfe in Felsen, den Stimmen der Natur, die dich zum süſsen Gefühl deines Daseyns erwecken. Keine Sorge, keine lüsterne Begierde, bewölkt den reinen Himmel deiner Seele. Unentweiht von den Sitten der verdorbenen Welt, kennest du kaum die Nahmen der Verstellung, der Ziererey, der geschminkten Tugenden, und der schlauen Künste städtischer Buhlerinnen, — Buhlerinnen um Ruhm oder Wollust. Du entbehrest leicht, mit deiner eignen Anmuth gezieret, ihren erbettelten Gothischen Putz. Ungesehen, wie diese balsamische Feldrose im Gebüsche blüht, unbewundert, ohne Verlangen nach Ruhm, blühest du. Du weiſst nicht, du schöne Unschuld, daſs du Zeugen um dich her hast. Ich sehe sie ihr goldlockiges Haupt aus Purpurwolken herab neigen, oder gleich Frühlingslüften an deiner Seite hinschweben; sie lächeln dich brüderlich an. — Denn Engel umgeben allezeit die Unschuld, Engel bewachen die Seelen, deren himmlische Nahmen im Buche des Lebens schimmern. Wie oft empfindest du ihre leisen Eingebungen! Ergetze immerfort, o Cyane, ihr Auge; beschäftige sie unaufhörlich mit deinen frommen Thaten; denn sie sind befehligt, sie alle aufzuschreiben. Die kleinste Handlung, die ein

---

Anmerkungen.

---

1) S. 210. v. 91. *Ma Dia!*

Eine den alten Griechen gewöhnliche Betheurung, beym Jupiter! — die sich für den Vogel Jupiters besonders zu schicken schien.

2) S. 213. v. 143. Giebt's Feigen oder Makaronen —

Die Makaronen beziehen sich auf eine Stelle im siebenten Theile des Tristram Shandy, und die Feigen auf das Mährchen von einem Feigen essenden Esel, über den der Stoische Filosof Chrysippus, der ihn bey diesem ungewöhnlichen Schmaus ertappte, sich zu Tode gelacht haben soll. Das nehmliche wurde auch dem Komödien-Dichter Filemon nachgesagt.

3) S. 213. v. 150. und zwischen zwey Bündeln Heu u. s. w.

Johann Buridan, ein subtiler Scholastiker von der Sekte der Nominalisten, im vierzehnten Jahrhundert, dessen zu seiner Zeit viel geltende Kommentarien über reines Herz, eine zärtliche Sorgfalt die Pflichten unsers Berufs zu erfüllen, zur Quelle hat, ist wichtig in den Augen des Ewigen, der unser Richter seyn wird.

5.

Warum weinest du, Glycera? warum blickt deine sonst immer lächelnde Anmuth wie ein verblühender Frühling aus feuchten Wolken hervor? Warum fliehst du die gesellige Freude, und suchest den melankolischen Hain, wo niemand deine Thränen tadelt? — Ach! du beklagst eine verlorne Freundin. Vor wenigen Stunden blühte sie wie eine Morgenrose; da pflückte sie plötzlich der Tod, und sie verdorrete wie eine Rose im Mittag. Eine Gesundheit, welche Unsterblichkeit zu versprechen schien, die regeste Munterkeit, die frischeste Blume der Schönheit, konnten sie nicht vorm Grabe bewahren. Sie, die vor kurzem alle Augen ergetzte, in allen Jünglingen Verlangen und Liebe anzündete, von allen bewundert oder beneidet wurde, sie ist nicht mehr! Das schmelzende Feuer ihrer Augen ist verloschen, die Farbe ihrer Wangen gleicht der welken Lilie, alle ihre lächelnden Grazien sind verschmachtet! Dieser Leib, in dem die Natur ihre schönste Idee ausgebildet zu haben schien, ist schon ein moderndes Scheusal, eine Speise der Würmer. Und wo ist nun die Schönheit, welche deine Gespielen an ihr beneideten? die Schönheit, wegen welcher ihre Schmeichler sie bald Leda bald Venus nannten? — Du staunest, Glycera! Ein ahnender Schauer erschüttert dein zartes Gebein. Die Schatten um dich her werden dir zu Todesgestalten, und du hörest aus dem rauschenden halb entblätterten Gebüsche die Stimme deiner Freundin, die dir zuruft: Folge mir! — Ach! Glycera, was sind diese Farben, diese stolze Bildung? Eine gemahlte Speise der Augen, und wie oft ein Köder lüsterner, nach Wollust wiehernder Blicke; eine Nahrung der Eitelkeit, oft ein Raub des Lasterhaften, und eine Verrätherin der Unschuld. — Und wie flüchtig, wie vergänglich ist sie ihrer Natur nach! Eine glänzende Seifenblase, ein buntes Nichts. — Wache auf, Seele! Unsterbliche, Erbin der Ewigkeit, wache auf! Schwinge dich über diesen blühenden Staub und erkenne deinen Adel. Die Tugend ist die Schönheit des Menschen, eines Geschöpfs, das, über die unbeseelte und thierische Welt erhaben, von einer Seite den Geistern des Athers verwandt ist. Verachte, o Glycera, diese Würmerseelen, die, von niedrigen Begierden gedrückt, auf deinen Wangen kriechen; sie misskennen sich selbst und dich! — Siehe, diese Welt ist nicht wie die Träume der wollüstigen Jugend sie zaubern. Sie vergeht mit ihrer Lust. Die Betrügerin verspricht dir beständige Freuden, und bezahlet deine Erwartung mit Reue oder Überdruſs. — Laſs das Grab deiner Freundin dich Weisheit lehren. Weise seyn in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzet, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre tödtlichen Ufer laden; alsdann weise seyn, eh' uns die Erfahrung zu spät weise macht; — o das ist ein Triumf für die Serafim, die immer unter uns wandeln, und die ich oft in nächtlichen Stunden höre, wenn sie, in traurige Wolken verhüllt, den Fall der Unschuld und die Verblendung unsterblicher Seelen, deren Wächter sie sind, auf weinenden Lauten bejammern.

Komm, Glycera, laſs uns das Grab unsrer Verstorbnen besuchen! Du stiller Mond, neige dein umschleiertes melankolisches Antlitz aus dem herbstlichen Duft herab, und zeig uns den Weg. Hier in dieser feierlichen einöden Stille, wo die Nacht und der Tod unter zerstreuten Gebeinen schlummern, auf den Gräbern der Christen, die einst auferstehen werden, hier laſs uns mit unsrer Seele einen Bund machen! Engelgestalten schweben halb sichtbar, mit Schatten vermischt, um uns her. Der Ewige, unser Richter, hört uns zu. Laſs uns ein feierliches Gelübde thun, weise zu seyn, und für die Ewigkeit zu leben! Laſs uns diese kindischen Eitelkeiten mit Füſsen treten, bey denen die Thoren Ruhe für ihre Seele suchen und nicht finden!

Sie mögen, vom Wein des Unsinns trunken, uns als Einfältige und Narren verlachen; genug, daſs wir den Beyfall des Himmels haben, und, was sie niemahls seyn werden, glücklich sind.

6.

Was liesest du hier, Aedon, das ein so vergnügtes Lächeln in deinem Gesicht erregt, und den Schlaf von deinen Augenliedern entfernt, obgleich die äuſsersten Sterne schon sinken? Es sind Anakreons Oden. Du bist entzückt über diesen Liebling der Natur, in dessen Liedern die feinste Wollust und die naivsten Grazien athmen. Du hast ihm eine gute Gesellschaft auf deinem Pulte gegeben. Hier liegt Tibull, dort Chaulieu; Gay und Prior, deine Vertrauten, liegen mit andern Dichtern, deren Muse die Freude ist, in angenehmer Unordnung zerstreut. Eine lächelnde Tiefsinnigkeit verkündigt mir, was jetzt in deiner Seele vorgeht. Du siehst die Welt aus einem lustigen Gesichtspunkte, lauter Myrtenhaine, Rosenlager und ewiger Frühling, willige Mädchen, Faunen und tanzende Mänaden, und Nachtigallen, deren Sirenengesang zur Liebe einladet. — Ein solches Gesicht, allzu poetischer Jüngling, breitete die Gegnerin der Tugend vor dem

Herkules aus, da er gedankenvoll auf dem Scheideweg saſs, und, was du noch nie gethan, mit Ernst darauf dachte, wie er leben wolle. — Höre, (wenn dich anders die Fantasie nicht schon so weit von der Weisheit abgeführt hat, daſs dich Anakreon ein Weiser dünkt) höre die Stimme eines Freundes, welcher frühzeitig den reitzenden Gefahren entronnen ist, denen du zueilest. — Ein dichtrischer Jüngling, dem die Natur ein feines Gefühl für ihre Schönheiten und einen Überfluſs an Witz gegeben, ist mehr als irgend ein andrer benöthigt, ein Schüler der echten Weisen zu seyn. Je weiter die Grenzen des Witzes werden, desto enger wird das Gebiet der Vernunft. Und die Vernunft muſs doch in einem Geschöpfe herrschen, welches mehr als das schönste Thier ist. Der Rath, den ich dir gebe, hat nichts unangenehmes. Ich erlaube dir den Suarez zu verspotten, ob du ihn gleich nicht kennest. Ich will dich nur zu einem gröſsern Virtuoso machen. Du sollst das ganze Reich der Schönheit durchreisen, und dich überzeugen, daſs es höhere Schönheiten giebt, als Rosenwangen und milchweiſse Busen; daſs es höhere Freuden giebt, als die von den Lippen der Mädchen und aus sprudelnden Gläsern winken; daſs die Weisheit, die Tugend, die Unschuld unsre höchste Bewunderung und Liebe verdienen. Aber was sage ich? Was bedeuten diese Nahmen? Was ist Weisheit? Was ist Unschuld? Unsere Zeiten haben eine neue Sprache angenommen. Anakreon ist ein

Weiser, und Leontium unschuldig. So schief und schwindlig dachte man nicht, als Xenofon und Plutarch noch ihre Schüler hatten. Von diesen, von einem Plato oder Schaftesbury, lerne was Natur und Tugend ist, und gieb dir, ich beschwöre dich bey dieser Liebe zum Vergnügen, die in deiner Brust wallet, bey den unsterblichen Begierden deiner Seele nach Glückseligkeit, gieb dir nur halb so viel Mühe vernünftig denken zu lernen, als sich eine deiner unschuldigen Nymfen giebt, ihre feile Schönheit auszulegen. Widerstehe den Reitzen der sinnlichen Schönheit, damit du nicht in Gefahr kommest, eine Circe so sehr zu schätzen als eine unschuldvolle Lavinia. Soll Witz, Schönheit und Anmuth geliebt werden, ohne daſs man frage, ob ein rechter Gebrauch von diesen Naturgaben gemacht worden sey? Soll Ovid aufhören abscheulich zu seyn, weil er reitzend ist? Welch eine Verwirrung der Ideen! Welche Verkehrung der Natur und wahren Gestalt der Dinge! — Erwache aus deiner Verblendung! Der Witz, wenn er nicht ein Aufwärter der Wahrheit ist, ist ein Teufel in einen Engel des Lichts verkleidet. Er raubt mit frevelnder Hand die keuschen Schönheiten der Natur, um die Thorheit damit auszuschmücken. — Wenn du so empfindlich für die Vergnügungen der Einbildungskraft bist, Aedon, hat denn die wahre Unschuld, die Rechtschaffenheit, die Religion keine Grazien? Oder ist es unmöglich, sie in einer gefallenden Gestalt, in ihrem vortheilhaftesten Licht und mit lieblichen Farben zu schildern? Aber diese leichtsinnigen Kupidons, diese Lehrer der Kunst zu küssen und zu trinken, haben dir einen Geschmack an der Tändeley eingeflöſst, der dich gegen die ernsthaften und frommen Musen gleichgültig macht. Schäme dich deines verwöhnten, unedeln Geschmacks! Erweitre deine Seele und lehre sie ernsthaft seyn, wenn du die Welt und jedes Ding in seinem wahren und schönsten Licht und Ebenmaſs sehen willst. Ein frommer Alter hat der miſsbrauchten Dichtkunst ihren rechten Nahmen gegeben, da er sie den Wein der Teufel nannte, womit sie unbesonnene Seelen berausche, um sie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln. Aber Beredtsamkeit und Witz, wenn sie in weisen Händen zum Dienst der Wahrheit zugerichtet werden, sind ambrosische Früchte, eine liebliche und gesunde Nahrung der Seelen. Wie verdient macht sich der nicht um die Menschen, der neue Reitzungen in der Tugend entdeckt! Der uns die strengsten Pflichten zu lieben nöthigt! Der unsre Fantasie mit groſsen, himmlischen Bildern anfüllt, unsre Affekten heiliget, und uns durch die Neigung zum Vergnügen, die uns gemeiniglich von der Tugend hinweg lockt, zu ihr zurück führt! — Wenn du ein dichterisches Feuer in dir fühlst, so habe den Ehrgeitz solche Lorbern zu verdienen, oder schweige. Denn es wird eine Zeit kommen, da diese wollüstigen Weisen richtiger denken, und wünschen werden, damahls keinen Witz gehabt zu haben, da sie

Nachtigallen schrieben, und in Lydischen Tönen zur Weichlichkeit und zum Entschlummern am Busen der Venus einluden. Laſs die Worte des weisen Griechen etwas bey dir gelten, Aedon! die Musen sind nie schöner, als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind; oder dein Witz werde so oft du schreiben willst, zu Wasser; deine Feder gebe lauter geistlose Reime und platte Gedanken hervor; wenn du scherzest, so gähne dein Leser, und schlafe wie berauscht ein, wenn du ihn zum Trinken aufforderst!

7.

Welch eine Mischung von zärtlichen Affekten drückt dein Gesicht aus, anmuthsvolle Maja? In der Stille dieser nächtlichen Stunden hast du die rührende Geschichte der frommen Klementina gelesen. Sympathetische Thränen gleiten von deinen schönen Wangen, und seufzende Wehmuth regt dein klopfendes Herz. Ich sehe dich, ob du mich gleich nicht siehest, ich bewundre die mitleidige, tugendhafte Zärtlichkeit deines Herzens. — Aber, o erlaube dem, der deine Seele liebt, (du wirst ihn erst in einer andern Welt kennen lernen) erlaube ihm nach den innersten Empfindungen seines Herzens mit dir zu reden, und die Vorstellungen in dir zu erregen, die er, vielleicht aus allzu sorgsamer Freundschaft, dir am nöthigsten glaubt; Gedanken, die dir nicht fremd sind, und welche allein Gewicht genug haben, eine feste Tugend in einer weichen Seele aufzurichten. — Stille den Lauf dieser allzu willigen Thränen! Hänge diesen schmelzenden Empfindungen über die unglückliche Liebe deiner Klementina nicht länger nach! — O nenne sie nicht unglücklich! Sie, der ihr Gewissen mit der Stimme eines Serafs, mit einer Stimme, die Todesqualen zu Entzückungen machen könnte, sagt: Du hast die gröſste aller Pflichten erfüllt! Du hast deinen Gott über alles geliebt! über alles, da du ihn mehr liebtest als einen Freund, dem Kronen keinen mehrern Werth geben konnten. — Hier Maja, hier laſs dein ganzes Herz Empfindung werden! Hier mögen Thränen der Entzückung in dein Auge dringen, der Entzückung darüber, daſs die menschliche Seele so groſs seyn kann! Welch ein Beyspiel! So stark, so heroisch, und doch so zärtlich, so empfindlich, und in Liebe glühend! Aber, wie ein siegreicher Engel, steht sie auf den Empfindungen von Staub, und tritt die eigennützige Leidenschaft mit Füſsen. Ein solcher Sieg, das Bewuſstseyn einer solchen That, muſs eine Erquickung in der letzten feierlichen Stunde seyn. Wenn alle irdischen Dinge den Glanz verlieren, den unsre Affekten ihnen gaben; wenn uns selbst vor denen Freuden ekelt, die nur unschuldig waren; wenn wir traurig in tausend leere verscherzte Stunden zurück sehen, die uns nicht in die Ewigkeit begleiten, weil sie mit keiner guten That bezeichnet sind; ach Maja, dann ist das ein tröstendes, ein seliges Bewuſstseyn, wenn wir uns erinnern, daſs wir Den über alles geliebt haben, nach dessen Anschauen wir uns jetzt sehnen; daſs wir mit unverfälschter Absicht uns bestrebt haben, Ihm zu gefallen, und unsre Wünsche unter seinen Willen zu demüthigen. — Ein Herz, wie das deinige, ist der Welt ein Beyspiel schuldig. Laſs deine Zärtlichkeit nur der Tugend geheiligt seyn! Mache dich stark, und lege um diese allzu zarte Brust, wie einen diamantnen Schild, den groſsen Gedanken: Ich bin für die Ewigkeit erschaffen. Laſs deine inbrünstigsten Empfindungen nur zu Gott hinauf flammen. Hebe deine begierigsten Blicke immer in jene Welten, von denen nur wenige verirrte Strahlen aus der Tiefe dieses nächtlichen Himmels dein Auge entzücken. Diese Welt würde dein redliches Herz nur betrügen. Sie hat nichts, was wahrhaftig glücklich machen könnte! Verschmähe ihre Lockungen, ihre Versprechen, ihre rauschenden Freuden. Träume nicht willkührliche Glückseligkeiten, die sich vielleicht in Plagen verwandelten, wenn sie dir zugestanden würden. Lege dich unbesorgt in den Arm der Vorsicht. Laſs das Schicksal, das Gott für dich bestimmt, das laſs dir willkommen seyn. Wisse, das Tugend nichts anders ist, als ein tapfrer, unermüdeter, den Aristoteles längst vergessen sind, hat seine Unsterblichkeit einem, unter dem Nahmen der Esel Buridans, berühmten Sofisma zu danken, oder vielmehr der Celebrität, die ihm Merlinus Coccajus (Theofilo Folengo) in seiner Macaronea durch seinen Spott, und Bayle, Spinoza, Leibnitz u. a. durch ernsthafte Beantwortung desselben gegeben haben. Wenn, sagt Buridan, ein hungriger Esel sich gleich weit zwischen zwey vollkommen gleichen Bündeln Heu oder Grasplätzen befände: was könnte er thun? Da kein objektiver Beweggrund vorhanden ist, warum er den einen dem andern vorziehen sollte, und der subjektive (sein Hunger) ihn gleich stark zu beiden zieht: so muſs er entweder in diesem fatalen Gleichgewichte Hungers sterben — welches wenigstens alle Esel in der Welt eben so ungereimt finden werden als der Esel Silens — oder er muſs, ohne Beweggrund, aus freyem Willen sich zum einen oder zum andern entschlieſsen können, welches, nach den Scholastikern, ein Vorrecht der vernünftigen Wesen ist, das keinem Esel zukommen kann. Leibnitz gesteht ohne Bedenken, wenn der vorausgesetzte Fall Statt fände, müſste der Esel wirklich Hungers sterben; er behauptet aber, dieser Fall sey nach dem ordentlichen Laufe der Natur gar nicht möglich; — wiewohl er, aus Achtung für die Theologen seiner Zeit (die nicht ganz so geschmeidig waren wie die unsrigen) hinzu setzt; es wäre denn, daſs unser Herr Gott es schlechterdings so veranstalten wollte. Aber auch in diesem Falle würde sich, glaube ich, jeder Esel noch groſsmüthiger Streit, mit dem unedlern und sterblichen Theil unser selbst. Nur dem, der bis ans Ende aushält, nur dem Überwinder wird die Krone zuerkannt.

8.

Wie zufrieden lächelt diese Mutter auf den zarten Knaben, der unter den Lilien ihres keuschen Busens weidet! Bald heben sich ihre entzückten Blicke aufwärts, indem stille Gebete aus ihrem Innersten zu Gott aufsteigen, bald sinken sie wieder auf den Säugling, in dessen Gesichte die erste Morgenröthe einer schönen Seele zu glühen scheint. Lange schaut sie ihn an, wie ein Schutzengel, von ätherischem, obgleich unsichtbarem Schimmer umflossen, dich, schöne C.. ansieht, wenn du, von deiner Unschuld bedeckt, an der einsamen Quelle schlummerst; er betrachtet unverwandt die holdselige Majestät der frommen jungfräulichen Seele, die aus der blühenden Gestalt wie aus einem reinen Krystall hervor scheint. So lächelt die tugendhafte Mutter auf das Kind ihres Herzens, und freuet sich, daſs durch sie die Zahl der Verehrer Gottes, der Christen und zukünftiger Engel, vermehrt werden soll. Jetzt denkt sie nach, wie sie, sobald sein zarter

Leib fester geworden, und die junge Seele aus der ersten Betäubung sich erhohlt und sich selbst zu fühlen angefangen hat, wie sie die Triebe, welche der Schöpfer in dieselbe gelegt, entwickeln und bilden wolle; wie sie seine Zärtlichkeit zu Menschenliebe, seinen Stolz zu Groſsmuth, seine Neugier zu Wahrheitsliebe erhöhen wolle. Sie staunt, und sinnt auf anmuthige Fabeln und rührende Erzählungen, in welche sie die Wahrheit verhüllen will, damit ihr blendender Glanz die zarte unerfahrne Seele nicht verletze; sie gelobt auf sich selbst immer wachsamer zu seyn, damit keine Geberde, kein Wort, keine Handlung die Bildung dieses weichen Herzens durch schädliche Eindrücke verunstalte. Ihr Leben soll ihm zeigen, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist. Ach! mit welchem süſsen Erstaunen, so denkt diese würdige Mutter, wird er mich hören, wenn ich ihm sage, was der Mensch ist, in welch eine Welt er gesetzt ist, und daſs ihn ein unaussprechlich wohlthätiger Geist darein gesetzt hat. Wenn ich im blumigen Gefilde seine jungen Tritte leite; wenn er mit reger, fröhlicher Munterkeit von einer Blume zur andern hüpft, und ihre vielfache Bildung und Farben mit sprachloser Verwunderung bey sich selbst vergleicht; wenn ihn alles anzulächeln scheint; wenn er voll Entzückung die süſsen Geister der Rose in sich athmet: dann will ich mich unter die Blumen setzen, und den zärtlichen Knaben an mein Herz drücken, und sagen: Siehe, mein Kind, diese schönen Auen waren vor wenigen Wochen mit Schnee bedeckt, diese grünen Bäume standen ohne Schmuck, wie verdorret; diese ganze Gegend schien vor Kälte verschmachtet zu seyn, und wir alle hätten zuletzt in derselben verschmachten müssen. Aber ein gütiger, liebreicher Geist, der über diesem Himmel wohnt, und seine Freude daran findet, alle Lebendigen mit Freude zu erfüllen, hat Mitleiden mit uns gehabt, und uns die warme erquickende Sonne zugeführt. Sobald er diese Erde anlächelte, grünten die Bäume, und tausend Blumen stiegen aus dem zarten Gras hervor, unser Auge und unsern Geruch zu ergetzen, und mit uns eine unzählbare Menge von Thieren zu speisen. Und warum liebt uns der groſse Herr des Himmels so sehr? Höre, mein Kind, wie groſs unsre Seligkeit ist! Alles was du hier um dich siehest, der Himmel und die Erde sind das Eigenthum Gottes, (mit diesem Nahmen nennen wir unsern groſsen unsichtbaren Wohlthäter) alle diese angenehmen Dinge, diese Auen, diese grünen Wälder, diese lieblich singenden Vögel, diese Thiere, und wir Menschen, alles was du siehest, alles was ist und lebt, ist ehemahls nicht gewesen; und wir wären jetzt noch nicht, so wie du vor wenigen Jahren noch nicht warest, wofern nicht dieser Gott uns, und alles was um uns ist, gemacht hätte. Und jetzt liebet er uns, weil er unser Vater ist, und er hat uns versprochen, uns ohne Aufhören immer mehr Gutes zu thun, wenn wir ihn wieder lieben, und uns befleiſsigen, selbst gut zu seyn. Auf einige Zeit hat er uns in diese angenehme Wohnung gesetzt, und da giebt er uns alle Tage neue Proben seiner Güte, damit wir ihn lieben, und uns bestreben immer besser zu werden, damit er uns immer mehr Gutes thun könne; denn weil er selbst lauter Güte ist, so kann er das Böse nicht leiden. — Auf diese Weise will ich dieser jungen wissensbegierigen Seele ihre Speise geben; aber nur die Milch der Wahrheit, wie es sich für dieses Alter schickt. Ich will sein Herz gewöhnen, nur die Wahrheit, nur das Gute zu lieben; dieſs ist die beste Zubereitung einer menschlichen Seele zur Religion, welche die höchste Vollkommenheit unsrer Natur, und die Quelle der Glückseligkeit ist. Wer das Gute liebt, muſs auch Gott lieben, und wer Gott liebt, verachtet alles, was ihn nicht zur Vollkommenheit befördert, weil er Gott desto mehr lieben kann, je vollkommner er ist. Und so werde ich dich, du süſser Liebling meines Herzens, zu jeder Vollkommenheit bilden, wenn ich dich von deiner zarten Jugend an zur Wahrheit und Ordnung und Güte bilde. Hierin soll meine mütterliche Liebe keine Grenzen haben. Sie wird nicht, wie die kindischen Mädchen, welche zu früh Mütter werden, indem sie selbst noch unerzogen sind, sie wird nicht aus blöder Gefälligkeit deiner Neigungen schonen, wenn sie auch nur in ihren entferntesten Folgen dir zum Schaden gereichen könnten. Sie wird streng gegen die Gebrechen deines Temperaments und gegen die kleinsten Ausbrüche des angebornen Ubels seyn. Ich werde nie vergessen, daſs du nicht mein Geschöpf bist; ob ich gleich deine Mutter heiſse, sondern daſs du mir von Gott anbefohlen bist, dem ich dich zuführen soll. Welch ein Triumf wird es für mich seyn, dich an dem groſsen feyerlichen Tage deinem Schöpfer darzustellen, dessen Gnade meine treuen Bemühungen unterstützt, und mich zu einem nützlichen Werkzeug, seine Ehre auf dieser Erde zu befördern, gemacht hat!

In solche heilige Gedanken ergieſsen sich die stillen Empfindungen dieses mütterlichen Herzens. Eine solche Mutter zu seyn, ist die höchste Stufe des weiblichen Ruhms. Entsaget der Eitelkeit und der Ausschweifung, ihr Schönen; bearbeitet euern Verstand, und erweitert euer Herz, daſs der groſse Gedanke, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden, darin Raum habe. So werdet ihr dem Stande, in welchen ihr zu treten wünschet, gröſsere Ehre machen, und unsre Kinder werden den Affen weniger ähnlich seyn, und der Welt zu einem bessern Geschlechte von Menschen Hoffnung machen.

9.

O du, welche nur der Enthüllung vom Leibe bedarf, um ein Engel zu seyn, schöne harmonische Seele! desto schöner, da Demuth und bescheidnes Miſstrauen deine eigene Vortrefflichkeit vor dir verbirgt; erlaube, Selima, daſs mein Geist sich im Stillen dir nähere, und dir helfe die Gedanken aufzuklären, die jetzt deinen seligen Geist erfullen, und ein so himmlisches Lächeln über dein sanftes Antlitz verbreiten. — Du denkst die allgegenwärtige Liebe, den Erbarmer der Menschen — die versöhnte Erde — die Erneuerung zur Heiligkeit und Ordnung, den aufgeschloſsnen Himmel — die unaussprechliche Ewigkeit. Diese Wahrheiten, die für die meisten Nahmen ohne Bedeutung und Kraft sind, entzücken dein Herz. Du siehest diese vergängliche Welt, dieses unnütze Leben, diese heitern oder finstern Träume, die wir träumen und Glück oder Unglück nennen, in einem ganz andern Licht, als bethörende Leidenschaften sie zeigen; die Freuden der Welt verlieren darin ihren blendenden Schimmer, und, was sie Übel nennt, seine schreckliche Gestalt.

Aber was für eine Weisheit hat dich zugleich so erhaben und so richtig denken gelehrt? Welcher Geheimnisse hat sich dein forschender Geist bemächtigt? Welcher magischen Kräfte, die Gestalt der Dinge zu verwandeln, und dich in einen Himmel zu versetzen, während andre im Thal des Jammers und der Thränen schmachten, und eine noch gröſsere Anzahl den Schmerz im Arme der Fröhlichkeit findet, und sich jauchzend in ihr Elend hinab stürzt? Haben dich tiefsinnige Platonen oder Epiktete deine Weisheit gelehrt? Oder haben die geheimniſsvollen Agyptischen Tempel ihre Heiligthümer vor dir aufgethan? Nichts minder! Du würdest noch ferne von der Glückseligkeit seyn, wenn du sie auf Abwegen gesucht hättest. Deine Weisheit ist eine göttliche Weisheit. Du bist eine Christin! Ein Strahl der Gottheit ist in deine Seele gefallen, und hat dein inwendiges Auge geöffnet, die wahre Gestalt der Dinge zu sehen. Glückliche Seele, die in diesem Lichte wandelt! Sie ist die kräftigste Widerlegung der Thoren, welche den Glauben der Christen verspotten. Nennet mir, ihr Sofisten, einen gröſsern und glücklichern Menschen als den Christen, wenn ihr könnt. Wie hoch ist seine Art zu denken über die kriechenden Meinungen und thierischen Empfindungen der kleinen Seelen erhaben, die nicht weiter denken, als ihre Sinne reichen! Er lebt in einer andern Welt als sie. Seine Welt ist lauter Schönheit, lauter Harmonie; denn er siehet sie in dem Glanze, welchen die Allgegenwart Gottes über sie ausbreitet. Alles was gut, da der ruhende Schöpfer sein vollendetes Werk mit zufriednem Blick überschaute — alles wird gut seyn, wenn er nach Vollendung der Zeiten alles in allem seyn wird. Der Christ sieht die Zukunft schon im Gegenwärtigen eingehüllt; dieſs beruhigt ihn über alles Übel, womit er die Welt gedrückt sieht. Er verehret in jedem Schicksal den weisesten Vater. Die Natur ist für ihn ein zweytes Paradies. Hier schöpft er seine Freuden; hier erhöhet und erweitert er seine Neigungen; hier lernt er göttlich denken. Sein von allgemeiner Liebe überwallendes Herz ergetzt sich an der allgemeinen Blüthe und Wonne der Dinge. Er freut sich, alles was lebt unter dem Zepter Gottes glücklich zu sehen. Nichts betrübt ihn, als das moralische Elend der Menschen. Denn die menschliche Natur ist in seinen Augen groſs und ehrwürdig. Er kann nicht klein von dem Menschen denken, den Gott nach seinem Bilde schuf, zu dessen Erhaltung so groſse geheimniſsvolle Anstalten gemacht wurden, und dessen Natur der Gott-Mensch über die Erzengel erhob. Wie ungleich ist hierin sein Urtheil den Vorurtheilen der Thoren! Nichts kommt ihm klein vor, was das Unsterbliche in uns angeht, was uns bessert oder verschlimmert. Gold, Schätze, prächtige Nahmen, und die ganze schimmernde Rüstung der Eitelkeit; dieſs sind ihm Kleinigkeiten, und liegen, mit Staub bedeckt, tief unter ihm. O wie gar eine andere Gestalt hat diese

Erde in seinen Augen, als sie in den blöden schielenden Augen der Verkehrten hat! Myriaden von Serafim schweben, nur dem Geiste des Christen sichtbar, unter den Wolken, und beobachten unsere Thaten, beschützen die hülflose Kindheit und die gleitende Unschuld, athmen Friede in die Seele des Frommen, und zählen die Thränen der leidenden Tugend. Eine erhabene Wahrheit, welche die Thoren für Schwärmerey und die Weltweisen für einen anmuthigen dichtrischen Einfall halten, und die nur der einfältig weise Christ glaubt und empfindet: Die Erde ist die Pflanzschule des Himmels. Die Allgegenwart der versöhnten Gottheit ist über sie ausgebreitet. Unser Richter ist selbst der Aufseher und Zeuge unsers Lebens. Und was ist dieses Leben als ein Stand der Prüfung und Vorbereitung, worin sich alles auf eine andre Welt beziehet, worin wir aussäen, um in einer noch unbekannten Zukunft zu ernten, worin das Wohl oder Elend unsrer ewigen Dauer von einer jeden Stunde abhängt? Hier muſs entschieden seyn, was wir dort werden können! hier müssen wir uns gewöhnen himmlisch zu denken, um dort an den Geschäften und Freuden der Himmlischen Geschmack zu finden; hier muſs unsere Seele von den Hefen der Sinnlichkeit und Selbstheit gereiniget werden, wenn uns die lautern Ströme des Äthers nicht wie Schaum von sich auswerfen sollen. Aber auch hier, schon hier, kann unsre Seligkeit angehen, die dort vollendet werden wird; schon hier kann unser Geist, wie Henoch, mit Gott leben, welchen er zu schauen erschaffen ist.

O unaussprechlicher Gedanke! Empfinde ihn ganz mit mir, theure Selima; ihn nur zu denken, ist schon ein Vorschmack des Himmels, der uns den Geschmack an allen irdischen Freuden nehmen sollte! — Und wer ist nun, der uns unglücklich nennen darf, und wenn auch unsre Leiden so vielfach und so schwer wären, als der ersten Bekenner des Christenthums? — Und wofür anders sollen wir die Stimme der Klage oder des Unmuths, die sich manchmahl in uns empören, halten, als für giftige Anhauchungen eines bösen Dämons, der uns wider unsre Absicht gegen unsern Schöpfer undankbar machen, und das Ziel, wornach wir streben, uns aus den Augen rücken will? Hinweg mit jeder Empfindung, die nicht aus der groſsen Wahrheit, daſs wir für das Anschauen des Ewigen erschaffen sind, entspringt oder in sie zurück flieſst! Hinweg mit aller Trägheit, mit allem Unmuth, mit allem, was die Seele im Fluge zur Vollkommenheit aufhält und niederschlägt! Eine heilige Freude soll sich unsrer Seele bemächtigen. Siehe rings um dich her, und betrachte alles im göttlichen Lichte, welches von dem Angesichte dessen ausgeht, der der Abglanz der Herrlichkeit Gottes ist. Wie entzückt ist dein Geist über dieses Gesicht! Dieſs ist das Licht, in welchem die Heiden wandeln sollen. Alles erscheint zu helfen wissen: denn er würde sich ohne Zweifel vor Hunger oder Ungeduld so lange herum wälzen, bis er dem einen Heuhaufen näher wäre als dem andern.

4) S. 215. v. 157. Schweizers Gesange etc. —

Die launenhafte Göttin Tyche, welche nicht gewohnt ist, „Glück und Verdienst gegen einander gleich zu wägen," hat dem hier genannten groſsen Musik-Künstler den Platz, der ihm, neben den Jomelli's, Sacchini's, Gulielmi's, Sarti's und ihres gleichen, unter den dramatischen Komponisten gebührt, in der Meinung der Welt (die ihn wenig kennt und in welcher er nie empor kommen konnte) nicht zu Theil werden lassen. Aber gewiſs wird niemand, der die von ihm in Musik gesetzten Singspiele, Elysium, (von J. G. Jacobi) Alceste, und Rosemunde, besonders das letztere, kennt, oder ehmahls zu Mannheim aufführen gehört hat, es unserm Dichter verdenken, daſs er seinem verewigten Freunde bey dieser Gelegenheit eine Gerechtigkeit erweist, die nichts dadurch verliert, daſs sie aus dem naiven Mund eines so unbefangenen Wesens kommt als Silens Esel, zumahl da dieser hier als Repräsentant vieler anderer spricht, die sich, wiewohl mit kürzern Ohren, in einerley Falle mit ihm befinden.

da in seiner wahren Gestalt. Die Welt — ist ein Tempel Gottes; die Erde — das Land seiner Offenbarung, wo er wandelte; jedes Geschöpf von der Sonne bis zum kleinsten Grase — ein Zeuge der Gegenwart Gottes; die Menschen — unsre Brüder, Befreundete der Engel; dieſs Leben ein Weg zu Gott; der Tod — ein lieblicher Bote, der uns das wahre Leben ankündiget; das Weltgericht — ein Triumf der göttlichen Gnade und der erneuerten Unschuld; die Ewigkeit — eine unendliche Aussicht in Licht und Wonne.

10.

Wir würden glücklich seyn, Eulalia, wenn wir uns der Vortheile, die wir immer in unsrer Gewalt haben, recht bedienten. Nichts ist so sehr unser eigen, als unsre Gedanken. Alles andre ist auſser uns. Die Güter des Glücks sind unbeständig, die liebsten und würdigsten Gegenstände unsers Herzens können uns aus den Augen genommen werden, aber unsre Gedanken ersetzen uns alles. Die Seele ist da, wo sie denkt. Durch ihre Gedanken kann sie sich mitten im Leiden einen Himmel um sich her verschaffen; in Gedanken kannst du, o Eulalia, in die goldenen Zeiten der Unschuld zurückkehren, unter den Hütten der frommen Patriarchen wohnen, oder wie die unschuldsvolle Maria zu den Füſsen des Erlösers sitzen, und die Worte des Lebens von seinem holdseligen Munde hören. In Stunden, da du nichts auſser dir hast, das dich erfreuen oder lieblich beschäftigen könnte, kannst du, in dich selbst geschmieget, dich mit deinen eignen Gedanken besprechen, und eine Unterhaltung in dir selbst finden, die dich den angenehmsten Umgang und die ausgesuchtesten Ergetzungen nicht vermissen läſst. Laſs keine dieser glücklichen aber geflügelten Stunden ungenossen vorbey gehen, da die Seele in einer erwünschten Einsamkeit aufgelegt ist, sich selbst glücklich zu machen. Eine einzige Stunde wird einen sanften Glanz auf ganze Tage verbreiten, und dir eine neue Kraft zum wahren Leben einflöſsen. Bald überzähle bey dir selbst, wie viele Wohlthaten du dem Vater aller Geister zu danken hast; steige so weit zurück als du kannst, und rechne sie nach einander her. Wie manche wirst du finden, bey der deine gerührte Seele in anbetender Entzückung still stehen wird, um ihren ganzen Werth zu überdenken! Diese Gedanken werden dich in die Fassung setzen, welche der Schöpfer am meisten liebt, und worin wir am fähigsten sind, neue Gnaden von ihm zu empfangen. — Zu einer andern Zeit laſs dein eignes Leben (den Traum!) vor deiner Seele vorbey gehen; erinnere dich deiner Gemüthsverfassung in den verschiedenen Perioden desselben; bemerke, wie du dich nach und nach entwickelt und verbessert hast, und was diese glücklichen Veränderungen veranlaſst und befördert hat; genieſse den Beyfall des Gewissens (der Gottheit in uns) bey der Erinnerung an gute Thaten; und wenn du auch Eitelkeit und Thorheit unter den Gedanken und Neigungen erblickst, denen du ehemahls eine unverdiente Stelle in deinem Herzen erlaubtest, so lösche diese unangenehmen Bilder durch eine reuige, demüthige Thräne aus. — Oder versammle das Andenken aller der Seelen um dich her, die du jemahls geliebt hast; der Seelen, die, wie du, von der Welt nicht gekannt, ihre gröſste Sorge seyn lassen, sich zur Ewigkeit anzuschicken, und die entweder jetzt in himmlischen Sfären vor den Augen ihres Königs und Bruders wandeln, oder noch in dieser Dämmerung irren, und vielleicht durch ganze Provinzen von dir geschieden sind, aber nichts desto weniger von dir geliebt werden, und sich mit dir der entzückenden Hoffnung getrösten, daſs eine beſsre Welt uns alle zusammen bringen wird. Wenn Leiden und Prüfungen deine Seele drücken und deine Geduld müde machen, o so siehe zurück auf die, welche vor dir gelitten haben — auf so viele Heilige, welche von der Welt geschmähet, verfolgt, vertrieben, gepeinigt und getödtet wurden — auf die Zeugen der Wahrheit, die in der ausgesuchtesten Marter lächelten, weil sie voll Glauben und Entzückung den Himmel eröffnet sahen, — auf so viele tugendhafte Seelen, die jetzt unter den Engeln leuchten, aber in dieser Welt verkannt, verachtet und verlassen ihren einsamen Weg fortgingen, und durch alle Hindernisse hindurch brachen, weil sie gewiſs waren, daſs sie nach dieser Pilgrimschaft in den ewigen Wohnungen ruhen würden! — O wie werden diese Gedanken dich zu gleicher Zeit beschämen und stärken! — Wer wollte nicht gern leiden, da der göttliche Mittler das Kreuz zu einem Ehrenzeichen gemacht hat! Wer wollte nicht leiden, da wir eine so groſse Hoffnung haben, dereinst zu dem ewigen Ruhetage Gottes einzugehen!

Diese Betrachtung, Eulalia, mache zu dem liebsten Gegenstand deiner Gedanken. Sondre so oft du kannst deine Seele ab, begieb dich ins Einsame, und erhebe dich auf den Flügeln des Glaubens in die lichtvollen Gegenden der Seligkeit; dort schlage gleichsam deine Wohnung auf, und mische dich im Geist unter die Köre der Serafim, die unaufhörlich den Ewigen loben. Vielleicht, daſs in solchen heiligen Stunden ein göttlicher Strahl in deine Seele fällt, und dir in glänzenden Bildern auf eine lebhaftere Art die Seligkeiten zu empfinden giebt, die noch kein sterbliches Auge gesehen hat. Aus solchen erhabenen Entzückungen wirst du eine neue Kraft zurück bringen, deinen Lauf in dieser Welt freudig fortzusetzen, unermüdet zu seyn im Kampf mit den Leidenschaften, welche wider die Seele streiten, unermüdet in der Geduld, inbrünstiger in der Liebe Gottes und des Nächsten. Denn nur dazu dienen diese hohen Betrachtungen und Entzückungen, daſs sie, gleich einem kräftigen Sonnenschein, den Wachsthum aller Tugenden in uns befördern. Die Zeit ist noch nicht gekommen, da wir die Offenbarungen der Gottheit mit aufgedecktem Angesicht sehen werden. Alles, was uns vergönnt ist, sind Blicke des Glaubens in die Ewigkeit, welche uns tüchtiger machen, in dieser vergänglichen Welt unsrer Erwählung gemäſs zu leben.

11.

Komm, meine Seele, und ersetze mir, was mir das Schicksal nicht gewährt hat! Sie starb, die liebenswürdige **Ismene**, und ihr Freund hat nicht ihren letzten entfliehenden Hauch aufgefaſst, noch ihr geheiligtes Grab mit Blumen bestreut. Aber keine Entfernung der Örter soll den Geist, dessen Gedanken sich in keine Grenzen einschlieſsen lassen, verhindern, in dieser mitternächtlichen Stunde das gebeinvolle Gefilde zu besuchen, wo deine werthe Asche mitten unter den Gräbern entschlafner Christen ruhet, und vielleicht, wenn der Frühling zurück kommt, in jungfräuliche Blumen hervorbricht. Hier will ich mich, von der heiligen Todesstille umgeben, zu deinen Häupten lagern, und den ernsten Träumen nachhängen, die, wie aus diesen Gräbern, in meine Seele empor dünsten.

Seliger Schatten, wenn du hier um die morschen Trümmer deiner anmuthsvollen Hülle schwebest, oder bist du, von Sympathie und ewiger Liebe gezogen, bist du jetzt der Genius meiner Selima, — der edelsten und schönsten Seele, die noch im irdischen Leibe wallet — vergieb diesen Thränen, welche die Zärtlichkeit, nicht der Schmerz vergieſst. Wie süſs ist mir jetzt dein Angedenken! Welch eine selige Zufriedenheit ist die meinige, wenn ich an unsre Freundschaft zurück denke, die von der Tugend gestiftet und von der Weisheit geleitet wurde. Wie billiget meine Seele sich selber, daſs jene blühende Jugendfarbe, und die reitzende Anmuth, von denen jetzt unter diesem Todtenhügel keine Spur mehr übrig ist, mich nicht verblendeten, dich für etwas andres, als für eine Unsterbliche anzusehen, der ich nur darum auf ihrem Wege begegnen muſste, um ihr brüderlich die Hand zu bieten, um sie in der Glückseligkeit und Tugend zu befestigen, deren selige Folgen sie jetzt unter den vollendeten Frommen einsammelt. Wie glücklich, daſs dein Freund damahls so dachte, wie er jetzt auf deinem Grabe denkt! O ihr heiligen, feierlichen, ihr groſsen Gedanken! Empfindungen, die jetzt meine Seele langsam empor heben, möchtet ihr nie wieder erlöschen! Ihr frommen Todesgedanken, die mein Herz liebt, und mit denen es sich gern wie mit vertrauten Freunden unterhält, welch eine heilsame und balsamische Kraft flieſst von euch aus! Wie würdig unserer Bestimmung ist die ernste, geistige Freude, die ihr einflöſst! Wie viel süſser, als die rauschenden, unbesonnenen Freuden der Thorheit! Wie viel harmonischer mit dem Zustand eines vom Himmel verbannten Geistes; der zur Prüfung seiner Standhaftigkeit und Tugend in einer Wüste herumirrt, wo er mehr leiden als thun, und seine Glückseligkeit nur hoffen soll! Jauchzende Freuden sind für den Thoren, der alle seine Wünsche auf das thierische Leben einschränkt, und im Arme der Wollust in sein altes Nichts zu zerflieſsen hofft. — Der Christ findet in diesem Vaterlande der Thiere nichts, daſs ihn entzücken, oder seine Neigung an sich heften könnte — nichts als Unschuld, Tugend und Weisheit, unsterbliche Schönheiten, die im irdischen Boden fremde Pflanzen sind, aber bald in die himmlischen Gefilde versetzt werden sollen, wo sie einheimisch sind, und bis zur englischen Vollkommenheit aufblühen. Was ist auſser diesen, das unsre Seele, ohne sich bald selbst widersprechen zu müssen, ein Gut nennen könnte? Erfahren wir nicht alle Tage, daſs alles Eitelkeit ist, was uns nicht in ein besseres Leben folgt? Wo ist eine vergängliche Freude, die unsre Hoffnung nicht betrogen habe? Und doch sind wir so schwach, daſs wir uns immer in Gefahr setzen, von neuem betrogen zu werden. O kommt mir zu Hülfe, ihr feierlichen Bilder des Todes, des nächtlichen Grabes und der ernsten Ewigkeit! Kommt und treibt meine Seele zurück, wenn sie sich von dem geraden Pfade entfernen will! Wenn eine schmeichelnde Lust mich der höchsten Schönheit, die ich allein zu lieben verpflichtet bin, ungetreu machen will; wenn Hoheit und Reichthum und Gewalt mir in einem Glanz erscheinen wollen, den sie nur durch eine kranke Einbildungskraft erhalten; wenn mein Eifer für das Gute träge wird, meine Standhaftigkeit vor den Hindernissen, die ihr im Wege liegen, erzittert; wenn ich, vom herrschenden Beyspiel der Welt angesteckt, in irgend einem Fall aufhören will so zu denken wie ich rede, zu handeln wie ich lehre, zu seyn wie ich scheine; o so kommt, ihr Todesgestalten, ihr Bilder der dunkeln Zukunft, ihr Erinnerungen an die letzte Stunde und den feierlichen Tag des Gerichts! kommt und machet die Fantomen der Sinnlichkeit verschwinden; begeistert mein Herz mit neuem Muth und unüberwindlicher Stärke, den unedlern Theil meines Selbsts zu besiegen, und den Lauf immer schneller fortzusetzen, den ich mit Schwachheit angefangen habe! Die höchste Weisheit des Menschen ist, so zu leben, daſs er beym Eintritt in die Pforte der Ewigkeit ohne Schrecken und mit billiger Zufriedenheit zurück sehen könne. — Ja, himmlische Ismene, mein erhabner Stolz strebt darnach, hier schon so zu denken, wie du jetzt denkest, da du Leben und Tod und Ewigkeit in ihrem wahrem Verhältniſs gegen einander ansiehest! Der Beyfall der Menschen ist mir nicht hinlänglich! Ich will von unsichtbaren Zuschauern gebilliget seyn! Ich will, daſs du mit zufriednem Blick auf mich herab lächeln könnest. Mein Geist hat seine eigene Würde erkannt; er weiſs seine Geschäfte — sie sind, gleich den deinigen, Gott zu verherrlichen. Dieſs sey meine unaufhörliche Bestrebung, wo ich auch seyn möge, im Leibe oder auſser demselben, auf diesem oder jenem Striche des Erdbodens, in diesem fremden Lande, oder daheim, im wahren Vaterlande der Geister. In diesen Gesinnungen soll deine Vollendung, o Ismene, diejenigen stärken, die dich liebten; denn wie können wir dir bessere Proben unsrer reinen und unsterblichen Liebe geben, als wenn wir uns würdig machen, auch noch jetzt von dir geliebt zu seyn, und, nach Vollendung unsrer Pilgrimschaft, in den seligen Reichen der himmlischen Liebe wieder mit dir vereiniget zu werden?

12.

Die meisten Menschen, Arete, sind von Empfindung ihres eigenen Werths aufgeblasen, weil sie nicht wissen, was der wahre Werth des Menschen ist. Sie kennen sich selbst nicht, weder was sie sind, noch was sie seyn wollen. Eine weise Seele vergiſst nie, daſs ihr wahrer Werth von Gott selbst abgewogen wird, und daſs auf der Wage des Gerichts weder Schönheit noch Witz, weder Reichthum noch Hoheit ein Gewicht machen. Der Mensch ist auch hier schon nicht mehr werth, als er seyn wird, wenn er, vom Leib entblöſst, entweder mit seiner Tugend oder mit dem Bewuſstseyn eines übel geführten Lebens, in die unsichtbare Welt eingehen wird. Diese wichtige Wahrheit schwebt einer solchen Seele allezeit vor; und wie kann sie dann anders als demüthig seyn? Wohin sie ihre Augen wirft, findet sie Gegenstände, die ihr ein Gefühl ihrer Unvollkommenheit geben. Denkt sie an Gott, so sieht sie, daſs sie nichts Gutes hat, das nicht von ihm ausgeflossen wäre; sie überlegt die Menge seiner Wohlthaten, und ermüdet, sie herzuzählen. Wie wenig, sagt sie beschämt zu sich selbst, habe ich mir noch alle diese Gnaden zunutze gemacht! Wie weit wäre vielleicht ein andrer in der Tugend fortgegangen, wenn er so kräftig und vielfach zu ihr wäre gezogen worden, wie ich! — Sieht sie auf ihre Nebengeschöpfe, so macht sie sich neue Vorwürfe. Die leblosesten Werke Gottes beschämen sie. Die ganze Natur gehorcht dem Wink ihres Schöpfers; die Sonne und die Sterne laufen unermüdet in ihren Kreisen; alles ist in Bewegung, mit ehrfurchtsvoller Stille den Endzweck des Ewigen zu vollbringen. — Und ich! wie saumselig bin ich, saumselig in Pflichten, deren Ausübung doch mein eignes Bestes ist! — Wirft sie einen Blick auf die Seligkeiten, welche ihr der göttliche Versöhner aufgeschlossen hat, auf die unermeſsliche Herrlichkeit

5) S. 216. v. 203, 4. Zum Zeichen, wie weit u. s. w.

Diese beiden Verse, die in den ältern Ausgaben fehlen, schienen, zu Beschönigung der Ungereimtheit, den Dichter-Schwan eine so ekstatische Rolle bey Junons Pfauen spielen zu lassen, unumgänglich nöthig zu seyn.

der Tugendhaften, die dereinst den Engeln gleich sind, und zum Anschauen der Gottheit zugelassen werden; o welche mächtige Gründe sich zu demüthigen giebt ihr dieser Gedanke, ob er gleich so stolz zu seyn scheint! Eben dieser groſse Gedanke — Es wartet eine unaufhörliche und vollkommene Seligkeit auf mich, — setzt unsre Unwürdigkeit in das helleste Licht! Ach Arete, wenn gleich unser ganzes Leben eine einzige Kette von lauter tugendhaften, groſsmüthigen und wohlthätigen Werken wäre, so hätte es doch mit einer unendlichen Belohnung kein Verhältniſs. Aber unser Herz sagt uns, daſs wir noch lange nicht das sind, was wir nach unsrer eignen Einsicht seyn sollten. Denke nur an dieses einzige: Wie oft murret unsre Seele, wenigstens in geheim, gegen die göttlichen Schicksale, gegen den Zusammenhang der Dinge, gegen Zufälle, welche doch mit den Absichten Gottes übereinstimmen! Wie oft ermüdet unsre Geduld, da wir doch einen Himmel voll unsterblicher Wonne über uns sehen, gegen welchen alle Leiden dieser Zeit kaum für einen schreckhaften Traum anzusehen sind, der bald vorüber geht, und uns die Glückseligkeit unsers Zustandes, wenn wir erwacht sind, nur desto besser fühlen macht! O was für unvollkommene, sich selbst ungleiche, schwache und ohnmächtige Geschöpfe sind wir! Wie wenig Ursache haben wir, uns in unsern guten Eigenschaften zu spiegeln, oder, wie Narcissus in der Fabel, in unsre eigne Schönheit verliebt zu werden! Wir mögen so gut seyn als wir wollen, so überwiegen unsre Mängel allezeit. Wenn es uns Ernst ist, nach der Vollkommenheit zu streben, so müssen wir demüthig seyn. Die schmeichelhafte Beschauung unsrer schönen Seite nutzt uns wenig, besser zu werden. Wir müssen unsre Gebrechen anschauen und empfinden, wenn wir von ihnen befreyt werden wollen.

Wie liebreich meinte es also unser göttlicher Lehrer mit uns, da er uns die Demuth so nachdrücklich anbefiehlt! Der Stolze nimmt immer ab im Guten, weil er nimmer wachsen zu können glaubt; er reiſst alle Wohlthaten Gottes unerkenntlich zu sich, als ob sie ihm gebührten, und murret, wenn seinen Verdiensten, wie er glaubt, nicht Gerechtigkeit widerfährt. Er hasset andere wegen der Vorzüge, die er an ihnen glänzen sieht, als ob es Vorwürfe wären, die ihm zeigten, daſs ihm noch etwas fehle. Er verachtet alles Vortreffliche, wovon er selbst nichts besitzt; und brüstet sich dagegen mit Vorzügen, die vielleicht nur falsche Juwelen und Flittergold sind. Er ist ein strenger Tadler der kleinsten Schwachheiten seiner Brüder; seiner eignen Häſslichkeit sich unbewuſst, beobachtet er mit einem Schalksauge kleine kaum merkliche Flecken an den schönsten Seelen. Nur der Demüthige kann ein wahrer Menschenfreund seyn; nur er kann Mitleiden mit dem moralischen Elend der Menschen haben, welches bejammernswerther ist, als alle Gebrechen des Leibes und Widerwärtigkeiten des Glücks; nur er kann sanftmüthig seyn, und andre mit Liebe bessern, weil er die Strenge nur für seine eignen Fehler behält. Und so wächst er unvermerkt im Guten, steigt von einer Stufe der Weisheit und Tugend zur andern, und wird den Engeln ähnlich, indem er nur ein schwacher Sterblicher zu seyn glaubt.

Es ist wahr, die Demuth verhüllet unsre Tugenden vor dem blödsinnigen Auge der Thoren, welches durch Schimmer und Lärm zur Bewunderung aufgefordert seyn will; aber sie gleicht der sittsamen Kleidung einer jungfräulichen Schöne, welche dem Weisen desto mehr gefällt, je mehr sie ihre keuschen Reitze zu verbergen sucht. Und was liegt uns daran, wenn uns Menschen nicht beobachten, da Engel die Bewunderer der einfältigen und demüthigen Tugend sind? Denn Demuth ist eine englische Eigenschaft; die Serafim, so rein und heilig sie sind, werfen ihre Kronen vor dem Unendlichen nieder, bedecken ihre Angesichter, und erkennen sich unwürdig, seine Herrlichkeit anzuschauen.

Aber indem ich, Arete, diese dir eigene Tugend preise, darf ich nicht vergessen, dich vor einer gewissen Schüchternheit zu warnen, die nicht selten die Gestalt der Demuth annimmt, und unter diesem Schein schon oft auch redliche Gemüther getäuscht, und im Lauf zur Vervollkommnung aufgehalten hat. Dieser Mangel an Muth hat ihre

Kräfte niedergeschlagen; sie haben ihre eigne Stärke nicht gekannt, ja sich sogar eingebildet, unsre Seele müsse nur leiden, was Gott unmittelbar in ihr wirken wolle, ohne selbst an ihrer Verbesserung zu arbeiten. Diese Irrthümer sind aus einem undeutlichen Begriff von der Demuth entsprungen. Die Demuth schlieſst weder das Bewuſstseyn unsrer guten Eigenschaften, noch die eifrige Bestrebung nach höhern Graden der Vortrefflichkeit aus. Sie soll uns in dieser edeln Bestrebung viel mehr fördern als zurück halten. Die falsche Demuth erkennt nicht bloſs ihre Unvollkommenheit, sondern es scheint auch, daſs sie sich in derselben gefalle, und daſs sie sich, aus Furcht stolz zu werden, auch vollkommner zu werden fürchte. Verachte, Arete, diese schädliche Blödigkeit des Geistes. Vergiſs nie, daſs du, deiner ursprünglichen Natur nach, nur ein wenig minder als die Engel gemacht bist, und daſs du nach deiner Vollendung den Engeln gleich seyn wirst. Denke nicht gering von den Fähigkeiten der menschlichen Natur, denn dieſs hieſse göttliche Gaben gering achten; denke nicht zu gering von dir selbst, da dich die Gnade, welche deiner Redlichkeit zu Hülfe gekommen, schon so weit gebracht hat. Der Schöpfer gab dir eine fruchtbare Seele, welche nur des erwärmenden Sonnenscheins der Weisheit nöthig hatte, um tausend liebliche Blumen und gesunde Früchte hervorzubringen. Er läuterte dich durch Prüfungen; er übte dich in der geduldigen Ergebung in seinen Willen; er lehrte dich den geringen Werth der irdischen Dinge; er bildete dein Herz nach der göttlichen Vorschrift Jesu zur Unschuld und Menschenliebe; dein innigstes Vergnügen ist, die Tugend und die Gottseligkeit ausgebreitet zu sehen, deine angelegenste Sorge, dich unaufhörlich zu verbessern. Du vollbringst mit willigem Gehorsam die gering scheinenden Pflichten dieses Lebens, und deine zärtlichsten Neigungen beziehen sich auf die Ewigkeit. Soll eine solche Seele jemahls niedergeschlagen und kleinmüthig seyn, auf den Pfaden des Friedens fortzuwandeln? Bemühe dich nur so viel du kannst, deine Erkenntniſs zu lauter Licht und Wahrheit, und deine Liebe immer reiner und ausgebreiteter zu machen. Hierdurch wirst du zugleich in der Demuth und in der Vollkommenheit zunehmen. Denn unsre Vollkommenheit besteht darin, daſs wir uns immer mehr von unsern natürlichen und erworbenen Fehlern, von Unwissenheit, Irrthum, Eitelkeit, und allen unrichtigen oder übermäſsigen Leidenschaften reinigen; eine Arbeit, mit der auch die Heiligsten in diesem Leibe des Todes nie zum Ende kommen. Je weiter wir uns von der Unvollkommenheit entfernen, desto näher kommen wir der Vollkommenheit, die allein in Gott ist. Und so viele Schwierigkeiten wir auch auf diesem Wege antreffen, so überwindet doch die Liebe sie alle. Denn was kann einer Seele, die Gott liebt, süſser seyn, als in der Erkenntniſs zu wachsen, die zu ihm führt, und in der Unschuld und Rechtschaffenheit, die uns mit ihm vereiniget?

13.

Derjenige, mit dem sich meine Seele jetzt bespricht, ist einer von den Geistern, welche der Beherrscher der Welt zu seinen Engeln unter den ausgearteten Menschen bestimmt hat, durch welche seine Absichten ausgerichtet, Ordnung und Wahrheit erhalten, und die moralische Welt vor einer gänzlichen Verwirrung bewahret werden soll. Er ist eine von den groſsen Seelen, die von erhabnen Neigungen getrieben, und von mächtigen Kräften in eine immer währende Bewegung gesetzt werden; deren Genius über tausend andre Seelen Gewalt hat, und durch die Stärke seiner Vorstellungen und die Obermacht seiner Gefühle sie wie Wasserbäche leiten kann. Mit diesem möge es mir vergönnet seyn mich jetzt zu ermuntern; eine unbetrügliche Empfindung seiner selbst wird ihm sagen, daſs er es sey, den ich meine, und eine sympathische Gewalt wird ihn nöthigen, meinen Erinnerungen Gehör zu geben.

Das erste, Freund, was ich dir zurufe, ist, kenne dich selbst. Niemand hat diesen Zuruf nöthiger, als diejenigen, welche die Natur zu besondern und groſsen Absichten mit groſsen Fähigkeiten ausgerüstet hat. Die Erfahrung spricht nur allzu stark, daſs auch diese, eben sowohl als die gemeinen Menschen, sehr geneigt sind, sich selbst zu vergessen, und von ihrer hohen Bestimmung abzuschweifen; und nur zu oft ist es schon geschehen, daſs ein Geist mit Engelsfähigkeiten sich selbst zu einer Reihe nichtsbedeutender Beschäftigungen oder Spielwerke gemiſsbraucht hat. Es scheint, daſs viele derselben sich privilegiert glauben, an keine Regeln gebunden und ihre eignen Gesetzgeber zu seyn. Wie sehr betrügen sie sich hierin! Ein Geschöpf ist nur gut, in so fern es die Absicht seines Daseyns erfüllt; ein geschaffner Geist ist nur dadurch groſs, daſs er sich nach den Ideen des obersten Geistes bildet. Was hätte den Unendlichen bewegen können, endliche Geister zu schaffen, wenn er nicht eine Absicht dabey gehabt hätte, die er erfüllt haben will? Und wie kann ein Geschöpf weise seyn, als wenn es sich die Absichten Gottes gefallen läſst? Dieſs ist der Maſsstab, der die Gröſse der Geister miſst.

Der Mensch vergiſst alle Augenblicke seine Abhängigkeit von Gott, vergafft sich am Schimmer der sinnlichen Dinge, und an einem betrüglichen Bilde seiner eignen Gestalt, und übersieht darüber die ewigen Gesetze, auf die er unverwandt sein Auge richten sollte. Der Engel ist ganz mit den Gedanken von der Gottheit erfüllt, und brennet vor Verlangen, ihre Befehle mit fliegender Eile in tausend Welten zu vollbringen. Der ewige Sohn des Vaters, und der König aller Geschlechter der Unsterblichen, sagte von sich: Es sey seine Speise, den Willen seines Vaters zu thun. So ist immer der Vollkommenste derjenige, der der Eifrigste in den Geschäften Gottes ist. Dieſs ist die groſse Regel, welche den Geistern ihren gemeſsnen Lauf anweiset; von dieser ist es unmöglich privilegiert zu seyn. Freylich sind gemeine Formen, thörichte Gewohnheiten, und die engen Begriffe, wornach sich die Unweisen modeln, nicht für edlere Seelen! [1]) Aber Ordnung und Wahrheit und Güte, das Beste des Ganzen und die Verherrlichung des ewigen Geistes, der alles schuf und bewegt und beseelt, — dieſs sind die Gesetze derselben; und ein vernünftiges Geschöpf, das von diesen abweicht, ist ein Planet, der aus seiner Bahn getreten ist, und in seinen eignen Untergang auch diejenigen verwickelt, die er in seinem wilden excentrischen Lauf antrifft.

---

[1]) Der Verfasser hatte hier die Maxime des berühmten D. Swift im Sinne,

That common forms are not design'd
Directors to a noble mind.

Diese Aufſätze wimmeln von ähnlichen Anspielungen, so wie von erborgten Gedanken oder Ausdrücken aus alten und neueren Schriftſtellern, deren er, nach der bequemen Theorie und Praxis seines damahligen Freundes und Vorbildes, des Verfassers der Noachide, sich ohne Bedenken bemächtigte, sobald sie zu den seinigen paſsten, oder ihm die Mühe, für die seinigen selbst einen schicklichen Ausdruck zu suchen, ersparten.

Diese Grundsätze, Amyntor, sollen alle deine Unternehmungen regieren. Verschmähe jede andre Absicht, als diese, nach welcher zu handeln der höchste Ehrgeitz der himmlischen Geister ist, denen du verwandt bist. Andre, deren umnebelter Verstand zu schwach ist, den Eindrücken der sinnlichen Dinge und den Reitzen fantasierter Glückseligkeiten zu widerstehen, mögen Wollust oder eitle Ehre zum Endzweck ihrer Bestrebung machen. Sie mögen alle Schärfe ihres Geistes dazu anwenden, wie sie sich in diesem Schattenleben wio für die Ewigkeit festsetzen, welches eben so viel ist, als ein Gebäude auf Wasser gründen wollen. Andre mögen vor Fürsten und ihren Günstlingen kriechen; mögen Titel, Ordensbänder, Bedienungen, für beneidenswürdige Güter halten, und aus Begierde sie zu besitzen verdorren, wie der Geitzige über seinen Schätzen zum Gerippe wird. — Laſs kleinen Seelen solche kleinfügige Sorgen, und mache du zu deinem Zweck, deine Kräfte in einer so weiten Sfäre, als dir die Vorsehung anweisen wird, zu Beförderung des groſsen Zwecks, zu welchem wir alle geschaffen sind, anzuwenden. Ach! wie wenig sind derer, welche sich in diese Verfassung gesetzt haben! Wie wenige denken mit Ernst an das, was sie zuerst denken sollten! Wie allgemein ist der Miſsbrauch der edelsten Kräfte, weil die Menschen sich anmaſsen, mit sich selbst nach ihrem eignen Wahn zu schalten! Der dichtrische Genie, den die Musen erzogen haben, und die Grazien begeistern, welcher ein besserer Pindar seyn könnte, ist ein Anakreon; und Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Kören harmonisch, die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, werden im Lob einer erdichteten Fyllis verschwendet. Derjenige, der bestimmt ist, die Helden und Heldinnen der Tugend aus der Vergessenheit zu ziehen, und in Beyspielen zu zeigen, was edel und schön und der Hoheit der menschlichen Seele anständig ist, und wie nahe an die Engel der tugendhafte Sterbliche reichen kann; dieser Unbesonnene bringt nichts bessers als Bokkazische Mährchen hervor, und will seine Leser durch die Anmuth seiner Erzählung, und durch die naiven Wendungen, die er den Sachen giebt, bereden, als ob das Laster der Natur des Menschen gemäſs sey. Welch eine Menge leichtsinniger und nichtswürdiger Witzlinge hat uns die alberne Sucht zu gefallen geboren, die, wenn sie ihren Geist anstrengen wollten, der edelsten und gemeinnützigsten Unternehmungen fähig wären! — Ist es nicht schändlich, wenn Leute von groſsen Fähigkeiten sich erniedrigen, dem Geschmack und den Vorurtheilen des Pöbels zu fröhnen, dem sie Gesetze geben sollten? Und wie ist es zu dulden, daſs ein filosofischer Geist, der zu einem Lehrer der unreifern Menschen bestimmt ist, der die Irrthümer und Thorheiten mit Herkulischem Muth angreifen, und unsre moralischen Krankheiten mit Sokratischer Geschicklichkeit heilen sollte, daſs ein solcher sich bis

ZWEYTER GESANG.

V. 1 — 13.

Nach Standes-Gebühr, geliebte Brüder, Vettern
Und Söhne, auch Schwestern, Basen und Töchter lobesam,
(So sprach itzt Zevs vom Thron zu den ringsum stehenden Göttern)
Ich war zu jeder Zeit Prozessen herzlich gram
Und nie ein Gott von vielen Worten:
Um also kurz zu seyn, so ist euch allen kund,
Wie lange schon Minerva und Konsorten
Mit Klagen gegen den Sohn der Frau von Amathunt
Olymp und Erde betäuben. Er macht es wirklich so bunt
Und täglich laufen von allen Enden und Orten
So viel Beschwerden bey uns ein,
Daſs unser Richteramt uns wehret
Ihm länger nachzusehn. Beklagter, dem der Schein

zu scholastischen Spitzfindigkeiten, Monadologien und Zänkereyen über längst entschiedene Aufgaben herablassen mag? Aber lasset uns nur gestehen, die Zeit der **Platonen**, und **Xenofonen** und **Plutarche** ist vorbey! Auch die Zeit ist vorbey, da man, statt aufgeblasener Schulgelehrter, jene erhabnen Geister zu seinen Lehrern wählte, die ihre Weisheit aus den reinsten Quellen schöpften, und von einer Liebe zur Wahrheit, und von groſsmüthigen Trieben begeistert wurden, die in unsern Tagen fremd sind. Ach! jene glücklichen Tage sind nicht nur verschwunden, sondern unsre Sofisten sind von ihrer gelehrten Unwissenheit so sehr berauscht, daſs sie von erleuchteten Zeiten schwatzen, und vom Gipfel ihrer auf einander gethürmten Werke, deren Werth sie beym Pfund abwägen, auf die groſsen Genien des Alterthums mit dummer Verachtung hinab sehen, ohne zu wissen, daſs Leute von ihren Fähigkeiten zu Platons Zeit kaum zu Abschreibern gut genug gewesen wären.

Du bist so glücklich, **Amyntor**, besser zu denken, ob du gleich im Vaterlande der Schöpse und unter einer dicken Luft geboren bist. Dein Geist hat sich im geheimen Umgang mit den Weisen eines geistreichern Alters gebildet; sie haben dich mit der Natur bekannt gemacht, und dir die innersten Triebfedern des menschlichen Herzens aufgedeckt. Bey ihnen hast du den feinen Geschmack eingesogen, der das Wahre und Schöne zu prüfen, zu verbinden, und in seinen eignen Ideen und Empfindungen auszudrücken weiſs. Sie haben dich gelehrt, daſs die Filosofie, welche die Sofisten für eine Disputierkunst halten, eine Kunst zu leben sey. Mache jetzt einen würdigen Gebrauch von einer solchen Unterweisung. Habe den Muth, deinen Lehrern nachzueifern, und, wie sie, das Licht, das in dir selbst aufgegangen ist, über andere auszustrahlen. Wenn du Vorbilder haben willst, so wähle sie aus ihnen; fliehe die ansteckende Gesellsellschaft der kleinen Geister, und gehe, von ihrem albernen Hohn ungestört, deinen einsamen Weg fort.

Vor allem aber sey dein Hauptzweck, was das Ziel aller groſs gesinnten Seelen seyn soll, das Beste der Welt, deren Bürger du bist, und die Erhaltung der moralischen Ordnung, welche sich bald in ein Chaos verwandeln würde, wenn die kleine Zahl der Weisen und Tugendhaften ihre heilsamen Strahlen zurück ziehen wollte. Aber die Vollkommenheit weiſs eben so wenig vom Neid, als von Furcht. Sie theilet sich gern mit, und ein Geist, der an Ordnung und Schönheit sich gewöhnt hat, ist voller Geschäftigkeit, dasjenige auch auſser sich hervorzubringen, was er, unter den Einflüssen des göttlichen Geistes, in sich selbst angeordnet hat. Mache keine Entwürfe, wie du in der groſsen Welt, und im Rathe des Fürsten, die Beyspiele eines Epaminondas und Aristides wieder erneuern wollest. Unsere Zeiten leiden keinen Epaminondas, keinen Kato mehr, als in solchen Umständen, wo sie nicht handeln können; die Groſsen erlauben uns nur, was sie uns nicht wehren können, — zu denken und zu wünschen. Wende dich auf eine andere Seite. Hilf die Unwissenheit, die Mutter aller moralischen Ungeheuer, bestreiten. Verbreite die Wahrheit, welche kein Geheimniſs unter etlichen wenigen Adepten seyn soll, über alle Arten von Ständen und Menschen. Spähe die Bedürfnisse der Menschen aus, und vergiſs keines von den Mitteln geltend zu machen, welche geschickt sind, unsern Zustand zu verbessern. Strenge alle deine Fähigkeiten zu diesen edeln Unternehmungen an. Es sey nun, daſs du uns, wie Homer, einen Spiegel des menschlichen Lebens vorhaltest; oder uns, wie Plato, unter anmuthigen Gesprächen zum erhabenen Tempel der Wahrheit führest; oder, wie Lucian, durch einen menschenfreundlichen Spott unsre Thorheiten heilest; oder es sey, daſs du verschiedene Künste in dir vereinigest, und bald diese bald jene Lehrart gebrauchest: so sey allemahl deine erste Absicht zu lehren, nicht den Witz der Leser zu kitzeln, oder den deinigen, wie eine feile Dirne ihre Schönheiten, auszulegen. Denn obgleich der Witz, wenn er nur als ein Aufwärter der Wahrheit gebraucht wird, schätzbar ist, so ist er doch für sich allein nur ein Thor, und kann nur Thoren belustigen, die auch den Seiltänzer bewundern, weil seine Kunst schwer, nicht weil sie nützlich ist.

Die Kunst zu schreiben, ist, wie die edelsten Künste alle, in unsern Tagen ein elendes Handwerk geworden, eine Arbeit der Finger, wozu gerade so viel Geist erfordert wird, als zum Wollespinnen. Ehemahls schrieben nur erleuchtete Geister, die ihr Hauptgeschäft daraus gemacht hatten, zu erforschen, was wahr und gut, edel und schön sey. Sie theilten der Welt ihre Erfahrungen mit, oder die Betrachtungen, die sie selbst über diejenigen Dinge angestellt, welche den stärksten Eindruck auf ihre Seelen gemacht hatten. Jetzt schreibt man um sich gedruckt zu sehen, oder weil es Mode ist, oder weil einem die Finger jucken, oder weil man sonst nichts zu thun weiſs. Ja die meisten treibt der Hunger, oder eine schändliche Gewinnsucht; und weil sie nichts nützliches gelernt haben, so sind sie Schriftsteller. So weit wird der Miſsbrauch, und die unbefugte Anmaſsung des Rechts zu schreiben getrieben, welches ein Vorrecht derjenigen seyn sollte, welche die Natur dazu ausgerüstet hat, die moralische Welt zu erleuchten, und die Orakel der Wahrheit zu seyn! Willst du nicht helfen, Amyntor, diesem erhabnen Beruf seinen alten Glanz wieder zu verschaffen? Willst du nicht einer von den wenigen seyn, für welche der weise Shaftesbury seine Erinnerungen a) nicht umsonst gegeben hat?

---

a) *Advice to an Author*, im 1. Theile seiner Characteristicks.

14.

Schon oft hat meine Seele, o I*** im verborgenen geseufzet, daſs die Religion, die einzige Glückseligkeit des unsterblichen Menschen, so wenig wahren Nutzen auf unserm Erdboden bringt! Wir nennen uns vernünftige Geschöpfe; wir glauben einen Gott, der sich uns mit unaussprechlicher Güte geoffenbaret hat; wir glauben, daſs die Quelle aller Seligkeit uns so nahe sey als unser eignes Wesen; wir glauben, daſs ein nach Gott gebildeter, unsterblicher Geist in dieser Hütte von Staub wohne; wir glauben eine entscheidende Ewigkeit: — und doch schlafen wir, und verträumen die kostbare Zeit, die Zeit, die uns so lieb seyn sollte, als unser Leben. Uneingedenk der Ewigkeit, sehen wir dieses Leben für unsern Endzweck an. Und was für ein Leben? Eine Kette von äuſserlichen und selbstgemachten Plagen; eine Kette von Sünden, die wir oft mit prächtigen Nahmen schminken, und zu Tugenden adeln wollen. Denn obgleich die Menschen einen Gott glauben, ist doch die Erde ein Schauplatz der Ungerechtigkeit; ein Feld, wo sie mit ihren Leidenschaften gegen die göttlichen Gesetze ausziehen, und, gleich den gefabelten Riesen, einen unsinnigen Krieg mit dem Allmächtigen wagen. Ach, I***, wie wäre das möglich, wenn jene groſsen Wahrheiten geglaubt würden! Nein, es ist ein bloſser Schall, es sind Worte ohne Kraft und Leben, was die Bethörten Glauben nennen! Der Erlöser wird keinen Glauben finden, wenn er bald, allzu bald für die Elenden, die über ihr Elend frohlocken, als Richter wieder kommen wird. Die Religion, unser Ruhm, unsre Stärke, unser Trost, unsre Hoffnung, unser Alles, ist für den gröſsten Theil des menschlichen Geschlechts ein Nahme, wie Ehre oder Tugend. Blinde Leidenschaften, schändliche Irrthümer, die ihren anarchischen Zepter über alle Reiche des Erdbodens ausstrecken, diese sind unsre Götter, diesen opfert der Mensch, und überläſst dem Himmel die Ehre, seinen Schöpfer anzubeten.

Schaudert nicht dein Herz, du frommer Menschenfreund, vor diesem beweinenswürdigen Gedanken? Dringt nicht eine wehmüthige Thräne in dein Auge? Empfindest du nicht, wie ich, eine sehnsuchtsvolle Begierde, — o dieſs ist noch zu wenig! einen glühenden Eifer, eher alle deine Kräfte zu verzehren, als zu leiden, daſs deine Brüder ungestört, ungewarnet, unerweckt, in dieser tödtlichen Trunkenheit forttaumeln, bis sie unvermerkt und plötzlich in die Ewigkeit hinab stürzen, wo sie zu spät erwachen werden? Ja, du empfindest ihn, diesen heiligen Eifer, und ich bin stolz, daſs ich dir nachempfinden kann, obgleich schwächere Kräfte meine Bestrebung hemmen, und mir wenig mehr als Wünsche übrig lassen; Wünsche und Betrachtungen über die Quellen dieses Elends, welchem abzuhelfen, Geister von deiner Stärke berufen sind.

Irre ich mich, oder ist es wahr, was mich eine ernste Erwägung der Sache glauben macht, daſs die Schuld auf denen liege, die entweder das Amt von der Natur und Vorsehung empfangen haben, oder, ohne einen solchen Beruf, es sich selbst anmaſsen, die Lehrer der Menschen zu seyn? Durchlauf einmahl das unzählbare Heer der Menschen, die sich zu dieser Klasse rechnen; und zähle die wenigen, die, von einem edeln, heiligen Eifer für das Beste der moralischen Welt getrieben, ihre Gaben dazu anwenden, die Kunst zu leben, die Wahrheit, welche glücklich macht, das Christenthum, welches die höchste Weisheit ist, mit Muth und Nachdruck zu lehren? Welch eine kleine Zahl gegen die aufgedunsenen Geister, die mit groſser Bestrebung groſse Kindereyen zuwege bringen. Doch, immerhin mögen diese falsch berühmten Weisen durch die Gegenstände und die Art ihrer Beschäftigungen beweisen, daſs sie sich selbst zu nichts besserm tauglich fühlen: aber womit sollen wir die Saumseligkeit derjenigen entschuldigen, die den nächsten Beruf, und, wie man fordern kann, die gröſste Geschicklichkeit haben, den Wahrheiten, die uns glücklich machen, den Zugang zu dem menschlichen Herzen zu verschaffen? Doch was sage ich? Ein groſser Theil derselben ist nur allzu geschäftig; aber ihre Arbeit ist schlimmer als Müſsiggang. Das Wahre verliert unter ihren Händen allen Reitz, es verschwindet in ihren Zusätzen, und die göttliche Weisheit wird auf ihren ungeweihten Lippen zu

Thorheit. Laſs mich eine groſse Wahrheit, obgleich nicht zum ersten Mahl, von neuem predigen: „Die meisten Moralisten und Lehrer der Religion haben der Tugend und dem Christenthum mehr geschadet, als das ganze Geschmeiſs der Spötter und Zweifler." Diese sind erklärte Feinde, jene sind es heimlich, ja oft ohne es selbst zu wissen. Sie gleichen hierin unsern Sofisten, die immer mit dem hoch tönenden Wort Wahrheit klappern, ob es ihnen gleich bey ihren müſsigen Spekulazionen nicht besser ansteht, als vor Zeiten den Jüngern des Kerinthus oder Marcion, die Geistigkeit der Engel zu affektieren, da sie sich inzwischen in allen Gräueln der heidnischen Unreinigkeiten herum wälzten.

O wie selten finden wir richtigen Verstand mit herzgewinnender Beredtsamkeit gepaart, um uns die Wahrheit in ihrer echten Gestalt entgegen zu führen, und sie so sichtbar zu machen, daſs sich auch der Wildeste nicht erwehren kann, von ihr gerührt zu werden! Wie selten ist ein I***, dessen Herz empfindet, was sein erleuchteter Geist denkt; dessen Schriften von den edelsten Empfindungen überflieſsen; der uns die Religion, welche insgemein zu einer sauern Pflicht gemacht wird, als ein Paradies der Seelen, als eine Quelle von Freuden und von Hoffnungen, die alle Freuden übertreffen, als eine Übung in der Vollkommenheit und eine Mutter jeder Tugend anpreiset; der uns empfinden macht, daſs die tieſste und zärtlichste Achtung für Gott zu hegen, ein englisches Vorrecht und eine englische Seligkeit ist; der uns den Christen so schildert, daſs der Mensch nach keiner höhern Ehre streben kann, als ein Christ zu werden, und die Hoffnungen des Christen so reitzend, daſs sie auch den grimmigsten Schmerz und die bitterste Todesqual lächeln machen können! — Laſs mich es noch einmahl sagen, mein ehrwürdiger Freund, wie selten ist ein solcher Geist! Und wie gerecht ist das Verlangen der Seelen, die durch ihn erleuchtet, gestärkt, erquickt worden, daſs er nie aufhöre, mit so glücklichen Gaben ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu seyn! O wie geschäftig sind die kleinen Geister, die, gleich Ramsays feindseligen Gestirnen, nur dienen den Glanz der Wahrheit zu verdunkeln, wie geschäftig sind sie, alles um sich her in Verwirrung zu setzen! Sollen die Kinder des Lichts sich von diesen Nachtvögeln in Eifer und Thätigkeit übertreffen lassen? Ferne, ferne sey es von uns, daſs wir jemahls träge werden, an der Beförderung des groſsen Werks zu arbeiten, worin wir höhere Geister zu Mitarbeitern haben! — oder daſs die erleuchteten Liebhaber der Wahrheit weniger zu ihrer Ausbreitung thun sollten, als Feindselige, oder Unverständige zu ihrem Schaden!

Und was kann ein Geist, wie der deinige, thun, das ihm selbst mehr Zufriedenheit geben könnte, als unsterbliche Seelen von den Blendwerken ihrer Meinungen und Leidenschaften zu entzaubern, und sie ihrer Bestimmung zuzuführen? Sie mit einer süſsen Gewalt zu nöthigen, daſs sie das liebenswürdigste Wesen — wie matt ist dieser Ausdruck! — das Wesen, welches allen andern ihre Schönheit, ihre Güte, ihre Vortrefflichkeit giebt, lieben, und aus Liebe sich nach ihm bilden! Welch eine entzückende Vorstellung muſs es dir seyn, so viele Seelen, die du nicht kennst, weil Raum und Zeit sie noch von dir entfernen, dir zu verpflichten, und von denen, die jetzt noch ungeboren sind, gesegnet zu werden! Noch nützlich zu seyn, wenn dein Leib längst vermodert ist, und dein vollendeter Geist in höhern Sfären wallet! Giebt es für einen Menschenfreund einen süſseren Gedanken? Ich weiſs, daſs diese Empfindungen mit den deinigen übereinstimmen. Kleinen Seelen sind sie lächerlich. Die Erfahrung lehrt uns, wie fruchtlos es ist, solche Insekten durch groſsmüthige Beweggründe in eine nützliche Geschäftigkeit setzen zu wollen.

Sollen wir aber darum müde werden, und den Thoren das Feld einräumen? Sollen wir schweigen, damit sie ungestört lärmen können? Sollen wir ruhig zusehen, daſs die schönsten Gaben der Natur geschändet werden? Soll der Witz, dieser buntscheckige Thor, immer über die Vernunft triumfieren, und nur derjenige lächerlich seyn, der die Rechte der Wahrheit und Tugend behauptet? — Nein! so feig sind wir nicht, die gute Sache zu verlassen, aus Furcht zu verstummen, oder aus Überdruſs einzuschlummern. Je weniger deren sind, die mit uns zu gleichem Zweck arbeiten, je weniger wir Früchte von unsrer Arbeit sehen, desto mehr ist es nöthig,

V. 14 — 33.

Vorhin nicht günſtig war, erſchweret
Durch Trotzen noch die aufgehäufte Schuld;
Sein Übermuth zerreiſst die Dämme der Geduld.
Was hielt ihn ab ſich vor Gericht zu ſtellen?
Ihr wiſſet was in ſolchen Fällen
Sonſt Rechtens iſt. Jedoch, der ganzen Welt
(Die es theils ohne Scheu, theils heimlich mit ihm hält)
Zu zeigen, daſs wir ihn nicht ungehört verdammen,
Ermangelten wir nicht den **Vater Sanchez** dort
Ihm *ex officio* zum Anwalt zu beſtellen.

Papa, fiel **Venus** hier dem Donnerer ins Wort,
Den Anwalt will ich mir im Nahmen meines Knaben
Aus Gründen ſehr verbeten haben.

„Warum, mein Kind? Wenn ich nicht irrig bin
Sind **Naso** ſelbſt und **Peter Aretin**
In deinen Angelegenheiten
Nur arme Laien gegen ihn.“

Ich war, erwiedert ſie, den tief gelehrten Leuten
Von ſeiner Gattung niemahls gut, [1])
Und fühl' in mir, auch ohne Doktorhut

daſs wir alle unsre Kräfte in Bewegung setzen. Je mehr die Thorheit Eroberungen macht, desto nöthiger ists, daſs die Vernunft ihre ganze Macht aufbiete. Der Feind alles Guten wird durch Erfahrung immer klüger. Da er sah, daſs die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des christlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumf derselben herrlicher zu machen; so hat er sich klüglich entschlossen, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu seinem Zweck zu kommen. Er verwandelt sich bald in den Bacchus, bald in den Kupido, bald in einen unflätigen Satyr, und begeistert die witzigen Jünglinge unserer Zeit, uns scherzend und singend um den Geschmack der Tugend zu bringen, die lüsternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeit zu schmükken, und einer Sittenlehre, die Epikurische Theologie voraussetzt, die Reitzungen der Trägheit und Wollust zu leihen. Je einnehmender diese Verführer sind, desto mehr ist es nöthig, daſs solche Geister, die, wie du, das Geheimniſs zu gefallen und das Herz zu rühren wissen, die ungeschminkte und ungeborgte Schönheit der Tugend, und die höhern Reitzungen der göttlichen Wahrheit anpreisen; daſs sie den Miſsbrauch des Witzes durch den rechten Gebrauch desselben wieder gut zu machen, und die Grazien, die allzu lange Sklavinnen der wollüstigen Göttin gewesen sind, wieder in ihr gehöriges Amt, als Aufwärterinnen der Weisheit, einsetzen.

PSALMEN.

1755.

VORBERICHT.

Was auch immer gegen die Benennung, unter welcher die folgenden Aufsätze hier wieder erscheinen, einzuwenden seyn mag, so däucht uns wenigstens dieſs gewiſs, daſs die ehemahlige, Empfindungen eines Christen, das Karakteristische derselben noch viel weniger bezeichnete; wie schon ein berühmter und strenger Theolog derselben Zeit, nicht ohne Bezeigung seines gerechten Miſsfallens über die darin entdeckten häufigen Heterodoxien, erinnert hat. Nach aller möglichen Anstrengung, diesen, in der That nicht leicht ohne Umschreibung richtig zu benennenden, Kindern einer nicht immer gleich reinen religiösen Begeisterung einen schicklichern Nahmen zu schöpfen, hat man sich endlich doch genöthigt gesehen, sie entweder ganz ohne Rubrik zu lassen, oder sie Psalmen zu nennen; weil, wie hoch auch in jeder Rücksicht die Psalmen Assafs, Davids, Ethans, und andrer ungenannter Hebräischer Dichter stehen, sie diesen doch nach Materie und Form ähnlicher sind, als irgend einer andern Art von poetischen Werken; zumahl da es wirklich die Meinung des Verfassers war, christliche Psalmen zu machen, und bloſs die, vor vierzig Jahren nicht unzeitige, jetzt aber wohl nicht länger nöthige Besorgniſs, schwachen Gemüthern Anstoſs zu geben, ihn damahls abhielt, sie unter dem Nahmen Psalmen (den sie in der Handschrift führten) öffentlich erscheinen zu lassen.

Die Ursache, warum sie hier in zwey Abtheilungen erscheinen, und alles, was sonst noch von der Entstehung und innern Beschaffenheit dieser und einiger andern gleichartigen mystisch-ascetischen Schriften des Verfassers zu sagen ist, bleibt einem andern Orte, wo es durch den Zusammenhang erst sein wahres Licht bekommen kann, vorbehalten.

PSALMEN.

ERSTE ABTHEILUNG.

I.

Gieb mir, o Gott! von deiner Gröſse zu reden! Du, in welchem ich lebe und bin, durch den ich denke, und mein Daseyn empfinde; durch den ich, o Seligkeit! dich selbst, dich selbst empfinde. — Laſs mich von deiner wundervollen Gröſse reden!

Aber du bist unaussprechlich! Dich erfleugt kein endlicher Gedanke, kein Schwung des feurigsten Cherubs.

Du bist ewig, dir immer selbst gleich, auſser dir ist nichts — als was deine Allmacht ins Leben rief; nichts als die Schatten deiner Ideen.

Wer kann deine Ewigkeit denken? Vergeblich schaue ich in Myriaden von Weltaltern zurück, und immer tiefer in neue Myriaden, bis ich, von deiner Unermeſslichkeit verschlungen, nur noch die Eitelkeit meiner Bestrebung fühle.

Was vor uns vorüber gegangen ist, was die Zukunft vor uns umnebelt, ist dir ewig gegenwärtig.

Schon siehst du die Vollendung der Zeit, die zweyte Schöpfung, den neuen Himmel, die selige Erde; schon siehst du das Unermeſsliche von deiner Gottheit erfüllt, schon bist du Alles in allem!

Schweige, mein Geist! zittre vor dem unaussprechlichen Geheimniſs! Er, den kein Geschöpf nennen kann, erlaubt dem Menschen von Staub, menschlich von ihm zu lallen. Denn selbst von ihm lallen, wie Kinder der liebevollen Mutter den ersten Dank entgegen lallen, auch das ist Seligkeit!

Saget, ihr reinen Geister, himmlische Kräfte, saget, wie viel Äonen sind schon unter seinem Lob wie einzelne Tage vor euch vorüber geflogen?

Dieser sichtbare Himmel war noch nicht, noch flammte keine Sonne, und kein Erdkreis wiederhohlte in blühenden Thälern den frohen Gesang umkörperter Geister: da waret ihr schon, da zeugten schon überhimmlische Sfären vom Daseyn des ewigen Geistes.

Sein Daseyn ist Allmacht, seine Allmacht der Ursprung der Wesen. Von seiner Kraft belebt, keimen sie aus dem Unding hervor, und reifen stufenweise zum Leben.

Welch ein Augenblick war das, da die Erstlinge der Schöpfung zu seinem Anschauen plötzlich hervor strahlten?

Hat irgend ein Geist des Äthers mein inneres Auge berührt? Wo reiſst mich die Entzückung hin? Ich seh', ich sehe die groſse Scene vor meinen Augen.

Der unermeſsliche Himmel wallt von serafischen Flammen auf, die in einem Wink unter dem Auge des Schöpfers in Engelsgestalten sich bilden.

Er hauchet sie an, da regen sich ihre mächtigen Kräfte; sie empfinden, und ihre erste Empfindung ist Gott!

Wie glänzt aus jedem Auge Seligkeit! Wie zerflieſsen sie in göttlicher Wonne, da sie ihn sehen, durch den sie sind, und mit profetischem Blick in unbegrenzte Unsterblichkeit hinaus schauen!

Unzählbare Scharen schweben in unermeſslichen Kreisen rings um Ihn her! Der Himmel leuchtet in höherer Schönheit unter ihnen, tausend unvergängliche Lauben entfalten ihre ambrosischen Blüthen, und laden ihre neuen Bewohner ein.

O des groſsen Gedankens, der sich in nahmenloser Klarheit vor mir verbreitet! Ich sehe den göttlichen Vater unter seinen Kindern; den Schöpfer mitten unter Werken, die seiner würdig sind; den ewigen König von seinen Dienern umringt, die in einem Augenblick von einem Pole der Welt zum andern strahlen, der ehrfurchtsvollen Natur seine Befehle kund zu thun.

Welch eine Herrlichkeit! Wie leuchtet der Wiederschein des göttlichen Angesichts um und um durch den unermeſslichen Raum! Jeder Engel scheint vergöttert. Aber wagt die erstaunte Seele wieder einen Blick nach dem Urbilde — der einzige Blick löschet alles Geschaffne aus, und macht Erzengel zu Schatten.

Und ich — was bin ich? — O Gott! wie verliere ich mich vor dir! Ich empfinde nur dich, die groſse Empfindung löst meine Seele auf — Sie verschwindet, sie fühlt nur noch dunkel dein Alles und ihr Nichts. —

Was für eine Symfonie weckt mich aus der süſsen Vernichtigung? — Dein Lob, o Ewiger, dein Lob', das von jedem serafischen Mund ertönt!

Ihre Entzückung, nicht sprachlos, wie die unsrige, strömet in Jubel und göttliche Psalmen aus.

Wie lieblich hallt der Nachklang der englischen Gesänge durch die Paradiese des Himmels!

Harmonisch erklingt meine Seele mit, und erfreut sich über das Lob ihres Schöpfers.

O Seligkeit! was erschaffest du, o Gott, für eine Empfindung in mir? Kaum vermag die erstaunte Seele sie zu fassen.

Ihr Engel, ihr Cherubim, ihr glänzenden Geister! ich bin euers Geschlechts! Seyd mir gegrüſst, ihr

Unsterblichen, meine Freunde, ich bin unsterblich wie ihr.

Ich liebe ihn, ich bete ihn an, ich bin, wie ihr, zu seinem Anschauen erschaffen.

Ich werde leben, und seine Werke betrachten, die Himmel, die er ausgedehnt hat, und die Welten, die er für glückliche Wesen schuf.

Ich werde von Sfäre zu Sfäre fliegen, mein Auge wird gleich der aufgehenden Sonne umher leuchten, und mein Geist in die Tiefen der göttlichen Weisheit dringen.

Die Dauer meines Lebens wird unermeſslich seyn. Sonnen werden erlöschen, und Weltgebäude zertrümmert seyn, und ich werde noch leben, indem neue Schöpfungen unter meinen Blicken hervor gehen.

Himmlische Freunde, bald werdet ihr mich in euern Geheimnissen einweihen; ihr werdet mich Tugenden lehren, die den Sterblichen versagt sind; mit euch werde ich die Himmel durchreisen, und den horchenden Sternen sein Lob verkündigen.

Die entzückte Vorempfindung reiſst meinen Geist aus diesem engen Zirkel des Sonnenalters in die fernste Zukunft. Wie selig sind diese Blicke in Aonen zurück geworfen, wo jeder Augenblick mit göttlichen Gnaden bezeichnet ist! Wie viel seliger noch die Aussichten in künftige endlose Aonen, deren jede sich näher um die Gottheit drehet, jede

Für meinen Sohn im Fall der Noth zu streiten,
Beruf und Fähigkeit und Muth.

„Gut, gut, mein Töchterchen, gut! Um uns nicht aufzuhalten,
Thut was ihr wollt!“ — Er spricht's, und winkt dem Alten,
Der einem Ägipan an Bart und Miene glich,
Zum Sahl hinaus. — Und nun erhoben sich
Hier Pallas, Hymen dort, als Sprecher an der Spitze
Der Klägerschaft, von ihrem Polstersitze;
Minerven folgt Aurora und Dian'
Und neben Hymen hinkt der gute Mann Vulkan.
Frau PALLAS räuspert sich, wirft ihren Schleier zurücke,
Macht einen tiefen Knicks, und fängt zu reden an;
Nur Schade, dafs man das, was ihre sprechenden Blicke,
Was Augenbraunen und Arm und Hand dabey gethan,
Das ist, gerade das Beste, 2) nicht übersetzen kann.

„Wir sehen uns, Vater Zevs und ihr Unsterblichen alle,
Indem wir hier vor euch als Amors Kläger stehn,

von neuen Offenbarungen verklärt, jede eine Enthüllung neuer Göttlichkeiten!

O lehret mich, himmlische Geister, lehret mich, Freunde, was kann ein Geschöpf, ein Hauch, ein Schatten, thun, wenn das gepreſste Herz unter der Empfindung Seiner Güte erliegt, und vor süſsen Schmerzen seufzet, daſs es unfähig ist, Dankbarkeit zu zeigen?

Höre ich nicht die Stimme meines Engels, der mir mit himmlischen Akzenten zuruft:

„Auch wir können nicht mehr, als die Ausflüsse seiner Liebe empfinden. Seine Gnade empfinden, ist Dankbarkeit.

„Die Stimme unsrer Freude, unsre stille Entzückung, wenn wir unsere gröſsten Gedanken zu klein finden, ihn zu loben — dieses ist der Dank, der ihm am angenehmsten ist.

„Seine Geschöpfe glücklich zu sehen, glücklich unter Gesetzen, die sie lieben müssen; zu sehen, wie sie an Erkenntniſs und Liebe zu ihm empor wachsen; wie sie in lieblicher Harmonie von einer Vollkommenheit zur andern steigen; wie sie immer fähiger werden, gröſsere Wohlthaten von ihm zu empfangen:

„Dieſs, irdischer Freund, ist alles, was der König der Geister von uns fordert. Sein Vergnügen ist, Glückliche zu machen.

„Ergieſse dich ganz in die Empfindung, wie selig es ist, von einem solchen Herrn abzuhangen! Was sind alle unsere Paradiese gegen die Hoffnungen, die diese Empfindung umfaſst?“

II.

Lobsinget dem Herrn, betet ihn an, ihr seligen Geschöpfe, die sein Wort geschaffen hat!

Lobet den Herrn, der Erdkreis beuge sich vor seiner Majestät! Der Herr ist König, sein Thron ist über allen Himmeln.

Er sprach, da gab das Unding seine Gefangnen hervor; Er befahl denen die nicht waren, daſs sie leben sollten.

Der gestaltlose Stoff ward in seiner allmächtigen Hand zu Schönheit.

Er bildete die Serafim aus ätherischem Feuer, und aus Leimen die schöne Gestalt des Menschen.

Seine Weisheit ist unbegrenzter als der Ather; sein Verstand ist das Urbild der Wahrheit; aber unsre Gedanken sind Schatten. Seine Gesetze sind Ordnung; Freude und Wonne quillt aus seinen Geboten.

O Gott, wie sind deiner Erfindungen so viel! der Erzengel ermüdet sie zu zählen.

Wer zählet die Sfären, die deine freygebige Hand durch das Unermeſsliche ausstreute? Du allein zählest sie.

Du kennest alle deine Werke, du hast sie mit Weisheit geordnet; du verstehst eines jeden Bedürfniſs, und hörest ihre Verlangen von ferne. Du erbarmest dich aller deiner Werke!

Du hast jedem seinen Weg vorgezeichnet, du überschauest alles mit Einem Blick, und regierest alles mit Einem Wink. Die ganze Schöpfung liegt, ein einziger Gedanke, vor dir.

Aber endlichen Geistern sind Aonen zu kurz, die Schönheit deiner Werke auszuspähen.

O seliges Geschäft, deine Werke unaufhörlich zu betrachten! Kann der Himmel selbst uns mehr gewähren?

Ja, eben das ist Himmel, mit schärfern Blicken, mit neuen Sinnen, mit entnebeltem Geist den Umfang deiner Werke durchschauen. Selig, wer schon hier in dieser Beschauung sich übt! Seine Seele schwimmt in deiner Allgegenwart; sie gewöhnt sich, dich allezeit zu empfinden, sie forschet nach deinen Gesetzen, und bildet sich unvermerkt nach deinem Herzen.

Von den Strahlen deiner Weisheit und Güte um und um durchdrungen, wird sie selbst weise und gütig.

Der Weise lächelt des kindischen Stolzes, der mit geraubtem Schimmer prangt; die Lilie des Feldes ist ihm schöner geschmückt, als eine Königin, vom Gespinst einer Raupe umwunden, und mit glänzenden Kieseln belastet.

Ihm ekelt vor den Freuden der Eitelkeit; seine Vergnügen strömen ihm aus der ersten Quelle zu. Jene ziehen ihren Werth aus der Thorheit der Weltmenschen; diese nehmen wir aus der Hand unsers Schöpfers, als eine Speise, die unserer Natur gemäſs ist.

Von solchen Freuden genährt, wachsen die Schwingen der Seele; sie strebt in eine reinere Luft empor, und reifet für den erhabenen engelgleichen Zustand, wo du, o Herr, der einzige Gegenstand ihrer Gedanken und Liebe bist.

III.

Unser Herr sey gelobet! Es preise ihn alles was Athem hat! Denn seine Güte ist unermeſslich.

Es lobe ihn das Geschlecht Adams, für welches er diese Erde bereitet hat!

Er machte den Menschen wenig minder als die Engel, und gab ihm den Vorhof des Himmels zur Wohnung.

Er ists, der den Zirkel der Jahrszeiten in seiner Hand drehet; Er löset die Natur von den eisernen Banden des Frostes.

Von seinem Anhauch belebt, steht sie auf, wie eine Braut, in sanſtes Rosenroth und liebliches Lächeln gekleidet.

Wenn Du die Sonne, das Bild deiner Güte, wieder zu uns führest, dann rauschen Ströme des Lebens durch die Adern der verjüngten Erde.

Dann rufest du dem Frühling, und kränzest den saftvollen Hain mit glänzendem Laub.

Die kleine Brust der Vögel schwillt von Frühlingsfreuden auf. Die Lerche fliegt jubilierend vor dem Wagen der Morgenröthe her, und die Grasmücke singt ihr frühes Lied in den grünen Zweigen.

Alsdann heiſsest du Blumen ohne Zahl hervor keimen, und erquickest unser schmachtendes Auge mit lieblichem Grün.

Von deinem Lächeln blüht die balsamische Rose, schön wie die Wange der Unschuld, süſs duftend wie die wallenden Locken junger Serafim.

Gleich einer weisen Seele, die aus einem schönen Leibe hervor scheint, blüht sie auf, die Morgenlüfte schweben um sie her, und tragen ihren Geruch auf wallenden Flügeln durch die ganze Gegend.

O Herr, wie gütig bist du! Du gabst uns ein feines Gefühl, eine Welt voll Freuden zu empfinden.

Wehe dem Gottlosen, der die Freuden aus deiner Hand verachtet! der unempfindlich gegen deine Liebe ist, die ihm aus allen deinen Werken winket.

Wehe dem Thoren, der die unschuldigen Freuden der Natur verachtet! In schwindliger Brunst umarmt er Schatten, und spricht zur Eitelkeit, du bist mein Theil.

Die Wollüste, nach denen er wiehert, werden sich wie Schlangen um ihn winden.

Aber selig ist der Mensch, der sich an deinen Werken ergetzt, und dich Tag und Nacht lobet!

IV.

O Gott! wie lieblich sind deine Gesetze! Wohl dem, der nach ihnen wandelt! Seine Pfade sind richtig, und sein Tritt gleitet nicht.

Dein Gesetz ist das Leben der Wesen. Alles was ist, gehorchet deinem Willen.

Diese lichtströmenden Sfären, die im Unermeſslichen daher gehen, und der Engel, der ihren Flug regiert; die schnellen Zeiten und der grenzenlose Raum, der Schauplatz deiner Wunder, der unsichtbare Wurm und der Sonnenstaub, seine Welt, alles gehorchet deinem Willen.

Da du schufest, erschallte die gesetzgebende Stimme durch die Tiefen des Chaos; die Sonne hörte sie, und stand ehrfurchtsvoll still; die Welten hörten sie, und zitterten in ihre Kreise.

Nun wandeln sie gehorsam deine Wege, bereit, wenn du winkest, still zu stehen, oder ewig, ohne Ruhe fortzueilen.

Diese prächtige Schöpfung ist ein Abriſs deiner Ideen; die Welten sind die Tafeln, worauf du mit göttlichem Finger deine Gedanken eingegraben hast.

Mich dünkt, der unveränderliche Lauf der Sterne, die sich in vorgezeichneten Kreisen ihrem Mittelpunkt nähern, rausche mir mit harmonischem Getöne zu: So sollen die Geister in unermüdetem Lauf der Gottheit nähern.

Ja, in heiliger Entzückung höre ich die Stimme der ganzen Natur, leise, nur der Seele hörbare Stimmen, mir entgegen säuseln.

„Du bist erschaffen, rufen sie, um von dem Ungeschafnen abzuhangen.

„Du denkest, um Ihn zu denken!

„Du liebest, um Ihn zu lieben!

„Die Geschöpfe sind Stufen zu Ihm, deine Neigungen — Flügel, dich schneller empor zu tragen.

„Er allein ist der er ist, die Körperwelt ist sein Schatten, und die Geister ein Hauch von Ihm.

„Ihre Gröſse ist, Ihm unterthan zu seyn; ihre Glückseligkeit, das seyn, wozu Er sie gehaucht hat.

„Betrachte uns, seine Werke, o Unsterblicher! und bilde dich nach seinen Absichten, die aus uns hervor glänzen."

Siehe, so lehrt die Schöpfung meinen horchenden Geist. Ihre Stimme ist mir eine Stimme Gottes! Ein süſses festliches Grauen befällt mich, ein dunkles Gefühl vom Allgegenwärtigen, der unsichtbar unter den Schatten der Natur wandelt.

Dann ist alles heilig um mich her! Dann glaubt die staunende Seele Dich selbst zu sehen. Dann trägt mich ein flatterndes Insekt nicht minder zu dir empor, als ein Engel, dessen Glanz Sonnen auslöschet.

V.

Vergieb, o Ewiger, der Seele, die du gehaucht hast, daſs sie, von einem mächtigen Triebe gezogen, so oft sich bestrebt, näher zu dir hinauf zu dringen.

Hat nicht deine Güte diese unsterbliche Sehnsucht in meine Seele gelegt, daſs alle Empfindung ihrer Schwäche, ja selbst das Bewuſstseyn ihrer Schuld, sie nicht zurück schrecken kann, den kühnen Versuch zu erneuern?

Ja, ich fühle es, o mein Schöpfer, daſs ich geschaffen bin dich zu schauen, obgleich mein blödes Auge, noch unverklärt, lauter Dunkel um dich her sieht.

O wie süſs ist es schon, auch aus dieser dunkeln Ferne nach dir zu blicken! — Welch ein Entzücken, in heiligen Gesichten, obgleich nur Schattenbilder deiner Herrlichkeit zu sehen!

Zwar oft seufzet meine Seele in geheim über diese Entfernung, über diese Pilgrimschaft im Lande der Träume — wie oft klagt sie über sich selbst, daſs Träume, daſs flüchtige Wolken dich vor ihr verbergen können! Dann raffet sie sich auf, und versucht die Hindernisse zu durchbrechen, die sich ihrer Sehnsucht entgegen thürmen. Bald will sie auf den feurigen Schwingen ihrer geistigen Gedanken zu dir aufsteigen; sie erhebt sich über die sichtbare Natur, sie klimmt von Sfäre zu Sfäre, und sieht in einem Augenblick unermeſsliche Räume hinter sich. Dann entlehnt sie den Flügel des Serafs, und sucht dich über dem äuſsersten Himmel. — Aber bald sinkt sie wieder von der ungewohnten Höhe schwindelnd herab, zu ihrem angebornen Staub, und klagt, bis ein liebreicher Geist ihr zulispelt: Warum suchest du den Allgegenwärtigen?

So zeige mir denn, schöne Natur, spricht sie in der Entzückung ihrer Liebe, zeige mir die göttliche Schönheit, von welcher du, flüchtige bunte Wolke, deinen gebrochenen Schimmer borgest.

Jetzt schaut sie umher, und tausend anmuthige Scenen wallen ihr entgegen. — Aber was sind Farben, was ist die Morgenröthe, oder der liebliche Mondschein gegen das Licht deines Antlitzes? Was sind süſse Gerüche gegen die Ausflüsse deiner Liebe! Wie verschwindet das alles vor dem schwächsten Strahle des Urbildes!

Dann fliegt sie von neuem erhitzt, in überirdische Räume, und träumt von Schönheiten, die alles

Sterbliche auslöschen. Aber was göttlich war, mit dem Irdischen verglichen, wie schnell verwelkt es, mit Dir verglichen!

Was ist der Glanz eines Engels, was ist seine Weisheit, was seine Macht, obgleich Sonnen unter seinem Fuſstritt beben — gegen den, von welchem die höchste englische Kraft ein Hauch seines Mundes ist!

So fliehet denn hin, ihr Geschöpfe, ihr neidischen Wolken, die Ihn vor mir verbergen; und du, meine Seele, kehre zurück, verbirg dich in die dunkelste Stille, und öffne dich in feiernder Ruhe dem sanften Säuseln seiner Gegenwart!

Schweiget, ihr still lispelnden und ihr ungestümern Begierden; die leiseste Empfindung verstumme! Alles was vergänglich, was geschaffen ist, schweige! Mein Geist horchet ihm selbst entgegen, nicht den Geschöpfen, die sein Daseyn ausrufen, nicht den Engeln, die seine Wunder besingen.

Fliehet aus meinem Gesicht vergängliche Schönheiten; ich sehe euch nicht mehr, die Sonne erlöscht vor mir, die Erde zerstiebt, die ganze Natur schwebt wie ein Schatten vorbey; alles was nur ein Schimmer, ein Bild von Gott ist, flieht dahin.

Ganz von allen Dingen, ja von mir selbst entblöſst, fühle ich in diesem seligen Augenblick nur dich; deine Gottheit ist über mir, und umgiebt und durchdringt mich ganz und gar.

V. 51 — 69.

Im auſserordentlichsten Falle
Worin sich Kläger je gesehn.
Es fällt uns schwer uns selbst zu überzeugen
Daſs unsre Klage möglich sey;
Wir stehn verwirrt und möchten lieber schweigen.
Doch, schwiegen wir, so weckt uns das Geschrey
Der Erde, des Olymps, für die gemeine Sache:
Wir dulden zu lange schon, und fodern endlich Rache!
Und gegen Wen? Ist's glaublich? Kann es seyn?
Kaum glauben wir's dem Augenschein;
Und welche Meinung wird die Nachwelt von uns haben?
Die Harmonie der Dinge wird gestört,
Die Tugend ausgezischt, der Götterstand entehrt,
Die ganze Schöpfung umgekehrt,
Und alles dieſs von wem? — von Wem? — Von einem Knaben,
Der, bloſs damit kein Unfug unverübt
Von ihm gelassen sey, für einen Gott sich giebt,
Wiewohl Cythere selbst zu ihm sich zu bekennen
Erröthet, — wenigstens, aus einem Rest von Scham,

Dunkel, unausſprechlich, in süſser Verwirrung, fühle ich, was Serafim zu denken vermögen, was ihre Lippen ausſprechen. — O was seh' ich in dir? Was ahnet mir, obgleich mit leiser Empfindung? — Dinge, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat — Seligkeiten ohne Nahmen, mit nichts zu vergleichen, mit nichts zu ermessen, von immer göttlichern Seligkeiten begleitet. —

Jetzt seh' ichs und erstaune! Du bist alles, du allein bist Schönheit, Güte, Vollkommenheit! Wie göttlich, wie heilig scheinen mir jetzt deine Geschöpfe! Deine Gegenwart glänzt aus ihnen hervor; sie scheinen zu seyn, aber du bist! Du bist ihre Schönheit, ihre Güte, ihre Vollkommenheit. — Du bist mehr als alle Geister empfinden, mehr als alle Ewigkeiten enthüllen können; der unendliche Raum ist zu eng, deine Wunder zu fassen. In dir — o Ewiger, deine Gröſse vernichtet meine Seele; sie arbeitet umsonst, was sie fühlt, zu entwickeln; sie sucht vergeblich Bilder und Worte. Wie kann das, was nichts ist, ihr Farben zu deinem Bilde leihen?

Ich verhülle mich und schweige; aber Entzükkung ergreift meine Seele, und Freude zittert durch mein Gebein.

Jetzt fühl' ich, daſs ich bin! Welche Wonne, welch ein Triumf ist in diesem Gefühl!

Ich bin dein Geschöpf — noch mehr — eine Seele die dich empfinden kann, ein Gefäſs deiner ewig ausflieſsenden Güte. Ich weiſs, und mein

Innerstes sagt mirs, ja du selbst, du selbst sagst es zu meiner Seele, sie sey für dich geschaffen.

So entfernt ich von dir bin, so blöde und unrein dein Anschauen zu ertragen, und ob du mir gleich lauter Geheimniſs bist, so frohlocket doch mein Herz. Ja in eben diesen heiligen Augenblicken, wenn ich mich in deiner unbegreiflichen Vollkommenheit verliere, dann halte ich selbst den Cherub, der dich unverwandt schaut, nicht für glücklicher als mich. — Denn ich bin unsterblich, du schenkest mir Ewigkeiten ohne Ende, dich meinem anbetenden Geiste zu enthüllen.

O der groſsen entzückenden Erwartung! — Noch bin ich an den Staub gebunden, noch gleicht meine Seele einem unreifen Embryon, noch sind ihre Kräfte gleich der Schwäche des Säuglings, und schon sättigst du meine Seele mit göttlichen Freuden — Ja, ein stiller Gedanke an dich macht mein Herz glühen, und meine Augen vor süſser Empfindung weinen.

O was erwartet mich, wenn diese Hülse abgefallen seyn wird, wenn ich diesem Kerker entflohen bin; wenn du gleich der Mittagssonne über mir aufgehest, und mein gereinigter Geist deiner nähern Blicke fähig ist!

VI.

O Wohlthäter aller Wesen, sey gelobet für die Ströme von Gnaden, die du durch unzählbare Himmel und Welten, auch zu uns, den Kindern Adams herab leitest!

Wir beten an deine Weisheit, die Ausspenderin deiner unerschöpflichen Güte, die aus der grenzenlosen Fülle jedem Bedürftigen zumiſst, was ihm das Beste ist.

Sey gelobet, daſs du uns in deinem Lichte gezeigt hast, daſs alles, was von dir kommt, Wohlthat ist! Ach lehre doch die verblendeten Sterblichen erkennen, daſs sie die nöthigsten deiner Wohlthaten Übel nennen.

Sey gelobet, o Herr, der du diese Erde, den Wohnplatz der Sünder, verflucht hast, Unkraut und Dornen zu tragen: nun nöthigt sie ihre ehemahligen Herrscher mit Schweiſs und entkräftender Arbeit den Unterhalt ihr abzuzwingen, den sie dem ersten unschuldigen Paar in freywilligem Überfluſs entgegen schüttete. Paradiese sind nur für heilige Menschen und für Engel.

Sey gelobet, daſs die Freuden, die den verblendeten Menschen am stärksten reitzen, flüchtig und eitel sind, und immer sein Erwarten täuschen; daſs sie auch den sinnlichsten Menschen ermüden, und ihn lehren, daſs seine Seele nicht mit den Thieren grasen soll.

Sey gelobet, daſs du den Pfad, der zum Leben führt, mit so viel Dornen bestreuet hast! Die berauschte Welt taumelt von weichen blumenvollen Hügeln in grundloses Elend hinab; aber die Deinen führest du auf Dornen, die nur den äuſsern Menschen verwunden, und nach und nach die sinnliche

Hülse von der Seele abstreifen, zu den krystallnen Bächen des Lebens, zu den Quellen der reinen Wonne.

Sey gelobet für alle Leiden, womit du die verderbte Natur kränkest, und den unsterblichen Geist von den Flecken reinigst, die ihn zu deinem Anschauen ungeschickt machen.

Sey gelobet, wenn du uns unsre Geliebtesten zurück forderst, die, an denen unsre Seele Wohlgefallen hatte, die wir vielleicht mehr liebten, als recht ist, daſs Geschöpfe von Geschöpfen geliebt werden; ja, sey gelobet, o Herr, für jedes Band, welches du von unsrer Seele abreiſsest; und für jeden Verlust, der sie näher zu Dir treibt, du einziges Gut, das nie verloren werden kann.

Sey gelobet, daſs du uns der Verachtung, der quälenden Thorheit, der niedrigen Bosheit verkehrter Menschen aussetzest. Sie demüthigen, aber nur unsern Stolz; sie quälen, aber nur unsre Weichlichkeit — die Seelen, die in deiner Liebe ruhen, darf keine Plage berühren.

Sey gelobet, daſs du so oft unsre Anschläge zerstreuest, und unsre Erwartungen zu Träumen machst; daſs du uns versagest was wir bitten, und uns fühlen machst, wie eitel unsre Kraft, wie thöricht unsre Weisheit ist. Dir allein kommt es zu, uns glücklich zu machen — und wir? Wir beten an, und folgen deinem Winke.

Sey gelobet, daſs du dich öfters zu verhüllen scheinst, und uns die empfindlichern Ausflüsse deiner Liebe entziehest! Dann fühlen wir unser Nichts, und schmachten sehnlicher nach deiner Gnade.

Sey gelobet für die Krankheiten des Leibes, die dem unsterblichen Theile so heilsam sind. Sie entwöhnen uns von den sinnlichen Dingen; und machen uns stumpf, ihre Reitzungen zu empfinden; sie zeigen der entnebelten Seele diese Welt in dem himmlischen Lichte, das jenseits des Grabes leuchtet; sie machen uns strenger gegen uns selbst, sanfter gegen andere, demüthiger vor dir; sie winden das Unsterbliche allmählich vom Staube los, und indem sie diese Schattenwelt um uns her vernichten, schlieſsen sie dem erhitzten Glauben und der begeisterten Hoffnung himmlische Scenen auf.

Sey auch gelobet, o Herr, sey mit jeder Empfindung unsrer Seele gelobet, für deinen Engel, den Tod, den Friedensengel, den Führer ins beſsre Leben!

O Tod, du süſse Hoffnung, du Wohlthäter selbst dieses Lebens, welches Pein wäre ohne dich! O wenn kommst du, seligste meiner vorgezählten Stunden? Wenn kommst du, Todesstunde; wenn wird das Rauschen deiner Ankunft mein lauschendes Ohr entzücken?

Komm, entfeſsle die müde Seele, bringe sie heim, führe sie dahin, wo ihre Begierden ruhen!

Dahin, wo sie den Unendlichen, ihr Alles, besser lieben kann! Dahin, wo sie in den Kören der Engel ganz Harmonie zu seinem Lobe wird.

VII.

Wenn sich in diesem fremden Lande finstre Gewölke um uns ziehen, wenn dornichte Pfade unsre Begierden verletzen, wenn der Herr des Schicksals uns Freuden abfordert, oder Schmerzen zusendet:

Dann weinen wir, und klagen mit ungeduldigen Seufzern der befreyenden Stunde entgegen.

„Warum verzeuchst du, goldne Stunde, Erlöserin? Wo säumest du dich, wohlthätiger Tod? Wie lange lässest du uns nach dem letztem Athemzug, dem letzten der Leiden, schmachten?“

Aber wenn bald die entfesselte Seele auf Flügeln frohlockender Serafim ins ewige Leben getragen seyn wird, dann werden die Tröstungen Gottes jede Spur der Schmerzen aus ihrem Gedächtniſs wischen.

Dann wird sie, von reiner Wonne gesättigt, mit dem einen Blick in Ewigkeiten vertieft, mit dem andern die ferne, bleich schimmernde Erde suchen, und sagen:

„Wo bist du, Thal der Schmerzen? Wo ist die Wüste, mit Irrgängen durchflochten, aus denen kein Ausgang schien? Wo ist der Augenblick, den ich träumend in Jahre ausdehnte?

„O die ihr, noch in Sterblichkeit verschlossen, auf eure Enthüllung wartet, meine Brüder, was ihr Leben nennet, ist Traum.

„Das Leben des Frommen ist ein süſser profetischer Traum, der künftig erfüllt wird.

„Klaget nicht, wenn Leiden den süſsen Traum unterbrechen! Nur durch Leiden wird die Seele vom Leibe des Todes losgewunden, und von der Erde, dem Paradiese der Thiere, zum Himmel angewöhnt.

„Wann Sterbliche weinen, dann lächeln die Serafim, ihre Freunde, und sehen still entzückt zu, wie sich der befleckte Geist in der läuternden Gluth zum Engel reinigt.“

VIII.

O Herr! du bist zwar unsichtbar nach deinem Wesen, aber du strahlest allenthalben in deinen Offenbarungen hervor, und füllest das Unendliche mit deiner Gegenwart.

Was versucht meine Seele, gleich einem Vogel der an der Ruthe klebt, sich in den Ather empor zu schwingen, damit sie dich in deiner Herrlichkeit schaue?

Könnte ich von einem Himmel zum andern fliegen, aber meine Seele wäre nicht freyer, mein Herz nicht reiner, mein Auge nicht einfältiger, so würde ich dir nicht näher kommen.

Hier wo ich jetzt bin, da bist du mit deiner Gottheit, mit deiner segnenden Liebe, mit allen deinen Vollkommenheiten gegenwärtig!

O meine Seele, wirf dich vor dem Unendlichen hin, beuge dich, tief anbetend, vor dem, vor welchem die Serafim, obgleich von der hellsten Flamme seiner Liebe entbrannt, ihr reines Angesicht bedecken.

Jeder Ort wo ich stehe, ist heilig! Jeder Ort ist eine Stätte des Herrn.

Höret, ihr Sterblichen, die groſse Wahrheit, und zittert! Wer darf es ferner wagen, in der Gegenwart Gottes zu sündigen?

Jede sündige Seele bebe, und erkenne seine Gegenwart!

Würdest du vor allen Engeln sündigen, wenn sie dich sichtbar umgäben? würdest du im Himmel sündigen?

Ach, wer hat dich denn so verblendet, daſs du im Angesicht Gottes sündigest?

Zittere, Sünder, du stehest vor ihm; wohin willst du fliehen? Welche Nacht soll dich vor ihm verbergen? du bist ganz von seiner Gottheit umringt. Er sieht deine geheimsten Wünsche, er höret die leisesten Wünsche deines Herzens.

Das Angesicht des Heuchlers lügt den Menschen: sein Auge ist gen Himmel gerichtet, seine Lippen reden die Sprache der Engel; aber der Herr sieht die Falschheit seines Inwendigen.

Der Herr richtet allezeit; in jedem Augenblick verdammt oder billiget er meine Seele.

Ach! wenn du mich vor Gericht fordertest, und mir selbst mein Urtheil überlieſsest, so bin ich verloren.

Jede Seele, die in deiner Gegenwart nicht heilig gewandelt hat, ist des Todes würdig; der Abgrund öffnet sich, und der Untergang sperrt seinen Rachen auf, die unselige Beute zu verschlingen.

Aber deine Gnade ist höher als der Himmel, deiner Erbarmungen ist keine Zahl.

Du liebest die Seelen, die für dich geschaffen sind, mehr als sie sich selbst lieben; mehr als die zärtlichste Mutter den Säugling liebt, ihren Erstgebornen, den sie mit Schmerzen gebar.

Sie sind dein, sie sind ganz zu deiner Liebe gebildet.

O Herr, zeige dich uns, decke uns dein Antlitz auf, so genesen wir! Hauche uns an, o Geist des Herrn, so sind wir erneuert.

Die Missethat der Gedemüthigten ist vor dir weggethan; du hebest ihre Augen zu dir auf, und zeigest ihnen dein Heil.

Ihr Leid ist verschwunden, und ihr Innerstes freuet sich über deine Gegenwart.

Sie wandeln vor dir, und werden nicht müde, denn du bist bey ihnen, und redest freundlich mit ihren Seelen.

Du führest sie an deiner Hand, wie ein Vater das wankende Kind, das noch gleitet. Sie schauen unverwandt auf dich.

Herr, zeige uns dein Antlitz, so genesen wir. Erleuchte uns, daſs wir in deinem Lichte wandeln.

IX.

O Gott, deine Güte reicht so weit die Himmel sind; sie ist unbegrenzt, wie die Ewigkeit.

Du hast alles gut erschaffen. Selig, wer in deiner Ordnung bleibet!

Du tränkest die Menschen mit den Ausflüssen deiner Liebe, und erfüllest die reinen Geister mit dir selbst.

Der Herr liebet die Unschuld, er liebet die Seelen, die vor seinen Augen wandeln.

Seine Güte ist über dem, der redliches Herzens ist. Aber den falschen Seelen, und denen, welche das Böse lieben, wird sein Angèsicht Verderben blitzen.

Freuet euch des Herrn, ihr, die ihr seinen Nahmen fürchtet! Erzählet von seiner Güte den Fremden, die ihn nicht kennen!

X.

Du Geber aller guten Gaben, was soll mein Herz, so liebreich von dir aufgemuntert, bitten?

Ich weiſs, daſs mir alle deine Schätze offen stehen; ich vertraue deinen Verheiſsungen, sie sind das Leben meiner Seele.

V. 70 — 88.

Indem sie ihm erlaubt sich ihren Sohn zu nennen,
Uns nie gestand woher sie ihn bekam.
Und Er? was darf nicht Amor sich erfrechen?
Er prahlt noch mit der Dunkelheit
Die seinen Ursprung deckt! Die Nacht, hört man ihn sprechen,
Hat lange vor der Götterzeit,
Als alles Chaos war, mich ersten Gott geboren.
Und denket nicht er prahl' in diesem Ton
Aus Unverstand bey Kindern nur und Thoren:
Der schlaue Bube zieht davon
Den Vortheil, unter dem Nahmen des himmlischen Amors, in Seelen
Von beſsrer Art sich heimlich einzustehlen;
In Seelen, denen er als Afroditens Sohn
Nicht nahe kommen darf. Um diese zu berücken
Entkörpert sich der Schalk und spielt den reinen Geist,
Spricht Metafysik, schwatzt von himmlischem Entzücken,
Von einer Liebe, die sich mit bloſsem Anschau'n speist,
Von Flammen, worin sich alle Begierden verzehren,
Und wie die Seelen, durch ihn, aus ihrem Raupenstand

Was soll ich bitten, da du, wohlthätiger Geist, allen meinen Wünschen zuvorgekommen bist?

Ich war noch nicht, da du mir schon diese schöne Wohnung erbautest, die deine Gegenwart zum Paradiese macht; da du diese glänzende himmlische Luft über mir wölbtest, und die Sonne schufest, die mein Auge mit den Flüssen ihres Lichts erquickt; und den Mond, der die Nacht zum sanftern Tage macht.

Du pflanzest für mich den umschattenden Hain und die blühende Flur mit vielfarbigen Blumen und grünem Laubwerke gestickt. Du ergetzest mein Auge mit ihren Farben, und meinen Geruch mit dem süſsen Athem, den sie umher düften.

Du labest meine Zunge mit erfrischenden Früchten, die mir von Stauden und Bäumen entgegen winken; du giebst den Bewohnern der Zweige harmonische Kehlen, mein horchendes Ohr zu vergnügen; und befiehlst dem sanften Zefyr, mit sanft webenden Flügeln die sonnichte Gluth auf meinen Wangen zu kühlen.

So willst du auch meine Sinne zu dir ziehen, zu dir, der Quelle jeder süſsen Empfindung.

Denn nur der Gedanke an dich macht die süſse Empfindung zu wahrer Lust; ohne ihn wäre der Wurm so glücklich als ich, durch ihn theilt der Engel seine Freuden mit mir.

O wie viel Glückseligkeiten, wie viel lebendige Quellen von Freude gabst du mir, da du mir diesen denkenden Geist einhauchtest, den ewigen Beschauer deiner Wunder!

Welche mächtige Kräfte hast du ihm gegeben, sich empor zu schwingen, sich auszubreiten, oder sich in sich selbst zu schmiegen, und der Betrachtung höherer Schönheiten zu genieſsen, die nur dem innern Auge sichtbar sind, oder mit profetischer Kraft von bessern Welten und schönern Gestalten der Dinge zu träumen, die der aufgedeckte Himmel vor der entkörperten Seele verbreiten wird.

Und damit die unerfahrne Seele sich in dieser reitzenden Mannigfaltigkeit von Gegenständen nicht verliere, noch in ihren eignen Bewegungen sich verwickle, hast du ihr ein himmlisches Licht geschenkt, welches die Pfade des Lebens bestrahlt, worauf sie wandeln soll.

O Vater der Engel und Menschen! was könnte ich Gutes von dir bitten, das du mir nicht schon gegeben, oder für die Zukunft beygelegt hast?

Die Betrachtung deiner Wohlthaten erstickt jeden Wunsch, und verbreitet süſse Zufriedenheit über das glückliche Herz.

Dieſs einzige, o mein Gott, laſs mich von dir bitten, daſs ich, so lange ich diese irdische Luft athme, keinen Augenblick vergesse, daſs du die Liebe bist.

Wenn meine Thorheit mir den Genuſs deiner Gnade nicht vergället, wenn ich nicht von dir hinweg nach trüben Quellen laufe, die keine reine Freude geben, — was mangelt mir dann? Was lässest du meinen Wünschen übrig?

Jeder Augenblick meines Lebens läſst eine Spur deiner Güte zurück.

Jeder Augenblick bringt mich den Hoffnungen näher, die mir vom Himmel entgegen winken; zu den einzigen Wünschen, die mir deine Güte erlauben kann.

XI.

Wie wohl ist dir, meine Seele, wenn du aus den Zerstreuungen dieses Lebens dich vor deinem Gott sammeln kannst!

Wie süſs ists, an ihn denken, und in einsamer Stille sich mit ihm besprechen!

Er höret das Lallen der unmündigen Seele gütig an, ihre sprachlose Entzückung ist ihm angenehm.

Was sind diese Dinge, woran die Verblendeten ihr Herz hängen? Schatten sind es, ja Träume von Schatten! Mein Verlangen, meine Wünsche sind nach Dir!

Selbst deine irdischen Geschöpfe, so schön und lieblich sie sind, Schatten sind sie, die nur eine flüchtige Lust auf die Seele werfen.

Unselig ist, der an diesen Schatten sich begnüget! Aber selig ist, wer zu dem Herrn sagt: Du bist meine Freude, mein Leben, mein Alles! Wenn ich nur dich habe, so vergesse ich Himmel und Erde.

Der irdische Mensch suchet Ruhe und findet sie nicht. Er erhitzt sich in seinem Betrug, er träumt Gütern nachzujagen, und wenn er sie erhaschet, siehe so sind sie nichts.

Ein Schimmer eines Guts, eine eitle Lust bezaubert ihn, seine Seele ist sich selbst unbekannt; die Unsterbliche, die Gespielin der Engel, leckt Staub wie eine Schlange.

Ihr Schöpfer pflanzte ihr eine ewige Sehnsucht nach Vollkommenheit und Freude ein.

Wozu, als daſs sie ihn suchte, und nirgends als in ihm ruhete? Ach! Betrogne, merkest du nicht, daſs in ihm die Fülle alles Guten ist? daſs er die lebendige Quelle aller Freude ist?

Saget, ihr Seelen, die ihr ihn kennet, ist nicht Ihn denken das süſseste Geschäft? Ist nicht Ihn empfinden Entzückung, Ihn anschauen Seligkeit?

O nur ein Gedanke, nur ein Strahl, der aus seinem Antlitz in unsre Seele fällt, löschet alle andre Bilder aus.

Wie selig, o Herr, müssen die seyn, die allezeit vor dir stehen, und deine Herrlichkeit schauen!

Ihr Engel des Throns, seine Vertrauten; ihr Cherubim, ganz zum Anschauen Gottes erschaffen; ihr Serafim, deren heilige Brust keinen andern Affekt als seine Liebe athmet, wie unaussprechlich ist euer Glück!

Zwar mich drückt noch dieser Leib des Todes, und meine umnebelte Seele ist unfähig, Dein Angesicht zu schauen.

Aber wenn ich von allen Geschöpfen, ja von mir selbst entblöſst, wiewohl aus dunkler Ferne, nach Dir blicke, so wallet mein Herz in himmlischen Freuden auf!

Wie kann ich nach einer solchen Seligkeit wieder zum Staub und zum Tand der Erde zurückkehren?

Ach! wenn werde ich diesen Kerker durchbrechen, und durch tausend glänzende Sfären unaufhaltbar mich zu deinem Thron aufschwingen?

Wie lange soll dieser bunte Vorhang der Natur mir den Anblick des göttlichen Lichtes verbergen? Wie lange soll die unbefriedigte Seele nach ihrem Gegenstande schmachten?

Sey stille, meine Seele, sey stille vor dem Herrn! Bezähme deine lüsternen Begierden!

Wenn ich schon im finstern Thale walle, so ist Er doch bey mir. Mein Glaube macht Licht um mich her, und zeigt mir die himmlischen Aussichten, die jeder Augenblick näher bringt!

XII.

Lobet den Herrn, alle seine Werke, lobet ihn in allen Gegenden seines Reichs.

Lobe ihn, du Geschlecht Adams! Die Erlösten des Herrn sollen von seiner Güte zeugen.

Höret doch, ihr Sterblichen, die Stimme aller Geschöpfe, die euch zu seinem Lobe ruft!

Wohl dem, der es zu Herzen nimmt, die frühe Morgenröthe sieht ihn mit deiner Betrachtung beschäftigt, ihn überrascht der nächtliche Schlummer mitten in Gedanken von dir.

Wie sollen wir dich loben, o Herr? Wo soll meine Seele Gedanken finden, die deiner würdig sind? Ach! wo soll ich Worte finden, die das Gefühl meines Herzens ausdrücken?

O vollbringet, was ich nicht vermag, ihr Engel, ihr Sänger Gottes, vollbringet für mich das himmlische Geschäft; mein Innerstes stimmt mit süſsen nahmenlosen Seufzern in euern Lobgesang!

Wie können wir dich loben, o Herr, als mit unverwandtem treuem Bestreben, dir wohl zu gefallen?

Denn du bist uns kein unbekannter, kein verborgener Gott; du hast uns deinen Willen bekannt gemacht, du hast ihn tief in unsre Herzen gegraben, ja du hast zu uns geredet, und die Rathschlüsse der Ewigkeit vor unsern Augen enthüllt.

Was säumen wir denn, dem Beyspiele des Himmels zu folgen, und den Willen unsers Herrn zu thun?

Jede Seele werfe sich vor ihm hin! — In diesem Augenblick schaut er auf uns herab, seine Hand ist bey uns, seine Gottheit umgiebt uns ganz. — Empfindet es, schlummernde Seelen, und erwachet ins Leben für Gott!

Und ihr, Völker, höret auf mit betrüglichen Lippen den Gott zu ehren, den eure Thaten verläugnen. — Eilet, euch unter seine Gesetze zu beugen; denn, siehe, schon rüstet er sich, mit eisernem Zepter die Nacken der Empörer zu brechen.

Der Fürst beuge sich vor dir, o Herr, und zittre!

Er vollziehe gleich den Engeln, die dir dienen, den Willen seines Königs!

Der Weise rühme sich nur dich zu wissen! Er forsche in deinen Werken, und erwäge deine Gesetze! Er lehre durch Reden voll Kraft, und reitze durch sein Beyspiel!

Die Mutter weihe dir den Säugling an ihrer Brust! Sie bilde den Knaben zu männlicher Groſsmuth, die Tochter zu Unschuld und Fleiſs! Sie enthülle in ihren Seelen dein Bild, und lehre sie den Vater der Geister lieben!

Der Jüngling strebe mit der muntern Stärke eines jungen Adlers, nach dem, was edel und gut ist, nach jeder Vollkommenheit!

Güte und Treue sey das Band jeder menschlichen Verbindung, Ordnung und Recht die Grundfeste der Gesellschaft!

So werde unser Schöpfer gelobt, der das Glück seiner Geschöpfe seine Ehre nennt!

PSALMEN.

ZWEYTE ABTHEILUNG.

I.

Wie ſelig iſts, o Gott, in deinem Lichte zu wandeln! Welche Klarheit, welche neue Geſtalten der Dinge und freudige Ausſichten um mich her! Wo iſt das Thal der Thränen? Wo die Todesſchatten? Wo der Kerker des ſchmachtenden Geiſtes? Wie verwandelt ſich das alles im Lichte Deiner Allgegenwart!

Sey mir gegrüſst, o Erde! du Land der Erſcheinungen Gottes! Jede Stelle, wohin ich blicke, glänzt von Seinen Fuſsſtapfen — Er Selbſt, er Selbſt iſt allenthalben zugegen!

Die Wolken unter Ihm triefen von Seinem Segen. Sein Anblick erneuert die Erde; ſie fühlt das ſanfte Säuſeln ſeiner Gegenwart und freuet ſich.

Er schauet herab, da blühet sie zum Garten Gottes auf; tausend Blumen eilen freudig hervor, von seinem Daseyn zu zeugen, und die Engel, die um ihren Herren schweben, streuen süſse Gerüche von ihren Schwingen herab.

Der sinnliche Mensch ist dem Thiere des Feldes gleich; er schaut gedankenlos umher, und hält die Ausflüsse deiner Gegenwart für Werke des Zufalls oder der Nothwendigkeit.

Aber die Seelen, die Dich lieben, sehen dich allenthalben; der Gedanke an dich giebt jedem Ort überirdischen Glanz und wandelt den wilden Hain zum Paradies.

Sey mir gegrüſst, o Erde! du bist des Herren! der Fluch ist von dir hinweg gethan.

Vom Blute des groſsen Versöhners geheiligt wartest du mit uns, seinen Erlöseten, auf deine Erneuerung.

Frohlocke, du Erde, und ihr Begnadigten, jauchzet! Freuet euch mit dem Stifter euers Heils!

Er lieſs sein göttliches Licht über uns aufgehen. Er zeigte uns in Gott unsern Vater.

Er enthüllete vor unserm erstaunten Auge die verborgene Hoheit unsrer Natur, und schloſs uns die Pforten der Ewigkeit auf.

Da wurde die Finsterniſs Licht, die Verirreten kehrten zu Gott um, und die Sünder verlieſsen die Wege der Thorheit.

Welche befleckte Seele hätte sich erkühnen dürfen, ohne Ihn, den ewigen Vater zu nennen? Wer hätte den kühnen Gedanken gewagt, Gott zu lieben? Und wie hätte sich die reine serafische Flamme in Seelen entzünden können, die von eiteln Begierden glüheten?

Sey gelobet, o Herr, unser Heiland! Du allein konntest diese herrlichen Dinge vollbringen!

Sey gelobet, und in dir der Vater, der dich gesendet hat!

O wie ganz sind unsere Seelen dein eigen! Welches Herz muſs nicht zu Liebe werden, das deine Wohlthaten erwägt!

Durch Dich haben wir Freudigkeit zu Gott, und nennen ihn mit kindlicher Zuversicht, Vater.

Deine Lehre erhebt uns zu unsrer Bestimmung; sie reinigt uns für den Himmel, wo nichts unreines eingehen kann.

Ach, wir lagen in der Finsterniſs, uns selbst verborgen, und vom göttlichen Leben entfremdet.

Wir verloren uns in unsern Irrgängen; Schmerz und Reue war der Lohn unserer eiteln Bestrebungen nach Glückseligkeit.

Denn wir schnappten nach Fantomen, oder weideten uns, wie Thiere, an den sinnlichen Dingen.

Wie erstaunte der Mensch, von deiner Klarheit umstrahlt, über die Hoheit seines Ursprungs und die Gröſse seiner Erwartungen!

V. 89 — 106.

Zu Schmetterlingen entwickelt, ins unsichtbare Land,
Das sie geboren, wiederkehren.
Der Heuchler! Macht er nicht Dianens Nymfen weiſs,
Es bleibe, wenn sein Geist nach ihrem Busen schiele
Und sich zum Urbild der Busen empor gezogen fühle,
Sein Blut dabey so kalt wie Alpeneis?
Ist gleich die Schlinge zu sichtbar — ein kluges Mädchen zu fangen,
So bleibt doch zuweilen daran ein blödes Gimpelchen hangen.
„Doch, dieses alles ist, wiewohl bereits zu viel,
Mit dem was uns zur Klage zwinget
Verglichen, bloſses Kinderspiel.
Wo ist ein Platz im Himmel und auf Erden,
Den Amors Frevel nicht entweiht?
Wo ist der Sterbliche, wo der Gott, der nicht Beschwerden
Zu führen hat? Ihr alle wiſst, wie weit
Sein Muthwill' es sogar mit unserm Stande getrieben,
Und wie die Unschuld selbst nicht sicher vor ihm geblieben.
Gesetzt auch sie verwahre sich

Jetzt findet unsere Seele die Ruhe, die immer mit ihr entfloh, denn nun wissen ihre Triebe ihren Gegenstand. Sie brennet nun von englischen Flammen; die Ehre wornach sie strebt, ist, Gott gefällig zu seyn.

Ihn kennen, ihn lieben, ihn verherrlichen, ist ihre Wollust, ihr süſses Tagwerk.

Sie sieht ihren Leib als eine grobe Hülse an, welche sie nöthigt, noch am Staube zu kleben.

Wie froh sieht sie ihn allmählich welken! wie gern wickelt sie sich von ihm los!

Bald, bald werde ich mit entfalteten Flügeln mich in die ätherische Luft erheben, in die Reiche des Lichts und der Unsterblichkeit.

Dann weide ich an den Quellen der Wahrheit, und athme die Freuden unvermischt ein, wornach sich meine Seele sehnet.

Was scheidet einen Engel und eine Seele, die Gott liebet? Der Zwischenraum ist die durchsichtige Decke der Sinnlichkeit.

Schon seh' ich durch diesen Vorhang. O wundervolles Gesicht! Die Herrlichkeit des Himmels schimmert mir durch diesen Nebel der irdischen Luft entgegen.

Ich sehe mit geblendeten Blicken die überirdische Aussicht unbegrenzt verbreitet. Sie verliert sich in immer hellern Scenen, sie verliert sich im göttlichen Lichte.

Welch ein heiliger feierlicher Anblick! Wie glänzen die serafischen Angesichter! Wie entzückt beten sie den erhöheten König an! Dich, dich, o mein Erlöser, und — darf die zitternde Seele die groſse Empfindung wagen? — dich, meinen Bruder!

Zerflieſse, mein Geist, in Lob und Dank! Mische dich in die Harmonien der Engel, die ihn anbeten, in die Hymnen aller Geschöpfe, die ihn loben.

Zerbrechet, ihr Bande, zerfalle, du irdische Hülse, daſs ich auffliege, und meine Entzückung ihren Hymnen vermische!

II.

Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! Schwarze Finsterniſs, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreise.

Die Sonne ist erloschen, die verlaſsne Natur seufzt, ihr Seufzen bebt, gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden, durch die allgemeine Todesstille.

Was seh' ich? Erbleichte Serafim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hervor! Sie schauen mit gefalteten Händen herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken.

O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung, und das Opfer, das für die Sünden der Welt verblutet.

Geheimniſsvolle, hochheilige That! Der Gottmensch leidet. Sein reines Blut weihet die sündige Erde, und wäschet den Fluch von ihr ab.

Die Gerechtigkeit des Unendlichen schwebt über ihm, und wäget in der Wage des Gerichts seine Leiden gegen unsre Sünden ab.

Ach, wir Elende! Wie unwerth ist der seiner Erbarmungen, der jetzt noch sündigen kann!

Warum zerflieſsest du nicht, meine Seele, im bangen Gefühl deiner Schuld?

Vernimm es, o Menschengeschlecht! Ach! ihr sündigen Seelen, nehmet es doch zu Herzen! Euere Missethaten haben den Herren der Herrlichkeit gekreuzigt.

Die Leiden des ewigen Todes liegen auf seiner Seele; sie bebet, und fühlt die Schauer der Vernichtung, sie ist von Gott verlassen!

Von Gott verlassen, um gefallnen Unsterblichen, verworfnen Geistern, das Anschauen Gottes wieder zu geben!

Wir waren alle abgefallen, wir hatten den Gott der Liebe verlassen.

Wir vergaſsen der Gesetze seiner Weisheit; der Gesetze, welchen alle Himmel gehorchen.

Die Erde, von Thaten der Hölle geschändet, war ein Fluch vor dem Herrn! ein Scheusal vor seinen Engeln! ein verbannter Ort, auf den die Verwüstung wartete.

Saget, ihr Himmel, ihr Sfären der Engel, saget, war unter allen Geschaffnen Einer, der uns erretten konnte?

Oder brennt in englischen Herzen eine solche Liebe, die sich für Sünder zum Opfer giebt?

Ach wir wären verloren, wenn nicht der ewige Sohn, was kein Geschaffner vermochte, gethan hätte!

Der im Schooſs des Vaters war, eh' noch die Serafim, vom Angesicht Gottes bestrahlt, um seinen Thron sangen, stellte sich zum Mittler der Kinder Adams dar.

Er erkaufte sich ihre dem Tode zugezählten Seelen, und erwarb sie zu seinem Eigenthum, indem er ihre Strafe litt.

Nun ist es vollbracht! Es ist vollbracht, das gröſste Werk, das die Ewigkeit sah! Die ewige Versöhnung ist vollbracht.

Ein göttliches Lächeln verklärt das Antlitz des Versöhners, die Todesqualen sind erschöpft, sanft neigt er sein Haupt, indem nahmenlose Seligkeiten seine göttliche Seele überströmen.

Die Erde ist versöhnt! die Pforten des Himmels öffnen sich den Kindern der Erde.

Aus allen Sfären eilen die Serafim, festlich geschmückt, dem göttlichen Sieger entgegen; schon tönt das Lied des Triumſs durch alle Himmel umher.

Singe mit, meine Seele, du Begnadigte Gottes; freue dich in deinem Erlöser und Gott!

Du bist sein! Du bist ein Lohn seiner Schmerzen, ein Glied der heiligen Gemeine, die er erkauft hat.

Jauchze, meine Seele, Begnadigte Gottes! Die Himmel öffnen sich dir, die Engel grüſsen dich Schwester.

O Seligkeit, der Vater deines Mittlers, der ewige Vater nennt dich sein Kind!

III.

In süſser Wehmuth schwebet meine Seele um den Hügel deines Kreuzes, und genieſst den geheimniſsvollen Anblick, der sie gänzlich in Schmerzen und und Entzückung zerschmelzt.

Ich sehe dich, mein Erlöser, von Schrecken des Todes umringt. Ich sehe den Heiligen, den Unschuldigen, den Wohlthäter des Menschengeschlechts, gleich den verworfensten Sündern ans Holz ausgestreckt.

Dein göttliches Antlitz, o Menschenfreund, in welchem alle Bedrängten ihre Hülfe sahen, ist vom Blut entstellt, das langsam von deinem verwelkten Haupt zwischen den Dornen herab rinnt.

Ach! die hülfreichen Hände, die du nach jedem Elenden strecktest, sind durchgraben; die Füſse des Profeten, der das Heil Gottes verkündigt, sind ans Kreuz geheftet.

Aber wer kann die Leiden deiner Seele aussprechen, wer kann unsre Sünden zählen, unter deren Last du schmachtest?

Kläglich bricht die Angst deiner göttlichen Seele aus den Augen hervor, die unbeweglich gen Himmel starren!

Du siehest nach deinem Vater auf; aber er höret dich nicht.

Du schauest dich nach deinen Engeln um; aber sie stehen fern, in weinende Wolken verhüllt.

Die Sonne wendet ihr Angesicht weg, der Himmel verhüllt sich in Finsternifs, die Lebenskraft stockt in den Adern der bangen Natur, da der in seiner Menschheit leidet, vor dem die ganze Natur als ihrem Schöpfer sich neigt.

Warum leidest du, o heiliger Sohn des ewigen Vaters?

Warum leidet der Fürst der Heere Gottes, der Gebieter der Natur, der auf den Wellen wandelte, und dem Sturm Stillschweigen zuwinkte?

O Wunder der Liebe! Er leidet freywillig für schuldige Seelen, die den verletzten Gesetzen des Unendlichen zur Strafe übergeben waren.

Er leidet für Unsterbliche, die vom Angesicht Gottes verworfen waren.

Er hüllet seine Gottheit in ihre Menschheit; er wird ihr Bruder, sich selbst für sie aufzuopfern; das einzige Opfer, welches würdig war, den Unendlichen zu versöhnen.

Er behauptet die Ansprüche des Himmels auf unsre Seelen; seine Schmerzen erwerben uns himmlische Entzückungen; sein Tod ist unser Recht an die Unsterblichkeit.

O Tiefen der göttlichen Liebe! O unergründliches Geheimniſs! So liebest du, Gott Erlöser, die Seelen.

Die Serafim selbst, die Engel der Liebe stehen erstaunt, und fühlen ihre Herzen durch die Allmacht seiner Liebe erweitert; sie glühen von neuen Empfindungen, und wallen in reinere Flammen auf.

Mein Auge thränt, und heilige Erstaunung schauert durch meine Gebeine, da du von der Höhe deines Kreuzes für deine Peiniger betest.

O der süſsen Worte, der göttlichen Symfonie! Die Sfären verstummten, da du so batest! Alle Harmonien des Himmels schwiegen, und der ewige Vater erkannte die Stimme seines Sohnes.

Das härteste Felsenherz zerflieſst von diesem Gebet, und in die feindseligsten Herzen dringt ein Strahl von himmlischer Liebe.

Du bittest für deine Peiniger, du leidest für Treulose, für Undankbare! — Und ich — dein Erlöster, dein Eigenthum, dein Jünger, sollte nicht meinem Feinde verzeihen?

Wer ist mein Feind? Wer trägt die menschliche Bildung, der nicht mein Bruder sey?

Segne, segne, o Gott, alle die mich demüthigen, alle die mich in der Selbstverläugnung üben.

Inbrünstig wallet mein Herz dem ganzen Geschlecht meiner Brüder entgegen! Ach, möchtet ihr alle zu Jesu versammelt werden!

Ach, daſs keine Seele sich dir entwenden könnte, der du mit göttlicher Groſsmuth zum Lohn deiner Schmerzen nur unsre Seligkeit verlangst!

Ja, mein Herz fühlt die schöpferische Kraft deines Beyspiels! Du schaffest meine Seele neu; sie erstaunt über Tugenden, die nicht ihr eigen sind.

Du sahest die Leiden, die über dich kommen sollten, deine Menschheit bebte vor dem grauenvollen Anblick; aber du ruhtest in dem Willen des Vaters! Ihn zu verherrlichen, war dein erhabnes Geschäft! Seinen Willen zu thun, war die Wonne deiner Seele!

O schwebe stets allgegenwärtig vor mir, du Bild der sichtbaren Tugend, die erst am Kreuz in ihrer Vollkommenheit strahlte — so wird keine Tugend mir zu göttlich seyn!

Von der Allmacht dieses Anblicks getrieben, eilten die Heiligen, auf dem Wege deiner Fuſsstapfen, dem Hohn, den Ketten, der Marter entgegen.

Die Welt hassete sie, die Dich gehasset hatte! Sie hasset die Wahrheit, die ihre Werke verdammte — Sie hassete die Tugend, die so unwiderstehlich bewies, daſs unsterbliche Menschen fähig sind, nach englischer Vollkommenheit zu streben.

Aber was ist der Haſs der Sünder einer Seele, die von Liebe Gottes glühet?

Soll sie erzittern, vor Menschen der Wahrheit Zeugniſs zu geben, die bald im Angesicht des Himmels und der Erde ihre Göttlichkeit beweisen wird?

Was soll der Christ fürchten? Oder was soll er von denen, die Staub sind, hoffen? Er, der von Gott Unsterblichkeit, und mehr als alle Welten hoffet?

Was seh' ich? In wüthenden Flammen lächelt ein Zeuge der Wahrheit gen Himmel; er schaut mit starrem entzücktem Blick auf den Gekreuzigten hin — der Anblick erhöht seine Natur über sich selbst! Er verachtet den Grimm der feurigen Pein, und blickt auf seine Asche triumfierend herab; indem der halb entkörperte Geist schon in den Pforten des Himmels schwebt.

IV.

Komm, meine Seele — du verlangest nach Ruhe, die dir die Welt nicht geben kann — komm in die süſseste Einsamkeit, in ein schöneres Lustgefilde als Eden, komm zum Grabe deines Erlösers.

Hier schweb' ich in stillen Betrachtungen über dem Felsen, wo er einst schlief, nachdem er ein Werk vollbracht, worin keiner unter allen Erschaffnen mit ihm war.

Von Todesqualen ermüdet, sehnte er sich nach dieser Ruhe. Hier neigte sich sein Haupt, mit Dornen gekrönt, in den Staub hin. Hier wuschen die Thränen der Seinigen das Blut von seinem Antlitz, auf dem noch ernste Züge in göttliches Lächeln sich verloren.

Drey heilige Nächte gingen mit säumendem Schritt über das Grab des Schlafenden hin. Drey jammervolle Nächte beweinten ihn, die ihn geliebet hatten, als ob der Tod den gefangen halten könnte, der ihn überwunden hatte.

Aber am dritten Morgen stand der Sieger auf, wie ein Held, der, von groſsen Thaten ermüdet, sich niederlegt, vom kurzen Schlummer aufsteht, und seinem Triumf entgegen eilt.

Wie Staub sank die Sterblichkeit von seinem verklärten Leibe; er schwang sich empor, und indem er sich aufschwang, erschüttert ein süſser Schauer alle Gebeine, die im Schooſs der Erde zum ewigen Leben schlummerten.

Mein Herr und mein Gott, du lebest, und auch ich werde leben! Du sitzest zur Rechten des Vaters, und ich werde, von dir aufgenommen, sein Angesicht schauen.

Daſs mich der Tod nicht schrecken müſste, starbest du; daſs meine Seele, die nach Unsterblichkeit athmet, nicht vor diesem nächtlichen Grabe bebte, ruhtest du im Schooſs der mütterlichen Erde, und

V. 107 — 125.

Vor seinem Pfeil, was kann vor seiner Natterzunge
Sie schützen? Ach! ihr unsichtbarer Stich
Dringt selbst durch meinen Schild! Wie pflegt der wilde Junge
Beym Faunenfest, wenn auf der Mänas Schooſs
Der Wein ihn schwärmen macht, uns andern mitzuspielen?
Ihm ist, sein Müthchen abzukühlen,
Hestia nicht zu fromm und Juno nicht zu groſs. 5)
Hofft nicht durch Weisheit ihn zur Ehrfurcht zu vermögen!
Seyd ohne Tadel, seyd Latonens Tochter gleich,
Wenn alles fehlt, so weiſs er euch
Endymions Schlaf zur Last zu legen.
Doch, diesen Muthwill' könnte man
Auf Rechnung seines Alters schreiben;
Und da sein Witz uns doch nicht treffen kann,
So möcht' er immerhin, um minder schädlich zu bleiben,
Mit Lästern sich die Zeit vertreiben:
Allein den Unfug auszustehn
Den sein Gewerb' in unsrer Herrschaft stiftet,
Und was wir Gutes thun stets ohne Frucht zu sehn,

standest wieder auf, mich meiner Auferstehung zu versichern.

Du bist auferstanden! Du hast dich über alle Himmel aufgeschwungen! Was kann ich fürchten? Du willst ja, daſs sie seyen wo du bist, die dir der Vater gegeben hat!

Dieses Grab, worin du schliefest, dieses Grabmahl, welches deine Allmacht öffnete, da du, Wiederbringer des Lebens, hervor gingest, ist mir ein sichres Pfand, daſs ich leben werde, wenn schon die Erde meinen Staub zurück nimmt.

O nennet nicht Leben, was besser Tod genennet würde! Nennet es nicht Leben, wenn der himmlische Geist, in den Leib von Erde eingesenkt, im Finstern schmachtet, und nur in der Hoffnung seiner Befreyung Ruhe findet!

Das Vergängliche ist keine Speise für einen Unsterblichen! Ach, meine Seele verlangt nach überirdischen Schönheiten; nach Gegenständen, die nicht unterm Anschauen dahin welken! Nach Dir, nach Dir verlangt sie, von dem alles, was ich sehe, nur matte, entstellte Schattenzüge sind.

Mein Ohr verlangt die entzückende Harmonie der Himmelsbewohner zu hören, die den Vater der Geister preisen; es ist müde, den eiteln Schall leerer Töne, müde die Stimme deiner Verächter zu hören!

Meine Seele, die nach Frieden, nach reinen ungestörten Harmonien schmachtet, strebt aus diesem

Kampfplatz der Zwietracht in die stillen Auen der himmlischen Liebe empor, — aus der dürren Wüste in das verheiſsne Land, wo lebendige Quellen der Wonne flieſsen — aus den Zaubergefilden der Sinnlichkeit, wo uns jeder Tritt Versuchungen nähert, in den Garten Gottes, wo keine betrügliche Frucht winket — aus der Pilgrimschaft ins Vaterland der Geister!

Wie froh seh' ich jedem eilenden Tage, jeder entschlüpften Stunde nach! Wie vergnügt sieht die erleichterte Seele auf ihren welkenden Leib herab, der bald reif ist, ins Grab zu sinken!

Tod! du süſser Nahme! bey dir wachen meine Wünsche auf, — nach dir schmachten die geheimsten nahmenlosen Begierden meines Herzens! Du raubest mir nichts Gutes, das ich besitze, und schenkest mir, was mir alle Reiche dieser Welt nicht geben könnten.

Was säuselt für eine Stimme, lieblicher als Musik, um mein Ohr? Wer rufet mir? O ich kenne sie; es ist die Stimme meiner Entschlafnen, die mich zu ihrer Wonne einladen.

Bald werde ich euch wieder sehen, ihr geliebten Seelen! Und, o frohes entzückungsvolles Wiedersehen! wie wird euer Angesicht, vom Anschauen Gottes glänzend, mir entgegen lächeln!

Was für englische Töne werden von euern Lippen flieſsen! Was für himmlische Geschichten werdet ihr mir kund thun! Wie liebreich werdet ihr mich in den Sitten des Himmels unterweisen! Mit welcher geflügelten Begierde werde ich von euch die Hymnen der Unsterblichen lernen!

Hat eine himmlische Hand den Vorhang weggezogen, der meinem unsterblichen Auge den seligen Anblick entzog? Oder schweb' ich schon entkörpert unter den Serafim?

Welche Entzückungen dringen auf mich ein! Wie sind alle meine Wünsche gesättiget!

Welch ein Blick durch zahllose Reihen von Geistern, die zu Gott aufsteigen, und im Aufsteigen immer göttlicher scheinen!

Ich sehe, von Myriaden ätherischer Sonnen umgeben, den Himmel der Himmel! Wie glänzet der Thron des gesalbten Königs! Welche Scharen von Heiligen um ihn her!

Mit inbrünstig gefalteten Händen stehen seine Erlösten, die Seelen, die ihm nachfolgten, vor ihm, und hören seine liebevollen Worte!

Nur die Sprache des Himmels beschreibt, was sie empfinden; nur Ewigkeiten sind das Maſs ihrer Seligkeit!

Mein Blick dringt noch höher; aber ein unermeſslicher Lichtkreis blendet ihn zurück! Mit diesem Licht verglichen, ist eine Sonne ein gleiſsendes Stäubchen! — Hier wohnt der Unendliche, nur von Cherubim betrachtet, die der Glanz seines Angesichts vor allen Geschaffnen verbirgt.

Verhülle dich, meine Seele, und bete an! Verhüllt und von fern beten selbst Engel an!

Alle Wonne flieſst aus diesem Urquell; alle Schönheiten, die der Engel bewundert, oder die den Menschen von Erde reitzen, sind die Strahlen, die sich aus diesem Lichtmeer ergieſsen!

Ach schon fällt der Vorhang wieder! Sie sind verschwunden, die himmlischen Gesichte, deren kein Nahme, keine Vergleichung würdig ist! Es dämmert wieder um mich her, ich fühle die Fesseln wieder, die mich noch an diesen dunkeln Felsen heften!

Aber bald werden sie, wie versengte Faden abfallen; bald werde ich die angeborne Himmelsluft athmen, und da seyn, wo mein Erlöser lebt; und bey Dir genieſsen, was kein Auge gesehen, was noch keine Seele in profetischen Ahnungen vorempfunden hat, was kein Engel ermessen kann, alles was Du denen, die dich lieben, bereitet hast.

Bald werde ich da seyn, o mein Gott, wo meine sehnsuchtsvolle Seele dich besser erkennen, tiefer in die Wege deiner Weisheit, in die Wunder deiner Allmacht schauen, und deine unaussprechliche Vollkommenheit reiner lieben kann! Wo wetteifernde Serafim, die du doch minder geliebt hast, die Inbrunst meines Herzens anflammen! Wo du meine ohnmächtige Dankbegierde mit neuen Kräften begaben wirst, deinen Nahmen zu verherrlichen!

Das hoffet meine Seele von der Unsterblichkeit, die du mir verheiſsen hast. O laſs sie doch bald kommen, die Zeit, da ich dich würdig lieben kann; da kein Gedanke meines Herzens von dir hinweg gleitet, keine Trägheit meinen Eifer dir zu gefallen schwächet; wo mich nichts von dir locket; wo du mir alles in allem bist.

Ach! laſs mich (dieſs flehet dir meine Seele) laſs mich, so lang' ich noch hier wallen soll, immer dieser seligen Hoffnung gemäſs erfunden werden! Laſs meine übrigen Tage in deinem Lobe, in stiller Zufriedenheit mit deinem Willen, in frommer Bestrebung, vor dir zu wandeln, verflieſsen!

Die du um mich her blühest, schöne Natur, rufe mich immer zu seinem Lobe auf!

Ihr Unsterblichen, die ihr über mir schwebet, belebet immer mein Herz mit Gedanken, die meiner Bestimmung würdig sind!

Ihr, die Ein Glaube, Eine Hoffnung mit mir vereinigt, lasset uns einander in diesen Gesinnungen stärken!

Siehe, die Stunde nähert! Schon sehen wir das Ufer der glückseligen Sfären; schon strecken die Himmelsbewohner, unsre unbekannten Freunde, ihre Arme aus, uns zu empfangen!

V.

Freue dich, meine Seele, in deinem Gott; freue dich der vollendeten Versöhnung, und des triumfierenden Mittlers.

Er hat sich aufgeschwungen; schon entzieht ihn ein goldenes Gewölk den nacheilenden Blicken seiner Geliebten; er fährt zwischen den glänzenden Reihen der Serafim, von Siegesliedern begrüſst, durch tausend Himmel empor —

Schnell öffnet sich ihm die empyreische Pforte, die jetzt nicht mehr geschlossen wird, sondern ewig offen steht, die Erlösten des Herrn zu empfangen.

Welch ein harmonisches Getümmel, welch ein göttlicher Einzug! Wie glänzt der Thron des neuen Königs von ferne!

Mehr wagt die unmündige Seele nicht, von dir zu stammeln, o König der Geister! Deine Majestät blendet sie, — sie, die von deiner liebevollen Menschheit so sanft, so zärtlich angezogen wird.

Warum zitterst du, mein Herz? War es nicht Gott, der aus Liebe sich in Menschheit herab senkt? — O wie allmächtig ziehest du, göttliche Liebe, mich an!

Ja, laſs michs wagen, o Herr, gesalbter König, du ewiger Gegenstand serafischer Hymnen, laſs mich die entzückte Empfindung wagen, o Gottmensch! Du bist — selige, nahmenlose Empfindung! — Du bist mein Bruder.

Und was ist nun der Mensch? Wer kann seine Hoheit ausdrücken? Die Engel Gottes neigen sich vor ihm!

O Menschengeschlecht! erkenne deine Natur; erstaune, erzittre vor der entzückenden Wahrheit — der Sohn der Jungfrau, der Mensch, der am Kreuze für dich starb, herrschet zur Rechten des Vaters; die Schöpfung dreht sich unter seinen Füſsen, und knieende Erzengel schauen mit Blicken voll Ehrfurcht auf seine Winke.

Erneuere, mein Geist, die geheimniſsvolle Frage, was ist der Mensch? — Der beseelte Staub, der Schatten, der Traum — wie sehr ist er verwandelt worden! Wie groſs ist sein Adel, wie selig ist seine Bestimmung, wie unbegrenzt sind seine Erwartungen!

Ach! nennt nun nichts Vergängliches groſs! Die Erde verschwindet, aller irdische Stolz sinkt ins Nichts! Wie tief ist alles unter mir, was nicht himmlisch und ewig ist!

Dort oben, hoch über euch, ihr vergänglichen, schimmernden Sterne, dorthin sind meine Begierden, meine Hoffnungen aufgeflogen. — Mein göttlicher Glaube vernichtet jeden irdischen Wunsch.

Was soll ich wünschen? Soll der zukünftige Engel den Thieren ihre Freuden rauben? Oder soll der von Thoren Ruhm betteln, der von Serafim umgeben ist, die seine unsichtbaren Thaten bemerken?

Soll sich der Leben wünschen, der in Ewigkeiten hinaus sieht? Oder irdische Güter, der die

Gottheit selbst besitzt, die ihm alle ihre Allmacht, alle ihre unerschöpfliche Güte schenkt?

Zwar sind dieſs alles nur Hoffnungen — aber Hoffnungen, die so gewiſs als mein Daseyn sind. Was sag' ich? So gewiſs als das Daseyn dessen, von dem alle diese Sfären, alle diese Schöpfungen zeugen!

Wie bald wird die Zeit nicht mehr seyn! Wie bald jene Sonne ausgebrannt haben! Was sind Jahre? Was ist diese Reihe von Augenblicken, auf deren behendem Flügel ich in die Ewigkeit eile?

Dann ist alles ewiger, reiner, voller Genuſs, was jetzt Hoffnung ist — Hoffnung, die mein befriedigtes Herz schon an die Freuden der Unsterblichkeit gewöhnt.

Wie entzückt ein Blick des Glaubens auf den Thron, wo mein Versöhner herrschet!

Wie entzückt ein Blick in die Gefilde der himmlischen Liebe!

Was empfindet mein Geist, wenn er in tiefer Verhüllung, von ferne, mit leisem Gehör, die Harmonie aller Geschöpfe hört, die ihrem Schöpfer lobsingen!

O was erfahret ihr, heilige Seelen, in deren Herz die reine Flamme der göttlichen Liebe alle andre Liebe ausgelöscht hat!

Hinweg was des Christen unwürdig ist! Hinweg, was die Unsterbliche zur Erde zieht! Was kann eine Welt voll Träume einer nach Gott athmendem Seele geben?

Die flüchtige Zeit, mit ihren noch flüchtigern Freuden, flieht unter uns dahin; der Himmel nähert sich; wirf, meine Seele, wirf alles von dir, was den eilenden Flug noch hemmet.

VI.

Wem du, o Gott, einen reinen Sinn geschenkt hast, wer unverrückt in deiner Gegenwart bleibet, dem darf kein Übel begegnen.

Heilige Stille schwebet über seiner Seele; er vergiſst sich selbst, und befleiſsigt sich nur, Dir wohl zu gefallen.

Die Seele, die immer zu deinen Füſsen liegt, verlernt stolz zu seyn. Wenn ich dich denke, o Ewiger, was bin ich alsdann? Ja, was ist die ganze Welt vor dir?

Wenn du mich an deine Weisheit erinnerst, o dann hab' ich keinen Willen, als dein Gesetz.

Dein Auge durchleuchtet die geheimsten Irrgänge meines Herzens.

Deine Heiligkeit macht mein Gebein erzittern, aber deine Liebe zerschmelzt mein Herz in Wehmuth und Dankbarkeit.

Du sprichst zu meiner Seele: Suche mein Antlitz! Schaue unverwandt auf mich! Deine Sünde ist vor mir hinweg gethan; mein Antlitz strahlt dir lauter Gnade!

O so möge dann meine Seele, gleich jungen Cherubim, die unter deinen schöpfrischen Blicken hervor blühen, immer im Licht deines Angesichts schweben!

Ach, daſs die Wolken verschwänden, die dich so oft aus meinen Augen rücken!

Sobald ich nicht auf Dich schaue, verirre ich! Meine Stärke wird Schwachheit, und meine Füſse gleiten.

Führe mich, Herr, auf deinem Wege! Laſs deinen Engel mich bewahren, wenn ich anstoſsen will; laſs deinen Engel mich bewahren, wenn ich die Wege der Verkehrtheit betrete!

Ergreife mich, o Allmächtiger! Verbirg mich in deine Umschattung, bilde mich da nach deinem Herzen.

Ach! was wäre mir sonst das Leben, wenn ich deiner Gnade unwerth lebte? Wie viel besser wäre mirs, gar nicht zu seyn, wenn ich nicht dir zu Ehren bin!

Hättest du mich zu einer Blume des Feldes gebildet, so blühete ich dir zu Ehren; hätte mich deine Allmacht zum gefiederten Sänger des Hains erschaffen, so weckte mein froher Waldgesang den einsamen Weisen zu deinem Lobe.

So lang' er ungestraft die Sittenlehre vergiftet;
So lang' er singen darf: „ein Becher und ein Kuſs
Könn' einen Sterblichen froher, und, nach Gestalt der Sachen,
Selbst besser als er war und zehnmahl klüger machen
Als alle Filosofien der Weisen in *es* und *us*,“
Was dünkt euch, selige Götter, von solchen Sittensprüchen?
Kein Wunder, daſs er längst damit
Die Monarchie der Welt erschlichen!
Ein Lehrbegriff von diesem Schnitt
Wird nie an Schülern Mangel haben:
Den jungen Dirnen, und den Knaben,
Um deren Kinn die erste Wolle spielt,
Scheint nichts so gründlich. — „O, man fühlt,
Man fühlt ja, rufen sie, die Wahrheit seiner Lehren!“
Nun sagt mir, werden sie der Weisheit Stimme hören
Wo Amor solche Schulen hält?
Wollt ihr die Früchte sehn? Schaut nieder auf die Welt
Die Ihr regieren sollt und seht sie von Cytheren
Und ihrem Söhnchen so bestellt
Als ob wir andern nichts als Figuranten wären.

Aber du wolltest, daſs ich, wiewohl zur Hälfte von Staub, mein Haupt unter den Unsterblichen empor hübe.

Du gabst mir Gedanken, um Dich zu denken, und Engelsbegierden, die mich zu Dir empor tragen; eine Stimme dich zu loben, und Kräfte deinen Willen zu vollbringen.

Du bist alles in allem; du bist das Ziel aller Geschaffnen, der Anfang und das Ende.

Du allein bist würdig, Preis und Ehre von uns zu nehmen; vor dir neigen sich die Himmel; dein Wille ist das Gesetz aller Wesen, dein Wille ist Güte und Seligkeit!

Ach! wenn mein Wille dem deinigen widerstrebet, wenn sich der Ohnmächtige, den du mit einem Hauche verwehen kannst, gegen den Unendlichen, der Wurm gegen Gott, auflehnet. —

Furchtbarer Gedanke, entfleuch! Meine Seele bebet vor dir, als ob sie in die Pforten der Hölle blickte.

O du mein Schöpfer, mein Vater, höre die Gelübde der entflammten Seele, drücke sie tief in mein Herz, und laſs den heiligen Vorsatz immer vor mir schweben.

Ach es ist nicht Stolz, was mich entflammet; ich fühle meine Nichtigkeit! — Aber ich fühle auch, was ich durch dich bin! Dich loben ja alle deine Werke! Selbst der Wurm im Staube ehret dich! Ach laſs mich nur zu deiner Ehre leben!

VII.

Wer ist der, den die Enthüllung vom Leibe den Engeln Gottes gleich macht? Wer ist der, dessen seliges Auge den Ewigen schauen wird?

Wer ohne Falsch ist, wer auch vor dem Schatten des Bösen, wie vor einer Schlange unter Blumen, zurück bebt.

Wer einen Bund mit seinen Sinnen macht, und sein Auge nicht auf reitzende Gefahren hinlenkt; wer den flüchtigsten Gedanken, die leiseste Begierde, die des unsterblichen Menschen unwürdig ist, mit thränender Wehmuth und mit Scham vor dem der allwissend ist, betrauert.

Wer mit einfältigem Blicke auf den Willen des Herrn sieht, und nur das leben heiſst, dem Herrn leben.

Er übet sich, obgleich mit blöden, unentwickelten Kräften, hier in den himmlischen Geschäften, wozu er berufen ist: er liebet den Vater der Geister, er richtet seine Befehle aus, er betet seine Verhängnisse an, und verhüllt sich. — Ja von dir selber, o göttliche Liebe, aufgemuntert, wagt ers den zu lieben, dessen Schönheit Erzengel blendet; dem nachzuahmen, den die Himmel nicht umfassen.

Groſs sind seine Absichten, groſs seine Erwartung; aber sein Herz ist demüthig, und fühlt es mit zitternder Entzückung, daſs Gott alles in allem ist.

Er hält diese Erde für den Ort, wo er gedemüthiget werden, wo er leiden, wo er zum Himmel geläutert werden soll. Seine Schätze sind Ewigkeiten, seine Freuden sind Vorempfindungen des Himmels. Sein Leben ist der Weg, sein Tod die Pforte zur Seligkeit.

Sey gelobet, Gott Erlöser! O du, vor dem sich alle Unsterblichen neigen, mit welchem Dank, mit welchen Thränen der Entaückung können wir dich loben! Du bist es, der dem Tod und der Hölle ihren Raub abgenöthiget; du rufest uns wieder ins Leben; du schaffest unsere Seelen um, und giebst uns den himmlischen Sinn.

Du hast uns das Anschauen Gottes von neuem zur seligsten aller Seligkeiten gemacht, welches ohne dich auf sündige Seelen Verderben blitzte.

O helfet mir, ihr Erlösten des Herrn, helft mir ihn loben, ihr Seligen, die ihr nun genieſset, was wir noch hoffen! Ihr Engel, helfet euern sterblichen Brüdern ihn loben.

Noch Augenblicke, so fällt dieser Staub ab, und von jedem geheiligten Grabe schwebt ein Engel empor, ein neues Geschöpf, selbst euch, ihr Serafim, ein erstaunlicher Anblick, ein Geschöpf der Liebe, die am Kreuz blutete! Es erhebt sich in eure Versammlungen, es öffnet die neuen unsterblichen Lippen zu ewigen Hymnen, es öffnet die himmlischen Augen, und schauet Gott!

VIII.

Der Herr ist König, und sein Gesalbter ist zu seiner Rechten erhöht.

Sein Zepter ist Gnade; Wahrheit und Billigkeit sind die Grundsätze seines Reichs.

Sein Thron ist das Unendliche, und alle Wesen beugen sich vor ihm.

Er füllet die Himmel mit seiner Gegenwart, aber sein Herz wallet zu den Menschenkindern.

Er hat ihre Seelen erkauft, sie sind der Lohn seiner Leiden. Er hat ihre Übertretungen getilget, und ihre Strafen auf sich geladen; er hat dem Tode seine Beute abgenommen.

Nun sind sie sein Eigenthum, sein Volk; noch mehr sein eigen, als die Engel und die Unsterblichen alle, über die ihm der Vater Macht gegeben hat.

Sie leben nur durch ihn, er hat die Erde versöhnt, und für das abtrünnige Geschlecht die Verwerfung von Gott empfunden.

Ach daſs wir alle von deiner Liebe zerschmolzen würden! Daſs kein so hartes Herz übrig bliebe, das sich dir versagen könnte!

Selig, selig sind die, die unter deinem Zepter leben! Dein Reich ist das Reich der Liebe. Wie selig ists, dich lieben, und von dir geliebet seyn!

Du hast dir mitten aus dem verkehrten Geschlecht, das dich verkennet, eine Gemeine gesammelt, ein heiliges Volk, dessen König du bist.

Sie leben unsichtbar der Welt, in süſser Abgeschiedenheit, obgleich mitten unter den Menschen; sie tragen dein Bild, aber die Welt kennet sie nicht.

Du leitest sie, o guter Hirt, zu den reinsten Quellen der Freude.

Sie entsagen den vergänglichen Dingen dieser Welt; aber du schaffest ein Paradies um sie her, wo himmlische Vergnügen dicht hervorblühen.

Du wandelst mitten unter ihnen, und redest vertraulich mit ihren Seelen; sie sind deiner süſsen Stimme gewohnt, und folgen, wie Kinder der Unschuld, deinen liebevollen Winken.

Deine Liebe ist das Leben ihrer Seele; deine Liebe treibt jede göttliche Tugend in ihren Herzen hervor.

Zwar die Welt spottet selbst ihrer Tugend: aber die Engel, welche um ihrentwillen immer auf und nieder steigen, bewundern die Schönheit der Seelen, die nach dir geschaffen sind; ihre göttliche Einfalt, ihre englische Lauterkeit, erhabne Gesinnungen mit Demuth, und heroische Geduld mit sanfter Zärtlichkeit vereinbaret.

O wie selig, wie selig sind die Schafe deiner Weide, wie selig ist dein eigenthümliches Volk!

Ihre demüthige Einfalt sucht nur Dir zu gefallen. Sie treten mit behutsamer Sorgfalt in deine Fuſsstapfen, auf dem engen Pfade, wo du vorgegangen bist.

Sie leiden willig, sie leiden mit Freuden um dich; nur einen Blick auf dein Kreuz, so lächeln sie allen Schmerzen entgegen. Ja selig, selig sind sie, die unter deinem Zepter leben!

Dein erstes Gesetz ist Liebe, himmlische Liebe, sie, welche irdische Seelen zu Engeln reinigt, und Engel der Gottheit nähert.

Deine Liebe hat sie bewältiget, und ganz durchdrungen, o Du, dessen göttliche Menschenliebe der Inhalt ewiger Hymnen seyn wird!

Sie brennen von reinem Verlangen, dich erkannt, dich verherrlicht zu sehen! Sie lieben deine Gebote, sie lieben alles, was Du liebest, alles was von dir zeuget.

Eine einfärbige Blume des Feldes ist ihnen, weil sie dein Geschöpf ist, angenehmer, als die glänzendsten Schauspiele der künstlichen Üppigkeit.

Ihre Seele voll Güte lächelt allen deinen Geschöpfen entgegen.

Sanftmuth ist in allen ihren Thaten; sie sind Kinder des Friedens, vom Geiste der Liebe getrieben.

Sie freuen sich mit den Glücklichen, und weinen mit den Weinenden; sie lieben ihre Feinde, und thun ihren Hassern Gutes.

So hat sie der gelehret, der am Kreuze für seine Peiniger bat.

Sie leiden willig mit ihm, denn sie wissen, daſs sie auch mit ihm erhöhet werden.

Die Welt hält sie oft für arm und verachtet, aber sie besitzen den Himmel; sie freuen sich allezeit, und ihre Freude kann niemand von ihnen nehmen.

Denn sie sind die Pflanzschule des Himmels, die Gespielen der Engel, die Erben der Ewigkeit, die Gesegneten des Herrn!

Sie werden allezeit bey ihm seyn, und das Angesicht ihres Vaters sehen.

Welch ein profetischer Cherub, vor dessen Auge künftige Äonen aufgedeckt liegen, kann die Seligkeiten ermessen, die noch im Schooſse der Gottheit verborgen auf sie warten?

Sie werden leben, sie werden sich mit unsterblicher Freude freuen, sie werden Gott schauen!

So wahr der lebet, der mit seiner Rechten die Himmel umfasset, und das Unendliche mit seiner Allgegenwart! dessen Wort die Welten erschuf! so gewiſs als seine Verheiſsungen Wahrheit sind!

So wahr als Jesus mit göttlicher Kraft vom Tode erstanden ist, und sich aufgeschwungen hat, das Reich der sichtbaren und unsichtbaren Welt zu empfangen: so wahr sind die Hoffnungen der Christen, so fest gegründet ist ihre Glückseligkeit.

Ach, daſs es die Enden der Erde hörten; ach, daſs es alle Völker hörten! daſs sich alle zu ihm versammelten!

Ach, daſs meine Empfindungen zu Stimmen würden, und meine Rede, gleich der Posaune der Auferstehung, in allen Ländern erschallte!

Daſs alle vernähmen, was der Herr an uns gethan hat! Daſs jedes Herz sich vor ihm demüthigte, und alle Knie sich vor seinem Gesalbten beugten!

Erzählet seine Wunder, ihr Begnadigten Gottes; erzählet, was ihr erfahren habt!

Höret es, ihr Völker! vernimm es, o Erde, daſs der Herr König ist!

Ach, höret, höret die Stimme, die vom Himmel zu uns redet! höret den ewigen Sohn, den Geliebten des Vaters!

Noch schallet die liebliche Rede seiner Boten, die uns Frieden verkündigen! Noch laden sie uns ins Reich der Himmel ein!

Aber bald wird der Donner des Richters schallen; bald werden die Posaunen der Todesengel, und das Rauschen des kommenden Gerichts furchtbar ertönen.

Furchtbar den widerspenstigen Seelen, und den Ungläubigen, und denen, welche die Wahrheit nicht geliebet haben.

Dann werden ihn seine getreuen Unterthanen sehen und frohlocken. Aber Schrecken und banges Entsetzen wird die Gottlosen zermalmen, wenn sie ihn sehen werden, den König aller Geister, den sie nicht wollten, daſs er über sie herrsche; wenn sein eiserner Zepter jedes stolze Haupt zerschlagen, und jeden ohnmächtigen Feind in den Staub hinlegen wird.

IX.

Seyd mir gegrüſst, ihr stillen Schatten des Todes, und du sanfte Ruhe im kühlen Grabe!

Bald wird meine Seele ihren Staub abschütteln, bald wird mein Gebein in deinem Schooſse ruhen.

Sey mir willkommen, festliche Todesstunde, du süſse Trösterin!

Wenn ich an dich denke, wallet himmlische Heiterkeit um meine Seele; wenn ich an dich denke, fühle ich mich schon halb entkerkert.

Ich schwebe schon im Eingange des Himmels, und sehe mit verklärten Blicken auf die Dinge dieser Welt herab.

Dort unter den Gebeinen entschlafner Christen, wo mir jedes Grabmahl ein Siegeszeichen unsterblicher Seelen ist, die über ihren Leib gesieget haben, sammelt mein Geist helle Gedanken und Freuden, die seiner Bestimmung würdig sind.

Ja, diese Todtengefilde, diese Gräber und zerstreuten Gebeine, dieser grauenhafte Anblick für irdisch gesinnte Seelen, ist eine liebliche Aussicht, eine Augenweide für mich.

Denn dein Tod, o Jesu, hat dem Tode seine Schrecken ausgezogen; dein Grab hat unser Grab geheiliget; dein Auferstehn hat den Tod in ewiges Leben verwandelt.

Sey gelobet, o Herr unser Erlöser! sey gelobet von allen Myriaden, die du erlöset hast!

Wie selig sind die, die an dich glauben! Wer kann sie schrecken? Was kann den göttlichen Frieden ihrer Seele stören?

Darf auch ein Übel die berühren, die an deinem Herzen ruhen?

Ein Blick auf dein Kreuz macht ihre Leiden zu Ergetzungen; ein Blick in dein eröffnetes Grab macht das Sterben zum Gewinn.

Du bist gestorben! Du bist auferstanden! Der Tod ist nicht mehr! Er ist zum Schutzengel geworden!

O du Engel des Friedens, du angenehmer Bote vom Herrn, wie lange verzögerst du?

Ach, wenn kommst du, mich heimzuhohlen? Wenn wirst du mich dahin bringen, wo ich Gottes Angesicht schaue?

V. 146 — 167.

Wer präsidiert im Rath und im Gericht?
Wer hat die Gnaden auszuspenden?
Ich und Asträa wahrlich nicht!
Kupido wälzt mit seinen Kinderhänden
Den Erdenball, sein Spiel; das Glück
Von einem ganzen Volk entscheidet
Durch Seinen Einfluſs oft der Blick
Von einer Pompadour: sie winkt den Helden zurück,
Und ihr Adonis wird in einen Mars verkleidet,
Der, trotz Homers Achill, ein Fest
Besorgen kann und sich, wie Paris, jagen läſst.
Verwundern wir uns noch, wenn wir den Zepter sehen,
Der unterm Mond die Herrschaft führt,
Daſs alle Dinge dort so widersinnisch gehen?
Mich wundert, nicht daſs er schlecht, nur daſs er nicht schlechter regiert.
Das Restchen von Weisheit, das noch aus jener guten alten
Saturnuszeit sich bis hieher erhalten,
Wiewohl schon längst der Geist davon
Verflogen ist, erweist noch seine Tugend.
Doch selbst den kleinen Rest von jener goldnen Jugend
Der ersten Welt miſsgönnt Cytherens Sohn
Dem Erdenvolk. Sein Thorenreich zu gründen

X.

Wach auf, mein Geist, zum süſsen Geschäfte, den Vater der Wesen zu loben! Der goldne Morgen ruft dich auf, seine Werke zu betrachten, und seine Güte zu erheben.

Schon eilt die Sonne über die östlichen Berge herauf, und wirft einen weiſsen Glanz in thauige Thäler herab.

Ein neblichter Duft wallet um die entfernten Gebirge, und um die glatte See, er steigt unvermerkt, und wird zum Silbergewölk.

Halb erwacht hebt sich die schöne Natur aus dem zarten Duft empor, und lächelt dem fröhlichen Morgen entgegen, der mit Rosen bekränzt, auf Flügeln webender Winde, in blumige Fluren herab sinkt.

Die Vögel schlüpfen aus bestrahlten Wipfeln hervor, und schwingen sich hoch in die blühende Luft, den Tag mit Gesang einzuhohlen.

Sey gegrüſst, himmlische Sonne, du Quelle der Segnungen Gottes, die du wie ein glänzender Seraf hervor gehst, auf seinen Befehl dem Erdkreis Gutes zu thun, und deine geistigen Strahlen über alles, was keimet und lebet, auszugieſsen, das eine zu befruchten, und das andere zu beseelen.

Aus dir quillt unerschöpft das holde siebenfarbige Licht; in dessen reinen Bächen jede Schönheit schöner hervor leuchtet; aus dir quillt die sanft schwellende Wärme, und die immer rege Lebenskraft.

Ja, von dir strahlt der Allgegenwärtige wie von seinem sichtbaren Thron herab; der dunkle Erdball fühlt sein Daseyn und blühet auf, und alles was lebet, freuet sich.

Jede Blume richtet ihr erquicktes Haupt auf, und opfert ihm, den nur Unsterbliche denken können, ihre süſsesten Gerüche; tausend Geschlechter von leicht beschwingten Insekten flattern umher, und saugen den feuchten Thau, und loben unbewuſst ihren Schöpfer durch ihre Freude.

Wie lieblich schallen aus der azurnen Luft, und von jedem dünn belaubten Aste die Morgenlieder der Vögel! Die Freude schwellt jede befiederte Brust, und strömt in jauchzende Töne aus.

Gleich fröhlich zwitschert der eine sein einförmiges Lied, indem ein anderer aus tonreicherer Kehle Labyrinthe von harmonischen Melodien schleift.

Wen loben sie, als dich, Allmächtiger, dessen Güte sie empfinden, ob du gleich ihren gefühllosen Seelen die Schwingen versagt hast, sich zum Gedanken von dir zu erheben?

O so lobe denn du, meine Seele, lobe den Herren, der dir mächtige Schwingen gab, zu ihm hinauf zu streben, der dich zur Wonne der Engel, zu seiner Liebe bildete! Wenn schon deine Kräfte dem brennenden Verlangen entgegenstehen, o so stammle sein Lob, und laſs Erzengel dort oben ihre göttlichen Hymnen entzückten Sfären vorsingen!

Sey gelobet, daſs du mich von neuem zum Anschauen dieser schönen Scenen erwecket hast, die jeder neue Tag mir neuer und reitzender zeigt!

Sey gelobet, daſs du meine Kräfte, die in Todesschlummer aufgelöst lagen, wieder entzündet hast!

Daſs mein Auge deine Werke noch siehet, und mein Ohr die süſse Stimme der Freundschaft höret; daſs mein Leib noch geschickt ist, seiner Seele zu dienen, und meine Seele ihm zu gebieten; daſs ich wieder freudig und munter vollbringen kann, was mir, weil du es mir auferlegt hast, zur süſsen Pflicht wird; — o Ewiger, das ist alles deine Güte!

O daſs ich mein Daseyn, mein Leben, meine Kräfte nur nach deinem Wohlgefallen, nur zu Beförderung deiner Absichten gebrauche! Daſs dieser Tag, den du zu meinem Leben hinzu gethan hast, in den Büchern des Lebens glänzen möge!

Seyd mir heilig, ihr eilenden Stunden! Wohin eilet ihr als zur Ewigkeit? Unvermerkt schwimmt meine Seele auf euerm sanften Fluſs dahin, unvermerkt naht sie der letzten feierlichen Stunde.

Welch eine kleine Reihe von Stunden leben wir! Wie viele flieſsen ungenossen, unaufgehalten dahin, von keiner guten That, von keiner edeln Entſchlieſsung, ach, nicht von deinem Lobe, o Vater der Geister, verewigt!

Möge mich ihr schneller Flug allezeit erinnern, daſs mir nur Augenblicke vorgezählt sind, mich zur Ewigkeit anzuschicken!

Ja, dieser groſse Gedanke umschatte mein ganzes Wesen! Er mache meine Beschäftigung wichtig, mein Betragen weise, meine Freuden heilig!

Er sporne meine Begierde mich selbst zu verbessern, erhitze meine Menschenliebe, besänftige meine Leidenschaften, entfeſsle meine Seele von allem, was sie hindert, ein göttlich Leben zu leben!

Vater der Engel und Menschen! du siehest, daſs ich in einer Wildniſs von Irrgängen und zweifelhaften Pfaden wandle, von reitzenden und drohenden Gefahren umringt, unvermögend ohne deinen Beystand nur einen sichern Tritt zu thun. Verlaſs mich nicht, mein Gott, und leite mich mit deiner Hand auf ebner Bahn!

O du Sohn des Vaters, mein Lehrer, mein Erlöser, mein Rathgeber, — die himmlische Wolke hat dich unsern Blicken entrückt; ich kann nicht, wie dein Johannes, an deiner Seite schweben, nicht, wie die sanfte Maria, zu deinen Füſsen liegen, von deinem holdseligen Munde die Worte des Lebens zu hören — O sende den, welchen du tröstend an deiner Statt zu senden versprachest, da du wieder zurück zu deinem Vater eiltest; sende mir deinen Geist, den Geist der Wahrheit, daſs er mich leite, wenn ich irre, züchtige, wenn ich ausschweife, ermuntre, wenn ich müde werde!

Wenn mich die Thorheit meiner Nebengeschöpfe erhitzt, so erinnere mich an mich selbst, du Geist des Friedens, und lösche den unbesonnenen Zorn zu sanftem Mitleiden.

Wenn ich beleidigt werde, o dann zeige mir das Bild der Liebe, die für Feinde blutete, und laſs mich selbst in zärtlicher Liebe schmelzen.

Wenn mein Herz, vom schwarzen Geiste des Stolzes angehaucht, aufschwellen will, so erinnere mich des Staubes, ja des Nichts, woraus ich gezogen bin, und laſs mich fühlen, daſs ich der unwürdigste aller Begnadigten bin.

Wenn mich die Sirenenstimme der Wollust lockt, o so laſs den Engel des Todes meiner Seele zulispeln, wie klein die Freuden sind, deren Quellen nicht jenseits des Grabes entspringen.

Und so gieb, o Geber alles Guten, daſs ich von keinem Schimmer geblendet, gefühllos gegen die Lockungen, kühn und unbeweglich gegen die Dräuungen der Welt, es wage, unter diesem ausgearteten Geschlecht weise zu seyn, deinen Willen zu thun, und mich wie ein Unsterblicher zu betragen.

Von deiner Güte eingehüllt, von deinem Engel bewacht, von deinem Himmel erwartet, was soll ich wünschen? Was soll ich fürchten? Getrost erwarte ich alles, was du beschlossen hast! Auch wenn du Übel zu geben scheinst, giebst du Seligkeit.

Bald wird meine Reise durch diese Wüste zu Ende laufen. Bald werde ich eine andere Zeit anfangen, die kein Sonnenlauf mifst, wo weder Tage noch Stunden gezählt werden, wo Aonen voll Wonne wie Augenblicke vorbey eilen, unbereut, nicht zurück gewünscht; denn unzählbare folgen nach, jede mit seligern Seligkeiten bezeichnet, jede näher bey Gott!

XI.

Lobsinget dem Herrn, denn er ist gütig! Seine Majestät blendet den Erzengel, aber seine Güte lächelt bis zu den Sterblichen herab.

Saget von seiner Güte, ihr Kinder Adams, bekennet eure Schuld und seine Barmherzigkeit! Saget, ihr Erlösten des Herrn, rufet es durch alle Enden der Schöpfung aus, was seine Güte für Wunder an uns gethan hat!

Ich werde nicht sterben, ich werde leben! Ja wenn alle diese Welten um mich her die Ewigkeit verschlungen hat, dann lebe ich noch von seiner Güte zu zeugen! Dann will ich jetzt noch ungebornen Schöpfungen von seinen Thaten singen; dann will ich von Sfäre zu Sfäre eilen, und ihren Bewohnern erzählen, was der Herr an uns gethan hat.

Erst schuf er dich, himmlische unsichtbare Welt, Mutter der Geister, den Himmel, wo der Thron seiner Herrlichkeit ist, und die Engel, die auf seine Befehle warten.

Dann schuf er die sichtbaren Sfären, und unter den Sfären die Erde, die jüngere Schwester des Himmels; und den Menschen, den wundervollen Verwandten des Engels und des Staubes.

Damahls leuchtete der Erde mehr als Sonnenglanz, der Himmel schüttete seinen sanftesten Schimmer auf sie herab; Serafim stiegen auf und nieder, den seligen Menschen zu besuchen, oder seine Hymnen in festlichem Fluge zum Throne des Königs zu bringen.

Aber bald störte die Sünde, die Frucht des Stolzes und der Sinnlichkeit, die schöne Harmonie. Der Mensch fiel, er strebte nach versagten Höhen, und stürzte sich selbst in Elend ohne Grenzen; wenn nicht deine Barmherzigkeit, Unendlicher, den Gefallenen mit allmächtigem Arm empor gehalten hätte.

Denn so war es im heiligen Dunkel der Ewigkeit beschlossen, die Erde sollte der Schauplatz der Gnade seyn!

Zwar ermüdeten dich, allmächtige Gnade, die Sünder. Sie thürmten ihre Verbrechen dem Himmel entgegen, und spotteten des zögernden Richters.

Da zerbarsten die Wolken, die Bande des Meers zersprangen, und der Engel des Todes, über den Fluten schwebend, wälzte die zürnenden Wogen über die Verbrecher, und wusch die Erde von ihren

Entweihungen; die Sterbenden bebten, von deinem Schrecken eingehohlt, und fühlten zu spät, daſs der Herr über uns herrscht.

Schauernd sahen die Unsterblichen auf den Erdball herab, der bleich und verfinstert ins Nichts zu verschwinden schien. Aber deine Gnade, Allmächtiger, schwebte über ihm, und trug ein frommes Geschlecht auf friedsamen Wogen in eine neue Erde hinüber.

Sie stieg, wie verschönert, aus der Flut hervor! Du segnetest sie, und sie blühete von neuem auf. Da frohlockten die Neugeschaffnen; Entzückung und Jubel mischte sich in die Züge des bleichen Schreckens, der noch von jenen Gesichten des Todes und der Verwüstung auf ihren Wangen lag, und versprach goldne Zeiten, wo Unschuld und Friede sich küssen.

Die Erkenntniſs des Menschen ist Dämmerung. Er sieht nicht, was künftig ist. Aber vor deinem Throne steht schon die Zukunft, und erwartet deinen Wink.

Der Allwissende sah die Früchte des verdorbnen Herzens, die Schwäche des Menschen, und die List des Verführers. Du sahest schon deine Gerichte vergessen, deine Wohlthaten unbemerkt, die Hügel, die von deinem Segen träufeln, mit Götzenhainen entweiht! Du sahest die Zwietracht Brüder gegen Brüder waffnen, und Unsterbliche, von der Wollust in Thiere verwandelt, im Schlamme schändlicher Freuden wühlen.

Mit dem unbegrenzten Blicke, womit du die schimmernden Atomen des Äthers, und alle ihre Bewohner mit allen ihren Thaten bemerkest, sahest du es, o Herr, in göttlicher Ruhe, weil du wuſstest, was du bey dir selbst beschlossen hattest.

Doch sah auch dein huldreiches Auge unter dem verkehrten Geschlechte die wenigen Frommen, die in Unschuld auf deinen Wegen wandelten. Oft besuchten reisende Serafim ihre friedsamen Hütten, oder verweilten in schnellem Fluge, vom süſsen Getöne Gott lobender Psalmen angelockt!

Jehovah selbst stieg sichtbar herab, wie zu Abraham, dem Vater des auserwählten Volkes.

Du erwähltest seine Kinder dein Volk zu seyn, unter welchem du wohntest, und vor dem deine Offenbarungen sich gleich der aufgehenden Sonne enthüllen sollten.

Du führtest sie an deiner allmächtigen Hand aus der Dienstbarkeit; das Meer spaltete sich, ihnen Bahn zu machen, und stürzte seine felsengleichen Wogen auf die Gottesverächter herab.

Da zogen deine Erlöseten durch die Wüste. Die Wüste grünte unter ihren Füſsen, der Himmel regnete ihre Speisen, die Felsen zerschmolzen in Wasserquellen. Deine Gegenwart zog sichtbar vor ihnen her, sie frohlockten, das Eigenthum des Herrn zu heiſsen, und erwarteten die Gesetze ihres Königs.

Er fuhr herab, um ihn her war ein Himmel von Wolken, von Cherubim getragen; furchtbar schimmerten sie wie Blitze aus dem heiligen Dunkel hervor, das sich über den Tag herwälzte.

Er stand auf Sinai, und Moses stieg, gleich dem künftigen Mittler, im Nahmen des Volks zu Gott empor. Da erklangen die Posaunen der Engel, Donner rauschten von ihren Flügeln, und ein Meer von Feuer strömte unversehrt um den Berg, und warf seinen blassen Schein in ferne Thäler hinab.

Da donnerte der Ewige seine Gesetze, daſs Sinai unter ihm bebte; feierlich hallte die Stimme des Herrn, von den Schrecknissen des Gerichtsstuhls begleitet, durch die einöde Wüste.

Das erstaunte Volk sank zu Boden und verbarg sein Antlitz im Staube; die Majestät des Heiligen schreckte die Sünder, banges Schrecken und Todesgestalten umzitterten ihre Stirne.

Aber Jehovah, seiner Güte eingedenk, bestätigte den Bund, den er mit ihren Vätern gemacht hatte; er erklärte sich für ihren Gott, und sie für sein Volk.

Er lehrte sie seinen Willen; der schreckende Donner grub ihn tief in ihre Seelen: aber er tröstete auch die bebenden Herzen durch die Schattenbilder der künftigen Versöhnung.

Denn du bist allezeit Liebe, o Jehovah! dein Donner rufet uns nur lauter zu, was der sanfte Zefyr lispelt; auch deine Strafen sind Wohlthaten in Bitterkeit verhüllt.

Ja, in allen deinen Offenbarungen bist du Liebe! Deine Liebe hauchte die Wesen, deine Liebe gab

V. 168 — 186.

Soll jede Spur der Sittlichkeit
Und Unschuld aus der Welt verschwinden.
Fortunens Freunde haben sich
Zu diesem groſsen Werk vorlängst mit ihm verschworen.
Die Musen, zu meinen Gespielen geboren,
Die Musen selbst entehren sich und mich
Seitdem sie Amorn zum Führer erkoren.
Und ach! die Weisen sogar, die Weisen haben verloren
Was ihren Orden sonst den Thoren
Verhaſst und fürchterlich gemacht.
Der Ernst ist lächerlich, der von den Pythagoren
Das Zeichen war. Itzt trinkt man, scherzt und lacht
Und salbt sein Haar und kränzt mit Rosen die Scheitel,
Ruft mit Diogenes, der Menschen Thun ist eitel,
Und nennt sich Filosof, und wird dafür erkannt.
Was soll ich sagen, nachdem der Fürst der sieben Weisen,
Ein Mann, der fähig war bis in das Wunderland,
Wo Isis thront, der Weisheit nachzureisen,
Ein Solon selbst, Lyäen und Amorn anzupreisen,

uns die Gesetze der Glückseligkeit; deine Liebe erbarmt sich der Übertreter, die zu dir wiederkehren; deine Liebe begnadigt die Seelen, deren heiliger Eifer, obgleich in Schwachheit, sich bestrebt, auf Erden deinen Willen zu thun, wie er im Himmel vollbracht wird. Du bist Liebe, o Jehovah, in allen deinen Offenbarungen!

So erfuhr dich das Volk, das du zum Zeichen unter den Völkern aufgestellt hattest, zum Vorbilde der Wunder, die du an Adams Geschlechte thun wolltest.

So erfuhr dich das Menschengeschlecht, da du deinen Sohn sandtest, die Bilder hinweg zu thun, und die Geheimnisse des Heils vor uns zu enthüllen.

Er kam nicht unverkündet; ihn hatten im Geiste die Väter, ihn hatte in heiligen Gesichten der Sänger Gottes gesehen, und seinen Tod und seine Triumfe gesungen. Ihn hatten, vom Geiste der Erkenntniſs angewehet, die Profeten dem Erdkreise verkündigt.

Die geheiligte Zeit war gereift. Er, der auf dem ungeformten Chaos stand, und die Welten hervor rief; er, der auf Sinai donnerte, stieg herab! o Wunder! der Unerschaffne stieg tief unter die Engel herab, und umkleidete sich mit Sterblichkeit.

Schon sah der Himmel mit hellem Blicke in die Wege des Ewigen.

Voll Entzückung, voll brüderlicher Sympathie strömten die Serafim aus den ätherischen Pforten herab, und sangen aus der glänzenden Luft die gröſste der Thaten Gottes. Süſstönend umfloſs ihr Gesang die erstaunten Hirten; sie sangen der Erde vom Frieden.

Welch einen Bewohner trugst du, geheiligte Erde! Aber er gebot dir, von ihm zu schweigen. Sonst hätte die Natur unter seinen Tritten freywillige Blumen hervor getrieben, Karmel und Sion hätten sich vor ihm geneiget, und das Rauschen ihrer Cedern wäre zu Harmonie geworden, seine verhüllte Gröſse auszurufen.

Aber er verbarg sich in Niedrigkeit und Armuth, daſs er den neuen Unsterblichen ein Vorbild würde, das Vergängliche zu verschmähen, und nach dem Himmel zu trachten, dessen Schatten die Erde ist.

Was für Lehren hörtet ihr, erstaunte Völker! Wenn hat ein Mensch wie dieser Gesandte des Ewigen geredet?

Er befahl, den Unendlichen zu lieben. Er befahl, gleich den Engeln des Himmels, den Willen Gottes zu thun. Er befahl, sich selbst zu verläugnen. Er befahl, vollkommen zu seyn, und sich unsterblich zu glauben.

Was der höchste Schwung des menschlichen Verstandes erreichen konnte, verkündigte er — die hohe Bestimmung des Menschen — die Unsterblichkeit — das Gericht — den neuen Himmel und die neue Erde.

Der Schöpfer der Seele lehrte uns Weisheit! Der die Schlüssel der Ewigkeit hat, enthüllte uns die Geschichte noch ungeborner Äonen! — Ach! wo find' ich Worte, die Gröſse seiner Güte auszudrücken? — Er enthüllt uns, daſs Gott die Liebe ist!

Er lud die müden, die bekümmerten Seelen zur Ruhe Gottes ein; er macht uns Muth, den Ewigen Vater zu nennen; er entlastet unser Herz von Zweifel und Furcht; wer mich sieht, spricht der Freund der Menschen, der siehet den Vater!

Und wen sehen wir, wenn wir Dich sehen, du Bester und Göttlichster unter den Menschen? Dein Leben ist Wohlthun und zärtliches Erbarmen. Mit jedem Schritte eilest du neuen Werken der Liebe zu. Die Blinden sehen, die Tauben hören, die Zunge der Stummen lobet Gott. Du unterweisest die Unweisen; du trocknest die Thränen der Betrübten, begnadigst die gedemüthigten Sünder; du stirbst für die Übertreter; du versöhnest die Erde, und öffnest uns die Pforten des Himmels.

Und das that er, uns den Vater zu verklären, so wie der Vater auch ihn verklärt, und allen Unsterblichen geboten hat, sich vor dem Zepter des Sohns zu neigen, auf dem sein Wohlgefallen ruhet.

O nehmt es doch zu Herzen, ihr Völker! So groſse Dinge hat der Herr für uns gethan! Soll er umsonst den Himmel geneigt haben? Soll der Versöhner umsonst am Kreuze geblutet haben? Bange Schauer und Todesempfindungen überströmen meine Seele. — Ach, weinet mit mir, ihr Engel, trauert, Unsterbliche, und banges Wehklagen ächze durch alle Sfären, wenn alles umsonst ist, wenn die ganze Allmacht der göttlichen Gnade uns nicht zerschmelzen kann!

Warum, warum ist die Gnade Gottes, die Erretterin, erschienen, als uns zu lehren, daſs wir, daſs die gefallnen, aber nach Gott gebildeten Menschen, in die Ordnung ihres Schöpfers zurück treten, und mit den Unsterblichen, die in jenen himmlischen Welten glänzen, als das Hausgesinde eines Vaters seinen Willen vollbringen, der die Glückseligkeit aller Wesen ist?

Kein geringeres Ziel konnte den ewigen Sohn vom Throne des Vaters herab ziehen, als die Sünde, die Quelle alles Übels, hinweg zu thun, und die Menschheit, die er mit ihm selbst vermählte, zu ihrer ersten Schönheit und Würde zu erheben.

Des Unendlichen Wollen ist Allmacht; er gebeut dem, das nicht ist, und es ist. Eher könnten die Gestirne von ihren Polen herab stürzen, eher die Serafim verlöschen, und dieser ganze harmonische Bau von Sonnen und Erden zertrümmern, als daſs seine Weisheit ihres Zwecks verfehlen sollte!

Aber wehe, wehe denen, die seine Güte verschmähen! Wehe ihnen, die das verschmähen, was er selbst für Engel nicht gethan hat! — Er wird wieder kommen! Schon hör' ich von ferne das Rauschen des furchtbaren Tages.

Er wird wieder kommen, mit der Allmacht des Unendlichen bewaffnet, Myriaden flammender Engel gehen vor ihm her, Myriaden flammen zu seiner Seiten. Seine Stimme ist furchtbarer als Donner, in seiner Rechten sind Blitze, die in die Seele verwunden! Vor seiner Ankunft erbebet die Erde, ihre Pfeiler sinken ein, sie verschlingt die Feinde Gottes und der Menschen, aber nicht, wie sie flehen, auf ewig! Bald rufet sie die Stimme, welche die Welten aus dem Unding und die Todten aus der Verwesung ruft, zum schrecklichen Urtheil hervor! Hervor ins Angesicht des Gottmenschen, dessen verschmähete Liebe nun zu Gerechtigkeit wird!

Aber den redlichen, den weisen Seelen, die seine Gesetze liebten und nach seiner Erscheinung verlangten, lächelt Gnade und ewiges Leben aus seinem Antlitz.

Jetzt scheidet er die Bösen von den Guten, die er lange vermengt lieſs, ob vielleicht der Anblick der Tugend, die süſse Gewalt des bessern Beyspiels, die Thoren zur Weisheit lenken möchte.

Aber das Maſs der Sünder ist erfüllt! Er verbannet sie aus dem Reiche der frommen Geister. Der gottvergeſsne Stolz, die Ungerechtigkeit, die Falschheit mit der englischen Larve, und die unmenschliche Zwietracht, fliehen, von seinem Donner verfolgt, mit ihren Sklaven zur Hölle.

Die Blitze, die von seinem Richtstuhl ausgehen, entzünden die Erde. Durchs Feuer gereinigt, glänzt sie in erneuerter Schönheit himmlisch hervor, und sieht voll Wunder einen neuen Himmel sich über ihr wölben.

Der Ewige schaut auf die zweyte Schöpfung herab, und siehe, alles ist gut! Das Böse ist in den Abgrund gesunken, die Sünder mit ihm; ein ewiges Denkmahl der Heiligkeit Gottes.

Nun ist alles gut! Der Unerschaffne herrschet — die Geschaffnen beten ihn an. — Sein Gesetz ist Liebe — ihr Gehorsam Seligkeit! Ihr Daseyn, ihre Wonne, ihre Vollkommenheit flieſst aus ihm, und ergieſst sich mit Dank und Liebe und Entzückung wieder in ihn.

O Ewigkeit! geheimniſsvoller Nahme! Welche neue Wunder der Güte, der ewig ausströmenden, ewig unerschöpften Güte des Unendlichen, wirst du offenbaren?

Hier verstummt die sterbliche Zunge! Hier verliert sich mein Gedanke in undurchdringliche Nacht! Selbst in des Cherubs lichtvollem Busen steigen nur dunkle Ahnungen auf, wenn er alle seine Kräfte anstrenget, über die Grenzen seiner Erkenntniſs in künftige Seligkeiten hinaus zu blicken, die noch das heilige Dunkel der Gottheit vor allen Geschaffnen verbirgt.

XII.

Wo seyd ihr, selige Tage, von bessern Menschen gelebt, da die erneuerte Welt aus den Wassern hervor stieg, und eine schuldlose Jugend in junge Haine lud?

Oder da Rahel, die lieblichste unter den Töchtern zu Haran, ihre sanfte Herde in stille Fluren leitete, und ihre tonreiche Stimme zum Lobe des Schöpfers gewöhnte, indem ein blühender Kranz von Schwestern in Reigen um sie her tanzte, und die unentweihte Cither zu göttlichen Psalmen stimmte.

Als die einfältige Natur ihre Kinder noch um sich her erzog, ungeschminkt, wie sie selbst, in anmuthigen Gefilden, die noch keine Zwietracht des goldnen Schmucks der Ernte beraubte.

Als ihre bescheidene Begierde sich noch mit nährenden Pflanzen begnügte, die jede Jahrszeit freygebig hervor bringt: der Öhlbaum träufelte seine Fettigkeit auf ihre Häupter, und die emsige Biene theilte den süſsen Honig mit ihnen, den sie auf gewürzreichen Hügeln sammelte.

Als ihre frommen Hütten, die Wohnung der Liebe und der Unschuld, nur von friedsamen Palmen beschützt waren, die ihren wirthlichen Schatten dem müden Fremdling entgegen streckten.

Als noch die weise Mutter die Kinder, die um sie her scherzten, durch lehrende Fabeln ergetzte, und jede hervor keimende Neigung zu künftiger Tugend bildete.

Ach, ihr seyd entflohen, ihr seligen Tage! Nie hat euch mein Auge gesehn; nur in heiligen Träumen besucht mich euer holder Schatten, und erquickt mein Herz mit flüchtiger Wonne.

Wohin seyd ihr entflohen? in welche unbemerkte Hütte? zu welchem frommen Geschlechte, das die Sitten beſsrer Väter mitten in entarteten Zeiten erhalten hat?

Umsonst such' ich euch, als bey dem Christen, den seine Tugend, gleich einem blendenden Glanze, den übrigen Sterblichen unsichtbar macht.

Sie sind zerstreut, die wenigen Frommen, die Redlichen, die Weisen; sie liegen unter dem verkehrten Haufen versteckt, wie die balsamische Viole von hoch aufgeschoſsnen Nesseln überschattet wird.

Ach wie lange soll der Gottlose sich verbreiten, und der Stolze seinen Kamm röthen? Wie lange soll der Fuſs des Ungerechten den Armen in den Staub treten, und der Verächter Gottes des zaudernden Donners spotten? Wie lange soll die Natur unter ihren Verwüstern seufzen, und die Sonne klagen, daſs ihr heiliges Licht den Thaten der Sünder leuchten muſs?

Nicht lange, so wird der Gottlose gar nicht mehr seyn, seine Kraft wird verwelkt seyn, und seine Krone zu Boden liegen. Seine Werke wird das Feuer verzehren, und ewiges Vergessen seinen Nahmen auslöschen.

Alsdann wird man nach seiner Stäte sehen, und sie wird nicht mehr seyn. Er wird seyn, wie einer der nie geboren war, und sein Gedächtniſs wie eines Morgentraums.

Aber die Gerechten werden bleiben, und das Maſs ihrer Tage ist Ewigkeit. Sie werden versammelt werden, und die neue Erde besitzen, wo Gerechtigkeit wohnet, und Unschuld und Friede sich küssen.

Die ihr jetzt leidet, frohlocket! Dort werdet ihr, mit Palmen gekrönt, dem Siegeswagen des Göttlichen folgen, der vor euch her durch Leiden des Todes zu seiner Herrlichkeit einging.

Die ihr jetzt weinet, erheitert euer Antlitz, ihr werdet euch freuen; mit unsterblicher Freude werdet ihr euch freuen, jede leidende Thräne wird eine Quelle von Seligkeit werden.

Alsdann wird die Wüste blühen wie eine Rose, der Erde wird die Pracht des Himmels gegeben, und alle Stimmen der Schöpfung werden Ein ewiger Lobgesang des Unendlichen seyn.

Und, was noch schlimmer ist, in seinem siebzigsten Jahr
Ihr Priester zu seyn, noch nicht zu weise war! 4)
Und wie? den Mann, den Delfi für den besten
Der Griechen erklärte, den Mann, der meinem Athen
Den hohen Plato erzog, bey wenig ehrbaren Festen
Zum Lehrer, muſs ich es gestehn?
Von einer Tänzerin herab gesetzt zu sehn, 5)
Sprecht, wie gefällt euch dieſs? Und doch sind's Kleinigkeiten;
Sein Liebling Xenofon macht uns noch mehr bekannt:
Er läſst ihn gar zu einer Dirne schreiten
Die als Modell für junge Künstler stand.
Ein Knabe hatte sie unsäglich schön genannt:
Gut, spricht der weise Mann, so werden wir, zu wissen
Wie schön sie ist, die Augen brauchen müssen.
Der Griechen Lehrer geht, die Jünger hinterdrein,
An hellem Tag bey einer Lais ein,
(Ein andrer, fällt der Spötter Momus ein,

DER FRÜHLING.

V. 1 — 8.

Sey mir in deiner erneuerten Schönheit, du Jüngling der Zeiten,
Blumichter Frühling, gegrüſst! Von deinen Begeistrungen trunken,
Sing' ich dein Lob! Dich haben, seitdem du in himmlischer Schönheit
Eden geschmückt, die Dichter gesungen; in duftenden Schatten
Junger Lauben, am Rande des Bachs, wo die Grazien tanzten,
In den Hainen von Dafne, den duftenden Myrten von Pafos,
Oder in dir, Horazisches Tibur, da hat sie dein Einfluſs,
Wie die Natur, mit Leben erfüllt; es schwieg, wenn sie spielten,

V. 9 — 21.

Jeder gesangvolle Hain; da, Frühling, da fanden sie oftmahls
Dich in Florens Umarmung auf sprossende Blumen verbreitet.
Aber keinem bist du in gröſs'rer Schönheit begegnet,
Als dem göttlichen Thomson; er sah dich in festlichem Pompe,
Wie du die Erde begrüſstest. Von tausend Zefyrn umflattert
Sah er dich ziehn; wie die Wangen des Mädchens, das Küsse geträumt hat,
Wenn sie erwacht und beschämt vor ihrem Bewuſstseyn erröthet,
Glühte dein Antlitz; von deinen verbreiteten schimmernden Flügeln
Flossen Gestalten des goldnen Olymps auf die bildsamen Auen.
Auch du hast ihn gesehn, als er, mit Tulpen gekrönet,
Mahlrischer Kleist, dem Himmel entsank; durch Gärten und Felder
Folgest du ihm; dir horchet entzückt die schüchterne Nymfe
Aus dem lockichten Busche; du siehst, indem du ihn singest,

V. 22 — 35.

Rings um die dankbare Flur dir heitrer entgegen lächeln.
Dir zu folgen zu schwach, vergnügt dich fühlen zu können,
Irr' ich in niedrigen Thälern. Im Schooſs sittsamer Violen
Hört mich der blumichte West; wie stolz, wenn Du auch mich hörtest,
Und der, den du mit Gleim dir allein zum Hörer gewünschet!
Auch du hörest mich, Doris, o du, der jeder Gedanke
Meines Herzens geweiht ist! Du hörst mich, göttliche Doris,
Meine Muse! — Doch, fern von dir, was kann mir gelingen?
Wird nicht den Bildern des Frühlings mein Schmerz ihr reitzendes Lächeln
Rauben, und seine traurige Farb' an allem erblicken?
Ach! wenn kommst du, o May, mit schönern Rosen geschmücket,
Als die heilige Laube des ersten Paares bekränzten,
Ach! wenn kommst du? Wenn werd' ich mit Ihr zum ersten Mahle
Deinen Triumfzug feiern? Wie wird, wo ihr liebliches Auge

V. 36 — 48.

Hingelächelt, die Flur verschönert entgegen ihr glänzen!
Süſser wird ihr der Apfelbaum duften, mit sanfteren Schwingen
Schwebet der West an ihr hin; ihr wird, wenn die Büsche sie grüſsen,
Ihre gefühlvollsten Lieder die zärtliche Nachtigall singen.

Hier, wo am Hügel der murmelnde Bach zum Schlummer mich ladet,
Ruh' ich, in Harmonien gewiegt, die aus Fluren und Büschen
Ohr und Augen ergetzten. Schon rauschen von ferne die Flügel
Der entfärbenden Nacht; die Sonne sinkt hinter dem Gipfel
Purpurner Berge hinab; noch scherzen in ihrem Strahle
Sorglose Eulchen dem Tod entgegen, und athmen des Lichtes
Süſsen Überrest ein. Hier, wo mich mit einsamen Schatten
Blühende Hecken umwölben, hier will ich, o Frühling, dich fühlen,
Mit eröffnetem Herzen, von keiner Sorge belästigt.

V. 49 — 61.

Thörichte Sorgen, die uns die seligen Freuden miſsgönnen,
Die die Natur uns reicht! Wer hat sich je glücklich gesorget?
Mag mein Schicksal sich doch in dichte Mitternachtswolken
Vor mir verbergen! Mag mir der Wunsch der Thoren verwehrt seyn,
Gold und Ehre, die klein genug ist, um Sklaven zu glänzen!
Nein, nie hab' ich gewünscht, was sich die Sterblichen wünschen.
Nie hat dich, ewiger Geist, der du dich früh schon gefühlt hast,
Eitler Schimmer der Ruh aus dem Arm zu Fantomen gezogen.
Möchte die Weisheit mich nur in ihrem Schooſse verbergen,
Unberühmt und allein! von dir, o B —, geliebet,
Und mein **, von dir! O möcht' auf der wenig betretnen,
Alten erhabenen Bahn, von dichtrischen Lorbern dem Lobe
Unsrer Zeiten verborgen, die Muse, die dich einst geliebet,

V. 62 — 74.

Groſser Maro, 1) mich führen! Was wäre dem zärtlichsten Herzen,
Mit dem deinen, o Doris, durch himmlische Sympathien
Ewig verknüpft, durch die göttliche Tugend auf ewig verbunden;
O was wäre dem Herzen, das, weil es sich selber gefühlt hat,
In der Freundschaft, und dir, o Liebe, Olympischer Fremdling,
Ganz sich beruhiget fand, alsdann zu wünschen noch übrig?
O dann machtest du mich, o Weisheit, du Menschenfreundin,
Auf dem Wege beglückt, den jene heiligen Alten
Gingen, die nicht in Träumen des Hirns, in schimärischen Welten
Dich, o Göttliche, suchten, die dich in Hainen begegnend,
Fanden und liebten. — O dann, dann sollte mein glückliches Leben
Eilend in himmlische Zeiten hinüber flieſsen, dem Bach gleich,
Der hier aus seinem felsichten Quell auf Klippen und Hügel

V. 75 — 87.

Flüchtig hinweg rauscht, durch Blumen sich in die Flur zu ergieſsen,
Die, mit dem Reichthum des Frühlings begabt, kein Tempe beneidet.

Weise Natur, wie selig ist der, der niemahls den Endzweck
Deiner Schönheit verliert! Ihm strömst du über mit Freuden.
Für ihn blüh'st du im Lenz, ihm winkst du aus Rosengebüschen,
Ihm belaubt sich der Wald, ihm lächeln die blumigen Fluren,
Und die Augen der blühenden Unschuld. An ihm verliert keines
Deiner Geschöpfe die Absicht, warum es, Freude zu geben,
Einst sein Wesen empfing. Stets hört er in Harmonien,
Die der Thor nie gehört, ihm deine Stimme zulispeln;
Seliger Mensch, zu dem die Gottheit, ihn glücklich zu machen,
Sich herab lieſs! dem sie aus ihrer unendlichen Fülle
Ihrer Freuden Nachahmungen, doch in irdische Formen

V. 88 — 100.

Menschlicher eingehüllt, ihn zu sich zu ziehen, gegeben!
Dir hat er selbst die Weisheit, ja sich, die Gottheit, sich selber,
Unter irdischen Bildern verblühender Schönheit gezeiget.
Dir hat er jene Gespielin der himmlischen Liebe, die Unschuld,
In die Gestalt der Anmuth gekleidet; nur dich zu vergnügen
Schmückt sich die Erd', und lockt oft herab aus helleren Sfären
Himmlische Geister, sich menschlich in ihren Fluren zu freuen.
Dir, dir blühet die feinere Lust; dem sterblichen Viehe
Sey der Schaum der irdischen Wollust! Du, steig auf der Freuden
Zefyrschwingen dahin, wo deiner ewigen Seele
Höhere Wonne bestimmt ist, wo dich die Gottheit erwartet.

Also rufst du, Natur, ihm entgegen, so oft ihn im Frühling,
Oder wenn es auch sey, die Symfonien umtönen,

Die entweder sein Aug' in deinen Farben entzücken,
Oder im Wohlklang harmonischer Lüfte die Sinne bezaubern.
Aber er höret dich nicht! So hört nicht des eilenden Wandrers
Gröberes Ohr von jungen Sylfiden die silberne Stimme,
Wenn sie bey Cynthiens Licht zu ihren Tänzen ertönet:
Aber sie schöpft mit lauschendem Ohr der einsame Dichter,
In die Laube von Geiſsblatt verhüllt; er höret die Wirbel
Von den zaubrischen Lippen jedweden horchenden Wipfel,
Wo jetzt die Nachtigall schweigt, und jeden Hügel umtönen.

Welche magische Welt entdeckt sich dem staunenden Blicke?
Bin ich auf Erden noch, oder vielleicht in eine der Welten
Hingezückt, die ich dereinst mit ätherischen Füſsen besuche?
Alles scheinet mir neu. Das Gold der farbichten Auen

V. 204 — 217.

Ein andrer wäre bey Nacht zum mindsten eingegangen)
Und, für die Augenlust nicht undankbar zu seyn,
Was, meint ihr, lehrt er sie? — Die Weisheit, Herzen zu fangen. 6)

„Nun, groſse Götter, sprecht, ist's nicht die höchste Zeit
Dem Fortgang dieser Pest zu steuern?
Der Unfug geht, beym Styx! zu weit;
Was wird der Ausgang seyn, wenn wir noch länger feiern?
Verbannet Amorn, schlieſst ihn ein,
Der Hain zu Amathunt mag sein Gefängniſs seyn;
Dort laſst ihn was er will mit seinen Charitinnen
Und Nymfen und Zefyretten und Amorinen beginnen!
Ist nur um seinen Rosenhain
Ein Zauberkreis, der ihm den Ausgang wehrt, gezogen,
Kann er nur nicht heraus und niemand zu ihm ein,

V. 114 — 126.

Hat sich in bleiches Silber verloren, aus thauenden Wolken
Wallt der Schatten des Tages herab und umflieſset die Auen.
Alles schweigt; es schweigen umher die Sänger des Haines;
Jeder Zefyr entschläft. Die Nacht hat ihr falbes Gefieder
Um die Natur geschwungen, die unter ihr anmuthsvoll schlummert.
Also liegt in nachlässiger Anmuth ein schlafendes Mädchen,
Hingegossen ins blumige Gras, im wirthlichen Schatten
Duftender Myrtenlauben, die vor dem Mittag sie schützen;
Auf die Schlummernde trieft, mit dem stärkenden Balsam der Myrte,
Schlummer und Kühlung herab, und jugendlich wallende Rosen
Beugen sich über die athmende Brust; die Stille der Dämmrung
Herrscht durch den Wald, der geschwätzige West verstummt in den Zweigen;
Alles schweigt und ehrt das Daseyn der göttlichen Schönheit.

V. 127 — 139.

Welch' entzückende Scenen von lieblichen Gegenständen
Führst du der Nacht, o Natur, auf! Wenn hoch vom azurnen Olympus
Mit gemildertem Licht der Mond auf die Erde herab sieht,
Und die bezauberte Welt dem stillen Elysium gleichet,
Euch, ihr glücklichen Haine, von seligen Schatten bewohnet,
Die ein sanfterer Tag mit dämmernden Strahlen umleuchtet.
Ach, daſs so viele Schönheit, womit sein zweyfaches Antlitz,
Nicht ohne Absicht, der Frühling uns zeigt; in prächtigem Glanze
Dieses, der Schönheit gleich, die in voller Blüthe sich brüstet,
Jenes, in nächtlichem kunstlosem Putz, mit matterem Reitze,
Anmuthsvoll, wie die Unschuld, die auf dem Lande verblühet,
Unbewundert, die ohne den Stolz von goldnem Gewande
Oder schimmernder Kiesel, nur dich, o Zefyr, zu reitzen,

V. 140 — 152.

Sich in Leinen verhüllt, die Brust mit Blumen bekränzet,
Und ihr keusches Gesicht aus jenem Rosenbach schminket.
Ach, daſs so viele Schönheit für euch, ihr Menschen, vergeblich,
Ungenossen, verwelkt! Ihr seht nicht die Stirne des Berges
Unter den Rosenfüſsen der frühen Aurora sich färben;
Fühlt kein zärtlich Aufwallen der Brust, wenn auf westlichen Hügeln
Lodernder Abendschimmer die nahen Wolken bepurpert.
Schwebt der nächtliche Zefyr mit stärker duftenden Flügeln
Um das bethaute Gefilde, so liegt ihr fühllos im Arme
Des entkräfteten Schlafs, vom Dienst der Thorheit ermüdet,
Welche mit Müh und Verdruſs euch jede Stunde vergället.
Unbekannt mit den sanfteren Freuden, den Quellen der Ruhe,
Die der Natur entspringen, sucht ihr fantastische Güter.

V. 153 — 165.

Ungelehrt in Filomelens Gesang das Feine zu fühlen,
Oder, wie Rowe, *) im Thal mit den Feen die Nachtluft zu schöpfen.
Doch vielleicht ist die Schönheit der Frühlingsnächte den Menschen
Nicht zu genieſsen bestimmt. Indem sie schlummern, so wachen
Sylfen und Nymfen, ätherische Wesen, von mittlerer Gattung
Zwischen dem Menschen und denen, die über den Sternen dort herrschen.
Daſs kein Reitz der Natur, des Schattenbildes der Gottheit,
Ungefühlt bleibe, daſs keine der Quellen genieſsbarer Freuden
Ungeschöpfet verrinne, und keinem Theile des Raumes
Oder der Zeit sein Bürger mangle, bewohnen sie Thäler
Oder marmorne Wassergrotten: wie jene, die Opitz
Im Sudetischen Haine verehrte. Sie ruhen des Tages
Unter thauenden Rosen, im Busen blühender Gründe,

V. 166 — 179.

Oder am sanften Geräusche des schlafeinladenden Baches,
Den sie beschützen. Doch wenn der Führer der blinkenden Sterne
An den Höhen herauf eilt, dann schlüpfen sie durch die Gebüsche.
Nymfen mit Rosenarmen versammeln sich dann in der Rundung
Einer beblümten Ebne, von hohen Erlen umthürmet,
Winden leicht schwebende Tänz' und lagern sich unter die Schatten,
Oder bezaubern die Luft mit eifernden Wettgesängen,
Die am Horizont oft Aurorens Füſse gefesselt.
Oftmahls ward auch den Weisen vergönnt, geschäftige Sylfen
In den Auen zu sehn, wie sie mit schöpfrischen Fingern
Blumen bilden, Aurikeln, gestirnte Narcissen und Lilien,
Ihnen mit Zefyrlippen ambrosialische Seelen
Einweh'n, und auf sie den Staub von ihren Fittigen schütteln.
So hatt' Brok's euch gesehn! Oft blickt ihr am kühlenden Abend

V. 180 — 191.

Aus hellfarbichten seidnen Gewölken auf Liebende nieder,
Welche sich küssen, wie ihr die himmlischen Freundinnen küsset;
Würdig, daſs sie dann, ohne zu seh'n, daſs ihr sie umschwebet,
Euern Einfluſs empfinden, und über sich selber erstaunen,
Wenn sie sich edler und zärtlicher fühlen. O seyd mir gegrüſset,
Selige Geister! Auch du, der du mich, zwar unsichtbar, hörest,
Sey mir gegrüſst, mein heiliger Schutzgeist, der oft mir in Hainen,
Oder an Frühlingsauroren, am Ufer der fürstlichen Elbe [3])
Kühne Begierden einhauchte, die ernste Weisheit zu suchen,
Die sich bald mit gemildertem Ernste dem Suchenden anbot,
Du, dem meiner Begierden geheimste nicht unvernommen
Schläget, sey mir, unsterblicher Freund, in den heiligen Schatten,

Die mich umhüllen, gegrüſst! Sey du der Empfindungen Zeuge,
Die ich der schönsten der Seelen, in ferner Einsamkeit, weine.
Keine Thränen des Schmerzens, der Ungeduld, welche dem Schicksal
Zürnt, und die Weisheit verklagt, und die zaudernde Zukunft herbey seufzt;
Thränen der ruhigen Hoffnung, die glückliche Tage sich weissagt,
Und sie schon halb empfindet; gleich den gefühlvollsten Thränen,
Die ich einst weine, wenn ich in ihrer frohen Umarmung
Meine Schickungen preise, wenn sich ihr nächtliches Dunkel
Aufgehellt hat, und ein heitrer Himmel mich lächelnd umflieſset:
Eile zu ihr, wo sie jetzt, gleich einer ätherischen Nymfe,
Schlummert; eile dahin, und zeig' ihr in nächtlichen Träumen
Ihren zärtlichen Freund, der ihren Nahmen voll Inbrunst

Nennet, und schon voraus die neuen Entzückungen fühlet,
Die er auf ihre Wangen, beym seligen Wiederseh'n ausweint.
Lispl' ihr zu, wenn sie wieder aus ihren Gesichten erwacht ist,
Daſs ich sie liebe. O könntest du dieſs auch der Göttlichen zeugen,
Daſs ich, so sehr als ich liebe, geliebt zu werden verdiene!

Heilige Ruhe, die jetzt mit der Stille der nächtlichen Stunden
Über mir ruht, umfasse mich ganz, umgieb meine Seele
Mit der erfindsamen Dämm'rung, worunter oft denkende Weisen,
Voll der himmlischen Muse, unsterbliche Lieder gedichtet!
Daſs kein rauschender Mitternachtswind den Schlummer der Schöpfung,
Daſs aus der Einsamkeit Träumen mich keine Empfindung erwecke!
Daſs vor mir jede Begierd' entfliehe, die, irdisch geboren,

Den Olympischen Geist zu ihrem Staube herab zieht!
Daſs kein Gedanke sich zeige, der nicht der Unsterblichkeit werth sey,
Die ich jetzt denke, und, tief in der Brust die Gegenwart Gottes,
Meiner Bestimmungen Hoheit, und dich, o Ewigkeit, fühle!
Ungestöret durch äuſsers Getümmel, mit schlummernden Sinnen,
Wacht jetzt mein Geist, und erhebt sich in feurigen schnellen Gedanken,
Wie vom Leibe befreyt, in überirdische Räume.
Ungeblendet von gröberm Schimmer, der minder die Seele
Als die Nerven ergetzt, erblickt er die Schönheit des Himmels
In unsterblichem Glanz, aus Harmonien gewebet,
Welche die Seel' in Entzückung setzen; da sieht er die Gottheit,
Nachgeahmt, sich in reinern Spiegeln dem Seraf enthüllen,
Nicht mit den sterbenden Strahlen, worin sich ihr Ausfluſs verlieret,
Die dich, irdischer Frühling, vergöttern, — in Ursprungsschönheit!

V. 230 — 243.

Jetzt da mein Ohr das Getümmel der städtischen Unruh verschonet,
Da mich aus lieblicher Schwermuth und süſsem träumrischen Staunen
Nur das Murmeln des trägen Bachs und des Rosenstrauchs Flüstern
Halb erweckt und bald in neue Träume mich einwiegt,
Hör' ich in himmlische Kreise gezückt, die Harfen der Engel
In die sfärischen Harmonien beseelend erschallen.
Um die goldsandigen Ufer krystallner Bäch', in Gebüschen
Ewiger Rosen, von denen die schönsten des göttlichen Sängers
Hyacinthene Locken ambrosialisch durchduften,
Hör' ich den hohen Gesang in die goldne Leier erschallen.
Dich besingt er, o Freundschaft, dich, die der Himmel geboren,
Welcher der Ewige was vom unaussprechlichen Lächeln
Seiner göttlichen Huld um die selige Stirne gegossen;
Dich, von deren Begeistrung im Arm des himmlischen Freundes

V. 218 — 224.

So spiel' er wie er will mit seinem goldnen Bogen,
Und singe bis zum Überdruſs
Von Kuſs und Wein, von Wein und Kuſs,
Regiere Löwen oder Schwanen
Mit seinem Rosenzaum, und plappre von Dianen
Und Pallas was ihm wohl gefällt;
Nur, Götter, nur befreyt von ihm die Welt."

V. 244 — 257.

Jeder Engel erhabener fühlt und empfindender singet.
Von dem Gesang ergriffen, wallt meine zerschmelzende Seele
Stärker, mein Arm eröffnet sich euch, abwesende Freunde,
Euch zu umfassen; mein wallendes Herz, an eures gedrücket,
Strebt, dem himmlischen Sänger in jeder Empfindung zu folgen.

Heiliger Schauplatz der Herrlichkeit Gottes, Geburtsort der Tugend,
Seiner Nachahmerin, Vaterland aller unsterblichen Scharen,
Darf mein irdischer Blick in deinen Höhen verweilen?
Wird er nicht, der gewohnt ist, in seiner niedern Behausung
Ungern den eiteln Schimmer der Werke der Thorheit zu dulden,
Deine Fluren entweih'n, wo zwischen ewigen Cedern
Oft der Unendliche geht, wo in unverblühenden Lauben
Junge Serafim sich in seinen Lobpreisungen übten?
O verwehret mir nicht, ihr Bürger der himmlischen Sfäre,

Daſs ich aus tiefer Fern' in eure Versammlung blicke.
Ach, ich fühle, daſs hier die unendlichen Triebe sich stillen,
Die, der Erde zu groſs, mich aus den Träumen erwecken,
Welche wir Sterbliche träumen, indem wir zu wachen uns schmeicheln.
Ach, ich fühle, daſs ich, wie ihr, von göttlichem Stamme,
Euers Geschlechts, dem Himmel gehöre! wo meiner Seele
Erster Äon in schwachen Empfindungen hingeflossen,
Eh' mich die Zeit ins Irdische rief. Auch ich bin geboren,
Einst im Anschau'n des Schöpfers das Leben der Geister zu leben.
Aber noch hält mich der sterbliche Leib von eurer Gemeinschaft
Fern unter euch, obschon euch verwandt. Auf niedrigern Stufen
Schlieſst die Sfäre der Menschheit mich ein, zwar minder der Gottheit
Nah und ähnlich, mit schwächern Kräften und kleinern Begierden,
Aber doch auch, wie ihr, zum Glück der Tugend geschaffen,

V. 272 — 284.

Fähig die höhern Freuden der Gott benachbarten Geister
Mit zu genieſsen. Auch mir ward diese Wohnung bereitet,
Prächtig und schön, mit tausend Wundern der Weisheit gezieret,
Voller Nachahmungen jenes Frühlings, der niemahls die Auen
Eueres Himmels verläſst, und in ewiger Jugend da lächelt.
Ach wie willig wollt' ich, mit meinem Glücke zufrieden,
Minder zum Denken geschaffen als zum Empfinden, den Himmel
Unbeneidet euch lassen, wenn noch die ursprüngliche Unschuld
Diese Erde beglückte, noch ihrer seligen Jugend
Schönheit sie krönte, wenn nicht der Tod, von der Sünde geführet,
In den Gefilden jetzt herrschte, wo einst die himmlische Ruhe,
Deine Tochter, o Tugend, die ersten Menschen umarmte!
Ach! die Erd' ist nicht mehr die Wohnung der menschlichen Unschuld:

V. 285 — 298.

Nicht mehr hört man in Hainen das Lob des Schöpfers ertönen,
Nicht bespricht man sich mehr an blumichten Frühlingsbächen
Von der Liebenden Glück, und dem himmlischen Adel der Seele!
Ach! wo bist du, o Paradies, der lautersten Freuden
Glücklicher Sitz? Wo seyd ihr, ihr Bäume, in deren Umschattung
Sich die ersten der Menschen, nach Gott gebildet, umarmten?
Ewig dahin! vom Tode zerstört! von den Fluten zerrüttet!
Ach! auch du bist dahin, du heilige Myrtenlaube,
Wo sich Adam zuerst, auf balsamischen Blumen gelagert,
Fand, sich fühlt', und im ersten Fühlen den Schöpfer erblickte!
Ewig zu blühen bestimmt, du Wiege des Menschengeschlechtes,
Bist du, auf ewig verwelkt, bis auf die Spuren verschwunden!
Kummer und Gram, und die Sorge mit hohlem schlaflosem Auge
Wacht und härmet sich ab, wo einst der Friede geschlummert.

V. 299 — 312.

Schamlos herrscht auf dem Thron der Vernunft, betrüglich verlarvet,
Falsche Weisheit, die Sklavin der gleich betrügrischen Sinne,
Unsinn, der wider Gott sich empört, und, der Würde der Seele
Uneingedenk, mit sterblichem Vieh in Lüsten sich wälzet,
Oder sich Schatten der Ehr' und der göttlichen Weisheit erfindet,
Hirngespenster, und dich, du glückliche Einfalt, der Wahrheit
Sicherste Spur, in der Weisheit verkennt. Die Unschuld, die Tugend
Sind veraltete Nahmen, die ihre Bedeutung verloren.
Wo sonst die Freundschaft schuldlose Menschen in friedsamen Auen
Fröhliche Tänze gelehrt hatte, da würgen jetzt Heere
Andere Heere, da donnert der Krieg, statt rieselnder Bäche
Rauschen da Ströme von Blut. Die Liebe, der schönste der Triebe,
Ach! die Liebe, der göttlichste Zug des schöpfrischen Bildes,
Ist in thierische Gluth und tändelnden Unsinn entartet.

V. 313 — 324.

Seine Freuden nur in den Freuden der Brüder zu finden,
Nennen sie Thorheit, Religion ist den Rasenden Wahnwitz.
Thränenwerthe Verwandlung! O Erde, wie bist du entstellet!
Seele des Menschen, wie bist du deiner Schönheit beraubet!

Ach, wenn kehrt ihr zurück, verheiſsene goldene Zeiten,
Da das Laster entflieht, da, von der Thorheit gereinigt,
Unser entfesselter Geist zu seinem Ursprung zurück flieſst,
Da die Stimme des Danks die Haine wieder erfüllet,
Da die Seelen sich wieder im Stillen dem Ewigen nähern,
Da die himmlische Liebe mit ihrer Gespielin, der Unschuld,
Wieder die Herzen im schönsten Gefühl der Unsterblichen übet?
Alsdann wird dich, verneuerte Erde, zur ersten Schönheit

V. 325 — 328.

Deiner Erschaffung verklärt, ein ewiger Frühling umlächeln.
Alsdann werden die Menschen, mit allen Bewohnern des Athers,
Mit der ganzen Natur, in ewigen Harmonien,
Die kein Miſslaut mehr schwächt, unendliche Gottheit, dich preisen.

Anmerkungen.

1) Seite 288. Der junge Dichter arbeitete damahls an einem Heldengedichte, wovon Arminius der Held war, und wovon er, zu gutem Glücke, bald darauf die Hand wieder abzog.

2) S. 295. Elisabeth Singer-Rowe, die (wie schon bey den Erzählungen bemerkt wurde) damahls stark auf die Fantasie des beynahe ganz einsam lebenden Dichters arbeitete.

3) S. 297. Im Kloster Berga, ohnweit Magdeburg, wo der Dichter in den Jahren 1747 und 48 als Schüler des dasigen Pädagogiums sich aufhielt.

HYMNE AUF GOTT.

1754.

VORBERICHT

der Ausgabe von 1762.

Dieser Hymnus, die Frucht etlicher Stunden, von denen, deren wir uns auch dann noch mit Vergnügen erinnern, wenn uns nichts andres mehr vergnügen kann, wurde im Jahre 1754 mit noch zweyen gedruckt, die der Dichter selbst, nach einigen Jahren, zu dem Schicksal verurtheilte, welches die Zeit seinen übrigen Werken vorbehält.

Anmerkungen.

1) S. 228. v. 51, 52. den tief gelehrten Leuten von seiner Gattung —

Mangel an Einsichten in die Geheimnisse der *Venus Volgivaga* war es gewiſs nicht, was die Liebesgöttin gegen den ehrwürdigen Pater Thomas Sanchez, S. J. einzuwenden hatte, dessen berüchtigtes Buch *de Matrimonio*, nach dem Urtheile des berühmten Abts von St. Cyran, ein Werk von unendlicher Gelehrsamkeit in denjenigen Wissenschaften und Künsten ist, welche unter Asmodi's unmittelbarem Einfluſs stehen, und in welchen unwissend zu seyn rühmlich und nützlich ist. Vermuthlich rührt also der Widerwille Cytherens gegen ihn bloſs daher, weil die Göttin der Liebe nicht die Göttin der Leichtfertigkeit ist. Ein Sachwalter wie Doktor Sanchez würde Amors Sache nur verschlimmert haben; und der Erfolg zeigt, daſs dieser sein Interesse am besten verstand, da er sich mit seinen Gegnern in gar keine Rechtfertigung einlassen wollte.

2) S. 229. v. 48. gerade das Beste —

Wenigstens nach dem Urtheile des Demosthenes, der auf die Frage, was in der Redekunst das erste sey, antwortete: Die Akzion ist das erste, das andere, und das dritte. *Cicero de Oratore* III. 56.

Daſs der gegenwärtige verschont wurde, und auch in dieser neuen Sammlung einen Platz erhält, hat er nicht sowohl seinem poetischen Werthe zu danken, als dem gröſsern Antheil, den wahres Gefühl des Herzens, und also wirkliche Begeisterung, an seiner Entstehung hatte. Was mehr davon zu sagen ist, wird für einen andern Ort verspart.

Am 1. Jul. 1797.

HYMNE AUF GOTT.

V. 1 — 8.

Singe dem Herrn, mein Lied, und du, begeisterte Seele,
Werde ganz Jubel dem Gott, den alle Wesen bekennen!
Fürchte dich nicht! Er erlaubt dem sterblichen Mund Ihn zu loben,
Und Er lächelt der Seele, die, von Entzückung geschwellet,
Worte für ihre Empfindungen sucht, und, wenn sie umsonst sucht,
Still, mit Thränen im Auge, zu Ihm verstummend hinauf blickt.
Serafim, sagt, was ist der Engel Seligkeit anders
Als Ihn immer lobpreisen? Was tönen die ewigen Sfären

V. 9 — 21.

Als von dem herrlichen Tag, da Er die Wesen hervorrief,
Und die Geister des Himmels um seinen Thron her entzündte?

Groſs und erhaben bist Du! Ein unergründliches Dunkel
Birgt dich dem Menschen von Staub. Du bist! Wir gleichen den Träumen,
Die mit den Lüften des Morgens ums Haupt des Schlummernden schweben.
Deine Gegenwart hält die Welten in ihrem Gehorsam,
Winkt dem Kometen aus schwindlichten Fernen. Du sendest, o Schöpfer,
Einen Strahl von dem Licht, in welchem du wohnst, in die Tiefe,
Und er gerinnt zur Sonne, die Leben und blühende Schönheit
Über junge, zu ihr sich drängende Welten ergieſset.

In der einsamen Ewigkeit standen, in geistiger Schönheit,
Alle Ideen vor Ihm, nur seinem Angesicht sichtbar,
Reitzende Nebenbuhler ums Leben; und welchen er winkte,

V. 22 — 34.

Siehe, die wurden. Das Unermeſsne, so weit er umher sah,
Rauschte von neu entsprossenden Sfären; der werdende Cherub
Stammelte, halb geschaffen, ihm seine Hymnen entgegen;
Aber sein Stammeln war mehr als einer menschlichen Seele
Feurigster Schwung, wenn sie, von Deinem Daseyn umschattet,
Gott, Dich empfindt, und mit allen ganz ausgebreiteten Flügeln
Und mit allen Gedanken in dein Geheimniſs sich senket.

Du erschufest aus Staub die Gestalt des herrschenden Menschen,
Hauchtest dein Bildniſs ihr ein. Du kleidest deine Gesandten
In ätherische Morgenröthe. Die Güte des Herren
Ist das Leben der Dinge. Sie macht die Wesen frohlocken.
Sie ist's, welche den Tag mit der Rosenblüthe der Jugend
Angethan hat, sie tröstet die Nacht mit dem Scheine des Mondes

V. 35 — 47.

Und der sanften Gesellschaft der Sterne. Die Güte des Herren
Ist die Mutter der Freude, des ruhigen Lächelns der Unschuld,
Und der erhabnen Entzückung, die bis zum Throne hinauf flammt.

Wahrheit, o Gott, ist dein Leib, das Licht des Athers dein Schatten,
Durch die Schöpfung geworfen. Ich lehnte den Flügel des Serafs,
Flog an die Grenzen des Himmels, den Thron des Königs zu finden;
Aber die Sfären sprachen: Wir haben ihn niemahls gesehen;
Und die Tiefe: Er wohnt nicht in mir. Da lispelt' ein Anhauch
Einer ätherischen Stimm' in meine horchende Seele;
Sanft, wie das erste Verlangen der Liebe, wie zärtliche Seufzer,
Lispelte sie zu meinen Gedanken: Der, welchen du, Seele,
Suchest, ist allenthalben! Sein Arm umfasset den Weltbau,
Alle Gedanken der Geister sein Blick. Was sichtbar ist, strahlet

V. 48 — 61.

Etwas Göttliches aus; was sich beweget, erzählt ihn,
Von den Gesängen des Himmels, zum Lied des Sängers im Haine,
Oder zum Säuseln des Zefyrs, der unter den Lilien weidet.
Ihn zu denken wird stets die höchste Bestrebung des Tiefsinns
Jedes Olympiers seyn; sie werden sich ewig bestreben!
Siehe, der flammende Seraf, der dort im schnellen Vorbeyflug
Sonnen nach Sonnen auslöscht, und Maja, welche dem Frühling
Höhern Glanz, den Rosen mehr Röthe leihet, sind beide,
Ungleich zwar, doch beide nach seiner urbildlichen Schönheit
Mangelhaft nachgeahmt. Sie brennt im Tempel der Engel,
Strahlt in der sanften Sonn', verhüllt sich gefällig ins Grüne
Eines umschattenden Hains, und mahlt den blühenden Abend.

In der Ewigkeit dunkles hochheil'ges Geheimnifs gehüllet,
Warest Du, Gott, in Dir selber vollkommen, unangebetet,

V. 62 — 75.

Aber erhabner verherrlicht, als durch die Hymnen der Schöpfung;
Denn Du schautest Dich selbst; mit unaussprechlicher Liebe
Schautest Du Dich, bey dir selbst, in deiner Gottheit Empfindung,
Unbegreiflich beseligt. Der Anblick der ewigen Freuden
Aller deiner Erschaffnen, der Jubel serafischer Hymnen,
Myriaden begeisterter Seligen, Welten voll Unschuld,
Alle in Eine Schar aus ihren Himmeln versammelt,
Alle von heller Entzückung umstrahlt, der Ewigkeit alle
Von dir geweiht, ihr vereinigtes Lied, ihr vereinigter Jubel,
Konnte zu deiner Wonne nicht Eine Freude hinzu thun.

Wer kann deine Seligkeit nennen? Sie nennt kein Olympus!
Im Bestreben nach ihr ersinkt der cherubische Flügel,
Ob er Welten gleich deckt! O welch ein Geheimniſs, o Erster,
Daſs du erschufst! daſs du die Wesen zu sehn dich erniedrigst!

V. 76 — 87.

Wesen, in ihrer vollkommensten Schönheit, des Anblicks der Gottheit
Unwerth, vor denen du dich in Nacht und Dämmrung verbirgest
Daſs sie nicht vor dir vergehn, wie Regenbogen erlöschen,
Wie die Sonnen, die künftig am Schluſs der letzten Aone
Vor der umringenden Ankunft des ewigen Festes zerschmelzen.

Unbegreiflich und wunderbar ist, o Schöpfer, dein Lieben,
Und, o wie ist's der Seele so süſs, dich **Liebe** zu nennen!
Nahme, mit Ewigkeit fruchtbar, mit Himmeln! Erschaffne Gedanken
Sind zu endlich, dich ganz in deiner Gröſse zu denken!
Nur ein schüchterner Blick in deine Tiefen entzückt mich
Über die Engel empor. Wenn meine Seele sich selber
Zitternd so endlich fühlt, so ähnlich dem Schatten im Traume,

V. 88 — 100.

Wenn sie um sich herum nur Schein von Wesen erblicket,
Und dann, in sich gekehrt, in labyrinthischem Dunkel
Ungewiſs irrt, und fast an ihrer Wirklichkeit zweifelt:
Ach, mit welcher Entzückung, mit welcher festlichen Ruhe,
Findet sie dann in Dir, o Ursprung des Lebens, sich wieder,
Sich und die Welt, und mehr als die Welt, unendliche Hoffnung!

Aber Dich, Gott, als Richter mit deinen Schrecken empfinden,
Ist der ewige Tod. Sein bloſser Schatten verfinstert
Allen Schimmer des Himmels, und deiner Serafim Lächeln.
Bebet, ihr Feinde des Herrn, verworfne Sklaven des Lasters,
Bebt vor dem Tag der Rache! sein näherndes Rauschen zermalme
Eure Seelen! Er bringt auf seinen stürmischen Flügeln
Neue Donner und mehr als den Blitz. Verzweifelt, ihr Seelen,

V. 101 — 113.

Die ihr die göttliche Würde, das Loos der Engel, verschmähtet,
Und der Unsterblichkeit mächtigen Wink! Ihr Lästrer des Herren,
Sterbet den ewigen Tod! —

Aber wo ist sie, die Seele, die vor dem Anblick des Richters
Stehen kann? Ach! Er entdeckt an seinen Engeln Gebrechen.
Siehe, die Tugend des Menschen ist in des Heiligen Augen
Eine glänzende Schuld. Wie könnt' ich vor dir bestehen,
Ich, der sündige Staub? Darf eine schuldige Seele
Liebe Dich nennen, und kühn Dir in dein Angesicht sehen?
Werden nicht tödtende Schrecken aus deinen flammenden Augen
Gegen sie blitzen? Ach! wird sie nicht vor dem Thron des Gerechten
Stumm und lebensberaubt, zum ewigen Denkmahl erstarren?
Oder, darf ich mit Zittern es wagen, Erbarmen zu hoffen?

3) S. 233. v. 113. Hestia nicht zu fromm —

Anspielung auf eine Anekdote, welche *Ovidius* im sechsten Buche seines Festkalenders, v. 331 f. erzählt, und deren noch etwas deutlicher zu erwähnen, Momus im dritten Gesange sich die Freyheit nimmt.

4) S. 236. v. 186 - 88. Ein Solon selbst —

Dieser berühmte Gesetzgeber der Athener vertrieb sich die Zeit noch in seinem hohen Alter mit Versemachen. **Plutarch** führt unter andern folgendes ***Distichon*** von ihm an, auf welches Minerva hier anzuspielen scheint:

Εργα δε Κυπρογενους μοι φιλα και Διονυσου,
Και Μουσων, ἁ τιθησ' ανδρασιν ευφροσυνας.

Wiewohl man diese Verse in ihrem Zusammenhange mit den vorgehenden müſste lesen können, um ihren Sinn ohne Gefahr eines Miſsverstandes ganz bestimmt angeben zu können: so erhellt doch immer so viel daraus, daſs die runde Erklärung: „daſs er noch immer Lust und Liebe zu den Werken (oder Gaben) der Cyprischen Göttin und des Bacchus habe,“ Minerven einen hinlänglichen Vorwand zu geben scheint, seine Weisheit wenigstens denjenigen verdächtig zu machen, welche nicht so glücklich sind, in Solons damahligem Alter ein gleiches von sich rühmen zu können.

V. 114 — 127.

Seine Vertrautesten durften es nicht. Da die Menschen fielen,
Weinte der Himmel, die Sonne mit ihren vertraulichen Schwestern
Stand in Trauerwolken gehüllt, die Hymnen verstummten.
Jeder ätherische Freund der neu erschaffenen Unschuld
War entflohen, und sah mit trüben wehmüthigen Blicken
Auf die Erde herab, die jetzt die Schöpfung befleckte,
Ob sie noch sey. Nicht Einer ward in den Himmeln gefunden,
Der es wagte, den Richter um ihre Vergebung zu flehen.
Siehe, da öffnete sich das Geheimniſs Gottes! Ihr Himmel,
Hört und erstaunt! Du Ewigkeit, höre! Die Schöpfung ist künftig
Nicht mehr das gröſste der Wunder. Ganz neue Reihen der Dinge
Heben sich an. Der Heilige hat den Sündern vergeben.
Gott wird Mensch, und versöhnet sich selbst. Der Himmel befestigt
Seinen Anspruch auf uns. Die Engel steigen nun wieder,

V. 128 — 140.

Christen, erneuerte Menschen, zu sehn, aus himmlischen Sfären;
Und die verlassene Tugend, auf Flügeln der Gnade getragen,
Wagt sich wieder empor; sie wächst im göttlichen Strahle
Eilend zu voller Schönheit. Mit Wunder sieht im Vorbeyflug
Ein Olympischer Geist im Thal der Schatten des Todes
Himmlische Tugenden blühn! Wie lieblich ertönt ihm die Stimme
Edler Gedanken, die sich von ihrer Bestimmung besprechen!
Schön ist die Stimme der schuldlosen Anmuth, und lieblich ertönte
Unter den Palmen von Haran am Beyfall murmelnden Brunnen
Rachels junger Gesang dem kommenden Morgen entgegen:
Aber viel schöner erklangen die Harmonien der Seele,
Die, von Entzückung gestimmt, die gefühlte Gottheit besangen!
Schön ist die Seele des Christen, erhaben die schweigende Tugend

V. 141 — 152.

Unter Gebirgen von Leiden, harmonisch die Stimme der Weisheit,
Wenn sie den sklavischen Töchtern der Sinne Gehorsam gebietet.

Welche Hoheit wird erst das Geschlecht der Menschen verklären,
Wenn dein Gesetz, o Erlöser, die ganze Erde beherrschet,
Wenn nun jeder unfruchtbare Fels mit Rosen bekränzt steht,
Und die Ströme der Gnade nun jede Seele befruchten,
Wenn du in allen nun lebst — Wie wird die Menschheit dann strahlen!

Töne höher mein Lied, und du, begnadigte Seele,
Fühle dein ganzes Glück! Enthülle die schnellen Gedanken!
Breite dich über die Ewigkeit aus! Sey kühn zu verlangen,
Kühn zu hoffen. Die Höhe, worauf Er die Menschheit empor hob,
Billigt, was sonst Verwegenheit war, vom Menschen zu denken.

V. 153 — 163.

Fordre die Sfären der Engel, dieſs ganze safirne Gewölbe,
Laſs auch dieſs von der grenzlosen Welt, die dein heiliger Stolz träumt,
Einen Sonnenstaub seyn! Laſs Urims Tiefsinn am Throne
Seligkeiten erfinden, die noch kein Auge gesehen.
Ist es zu viel? Wie kann ein Gedanke die Gottheit umspannen?
Hier ist kein Irrthum möglich, als allzu wenig zu hoffen.

Stehe, mein Geist, hier, über der Ewigkeit Ufer gebücket,
Steh und schau in den himmlischen Abgrund. Hier schwammen einst Welten,
Wie in der Frühlingsluft unsichtbare blumichte Dünste;
Hier verschwanden wie Nachtgesichte die goldnen Aonen;
Hier ist der Schauplatz unendlicher Wunder! Hier giebt sich die Gottheit

V. 164 — 166.

Ihren Erwählten zu ſchaun; hier iſt ſie alles in allem.
Heil mir, daſs auch ich bin, und Serafim Bruder mich nennen!
Heil mir, daſs Du, Erlöſer, auch mich dem Vater verſöhnteſt!

ENDE DES DRITTEN BANDES.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SUPPLEMENTE

VIERTER BAND.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1798.

INHALT.

ERINNERUNGEN AN EINE FREUNDIN.

DAS GESICHT DES MIRZA.

TIMOKLEA.

PLATONISCHE BETRACHTUNGEN ÜBER DEN MENSCHEN.

GESICHT VON EINER WELT UNSCHULDIGER MENSCHEN.

THEAGES ÜBER SCHÖNHEIT UND LIEBE.

LADY JOHANNA GRAY, oder der Triumf der Religion.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ERINNERUNGEN
AN
EINE FREUNDIN.

1754.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Von jeher war der Weisheit Amt, die Schönheit
Mit Geist zu schmücken, und ihr ein Gefolge
Von Grazien zu geben, die die Tugend
Gebar, und die nicht mit den Wangen welken.
Erstaunt sieht sich durch sie die Seele schöner
Und göttlicher, als sie zu hoffen wagte;
Olympier, die mit dem Sonnenblick
Durch diese Farben, die uns hemmen, dringen,
Sehn in der Seele heil'gem Schooſs die Erbin
Der Ewigkeit, den Engel, sich enthüllen.
    Mir gab der Himmel unter seinen Gaben,
Die Unschuld in der Anmuth sanftem Schmucke
Nie ohne Bruderzärtlichkeit zu sehn.
Mich rührt sonst nicht, was die Bewundrer rührt.
Von Wünschen frey, hab ich den goldnen Pomp,
Der um die Groſsen rauscht, gesehen.
Mich rühret nicht der kleine Stolz der Hoffnung,
Als Sklav der Sklaven andern zu gebieten;
Nicht ihre marmornen Paläste,
Und die zur Schmach der Kunst bezwungene Natur.
Dagegen rühret mich in sanften Augen

5) S. 237. v. 193.

S. **Xenofons Gastmahl**, wo diese Anekdote umständlich erzählt wird.

6) S. 238. v. 206.

S. **Xenofons Denkwürdigkeiten des Sokrates** III. 13. Daſs Minerva auch des weisesten Mannes, den ihr geliebtes Athen je hervorgebracht, nicht verschont, soll den Richtern vermuthlich eine desto gröſsere Meinung von der Gerechtigkeit ihrer Sache geben: indessen wäre es leichter, den guten Sokrates gegen diese beiden Anschuldungen, als die redselige Göttin gegen den Vorwurf der Schikane zu vertheidigen.

Die unverstellte sich bewuſste Unschuld,
Ein menschenfreundliches stets heitres Lächeln,
Und auf die reitzenden Gespielen
Ein Blick, den nicht der Neid vergiftet.
Nur solchen möge mein Gesang gefallen,
Nur ihnen soll aus dem gerührten Auge
Serenens Unglück eine Thrän' entlocken!
Und unter ihnen dir, o holde Freundin,
Gespielin meiner Muse, die sich jetzt
Vertraut, wie eine Schwester mit der andern,
Mit dir bespricht. O! neige sanft dein Ohr
Zu den Erinnrungen der treuen Freundschaft,
Der Freundschaft, die zum festen Augenmerk
Die Ewigkeit, und hier dein Glück sich macht,
Und drücke sie in deine weiche Seele.
Und wenn mein Schicksal deiner Gegenwart
Mich einst entzieht, so sey dieſs Blatt dir oft
Ein nicht unwerthes Denkmahl unsrer Freundschaft.
Vor allen schwebe dir, o Freundin, stets
Der Seelen hohe Würde vor den Augen.
Beschau ihn oft, den heiligen Gedanken,
Du trägst der Gottheit Bildniſs, die Vernunft,
Die hohe Kraft, die Wahrheit zu erkennen,
Und deine Neigungen nach ihr zu bilden.
Der Schmeichler lügt, der deine Rosenwangen
Und was an dir einst welket englisch nennt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13039/049

Nur durch den Geist, nur durch dein ewig Theil
Bist du den Serafim verwandt, und künftig
Die selige Gespielin ihrer Freuden.
Das Göttliche, das in uns denkt und liebt,
Strebt stets nach Gott, und ruhet nur in Ihm.
Oft sey in einsamen geweihten Stunden
Dieſs dein Geschäft, das Wesen zu betrachten,
Durch welches du des Tages goldnes Licht
Mit Freuden trinkst, und unter den Geschöpfen
Dein liebenswürdig Angesicht erhebst.
Betracht und lieb Ihn in dem Wiederscheine,
Den seine Schöpfung in die Geister strahlet!
Und wenn du, von der göttlichen Betrachtung
Entzückt, dich im geheimniſsvollen Abgrund
Der Majestät und Gröſse des Erschaffers
So ganz verlierst, daſs du im Licht der Gottheit
Wie in dein Nichts zerflieſset: Dann, o Freundin,
Erhebe dich, und fühl in ihrem Umfang
Des Geistes Hoheit, welcher Gott zu denken,
Zu schauen fähig ist, und nur in Gott
Den letzten Endzweck seines Daseyns findet.
Und wenn du den Gedanken, der den Engeln
Ein ganzer Himmel ist, bey dir gedenkest,
„Daſs Gott dich sieht, daſs deine ganze Seele
Vor ihm enthüllt mit ihren Thaten liegt,“
So möge stets dein unbeflecktes Herz

In stiller heiliger Entzückung wallen!
O! Niemahls laſs dir diese Seligkeit
Entwenden, überall und immer dich
Mit Ruh' in Seiner Gegenwart zu fühlen!
O! diesem Frieden Gottes gleicht kein andres Glück;
Er überwieget ein Gebirg von Leiden;
Wer ihn besitzt, o den versucht die Welt
Umsonst mit ihren übertünchten Freuden.
Wenn Tugend durch den Flor der Schönheit scheint,
Was kann so stark, wie sie, zur Liebe reitzen?
Ein denkend Auge, das mit ernster Anmuth,
Und mit der Majestät der sich bewuſsten Unschuld
Stillschweigend tadelt oder billigt,
Wie mächtig strahlet es in edle Seelen?
Oft lehrt ein Blick von einer Panthea
Gewaltiger, als eines Platons Reden.
Hingegen sieh, den strengesten Kontrast
Der Schönheit mit der Häſslichkeit zu sehen,
Narcissen an, die einer Venus gleicht.
Sprich, was verhüllen diese stolzen Farben?
Was deckt dieſs zierliche Gewand? Wer wohnt
In diesem prächtig ausgeschmückten Hause? —
Ein Tempel von Porfyr deckt einen Affen!
In ihren Augen laurt der Durst nach Siegen,
Aus jedem Zug spricht Selbstgefälligkeit.

Die Miſsgunst schielt hervor aus ihrem Lächeln,
Und schlaue Sittsamkeit färbt ihre Wangen;
Wie würd' ein Blick in ihre Seel' uns schrecken,
Wenn sie, entkleidet von den Frühlingsfarben
Des schönen Leibes, unserm Aug erschiene?
Nicht so verachtenswerth ist eine Agnes,
Schön ohne Seele, blühend wie die Rose
An ihrer Brust, beredt wie eine Puppe.
Sie lächelt allen zu; ihr blaues Auge
Sagt allen — nichts, und niemahls widerspricht
Ihr Rosenmund dem seelenlosen Auge.
So steht auf einem marmornen Gestelle
Ein Venusbild, fürs Anschaun nur gemacht;
Es lüget Leben, zeigt die gleiche Miene
Von Jahr zu Jahr, und lachet alle an.
Das Weib, mit jedem Reitz das Herz zu schmelzen,
Ward nicht zum Endzweck eines Steins erschaffen,
Noch zu dem Tändeln geistberaubter Küsse.
Sie ist dazu gemacht, des Mannes Kummer
Hinwegzulächeln oder zu erleichtern,
Und seine Freuden zärtlicher zu machen.
Die Unschuld soll in liebenswerther Einfalt
Aus ihrem Blick, aus ihren Thaten leuchten.
Oft hat die männliche zu strenge Tugend
Vonnöthen, durch die kluge Zärtlichkeit
Der weiblichen besänftiget zu werden.

Vergiſs es niemahls, Freundin, daſs es bloſs
Die Seele ist, die in des Weisen Urtheil
Dich liebenswürdig macht, daſs ihm dein Herz
In allen deinen Zügen offen steht,
Und daſs er, was du denkst, in deinen Augen liest.
Doch sorge nicht, wie du gefallen mögest!
Die Unschuld und die heitre Sittsamkeit,
Ein offnes Antlitz, wo die Güte lächelt,
Muſs stets gefallen. Aber niemahls zeige
Dein Blick ein triumfierendes Bewuſstseyn
Daſs du gefällst; nie werf auf deine Anmuth
Die Eitelkeit unangenehme Schatten!
Zelinde, die durch Kunst gefallen will,
Findt das Geheimniſs, lächerlich zu werden.
Mit groſser Müh vernichtet die Betrogne
Das Schönste von ihr selbst, und will durch Zwang
Das werden, was sie durch Natur schon war.
Sie richtet vor dem schmeichlerischen Spiegel
Zugleich den Putz und ihre Mienen ein;
Geberde, Blick, Bewegung, Stellung, alles
Ist in der Regel und verräth uns Absicht.
Selbst ihre Grazien sind steif, und eh' sie lächelt,
Wird überlegt, wie weit es sich gezieme
Die kleinen Lippen zu verlängern. Kurz,
Vor lauter Sehnsucht immer zu gefallen
Gefällt sie andern nie, und kaum sich selbst.

Wie angenehm ist Stella gegen sie?
Wohin sie geht, folgt ihr die sanfte Freude;
Ihr Blick voll unbewuſster Anmuth macht
Den Frühling reitzender, die Wolken heiter.
Mit Sittsamkeit und allgemeiner Güte,
Und tausend unerworbnen Lieblichkeiten
Gewinnt sie jedes Herz, und weiſs es nicht.
Nie suchte sie den Schein des feinen Witzes,
Und alles was sie spricht, gefällt und rührt.
Doch hört sie lieber. Niemahls hat ein Spiegel,
Der ihr vorüber stand, ihr freundlich Auge
Zur Selbstbewunderung den Freundinnen entzogen.
Nie hat ein stolzer Blick ein höhnisch Lächeln
Auf eine übertroffene Gespielin
Ihr Angesicht voll sanfter Huld entheiligt.
Der Witz, o Freundin, ist für unsre Seele,
Was dem Gesicht der Farben Glanz; ein Gut
Das die Natur gewährt, und das die Kunst
So wenig geben kann, als eine Piktin,
Kunstmäſsig ausgemahlt, Dir gleichen wird.
Witz ohne Geist ist ein vergoldter Narr.
Nur die Vernunft, die Richterin der Dinge,
Weiſs Witz und Schönheit weislich zu gebrauchen,
Zum äuſsern Schmuck der Wahrheit und der Güte.
Der falsche Witz begnügt sich, wenn wir lachen;
Wir lachen auch, doch über ihn allein.

Er will bewundert seyn, nicht nützen,
Und bey noch gröſsern Thoren als er selbst,
Gelingt es ihm. Denn Kluge sehn noch lieber
Die seelenlose schöne Agnes an,
Die immer lacht und weiſse Zähne bleckt,
Als einen leeren aufgeblähten Witzling,
Der stets entscheidend spricht, und niemahls denkt.
Heil dir! Vernunft, du ewig blüh'nde Schönheit,
Gesundheit unsrer Seele, ohne welche
Der leichte Witz ein tönend Nichts,
Geschmack ein lekrer ungewisser Kitzel,
Die Fantasie Bacchanten ähnlich ist.
Du zierest und verbesserst jedes Alter,
Du lehrst die Jugend, Meisterin der Sitten,
Du gieſsest Licht in die erwärmte Seele;
Von deinem Einfluſs glüht das edle Herz
Von frommen Wünschen, sieht mit unverwandtem,
Verliebtem Auge auf das Engelsbild
Der reinen Tugend, und bestrebt sich emsig,
Dem unerreichbarn stets sich mehr zu nähern.
Indeſs, weil unser blödes Auge selten
Der Wahrheit eignen Sonnenglanz erträgt,
Muſs ihr die vielgestaltige und immer
Gefäll'ge Muse ihren Schleier leihen.
Wo ist das Herz, das dann ihr widersteht?
Es sey nun, daſs dich die erhabne Rowe

In heiliger Entzückung in die Auen
Des Friedens, jenseits dieser Schattensonne,
Erhebet; oder daſs die weise Lambert
Die Sitten adelt, oder Graffigny
Die Unschuld uns in nakter Schönheit, reitzend
Und wild wie die Natur, und Freyheit athmend,
Mit jeder süſsen Weiblichkeit geschmückt,
Im Bilde zeigt, und Zilia benennt.
Auch soll dir oft, in Stunden der Betrachtung,
Die reitzende Gestalt der sanften Thamar,
Und Rahels keusche Zärtlichkeit erscheinen.
Erhabne Muster, die der Sokrates
Der Dichter, dir und deinen schönen Schwestern
Zum Beyspiel gab, damit einst eure Töchter
In euerm Schooſs von euch zu gleicher Unschuld
Gebildet werden. Lerne von Debora
Mit frommer Stille dich den Fügungen
Der unerforschten Vorsicht unterwerfen.
Sieh, wie in Sunith sich die schöne Unschuld,
Nicht lang vom Schein der Tugend hintergangen,
In ihrer Majestät wie göttlich zeigt;
Ihr ernster Anblick schlägt den Sünder nieder,
Die Melodie der Stimme, die ihn straft,
Ist dem geschreckten Ohr ein Donner Gottes. —
Von diesen reitzerfüllten Schildereyen
Der Tugend und der Weisheit eingenommen,

Wirf deinen Blick umher, und suche
Sie bey dem Menschen, und an wem sie glänzen,
Den ehre. Wer die Tugend thätig preiset,
Der sey dein Freund. Zwar Muster, wie die Muse
In dichtrischen der Nachwelt heilgen Nächten
Der Weisen zeigt, die suchest du vielleicht
Umsonst bey deinen Zeitgenossen: doch
Zerstreut wirst du die schönen Züge finden,
Die wir in Ein vollkommnes Bild versammeln,
Und auch zerstreut und einzeln sind sie liebenswerth;
Die Freundschaft kann in Einen Kranz sie winden.
Sey stets bereit durch ungefärbte Güte
Wo möglich aller Herzen zu gewinnen
Die dich umgeben: aber schlieſse doch
Dein Inners nicht vor jeder auf, die dir
Sich mit dem Anschein offner Freundschaft naht,
Und wähle keine andre zur Vertrauten,
Als welche gleicher Sinn für das, was gut
Und schön und edel ist, mit dir verschwistert.
Und hat dein günstig Schicksal eine solche
Dir zugeführt, o dann genieſs es ganz
Das hohe Glück, dem Busen deiner Freundin
Dich sorglos zu vertrauen, deines Herzens
Geheimste Neigungen ihr aufzudecken
Und Schmerz und Freuden stets mit ihr zu theilen.
Sie lehrt dich mehr durch Thaten als durch Reden;

DRITTER GESANG.

V. 1 — 11.

Minerva schwieg, und mit verschämten Wangen
Trat Hymen itzt hervor. Die Wahrheit zu gestehn,
Sein Aufzug gab kein mächtiges Verlangen
Aus Amors Sold in seinen Dienst zu gehn.
An Schönheit fehlt' es ihm nicht, wiewohl sie etwas vergangen
Und abgetragen schien: hingegen fehlt' ihm sehr
Der Talisman, womit uns Amors Schwestern fangen.
Matt ist sein blaues Aug' und ohne Anmuth hangen
Die Locken ihm um Stirn und Nacken her.
Er hätte (Vesta selbst bemerkt es heimlich gegen
Cybelen) ohne Furcht zu viel darin zu thun,

Sie ist ein treuer Spiegel deiner Seele
Und schmeichelt nicht, wie andre Spiegel pflegen.
Sie liebt an dir das Schön' und Gute nur
Und will viel lieber deine Fehler bessern
Als gütig übersehn; denn Fehler werden
Doch niemahls schön, und wenn wir sie auch liebten.
Sie wacht, gleich deinem Schutzgeist, für dein Herz
Und für ihr eignes, daſs sie stets verdiene
Von dir geliebt und nachgeahmt zu werden.
So war einst Anna Howe's und Klarissens Freundschaft,
Ein ewig glänzend Beyspiel für die Nachwelt!
Verachte stets den Schmeichler in der Larve
Der Freundschaft oder Liebe. Seine Worte sind
Sirenensang, den Ohren süſs, der Unschuld
Verderblich. Wenn er dich in seinen
Oft nur geheuchelten Entzückungen
Zum Engel macht, und, was an dir zu loben ist,
Auf seinen Lippen himmlisch, göttlich wird,
So glaube mir, er kennet deine Schwäche,
Und grüſst' dich Göttin, wie dort Satan Even,
Dich leichter um die Menschheit zu betrügen.
Dich, Freundin, hat in einer goldnen Stunde
Des Himmels Güte segnend angelächelt.
Kein Reitz wird dich der tugendhaften Einfalt
Entziehn; vergebens macht die Eitelkeit

Auf ein so schönes Herz, wie deines, Anspruch.
Du blühest in den sanften Influenzen
Der frommen Tugend auf, ein künftig Beyspiel.
In deinem Arm wird einst ein edler Mann
Sein wohlgebrauchtes Leben süſser fühlen;
Nach dir wird sich dereinst an deinem Busen
Der schönen Tochter weiche Seele bilden.
Sey immer glücklich, immer liebenswerth!
Stets sey dein Herz mit einer Engelswache
Von Tugenden umringt. Der anspruchlose
Bescheidne Stolz auf selbstbewuſsten Werth,
Die Wahrheit, die nichts scheinen will als was
Sie ist, die stets sich gleiche Güte,
Die Keuschheit mit dem heitern Engelsblick,
Die Nachsicht mit den fehlenden, die stille
Ergebung, und, ihr reines Auge stets
Dem Himmel zugekehrt, die Frömmigkeit,
Sie sollen ewig einen lichten Kreis
Um deine Seele schlieſsen; sanfte Ruhe
Dich stets in ihre Rosenflügel hüllen,
Und Serafim, die ungeseh'nen Zeugen
Von unsern stillsten Thaten, himmlischlächelnd
Bey deines Lebens Anblick sich verweilen!

DAS GESICHT DES MIRZA.

1754.

Als ich (so erzählte Mirza) an einem heitern Morgen die östliche Anhöhe von Bagdad bestieg, fand ich den Geist wieder unter der jungen Ceder sitzen, den ich an eben dem Tage des vorigen Monats hier angetroffen hatte. Ich näherte mich ihm mit einer ehrerbietigen, dreymahl wiederhohlten Neigung. Da sagte er mit der Stimme der Nachtigall zu mir:

Mirza, ich habe dir versprochen, dich mit der Geisterwelt bekannt zu machen, ehe du den Körper, den du nach Gottes Willen noch tragen muſst, abgelegt haben wirst. Die geistigen Dinge sollen durch meine Vermittlung einige Stufen von ihrem höhern Stande heruntersteigen, und sich dir in einer Gestalt darstellen, die in einer nähern Verwandtschaft mit deiner jetzigen Denkart und Fähigkeit seyn wird.

Als er dieſs gesagt hatte, warf ich mich zu seinen Fuſsen. Er befahl mir aufzustehen, und nachdem er mein Gemüth durch ein Lied aus einer silbernen Laute in eine sanfte Harmonie eingewiegt hatte, hieſs er mich gegen Abend sehen. Ich hob meine Augen auf, und sah eine weite Ebne, in deren Mitte sich ein Hügel erhob, dessen Haupt mit Myrten und Zitronenbäumen gekrönt war. Anfangs schien mir diese anmuthige Gegend unbewohnt zu seyn: ich sahe aber bald eine schöne Gestalt, einer Nymfe des Himmels ähnlich, im Begleite vieler jungen Knaben von freyen lustigen Geberden, über das Feld herab kommen.

Der Geist sagte mir, daſs der Nahme dieser Nymfe Seele sey. Man halte dafür, sie sey von ätherischem Stamme, ob es gleich nicht völlig bekannt sey, aus was für Ursachen sie von dem Könige der überirdischen Gegenden in die Unterwelt verwiesen worden sey. Einige sagen, sie habe sich an einem himmlischen Feste, da sie zu viel Nektar getrunken, in eine Verschwörung gegen den König der Geister ziehen lassen: andere geben ihr sonst ein Verbrechen schuld, welches ihr die Ungnade ihres Herrn und diese Verbannung zugezogen. Andere glauben, daſs nicht so wohl ein vorhergegangenes Verbrechen, als vielmehr eine geheime Absicht des Königs, welche sich nicht wohl errathen lasse, daran schuld sey; und dieſs ist um so glaubwürdiger, da dieser unstreitig besorgt ist, die Seele wieder in ihr angebornes Land zurück zu führen.

Unter diesen Reden des Geoncha, war die Seele näher herbey gekommen, und ich konnte nun sie selbst und ihr Gefolge besser betrachten. Mich däuchte in ihrem Gesicht eine gewisse Erstaunung über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und eine gewisse zweifelhafte Miene zu sehen, als ob sie weder ihren Augen noch den Gegenständen, von denen sie umringt war, trauete. Die Knaben, welche sie begleiteten, werden Begierden genannt. Sie trugen eine Miene der Einfalt und Leichtgläubigkeit auf der Stirne, welche vielmehr von einem guten Herzen als von Dummheit zu zeugen schien. Sie waren liebenswürdig gebildet, doch däuchte mich, als ob ich etwas sehr leichtsinniges in ihrem hüpfenden Gange, und ihren herumschieſsenden Blikken wahrnähme. Ich sahe, daſs die Seele ihre Augen oft gen Himmel wandte; und es schien dann aus ihrem Lächeln und aus einem stillen Seufzer, der ihr entfloh, als ob sie sich wieder an die Gegend, wo sie hergekommen war, erinnerte.

Nicht weit von dem Ort, wo sie sich befand, war eine kleine Höhe, mit den angenehmsten Blumen bedeckt. Auf der Höhe stand ein mit Rosen bestreutes Lager, auf dem eine Frau von einer feinen, obgleich allzuweichlichen und frechen Gestalt saſs, welche sich Glückseligkeit nennen läſst, in der Sprache der Himmlischen aber heiſst sie die Thorheit. Sie war von einer Menge kleiner Sylfen und Sylfiden umgeben, die von mannigfaltigerer Bildung waren als die Blumen in den Gärten des Königs von Persien. Ihr Nahme ist, Freuden. Sie sind alle Kinder der Thorheit, welche sie in heimlichen Umarmungen mit verschiedenen Vätern gezeuget hat. Diese Freuden, die gleich den Mücken an einem Sommerabend unter einander wimmelten, machten mit ihren Flügeln eine Art von Musik, welche die Seele auf einmahl von ihrem Staunen erweckte. Die Begierden waren schon, so bald sie die schönen Freuden erblickt hatten, auf sie zugeeilt. Es war, als ob sie von einer angebornen Zuneigung, zu ihnen gezogen würden. Sie umarmten einander mit so groſser Heftigkeit, daſs es schien, als ob sie, wie jene Nymfe mit dem spröden Jünglinge, in einen einzigen Leib zusammen wachsen wollten.

Die Seele schien Anfangs zweifelhaft, wo sie hingehen sollte. Sie horchte mit heimlichem Vergnügen dem lockenden Getön der Freuden zu; sie wollte zu ihnen gehen, aber sie wich immer wieder von dem geraden Wege ab. Da ich mich über diese schlangenförmige Bewegung verwunderte, sahe ich einen kleinen Knaben mit goldenen Flügeln, in der Gestalt eines aufblühenden Engels, welcher sie, so oft sie zu dem Hügel der Freuden abwich, mit seinem Flügel berührte, worauf sie sogleich wieder in die vorige Bahn zurückzitterte. Ich bat meinen Schutzgeist, mir dieses Gesicht zu erklären.

Er sagte: daſs du die Seele so oft und mit einer sichtbaren Ungeduld nach der Seite abweichen siehest, wohin die Freuden mit ihrem Sirenengesange sie einladen, ist eine Wirkung der dunkeln Empfindung, die ihr von ihrem ehemahligen Stande zurück geblieben ist. Ehemahls lebte sie als eine Schwester und Gespielin der Engel in den ätherischen Gegenden, und gewöhnte sich daselbst an einen viel hellern Tag als dieser ist, und an die reinen Harmonien der Sfären. Ungeachtet sie nun bey ihrer Verweisung vom Himmel aus dem Zauberfluſs der Vergessenheit trinken muſste, welcher die Kraft hat, die Erinnerung des vergangenen Lebens aus dem Gemüthe zu wischen, so sind ihr doch noch einige Eindrücke und Neigungen von ihrem angebornen Zustande zurück geblieben, welche sich bey jeder Gelegenheit äuſsern. Jeder Schimmer, jedes Getöne setzt sie in Bewegung und zieht sie mit einer heimlichen Gewalt an sich. Sowohl die reitzende Gestalt jener bunten Freuden, als das liebliche Geräusch ihrer musikalischen Flügel bemeistert sich ihrer mit einer Stärke, der sie nicht widerstehen könnte, wenn nicht der Instinkt, dieser ätherische Knabe, der immer um sie schwebt, ob sie ihn gleich nie siehet, sie von Zeit zu Zeit zurück triebe, indem er sie mit der äuſsersten Schwinge seiner magischen Flügel berührt. Es ist nicht ausgemacht, was diesen jungen Engel bewogen hat, die Himmelslust zu verlassen, und der Seele so unverwandt nachzufolgen. Einige glauben, daſs es aus sonderbarer Liebe oder natürlicher Anmuthung zu ihr geschehe; mir ist es wahrscheinlicher, daſs er ihr von dem Könige der Geister zugegeben worden, damit er sie auf den einzigen Weg bringe, auf welchem sie zu ihrer verlornen Hoheit und Glückseligkeit zurück kommen kann. Nichts desto weniger wirst du sehen, daſs er zu schwach ist, sie von den Lockungen der Freuden abzuziehen. Du siehest, wie sie dem bezaubernden Hügel immer näher kommt; die Begierden eilen, mit Rosen gekränzt, sie einzuladen; jetzt ist sie gefangen; der Instinkt schüttelt seine Flügel umsonst; die Freuden binden sie mit Blumenkränzen, sie umwinden sie ganz, und ziehen sie in den Arm der Thorheit.

Indem ich dieser Scene mit Aufmerksamkeit zusah, sah ich eine wundersame Verwirrung unter den Freuden und Begierden entstehen. Jene, welche diesen vor etlichen Minuten so reitzend vorgekommen waren, daſs sie dieselben mit der feurigsten Inbrunst umarmten, verwandelten sich jetzt in ihren Armen in die abscheulichsten Gespenster und Miſsgestalten. Einige, die vorher so schön wie die Liebe geschienen hatten, wurden jetzt zu unflätigen Harpyen; andere bekamen eine andere, alle aber eine sehr häſsliche Gestalt. Die Begierden bebten mit Unmuth von ihren Lieblingen hinweg. Aber kaum hatten sie sich aus ihren ekelhaften Umarmungen losgemacht, so erschienen die kleinen Zauberinnen wieder in den reitzendsten Gestalten. Die Begierden wurden aufs neue angereitzt, sich mit ihnen zu vereinigen, aber sie fanden sich bald eben so sehr getäuscht als zuvor. Einige der Freuden stellten sich spröde, und flohen vor den nacheilenden Begierden; andere verfolgten diejenigen, die vor ihnen flohen. Man sah nichts als ein buntes widerliches Gewimmel,

V. 12 — 31.

Vor seinem Spiegel sich ein wenig säumen mögen.
Doch im Vorbeygehn dieſs! denn nun
Ist's um die Sache selbst, nicht um die Form zu thun.
Vielleicht war's List, die schönen Richterinnen
Beym ersten Anblick zu gewinnen —
Zur Liebe freylich nicht: allein
Er will auch nicht geliebt, bedau'rt nur will er seyn;
Und wirklich nur ein Herz von Stein
War fähig, ihm so wenig zu versagen.

„Ihr Götter, fängt er stockend an,
Nach einer Pallas noch vor euch zu reden wagen
Ist kühn: allein, was Amor mir gethan
Und täglich thut, ist länger nicht zu tragen,
Und spornte wohl zu lauten Klagen,
Beym Herkules! selbst einen Stummen an.
Ihr wiſst, daſs Themis, kurz eh' sie der Welt enteilte,
Noch zwischen ihm und mir das Reich der Liebe theilte.
Er, sprach sie, (weil sein Blick, der lauter Unschuld log,
Die Herzenskennerin betrog)
„Er, sprach sie, soll es auf sich nehmen

und von dem gewaltigen Getöse, welches das Klatschen der Flügel, die ungeduldigen Klagen der betrognen Begierden, und die vermischten Stimmen der Fliehenden und Nacheilenden verursachten, hätte man taub werden mögen. Dieser Lerm weckte endlich die Seele auf, die neben der Thorheit auf einem Rosenlager eingeschlafen war. Sie wollte aufstehen, und ihre Begierden zusammenrufen; aber die Thorheit, welche ihren Arm fest um ihren Leib geschlungen hielt, war ihr zu stark. Sie konnte sich nicht losmachen, zumahl da ein Weibsbild von plumper Bildung, die man Gewohnheit nennt, sie mit neuen und stärkern Banden an das Lager der falschen Glückseligkeit fest machte. Unterdeſs hatten sich die Begierden durch ihre beständige aber vergebliche Bewegung so sehr ermüdet, daſs sie ganz entkräftet niedersanken und einschlummerten.

Während der allgemeinen Stille, die jetzt auf ein so groſses Getümmel folgte, hörte die Seele von ferne ein liebliches Getöne, wovon sie auf eine so süſse und mächtige Weise ergriffen wurde, daſs sie sich eine starke Bewegung gab, aufzustehen, und die blumigen Fesseln zu zerreiſsen, womit sie gebunden war. Ich sahe auch, daſs der Knabe mit den goldenen Flügeln, den ich lange nicht mehr bemerkt hatte, wieder um sie schwebte, als ob er ihr mit seinen ätherischen Flügeln Muth und Stärke zufächeln wollte. Sie riſs sich zuletzt wirklich los, und weckte ihre Begierden auf, um der holden

Symfonie mit einander nachzugehen, von der sich nur die letzten und schwächsten Ausflüsse in ihrem Ohre verloren. Sie würde aber schwerlich so bald und so leicht aus dem bezauberten Gebiete der Thorheit hinweggekommen seyn, wenn sich nicht eine Frau von ernsthaftem Ansehen zu ihr gefunden hätte, von der mir Geoncha sagte, daſs sie Überlegung genannt würde. Die Überlegung hatte eine Brille in der Hand, welche sie der Seele aufsetzte. Sie befahl ihr erstlich, die Thorheit und ihre Töchter damit anzusehen, welche ihr nun so häſslich und schändlich vorkamen, daſs sie vor Ekel die Augen wegwenden muſste. Dann befahl sie ihr vor sich hinaus zu sehen, und da endeckte die Seele auf einem weit entlegenem Berge eine Gestalt von erhabnem himmlischen Ansehen. Sie betrachtete sie lange, und es war ihr, als ob sie sich erinnerte, ehemahls etwas ähnliches gesehen zu haben. Sie eilete nunmehr, wie mit geflügelten Füſsen, vom Instinkt begleitet, nach der glücklichen Gegend, wo sie die schöne Gestalt gesehen hatte, von welcher auch die liebliche Symfonie kam, die sie zuweilen stärker, zuweilen aber fast gar nicht vernahm. Ihre Gefährten schwebten ungeduldig voran, und schienen durch eine geheime Ahnung zum voraus zu empfinden, daſs das Leere, das sie in sich empfanden, bald ausgefüllt werden sollte.

Ich sahe auch, wie sie endlich den Fuſs des Berges erreichten, wo sie still hielten, um sich ein wenig zu erhohlen. Denn der Berg schien ihnen sehr schwer zu ersteigen. Ich wurde aber bald einer weiblichen Gestalt von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit, und einer sehr sanften Gesichtsbildung gewahr, die zu ihnen herunterstieg. Sie nennte sich Mäſsigkeit, zuweilen heiſst sie auch Geduld. Sie erbot sich, die Seele an ihrem Arme auf den Gipfel des Berges zu führen. Was die Begierden betrifft, so waren einige so leicht auf den Füſsen, und so erhitzt nach der Schönheit, von der sie zwar nur eine dunkle Vorempfindung hatten, daſs sie ohne Führer, ob sie gleich nicht selten ausgleiteten, den obern Theil des Berges erreichten. Andere, die etwas träge waren, nahm der Instinkt auf seine Flügel, und brachte sie also sicher auf den Gipfel.

Jetzo däuchte mich, als ob ich selbst durch eine unmerkliche geschwinde Bewegung auf die Stirn dieses Berges gebracht würde; damit ich alles genau beschauen könnte, was ferner mit der Seele, gegen die ich eine zärtliche Zuneigung empfand, sich zutragen würde.

Ich sahe nun eine groſse Ebne, an der einen Seite von hohen Cedern umringt, an den übrigen offen, und mit allerley gesunden und wohlriechenden Pflanzen bedeckt. Die Luft, die man hier athmete, hatte die Eigenschaft, daſs sie die Übung der Leibes- und Seelenkräfte ungemein beförderte. Man schien sich selbst leichter, und wie ätherisch zu werden. Aber ein entzückendes Gesicht, das sich mir anbot, versicherte sich bald meiner ganzen Aufmerksamkeit. Ich sahe die Gottheit dieses Orts, eine himmlische Gestalt, aus dem Cedernhaine hervorgehen; eben diejenige, welche die Seele durch das wunderbare Glas der Überlegung von fern erblickt hatte. Wenn man sie gesehen hat, so kann man nichts anders mehr schön heiſsen, als sie: aber es ist unmöglich, sie denen genugsam zu beschreiben, die sie nicht selbst gesehen haben. Sie trug ein goldenes Stirnband, auf welchem in der himmlischen Sprache ihr Nahme geschrieben stand, den nur die Unsterblichen nennen können; bey den Menschen aber heiſst sie die Tugend. Zu ihrer Linken ging eine Nymfe, gleich einem Mädchen in der vollen Blüthe der Schönheit, aber von einer so untadeligen und glänzenden Schönheit, daſs ich sie für die Einwohnerin einer höhern Welt halten muſste. Mein Ausleger sagte mir, man nenne sie Harmonie, und die goldene Laute, die an ihrer weiſsen Schulter hing, sey eben dieselbe, womit sie die Gestirne und Welten in richtige Bewegungen und Kreisläufe gezogen, und den allgemeinen Lobgesang beherrscht habe, den die neugebildete Schöpfung dem Herrn der Wesen gebracht. Ungeachtet sie jetzt nicht spielte, so floſs doch noch ein sich sanft verlierendes liebliches Getöne um sie her, gleich dem milden Glanz, den die untergegangene Sonne auf den westlichen Bergen zurückläſst, wenn er sich allgemach unter die Flügel der Nacht verbirgt.

Als die Seele die himmlische Tugend auf sich zukommen sah, eilte sie in einer Art von Entzükkung sich zu ihren Füſsen zu werfen, und ihre Knie zu umarmen. Jetzt empfand sie zum ersten Mahl, seitdem sie in den irdischen Gegenden gewallet hatte, etwas, das jener Seligkeit glich, die sie unter den Engeln unvermischt genossen hatte, und sie glaubte im Antlitz der Tugend Züge von dem Ewigen Schönen zu entdecken, den sie ehemahls angebetet hatte.

Die Tugend hob sie liebreich auf, umarmte sie, und führte sie mitten zwischen ihr und ihrer Schwester Harmonie, zu einem erhöhten Orte, wo sie sich niedersetzten. Ich sahe auf dem Angesichte der Seele eine Zufriedenheit leuchten, die nur aus einer Glückseligkeit entspringen kann, welche ganz und gar nach unserer Natur abgemessen ist. Ich sah auch, wie die Begierden ganz erstaunt am Boden klebten, und die Augen nicht von der göttlichen Majestät der Tugend, und der unwiderstehlichen Anmuth der schönen Harmonie verwenden konnten. Aber so bald diese ihre Laute hervor nahm, und einen Gesang zu spielen anfing, der die ganze Natur zu erhöhen schien; so standen die Begierden auf, und machten, mit den Armen in einen Kreis geschlungen, einen sfärischen Tanz um die Tugend, gleich dem Tanze, den die Welten um die königliche Sonne machen. Diese sanfte und wohl abgemessene Bewegung wiegte sie in ein Vergnügen, dergleichen sie nie empfunden hatten. Aber, was noch weit wunderbarer und für mein Aug' ein entzückender Anblick war, jede Begierde, indem sie sich solchergestalt um die Tugend als ihren Mittelpunkt herum bewegte, faſste, wie in einem Spiegel die Gestalt derselben auf, und schien eine nachgebildete Tugend, und zwar jede, auf eine ihr eigene Weise, zu werden. Man hätte sie für eine Schar von Kindern Einer Mutter gehalten, von denen jedes ein Nachbild der Mutter scheint, obgleich keines dem andern völlig ähnlich ist.

Indem ich diese wundervolle Scene mit ungemeiner Freude betrachtete, rührte mich Geoncha mit seinem Stabe an; und sogleich verschwand das Gesicht, und ich befand mich allein auf dem Gipfel des Berges Kakan.

TIMOKLEA.

EIN GESPRÄCH
ÜBER SCHEINBARE UND WAHRE SCHÖNHEIT.

1754.

VORBERICHT.

Dieses Gespräch wurde im Jahre 1754 zum Gebrauch einer liebenswürdigen jungen Freundin des Verfassers aufgesetzt, und erschien ein Jahr darauf mit einigen Veränderungen zum ersten Mahl im Angenehmen mit dem Nützlichen. Der Sokrates, der hier redend eingeführt wird, ist freylich von dem Sokrates, wie ihn der Verfasser sich jetzt vorstellt, wenigstens eben so verschieden, als auch dieser es vielleicht von dem wirklichen Sokrates ist. Da man aber für gut fand, dieses kleine Stück, seiner Mängel ungeachtet, bloſs darum, weil es der erste

Versuch des Verfassers in der dialogistischen Kunst war, in die gegenwärtige Sammlung aufzunehmen, so war es zweckmäſsig (einige Kleinigkeiten in der Sprache ausgenommen) nichts daran zu ändern, um es Liebhabern solcher Ausmessungen leichter zu machen, die Fortschritte, die er binnen vierzig Jahren in dieser Kunst gemacht haben mag, durch den Punkt, wovon er ausging, genauer zu bestimmen. Seit einem Paar Jahrzehnden ist der Weg freylich nach und nach gebahnter worden.

V. 32 — 51.

Den jugendlichen Trotz des Mädchens zu bezähmen,
Das, stolz auf seinen Reitz, in wilder Fröhlichkeit
Der Liebe lacht und Hymens Bande scheut:
Und ihrem Seladon, dem seine Schüchternheit
Mehr Schaden thut als ihre Sprödigkeit,
Ihm geb' er Muth sich freyer auszudrücken,
Und seinem Ton Musik, und Feuer seinen Blicken.
Er zwinge sie mit sanfter Übermacht
Ihr fühlend Herz vergebens zu verhehlen.
Doch hüt' er sich, auch wenn die schönste Nacht
Verzeihlicher der Sinnen Irrthum macht,
In Hymens Grenzen sich verräth'risch einzustehlen!
Er soll in einer jungen Brust
Den sanft sich sträubenden verschämten Wunsch entfalten,
In Hymens Arm die unbekannte Lust
Des Mutternahmens zu erhalten.
Ein Kuſs, zum Pfand von ihrem Liebesbund,
Mag ihm verwilligt seyn, nur niemahls auf den Mund:
Was weiter geht, das bleibt, nach unsrer Alten
Wohllöblichem Gebrauch, dem Hymen vorbehalten.“

Timokleens Vater war ein naher Verwandter und vertrauter Freund des Sokrates. Dieser konnte daher wohl die Gelegenheit haben, dieses Mädchen in ihrem Putzzimmer zu sehen; welches, nach griechischen Sitten, einem Fremden nicht angegangen wäre. Sokrates traf sie wirklich einmahl, wie die Geschichte sagt, an ihrem Putztische an, da die Sklavin, welche ihr aufwartete, eben mit ihrem Kopfschmuck, zu einem Feste, wobey sie mit andern jungen Mädchen öffentlich tanzen sollte, fertig war. Ihre Locken waren auf das zierlichste gerollet, in allerhand Figuren, Schnecken und Rosen gewunden, und mit Perlen und Blumen künstlich durchflochten. Man weiſs, daſs der Geschmack der Griechen im Putz der Weibspersonen so fein war, als in allen andern Sachen; sie raffinierten über den Kopfschmuck eben so sehr, aber vielleicht nur nach richtigern Verhältnissen, als die heutigen Pariserinnen.

Nachdem Sokrates Timokleen, welche damahls in der Blüthe der Jugend und Schönheit stand, eine kleine Weile mit dem weisen Lächeln, welches ihm eigen war, angesehen hatte, (so wie etwann ein ätherischer Geist auf die Schwachheiten der Menschen herunterlächeln würde) sagte er zu ihr: Es scheint, o Timoklea, daſs du es an dir nicht fehlen lassen willst, dem Feste der Diana Ehre zu machen, und deine Mitbürger zu vergnügen; denn du bist so schön geputzt, daſs du die Nymfen der Göttin selbst überglänzen könntest.

Du bist mir zu einer recht gelegenen Zeit gekommen, versetzte das Mädchen. Ich will dich etwas fragen, Sokrates, und ich hoffe, daſs du mir ganz gewiſs die rechte Antwort geben wirst; denn ich weiſs, daſs du noch nie was anders als die Wahrheit gesagt hast. Ich traue diesem Spiegel nicht; und dieser Sklavin noch weniger. Sage mir doch ob ich schön bin oder nicht? Gefalle ich dir? Du weiſst, bey was für einer Gelegenheit ich mich sehen lassen muſs.

Wenn ich dich recht verstanden habe, versetzte Sokrates, so ist es einem, der nicht blind ist, leicht, auf die Frage zu antworten. Deine Farbe ist sehr lebhaft, deine Augen haben ein sanftes lächelndes Himmelblau, deine Wangen sind wenigstens so schön als des Mädchens, welches Anakreon seinem Mahler vorzeichnet, und du bist so schön geputzt, als eine Persianerin. Ist das nicht genug?

Timoklea erröthete ein wenig bey dieser Beschreibung, und antwortete mit einer etwas zerstreuten Miene: Mein Vater hat oft gesagt, daſs du nicht schmeicheln könnest; ich glaube also dem Sokrates, auch so gar, wenn er mir sagt, daſs ich schön sey; und ich werde es in der That auch nöthig haben, denn meine Gespielinnen sind alle so reitzend wie Grazien; ich möchte einen so lieblichen Kranz nicht gerne verunstalten.

Sey deſswegen ohne Sorge, sagte Sokrates, du bist so schön, als man für den ersten Anblick seyn kann. Aber erlaube mir nun, daſs ich, zur Belohnung für das Vergnügen, welches ich dir durch diese Versicherung mache, auch dir eine kleine Frage vorlege.

Timoklea. Ganz gern.

Sokrates. Warum stehet diese Rose vor deiner Stirn? Vermuthlich hast du der lächelnden Göttin ein Gelübde gethan, daſs du ihrer Blume bey einer so festlichen Gelegenheit eine auſserordentliche Ehre erweisen wollest?

Timoklea. Wie kommst du doch auf einen so seltsamen Einfall? Es ist ganz natürlich, daſs sie mit zu dem übrigen Kopfschmuck gehört.

Sokrates. Diese Rose ist also da, dich zu verschönern?

Timoklea. Wozu sonst?

Sokrates. Was meinst du wohl, Timoklea, wenn ein Pfau sich einfallen lieſse, er sey, so wie ihn die Natur gemacht hat, nicht schön genug, und er wollte sich mit fremden Federn verbessern, würde er Federn von einem schönern Vogel nehmen, oder würde er sie einem Sperlinge oder Raben entwenden?

Timoklea. Ohne Zweifel würde er sie von einem schönern nehmen.

Sokrates. Er gestünde also dadurch, daſs der Vogel, mit dessen Federn er sich putzte, schöner sey als er selbst.

Timoklea. So scheint es.

Sokrates. Du hältst also ebenfalls die Rose für schöner als dich selbst, weil du glaubst, daſs deine Schönheit ohne sie mangelhaft seyn würde?

Timoklea. Du hast mich erwischt, Sokrates, ich hätte dir oben anders antworten sollen. Ich hätte sollen sagen: Die Rose steht nur da, damit die Zuschauer sie mit meinen Wangen vergleichen, und den Ausschlag zu meinem Vortheil geben.

Sokrates. Du bist sehr verwegen, Mädchen! Du hättest keine Blume wählen können, die dir den Sieg leichter streitig machen könnte. Ich will dir indessen gerne zugeben, daſs die Farbe deiner Wangen für einen Jüngling, oder auch für uns Alte, etwas angenehmers habe, als die Farben der Rose; denn so stolz wirst du doch nicht seyn, und verlangen, daſs deine Farbe an sich selbst schöner sey als der Rose. Da würdest du alle Schmetterlinge und Rosenkäfer gegen dich haben; und der Beyfall eines Käfers ist für die Rose so gültig, als für dich das Lob eines Jünglings. Es kommt sehr viel auf die Augen und die Gemüthsverfassung des Sehers gegen dich an. Cefise wird dich gewiſs nicht des zehnten Theils so schön finden, als Chaerefon. Dieser siehet dich mit Begierde, und jene halb mit Triumf, und fast mehr als halb mit Furchtsamkeit an. — Aber antworte mir jetzt nur auf dieses: Glaubst du nicht, daſs die Rose so schön ist als sie seyn kann? Du kannst nur diese hier zur Probe nehmen. Ich halte es für unmöglich, daſs sie Zeuxis mit aller seiner Kunst, so schön wie sie ist, abmahlen könnte. Wie voll, wie frisch, wie glühend ist sie! Welch eine zierliche Figur der Blätter! Welch zarte Schattierung der Farbe! Wie lieblich spielen diese kleinen blauen Adern aus der durchsichtigen Röthe! Gewiſs, sie ist eines von den schönsten Geschöpfen, welches Gott vielleicht nach irgend einem himmlischen Modell gebildet, und unsrer Erde geschenkt hat. — Gesetzt nun, es gäbe irgend eine schönere Blume als die Rose ist, sie wäre aber aus der Art geschlagen, oder in ihrer Entwicklung vom Reif versengt, oder von Raupen zerfressen: so würdest du nicht sagen können, daſs dieselbe Blume, in einer solchen verderbten Beschaffenheit, so schön sey, als diese Rose in ihrer blühenden Pracht.

Timoklea. Nein, diejenige ist ohne Zweifel schöner, welche gerade das ist, was sie seyn soll. Aber was willst du damit sagen?

Sokrates. Ich will damit sagen, daſs Cefise nicht so schön ist, als diese Blume. Ihre Leibesbildung ist zwar so symmetrisch, als sie nur immer ein Alkamenes aussinnen mag; ihre Wangen sind wie Rosen unter Lilien; sie gleicht in gewissen Augenblicken einer vollkommen schönen Bildsäule. Aber wenn sie bey der Erzählung einer tugendhaften That eben so gleichgültig bleibt als diese Bildsäule; wenn sie, statt einer klugen Antwort nur perlenfarbne Zähne weist; wenn sie die Stirn in Falten ziehet, so bald sie ein anders Mädchen loben hört; wenn sie in Gegenwart eines klugen Menschen eine halbe Stunde lang mit ihrer Wachtel schwatzt, oder tausend wunderliche Figuren und Minauderien macht, um unsre jungen Sybariten zu fangen, dann kann ich in der That nicht glauben, daſs Cefise so schön sey, als sie seyn könnte.

Timoklea. Wenn Cefise so ist, so ist sie wahrlich dem Bilde sehr unähnlich, welches mir in einem unserer Poeten ungemein gefallen hat. Ich erinnere mich so oft daran, daſs es mir sogar zuweilen im Traum vorkommt. „Die liebenswürdige *Pasithea gefällt* allen, die sie *sehen*; aber ein *Weiser*, der sie sieht, muſs sie *lieben*. Ihre Augen lächeln wie ein heiterer Abendhimmel, und die Sittsamkeit wohnt auf ihren unverstellten

Wangen. Wenn sie spricht, so ist der Inhalt ihrer Worte so harmonisch als ihre Stimme; ihre Empfindungen sind aufrichtig, gütig, und unschuldig wie ihre Blicke. In ihren Geberden ist Anstand, ihre Kleidung ist einfach und zierlich. Sie liebt ihre Schwester so zärtlich, als ob sie nicht schöner wäre; und ihre liebste Bemühung ist, einer Mutter zu gefallen, nach deren Erinnerungen und tugendhaften Sitten sie sich zu bilden trachtet. Wenn die Grazien, welche die Tugend begleiten, eine irdische Gestalt annehmen wollten, so würden sie die deine annehmen, o Pasithea; beym ersten Anblick ist man geneigt dich für liebenswürdig zu halten; je mehr man dich kennt, desto gewisser wird man, daſs du es bist.“ Die Stelle ist lang, aber findest du nicht, Sokrates, daſs sie so schön sey, als ich sie empfinde?

Sokrates. Du hast sie in der That mit einer Miene voll Empfindung hergesagt. Aber kennest du diese schöne Pasithea? Wohnt sie in deiner Nachbarschaft? ist sie deine Freundin?

Timoklea. Leider, nichts von dem allen. Ich habe sie nie anders als im Poeten gekannt.

Sokrates. Das ist mir leid. Mich dünkt, ein Mädchen habe nicht eher das geringste Recht, sich für schön zu halten, bis sie dieser Pasithea recht ähnlich ist, sie mag nun seyn, wo sie will. Aber weil du doch in ihr bloſses Bildniſs schon so verliebt bist, so wirst du dich ohne Zweifel auch bemüht haben, ihr gleich zu werden, so daſs du es entweder jetzo schon bist, oder es doch nächstens völlig werden wirst. Was meinest du dazu, Timoklea?

Timoklea. Ich meine — daſs es sehr schwer sey, von sich selbst zu reden; und wie viel schwerer muſs es einem Mädchen von meinem Alter seyn, von welchem man nicht wohl erwarten darf, daſs es sich selbst kenne. Wenn ich aber ja eine genauere Antwort geben soll, so finde ich mich dem Bilde dieser Pasithea in manchen Stücken nicht unähnlich, (die blauen Augen nicht mitgerechnet.) Wenn ich mich aber deſswegen für schön genug halten wollte, so würde mir etwas in meinem Busen widersprechen, welches sich gar oft hören läſst, wenn mich der Spiegel oder meine Sklavinnen eitel machen wollen.

Sokrates. Du glaubst also, daſs du nöthig habest, dich schöner zu machen, wenn du nicht leiden willst, eben sowohl als Ceſise, von der Rose an deiner Stirne beschämt zu werden.

Timoklea. Ja freylich.

Sokrates. Und zu dieser Verschönerung wirst du andere Mittel nöthig haben, als Kräuseleisen, und Perlenschnüre und arabische Salben. Denn an diesen kann der Fehler in der That nicht liegen.

Timoklea. O wie würdest du mich verbinden, guter Sokrates, wenn du mich diese Kunst schöner zu werden lehren wolltest, welche gewiſs niemand besser kennt, als du. Du würdest die lernensbegierigste Schülerin an mir haben. Von meinen ersten Empfindungen an, habe ich die zärtlichste Neigung gegen das Schöne und Anständige gehegt; sie ist mit den Jahren gewachsen, aber ich fürchte, daſs man mich das, was das Schönste und Vortrefflichste ist, noch nicht, oder nur sehr wenig, kennen gelehrt hat.

Sokrates. Wir werden schwerlich noch Zeit haben, unsre Unterredung fortzusetzen: du wirst nun bald vor dem Tempel seyn müssen.

Timoklea. Sey unbesorgt, Sokrates. Es sind noch zwey Stunden, bis das Opfer angehen wird; und alsdann werden mich etliche meiner Freundinnen abhohlen. Bis dahin werde ich noch vieles von dir hören können.

Sokrates. Aber würdest du diese kurze Zeit nicht besser vor dem Spiegel anwenden können, als mit mir? Bist du auch gewiſs, daſs jede Schleife, jede Locke an dem rechten Platze, und in der besten Lage ist? Und wenn auch hierin im geringsten nichts fehlt, so wird es doch ein groſses Vergnügen seyn, alle diese Reitzungen vor dem Spiegel zu mustern, und sich als die Besitzerin derselben zu denken. Dieses Vergnügen muſs in der That ungemein groſs seyn; denn ich höre, daſs viele Mädchen in Athen halbe Tage in dieser entzückenden Beschauung zubringen; ja, daſs einige sogar mit der Morgenröthe aufstehen, um diese Wollust desto länger zu genieſsen, von welcher sie urtheilen, daſs sie den Schlaf überwiege. Müſste ich mir nicht ein Gewissen machen, dich von so süſsen Selbstbetrachtungen abzuhalten?

Sokrates sagte dieſs mit einem ironischen Lächeln, welches dem guten Mädchen ein wenig weh that. Sie erheiterte sich aber augenblicklich wieder, und indem sie ihn mit Blicken, in welchen die Aufrichtigkeit ihrer Worte ausgedrückt war, ansah, sagte sie:

Ob mir gleich mein Geständniſs vielleicht keine Ehre macht, so läugne ich doch nicht, daſs ich mit Vergnügen in den Spiegel sehe. Aber du darfst mir glauben, Sokrates, daſs das Vergnügen, das ich in deiner Gesellschaft finde, von einer viel edlern Art, viel sanfter und reiner, als jenes ist, welches ich nie ohne Vermischung mit Eitelkeit, Eifersucht, oder Begierde zu schimmern und bewundert zu werden, empfunden habe. Das Vergnügen, das ich genieſse wenn ich dich reden höre, scheint meiner Seele eigener und natürlicher. Ein jeder Gedanke, den du in mir erweckst, macht mir eine so groſse Freude, als ob ich etwas sehr kostbares gefunden hätte. Ich glaube gewiſs, daſs ich von dir lernen kann, wie man es machen muſs, um wahrhaftig schön und trefflich zu seyn; und wie

V. 52 — 74.

„So, Götter, sollten wir, in aller Ehrbarkeit
Und Eintracht, unser Amt verwalten;
Und thäte Amor nicht, o welche goldne Zeit!
Doch sehet selbst — der Sache Kundbarkeit
Kommt leider! meiner Scham zu Statten! —
Was mir der Schalk für Abbruch thut;
Wozu er, wenn sein Pfeil das jugendliche Blut
Zu Feuer macht, in kupplerische Schatten,
Da wo die Rose verliebt sich um die Myrte schränkt,
Die junge Unschuld lockt, die an nichts Böses denkt;
Mit welchem grausamen Vergnügen,
Wenn sie der Arglist sich am wenigsten versieht,
Er über ihr sein Garn zusammen zieht;
Wie er, die Wachsamkeit der Klügern zu betrügen,
Sich stellt als ließ' er sich besiegen,
Und jeden warnenden Verdacht
Einschläfert oder gar zu seinem Freunde macht;
Wie oft er seine Masken tauschet,
Und wie geduldig der Schalk die Schäferstund' erlauschet;
Mit welchem Fleiß (nach mehr als Tausend Einer Nacht,
Worin der schlaue Gast Bemerkungen gemacht
Die ihm zu schlechtem Ruhm gereichen)
Er die Verführungskunst in ein System gebracht,

könnte ich mich betrügen, da ich dich für so menschenfreundlich halte, daſs du dich die Mühe nicht dauern lassen wirst, die du deſswegen an mich wenden müſstest?

Sokrates. Diese Gesinnungen nehmen mich ganz ein, liebe Timoklea. Deine Miene hat mich nicht getäuscht, da sie mir gleich Anfangs eine liebenswürdige Seele auszudrücken schien; du bist es in der That würdig, weit über die gedankenlosen rosenwangigen Mädchen hinweggesetzt zu werden. Ich sehe dich zwar schon auf einem so guten Wege, daſs du, auch ohne fremde Hülfe, bloſs durch dein gutes Naturell zu keiner geringen Vortrefflichkeit würdest haben kommen können. Indessen würde ich mich doch freuen, wenn ich dir behülflich seyn könnte, früher und leichter so schön und gut zu werden, als es nöthig ist, um einer wahrhaftigen Glückseligkeit fähig, und der Liebe aller Tugendhaften würdig zu seyn. Die Weisheit ist nicht schwer. Alles hängt bloſs davon ab, daſs man eine kleine Reihe von Wahrheiten deutlich einsehen lerne, und von ihrem unschätzbaren Werthe, von ihrer göttlichen Schönheit so eingenommen werde, daſs man sie zu beständigen Regeln seines Lebens mache. Das meiste thut hiebey ein gefühlvolles und redliches Herz; dieses kommt dem Verstande allezeit zu Hülfe; und wie die Exempel nicht selten sind, daſs jemand durch die Liebe mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit zur Vollkommenheit in einer Wissenschaft oder Kunst gestiegen ist: so ist kein Zweifel, daſs man in der Bestrebung nach Weisheit und Tugend viel weiter kommen wird, wenn die Seele schon mit edeln Begierden nach dem Schönen und Vortrefflichen angefüllt ist. Damit aber unsere Unterredung zu ihrem Zwecke komme, so erlaube mir dich zu fragen, o Timoklea, wo nach deiner Meinung eigentlich die Quelle der Schönheit zu suchen sey?

Timoklea. Ich verstehe deine Frage noch nicht genugsam, um darauf antworten zu können.

Sokrates. Ohne Zweifel ist dir das Wort Schönheit undeutlich. Ich nehme es jetzt in keinem andern als dem gemeinen Sinne, worin es von jedermann genommen wird, wenn man sagt, eine schöne Person, ein schönes Gesicht, eine schöne Blume u. s. w. Meine Frage aber will ich dir durch ein Gleichniſs verständlicher machen: Wenn du in einem Brunnen das Bild einer Nymfe oder sonst eines schönen Dings erblicktest, so würde dir augenblicklich einfallen, daſs dieses nur ein Schattenbild von einem wirklichen Wesen sey, und du würdest dich nach dem gegenüberstehenden Urbild umsehen. Oder wenn ich beym Anbruche des Tags die dünnen Wolken, die um den Horizont schweben, mit so angenehmen und immer höhern Farben beworfen sehe, so schlieſse ich daraus auf die Ankunft der Sonne, von welcher ich weiſs, das diese Farben ausflieſsen; da die Wolken an sich selbst, wie das Wasser, aus welchem sie entstehen, nur dunkle Körper sind. Die Sonne ist also eigentlich die Quelle der Schönheit dieser vielfarbigen Morgenwolken; und nun frage ich, in dem gleichen Verstande der Worte, was die Quelle der Schönheit des Leibes sey?

Timoklea. Ich glaubte nicht, daſs es mit der Schönheit die gleiche Bewandtniſs habe, wie mit dem Schatten im Wasser, und dem Urbilde desselben. Ich hielt sie für etwas, das für sich selbst besteht; aber es scheint, daſs du es anders findest, und ich werde mich gern unterrichten lassen.

Sokrates. Die wahre Beschaffenheit der Sache ist leicht herauszubringen. Du kennest ohne Zweifel die Tochter des Kallinous, welche noch kürzlich für eine der schönsten Personen in Athen gehalten wurde. Jetzt unterscheidet sie sich zu einer Zeit, da sie in der Blüthe der Jugend stehen sollte, durch eingefallene Augen, eine bleiche Farbe, und so verdrieſsliche Gesichtszüge, daſs man sich fürchtet, ihr unter die Augen zu sehen. Man sagt, Parrhasius habe sie jüngst zum Muster genommen, da er die Miſsgunst in sichtbarer Gestalt zeigen wollte. Und wo mag diese Veränderung hergekommen seyn? Sie ist nie krank gewesen. Aber sie ist seit einem Jahre in das Spielen so vernarrt worden, daſs sie mit etlichen sogenannten Freundinnen von gleicher Art, Tag und Nacht damit vertreibt. Beym Spiel hat sie so viel Gelegenheit zu widrigen und unedeln Leidenschaften gehabt, daſs ihre Gesichtszüge endlich ganz verkehrte Falten bekommen haben. Eine herrschende schlimme Leidenschaft, es sey nun Neid oder Eifersucht, oder lasterhafte Liebe, kann in kurzer Zeit aus einer Grazie ein Schreckbild machen. Du siehst also, daſs auch die äuſserliche Schönheit viel mehr von der Seele abhängt, als man insgemein aus Mangel der Überlegung meint.

Timoklea. Demungeachtet sind doch viele Leute, welche sowohl sich selbst für schön halten, als von andern dafür gehalten werden, von denen man schwerlich wird sagen können, daſs sie ihre Schönheit der Seele zu danken haben; es müſste denn seyn, daſs ihre Seele geben könnte, was sie selbst nicht hat.

Sokrates. Diese Personen, welche du meinst, sind ohne Zweifel von der Gattung, die wir in der filosofischen Sprache, Halbmenschen oder Amfibia nennen; zweydeutige Kompositionen aus streitenden Eigenschaften, gut und böse, schön und häſslich, je nachdem es die Leidenschaften mit sich bringen, deren Sklaven sie sind. Diese Leute können sich unter den Tugendhaften und den Bösen, unter den Weisen und den Narren gleich wohl gefallen, nach Art des Bibers oder Krokodils, die auf dem Lande und im Wasser leben können. Du wirst bey keinem Mädchen von dieser Gattung auch nur eine mittelmäſsig beständige

Schönheit finden. Ich kenne ein solches Geschöpf, welches ich eher ein Meteor oder einen Kameleon, als eine Weibsperson nennen möchte. In einer einzigen Stunde habe ich sie zwölferley Personen spielen sehen. Bald lächelt sie, bald zürnt sie; jetzt sieht sie ganz schwermüthig aus, und augenblicklich darauf tanzt sie wie ausgelassen in der Stube herum. Man sollte denken, daſs sie recht darauf raffiniere, aus den abgeschmacktesten Fratzengesichtern süſse Mienen und bezaubernde Reitzungen herauszuziehen; denn sie sucht eine Geschicklichkeit darin, auf eine fürchterliche Art zu lächeln, oder eine angefangene widerwärtige Miene in eine annehmliche zu endigen. Je nachdem man eine solche Kreatur in einer Laune antrift, nachdem wird man sie häſslich oder schön finden; und also ist sie eigentlich kein Beyspiel gegen meinen aus der Erfahrung gezogenen Satz, daſs die Quelle der Schönheit in der Seele zu suchen sey.

Timoklea. Ich wünschte doch, daſs du deine Gedanken ein wenig genauer aus einander setztest. Denn obgleich die Seele einen groſsen Einfluſs in die Schönheit des Leibes hat, so scheint es mir doch, daſs diese letzte in vielen Stücken von jener unabhängig sey.

Sokrates. Ich hoffe, deinem Begehren durch folgende Vorstellung zu entsprechen. Unser Leib sowohl als unsere Seele sind von Natur so gebildet, daſs sie nicht anders als schön seyn können, wenn sie sich in dem natürlichen Zustande befinden, in welchem alle Geschöpfe sind, wofern sie nicht verderbt werden; das ist, wenn sie gesund sind. Mit einer vollkommenen Gesundheit des Leibes ist die Schönheit desselben nothwendig verknüpft; und eben diese Beschaffenheit hat es mit der Gesundheit der Seele, welche in der Tugend bestehet. Jeder Mangel der körperlichen Schönheit kommt von irgend einer Verderbniſs her, die in unsrer ungemein feinen und leicht in Unordnung gebrachten Maschine vorgegangen. Es ist aber wohl zu merken, daſs zwischen der Gesundheit der Seele und des Körpers kein so genaues Verhältniſs ist, daſs, wenn das eine krank ist, das andere in eben dem Grade mit leiden müſste. Eine sehr heitere, lebhafte und tugendsame Seele kann in einem kränklichen Gehäuse wohnen; hingegen kann der Seele eines Alcibiades ein sehr gesunder und starker Körper zufallen; und daher kommt es, daſs eine Lais oder andere Afterschönheiten von der betrügerischen Art, die unter einer schönen Larve ein verachtenswürdiges Gemüth verbergen, manchmahl viele Zeit brauchen, bis sie ihre Schönheit zu Grunde gerichtet haben. Demungeachtet stehen Seele und Leib in einem so genauen Verständniſse mit einander, daſs die Gesundheit und Schönheit des Körpers leidet, je mehr sich die

Seele von der Tugend entfernet; und hingegen ordentlicher Weise zunimmt und vermehrt wird, je mehr sich die inwendige Schönheit entwickelt. Insonderheit ist der Einfluſs der Seele ungemein spürbar, wenn sie, wie es von Rechtswegen seyn soll, der herrschende Theil bey einem Menschen ist. Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeiten oder Grazien nennet, nichts anders als diese kleinen Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und Zierlichkeit des Gemüths in den Körper hat; und wenn man genau redet, so unterscheidet man Schönheit und Anmuth, wovon die letzte eben deſswegen weil sie unmittelbar aus der Seele flieſset, weit edler ist als die erste.

Timoklea. Ohne Zweifel ist sie das; sie thut eine viel schnellere und gröſsere Wirkung auf das Gemüth, als die bloſse Schönheit. Eine Person kann, ohne das zu seyn, was man insgemein schön nennet, sehr angenehm seyn; und eben dadurch viel beliebter, geschickter zur Gesellschaft als eine eigentliche Schönheit. Mich dünkt irgendwo gelesen zu haben, daſs die meisten Schönen unerträglich seyen; und daſs hingegen viele Personen ohne schön zu seyn, eine gewisse nahmenlose Anmuth besitzen, die einem das Herz abgewinnt. Sage mir nun, Sokrates, ob ich dein System recht gefaſst habe, wenn ichs mir so vorstelle. Zur vollkommenen Schönheit des Menschen würde erfordert, daſs sowohl die Seele, der edelste Theil, als der Leib, jedes ganz und gar in seinem natürlichen Zustande der Gesundheit sich befände. Jene müſste ganz tugendhaft, dieser immer lebhaft und blühend seyn, beide aber in der besten Harmonie stehen. Es findet sich aber, so viel ich weiſs, eine vollkommene Schönheit nirgends als in den Welten der Dichter. Hingegen theilen sich die Menschen in Absicht der Schönheit in verschiedene Klassen. Bey einigen findet man bloſse Schönheit des Leibes ohne Anmuth, und da liegt der Fehler an der Seele. Bey andern findet man Tugend ohne äuſserliche Schönheit, die aber durch das gefällige Wesen, welches Personen von guter Sinnesart eigen ist, genugsam ersetzt wird. Bey einer noch kleinern Anzahl finden sich beide Schönheiten gepaaret; es giebt aber in dieser und den andern Klassen unzählige Grade. Es sollte mir leid seyn, wenn es nöthig wäre, noch eine vierte Klasse für diejenigen zu machen, welche weder äuſserliche noch innere Schönheit haben; denn ich denke, daſs dergleichen Geschöpfe eher unter die Affen als die Menschen gehören möchten. Wenn ich nun alles zusammen nehme, so dünkt mich, weil doch ein vollkommen schöner Mensch schwerlich gewöhnlicher seyn wird, als ein Sfinx, so müsse man die Schönheit nach den vornehmsten Theilen bestimmen; so daſs wir, wenn wir richtig reden wollen, nur diejenigen Personen schön nennen müſsen, bey denen wir die Schönheit der Seele, und die damit verbundenen Annehmlichkeiten finden. Hingegen soll eine Person, die nur dem ersten Anblicke schön vorkommt, in der That aber nichts vorzügliches in ihrem Gemüthe und Karakter zeigt, schlechterdings das Recht auf das Lob der Schönheit verloren haben. Die Poeten haben einen Narcissus, der seinen Nahmen füglich allen den jungen Herrn leihen könnte, die uns nur mit körperlichen Reitzungen gefallen, oder vielmehr uns fangen wollen; und um gleicher Bequemlichkeit willen, könnte man eine jede rosenwangige Dame ohne Geist, um das Wort Schön nicht zu miſsbrauchen, eine Narcissa heiſsen.

Auf diese ziemlich lange Rede, welche Timoklea mit einer besondern Anmuth vorbrachte, versetzte Sokrates in einer Art von Entzückung:

O Timoklea, wenn irgend eine Athenerin fähig ist, wahrhaftig schön zu werden, so bist du es! Ich habe dir mit dem gröſsten Vergnügen zugehöret. Du hast meine Gedanken nicht nur wohl gefaſst, sondern auch noch besser geordnet und gebildet; und sie haben in deinem Munde eine neue Anmuth bekommen. Du bist uns eine Pasithea schuldig. Die Natur hat dich mit der schönsten Anlage zu einer liebenswürdigen Harmonie zwischen dem äuſserlichen Menschen und dem inwohnenden Geiste begabt, welcher seiner Natur nach, da er viel vortrefflicher als jener, einfach, unvergänglich und der Gottheit ähnlich ist, auch der wahren Schönheit viel fähiger ist, als der aus so vielen widerwärtigen Theilen zusammen geleimte, veränderliche und dem Tode unterworfene Leib, auf dessen vergängliche Schönheit sich einige so viel einbilden, daſs sie des groſsen Vorzugs ihrer Natur ganz vergessen. Denn die Schönheit der menschlichen Seele ist so weit über die Schönheit eines blühenden und mit anmuthigen Farben übertünchten Leibes erhaben, als die Dämonen über die glänzenden Sfären, die ihnen, nach der Meinung einiger Weisen, zu bewegen gegeben sind. Der Urheber der Natur hat zwar diese Welt, auf die er uns gesetzt hat, mit unzähligen Arten von schönen Dingen ausgeschmückt; und es muſs auch einem Weisen erlaubt seyn, in Bewunderung zu gerathen, wenn er dieses erhabene Gewölbe von flieſsendem Safir, diese alles umgebende zarte Luft, mit Lichtstrahlen und anmuthigen Gestalten der Dinge angefüllt, diese grün bekleidete Erde mit selbst gewachsenen Blumen gestickt, diese prächtigen und reitzenden Ansichten, die so mannigfaltigen, so künstlichen und so schönen Bildungen der Thiere, der Vögel, Fische, Insekten und Pflanzen, — wenn er von diesem allem nur einen kleinen Horizont übersieht, so muſs es ihm erlaubt seyn, von so vielen Schönheiten in Erstaunung

Dem wenige an Gewiſsheit gleichen;
Und wie es nun — ihr Schönen wiſst
Ich übertreibe nicht — beynah' unmöglich ist
Dem Tausendkünstler auszuweichen!
O Unschuld, holde Schüchternheit,
Und süſse Scham, Beschützerin der Tugend,
Wo seyd ihr hingeflohn, seit Amor unsre Jugend
Belehrte, daſs ihr Blödigkeit
Und Vorurtheil und bloſse Larven seyd!
Seit dieser Zeit, ich schwör' es bey den Flüssen
Des furchtbar'n Styx! hat Hymen nichts zu thun,
Als, gleich dem Gott des Schlaſs, auf seinem Pfühl zu ruhn:
Kupido lehrt die jungen Nymfen küssen,
Und lehret sie so gut, daſs mir
Nichts, das sie nicht schon besser wissen,
Zu lehren übrig ist. Und nun verwundern wir
Uns noch, wenn Weiber — wie wir sehen,
Aus Töchtern dieser Art entstehen?
Wenn *Messalinen* und *Poppeen* —
Verzeiht, Göttinnen, mir; allein, mein Herz ist voll,
Und meinen Schmerz hat noch kein Gott gefühlet!
Daſs ich, wenn Amor mich bestiehlet,
Ihm noch dazu die Fackel halten soll,
Gesteht, das ist zu viel für einen Gott von Ehre!

gesetzt zu werden, und er wird nicht anders als aus dem, was er da sieht und empfindet, schlieſsen können, es müsse die Absicht der göttlichen Kraft, die alles dieſs hervorgebracht hat, gewesen seyn, etwas sehr schönes und bewundernswürdiges zu machen. Wenn wir aber den Menschen in seiner ganzen Anlage und nach allen seinen Verhältnissen betrachten, so finden wir, daſs der Schöpfer der Welt in ihm allein einen herrlichern Beweis von seinem göttlichen Verstande und der Hoheit seiner Ideen dargestellt hat, als in der ganzen übrigen sichtbaren Natur. Ihm allein hat er von dem alles belebenden Geiste ein so reiches Maſs zugetheilt, daſs er, in einiger Ähnlichkeit mit der Gottheit selbst, denken, und eine ganze Sfäre, eine ganze Welt voll Schönheit und nützlicher Gegenstände, überschauen und beherrschen kann. Ihn allein hat er ganz und gar zur Tugend, das ist, zu der gröſsten Würde und zu der höchsten Glückseligkeit, deren ein Geschöpf fähig ist, geschaffen. In dieser besteht diese Schönheit von einem höhern Range, welche den Menschen zu den obersten Geschöpfe, und gleichsam zur Krone der göttlichen Werke macht. Alle Kräfte des Menschen, und alle Wirkungen dieser Kräfte, alle Erkenntnisse, nach welchen der Verstand strebet, alle Bemühungen des ganzen Menschen, sollen der Tugend geheiliget seyn. Sie soll den ganzen Menschen regieren und einnehmen; und dafür in allen

Umständen seine Glückseligkeit ausmachen. Denn daſs man auch in den glücklichsten äuſserlichen Umständen nur durch die Tugend glückselig seyn könne, das müssen auch die Lasterhaften zugestehen. Es ist aber diese Tugend kein so eingeschränktes und mangelhaftes Ding, wie sich die meisten einbilden: sie ist die Gesundheit der ganzen Seele; eine standhafte Neigung zu allem was gut und vortrefflich ist; eine inwendige Güte, die sich immer mitzutheilen trachtet; eine aus Einsicht flieſsende Liebe der Ordnung und der göttlichen Gesetze, von deren Beobachtung die Glückseligkeit der Wesen so sehr abhängt, daſs der Schöpfer selbst mit seiner ganzen Allmacht keinen Menschen glücklich machen könnte, der sich diesen Gesetzen nicht unterwerfen wollte. Nur eine solche Tugend verdienet diesen erhabenen Nahmen, und nach keiner geringern müssen alle unsere Bestrebungen gehen. Einzelne Stücke von der Tugend, die in ein lasterhaftes oder thörichtes Leben eingeflickt werden, sind wie glänzende Lappen an einem zerstückten Bettlermantel. Man wird von einem übelgewachsenen und miſsgestalteten Körper nicht sagen, daſs er schön sey, wenn gleich ein einzelner kleiner Theil einiges Ebenmaſs hätte. Aber wenn wir die Tugend, so wie ich sie beschrieben habe, in ihrer vollen Schönheit an jemand erkennen, dann müssen wir gestehen, daſs die menschliche Natur einer groſsen Vortrefflichkeit fähig sey; und wie schön, wie ähnlich den überirdischen Gegenden, müſste eine ganze Welt voll solcher Menschen seyn! Gewiſs, Timoklea, erst alsdann wäre unsere Erde so wie sie seyn sollte, wenn der vornehmste ihrer Einwohner, dem Ursprung und der Würde seiner Seele getreu, seine Glückseligkeit in der Tugend suchte, wenn Unschuld und Wahrheit und Tugend unter uns herrschend wären. Gewiſs die ganze Natur würde durch diese Veränderung ein schöneres Ansehen gewinnen. Ich lasse mir auch die Hoffnung nicht gerne nehmen, daſs einmahl eine Zeit kommen werde, die eine so glückliche Veränderung (wofern man es nicht eher Verwandlung nennen muſs) mitbringen wird.

Timoklea. Wie sehr hast du mich durch diese Vorstellungen gerührt, die dir die Wahrheit selbst auf die Lippen gelegt zu haben scheint! Wie groſs, majestätisch und liebenswürdig ist der Mensch nach deiner Beschreibung! Und mich dünkt, ich fühle es an meinem eigenen Herzen, daſs es deinen Reden Beyfall giebt; es empfindet, daſs es möglich ist zu seyn, wie du verlangest; und es ist voll Begierde nach dieser hohen und geistigen Schönheit, die aus einer standhaften Güte der Seele, nebst unzählbaren andern guten Wirkungen ausfließt. Verlasse mich nicht, o Sokrates, in der süßen Beschäftigung, die künftig meine Hauptarbeit seyn soll; und glaube, daß deine menschenfreundliche Sorgfalt an ein Herz gewendet ist, welches sie zu schätzen weiß.

PLATONISCHE
BETRACHTUNGEN
ÜBER DEN MENSCHEN.

1755.

In der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Geschöpfe, steht der Mensch, wie es scheint, in der Mitte, und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reich der Thiere. Seiner Gestalt nach scheinet er weiter nichts als das schönste und vornehmste unter den Thieren: aber seine Werke zeugen, daſs Englische Fähigkeiten in diesen Leib eingeschränkt sind. Die Vernunft giebt auch seinem sinnlichen Vermögen eine unendlich weitere Ausdehnung als den andern Thieren. Mit Augen, welche schwächer sind als des Adlers, sieht er die entferntesten Gestirne, dringt in die Tiefen des Meers, und entblöſset das Eingeweide der Erde. Seine Einbildungskraft entdeckt ihm unzählbare Welten, und ahmet von ferne dem Schöpfer nach, der in einem Augenblick einen Himmel voll Ordnung und Schönheit aus dem Nichts hervorrufen kann. Er hohlet das Vergangene zurück, und giebt ihm eine zweyte Wirklichkeit; er überschaut das Gegenwärtige und deckt sogar den Vorhang der Zukunft auf. Durch die Fähigkeit, seine Begriffe in Ordnung zu bringen, ist er im Stande, unzählige Empfindungen und Vorstellungen zu erhalten, die sich sonst in der Menge verloren hätten. Und durch das Vermögen, die Regel des Schönen und Angenehmen zu entdecken, kann er die Grenzen seiner Vergnügen fast ins Unendliche erweitern. — Nehmet ihm die Vernunft, und lasset nur das Thier übrig: Der Mensch wird in einem sehr kleinen Kreise empfinden, er wird immer die gleichen Vorstellungen haben, er wird wenigen Trieben der Natur immer gleich genug thun; jeder Tag wird ihm der vorige seyn, er wird eine Uhr seyn, die immer gleich läuft, bis sie die Bewegung verliert. Ein Thier ist nicht Meister weder über die Eindrücke, die es von auſsen bekommt, noch über die Triebe, die dadurch erregt werden. Es kann weder seine Freuden vergröſsern, noch seine Schmerzen verringern. Der Mensch empfindet jedes Vergnügen dreyfach, und jedesmahl mit eigenen Reitzungen begleitet. Er sieht es zum voraus, er genieſst es eh es da ist, und die Hoffnung vergröſsert es vor seinen Augen. Nachdem er es genossen hat, kann er es wieder erneuern, so oft er will, und vermittelst einer kleinen Entzückung, welche durch die wunderbaren Triebfedern der Imaginazion hervorgebracht wird, es fast bis zur Lebhaftigkeit der wirklichen Empfindung erhöhen. Seine Gefühle sind feiner, ordentlicher und verknüpfter, und sie sind auch mehr in seiner Gewalt. Selbst die widrigen sind es; denn er kann sie verkleinern, entfernen, oder mit angenehmen Farben übermahlen;

ja, so groſs ist die Gewalt der Vernunft, daſs sie aus dem Schmerz selbst Vergnügen erzwingen kann.

So groſse Einflüsse hat die Vernunft auf die sinnlichen Kräfte der Seele. Sie erhöhet, verschönert und erweitert sie, und adelt das Thier zu einer Art von Engeln.

Aber wie vortrefflich ist diese Vernunft, an sich selbst betrachtet, und wie groſs macht sie den Menschen, da sie das Reich der Wahrheit vor ihm aufschlieſst, und ihn in den ewigen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterweiset! Sie führt ihn von Stufe zu Stufe bis zum unendlich vollkommnen Wesen. — Doch sie braucht dazu keinen so langen Weg; sie zeigt es ihm in einem jeden Objekt, in einer Blume des Feldes, in einem Insekt, das seine Flügel in den Sonnenstrahlen entfaltet. Sie zeigt ihm mehr in der Natur, als die bloſsen Augen dem Thier zeigen; sie liest darin die Gedanken Gottes, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers, die Tugenden der vollkommnen Güte. Dieses innere Auge übertrifft Myriaden von leiblichen Augen, sagt Plato; denn durch dieses entdecken wir die Dinge, wie sie sind. Es siehet, wie aus Gott, dem ewigen Ursprung dessen was möglich und wirklich ist, das ganze System der Wahrheiten flieſst, und in ihm wieder zusammenlauft. Es lehrt uns die Gesetze der Glückseligkeit, die Richtschnur aller Bewegungen unserer Seelen, aller Handlungen des ganzen Menschen, und zeigt, daſs die Grundgesetze, von denen das Wohl der Menschen abhängt, eben dieselben sind, welchen jeder Erzengel gehorcht; eben dieselben, nach welchen Gott selbst handelt.

Lasset uns jetzt einen Blick thun, auf das, was der Mensch auf diesem Planeten ausgerichtet hat, der zum ersten Theater seiner Fähigkeiten geschaffen worden. Allenthalben werden wir den Beherrscher der Erde finden. Hier sehen wir Wüsten zu blühenden Gärten umgeschaffen, Wildnisse und grauenvolle Wälder in fruchtbare Ebnen verwandelt, und genöthigt, unzähligen Einwohnern Überfluſs zu geben, ganze Länder dem Wasser entrissen, Felsen in bequeme Wohnungen der Menschen ausgehauen. Hier zeugen Pyramiden und Tempel von der allmächtigen Kunst des Menschen. Die bloſsen Ruinen von Persepolis sind Denkmähler, daſs einmahl Geschöpfe da gewohnt haben, welche der Natur befehlen konnten. Sehet dort einen Praxiteles dem todten Marmor Leben und Anmuth geben, und Halbgötter aus Steinen hervorziehn! — Hier ist eine leere Tafel, und etwas geriebne Erde. In weniger Zeit wird die Hand eines Apelles, welche einem unsichtbaren Geiste nacharbeitet, unsre Augen mit der reitzenden Gestalt einer Nymfe bezaubern, die von keiner lebenden Schönen ohne Eifersucht gesehen wird. — Wer wird glauben, daſs in diesen stummen Saiten Harmonien verborgen wären, welche das Herz schmelzen, und die Seele in wenigen Minuten durch den

V. 99 — 117.

Auch sag' ich's öffentlich, wofern mir nicht in Zeit
Genug geschicht, und volle Sicherheit
Für's Künftige gegeben wird, so kehre
Ich meine Fackel um, und lösche sie, und bin
Nicht Hymen mehr! Sey Hymen meinetwegen
Wer Schultern hat, die dieſs ertragen mögen!
In eine Gruft des rauhsten Apennin
Will ich zurück mich ziehn, und ein Gelübde schwören —
(Beym ersten Tritt von einem Mädchenfuſs
Den er im Schnee erblickt, ganz sachte umzukehren,
Spricht Bacchus laut genug daſs man ihn hören muſs)
Und, sag' ich, ein Gelübde schwören,
Der Weiber und des Weins auf ewig zu entbehren!“

Das ist ein grausamer Entschluſs,
Erwiedert lachend Bromius;
Das heiſs' ich Amors Schuld an deinem Leibe rächen! —
Sey unbesorgt, versetzt der Gott von Lampsakus,
Ich weiſs wie man ihn fangen muſs;
Er soll mir bald aus anderm Tone sprechen!

ganzen Labyrinth der Leidenschaften fortreiſsen? Aber lasset einen Tonkünstler mit Fingern, deren jeder eine Seele zu haben scheint, diese stummen Saiten beherrschen, und ihr werdet lauter Ohr, lauter Harmonie werden, und über das, was ein Mensch vermag, erstaunen.

Durch den Einfluſs der Vernunft in das Herz wird die Tugend hervorgebracht, die allein das ist, was den Menschen seines Urhebers würdig machen kann; diese Güte, die ihre höchste Freude im Glück aller Geschöpfe findet; diese liebreichen Neigungen, welche immer beschäftigt sind, wohl zu thun; diese Liebe zu allem, was uns durch Schönheit oder Vollkommenheit an das Göttliche erinnert; diese richtige Stimmung der Affekten und Empfindungen, welche mit der Vernunft, oder den ewigen Gesetzen der Ordnung, die angenehmste Symfonie machen. Was ist schöner als der tugendhafte Mensch? Und daſs er es seyn könne, beweisen eben diese Jahrbücher aller Zeiten, die durch die edeln, groſsmüthigen und wohlthätigen Beyspiele rechtschaffner Menschen den Abscheu mildern, den die Beyspiele der Laster und Ausschweifungen der gröſsern Anzahl uns gegen unsre eigne Natur einhauchen, und die uns Muth machen zu glauben, daſs weder die Gewalt einer zwingenden Fatalität, noch eine innerliche Bosheit unsrer Natur auch uns verhindern könne, so gut zu werden, als Menschen bereits gewesen sind.

Sollte nun der Mensch, mit solchen Fähigkeiten, nur für diesen engen Kreis, für diese kurze Zeit, für ein Leben, welches eher einem Mittelstand zwischen Seyn und Nichtseyn als einem wahren Leben gleicht, geschaffen seyn? — Wir wollen nicht lange muthmaſsen. Ein göttliches Licht leuchtet hier, wo sich die letzten Strahlen der Vernunft in Ungewiſsheit verlieren. Gott redet, und entdeckt uns die Zukunft und seine Absichten! Erhabne Absichten! Glänzende Zukunft!

Der Mensch ist einer unendlichen Veredlung fähig, der Mensch ist für die Ewigkeit erschaffen! Nur diese Wahrheit löset das sonst unbegreifliche Räthsel der menschlichen Begierden auf, die unter den endlichen Dingen keinen Gegenstand finden, der sie erschöpfen könnte. Dieses dunkle Gefühl unsrer Bestimmung, dieser Hang zum Unendlichen, arbeitet insgeheim in jeder menschlichen Brust. Ein Alexander, der am äuſsersten Gestade des Ozeans weint,

> Daſs andre Welten zu bezwingen,
> Der Himmel keine Brücke hat;

Nero, der durch ungeheure und gigantische Freuden den Ekel seiner Seele heilen will; — diese selbst, so sehr sie sonst die menschliche Natur verunehren, geben hierin ein Zeugniſs ihrer angebornen Gröſse, die noch aus ihren Ruinen hervorschimmert. Diese unersättlichen Neigungen waren für das Unendliche bestimmt.

Wie schön ist dieses Gemählde vom Menschen, und wer wollte glauben, daſs es nicht der Wahrheit gemäſs sey, oder daſs die bloſse Einbildungskraft eines Dichters etwas schöners sollte herausbringen können, als der Schöpfer schaffen wollte? Aber ich habe nichts anders vom Menschen gesagt, als was Erfahrung und göttliche Orakel bestätigen. Der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, ein Bild der Gottheit, ein Verwandter der Engel, oder ein Engel in thierischer Gestalt, welche durch den inwohnenden Geist geadelt und verschönert wird; eines von den erhabenen Wesen, welche, gleich kleinen subordinierten Göttern, ihre Sfären beherrschen, und durch Weisheit und Güte an dem gemeinschaftlichen Zweck des ganzen Weltsystems arbeiten. Engel sind seine Geschlechtsverwandte, Engel sorgen für ihn, und zeichnen seine Thaten auf. Der Mensch allein denkt klein vom Menschen, sagt Young. — Aber sollte uns nicht eben dieses an der Wahrheit unsers Gemähldes zweifeln machen? — Nein. Der Mensch ist in seiner Anlage, und nach seiner Bestimmung, wie wir ihn beschrieben haben; es braucht nicht wenig, ein so herrliches Werk zu verunstalten; aber auch in den Überbleibseln der Zerstümmlung entdecken wir genugsam ein bewundernswürdiges Werk eines göttlichen Verstandes.

Die ganze Vollkommenheit des Menschen besteht in Fähigkeiten, die gleichsam in einander gewikkelt im Schooſs der Seele liegen, und Zeit, glückliche Einflüsse, und die treibende Wärme gemäſsigter Gemüthsbewegung nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzublühen. Wird der Ausbruch dieser Fähigkeit gehemmt, wird entweder der Anbau der Seele ganz und gar, oder doch darin die gehörige Ordnung und Aufmerksamkeit auf den Fingerzeig der Natur versäumt: so muſs nothwendig eine Miſsgestalt herauskommen, welche durch ihre Ungleichheiten und den Mangel an Ebenmaſs den Weisen selbst im Zweifel läſst, wie er ihr Daseyn in einem so vollkommnen und regelmäſsigen System, als die Welt Gottes ist, rechtfertigen soll.

Die Natur des Menschen ist eine sehr hinfällige Schönheit. Diese Bemerkung wird von allen Kennern gemacht, und, wie ich befürchte, zuweilen miſsbraucht. Gewiſs ist, daſs die Verhältnisse der Seelenkräfte unter einander so fein sind, daſs es sehr leicht ist, die Harmonie derselben zu verletzen. Eine einzige kleine Unrichtigkeit zieht eine ganze Reihe kleiner Unrichtigkeiten nach sich, aus welchen zuletzt sehr groſse Übel entstehen. Und weil zur Tugend, oder zur Richtigkeit und Gesundheit der Seele, eine wohlabgemessene Wirksamkeit aller Seelenkräfte, zum Laster hingegen nur eine übermäſsige Bewegung der Sinnlichkeit nöthig ist: so ist unläugbar das Laster leichter als die Tugend, und gewinnt gar bald die Oberhand, da es durch so unzählig viel Wege sich in die Seele einschleicht, und seinen Sitz in solchen Kräften nimmt, wo es so leicht Nahrung findet, und um sich fressen kann. Wem der Zustand der Menschen nicht ganz fremd ist, der wird sich eher wundern, daſs sie noch so gut, als daſs sie so schlimm sind, wie die Erfahrung sie zeigt.

Die goldenen Zeiten, wenn sie jemahls auſser den Ideen der Dichter existiert haben, sind längst dahin, die Menschen sind nicht was sie seyn könnten und sollten; obgleich dieſs die göttlichen Absichten mit dem Menschen gar nicht umkehrt. Wir sind berechtigt, nach der obigen Abschilderung, eines der schönsten und liebenswürdigsten Geschöpfe auf diesem Planeten zu suchen; aber wir finden nur Ruinen, oder verschüttete Überbleibsel, die, entweder verstümmelt, oder nur halb und beschmutzt aus dem Moder hervorragen. Es ist ganz natürlich, daſs bey solcher Bewandtniſs, die Verschiedenheit, welche nach der Einrichtung des Schöpfers zu desto gröſsrer Schönheit des ganzen menschlichen Systems dienen sollte, in eine so seltsame Ungleichheit ausgeartet ist, daſs man oft Mühe hat, Geschöpfe, die so sehr disharmonieren, für Kinder Eines Stammvaters zu erkennen. — Fast sollte man es satirischen Köpfen unter den Heiden vergeben, daſs sie auf den Einfall gekommen sind, die unbefiederten zweybeinigen Bewohner der Erde für lächerliche Miſsgeburten zu halten, welche zum Vorschein gekommen, da irgend eine Gottheit den wunderlichen Einfall gehabt, mit allem Fleiſs groteske Arbeit zu machen.

Indessen findet man doch bey genauerm Anschauen mehr Spuren der Hoheit der menschlichen Natur, und mehr wirklich Schönes in der menschlichen Welt, als man finden würde, wenn man sie nur aus den Urkunden eines Rabelais oder aus Gullivers Reisen studierte. Ich bin hiervon überzeugt worden, da ich gefunden, oder zu finden vermeint habe (denn so sollten wir uns gewöhnen zu sagen,) daſs alle menschenähnliche Geschöpfe, denen die alten Schulweisen das Reden, Lachen und Grauwerden, zusammen genommen, als unterscheidende Vorrechte vor andern Thieren zuerkannt haben, bey aller ihrer Verschiedenheit der äuſserlichen Figur, Farbe, Lebensart, Kleidung, Regierungsform, Religion und Sitten, sich dennoch unter fünf Klassen bringen lassen, welche sehr genaue Verhältnisse unter einander haben, und zusammen kein so gar übel eingerichtetes System mit einander ausmachen. Ich will von einer jeden dieser Klassen, so kurz als die Deutlichkeit erlaubt, eine Beschreibung geben.

Die erste ist die niedrigste, und dem Thierreich die nächste. Ich rechne zu ihr den groſsen Haufen von Menschen, deren bester Theil nicht nur in seiner natürlichen Rohheit bleibt, sondern überdas nach und nach so sehr verunstaltet wird, daſs er auch die darunter hervorglimmende natürliche Schönheit fast gänzlich verliert; deren zarte Fähigkeiten theils unentwickelt geblieben, theils im Bearbeiten verdorben werden; die nie zu wahren Menschen reif werden. Ihre Unwissenheit wird mit den Jahren zur Dummheit; und die sinnlichen Triebe, die mit ihnen aufwachsen und keiner gesetzmäſsigen Gewalt gehorchen lernen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen, das Vorrecht der menschlichen Natur, dicht überziehen; sie arten mit der Zeit in herrschende Neigungen aus, welche nur nach Beschaffenheit des Temperaments und der äuſserlichen Umstände abgeändert sind. Diese Menschen sind also sehr sinnliche Geschöpfe, ungestüm in ihren Leidenschaften, wankelmüthig, kurzsichtig, eigensinnig und doch leichtgläubig, und also leicht zu betrügen. Die Einbildung ist ihre Vernunft, der äuſsere Schein der Grund ihrer Entscheidung, ihres Wollens und Nichtwollens. Sie sind gröſsten Theils dazu verurtheilt, nur für den Leib zu sorgen. Daher ziehen sie sich eine so niedrige und thierische Denkart zu, daſs sie sich niemahls über die Erde, wo ihr Futter wächst, erheben können. Ihre Sitten sind so plump wie ihr Geschmack, ihre Vergnügungen sind wenig und von der gröbsten Art; hingegen vergröſsert die Unwissenheit, der Aberglaube, die Furcht, die Kleinmüthigkeit, die Zahl ihrer Übel ungemein. Es ist kein Wunder, daſs diese Art von Menschen das glückliche Leben nicht kennt, da sie so sehr wenig sind was der

Mensch seyn soll, und doch ein geheimer Instinkt ihnen immer sagt, daſs sie keine bloſsen Thiere sind, ob sie gleich von Tyrannen, die oft zu ihrer eignen Art gehören, so gehalten werden.

Man siehet leicht, daſs daran nicht zu gedenken ist, daſs diese Mittelgattung zwischen Menschen und Yahoos jemahls zu etwas höherm geadelt werde. Ich besorge, daſs das so viel als unmöglich sey. Aber man sieht auch gleich, daſs die Natur dieser Menschen sie nicht nur fähig und es ihnen unentbehrlich macht, regiert zu werden. Wenn man sich theils ihrer Neigung zum Neuen und Wunderbaren, theils ihrer Trägheit und Furchtsamkeit und ihrer andern Leidenschaften klüglich zu bedienen weiſs, so müssen eben diese helfen, sie in so vieler Ordnung zu erhalten, als nöthig ist, um zu verhindern, daſs unsre Erde kein Chaos werde. Man muſs nicht vergessen, daſs es auch unter diesem Pöbel wieder Grade giebt; aber wenn wir es genau untersuchen, so wird der Unterschied zuletzt kaum gröſser seyn als der Unterschied zwischen einer Hofkokette im Gallakleid, und zwischen einer Kokette im Mieder; oder zwischen einem Narren im Zwillichkittel, und einem Narren mit einem Ordensbande.

In die andere Klasse setze ich die groſse Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügen und Zeitvertreib zum Zweck ihres Lebens machen. Diese werden beynahe den gröſsten Theil jener beiden Welten ausmachen, die man die groſse und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsre Erde für einen groſsen Maskeradeplatz anzusehen, wo es jedem erlaubt ist, zu seyn was er will, wenn nur die groſse Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie machen sich bekannter mit dieser Welt, als die erste Klasse. Sie rennen nach Vergnügen, alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hangs zum Vergnügen. Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott. Dieser lehrt sie die giftige, aber süſse Kunst sich selbst zu betrügen. Er setzt die Zukunft und jede ernste Wahrheit in Entfernung und Schatten, und blähet kleine kindische Freuden zu Riesengröſse auf. Er erhitzt die Fantasie, und zeigt ihr lauter bezauberte Gegenden. Er erfindet andere Gesetze, als die ewigen Tafeln des göttlichen Willens; oder er verändert, erweitert sie, und läſst sie nach. Der Mensch wird zu einem feinen Wollustathmenden Vieh gemacht, dessen Freuden nur mannigfaltiger, weitläufiger und künstlicher sind als der übrigen Thiere. Ihre Seele scheint in ihrem Blute zu sprudeln; so lange dieses wallet, so sind sie. Sie befinden sich so wohl in dieser Welt, daſs sie keine Zeit haben, an eine bessere zu denken; und wenn es geschehen würde, so müſsten es Mahommeds-Paradiese seyn.

Diese Klasse ist allerdings von der ersten unterschieden. Eine feinere Anlage, zartere Empfindungen, mehr Lebhaftigkeit des Geistes, Geschmack, Witz und Artigkeit machen diesen Unterschied. Das was sie mit einander gemein haben, will ich jetzt nicht untersuchen. Diese Leute sind es, denen wir den angenehmen Miſsbrauch der schönen Künste, der den Gebrauch fast ganz verdrängt hat, die Erfindung unzählig vieler Instrumente der Wollust, Zierathen, und Artigkeiten, Moden und Spiele, — zu danken haben. Sie haben ganz gewiſs einen Theil der Erde verschönert, aber immer auf Unkosten eines andern. Die Menschen von der ersten Klasse sind die Sklaven der Vergnügungen ihrer Brüder von der zweyten. Sie müssen sich ermüden, diesen die Nothdurft und die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen; und werden gezwungen erfindsam zu seyn, um sie immer mit neuen Spielwerken zu versehen. So halten sie einander wechselsweise in Thätigkeit.

Wie schön und gut würden die Menschen werden; wenn man sie bereden könnte, die Gegenstände ihrer Neigung mit bessern zu verwechseln, und die Freude aus reinern Quellen zu schöpfen. Die Wahrheit kann etwas hierzu thun, wenn sie sich gefallen läſst, sich mit Witz zu schminken. Doch wirkt selten etwas kräftiger auf solche weichliche Gemüther, als der Überdruſs, das Alter, und was man Unglücksfälle zu nennen pflegt. Die gewöhnlichen Wirkungen davon sind bey ihnen entweder Misanthropie, eine Art von Fieber,

V. 118 — 138.

Der Gott der Ehen schwieg, und unversehens trat
Der Spötter *Momus* auf 1) und bat
Um günstiges Gehör. „Ihr Götter und Göttinnen,
So ſing er an, ihr wiſst, mir liegt
Daran sehr wenig, wer in dieser Fehde siegt;
Ich werde nichts dabey verlieren noch gewinnen.
Ich bin dem Hymen gut, ich bin auch Amorn gut;
Sie geben beide mir zu lachen,
Und frisches Blut *vel quasi* 2) uns zu machen
Ist keine Panacee, die beſsre Wirkung thut.
Kurz, wider oder für, am Ende bin ich immer
Freund der Person, der Sache Feind,
Und selbst mein Spott ist herzlich gut gemeint.
Ich sehe, daſs das Frauenzimmer,
Das gegen Amorn hier mit Hymen sich vereint,
Aus Sittsamkeit nicht alles sagen *wollte*,
Und Schwager Hymen hat, vor Eifer wie es scheint,
Das Beste, was er sagen *sollte*,
Vergessen. Oder ist's vielleicht nicht ahndenswerth
Wie mit uns Göttern selbst der kleine Schalk verfährt?
Ich sage nicht wer Leda's Schwan gewesen,

welches seine guten Stunden leidet, in denen sie sich ihrer ehemahligen Freuden wenigstens erinnern — oder ein gewisser fanatischer Schwung der Einbildungskraft und des Herzens, der eine Neigung hervorbringt, sich vom Leibe zu entkörpern, der seine Dienste versagt; eine groſse Verachtung dieser Welt die uns verläſst, und eine schwärmende Sehnsucht nach der unsichtbaren, die jetzt am bequemsten ist, weil man sie zu genieſsen nur eine erhitzte Einbildung nöthig hat. Es ist bekannt, daſs man vornehmlich dem schönern Theil des menschlichen Geschlechts Schuld giebt, daſs viele desselben auf den Einfall kommen, reine Geister zu werden, nachdem sie sich genöthiget sehen, sich des Titels irdischer Engel zu begeben.

Diese beiden Klassen haben das Unglück gemein, daſs die sinnliche Seele den ganzen Menschen auf eine despotische Art beherrschet, woraus nothwendig tausend regellose exentrische Bewegungen und einheimische Unruhen entstehen müssen, welche oft seine ganze Glückseligkeit in Gefahr setzen.

Die dritte Klasse wird von den spekulativen Köpfen eingenommen, die einen beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts ausmachen; von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein jeder Buchstab im Homer vorkommt, bis zu dem Fakir, der sich bemüht, über den tiefsinnigsten Betrachtungen des Nichts, als des Ursprungs aller

Dinge, selbst zu nichts zu werden. Diese Leute scheinen nur Zuschauer in dieser Welt zu seyn; sie gaffen sie an, als ob sie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten; und zu allem Unglück verschwenden die meisten ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was ein weiser Mann kaum eines flüchtigen Anblicks werth hält.

Diese Klasse theilt sich, gleich den vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt, (denn sie ist ja nur ein Sonnenstaub gegen das ganze Himmelssystem) haben sich gänzlich dem Himmel gewidmet, ob sie gleich an demselben fast nichts als Unordnungen und Abweichungen von ihren Regeln sehen, welche sie sich bestmöglichst aufzulösen bestreben. Man könnte glauben, sie borgten von den Sfären Feuer zur Erweckung und Nahrung der Andacht und der Richtung der Seelen gegen das Ewige; sie gewöhnen sich an eine höhere und reinere Denkart, als die andern Sterblichen, und an ein lebhafteres Gefühl der hohen Bestimmung der menschlichen Natur. Aber das ist es nicht. Sie rechnen nur aus, in was für einer Art von Linien sich die Planeten um die Sonne herumdrehen, oder wie weit der Hundsstern von der Erde abstehe. — Andere nicht so hoch fliegende Geister begnügen sich demüthig an der Kontemplazion der Sommervögel, und aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl und nennen sie mit Nahmen. Andere kriechen unter dem Schutt alter Ruinen herum, sie verstehen sich auf Sprachen die verloren gegangen sind, und erklären die geheimniſsvollen Figuren auf dem Tisch der Isis. Andere zerquälen sich, den ganzen Umfang der Sittenlehre aus einem einzigen Grundsatz zu demonstrieren; andere beweisen die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft: einige erfinden neue Lehrgebäude, um andern die Mühe zu machen sie wieder umzuwerfen. Einige spekulieren so lange, bis sie an allem, was ist, zu zweifeln anfangen; andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daſs es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Viele verbrauchen ihr Leben mit der Bemühung, alle Meinungen, Erfindungen, Träume und Wahrheiten, Gutes und Böses aller andern Skribenten zusammen zu lesen, ohne darauf zu sinnen, was sie mit diesem Schatz anfangen wollen. — Der gröſste Theil dieser wunderlichen Leute ermüdet sich in Kleinigkeiten, und die wenigen, die sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen bloſsen Gegenstand der Betrachtung zu halten; für ein Ding, das, wie der Baum des Erkenntnisses, lieblich zum Anschauen ist. Sie gleichen den Hütern der schönen Sklavinnen eines Sultans, welche zwar die Erlaubniſs zu sehen, aber nicht das Recht zu genieſsen haben; oder den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdischen Höhlen groſse Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt ist.

Die vierte Klasse ist (wie ich befürchte) viel weniger zahlreich als die vorigen; und nun werden wir gleich errathen, daſs sie die beste ist. Sie ist in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derselben ist, das englische Blicke herabhohlen kann, so ist es das Leben dieser liebenswürdigen Menschen, welchen die Natur eine glückliche Anlage zu einer harmonischen Gemüthsart, eine feine Empfindung des Schönen, und edle Neigungen zum Guten verliehen hat. Ohne einige Fähigkeiten in einem auſserordentlichen Grad zu haben, sind sie scharfsichtig genug, das Wahre von dem Schein zu unterscheiden, und durch die Verblendungen der Einbildungskraft, der Leidenschaft und Gewohnheit hindurchzudringen. Die Tugend scheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Sie verachten die Niederträchtigkeit der Seele, die nur sich selbst liebt. Ihre Freude ist Gutes thun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptsächlich ihre Jugend beleben, sie wird aber von einer gleich starken Liebe zur Ehre bewachet, und beide leiten sie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können irren, sie können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet, oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offner Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst, lassen sie nie weit verirren, bringen sie bald wieder zurück, und befördern sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön, für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genieſsen der Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt. — Wenn es wahr ist, daſs lebende Beyspiele und redende Gemählde der Tugend mehr nutzen als moralische oder metafysische Dissertazionen, so trägt gewiſs diese kleine Anzahl von thätigen Weisen, beiderley Geschlechtes, mehr zum wahren Vortheil der Menschen bey, als die ganze unabsehbare Welt der spekulativen Gelehrten.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Klassen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltnen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden hat, daſs man sie mit dem Nahmen Genien zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen von höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groſs, als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung, oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es giebt gutthätige und böse Genien. Beide kommen darin überein, daſs sie ungewöhnliche Fähigkeiten, und wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiſs, den Hindernisse nur muthiger machen;

eine Freyheit der Seele, die so ungelehrig ist, das Joch zu tragen, daſs sie manchmahl auch die nothwendigen Schranken überspringt; eine gewisse Begeisterung der Imaginazion, die ihnen tausend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäſsiges im Herzen, das sie zu groſsen Thaten fähig macht. Durch die Entwicklung und Ausbildung dieser groſsen Fähigkeiten vermittelst der Wissenschaften, des Nachsinnens, der Kenntniſs der Welt und der Erfahrung, gelangen sie zuletzt zu dieser durchdringenden Schärfe des Geistes und männlichen Stärke des Gemüths, welche sie so sehr über die gemeinen Menschen hinwegsetzt. Der Kreis, worin solche Kräfte wirken sollen, muſs nothwendig groſs seyn. Sie sind zu Gesetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menschlichen Geschlechts bestimmt. Sie sollen das Ganze übersehen, für das Ganze sorgen. Von ihnen sollen die Entwürfe herkommen, wie die Beschwerden der Menschen zu verringern sind, und wie ihre Vortheile vermehret werden können. Und eben weil die Hindernisse, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht so groſs sind, wurden sie mit so vieler Stärke, mit so weitsehenden hellen Einsichten, mit einem so lebhaften Instinkt zum Groſsen und Ruhmwürdigen, mit einem so mächtigen Enthusiasmus, versehen, damit sie den Menschen das Gute wirklich thun, was schwächere obgleich gutwillige Geister, ihnen nur wünschen können. Diejenigen unter diesen Genien, die ihrer Bestimmung getreu sind, sind den englischen Schutzgeistern ähnlich, welche, nach der frommen Meinung der Alten, über die Welt wachen, die Sfären regieren, und den Befehl des Schöpfers diesseits des Himmels vollziehen. Sie haben alles, was den übrigen Menschen abgeht, um sich selbst glücklich zu machen; sie sind zum Regieren, wie diese zum Gehorchen gemacht. Sie vertreiben die Unwissenheit und bekriegen die Vorurtheile und praktischen Irrthümer, tausendmahl schädlichere Ungeheuer als diejenigen, deren Vertilgung dem Herkules einen Platz bey den griechischen Göttern verdiente. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Menschen, verbessern, bilden und polieren ihre Sitten; lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne, — und so machen sie gewisser Maſsen die Fabel wahr, welche der zaubrischem Laute des Orfeus die Kraft wilde Thiere zu besänftigen andichtete.

Wie traurig ist es, daſs solche Fähigkeiten miſsbraucht werden können! Daſs solche Geister ihres Endzwecks verfehlen, und von ihrer Hoheit herabstürzen können; daſs sie die wahre Ehre, Wohlthäter der Menschen zu seyn, aus den Augen verlieren, und von dem falschen Schimmer einer eingebildeten Göttlichkeit, von einer Schimäre, einem leeren Getön getäuscht, Zerstörer der Welt werden können. Wenn ich einen Alexander nach Lorbern rennen sehe, so dünkt mich, ich sehe die Fähigkeit eines Engels, Werke eines Insekts verrichten. Sollen so kleine, so niederträchtige Begierden in himmlische Seelen kommen? Sich selbst beherrschen, ist die höchste Stufe der Hoheit. Wer dieſs nicht kann, hat das Recht verloren, sich der Regierung der Menschen anzumaſsen. Wie unglücklich ist es, wenn Helden unrichtig denken! Wie viel kommt es darauf an, daſs diese wissen, was wahrhaftig groſs und ruhmwürdig ist. Wie nöthig ist es; daſs diese fühlen, daſs sie von einem Höhern abhängen, daſs seine Gesetze ihre Richtschnur sind, daſs sie ihm nur im Wohlthun ähnlich seyn können! Ein Genie, der sich auf die schlimme Seite wendet, ein Erobrer, ein Zerstörer, ein Verführer der Menschen ist ein desto häſslicheres Ungeheuer, je gröſser und liebenswürdiger er gewesen seyn würde, wenn er in seiner gehörigen Laufbahn geblieben wäre. Ein gefallner Engel ist tausendmahl häſslicher als der schlimmste Mensch.

Die Liebe zum Ruhm hat eigentlich nur bey groſsen Seelen Statt, und wächst nur bey ihnen so groſs, daſs ihr alle übrige Neigungen Platz machen müssen. Was man bey Leuten, die eigentlich in die Klasse des Pöbels gehören, Ruhmsucht und Ehrgeitz heiſst, ist nur ein verkleideter Eigennutz; sie wünschen angesehen und groſs zu seyn, um niedrigen Begierden desto besser nachhängen zu können. — Weil die Leidenschaften einmahl die Winde sind, die uns in Bewegung setzen, so seh ich diesen edeln Ehrgeitz groſser Geister für nöthig an, um sie zu ihrer Bestimmung zu befördern, und die Hindernisse zu überwinden. Wir sehen aber aus der Geschichte, wie schädliche Stürme er hervorbringt, wenn ihn die Vernunft nicht mäſsigt, und ihm die wahre Richtung giebt. Genien haben sich noch nie mit Kleinigkeiten beschäftiget. Ihre Bemühungen interessieren immer den Menschen, und das erstreckt sich bis auf ihre Spiele. Es giebt Leute, die in Kleinigkeiten groſs sind; sie gehören aber in die dritte Klasse.

Wir haben nun die Menschen, wie sie wirklich sind, in ihren verschiedenen Klassen übersehen; und die Gradazion verdient bemerkt zu werden, die sich in denselben zeigt. Wir fanden unreife ungebildete Menschen, und dieser waren die meisten; Menschen, die nur die sinnlichen Vollkommenheiten ausbilden; solche, welche nur Intelligenzen seyn wollen; eine kleine Zahl von solchen, deren moralische Güte sie liebenswerth macht; und endlich ganz ausgewickelte, und (so weit es diese Welt verstattet) vollständige Menschen, welche daher groſse und majestätische Geschöpfe seyn müssen. Wenn wir das beste aus allen diesen Klassen zusammen nehmen, so bekommen wir den Menschen, den ich Anfangs geschildert habe. Und so habe ich einen Theil meiner Absicht erreicht.

Das menschliche Geschlecht hat also unstreitig eine sehr schöne Seite. Aber was wollen wir uns schmeicheln? Sie wird von der häſslichen fast ganz verdunkelt. Ich erröthe, ich erschrecke, wenn ich die unzählichen Ausbrüche des Unsinns, die schwarzen Thaten, die Schande, womit so viele Menschen ihr Geschlecht gebrandmarkt haben, überdenke; wenn ich die Zahl und die Gröſse der Übel bedenke, die uns drücken. Regellose, thierische Leidenschaften, die am gefährlichsten werden, wenn sie der Witz in seinen Schutz nimmt; niederträchtige Selbstheit, die alles in ihren Strudel hineinzieht, was sie erreichen kann; Vergessenheit der heiligsten, unwidersprechlichsten Pflichten, die wir gegen unsern Schöpfer und Oberherrn, gegen die Welt, und die menschliche Gesellschaft haben; schändliche Heucheley, womit man den Allwissenden selbst zu betrügen glaubt; Aberglauben, der der Ruhe und Ordnung des menschlichen Geschlechts allein mehr geschadet hat, als alle übrigen Laster;

V. 139 — 157.

Nicht wer Alkmenen Eine Nacht
Drey Sommertage lang gemacht;
Die Dichter geben uns nur zu viel davon zu lesen,
Und unser Ruhm gewinnt nicht sehr dabey:
Indessen gilt der Vorwurf freylich — allen.
Die Hand aufs Herz und ohne Gleiſsnerey!
Wer unter uns ist nie in Amors Netz gefallen?
Wird nicht der Vesta selbst ein Buhler vorgerückt,
Den weder Frau noch Jungfrau gern gestehet? 3)
Daſs just Silens Grauschimmel drein gekrähet,
War sehr viel Glück für sie: allein es glückt
Nicht immer so; und hätt' er nicht gekrähet,
Wer sagt uns, hätte man den Buhler fortgeschickt?
So spricht die böse Welt! Man hat nicht immer Zeugen
Von seinem Widerstand, und eine einzige Nacht
Hat groſse Tugenden schon um ihren Ruf gebracht.
Man darf Selenen nur von ihrem Wagen steigen
Und sich dem schlummernden Endymion nähern sehn,
Sie darf aus Neugier nur auf ihn herab sich beugen,

Tyrannen und willkührliche Gewalt — mit Einem Wort, ein so tiefer Grad der Unordnung, daſs ich mir, unmittelbar unter demselben, nichts anders als ein moralisches Chaos denken kann. Der gröſste Haufe sind Sklaven, willenlose, gebundene, miſshandelte Sklaven; Sklaven der willkührlichen Gewalt, der Schwärmerey, der Gewohnheit, und was das ärgste ist, ihrer eigenen Unvernunft, und ihrer Leidenschaften. Ohne diese innerliche Sklaverey hätten jene Ungeheuer keine Gewalt über sie. Und was thun diese groſsen königlichen Geister, diese Genien, von denen man so viel erwarten sollte? Die meisten miſsbrauchen ihre Obermacht, jene elenden und verführten Sklaven noch tiefer ins Verderben hineinzuführen, und glauben es am besten gemacht zu haben, wenn sie die Unglücklichen bereden können, freywillig an die Schlachtbank zu gehen, oder wenigstens angenehm zu träumen, wenn sie wachend unglücklich sind — Und diese scharfsichtigen denkenden Köpfe, welche die Geschicklichkeit hätten, die Gröſse unsers Elends, seine Quellen, und die dienlichsten Gegenmittel auszuspähen? — Sie zählen den Sand des Meers, messen das Unermeſsliche, wühlen im Eingeweide der Natur herum, als ob alle wichtige Geschäfte schon gethan wären, und bringen ihr Leben mit Spitzfündigkeiten zu, deren gröſster Werth ist, daſs sie dadurch abgehalten werden etwas schlimmers zu thun. — Wie kränkend sind diese nur allzu gegründeten Betrachtungen für ein Herz, das ein Gefühl für das Wohl oder Elend seiner Mitgeschöpfe hat!

Es ist wahr, daſs es vortreffliche Gesetzgeber und Lehrer gegeben hat, — und wie wäre es auch ohne solche ergangen? Ich bewundre und ehre einen Konfucius, einen Minos, einen Lykurgus. — Ich erkenne die Stärke ihres Geistes, den weiten Umfang ihrer Einsichten, ihre tiefe Kenntniſs der Menschen. Die Entwürfe, die sie gemacht haben, sind wie man sie von der Schärfe ihres Geistes erwarten, und zur Dauer eines wohleingerichteten Staats fordern konnte. Es ist hier nicht die Absicht, sich in die Beurtheilung ihrer Gesetze und Anordnungen einzulassen. Man bemerke nur, daſs keiner von diesen groſsen Geistern eine bessere als eine politische Tugend in seinem Staate pflanzen wollte. Sie machten alle Überlegungen, welche sie zu ihrem Zweck machen muſsten. Sie kannten die Leute, die sie vor sich hatten, ihre Lebensart und alle äuſserlichen Umstände von denen sie abhingen; sie übersahen das Gegenwärtige, und schauten tief in die Zukunft. — Aber sie nahmen sich die Freyheit, der menschlichen Natur Gewalt zu thun, um ihre Absichten zu erreichen; riefen Unwissenheit, Betrug und Aberglauben zu Hülfe; bekümmerten sich wenig um die Abweichung ihres Systems von den unveränderlichen und göttlichen Gesetzen der Natur, welche ohne Unterschied des Orts, der Zeit, des Klima, des Nazionalkarakters, alle Menschen verbinden. Groſse Fehler, welche nothwendig groſsen Schaden thun muſsten. Sie sahen, ungeachtet alles ihres Scharfsinns, nicht tief genug in die Natur und Bestimmung des Menschen. Sie vernachläſsigten seine unmittelbare Abhängigkeit von Gott, (die Grundfeste aller Wahrheit, aller Gesetze und Verbindungen) und wuſsten oder bedachten nicht, daſs der Mensch für die Ewigkeit erschaffen ist.

Ist denn kein Gesetzgeber, der den Menschen ganz und gar durchschaut, und seine Absichten auf Alle ausgedehnt hat? Dem der Indianer im Federnkleide, der glühende Mohr, der wollüstige Persianer, der träge Lappländer, der flatternde Franzose und der tiefsinnige Engländer, alle gehorchen könnten? Und dessen Gesetze die Fehler des Klima, des Temperaments, des Nazionalkarakters, welchen die übrigen Gesetzgeber so viel nachsehen, verbessern und einschränken würden? — Gesetze, die den Trägen beleben, den Hitzigen mäſsigen, den Wilden besänftigen; die dem Huronen, dem Kaffern, dem Indianer, dem Europäer, dem Grönländer gleich wohlgefallen müssen? Einfache wenige Gesetze, die sich auf ein unfehlbares Ansehen gründen, die ihre Belohnung mit sich führen, die auf Grundsätzen stehen, welche uns die höchste Glückseligkeit versichern.

Wenn solche Gesetze sind, würde Sokrates sagen, so muſs sie Gott gemacht haben. Und wirklich hat sie Gott gemacht. Es sind keine anderen, als die Gesetze der moralischen Tugend, mit den allmächtigen Beweggründen der christlichen Religion unterstützt. Die Seele des Christenthums besteht in der lebendigen Erkenntniſs dieser beiden Grundsätze: Daſs Gott, der Schöpfer, Oberherr und Richter der Menschen, zugleich ihr Vater und Erbarmer ist, und sich alle möglichen gütigen Verhältnisse gegen uns gegeben hat, um sich uns auf alle mögliche Weise zu verbinden; und dann: Daſs der Mensch, der für die Ewigkeit geschaffen ist, dieses Leben nie anders als im Verhältniſs mit dem künftigen ansehen soll, von welchem es erst seinen Werth und wahre Bestimmung erhält.

Der Mensch ist als Geschöpf, als vernünftiges Geschöpf, als ein zum Handeln geschicktes Geschöpf, den allgemeinen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterthan, welche diese Welt zu dem, was sie ist, machen. — Diesen Gesetzen gehorchen, ist der Stimme Gottes gehorchen. — Und, als ein unsterbliches und im Himmel entsprungenes Wesen, muſs er leben, wie es der Würde seiner Natur und der Hoheit seines künftigen Standes gemäſs ist.

Sein gegenwärtiges Leben muſs also eine beständige Übereinstimmung mit den Gesetzen Gottes, und eine ernste Vorbereitung auf das künftige seyn.

Schon längst hat die allgemeine Erfahrung gelehrt, daſs Ehrfurcht vor Gott, und Hoffnung eines ewig glücklichen Zustandes nach dem Tode, sehr viel über des Menschen Herz und Sinne vermögen. Alle Völker haben Proben hievon gegeben. Der Fehler ist nur, daſs man diese beiden Gefühle nicht genug geltend macht, und sich nicht ihrer ganzen Stärke bedient. Man treffe, um dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit die Herrschaft über unsre Seele zu verschaffen, nur so viele Anstalten, als Lykurgus, um Liebe zum Vaterland und Streitbarkeit in seinem kleinen Staate zu den alles bewegenden Triebrädern zu machen; man schaffe nur nach seinem Beyspiel, alle entgegenstehenden Begriffe, Maximen und Gewohnheiten ab, und richte hingegen alles nach diesen Grundideen ein, und der Erfolg kann und wird nicht ausbleiben. Oder sollte es etwa unmöglich seyn, einen Staat nach denselben einzurichten? Wahrlich, wofern die Republik des Lykurgus noch in der bloſsen Idee existierte, so würde sie jeder Kenner der menschlichen Natur für ungleich schwerer zu bewerkstelligen halten, als eine Republik von Christen!

GESICHT VON EINER WELT
UNSCHULDIGER MENSCHEN.

Episode aus einem nicht zu Stande
gekommenen Werke. 1755.

Mitten unter tausend Welten, die der Güte ihres Schöpfers voll sind, glänzt in sanfter Schönheit eine glückliche Erde, so blühend und schön, wie damahls, da sie erschaffen wurde, ein Paradies unschuldiger Menschen zu seyn, welche in der Versuchung, der wir unterlagen, standhaft aushielten, und die Güte ihrer Natur unbefleckt bewahrten; ein seliger Wohnplatz seliger Menschen; oder sollen wir sie Engel nennen, die mit irdischen Leibern angethan sind? Denn der menschliche Geist ist mit der englischen Natur nahe verwandt, gleich unsterblich wie sie, und zu himmlischen Geschäften und Freuden aufgelegt.

Niemahls hat das Böse einen Zugang zu dieser schönen Welt gefunden, obgleich Satan einen übelgerathnen Versuch wagte, sie von ihrem Schöpfer abwendig zu machen. Niemahls hat Zorn, oder Neid und gewaltsamer Stolz die süſse Eintracht ihrer Bewohner gestört. Gleich einer einzigen friedsamen Familie, in der jedes die Freude des andern ist, leben sie im Schooſs der Natur und der Unschuld, unter dem Auge ihres Schöpfers, das mit segnendem Wohlgefallen auf sie herab sieht; glücklich unter seinen Gesetzen, welche die Quelle der Freude, und das wahre Präservativ gegen alles Ungemach sind.

Der liebliche Morgen hatte sich mit seinen bethauten Flügeln eben auf diese Erde herabgelassen, als sie mir von ferne ins Gesicht fiel, in anmuthiger Dämmrung, gleich einer Landschaft, die der sanfte Glanz des Monds aus dem Schatten empor hebt. Endlich senkten wir uns in ihre reine Atmosfäre, wie in ein Meer von süſsen Gerüchen, die allenthalben aus den blumigen Gefilden und gewürzreichen Hügeln empor dufteten, wo der Frühling mit dem Herbst in holder Eintracht herrschen, von den unmäſsigen Jahrszeiten nie vertrieben. Hier sah ich die Gestalt dieser seligen Welt, wie eines Gartens Gottes, blühend und fröhlich; eine unsterbliche Lebhaftigkeit glänzte aus allen Geschöpfen hervor, so daſs auch die leblosen Dinge selbst beseelt, und über ihr Daseyn erfreut zu seyn schienen. Hier entzückte mich die schönste Einfalt mit Mannigfaltigkeit gepaart. Hohe Cedernwälder, Hügel mit Myrten und Balsamstauden bekränzt, stille Thäler von silbernen Bächen durchwunden, kühle Myrtenhaine, und fette weit verbreitete Ebenen fielen mir auf einmahl wie ein einziges Paradies in die Augen, in anmuthiger Verwirrung, die das

V. 158 — 177.

So ist es schon um sie geschehn,
Sie hat nichts mehr im Wahn der Leute zu verlieren;
Und sollte gar ihr Mund den seinigen berühren,
So nennt, verlaſst euch drauf, die Welt es einen Kuſs;
Und weh' ihr dann, wenn ein Ovidius
Den Einfall kriegt das Mährchen zu brodieren!
Wir wissen insgesammt wie weise Pallas ist;
Und dennoch zischelt man von einem feinen Knaben
(Mit Drachenfüſschen zwar) den sie aus einem Zwist
Mit Mulcibern soll aufgelesen haben; 4)
Man spricht nicht gerne laut davon.
Sie wand sich, sagt man, los, — und doch fiel Erichthon
Nicht aus dem Mond herab. Sein Daseyn macht die Sache
Nicht besser. Hatte, wie sie spricht,
Das kleine Mittelding von Feuergott und Drache
Kein näher Recht an ihre Mutterpflicht,
Was trieb sie an, in ihrem eignen Tempel
Den Fündling zu erziehn? Man flieht doch gern den Schein,
Und mag an den verhaſsten Stempel,
Deſs Bild der Unhold trägt, nicht gern erinnert seyn.

Gemüth mehr ergetzt als die regelmäſsige Ordnung der Kunst. Die Stimme der Lust schallete aus allen glücklichen Geschöpfen, die diese Gegenden beleben; eine liebliche Musik, aus tausend Arten von gröbern und sanftern Tönen, die Gesänge der Vögel unter den Zweigen, oder aus der hohen Luft, mit dem Blöken der wolligen Herden und dem stillen Sumsen scherzender Insekten begleitet! Jede lebende Kreatur grüſst' auf ihre eigene Weise die wiederkommende Sonne, die ihr den Anblick der schönen Natur wiedergab, ihre Freude hallte von einem Hügel zum andern. So angenehm ist das Gefühl des Daseyns selbst den Thieren; mit welch einer Seligkeit muſs es die Menschen erfüllen, in denen ein himmlischer Geist wallet! Menschen, welche die Unschuld ihrer Natur behalten haben, und den ewigen Geist kennen, dem sie ihre Seligkeit danken, ja dem sie selbst ähnlich sind!

Geschöpfe, die den Werth ihres Daseyns empfinden, die ins Vergangne froh zurücksehen, das Gegenwärtige genieſsen, und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht entdecken; Menschen, die mit allgemeiner Freundschaft sich lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird; die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen — o wie selig sind sie!

Da sich mein Geist in seiner Entzückung in diese Erde versetzt glaubte, beschäftigte eine feyerliche Begebenheit das ganze Geschlecht der unschuldigen Menschen. Eine Schar hellglänzender Serafim war, von Gott gesandt, herabgestiegen, die ersten Menschen nebst den Stammvätern der zahlreichen Familien, in die sich das erste Paar ausgebreitet hatte, näher zu Gott in die empyreische Sfäre abzuhohlen. Auf diese Weise würden auch wir von unserer Erde geschieden seyn, wenn wir nie gesündiget hätten; und so wurde Henoch, der Mann, der unter den Sündern ein göttliches Leben lebte, hinweg genommen.

Auch in dieser Erde hatte Gott einen Garten gepflanzt, der von einem erhabenen Marmorgebirge über alle andere Hügel und Gefilde herabsah; ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur, mit Hainen, blumigen Lustgefilden und schattenreichen Lauben abgesetzt. Hier wohnten die ersten Menschen nebst der Familie ihrer erstgebornen Kinder. Die übrigen hatten sich auf das flache Land vertheilt, und den Garten Gottes, der zu eng für alle war, willig verlassen. Denn unschuldige Herzen finden allenthalben ein Paradies. Doch begrüſsten sie oft an festlichen Zeiten den geliebten Wohnplatz ihrer Stammältern, den die Erscheinungen Gottes und die Besuche menschenfreundlicher Engel heilig machten. Dort lebten sie zu den Füſsen der gottseligen Patriarchen eine Reihe glücklicher Tage, und kehrten dann, von ihrem Segen begleitet, wieder zu ihren Kindern zurück.

Es war eben der festliche Tag, an welchem sie die Schöpfung des Menschen feyerten, als die göttlichen Gesandten ankamen. Sie fanden die Häupter aller Familien im Paradies versammelt. Die Nachricht von der Ursache ihrer Ankunft verbreitete statt Traurigkeit eine fromme Freude, die nur mit einer sanften Wehmuth vermischt war, weil sie des gewohnten süſsen Anblicks und des lehrenden Umgangs der besten Altern nicht länger genieſsen sollten. Aber die Engel trösteten sie liebreich; und in Herzen, die von der reinsten Vernunft regiert wurden, konnte auch eine solche Schwachheit nur wenige Minuten Statt finden.

Aber welch eine entzückende Nachricht war das für diejenigen, welche zu einer so herrlichen Erhöhung ihrer Glückseligkeit berufen wurden! Oft war dieſs der geheime Wunsch ihrer Seelen gewesen, ob sie gleich in einem Paradies, und von ihren schuldlosen Kindern umgeben, im Schooſs der Freude lebten. Denn es ahnete ihren Seelen, daſs sie noch für höhere Freuden bestimmt wären. Und was hätte sie auch auf der Erde zurück halten sollen? Sie konnte ihnen nichts geben, was der Himmel nicht ersetzte. Sie schieden zwar von ihrem geliebten Geschlecht, aber sie verlieſsen es glücklich, im Schatten der göttlichen Güte ruhend, und durch die Hoffnung einer gleichen Vervollkommnung belebt. Welch ein seliges Lächeln glänzte über ihr Angesicht, indem ihr Geist in alle die Jahrhunderte zurück sah, in unzählbare goldene Tage, in Unschuld verlebt, mit froher Arbeit und dem Lob ihres Wohlthäters zugebracht! Keine Reue schwärzte diesen Anblick; das Bewuſstseyn ihrer Unschuld verbreitete die süſseste Ruhe durch ihre Brust, und die Erinnerung führte jede gute That, die ihre Tage vorzüglich bezeichnet hatte, glänzend vor ihre Stirnen zurück. Glückliche, dreymahl glückliche Menschen, die ihre Seelen ihrem Schöpfer in der schönen Güte wieder darstellen konnten, die er ihnen anerschaffen! Seelen, die er lieben muſste, weil sie Ihm sein Bild entgegen strahlten!

Jetzo sah ich, wie mich däuchte, den Abschied der Stammältern dieses Geschlechts von ihren Kindern, einen feyerlichen rührenden Anblick! Sie schauten mit frohen Blicken voll Segen über alle diese blühenden Scharen hin, und empfanden zum letzten Mahl die väterlichen und mütterlichen Freuden, die der Anblick wohlgearteter und glücklicher Kinder einflöſst; eine süſsere und reinere Wollust als die Entzückungen der ehelichen Liebe selbst, die ihnen den Ursprung gaben. Wir verlassen euch, sagten sie, um näher zu dem wohlthätigen Geist zu kommen, der uns so glücklich gemacht hat. Wie selig sind wir, daſs wir zuerst gewürdiget werden, Ihn in himmlischen Tönen zu loben, und den horchenden Sfären die Güte, die Er an uns bewiesen, zu erzählen. Sein Lob ist auch jetzt euer süſses Geschäft, wie es das unsrige bleiben wird. Lasset euer ganzes Leben ein Lob seiner herrlichen Vollkommenheiten seyn! Wir scheiden zwar aus euern Augen, aber oft werden wir unsichtbar oder im Glanze der Abenddämmrung herabsteigen, uns an dem Anblick eurer Unschuld zu ergetzen. Wie selig wird die Stunde des Wiedersehens seyn, die uns alle in einer vollkommnern Welt auf immer vereinigen wird! — So redeten sie mit Blicken voll zärtlicher Liebe zu ihren Kindern, welche in tiefer Stille mit begierigem Ohr die letzten Worte von ihren holden Lippen auffingen.

Die Mutter der Menschen stand unter einer Schar von ähnlichen Töchtern, die den ganzen Hügel um und um bedeckten; die Engel selbst schienen von diesem Anblick ergetzt, obgleich ihrem Auge keine Schönheit der Schöpfung fremd war. Sie stand, die schönste unter den Weibern, vom Alter unverletzt, und segnete und umarmete sie; in ehrwürdiger Schönheit stand sie, wie wenn die Tugend eine sichtbare Gestalt angenommen hätte; sie allein war ganz Freude, da indessen Thränen der Zärtlichkeit über jede blühende Wange gleiteten.

Ein heller Kranz von jugendlichen Schwestern stand zunächst um sie, und betrachtete sie mit liebevollen unersättlichen Blicken, um ihr theures Bild tief in ihre weiche Seele einzuprägen, daſs keine Zeit es jemahls auslöschen könnte. Die jüngsten drangen auch hinzu, ihre Knie zum letzten Mahle zu umfassen. Viele brachten auf ihren sanften Armen holdselige Säuglinge herbey; die göttliche Mutter nahm sie, und drückte sie zum letzten Mahl an ihr Herz, das von mütterlicher Inbrunst aufwallete, indem jedes kleine unschuldige Geschöpf mit reitzendem Lächeln zu ihr empor sah, und liebkosend mit seinen kleinen Fingern um ihren weiſsen Hals spielte. Sie genoſs zum letzten Mahl diese Freuden, die der menschlichen Natur eigen sind, und welche sie bald mit höhern vertauschen sollte.

Denn jetzt erhoben sich die Serafim in die Luft, und riefen aus ihren goldenen Lauten himmlische Harmonien, welche jede Seele mit feyerlichen Empfindungen erfüllten. Eine allgemeine Stille band die horchende Natur, ein höheres Leben drang in alle Geschöpfe, und Entzückung schlug in jeder Brust. Ein sanfter Schauer faſste die Menschen, die jetzt ohne diesen gewaltsamen Kampf, den wir Tod nennen, sich von ihrem Leibe loswanden. Plötzlich entstand ein helles Licht, weiſser als Sonnenglanz, und umleuchtete die ganze Gegend; die Menschen verschwanden, und man sah an ihrer Statt eben so viele Engelsgestalten empor schimmern, da inzwischen ihre irdische Hütte wie Asche niedersank, um sich wieder mit der Erde zu vermengen, und in unverwelklichen Frühlingsblumen wieder aufzublühen. — Erstaunt über den himmlischen Anblick huben ihre Kinder die Augen empor, und riefen ihnen frohlockend nach, da der serafische Zug sich unter dem Klang englischer Triumfsgesänge in den Ather erhob, durch die Pforten des Himmels einzog und den Augen der bewundernden Menschen aus tiefer Ferne einen Blick in nahmenlose Schönheiten erlaubte. Lange standen sie noch mit starren weit geöffneten Augen, und meinten sie noch zu sehen. Eine stille sprachlose Entzükkung herrschte in der Versammlung, bis sich ihre Geister wieder erhohlet hatten, und jeder Mund von den Empfindungen seines Herzens überfloſs. Sie umarmten einander mit zärtlicher Liebe, und ermunterten sich, ihrer hohen Bestimmung würdig zu seyn; oder die Alten erzählten den Jüngern von den Tugenden und den Geschichten ihrer Abgeschiedenen, oder beruhigten mit tröstenden Reden diejenigen, welche allzuweichmüthig die holde Gegenwart ihrer Geliebten vermiſsten.

Alles dieſs sah ich, selbst ungesehen, aber nicht minder von allem, was ich sah und hörte, gerührt, als ob ich selbst einer von den glücklichen Bewohnern dieser Erde wäre. Denn ich fühlte mich ihnen verwandt, und beseufzte oft bey mir selbst unsre verlorne Unschuld, mit welcher wir so viele Glückseligkeit verloren haben.

Jetzt führte mich mein Engel mit fliegender Behendigkeit in verschiedene Gegenden der Erde, um mir die Lebensart und Beschäftigung dieser Menschen zu zeigen. Der Erdboden hat hier aller Orten ein freudiges blühendes Antlitz, ob er gleich durch verschiedene Zonen und Himmelsstriche abgeändert ist, deren jeder mit eignen Reichthümern prangt. Hier verbreiten sich unabsehbare Ebnen, mit Hügeln von Fruchtbäumen bedeckt, oder auch durch den Fleiſs der Menschen angebaut, um jedes Korn in wenigen Monaten mit tausendfältiger Frucht zurück zu geben. Dort werfen hohe Fichten oder Cypressenwälder von der Stirne eines Berges ihren gigantischen Schatten über Thäler voll Klee und Blumen, wo das sanfte Lamm mit dem gefleckten Pardel in friedsamer Sicherheit weidet. Ob sich gleich die Zahl dieser Menschen in unzählbare Myriaden verbreitet hat, mangelt es doch der Erde, die vom Segen des Schöpfers befruchtet wird, nicht an Überfluſs sie alle zu ernähren. Niemahls haben diese Glücklichen, die sich einander als Geschwister lieben, den Erdboden, ihr angebornes Land, ausgemessen, um die Gesetze des Eigenthums einzuführen, welche sich zu ihrer Unschuld und Eintracht übel schickten. Sie wohnen in Familien zerstreut, die durch keine andere als die Gesetze der Liebe und Ordnung regiert werden. Das Haupt jeder Familie ist der Stammvater, oder wenn dieser in eine höhere Welt übergeht, der nächste auf ihn. Ihre Regierung ist wie die Regierung des obersten Geistes, Vorsicht und Güte. Ihre Arbeit ist Ackerbau und Viehzucht. Beides giebt ihnen beständig

Anlaſs, die Werke Gottes in der Nähe zu betrachten, tausend neue Wunder in der Natur zu entdecken, und aus ihrem Anblick ein frommes Vergnügen zu schöpfen.

Ihre Lebensart ist einfältig wie die Natur, der sie folgen; denn gesunde ungekünstelte Speise und eine mäſsige Leibesübung sind das wahre Geheimniſs, seine Kräfte immer frisch und blühend zu erhalten. Diese friedsamen Menschen wissen nichts von blutigen Speisen. Das stille Lamm giebt ihnen willig seine Wolle, ohne dafür, nach den Sitten der grausamen Bewohner unsers Planeten, unter dem blinkenden Messer zu zappeln. Sie bedienen sich alles dessen, was die Natur zu ihrer Bequemlichkeit und Ergetzung mit reicher Mannigfaltigkeit hervorgiebt. Die Bäume und Stauden neigen ihre goldfarbnen und bepurperten Früchte zu ihnen herab; die Blumen geben ihnen ihre Gerüche, die Kräuter ihre nährenden Säfte, die Biene theilet ihren Honig mit ihnen, und der Wollenbaum seinen weichen Flaum zur Bekleidung in der kühlern Jahrszeit; oder sie machen sich ihr Gewand mit kunstreichem Finger aus vielfarbigen Federn, die sie mit mahlerischem Geschmack zusammen fügen.

Üppigkeit, Schwelgerey, und die kindische Thorheit, mit Kieselsteinen oder dem Schleim einer Raupe zu prangen, sind ihnen gänzlich unbekannt. Aber die schönen Künste haben sie auf einen so hohen Grad getrieben, daſs die Werke unsrer gröſsten Meister nur Versuche gegen sie sind. Ich sah ganze Felsen von Marmor in Säulengänge ausgehauen, und mit Bildern ausgeziert, die zu athmen und zu denken schienen. Auf diese Weise pflegen sie das Andenken ihrer Vorältern oder der Mutter, die sich durch Erziehung vieler Kinder verdient gemacht, oder der Erfinder nützlicher Dinge, und von Gott begeisterter Dichter, die mit erhabnen herzbezwingenden Akzenten die Thaten des Ewigen, und in sanftern Tönen die Freuden der Tugend und der Natur besingen, auf die spätesten Alter fortzupflanzen. Sie zeigen diese Bilder ihren Kindern, und erzählen ihnen dann Geschichten von denen, welche sie vorstellen, um sie zu nacheifernder Tugend zu erhitzen.

Die Natur und die Kunst, ihre Nachahmerin, sind für diese Glücklichen unerschöpfliche Quellen angenehmer Beschäftigungen. Aber ihre süſsesten Freuden entspringen aus der Liebe, und den Verhältnissen, welche dieselbe unter den Menschen hervorbringt. Die zärtliche Freundschaft, die aus vielen harmonischen Seelen eine einzige macht; und die eheliche Liebe, die Quelle der besten Freuden dieses irdischen Lebens, herrschen hier mit ihrer ganzen reitzenden Macht, und verbreiten allenthalben eine allgemeine Harmonie. Hier wird keine anmuthsvolle Schöne der Raub eines Unempfindlichen, der ihren Werth nicht kennt; hier zwingt keine unedle Gewinnsucht Menschen, die einander

V. 178 — 196.

Doch freylich lehrt ein neueres Exempel
Der Götterkönigin, daſs gegen Amors List
Die strengste Sprödigkeit noch unzulänglich ist.
„Sie sollte sich mit Ganymeden,
Der so verhaſst ihr ist, vergehn?“
Gut! wenn uns nicht die Danaen und Leden
Zur Rache reitzten! — Zwar hat niemand zugesehn
Und Iris schweigt, allein die Wände reden. 5)
Des Himmels Kronik ist ein wenig ärgerlich;
Genug davon! Doch, daſs die Damen mich
Nicht etwa für parteyisch halten,
Wer weiſs die Kurzweil nicht, die Amor täglich sich
Mit unsern Herren macht? die komischen Gestalten
In die er, wann und wo und wie es ihm gefällt,
Uns übersetzt? wie klein von uns die Welt
Um seinetwillen denkt, und, wenn sie uns verachtet,
Wie Recht sie hat? — Der Kriegsgott, spricht man, ist
Der Gott nicht mehr, der Krieg für Lustspiel achtet,
Der Hunger, Durst und Schmerz als Kleinigkeit betrachtet,

verabscheuen, zu unnatürlichen Umarmungen. Niemahls wurden die geheimniſsreichen Gesetze der ehelichen Liebe durch eine thierische Brunst entheiliget, die nur eine vorüberrauschende Lust zum Zweck hat. Alle Triebe und Bewegungen dieser Glückseligen sind sanft und gemäſsigt; jede Neigung folget dem Wink der Natur, und gehorcht der leitenden Vernunft, wie ein Kind, das noch zu schwach ist sich selbst zu regieren, der liebenden Mutter gehorcht. Die Natur allein knüpft hier das schöne Band, welches die beiden Hälften der menschlichen Natur in ein vollkommnes Ganzes vereinigt. Sie lehret jede Hälfte die andere finden, die gemacht ist sich mit ihr zusammen zu fügen. Eine geheime Sympathie, die aus einer gleichgestimmten Beschaffenheit der Leiber und Gemüther entsteht, lispelt mit sanfter Stimme dem Jüngling und dem aufblühenden Mädchen ein, daſs sie für einander geschaffen sind. Ihre Liebe giebt ihnen wie ein neues Leben, und macht jeden Athemzug zu einer Lust. Kein Reitz, keine Anmuth, keine Tugend oder irgend ein Vorzug bleibt an dem Geliebten unentdeckt und ungeliebt. Das wiederhohlte Anschauen so vieler Vollkommenheiten setzt die gefühlvolle Seele auſser sich. Sie sieht in süſser Entzückung zu dem Ewigen auf, der der Schöpfer und das Urbild derselben ist — und voll dankbarer Empfindung, daſs er sie schuf so glücklich zu seyn, verlangt sie die Zahl seiner Anbeter und der Glücklichen zu vergröſsern.

Doch, wozu nützt es den verderbten Einwohnern einer ausgearteten Welt diese erhabnen Geheimnisse der Liebe zu enthüllen? Wie wenig sind deren, die nur fähig sind, sie zu verstehen! und wie seltner ist es noch, daſs ein solches Paar sich zusammen finde, welches fähig wäre, dem ehelichen Stand seine Würde und unschuldsvolle Reinigkeit wieder zu geben! Die reinsten und höchsten Freuden sind den Sterblichen unbekannt. Sie sind mit der Wahrheit und Güte, gleich schüchternen Tauben, aus unsrer verkehrten Welt aufgeflogen, um sich bey diesen unschuldigen Menschen niederzulassen, welche der Natur getreu geblieben sind. Was für einen Anspruch können wir an Glückseligkeit machen, da wir die Natur verachten, und die Tugend für die Zerstörerin der Freude halten?

Mich däuchte in meinem Gesichte, als ob mich die Begierde, das häusliche Leben dieser Glückseligen zu sehen, in eine einzelne Familie geführt habe. Sie bewohnte ein Gebirge, welches einem zweyten Paradies gleich schien: so ähnlich hatte es der Fleiſs, der Gehülfe der Natur, dem Garten Gottes gemacht. Es war mit Gehölzen, fruchtbaren Bäumen, mit Gärten und schattigen Lustgängen bedeckt. Zwischen denselben blickten die Wohnungen der Menschen hervor, von Cedernholz leicht aufgeführt, und bequem ohne Pracht.

Ich näherte mich einer derselben. Ein Hain von allerley süſs düftenden Bäumen und Gesträuchen, mit Blumengefilden abgesetzt, die von schlängelnden Quellen erfrischet wurden, herrschte rings umher. Unter einer hohen Laube von Rosinenstrauch mit Acanth durchflochten, sah ich eine Frauensperson sitzen, gleich einem Engel, der sich in einem schattigen Ort irgend eines Paradieses gesetzt hat, um von einer ätherischen Reise auszuruhen. Sie war gröſser und von stärkerer Leibesbeschaffenheit, als die weichen Töchter unsrer Erde zu seyn pflegen. Die frische Blume ihrer Schönheit zeigte Unsterblichkeit an. Zwey Säuglinge, schön wie die Liebe, lagen an ihrem Busen, und sogen mit der gesunden nährenden Milch fromme Empfindungen und harmonische Triebe ein, die sich künftig zu eben so viel Tugenden entfalten sollten. Mütterlich lachten die Augen der schönen Säugerin auf die Kinder ihrer Liebe herab, indem ihre Seele, (so sagte mir der höhere Glanz ihrer Augen) von frohen Gedanken zukünftiger Glückseligkeiten überfloſs, die jetzt noch an ihrem Busen keimeten. Zuletzt öffneten sich ihre süſslächelnden Lippen, sie zu segnen. Wachset, blühet, sprach sie, ihr Lieblinge meines Herzens, ihr sanften Seelen, die ihr noch in dem zarten Leibe schlummert, und den Werth euers Daseyns noch nicht kennet! Wie werdet ihr frohlocken, wie wird euer Herz von Freude überwallen, wenn ihr anfangen werdet einen himmlischen Geist in euch zu fühlen, in dessen reinem Spiegel ihr das Bild euers Schöpfers erblicken werdet! Wie süſs wird meinem Ohre die erste Entzückung euers stammelnden Lobes seyn! Dann will ich euch erzählen, wie herrlich Er ist, und zu was für einem Leben Er euch erschaffen, damit ich in euern staunenden Mienen und in jedem sanft aufschwellenden Gesichtszug lese, was in euern Seelen vorgeht. Und welche Freuden wird mir euere Liebe, euere gesellige Eintracht, euere Wissensbegierde, euere Unschuld machen! Wie oft werde ich mich selbst selig preisen, daſs ich euch gebar! So sagte sie, und hob beide auf, und drückte sie an ihre anmuthsvollen Lippen.

Indem sah ich, nicht fern von ihr, eine kleine Schar von Knaben, mit ihren Schwestern in holdseliger Eintracht unter den Blumen spielen. Sie betrachteten dieselben aufmerksam, und jeder wählte sich einen Liebling, und gab ihm den Nahmen einer von seinen Schwestern. Vor der Wohnung sah ich verschiedne Mädchen beschäftiget: Diese, Körbe von gespaltenem Rohre zu flechten; jene, Obst und Gewächse zum Abendmahl des Hauses zu bereiten; andere auf wollene Tapeten, die sie selbst gewirkt hatten, nachahmende Blumen und Laubwerk zu sticken. Ihr gelbes Haupthaar war mit Rosen durchflochten, und ihre Schönheit glich der Morgenröthe, wenn sie ihre frische Rosenfarbe über erwachte Hügel verbreitet. Jede lächelte die andre voll Liebe an, und schien sich ihrer eignen Liebenswürdigkeit nicht bewuſst zu seyn. Sie sangen unter ihrer harmlosen Arbeit anmuthige Gesänge, welche die jüngste der Schwestern mit der helltönenden Laute begleitete.

„Wie schön bist du (sangen sie,) o Abendsonne, auf den westlichen Hügeln, wenn du unter dem glühenden Gebüsch hervor schimmerst! Wie lieblich sind die letzten Blicke, die du auf die Fluren herab wirfst, die schon halb im Schatten liegen!

Eile, du reine Quelle des Lichts, unsern Verwandten auf der andern Hälfte der Erde den lieblichen Tag zu bringen. Jetzt färben sich dort die Spitzen der Berge! Jetzt erwachen ihre Paradiese mit neuer Schönheit, im glänzenden Thau gebadet. Jede Blume öffnet ihren balsamischen Kelch, und athmet dir ein Opfer von süſsen Gerüchen entgegen.

Jetzt erwachen sie, unsere Mitgenossen an Seligkeit, und grüſsen frohlockend deine Ankunft, die sie zur süſsen Arbeit ruft; indem wir, vom stillen Mond umglänzt, sanft ermüdet in duftenden Schatten schlummern, und lächelnde Träume gleich Engelsgestalten um unsere Schläfe schweben."

Von dem anmuthigen Nachklang dieser Stimmen begleitet, begab ich mich tiefer in den Hain, von Gedanken gedrängt, deren Entwicklung Einsamkeit und grüne Schatten befördern. Oft fragte ich mich selbst, ob mich nicht ein angenehmer Traum täusche? Aber meine Empfindungen waren so lebhaft, daſs ich nicht zweifeln konnte, alles wirklich zu sehen und zu hören, was mein Auge und Ohr bezauberte. Dann befiel mich ein sanftes Staunen, eine ſüſse Schwermuth, und eine stille Thräne schlich sich die Wangen herab. Ach! möchtet ihr hier seyn, wünschte mein Herz, ihr die ich liebe, ihr, deren die Welt, die ihr zieret, nicht werth ist! Möchtet ihr hier seyn, meine Freunde, mit allen, deren Güte und Redlichkeit sie eines Paradieses würdig macht, möchtet ihr hier seyn! — So wollten wir auf diesem Berge wohnen, und des Lebens froh werden, dessen Genuſs uns die Thoren jener Unterwelt nicht erlauben. Hier sollte — aber mitten in diesem zärtlichen, unbesonnenen Wunsch, unterbrach mich der Genius der sich mir unbemerkt genähert hatte: Laſs die Vorsicht, sprach er, für die Tugendhaften sorgen, die du gern in diese Welt der Unschuld retten möchtest. Der Stand, worin sie jetzt sind, ist ihnen von einem Wesen ausgesucht worden, das in allen Welten keinen fand, der sich besser für sie schickte. Und siehest du nicht, wie grausam dein Wunsch ist, alle Tugendhaften, die unter dem Monde zerstreut sind, an Einen Ort zu bringen? Was wäre das anders, als vor der Zeit die Guten in einen Himmel versetzen, und aus der übrigen Erde eine Hölle machen? Denn eben diese engelähnlichen Seelen, die wie ſüſsduftende Blumen mitten unter Unkraut und Dornen hervorblühen, verhindern ganz allein, daſs die Erde keine gänzliche Wildniſs werde.

Da er so sprach, hörten wir fern her ein angenehmes Koncert vieler Stimmen, von kühlen Zefyrn halb verweht, durch den Cedernwald rauschen. Eilends folgten wir dem lieblichen Getön, welches uns, ungesehn unter dem Schleier einer ätherischen Wolke, zu einer liebenswürdigen Versammlung leitete. Die ganze Familie, von der ich vorher einige Glieder sah, hatte sich versammelt, um ihre gewöhnlichen Abendhymnen in den allgemeinen Lobgesang zu mischen, den die Natur unaufhörlich ihrem Schöpfer bringt. Die Väter waren mit ihren Söhnen von ihrer täglichen Arbeit in den Schooſs der Ihrigen zurückgeeilt, wo die zärtlichsten Freuden auf sie warteten. Jede schöne Gattin flog dem geliebten Mann mit offnen Armen entgegen; ein lieblicher Schwarm holdseliger Kinder scherzte mit jugendlichen Liebkosungen um die Knie der Väter, und begleitete sie frohlockend in die Hütte, wo ein gesundes Mahl bereitet stand, von der einfältigen Natur aufgetragen, nicht von der Kunst verderbt, deren leckerhafte Erfindungen die Nerven der Gesundheit angreifen, um einen von Schwelgerey abgenutzten Geschmack zu reitzen. Liebreiche Vertraulichkeit und unschuldige Munterkeit herrschten über dem geselligen Mahl, und hätten auch schlechte Speisen schmackhaft machen können. Alsdann gingen sie vor die Hütte, um die schöne Gegend im Mondschein zu betrachten; und eh sie sich in die weichen Arme des Schlafes legten, dem Schöpfer ihr Loblied zu bringen, dessen sanftsäuselnde Gegenwart sie unter den Bäumen zu spüren glaubten. Welch ein Koncert war dieses, und wie weit über diese weichen Wollustathmenden Lieder hesperischer Sängerinnen erhaben, die nur eine Speise der Ohren sind, ja allzuoft dem Gesang der Sirenen gleichen, der zu einer tödtlichen Lust an ihre gebeinvollen Ufer lud! Es war eine Symfonie von höherer Art, welche die Seele selbst in Musik stimmte, und Engel oder Geister des Äthers anlockte, auf goldnen Abendwolken sich herabzulassen, oder vom Wipfel ätherischer Cedern dem frommen Gesang zuzuhören. Wir näherten uns, von der süſsen Gewalt der mächtigen Harmonie gezogen, die uns in anmuthsvoller Verwirrung entgegen kam. Wie wenn an einem Frühlingsmorgen die Freude tausend liebliche Kehlen öffnet, die hervorgehende Sonne zu begrüſsen, die Lerche wirbelt in der hohen Luft ihre sanften Melodien, indem die Grasmücke unter bethauten Zweigen helle durchdringende Töne schleift; mit ihrem Gesang vermischt sich das Pfeifen und Zwitschern der andern Vögel, und das Gesumse der fleiſsigen Bienen, die um die frischen Violen und den gewürzten Thymus flattern; der murmelnde Bach und das Säuseln junger Morgenwinde, die zwischen den belaubten Gewölben ihre Rosenflügel schütteln, vermehrt die freudige Symfonie; und dem Hirten, der auf einem Hügel mit lauschendem Ohre horcht, hüpfet vor Freude das Herz: So, oder noch viel angenehmer, tönte uns dieſs vereinte Loblied der Menschen, welches durch die ambrosische

Nacht weit und breit erschallete, und von der einsamen Echo in den vorüberstehenden Bergen nachgesungen wurde. Männliche Stimmen waren mit sanftern weiblichen nach verschiednen Graden abgesetzt. Auch die Kinder versuchten in noch wankenden aber doch lieblichen Tönen, das Lob ihres Schöpfers, den sie besser fühlten als kannten; ja die Säuglinge selbst stammelten mit süſsem Lächeln harmonische Töne auf den Armen der entzückten Mütter.

„Wie schön bist du (so sang der heilige Chor) in deiner schlummernden Schönheit, o Erde! Wie anmuthsvoll leuchtet deine Gestalt unter dem schattichten Mondlicht hervor.

„Wie erquickt ruht das Auge, von den hohen Farben des goldnen Tages ermüdet, auf der matten Dämmrung! Indeſs träufelt aus leichtschwebenden Gewölken der balsamische Thau, indem die Abendlüfte mit fächelnden Schwingen jede schlafende Blume kühlen.

„So erneuerst du deine Kräfte, o Erde, und blühest in ewig frischer Jugend; schön wie ein Garten Gottes, wie ein Wiederschein des Himmels, wo unser noch blödes Auge sich allmählich zum Anschauen des Göttlichen angewöhnet.

„O du, wie soll dich der Mensch, wie soll der Himmel dich nennen, Unaussprechlicher? oder ist nicht dein würdigster Nahme, Liebe? Ach! könnte das entzückte Herz dir seine Empfindungen stammeln! Welch ein Gedanke ist das, für dich geschaffen zu seyn! Mit Zittern wagt die Seele, die zugleich sich selbst fühlt, den unaussprechlichen Gedanken. Aber eine mächtige Stimme (ist es nicht deine Stimme, o du allgegenwärtige Seele der Geister?) nöthigt die bebende Seele mit süſser Allmacht, den kühnen Gedanken von neuem zu denken! Die ganze Natur, und jeder Augenblick unsers Daseyns bestätigt ihn. Denn an wen erinnert uns jedes Geschöpf als an Dich? Wem nähert uns jede Freude als Dir? Und warum seufzet die Seele, wenn sie ganz in Vergnügen schwimmt, das von allen Seiten auf sie zuflieſst, nach wem seufzet sie als nach Dir? Nach dir, du höchste Vollkommenheit, für die sie geschaffen ist!

„Jede frohe Empfindung, und mit wie vielen überhäufest du uns! wirft ein Licht auf unsre Seele, in welchem wir Dich erblicken; und in Dir den Vater, den Wohlthäter, den ewigen, geheimniſsvollen Urquell des Guten, von dem auch die schwachen Ausflüsse, deren wir jetzt fähig sind, uns entzücken.

„O jauchze über dein Daseyn, unsterbliche Seele! Preise ihn, meine Seele, preiset ihn mit mir, harmonische Seelen; und ihr, die ihr uns umgebet, ihr sichtbaren Geister, die wir oft in

V. 197 — 218.

Und dem, wenn ja sein Aug' auf eine Stunde sich schlieſst,
Der harte Grund ein Schwanenlager ist:
Ein Weichling, der an Venus Busen schmachtet,
Ein Attys ist er, ein Bathyll,
Bey Grazien und bey Liebesgöttern
Entwöhnet von den Donnerwettern
Der wilden Schlacht, gepflegt auf Rosenblättern;
Und rafft er auch einmahl sich auf und will
Seyn was er war in Hektors Heldentagen,
So fühlt er bald die Sennen ihm versagen.
Apollo selbst, der Gott der hohen Schwärmerey,
Die jene schönen Thaten zeuget
Auf deren Stufen man zum Sitz der Götter steiget,
Ist nicht Apollo mehr. Die Zeiten sind vorbey,
Da sein Geschäfte war, die Wilden
Am Rhodope zu Menschen umzubilden,
Da Löwen sich, wenn seine Leier klang,
Entzückt zu seinen Füſsen schmiegten,
Da Steine, wie beseelt von seinem Zaubergesang,
Sich tanzend in einander fügten,
Und durch der Dichtkunst süſsen Zwang
Deukalions Stamm aus Wäldern sich entfernte,

stillen Nächten hören, wenn ihr, auf goldnen Wolken schwebend, die heitre Luft mit begeisternden Hymnen erregt. Und ihr unsichtbaren Engel, lobet ihn! Ihr Sterne, die ihr von jenem majestätischen Himmel in ruhigem Glanze herabseht, von glückseligen Geschöpfen, unsern Freunden, bewohnt, um, wie wir, zum Anschauen des Unendlichen zubereitet zu werden. — Stimmet ein in den allgemeinen Lobgesang!

„Welch ein hoher feyerlicher Anblick! Ruhe, mein Auge, mit Adlersblicken auf diesem himmlischen Schauplatz, wo die Gottheit ihre unendlichen Herrlichkeiten von tausendmahl tausend Myriaden anbetender Geister ausbreitet! Alles was du siehest, ist ein Ganzes, ein System, ein symmetrischer Bau, ein Tempel Gottes, wo jede Sfäre ein Altar, und auch du, o Mensch, sein Priester bist. Welch ein Gedanke ist das! In welche Empfindungen löst er die entzückte Seele auf! Ja lobe Ihn meine Seele, und alles was in dir ist, lobe Ihn! Lobet Ihn meine Gedanken! Lobet Ihn ihr stillen Empfindungen, ihr noch zarten unentwickelten Neigungen, lobet Ihn. O du, der du allein die ohnmächtigen glühenden Wünsche unsrer Herzen erfüllen kannst, hauche du selbst dein Lob in unsre Seelen! Und ihr, Geister und englische Kräfte, sprechet in erhabnen Tönen aus, was die menschliche Seele nur seufzen kann!“

So sangen sie mit abwechselnden Stimmen. Der sanfte Mond stand wie entzückt am azurnen Himmel, kein murmelnder Bach, kein Lüftchen, kein flüsterndes Blatt störte die fromme Harmonie; die Hügel schwiegen ehrfurchtsvoll umher, und die Nachtigall horchte mit lauschendem Ohr an der Spitze des Zweiges. Aber aus der hohen Luft hörte man ätherische Saitenspieler, auf goldnen Wolken schwebend, den heiligen Gesang mit einer entzückenden Symfonie begleiten; ein heller flammender Glanz streifte über den Hain und die Hügel hin; die Gegend hob sich wie verklärt aus dem Dunkeln hervor, und ambrosische Gerüche flatterten in der kühlen Luft. Die Musik hatte lange geschwiegen, da man noch einen lieblichen Nachklang in den Bergen vernahm, und ein harmonisches Säuseln zwischen den Bäumen, als ob jedes Blatt eine Stimme worden wäre.

Die Menschen vertheilten sich hierauf, nach dieser heiligen Symfonie ihrer Seelen. Einige begaben sich unter dichte Schatten, oder an den blumigen Rand einer schläfrig murmelnden Quelle, wo sie auf dem Lager von Violen in frohen Empfindungen einschliefen, indem die Nachtigall die entzückte Nacht mit ihrem Gesang aufhielt; indessen andre, gesellig oder allein, die schöne Gegend durchwandelten, um aus dem Anschauen der schlummernden Natur ein frommes Vergnügen zu schöpfen.

Sie besuchten ihre bekannten Lustgänge, oder abgelegene Refiere von wildem Ansehen, und geheiligte Grotten, an deren weiſse Felsenwände der Mond einen sanftzitternden Glanz streute; einsame Örter, wo in tiefer Stille die Betrachtung wohnt, wo die Seele von den Sinnen abgezogen, gleich einer unbewegten See, deren spiegelglatte Fläche selbst von keinem Zefyr gekräuselt wird, das Bild der Gottheit auffaſst, und über das neue Licht, das in ihr umherstrahlet, erstaunt, und über die groſsen Aussichten und stillentzückenden Hoffnungen, die sich plötzlich vor ihr enthüllen. .

Gedankenvoll begab ich mich jetzt ins Einsame, eine stille Schwermuth umzog meine Seele, da sie von dem Anschauen dieser glücklichen Menschen einen Blick auf die gefallne Erde warf, und empfand wie viel wir verloren haben! Ach, dacht' ich, wie selig sind diese Menschen durch die Empfindung, daſs sie von Gott abhangen. Eine solche Seligkeit war auch uns zugedacht; aber wir wollten nicht von Gott abhangen, und dieſs ist noch jetzt die natürliche Quelle unsers Elends. Ach! was ist aus unsrer Erde worden, die ehemahls ein Paradies war! Ach! was ist aus dem Geschöpf worden, welches in engelähnlicher Schönheit das Bild des Schöpfers von sich strahlte! O dieser traurige Gedanke läſst mich keinen andern Verlust beweinen! Ich klage nicht deine verwelkte Schönheit, o Erde, ehemahls ein Abglanz des Himmels; nicht deine ewigblühenden Lustgefilde, noch die Bäume mit ambrosischer Frucht, und den unsterblichen Frühling der den Fuſstritt der majestätischen Menschen, wo sie gingen, mit Blumen bestreute: Aber die auf ewig verblühte Unschuld, das nicht mehr unverfälschte Herz, die verlorne Schönheit der Empfindungen, die erloschne Flamme der allgemeinen Liebe, die zerstörte Harmonie — ach diesen Verlust beweine, meine Seele! Ja traure mein Herz, und ihr meine Augen weinet; weinet, indem so viele Myriaden meiner Brüder, ihres Jammers uneingedenk, in eiteln Freuden sich verlieren, und die kurze Zeit durchscherzen, die ihr Schicksal entscheiden soll.

Von welch einem Himmel ist unsre Erde herabgestürzt! Von welch einer Hoheit ist die menschliche Natur gesunken! Wie verfinstert ist der Verstand, dessen Auge unverwandt auf das Urbild aller Vollkommenheit und Wahrheit gerichtet seyn sollte! Welch ein Labyrinth von wilden Begierden ist das Herz, welches bestimmt war ein heiliger Tempel des göttlichen Geistes zu seyn, in welchem die reinste Liebe zu Gott ewig brennen sollte! Wie eitel und unbändig sind diese Triebe, die uns wie auf Flügeln der Engel schneller zu Gott empor tragen sollten! Von der Wahrheit, dem Licht worin Gott wohnt, und welches von ihm über alle Geister ausflieſset, sind uns nur zweifelhafte Strahlen übrig geblieben, die über den Verstand hinstreifen, und der Seele keine Wärme geben. Die Wahrheit, wenn sie nicht in einem verdunkelten Verstand gebrochen und zerstreuet wird, senkt sich mit vollem geradem Strahl ins Herz, befruchtet seine Neigungen, und macht sie in ein Paradies von Tugenden aufblühen. So wirket sie in dieser unschuldigen Welt. Aber wir Elenden haben die Wahrheit mit der Unschuld verloren. Unsre von Thorheit geschwächten, von Leidenschaften geblendeten Augen können ihren Glanz nicht mehr ertragen. Wir hassen das Licht, weil es unsre Häſslichkeit aufdeckt. Kläglicher Verfall eines Geschöpfes, das in seinem Ursprung so gut, so heilig, so göttlich war! Ach! der Verfall ist so tief, daſs es auch denen, die nicht darüber spotten, unglaublich und romanhaft tönt, wenn wir hören, daſs der Mensch den Engeln gleich seyn sollte. Denn ehe wir eine denkende Seele in uns fühlen, werden wir schon verderbt. Alles was uns umringt, hemmet die Entwicklung dieser Selbstempfindung, die uns zur Erkenntniſs unsrer Natur und Bestimmung führen würde. Wir bilden uns nach fehlerhaften Beyspielen, und lieben das Böse, ehe wir das Gute kennen. Der Witz schmeichelt dem Affekt, und die Welt rechtfertigt ihn durch die Gewohnheit. — O Himmel, kannst du einem solchen Verderben zusehen! Wie kannst du eine Welt dulden, deren Häſslichkeit viele so sehr erschreckte, daſs sie sich genöthigt sahen, einen bösen Gott, den Urheber alles Übels zu erdichten, damit die Schmach nicht auf den Anbetenswürdigen fiele, von dem nur Gutes entspringen kann.

Indem ich so dachte, erschien mir plötzlich der Genius wieder, und sah mich an, als ob er lesen wollte, was in meinem Gemüthe vorging. Ich war so sehr von meinen Betrachtungen gerührt, daſs ich mich nicht enthalten konnte, ihm alle diese Gedanken zu sagen, welche die Vergleichung der unschuldigen Menschen mit mir und meinen Brüdern auf der gefallenen Erde in mir erregt hatten. Er hörte mich liebreich an; dann sprach er mit sanfter Stimme, und einem Blick voll mitleidiger Liebe:

Ich liebe diese Zärtlichkeit, die dich für deine Brüder weinen macht. Wie selten sind bey Menschen Thränen über ihr wahres Elend! Diese Wehmuth deines Herzens über den Anblick des allgemeinen Verderbens, das sich eines ganzen Geschlechts unsterblicher Wesen bemächtiget hat, ist eine Frucht des guten Geistes, der dein Herz zu beleben angefangen hat. Was ihr gemeiniglich Übel nennt, Krankheiten, Armuth, Verachtung, Trennung von seinen Freunden, so empfindlich auch diese Übel sind, so sind sie doch den Rechtschaffnen eine leichte Last. Aber darüber trauern, darüber weinen sie, dafs Menschen sind, die Gott nicht lieben; dafs Menschen sind, die ihre Seele wie Spreu dahin werfen, die sich gegen die Reitzungen der Wahrheit verhärten, deren Herz eine Grube der verächtlichsten und giftigsten Neigungen ist, die in der Gegenwart Gottes übels thun, und erst zu spät zittern — das jammert den Redlichen! Darüber weinen selbst die Engel, denen der Tag, an dem ein Sünder zu Gott umkehret, ein Festtag ist.

Aber hüte dich, fuhr er fort, dafs dich die Betrachtung des menschlichen Elends nicht bis in finstre Gedanken und in Zweifel treibe, die auf die Vorsehung selbst ihren Schatten werfen. Traure aus zärtlichem Mitleiden, dafs die Menschen nicht sind was sie seyn sollten; aber glaube auch, dafs die gefallene Welt so viel Gutes hat, als nöthig ist, in der grenzenlosen Sfäre der Allgegenwart Gottes geduldet zu werden. Ja noch mehr, die gefallene Welt, der Schauplatz der Sünde und des Todes, ist durch göttliche Künste genöthiget, noch mehr als jene unschuldigen, jene himmlischen Welten, die in ursprünglicher Schönheit glänzen, ihren Schöpfer zu verherrlichen.

Damit dir dieses klärer werde, so erinnere dich, dafs es eine natürliche Folge der Schwäche des menschlichen Verstandes ist, wenn du in einem Ganzen, das aus unendlich vielen Theilen zusammengesetzt ist, Unordnung findest. Denn eben so scheinen auch die Sterne, die in heitrer Nacht aus den Tiefen des Athers hervorschimmern, in ungefährer Verwirrung durch einander geworfen; da du doch, als ich dich in den wahren Gesichtspunkt stellte, über die unaussprechliche Schönheit ihrer Anordnung entzückt wurdest. Eben so scheint öfters die menschliche Welt ein Werk des Zufalls zu seyn, worin kein fester Plan, keine Grundideen und Absichten eines über das Ganze regierenden Geistes sind; aber die Ursache dieser Anscheinung ist in der Blödigkeit und engen Sfäre unsers Auges. Der oberste Geist, vor dem alles aufgedeckt liegt, siehet die Harmonie mit seinen Absichten, die einzige Schönheit die vor ihm gilt; er sieht Zusammenhang und Ordnung in eben dieser Welt, vor deren Anblick dir grauet, wenn du sie nur von der dunkeln Seite anschauest. Dem Menschen soll genug seyn zu wissen, dafs Gott seine Absichten erreicht sieht. Die moralische Ordnung ist eine unsichtbare Schönheit für euch, in viele Decken und Schleyer eingehüllet, welche zuletzt fallen, und euern erstaunten Augen eine ganz vollkommene Gestalt und untadelige Schönheit darstellen werden.

Vielleicht erwartest du mehr von mir, als Vertröstung und Hoffnung einer künftigen Erhöhung deines dämmernden Verstandes. Aber es ist euch in euerm jetzigen Zustand nichts nöthiger, als zu glauben, dafs das Ganze gut sey, und zur Ehre des Schöpfers ausfallen werde, ob ihr gleich nicht deutlich einsehet, wie dieses zugehe. Mache es wie Maria, die reinste unter den Seelen, die jemahls ein weibliches Herz belebt haben; als sie über das, was ihr Gabriel ankündigte, bestürzt war, weil sie nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, so beruhigte sie sich doch vollkommen, sobald ihr der Engel antwortete: Die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. So oft Zweifel dein Gemüth bewölken, so oft die sittliche Unordnung auf Erden, und die Labyrinthe der göttlichen Wege deine Gedanken verwirren, so stille dich selbst nach dem Beyspiel des Patriarchen mit der Versicherung: Der Herr wirds besorgen!

Indessen ist es möglich, auch ehe die Zeit des Glaubens sich in die Zeit des Anschauens verwandelt, mitten durch die Decken von denen ich dir sagte, einige Blicke in die verborgene Schönheit der Welt zu thun, deren Fall dein frommes Herz beklagt.

Meinest du wohl, daſs eben diese gefallne Welt Schönheiten, selbst in den Augen des Ewigen hat, welche keine andere Sfäre zeigen kann? — Eine kleine Überlegung wird dir zeigen, daſs es Tugenden unter euch giebt, die nur in einer gefallnen Welt möglich sind. Was ist schöner als die Geduld einer gefühlvollen Seele, die sich willig ihren Leiden unterzieht, weil sie glaubt, daſs sie ihr von der Hand des Herrn auferlegt sind? Was ist herrlicher als der Kampf des Tugendhaften mit seinen Leidenschaften? Je mehr Hindernisse die Tugend zu besiegen hat, desto heller und gröſser bricht sie hervor; der Widerstand nöthigt sie, alle ihre Kräfte zusammen zu fassen. Der Sieg ist desto edler, je mehr er kostet, und die Tugend desto gröſser, je schwieriger sie ist. Die Keuschheit eines Josef ist in gewisser Absicht schöner, als die Reinigkeit eines Serafs; denn jener muſste Reitzungen verachten, denen fast alle Menschen unterliegen; er muſste in eben demselben Augenblick die Schönheit und die Wollust, Zulika und sich selbst überwinden. —

Wie oft ergetzen wir uns, obgleich euern Augen unsichtbar, wenn wir Seelen sehen, welche mitten im Gedränge der bethörten Sterblichen die

Gesellig ward und Götter ehren lernte.
Entgöttert schleicht im Hain, am Rosenbach,
Der Musengott den Schäferinnen nach,
Der von den Sfären sang, besingt itzt junge
Busen,
Singt von des Kusses Wunderkraft,
Und, ihrem Führer gleich, berauschen seine
Musen
Mit Amorn sich in süſsem Traubensaft.

„So könnt' ich, liebe Herrn und Brüder,
Das ganze Götterkor durchgehn:
Allein es möchte leicht Satiren ähnlich sehn,
Und diese waren mir, ihr wiſst es, stets
zuwider.
Ich bin fürwahr kein Rigorist;
Indessen geb' ich zu bedenken,
Ob Amors Lust zu losen Ränken
Des Übels einzige Quelle ist.
Es wäre viel davon zu sprechen;
Doch Schweigen hat, wie Reden, seine Zeit.
Des Rangen Ungebundenheit
Bleibt allemahl ein Polizeygebrechen.
Man muſs ihm Einhalt thun. Nur, wie? ist
überhaupt
Wo man verbessern will, zumahl in Sachen
Von dieser Häklichkeit, viel schwerer als man
glaubt.

Wahrheit suchen, unermüdet, ob sie ihnen gleich immer wieder zu entfliehen scheint; Seelen, die vom Beyspiel der Welt unverderbt auf dem Weg der Redlichkeit fortgehen, die in innerlicher Stille über sich selbst wachen, die einen Bund mit ihren Augen machen, und ihren Sinnen einen Zügel anlegen, die über ihre kleinsten Fehler zittern, und jeden neuen Schritt auf der Bahn der Vollkommenheit für einen Gewinn ansehen; Seelen, welche der Anblick des Todes, mit allen seinen Schrecknissen bewaffnet, nicht bewegen kann, die Wahrheit zu verläugnen. Solche Seelen zu sehen, ist für himmlische Geister entzückend; wir spähen sie sorgfältig aus; die Niedrigkeit die sie verhüllet, kann sie vor unsern Blicken nicht verbergen; die Welt siehet nur ihre äuſsere Gestalt, wir bewundern die inwendige Schönheit, die für den Himmel reifet.

Ist es nicht ein wunderbares, ein erstaunliches Schauspiel, und himmlischer Zuschauer würdig, in einer Welt, wo das Böse seinen Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, englische Tugenden, göttliche Schönheiten zu sehen? Aber alles dieses ist ein Werk der Gnade; nur der Geist, dessen Weisheit Liebe, dessen Liebe Allmacht ist, konnte ein solches Werk ausführen; nur Er kann eben diese Welt die ihm Satan entwenden wollte, eben diese Welt, die ihren Schöpfer zu verunehren drohete, zum herrlichen Schauplatz seiner wundervollen Vollkommenheiten, und zum Augenmerk aller Engel und Geister machen.

THEAGES.

UBER

SCHÖNHEIT UND LIEBE.

EIN FRAGMENT. 1760.

Pur se tanto t'infiamma e ti conforta
Beltà celeste entro terreno velo,
Che sara dunque à vagheggiar la in cielo? Guidi.

THEAGES.

An Herrn P.

Sie verlangen von mir, Ihnen eine umständliche Erzählung von der Unterredung meines Freundes mit dem Platonischen Einsiedler zu machen, mit dessen Karakter Sie, als ein eifriger Sammler moralischer Seltenheiten, Ihr bewundernswürdiges Kabinet zu vermehren wünschen. Ich fühle alle Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir auflegen. Die Ideen unsers Platonisten haben einen so eigenen Schwung, daſs ich keine Hoffnung haben kann, ein so getreuer Kopist zu seyn, als ich es zu seyn wünsche, da ich (wie ich gestehen muſs) ein ganz verliebter Bewunderer des Theages bin. Aber Sie wollen lieber einen unvollkommnen Abriſs einer seltsamen Schönheit, als gar keinen. Ich will meinen besten Versuch machen, Ihr Verlangen zu befriedigen, da meine eigene Neigung das Gewicht, welches Ihre Bitten bey mir haben, so sehr verstärkt. Denn ich bin wirklich ganz von dem Ideal der vollkommnen Schönheit, welche Theages allein würdig mahlen kann, eingenommen; und wie gern spricht man nicht von dem was man liebt?

Stellen Sie Sich also ein anmuthiges Wäldchen vor, worin ein Paar Platonische Schwärmer in einer wilden Laube von duftenden Gesträuchen sitzen: der eine mit begeistertem Angesicht und mit Gesten, welche, gleich den Druckern in einem Gemählde, seiner Rede, Leben und Wärme geben; der andre in einer horchenden Lage, mit weit aufgesperrten Augen und halboffnen Lippen, wie man die bewundernde Aufmerksamkeit zu schildern pflegt: so haben Sie ein Bild von Nicias, dem Erzähler, und Ihrem ergebensten Freunde, dem Zuhörer.

Sie kennen den jungen Mann, den ich Nicias nenne, bereits aus meinen mündlichen Nachrichten als einen Virtuoso nach den Begriffen unsers Shaftesbury. Er ist ein feiner Kenner des Schönen in Natur und Kunst. Italien hat seinen Geschmack in Musik, Mahlerey und Baukunst durch die vollkommensten Muster gebildet. Die Kunst des Dichters ist ihm dadurch desto schätzbarer geworden. Aber seine Liebe zur poetischen Art zu denken hat ihn gegen unsre Sänger nicht nachsichtiger gemacht. Er hält nur Homere und Platonen für fähig, die erhabene Sprache zu reden, welche die Heiden die Göttersprache nannten, und sich darin nicht irrten, da Gott selbst sie redete, wenn er groſse Gefühle von seiner Majestät in menschlichen Seelen erwecken wollte. Die Tugend mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Schönheit, in ihrer wahren Temperatur, nach dem Leben, d. i. in nachahmlichen Handlungen schildern, die Thaten Gottes erzählen, den Menschen Geschmack am Edeln, Groſsen und Erhabenen einflöſsen, und (was die Seele des Christenthums ist) den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken, und an den Himmel, für den er geschaffen ist, angewöhnen, — dieſs sind, seiner Meinung nach, die Geschäfte der Dichtkunst. Er glaubt, Pindar würde dem göttlichen David nachgeeifert haben, wenn er das Glück gehabt hätte, etliche Jahrhunderte später geboren zu werden. Jetzo findet er zwischen dem Genie, den Gedanken und dem Schwung dieses Dichters, und seiner Religion, einen gewaltigen Kontrast. Die erhabenen Vorstellungen eines Pindar stehen seiner Meinung nach in einem falschen Lichte, wenn sie verschwendet werden, Fabeln ein Ansehen zu verschaffen, welche auch zu seiner Zeit nur Kindern und Säugammen erträglich seyn konnten. Es geht mir, sagte er mir einst, mit diesem erhabenen Griechen, wie es mir geht, wenn ich eine unschuldige Miene in dem Gesicht einer Buhlerin entdecke. Wie sehr würdest du mir gefallen, denke ich, wenn aus diesen sanften Zügen dein Herz redete, und wenn deine Wangen moralisch, und nicht aus List errötheten!

Diese Züge mögen genug seyn, Sie wieder an meinen Nicias zu erinnern. Nunmehr wird er selbst reden, und den Anfang von dem machen, was in dem Landhause der Gräfin von T. vorgefallen ist, deren Schwester Sohn er ist.

Aspasia (so wollen wir die Gräfin nennen) hat ihre Schönheit, welche, wie man sagt, in ihrem Frühling manches tapfere Herz entwaffnete, so gut zu erhalten gewuſst, daſs ihr niemand ansieht, daſs sie nahe an vierzig ist. Sie war schön, vortrefflich erzogen, sie zeichnete, sang, spielte Laute und Klavier, war die Seele in allen feinen Gesellschaften, und, was allem diesem einen höhern Glanz zu geben pflegt, sie war eine reiche Erbin. Dem ungeachtet hat sie sich nie geneigt gefunden, eines von den seufzenden Geschöpfen, mit denen sie die Hälfte ihres Lebens umringt war, zu erhören; ob sie gleich kein marmornes Herz hat, und in ihrem ersten Anblick lauter Güte und Leutseligkeit verspricht. Sie entschloſs sich früh, unverheirathet zu bleiben, und ist bisher standhaft gewesen.

Ohne Zweifel werden Sie Sich jetzt einbilden, daſs sie, aus Begierde den Engeln ähnlicher zu seyn, sich dem heiligen Stand der ewigen Jungferschaft gewidmet habe, von dessen schwanenweiſser Reinigkeit und Unschuld der heilige Hieronymus so viel schönes zu sagen weiſs. Sie sehen sie vielleicht schon in einem schwarzbekleideten Kabinet, an einem Tisch von Ebenholz sitzend, mit einem Krucifix, einem Todtenkopf und einer Sanduhr vor ihr, sich im Leben der heiligen Katharine von Siena vertiefen, und wenn sie zuweilen aus ihrer Entzückung erwacht, mit andächtigem Blick ihre himmlische Miene im Spiegel beobachten. Aber das ist es nicht, mein Herr. Aspasia liebt bloſs ihre Unabhängigkeit, und kann sich nicht entschlieſsen, die Meisterschaft über ihre Person, ihre Neigungen, ihre Zeit und ihr Vermögen einem Mann abzutreten, er möchte auch seyn wer er wollte. Denn sie hat nie einen Karl Grandison angetroffen, und sucht auch keinen unter dem Monde. Sie ist so weit von einer Nonne entfernt, daſs sie vielmehr mitten in der groſsen Welt lebt, ohne mit starken Banden an dieselbe gebunden zu seyn. Sie hält sich viel in der Stadt auf, besucht den Hof, und ist häufig in den Assembleen anzutreffen. Sie kennet die Welt, und ergetzt sich mit ihr, ohne ihre Gemüthsruhe, oder ihre Freyheit aufs Spiel zu setzen. Alle Leute von feiner Lebensart halten ihren Umgang für ein Glück, aber niemand stört sie, wenn sie allein seyn will, welches gewöhnlich auf dem Lande geschieht. Sie liebt die unschuldigen Ergetzungen mehr aus Geschmack als aus Leidenschaft. Sie liest viel, und lebt nur darum in einer gröſsern Sfäre, um Beobachtungen zu machen, und im Stillen Gutes zu thun. Eine immer heitre und muntre Temperatur des Leibes und des Gemüths hat sie jederzeit vor

Leidenschaften bewahret, die ihrem Ruhm oder ihrem Entschluſs nachtheilig werden konnten. In jüngern Jahren mag sie einige Fehler gehabt haben, die bey ihrem Geschlecht von der Jugend und Lebhaftigkeit des Geistes unzertrennlich scheinen; aber die Erfahrung und der Umgang mit ihrem Bruder haben sie zeitig genug gesetzt gemacht. Ich glaube, daſs ihre strengsten Tadler schwerlich etwas anders an ihr auszusetzen haben, als daſs sie die Pracht liebet, und ihrem Geschmack für schöne Gebäude und Meisterstücke der Mahlerey, wie es vielen scheinen wird, allzuviel nachhängt. Ich werde Sie einmahl in ihr Landhaus führen, um Ihnen zu zeigen, daſs sie einen sehr guten Geschmack hat.

Ich erlaube ihr dieses viel lieber, sagte ich zu Nicias, als wenn sie sich selbst auf eine so romanhafte Art, wie Sie vorhin fantasiert haben, lebendig begraben wollte, um die Maria Magdalena zu spielen, ohne wie diese eine Sünderin gewesen zu seyn. Denn wär' es nicht unverantwortlich, wenn sich eine Person der Gesellschaft entziehen wollte, die eine so schöne Rolle in derselben zu spielen weiſs? Aber ich sehe, daſs wir keine Ursache haben, ihretwegen in Sorgen zu stehen.

Nichts weniger, versetzte Nicias; Aspasia hat einen aufgeklärten Geist, welchem es leicht ist, in einem fröhlichen und sanften Temperament die Oberhand zu behalten. Sie kann eine Elisa Rowe

Man kann so bald aus übel ärger machen!
Bedenket also wohl, ihr Herren, was ihr thut!
Ein Schluſs ist freylich leicht zu fassen,
Zumahl um Tafelzeit: allein, sich reuen lassen
Was man gethan, steht Göttern gar nicht gut.“

So sprach der Patriarch der Spötter,
Der im Besitze war die andern sel'gen Götter
Und all' ihr Thun zu tadeln und zu schmähn;
Und weil es leichter war, ihn seitwärts anzusehn
Und stumm zu seyn, als ihn zu widerlegen:
So thaten auch die Damen, die es traf,
Was sie in solchen Fällen pflegen.
Die eine stellte sich als könnte sie dem Schlaf
Nicht widerstehn und schloſs die Augenlieder;
Unachtsam gafft die andre hin und wieder,
Spielt mit den Fingerchen an ihrer schönen Hand,
Bespiegelt sich, berichtiget ein Band
An ihrem Latz, und flüstert Kleinigkeiten
Der Nachbarin in's Ohr, als ob sie viel bedeuten;
Die Fächer rauschen auf und zu,
Kurz, keine thut als ob sie Ohren habe.
Uns scheint dieſs nicht der Damen kleinste Gabe,
Wir wünschen ihnen Glück dazu.
Auch Vater Zevs läſst, ohne sich zu rühren,
Die Danaen sich zu Gemüthe führen,
Und Mars, so lang' der Panegyrikus

bewundern, ohne die zweyte Rowe aus sich selbst erzwingen zu wollen.

Sie sagen sehr recht, erwingen, Nicias; denn es muſs, dünkt mich, allemahl ein affektiertes, steifes und hartes Werk heraus kommen, wenn jemand das eigene in einem seltsamen Karakter kopieren will. Eine Rowe ist eine Schönheit in der moralischen Welt; aber wenn Aspasia eine Rowe seyn wollte, so hätten wir eine schlechte Kopie mehr, und ein schönes Original weniger — Doch ich will Sie nicht mit meinen Einfällen aufhalten. Ich bin begierig, nun auch Ihren Theages zu kennen, nachdem Sie mich mit seiner Schwester bekannt gemacht haben. Sie müssen noch ein wenig Geduld haben, sagte Nicias, und mich dem Geiste der Erzählung überlassen, der jetzt auf mich gekommen ist; und welcher, gleich dem Sancho Pansa, augenblicklich aus dem Zusammenhang kommt, wenn man ihm einen andern Gang vorschreiben will, als den er selbst zu nehmen gesonnen ist. So reden Sie dann immerfort, Nicias; Sie hätten Sich keinen bessern Zuhörer wünschen können als mich; ich bin nie geschickter gewesen, meine Seele ins Ohr zusammen zu ziehen, als seitdem wir in dieser Laube sitzen.

Ich hatte, seitdem ich aus Italien zurück gekommen war, das Schloſs der Gräfin, welches in einer der annehmlichsten Gegenden liegt, nicht gesehen.

Ich besuchte sie also daselbst, und fand, daſs sie groſse Veränderungen in den Gärten gemacht hatte, in deren Anlage sie einen feinen, wiewohl ein wenig romantischen Geschmack hat. Sie liebt in allen Werken der Kunst die Verhehlung der Kunst, und eine gewisse Einfalt und angenehme Unordnung, welche sie den Werken der Natur ähnlich macht. Wenn man einen Hain von Fruchtbäumen, die in geraden Zeilen stehen, durchwandelt hat, steiget man an einem sanften Hügel in eine Wiese hinab, die mit allen Arten von Blumen, und im Frühling ganz mit Hiacinthen, Violen und Tulpen besetzt ist. Eine Quelle schlängelt sich in hundert Wendungen durch diesen kunstlosen Blumengarten, und schimmert lieblich aus den Blumen hervor. Aus dieser Ebne kommt man in eine andere Gegend, die einer Wildniſs ähnlich sieht. Hier und da ragen bemooste Ruinen, Obelisken, oder halbzerbrochne Statuen aus Gebüschen hervor. Die beiden Seiten dieser anmuthigen Wüste sind mit künstlichen Felsen eingefaſst, in welche Grotten eingehauen sind, in deren Eingang Nymfen, auf ihre Urnen gelehnt, hellrauschende Bäche ausgieſsen, die sich hier und da in kleine Seen sammeln, welche, mit kunstlosen Büschen umkränzt, von Schwanen und andern Wasservögeln bewohnt werden. Das Auge erstaunt in einem angenehmen Betrug, und man findet sich etliche Augenblicke fast genöthiget, die Fabeln der alten Poeten zu glauben, wenn man diese Nymfen in einer so einsamen und ehrwürdigen Gegend erblickt; denn ihre Locken scheinen zu flattern, und in ihrem Busen glaubt man das Leben wallen zu sehen; so geschickt hat der Künstler seine Idee dem Marmor einzudrücken gewuſst. Endlich verliert sich der Spaziergang unvermerkt in ein Labyrinth von Rosengebüschen, welche in Wände gezogen sind, die einander unzählige Mahl durchkreuzen, und in dem schönsten Monat des Jahrs diesen Ort zu einem Paradiese machen. Da und dort laden uns hohe Lauben ein, oder Grotten mit Marmorwänden, aus deren Ritzen Wasser hervor sprudelt. Die Nordseite des ganzen Gartens ist von einem groſsen Tannenwald beschützt, aus dessen Zweigen die Melodien aller Arten von Gesangvögeln hervorschallen, eine Musik, die angenehmere Eindrücke auf mich macht, als die künstlichen Triller und *falsae voculae* unsrer Sängerinnen. Ich weiſs nicht, ob Ihr Geschmack hierin mit dem meinigen sympathisiert; für meinen Theil ziehe ich eine solche Lustgegend den prächtigsten Gärten vor, und weiſs mir nichts angenehmers von dieser Art vorzustellen, es müſsten denn die bezauberten Gärten der Armide seyn, welche Tasso so unnachahmlich schildert; diese Inseln, „wo stehende Seen und flüssige Krystallen, Blumen, Kräuter und Bäume von aller Art, sonnige Hügel, beschattete Thäler, Haine und Grotten sich auf Ein Mahl in lieblicher Vermischung zeigten; wo die Kunst alles that, ohne gesehen zu werden, wo die Natur selbst im Scherz ihre Nachahmerin nachahmte; wo die bezauberte Luft den Blumen eine unsterbliche Lebhaftigkeit gab, und wo bis auf die rauschenden Blätter der Bäume alles musikalisch war, und Liebe athmete." Das Bild, das ich Ihnen von Aspasias Garten gemacht habe, ist nur sehr roh und eilfertig; und der wirkliche Anblick wird, meiner Beschreibung ungeachtet, allen Schein der Neuheit für Sie haben.

Ich bin entzückt über Ihre Beschreibung, rief ich aus, und Sie werden mir ein wenig Zeit lassen müssen, wenn Sie gesonnen sind, mich wieder aus den Zaubergefilden, die ich ganz lebhaft vor mir sehe, herauszuführen. Mich dünkt, es schickte sich nirgends besser als in dieser schönen Einöde, in der Gesellschaft der Nymfen, die Verwandlungen des Ovid oder den Roman des Bischofs Heliodor zu lesen; ja ich wollte fast wetten, daſs mich Schläfrigen selbst der poetische Geist überwältigen, und zu einem Theokrit oder Geſsner machen würde, wenn ich eine Weile einsam in dieser dichterischen Gegend herumirren würde. Aber wie ist es möglich, daſs Aspasia einigen Geschmack an dem Aufenthalt in der Stadt haben kann, da sie die Besitzerin einer solchen Landgegend ist?

Sie hält sich meistens auf dem Lande auf, so lang die schöne Jahrszeit währet; und ich versichre Sie, daſs sie sich das Vergnügen, das sie hier im Schooſs der Natur finden kann, zu nutze macht.

Sie bringt, wider die Gewohnheit und zur groſsen Ärgerniſs unsrer Damen, ganze Morgen oder heitre Sommernächte in ihrer Einöde zu, und belustiget sich damit, die Betrachtungen, welche sie hier zu machen pflegt, oder vielmehr die Gedanken, die sich selbst anbieten und gesellig an einander reihen, zu Papier zu bringen. Sie würden Aspasias Geist und Herz von einer sehr einnehmenden Seite kennen lernen, wenn ich Erlaubniſs hätte, ihnen etliche dieser Papiere zu zeigen. Wir wollen aber ein andermahl sehen, was hierüber zu machen ist.

Ich habe bereits der Neigung meiner Tante für Gemählde erwähnt. Sie besitzt eine Sammlung, die man in gewissen Stücken unvergleichlich nennen kann. Sie hat einen jungen Menschen, der einen seltnen Genie für diese liebenswürdige Kunst zeigte, auf ihre Kosten in Italien, Frankreich und den Niederlanden reisen lassen, woselbst er sich bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geübt hat. Im Ausdruck der Gemüthsbewegung, deren Theorie er tiefer, als bey seinen Kunstgenossen gewöhnlich ist, studiert hat, besteht seine gröſste Stärke. Aspasia hat ihn deſswegen zur Ausführung eines Vorhabens gebraucht, welches ihr Ehre macht, indem es zeigt, daſs sie das Schöne und Gute für unzertrennlich hält. Sie hat die gröſsten Personen der alten Geschichte, jede in der Handlung ihres Lebens, die ihr am meisten Ehre macht, schildern lassen. Hier sehen Sie z. B. den sterbenden

Sokrates; seine Miene drückt die heitre Gleichheit des Gemüths aus, welche diesen Weisen vor allen andern Sterblichen so kenntlich machte; seine Freunde stehen um ihn her und weinen, einige scheinen ihren Schmerz unterdrücken zu wollen, um ihm dadurch noch das letzte Vergnügen zu machen; er sieht sie mit tröstenden Blicken voll Freundschaft an, als ob er ihnen sage, daſs er in ein Land reise, wo die Ordnung und die Tugend, welche er die unmündigen Einwohner dieser Erde gerne lieben gelehrt hätte, in ihrer Majestät und Schönheit herrschen. Es ist fast unmöglich, dieses rührende Gemählde bald zu verlassen, obgleich die Kunst in jedem andern gleiche Stärke bewiesen hat. Ein solches ist die Tafel, welche dem jungen Scipio vorstellt, wie er der zärtlichen Umarmung zweyer Liebenden zusieht, die er einander wieder geschenkt hat. Das vollkommenste Vergnügen, der Gedanke, daſs er durch seinen edlen Sieg über eine eigennützige Begierde Glückliche gemacht hat, athmet aus einem erhabnen Gesicht. Der Numidier, den die Menschlichkeit dieses jungen Römers so glücklich gemacht hat, kann sich nicht enthalten, einen Blick voll Bewunderung auf seinen Wohlthäter zu werfen; die Empfindung seines Glücks nöthigt ihn auf den zu sehen, dem er es zu danken hat; aber seine Geliebte ist jetzt keines andern Gefühls fähig, als der Freude ihren Geliebten wieder gefunden zu haben. Sie scheint mit ihm in einer Einöde allein zu seyn; sie sieht nur ihn; man glaubt es dem

Bilde anzusehen, daſs es nur aus Freude sprachlos sey; aber desto mehr reden die Augen, deren mächtige Ausdrücke der Mahler durch einen geheimen Kunstgriff im Kolorit bis zum möglichsten Grad der Vollkommenheit nachzuahmen wuſste. Auf diese Weise werden Sie, mein Freund, den Solon am Hofe des Krösus sehen, den Plato, wie er einen zornigen Menschen bestraft, (Sie wissen, daſs er es selbst war) die Panthea des Xenofon, wie sie dem Araspes, mit der unverstellten Miene der Unschuld, in welcher sich ein Mitleiden ausdrückt, das mit Verachtung nüansiert ist, seine unedle Liebe verweiset; den Perikles, wie er voll Gemüthsruhe und mit der Majestät, die ihm den Nahmen Olympius verdiente, die Wuth des aufgebrachten Volks stillet, und ihre dräuenden Mienen zusehens erheitert; es ist, als ob sie fühlten, daſs sein Genius Gewalt über den ihrigen hat. — Mit dergleichen Schildereyen ist eine groſse wohlerleuchtete Gallerie auf beyden Seiten behangen. Einen andern geraumen Sahl hat eben dieser Meister mit andern moralischen Geschichten angefüllet, deren jede eine Situazion ausdrückt, die auch einem Dichter zu mahlen schwer wäre. Hier habe ich vornehmlich die Vorstellung des wollüstigen Jünglings bewundert, der durch die Beredtsamkeit des alten Xenokrates, eines Schülers des Plato, fast in einem Augenblick zu einem neuen Menschen gemacht wurde. Man sieht, wie die Empfindungen der Scham seinen Geist aus dem sinnlichen Schlummer erwecken; wie er groſse Entſchlieſsungen faſst, wie er mit Verachtung auf sein voriges Selbst zurück sieht, und ganz erstaunt ist, daſs er die Tugend, die er jetzt so schön findet, nicht eher gekannt habe. In einem andern ist der weise Kaiser von China, Yao abgebildet, wie er, auf Anrathen eines redlichen Ministers, den klugen und rechtschaffnen Chun, ob er gleich nur ein Landmann war, zum Mitregenten macht. Die Majestät eines Vaters vieler Völker ist in der Person des Kaisers, und eine unverstellte Tugend in dem Angesicht des Chun aufs glücklichste ausgedruckt. Der letztere scheinet mehr bekümmert als erfreut zu seyn, da er ein so wichtiges Geschäft übernehmen soll, für ganze Provinzen zu sorgen; doch sind in seiner nachdenkenden Miene etliche Züge, die ein mit Erstaunen vermischtes Vergnügen ausdrücken, als ob er über dem Gedanken, eine weitere Sfäre zum Wohlthun zu bekommen, alle Sorgen aus dem Gesicht verliere. —

Ich bin erfreut, sagte ich, daſs Aspasia eine Idee, die mir schon oft vorschwebte, wirklich ausgeführt hat. Wie viel Vortheil könnte die menschliche Gesellschaft davon haben, wenn viele Liebhaber der Mahlerey einen so gesunden Geschmack hätten wie Aspasia? Denn ich sehe wohl, daſs die Begierde zu gefallen, die Künstler immer verleiten wird, wofern sich nicht der Geschmack der Leute bessert, denen sie gefallen wollen.

Ich bin völlig Ihrer Meinung, fuhr Nicias fort, was die Anwendung der schönen Künste betrifft. Gefallen, soll niemahls der Hauptzweck, am allerwenigsten der einzige seyn. Auf eine gefällige Art nützlich seyn, ist das allgemeine Gesetz der schönen Künste. Niemand zweifelt an den guten Wirkungen eines Gedichtes, in welchem die Tugend in Beyspielen sichtbar wird. 1) Ein Gemählde, welches ein solches Beyspiel darstellt, muſs ähnliche Wirkungen thun. Wenn ich in der Gallerie der Aspasia bin, glaube ich in einer majestätischen Versammlung der tugendhaftesten Menschen zu seyn; ihre Bilder machen

---

1) Diese Materie, worüber der Verfasser damahls noch wie Bodmer dachte, ist seitdem durch schärfere und nicht so persönlich dabey betroffene Denker in das gehörige Licht gesetzt worden. Ein Gedicht, in welchem die Tugend in Beyspielen sichtbar wird, kann auf zweyerley Art gute Wirkungen (wie es hier genennt wird) thun: entweder durch die bloſse Kraft der Beyspiele selbst, und in diesem Falle kommt nichts auf die Rechnung des Dichters als die Wahl seines Stoffes, durch welche allein er weder ein Dichter, noch ein vortrefflicher Dichter wird: oder durch den Reitz der Dichtkunst, d. i. die Schönheit des Gedichtes an sich selbst, und diese ist von der Wahl des Stoffes und der sittlichen Güte oder Nützlichkeit desselben unabhängig. Ein Kunstwerk hat, als solches seinen Zweck in sich selbst; es verdient diesen Nahmen nur, oder ist nur alsdann was es seiner Natur nach seyn soll, wenn es schön ist; ob und in wiefern es auch nützlich seyn soll, wird durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhängt.

die gleichen Eindrücke, obgleich schwächer, die ihre lebende Gegenwart machen würde; und indem ich mich bey der Betrachtung eines einzelnen Stücks verweile, entwickeln sich eine Menge von Empfindungen und Gedanken, welche die Vorstellung des Mahlers ergänzen, und, mit derselben zusammen genommen, einen stärkern Effekt machen, als irgend eine Poesie allein zu thun vermögend wäre. Ich bin der Meinung, daſs eine Sittenlehre in allegorischen Gemählden, nach der Idee, die Shaftesbury in seinem Briefe über die Wahl des Herkules davon giebt, ein vortreffliches Mittel wäre, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. 2)

Aber wir haben jetzt keine Zeit, uns auf diese Nebenzweige meiner Erzählung heraus zu lassen. Ich muſs Ihnen nur noch sagen, daſs Theages auch ein Apelles ist; ein eigentlicher Apelles, der in allem dem, was das Wort Grazie bezeichnet, wie jener griechische Correggio, ganz eigen und unvergleichlich ist. Er hat dieſs nirgends besser zeigen können als in einem Gemählde, welches die Grazien selbst vorstellt, und die schönste Zierde des Kabinets der Gräfin ist. Die Erfindung

---

2) Um diesen Zweck erreichen zu können, müſsten solche Gemählde in einem ungewöhnlich hohen Grade vollkommen seyn; bedürften gleichwohl eines sehr scharfſinnigen Sokratischen Mentors zum Ausleger, und würden — am Ende doch nur wenig Frucht bringen.

V. 267 — 284.

Ihm um die Ohren sauſt, scherzt achtlos mit Auroren,
Fragt, ob ihr Alter noch die Schlaſsucht nicht verloren,
Und trägt sich an zu ihrem Cefalus.

Der Musengott allein — man weiſs wie leicht die Galle
Den Dichtern schwillt — fährt zürnend auf und kräht
Als ob die Nymfenwuth ihn plötzlich überfalle.
„Wie, ruft er, wenn vielleicht ein Reimer sich vergeht,
Die Leier zwingt dem Liebesgott zu fröhnen,
Mit Pafos den Parnaſs vertauscht,
Und statt der klaren Hippokrenen
In Wein von Beaune sich berauscht,
Soll es der Musen Kor, soll Föbus es entgelten?
Bekenn' ich mich zu jedem Dichterling?
Und soll man mich für Amors Sünden schelten?
Wohl weislich spricht Äsop: das schlimmste Ding
In dieser besten Welt sey eines Narren Zunge —"

Halt! lieber Sohn, ruft Zevs vom Thron ihm zu,
Besänftige dich, und schone deiner Lunge!

ist so geistreich, als die Ausführung bewundernswürdig. Es scheint, der filosofische Mahler habe seine Idee völlig erhascht, und den Cicero widerlegt, der es für unmöglich hält, das Bild von der Vollkommenheit, welches einem arbeitenden Dichter, Mahler oder Bildhauer vor dem Gemüthe schwebt, in seiner ganzen Schönheit auſser sich hervor zu bringen. Diese Grazien geben sich beym ersten Anblick durch die nahmenlose Empfindung zu erkennen, welche die bescheidne Anmuth in Seelen von zartem Gefühl zu erregen pflegt. Sie sind ganz blühend, ganz Leben, ganz Seele und Geist. Die aufrichtigste Unschuld, und eine naive Güte, der man sein Herz nicht versagen kann, athmet in ihren Mienen. Ein sanftwallendes Gewand (man glaubt, es wallen zu sehen) umschattet gleich einer Silberwolke, ihre keusche Schönheit, und erhöhet den Eindruck derselben unendlich weit über die unreservierten Venusbilder, welche alle ihre Reitzungen so wohlfeil auskramen, daſs sie nichts zu errathen übrig lassen. Eine jede dieser Grazien drückt etwas eignes aus. Die eine scheint die Freudigkeit der jugendlichen Unschuld abzubilden; sie gleicht in ihrer ganzen Person einer frischen Rose, die sich in der Morgendämmerung zu öffnen anfängt, und lächelt dem Frühling, der rings um sie aufblüht, mit heitern Blicken entgegen. Eine andre stellt die Sittsamkeit vor. Die Farbe, welche an Anmuth alle andre Farben in der Natur übertrifft, die holdselige Röthe, die durch eine Vergleichung mit der Rosenfarbe verdunkelt würde, tuscht ihre sanften Wangen auf eine so feine Art, daſs man fast böse auf den Künstler werden möchte, daſs er so kühn gewesen, der Natur so genau nachzuahmen, da er nicht fähig war ihr das wenige zu geben, was ihr noch zum Leben zu fehlen scheint. Ihre Miene drückt die Empfindung einer innerlichen Würde aus, welche ihr immer leise zulispelt, nichts zu thun oder zu leiden, was dieselbe verdunkeln könnte. Die dritte lächelt uns mit einer so sanften und offenherzigen Güte an, und es ist etwas so aufrichtiges und anziehendes in ihrem Lächeln, daſs ich keinen Nahmen für das, was sie ausdrückt, finden kann. So glaube ich, hat Klarissa Harlowe allen gelächelt, in denen sie Züge des göttlichen Bildes erblickte, allen Tugendhaften, allen die Trost oder Aufmunterung nöthig hatten, aber keinem Lovelace. Vergeben Sie mir, daſs ich so viel von diesen Bildern schwatze; ich habe mich Stundenlang bey ihnen verweilt, ohne mich satt zu sehen. Ich nenne sie, die moralischen Grazien. Guido Reni hätte sie vielleicht auch mahlen können, aber nur Theages konnte sie denken.

Aspasia war sehr vergnügt über den Eindruck, den die Grazien auf mich machten. „Diese verdienen, sagte sie, eigentlich den Nahmen des Wiederscheins der innerlichen Güte einer menschlichen Seele; ohne sie ist Schönheit ein lebloses unvollendetes Bild; durch sie ist auch ein verwelktes Angesicht lieblich. Die wenigsten von unsern Schönen wissen etwas von diesen Grazien, und die wenigsten Liebhaber haben Augen und ein Herz für sie. Würde Thomsons **Lavinia** den Beyfall unsers Weltalters erhalten? Ich will gütig seyn, und **vielleicht** sagen. Aber wo sollen wir sie finden, um die Probe zu machen? Und doch sind diese Annehmlichkeiten, die uns zu Bildern der Engel machen könnten, in der Anlage der weiblichen Natur. Aber sie werden von Zwang, von Affektazion, von Leidenschaften ausgelöscht. Lehrt man uns das, was wir seyn sollen? Man überläſst eine Natur, die der sorgfältigsten Pflege bedarf, sich selbst und dem Zufall; und dann künstelt man, wenn wir schon verdorben sind, so lang an uns, bis wir uns selbst nicht mehr ähnlich sehen. Glauben Sie mir, **Nicias**, ich habe die liebenswürdigsten Kinder gesehen, die anmuthigsten Gesichter, aus welchen eine Seele lächelte, die jeder moralischen Schönheit fähig war, und in weniger als funfzehn Jahren waren sie — in eine Gattung hübscher Affen ausgeartet. Das vermag unsre Erziehung! Aber sie werden bald ein Geschöpf sehen, welches das Urbild aller dieser Grazien ist, und an welchem sich zeigt, was eine Erziehung, die nach den Winken der Natur eingerichtet ist, vermag." Reden Sie im Ernst, **Aspasia**? Reden Sie von einem wirklich lebenden Geschöpfe? fragte ich ganz hitzig; wo ist sie, wie haben Sie mir eine solche Seltenheit so lange miſsgönnen können, da Sie mich inzwischen bey todten Nachahmungen aufhalten? — Ich hätte fast Lust, versetzte sie, mich mit Ihrer hitzigen neugierigen Ungeduld lustig zu machen. Aber ich kann nicht unbillig seyn und Ihnen verdenken, daſs Ihre Seele so schnell von gemahlten Grazien wegflattert, so bald sie von einem wirklichen Original derselben höret. Haben Sie nur Geduld, und sehen Sie inzwischen diese Schattenbilder an; bis wir etwan einmahl die Nymfe oder Sylfide, welcher sie nachgeahmt sind, an einem schattichten Brunnen schlafen finden; oder aus einer goldenen Abendwolke, von Zefyren getragen, herabsteigen sehen. — Hiermit muſste ich mich begnügen, (fuhr Nicias fort) und ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen, so sehr ich auch bat. Rathen Sie, ob ich nicht wieder zu meinem Gemählde zurück gekehrt sey, und es mit einem neuen Vergnügen, mit scharfsichtigern Blicken, und mit geheimen Wünschen angegaffet habe.

Sie haben mich, lieber Nicias (sagte ich) beynahe eben so neugierig und ungeduldig gemacht, wie Sie es damahls waren. Ich will mich aber selbst zur gelassenen Erwartung anhalten. Meine Seele arbeitet noch, diese liebenswürdigen Grazien ihrem platonischen Erfinder nachzumahlen. Mich dünkt jetzt, ich erblicke darin schon so viel, daſs ich die ersten Züge von dem Karakter Ihres Theages machen könnte. Ich weissage mir schon, obgleich nur in einer angenehmen Verwirrung unentwickelter Ideen, wie Theages von Schönheit und Liebe reden wird. Er wird nur die Natur, die unverdorbene Natur, schön nennen, und seine Liebe wird Tugend seyn; die Tugend in ihrer eignen Gestalt; denn die meisten Sittenlehrer haben sie uns übel zugerichtet.

Sie haben glücklich gerathen, sagte Nicias, wie Sie hören werden, wenn Sie mich jetzt mit Aspasien zu ihrem Bruder begleiten. Theages hatte uns wissen lassen, daſs ihm unser Besuch angenehm seyn würde. Wir machten uns an einem schönen Abend auf den Weg, und fuhren über eine Stunde durch eine Allee von Linden und Kastanienbäumen, welche uns endlich in eine Gegend brachte, die einer anmuthigen Wildniſs gleich sah. Sie ist an eine Wand von hohen Felsen angelehnt, und auf beiden Seiten mit Hügeln und Gehölzen umgeben. Überall herrschet eine Miene des Alterthums, die etwas festliches und ehrwürdiges hat. Eine sanfte Anhöhe lieſs uns in eine geraume Ebne hinab, welche ohne einige Spuren zu verrathen, einem selbstgewachsenen Paradies gleich sieht. Hier kam uns Theages ganz allein entgegen. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, ihn jemahls gesehen zu haben. Dieses machte, daſs ich ihn mit einer Art von angenehmer Erstaunung ansah, als ob ich unverhofft einen Verwandten gefunden hätte, der mein Freund hätte seyn müssen, wenn wir einander gleich ganz fremde gewesen wären. Ich habe nie eine sanftere Leutseligkeit mit so viel Hoheit und so schönen Zügen des ernsten Tiefsinns untermischt gesehen, als auf seinem Gesicht. Er schien über mich vergnügt, und betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit groſser Aufmerksamkeit. Unsre Gefühle leiteten uns unvermerkt auf die Schönheit der einfältigen Natur, welche in einer reitzenden Nachläſsigkeit vor uns ausgebreitet lag:

Um und um lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als wären sie neuerschaffen, und blühend wie Eden.

Theages sagte uns, daſs er sich nie geistiger und zum Denken aufgelegter finde als in den Spaziergängen, die er an jedem heitern Tag, zur Zeit der Morgen- und Abendröthe, auf den umher verbreiteten Hügeln anstelle. Weil aber sein Vergnügen mangelhaft seyn würde, wenn er nicht einen jeden schönen Gedanken, der ihm begegnet, eine jede Quelle von Betrachtungen oder frohen Empfindungen, die er aufgespürt, mit jemand theilen könnte, so nehme er entweder seine Pasithea mit; oder wenn er allein sey, lade er die Unsichtbaren zu seiner Freude ein, und bespreche sich, wiewohl in keiner bekannten Sprache, mit den ätherischen Geistern, welche unbemerkt um die Menschen schweben, und mit denen es, seiner Meinung nach, möglich sey, ein gewisses Verständniſs zu unterhalten.

Ich war gesinnt, ihn um eine Erklärung über diesen sonderbaren Artikel zu bitten. Wir waren aber indessen an den Eingang der Einsiedley gekommen, wo sich Theages in den schönsten Monaten des Jahrs aufzuhalten pflegt. Diese seltsame Wohnung ist ein pyramidalischer Felsen, der in viele Gemächer und Sähle ausgehauen ist. Man steiget durch eine breite steinerne Treppe zuerst in einen geraumen Sahl, der an jeder Seite ein Kabinet hat, welche ohne Spiegel, ohne die kostbaren Meubeln, die man in den Zimmern der Reichen zu sehen gewohnt ist, auf eine sehr angenehme Art mit Gemählden aus allen Reichen der Natur, und mit wirklichen Naturalien ausgeschmückt sind. Aus diesem Stocke steigt man in einen höhern, wo die gewöhnlichen Wohnzimmer des Theages und seiner jungen Tochter sind. Die Spitze der Pyramide ist eine Grotte, aus allerley Arten von Minern, Krystallen und Muschelwerken zusammen gesetzt. Allenthalben sprudelt Wasser aus den Ritzen des Krystalls und den Muscheln hervor, welches sich zuletzt an einem verdeckten Ort sammelt, und aus der Urne einer marmornen Nymfe sich von der linken Seite des Felsen in einen gepflasterten Teich stürzt, der von Schwanen bewohnt wird.

Theages, der von Jugend an einen besondern Geschmack an der Einsamkeit und dem betrachtenden Leben hatte, und immer ein Verächter prächtiger und gekünstelter Vergnügungen gewesen war, hat sich seit dem Tod einer geliebten Gemahlin diese Gegend ausgewählt, um daselbst, in einer zu seinen Absichten bequemen Einsamkeit, die einzige Tochter, die ihm von seiner Geliebten übrig war, nach einem Plan zu erziehen, den er der Natur selbst abgelernt hat. Er fürchtete sich nicht, daſs sie menschenfeindlich und leutescheu seyn möchte, wenn er sie künftig in einem reifern Alter nach und nach in die Gesellschaft einführen würde. Eine der Natur gemäſs gebildete Seele ist lauter Güte, Aufrichtigkeit und Liebe; und wenn sie in dem, was ihre jetzigen und künftigen Verhältnisse mit sich bringen, unterwiesen ist, so mangelt ihr nur noch eine gewisse Weltklugheit, ohne welche freylich auch das beste Herz und der aufgeklärteste Geist, zur Schmach dieser seltsamen Geschöpfe, die man Menschen nennt, nicht ruhig unter ihnen leben könnte. Aber diese politische Tugend, die im wahren Stand der Natur keinen Platz hätte, läſst sich am bequemsten lernen, wenn die nöthigere Arbeit schon gethan ist, und die Grundsätze, durch welche der Mensch seine wahre Gestalt, Symmetrie und Vollkommenheit erhält, schon eingewurzelt und Gewohnheit worden sind. Ich bin nachher völlig überzeugt worden, daſs die Methode des Theages, seine Tochter zu erziehen, so seltsam sie ist, seinem Zweck entsprochen hat. Wir wollen aber alles was dahin gehört, auf eine andere Gelegenheit verweisen. Ich muſste jetzt nur Erwähnung davon thun, damit Sie nicht den Theages für einen fantastischern Menschen ansehen möchten, als er in der That ist.

Ich gestehe Ihnen, sagte ich, daſs ich noch nicht mit Ihrem Theages zufrieden wäre, so ein vollkommner Platonist er auch seyn möchte; wenn Sie mir nicht sagen könnten, daſs er seine innerliche Vortrefflichkeit in einem derselben angemessenen Kreise von Thätigkeit offenbarete. Denn groſse Geister sind, nach meinem Begriff, den Sonnen ähnlich, von denen die Welt Licht und segensvolle Einflüsse zu erwarten berechtiget ist. Ich stoſse mich nie an dem Ungewöhnlichen. Sein Geschmack an dem einsamen Leben, seine romantische Wildniſs, seine Grotten und seine geheimen Verbindungen mit den Bewohnern des Äthers, fallen, an sich selbst betrachtet, so wenig in eine vernünftige Censur, als die Farbe der Kleider, die er trägt, die Speisen, die er vorzüglich liebt, oder die Melodien, die ihm am angenehmsten sind. Es muſs einem jeden erlaubt seyn, mehr Geschmack an dem Sausen eines vom Winde bewegten Tannenwaldes, als an dem Gerassel der Karossen zu finden; lieber Kräuter und Blumen, als einbalsamierte Stutzer zu riechen, und den Waldgesang einer Grasmücke dem künstlichen Gesang einer Astroa vorzuziehen. Kein Sittenrichter, kein Sokrates, darf mich zur Rede stellen, wenn mein Auge sich mit gröſserm Vergnügen bey der sanftern Schönheit einer Blonden, als bey den lebhaftern Reitzen einer Brünetten verweilet; aber er dürfte es, wenn ich so viel Geschmack an irgend einem Frauenzimmer fände, sie möchte nun blaue oder schwarze, oder gar Augen von allen Farben haben, wie die vergötterte Hortensia des St. Evremont, daſs ich meine übrigen Verhältnisse darüber versäumte. Und dieſs ist es eigentlich, worin ich ihren Theages kennen möchte. Die Gesellschaft hat Ansprüche an jedes ihrer Mitglieder. Diese müssen dem eignen und persönlichen Geschmack nicht aufgeopfert werden, ob sie gleich eine gewisse Farbe von ihm bekommen mögen. Oder wäre es billig bey lebendigem Leibe die Menschen zu verlassen, um mit Sylfen und Sylfiden Umgang zu pflegen?

Ich verstehe Sie, sagte Nicias. Sie wollen meinem Filosofen nicht erlauben, nur ein Einsiedler zu seyn. Sie werden hören, daſs sein ganzes System auf unmittelbare Verbindung der Ideen mit der Ausübung hinauslauft. Und ich kenne keinen Filosofen, dessen Leben allein so hinlänglich wäre, sein System bekannt zu machen, als den Theages. Meinen Sie denn nicht, daſs er der Welt einen wichtigen Dienst thue, wenn er ihr eine Klarissa oder Henriette Byron erzieht? Mit welch einer Schönheit vermehrt er die Welt? Wie viel moralisches Gutes wird eine solche Person in die menschliche Gesellschaft bringen! Wie viel wird ihr Beyspiel wirken! Ist es zuviel, wenn ich sage, daſs derjenige, der eine Klarissa gebildet hat, sich

V. 285 — 295.

Man kennt den Momus ja! Sey ruhig, goldner Junge!
Ey! bringt so wenig schon dich um die Seelenruh'?
Bemerkst du nicht, wie unsre frommen Damen
Des Spötters Neckerey'n so ruhig auf sich nahmen?
Ich selber, wie du siehst, ich thu'
Als fühlt' ich nichts, wenn er von hinten zu
Mir eins versetzt. Mit Leuten seines gleichen
Giebt sich kein Kluger ab: man sucht ihm auszuweichen,
Und kommt er dennoch uns mit seiner Pritsche bey,
Was hilft ein knabenhaft Geschrey?
Das Klügste ist, sich schweigend wegzuschleichen.

Menschen und Engel verbindlich macht? Denn muſs es nicht eine der gröſsten Glückseligkeiten seyn, ihr Gemahl, ihr Sohn, ihr Freund, oder ihr Schutzgeist zu seyn?

Ohne Zweifel, versetzte ich. Aber erlauben Sie mir doch zu sagen, daſs es zwar für die vortrefflichste Frauensperson genug gethan wäre, wenn sie der Welt eine Klarissa nachgelassen hätte, aber daſs wir mit Recht mehr von einem Manne fordern. Denn worauf gründen sich die Vorzüge, die wir vor dem andern Geschlecht behaupten, als auf einen weitern Umkreis unsrer Geschäftigkeit, und eine allgemeinere Beziehung auf das Ganze? Oder wozu soll sonst die ausgebreitete und aufgeklärte Erkenntniſs, und diese Stärke des Gemüths, deren wir uns rühmen, und die uns in den engen Grenzen eines einsamen und spekulativen Lebens wenig nöthig ist?

Glauben Sie nicht, sagte Nicias, daſs diejenigen unter die gröſsten Geister gehören, welche, ohne Geräusch zu machen, und ich möchte fast sagen unsichtbar und ungemerkt, gleich den guten Engeln, das Gute aus Neigung befördern, ohne daſs sie nach dem Ruhm schnappen, der schon manche kleine Seele aufgeschwellt, und zu Thaten veranlaſst hat, die man in Absicht ihrer Folgen gut heiſsen kann, ob sie es gleich nicht wegen des Beweggrundes gewesen sind? Ich kenne den

Theages als einen solchen verborgenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ich will jetzt nicht von der schönen Ordnung sagen, die er in der Verwaltung seiner ansehnlichen Ländereyen gemacht hat; von seiner Leutseligkeit gegen seine Unterthanen, welche er in eine so gute Verfassung gesetzt hat, daſs er selten Gelegenheit hat, sie durch Wohlthaten zu verbinden; von seiner Sorgfalt, ihnen weise Lehrer zu geben, welche die Kunst verstehen, auf eine Sokratische Art Thiere mit menschlichen Fähigkeiten zu wirklichen Menschen zu bilden. Alles dieſs hat er schon vor langer Zeit auf solche Weise angeordnet, daſs es ihm jetzt keine Mühe macht, es zu unterhalten. Er hat verschiedene geschickte Künstler an sich gezogen, und auf eine vortheilhafte Art in seinen Herrschaften gesetzt. Er hat jungen Leuten, denen nichts als eine unverschuldete Dürftigkeit im Wege stand, sich hervor zu thun, auf seine Kosten Gelegenheit verschafft, sich in demjenigen, wozu sie das meiste Geschick hatten, vollkommen zu machen. Tugend und Fleiſs sind seiner belohnenden Aufmerksamkeit gewiſs. — Ich sehe in Ihrer Miene, mein Freund, daſs Sie einen solchen Eremiten bewundern. Aber das ist noch nicht alles. Er hat ehemahls auf Reisen mit jungen Leuten von Stand und vorzüglicher Hoffnung in verschiedenen Ländern eine genaue Bekanntschaft errichtet; er unterhält dieselbe durch Briefe; er nimmt in Geheim an allen ihren Unternehmungen Theil, und viele edle Thaten sind ursprünglich seine Eingebungen gewesen. Dieſs ist etwas von dem was Theages thut, welcher so schön denken und reden kann. Vielleicht kann Ihnen dieses Beyspiel dazu dienen, daſs Sie nicht allzueilfertig über Leute urtheilen, die in einer gewissen Entfernung weniger scheinen als sie sind. Einige schimmern weit umher, und blenden und rasseln mit ihren Thaten; die besten sind vielleicht diejenigen, deren schönste Seite nur sehr wenigen bekannt wird, weil sie, ohne Absicht auf Vortheil oder Ruhm, ihre Lust daran finden das Gute zu befördern, und das bey tausend Gelegenheiten, die andre entwischen lassen, und auf eine Art, die nicht in die Augen fällt. Vielleicht hat es mit der moralischen Schönheit die gleiche Bewandtniſs wie mit derjenigen, welche unsern Mädchen den Spiegel so beliebt macht. Eine Schönheit, die beym ersten Anblick auſser sich setzt, und dem Herzen, so zu sagen, Gewalt thun will, macht selten dauerhafte Eindrücke; sanfte Züge und sittsame Annehmlichkeiten, die sich erst nach und nach entdecken, nehmen langsamer ein, und gefallen immer. Ich weiſs, daſs Ihnen jetzt Theages gröſser vorkommen wird, als alle seine kriegerischen und politischen Ahnen, ob er selbst gleich weder Lorbern noch Ordensbänder aufzuweisen hat.

Ich bezeugte ihm, wie Sie leicht erachten können, daſs ich den Theages verehre, und nichts mehr von ihm zu fordern habe. Ich finde in der That, daſs wir sehr geneigt sind, von andern viel zu fordern, damit wir selbst desto weniger thun müssen. Aber wie wird es uns andern gehen, wenn von uns nur der vierte Theil von dem, was dieser sonderbare Einsiedler thut, verlangt werden sollte?

Wir kamen nunmehr in den Gleis unserer Erzählung zurück. Theages, so fuhr mein Freund fort, zeigte uns, weil es noch heiter genug war, seine Felsenwohnung, deren hintre Seite mit groſser Arbeit ausgebrochen und zu einem Garten geebnet ist, wo er Blumen und fremde Gewächse zieht, die alle von seiner eignen Hand gepflegt werden. Er hat dieses Werk durch eine Anzahl starker Leute verrichten lassen, die er in seinem Gebiet müssig fand, und durch diese Probe zur Arbeit angewöhnen wollte, bis er etwas anders für sie ausgefunden hätte. Über der Tafel machte ich eine neue Beobachtung. Theages hat nur die unentbehrlichste Bedienung in seiner Einsiedeley, und diese besteht aus lauter stummen Personen. Die Ursache dieser Seltsamkeit erfuhr ich nachher, da mir Theages erzählte, wie er seine Tochter erzogen habe, welche sich eben jetzt auf einem benachbarten kleinen Gut einer Frau von sehr vorzüglichen Verdiensten befand, die mit zwey wohlerzogenen Töchtern daselbst ein glückliches und mit Wohlthun beschäftigtes Leben führt. Diese gottselige Dame und die Gräfin Aspasia sind die einzigen, denen Theages seine Tochter zuweilen anvertraut, bis er es gut finden wird, sie nach und nach in einem gröſsern Zirkel bekannt zu machen. Wir drey machten also die ganze Gesellschaft aus. Die Gräfin machte sich nach ihrer Gewohnheit über sein Einsiedlerleben lustig, und sagte, daſs sie einer Filosofie nicht recht traue, die nicht herzhaft genug sey, sich mitten in der groſsen Welt zu behaupten. Ich sagte ihr: Daſs das, was sie einen Mangel an Herzhaftigkeit nenne, vielleicht eben eine Wirkung der wahren Filosofie sey, welche nicht mache, daſs man nichts fürchte, sondern daſs man nur das fürchte was wirklich fürchterlich ist. Ich kann nicht sagen, versetzte Theages, daſs irgend ein Miſstrauen gegen die Stärke richtiger Grundsätze, und gegen mein eignes nicht ungeprüftes Herz mich gewisser Maſsen von der Welt entfernet habe. Es ist vielmehr, auſser einer noch höhern Absicht, ein besonderer Geschmack, dem ich ohne Versäumung meiner Pflichten folgen zu können glaubte. Ich bin nie Stoiker gewesen, und glaube nicht, daſs ich in allen Umständen gleich glücklich seyn könnte. Ich habe diese Lage ausgewählt, weil sie sich zu meinen Ideen am besten schickt: und ich bin gar nicht ungeneigt, Ihnen, mein Herr, diese Ideen zur Prüfung vorzulegen. Ohne Zweifel würde das die beste Erklärung über meine Lebensart seyn, die Ihnen eigensinniger vorkommen mag, als sie in der That ist.

Ich sagte ihm, daſs das Wunderbare und Ungewöhnliche mit einem Anschein des Guten verbunden, allezeit etwas Anziehendes für mich gehabt habe; und daſs meine Seele sich voll Verlangen seinen Reden eröffnen werde, wenn es ihm gefallen wollte, eine so gütig erweckte Hoffnung zu erfüllen.

Erlauben Sie mir, fuhr *Theages* fort, einige Schritte mit Ihnen in die Jahre zurück zu thun, da meine Seele anfing, sich selbst für einen wichtigen Gegenstand ihrer Gedanken zu halten. Dieses geschah erst, nachdem sie eine Art von Streiferey durch die ganze Welt der Geschöpfe, denen sie sich am ähnlichsten fand, gethan hatte. Die Anmerkungen, die sie auf dieser Reise machte, waren ihr zu den Betrachtungen nöthig, die sie bey ihrer Rückkehr in sich selbst anstellte. Hier that sie, in einer feierlichen Stille, die Frage an sich selbst: Was ist denn *das Letzte*, was alle diese Menschen, die ich in so groſser Bewegung gesehen habe, suchen? Ohne Zweifel ist es die Glückseligkeit, die man gewiſs nicht mehr, als sie es verdient, *sucht*. Eine Menge manchfaltiger Empfindungen hat mich gelehrt, was Vergnügen ist. Aber ich habe keine Erfahrung von einem zusammenhängenden *Zustande* von Vergnügen, von dem ich mir gleichwohl eine Vorstellung machen kann. „Ein *heitres* Vergnügen, ein *mäſsiges* Vergnügen, ein Vergnügen *ohne Scham oder Reue*, eine Vergnügen das *immer in meiner Gewalt* wäre," ein solches fehlt mir, und ehe ich das besitze, werd' ich mir die ekelhaften Gespenster, die man Schmerzen, Sorgen, Reue, Überdruſs nennt, nie vom Halse schaffen können. Ich begreife nicht, daſs meine Seele geschickt seyn sollte, ein Bild der Glückseligkeit zu erfinden, welches nur darzu dienen müſste, ihres Unvermögens zu spotten, und sie mit einer mehr als Tantalischen Qual durch den Anblick eines unmöglichen Gutes zu martern, welches sie immer umsonst zu besitzen wünschte. Tausend Begierden, das empfinde ich, flattern um alle Gegenstände die mir vorkommen, herum, und suchen dieses gewisse und bleibende Vergnügen. Diese Begierden können nicht bestimmt seyn immer zu flattern, immer nach Luft zu schnappen. „Es ist also möglich, die Glückseligkeit zu finden, deren Besitz sie zufrieden stellen wird."

Diesen Satz nahm ich für eben so gewiſs an, als einen andern, „daſs es die allerwichtigste und nächste Angelegenheit des Menschen sey, sich glücklich zu machen." Aber eben so gewiſs fand ich, „daſs es eine schwere Kunst seyn müsse, glückselig zu werden," weil ich den gröſsten Haufen des menschlichen Geschlechts vergeblich nach diesem Ziel rennen sah. Es begegneten ihnen wohl ganze Schwärme von Freuden, die von ferne wie Glückseligkeit aussahen, und von den meisten auch dafür gehalten wurden. Aber diese Freuden hatten alle die schlimme Eigenschaft der Statuen des

Dädalus; sie liefen davon ehe man sichs versah, und das, was ich suchte, sollte beständig und zuverlässig seyn. Überdem waren mir die obgemeldten Gespenster, von denen ich alle Welt geplagt sah, ein sichres Zeichen, daſs da, wo sie wären, keine Glückseligkeit seyn könnte.

Ich fand aber bald, daſs die Anmerkung, die ich auf meiner Streiferey gemacht hatte, vielleicht einen andern Grund als eine Schwierigkeit, die in dem Gegenstand selbst läge, haben könnte. — Die Stimme der ganzen Natur, die mir Gott offenbarte, brachte mich unmittelbar auf den Gedanken: „in einer Welt, wo Gott gleichsam die Seele ist, müsse die Glückseligkeit, für einen jeden, dem die Natur ein Recht gegeben sie zu verlangen, weder schwer zu erwerben noch weit zu suchen seyn.“ Vielleicht, dachte ich, ist es eben die Leichtigkeit glücklich zu werden, was den Menschen hinderlich ist. Vielleicht verführt sie ihre angeborne Neigung zum Glänzenden, zum Wunderbaren und Seltsamen. Den meisten ist vielleicht die Einbildung, daſs dasjenige, was sie glücklich machen werde, in die äuſserlichen Sinne fallen müsse, im Wege. Ein Vorurtheil, welches sie verachten würden, wenn sie überzeugt wären, daſs ihr Geist, ihre Seele, das denkende Wesen in ihnen ganz allein und eigentlich Sie selbst sey.

Dieser letzte Satz hatte mich sehr früh auſserordentlich gerührt und nachdenken gemacht, da ich ihn zuerst im Cicero las. Ich untersuchte ihn so scharf ich konnte, und befand ihn wahr. Daher nahm ich als ungezweifelt an: „daſs alle die Sachen, denen die meisten den gröſsten Werth beylegen, sinnliche Ergetzungen, Reichthum, Pracht, Ansehen, Gewalt, so lange gänzlich bey Seite gesetzt werden, und in keine Betrachtung kommen müſsten, bis ich mich desjenigen, was mein wahres Selbst glücklich machte, versichert hätte." Alle diese flüchtigen Objekte, die nur gleichsam die Oberfläche der Seele auf eine angenehme Weise berühren; die nur das Thier in eine zückende Bewegung von Freude setzen, aber nicht den Geist vergnügen, schienen mir zu der Absicht, wozu sie von den meisten gesucht und gebraucht werden, nicht das geringste werth zu seyn.

Das, was ich aus allen diesen Betrachtungen folgerte, war dieses: daſs ich mir vornahm, „die Kunst, glückselig zu seyn, auf die ernsthafteste Weise zu studieren." Hierin entfernte ich mich gänzlich von dem gemeinen Wege. Bey allem diesem unruhigen Verlangen nach Glückseligkeit wendet fast niemand Zeit und Ernst auf eine gründliche Untersuchung dessen, was glücklich macht; aller Eifer wird auf die Erwerbung gewisser vermeinter Güter gewandt; aber zu untersuchen, ob diese Güter wirklich glückselig machen, dieſs hält man für eine unnöthige Mühe. Welche widersinnige Geschöpfe sind diese Menschen, die sich vernünftige Wesen nennen!

Ich beschloſs, in dieser Bemühung die Weisesten zu Hülfe zu nehmen. Ich ging von einem Filosofen zum andern, und fand, daſs die meisten sich diese wichtige Sache nicht so angelegen seyn lassen, wie sie das Ansehen haben wollen; es schien mir, als ob sie im Arme der eingebildeten pöbelhaften Glückseligkeit von der wahren nur träumten. Ich will Sie jetzo nicht in die besondern Umstände meiner Untersuchung verwickeln. Es mag genug seyn, wenn ich sage, daſs ich eine vorzügliche Neigung zu der Stoa gewann, welche mehr als irgend eine Schule der alten Filosofen mit Ernst sich um die Wissenschaft der Glückseligkeit bekümmert hat.

Ihr vornehmster Grundsatz, „lebe der Natur gemäſs," schien mir schon beym ersten Anblick die ganze Auflösung meiner Aufgabe zu enthalten. Es war nicht schwer, mich in diesem Gedanken bis zur völligen Gewiſsheit zu bestärken. Die Natur ist das, was uns fähig macht, den Endzweck unsers Daseyns zu erfüllen; der Endzweck unsers Daseyns ist eben das, was ich Glückseligkeit genennt habe; man muſs also der Natur gemäſs leben, um glückselig zu seyn.

Die Stoiker beweisen hierauf, „daſs Tugend die Vollkommenheit unsrer Natur sey; daſs kein Mensch auf dem Erdboden lebe, der nicht, wann er die Natur zur Führerin nehme, zur Tugend gelangen könne; und daſs der Tugend zu einer

Anmerkungen.

1) S. 249. v. 119. Der Spötter Momus —

Dafs Momus hier ungefähr eben dieselbe Rolle spielt, wie in Lucians Götterversammlung und im Jupiter Tragödus, braucht für Leser, die mit diesem Schriftsteller nicht unbekannt sind, kaum erinnert zu werden.

2) S. 249. v. 126. frisches Blut *vel quasi* —

Anspielung auf eine Stelle in Cicero's Dialogen *de Natura Deorum*, die wir im Neuen Amadis schon angeführt haben.

3) S. 250. v. 147. Priapus.

S. die Anm. 3. zum zweyten Gesange.

4) S. 251. v. 167. Mit Mulcibern soll aufgelesen haben.

Die Rede ist von dem drachenfüfsigen Erichthonius, der sein Daseyn einem ziemlich seltsamen Paroxysmus zu danken hatte, der den guten Vulkan überfiel, als Minerva einst allein in seine Werkstätte kam, um sich neue Waffen bey ihm zu bestellen — eine Anekdote, die man in Benjamin Hederichs Mytholog. Lexikon in einem Ton und Styl, die vermuthlich einzig in ihrer Art sind, erzählt finden kann.

vollständigen Glückseligkeit nichts fehle.“ Keine unter allen Sekten der Weisen hat sich mehr Mühe gegeben, die Natur dessen, was recht oder unrecht, anständig oder unanständig ist, zu ergründen. Keine hat die Leidenschaften, welche sie für das gröſste Hinderniſs der Tugend ansehen, genauer ausgeforschet. Keine hat den Weisen und Tugendhaften mit prächtigern Farben geschildert. Ihr weiser Mann ist nicht einmahl minder als Gott, ja Seneka hat sogar das Herz, ihn über Gott hinauf zu setzen.

Aber eben dieses zeigte mir die schwache Seite dieser schwülstigen Sittenlehrer. Sie mahlen die Tugend in kolossalischer Gröſse und mit einem göttlichen Glanz umgeben; aber sie sind nirgends schwächer, als wenn sie zeigen sollen: wie man sein Gemüth in eine Verfassung setzen müsse, in welcher es uns leicht und natürlich ist, die Tugend auszuüben.“ Ich merkte bald, daſs einer von ihren vornehmsten Sätzen, „daſs man alle seine Güter in sich selbst suchen müsse,“ sehr weit von der Natur abweiche, und daſs Selbstgenügsamkeit nur in Gott möglich sey. Eben so wenig konnte ich die Unterdrückung des sinnlichen Theils unsers Wesens mit der Natur reimen. Ein Mensch der ganz Vernunft, ganz Geist, ganz Gedanke ist, ist zwar ein stoischer Mensch in einer stoischen Welt; in der wahren Welt aber giebt es keine andern Menschen, als (wie unser Haller sagt) Mitteldinge von Engeln und von Vieh.

Ich fand also die stoische Filosofie gar nicht den Schönheiten ähnlich, welche desto mehr gewinnen, je länger man sie betrachtet. Ich verlieſs diese geschminkte, in sich selbst verliebte Dame, und schwärmte einige Zeit hin und her, bis ich zufälliger Weise über das Gastmahl des Plato kam. Mit einem ungemeinen Vergnügen fand ich hier in dem Gespräche der Diotima mit dem Sokrates die lang gewünschte Auflösung meines Problems, in einem System, welches mir zuweilen, wenn ich so sagen darf, geahnet, welches ich aber selbst nicht zu entwickeln vermocht hatte. Ich begab mich nun in die Unterweisung dieser tiefsinnigen Lehrerin der Kunst zu lieben, und fand ihre Lehre so übereinstimmend mit der Natur, welche ich zur Führerin genommen hatte, daſs ich den gröſsten Grad der Glückseligkeit erreicht zu haben meinte, wenn ich nach ihren Vorschriften leben würde. Ich machte also durch die Ausübung die Probe über die reitzende Filosofie. Ich beschloſs, meine äuſserlichen Umstände, wenn sie in meiner Gewalt wären, so einzurichten, daſs sie mich in dem wahren Leben nicht hindern könnten. Ich brachte meine Geschäfte in eine Ordnung, die mich von aller Unruhe befreyt, und wurde gewisser Maſsen ein Einsiedler, ungeachtet ich viele Verbindungen mit den Menschen behielt, die ich mehr als alles Sichtbare liebe.

Sie haben mich, unterbrach ich ihn, sehr begierig gemacht, Ihre Filosofie genauer zu kennen, da Sie dieselbe eine Kunst zu lieben nennen. Diesem nach, muſs sie ein viel freudigeres und lächelnderes Aussehen haben, als sie in den Schriften unserer Schulweisen anzunehmen pflegt. Wie reitzend muſs sie seyn, wenn man nur ein Liebhaber zu seyn braucht, um ein Filosof zu seyn?

In der That, versetzte Theages, Sie haben dazu nur nöthig ein Liebhaber zu seyn, aber ein weiser und allgemeiner Liebhaber, ein Kenner aller Schönheiten, der seine Liebe nach den Graden des Schönen abwäget. Der Genius, welchen Plato zu einem Sohn des Porus und der Penia macht, ist von dem Kupido der spätern Dichter sehr verschieden. Dieser hat die Augen verbunden; jener prüfet alles mit dem inwendigen Auge, welches allein die wahren Proporzionen und Schönheiten zu empfinden und zu bestimmen geschickt ist. Der eine verwundet mit seinen Pfeilen; ja nicht selten taucht er sie in ein Gift, welches den Verstand angreift, und den Pazienten in einen so seltsamen Zustand setzt, als wenn er von einer Tarantel wäre gebissen worden; in eine Schwermuth, die nicht anders als durch die Melodie mitleidiger tröstender Akzente von den geliebten Lippen kann geheilet werden. Der andere verwundet niemahls; er erweckt keine andern Begierden, als die er befriedigen kann, und verdient daher in der That, mit gröſserm Recht als der Bacchus der alten Poeten, den Nahmen eines Gebers der Freude. Es ist wahr, beide Amorn haben *Flügel*; aber der Gebrauch, den sie davon machen, ist sehr ungleich. Der eine *flattert*, wie ein Schmetterling, von einer schönen Figur zur andern; er setzt sich auf jede und genieſst keine, weil in einem unbeständigen Gemüthe keine Neigung oder Empfindung, der Gegenstand derselben sey auch noch so vortrefflich, Festigkeit bekommen kann: der andere hat nur Flügel, um sich *aufzuschwingen*, indem es seine Natur erfordert, sich nicht bey irdischen Farben und Gestalten zu verweilen, sondern durch die glänzenden Reihen immer höherer Schönheiten zu dem Urbild dieses aus der ganzen Schöpfung hervorstrahlenden Abglanzes hinauf zu steigen. Es ist keine längere Vergleichung nöthig. Sie sehen schon, daſs Sie von unserm Platonischen Genius viel mehr Vortheile zu erwarten haben, als von dem muthwilligen Knaben der Venus. Er miſst seine Freuden nicht tropfenweise zu, er reiſst nicht in flüchtigen Entzückungen dahin, an denen der betäubte Geist keinen Antheil nimmt; seine Wirkungen sind ein Zustand der Heiterkeit und des sanften Vergnügens, eine angenehme Bewegung unsers ganzen Wesens, eine beständige harmonische Thätigkeit, in welcher sich die Seele von den Hefen der Sinnlichkeit immer mehr reiniget, und freyer, geistiger, engelähnlicher wird. Aber eben diese himmlische Natur des Platonischen Amors wird ihm in dieser Welt, deren vornehmste Bewohner selbst gröſsten Theils nur Thiere sind, niemahls einen groſsen

Anhang zuwege bringen; die meisten werden allezeit derjenigen Liebe nachlaufen, die weiter nichts als Augen und Gefühl von ihnen verlangt.

Ich gestehe Ihnen, Theages, (sagte ich) daſs ich recht begierig bin, mich unter die Fahne Ihres erhabenen Amors zu begeben, und in den Geheimnissen seines Dienstes unterrichtet zu werden. So furchtsam ich vor dem blinden Kupido bin, der seine goldnen Versprechungen mit Reue und Überdruſs zu bezahlen pflegt, so getrost könnte ich mich diesem Ihrem guten Genius anvertrauen, der uns, wie es scheint, nicht durch bezauberte Gefilde und Labyrinthe erhitzter Begierden, sondern auf den einfältigen und anmuthsvollen Pfaden der Natur zur Glückseligkeit führen will. Gewiſs ist er ein guter Engel, da er so wenig miſsgünstig ist, uns andern Sterblichen die rechte Kunst zu lieben mitzutheilen; die ohne Zweifel unter den Olympiern in den Auen des Friedens und den Tempeln der Harmonie, in der gröſsten Vollkommenheit ausgeübet wird.

Wie leicht sind wir doch zu gewinnen, sagte Aspasia lächelnd, wenn man die Saite in unserm Herzen trifft, die am liebsten angiebt. Nicias ist schon mehr als ein halber Platonist, so bald er gehört hat, daſs Ihre Filosofie eine Kunst zu lieben ist. Ihr Amor steht ihm ungemein wohl an, weil Sie ihm eine Gestalt geben, welche seinen Ehrgeitz befriediget. Aber verlassen Sie Sich darauf, mein guter Nicias; die beiden Amorn sind einander nahe verwandt, und es ist schon oft geschehen, daſs sie ihre Kleidung mit einander verwechselt haben, und daſs der leibhafte Kupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylfe gegeben hatte. Ich rathe Ihnen, nicht allzu leichtgläubig zu seyn. Zum wenigsten versichre ich Sie, daſs Sie bey Ihrem neuen System so viel Vorsichtigkeit nöthig haben werden, als bey irgend einem andern. Denn der bemeldte Knabe der lächelnden Venus ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker als in eine Franciskanerkutte maskieren kann; und wenn er die Dame Fantasie auf seiner Seite hat, (welches ihm ein leichtes ist) so weiſs ich nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten können. Was mich betrifft, ich habe immer die stoische Gleichmüthigkeit und Ruhe dieser seelenschmelzenden Zärtlichkeit vorgezogen, die vielleicht ihre eignen Vergnügen hat, und lebhaftere als wir andern kalten Seelen kennen, aber wegen ihrer Empfindlichkeit auch tausend Qualen ausgesetzt ist, die um viel stärker verwunden, als die Nadelstiche, welche das Horazische Mädchen ihrem Liebhaber giebt.

Wollen wir uns, sagte Theages lächelnd, durch die Einfälle dieser lebhaften Dame furchtsam machen lassen? Sie hat immer einen kleinen Groll gegen das Wort Liebe gehabt, ob es gleich, selbst nach Luthers Urbild, einen so süſsen und lieblichen

Klang hat, daſs kein Wort in einer andern Sprache die angenehmste aller Gemüthsbewegungen so bedeutend ausdrückt. Aber glauben Sie mir, mit aller ihrer Gleichmüthigkeit, welche entweder eine Frucht unsrer Filosofie oder ein Fantom ist, würde sie es uns sehr übel nehmen, wenn wir glaubten, daſs sie das nicht liebe, was ich Ihnen als den wahren Gegenstand unsers Herzens vorstellen werde. Die Liebe, die ich Sie lehren will, wird nichts zweydeutiges haben, sie wird im strengsten Verstand Weisheit seyn. Die Heiterkeit der Seele, welche Aspasia so sehr liebt, ist ihre unausbleibliche Frucht; aber von einer eigentlichen Ruhe weiſs sie nichts. Diese sehen wir als einen Tod der Seele an. Wir müssen immer in Bewegung, aber unsre Bewegungen müssen Harmonie seyn. Das ist es alles.

Aspasia (erwiederte ich) hat mich nicht furchtsam gemacht, denn ich bin nie vermessen gewesen. Es wäre thöricht, in meinem Alter, in Rücksicht auf den anmuthsvollen Betrieger, vor dem mich Aspasia warnet, unbewaffnet und sorglos zu seyn, welches vielleicht in keinem Alter angehet; aber meine Furchtsamkeit ist allezeit meine Sicherheit gewesen. Weil wir aber doch lieben müssen, (denn, sind nicht alle Neigungen Liebe?) so ist es besser, man lehre uns recht, was und wie wir lieben sollen. Und dieses erwarte ich von Theages, und ich bin ungeduldig nach der Erscheinung des Amors, von welchem er mir eine so schöne Hoffnung gemacht hat. Können wir ihn nicht durch irgend eine Zauberformel, oder geheime Ceremonien noch heute zu uns herunter nöthigen?

Ich hoffe, versetzte Theages, Sie werden noch Geduld genug haben, den nächsten Morgen zu erwarten, wo wir auf jenem umschatteten Hügel unter dem erwachenden Schimmer der Morgenröthe am geschicktesten seyn werden, diese erhabnen Geheimnisse vorzunehmen. Daselbst werden wir, wofern wir ihn nicht sehen, zum wenigsten Sie seine Gegenwart, und ich seine Begeisterung empfinden.

LADY JOHANNA GRAY,

ODER

DER TRIUMF DER RELIGION.

EIN TRAUERSPIEL. 1758.

— — Frustra leges et inania Jura tuenti
Scire mori sors optima! — —

PERSONEN.

LADY JOHANNA GRAY.

LADY SUFFOLK, Mutter der Johanna.

DER HERZOG VON SUFFOLK, ihr Vater.

DER HERZOG VON NORTHUMBERLAND, ihr Schwiegervater.

LORD GUILFORD, Gemahl der Johanna.

DER BISCHOF GARDINER.

SIDNEY, Vertraute der Lady Johanna.

Officiers und Leibwache.

5) S. 252. v. 185. allein die Wände reden —

Dieser Ausfall des Momus auf den Ruhm der Götterkönigin bezieht sich auf die komische Erzählung Juno und Ganymed, und würde, da die Lauterkeit dieser Quelle mehr als verdächtig ist, in dem Munde eines jeden andern als des Momus nicht zu entschuldigen seyn, da sich in der alten Mythologie nichts findet, was den Urheber derselben von dem Vorwurfe, diese Göttin verleumdet zu haben, frey sprechen könnte.

ERSTER AUFZUG.

ERSTE SCENE.

Sidney. Lady Johanna Gray.

Sidney.

Schon lange hallt das Innre des Palastes
Von klagendem Getön — Des Königs Schicksal,
Dein Schicksal, Albion, wird jetzt entschieden!
Wie bebt mein ahnend Herz! — Doch, seh ich nicht
Des frommen Suffolk schöne Tochter,
Und Guilfords Braut, die königliche Lady
Johanna Gray, sich nahn? — Ihr thränend Auge
Verkündigt eine böse Botschaft!

Lady Johanna Gray.

Es ist geschehn! — Der König ist nicht mehr!
Mein Freund, mein Bruder Edward! — gute
Sidney,

O hilf mir weinen! Weine, gute Sidney!
O! misch' in meine und in Englands Thränen
Die Deinigen — der König ist nicht mehr!

Sidney.

Gott! welch ein Schlag! Weh uns! O Gott! wie schwer
Fällt deine Hand auf uns! — Mit ihm
Sinkt Albions letzte Hoffnung!

Lady Johanna.

Einer solchen Tugend
War **diese** Welt nicht werth! Der Himmel hat
Sein stärkres Recht an ihn zurück gefordert.

Sidney.

Zu früh! Ach! allzufrüh, o theurer Jüngling,
Eilst du zurück, die Himmelsluft zu athmen
Wo du geboren warst — zu früh für uns,
Eh noch die goldnen Tage kamen,
Von denen uns die Morgenröthe schon
Aus deinem hulderfüllten Antlitz strahlte.
Dich flehten unsre ungestümen Seufzer
Dem Himmel ab, dich, unsre letzte Hoffnung!
Zu dir, zu dir rang ein gequältes Volk
Die wunden Arme, seiner Fesseln müde,

Der Tyranney, der Todesscenen müde,
Ermüdet zwischen Furcht und banger Hoffnung
Ein ungewisses Leben fortzuschleppen.
Zu dir hob mitten aus den Flammen
Die leidende Religion ihr Auge
In heiſsen Thränen auf! — Ach! Edward, Edward
Fliehst du von uns? Eh deines Volkes Glück
Dich mit dem süſsen schönsten aller Nahmen,
Dem Nahmen, der im Ohre frommer Fürsten
So lieblich tönt, dem Vaternahmen, krönte?

Lady Johanna.

Dieſs, Freundin, dieſs durchbohret mir die Seele!
Mein eigner Schmerz, so scharf er ist, verschwindet
Im allgemeinen Elend! — O! mein Vaterland,
Du kennst noch nicht in seinem ganzen Umfang
Den Werth des Guts, das du verloren hast.
O! groſse Thaten, werth des Nachruhms, werth
Von künft'gen Altern nachgeahmt zu werden,
Den Fürsten, die noch ungeboren sind,
Erhabne Muster, hat sein früher Tod,
Der Welt geraubt! Was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des dritten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,

Das ganze Kor der Schwestertugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Vergebens bot ihm mit Sirenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süſsigkeiten;
Wie Herkules verschmäht' er sie, und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!
Und o! wie zärtlich war sein fühlend Herz,
Wie scharf sein innres immer waches Ohr,
Der Weisheit leise Warnungen zu hören!
Wie weit verbreitet seine Menschenliebe!
Gefühlvoll für die Leiden seiner Brüder,
Von Sehnsucht glühend Allen wohlzuthun,
Schnell zum Verzeihn, und nur der Bosheit streng.
Wie sanft, wie frey von Stolz und eitler Selbstheit,
Der Wahrheit hold, auch wann sie ihn bestrafte — 1)
O! mein zu weiches Herz! — O theures Bild,
Ists möglich, bist du alles, was von ihm
Mir übrig ist? O flieh! du täuschest mich·
Ihn mir so lebend, so mit jedem Zug,
Mit jedem Lächeln seiner holden Augen
Stets vorzustellen — Theurer Jüngling! Nimmer
Ach! Nimmer werden diese holden Augen
Auf die Gespielin deiner Kindheit lächeln!

Nie wird mich deiner Stimme süſer Ton
Beym Nahmen rufen! Nimmer werden uns
Bey deines Platons göttlichen Gesprächen
Die Winterstunden zu Minuten werden!
Ists möglich, kannst du mich zurücke lassen?
Mich, deren Seele mit der deinigen
So zart verwebt war! — Ach! Und wo? wo läſst
du mich,
Zu deinen anverwandten Engeln eilend?

Sidney.

Gerecht sind deine Klagen, fromme Schöne:
Doch bald wird sie der allgemeine Jammer
Unhörbar machen! — Ach! die schwarze Stunde,
Da Edward starb, ist Englands Todesstunde.
Sein Tod wird ganze Hekatomben würgen!
Die Freyheit stirbt mit ihm, die nun so lange,
Aus Griechenlands und Rom's Ruinen flüchtig,
In Albion sich eine Zuflucht suchte.
Und ach! Was wird die Kirche Gottes werden?
Die, kaum errettet aus des Tiegers Rachen, *)
Zu athmen anfing, unter Edwards Schutz
Die erste goldne Zeit der Christen hoffte;
Die Tage hoffte, da das heil'ge Volk
Noch auf dem Pfade seines Meisters ging,
Da Unschuld, Sanftmuth, ungefärbte Liebe

Das Merkmahl war, woran man Christen kannte?
Ach! jede Hoffnung beſsrer Zeiten sinkt
In Edwards Grab! Und welche Schreckgestalten
Zeigt uns die Zukunft? Bald, o schrecklicher Gedanke!
Verschlingt die Erde, bebend vor Entsetzen,
Das Blut der Zeugen, das aus Flammen sprudelt.
Maria leiht der priesterlichen Wuth
Den königlichen Arm. Weh uns! was bleibt
Der nackten unbewehrten Unschuld übrig?
Wenn du, o Gott, dich unser nicht erbarmest,
Und Edward aus den Au'n des Lichts herabsteigt,
Der treue Schutzgeist seines Volks zu bleiben!

Lady Johanna.

Er wird, er wird es seyn! Kein Mutterherz
Schlägt zärtlicher für ihren ersten Säugling,
Als Edwards Herz für sein geliebtes Volk.
Vor allen trug er die in seiner Brust,
Die nach der Reinigung der Kirche seufzten,
Und an das Werk des Herrn voll Heldenmuths
Die Hand schon angelegt. Nur die Erinnerung
An sie, hielt seine Lust zum Sterben auf.
In dieser Nacht, da schon sein Geist im Eingang
Des Himmels schwebte, naht' ich unbemerkt,
Beym düstern Schein der Lampe, seinem Lager.
Er betete. Sein thränenvolles Auge

Schien unverwandt zu Gottes Thron entzückt,
Und sagte mehr, als Worte reden können.
Doch brach die Inbrunst seines Herzens oft
In Seufzer aus, die auf den starren Lippen
Zu Worten wurden, und in meine Brust
Wie Pfeile drangen. „Gott, (so hauchte sich
Die heil'ge Seele aus) nimm mich zu dir!
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir, und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O! meine Seele
Lechzt lange schon dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weiſsest es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu seyn! Und doch, um derer willen,
Die du erwählt hast, um der Frommen willen,
Die zu dir weinen, laſs mich länger leben!
Noch leben, bis das groſse Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Gescheh!“ 5) Hier schwieg sein Mund, und mir
Zerfloſs das Herz in nahmenloser Wehmuth.

Sidney.

Des frommen Edwards letztes Seufzen wird
Und kann nicht unerhört zum Himmel steigen.
Zwar Edward starb! Doch Der, zu dem er flehte,
Hat tausend Mittel uns zu retten übrig.

Lady Johanna.

Die Wege Gottes sind dem blöden Menschen
Geheimniſs; die Gedanken, die er denket,
Sind nicht wie unsre eiteln Traumgedanken.
Nur Wunder, die wir nicht berechtigt sind
Zu fordern, können uns dem offnen Rachen
Des Untergangs entreiſsen! — Edwards Krone
Fällt nach dem Reichsgesetz, und Heinrichs letztem Willen
Jetzt auf Mariens Haupt. Die Stund' ist da,
Auf welche sie ihr racheschnaubend Herz
So lang vertröstete, die Stund' ist da,
Nach der sich Rom und seine Priester sehnten.
O! was für grauenvolle Scenen
Von Blut und Mord weissagt mein bebend Herz!
Schon lange lechzt ihr Eifer nach dem Blute
Der Heiligen! — Von Mönchen mit gezücktem Stahl,
Von Priestern, die mit räuberischer Faust
Den Donner Gottes schleudern, rings umgeben,
Wird sie, die neue Königin, den Thron
Auf Todtenschädel gründen, und den Himmel
Und Roms erzürntes Haupt mit Menschenopfern
Versöhnen wollen. Bonner, Gardiner,
Und andre, deren tief versteckte Bosheit
Zu Edwards Zeit sich in Verstellung hüllte,
Stehn schon bereit, den Gott der sanften Liebe

In ihrer heuchlerischen Wuth zu rächen.
Ach, Sidney! — Ach! Die Zahl der Wahrheitsfreunde,
Der Redlichen, verliert sich in der Menge
Der falschen Seelen, die von jedem Winde
Wie Rohre wanken, immer fertig sind,
Dem zuzurauschen, den das Glück begünstigt.
O England! O zu früh verwaiste Kirche!
So kürzlich erst gepflanzt, jetzt schon im Keime
Von strenger Glut versengt! O kleine Schar
Der ersten schwachen Säuglinge der Wahrheit!
Für euch bricht mir mein schwesterliches Herz,
Für euch thränt unversiegt mein ahnend Auge!
Der Himmel zürnt den frommen Thränen nicht,
Dem Zoll der Menschlichkeit; er fordert nicht,
Daſs wir gefühllos seiner Schläge lächeln.

Sidney.

Lord Guilford kommt, Prinzessin, deine Klagen
Und den gerechtsten Schmerz mit dir zu theilen.
Ich geh', der Stadt, die zwischen Furcht und Hoffnung
Erwartend schwebt, ihr Schicksal anzukünden.

ZWEYTE SCENE.

LADY JOHANNA. LORD GUILFORD.

Lady Johanna.

O Guilford! komm! und mische deine Thränen
Den meinigen! — O Freund! wie elend macht
Uns dieser Morgen! — Ach! Wie bald, wie plötzlich,
Wie tief sind wir der schönsten Morgenröthe
Des Glücks entstürzt! — O wie ist um mich her
Die Welt zerstört! Wie schwarz das Licht der Sonne!
Die Sfären stehen! Stumme Todesstille
Ruht auf der Schöpfung! — Guilford, du allein
Bist mir noch übrig, (letzter Trost im Elend!)
In deinem Arm mein Leben, ungetadelt
Und ungestört, in Seufzer auszuhauchen.

Lord Guilford.

O! du — wo find' ich einen Nahmen,
Der deinem Werth, und meiner Liebe gleicht?
Du schönste, reinste Seele, die sich je
In Engelsbildung dieser Erde zeigte,
Ersinke nicht den Leiden, die dein zartes Herz

VIERTER GESANG.

V. 1 — 15.

Die Götter schickten nun, bey wohl verschloſsnen Thüren,
Mit hohem Ernst sich an, in Sachen zu votieren;
Als ein Getös' im Vorgemach
Das weitere Verfahren unterbrach.
Kaum lauscht man stutzend nach dem Orte
Woher es kommt, so knarrt die goldne Pforte,
Die Flügel rauschen auf, und siehe! Paar an Paar
Schleicht leis' und schneckenhaft ganz Pafos und Cythere
Zum Sahl hinein: der Scherze leichte Schaar
Mit düsterm Blick und ungebundnem Haar;
Die Grazien, in lange Trauerflöre
Wie Klageweiber eingehüllt,
Drey echte heilige Nituschen;

Zerreiſsen! Zage nicht, du meines Lebens Wonne.
Noch
Ist alles nicht verloren; noch ist Hoffnung da.
Dein Vater, dessen fromme Redlichkeit
Und sanfte Güte jedes Herz schon lange
Sich eigen machte, und Northumberland
Das Haupt des Raths, mein Vater; und viel andre
Der edelsten des Reiches, deren Ansehn,
Von Macht und Gunst des Volkes unterstützt,
Mariens Anhang leicht zur Erde drückt,
Die alle leben noch, und leben nur
Zum Schutz der guten Sache! —

Lady Johanna.

O Guilford! Hoffe nicht
Auf Menschen, deren Kraft ein Schatten ist,
Ein Traum ihr Leben! Hoffe nicht
Auf Stützen, die vom schwächsten Stoſse fallen!
Dort über uns — schau durch die Wolken auf,
Die unserm Blick die sel'ge Aussicht wehren! —
Dort wohnt, von Engeln, die ihr Wink bewegt,
Umringt, dort wohnt die Macht, die uns erretten kann!
Sie schaut auf uns herab! Sie lenkt, sie ordnet alles!
Nur der Gedank' an sie — hält meine Seel' empor,
Daſs sie nicht ganz ersinkt!

Lord Guilford.

Vertraue nur,
Du schöne Heilige! vertraue du
Der Vorsicht, die du glaubst, und deren Macht und Güte
Gleich unbegrenzt, gleich unaufhaltbar ist.
Sie wird uns retten! Aber sie gebraucht
Zu ihren unsichtbaren Thaten stets
Die sichtbare Natur, den Lauf der Dinge,
Der Menschen Arm, und Witz und Leidenschaften.
Sie wird die Helden, die sich jetzt zum Heil
Des Vaterlands verbinden, zweifle nicht!
Mit Klugheit und mit starkem Muth begeistern.
Der Rath versammelt sich. Den Augenblick,
Da ich hierher ging, sah ich meinen Vater,
Mit Mienen, die ein wichtiges Geheimniſs
Zu decken schienen, Hand in Hand
Mit deinem Vater zur Versammlung eilen.
Mir ahnet was. Ein zweifelhaft Gerücht
Schleicht leis' am Hof' umher, und murmelt heimlich,
Von einem Mund zum andern, — Edward habe,
In seinen letzten Stunden noch bekümmert
Für unser Wohl, ein Testament verlassen,
Wodurch die römischdenkende Maria
Vom Throne ausgeschlossen sey. Ist dieſs,
So hat des besten Königs früher Tod

Die Aussicht einer bessern Zukunft uns
Nicht ganz geraubt! So kann noch Albion,
So kann die Kirche, die nach Freyheit schmachtet,
So kann dein Guilford, der in dir den Himmel
Der Tugend und der Schönheit mit Entzücken
Sein eigen nennt, noch frey, noch glücklich seyn!

Lady Johanna.

Was du mir sagtest, ist mir unbegreiflich.
Wie kann des achten Heinrichs letzter Wille,
Der, wenn der Himmel Edward fordern würde,
Den Thron Marien giebt, vernichtet werden?
Wie kann das Volk, wie kann der Rath der Edeln
Die Heiligkeit des theuren Eides brechen,
Wodurch sie sich dem Sterbenden verbanden?
Wie konnte Edward, er, in dem die Tugend
Uns sichtbar ward, des Vaters Angedenken so
Entehren? — Nein! er konnt' es nicht!

Lord Guilford.

Auch mir ist ein Geheimniſs was ich seh,
Und was ich hör', und was mein Herz mir weissagt.
Doch bald —

Ein Officier erscheint.

Der Officier.

Lord Guilford, der Senat erwartet dich.

Guilford zum Officier, der wieder sich entfernt.

Gut!

Zu Lady Johanna.

Nun wird alles sich uns bald enthüllen.
Jetzt fordert mich die Pflicht. Ich stahl den Augenblick
Nur, Theurste, dich zu sehn, und deinen Muth
Mit einem Strahl von Hoffnung zu beleben.
Jetzt sind Minuten mehr als Tage werth,
An einer einzigen vielleicht
Hängt Englands Schicksal und das unsrige.
Die Feinde schlummern nicht — Ich eile, desto bälder
Zu dir zurück zu fliegen — Lebe wohl!

Lady Johanna.

Ein guter Engel leite deine Tritte!

DRITTE SCENE.

LADY JOHANNA allein.

Indessen, daſs die Weisen, daſs die Väter
Des Reiches sich zum Heil des Staats berathen,
Was kann ich thun? Ich, deren Herz so feurig
Für Englands Glück, fürs allgemeine Wohl

Der Menschen schlägt! — Was kann ich thun? —
Ach England,
Mein mütterliches Land, ich kann nur weinen!
Nur über deiner Noth mich selbst vergessen!
Nur einsam weinen, und, die schwachen Arme
Gen Himmel ringend, Dich um Hülfe flehn,
O du der Engel und der Menschen Vater! —
Komm! stille Ruh, komm süſse Einsamkeit,
Umschatte mich! O, kommt, geliebte Bilder
Von Tod und sanfter Ruh im stillen Grabe,
Und vom Triumf der fesselfreyen Seele,
Die sich dem Staub entschwingt! Nur ihr allein
Besänftigt meinen Schmerz, nur ihr vermögt den Kummer
In schlummerndes Vergessen einzuwiegen!

ZWEYTER AUFZUG.

ERSTE SCENE.

NORTHUMBERLAND allein.

Wenn nicht das Schicksal, oder eine Gottheit,
Die mir zu mächtig ist, mein Werk zerstört,
Die Arbeit vieler Jahre, vieler einsam
Durchwachten Nächte, wenn mich Alles nicht
Betriegt, verläſst — so trennt mich nur ein Schritt
Vom höchsten Gipfel, den der Stolz des Menschen
Erstreben kann! — Wie günstig fügt sich alles
Nach meinem Wunsch! — Durch seiner Tochter Band
Mit meinem Sohn, ist Suffolks Ansehn mein!
Das Volk ist mein durch Guilford. Wie bequem
Erblaſst der junge Fürst! Sein letzter Wille.
Beschworen von den Mächtigsten des Reichs,
Die, willig oder nicht, mein Ansehn zwang,
Schlieſst Heinrichs ältste Tochter von der Krone

Auf ewig aus, und giebt Johannen Gray
Den Königstitel, mir des Zepters Macht!
Mariens Anhang darf, durch diesen Streich
Als wie von einem Donnerkeil getroffen,
Nicht wagen, sein bestürztes Haupt zu zeigen.
Das Volk, das Rom und seine Fesseln hasset,
Nach Freyheit seufzt und vor Marien bebt,
Wird mit Entzückung, wird mit offnen Armen
Die neue Königin von Edwards Hand empfangen,
Die ihm so ähnlich ist, — die er so zärtlich,
Wie seine Schwester liebte, deren Tugend
So viel verspricht! Ja alles, alles stimmt
In meine Absicht ein! — O! Welche Aussicht
Umglänzet mich — Zwar muſst' ich sie erkaufen!
Und theu'r erkaufen! — Bedford muſste fallen —
Der junge König — Doch, verschlieſse dich
In meine Brust, verderbliches Geheimniſs,
Und ruh auf ewig da! Ein undurchdringlich Dunkel
Umhüllt mein Werk! — Wer kommt? — Sie ist es selbst!
Wie schön, wie unschuldsvoll! Wie mahlt ihr Antlitz
Ein königliches Herz! Wie werth ist sie
Des Glücks, daſs ihr mein Mund entdecken wird!

ZWEYTE SCENE.

Northumberland. Lady Johanna.

Northumberland.

Komm, meine Tochter, laſs mich dich umarmen,
Zum letzten Mahl dich mit dem süſsen Nahmen,
Begrüſsen, der —

Lady Johanna.

Was sagt mein theurer Lord?
Zum letzten Mahl? —

Northumberland.

So will die Pflicht es künftig!
Johanna, fasse dich! Vernimm, verehre
Des Himmels Fügungen! — Der letzte Wille
Des guten Fürsten, den der Tod uns raubte,
Der heilge Wille, dessen Feyrlichkeit
Des Rathes Schwüre unverletzlich machen,
Erkläret — dich — zur Königin der Britten.

Lady Johanna.

Mich? Mylord! — hör ich recht? Ists Guilfords Vater
Der mit mir spricht? — Ists möglich? Kann er wohl
In dieser ernsten Stunde, da der Himmel
Durch Edwards frühen Tod Brittannien
Das Todesurtheil spricht, — in dieser Stunde,
Da jeder weint, dem in der Brust ein Funke
Von Tugend glüht; da nahmenloses Elend
Auf unsrer Scheitel hängt, kann Guilfords Vater
Mit seiner leidenden Johanna scherzen?

Northumberland.

Mich wundert nicht, daſs solch ein Wechsel dir
Unglaublich scheint! Daſs, nicht dazu bereitet,
Dein überraschtes Herz, von tausend neuen
Empfindungen ergriffen, meine Reden
Für Täuschung hält! Doch ferne sey von mir
In dieser ernsten feyerlichen Stunde,
Die unsern Thränen um den besten König,
Die Englands Rettung, die dem Schutz der Kirche
Geheiligt ist, gedankenlos zu scherzen!
Nichts ist gewisser, als daſs dich der Himmel
Zu dem glorreichen Werk ersehen hat,
Von welchem Edward abgerufen ward.

Lady Johanna.

Wie kann ichs glauben, theurer Lord?

Northumberland.

Dein Zweifel
Beleidigt mich: jedoch bald wird dein Vater,
Und Guilford, und der glänzende Senat
Brittanniens, zu deinen Füſsen liegend,
Dich überzeugen! — Fasse dich, Johanna!
Sey deiner würdig! Sey des Thrones würdig,
Der gröſsern Glanz, als er dir geben kann,
Von dir empfängt. Flieſst nicht das reinste Blut
Des königlichen Stamms in deinen Adern?
Wen fordert wohl die Kirche und der Staat,
An Edwards Statt sie zu beglücken,
Als dich, in deren Brust der gleiche Geist
Der Tugend und der Menschenliebe athmet?

Lady Johanna.

Wie soll — wie kann ich sagen was ich fühle?
Und hätt' ich Worte, so versagt die Zunge mir
Sie auszusprechen — O wie konnt in Edwards Herz,
Wie konnt in Eures, Mylord, ein Gedanke
Wie dieser, kommen? — Ich erröth' und zittre
Es euch zu sagen — Nein, ich fass' es nicht,

V. 14 — 31.

Die Liebesgötterchen, vermummt in Skaramuschen;
Der ganze Zug ein wahres Bild
Des Lustspiels wo man — weint. Die ernsten Oberalten
Des Himmels hatten Mühe, die richterlichen Falten
Auf ihrer Stirn in Ordnung zu erhalten.
Was wird daraus noch werden? dachten sie;
Vermuthlich hofft der Schalk, der selber zu erscheinen
Sich nicht getraut, durch dieses Possenspiel
Die Straſe von sich abzuleinen.
Allein sie schossen weit vom Ziel.
Denn während daſs zu beiden Seiten
Die Karawan' im Sahl sich auszubreiten
Beschäftigt war, wer, meint ihr, schloſs den Zug?
Kein Wunder wenn das Herz den guten Göttern schlug.
Kupido war es selbst, und o! so ganz Kupido
Als weder Rafael noch Guido,
Wiewohl des Gottes voll, ihn jemahls dargestellt;
So schön, daſs Vater Zevs für Ganymed ihn hält,

Wie eure Klugheit, euer langgeübter
Erfahrner Geist euch so verlassen konnte!
— Doch, ich begreife mich! — Mein theurer Vater,
Verzeihet meiner Jugend und Bestürzung!
Ein brennend heiſser tugendhafter Eifer,
Vom Rand des Untergangs sein Vaterland
Zurück zu reiſsen, kann den Weisesten
Zu einem Anschlag treiben, den die Klugheit,
Bey kälterm Blute, unterdrücken würde!
Doch, sagt mir, wird das Volk nicht wohl berechtigt zürnen,
Wenn, statt der Erbin, die das Reichsgesetz
Zum Throne ruft, der Enkelin, der Tochter,
Und Schwester seiner Könige, ich, Suffolks Tochter,
Geboren zum Privatstand, zum Gehorchen,
Ihm aufgedrungen würde? — Muſs nicht Zorn und Unmuth
Auf jeder Stirne glühn? Wird Roms Partey,
So zahlreich und so mächtig wie sie ist,
Unthätig bleiben? Oder kann man glauben,
Die Tochter Heinrichs, die ihr Stand dem Volke
Ehrwürdig macht, ihr Unglück liebenswerth,
Glaubt man, sie werde keine Freunde finden,
Die sich für sie bewaffnen? Und nicht nur
Für sie, für die verletzte Heiligkeit
Der alten Reichsgesetze, die der Britte

Als das Palladion seiner Freyheit ehrt!
Wird Östreichs Macht, vor der der Erdkreis bebt,
Wird Filipp, dessen unbegrenzter Scepter
Die beiden Indien schreckt, der Bräutigam,
Den das Gerüchte der Prinzessin giebt,
Sich säumen, ihr gekränktes Recht zu schützen?
Was wird dann gegen eine Welt voll Feinde
Ein schwaches unerfahrnes junges Mädchen
Euch helfen können? —

Northumberland.

— Meine theure Tochter!
Ich lieſs dich ungehindert alles sagen,
Was, wider unser Hoffen, deiner Seele
Erhabne Groſsmuth hemmt. Wie konnten wir
Auch nur vermuthen, daſs Johanna Gray,
Sie, die ihr Geist, ihr Herz, ihr Edelmuth,
Weit über ihr Geschlecht und zartes Alter
Erhöht, wie konnten wir sie fähig glauben,
Der herrlichsten Bestimmung sich zu weigern,
Wozu der Himmel Menschen oder Engel
Berufen kann? — Verbanne diese Kleinmuth!
Schwing über diese weiblichen Gedanken
Dich weg, Johanna! Denke, was dein Herz,
Dein Vaterland, dein Glaube von dir fordert.
Geziemts der Tugend wohl, vor Schwierigkeiten,

Die ihrem Laufe trotzen, sich zu scheuen?
War das der Muth, der jene Helden trieb,
Die, unerschreckt durch dräuende Tyrannen,
Für Freyheit, für den Staat, ihr Leben wagten?
War das der Muth, der in den heil'gen Zeugen
Der Wahrheit brannte, der sie fähig machte,
Dem Tod in jeder Schreckgestalt zu lächeln?
Doch meine Tochter! Was dein Edward selbst
Dir sterbend auferlegt, was jetzt durch mich
Der brittische Senat, durch sie das Volk
Dir aufträgt, fordert keinen Heldenmuth,
Kein Opfer! Alle diese Schwierigkeiten,
Die Welt voll Feinde, die Gefahren alle,
Sind nur Geschöpfe deiner Fantasie,
Die noch von Edwards Tod erschüttert ist.
Die Zahl der Redlichen, der Patrioten,
Ist gröſser als du denkst. Wer Freyheit liebt,
Wer Rom verabscheut, wer die Raubbegierde,
Den Stolz, den Blutdurst seiner Mönche haſst,
(Und, o! wer haſst sie nicht?) die alle sind
Mit uns vereint. Maria ist im Auge
Des Volks nicht Heinrichs ältste Tochter, nein!
Nur eine Sklavin Roms, nur Filipps Braut.
Wem in der Brust ein brittisch Herze schlägt,
O! dem empört in jeder Ader sich
Das Blut, vom Schatten des Gedankens schon,

Sein freyes Haupt ins abgeworfne Joch
Des stolzen Roms zurück zu schmiegen.
O! glaube mir, die Stadt, das ganze Volk
Wird dich als einen sichtbarn Engel grüſsen,
Den uns zum Schutz der Himmel zugesandt.

Lady Johanna.

Ach! Wollte Gott, es wär in meiner Macht
Mein Volk zu retten! — Aber diese Macht
Gab mir der Himmel nicht! Er haſst die falsche
Weisheit,
Die ungerechte frevelhafte Thaten
Durch einen guten Endzweck adeln will.
Der Thron gehört nicht mir, so lange Heinrichs
Töchter
Und Edwards Schwestern leben! —

Northumberland.

Bist du nicht
Wie sie, von königlichem Blut? — Die Enkelin
Von Heinrichs Schwester? — Hat Marien die Geburt
Dem besten Prinzen mehr als dich genähert,
So macht dich deine Tugend, deine Güte
Zu Edwards Schwester! — Pflegt' er dich nicht stets
Mit diesem süſsen Nahmen zu benennen?

Verdient die stolze, grausame Maria,
In deren Brust nur Gift und Rachsucht kocht,
Bey der die AusspRüch' eines finstern Mönchs
Orakel sind, Sie, die kein Sokrates
Die groſse Pflicht der Fürsten lehrte,
Nur im gemeinen Wohl ihr Glück zu suchen
Und, gleich der Gottheit, weis' und gut zu seyn —
Verdient sie mehr als du, die Edwards Geist und Herz
Uns wieder giebt, den Nahmen seiner Schwester?

Lady Johanna.

Dieſs Lob, das mir von eines Vaters Lippen
Sonst süſs ertönte, kann mich jetzt nicht rühren.
Ihr schmäht Marien, meinen kleinen Werth
Durch ihre Schwärze glänzender zu machen?
Es sey! — Doch alles, was euch wider sie
Empört, giebt mir kein Recht an ihre Krone.
Will uns die Vorsicht durch verderbte Fürsten,
Durch Unterdrückung, durch Tyrannen strafen,
So thut sie nichts, als was wir längst verdient,
Sie züchtigt uns durch unsre eignen Laster.
Die Fürsten sind nur schlimm, weil *wir* es sind!
Die Schmeichler, die verderbten Höflinge,
Die Sklaven sind es, die Tyrannen machen!

Northumberland.

Ach! Meine Tochter! wie betrügest du
Nicht meine Hoffnung nur, des ganzen Rathes,
Des Volkes Hoffnung! — Soll denn eines Mädchens
Unbiegsamkeit — Doch nein, du wirst dich fassen!
Ein wenig Zeit, und reifre Überlegung
Wird deine Zweifel heben.

Er sieht sich um, und sieht von ferne Lady Suffolk sich nähern.

Wie erwünscht
Kommt deine Mutter! welch Entzücken schimmert
Aus ihren Augen! Sie empfindet besser
Als du, den Werth der angebotnen Krone.
Ihr überlaſs ich dich —

Er geht ab.

DRITTE SCENE.

Lady Suffolk. Lady Johanna.

Lady Suffolk.

O meine Tochter,
O du, mein Stolz, meine Kleinod, meine Freude!
O komm in meinen Arm! Komm, laſs
Mit Inbrunst an mein Mutterherz dich drücken!

Wie glücklich — Aber wie? — Antwortest du
Mit Seufzern nur dem Ausbruch meiner Freude? —
Du weinst, mein Kind? —

Lady Johanna.

Ach meine Mutter!

Lady Suffolk.

— Wie?
Du weiſst, Johanna, welch ein glänzend Glück
Dir angetragen wird, und kannst noch trauern?
Kann Englands Thron, die Majestät der Würde,
Die Sterbliche zu ird'schen Göttern macht,
Ein Hof, ein mächtig Volk zu deinen Füſsen,
Kann die Gewalt, Glückselige zu machen,
Und unter allen selbst die glücklichste zu seyn,
Dein Auge nicht entwölken? — Edwards Geist
Ist schon befriedigt! Sein Gedächtniſs fordert
Von deiner Liebe keine Thränen mehr!
Komm, überlaſs dich ganz den reitzerfüllten Bildern
Der schönsten Zukunft, die er dir, und uns
Durch dich, vermachte! — Ganz gewiſs, Johanna,
War es der Engel einer, die das Haupt
Des Sterbenden umschwebten, der ihm, noch
In seiner letzten feyerlichsten Stunde,

Des Himmels groſsen Rathſchluſs in die Lippen hauchte,
Zur Erbin seines Throns dich zu erklären!

Lady Johanna.

Warum denn kann ich nicht, wie Ihr, mich freuen?
Warum empört mein bebend Herz sich so
Vor dem was Euch entzückt? — Wie soll ich das,
Was ich empfinde, nennen? Diese Schauer,
Die Ahnungen, die meine Brust erschüttern? —
O Edward, du bist glücklich! —

Lady Suffolk.

Ohne Zweifel
Genieſst er jetzt das reine Glück der Engel;
Dir, meine Tochter, ist das höchste Glück
Der Erde zugedacht! Er selbst, dein Edward selbst
Bestimmt' es dir! — Kann der Gedank' allein
Es dir nicht schätzbar machen?

Lady Johanna.

Eben dieſs
Mehrt meine Zweifel! — Konnte der Gerechte,
Der fromme Jüngling, in der letzten Stunde,

Im Angesicht der Engel, an der Pforte
Des offnen Himmels, noch ein Unrecht thun?
Das erste Unrecht seines kurzen Lebens,
Im letzten Augenblick? Wie kann ichs glauben?
Er liebte mich; er pflegte seiner Seelen
Geheimste Wünsch' und stille Sorgen oft
In meinen schwesterlichen Schooſs zu schütten.
Warum verbarg er mir doch ein Geheimniſs,
Das mich so nah betraf? und ein Geheimniſs,
Von solcher Wichtigkeit, von solchen Folgen! —
Und war ich nicht in seiner letzten Nacht
Bey seinem Lager? Faſsten meine Lippen
Nicht seinen letzten heil'gen Seufzer auf?
Wie konnt' er? Doch — jetzt fällt mir etwas bey, —
Ich ward einmahl von ihm hinweg gerufen, —
Man hielt mich auf, und als ich wiederkam,
So schien sein brechend Auge zärtlicher,
Mit ernsten Blicken, die bedeutend schienen,
Auf mir zu ruhn! Er drückte meine Hand,
Sein Mund versuchte mich noch anzureden;
Allein der Ton verlor sich auf den Lippen
In leises Lispeln! — Ach! So war es dieſs,
Was du mir sterbend noch entdecken wolltest? —
Mein Edward! —

Lady Suffolk.

Rufe diese Trauerbilder
Nicht stets zurück! Entfern ihr Angedenken
Aus deinem Geist! O gieb mir meine theure
Johanna wieder, die der Kummer fast
Unkennbar macht! Wo ist die edle Denkart,
Der königliche Geist, die reife Tugend,
Die in den Augen aller, die dich sahen,
Dich über dein Geschlecht erhoben?
Jetzt fordert dich der Ruf des Himmels auf,
Vorm Angesicht der Erde sie zu zeigen.
Sey freudig was er dir gebeut, die Mutter,
Die Retterin, die Königin der Britten!

Lady Johanna.

Wie gern versprechen wir doch unsern Wünschen
Des Himmels Beyfall! — Doch! wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müſste meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

V. 32 — 50.

Daſs Junons groſses Aug' noch eins so feurig spielet,
Und Mutter Cybele, indem sie seufzend sich
Erinnerte, wie sehr ihm Attys glich,
Zum zweyten Mahl des Lieblings Wunde fühlet;
So schön, so zart, so voll von ewiger Jugendkraft,
Daſs Mulciber in seine Vaterschaft
Mehr Zweifel setzt als je, die Stirne sich befühlet,
Und grimmig bald nach Mars, bald nach dem Weingott schielet.
So, Amor, schwebtest du daher,
Und deinen Feinden sank der Muth beym ersten Blicke.
Selbst Hymen spürt schon keine Galle mehr,
Und schmiegt verwirrt sich an Vulkan zurücke.
Minerva nur blieb unerschüttert stehn,
Und machte Miene, ihr Lied von vornen anzufangen;
Allein Zevs läſst es nicht geschehn,
Und nimmt das Wort, indeſs mit feuerrothen Wangen
Und halb gesenktem Augenlied,
Wie einer, der sich überwiesen sieht,
Der Liebesgott sich vor dem Throne bücket.

Lady Suffolk.

Deine Mutter
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn! — Ja, liebstes Kind!
Mit Lust entsag ich meinem nähern Anspruch,
Mit Freuden wähl ich mir die Dunkelheit;
Nur dich, den holden Liebling meines Herzens
Erhöht zu sehn! Welch ein Triumf für mich,
Dich auf dem Ziel der kühnsten Hoffnungen,
Im schönsten Licht, worin die Tugend sich
Der Erde zeigen kann, von Nazionen
Geliebt, bewundert, angebetet sehn!
Genug für mich, wenn diese Myriaden,
Die du beglücken wirst, die Mutter segnen,
Die dich gebar, die Brust, die dich gesäugt;
Wie wallt mein Herz bey dieser frohen Aussicht
Von Freuden über! —

Lady Johanna.

Ach! Das meine schmilzt
Von Wehmuth! — Beste, zärtlichste der Mütter!
Was soll ich thun? — O! warum kann ich nicht —

Lady Suffolk.

Nichts mehr, mein Kind! — Ich sehe, wie gerührt du bist —
Ich will dich jetzt verlassen — Einsamkeit
Und stille Überlegung wird dich bald
Zu einem Schluſs, der deiner werth ist, bringen!

VIERTE SCENE.

Lady Johanna allein.

Wie klopft mein Herz! Wie taumeln durch mein Haupt
In innerm Streit die zweifelnden Gedanken!
O! Edward, Edward! Diese Augen sahen
Die deinen brechen! sahn das letzte Lächeln,
Das die beglückte Seel' im Scheiden noch
Auf deinem bleichen Angesicht zurücklieſs.
Bald folg ich dir! Was ist mir eine Krone?
Des Hofes Pomp und seine eiteln Freuden?
Der Krone, die dein Haupt jetzt unverwelklich schmückt,

Der werth zu seyn, ist alles was ich wünsche! —
Und doch entzückt der reitzende Gedanke
Mein Innerstes, das Glück so vieler Menschen
Zu machen! — Ach! Wie oft, wie oft war dieſs
Der Seufzer meines jugendlichen Herzens!
Um dieses nur, nur um die edle Macht
Den Menschen wohlzuthun, Gott nachzuahmen,
Beneidet' ich das Glück der Könige!
Wie! Sollt es wahr seyn? Riefe mich die Vorsicht
Zu diesem groſsen, göttlichen Geschäfte? —
Wie gerne öffnet sich mein willig Herz
Dem seligen Gedanken! Soll ich glauben,
Was Guilfords Vater, was der Mütter zärtlichste,
Was wie es scheint, die Weisesten und Besten
Des Rathes glauben, Edwards Wille sey
Des Himmels Schluſs, den Gott dem Sterbenden
Ins Herz gehaucht? — Zu rasche Hoffnung! Nein!
Du täuschest mich! Ein ungerechter Rath
Kann nicht vom Himmel kommen! — Aber wie?
Verdient die graue Weisheit meiner Väter,
Verdient der majestätische Senat
Brittanniens, die ungerechten Zweifel,
Die ich in ihre reifre Einsicht setze?
Wie, wenn sie besser als ein unerfahrnes Kind,
Was recht ist, wissen, was die groſse Pflicht
Fürs Vaterland und für die Nachwelt fordert? —

Wie ängstigt dieser zweifelhafte Stand
Mein ungewisses Herz! — Wer führet mich
Aus diesem Labyrinth? Wen kann ich fragen? — Alle
Sind wider mich! — O Himmel, leite du
Dein gleitendes Geschöpf! Dein Will' allein
Gebiete meinem Willen! — Soll ich nicht
Der leisen Warnung folgen, die mein Geist
Stets in sich hört, der Stimme des Gewissens,
Die mir verbeut zu thun, was ich als Unrecht fühle?
Ja! Ja! Ich folge dir! Du bist
Die Stimme Gottes! Kein Fantom der Sinnen,
Kein blendendes Gewebe falscher Schlüsse
Soll mich vom ebnen Pfad der Tugend weichen
machen!

Sie sieht Suffolk und Guilford kommen.

O Himmel! stärke mich!

FÜNFTE SCENE.

Herzog von Suffolk. Lord Guilford.
Lady Johanna.

Suffolk.

Ist dein Entschluſs
Wie ihn die Pflicht und unsre Liebe wünschet,
So laſs, Johanna, deinen alten Vater,
Und Guilford, der dein ganzes Herz verdient,
Die ersten seyn, die das erwünschte Ja
Von deinen Lippen hören! Wie? du zögerst noch?
Hat Guilfords Vater dich nicht rühren können?
Mein Kind, betrüge meine Hoffnung nicht!
Die Rettung deines armen Vaterlands,
Sie hängt an deinem Ja! Du kennst, Johanna,
Die dringende Gefahr, worin wir schweben;
Der Staat, die Kirche, alle Frommen seufzen
Nach einer Fürstin, die das groſse Werk,
Das Edwards Frömmigkeit begann, vollende!

Lady Johanna.

Erlaube mir, mein Vater, eine Frage!
Ist wirklich sonst kein Weg zu Englands Rettung
Als dieser? —

Suffolk.

Nein! Wofern der Himmel
Nicht Wunder thut, die wir von ihm zu fordern
Kein Recht, noch zu erwarten Hoffnung haben.
Es ist kein andrer Weg zu Englands Rettung!

Lady Johanna.

Und war es Edward selbst, der sterbend mich
Zur Königin erklärt'?

Suffolk.

Er war es selbst!

Lady Johanna.

Er selbst? — So wars in einer bangen Stunde,
Da sein Gemüth vom Todeskampf des Leibes
Entkräftet lag! — Er thats — vielleicht gezwungen.

Suffolk.

Ja! von der Liebe seines Volks gezwungen,
Vom Eifer, der in Seiner Engelsbrust
Für Gott und seine Wahrheit brannte!

Von einem Eifer, der die feigen Zweifel
Der falschen Klugheit dieser Welt verschmähte;
Der zwang ihn! — Fühltest du, was er empfand —

Lady Johanna.

O könnt', o könnte doch mein Blut dich retten,
Mein Vaterland! Wie froh sollt es für dich
Aus jeder Ader sprudeln! — Du, Allwissender,
Du bist mein Zeuge! —

Lord Guilford.

— Erlaube, Theureste,
Erlaube dem, der deine Seele liebt,
Den rühmlichen Versuch, dich zu erbitten!
Doch nein! dein Guilford haſst, verschmäht den Zweifel
An deiner Groſsmuth! Niemahls liebt ich dich
Mit tiefrer Ehrfurcht, niemahls schienst du mir
Bewundernswerther als in dieser groſsen Stunde!
Aus Tugend weigerst du dich unsern Wünschen;
Nur eine Heldenseele, wie die deine,
Ist fähig, Kronen auszuschlagen! Aber jetzt,
Geliebte, jetzt ists gröſsre Tugend, jetzt ists Pflicht
Sie anzunehmen! Laſs nicht allzuzarte
Spitzfindige Begriffe deinen Geist,
Zum Nachtheil deines reinen Herzens, täuschen;

Was einem ganzen Volke, was den Enkeln
Der Enkel nützt, wie könnten die Gesetze
Es Unrecht nennen? Ist das oberste Gesetz,
Das einzige, das keine Ausnahm zuläſst,
Johanna! — ist es nicht des Volkes Wohlfahrt?
Komm! Überlaſs dich frey den schönen Trieben
Der Groſsmuth, und dem sanften Zug der Liebe
Zum menschlichen Geschlecht! Verdiene
Die Freudenthränen des entzückten Danks
Von Myriaden, die nur dir ihr Leben,
Ihr Glück, und ihre Freyheit schuldig werden!
Wie wird die späte dankerfüllte Nachwelt
Noch mit Entzücken dein Gedächtniſs segnen!
Die Mutter, mit dem Säugling an der Brust,
Der fromme Greis, der mit vergnügten Blicken
Die Enkel überzählt, die Gatten, die, wie wir,
Sich lieben, alle werden dich, Johanna,
Die Schöpferin von ihrem Glücke, segnen!

Lady Johanna.

Ach! Guilford! Guilford! —

Lord Guilford.

Sieh dein Vaterland
In mir zu deinen Füſsen. Theures Mädchen!
Du kennst das Elend, das auf alle wartet,

Auf alle, die die Fesseln Roms zerbrachen,
Auf alle Redlichen! — Ach! Kerker, Bande,
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht! des zarten Säuglings nicht!
Erbarme dich des nahmenlosen Elends,
Das Rach' und Blutdurst deinem Volke dräut!
Erbarme dich —

Suffolk.

Soll dein Gemahl, dein Vater,
Dein Vaterland, soll Edward selbst vom Himmel
Vergeblich flehen?

Lady Johanna.

Nein! mein theurer Lord!
Steh auf mein Guilford! Kniee nicht vor mir!
Mein Herz ersinket unter der Gewalt
Der Bitten, die von deinem holden Munde
So rührend schallen! — Nehmet mich, mein Vater;
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray
Was euch gefällt! —

SECHSTE SCENE.

Northumberland. Die Vorigen.

Northumberland.

Die Fürsten Albions
Erwarten sehnlich ihre Königin!
Hat Groſsmuth endlich über ihre Zweifel
Den Sieg erhalten?

Suffolk.

Ja! Sie hat gesiegt.
Sie gab uns noch die Probe des Gehorsams,
Die sie uns schuldig war!

Northumberland.

Hinfür gebührt es uns
In deinen Winken unsre Pflicht zu lesen.
Heil dir, Prinzessin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du schönste Blume
Von Yorks und Lankasters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze

V. 51 — 68.

Dem Nymſchen gleich, das seine Fruchtbarkeit
Zum Protokoll laut zu gestehn sich scheut,
Allein, vom Augenschein gedrücket,
Ein schüchtern Mittelding von Weib und Mädchen, steht
Und, unserm Blick den Umstand zu entwenden,
Der das verrätherische Blut
Ihr in die Wangen pumpt, mit ihren beiden Händen,
Was Venus zu Florenz mit Einem Händchen, thut:
So stand der lose Gast, den Heuchlerblick zur Erde
Geheftet, da, mit züchtiger Geberde,
Als Vater Zevs beginnt: Mein trauter Enkelsohn,
Es thut mir leid, allein sehr groſse Klagen
Sind gegen dich den Göttern vorgetragen.
Komm, hurtig! — denn die Tafel ruſt uns schon —
Was hast du uns zur Gegenwehr zu sagen?
Bring's in beliebter Kürze vor!

„Nichts, leider nichts! erwiedert Cypripor:
Auch komm' ich nicht, mit losen Rednerstreichen

Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll! Durch deren klugen Zepter
Gesetz und Freyheit, Fleiſs und Überfluſs
Und Wonne, diese segensreiche Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen.
Mein Knie beugt sich zuerst, dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu zu weihen!
Heil, Ruhm, und Glück der Königin Johanna!

Suffolk. Lady Suffolk. Guilford.

Heil, Ruhm, und Glück der Königin Johanna!

Northumberland.

Gefällt es dir, Prinzessin, den Senat
Durch deine Gegenwart zu ehren,
Und von den Edelsten der Britten
Den Eid der Treue zu empfangen?
Dann soll das ganze Volk den theuren Nahmen hören,
Der unsern Enkel heilig bleiben wird!

Lady Johanna.

Ich folge dir! Sie bleibt allein. Geheimniſsvolles
Schicksal!
Wie spielst du mit den Menschen! — Diese schnelle

DRITTER AUFZUG.

ERSTE SCENE.

SIDNEY. LADY JOHANNA.

Sidney.

Heil dir Johanna, Du, in welcher Edward
In engelähnlicher Gestalt vom Himmel
Zurück gekommen scheint, sein Volk zu retten.
Die Tugend selbst besteigt mit dir den Thron,
Und würdigt uns für unser Glück zu sorgen.
Dein Anblick heitert jede trübe Stirne
Mit Hoffnung auf, und trocknet unsre Thränen.

Lady Johanna.

O! Meine Schwester! (diesen süſsen Nahmen
Wird stets mein unverändert Herz dir geben)
O! Hoffe nicht zu früh: Noch ist es dunkel

Rings um uns her; das Schicksal hat den Ausspruch
Noch nicht gethan! Noch darf ich es nicht wagen,
Der süſsen Hoffnung mich zu überlassen,
Die mehr als tausend Königskronen glücklich
Mich machen würde, dieser theuern Hoffnung,
Brittannien befreyt, beglückt zu sehn —
Ach! Dürft ichs! Schreckten nicht geheime Schauer
Und bange Zweifel mein beklemmtes Herz —
Wie glücklich! —

Sidney.

Fürchte nichts, du schöne Unschuld!
Dein bloſser Anblick könnt' in Tiegerseelen
Des Lammes zahme Sanftmuth hauchen!
Dein Nahm' erhitzt die muthigen Beschützer
Der guten Sach', entnervet deine Feinde!
Und könnte ja die Ungerechtigkeit
Der Menschen dich verlassen — o, so wird
Der Himmel sich zu deinem Schutz eröffnen!
So werden Serafim, zu Tausenden
Von Gott gesandt, sich sichtbar um dich lagern,
Mit jenen Waffen, die den ersten Aufruhr
Im Himmel dämpften, mit dem Donner Gottes
Die Häupter der Rebellen zu zerschmettern!

Lady Johanna.

O dürft ich mich mit dieser Freudigkeit,
Mit dieser Kühnheit, welche das Bewuſstseyn
Der Unschuld giebt — Und doch — was that ich denn,
Daſs mir mein Herz von unbekannten Schrecken
So ängstlich bebt? Mein innerster Gedanke
Giebt meinem unbefleckten Willen Zeugniſs!
Kein Stolz, kein eitler Wunsch mich über alle
Erhöht zu sehn, kein thörichtes Gefallen
Am Flittergold der falschen Ehre,
Am leeren Schaum der Freuden dieser Welt,
Besiegte mich! Was ich gethan, das that ich,
Den Untetgang von diesem Volk zu wenden! —
Warum erbebst du denn, zu schwaches Herz?
Was zagest du, wie ein Verbrecher zagt,
Den das Bewuſstseyn seiner Thaten martert?
O süſse Ruh, o heitre, sorgenfreye,
Zufriedne Zeit der unschuldsvollen Kindheit!
O Tag', in stillen unbereuten Freuden,
Im Schooſs der blühenden Natur, mit dir,
Mein Edward in der heiligen Gesellschaft
Der Weisen Gräciens gelebt, o goldne Tage!
O sanfte Nächt', in ungekränkter Ruh
Und leichten Träumen unbemerkt verschlummert;
Wo seyd ihr hingeflohn? Ach? niemahls, niemahls
Mich wieder zu besuchen! — Welch ein Tand

Sind diese Kronen! Ach wie wenig scheut
Der bleiche Gram den königlichen Purpur!
Wie spottet dieses schimmernde Gepränge
Der Sorgen, die in meinem Busen klopfen!

ZWEYTE SCENE.

Die Vorigen. Lord Guilford.

Lord Guilford.

Ich komme, meine theurste Königin,
Dir die Versichrung von der festen Treue
Der Stadt zu bringen! Muth und frommer Eifer
Für ihre Königin erhitzt die Bürger,
Beseelt den Rath. Die nie verschloſsnen Tempel
Ertönen stets von Seufzern und Gelübden
Für dich, und für den Sieg der guten Sache.
In dieser Stunde, zweifle nicht, Geliebte!
Wird sich, im Angesicht der ganzen Erde,
Der Himmel selbst für dich erklären, —
Bald wird Northumberland im Siegsgepränge
Durch unsre Thore ziehn; und deine Feinde
Zu deinen Füſsen legen!

Lady Johanna.

Meine Feinde!
Ach, das ist euer Werk! Ich Unglückselige,
Ich hatte keinen Feind! Mein sanftes Herz
Hat nie des Hasses Regungen empfunden.
Es athmet Huld und allgemeine Güte.
Ich liebt' in jedem Menschen einen Bruder!
Ich hatte keine Feinde, bis ihr mich
Zu dieser That verführtet, die euch allen
Vielleicht verderblich ist, die wider mich
Die halbe Welt empört, und meinen Nahmen
Der späten Nachwelt noch zum Abscheu macht.
O wie bethörte mich mein eignes Herz!
Mich selbst, mich klag ich an. Ich sah die Folgen
Vorher, sie schwebten fürchterlich verbreitet
Vor meiner Stirn, ich fühlt' ein warnend Lispeln
In meiner Brust — und dennoch gab ich nach!

Lord Guilford.

Grofsmüthig gabst du unserm Flehen nach,
Dein Vaterland vom Untergang zu retten.

Lady Johanna.

O! Schone meiner, Guilford, nenne mir
Diefs Wort nicht mehr, das meines Unvermögens
So schmerzlich spottet! Ach! wen kann ich retten?

Was hab ich meinem Vaterland zu geben,
Als Thränen? — Thränen, in das Blut zu mischen
Das jetzt — o Gott! um meinetwillen fließt!
Ich Unglücksel'ge bins, die über England
Den Jammer häuft! Ich waffne Brüder gegen Brüder,
Und färbe dieses Land mit seiner Kinder Blut —
Und wenn Maria siegt, wenn ihre Rachsucht,
Gereitzt von meinem Frevel, sie zu Wuth
Und grenzenloser Grausamkeit entflammt;
Wenn Ströme Bluts den Zorn versöhnen müssen,
Den ich allein verdien', — o liebster Guilford!
Wie kann ich sie ertragen, diese schwarzen
Entsetzlichen Gedanken? —

Lord Guilford.

Meine Königin!
Was quälest du dein Herz, dieſs Paradies,
Wo Ruhe nur und Wonne lächeln sollten,
Mit diesen schreckenvollen Träumen?
Nein, nein, du schöne Unschuld! Nein! die Vorsicht
Verläſst dich nicht! Sie kann dich nicht verlassen,
Dich, deren Geist das Bild der Gottheit strahlt!
Ist sie mit dir, wen fürchtest du, Johanna?
Das Glück? — Es ist der Vorsicht unterthan!
Kein blinder Zufall stört den Plan der Weisheit,
Die alles lenkt, die Harmonie der Dinge!

Ist dir Mariens Anhang fürchterlich?
Verachte diese lasterhafte Rotte
Von Miſsvergnügten, welche nur der Umsturz,
Des Vaterlandes glücklich machen kann,
Von Schwärmern und von Mönchen, deren Waffen
Nur Flüche sind, die in der Luft zerflattern,
Verschmäht vom Himmel, oder auf die Häupter
Der wilden Eifrer selbst zurück geschleudert!
O fürchte nichts, so lange noch die Tugend
Bewundrer hat, so lange Suffolk lebt,
So lange Pembrok, Mason, Arondel,
Des Adels Häupter, deinen Zepter ehren!
Du sahst ja selbst den kühnen Muth der Männer;
An deren Stirne dein Northumberland
Der kleinen Rotte bebender Rebellen
Entgegen zog, die Sussex aufgewiegelt!
Der Sieg ist Dein, wenn anders noch die Tugend,
Wie einst, den Busen ihrer Söhn' erhitzt.
Er wird nicht blutig seyn. Der bloſse Anblick
Der Helden wird die feige Schar entwaffnen.
Die frohe Zeitung kann nicht mehr verziehn.

Lady Johanna.

Du hoffst zu freudig, Guilford! weil du liebst.
Die Liebe macht dich kühn! Mich macht sie zittern.

Lord Guilford.

Hat denn die Traurigkeit dein zärtlich Herz
So ganz erfüllt, daſs für die süſse Hoffnung
Kein Raum mehr ist? — O fühltest du, was ich!
Wie würden schnell des Kummers düstre Wolken
Vom reinen Himmel deiner Seel' entfliehn!
O! Dein Besitz hat mir mein ganzes Wesen
Zur Lust gestimmt! Was ich empfind' und denke,
O! Jeder Pulsschlag, jeder Athemzug
Ist Freud' und Wonne — Dich, in deren Bildung,
Was nur das Auge liebenswürdig sehen,
Die Seele denken kann, vereinigt ist;
Dich, deren Geist im Sonnenschein der Weisheit
So früh zur schönsten Blüthe reifte,
In deren Brust die Tugend alle Triebe
Zu schwesterlicher Harmonie gestimmt,
Die jeder liebt, der dich erblickt, bewundert,
Wenn er dich hört, verehrt, wenn er dein Leben sieht;
Dich mein zu nennen, ganz für mich geschaffen,
Und mich für dich! In deinen holden Armen
Ein Leben, gleich dem schönsten Frühlingstag
In ungestörter Heiterkeit zu leben —
Wie sollte solch ein Glück mich nicht entzücken?
Und, o! wie ist die Vorsicht meinen Wünschen selbst
Zuvor gekommen! Sie, die dich
Auf einen Thron gesetzt, erklärt dadurch

V. 69 — 88.

Ein mildes Urtheil zu erschleichen.
Nur allzu wahr ist was die Schmähsucht
spricht;
Und wollt' ich läugnen, spränge nicht
Aus euern Augen mir die Wahrheit ins
Gesicht?
Ja, ich bekenn' und läugne nicht:
Das ärgste, was Ovid uns angedichtet,
Ist ärger nicht als was wir angerichtet
Ich und mein Hofgesind. Wem ist es unbekannt?
Gestohlen ward durch uns aus Pelops schönem
Land
Der Leda Schwanenkind; wir hetzten am Skamander
Um nichts und wieder nichts die Helden an
einander;
Wir steckten Ilion in Brand;
Wir trugen Holz zu Dido's Scheiterhaufen;
Wo Fürsten sich mit Bürgerhaaren raufen,
Wo ein Eroberer in durchgeschwärmter Nacht
Die schönste Königsstadt zum zweyten Troja
macht
Um einen Kuſs von Thais zu erkaufen;
Mit Einem Wort, wo eine Büberey
Verübt wird, seyd gewiſs, da sind auch wir
dabey.
Durch wen, als uns, ward — jemand einst
zum Farren?

Daſs nur die höchste Stufe Deiner würdig sey.
Die göttliche Johanna wird nicht nur
Die Wonne ihres treuen Guilfords seyn!
Sie wird der Stolz, die Freude eines Volkes,
Sie wird ein Wunder allen Völkern seyn.
Sie wird die himmlische Religion
Zu ihrer Rechten setzen, wird den Frieden,
Und sein Gefolge, Fleiſs und Überfluſs und Künste
Im milden Schatten ihres Thrones lagern!
Sie wird —

Lady Johanna.

O! theurer Guilford! Reitze nicht
Mein allzuwillig Herz, in süſse Träume
Sich einzuwiegen! — Was du hoffst, Geliebter,
Ist allzuviel für dieses Prüfungsleben.
Doch, was mein Schicksal sey, in deinen Armen
Soll auch das Elend, soll der Tod mir selbst
Willkommen seyn! — Ach Guilford, diese Höhen
Des Glücks sind schlüpfrig; sind mit jähen Klippen
Und Tiefen rings umzäunt! O! lebten wir
Fern von des Hofes ungetreuen Freuden,
In unbekannter Einsamkeit! Verbärg'
Ein schlechtes Strohdach unser Glück dem Neide
Der groſsen Welt! O lebt ich da mit dir
Von Sorgen frey, und frey von eiteln Wünschen,

Vergnügt mit dem, was die Natur begehrt
Und willig schenkt, durch unsre Liebe glücklich!
Wie freudig wollt ich an den Schäferstab
Den Zepter tauschen, und, statt dieser Perlen,
Mit frischen Rosen meine Locken schmücken.

Lord Guilford.

Du Engelseele, wie entzückst du mich!
Wie würdig zeigt dich diese groſse Denkart
Des Thrones, den du zieren wirst!
Die Hütte würde, wenn sie deinen seltnen Werth
Verbärge, glänzender als diese Wohnung
Der Könige! Durch deine seltne Tugend
Wird dieser Königssitz ein heil'ger Tempel
Des allgemeinen Glückes werden!

Lady Johanna.

Vor wenig Stunden war mein höchster Wunsch,
Von Unschuld und von Weisheit stets geleitet,
Mich unbemerkt durch diese Welt zu schleichen;
Mein gröſster Stolz, dich, mein Geliebter, glücklich
Zu machen! Niemahls ahnte meinem Herzen,
Auch nur im Traum, was mir begegnet ist.
Der König stirbt; die gleiche Unglücksstunde
Setzt mich auf seinen Thron; ich widersteh' umsonst;

Erschüttert von den Bitten unsrer Väter,
Und des Senates, überlaſs ich mich
Der fremden Führung; und nun ist ein Schlachtfeld
Der Richter zwischen mir und Edwards Schwester.
Northumberland ficht nun mein Schicksal aus!
Ich falle, wenn er fällt, und siege, wenn er siegt.
O Guilford, welch ein Räthsel ist dieſs alles
Für meinen Geist! Was wird noch aus uns werden? —
Der Himmel weiſs es! — In gelaſsner Demuth
Ergeb ich mich in seinen heil'gen Willen!

Lord Guilford.

Wenn mich nicht alles trügt, so wird der Ausgang
Dein Räthsel — Still! Wer nähert sich? — Es ist
Dein Vater — Himmel! was verkündigt uns
Sein kummervoller Blick!

DRITTE SCENE.

Die Vorigen. Suffolk.

Suffolk.

Ach meine Kinder!

Lord Guilford.

Was ists mein Vater?

Suffolk indem er gen Himmel sieht.

Stärke mich! — Mein Sohn!
O Tochter, eines bessern Glückes würdig!
O meine Kinder! Ach, wie soll ichs sagen?
Mein Anblick spricht für mich! O bange Stunde!

Lady Johanna.

Das Schrecklichste, was dieser Tag uns brachte,
War Edwards Tod! — Der Schlag hat mich auf alles
Schon vorbereitet.

Lord Guilford.

Redet, theurer Lord!
Die Ungewiſsheit foltert meine Seele.

Suffolk.

Dein groſser Vater, er, auf dessen Macht,
Und Muth und Klugheit alle unsre Hoffnung
Sich stützt', er ist —

Lady Johanna.

Wie? ist er todt? Erschlagen?

Suffolk.

Er ist verrathen! ganz zu Grund gerichtet,
Und wir mit ihm. Das Heer, an dessen Stirne
Wir ihn gesehen, war ein Schwarm Verräther.
Schon auf dem Wege schmolzen sie zusehens
Von seiner Seite weg. Mit einem kleinen Haufen
Stöſst er auf Sussex. Plötzlich fliehen auch
Die Wenigen, die ihm geblieben waren,
Mariens Anhang zu. Die Luft erschallt vom Nahmen
Der neuen Königin, und jauchzend rufen alle:
Maria leb', es stürze der Tyrann!
Er sucht umsonst zu fliehn. Der ungetreue,
Verrätherische Graf von Arondel

Umringt ihn, macht ihn in Mariens Nahmen
Zum Staatsgefangnen, und ist jetzt begriffen,
Ihn im Triumf durch London aufzuführen.

Lady Johanna.

Dieſs, Guilford, wars, was mir mein schaudernd Herz
Vorher gesagt!

Lord Guilford.

Ha! Welch ein Donner schleudert mich vom Himmel
Zum Acheron herab! Bestürzung und Entsetzen
Versteinert mich! Wie? — Alles umgestürzt —
Northumberland verrathen und in Fesseln —
Maria, Siegerin! — Und du, Johanna —
O schrecklicher Gedanke —

Lady Johanna.

Fasse dich, mein Guilford,
Und bete schweigend an!

Lord Guilford,

Und kannst du diesen Donnerschlag des Schicksals
So ruhig dulden?

Lady Johanna.

Soll ich klagen, Guilford,
Daſs ich aus einem Morgentraum erwache?
Daſs diese Kronen, diese Wolkenbilder
Von Majestät und königlichem Pomp,
Ins Nichts, das sie gebar, zerflossen sind?
Nein, theurer Guilford, nein! Ich klage nicht!
Ihr irret euch. Der Himmel hatte mich
Zu dieser glänzenden Bestimmung nicht berufen,
Wozu ihr mich erhob't!

Lord Guilford.

O, lege nicht, Johanna,
Dem Schluſs der Vorsicht zu, was nur die Wirkung
Der Niederträchtigkeit der Menschen ist!
Gerechter Himmel! Welche Welt ist das?
Ists möglich? Sind denn alle, die ich redlich,
Sind alle die ich unsre Freunde glaubte,
Verräther worden? Ist es Pembrok auch?
Ists Mason auch? Nein! nein! — Die gute Sache
Liegt noch nicht ganz! Es sind noch Tugendhafte!
Ich eile, sie zu suchen! — Alles ist
Noch nicht verloren! Nein! Ein Streich des Unglücks
Soll tapfre Seelen nicht zu Boden schlagen.

Lady Johanna.

O Guilford, bleibe! Zeige deine Gröſse
Durch männliche Geduld! Dem Himmel widerstreben,
Ist falscher Heldenmuth!

Lord Guilford.

Die Tugend, Königin,
Prallt nicht vor jedem Widerstand zurücke.
Gefahren sind für sie nur stärkre Reitze,
Die Kräfte zu verdoppeln. Halte mich
Nicht auf, Johanna! Alles kann sich noch
Zu deinem Vortheil ändern!

Geht ab.

Suffolk.

Wohin, zu edler Jüngling, willst du eilen?
Vergeblich suchst du Helden, die dir gleichen,
Vergeblich Freunde! — Ach! Der Unglücksel'ge
Hat keinen Freund! Er mag sich selig preisen,
Wofern er noch statt Hülfe Mitleid findet!
Doch er ist weg.

Lady Johanna.

O Gott verlaſs ihn nicht!

VIERTE SCENE.

Suffolk. Lady Johanna.

Suffolk.

Ach! mein geliebtes Kind, wie darfs dein Vater
wagen,
Sein Aug auf dich zu richten? Dich, vor kurzem
Dem Gegenstand, auf dem es mit so süſser
Befriedigung, und stiller Wonne ruhte!
Ach, selbst dein stummer Anblick klagt mich an!
Ich half dich elend machen!

Lady Johanna.

Theurer Vater!
Verschonet mich! Nur euer Leiden kann
Mich elend machen! Dieser Wechsel nicht!

Suffolk.

Wo war mein Geist? Wo waren meine Sinnen,
Als ich den eiteln Anschlag fassen half,
Von dem jetzt du und wir das Opfer werden?

O mein zu schwaches Herz! Wie konnten mir
Northumberlands ehrgeitzige Entwürfe
Verborgen bleiben! Wie bezauberten
Mich seine Künste! — Ach! sein Stolz allein,
Sein Stolz, jetzt seh ichs, ist die Quelle unsers Jammers!
Zu spät sieht mein entnebelt Auge hell!
Es öffnet sich, doch nur des Abgrunds Tiefen
Zu sehn, in welche wir gestürzet sind.

Lady Johanna.

Ich, theurer Lord, ich seh in unserm Schicksal
Auf die geheime Hand der Vorsicht nur.
Sie, sie regiert mit unbegrenzter Weisheit
Die Sfäre unsrer Thaten; lenket alles
Nach ihrem Plan, und schafft aus Bösem Gutes.
Mein Herz ist ruhiger, es klopft mit sanftern Schlägen,
Ich athme wieder frey, seitdem mein Schicksal
Entschieden ist — Die Vorsicht sey gelobet,
Auch wenn sie uns durch rauhe Wege führt!
Sie sind die kürzesten in eine beſsre Welt.

Suffolk.

O! diese Tugend, die in solchem Glanze
Sich in der Prüfung zeigt, durchbohrt nur tiefer
Mein väterliches Herz! — O wärst du nicht

V. 89 — 111.

Zum Bock? zum Schwan? zu allem was ihr wollt?
Und wird nicht um der Minne Sold
Der Weise täglich noch zum Narren?
Was braucht es Klagen und Verhör?
Hier steh' ich, Götter, und bekenne,
Bekenne was man mich beschuldigt, und noch mehr:
Verdien' ich noch daſs man mich störrig nenne?
Allein, wie Pallas weislich sprach,
Der Sünde folgt die Strafe billig nach.
Verbannet will die weise Frau mich sehen;
Verbannen will ich mich, ihr Wille soll geschehen!
Ich selbst — ersparet euch die Müh'
Ein Urtheil über mich zu sprechen —
Ich selbst will euch an Amorn rächen.
Kommt, meine Grazien, kommt, wir gehn;
Sie wollen's so! kommt, gute Knaben!
Die sollen scharfe Augen haben
Die hier uns jemahls wiedersehn!"

Kaum ist das letzte Wort dem schönen Mund entfallen,
So hebt Cytherens lose Schaar
Sich in die Luft; die Trauermäntel fallen,
In schönen Locken flieſst der Charitinnen Haar,
Und um die runden Hüſten wallen

Mein treuer Zeuge, der du die Gedanken
Der Geister siehst, daſs meine Absicht rein war;
Daſs nur der fromme Eifer, deine Kirche
Den Flammen zu entziehn, dieſs arme Land
Dem Untergang, — mein wankend Herz besiegte:
O! stützte dieses tröstende Bewuſstseyn
Nicht meinen Muth — Doch hier kommt deine Mutter,
Johanna! — Wie viel Unglückselige
Hat dieser Tag gemacht! —

Er geht ab.

FÜNFTE SCENE.

Lady Johanna Lady Suffolk.

Lady Suffolk.

Verwünscht sey mein fataler Rath! Verwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war! — Johanna! — Ach! mein Kind!
Mir bricht mein Herz —

Lady Johanna.

Geliebte theure Mutter —

Lady Suffolk.

O! nenne mich mit diesem süſsen Nahmen,
Der einst mein Stolz war, nicht! Ich bins nicht würdig —

Lady Johanna.

Nur dieſs, nur was ihr leidet ängstigt mich!
Wenn ihr nicht elend seyd, so bin ich ruhig.
O! quält mich nicht, die Vorwürf' anzuhören,
Die ihr euch selber macht. Ihr waret schuldlos!
Aus Mitleid gegen mich besänftigt euern Schmerz,
Der mir das Herz zerreiſst —

Lady Suffolk.

O Himmel, fielen alle deine Blitze
Auf mich allein! — Könnt ich mit meinem Leben
Den holden Liebling meines Herzens retten!
Dann, dann, Johanna, würde deine Mutter
Sich glücklich halten. —

Lady Johanna.

Mutter! mildre deine Zärtlichkeit;
Sie tödtet mich! So ist denn gar kein Weg
Zu unsrer Rettung übrig?

Lady Suffolk.

Keiner!
Ach! Keiner! Alles ist verloren.
Ich sah Northumberland in Fesseln, hörte
Des Volkes Hohngelächter, ihn so niedrig,
So klein zu sehn. Sie nannten ihn mit Flüchen
Verräther, Feind des Vaterlandes, Mörder
Des ehrfurchtswerthen Vormunds unsers Edwards,
Des frommen Sommersets. — Indeſs hat Sussex schon
Mit seinen Kriegern sich der Stadt bemeistert.
Maria hat den alten Gardiner,
Den Wüthrich, der von auſsen ein Johannes,
Von innen wilder als Herodes ist,
Voraus geschickt; er führt das groſse Siegel
Des Reichs, und donnert allenthalben schon
Befehle, die nur Jammer profezeien.

Lady Johanna.

So fahret wohl, ihr goldnen Hoffnungen
Von Glück und Seligkeit auf dieser Erde!
Mein Vaterland, und du, du kleine Schar
Der Redlichen, der Lehrer und Bekenner
Des Evangeliums! — Euch wird der Himmel retten!
Ja, unsichtbare Macht, die du allgegenwärtig
Die Sfären lenkst, und alles siehst und ordnest;

Du sahst, was meinen tiefen Abscheu brach,
Den aufgedrungnen Zepter anzunehmen.
Schau jetzt, ich beuge dankvoll meine Knie,
Daſs du dein Amt aus meinen schwachen Händen
Zurücke nimmst! Dein ists, die Menschen, die du schufst,
Die Kirche, die du pflanztest, zu erhalten! —
Du wirst es thun! — An mir gescheh dein Wille!

SECHSTE SCENE.

DIE VORIGEN. LORD GUILFORD.

Lord Guilford.

Verwünscht sey diese ungeheure Welt,
Und das Gezücht von Schlangen und Harpyen,
Das sie bewohnt! — Wie? — Sind dieſs Menschen? — Nein!
Des Abgrunds Rachen hat euch ausgespien,
Verräther! Euer schwarzer Hauch vergiftet
Die milde Luft! — O Sonne, kannst du noch
Dein heilig Licht zu solchen Greueln leihen!
Wie tobt mein feurig Blut! —

Lady Johanna.

Mein Guilford!

Was ists?

Lady Suffolk.

Was kann noch ärgers auf uns warten,

Als was wir wissen?

Lord Guilford.

Alle diese Freunde,

Johanna, die mit falscher Zunge dir

Vor wenig Stunden noch ihr Leben weihten,

Die schmeichlerische Brut der Höflinge,

Die kaum vor uns ihr schändlich Knie noch beugten,

Und selbst — o Scheusal! — deine Räthe selbst,

Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,

Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben

Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,

Verdammte Heuchler! — Pembrok, — ach! mein Freund,

Mein Pembrok selbst, — von Gardiner betrogen,

Fiel zu Marien ab!

Lady Johanna.

Und kannst du, Guilford,

Mir einen Zeitlauf nennen, da die Menschen

Nicht so geartet waren? Glaube mir,

Die schöne Tugend hat zwar viele Schmeichler,
Doch wenig treue Freunde! Glück, und Macht,
Und Pomp und Glanz, wenn diese das Gefolge
Der Tugend sind, dann findet sie Verehrer;
Doch fallen diese von ihr ab,
So flieht der Heuchler Schwarm, vergöttert jetzt
Mit gleicher Falschheit das gekrönte Laster,
Und du, o nackte Tugend, bleibst allein.

Lady Suffolk.

Den Schmerz, der meine Brust zerreiſst,
Hat keine Mutter noch gefühlt! — Mein Mund
Versagt mir Klagen, meine Qual zu lindern,
Mein Auge Thränen.

Lady Johanna.

Warum kann ich doch
Die Einzige nicht seyn, die leidet? — Ach! Mein Schicksal
Liegt hart auf mir! — Ich bin dazu verurtheilt,
Die Freude aller, die Natur und Freundschaft
Mir theuer macht, in Jammer zu verkehren.
Doch murre nicht, mein Herz! — Die Leiden, die der Himmel
Uns schickt, sind heilsamer als selbstgewählte Freuden.

Lord Guilford.

Gott! welche schreckliche Verwandlung!
Wo bin ich? — Bin ich Guilford? Bin ich der,
Der noch vor wenig Stunden kaum die Engel
Beglückter hielt als sich? — War's nur ein Traum
Als lauter Wonne, lauter Hoffnung mich
Umlächelte? — Wozu erwach ich jetzt?
Zu welcher dunkeln grauenvollen Aussicht
In Jammer ohne Maſs! — Ein Augenblick
Hat rings um mich die Welt in eine Hölle
Verwandelt! Die ich Menschen glaubte,
Sind Furien und Schreckgespenster worden!
O! dieses blaue himmlische Gewölbe,
Der Thron des Tages, ist ein schwarzer Kerker
In meinen Augen! Diese Frühlingsluft,
Der Blumen reinster Athem, haucht mir Gift!
Mich dünkt, ich steh allein, auf den Ruinen
Der eingesunknen Welt, von todten Schatten
Und Schrecknissen umringt.

Lady Suffolk.

Welch ein Getümmel!
Wer kommt? — O weh uns! Gardiner! —
Er ist es selbst. —

SIEBENTE SCENE.

DIE VORIGEN. BISCHOFF GARDINER.
EIN OFFICIER UND SOLDATEN.

Gardiner.

Mit Recht erschreckt euch meine Gegenwart,
Ihr doppelten Verräther, gegen Gott
Und eure Königin! Empfindet jetzt
Der Rache schweren Arm! Die Häupter der Verschwörung,
Northumberland und Suffolk sind in Fesseln!
Maria herrscht. Ihr heiliger Befehl
Spricht jetzt durch meinen Mund! —
Man führe schleunig
Dem Tower sie zu! — Zum Officier: Mein Herr! euch ist die Sorge
Für die Gefangnen von der Königin
Vertrauet. Euer Leben wird für sie
Die Bürgschaft seyn.

Zu den Soldaten.

Thut eure Pflicht! was zaudert ihr?

Lady Suffolk.

Unmenschlicher! — Ach, warum nimmt mein Elend
Mir nicht die Sinnen ganz? —

Lord Guilford.

Zurück, Verruchte!
Erkühnt euch nicht — Ha! Tod und Hölle sey
Dem Ungeheuer, dessen wilde Faust —

Gardiner.

Sinnloser Jüngling! Diese eitle Wuth
Wird weder sie noch dich erretten.
Ergreifet ihn, und dieſs bethörte Mädchen,
Das, von Geburt bestimmt, die Schleppe
Des königlichen Schmucks Marien nachzutragen,
Sich würdig glaubte, ihren Thron zu füllen.

Lord Guilford.

Zertheilt euch Wolken, — Schau empor, Tyrann,
Und sieh die Engel über diesen Anblick weinen!

VIERTER AUFZUG.

Der Schauplatz ist ein Zimmer im Tower.

ERSTE SCENE.

Lord Guilford. Lady Johanna.

Lord Guilford.

Du schweigst, Johanna! hörest meinen Klagen
Verstummend zu, und ernste Stille ruht
In deinem Blick; nicht Eine Thräne schleicht
Von deinen schönen Wangen. Fühlst du denn
Dein eignes Elend nicht? Du, deren Herz
So schnell, so zärtlich fremde Leiden fühlet!
Wie weintest du auf Edwards Leiche hin?
Und jetzt, da dich ein eisernes Geschick
Vom kaum bestiegnen Thron in diesen Abgrund
Von Jammer stürzt; da dein betäubtes Ohr
Noch von dem Siegsgeschrey der Feinde wiederhallt,

Gewänder, Rosen gleich in angestrahltem Thau.
Sie ziehn in lieblichem Gewimmel,
Von Zefyrn hoch getragen, durch den Himmel,
Und wo sie fliehen, welkt sein reines Blau
Und stirbt in freudeleerem Grau.
Doch, eh' sie sich den Augen ganz entzogen,
Zerbricht Kupido seinen Bogen,
Wirft ihn herab, und ruft den Göttern zu:
„Gehabt euch wohl! Wir wünschen euch Vergnügen;
An Amorn soll's gewiſs nicht liegen,
Wenn fürderhin nicht unbegrenzte Ruh'
Den Himmel wiegt. Nur wähnet nicht, Göttinnen,
Daſs was er thut er bloſs zur Hälfte thu'.
Ihr hofft vielleicht dabey noch zu gewinnen,
Weil doch mein Brüderchen von linker Hand euch bleibt,
Der, wie verlauten will, euch stolzen Sultaninnen
Oft in geheim die Zeit vertreibt.
Doch, Ihm das Reich zu übergeben
Das ich verlassen muſs, verbeut
Die Ehre mir, und selbst die Sittigkeit;
Wir werden ihn der Arbeit überheben!
So sprach der Gott, und lächelt' und verschwand.
Die himmlische Synode stand

Da ihre Wuth nach deinem Leben schnaubt,
Und dieser Pöbel selbst, der kürzlich dich gesegnet,
Mit Flüchen jetzt dein Todesurtheil spricht!
Da jedes nähernde Geräusch vielleicht
Der Fuſstritt eines Todesboten ist,
Herrscht Seelenruh, und unbewölkte Stille
In deiner Brust, ergieſst sich sichtbarlich
Durch dein Gesicht, und bindet deine Zunge.

Lady Johanna.

O Guilford! glaube nicht, ich fühle minder
Als du, den ganzen Umfang unsers Jammers.
Wie könnt ich alles, was mir theuer ist,
Den besten Vater, und die zärtlichste
Der Mütter, wie dich selbst, mein Guilford, dich!
Unglücklich sehn und unempfindlich bleiben?
O! was ich fühle — Aber soll ich noch
Durch Bilder meiner Pein dein Elend häufen?
Mein Mund ist stumm, mein Auge leer an Thränen;
Doch hier, hier, Guilford, bebt von nahmenlosen Leiden
Die bange Seel' und ächzt zum Himmel auf!

Lord Guilford.

Durch diese düstre schreckenvolle Nacht,
Die uns so schnell den schönsten Tag entzog,
Durch dieses Kerkers Todesschatten selbst,

Dringt noch ein Strahl von Hoffnung in mein Herz.
Du wirst nicht sterben, göttliche Johanna!
Nein, nein, der Himmel, der so liebenswürdig,
So würdig der Unsterblichkeit dich schuf,
Erschuf dich nicht, um in der ersten Blüthe
Zerstört zu werden! Nein! Er sandte nicht
So viel Vortrefflichkeit in dir herab,
Der Welt so schnell sich wieder zu entziehen —
Du wirst noch leben, und den Menschen lange
Der schönsten Tugend schönstes Urbild seyn!
Und ich! In deinem Arm ist mir das Leben
Ein Paradies, und selbst der Tod willkommen!

Lady Johanna.

Wie gerne wünscht' ich deinen Hoffnungen
Des Himmels Beyfall. — Aber — ach! Geliebter,
Du schmeichelst dir zu viel. Die Zeit der süſsen Träume,
Der unschuldsvollen reitzenden Bezaubrung
Der jugendlichen Liebe ist vorbey!
Die Hoffnung, die dir lächelt, ist ein Traum,
Ein eitler Traum, womit dein liebend Herz
Sich selber täuscht. Die Erde läſst uns nichts
Zu hoffen übrig. Komm, mein theurer Guilford,
Die Zeit erfordert ernstere Gedanken;
Nichts bleibt uns übrig, als uns zu gewöhnen,

Den Untergang der reitzendsten Entwürfe
Von Glück und Liebe, jede süſse Hoffnung
Im Keim erstickt, des Lebens beste Freuden
Zerstört zu sehn! — Des Elends bangsten Scenen,
Und allem, was die menschliche Natur
Mit Angst erfüllt, was uns in jeder Ader
Das Blut erstarren, jede Nerve zucken macht,
Mit unbewegtem Auge ins Gesicht zu schauen,
Dieſs, Guilford, ists, was wir jetzt lernen müssen!

Lord Guilford.

O sage mir, du Heldin, sage mir,
Welch eine Kraft erhöht dein sanftes Herz;
Zu dieser wundervollen Gröſse?

Lady Johanna.

Der Glaube, Guilford, den die göttliche Religion
In unsrer Brust entzündt; das groſse Beyspiel,
Das unser Meister gab; die frohe Zukunft,
Die er versprach; o diese helle Aussicht
In jene grenzenlosen Seligkeiten,
In Freuden, die kein Schmerz verbittert,
Kein Ende kürzt: Dieſs unterstützt den Muth
Der redlichen sich selbstbewuſsten Unschuld;
Dieſs macht den Märtyrer der Flammen lächeln,

Und hebt die Seele, (ob der Leib von Staube
Sie gleich noch fesselt,) über jede Schwachheit
Der irdischen Natur empor.

Lord Guilford.

O! Du, vom Himmel mir zum Genius
Geschenkt, du sichtbars Ebenbild der Tugend,
Wie mächtig fühl' ich diesen Augenblick
Die Stärke deines Beyspiels! — Welch ein Muth
Ergieſst aus deinem seelenvollen Auge
Sich in mein Herz, und schwellet meine Triebe!
O Tugend, o Religion der Christen,
Wie schön seyd ihr! Zu welcher Engelsgröſse
Erhebet ihr den Sohn des Staubs, den Menschen!
Wie fühl ich eure Schönheit! Wie entflieht
Vor euerm Glanz der Kummer und die Klage —

Lady Johanna.

Mein Guilford, hörst du nichts? Mir war, ich hörte
Von fern die Stimme meines Vaters! — ach!
Wie kann die kranke Fantasie sich täuschen! Ist er nicht
In Fesseln! — Himmel! welch ein Wunder!
Er ist es selbst!

ZWEYTE SCENE.

Herzog von Suffolk. Die Vorigen.

Lady Johanna.

O theurer Vater!
Sprich, welch ein Engel hat dich aus dem Kerker
Zu uns geführt?

Suffolk.

Die Vorsicht, die dich liebt,
Die Schützerin der Unschuld, meine Tochter!
Die führet mich zu dir. Sie brach die Fesseln,
Schloſs meinen Kerker auf, und brachte mich zu dir.
Ein Strahl vom Himmel hat Mariens Herz
Für uns gerührt. Sie schenkte mir die Freyheit.
Und ein Gerüchte, welches mein Begegniſs
Glaubwürdig macht, verspricht mir, meine Kinder,
Euch bald aus diesen grauenvollen Mauern
Erlöst zu sehn. Nur diese Hoffnung macht
Mir meine Freyheit werth.

Lord Guilford.

Was ſagt mein theurer Vater?
O Suffolk! Ehrenvoller Greis! Dein Antlitz
Iſt meinem Blick das Antlitz eines Engels!
O Wunder! Darf ichs glauben? oder öffnet ſich
Mein Herz zu ſchnell dem ungewiſſen Schimmer
Des beſſern Glücks? — Ja, Vorſicht, uns geziemt
Von deiner Güte ſtets das Beſte zu erwarten.

Suffolk.

Ich hörte, Gardiner, der alte Biſchoff
Von Wincheſter, ſey von der Königin
Zu dir geſchickt, Johanna, ihren Willen
Dir anzukünden —

Lady Johanna.

Was ſeit Edwards Tode mir
Begegnet iſt, füllt meine Seele
Mit Zweifel, Furcht und innerlicher Ahnung;
Der Himmel hat zu neuen Prüfungen
Vielleicht mich auserſehn; von ihm allein,
Erwart ich Kraft, die Probe wohl zu halten!

Lord Guilford.

Laſs, Theureſte, laſs deines Vaters Freyheit,
Dieſs unverhoffte Wunder jener Macht,

Die unsichtbar den Lauf der Dinge lenket,
Laſs dieses mindstens dein zu ängstlich Herz
Mit frohern Ahnungen erheitern.
Noch können wir, Johanna, glücklich werden.
Noch kann mich deine Liebe glücklicher,
Als der Besitz von tausend Kronen machen.
Ja! Himmel! Senke nur mein ruhmlos Leben
In dunkle Niedrigkeit; bestimme mich,
Nach harter Arbeit mit beschwitzten Händen
Mein Brot zu essen — laſs mir diese nur,
Die beste Gabe, die ich von dir bitten,
Und deine Güte mir gewähren konnte!
An ihrer Seite wird mein frohes Leben
Auch in der ärmsten Hütte paradiesisch,
So wie des ersten neuerschaffnen Paares
In Edens schöner Einsamkeit, verflieſsen!

Suffolk.

Ach Guilford! Ach Johanna! Wenn ich euch
Mit dieser schnellen Wiederkehr von Hoffnung
Nur nicht zu früh geschmeichelt habe! —
Ein Rückfall wäre tödtlich — Aber hier
Ist Gardiner bereits —

DRITTE SCENE.

Gardiner. Die Vorigen.

Gardiner.

Ich komme nicht, Prinzessin, deine Wunden
Noch durch Verweise tiefer aufzureiſsen.
Du strebtest lüstern nach versagten Höhen:
Dein Fall ist deine Strafe! — Doch Maria,
Nach deren Krone du die kühne Hand
Verräthrisch ausgestreckt, Sie, welcher die Geburt
Ein unverletzlich Recht zum Zepter gab,
Will jetzt durch Proben ihrer Groſsmuth zeigen,
Daſs eine königliche Seele
Das reinste Blut von Yorks und Lankasters
Vereintem Stamm in ihrer Brust belebt.
Sie will durch ihre Tugenden allein
Sich würdiger als du des Thrones zeigen.
Sie giebt dein Leben, Lady, deine Freyheit,
Dein Glück und Ihre Huld in deine Macht.
Du strebtest frevelhaft nach ihrem Throne;
Sie schenkt dir mehr als einen Thron, — das Leben.

Lady Johanna.

Ihr würdet, Mylord, diese hohe Sprache
Nicht mit mir reden, wenn des Glückes Gunst
Mich an Mariens, Sie an meine Stelle
Gesetzet hätte! — Doch ich spreche mich
Von meiner Schuld nicht frey; ich fordre keine Gnade.
Brittanniens Gesetz verdammet mich.
Hier bin ich! willig, seine Heiligkeit
Mit meinem Blute zu versöhnen!
Mir ist genug, daſs über uns im Himmel
Ein Richter ist, der mich nach meinem Herzen richtet!

Suffolk.

Ach! Meine Tochter! Dieser edle Stolz
Der sich bewuſsten Tugend ist zwar schön,
Ist deiner werth — allein, bedenke, daſs die Rede
Von deinem Leben ist — ach! Denk an deine Mutter,
— An Guilford, denk an deinen alten Vater!
Komm, folge, wirf mit uns dich zu den Füſsen
Der Königin —

Gardiner.

Sie will den Anfang ihrer Herrschaft
Mit Wohlthun machen. Deine zarte Jugend,
Prinzessin, deine Schönheit, die Verdienste,
Die ein gerechter allgemeiner Ruhm
An dir bewundert, schmelzen ihre Seele
Zu sanftem Mitleid. Auch in deinen Adern
Flieſst Ihr verwandtes, königliches Blut.
Die Königin, die jetzo dir vergiebt,
Hofft ihrer Liebe dich einst werth zu finden.
Dein frühes Alter war zu unerfahren,
Northumberlands Entwürfe durchzuschauen.
Du wardst getäuschet, Lady! Dein Vergehen
Verdient Verzeihung! Diese edle Unschuld,
Die dein Gesicht umlächelt, spricht für dich!
Maria will sich nur durch Groſsmuth rächen,
Laſs keinen miſsverstandnen Stolz die Wirkung
Der königlichen Gnade dir entziehen.
Die Fürstin will nicht, daſs du für dein Leben
Ihr danken sollst! groſsmüthig stellt sie es
In deine eigne Macht.

Lord Guilford.

O lies in meinen Augen,
Johanna, was in diesem Augenblicke
Mein Herz dir sagt! — Ich finde keine Worte —

V. 135 — 155.

Ein wenig dummer da, als mancher vor der Hand
Dem andern merken lassen wollte.
Man that sein möglichstes um gutes Muths zu seyn.
Doch was man kann und was man können sollte
Trifft, wie ihr wiſst, nicht immer überein.
Gleich bey dem ersten Mahl schleicht sich die Langweil' ein,
Wie sehr die Götter auch sich quälen
Ein düstres Vorgefühl durch übertriebnen Schein
Von Lustigkeit einander zu verhehlen.
Vergebens! denn sogar der Götterwein
Erfreuet nicht das Herz wenn Amors Schwestern fehlen.
Man iſst und weiſs nicht was, man lacht und fragt warum,
Man öffnet weit den Mund, will reden, und bleibt stumm.
Der Witz verläſst den Gott der Musen,
Die Munterkeit den Gott des Weins;
Merkur ruft Heben stets, noch eins!
Und gafft, indem er trinkt, nach — Vesta's plattem Busen.
Vergebens stimmt der Pieriden Kor
Der glüh'nden Saffo wärmste Oden,

Lady Johanna.

Wie kann mein Leben, Mylord, wie ihr sprecht,
In meiner Willkühr stehn? — Ich fasse noch
Den Sinn der räthselhaften Worte nicht.

Gardiner.

So höre denn. Die erste groſse Sorge
Der frommen Königin, seit Edwards Tod
Sie auf den väterlichen Thron erhoben,
Ist, ihr verirrtes, ihr betrognes Volk
Dem mütterlichen Schooſs der alten Kirche
Zurück zu geben. Sie erkennt anbetend
Den Finger Gottes in der plötzlichen Verändrung
Des Zustands unsers Reichs. — Der junge Fürst,
Der als ein Säugling mit der Muttermilch
Des Irrthums tödtlich Gift schon eingesogen,
Den Cranmers täuschende Beredtsamkeit
Und graues Ansehn, und verstellte Heiligkeit —

Lady Johanna für sich.

O Gott! Gieb mir Geduld! — Was muſs mein
Ohr erdulden!

Gardiner fortfahrend.

Noch tiefer in den Labyrinth verstrickte,
Der in den Abgrund führt — ach! Dieser Edward,

Hat, einem Raubthier gleich, die Kirche Gottes
Durchwühlt, beraubt, zerstört. Die stillen Wohnungen
Der Gottgeweihten, die der Welt entsagen,
Sind eingestürzt, die Priester ausgetrieben,
Die milden Stiftungen aus frömmern Zeiten,
Ein Raub der schnöden Üppigkeit des Höflings.
O Schand'! O Greuel! Ketzerische Füſse
Entweihen ungescheut die Heiligkeit des Altars!
Der Ketzerey, der frechen Lästrung Stimme
Hallt ungestraft in unsern Tempeln wieder,
Und täuscht das leichtbetrogne Volk! — So tief,
So tief war Albion, so nah zur Hölle
Hinab gesunken: als die Hand des Gottes,
Der seine Kirch' auf einen Felsen gründete,
Den auch der Hölle Wüthen nicht erschüttert,
Durch einen schnellen unverhofften Schlag
Den Feind des Glaubens plötzlich weggerafft!
Maria herrscht! Die Gottesfurcht bestieg
Mit ihr den Thron. Ein heilger Eifer flammt
In ihrer frommen Brust, von allen Greueln
Dieſs Land zu säubern, und die Last des Fluches
Von ihrem armen Volke abzuwälzen.
Sind sanft're Heilungsmittel ohne Frucht,
So mag Brittannien durchs Feu'r gereinigt werden!

Die Häresie, die schon ihr Schlangenhaupt dem Himmel
Entgegen thürmt, mufs ausgerottet seyn!
Marien grau't, auf einem Thron zu sitzen,
Den noch der Bannstrahl schwärzt, in einem Reich zu herrschen,
Das mit dem Himmel noch nicht ausgesöhnt ist.
Sie eilt, den racheschwangern Blitzen
Des Donnergottes noch zuvor zu kommen!
Doch soll die Sanftmuth alle ihre Künste
Zuerst versuchen, eh der Eifer sich
Mit Strenge waffnet. Den Verführern nur
Dräut sein gezücktes Schwert. Doch die Verführten,
Die ihre Einfalt oder ihr Geschlecht
Und zartes Alter schützt, soll Reu und Wiederkehr
Mit Gott und mit der Kirche auszusöhnen
Genugsam seyn! — Du hast es nun gehört,
Prinzessin, was von dir erwartet wird!
Dein Beyspiel ist es, — welches Tausende
Verirrter nach sich ziehen, und mit dir
Zugleich erretten wird! Dein Beyspiel fordert
Die Königin, und deine Wiederkehr
Die Kirche! Schau, sie streckt voll Zärtlichkeit
Die Arme nach dir aus, sie öffnet lockend
Dir ihren mütterlichen Busen! Schau, ich selbst
Ernied're mich, Verweis' und Dräuungen

In Bitten zu verwandeln! — Mitleid,
Und ungewohnte Regungen erweichen
Mein Herz für dich! — Bedenke dich, Prinzessin!
Dein Heil, dein Leben schwebt auf deinen Lippen!

Lady Johanna.

Und denkt ihr, Mylord, daſs des Todes Anblick
So schrecklich sey? —

Gardiner.

Mich dünkt, Prinzessin,
Wem zwischen Leben oder Tod die Wahl
Gelassen ist, der sollte wenig Zeit
Sich zu entschlieſsen brauchen.

Lady Johanna.

Meine Wahl
Ist schon getroffen! — Dankt in meinem Nahmen
Der Königin für eine Huld, die mir
Zu theuer angeboten wird — Das Leben,
Wornach ich dürste, kann der Tod nur geben.
— Ich sollte Gott, ich sollte Dich verläugnen,
Dich, mein Erlöser! Und dein Evangelium,
Die Wahrheit, die du selbst mit deinem Blut
versiegelt!

Dir, und der heiligen Gemeine
Der Auserwählten, die in frommer Demuth
Dir folgen — sollt ich untreu werden?
O Schande! — Und warum? Ein Leben zu verlängern,
Worin ich fern von deinem Anblick schmachte?
Verschonet meiner, Mylord! — Treibet nicht
Die müdgemarterte Geduld zum Murren!
Verschont mein Ohr, Versuchungen zu hören,
Wovon der bloſse Schall mir Greuel ist!

Gardiner.

Was hör ich? Wie? Ist das die Dankbarkeit,
Womit das Übermaſs der königlichen Groſsmuth
Empfangen wird? Ist das die Antwort, Lady,
Die ich der Königin von deinen stolzen Lippen
Zurücke bringen soll? —

Lady Johanna.

Auf euern Antrag
Ist keine andre möglich! — Saget mir,
Mein liebster Vater, sage mir, mein Guilford,
Ist eine andre möglich? —

Lord Guilford.

Ach Johanna!
Wie ſehnlich wünſcht' ich —

Lady Johanna.

Still! Mein Guilford! Laſs mich
Nichts weiter hören! — Mylord! Mein Entſchluſs
Befremdet euch? — Ihr kennt mein Herz nicht! Nie,
Nie fühlt ich nur das mindeſte Verlangen
Nach Macht und Purpur! Edwards Tod
Erweckt' in mir nur brennende Begierden
Ihm nachzufolgen, und bey dem zu ſeyn,
Den meine Seele liebt! — Der Himmel weiſs,
Was wider meine Neigung, die ſich ſtets
Dagegen ſträubte, mich bewogen hat
Den Schritt zu thun, der durch die weiſe Leitung
Der Vorſicht, nun zum Ziele meiner Hoffnung
Mich bringen wird! — Ich wollte das vollenden,
Was Edward angefangen. Doch der Schluſs
Des unerforſchten Schickſals hält den Fortgang
Des groſsen Werks noch auf. Maria herrſcht!
Der Aberglaube ſitzt an ihrer Seite,
Ihr ſanftes Herz mit fremder Grauſamkeit,
Und einem Eifer, der den Gott der Liebe
Mit Menſchenblut verſöhnen will, zu füllen.

Was soll mir nun das Leben? Soll ich mich
Durch Übelthaten zu dem bangen Anblick
Der schreckenvollen Scenen aufbehalten,
Die eu're heilge Wuth mir angekündigt?
O Nein! gesegnet sey der Tod! der Führer
In eine beſsre Welt! Gesegnet sey
Der Mund, der ihn mir angekündigt hat!

Gardiner.

Du triumfierst zu früh, Verkehrte! Wenn dich ja
Die Lust zu sterben so ergriffen hat,
So stirb! Doch wisse! Deines alten Vaters
Und Guilfords Leben sind an dein's gebunden!
Dein Tod ist ihrer! — Sieh! Ich biete dir noch Einmahl
Den Schooſs der Kirche und dein Leben an!
Sprich nein, so sprichst du dir und deinem Vater
Und deinem Bräutigam das Todesurtheil!
Bedenke dich!

Er geht ab.

VIERTE SCENE.

Lady Johanna. Suffolk. Guilford.

Lady Johanna.

O Guilford! O mein Vater!
O welche Prüfung! — Ach! — Gerechter Himmel!
Sind diese stillen Seufzer, die ich unablässig
Für Sie zu dir geschickt, ach! sind sie alle
Vergeblich, unerhört? — O! Der du mir
Das Leben gabst, o du, mit dem ich es
Zu theilen hoffte, euer Leben ist
Unendlich kostbarer als meines! Könnt ich es
Mit meinem Blut erkaufen, o wie wollt ich
Mich glücklich preisen! — Meine Seele nur,
Nur mein unsterblich Theil ist mir noch theurer
Als euer Leben! — Nein! Ihr fordert nicht,
Erwartet nicht, daſs ich —

Suffolk.

O Tochter, deine Tugend,
Dein Werth entzückt und ängstigt mich zugleich!

Du zwingeſt mich den bangen Mund zu öffnen,
Der lieber, gleich dem Marmorbild der Trauer
Auf einem Grabmahl, ewiglich verſtummte!
Ach mein geliebtes Kind! Sieh, ich bin alt,
Das ſchwache Leben, das mir die Natur
Noch Stundenweiſe vorgezählet hätte,
Hat keinen Reitz als dich! Das Beil kann mir
Nur wenig Tage rauben. Ach Johanna!
Für dich, für dich allein zerflieſst mein Auge
In väterlichen Zähren — Du ſollſt ſterben? —
Du, Liebling meiner Seele, ſollſt du ſterben?
Gewaltſam vor der Zeit, im Frühling deiner Jahre
Vernichtet werden? — O mein Kind, die Qualen,
Womit der ſchwarze ſchreckliche Gedanke
Mein Herz zerreiſst, kann nur dein Vater fühlen.
Vor kurzem prieſen mich noch alle Lippen
Den glücklichſten der Väter, und ich war's!
Ach! dacht ich jemahls, wenn dich meine Arme
Umſchloſſen hielten; wenn mein thränend Auge
Mit ſtummem Dank von dir zum Himmel aufſah,
Konnt ich es denken, daſs dein Elend einſt
Den Wunſch aus meiner Seele zwingen würde,
Daſs, — ach! — Der ſüſse Vaternahme mich
Aus deinem Munde nie entzücket hätte!

Lord Guilford.

Vergieb dem Übermaſs der unaussprechlichen
Gedrängten Schmerzen, die mein Herz bestürmen,
Mein Herz, das einzig dich zu lieben, athmet!
Du solltest sterben? Schönste Zier der Schöpfung!
Die kalte Hand des ungerechten Todes
Soll vor der Zeit dich pflücken! — Diese Augen,
Wo in der Farbe des entwölkten Himmels
Der schönste Geist sich spiegelt, sollen sich
Auf ewig schlieſsen! Diese keuschen Wangen,
So blühend, wie die Rosen, die am Haupte
Der Engel duften, soll der Tod entfärben!
Ach! dieser holde Mund sich nimmer wieder
Zu Reden öffnen, die mir süſser sind
Als Sterbenden — Johanna! Höre mich!
Wo wendest du dein himmlisch Auge hin? —

Lady Johanna.

O Guilford, o Guilford!
Sind das die edeln muthigen Gedanken,
Womit der Christ sich zu der letzten Gröſse
Im Tod erhebt? — Vergiſs mich, oder liebe
Mich so, wie einer dessen reine Seele
Sich jetzt entkörpern soll! — Mein Vater, mein Gemahl!

V. 154 — 174.

Zwar etwas schläfrig, an: man hört mit halbem Ohr,
Und bleibt so frostig als zuvor.
Die Damen sitzen wie Pagoden
In steifer Majestät, nach Juno's Beyspiel, da,
Und schleicht sich auch in einer Viertelstunde
Ein Wort aus einem schönen Munde,
So schnappt der Dialog beym ersten Nein und Ja
Gleich wieder zu: kurz, sumste hier und da
Nicht eine Fliege noch, so dächte man, es stünde
Der Puls der Schöpfung still. Zevs, der die Kurzweil liebt,
Fand diese Art zu tafeln sehr betrübt.
Noch nie ward Hebe so geschwinde
Des Diensts entlassen. Aber, ach!
Die lange Weile schleicht den guten Göttern nach
Wohin sie fliehn, bis in die Kabinetchen,
Bis in die Lauben von Schasmin
Und auf die nun nicht mehr wollüst'gen Ruhebettchen.
Zu bald erfuhren sie, sogar im *Têt' à Têt'*,
Daſs ohne der Grazien Gunst nichts wohl von Statten geht.
Vergebens wurde bey Auroren
Die Sommernacht ein wenig lang' bestellt;

Der Tod ist nicht, wie sich der Aberglaube,
Nicht wie die Seelen, die zu tief im Schlamme
Der Sinnlichkeit versunken sind, nicht wie
Des Lasters bebendes Gewissen
Ihn mahlt! Er ist ein Übergang ins Leben!
Nur um zu sterben wurden wir geboren!
Er raubt uns nichts als unsre Sterblichkeit,
Die Quelle unsrer Leiden! — Laſst uns sterben!
Was kann der Christ, der Tugendhafte sich
Und denen, die er liebet, bessers wünschen,
Als schön zu sterben?

Suffolk.

Jetzt, mein theures Kind,
Bereite dich zum letzten Streich des Unglücks!
Sieh! deine Mutter kommt.

FÜNFTE SCENE.

Lady Suffolk. Die Vorigen.

Lady Johanna. Gen Himmel schauend.

O stärke mich! —

Lady Suffolk.

Ich lag und weint', und flehte zu den Füſsen
Der Königin, als Gardiner hereintrat,
Und deine Antwort brachte! O mein Kind,
Mein theures Kind! Wie donnerten die Worte
Von seinem Mund in mein erstarrtes Herz! —
Und willst du sterben? — Aber — ach! Bedenke,
Daſs mein Verhängniſs mir den Trost versagt,
Mit dir zu sterben! — Ach! die grausame Maria
Zwingt mich zum Leben! Himmel! Welch ein Leben,
Wenn Du, wenn Guilford, wenn dein Vater, alle
Rings um mich her gefallen sind! — Johanna,
Schau her! O wende deine holden Blicke
Auf deine Mutter! Kannst du die, die dich
Mit Schmerz gebar, die dich in ihren Armen,

An ihrer Brust erzog, die dich den Stolz,
Die Wonne ihres frohen Lebens nannte,
O! Kannst du, kannst du sie so elend machen?
Sieh mich zu deinen Füſsen! Laſs mich nicht
Vergebens flehn! Erbarme dich, Johanna,
Der unglückseligsten der Mütter! — Lebe!
Ach! lebe, daſs ich nicht das Licht verfluchen müsse —

Lady Johanna.

O meine Mutter! — O das ist zu viel!
Mein Herz erliegt im innerlichen Kampfe —
Es bricht —

Sie sinkt beinahe ohnmächtig in ihrer Mutter Arme, und wird auf einen Lehnstuhl gebracht.

Lady Suffolk.

O Gott! Sie stirbt, sie stirbt! O Engelssele!
Verweile noch —

Suffolk.

Du siehest ihren Kampf!
Sie folgt der Lehre, die ihr Meister gab,
Und liebt nur Gott noch mehr als Altern und Gemahl.
Ach! Könnte sie, ihr — zärtlichs frommes Herz
Verzöge keinen Augenblick, uns alle

Durch ein erfreuend Ja aufs neue zu beleben!
O flieh, Geliebte! deine Gegenwart
Erschöpfet nur den schwachen Rest vom Leben,
Der noch in ihren Adern glimmt.

Lady Suffolk.

Ich gehe,
Die Königin um meinen Tod zu flehen.

SECHSTE SCENE.

Die Vorigen.

Lord Guilford.

— Johanna! Engel! Welchen noch
Auf kurze Zeit die Sichtbarkeit umschleyert,
Hörst du mich nicht? Eröffne deine Augen!
Sie strahleu eine Kraft in meine Seele,
Die mich zu dir erhebt —

Suffolk.

Sie lebet wieder auf,
Die Farbe kommt den bleichen Lippen wieder,
Sie schaut umher —

Lady Johanna.

Wo ist sie? Wo ist meine Mutter?

Suffolk.

Sie ging hinweg, den Himmel im Verborgnen
Um Troſt zu flehn.

Lady Johanna.

Sie wird ihn auch erhalten!

SIEBENTE SCENE.

Gardiner. Die Vorigen.

Gardiner.

Dein Vater, Guilford, dieſer einſt ſo ſtolze
Gefürchtete Tyrann, Northumberland,
Iſt nicht mehr! —

Lord Guilford.

Himmel! Jeder Augenblick
In dieſer ſchwarzen Stunde iſt
Ein neuer Ruf zum Tode!

Gardiner.

Die Gesetze,
Das Vaterland, Maria, und Ihr selbst,
Sind nun gerochen! Er verrieth sie alle!
Ja, Euch verrieth er! Er bekannte selbst
Vor seinem Ende, daſs ein unbezähmter
Verruchter Stolz ihn zum Verräther
An Edward und Johanna Gray gemacht:
Daſs, nicht der Eifer für den neuen Gottesdienst,
Nur die Begier mit deiner Hand, Johanna,
Den Königstab zu führen, ihn getrieben,
Dem jungen Edward, als er mit dem Tode
Schon rang, den letzten ungerechten Willen
Noch abzuzwingen, der die Königin
Des Rechts, das ihr der Himmel gab, beraubte.
Voll Seelenangst verflucht' er seine Ränke,
Und sein Verbrechen, dessen Schlangenbisse
Ihm nicht erlaubten, wie ein Held zu sterben.
Und dennoch hinterlieſs er euch ein Beyspiel,
Das würdig ist, von euch befolgt zu werden.
Vor allem Volk entsagt' er mit Verwünschung
Dem neuen Glauben, und gestand voll Reue,
Daſs nur der Eigennutz ihn wider sein Gewissen
Zu Edwards Zeit in Heucheley verlarvt!
Er starb versöhnt mit unsrer heil'gen Mutter,
Der Kirche —

Lord Guilford.

Ha! Was hör ich? Zu verwegner Bischoff!
Kannst du so grausam seyn, und unser Elend
Noch durch Entehrung meines Vaters häufen?
Des Himmels Zorn vergelte dir —

Gardiner.

Halt ein
Zu rascher Jüngling! Was ich sage, hat
Das ganze Volk gehört, von dessen Flüchen
Verfolgt, die Seele des Verbrechers angstvoll
Dem Leib entflog.

Lord Guilford.

Laſs ab! Laſs ab, o Schicksal!
Mein blutend Herz steckt voll von deinen Pfeilen!
Komm, meine Freundin, siehe mich bereit
Mit dir zu sterben! O mir graut, mir ekelt
Vor diesem Leben! Meine Seele lechzt
Mit Ungeduld der Todesstund' entgegen:
Wie einer, den des Mittags strengste Glut
Auf dürrem Sand gesengt, nach einer Quelle lechzet.
Mein Vater! — Ach mein Vater! Muſs ich noch
Im Tod erröthen, daſs ich — Meine Seele schauert,
Den schrecklichen Gedanken auszudenken!

Gardiner.

Und ist nun, Lady, dein Entschluſs gefaſst?
Du hast dich zu bedenken nur
Noch wenig Augenblicke! — Soll ich dich
Von neuem flehn, dein Leben nicht zu hassen?
Der Zorn der Königin ist durch die Strafe
Northumberlands versöhnt, und fordert weiter
Kein Opfer mehr! Sey weise! Wirf dich eilig
In ihrer Groſsmuth Arme —

Lady Johanna.

O! Wenn ihr anders meiner Noth nicht spottet,
So laſst mich knieend, Mylord, euer Mitleid
Für eine Unglückselige erbitten,
Die stets in Unschuld lebt', und keinen Menschen
Vor diesem schwarzen Tag beleidigt hat!
Laſst euch erweichen! Fleht die Königin,
Für Guilford und für meinen Vater, mich
Allein zum Opfer anzunehmen!
O Mylord! Auch ihr hattet einen Vater!
Erbarmt euch meiner! Laſst mich nicht die Schuld
An seinem Tod' mit in die Grube nehmen!

Gardiner.

Hartnäckiges, selbst unerbittlichs Weib,
Du flehst umsonst! — Sie sterben unvermeidlich
Wofern du nicht —

Lady Johanna.

O! So vergebet mir,
Mein Vater, mein Gemahl! Vergieb mir, theure Mutter,
Und fluche nicht dem Tag, der mich gebar!
Ihr wiſst, mit welcher heiſsen Zärtlichkeit
Ich euch geliebt — Doch unbegrenzte Liebe
Bin ich nur Gott, nur meinem Schöpfer schuldig! —
Laſst uns wie Christen sterben!

Gardiner.

Kerkermeister,
Soldaten! Auf! Herbey! Führt die Gefangnen
Hinweg! Sorgt, daſs sie abgesondert
Verschlossen werden, und sich ohne meine
Bewilligung nicht sehn! — Und ihr, bereitet euch
Zum nahen Tode! —

Er geht ab.

ACHTE SCENE.

Lady Johanna. Suffolk. Guilford.

Lord Guilford.

O Grausamkeit!

Lady Johanna.

Gott Lob! die Vorbereitung ist geschehn!
Ich lebte nur, um glücklich einst zu sterben!

Suffolk.

Und müssen wir denn scheiden, meine Tochter? —

Lord Guilford.

Uns niemahls —

Lady Johanna.

Nein! uns bald in jener bessern Welt,
Dort unter jenen goldnen Sternen, wieder
Zu sehn, und zu umarmen, und voll Wonne
Im himmlischen Triumf, aus unsers Gottes Hand
Die Siegeskrone zu empfangen!

Sie gehen auf verschiednen Seiten ab.

V. 175 — 196.

Selbst für die Heben und die Floren
Geht nun (so unbarmherzig hält
Der Liebesgott sein Wort) die schönste Nacht verloren.
Den schlummernden Endymion
Kann Lunens wärmster Kuſs nicht aus der Schlafsucht küssen,
Und zu Aurorens Rosenfüſsen
Petrarkisiert, trotz D'Urfé's Seladon,
Der weise Cefalus. Sogar der Gott der Gärten
Schleicht von Pomonen sich ein wenig früh davon,
Und schwört, gerichtlich zu erhärten,
Daſs einem Manne, wie Er, durch alle Zauberey
Von allen Nestelknüpferinnen
Der ganzen Welt, so was noch nie begegnet sey.
Die hintergangenen Göttinnen
Benahmen zwar sich meisterlich,
Und sprachen von der Lust der Sinnen
Wie Zenons strengste Schülerinnen;
Doch sage mir nur niemand, daſs man sich
Durch Scenen dieser Art bey ihnen sehr empfehle.
Natürlich dünkt ein schönes Weib
Sich etwas mehr als eine nackte Seele;
Und Metafysik ist ein schaler Zeitvertreib

FÜNFTER AUFZUG.

ERSTE SCENE.

Lady Suffolk. Sidney.

Lady Suffolk.

Welch eine Nacht war das! O theure Sidney!
Du liebst Johannen auch, du warest ihrer Kindheit
Gespielin, auch dein Herz zerflieſst in Wehmuth!
Urtheile nun, aus dem, was du empfindest,
Vom Leiden einer Mutter! Einst die glücklichste
Von allen, preis' ich die jetzt selig, welche nie
Ihr neugebornes Kind an ihren Busen drückte,
Nie von des Säuglings holden Lippen
Den süſsen Mutternahmen lallen hörte!
O Sidney! Was für eine Nacht war das!

Wie langsam schlichen, Schreckgespenstern gleich,
Die schwarzen Stunden neben mir vorüber!
Ich muſste Sie verlassen. Meine Klagen,
Mein Ungestüm hätt' ihre sanfte Seele
Zu sehr verwundet. Ach! Ich muſste sie
Verlassen — und, o Gott! in welcher Lage!
Nur diese Nacht, nur wenig Stunden trennten
Sie noch vom Tode! Wie zermarterten
Die grausamen Gedanken meine Seele!
Verzweifelnd, trostlos irrt ich in den Zimmern
Des einsamen Palasts umher, als wie
Von Furien gejagt — Ich klagt', ich schrie,
Ich winselte; dann schwieg ich halb entseelt,
Und saſs verstummend da, und rang die müden Arme,
Und sah gen Himmel auf, und konnte nicht mehr weinen.
Bald wälzt ich mich im Staub, und flehte wimmernd
Der Engel Mitleid an; bald fodert' ich
Mit Ungestüm vom Himmel Wunderwerke.
Dann warf ich mich entkräftet von der Wuth
Der Schmerzen auf mein Lager, suchte Ruh,
Und seufzte, daſs ich sie nicht finden konnte.
Und da zuletzt der Schlummer sich mitleidig
Auf meine wunden Augenlieder senkte,
So störten Träume, fürchterliche Träume,
Die kurze Ruhe — Doch was quäl' ich dich

Umsonst mit diesen Bildern — Sage mir,
O Sidney, sage mir, wie hat Johanna
Die Nacht durchlebt?

Sidney.

Wie eine, die den Tod
Für einen Engel hält, der sie ins beſsre Leben
Hinüber tragen soll —

Lady Suffolk.

Solch eine Gröſse wirkt in edeln Seelen
Der Christen Glaube! — Wie beschämt sie mich!

Sidney.

Zwar blieb ihr zärtlich Herz nicht immer in der gleichen
Erhabnen Faſsung; nicht von sanften Klagen
Ihr Mund, ihr Auge nicht von Thränen leer!
Doch wars nur ihre Mutter, nur ihr Vater,
Nur Guilford, nur ihr Volk, um die sie klagte.
Als sie allein sich in dem Kerker sah,
Den eine dunkle Lampe kaum ein wenig
Erheiterte, da sprach sie ernsthaft lächelnd:
O Sidney! Dieses Zimmer schickt sich besser
Zum Zustand meiner Seele, als die goldnen
Geschmückten Zimmer, die wir jüngst bewohnten.

Willkommen, Kerker! Und ihr schweren Fesseln,
Willkommen! Euch zu tragen, hat die Unschuld
Sich nie geschämt! — Jetzt sah sie schweigend
nieder,
Und schien zu staunen. Endlich rief sie aus:
Und bin ich nun allein? — Wo ist mein Vater?
Wo ist mein Guilford? — Ach! Wie hart, wie
grausam,
Im Tod uns noch zu trennen! — Doch Geduld!
Bald werden wir uns wieder sehn, um nimmer
Getrennt zu werden! — Da sie dieses sprach,
Fiel eine Thrän' aus ihren aufgehabnen
Stillheitern Augen. Lange schwieg sie drauf,
In himmlische Gedanken, wie es schien,
Vertieft, bis sie mich weinen sah. — Was weinst du,
Geliebte, sprach sie, weine nicht um mich!
Bald werd' ich glücklich seyn! Ihr, die ich
hinter mir
Zurücke lasse, ihr verdienet mehr
Als ich beweint zu werden! Nur für euch
Seufzt meine Seele! — Welche Prüfungen
Erwarten euch! Doch seyd getrost! der Himmel
Hat Allmacht, unsrer Schwäche Kraft zu geben.
In solchen Reden, deren süſser Ton
Mein Ohr noch jetzt umsäuselt, schlich
Sich eine Stunde nach der andern weg!

Zuletzt besuchte noch der letzte Schlummer
Den matten Leib. Sie lag und lächelte
Im sanften Schlaf, als schwebten himmlische Gesichte
Um ihren Geist —

Lady Suffolk.

O Sidney! Es ist Balsam
Für mein zerriſsnes Herz in deiner rührenden
Erzählung — Mich verlangt, die Heilige zu sehen —
Sie ist es! Ja! Sie ist zu heilig, länger
Die Tochter einer Sterblichen zu seyn!
Schläft sie noch, Sidney?

Sidney.

Sehet hier sie selbst!

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen, und entdeckt das Gefängniſs, worin sich Lady Johanna befindet.

ZWEYTE SCENE.

Lady Johanna. Die Vorigen.

Lady Johanna welche ihre Mutter noch nicht gewahr wird.

Der Tag bricht an, die Stunde nähert sich!
Zum letzten Mahl, o Sonne, sieht mein Auge
Dein süſses Licht! Bald wird mein Ohr die Stimme
Der Freundschaft nicht mehr hören, bald mein Mund
Zum letzten Mahl zu Segnungen sich öffnen! —
Und ist es denn gewiſs? und werd' ich heute,
Von diesem Leib enthüllt, das wahre Leben
Der reinen Geister leben? Bin ich wirklich
Der Seligkeit so nah? — O meine Feinde!
Ihr liebet mich, da ihr mich hassen wollet!
Ihr wollt mich strafen, und ihr macht mich glücklich!
Ihr brecht den Kerker ab, worin
Mein königlicher Geist vielleicht noch lange
Nach seiner angebornen Freyheit
Geschmachtet hätt'! — Empfanget meinen Segen
Für eure Wohlthat!

Lady Suffolk sich nähernd.

Schönste aller Seelen,
Die je die Sterblichkeit umhüllte,
Wie viel verliert mit dir —

Lady Johanna.

Was hör ich? Welche Stimme?
O! meine Mutter!

Lady Suffolk.

Theureste Johanna!
O! Glänzte nicht aus deinem Auge schon
Der Engel, der sich bald enthüllen soll, hervor,
Wie könnt ich diesen Augenblick ertragen!

Lady Johanna.

Vortrefflichste der Mütter, möchtest du
In meine Seele blicken können!
Der Tod hat keine Bitterkeit für mich,
Als diese, daſs er mich aus deinen Armen reiſset.

Lady Suffolk.

Warum will mir Maria nicht erlauben,
Mit dir zu sterben? Ach! was zwingt man mich,
Dieſs ohne dich verhaſste Licht noch länger

Zu sehn? — Beweine mich, Johanna, wein'
Um deine Mutter, die ihr zürnend Schicksal
Dich überleben heiſst. Was ist für mich das Leben?
Was soll mein Auge sehn? Was soll ich hören?
Du warst das liebste, was mein Auge sah;
Das süſseste, was je mein Ohr entzückte,
War deine Stimme. Jeder neue Anblick
Der blühenden Entfaltung deiner Jugend,
Gab mir die Freuden meiner Jugend wieder!
Ach! Wenn das Grab dich deckt, dann schmachtet nur
Die Hälfte noch von mir. Mit dir stirbt mein Vergnügen,
Mein Stolz, mein Ruhm! Was bleibt mir übrig,
Als jeden Abend, jeden dunkeln Morgen,
Dein Grab mit meinen Thränen zu begieſsen!
Und wenn mein Arm den kalten Grund umfasset,
Wo deine Asche ruht —

Lady Johanna.

O theure Mutter!
Erweiche nicht mein zärtlich Herz zu sehr!
Erinnre mich an nichts, was meine Lust
Zum Sterben hemmen könnt'! — Ich bin dem Tode

Geheiligt! — Zwinge nicht in dieser Feyerstunde
Noch einen Seufzer, der mein Herz entweihte,
Aus meiner Brust! —

Sidney.

O Himmel! — theurste Lady!
Dein Guilford kommt!

DRITTE SCENE.

Die Vorigen. Lord Guilford.

Lady Johanna.

Ists möglich? Bin ich noch
So glücklich, eh ich sterbe, dich zu sehen!
Mein Guilford! welch ein Trost für mich,
In deinen Mienen diese stille Gröſse
Und Seelenruh zu sehn?

Lord Guilford.

Wen würde nicht dein Beyspiel,
Du Göttliche, dir nachzueifern, reitzen?
Du, Freundin! lehrtest mich, im Frühling meines Lebens
Dem Tode kühn ins Angesicht zu schauen!

Du wecktest meine Seele zum Gefühl
Der Würde, die ihr Ursprung und ihr Ziel
Ihr geben soll! — Ich seh vor meinen Augen
Die schönsten Hoffnungen wie Wolkenbilder
schwinden!
Du lehrest mich, sie mit Geduld verschwinden
Zu sehn! — Ich hofft' in deinem Arm zu leben.
Jetzt scheint mirs Seligkeit, mit dir zu sterben!

Lady Johanna.

Das, was wir hier in dieser Schattenwelt
Das Leben nennen, ist kein wahres Leben!
Sprich, dünkt dir nicht die ganze wundervolle
Geschichte dieser Tag' ein Traum? — Wir träumten
Von Glück, von Macht, von königlichen Scenen,
Von Welten, die zu unsern Füſsen rollten,
Von Götterfreuden — und als wir erwachten,
Schloſs uns ein Kerker ein! Auch das ist Traum!
Ein düstrer Traum, der einem heitern folget!
Bald werden wir erwachen! Und — o Guilford!
Zu welchem Glück! — O könnt' ich dir beschreiben
Was schon davon mein ahnend Herz empfindet!

Lord Guilford.

Du bist schon reif zum Himmel! Schon zu heilig
Für diese Welt! Nur Engel sind zum Umgang

V. 197 — 214.

Für Nymfen die in Lauben wachend schlafen,
Und sich gefaſst gemacht, anstatt
Dem Günstling zu verzeihn, der nichts begangen hat,
Ihn für Verbrechen zu bestrafen.

Wie dem auch sey, so hatten dieses Mahl
Die Götter keine andre Wahl,
Als Amors Strafgericht so leicht auf sich zu nehmen
Als möglich war, und, statt der Weisheit sich zu schämen
Wozu er sie verdammt, sie, wo nicht angenehm,
Doch ehrenvoll zum wenigsten zu machen.
Diotima's gepriesenes System [1])
Ist, wie ihr wisset, sehr bequem
Zu diesem Zweck. Zu was für schönen Sachen
Giebt es den Stoff! Wie fein es klingen muſs
Wenn selbst Priap, dem sonst der beſste Kuſs
Zu leichte Speise war, mit schwärmendem Entzücken
Von reiner Liebe schwatzt, sich sättiget an Blicken,
Und in demüthiger Distanz

Mit dir geschickt! — Ach! Warum kann ich nicht
Mit gleichem Flug mich neben dir erheben?
Mich zeucht die irdische Natur
Noch allzumächtig nieder! — Ach Johanna!
Wenn nur die Grausamkeit des alten Bischoffs
Mich zu der Marter nicht verdammt, dich sterben
Zu sehn — o schrecklich, schrecklicher Gedanke!
Wenn ich ihn denke, bebt mein ganzes Wesen!
Mein Blut erstarrt in jeder kalten Ader,
Die Erde schwanket unter mir, der Himmel
Dräut über mir zu fallen —

Lady Johanna.

Schrecket dich
Die Art des Todes? Wär' ich minder todt,
Wenn eine Krankheit mich nach langer Marter
Entseelen würd'? O Guilford! dieser Tod,
Der uns bevorsteht, kann die Unschuld nicht entehren:
Dieſs selige Bewuſstseyn macht die Ketten
An meiner Hand so leicht, als wären sie von Rosen.
Kränkt dichs, daſs dieser Leib verwesen soll?
Er wird verklärt, unsterblich auferstehn!
Wir schlummern kurze Zeit, und werden bald
Zu himmlischen Umarmungen erwachen!

VIERTE SCENE.

DIE VORIGEN. EIN OFFICIER.

Der Officier zu Guilford.

Verzeihet, Mylord! — Ach! Mein Mund vermag
Nicht auszusprechen, was ich sagen soll!

Lord Guilford.

Nun bin ich glücklich! Himmel, habe Dank!
Der Tod ruft mich zuerst!

Lady Suffolk.

O Sidney, führe mich von dieser Scene!
Ich bin zu schwach sie auszuhalten —

Lady Johanna.

Nur noch das letzte Lebewohl, nur noch
Den letzten Dank, mit diesem Kuſs der Liebe!

Sie umarmt Lady Suffolk.

Lord Guilford.

Nur noch von dieſen mütterlichen Lippen
Den letzten Segen, zärtlichſte der Mütter!

Lady Suffolk.

Der Himmel thut ſchon über euch ſich auf!
O segnet mich! — Mich, die ihr hier im Elend
Zurücke laſst. — O meine — meine Tochter —
Und du mein Sohn! laſst eure letzten Seufzer
Für mich zum Himmel flehn! —

Lady Suffolk geht ab.

Lord Guilford.

Nun bin ich glücklich!
Ich eile vor dir her! Umarme mich, Geliebte!
Aus dieſen Armen ſchwingt ſich nun mein Geiſt
Den Seraſinen zu, die, im Triumfe
Dich einzuhohlen, aus des Himmels Pforten
Zu Myriaden ſtrömen, und, mit Thränen
Der himmliſchen Entzückung, deinen Tod
Betrachten werden! — Dort, in ihren Armen
Erwart ich dich! — Du weinſt! du Göttliche! —
Bald bin ichs werth mit ſolcher Zärtlichkeit
Von dir geliebt zu ſeyn!

Lady Johanna.

Die Thränen, die ich weine,
Sind lauter Wonne! — Nur noch Augenblicke
So folg ich dir!

Guilford geht mit dem Officier ab.

FÜNFTE SCENE.

LADY JOHANNA allein.

O Glaube der Unsterblichkeit,
Was wär ich ohne dich! In welchem Abgrund
Von Jammer würde sich die hoffnungslose Seele
Verzweifelnd wälzen — trennte das Verhängniſs
Die Liebenden auf ewig, würd ich dich,
Mein Guilford, niemahls, niemahls wieder finden!
— O Tod! dann wärest du das schrecklichste
Von allen Übeln! Aber nein! die Seele
Lebt unvergänglich! Das Verhängniſs trennt
Die Frommen nicht auf ewig! — Ja, Geliebter,
Wir finden uns in einem Leben wieder,
Wo keine Noth uns mehr erreichen kann!
Wo nur der Überschwang der grenzenlosen Wonne

Das Herz in Dank und Freudenthränen schmelzt.
Auf! Triumfiere, meine Seele! — Schau!
Der Himmel thut sich auf! — O welch ein Licht! —
Welch liebliches, entzückendes Gewimmel
Von sel'gen Geistern! — Welche Harmonie
Entzückt mein Ohr! — Wo bin ich? — Schon
Vom Leib entkleidet? Schon —
Was für ein Augenblick war das! — Ich sah
Und hörte schon, was in der Menschen Sprache
Unnennbar ist! —

SECHSTE SCENE.

Sidney. Lady Johanna.

Sidney.

O theuerste Prinzessin!
Es ist vorbey! Ich sah ihn — sterben!
So stirbt ein Held! Wie war er deiner würdig!
Wir alle, die ihn sterben sahn, wir standen
Von Wehmuth und Erstaunen an den Boden
Geheftet, starr, leblosen Bildern gleich!

Jetzt bringen ſie den Leichnam des Erwürgten
Hierher! Die grauſame Maria will
Durch ſeinen Anblick noch dein Marterthum vollenden!

Lady Johanna.

Sie irret ſich! Dieſs iſt die letzte Wohlthat,
Die meine Feinde mir erweiſen können.

Man bringt den Leichnam des Guilford.

Und iſt denn dieſes
Mein Guilford? Nein! Betrognes Aug'! Es iſt
Die Hülſe nur des tugendhaften Geiſtes,
Den jetzt der Himmel hat! — Sie wird einſt auferſtehen!
Ja dieſe Augen werden einſt verklärt
Mir wieder lächeln! Himmliſche Begeiſtrung
Wird dieſen blaſſen ſtarren Mund eröffnen!
O! Nimm noch dieſen letzten heil'gen Kuſs
Der frommen Liebe! — Wie! Hat ſelbſt der Tod
Nicht Macht, ſein edles Antlitz zu entſtellen?
Nicht Macht, dieſs holde Lächeln auszulöſchen,
Das noch die Seel' auf ſeinem Mund zurück lieſs?
Vergieb, o ſel'ger Geiſt, vergieb der Thräne
Die noch auf dieſe kalten Wangen ſinkt,
Dem letzten Zoll der unvollkommnen Liebe! —

Nun iſt mein Lauf vollbracht! Das Maſs der Leiden
Iſt voll! Ich kann nichts mehr verlieren! —
Was hör ich? — Ja! die Geiſter meiner theuern
Verſtorbnen rufen mir! — Mein Edward
Ruft ſeiner Schweſter, Guilford ſeiner Gattin!
Ich folg, ich folge! Komm, willkommner Tod!
O komm, und gieb mich ihren Armen wieder!

Anmerkungen.

1) Seite 170. Johanna wird mit jedem Zuge, den Sie in ihrem Enthusiasmus zum Bilde ihres geliebten Edwards hinzusetzt, immer weicher; ihre immer steigende Rührung muſs auch in ihrer Stimme immer merklicher werden, bis endlich die letzten Worte von einer Bewegung, welche sie nicht mehr zurückhalten kann, beinahe erstickt werden. Dieſs muſs im Deklamieren dieser Stelle mit aller dem eigenen Karakter dieser jungen Prinzessin gemäſsen Wahrheit ausgedruckt werden, oder die Ausrufung — O mein zu weiches Herz! hätte keinen Sinn. — Der Verfasser erinnert sich noch immer und rechnet es unter die süſsesten Erinnerungen aus seiner Jugend, mit welchem Gefühl, welcher ganz Natur scheinenden Kunst Madame Ackermann, die würdige Mutter unsers groſsen Schröders, auch diese Stelle, so wie überhaupt die ganze Rolle der Johanna, und besonders die letzte Scene des ganzen Stücks durch ihre zuletzt bis zur täuschendsten Begeisterung steigende Deklamazion und Akzion darstellte. Doch hiervon an einem andern Orte!

2) S. 171. Heinrichs VIII., der bekannter Maſsen, in den letzten Jahren seiner Regierung die Katholischen eben so heftig als die Reformierten verfolgte.

3) S. 173. Diese ganze Stelle, so wie überhaupt die Karakter der Personen und alle historischen Umstände, sind aus Burnets Geschichte der Englischen Reformazion genommen; für deren völlige Unpartheylichkeit der Verfasser nicht gut seyn möchte.

ENDE DES VIERTEN BANDES.

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

V. 215 — 233.

Von seinem Gegenstand, mit einem groſsen Kranz
Von *Agnus castus* um die Lenden, 2)
Pomonen überzeugt, ein Busen, dessen Glanz
Den Schnee beschämt, sey nicht gemacht von Händen
Gedrückt zu seyn, und einen kleinen Mund,
Der reitzend spricht und lacht, um einen Kuſs zu pfänden,
Sey Hochverrath. — Wer kann so schön dich sehn
(So fährt Herr Fallus fort zu krähn)
Und mehr, als dich zu sehn, verlangen?
Die Seele die dich anschaut, streift
Flugs ihren Körper ab, so wie verjüngte Schlangen
Die alte Haut; sie fliegt empor, durchschweift
Ihr neues Element, die Rosen deiner Wangen,
Die Lilien deiner Brust, vergiſst
Der Sinnen letzten Wunsch, und fühlt daſs wahrer Liebe
Die Liebe selbst die höchste Wonne ist.

Dieſs alles, wir gestehn's, ist schön und gut zum Sagen;
Auch sagen es die Götter oft genug
Den Himmelstöchtern vor; man hört in dreyſsig Tagen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13040/050

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SUPPLEMENTE

FÜNFTER BAND.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1798.

INHALT.

KLEMENTINA VON PORRETTA.

PANDORA.

DIE BUNKLIADE.

AUSZÜGE AUS JAKOB FORSTERS REISE UM DIE WELT.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

KLEMENTINA VON PORRETTA.

EIN DRAMA

aus Richardsons Geschichte Grandisons gezogen. 1760.

PERSONEN.

DER MARKGRAF VON PORRETTA.

DER BISCHOF DER GENERAL JERONYMO	dessen Söhne.

SIR KARL GRANDISON.
GRAF VON BELVEDERE.
PATER MARESKOTTI.

DIE MARKGRÄFIN VON PORRETTA.
KLEMENTINA.
KAMILLA, deren Hofmeisterin.
LAURA, Kammerfrau.

Der Schauplatz ist zu Bologna, im Palaste des Markgrafen.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Der Schauplatz ist ein Sahl im Palaste von Porretta.

DER GRAF VON BELVEDERE, DER PATER MARESKOTTI.

Belvedere. Sagen Sie mir nichts mehr von Geduld und Verläugnung, Pater Mareskotti — Ich schwöre Ihnen, Klementina soll die Meinige, oder wenigstens nicht diesem Englischen Protestanten werden! Der bloſse Gedanke an das, was die Folge seiner Zurückkunft seyn könnte, bringt mich zur Verzweiflung. — Etwas gelaſsner. Verzeihen Sie mir, ehrwürdiger Vater. — Aber ich kann und will nicht ohne Klementinen leben!

P. Mareskotti. Sie wissen, Herr Graf, wie sehr ich immer Ihr Freund war; Sie wissen, wie sehr die ganze Familie von Porretta für Sie eingenommen ist! Der Markgraf, die Markgräfin, der Bischof, der General, alle haben ihr Herz auf die Vermählung ihrer Tochter und Schwester mit einem so würdigen Mann, als der Graf von Belvedere ist, gesetzt. Ganz Italien hat keinen edeln Jüngling, der an Geburt und persönlichen Verdiensten der vortrefflichen Klementina würdiger wäre, als Sie. Aber bedenken Sie den Zustand der unglücklichen jungen Gräfin! Sie kennen diesen auſserordentlichen Mann, diesen Grandison. Ich selbst, so groſse Ursache ich hatte, wider ihn eingenommen zu seyn, ward endlich von seinen Verdiensten überwältiget. Ich muſste ihn bewundern, wie alle Welt ihn bewundert. Er hatte der Familie Dienste geleistet, die eine auſserordentliche Dankbarkeit forderten. Dieſs schien das Übermaſs zu rechtfertigen, womit alle Glieder eines groſsmüthigen und wahrhaft edeln Hauses ihre Verbindlichkeit gegen einen Mann bezeigten, dessen Groſsmuth und Tapferkeit sie das Leben ihres geliebtesten Sohns, ihres Jeronymo, zu danken hatten. Sie vergaſsen, daſs derjenige, den sie als Freund, Sohn und Bruder in die Familie aufnahmen, ein Ketzer, ein hartnäckiger Ketzer, ein Feind der Kirche, ein Verworfener war, mit dem die strenge Heiligkeit der Religion eine so enge Verbindung verdammt. Die Welt fand sie unvorsichtig, der Himmel strafbar. Ich wenigstens kann mich nicht enthalten, die unglückliche Leidenschaft der jungen Gräfin für ein Gericht eines beleidigten Gottes anzusehen — Ach, Herr Graf! sie war eine Heilige, ehe sie diesen zauberischen Mann kannte. — Wahr ists, sie kämpfte mit der strafbaren Leidenschaft; sie bewaffnete sich mit der ganzen Stärke der Religion;

sie stritt mit dem Muth und der Standhaftigkeit eines Engels: aber die Natur erlag unter dem entsetzlichen Kampfe, und ihre Vernunft muſste das Opfer ihrer Tugend werden!

Belvedere. O halten Sie inne! Ich kann den abscheulichen Gedanken nicht ertragen — Klementina! — das glorwürdige Geschöpf! — so tief erniedriget! — Und durch wen? — Sie war die Zierde von Italien, der Stolz ihres Hauses; von allen, die sie sahen, bewundert; von allen, die sie kannten, geliebt; von den schönsten und vollkommensten ihres Geschlechts beneidet. Welch ein Wunder der Natur hat dieser Elende zu Grunde gerichtet! Meine Seele empört sich wider ihn! Er soll —

P. Mareskotti. Ihre Hitze macht sie ungerecht, lieber Graf! Grandison verdient weder Ihre Vorwürfe, noch Ihre Rache. Ich gestehe es, Anfangs war er mir verdächtig. Es war unglaublich, daſs der lange Umgang mit der jungen Gräfin nicht den Wunsch, ein so seltnes Gut zu besitzen, in ihm erweckt haben sollte; und, wofern er diesen Wunsch hegte, noch unglaublicher, daſs er keine Kunstgriffe versucht haben sollte, sich nach und nach in ihr Herz einzustehlen. Ich theilte meinen Verdacht dem Markgrafen und dem Bischofe mit. Wir beobachteten ihn aufs genaueste, wir legten ihm sogar Fallstricke; aber die Prüfung zeigte ihn unschuldig und untadelig. Doch wozu sag' ich Ihnen alles dieses? Sie können nicht vergessen haben, daſs Grandison

Ihnen selbst Dienste geleistet, daſs er mit einem Eifer für Ihr Bestes mit der Gräfin Klementina gesprochen hat, die ihm ihren Unwillen zuzog.

Belvedere. Ach mein ehrwürdiger Freund! Was sollte ich nicht vergessen, da ich meiner selbst vergessen habe! — Die Liebe zu einer Klementina, — eine hoffnungslose Liebe, und doch von allen ihren Verwandten aufgemuntert, — der Kaltsinn, der Abscheu derjenigen, die ich anbete, und, was mich noch mehr ängstiget, ihr Unglück, die Zerrüttung ihrer schönen Seele, und nun, was mich beynahe wahnsinnig macht, die Ankunft dieses glücklichen Nebenbuhlers, sein Triumf, und meine Schmach! — O, wenn alles dieſs nicht genug ist, die heftigste Leidenschaft zu rechtfertigen — Aber ich bitte Sie, Mareskotti, war denn kein andres Mittel in der Welt, die englische Klementina wieder herzustellen, als die Zurückberufung dieses Grandisons?

P. Mareskotti. Können Sie glauben, daſs die Familie von Porretta sich zu einem so demüthigenden Schritt entschlossen hätte, wenn ihr irgend ein anderes Mittel übrig geblieben wäre? Sie kennen den gerechten Stolz eines Hauses, das an Alterthum und Glanz den gröſsten Italiens gleich ist: denken Sie, was es ihnen kosten muſste, einen solchen Schritt gegen einen Mann zu thun, der, so groſs er in Absicht seines persönlichen Karakters seyn mag, in allen andern Stücken unter ihnen ist; gegen einen Fremden, einen Engländer, einen Ketzer, der hartnäckig und übermüthig genug gewesen war, ihre Klementina, ihren Liebling, das Kleinod ihrer Familie auszuschlagen, als sie ihm unter der einzigen Bedingung angeboten wurde, die einen so herablassenden Antrag rechtfertigen konnte. Ich selbst widersetzte mich lange dem anhaltenden Bitten Jeronymo's, der die Zurückberufung seines Freundes als das einzige Mittel, seine Schwester und ihn selbst zu retten, mit ungestümer Zärtlichkeit erflehte. Der Bischof, der General unterstützten mich; der Markgraf selbst konnte sich nicht zu einer Erniedrigung entschlieſsen, die diesen stolzen Protestanten in der Familie so wichtig machte. Wir hofften, die Zeit würde ein Heilungsmittel für die bedauernswürdige Klementina bringen. Aber wir hofften umsonst. Die Noth, welche die verzweifeltsten Mittel rechtfertigt, gab uns zuletzt ein, die Strenge zu versuchen. Klementina wurde nach Urbino in das Haus der Gräfin Sforza, ihrer Tante, gebracht. Die grausamen Begegnungen, die sie daselbst ohne unser Wissen erduldete, vollendeten ihr Unglück. Der traurige Zustand, worin sie in das Porrettische Haus zurück gebracht wurde; die immer zunehmende Krankheit ihres Bruders; die auf ewig verlorne Ruhe einer Familie; die in allen ihren Zweigen so glücklich gewesen war; ein vom Kummer verzehrter Vater, eine trostlose Mutter; der Anblick ihres Jammers, ihre Thränen, ihre Klagen; der stumme Gram, der desto wüthender in ihrem Inwendigen nagte — Ich gestehe Ihnen, Herr Graf, mein Herz erlag unter

V. 234 — 253.

Und Nächten nichts als dieſs. Doch, diesen hohen Flug
Noch dreyſsig Tage auszuhalten,
Fühlt kein Olympier sich stark genug bekielt.
Ein andres ist, wenn man dergleichen wirklich fühlt,
Wie einst Petrark. Allein bey unsern kalten
Entgeisterten Verliebten war gewiſs
Dieſs nicht der Fall: die guten Götter hatten
Nichts besseres zu thun, und sagten alles dieſs,
Von Nacht und Mond und kupplerischen Schatten
Heraus gefodert, bloſs *in Fugam Vacui.*
Die Damen gähnten traun! noch mehr dabey als sie;
Und wie das Lustspiel enden muſste
Erräth sich leicht. Denn trotz der harten Kruste
Die ihr jungfräulich Herz beschützt,
Kann Pallas selbst den Mann, der zu nichts anderm nützt
Als ihr zu Fuſs zu liegen und zu schmachten,
Nicht anders als aus Herzensgrund verachten.
Das tugendhaftste Weib flöſst gern was wärmeres ein
Als was wir bloſs für ihre Tugend fühlen,
Und, ohne minder darum der Weisheit treu zu seyn,

diesem Anblick. Ich vereinigte mich zuletzt mit Jeronymo, und ich hoffe in Demuth, der Himmel, den ich unablässig flehte, habe mir selbst in den Sinn gegeben, zu einem Mittel zu rathen, welches, so widrig es ist, doch das einzige scheint, wovon wir eine heilsame Wirkung hoffen können.

Belvedere. Ach Mareskotti! Was soll ich thun? Was soll ich nicht thun? Ich bin ohne Besonnenheit. — Meine Lage ist ohne Beyspiel! Ich bete die göttliche Klementina an; ohne sie ist das Leben nichts für mich; und ich selbst muſs das Mittel gut heiſsen, welches mich ihrer auf ewig berauben wird! Ich hasse in diesem Grandison einen Nebenbuhler, und muſs seine Tugenden bewundern! — Ja, ich liebe Klementinen, liebe sie mehr als mich selbst — Aber, bey allen Heiligen des Himmels, ich kann dem Triumf meines Nebenbuhlers nicht zusehen! Irgend eine verzweifelte That soll meine Ungewiſsheiten enden, und meiner Schande zuvorkommen.

P. Mareskotti. Lassen Sie Sich erbitten, liebster Graf! Fassen Sie Sich! Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Die Familie hat keinen Entschluſs gefaſst, der Ihre Verzweiflung entschuldigen könnte. Vertrauen Sie dem Himmel und meiner Freundschaft. Sie wissen, daſs meine eifrige Ergebenheit für das Haus von Porretta mir einiges Ansehen in demselben giebt. Verlassen Sie Sich darauf, daſs ich die Sache der Religion, und die Ehre einer Familie, die mir die Sorge für ihre Seelen anvertrauet.

nicht so sehr verrathen werde, um zuzugeben, daſs die Gräfin Klementina mit einem ketzerischen Manne vermählt werde, bey dem sie in Gefahr wäre, die eitle Glückseligkeit einer befriedigten Leidenschaft mit dem Verlust ihrer Seele zu büſsen. Mein Gewissen, Herr Graf, arbeitet noch stärker zu Ihrem Vortheil als die Freundschaft selbst. Aber ich sehe den Bischof kommen. Er scheint bestürzt, Sie noch hier anzutreffen.

ZWEYTER AUFTRITT.

Der Bischof, die Vorigen.

Der Bischof. Um Ihrer eignen Ruhe willen, liebster Belvedere, bitte ich Sie, Sich hinweg zu begeben. Wir erwarten alle Augenblicke einen Gast, dessen Anblick Ihnen nicht so angenehm seyn kann, als er uns seyn muſs.

Belvedere. Ich bin in einen Zustand gebracht, worin auch der Feigeste sich zu fürchten aufhört.

Der Bischof. Eben das ist es, warum ich eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und dem Chevalier Grandison verhindern möchte. Wir sind ihm dafür verpflichtet, daſs er sich aus Gefälligkeit gegen uns in einer so beschwerlichen Jahrszeit seinem Vaterland und den Armen seiner Freunde entrissen hat.

So sehr hat uns unser Unglück gedemüthiget, daſs wir die Ankunft dieses Mannes als eine Herablassung ansehen müssen. Sie begreifen selbst, daſs es uns unruhig machen würde, wenn Herr Grandison bey seinem Eintritt in unser Haus —

Belvedere. Vergeben Sie mir, gnädiger Herr! — Ich bin unglücklich. Haben Sie Mitleiden mit mir! Eine Klementina zu verlieren! — So *wenig* ich bisher Hoffnung hatte, so hatte ich doch *Hoffnung*. Ihre Gütigkeit munterte mich auf! — Aber jetzt — ein glücklicher Nebenbuhler kommt, und ich bin verloren.

Der Bischof. Sie sollten von unserer Freundschaft überzeugt seyn, liebster Graf! — Aber — die Hand des Schicksals liegt auf uns. Wir sind nicht Meister über unsere Maſsregeln. Wären wir es, so wäre unsere Klementina glücklich, und *Sie* wären es durch ihren Besitz. Wir wissen nicht, was der Ausgang dieser unglücklichen Geschichte seyn wird. Zwar hat Grandison durch die hartnäckige Verwerfung unsrer Bedingungen alle Ansprüche an Klementinen verloren. Wir sind frey. Aber er hat *andere Vorschläge* gethan; und vielleicht zwingt uns noch die Noth, sie anzunehmen, so sehr wir sie Anfangs verworfen haben. Wenn dieſs das einzige Mittel wäre, unsere Klementina wieder herzustellen — Ich muſs es Ihnen noch einmahl sagen, wir haben keine Freyheit, unsern Neigungen zu folgen. Aber glauben Sie mir, wir selbst werden nicht anders glücklich seyn, als wenn Sie es werden. Lassen Sie Sich dieſs beruhigen!

P. Mareskotti. Kommen Sie, Herr Graf! Ich will Sie in den Park begleiten. Der Anblick der Natur und die Stille eines einsamen Haines sind oft geschickter unsere Leidenschaften zu besänftigen, als die bündigsten Vernunftschlüsse.

Belvedere. Führen Sie mich wohin Sie wollen. Für mich ist jeder Ort gleich.

Sie gehen ab.

DRITTER AUFTRITT.

DER BISCHOF allein.

Ich darf dem Grafen nicht die Hälfte meiner wahren Gedanken sehen lassen — Ich bedaure ihn — aber wer ist mehr zu bedauern, als wir? Unglückliche und doch unschuldige Klementina! wie tief hast du uns niedergedrückt! — Indessen hat Grandison ein Recht an unsere stärkste Dankbarkeit. Wollte der Himmel — Aber hier ist er schon! Der königliche Mann! Wie sehr scheint er gleich beym ersten Anblick das zu seyn, was er ist! —

VIERTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, GRANDISON.

Der Bischof. Willkommen in Italien und in Bologna, theuerster Grandison! Wie groſsmüthig, wie freundschaftlich ist es von Ihnen, daſs Sie unsere Bitte mit einer so verbindlichen Eilfertigkeit erfüllt haben! — Glauben Sie indessen, daſs der Chevalier Grandison der einzige ist, gegen den wir fähig waren, einen solchen Schritt zu thun.

Grandison. Die Freundschaft und das Zutrauen, gnädiger Herr, womit Ihre erlauchte Familie mich beehrt, berechtigt sie von ihrem Grandison alles zu erwarten, was ihn derselben würdig zeigen kann.

Der Bischof. Wir sind Ihnen alle unendlich verbunden, Herr Grandison! Sie sind der Erretter meines Bruders gewesen, und jetzt entrissen Sie Sich Ihrem Vaterlande, Ihren Freunden, Ihrer Ruhe, und setzen bey dieser Jahrszeit selbst Ihr Leben in Gefahr, um Ihre Wohlthat vollständig zu machen. Wie werden wir jemahls im Stande seyn, Ihnen eine Dankbarkeit zu zeigen, die solcher Dienste würdig sey? — Dieser Gedanke, Herr Grandison, macht uns unglücklicher, als Sie glauben können.

Grandison. Sie demüthigen mich, gnädiger Herr, wenn Sie von Verbindlichkeiten reden. Wenn ja das, was ich gethan habe, eine andere Belohnung verdiente, als das Vergnügen, womit das Herz sich selbst belohnt, so ist es bloſs in der Macht des Himmels, sie zu geben. Wenn unser Jeronymo uns wieder geschenkt wird, wenn die Gräfin Klementina wieder die Freude ihrer Verwandten ist, und ich das Vergnügen habe, sie alle nach ihrem Herzen und nach meinem Wunsche glücklich zu sehen, so bin ich auf die vollständigste Art belohnt. Aber sagen Sie mir, gnädiger Herr, wie lebt der Baron von Porretta? Wie befindet sich die junge Gräfin?

Der Bischof. Jeronymo — Ach, der arme Jeronymo! Ehe Sie zu uns kamen, war alles, was man sagen konnte, daſs er noch athmete, um den langsamen Tod desto länger zu fühlen, der mit dem Überrest eines schmachtenden Lebens kämpft. Und Klementina — Ach, Grandison! sie ist seit Ihrer Abwesenheit höchst elend gewesen. Sie haben von den unglücklichen Maſsregeln gehört, wozu der Rath des Generals und der Gräfin Sforza die Familie getrieben. Man wollte die Strenge gegen ein junges Geschöpf versuchen, das an die zärtlichste Begegnung gewöhnt, das lauter Sanftmuth und Güte ist. Man lieferte sie der Gräfin und ihrer Tochter Laurana aus, die von der ersten Kindheit an ihre Gespielin gewesen war, und die schwärzesten Absichten unter der Larve der feurigsten Zärtlichkeit verbarg. Ach!

wir wuſsten nicht, daſs sie unser unglückliches Kind die ganze Wuth einer unversöhnlichen Nebenbuhlerin empfinden lassen würde. Laurana liebt den Grafen von Belvedere, von dem sie verabscheuet wird. Sie sah unsere Klementina als das einzige Hinderniſs ihrer Leidenschaft an, und übte die Strenge, die man ihr erlaubt hatte, mit einer Grausamkeit aus, unter welcher die arme Unglückliche erlag. Der zehente Theil dessen, was sie unter den Händen dieses unmenschlichen Geschöpfs gelitten hat, wäre genug, eine Märtyrerin zu machen! — O Grandison! ich fürchte — ich fürchte, ihre Vernunft ist unwiederbringlich verloren. Seit vier Wochen spricht sie kein Wort. Sie kennt niemand. Sie scheint weder zu sehen noch zu hören. Die beweglichsten Bitten, die Thränen, das fuſsfällige Flehen ihrer trostlosen Mutter hat sie nicht bewegen können, das entsetzliche Stillschweigen zu unterbrechen. Selbst bey Ihrem Nahmen, Herr Grandison, ist sie unempfindlich geblieben.

Grandison mit der äuſsersten Gewalt über sich selbst, ohne sie ganz verbergen zu können. Ich bin stärker gerührt, als ich es ausdrücken kann — Lassen Sie uns hoffen, gnädiger Herr! Ich habe die Gutachten der geschicktesten Ärzte von England über den Zustand unserer theuern Kranken bey mir, und ich setze ein groſses Vertrauen in die Erfahrenheit des Herrn Lowthers, der mich zu Ihnen begleitet hat. Es ist Hoffnung da, daſs Jeronymo völlig wieder hergestellt werde. Und die Gräfin Klementina —

Bischof. Ihre Gegenwart, Herr Grandison — wenn diese nicht die Wirkung thut, die wir hofften, so ist Klementina und mit ihr alle Freude des Lebens für uns verloren. Aber ich sehe Kamillen kommen — Sie scheint auſser sich zu seyn.

FÜNFTER AUFTRITT.

Kamilla, die Vorigen.

Kamilla. O Herr Grandison! — Ein Engel ist mit Ihnen in dieses Haus gekommen! Welch eine freudige Zeitung bringe ich Ihnen! Klementina — meine theure junge Gräfin — hat diesen Augenblick wieder geredet.

Der Bischof. Seit einem Monat ist dieſs das erste Mahl! Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Grandison! Das ist eine glückliche Vorbedeutung. Erlauben Sie, daſs ich, indessen Kamilla Sie von ihrer Gräfin unterhält, den guten Jeronymo auf Ihre Ankunft vorbereite. Er ist nicht stark genug, ein so groſses Vergnügen ohne Vorbereitung auszuhalten. Ich werde sogleich zurück kommen, Sie dem Markgrafen und ihm vorzustellen.

Geht ab.

SECHSTER AUFTRITT.

KAMILLA, GRANDISON.

Kamilla. O gnädiger Herr! Möge der Himmel Sie mit der Erfüllung aller Ihrer Wünsche segnen, daſs Sie so bereitwillig gewesen sind, durch Ihre Wiederkunft der unglücklichsten Familie Italiens das Leben wieder zu geben! Ich versichere Sie, Sie haben durch diese schleunige Willfahrung unsere Hoffnung übertroffen. Nach dem, was bey Ihrer letzten Anwesenheit vorgefallen — Aber, wer darf sich wundern, wenn der Chevalier Grandison groſsmüthig handelt? Wenn er alles thut, was schön und groſs ist, so handelt er nur sich selbst gleich.

Grandison. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, Kamilla. Aber befriedigen Sie jetzt meine Ungeduld. Sprechen Sie mir von Ihrer jungen Gräfin. Sie hat geredet, sagen Sie! Und was hat sie geredet?

Kamilla. Ach, wenn Sie erst wüſsten, in was für einem Zustande sie gewesen ist; ehe sie ihr Bruder, der General, aus den Klauen der teuflischen Laurana errettete. — Es ist nun über einen Monat — Die arme Klementina! Ach, daſs sie jemahls von der Seite ihrer getreuen Kamilla gerissen werden muſste! — Aber ich miſsbrauche Ihre Geduld, gnädiger Herr! — Seitdem sie wieder in dem Hause ihrer

Ältern ist, ist es unmöglich gewesen, ein einziges Wort von ihr zu erflehen. Sie kannte weder ihre Mutter, noch ihren Vater, noch ihren Jeronymo; sie kannte niemand. Ich kann das Gemählde nicht vollenden, Herr Grandison — Ihr Anblick durchbohrte jedes Herz. Ihre Mutter konnte es nicht aushalten; wir waren etliche Tage ihres Lebens wegen in Sorgen. Nach und nach schien sich die arme junge Gräfin wieder zu erinnern. Sie erkannte mich. Sie erkannte auch zuweilen ihre Mutter, aber nur für Augenblicke; und auch in diesen gab sie es nur durch Geberden zu erkennen. Es war unmöglich, sie zu erbitten. Unsere Thränen, unsere Verzweiflung rührte sie nicht. Sie selbst weinte niemahls. Aber Seufzer, die den Seufzern eines in der Marter sterbenden Heiligen glichen, waren alles, woraus wir schlieſsen muſsten, was sie in ihrer Seele leide — Zu groſse Leiden, um durch Thränen oder Worte ausgedrückt zu werden.

Grandison. Schonen Sie meiner, Kamilla! — Doch, fahren Sie nur fort —

Kamilla. O Herr Grandison! wie war es doch möglich, daſs ein so groſsmüthiger Mann so unempfindlich gegen die liebenswürdigste junge Dame seyn konnte, deren Glückseligkeit oder Elend in seine Willkühr gestellt war? Sie durften nur Ein Wort sprechen — Aber Ihre Hartnäckigkeit — Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr! Wenn Sie, wie ich, ein Zeuge des Leidens dieses holdseligen Kindes gewesen wären —

V. 254 — 273.

Beym ruhigsten Vorsatz, das Feuer nie zu kühlen
Das euch verzehrt, ergetzt sie innerlich
An seinem Spiel, an seiner Flamme sich.
Worin bestände denn auch, im Grunde das Behagen
Von einer Lage, wobey sie nichts zu wagen
Nichts zu verlieren sieht? sich selbst nicht sagen kann,
Dein Sieg ist ein Verdienst, dein Gegner war ein Mann!
Wir unterstehen uns zu sagen
Daſs dieſs sogar auf **Bilder** sich erstreckt,
Und daſs ein **Cherub** ohne Magen
Und Unterleib, in seinem Federkragen
Des frommen Nönnchens Herz nicht halb so gut erweckt,
Als **Guido's Amor**, zwar *divino* 3)
Der Absicht nach, allein der, wie ihr wiſst,
Darum nicht minder als ein andrer **Amorino**
Ein sehr vollständig Bübchen ist.

Ist diesem so, wer kann den überirdischen Schönen
Verargen, wenn sie sich, sobald Kupido's Fluch
Durch manchen fehl geschlagenen Versuch
Bestätigt ist, nach andrer Kurzweil sehnen?

Grandison. Ich verzeihe Ihnen, Kamilla. Sie können Ihre junge Gräfin nicht zu eifrig lieben — Aber ich bitte Sie, keine Umwege! Was veranlaſste denn die glückliche Veränderung, die Sie uns angekündigt haben?

Kamilla. Ihr Nahme, Herr Grandison! Ihr Nahme machte sie endlich aufmerksam. Wir sagten ihr, daſs Sie aus England zurück kämen, daſs Sie wirklich in Bologna angelangt wären, daſs alles — Aber Himmel! Wen sehe ich! — Heilige Jungfrau! es ist der Graf von Belvedere! Wie ergrimmt! Wie verzweifelnd! Vor sich. Ich eile, den Bischof zu rufen.

Grandison. Sagen Sie nichts, Kamilla, so lieb Ihnen meine Freundschaft ist.

Kamilla eilt hinweg.

SIEBENTER AUFTRITT.

Belvedere, Grandison.

Belvedere. Ich würde nicht aufrichtig seyn, Herr Grandison, wenn ich Sie in Bologna willkommen hieſse. Ich komme in ganz andern Absichten hierher. Ich liebe die Gräfin Klementina. Sie lieben sie auch, sagt man — Sie wissen, daſs ich Ansprüche habe — Den Beyfall, die Aufmunterung der ganzen Familie, die in dem Unglück ihrer Tochter Ursache genug fühlt, den Tag zu verwünschen, da der Ritter Grandison die Schwelle ihres Hauses betrat. Wenn die Neigung der Tochter für Sie ist, Grandison, so haben Sie wenig Ursache, Sich eines Vorzugs zu rühmen, der der vortrefflichsten Dame Italiens die Vernunft kostet — Doch ich tadle die Flamme nicht, die in der Brust einer Klementina brennt; sie ist rein und unschuldig, was auch der Gegenstand seyn mag, der sie entzündet hat — Und wenn ich Sie nicht als einen Nebenbuhler ansehen müſste, Grandison, so würde ich der erste seyn, die Neigung der theuern Gräfin zu rechtfertigen! — Aber Sie? — Nein! Sie können keine Ansprüche, keine Hoffnung haben; Sie müssen es wissen, daſs eine Vermählung der Gräfin Klementina mit Ihnen das äuſserste Unglück für die Porrettische Familie wäre. — Doch ich will Sie nicht beleidigen, Grandison. Ich bin nur hierher gekommen, Ihnen zu sagen, daſs Sie mir vorher das Leben nehmen müssen, ehe Sie der Besitzer meiner Geliebten seyn können. Folgen Sie mir in den Garten; etliche Augenblicke werden mein und Ihr Schicksal entscheiden.

Grandison. Ich werde Ihnen nicht folgen, Herr Graf! Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den Mann nicht kennen, mit dem Sie sprechen.

Belvedere. Sie wollen mir nicht folgen? Sie machen Ansprüche an meine Geliebte, und weigern Sich? — Sie haben nicht Muth genug —

Grandison. Brauchen Sie einen stärkern Beweis meines Muthes, als die Gelassenheit, womit ich die Ausschweifungen Ihrer Leidenschaft dulde?

Belvedere. Sie spotten meiner, Grandison?

Grandison. Ich bedaure Sie.

Belvedere. O, Sie haben diesen verstellten Kaltsinn nicht nöthig, mich zum Muth zu entflammen! — Aber keinen Wortwechsel! — Wenn Sie der Mann sind, für den Sie gehalten seyn wollen, so folgen Sie mir in den Park! — Sie wollen nicht?

Grandison. Mäſsigen Sie Ihre unanständige Hitze! Ich bin nicht gewohnt, in diesem schnaubenden Tone mit mir reden zu lassen. — Doch, der Zustand, worin ich Sie sehe, verdient Nachsicht. Sie sind zu entschuldigen, daſs Sie keine Achtung für mich haben, da Sie die Achtung für Sich selbst verloren haben. Herr Graf Belvedere, Sie wissen meine Grundsätze! Lassen Sie Sich dieses genug seyn.

Belvedere. Und halten Sie mich für einen so feigen Elenden, daſs ich mich durch Worte abweisen lassen sollte? Oder erwarten Sie, daſs dieser kaltsinnige Stolz Sie vor meiner Wuth sicher stellen werde? Zwar in den Mauern dieses Palastes sind Sie sicher — Aber beym Himmel! Sie sollen mir nicht entgehen! Ich verlasse Sie nicht, bis Sie mir in den Garten folgen.

Grandison. Ungestümer und unbesonnener Mensch! Hören Sie mich erst an, und wenn Sie alsdann noch darauf bestehen, so will ich Ihnen folgen, wohin Sie wollen — Ich schätze Sie hoch, Graf von Belvedere, wie ungleich Sie auch in diesen Augenblicken der Leidenschaft Sich selbst sind. Ich will gegen Sie thun, wessen ich noch keinen zornigen Menschen gewürdigt habe; ich will mit Ihnen wie mit einem Manne reden, der Gründen Gehör geben kann. — Ich mache Ihnen keine Vorwürfe; dieſs wird, wenn Sie ruhiger sind, Ihr eignes Herz für mich thun. Nur das muſs ich Ihnen sagen, wenn ich Ansprüche an die Gräfin Klementina hätte, so sollten weder Sie noch eine ganze dräuende Welt mich abschrecken können, sie zu behaupten. Ein rechtschaffner Mann fürchtet nichts. — Aber beruhigen Sie Sich. Ich habe und mache keine Ansprüche. Die uneigennützigste Freundschaft, nicht die Liebe, hat mich nach Italien zurück geführt. Es ist mit dem Beyfall des Markgrafen und der Familie geschehen. Ich selbst habe jetzt keinen andern Wunsch, als die Gesundheit meines Jeronymo und seiner Schwester. Wenn ich an ihrem Zustande den zärtlichsten Antheil nehme, so ist es nichts mehr, als wozu mich der Nahme eines Bruders berechtiget, womit sie mich auf Befehl ihres Vaters selbst beehret hat.

Belvedere. Ists möglich? — Grandison? — Reden Sie im Ernst? — Sie haben keine besondern Absichten? O, Sie geben mir das Leben wieder! — Was für ein Mann sind Sie? — Aber wie ist es möglich?

Grandison. Ich habe niemahls Ursache gegeben, daſs an meinem Worte gezweifelt werde, und demjenigen am allerwenigsten, der nicht vergessen haben sollte, mit welchem Eifer ich ehemahls seine Sache zu meiner eignen gemacht habe. — Doch, verzeihen Sie mir, Herr Graf! ich wollte Ihnen keine Vorwürfe machen.

Belvedere. Ich erröthe vor mir selbst! Ich bin ungerecht gegen Sie gewesen, Grandison! — O wie sehr hat diese unglückliche Leidenschaft meine Seele erniedriget! Bey ruhigerm Blute verschmähe ich auch den Schatten des Unrechts und der Niederträchtigkeit — Sie sind der edelste und würdigste unter den Männern, Grandison! Verzeihen Sie mir! — Aber — Ach! wie kann ich mir mein Schicksal verbergen? Sie werden zuletzt doch der Gemahl Klementinens werden, und ich — der elendeste unter den Menschen!

Grandison. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daſs ich ohne eine solche Absicht nach Bologna gekommen bin. Indessen mache ich mir kein Bedenken zu gestehen, daſs ich die Gräfin Klementina bewundre, obgleich ihr Besitz in meinen Augen allezeit ein Gut gewesen ist, das der Himmel nicht für mich bestimmt zu haben scheint. Ich würde das unglücklichste unter allen Wesen seyn, wenn ich mir wegen des Unfalls, der diese liebenswürdige junge Dame betroffen hat, den mindesten Vorwurf machen müſste. — Die Sache ist zu zärtlich, davon zu reden. — Sie wissen, unter was für einer Bedingung mir ehemahls gestattet würde, mich in den Besitz eines Glückes zu setzen, nach welchem ich niemahls vermessen genug gewesen war zu trachten. Es war eine Bedingung — die ich ausschlagen muſste. Der bloſse Gedanke an die Verlegenheit, worin ich damahls war, macht mich schauern. Ich that einen andern Vorschlag, der mit Hitze verworfen wurde. Klementina war die erste, die ihn verwarf. Sie wissen das übrige, Herr Graf! Da ich gewissermaſsen die Folgen der Maſsregeln, die man genommen hatte, voraus sahe, so erklärte ich mich, daſs ich mich durch meinen Vorschlag so lange für gebunden ansehen würde, als eine Möglichkeit da wäre, daſs er künftig angenommen werden möchte. — Sie sehen nun meine Umstände, Belvedere! Sollte dieser verworfne Vorschlag von der Familie selbst erneuert werden, so setzen Sie Sich an meine Stelle, und entscheiden, was ich thun soll! — Aber warum wollten Sie Sich mit entfernten, ungewissen und sogar unwahrscheinlichen Möglichkeiten quälen? Der Zustand der theuern Klementina sollte jetzt Sie und mich unser selbst vergessen machen. — Sehen Sie mich als einen Freund an, Belvedere! Nehmen Sie meine Hand zur Bekräftigung, daſs ich mich aufrichtig freuen werde, wenn das Schicksal den Grafen von Belvedere zum Besitzer des Herzens und der geliebten Person seiner Klementina machen wird.

Belvedere. Unwiderstehlicher Mann! Wie groſs sind Sie, und wie klein bin ich! — Was kann ich sagen? Was kann ich thun? Ich bin überwunden! Hier ist meine Hand, Grandison! Ich weiche der Übermacht Ihrer Tugend, und verehre sie. — Himmel! Hätte ichs jemahls für möglich gehalten, eine solche Erklärung gegen einen Nebenbuhler zu thun? — Doch Sie sind es nicht. Ich verlasse mich auf Ihr Wort, Herr Grandison!

Grandison. Ich habe Ihnen gesagt, daſs ich ohne eigennützige Absichten gekommen bin, ob ich mich gleich in Absicht der Familie von Porretta für gebunden halte. Ich überlasse den Ausgang der Vorsicht; und wenn je Klementina die Meinige werden sollte, so müſste ich von der Familie selbst aufgemuntert, und der zufriedensten Genehmhaltung aller Personen in derselben gewiſs seyn.

Belvedere. Sie beruhigen mich, Herr Grandison! Ich verlasse Sie als ein aufrichtiger Bewunderer Ihres Karakters. Jetzt, da mein Herz gelassener ist, sind alle meine Wünsche für Klementinen! Was auch mein Schicksal seyn möge, so will ich denjenigen als meinen Wohlthäter ansehen, den der Himmel zum Mittel gebraucht, das schönste seiner Werke wieder herzustellen.

Geht ab.

ACHTER AUFTRITT.

GRANDISON allein.

Wie wunderbar ist mein Schicksal! — Von dem Tage an, da ich meiner eignen Führung überlassen wurde, war meine gröſste Sorge, den geraden Weg der Rechtschaffenheit zu gehen, und mich nicht durch eigene Schuld, durch Unvorsichtigkeit oder Leidenschaft in Schwierigkeiten zu verwickeln — Was hat es mir geholfen? — Eine unsichtbare Hand schien mich wider meinen Willen fortzuziehen, und unvermuthet sehe ich mich in einem Labyrinthe ohne Ausgang, ohne daſs ich mir einen vorsetzlichen Fehltritt vorzuwerfen habe. Ich handle gerecht und groſsmüthig gegen andere, und kann dennoch weder ihren Vorwürfen noch ihren Beleidigungen entgehen. Ich bezähme meine eignen Leidenschaften, und muſs durch fremde geplagt werden. Ich bemühe mich andere glücklich zu machen, und bin selbst nicht glücklich! — O Tugend; wie unwiderstehlich ist deine Schönheit, da du uns desto liebenswürdiger wirst, je mehr wir um deinetwillen leiden!

NEUNTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, GRANDISON.

Der Bischof. Verzeihen Sie, Herr Grandison! — Ich war bey einem Auftritte zugegen, mit dessen Schmerzen ich Sie verschonen wollte. Der arme Jeronymo! Diesen Augenblick haben ihn die Wundärzte verlassen. Er schmachtet nach dem tröstenden Anblick seines Grandison.

Grandison. Lassen Sie uns zu ihm eilen, gnädiger Herr, ich bin ungeduldig ihn zu sehen.

Sie gehen ab.

ENDE DES ERSTEN AUFZUGS.

ZWEYTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Der Schauplatz ist in des Jeronymo Zimmer. Jeronymo in einem Lehnstuhl.

JERONYMO, DER BISCHOF.

Jeronymo. Ich bin erfreut, mein liebster Bruder, daſs ich Sie so wohl für meinen Grandison gesinnet sehe. Aber wie sollte es möglich seyn, diesen Mann nicht zu lieben? Wenn ist jemahls an jeder Tugend, jeder groſsen und liebenswürdigen Eigenschaft seines gleichen gewesen? — Glauben Sie mir, Bruder, ich fühle den ganzen Stolz unsers Hauses in mir; aber ich bin darum nicht minder überzeugt, daſs es uns eine Ehre wäre, einen solchen Mann den unsrigen zu nennen.

Der Bischof. Wäre er ein Katholik, liebster Jeronymo, so würde ich Ihrer Meinung seyn. Aber bedenken Sie —

Jeronymo. O, ich mag nichts denken, das meinem liebsten Wunsche zuwider ist! Mein ganzes

V. 274 — 294.

So manche schöne Sommernacht
Vorbey gegähnt! Die nie betrogne Macht
Von ihren Reitzen nun dem Zweifel Preis gegeben!
Und Rachsucht sollte nicht die holden Busen heben?
Der erste Schäfer wäre just
Was eine Göttin braucht, wenn sie der Rache Lust
Sich geben will; oft ist dabey zu gewinnen:
Allein auch diesen Behelf entbehren die Göttinnen.
Der Erdkreis wird von Amors Interdikt
Nicht leichter als der Göttersitz gedrückt.
Den einzigen Trost, den ihnen zu versagen
In Amors Macht nicht lag, war das Talent — zu plagen,
Womit das schöne Volk, zumahl vom Götterstand,
Sehr reichlich sich versehen fand.
Die unfreywilligen Olympischen Kombaben
Wie sollten sie erfahren haben
Was Schönen können, denen man
Miſsfallen hat, und die uns quälen wollen?
Zu unserm Glücke kommt's, wenn wir's empfinden sollen,
Auf einen kleinen Umstand an,
Auf den die Herzensköniginnen

Herz ist auf ihn gerichtet, und wenn ich wieder zu leben wünsche, so ist es, um meine Schwester in den Armen meines Freundes glücklich zu sehen. Ich bin voller Hoffnung. Er kann nicht unerbittlich seyn. Wir sind ihm das erste Mahl nicht begegnet, wie er es verdiente. Wir glaubten ihm eine unverdiente Ehre zu erweisen, da wir ihm Klementinen unter unsern Bedingungen anboten; wir beleidigten seinen Stolz. Aber wenn wir zeigen, daſs wir ihn zu schätzen wissen, wenn seine Groſsmuth durch die unsrige gereitzt wird, wenn die Bitten seines Jeronymo, wenn die noch rührendern Bitten, die Blicke, die Thränen seiner Klementina sein Herz zerschmelzen —

Der Bischof. Und was wird denn aus dem Grafen von Belvedere werden?

Jeronymo. Wenn ich den Chevalier nicht kennte, so wäre der Graf der erste, den ich zu meinem dritten Bruder wählen wollte.

Der Bischof. Er ist aus einem Hause, das dem unsrigen an Ansehen und Reichthum gleich ist; er ist ein Katholik; er hat Verdienste; er ist liebenswürdig; er betet Klementinen an —

Jeronymo. Aber Klementina hat kein Herz für ihn. Das Schicksal, liebster Bruder, das Schicksal selbst hat sie meinem Grandison bestimmt.

Der Bischof. Es wird sich bald aufklären. Dieser Morgen ist zur ersten Zusammenkunft zwisehen ihnen angesetzt. Wenn seine Gegenwart einen erheiternden Strahl in das entsetzliche Dunkel wirft, das ihre Seele so lange umwölkt, wenn sich ein Schimmer von wiederkehrender Vernunft bey ihr zeigt, so muſs ich selbst glauben, der Himmel — Ich höre jemand. Es ist Grandison.

ZWEYTER AUFTRITT.

GRANDISON, DIE VORIGEN.

Grandison. Vergeben Sie, gnädige Herren, daſs mich das Verlangen, meinen theuern Jeronymo zu sehen, vor der bestimmten Stunde hierher führt. Wie befindet sich mein geliebter Freund?

Jeronymo. Ich habe Sie wieder gesehen, liebster Grandison, ich befinde mich wohl. Der gestrige Abend hat mehr zu meinem Besten gewirkt, als alle schmerzenlindernden Mittel der Ärzte. Seit Monaten habe ich keine so erträgliche Nacht gehabt, als diese. Es gab Augenblicke, da ich schlafen konnte, und da träumte ich von Ihnen, von Klementinen, von allem was ich liebe. Die angenehmsten Bilder schwebten um meine Seele, süſse Ahnungen, glückliche Vorbedeutungen —

Grandison. Möchten sie erfüllt werden! Möchte Ihnen der Himmel alle Glückseligkeit gewähren, die ich Ihnen wünsche, und wenn ich sie mit der Hälfte meiner eigenen erkaufen müſste!

Der Bischof. Wir würden unsern Karakter verläugnen, Chevalier, wenn Ihre Groſsmuth nicht die unsrige erweckte. Unsere Glückseligkeit soll nicht mit der Ihrigen erkauft werden! — Es ist ein Mittel, beide auf ewig mit einander zu verknüpfen — Erlauben Sie, daſs ich den Markgrafen von ihrer Ankunft benachrichtige —

Er geht ab.

DRITTER AUFTRITT.

JERONYMO, GRANDISON.

Grandison setzt sich neben Jeronymo.

Jeronymo. O mein Grandison! Was für eine Macht hat die Seele über ihren Leib! Vor Ihrer Ankunft war ich kaum noch der Schatten von mir selbst. Die wilden Schmerzen unheilbarer Wunden, und die langwierigen Martern, die ich ohne Wirkung unter den Händen der Ärzte erduldete, hatten meine Lebensgeister erschöpft; die Zukunft zeigte mir lauter fürchterliche Aussichten, und das Unglück meiner Schwester vollendete mein Elend. Wie oft habe ich den Tod angefleht! Wie oft erlag meine ermüdete Seele unter ihren Leiden! Aber seitdem ich Sie wieder gesehen habe, seitdem diese Arme meinen Freund, meinen Bruder, meinen Grandison wieder umschlossen haben, scheint eine neue Quelle von Leben in meine Adern zu flieſsen; ich vergesse meiner Schmerzen, das Daseyn ist wieder ein Gut für mich, und ich fange an zu hoffen. — Theurer Grandison! Wie sehr, wie sehr sind wir Ihnen verbunden! — Die Wirkungen, die ich selbst von Ihrer Gegenwart erfahre, machen, daſs ich auch für meine Schwester hoffe. — O Grandison, sie liebt Sie unaussprechlich! Niemahls hat eine so reine Zärtlichkeit, eine so heilige Liebe, in einer unschuldigern Brust geglühet! — Mein theurer Freund, Sie müſsten nicht seyn was Sie sind, wenn Sie durch so viel Liebe bey so vielen Vorzügen nicht gerührt würden.

Grandison. Gewiſs kann mein Jeronymo das Herz seines Freundes nie so sehr verkennen, um daran zu zweifeln. Aber haben Sie jemahls die Schwierigkeiten meiner Stellung überdacht? Wenn Sie es gethan hätten, Sie würden mich bedauert haben. Wie sehr muſste mein Geist alle seine Stärke anwenden, die schönste, die gerechteste Leidenschaft zu unterdrücken, die das tägliche Anschauen der allzu reitzenden Vorzüge Ihrer Schwester in mir nährte! — der Einzigen unter allen die ich je gesehen habe, von der mir mein Herz sagte, daſs ich sie über alles lieben könnte! Wie sehr muſste ich meine Zunge, meine Blicke, meine Mienen beherrschen, damit nicht die mindeste Spur von demjenigen sichtbar würde, was ich in meinem Innersten zu bewahren entschloſsen war! Ein bedeutender Blick, ein verrätherischer Seufzer würde in meinen Augen ein Verbrechen gewesen seyn. Denn damahls konnte auch nur der Gedanke nicht in mir entstehen, daſs ich die bewundernswürdige Klementina jemahls in einem andern, als in dem Verhältniſse einer Schwester, würde ansehen dürfen. Ich wuſste zu sehr, daſs, wenn auch alle andern Hindernisse gehoben werden könnten, diejenigen, die mein Vaterland und meine Religion machten, unübersteiglich wären.

Jeronymo. Ach, Grandison, Sie durchbohren mein Herz! — Und sind sie denn unübersteiglich! Ich kann, ich mag es nicht glauben! Rauben Sie mir die süſse Hoffnung nicht, die alles ist was mich noch beym Leben erhält! — Aber ich höre, wie mich dünkt, meinen Vater und meine Mutter kommen. Ich muſs es auf eine andere Gelegenheit verschieben, Ihnen den Entwurf, den ich gemacht habe, zu entdecken.

VIERTER AUFTRITT.

Die Vorigen, der Markgraf, die Markgräfin, der Pater Mareskotti, Laura.

Im Hereingehen sagt die Markgräfin Lauren etwas ins Ohr, die sich sofort wegbegiebt.

Der Markgraf. Ich bin sehr von Ihrer Gütigkeit gerührt, Herr Grandison! Diese letzte und stärkste Probe derselben, Ihre Wiederkunft in mein Haus, hat mich Ihnen ganz eigen gemacht. Ich danke dem Himmel, daſs in meiner ganzen Familie keine undankbare Seele ist!

Grandison. Sie beschämen mich, gnädiger Herr! Es ist eine Folge Ihrer groſsmüthigen Art zu denken, daſs Sie —

Der Markgraf. Nein, Herr Grandison! Wir haben weder nach unserm Herzen, noch nach Ihren Verdiensten gehandelt. Aber Sie sind edelmüthig; Sie empfinden die Schwierigkeiten unserer Lage, und können uns entschuldigen.

Grandison. Sie benennen mit einem verdienstlichen Nahmen, was auf meiner Seite bloſse Gerechtigkeit ist. Ich würde mich selbst hassen, wenn ich eines eigennützigen Wunsches fähig wäre, der das mindeste Opfer von Ihnen forderte.

Der Markgraf. Nein, Grandison! So gering müssen Sie nicht von uns denken, daſs wir Sie bey so groſsen Verbindlichkeiten, die wir Ihnen haben, unbelohnt lassen sollten. Sie müssen belohnt werden, und auf eine Art, wodurch alle Welt überzeugt werde, daſs wir Ihre Verdienste und Ihre Freundschaft zu schätzen wissen.

Die Markgräfin. Ich besorge nur, mein Theuerster, die einzige Belohnung, die dem Herzen des Chevalier angenehm hätte seyn können, sey seiner nicht mehr würdig. — Die arme Klementina! ehemahls war sie eines Fürsten würdig! Jedermann liebte sie, man pries uns ihrentwegen glücklich, man beneidete uns — Jetzt — Ach Grandison! ihr Anblick wird Ihnen durch die Seele gehen! — Sie haben ein zärtliches Herz. Sie sind — ich hoffe, Sie sind nicht gleichgültig gegen meine Klementina!

Grandison antwortet der Markgräfin bloſs durch einen stummen und mit Mühe zurück gehaltenen Ausdruck der tiefsten Rührung.

Jeronymo. Der Chevalier fühlt mehr als er sagen kann. Er leidet mit uns, und vielleicht mehr als wir selbst. Lassen Sie uns hoffen, beste Mutter! Alles kann noch gut werden. Klementina —

Die Markgräfin. Ich weiſs nicht, warum sie so lange verzieht. Ich habe Lauren befohlen, sie zu fragen, ob sie ihren Jeronymo besuchen wolle. Sie haben ihr gesagt, daſs Sie hier seyen, Chevalier, aber sie glaubt es nicht. Man hat sie aus unbesonnener Zärtlichkeit zu oft hintergangen, als daſs sie trauen sollte. Das arme Kind! sie wird kaum ihren eigenen Augen glauben!

Jeronymo. Sie sind traurig, liebster Grandison! — Wie gütig sind Sie!

Grandison. Wenn Sie wüſsten, oder wenn ich Worte finden könnte, das zu beschreiben, was in meiner Seele vorgeht, Sie würden Mitleiden mit Ihrem Grandison haben.

Die Markgräfin. Ich kann nicht länger warten. Ich fürchte — O, wie furchtsam ist ein mütterliches Herz! — Ich will selbst nach Klementinens Zimmer gehen.

Indem sie bey Grandison vorbey geht, sagt sie leise zu ihm:

Sie müssen mein Sohn seyn, wenn ich wieder eine Tochter haben soll.

Grandison antwortet mit einer tiefen Verbeugung. Seine Miene und Stellung ist traurig und tiefsinnig.

Die Markgräfin geht ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, DIE VORIGEN.

Der Bischof zum Markgrafen. Gnädiger Herr, ich habe einen Brief von meinem Bruder, dem General, erhalten; seiner Anzeige nach ist er auf dem Wege nach Bologna. Er weiſs nicht, daſs der Chevalier schon hier ist, und scheint ungeduldig zu seyn, ihm zuvorzukommen.

Jeronymo. Ich zittere vor dieser Ungeduld, und vor der Unruhe, die uns seine allzu groſse Hitze verursachen könnte. Er hat die Sache des Grafen von Belvedere zu der seinigen gemacht, er liebt ihn —

Der Markgraf. Ich liebe ihn auch; aber ich liebe meine Tochter noch mehr. Ich habe nur Eine Klementina — Ich Unglücklicher! ich *habe sie gehabt*, sollte ich sagen! Ich muſs das marternde Andenken dessen, was sie gewesen ist, verbannen, um nicht völlig unter meinem Gram zu ersinken.

Jeronymo. Der General macht mir Kummer! Er kennt meinen Grandison nicht, wie *wir* ihn kennen. Er hat Vorurtheile wider ihn; er ist von einem andern eingenommen; ich besorge —

Grandison. Besorgen Sie nichts, liebster Freund! Ich verehre die Verdienste des Herrn Generals, ohne seine Hitze zu scheuen. Wenn er Vorurtheile hat, so ist seine Hieherkunft das beste Mittel sie zu heben. Und was auch endlich sein Betragen gegen mich seyn möchte, so bin ich meiner selbst so gewiſs, daſs es niemahls in seiner Gewalt seyn wird, mich vergessen zu machen, was ich dem ersten Sohne des Markgrafen von Porretta schuldig bin.

Der Markgraf. Und er müſste nicht mein Sohn seyn, wenn er dem Chevalier Grandison anders begegnete, als es sein Karakter und seine Freundschaft gegen uns verdienen.

SECHSTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, die Vorigen.

Jeronymo. Sie kommen ohne meine Schwester, gnädige Frau?

Die Markgräfin. Ach, Jeronymo! Deine arme Schwester — kommt nicht! Sie ist wieder in ihr voriges Stillschweigen verfallen. Sie antwortete mir auf keine Frage, die ich an sie that. Sie ſaſs unbeweglich wie eine Bildsäule, den Kopf auf ihren Arm gestützt. Ihre Seele schien ganz in sich selbst zurück gezogen. Sie empfand meine Thränen nicht, die auf ihre Wangen tröpfelten. Endlich nannte ich ihren Jeronymo. Dieser Nahme weckte sie. Sie schlug ihre Augen auf, deren heitern Glanz Trübsinn und Schwermuth so lange schon ausgelöscht haben. Ein Blick, der meine Seele durchbohrte, und ein Seufzer, in welchem sie die ihrige auszuhauchen schien, war alles, was sie mir antwortete. Ich konnte es nicht länger aushalten — Ach, Grandison! was für ein Schicksal liegt auf uns! — Meine Klementina ist unschuldig; Sie sind ein rechtschaffner

Sich, wie es scheint, nicht allemahl besinnen.
Ins Ohr gesagt, ich weiſs euch ein Arkan,
Womit die Götter sich so fest als Eisen machen.
Ihr wünscht es mitgetheilt? Wohlan!
Das Ganze ist: zu ihrem Zorn — zu lachen.
Das Mittel ist bewährt; von allen *Remediis*
Amoris in der Welt hilft keines so wie dieſs.
Die Göttin starrt, zum Exempel, mit Augen von Medusen
Dich an, und hofft, versteinert werdest du,
Ein Denkmahl ihrer Macht, nun da stehn: aber du,
Du bist kein Geck, du hast *aes triplex* um den Busen,
Du issest, trinkst und pflegst der Ruh'
Wie sonst, und nimmst, statt abzunehmen zu,
Und statt der Quälerin was dummes vorzuweinen,
Lachst du, und gehst davon auf zwey gesunden Beinen.
Verachtung ist ein mächtiger Talisman,
Nur schlägt er nicht so gut in allen Fällen an
Als wie in dem, worin, für ihre Sünden,
Seit Amors Flucht, die Götter sich befinden.

Mann; ich glaube, ich hoffe, wir sind alle rechtschaffen. Warum, warum müssen wir denn so sehr unglücklich seyn? — Sie, Herr Pater Mareskotti, Sie sind nicht nur ein frommer Mann, Sie sind ein Heiliger; Ihr verdienstliches Gebet sollte schon allein vermögend seyn, uns vor einem Kreuze zu bewahren, welches zu schwer ist ertragen zu werden!

P. Mareskotti. Eben darum, weil es Ihnen aufgelegt ist, wird es erträglich seyn. Es ist, wie Sie sagten, gnädige Frau, ein Schicksal, ein unbegreifliches Schicksal in dieser Sache. Doch die Züchtigungen des Himmels werden allezeit durch ihre Folgen gerechtfertiget. Vielleicht, (o dürfte ich mich dieser Hoffnung überlassen! — Aber der allmächtigen Gnade ist alles möglich!) Vielleicht ist die Bekehrung dieses vortrefflichen Mannes die Absicht und die Folge der Widerwärtigkeiten, die Ihnen jetzt so unerträglich scheinen.

Der Markgraf. Ein Engel spricht aus Ihrem Munde, mein ehrwürdiger Vater! Möcht' es eine gute Vorbedeutung seyn! — Ja, Herr Grandison, wenn dieses die Folge unsers Unglücks wäre, so würde ich mich für alles, was ich seit einem Jahre gelitten habe, dreyfach belohnt halten.

Jeronymo. Und wir hätten Hoffnung, wieder die glücklichste Familie zu werden.

Grandison antwortet auf alles dieſs mit Stillschweigen, und den äuſserlichen Merkmahlen einer groſsen Gemüthsbewegung und Verlegenheit.

Die Markgräfin. Sie schweigen, Herr Grandison? — Sie geben uns keine Hoffnung? — Ach, wie können Sie — Aber nein! Es ist unmöglich, daſs Sie dem Anblicke dieser schuldlos Unglücklichen widerstehen! Sie haben sie noch nicht gesehen! Wie sehr werden Sie erstaunen, sie so verändert zu finden! —

SIEBENTER AUFTRITT.

Laura, die Vorigen.

Laura. Gnädige Frau! die junge Gräfin ist aus ihrem Zimmer gegangen. Sie lehnt sich stillschweigend an Kamillens Arm, und geht mit langsamen Schritten auf dieses Zimmer zu.

Der Markgraf aufstehend. Ich getraue mir nicht, diesen Auftritt auszuhalten —

P. Mareskotti. Ich begleite Sie, gnädiger Herr.

Sie gehen ab.

ACHTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, Grandison, Jeronymo,
der Bischof, Klementina, Kamilla.

Grandison

steht nach einem kleinen Stillschweigen voller Unruhe auf, und sagt vor sich.

Und wie werde ich ihn aushalten können!

Er setzt sich wieder; indem Klementina herein tritt, steht er wieder auf, als ob er auf sie zugehen wollte, tritt aber sogleich wieder zurück, und scheint nicht zu wissen, was er thut.

Jeronymo leise. Setzen Sie Sich, liebster Grandison! Wie erfreut bin ich, Sie so gerührt zu sehen!

Klementina nähert sich an Kamillens Arm gelehnt, mit kleinen Schritten und auf den Boden gehefteten Blicken. In der Mitte des Zimmers bleibt sie einige Augenblicke stehen, ohne darauf Acht zu haben, daſs jemand gegenwärtig sey. Darauf macht sie eine Bewegung, als ob sie wieder zurück gehen wolle; aber Kamilla zeigt ihr einen Stuhl zwischen ihrer Mutter und dem Bischof, und spricht:

Kamilla. Hier, gnädige Gräfin, hier!

Klementina setzt sich, ohne die Augen aufzuheben. Alle Personen, auſser ihr, drücken ihre Betrübniſs auf verschiedene Art aus.

Die Markgräfin nimmt sie bey der Hand, und sagt: Schaue doch auf, meine Liebe — Siehe deinen Jeronymo — Er weint.

Klementina bleibt noch immer in der gleichen Stellung, ohne sich zu bewegen.

Der Bischof. Liebste Schwester, schlagen Sie doch Ihre Augen auf. Sehen Sie uns an! Verschmähen Sie uns nicht! Sehen Sie Ihre Mutter und Ihren Jeronymo in Thränen! — Lieben Sie Ihren Jeronymo nicht mehr?

Klementina schlägt die Augen auf, und erkennt zuerst ihre Mutter. Sie umfafst mit ihren beiden Händen derselben Hand, und beugt ihr Haupt auf selbige; hierauf dreht sie ihren Blick langsam gegen Jeronymo, und erblickt Grandison, welcher höchst gerührt ist. Sie stutzt über diesen Anblick; sie schaut zum zweyten Mahl nach ihm, als ob sie Ihren Augen nicht traue, und stutzt wieder; dann läfst sie plötzlich ihrer Mutter Hand los, steht auf, schlägt ihre Arme um Kamillen, und ruft:

O Kamilla! —

In diesem Augenblick steht Grandison in einer heftigen Bewegung auf, als ob er auf sie zugehen wolle; er wird aber vom Jeronymo zurück gehalten.

Jeronymo. Bleiben Sie auf Ihrem Stuhle, liebster Grandison! Lassen Sie uns die Wirkungen beobachten, die ein so unverhoffter Anblick auf das Herz des lieben Kindes macht.

Klementina sieht indessen wieder unverwandt nach Grandison, und ruft endlich mit aufgehobnen Händen:

O Kamilla, treue, gute Kamilla! — Nun endlich haben sie mir die Wahrheit gesagt! — Er ist es! er ist est!

Nachdem sie diefs gesprochen, lehnt sie ihr Gesicht an Kamillens Arm, ihre Thränen zu verbergen.

Die Markgräfin steht auf, und nimmt Klementinens Hand. Siehe hier, mein Kind, den Chevalier, den Freund deines Bruders und den unsrigen! Willst du ihn nicht in Bologna willkommen heiſsen?

Grandison nähert sich ihr, nimmt knieend eine von ihren Händen, die wie leblos ausgestreckt hängt, und drückt sie an seine Lippen. Verzeihen Sie mir, gnädige Gräfin Klementina —

Klementina scheint, indem Grandison sich ihr nähert, vor allzu heftiger Bewegung beynahe ohnmächtig zu werden, und lehnt sich an Kamilla zurück; sie erhohlt sich aber wieder, und blickt Grandison mit Augen voll Liebe und Zärtlichkeit an, ohne etwas andres sagen zu können, als:

Ach, Chevalier!

Hierauf geht sie langsam nach der Thüre, dreht aber im Hinausgehen den Kopf um, um so lange, als ohne still zu stehen möglich ist, nach Grandison zu sehen. Die Markgräfin und Kamilla folgen ihr.

NEUNTER AUFTRITT.

GRANDISON, JERONYMO, DER BISCHOF.

Grandison. Theure, englische Klementina! O warum darf ich meinem Herzen nicht — Verzeihen Sie mir, gnädige Herren, — meine innerste Seele ist verwundet! — Diese Mischung von Martern und Entzückungen ist mehr als das männlichste Herz ertragen kann!

Der Bischof aufstehend. Wenn uns noch ein Zweifel übrig gewesen wäre, so würden wir jetzt wenigstens gewiſs seyn! — O Chevalier! Sie sind meiner Schwester alles! Sie müssen, Sie werden der Unsrige werden!

Grandison. Sie erweisen mir eine Ehre, gnädiger Herr, die ich wünschte verdienen zu können.

Jeronymo. Unser Glück, unsere Ruhe, mein Leben, Klementinens Leben ist in Ihrer Hand, Grandison! Sie haben es gesehen, wir alle haben es gesehen, wie wichtig Sie diesem liebenswürdigen Geschöpfe sind.

ZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. DER PATER MARESKOTTI.

Jeronymo zu **Mareskotti.** Sie, Herr Pater, müssen die Hand meiner Schwester mit der Hand dieses Würdigsten unter den Männern vereinigen. Sie kann und soll keines andern werden! Er ist der erste, der jemahls ihr Herz gerührt hat, und er allein verdient ein solches Herz zu besitzen.

P. Mareskotti. Möchte doch ein Strahl vom Himmel eine Seele erleuchten, die für ihn gemacht ist! Möchten Sie, Herr Grandison, in die mütterlichen Arme der Kirche zurückkehren, die mit Sehnsucht nach Ihnen ausgestreckt sind. Wie glücklich würden Sie dadurch uns alle machen! — Ich komme diesen Augenblick von dem Markgrafen. Er hat die Veränderung schon erfahren, die mit der jungen Gräfin vorgegangen ist. Er hoffet, die Folge derselben —

Grandison. Lassen Sie uns den Himmel erflehen, ehrwürdiger Mareskotti, daſs diese Folgen glücklich seyn mögen! — Liebster Jeronymo, so empfindlich mein Herz ist, so sehr es gerührt ist, so bin ich doch unveränderlich entschlossen, ihm nicht den geheimsten Wunsch zu gestatten, so lange die Gesundheit der theuern Klementina zweifelhaft ist. Ich bin über die anscheinende Hoffnung entzückt, die Sie von ihrer Wiederherstellung haben — Möchte ich doch, wenn jemand unter uns unglücklich seyn soll, der einzige seyn, der es wäre! Ich würde mich bestreben, mein Unglück wenigstens erträglich zu machen; und der Gedanke, daſs diejenigen glücklich wären, die ich am meisten liebe, würde es versüſsen.

EILFTER AUFTRITT.

KAMILLA, DIE VORIGEN.

Kamilla zu **Grandison.** Gnädiger Herr, meine junge Gräfin wünscht Sie zu sehen. Sie macht sich Vorwürfe, daſs sie das Zimmer so schleunig verlassen, ohne Sie willkommen zu heiſsen. Sie fürchtet Sie beleidigt zu haben. Eilen Sie zu ihr, gnädiger Herr! Sie werden sie in dem kleinen Sahle antreffen. Die Markgräfin ist allein bey ihr.

Sie geht ab.

Jeronymo. Ich besorge aus einem Traume zu erwachen, so erwünscht, und über alles was ich hoffen durfte, sind die Veränderungen, die in dieser kurzen Zeit vorgegangen sind.

Grandison. Ich werde Sie wieder sehen, gnädige Herren, ehe ich den Palast verlasse.

Er geht ab.

ZWÖLFTER AUFTRITT.

Der Schauplatz ist ein Sahl.

Die Markgräfin, Klementina, Kamilla.

Die Markgräfin. Fürchte dich nicht, mein Kind! du hast ihn nicht beleidigt. — Der Chevalier liebt dich, meine Klementina, du kannst ihn nicht beleidigen —

Klementina. Er liebt mich, sagen Sie? — O nein, nein, das thut er nicht! — Und warum sollt' er mich lieben? — Aber, gnädige Mama, denken Sie nicht auch, daſs der Chevalier undankbar ist?

Die Markgräfin. Undankbar? — Warum glaubst du das, mein Kind?

Klementina. Er wuſste, wie unglücklich ich war, er wuſste, wie grausam Laurana mit mir umging, er sah es, und wollte mich nicht retten. Wie oft bat ich ihn! Ich warf mich zu seinen Füſsen, mit Thränen beschwor ich ihn; aber er hörte mich nicht! — Die unbarmherzige Laurana! Sie hassete mich — Aber jetzt — Arme Unglückliche! Sie ist dahin, und ich bete für ihre Seele.

Die Markgräfin für sich. O mein Kind! O meine Klementina, wie zerreiſsest du mein Herz! — Zu Klementinen. Schaue auf, meine Liebe! Siehe den Chevalier —

DREYZEHNTER AUFTRITT.

GRANDISON, DIE VORIGEN.

Grandison. Verzeihen Sie, gnädige Frauen! Ihre Erlaubniſs macht mich so kühn — Wie befindet sich die theure Gräfin Klementina?

Klementina steht auf, da sie Grandison erblickt, und schaut aufmerksam nach ihm — Darauf wirft sie ihre Arme um Kamillens Hals und verbirgt ihr Gesicht, als ob sie sich schämte. Alsdann wirft sie wieder einen verschämten Blick auf Grandison, dann auf ihre Mutter, wechselsweise, als ob sie nicht schlüssig werden könnte. Endlich geht sie mit sachten Schritten gegen ihn, kehrt aber gleich wieder um, schlägt einen Arm um ihrer Mutter Hals, und sieht Grandison mit einer holdseligen Unschlüssigkeit an.

Grandison indem er sich zu ihren Füſsen wirft. Sehen Sie, gnädige Gräfin, den Mann, den Sie ehemahls mit dem Nahmen Ihres vierten Bruders beehrten — Kennen Sie den dankbaren Grandison nicht mehr, den Ihre ganze Familie mit Ihrer Achtung beehrt hat?

Klementina. O ja, ja! ich kenne ihn. — Aber wo sind Sie diese ganze Zeit gewesen?

Grandison. In England, gnädige Gräfin, und ich bin erst kürzlich gekommen, Sie und Ihren Jeronymo zu besuchen.

Klementina. Der gute Jeronymo! — Ich habe ihn lange nicht gesehen. — Und Sie lieben ihn? Sie kommen ihn zu besuchen? Das ist sehr gütig!

Die Markgräfin. Der Chevalier, ist der beste, der groſsmüthigste Mann, mein Kind!

Klementina. Denken Sie das, gnädige Mama? — Aber mich dünkt, Sie sind sehr lange weggewesen, Chevalier! Warum kamen Sie nicht eher?

Grandison. Es war unmöglich, gnädige Gräfin! Ich hoffe, Sie halten mich keiner Undankbarkeit fähig. Das sehnlichste Verlangen meines Herzens ist allezeit gewesen, Sie und Ihren Jeronymo glücklich wieder zu sehen.

Klementina. Glücklich? — O das kann niemahls, niemahls seyn! — Aber setzen Sie Sich zu

V. 314 — 333.

Denn freylich thut ein gewisser geheimniſsvoller Instinkt,
Den wir in guter Gesellschaft nie unmaskiert erblicken,
Weit mehr dabey, als mancher Göttin dünkt,
Wenn ihre Reitze selbst ein weises Hirn verrücken.
Durch ihn setzt oft ein Nymſchen in Entzücken,
Ist eine Ilia und Egeria, überall
Mit Grazien garniert und *tota merum sal* 4)
In deinen fascinierten Blicken,
Die dir, wie uns, so bald du nüchtern bist,
Ein sehr alltäglich Thierchen ist.
Ohn' ihn erblickte vielleicht Adonis an Cytheren
Nur abgeſchoſsnen Reitz und Rosen im Verblühn;
Ohn' ihn wird Juno zur Megären,
Zur Galatee ein Austerweib durch ihn.
Sie, deren Lieblichkeit zu hyperbolisieren
Die Göttersprache selbst einst unzulänglich war,
Sind itzt der Gegenstand von hämischen Satiren.
Auroren wird ihr Rosenhaar
Zur Last gelegt, Dianen ihre Länge;
Mit unbarmherziger, kunstrichterlicher Strenge

mir, Herr Grandison, ich habe Ihnen vieles zu sagen, sehr vieles —

Die Markgräfin. Wie entzücken mich diese Sonnenblicke der wiederkehrenden Vernunft! — Rede, liebstes Kind. Was hast du dem Chevalier zu sagen?

Klementina. Sie müssen wissen, Herr Grandison — Was wollte ich doch sagen? — Ach, mein Kopf!

Sie legt die Hand auf die Stirne.

Wohl! — Aber Sie müssen mich jetzt verlassen — Es ist etwas nicht recht — Verlassen Sie mich! — Ich kenne mich selbst nicht.

Grandison. Ich will mich entfernen, weil Sie es befehlen.

Die Markgräfin. Bleiben Sie noch, Chevalier! Es ist eine Fantasie, die ihr bald wieder vergehen wird.

Klementina sitzt eine Weile mit niedergeschlagenen Augen, wie in tiefen Gedanken; dann steht sie plötzlich auf, als ob sie fortgehen wollte.

Die Markgräfin. Wo willst du hingehen, mein Kind?

Klementina. Ich will zu dem Pater Mareskotti gehen — Aber hier ist ja Kamilla — Gehen Sie, Kamilla, suchen Sie den Pater Mareskotti — Melden Sie ihm —

Sie hält inne, als ob sie sich besinne.

Melden Sie ihm, ich habe ein Gesicht gesehen — Er solle für uns alle beten!

Kamilla geht.

Nach einer kleinen Pauſe fährt ſie fort.

Sie weinen, liebſte Mama? — Sie ſehen mich traurig an, Herr Grandiſon? Sie verbergen Ihr Geſicht? Betrübe ich Sie? — O ich Unglückſelige! warum lebe ich noch! Ich mache alle unglücklich, die mich kennen — Und doch liebe ich alle Menſchen, — auch die grauſame unerbittliche Laurana, die kein Erbarmen mit mir hatte, ob ich ſie gleich niemahls beleidiget hatte. — Mir iſt nicht wohl, gar nicht wohl; ich muſs in mein Zimmer gehen — Folgen Sie mir nicht, Chevalier. Ihre Hand, gnädige Mama! Vergeben Sie Ihrem Kinde, haben Sie Mitleiden mit ihm! — O Sie wiſſen nicht, was meinem armen Kopf iſt! Ich bin nicht mehr ich ſelbſt, nicht mehr die Klementina, die Sie liebten, die jedermann liebte — Ach, Grandiſon!

Die Markgräfin. Du biſt meine geliebte, meine theure Klementina; du biſt es allezeit geweſen, und jetzt mehr als jemahls. Ich will dich in dein Zimmer führen. Du haſt Ruhe vonnöthen. Leben Sie wohl, Chevalier, wir werden uns bald wieder ſehen.

Klementina ſieht Grandiſon mit einem zärtlich traurigen Blick an; und geht mit ihrer Mutter ab.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

GRANDISON allein.

Und kann ich endlich meinen Empfindungen den Lauf lassen? — Es ist Zeit! Der Anblick dieses leidenden Engels, ihre Unschuld, ihre Zärtlichkeit, ihr Unglück — und der entsetzliche Zwang, den mir eine grausame Pflicht auflegt, zerdrücken mein Herz! — O Klementina! Niemahls haben meine Lippen dir gesagt, wie sehr ich dich liebe! — Hartes Verhängniſs! grausame Nothwendigkeit! Ich darf weder reden noch schweigen! Ich bin gezwungen, diejenige unglücklich zu machen, die ich liebe, und mich selbst eines Gutes zu berauben, für welches ich Welten hingäbe! — Warum, ach warum wurden meine ersten Vorschläge nicht angenommen? Verwünscht sey dieser betrogne Eifer, der so viele Unglückliche macht! — Doch mein Schmerz macht mich unbillig! — Sie handelten nach ihren Grundsätzen, wie ich nach den meinigen. Sie halten sich berechtigt, ein Opfer von mir zu verlangen — kein geringeres, als mein Vaterland und mein Gewissen. — Ich kann keinen Augenblick unentschlossen seyn — Ach, Klementina, geliebte Klementina, theurer als mein Leben, theurer als alles, was diese Welt geben oder nehmen kann, könnte ich deine Ruhe mit meinem Blut erkaufen! — Ich kenne, ich fühle ihren ganzen Werth, ich liebe sie, ich verehre sie! — Aber! o meine Religion! o mein Vaterland! ich kann, ich kann euch nicht entsagen! Was kann dieses kurze Leben versprechen, was kann es geben, das genug wäre, solch ein Opfer zu ersetzen?

Ende des zweyten Aufzugs.

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

KAMILLA allein.

Wenn nicht ein unglückliches Verhängniſs die schönsten Anscheinungen zunichte macht, so wird diese Stunde das Ende der Widerwärtigkeiten des Porrettischen Hauses, und der Anfang neuer glücklicher Zeiten seyn. — Ich sehe den Pater Mareskotti; er kommt zu gelegener Zeit.

ZWEYTER AUFTRITT.

DER PATER MARESKOTTI, KAMILLA.

P. Mareskotti. Wie befindet sich Ihre junge Gräfin, Kamilla?

Kamilla. Ihre Besserung übertrifft unsere Hoffnung. Die Wiederkunft des Chevaliers hat die Wirkung gethan, die ich allezeit vermuthet hatte. Warum muſste man doch so lange zögern, ein Mittel zu ergreifen, das der jungen Dame und ihren Verwandten so viel Trübsale erspart hätte! Sie ist, seitdem sie Herrn Grandison gesehen, ganz verändert. Ihr Gesicht heitert sich wieder auf, und in ihren Begriffen und Reden findet sich immer mehr Zusammenhang. Sie erinnert sich wieder des Vergangenen und nimmt Antheil am Gegenwärtigen. Es ist wahr, sie ist noch immer dunkel und niedergeschlagen. Zuweilen scheint sie in ihre alte Schwermuth zurück zu fallen; sie sucht die Einsamkeit; sie spricht oft mit sich selbst, oder mit einem Abwesenden, der (wie es scheint) ihrem Herzen allezeit gegenwärtig ist. Aber diese Anstöſse ihrer ehemahligen Krankheit dauern nicht lange; und wir hoffen, daſs sie ihre völlige Gesundheit erhalten haben werde, ehe sie noch die Gemahlin des Herrn Grandison ist.

P. Mareskotti. Dank sey der wohlthätigen Macht, die mit unsichtbaren Händen an unserm Glücke arbeitet, und sich oft dessen, was wir für die gröſsten Übel halten, als Mittel zu ihren wohlthätigen Absichten bedient! — Aber ich besorge, die Familie sey zu voreilig, sich der Hoffnung zu überlassen, die sie von dem Chevalier gefaſst hat. Er ist ein hartnäckiger Mann.

Kamilla. Ein groſser Theil ihrer Hoffnung beruhet auf Ihnen, ehrwürdiger Herr! Gehen Sie in den Garten! Seine Eminenz, der Bischof, und Herr Grandison erwarten Sie daselbst. Sie sollen den letzten Versuch machen, den Verstand des

Chevaliers zu besiegen. Sollte es miſslingen, so wird sein Herz, welches groſsmüthig und zärtlich ist, einer Probe ausgesetzt werden, der es nicht wird widerstehen können.

P. Mareskotti. Der Himmel gebe, daſs der Ausgang unsern Wünschen gleich sey.

Geht ab.

DRITTER AUFTRITT.

KAMILLA, BELVEDERE,

Kamilla. Mich dünkt, ich sehe den Grafen von Belvedere kommen — Ja, — er ist es, den sein böses Gestirn hieher führt, sein Unglück zu erfahren.

Belvedere. Ich höre seltsame Neuigkeiten. Das ganze Haus ist in Bewegung, und einer flüstert dem andern ins Ohr, die Gräfin Klementina werde in kurzem mit Herrn Grandison vermählt werden. Wenn dieſs wahr ist, so ist mein Unglück gewiſs — Aber beym Himmel! ich will nicht allein unglücklich seyn!

Kamilla. Wie sehr beklage ich Sie, gnädiger Herr! Ihre Verdienste sind eines bessern Schicksals würdig. Aber wollen Sie mit dem Verhängniſse streiten? Es ist in dieser ganzen Sache etwas fatales, eine wunderbare Verwicklung von Umständen, die von einer unsichtbaren Hand herrührt, und (wie es ſcheint) von ihr allein wird entwickelt werden. Sie können niemand anklagen, wenn Sie gerecht ſeyn wollen. Euer Gnaden verzeihen, daſs ich ſo freymüthig ſpreche.

Belvedere. Sie haben nicht nöthig, Kamilla, mich an etwas zu erinnern, woran mich mein Herz zu meiner Qual nur allzu oft erinnert — Das Leben wird mir zu einer unerträglichen Bürde — O, warum iſt es nicht erlaubt? — Doch ich werde bald wiſſen, was erlaubt iſt! Die Markgräfin hat mir eine Unterredung bewilligt, und ich bin hier, die Entſcheidung meines Schickſals zu vernehmen.

Kamilla. Hier iſt ſie, gnädiger Herr! Ich entferne mich.

Sie geht ab.

VIERTER AUFTRITT.

DIE MARKGRÄFIN, BELVEDERE.

Belvedere. Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Mein Unglück macht mich ungeſtüm — Der Himmel wolle, daſs die Verzweiflung mich nicht verwegen mache!

Die Markgräfin. Die Unterredung, die ich Ihnen zugeſtanden habe, Herr Graf, ſoll Ihnen ein zureichender Beweis meiner Freundſchaft ſeyn.

Belvedere. Wenn nicht diese Achtung, deren Euer Gnaden mich würdigen, mir noch einen Strahl von Hoffnung übrig lieſse, so weiſs ich nicht, was aus mir geworden wäre! — Haben Sie Mitleiden mit mir, gnädige Frau! — Himmel! wie unglücklich bin ich, daſs ich dasjenige als eine Gnade flehen muſs, was die bitterste Kränkung des menschlichen Stolzes ist! — Ehemahls, gnädige Frau, hielten Sie mich der Ehre nicht unwürdig, mit Ihrem Hause verbunden zu werden. Ich bin mir nicht bewuſst, etwas gethan zu haben, das eine Änderung Ihrer guten Meinung von mir erfordert hätte. — Doch, was sage ich? Die Rede ist nicht von meinen Verdiensten. Ich habe deren nicht genug um darauf zu trotzen, und ich könnte niemahls genug haben, um des Besites einer Klementina würdig zu seyn. Auf Ihre *Güte*, gnädige Markgräfin, auf Ihre Freundschaft, auf Ihr Mitleiden, gründet sich alle meine Hoffnung. Ich liebe Ihre Klementina, liebe sie bis zur Anbetung. Umsonst habe ich versucht, eine Leidenschaft zu besiegen, die eine so englische Vortrefflichkeit zum Gegenstande hat; ich kann ihr bezauberndes Bild nicht aus meiner Seele reiſsen. Ich kann nicht ohne Ihre Tochter leben, gnädige Frau, es ist unmöglich! Der Tag, der ihre Hand einem andern geben wird, wird der letzte meines Lebens seyn — Sehen Sie dieſs nicht als die eitle Drohung eines Liebhabers an. Ich kenne mein eigenes Herz. Es hat nie geliebt, ehe es die göttliche Klementina kannte. Aber seit diesem Augenblick ist sie mir mehr als alles. Das Glück, wie verschwenderisch es auch gegen mich gewesen ist, hat nichts für mich gethan, wenn es mir diejenige versagt, für die ich, wenn sie in einer Hütte geboren wäre, einen Thron verlassen wollte, um Armuth und Niedrigkeit mit ihr zu theilen, und in ihren Armen das Glück der Könige zu verachten! — So ist mein Herz, gnädige Frau! So ist meine Liebe! Sie ist mit meiner Seele verwebt. Das Schicksal meiner Liebe wird das Schicksal meines Lebens seyn.

Die Markgräfin. Ich bedaure Sie von Herzen, lieber Graf! — Aber was ist unfruchtbares Mitleiden? Wollte der Himmel, daſs ich mehr für Sie thun könnte! — Sagen Sie — sagen Sie mir, was verlangen Sie von meiner Freundschaft? was kann ich für Sie thun?

Belvedere. Alles, gnädige Frau, alles! Mein Glück ist in Ihren Händen. Sie können mir Klementinen geben. Grandison hat sich gegen mich erklärt. Er hat keine Ansprüche. Sie sind in Absicht seiner gänzlich frey. Die theure Klementina hat niemahls einen Abscheu gegen mich bezeigt. Ihr Vorurtheil für einen andern wird den erhabnen Beweggründen der Ehre und Religion Platz machen. Sie hat ein gütiges, ein edles Herz. Wenn die zärtlichste Liebe, die tiefste Ehrerbietung, die lebhafteste Dankbarkeit, wenn alle nur ersinnliche Achtung und die Unveränderlichkeit dieser Gesinnungen ein groſsmüthiges Herz rühren können, so darf ich nicht ver-

V. 334 — 339.

Wird jeder Reitz anatomiert,
Und, wie natürlich ist, verliert
Der Reitz dabey. — Bey Amors Zauberfackel
Muſs man die Schönheit sehn! Der kalten Tadelsucht,
Die Reitz vor Reitz gerichtlich untersucht,
Ist Hebe selbst nicht ohne Makel.

zweifeln, das ihrige endlich zu gewinnen. Lassen Sie Sich erbitten, gnädige Frau — Reden Sie für mich; unterstützen Sie die Bemühungen des Generals; geben Sie mir Klementinen, und ich werde Ihnen mehr schuldig seyn, als derjenigen, die mir das Leben gegeben hat.

Die Markgräfin. Hören Sie mich nun auch, mein lieber Graf! Setzen Sie Sich in meine Verfassung, und alsdann sagen Sie mir, was ich thun soll. So parteyisch die Liebe Sie machen muſs, so will ich es doch auf Ihren Ausspruch ankommen lassen — Meine Tochter — liebet — den Chevalier Grandison. Warum soll ich verschweigen, was ich nicht verbergen kann? — Sie ist bis zu diesem fatalen Zeitpunkt die Freude meines Lebens gewesen. Ihre Aufführung war so rein, so untadelig, als ihre Seele. Sogar ihre Neigung für diesen allzu liebenswürdigen Fremden verdient keinen Tadel. Ihr ganzes Verbrechen war, daſs sie nicht gefühllos war; so wie man Grandison keinen andern Vorwurf machen kann, als daſs er alle Vorzüge in sich vereiniget, die einen Mann einer Krone würdig machen könnten — Sie wissen das Übrige. Ach Belvedere! Aber Sie wissen nicht, mit welcher Tugend, mit welcher Gröſse der Seele dieses allzu unglückliche Geschöpf einer Leidenschaft entgegen gekämpft hat, die bey andern Umständen ihr Ruhm gewesen wäre! — Es war ein Unglück für sie, daſs sie die Flamme so lange verbarg, die ihr schweigendes Herz verzehrte. Noch unglücklicher waren die Maſsregeln, die man nahm, selbige zu ersticken. Ich mag, ich kann nicht an die entsetzlichen Folgen zurück denken, worein uns ein allzu groſser Eifer für die Ehre der Familie, und die geheimen Absichten einiger Glieder derselben stürzten, und die endlich durch die völlige Verfinsterung des Verstandes meines armen Kindes und die gänzliche Zerstörung der Ruhe unsers Hauses ihren Gipfel erreichten. Die Verzweiflung nöthigte uns zuletzt zu einem Mittel, welches die Klugheit lange zuvor hätte eingeben sollen. Wir baten den Chevalier, uns zu besuchen. Wäre er weniger groſsmüthig, so wäre dieſs die Gelegenheit gewesen, sich wegen der Begegnung zu rächen, die er vor seiner letzten Abreise aus Italien von uns erduldet hatte. Aber er willfahrte uns auf die verbindlichste Art. Er eilte zu uns herüber, und seine Ankunft that eine Wirkung, die uns nun völlig überzeugen muſs, wie nothwendig er zu der Glückseligkeit und selbst zu dem Leben unsers Kindes sey. Er muſs nicht mehr von ihr getrennt werden, wenn wir sie nicht auf ewig verlieren sollen. Dieser einzige Beweggrund wäre genug, die Aufopferung aller unserer Bedenklichkeiten zu fordern, wenn auch unsere Dankbarkeit nicht verpflichtet wäre. Aber sagen Sie mir, Belvedere, mit welcher Stirn sollten wir dem Erretter unsers Sohns, dem Manne, der uns unsere Klementina wieder gegeben hat, einem Manne, der durch die groſsmüthigste und schönste Aufführung in einer langen Reihe der schwierigsten Umstände sich als einen echten und uneigennützigen Freund unsers Hauses bewiesen hat; mit welcher Stirn sollten wir einem solchen Manne ins Gesicht sehen, wenn wir fähig wären, uns anders gegen ihn zu beweisen, als er von uns zu erwarten berechtigt ist? Es ist kein Zweifel, daſs er Klementinen hoch achtet, und eine Verbindung mit uns gehörig zu schätzen weiſs. Unsere Pflicht vereiniget sich mit der Nothwendigkeit, wir müssen weichen. — Aber das ist noch nicht alles, Herr Graf! Wir haben eine Hoffnung, deren Erfüllung uns in eine neue Verbindlichkeit, gerecht gegen Grandison zu seyn, setzen, und zu gleicher Zeit den Schritt, den wir thun müssen, vor den Augen der Welt rechtfertigen wird. Es ist unnöthig, Ihnen dieſs deutlicher zu erklären. Urtheilen Sie nun, werther Belvedere; setzen Sie Sich in unsere Umstände, sagen Sie mir, was Sie an unserer Stelle thun würden.

Belvedere steht in einer trostlosen Stellung, er schweigt, er seufzt, und heftet seine Augen unbewegiſch bald auf den Himmel, bald auf den Boden.

Die Markgräfin. Reden Sie, Belvedere! sagen Sie mir, was können, was sollen wir thun?

Belvedere fährt, nachdem er eine Zeit lang stumm und unbeweglich gestanden, auf, und sagt mit einer Veränderung des Gesichts, die sich zu seiner Rede schickt: Ja, Klementina! ich will mich deiner würdig zeigen. Ich will beweisen, daſs ich dich mehr als mich selbst liebe. Wenn ich unglücklich seyn muſs, so will ich doch den Trost haben, daſs ich ein besseres Glück verdienet hätte.

Ich will ohne Hoffnung lieben, ich will mich selbst aus deinen Augen verbannen; du wirst glücklich seyn, und ich werde in dem Vergnügen dich zu lieben, und in dem Gedanken, daſs du glücklich bist, eine Linderung finden, die den kurzen Überrest meines Lebens erträglich machen wird.

Die Markgräfin. Dieser Entschluſs ist Ihrer würdig, Belvedere! Entfernen Sie Sich eine Zeit lang; aber überlassen Sie der Zeit nicht alles. Sie ist zwar vermögend die heftigsten Schmerzen zu stillen; aber wo bleibt die Macht der Tugend, die wir in glücklichen Umständen so hoch erheben, wenn sie nicht vermögend ist, der Zeit zuvor zu kommen, und uns diese wahre Gröſse der Seele zu geben, die sich mit gesetztem Muthe dem Sturme der Leidenschaften und den Anfällen des Schicksals entgegen stellt?

FÜNFTER AUFTRITT.

LAURA, DIE VORIGEN.

Laura. Gnädige Frau, der Markgraf ersucht Sie um Ihre Gegenwart. Er ist in dem Zimmer des Barons.

Belvedere. Ich entferne mich, gnädige Frau. Ich will mich bemühen, mein Unglück wie ein Mann zu ertragen. Ich will noch mehr thun. Der General soll mich (wenns möglich ist) nicht mehr in Bologna antreffen. Seine feurige Freundschaft für mich würde, wenn er mich gesehen hätte, Ihre Unruhe vergröſsern, ohne mir helfen zu können.

Er geht ab.

SECHSTER AUFTRITT.

DIE MARKGRÄFIN allein.

Der arme Mann! — Ich beklage ihn! Wir hätten ihn, und er uns glücklich machen können. — O warum muſste doch Grandison nach Italien kommen? Warum muſste er der Freund meines Sohns werden? Warum muſste Er es seyn, der ihn aus den Händen der Meuchelmörder errettete? Warum muſste ihn Klementina sehen? — Aber wie schweife ich aus! Wen klage ich an? — O himmlische Macht, ich verehre dein Schicksal, und schweige! Möchte doch deine Güte so viele Leiden mit einem Ausgange belohnen, der eben so sehr zu deiner Ehre als zu unserer Glückseligkeit gereichte!

Sie geht ab.

SIEBENTER AUFTRITT.

Der Schauplatz verändert sich in Jeronymo's Zimmer.

Der Markgraf, Jeronymo.

Der Markgraf sitzt in einiger Entfernung von Jeronymo, in einer kummervollen Stellung. Sie schweigen eine Zeit lang; endlich sagt

Der Markgraf. Mir wird bange, mein Sohn! Ich besorge, sie werden den Chevalier nicht überreden. Er ist ein stolzer Mann und ein hartnäckiger Protestant. — O wozu hat mich dieses Kind gebracht, das der Liebling meines Herzens war! — Armselige Vorzüge! Was ist Adel der Geburt? Was ist hoher Stand? Was ist Reichthum? Was sind alle diese Gunstbezeigungen des Glücks, von denen wir uns in freudigen Tagen dünken lassen, daſs sie uns über das Loos der Sterblichkeit erheben? Können sie uns vor Sorgen und Schmerzen, vor den bittersten Kränkungen unsers Stolzes, vor der schimpflichsten Erniedrigung bewahren? — Beklage mich, mein Sohn! beklage deinen Vater, der dahin gebracht ist, den Mann, der an dem Unglücke seines Hauses Schuld ist, um dasjenige als eine Gunst zu bitten, was sich ehemahls Fürsten Italiens für eine Ehre geschätzt hätten. Arme, erniedrigte Klementina! — Ich habe Mühe, diese Vorstellungen mit Gelassenheit zu ertragen.

Jeronymo. Erlauben Sie mir, gnädiger Herr, Sie zu erinnern, daſs Sie selbst von der Unschuld und dem untadelhaften Betragen meines Freundes überzeugt sind. Ich gestehe, unser Unglück wäre unerträglich, wenn der Mann, der die unschuldige Gelegenheit dazu ist, nicht Grandison wäre. Aber seine Verdienste, sein Charakter rechtfertigen alles; die Liebe meiner Schwester hört auf, eine Schwachheit zu seyn, und alles, was die Familie für ihn thun kann, ist Gerechtigkeit.

Der Markgraf. Die Freundschaft führet dich zu weit, mein Sohn! Du kannst ihn nicht so sehr erheben, ohne zu vergessen — Doch, ich muſs es ja selbst vergessen! — Meine Betrachtungen verwirren mich! Es ist hart, sich von einer gewohnten Gröſse so herab gesetzt zu sehen! — Aber mein Entschluſs ist genommen: Ich will nicht ungerecht, nicht undankbar seyn!

ACHTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, die Vorigen,

Die Markgräfin. Grandiſon iſt noch nicht da? Ich beſorge —

Jeronymo. Und ich habe alle meine Hoffnung auf die Zärtlichkeit ſeines Herzens geſetzt. Aber wenn ſie fehlſchlagen ſollte, ſo erinnern Sie Sich, ich beſchwöre Sie bey Ihrer Liebe zu Klementinen und mir, an das was Sie mir verſprochen haben!

NEUNTER AUFTRITT.

Die Vorigen, Grandison, der Bischof,
Pater Mareskotti.

Dieſe drey kommen mit einander herein, jeder mit einer Miene, die, auf eine ſeinem Charakter gemäſse Weiſe, Verwirrung und Betrubniſs ausdruckt.

Der Biſchof zu Jeronymo. Ach, Jeronymo!

Jeronymo. Ich leſe alles in Ihrem Geſicht — Es iſt genug!

Der Markgraf. Setzen Sie Sich, wenn es Ihnen gefällt, Chevalier! Ich muſs mit Ihnen von einer Sache sprechen, von der die Ruhe meines übrigen Lebens abhängt. Sie sind unser Freund; ein edler, bewährter Freund. Ich sehe Sie nach allem, was seit zwey Jahren unter uns vorgegangen ist, für ein Mitglied unserer Familie an, gegen welches ich mich ohne Bedenklichkeit frey und offenherzig erklären darf.

Grandison. Sie erweisen mir viel Ehre, gnädiger Herr! Ich bin im Innersten der Seele bekümmert, daſs ich —

Der Markgraf. Hören Sie mich zuerst, Herr Grandison, und fragen Sie alsdann Ihr Herz, was Sie thun können. — Sie haben meine Umstände gesehen, als Sie zuerst in mein Haus kamen. Ich war glücklich, das Haupt einer Familie, die sich einiges Ansehens rühmen kann, der Vater von Kindern, die mein Stolz und mein Vergnügen waren. Klementina war das Kleinod unter denselben. Sie haben sie in ihrer Blüthe gesehen, in vollem Glanze der Schönheit, der Jugend und der unbefleckten Ehre. Alle übrigen Vortheile, die wir dem Glück zu danken haben, zogen uns weniger Achtung und weniger Miſsgunst zu, als der Vorzug, (so nannte es die Welt) Klementinen in unserer Familie zu haben. Wir lebten in der süſsesten Eintracht; wir liebten einander; wir waren eines in dem andern glücklich. Wir kannten keinen Kummer, unsere

Tage flossen in heitern Freuden dahin, und unsere Aussichten übertrafen unsere Wünsche. So fanden Sie uns, Chevalier, da Sie zum ersten Mahl zu uns kamen! — Und wie haben Sie uns gefunden, da Sie Sich erbitten lassen, uns zum dritten Mahl zu besuchen? — Es sey fern von mir, Ihnen Vorwürfe zu machen. Unsere Bekanntschaft fing sich mit Wohlthaten von Ihrer Seite an. Sie verpflichteten uns, ehe Sie uns kannten. Sie sind in gedoppeltem Verstande der Erretter meines Sohns gewesen. Sie retteten sein Leben und seine Sitten. Sie haben so unter uns gehandelt, wie nur Grandison handeln konnte. Nein, ich kann Ihnen keine Schuld geben! Ich kann weder ungerecht noch undankbar seyn! Ich will nur Ihr Mitleiden erwecken.

Grandison. Mein Mitleiden, gnädiger Herr! Ists möglich, dafs Ihnen das Herz Ihres Grandison noch unbekannt seyn kann? Wer bedarf mehr Mitleiden, als derjenige, der sich, ohne dafs ihm sein Herz Vorwürfe machen kann, als die fatale Ursache so vieler Trübsale ansehen mufs, die er, wenns möglich wäre, gern mit Darbietung seines Lebens von Ihnen abgewendet hätte?

Der Markgraf. O Grandison! Grandison! Sie wissen nicht, was für Qualen das Herz eines Vaters fähig ist! Aber ich will Ihrer Zärtlichkeit schonen. Sie sehen eine Familie vor Sich, die erst seit Ihrer Ankunft wieder zu leben anfängt. Vollenden Sie Ihr Werk; es ist Ihrer würdig! Geben Sie uns eine

Varianten. *)

V. 36 — (S. 181 der Ausgabe von 1789.)

Mit Einem Wort, so schön daſs Mulciber
Sich nicht bereden kann, von einem Sohn wie Der
Papa zu seyn, u. s. w.

V. 140 — (S. 187 der Ausgabe von 1789.)

Schon bey der Tafel schleicht die lange Weile sich ein,
So sehr die Götter sich um Witz zu haben quälen.

---

*) Eine Menge kleinerer Abänderungen (ob Verbesserungen, wie die Absicht wenigstens war, müssen andere entscheiden) welche dieses ganze Gedicht durch die letzte Feile erhalten hat, schienen nicht erheblich genug, um unter den Varianten aufgeführt zu werden.

Glückseligkeit wieder, die Sie allein uns geben können! Wir haben Verbindlichkeiten gegen Sie, die alle unsere Dankbarkeit übersteigen. Sie können Klementinen unter Ihren eigenen Bedingungen von uns fordern. Aber Sie sind zu groſsmüthig, Chevalier, als daſs Sie uns nichts aufopfern sollten, da wir geneigt sind, alles für Sie zu thun. Überwinden Sie Ihren Stolz, entsagen Sie den Vorurtheilen Ihrer Erziehung, werden Sie ein Katholik, und Sie sollen in Klementinen und mit Klementinen einen Schatz bekommen, der Ihrer würdig ist. Was ich ehemahls aus Nothwendigkeit gethan hätte, will ich jetzt aus Bewunderung für Ihre Tugend thun. Theurer Grandison, lassen Sie Sich erbitten! Ich will stolz darauf seyn, Sie meinen Sohn zu nennen! Sie sollen mir lieber seyn, als diejenigen, die das Leben von mir empfangen haben! Sie werden meine Klementina glücklich machen, Sie werden uns alle glücklich machen, und Sie werden es selbst seyn!

Grandison mit Wehmuth. Gnädiger Herr —

Der Markgraf. Ich getraue mir nicht, Ihre Antwort zu erwarten. Bedenken Sie Sich, Chevalier, bedenken Sie Sich!

Er geht ab.

ZEHNTER AUFTRITT.

Die Vorigen.

Jeronymo. Ists möglich, Grandison! Sie können Klementinen lieben, und so unerbittlich seyn?

Grandison. Und auch *Sie*, mein Freund? auch Sie durchbohren mein Herz!

Jeronymo. Liebster Grandison! ich weiſs, daſs die Einwendungen, die Sie wider unsere Religion haben, nicht unumſtöſslich seyn können.

P. Mareskotti. Gewiſs sind sie es nicht. Es ist unmöglich, die Gründe umzustoſsen, die Se. Eminenz der Bischof und ich dem Chevalier vorgelegt haben.

Grandison. Sie glauben dieſs, Herr Pater Mareskotti! Die Überzeugung ist etwas, das nicht von unserm Willen abhängt. Lassen Sie uns, ich bitte Sie, nicht weiter davon sprechen.

Jeronymo. O Grandison, was für eine Glückseligkeit opfern Sie Ihren Bedenklichkeiten auf! Sie wissen nicht, nein, Sie wissen nicht, was Sie aufopfern. Sie verhärten Sich gegen alles, was das unempfindlichste Herz zerschmelzen könnte. — Mit einer Lebhaftigkeit, worin Ungeduld und Unwillen merklich ist. Und müssen wir denn *alle* vergeblich flehen?

Grandison. Kann mein Jeronymo gegen seinen Grandison ungerecht seyn? Wenn es möglich wäre, daſs meine Seele in einem Entschluſs wankend gemacht würde, der die Folge der unveränderlichsten Überzeugung ist, so müſste ich der verworfenste unter den Menschen seyn, wenn ich gestattete, daſs so verehrungswürdige Personen, als diese vor mir, sich herab lieſsen mich zu bitten.

Die Markgräfin. Sagen Sie nichts von Herablassung, Chevalier! Was wollte ich nicht thun, Sie zu erbitten! — Sie haben keine Mutter mehr, Grandison! Mit welcher Entzückung, mit welchem Stolze wollte ich Sie als meinen Sohn umarmen, wenn Sie es auf diejenige Art seyn wollten, die uns allein glücklich machen kann!

Grandison. Verehrungswürdigste Dame! lassen Sie mich zu Ihren Füſsen um Ihr Mitleiden flehen. Hören Sie auf, mich durch eine Groſsmuth, eine Gütigkeit zu ängstigen, die meine Seele zur Verzweiflung treibt, weil ich sie nicht nach Ihren Wünschen verdienen kann. Bedenken Sie, gnädige Frau, was Sie von mir fordern. Es ist nicht in meiner Gewalt, Ihre Wünsche zu erfüllen. Glauben Sie mir, da Sie mich fähig sehen, in diesem Augenblick alles zu verläugnen, was meinem Herzen am theuersten ist. Hätte ich Kronen, hätte ich alle Schätze der Welt, und ich müſste sie für Klementinen geben, ich würde sie für Staub achten. Mein Gewissen ist das einzige, was ich nicht aufopfern kann. Fordern Sie (diesen einzigen Punkt ausgenommen) was Sie wollen; ich bin bereit, jede andere Bedingung einzugehen.

Die Markgräfin. Stehen Sie auf, Chevalier! Ich sehe, daſs es vergeblich wäre, einen Mann, wie Sie, erbitten zu wollen. Stehen Sie auf! — Und so ist denn unser Verhängniſs, ohne Rettung elend zu bleiben? So kann Klementina nicht die Ihrige seyn?

Grandison etwas heftig. Nein! — Niemahls, niemahls ist ein Mensch in einem grausamern Zustande gewesen, als ich. Ich hoffte, nicht verdient zu haben — Vergeben Sie mir, gnädige Frau! Aber warum wollen Sie doch nicht bedenken, wie ungleich die Bedingungen sind, die Sie mir auflegen, und diejenigen, die ich vorschlage? Sie bieten mir mit Ihrer Klementina eine Glückseligkeit an, die meine kühnsten Hoffnungen übersteigt, und nehmen mir alles wieder, da Sie die Aufopferung meiner Ehre und meines Gewissens fordern. Es thut mir leid, (erlauben Sie mir, es zu sagen) daſs man geglaubt hat, die unschätzbare Klementina werde durch die Reichthümer, die man mir mit ihr verspricht, einen höhern Werth in meinen Augen erhalten. Ich bin weit über diese Art von Versuchung hinweg gesetzt. Die Vorsehung hat mir Vermögen gegeben, andere glücklich zu machen; ich bin zufrieden. Klementina allein ist, nachdem ich zu einem so stolzen Wunsch aufgemuntert worden bin, der Gegenstand meiner Wünsche. Geben Sie mir Klementinen, und lassen Sie mir meine Religion, so wie ich ihr die ihrige lassen werde, und ich werde der glücklichste unter allen Sterblichen seyn. Ich würde die Vorschläge, die ich Sr. Eminenz, dem Bischofe, gemacht habe, nicht gemacht haben, wenn ich nicht von ihrer Billigkeit überzeugt wäre; und ich bin genöthigt, Ihnen zu sagen, daſs dasjenige, wozu ich mich erbiete, mehr ist als ich thun wollte, die Erbin eines Königreichs zu erhalten.

Der Bischof. Es wäre ungerecht, dem Chevalier Vorwürfe zu machen. Es ist sein Unglück und das unsrige, daſs seine Irrthümer so tief in seine Seele eingewurzelt sind. Ich sehe, wir werden diesen Punkt aufgeben müssen, obgleich unsere Ehre, unsere Ruhe und unsere Sicherheit für Klementinens Seele an demselben hängt.

Grandison. Ich hoffe, gnädiger Herr, meine Ehre sey zureichend, Sie gegen alles sicher zu stellen, was Sie wegen der Gräfin Klementina befürchten. Sie soll, wenn sie die Meinige ist, eben so frey und ungestört in der Ausübung ihrer Religion seyn, als sie in dem väterlichen Hause gewesen ist. Die gleiche Gesinnung, welche mir verbeut, wider meine Überzeugung zu handeln, verbeut mir, andere in der ihrigen zu beunruhigen.

EILFTER AUFTRITT.

KAMILLA, DIE VORIGEN.

Kamilla. Die Gräfin Klementina bezeigt ein Verlangen, den Herrn Grandison zu sprechen. Sie ist einige Stunden lang sehr trübsinnig gewesen. Ihr Herz schien beklemmt, sie gab keine Acht auf meine Fragen; aber ihre Gesichtszüge verriethen, daſs ihre Seele in einer groſsen Bewegung war. Sie schloſs sich endlich in ihr Kabinet ein. Ich hörte sie seufzen. Ich näherte mich unbemerkt, und sah durch die Thür, daſs sie auf ihren Knieen lag, und ihr Gesicht zwischen ihren ausgebreiteten Armen auf einen Lehnstuhl verbarg. Endlich hob sie die Augen auf, sah einige Minuten unbeweglich gen Himmel, und schien zu lauschen, als ob sie eine Stimme hörte. Hernach stand sie auf, kam mit einer feierlichen Heiterkeit in ihrem Gesichte heraus, und befahl mir, den Chevalier zu suchen. Ich sagte ihr, daſs er bey ihrem Bruder, dem Baron, sey. So will ich selbst zu ihm gehen, war ihre Antwort. Ich eilte ihr also zuvor, zu sehen, ob Herr Grandison noch hier sey.

Die Markgräfin. Sie erwartet ohne Zweifel, den Chevalier bey ihrem Bruder allein zu finden. Wir wollen uns entfernen.

P. Mareskotti. Mir ahnet etwas von dem, was sie mit ihm sprechen will. Vielleicht bedient sich die Gnade dieses Mittels — O Chevalier, der Himmel sendet einen Engel zu Ihnen!

Die Markgräfin, Pater Mareskotti, der Bischof und Kamilla gehen ab.

ZWÖLFTER AUFTRITT.

GRANDISON, JERONYMO, KLEMENTINA,

Grandison. Sie kommt. Wie sehr gleicht sie wirklich einem sichtbar gewordenen Engel, der in göttlichen Geschäften zu den Sterblichen kommt! O Himmel, gieb mir in diesem Augenblick deine Stärke, da ich fühle, daſs mich die meinige verläſst!

Klementina. Ich suchte Sie, Chevalier; ich bin erfreut, Sie hier anzutreffen. Setzen Sie Sich! Ich komme in einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen — Schlieſsen Sie nichts daraus, daſs ich Sie suche. Sie sind mein Bruder, das wissen Sie. Meine Ältern befehlen mir, Sie so zu nennen. — Es war eine Zeit — erinnern Sie Sich dessen noch? — da man mir befahl, Sie in einem noch nähern Lichte zu betrachten. Ich widersetzte mich umsonst. Ich bat meine Mutter auf meinen Knieen, ich beschwor sie, mir eher den Tod zu geben. Und doch liebte ich Sie, Chevalier! — Ich erröthe nicht, es zu gestehen — Aber ich liebte meinen Gott noch mehr! Ihm, ihm wollte ich in einer heiligen Freystätte, einsam und vor dem Anblick der Welt beschützt, den Überrest eines traurigen Lebens widmen. Aber man hörte mich nicht. Sie wurden von Wien nach Bologna zurück gerufen. Niemand auſser mir zweifelte daran, daſs Sie, durch das Ihnen angebotene Glück (so nannte man es) verblendet, Sich das Opfer gefallen lassen würden, das man von Ihnen forderte. Ich allein zweifelte; denn ich kannte Sie. Reichthümer können eine Seele, wie die Ihrige ist, nicht verblenden. Der Adel unsers Hauses, auf den wir vielleicht zu stolz sind, konnte wenig über einen Mann vermögen, der in seinem Vaterlande nicht minder edel ist, und der (wie ich wuſste) auf dieses Vaterland stolz war. Sollten also die Verdienste der armen Klementina mächtiger gewesen seyn, Sie zu rühren? Nein, Chevalier, Sie waren es nicht. Ich hatte es nicht erwartet. Sie schlugen mich aus; ich vergebe es Ihnen. — Sie sehen, daſs ich mich des Vergangenen noch erinnere. Dank sey dem Himmel, daſs ich es wieder kann, ob mir gleich der wieder aufgehende Tag eine entsetzliche Rücksicht in die Finsternisse giebt, worin ich verirret gewesen bin. — Aber wozu sage ich Ihnen dieſs alles? — Ja, Sie sehen, daſs ich über alle eigennützige Absichten erhaben bin. Ich wollte Ihnen zeigen, daſs ich einen höhern Beweggrund haben muſs, weil ich Sie selbst gesucht habe. Eine himmlische Stimme befahl es mir. Konnte ich ungehorsam seyn?

Grandison. Theuerste Gräfin Klementina —

Klementina. Machen Sie mir keine Einwendungen, Chevalier! Der Himmel bedient sich oft schwacher Werkzeuge zu groſsen Absichten — Aus der Säuglinge Mund — Erinnern Sie Sich dieser Stelle nicht? O Grandison! Diese Welt! Was ist diese Welt? Welch ein eitler, nichtiger Traum! Sehen Sie, Chevalier, sehen Sie an mir, was diese Welt ist! Es war eine Zeit, da mir von jedermann geschmeichelt wurde, da ich bewundert wurde, da ich lauter schöne Tage sah, lauter glänzende Aussichten rings um mich her — Nun ist alles vorbey, schon lange ist alles vorbey, und ich beklage mich nicht. Sie sehen, daſs ich heiter und gelassen bin. Aber — Erinnern Sie Sich dessen, was ich gesagt habe. Verschmähen Sie die Wahrheit nicht, weil sie aus dem Munde eines unschuldigen Mädchens redet, welches Sie verschmähet haben! — Es kommt eine Zeit, da diese Welt nichts in unsern Augen ist. O Grandison! Dort, dort, sie steht auf, indem sie dieses sagt, und zeigt mit ihren Augen und mit der rechten Hand gen Himmel dort wird entschieden, was wir in dieser Welt gewesen sind. Stoſsen Sie den Himmel nicht von Sich! Ihre Irrthümer sind die Wolken, die ihn vor Ihren Augen verbergen. Aber Ihr Herz, Ihr Herz kann diese Wolken zerstreuen. Der Verstand irret nur, weil das Herz den Irrthum liebt. Stellen Sie Sich vor, Chevalier, daſs ich gestorben bin, — ich werde vor Ihnen in die Unsterblichkeit hinüber gehen — und daſs ich jenseits des Grabes stehe, und

Ihnen rufe, und Sie vermahne, Ihre Seele zu retten! — Was antworten Sie mir? — Sie schweigen, Chevalier? Sie sind traurig? Thränen laufen über Ihre Wangen? Habe ich Sie gerührt? O möchte ich Sie gerührt haben! Mit welcher Freude wollte ich mein Leben hingeben, Ihre Seele zu retten!

Jeronymo weinend. O Grandison, Grandison! Wenn das Sie nicht rühren kann — Ich kann es nicht aushalten.

Grandison mit einer Miene und Geberde, die den höchsten Grad von Zärtlichkeit und Wehmuth ausdrückt. Allzu rührender Engel! — Erlauben Sie, — Erlauben Sie, mich einen Augenblick zu entfernen!

Er eilt weg.

DREYZEHNTER AUFTRITT.

Jeronymo.

ruft Grandison mit einer halb erstickten Stimme nach:

Wohin gehen Sie, mein Freund? O bleiben Sie, bleiben Sie! Widerstehen Sie dem Eindruck nicht, den dieses liebenswürdige Geschöpf auf Ihr Herz gemacht hat. — Er ist fort. Nahmenlose Angst, mit der zärtlichsten Sehnsucht vermischt, war auf seinem Gesicht. Was mufs er leiden, wenn es ihm unmöglich ist, sich zu ergeben, — auf so herzrührende Vorstellungen, aus dem Munde derjenigen, die er liebt!

Man merkt es gehe nicht und sucht es zu verhehlen;
Vergebens! denn, beym Styx! der beste Götterwein
Ist Wasser nur, wo Amors Schwestern fehlen.

V. 185 — (S. 188 der Ausgabe von 1789.)

Daſs einem Manne, wie er, durch alle Zauberey
Von allen Circen und Medeen,
Kanidien, und allen bösen Feen
Der ganzen Welt, so was noch nie begegnet sey.

V. 298 — (S. 194 der Ausgabe von 1789.)

Ihr wünscht es mitgetheilt? Wohlan!
Nicht achten, Kinderchen, nicht achten,
Dieſs ist die ganze Kunst! — Du betest Chloen an,
Ein saures Blickchen macht dich schmachten,
Ein Lächeln ist genug dem Zevs dich gleich zu achten —
Du armer Mann! wenn sie dich quälen will
Blickst du sie sterbend an und hältst ihr still —
Nicht achten, kleiner Thor, nicht achten!
Probatum est! Von den *Remediis*

Klementina sitzt indessen, daſs Jeronymo spricht, mit dem Kopf auf den Arm gestützt, in einer melankolischen Stellung. Auf einmahl fährt sie zurück, und ruft:

Wo ist der Chevalier? Ist er fortgegangen, Jeronymo? - Warum ging er fort? — Was habe ich gesagt? — Ach Bruder! er ist auf mich erzürnt — Ich habe ihn beleidigt. Er weinte, er sah mich mit einem Blick an — Himmel! welch ein Blick war das! Und er ging fort. Begreifst du das, lieber Bruder? Sage mir die Wahrheit; habe ich etwas gesagt, das ihn beleidigen konnte?

Jeronymo. Ihn beleidigen? Liebste Schwester, du hast nichts gesagt, du kannst nichts sagen, das ihn beleidige. Der Chevalier betet dich an, Klementina, er liebt dich wie seine Seele. Er wird bald wieder zurück kommen. Vielleicht schämte er sich, sehen zu lassen, wie sehr er gerührt war.

Klementina. Du schmeichelst mir, liebster Bruder — Oder glaubst du wirklich, daſs der Chevalier mich liebt? — Aber was hälfe es ihm? Er würde unglücklich seyn, und ich wär' es gedoppelt. — Und doch ist es tröstend für mein Herz, zu denken — Weg! angenehmer Betrug! — Ich will gehen, Jeronymo! Ich getraue mir nicht seine Wiederkunft zu erwarten. Ich will zu unsrer Mutter gehen — Nein! — ich will in den Garten gehen. Ich will allein seyn. Meine Gesellschaft verbreitet Traurigkeit über alle, die mich sehen — O, warum kann ich nicht allein unglücklich seyn!

Sie geht ab.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

Jeronymo, Grandison.

Jeronymo. Kommen Sie, liebster Freund; fürchten Sie nicht, daſs ich Ihnen Vorwürfe mache. Mein Herz blutete für Sie, da ich sah, was es Ihnen kostete, der zaubernden Beredsamkeit dieses holdseligen Geschöpfes zu widerstehen. Ich bewundere die Gröſse Ihrer Seele. Nach dieser letzten Probe, die Sie ausgehalten haben, müssen Sie keiner andern ausgesetzt werden.

Grandison. Wo ist sie, Jeronymo, wo ist die theure Heilige?

Jeronymo. Sie wollte nicht warten, bis Sie zurück gekommen wären. Vielleicht getrauete sie sich nicht, sich in der stillen Gröſse zu erhalten, zu der sie sich empor geschwungen hatte.

Grandison. Ich sehe sie noch vor mir; ihre reitzende Stimme tönt noch in meinen Ohren — Jedes Wort, das sie aussprach, jeder gütige Blick, womit sie es begleitete, war ein feuriger Pfeil, der meine Seele durchdrang! — Ach Klementina! es ist einer andern Welt vorbehalten, uns glücklich zu machen! — Reden Sie mir nicht mehr von Hoffnung, Jeronymo! Mein Herz weissagt mir einen traurigen Ausgang —

Jeronymo. Weder Sie noch Klementina wissen, was ich für Sie gethan habe. Verzeihen Sie mir, mein Freund, daſs ich mich mit den übrigen vereinigte, Sie zu quälen. Ich war dazu genöthigt. So sehr ich wünschte, daſs Sie in Ansehung der Religion weniger standhaft wären, so habe ich doch niemahls gehofft, daſs Sie es weniger seyn würden. Ich kannte Sie zu wohl! Aber eher wollte ich sterben, als zugeben, daſs meine Schwester noch einmahl von Ihnen getrennet würde! Es wird nicht geschehen, mein Freund! Ich habe schon alles vorbereitet. Meine Mutter ist sehr für Sie eingenommen; es war nicht schwer, sie zu erbitten. Wir verlassen uns auf Ihre Ehre, liebster Grandison! Klementina soll unter Ihren Bedingungen die Ihrige seyn. Selbst der Pater Mareskotti fängt an, sich für Sie zu erklären. Ich fürchte niemand als meinen Bruder, den General. Er vermag viel über meinen Vater; er fühlt das Ansehen, das ihm die Erstgeburt in der Familie giebt; er ist stolz und ungestüm; aber sein Herz ist edel. Er wird meinen Gründen und meinen Bitten nachgeben. O wie glücklich werden wir dann alle seyn! Wie wird meine Seele frohlocken, wenn ich eine Schwester und einen Freund vereiniget sehe; die alles sind, was mir in der Welt am theuersten ist!

Grandison. Ach, Jeronymo! Sie hoffen — weil Sie mich lieben; aber ich besorge, Sie hoffen umsonst. Ich kann diese traurigen Ahnungen nicht unterdrücken — Meine Seele ist umwölkt — Ich muſs mich entfernen.

Jeronymo. Bey Ihrer Zurückkunft, mein Freund, werden Sie sehen, daſs ich nicht umsonst gehofft habe. Meine Liebe für Sie soll in dieser Zwischenzeit nicht müſsig seyn. Kommen Sie nur bald zurück, Ihre Klementina von der Hand eines Bruders anzunehmen, der keiner andern Glückseligkeit mehr fähig ist, als sich an der Ihrigen zu erfreuen.

Ende des dritten Aufzugs.

VIERTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Klementina allein.

Aus was für einem fürchterlichen Traume bin ich erwacht! Wie sehr hat sich alles verändert! Ich habe Mühe zu erkennen, wer ich bin und wo ich bin! — Sie erheben alle den Chevalier in die Wette; sie werden nicht müde Gutes von ihm zu sagen; sie sprechen von seiner Liebe zu mir; sie billigen den Vorzug, den ihm mein zu leicht gerührtes Herz gegeben hat. Was bedeuten diese Veränderungen? — Sollten sie sich entschlieſsen können? — Nein, sie können nicht, sie werden nicht! — O du allzu schwaches, verkehrtes, voreiliges Herz! Was pochest du? Was für Wünsche — Wünsche, die du nicht wagen darfst, dir selbst zu zeigen — Und wie, ach, wie wirst du sie demjenigen zeigen dürfen, vor dessen heiligen Augen die scheinbarste Tugend unrein ist? — Unglückliche, betrogene Klementina! du hieltest dich für unschuldig; du nährtest eine Neigung in deiner Brust, die du für rein, für untadelhaft hieltest, weil sie den liebenswürdigsten unter den Menschen zum Gegenstand hatte. Mit Entzükkung, mit stillem Triumfe hörtest du sein Lob, die Billigung deiner geheimen Leidenschaft, aus jedem Munde! — Betrügerische Einbildungen! — Was ich für unschuldige Neigung hielt, war Verbrechen. Der erzürnte Himmel fällte sein Urtheil über mich! — Was für ein verkehrtes Geschöpf muſste ich seyn, um eine solche Strafe verdient zu haben! — Doch nenne es nicht Strafe, Unglückliche! Es war Wohlthat; es war eine Hand aus den Wolken, die dich von dem Abgrunde zurück riſs, in den du, mit verblendeten Augen, auf dem sanften Irrwege der Liebe und der irdischen Freude, Gefahr liefest auf ewig hinab zu stürzen. — O fliehe, fliehe! Alles ist Bezauberung um dich her; alles ist Gefahr und Verführung und Verderben! Fliehe, unglückliche Klementina, fliehe die Liebe, die Welt, dich selbst! — Himmel! Wen sehe ich? — Grandison? —

ZWEYTER AUFTRITT.

Grandison, Klementina.

Klementina. O Chevalier, in was für einem Augenblick kommen Sie!

Grandison. Endlich, theuerste Gräfin, endlich ist es Ihrem Grandison erlaubt zu reden. Die gütige Aufmunterung Ihrer Familie erlaubt mir, meine Wünsche zu ihrer geliebten Klementina zu erheben. Alle Schwierigkeiten sind gehoben. Ich darf Ihnen sagen, wie sehr ich Sie verehre, und es steht nur allein in Ihrer Macht, den Ausspruch zu thun, ob der zärtlichste und dankbarste unter den Menschen auch der glücklichste seyn soll?

Klementina. Was sagen Sie mir, Chevalier? — Ists möglich? — Sie kommen von meinen Ältern?

Grandison. Ich komme von ihnen. Der Bischof, Ihr Jeronymo und der Pater Mareskotti waren zugegen. Die feurige Freundschaft des zärtlichen, des groſsmüthigen Jeronymo hat alle zu meinem Vortheil eingenommen. Sie haben mir erlaubt, unter den Bedingungen, die ich vor meiner letzten Abreise vorgeschlagen, mich um die gröſste Glückseligkeit zu bewerben, die ein Sterblicher diesseits des Himmels sich wünschen kann. Darf ich hoffen, gnädige Gräfin, nachdem ich auf eine so groſsmüthige Art mit dem Beyfall Ihrer Ältern beehret worden, daſs die vortreffliche Klementina nicht minder gütig gegen einen Mann seyn werde, der sich bestreben wird, durch alle Handlungen seines Lebens eine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen, die zu groſs ist mit Worten ausgedrückt zu werden?

Klementina. Wie willig, wie allzu willig ist mein Herz, Ihnen zu glauben! — Es ist nun in meiner Macht, sagen Sie, den Chevalier Grandison glücklich zu machen? — Wollte der Himmel, es wäre in meiner Macht! Wollte der Himmel, ich könnte Sie glücklich machen! Wer würde es besser, sorgfältiger, freudiger thun als ich? — Aber ich bin nicht zu einer so schönen Bestimmung auserwählt! — Mein Herz ist sehr beunruhigt, Herr Grandison, mehr als ich Ihnen sagen kann! Ich fühle den ganzen Umfang der Verbindlichkeiten, die wir Ihnen haben, die ich Ihnen besonders habe — und dieſs Gefühl vollendet mein Elend.

Grandison. Kränken Sie mich nicht, theuerste Gräfin, durch die Erwähnung von Verbindlichkeiten. Was habe ich anders gethan, als dem Rufe der Freundschaft folgen, welchem ein jeder von Ihrer Familie in gleichen Umständen würde gefolget haben? Und gesetzt, es wäre in meiner Macht gewesen, Sie zu verbinden, so ist es in der Ihrigen —

Klementina. Hier ist meine Schwierigkeit, Herr Grandison! Sie können nicht belohnt werden — Ich kann Sie nicht belohnen. — Sehen Sie mich nicht mit dieser zärtlichen Traurigkeit an! — Meine Seele leidet nur zu sehr unter dem Gedanken, daſs ich Sie nicht belohnen kann! — Wie soll ich Ihnen beschreiben, was in meinem Gemüthe vorgeht? Meine Pflicht gegen Gott, gegen meine Ältern, — meine Dankbarkeit gegen Sie — Aber ich kann noch nicht von dieser Sache reden. Ich wünschte groſs zu handeln. Sie haben mir ein Beyspiel gegeben, Herr Grandison!

Grandison. Theuerste Klementina, Sie erschrecken mich! Was bedeutet dieser feierliche Ernst, und diese Reden, die irgend ein trauriges Geheimniſs zu verhüllen scheinen? Warum sollte es nicht in Ihrer Macht seyn, mich glücklich zu machen? — Das Beyspiel, dessen Sie erwähnen, kann keines für Sie seyn. Die Umstände sind ganz verschieden. Es wird nichts von Ihnen gefordert, was Ihr Gewissen nicht erlauben könnte zu bewilligen. Sie werden, wenn Sie die Meinige sind, in Ausübung Ihrer Religion völlige Freyheit behalten. Ich verehre Ihre Frömmigkeit, gnädige Gräfin, und die Ruhe Ihrer Seele ist so wichtig für mich, als die Ruhe der meinigen.

Klementina. Groſsmüthiger Mann! was soll ich Ihnen sagen? — ich, die nicht weiſs, was ich mir selbst sagen soll! Aber ich habe angefangen alles aufzuschreiben, was mir über diese wichtige Sache beygefallen ist. Ich darf meinem Gedächtniſs nicht trauen — auch meinem Herzen nicht! Ich will fortfahren, meine Gedanken aufzuschreiben —

DRITTER AUFTRITT.

LAURA, DIE VORIGEN.

Laura. Gnädige Gräfin, der Herr General ist angelangt.

Sie geht wieder ab.

Klementina. Er wird betroffen seyn, daſs Sie schon hier sind, Herr Grandison! Er wird Ihnen vielleicht — Ach! von wie vielen Übeln bin ich die unglückselige Ursache gewesen! Ich habe *Ihnen* Unruhe gemacht; ich habe meine Ältern gekränkt, die besten, die gütigsten Ältern! ich bin eine Plage aller gewesen, die mir angehören! es ist billig, daſs ich leide! — O Chevalier, es ist eine groſse Veränderung mit mir vorgegangen, seitdem Sie hier sind. Vorher war mir sehr schlimm; aber ich fühlte nicht den ganzen Umfang meines Unglücks! Ich verlasse Sie, um meinen Bruder zu sehen, bevor er *Sie* siehet. Ich zittre vor seiner Hitze —

Grandison. Besorgen Sie nichts, gnädige Gräfin; ich habe mehr Gelegenheit gehabt, meine Hitze zu bezähmen, als der General. *Ich* werde gelassen, und *Er* wird nicht unbillig seyn.

Klementina geht ab.

Amoris, glaube mir, hilft keines so wie dieſs.
Sie starrt dich an mit Augen von Medusen,
Versteinert, denkt sie, werdest du
Zum Zeichen da stehn: aber du, u. s. w.

V. 311 — (S. 195 der Ausgabe von 1789.)

Das Mittel ist bewährt, wiewohl nicht allgemein;
Es möchte dann und wann nicht anzuwenden seyn.
Nicht achten was wir lieben müssen,
Ist oft unmöglich, immer schwer;
Den Zustand nehm' ich aus, worin das Götterheer
Durch Amors Bosheit, wie wir wissen,
Seit kurzem sich befindt. Denn freylich, der Instinkt
Thut mehr dabey als mancher Göttin dünkt
Wenn ihre Reitzungen uns das Gehirn verrücken.
Durch ihn setzt oft ein Nymſchen in Entzücken,
Ist eine Ilia, ist Venus, überall
Mit Grazien garniert, und *tota merum sal*

VIERTER AUFTRITT.

Grandison allein.

Was für ein neues Gewölk zieht sich in ihrer Seele auf? So viel Bedeutung, so eine erhabne Schwermuth in ihren Augen! — Sie schien zu fürchten, daſs ich mehr in ihren Augen lesen möchte, als sie mir sagte; aber ich habe nur zu viel darin gesehen! — Wunderbares Verhängniſs! Kaum geht mir endlich ein Schimmer von Hoffnung auf, so verschwindet er wieder, und läſst mich in einer marternden Ungewiſsheit zurück! — O Glückseligkeit! schöner Nahme! du wohnest nicht unter dem Monde. Mit erhitztem Verlangen verfolgen wir dich; wir glauben dich zu berühren, und umfassen einen Schatten. — Ich will zu Jeronymo gehen. Die Tröstungen eines Freundes — Aber hier ist der General! Klementina hat ihn verfehlt, wie ich sehe.

FÜNFTER AUFTRITT.

DER GENERAL, GRANDISON.

Der General. Ihre Ankunft in Bologna, Herr Grandison, hat Wunder gewirkt, höre ich. Wir sind Ihnen sehr verbunden; und Sie haben Ursache stolz darauf zu seyn, daſs Sie Sich in einer Familie, wie die des Markgrafen von Porretta ist, so wichtig haben machen können.

Grandison. Wenn ich auf etwas stolz seyn könnte, Herr General, so wäre es auf mein Herz. Es ist unglücklich für mich, daſs Sie in dieser ganzen Zeit von Bologna entfernt gewesen sind, in welcher Ihre schärfste Aufmerksamkeit auf mein Betragen meine beste Rechtfertigung gewesen wäre. Erlauben Sie mir aber Ihnen zu sagen, daſs ich Ansprüche an Ihre Hochachtung mache, weil ich mir bewuſst bin, daſs ich sie verdiene, und daſs ich keine andere Ansprüche zu machen habe, so lange jemand in der Familie ist, der mich der seinigen unwürdig hält.

Der General. Sie reden wie man es von einem Mann erwarten kann, der von dem Triumf aufgeschwollen ist, den er über Leute erhalten hat, die in der That nicht geboren waren, unter den Ritter Grandison herab gedemüthiget zu werden. Ich weiſs nicht, was für ein Taumel von fanatischer Dankbarkeit meine Verwandten bethört. Aber das weiſs ich, daſs ich keine von den schwindlichten Seelen bin, die sich durch den Schein einer schwülstigen Groſsmuth zu Boden blenden lassen. Erwarten Sie keinen Dank von mir, Herr Grandison! Oder soll ich Ihnen dafür danken, daſs Sie durch die Künste einer angenommenen Uneigennützigkeit, und einer in Freundschaft verkleideten Liebe, das Herz meiner Schwester erschlichen, daſs Sie die liebenswürdigste junge Dame Italiens in eine Leidenschaft verstrickt haben, die ihren Ruhm befleckt, ihren Verstand verwirrt, und die Ruhe ihres Lebens vernichtet hat? Soll ich Ihnen dafür danken, daſs Sie dieses unglückliche Geschöpf und ihre noch unglücklichern Verwandten zum Spott und zur Fabel der Welt gemacht haben? — Wahrhaftig! wir haben groſse Ursache, unsre Verbindlichkeiten gegen den Chevalier Grandison durch irgend eine auſserordentliche That zu erkennen; und es fehlt nichts, als durch die Vermählung der Klementina von Porretta mit ihm die ganze Welt zu überzeugen, daſs sie ihre Krankheit der ganzen Familie mitgetheilt habe.

Grandison. Herr General! Sie mögen meiner Gelassenheit bey Ihren Beleidigungen eben so leicht als meinen übrigen Handlungen Beweggründe leihen, die mich verunehren, aber ich bin entschlossen, gelassen zu bleiben. Ihre Vorwürfe verdienen keine Antwort. Ich sehe, daſs Sie von einer Leidenschaft getrieben werden, die Ihnen nicht erlaubt gerecht zu seyn. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich mich hinweg begebe. Eine umständliche Unterredung mit Ihrem Herrn Bruder, dem Bischofe, wird das beste Mittel seyn, Sie zu Sich selbst zu bringen.

Der General. Glauben Sie mich mit dieser angemaſsten Erhabenheit zu täuschen, weil sie Ihnen vielleicht bey Ungeübtern, als ich bin, gelungen ist? Ihre Gegenwart ist hier nöthig, Herr Grandison! Ich verlange nur eine Antwort auf eine einzige Frage: Unterstehen Sie Sich in meiner Gegenwart zu bekennen, daſs Sie Ansprüche an meine Schwester haben?

Grandison. Wenn es Ihnen gefallen wird, Herr General, auf eine Art zu fragen, die einer Antwort würdig ist, so sollen Sie eine Antwort erhalten.

Der General. Dieser Übermuth ist nicht auszustehen — Doch ich will mir Gewalt anthun. Ich erinnere mich, daſs Sie der Erretter meines Bruders gewesen sind — Aber der Gedanke, daſs Sie meine Schwester und die ganze Familie, die durch Sie verunehret worden, im Triumf aufführen sollen, ist mir unerträglich.

Grandison. Und ich erkläre Ihnen, mein Herr, daſs mir diese Sprache unerträglich zu werden anfängt. — Wie verächtlich macht eine blinde Leidenschaft die edelsten Menschen!

Der General. Ich bediene mich solcher Reden, die man durch Thaten erklärt.

Er greift an den Degen.

SECHSTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, DIE VORIGEN.

Der Bischof. Was für ein heftiger Wortwechsel? — Wie? mein Bruder? — Grandison? — Halten Sie ein, Bruder; Sie vergessen, wen Sie vor sich haben, und in wessen Hause Sie sind.

Grandison. Ich überlasse Ihnen den Herrn General, gnädiger Herr! Er hat nöthig, zu sich selbst gebracht zu werden. — Ich werde mich nicht weit entfernen, Herr General.

Er geht ab.

SIEBENTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, DER GENERAL.

Der Bischof. Mäſsigen Sie Ihre Hitze, Bruder! Sie wissen, wer Grandison ist, Sie wissen, was wir ihm für Verbindlichkeiten haben, und Sie begegnen ihm so? In Wahrheit, Sie bedenken nicht, in was für neue Schwierigkeiten Sie uns verwickeln.

Der General. Sie werden die Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung besser begreifen, wenn ich

Ihnen sage, daſs ich eben itzt von dem Grafen von Belvedere komme. Er war im Begriff, sich selbst aus Bologna zu verbannen. Der Zustand, worin ich ihn fand, war mehr als es bedurfte, meinen lange gesammelten Groll gegen diesen Grandison bis zum Unsinn zu entflammen. Ich erkläre Ihnen, Bruder —

Der Bischof. Ich bitte Sie, erklären Sie Sich nicht, ehe Sie wissen, wie weit die Sachen gekommen sind, und was für Gründe unsern Entschluſs gelenkt haben.

Der General. Ich hoffe, ich habe mich des Rechts nicht verlustig gemacht, meine Meinung zu Angelegenheiten zu sagen, welche die Ehre und die Ruhe einer Familie betreffen, in der ich der Erstgeborne bin. Die Sachen mögen gekommen seyn, wohin sie wollen; ich habe dem Grafen von Belvedere mein Wort gegeben, und ich will es gehalten wissen! Er ist von der ganzen Familie aufgemuntert worden; alle Gründe sind für ihn. Der bloſse Gedanke, daſs ein Fremder, ein Mann von geringerm Stande, ein Engländer, ein Protestant, der Nebenbuhler des Grafen von Belvedere um Klementina von Porretta seyn soll, und — verfluchter Unsinn! ich schäme mich es zu sagen! — daſs er ihm vorgezogen werden soll — Ich sage Ihnen, es ist unerträglich nur daran zu denken! — Aber beym Himmel! so lange noch Athem in mir ist, soll Belvedere nicht aufgeopfert werden!

Der Bischof. Und doch werden Sie Sich entschlieſsen müssen, entweder ihn oder Ihre Schwester aufzuopfern.

Der General. Meine Schwester? — Ich will keine Schwester haben, die den Nahmen beschimpft, den sie trägt.

Der Bischof. Reden Sie nicht so ungerecht von Klementinen. Sie ist ein unschuldiges, edles Geschöpf. Sie ist es mitten in der äuſsersten Verfinsterung ihrer Vernunft geblieben. Sie hat nichts gethan, das einen billigen Vorwurf verdiente. Und ich bitte Sie, Bruder, vergessen Sie nicht, daſs wir noch einen Vater und eine Mutter haben. Der Markgraf ist entschlossen, seine Tochter nicht aufzuopfern; und Sie werden Sich gefallen lassen, eine Schwester zu behalten.

Der General. Sie werden sehr hitzig, Bruder! — Ich begreife nicht, wie dieser Grandison alle Welt so sehr bezaubert hat. Wer wird sich nunmehr wundern, daſs ein junges unerfahrnes Mädchen zu schwach gewesen ist, ihm zu widerstehen?

Der Bischof. Wenn Sie ihn ohne Vorurtheil ansehen werden, so werden Sie eben so von ihm denken wie wir. Die Religion ist alles, was man gegen ihn einwenden kann. Wäre er ein Katholik, so sollte sich ein König vergeblich neben ihm um Klementinen bewerben.

Der General. Was? Sie erzählen mir immer gröſsere Wunder! Er wird ein Protestant bleiben, und sie wollen ihm Klementinen geben? Sie, ein Prälat der Kirche, geben Ihren Beyfall dazu? Wahrhaftig! das ist auſserordentlich. Ohne Zweifel wird der Pater Mareskotti auch Ihrer Meinung seyn?

Der Bischof. Er wird sie nach England begleiten. — Glauben Sie, Bruder, daſs es uns genug gekostet hat, uns zu einem solchen Entschluſs zu überwinden. Man hat alles vorher versucht. Aber was sollten wir mit einem Mann anfangen, den die glänzendsten Versprechungen nicht zu versuchen vermochten, der bey den zärtlichsten Bitten unbeweglich blieb? der Klementinen selbst, die er anbetet, seiner Religion aufzuopfern bereit war? — Es ist unser Unglück, daſs wir ihn nicht so wohl entbehren können, als er uns.

Der General. Und so muſs um dieses liebekranken schwindlichten Mädchens willen die Ehre des Hauses von Porretta auf ewig verdunkelt, und ein Mann, wie Belvedere, der Verzweiflung Preis gegeben werden? — Überlassen Sie mich mir selbst, Bruder, ich habe Einsamkeit nöthig —

Der Bischof. Ich bin hieher gekommen, Sie zu dem Markgrafen zu führen. Sie können von niemand besser in den Gründen seines Entschlusses unterrichtet werden, als von ihm.

Der General. Gehen Sie nur voran. Ich werde Ihnen sogleich folgen.

ACHTER AUFTRITT.

Der General allein.

Ich bin ganz betäubt — Was soll ich sagen? Wozu soll ich mich entschlieſsen? — Soll ich der Entehrung meines Hauses zusehen? Soll ich meine Schwester unglücklich machen? Soll ich meinen Freund verlassen? — Oder soll ich seinen eigenen Vorstellungen Gehör geben? — Der arme Belvedere! Er liebt die Undankbare bis zur Ausschweifung. Er will sich selbst für ihre Ruhe aufopfern. Er hat die Sache seines Nebenbuhlers mit einer Groſsmuth gegen mich behauptet, die von der Heftigkeit seiner Liebe zeugt! — Aber, nein! es kann nicht seyn! Ehe soll derjenige sterben, der der Urheber aller dieser Verwirrungen ist.

NEUNTER AUFTRITT.

Grandison, der General.

Grandison. Ich habe Ihnen Zeit gelassen, zu Sich selbst zu kommen, Herr General! Wenn Sie jetzt in einer gesetztern Fassung sind, so hören Sie mich an, und lernen Sie mich kennen. Die Sache, wovon ich mit Ihnen reden muſs, ist zu zärtlich, als daſs ich die Unbilligkeit der Vorwürfe, die Sie mir gemacht haben, in ihr völliges Licht setzen könnte. Es ist auch nicht nöthig. Was die ganze Familie weiſs, kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Es wird also genug seyn, Ihnen zu sagen, daſs ich ohne Absichten nach Bologna zurück gekommen bin. Ihre Ältern, Ihre Brüder verlangten meine Gegenwart; ich folgte dem Rufe der Freundschaft. So sehr ich Ihre Schwester bewunderte, so fühlte ich doch die ganze Stärke der Gründe, die mir, auch in Absicht auf mich selbst, nicht erlaubten, an eine nähere Verbindung zu denken. Ich entschloſs mich also, mich in einer Sache leidend zu verhalten, worin mir nicht vergönnt war, nach meinem Herzen zu handeln. Ich bin gewohnt, mich in die Stelle andrer zu setzen. Es konnte mir nicht verborgen seyn, daſs Ihre Familie sich zu einer Verbindung mit mir nicht ohne Widerwillen bequemen werde, und ich fand diese Art zu denken in ihren Umständen natürlich.

Der General. Sie haben Sich und uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Grandison. Die gleiche Denkungsart, die mich gegen andere gerecht seyn heiſst, macht, daſs ich es gegen mich selbst bin. Ein Beweis davon kann Ihnen seyn, daſs ich mich nicht erniedrigen wollte, die Tochter eines Königs unter schimpflichen Bedingungen anzunehmen, und daſs ich selbst auf Klementinen Verzicht thue, so lange jemand in Ihrer

In euern fascinierten Blicken,
Die ohne Amors arge List
Ein sehr alltäglich Thierchen ist.
Ohn' ihn erblickt Adonis in Cytheren
Nur eine Frau zum Zeitvertreib;
Ohn' ihn wird Juno zur Megären
Und Galatee zum Austerweib. u. s. w.

Familie ist, der mich ihrer Hand unwürdig hält. Sie haben meine Erklärung, Herr General! Das Übrige belieben Sie mit Ihren Verwandten auszumachen. Diese werden Ihnen am besten sagen können, was sie zu den verbindlichen Gesinnungen bewogen hat, die sie für mich angenommen haben.

Der General. Ha! Ist es so weit gekommen, daſs uns der Chevalier Grandison Trotz bieten darf? Ich bin auſser mir! Wie? wir sollen uns noch allzu glücklich schätzen, wenn ein Mann, wie Sie, sich erniedrigen will, die Tochter des Markgrafen von Porretta mit seinem Nahmen zu beehren? — Und derjenige, der sich untersteht, mir eine solche Erklärung zu thun, ist weniger als ein König? Er müſste auch mehr als ein Sterblicher seyn, meiner Rache zu entgehen!

Grandison. Drohungen haben mich nie erschreckt, Herr General. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich eine Antwort auf eine so willkührliche Auslegung meiner Worte nöthig hielte.

Der General. Keine Worte mehr! Ich bin nicht gewohnt, mich der Zunge statt eines Waffens zu bedienen. Kommen Sie mit mir in den Park, Chevalier! Ihr Leben oder das meinige! Die Erde kann nicht zwey so stolze Menschen, als wir sind, zugleich tragen.

Grandison. Ich bin bereit mit Ihnen zu gehen, wohin Sie wollen.

Sie gehen ab.

ZEHNTER AUFTRITT.

Pater Mareskotti allein.

Ich habe die Stimme des Generals gehört. Es war die Stimme eines Drohenden. Er redete, wie ich glaube, mit Grandison. — Aber hier ist niemand. Sie sind fortgegangen. Der Himmel verhüte, daſs es in schlimmen Absichten geschehen sey! Ich will sie aufsuchen — Aber sehe ich nicht hier den Grafen von Belvedere?

EILFTER AUFTRITT.

Pater Mareskotti, Belvedere.

P. Mareskotti. Ich glaubte, Sie wären nicht mehr in Bologna, Herr Graf!

Belvedere. Der General fand mich, da ich im Begriff war abzureisen. Ich hatte eine Unterredung mit ihm. Meine Besorgnisse für Klementinen, der ich fest entschlossen bin mich selbst aufzuopfern, machten, daſs ich mit Eifer zum Vortheile meines Nebenbuhlers sprach. Es war umsonst. Der General verlieſs mich auf eine ungestüme Art. Ich machte mich sogleich fertig ihm zu folgen, und ich komme jetzt, alles anzuwenden, ihn mit Grandison auszusöhnen. Ich weiſs was ich thue, Herr Pater Mareskotti! Es wird mir das Leben kosten; aber ich werde die Zufriedenheit haben, die Glückseligkeit derjenigen befördert zu haben, die ich liebe.

P. Mareskotti. Vielleicht belohnt der Himmel diese edeln Gesinnungen mit einem ganz andern Ausgang, als Sie jetzt vermuthen. Das Glück Ihres Nebenbuhlers ist noch nicht auſser Zweifel. Ich komme eben jetzt von einer langen Unterredung mit der jungen Gräfin — Aber wir haben nicht Zeit hier zu verweilen — Wir wollen gehen, den General zu suchen.

Belvedere. Sie haben mich ganz bestürzt gemacht — Aber ich will meine Ungeduld zurück halten — Lassen Sie uns eilen.

ZWÖLFTER AUFTRITT.

Die Scene ist das Zimmer des Jeronymo.

JERONYMO, KLEMENTINA.

Klementina sitzt, den Kopf auf ihren Arm gestützt, in einem schwermüthigen Stillschweigen, das zuweilen durch Seufzer unterbrochen wird.

Jeronymo. Was fehlt Ihnen, meine liebste Schwester? Sie nähern Sich dem Augenblick, der alle Ihre Trübsale enden wird, Sie werden über Ihre Hoffnung glücklich werden, und Sie sind traurig? Sie beantworten die zärtlichen Ausbrüche meiner Freude mit halb erstickten Seufzern, und indem ich in Entzückung über Ihr bevorstehendes Glück aller meiner Schmerzen vergesse, schleichen stille Thränen, die Verräther irgend eines geheimen Kummers, über ihre Wangen?

Klementina. Ach, Jeronymo! —

Jeronymo. Wie ist es möglich, meine Klementina, daſs so frohe, so glänzende Aussichten nicht jede Spur der Traurigkeit aus Ihrer Seele tilgen? — Glückliche, dreymahl glückliche Schwester! Die Geliebte, die Freundin, die Gemahlin meines Grandison! Welch ein Himmel von Glückseligkeiten liegt in diesen Nahmen! Welch ein Vorzug vor allen Ihres Geschlechts!

Klementina. Halten Sie ein, liebster Jeronymo — Wollte der Himmel, meine eigene Fantasie wäre weniger geschäftig, mir das Glück auszumahlen, dem ich zu entsagen genöthiget bin!

Jeronymo. Was sagen Sie, Schwester? Was für neue Besorgnisse? Woher diese Kleinmüthigkeit und diese hoffnungslose Sprache? Hören Sie auf, Sich selbst zu quälen! Alle Hindernisse sind gehoben. Fürchten Sie nicht, daſs unsere Ältern ihren Entschluſs ändern möchten. Das unvergleichliche Betragen unsers Freundes hat sie so sehr eingenommen, daſs sie diese Verbindung jetzt eben so heftig wünschen, als ich selbst. Oder fürchten Sie etwa den General? Sein Widerstand wird nur den Sieg unsers Freundes zu erhöhen dienen. Verbannen Sie also alle traurigen Gedanken, liebste Klementina! Sie haben die schwerste Prüfung überstanden; der Augenblick ist nun gekommen, der Sie für alle Ihre Leiden belohnen wird.

Klementina. Ach, Jeronymo! Sie wissen nicht — Ich kann nicht reden — Ich fürchte mich, Ihnen zuzuhören — Ich fürchte mich vor mir selbst — Verzeihen Sie mir, lieber Bruder! — Aber ich muſs Sie verlassen —

Sie steht auf, um fortzugehen.

DREYZEHNTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, die Vorigen.

Die Markgräfin. Ich freue mich, euch bey einander zu finden, meine Kinder! Dein Bruder, meine theure Klementina, wird dir angekündigt haben, was wir für den Chevalier zu thun entschlossen sind. Er ist deiner würdig, Klementina; und so schwer es mir auch fallen wird, den Liebling meines Herzens aus meinen mütterlichen Armen zu lassen, so beruhigt mich doch die Gewiſsheit, daſs du durch den Mann, den dein Herz erwählt hat, so glücklich werden wirst, als man es in diesem Leben seyn kann.

Klementina umfaſst ihrer Mutter Knie. O gnädige Mama, wie gütig sind Sie! und was für eine tiefe Empfindung habe ich von Ihrer und meines Vaters liebevoller Nachsicht! Wie soll ich jene ausdrükken? wie soll ich diese erwiedern? — Wie unwürdig würde ich der wiederkehrenden Vernunft seyn, wenn ich mich nicht bemühen würde, sie gänzlich zu Erfüllung meiner Pflicht gegen Gott und Sie anzuwenden! — Aber erlauben Sie mir, ich bitte Sie, daſs ich mich in mein Zimmer begebe, und einige Stunden ungestört bleibe. Ich habe nöthig, mich zu der Scene, die mir bevorsteht, vorzubereiten.

Sie begiebt sich eilfertig hinweg.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

DIE MARKGRÄFIN, JERONYMO.

Die Markgräfin. Was sagte das liebe Geschöpf? Wie feierlich war ihr Gesicht und der Ton ihrer Stimme! Und wie eilfertig ging sie hinweg! — Sie hat etwas auf dem Herzen; aber ich begreife nicht, was es seyn kann. — Wenn ich nicht selbst gehört hätte, wie freundschaftlich der Pater Mareskotti sich zum Vortheil des Chevaliers erklärte, so würde ich glauben, dafs er sie mit neuen Zweifeln beunruhiget habe.

Jeronymo. Ich werfe keinen Verdacht auf Mareskotti. Er ist zu rechtschaffen und zu klug, sich einer solchen Übereilung schuldig zu machen. Klementina wird von allem, was ihr begegnet, noch zu stark gerührt. Die Ankunft des Generals hat sie erschreckt. Furcht und Hoffnung streiten in ihrer Seele, und das Glück, das ihr angekündigt worden, ist zu grofs und unverhofft, als dafs sie es glauben könnte. Sie wird ruhig werden, so bald sie nicht mehr zweifeln kann.

Die Markgräfin. Du beruhigst mich wieder, mein Sohn! Wir haben angenehme Aussichten vor uns; dasjenige, was sie uns gekostet haben, erhöhet ihren Werth. Wir wollen jetzt alle unsere Gedanken darauf richten, deinen Bruder, den General, mit dem Chevalier zu versöhnen. Ich habe deſshalben nicht den geringsten Kummer. Es ist unmöglich, gegen die Verdienste dieses Mannes auszuhalten.

Ende des vierten Aufzugs.

FÜNFTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

GRANDISON, KAMILLA.

Kamilla. Ich wünsche Ihnen Glück, gnädiger Herr, zu dem Siege, den Sie über die Hindernisse Ihres Glücks erhalten haben. Sie haben aus dem General einen Freund, und aus Ihrem Nebenbuhler selbst einen Fürsprecher Ihrer Sache gemacht. Alle Glieder der Familie haben es der Gräfin Klementina aufgetragen, die Verbindlichkeiten zu erstatten, welche sie Euer Gnaden schuldig zu seyn erkennen. Die allzu zärtliche Denkungsart der jungen Gräfin ist die einzige Schwierigkeit, die Ihnen, wie ich besorge, noch zu überwinden übrig ist.

Grandison. Die vergangene Nacht ist mir lang geworden, Kamilla! Ich weiſs nicht, was für traurige Vorempfindungen sich meiner bemeistert haben. Ich gestehe Ihnen, daſs ich vor der Zusammenkunft zittre, die mir mit Ihrer Gebieterin bevorsteht.

Kamilla. Die Gräfin Klementina befindet sich in den gleichen Umständen. Sie hat diese ganze Nacht schlaflos zugebracht, und ihre Furcht vor dieser Zusammenkunft scheint jetzt eben so groſs, als ihre Erwartung derselben Anfangs ungeduldig war. Seit dem Augenblick, da ihr die Markgräfin den Entschluſs der Familie entdeckte, ist ihr Bezeigen ganz anders als vorher. Sie ist still, zurückhaltend, und auf eine feierliche Art ernsthaft. Sie hat etliche Stunden in ihrem Kabinet mit Schreiben zugebracht. Es war Mitternacht, da sie noch schrieb. Morgen, Kamilla, sagte sie endlich nach einem langen Stillschweigen, und ihr Gesicht veränderte sich, indem sie dieſs sagte, morgen wird ein wichtiger Tag für mich seyn. O daſs er schon gekommen, und auch schon vorüber wäre! — Es kostete mir viele Mühe sie zu bereden, daſs sie sich zur Ruhe begeben möchte. Doch um vier Uhr des Morgens stand sie schon wieder auf, und ging an ihren Schreibetisch. Ich vermuthe, sie setzt einige Bedingungen auf, welche Sie unterzeichnen sollen. Aber aus etlichen Worten, die ihr ungefähr entfallen sind, getraue ich mir zu sagen, daſs es groſsmüthige Bedingungen seyn, und daſs sie mehr Fantasie als Härte haben werden.

Grandison. Hat Ihre junge Gräfin während meiner Abwesenheit eine Unterredung mit dem Pater Mareskotti gehabt?

Anmerkungen.

1) S. 270. v. 207. Diotima's gepriesenes System —

Die so genannte Platonische Liebe, welche Plato in seinem Gastmahl von der Wahrsagerin Diotima dem Sokrates vortragen läſst.

2) S. 271. v. 216. *Agnus castus* —

Die Blätter dieser Staude haben, nach der Versicherung des Plinius, eine gewisse kühlende Kraft, die dem Gelübde der Enthaltung besonders zuträglich ist. Die Athenischen Frauen, welche während der Thesmoforien (eines über acht Tage dauernden Festes der Ceres) von ihren Männern abgesondert leben muſsten, bestreuten, aus einer Vorsicht, die ihrer Gewissenhaftigkeit mehr Ehre macht als ihrem Temperament, ihr Lager mit Blättern von *Agnus castus*. *Plin. Hist. Nat.* XXIV. 9.

3) S. 273. v. 266. Als Guido's Amor, zwar *divino* u. s. w.

Auf einem von Robert Strange gestochnen Blatte, das einen nackten schlafenden Knaben von sechs oder acht Monaten vorstellt, neben welchem eine junge Nonne mit gefalteten Händen ihre Andacht

Kamilla. Ja, und ich bekenne Ihnen, daſs ich der Begierde nicht habe widerstehen können, sie zu behorchen. Ich hatte keine böse Absicht. Was ich von ihrer Unterredung hören konnte, gereicht zur Ehre dieses würdigen Mannes. Er erhob Ihren Karakter, gnädiger Herr, in Ausdrücken, die nur das Herz eingeben kann; und ich hörte ihn sagen, er hoffe, Klementina werde, wenn sie die Ihrige sey, das gesegnete Werkzeug Ihrer Bekehrung seyn.

Grandison. Ich habe niemahls einen Zweifel in die *Redlichkeit* des Paters Mareskotti gesetzt. — Aber die Stunde der Zusammenkunft ist da. Melden Sie mich der Gräfin, Kamilla!

Kamilla. Sie ersucht Euer Gnaden, Sich indessen bey ihrem Bruder Jeronymo zu verweilen, bis sie, wie sie sagt, mehr Muth gefaſst hat, Sie zu sehen. Die Wunden des armen Barons haben sich diese Nacht verschlimmert. Sie werden die Ärzte bey ihm antreffen.

ZWEYTER AUFTRITT.

Der Schauplatz stellt Klementinens Zimmer vor.

Klementina

kommt mit einem Papier in der Hand aus ihrem Kabinette.

Nun ist sie da, die gefürchtete Stunde — O daſs sie schon vorüber wäre! Wie werde ich mein Gesicht zu diesem erhabenen Manne aufheben? Was werde ich ihm sagen? Was werde ich ihm antworten können? — Dieses Papier soll für mich reden! — Aber, o Grandison, wenn du Klementinen liebst; wenn es mehr als Mitleiden und Groſsmuth ist, was du für sie empfindest; wenn ihr Besitz dich glücklich gemacht hätte: — wirst du ihr vergeben können? Wüſstest du was es ihr gekostet hat! Doch die Thränen, womit dieses traurige Blatt befleckt ist, werden dirs sagen. — Kamilla! — Aber nein! noch kann ich ihn nicht sehen — Ich bin noch nicht gefaſst —

DRITTER AUFTRITT.

KLEMENTINA, KAMILLA.

Kamilla. Sie haben mir gerufen, gnädige Gräfin!

Klementina. Ich will allein seyn, Kamilla — Verlassen Sie mich.

Kamilla. Wissen Sie, gnädige Gräfin, daſs der Chevalier auf die Erlaubniſs wartet, Sie zu sehen?

Klementina. Ich kann ihn noch nicht sehen — Keine Widerrede, Kamilla! Überlassen Sie mich mir selbst.

Kamilla geht ab.

VIERTER AUFTRITT.

KLEMENTINA allein.

Sie wirft sich, nachdem sie etliche Mahl in tiefen Gedanken auf und ab gegangen, in groſser Unruhe und Beängstigung auf einen Sofa.

O warum muſste ich ihn sehen? Warum muſste ich ihn sehen? Warum muſsten einem Manne, der nicht mein Bruder seyn konnte, der Nahme und die Rechte eines Bruders gegeben werden? Warum muſste sein untadeliger Werth meine Liebe zugleich entflammen und rechtfertigen? — Unglückselige! wen beschuldigest du? Klage deine eigene Schwachheit an! Was zwang dich zu reden? Warum lieſsest du nicht dein trauriges Geheimniſs, in ewiges Stillschweigen gehüllt, an deiner stummen Brust nagen? — O daſs ich schon bey denen wäre, die im Grabe schlummern! O daſs meine Seele schon entfesselt, schon in jene Welt hinüber gerettet wäre, wo die Tugend nicht mehr kämpfen muſs, und die Glückseligkeit nicht an ewiges Elend grenzt! — Doch sie kommt, ich fühle es, sie nähert sich, die glückliche Stunde — meine Tage laufen zum Ende — Trostvolle Hoffnung! du giebst meiner Seele ihre ganze Stärke wieder!

Sie steht auf.

— Ja! ich will groſs, ich will wie eine Unsterbliche handeln! Und Du, dem ich dieses Opfer bringe, Du wirst mich stärken! — Aber, o bester, liebenswürdigster unter den Männern! soll ich dir entsagen, soll ich dich auf ewig von mir verbannen, ohne daſs du wissest, wie sehr deine Klementina dich geliebt hat? Wirst du es auch glauben, wirst du es begreifen können, daſs nur eine Liebe, wie die ihrige, ein menschliches Geschöpf fähig machen konnte, das zu thun, was ich thun will? — Ja, Geliebter, nur damit ich dich ohne Vorwürfe meines Herzens, ohne Gefahr meiner Seele, lieben könne, entsage ich dem Glück, die Deinige zu seyn! Eine bessere Welt soll uns wieder geben, was uns diese vorenthält! Dieſs sollen meine unermüdeten Gebete und meine glühenden Thränen vom Himmel erbitten! — Mich dünkt ich bin nun ruhiger — Ja, ich bin es, ich will Kamillen rufen — Kamilla!

Kamilla erscheint.

Sagen Sie dem Herrn Grandison, daſs ich ihn erwarte. —

Kamilla entfernt sich wieder.

— Nun wird er kommen! Nun soll ich ihm sagen — Ach! niemahls, niemahls werden es meine Lippen aussprechen können — O ihr Engel und ihr Heiligen des Himmels alle, stehet mir bey! Ihr Zeugen meiner geheimen Thränen und des schmerzhaften Kampfes, den meine Seele gekämpft hat, verlasset mich nicht! Verlasset mich nicht in diesem furchtbaren Augenblicke!

FÜNFTER AUFTRITT.

GRANDISON, KLEMENTINA.

Grandison. Wie sehr, liebenswürdigste Klementina, hat mich nach dieser Zusammenkunft verlangt! Das Gut, nach welchem ich zu streben aufgemuntert worden, ist zu unschätzbar, als daſs ich ruhig seyn könnte, ehe ich des Besitzes desselben gewiſs bin. Diese englische Gütigkeit, die ich in Ihren Augen sehe, macht mich kühn — Darf ich hoffen, theuerste Gräfin, daſs Ihr Entschluſs mit demjenigen übereinstimmt, was nunmehr der vereinigte Wunsch aller Ihrer Verwandten ist?

Klementina sitzt mit niedergeschlagenen Augen, und antwortet bloſs mit Seufzern.

Grandison. Die Bedingungen sind Ihnen schon eröffnet worden. Der Pater Mareskotti wird fortfahren, Ihr geistlicher Führer zu seyn. Ich werde stets um das andere Jahr, wechselsweise in Italien und England, durch meine Klementina glücklich seyn.

Klementina mit einem Gesicht und Ton, welche eine Mischung von Vergnügen und Wehmuth ausdrücken. Ihre Klementina? — Ach! Herr Grandison!

Sie wendet ihr Gesicht.

Grandison. Ja, gnädige Gräfin, die Hoffnung, daſs Sie es seyn werden —

Klementina fällt ihm schnell in die Rede. Halten Sie ein, Chevalier — Sprechen Sie es nicht aus — Ach! wie werde ich —

Sie geht gegen ihr Kabinet, kehrt aber wieder um, und wendet sich mit einem Blick voll zärtlichem Ernst gegen Grandison.

Und sind Sie unveränderlich entschlossen, Herr Grandison? Werden Sie, können Sie kein Katholik werden?

Grandison. Sie haben ja eingewilliget, gnädige Gräfin, als ich das letzte Mahl in Italien war, daſs ich den Aussprüchen meines Gewissens folgen dürfe.

Klementina zeigt in ihrem Gesicht und durch ihre Geberden die äuſserste Verlegenheit. Sie versucht zu reden, aber sie kann kein Wort hervorbringen. Endlich geht sie nach ihrem Kabinet, und indem sie dem Grandison ein Papier in die Hand giebt, sagt sie mit stockender Stimme:

Dieses Papier — Lesen Sie es — Verlassen Sie mich! Verlassen Sie mich.

SECHSTER AUFTRITT.

GRANDISON allein.

O das ist zu viel! Was seh' ich? Sie fällt auf ihre Knie — sie zerflieſst in Thränen — O dieſs Ächzen durchbohrt meine Seele! Es ist das Ächzen eines Sterbenden — Meine Ahnungen sind erfüllt! — Aber, o Klementina, in diesem Augenblick habe ich keinen Wunsch, keinen Gedanken für mich selbst! — Ich zittre dieses Papier zu eröffnen. — Doch, sie verlangt es. —

Er eröffnet das Papier, und versucht zu lesen.

Ich kann nicht lesen — meine Augen sind umnebelt — Gütiger Himmel! welch ein Ausgang ist das!

SIEBENTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, Grandison.

Die Markgräfin. Was ist vorgegangen, lieber Chevalier? Ich finde Klementinen in Thränen. Sie bittet mich, sie dem Kampfe mit sich selbst zu überlassen. Die Beängstigung ihres Herzens macht sie athemlos. Sie fürchtet Ihren Unwillen, Chevalier! Sie hat Ihnen ein Papier gegeben. Lassen Sie ihn das lesen, sagte sie, und lassen Sie mich hier so lange bleiben, bis er nach mir fragt; wofern er anders, nachdem er es gelesen hat, ein Geschöpf noch vor seinen Augen leiden kann, das seiner Gütigkeit unwürdig ist — Ich bin ganz erstaunt — Was bedeutet alles dieses?

Grandison. Gnädige Frau, Sie sehen mich so bestürzt, als ich niemahls gewesen bin. Ich weiſs den Inhalt des Papiers noch nicht. Ich will es Ihnen vorlesen, wenn ich kann.

Die Markgräfin. Lesen Sie es allein, Chevalier! Ich gehe, dem Markgrafen zu melden, was vorgeht.

ACHTER AUFTRITT.

Grandison allein.

Ich errathe den Inhalt dieses Papiers. — Ihre Einbildungskraft, die durch ihre Krankheit über die natürliche Höhe getrieben worden, hat die Bedenklichkeiten ihres Gewissens geschärft. Sie wird sich verpflichtet glauben, dem Himmel ein Opfer von ihrer Liebe zu bringen — Liebste Klementina, soll ich deinen Besitz — Doch, ich will lesen.

Er setzt sich und liest.

— Vortreffliches Geschöpf! — Ich muſs inne halten — Welche Zärtlichkeit! Welche Unschuld! Welche Hoheit der Seele! — O Klementina! warum muſstest du dich in der strahlenden Vollkommenheit eines Engels vor meine Augen stellen, wenn ich deinem Besitz entsagen soll? —

Er fährt fort zu lesen.

— Unwiderstehliches Geschöpf! wie verehre ich dich! — Es ist genug! Ich bin alles, was du willst, das ich seyn soll!

NEUNTER AUFTRITT.

DER BISCHOF, GRANDISON.

Der Bischof. Was höre ich, liebster Grandison? Was ist aus meiner Schwester geworden? — Sie sind auſserordentlich gerührt, Chevalier! Was hat diese liebe Träumerin —

Grandison. Lesen Sie, gnädiger Herr, lesen Sie dieses Papier, und seyn Sie stolz auf Ihre Schwester! Sie ist ein Engel! Ihr Besitz würde ein irdischer Himmel für mich gewesen seyn! — Sie hat mich abgewiesen — aber aus so groſsen Beweggründen und auf eine solche Art, daſs ich sie mehr als jemahls verehren muſs — Sie ist das liebenswürdigste unter allen menschlichen Wesen —

Der Bischof. Ich begreife nichts von dieser seltsamen Aufführung. Ich will ihr Papier dem Markgrafen und der Markgräfin lesen. Aber der Inhalt mag auch seyn welcher er will, so hoffe ich, Sie werden Sich nicht so schnell durch die hoch fliegenden Schwärmereyen eines fantastischen Mädchens blenden lassen. Ihre Einbildungskraft ist auf einer Höhe, worauf sie sich nicht erhalten kann. Sie wird ganz anders denken, wenn sie wieder gelaſsner seyn wird.

verrichtet, aber unfreywillige Zerstreuungen zu haben scheint. Statt der Unterschrift *Amoris primitiae*, die sich auf die Nonne bezieht, hätte sich *Amore divino* um so besser geschickt, weil dieses Blatt das Gegenstück von einem ebenfalls nach Guido Reni gestochnen Kupido ist.

4) S. 276. v. 519, 20. Ist eine Ilia — *Ilia et Egeria est, do nomen quodlibet illi. Horat. Tota merum sal* (von Kopf bis zu Fuſse lauter Reitz) *Lucret. de Rerum Natura*, IV.

Grandison. Lesen Sie, gnädiger Herr, bewundern Sie Klementinen, und bedauern Sie mich.

Der Bischof geht mit dem Papier ab.

ZEHNTER AUFTRITT.

GRANDISON, KLEMENTINA, KAMILLA.

Indem Grandison mit den äuſserlichen Zeichen einer groſsen Unruhe auf und ab gehet, erscheint Klementina auf dem hintern Theile des Theaters. Sie bleibt stehen, da sie Grandison sieht, und lehnt sich an Kamillen zurück.

Klementina. Können Sie mir verzeihen, Grandison? — Können Sie einer Kreatur verzeihen, die Ihren Unwillen weder vermeiden noch ertragen kann?

Grandison. Ihnen verzeihen, theuerste Klementina? Vergeben Sie mir, daſs ich so vermessen gewesen bin, daſs ich noch so vermessen bin, und hoffe, einen solchen Engel mein zu nennen.

Klementina. Reden Sie nicht von Hoffnung, Chevalier! Sagen Sie, daſs Sie mir vergeben. Beruhigen Sie mein Herz, wenn es Ihnen möglich ist!

Grandison. Sie haben nichts gethan, das Vergebung nöthig hat. Ich bete die Gröſse Ihrer Seele an — Aber — O dürfte ich Ihr Mitleiden — Vergeben Sie mir, allzu liebenswürdige Klementina — ich schweige! Was auch mein Herz dabey leiden mag, so will ich doch nichts anders seyn, als was Sie wollen, das ich seyn soll.

Klementina. Wenn Sie mich lieben, theurer Grandison, so machen Sie mir Muth, in dem Entschlusse standhaft zu bleiben, den ich gefaſst habe. Ich würde unaussprechlich elend seyn, wenn der Verlust meiner Person Sie unglücklich machen könnte. Meine Liebe können Sie nie verlieren. Die besten, die zärtlichsten Empfindungen meines Herzens sind Ihnen heilig. Sie sind in den Grund meiner Seele eingewebt. Sie werden unsterblich seyn, wie sie.

Grandison. Verehrungswürdiger Engel! Wie gütig muntern Sie mich auf, mich Ihrer würdig zu zeigen! — Fahren Sie fort, liebste Klementina! Helfen Sie mir, lehren Sie mich, einen Verlust zu ertragen, dessen ganze Gröſse Sie mich erst jetzt kennen gelehrt haben.

Klementina. Könnte Grandison schwächer seyn, als seine Klementina? — O wüſsten Sie, was es ihr gekostet hat, diesen Entschluſs zu fassen! — Ich habe keine Ursache mehr, zu verbergen, wie theuer Sie mir sind! — Ja, liebster Chevalier! wenn ich ohne Unruhe meines Gewissens die Ihrige hätte seyn können; die wildeste Einöde wäre mir mit Ihnen ein Paradies gewesen. Schlieſsen Sie aus der Gröſse meiner Selbstverläugnung, mit welcher Stärke die Beweggründe auf mein Gemüthe wirken müssen, die mich derselben fähig machen! — Das Opfer war groſs, das der Himmel von mir forderte. Aber, da ich die Kürze dieses Lebens betrachtete, und die Ewigkeit mit allen ihren Hoffnungen und Schrecknissen vor meiner Seele lag, konnte ich mich da bedenken, was ich wählen sollte?

Grandison. Ich verehre Ihre Beweggründe, ob sie mich gleich nicht überzeugen; ich verehre die Zärtlichkeit Ihrer Denkungsart, und diese Frömmigkeit, die Sie in meinen Augen über die menschliche Natur erhebt. Aber — o meine Klementina — Ich bemühe mich umsonst, Ihnen zu verbergen, wie schwer es mir ist, einer Glückseligkeit zu entsagen —

Klmentina indem sie ihm mit zärtlichen Geberden die Hand auf den Mund legt. Liebster Chevalier, sagen Sie das nicht! — Wie soll ich sonst meinen Vorsatz halten? — Lassen Sie mich nicht in meiner Hoffnung betrogen werden! Ich sah Sie als den Freund meiner Seele an — ich kannte Sie als den edelsten und besten unter den Sterblichen — hätte ich es sonst wagen dürfen, mein Schicksal Ihrer Groſsmuth zu überlassen?

Grandison. Sie sollen Sich nicht betrogen haben, unnachahmliche Klementina! Ich will der Freund Ihrer Seele seyn; und diese geliebte Seele nehme ich zum Zeugen, daſs ich von diesem Augenblick an jedem eigennützigen Wunsch entsage, und mich aller Vortheile begebe, die mir die Groſsmuth

Ihrer Verwandten, meine Liebe, und die Gütigkeit der Gräfin Klementina selbst, zu Bestreitung Ihres Vorsatzes geben könnte.

Klementina. Wie würdig sind Sie in diesem Augenblicke meiner ganzen Zärtlichkeit! — Unsterbliche, liebster Grandison, Engel schauen auf uns herab und billigen uns! O möchte ich durch den Dienst dieser unsichtbaren Freunde der Menschen den Geliebten meiner Seele dort wiederfinden, wo uns nichts mehr trennen könnte! — Hören Sie mich, Grandison, und geben Sie mir noch den letzten Beweis, daſs Sie mich lieben! — In dem Augenblicke, da ich entschlossen war, den Wunsch meines Herzens meiner höchsten Pflicht aufzuopfern, habe ich alle Ansprüche an irdische Glückseligkeit aufgegeben. Die Welt hat keine Reitzungen mehr für mich. Dasjenige, was ich durch meine Krankheit erlitten, und was mir der gewaltthätige Kampf mit mir selbst gekostet hat, bekräftiget die Ahnung, die ich in mir fühle, daſs ich nicht lange mehr zu leben habe. Soll ich nicht den Überrest meines Lebens anwenden, glücklich zu sterben? Ja, Chevalier! ich bin entschlossen, mich von der Welt zu entfernen. Alle meine Gedanken, alle meine Wünsche sind auf dieses Einzige gerichtet. Helfen Sie mir, Chevalier! Sie vermögen alles bey meinen Ältern. Unterstützen Sie mein sehnliches einziges Verlangen! — Meine Liebe zu Ihnen wird mir in die heilige Freystätte folgen, die ich mir erwählet habe. Die ewige

Glückseligkeit Ihrer Seele soll Tag und Nacht der Gegenstand meines Gebetes seyn. Gott wird die Thränen eines armen Geschöpfes ansehen, das ihm alles aufgeopfert hat. Seine Gnade wird Sie erleuchten — und — o entzückende Hoffnung! — ich werde Sie in den himmlischen Wohnungen wiederfinden! — Was sagen Sie zu meinem Vorhaben, Chevalier? Wollen Sie Ihrer Klementina diesen Beweis geben, daſs Sie ihre Seele lieben?

Grandison. Auf was für eine Probe stellen Sie eine Liebe, an der Sie nicht mehr zweifeln können? Wie soll ich einwilligen, wie soll ich selbst dazu behülflich seyn, daſs eine Dame von so auſserordentlichen Vorzügen in der Blüthe ihrer Jugend der Gesellschaft entzogen werde, welche desto gerechtere Ansprüche an sie hat, je gröſser ihre Tugenden sind? Wie soll ich es wagen dürfen, Ihren Ältern einen Antrag zu machen, der sie einer Tochter beraubte, von der sie hoffen, daſs sie das Vergnügen ihres übrigen Lebens seyn werde? Ein Antrag, der mir das Ansehen geben würde, als ob ich wünschte, daſs Sie, weil Sie nicht die Meinige seyn können, für alle Welt verloren seyn möchten! — Erlauben Sie, gnädige Gräfin, Ihrem Grandison, Sie zu bitten, daſs Sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit erwägen, was Sie so gütigen Ältern und so zärtlichen Verwandten, wie die Ihrigen, schuldig sind, ehe Sie Sich —

Klementina unterbricht ihn ein wenig hitzig. Ich habe alles erwogen, Chevalier! Meine Ältern verlieren nicht mehr, als sie durch unsere Vermählung verloren hätten. Ich fühle mit der gerührtesten Dankbarkeit alles, was ich ihnen schuldig bin; aber ist nicht meine Pflicht gegen sie einer höhern Pflicht untergeordnet? Glauben Sie mir, daſs ich alles erwogen habe. Ich bin überzeugt, daſs der Trieb, den ich in mir fühle, von Gott ist. Er ist unwiderstehlich! — O Grandison! warum wollen Sie mich des einzigen Mittels berauben, welches mir den Schmerz unserer Trennung erleichtern kann? Und haben Sie auch wohl bedacht, was die Folgen davon seyn werden, wenn Sie mich verhindern, den Schleier anzunehmen? Ach, Chevalier! von Ihnen hätte ich das nicht vermuthet! Von dem Augenblick an, da Sie Bologna werden verlassen haben, werde ich den Verfolgungen des verhaſsten Belvedere und meines Bruders ausgesetzt seyn. Alle werden sich wider mich vereinigen. Man wird mich zur Verzweiflung treiben, und ich werde mein elendes Leben vor der *Zeit endigen, ohne daſs ich den Trost gehabt habe*, mich zu dem künftigen vorzubereiten. Können Sie so grausam seyn, Chevalier, und mich einem solchen Zustand überlassen?

Grandison. Theure Klementina! Sie setzen mich in die äuſserste Verlegenheit. Ich darf es nicht wagen, Sie um die Widerrufung des strengen Gesetzes zu bitten, das Sie mir aufgelegt haben —

Ich habe mein Wort gegeben — Ich kann nicht unedel seyn — Aber ist denn kein ander Mittel als der Schleier, Sie vor demjenigen, was Sie fürchten, sicher zu stellen? Ich kenne ein Mittel, das unfehlbar ist. Sie haben Beweise von der Gütigkeit Ihrer Ältern. Von einem so groſsmüthigen Vater, von einer so zärtlichen Mutter dürfen Sie Sich alles versprechen. Und erlauben Sie mir auch zu sagen, daſs der Graf von Belvedere Sie zu sehr verehrt, als daſs er sich der Freundschaft Ihrer Verwandten bedienen sollte, Ihnen Unruhe zu machen. Er ist unglücklich, weil er Klementina ohne Hoffnung liebt; aber er verdient nicht, daſs Sie ihn hassen.

Klementina für sich, mit einer trostlosen Stimme und Geberde. Arme, unglückliche Klementina! — So vereiniget sich alles, dich elend zu machen! — Es war ein Trost für mich zu glauben, daſs er mich liebe — Der angenehme Betrug schläferte meine Schmerzen ein, und gab mir Augenblicke von Ruhe — Muſste ich auf eine so grausame Art belehrt werden, daſs ich mich betrogen habe?

Grandison. Hören Sie auf, Klementina, mein Herz mit diesen ungütigen Zweifeln zu martern! — Doch es ist noch gröſsere Pein für mich, Sie von diesen selbstgemachten Schmerzen gequält zu sehen! — Sie können nicht an meiner Liebe zweifeln, liebste Klementina! was wollte ich nicht thun, was wollte ich nicht leiden, Sie zu überzeugen —

Klementina. Vergeben Sie mir, Chevalier! Ich bin ungerecht gewesen — Vergeben Sie Ihrer Klementina! Aber, o lassen Sie mich Sie bitten —

Sie wirft sich ihm zu Füſsen.

Grandison indem er sie aufheben will. Stehen Sie auf, liebste Gräfin — Ich beschwöre Sie, stehen Sie auf.

Klementina. Nein, Grandison, ich will nicht aufstehen; hier zu Ihren Füſsen will ich liegen bleiben, und nicht aufhören, Sie zu bitten — O wenn Ihnen Klementina jemahls werth gewesen ist, wenn Ihr groſsmüthiges Herz nicht für sie allein ohne Mitleiden ist — bey meiner Liebe, Grandison, bey den Thränen, die nun so lange mein einziges Labsal sind, beschwöre Sie, lassen Sie Sich erbitten! Billigen Sie, unterstützen Sie meinen Entschluſs! Lassen Sie den Überrest meines Lebens glücklich seyn! Lassen Sie mich —

Grandison hebt sie auf. Unwiderstehlicher Engel! Ich will — ich will alles was Sie wollen! Meine Seele wird von der Ihrigen fortgerissen — Vergeben Sie mir, daſs ich mich Ihren Wünschen widersetzte; ich habe keine andere als Ihre Glückseligkeit!

Klementina. O Grandison! der Allmächtige belohne Sie für diese groſsmüthige Liebe, die ich nicht belohnen kann! — Ich werde also nicht ganz unglücklich seyn! In der Stille einer einsamen Zelle werde ich ungetadelt und ungestört meiner Zärtlichkeit und meiner Thränen genieſsen. Nur unsichtbare Engel werden sie sehen, und die Seufzer zu dem Throne des Ewigen tragen, in denen sich meine Seele für Sie aushauchen wird! — Sie haben mir das Leben wieder gegeben, Chevalier! — Gehen Sie, meinen Vater zu bewegen, daſs er meinen Vorsatz billige. Lassen Sie mich Ihnen die einzige Glückseligkeit zu danken haben, deren ich fähig bin!

Grandison. Möchten Sie in diesem Augenblick in meine Seele schauen können! Ich gehe — Sie verlangen es! — O Klementina, wenn nicht ein besseres Leben auf uns wartete, wie unglücklich wär' es, geboren zu seyn!

Er geht ab.

EILFTER AUFTRITT.

Die Markgräfin, Klementina.

Die Markgräfin. Ich glaubte, den Chevalier bey dir zu finden, Klementina?

Klementina. Er hat mich diesen Augenblick verlassen, gnädige Mama!

Die Markgräfin. Du hast uns alle in Erstaunen gesetzt, Klementina! Wer hätte einen solchen Ausgang vermuthen sollen? Wir sind in groſser Verlegenheit — Dein Bruder Jeronymo dringt hitzig darauf, daſs wir uns nicht an deine Schwärmereyen kehren sollen. Dieſs war sein Ausdruck. Das Übermaſs seiner Dankbarkeit gegen Grandison macht ihn ungehalten auf seine Schwester. Aber du hast an dem Pater Mareskotti und mir Fürsprecher gefunden. Ich bedaure den Chevalier; ich bedaure dich, Klementina; ich fühle alle die Wunden, womit der Kampf dein Herz zerreiſsen muſste, ohne den du keinen solchen Sieg erhalten konntest. — Aber wirst du auch Stärke genug haben, meine Liebe, bey dem Vorsatze zu bleiben, den du so groſsmüthig genommen hast?

Klementina. Ich fühle meine Schwäche, und ich hoffe, dieses wird meine Sicherheit seyn. Ich

FÜNFTER GESANG.

V. 1 — 15.

Nun, lieben Freunde, setzet euch
Ein wenig an der Götter Stelle,
Und sagt mir, ist ein Himmelreich,
Wo man einander quält, nicht eine wahre Hölle?
O Amor, Gott der Freuden, kehre um!
(So rufen heimlich Götter und Göttinnen)
O kommt zurück, ihr holden Charitinnen!
Wo ihr verbannet seyd, da rinnen
Kocyt und Flegethon, da quälen Plaggöttinnen;
Ach! ohne euch ist kein Elysium,
Ist kein Olymp! — Allein, dieſs laut zu rufen
Verbietet Stolz und ſalsche Scham.
Sie muſsten erst durch alle Stufen
Der langen Weile gehn. Zu welchen Mitteln nahm
Man seine Zuflucht nicht? Bald gab der dicke Komus

habe nicht ohne Überlegung gehandelt. Ich überdachte alle meine Pflichten; ich setzte mich an die Stelle einer Person, die mich in solchen Umständen, wie die meinigen, um Rath fragte. Die Entscheidung war wider den Vortheil meines Herzens. Ich zweifelte; mein Herz empörte sich wider die Aussprüche meiner Vernunft; ich durfte mir selbst nicht trauen. In der Beängstigung, worein mich diese Ungewiſsheit setzte, nahm ich meine Zuflucht zum Himmel. Ich bat die heilige Jungfrau, einer Unglücklichen beyzustehen, deren Herz willig war, seine Pflicht zu thun, deren Vernunft aber geschwächt war. Mein Gebet wurde erhört. Es wurde mir eingegeben, was ich thun sollte. Ich schrieb alles auf. Meine Seele war des himmlischen Triebes voll, der ihr geschenkt wurde. Ich war gelassen und tapfer, bis die Stunde kam, die ich dem Chevalier bestimmt hatte. Der innerliche Streit fing jetzt wieder an, ich rang mit mir selbst; sein Anblick erschütterte alle meine Entschlieſsungen. Ach! könnte ich ihm nur mein Papier geben, dachte ich, so würden alle Schwierigkeiten vorüber seyn. Ich bin gewiſs, wenn er die Redlichkeit meines Vorsatzes siehet, so wird seine Groſsmuth mich selbst darin unterstützen. Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen, und nun hoffe ich, sein Beyspiel, und eben die unsichtbare Macht, die mir Muth gegeben, nach meiner Pflicht zu handeln, werde mir Standhaftigkeit geben, darin zu verharren.

Die Markgräfin. Liebste Klementina, was kann ich dir sagen? Ich bewundere dich, und verehre die geheime Leitung der Vorsicht. So sehr dein Entschluſs meiner Erwartung und selbst meinen Wünschen entgegen ist, so kann ich ihn doch nicht miſsbilligen. Ich bin stolz auf dich, meine Klementina! — Aber was sollen wir nun mit diesem vortrefflichen Manne machen? Du warest das einzige seiner würdige Geschenk, das wir ihm anbieten konnten. Nun vermehrt selbst die Groſsmuth, womit er in deinen Vorsatz williget, die Last unsrer alten Verbindlichkeiten.

Klementina. Dieſs ists, was mich am meisten beunruhiget. — Aber ich bin versichert, daſs diese Unruhe den Chevalier beleidigen würde, wenn er sie wüſste. Groſsmüthige Handlungen sind seiner Seele zur Natur geworden. Seine Tugend erhebt ihn über alle Belohnungen; sie macht ihn durch sich selbst groſs und glücklich. Aber, gnädige Mama — Erinnern Sie Sich — Ich wünschte — Ich fürchte mich zu reden — Sie sagten, daſs Sie mich bedauerten — Ach liebste Mutter, ich habe aller Ihrer Zärtlichkeit, alles Ihres Mitleidens vonnöthen!

Die Markgräfin. Rede frey, meine Klementina! Du bist alles, was mir am theuersten ist. Kannst du an meiner Liebe zweifeln? Sage was du von mir verlangst! Deine Glückseligkeit ist mir mehr als meine eigene.

Klementina. Eben diese allzu gütige Zärtlichkeit macht mich furchtsam. — Aber ich muſs reden — Sie wissen, gnädige Mama, daſs von der Kindheit an mein Verlangen gewesen ist, mich dem einsamen Stande zu widmen. Sie wissen, wie sehr dieser Trieb zugenommen hat, seitdem ich den Chevalier kannte. Ihre Liebe zu mir hat sich bisher meinem sehnlichen Verlangen widersetzt, und meine Dankbarkeit, mein Gehorsam gegen die beste unter den Müttern hat auf Unkosten meiner Ruhe mit dem Triebe meines Gewissens gekämpft. Befreyen Sie mich, liebste Mutter, von einem Streit, unter welchem ich erliegen muſs — Machen Sie Ihre Klementina glücklich! — Hat nicht mein unglücklicher Zustand auch Sie unglücklich gemacht? — In der Welt würde ich es allezeit bleiben. Lassen Sie mich unter die Flügel einer heiligen Einsamkeit fliehen! Ich werde nicht aufhören, Ihr Kind zu seyn, wenn ich ein Kind Gottes bin — Sie werden Ruhe und Heiterkeit auf meinem Gesichte sehen; Sie werden den Frieden des Himmels, die Hoffnungen der Unsterblichen in meinen Augen lesen; Sie werden mich glücklicher sehen, als mich der Besitz aller irdischen Güter machen könnte; und dieser Anblick wird Ihr Herz mit Trost und Freude erfüllen.

Die Markgräfin. Ach, Klementina! was forderst du von meiner Zärtlichkeit? — Du kennest die Gründe, welche die Familie verhindern, in dein Begehren zu willigen. Unsere Liebe zu dir giebt ihnen eine überwiegende Stärke. Wir können uns weder von dir trennen, noch unsere Absichten mit dir aufgeben.

Klementina. Und könnten Sie zusehen, gnädige Mama, daſs Ihre Klementina das unglückliche Opfer von Absichten würde, an denen ihr Herz keinen Antheil nehmen kann? — Nein! ich beleidige Ihre Groſsmuth! Sie können es nicht! — Bedenken Sie, was ich schon gelitten habe! — Schonen Sie Ihres armen Kindes! Lassen Sie mich nicht durch einen Widerstand in dem einzigen Wunsche, auf den mein Herz gerichtet ist, von neuem muthlos gemacht werden. Ein Rückfall könnte mich auf immer zu Grunde richten.

Die Markgräfin. Allzu rührendes Kind, wer kann deinen Bitten widerstehen? Du ängstigest mein Herz, Klementina — Hier kommt dein Vater; wenn er in dein Begehren williget, so werde ich mich unterwerfen müssen.

ZWÖLFTER UND LETZTER AUFTRITT.

Die Vorigen, der Markgraf, Grandison, der Bischof, der General, der Pater Mareskotti.

Der Markgraf. Ich habe Mühe zu glauben, was ich sehe und höre. Ist es möglich, meine liebe Klementina, daſs du bey einem Entschlusse beharrest, der unserer Erwartung und deinen eigenen Wünschen so sehr entgegen ist?

Klementina. Die Stimme meiner Pflicht hat so stark zu mir gesprochen, daſs es unmöglich war, ungehorsam zu seyn. Ich empfinde mit dem gerührtesten Herzen Ihre Gütigkeit, gnädiger Herr; Sie haben aus Mitleiden gegen mich —

Der Markgraf. Es ist eben so sehr aus Dankbarkeit gegen den Chevalier und aus Hochachtung gegen seine Verdienste, als aus Liebe zu dir geschehen, daſs ich deine Verbindung mit ihm beliebt habe.

Klementina. Wenn ich wüſste, daſs ich ihn glücklich machen könnte — Aber, ach, Chevalier, ich würde Sie nicht glücklich machen!

Grandison. Ich empfinde es zu stark, daſs Sie es könnten, gnädige Gräfin, als daſs ich —

Klementina. O versuchen Sie nicht mehr, mich zu bereden, lieber Grandison! Ihre Güte gegen mich macht Sie parteylich. Klementina ist Ihrer nicht mehr würdig. Ihr geschwächter Verstand; ihre gestörte Gemüthsruhe; die Zweifel, die ihr Herz ängstigen würden; die Versuche, die sie immer erneuern würde, Sie zu bekehren; ihr Verdruſs, wenn diese Versuche vergeblich wären; das Miſstrauen gegen mich selbst; und die Furcht, die mir selbst Ihre Zärtlichkeit zu einer Quelle von Plagen machen würde: alles dieſs würde Sie mit derjenigen unglücklich machen, mit der Sie ein Leben verwebt hätten, das ihr theurer ist, als ihr eigenes, und welches so sehr verdient glücklich zu seyn.

Der General. Ich bewundere meine Schwester. Sie handelt wie es einer Klementina von Porretta würdig ist!

Grandison. Sie können Sie nicht mehr bewundern, Herr General, als ich es thue, obgleich unsere Beweggründe sehr verschieden sind.

Der Bischof. Die Groſsmuth des Chevaliers verdient so viel Bewunderung, als die Entschlieſsung meiner Schwester. Welcher andre hätte so edel handeln können, als er in dieser ganzen Sache gehandelt hat?

Die Markgräfin. Ich will Sie mit meinen Lobsprüchen verschonen, werther Grandison! Dieser Ausgang ist meinen Hoffnungen und meinen

Wünschen zuwider. Die fehlgeschlagene Verbindung mit einem so würdigen Manne ist eine Glückseligkeit, die wir verloren haben.

Grandison. Ich bin ohne Hoffnung und ohne eigennützige Absichten nach Bologna gekommen, gnädige Frau. Meine Erwartung wurde übertroffen, da man mich aufmunterte, nach dem Besitz der unvergleichlichen Klementina zu streben; und jetzt finde ich einen Trost darin, daſs ich so gütig von Ihnen bedauert werde, nachdem mich Ihre bewundernswürdige Tochter auf eine Art abgewiesen hat, die von ihrer Seite so edel, und für mich so rühmlich ist.

Klementina. Es ist mein Schicksal, theurer Grandison, daſs ich Ihnen verbunden seyn soll, ohne meine Dankbarkeit zeigen zu können. — Erlauben Sie mir nun, gnädiger Herr, sie wendet sich gegen ihren Vater daſs ich die gütige Nachsicht, die Sie so oft gegen Ihre Klementina bewiesen haben, zum letzten Mahl erflehe. — Die Ruhe, die mein Gesicht und mein Betragen ankündiget, betrügt vielleicht diejenigen, die mich sehen. Sie gründet sich ganz allein auf die Hoffnung, daſs meine Bitte werde gewähret werden. Die Verweigerung derselben würde mich zum elendesten aller Wesen machen.

Der General. Ich errathe deine Bitte, Schwester! Es ist die Eingebung einer fehlgeschlagenen Liebe. Aber ich hoffe, die gleiche Empfindung deiner Pflicht, die dich verhindert hat, die Nachsicht deiner Ältern zum Vortheile deiner Neigung zu gebrauchen, werde dich zurück halten, einen Schritt zu thun, der das ganze Verdienst einer so schönen That vernichten würde.

Klementina. Ich kenne Ihre Absichten, Bruder, und ich vergebe Ihnen. Aber ich bin fest entschlossen, keine Kränkungen mehr zu leiden, die ich verhindern kann. — An Sie wende ich mich, theuerster Vater; ich weiſs, daſs Sie die Glückseligkeit Ihres Kindes verlangen. Ich habe keinen Anspruch, keinen Wunsch für irdische Glückseligkeit. Lassen Sie also meine Seele glücklich werden. Alles was mir seit zweyen Jahren begegnet ist, beweiset, daſs ich berufen bin, aus der Welt auszugehen — Es würde unbillig seyn, meine Sehnsucht nach dem Schleier einer fehlgeschlagenen Liebe beyzumessen. Wurde es nicht in meine Gewalt gestellt, dem Triebe meines Herzens zu folgen? — Dieser Trieb befiehlt mir, die Welt zu verlassen. Ich weiſs, daſs er von Gott ist! Wenn er es nicht wäre, so hätte er die Liebe nicht überwiegen können, die ich für diesen würdigsten unter den Männern ohne Erröthen gestehe. — Ich kenne Ihre Frömmigkeit, gnädiger Herr! Sie kann Ihnen nicht erlauben, mich abzuhalten, *dem Rufe des Himmels zu folgen.* Aber ich wünschte, daſs Sie es ohne Abneigung thun könnten! — O wenn Sie wüſsten, wie sehr meine Seele nach diesem glücklichen Zustande schmachtet, Sie würden mich in diesem Augenblick meines Wunsches gewähren!

Der Markgraf. Meine liebste Klementina — hast du auch erwogen, was die Welt von einem solchen Schritt urtheilen wird? Glaube mir, so rein deine Beweggründe seyn mögen, so wird sie dir doch solche zuschreiben, die deinen Ruhm verdunkeln werden.

Klementina. Das Urtheil der Welt bekümmert mich nicht mehr. Ich habe ihren Beyfall aufgegeben. Meine einzige Sorge ist, wie ich vor dem Gerichte meines Gewissens, und dessen, der durch dasselbe über mich urtheilet, bestehen möge — Ich weiſs alles, was gegen meinen Entschluſs eingewendet werden kann. Ich entsage einem groſsen Vermögen — aber es ist Staub in meinen Augen. Ich entziehe mich den Freuden der Welt — aber diese Freuden sind Träume, die mit wirklichen Plagen, mit immer währender Unruhe, mit dem Verluste reinerer Freuden, und der Gefahr der Seele zu theuer erkauft werden — Die Entfernung von Ihnen, liebste Ältern, und von meinen Brüdern und Freunden ist das Einzige, was mir schmerzlich ist. Aber soll ich demjenigen nichts aufopfern, die mir alles anbietet?

Der Markgraf. Deine Verachtung gegen die Güter der Welt ist die Frucht der Schwermuth, der du dich so sehr überlässest. Deine Groſsväter waren fromme Männer; sie bemerkten, daſs du dein gröſstes Vergnügen im Wohlthun fandest, und sie setzten dich in den Stand, deinem Herzen genug zu thun. Du entsagest dem Vermögen, Gutes zu thun, wenn du dich eines Erbtheils begiebst, auf welches deine Brüder so groſsmüthig Verzicht gethan haben, um eine geliebte Schwester desto glücklicher zu sehen.

Klementina. Lassen Sie diese Güter meiner Base Laurana werden! Wie kann ich einen bessern Gebrauch davon machen, als derjenigen freywillig Gutes zu thun, die mir durch ihre Verfolgungen wider ihre Absicht Gutes bewiesen hat?

Der General zum Bischof. Welche schwärmerische Groſsmuth! Brauchen wir einen stärkern Beweis als diesen, daſs ihr Verstand noch nicht in seiner natürlichen Fassung ist?

Der Markgraf. Deine Entschlossenheit verwundet das Innerste meines Herzens, meine Tochter! — Du willst dich von mir reiſsen? — Du zerstörest die Entwürfe, die ich zu deinem Glücke gemacht habe? Du raubest mir die gehofften Freuden meiner sinkenden Jahre! — Nein, Klementina, ich kann dich nicht von mir lassen — Du sollst nicht vor der Zeit gestorben seyn! — Verlange nicht, daſs dein Vater dich überleben soll!

Die Markgräfin. Vergiſs nicht, Klementina, vergiſs nicht, daſs du eine Mutter hast! Denke, ehe du ihr entsagst, daſs sie, als sie dich mit Schmerzen gebar, hoffte, du würdest der Trost ihres Alters seyn! — Siehe mich an, meine Liebe, lies in meinen Augen — Ich kann nicht reden —

V. 16.— 35.

Ein prächtig Freudenfest, wobey
Nichts als die Freude fehlt; bald Momus
Ein possenreiches Allerley,
Das desto mehr die Logen gähnen machte,
Je lauter Silen und Pan und der Verfasser lachte.
Herr Momus war, wie Dichter meistens sind,
Für seines Witzes Brut an beiden Augen blind,
Und sprach im ersten Zorn zu seinem Freund, dem Thiere
Mit langem Ohr: Der Henker amüsiere
Die Damen und Herren, die nicht zu amüsieren sind!
Doch dient' es ihm zum Trost, daſs Azor und Zemire
Von Monsieur Marmontel nicht beſsre Wirkung that.
Die Musen dachten, so was neues,
Dergleichen der Olymp noch nie gesehen hat,
Muſs Wunder thun: allein Apoll verzeih' es
Zemiren-Erato! man fand sie kalt wie Schnee.
Zwar schien das arme Thier von Azor zehnmahl ärmer
An Feuer noch, wiewohl der gröſste Schwärmer
Im ganzen Götterthum, der Sohn der Semele,
Die Rolle spielte; nur der Götter-Assamblee

Klementina. O wie durchbohren Sie mein Herz!

Grandison. Theuerste Gräfin! —

Der Bischof. Liebste Schwester! —

Klementina wirft sich ihren Ältern zu Füſsen. Vergeben Sie mir! ach, vergeben Sie mir! — O wenn nicht eine göttliche Kraft mich unterstützte! — Zürnen Sie nicht auf Ihr Kind — Der entsetzliche Kampf, den Sie in mir erregen, kann mir das Leben nehmen; aber er kann meinen Entschluſs nicht erschüttern! Wie könnte ich der Stimme Gottes ungehorsam seyn? Bedenken Sie, daſs ich zu viel gelitten habe, um noch lange zu leben. Lassen Sie mich mein Gelübd erfüllen, das ich dem Himmel gethan habe! Lassen Sie mich als eine Geweihte Gottes sterben!

P. Mareskotti. Der Ruf des Himmels ist zu stark, als daſs wir ihm länger widerstehen dürften.

Der Markgraf. Ich erkenne ihn, und ich verehre die Hand, die mich verwundet. — Stehe auf, Klementina; du bist ein Engel in meinen Augen! —

Klementina. Lassen Sie mich hier zu Ihren Füſsen die Versicherung Ihrer Liebe und Ihren Segen empfangen. Segnen Sie, — segnen Sie Ihre dankbare Klementina!

Der Markgraf. Der ganze Himmel öffne sich über dir, meine Tochter, seine Segnungen auf dich herab zu schütten! — Stehe auf, und bitte den Ewigen, dem du heilig bist, für diejenigen, die du in einer kummervollen Welt zurück lässest.

Grandison. Göttliche Klementina, erinnern Sie Sich in der geheiligten Abgeschiedenheit, die Sie Sich erwählt haben, erinnern Sie Sich zuweilen auch desjenigen, der fähig war, Ihrem Besitze zu entsagen, weil er Ihre Seele liebte. Die Verschiedenheit des Glaubens trennte uns, aber eine bessere Welt wird uns wieder vereinigen! — Ich verlasse Sie von der Gröſse Ihrer Seele durchdrungen! Das Bild der himmlischen Klementina wird mich wie ein Schutzengel durch den Labyrinth dieses Lebens begleiten! Das unauslöschliche Andenken ihrer Frömmigkeit wird mich aufmuntern, so zu leben, daſs ich verdienen möge, sie bey den Bewohnern des Himmels wieder zu sehen.

Klementina. Nun bin ich glücklich! — Die Welt rollt unter meinen Füſsen; unbegrenzte Himmel öffnen sich über mir! — Selige Einsamkeit! Dunkle, der Andacht geheiligte Zelle, sey mir willkommen! Willkommen, du werthes Bild des Grabes, worin ich bald diesen dem Tode geweiheten Leib niederlegen werde, um in das unsichtbare Land der Unsterblichen zurückzukehren! — Leben Sie wohl, theure, verehrungswerthe Ältern! — Lebet wohl, meine Brüder! — Leben Sie wohl, ewig werther Grandison! Erinnern Sie Sich alle Ihrer Klementina mit Zärtlichkeit! — Und du, dem ich alles schuldig bin, und dem ich alles aufopfre, zu deinen Füſsen lege ich jeden irdischen Wunsch, jede Hoffnung einer weltlichen Glückseligkeit nieder. Mit Freuden folge ich deinem Rufe! Was ich vergängliches zurück lasse, ist Tand; und was unsterblich ist, werde ich in deinem Schooſse wieder finden!

PANDORA.

EIN LUSTSPIEL MIT GESANG

in zwey Aufzügen. 1779.

PERSONEN.

PROMETHEUS.
MERKUR.
PANDORA.
HYLAS, Lalagens Liebhaber.
GLAUKON, ein Alter.
KORIDON, ein reicher Bauer.
LALAGE.
MYRA, ihre Mutter.
KORONIS, ihre Tante.
CHLOE, ihre Base.
Ein Haufen bewaffneter Bauern im Gefolge Koridons.
Einige andre, die mit Hylas und Glaukon auftreten.

Die Scene ist am Fuſse des Kaukasus.

VORBERICHT

Die Idee dieser, ursprünglich zum Gebrauch eines Liebhaber-Theaters bestimmten dramatischen Kleinigkeit und einige Scenen, sind aus der *Boëte de Pandore* genommen, welche *le Sage* (der berühmte Verfasser des *Gil Blas*) im Jahre 1721 für die Truppe des *Sr. Francisque*, die damahls zu Paris *à la Foire de St. Laurent* spielte, geschrieben hat, und die im vierten Bande des *Theatre de la Foire* befindlich ist. Der Gedanke, auch den Prometheus auftreten zu lassen, dem Merkur die Harlekins-Maske abzunehmen, und überhaupt dem Ganzen mehr Sinn, Gestalt und Rundung zu geben, machte, daſs aus dem, was Anfangs bloſs Übersetzung seyn sollte, beynahe etwas ganz Neues wurde, wiewohl man das Beste aus der sinnreichen Posse des le Sage beyzubehalten kein Bedenken getragen hat. Von einem geschickten Tonkünstler bearbeitet und von einer guten komischen Truppe gespielt, würde es wahrscheinlich auf dem Schauplatz keine schlimme Wirkung thun.

ERSTER AUFZUG.

Der Schauplatz stellt eine Wildniſs vor. Im Hintergrunde erblickt man in einem oberhalb mit Gesträuchen bewachsnen Felsen die Werkstatt des Prometheus, mit verschiednen Statuen und Bildnerarbeiten ausgeziert, und in noch gröſserer Entfernung eine ländliche Gegend mit zerstreut liegenden Hütten.

ERSTE SCENE.

Prometheus tritt auf.

Prometheus.

Es ist nun endlich einmahl wieder Zeit
Zu sehn, was meine guten Menschen machen —
Wie doch aus Scherz so leicht Ernst werden kann!
Da ich mit meinen lieben Vettern im Olymp
Mich länger nicht vertragen konnte, stieg ich
Herab zur Erde, um es bey den Thieren zu
Versuchen, die in jenen Tagen

Die einz'gen Erdbewohner waren. Eine Zeitlang
Ergetzte mich des thierischen Instinkts
Manchfalt'ges Spiel; und als ich an Betrachtung dessen,
Was jeder Art natürlich, jeder eigen ist,
Mich lang genug belustigt hatte,
Laſs sehen, dacht' ich, ob die Kunst vielleicht
Die engen Schranken der organischen Natur
Erweitern kann? — Ich machte den Versuch
Mit den gelehrigsten. Den Elefanten
Lehrt' ich, des nervenvollen Rüssels sich
Wie einer Hand bedienen, lehrte
Den Hund ins Wasser gehn, den Affen tanzen,
Den Papagey die Göttersprache schwatzen.
Auch dessen ward ich endlich überdrüssig.
Des Elefanten Rüssel war doch keine Hand,
Und meine Affen tanzten just so ungeberdig,
Als meine Papageyen albern schwatzten.
Vor lauter langer Weile kam ich endlich auf
Den Einfall, zu versuchen ob sich nicht aus Lehm
Und Wasser etwas Neues machen lieſse.
Nun fing ich an zu knäten, drückte, bildete
Und bildete und drückte, ohne Plan und Absicht,
Bis unversehns ein gabelförmiges
Possierlichs, embryon'sches Ding zum Vorschein kam,
So ungefehr, als wenn ein ungeschickter Bildner

Aus einem feigenbaum'nen Klotz
Euch einen Bacchus oder Hermes schnitzeln wollte.
Denn, wie's auch einer anfängt, der was machen will,
Am Ende kommt doch immer was heraus,
Das seines Machers Bild und Umschrift trägt.
Und da ich nun mein Händewerk besah,
Auf einmahl blitzt mir der Gedanke auf,
Es könnte aus dem absichtlosen Spiel
Der Laune noch was leidlich Gutes werden.
Der Lehmen war so folgsam! — bildete
Mit jedem Druck sich schöner — Kurz, ich brütete
Mit Liebe über dem, was ich aus Grille
Begonnen hatte; formte, leckte, putzte
So lange dran, bis nun das neue Lehmgeschöpf
Dem Ideal in meinem Kopf so ähnlich sah,
Als — Lehm und Wasser es erlauben wollten.
Und wie ich fertig war, da stand's so schön
Vor meinen Vateraugen da,
Daſs ich dem Drang nicht widerstehen konnt',
Es zu beseelen, um es glücklich machen
Zu können: und so wurden — Menschen draus,
Ein drollig Mittelding von Thier und Gott;
Und ich, ich hatte meine Lust daran,
Zu wohnen unter ihnen, meines überlästigen
Vorzugs vergessend, Theil an ihren kindlichen

V. 36 — 51.

Ward, wie ihr seht, dadurch nicht desto wärmer.
Wiſst ihr was traurigers, im Himmel, oder hier
In diesem Jammerthal, wo wir, nach Standsgebühr
Mehr oder weniger, der langen Weile fröhnen,
Als, unergetzt, bey langen frostigen Scenen
Mit Sang und ohne Sang, einander anzugähnen?
Auch hielten's die Schönen des Himmels nicht manchen Abend aus.
Viel lieber, sprachen sie, hojahnen wir zu Haus,
Und schneiden Bilderchen aus und putzen unsre Puppen.
Zuletzt, nachdem man lang' auf neue Kurzweil sann,
Bot die Astronomie sich an.
Seitdem es Sterne giebt sah man so schöne Gruppen
Um kein Dollondisch Rohr gebückt:
Die Damen schienen ganz von Wissenslust entzückt,
Sie guckten Nächte lang, und hohlten sich den Schnuppen.
Der Wettstreit, wer im schönsten Nachtgewand

Schuldlosen Freuden nehmend, mit den Menschen
Ein Mensch, mit Kindern Kind zu werden.
Denn weil ich glücklich, ohne Mischung glücklich
Sie machen wollte, hatt' ich sie so gut gemacht,
Als möglich; aber freylich auch so gut, so gut —
Daſs es doch wahrlich in die Länge nicht
Bey ihnen auszudauern war. — Ich zog mich also,
In aller Still', in meine Werkstatt, dort
In jenen Fels, zurück — Schon sechzigmahl
Erneuerte den Lauf der Jahreszeiten
Die Sonne, seit ich dort, zu meinen dichtenden
Gedanken eingeschlossen, sinn und sinne,
Und rastlos einen miſsgerathenen
Versuch anstelle nach dem andern, wie es wohl
Zu machen wäre, daſs die guten Leutchen
Einander nicht — und auch sich selber nicht —
So gar einförmig ähnlich sähen, etwas weniger
Langweilig wären, etwas mehr Gewandtheit
Und Geist und Leben überkämen,
Und doch so fromm und bieder blieben wie
Zuvor. Am Ende bin ich nun
Des ewigen Versuchens müde worden,
Und wahrlich auch der ew'gen Einsamkeit!
Denn selbst uns andern Göttern taugt es nicht,
Zu lang allein zu seyn, und auch die frostigste
Gesellschaft ist zuletzt doch immer besser

Als keine. — Überdieſs gelüstets mich, zu sehn
Was wohl in all der Zeit aus meinen Menschen
Geworden seyn mag? Ob sie immer noch
So gut, so glücklich noch, und — immer so
Langweilig sind, als wie ich sie vor sechzig Jahren
Verlassen habe —

Eine liebliche Musik läſst sich von ferne hören, und Pandora zeigt sich langsam aus dem Walde hervorkommend.

Wie? was hör ich? — Was
Erscheint mir dort? — So ähnlich des Olymps
Bewohnerinnen an Gestalt, und doch
Mir unbekannt?

Er tritt hinter einen Baum.

Pandora.

Willkommen, ihr lieblichen grünen Gefilde,
Ihr schattenden Lauben, so freundlich, so gut!
Geblendet vom Glanze der Himmelsbewohner,
Verlechzt in der reinen ätherischen Gluth,
Wie süſs mir in eurer erfrischenden Milde
Die Brust sich dehnt, das Auge ruht!
Willkommen, ihr lieblichen Schattengefilde,
Ihr duftenden Lauben, so freundlich, so gut!

Sie schaut umher, erblickt den Prometheus, stutzt, und tritt ein wenig zurück.

Prometheus vor sich.

Kein Werk von meinen — und doch keine Göttin!

zu Pandora. 1)

Sag an, mit welchem Nahmen, schöne Nymfe, grüſs' ich dich,
Und was ists, Absicht oder Zufall,
Was dich zur Erde führt?

Pandora.

Pandora nannten mich
Die Götter, als sie mich, ein athemloses Bild
Von Elfenbein, gebildet vom Vulkan,
Belebten, und mit ihren Gaben in die Wette
Beschenkten — Und du, göttergleicher Mann,
Täuscht mich mein Auge nicht, so bist du der,
Zu dem sie mich gesandt?

Prometheus.

Wie ist sein Nahme?

Pandora.

Prometheus.

Prometheus.

Und die schöne Büchse da
In deiner Hand ist ohne Zweifel auch

---

1) Der folgende Dialog zwischen Prometheus und Pandora muſs als obligates Recitativ gesetzt werden.

Der Gaben eine, womit die Götter dich
Beschenkten?

Pandora.

Nein, die ist für dich; sie dir
Zu überbringen komm ich —

Prometheus.

Mir?

Pandora.

Wenn du Prometheus bist!

Prometheus.

Die Herren des Olympus also senden dich
Zu mir, aus ihrer Hand mir ein Geschenk
Zu bringen?

Pandora.

Und verboten mir mit groſsem Ernst,
Die Büchse nicht zu öffnen, eh ich sie
In deine Hand gestellt.

DUETT.

Prometheus.

Geöffnet also soll sie werden?

Pandora.

Ja freylich! aber nur von dir.

Prometheus.

Geöffnet, aber nur von mir;
Und darum sendeten Pandoren
Die Herren des Olymps zu mir?

Pandora.

Bloſs darum sendeten Pandoren
Die Herren des Olymps zu Dir.

Prometheus.

Sie haben ihre Müh' verloren!
Ich öffne nicht! Beym Styx an mir
Ist diese Hinterlist verloren!

Pandora.

So sieh doch nur die Arbeit an,
Die feinste Arbeit von Vulkan!
Nie sah man eine schönre Büchse.

Prometheus.

Nie sah ich eine schönre Büchse;
Doch sie eröffnen? Nein! beym Styxe!
Eröffne sie wer will! nicht ich!

Pandora.

Was hör' ich? Du verschmähst Pandoren?
Der Götter Gaben?

Prometheus.

O, nicht di

Für dich, Pandore, leg' ich mich
Den Herren des Olymps zu Füſsen.
Viel Dank's für dich! Zu rechter Zeit
Erscheinst du, mir die Einsamkeit
In dieser Wildniſs zu verſüſsen.

Pandora.

Von Herzen gern! Ich bin bereit.
Allein zuvor, zuvor gebeut
Dir Zevs, die Büchse aufzuschlieſsen.

Prometheus.

Begehre alles, holdes Kind!
Nur dieses nicht! Ich habs verschworen.

Pandora.

So hab ich meinen Gang verloren!
Grausamer! du verschmähst Pandoren?

Prometheus.

Da wär' ich fühllos, taub und blind!
Beym ersten Anblick, holdes Kind,
Hab ich zur Braut dich mir erkohren:
Beym ersten Anblick liebt' ich dich.

Pandora.

Du liebest mich, und kannst es wagen
Mir eine solche Kleinigkeit,
Die erste Bitte! abzuschlagen?

Prometheus.

Kind, wir verlieren unsre Zeit;
Wir könnten besser sie vertreiben.
Sonst alles soll gewährt dir seyn,
Begehre was du willst; allein
Die Büchse muſs verschlossen bleiben!

Pandora. *)

Du fürchtest also, wie es scheint —

Prometheus.

Ich weiſs nicht was;
Genug, ich traue den Geschenken nicht,
Die mir von solchen Freunden kommen!
Auf ein Kamin zu stellen, nun, dazu
Ist diese Büchse schön genug;
Gieb immer her!

Pandora.

Miſstrauest du auch mir?

---

*) Was nun folget, wird bloſs gesprochen.

Prometheus.

Gieb nur!

Pandora.

Du willst sie also öffnen?
Ich möchte gar zu gerne sehen
Was drin ist — ganz gewiſs was Schönes!

Prometheus.

Gewiſs nichts, was dich schöner machen kann.

Pandora.

Wer weiſs? Auf Juno's Nachttisch sah ich einst
So eine Büchse —

Prometheus.

Still! ich sehe Leute sich uns nahen —
Komm, reitzende Pandora, laſs in meine Wohnung
Dich führen: komm, wir können dort die Sache
Bequemer überlegen; und, mich däucht,
Nach einer Reise vom Olymp hierher
Wird dir Erfrischung nöthig seyn und Ruhe.

Sie gehen ab.

ZWEYTE SCENE.

Der Schauplatz verwandelt sich in eine anmuthige Gegend, nahe bey den Hütten.

Lalage und Hylas von verschiednen Seiten.

Lalage auf ihn zueilend. Ah, da kommst du ja wie gerufen, Hylas! ich suchte dich überall.

Hylas. Wie das zusammen trifft! Ich suchte dich auch allenthalben — Höre, Lalage! ich weiſs dir gar nicht mehr, wie mir zu Muth' ist. Wenn ich dich nur eine halbe Stunde nicht gesehen habe, so wirds mir gleich so wunderlich ums Herz — es ist, als wenn ich gar nicht mehr Athem hohlen könne, wenn du nicht bey mir bist.

Lalage. Mir ists just eben so; ich kann mich nirgends freuen, wo ich dich nicht sehe. Woher das wohl kommen mag?

Hylas. Das macht wohl, weil wir uns lieb haben, Lalage! Ach! wenn ich's dir nur zeigen könnte, wie lieb ich dich habe! Und doch bin ich dein Mann noch nicht.

Lalage. Ha! da erinnerst du mich eben recht! Vor lauter Freude, daſs ich dich sah, hätt' ichs schier vergessen. Du wirst heute noch mein Mann werden, heute noch.

Hylas. Heute noch? er thut einen Sprung vor Freude. Heute noch?

Lalage. Meine Mutter, meine Tante, meine Base Chloe, alle werden gleich hier seyn und die Sache vollends richtig machen.

Hylas. O! das ist ja herrlich! Für die gute Nachricht muſs ich dir auch gleich im Gebüsche dort die schönste Rose pflücken.

Sie hupfen mit einander weg.

DRITTE SCENE.

Merkur allein.

Jupiter schickt mich herab, zu sehen wie Pandora ihren Auftrag ausrichten wird, und ein wenig nachzuhelfen, falls es nöthig seyn sollte. Wenn Prometheus, wie nicht zu zweifeln ist, sich weigert die Büchse zu öffnen, so soll ich Pandorens Neugier reitzen, es selbst zu thun. Die Olympier wollen sich die Kurzweil machen, zu sehen, was die Leidenschaften unter der feinen Töpferarbeit, womit Prometheus die Erde ausmöbliert hat, für einen Spuk anrichten werden. Ein Bischen Schadenfreude mag wohl auch mit dabey seyn. — Weil sie aber doch nicht für die Urheber des Bösen angesehen seyn möchten; so soll alles so eingeleitet werden, daſs Prometheus oder Pandora am Ende sich selbst die Schuld geben müssen. — Aber wo ist mir Pandora schon hingeschlüpft? — Daſs man doch ein hübsches Mädchen keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren darf!

V. 52 — 72.

Den Sternen Cour zu machen käme,
Trug auch das Seine bey, daſs man am Weltsysteme
Und am Planetentanz so viel Vergnügen fand.
Nehmt noch dazu, was allen Lustbarkeiten
(Sogar den fei'rlichen, wozu die Glocken läuten)
So was, wie nenn' ich's? giebt, das sie pickanter macht,
Mit Einem Wort, die Zeit der Mitternacht:
So hätte wohl zum Glück der Mondenfinsternissen
Nur Amor noch ins Spiel sich mischen müssen.
Allein, da dieser fehlt, verlor die Warte bald
Den ersten Reitz. Die Nächte waren kalt;
Die Damen klagten über Flüsse
Und Rückenweh und Drücken auf der Brust:
Man fand, daſs man die Wissenslust
Gemächlicher zu stillen suchen müsse.
Versuche folgten nun in Ger'kens leerem Raum;
Man wiegt die Luft, zergliedert Sonnenstrahlen,
Und lernt, warum sie leichter Wolken Saum
Bald blau, bald gelb, bald purpurfarbig mahlen;
Man miſst den Schall, man zählt den Sand am Meer,
Die Flocken Schnee, die Tropfen Regen,

VIERTE SCENE.

HYLAS und LALAGE zurückkommend werden den Merkur gewahr.

Hylas. Ey sieh doch, Lalage, was für ein seltsames Geschöpf das ist — Es hat Flügel an den Ohren und an den Fersen!

Lalage. Seltsam! und doch läſst's ihm gut. — Ein hübscher Mann, gar ein hübscher Mann, nicht wahr, Hylas?

Hylas. Gefällt er dir? So wollen wir näher zu ihm gehen.

Lalage. Das wollen wir. Sie hüpfen zu ihm hin.

Merkur vor sich. Die guten Geschöpfe! — Ich will mich an sie machen, sie können mir vielleicht auf Pandorens Spur helfen. zu Hylas und Lalage. Guten Tag, Kinder! Wünsche viel Glück! Ihr sollt ja heute Mann und Frau werden?

Hylas. Und das weiſs er schon?

Merkur. Ich weiſs alles.

Lalage. Ist's möglich? So weiſs er wohl auch, warum mir gleich das Herz so schlägt, wenn ich den Hylas kommen sehe, und mir doch so wohl dabey ist?

Hylas. Und warum ich die Lalage so lieb habe, da sie doch meine Frau noch nicht ist?

Merkur. Allerdings. Ich weiſs auch, daſs der alte Glaukon, der die groſsen Herden und die vielen Kornfelder hat, die schöne Lalage gern zur Frau haben möchte.

Hylas. Das glaub ich! Aber er kommt zu spät — Nu, nu! er wird sich schon ein andres hübsches Mädchen zur Frau aussuchen.

Merkur. Habt ihr einander denn im Ernst so lieb, Kinder?

Hylas. O! ich habe meine eigne Mutter nicht lieber als sie. auf Lalagen weisend.

Lalage. Ich kann die Stunde kaum erwarten, bis er mein Mann wird.

Merkur vor sich. Was das unschuldig ist! zu Hylas und Lalage. Ihr werdet also ein gar gutes Ehepaar abgeben.

DUETT.

Hylas und Lalage.

Hylas.

Das glaub er mir, das beste Paar,

Lalage.

Das glaub er mir, das beste Paar,

Beide.

Das je im Dorf gesehen war.

Hylas.

Von der Früh' bis in die Nacht,
Bey der Arbeit, auf der Weide,
Will ich auf nichts anders sinnen,
Als was Lal'gen Freude macht.

Lalage zu Hylas.

Von der Früh' bis in die Nacht
Soll dein Weibchen nichts beginnen,
Nichts beginnen, als was Freude
Ihrem lieben Hylas macht.

Hylas zu Merkur.

Ob wir ein gutes Ehpaar geben?

Lalage.

Was das für eine Frage war!

Beide.

Kein solches Paar
Sah er fürwahr
In seinem Leben!

Merkur vor sich Das ist was anders als unsre Ehen im Olymp! — Die guten Kinder! Schade drum, daſs sie aus einer Dumpfheit gezogen werden sollen, durch die sie so glücklich sind!

FÜNFTE SCENE.

Myra und Koronis zu den Vorigen.

Merkur tritt auf die Seite.

Lalage Ah, da kommen sie, da kommen sie!

Myra zu Hylas. Ey, mein künftiger Schwiegersohn! mich freut ja recht, daſs ich ihn so allein bey meiner Tochter antreffe.

Merkur bey Seite. Das gute Mamachen!

Koronis zu Lalage. Nichte, du hast da eine recht gute Wahl an dem jungen Hylas getroffen! und ich freue mich, daſs du so glücklich mit ihm seyn wirst. Ich hatte zwar selbst willens seine Frau zu werden; aber ich habe mich bedacht, daſs du dich besser für ihn schickst als ich.

Lalage. mit einem Knicks. Danke schönstens, liebe Tante; ich habe das auch gedacht.

Hylas. Ihr habt recht wohl daran gethan, Koronis; denn ich habe Lalagen lieber als euch.

Koronis. Da hast du recht; sie ist auch viel liebenswürdiger als ich.

Merkur. Das nenn' ich eine Tante!

Myra. Nun, Kinder, schüttet euer Herz frey vor eurer Mutter aus! Hylas, was soll ich meiner Tochter zur Mitgift geben?

Hylas. Ich verlange nichts als Lalagen.

Lalage. Wenn ich nur meinen Hylas habe; das Übrige kümmert mich nichts.

Myra. Hört nur! Ich gebe meinem Mädchen zum Brautschatz mein grofses Feld dort am Hügel mit allen Früchten darauf.

Hylas. Nein, nein, liebe Mutter! Behaltet ihr euer Feld für euch! Haben wir nicht meinen Garten und Lalagens Herden? davon wollen wir unsre Haushaltung schon bestreiten.

Lalage. Hylas ist gar ein guter Gärtner; er wird mirs an nichts fehlen lassen.

Myra indem sie Merkur gewahr wird. Was habt ihr da für einen Fremden bey euch?

Hylas. Es ist ein guter Freund von uns; er kennt uns alle, wenn schon wir ihn nicht kennen.

Merkur. Ich bin ein Diener von beiden Familien; ich will einer von den Brautführern seyn, wenn's euch nicht entgegen ist.

Myra.
Hylas. } Soll uns sehr angenehm seyn.
Lalage.

SECHSTE SCENE.

Glaukon und Chloe zu den Vorigen.

Glaukon. Guten Tag, Lalage! Guten Tag, Myra, guten Tag, Koronis! guten Tag, Hylas! Er schüttelt ihm freundlich die Hand.

Chloe. Guten Tag der ganzen Gesellschaft!

Myra. Ihr allein fehltet uns, um unsre Freude ganz zu machen.

Hylas. Willkommen Glaukon! Ich besorgte schier, ihr würdet nicht kommen.

Glaukon. Warum das?

Hylas. Weil ich Lalagen heirathe, die ihr auch zur Frau haben wolltet; da dacht' ich, ihr würdet vielleicht nicht gerne bey meiner Hochzeit seyn wollen.

Glaukon. Wer? Ich? Ich wünsche ja nichts, als daſs sie recht glücklich sey. Weil sie mit dir glücklicher seyn wird als mit mir, so verdreuſst michs gar nicht, daſs du den Vorzug bekommen hast.

Merkur zu Glaukon. Ihr seyd ein sehr gefälliger Nebenbuhler.

Glaukon. Ich habe Herden in Menge, und meine Scheunen und Kornböden sind voll bis oben an. Das alles steht dem jungen Hylas zu Dienste, weil ihn Lalage liebt.

Hylas umarmt ihn. Ihr seyd auch gar zu gut, Vater Glaukon. Gebt mir einen Kuſs; ich versprechs euch, ich will ihn Lalagen in euerm Nahmen wieder geben.

Glaukon. Ich verlange nichts von ihr, als daſs ich euch zuweilen besuchen darf. Wenn ich sie nur sehe, so bin ich schon zufrieden.

Merkur. Ein genügsamer Mann!

Chloe zu Lalage. Base, mich freut recht herzlich, daſs ihr den Hylas heirathet. Es ist ein hübscher Junge, ich bin ihm immer gut gewesen. Wenn er nicht euer Mann würde, so hätt' ich wünschen mögen, daſs er der meinige geworden wäre.

Myra. Nun, Kinder, wozu all das Gerede? die Hauptsache wär' also richtig! Geht, ihr Mädchen, und hohlt eure Blumenkränze. Die ganze Gesellschaft ist hiemit in meine Hütte zur Hochzeit eingeladen! Du, zu Lalagen komm, und hilf mir alles vollends zum Empfang unsrer Gäste anordnen.

Myra, Chloe und Koronis gehen ab.

Lalage zu Hylas im Weggehen. Komm bald nach, Hylas!

Glaukon und Hylas gehen auf einer andern Seite ab.

SIEBENTE SCENE.

Merkur vor sich. Auf meine Ehre, es ist Jammerschade um die guten Leutchen, wenn Pandora ihre Büchse öffnet. Was das für eine Hochzeit gewesen wäre! Eine Mutter, die nicht eigennützig ist! Eine Tante, die sich nicht ziert, um ihre Nichte zu verdunkeln! Braut und Bräutigam, beide so unschuldig, wie die Kinder! Ein reicher Alter, der so billig ist, einem jungen Nebenbuhler freywillig zu weichen, und sein Vermögen aus purer Gutherzigkeit mit ihm theilen will!

Verliebte ohne Eifersucht,
Und Mädchen ohne Neid!
Verwandte ohne Hader,
Nicht eine böse Ader
Im ganzen Völkchen, weit und breit,
Und lauter gute Ehen!
Das nenn' ich eine goldne Zeit!
Das wird nur hier gesehen!
Die Liebe ohne Eifersucht,
Nicht eine böse Ader
Im ganzen Volke, ohne Neid
Die Mädchen, ohne Hader
Verwandte, nichts als Freundlichkeit

Und guter Wille weit und breit,
Und lauter gute Ehen!
Nein, niemahls wird die Folgezeit
Dieſs Wunder wieder sehen!

ACHTE SCENE.

Hylas, **Glaukon** zurück kommend.

Hylas. Ey, ey! Schier hätten wir unsern guten Freund, den Fremden, vergessen; und er könnte uns doch nöthig haben.

Glaukon. I, da ist er ja schon.

Merkur. Hört einmahl, gute Freunde, ist euch diesen Morgen keine fremde Jungfrau in diesem Walde vorgekommen?

Hylas. Eine *fremde* Jungfrau? Mir nicht, daſs ich wüſste.

Glaukon. Mir auch nicht. Wie sah sie denn aus?

Merkur. Ihr würdet ihrs gleich angesehen haben, daſs sie eine Ausländerin ist — Sie kann nicht weit seyn. Wollt ihr mir sie ein wenig suchen helfen?

Glaukon. }
Hylas. } Von Herzen gern.

Sie gehen ab.

NEUNTE SCENE.

Pandora kommt bald drauf aus einer andern Gegend des Waldes hervor.

Pandora sich schüchtern umsehend. Er folgt mir doch nicht nach? — Und doch — wofür fürcht' ich mich? — Ich sah wohl, daſs ich ihm nicht gleichgültig war. Beynah hätt' ich ihn überwältigt. Zauberin, rief er, wer kann deinen Blicken, deinen Liebkosungen widerstehen? — O wenn das wahr wäre, sagt' ich, du würdest mir so eine Kleinigkeit nicht abschlagen. Wenn du mich nur ein wenig lieb hättest — „Wollte der Himmel daſs ich dich weniger liebte! rief er; Warum haben die Olympier dich zu mir geschickt? Konnten sie mir nicht einmahl den Augenblick von Ruhe gönnen, den ich auf der Erde fand?“ — Wie? du wolltest mich lieber gar nicht gesehen haben? und du nennst das Liebe? — „Ach, Pandora! was kann mir Liebe ohne Gegenliebe helfen?“ — O, sagt' ich, ist's nur das? Ich will dich gewiſs recht sehr lieb haben, wenn du die Büchse öffnest — Du? sprach er, und sah mir scharf in die Augen! Du willst mich lieben? Du, lieben? Die Olympier haben dich zu reichlich begabt — du kannst nichts lieben, als dich selbst. — Nun merkt' ich, daſs ich alles über ihn erhalten könnte. — Ich verdoppelte meine Bitten, meine

V. 73 — 94.

Die auf das Erdrund ungefähr
Ein Jahr ins andre fallen mögen;
Was miſst und zählt man nicht? — Wenn man mit seiner Zeit
Sonst nichts zu machen weiſs; alsdann ist Zeit-Ersparung
Nur Zeit-Verlust. Die kleinste Kleinigkeit
Wird wichtig dann, und eh' die Seele Hunger leidt
Zieht sie aus Distelköpfen Nahrung.
Noch mehr — vorausgesetzt, daſs euer Trismegist
Die Klugheit hat, mit Demonstrazionen
Und a + b die Damen zu verschonen,
Wo ist — wenn den Endimionen
Was Menschliches begegnet ist,
Ein Zeitvertreib mit diesem zu vergleichen,
Dem Mütterchen Natur (die keine Zeugen liebt
Wenn sie den Wangen Roth, dem Busen Lilien giebt)
Bis zur Toilette nachzuschleichen?
Die Schächtelchen, die Büchschen allzumahl
Eins nach dem andern aufzumachen,
Und tausend wunderbare Sachen,
Wovon euch nie geträumt, aus ihrem Futteral
Heraus zu ziehn und, Stück vor Stück besehen,
Sie, jedes in sein Fach, zurück

Liebkosungen. Er wuſste sich gar nicht mehr zu helfen. Laſs mich, rief er zuletzt — ich will gehen — aber versprich mir bey deiner Hand, daſs du die Büchse indeſs nicht öffnen willst — ich will gehn, und das Schicksal fragen — Ich begreife nicht, was er damit sagen wollte. Es war wohl nur eine Ausrede, denk' ich — Genug, ich versprach ihm alles. Ich bin bald wieder bey dir, sagt' er, und ging tief in seine Felsenwohnung hinein. Aber ich wartete seine Zurückkunft nicht ab. Ich weiſs nicht, was für ein Grauen mich ankam, da ich mich in seiner Werkstatt mitten unter all den wunderbaren Göttergestalten allein sah — Es war wohl auch Neugier dabey, was er anfangen würde, wenn er mich nicht mehr fände. Kurz, ich lief davon — und da bin ich nun mit meiner Büchse — und möchte für mein Leben gerne wissen, was drin wäre, und — getraue mir doch nicht, sie aufzumachen! — Wenn er nur bald käme! Er soll sie mir ganz gewiſs aufmachen, da bin ich gut dafür!

ZEHNTE SCENE.

Chloe mit Blumenkränzen geputzt. Pandora.

Pandora. Ey! was kommt da für ein Mädchen gegangen? Eines von Prometheus Geschöpfen ohne Zweifel. Sie gefällt mir. Ich will sie anreden. zu Chloe: Wohin, schönes Mädchen?

Chloe stutzt bey Pandorens Anblick. Wer bist du, Schöne — weiſs nicht, wie ich dich nennen soll? Keine von den unsrigen, das seh' ich wohl — und doch lieb' ich dich, als ob du schon lange meine Gespielin gewesen wärst. Wie nennst du dich?

Pandora. Pandora.

Chloe. O des schönen Nahmens! Und wo kommst du her?

Pandora. Vom Olymp.

Chloe. Vom Olymp? Was ist das für ein Ort?

Pandora. Die Götter wohnen da, deren Werk ich bin.

Chloe. Die Götter wohnen da? Was nennst du Götter?

Pandora. Wie? kennt man bey euch die Götter nicht?

Chloe. Nicht daſs ich wüſste; ich habe nie von ihnen reden hören.

Pandora. Kennst du auch den Prometheus nicht?

Chloe. Dem Nahmen nach wohl; gesehen hat ihn niemand von den Meinigen. Aber wir lieben und ehren ihn dennoch unbekannter Weise. Denn man sagt, er hab' unsern Voraltern das Leben gegeben, und alles, was wir haben, all unser Glück sey sein Geschenk! Es muſs ein gar guter Herr seyn! Aber er hat sich schon lange dort in die schrecklichen Felsen zurückgezogen; und niemand getraut sich, ihn da zu suchen. Die Leute sagen, man verirre sich darin, wenn man ihn suchen wolle, und es sey nicht möglich sich wieder herauszufinden. Man kann ihn nur sehen, wenn er sich einem von selbst sehen lassen will. Er soll verschiednen aus den Unsrigen schon begegnet seyn. Sie können nicht genug rühmen, was es für ein liebenswürdiger gütiger Herr sey. Wir haben ihm Feste und Opfer anstellen wollen; aber er verbat sichs; er brauchte das nicht, sagte er; wenn wir nur immer gut und glücklich blieben, so wär er schon zufrieden. — Aber, was hast du da für ein schönes glänzendes Gefäſs im Arm?

Pandora. Es ist eine goldne Büchse, die mir die Götter zum Geschenk mit gegeben haben. — Es sind gar schöne, gar gute Sachen drin, das bin ich versichert; aber ich darf sie nicht öffnen.

Chloe. Und warum nicht?

Pandora. Die Götter haben mirs verboten. Prometheus soll sie öffnen, sagten sie; aber der weigert sich's! er meint, man könne nicht wissen — es möchte was Böses drin stecken.

Chloe. Zeig doch her! Ich möchte sie gern selbst in Händen haben.

Pandora giebt ihr die Büchse. Da!

Chloe. O, wie schön das ist! Wie zierlich! So was hab' ich mein Lebtage nicht gesehen! Was da erst für schöne Dinge drin seyn mögen!

Pandora. Das denk ich auch.

Chloe. Ich hätte groſse Lust, den Deckel ganz sachte, ganz sachte ein wenig aufzuheben.

Pandora. Was du verwegen bist! Gieb her! sie nimmt ihr die Büchse. Es muſs doch seine Ursache haben, daſs Prometheus so hartnäckig darauf besteht, die Büchse nicht aufzumachen.

Chloe. Aber was könnt' es denn seyn?

Pandora. Das begreif ich nicht.

Chloe. In einer so schönen Büchse wird man doch gewiſs nichts Garstiges verschlieſsen! — Und — sagtest du nicht, sie sey ein Geschenk von den Göttern, und die Götter wollen, daſs sie geöffnet werde?

Pandora. Ja, aber nur von Prometheus.

Chloe. Nun, wenn Prometheus sie aufmachen darf, warum solltest du's nicht auch dürfen?

Pandora. Mir däucht, da hast du recht.

Chloe. Du hebst den Deckel nur ein wenig, ein klein wenig auf, und guckst hinein — du kannst ihn ja geschwinde wieder zumachen, wenns nöthig seyn sollte.

Pandora. Gut! willst du's wagen? Da hast du die Büchse — probier's!

Chloe verschüttelt sich. Nein, nein! Behalte nur, Pandora; du kannst's eher wagen als ich.

Pandora. Aber was wird da auch am Ende viel zu wagen seyn? In einem so kleinen Gefäſse kann doch wahrlich kein Ungeheuer stecken!

Chloe. Mir ists gar nicht ums Aufmachen; wenn ich nur wüſste, was drin wäre.

Pandora. Das ist es eben Weiſst du was, Mädchen? Ich will den Deckel aufheben, so sind wir auf einmahl aus dem Wunder —

Sie versuchts, wiewohl furchtsam, den Deckel aufzurücken, und zieht die Hand immer wieder zurück.

EILFTE SCENE.

MERKUR UND HYLAS ZU DEN VORIGEN.

Merkur vor sich. Wie ich sehe, hätten mir die Götter eine Müh ersparen können. Pandora ist ein Mädchen, und sollte nicht vorwitzig seyn?

Hylas auf Chloen zueilend. He, Chloe! bist du da? wo hast du meine Lalage?

Merkur zu Pandoren, die, sobald sie ihn erblickt, die Hand vom Deckel zurück zieht. Pandora!

Pandora. Ah! Merkur! Wie kommst du hierher?

Merkur. Als die Zefyrn dich auf die Erde herabtrugen, befahl mir Jupiter, dir nachzueilen, und ein wenig Acht auf dich zu haben. Beynah wär' ich, wie ich sehe, zu spät gekommen.

Pandora. Wie so?

Merkur. War'st du nicht im Begriff, die Büchse zu öffnen?

Pandora. Und was wär' es denn, wenn ich sie auch geöffnet hätte? Was kann denn drin seyn, das man nicht sollte sehen dürfen?

Merkur. Hast du sie dem Prometheus schon gebracht?

Pandora. Er will nichts damit zu thun haben. Er traut den Göttern nicht.

Merkur. Da hat er Unrecht.

Pandora. Das denk' ich auch. Ich wollte um meine Augen wetten, daſs die schönsten Sachen von der Welt drin sind.

Merkur. Deine Augen? — Das wollt' ich dir doch nicht rathen.

Pandora. Merkur, laſs mich nicht so lang am Messer — Sag mir, was in der Büchse ist; du weiſst es ganz gewiſs.

Merkur. Sagen kann ich dirs leicht — Die Büchse ist bis oben an mit Leidenschaften angefüllt.

Pandora.
Chloe. } Mit Leidenschaften?

Hylas. Mit Leidenschaften? Was sind das für Thierchen?

Merkur. Zum Theil gar artige! Sie schlüpfen dir ins Herz, wie die Regenwürmer in einen lockern Boden, und dann wird dir so warm, so wohl, so—

Chloe. O, das müssen ja allerliebste Geschöpfe seyn!

Merkur. Das will ich eben nicht sagen. Es ist mit den Leidenschaften, wie — mit Allem in der Welt — Wenig schadt wenig — Zu viel ist immer ungesund; und Wasser, das gut zum Trinken ist, taugt nichts in den Schuhen.

Pandora. Ich verstehe nicht recht, was du damit sagen willst.

Merkur. Ich will damit sagen, es kommt bey den Leidenschaften alles auf Maſs und Ziel, Zeit und Ort an. Sie können gut oder böse seyn, je nachdem man sie zu behandeln weiſs.

Pandora. Sie sind also nicht an sich selbst schlimm?

Merkur. Das eben nicht! Im Gegentheil! Es kann unendlich viel Gutes und Schönes aus ihnen entstehen. Aber —

Pandora. Was aber?

Merkur. Auch unendlich viel Böses.

Pandora. O! vor dem Bösen wollen wir uns schon in Acht nehmen.

Merkur. Da werdet ihr wohl dran thun. Aber —

Chloe. Schon wieder ein Aber?

Merkur. Sie werden euch viel zu schaffen machen; viel Unruhe, viel Schmerzen, viel —

Chloe.
Hylas. } Schmerzen?

Pandora. Wie so, Schmerzen?

Merkur. Die Leidenschaften machen Schmerzen, oder Unruhe, wenigstens *ehe* sie befriedigt sind.

Pandora. Aber *wenn* sie befriedigt werden?

Merkur. Dann machen sie auch groſses Vergnügen, das muſs ich gestehen.

Hylas. I, so ist's ja damit, wie mit Hunger und Durst? Oder, wie wenn ich meine Lalage einen Tag nicht gesehen habe?

Merkur. So ungefehr.

Pandora. Ich will dir was sagen, Merkur — ich mache den Deckel auf.

Merkur. Du hast deinen freyen Willen, Pandora! Gerathen will ich dir's nicht haben!

Pandora. Ich *darf* also, wenn ich *will*?

Merkur. Wenn du *willst*, so *kannst* du. Der Deckel ist leicht aufzuheben. Aber überlege wohl, was du thust!

Pandora. Ich hab' alles überlegt. Ich mache den Deckel auf.

Chloe. O ja, Pandora! das thu doch!

Merkur vor sich. O Prometheus! Du hättest deine Geschöpfe an der blinden Seite besser verwahren sollen!

Pandora indem sie den Deckel aufheben will. Das ist wunderlich! — es fährt mir ganz kalt über den Rükken hin, da ich den Deckel aufheben will —

Merkur sehr ernsthaft. Es ist vielleicht eine geheime Warnung der Götter, Pandora.

Pandora. Ah! Du willst mich wieder abschrecken? —

Merkur. Es würde nicht viel helfen.

Pandora. Nein wahrhaftig nicht!

Merkur. Es ist deine Sache! mich gehts nichts an.

Geht ab.

Pandora. Herzhaft! Sie macht die Büchse auf. Auf einmahl fällt eine dieser Scene angemessene, und den ganzen Rest derselben begleitende Instrumental-Musik ein. Der Schauplatz verfinstert sich, und verschiedene kleine geflügelte Ungeheuer steigen in einem dicken Dampf, unter Blitz und Donner, aus der Büchse auf und verbreiten sich zu beiden Seiten. **Hylas** und **Chloe** rennen mit Angstgeschrey davon. **Pandora**, die Büchse noch immer erschrocken in der Hand haltend, bleibt allein auf dem Schauplatz. Indem erscheint **Prometheus**. **Pandora** erblickt ihn, läßt die Büchse vor Schrecken fallen, und flieht.

Prometheus ruft ihr nach. O was hast du gethan? Unglückliche!

Geht ab.

ZWEYTER AUFZUG.

Der Schauplatz bleibt unverändert.

ERSTE SCENE.

Merkur allein.

Ey, ey, Pandora, was hast du angestellt? Was wird Prometheus dazu sagen, wenn er kommt, und sein ganzes Machwerk auf den Kopf gestellt findet? —

Pathetisch, als ob er eine Stelle aus einem Melodrama deklamierte.

O du schönes, liebliches goldnes Alter,
Lächelnde Kindheit der Welt, Musik.
Holdes, friedsames Schäferleben, ...
Selige Freyheit und Gleichheit
Brüderlicher Menschen,
Fromme Unschuld, süſse Eintracht und tiefe
Ruhe, ...

Zu legen, und — so klug davon zu gehen
Als ihr gekommen seyd! — Man muſs gestehen,
Dieſs Spiel ist wohl so gut als eines in der Welt.
Allein, so sehr es unterhält,
Verliert's doch, wenn ihr's lange spielet,
Der Neuheit Reitz, der Anfangs es empfiehlet.
Ein andrer Spaſs wird auf die Bahn gebracht;
Die Antlia, die nicht mehr Kurzweil macht,
Muſs dem Elektrofor, und der dem Luftball weichen,
Und diesem geht's wie allen seines gleichen.
Was wollen wir? da nichts mehr Lindrung gab,
Sank man von Spiel zu Spiel zur blinden Kuh herab.
Vergebens! Amor fehlt, die Charitinnen fehlen!
Die blinde Kuh sogar wird int'ressant durch sie;
Umsonst, umsonst, ihr guten Seelen,
Hofft ihr Vergnügen ohne sie!
Vergebens schwanket ihr von einer Fantasie
Zur andern; ohne sie sind Freuden ohne Freude,
Ergetzt kein Ohrenschmaus und keine Augenweide,
Herrscht lange Weil' und dumme Apathie,

Schöner, reitzender, goldner Traum,.....
Wo bist du hin? .....
Sie waren so glücklich in ihrer Beschränktheit!
Bedurften so wenig!
Und ihr Weniges war für sie so viel!.....
Alle Menschen waren gleich,.....
Alle Menschen waren gut,.....
Alle Menschen befanden sich wohl.....

In seinem natürlichen Ton.

Das alles hat nun ein Ende! — Die Leidenschaften haben sich ihrer Herzen bemeistert, und wir werden bald ein schönes Gewirre in der guten Familie sehen, die kaum noch lauter Harmonie und Liebe war. Sie selbst merken nichts von der Veränderung, und sind jetzt mit eben der Treuherzigkeit verkehrt, womit sie vorhin gerad und fromm waren. — Da kommt Hylassens gutherziger Nebenbuhler, und die wohlbedächtliche Tante Koronis — Lafs doch sehen, wie ihnen die Eröffnung der Büchse zugeschlagen hat.

ZWEYTE SCENE.

Merkur. Koronis. Glaukon.

Koronis zu Glaukon, der in Gedanken ist. Wie, Herr Glaukon? Es gereut euch schon, daſs ihr meine Nichte dem jungen Hylas so gutwillig abgetreten habt?

Merkur vor sich. Herr Glaukon? Was die Leutchen schon höflich geworden sind!

Glaukon. Ich war ein Narr wie ich das that! Es ist mir aber ganz anders gekommen. Was? Ich sollte leiden, daſs mir der Geelschnabel so einen leckern Bissen vor dem Maul wegschnappte?

Merkur. Da haben wir's!

Koronis indem sie sich ziert und einen kleinen Mund macht. Aber, Herr Glaukon, giebt es denn sonst nichts Liebenswürdiges in unserm Dorf, als meine Nichte? — Ich dächte doch — in der That — seht ihr denn keine andre, die eurer Aufmerksamkeit werth ist?

Merkur vor sich. Die Koketterie ist nicht im Bodensatz geblieben, wie ich sehe.

Glaukon ohne auf Koronis Acht zu geben. Der Lümmel sollte vor meinen Augen mit einem so hübschen Mädchen zu Bette gehen? Ich möchte toll werden!

Merkur zu Glaukon. Aber, Herr Glaukon (weils doch geherrt seyn muſs) Ihr umarmtet ja den Hylas vor einem Augenblick noch so treuherzig?

Glaukon zornig. Ey was, jetzt möcht ich ihm den Hals umdrehen! er hustet.

Merkur. Nehmt euch in Acht, daſs euch der Athem nicht im Halse stecken bleibt! — vor sich. Da haben wir den Husten an der Spitze der neuausgeflognen Krankheiten; der ist auch aus der Büchse!

Glaukon ganz auſser sich. Ah! wenn ich ihn hier hätte, ich zerriſs' ihn in Stücken.

Koronis. Erzürn' er sich nur nicht so, Herr Glaukon. Ich wollt' ihm lieber rathen, sich an meiner Nichte, die ihm den dummen Jungen vorzieht, zu rächen, und — eine andre zu lieben. Sie ist ein albernes Ding, das einen Mann, wie er ist, nicht zu schätzen weiſs.

Glaukon. Ich will auch gleich zu Myra hingehen, und ihr vorstellen, was sie für einen dummen Streich macht, mir einen armseligen Gärtner vorzuziehen; mir, der hundertmahl mehr im Vermögen hat!

Koronis. Das ist wirklich das Beste, was er thun kann. Ich will mitgehn, und seine Vorstellungen bey meiner Schwester unterstützen. — Glaukon geht. Vor sich — und sehen, daſs ich den Hylas für mich bekomme. Denn wahrlich, das will ich mir nicht nachsagen lassen, daſs ich Jungfer bleiben und den Verdruſs haben soll, meine Nichte verheirathet zu sehen. Geht dem Glaukon nach.

Merkur allein. Ein hübscher Anfang! Eifersucht, Haſs, Wuth, Neid, Verläumdung, Koketterie — das wird eine feine Gährung geben! — Aber, da kommt ja Hylas mit seiner Lalage? — Wie er das Maul hängt! Wie sie so spröde und vornehm thut! — Ein hübscher Anfang, beym Styx, ein hübscher Anfang!

DRITTE SCENE.

Hylas. Lalage, geputzter als zuvor, mit Blumen und Federn in den Haaren.

Hylas vor sich. Daſs ich das erst jetzt gewahr worden bin! Chloe ist doch weit hübscher, und — ich glaube, sie hat mich auch lieber.

Lalage vor sich. Hylas ist freylich jünger und schöner, aber dafür ist Glaukon reicher als Hylas.

Merkur vor sich. wohl räsonniert!

Hylas zu Lalagen ziemlich brüsk. Ey, hör sie, Jungfer Lalage, was soll denn das bedeuten, daſs sie sich da so viel Blumen und Federn an den Kopf gesteckt hat.

Merkur vor sich. Die Eitelkeit hat sie einstweilen angesteckt, bis die Diamanten und Perlenschnüre aus Indien angelangt seyn werden.

VIERTE SCENE.

Chloe. Die Vorigen.

GESANG ZU VIEREN.

Chloe zu Lalage.

Du fliehst mich, Base?

Lalage.

Nicht dich, nur Hylas.

Chloe.

Wie? deinen Hylas?

Lalage vor sich.

Die falsche Katze!
Wie kocht mein Blut!

Chloe vor sich.

Die haben, merk' ich,
Sich überworfen,
Ha! das geht gut!

Zu Lalage.

Was hast du Base?

Lalage vor sich.

Sie spottet noch? Ich rase
Vor Scham und Wuth.

Chloe zu Lalage.

Wer wird denn aber gleich
So ernstlich schmollen?

Hylas zu Chloe.

Du wirst die Närrin doch
Nicht halten wollen?
Laſs sie doch gehen,
Das kleine Ungethüm!

Lalage zu Chloe.

Nimm ihn für dich! Ich mache
Dir ein Geschenk mit ihm.

Hylas.

Ey, das ist meine Sache!
Zu Chloe.
Ich schenke selbst mich Dir.

Chloe zu Hylas.

Du scherzest nur mit mir.

Lalage zu Chloe.

Nimm ihn, ich schenk ihn dir.

Hylas.

Ich schenke selbst mich ihr.

Chloe.

Du scherzest nur mit mir.

Zu drey.

Hylas zu Chloe.

Es ist mein barer Ernst!

Chloe

O dürft' ichs glauben!

Lalage vor sich.

Sie legt's ihm nah,
Die garst'ge Nixe!

Merkur vor sich.

Auch das ist aus Pandorens Büchse!

Hylas zu Chloe.

Du kannst mir glauben,
Auf Merkur weisend.
Frag nur den Herren da!

Merkur zu Chloe.

Du kannst ihm glauben,
Es ist sein barer Ernst.

Hylas.

Es ist mein barer Ernst.

Chloe.

O dürft ichs glauben!

Hylas.

Es ist mein barer Ernst
Du hörst es ja!

Merkur. Lalage.

Es ist sein barer Ernst
Du hörst es ja!

Lalage geht stolz und hohnlächelnd ab.

Merkur. Es ist sein Ernst; du kannst dich ihm ohne Gefahr entdecken.

Chloe. Nun, Hylas, wenn das ist, so will ich dir sagen: — sie tritt etwas näher zu ihm. Lalage gestand mir gestern Abend im Vertrauen, daſs sie nur so dergleichen thue als ob sie dich liebe —

Merkur vor sich. Gestern Abends? Die kleine Spitzbübin! Da ist sie gleich mit der ersten Lüge heimlich niedergekommen.

Chloe. Aber im Grunde sey's ihr gar nicht so um's Herz.

Hylas. Wer bekümmert sich drum?

Chloe. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich wollte mich schon zu rächen wissen.

Hylas. Das will ich auch. Ich will mich rächen! O, es muſs gar was Angenehmes seyn, sich zu rächen! Gleich stehenden Fuſses will ich gehn — Komm, Chloe, mit zu deiner Tante — ich will mein Wort zurückziehen, und dich vor ihrer Nase heirathen.

Merkur. Viel Glücks!

Hylas und Chloe gehen ab.

Merkur allein. Die Süſsigkeit der Rache! — Armer Hylas! Arme, arme Lehmgeschöpfe! Was wollt ihr, so schwach, so zerbrechlich wie ihr seyd, mit Götterleidenschaften anfangen? Wie wollt ihr sie handhaben? — Jupiter ist doch grausam, daſs er sich so ein Spiel aus euerm Glücke macht! — Aber, so sind wir andern! Wenn nur sein Groll gegen Prometheus befriedigt wird, auf Glück oder Unglück einer Welt voll armer Menschlein kommts ihm nicht an! — Doch, in dem Allen ist des Schicksals Hand. Wir regieren Himmel und Erde, und sind doch nur Werkzeuge einen Plan auszuführen, den wir weder gemacht haben, noch kennen — Da kommt Myra mit Lalage und dem Alten. Nun werden wir die neuen Familientugenden bald beysammen haben.

V. 115 — 134.

Und Überdruſs und Spleen und Agrypnie,
Bey aller Lust, beym schönsten Sommerwetter,
Beym Nektartisch, bey Tanz, Gesang und Symfonie,
Sogar im goldnen Sahl der Götter.

Die weise Frau verzeih' uns, deren Rath,
Zwar wohl gemeint, die schlimme Wirkung that;
Doch unser **Sokrates** scheint wohl gewuſst zu habe[illegible]
Warum er stets die schönen K[illegible],
In deren Zirkel er sich so gerne finden lieſs,
Den keuschen Grazien opfern hieſs.
Der Mann that was wir alle sollten,
Wofern wir weiser werden wollten:
Er fragte die **Natur**. Sie war **sein Genius**
Und seine **Pythia**. Doch, wohl gemerkt, er fragte
Wie man, belehrt zu werden, fragen muſs;
Und was sie ihm in Antwort sagte,
Vernahm er **recht** und **ganz**. Wem dieſs ein Räthsel ist,
Der lass' es sich von **Xenofon** erklären:
Ein jeder echter **Sokratist**
Versteht uns. Kurz und gut, Frau **Pallas** (ihren Ehren

FÜNFTE SCENE.

MERKUR. MYRA. LALAGE. GLAUKON.

Myra. Was ich höre, Vater Glaukon, so habt ihr also noch nicht auf meine Tochter Verzicht gethan?

Glaukon hustend. Ich, ich thu auf nichts Verzicht.

Merkur. Ihr habt doch da einen Husten, däucht mich, der euch nöthigen wird, auf allerley Verzicht zu thun.

Glaukon. Das wird sich schon geben, wenn ich die schöne Lalage geheirathet habe.

Merkur. Ich sollte selbst glauben, dafs es sich geben wird.

Myra. War ich nicht eine Närrin, meine Tochter an einen armen Gärtner verschenken zu wollen? Ein reicher Bauer schickt sich doch wohl besser für sie?

Glaukon. Das dächt' ich!

Myra. Ihr habt Vermögen; das ist just was meine Tochter braucht.

Glaukon. O! ich hoffe noch viel mehr vor mich zu bringen. Ich will sparen, will mir abbrechen, will mir das Brot vor'm Mund abbrechen —

Merkur vor sich. Bravo! Es wollte mich schon Wunder nehmen, wo der **Geitz** bliebe? — Nun will ich doch geschwind einen kleinen Flug nach dem Olympus thun, um Jupitern Bericht abzustatten, wie seine Büchse wirkt. — Der ehrliche Prometheus! Der ist garstig angeführt! So ein Tausendkünstler er ist — was Pandora heute verdorben hat, macht er in Ewigkeit nicht wieder gut.

Geht ab.

SECHSTE SCENE.

Hylas und Chloe zu den Vorigen.

Hylas zu Myra. Wir suchen euch überall, Frau Myra.

Myra Was wollt ihr meiner?

Hylas. Wollt' euch nur sagen, daſs ich eure Tochter nicht mehr verlange.

Lalage. Und sie dich noch weniger.

Myra. Ihr kommt mir nur einen Augenblick zuvor, Moſsje Hylas. Ich gebe meine Tochter dem Glaukon.

Glaukon hustet.

Hylas. Ah! ich merke wohl wie das gemeint ist. Ihr gebt sie dem Glaukon seines Hustens wegen.

Glaukon. Wieso? Was wollt ihr damit sagen, Moſsje Hylas?

Hylas. I, zum Wetter, das ist ja leicht zu verstehen. Seht ihr denn nicht, daſs ihr euch bald zu Tode husten werdet, und daſs sie sich dann mit der Haut des Alten einen jungen Mann kaufen will?

Glaukon. Ihr seyd ein Grobian.

Hylas Chloen bey der Hand nehmend. Komm, Chloe, wir wollen gehen, und das wohlgegattete Paar lassen wo es ist. Mögen sie doch reich seyn. Vergnügen geht über Reichthum. Komm!

Sie wollen gehen.

SIEBENTE SCENE.

KORONIS. DIE VORIGEN.

Koronis zu Lalage. Wie, Nichte? was giebts hier?

Lalage. Ein unverhofftes Brautpaar, wie ihr seht!

Koronis vor sich. I, verwünscht! daſs ich doch immer zu spät kommen muſs! — zu Hylas. Hör er, Moſsje Hylas, nur ein Wort!

Sie nimmt ihn beym Arm, und zieht ihn auf die Seite.

Hylas. Aber fein ein kurzes, ich kann mich nicht aufhalten.

Koronis. Er wird doch kein Thor seyn, und das grüne Mädchen da mit Nichts und wieder Nichts heirathen wollen? Hör' er nur, weil ich doch mit der Sprache heraus muſs — ich bin ihm schon lange gut gewesen. Er weiſs, ich habe Vermögen. Chloe hat nichts — Ich bin zwar — ein paar Jährchen älter —

Hylas indem er sie scharf ansieht. Ein paar Jährchen?

Koronis. Aber was thut das? Ich bin jung genug für einen Mann, und ich kann ihn glücklicher machen als Chloe. Glaukon darf ihm dann seine Armuth nicht mehr vorrücken, und Lalage wird vor Ärger gelb werden, wenn sie sieht, daſs Hylas so dicke thun kann als der Beste im Dorfe. Besinn' er sich wohl, Hylas, und laſs er das Mädel gehn! Ich will ihm bis Morgen Bedenkzeit geben.

Hylas. Bedenkzeit? Nun ja, Bedenkzeit kann ich schon brauchen. Wir wollen sehen. Die Sache ist schon überlegenswerth. Wenn ich das hätte denken können —

Koronis. Laſs er sich nur noch nichts gegen Chloen merken.

Chloe sich ihnen nähernd. Nu, was habt ihr da für Geheimnisse? zu Koronis. Höre sie nur, Jungfer Koronis, es gefällt mir gar nicht, daſs sie so vertraut mit Hylas thut.

Koronis. Was will das Mädchen? Ich glaube, sie ist nicht klug!

Hylas zu Chloe. Bis ruhig, Chloe! es ist nichts.

Chloe. O nur gar zu klug! Ich merke wohl, was sie für Absichten hat. Aber wahrhaftig, so ein altes Ding, wie sie ist, sollte sich schämen — weinend. einem jungen Mädchen ihren Bräutigam abspenstig zu machen.

Koronis. Was? Wie? Altes Ding? Abspenstig machen? Dir, deinen Bräutigam abspenstig machen? Das hab ich wohl vonnöthen! — Ich weiſs nicht, was mich abhält, daſs ich dir nicht gleich die Augen auskratze.

Chloe läuft mit einem Schrey davon. Hylas folgt ihr.

Lalage und **Glaukon** die Koronis zurückhaltend. Nu, nu, Tante, halte sie Friede! Erboſse sie sich nicht so!

Koronis. Laſst mich! Ich will nicht so weit gegangen seyn, um stehen zu bleiben.

Geht ab.

Man hört ein Getöse von Trompeten und Trommeln.

Myra. Was ist das für ein Getöse?

Glaukon. Meiner Lebetage hab ich so was nicht gehört!

Lalage. Ich zittre an allen Gliedern.

ACHTE SCENE.

Koridon, von einem Haufen bewaffneter Bauern begleitet,
Myra, Glaukon, Lalage.

Koridon zu seinen Leuten. Laſs sehen, ob sich die auch erst lange bey den Ohren ziehen lassen werden.

Myra zu Glaukon und Lalage. Es ist Koridon, der reichste Bauer in unsrer Gegend.

Glaukon. Eh, guten Tag, Nachbar.

Einer von den Bauern zu Glaukon, indem er ihm den Hut vom Kopfe schlägt. Will dich Respekt lehren, du alter Krautschuft! Kannst'n Hut nit 'runternehmen, wenn du mit deinem gnädigen Herrn sprichst?

Glaukon. Was Herrn? Wir haben keinen Herrn hier.

Myra. Er ist ein Bauer wie wir.

Glaukon. Wir wissen ja, zum Wetter! wer Koridon ist.

Koridon. Du sollst wissen, ich heiſse nicht mehr Koridon; ich bin nun der Herr von Koridon von und zu Koridonshausen.

Lalage. I, wo wollt ihr mit dem langen Nahmen hin? lacht.

Koridon. Es ist nur, um euch mehr Prospekt für meine Parson einzuflöſsen, versteht ihr? Ich habe mich zum Herrn dieser Gegend aufgeworfen.

Myra. Da habt ihr kein Recht zu, das ist unbillig!

Koridon. Kein Recht? Wer sagt euch das? Will euch mein Recht schon fühlen lassen! — Kein Recht! Ihr sollt wissen, ich hab Kurasche im Leib wie ein Bär, und hohen Muth und Thatkraft. Will euch weisen, ob ich'n Recht hab, ihr Lumpenvolk!

Glaukon. Was für ein toller Einfall? Ein schlechter Bauer —

Koridon. Willst's Maul halten, alter Murrkater? Du sollst gleich der erste seyn, der sich vor mir demüthigt.

Glaukon. Das werd' ich fein bleiben lassen.

Myra. Und ich wahrlich auch.

Koridon. Will' euch schon lehren! Hab schon drey solche Flegel mausetodt geschlagen, weil sie sich nicht unterwerfen wollten.

Glaukon. Ich will von niemand abhangen; lieber sterben!

Koridon. Nu, so habt's an euch selber! zu seinen Leuten. Kinder, nehmt mir die Rebellen da beym Kopfe!

Die Bauern schicken sich an seinen Befehl zu vollbringen.

Glaukon
Myra } sich ihm zu Füſsen werfend. Ach! gnädiger Herr, wir bitten um Barmherzigkeit.

Lalage knieend. Wir wollen uns nicht weiter sträuben, gnädiger Herr Koridon von und zu Koridonshausen!

Koridon. Beym Element, das dácht ich ja, daſs ich euch zur Räson kriegen würde!

NEUNTE SCENE.

Merkur. Die Vorigen.

Merkur. Ey, ey, sein Diener, Herr von Koridon!

Koridon. Wer ist der?

Merkur. Gut Freund, und zur Zeit wohlbestellter Brautdiener bey Lalagens Hochzeit.

Koridon. Wen heirathet sie denn?

Merkur auf Glaukon weisend. Da, dieſs grauköpfige Liebchen hier, wenn ihr nichts entgegen habt.

Koridon. Zum Element! ich hab' aber sehr viel entgegen. Wie? der alte Kerl da sollte so'n hübsches Mädel zur Frau haben? das werden wir nicht zugeben.

Merkur. Da habt ihr auch recht. Lalage schickt sich viel besser für einen braven Edelmann, wie ihr seyd, den Vater der Nobilität — das ist keine Frage.

Koridon. Zum Wetter! das denk ich just auch.

Glaukon. Ich laſs mir eher das Leben nehmen, als Lalagen.

Koridon. Blitz und Hagelwetter! Was? der Kerl räsonniert noch? Gleich, packt ihn an, steckt ihn ins Loch, fort mit ihm!

Die Bauern schleppen den Glaukon mit Gewalt fort.

Merkur *vor sich.* Die Ambizion hat in meiner Abwesenheit gewaltig um sich gefressen, wie ich sehe. *Zu Koridon.* Kurasche, Herr von Koridonshausen; es ist schön, daſs ihr so gute Zucht und Ordnung unter den Menschen einführen wollt.

Koridon. Das ist mir so auf einmahl zu Kopfe gestiegen. Dacht', 's müſste hübsch seyn, wenn einer so Herr über die andern wär, und nur befehlen könnt, wie's ihm in'n Sinn käm — *zu Lalage.* Nu, heyda, mein Hühnchen! wollen dir die Ehre erweisen, und dich zu unsrer Hausfrauen erwählen. Du sollst nichts beym Tausch verlieren.

Lalage *mit einem Knicks.* Es soll mir groſse Ehre seyn.

Koridon. Alle Weiber im Lande müssen dir dann Platz machen, und aufwarten.

Lalage *auſser sich vor Freude.* Heysa! Das wird schön seyn!

Koridon. Du sollst alle Tage so geputzt gehen, wie eine Braut an ihrem Hochzeittag.

Lalage mit einem Sprung in die Höhe. Das ist herrlich!

Merkur. Euer Gnaden können sich dann einen sechsellenlangen Schweif nachtragen lassen, wenn's beliebt.

Man hört Lärm hinter der Scene.

Koridon. He! was giebts da? — zu seinen Leuten. Holla, ihr dort, paſst auf!

ZEHNTE SCENE.

Glaukon, Hylas, und etliche Bauern mit Stangen und Knitteln bewaffnet. Die Vorigen.

Hylas. Wo ist er; der Groſsprahler, der Schnapphahn, der Gauner, der uns zu Sklaven machen will?

Glaukon. Und ehrlichen Leuten ihre Bräute vor der Nase wegnimmt?

Koridon. Wie? Was? Alle Wetter! Ich glaube die Lumpenhunde unterstehen sich gar, mir Trotz zu bieten? — Zu seinen Leuten. Allons! Frisch ihr Bursche, schlagt zu! Schlagt sie zu Boden!

Sie werden handgemein. **Myra** und **Lalage** erheben ein Geschrey, und flüchten sich hinter **Merkur**.

V. 155 — 156.

Unschädlich!) hatte wohl die Folgen nicht bedacht,
Da sie den Göttern aus Cytheren
So strenge den Prozeſs gemacht.
Der Spleen, der nun, seitdem man sie vertrieben,
Den Götterhof erfüllt, der Augen trübes Licht,
Die finstre Stirne, das faltenreiche Gesicht,
Das Unvermögen was zu lieben,
Die Trägheit was zu thun, war noch das schlimmste nicht.
Ist's dahin erst mit uns gekommen,
So nimmt das Übel zu. Zevs, der die Unterwelt
Regieren soll, regiert, so wie ein Würfel fällt,
Auf gutes Glück, und plagt die Bösen und die Frommen.
Minerva, deren Ernst die milden Grazien
Sonst unvermerkt erheiterten,
Ist vor Pedanterey nicht länger auszustehen.
Der schöne Bacchus wird, seit Amor sich verbannt,
Mit Satyrn stets bezecht gesehen;
Mars tobt und macht den Sakripant;
Die Musen krähen uns in fremden rauhen Tönen
Kamtschatkische Gesänge vor,
Entsagen, um neu zu seyn, dem Schönen,

Hylas auf Koridon losgehend. Ich will dir den Edelmann aus dem Schedel klopfen, du Mistfinke!

Lalage dazwischen laufend. O, lieber Hylas, halt ein! Vergreif dich nicht an meinem Herrn Bräutigam.

Das Getümmel nimmt überhand.

Merkur vor sich. Blut soll dieſsmahl nicht vergossen werden. Ich muſs mich ins Mittel schlagen — Aber, da kommt ja, zu gutem Glück, Prometheus selbst.

EILFTE SCENE.

Donner und Blitz.

Prometheus. Die Vorigen.

Sie fahren alle aus einander, und stehen wie versteinert.

Prometheus mit Unwillen.

Wie? Welch ein Unfug? Muſs ich selber kommen,
Und Friede machen unter euch? Elendes Töpferwerk!
Was hält mich, daſs ich nicht mit Einem Streich
Ein Werk vernichte das mir Schande macht,
Und euch, so viel ihr seyd, nichtswürdige,
Mit meiner Feinde Unrath angefüllte
Gefäſse, allesammt zu Scherben schmettre?
Weg, Augenblicks! — und wehe dem von euch,

Der gegen seinen Bruder einen Finger nur
Zu heben sich erkühnt!

Sie rennen alle in ängstlicher Verwirrung davon.

Merkur.

Ereifre dich nicht so,
Prometheus — was geschehn ist, ist geschehn.

Prometheus.

Wohl! Wohl! Ihr habt da eine groſse That vollbracht!
Könnt stolz drauf seyn mit euerm Jupiter!
Ihr habt euch schön gerochen! Was ich gut gebildet,
Habt ihr verhunzt! Aus meinen lieblichen
Gutartigen Geschöpfen eine Brut von Narr'n und Schurken
Gemacht, zu elend um gehaſst, und kaum
Noch gut genug, um kalt bedaurt zu werden!
Für Götter, wie ihr seyn wollt, ein gewaltiges
Glorreiches Unternehmen, über ein Gemächt
Von nassem Lehm so obgesiegt zu haben! — Wohl!
Sag deinem Vater Zevs, er soll hinfür
Nichts, das der Müh sich lohnt, von meiner Arbeit
Verderben können. Was ich jemahls wieder bilde
Soll Marmor seyn, und ewig Marmor bleiben,
Bis es die Luft zerbeitzt, die Zeit zerfriſst;
Und diese Erdbewohner, einst mein Lieblingswerk,

An deren Unschuld, Eintracht, Kinderfreuden,
Ich mein Vergnügen hatte — diese nun
Verdorbenen, besudelten Geschöpfe,
Vom Wurm gestochne Knospen, — ich begebe
Mich alles Rechts an sie! — Ihr habt sie euch geeignet,
Nun, so behaltet sie, und macht daraus
Was euch gefällt!

Merkur.

Vetter Prometheus, wenn die böse Laune,
Die dich in Jamben sprechen macht,
Dir anders Freyheit läſst, Vernunft zu hören,
So höre an! Ich will die Herren des
Olympus weder tadeln noch rechtfertigen.
Auch ists natürlich, wenn im ersten Augenblick
Es dich verdreuſst, daſs *Zevs* die schwache Seite
Von deinem Mitteldìng von Thier und Gott
So bald gefunden, und zu seiner und
Der andern Götter Kurzweil so benutzt,
Wie du gesehen hast. — Doch, laſs es seyn!
Das Schicksal, dem wir alle, ungern oder gern,
Gehorchen müssen, hat's mit deinen Menschen
So übel nicht gemeint. Sie sind auf gutem Wege, nun
Zu werden, was du sie seit sechzig Jahren
So gerne machen wolltest, und nicht konntest —

Prometheus.

Nicht konnte? Freylich wollte und nicht konnte, weil
Ich, um vollkommner sie zu machen, sie darum
Nicht minder gut und glücklich machen wollte.

Merkur.

Pandorens Büchse hat nicht mehr gethan,
Als das beschleunigt, was am Ende doch
Die Zeit, auch ohne sie, bewirken muſste.

Prometheus.

Ein feiner Trost!

Merkur.

Und dann, bedenke, Vetter!
Daſs wenn die Einzelnen, wenn Hylas, Chloe, Lalage
Und Glaukon, und so weiter, bey der Katastrofe
Verlieren, — doch das Ganze sehr dabey gewinnt.
Und selbst die Einzelnen gewinnen! Immer Einerley,
Auch wenn das Einerley aus lauter Freuden
Gewebt wär, ist, beym Himmel! doch kein Leben.
Verändrung, Wechsel, ist des Lebens Würze.
Auf Schmerz ist Wollust desto süſser; Ruh auf Arbeit.
Aus Dissonanzen webt der Musen Kunst
Die Zauberey'n der Harmonie; und Glück,

Mit Sorgen, Kampf, Gefahr, und angestrengter Müh
Errungen, lohnt im Augenblicke des Genusses
Die Kosten tausendfach.

Prometheus.

Wohl, Hermes, weiſs nun einmahl ist, wie's ist,
So kann's und soll's denn auch nicht anders seyn!
Daſs aus dem Bösen selbst, durch unsre Kunst, was Gutes
Gezogen werden kann, ist freylich Trost, wiewohl
Kein Trost für mich! Ich liebe reine Formen,
Und eure Mischerey von Licht und Finsterniſs,
Von Süſs und Bitter macht mir keine Freude.
Am Ende, Freund! ist all das Gute, das
Im Treibhaus eurer Leidenschaften je
Hervorgezwungen werden soll,
Für alles Böse nur ein ärmlicher Ersatz.
Dem Unglückseligen, an dessen Eingeweide
Des Schmerzens Geyer nagt, dem ist kein Labsal
Daſs Andre Wollust athmen.

Merkur.

Auch für dieſs
Hat Zevs gesorget.

Prometheus.

Er? Nichts mehr davon!

Merkur.

Zwar eigentlich nicht Zevs: das Schicksal selbst
Hat für die Übel, die Pandorens Vorwitz
Den Menschen aufgeladen, auch Arzney bestimmt,
Und durch Pandoren selbst — Eine sanfte Musik kündigt Pandorens Ankunft an. Horch! Horch!
Sie nähert sich — die Lüfte um sie her zerflieſsen
In Harmonie — Ein Zeichen guter Vorbedeutung!

ZWÖLFTE SCENE.

Pandora. Die Vorigen.

Pandora zu Prometheus.

Prometheus — kannst du mir verzeihn?

Prometheus.

Du bist ein Weib, Pandora — deine Hand,
Wiewohl vom Vorwitz ausgestreckt, war nur
Das Werkzeug einer andern unsichtbaren —
Sey ruhig! Dir hat längst mein Herz verziehn.

Merkur.

Und beide höret nun des Schicksals Spruch
Aus meinem Munde! Sie soll nun die Gattin

Des Menschenbilders seyn; soll eine göttergleiche
Tochter ihm
Gebären, die auf ewig bey den Menschen wohne,
Und, aller ihrer Leiden süſse Trösterin,
Sie stets begleit', im Leben und im Tode
Sie nie verlaſs', und Hoffnung sey ihr Nahme!

Prometheus und Pandora.

Geheimniſs des Schicksals!
Wir beten dich an.

Prometheus und Merkur.

Was lebet und strebet
Ist dein Organ.

Pandora.

Wir taumeln, wir irren
Auf nächtlichen Pfaden
Nach deinem Plan,

Pandora und Prometheus à 2.

Und wähnen zu wirken
Was du gethan.

Alle Drey.

Geheimniſs des Schickſals!
Wir beten dich an.

Mit dem letzten Worte dieſes Geſanges thut ſich der Schauplatz auf, und zeigt auf einer Anhöhe, in einer Art von Glorie die Göttin des Friedens, Irene, und die Muſen, Thelxinoe, Aöde, Polymnia und Erato, die zu ihren Fuſsen ſitzen.

Irene.

Herbey, herbey, ihr Kinder der Erde,
Der Sturm iſt vorüber, herbey!

Chor der Muſen.

Der Sturm iſt vorüber,
Verſchüchterte Herde
Der Kinder der Erde,
Herbey, herbey!

Während dieſes Geſangs erfüllt ſich der Schauplatz zu beiden Seiten mit Bewohnern der Gegend, die Perſonen des Stückes, Hylas, Lalage, u. ſ. w. an ihrer Spitze.

Thelxinoe.

Das Feuer der Zwietracht,
Das wilde Getümmel
Der thieriſchen Triebe

Zu sänftigen, sendet
Die Göttin der Liebe
Aus offenem Himmel
Die Musen euch zu.

Irene.

Der Leidenschaften Stürme schweigen
Dem süſsen Zauber ihrer Töne,
Die Ungeheuer alle fliehen.
Bekränzt mit Palmen steigt Irene,
Ihr Sterblichen, zu euch hernieder,
Bringt euch zurück des Lebens Freuden,
Ihr fühlt euch wieder alle Brüder,
Und alle Sorgen, alle Leiden
Verlieren sich in sanfte Ruh.

Chor der Musen, Prometheus und Merkur.

Das wilde Getümmel
Der thierischen Triebe
Zu, sänftigen sendet
Die Liebe vom Himmel
Die Musen euch zu.

Prometheus.

Mit Freude seh ich Ruh und Glück
 Zu meinen Kindern wiederkehren;
 Allein wie lange wird es währen?

Merkur.

So lang als sie Irenen ehren,
 Als Mäſsigung, Genügsamkeit,
 Und Musenliebe sie beseelen.

Prometheus.

Dieſs Glück, o könnt ichs mir verhehlen!
 Ist nur ein schöner Augenblick.

Irene, die Musen.

Wir wollen nie von ihnen weichen,
Wofern sie uns nicht selbst verscheuchen.

Kor des Volks.

Dank euch, wohlthät'ge Wesen,
 Ihr bringt uns Glück und Ruh!

à 2.

Wenn wir von euch uns kehren,
Wie könnten wir genesen?

Betäuben den Verstand, und martern unser Ohr.
Es hieſs sogar (wir wollen Bessers hoffen!)
Sie hätten einst im dicken Gerstensaft
Mit **Wodans** wilder Brüderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen.
Genug, der Unsinn ging von Grad zu Grad so weit,
Daſs endlich **Äskulap**, der Göttern und Göttinnen
Zweymahl des Tags mit groſser Fei'rlichkeit
Den Puls fühlt, um ihr Blut ein wenig zu verdünnen,
Und wieder sie in aller ihrer Sinnen
Nutznieſsung und Gebrauch zu setzen, nöthig fand
Auf Amors Rückkehr vor der Hand
In vollem Amtsernst anzutragen.
Die Krankheit, sprach er, hat die Zirbeldrüse schon
Ergriffen; alles hier zu wagen
Ist nichts gewagt. So schlimm Cytherens Sohn
Auch seyn mag, wird er doch bey unsern Frauenzimmern
Und Herren überhaupt im Hirnchen nichts verschlimmern,
Hingegen desto mehr an Laune, gutem Muth,
Und selbst am Herzen besser machen;

Alle.

Hört unsern Schwur! Wir schwören
Uns ew'ge Bruderliebe,
Euch ew'ge Treue zu!

DIE BUNKLIADE

ODER

QUINTESSENZ

aus Johann Bunkels Leben, Bemerkungen und
Meinungen. 1778.

Vor einigen Jahren kam zu Paris kein Büchlein, in Prose oder Reimen, in dessen Aufnahme Autor und Verleger einiges Miſstrauen setzten, zum Vorschein, ohne daſs es durch eine Anzahl *Vignetten* von *Eisen* und *Longueil* unterstützt wurde. Bey uns ist jetzt Chodowiecky der Nothhelfer; und wahrlich, wenn der Gewinn, den ein Deutscher Verleger durch ihn macht, den des Französischen so weit überträfe als Chodowiecky über Eisen ist, so wär' es keinem Buchhändler zu verdenken, wenn er einer so glänzenden Versuchung nicht widerstehen könnte. Im Grunde haben die Liebhaber, falls auch das Buch selbst ihre Erwartung noch so übel betrogen hätte, sich nicht zu beklagen, wenn sie zum Beyspiel für drey und einen halben Thaler Konvenzionsgeld sechzehn Kupferstiche von Chodowiecky, von den besten Abdrücken, und, nach billigem Abzug eines halben Alfabets für das Beste was das Buch enthalten mag, noch vier bare Alfabete Makulatur in den Kauf bekommen.

Ob dieſs auch bey Herrn Johann Bunkels Leben und Meinungen der Fall sey, wollen wir nicht voraus entscheiden; so viel scheint gewiſs zu seyn, daſs der Herausgeber, nach der hohen Meinung, die ihm von dem innern Werthe des Buches selbst, von so glaubwürdigen Männern als die *Monthly Reviewers*, beygebracht worden war, zu urtheilen, dasselbe durch die Kupfer von unserm berühmten Künstler vielmehr zu ehren als zu unterstützen gedachte. Denn wahrlich „die Biografie seines eignen Lebens, von einem funfzigjährigen Manne geschrieben, der auf sein wohlgelebtes Leben mit gutem Gewissen und völligem Bewuſstseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksieht, — und ein Schriftsteller, der (nach dem vollgültigen Zeugniſs der Monatlichen Musterschreiber in London) nicht nur vollkommen einzig für sich und in seiner Art eben so original als Shakespear und Samuel Richardson, sondern auch der sonderbarste, der launigste, der angenehmst-seltsamste Schriftsteller ist, der je die Feder geführt, — ein solches Buch, von einem solchen Verfasser, macht sein Glück durch sich selbst, und bedarf keiner fremden Unterstützung.

So dachte (wie ich wenigstens jetzt, im Jahre 1798 gänzlich versichert bin) der Deutsche Herausgeber dieses in der That in seiner Art ganz einzigen Werkes, als er es ankündigte; und wenn wir andern, auf seine und der Reviewers Garantie hin, auch zu sanguinisch in unsrer Erwartung waren, so sind wir doch wenigstens zu entschuldigen, wenn wir nach einer solchen Ankündigung erwarteten, daſs hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne seyn werde.

Wie diese Erwartung erfüllt worden, ist ohne Zweifel manchen von den Lesern, welche Johann Bunkel im Jahre 1778 hatte, und die seinen litterarischen Tod überlebt haben, noch erinnerlich. Genug, die beynahe allgemeine Wirkung, die es auf den Leser that, war so beschaffen, daſs der Verfasser der Bunkliade sich bewogen fand, und, im eigentlichsten Verstande des Wortes, ein gutes Werk zu thun glaubte, eine so sonderbarst-seltsamste Erscheinung in der litterarischen und moralischen Welt genauer zu beleuchten, und da sie doch nur eine schnell vorübergehende Dauer zu versprechen schien, wenigstens die Quintessenz oder den Geist derselben auszuziehen, und die groſse Mehrheit der Käufer des Buchs, die sich unmöglich überwinden konnten, es von einem Ende zum andern zu durchlesen, für das was sie dadurch verloren hätten, einigermaſsen zu entschädigen. — Und nun kein Wort weiter zur Einleitung, Rechtfertigung oder Entschuldigung der folgenden Blätter!

Wessen man sich zu Herrn Johann Bunkel, was seine Fähigkeiten betrifft, zu versehen habe, lernen wir von einem Zeugen, gegen dessen Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden ist, von Herrn Johann

Bunkel selbst. „Ich habe, sagt er, (1. Th. S. 280) wenig Recht auf auſserordentliche Erkenntniſs Ansprüche zu machen, da ich nur einen langsamen Kopf habe, wie man ihn gewöhnlich bey der niedrigern Art von Gelehrten antrifft." — Damit man aber gleichwohl begreifen könne, woher so viel filologische, metafysische, mathematische, theologische, mineralogische, chemische u. s. w. Schul- und Kollektaneen - Gelehrsamkeit, als er in seinem Buche auslegt, in seinen langsamen Kopf gekommen sey, setzt er hinzu: „Aber ich bin sehr fleiſsig gewesen, und mein ganzes Leben ist mit Lesen und Denken zugebracht." — Aus diesem Zeugnisse von sich selbst sehen wir, daſs wir wenig von seinem Witz zu erwarten haben; und so könnten wir uns billig verwundern, wie die mehr besagten Reviewers diesen langsamen Alltagskopf mit Shakespearen und Richardson zusammen stellen und sagen konnten: „Wenn jener Vortrefflichkeit aus angebornem unkultiviertem Genie hergerührt, so scheine hingegen Johann Bunkels erhabene Sonderbarkeit die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu seyn, die durch romantisches Wesen und religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden." — Unstreitig verdient über diesen Punkt Bunkel selbst, und sein getreuer Zeuge, sein vor uns liegendes Werk, mehr Glauben als die Herren Musterer; und was liegt auch am Ende daran, wenn Bunkel kein Dichtergenie hat? Da er sein Leben mit Lesen und Denken zugebracht, so muſs er, trotz der Langsamkeit seines Kopfes, ein desto stärkerer und tieferer Denker seyn; und so können wir darauf rechnen, für das, was ihm an Einbildungskraft und Witz abgeht, reichlich entschädiget zu werden. Was für neue, tief geschöpfte, reichhaltige Bemerkungen, was für eine lehrreiche Geschichte seines Geistes haben wir von einem solchen Denker zu erwarten!

Unglücklicher Weise findet sich aber von dem allen nichts in seinem Buche; nichts, nichts, was man im strengsten Sinne nichts heiſst; nicht zwey neue Bemerkungen von einiger Erheblichkeit; nicht einmahl die Gabe, den Gemeinörtern, wovon das ganze Buch voll ist, ein Ansehen von Neuheit zu geben. Zehnmahl wird uns das nehmliche wässrige, kühle, sofistische Gewäsche gegen gewisse ihm äuſserst verhaſste Artikel der alt hergebrachten Christlichen Dogmatik, bald in etwas veränderten Worten, bald durch andere Personen aufgetischt; und, so heftige und unermüdliche Gegner des Athanasischen Glaubensbekenntnisses Herr Johann Bunkel und alle die polemischen Damen und Herren, die er nach und nach auftreten läſst, sind, — denn offenbar ist das ganze Buch bloſs dazu geschrieben, seiner herzlichen Erbitterung gegen dieses Symbolum und die neun und dreiſsig Artikel der Englischen Kirche Luft zu machen, — so findet sich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen, nicht ein einziger Grund für seinen

Christlichen Deismus, der nicht wer weiſs wie oft von seines Gleichen, und bessern als er ist, meistens viel besser vorgebracht worden wäre. Und so ein Mann sollte die Hälfte seines Lebens mit Denken zugebracht haben?

Noch lustiger ists, wenn man die Versicherung, die er uns I. Th. S. 7 giebt, „daſs er auf der Schule mit besonderem Fleiſse Lockes Buch über den menschlichen Verstand studiert, und nichts anders vorgenommen habe, als bis er dieses Werk dreymahl durchlesen, und den richtigen Gebrauch seines Verstandes daraus erlernt habe;“ ich sage, noch lustiger ists, wenn man diese Versicherung und die angehängte Ermahnung an die liebe Jugend, „nur den Locke recht zu studieren, weil sie dadurch zu der Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntniſs gelangen würden, welche die gröſste Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens sey,“ mit seinem Buche selbst vergleicht, mit der jämmerlichen Verworrenheit und Seichtheit seiner Begriffe und Vernünfteleyen, die der Übersetzer oder Kommentator — der zwar auch ein Razionalist, aber doch ein ganz anderer Denker als Master Bunkel ist — beynahe so oft zu verbessern nöthig findet, als dieser seinen lehrreichen Mund zum Räsonieren aufthut. Und Johann Bunkel sollte von Johann Locke seine Begriffe zergliedern, bilden, unterscheiden, verbinden gelernt haben? Wahrlich, wenn dem so wäre, so wär' es eines der auffallendsten Beyspiele, daſs dem, den die Natur am Verstande verwahrlost hat, weder Aristoteles noch Bakon, weder Locke noch Leibnitz Verstand eintrichtern können.

Bevor Bunkel zu Erzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens schreitet, fängt er in einem sehr weisen und frommen Ton an, uns seiner wahren Gottergebenheit und Hoffnung einer bessern Zukunft zu versichern. „In diesem Leben, sagt er, sey ihm das Loos nur kümmerlich gefallen; aber er hoffe einst Welten vortheilhaft zu verwechseln.“ — Man sieht augenscheinlich, daſs der Autor des Buchs (der wohl in jedem Betracht ein armer Schlucker seyn mag) hier in einem unfreywilligen Zurücksinken in sich selbst plötzlich vergiſst, daſs Er und Johann Bunkel *ex hypothesi* nur Eine Person seyn soll. Denn daſs Bunkel unverschämt genug seyn könnte, sein Loos in dieser Welt kümmerlich zu nennen; er der achtmahl das groſse Lotterie-Loos des menschlichen Lebens, achtmahl das beste, weiseste, frommste, zärtlichste, schönste und reitzendste Weib, das nur immer ein Plato idealisieren und ein Pygmalion schnitzeln könnte, gezogen, mit jeder dieser Frauen ein ansehnliches Vermögen erheirathet, immer nichts gethan als was ihm behagte, den besten Theil seines Lebens in paradiesischen Einsiedeleyen und Zauberinseln, mit den besten Menschen, im Genuſs alles dessen,

Wir leben wieder, scherzen, lachen,
Verdauen, schlafen sanft, und machen frisches Blut,
Und werden mehr dabey gewinnen
Als mancher denkt. — Der Arzt hat Recht,
Rief das Olympische Geschlecht.
Man hatte Zeit gehabt sich besser zu besinnen.
Sogar der Spröden weise Zunft
(Wiewohl sie sich's nicht merken lieſsen)
War müde für Minervens Milz zu büſsen,
Und sehnte heimlich sich nach Amors Wiederkunft.
Die Sache ging im Götterrathe
Einhellig durch. Es liegt dem ganzen Staate
Zu viel daran, sprach **Zevs**, daſs wir in Einigkeit,
Wie Göttern ziemt, beysammen wohnen!
Stracks sendet man Merkurn mit Proposizionen
Nach Pafos ab. Man gab sich etwas bloſs,
Dieſs ist gewiſs; allein, die Sehnsucht war zu groſs,
Um durch Bedingungen den Frieden zu erschweren.
Ich sage nicht, sprach **Momus**, daſs man es
Vermeiden konnte, just so weit zurück zu kehren
Als man zu vorwärts ging. Wohl Recht hat **Sokrates**:

was sich der wollüstigste Jünger eines Saint-Evremond für Seele und Leib nur immer wünschen könnte, zugebracht, dann die Reise um die Welt gemacht, u. s. w. daſs er das Alles nur für ein kümmerliches Loos halten sollte, das läſst sich doch unmöglich denken. Es wäre der vollendende Zug zum Bilde eines Menschen, für dessen Verkehrtheit sich kein Nahme in irgend einer Sprache fände.

Die Lobrede, die er auf der dritten Seite des I. Theils seinem eigenen moralischen Karakter hält, hätte er billig ersparen sollen, da er im Begriff war, ein dickes Buch von seinem Leben zu schreiben. Denn da heiſst es: Zeige mir deinen Karakter aus deinen Werken! Er bekennt: „Sein Leben sey nicht von groſsen Vergehungen frey geblieben. Allein bey dem allen hab' er doch stets mit den Betrübten Mitleid gehabt, fremde Noth tief empfunden, und um andern Gutes zu erweisen, weder Mühe noch Kosten gescheut. Daher habe er das Vertrauen, daſs, wenn er einst von dieser Erde genommen werde, er aus einem dunkeln und wolkichten Horizont zu den Gegenden der Freude, des Lichts und einer völligen Offenbarung werde erhoben werden. Dieser Glaube, spricht er, erheitert meine Tage bey allen Zufällen, unterstützt mich in allen Trübsalen, und macht mich fähig, daſs ich überhaupt mein Leben in beständiger Zufriedenheit und Freude erhalten kann."

Wer, der mit aller Gutherzigkeit, die man nur immer zum Lesen eines Buchs bringen kann, so weit gelesen hat, würde sich nun vorstellen, daſs das ganze Leben eines so weisen und frommen Mannes, wenigstens alles was er uns davon erzählt, darauf hinaus liefe: daſs er in den Gebirgen, durch die Gebirge, und unter den Gebirgen von Westmoreland, Cumberland, Durham, u. s. w. herum klettert; immer aus dem wildesten, unzugangbarsten, schauerlichsten Chaos von Felsen, Höhlen und Wasserfällen, in irgend ein romantisches Thal, ein kleines Elysium, kommt, wo er stracks auf einen Engel von einem Mädchen stöſst, die so aufblühend wie Hebe, so schön wie Venus, und wenigstens eine so groſse Virtuosin, Filologin und Theologin als Anna Maria von Schurmann ist — sich gleich stehenden Fuſses mit ihr in ein weitläuftiges dogmatiko - polemisches Colloquium gegen die Athanasische Glaubensregel, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, u. s. w. einläſst; hernach sich zu einer Sybaritischen Tafel hinsetzt, und etliche Tage, wie jedes andre Weltkind, mit ländlichen Ergetzungen, Fischen, Jagen, Kartenspielen, Tanzen, Essen und Trinken hinbringt; dann wieder geht, wieder kommt, das schöne Wundermädchen heirathet, aber bald darauf wieder begräbt; dann wieder klettert, und krack! wieder eine romantische Einsiedeley, und wieder ein Engel mit dem Verstand des Aristoteles im Kopf einer Fryne und mit dem Herzen einer Christin im Busen einer Venus; und wieder auf den Athanasius und die Englische Kirche losgedrescht; und wieder geschmauſst und geheirathet und begraben! und von neuem geklettert — kurz, die ganze Komödie von fünf Akten so oft wiederhohlt, bis alle die Engel von Schönheit, Deisterey, Talenten und erstem Christenthum der Reihe nach durchgeheirathet sind; — hierauf, um seiner Geschichte einen neuen Schwung zu geben, sein mit allen diesen Weibern zusammen geheirathetes Vermögen in einer Nacht verspielt, und, um wieder zu Kasse zu kommen, eine reiche Erbin entführt, die er, da sie noch vor der Kopulazion in eine lange Ohnmacht fällt, eilends begraben läſst; bald darauf wieder eine andere freyet, sie aber eben so bald wieder verliert; dagegen seine begrabene Braut als Frau Doktorin Stanville wiederfindet, und (weil der Herr Doktor so höflich ist, ihm über Hals und Kopf Platz zu machen) sie nun im Ernste heirathet; darauf das Vergnügen hat, seinen Vater (dessen Orthodoxie die erste gelegentliche Ursache aller Abenteuer unsers antitrinitarischen Helden war) zwar auf dem Sterbebette, aber — o Freude und Jubel! durch Meditierung der zurück gelassenen Manuskripte seines heterotoxen Herrn Sohnes, ganz zum reinen Christlichen Deismus bekehrt, anzutreffen; sodann, nachdem er auch diese Frau durch die Blattern wieder verloren, den Einfall bekommt zur See zu gehen, und, wiewohl er vom Seewesen nichts versteht, als Kapitän seines eignen Schiffes in der Welt herum zu streichen; — endlich im funfzigsten Jahre seines Alters zurück kommt, ein Landgut kauft, und nun — sich unter den Schatten seines Feigenbaums hinsetzt, um auf ein so wohl gelebtes Leben, mit völligem Bewuſstseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurück zu sehen, und aus dieser schönen Kette von Landstreicherey, Heirathen, Religionsgesprächen, Predigtfragmenten und Schattengefechten mit dem Gespenste des Athanasius — das schalste, platteste, impertinentste Buch zusammen zu flicken, das je aus dem Gehirn eines nonkonformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bachanalia lebenden, miſsgeschaffnen Drittelding von Deisterey, Pietisterey und Epikurismus hervor gegangen ist! — Das laſs mir, als Beyspiel betrachtet, das Leben eines Christen, oder, als ein poetisches Werk, ein Originalmeisterstück von Erfindung und Zusammensetzung seyn!

Wahr ists, wir werden zwischen den Akten dieser feinen Komödie mit allerley unerwarteten, lehrreichen, erbaulich lustigen Zwischenspielen regaliert, als da sind — die wundervolle antitrinitarische Frauenzimmer-Republik der schönen Azora — die Bekehrungsgeschichte eines Bösewichts, der, nachdem er alle Unthaten, Sünden und Schanden begangen, die ein menschliches Vieh und eingefleischter Teufel begehen kann, zuletzt ein Einsiedler und (was sich von selbst versteht) ein antitrinitarischer Einsiedler wird — der Besuch bey den Filosofen zu Ulubrä, wo ein merkwürdiger Zweykampf zwischen Ritter Floh und Held Laus, durch ein doppelt reflektierendes Teleskop beobachtet, mit groſser Darstellungskunst beschrieben wird — u. dgl. m. Aber unglücklicher Weise ist der Autor von dem Anti-Athanasischen Teufel so schrecklich besessen, daſs er uns keines von seinen Intermezzi geben kann, ohne daſs wir durch Anhörung einer langweiligen, wortreichen und kläglich räsonierten antitrinitarischen Dedukzion, oder einer ascetischen Predigt dafür bezahlen müssen. Denn auf das, was man eigentlich Dialog nennt, findet er, aus Ursachen, für gut, sich niemahls einzulassen. Wenn er zwey oder mehrere Personen über irgend einen Artikel seiner heterodoxen Theologie sprechen läſst, so ists doch immer nur Eine, die das Wort führt; die andern sind allerseits schon voraus von dem, was gesagt werden wird, überzeugt, oder wenn ja eine Einwendung zum Vorschein kommt, so greift man doch mit Händen, daſs es nur pro forma geschieht, um dem Sprecher oder der Sprecherin Gelegenheit zu geben, irgend ein Loch, das der Autor in seinem System gewahr worden, nach Möglichkeit zuzustopfen.

In so fern muſs man allerdings diesem theuern Rüstzeug sein gebührendes Lob ertheilen, daſs er den groſsen und letzten Hauptendzweck seines Werkes nie aus den Augen verliert, indem selbst die Zwischenspiele, Episoden und Abschweifungen unversehens zu wirklichen Theilen des Ganzen werden, und zu zweckmäſsigen Mitteln, sein System von Christlichem Deismus und deistischem Christenthum zu befestigen, oder auszuzieren oder zu zäunen und zu verpfählen dienen müssen. Nur ist, wie der scharfsinnige Verfasser der Anmerkungen und Zusätze mehr als Einmahl bemerkt, zu bedauern, daſs Herr Johann Bunkel sich selbst und seiner groſsen Diana, dem Rasionalismus, nicht immer getreu bleibt, sondern, ehe man sichs versieht, gegen seine notorischen Grundsätze, wie ein Mysteriker spricht; welches denn dem besagten gelehrten Ungenannten daher zu kommen scheint, weil Bunkel, als ein Mann der seinen Locke dreymahl durchstudiert hat, sehr oft die Sachen von denen er schwatzt nur in einem Nebel sehe, d. i. es Deutsch heraus zu sagen, nicht immer so eigentlich wisse was er wolle; — eine Hypothese, die das Problem zwar hinlänglich auflöst, aber die Sache selbst nicht um ein Haar besser macht.

Noch etwas, weſswegen wir Herrn Johann Bunkel sehr lobenswürdig finden, ist die Mannigfaltigkeit, welche sein fruchtbares Genie, zu Vermeidung der aus der ungemeinen Simplicität seines Plans sonst zu besorgenden Monotonie, in die Art und Weise gebracht hat, wie er seine Amoureuses, oder die schönen Engel, die so nach und nach, unter Garantie des Franziskanermönchs Vater Fleming, die eheliche Decke mit ihm beschlagen, sowohl aufführt als wieder abtreten läſst. Mit Miſs Noel, welche unglücklicher Weise unmittelbar vor dem Beylager stirbt, wird er zuerst in einem Gartentempelchen, mitten unter schönen Büchern und mathematischen Instrumenten an ihrem Schreibtische sitzend, bekannt. Seine erste wirkliche Frau, Miſs Charlotte Melmoth, lernt er auf einem Schiffe kennen, das von Dublin nach dem lieben Old-England gehen sollte, und hat gleich in der ersten Nacht Gelegenheit, sie nackend und fast ohne Sinne aus ihrer Kajüte, worin sie beynahe ertrunken wäre, ins Trockne heraus zu tragen; welches denn, wie leicht zu erachten, zu einem der interessantesten unter den 16 Chodowieckischen Kupferstichen erwünschte Gelegenheit gab. Miſs Stazia Henley, seine zweyte Frau, findet er „an einem Springbrunnen, wo auf jeder Seite des Wassers eine schöne und vortrefflich eingerichtete Rasenbank unter dem Schatten einer stets grünen dreyblättrigen Steineiche sich befand,“ neben ihrem Groſsvater, einem alten ehrwürdigen Mann mit silberweiſsen Haaren, auf einer dieser Bänke sitzen. Mit seiner dritten Hauskrone, Miſs Antonia Cranmer, fängt sich die Bekanntschaft zwar auch in einem Garten an, aber mit dem Unterschiede: daſs Herr

Johann Bunkel, als ein weidlicher junger Wittwer, der auf eine neue Frau ausgeht, über einen zwischen ihr und ihm liegenden Graben rüstig hinüber setzt, und „nachdem er mit seinem Hut in der Hand ihr seine Ergebenheit bezeigt," die Kühnheit seines unvorbereiteten Besuchs entschuldigt, und im nehmlichen Athemzug eine wohl gedrehte Liebeserklärung auf das vater- und mutterlose Mädchen abdrückt; die sich hier, mit ihrer schönen Base, Agnesia Vane, in einer gar romantischen Einsiedeley allein befindet, und nichts dringenders hat, als den holden Johann Bunkel bald möglichst zum Herrn und Inhaber ihrer schönen himmlischen Person und ihres groſsen Vermögens zu machen. Sein Liebesverständniſs mit Jungfer Spence, seiner vierten Gemahlin, fängt sich zwar, auf eine sehr alltägliche Weise, beym Gesundbrunnen zu Harrogate an: allein da Miſs Spence eine Dame war, die ihren Virgil aus der Grundsprache zu zitieren wuſste, so biſs sie nicht so hastig in den Angel wie die liebeshungrige Antonia, sondern nahm die Sache auf Bedenkzeit; und diese Verzögerung giebt nicht nur zu einer romanhaften unvermutheten Zusammenkunft mit einer andern schönen Dame, bey der unser Pilgrim nach der seligen Ewigkeit sich ohne einiges Bedenken etliche Tage sehr weltlich lustig macht, sondern sogar zu einer der besten Thaten seines „wohl gelebten und unbescholtenen Lebens" Gelegenheit, nehmlich durch studierte Betrügerey zwey hübsche Mädchen zu entführen, oder, wie Er die preiswürdige Heldenthat zu nennen beliebt, aus der Sklaverey bey ihrem geitzigen Vormunde zu befreyen, — wovon künftig ein Mehreres.

Wir wollen nicht dafür gut seyn, daſs nicht jede der vorbemeldeten Arten, wie Herr Bunkel seine erste Aufwartung bey seinen Damen macht, schon vor ihm in andern Romanen vorgekommen: aber von Einer wenigstens getrauen wir uns zu versichern, daſs sie ganz original ist, und, wiewohl sie eine treffliche Wirkung thut, vor ihm noch von keinem andern Autor, weder epischen noch dramatischen, gebraucht worden; und das ist die Art und Weise, wie er mit der Schwester seines Freundes, Karl Turner, bekannt wird. [1] Er war, nach seiner löblichen Gewohnheit, im Begriff, auf einem ganz unwegsamen Wege über steile Felsen, wo jeder Miſstritt Tod war, zu den Filosofen von Ulubrä zurückzukehren; als er nahe an der Spitze eines sehr hohen Berges eine Höhle gewahr ward, in welche man, als auf einer Treppe, herab steigen konnte. Aus dieser Höhle ging seitwärts ein andrer, aber viel steilerer Gang, der durch eine immer enger werdende Öffnung in eine andre Höhle führte, welche gegen den Tag offen zu seyn schien. Bunkel, wie er immer ein groſser Waghals ist, entschlieſst sich herab zu klettern. Die Abfahrt war in gerader Linie 479 Ruthen lang, und endigte sich in eine bezaubernd schöne Aussicht „von Wiesen, zerstreuten Blumen und Strömen.“ Dieser Fleck Landes enthielt etwa 24 Morgen, war mit den fürchterlichsten Anhöhen umgeben, und zeigte in der Mitte ein sauberes, artiges, kleines Landhaus. Herr Bunkel entdeckt durch sein Fernglas ein hübsches junges Frauenzimmer, das mit Nadelarbeit beschäftigt vor der Thüre saſs, während nicht weit davon eine andre Zaubrerin ſtand und Fische angelte. Zwey hübsche Mädchen in einer so romantischen Gegend! das war für Master Bunkel — was eine goldfarbige Fliege am Angel — für die gierige Makrele ist. Er hatte ungefähr noch 6 Ruthen um wieder ans Tageslicht zu kommen; aber weil der junge Herr, „vor Ungeduld die zwey Zaubrerinnen kennen zu lernen,“ nicht mehr wuſste wo er war, noch was er that, glitscht' er mit dem Fuſs aus, und „rollte aus dem Berg auf eine gewaltige und erstaunliche Art“ herunter. „Es war eben Mittag, fährt er fort, als ich bey den Frauenzimmern anlangte; und da sie mich nicht eher sahen, als bis sie sich von ungefähr umwandten, so waren sie über meinen Anblick so erschrocken, daſs sie die Farbe veränderten und die eine laut zu schreyen anfing. Aber diese Furcht verging bald, wie ich sie versicherte, daſs ich ihr gehorsamster Diener sey, u. s. w.“ Man muſs gestehen, daſs dieſs wirklich eine drollige und affentheurliche Art,

---

[1] S. 78 u. f. im IIten Theile.

V. 197 — 210.

„So arg der Schalk auch ist, man kann ihn nicht
entbehren“ —
Dieſs sag' ich nur: das, was wir jetzo thun,
Was schon gethan, und hätten wir's beym
Alten
Gelassen, wie ich stets für räthlicher gehalten,
So brauchten wir itzt nicht zu thun
Was schon gethan war; nun ist Amor unser
Sieger!
Dafür, spricht Äskulap, sind wir um so viel
klüger.

Von ungefähr stand mit gespitztem Ohr
Das Eselchen dabey und lachte
In sich hinein: „He? sagt' ich's nicht zuvor?
Die Welt geht, wie ich immer dachte,
So gut sie kann. Sie sollte besser seyn,
Spricht man, dieſs fehlt und das! — Ich merk'
es auch; allein,
Den will ich sehn, der eine beſsre machte!“

sich zum gehorsamen Diener zu erklären, ist; und vermuthlich sind es Einfälle dieses Schlages, die unserm Helden die Ehre zugezogen haben, für den „launigsten und angenehmst - seltsamen Schriftsteller,“ der je die Feder geführt, erklärt zu werden. Aber freylich, wenn nicht auch noch dann und wann so ein angenehmst - seltsamster Schnak, oder eine schöne Beschreibung einer unterirdischen Reise, eines bezauberten Thals, oder eines schönen, jungen, Religion und Wollust athmenden himmlischen Mädchens mit unter liefe: wo sollte einer die Geduld hernehmen, sich durch den dummernsthaften Theil des Buchs, der zuletzt doch wenigstens sieben Achtel vom Ganzen ausmacht, durchzuarbeiten?

Wir müssen gestehen, in der Art, wie Herr Bunkel seiner schönen Weiber wieder los wird, zeigt sich nicht der Reichthum von Erfindungskraft, den wir eben bewundert haben, und in diesem Stücke bleibt er weit hinter Homer zurück. Dieser läſst, bekannter Maſsen, von den vielen Wunden, die in der Iliade gegeben und empfangen werden, nicht Eine der andern gleich seyn. Herr Bunkel hingegen richtet vier von seinen Sultaninnen durch die nehmliche Todesart hin. Miſs Noel stirbt vierzehn Tage vor der Hochzeit an den Blattern, welche in sieben Tagen „die feinste menschliche Bildung in den scheuſslichsten und widerlichsten Klotz verwandelten. Das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe,“ überall schändlich zugerichtet, wurde „das garstigste und unerträglichste Schauspiel!“ — O Bunkel! Bunkel! — Seine liebe Charlotte stirbt zwar, nach einem entzückenden Zeitlauf von zwey Jahren, worin er der glücklichste Mann von der Welt war, an einem hitzigen Fieber: aber Stazia, die ihm, wenige Tage darauf, sein Leid ergetzt, geht ebenfalls an den Blattern darauf, und Bunkel „wird wieder in tiefe Trauer gesetzt.“ Wohl ihm, daſs es noch mehr hübsche Mädchen gab! daſs es eine schöne und reiche Antonia Kranmer gab, die ein Mann wie Er nur ansprechen durfte! Das Mädel „war gut wie ein Engel;“ aber nach zwey Jahren starb sie gleichfalls an den Blattern, und wurde — vier ganzer Tage beklagt. Miſs Spence, die nächste, an welche die Ehre kommt, mit unserm betrübten Wittwer zu Bette zu gehen, stirbt wie No. 2. Aber dafür werden wir durch die Todesart der Miſs Turner, seiner fünften (respektive sechsten) Gemahlin schadlos gehalten, die eine von den ungewöhnlichen ist: denn sie stirbt an einem Sturz, da die Pferde mit dem Wagen, worin Mann und Weib saſsen, durchgingen. Unglücklicher Weise für uns Arme — kam Herr Bunkel frisch und gesund davon! Mit der reichen Agnesia Dunk, die er hiernächst ihrem Vater entführt, (aber freylich war es auch nur ein Trinitarier und ein Bösewicht!) spielt seine Fantasie noch wunderlicher; die wird gar zweymahl todt gemacht; einmahl bloſs zur erlaubten Gemüthsergetzung der Leser, an keiner Krankheit; das zweyte Mahl aber im vollen Ernst an den leidigen Blattern, nachdem der liebe Mann vorher seine Interimsgemahlin, Julia Fizgibbons, d. i. diejenige, die er sich in der Zwischenzeit seiner doppelten Verheirathung mit Fräulein Agnesia antrauen lieſs, in einem Bache, wo sie fischen wollte, jämmerlich ertrinken lassen. Also eine ertrunken, eine von Pferden geschleift, zwey am hitzigen Fieber, und vier an den Blattern! In Summa Acht Weiber in Zehn Jahren! Chaucers berüchtigtes Wife of Bath hatte nur fünf Männer in einem halben Jahrhundert; aber die war denn auch nur ein gottloses trinitarisches Belialskind! Das macht freylich einen Unterschied!

Man kann die Johann-Bunkliade, als ein dreyleibichtes Ungeheuer, unter dreyerley verschiedenen Gestalten betrachten — als Roman; als theologisches Lehrbuch, und als Vorbild und Beyspiel sittlicher und christlicher Vollkommenheit.

Was sie als Roman, Werk der Einbildungskraft, historisch-poetische Komposizion, ist, haben wir gesehen.

Was sie von ihrer theologischen, dogmatiko-polemischen Seite werth sey, ergiebt sich schon aus den häufigen Anmerkungen und Zusätzen des Ungenannten, worin die erbärmlichen Fehlschlüsse, die verworrene Vorstellungsart und Inkonsequenz, und die groben Irrthümer dieses „langsamen Kopfs, der den Locke dreymahl durchstudiert hat, um denken zu lernen,“ meisterlich, obwohl, wie leicht zu erachten, auch so säuberlich als es das Interesse des Verlegers erforderte, gerüget werden. Diese Manier, einem elenden Buche durch die Anmerkungen und Zusätze aufzuhelfen, lieſse sich nicht uneben mit einem Gastmahle vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge gröſstentheils saft- und kraftloser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel ein besonderes Pulverschächtelchen oder Arzneygläschen gestellt wäre, damit ein jeder, der von ihr gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte.

Lassen wir uns nun die Mühe nicht verdrieſsen, dem ehrwürdigen John Bunkel, auch als Beyspiel und Vorbild der Lehre, die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten!

Es ist nicht zu läugnen, bey aller seiner Bosheit gegen den guten Athanasius und die Englische oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche, hat er doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem, was zum thätigen Christenthum gehört.

Ein Christ ist, nach seiner Theorie, ein Mensch, der seinen Glauben an Gott und Jesum Christum dadurch beweiset, daſs er „nach den Vorschriften des Evangeliums handelt; daſs er in Demuth und Sanftmuth, in Ertödtung und Selbstverläugnung, in Entsagung weltlicher Gesinnung, u. s. w.“ Christo ähnlich ist; ja, daſs er sich sogar bestrebt, „Gott, das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten nachzuahmen, und nach seinem Vermögen [2]) vollkommen zu seyn, wie Gott, heilig, wie Gott heilig ist, barmherzig, wie Gott barmherzig ist, u. s. w.“ — und als einen solchen Christen erklärt und bekennt sich Johann Bunkel unzählige Mahl durch sein ganzes Buch. Wer ihn schwatzen hört, und gewohnt ist, die Leute nach dem was sie schwatzen zu beurtheilen, sollte ihn für einen Heiligen halten. Wenigstens ist man berechtigt, von einem Manne, der solche Grundsätze und Gesinnungen vorgiebt, ein mit denselben übereinstimmendes Leben zu erwarten; und hätte der Verfasser seinen Johann Bunkel in den verschiednen Verhältnissen

---

2) Diese moralische *Clausula salvatoria* steht hier nicht für die lange Weile da! denn wenn Meister Bunkel, wie am Tage liegt, ein gar elender Nachahmer Gottes ist, so kann er sich immer mit seinem wenigen Vermögen entschuldigen. Das schlimmste ist nur, daſs jeder Schurke eben das sagen kann, und mit so gutem Fug als er.

und Auftritten des Lebens als einen Mann voll edler gemeinnütziger Thätigkeit dargestellt, so könnte sein Buch wenigstens von dieser Seite noch einigen Nutzen geschafft haben. Aber nichts weniger als das. Johann Bunkel schwatzt zwar immer — nicht wie ein Christ — denn die schwatzen nicht — sondern als ob er einer wäre: lebt aber immer wie alle Zöllner und Sünder auch leben; bringt seine Zeit mit gut essen und trinken, scherzen, spielen, tanzen, herumschwärmen und müſsiggehen zu; verliebt sich in ein schönes Mädchen nach dem andern; heirathet eine nach der andern; begräbt eine nach der andern; liegt schon wieder bey einer neuen, ehe die vorige recht erkaltet ist, und rechtfertigt sich deſswegen — mit seinem Temperament; — verspielt sein ganzes Vermögen in Einer Nacht; entführt einem Vormund durch die niederträchtigsten Ränke seine Pflegetöchter, einem Vater sein einziges Kind; — kurz, ist, von vorn und hinten besehen, weder mehr noch weniger als ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer, antitrinitarischer Müſsiggänger, Wollüstling und Libertiner, und hat die Unverschämtheit — sein Leben zu schreiben!

Bedarf es Beweise dieser Beschuldigungen? Sein ganzes Buch wimmelt davon. Man rechne alles davon ab, was Geschwätz ist, und sehe, was übrig bleibt!

Nur einige kleine Proben, wie viel der Mann auf Essen und Trinken hält — bloſs aus dem zweyten Theile, der mir just zunächst liegt.

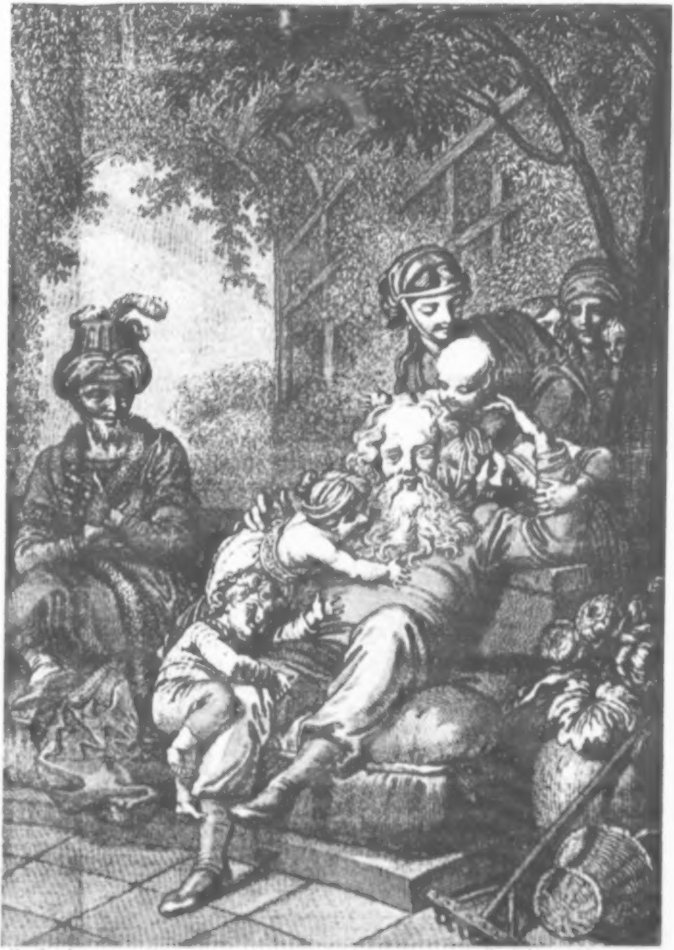
S. 14. „Hierauf wurde das Mittagsmahl aufgetragen, und die Herren (die Filosofen zu Ulubrä) setzten sich mit mir bey verschiednen vortrefflichen Schüsseln nieder. Hier fand sich das Beste von jeder Art Speise und Trank, und es war alles aufs zierlichste angerichtet. Ihr Wein besonders war alt und edel, und wurde nicht sparsam eingeschenkt. Wir tranken nach der Mahlzeit ein fröhliches Glas, und lachten einige Stunden auf eine vergnügte Weise weg." — Bald darauf, nachdem sich Herr Bunkel bey Herrn Harcourt und seiner apokalyptischen Tochter, Miſs Henriette Eusebia, als ein christlicher Pilgrim und Märtyrer introduciert, wird (S. 41.) an einer vortrefflich besetzten und mit einem groſsen Schenktisch benachbarten Tafel tüchtig geschmaust, und der Nachmittag abermahls mit Scherz zugebracht. Freylich bezahlt Herr Johann beym Spaziergang für seine Mahlzeit durch eine sehr ernsthafte Kathederrede gegen die Lehre von der Dreyeinigkeit. Bald darauf purzelt er, auf die neulich beschriebne Art, zu Miſs Turner und Miſs Jaquelot herab, die er als ein paar — reitzende Prinzessinnen beschreibt. „Mit diesen Frauenzimmern, sagt er, brachte ich drey Tage zu, und wir vertrieben uns die Zeit mit Reden, Spazieren, Spielen und Lachen. Wir waren ein glückliches Kleeblatt u. s. w.“ Indessen muſst' es zuletzt doch geschieden seyn! Aber auf unsern Antitrinitarier warten lauter glückliche Abenteuer. Er kommt wieder in eine bezauberte Gegend, zu einem bezauberten Landgut, springt an seiner Stange über den tiefen Graben eines bezauberten Gartens, verirrt in eine Bibliothek, wo er über eine Stelle aus dem Epiktet moralisiert, (d. i. Wasser ins Meer gieſst) und findet endlich den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herrn Berrisfort, der nach einer kleinen Unterredung bemerkt: daſs es jetzt zehn Uhr sey, und man also ans Frühstück denken sollte. Die Schwester des Herrn Berrisfort wird ersucht, sogleich Anstalt dazu zu machen; und bald sieht Herr Johann zu seiner groſsen Freude „verschiedene Bediente ein schönes und vortreffliches Frühstück“ herein bringen. Bunkelchen wird eingeladen, und bringt abermahls etliche Tage auf Kosten andrer Leute mit Vergnügen zu. Vormittags wird sechs Stunden lang mit Hunden und Nachmittags mit Falken gejagt. Dann finden sie zu Hause allemahl „ein herrliches Mittag- und Abendessen.“ Das beste Essen und Trinken, was der Geschmack nur wünschen kann, setzt Bunkel, als einer dem von der Erinnerung noch das Maul wässert, hinzu, als ob es an dem herrlichen Beywort noch nicht genug gewesen wäre! — Da Bunkel, nächst gutem Essen und Trinken, nichts in der Welt lieber hat, als ein schönes Mädchen, so folgt auch hier eine hübsche Beschreibung der Miſs Berrisfort. Ihr einziger Fehler war, daſs sie eine ganz abscheuliche Fuchsjägerin war, und immer bey den Hunden seyn muſste, es mochte über Schlagbäume oder über die gefährlichsten Gräben und Pfähle gehen. „Jeden Augenblick sagt Meister Bunkel, erwartete ich, daſs sie sich „den Hals, den lilienweiſsen Hals," brechen würde. Sonst wurde ich von allen, die mich kannten, für einen desperaten Reiter [3]) gehalten; aber mit diesem jungen Frauenzimmer konnt' ich nicht fortkommen u. s. w. Doch, setzt er hinzu, wenn Ehre ruft und Schönheit uns leitet, wer kann da an Sicherheit denken und verzagt zurück bleiben?" Diese loyale altritterliche Art zu denken kostete unserm geistlichen Amadis schon am zweyten Tage einen erschrecklichen Fall, wobey er doch, leider! mit einem blauen Auge und einer zerquetschten Seite davon kam. Dafür hatte er aber auch die Satisfakzion, daſs die schöne Diana, Julie Berrisfort, nach einer halben Stunde, indem sie über einige Pfähle setzen wollte, ebenfalls tüchtig stürzte — wiewohl es Gott Lob! ohne Schaden ablief, und bloſs zu einer nähern zärtlichen Bekanntschaft zwischen ihnen beiden Anlaſs gab, auch bald darauf bey einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit und eini-

---

3) Eine feine Qualität an einem Evangelisten und Reformator!

gen Flaschen alten und edlen Weins alles wieder vergessen wurde; worauf bey einer Pfeife Tabak über den lehrreichen und weisen Satz: daſs der Lehrbegriff der Orthodoxen die wahre Ursache vom groſsen Verfall des Christenthums sey, und über die Echtheit der heiligen Schrift, eine feine Unterredung erfolgte, — vermittelst welcher wir, unter andern Neuigkeiten von diesem Schlag, auch die ganz neue Entdeckung machen, daſs Gott — Gott sey. — Die Unterredung schlieſst sich auf eine erbauliche Art mit der Apostrofe: „Wir wollen daher, mein theurer Robert, Christen seyn, den Aposteln gehorchen, und uns nach den Vorschriften der Offenbarung also beherrschen und aufführen, daſs wenn J. C. einst wiederkommen wird, uns nach dem Evangelio zu richten, wir mit ihm zu den herrlichen Gegenden des ewigen Tages auffahren u. s. w." — Und, in Gemäſsheit dieser guten Entschlieſsung, begiebt sich der apostolische Mann Bunkel mit seiner Stange sofort wieder auf den Weg, und springt über Graben, Stock und Stein wieder zu den Filosofen von Ulubrā zurück, um — ihnen die Abenteuer seiner unterirdischen Reise zu erzählen, und bis um Mitternacht mit ihnen zu zechen.

Wir würden unsern Lesern Überdruſs verursachen, wenn wir noch mehr Beyspiele häufen wollten, mit welcher thierisch sinnlichen schmatzenden Behaglichkeit Herr Johann Bunkel alle seine schönen und vortrefflichen Mahl-



[illegible] [illegible]

Die KINDER der NATUR.

zeiten vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt wiederkäut. Das Buch ist, bis zum Ekel eines satten — und bis zum Neid eines hungernden Lesers, voll davon. Übrigens wird ihm niemand übel nehmen, daſs er gern was Gutes iſst und trinkt, sondern nur daſs er so viel Aufhebens davon macht, und dieser und andern sinnlichen Vergnügungen, durch die Art wie er davon spricht, einen so groſsen Werth beylegt. Und auch dieſs nimmt man ihm nur darum übel, weil er sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in einem mehr als Epikurischen Tone von Essen und Trinken zu reden. Ein jeder andrer, der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt, mag ungetadelt seinem Gaumen gütlich thun, und in guter fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen, und sich seines Lebens freuen, so lang' er will und kann. Aber einem Menschen, der immer im Munde führt, daſs ein Christ sich nicht der Welt gleich stellen müsse, ihre Eitelkeiten, Gewohnheiten und Moden, Aufzüge und theatralischen Vorstellungen, u. s. w. weil sie zum Laster verleiten, nicht mitmachen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und sich nach geistigen Grundsätzen bilden müsse; 4) einem solchen Men-

---

4) III. Th. S. 109. f.

schen steht es wahrlich übel an, sich die Zeit mit Zechen, Spielen und Lachen zu vertreiben, und es klingt aus seinem Munde ganz unsinnig, wenn er uns erzählt: daſs er mit einem Dutzend Herrn und Damen, die alle so lustig und einnehmend waren als die wohlerzogensten Leute seyn können, zehn Tage nichts gethan habe, als trinken, lachen, tanzen, singen, schwatzen, und sich an Harlekinen und Luftspringern ergetzen, [5]) — und wenn er von allem diesem just in dem Tone spricht, wie ein Jünger von Mylord Chesterfield, oder wie das ungöttlichste aller Weltkinder nur immer sprechen kann. Das ists, was wir dem Wesen, das zu einer andern geistigen Welt gehört, übel nehmen; und um so mehr übel nehmen, weil wir nirgends sehen, durch was für eine Art gemeinnütziger Thätigkeit und Erfüllung auch nur seiner bürgerlichen Pflichten er das Recht, sich zehn Tage lang durch Ergetzlichkeiten zu erhohlen, erlangt habe. Es ist Unsinn, und mehr als Unsinn, es ist Argerniſs und Verspottung aller gesunden Grundsätze, einen solchen Menschen zu einem Beyspiel eines wohl geführten Lebens aufzustellen!

Ich, sehe daſs ich mich unvermerkt ereifere, — und, weil ich gerade keinen Freund bey mir habe,

---

5) II. Th. S. 347. f.

der mir, auf gut Tristrammisch, durch ein Twittel-Diddel, Diddel-Diddel, Twittel-Diddel-Dum! wieder in den Ton helfen könnte, — so wollen wir versuchen, ob Herr Johann Bunkel nicht selbst dazu gut ist. Ziehen wir doch ein wenig, in aller Ehrbarkeit, den Vorhang weg, und sehen, wie sich der Mann mit seinen schönen Mädchen und Weibern — in der Ertödtung und Selbstverläugnung übt. Wir werden finden, daſs der wohlselige Robert von Arbrissel nur ein Kind gegen Herrn Sankt Johann Bunkel ist.

Seinen ersten verliebten Ausfall, da er der wohl gelehrten Miſs Noel, in freundlicher Antwort auf ihre filologisch-kritische Vorlesung über die erste Sprache, „ein halb Dutzend Küsse von ihren balsamischen Lippen raubt,“ [6] wollen wir, als einen ungezogenen Jünglingstreich, um so eher übersehen, da Miſs Noel selbst so schnell ist, ihm zu verzeihen, und er gleich darauf sich wieder so artig aufführt, als man von irgend einem akademischen Stutzer erwarten kann. „Anfangs zwar, sagt er, fand sie sich dadurch sehr beleidigt. Allein da ich sie um Vergebung bat, und ihr vorstellte, daſs keine muthwillige Grobheit, sondern die Zauberkraft ihrer majestätischen Augen 7) und die glänzenden Eigenschaften ihrer Seele mich so entzückt und hingerissen habe, so wurde das gute Vernehmen wieder hergestellt, und sie fragte mich, ob wir Karten spielen wollten? Mit Freuden, antwortete ich; und sogleich wurde ein Spiel herein gebracht. Wir setzten uns nieder zu Kribbage u. s. w." Nach einigen Spielen wurde Miſs Noel gewahr, daſs eine Flöte aus seiner Rocktasche hervor guckte. Sir, sagte sie, Sie spielen wohl auf diesem Instrument? Sie werden mich verbinden, mir ein Stück darauf vorzuspielen. Nun, denken wir, wird der Bursche sein Stückchen blasen. Mit nichten! Um ihr zu zeigen, daſs er auch Verse mache, nimmt er aus seinem Taschenbuch einige Zeilen hervor, die er ihr vorliest, und sagt: daſs er sie den vorigen Tag „zu einer Arie des — Lulli" (warum nicht gar zu einer Arie des Jubal, von dem herkommen sind die Geiger und Pfeifer?) gemacht habe; und sogleich (setzt er hinzu) fing ich an auf das lieblichste — wie ich

---

[6] I. Th. S. 75. Es möchte noch hingehen, wenn er der Jungfer Magisterin dadurch hätte insinuieren wollen, daſs es sich für ein so hübsches junges Mädchen nicht schicke, Kathederreden über die erste Sprache zu halten, und über die Cherubim und Elohim eine besondere Meinung zu haben. Aber das ist es nicht. Bunkel raubt sein halb Dutzend Küsse wie ein wahrer junger Satyr in vollem Ernst.

---

7) Bunkel ist wohl der erste, auf den Majestät eine solche faunische Wirkung thut. Aber dafür ist auch nie ein Buchmacher gewesen, der sich weniger ums Schickliche bekümmert hätte, als er. Das *sibi convenientia fingere* ist eine Regel, wovon er, seinem Locke zu Trotz, gar keinen Begriff zu haben scheint.

konnte, zu blasen. Aber auch dabey lieſs ers nicht bewenden. Um alle seine kleinen Talente auf einmahl auskramen zu können, muſs der Jungfer Noel alter eisgrauer Vater dazu kommen, und sogleich vermuthen, daſs Meister Bunkel ohne Zweifel eben so gut singe, als spiele. Mit beiden will ich aufwarten so gut ich kann, antwortet der junge Pennal; und stracks fängt er an sein Lied zu singen, (vermuthlich eine Arie des Lulli) das dem alten Herrn, „nicht nur wegen des artigen Gesangs, sondern auch wegen des moralischen Inhalts,“ (denn es handelte von der Einsamkeit) so wohl gefällt, daſs der alte Herr (der vermuthlich vor Alter wieder zum Kinde geworden war) dem jungen Laffen sogleich eine Liebeserklärung thut, und nach Verlauf von zwey Monaten schon die Heirath zwischen ihm und Miſs Henrietten festgesetzt wird; welche dann auch ein Jahr darauf vollzogen worden wäre, wenn nicht, erzählter Maſsen, die fatalen Blattern „das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe in den scheuslichsten und widerlichsten Klotz und in das garstigste und unerträglichste Schauspiel verwandelt hätten.“ — Im Vorbeygehen gesagt, romanhaft denkt und fühlt Hänschen Bunkel nun wahrlich nicht, was auch die Herren Reviewers sagen mögen. Man erinnere sich nur, wie St. Preux in Rousseaus neuer Heloise, am Bette seiner an eben so scheuslichen Blattern tödtlich darnieder liegenden Geliebten, sich beträgt, und vergleiche dessen

Sprache und Betragen mit Bunkels! Einem wahren Liebenden, ich will nicht sagen, einem Wesen, das sich nach geistigen Grundsätzen gebildet hat, würde freylich unmöglich gewesen seyn, über die Leiche seiner zum Engel entfalteten Geliebten ein solches Nachtbecken voll scheuslichster Beywörter herab zu schütten. — Aber einem Kerl von Bunkels Temperament ists allerdings nicht so sehr zu verdenken, wenn er griesgrämig darüber wird, daſs ihm ein so appetitlicher Bissen, als Miſs Noel vor den Blattern war, so nahe am Hochzeittag, von dem garstigen Knochenmann vorm Maule weggeschnappt werden soll!

Wie gesagt, das halbe Dutzend so *ex abrupto* geraubte Küsse ausgenommen, führt sich Bunkel in seiner ersten Liebe ganz leidlich ehrbar auf. Bey Miſs Charlotte Melmoth, seiner zweyten Geliebten, treibt er die Bescheidenheit und Enthaltung sogar bis zum Heroism. Ungeachtet sich ihre Bekanntschaft damit anfängt, daſs er sie so nackend, wie sie Gott erschaffen hat, aus ihrer Kajüte trägt; ungeachtet diese Miſs auſserordentlich schön war, und Bunkel drey ganzer Wochen im Wirthshause Talbot mit ihr verblieb, und sie selten von einander waren (ausgenommen wenn wir schliefen, setzt der vorsichtige Mensch hinzu) so erhielt sich ihre gegenseitige Liebe doch in den Schranken der reinsten und edelsten Freundschaft; denn in wenigen Tagen waren sie einander „durch eine wunderbare Zauberkraft in ihren Begriffen, Neigungen, Gemüthsart und Gesinnungen so ähnlich geworden, daſs sie zwey geistige Sosiasse oder Kopeyen eines von des andern Seele waren.“ 8) Auf den Leib, sagt er, ward gar nicht gesehen. Ihre feine empfindungsvolle Seele machte meine einzige Freude aus. — Bravo, Master Bunkel! das ist doch eine Aufführung, wie sichs für einen feinen empfindungsvollen Liebhaber und für einen Menschen aus der andern Welt geziemt! — Aber freylich merkt der Mensch, so dumm er sonst ist, gleichwohl hier selbst, daſs auch bey den leichtgläubigsten seiner Leser einiger Zweifel über die **Möglichkeit** einer so Platonischen Liebe bey einem Temperament, wie das seinige, bey einem dreywochigen steten Beysammenseyn in einem Wirthshause, und zu einer so auſserordentlich schönen Person, die man nackend aus ihrer Kajüte getragen hat, entstehen könnte; und er scheint sich dieses Fänomen selbst nicht wohl anders, als durch die **Macht**, welche das **Bild** der schönen **Miſs Noel** noch über seine Sinne hatte, erklären zu können. Er meint, wenns länger als drey Wochen gedauert hätte, so könnte er nicht sagen, was aus dieser Platonischen Liebe hätte werden mögen. Und in der That, wenn man betrachtet, was für ein ungeduldiger popanzischer Mädchenfresser Herr Johann

---

8) Th. I. S. 101.

wurde, sobald er einmahl von diesem bezauberten Fleische gekostet hatte, so läſst sich für nichts stehen. Indessen müssen wir doch ihm und der schönen Melmoth die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daſs sie auf ihrer Seite alles mögliche gethan, um dem bösen Widersacher das Koncept zu verrücken. Sie blieben zwar jeden Abend bis um Mitternacht allein beysammen: aber — „anstatt von der Venus und irgend einem aus ihrem Gefolge zu reden, unterhielten sie sich mit den moralischen Werken des Cicero, mit seinen *Academicis* und *de Finibus*, u. s. w. mit der Frage: ob Ödipus oder Elektra die beste Tragödie des Sofokles sey, und in welchen Scenen Plautus oder Terenz den Vorzug hätten?“ Kurz, sie schwatzten von einer Menge Dinge, — „von der Bibel an bis zu den Wolken des Aristofanes und von Griechischen und Römischen Lust- und Trauerspielen bis zur Minerva des Sankzius und Hyckes nordischem Thesaurus,“ 9) — und da konnt' ihnen der Asmodeus freylich nichts anhaben. Es war gerade, als ob sie den groſsen Rosenkranz zusammen gebetet hätten. Die Lehre, welche sich unsre liebe Jugend hieraus ziehen kann, ist die einzige Moral im ganzen Buche, die man nicht längst auf allen Dächern predigen gehört hat: nehmlich, "Bübchen und Mädchen mögen ohne Schaden und Gefährde bis Nachts

---

9) S. 102. 105.

zwölf Uhr *Tête à Tête* in Wirthshäusern beysammen sitzen, in so fern sie nur die Vorsicht gebrauchen, immer den Tisch zwischen sich zu haben, und von nichts anderm zu reden, als von *Cicero de Finibus*, Hyckes *Thesaurus* und *Sanctii Minerva*." Gewiſs ein unfehlbares Arkanum; auf dessen Erfolg jedermann, auch ohne es probiert zu haben, sicher schwören könnte.

Herr Bunkel war ungefähr im 23sten Jahre, als er diese Probe von Platonischem Heldenthum und Stoischer Kälte ablegte; und wir finden, unmittelbar nach seinem Abschied von Miſs Melmoth, während seines Aufenthalts bey der frommen Frau Martha Price, und sofort bis zu seiner Vermählung mit vorbesagter Miſs Melmoth, eben nichts, was als ein Flecken an seiner Jungfräulichkeit angesehen werden könnte; es wäre denn der starke Eindruck, den seinem Geständnisse nach, die Dame Azora (Stifterin und Groſsmeisterin der herrlichen Frauenzimmer-Republik, die uns im ersten Theil der Länge nach beschrieben wird) in ihrem theaterhaften Schäferanzug, und „mit ihren wohl gestalteten Füſschen, die sich bey ihrer kurzen Kleidung in schwarzseidenen Schuhen und den feinsten weiſsen Strümpfen sehen lieſsen," auf ihn machte; welches ihm jedoch, als eine Anwandlung von menschlicher Schwachheit, die übrigens ohne Folgen blieb, billig zu verzeihen ist — zumahl da das Ärgerniſs, wofern hier eines Statt hatte, offenbar ein gegebnes war — denn wer hieſs eine junge Dame, die sich an die Spitze eines religiösen Frauenzimmerordens gestellt hat, einen so kurzen Rock tragen?

Was aber den zweyjährigen Ehestand betrifft, worin er ungefähr bis in sein 25stes Jahr in Ortons Einsiedeley (die nicht durch seinen, sondern des ehrlichen Nachbar Flemings Fleiſs, zu einem kleinen Paradiese gemacht worden war) mit der schönen Filologin, Charlotte Melmoth, lebt: so möchten wir wohl sehen, was denn Herr Bunkel, als einer, der in Selbstverläugnung und Ertödtung zu leben versprochen hat, in diesem seinem häuslichen Stande thut, um sich seiner erhabnen Grundsätze würdig darzustellen. Man sieht nicht einmahl, was er thut, um nur werth zu seyn, daſs er die Früchte der Erde verzehren helfe. Er spricht zwar von seiner Ehe, als einem Aufenthalt in den Vorhöfen des Himmels, und scheint sich viel damit zu wissen, „daſs er gegen seine Frau (die, seinem Sagen nach, ein Engel von Vollkommenheit war) alles, was ihm die Vorsichtigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit vorschrieb, beobachtet, und sich also in seiner Ehe so aufgeführt, wie die geoffenbarte Religion, und die damit übereinstimmende Natur, es erfordert.“ — Aber auſserdem, daſs er ein Ungeheuer hätte seyn

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SECHSTER BAND

DER GOLDNE SPIEGEL

ERSTER THEIL

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

müssen, um mit einem solchen Engel übel zu leben, so sind das alles nur kahle allgemeine Formeln, womit uns ein Biograf im Grunde — Nichts sagt: und es scheint doch wohl keine übertriebne Forderung, wenn wir von einem Menschen, der sich zu einem göttlichen Leben anheischig gemacht, etwas mehrers erwarten, als ein Daseyn, in wollüstiger Ruhe und an einer steten Kette sinnlicher Ergetzungen hingeschlendert. „Ganze Tage brachten wir zu, sagt er, daſs wir fischten, und in einer kühlen Grotte am Rande des Wassers, oder unter einem alten Baum am Ufer irgend eines lieblichen Flusses speiseten.[10] — Zu andern Zeiten hatten wir unsre Lust, so viele Karpfen und Schleihen, als wir wollten, in einem groſsen stehenden Wasser zu fischen u. s. w. In den schönen Sommertagen belustigten wir uns auch mit der Schieſsjagd vor dem Hund. Charlotte liebte diesen Zeitvertreib überalles, und ging manche Stunden mit mir, um zuzusehen, wie ich dieses

---

10) Bunkel glaubte vermuthlich durch dergleichen eingemischte Bilderchen seine platte Lebensbeschreibung interessanter zu machen. Aber was geht das uns an, wenn er sichs unter einem alten Baum oder in einer kühlen Grotte wohl schmecken lieſs? Gut für Ihn, und prosit die Mahlzeit! Uns braucht er nicht zu Zuschauern dabey zu machen. Solche Züge werden nur interessant, wenn uns die Personen, wovon die Rede ist, sehr lieb geworden sind. Aber wer konnte Herrn Johann Bunkel und seine aus der Luft gegriffenen Weiber lieb gewinnen?

Vogelwerk niederschoſs, bis wir des Abends spät über die felsichten Berge zu unserm reinlichen, geruhigen kleinen Hause zurückkehrten, und bey unsern Vögeln eine so köstliche Abendmahlzeit genossen, als die Groſsen sie halten u. s. w. Nach dem Abendessen schwatzten wir entweder bey einer kleinen Punschschale auf eine angenehme Weise bis zur Schlafzeit, oder ich spielte auf meiner Flöte, wobey Charlotte ihre göttliche Stimme hören lieſs. So glücklich lebten wir! Selbst der Winter — fiel uns nicht zu strenge. Wir hatten einen vortrefflichen Vorrath von allerhand Art reichlich aufgehoben, u. s. w. Unsre Bedienten und Mägde verschafften uns ein bequemes Leben, ersetzten unsre Bedürfnisse, und machten unsre Glückseligkeit vollkommen. — Kurz, jede Jahrszeit, jede Stunde ergetzte uns, und machte uns Freude." — Auch der gute Thomas Fleming, ihr Freund und Nachbar, trug dazu das Seinige ehrlich bey. „Es war unmöglich, sagt Bunkel, in seiner Gesellschaft miſsvergnügt zu seyn. Seine Gemüthsart und sein Singen bey einer Punschschale waren schon zureichend den Milzsüchtigsten aufzumuntern, und den Verdrieſslichsten zum Lächeln zu bringen." — All gut, Herr Bunkel! Aber das sagt uns immer nur, wie ihr euch gute faule Tage gemacht, und was ihr genossen, nicht wie ihr die Pflichten des Lebens erfüllt, nicht was ihr gethan. Essen und Trinken, und müſsig gehen, und sich erlustigen, und andre für sich arbeiten lassen, ist, wenn ihr wollt, eine gute Art von Sardanapalischem, Sybaritischem, Schlaraffenländischem Wohlleben; aber exemplarisch und einer Biografie würdig ist es wahrlich nicht! Das heiſst weder leben, wie ein Christ, noch braucht man ein Christ zu seyn, um so zu leben; der gemeinste Heide im ganzen Heidenthum kann das eben so gut, und ohne daſs er sich darum einbildet, um ein Haar besser als ein andrer zu seyn.

Indessen stirbt Madam Bunkel, nach zwey so glücklich mit ihrem theuern Ehewirth verlebten Jahren, ganz unvermuthet an einem Fieber. Unglücklicher Weise werden auch Freund Thomas Fleming, und ein Bedienter nebst zwey Mägden von der nehmlichen Krankheit weggerafft. Die Art, wie sich Bunkel bey dieser Prüfung beträgt, ist — seiner würdig: denn er beträgt sich dabey weder als ein Mensch, noch als ein Weiser, noch als ein Christ, sondern als — Johann Bunkel. Wie untröstbar muſste ihr Gatte seyn! ruft er aus, und dieser untröstbare Gatte setzt sich unter die Leichen hin, und stellt eine Gemeinplatz-Betrachtung über den Tod an; das schändlichste Gewäsche, das jemahls ein Jesuiterschüler in der rhetorischen Klasse als ein Schulexercizium zu Markte gebracht hat, aus den abgetragensten Lumpen von Sentenzen und eiskalten Antithesen zusammen geflickt — als (um nur ein kleines Pröbchen zu geben) — „der

Tod ist es, der den Eroberer sich seines Nahmens schämen läſst etc. der Tod ist es, der den Stolzen und Übermüthigen sagt, daſs sie Niederträchtige sind etc. der Tod ist es, der den Reichen zur Rechenschaft fordert, und ihm beweiset, daſs er ein Bettler, ein nackter Bettler, ist etc. der Tod ist es, der vor die Augen der Schönen ein Glas hält, und sie darin eine Scheuslichkeit erblicken läſst, etc. — Welchen keiner belehren konnte, den hast du, o Tod überzeugt; was keiner sich unterstehen durfte, das hast du gethan, u. s. w. Doch, mächtiger Tod, du vermagst noch mehr! Du führest zur Auferstehung vom Tode, zum Tage des Gerichts etc. Du, o Tod, sey daher Morgens und Abends der Gegenstand unsrer Betrachtung. Lehre uns, daſs alle menschliche Dinge übel sind u. s. w. Lehre uns, daſs wir nicht zu Menschen, zu denkenden, vernünftigen Wesen, in der Absicht gemacht worden, daſs wir alle unsre Gedanken und Zeit und Sinnlichkeit und Vergnügungen, Essen und Trinken und Ergetzlichkeiten (wie ich Johann Bunkel, hätt' er hinzusetzen sollen) verschwenden sollen; sondern daſs wir uns auf die Stunde des Todes vorbereiten, damit wir, wenn Gott uns abruft u. s. w." — Wir haben von jeher groſse Dunse in unserm lieben Deutschland gehabt, und sind dato noch im Überfluſs damit versehen; aber von dem Grad der Dunsheit und Eseley, der dazu gehört, um solche muffige Brocken von der ersten besten Leichenpredigt herab zu schneiden, und sie einem mit unverwandten Blicken vor dem Leichnam der geliebtesten Gattin sitzenden zärtlichen Ehemann, als Betrachtungen, in den Mund zu stecken — davon haben wir doch unter allen unsern Dunsen kein Beyspiel. — O Bunkel! Bunkel! du lehrreichster, du originalster, du launigster, du angenehmst-seltsamster aller Schriftsteller!

Für einen Menschen, dem es um Ertödtung seines alten Adams und Vorbereitung auf die Todesstunde zu thun gewesen wäre, war nun keine Entschliefsung natürlicher, als in Ortons Einsiedeley zu bleiben; oder allenfalls sich noch tiefer ins Gebirge hinein zu arbeiten, um den Rest seines Lebens als ein echter Eremit in Enthaltung, Gebet und Abgeschiedenheit zuzubringen. Oder hätte Bunkel sich etwa erinnert, dafs ein Christ nicht zur Abgeschiedenheit, sondern zur edelsten Thätigkeit in den Verhältnissen des geselligen Lebens berufen ist; so hätte er diesen Tod seiner Gattin als einen Ruf angesehen, aus seiner Einsiedeley hervor zu gehen, und sich irgend einer ehrlichen und nützlichen Lebensart zu widmen. Aber so was läfst sich Bunkel gar nicht einfallen. Er verläfst zwar seinen bisherigen Aufenthalt, aber blofs, „weil es ihm in dem Gemüthszustande, worin er war, unmöglich fiel, in seiner Wildnifs fort zu leben.“ Denn seine Filosofie und Religion verläfst ihn allemahl just, wo er sie nöthig hat. Er geht fort, aber doch mit der Hoffnung, daſs ihn das Schicksal wohl einst wieder dahin zurück führen könnte. Denn, sagt er, „es lieſs sich ja gedenken, daſs herzliche Freundschaft, Fröhlichkeit und geselliges Leben noch einmahl hier wieder Platz finden könnten. Die Erfahrung lehrt, welche wunderbare Dinge durch den Zufall können bewirkt werden.“ — Des feinen Christen, der in den Trübsalen des Lebens keinen Trost findet, als den er vom Schicksal und vom Zufall erwartet!

Wie dem auch sey, Meister Bunkel wird von diesem Gedanken auf einmahl wieder lustig, und „macht sich auf, nicht, sagt er, wie Don Quischott in Hoffnung ein Königreich zu erobern, oder eine schöne Prinzessin zu heirathen; sondern um zu sehen, ob ich nicht ein andres gutes Landmädchen zur Frau für mich ausfindig machen, und ein wenig mehr Geld erlangen könnte. Denn, setzt er mit einer unbegreiflich stupiden Naivität hinzu, diese beiden Dinge zusammen genommen waren allein vermögend mich wirklich glücklich zu machen.“ Sein Diener, O-Finn, muſs also an einem schönen Morgen sein Felleisen mit kalter Küche und einigen Flaschen versehen, und Bunkel zieht aus — und langt auch noch selbigen Tages in einem sehr anmuthigen Lustwalde bey dem Skelet von weiland Karl Henley an, welches eine Rolle Pergament in der Hand hat. Und was sollte auf diesem Pergament anders geschrieben stehen, als wieder ein Stück Leichenpredigt? — Aber freylich ein schönes Stück, und über einen Text, über den sich schon was — extemporisieren läſst. Denn es handelt von den letzten Dingen, und endigt sich, wie leicht zu erachten, mit einem: Nimm dieſs daher zu Herzen, weil es noch Zeit ist, Sterblicher! u. s. w.

Voller Verwunderung — vermuthlich über seine eignen guten Einfälle — verläſst Bunkel diesen Ort, und in der billigen Vermuthung, daſs ein Skelet nicht der einzige Bewohner eines so schönen Landgutes seyn werde, rückt er weiter vor, bis er bey dem alten silberhaarigen Herrn Basil von Basilholz anlangt, der nebst seiner Enkelin auf der oben belobten schönen und vortrefflich eingerichteten Rasenbank an einem Springbrunnen sitzt. Der Mann war beynahe hundert Jahre alt, das Mädchen aber zu gutem Glück erst zwanzig, hatte groſse, schwarze, funkelnde, sehr schöne Augen, eine stattliche Leibeslänge, war im Gesicht vollkommen schön gebildet, u. s. w. Man denke, ob Bunkeln der Mund wässerte. — „Ihre Schönheit, sagt er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, entzündete mein Herz sogleich, und flöſste meiner Seele eine Zärtlichkeit ein, die ich noch nie vorher so stark empfunden hatte.“ — Bunkel macht sein Kompliment, wird so gut aufgenommen als er sichs nur wünschen kann, und in ein herrliches Zimmer geführt, wo der Tisch bald mit kalten Speisen besetzt wird. Sie lassen sich nieder, Bunkel muſs seine Geschichte erzählen, und der alte kindische Herr findet groſses Belieben daran, daſs sein Gast alle seine angeblichen Trübsale sich dadurch zugezogen, daſs er sich gegen eine falsche Religion erklärt. Morgen früh um acht Uhr beym Frühstück sollen Sie erfahren, sagt er, was ich für Sie thun will, „wir wollen jetzt das übrige aus unsrer Flasche zu uns nehmen — und dann zu Bette."

Morgens früh beym Frühstück erklärt der alte Groſspapa, daſs er entschlossen sey, Bunkels antitrinitarische Standhaftigkeit durch seine Enkelin Stazia mit den groſsen, schwarzen, funkelnden, sehr schönen Augen, und einem groſsen, funkelnden, sehr schönen Vermögen zu belohnen. — Nur setzt er die unwillkommne Klausel hinzu: daſs er noch warten müſste, bis das Mädchen das zwey und zwanzigste Jahr zurückgelegt. Bunkel, dessen groſse Bescheidenheit wir schon kennen, antwortet, wie mans in allen schalen Romanen zu lesen gewohnt ist: es sey ihm zwar viel Ehre; aber er besitze nicht Eitelkeit genug zu glauben, daſs er die Zuneigung der jungen Dame gewinnen könnte; und daſs sie dazu gezwungen werden sollte, — den Gedanken könnte er nicht ertragen; indessen, weil er doch so groſsmüthig dazu eingeladen werde, wolle er sich einige Monate zu Basilholz aufhalten, und „der Miſs Henley die Versicherung geben, daſs er ihr gehorsamer Diener sey u.s.w.. *Dictum factum!* Er bleibt den Winter und den folgenden Frühling da, und wird in dieser Zeit von Jungfer Stazia sehr bezaubert. Soll auch niemand kommen und sagen, er habe seine Zeit wie ein Muſsiggänger zugebracht! Denn „Vormittags saſs er gemeiniglich in der Bibliothek, und machte Auszüge aus seltnen Handschriften und raren Büchern; und Nachmittags spielt' er mit Miſs Henley Karten.“ — Zu Anfang des März starb der alte Groſspapa; und sobald er begraben war, meinte Bunkel, nun sey weiter nichts zu thun, als zu heirathen. Ich wollte, sagt er, schon nach dem Franziskaner Fleming schicken — (denn dieser Mönch ist der Mann, von dem unser Antitrinitarier alle seine sieben Ehen — *pro forma* — sanktifizieren läſst.) Aber Fräulein Stazia, „wie sie sah, daſs sie nun ihre eigene Gebieterin war, und ein groſses Vermögen, baar Geld und ein Gut hatte, so — hatte dieſs alles (wer hätte sichs träumen lassen sollen?) einen Einfluſs auf ihre Denkungsart, und machte eine Verändrung.“ Kurz, die junge Dame gab unserm heiſshungrigen Wittwer eine Art von Hofbescheid, woraus er deutlich abnehmen konnte, daſs sie keine Lust hätte, sich und ihr Vermögen dem ersten Abenteurer, der ihr aufstieſse, und wenn er zehnmahl so viel für den Christlichen Deismus gelitten hätte, an den Hals zu werfen. Allein sie hatte es mit einem Menschen zu thun, der sich nicht so leicht abweisen lieſs. Bunkel hielt mit

Zähnen und Klauen fest; und da sonst nichts verfangen wollte, richtete er seine Batterie gegen die Neigung, die sie (freylich nicht in ganzem Ernste) zu dem ehelosen Leben geäuſsert hatte. Er demonstrierte ihr, — einem schönen, gesunden, vollblühenden, reichen Mädchen von zwanzig Jahren — der Gimpel! — aus Vernunft und Schrift — daſs die Ehe eine gar gute Einsetzung sey, und behauptete, „sie könne ihre Abneigung gegen dieselbe vor dem weisen und gütigen Vater der Welt nicht verantworten, da sie eine Christin sey, und als eine solche die Taufe für ein Denkmahl des Gnadenbundes erkennen müsse.“— Es ist Schade, daſs wir, weil diese Auszüge sonst leicht selbst zu einem Buche von vier Bänden anschwellen möchten, unsern Lesern nicht die ganze Dedukzion voranalisieren können, um ihnen recht begreiflich zu machen, wie daraus, daſs die Taufe ein Denkmahl des Gnadenbundes ist, nothwendig folgt, daſs Jungfer Stazia sich von Herrn Johann Bunkel heirathen lassen muſste. Diese Dedukzion nimmt nicht weniger als fünf Seiten ein, und ist die angenehmst seltsamste Art sich um ein Frauenzimmer zu bewerben, die jemahls einem Original zu Sinn gekommen, oder Deutsch heraus zu sagen, das vollkommenste Ideal von Impertinenz und Aberwitz, das jemahls aus einem menschlichen Hirnkasten heraus geschüttelt worden. Nur etwas weniges davon zur Probe! — „Betrachten Sie, vortreffliche Stazia, sagt der theure Mann, der von Locke so

gut räsonieren gelernt hat, wenn der Allerhöchste mit Abraham den Bund in diesen Worten aufrichtete: Ich will dein Gott seyn und deines Samens nach dir, u. s. w. Bedenken Sie, sage ich, daſs diese unschätzbaren Segnungen u. s. w. nicht allein mit der gröſsten Dankbarkeit angenommen, sondern auch bis ans Ende der Welt durch ein verordnetes Zeichen dem Nachdenken künftiger Geschlechter eingeschärfet werden. Die Beschneidung war das erste bestimmte Denkmahl, u. s. w. und als das Neue Testament an die Stelle des Gesetzes kam, so muſste der Bund, an welchem die Kinder Theil hatten, durch das Zeichen, welches die Taufe genannt wird, bestätigt werden, indem diese Handlung bestimmt ist, der künftigen Nachkommenschaft einen Antheil an der Liebe Gottes u. s. w. (kurz) an jedem Segen des Bundes zu verschaffen. Aber was wird aus diesem groſsen Vorrechte, wenn Christliche Frauenzimmer u. s. w. sich zu einem einzelnen Leben entschlieſsen, und dadurch künftige Geschlechtsfolgen abhalten an der Ehre und den Vorzügen der Kirche Iesu Christi Theil zu nehmen? u. s. w. Seyn Sie daher vorsichtig, vortreffliche Stazia. — Es ist ein groſses Verbrechen, die regelmäſsige 11) Fortpflanzung von Menschen zu ver-

---

11) Herr Bunkel gewinnt nichts durch dieses eingeschobene regelmäſsige; denn sein Beweis gilt eben so viel von der unregelmäſsigen. Der Franciskaner Fleming thut hier gar nichts zur Sache.

hindern. Lassen Sie daher alle Gedanken von einem jungfräulichen Leben fahren — verehlichen Sie Sich, ruhmwürdige Stazia, verehlichen Sie Sich, und lassen Sie den Segen Abrahams über die Heiden kommen! Setzen Sie Sich nicht dem evangelischen Bund entgegen, sondern gedenken an die tröstliche Verheiſsung: Ich will meinen Geist auf deinen Samen gieſsen u. s. w. Dieſs fordert Ihre heilige Religion von Ihnen; und wenn wir uns nun — zum Buche der Natur wenden, finden wir hier nicht deutlich vor unsern Augen aufgezeichnet, daſs es in dem Herzen der Menschen Bosheit seyn müsse, welche bey der Zerstörung und dem Untergang des künftigen Menschengeschlechts unbekümmert bleiben, und welchen nur so viel guter Wille mangelt, ein Geschöpf auf eine rechtmäſsige und geheiligte Art in die Welt zu setzen? — Preiswürdige Stazia, was sagen Sie dazu? Weil Sie eine aufrichtige Christin sind, werden Sie Sich zum Ehestande entschlieſsen? Und darf ich auf die hohe Ehre hoffen, an dem gegenseitigen Vergnügen, welches die Erfüllung einer so wichtigen Pflicht gewähret, Theil zu nehmen?“

Wie ist euch zu Muth, liebe Leser? Und was für eine Wirkung denkt ihr, daſs eine solche Standrede, mit gehörigem Ernst von einem Manne wie Johann Bunkel vorgetragen, auf die preiswürdige Stazia habe machen müssen? Die Wirkung einer tüchtigen Dose von Ypekakuanha oder Tartarus emetikus, vermuthet ihr? Unfehlbar, wenn Miſs Stazia etwas beſsres als ein Geschöpf des Herrn Bunkel selbst gewesen wäre; ein Werk seiner Hände, das er so albern machen konnte, als ers zu seinem Zweck vonnöthen hatte. — Aber so lief es freylich günstiger für den lieben Mann ab, als es sonst menschlicher Weise zu vermuthen war. Unter dieser meiner frommen Vorstellung, sagt er, verbreitete sich ein Lächeln auf dem Gesichte der Stazia, die Verwunderung leuchtete aus allen ihren Geberden hervor, und als ich meine Rede geendigt hatte, sagte diese Schöne zu mir: „Ich danke Ihnen, Sir, für den Unterricht, den Sir mir gegeben haben. Ich bin eine Christin, In meinem Herzen ist keine Bosheit — Lassen Sie den Vater Fleming kommen, und ich will Ihnen meine Hand geben.“ — Bezauberndes Wort! ruft der Mann in seinem Drang den Himmel zu bevölkern aus, und eilends wird O-Finn nach dem Mönch gesandt, und der Knoten zugestrickt.

Bunkel lebt nun abermahls zwey Jahre zu Ortons-Lodge „in einem Stande der Freude, daſs man sich denselben auf tausend Jahre hätte wünschen mögen,“ — ohne daſs er uns zu eröffnen würdigt, ob und wie viel diese Ehe „von dem Segen Abrahams über die Heiden gebracht habe.„ — Ein hübsches Geschichtchen, in jeder Betrachtung!

Indessen da Herr Bunkel beschlossen hat, binnen den nächsten fünf oder sechs Jahren noch mit fünf schönen Mädchen zu Bette zu gehen, so muſs sich Frau Stazia nach Verfluſs der zwey Jahre, so gut wie ihre Vorgängerin, über Hals über Kopf an den Blattern aus der Welt trollen. Bunkel macht dieſsmahl nicht so viel Ceremonien als bey seiner ersten Frau. Doch versichert er uns, „er habe in drey Tagen die Augen nicht aufgeschlagen.“ — Drey ganzer Tage um eine liebe Frau zu trauern, ist freylich eine sehr denkwürdige That! Es war aber auch alles, was Fleisch und Blut, bey einem Manne wie der unsrige, fähig war. Am vierten Morgen lieſs er sich sein Pferd satteln, und zog — wieder auf die Freyte. Der Zufall bringt ihn zu einer Gesellschaft von zehn Ehepaaren, die in groſser Abgeschiedenheit von der Welt, nach einem Entwurf des ehemahls berüchtigten Labadistischen Predigers Yvon, der Christlichen Vollkommenheit nachjagten. Daſs es bey dieser Gelegenheit wieder Deklamazionen über den Verfall des Christenthums bey den herrschenden Kirchen auf Seiten Meister Bunkels absetzt, kann man sich leicht vorstellen. Übrigens, sagt er am Schluſs einer kleinen Beschreibung von diesem wirklich liebenswürdigen Institut: „ein Kloster von dieser Art hat meinen Beyfall; es ist ein göttliches Leben.“ Aber Theil an diesem göttlichen Leben zu nehmen, dazu spürte er keinen Beruf. Denn man muſste da arbeiten, sehr eingezogen leben, Kinder nicht nur zeugen, sondern auch erziehen, kurz, Pflichten erfüllen, die nicht immer so angenehm sind als diejenige, zu deren Erfüllung er die hochpreisliche Stazia aufgefordert hatte, — und ein solches Leben war nun einmahl seine Sache nicht.

Er reitet also fürder, und geräth, wie gewöhnlich, in eine einsame Zaubergegend, wo sich ein reiches schönes Mädchen von achtzehn Jahren, Nahmens Antonia Kranmer, eine vater- und mutterlose Waise, zuweilen aufhielt;[12] ein Mädchen, das alle Eigenschaften hatte, um die Beute des ersten besten Taugenichts, der sich ihr in einer gefälligen Maske darstellen mochte, zu werden. Auf die erste Nachricht, die ihm eine Art von Einsiedler giebt, wird der Gedanke in ihm rege: Das wär' ein Mädel für dich! und sogleich denkt er drauf, wie er ihrer habhaft werden könnte. Die arme Stazia war zwar kaum einige Tage begraben; aber was kümmerte das Bunkeln? Eine begrabne Frau hinterlieſs bey ihm keine andere Erinnerung, als die ihn ungeduldig machte, ihre Stelle wieder mit einer lebenden zu besetzen. In diesem Stücke war sein *Horror vacui* ganz ausserordentlich. Er präsentierte sich also vor der jungen Antonia, die „so vortrefflich gebildet war, als — ein Frauenzimmer seyn kann," und — was muſste in mir vorgehen, ruft er aus, als ich ein solches himmlisches Mädchen zu Gesichte bekam! — Nun, Herr Bunkel, das können wir uns ungefähr einbilden, ohne daſs ihr euch deutlicher erklärt. Gut für euch, daſs das Mädchen, „dessen Begriff von einer Mannsperson nicht weit reichte," so gierig war nach euch zu schnappen! Denn da er sich nach dem Frühstück empfehlen wollte, bat sie ihn beym Mittagessen zu bleiben; und nach dem Mittagessen lieſs sie ihn nicht gehen, bis er auch zu Nacht bey ihr gegessen hatte — und so frühstückten, dinierten und soupierten sie etliche Wochen lang zusammen, bis der gute Mönch Fleming herbey gerufen wurde, die neue Winkel-Ehe so gut er konnte zu vidimieren. Nun gings wieder ans Genieſsen! — Unsre gegenseitige Liebe ging bis zur Ausschweifung, sagte der gottselige Bunkel, und das, was menschliche Glückseligkeit heiſst, genossen wir in vollem Maſse. Sie war gut wie ein Engel, und wir lebten zwey Jahre in einem unaussprechlichen Vergnügen beysammen.

---

[12] Die Erzählung von dieser und andern seiner Wanderungen würde wegen der Beschreibungen sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen, die er darin aus seinen Kollektaneen zusammen häuft, noch immer eine Art von Interesse geben, wenn die Schreibart des Menschen nur nicht so unausstehlich platt, ungelenkig und hölzern wäre.

Das beste war indessen, daſs es auch nicht länger als zwey Jahre dauerte; denn im ersten Monat des dritten Jahres starb der liebe Engel ebenfalls an den Blattern, und hinterlieſs den armen Mann „untröstlich,"— so untröstlich, daſs, nachdem er seine Augen vier Tage lang (einen ganzen Tag mehr als um Frau Stazia) in Thränen gebadet, er sich aufmacht; und nach dem Gesundbrunnen zu Harrogate reiset, um sich — die vierte Frau zu hohlen. Das schnödeste dabey ist, daſs ihm immer die Religion zum Feigenblatt für die Blöſse seines bockischen alten Adams dienen muſs. Denn, wenn wir seinem Geschwätze mehr als seinen Handlungen glauben wollten, so verlieſs er Ortons-Lodge bloſs, um, wie es ihm die Religion auflegte, sein Leben zu erhalten.

Und hier ists, wo den seltsamen Menschen endlich einmahl eine Art von Scham anwandelt, da er im Begriff ist, schon auf die vierte Frau auszugehen, ohne daſs er bey seinen verschiedenen Ehen das mindeste von Kindern erwähnt habe. Die Antwort, die er seinen Lesern hierüber giebt, würde aus dem Mund eines jeden Mannes auffallen; aber im Mund eines angeblichen Weisen und Christen klingt sie gar zu schändlich. „Damit ich also hierauf ein für allemahl eine allgemeine Antwort gebe, (sagt der rohe Topinambu in einem spöttelnden Ton, als ob die Frage die armseligste Kleinigkeit beträfe) so halte ich es schon für zureichend anzuführen, daſs ich eine zahlreiche Geschlechtsfolge angeben könnte, weil ich wirklich viel Kinder habe. Aber da sie in keinem wichtigen Geschäfte verflochten sind, und auch, so viel ich gehört habe, niemahls etwas merkwürdigers verrichtet haben, als aufstehen und frühstücken, lesen und herum laufen, essen und trinken: so würde es nach meiner Einsicht nicht schicklich seyn, sich bey der Erzählung ihrer Geschichte aufzuhalten." — So? Und was merkwürdigers verrichtet den Johann Bunkel selbst, und wo sind die wichtigen Geschäfte, in denen er verflochten ist? Elender Mensch, der von den Knospen der Menschheit, die in jeder Stufe ihrer Entfaltung so interessant, in ihrer angebornen Reinheit und Unschuld so lieblich und herzrührend, in der Fülle unbewufster Kräfte, die in ihrem ganzen Wesen zwar noch schlummern, aber bey jeder Berührung aufzittern, und mit der Schwäche und Ungeübtheit ihrer kleinen Organe ringen, so merkwürdig, so unendliche Mahl merkwürdiger einer aufmerksamen Beobachtung sind, als alle Ungeziefer seiner Filosofen zu Ulubrä — Elender Mensch! (wiederhohl' ich zum zweyten und dritten Mahl) der Vater ist, und von Kindern, von Seinen Kindern, in diesem kalten, untheilnehmenden, verächtlichen Ton ein für allemahl sprechen kann! Deine Einsicht reicht freylich nicht weit, wenn du die Morgendämmerung des Menschenlebens, die Jahre der ersten Entwicklungen, der ersten Eindrücke, des reinsten Spiels der noch unverstimmten Natur und ihrer ersten so viel bedeutenden Winke für unbedeutender hältst, als die schalen Mährchen, die du uns von deinen eignen männlichen Jahren zu erzählen hast! — Doch warum uns ereifern? Warum sollte Bunkel sich nicht überall selbst gleich seyn? Und was für ein jämmerliches Gelese wäre auch die Geschichte seiner Kinder, von ihm erzählt? Lieber wollt' ich sie mir von ihrer Wärterin erzählen lassen. — Aber wer hätte denn auch die Geschichte seiner Kinder von ihm verlangt? Kann ein Vater, der die Geschichte seiner sieben Ehen schreibt, von seinen Kindern nicht mit menschlichem Gefühl reden, oder nichts interessantes von ihnen sagen, ohne gleich ihre ganze Geschichte zu schreiben?

Aber freylich hat auch der arme Wittwer jetzt gerade keine Zeit an seine Progenitur zu denken. Er muſs über Hals über Kopf nach Harrogäte, um sich seine vierte Frau zu hohlen. Und wo denken wir wohl, daſs er seine erste Bekanntschaft mit ihr macht? Wo anders als auf dem — Tanzboden? — Die Dame nannte sich Miſs Spence, uud war eine Art von Komposizion, wie man diesseits des groſsen Hundssterns noch keine gesehen hat; denn sie hatte den Kopf des Aristoteles, das Herz eines ersten Christen, und die Gestalt der Mediceischen Venus: Herr Bunkel ist sehr bescheiden, daſs er sie nicht auch noch, als eine zweyte Pandora, mit dem *Non plus ultra* aller übrigen Vollkommenheiten der Natur und Kunst ausgestattet hat. Denn warum sollte die vierte Frau eines Mannes wie Er nicht auch noch die Leier Homers, den Meiſsel des Fidias und den Pinsel des Apelles in ihrer Gewalt haben? — Bey solcher Bewandtniſs kann ihm denn freylich niemand übel nehmen, „daſs er nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft zubrachte, ohne sich äuſserst in sie zu verlieben — und ihr seinen Antrag zu thun." Miſs Spence war „nicht grausam," aber sie wollte doch auch nicht gleich in den Hamen beiſsen; und die Plattbeiten, die er sie darüber sagen läſst, können nur durch diejenigen übertroffen werden, die er ihr in seiner eignen steif lächerlichen und dumm ernsthaften Manier dafür zurück giebt. Indessen läſst sie ihm doch Hoffnung, und bescheidet ihn, bey ihrer Abreise, zu sich auf ihr Gut zu Kleanor. Ihr gehorsamster Diener folgt ihr einige Tage später nach, verirrt sich aber einige Mahl auf dem Weg, und jedesmahl aus weisen — Autorsabsichten, d. i. um verschiedener Episoden willen, welche, wie alle übrigen, aus deren ungefährem Beysammenseyn das Ganze dieses wirklich in seiner Art einzigen Werkes besteht, ohne mindesten Schaden des Übrigen, auch hätten nicht da seyn können.

Die erste Verirrung bringt ihn zu einer gewissen Miſs Wolf, mit der er im Jahre 1715, als Knabe, in Irland, seinem Vaterlande, manchen Kontertanz getanzt, auch Komödie gespielt hatte, wo Sie seine Imoinda und Er ihr Valentin gewesen war. In den Augenblick, da sie sich erkennen, „faſst er sie in seine Arme, und erstickt sie beynahe mit Küssen;“ und so glücklich ist Valentin Bunkel bey den Damen, daſs Miſs Wolf, weit entfernt darüber ungehalten zu seyn, vielmehr „über diesen seltsamen Einfall von Herzen lacht.“ Nun erzählen sie einander ihre Geschichte; dann gehts zu einem auserlesenen Mittagsmahl, wobey sich sechs sehr hübsche Damen und sechs Herren, und also (wie Bunkel mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit hinzu setzt) ihrer zwölf einfanden. Nach dem Kaffee wurde erstlich in der Karte gespielt,

DER

GOLDNE SPIEGEL

ODER

DIE KÖNIGE VON SCHESCHIAN

EINE WAHRE GESCHICHTE

aus dem Scheschianischen übersetzt.

— — Inspicere tanquam
In speculum jubeo —

ERSTER THEIL.

LEIPZIG
bey Georg Ioachim Göschen. 1795.

hierauf Kontertänze getanzt, und die reitzende Imoinda war seine Beytänzerin. In diesem herrlichen Vergnügen brachte ich vierzehn Tage zu, ruft unser neuer Apostel aus, erinnert sich aber doch endlich an Miſs Spence, und beurlaubt sich von Miſs Wolf, um spornstreichs nach Kleanor zu eilen; „aber mein Schicksal führte mich einen andern Weg.“ Natürlicher Weise erwartet der Leser, das Schicksal werde irgend eine erhebliche Ursache dazu haben; denn man mischt doch sonst die Götter nicht nur so für die lange Weile ins Spiel. Aber es geschieht bloſs, um Bunkeln in einem Wirthshause mit einem gewissen Mr. Winkup zusammen zu bringen, der sich ihm durch seine gute Laune so wohl empfiehlt, „daſs Bunkel mehr trinkt als er Willens war,“ und sich sodann leicht bewegen läſst, mit jenem nach Worcester zu gehen, um in einer lustigen Gesellschaft von zwölf Damen und zehn jungen Herren zehn Tage lang recht vergnügt zu leben. „Wir tranken, sagt er, tanzten, sangen, schwatzten, und dann war es Nacht. Tänze aber waren unsre vornehmsten Vergnügen; und meine Beytänzerin war nicht allein schön von Gesicht und Person, sondern auch in ihren Bewegungen bewundernswürdig. Diese war Miſs Veyssiere von Kumberland, das theure Geschöpf!“ — Und hier ergreift der heilige Mann die Gelegenheit, uns zu berichten, daſs er in seiner Jugend ein eben so starker Tänzer als toller Reiter gewesen sey. „Der berühmte Paddy Murfy, sagte er, gemeiniglich der kleine Stutzer genannt, und der in Lukas Kaffeehaus zu Dublin wohl bekannt ist; dieser Herr, und Langban, ein Müller, welche alle Nacht bey des berühmten Stretche's Puppenspiel tanzten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde, wurden beide wegen ihres vortrefflichen Tanzes bewundert; jedoch übertraf ich sie weit: aber gegen Miſs Veyssiere konnte ich nicht aufkommen. Ihre Schritte waren unendlich, und sie wuſste solche mit einer solchen Behendigkeit zu machen, daſs sie ein in der Luft tanzender Engel schien. Wir tanzten acht Nächte zusammen, und die ganze Gesellschaft sagte, daſs wir recht für einander geboren wären. Sie hatte mich auch dermaſsen eingenommen, daſs ich mich (des Engagements mit der Aristotelischen Venus Christin ungeachtet) um ihre Liebe würde beworben haben, wenn Winkup mir nicht gesagt hätte, daſs ihr Vater Willens wäre, sie einem alten Manne, der ihr Groſsvater seyn könnte, um ein groſses Leibgeding aufzuopfern u. s. w." —

Man weiſs nicht, ob man über den Pinsel lachen oder unwillig werden soll, der mit solcher Spinnstuben-Waschhaftigkeit seine eigne Schande aufdeckt, noch damit prahlt, und bey jeder Gelegenheit, wo ihn sein eigner Karakter überrascht, denjenigen, den er angenommen hat, so gänzlich vergiſst, wie die in eine Frau verwandelte Katze in der Fabel, da sie eine Maus erblickte. Man muſs gestehen, dergleichen Stellen, wo man *nolens volens* lachen muſs, giebts hier und da in diesem Wunderbuche; aber freylich nicht über die Laune des Verfassers, sondern über seine Dummheit, die so ganz über allen Begriff geht; und man lacht nie über ihn, ohne daſs man ihm zugleich Maulschellen geben möchte.

Am 1ten Junius 1731 Morgens um fünf Uhr nahm er von dem ehrlichen Winkup Abschied, um nun in ganzem Ernst zu Miſs Spence nach Kleanor zu wallen. Aber das Schicksal spielt schon wieder blinde Kuh mit dem lieben Manne. Er verliert seinen Weg abermahls, und kommt — „zu einem an einem steilen einsamen Ort belegenen Bierhause, welches die Katze und Sackpfeife zum Zeichen hatte, wo er, zu seiner groſsen Freude, Landeskraft, nehmlich den Irländer Tommy Klancy antrifft, der den Wirth in dieser kleinen Schenke machte. Tommy gab ihm ein gutes Abendessen — welches aus Forellen, schönem Bier, und einer Schale Punsch bestand,“ — und des folgenden Tages machte er ihn mit der Geschichte zweyer Dorfprinzessinnen bekannt, die sich bey ihrem Vormund, einem alten Rechtsgelehrten, Nahmens Kock, auf einem nahe gelegenen Gute aufhielten. Man kennt, besonders aus Fieldings und Smollets Werken, die eigne Manier, die den Irländern Schuld gegeben wird, eine Geschichte so zu erzählen, daſs sogar der, dem sie begegnet ist, zuletzt nichts mehr davon begreift. Da nun hier ein Irländischer Dorfschenke erzählt, und ein Irländischer

Bel-Esprit, wie Herr Johann Bunkel, zuhört: so kann man sich vorstellen, was aus der an sich selbst sehr alltäglichen Historie zweyer reicher junger Mädchen und eines alten geitzigen Vormunds werden muſste. Jeder vernünftige Mensch hätte darin nichts weiter gesehen, als einen alten Vormund und ein paar junge Mädchen, wie sie ordentlicher Weise je und allezeit gewesen sind und seyn werden. Die Mädchen hätten gern hübsche Kleider, Equipage, Zeitvertreib, Lustbarkeiten, Anbeter, und, je eher je lieber, einen Mann nach ihrem Herzen und — nach ihren Augen; der Vormund, ein Mann, der seine besten Jahre unter Akten und Geschäften verbracht hat, in allen diesen Dingen, wie Salomo, nichts als Eitelkeit sieht, und den Werth des Geldes und guter Wirthschaft kennt, — hat sich in den Kopf gesetzt, daſs ein paar leichtsinnige, unerfahrne, naseweise Dirnen nichts bessers thun können, als sich von einem grauen, kaltblütigen, altklugen Vormund regieren zu lassen. Man sieht, was aus so stark kontrastierenden Karakteren folgen muſs. Die Mädchen sehen den alten runzlichten Vormund für einen Popanz, und sich selbst für ein paar arme Prinzessinnen an, die in einem verwünschten Schlosse gefangen gehalten werden; und der erste beste Abenteurer, der sich anbeut sie zu befreyen, ist willkommen. Aber wer würde es einem gescheidten, gesetzten Mann verzeihen, die Sache mit den Augen der jungen romanhaften Küchelchen anzusehen? — Gut! aber einem Bunkel ist alles zu verzeihen —

oder nichts. Wir wollen es uns also nicht befremden lassen, daſs er, auf die erste Nachricht eines so würdigen Zeugen, wie Thomas Glanzy, Wirth zur Katze und Sackpfeife in einem einsam belegenen Bierhause, alsbald den christlöblichen Entschluſs faſst, diese verwünschten Damen zu erlösen, d. i. auf gut Deutsch, sie ihrem Vormunde zu entführen. Nichts kann erbärmlicher seyn, als die Trugschlüsse, womit uns der Mensch bereden will, diese nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen höchst unerlaubte und strafbare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. — Wahrlich, es giebt keine Übelthat, die sich, unter gewissen Umständen, nicht vermittelst der nehmlichen Trugschlüsse rechtfertigen lieſse. Stehlen, Ehebrechen, falsch Zeugniſs geben, Kirchenraub, Giftmischerey, das Ärgste, mit Einem Wort, ist, nach Bunkels Art zu räsonieren, erlaubt, sobald man sich einbilden kann, daſs ein guter Zweck dadurch befördert, oder einem bösen Menschen sein Koncept verrückt werden könne. — Um die an dem alten Kock verübte Büberey vermuthlich noch mehr zu beschönigen, macht er uns sowohl von seiner äuſserlichen Gestalt, als von seinem Inwendigen das ekelhafteste Zerrbild. Kurz, Bunkel — angeblicher Nachfolger Jesu, Apostel, und Reformator — entführt (es sey nun aus welchem Beweggrunde) zwey junge Mädchen ihrem rechtmäſsigen Vormund, und bewerkstelliget eine so gesetzwidrige, schändliche That durch ein noch schändlicheres Mittel, nehmlich durch ein ganzes

Gewebe vorsetzlichen Betrugs, dessen Detail er uns noch dazu mit der lotterbübischen Freude eines Menschen ohne alles Gefühl von Ehre erzählt, 13) der mit seiner Schande prahlt, und sich was groſses darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden alten Mann durch die niederträchtigste Art von Betrügerey, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit, übertölpelt zu haben. —

Was diese Heldenthat erst recht und vollkommen Bunkelmäſsig macht, ist, daſs er die beiden noch unmündigen Erbinnen, jede mit dreyſsig Guineen in der Tasche, sechzig Englische Meilen weit vom Hause ihres Vormunds wegführt, und nach einem kleinen Wirthshause in einem abgelegenen Thale bringt, ohne zu wissen, was er weiter mit ihnen anfangen will. Dafür läſst er die Waldvögel sorgen. Genug für ihn, daſs „sie ihr Frühstück, Mittag- und Abendessen in Freude und Vergnügen mit einander verzehren.“ „Zu Hause, setzt er hinzu, spielten wir entweder Karten, oder wir sangen, oder ich unterhielt sie mit meiner Flöte — u. s. w.“ Kurz, „die ganze dortige Lebensart war wirklich angenehm; und da die Mädchen munter und lebhaft, und in Ansehung ihrer jungen Jahre im geringsten nicht unwissend waren so würde ich gewünscht haben viel länger da zu blei-

---

13) S. II. Th. S. 357 — 360.

ben.“ Aber das wollte sich freylich für die Mädchen nicht recht schicken, und er selbst muſste doch endlich sein der Miſs Spence gegebenes Wort halten. „Ja, sagt er, wenn das nicht gewesen wäre, so hätte ich gleich entweder die schöne Miſs Tolston, oder die noch schönere Miſs Llandsoy — (oder warum nicht lieber alle beide? um den Segen Abrahams über desto mehr Heiden zu bringen —) heirathen können — Aber freylich, setzt er gleich wieder weislich hinzu, wenn eine von ihnen in der Minderjährigkeit als Frau gestorben wäre, so konnte ich nichts gewinnen, und hätte vielleicht Kinder ohne Vermögen zu erziehen gehabt.“ — Er sah sich also genöthiget, den Damen am dritten Tage mit vielem Wortgepränge zu erklären: er achte sich verbunden, sie wenigstens an einen sichern Ort zu bringen. — Und wo meinen wir, daſs er sie nun hinbrachte? — Wohin anders als in seine Einsiedeley Ortons-Lodge? — einen Ort, wo sie wenigstens sicher waren, daſs die böse Welt nicht darüber afterreden konnte, weil sie nicht — wuſste, wo die Landläuferinnen hingekommen waren. Man vermuthet leicht, daſs Kreaturen, die so bereit waren, sich von dem ersten besten breitschultrigen Landstreicher entführen zu lassen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Im Gegentheil, sie sähen ihn als ihren Schutzengel an, sagten sie, und wären bereit, sich je eher je lieber von ihm an den süſsen Ort der Ruhe führen zu lassen. Am zweyten Abend waren sie schon angelangt, nachdem sie Eine Nacht ihr Lager auf dem Gebirge im Farrenkraut hatten nehmen müssen. Die beiden Mädel erstaunten, als der Schutzengel seine Vorrathshäuser aufſchloſs, und ihnen eine Menge „guter Sachen, Zwieback, allerhand Fleisch in Töpfen, eingemachte Sachen, und verschiedne Getränke hervorbrachte.“ Nun ging wieder ein Leben à la Bunkel an, und der heilige Epikur verdaute bis zu Ende des Junius mit diesen schönen jungen Gescchöpfen seht wohl und glücklich. „Bey ihren schönen Gesichtern und Personen, setzt er gleich hinzu, waren sie sinnreich, munter und einnehmend, und verſüſsten mir jeden Augenblick. Hätte ich mich bereits nicht mit Miſs Spence eingelassen, so wäre ich gewiſs bey diesen zwey jungen Damen (was auch daraus hätte werden mögen) geblieben, und in ihrer Gesellschaft würde mir Ortons-Lodge ein Eden gewesen seyn. Sie waren beide reitzende Frauenzimmer. Miſs Llandsoy war ein recht göttliches Mädchen.“

Bey allem dem muſst' er der Miſs Spence Wort halten. Er setzt sich also den ersten Julius auf seine Rosinante, und reitet wieder auf Harrogäte zu, geräth aber unvermerkt in ein langes Thal, von da in eine Reihe fürchterlicher, felsichter Berge, endlich auf einen sehr schmalen Paſs durch die Felsen, auf dem es so finster war als in der schwärzesten Nacht. Bunkel schickt seinen Sancho-Pansa, O-Finn, voraus, um zu erkundigen, wie lange das so fortgehe, und „was für eine Art von Land und Einwohnern“ hinter den Bergen sich befinde? Da aber O-Finn nach sechs Stunden noch nichts wieder von sich hören läſst, geht er ihm nach, und watschelt beynah eine halbe Meile gerade vorwärts auf einem rauhen Boden schenkeltief im Wasser.

Zuletzt endigt sich dieser unlustige Pfad, wie alle unlustige Pfade unsers Abenteurers — in einer schönen blumenreichen Gegend, ungefehr zwanzig Morgen Landes groſs — kurz, der Mann (nachdem er seinen O-Finn lange vergebens gesucht, endlich wiedergefunden, dann sein Mittagsmahl aus dem Felleisen gehalten, und hierauf sechs schrecklich hohe Berge hinter einander überstiegen) verirrt sich in ein gar schönes Thal, wo er ein gar artiges kleines Haus antrifft, und gar wohl angelegte mit den schönsten Zwergbäumen u. s. w. versehene Gärten, alles an einem gar schönen See gelegen, und mit gar schön hervor ragenden Felsen überschattet, von denen sich in geringer Entfernung dem Hause gegenüber gar schöne Wasserfälle in den See stürzen. — „Ich bin weiter in Norden und Süden gewesen, sagt der lügenhafte Prahler, als die meisten Menschen; ich bin mit Nazionen umgegangen, die noch viele Grade hinter den eiskalten Lappländern leben; ich habe unter Barbaren mich aufgehalten, welche in der heiſsen Himmelsgegend versengt werden: aber in keinem Theile der Welt hab' ich etwas so schönes und rührendes, als dieſs Ganze war, gesehen!“ — Aber freylich wäre dieſs Ganze weder so schön noch so rührend gewesen, wenn Herr Bunkel, indem er durchs Stubenfenster guckte, nicht eine schöne junge Dame sitzen gesehen hätte, die ein musikalisches Buch in der Hand hatte, und gar meisterlich sang. Bunkel gaffte noch immer, als noch eine junge Dame ins Zimmer trat; und auf einmahl besann er sich, daſs er diese hübschen Mädchen schon anderswo gesehen hätte. Zum Unglück für ihn hatten sie noch eine Mutter. Seines Bleibens in diesem Hause konnte also nicht länger als drey Tage seyn. Sodann bestieg er wieder seinen Gaul, speisete den fünften Julius bey dem Mönch Fleming in seinem Hause in Richmond-Shire, ritt von da nach einem Kartheuserkloster, an dessen einsame Bewohner ihn der Mönch Fleming empfohlen hatte, und wurde von den gastfreyen Söhnen des heiligen Bruno mit guten Fischen, gutem Brot, Wein, (ob gut oder schlecht, hat er uns zu sagen vergessen) vortrefflichen Früchten und schönen Gartengewächsen bewirthet.

Den achten Julius reiste er weiter, und gelangte endlich, wo Kumberland und Nordhumberland an einander grenzen, in der Gegend von Wardrow, gegen Nordwest von Thielwall-Kastle, zu einer

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 12996/006

wunderbaren Schwefelquelle, und von da zu der Hütte einer beynah eben so wunderbaren Art von Einsiedler, des einzigen Bewohners dieser höchst wilden Gegenden. Er hieſs Klaudius Hobart, „ein Gelehrter und Edelmann, der in der Welt unglücklich gewesen war, und sich nach diesen Elisäischen Feldern begeben hatte, um seine übrige Lebenszeit der Religion zu widmen.“ Dieser Mann bewirthete unser theures Rüstzeug mit einer vortrefflich eingesalznen Forelle, Zwieback, schönen Früchten und herrlichem Honig. Auch hatte er die Gabe, aus einem halben Nösel Rum und etwas Kremor Tartari einen guten Punsch zu machen, und redete dabey als ein Mann, der Verstand, Erziehung und aufgereimtes Wesen hat. Als die Punschschale geleert war, wischte Bunkel sein Maul und zog seine Straſse; der Einsiedler aber schenkte ihm noch eine Handschrift auf den Weg, die Regel der Vernunft und einige Gedanken über die Offenbarung, betitelt — wovon uns Bunkel sofort das Wichtigste in einem Auszug mittheilt. Lese wer mag und kann das platte wortreiche Lokus - Kommunis - Gewäsche und Schulexercizium über allgemeine Wahrheiten, an denen kein Mensch zweifelt, und den ekelhaften Pot - Pourri der schon zehnmahl aufgewärmten Socinianischen Meinungen über Christenthum, Geheimnisse, Dreyeinheit, Erlösungswerk, u. s. w. Man schläft freylich bald genug darüber ein; aber wenigstens ist es keines von den angenehmsten Schlafmitteln.

Bunkel kommt, wir wissen nicht warum, von Knaresborough nach Harrogäte zurück, und findet da einen alten Brief von Miſs Spence an ihn, worin sie ihn ersucht, sie nach London zu begleiten, und zu dem Ende seinen Weg über Westmoreland zu der Chester Landstraſse zu nehmen. Dieser Brief setzte ihn in Verwunderung. „Ja, theure Seele, sagt er, ich werde über Westmoreland meinen Weg nach London nehmen!“ Er steigt also Morgens um vier Uhr zu Pferde und trifft Abends um sechs Uhr zu Kleanor ein — „nachdem ich, sagt er, des Tags fünf und siebzig Meilen zurück gelegt, nehmlich

von Harrogäte nach Knaresborough	8	Meilen
von da nach Katarik .	22	—
von Katarik nach Gretabridge .	15	—
von Gretabridge nach Bows .	6	—
von Bows nach Brugh in Westmoreland . .	12	—
von da nach Kirkby - Steven bey Whartonhall . .	6	—
von Kirkby - Steven nach Kleanor	6	—
und also zusammen gerechnet	75	Meilen.“

Hat man je gehört, daſs ein Biograf seines eignen Lebens die Welt umsonst und um nichts, sogar mit Auszügen aus seinem Postbuche regaliert hat? Aber vermuthlich meinte der Langohr durch dergleichen kleine Details uns seinen albernen Roman desto leichter für wirkliche Geschichte aufzuheften. Er findet nun endlich die so lange im Nebel gesuchte Miſs Maria Spence; und wir — übergehen alle Erläuterungen, die er dieser Dame über seine Person ertheilt, und alle die Flaschen Wein, die er mit ihrem Vetter ausleert — einem alten Geistlichen, den er sehr lieb gewinnt, „weil er ein eifriger Anhänger des Durchlauchtigen Hauses Hannover zu seyn schien,“ — und alle die Herrlichkeiten, die er uns von besagter seiner geliebten Maria meldet, — als, „von ihrer Stärke im Lesen, Reiten, Fischen, in der Geschichte und Mathematik, besonders in der Rechnung der Fluxionen, u. s. w.“ vor allem aber von ihrer Stärke im Christlichen Deismus, als dem groſsen Eins ist Noth unsers neuen Evangelisten — wir übergehen alles dieses, um unsern Lesern die interessante Nachricht zu geben: — daſs Herr Bunkel „mit diesem vortrefflichen jungen Frauenzimmer, und ihren zwey Bedienten, nehmlich ihrem Lackey und ihrer Kammerjungfer, den 31sten Julius von Kleator abreiste, den 10ten August sehr wohl mit ihnen zu London ankam, und den letzten Tag dieses Monats die Ehre und das Glück hatte, mit dieser Dame verehlichet zu werden.“

Und nun, liebe Leser, schaut auf, und bewundert, wie fein der Mann uns auf die nächste Begebenheit, die er uns erzählen wird, vorzubereiten weiſs! — „Der Mensch handelt weise, sagt er, der sich sowohl auf seinen als seiner Freunde Tod vorbereitet. Schon am Morgen, als ich mich mit der schönen und sinnreichen Miſs Spence ehelich verband, stellte ich mir den Verlust als möglich vor, und entschloſs mich, wenn er über mich verhängt würde, durch diese Widerwärtigkeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit in mir wirken zu lassen.“ — Nun sehe man einmahl, wie klüglich der Mann daran gethan hatte! — Denn sie starb noch, ehe ein halbes Jahr verfloſs — an einem bösartigen Fieber, dessen Geschichte, nebst der Art, wie solches von vier berühmten Ärzten behandelt worden, er uns umständlich mittheilt, auch am Ende weitläufig und kunstmäſsig darthut: daſs, wenn die Herren bey der kranken Frau in Zeiten zur Aderlaſs geschritten, und ihr anstatt der verderblichen *Alexipharmacorum* die *Conserua luiulae in emulsione ex semine fr. cum Amygd. in aqua hordei* gegeben hätten, sie ohne Zweifel mit Gottes Hülfe glücklich kuriert worden wäre. Warum er aber diesen guten Einfall nicht eher gehabt, als bis sie todt war, davon sagt er uns kein Wörtchen. Genug, sie war nun todt, und Bunkel lieſs, wie er sagt, Natur, Gnade und Zeit das Ihrige thun, die Wunde zu heilen. „Sollte ich, setzt der lästerliche Mensch hinzu, den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat? Ja ich will!“ — Und so geht er denn, nachdem er seine todte Frau auf ihrem Gute zur Erde bestattet, „wieder in die Welt, sich aufzumuntern, und noch einmahl sein Glück zu versuchen.“

Dieſsmahl geht der Weg nach London. Unterwegs macht er zu Nottingham im Wirthshause mit einem gewissen dünnen Menschen, Nahmens Mr. Ribbel, Bekanntschaft, der ihm eine gar hübsche Vorlesung über die Diät schwindsüchtiger Leute, und über Chymie, Alchymie, Spieſsglas, Wismuth, Zink, Arsenikum und Gold hält, auch seine Erzählung „mit einer — moralischen Anwendung (im Geschmack der Bänkelsängermoral: Ihr lieben Christen insgemein, wenn wollt ihr euch verbessern?) beschlieſst.“— Bald darauf geräth unser Wanderer wieder in eine sehr stattliche Gegend; wo er auf einen Herrn von vierzig Jahren, Nahmens Monkton, stöſst, der ihm ein Nachtquartier auf seinem Landgut anbeut. Bunkel ist kein Mann, der eine solche Gelegenheit zum Essen und Trinken von der Hand weiset. Herr Monkton führt ihn also in sein Haus, und giebt ihm eine schöne Mahlzeit. „Nach dem Essen tranken wir noch ein paar Flaschen, sagt Bunkel, redeten von tausend Sachen, (das mag ein schönes Salmigondy gewesen seyn!) und begaben uns darauf zur Ruhe.“ Die beiden Herren nahmen einander so gut an, daſs Bunkel sechs Tage da blieb, und Herrn Monkton etliche Dutzend Flaschen leeren half. Dieser Herr Monkton war wirklich ein merkwürdiger Mann — wie unsre Leser aus seiner kurzen Ehestandsgeschichte, die uns Meister Bunkel mittheilt, zu ersehen belieben werden. — Herr Avery Monkton, ein langer und sehr schmaler Mann, bewirbt sich in seinem fünf und zwanzigsten Jahr um ein schönes Frauenzimmerchen, in die er sich verliebt hat. Er hat groſse Mühe, sie endlich vermittelst eines starken Wittwengedinges dahin zu bringen, sich in das heilige Sakrament der Ehe mit ihm zu begeben: „denn sie hatte sich steif in den Kopf gesetzt, daſs die christliche Vollkommenheit in einem jungfräulichen Leben bestehe.“ Indessen ging es drey ganzer Monate recht gut; die Leutchen liebten einander, die junge Frau „gab ihm ihre Liebe auf eine entzückende Weise — zu erkennen,“ [14] und Monkton hätte geglaubt, hundert Jahre, so zugebracht, könnten nur Minuten seyn — als es sich begab, daſs er in Geschäften eines Morgens früh nach der Stadt reisen muſste. — Leider! sehen unsre Leser voraus, was weiter kommen, und wie das Ding enden wird. Weil Herr Monkton einige Papiere vergessen hatte, muſst' er wieder umkehren, und machte sich sogleich einen groſsen Spaſs aus dem Gedanken, seine geliebte Hälfte, die er in süſsem Schlafe anzutreffen hoffte, auf eine angenehme Weise zu überfallen. „Ich kam durch die Thür des Waschhauses hinein, fährt der liebe Mann fort, ging leise nach meiner Stube, faſste das Schloſs sanft an, und wollte, wenn meine Zaubrerin schlummerte, diesem Abgott meines Herzens einen Kuſs geben. Aber da ich die Thür öffnete, sah ich“ — Nun? Leser und Leserinnen! Was meinen Sie, daſs der Mann sah? Sie errathen die Sache; aber ich setzte alles daran was ich werth bin, Sie errathen die neue und höchst delikate Wendung nicht, die ein Mann wie Bunkel zu nehmen weiſs, um uns eine so ärgerliche Sache auf eine sittsame und feine Art zu verstehen zu geben — „sah ich — einen Mann an der Seite des Bettes, und — meine zärtliche getreue Frau — die ihm — die Beinkleider aufknöpfte.“ — Das war nun freylich eine Vision, die sogar einen Bunkel, mit allen den moralischen und biblischen Sprüchen, womit er sich in der Noth so gut zu helfen weiſs, hätte stutzen machen können. „Ich gerieth in die äuſserste Bestürtzung — aber nicht in Wuth, sagt Herr Kornifiz; ich sagte bloſs: Ist das Louise, die ich sehe? und schmiſs die Thür zu. Ich ging sogleich die Treppe hinunter, und den selbigen Weg wieder hinaus, den ich herein gekommen war, — und von der Zeit an hab' ich meine Frau niemahls wieder gesehen."

---

[14] Wir können unsern jungen Autoren nicht genug empfehlen: um schreiben zu lernen, brauchen sie nichts als Bunkels Vortrag und Stil zu studieren. Neologisch ist er gewiſs nicht, das wird ihm niemand nachsagen.

Ein Mann, der (wie von unserm Bunkel gerühmt worden) „mit gutem Gewissen, und mit völligem Bewuſstseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn," in sein Leben zurück sehen kann, muſs doch wohl werth seyn, daſs wir diesen Auszug aus seinen *Confessions* — die (unsrer Absicht nach) das Durchlesen der vier dicken Bände seiner Biografie für alle, die nicht so viel Zeit auf ihn wenden können, überflüssig machen soll — noch mit einigen Blättern vermehren, da wir in der That noch denkwürdige Dinge von ihm zu melden haben.

Bunkel ist nun auf dem Wege sich die fünfte Frau zu hohlen, und sein moralischer Karakter zeigt sich bey jeder neuen Freyerey und in jeder neuen Wittwerschaft in höherm Lichte. Der geneigte Leser erinnert sich noch der schönen Miſs Turner, zu welcher unser Held (im II. Theil S. 78) so abenteuerlich durch einen hohlen Berg herab getaumelt kam. Diese — ist das erste, was ihm, sechs Stunden nach seiner Abreise von Herrn Monkton, in einem abgelegenen Wirthshause, wo er zu seiner Erquickung einkehrt, mit ihrer Kammerjungfer und zwey Bedienten, in den Wurf kommt. Bunkel erkennt sie nicht gleich wieder, weil sie indessen viel fetter und „wenns möglich ist, sagt er, etwas hübscher“ geworden war. Aber sein Bedienter O-Finn hatte eine feinere Nase. Genug, es war Miſs Turner, die durch den Tod ihres Bruders ihr eigener Herr geworden, und im Begriff war, nach London zu gehen, und sich dort in der groſsen Welt aufzuhalten. Bunkel, der für die kleine Welt war, trägt sich ihr statt dessen ohne Umschweif zum Manne an, und meint, sie würden „in irgend einem stillen angenehmen Aufenthalte so vergnügt mit einander leben, als zwey junge Sterbliche es hier auf Erden seyn könnten.“ Was sagen Sie hiezu, Miſs Turner? fragt er sie — und, zu einer Probe, wie es in Miſs Cäsia Turners Kopf aussah, hören wir einmahl ihre Antwort: Sie sollen, Sir, in wenigen Tagen meine Gesinnung hierüber erfahren. Aber da ich einmahl auf dem Wege nach London begriffen und schon so weit gekommen bin, so halt' ich es wohl für das rathsamste bey meinem Vorsatze zu bleiben. Die Stadt kann mir einen neuen Geschmack für die Einsamkeit einflöſsen; es kann aber auch das Stadtleben mir alle Lust und Liebe zum Lande benehmen. Doch da ich die Sache noch einmahl überlege, entschlieſse ich mich kurz und gut, nicht nach dieser Hauptstadt zu reisen. Ich will nach Skelsmore-Thal zurückkehren. So bin ich jetzt gesinnt; wie ich aber morgen denken werde, das kann ich nicht sagen. Unterdessen haben Sie die Gewo-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1304/051

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

genheit Karten zu fordern, und lassen Sie uns diesen Abend bey dem Spiele zubringen.“ — Ey, du holdes, wackelichtes Schwindelköpfchen! — „Aber, ehe wir noch einige Stunden gespielt hatten, (sagt B.) sah ich schon, daſs die theure Seele ganz die Meinige war. Sie saſs vor mir als die erröthende Schöne auf dem Gemählde in der Gallerie der Venus“ (wo mag das wohl seyn?) „gedankenvoll, warm von Verlangen, und von zärtlichen Empfindungen eingenommen. Ich wünschte mir nur meinen Freund, den Pater Fleming, bey der Hand zu haben, um den eingepflanzten Antrieb rechtmäſsig zu machen u. s. w.“ — O-Finn muſste sich also über Hals über Kopf fortmachen, den alten Mönch zu hohlen. Der allezeit bereitwillige Mönch kam, verrichtete sein Amt, an welches unser religiöser Freydenker in diesem Stück einen unbegreiflichen Glauben hat; und so setzten sie sich, noch des Abends, da er anlangte, als Mann und Frau zum Abendessen nieder. Und was denken wir, daſs der Mann Gottes den Leuten, die es ein wenig unartig finden, daſs Er, dessen vierte Frau noch nicht vier Monate im Grabe liegt, schon wieder mit einer andern schönen, fetten Jungfer zu Bette geht — was denken wir, daſs er ihnen antwortet? Er schilt sie kurzweg mürrische Kerle, Träumer und Dummköpfe. Ich antworte ihnen kurz (sagt er) eine todte Frauensperson ist keine Ehefrau, und der Ehstand ist immer rühmlich. Es ist eine göttliche Einsetzung; es ist besser freyen als Brunst leiden, oder — u. s. w. Nach diesen Vordersätzen hätte nun freylich Bunkel so viele Weiber nach einander wegheirathen können, als jemahls ein morgenländischer Schach auf einmahl gehabt hat; und man muſs es ihm noch zu groſser Bescheidenheit anrechnen, daſs er sich an Sieben genügen lieſs.

Es gefiel dem neuen Ehepaar so wohl in dem einsamen Wirthshause; daſs sie sechs Wochen dort verblieben; und es läſst sich nicht mit Worten ausdrücken (sagt der groſse Sponsierer der Frauen) welch eine dauerhafte Glückseligkeit wir zu besitzen schienen. Endlich fiel es der jungen Frau ein, auf etliche Wochen nach London zu gehen. Unterwegs aber, da sie an der Seite eines steilen Hügels fuhren, wurden die Pferde scheu. — O des glücklichen, dreymahl glücklichen Mittels, das sich dem lieben Mann so unverhofft darbietet, wieder eine Frau los zu werden! Man sieht es aus der Eilfertigkeit, womit er von der Sache spricht, wie pressiert er ist, sich wieder an eine andre machen zu können. — „Die Pferde wurden scheu, liefen herunter, und meine Geliebte kam ums Leben.“ Doch lebte sie (nachdem sie ums Leben gekommen war) beynahe noch eine Stunde, indem sie mehr als einmahl folgende Zeilen aus den Antiquitäten des Boissard wiederhohlte:

Nil prosunt lacrimae, nec possunt fata moueri,
Nec pro me queror; hoc morte est mihi tristius ipsa,
Moeror Atimeti conjugis ille mihi.

Dieses Leiden hätte sich die gute Frau ersparen können. Denn so groſs auch die Traurigkeit ihres Atimetus, seinen Vorgeben nach, war; so behielt er doch kaltes Blut genug, um sich der erhabnen Wahrheit zu erinnern, „daſs es ganz fruchtlos für ihn wäre, beständig wehzuklagen.“ Das war auch seine Sache ganz und gar nicht. Er bestattete ihren Leichnam hurtig auf dem nächsten Kirchhof zur Erde, und ritt dann so geschwind er konnte nach London, um sich durch Zerstreuungen auf andre Gedanken zu bringen. In London macht er sich mit dem berüchtigten Buchhändler Curl bekannt, nimmt ein Zimmer in dessen Hause, und regaliert uns bey dieser Gelegenheit mit der Geschichte einer bekehrten Sünderin; einer Locus-Communis-Geschichte, die durch seine eingestreuten Betrachtungen bloſs ein wenig platter wird, als sie an sich selbst ist. Sodann kommt er wieder auf sich selbst zurück, um uns zu erzählen, wie er mit zwey Irländischen Gentlemen, Jemmy King, und dem berühmten Sachwalter, der die schöne Nelly Hayden verführte, in Bekanntschaft gerathen, mit ihnen in ein Spielhaus gegangen, und da all sein Hab und Gut bey einer Würfelbank zurückgelassen. „Ich wuſste zwar, sagt der unbegreifliche Pinsel, daſs diese Männer die ruchlosesten Leute von der Welt waren, daſs sie keine Religionsbegriffe hatten, daſs sie sich den Lüsten ergaben, jeden gesunden Gedanken, und jede Besorgniſs durch niedrige, lasterhafte und unmännliche Vergnügungen wegjagten;" — allein, wiewohl er das alles wuſste, macht' er doch, ohne mindeste Noth oder vernünftige Absicht, Kameradschaft mit ihnen, weil er, als ein groſser Logikus, glaubte, „daſs sie doch, nach dem gewöhnlichen Begriffe, noch Ehre im Leibe hätten." — Was für ein Begriff mag das wohl seyn, vermöge dessen solche Leute noch Ehre im Leibe haben können? Oder wenn dieſs der gewöhnliche Begriff von der Ehre ist, was für ein Unsinniger muſs der seyn, der in eine solche Ehre nur einen Gran mehr Vertrauen setzt, als in die Groſsmuth eines Wucherers, oder in die Keuschheit einer öffentlichen Metze? Doch genug! Bunkel war dieser Unsinnige; denn wiewohl er wuſste, daſs sie gewissenlose Bösewichter waren, so wuſste er doch nicht, daſs sie all das Ihrige in Irland verspielt hatten, und nun in England vom Spiel leben wollten. Er lieſs sich also bereden mit ihnen in eine Spielgesellschaft zu gehen, wo, ihrem Vorgeben nach, von den ehrlichsten Männern Bank gehalten und ganz redlich gespielt würde. Sie stellten ihm vor, daſs er nur etliche Guineen zu wagen brauchte, und vielleicht Hunderte gewinnen könnte. Nun wissen wir, daſs Johann Bunkel, auſser einem hübschen Mädchen, nichts lieber hat, als klingende Münze. Wie hätt' er also einer so lockenden Stimme widerstehen können? Bey seinem Eintritt ins Gemach sah er über zwanzig wohlgekleidete Herren um einen Tisch sitzen, auf welchem ein groſser Haufen Gold lag. So wohlgekleidete Herren muſsten ja nothwendig, aufs wenigste nach dem gemeinen Begriff, Ehre im Leibe haben! Bunkel setzte sich also hin, würfelte, und gewann in zwey bis drey Stunden einige hundert Pfund. Nun war's Zeit aufzuhören; aber der weise Mann, der gern den ganzen groſsen Haufen Gold gehabt hätte, spielte fort, und eh' es Morgen war, verlor er nicht allein, was er gewonnen hatte, sondern bis auf etliche Pfund, auch Alles, was er in der Welt hatte, alle Tausende, die er von seinen verschiedenen Frauen hatte, deren Güter er verkauft, und das Geld bey einem Banquier niedergelegt hatte. "Die beyden Irländer verschwanden, die wohlgekleideten Herren gingen, einer nach dem andern weg, „und mich, sagt der liebe Mann, überlieſsen sie dem bittern Gedanken, wer ich vor einigen Stunden gewesen, und in welcher Lage ich mich jetzt befände."

Nun, es ist freylich nicht zur Nachfolge geschrieben, daſs ein Wiederhersteller der Reinheit der Lehre und des Lebens der ersten Christengemeine so leichtsinniger Weise alles mit fünf reichen Weibern zusammengeheirathete groſse Vermögen, und was wohl zu merken ist, (wiewohl Bunkel selbst sich darüber nicht den mindesten Skrupel macht) ein Vermögen, das nicht sein war, sondern seinen vielen Kindern zugehörte, an unbekannte Spitzbuben in einem Winkelspielhause verliert. Gleichwohl — man hat Beyspiele daſs die gröſsten Heiligen in einer unseligen Stunde dem Versucher Gehör gegeben haben, und noch tiefer gefallen sind, als Bunkel. — Aber vielleicht wird sein Betragen nach der That desto lehrreicher, seine Reue desto rührender, sein folgendes Leben desto exemplarischer seyn? Erwarten sollte mans wenigstens — von jedem andern — nur nicht von Johann Bunkel. — Laſst hören, wie sich der dazu anschickt! Ich war ganz auſser mir, sagt er, und wir wollens ihm gerne glauben. Aber nun die Reflexionen, die er macht! „Was hatte ich beym Spiel zu thun? Mir fehlte ja nichts! und nun haben Spitzbuben durch ein Würfelspiel, welches auch den Teufel betrügen könnte, mir alles Meinige genommen! Hier hab ich mich niedergesetzt, um mich durch Spitzbuben und falche Würfel zu Grunde richten zu lassen? Bey dieser Ueberlegung erstarreten meine Sinne eine Zeitlang; und darauf sprang ich auf, war wild und rasend.„ Und das ist die ganze Geschichte seiner Buſse und Bekehrung. Sehr lehrreich! Sehr christlich!

Wie die Raserey vorüber war, wurde der theure Mann tiefsinnig. Sein Freund Curl merkte bald, wo ihn der Schuh drückte; Bunkel entdeckte ihm alles, und Curl that ihm bey einem Glase Wein im Caffeehause den Vorschlag, die einzige Tochter und

Erbin eines sehr reichen alten Geitzhalses, Nahmens Dunk, zu entführen, der nur zwanzig Englische Meilen von London, in einem Walde lebte, und mit welchem Curl so bekannt war, daſs er sich im Stande sah zur Entführung allen möglichen Vorschub zu thun. Dieser Vorschlag war eines Curls, eines Buben, der seine Ehre und seine Ohren längst am Pillory gelassen hatte, nicht unwürdig. Aber was muſste derjenige seyn, der einen so schändlichen Vorschlag eines so schändlichen Kerls mit den Grundsätzen und Gesinnungen des rechtschaffnen Mannes und des Christen reimen konnte? Bunkel muſs er seyn! weiter nichts. Dem steigt bey so einem Antrag auch nicht die kleinste Anwandlung von Bedenklichkeit zu Kopfe. Denn „wenn Jungfer Dunks Vater stirbt, so hat sie jährlich tausend Pfund Einkommen, wenn er auch sein eignes Vermögen andern vermachen sollte“ — und Bunkel, der alles verspielt hat, braucht Geld. Er reiset also mit allem, was er zu Ausführung seiner vorhabenden Schandthat nöthig hat, nach des alten Dunk Landhaus; übergiebt der Miſs sein Creditiv von dem edeln Curl; thut ihr seinen Antrag; spricht von seiner schönen Einsiedlerey Ortons-Lodge; verspricht ihr dort zu einem ruhigen Leben zu verhelfen, und unterstützt alles dieſs (wie ihm denn das Christenthum bey jeder Gelegenheit entweder zum Deckmantel oder Werkzeug seiner Lüste und Bubenstücke dienen muſs) durch die Vorstellung, „daſs ein Christ sich nicht dieser Welt gleich stellen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen, und nach geistigen Grundsätzen bilden müsse; woraus (setzt er hinzu) richtig folge, daſs eine anmuthige Landgegend für ein glückliches Ehepaar angenehm genug sey.“ Miſs Agnesia Dunk, als eine Person „die eine feine Denkungsart hatte, jedoch bey der schönsten Beurtheilungskraft blöde und miſstrauisch auf ihre Einsicht war,“ bat sich — eine ganze halbe Stunde Bedenkzeit aus, um dem Herrn Curl die Antwort schriftlich zu geben, die sie dem Herrn Bunkel nicht mündlich geben wollte. Bunkel kommt mit dem Briefe zurück, worin die junge Dirne sich erklärt: „daſs ihr der Mann zu einem Führer durch die Wildniſs schon recht wäre, wenn sie sich nur darauf verlassen könnte, daſs sein Herz so gesund sey als sein Verstand? — Diese Bedenklichkeit war nun leicht zu heben; denn Curl braucht ja nur seine unbescholtne Ehre zum Pfand für Bunkels gutes Herz einzusetzen — Seine Ohren hätt' er freylich nicht verpfänden können, denn die waren zu London am Pranger angenagelt — Bunkel geht sogleich wieder mit Curl's Pfandbriefe ab; übergiebt dem Alten, der das Bette hüten muſs, Parlamentsakten; trifft die schöne Agnesia in einer Rosenlaube in der artigsten Nachtkleidung die so nett und sauber als möglich war, und wird noch selbigen Tages gut mit ihr bekannt. Kurz, nachdem er sie vier Wochen lang, unter mancherley Vorwand von Geschäften, die der sinnreiche Curl erdachte, besucht hatte, willigte Agnesia in die Entführung; und so gingen sie um Mitternacht mit einander davon.

Das ist die zweite Entführung, die Herr Johann Bunkel auf seiner armen Seele hat, und er scheint also beym ersten Anblick bloſs sich selbst kopiert zu haben. Aber man muſs ihm die Gerechtigkeit erweisen, zu gestehen, daſs er in der zweiten sich selbst übertroffen hat. Als er die beiden Mündel des alten Cooks entführte, handelte er bloſs als Narr und ohne eigennützige Rücksicht; aber hier bestiehlt er einen Vater um sein einziges Kind, um ihr Geld in seine Gewalt zu bekommen. Dort war er bloſs Don Quischott; hier ist er Schurke — Es ist also klar, daſs er hier mehr Bunkel ist, als dort. Zum Beweis, wie vollkommner er's ist, hat er sogar noch die Unverschämtheit, zu behaupten, Miſs Agnesia habe Recht daran gethan, ohne Wissen und Willen ihres Vaters mit ihm davon zu laufen. Das Raisonnement, womit er uns dieſs weiſs machen will, ist eines von den Meisterstücken der Bunklischen, Logik. „Leidender Gehorsam (sagt er) ist in einer Privatfamilie eben so viel Unverstand, als in der Regierung eines Fürsten. Der Vater muſs, wie der König, ein ernährender Vater, ein vernünftiges, leutseliges Oberhaupt seyn, und so lange er dieſs ist, gebührt ihm aller Dienst und Gehorsam. Aber, wenn der Vater, wie der Fürst, Tyrann wird; seiner Tochter alle natürliche Rechte und Freyheit *nimmt; ihr kein vergnügtes Leben gestattet*; sondern sie in Banden und Elend hält: dann giebt die Selbsterhaltung und ihr gerechter Anspruch auf die Ergetzungen ihres Lebens u. s. w. ihr ein Recht, ihren Zustand zu verbessern. Wenn sie bey einem ehrlichen Manne Brot, heitre Tage, Freyheit und Friede haben kann: so handelt sie gerecht gegen sich selbst, wenn sie mit einem solchen Erretter davon geht. *Vernunft* und *Offenbarung* rechtfertigen Sie." Meister Bunkel macht, wie wir sehen, kurzen Prozeſs mit den Vätern und den Königen. Giebt der Fürst nicht allen seinen Unterthanen zu essen: ist er nicht ein nach ihrem Urtheil vernünftiges und leutseliges Oberhaupt — gestattet der Vater seinen Töchterchen nicht alle ihre natürliche Freyheit und ein nach ihrem Sinn vergnügtes Leben: so ist der Fürst und der Vater ein Tyrann, und Unterthan und Kind sind aller Pflicht gegen sie entbunden. Herrliches Haus- und Staatsrecht! — Und sieht der stumpfsinnige Mensch denn nicht, daſs die Redensarten *vernünftig* und *leutselig seyn*, und *natürliche Freyheit* und *vergnügtes* Leben bloſse schale Wörter sind, wobey *Unterthanen* und *Kinder* denken können was sie wollen? Sieht er nicht, daſs ihre Launen und Leidenschaften ewig die Ausleger ihrer Rechte und Freyheiten, und die Richter zwischen ihnen und ihrem Fürsten oder Vater seyn würden; und daſs es Unsinn ist, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihrer eigenen Sache zu machen? Zudem so hat uns Bunkel auch nicht einmahl den Schatten eines Beweises

ZUEIGNUNGSSCHRIFT

DES

SINESISCHEN ÜBERSETZERS

AN DEN

KAISER TAI-TSU.

gegeben, daſs der alte Dunk mit seiner Tochter als ein Tyrann verfahren sey. Alles beruht auf der bloſsen Aussage eines ehrlosen Kerls, der gleichwohl nichts weiter sagt, als, „Dunk schränke seine Tochter sehr ein, und gehe in allen Stücken grausam mit ihr um.“ Wer sieht nicht, daſs dieſs in einer Geschichte, sie mag nun wirklich geschehen oder erdichtet seyn, nichts gesagt ist? Man muſs uns sagen, worin der Vater die Tochter einschränkt und was er für Ursachen dazu hat, und in welchen Stücken er grausam mit ihr umgeht, oder, wir wissen nichts bestimmtes von der Sache, und sind berechtigt, alles Böse, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgesagt wird, für bare Verläumdung zu halten. Denn *quilibet praesumitur bonus*, *etc.*

Doch, es ist Zeit aufzuhören! Nach dieser letzten Probe der merkwürdigen Meinungen und des erbaulichen Lebens unsers Helden könnten wir nichts so schlechtes und ungereimtes mehr von ihm berichten, dessen man sich nicht schon zu ihm versehen hätte; und, in der That, das Einzige, was ihm noch übrig blieb, um einem so wohlgeführten Leben die Krone aufzusetzen, war, die Geschichte desselben zu schreiben.

Es ist ein starkes Stück! Und doch begreift sich, daſs ein Mann wie Herr Johann Bunkel dessen fähig war. Aber, wie ein solches Buch unter Britten und

Deutschen Liebhaber finden konnte, in deren Augen es die Blüthe und Quintessenz eines Geistes war, der mit Shakespear, Richardson und Sterne in gleicher Reihe geht: dieſs wird wohl, so lange es Buchmacher und Leser geben wird, eines der unauflöslichsten Räthsel bleiben.

AUSZÜGE

AUS

JAKOB FORSTERS REISE UM DIE WELT.

1778.

„Drey verschiedene Seereisen waren unter Georg des III. Regierung bereits, aus der edeln Absicht Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte, auf seinen Befehl, nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenste Seemann unsrer Zeiten, der Kapitän Cook, zwey geschickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayley, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum studieren, Herr Dr. Johann Reinhold Forster, und ein Mahler der die schönsten Formen derselben nachahmen sollte, Herr Hodges, wurden auf Kosten der Nazion dazu erlesen.“ Sie haben ihre Reise in den Jahren 1772 — 75 vollbracht, und die unmittelbar folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verschiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu lassen.

„Die Brittische Regierung schickte und unterhielt den Herrn D. Forster auf dieser Reise als einen Naturkundiger, aber nicht etwa bloſs dazu, daſs er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen: sondern, daſs er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine filosofische Geschichte der Reise, frey von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkührliche Systeme, bloſs nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte; d. h. eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden."

Es scheint nicht, daſs dieser Plan und diese Absicht, weder was die Reise selbst noch was die Beschreibung derselben betrifft, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man sich gedacht, ausgeführt worden sey. Aber welcher Mensch, welcher Künstler, welcher andre Unternehmer, von dem, der es versucht einen bloſsen Traum seiner Seele im Vorübergehen zu erhaschen, und, was er auf Einmahl gesehen und gefühlt, uns stückweise in Worten vorzubilden, bis zu dem der auf Entdeckung neuer Welten oder auf filosofische Berichtigung älterer Entdeckungen ausgeht, hat jemahls seine Idee vollkommen ausgeführt, seinen Zweck ganz erreicht? Besonders ist das Vorhaben des letztern so unendlich kompliziert, hängt von Augenblick zu Augenblick von so unendlich vielen Umständen, die zum Theil auſser den Grenzen menschlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab, und stöſst bey jedem Schritt auf so unsäglich viele Schwierigkeiten, daſs es ihm schlechterdings unmöglich ist, sich anders als bedingungsweise zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheischig zu machen.

Ohne in die besondern Umstände des in dem Vorbericht erwähnten Verfahrens der Englischen Admiralität, welche dem Herrn D. Forster das Recht diese Reise zu beschreiben absprach, eindringen zu wollen, freuen wir uns, daſs sein würdiger Sohn, Herr Jakob Forster, der auf der ganzen Reise ein geschickter und muthvoller Gefährte seines Vaters gewesen war, sich entschlossen, an dessen Stelle und mit Zuziehung seiner Tagbücher die gegenwärtige filosofische Beschreibung dieser merkwürdigen Seereise zu verfertigen.

Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören, der uns seine Reise um die Welt erzählt. Wenn seine Entdeckungen an sich selbst auch nicht sehr wichtig wären, so ists uns doch, als ob sie dadurch einen gröſsern Werth erhielten, daſs sie ihm so viel gekostet haben, und daſs er oft seine ganze Existenz daran setzen muſste, um etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereisete Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzten, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schlieſsen, als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes

Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffaſst, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegen schlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Groſsen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiſs ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung; zumahl wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, alles wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer faſst und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen, und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu erhalten.

Die Hauptabsicht der Englischen Regierung bey dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Daseyn schon so lange als höchstwahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sey oder nicht? Zu diesem Ende war der Kapitän Cook angewiesen: vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus, Südwärts zu laufen, und wo möglich, das *Cap de la Circoncision* zu finden, welches Herr *de Loziers - Bouvet* den 1ten Jenner 1730 im 54ten Grad Südl. Breite und 11ten Östl. Länge von Greenwich, gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey, oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letztern Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Lieſs es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckungen fortsetzen, und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetsche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so solle er, so lang er noch Hoffnung hätte ein groſses oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Übrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurück zu ziehen, und überhaupt, in allen äuſsersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte nie befahrne Meere auf Entdekkung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Produkten neuen Natur, auszureisen, hat in der bloſsen Idee etwas so über alles was wir kennen, Groſses und Anziehendes; daſs man sich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein solcher Vorzug vor so vielen Millionen Menschen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzusehen. In dem bloſsen Umstand, nach Vollendung des groſsen Abenteuers sich all der überstandnen unsäglichen Beschwerden und Gefahren wieder zu erinnern, und sich selbst sagen zu können: das alles hast du *erfahren* — das alles hast du *ausgehalten*, liegt eine Quelle von Vergnügungen und herzerhöhendem Selbstgefühl, die allein hinreichend ist, einen Mann auf sein ganzes Leben glücklich zu machen; werth durch edles Daransetzen seines Lebens erkauft zu werden! Indessen ist all das Ungemach, das unsern neuen Argonauten auf dieser kühnen Fahrt nach dem südlichen Polarzirkel aufstieſs, das was sie, aller zum voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet, in diesen sturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten, (die immer neuen, immer wachsenden *Gefahren* und fürchterlichen Aussichten in ungewisse aber doch immer vorschwebende noch gröſsere Übel, nicht gerechnet) ich sage, dieſs Ungemach, diese Beschwerlichkeiten und Leiden von so mancherley Art sind gleichwohl so beschaffen, daſs bey ihrer bloſsen Vorstellung den Herzhaftesten ein Grauen ankommen muſs. Wir können unserm Autor auf diesem Theil seiner Reise,

den er, nicht wie ein Seemann sondern wie ein Naturforscher, und wie ein Mensch (mit unter auch wie ein junger Mann, dem das Lesen der Alten und neuern Dichter noch in frischem Andenken liegt) beschreibt, nur von fern und gleichsam mit einem Blicke folgen; wir müſsten alles abschreiben, wenn wir alles bemerkenswürdige ausheben sollten. Seeleute von Profession sind der Stürme und alles Ungemachs, dem sich ein Landthier, wie der Mensch ist, in diesem furchtbaren Element aussetzt, zu gewohnt, und überdieſs im Schreiben meistens zu wenig geübt, um uns Landleuten von solchen Scenen so lebhafte und detaillierte Schilderungen zu machen, wie wir sie verlangen. Hier einer aus unserm Mittel, der uns beschreibt, wie einem Jeden von uns an seinem Platze zu Muthe gewesen wäre; dieser Umstand macht allerdings für Leser von Gefühl jeden Zug seiner Erzählung doppelt interessant. Schon am zweyten Tage nach ihrer Abfahrt aus der Tafelbay (den 24ten Novemb.) gingen die Stürme an, von denen sie nun vier Monate lang wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben sollten. Man stelle sich unsern Filosofen vor, dem in dem friedlichen Meere zwischen dem Wendezirkel die Reise um die Welt so leicht und angenehm vorgekommen war — jetzt, wie auf einmahl in den ewigen Sitz heulender Winde und rasender Stürme versetzt, mitten unter fürchterlichen Wogen, die das Schiff aufs heftigste hin und wieder schaukeln, und, indem sie sich häufig über demselben brechen, alles mit einem Platzregen von Seewasser überschwemmen. Wer kein Seemann war (sagt Herr F. mit aller Naivität eines Erdesohnes, der die Linie zum ersten Mahle paſsiert hatte) wuſste sich in diese neue Lage gar nicht zu schicken. Zwar gab es, aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Tassen, Gläsern, Weinflaschen, Schüsseln, Tischen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reisenden greuliche Verwüstung angerichtet wurde, mit unter noch Scenen, wobey sie lachen muſsten: aber, das war im Grunde doch nur ein schwacher Ersatz für einen Verlust, der in ihrer Lage eben so wichtig als unersetzlich war. „Das übelste dabey war, daſs die Decken und Fuſsboden in allen Kajütten gar nicht trocken wurden; und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brausen der Wellen, nebst dem gewaltigen Hin- und Herwerfen des Schiffes, welches fast keine Beschäftigung verstattete, waren neue fürchterliche und höchst beschwerliche Scenen. Hierzu kam noch, daſs, ungeachtet sie sich erst im 42 ° südlicher Breite befanden, die Luft doch schon sehr kalt und scharf zu werden anfing, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienst noch schwerer machte.“ — Indessen war das alles nur Spielwerk gegen das, was ihnen noch bevorstand. Nachdem sie bis zum fünften December immer stürmisches Wetter, an diesem Tage aber, zum ersten Mahle seit ihrer Abreise vom Kap, wieder so gemäſsigten Wind gehabt hatten, daſs die höchsten Bramsegel aufgesetzt werden konnten; fiel am nehmlichen Nachmittag schon wieder Regenwetter ein: in der Nacht ward es so kalt, daſs der Thermometer von 44 auf 38° fiel, und Morgens früh gabs etwas Schnee; der Wind nahm zu, und stürmte den 7ten so heftig, daſs sie, wiewohl unter Begleitung immer zunehmender Scharen von Sturmvögeln, nur noch mit einem Segel fahren konnten. Am 8ten gab ihnen der sogenannte See-Bambu (*fucus buccinalis Linnei*) der sich in Haufen um das Schiff sehen lieſs, und verschiedne Pinguins, die unter einer Menge Pintaden und Albatrossen erschienen, Hoffnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felsenkraut, und besonders von den Pinguins, hatte man sonst immer geglaubt, daſs sie niemahls fern von der Küste angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies jetzt die Unzuverläſsigkeit dieser Zeichen. In der Nacht vom 9ten fing das Wasser in den Gefäſsen schon an am Rande zu gefrieren, wiewohl sie noch nicht weit über dem 50sten Grad südlicher Breite waren. Den folgenden Morgen war ein groſser Eisklumpen, dem sie kaum noch ausweichen konnten, das erste was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer von gleicher Gröſse lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ungefehr zwey Seemeilen vor dem Wind wie ein weiſses Vorgebirg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren sie bey einem andern Eisberge vorbey, der ungefehr 2000 Fuſs lang, 400 breit und 200 hoch war. Da die Masse des Eises über dem Wasser sich zu jener, die unter dem Wasser bleibt, wie 1 zu 9 verhält: so müſste dieſs Stück, gesetzt daſs es ein regelmäſsiges Viereck gewesen, im Ganzen 2000 Fuſs hoch gewesen seyn, und solchemnach 1600 Millionen Kubikfuſs Eis enthalten haben. Am 11ten liefen sie an einer Eisinsel vorbey, die wenigstens eine halbe Englische Meile lang war. Das Thermometer war vorher, wegen des schönen Sonnenscheins, von 36° auf 41 gestiegen; wie sie aber dem Eis gegenüber kamen, sank es nach und nach auf 37½ herab, und sobald sie vorbey waren, stieg es wieder zu 41. Die Wellen brachen sich mit solchem Ungestüm gegen diese Eisinsel, als ob es ein unbeweglich stehender Felsen gewesen wäre, und schlugen, ungeachtet sie nicht viel niedriger als die vorgedachte Eismasse war, dennoch so hoch hinan, daſs der Schaum oft weit über sie hinaus spritzte, welches bey dem schönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewasser, das solchergestalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrscheinlich dort fest, und dieſs kann, wie F. glaubt, zu Erklärung der Entstehungsart und Anhäufung desselben, viel Licht geben.

Der Mensch glaubt leicht was er hofft, und sieht bald was er sehen will. Unsre Abenteurer sollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn es auch nur ein südliches Grönland wäre, wozu ihnen einige Wallfische, die sich zwischen dem Eise zeigten, groſse Hoffnung machten. Sie befanden sich nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bonvet das *Cap de la Circoncision* gefunden haben wollte. Die Menge der Eismassen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schiffsvolkes stieg in gleicher Progression. Der geringste Umstand (sagt Herr F.) wenn es auch nur ein schwarzer Fleck am Eise war, machte unsre ganze Aufmerksamkeit rege. Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn jeder wollte gern der erste seyn, Land! zu rufen. Unter andern hatte der Glaube an Bouvets Entdekkung die Einbildungskraft eines Schifflieutenants so erhitzt, daſs er einmahl übers andre auf den Mastkorb kletterte, und endlich am 14ten December morgens 6 Uhr dem Kapitän sehr ernsthaft entdeckte, er sehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht schaute, fand sich, daſs es nichts als ein groſses flaches Eisfeld war, hinter welchem, so weit das Auge reichte, eine Menge Eisinseln von allerley Gröſse und Figuren emporstiegen; und was Einigen Berge schienen, war ein bloſser Effekt der Strahlenbrechung. Indessen konnte doch vielen die Einbildung, daſs sie hier Land gesehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Kapitän Çook im Februar 1775, auf seinem Wege vom Kap Horn nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, just über diesen nehmlichen Fleck wegsegelte, wo aber damahls weder Land noch Eis mehr zu sehen war.

Da unsre Seefahrer nunmehr gegen Süden hin nichts als groſse Eisfelder vor sich fanden und also, ungeachtet verschiedner, immer vergeblicher Versuche, sich zwischen dem Eise durchzuarbeiten, alle Hoffnung aufgeben muſsten, auf diesem Striche weiter vorzudringen: so steuerten sie nun, oft mitten durch groſse Strecken Packeis (gebrochnes Eis) gegen Osten. Schwere Hagel und Schneeschauer verdunkelten die Luft beständig, und sie sahen sich überall von so groſsen Eisinseln umgeben, daſs dieser Anblick ihnen nun schon eben so gemein war als Wolken und See. Indessen verloren sie doch ihre Bestimmung nie aus den Augen, und lenkten ihren Lauf, sobald die See nur irgendwo etwas freyer und offner war, wieder mehr nach Süden; aber immer mit einerley Erfolg. Denn 17ten Januar 1773 paſsierten sie endlich den Antarktischen Zirkel, und traten also in den eigentlichen kalten Erdgürtel der südlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verschlossen geblieben war. Hier fanden sie eine neue Art von Sturmvögeln (*Petrels*) braun von Farbe, mit weiſsem Bauch und Rumpf, und mit einem weiſsen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, sondern bey Zwanzigen und Dreyſsigen auf einmahl; daher sie ihnen den Nahmen des Antarktischen Sturmvogels beylegten. Um fünf Uhr Nachmittags sahen sie mehr als dreyſsig groſse Eisinseln vor sich, und am Horizont einen starken weiſsen Schein in der Luft, der noch mehr dergleichen verkündigte. Kurz nachher paſsierten sie durch viel kleines Brucheis, das löcherig, schwammicht und schmutzig aussah, und sich endlich so sehr anhäufte, daſs ungeachtet eines sehr frischen Windes, die wellenförmige Bewegung des Meeres dadurch gehemmt ward, und die See ganz eben zu seyn schien. Ueber dieses Brucheis hinaus aber erstreckte sich gegen Süden, soweit das Auge, vom Mast reichen konnte, ein unabsehliches Feld von festem Eis. Da nun keine Möglichkeit war, auf diesem Striche weiter durchzudringen, lieſs Kapitän Cook unter dem 67° 15′ südlicher Breite die Schiffe umwenden und gegen Nordost zu Nord steuern. Sie hatten also auf dieser ganzen südlichen Fahrt nirgends Land, und, auſser Albatrossen, Pintaden, Pinguins, Sturmvögeln und Wallfischen, keine Spur von lebendigen Wesen angetroffen.

Zwischen dem 19ten und 29sten Januar zeigten sich ihnen wieder einige zweydeutige Anzeigen, daſs Land in der Nähe seyn könnte, z. B. die groſse nördliche Mewe (*Larus Catarractes*) und ein kleiner schwarz und weiſser Vogel, der eine Art von Eisvogel schien. Weniger zweydeutig schien der Umstand, daſs die See, ungeachtet des frischen Windes, ziemlich ruhig und eben war. Da nun zwey Französische Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieser Gegend Land entdeckt haben sollten, so gab sich Kapitän Cook viel Mühe, sich von der Richtigkeit dieser Entdekkung zu überzeugen. Wiewohl aber alle seine Versuche fruchtlos abliefen; so scheint doch so viel daraus mit Gewiſsheit geschlossen werden zu können: daſs jene Französische Entdeckung nichts weiter als eine kleine Insel, und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter diesem Himmelsstriche liegenden groſsen festen Landes sey.

Am 8ten Januar verloren sie in einem auſserordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, nnd sahen sich, nach zwey zum Aufsuchen derselben vergebens angewandten Tagen genöthigt, in dem wieder begonnenen beschwerlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden, allein fortzufahren.

In der Nacht vom 16ten, und verschiedene folgende Nächte hinter einander, gab ihnen die Natur, zu einiger Versüſsung ihres Kummers, ein schönes Feuerwerk zum Besten. Es bestand in langen Säulen eines hellen weiſsen Lichts, die sich am östlichen Theile des Gesichtskreises fast bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben, und nach und nach über den ganzen südlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reisenden, wie F. glaubt) bemerkte *Aurora australis*, und von unsern Nordlichtern bloſs darin, daſs sie nie eine andre als weiſsliche Farbe hatte, verschieden. Die Sterne sah man, wiewohl bey klarem Himmel, entweder gar nicht, oder nur ganz blaſs durchschimmern; und die Luft war dabey so scharf, daſs das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt stand.

Den 24sten Februar beſchloſs Herr Cook endlich, da sie unterm 62° südlicher Breite abermahls nichts als Eisfelder antrafen, und die nunmehrige Iahreszeit fernern Entdeckungen in diesen Meeresgegenden allzuungünstig war, für dieſs Mahl nicht weiter nach Süden zu gehen; doch steuerte er bis zum 17ten März, zwischen dem 61 und 58°, noch immer Ostwärts, während welcher Zeit ein Ostwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, sie mehr als einmahl in Gefahr setzte, an den hohen Eisinseln zu scheitern. Diese machten jetzt ihren beynahe einzigen, zwar gefährlichen und schauervollen, aber eben dadurch desto interessantern Zeitvertreib aus. „Ihre Gestalt (sagt Herr F.) war mehrentheils sonderbar, und des zertrümmerten Ansehens wegen oft mahlerisch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbey, die von auſserordentlicher Gröſse war, und in der Mitte ein Grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch ging, so daſs man das Tagslicht an der andern Seite sehen konnte. Einige waren wie Kirchthürme gestaltet; noch andre gaben unsrer Einbildungskraft freyes Spiel, daraus zu machen was sie wollte, und dienten uns die Langeweile zu vertreiben; weil der tägliche Anblick von Seevögeln, Meerschweinen, Seehunden und Wallfischen den Reitz der Neuheit längst verloren hatte.„

Ungeachtet aller der guten (im Vorbericht dieses Werks umständlich angegeben) Präservative, womit sie sich auf die Reise ausgerüstet, nahmentlich des

Sauerkrauts, und der Bierwürze, wovon sie die besten Dienste erfahren hatten, zeigten sich nun bey einigen ihrer Leute starke Symptome von Scharbock, und alle waren des Ungemachs, das sie seit ihrer Abreise vom Vorgebirg in diesen stürmischen und kalten Himmelsgegenden ausgestanden, von Herzen überdrüſsig. Auch die Landthiere, die sie am Bord hatten, konnten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geschenk an die Einwohner der Südseeinseln bestimmt waren, waren krätzig geworden und wollten nicht mehr fressen; und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt, oder verklammten bald darauf vor Kälte. Da es bey so bewandten Umständen hohe Zeit für sie war, die höhern südlichen Breiten zu verlassen und einem Erfrischungsorte zuzueilen: so richteten sie ihren Lauf Nordostwärts, in der Absicht, das Südende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr F. stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf dieser ihrer ersten Fahrt gegen den Südpol überstanden, so zusammen, daſs sie die Skizze zu mehr als Einer groſsen Schilderey für künftige Mahler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze zu machen wissen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen. — Wir wollen ihn wieder selbst reden lassen. — „Die schrecklichen Wirkungen und Folgen fürchterlicher Stürme, die der treffliche Geschichtschreiber von Ansons Reisen

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Glorwürdigster Sohn des Himmels!

Ihrer Majestät lebhafteſtes Verlangen ist Ihre Völker glücklich zu sehen. Dieſs ist das einzige Ziel Ihrer unermüdeten Bemühungen; es ist der groſse Gegenstand ihrer Berathschlagungen, der Inhalt Ihrer Gesetze und Befehle, die Seele aller löblichen Unternehmungen, die Sie anfangen und — ausführen, und das, was Sie von allem Bösen abhält, welches Sie nach dem Beyspiel andrer Groſsen der Welt thun könnten, und — nicht thun.

Wie glücklich müſsten Sie selbst seyn, Bester der Könige, wenn es gleich mit so natürlichen schwarzen Farben geschildert hat, waren gewisser Maſsen nur die geringsten unsrer Plagen. Noch auſser diesen muſsten wir mit der Strenge eines ungewöhnlich rauhen Klima's kämpfen; Matrosen und Officiere waren beständig Regen, Hagel, oder Schnee ausgesetzt; das Tau-und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten muſsten! Unser Vorrath von frischem Wasser konnte nicht anders als mit Treibeis ersetzt werden, und das Aufnehmen desselben aus eiskaltem Seewasser ging ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab. Unaufhörlich muſsten wir befürchten gegen die hohen Eismassen anzulaufen, womit der unermeſsliche südliche Ocean gleichsam angefüllt ist; und dergleichen Gefahr kam oft so schnell und vielfältig, daſs die Leute selten ihre gewöhnliche Ruhestunden genieſsen konnten, sondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hülfe kommen muſsten. — Zu diesen Unanmehmlichkeiten gesellte sich noch die düstre Traurigkeit, die unter dem Antarktischen Himmel herrscht, wo sie oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen muſsten, und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur selten theilhaft wurden; ein Umstand, der allein schon vermögend ist, den Entschlossensten und Lebhaftesten niedergeschlagen zu machen. u. s. w."

Man kann sich also leicht vorstellen, wie entzükkend ihnen, nach einer mit so viel Mühseligkeit und Elend verknüpften Fahrt von hundert und zwanzig

Tagen, der Anblick der Küste von Neu-Seeland seyn muſste, an deren äuſsersten Nordwestlichen Spitze (der einzigen, welche Kapitän Cook auf seiner ersten Reise noch nicht untersucht hatte) sie den 26sten März 1773. anlangten. Die Scene, die uns Herr F. hier schildert, durch das Medium der vorherigen Beschreibung, und also aus der Seele unsrer Seefahrer, gesehen und gefühlt, hat (nach meinem Gefühl wenigstens) so viel Anziehendes, und, beide zusammen, machen, ohne Kunst der Komposizion, durch die bloſse Wahrheit der Natur, ein so groſses rührendes Ganzes, daſs wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermahls mit den eignen Worten unsers Geschichtschreibers herzusetzen.

„Das Wetter war schön, und in Verhältniſs zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müssen, recht erquickend warm. Sanftwehende Winde führten uns nach und nach bey vielen felsichten Inseln vorbey, die alle mit Bäumen und Buschwerk überwachsen waren, deren mannigfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbstzeit verschiedentlich schattierten Grün des übrigen Laubes mahlerisch vermischt war, und sehr angenehm gegen einander abstach. Ganze Scharen von Wasservögeln belebten die felsichten Küsten, und das Land ertönte überall vom wilden Gesang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und frischen Gewächsen gesehnt hatten, desto mehr entzückte uns nun dieser Prospekt, und die Regungen der innigsten Zufriedenheit, welche der Anblick dieser neuen Scene durchgängig veranlaſste, waren in eines jeden Augen deutlich zu lesen. Um drey Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Insel vor Anker — wo wir der Küste so nah waren, daſs man sie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unsre Matrosen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken sah man an allen Seiten des Schiffs eine Menge vortrefflicher Fische aus dem Wasser ziehen, deren vielversprechender Anblick die Freude über unsre glückliche Ankunft in der Dusky-Bay ungemein vermehrte. Da wir so lange darauf gefastet hatten, so war es kein Wunder, daſs uns diese erste Neu-Seeländische Mahlzeit als die herrlichste in unserm ganzen Leben vorkam. Zum Nachtisch ergetzte sich das Auge an der vor uns liegenden wildniſsartigen Landschaft, die Salvator Rosa nicht schöner hätte zusammensetzen können. Sie war ganz im Geschmack dieses Künstlers, und bestand aus Felsen mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündfluth hinauf zu reichen schien, und zwischen welchen sich aller Orten Wasserbäche mit schäumendem Ungestüm herabstürzten. Doch hätte es bey weitem nicht so vieler Schönheit bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer so langen Entfernung vom Lande ist es wahrlich sehr leicht, selbst die ödeste Klippe für das herrlichste Land in der Schöpfung anzusehen. Und aus diesem Gesichtspunkt muſs man auch die feurigen Beschreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Timan in Ansons Reise um die Welt betrachten."

Da die an Dusky-Bay angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfniſs angemeſsnen Bequemlichkeiten anbot, so beschloſs Kapitän Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unsre Naturforscher wandten diese Zeit an, sich mit den Reichthümern der Natur so bekannt zu machen, als es die schon ziemlich weit fortgerückte herbstliche Jahreszeit zulieſs.

Der Hafen, wo sie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, so nah am Ufer, daſs es mit einem Gerüste von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur selbst schien ihnen den Zugang durch einen groſsen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus, in horizontaler Richtung, schief über das Wasser hin gewachsen war. Am Ufer selbst fanden sie nicht weniger Bequemlichkeit für das, was jetzt ihre dringendsten Bedürfnisse ausmachte. Die Bäume standen so nah am Schiffe, daſs die Äste bis an die Masten hinreichten, und ein schöner Strom frischen Wassers floſs nur einen Pistolenschuſs weit hinter dem Schiffe. Sie lieſsen es nun ihre erste Arbeit seyn, einen nahgelegnen Hügel von Holz kahl zu machen; um die Schmiede und Sternwarte daselbst aufzustellen, und zugleich wurden für die Segelmacher, Böttcher, Wasserträger und Holzhauer am Wasserplatz Zelte aufgeschlagen. Diese Arbeiten gaben ihnen

Gelegenheit, bald genug von der allzugünstigen Meinung zurückzukommen, die sie in der Entzükkung des ersten Anblicks von diesem Lande gefaſst hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingstauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachsen und überlaufen waren, machte es ungemein mühsam, ein Stück Landes zu reinigen. In der That (sagt unser A.) ist es nicht nur historisch wahrscheinlich, daſs in diesem südlichen Theile von Neu-Seeland die Wälder noch unangetastet in ihrem ursprünglich wilden ersten Stande der Natur geblieben sind; sondern der Augenschein beweist solches beynahe unläugbar. Wir fanden es nicht nur, des obgedachten überhand genommenen Unkrauts wegen, fast unmöglich darin fortzukommen: sondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen, oder vor Alter umgefallen, und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generazionen von jungen Bäumen, parasitischen Pflanzen, Farnkräutern und Moosen reichlich wieder aufsproſsten. Oft bedeckte eine täuschende Rinde das innere verfaulte Holz eines solchen umgefallnen Stammes, und wer es wagte darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte seiner Seits einen Beweis, daſs dieser Theil des Landes bis jetzt noch keine Veränderung von Menschen erlitten haben müsse;

denn eine Menge kleiner Vögel schienen noch nie eine menschliche Gestalt gesehen zu haben, so unbesorgt blieben sie auf den nächsten Zweigen sitzen, oder hüpften wohl gar auf den äuſsersten Enden unsrer Vogelflinten herum, und betrachteten uns als fremde Gegenstände mit einer Neugierigkeit, die der unsrigen einiger Maſsen gleich kam."

Es ist leicht zu erachten, daſs es in einem so beschaffnen Lande an neuen Gegenständen für unsre Naturforscher nicht fehlen konnte. Zwar setzte ihnen theils eben diese Wildheit desselben (indem das ganze Land um die Dusky- oder Dämmerungs-Bay[1]) aus steilen felsichten Bergen besteht, die durch Klüfte von einander abgesondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachsen sind) theils die Jahrszeit und das fast immer nasse Wetter groſse Schwierigkeiten entgegen. Indessen wurde ihre Mühe doch durch Entdeckung vieler neuer Pflanzen- und Vögel-Arten, und durch den Anblick groſser herrlichen Naturscenen belohnt, unter denen wir, unsrer Absicht gemäſs, nur die mahlerische Beschreibung eines Wasserfalls, mit den Worten des Verfassers mittheilen wollen.

---

1) Kapitän Cook hatte ihr diesen Nahmen schon auf seiner ersten Reise um Neu-Seeland, wo er sie nur gesehen, beygelegt. An der Stelle wo das Schiff jetzt vor Anker lag, verursachte das vom Ufer herabhängende Buschwerk eine solche Dämmerung, daſs es in den Kajüten, selbst bey hellem Wetter, immer dunkel blieb, und man bey bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anstecken muſste.

Als sie, nach einem Wege von anderthalb Englischen Meilen, bey demselben angelangt waren, muſsten sie den Berg, von welchem er sich stürzte, wenigstens 600 Fuſs hoch hinanklettern, eh sie ihn völlig zu Gesichte bekamen. Von dort aus fanden sie die Aussicht groſs und prächtig. Das erste was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Wassersäule, die etwa 24 bis 30 Fuſs im Umfang hält, und sich mit reiſsendem Ungestüm über einen senkrechten Felsen aus einer Höhe von ungefehr 300 Fuſs herabstürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft diese Wassersäule auf ein hervortretendes Stück desselben Felsen, der von da an etwas abhängig wird, und schieſst sodann, in Gestalt einer durchsichtigen, ungefehr 75 Fuſs breiten Wasserwand, über den durchscheinenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen, und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr 180 Fuſs im Umfang hält, und an drey Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand, vorn aber von groſsen unordentlich übereinander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus, und fällt am Abhang des Berges schäumend in die See herab. Mehr als 300 Fuſs weit (fährt Herr F. fort) fanden wir die Luft umher mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Fall entsteht, und so dicht war, daſs er unsre Kleider in wenigen Minuten dermaſsen durchnäſste, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir lieſsen uns aber diese kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten ein so schönes Schauspiel noch von mehrern Seiten zu betrachten und stiegen zu solchem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hieraus in dasselbe herab sah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bey hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Kaskade völlig zirkelrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Auſser und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit Prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung, gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen groſser Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammen gethürmt hatte. Über diesem hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von 150 Fuſs, und auf dieser war eine 75 Fuſs hohe senkrechte Felsenwand mit Grün und Buschwerk überwachsen. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochnem Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerley Blumen verschiedentlich schattiert, den dort herkommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaſst, die, vermöge ihrer Höhe von ungefehr 40 Fuſs, das Wasser deckten. Das Getöse des Falls war so heftig und hallte von den benachbarten Felsen so stark zurück, daſs man keinen andern Laut davor unterscheiden konnte. Die Vögel schienen sich deshalb etwas davon entfernt zu halten; weiter hin aber lieſs sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels (*Wattle Bird*) und der bezaubernde Gesang verschiedner Baumläufer an allen Seiten hören, und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, sahen wir die weite Bay, mit kleinen waldichten Inseln besät, unter uns; über sie hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckten Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlor sich das Auge in den unabsehlichen Flächen des Oceans. Dieser Prospekt (setzt Herr F. hinzu) ist so bewundernswürdig groſs, daſs es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majestät und Schönheit desselben der Natur gemäſs zu beschreiben, und daſs nur der künstliche Pinsel des auf diese Reise mit ausgeschickten Mahlers Hodges im Stande war, dergleichen Scenen mit meisterhafter Täuschung nachzuahmen.

Die Kenntniſs, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Kapitän Cooks erste Reise bekommen, hat durch diesen zweyten Besuch keinen sonderlichen Zuwachs erhalten. Die Dusky-Bay, in deren Gegend sie sich meistens aufhielten, macht einen Theil des südlichen Endes der Insel Tovy-Poännemu, oder der südlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 gröſstentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieser Umstand, nehmlich die wenige Bevölkerung dieses wildern und gebirgigern Theiles von Neu-Seeland, hat sich auch durch diesen zweyten Besuch bestätigt. Unsre Reisenden faſsten zwar Anfangs eine beſsre Hoffnung, da sie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu sehen bekamen; allein diese (deren Zahl sich zusammen nicht über vierzehn erstreckte) waren so scheu, daſs sie weder durch Freundschaftszeichen zum Annähern noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelaſsnen Geschenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Kapitän, da er mit den beiden Herren Forstern und dem Mahler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordseite der Bay genauer zu untersuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bey einer kleinen Insel, die eine weit hervorragende Felsenspitze hatte, vorbey, wo sie einen Menschen sehr laut rufen hörten. Dieſs bewog sie näher heran zu kommen, und da zeigte sichs, daſs es ein Indianer war, der, mit einer Streitaxt bewaffnet, auf der Felsenspitze stand; und hinter ihm erblickten sie in der Ferne, am Eingang eines Waldes, zwey mit Speren bewaffnete Frauenspersonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Tahiti (von welcher die Neu-Seeländische nur ein Dialekt ist) freundschaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf seine Keule gelehnt stehen, und hielt in dieser Stellung eine lange Rede, die er bey verschiednen Stellen mit groſser Heftigkeit ausleicht wäre, ein Volk glücklich zu wünschen, und es glücklich zu machen! wenn Sie, wie der König des Himmels, nur wollen dürften, um zu vollbringen, nur sprechen, um Ihre Gedanken in Werke verwandelt zu sehen!

Aber wie unglücklich würden Sie vielleicht auch seyn, wenn Sie wissen sollten, in welcher Entfernung, bey allen Ihren Bemühungen, die Ausführung hinter Ihren Wünschen zurück bleibt! Die unzählige Menge der Gehülfen von so mancherley Klassen, Ordnungen und Arten, unter welche Sie genöthiget sind Ihre Macht zu vertheilen, weil auch den unumschränktesten Monarchen die Menschheit Schranken setzt; die Nothwendigkeit, Sich beynahe in allem sprach und alsdann auch zugleich die Keule um den Kopf schwenkte. Herr Cook fuhr fort, ihm sein Tayo, harre mai (Freund, komm her) zuzurufen, und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen; aber ohne Wirkung. Endlich stieg Cook, unbewaffnet und bloſs mit einigen Bogen weiſsem Papier a) in der Hand, auf den Felsen, und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieser zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlor aber seine Furcht nicht eher, als bis der Kapitän seine des Indianers Nase mit der seinigen berührte, welches in Neu-Seeland die Art einander zu grüſsen ist. Dieses Merkmahl von Freundschaft machte den Wilden auf einmahl so zahm und zutrauisch, daſs er sogleich den beiden Weibern rief herbeyzukommen. Dieſs thaten sie auch ungesäumt, und es erhob sich nun zwischen den Indianern und Herrn Cook und seinen Begleitern eine Unterredung, die um so viel interessanter war, weil — kein Theil den andern recht verstand. Herr Hodges zeichnete indessen ihre Gesichter ab. Der Mann hatte ein ehrliches gefälliges Ansehen, und die eine von den beiden Frauenspersonen, die sie für seine Tochter hielten, sah gar nicht so unangenehm aus, als sich's Herr Forster von einer Neu-Seeländerin vermuthet hatte; die andre hingegen war desto häſslicher, und hatte

---

a) Denn die weiſse Farbe ist auch in Neu-Seeland ein Friedenszeichen, wovon Herr Forster verschiedne Beyspiele anführt.

ein ungeheures garstiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren alle olivenfarbig, schwarz und lockicht von Haaren, und am obern Theile des Körpers wohl gebildet; die Beine hingegen aufſerordentlich dünne, übel gestaltet und krumm — welches sie in der Folge bey allen andern Neu-Seeländern, die ihnen zu Gesicht kamen, eben so fanden. Man bot den Indianern einige Fische und Enten an, sie warfen solche aber zurück, und gaben zu verstehn, daſs sie daran keinen Mangel hätten. Da die einbrechende Nacht unsre Reisenden zum Abschied nöthigte, sah ihnen der Mann in ernsthafter Stille und mit einer Aufmerksamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen schien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anwesenheit in einem fort, und mit so geläufiger Zunge als keiner von ihnen je gehört zu haben sich erinnerte, geplaudert hatte, fing nunmehr an zu tanzen, und fuhr fort eben so laut zu seyn als vorher. Des folgenden Tages kehrten sie mit Geschenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu diesen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beym ersten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und groſsen Nägel, sondern sah auch überhaupt alles mit Gleichgültigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben schien. Ein Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft: uns dünkt es bloſs ein Zeichen, daſs ihm der Gebrauch der Beile und Nägel schon bekannt war. Denn aus allem, was Herr F. von ihm erzählt, ist zu vermuthen, daſs er sich in dieser wilden Gegend bloſs als ein Flüchtling aufhielt, der vor seinen Feinden sonst nirgends sicher war. Sie lernten bey diesem Besuche seine ganze Familie kennen, die aus zwey Frauen (worunter die mit dem Gewächs an der Lippe war) dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa funfzehn Jahren, und drey kleinen Kindern bestand, wovon das jüngste noch an der Brust lag. Es wäre zu wünschen, daſs unser Filosof diese kleinen Kinder werth geachtet hätte, sie genauer zu besehen; wäre es auch nur gewesen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungestalt der Neu-Seeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umstände sey. Sie gingen mit diesen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag, und aus zwey Hütten von der simpelsten und primitivsten Bauart bestand. Denn es waren bloſs etliche pyramidenförmig in der Spitze zusammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geschenke des Herrn Cook zu erwiedern, lieſsen sie sichs etliche Streitäxte kosten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichste scheinen mochten, wollten sie keinen abgeben. Die zwischen dieser indianischen Familie und unsern Seefahrern angefangne Freundschaft wurde durch verschiedne Besuche und Gegenbesuche fortgesetzt: sie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seesoldaten ziemlich viel von der Landessprache verstehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil diese Familie eine besonders harte und unverständliche Aussprache hatte. Vielleicht war es ein besonderer Dialekt, der in einer Gegend gesprochen wurde, wohin Herr Cook auf seiner ersten Reise nicht gekommen war, und wo das Haupt dieser Familie vor der Revoluzion, die vielleicht seine Horde zerstört und ihn selbst in diese kleine Insel am wildesten und unbewohntesten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angesehene Person oder gar einen Anführer vorgestellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde seines Hippäh, oder seiner Horde, den über sie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die sie bey Cooks erstem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und so erklärte sich dann auf eine ganz natürliche Art sowohl sein oben bemerktes nachdenkendes Wesen, als der Werth, den er sogleich beym ersten Anblick auf Beile und Nägel zu setzen schien. Ein Umstand, der die Vermuthung, daſs dieser Neu-Seeländer kein gemeiner Mann gewesen, wahrscheinlicher macht, scheint dasjenige zu seyn, was Herr F. bey Gelegenheit eines Besuchs den er auf dem Schiffe ablegte, von seiner natürlichen Unerschrockenheit erzählte: da er nehmlich, wie er ihre Leute schieſsen sah, Lust bekam es auch zu versuchen; und ungeachtet das junge Mädchen, seine vermeinte Tochter, ihn fuſsfällig mit den gröſsten Zeichen der Angst davon abzuhalten suchte, das Gewehr drey oder viermahl hinter einander abfeuerte, ohne einige Furcht blicken zu lassen. Auch von diesem Mädchen, das er damahls ganz allein mit sich auf das Schiff genommen hatte, und das, so wie er selbst, mit einem Sper bewaffnet war, erzählt uns der Verfasser einen merkwürdigen Zug. Sie hatte, verschiedne Tage zuvor, als unsre Reisenden zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine besondre Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matrosen gezeigt, den sie, ihrem Betragen nach, für eine Person ihres Geschlechts zu halten schien; nachher aber wollte sie ihm, ohne daſs man eine andre Ursache errathen konnte, als daſs er sich vielleicht einige Freyheiten bey ihr herausgenommen, nie wieder erlauben ihr nahe zu kommen. An Menschen, mit denen man nicht reden kann, wird alles zu Räthsel. Was unsre obige Vermuthung am meisten zu bekräftigen scheint, ist dieſs, daſs diese Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geschenken eines Morgens, in Abwesenheit des Kapitän Cook, auf einmahl unsichtbar wurde. Der Mann (sagte das Schiffsvolk) hätte bey seinem Abzug durch Zeichen zu verstehen gegeben, er wolle aufs Todtschlagen ausgehen, und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er sich nun im Stande, seine zerstreuten Anhänger wieder zusammen zu bringen, sie vortheilhafter zu bewaffnen, und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Auſser dieser Familie kamen unsern Abenteurern nur wenige andre Eingeborne zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten zu Gesichte, so daſs die ganze Bevölkerung der Dusky-Bay sich vielleicht nicht über drey oder vier Familien erstreckte. Ungeachtet dieser geringen Anzahl, schienen diese Indianer den Gedanken „daſs sie sich verkriechen müſsten" nicht ertragen zu können; wenigstens verstekken sie sich nicht, ohne vorher versucht zu haben, ob sie mit den Fremden in Verbindung kommen, und erfahren können, wie sie gesinnt sind. Bey der Menge von Inseln und Buchten, und der dicken Wälder wegen, die es hier giebt, würde es uns (sagt Herr F.) unmöglich gewesen seyn, die Familie ausfündig zu machen, die wir auf der kleinen Insel sahen, wenn sie sich nicht selbst entdeckt und die ersten Schritte zur Bekanntschaft gethan hätte. Auch würden wir diese Bucht hier (diejenige wo sie noch mit zwey oder drey Familien bekannt wurden) verlassen haben, ohne zu wissen daſs sie bewohnt sey, wenn die Einwohner bey Abfeurung unsers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beyden Fällen lieſsen sie, meines Erachtens, eine offenherzige Dreistigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Karakter zur Empfehlung gereicht; denn hätte selbiger die mindeste Beymischung von heimtückischem Wesen gehabt, so würden sie (was ihnen sehr leicht gewesen wäre) gesucht haben uns unversehens zu überfallen. u. s. w. In der That läſst sich aus allem, was man uns von den Neu-Seeländern meldet, der Schluſs ziehen, daſs eine Anlage in ihnen liegt, aus welcher durch Kultur eine sehr edle Art von Menschen werden könnte. Indessen wissen wir doch von ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unsern verfeinerten Landesleuten kaum etwas anders zur Nachahmung anzupreisen, als die Mode einander mit, Berührung der Nasen zu grüſsen, oder, wie es die

Englischen Matrosen nennen, einander zu nasen; und wir können nicht umhin, anstatt des minder ehrerbietigen und allzuvertraulichen Küssens (welches überdieſs zuweilen noch andre Unbequemlichkeiten hat) die Einführung des Nasens, beym Grüſsen und Abschiednehmen, in Vorschlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bay verlassen, sey uns erlaubt noch ein Gemählde von derjenigen Art, worin unser Verfasser ein Meister ist, auszuziehen, das die Veränderung betrifft, die ein einziges Europäisches Schiff in wenigen Tagen in der Gestalt dieses wilden Heiligthums der Natur hervor brachte. Ein Gemählde, das uns dadurch um so viel lieber wird, weil es, beynahe sollte man denken, ohne Absicht des Verfassers, ein wahres Bild der groſsen menschlichen *Vanitas Vanitatum*, und gleichsam ein kurzer Auszug ist der ganzen Geschichte unserer hochgerühmten Künste und des ewigen Entstehens und Verschwindens aller Werke, womit Menschenwitz und Menschenhände den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civilisierten Verfassung über den rohen Zustand des Menschen fielen durch nichts deutlicher in die Augen (sagt unser Verfasser) als durch die Veränderung und Verbesserungen, die auf dieser Stelle (die sie nun im Begriff waren wieder zu verlassen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unsrer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeschafft, welches funfzig Neu-Seeländer mit ihren steinernen Werkzeugen in drey Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo sonst unzählbare Pflanzen sich selbst überlassen wuchsen und wieder vergingen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeschaffen, in welcher 120 Mann unablässig auf verschiedene Weise beschäftigt waren:

quales apes aestate nova etc. *Virgil.* 3)

Wir fällten Zimmerholz, das ohne Uns durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault seyn würde, und unsre Bretschneider sägten Planken daraus, oder es ward zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemern Ausfluſs in die See verschafften, stand die Arbeit unsrer Böttcher, ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein groſser Kessel, in welchem aus inländichen bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes Getränke für unsre Arbeiter gebrauet wurde. Ohnweit davon kochten unsre Leute vortreffliche Fische für ihre Kameraden, die zum Theil an den Aussenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedne Geschäfte belebten die Scene und lieſsen sich mit mannigfalti-

---

3) Das Gleichniſs thut hier unstreitig das Beste — und beweist am Ende doch, daſs die Menschen, um das Gemählde ihrer künstlichen Geschäftigkeit zu verschönern, der Natur die Farben abborgen müssen.

gem Geräusche hören, indeſs der benachbarte Berg von den abgemeſsnen Schlägen der Schmiedehämmer laut wiederhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen Kolonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Noviziat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wälder; die romantischen Prospekte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers Staffeley so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatte diese wilde Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welchen der Sternkundigen wachender Fleiſs den Gang der Gestirne beobachteten. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Wunder des Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt waren, ihren Unterschied und Nutzen auszuspähen. Kurz, überall, wo wir nur hin blickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarey bedeckt hatte. — Allein dieſs schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind als es entstanden war. Wir brachten unsre Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe, und lieſsen kein Merkmahl unsers Hierseyns, als ein Stück Land, das von Holz entblöſst war. Zwar hatten wir eine Menge von Europäischem Gartengesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren wird der Ort unsers Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken seyn. *Sic transit gloria mundi!* Augenblicke oder Jahrhunderte der Kultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied. “

Den 5ten May 1773 segelten unsre Abenteurer aus Dusky-Bay in Neu-Seeland nach dem aus Kapitän Cooks erster Reise bekannten Charlotten-Sund, wo sie den 18ten anlangten, und die nicht mehr gehoffte Freude hatten, die Adventure, von der sie den 8ten Januar während eines ausserordentlichen Nebels getrennt worden waren, wieder zu finden. Sie hielten sich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beide Schiffe wieder segelfertig zu machen.

Das meiste, was Herr F. während dieses kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieses merkwürdigen Landes wahrgenommen, bestätiget das Gute, was im 9ten Hauptstück des III Bandes des Hawkesworthischen Werkes von ihnen gesagt wird.

So nachtheilig eine gröſsere Kultur und Bekanntschaft mit unsern Künsten und feinern Bedürfnissen den glücklichen, nichts bedürfenden Lieblingskindern auf die Werkzeuge Ihrer wohlthätigen Wirksamkeit verlassen zu müssen, macht Sie — erschrecken Sie nicht vor einer unangenehmen aber heilsamen Wahrheit! — macht Sie zum abhänglichsten aller Bewohner Ihres unermeſslichen Reiches. Nur zu oft steht es in der Gewalt eines Ehrgeitzigen, eines Heuchlers, eines Rachgierigen, eines Unersättlichen, — doch, wozu häufe ich die Nahmen der Leidenschaften und Laster, da ich sie alle in Einem Worte zusammen fassen kann? eines Menschen — in Ihrem geheiligten Nahmen gerade das Gegentheil von Ihrem Willen zu thun! An jedem Tage, in jeder Stunde, beynahe dürft' ich sagen in jedem Augenblick Ihrer Regierung, wird in dem weiten Umfang Ihrer zahlreichen Provinzen der Natur, in O-Tahiti und den übrigen Gesellschafts-Inseln, aller Wahrscheinlichkeit nach seyn möchte: so viel hätten hingegen die Neu-Seeländer dabey zu gewinnen, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen hat, daſs sie sich, ohne Hülfe unsrer Künste und Einrichtungen, unmöglich jemahls aus ihrem armseligen Zustande empor arbeiten können. Denn eben dieser allzu dürftige Zustand scheint die einzige, aber ohne fremde Beyhülfe unüberwindliche Ursache zu seyn, warum dieſs Volk, in welchem so viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu schlummern scheinen, nie zur Entwickelung derselben gelangen wird, so lange es sich selbst überlassen bleibt. Es ist wirklich ein trauriger Anblick, wenn wir ein Volk, das sich, unter günstigern Umständen, und mit den gehörigen Hülfsmitteln, in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Besserm als Spartaner und Römer ausbilden könnte, durch die bloſse Schwierigkeit ihr Leben zu erhalten, genöthigt sehen, sich selbst unter einander aufzureiben, und gerade durch die daher entstehende Entvölkerung ihres Landes, und Trennung der Einwohner in lauter sehr kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Gesellschaften, die Möglichkeit eines glücklichern Zustandes sich selbst immer an der Wurzel abzuschneiden. Was die Erfahrung längst als eine groſse Wahrheit bestätigt hat, daſs Noth und Dürftigkeit auch die edelsten Naturen endlich zusammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, miſstrauisch und der niedrigsten Handlungen fähig macht, zeigt sich vielleicht nirgends in einem stärkern Licht als unter den Indianern von Neu-Seeland. Von Natur herzhaft, unerschrocken, groſsmüthig und zutraulich, macht sie das Gefühl ihrer Schwäche feig, miſstrauisch und menschenscheu. Sie scheinen den Werth der friedsamen häuslichen Glückseligkeit so stark zu fühlen als irgend ein Volk in der Welt, und leben immer unsicher, in einem ewigen Hobbesianischen Kriegsstande. Ihr Herz ist offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menschlich — und sie sind Menschenfresser. Ungeachtet ihre sittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zusammenhangenden Grundsätzen entwickelt seyn können, so glaubt man doch, selbst durch die Hülle der höchst unvollkommnen Nachrichten, die uns unsre Europäischen Abenteurer von ihnen geben können, das Selbstgefühl einer edlern Natur durchscheinen zu sehen, die unwillig darüber ist, sich durch die Noth erniedriget zu sehen, zu thun oder zu leiden was eines Menschen unwürdig ist. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armseligen Zustande das Europäische Eisenwerk, Beile, Messer, groſse Nägel und dergleichen schaffen können, setzt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unsrer Seefahrer aus; sie geben, um dieses Gewinstes willen, 4) ihre Schwestern und Töchter Preis; aber man sieht daſs sie es ungern thun, und

---

4) Mann vergesse gleichwohl nicht, daſs ein paar groſse Nägel für eine Neu-Seeländerin wenigstens eine eben so groſse Versuchung sind, als eine Riviere von Diamanten für eine hübsche Putzmacherin in Paris oder London.

nichts kann sie dahin bringen, auch ihre verheiratheten Frauen der Entehrung zu überlassen; und Herr Forster (der überhaupt nicht dazu gestimmt scheint, die Neu-Seeländer in einem verschönernden Lichte zu sehen) gesteht, daſs, auch unter jenen Weibsbildern, manche nicht anders als mit dem äussersten Widerwillen, und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen gewesen, „sich den Begierden solcher Kerle Preis zu geben, die ohne Empfindung ihre Thränen sehen und ihre Wehklagen hören konnten.“

Die empfindsame Anmerkung, welche Herr F. bey dieser Gelegenheit macht, über den moralischen Schaden, womit die Neu-Seeländer die wenigen Vortheile, so sie von dem Besuch der Engländischen Seefahrer gezogen, bezahlen müſsten, ist nur zu sehr gegründet — und, wenn wir uns nicht sehr irren, kann das ihnen dadurch zugefügte Unrecht auf keine andre Weise vergütet werden, als daſs man sich ein ernstliches Geschäfte daraus mache, sie nun völlig zu polizieren, und ihnen, da sie doch einmahl etwas von unsern gefährlichen Gaben gekostet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchse der Pandora, mit allem Guten und Bösen, was sie enthält. In ihren Umständen haben sie nichts mehr dabey zu verlieren, hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber, was ficht die Europäer der Zustand eines armen rohen Volkes am Ende der Welt an, bey dem nichts zu hohlen ist, als, wenn's hoch kommt, Mastbäume und ein paar Raritäten für Kunst- und Naturalien-Kabinette, deren man um eine Hand voll Nägel genug von ihnen haben kann?

Wir eilen mit unsern Argonauten nach diesem berühmten O-Tahiti,[5]) welches seit der ersten Nachricht, die uns Herr von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland, oder *Pais de Cocagne* für unsre Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht so erstaunt sind, unsre Lieblingsträume von Arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe, und kummerfreyem Wohlleben eines Volkes, das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an den Brüsten der Natur hängt — realisiert zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichtrische Menschenforscher selbst, so unbefriedigend er alle bisherige Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen vollständigen, durchaus wahren Kenntniſs derselben, lüstern zu werden. Was uns Herr F. nach einem bloſs vierzehntägigen Aufenthalt davon saget und sagen kann, ist zwar ein bloſser Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougainville und dem Beschreiber der ersten Reise des Kapitän Cook zu danken haben. Denn Herr Forster wollte nichts wiederhohlen, was man dort schon gelesen hat — aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten, und indi-

---

5) So muſs man, wie Herr F. ausdrücklich bemerkt, den Nahmen dieser Insel im Deutschen aussprechen und schreiben.

viduelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menschheit wiederkehren sehen, näher bringen und die dem Weisen unendlich willkommener sind, als abgezogene Resultate, studierte Hypothesen und idealisierte Abbildungen oder vielmehr Vorspieglungen, womit wir uns so oft, anstatt echter Geschichtserzählungen und lebendiger Bilder, abspeisen lassen müssen.

„Ein Morgen war's! (singt Herr Forster im höhern Ton) schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, 6) an welchem wir die Insel O-Tahiti zwey Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hieher begleitet, hatte sich geleget; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen, und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherley majestätischen Gestalten und glühten im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb denselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern sanft abhängenden Hügeln, die, den Bergen gleich, mit Waldungen bedeckt und mit verschiedenem Grün und herbstlichem Braun schattieret waren. Vor diesen her lag die Ebne, von tragbaren Brotfruchtbäumen und unzähl-

---

6) Herr Forster, (damahls noch ein sehr junger Mann) war noch ganz voll von seinen Dichtern, und bedachte wohl nicht, als er diese Zeile hinschrieb, daſs seine Dichter sich glücklich geachtet haben würden, einen solchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, wirklich zu sehen — und daſs die Einbildungskraft in solchen Dingen immer unter der Natur bleibt.

baren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene hervorragten. Noch erschien alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählich aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern unterscheiden, und Kanots, die auf dem sandigen Strand herauf gezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt, und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben."

Kaum ward das Schiff bemerkt, so eilte alles dem Strande zu, und einige Kähne stieſsen ab, um die Neuangekommenen mit Darbietung eines grünen Pisang-Schosses und häufigem Zuruf des Worts Tayo (Freund) zu begrüſsen und sich ihrer Freundschaft zu versichern. Der grüne Pisangzweig wurde auf ihr Verlangen an das Tauwerk des Hauptmasts befestiget, wo er von jedermann gesehen werden konnte, und das Zutrauen der Insulaner zu den Fremden unverletzlich befestigte. Die zuerst herbeygekommnen kehrten zu den ihrigen ans Land zurück, und bald war das ganze Ufer mit Menschen bedeckt. Das Schiff sah sich in kurzer Zeit von einigen hundert Kähnen umgeben, in jedem zwey, drey bis vier Mann; alle, zum Beweis ihres ganz argwohnlosen Vertrauens, unbewaffnet. Von allen Seiten her erschallte das süſse freundschaftliche Tayo, und wurde von den Neuangekommenen so gut erwiedert als sie konnten und wuſsten.

Mich, ich gesteh es unverhohlen, wenn ich mir den Kontrast denke zwischen der offnen, warmen, kunstlosen Gutherzigkeit dieser Kinder der Natur, und aller der Freundlichkeit und Gutartigkeit, deren ein Schiff voll — Engländischer Seeleute fähig ist — mich wandelt dabey ein Schauder an; und es ist mir ungefähr eben so dabey zu Muthe, als wenn ich einen Zieraffen von einer wohldressierten und auf ihre Kunst einstudierten Französischen Gouvernante einem holden deutschen Mädchen von drittbalh Jahren liebkosen sehe.

Herr Forster fing sogleich an, durch die Kajütenfenster mit seinen neuen Freunden — um Naturalien zu handeln. In einer halben Stunde hatte er schon etliche Vögel und eine Menge Fische. Die Farben der letzten waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit; daher Herr Forster auch sogleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben aufzulegen, eh sie mit dem Leben verschwanden. — Ich bemerke diesen Umstand nicht um Herrn Forster zu tadeln; er war nun einmahl ein Naturalienforscher und Sammler; Vögel, Fische und Pflanzen nach der Natur abzuzeichnen, war ein wesentlicher Theil seiner Bestimmung und Pflicht. Ich bedaure nur, daſs bey einer solchen Reise nicht auch einmahl einer bestellt wird, der keine andere Pflicht noch Bestimmung hat, als die neuen Menschen die ihm vorkommen, zu erforschen und nach dem Leben abzuzeichnen. Menschen sind doch wohl auch Naturalien, was auch die königliche Gesellschaft zu London davon denken mag.

Indessen lieſs Herr Forster gleichwohl die Menschen nicht ganz aus der Acht, und was er von ihnen sagt, bestätigt den liebenswürdigen Karakter, der den Einwohnern der Societäts-Inseln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beygelegt wird, und sie von allen Völkern der Welt unterscheidet. Die Leute, die uns umgaben, sagt er, hatten so viel Sanftes in ihren Gesichtszügen als Gefälliges in ihrem Betragen — Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute am Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, der Hauptzug ihres Nazionalkarakters, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor. Die äuſseren Merkmahle, wodurch sie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben suchten, waren von verschiedener Art; einige ergriffen unsre Hände, andre lehnten sich auf unsre Schultern, noch andre umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiſse Farbe unsrer Haut, und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daſs wir eben so beschaffen wären, als sie.

Man erinnere sich aus Bougainville's und D. Hawkesworths Nachrichten, daſs eben diese so ungemein sanften Menschen die empfindlichsten Geschöpfe von der Welt sind: daſs es ihnen nicht an

Muth fehlt Beleidigungen zu rächen, daſs sie mit ihren Waffen sehr wohl umzugehen wissen, und mit einigen Völkerschaften benachbarter Inseln in beständiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte ist also nicht flegmatische Schwäche. Diese höchste Sanftheit, mit so reitzbaren Sinnen, solchem Feuer der Leidenschaften, so viel Herz und Unerschrockenheit, macht zusammen den schönsten, menschlichsten Geschlechtskarakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemahls gefunden habe.

Hundertmahl, wenn ich die unaussprechliche Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur im zweyten und dritten Jahre der Kindheit — diese so wunderbar angenehme und reitzvolle Komposizion von Unwissenheit und Neugierde, Sorglosigkeit und Aufmerksamkeit, Liebe und Selbstheit, traulicher Gutherzigkeit und äuſserster Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigensinn, Schlauheit und Einfalt; diese offne Unbefangenheit der Seele; dieses Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls; diese zarte Beweglichkeit aller Sinne; diese lautre Reinheit jedes Naturtriebs, diese Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens, in Lust und Schmerz, Freude und Betrübniſs, Liebe und Haſs; diese glückliche Geneigtheit, alles Übel, sogleich wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, alle Beleidigungen im Moment, wie sie aufhören, wieder zu vergessen; diese reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf sie hat; diese beständige Aufgelegtheit sich zu freuen, zu genieſsen; dieses ewige Leben im Augenblick, diese gänzliche Verschlossenheit für die Zukunft; dieſs nichts Böses wollen, nichts Böses ahnen — wenn ich, sag' ich, das alles, in der so unbeschreiblich feinen und lieblichen Mischung, wie es in den ersten Jahren des kindischen Lebens sich äuſsert, sahe, und es zu einer Zeit sah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht ich dann: was für Geschöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft des Jünglingsalters heranwachsen, und die Vollkommenheit unsrer Natur erreichen könnten, ohne von allem, was die Kindheit so liebenswürdig, so glücklich macht, mehr zu verlieren, als, vermöge der absoluten Nothwendigkeit der Sache verloren gehen muſs, wenn Dämmerung zum Morgen, und Knospe zur Blume wird!

Ich weiſs, wenn ich wieder kalt bin, so gut als ein anderer, in welche Klasse ein solcher Wunsch gehört, und was mir jeder hochgelehrte Knabe, der so eben seinen Kursus von Logik, Metafysik, Moral, Dogmatik, u. s. f. absolviert hat, dagegen einwenden kann — Aber ich freue mich doch, zu denken, daſs wenigstens der beste und glücklichste Theil der Bewohner der Gesellschaftsinseln lebendige irgend eine Ungerechtigkeit ausgeübt, ein Gesetz verdreht, ein Befehl übertrieben oder ausgewichen, ein Unschuldiger unterdrückt, ein Waise beraubt, ein Verdienstloser befördert, ein Bösewicht geschützt, die Tugend abgeschreckt, das Laster aufgemuntert.

Was für ein Ausdruck von Entsetzen würde mir aus den Blicken Ihrer Höflinge entgegen starren, wenn sie mich so verwegen reden hörten! Wie sollt' es möglich seyn, daſs unter einem so guten Fürsten das Laster sein Haupt so kühn empor heben, und ungestraft so viel Böses thun dürfte? Die bloſse Voraussetzung einer solchen Möglichkeit scheint eine Beleidigung Ihres Ruhmes, eine Beschimpfung Ihrer glorreichen Regierung zu seyn. — Vergeben Sie, Gnä-

Beweise sind, daſs die Natur in einigen kleinen Inselchen der Südsee gewisser Maſsen wirklich gemacht hat, was bey mir und andern ehrlichen Wünschern und Träumern bloſser Wunsch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freylich geht etwas, und ziemlich viel davon ab, daſs Wirklichkeit je so schön, so glänzend, so erwünscht sey als was Fee Mab mit einem Schlag ihres Mohnstengels vor unserm innern Sinn vorbeyzaubert. Die Kinder von O-Tahiti sind freylich keine Halbengel aus einer idealischen Unschuldswelt — Aber, so wie sie sind, wer ist der Mensch, der sie nicht lieben muſs? Wo die gute Seele, die sich nicht zu ihnen wünscht?

Herr Forster war kaum in O-Tahiti angekommen, als er schon die Wirkungen der leutseligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da sie merkten, sagt er, daſs wir Lust hätten ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten, oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten: so gaben sie sich viele Mühe uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten.“ — Herr Forster setzt verschiedenes, was jedoch aus seinen Vorgängern schon bekannt war, zum Lobe dieser Sprache hinzu. Sie besteht aus lauter reinen Sylben, und hat noch viel weniger Mitlauter als die Griechische; sie ist noch singbarer als die Italiänische, oder vielmehr sie ist an sich selbst schon Gesang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daſs der wahre Nahme dieser Insel nicht Otaheite (wie die Engländer ihn schreiben und aussprechen) sondern O-Tahiti sey, und daſs also, da die Vorsylben O und E Artikel sind, Herr von Bougainville den wahren Nahmen, Tahiti richtig angegeben; nur daſs die Einwohner es mit einer leichten Aspirazion, ungefehr wie Tahiti aussprechen.

Bougainville, in dessen Ausdrücken von dieser Zauberinsel und ihren Bewohnern man Schwärmerey einer verschönernden Imaginazion vermuthete, hat nicht zu viel gesagt, wenn er jene als ein Paradies, und diese als glückliche Geschöpfe beschreibt. Herr Forster fühlte es gerade eben so, und die Gemählde, die er davon macht, sind sehr geschickt, auch uns etwas von seinem Genusse mitzutheilen. — „Ungeachtet, der späten Jahrszeit wegen, Laub und Gras schon durchgehens mit herbstlichem Braun gefärbt war, so bemerkten wir doch bald, daſs diese Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reitzen verlören. — Wir befanden uns in einem Walde von Brotfruchtbäumen, auf denen aber bey dieser Jahrszeit keine Früchte mehr waren; und beym Ausgang des Gehölzes sahen wir einen schmalen von Gras entblöſsten Fuſspfad vor uns, vermittelst dessen wir bald zu verschiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherley Buschwerk halb versteckt lagen. Hohe Kokospalmen ragten weit über die andern Bäume empor, und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Pisang prangte mit seinen schönen breiten Blättern, und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine schattenreiche Art von Bäumen, mit dunkelgrünem Laube, trug goldgelbe Äpfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen Chinesischen Maulbeerbäumen 7) bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hieſsigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verschiednen Arten von Arum- und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander, im Schatten der Brotfruchtbäume, auf der Ebne umher, und waren mit mancherley wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des um sie herliegenden Waldes überaus gut zusammen. — Sie bestanden mehrentheils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen und ohne Wände zu seyn — (glücklicher Beweis, daſs die Einwohner weder Schirm vor der Ungunst der Witterung und des Klima, noch die mindeste Verwahrung gegen einander selbst vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte sah man eine kleine

---

7) *Morus Papyrifera.*

Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras gelagert hatten, oder mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen beysammen saſsen, und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige standen bey unsrer Annäherung auf, und folgten dem Haufen, der mit uns ging; viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen, und begnügten sich uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo zuzurufen. Da unsre Begleiter gewahr wurden, daſs wir Pflanzen sammelten, so waren sie emsig dieselben Sorten zu pflücken und herbey zu bringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in diesen Plantagen in der That eine Menge von allerhand wilden Arten, die untereinander in jener schönen Unordnung aufsproſsten, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben ist. — Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten die, ohnerachtet sie zärter und feiner als unsre nördlichen waren, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich das Erdreich feucht zu erhalten, und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrer Seits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherley kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und sangen sehr angenehm, dem Wahn zu Trotz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heiſsen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Kokosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner saphirblauer Papagayen aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen. — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weiſsen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein groſser Kuckuk, und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indeſs ein bläulicher Reiger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab, und füllte beym Ausfluſs in die See unsre Fässer mit silberhellem Wasser." — Ich besorge nicht, daſs meine Leser diese ausgeschriebene Stelle zu lang finden werden. Solche individuelle Gemählde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem muſs es nicht angenehm seyn, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schooſskinder gearbeitet hat?

Desto verdrieſslicher ist gleich darauf zu lesen, wie der Kapitän Cook, vermuthlich in einem Anstoſs übler Seemännischer Laune, fähig war, um eines sogenannten Diebstahls willen, dessen sich einer von den beiden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Pue, von seiner kindischen Begierlichkeit verleitet, schuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieser glücklichen Wohnungen zu stören, und die trauliche Sorglosigkeit dieses Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu schrecken. O ihr hassenswürdigen Europäer mit euerm zur Unzeit angebrachten Puffendorf! — „Was? (wendet man ein) man hatte dem Kerl schon unentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverschämtheit, die Gesetze der Gastfreyheit auf eine so häſsliche Art zu übertreten“ und — ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen! War es bey solcher Bewandtniſs des Herrn Kapitäns Hochwohlgebohrnen zu verdenken, daſs Wohlderselbe „aus Unwillen über das schändliche Betragen dieses Kerls“ sich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über dem Kopf hinzufeuern — und als sogar der dritte Schuſs nichts fruchten wollte, und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen, und nur einige der Ihrigen mit Flintenschüssen von den fremden Herren verfolgt sahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen aufingen, sie durch einen Vierpfünder in Respekt zu setzen; auch, ihnen zu wohlverdienter Strafe und andern zum Schrecken, für Kosten, Schaden und Genugthuung zwey doppelte Kanots wegnehmen zu lassen? — O des herrlichen Europäischen Natur- und Völkerrechts! — Ey, ey, lieber Forster! — wo war in diesem Augenblick Ihre Filosofie? — Wie können Sie von dem jungen Menschen verlangen, daſs er ihren Puffendorf und Barbeyrac gelesen haben soll? Wie können Sie Sich einbilden, daſs er das Messer und den zinnernen Löffel aus einer andern Ursache, als aus kindischem Instinkt oder höchstens aus unbesonnenem, arglosem Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu sagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von zwey oder drey Jahren, weil es einen Löffel oder was Sie sonst wollen, gemaust hätte, pillorisieren lassen wollte? Der O-Tahitische Junge hier verstand wahrlich von der Moralität seiner Handlung, die Sie ein schändliches Betragen nennen, nicht mehr als das vorbesagte Kind. Das Kind und der junge Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu allem, was ihm gefällt, und weiſs nichts anders, als daſs die ganze Welt mit allem, was darin ist, ihm gehört. Du sollst nicht stehlen! ist ein positives bürgerliches Gesetz, zu dessen Beobachtung wir erzogen werden müssen. Man hat an dessen Übertretung in den meisten bürgerlichen Gesellschaften Schande und entehrende Strafen hängen müssen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es, der Folgen wegen, nöthig war, dem kindischen Trieb dieses Völkchens zu allem, was ihnen ansteht, Einhalt zu thun: konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geschehen?

Man kann sich des Unwillens schwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gelegenheit ist) dergleichen Probestückchen liest von dem herrischen Betragen, das die Europäischen Seemänner sich über Menschen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen, und nur durch den Vorzug tödtlicherer Waffen gezwungen sind sich von ihnen miſshandeln zu lassen. Aber freylich ist es — ihrer würdig, und ganz aus Einem Stücke mit der Unverschämtheit, womit diese Herren, im Nahmen ihrer allergnädigsten Könige, von jeder Insel und Halbinsel der Südsee, auf die sie Wind und Wetter oder Bedürfniſs sich zu erfrischen verschlägt, feyerlich Besitz nehmen, ohne daſs es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derselben zu fragen, was sie zu dieser Besitznehmung zu sagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das sind die aufgeklärten, filosofischen, rechtshochgelahrten Herren, die einen weggemausten zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indessen wirkte. Die Herren erreichten ihren groſsen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein solches Schrecken ein, daſs sie sich zwey doppelte Kanots (und wahrlich noch zehnmahl so viel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen lieſsen. Freylich war nun das Vertrauen der guten Insulaner verscherzt — und das hatten die Europäischen Herren gleichwohl noch vonnöthen, weil sie wenigstens eben so groſsen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als diese zu ihren Messern und Löffeln. Aber, das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „so freundschaftliche, gutherzige Leute!“ — Gleichwohl waren sie, sagt Herr Forster, wegen des Vorgefallnen etwas scheuer und zurückhaltender als zuvor; (sie hatten wohl groſs Unrecht daran?) Es währete etliche Tage, bis man sie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook muſste sich am Ende doch entschlieſsen, die genommenen Kähne wieder zurück zu geben.

Doch — weg von diesen unangenehmen Betrachtungen! Herr Forster versöhnt uns wieder mit sich durch ein paar, ziemlich getreu, wie es scheint, und nicht ohne Liebe, nach dem Leben gemahlte O-Tahitische Familienstücke, die ich nicht um das beste von Greuze geben möchte. Hier hätte der Mahler Hodges, den unsre Seefahrer bey sich hatten, wenn etwas von Greuzens Geist in seinen Augen und in seinem Herzen gewesen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte, als mit den reichen, idealisierten, griechenzenden Kompositionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südseeinseln, aufheften will.

Die Herren Forster waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botanisieren gegangen. Zufälliger Weise bekamen sie im Walde Gelegenheit einigen Weibern von der niedrigsten Klasse, zuzusehen, wie sie den in diesen Inseln gewöhnlichen Zeug aus der fasrichten Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten sie zuletzt in ein schmales Thal. Ein wohlaussehender Mann, bey dessen Wohnung sie vorbeykamen, lag im Schatten da, und lud sie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, daſs sie dazu nicht abgeneigt schienen, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem

Hause, und setzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er denjenigen, der ihm der Vornehmste unter ihnen schien, niederzusitzen bat. Nachdem auch die übrigen sich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, hohlte eine Menge gebackner Brotfrucht, und setzte ihnen solche auf den Pisangblättern vor. Nächst diesem brachte er noch einen Mattenkorb voll Tahitischer Äpfel, einer Frucht, die der Ananas im Geschmack ähnlich ist, und nun bat er sie zuzulangen. Die Herren lieſsen sichs wohl schmecken, fanden die Früchte vortrefflich, und die Tahitische Art, die Brotfrucht vermittelst heiſser Steine in der Erde zu backen, unendlich besser als ihre eigne Art sie zu kochen; weil bey jener aller Saft besser beysammen bleibt, und durch die Hitze noch mehr verdickt wird; beym Kochen hingegen sich viel Wasser in die Frucht saugt, und vom Geschmack und Saft viel verloren geht. Zum Nachtisch brachte ihnen der freundliche Wirth fünf Kokosnüsse; er öffnete sie, goſs den kühlen hellen Saft in eine reine Kokosschale, und reichte sie einem jeden nach der Reihe zu. Unsre Reisenden wurden von der zuvorkommenden und uneigennützigen Gastfreyheit dieses Mannes sehr eingenommen, schenkten ihm das Beste, was sie von Korallen und Nägeln bey sich hatten, und begaben sich nun wieder an ihre botanische Arbeit; die zwar nicht ganz unbelohnt blieb, aber doch, theils wegen der schon vergangnen Jahrszeit, theils aus einem andern wesentlichen Grunde nicht sehr ergiebig war. Dieser war, wie Herr Forster sehr richtig zu urtheilen digster Oberherr! ungestraft, aber nicht öffentlich und triumfierend, hebt das Laster sein Haupt empor; denn das Angesicht, das es zeigt, ist nicht sein eigenes; es nimmt die Gestalt der Gerechtigkeit, der Gnade, des Eifers für Religion und Sitten, der Wohlmeinung mit dem Fürsten und dem Staate, kurz die Gestalt jeder Tugend an, von welcher es der ewige Feind und Zerstörer ist. Seine Geschicklichkeit in dieser Zauberkunst ist unerschöpflich, und kaum ist es möglich, daſs die Weisheit des besten Fürsten sich gegen ihre Täuschungen hinlänglich verwahren könnte. Ihre Majestät glaubten vielleicht das Urtheil eines Übelthäters zu unterschreiben, und unterschrieben den Sturz eines Tugendhaften, dessen Verdienste sein einziges Verbrescheint, die hohe Kultur der Insel O-Tahiti. Wäre sie weniger angebaut, sagt er, so würde das Land, dem herrlichen Boden und Klima nach, überall mit hunderterley Arten von Kräutern wild überwachsen gewesen seyn, anstatt daſs jetzt dergleichen kaum hie und da einzeln aufsprossen.

Bey Anbruch des folgenden Tages gingen sie wieder ans Land, und ostwärts den Gegenden um den Haven Aitepieha zu, wo die Ebne immer breiter, die Pflanzungen immer ansehnlicher, und die Wohnungen zahlreicher wurden, auch reinlicher und neuer aussahen, als in der Gegend des Ankerplatzes. Sie spazierten ungefehr zwey Meilen weit beständig in den anmuthigsten Wäldern und Pflanzungen von Kokos- und Brotfruchtbäumen fort, und sahen, wie die Leute aller Orten wieder an ihr Tagwerk gingen; vornehmlich hörten sie die Zeugarbeiter fleiſsig klopfen. Gleichwohl sammelte sich, wo sie hinkamen, bald ein groſser Haufen um sie her, der ihnen den ganzen Tag so unermüdet folgte, daſs manche darüber ihr Mittagsbrot versäumten. „Doch gingen sie (sagt Herr Forster) nicht so ganz ohne Nebenabsicht mit. Im Ganzen war ihr Betragen allemahl gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig; aber sie paſsten auch jede Gelegenheit ab, eine oder die andre Kleinigkeit zu entwenden, und damit wuſsten sie ausnehmend gut Bescheid. Wenn wir sie freundlich ansahen, oder sie anlächelten, so hielten manche es für die rechte Zeit, von unserm guten Willen Gebrauch zu machen, und in einem bittenden Tone ein: Tayo, poe! (Freund, ein Korallchen?) hören zu lassen.“ —

Ich, meines Orts, sehe in diesem kinderhaften Zug nichts als die klare ungeschminkte Menschheit, wie wir sie alle Tage an unsern Kindern von zwey oder drey Jahren sehen, und auch an denen von fünf und sechs noch sehen würden, wenn wir nicht genöthigt wären, ihnen baldmöglichst beyzubringen, daſs es unanständig sey, seine guten Freunde anzubetteln. Warum übrigens die Leute von O-Tahiti die einzigen in der Welt seyn sollten, die ohne alle Rücksicht auf sich selbst gutherzig, freundschaftlich und dienstfertig wären — oder mit welchem Recht diese Rücksicht auf sich selbst den Werth ihrer Gutherzigkeit in unsern Augen verringern sollte, seh' ich nicht; zumahl da Herr Forster selbst hinzusetzt: wir mochten ihnen willfahren oder nicht, so brachte dieſs doch niemahls eine Änderung in ihrem Betragen hervor, sondern sie blieben so aufgeräumt und freundlich als vorhin. Ich dächte, dieſs wäre wirklich mehr als man von den meisten unter den wohlerzogensten und moralisiertesten von uns Europäern sagen kann.

ENDE DES FÜNFTEN BANDES.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SUPPLEMENTE

SECHSTER BAND.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1798.

INHALT.

ATHENION, GENANNT ARISTION.

LITTERARISCHE MISCELLANEEN.

BRIEFE AN EINEN JUNGEN DICHTER.

ÜBER DIE FRAGE WAS IST HOCHDEUTSCH?

MARK-AUREL AN DIE RÖMER.

DIE TITANOMACHIE ODER DAS NEUE HELDENBUCH.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ATHENION,

GENANNT ARISTION,

oder

das Glück der Athener unter der Regierung
eines vorgeblichen Filosofen.

1781.

1.

Unter die gelehrten Weidsprüche, die auf das Wort irgend eines groſsen Mannes, der sie zuerst gesagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den sie beym ersten Anblick von sich werfen, ohne weitere Untersuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: *Felix Respublica ubi aut Philosophi imperant, aut Imperantes philosophantur;* d. i. glücklich sind die Staaten, wo entweder die Filosofen regieren, oder die Regenten filosofieren.

Friede sey mit der Asche des Weisen, aus dessen Munde oder Feder dieser Spruch zum ersten hervorgegangen! Ich bin gewiſs, er hätte mit gutem Gewissen schwören können, daſs er eine groſse Wahrheit zu sagen glaubte; und ich selbst wollte darauf schwören, daſs er ein Filosof war, und daſs sein gnädiger Herr oder seine gnädigen Herren — nicht filosofierten.

Ich denke nicht, daſs hier erst zu fragen sey, was er unter einem Filosofen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sey glücklich das von einem weisen Manne weislich regiert werde: so hätte er eben so wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer Miene, als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewiſs war das auch seine Meinung nicht. Er verstand unter einem Filosofen keinen Weisen, sondern was man von jeher unter einem Filosofen verstanden hat, einen Mann der sich auf Filosofie gelegt hat und Filosofie treibt: so wie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der selbst gesund ist und alle Kranken gesund macht, sondern einen der die Arzneykunst gelernt hat und treibt so gut er kann und weiſs; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der sein Schiff glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle führt, sondern den, der die Kunst versteht ein Schiff zu führen. Vorausgesetzt also daſs im vorbesagtem Weidspruch das Wort Filosof weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolfens, die Wissenschaft aller möglichen Dinge in sofern sie möglich sind, zu seiner Profession gemacht hat: so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Scepter eines Filosofen glücklicher seyn sollte als unter irgend einem andern Ehrenmanne, der so viel Verstand hat seine rechte Hand von seiner Linken zu unterscheiden. Daſs die Filosofen andrer Meinung sind, und daſs es ihnen, weil sie andrer Meinung sind, an Gründen, ihre Meinung aufzustutzen, nicht fehlen könne, laſs ich gerne gelten. Aristoxenus, der Tonkünstler, behauptete: die Seele sey ein Akkord und das Universum eine groſse Harfe, auf der die Natur Solo spiele! Einem Manne, der so partheyisch für seine Kunst dachte, war es gewiſs nicht zu viel, auch zu behaupten oder doch wenigstens zu glauben, die Staaten würden am glücklichsten seyn, wenn sie von lauter Tonkünstlern regiert würden. Und der französische Tanzmeister, der unmöglich begreifen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley gesehen haben könnte, daſs sie ihn zu ihrem ersten Minister gemacht, da er doch der gröſste Schöps auf seinem Tanzboden gewesen — ich bin versichert, daſs in den Augen dieses ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeister geschickter war die Welt im Gange zu erhalten, als die sämmtlichen Mitglieder aller Akademien der Wissenschaften in Europa. Es ist nun einmahl nicht anders: Jedermann ist öffentlich oder heimlich für die Profession die er treibt, und für die Klasse zu welcher er gezählt wird, eingenommen: warum sollten's die Filosofen, die doch unstreitig so viel vor uns andern voraus haben, weniger seyn?

Der kürzeste und sicherste Weg über diesen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, ist wohl dieser, daſs man sich umsehe, wie glücklich die Staaten gewesen sind, denen es so gut worden ist von Filosofen regiert zu werden. So viel ich weiſs, ist der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber desto auffallender und vorstechender wird ohne Zweifel auch das Glück solcher Staaten gewesen seyn. Mir ist davon ein Beyspiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigste in seiner Art ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. Da zu vermuthen ist, daſs der Filosof, den ich meine, wenigstens neun und neunzig von hundert meiner Leser gänzlich unbekannt sey: so will ich Ihnen seine Geschichte umständlich genug erzählen, um sie eben so bekannt mit ihm zu machen, als ob sie das Glück gehabt hätten selbst unter seiner Regierung zu leben; mit der vorläufigen Versicherung, daſs Sie Sich auf die historische Wahrheit aller Umstände, so auſserordentlich und mährchenhaft sie auch zum Theil klingen mögen, so gut als bey irgend einem andern Stück alter Geschichte verlassen können.

2.

Ungefehr 130 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewisser Athenion, Bürger und Filosof daselbst; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymnäus, von dessen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen ist, als „daſs er, ungefehr um diese Zeit der Schule des Aristoteles, oder dem sogenannten Lyceum vorgestanden haben soll.“ Dieser Athenion schafte sich in seinen alten Tagen eine ägyptische Sklavin an. Diese Sklavin gebar, nach einiger Zeit, einen Sohn; und dieser Sohn, der nach dem Nahmen seines Patrons Athenion genennt wurde, ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Wer auch der Vater seyn mochte, vermuthen läſst sich wenigstens, daſs es der Filosof Athenion so gut seyn konnte als ein anderer; und daſs er chen waren. Sie glaubten einen ehrlichen Mann zu befördern, und beförderten einen schändlichen Gleiſsner. Doch, dieſs sind Wahrheiten, wovon Sie nur zu sehr überzeugt sind. Sie beklagen das unglückliche Loos Ihres Standes. Wem soll man glauben? Tugend und Laster, Wahrheit und Betrug haben einerley Gesicht, reden einerley Sprache, tragen einerley Farbe; ja, der feine Betrüger (das schädlichste unter allen schädlichen Geschöpfen) weiſs das äuſserliche Ansehen gesunder Grundsätze und untadeliger Sitten gemeiniglich besser zu behaupten als der redliche Mann. Jener ist es, der die Kunst ausgelernt hat, seine Leidenschaften in die innersten Höhlen seines schwarzen Herzens zu verschlieſsen, der am besten schmeicheln, am behendees vielleicht selbst glaube, schlossen viele daraus, weil er auf den jungen Menschen, nachdem er herangewachsen war, eine besondere Neigung warf, und ihn sogar zum Erben einsetzte.

Indessen wollen wir denen, welche vielleicht, um der Ehre der Peripatetischen Filosofie willen, lieber sehen möchten, daſs der alte Athenion schuſsfest gegen die Reitze der Ägyptischen Magd geblieben wäre, unverhalten lassen: daſs seine Freygebigkeit gegen den Sohn seiner Sklavin eben so wohl die bloſse Erkenntlichkeit für die besondere Treue, womit ihm der junge Mensch zugethan war, als ein stärkeres natürliches Gefühl, zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geschichte sagt: als der Filosof endlich vor hohem Alter schwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn überall, wo er gegangen und gestanden, an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die Treue und Hülfleistung bewiesen, die er nur immer von der zärtlichsten Gattin und dem dankbarsten Sohne hätte erwarten können.

Diese besondere Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menschen die bloſse reine Wirkung seiner Dankbarkeit gegen seinen alten Wohlthäter seyn; sie konnte aber eben so wohl die bloſse reine Wirkung seiner Neigung zur Verlassenschaft desselben seyn. Wir erinnern dieses beyläufig denen zu Liebe, welche (mit weniger Menschenkenntniſs als Gutherzigkeit) immer geneigt sind von jedem Scheine der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder acht Mahl richtig betrogen zu werden. Wahr ists, daſs sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das Ärgste zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, daſs, unter Zweyen, der, den sie für den bösen Menschen ansahen, der Gute, und der, für dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten, der Bösewicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle seyn mochte, genug der Sohn der Ägypterin fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumierter Sohn und Erb' er war, Mittel, sich das Athenische Bürgerrecht zu verschaffen, welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes, und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den Athenischen Zünften eingeschrieben werden muſste; so vertauschte er bey dieser Gelegenheit seinen bisherigen Nahmen Athenion mit Aristion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bey den Alten, welche von ihm sprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Filosofen Vanini, seines gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Kultur dieser Gaben, und der kluge Gebrauch den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die filosofischen Wissenschaften, mehr aus Liebhaberey als um Gewinns willen trieb,[1] und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte, — hatte er vermuthlich von dem, was damahls zur Encyklopädie der Peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, daſs er, nach dem Tode seines Vaters, Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröffnen, und nach unsrer Art zu reden, den Professor der Filosofie und der schönen Wissenschaften[2] zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit eben so viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Larissa, und verdiente viel Geld. Mit diesem Gelde und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Nahmen kehrte er nach Verfluſs einiger Jahre in die Minervenstadt zurück; wo er sich durch seinen lebhaften, geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bey einem Volke in Ansehen zu setzen wuſste, über welches Witz und Beredtsamkeit von jeher alles vermochten.

Ich hätte beynahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Filosof wie **Posidonius** in seiner Erzählung der Lebensumstände des Aristion, wovon uns **Athenäus** den Auszug liefert, dessen nicht ohne Absicht, wie es scheint, Erwähnung that. **Aristion** fing nehmlich seine neue Lebensart damit an, daſs er **ein schönes junges Mädchen** (*παιδισκαριον ευμορφον*) **heirathete** — eine Handlung, die ihm, in sofern als er das Mädchen **heirathete**, noch sogar zum Verdienst angerechnet werden könnte; denn das war mehr als sein eigener Vater gethan hatte; — wenigstens war es einem Filosofen aus der Peripatetischen Schule, welche, bey Berechnung dessen, was das *Summum Bonum* eines weisen Mannes ausmache, den *bonis corporis* ihr volles Drittel einräumte, so wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel auszulegen. Aber unsern **Aristion** werden wir bald auf einen solchen Fuſs kennen lernen, daſs wir ihm mit vieler Wahrscheinlichkeit zutrauen können, er habe bey der Heirath der schönen jungen **Dirne** noch eine kleine Nebenabsicht gehabt, die seiner Klugheit mehr Ehre macht als seinen Sitten — nehmlich (um es nur heraus zu sagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich **Jagd machen** wollte, desto leichter ins Garn zu locken. Wenigstens scheint es, Posidonius hätte sich, wenn er eine so unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verstehen geben wollte, kaum verständlicher ausdrücken können. [3]) Auch der Umstand, daſs er

---

[1] Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dieſs aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrückt, schlieſsen.

[2] Denn dieſs ist, was man zu des Athenäus Zeiten, durch das Wort, σοφιστευειν, verstanden zu haben scheint.

---

3) Γημας δε παιδισκαριον ευμορφον, μετα τουτου προς το σοφιστικον ὡρμησε, μειρακια σχολαστικα **θηρευων**. Mich däucht,

Athen verlieſs und seine sofistische Bude in entlegenen Orten aufschlug, bestärkt diesen Verdacht. Die Athener sollten keine Augenzeugen davon seyn, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Mensch bleibt immer verächtlich, dem man, in der Operazion, sich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichsam Schritt vor Schritt zugesehen hat. Erscheint er aber nach einer langen Abwesenheit auf einmahl wieder als einer, der sein Glück gemacht hat, so läſst sich die Menge immer vom Glanze des Goldes blenden, und fragt wenig darnach, wie es erworben worden.

4.

Als Aristion nach Athen zurück kam, befand sich Griechenland am Ausbruch einer Krisis, welche der Gestalt seiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfassung von Europa und Asia, eine wichtige Veränderung anzukündigen schien.

Seitdem Roms groſse und unversöhnliche Mitwerberin um die Oberherrschaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Groſse gedemüthiget und jenseits des Gebirges Taurus eingeschlossen worden war, schien nun alles dem glücklichen Genius dieses wundervollen Freystaats weichen zu müssen.

dieſs sagt deutlich genug, daſs sie an der sofistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt — Das wie? ergiebt sich aus der Natur der Sache.

Aber das Schicksal, oder (richtiger zu reden) die Herrschsucht der Römer, (die keine andern Grenzen des Römischen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte Menschen hervor zu bringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarsten, der sich ihnen jemahls entgegen gestellet hatte, in der Person des Königs von Pontus, Mithridates, dem seine auſserordentlichen Eigenschaften den Beynahmen des Groſsen erwarben; eine zweydeutige Ehre, die fast immer zu sehr auf Kosten des menschlichen Geschlechts erworben worden ist, um von einem guten Menschen gesucht oder beneidet zu werden. Der groſse Alexander selbst hatte nichts vor ihm voraus, als sein Glück; und auch in diesem schien ihm Mithridates eine Zeitlang gleich zu seyn.

Die Römer konnten den Ehrgeitz dieses Fürsten — der weder mit dem höflichen Vasallen-Nahmen eines Freundes und Bundesgenossen des Römischen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die sein Vater von demselben empfangen hatte, zufrieden war — eben so wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieser Bürger einer Italiänischen Stadt, die von den Ufern des Tibers sich zu Richtern über die entferntesten Könige aufwarfen, und entschlossen schienen, nicht eher zu ruhen, bis sie es dahin gebracht hätten, von den Trümmern der gröſsten Thronen herab der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. 4) Bey solchen gegenseitigen Gesin-

4) „Entweder, o König, versuche gröſser zu werden als die Römer, oder befolge still-

nungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadozien, woraus der König von Pontus den von Rom beschützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den ersten Vorwand: im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römisch unter die Augen gesagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates, oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entsagen. Der ehrsüchtige Fürst, durch seine Verbindung mit dem Könige von Armenien, und durch den freywilligen oder erzwungenen Beystand vieler andern Asiatischen Völker verstärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zwey und zwanzig Nazionen von verschiedenen Sprachen 5) zählte.

Der Moment, in welchem er diese gebornen Feinde des königlichen Nahmens, welche auſser der Majestät des Römischen Volkes keine Majestät erken-

---

schweigend was sie dir befehlen" sagte Marius zum König Mithridates. Der König stand wie vom Donner gerührt, setzt Plutarch (der dieſs erzählt) hinzu! denn er hatte zwar schon vieles von den Thaten der Römer gehört, aber dieſs war das erste Mahl, daſs er mit eigenen Ohren hörte, aus welchem Ton sie mit seines gleichen zu sprechen pflegten.

5) Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet; zumahl wenn wahr seyn soll, was Justinus sagt: daſs Mithridates alle diese Sprachen geredet habe.

nen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für sein Vorhaben nicht günstiger seyn. Die Römer waren, seit ungefehr zwanzig Jahren, erst durch den Krieg mit dem Numidischen Fürsten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen, welche Fluthenweise aus Germanien in Gallien eingedrungen waren, und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen Marsischen Krieg (mit ihren miſsvergnügten und empörten Italiänischen Bundesgenossen,) worin Italien in wenig Jahren über 300,000 streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte, — die Römer, sage ich, waren durch dieſs alles auſserordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eignen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den Römischen Nahmen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreyer sich aufwerfenden Erobrer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öffnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluſs günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glücklicher Weise für ihn waren die ersten Römischen Feldherren, die sich ihm entgegenstellten, keine Sylla noch Lukulle. Er schlug sie zu verschiedenen Mahlen, vernichtete ihre Armeen, und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider alles was unter Menschen und Völkern Sitte ist, daſs man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daſs seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Rom's Untergang zum Ziele hatten, und sich mit diesem — oder seinem eignen, enden würden.

5.

Wir haben die Athener und den Filosofen Aristion einen Augenblick aus dem Gesichte lassen müssen: weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geschehen muſste, anständiger war, dem Leser die Erinnerung an die Geschichte dieses berühmten Römerfeindes durch etliche Federstriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweisen, die er jetzt vielleicht weder Lust noch Gelegenheit hat, nachzuschlagen. Wir kehren, nach diesem kleinen Absprung, erst zu den Athenern, dann zu unserm Sofisten zurück.

Es war ungefehr zweyhundert und vierzig Jahre, seit die Griechen durch die berühmte Schlacht bey Chäronea ihre Freyheit verloren — und über hundert, seit sie Etwas der Freyheit ähnliches durch den Römischen Konsul Flaminius wieder erhalten hatten. Athen hatte während aller dieser Zeit mancherley abwechselnde, zum Theil sehr widrige Schicksale erfahren. Sie war noch immer eine der gröſsten, volkreichsten und herrlichsten Städte in der Welt; noch immer wenigstens dem Nahmen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerin der Künste und der Wissenschaften; aber der Geist, den ihr, etliche Jahrhunderte zuvor, einige groſse Männer eingehaucht hatten, war schon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört groſse Männer hervorzubringen. Der edle schöne Karakter, welchen Perikles und Isokrates dem Athenischen Volke beylegen, war zuerst durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrschaft der Macedonischen Fürsten, stufenweise so ausgeartet, daſs jene alten Athener, die mit Themistokles, Aristides und Cimon den gröſsten König von Asien gedemüthigt hatten — die Athener, die dem Antigonus und Demetrius bey lebendigem Leibe eigene Priester bestellten, und sie, als Schutzgötter ihrer Stadt, der Minerva und den Eleusinischen Göttinnen an die Seite setzten, gewiſs nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört sich, wenn man beym Plutarch bald die übermüthigen Bübereyen, bald die knechtischen Niederträchtigkeiten liest, welche sie sich nicht schämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorketes heute die unbesonnenste Verachtung, morgen die ausschweifendste Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indessen blieb doch die Idee der Freyheit immer die Dulcinea dieses leichtsinnigen Volkes, ungeachtet sie mit Händen greifen konnten, daſs die Zeit, schimmernde Entwürfe zu machen, für sie vorüber sey.

sten sich jeder Vortheile bedienen kann, die ihm die schwache Seite seines Gegenstandes zeigt. Seine Gefälligkeit, seine Selbstverläugnung, seine Tugend, seine Religion kostet ihm nichts; denn sie ist nur auf seinen Lippen, und in den äuſserlichen Bewegungen, die sein Inwendiges verbergen: er hält sich reichlich für seine Verstellung entschädiget, indem er unter dieser Maske jeder bösartigen Leidenschaft genug thun, jeden niederträchtigen Anschlag ausführen, und mit einer ehernen Stirne noch Belohnung für seine Übelthaten fodern kann. Ist es zu verwundern, o Sohn des Himmels, daſs so viele sind, die alle andere Talente verabsäumen, alle rechtmäſsige und edle Wege zu Ansehen und Glück vorbey gehen, und mit aller ihrer Fähigkeit allein dahin sich

So schwärmerisch ihre erste Dankbarkeit gewesen war, als Flaminius sie von dem Joche des Königs Filippus befreyte; so konnten sie sich doch bey kälterm Blute des Gefühls nicht erwehren, daſs die Freyheit, die man ihnen geschenkt hatte ⁶) nicht viel besser als eine Kinderpuppe sey; und alle hellenisierende Politesse, königliche Freygebigkeit und herablassende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perseus, Paulus Emilius, die Römische Majestät zu mildern und ihr das Verhaſste zu benehmen suchte, alle Wohlthaten, welche sie vor andern Griechischen Städten von ihm empfangen hatten; erzeugten, eben darum weil es Wohlthaten waren, bey einem so flüchtigen, veränderlichen, und auf seine ehemahlige Gröſse so eitelstolzem Volke, nur eine vorüberrauschende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bey dem geringsten Anschein sich wieder unabhängig machen zu können, in Haſs und Empörung umschlug. Das widersinnigste bey diesem allen war, daſs sie durch so viele Erfahrungen, wie sie sich bey jedem ihrer vielen Befreyer so wenig besser als vorher befunden, und im Grunde nur einen neuen Beherrscher um den Alten

---

6) Die Griechischen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexanders von Zeit zu Zeit so beschenkt. Aber meistens hatte man ihnen vorher alles genommen, was dem Geschenk einen Werth hätte geben können. Stilpon, sagte Demetrius zu dem bekannten Filosofen dieses Nahmens in Megara, ich lasse euch eure Stadt frey. Das ist wahr, versetzte Stilpon, denn du hast uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelassen.

eingetauscht, nicht klüger geworden, sondern immer bereit waren, auf eigene Kosten einen neuen eben so vergeblichen Versuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhing, zu sehen, daſs in ihren Umständen, und bey der damahligen Lage der Sachen, gar nichts mehr zu versuchen war.

6.

So waren die Athener, und so waren die meisten Griechischen Städte in Asien und in der eigentlichen Hellas beschaffen und gestimmt, als Mithridates sich ihnen, gleichsam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreyer von der Oberherrschaft eben dieser Römer zeigte, denen sie kurz zuvor so ergeben gewesen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieses Fürsten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumahlen, um sie, in der Trunkenheit der ausschweifendsten Hoffnungen, zu Maſsnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünsche hervorbringen muſsten; und es war Nichts was sie in einem solchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dieſs war immer ihr Fehler und ihr Unglück gewesen. Schon Solon hatte ihnen, als sie sich vom Pisistratus bethören lieſsen, in einer von seinen gesetzgeberlichen Satiren den Vorwurf gemacht:

> Immer schaut ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
> Immer auf das, was er spricht, nimmer auf das, was er thut.

Schlau wie der Fuchs ist jeder für sich: doch alle zusammen,
Fahrt ihr, wie Blasen voll Luft, leicht am Verstande daher.

Die Verse sind auch im Original eben nicht die schönsten: aber sie sagten den Athenern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geschichte bestätigt wird: Der erste also, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eigenen Begriffen einen Barbaren, der nur über Knechte zu herrschen gelernt hatte — in dem Lichte eines Befreyers und Schutzgottes zeigte, machte sie im nehmlichen Augenblicke aller Verbindlichkeiten, so sie den Römern hatten, vergessen. Eben diese Freundschaft mit Rom, auf welche sie kaum noch stolz gewesen waren, schien ihnen jetzt die schimpflichste Knechtschaft. Mithridates ward nun der Abgott, an den die Reihe kam. Für ihn, für seine Waffen und Entwürfe, beeiferten sie sich nun aufs lebhafteste; und so wie sie ehemahls, aus lauter Dankbarkeit für ihre wieder geschenkte Demokratie, die ersten waren, die den Antigonus und Demetrius zu Königen ausriefen: so lag es auch jetzt gewiſs nicht an ihnen, daſs Mithridates, von welchem sie das nehmliche Geschenk zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen würde.

7.

Der Mann, der sie in diesen neuen Anfall von Schwärmerey setzte, war der Filosof Aristion, der (wie gesagt) seit seiner Zurückkunft, durch seine Beredtsamkeit, und durch die Figur, die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bey dem Athenischen Volke in Ansehn zu setzen gewuſst hatte. Man sieht aus der Art seines ganzen Verfahrens, daſs er nach einem Plane handelte, von dessen Entwickelung die leichtsinnigen Vögel des Aristofanes sich wenig träumen lieſsen; wiewohl der Knoten mit allem Fleiſse so geschlungen war, daſs er sich just auf diese Art entwickeln muſste.

Er fing damit an, daſs er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, sich in Zeiten um die Freundschaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in kurzem das Schicksal von Griechenland, ja von ganz Europa in seiner Hand haben würde. Dieser Punkt war, so wie die Sachen damahls standen, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie miſslicher ausgesehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politischen Horizont auf. Alle Griechische Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die schlauen Athener wollten lieber unter den ersten, als unter den letzten seyn, die sich bey ihm wichtig zu machen und in Gunsten zu setzen suchten. Die Frage war also, wen man an den König Mithridates abschicken sollte? Natürlicher Weise den beredtesten Mann in Athen; folglich den Aristion. Dieſs zu erhalten, war der groſse Punkt gewesen, und der Filosof erhielt ihn. Es war zwar nur der erste Schritt nach seinem Ziele, aber die übrigen machten sich dann von selbst.

Aristion reisete also an Mithridates Hoflager ab, und wurde sehr wohl empfangen. Denn dem eben so staatsklugen als tapfern und entschloſsnen Fürsten, der die Tücken des Glücks kannte, und dessen Macht im Grunde doch immer von sehr zufälligen Kombinazionen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkosungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Parthey seiner Feinde zu schwächen und die seinige zu verstärken. Der König und der Filosof wurden (wie man sich's leicht vorstellen kann) bald einig; das ist, der König versprach was der Filosof wollte, weil er wuſste, daſs er immer Herr bleiben würde, gerade so viel zu halten als ihm belieben würde; und der Filosof, der die gute Disposizion und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuschrieb, die sein Verstand und seine Wohlredenheit über denselben ausübe, wünschte sich selbst zu seiner Geschicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er sich schmeichelte) zum Werkzeug seiner eignen Absichten gemacht zu haben. Die Geschichte sagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Filosof mit einander abredeten; aber es erhellet aus dem ganzen Zusammenhange der Sachen, daſs ein solcher Geheimartikel existierte, und daſs er darin bestand: Aristion sollte, mit Genehmigung und

Beystand des Mithridates, sich der höchsten Gewalt in Athen bemächtigen, und dafür Seiner Majestät in allen billigen und — unbilligen Dingen gehorsam und gewärtig seyn.

Mithridates war ein zu groſser Fürst, um sich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrschte; und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen: aber es war jetzt bloſs darum zu thun, die Athener mit der Lockspeise der Freyheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeständigkeit dieser selbst in ihrem Verfall noch immer ansehnlichen Republik war bekannt. So lange sie Republik blieb, war nicht acht Tage auf sie zu rechnen. Sie muſste also, nach damahliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann muſste ein Mann seyn, der ohnehin schon viel beym Volke vermochte. Niemand schickte sich dazu besser als Aristion. Sein eigenes Interesse nöthigte ihn, dem Könige vor der Hand getreu zu seyn: und, wie es auch in der Folge ausfallen möchte, genug daſs Mithridates durch diesen Mann erreichte, was jetzt für den Moment seine Absicht war. Ging sein Hauptplan glücklich durch, so blieb den Griechen ohnehin nichts anders übrig als sich an den Sieger anzuschmiegen; fiel' es aber widrig aus, so halfen die Athener wenigstens die Römer aufzuhalten; und er gewann indessen Zeit, sich in Asien desto besser in Verfassung zu setzen. Der König war also bey diesem Geheimartikel immer der gewinnende Theil; und überlieſs es übrigens dem Atheniſchen Sofisten, wie gut oder schlecht er bey dem ganzen Handel fahren würde.

Aristion muſste bey dem allen sein Spiel sehr behutsam spielen, um seine wahre Absicht nicht vor der Zeit durchscheinen zu lassen, und ein Volk dadurch scheu zu machen, das eben so eifersüchtig über seine Rechte, als unbesonnen in seinen Anschlägen und schwärmerisch in seinen Leidenschaften war. Die Römer hatten noch immer eine Parthey in dieser groſsen Stadt; zwar die geringste an der Zahl, aber an Ansehen und Einfluſs beträchtlich genug, weil sie aus den Edelsten und Reichsten bestand, denen mit gefährlichen Veränderungen selten gedient ist. Das Volk fing zwar wieder an den Meister zu spielen; und das, was ihm den Aristion ganz auſserordentlich werth machte, war, daſs er ihm in seinen vom Hofe aus geschriebenen Briefen immer die stärkste Hoffnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenstand ihrer Wünsche und Träume — durch Mithridats Unterstützung, wieder hergestellt zu sehen. Aber eben darum würde der kleinste Vorlaut von seinen geheimen Absichten alles verderbt haben.

8.

Aristion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis sie ihm ihre völlige Dienste gethan, und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo sie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in seinen gesandtschaftlichen Berichten den *groſsen König* immer nur in dem Lichte eines groſsmüthigen Befreyers von dem Römischen Joche gezeigt, und so, wie sie jetzt gröſsten Theils gesinnt waren, konnte sie nichts mehr zurückhalten, sich diesem in die Arme zu werfen, als etwa die Ungewiſsheit, ob er auch mächtig genug sey, sie bey der *Unabhängigkeit*, welche sie von seiner *Freundschaft* erwarteten, gegen ihre *ehemahligen Freunde*, die Römer, zu schützen. Allein dieſs konnte nun, da Mithridates Meister von ganz Kleinasien war, da er alles, was Römisch hieſs, an Einem Tage aus dem ganzen Umfange dieser weitläufigen Provinzen vertilgt hatte 7) und schon im

---

7) Dieser Tag war einer der unglücklichsten, die den Römern seit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des kleinen Asiens wimmelten von Römern und Italiänern, welche Theils die Staatseinkünfte gepachtet, Theils sonst alle Arten von Lucrativen Geschäften in diesen reichen Ländern an sich gezogen hatten. *Mithridates* glaubte sich seiner neuen Eroberungen nicht eher versichert zu haben, bis er alles, was Römisch hieſs, darin vertilgt hätte. Er schickte also, von Ephesus aus, geheime Befehle an alle Statthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganz Kleinasien, vermöge deren *auf Einen bestimmten Tag* alle Römer, selbst die Weiber, Kinder und Sklaven nicht ausgenommen, aller Orten ermordet werden sollten. Einen erschlagnen Römer zu *begraben*, oder einen Lebenden zu *verbergen*, war bey hoher Strafe verboten. Ihr sämmtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs

Begriff stand, mit einem siegreichen Heer und mit den glänzendsten Hoffnungen in Europa überzugehen, bey einem so lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener, keine Frage mehr seyn. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Aristion ergreifen muſste, um sich zu gleicher Zeit seiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und seinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte also in Person, als der Herold einer fröhlichen Botschaft, nach Athen zurück; und da er die Erwartungen seiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug gespannt hatte, um gewiſs zu seyn, daß sie ihn mit schwärmerischem Entzücken empfangen würden, so lieſs er es auch auf seiner Seite an nichts ermangeln, was diese seinen Absichten so günstige Disposizion des Volkes unterhalten konnte. Er wuſste wie viel man über die Menschen gewinnt, wenn man

---

und der Mörder eingezogen. Wer einen versteckten Römer entdeckte, erhielt eine Belohnung. Die Sklaven, welche ihre Römischen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — jene die Freyheit, diese den Nachlaſs der Hälfte ihrer Schuld, u. s. w. Der Haſs der Asiaten gegen ihre Römischen Unterdrücker und Aussauger war ungefehr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden den Engländern gleich, und bedurfte aller dieser Aufmunterungen nicht. Achtzig Tausend Römische Bürger wurden an diesem schrecklichen Tage umgebracht — und diese Zahl ist noch die geringste, die von den alten Geschichtschreibern angegeben wird.

sie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überrascht, und ihnen nicht Zeit läſst, sich selbst wegen der Bewegungen, wovon sie hingerissen werden, zur Rechenschaft zu ziehen. Der Sohn der Ägyptischen Magd, vor kurzem noch ein bloſser Winkelschulmeister und einer der unbedeutendsten Menschen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zusammenflusse von Zuschauern, die von allen Enden zu dieser prächtigen Farce herbeyströmten, in einem schimmernden Purpurkleide, auf einem Throne mit silbernen Füſsen getragen, unter dem lautesten Freudengeschrey des Volkes, wie im Triumſe zu Athen ein; und glücklich, wer sich am nächsten zu ihm hinandrängen und den Saum seines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundschaft des groſsen Königs verschaft hatte! Der Mann, der sie von den Schätzungen der Römer zu befreyen, ihre liebe Demokratie wieder herzustellen, und das schöne Athen zu seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — versprochen hatte! War dieſs nicht genug, die unmäſsigste Freude zu erregen, und die ausschweifendsten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem solchen Manne erwiesen wurden?

Kaum daſs man ihm Zeit gelassen hatte in seinem alten Quartiere abzusteigen, so wurde er mit groſsem Gepränge in ein öffentliches Haus abgehohlt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Mahlereyen, Bildhauerwerken und silbernen Gefäſsen bestreben, es in der Kunst zu betrügen zur Vollkommenheit zu bringen?

Aber wie? Sollte der Fürst, der die Wahrheit liebt, wiewohl auf allen Seiten mit Larven und Blendwerken umgeben, verzweifeln müssen, jemahls ihr unverfälschtes Antlitz von dem geschminkten Betrug unterscheiden zu können? Das verhüte der Himmel! Wer die Wahrheit aufrichtig liebt, (und was kann ohne sie liebenswürdig seyn?) wer auch alsdann sie liebt, wenn sie nicht schmeichelt, der hat nur geübte Augen vonnöthen, um ihre feineren Züge zu unterscheiden, welche selten so gut nachgemacht werden können, daſs die Kunst sich nicht verrathen sollte. Und um diese geübten Augen zu bekommen, — ohne welche das beste Herz uns nur desto aufs prächtigste versehen war. Bald darauf erschien Aristion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ringe am Finger, in dessen Stein der Kopf des Mithridates geschnitten war, mit einem groſsen Gefolge vor und hinter ihm her, und begleitet von einer Menge Volkes, die vor dem Hause auf ihn gewartet hatte. Mit diesem Pompe erhob er sich in den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkschaft dieses Gottes[8]) dem Könige Mithridates, als dem neuen Bacchus, 9) und seinem Günstlinge Aristion zu Ehren, ein groſses Fest angestellt hatte, und beiden öffentlich Libazionen gebracht wurden. Ganz Athen schien sich in einem seltsamen Taumel von Freude

---

8) Οἱ περι Διονυσον τεχνιται, die Künstler des Bacchus, sagt Athenäus. Unter dieser allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Musikanten, kurz die ganze *Bande joyeuse* begriffen, welche unter dem besondern Schutze dieses Gottes standen und als seine Angehörigen betrachtet wurden. So sagt Plutarch vom Sylla, da er zu Athen mit einem Anstoſs von Gicht befallen worden und deſswegen die warmen Bäder zu Adipsos besucht, habe er sich den ganzen Tag über mit den Künstlern des Bacchus die Zeit vertrieben (συνδιημερευων τοις περι τον Διονυσον τεχνιταις) die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten sie eine eigene Brüderschaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schutzpatron, eine besondere Andacht hatten, wie etwa die Schuster in Frankreich zum heil. Krispinus u. s. w.

9) Denn so wurde jetzt Mithridates in Kleinasien überall genannt und verehrt, wie dieſs Cicero selbst bekräftigt. *Orat. pro Flacco c. 25.*

und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimischen und Fremden. Man sprach von nichts als vom **Aristion** und **Mithridates**, und von den groſsen Dingen, die zum Heil Griechenlandes geschehen würden.

Kluge Leute sahen ohne Zweifel alle diese Ausschweifungen mit eben so nüchternen Augen an, wie **wir**: aber sie muſsten am Ende thun wie die andern. Denn das Volk war in keinem Zustande, worin es rathsam gewesen wäre, ihm widersprechen oder Mäſsigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten sie, dem Günstlinge des neuen Weltbezwingers Bacchus-Mithridates nicht zu viel Ehre erweisen, sich nicht zu viel um die Gunst des Mannes bewerben, durch dessen Hand jeder was er wünschte von dem groſsen **Geber alles Guten** zu erhalten hoffte. Aristions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, so hatte er immer einen Hof von Klienten um sich her; kam er zurück, so war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gasse zu Gasse immer zahlreicher wurde.

9.

Unser Filosof war der Mann nicht, der eine so erwünschte Hitze ungebraucht hätte erkalten lassen sollen. Vermuthlich geschah es auf seine Veranstaltung (wiewohl Athenäus dieſs nicht ausdrücklich sagt) daſs, bald nach seiner Ankunft, das ganze Volk, ohne von den obrigkeitlichen Personen, denen solches allein zukam, zusammenberufen zu seyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathschlagungen sich versammelte, um zu hören was ihnen der wundervolle Aristion zu sagen hätte.

Aristion erschien, bestieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk übersehen konnte, und fing seine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äuſsersten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dieſs, und die Betrachtung der groſsen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläuften daraus entstehen könnten, wenn er ihnen alles sagte, was ihn seine Liebe zur Republik zu sagen dringe, machte ihn schüchtern und binde seine Zunge.

Das Volk, dessen Erwartung durch einen solchen Eingang aufs äuſserste gespannt war, rief ihm zu, daſs er ungescheut reden könne; und Aristion, der sie völlig in der Stimmung sah worin er sie haben wollte, stellte ihnen nun mit einer hinreiſsenden Beredtsamkeit vor: daſs die Begebenheiten dieser Tage so groſs und auſserordentlich seyen, daſs sie alles überträfen, was der ausschweifendste Traum einem Menschen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, sagte er, ist in diesem Augenblicke Meister von Bithynien, woraus er den Freund der Römer Nikomedes vertrieben hat, von Kappadocien und dem ganzen festen Lande von Frygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am Europäischen Meere bis zu den Mäotischen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Persien stehen zu seinem Befehle; die Römer selbst, deren Obermacht vor kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der seinigen weichen müssen. Ihre Kriegsheere sind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und Aquilius sind seine Gefangnen; und dieser Aquilius, ein Mann der die höchsten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumfiert hatte, muſs sich gefallen lassen, einem fünf Ellen langen Reiter, Nahmens Basternes, an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geschlossen ist, zu Fuſse nachzutraben. Alle Römer, von welchen Asien voll war, sind an Einem Tage bis am Fuſse der Altäre, wo sie vergebens Zuflucht suchten, erschlagen worden. Die Griechen selbst — so wüthend ist in Asien der Haſs gegen alles was einem Römer gleich sieht — sogar die Griechen, die das Römische Bürgerrecht haben, konnten sich nicht anders retten, als indem sie eilends die verhaſste Toga von sich warfen, und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in seinen ehemahligen Glanz wieder herzustellen beschlossen hat. Durchdrungen von diesen Gesinnungen empfangen ihn alle Städte Asiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den gröſsten der Könige, sondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen seine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen

Europas eilen in die Wette sich auf seine Seite zu schlagen; und nicht nur von den Völkeru Italiens, sondern sogar von den Karthagern sind Gesandte bey ihm angelangt, und bezeugen ihm ihre Bereitwilligkeit, zur Zerstörung Roms ihre Waffen mit den seinigen zu vereinigen.“

Hier hielt der redselige Sofist ein, weil er dem erstaunten Volke etliche Augenblicke Zeit lassen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein sie das Anhören dieser Wunderdinge gesetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pause schritt er zur Nutzanwendung des bisher gesagten. — „Was soll ich euch nun sagen, rief er, wo die Sache selbst so laut spricht? Oder, ihr Männer von Athen, sollt ich euch noch erst ermahnen müssen, nicht länger diese Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entschlossen sind, bis sie vielleicht einst für gut befinden, euch eine neue ihren Absichten anpassende Verfassung zu geben? Nicht länger zu dulden, daſs eure Tempel zugeschlossen bleiben, und eure Gymnasien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlassen stehen? In solchen Umständen wäre es rühmlich, auch bey einem bloſsen Schimmer von Hoffnung alles zu wagen; aber es wäre Schande unthätig zu bleiben, wo der Beystand eines allvermögenden Freundes euch des glücklichsten Erfolges gewiſs macht.“

Die Vögel des Aristofanes merkten die Schlinge nicht; sie sahen nur die Lockspeise, und fielen gierig und sorglos zu. Sie hatten sich durch ihre tumultuarische Versammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Besitz der Demokratie gesetzt; aber was konnte ihnen die höchste Gewalt helfen, wenn sie den **ausübenden Theil** derselben nicht einem Manne auftrugen, der mit ihnen eines Sinnes war, und zu dessen Wohlmeinung sie sich eben so vieles Guten versahen, als zu seinem Ansehen bey dem groſsen Könige, ihrem neuen Freunde, Beschützer und Abgott? **Aristion** wurde also einhellig zum Oberbefehlshaber über die Athenische Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verschmitzte Jünger des Aristoteles mit allen seinen bisherigen patriotischen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erste Mahl, daſs die Athener, in einer Anwandlung von unbesonnener Fröhligkeit, die den Abderiten selbst Ehre gemacht hätte, einen Menschen zum Oberfeldherrn schufen, der vom Kriegswesen gerade so viel verstand, als — ein Magister der über den **Polybius** liest. Schulmeister, Gerber, Hufschmidt, alles galt ihnen gleich! Der Mann, den sie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte alles. Aber — glücklich ist die Republik, die von Filosofen beherrscht wird! War es nicht **Plato** der das sagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Filosofen herrschen, die Weiber gemein sind, und alles gut geht? Der Weise, sagen die **Stoiker**, ist schön, edel, reich, durchlauchtig, groſsmächtig und unüberwindlich, König der Könige, und Herr über alles, weil er Herr über sich selbst ist. Und doch glaube ich nicht, daſs sie gesagt haben, er sey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athener, man muſs es gestehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Filosof Aristion, den sie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verstand? Das was sie eigentlich wünschten war ja Friede, und Überfluſs, und Schauspiele und Lustbarkeiten, und ewiger Müſsiggang, und Unabhängigkeit, und alles thun zu können was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Aristion nur die Kunst verstand, ihnen dieſs alles zu verschaffen, was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müſsten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflöſst hatte, und was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, daſs er, in seiner Art, mehr leistete als wir ihm zugetraut hatten.

11.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam seyn, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, um unsre Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Filosofen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines Politisch-Satirisches Romänchen wäre, welches wir, in der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein Paar gute Sittenlehren dadurch beyzubringen, aus dem Füllhorne unserer eignen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman; sondern, in ganzem Ernste, mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren Glaubwürdigkeit auf dem Ansehen zweyer Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung Statt findet; wie man uns gern eingestehen wird, wenn wir sagen, daſs der eine kein geringerer als der berühmte Posidonius, und der andere der weise und biederherzige Plutarchus selbst ist. Posidonius von Apamea in Syrien, auf welchen sich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann alles dessen beruft, was er im fünften Buche seines gelehrten Gastmahls von unserm Aristion erzählt, war ein Zeitgenosse des letztern, und stand (wie man aus verschiedenen Stellen des Cicero sehen kann) in dem Rufe eines der gelehrtesten, beredtesten und weisesten Männer seiner Zeit und seiner Sekte, welche die Stoische war. Gesetzt aber auch, der Posidonius, aus welchem Athenäus seine Nachrichten vom Aristion gezogen, wäre nicht der stoische Filosof dieses Nahmens, sondern ein andrer Posidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher Athenischer Geschichten oder Denkwürdigkeiten zuschreibt: so wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln. Doch dieſs im Vorbeygehen, da es allenfalls an dem bloſsen Zeugnisse des Athenäus, wenn er auch seinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem, was Plutarch im Leben des Sylla vom Aristion meldet, schon genug seyn könnte.

12.

In dem Augenblicke, da Aristion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher seine wahre und letzte Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmahl das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an, und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr also wieder eure eigenen Herren seyd, so werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen, als ihr alle zusammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten, daſs er ihnen ein groſses Kompliment gemacht habe, und merkten nicht, daſs er sie mit einer zweydeutigen Spitzfündigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag als die andern alle zusammen, ein **Despot**, und die Athenische Demokratie hatte mit der ersten Souveränitätshandlung, die sie dadurch ausübte, daſs sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art wie sich der Filosof Aristion der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anstoſs von schwärmerischem Wahnwitz anvertraut worden war, ist, unsers Wissens, ohne Beyspiel in der Geschichte. Einfacheres kann man sich nichts denken als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint gewesen zu seyn, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Besitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Filosof; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen bloſs von einem Tage zum andern lebt, ist, so bald er dieser Art von Glückseligkeit ein wenig gewohnt ist, der glücklichste Mensch von der Welt. Der erste und der wichtigste Punkt seiner neuen Regierung war also — die Athener von allen Hindernissen eines so glücklichen Zustandes zu erleichtern. Das Mittel wodurch er diese groſse Staatsoperazion bewirkte war das zweckmäſsigste von der Welt. Er brauchte nur den **Reichen** alles zu nehmen, so blieb auch den übrigen gewisser und öfter der arglistigen Verführung in die Hände liefert, — ist kein bewährteres Mittel, als die Geschichte der Weisheit und der Thorheit, der Meinungen und der Leidenschaften, der Wahrheit und des Betrugs, in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts auszuforschen. In diesen getreuen Spiegeln erblicken wir Menschen, Sitten und Zeiten, entblöſst von allem demjenigen, was unser Urtheil zu verfälschen pflegt, wenn wir selbst in das verwickelte Gewebe des gegenwärtigen Schauspiels eingeflochten sind. Oder, wofern auch Einfalt oder List, Leidenschaften oder Vorurtheile geschäftig gewesen sind uns zu hintergehen: so ist nichts leichter, als den falsch gefärbten Duft wegzuwischen, womit sie die wahre Farbe der Gegenstände überzogen haben.

nichts mehr, die sich bisher durch ihre Industrie von den Reichen genährt hatten. Glücklicher Weise war in der damahligen Lage der Sachen nichts leichter als dieſs, wiewohl unter andern Umständen nichts schwereres gewesen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte, und bey weiten den zahlreichsten Theil ausmachte, war Mithridatisch gesinnt, — alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich, Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Aristion standen für Einen Mann; alle Römischgesinnten, wurden also für Verräther und Feinde des Vaterlands erklärt, und als solche entweder ohne weitern Prozeſs todtgeschlagen, oder, wenn es Männer waren, mit denen man so kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeschickt. In beiden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staate, d. i. dem Regenten Aristion anheim, der, vermöge seiner mit dem Volke getroffenen stillschweigenden Konvenzion, den ganzen Staat in seiner Person vorstellte. Wer nur die mindeste Miene machte, daſs er mit dem gegenwärtigen Zustande des Vaterlandes nicht zufrieden, und also (nach der gemeinen Definizion) kein guter Bürger sey, wurde, wenn es sich nur einigermaſsen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verständnisses mit den Römern, oder doch wenigstens eines Vorsatzes sich in dergleichen einzulassen, angeklagt, und wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Daumenschrauben und Folterseilen gefragt, bis er sich schuldig gab. Aristion betrieb dieses Geschäft mit solchem Ernst, daſs viele, an welche (weil man doch nicht alles auf einmahl thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, sich für glücklich genug gehalten hätten, wenn sie nur ihre Person in Sicherheit hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Aristion besetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne seine Erlaubniſs hinaus lassen durften; und da sich einige bey Nacht über die Stadtmauern an Stricken heruntergelassen hatten, schickte er ihnen auf allen Straſsen Reiter nach, welche sie theils wieder zurückbrachten, theils niedermetzelten, wenn sie sich nicht gleich ergeben wollten. Auf diese Weise brachte er in kurzer Zeit einen unermeſslichen Schatz an barem Gelde und Geldeswerth zusammen; denn vermöge seines angenommenen staatswirthschaftlichen Grundsatzes, wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, sondern auch, so viel möglich, aller Lebensmittel seyn; und seine Kornböden wurden also mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der konfiscierten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieser Administrazion war, daſs in kurzer Zeit auch die Mithridatischgesinnten Athener nichts mehr zu essen hatten. Aber der weise Aristion hatte dieſs vorher gesehen, und sich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmste, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungersterben, zu verhüten. Er lieſs nehmlich alle Tage beynahe ein Pfund Gerste (einen Chönix, d. i. ein Maſs von 60 Unzen, auf vier Tage) auf den Mann, unter die ganze Bürgerschaft austheilen — eine Porzion, welche Hünern oder Gänsen angemeſsner gewesen wäre als Menschen. Aber Aristion, dem nichts so sehr am Herzen lag als die Sicherheit seiner Regierung, hatte wohl erwogen, daſs man nicht leben soll um zu essen; daſs es also genug ist, so viel zu essen, als man braucht um nicht zu sterben; und daſs das sicherste Mittel die *animam concupiscibilem* und *irascibilem*, den thierischen Theil der Menschen, welcher der Sitz aller bösen und gefährlichen Leidenschaften, Begierlichkeit, Unzufriedenheit, Widerspenstigkeit und Meuterey ist, im Zaum zu halten, unstreitig dieses ist, wenn man ihm den Brotkorb so hoch als möglich hängt, und ihm dadurch die Kräfte entzieht, sich gegen die Vernunft, seinen Regenten und Oberherren, aufzulehnen.

Der Athenische Pöbel war ein so leichtsinniges und jovialisches Völkchen, daſs er sich bey Müſsiggang und funfzehn Unzen Gerste des Tages eine Zeitlang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Aristion hatte doch nicht alles, was besser als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu besorgen, daſs noch immer manche hier und da verborgen stecken könnten, denen das Glück seiner Regierung nicht so völlig einleuchten möchte, daſs sie nicht fähig seyn könnten, die Köpfe zusammen zu stecken und Entwürfe zu machen, wobey sein Interesse schwerlich zu Rathe gezogen würde. Bey Tage konnte er deſshalben ruhig seyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der gröſsern genugsam beobachtet; aber heimliche Zusammenkünfte bey Nacht zu verhindern, gab es nur Ein Mittel, das seine vorsichtige Furchtsamkeit beruhigen konnte. Dieses war eine Policeyverordnung, vermöge welcher bey hoher Strafe verboten war, daſs sich niemand, wes Standes, Alters und Geschlechts er auch seyn möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken lassen. Diese Verordnung hatte etwas, das man nicht bey allen Policeyverordnungen findet; sie erreichte ihren Zweck; aber das undankbare und unbeständige Volk fing jetzt an gewahr zu werden, daſs es, um sich besser zu befinden, eine Arzney genommen hatte, die um ein groſses Theil schlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unserm regierenden Filosofen sehr übel genommen, daſs er, nicht zufrieden das Vermögen so vieler Privatpersonen an sich gezogen zu haben, seine gottesräuberischen Hände auch sogar nach dem reichen Schatze, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgestreckt, und denselben mit Hülfe von zweytausend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates unterstützte, weggenommen und nach Athen bringen lassen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Karakter, und dem groſsen Grundsatze seiner Staatsökonomie, zu nehmen was er erreichen konnte, sondern selbst der gemeinen Politik gemäſs gehandelt. Denn, indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts, als daſs er dem Römischen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delfi, Olympia und Epidauros eben so machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, daſs er die Schätze der Götter respektieren werde.

13.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, daſs Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, statt der Archonten, welche damahls waren, und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen lieſs, und, wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm abhingen, und alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen einzigen, welcher auch, wie Er, die Prätension hatte ein Peripatetischer Filosof zu seyn, und, ohne Zweifel durch Ähnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte Gefälligkeit gegen den Tyrannen, und dadurch, daſs er sich willig begnügte nur eine Nebenrolle unter ihm zu spielen, sich bey ihm in Gunst zu setzen gewuſst hatte. Dieser Mensch nannte sich Apellikon, und wir erwähnen seiner hier, da es die Gelegenheit mit sich bringt, um so eher, weil sein Nahme zufälliger Weise einige Celebrität in der Gelehrtengeschichte erhalten hat.

Apellikon, der so glücklich gewesen war viel zu erben, hatte sich aus Liebhaberey oder Prätension in den Kopf gesetzt, eine kostbare Bibliothek zu besitzen, und kaufte alle Bücher zusammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefehr wurde ihm die Originalhandschrift der sämmtlichen Werke des Aristoteles zum Kauf angeboten, welche dieser Fürst der Filosofen in seinem letzten Willen seinem Freunde Theofrast, Theofrast auf gleiche Weise seinem Freunde Neleus von Skepsis, und dieser seinen eignen ungelehrten Erben hinterlassen hatte, von welchen sie über hundert und dreyſsig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäusen Preis gegeben wurden. Das Haus, worin dieser unerkannte Schatz begraben lag, kam endlich an einen Besitzer, der, da er zufälliger Weise hörte, daſs Apellikon viel Geld um alte und rare Handschriften gebe, sich erinnerte, daſs er dergleichen Waare in einem Winkel seines Kellers liegen habe, und, es sey nun daſs er durch die Tradition oder auf andre Weise erfahren was es war, diese Handschriften, wiewohl sehr übel zugerichtet, hervorzog, und als die Originalhandschrift der Werke des groſsen Aristoteles an besagten Apellikon verkaufte; der über diesen, wiewohl ihm wenig brauchbaren Schatz, eine desto gröſsere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach, auſser der alten Bibliothek zu Alexandria [10]) (wo entweder das wahre Avtografon dieser Werke oder wenigsten eine davon genommene Abschrift befindlich war 11) kein anderes Exemplar davon in der Welt existierte. Er blieb im Besitz desselben, bis Sylla, nach Eroberung von Athen, unter andern was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen lieſs. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatiker Nahmens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amysa mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiedenen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubniſs, diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu kopieren; und, nachdem er sich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen, oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen; stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publikum kamen. Wenn man es also gleich (wie einige allzugütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daſs wir noch auf diesen Tag im Besitz der meisten Aristotelischen Schriften sind: so ist doch gewiſs, daſs er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schicksale derselben verflochten zu seyn.

---

[10]) Derjenigen, welche der König Ptolemäus Filadelfus zu sammeln anfing, und die bey Eroberung und Verwüstung dieser Stadt durch Julius Cäsar unglücklicher Weise ein Raub der Flammen wurde.

Apellikon, um seine Büchersammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines zwar sehr wohlfeilen aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere beschuldigt

---

11) Athenäus, *L. l. p.* 3. B.

worden sind. Er machte sich kein Bedenken alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammen zu stehlen; würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Göttermutter [12]) auf frischer That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger Zeit die Erlaubniſs aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigsten Beförderern des Aristions war, mit welchem ihn die gemeinschaftliche Profession der Peripatetischen Filosofie in genauere Verbindung gebracht hatte, so war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desselben den meisten Vortheil zogen. Aristion hatte eine so gute Meinung von seinen militärischen Fähigkeiten, oder war vielmehr so arm an geschicktern Männern, auf die er sich hätte verlassen können, daſs er ihm die Behauptung der Insel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wuſste so wenig was bey einem solchen Geschäfte zu thun war, daſs er die wichtigsten Posten unbesetzt, und sich selbst mit den Tausend Mann, die er bey sich hatte, *somno vinoque sepultus*, von dem Römischen General Orbius überrumpeln lieſs, noch wohl zufrieden, mit Verlust seiner ganzen Mannschaft, wenigstens seine eigne Person durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

---

[12]) Er wurde gewöhnlich das Metroon genannt, und war das Archiv, wo die Athenischen Gesetze, Dekrete und andere wichtige Urkunden aufbewahret wurden.

14.

Mithridates hatte inzwischen durch seinen Feldherrn Archelaus so groſse Fortschritte in den zunächst an Asien grenzenden Europäischen Provinzen, welche die Oberherrschaft der Römer erkannten, gemacht, daſs diese, ungeachtet des gefährlichen Zustandes, worin sich die Republik durch den Zusammenstoſs der Partheyen des Marius und Sylla in ihrem Innersten gesetzt befand, es nicht länger anstehen lassen konnten, dem Fortgang eines so furchtbaren Feindes Grenzen zu setzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die Parthey seines Gegners erhalten hatte, und sich die Ehre den Uebermuth des Mithridates zu dämpfen von keinem andern nehmen lassen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Aristion und Archelaus, von welchen jener die Stadt und dieser den Piräeus 15) besetzt hielt, waren eben so entschlossen es aufs äuſserste ankommen zu lassen, als Sylla es war, sich, was es auch kosten möchte, von Athen Meister zu machen. Der Detail dieser Belagerung, die dem Römischen Feld-

---

15) Der Hafen von Athen, welcher selbst eine groſse Stadt und mit einer sechzig Fuſs hohen Mauer von Quadersteinen beschützt war.

herrn sehr theuer zu stehen kam, gehört nicht zu unserm jetzigen Zweck; wir berühren also nur diejenigen Umstände, welche den Karakter des Aristion, und die Art wie er die Athener glücklich machte, besonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch diesen einzigen Menschen über die gröſste und schönste Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten schieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, so hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Parthey des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn sie von Aristion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden sie unsinnig genug gewesen seyn, eine Belagerung von einem Römischen Feldherrn wie Sylla, aushalten zu wollen. Denn sie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn sie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und alles, wenn sie es aufs äuſserste ankommen lieſsen. Aber Aristion hatte sie bethört, da sie noch frey genug waren einen eignen Willen zu haben; und jetzt, da er seinen Zweck erreicht und sich zum Herrn über sie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener wollten oder wünschten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte; sondern, was der Tyrann Aristion wollte, welcher wohl wuſste, daſs er, sobald Athen in der Römer Hände zurück fiel, wieder Nichts war, und also alles, was er für den Mithridates that, für sich selbst that. Es ist

Die echtesten Quellen der Geschichte der menschlichen Thorheiten sind die Schriften derjenigen, welche die eifrigsten Beförderer dieser Thorheiten waren. Der Miſsbrauch, den sie von der Bedeutung der Wörter machen, betrügt unser Urtheil nicht: sie mögen immerhin widersinnige Dinge mit der gelassensten Ernsthaftigkeit erzählen, selbst noch so stark davon überzeugt seyn, oder überzeugt zu seyn scheinen; dieſs hindert uns nicht, lächerlich zu finden was den allgemeinen Menschenverstand zum Thoren machen will. Immerhin mag ein von sich selbst betrogener Schwärmer die Natur der sittlichen Dinge verkehren wollen, und lasterhafte, ungerechte, unmenschliche Handlungen löblich, heroisch, göttlich nennen, rechtmäſsige und unschuldige zu glauben, daſs er auf die anscheinende Übermacht des letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entsatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man sein Betragen während der Belagerung ansieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daſs er, nach dem groſsen Grundsatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den zügellosesten Befriedigungen ihrer Lüste immer vom Galgen träumt, sich wenigstens, wie Kurzius, eh er sich in den Pfuhl stürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch alles erlaubt war, recht überschwänglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von sinnlosem Übermuth und kaltblütiger Grausamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich seyn, wenn sie nicht den gutherzigsten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch selbst, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menschen, so schlimm er auch seyn mochte, mehr Böses nachzusagen, als er sich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Aristion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weise dafür gesorgt, daſs die Athener seiner Gnade leben muſsten; und es lag nur an ihnen, sich bey ihren vielen Schauspielen und einem Pfund Gerste des Tages, (welches doch immer mehr war als worauf ein Diogenes sicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber diese Munifizenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten hatte. Aristion muſste nun dafür sorgen, daſs es Ihm und seinen Gesellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für sich selbst sorgen wie sie konnte. Das Elend der unglücklichen Leute wurde unbeschreiblich groſs. Ein Medimnus Korn (ungefehr 100 Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über 166 Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras, und, als es auch daran gebrach, gesottenes Leder von ihren Schuhen und Öhlflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überlieſs sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweifungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Trinken zu: und über der Tafel erschöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereyen und Zoten zu erfinden, um sie dem Sylla von den Mauern herab zu rufen, und ihm dadurch zu zeigen, wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterin der Minerva, in der äuſsersten Noth, nur um ein halbes Nöſsel Weitzen bitten lieſs, schickte er ihr ein halbes Nöſsel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fuſsfällig baten Mitleiden mit der Stadt zu haben, lieſs er mit Pfeilenschüssen zurücktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zuletzt so groſs, daſs sich der unsinnige Mensch endlich entschloſs, ein Paar von seinen Zechbrüdern an den Römischen Feldherrn abzuschicken, die mit ihm von Friedemachen sprechen sollten. Die Deputierten waren, wie es scheint, dessen, der sie abgeschickt hatte, vollkommen würdig. Denn anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwatzten sie dem Sylla ein Langes und Breites von den Verdiensten des Theseus und Eumolpus und von den groſsen Thaten ihrer Vorfahren im Medischen Kriege vor; so daſs ihm endlich die Geduld ausging, und er sie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine schöne Herren, steckt eure Rede wieder in euren Schulsack und geht wo ihr hergekommen seyd! Die Römer haben mich nicht zu euch geschickt, um in die Schule zu gehen, sondern um Aufrührer zu züchtigen.“

Während dieser Audienz war dem Sylla eine gewisse Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo sie, wegen einer daran stoſsenden Anhöhe, am leichtesten zu ersteigen war; und gerade diese Stelle hatte Aristion, um sich in allem immer gleich zu bleiben, unbeschützt gelassen. Sylla machte sich diese Entdeckung in der nächsten Nacht zu Nutze, erstieg die Mauer, lieſs sogleich so viel, als nöthig war, niederreiſsen, und zog mitten in der Nacht, unter einem entsetzlichen Lermen von Trompeten und Hörnern, und bey dem noch schrecklichern Geschrey seines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubniſs zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein.

Die Soldaten stürzten sich mit bloſsen Schwertern durch alle Gassen, und ermordeten in der ersten Wuth ohne Verschonen alles was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren vom Hunger so entkräftet, daſs sie nicht einmahl fliehen konnten. Sie blieben stehen, und lieſsen sich geduldig niedermetzeln; viele, welche diese gräuliche Verwüstung ihrer Stadt, dieses schönen Athens, worauf sie einst so stolz gewesen waren, nicht überleben wollten, gaben sich den Tod selbst. Jedermann erwartete von dem bekannten Karakter des Römischen Feldherrn, daſs nichts als die gänzliche Zerstörung einer Stadt, deren Eroberung ihm so viel gekostet hatte, seine Rache würde sättigen können: aber **Meidias** und **Kallifon**, zwey von dem Tyrannen Aristion verbannte vornehme Athener, die sich ihm zu Füſsen warfen, von den Vorbitten aller anwesenden Römischen Senatoren unterstützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daſs er der Stadt zu verschonen versprach. Ich vergebe, sagte er, den Vielen um der Wenigen, und den Lebenden um der Todten willen.

Aristion hatte sich indessen in die Burg zurückgezogen, und ergab sich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Wasser dazu gezwungen war. Er wuſste was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, sein Leben wenigstens mit Einer edlen That zu enden.

15.

Bald darauf machte sich Sylla auch vom Piräeus Meister, dessen Befestigungen er nebst dem Arsenal, einem der herrlichsten Gebäude im ganzen Griechenlande, gänzlich zerstörte.

Dieser Tag war, so zu sagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die sich noch immer für ansehnlich genug gehalten hatte, bey Gelegenheit ihre Rolle mitzuspielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf, und erhielt unter den Cäsarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, sondern wurde sogar vom Hadrian, der sie vorzüglich liebte, ansehnlich verschönert; aber sie begnügte sich, zu ihrem Glücke, an der Ehre, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, des Geschmacks und der feinern Sitten zu seyn, und entsagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, sich in die Händel der Weltbeherrscher zu mengen.

Aristion, der das, was er an den armen Athenern verschuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüſst hätte, wurde nach Plutarch und Strabo, nebst einigen seiner schlimmsten Mitschuldigen, sogleich nachdem er sich auf Gnade und Ungnade hatte ergeben müssen, auf Befehl des Sylla umgebracht; nach dem Berichte des Appianus hingegen eine Zeitlang gefangen gehalten, und erst nach dem zwischen dem Römischen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geschloſsnen

Vergleiche, dem Letztern zu gefallen, heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieser Elende, der ohne Zweifel den Nahmen eines Filosofen nicht besser verdiente als den Nahmen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt hatte, in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens beides seyn zu wollen, giebt eines von den stärksten Beyspielen ab, wie viel die Entwicklung dessen, was in einem Menschen liegt, von den Umständen abhängt. Wäre er sein Lebenlang Schulmeister oder Peripatetischer Filosof (wie er sich nennen lieſs) geblieben, so wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daſs seine Seele, nach Plutarchs Ausdruck, eine Komposizion von Schwelgerey und Grausamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Mensch gewesen seyn, und, bey Gelegenheit, eine Schuld abgeschworen, ein falsches Testament untergeschoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabey zu gewinnen gewesen wäre, einem ehrlichen Manne Gift gegeben, oder, im dunkeln und hinterrücks, ein Messer in den Leib gestoſsen haben: aber, um ſich in seiner wahren nackten Gestalt zu zeigen, muſste er in eine Lage kommen, wo er alles seyn durfte, was er seyn wollte.

Indessen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den schädlichen Eigenschaften, wovon sie endlich das Opfer wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und staatsklugen Mann, und für einen ihrer Besten galt, welches er doch, so schlecht auch die andern seyn mochten, sicherlich nicht gewesen ist. Wir gestehen jedoch, daſs es ihre eigene Schuld war, wenn sie so übel von ihm betrogen wurden. Daſs der vorgebliche Filosof einer von denen sey, welchen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht, so lange gleichviel gilt, bis ihnen dieses oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenschaften beförderlicher ist, dieſs hätten sie früher merken können: und von dem Menschen, der unter dem Nahmen eines Professors der Filosofie, in Kompanie mit einem hübschen Mädchen, auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Ärgste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand setzte, seine kleinen Bübereyen im Groſsen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einfluſs eben dieser Athenion genannt Aristion, ohne sich jemahls etwas von Tyranney träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Sekte gestiftet und anstatt einer häſslichen Rolle in der politischen Welt, eine sehr glänzende in der filosofischen Geschichte gespielt hätte — und das alles, ohne, im innern Grunde seines Wesens, um ein Haar ein beſsrer Mann gewesen zu seyn, als er auf dem Wege war, worauf ihn sein Schicksal führte.

Die Umstände machen also, bald daſs ein Mensch scheint was er nicht ist — bald daſs das wirklich sichtbar und fühlbar wird, was er ist; aber der edle und gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. Abdalonymus war ein rechtschaffner Mann, da er von dem Ertrage eines kleinen Gartens lebte, den er mit eignen Händen baute; und blieb was er war, nachdem ihn Alexander zum Könige von Tyrus gemacht hatte. Aristion war ein maskierter Bösewicht, da er noch der Filosof Aristion hieſs, und wurde als ein Bösewicht erfunden, sobald ihn das Glück auf die Kapelle setzte.

Die Kaiser Markus Aurelius und Julianus machten der Filosofie ganz andere Ehre als Aristion, und doch ist vielleicht noch eine Frage, ob beide, ohne die Prätension an den Filosofenmantel, nicht noch bessere Regenten gewesen wären; aber dieſs ist gewiſs, wenn sie es waren, so kam es nicht daher weil sie Filosofen, sondern weil sie tugendhafte Menschen waren.

LITTERARISCHE
MISCELLANEEN.

hingegen mit den verhaſsteſten Nahmen belegen: nach Verfluſs einiger Jahrhunderte koſtet es keine Mühe, durch den magiſchen Nebel, der den Schwärmer blendete, hindurch zu ſehen. Kon-Fu-Ttsee könnte ihm ein Betrüger, und Lao-Kiun ein weiſer Mann heiſsen: ſein Urtheil würde die Natur der Sache, und die Eindrücke, welche ſie auf eine unbefangene Seele machen muſs, nicht ändern; der Karakter und die Handlungen dieſer Männer würden uns belehren, was wir von ihnen zu halten hätten.

Aus dieſem Grund empfehlen uns die ehrwürdigen Lehrer unſrer Nazion die Geſchichte der ältern Zeiten als die beſte Schule der Sittenlehre und der Staatsklugheit, als die lauterſte Quelle

1.

Antwort auf die Frage: was ist eine schöne Seele?

Beyspiele mahlen oft mit einem einzigen Zuge unsre Idee besser als leere und schwankende Schulerklärungen. Was ich eine schöne Seele nenne, wüſste ich nicht anschaulicher zu machen, als durch etliche Beyspiele aus dem schönen Werke meines Lieblingsautors unter den Alten, aus der Cyropädie des Sokratischen Xenofon.

Das erste giebt mir die junge Gemahlin des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Achtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergange retteten. Cyrus hatte mit dem besiegten Könige von Armenien, dem Vater dieses Prinzen, von dem Lösegelde gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlin und seiner Kinder zu geben gedächte. Er wendete sich darauf an Tigra-

nes: „und wie viel würdest **du** geben um deine Gemahlin wieder zu erhalten?“ — Man muſs aber wissen (sagt **Xenofon**) daſs **Tigranes** erst seit kurzem vermählt war, und seine junge Gattin aufs zärtlichste liebte. — Ich, sagte der Prinz, ich würde sie eher **mit meiner Seele** loskaufen, eh' ich zugeben wollte, daſs ein so liebenswürdiges Geschöpf dienen sollte. **Cyrus** fand das Recht eines **solchen** Liebhabers besser als das Recht des Siegers, und gab sie ihm auf die edelste Art wieder. Er that noch mehr: er machte den Armenischen Fürsten aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freunde, schloſs einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeldlich auf freyen Fuſs, und schloſs die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmahle.

Diese Umstände muſsten voraus geschickt werden, um was nun folget, verständlich zu machen.

Als die Armenier mit ihren Frauen nach Hause fuhren (so fährt Xenofon fort) machte **Cyrus** den einzigen Inhalt ihres Gespräches aus. Der eine erhob seinen Verstand, der andere seine Tapferkeit, ein dritter seine Leutseligkeit, und noch jemand zuletzt seine Schönheit und stattliche Gestalt. Hier wandte sich **Tigranes** an seine junge Frau: sage mir, Liebe, ist dir Cyrus auch so schön vorgekommen? — „**Die Wahrheit zu sagen**, antwortete sie, **ich habe ihn nicht angesehen.**“ — Und **wen** sahest du denn an? — „**Wen anders hätte ich ansehen können, als den, welcher sagte, daſs er seine**

Seele geben würde um mich von der Dienstbarkeit loszukaufen," erwiederte die junge Frau. — Diese junge Frau, vorausgesetzt, daſs sie fühlte was sie sagte, war was ich eine schöne Seele nenne.

An eben dieser Stelle der Cyropädie wird eines Weisen Erwähnung gethan, der ehemahls Hofmeister des Prinzen von Armenien gewesen war. Cyrus, der ihn vermiſste, fragte den Tigranes nach ihm. — Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten lassen? versetzte der Prinz. Und was hatte er denn Übels gethan, fragte Cyrus. — „Mein Vater beschuldigte ihn, er verführe mich." Und doch, mein bester Cyrus, war es ein so guter, so rechtschaffener Mann, daſs er mich noch unmittelbar vor seinem Tode zu sich bitten lieſs, um mich zu beschwören, daſs ich seine Hinrichtung meinem Vater verzeihen möchte. „Er thut es nicht aus bösem Herzen, sprach er, sondern weil er nicht weiſs was er thut. Wenn aber die Menschen aus Unwissenheit sündigen, das nehme ich ihnen so auf, als ob sie es wider Willen thäten." — Wie Schade um einen solchen Mann! rief Cyrus. — Dieser Mann, meine Freunde, hatte was ich eine schöne, und zugleich eine groſse Seele nenne.

Noch ein Beyspiel aus eben diesem Sokratischen Heldenbuche! Wem sollte wohl Panthea, die reitzende und tugendhafte Gemahlin des

Königs Abradates von Susiane, unbekannt seyn? Es ist augenscheinlich daſs Xenofons Absicht war, uns in dieser Panthea das Ideal einer an Leib und Seele schönen Frau darzustellen. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Assyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab sie dem Araspes, einem jungen Krieger den er vorzüglich liebte, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Schatzes, den er ihm anvertraute, vorgestellt hatte. Sie wurde nach einem festen Bergschlosse gebracht, und Araspes leistete ihr Gesellschaft. Nun begegnete dem guten Jünglinge wider Verhoffen etwas menschliches. Er wurde in die schöne Panthea verliebt, und seine Leidenschaft gewann, nach langem Widerstande, endlich so viel Gewalt über ihn, daſs er sich gezwungen fand (sagt Xenofon) sie um etwas anzusprechen, das ihm die schöne Panthea, welche ihren abwesenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abschlagen muſste. Gleichwohl wollte sie beym Cyrus noch keine Klage deſswegen führen, weil sie den jungen Mann nicht in Gefahr bringen wollte einen so wichtigen Freund zu verlieren. Als der Unglückliche aber mit Gewalt zu drohen anfing, säumte sie sich nicht dem Cyrus wissen zu lassen, was für einem unsichern Hüter er sie anvertrauet habe. Sogleich berief Cyrus den Araspes zurück, und fand ein Mittel ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Diese Prinzessin benachrichtigte inzwischen ihren Gemahl von allem was er in Rücksicht ihrer dem groſsmüthigen Cyrus schuldig war, und rieth ihm sich je eher je lieber von der Assyrischen Parthey loszumachen, und der Freund eines jungen Helden zu werden, der durch seine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte als durch seine Waffen. Abradates folgte dem Rathe seiner Gemahlin, und Panthea genoſs das Vergnügen die Stifterin eines schönen Bundes zu seyn, und dem Cyrus sein edles Betragen gegen sie auf eine edle Art vergolten zu haben. Einige Zeit darauf kam es zwischen diesem Prinzen und dem Könige Krösus zu einer entscheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Gemahl in geheim eine prächtige goldne Waffenrüstung machen lassen, und nun da er sich zum Treffen anschickte, überraschte sie ihn damit unverhofft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erstaunen darüber, daſs sie sich ohne Bedenken habe entschlieſsen können ihr kostbarstes Geschmeide aufzuopfern, um es in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern Schmuck vonnöthen als dich, erwiederte ihm Panthea, und womit sollte ich mehr prangen, als wenn dich jedermann mit meinen Augen ansieht?“ Mit diesen Worten legte sie ihm die schönen Waffen an; aber wiewohl sie es zu verbergen suchte, schlichen sich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an sich einer der schönsten Männer war, sah in dieser herrlichen Rüstung so reitzend und edel aus, daſs man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. (Ich erzähle immer mit Xenofons Worten.) Schon hatte er die Zügel in den Händen und war im Begriff seinen Streitwagen zu besteigen, als Panthea allen Anwesenden sich zu entfernen winkte, und mit diesen, der edelsten Spartanerin würdigen Worten Abschied von ihm nahm. „Abradates, sprach sie, wenn jemahls ein Weib ihren Mann werther als ihre eigne Seele hielt, so weiſst du ob ich eine von diesen Weibern bin. Wozu sollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen besser davon überzeugt zu haben als durch alles, was ich jetzt sagen könnte, geschehen würde. Aber wiewohl ich so für dich gesinnt bin wie du weiſst, so schwör ich dir doch bey deiner und meiner Liebe, daſs ich lieber neben dir als einem tapfern Manne von gemeinschaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämest, ehrlos mit einem ehrlosen leben wollte. So denke ich und so muſs ich denken, wenn ich dich und mich den Besten unter den Sterblichen gleich schätze. Überdieſs welchen Dank sind wir nicht dem Cyrus schuldig, der, als das Kriegsglück mich zu seiner Sklavin machte, anstatt sich dieses Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beschützer wurde, und mich dir wie das Weib seines eigenen Bruders aufbewahrte! Können wir zu viel für den groſsmüthigen Mann thun, der so viel für uns gethan hat?“

Wer müſste der gewesen seyn, den eine solche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr schied um sie vielleicht nie wieder zu sehen, nicht begeistert hätte? Mit Bewundrung und Entzücken legte

Abradates seine Hand auf ihr Haupt, sah gen Himmel auf und betete: laſs mich, o groſser Oromasdes, durch Thaten zeigen, daſs ich würdig bin der Mann dieser Panthea und der Freund des Cyrus zu seyn! Mit dem letzten Worte entriſs er sich ihren Armen, stieg den Wagen hinauf und die Thüre ward hinter ihm zugeschlossen. Panthea, da sie ihn selbst nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen so lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, sie bat, gutes Muthes zu seyn und sich zu entfernen.

Xenofon mahlt seine Bilder selten aus; es sind nur leichte Umrisse: aber o! wie viel mehr sind diese Umrisse werth als die Gemählde von Tausend andern, und wie stark ist nicht oft die Wirkung eines einzigen Zuges! „In der That, sagt er, machte Abradates und sein Wagen einen schönen Anblick, aber niemand hatte Augen für ihn bis Panthea weggegangen war.“

Abradates kam nicht lebendig aus der Schlacht zurück; aber er hatte sie gewinnen helfen und starb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieses Sieges war, beschäftigte den Sieger so sehr, daſs etliche Tage vorbeygingen eh' er sich des unglücklichen Fürsten erinnerte. Wo ist Abradates, fragte er endlich. Man sagte ihm, er sey in der Schlacht umgekommen, und seine Gemahlin (setzte einer von den Bedienten hinzu) hat seinen Leichnam aufgesucht und auf ihrem eigenen Wagen mit sich hieher an das Ufer des Paktols gebracht;

und während ihre Kämmerlinge und Sklaven sein Grab graben, sitzt sie auf der Erde, sein Haupt in ihren Knieen haltend, nachdem sie sich allen ihren Schmuck abgerissen um ihn damit auszuschmücken.

Cyrus eilt an den Ort dieses traurigen Schauspiels: aber wie er die schöne Unglückliche mit dem Leichname auf ihrem Schooſse auf der Erde sitzen sieht, bricht ihm sein männliches Herz; seine Thränen fallen auf die Leiche herab. „Du edle und getreue Seele, ruft er, so bist du gegangen und uns hast du zurückgelassen!“ — Er will ihn mit diesen Worten bey der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der seinigen; denn sie war mit einem ägyptischen Säbel vom Arme getrennt worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus; die Unglückliche schrie laut auf, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küſste sie, und fügte sie wieder an so gut sie konnte. So ist alles übrige zugerichtet, sagte sie. Aber wozu solltest du es sehen? — Und ich — ich weiſs daſs ihm alles das um meinetwillen wiederfuhr. Ich Thörin war es, die ihn anreitzte alles zu wagen um sich als deinen Freund zu beweisen und deine Achtung zu verdienen. Und o! ich bin gewiſs, er dachte nicht was ihm begegnen könnte, sondern bloſs was er thun wollte um sich dir angenehm zu machen. „Und so gab er ohn' es zu bereuen sein Leben hin — und ich — sitze hier neben ihm und athme!“

Cyrus antwortete ihr eine Zeitlang nur mit Thränen. Endlich da er wieder Worte fand, bemühte er sich sie durch die einzigen Vorstellungen, die ihre Seele in einem solchen Zustande ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich lieſs er alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausschmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Bestattung herbey zu schaffen befohlen hatte. Und denke nicht, sagte er, daſs du nun verlassen seyest. Ich ehre deine Keuschheit, deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören dir Beweise davon zu geben, und überdieſs will ich dich einem von den Meinigen übergeben, der dich geleiten soll wohin du selbst verlangst. Sage nur zu wem du gebracht werden willst.

Sey ruhig, Cyrus, versetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen zu wem ich gehen will.

Cyrus muſste sie verlassen. Er ging (sagt Xenofon) und ihn jammerte des Weibes das einen solchen Mann verloren, und des Mannes, der ein so vortreffliches Weib sein genannt hatte und nun nicht mehr sehen konnte. Panthea befahl jetzt ihren Kämmerlingen sich zu entfernen; laſst mich, sprach sie, bis ich mich recht satt über ihm geweint habe. Nur ihre Pflegemutter bat sie zu bleiben. Wenn ich todt bin, sagte sie zu ihr, so hülle ihn und mich in das nehmliche Tuch. Die unglückliche Alte fiel ihrer Königin zu Füſsen, flehte ihr, keinen solchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte sich die Brust mit einem Dolche, den sie schon lange auf diesen Fall bey sich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz und starb.

2.

Über etwas, das Platon gesagt haben soll und nicht gesagt hat.

Ein schöner Gedanke eines Originalautors findet sich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andre geht, am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, daſs ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beyspiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar genug um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft einen Gedanken des Platon, der in seinem Fädrus befindlich ist, einem von so manchen Italiänischen, Englischen und Deutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewiſs von den wenigsten gelesenen und von noch wenigern verstandenen Dialog, worin Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jünglinge zu erklären was schön ist, in einer seltsamen metafysisch-mystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von den Reisen, welche sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von dieser erhabenen Filosofie, welche ihre Schüler weise und unabhängig macht, und, indem sie das was die menschlichen Dinge scheinen von dem was sie sind, ihren eingebildeten Werth von dem wirklichen, ihr Verhältniſs gegen das allgemeine Beste von ihrer Beziehung auf den besondern Eigennutz der Leidenschaften, unterscheiden lehrt, uns ein untrügliches Mittel wider Selbstbetrug und Ansteckung mit fremder Thorheit darbietet; einer Filosofie, in welcher niemand ohne Nachtheil ganz ein Fremdling seyn kann, aber welche, in vorzüglichem Verstande, die Wissenschaft der Könige ist.

Überzeugt von dieser Wahrheit widmen Sie, Bester der Könige, einen Theil der Stunden, welche die unmittelbare der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worin sie iniziirt wird, und wer weiſs von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobey einem jungen Menschen, der sie zum ersten Mahle liest, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts herrlichers findet als metafysisches Galimathias,[1] in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. — Doch die Rede soll jetzt nicht vom Fädrus, sondern bloſs von der Verwandlung seyn, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgange durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir, sagt Plato, die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reitze an ihr entdecken, daſs wir auſser ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten.“ — Dieſs versichert uns ein (im Jahr 1775.) neuester, übrigens empfehlungswürdiger Schriftsteller, dessen Nahme hier nichts zur Sache thut: und wer sollte ihm auf eine so positive Versicherung nicht glauben, Plato habe das wirklich gesagt? Gleichwohl sagt Plato von diesem allem nichts. Seine selbsteigenen Worte mögen Zeugniſs dessen geben — (Φρονησις ὀυχ ὁρᾶται) Δεινους γαρ ἀν παρειχεν ἐρωτας, ἐιτι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες ειδωλον παρειχετο εις οψιν ἰον. „Die Weisheit würde die gewaltigste Liebe erwecken, wenn sie sich unsern Augen in einer Gestalt, die ein sichtbarer Abdruck ihrer geistigen Schönheit wäre, darstellen könnte.

Hätte der neuere Schriftsteller diese Platonische Stelle auch nur aus der Übersetzung, welche Cicero davon gegeben, gekannt, so würde er dem Originale schon weniger Unrecht gethan haben. Sie steht im vierzehnten Abschnitte des ersten Buchs *de officiis*, und lautet so: *formam ipsam — et tanquam faciem honesti vides, quae si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiae.* „Wenn das Ideal des Sittlichschönen mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, es würde (wie Plato sagt) eine erstaunliche Liebe zur Weisheit einflöſsen.“ — Denn wiewohl sich Cicero schon die Freyheit genommen hat, diesen Platonischen Gedanken anders zu wenden, so sagt er doch im Grunde beynahe eben dasselbe. Aber vermuthlich ist er noch durch mehr als Einen neuern Kopf gegangen, bis er sich endlich unserm wackern Landsmanne, durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtnisses, in einer Gestalt darstellte, worin er gerade zwey Mahl nonsensikalischer erscheint, als im Plato selbst. Denn Plato will nicht daſs die Tugend sich nackend zeigen soll, und sagt auch nicht, daſs man, wofern sie dieſs thäte oder thun könnte, sonst nichts mehr lieben würde als sie.

Es wäre zu wünschen daſs dieses Beyspiel einen jeden Schriftsteller, der die Gedanken eines andern anführt, behutsam genug machen möchte, allezeit vorher im Originale nachzusehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen ist, lieber zu sagen was er selbst denkt, als was Plato oder Aristoteles gesagt haben, deren Nahme die Sache doch nicht besser macht; das was sie gesagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Gedanke, oder (was mir hier der Fall zu seyn scheint) nur ein Irrwisch seyn. Denn was sagt uns der göttliche Plato im Grunde durch einen bedingten Satz, dessen Bedingung eine Unmöglichkeit ist? Die Tugend kann nun einmahl vermöge ihrer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen sichtbar werden; und wem sie in dieser Sichtbarkeit keine Liebe einflöſst, dem ist nicht zu helfen.

Ich weiſs wohl daſs nach Plato ein intelligibles Urbild der Weisheit in den überhimmlischen Räumen oder in der Welt der Ideen existiert. Aber auch dadurch wird der Gedanke nicht besser. Denn immer bleibt es (seinen eigenen Begriffen zu Folge) eine Unmöglichkeit diese Idee mit leiblichen Augen zu sehen. Solche Einfälle läſst man allenfalls einem Dichter hingehen, oder bewundert ihn wohl gar darum: aber in dem Munde eines Filosofen sind sie unerträglich.

Übrigens hat die Vorstellung der Tugend, die sich nackend sehen läſst, etwas unschickliches und widerliches, und ich zweifle sehr, ob ein groſser Mahler sich dazu verstehen würde, die personificierte Tugend gewandlos darzustellen. Es sind, däucht mir, nur zwey idealische Wesen, denen es anständig oder vielmehr zuständig ist nackend vor unsern Augen zu erscheinen, die Wahrheit und die Schönheit.

Selbst die Grazien, wiewohl die Gewohnheit sie unbekleidet (meistens zu ihrem groſsen Nachtheile) darzustellen, bey den Künstlern überhand genommen hat, würden in dem Gewande das ihnen Sokrates gab, mehr Grazie haben: wenigstens sollte der Mahler oder Bildner, der verwegen genug ist sie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen solchen Schein von Unschuld über sie auszugieſsen, daſs man, so wie man sie erblickte, denken müſste, sie wüſsten nicht daſs sie nackend seyen.

3.

Rechtfertigung eines schönen Wortes des Pompejus.

Pompejus, der Groſse zugenannt, befand sich einst in dem Falle, daſs er in dringenden Geschäften der Republik — (es war darum zu thun die Stadt Rom in einer Theurung mit Lebensmitteln zu versehen, und dieſs war in einer so ungeheuern Stadt und bey ihrer damahligen Lage das dringendste aller Staatsgeschäfte) zu einer Zeit, da die See sehr stürmisch war, zu Schiffe gehen sollte. Man stellte ihm vor, daſs er es nicht wagen könne, ohne sein Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. „Es ist nöthig daſs ich abreise, sagte Pompejus, daſs ich lebe ist nicht nöthig.“

Dieſs sieht wie ein *bon-mot* aus (sagt der nun ganz vergeſsne Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und *Arbiter elegantiarum* galt) aber, wenn man's näher besieht, findet sich daſs es nichts sagt; denn es sagt etwas das sich selbst vernichtet. Wie kann ein Mann reisen wenn er nicht lebt?“ Hier möchte man wohl zurück fragen, wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Einfall ist noch seyn soll, für ein *bon-mot* ansehen, bloſs um das Vergnügen zu haben, ein schiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieser Tadel träfe, so müſste ein Soldat, um seine Schuldigkeit zu thun, allemahl wo er Gefahr sähe davon laufen. Denn wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, seine Schuldigkeit thun? Seine erste Pflicht wäre also, immer vor allen Dingen seine Person in Sicherheit zu bringen. Bey dieser Art zu räsonnieren würden die Kriege nicht sehr blutig seyn, — und unter dieser Bedingung könnten wir sie wohl für richtig gelten lassen.

Das Wort des Pompejus hat nur Einen Sinn, und dieſs ist ein groſser Sinn, gegen den nichts einzuwenden ist. Er will sagen: Wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, da ist, so fragt er nicht, kann ich sie mit Sicherheit thun? Er thut sie, erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, ist am Ende der Welt gleich viel; denn sie ist lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen; aber so lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

4.

Die Kunst aufzuhören.

Costar, ein andrer *Bel-Esprit* und Kunstrichter des berühmten *Siecle de Louis XIV.* macht über eine Stelle in der Hekuba des Euripides eine Anmerkung, die eine Wahrheit in sich führt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läſst den Herold Talthybios der unglücklichen alten Königin von Troja die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles Grab erzählen. Ich kenne kein edleres und einnehmenderes Bild als das so der Dichter von der sterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zuge: „selbst im Augenblicke des Todes war sie noch besorgt anständig zu fallen.“ —

So weit vortrefflich, sagt Costar; aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben, was er unter anständig fallen verstehe? Wozu also der Zusatz, „und zu verbergen was vor männlichen Augen verborgen werden muſs?“ Dieser einzige Strich verderbt das ganze Bild, und“— hierin, dächte ich, hätte Costar, wiewohl er nur Costar ist, gegen den alten Dichter, wiewohl es Euripides, ein Athener und ein Freund des Sokrates ist, Recht. Wenn die Griechen seiner Zeit nichts anstöſsiges daran fanden (welches wir weder bejahen noch verneinen können) so wird sich niemand darüber verwundern, der aus den Komödien des Aristofanes gelernt hat, wie viel die Ohren und sogar die Augen der Athener ertragen konnten; nur loben möcht ich sie deſswegen nicht.

Die Kunst aufzuhören, zu fühlen was genug ist, und nicht ein Wort mehr zu sagen, nicht einen Strich mehr zu thun, als nöthig ist, damit die abgezielte Wirkung erfolge, — o meine jungen Freunde, ist für den Dichter wie für den Mahler (und warum nicht für jeden Schriftsteller?) eine groſse und schwere Kunst! Ein einziger Vers, ein einziges Wort zuviel ist schon genug, um zu machen, daſs eine naive, rührende, erhabene Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben ist.

„Aber wie lernen wir diese Kunst? und wann können wir gewiſs seyn sie ergriffen zu haben?“ — Ich glaube daſs sich in den Schriften der Kunstlehrer und Kunstrichter, vom Quintilian und Longin bis zu Dubos und vom Dubos bis auf diesen Tag, viel wahres und brauchbares hierüber finden müsse. Indessen scheint mir doch gerade diese Kunst zu wissen, oder vielmehr mit einem schnellen und sichern Sinn zu fühlen was genug ist, und also was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimniſs der groſsen Meister zu seyn. Ich meines Orts lerne schon funfzig Jahre daran, und sehe mit jedem Tage mehr, wie weit ich noch vom Ziele bin.

5.

Die sterbende Polyxena des Euripides.

Welch ein treffliches Süjet würde nicht die Aufopferung der Polyxena — wovon Euripides in seiner Hekuba den Herold Talthybios die Erzählung machen läſst, für den Grazienpinsel der Seelenmahlerin Angelika Kaufmann seyn!

Das Griechische Heer hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne des alten Priamus gefallen war, versammelt, um dem Schatten seines gröſsten Helden das verlangte Todtenopfer feyerlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Heros, erscheint mit Polyxena an der Hand, welche, kürzlich noch Achills verlobte Braut, jetzt seine zürnende Seele mit ihrem Blute versöhnen soll. Er führt sie mitten durchs Heer und stellt sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu um das Opfer zu umringen. Der Sohn Achills nimmt eine goldene gefüllte Schale, gieſst sie auf das Grab aus, und nachdem der Herold dem ganzen Heere ein feyerliches Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein, das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und eine glückliche Heimfahrt in ihr Vaterland. Nun entblöſst er das Opferschwert und winkt den Jünglingen das dem Tode geweihte Mädchen zu fassen.

Haltet ein, ruft Polyxena die seinen Wink bemerkt und versteht: o ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten, ich sterbe freywillig. Keiner von euch rühre mich an! Unerschrocken biet' ich meinen Hals dem Opfermesser dar. Lasset mich, um der Götter willen, lasset mich als eine Freye sterben; verdammet mich, eine Königstochter, nicht zur Schmach, eine Sklavin unter den Schatten genennt zu werden.

Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu: Agamemnon winkt den Jünglingen; sie treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frey, so reiſst sie ihr Gewand von der Schulter, entblöſst einen Busen von so reiner Schönheit, daſs man ein Marmorbild zu sehen glaubte, kniet dann auf die Erde, und spricht mit einem Tone, der das härteste Herz erweichen muſste, zu Neoptolem: Da, Jüngling, wähle selbst, wohin du den Stahl führen willst! hier ist meine Brust, hier mein Hals, ich bin bereit.

Der Sohn Achills, von Mitleiden mit der schönen Unschuldigen gerührt, stöſst mit zitternder Hand das Schwert in ihren Hals. Ein Blutstrom schieſst hervor; sie fällt, und sterbend ist sie noch besorgt züchtig und edel zu fallen.

Ich kann diese Scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen Zugs zu gedenken, womit er den Eindruck schildert, den dieses rührende Schauspiel auf das umstehende Heer macht; — wiewohl seine Absicht hier nicht war zu mahlen, sondern der unglücklichen alten Mutter etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeſslichen Leiden einigen Trost geben möchte. Es ist ein so karakterischer Zug der Griechischen Nazional Sinnesart, dieses lebhafte Gefühl für das sittliche Schöne, das der Dichter diese rauhen Krieger hier äuſsern läſst, und wodurch ihre Nazion sich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat!

Kaum hat Polyxena den Geist aufgegeben, so laufen alle Griechen herbey, ihrem Leichname die letzte Ehre zu erweisen. Einige werfen von ferne frisches Laub auf sie; andere tragen Fichtenzweige herbey und richten den Holzstoſs auf; und wer nichts herbeytrug (fährt Euripides fort) der hörte von den zutragenden diese Worte; „Was stehst du da, schlechter Mensch, mit leerer Hand und bringst dem Mädchen

Ausübung Ihres verehrungswürdigen Amtes Ihnen übrig läſst, der nützlichen und ergetzenden Beschäftigung, Sich mit den Merkwürdigkeiten der vergangenen Zeiten bekannt zu machen, die Veränderungen der Staaten in den Menschen, die Menschen in ihren Handlungen, die Handlungen in den Meinungen und Leidenschaften, und in dem Zusammenhang aller dieser Ursachen den Grund des Glückes und des Elendes der menschlichen Gattung zu erforschen.

Irre ich nicht, so ist die Geschichte der Könige von Scheschian, welche ich hier zu Ihrer Majestät Füſsen lege, nicht ganz unwürdig, unter die ernsthaften Ergetzungen aufgenommen zu werden, bey welchen Ihr nieweder einen Schleier noch sonst etwas ihren Leichnam zu schmücken? Willst du nicht gehen und der braven Seele auch was geben?" —

Und gleichwohl waren die Männer, die so viel warmes Gefühl für das Schöne in dem Edelmuthe, womit Polyxena gestorben war, hatten, die nehmlichen Halbwilden, welche fähig waren, und es sogar für Pflicht hielten, das schuldlose Mädchen, für das Verbrechen ihrer Brüder büſsen zu lassen, und sie eben darum, weil sie rein und schuldlos war, dem Schatten ihres Helden als ein ihm desto angenehmeres Opfer abzuschlachten. So können angeerbte rohe Begriffe den noch ungebildeten Menschenverstand irre führen! So hat von jeher der Aberglaube das gesundeste sittliche Gefühl zerrüttet; aber so dringt auch ein schönes Naturell selbst durch die dicksten Wolken des Aberglaubens! Wahrer und rührender hat wohl schwerlich jemahls ein Dichter dieses schauderliche Gemisch von Roheit und Zartheit, Barbarey und Humanität dargestellt, als der Sokratische Tragödiendichter in dieser trefflichen Scene.

6.

Über eine Stelle des Cicero, die Perspektiv in den Werken der Griechischen Mahler betreffend.

Es ist schon lange eine von Gelehrten und Kunstkennern beynahe allgemein angenommene Meinung gewesen, die Griechischen Mahler und Künstler in erhobener Arbeit hätten von den Regeln der Perspektiv entweder gar keine oder doch nur eine sehr geringe Kenntniſs gehabt, und in ihren Werken von dem, was sogar die bloſse Beobachtung der Natur sie hierüber hätte lehren sollen, wenig oder keinen Gebrauch gemacht.

Perrault in seiner übel berüchtigten Parallele der Alten mit den Neuern ging so weit, den Parrhasien und Apellen und in der That den alten Künstlern überhaupt die Kenntniſs der Perspektiv und der stufenweisen Verkleinerung entfernter Gegenstände gänzlich abzusprechen.

Der Abbé Sallier, der dieses Vorgeben in einer besondern Abhandlung untersucht hat, bemüht sich das Gegentheil und wenigstens so viel zu beweisen, daſs die alten Künstler in den Gesetzen der Perspektiv nicht so unwissend gewesen als Perrault aus einigen Basreliefs, besonders aus denen auf der Säule Trajans geschlossen; und dann, daſs wofern sie auch (wie freylich nicht zu läugnen ist,) von diesen Gesetzen abgewichen, dieſs nicht aus Unwissenheit sondern mit gutem Bedachte und zu Erzielung anderer, ihrem Urtheile nach gröſserer Schönheiten geschehen sey.

Man sollte denken, Sallier hätte sich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten, theils auf gewisse Basreliefs und Münzen, und sogar auf einige von der Zeit noch geschonte Gemählde von unbezweifeltem Alterthume, z. B. auf die sogenannte Aldobrandinische Hochzeit [1]) die ihn durch den Augenschein widerlegen, zu verweisen: theils ihnen aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daſs es eine offenbare Ungereimtheit sey, Künstlern wie ein Zeuxis, ein Timanthes, ein Apelles, zuzutrauen, daſs sie einen Umstand in der Natur übersehen haben sollten, den jedermann alle Augenblicke zu sehen Gelegenheit hat.

---

1) S. die Abhandlung des Grafen Caylus über die Perspektiv der Alten im 59. B. der *Memoires de l'Acad. des Belles-Lettres.* Die im *Herkulanum* gefundenen Gemählde konnten dem Herrn Sallier nicht bekannt seyn, und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben; denn die meisten verstoſsen gröblich gegen die Perspektiv.

Aber Herr Sallier glaubte mit seinen Gegnern am kürzesten und sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Schriftstellern vorlegte, welche, wenigstens durch natürliche Folgerung, bewiesen, daſs die Griechischen Künstler mit den Regeln der Perspektiv sehr wohl bekannt gewesen seyn müſsten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenigen, die er anführt, dargeboten; und wiewohl sich vielleicht manches gegen seine Erklärungen einwenden lieſse, so muſs man doch gestehen, daſs sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meinung eine starke Unterstützung zu geben.

Indessen weiſs ich nicht, wie ihm und (wo ich nicht irre) noch vielen andern, eine Stelle im Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint den Perrault seines Irrthums zu überweisen; eine Stelle, die überdieſs noch dadurch vorzüglich ist, weil sie eine bessere Antwort, als Sallier's, für diejenigen enthält, welche sich noch immer daran stoſsen, daſs man gleichwohl in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst die Perspektiv so gänzlich vernachläſsigt sieht.

Diese Stelle befindet sich im 83sten Abschnitt des zweyten Buchs *de Oratore*, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtniſskunst (deren Erfindung dem Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht, und zuletzt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines groſsen Mahlers vergleicht, „w Örter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterscheide;“ — *pictoris cujusdam summi ratione et modo, formarum varietate locos distinguentis.*

Mir dünkt, diese Worte bieten einen Sinn dar, der keine Miſsdeutung zuläſst, und es folgern sich daraus zwey Sätze, worin alles begriffen ist, was die streitige Frage entscheiden kann. Es gab nehmlich unter den Mahlern der Alten einige, welche die Verschiedenheit der Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterschieden: aber nur Mahler vom ersten Range besaſsen diese Geschicklichkeit, aus welcher sie vermuthlich eine Art von Geheimniſs machten, wovon die Wirkung um so mehr bewundert wurde, je weniger man von den Regeln wuſste, welche sich diese Meister aus einer scharfsinnigen Beobachtung der Natur gesammelt hatten, und durch deren Anwendung sie im Stande waren ihren Werken so viel mehr Täuschendes zu geben als gemeine Kunstverwandte.

In der That würde ohnedieſs unbegreiflich seyn, wie die gröſsten Mahler der Griechen in einem so wichtigen Theile der Nachahmung der Natur hätten unwissend seyn können, da wir von dem höchsten Künstler dieses von allen Musen begünstigten Volkes, vom Fidias, ungezweifelt wissen, daſs er unter den Hülfsstudien seiner Kunst vorzüglich auch die Geometrie und die Optik getrieben: zu welchem andern Ende, als um die scheinbaren und wahren Verhältnisse der sichtbaren Gegenstände, und vornehmlich die Gesetze kennen zu lernen, aus welchen sich (um mich mit unsers **Lamberts** Worten auszudrücken) bestimmen läſst, wie eine jede Sache, aus dem gegebenen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchen sie gezeichnet oder gebildet werden müsse, damit die Abbildung eben so in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde.

Wie weit es Fidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beide sollten die Bildsäule der Minerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beiden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte die des Alkamenes beym ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter und vollendeter seyn. Das Werk des Fidias schien ein Ungeheuer von Häſslichkeit dagegen; stiere weit aufgeriſsne Augen, ein groſser gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollne Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes, — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werke ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand des Künstlers mangelt. Man konnte nicht begreifen, wie der Mann sich habe entschlieſsen können, eine solche Arbeit neben dem Meisterstücke seines Mitbewerbers sehen zu lassen. Stellet beide an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte er, und dann urtheilet. Man that es, und nun triumfierte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun in der Höhe wo sie stand ein kleinliches Werk, ohne Ausdruck, ohne Kunst: die vom Fidias hingegen entzückte jedermann durch eine Groſsheit und Vollkommenheit, woran die Augen sich nicht satt sehen konnten. Und doch war Alkamenes ein vortrefflicher Bildhauer; aber Fidias hatte die Kenntniſs der Perspektiv voraus, und diese muſste damahls wenigstens noch ein Geheimniſs seyn, welches er allein besaſs: weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde mit ihm zu wetteifern, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Fidias, in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Minerva im Parthenon angebracht, wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern die Empörung der Titanen gegen die Götter, auf den Halbstiefeln der Göttin der Streit der Centauren und Lapithen, und am Fuſsgestelle die Geschichte der Pandora angebracht war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sey nun daſs er sie selbst gearbeitet oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspektiv weniger befolgt haben? So groſse und reiche Komposizionen lassen sich ohne Beobachtung derselben, in einem verhältniſsweise kleinen Raume, schwerlich denken.

Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daſs die Betrachtung der Werke des Fidias nachfolgende Künstler von Genie, vornehmlich unter den Mahlern, die der nicht für gut gefunden Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, daſs man mit dieser Antwort nicht weit reiche, und die von mir angezogene Stelle des Cicero (welche beiden entgangen ist) scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daſs die Beobachtung der Perspektivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der gröſsten und gelehrtesten Mahler geblieben sey. Pamfilus selbst, wiewohl er seine Kunst lehrte, setzte einen so hohen Preis auf die Mittheilung seiner Wissenschaft, daſs nur sehr wenige reich genug waren sich in seine Schule zu begeben, oder wenigstens bis zum Ende auszuhalten. Denn er erforderte zehen Jahre zur Erlernung der ganzen Mahler-Encyklopädie, und nahm für jedes Jahr ein Attisches Talent. Es ist also kein Wunder, daſs seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.

7.

Über eine Stelle im Amadis de Gaule.

Indem ich zufälliger Weise im achten Buche der alten Deutschen Übersetzung des Amadis aus Frankreich blätterte, gerieth ich auf eine Stelle, die mich beym ersten Anblick in die angenehme

Überraschung setzte, womit man in einer Wildniſs, mitten unter Disteln und Unkraut, eine schöne Gartenblume erblicken würde. Bey näherer Betrachtung entdeckte ich etwas, das mir meinen Fund noch ungleich werther machte; denn ich fand, daſs diese Stelle eine ziemlich wörtliche, wiewohl sehr entstellte, Übersetzung der 42 und 43sten Stanze im ersten Gesang des *Orlando Furioso* sey, welche bekanntlich selbst eine freye und verschönerte Übersetzung des Katullischen „*Ut flos in septis*“ ist. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, zu sehen, wie es der unbekannte Deutsche Übersetzer des Amadis angefangen, um diese zwey Stanzen die unter die schönsten im ganzen Orlando gezählt werden, in eine Sprache, wie unsre Helden- und Muttersprache vor mehr als zwey hundert Jahren war, zu transferieren. 2)

Hier ist zuförderst das Original.

La verginella è simile alla roſa,
Che'n bel giardin ſu la nativa spina
Mentre ſola e ſicura ſi ripoſa,
Ne gregge ne pastor ſe li avvicina;
L'aura ſoave e l'alba ruggiadoſa,
L'acqua, la terra al ſuo favor s'inchina;
Giovani vaghi e Donne inamorate
Amano averne e ſeni e tempie ornate:

---

2) Das Wort übersetzen muſs damahls noch nicht üblich gewesen seyn; denn der Übersetzer des Amadis bedient sich immer des Wortes transferieren, nennt sich auch selbst in der Vorrede den Translatorem.

mahls unthätiger Geist von der Ermüdung höherer Geschäfte auszuruhen pflegt. Groſse, dem ganzen Menschengeschlecht angelegene Wahrheiten, merkwürdige Zeitpunkte, lehrreiche Beyspiele, und eine getreue Abschilderung der Irrungen und Ausschweifungen des menschlichen Verstandes und Herzens, scheinen mir diese Geschichte vor vielen andern ihrer Art auszuzeichnen, und ihr den Titel zu verdienen, womit das hohe Ober-Polizey-Gericht von Sina sie beehrt hat; eines Spiegels, worin sich die natürlichen Folgen der Weisheit und der Thorheit in einem so starken Lichte, mit so deutlichen Zügen und mit so warmen Farben darstellen, daſs derjenige in einem seltenen Grade weise und gut — oder thöricht und verdorben seyn müſste, der

Ma non si tosto del materno stelo
Rimossa viene e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli uomini e dal cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.
La vergine, che'l fior, di che piu zelo
Che de' begli occhi e della vita aver de',
Lascia altrui corre, il pregio, ch'avea innanti,
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Bevor ich die Stelle aus dem Deutschen Amadis abschreibe, die man sogleich für etwas mehr als eine bloſse Nachahmung dieser Stanzen erkennen wird, muſs ich bemerken, daſs dieser litterarische Diebstahl (welcher eigentlich auf Johann Diaz, als Verfasser des achten Buchs des Spanischen Amadis zurückfällt) sich auf die ganze Rede des Königs Sakripant von Circassien im ersten Gesange des *Orlando Furioso* und also auf die vier Stanzen 41 bis 44 erstreckt; als deren Inhalt er mit sehr wenigen Veränderungen, oder vermeinten Verschönerungen, dem Sultan Zair, einem verschmähten und von Eifersucht über seinen glücklichern Nebenbuhler Liswart geplagten Liebhaber der Prinzessin Onoloria, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Ariosts Sakripant (dem er alle Worte nachspricht) auf sich selbst zu schmälen, daſs er sich um eine Schöne

„plage und peinige die ſich einem andern ſchon ergeben und zugeeignet und durch ſolche Mittel das beſte ſo in ihr geweſen verlohren habe.“

Und nun fährt er fort:

„Denn recht zu ſagen, ein Tochter und ſchamhafte Jungfrowe vergleichet ſich einer Roſe, welche dem ſchönen Roſengarten zugethan iſt, damit ſie kein Schaden weder von den Thieren noch Ungeſtümme der Zeit empfahe, und die Morgenröthe voller Thawes zu ihrem Gunſt ſich neiget, und umb ſolcher Urſachen willen begeren ihr oft die jungen liebhabenden Jungfräwlein, welche deren brechen, und ſich ſetzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, ihre Häupter damit zu zieren und ihre kleine Brüſtlein oder runde Oepfelein damit zu beſtecken, auf ihren zarten und eingebundenen Magen zu pflanzen; ſie aber wirdt nicht ſo baldt von ihrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß ſie nicht allgemach die Gunſt und Schönheit, ſo ſie beyde vom Himmel und Menſchen begeren möcht, verleurt: gleichfalls auch die Fraw oder Jungfraw, ſo ihr ein andern die Blumen der Jungfrawenſchaft nemmen läßt, welche ſie doch höher und wehrter denn ihr Gut und ihr eigen Leben achten ſollte, wird ihr aller Preiß benommen, der ſie achtbar und gunſtreich bey allen, ſo ihren Dienſt und guten Willen trugen, machen ſollte.“

Man sieht daſs Ariost nicht viel dabey gewinnen würde, in diesem Geschmack und in diese Sprache übersetzt zu werden, welche eben so weit von der Zierlichkeit und naiven Anmuth der Minnesängersprache des dreyzehnten Jahrhunderts als von unsrer heutigen, und wie unendlich weit erst von der Schönheit und Grazie des Florentinischen Dichters, entfernt ist. Gleichwohl war dieser mit der plumpesten Ungelenkigkeit Wort für Wort aus dem Französischen transferierte Amadis ein Lieblingsbuch der damahligen schönen Welt, und wurde so stark gelesen, daſs die Geistlichen nöthig fanden, auf der Kanzel und bey aller Gelegenheit dagegen zu eifern.

Vielleicht könnte jemand denken, ob es nicht eben so möglich sey, daſs Ariost das Selbstgespräch seines Sakripants dem Amadis gestohlen haben könnte? In diesem Falle hätte er sich durch die Verschönerung desselben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unschuld Ariosts ist, was diesen Punkt betrifft, auſser allem Zweifel. Denn die erste Ausgabe seines *Orlando furioso* ist vom Jahr 1515, und Johann Diaz stellte seinen VIII. Theil des Amadis, enthaltend die seltsamen Abenteuer und groſsen Thaten des unüberwindlichen Ritters Liswarte, erst im Jahre 1525 ans Licht. Die Französische Übersetzung, welche der Deutsche Translator irrig für das Original selbst hielt, erschien zuerst im Jahre 1543, und die Deutsche folgte ihr im Jahr 1573. Ariost kann also unmöglich der Plagiarius seyn.

Indem ich fortfahre dieses achte Buch des Amadis zu durchblättern, stoſse ich S. 354 noch auf eine Stelle, die augenscheinlich nicht nur eine Nachahmung sondern eine wörtliche Übersetzung der 49 und 50sten Stanze im achten Gesange des Orlando ist. Ich vermuthe, und hab es auch zum Theil wirklich so gefunden, daſs die meisten Abenteuer aus Ariosts Rittergedichte auf diese Art in den Amadis übergegangen sind. Die ersten vier Bücher, welche um mehrere Jahrhunderte älter als Ariost sind und das eigentliche Original dieses berühmten Romans ausmachen, sind mit dem Stempel des Genies bezeichnet, und von dergleichen Diebstählen gänzlich frey. Aber die spätern Fortsetzer fanden ihre Erfindungskraft bald erschöpft. Sie plünderten also wo sie konnten; erst in der Nähe, dann in der Ferne den Homer, Virgil, Ovid, und was ihnen in die Hände fiel. Endlich da auch diese Quellen erschöpft waren, bestahlen sie sich selbst; denn in den letzten Büchern des Amadis sind beynahe alle Begebenheiten, von Wort zu Wort, bloſs mit veränderten Nahmen, aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abgeschrieben.

8.

Über Alexander Dow's Nachrichten von den Fakirn in Ostindien.

Ich wünschte wohl von Jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sey,

> „daſs ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird, und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt?“ —

und wie hoch wohl der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arme sein ganzes übriges Leben bringen würde?

Jngleichen, ob es möglich sey

> „daſs ein Mensch seine Fäuste so fest zusammen drücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen?“

Item:

> „Ob einer dadurch, daſs er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, daſs sein Kopf mit dem Gesichte rückwärts stehen bleibe?“

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der Englischen Ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft, [3]) daſs die Hindostanischen Fakirn die Leute seyn, die alles dieſs möglich machen können. Er sagt uns zwar nicht, daſs er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen und mit gebührender filosofischer Hartglaubigkeit beobachtet habe: allein, da er sich viele Jahre lang in Hindostan aufgehalten, und in den wichtigsten Kapiteln seines Buches als ein Mann von vielem Verstande erscheint, so läſst die positive Art wie er sich über die Wirklichkeit derselben ausdrückt, nicht anders denken, als daſs er seine Nachrichten von den Fakirn für historische Wahrheit angenommen wissen wolle.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt, (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen die Erzählungen solcher groſser Wanderer zu lesen) nicht allemahl möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen Ursache haben. Es giebt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bey den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

---

3) In seiner 1773. zu Leipzig übersetzten Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan. S. 19.

Eine kleine Vorsichtigkeits-Maxime, die besagter Lucian den Geschichtschreibern empfiehlt, ist keinem unentbehrlicher, als dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn (sagt er) dem Geschichtschreiber auch zuweilen ein Mährlein in seinen Weg läuft, so mag er's immer erzählen; nur nicht als ob er wollte, daſs wir's ihm glauben, sondern es dahin gestellt seyn lassend, so daſs jeder die Freyheit behält, davon zu glauben was ihm gut däucht."

Von einem Schriftsteller, dessen Werk (wie der Deutsche Vorbericht zu Dow's Reisebeschreibung sagt) ein klassisches Ansehen in der Geschichte bekommen soll, kann man eine solche Behutsamkeit um so mehr fordern, da es unstreitig gar nicht von nöthen ist, daſs die Anzahl der klassischen Unwahrheiten, so wie sie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit Neuen rekrutiert werde.

Man kann freylich mit eben so gutem Grunde fragen, was ist unmöglich, als Pilatus fragte; was ist Wahrheit. Aber gleichwohl sollte ein Mann bedenken, daſs ein groſser Unterschied ist, ob er von jemand erzählt: er habe sich auf einem Seile auf den Kopf gestellt; oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, seinen Kopf wie die heil. Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und sey frisch auf und davon gegangen.

9.

Anmerkungen über Alexander Dow's Nachrichten von der Religion der Braminen.

So apokryfisch obige Erzählungen des Herrn Dow von den **Fakirn** seyn mögen, (wiewohl sie im Grunde wenig mehr sagen, als was andere ältere Wandersmänner auch schon erzählt haben) so sind sie doch nicht das einzige, weſswegen ich eben nicht so gar eilfertig seyn möchte, seinem Buche ein klassisches Ansehen einzuräumen. Der zuversichtliche Ton, womit er uns bereden will, daſs wir von den Missionarien und Reisebeschreibern übel betrogen würden, wenn sie uns die Religion der **Hindous** als wahren Götzendienst, und die Theologie der **Braminen** als einen verworrenen Klumpen abgeschmackter Mährchen und kindischer Allegorien vorstellen, scheint mir wenigstens eben so verdächtig, und macht eine Warnung, seinem Vorgeben nicht ohne die schärfste Prüfung Glauben beyzumessen, um so nöthiger, je mehr er sich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menschheit zu retten scheint, eines günstigen Vorurtheils bey seinen Lesern versichert.

„Wir halten es, sagt Dow, [4]) für einen ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der Anhänger besonderer Religionssysteme entstand, daſs jemahls zu einer Zeit oder in einem Lande die menschliche Vernunft so verdorben gewesen sey, daſs sie das Werk der Hände, anstatt des Schöpfers des Ganzen angebetet habe. Aufmerksame Forscher des menschlichen Gemüths werden finden, daſs der gesunde Menschenverstand in den Sachen der Religion unter allen Nazionen ziemlich gleich getheilt ist. Die Offenbarung und die Filosofie haben zwar (wie man bekennen muſs) einige von den abergläubischen Auswüchsen und Ungereimtheiten abgeschnitten, welche natürlicher Weise in schwachen Gemüthern in einer so geheimniſsvollen Materie entstehen: allein es ist gar sehr zu zweifeln, ob der Mangel an diesen nothwendigen Verbesserern der Religion jemahls eine Nazion in grobe Abgötterey gezogen habe, wie viele unwissende Eiferer vorgegeben haben.“

Wenn Dow mit dieser Stelle sonst nichts hätte sagen wollen, als dieſs: Es sey niemahls keinem Menditen eingefallen, seinen heiligen Bock, keinem Pelusier seine Meerzwiebel, keinem Neger seinen Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges irgend einen von seinen dreyſsig Millionen Göttern, für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten; — so hätte er freylich etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist. Aber dann hätte es eben so wohl ungesagt bleiben mögen. Denn wem ist unbekannt, daſs die Abgötterey, womit (hauptsächlich durch Schuld der Priesterschaft) der gröſste Theil des menschlichen Geschlechts von jeher angesteckt war und noch ist, nicht in der Läugnung einer ersten geheimniſsvollen Grundursache, sondern in dem, was *Shaftesbury* Dämonismus nennt, bestehe; d. i. in abgöttischer Verehrung einer Menge vorgeblicher Untergottheiten, Schutzgeister, guter und böser Dämonen, und in dem Aberglauben, den man mit den Bildern dieser Götter, oder auch mit den Nahmen und Symbolen der ersten Grundursache treibt. — Nichts ist gewisser, als daſs unter allen gut oder übel polizierten Völkern, von den Egyptiern bis zu den Japanern, kein einziges gewesen, dessen Priester oder Gelehrte nicht eine geheime Theologie gehabt hätten, worin das Daseyn einer ersten Grundursache angenommen und von den mancherley Ausflüssen derselben so wohl, als von den Mitteln wieder in sie zurück zu flieſsen, von Göttern und Geistern, Himmeln und Welten, Seelenwanderungen, periodischer Vernichtung und Wiedererschaffung der Dinge u. s. w. viel hochtönendes, fanatisches, nonsensikalisches Zeug geschwatzt worden wäre. Es ist also weder etwas sonderbares noch unbekanntes, daſs die Beda's und Schasters, oder die heiligen Bücher der Braminen von dergleichen Metafysisch-Allegorisch-Fantastischem Plunder voll sind, und Dow hat uns durch den Gebrauch desselben nicht weiser und besser sollte werden können.

---

[4]) S. 57 der angezogenen Abhandlung.

Hingerissen von der Begierde, den Augenblick von Daseyn, den uns die Natur auf diesem Schauplatze bewilliget, wenigstens mit einem Merkmahle meines guten Willens für meine Nebengeschöpfe zu bezeichnen, hab' ich mich der Arbeit unterzogen, dieses merkwürdige Stück alter Geschichte aus der Indischen Sprache in die unsrige überzutragen; und in dieses Bewuſstseyn einer redlichen Gesinnung eingehüllt, überlaſs' ich dieses Buch und mich selbst dem Schicksale, dessen Unvermeidlichkeit mehr Tröstendes als Schreckendes für den Weisen hat; ruhig unter dem Schutz eines Königs, der die Wahrheit liebt und die Tugend ehrt, glücklich durch die Freundschaft der Besdarüber nichts wesentliches gesagt, was die Malabarischen Missionarien, La Groze, Mignot, und andre nicht schon lange gesagt, und zum Theil weit besser aus einander gesetzt hätten.

Das System des Ausflusses aller Dinge aus Gott, liegt allen morgenländischen Religionen (die jüdische ausgenommen) zum Grunde; aber da kein ander System dem Dämonism und Fanatism beförderlicher, noch in jeder Betrachtung geschickter ist, die Herrschaft betrügerischer Priester über die unterdrückte Vernunft abergläubischer Layen fester zu gründen, so hat die Religion wenig dadurch gewonnen.

Was hilft es also, um die allgemeine, auf unläugbare Zeugnisse gegründete Meinung von dem höchst abgeschmackten Götzendienste der Ostindianer zu vernichten, wenn uns Dow sehr ernsthaft versichert, „daſs die Braminen, gegen die Vorstellungen, die man sich von ihnen in Europa bilde, unveränderlich die Einheit, Ewigkeit, Allwissenheit und Allmacht Gottes glaubten; daſs die Vielgötterey, deren man sie beschuldige, nichts mehr als eine symbolische Verehrung der göttlichen Eigenschaften, und alle die unzähligen Götter, die in Indien unter unzähligen Nahmen verehret werden, nichts als verschiedene Benennungen der Eigenschaften, (richtiger der Ausflüsse und Modifikazionen) der ewigen Grundursache seyn?“ — Wird die Theosofie der Braminen dadurch besser? Ist der gröſste Theil unter ihnen darum weniger unwissend oder fanatisch? Werden die zahllosen Völkerscharen um den Ganges darum weniger auf die kläglichste Weise von ihnen betrogen? Wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuern Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrsagerey und Zeichendeuterey? Und verdienen die Braminen weniger den Vorwurf, daſs sie schnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchst unwürdigen Dienstes sind, weil sie von den Thorheiten selbst nichts glauben, in welchen sie, um ihres Gewinnes willen, die übrigen Layen gefangen halten?

Man kann die Priester aller abergläubischen oder dämonistischen Religionen in drey Gattungen eintheilen, die man um ihrer äuſserlichen Gleichförmigkeit willen nicht mit einander verwechseln muſs.

Die erste, und vielleicht die zahlreichste, besteht aus Schwachköpfen, die, weil sie selbst betrogen sind, den Nahmen der Betrüger nicht verdienen. Es sind Blinde, die andern Blinden den Weg weisen; blöde, unerleuchtete Köpfe, die sich nie haben einfallen lassen, zu zweifeln, ob der Unsinn, den sie lehren, auch wohl — Unsinn seyn könnte; kurz, die selbst so unwissend und abergläubisch sind als der Pöbel, den sie treulich und ohne Gefährde in seinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andere Gattung besteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verstandes noch des Herzens, sondern bloſs eine einträgliche Profession ist, durch die man, mit wenig

Mühe, und allenfalls ohne die mindesten Verdienste, sich die gröſsten Vortheile der politischen Gesellschaft, Ansehen, Einfluſs, Reichthümer und Wollüste verschaffen kann. Diese Herren wissen sehr wohl, was an alle dem Gaukelwerke ist, womit sie das unwissende, verblendete Volk bethören; sie lachen heimlich selbst über die feyerliche Rolle die sie dabey spielen, denken aber: die Welt will betrogen seyn, und wird betrogen werden, ob wir oder andere diejenigen sind, die dabey gewinnen; eben so mehr sind wir auch dabey.

Die dritte Gattung endlich (so klein an der Zahl sie auch seyn mag) sind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein Geheimniſs daraus machen, daſs sie das Ungereimte und Widersinnige ihres vulgaren Religions-Systems so gut als irgend ein Mensch fühlen, aber keine Möglichkeit vor sich sehen, es zu ändern, und da sie nun einmahl, es sey nun durch die Geburt (wie die Braminen,) oder durch den Zusammenhang der Dinge genöthigt sind, sich zu einem Orden zu bekennen, dessen Miſsbräuche und verkehrtes Betragen sie höchlich miſsbilligen, keinen andern Weg, in erträglichem Frieden mit sich selbst zu leben, sehen, als sich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleiſsigen. Diese redlichen Priester (und es giebt davon ganz gewiſs am Ganges so gut als an irgend einem andern Fluſs in der Welt) halten sich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatism, bloſs an die einfachsten

Grundsätze der ältesten und allgemeinsten Religion, und da es nicht in ihrer Macht steht, die albernen Mährchen, womit die Schädel des Volks und ihrer Kollegen angefüllt sind, zu vernichten, so bemühen sie sich, solchen wenigstens durch allegorische Deutungen einen erträglichen Sinn zu geben.

Es scheint Herr Dow habe während seines langen Aufenthalts in Indien einige Braminen von dieser letzten Gattung — dergleichen man sonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es ist sehr rühmlich, daſs er diesen wackern Männern — die man nicht unbillig die Filosofen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit wiederfahren läſst. Aber um ihrentwillen eine so günstige Meinung von dem Religionssysteme der Bramen überhaupt zu fassen, und diejenigen blinde Eiferer zu schelten, welche für etwas nicht zweifelhaftes halten, daſs der Mangel der christlichen Offenbarung und einer gesunden Filosofie die Indianer in sehr grobe Abgötterey gezogen habe, dieſs war nun wohl zu viel.

Dow meint, es wäre eben so lächerlich, wenn man „von den ungelehrten Stämmen den wahren Zustand der Religion und Filosofie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhammedaner in London lächerlich seyn würde, wenn er sich über die geheimniſsvollen Lehren des christlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlassen wollte." — Aber er verstellt durch diese Wendung den wahren *statum controversiae* gar sehr. Fürs erste muſs die Religion mit der Filosofie nie vermengt werden, wie Dow immer thut. Man kann ihm zugeben, „daſs einige Meinungen, die in den Vedams vorgetragen werden, nicht unfilosofisch sind." Dieſs gilt von der Theosofie aller Völker, und wird von niemand geläugnet. Aber die Rede ist vom Zustande der Religion in Indien, und dieser muſs weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen, noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der wirklichen Beschaffenheit des Glaubens und Gottesdienstes bey den ungelehrten Stämmen und bey dem gröſsten Theile der Braminen-Kaste selbst beurtheilt werden. Denn wenn etwas lächerlich ist, so wär' es das, wenn jemand z. B. von der Religion des Englischen Volks nach der Religion eines **Hume** oder **Gibbon**, oder von dessen Sitten nach den Sitten der besten Gesellschaft, oder von dessen Regierung nach den Lobsprüchen gedungener Apologisten der Minister, und nach den Geburtstags-Oden des belorberten Hofpoeten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer der sich in einer dumpfigen Pagode vor dem Bilde des **Brincha** oder **Brama** hinwirft, der in Gestalt eines Kindes, auf einer Wasserblume sitzend und eine Zehe im Munde habend, abgebildet ist; was kann es ihm frommen, daſs die Braminen sich unter diesem Brincha eine **allo-**

gorische Vorstellung denken, die im Grunde wenig gescheider ist als was der Indianische Laye dabey denkt? Brincha, sagen sie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird als ein Kind vorgestellt, um dadurch eine gewisse Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Absichten Gottes wie in ihrem Kindeszustande erscheinen werden. Er schwimmt auf einer Wasserblume, oder einem Blatte derselben, um die Unbeständigkeit der Dinge, welche zu der Zeit seyn wird, anzuzeigen. Er saugt an seiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, daſs die unendliche Weisheit von sich selbst bestehe; und die Stellung, welche der sitzende Brincha dadurch bekommt, daſs er an seiner Zehe saugt, ist ein Sinnbild des endlosen Zirkels der Ewigkeit. — Wahrlich! eine herrliche Methode Filosofie und Religion vorzutragen! Die vollkommenste, die man nur erdenken kann, wenn die Absicht ist, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten, und in einen Irrgarten von Aberglauben und Fantasterey zu führen, aus dem es sich nie wieder soll herausfinden können.

Was für köstliche Schätze von Theologie, Metafysik, Politik, Moral, Fysik, Chymie und Alchymie könnte man nicht durch eine Deutung in diesem Geschmacke aus dem Mährchen meiner Mutter Gans, aus Lucians wahren Geschichten, aus der Historie vom König Laurin dem Gezwerg und seinem Rosengarten, kurz aus allem was je albernes gedichtet worden ist, herausziehen?

Doch Herr Dow erkennt selbst, daſs die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt sind, „die groſse Quelle seyen, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden“ und am Schlusse seines Verzeichnisses der Götter bey den Indiern, gesteht er aufrichtig, „daſs die Betrügerey der Priester in Indien nicht weniger als in andern Gegenden und zu allen Zeiten beschäftiget gewesen sey, von der Neigung der Menschen zum Aberglauben Vortheil zu ziehen.“ — Nur hätte er bedenken sollen, daſs auf diesen Umstand bey der Frage: „in welchem Zustande ist die Religion der Indianer? alles ankommt.“ Die Metafysik der Braminen kann hier um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimniſs machen, in welches keinem Sterblichen, der nicht von ihrer Kaste ist, hineinzusehen erlaubt wird. Priester, die aus dem Wenigen, was an ihrer Theologie wahr ist, dem Volke ein Geheimniſs machen, hingegen nichts angelegners haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen und abergläubischen Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Nahmen als Götzendiener.

10.

Über das Verhältniſs des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

Der schon einmahl in diesen Miscellaneen aus der Vergessenheit hervorgeruſene **Balzac** (dessen einst so beliebte Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube von **Antithesen**, **Concetti** und andern Witzeleyen für Epigrammenmacher von Profession seyn könnten) war nicht selten in dem Falle etwas sehr Plattes zu sagen, indem er etwas sehr Sinnreiches gesagt zu haben glaubte. Indessen lieſen ihm auch öfters gute Gedanken vor den Schuſs, — wie es einem nothwendig begegnen muſs, der, wie Er, sein Leben damit zubringt **Gedanken aufzujagen**.

In folgender Stelle gefällt mir der Schluſsgedanke (der epigrammatischen Wendung ungeachtet) wegen der Einfalt und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, in welches er eingekleidet ist. „Man muſs, sagt er, Bücher zur Erhohlung und zur Ergetzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung und zu Geschäften haben muſs. Jene sind angenehm, diese nützlich, und der menschliche Geist bedarf beide. Das kanonische Recht und das Justinianische Gesetz sey und bleibe in Ehren, und herrsche auf den Universitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir wollen den Öhlbaum und den Weinstock bauen, aber ohne Rosen und Myrten auszurotten."

Ich finde indessen bey dieser Stelle zweyerley anzumerken: das eine ist, daſs Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und ihre Werke mit gerümpfter Nase ansehen, zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile bloſs unter die ergetzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Alterthum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, daſs mehr praktische Filosofie vom Homer zu lernen sey als vom Krantor und Chrysippus.

Sodann däucht mich daſs es überhaupt mehr eine kaufmännische als filosofische Art zu denken zeige, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegen stellt, und jenes gegen diesem mit einer Art von Verachtung ansieht.

Vorausgesetzt daſs hier bloſs von dem Angenehmen, das weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget, die Rede ist, sage ich: das Nützliche, in so fern man es dem Schönen und Angenehmen entgegen setzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und, wenn wir lieben und schätzen was uns in diesem Verstande nützlich ist, thun wir nichts als was das Öchslein und das Eselein auch thut. Der Werth dieses Nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. In so fern also eine Sache zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, in so fern ist sie allerdings etwas Gutes: aber etwas Vortreffliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nützliche nicht um sein Selbst, sondern bloſs um gewisser Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzuge unsrer Natur vor der bloſs thierischen; denn unter allen Thieren, ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher kommt es, daſs er desto vollkommener, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sichrer er durch die bloſse Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiſs. Eben darum ist's auch bloſs das Schöne, in Künsten so wohl als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet: ja, alle Künste ohne Ausnahme, und die Wissenschaften selbst, haben ihr Wachsthum beynahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommnen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen Grenzen des Nothwendigen und ten unter meinen Zeitgenossen, und so gleichgültig, als es ein Sterblicher seyn kann, gegen — — — [1])

---

[1] Hier bin ich genöthigt gewesen eine Lücke zu lassen, welche sich zwar in meinem Sinesischen Exemplare nur zufälliger Weise befand, die ich aber aus Mangel eines andern Exemplars nicht ergänzen konnte. Allem Ansehen nach wird das, was Hiang-Fu-Tsee noch sagen wollte, — eine Rodomontade gegen den bekannten Zoilus seyn, woran es die Sinesischen Autoren eben so wenig als die unsrigen in ihren Vorreden fehlen zu lassen pflegen; und der Leser verliert also nichts durch diesen Mangel.

Anmerk. des Lateinischen Übersetzers.

Nützlichen, im gemeinen Sinne dieses Wortes, hätte einschränken wollen.

Dieſs letzte that Sokrates, 5) und wenn er jemahls in irgend einer Sache Unrecht hatte, so war es hierin. Keppler und Newton würden nimmermehr die Gesetze des Weltsystems — das Schönste, was der menschliche Geist durch Denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner Vorschrift zufolge, die Meſskunst auf die bloſse Feldmesserey und die Astronomie auf den bloſsen nothdürftigen Gebrauch bey Land- und Seereisen und beym Kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Mahler und Bildhauer, das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden: so wie er die mimischen Tänzer aufmunterte, das Vergnügen, das ihre Kunst zu geben fähig sey, zu veredeln, und das Herz zugleich mit den Sinnen zu ergetzen. Dem nehmlichen Grundsatze zufolge muſste er diejenigen Arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern Dingen beschäftigen, ermahnen, das Nützliche so viel möglich mit dem Schönen zu vereinigen. Aber nichts für schön gelten lassen wollen, als in so fern es nützlich ist, heiſst die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem Nützlichen verwandt: aber sie sind

---

5) S. das siebente Kap. im III. Buche der Sokratischen Denkwürdigkeiten Xenofons.

nicht darum begehrenswürdig weil sie nützlich sind, sondern weil es der Natur des Menschen gemäſs ist, in ihrem Anschauen ein reines Vergnügen zu genieſsen: ein Vergnügen das mit demjenigen, so uns das Anschauen der Tugend macht, völlig gleichartig, und eben so sehr ein Bedürfniſs vernünftiger Wesen ist, als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfnisse des thierischen Menschen sind.

Ich sage des thierischen Menschen, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten Thieren gemein hat. Aber weder diese thierischen Bedürfnisse, noch die Fähigkeit und Bestrebung sie zu befriedigen, machen ihn zum Menschen. Indem er für sein Futter sorgt, sich ein Nest baut, sich zu einem Weibchen hält, seine Jungen ätzt, und sich mit einem andern herumbeiſst der ihm sein Futter nehmen, oder sich in den Besitz seines Nestes setzen will, — in allem diesen handelt er, was das Materielle betrifft, als ein Thier. Bloſs durch die Art und Weise wie der Mensch — wofern er nicht durch zwingende äuſsere Ursachen zu einem viehischen Stande gebracht und darin erhalten wird — alle diese thierischen Dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrige Thierarten, und zeigt seine Menschheit. Denn dieſs Thier das sich Mensch nennt, und dieſs allein, hat ein angebornes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz das zur Mittheilung seiner selbst, zu Mitleiden und Mitfreude, und zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit angenehmer und schöner Empfindungen aufgelegt ist; hat einen starken Hang zum Nachahmen und Schaffen, und bemüht sich unaufhörlich an dem was es erfunden oder gemacht hat, zu bessern.

Alle diese Eigenschaften zusammengenommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu ihrem Herrn und Meister, unterwerfen ihm Erde und Meer, und bringen ihn von Stufe zu Stufe so weit, daſs er durch die beynahe unbegrenzte Erhöhung seiner Kunstfähigkeiten im Stande ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den Materialien die sie ihm giebt eine neue, zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worin der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürfnisse, Triebe und Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kommt hier nicht in Betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, daſs er seinen Unterhalt nicht mehr dem bloſsen Zufalle abbetteln muſs; und die gröſsere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läſst ihm Muſse, auch auf die Vervollkommnung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen.

Die natürliche Gesellschaft in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der groſsen Ausbreitung der menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlaſst ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äuſserlichen Sicherheit, gesorgt: so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern. Unvermerkt verwandeln sich kleine Dörfer in groſse Städte, die Wohnsitze der Künste und der Handlung, und die Vereinigungspunkte der verschiedenen Nazionen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schiffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäftigungen, indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war. Muſse, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben dem Maſse, wie der Mensch seinen äuſsern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit; lernt alle gewaltsamen Handlungen gegen seines Gleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannigfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes entwickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit; und die Begierde sich andern gefällig zu machen und sich bey ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn seine Leidenschaften zurück halten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite heraus kehren, und alles was er thut auf eine anständige Art verrichten. Mit Einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem groſsen Begriffe des Ganzen wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend, und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr gröſstes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

Alles dieſs nennen wir mit Einem Worte die Fortschritte der Menschheit. Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die Frage: würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angeborne

Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schaffenden Macht, alle Denkmähler seiner Gröſse, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit und chaotische Ungestalt.

Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

Welch ein Abstand von der ersten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? Von der Piroge eines Karaiben zu einem Linienschiffe? Von den drey Klötzen, die in uralten Zeiten bey den Böotiern die Huldgöttinnen vorstellten, zu den Grazien des Praxiteles? Von einem Dorfe der Hottentotten oder wilden Indianer zu einer Stadt wie London? Von dem Putz einer Neu-Seeländerin zum Prachtanzuge einer Sultanin? Von der Sprache der Einwohner von Otahity zu den Sprachen des Homer, Virgil, Tasso, Milton und Voltaire?

Durch wie viel unzählige Grade der Verschönerung muſsten die Menschen und die menschlichen Dinge gehen, bis sie diesen beynahe unermeſslichen Zwischenraum zurückgelegt hatten!

Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern, und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, so bald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes, und wenn sich wirklich solche finden sollten, die — ohne besondere fysische oder sittliche Hindernisse — immer auf dem nehmlichen Grade der Unvollkommenheit stehen blieben, oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vervollkommnung verriethen: so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren als für wirkliche Menschen unsres Stammes und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Nahmen des Nützlichen verdient: wo bleibt der Grund dieses verhaſsten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Vermuthlich haben diese Leute wohl nie bedacht, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Dichter, seine Schauspieler, seine Mahler und übrigen Künstler, mit einem Worte, alles was zum Gebiete der Musen und Grazien gehört, des Landes verwiese oder verhungern lieſse, — oder, was eben so schlimm wäre, wenn es *den guten Geschmack* in allen diesen Künsten verlöre?

Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwey kleinen Artikel, *Fächer* und *Tabakdosen*, aus der Zahl der Europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten, — und ihr bedächtet dann, daſs dieſs nur ein paar kleine Ästchen von den unzähligen Ästen und Zweigen der *Industrie* sind, welche die Liebe zu Spielsachen und Flitterwerk, womit alle die groſsen Kinder in Hosen und langen Röcken um uns herum behaftet sind, hervorgetrieben hat; und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie *nützlich* der Welt sogar die *unnützlichen* Dinge sind; und wolltet überlegen, daſs die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine *geschlossenen Gebiete*, sondern auf so mannigfaltige Art durch einander gewunden sind, daſs es gar nicht möglich ist, ihre Grenzen jemahls genau und zuverlässig anzugeben; kurz, daſs eine so groſse Verwandtschaft zwischen ihnen ist, daſs beynahe alles Nützliche *schön*, und alles Schöne *nützlich* ist, oder werden kann: wenn ihr das alles überlegtet, so würdet ihr — —

Aber es giebt Leute, die (wie die Abderiten) vom Überlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmahl schief sitzt, der wird in seinem Leben nicht dahin gebracht, die Sachen so zu sehen, wie sie von allen andern, die gerade vor sich hinschauen, gesehen werden.

Und dann giebt es noch eine Gattung unverbesserlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen gewesen sind; nicht weil ihnen der Kopf schief sitzt, sondern weil sie nichts nützlich nennen als was ihren Seckel füllt. Nun ist das Handwerk eines Sykofanten, Quacksalbers, Amuletenkrämers, Dukatenbeschneiders, Kupplers, Tartüffen, u. s. w. so einträglich es auch seyn mag, gewiſs nicht schön: es ist also natürlich, daſs diese Herren allerseits bey jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne das ihnen nichts einträgt zu Tage legen. Überdieſs, wie manchem Görgen ist seine Dummheit nützlich? Wie mancher verlöre sein ganzes Ansehen, wenn die Leute, unter denen er es gewonnen oder erschlichen hat, Geschmack genug hätten, Echtes vom Unechten, und Schönes vom Schlechten zu unterscheiden? Solche Leute haben freylich eine wichtige Personalursache, Feinde vom Witz und Geschmack zu seyn. Sie sind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der seine häſsliche Tochter an einen Blinden verheirathet hatte, und nicht zugeben wollte, daſs seinem Tochtermanne der Staar gestochen würde.

Aber wir andern, die nur dabey zu gewinnen haben wenn wir klüger werden, was für Abderiten müſsten wir seyn, wenn wir uns von diesen interessierten Herren bereden lassen wollten blind zu werden oder blind zu bleiben, damit ihrer Töchter Häſslichkeit nicht offenbar werde?

11.

Über Christine von Pisan und ihre Schriften.

Das Andenken dieser im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert so berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren Karakter, ihre Schicksale und den Einfluſs ihres Geistes auf ihre Zeit, noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani, oder von Pisan (wie ihn die Franzosen nennen) ein Bolognesischer Edelmann, war was man damahls einen Mathematiker hieſs. Das Fach worin seine eigentliche Stärke

EINLEITUNG.

Alle Welt kennt den berühmten Sultan von Indien Schach-Riar, der, aus einer wunderlichen Eifersucht über die Negern seines Hofes, alle Nächte eine Gemahlin nahm, und alle Morgen eine erdrosseln lieſs; und der so gern Mährchen erzählen hörte, daſs ihm in tausend und einer Nacht kein einziges Mahl einfiel, die unerschöpfliche Scheherezade durch irgend eine Ausrufung, Frage oder Liebkosung zu unterbrechen, so viele Gelegenheit sie ihm auch dazu zu geben beflissen war.

Ein so unüberwindliches Flegma war nicht die Tugend oder der Fehler seines Enkels Schach-Baham, der (wie jedermann weiſs) lag, war Astrologie. Diese auf willkührliche Beziehungen und luftige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhunderte, und noch in den beiden folgenden, in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann der den Gipfel der menschlichen Erkenntniſs erstiegen habe; der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewisser Maſsen zu lenken wisse; der mit eben so viel Gewiſsheit im innersten der Herzen wie in der Zukunft lese, und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn, wiewohl man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte; so vermischten sich doch meistens diese beiden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Groſsen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wundermänner an ihren Höfen zu haben 6) und, wiewohl sie eben nicht

---

6) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bey den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saſsen damahls fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groſs, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten so theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren. Bey den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch

dafür angesehen seyn wollten als ob sie alles glaubten: so gings ihnen doch wie vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene gegeben keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Mährchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweydeutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's groſser Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeit lang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwey Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl der Fünfte von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern 7), den Beynahmen des

---

brauchbar sind, waren damahls nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterey. Die Könige eiferten also in die Wette, wer den gröſsten Astrologen an seinem Hofe hätte; weil ihnen der Beystand eines solchen Mannes eine Art von Überlegenheit gab, die zwar bloſs in der Einbildung des groſsen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Wirkung that.

7) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beynahmen. Karl V. von Frank-

Weisen erworben, erhielt den Vorzug. Thomas Pisani kam an seinen Hof, und gefiel dem Könige so wohl, daſs man ihm Vorschläge that, sich mit seiner Familie auf immer in Frankreich zu fixieren. Er bekam einen Platz im Staatsrathe, und eine Pension von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem Gelde wenigstens sieben Mahl so viel betrugen, und damahls eine mächtige Summe vorstellten. Die Achtung, welche Karl V. für seinen Staats- und Kabinets-Sterndeuter trug, war so groſs als sein Glaube an die

---

reich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Karakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemahls beglückt worden; und gleichwohl ist die Frage, ob er ihn, ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefehr eine Bibliothek von — 20 Bänden hinterlassen. Carl V. vermehrte sie mit Mühe und groſsen Kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt und mit Mignaturgemählden reichlich verziert waren. Astrologische, Chiromantische, Geomantische, Alchymistische und Medicinische Bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Kroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liedersammlungen, den Hauptstamm davon aus. Der König liebte diese Lektüren so sehr, daſs in allen seinen Pallasten und Lustschlossern Bücher seyn muſsten. Sein Kammerdiener, Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern Boivins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre etc. im dritten Theil der *Mem. de l'Acad des Belles Lettres.*

Wissenschaft desselben. Denn wenn anders Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses Königs der Wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, daſs er das Glück seiner Waffen, und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter seiner Regierung bekamen, gröſsten Theils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daſs sie hierin nicht zu viel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann seyn; und ein König wie Karl V. war, würde gewiſs nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das Vorurtheil für die geheime Filosofie in jenen Zeiten so groſs, daſs weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande, ohne seine Stärke in der Astrologie, eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V. lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen; und so bald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedene Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs [8]) um ihre Hand.

---

8) So hieſs man damahls alles, was nach dem neuern Stil zur *Noblesse de Robe* gehört.

Die Wahl des Vaters — *qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes moeurs avoit* — 9) fiel auf einen jungen Prud' Homme aus der Picardie, Nahmens Stefan Dücastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahre 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs, und derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte. Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Regierung, zumahl unter einem erst eilfjährigen Thronfolger. Er verlor sein Ansehen mit dem gröſsten Theile seines Gehalts; was man ihm noch lieſs, wurde schlecht bezahlt; und Alters- und Leibesschwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige Jahre nach dem Tode seines Wohlthäters, ebenfalls ins Grab. 10)

---

9) Der denjenigen für den Würdigsten hielt, der am meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte — sind Christinens eigne Worte.

10) Christine macht, in ihrer naiven altwelschen Sprache, viel Rühmens von dem vortreflichen Karakter ihres Vaters. Fürsten und Herren ehrten ihn (sagt sie) nicht nur wegen seiner Wissenschaften, worin er zu seiner Zeit und lange zuvor nicht seines gleichen gehabt hatte, sondern vornehm-

Dücastel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Kredit, den ihm seine Ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahre 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen seiner liebenswürdigen Gattin, die dadurch, mit wenig Vermögen und drey unerzogenen Kindern, in einem Alter von 25 Jahren zur Wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die Hände nicht müſsig in den Schooſs zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich freylich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nehmlich selbst die Führerin eines Schiffs zu seyn, das in einem stürmischen Meere ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hülflosen Hauswesens in einem fremden freundlosen Lande und Orte. Sorgen und Bekümmernisse drangen Haufenweis auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Prozesse von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte was er konnte Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den meinigen nicht zuvor käme.“ Die arme Frau brachte etliche Jahre in allen Unruhen und Beängstigungen

---

lich wegen seiner Tugenden. Er war ein echter Biedermann, edel, treu, wahr, groſsherzig und überall untadelig; man müſste ihm denn nur (sagt sie) seine allzu groſse Freygebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rücksicht auf seine eigene Familie zum Fehler anrechnen wollen.

hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, daſs sie sich oft kaum zu helfen wuſste, zwang die eiserne Noth sie endlich eine Parthey zu ergreifen, an welche sie in glücklichen Umständen vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine Zeitlang ganz aus der Welt zurück; verschloſs sich in ihr Kabinet, und suchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lektüren, welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der Geschichte, der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beschloſs sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin Aufsehen machen, und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daſs ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verse zu machen?

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vier und dreyſsig bis fünf und dreyſsig Jahr alt, als sie diese neue Profeſsion ergriff; und lieſs sichs so angelegen seyn, das gute Weib! daſs — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis in dieses laufende 1405te Jahr da ich noch nicht aufhöre, funfzehn groſse Bände voll geschrieben habe, ohne die andern kleinen Dicties [11]) die zusammen ungefehr 70 Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenschein ausweisen kann." Man sieht die wackere wohlmeinende Frau that das ihrige redlich. Aber der Erfolg schien anfangs ihren Hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen. Wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daſs die Prinzen kein Ohr für die Muse hätten. Die Prinzen hatten freylich, wie man aus der Geschichte weiſs, gerade in diesen Zeiten ganz was anders, wiewohl gewiſs nichts Unschuldigers, zu thun. Gleichwohl lieſs sich Christine dadurch nicht abschrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im dunkeln singen; anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verlust ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib, und zuletzt aus wirklicher Liebhaberey.

Unter der groſsen Menge von Liedern, welche sie in wenigen Jahren zusammen schrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin sie sich (wie sie selbst sagt) mit Hülfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinsetzte, und Liebesschmerzen besang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem so sanften Herzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — so leicht, daſs Leute denen ihr Thun und Lassen nicht genau bekannt war, eben so leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich schonte die Verleumdung ihrer nicht, wie sie im dritten Buche ihrer sogenannten Vision mit vieler Wehmuth selbst erzählt. „Wurde mir nicht gar (spricht sie) in der ganzen Stadt nachgesagt, daſs ich wirklich im Ernste verliebt sey? Aber ich schwöre dir, meine Seele, der kannte mich wohl nicht und wuſste nicht wer ich war, der dieſs sagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geschöpf, das mich weder an öffentlichen Orten, noch in einem Privathause oder irgendwo nur gesehen hätte, — wie der liebe Gott mein Zeuge ist! — Da kam's dann, wenn mir so was gesagt wurde, daſs ich, als eine die sich unschuldig wuſste, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und sagte bloſs: Gott, und Er (nehmlich der angebliche Liebhaber) und ich wissen am besten, daſs nichts daran ist." — 12) Wie die Verleumdung

---

[11]) Sie versteht unter Dicties oder Dits die kleinen Arten von leichter Poesie, die damahls üblich waren, als da sind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das Englische Ditty ist wohl das nehmliche Wort mit einer Englischen Endung.

---

12) *Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je amoye par amours? Je te jure, m'ame, que icellui ne me cognosçoit ne savoit que je estoie; ne fust oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir* (*vrai*) . . .

boshaft zu seyn pflegt, so mag sie wohl nicht ermangelt haben, so wohl über die schamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Christine ihre Glossen zu machen.

Inzwischen führte ihr das Schicksal mitten unter ihren mancherley Bedrängnissen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beschützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richards II. von Engeland Lieblingen, welcher, bald nachdem Christine angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, herüber kam, um eine politische Eheverbindung zwischen der siebenjährigen Prinzessin von Frankreich, Isabelle, und dem jungen König seinem Herrn zu negoziiren. Salisbury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein groſser Liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dicties zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Bekanntschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund; und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damahls dreyzehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüber zu nehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter um nicht in

---

Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie; et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu et icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens.

durch die weisen und scharfsinnigen Anmerkungen, womit er die Erzählungen seiner Visire zu würzen pflegte, ungleich berühmter in der Geschichte geworden ist, als sein erlauchter Groſsvater durch sein Stillschweigen und seine Unthätigkeit. Schach-Riar gab seinen Höflingen Ursache, eine groſse Meinung von demjenigen zu fassen, was er hätte sagen können, wenn er nicht geschwiegen hätte; aber sein Enkel hinterlieſs den Ruhm, daſs es unmöglich sey, und ewig unmöglich bleiben werde, solche Anmerkungen oder Reflexionen (wie er sie zu nennen geruhte) zu machen wie Schach-Baham.

Wir haben uns alle Mühe gegeben die Ursache zu entdecken, warum die Schriftsteller, denen wir das Leben und die Thaten dieser beiden Sultanen zu danken haben, von Schach-Riars Sohne, dem Vater Schach-Bahams, mit keinem Wort Erwähnung thun: aber wir sind nicht so glücklich gewesen einen andern Grund davon ausfündig zu machen, als — weil sich in der eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiſs nicht, wer dem Verfasser des Artikels *Christine de Pisan* in der *Bibliotheque Universelle des Romans* geoffenbart haben mag, daſs Salisbury in die schöne Christine *par amours* verliebt worden sey; und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie mit einander gespielt haben sollen; er müſste denn geglaubt haben, in einem Werke, wie die Bibliothek der Romane, sich bloſs seines Rechts zu bedienen: indem er aus seiner eignen Einbildungskraft so viel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsre Dichterin mochte zwar damahls noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildniſs vor der *Cité des Dames* zu schlieſsen) sehr liebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, däucht uns, ohne sehr entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechs und dreyſsig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt, und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reitzungen verloren hatte, nicht zum Gegenstande einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müſste keine Dichterin gewesen seyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein groſser Theil hiervon muſs doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden; welche bey einer groſsen Naivetät, noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen lieſs, schien der Vorbote neuer Widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlor am Schluſs dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lankaster vom Throne gestürzten und auf eine höchst grausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II. mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren am nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV. (in dessen Karakter es war, sich mit den wenigsten Kosten so viele

Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Dücastel zu sich, und bewies ihm groſse Freundlichkeit und Gnade: sondern lieſs sogar die Mutter durch zwey Waffenherolde, die er nach Frankreich herüber geschickt hatte, unter groſsen Versprechungen zu sich einladen. Aber das edle Herz unsrer Dichterin konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürsten, den sie als den Mörder ihres Freundes und seines rechtmäſsigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

stand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte also die Einladungen des Brittischen Königs so höflich ab als sie konnte; und ruhte nicht, bis sie, wiewohl nicht ohne viele Mühe und Verlust, die Entlassung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und so (sagt sie) schlug ich dieses Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, daſs es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne.“

Bald darauf schien das Schicksal sie für das Opfer, so sie bey dieser Veranlassung ihrer Rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Filipp der Kühne, nahm den jungen Dücastel in seine Dienste, und setzte (wie es scheint) auch die Mutter in den Stand, eine Zeitlang wieder ganz artig Haus zu halten. Christine hatte von neuem die besten Aussichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eignen Tage. Aber der Herzog starb im Jahre 1404, und sie stürzte wieder in alle Bedrängnisse ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwohl, — wenn sie anders nicht ein wenig zu schnell war bloſse Komplimente für Ernst aufzunehmen, welches an einem Karakter wie der ihrige eben nichts unmögliches ist, — wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzogin von Orleans) eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedene Mailändische Herren, durch welche er ihr groſse Renten auf Lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixieren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschlieſsen Paris zu verlassen, wiewohl ihr Auskommen daselbst so ungewiſs war, und, auſser den ewigen Prozessen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten; zumahl da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn, und ein paar arme Basen auf dem Nacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicher Weise rentierte in den damahligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerey.

Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln; und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subskripzion hatte man noch gar keinen Begriff. Das einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — Ruhm, und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Groſsen, welche Liebhaberey für solche Dinge hatten, oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten, und freygebig genug waren dafür zu bezahlen; oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zuflieſsen zu lassen, welche meistens kärglich genug zugemessen wurden. Aber der gröſste Theil dieser hohen Maecenaten glaubte noch sehr viel übriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweydeutige Art von persönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freylich wenig kostet) gnädigst in die Nasen zögen, und ihn (eben so wohlfeil) mit Beyfall bezahlten. Freylich muſs man auch beherzigen, daſs die Könige und Fürsten dieses Zeitalters verhältniſsmäſsig selten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es also auch einer Frau wie Christine von Pisan gelang, mit Angst und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmel weiſs wie viele Rondeaux und Virelays en forme de Placet, endlich eine kleine Pension zu erringen: so wurde sie so unordentlich ausgezahlt, und blieb so oft gar aus, daſs es fast eben so viele

Angst und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdekret zu erbetteln.

Doch, die gute Christine war nicht einmahl in dem Falle, dieſs zu erfahren, so viele Mühe sie sich darum gegeben zu haben scheint. Indessen muſs sie gleichwohl auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund, nicht ohne Freunde an Karl VI. Hofe gewesen seyn, weil sich aus den Registern der Königl. Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergiebt: „daſs der Demoiselle Christine von Pisan, weiland Meister Stefan Dücastel, gewesenen Königl. Notars und Geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienste, welche ihr Vater Meister Thomas von Bologna, im Leben gewesener Rath und Astrolog Königs Karls, dem Gott die ewge Ruhe geben wolle! besagtem seinem König und Herrn geleistet, wie auch aus andern bewegenden Ursachen, Kraft eines offnen Königl. Briefs vom 13 May 1411 die Summe von 200 Pfund, als ein Gnadengeschenk bewilligt worden —“ eine Summe, womit damahls mehr als zu Ludwig XV. Zeiten mit 2000 auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterin von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daſs sie nicht den gröſsten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freygebig und groſsherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz, und wuſste immer zu verhüten, daſs der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost: aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit Geschmack aufgesetzt und ihrem Stande gemäſs gekleidet; ein Sürkot 13) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormahligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte, und ihr auch bey den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sey, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie, an mehr als einem Orte, mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Tochter, die erste Frucht ihrer Ehe, war ein sehr schönes tugendliches Mädchen,

---

13) Eine Art von Überkleid das zur damahligen Garderobe gehörte, und beiden Geschlechtern gemein war.

welches sich, aus innerm Triebe und Berufe, von Jugend an dem Klosterstande widmete, und unter die Damen zu Poissy (Benediktiner-Ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben, in der glücklichen Unwissenheit und Abgeschiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau, nach den Begriffen der damahligen Zeit ihrer Mutter viel Trost und Freude gab. Auch führt dieſs, in ihrer Vision, Dame Filosofie unter den Dingen an, weſswegen sie sich glücklich zu preisen habe. *Ton premier fruit* (sagte sie) *est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Jonesse et tresgrand beauté, se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.*

Alle bisher erzählte Umstände und Karakterzüge sind aus ihren Schriften, besonders aus ihrer Viſion genommen, worin sie sich selbst und ihre Anliegenheiten mit einer Naivetät darstellt, welche, so stark sie von unsern heutigen Sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen Gauloise des vierzehnten Jahrhunderts etwas sehr liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schicksalen, und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient so wohl wegen der Menge und Mannigfaltigkeit, als des verhältniſsmäſsigen Werthes der Produkte ihres Geistes, unstreitig eine der ersten Stellen unter den Französischen Schriftstellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und noch im sechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichsten Werken *Le Chemin de long etude* betitelt, gedruckt und mit dem gröſsten Beyfall gelesen.

Dieses Werk ist eine Art von filosofischem Roman, worin, nach damahligem Geschmack, alles Vision und Allegorie ist. Dante's *Divina Comedia* und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den letztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Kumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht, setzt sich auf ihr Bette, und redet sie freundlich an: „Meine Tochter, spricht sie, ich habe Mitleiden mit deinen Trübsalen. Alle reinen Seelen sind in meinem Schutz. Ich habe den Äneas in die unterirdischen Reiche geführt; jetzt will ich deine Führerin auf einer andern Reise seyn.“ — Sehr heilige Dame, antwortete Christine, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an, und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im May, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich duftender Blumen geschmückte Ebne. — Da sehen sie neun schöne Damen sich in einem kristallhellen Wasser baden. — Ist dieſs nicht das Paradies der Wollust? ruft Christine aus. — Nein, erwiedert die Sibylle, es ist der Sitz der Musen, die erste Stazion auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reitzender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu groſse Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaften graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sey immer fröhlich; die Tugend ist's. — Siehst du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene, und, die Söhne der Götter, die Dichter, um sie hergelagert? Aber du sollst sie nur im Vorbeygehen anschauen; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist dieser Aufenthalt. — Die beiden Damen setzen ihren Weg unter allerley Gesprächen fort, und werden nicht gewahr, wie sie, ohne Schiff, über ein groſses Meer wegkommen. Sie langen in der zweyten Stazion der Gelehrsamkeit an, welche Geografie genennt wird. Diese Stazion ist etwas groſs, denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine zeigt in Beschreibung der Reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre Kenntnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konstantinopel; von da nach dem Orte wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des groſsen Kans, das reiche Land Katay, das Vaterland der schönen Angelika, die glückseligen Inseln, das Land der Bramanen, des

That nichts von ihm sagen lieſs. Der einzige Kronikschreiber, der seiner gedenkt, läſst sich also vernehmen: „Sultan Lolo, sagt er, vegetierte ein und sechzig Jahre. Er aſs täglich viermahl mit bewundernswürdigem Appetit, und auſser diesem, und einer sehr zärtlichen Liebe zu seinen Katzen, hat man niemahls einige besondere Neigung zu etwas an ihm wahrnehmen können. Die Derwischen und die Katzen sind die einzigen Geschöpfe in der Welt, welche Ursache haben, sein Andenken zu segnen. Denn er lieſs, ohne jemahls recht zu wissen warum, zwölf hundert und sechs und dreyſsig neue Derwischereyen, jede zu sechzig Mann, in seinen Staaten erbauen; machte in allen gröſsern Städten des Indostanischen Reiches Stiftungen, worin eine gewisse Anzahl Katzen verpflegt werden muſste; und sorgte für diese und jene so gut, daſs man in ganz Asien keine fettern Derwischen und Katzen sieht, als die von seiner Stiftung. 1) Er zeugte übrigens zwischen Wachen und Schlaf

---

1) Ein gewisser Persischer Autor geräth bey Erwähnung dieser Stiftungen Schach-Lolo's in eine

Priester Johanns, u. s. w. und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterin das Merkwürdigste mit, was man damahls von allen diesen Ländern wuſste. Endlich langen sie in der dritten Stazion von Long-Etude an, und diese ist die Astronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel setzt. Sie besteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Christine nichts versteht, weil sie Griechisch ist. Aber die Bewohner des Himmels verstehen diese schöne Sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, sagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit diese Dame mit mir gen Himmel steigen, und die göttlichen Geheimnisse daselbst beschauen könne. Stracks läſst sich eine Leiter vom Himmel herab. Christine möchte vor Furcht des Todes seyn, aber sie muſs steigen. Sie faſst endlich Muth, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz, und folgt ihrer unsterblichen Führerin. Von Stufe zu Stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, daſs, wie sie sich nach der Erde umsehen, sie ihnen nicht gröſser als eine Fliege vorkommt. Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame, sagt sie, wir wollen wieder herunter steigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der Kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren. — Um Gottes willen!“ — Ach! ich sehe wohl, antwortet die Profetin lächelnd, die erhabnen Wissenschaften sind zu stark für dein Geschlecht. Aber fasse Muth, es soll dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die seine Vermessenheit haben. Das Verlangen, das dich zum Himmel empor führt, ist rein; komm, gieb mir deine Hand! und ich will dich unversehrt wieder nach dem armseligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem dir so weh ist. — Sie ersteigen also den Himmel — des Ptolemäus; denn dieser alte Griechische Filosof war damahls noch der einzige, der die Schlüssel zum astronomischen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigte Christinen alle himmlischen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreise und Bewegungen nach den Ptolemäischen Grundsätzen. Nachdem sie vom Gipfel des Empyreums alle diese Wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen saſsen auf diesen Thronen, deren Nahme war Weisheit, Adel, Ritterschaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer. Ehemahls (o der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden, Adel, Ritterschaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber diese Vasallinnen wuſsten sich endlich unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveraine vom Thron, und regieren nun die Welt nach ihrer Willkühr, — schlecht genug.

Diese Probe mag genug seyn, uns einen Begriff von einem Werke zu geben, das freylich für uns den

Reitz nicht mehr haben kann, den es für das Publikum des funfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Produkten dieser Dichterin Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben; welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Komposizion sehr reich, und macht, wenn man die Barbarey ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterin eben so viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daſs ihr drey Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf; die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern; die dritte setzte dem Werke der beiden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserin in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser allegorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Beyspiele die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. Alle diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des funfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reitz der Neuheit; es gab kein Buch, welches ihnen zu Auszierung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten bessere Dienste hätte thun können und worin das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem Geschmack und der Vorstellungsart der damahligen Zeit, glücklicher vereinigt gewesen wäre. — Nichts davon zu sagen, daſs auch der Stolz der Damen seine Rechnung dabey fand. Denn Christine schreibt die Erfindung aller nützlichen und schönen Künste ihrem Geschlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drey Griechische Prinzessinnen, sagt sie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künste, denen wir das Brot, die Hauptstütze des menschlichen Lebens zu danken haben; Minerva, die Kunst die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunst Öhl zu machen, die Instrumente des Kriegs, die Waffen von Eisen und Stahl, u. s. w. Arachne, die Kunst Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapisserie. Eine andre Griechische Dame, Nahmens Pamfila, war die Erfinderin des Seidenbaues, u. s. w. Kurz, Christine vergiſst in ihrer *Cité des Dames* nichts, was ihrem Geschlechte Ehre machen konnte: aber sie schonet auch der verschiedenen Laster und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Karakteristik ihrer Zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem Kostum dieses unglücklichen und barbarischen Jahrhunderts ganz andere Begriffe macht. Christine spricht von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damahls in den Wochenstuben im Schwange gingen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten sich, es darin den gröſsten Damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein Beyspiel, das ihr besonders anstöſsig gewesen sey, und wobey sie in sehr naive Deklamazionen ausbricht. Sie legte einst einen Wochenbesuch bey einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwey schöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradierte ein Schenktisch mit Silbergeschirr aufgethürmt. Die Wochenstube war mit einer kostbaren Tapezerey von reichem Cyprischem Stoff ausgeschlagen; auf den Einfassungen schimmerte der Nahme und die Devise der Frau des Hauses in der zierlichsten Stickarbeit. Das Bette war nicht weniger prächtig. Bloſs die Bettücher, von der feinsten Rheimser Leinewand, hatten über dreyhundert Pfund gekostet. Die Bettdecke war von Silberstoff, und sogar der Fuſsteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerin stolzierte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmesinrother Seide, und lehnte sich auf Kopfkissen mit dikken Quasten von guten Perlen. — „O Sitten! ruft unsre Dichterin unwillig aus! was bleibt der Königin übrig, wenn reiche Bürgersweiber sich unterstehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet der König das? Warum legt er diesem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, dessen sie so sehr zu viel haben? u. s. w." Man sieht hieraus, daſs die Ungleichheit schon in Karl VI. Zeiten unmäſsig seyn muſste. Denn daſs der gröſste Theil des Volks damahls in elenden Umständen war, ist unläugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beynahe alles was man von ihrer Geschichte weiſs, geschöpft ist, theilt sich in drey Theile. Der erste enthält ein allgemeines Gemählde von der Welt und ihren Wundern. Im zweyten wird Dame Meinung, mit ihren Einflüssen auf das Glück und Unglück der Menschen, vorgeführt. Im dritten erscheint ihr Dame Filosofie, als Arzt und Trösterin alles menschlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist alles Erscheinung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als damahliger Modetracht der Dame Filosofie) der Sittenlehre Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificierten Produkte die *Epistre d'Othea à Hector*, oder *le Roman d'Othea*, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein poetisches Bilderbuch, zum Gebrauch des ältesten Prinzen des bekannten Herzogs von Orleans, Bruders von Karl VI.

welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockne, im Jahr 1407 ermorden lieſs. Alle Tugenden und Laster; die Wirkungen zügelloser Leidenschaften; die Maximen, welche ein biederer Ritter nie aus den Augen verlieren sollte, und dergleichen, werden in diesem Büchlein dem jungen Prinzen unter mancherley schicklichen, meistens aus Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon die Verse die Erklärung und Anwendung sind. So zeigt sie ihm zum Beyspiel den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Menschen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Werke verschont, — um ihm Hochachtung für diejenigen einzuflöſsen, deren Amt es ist, die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daſs ein Ritter immer bereit seyn müsse sein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus, der die Andromeda befreyt, eingeprägt. Die Vortheile der Leutseligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den Reitz ihrer holdseligen Rede an sich zieht — die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der seine Gemahlin tödtet — die Unglücklichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das klägliche Schicksal von Pyramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen

Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch mahlerische und auf eine faſsliche Art allegorische Darstellungen zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königin Isabelle gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königl. Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat *Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV.* Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Bayern, und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reitzenden Gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weiſs.

Das Leben König Karls des Fünften zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem Herzog Filipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als daſs es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war, in keiner Betrachtung, geschickt eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daſs eine so fruchtbare Schriftstellerin, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren Sohn sind die *Enseignemens Moraux de Christine à son Fils*, und an ihre Tochter *Le Dit de Poissy* gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Rose, welche sie an verschiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Nahmen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sey die naive Art wie sie sich über die berüchtigten Verse Meister Klopinels —

Vous etes, vous serez, et fûtes
De fait ou de volonté Putes.

vernehmen läſst — „Der böse Mensch! (ruft sie aus) wie er lügt!“

Nachdem ich so vieles bloſs darum angeführt habe, um den Lesern einen anschaulichen Begriff von der innern Seite dieser merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich seyn, nicht noch ein paar Worte von ihrem Äuſserlichen zu sagen. Was uns ihre eigene Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daſs sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeschaffenheit und nicht kränklich gewesen sey (*qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné.*) Dieſs ists, was Dame Filosofie im dritten Theil der Vision, unter den Wohlthaten, wofür Christine dem Himmel dankbar zu seyn Ursache habe, als keine der geringsten anführt.

Wenn eine so wackere Frau von ihrer Auſsenseite **so viel** sagt: so kann man sich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorstellung von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen.

Boivin giebt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches, seinem Urtheil nach, das beste unter den **Mignaturbildern** die sich in ihren Werken befinden, und vor der *Cité des Dames*, in der Handschrift 7395 der (ehmahls) königlichen Bibliothek, zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels *Christine de Pisan* in der *Bibliotheque des Romans*, der dieses Bild auch gesehen hat, scheint **Boivins** Beschreibung noch genauer berichtigt zu haben, — welches ich erinnern muſs, damit ich nicht etwa beschuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erscheint unter einer Art von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Ellenbogen auf einen Schreibtisch gestützt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäſsige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe, und eine feine Leibesgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummerte. Ihr Kopfaufsatz ist eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein wenig offen ist, läſst etwas weniges vom obersten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestickt, und dunkelgelb gefüttert; es öffnet sich von vorn, wie die Mäntelchen unsrer einen Sohn, der ihm unter dem Nahmen Schach-Baham in der Regierung folgte, und starb an einer Unverdaulichkeit." So weit dieser Kronikschreiber, der einzige, der von Sultan Lolo Meldung thut; und, in der That, wir besorgen, was er von ihm sagt, ist noch schlimmer als gar nichts.

Sein Sohn Schach-Baham hatte das Glück bis in sein vierzehntes Jahr von einer

seltsame Aufwallung. Kann man, ruft er aus, sich sogar im heiſsesten Fieber einfallen lassen, solche Stiftungen zu machen? Es gehört doch wohl zum Wesen einer Stiftung, daſs sie dem Staate nützlich sey? Sultan Lolo's Stiftungen muſsten gerade die entgegen gesetzte Wirkung thun. Hätte er seine Derwischen und seine Katzen ihrem Schicksal überlassen, so ist Hundert an Eins zu setzen, jene hätten arbeiten müssen, und diese Ratten gefangen, und so hätten beide dem Staat Dienste gethan. Welch ein Einfall, sie fett zu machen, damit sie müſsig gingen! Gleichwohl was die Katzen betrifft, möcht' es noch hingehen; ihr Fett ist doch zu etwas nütze. Aber Derwischenfett! Was soll man mit Derwischenfett anfangen?

Schek Seif al Horam,
Geschichte der Thorheit 364. Theil S. 538.

Damen, so daſs man darunter etwas von einem violetfarbnen Leibchen, mit schmalem goldnem Netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitüde der sitzenden Frau, und drey andre Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daſs es Christinen in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der *Cité des Dames* beschrieben ist.

12.

Margarite von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin.

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortreff lichen Männern aller Arten war, hat, unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tugend und Gröſse der Seele, die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre auſserordentliche Liebe zu König Franz I. ihrem Bruder, ihr Einfluſs über ihn, und die guten Dienste so sie ihm geleistet;

ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damahls die neue Religion nannte, und der Schutz den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Karakter, besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen lieſs; die guten und bösen Gerüchte, durch welche sie gehen muſste, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beiden Partheyen völlig recht machen zu können, — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens, sind aus der Geschichte bekannt genug. Der Geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinem Aufsatze die Rede seyn wird.

Margarite, an dem Hofe des guten Königs Ludwigs XII. (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten Jugend an, eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften, und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun gezeigt. Sie liebte ihr ganzes Leben durch den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damahls der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches, in der Lage einer Christine von Pisan, vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten Prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bey ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, *Jean de la Haye*, unter dem seltsamen aber dem Geschmack der damahligen Zeit angemeſsnen Titel, *Marguerites* 14) *de la Marguerite des Princesses*, im Jahr 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannten Mysterien, einem paar dialogierten Stücken, von der Art die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, die Satyrn und die Nymfen der Diane betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette u. d. g. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Melang. Tom. VII. p. 102.) der die Gedichte der Königin von Navarre überhaupt *agreables*, *spirituels et bienfaits* findet, und alles, was man etwa daran ausstellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem *Ridicule de ses Pieces devotes* schuld sey, — scheint seine Richtigkeit zu haben. Soviel ist gewiſs, daſs der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymfen, der im zweyten Theile des *Parnasse des Dames* zu lesen ist, durch die Mühe, die sich der Herausgeber genommen, den Stil zu modernisieren, nichts gewonnen hat, das den Verlust der Naivetät des

---

14) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Nahmen Margarite, der eine Perle oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann.

Originals ersetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daſs die ihr eigne Munterkeit des Geistes, der sie sich in ihren Erzählungen völlig überlieſs, sie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlassen habe.

Pour etre un digne et bon Chretien,
Il faut à Christ etre semblable;
Il faut renoncer à tout bien,
A' tout honneur qui est damnable;
A' la Dame belle et jolie,
A' plaisir qui la chair emeut.
Laiſser biens, honneurs, et Amie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner,
D' un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
S' ejouir en melancolie
Et tourment dont la chair s' emeut!
Aimer la mort comme la vie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Mysterien, oder geistlichen Dramen, (die Geburt Christi, die heil. drey Könige, der Bethlehemitische Kindermord, und die Flucht nach Egypten) zeichnet sich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus.

Die Scene stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie, in der Wüste, vor Müdigkeit und Erschöpfung, sich unter einen Baum hingelegt hat, und mit dem Jesuskind im Arm eingeschlafen ist. Josef geht umher einige Nahrung zu suchen. Inzwischen hat der Ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüste in ein Paradies umzuschaffen, und die Scene verwandelt sich, unter folgendem Gesang der Engel, in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geschmückten Lustort.

Erster Engel.

Champ des Deserts, cessez d'etre steriles,
Dieu le commmande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de tres bonne saveur.

Zweyter Engel.

Elevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mere,
Presentez lui votre onde pure et claire,
Honneur aurez quand de vous on prendra.

u. s. w.

Die angenehme Überraschung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieses Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemählde. *Contemplation*, *Memoire* und *Consolation*, jede mit einem groſsen mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freylich alles wieder. Dieſs waren die Früchte des Geschmacks ihrer Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmahl einfallen lieſs.

Die Komödie, oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht, nach damahliger Art, aus bloſsen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich daſs sie die Liebe gar nicht kenne, eine andre findet sich noch glücklicher weil sie liebe und geliebt werde. Zwey Frauen kommen dazu, und beklagen sich bitterlich, die eine über die Untreue ihres Mannes den sie doch einzig liebt; die andre über die ungegründete Eifersucht des ihrigen, wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör giebt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen, und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen was sie nöthig hat. Sie weissagt dem einen Mädchen, daſs die Liebe sich an ihr rächen, der andern, daſs ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessin wie Margarite wenigstens eben so unerwartet ist als aus dem Munde einer hundertjährigen Sibylle) sie rathet den beiden betrübten Weibern, der einen, wegen der Untreue, und der andern wegen der Eifersucht ihres Mannes sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem so guten Rathe desto mehr Gewicht zu geben, (und, weil sich das Stück mit einem Tanze schlieſsen muſste, der Alten einen Tänzer zu verschaffen) läſst die Königin noch einen Greis auftreten, der sie versichert: daſs sie es sehr übel mit sich selbst meinen würden, wenn sie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. Man bemerke, (sagt hier der Herausgeber des *Parnasse des Dames*) daſs die Königin von Navarra sich kein Bedenken machte, diese Komödie unter ihrem Nahmen und mit königlichen Privilegien drucken zu lassen, und dieſs zwey Jahre vor ihrem Tode, und daſs sie damahls für devot und sogar für gut katholisch passierte.

Für das Letztere möchte ich eben nicht gut stehen. Aber daſs die Königin von Navarra eine religiöse Frau und von unsträflichen Sitten war, ist unläugbar. Wie kam es also, daſs sie den beiden betrübten Weibern nichts bessers zu rathen wuſste als einen Liebhaber? Die Ursache ist vielleicht sehr simpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen seyn, weil sie ihr Geschlecht kannte, und wirklich glaubte, daſs den beiden Weibern nicht besser zu rathen sey, und weil sie freymüthig genug war, was sie dachte auch zu sagen? In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz des Ersten, und eine Königin — was hätte sie verhindern können offenherzig zu seyn? — Die Komödie endigt sich damit, daſs vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen.

Menons les danser toutes quatre.

Auch recht! (sagt der Greis, noch ein echter Franzose von altem Schrot und Korn) ich und meine Alte sind dabey, wir wollens euch nicht wohlfeil geben:

Soit! nous allons bien vous combattre:
Ma vielle et moy, de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermahls eine wehmüthige Reflexion. „Heutiges Tages, sagt er, tanzt man in Paris schon mit dreyſsig Jahren nicht mehr! Die Socrates, die Platonen, die Spartaner und so weiter tanzten noch im sechzigsten.“ — Freylich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserin der unter dem Titel Heptameron oder *Les Sept Journées*, oder, am gewöhnlichsten, der *Contes de la Reine de Navarre*, bekannten, so oft und noch vor wenig Jahren in einer sehr schönen Ausgabe in der Schweitz wieder aufgelegten Erzählungen habe seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Auſser dem Zeugnisse eines Geschichtschreibers wie August von Thou, beweiset es die Zueignungsschrift an die Prinzessin *Jeanne d'Albret*, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1567 vorgesetzt ist: und Brantome versichert, daſs er es aus dem eignen Munde seiner Groſsmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt in seinem eignen naiven *Gaulois* (welches gleichwohl die Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. *Elle fit en ses gayetés un livre qui s' intitule les Contes de la Reine de Navarre, ou l' on voit un stile si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles Sentences, que j' ai oui dire, que la Reine-Mere* (Katharine von Medicis) *et Madame de Savoye, estant jeunes, se voulurent mesler d' en escrire des nouvelles à part à l' imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien quelle en faisoit; mais quand elles eurent veu les siennes, elles eurent si grand depit des leurs, qu' elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litiere en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. Je l' oui ainsi conter à ma Grand' Mere, qui alloit toujours avec elle dans sa litiere comme sa Dame d' hon-*

neur, et luy tenoit l'escritoire, et elle les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on luy eut dicté.

Unter den *Contes* der Königin von Navarra ist einer, (der vierte in der ersten *Journée*) wovon sie selbst die Heldin war, und der aus dieser Ursache um so merkwürdiger ist, weil das Abenteuer selbst von der häkeligsten Art ist. Denn es ist um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame, bey nächtlicher Weile, wider ihren Willen im Schlafe zu überraschen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günstling König Franzens, (dem folglich mehr erlaubt war als einem andern) war der Mann, der sichs einfallen lieſs, bey der Schwester seines Königs auf diese plumpe Art den Satyr zu spielen. Margarite erwachte zu allem Glück von dem Geräusche, das die geheime Fallthüre machte, durch welche sich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach stehlen wollte, 14) und sie führte ihn ab wie man sichs vorstellen kann. Das Sonderbarste bey der Sache war, daſs er schon zweymahl vorher versucht hatte Gewalt bey ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daſs er das zweyte Mahl so übel dabey weggekommen war, daſs er fünf Wochen lang sich vor keinem Menschen sehen lassen durfte, weil die Prinzessin zu seinem Unglück vergessen hatte

---

14) Die Scene war auf einem seiner Landsitze, während daſs der Hof zum Besuch bey ihm war.

Amme erzogen zu werden, deren Mutter eben dieses ehrenvolle Amt bey der unnachahmlichen Scheherezade verwaltet hatte. Alle Umstände muſsten sich vereinigen, diesen Prinzen zum unmäſsigsten Liebhaber von Mährchen, den man je gekannt hat, zu machen. Nicht genug, daſs ihm der Geschmack daran mit der ersten Nahrung eingeflöſst, und der Grund seiner Erziehung mit den weltberühmten Mährchen seiner Groſsmutter gelegt wurde: das Schicksal sorgte auch dafür, ihm einen Hofmeister zu geben, der sich in den Kopf gesetzt hatte, daſs die ganze Weisheit der Ägypter, Chaldäer und Griechen in Mährchen eingewickelt liege.

Es herrschte damahls die löbliche Gewohnheit in Indien, sich einzubilden, der Sohn eines Sultans, Raja's, Omra's, oder irgend eines andern ehrlichen Mannes von Ansehen und Vermögen, könne von niemand als von einem Fakir erzogen werden. Wo man einen jungen Menschen von Geburt erblickte, durfte man sicher darauf rechnen, daſs ihm ein Fakir an der ihre Nägel zu beschneiden. Man muſste auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit oben drein seyn, um nach einem solchen Empfang zum dritten Mahle wieder zu kommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantomens Groſsmutter zu Gewährsleuten. Die letztere hatte sie unmittelbar von der Königin selbst, und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken sie ihrem Enkel mitzutheilen, da Margarite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone, (wiewohl unter versteckten Nahmen) es der ganzen Welt zu erzählen.

Übrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, daſs die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Begebenheiten sind, die sich wirklich und gröſsten Theils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daſs sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Kostum der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter, wahre, lebendige und karakteristische Begriffe zu verschaffen. Das Langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen (von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt) die oft unausstehlich platten moralischen Lehren, und die selten unterhaltenden, wiewohl karaktermäſsigen Gespräche und Disputen der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise mit einander ergetzen. Die Erzählungen schwimmen darin, wie kleine Fischchen in einer groſsen Schüssel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Kommentar über den Solinus: daſs die Brühe mehr werth sey als der Fisch.

13.

Loyse Labé, genannt *La belle Cordiere.*

Saffo, Korinna, Aspasia, Leontium, — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloſsen Nahmen erwecken in uns die Vorstellungen von allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit den schönsten Talenten anziehendes und bezauberndes hat: wir beneiden diejenigen, die einst so glücklich waren diese reitzenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genieſsen, von ihnen geliebt zu werden; und gleichwohl kann ein einziges kleines Blatt alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerin erwähnen, und vornehmlich die Italiänischen und Französischen Versemänner, die sich im Lobe ihrer Gaben, Reitzungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Luise Labé die Saffo und Korinna, die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in Einer Person; aber eine für unsre Wiſsbegierde unangenehme Ähnlichkeit dieser wundervollen Lyonerin mit ihren Griechischen Vorgängerinnen ist, daſs wir eben so wenig umständliches und befriedigendes von ihrem Leben wissen als von jenen. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke, und der vom *Parnasse des Dames*, diesen Abgang näherer historischer Nachrichten aus seiner Imaginazion zu ersetzen gesucht, und uns unter dem Nahmen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerin die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der *Bibliotheque des Romans*, (deren Vorrathskammern ziemlich erschöpft zu seyn beginnen) unversehens zu einem förmlichen Werkchen dieser Art ausgemahlt finden werden. Das Zuverlässigste was man von ihr weiſs, besteht in folgendem.

Luise Labé wurde zu Lyon im Jahre 1526 oder 27 geboren. Von dem Stande und den Glücksumständen ihrer Eltern ist nichts bekannt. Daſs ihr Vater Charly, genannt Labé, heiſst, ist alles was man von ihm weiſs; das übrige beruht auf Vermuthungen, die meistens von der Art, wie er sie erzog, und zuerst in der Welt producierte, hergenommen, aber um so ungewisser sind, da es eben so wohl möglich ist, daſs er an diesem allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen muſs ihre Erziehung so auſserordentlich gewesen seyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem funfzehnten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie verstand Griechisch und Latein, Italiänisch und Spanisch; sie stickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgiis Camilla und liebte, wie diese, die Jagd und alle männlichen und kriegerischen Übungen — kurz Luise Labé war, in einem Alter wo unsre meisten Mädchen kaum aufgehört haben mit Puppen zu spielen, ein Wunder ihres Geschlechts. Die Gewährsleute für dieſs alles sind theils die Verfasser der Lobgedichte, die man ihren Werken beygefügt findet, theils sie selbst in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin sie sich herabläſst, dieselben um billige Nachsicht gegen die Leidenschaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

Quand Vous lirez, o Dames Lionnoises,
Cés miens ecrits plens d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune erreur de ma folle jeunesse,
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieux
Se peut vanter de n'estre vicieux?

Hier recensiert sie verschiedene Arten von Lastern womit der gröſste Theil der Sterblichen behaftet sey, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne suis point sous ces planettes né
Qui m'eussent pû tant faire infortunée.

Onques ne fut mon oeil marry de voir
Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis:
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a despl û que mesdire de lui.

Kurz, das Bild das sie von der Unschuld und gutherzigen Beschaffenheit ihres Karakters macht, verdient um so mehr für wahr gehalten zu werden, da dieſs der gewöhnliche Karakter der Seelen ist, über welche die Liebe die meiste Gewalt hat. Denn diese (wie sie offenherzig gesteht,) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo sie unerfahren genug war, sich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen sie sich einzig gewidmet, vor Amors Nachstellungen sicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit envieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-la, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance ,et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,

Pour Bradamante ou la haute Marfise,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement voir
Mon Coeur n'aymant que Mars et le Savoir etc.

Der Orlando des göttlichen Ariosts (wie er in Italien heiſst) war um diese Zeit in Frankreich beynahe eben das, was er von seiner ersten Bekanntmachung an bey seiner eignen Nazion war — das Buch, das jedermann las und wieder las — so viel auch die Kritiker daran auszusetzen hatten, und so sehr die weisen Herren, die sichs für Schande hielten, an Mährchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des armen menschlichen Geschlechts ärgerten. Vermuthlich war es das Lesen dieses so reitzvollen poetischen Ritterbuches, was in der jungen Luise Labé den allzu kühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Ariosts nachzueifern. Genug sie waffnete sich mit Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin nachmahls König Heinrich II. wohnte der Belagerung von Perpignan bey, und machte unter dem Nahmen des Kapitain Loys so viel Aufsehens, als man sich vorstellen kann. Die Franzosen hatten damahls noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehemahligen Ritterzeiten; Franz I. und der Dauphin Heinrich waren beide stark im Geschmacke der irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis de Gaule, die um diese Zeit aus dem Castilianischen ins Französische übersetzt, die Lieblingslektüre des Hofes und der Nazion wurden, schienen dem Geiste der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam alles dieſs der jungen Luise bey einem Abenteuer zu Statten, welches uns lächerlich und tollhäusisch vorkommt, aber damahls eine ganz andere Wirkung that, und die junge Heldin, anstatt ihr zum mindesten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und curtoisen Ritter im Lager des Dauphins wenigstens eben so bewundernswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorin besteigt, in den Augen der *Signori Illustrissimi* ist, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schlieſsen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abenteuerin lehrte, daſs ihr Herz aus einer zu weichen Masse gebildet sey, als daſs sie in den Fuſstapfen der Marfisen und Bradamanten viele Lorbern zu sammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glücklich ab als man gehofft hatte, und Kapitain Loys kehrte, wieder in Luise Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um, statt Schwert und Lanze, wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Saffo zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager von Perpignan beygebracht hatte.

Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1555, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an *Mademoiselle Clemence* *de Bourges*, *Lionoise*, herausgab, ist nichts zuverlässiges von ihr bekannt; aber so wohl aus der Unterschrift Luise Labé, als aus dem ganzen Ton dieser Zueignung, und dem Umstande, daſs die poetischen Stücke dieser Sammlung gröſsten Theils aus verliebten Klagen oder *Trastulli* bestehen, ist zu vermuthen, daſs ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunkte erfolgt sey. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession so empor geschwungen, daſs er sie zuletzt im Groſsen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein sehr ansehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er besaſs ein groſses Haus mit einem weitläufigen, nach damahliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf seiner Manufaktur und Handlung, so daſs er eine ganze Straſse damit einnahm, welche noch bis diesen Tag den Nahmen *de la belle Cordiere* behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er sich unsre Lyonnesische Saffo beylegte, schon ein bejahrter Mann gewesen seyn, und den Trost, eine so liebenswürdige Gemahlin zu besitzen, nicht viele Jahre genossen haben. Denn, da er ohne Kinder verstarb, hinterlieſs er ihr, unter Substituzion seiner Neffen, den Besitz seines ganzen Vermögens; sie selbst aber starb im März 1566 im vierzigsten Jahre ihres Alters, und genoſs also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Nahmen der schönen Seilerin verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reitzungen der schönen Seilerin angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umganges und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds, zu profitieren, der sichs zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu seyn, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dieſs war der Zeitpunkt, wo Luise zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie Niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Miſsvergnügen hatte, von ihren Miſsgünstigen und von dem groſsen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat und von dem

„was edle Seelen Liebe nennen“

sich keinen Begriff machen kann, wie Aspasia verläumdet und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daſs so wohl ihre eignen Poesien, als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hiezu geben konnten, ist nicht wohl zu läugnen: aber daſs in diesen oder jenen etwas sey, das die schändliche Qualifizierung *Courtisane Lionoise*, womit Bayle unsre Lyonische Saffo auf das bloſse Zeugniſs des *Du Verdier*[15]) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Ursachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der schönen Seilerin selbst gelesen, noch (wie es scheint) andre gleichzeitige Geschichtschreiber[16]) die ihrer mit Lob erwähnen zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurfe, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freygesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte der Luise Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht bloſs poetischer Übung halben erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiſs, wenn Margarite von Navarra, ungeachtet ihrer sehr freyen Novellen, eine Frau von unbezweifelter Tugend seyn konnte: so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Luise Labé, wegen einer unfreywilligen und wahren Leidenschaft für einen Einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen, zur Courtisane machen könnte.

---

15) In seiner *Bibliotheque Françoise*, die zu Lyon im Jahre 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unserer Dichterin, welche Bayle ganz abgeschrieben hat, sind nicht anständig genug, um hier wiederhohlt zu werden.

16) Zum Beyspiel *Guillaume Paradin* in seiner *Histoire de Lyon* 1573. *Fol. L. III, chap.* 29. *François Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliotheque Françoise* 1584. fol. p. 281.

Seite hing, der auf alle seine Schritte, Reden, Mienen und Geberden Acht haben, und sorgfältig verhüten muſste, daſs der junge Herr nicht — zu vernünftig werde. Denn es war eine durchgängig angenommene Meinung, daſs einer starken Leibesbeschaffenheit, einer guten Verdauung, und der Fähigkeit sein Glück zu machen, nichts so nachtheilig sey, als viel denken und viel wissen; und man muſs es den Derwischen, Fakirn, Santonen, Braminen, Bonzen und Talapoinen der damahligen Zeiten nachrühmen, daſs sie kein Mittel unversucht lieſsen, die Völker um den Indus und Ganges vor einem so schädlichen Übermaſse zu bewahren. Es war einer von ihren Grundsätzen, gegen die es gefährlich war Zweifel zu erregen: „Niemand müsse klüger seyn wollen als seine Groſsmutter.“

Man wird nun begreifen, wie Schach-Baham bey solchen Umständen ungefähr der Mann werden muſste, der er war. Man hat bisher geglaubt, die einsichtsvollen Betrachtungen, die abgebrochenen und mit viel bedeutenden Mienen

Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtner Tugend, und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daſs sie sich bey Publikazion ihrer Gedichte nichts Böses bewuſst war, und, auſser dem Tadel der Kunstrichter, keine andre Gefahr dabey zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beygedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, daſs man heutiges Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, die sich zum Exempel so loben lieſse:

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleure l'odeur de la Sabee;
— — — — — — —
Celui qui contemple son sein
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.
— — — — — — —
Quant à ce que l'acoutrement
Cache, se semble, expressement
Pour mirer sur ce beau Chef d' œuvre.
Nul que l' Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descœuvre (decouvre). u. s. w.

Allein dagegen muſs man auch bedenken, daſs dieser Dichter erstlich, wie er selbst gesteht, von Amors

Pfeil angeschossen und also nicht recht bey Verstande war; zweytens, daſs er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariosts Olympia wetteifern, oder sie vielmehr ziemlich wörtlich kopieren wollte; und drittens, daſs das Decorum der damahligen Zeiten nicht das Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein aus Ronsards und Marots Gedichten, und aus Brantome's Prose mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu allem diesem noch, daſs Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhommie, die wir bey ihm auch immer voraus setzen mögen) doch ein angesehener und reicher Bürger von Lyon war, unsre Dichterin erst nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, und daſs er sie bey seinem Absterben zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte: so dünkt uns, jenes beweise daſs ihr Karakter damahls noch unbescholten, und dieses, daſs er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sey.

Die sämmtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerin von allem Verdachte zu befreyen. Liebenswürdig, zärtlich, passioniert, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen Formen ihres Geschlechts weggesetzt, und von Anbetern in Prose und Versen umgeben, welche vielleicht nicht alle geneigt waren, wie Petrarka nur zu lieben, um Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können, — bleibt es immer sehr möglich, daſs sie das was man damahls *le don de l'amoureuse* *mercy* nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als Einem Begünstigtern octroyiert haben könnte. Aber *de occultis non judicat ecclesia;* und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet seyn sollte: so ist sehr glaublich, daſs sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und daſs Du Verdier, zu der allzu leichtsinnigen Art, wie er von ihren Sitten spricht, bloſs durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Miſsgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften; welche letztern uns überhaupt am geschicktesten scheinen, der Nachwelt von dem Karakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meinung zu geben. Alles was von ihr gedruckt ist, sind drey Elegien, vier und zwanzig Sonette, und eine prosaische Komposizion, *Debat de Folie et d'Amour* betitelt, die aus fünf Dialogen besteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieses Werkchen ist nach damahliger Art mit Witz und Geist geschrieben, verdient aber den Nahmen eines Drama's nicht mehr als Platons Symposium, wiewohl es dem Herausgeber des *Parnasse des Dames* zu sagen beliebt, es sey die einzige Komödie aus dem sechzehnten Jahrhundert *dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces.* Da die Ausgaben von 1555 und 1566 sich so selten gemacht, daſs in Lyon selbst nur noch zwey Exemplare davon aufzutrieben waren, so hat eine Gesellschaft von *Gens de Lettres* daselbst eine Neue veranstaltet, die im Jahr 1772 bey den Gebrüdern Duplain herausgekommen ist, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den *Escrits de divers Poetes à la louange de Loyse Labé* (worunter auch eine sehr artige Griechische Ode ist) 236 Oktavseiten einnimmt.

14.

Pernette du Guillet, genannt *La Cousine*.

Wir haben so eben zwey Lyonerinnen des sechzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, die sich durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervorgethan: hier ist noch die dritte, und sogar eine Zeitgenossin der beiden Vorigen. Wenn sie vielleicht, als Dichterin der Luise Labé den Vorzug lassen muſste, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön, und spielte die Laute und andre damahls übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in groſser Vollkommenheit. Auch war sie darin glücklicher als Luise, daſs sie ihren guten Nahmen unbefleckt erhielt. Sie liebte nur einmahl, und vermählte sich mit ihrem Liebhaber, [17]) (den sie als einen Filosofen und Vertrauten der Musen beschrieb) eh die Verläumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verstand, sagt man, Latein, Italiänisch und Spanisch, und fing eben an, sich auch aufs Griechische zu legen, als sie in der Blüthe ihres Lebens starb. Ihr Mann, dem alles, was ihm von ihr übrig geblieben, kostbar war, sammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte sie zu Lyon im Jahre 1545 unter dem Titel: *Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette du Guillet.* In der Folge wurden noch zwey Ausgaben davon gemacht, welches wenigstens beweist, daſs sie damahls mit Beyfall gelesen wurden. Der *Parnasses des Dames* liefert ein paar Stücke von ihr, [18]) wovon das zweyte, *Fantaisie à l'occasion de son Amant, qui peu aprés devint son Mari,* eine Tändeley ist, der um sehr artig zu seyn, nur die feinere Wendung, die elegantere Dikzion und die schönere Versifikazion, das ist nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäſsigste Französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den Besten mehr oder weniger mangelte. Die Naivetät, womit Pernette in diesem Gedichte den Einfällen einer von der ersten Liebe ins Spiel gesetzten Fantasie, Formen und Worte leiht, beweiset zugleich ihre Unschuld, und wie sehr es Zeit war, daſs der Gott der Ehen sich in die Sachen mischte. „Wie oft (sagt sie) habe ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem schönen Sommertag ganz nahe bey einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit Jemand lustwandelt, der seiner schönen Seele, die mir so viel Vertrauen einflöſst, die Filosofie zur Führerin gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten, denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im Schutz seiner Ehrbarkeit und Tugend." — Wenn sie nun (fährt sie fort) recht lange mit ihm dem Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen filosofischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen, und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bey sich haben, und wenn sie erst ein wenig präludiert, und sich der Reinheit ihres Tons versichert hätte, auf einmahl einen Gesang anstimmen, um zu sehen wie er sich dazu geberden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zu käme, so wollt' ich ihn ganz getrost herankommen lassen: aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihm, aufs wenigste, eine ganze Hand voll Wasser aus der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen spritzen; und dann wollt' ich daſs dieſs Wasser die Kraft hätte ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreiſsen und fressen zu lassen, sondern nur, daſs er mir, wie ein Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müſste, so lange bis Diana neidisch über mich würde, daſs ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groſs würd' ich mich dann schätzen! Gewiſs ich würde eine Göttin zu seyn glauben! — Aber (unterbricht sie sich selbst plötzlich) wär' ich denn auch wohl fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein so groſses Leid anzuthun?"

---

[17]) Er hieſs vermuthlich Cousin, und daher erhielt sie, nach damahliger Sitte, den Beynahmen die Cousine.

[18]) In den *Annales Poetiques* stehen noch zwey andre ihrer Stücke, *le Triomphe des Muses sur l'Amour* und *les Obseques de l'Amour.*

Laiſsons l' aller les neuf Muses servir,
Sans le vouloir deſsous moy aſservir,
Sous moy, qui suis sanz grace et sans merite.
Laiſsons l' aller, qu' Apollon je n' irrite;
C' est lui, qui seul par ses ecrits s' attend
Faire bientôt dire la Renommée,
Entre les bras de sa tres-bien aimée,
Combien il est amoureux et content.

Aber gerade das, was wir an den Produkten der schönen Geister unter Franz dem Ersten vermissen, vermiſste damahls niemand; und also gefielen sie ihren Zeitgenossen, so wie um eben diese Zeit, die Poeterey unsers Hans Sachsens und andrer Meistersänger unsern Vorfahren gefiel; ja, wie noch erst vor vierzig Jahren sogar die platten Reimereien eines Neukirch und Stoppe in Deutschland von Gelehrten und Ungelehrten mit fast allgemeinem Beyfall belohnt wurden. Denn auch das Schlechte gefällt so lange, bis unter einer jüngern Generazion was bessers erscheint; und selbst nachdem der Geschmack eines Volkes durch Werke, die bey der Nachwelt das goldne Alter seiner Sprache und Litteratur bezeichnen, geläutert und fixiert erscheinen sollte: macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgültig gegen das Schöne, dem der Reitz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bey Vielen, ja zuletzt bey den Meisten, wieder zu dem was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne flieſst,

quamque ultrà citraque nequit consistere rectum,

und eine Menge Werke gefallen gerade um deſswillen, weſswegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen hätte. So ist nun einmahl das Geschlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich, eher wird der so lange gesuchte Stein der Weisen gefunden werden, als das Geheimniſs, den Geschmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das wahre Schöne und Gute zu fixieren.

15.

Auszüge aus einem merkwürdigen Buche des funfzehnten Jahrhunderts, *Thresor de l'ame* betitelt.

Es giebt Dinge, die an sich selbst unendlich tief unter aller Aufmerksamkeit vernünftiger Menschen sind, aber durch Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Mährchen ist freylich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Mährchen von dem gröſsten Theil der Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Associazion mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Miſsbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmährchen nicht wenig beytrugen, die sittlichen Begriffe des Volkes zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen, und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Lichte der Vernunft in Dingen von der gröſsten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte, — Dann ist es immer der Mühe werth, daſs vernünftige Leute Notiz davon nehmen.

Unter den vielen Mährchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert überschwemmt wurde, ist der sogenannte *Thresor de l'ame*, oder Seelenschatz, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, eines der merkwürdigsten. Es besteht aus einer Menge erbaulich seyn sollender Histörchen, die der Verfasser aus verschiednen, in lateinischer Sprache geschriebnen, ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammen getragen, und unter gewisse Rubriken gebracht hat; mit der treuherzigen Versicherung, unter allen seinen Historien sey nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen Autoren gezogen wäre. Wir wollen ihm, zur Probe, einige von den auffallendsten ausheben und soviel möglich seine Manier beyzubehalten suchen; wenn es anders bloſs Manier war; denn der gute Mann erzählt die unglaublichsten und albernsten Wunderdinge mit einem so naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Überzeugung, daſs er entweder ein sehr guter Poet, oder, wenn er alles selbst glaubte, eine gar einfältige Seele gewesen seyn muſs.

Folgende Geschichte hat nach der Muthmaſsung des Herausgebers der *Melanges tirés d'une grande* begleiteten — „das dacht' ich gleich“ — „ich sage nichts, aber ich weiſs wohl was ich weiſs“ — oder, „doch was kümmert das mich?“ und andre dergleichen weise Sprüche, an denen er einen eben so groſsen Überfluſs hat als Sancho Pansa an Sprichwörtern, — nebst seinem Widerwillen gegen das, was er Moral, und Empfindung spinnen nennt, wären bloſse Wirkungen seines Genies gewesen. Aber einem jeden das Seine! Man kann sicher glauben, daſs der Fakir, sein Hofmeister, keinen geringen Antheil daran hatte.

Der Sohn und Erbe dieses würdigen Sultans, Schach-Dolka, glich seinem Vater an Fähigkeit und Neigungen beynahe in allen Stücken, ein einziges ausgenommen. Er war nehmlich ein erklärter Feind von allem, was einem Mährchen gleich sah, und setzte diesem Haſs um so weniger Grenzen, da er bey Lebzeiten des Sultans seines Vaters genöthiget gewesen war, ihn aufs sorgfältigste zu verbergen. Wir würden uns, nach dem Beyspiele vieler berühm-

Bibliotheque (dem wir die Bekanntschaft mit diesem Buche schuldig sind) zur Erfindung des sogenannten Rosenkranzes 19) Gelegenheit gegeben, von welchem sonst in diesem Buche keine Spur zu finden ist. Ein andächtiger junger Mönch hatte sichs aus besonderer Devozion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz

---

19) Der Rosenkranz ist eine Art von Andachtsübung, wobey in einer gewissen Ordnung das Ave Maria oder der Englische Gruſs, das Vater unser und der Glaube, oder das Apostolische Symbolum, hergesprochen, und sehr oft, theils hinter einander theils wechselsweise, wiederhohlt werden. Das ältere Modell zu dieser Art zu beten, konnte der Erfinder desselben, wer er auch seyn mag, in den Akklamazionen des Römischen Senats bey Bestätigung der spätern Kaiser gefunden haben, wo gewisse Lob - und Gebetsformeln so und so oft wiederhohlt wurden; z. B. Auguste Claudi, die Götter erhalten dich (wurde sechzigmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, immer haben wir dich oder einen wie du zum Fürsten gewünscht (wurde vierzigmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, dich bedurfte das gemeine Wesen (vierzigmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, du bist ein guter Bruder, Vater, Freund, du bist ein guter Senator, du bist ein echter Fürst (wurde achtzigmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, befreye uns vom Aureolus (wurde fünfmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, rette uns von den Palmyrenern (auch fünfmahl) Claudi Auguste, erlose uns von der Zenobia und Victoria (wurde siebenmahl wiederhohlt) Claudi Auguste, Tetricus ist nichts gewesen, (auch siebenmahl) *Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii conf. Flav. Vopisc. in Tacito c.* 5 u. s. w.

gemacht, ihr Bild, den ganzen Sommer durch, alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam, und der junge Mönch in groſse Traurigkeit darüber verfiel, daſs er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister: es würde der heiligen Jungfrau eben so angenehm seyn, wenn er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mensch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sichs, daſs er wohl daran gethan hatte. Denn da er einmahl in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen muſste, von Räubern angehalten wurde, lieſsen diese auf einmahl von ihm ab, weil sie die Jungfrau Maria erblickten, die auf seinen Schultern saſs, und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, daſs sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sichs, daſs er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beyspiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünder, ist. Es war einmahl ein Klerikus, sagt er, der leider! ein so ruchloses Leben führte, daſs weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bey allem dem hatte er noch so viel Gnade, daſs er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterlieſs nie, sich vorher um den Taufnahmen derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Marie hieſs, lieſs er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsre liebe Frau nahm ihm diesen Beweis von seiner Ehrerbietung so wohl auf, daſs sie durch ihre Fürbitte seine Bekehrung und Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Nahmens **Beatrix**, war Küsterin in einem gewissen Stift von Klosterfrauen, und trug immer ganz besondere Sorge, die Marienbilder im Kloster und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einstmahl setzte der leidige Satan dieser armen Nonne so heftig zu, daſs sie über die Klostermauer stieg, um auch einmahl zu versuchen, wie sichs in der Welt lebte. Wirklich trieb sie es darin sieben Jahre auf eine Art, die nicht die erbaulichste war, aber keine Seele im Kloster merkte was davon; denn unsre liebe Frau hatte die Gütigkeit, und vertrat ihre Stelle diese ganze Zeit über: dergestalt, daſs, wie sie nach sieben Jahren, voller Reue über ihr geführtes Sündenleben, ins Kloster zurückkam, sichs sogleich zeigte, daſs man ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Daſs die heilige Jungfrau, nach der Vorstellungsart unsers guten Mönchs, auch darüber nicht gleichgültig ist, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwiesen wird oder nicht, ist aus folgender Geschichte zu ersehen. Ein geschickter Mahler hatte übernommen, ein Bild der Maria, wie sie den Satan mit Füſsen tritt, zu mahlen. Der Künstler glaubte aus guter frommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu schön, und den alten Drachen nicht abscheulich genug machen zu können; und es glückte ihm in beiden über alle Maſsen. Beelzebub fand sich selbst so wenig geschmeichelt, daſs er aus Ingrimm über seine Häſslichkeit auf den Mahler losstürzte und ihm den Hals umdrehen wollte: Aber unsre liebe Frau, die mit ihrem Bild sehr wohl zufrieden war, nahm den Mahler in ihren Schutz, und der Teufel muſste mit einer langen Nase abziehen.

Der Kirchenbann, oder die Exkommunikazion, ist in den Augen dieses Verfassers eine ganz entsetzliche Sache; zum Beweis führt er zwey erschreckliche Begebenheiten an, welche zweyen Exkommunicierten zugestoſsen seyn sollen. Der eine von ihnen hatte eine groſse Menge Vogelnester unter seinem Dache, die sich da immer wohl befunden und ansehnlich vermehrt hatten; aber kaum war der Herr des Hauses im Bann, so flogen alle Vögel auf einmahl davon, weil sie mit einem Menschen, auf dem der Fluch des Ernulfus lag, nicht unter Einem Dache leben wollten. Ein andrer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brot aus seiner Hand zu fressen: aber sobald der unglückliche Mann exkommuniciert war, hätte sich das Schwein eher lebendig brühen lassen, eh es ihm wieder aus der Hand gefressen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem sich dieses Werk, allem Ansehen nach, herschreibt, hatte bey Anführung dieser beiden Exempel eine ernsthaftere Absicht als — moderne Leser lachen zu machen. Die schrecklichste Folge des Bannfluchs bestand darin, daſs der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menschen, selbst von seinen eignen Kindern und nächsten Blutsfreunden, verlassen werden muſste. Wer ihn nur unter sein Dach aufnahm, ihm nur einen Bissen Brot, einen Trunk Wassers reichte, war selbst ein Kind des Verderbens, und in Gefahr, wie die Rotte Koran, Datan und Abiram, von der Erde verschlungen zu werden. Da die politischen Wunder, die man durch dieses Mittel that, unsäglich groſs waren, und gleichwohl lediglich von der Meinung, die das Volk davon hatte, abhingen: so war der Klerisey viel daran gelegen, dem Volk den äuſsersten Abscheu vor aller Gemeinschaft mit einem Exkommunicierten einzudrücken; und wie konnte dieſs besser geschehen, als wenn man ihnen Exempel erzählte, daſs die Wirkung des Bannfluchs sich sogar auf die unvernünftigen Thiere die bey einem exkommunicierten Menschen leben, erstrecke, so daſs sie es entweder gar nicht mehr unter seinem Dache aushalten können, oder wenigstens durch den Instinkt selbst von aller unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unserm wohlmeinenden Autor sehr am Herzen liegt, sind die Zehenten der Klerisey. „Wer seine Zehenten richtig giebt, sagt der theure Mann, dem gedeiht sein zeitlich Gut. Cäsar berichtet uns [20]) daſs einst ein Ritter war, der sichs gar faſt zu Herzen nehmen thät seine Zehenten fleiſsig abzutragen, und hätt groſse Andacht zu solchem Werk. Nun hätt er unter anderm auch einen sehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, also daſs dem Priester allemahl ein ganz Fuder Weins zu seinem Theil am Zehenten ward. Es begab sich aber einstmahls daſs der Wein miſsrieth,

---

20) Hier ist zu einer Probe des Stils, diese Stelle, wie sie im Original lautet. *Qui bien paye ses dixmes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous raconpte que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devotion y avoit. Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Prestre en avoit une charetée de vin à sa part pour la disme. Advint une année que la vigne faillit que il n'y eust partout que une charetée. Quant le Chevallier vist, que il n'y avoit fors ce qu' il avoit acoustumé de payer pour la disme, si dist: Se Dieu m'a tollu (oté) ce que il me souloit envoyer, pourtant si ne touldrai-je mie sa disme telle come je la souloie payer. Quant se vint un pou aprés, le Prestre alla en la vigne et la vit toute pleine de raisins. Si s'en vint au Chevallier, et commença à blasmer de ce que il n'avoit vendangé sa vigne; et le Chevallier dist que elle avoit été vendangée et que il lui avoit paiée sa disme. La! dist le Prestre, que il ne sembloit pas que on y eust touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que oncques tant n'y en avoit eu pour une anée. Or povés voir que Dieu est courtois, et saichez que celux qui font Barat et paient mal leur dismes, communement leurs biens faillent et ne peulvent venir à planté de biens et ils se dampnent qui pis vault.*

und der ganz Weinbergk nit mehr trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter gesah daſs er nit mehr Wein bekommen hätt als er jeweilen an Zehenten zu geben pflag, sprach er zu sich selbst: Obschon mir unser Herre Gott genommen hat was er mir sonst zu schicken pflag, will ich doch Ihm nichts nehmen von seinem Zehnten, sondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. Einige Zeit darnach ging der Priester in dem Weinbergk und sah daſs er voller Trauben war. Begab sich demnach zum Ritter und begann ihn zu schelten, daſs er seinen Wein noch nicht gelesen hätt; und der Ritter antwortete, er sey schon gelesen, und hab ihm seinen Zehenten bezahlt. La! verjähte der Priester, er sieht nicht so aus als ob eine Traube weggekommen wär. Da gingen sie zur Stund in den Weingarten, und fanden ihn so voll als er noch nie in einem Jahr getragen hätte. Daraus möcht ihr sehen, daſs unser Herre Gott honett ist, und sich nichts umsonst thun läſst, und sollet wissen, wenn Leute Bschoris machen und ihre Zehenten schlecht bezahlen, daſs solche Leute gemeiniglich von Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, und was am schlimmsten ist, fahren zur Hölle noch oben drein."

Der Herausgeber der besagten Melanges schlieſst seinen Auszug aus diesem Seelenschatz mit der Anmerkung: daſs man sehr Unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwissenheit und Einfalt der heutigen Klerisey oder gar der katholischen

Kirche zur Last legen wollte; und wir sind allerdings seiner Meinung, wenn seine Meinung ist, daſs heutigs Tags wie damahls und damahls wie heutigs Tags verständige Männer sehr wohl gewuſst haben, daſs ein Mährchen weder mehr oder weniger als ein Mährchen ist.

Indessen sey uns (wiewohl wir die Betrachtungen und Nutzanwendungen, wozu diese Dinge Gelegenheit geben, gern denen überlassen, denen am meisten daran gelegen ist) nur diese einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böse (wenigstens das Mehr oder Weniger von beiden) steht immer mit Zeiten und Umständen in Verhältniſs. Gewisse Vorstellungsarten können unter einer rohen, unwissenden, äuſserst sinnlichen Art von Menschen wohlthätig seyn, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, schädlich, und gar nicht zu dulden sind. Wer ein unverdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muſs freylich der ruchlose Klerikus, der aus besonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen schont, die ihren Nahmen führen, sehr anstöſsig seyn. Aber in einer Zeit, wo die Religion (so abergläubisch sie immer seyn mochte) beynahe das einzige war, was zügellose Menschen respektierten, war es wenigstens für alle Marien in Frankreich sehr glücklich, daſs der gewaltthätige Klerk doch noch so viel Respekt vor ihrem Nahmen hatte.

Indessen wollen wir damit nicht sagen, daſs die Beförderer des Aberglaubens Ursache haben, sich auf dieſen Nutzen deſſelben viel zu gut zu thun. Es iſt damit ungefähr wie mit der Quakſalberey. Die hilft zuweilen auch, wenigſtens für den Augenblick: aber welche verſtändige Obrigkeit wollte deſswegen unwiſſende Marktſchreyer und Empiriker gegen die wahren Ärzte in ihren Schutz nehmen, oder dieſen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freye Hand und offnes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr Zutrauen als zu wahren Ärzten hat, in Kontribuzion zu ſetzen, und, mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertinkturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unſern Zeiten iſt es mit der Aufklärung ſchon ſo weit gekommen, daſs man ihr, wofern ſie nicht ſchädlich werden ſoll, den freyeſten Lauf und Fortgang laſſen muſs. Der Fürſt, der den Wiſſenſchaften Grenzen ſetzen will; der Leuten Gehör giebt, denen daran gelegen iſt daſs ein Volk ewig dumm bleibe, und ſich bereden läſst, es ſey den Menſchen beſſer, ſich mit verbundenen Augen führen zu laſſen, als mit offnen ſelbſt zu ſehen: der kennt weder das wahre Intereſſe ſeines Staats, noch ſein eigenes, und muſs wohl ſehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

16.

Der Belialsprozeſs.

Unter den seltsamsten Produkten der finstern Zeiten und denjenigen die den Geist derselben am stärksten karakterisieren, gehört eine der ersten Stellen dem **Prozeſs Lucifers** gegen **Jesus Christus**, womit ein gewisser *Jacobus de Ancharano* sich im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts um die Christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen: und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangnes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ists immer der Premierminister, der sich über die Dame mockiert, die vor einer **Spinne** in Ohnmacht fallen wollte. **Ey Madam, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lerm anfangen?** — „Aber Sie lieſen ja selbst so stark daſs Sie mich zu Boden rennten?“ — **Ach das glaub ich wohl, Madam, ich dachte auch es wäre eine Fledermaus.** 21) — Bey allem dem,

---

21) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde, und, weil es seine Wirkung nun einmahl gethan hat, jetzt, auſser Frankreich, wenig Leser mehr findet; wiewohl das viele

ter Schriftsteller, über diese Ausartung gar sehr verwundern, wenn uns nicht däuchte, daſs es ganz natürlich damit zugegangen sey. Sultan Dolka hatte in dem Zimmer der Sultanin seiner Mama (wo Schach-Baham die Abende mit Papierausschneiden, und Anhören lehrreicher Historien von beseelten Sofa's, politischen Bal's, und empfindsamen Gänschen in rosenfarbem Domino, zuzubringen pflegte) von seiner Kindheit an so viele Mährchen zu sich nehmen müssen, daſs er sich endlich einen Ekel daran gehört hatte. Dieſs war das ganze Geheimniſs; und uns däucht, es ist nichts darin, worüber man sich so sehr zu verwundern Ursache hätte.

Vermuthlich ist aus dieser tödtlichen Abneigung vor den Erzählungen des Visirs Moslem die auſserordentliche Ungnade zu erklären, welche er auf die Filosofie, und überhaupt auf alle Bücher, sie mochten auf Pergament oder Palmblätter geschrieben seyn, geworfen hatte; eine Ungnade, die so weit ging, daſs er nur wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk, als dieser Belialsprozeſs, jemahls eine so starke Sensazion habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von einigen *Jacobus de Ancharano*, von andern *Jacobus de Theramo* genannt. Er qualificiert sich selbst in der Zueignungsschrift an Pabst Urban VI. als Priester, Archidiakon und Kanonikus zu Aversa, (unweit Neapel) wie auch *Canonicus Aprucinus*, das ist, Chorherr zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitanischen Landschaft Abruzzo Ultra, wurde ehemahls auch Abruzzo oder Apruzzo genennt; und so ist klar, woher er den Beynahmen *de Theramo* hatte. Auch findet sich am Schluſs des Buchs das Datum 1368, als die Zeit worin er es zu Stande gebracht. Die erste Lateinische Ausgabe *Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum*, ist vom Jahr 1482. [22]) Es existierte aber um diese Zeit schon eine Deutsche Übersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluſs genennt wird) bey Johannes Bämler in Augsburg im Iahr 1473 [23]) gedruckt. Es ist mit

---

Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Nahmen gemacht hat, Schaden thun könnte.

[22]) *Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit, L. IX.* p. 7.

[23]) *Fabricius l. c.* giebt das Jahr 1493 an.

vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „In dem Namen der allmächtigen und ungeteylten TriväItikeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himmlischen höre. Ich habe gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mäg pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daſs er die helle und die tewfel habt beraubet an dem Tag da Got für alle Menschen gelyten hat mit dem bitern Tod des krewzes, und davon ist gesetzt ein lands und ein kriegisch recht, und daſs han ich mir darum fürgesetzt in tewtsch ze pringen u. s. w. 24)

Der Verfasser der Französischen Übersetzung war, nach **Fabrizius**, ein Doktor der Sorbonne, Nahmens **Peter Ferget**; der Herausgeber der *Melanges tirés* nennt ihn P. **Julian Ferget**, **Augustiner-Ordens**. Seine Übersetzung erschien, nach jenem im Jahre 1585, nach diesem im Jahre 1482 zu Lyon und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie ist, wie die Deutsche, mit Holzschnitten geziert, welche in sehr possierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darstellen. Man

---

24) Dieſs Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehemahls in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. **Schwarz**; und was wir davon angezogen ist aus der *Parte II. Bibl. Schwarz. Sive Catalogo etc.* p. 129 genommen.

sieht da die Teufel, als Gerichtsdiener, Waibel, Prokuratoren, Advokaten, Aktuarien und Notarien der Hölle, nach damahliger Französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter, und Moses der Sachwalter auf Seiten Christi. Der Teufel, als Kläger, fühlt sich in der Schikane stark genug um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebst mehr andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniſs fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Prozeſs wird in *Possessorio* und *Petitorio* geführt: endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten. Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit an den höchsten Richter zu appellieren. Da dieſs kein andrer als Gott Vater selbst seyn kann, so scheint der Umstand, daſs derselbe so nahe mit seinem Gegentheil verwandt ist, anfangs einige Schwierigkeit zu machen. Belial untersteht sich zwar nicht, Gott Vatern deſswegen geradezu zu perhorrescieren; jedoch schlägt er ein Kompromiſs vor, welches vom andern Theile angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Jesaias, um den Ausschlag zu geben, von beiden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daſs Belial endlich den Prozeſs mit allen Kosten und Schäden verliert. Die Juden und Heiden, die auf Anstiften des höllischen Wurms *interveniendo* eingekommen waren, fallen in die gleiche Verdammniſs; ja es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen seyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Auſser den vielen Ausgaben und den Übersetzungen, die von diesem abenteuerlichen Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der groſsen Achtung, worin es stand, anzusehen, daſs der Deutsche Rechtsgelehrte Jakob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten *Bartolus de Saxoferrato* Proceſs des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von neuem herauszugeben. 25) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaſst, und, in so fern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist jener als Erfinder, dieser bloſs als Nachahmer zu betrachten; 26) wiewohl der Nachahmer so wohl in Kühnheit des Plans als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehemahls die Zeiten seyn mochten, das ist, so groſs die Unwissenheit und Dumpfheit

---

25) *Fabric. l. c. Catal. Bibl. Bodlej. p. 27.*

26) Bartolus starb im Jahr 1356; also dreyſsig Jahre zuvor, ehe der Kanonikus von Teramo mit seinem Belials-Prozeſs fertig war.

der Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammen drückten: so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgute der Menschheit noch immer so viel übrig, daſs man mit bestem Fug annehmen kann: daſs sie, nach ihrer Vorstellungsart (die sich auf ihre Lage und Bedürfnisse gründete) immer eben so gute Ursachen etwas zu thun oder zu lassen, etwas hochzuschätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menschen in den aufgeklärtesten Zeiten nach ihren Bedürfnissen und ihrer Weise. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns so abgeschmackt vorkommt, hätte dem Publikum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich interessant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für sie wirklich interessant und lehrreich gewesen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der sich nicht gerne die Mühe nimmt, sich solche Fragen selbst zu beantworten.

Das war sehr möglich! Der Belialsprozeſs war eine Art von poetischer Komposzion, eine nach damahliger Weise sinnreiche Art von Einkleidung der christlichen Glaubenslehre, welche für das äuſserst unwissende Volk einen desto anziehendern Reitz der Neuheit hatte, weil es so lange fast allein auf Mirakel und Marterbücher, mechanische Gebetsformeln, und äuſserliche Übung eines mit Schaugepränge und mystischen Vorbildungen überladenen Gottesdienstes eingeschränkt gewesen war. Man weiſs, wie sehr die sogenannten Mysterien, oder religiösen Schauspiele von Erschaffung der Welt, vom Sündenfall, von der Geburt und dem Leiden Christi u.s.w. in diesen Zeiten durch die ganze Christenheit im Schwange gingen. Der Belialsprozeſs war ein Drama dieser Art, aber von einer reichern Komposizion, und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert andere dieses Schlages. Ich denke aber es kam noch ein anderer Grund dazu, der in der Justizverfassung dieser Zeiten lag. Denn da das Römische Recht damahls in Deutschland und Frankreich je mehr und mehr in Ansehen kam, und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hülfe genommen wurde; auch überhaupt die Prozeſsordnung nach und nach groſse Veränderungen erlitten hatte: so muſste in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hülfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damahlige Verfahren im Civilprozeſs auf eine populare Art eingekleidet und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Faktum angewandt war, nothwendig mit der gröſsten Begierde aufgenommen werden.

BRIEFE

AN

EINEN JUNGEN DICHTER.

1784.

ZWEYTER BRIEF.

Ich mache meiner Divinazionskraft kein groſses Kompliment, wenn ich Ihnen sage, daſs ich Ihre Antwort auf mein erstes Schreiben 1) vorausgesehen habe. Glücklicher Weise für meine kleine Eitelkeit war es, wie Sie selbst versichert zu seyn scheinen, keinesweges meine Absicht, Sie zu erschrecken; widrigenfalls hätte ich die Demüthigung wohl verdient, meines Zwecks so sehr verfehlt zu haben. Ich erwartete von Ihnen nicht nur, daſs die Schwierigkeiten und abschreckenden Umstände, wovon ich Ihnen sprach, Ihren Muth vielmehr reitzen als niederschlagen würden; ich sehe auch mit Vergnügen, daſs mich meine Vermuthung über die ganz verschiedene Wirkung, welche meine Vorstellungen auf Ihr Gemüth machen würden, nicht betrogen hat. Sie schwingen sich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne sie völlig gut zu heiſsen) als *unaffektiertes Gefühl Ihrer Seele* zu schätzen weiſs — über alles — hin-

---

1) Es befindet sich im vier und zwanzigsten Bande der sämmtlichen Werke.

weg, was ich Ihnen, aus dem Munde unsers Horaz, und aus der Erfahrung der Dichter aller Zeiten, von den äuſserlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetischen Berufs gesagt habe. „Wer wird sich, sagen Sie, von einer Profession, wozu er sich berufen fühlt, durch Umstände abschrecken lassen, die aus der Natur und den Verhältnissen des menschlichen Lebens nothwendig entspringen, die ihr mit allen andern Professionen gemein sind, und durch standhaftes Ausharren, kluges Betragen und unablässiges Fortstreben nach Vollkommenheit, gleichwohl vielleicht überwunden werden können?“ — Besonders sehe ich Sie mit Vergnügen so wohl gewaffnet gegen die Vorstellung der Armuth, das alte, ziemlich gewöhnliche Loos der Künstler, die unter dem Einfluſs der Musen stehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, daſs das Wort Armuth, das durch die Aristides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epiktete und Thomas Moore — kurz durch die edelsten und besten der Menschen so ehrwürdig geworden, nichts verächtliches noch abschreckendes in Ihren Augen hat! — und daſs Sie Sich so ganz darauf eingerichtet zu haben scheinen, auch mit Ihrem Beyspiel zu bestätigen, was Horaz dem Römischen Pisistratus zu Gunsten seiner Mitbrüder im Apollo sagt:

Ein Dichter hat sonst keine Leidenschaft
Als seine Lust am Dichten; die allein
Beherrscht ihn ganz und gar, er lebt und webt
In Versen. Schlimme Zeiten, Geldverlust,

mit der äuſsersten Schwierigkeit zurück gehalten werden konnte, nicht etwa bloſs die Poeten, (wie Plato) sondern alle Leute, welche lesen und schreiben konnten, aus seiner Republik zu verbannen; selbst die Mathematiker und Sterngucker nicht ausgenommen, welche ihm wegen der aerometrischen und astronomischen Erfindungen des Königs Straus im Herzen zuwider waren. Man sagt von ihm, als der vorbelobte Visir die Geschichte des Krieges zwischen dem Genie Grüner als Gras und dem Könige der grünen Länder in seiner Gegenwart erzählt habe, hätte der junge Prinz, der damahls kaum siebzehn Jahre alt war, bey der Stelle, wo der Perückenkopf einen der vollständigsten Siege über den König Straus erhält, sich nicht enthalten können auszurufen: „Das soll mir niemand weiſs machen, daſs jemahls ein Perückenkopf den Verstand gehabt hätte, eine Armee zu kommandieren!“ — Eine Anmerkung, welche (wie man denken kann) von allen Anwesenden begierig aufgefaſst wurde, und, als ein frühzeitiger Ausbruch eines sel-

Vermögensabfall, all dieſs kränkt ihn wenig.
Mag sein Gesind auf Einen Tag entlaufen,
Mag überm Kopf sein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In seinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke, seinem Mündel oder
Mit-Erben heimlich einen Streich zu spielen.
Er lebt von Erbsenbrey und schwarzem Brot, u. s. w.

In London und Paris mag es wohl nicht an Versemännern fehlen, die sich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müssen: aber bey uns Deutschen getraue ich mir (wenigstens so lange die Romanmanufakturen so guten Absatz finden, wie seit einiger Zeit) einem jeden Poeten *vel quasi* noch immer so viel Erbsenbrey und schwarzes Brot zu garantieren, als er nöthig hat, um nicht — durch Überfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja das Handwerk wirft sogar Bier und Tabak — Bedürfnisse, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumahl da die Garderobe bey diesen Herren, ordentlicher Weise, ein wenig kostbarer Artikel ist. Indessen ist mir doch lieb zu vernehmen, daſs Ihr guter Genius wenigstens für das Unentbehrliche gesorgt, und Ihnen dadurch den sehr wichtigen Vortheil verschafft hat, daſs Sie mit Muſse und Weile arbeiten können, keinen Zeitverlust in Anschlag zu bringen brauchen, und, wenn Sie einen schönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Dutzend Verse verschwendet haben, sich nicht hinterdrein mit dem armseligen Gedanken, daſs der elendeste Proseschmierer, ohne alle Bemühung des Geistes und durch die bloſse Behendigkeit seiner Schreibefinger, zehnmahl mehr in so viel Stunden verdient habe, plagen müssen; und, beym Anblick Ihres zusammen geschrumpften Geldbeutels, nicht zu Verwünschung einer Profession verleitet werden, bey der Sie bloſs deſswegen verhungern, weil Sie nicht — ohne sie leben können.

Da Sie, mein Freund, allem Ansehen nach, sich nie in diesem jämmerlichen Falle befinden werden, und, bey der Sicherheit, das Nothwendige des begnügsamen Weisen niemahls weder durch Prose noch Verse erwerben zu müssen, für alles Entbehrliche unbesorgt sind, — kurz, da für Sie nur eine einzige Art ist, wie Sie nach Ihrer eignen Denkart Ihr Glück machen können und wollen; so befremdet mich ganz und gar nicht, daſs auf der einen Seite die Schwierigkeiten, die in der poetischen Kunst liegen, auf der andern, das Abschreckende, was Sie in der Natur und den engen Grenzen unsrer Sprache zu sehen glauben, und endlich die Meinung, daſs die ersten Plätze auf unserm Deutschen Pindus schon besetzt und neuangehenden Mitwerbern um die lauream apollinarem beynahe nichts ruhmwürdiges mehr zu unternehmen übrig gelassen sey, — die einzigen Hindernisse und Abschreckungen sind, die auf Ihre Einbildung zu wirken, und gleichsam in dem Augenblick, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, sie unschlüſsig und muthlos zurück zu halten scheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der Poetischen Kunst, ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein groſses Maſs wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewuſstseyn alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muſs, wenn es ihm auch unglücklicher Weise an einem Publikum fehlte, das sich mit weniger nicht befriedigen lieſse. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groſs einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiſs gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoſs von Konsonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählich; und die kleinste Übertretung des kleinsten dieser Gesetze erregt einen Miſslaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig-zartem Gefühl fortdauernd hervorzubringen, sein letzter Zweck ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Grenzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, das ist, die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit den höhern und wesentlichern zugleich erzielen zu können — kurz, nur fysische Unmöglichkeit, oder das groſse Gesetz der Kunst selbst, welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern, 2) — dieſs allein und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend

---

2) Zum Beyspiel. Ein poetisches Gemählde (es sey nun darin um die Darstellung einer Naturscene oder eines Karakters oder einer Leidenschaft zu thun) kann, der Natur des Gegenstandes gemäſs, und also vermöge des bestimmtesten Eindrucks, den der Dichter machen will, eine gewisse Austerität im Ton des Ganzen erfordern, die zuweilen mit dem wenigsten Nachtheil der übrigen Zwecke, am schicklichsten durch einige Härte in der Sprache und Versifikazion erhalten werden kann. Oder diese Härte kann zu Karakterisierung einer gewissen Figur des Gemähldes, oder zu Bewirkung eines Kontrasts oder einer feinen Schattierung nothwendig seyn, u. s. w. Eilfertige Kunstrichter, die doch auch zeigen wollen, daſs sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wohl eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können; und sehen nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten) daſs der Mann den vermeinten Fehler mit sehenden Augen begangen, und sich vielleicht wohl gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen.

einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulazion der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen letztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter, und mit Beyspielen erläutert, mitzutheilen. Auch bey der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studierens und einer langen Übung, bis man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grade der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daſs, was diesen Punkt betrifft, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniſs derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiſs allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daſs die Deutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beynahe allen andern Europäischen nachsteht: und daſs sie insonderheit von der Englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der Französischen an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwey so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äuſsersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der

Italiänischen an Geschmeidigkeit und Überfluſs an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulazion des Verses übertroffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht lächerlichen Patriotism — meine Meinung über diesen Punkt sagen zu dürfen; und ich stimme Ihnen gänzlich bey, wenn Sie mir schreiben: „ich wünschte der Erbe des neulich ohne Erben zu Charles-Town verstorbnen Juden **Abraham della Palpa** zu seyn, 5) um seine 300,000 Pfund Sterling zum Preis für den Deutschen Dichter auszusetzen, der diese einzige Stanze des göttlichen Tasso in gleich schöne Verse zu übersetzen vermöchte:

Teneri sdegni e placide e tranquille
Repulse, cari vezzi e liete paci,
Sorrisi, parolette, e dolci stille
Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,
Fuse tai cose tutte, e poscia unille,
Ed al foco temprò di lente faci,
E ne formò quel sì mirabil cinto
Di ch' ella aveva il bel fianco succinto.

---

5) Dieser portugiesische Jude starb vor einiger Zeit auf seinem Landgute ohnweit besagter Stadt im hundert und vierzigsten Jahre seines Alters, und verordnete, aus Mangel näherer Erben, daſs seine in 300,000 Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft an Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion und Sekte, verwendet werden sollte.

Die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Brasilien auszubieten im Stande wären) liegt bloſs in den vier ersten Versen — und sie liegt nicht nur in den Worten, in so fern sie Begriffe bezeichnen, sondern vornehmlich in dem Mechanischen derselben, und in der zauberischen Wirkung, die das amoroso in der Modulazion dieser Verse thut.

Die Italiänische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beywörtern, für die uns die unsrige kein Äquivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein Deutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabey nicht durch irgend ein leidiges Schr oder Ch, oder ein dreyfaches Übergewicht harter Konsonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effekt machen soll, verunziere, — zu oft erfahren, als daſs ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freylich meistens nicht im Mangel an Wörtern, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unser durch Griechische, Lateinische, Wälsche und Französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heiſst eben das was *teneri*, und hat den nehmlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoſs der drey Mitlauter rtl in dem Deutschen Worte?

Beltà und Schönheit bezeichnen einerley Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes, und wie müssen die Organen arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit H, Ch, S, Sch, Pf und R, überladenen Hochdeutschen? Alles dieſs, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Eufonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die Italiänische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten, und selbst vor dem, was sie gleichwohl auch in diesem Stücke ist, verschlieſsen wollten. Ohne hier zu wiederhohlen, was von vielen andern, und von mir selbst anderswo, hierüber schon gesagt worden, — bedürfen wir eines stärkern Beweises, als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nur seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber auch schon lange vor der Epoke Hallers, Bodmers, Hagedorns, Gleims und Gellerts, wie sehr zeigte sie sich schon von dieser Seite zu ihrem Vortheil in vielen mahlerischen und musikalischen Gedichten unsers vortrefflichen und zu sehr vergeſsnen Brockes. Ich brauche Sie nur auf das ehemahls berühmte Gemählde eines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille zu verweisen, wo mehr als siebzig meistens Alexandrinische Verse ohne R, einen sehr laut redenden Beweis abgeben, daſs unsre Sprache so hart nicht ist, als man ihr vorwirft; oder daſs sie wenigstens einen Überfluſs an weichen Wörtern hat, und milde genug ist, sich in sehr sanfte Formen gieſsen zu lassen. Was auch der Geschmack gegen die besagten siebzig Brocksischen Verse ohne R einzuwenden haben mag; so beweisen sie doch immer, was der Dichter selbst, wie es scheint, damit beweisen wollte. Aber auch ohne dieſs, was ist sanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nehmlichen Dichters musikalischem Gedicht auf seinen Garten?

Es scheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben;
Die klare grünlich dunkle Fluth,
Die in des Teiches Uferschooſs,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weiſsen Glut.

Es müſste denn nur folgende Arie seyn, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf:

Kühler angenehmer Bach,
Allgemach
Schlieſset deiner krausen Wellen
Sanfter Schall in kleinen Fallen,
Durch das Ohr mein Auge zu;

Deiner flieſsenden Kristallen
Schwatzend Wallen
Reitzet selbst den Geist zur Ruh.

Lesen Sie, wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache, in Rücksicht auf Wohlklang und Singbarkeit, in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Wasser im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondschein in einer angenehmen Frühlingsnacht, über die Rose, u. s. w. und besonders seine ehemahls so berühmten Beschreibungen des Nachtigallengesangs, 4) denen schwerlich irgend eine Sprache etwas reicheres und vollkommners in ihrer Art entgegen zu setzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müssen, daſs unsre Sprache bey weitem nicht so sanft ist, als die gröſsten Theils aus der Lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen, — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und groſse Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen

---

4) Alle hier angezogene Brockische Stücke befinden sich im ersten Theil seines irdischen Vergnügens in Gott, wo man überhaupt seine besten Sachen suchen muſs.

tenen Verstandes an einem noch so zarten Prinzen, mit schuldiger Bewunderung am ganzen Hofe wiederschallte.

Schach-Dolka rechtfertigte die Hoffnung, welche man sich nach solchen Anzeigungen von seinen künftigen Eigenschaften machte, auf die auſserordentlichste Weise. Der Neid selbst muſste gestehen, daſs er seinen Vorältern Ehre machte. Er war der gröſste Mann seiner Zeit *Distelfinken abzurichten*; und in der Kunst *Mäuse aus Äpfelkernen zu schneiden* hat die Welt bis auf den heutigen Tag seines gleichen nicht gesehen. Durch einen unermüdeten Fleiſs 2) bracht'

---

2) Wir können nicht umhin, die Anmerkung zu machen, daſs die Neigung sich zu beschäftigen und ein anhaltender Fleiſs unter die seltensten und schätzbarsten Tugenden gehören, die ein groſser Herr besitzen kann. Nur um dieser willen verdient, unsers Erachtens, Schach-Dolka einen Platz unter den besten Fürsten, die jemahls den Thron gezieret haben. Was hätte er erst verdient, wenn er diesen unverdrossenen Fleiſs auf die Ausübung seiner *königlichen* Pflich-

Kräfte darzustellen, — und besonders, ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unsern ganzen Reichthum an Wörtern dieser Art beysammen sehen wollen, abermahl, auſser den schon angezogenen Gedichten meines Brockes, seine fysikalischen Stanzen, die mit den trefflichsten Schilderungen angefüllt sind: besonders die Beschreibung eines feuerspeienden Berges und das groſse Gemählde des Untergangs unsers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche, ungeachtet der unbequemsten Vers- und Reimart, die zu Gedichten dieser Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreiſsende Stärke der Sprache, deren er sich darin ganz bemächtigt hat, in Bewunderung setzen wird. Nehmen Sie nun noch hierzu, was unsre Dichtersprache, seit Brockes, durch die fünf schon genannten Dichter, und nach ihnen, durch Kleist, Kramer, Utz, Geſsner, Rammler, Gerstenberg, Götze, Zachariä, Dusch, J. G. Jakobi, Bürger, und andere, vornehmlich aber, was sie durch Klopstock gewonnen hat: machen Sie Sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter, in seiner Art, und nach dem besondern Karakter seines Geistes und seiner Dichtart, genau bekannt — und gewiſs, ich müſste die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daſs Sie billiger von dieser Sprache urtheilen, und sichs nicht mehr Leid seyn lassen werden, daſs das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno geboren werden lieſs. Wenigstens verspreche ich mir dieſs so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck, an Klang und Modulazion, ihrem Inhalt angemeſsnere Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faſste den Seraf. Ihm schlug sein Herz, 5) und um ihn lag wartend
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süſsbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahin sank

---

5) Man hört die Art, wie es empor schlägt — stark und langsam — in diesen vier auf einander folgenden einsilbigen Wörtern, deren jedes eine lange Silbe ist.

Stürzt auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit anderer Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Aller Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltiger, wie zitterten, wie süſsbetäubend, wie ehrfurchtsvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letztere ist sogar ein sehr hartes Wort: aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müſste die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majestätischer, schauervoller, schrecklicher und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freywillig entgegen gekommen ist: und die andre Hälfte, um Ihnen in Beyspielen zu zeigen, wie dieser groſse Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur seinigen zu machen gewuſst hat. Niemand hat besser als Er die Kunst verstanden, ihre Widerspenstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edlen und geschmeidigen Luftkörper zu bilden. Studieren Sie ihn, ohne ihn jemahls zu kopieren, lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern die ich genannt habe, und die, (wiewohl zum Theil von den Jetztlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmackvollere Nachwelt ganz gewiſs in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen: so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo Sie ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Ursache genug finden, sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

Es ist nichts leichters als zu sagen, die Sprache Ariosts, Tasso's und Metastasio's sey ungleich sanfter und melodiöser 6) als die Deutsche. Aber ist sie darum auch mannigfaltiger, abwechselnder, nachdrücklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede seyn, daſs ihre alle Augenblicke wiederkommenden *A*, *E*, *I* und *O* ihr eine dem Ohr endlich sehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig Unvollkommenheiten an den auswärtigen Sprachen zu suchen, um die Verdienste der unsrigen zu erheben.

6) Ich nenne eine Sprache melodiöser als eine andre, wenn sie sich allen Arten von Melodien, besonders den leichten und gefälligen, williger anschmiegt, und gleichsam von selbst in Melodie hinflieſst — welches von der Wälschen im eigentlichsten Verstande gesagt werden kann.

Jede Sprache ist der Organisazion, der Lage, dem Genie und Karakter der Nazion, von welcher sie gebildet worden ist, angemessen — und die Deutsche trägt die Spuren des allgemeinen Karakters, woran man einen Deutschen — so verschieden auch die Einwohner einzelner Provinzen, in Vergleichung mit einander, scheinen — von einem Franzosen, Italiäner, Spanier, Engländer, u. s. w. sogleich unterscheiden kann, auf eine sehr merkliche Weise. In ihren häufig zusammengedrängten Konsonanten ist das Flegma unsers Nazional-Temperaments, die Asche die unsre Gluth bedeckt; in ihren häufigen Hunds- und Zischlauten (R. S. Sch.) die Kolerische Mischung, und in den eben so häufigen und starken Aspirazionen das Muntere, Kräftige und der anhaltendsten Anstrengung Fähige desselben, deutlich ausgedruckt. Aber die häufige Einmischung der sanften, und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, *B*, *M*, *D*, *C* und *L*, vornehmlich des letztern, der etwas vorzüglich lebhaftes und liebliches hat, temperiert 7) das Schwerfällige, Rauhe und Ungestüme, das gleichsam die Grundlaute der Sprache unsrer uralten Vorfahren, der freyen Waldbewohner, Jäger und Krieger — ausgemacht, in solcher Maſse, — und die lange Tonleiter unsrer Vokalen und Difthongen trägt so viel bey, theils das Naturnachahmende unsrer Wörter zu verstär-

---

7) Und wie viel würden wir erst an Sanftheit gewinnen, wenn die Art, wie die Niedersachsen unser häſsliches Pf und Sch aussprechen, so allgemein würde als sie es zu seyn verdient?

ken, theils eine groſse Mannigfaltigkeit und mehr Kontrast in sie zu bringen: daſs ein Dichter, wenn er seinen eignen Vortheil recht bedenkt, sich kaum eine zu allen Arten des lebendigen Ausdrucks tauglichere, und alle mögliche Farbenmischungen besser zulassende Sprache wünschen kann, als eben diese, die wir, aus allzu groſser Gefälligkeit gegen unsre Nachbarn, den ihrigen (die doch so wenig übereinstimmendes mit unserm Temperament und Karakter haben) unbilliger Weise nachzusetzen uns verleiten lassen.

Ich überlasse diese Betrachtung, die das, was ich sagen wollte, nur bloſs andeutet, Ihrem eignen weitern Nachdenken; und bin versichert, daſs Sie durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den Gebrauch, den unsre besten Dichter von den Idiotismen unsrer Sprache zu machen gewuſst haben, tausendfältige Bestätigungen des Gesagten finden werden.

Weil ich Sie doch so lange mit meiner Apologie unsrer uralten Helden- und Bardenzunge aufgehalten habe: so erlauben Sie mir nur noch diese einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem sie die alte Griechische Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben haben — die Unsrige wegen des häufigen Nasenlauts *N* tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt: sonst hätten sie sehen müssen, daſs das *N* am Ende des Worts im Griechischen beynahe eben so häufig vorkommt als im

Deutschen. Der Vorschlag eines groſsen Königs, zu Verbesserung dieses vermeintlichen Gebrechens, unsre Zeitwörter hinten mit einem *A* zu beschwänzen, und statt lieben, liebena zu sagen, ist nicht glücklicher als der Tadel selbst, und würde unsre Sprache in ein sehr unliebliches und Böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die Oberdeutschen schon seit so vielen Jahrhunderten thun) das *N* am Ende der Wörter gar nicht hören lieſse. Unsre Sprache würde dadurch — zwar nicht der Griechischen — aber doch wenigstens der Französischen und Wälschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas beträchtliches über den bösen Geist des Übelklangs gewonnen!

Was die engen Grenzen der Deutschen Sprache betrifft, so dachten Sie dabey wohl allein an die Französische, die durch einen Zusammenfluſs von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwigs XIV. zur allgemeinen Hof- und Gesellschaftssprache im gröſsern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müſste sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemahls von der unsrigen aus ihrem wohl erworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrscheinlichen Glücksfall Rechnung machen. Der Französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der Deutsche Einen hat. Der Nachtheil des Deutschen ist groſs; aber da er ihn mit allen übrigen Europäischen Nazionen theilt, so ist er um so leichter zu ertragen: und da der Umfang der Länder, in welchen die Deutsche Sprache gesprochen wird, viel gröſser ist als der Kreis in welchem (auſser der Französischen) alle übrigen Europäischen Sprachen eingeschlossen sind: so hat der Deutsche hierin noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiäner, Engländer, Spanier, u. s. f. Der Franzose ist der einzige, den Sie, in dieser Hinsicht beneiden können. Wollten Sie aber wohl, um des Vortheils willen von einer gröſsern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der Französischen als Deutschen Sprache dichten? — Wahrlich, so müſsten Sie die reichen Vorzüge unsrer Dichtersprache und die Vortheile einer ungleich gröſsern Freyheit, deren unsre Dichtkunst genieſst, noch nicht genug erwogen haben.

Von gröſserm Belang scheint, beym ersten Anblick wenigstens, der letzte Einwurf zu seyn, bey dem Sie Sich am meisten aufhalten; und über den auch meine Antwort etwas weitläufiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit giebt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — „Die Epoke, in deren Mittel ich geboren worden bin, (sagen Sie) kann mit gröſstem Rechte das goldne Alter der Deutschen Poesie genannt werden; und, nach der Analogie dessen was bey andern Völkern geschehen ist, zu urtheilen, dürfen wir nicht hoffen, jemahls wieder eine solche Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Arten beysammen zu sehen, als diejenigen waren, womit das Schicksal

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1304/052

die Regierungszeit Kaisers Franz des Ersten — wiewohl ohne dessen mindestes Zuthun, und ohne daſs er vermuthlich das geringste davon wahrgenommen, illustriert hat. Auch wird (fahren Sie fort) die Nachwelt dieses goldne Alter unsrer Poesie, da es nach keinem Alexander, August, oder Ludwig benannt werden kann, mit besserm Fug Bodmers Jahrhundert nennen; denn in dem langen Lebenslauf dieses ehrwürdigen, um unsre Sprache und Litteratur sehr verdienten Greises, ist der Anfang, das Mittel, und besorglich auch das Ende der schönen Zeit unserer Deutschen Musen eingeschlossen. In seiner Jugend brach ihre Morgenröthe mit Canitz, König und Brockes an; bald darauf erschienen Haller und Hagedorn, denen eben so bald Pyra und Lange, so wie diesen Gleim und Utz und Gellert und die übrigen Verfasser der Bremischen Beyträge folgten. In seinem funfzigsten Jahre (im Jahre 1748.) hatte er schon die Mittagshöhe erreicht, von welcher er, mit der frohen Zufriedenheit eines Mannes, der zur Besserung seines Zeitalters selbst so viel beygetragen, herabsingen konnte:

Mein Haupt beschweret nicht mehr das Erz des alten Saturnus,
Sein Reich von Bley gab dem silbernen Platz,
Und das verheiſst uns hienächst ein golden dichtrisches Alter,
Verheiſst uns unsern Homer und Virgil.
Ich hörte Klopstocken schon den Gott Messias besingen,

er es in dieser schönen Kunst so hoch, daſs er alle Arten von Mäusen, als Hausmäuse, Feldmäuse, Waldmäuse, Haselmäuse, Spitzmäuse, Wassermäuse und Fledermäuse, auch Ratten, Maulwürfe und Murmelthiere, mit ihren gehörigen Unterscheidungszeichen, in der äuſsersten Vollkommenheit verfertigte; ja, wenn man dem berühmten Schek Hamet Ben Feridun Abu Hassan glauben darf, so beobachtete er sogar die Proporzionen nach dem verjüngten Maſsstabe mit aller der Genauigkeit, womit Herr Daubenton in seiner Beschreibung des königlichen Naturalienkabinets zu Paris sie zu bestimmen sich die löbliche Mühe gegeben hat.

Auſserdem wurde Schach-Dolka für einen der besten Kuchenbäcker seiner Zeit gehal-

---

ten zu verwenden hätte geruhen wollen? — Seiner königlichen Pflichten? — Gegen wen? Wo hätte Schach-Dolka hernehmen sollen, daſs ein König Pflichten habe?

Anmerk. des Lat. Übers.

Mit Miltons Geiste schien Klopstocks durchwebt:
Ich hörte schon den von Kleist auf Zefyrs duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.
Sie hohlten muthig und stark in den Olympischen Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Gesang.

Wie wenig hatte Ihm in der Dekade von 1730 bis 40, da die Neukirche, Corvini und Gottschede den Deutschen Parnaſs noch mit bleyernem Zepter beherrschten, geahnet, daſs er in seinem funfzigsten sehen würde was er sah! Gewiſs so wenig, als er damahls vorher sah, daſs er dieses goldne Alter, dessen Anbruch ihm solche Freude machte, ganz durchleben, und mehr als dreyſsig Jahre später, wieder Ursache haben, oder zu haben glauben würde, den Verfall des Geschmacks zu beklagen; dessen glänzendste Epoke nun in seinem fünf und achtzigsten Jahre ihm eben so weit wieder hinter seinem Rücken zurück zu weichen scheint, als sie sechzig Jahre zuvor, wiewohl in einer noch unsichtbaren Entfernung, vor ihm lag. Dieser optische Betrug (setzen Sie hinzu) ist vermuthlich in Bodmers gegenwärtigem Alter eben so natürlich und unvermeidlich, als es mir, dessen zwey erste Lebensdekaden in den glänzenden Zeitraum unsrer Litteratur von 1760 bis 80 fielen, natürlich seyn muſs, zu befürchten, daſs mir, von so vielen Günstlingen der Musen, die sich innerhalb dieser Zeit durch Meisterstücke aller Art hervorgethan haben, nichts, wodurch auch ich mich vom Boden erheben könne, übrig gelassen sey. Ich befinde mich gerade in der Lage eines jungen Griechischen Kunstbeflissenen, der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der Mahler der Grazie, den schönen Reihen der Polygnotus, Zeuxis, Parrhasius, Protogenes, Timanthes, Pamfilus und Aetion beschloſs, — und der in irgend einer groſsen Gallerie von den schönsten Werken aller dieser Meister sich umringt und gleichsam erdrückt gesehen hätte. Sie werden mir, hoffe ich, gestehen, daſs ein solcher Anblick geschickter ist, einem Anfänger, der Augen zum Sehen, eine Seele zum Empfinden, und Geist zum tiefern Eindringen ins Wahre der Kunst mit sich bringt, den Muth niederzuschlagen als zu erheben!“

Ich habe groſse Lust, mein lieber junger Freund, Ihnen dieſs — nicht einzugestehen. Aber dagegen bekenne ich gern, daſs, wenn ich über diesen Gegenstand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunkt, woraus jeder von uns die Sache sieht, groſsen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat, von seinem vierzigsten Jahre bis zum fünf und achtzigsten, unsre Litteratur mit so schnellen und gigantischen Schritten emporsteigen sehen, daſs seine Einbildung sich an diesen raschen Gang gewöhnt hat, und es ihm vorkommen muſs, wir fallen wieder, wenn wir auch bloſs still ständen. Überdieſs ist es ja wohl sehr natürlich und verzeihlich, daſs auch der weiseste Mann, wenn er achtzig Jahre hinter sich hat, die Schuld der Natur bezahle, und wahr machen helfe, was unser Horaz von seinem Alten sagt:

— difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum. 8)

Wir werden denen, die nach dem Jahre 1800 ungefehr seyn werden, was wir im Jahre 1780 waren, nicht besser machen; falls uns das zweydeutige Vergnügen aufbehalten ist, ins neunzehnte Jahrhundert mit erloschnen Augen hinüber zu schauen. Aber jetzt, da ich im Oktober 1782 mich gerade auf dem Punkte meiner eignen Laufbahn befinde, wo Bodmer vor 34 Jahren auf der Seinigen war, als er sang:

Nun hat mein Alter den Punkt der Mittagshöhe beschritten,
Und ist nicht länger mit steigen beschwert;

ist es eben so natürlich, daſs ich von meiner Zeit weder so geringe denke, wie Er dermahlen zu thun scheint, noch so gar groſs, wie Sie, mein Freund, — wenigstens in diesem Augenblicke denken, da ihre jugendliche Bescheidenheit, mitten unter so vielen, so mannigfaltigen, zum Theil so gepriesenen Werken älterer Meister wie erschreckt und geblendet dasteht, und an der Möglichkeit zweifelt, das was sie bewundert, nur erreichen, geschweige übertreffen zu kön-

---

8) Schwer zu befried'gen, hat er immer was
Zu klagen, ist der ew'ge Leichenredner
Der weiland guten Zeiten, da er noch
Ein Knabe war, der ew'ge Censor und
Zuchtmeister aller jüngern, die jetzt sind
Was er, zu seiner Zeit, gewesen war.
Horaz. Episteln 2. Theil. S. 215.

nen. Aber gerade dieser Zweifel, mein Lieber, ist der gewisseste Beweis, daſs es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verstimmten Leyern so unermüdet um die Ohren schnarren, hätten ihn längst haben sollen, und werden ihn nie haben. Nur der Jüngling, der ein Rafael seyn sollte, konnte vor einem da Vinci schamroth und staunend da stehn, und zweifeln, ob er ihn jemahls würde erreichen können; — während daſs da Vinci selbst am besten wuſste, daſs er und worin er übertroffen werden könne.

Unsre Litteratur hat seit vierzig Jahren unläugbar, in Vergleichung mit dem was sie vor dieser Zeit war, groſse Schritte vorwärts gemacht: Aber, wer kann sagen, daſs sie den Punkt schon erreicht habe, wo sie sich der Französischen entgegen stellen könnte? Wo sind unsre Boileau, unsre Moliere, unsre Corneille, unsre Racine, u. s. w. Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Fädra, dem Britannikus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed; wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartüffe entgegen stellen können? Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publikum in dieser oder jener Stadt, oder was parteyische Freunde, und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, daſs mir nur ein einziges gedrucktes Stück genannt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels

(Sprache, Versifikazion und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehen könne.

Ich dinge mit gutem Bedacht, eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemahls weder in die Wolken sich versteigende, noch wieder zur Erde sinkende Sprache, und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versifikazion mit ein: denn ein Tragödiendichter in Prose ist — wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die gröſsten Dichter der Neuern gedacht; und schwerlich wird jemahls einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgültig gegen seinen Ruhm seyn, lieber in Prose schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den groſsen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bey gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie. — Was ich hier sage, soll der kleinen Anzahl von Trauerspielen in gereimten Versen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden so lange gut genug bleiben müssen, bis ein Dichter, über welchen Racines Gefühl, Geschmack und Talent kommen wird, etwas vollkommners in dieser Art leistet. Wenn das Vollkommne gekommen seyn wird, so wird das Stückwerk aufhören. Die Franzosen haben solche Stücke, wie wir kaum ein Dutzend zusammen bringen können, dem Hundert nach: aber wir haben meines Wissens, nicht ein einziges, weder Trauer- noch Lustspiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meisterstücken den Vorzug streitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch selbst in dem Fache der erzählenden oder Epischen Poesie (im weitläufigsten Verstande des Wortes) worin wir, Verhältniſsweise, mehr Gutes als in der Dramatischen aufzuweisen haben, — wie Vieles ist noch zu thun? Wie weit sind wir noch entfernt, alle Gattungen derselben, oder alle guten Süjets in jeder Gattung erschöpft zu haben; oder, in allen Arten des Stils, Werke die von keiner Seite übertroffen werden könnten, zu besitzen! Wie mancher hat durch seine Versuche (so viel Verdienst man ihnen auch mit Rücksicht auf Zeit und Umstände billig zugestehen muſs) gleichwohl nur der Naekommenschaft den Weg gezeigt, es besser zu machen? —

DRITTER BRIEF.

Als ich Ihnen am Schluſs meines zweyten Briefs, bey Gelegenheit der allzuhohen Meinung, die Sie mir von unsern Fortschritten in den Musenkünsten gefaſst zu haben schienen, im Vorbeygehen etwas von der meinigen über den Zustand unsrer dramatischen Poesie merken lieſs; als ich Sie fragte, wo unsere *Corneille*, *Racine*, *Moliere*, u. s. w. seyen? wo die Deutschen Tragödien, die wir Werken, wie Cinna, Athalia, Britannikus, Catilina, Alzire, Mahomed, u. s. f. entgegen stellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen? — Als ich Ihnen dieſs schrieb, hatte ich wenig Hoffnung, daſs in dem Zustand, worin unsre dramatische Dichtkunst und unsre Schaubühne sich seit einigen Jahren befinden, und bey der fast allgemeinen Gleichgültigkeit, womit unsre besten Köpfe dem Verfall des Geschmackes und der Kunst zusehen, meine einzelne schwache Stimme gehört werden, und einige Wirkung thun würde. Um so angenehmer wurde ich daher überrascht, als ich vernahm, daſs ein mit Patriotischem Eifer für diesen Zweig des Nazionalruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe, und dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert worden sey, ob es möglich seyn möchte, unsre tragische Muse wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weisse schon so glücklich betreten hatten zurück zu leiten, und (was die Hauptabsicht des edeldenkenden Mannes zu seyn scheint) Nachfolger zu erwecken, die ihm selbst in dieser ruhmvollen Bahn zuvorlaufen, und endlich einmahl zeigen würden, dafs dem Deutschen Genius, von Deutscher Unverdrossenheit und Beharrlichkeit unterstützt, auch diese hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unersteiglich sey.

Dieser Versuch, diese unverhoffte und seltsame Erscheinung auf unserm heutigen Parnafs, nennt sich Cleopatra und Antonius, ein Trauerspiel in Versen von vier Aufzügen, gegen das Ende des letztverwichnen Jahres im K. K. Nazional-Hoftheater zu Wien aufgeführt: und der Mann der den Muth hatte mit einem so kühnen Versuche gegen den herrschenden Geschmack Sturm zu laufen, ist der K. K. Oberst und Kommendant des Graf Karl Colloredoischen Infanterie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der sich durch die Trauerspiele, Herrmann und Thusnelde, und Aurelius, und vornehmlich durch das auf allen unsern Schaubühnen so bekannte und beliebte Lustspiel, der Postzug, schon seit funfzehn Jahren eine Stelle unter den Schauspieldichtern unsrer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte, das wir den Meisterstücken eines Racine, Crebillon und Voltaire an die Seite stellen könnten, war (wie Sie Sich erinnern werden) sehr viel; aber es war nicht mehr als was ich von mir selbst fordern würde, und müſste, wenn mich jemahls die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen solche Athleten messen zu wollen. Der Verfasser dieser neuen Kleopatra lieſs sich durch die Gröſse dieser Forderungen und die Schwierigkeit, sie zu befriedigen, nicht abschrecken: was kann ein Versuch schaden? sagte er zu sich selbst, und leistete — was ihm, in seiner Lage, bey einem Beruf, der mit der geschäftlosen Ruhe der friedsamen Musen so stark absticht, auf einer Stelle, welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen vorsteht, der sich durch keinen Scheindienst befriedigen läſst, kurz, was einem Dilettanten, der den Musen nur einige Erhohlungsstunden opfern kann, möglich war; und gewiſs mehr, als man den meisten von den Herren, die sich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Ursache hat. Gesetzt auch, daſs er mit diesem Versuche nichts mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerksamkeit des litterarischen Publikums, der Liebhaber der Schaubühne, und der Schauspieler selbst, nach einer zu langen Pause, wieder auf die wahre Kunst des Trauerspiels und die groſsen Muster der Griechen und Franzosen zu lenken, und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefesselten mit Genie und Talenten ausgerüsteten Manne die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geschmack der Nazion durch Meisterstücke in dieser Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns eben so weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeinen, als von der Kunst entfernt haben; würde nicht dieſs allein schon Verdienstes genug seyn, und dem edeln Manne, der einer so glücklichen Veränderung den ersten Schwung gegeben, den Dank aller derjenigen erwerben, denen der Ruhm unsrer Litteratur nicht gleichgültig ist? — Und wem, der noch einiges Gefühl für Nazionalruhm hat, kann diese gleichgültig seyn?

Herr von Ayrenhof hat mir, in Rücksicht auf den oben erwähnten Umstand, die sonst unverdiente Ehre erwiesen, seiner Kleopatra eine Zueignungsschrift an mich vorzusetzen, die zugleich dem Werke selbst zur Vorrede dient, und (auſser einer kurzen Rechtfertigung seiner Verfahrungsart in Anlegung des Karakters seiner Heldin) sein freymüthiges Glaubensbekenntniſs über den gegenwärtigen Zustand unsrer Schaubühne und den herrschenden Geschmack des groſsen Haufens darlegt. Ich muſs aber gestehen, daſs ich hier nicht immer so ganz mit Ihm einstimmen kann, als Er es vorauszusetzen scheint; wenigstens würde ich mich über verschiedne Punkte bestimmter und behutsamer ausgedrückt haben; — und dieſs eben nicht aus Poltronerie, oder aus politischen Rücksichten, sondern aus Furcht ungerecht zu seyn, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

ten, wenn ihm anders seine Hofleute in diesem Stücke nicht geschmeichelt haben; und man rühmt als einen Beweis seiner ungemeinen Leutseligkeit, daſs er sich ein unverbrüchliches Gesetz daraus gemacht habe, an allen hohen Festen seinen ganzen Hof mit kleinen Rahmpastetchen von seiner eigenen Erfindung und Arbeit zu bewirthen. Niemahls hat man einen Sultan mit Geschäften so überhäuft gesehen, als es der arme Dolka in dem ganzen Laufe seiner Regierung war. Denn da alle Könige und Fürsten gegen Morgen und Abend so glücklich seyn wollten, einige Mäuse von seiner Arbeit in ihren Kunstkabinetten, oder einen Finken aus seiner Schule in ihrem Vorzimmer zu haben; und da Schach-Dolka theils aus Gefälligkeit, theils in Rücksicht auf das launische Ding, das man *Ratio status* nennt, niemand vor den Kopf stoſsen wollte: so hatte er wirklich (die Stunden, die er im Divan verlieren muſste, mit eingezählt) vom Morgen bis in die Nacht so viel zu thun, daſs er kaum zu Athem kommen konnte.

In zweyen Stücken bin ich mit dem Herrn Obersten gänzlich einerley Meinung: nehmlich daſs wir Unrecht haben, die guten Werke der Franzosen zu verachten, weil wir vielleicht verzweifeln sie in ihrer Manier erreichen zu können; und, daſs die unverständige Nachahmung Shakespears, und der Englischen Schaubühne überhaupt, groſsen Unfug auf den unsrigen angerichtet hat. Aber was beweiset dieſs gegen Shakespearn selbst? Wahrlich nicht ein Jota mehr, als die schülerhaften Übersetzungen und Nachahmungen Französischer Muster, die vor dreyſsig bis vierzig Jahren aus der Gottschedischen Schule hervorgingen, gegen Racine oder Voltaire bewiesen!

Ich bin so überzeugt als es jemand seyn kann, daſs der Ödipus des Sofokles eines der vollkommensten Muster der Tragödie ist; und daſs die Regeln, die von diesem Meisterstück der tragischen Kunst abgezogen worden, Regeln sind, bey deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sofokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein eben so glückliches Süjet als der Ödipus ist, aufzufinden, ein eben so vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloſse Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drey Einheiten, macht darum noch kein vortreffliches Werk: und das regelloseste Stück, mit Shakespears Genie, tiefem Blick in die innersten Falten des Herzens, Lebendigkeit und Energie der Imaginazion, Wärme des Gefühls, und unerschöpflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geschrieben, würde doch wohl, ohne jemandes Widerrede, unendliche Mahl mehr werth seyn als Gottscheds Cato, mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Aristoteles. Wer wollte nicht lieber mit einem sehr unregelmäſsig gebauten Äsop Umgang pflegen, als mit einem Antinous, wenn er nur eine hirnlose Puppe wäre?

Shakespears Stücke sind, gröſsten Theils, Haupt- und Staatsakzionen, oder dramatisierte Novellen und Mährchen, bey deren Anlage er so wenig an den Plan des Ödipus dachte, als an das Ceremonien-Tribunal zu Peking. Nicht desto besser! sagt Herr von Ayrenhof, und beynahe möcht ich es auch sagen, wenn ich überzeugt wäre, daſs Shakespear durch Regelmäſsigkeit nicht mehr verloren als gewonnen hätte. Aber es sey dem so! Er ist und bleibt dennoch (mit Erlaubniſs meines edeln Freundes) der erste dramatische Dichter aller Zeiten und Völker — nicht weil er sich über die Regeln der Griechischen Tragödie wegsetzte; nicht wegen seiner Vermengung des erhabensten Tragischen mit dem niedrigsten Komischen; nicht wegen gewisser Fehler, die ihm mit den gröſsten Schriftstellern seiner Nazion und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem schlimmen Geschmacke seines Publikums, von welchem er seinen Unterhalt ziehen muſste, wissentlich brachte — dieſs dächte ich, sollte sich doch endlich einmahl von selbst verstehen! — sondern weil ihn, in allem was das Wesentlichste eines groſsen Dichters überhaupt und eines Dramatischen insonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Einbildungskraft, und der Gabe sich in jeden Karakter zu verwandeln, sich in jede Situazion und Leidenschaft zu setzen, weder Corneille noch Racine, weder Crebillon noch Voltaire, nicht nur nicht übertroffen, sondern (wenn wir ohne Vorurtheile, nach hinlänglicher Untersuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bey weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines groſsen Genies spricht, die man oft in seinen Werken finde, erweckt den Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen und volle Ergieſsungen des mächtigsten, reichsten, erhabensten Genius, der jemahls einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich, bey Lesung seiner Werke, überwältigen, mich für seine Fehler und Unregelmäſsigkeiten unempfindlich machen, mich, unter dem Zauber seiner allgewaltigen Fantasie, eben so wenig an Französische Regeln und Französische Muster denken lassen, als mir in einer herrlichen Landschaft, oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daſs Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Meſsschnur und Baumscheere zu Hülfe gekommen sey. Shakespears Werke sind, in Vergleichung mit regelmäſsigen Tragödien nur in so fern Ungeheuer (wie sie Herr von Ayrenhof nennt) als die Domkirche zu Mayland oder die

Abtey von Westminster in Vergleichung mit Griechiſchen Tempeln, oder die Faſsade des Straſsburger Münsters in Vergleichung mit der Faſsade vom Louvre Ungeheuer sind. Ein mittelmäſsiges Tempelchen, nach Ionischer Ordnung gebaut, wäre freylich eleganter als die majestätische Kathedralkirche zu York, die eines der prächtigsten Denkmähler im sogenannten Gothischen Geschmacke ist: aber was müſste das für ein Kopf seyn, der, (wenn es auf ihn ankäme) diese niederreiſsen lassen wollte, um jenes an ihren Platz zu setzen?

Shakespears Unregelmäſsigkeit wird, an sich selbst, nie eine Schönheit werden, wiewohl sie bey ihm oft die Veranlassung groſser Schönheiten ist; und seine Fehler bleiben Fehler, wiewohl sie Fehler eines groſsen Mannes sind. Es ist nicht wohl gethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit Geisteskräften wie die seinige ausgesteuert worden zu seyn; und es ist lächerlich, diese nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das *servum pecus* geistloser Nachahmer an einem Shakespear sonst nachahmen als seine Fehler? Sein Genie läſst sich freylich nicht nachahmen. Indessen sind es doch bloſs die Affen Shakespears, deren Machwerk er nun darum entgelten soll, weil sie ihn von seiner tadelhaften Seite zum Muster genommen haben. Immerhin eifere man gegen seine unberufenen, unverständigen und geschmacklosen Nachtreter! Aber was hat Shakespear mit diesen zu schaffen? Er steht für sich selbst.

Seine Werke, an denen die Natur so viel und die Kunst so wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leser von unverdorbenem Gefühl, und das Studium aller wahren Künstler bleiben; sie sind gemacht, gelesen, empfunden, studiert, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als in so ferne die getreuen Abdrücke der Natur, die sie uns in so groſsem Überflusse darstellen, als eben so viel Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Mensch alles was er ist, gewisser Maſsen durch Nachahmung wird: so ist doch gewiſs, daſs nur Menschen, die mit dem Geiste der schönen Künste geboren wurden, nur Menschen von wahrem entschiedenem Talente, fähig sind, die groſsen Meister, deren Lehrerin die Natur selbst war, mit Diskrezion und Weisheit nachzuahmen. Das Vorbild mag ein Shakespear oder ein Corneille, ein Rafael oder ein Rembrand seyn, wenn derjenige, der sich nach ihm bilden will, ein *servum pecus* oder ein Affe ist, so kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakespear auch nie unter uns bekannt worden wäre, oder gar nicht existiert hätte: so würden wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr, und kein schlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier schlecht seyn: statt miſsgeschaffner Nachahmungen des Engländers würden wir eine gröſsere Anzahl schaler, geistloser, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzosen bekommen haben; statt wilder Menschenfresser, Tollhäusler, Banditen, und Helden die auſs Rad oder wenigstens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scuderische und Calprenedische Romanhelden, oder in feine Parisische Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unsern Bühnen sehen: und was hätte dann die Kunst oder unsere Litteratur dabey gewonnen? — Noch einmahl also, nicht darin daſs wir schlechte Muster genommen, sondern daſs wir den guten gröſsten Theils auf einem verkehrten Wege und auf eine verkehrte Art nachgeahmt haben, liegt das Übel, welchem abgeholfen werden muſs, und vermuthlich so bald abgeholfen werden wird, als in einer Deutschen Stadt, welche groſs und reich genug ist ein gutes stehendes Theater zu unterhalten, die Anzahl der Leute von Geschmack groſs genug seyn wird, um dem übrigen Publikum den Ton anzugeben; und so bald es also für Männer von Genie, Wissenschaft und Talent ehrenvoll und belohnend genug seyn wird, sich der Schaubühne ganz zu widmen.

Da der Herr von Ayrenhof, indem er seinem Unmuth über die Nachahmer Shakespears und der Engländer überhaupt Luft macht, auch des Schauspiels Götz von Berlichingen erwähnt: so sey mir erlaubt, bey dieser Gelegenheit ein paar Worte über dieses Werk zu sagen, welches bey seiner ersten Erscheinung eine so groſse und allgemeine Sensazion machte. — „Ich bin ganz der Meinung (sagt der

Herr von Ayrenhof) daſs **Götz von Berlichingen** in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespear aufwiege:" — und da er damit das Ärgste, was sich von dem Werke unsers Landsmannes sagen lasse, gesagt zu haben vermeint: so glaubt er dem **Verfasser** eine Art von Reparazion schuldig zu seyn, indem er hinzusetzt: „ich bitte Sie, dieſs ja nicht als Gespötte über den Verfasser Götzens anzusehen. Seine **Leiden Werthers** erheben ihn in den Rang unsrer besten Schriftsteller: aber seinen Theatergeschmack, seine Theaterstücke, 9) (so viel einzelnes Schöne man darin findet) kann ich unmöglich gut heiſsen." — Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen giebt, daſs **Götz von Berlichingen** wenigstens eben so viel unschuldigen **Anlaſs** zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife, oder unsinnige Miſsgeburten des Genies oder Aftergenies, der Schwärmerey, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit sich auch vom Boden zu erheben, u. s. w. seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings, daſs der Verfasser Götzens die Absicht dabey gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehende Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche **regelmäſsige** Stücke, deren

---

9) Doch wohl den sehr regelmäſsigen **Klavigo** ausgenommen?

geringste Tugend die Regelmäſsigkeit wäre, von unsern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem groſsen dramatischen Zeit- und Sittengemählde zu versuchen: wozu er den Stoff aus der Geschichte unsers eignen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hinein denken zu können, theils es der Nazion desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damahls stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloſs seine Sendung vor den Augen der Nazion legitimieren; und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daſs der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit

Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Litteratur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konvenzionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepoken, Stände, Geschlechter, und einzelne Personen karakterisiert, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu seyn. Aber wer die Ifigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sofokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäſsigkeit ein so groſser Werth liegt) regelmäſsiger als irgend ein Französisches Trauerspiel, — wer (sage ich) diese Ifigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unserer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz aufstoſsen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sofokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen seyn den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmacke, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Karakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nazion so leicht hätte streisig machen können?

Inzwischen bin ich doch versichert, daſs uns schon Götz von Berlichingen allein, — ungeachtet es zur Aufführung weder geschickt noch gemacht war, ungeachtet er (so wie alle andere gute Dinge in der Welt) durch sein bloſses Daseyn vielerley Miſsbrauch veranlaſst, — einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat; und daſs ein Advokat des Publikums gegen die beleidigenden Vorwürfe gewisser Liebhaber, die in Verehrung der Französischen Litteratur eben so sehr als andre in Verachtung derselben auszuschweifen scheinen, ganz erhebliche Dinge zu dessen Entschuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottsched die Reformazion der Schaubühne mit seinem bekannten Eifer zu betreiben anfing, behalf man sich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit schlechten oder mittelmäſsigen Übersetzungen und Nachahmungen der Franzosen. Ein Stück in leidlich flieſsenden Reimen, worin die drey Einheiten genau beobachtet waren; hieſs ihm und seiner Schule

Der Himmel weiſs, ob jemahls ein anderes Volk das Glück hatte, mit vier Prinzen, wie Schach-Riar, Schach-Lolo, Schach-Baham und Schach-Dolka waren, in einer unmittelbaren Folge gesegnet zu werden. O! die guten Herren! die goldnen Zeiten! — riefen ihre Omra's und Derwischen.

Allein diese wackern Leute können doch auch nicht verlangen, daſs es immer nach ihrem Sinne gehen solle. Schach-Gebal, ein Bruderssohn Bahams des Weisen, (wie ihn seine Lobredner nannten) welcher seinem Vetter in Ermanglung eines Leibeserben folgte, — denn Dolka hatte vor lauter Arbeit keine Zeit gehabt an diese Sache zu denken — dieser Schach-Gebal unterbrach eine so schöne Folge von gekrönten Guten Männern, und regierte bald so gut, bald so schlecht, daſs weder die Bösen noch die Guten mit ihm zufrieden waren.

Wir wissen nicht, ob ein Karakter wie der seinige unter regierenden Herren so selten ist, ein gutes Stück. Schlegels Canut war, so viel ich weiſs, das erste, das sich über die Mittelmäſsigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es sey nun, daſs die Umstände nicht günstig genug waren, oder daſs die Wahl der Süjets, oder die Art der Behandlung nicht Interesse genug hatte, oder woran es sonst lag: genug, unsre dramatischen Musen schleppten sich in einem schmachtenden Zustande hin, und konnten noch immer keinen nazionellen Karakter gewinnen. Fast alles, was man auf unsern Schaubühnen sah war fremdes Eigenthum; und nachdem man sich an deutsch verkleideten Stükken von Racine, Moliere, Destouches, Voltaire, La Chaussée u. s. w. müde gesehen hatte, kam es so weit, daſs man sogar einen Goldoni zu Hülfe rufen muſste. Der Deutsche, der ins Schauspielhaus ging, muſste auf einmahl ein Pariser oder Venezianer werden, um an dem, was ihm vorgemacht wurde, einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung. Wie man in Lustspielen nicht mehr lachen konnte, fing man an, es sehr angenehm zu finden, darin zu weinen. Als man überdrüſsig war, sich für die Mithridaten, die Bajazeth, die Orosmane, und die ganze Familie der Atriden, die uns so wenig angingen, in Ausgabe von Mitleiden zu setzen, empfing man das bürgerliche Trauerspiel und das sogenannte Drama, das sich der Terenzischen Komödie nähert, mit offnen Armen. Aber ein einziger

Pere de Famille, eine einzige *Eugenie* oder *Cenie* zeugte so viel ungerathene Deutschfranzösische Bastarde, und unsre Schaubühne wurde mit einer solchen Sündfluth von dramatisierten Romanen und dialogierten Alltagsbegebenheiten überschwemmt: daſs man endlich auch dieser Waare herzlich überdrüſsig zu werden anfing. Während dem Lauf aller dieser Theaterveränderungen war ein Mann von groſsen Talenten, echter Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntniſs, wiewohl mehr Filosof als Dichter, mit Einem Worte, Lessing, aufgestanden, und hatte theils durch einige Stücke, die von dem, was man auf unsern Bühnen gewohnt war, gewaltig abstachen, dem Geschmack zu verbessern, und unsere Schauspieldichter auf den rechten Weg zu bringen versucht. Seine Sara Samson, Minna von Barnhelm, Emilia Gallotti, hatten eine sehr groſse Sensazion gemacht; aber sie waren in zu langen Intervallen von einander erschienen, um der Schaubühne einen wesentlichen und dauerhaften Dienst zu thun; und sie hatten auch, die Wahrheit zu sagen, zuviel von der individuellen Vorstellungsart des Verfassers in sich, um, als Muster, die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu sehr überlegnen Kräften einherhinken, nicht öfters irre zu führen. Wiewohl wir also dadurch den Vortheil gewannen, uns dem Englischen Geschmack mehr zu nähern, und mehr Natur, mehr Akzion, und also auch mehr Interesse in unsre Dramen zu bringen; so blieb doch unser Theater im ganzen genommen noch immer eine wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalstücke verlor ich in der unendlichen Menge genie- und geschmackloser Kopien und Nachahmungen, wozu alle Nazionen des Erdbodens in Kontribuzion gesetzt wurden; und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unsers Publikums, mit allem vorlieb nehmen was ihm vorgesetzt wird, theils die Unthätigkeit unsrer besten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, um dem bessern Geschmack die Oberherrschaft zu verschaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zustand zurück wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterstücken von allen Gattungen, Formen, Manieren und Tonarten, und eine groſse Anzahl herumziehende Schauspielergesellschaften aufzuweisen hatten, gleichwohl beynahe lächerlich gewesen wäre, uns gegen die Ausländer einer Deutschen Schaubühne zu rühmen.

So lagen die Sachen, als in einem Momente, wo jedermann sich nach Veränderung sehnte, und auf mehr als eine Art vorbereitet und gestimmt war, jede Neuerung, so kühn sie auch seyn möchte, willkommen zu heiſsen, **Götz von Berlichingen** im Druck erschien, und durch die auſserordentliche Wirkung, die er besonders auf die jüngere Hälfte des lesenden Publikums that, das in unsrer Litteratur so sonderbar hervorstechende achte Zehend dieses Jahrhunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszusehen, daſs er die Revoluzion bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu läugnen ist) allerley seltsame, zum Theil miſsrathene, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Produkte mit dem lebhaftesten Beyfall auf Deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben. Das Faktum ist beym ersten Anblick wunderlich genug; aber bey weitem nicht so unnatürlich, oder unserm Publiko so schimpflich, als es einem einseitigen Zuschauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Daseyn wahrscheinlicher Weise der Eifersucht über den Succeſs des Götz von Berlichingen zu danken haben, und die dem Herrn von Ayrenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstöſsig sind, könnte ich nicht wenige nennen, (wenn sie nicht ohnehin bekannt genug wären) denen auf unsern ansehnlichsten Schaubühnen, in den vornehmsten Städten Deutschlands, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Herrn Adelungs Deutschem Athen, und in Hamburg, wo Lessings Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, der wärmste entschiedenste Beyfall zugeklatscht worden ist. Man kann mit gutem Grunde sagen, daſs diese Stücke zeither die Lieblingsstücke des Publikums gewesen sind; und, so wie man keinem dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beyfall etwas zu gute thut, und den Weg, auf welchem er denselben erhalten hat, für den besten hält: so ist es auch auf der andern Seite unmöglich, daſs eine ganze

Nazion [10]) das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne daſs es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publikum kann in Dingen, wo es auf seinen Vortheil, oder auf sein Vergnügen ankommt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachsehen, warum die Schauspiele, wovon hier die Rede ist, so groſen Beyfall erhielten: so wird sich finden, daſs es im Grunde die nehmlichen sind, warum die Schauspiele bey jedem Volk in der Welt, seitdem es Völker und Schauspiele giebt, eine besondere Sensazion gemacht haben. Bey den allermeisten Trauerspielen, Lustspielen, Dramen, u. s. w. womit wir seit Gottscheds Zeiten unterhalten wurden, muſsten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Konstantinopel, Babylon, Memfis oder Peking versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land unsrer Tragödie. Deutsche Geschichte, Deutsche Helden, eine Deutsche Scene, Deutsche Karakter, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf Deutschen Schaubühnen. Was kann uns natürlicher seyn, als daſs Deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden muſsten, sich endlich ein Mahl, wie durch eine Zauberruthe, in ihr eigen

---

[10]) Da die Anzahl der Dissenzienten gegen die Majorität sich kaum wie eins zu hundert verhält, so sieht man wohl, daſs sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann.

Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landesleute und Voreltern, in ihre eigene Geschichte und Verfassung, kurz unter Menschen versetzt zu sehen, bey denen sie zu Hause waren, und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsre Nazion karakterisieren, erkannten? Dieser einzige Umstand würde schon hinreichend seyn, das Fänomen zu erklären: aber er ist noch nicht alles. Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäſsig im Plan, so übertrieben in Karaktern und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck, sie zum Theil seyn mögen — haben das Verdienst, durch stark gezeichnete und abstechende Karakter, heftige Explosionen gewaltiger, stark kontrastierender Leidenschaften, auſserordentliche Situazionen, eine groſse Mannigfaltigkeit von dramatischen Gemählden, viel Schaugepränge und Akzion, viel Theaterveränderungen und opermäſsige Dekorazionen, kurz durch alles was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von Liebe und Haſs, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz in alle die Affekten zu setzen, worein alle, oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht unmittelbar angeht, sich so gerne setzen lassen. Welch ein Abstand von der Langenweile, oder höchstens der schwachen Theilnehmung, welche die Einförmigkeit, die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung, die für den gröſsern Theil der Zuschauer uninteressanten oder gar unverständlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in rednerische Deklamazion als wahre Akzion gesetzten Leidenschaften, und die meistens frostigen fünften Akte des gröſsten Theils der Französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten! Ist es Wunder, wenn man diese verlieſs, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publikum ausgescholten zu werden, daſs es sich lieber so viel als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen setzen als ennuyieren läſst? Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm National-Temperament, noch zu unsern Sitten und unsrer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre lebendige Darstellung der Natur seyn: und warum sollen wir, anstatt wahrer Kopien, immer nur abstrakte Ideale, statt der lebendigen Akzente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Kompendien-Moral, Sentenzen, und die Komplimenten- oder Repräsentations-Sprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von Berlichingen und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daſs sie uns durch die Erfahrung die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre National-Schaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdienst genug.

Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur- Kunst- und Weltkenntniſs gleich stark entblöſste Jünglinge, die ohne es zu merken alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Fantasie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden (wie uns das Beyspiel des Verfassers von Götz und von Iphigenia schon gezeigt hat) auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Äschylus und Sofokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, daſs die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschlieſsen; daſs unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene bloſs angenommen, und lokal [11]) waren; und daſs die Dichtkunst keine andere indispensable Gesetze kennt, als diejenigen, ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen, auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben. Denn dieser letzte Punkt soll und darf freylich bey keiner Kunst, die in der bürgerlichen

---

[11]) So gründet sich, zum Beyspiel, die Regel der Einheit des Ortes (deren Aristoteles nicht einmahl erwähnt hat) bloſs darauf, daſs in der alten Tragödie der Kor, der immer auf dem Theater blieb, ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauspiels war: wo er dieſs nun nicht ist, da ist auch kein hinlänglicher Grund, diese Einheit zu einem Gesetze zu machen.

Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden.

Wenn ich also, mein lieber M * *, ein versifiziertes und gereimtes Deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehen könnte, zu sehen gewünscht habe, so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen: als daſs wir, so viel ich wüſste, noch kein solches Stück hätten; und daſs es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daſs wir es Ihnen in Ihrer Manier zuvor thun können. Aber ich war weit entfernt, diese Manier, diese Form, für die einzige, oder nur für die beste zu halten; weit entfernt einen Racine oder Voltaire wegen ihrer Regelmäſsigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versifikazion, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit über Shakespearn zu erheben, dem sie an Genie und Imaginazion, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung der Natur so weit nachstehen als die spruchreiche filosofische Henriade der Ilias. Ich war eben so weit entfernt, unsern Götz von Berlichingen, als Lear, Hamlet oder Othello, für Ungeheuer zu halten: oder die neuern Nachahmungen derselben deſswegen, weil die Einheiten der Zeit und des Ortes und andre Regeln nicht darin beobachtet sind, für verwerflich zu halten. Wenn ich sie tadle, so ist es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäſsigsten Stücke seyn würden. Ich wünsche nicht, daſs wir uns sklavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bilden: sondern daſs wir eine Schaubühne hätten, die sich so gut für uns schickte als die Schaubühne des Sofokles und Aristofanes für die Zeit des Perikles, oder die des Racine und Moliere für den Hof und die Hauptstadt Ludwigs des Vierzehnten; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauspiele [12]) zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Landes und Volkes sie auch seyn möchten, auch durch Schönheiten die von Nazional- und Lokal-Verhältnissen, und allen Arten konvenzioneller Form unabhängig sind, zu gefallen. Ich glaube daſs man gegen die Franzosen gerecht seyn kann, ohne darum Parthey gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meinung nach kann ein Mann von Talenten in allen

---

12) Dergleichen sind die Erregung solcher Erschütterungen, die, ohne einige Beymischung von Vergnügen, bloſs Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verursachen — oder Aufstellung solcher Narren, dergleichen man allenfalls nur in Tollhäusern findet, und solcher Bosewichter, die man sich nur als eingefleischte Teufel möglich denken kann — die Überladung mit Episoden, unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden, u. s. w.

als die Feinde seines Ruhms behaupten. Aber so viel können wir mit gutem Grunde sagen: daſs, wenn weder der **Adel** noch die **Priester** noch die **Gelehrten** noch das **Volk** mit seiner Regierung zufrieden waren, — Adel, Priester, Gelehrte und Volk nicht immer so ganz Unrecht hatten.

Um eine Art von Gleichgewicht unter diesen Ständen zu erhalten, beleidigte er wechselsweise bald diesen bald jenen, und **der weise Pilpai selbst** hätte ihm nicht ausreden können, daſs man Beleidigungen durch Wohlthaten nicht wieder gut machen könne. In beiden pflegte er so wenig Maſs zu halten, so wenig Rücksicht auf Umstände und Folgen zu nehmen, so wenig nach Grundsätzen und nach einem festen Plane zu verfahren, daſs er meistens immer den Vortheil verlor, den er sich dabey vorsetzte. Man wuſste so viele Beyspiele anzuführen, wo er seine besten Freunde miſshandelt hatte, um die übelgesinntesten Leute mit Gnaden zu überhäufen, daſs

Gattungen schätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltären hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unsrer Litteratur verbannt zu sehen wünsche, ist — die langweilige.

ÜBER DIE FRAGE

WAS IST HOCHDEUTSCH?

und einige damit verwandte Gegenstände.

1782.

I.

Einer der verdientesten Deutschen Sprachforscher unsrer Zeit hat diese Frage im ersten Stücke seines Magazins der Deutschen Sprache auf eine Art beantwortet, welche zwar niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, die aber um so mehr Aufmerksamkeit erregen muſs, da er sie in zwey besondern Abhandlungen des besagten Magazins ausführlich vorgetragen, und da es für die Kultur unsrer Sprache und Litteratur nichts weniger als gleichgültig seyn kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Herr Adelung hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, „daſs er es durch seine Entscheidung mit unsern Deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein (setzt er hinzu) ich kann mir nun einmahl nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daſs es Wahrheit ist.“ Er ist also seiner Sache gewiſs; und wenn ein Sprachgelehrter von seinem

Ansehen aus einem solchen Tone spricht — seiner Sache so gewiſs ist: so ist nicht nur zu erwarten, daſs seine Gründe einleuchtend und entscheidend seyn, sondern auch, daſs sie bey dem gröſsern Haufen, der sich in unparteyische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materien nicht einzulassen pflegt, durch sein bloſses Ansehen ein neues Gewicht erhalten, und also, wenn sie auch nicht entscheidend wären, bey vielen eben dieselbe Wirkung thun werden, als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstrazion Statt findet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen, und, im Falle, daſs diese überwiegend wären, der Überzeugung von einer bessern Meinung Raum läſst — hat diesen Vortheil nicht; wiewohl er sich schon dadurch empfehlen könnte, daſs er bey den Griechen der Ton des Sokrates, und bey den Römern des Cicero war. Ich bin einer von denen die sich durch die Gründe, die Herr Adelung für entscheidend hält, nicht überzeugt finden; aber, was ich gegen seine Entscheidung vorzubringen habe, sind bloſs Fragen, die ich zu beantworten versuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünsche. Sollten die Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöst werden können, als auf eine Art, die mit Herrn Adelungs Meinung über das, was Hochdeutsch ist, nicht bestehen könnte, oder doch wenigstens eine groſse Einschränkung und Berichtigung derselben erforderte: so würde auch ich in dem Falle seyn zu sagen: ich kann nicht dafür, daſs es Wahrheit ist; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart dieses gelehrten Mannes, als daſs ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.

Nach Herrn Adelungs Meinung hat Deutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worin alle diejenigen schreiben müssen, welche gut Deutsch schreiben wollen, wenigstens dreymahl geändert; erst war sie Fränkisch, dann Südlichdeutsch, und endlich Hochdeutsch. Die erste erhielt sich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die Kaiserliche Würde an das Schwäbische Haus von Hohen-Staufen kam. Schwaben, in seinem weitesten Umfange, oder das Südöstliche Deutschland, war damahls, oder wurde aus Gelegenheit dieser Staatsveränderung, nach Herrn Adelungs Meinung, diejenige Deutsche Provinz, welche alle übrige an Wohlstand und Geschmack übertraf. Sie nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs, an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmacke dieser Länder Theil. Die Höfe der Hohen-Staufen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Klassen verfeinert, durch die

Dichter dieses Zeitraums verbreitet, und würde Deutschlands Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Deutsche Krone nie auf das Schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Nahmen des Hochdeutschen, d. i. des höhern verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Klassen, um sie nicht nur von den Mundarten der übrigen Deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache, fährt er fort, erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da sie der neuern Hochdeutschen so wohl den Nahmen als den Vorzug abtrat. Herr Adelung, (der in dem Aufsatze, wovon hier die Rede ist, sein Augenmerk besonders gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers in Mannheim richtet, welche ich für jetzt auf sich beruhen lasse) giebt hierauf die Umstände an, die zu dieser neuen Veränderung oder Vervollkommnung der Sprache Anlaſs gegeben haben sollen. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufakturen und Kunstfleiſs in der Stille zu der blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachmahls alle übrige übertraf. So wie Kultur und Geschmack in dem südlichen

Ober-Sachsen zunahm, so verlor sich auch die Provinzial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Klassen — und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein wie Ober-Sachsen in beiden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte, — so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch, welches diesen Nahmen mit dem gröſsten Rechte führt, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch der obern Klassen.

Herr Adelung erklärt sich hierüber noch bestimmter in der Abhandlung vom Zustande der Deutschen Litteratur, welche die fünfte im ersten Stücke seines Magazins ist. Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu. Ein rohes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Kultur, Volksmenge, Kunstfleiſs, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nazion, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Litteratur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er muſste sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden. Sollte dieſs geschehen, so muſste er in der Provinz, welche er sich zu seinem Sitz erwählt hatte, (nehmlich in Ober-Sachsen) erst über alle obern und mittlern Klassen, selbst bis auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurde nun freylich viel Zeit erfordert. Aber genug, er kam endlich, dieser glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geschmack in den obern und mittlern Klassen des südlichen Ober-Sachsens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungsvermögen zurück zu wirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand, die immer gröſsere Volksmenge, die in Ober-Sachsen wieder hergestellte, gereinigte und allgemein gemachte Filosofie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen unterstützten, und dadurch Schöpfer des feinen Geschmackes wurden, die von Gottscheden gereinigte 13) und von fremden Auswüchsen befreyte Sprache, u. s. f. alle diese vereinigten Umstände wirk-

---

13) Der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sittenmahler, die zu einer Zeit, da Gottsched noch ein unbedeutender Magister war, ihm schon so viel vorgearbeitet hatten, kommen also nicht in Betrachtung? und der wäſsrigste, nachlässigste, geist- und geschmackloseste aller Deutschen Skribenten unsers Jahrhunderts soll noch immer im usurpierten Besitz der Ehre, die Sprache hauptsächlich gereinigt zu haben, erhalten werden?

ten schnell und unwiderstehlich. Ober-Sachsen ward nunmehr Deutschlands Attika und Toskana; Ober-Sachsen diente dem bisher noch unvollkommnen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führung; Leipzig wurde Deutschlands Athen; und der Zeitpunkt von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg, d. i. von 1756 bis 1762 — war die schönste Epoke (nach Herrn Adelung) nicht nur der schönen Litteratur Deutschlands, sondern auch des Deutschen Geschmackes, worin er den einigen wahren männlichen Grad, welchen die Deutschen nicht überschreiten sollten, erreicht hat. Aber o! mit wie groſsem Rechte nennt Herr Adelung diesen Krieg einen verderblichen! Er hauchte mit seinem verderblichen Odem auch unsre Sprache und Litteratur an. „Sachsen hörte auf zu blenden und zu rauschen: der hier ausgebildete Geschmack verlor seinen Einfluſs aufs Ganze. Die übrigen Deutschen Provinzen glaubten nun ohne fremde Beyhülfe (die verwegnen!) weiter gehen zu können. Aber da die aus dem Deutschen Athen erhaltne Bildung in Ansehung des Geschmackes nur noch sehr unvollkommen war: so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähte. Daher dann (fährt er fort) die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, es endlich zu einer angenommenen Maxime wurde, es sey nützlicher sein Feind zu seyn als sein Freund. Jene konnten ihn ungestraft beleidigen, weil er schwach genug war sie zu fürchten: diesen übersah er auch nicht den kleinsten Fehltritt. Jene konnten eine Reihe strafwürdiger Handlungen durch eine einzige Gefälligkeit gegen seine Leidenschaften oder Einfälle wieder gut machen: diesen half es nichts ihm zwanzig Jahre lang die stärksten Proben von Treue und Anhänglichkeit gegeben zu haben, wenn sie am ersten Tage des ein und zwanzigsten das Unglück hatten, sich durch irgend ein nichtsbedeutendes Versehen seinen Unwillen zuzuziehen.

Den Priestern soll er überhaupt nicht sehr hold gewesen seyn; wenigstens kann man nicht läugnen, daſs die Derwischen, Fakirn und Kalender, welche er nur die Hummeln seines Staats zu nennen pflegte, der gewöhnlichste Gegenstand seiner bittersten Spöttereyen waren. Er neckte und plagte sie bey jeder wo gute Deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provinzialwörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache: daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Sylbenmaſse, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nazion in den schönen Zeiten ihrer Litteratur hat zu Schulden kommen lassen." Alle diese Übel sind auf unsre Sprache und Litteratur gekommen, weil es den Deutschen Provinzen — nicht an Witz und andern Fähigkeiten — sondern an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, mit Einem Worte an Geschmack fehlt; und das einzige Mittel sie davon zu befreyen ist, daſs wir zu den Mustern, die uns Ober-Sachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren, und uns auf die Sprache der obern Klassen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn (sagt Herr Adelung,) entweder hat Ober-Sachsen den guten Geschmack von 1740 bis 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.

Dieſs ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene, und beynahe durchaus in Herrn Adelungs eignen Worten abgefaſste Darstellung seiner Meinung von dem, was Hochdeutsch, das ist, was die wahre reine und richtige Deutsche Sprache ist, welche von allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dieſs sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie, der Witz und die Empfindung aller Deutschen Dichter und Prosaisten sich halten muſs, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmacks gebrandmahlet, und zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 1760 in die Schule geschickt werden wollen.

Meine Absicht ist keinesweges, weder dem was in diesen Behauptungen wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit seyn dürfte. Ich habe, eben darum, alles das übergangen, was Herr Adelung in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage was ist Hochdeutsch? zur Erläuterung derselben von dem Beyspiele der Athenischen, Römischen und Toskanischen Mundart beygebracht; weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandtniſs gehabt, und in wie fern diese Beyspiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht viel zu weitläufig wären, erfordern, und am Ende doch bey der Akzion, welche Herr Adelung im Nahmen des südlichen Ober-Sachsens gegen die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würden.

Ich begnüge mich also (auſser einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schlusse vorbehalte) meine Zweifel gegen diese Behauptungen bloſs in folgende Fragen und unmaſsgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

1) Befand sich die Deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der Schwäbischen Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns in den Gedichten der Minnesinger, in den Werken Wolframs von Eschilbach, Heinrich von Ofterdingen, im Winsbecken, und in vielen andern Überbleibseln dieses goldnen Alters unsrer alten Sprache und Litteratur darstellt, nicht in einem vollkommnern Stande als in den nächst auf die Ausrottung des Hohenstaufischen Hauses folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer, (der wahrlich ganz andre Verdienste um unsre Sprache hat als Gottsched,) nicht in der bekannten, wiewohl leider! noch so wenig benutzten Zürchischen Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern gezeigt, dafs die alte Schwäbische Sprache an Regelmäfsigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang sehr wesentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst vor unsrer jetzigen gehabt habe? Kann man also nur so schlechtweg, ohne Unterschied und Einschränkung, sagen: dafs sich die Schriftsprache des blühenden Zeitraums der Schwäbischen Kaiser bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in ihrem Ansehen erhalten habe? und ist nicht vielmehr, aus Vergleichung der Deutschen Schriften des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrich I. und Friedrich II. Zeiten, augenscheinlich, dafs die Sprache nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts von

ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäſsigkeit wieder herabgesunken, und mit der wieder überhandnehmenden Barbarey und Zerrüttung des Deutschen Reichs in Verfall gerathen sey? Es war mehr als Stillstand, es war wirklicher Abfall. — Und da ein erweislicher wesentlicher Unterschied, in Absicht der Beugungs-Formen, Konstrukzionen u. s. w. zwischen der Sprache der Minnesinger und der neuern Hochdeutschen wahrzunehmen ist; kann man mit genugsamen Grunde so schlechthin sagen, die Obersächsische Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, habe ihre ältere Schwester, das ehemahlige Hochdeutsch (d. i. die Alt-Schwäbische Sprache) weit hinter sich gelassen?

2) Womit kann bewiesen werden, daſs das südliche Ober-Sachsen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der Deutschen Litteratur, und also auch die Mundart dieser Provinz die echte Hochdeutsche Sprache gewesen sey?

Ich unterschreibe von ganzem Herzen alles was Herr Adelung von den Verdiensten des groſsen Luthers um die Deutsche Sprache sagt; — wiewohl Herr Adelung selbst in der Lutherischen Bibelübersetzung so viel veraltetes und Oberdeutsches (d. i. nach seinen Grundsätzen Undeutsches) findet, daſs er derselben kein Klassisches Ansehen in unsrer Schriftsprache zugestehen kann. Aber wo sind dann die Ober-Sächsischen Deutschen Schriftsteller vom ersten Range im siebzehnten Jahrhundert? Waren unsre besten Dichter und Prosaisten derselben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryfiusse, Wernicke, Logau, Moscherosch (Filander von Sittewald) Lohenstein, und andre, vor allen aber der erhabne Verfasser der Oktavia und Aramena, waren sie Ober-Sachsen? Ich sage nicht, daſs irgend einer dieser Schriftsteller für Klassisch gelten könne; und es findet sich auch in Absicht des Geschmackes ein groſser Unterschied unter ihnen. Aber wie will man erweisen, daſs Opitz unter den Dichtern, und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unter den Prosaisten bloſs deſswegen eine bessere Sprache habe als andere, weil sie die Sprache der obern Klassen in Wittenberg, Meissen, Leipzig, Dresden, u. s. w. studiert und zu ihrem Muster genommen? Die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts in Deutschland war ein wahres Babel; jeder schrieb was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende Gesellschaft bestand aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Deutschlands. Ihre mannigfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucksarten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Litteratur überhaupt entstehen muſste. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maſsgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmacks, und vornehmlich der alten oder neuern, auswärtigen und einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schätzte; wiewohl natürlicher Weise, bey jedem die allgemeine überall verständliche Deutsche Sprache, die Schriftsprache der Deutschen Skribenten, die vor ihm gelebt hatten und am meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird läugnen wollen, daſs schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig und andern Orten lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reinigung der Sprache und des Geschmacks gehabt haben: aber verhoffentlich wird auch niemand, der die Geschichte der Fortschritte derselben kennt, läugnen wollen, daſs Männer, welche gröſsten Theils in Hamburg lebten, daſs die Hamburgische Patriotengesellschaft zu dieser glücklichen Veränderung den ersten kräftigen Stoſs gegeben. Was den Professor Gottsched betrifft, wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen muſs, der Deutschen Sprache und Litteratur einige Dienste geleistet zu haben, so ist doch gewiſs, daſs er als Muster unter der Mittelmäſsigkeit, als Lehrer meistens ein bloſses Echo Französischer Kunstrichter, als Anführer und Haupt einer Parthey, der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dunse seiner Zeit, und also, in keiner Betrachtung ein Mann war, auf den das Deutsche Athen stolz zu seyn Ursache hat, noch (so viel ich weiſs) zu haben glaubt. Nicht der Bergbau in den Kursächsischen Landen, nicht die Manufakturen die darin blühen, noch die Leipziger Messe, noch die Pracht der Höfe der Sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig Deutsch gesprochen und geschrieben wurde, sondern ein von diesem allen sehr unabhängiger Zusammenfluſs von Umständen war die Ursache, daſs sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl guter Köpfe in Leipzig zusammen fanden, welche, nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottscheden, dem damahligen Koryfäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr Ungeschmakkes, den Anfang machten, unserer Litteratur eine bessere Gestalt zu geben, und sich durch Werke des Geistes, die zum Theil mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren, hervorzuthun. Aber die wenigsten von ihnen blieben in Leipzig; die meisten schlugen ihren Sitz in Niedersachsen auf; einige wurden sogar auſser Deutschland verschlagen. Der siebenjährige Krieg war hieran unschuldig; und sehr wahrscheinlich würde das Deutsche Athen, auch ohne ihn, die stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben.

3) Sind es die guten Schriftsteller einer Nazion, welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, polieren, und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder sind es die obern Klassen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nazion, die alles dieſs leisten und die allein dazu berechtigt sind?

Bisher, wenn ich nicht sehr irre, hat man bey allen Völkern, die sich einer vorzüglichen Stufe von Kultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt. Ich will jetzt bloſs die Französische Sprache zum Beyspiel anführen. Diese befand sich ungefehr in eben dem Zustande, worin sich die unsrige in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmahl in einem Zeitraum von dreyſsig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derselben vorging, wodurch sie zu einer der vollkommensten, und zugleich zu der beliebtesten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine so schnelle und groſse Veränderung zuzuschreiben sey, ist unter den Franzosen selbst keine Frage. Die ganze Nazion ist nur Eine Stimme, sie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV. nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufakturen und der Handlung, die damahls in Frankreich blüheten, nicht dem Zusammenfluſs glücklicher Umstände, welche sich zum glänzendsten Wohlstande des Französischen Reichs in der ersten Hälfte der Regierung jenes groſsen Königs vereinigten, sondern den Arnaud, Paskal, Bourdaloue, Fenelon, Bossuet, La Brüyere, u. a. unter den Prosaisten, und den Corneille, Racine, Moliere, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern zuzuschreiben, welche sich, nach des Schicksals Schluſs, zusammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoke der Französischen Litteratur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die klassischen Schriftsteller ihres Volkes, und die Muster der besten Schreibart? Etwa dadurch, daſs sie sich nach dem Geschmacke der obern Klassen in Paris bildeten, und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Paskal, dessen *Lettres Provinciales* bis auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten Französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer groſsen Abgeschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Klelie, der groſse Cyrus und andre Werke dieser Art noch die Modelektüre der obern Klassen in Paris. Der groſse Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in seinem Kabinet und im Schooſse seiner Familie; mit den hohen Karaktern und Idealen des alten Roms und Griechenlandes besser bekannt als mit dem Adel zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen groſsen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwigs XIV. sagen können: daſs sie den guten Geschmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so groſsen Vorzug giebt, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten? anstatt daſs alle Welt bisher gerade das Gegentheil geglaubt hat. Freylich reden die ersten guten Schriftsteller eines Volkes keine unerhörte, selbst erfundene Sprache; und ihre vortrefflichen Werke setzen voraus, daſs die Sprache schon durch eine Menge Stufen nach und nach zu einem groſsen Reichthum an Worten und Redensarten, und selbst zu einigem Grade von Ausbildung und Politur gekommen sey. Viele gute Schriftsteller muſsten vorher an der Französischen Sprache gearbeitet haben, ehe sie von den Besten der Vollkommenheit nahe gebracht werden konnte. Aber wodurch thaten diese letztern es in allen Fächern ihren Vorgängern so sehr zuvor? Etwa dadurch, daſs sie ihren Geschmack nach den obern Klassen ihrer Nazion, oder dadurch, daſs sie ihn nach den besten Mustern der Alten bildeten? Man braucht sie nur zu lesen, nur ihr eignes Geständniſs zu hören, um von dem letztern überzeugt zu werden. Die Calpreneden, die Boyers, Pradons u. s. w. diese waren die Leute, die sich nach dem Geschmack ihres Publikums richteten, und dadurch die vergängliche Ehre eines augenblicklichen Beyfalls erschlichen. Aber die Corneille und Racine schlugen einen ganz andern Weg ein; sie erhoben sich durch ihren mit der reinsten Blüthe klassischer Gelehrsamkeit genährten Genie, durch einen Geschmack, den sie so wohl an den vollkommnen Mustern der Alten als an den fehlerhaften Werken ihrer Vorgänger und Zeitgenossen geschärft hatten, über den Geschmack ihres Publikums; wurden die Gesetzgeber desselben, anstatt seine Sklaven zu seyn. Die Zeit, worin alle dieſse groſsen Männer blühten, wurde also, nicht durch die Anstalten des despotischen Richelieu, sondern durch den Reitz der Werke, die mit dem Stempel des Genies, des echten Witzes und des feinsten Geschmacks bezeichnet waren, die schönste Epoke der Französischen Sprache. Man muſste so schreiben, wie die Urheber dieser Werke schrieben, wenn man gefallen wollte. Aber eben dadurch geschah es, daſs die

Gelegenheit; aber weil er sie für gefährliche Leute hielt, so fürchtete er sie, und weil er sie fürchtete, so fand er selten so viel Muth in sich, ihnen etwas abzuschlagen. Der ganze Vortheil, den er von diesem Betragen zog, war, daſs sie sich ihm für seine Gefälligkeiten wenig verbunden achteten, weil sie gar zu wohl wuſsten, wie wenig sein guter Wille Antheil daran hatte. Sie rächten sich für die unschädliche Verachtung, die er ihnen zeigte, durch den Verdruſs, den sie ihm bey hundert bedeutenden Gelegenheiten durch ihre geheimen Ränke und Aufstiftungen zu machen wuſsten. Sein Haſs gegen sie wurde dadurch immer frisch erhalten; aber die Schlauköpfe hatten ausfündig gemacht, daſs er sie fürchte; und diese Wahrnehmung wuſsten sie so wohl zu benutzen, daſs ihnen seine wärmste Zuneigung kaum einträglicher gewesen wäre. Sie hatten die Klugheit, wenig oder keine Empfindlichkeit über die kleinen Freyheiten zu zeigen, die man sich unter seiner Regierung mit ihnen heraus nehmen durfte. Man mag von

Sprache, was sie auf der einen Seite an Verfeinerung und Regelmäſsigkeit gewann, auf der andern an Reichthum, und — indem man der Politur keine Grenzen setzte, endlich auch an Stärke verlor. Man fühlte endlich, daſs auch die groſsen Schriftsteller aus Ludwig XIV. Zeiten der Nachwelt noch etwas zu thun übrig gelassen hatten. Mit immer zunehmender Aufklärung des Verstandes und Verfeinerung der Empfindung, mit dem Erwerb neuer, gröſserer, lichtvollerer Ideen, muſs sich auch die Sprache erweitern und verändern. Die Pariser schrien über Neologismus, und hatten nicht immer unrecht; aber der Miſsbrauch der Nachahmer und Witzlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftsteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crebillon (der Vater) ein Montesquieu, ein Büffon, ein J. J. Rousseau muſsten eben dadurch, daſs sie ihren Genie, ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drückten, ihr manche Formen geben, die sie noch nicht gehabt hatte. Unstreitig hat dieses Recht, das alle aufgeklärte Völker von jeher ihren groſsen Schriftstellern eingestanden haben, seine Grenzen: aber diese Grenzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern Klassen in der blühendendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letztern die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beylegen: würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchst willkührliche Veränderung der Sprache natürlich folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechzig Jahren war Hamburg das Deutsche Athen; dreyſsig Jahre später war es Leipzig; warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgard, u. s. w. kommen können? Und werden die obern Klassen in den verschiedenen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre, reine Hochdeutsch, festzusetzen, welches Herr Adelung dem Deutschen Athen von 1740 bis 1760 eingeräumt wissen will? — Ich muſs mich sehr irren, oder es bleibt gegen die Babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müſste, kein besseres Mittel, als es bey dem alten Grundsatze zu lassen: daſs es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden, und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläſst) befestigen.

Dieses letztere, in so fern es jemahls bey einer Sprache Statt findet, kann vermöge der Natur der Sache, ganz allein durch die besten Schriftsteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen; da hingegen die Volkssprache, auch bey den obern Klassen der blühendsten Provinzen, wenigstens alle Viertel Jahrhunderte allerley Veränderungen erleidet, und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäſsig zu werden und sich zu verderben. Aber wenn es wahr ist, daſs jede lebende Sprache, so vollkommen sie auch seyn mag, niemahls für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bey der Nazion möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattierungen (*nuances*) der einen und andern gemacht werden, und also hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten, ungewöhnliche Metafern, Figuren und Konstrukzionen nöthig seyn können: um wie vielmehr muſs

4) Alles dieſs nöthig seyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehenden mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Litteratur erst noch im Wachsen begriffen ist, und wenn es ihr noch in verschiedenen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug (um nichts stärkeres zu sagen) die Sprache einer der ersten Nazionen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geschmacks einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschlieſsen zu wollen: aber wie unfüglich wird dieſs Unternehmen erst dadurch, wenn erweislich ist, daſs die Litteratur der Nazion in dem engen Zeitraum von

zwanzig Jahren, binnen welchen man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixiert wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daſs dieſs der Fall unsrer Sprache sey, braucht wohl bey unpartheyischen Schätzern unsrer Litteratur keines andern Beweises, als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740 *bis* 1760, und auf die Früchte des Witzes und Geschmacks, womit uns der Südlich-Sächsische Boden in diesem Zeitraume beschenkte. Ich bin weiter, als vielleicht manche die jetzt mitten in Sachsen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieser Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geschmack absprechen zu wollen: aber ich müſste auch keinen Begriff von dem haben, was andere Nazionen in diesem Stücke geleistet haben, was uns damahls noch fehlte, was uns zum Theil noch jetzt fehlt, und was unsre Litteratur noch werden kann und muſs, um mit der Litteratur anderer Völker auf gleichem Fuſse zu stehen, wenn ich eingestehen wollte, daſs der Zeitraum, in welchen Herr Adelung den guten Geschmack unsrer Schriftsprache einschlieſst, das *non plus ultra* der Vollkommenheit derselben sey. Das Maſs von Genie, Witz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntniſs und Geschmack, welches den Ober-Sächsischen Schriftstellern jenes Zeitraums zu Theil worden war, ist doch wohl nicht das gröſste, das sich denken läſst? Und wenn dieſs nicht ist: mit welchem Rechte könnte ein Schriftsteller (wenn sich jemahls ein solcher fände) der mehr von allen jenen Geisteskräften und Eigenschaften als irgend ein Ober-Sächsischer Schriftsteller von 1740 bis 1760, und also das Vermögen besäſse, sie in vielen Stücken zu übertreffen; mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, seinen Geist in ein Maſs, das für ihn zu klein wäre, einzwängen zu lassen, und ein bloſser Nachahmer zu bleiben, wenn er sich fähig fühlte, Original zu seyn? Und die Sprache des Dichters, des Geschichtschreibers, des Filosofen, der mehr als ein bloſser Nachhall seiner Vorgänger seyn will, auf die Volkssprache einer einzelnen Provinz, auf die Schriftsprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraume, wo die Litteratur nur erst zu blühen anfing, einschränken, — heiſst dieſs nicht dem Fortgange der Litteratur selbst, der gewisser Maſsen ohne Grenzen ist, die engesten Schranken setzen?

Ich sage nicht, daſs es nicht auch in der Sprache gewisse Grenzlinien gebe, welche theils durch die Natur derselben, theils durch die Grundgesetze der Logik und Ästhetik gezogen werden, und über welche auch der gröſste, feurigste und freyeste Genie nicht hinausschweifen darf, ohne sich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu läugnen, daſs einige sogar vortreffliche Schriftsteller (von denen, die seit 1760 sich hervorgethan haben) zuweilen über diese Grenzen weggeflogen oder auch weggeschlendert sind; und daſs theils das *servum pecus* der Nachahmer, theils verſchiedene Aspiranten von noch ungebändigtem Genie, denen es bey groſsen Fähigkeiten noch stark an Gelehrsamkeit, Geschmack, Welterfahrung, und besonders an Sprachkenntnissen mangelt — auf Beyspiele, die keine Muster seyn dürfen sich steifend — sich Freyheiten so wohl gegen die gesunde Vernunft als gegen die Deutsche Sprachlehre und die Gesetze der guten Schreibart erlaubt haben, die auf keine Weise zu rechtfertigen sind. Aber ich behaupte, so lange bis ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde, *a*) daſs die Hochdeutsche Schriftsprache oder die Frage, was ist Hochdeutsch? sich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, sondern ganz allein aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse; *b*) daſs hiervon auch die Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürfen; *c*) daſs die Zeit noch nicht gekommen sey, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unsrer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte: und daſs *d*) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der echten Deutschen Sprache, und als eine Art von Fundgruben anzusehen seyen, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache, in Fällen, wo es vonnöthen ist, zu Hülfe kommen könne.

II.

Unter allen Europäischen Nazionen sind wir (meines Wissens) die einzige, bey der es noch die Frage ist, welches ihre Schriftsprache sey? Die Ausländer, welche, durch den Ruhm unsrer neuern Schriftsteller verleitet, sich von dem blühenden Zustande unsrer Litteratur eine grofse Vorstellung gemacht haben, werden auf einmahl sehr viel von dieser hohen Meinung nachlassen müssen, und zuletzt gar nicht wissen, was sie von uns denken sollen, wenn sie hören, dafs einer unsrer angesehensten Sprachgelehrten die Frage: was ist Hochdeutsch? mitten im Jahre 1782 aufzuwerfen nicht nur nöthig gefunden, sondern sie auch auf eine Art beantwortet hat, wodurch er mit allen Deutschen Provinzen aufser Kursachsen, und also wenigstens mit Neun Zehntheilen der Nazion (nach seinem eignen Ausdruck) es völlig zu verderben besorgen mufste. Das Übel ist indessen bey weitem nicht so schlimm als es scheint; und so wie die Deutschen noch immer sehr gut gewufst haben, wer ihre besten Dichter und Prosaisten sind: so werden auch die Ausländer, die unsre Sprache lernen, in Ermangelung eines Deutschen Athens (welches wohl, wenn wirs genau nehmen wollen, erst noch gebaut werden soll) sich, neben Herrn Adelungs Wörterbuch und Sprachlehrbüchern, an diejenigen Schriftsteller halten, für welche die allgemeine Stimme des Publikums sich erklärt hat; und wenn in diesen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bey Herrn Adelung vergebens gesucht würden: so werden sie sich durch Frischens Deutsch-Lateinisches oder Schwans Deutsch-Französisches Wörterbuch zu helfen suchen müssen.

Wie es indessen, aus den Gründen die ich in dem vorstehenden Aufsatz über diese Frage beygebracht, den Anschein gewinnen möchte, als ob Herr Adelung die Reinheit der Hochdeutschen Sprache zu sehr auf Unkosten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten suche: so ist hingegen auch nicht zu läugnen, daſs das *servum pecus* der Nachahmer, und eine Menge junger Skribenten in Ober-Deutschland, vielleicht auch manche in Ober- und Niedersachsen, auf der andern Seite ausschweifen. Viele, um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, schämen sich nicht, beynahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprachschnitzer zu begehen, die nur dem unerzogensten Theile des Volkes zu verzeihen sind. Andre scheinen, ich weiſs nicht aus welchem unzeitigen Provinzial-Patriotismus, sichs recht geflissentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das mindeste dadurch für den Nachdruck oder die Naivität oder irgend eine andere Erforderniſs ihres Stils zu gewinnen, veraltete, oder Provinzialwörter, die dem gröſsten Theile der Nazion unverständlich sind, oder niedrige Sprecharten, die man selbst an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinsten Pöbels findet, in ihre Schriftsprache einzumengen. Die Nachlässigkeit der einen, und der Unfug der andern geht wirklich so weit, daſs michs nicht wundert, wenn einem Manne, der den besten Theil seines Lebens mit kritischer Erforschung unsrer edeln Sprache zugebracht hat, die Geduld dabey ausgeht. Indessen scheint es doch, daſs wir wenig Ursache haben uns die Furcht, daſs derselbeu viel Nachtheil daraus erwachsen werde, beunruhigen zu lassen. Die Skribenten die ihre eigene Sprache nicht zu schreiben wissen, sind doch wohl nur elende Skribenten; sie leben einen Tag, und verschwinden wieder, ohne daſs in dem Gehirn ihrer Leser mehr Spuren von ihrem kurzen Daseyn zurück bleiben als in den Jahrbüchern der Litteratur. Ihre Sprachschnitzer, ihre grammatikalische Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Mischmasch von Dialekten, wird schwerlich jemand, an dem etwas gelegen ist, verführen können. Aber Regeln, die einen Gelehrten von Ansehen und Einfluſs zum Urheber haben, wenn sie auf eine willkührliche Beschränkung guter Schriftsteller und besonders eine mit der Natur der Dichtkunst unverträgliche Verengung der Dichtersprache abzielen, könnten in mehr als Einer Rücksicht von nachtheiligern Folgen seyn. Es scheint nicht, als ob unser verdienstvoller Sprachlehrer die gebührenden Vorrechte der Dichtersprache bisher noch in genugsame Betrachtung gezogen habe. Indessen wäre doch eine gründliche Untersuchung derselben um so nöthiger, da sie zwar von jeher stillschweigend anerkannt, aber so viel ich weiſs, noch nie in das gehörige Licht gesetzt und so bestimmt worden sind, daſs zu Verhütung aller zwischen Dichtern und Grammatikern daher entstehenden Kollisionen, so genau als möglich festgesetzt wäre, wie weit jene gehen, und wo diese den Schlagbaum vorziehen dürften. Vielleicht kann das, was ich noch bey seinen Folgerungen in dieser Rücksicht zu erinnern habe, Ihn veranlassen, diese Materie selbst vor die Hand zu nehmen: einige seiner Regeln genauer zu bestimmen und das noch immer schwankende königliche Vorrecht der Dichter, ohne sich daran zu vergreifen, in seine gebührenden Schranken zu setzen. Vorher aber sey mir erlaubt, die erste der besagten Folgerungen noch etwas näher zu beleuchten.

1) „Jede Schriftsprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einfluſs der gesellschaftlichen Sprache der obern Klassen, ist alle Mahl die Mundart der blühendsten Provinz, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch" — sagt Herr Adelung auf der 25sten Seite seiner Abhandlung was ist Hochdeutsch?

uns sagen was man will, dachten sie, wenn wir nur thun dürfen was wir wollen.

Schach-Gebal hatte weniger Leidenschaften als Aufwallungen. Er war ein Feind von allem, was anhaltende Aufmerksamkeit und Anstrengung des Geistes erforderte. Wenn dasjenige, was seine Hofleute die Lebhaftigkeit seines Geistes nannten, nicht allezeit Witz war, so weiſs man, daſs es bey einem Sultan so genau nicht genommen wird: aber er wuſste doch den Witz bey andern zu schätzen; und so tödtlich er die langen Reden seines Kanzlers haſste, so hatte er doch Augenblicke, wo man ihm scherzend auch wenig schmeichelnde Wahrheiten sagen durfte. Er wollte immer von aufgeweckten Geistern umgeben seyn. Ein schimmernder Einfall hieſs ihm allezeit ein guter Einfall; allein dafür fand er auch den besten Gedanken platt, der sonst nichts als Verstand hatte. Nach Grundsätzen zu denken, oder nach einem Plane zu handeln, war in seinen Augen Pedanterey und Mangel an Genie. Seine gewöhnliche Weise war, ein Geschäft anzu-

Mir däucht, dieſs sey nicht so wohl eine Folgerung aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch seyn mag, so wird dieser Satz schon durch diesen einzigen Umstand widerlegt, daſs der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es giebt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) eine zufällige und vorübergehende Sache ist. In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des Deutschen Reiches kommen, und so müſste sich, diesem Grundsatze zu Folge, unsre Schriftsprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünf und zwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Deutschland gewesen sey, ohne Partheylichkeit so leicht nicht zu entscheiden, und, weil die *rationes dubitandi et decidendi* unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wohl in die Klasse der Processe ohne Ende zu verweisen seyn. Wenn Volksmenge, Kunstfleiſs, Handlung, Schifffahrt, Wohlstand, Reichthum, Pracht, Gelehrsamkeit, (und warum nicht auch Freyheit, die groſse Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beyspiel Herr Adelung sich so oft bezieht?) mit Einem Worte, wenn der blühendste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schriftsprache der ganzen Nazion machen soll: welche Deutsche Stadt hätte in unserm Jahrhundert einen gegründetern

Anspruch an diese Ehre zu machen als **Hamburg**? — Oder (wenn ja die Vortheile eines **grofsen Hofes** in diesem Punkte die Vortheile der Freyheit zu Boden wägen sollen) warum sollte nicht die Mundart von **Berlin** die Gesetzgeberin der Hochdeutschen Sprache seyn? Und wie lange wird es noch währen, bis keine Deutsche Provinz der **Österreichischen** an allen Ursachen und Wirkungen des blühendsten Wohlstandes den Vorrang wird streitig machen können? Was die Welt nur blofs seit zwey Jahren mit Erstaunen gesehen hat, läfst unter einem Beherrscher wie Josef II. das Unglaublichste erwarten. Nach dem obigen Grundsatze wird also, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahre 1800 die Österreichische Mundart — freylich um einige Grade verfeinert, aber doch noch immer Österreichische Mundart — die Deutsche Schriftsprache seyn, und die **Sonnenfels** und **Denis**, welche die ihrige nach Ober-Sächsischen Mustern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eignen Nachtheil) zu voreilig gewesen. Dafür wird es aber auch ihnen, und allen übrigen Schriftstellern, auf welche die Nazion seit vierzig Jahren stolz gewesen ist, nicht besser ergehen als den alten **Minnesingern**, deren Sprache vor sechshundert Jahren die **Hochdeutsche** Schriftsprache war — weil Schwaben damahls die blühendste Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenig Jahrhunderten für unsre Nachkommen seyn, was jetzt das *Liet der Niebelungen* für uns ist. Vergebens könnten sie sich damit trösten wollen, daſs gleichwohl (nach Herrn Adelungs mehrmahliger Behauptung) jede Schriftsprache ein Werk des Geschmacks sey. Der Geschmack, der hier gemeint ist, ist eine eben so wandelbare Sache als der Wohlstand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Klassen ab — und was kann wohl unbestimmteres und wandelbareres seyn als die Verfeinerung der obern Klassen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Klassen in Paris würde die Französische Sprache schon lange einem wieder ins Leben zurückkehrenden Schriftsteller aus Ludwigs XIV. blühenden Zeiten unverständlich seyn: wenn nicht noch immer Leute von Talenten gewesen wären, die sich dem Strome der Verfeinerung entgegengestellt, und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu Trotz, nach den Mustern jener bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dieſs kann nun freylich bey den Franzosen Statt finden, bey denen es (wenigstens noch bisher) eine angenommene Sache ist: daſs die reine Französische Schriftsprache aus den Werken der besten Schriftsteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV. und derer, die sich in der Folge nach jenen gebildet, geschöpft werden müsse. Aber wenn bey uns Deutschen zum Grundsatz angenommen würde, die Mundart der höhern Klassen in der blühendsten Provinz müsse entscheiden, was Hochdeutsch sey: so würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unsrer Sprache, die ich im Geiste vorher sehe, verhindern können. Zwar sagt Herr Adelung mit gutem Grunde: „so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftssprache der obern Klassen“ 2) — und dieſs könnte unsern nach Unsterblichkeit dürstenden Schriftstellern noch einige Hoffnung machen. Aber diese Hoffnung wird leider durch das unmittelbar folgende sogleich wieder zu Boden geschlagen. Die schon vorhandene Schriftsprache nehmlich wird in den besagten obern Klassen „nach dem Maſse des steigenden Geschmacks und Wohlstandes verfeinert; und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen“ u. s. w. Da der Wohlstand und Geschmack der obern Klassen ohne Ende steigen können: so hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Grenzen; und da nichts willkührlicher ist als der Geschmack der Vornehmsten und Reichsten: so ist auch nichts willkührlicher als die Art, wie sie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem was in Kleidung, Putz, Bijoux, Hausgeräthe und dergleichen, Mode ist; und das Beyspiel unsrer Nachbarn jenseits des Rheins setzt dieſs ins helleste Licht. Immerhin mag also das künftige Österreichische Hochdeutsch auf die jetzt vorhandne Ober-Sächsische Schriftsprache

---

2) Und welche andre hauptsächliche Ursache läſst sich davon angeben, als das Lesen der besten Bücher die in dieser Schriftsprache geschrieben sind?

gepfropft seyn: es wird nicht nur immer etwas vom Geschmack des wilden Stammes zurück bleiben: sondern dieses neue Hochdeutsch wird auch durch die unzähligen Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geschmack der obern Klassen in Wien, Prag, Linz, Klagenfurt, u. s. w. nach und nach hindurch führen wird, so lange modificieret werden: bis unser jetziges Hochdeutsch, zu dem was in zweyhundert Jahren diesen Ehrennahmen tragen mag, sich verhalten wird, wie das Hochdeutsch in Kaisersbergers Postille zu dem in Rabners Satyrischen Schriften. — Ich gestehe, daſs ich beynahe lieber in meine sehenden Augen ein Miſstrauen setzen, als glauben möchte, ein so einsichtsvoller Mann, wie der mit dem ich es hier zu thun habe, sollte diese Unbequemlichkeiten seiner Hypothese nicht so gut als irgend jemand gesehen haben. Indessen stehen seine dürren Worte sichtbar da; und so angenehm es mir seyn wird, belehrt zu werden, daſs sie einen bessern Sinn zulassen, so unmöglich ist mirs, vor der Hand einen andern darin zu finden.

2) Nur noch ein Wort über die obern Klassen im Südlichen Kursachsen, auf deren Mundart und Geschmack Herr Adelung das echte Hochdeutsch einschränkt. „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daſs unsre höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Kursachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Pro-

vinz Deutschlands wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Klassen gesprochen, daher sie hier wohl nicht ein Fremdling seyn kann." — Ich wage es abermahl kaum meinen Augen zu trauen. Die Sprache, die im südlichen Kur-Sachsen gesprochen wird, soll aus keinem andern Grunde das wahre Hochdeutsch seyn, als weil dieser kleine Theil von Deutschland die blühendste Provinz desselben ist, und weil der gute Geschmack schon vorlängst seinen Sitz darin aufgeschlagen hat — und falls jemand daran zweifeln wollte, so soll er kommen und sehen — und was? — ‚daſs man in Kur-Sachsen — Kur-Sächsisch spricht. Allerdings wird er dieſs sehen, oder vielmehr hören; aber wird er auch sehen, daſs die Mundart, die er dort in den obern und untern Klassen von den Meisten sprechen hören wird, unsere höhere Schrift- und Gesellschaftsprache sey? — Dieſs ist es eben was zu erweisen war.

Daſs man in Kur-Sachsen von dem groſsen Haufen (d. i. bey weitem von der gröſsern Anzahl) in den untern Klassen Beene und Kleeder und korschame Diener, so viel man nur will, zu hören bekomme, und daſs eben dieser groſse Haufe, unrein, und oft affektiert spreche, seine Provinzial-Ausdrücke habe, u. s. f. das gesteht Herr Adelung selbst in seiner zweyten Abhandlung S. 34 und 37 willig ein. Allein die obern Klassen! — „die müſste man gar nicht kennen, wenn man ihnen dergleichen zur Last legen wollte.“ — Aber was für eine Rangordnung sollen wir zu Hülfe nehmen, um die unbestimmten und unbestimmbaren Wörter obern und untern Klassen, recht ins Klare zu setzen? wo fangen diese an, und wo hören jene auf? Schreiber dieses hat viele Gelegenheit gehabt mit Kur-Sächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Klassen gehörten, zu sprechen, — und unglücklicher Weise muſste er fast immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Herrn Adelungs Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provinzial-Ausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes gröſsten Theils in allen übrigen deutschen Provinzen zu thun pflegen. Personen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Kur-Sachsen gelebt haben, versichern ihn, daſs es ihnen eben so gegangen sey. Also nicht diejenigen, welche unrichtig und provinzialisch sprechen, sondern diejenigen, die immer reines echtes Hochdeutsch reden, sind für Ausnahmen zu halten: und das letztere wird, meines Wissens, nirgends in ganz Deutschland von den obern Klassen durchgehens völlig rein und richtig gesprochen; ja, nach unserer dermahligen Verfassung, kann es auch nicht wohl anders seyn, so seltsam dieses in den Ohren eines Ausländers klingen muſs.

Was ich hier sage, gilt ganz besonders von den meisten Personen der obersten Klassen. Diese lernen ihr Deutsch gröſsten Theils von Wärterinnen, Kammerfrauen, Bedienten u. dergl. und wie wenig noch bis auf diesen Tag bey Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachsen wie im übrigen gröſsten Theile von Deutschland, darauf gesehen werde, sie ihre Muttersprache rein und richtig sprechen und schreiben zu lehren, ist eine weltkundige Sache. Deutsch, denkt man, lernt sich, so viel man dessen vonnöthen hat, von selbst. Das Französische hingegen, welches beynahe an allen deutschen Höfen und in allen Gesellschaften der obersten Klassen die eigentliche Hof- und Gesellschaftssprache ist, muſs mit Fleiſs erlernt, und wenigstens im Sprechen zum möglichsten Grade der Fertigkeit und Richtigkeit gebracht werden. Da die Grenzen zwischen *a*, *b*, *c*, *d*, in den obern Klassen sehr schwankend sind, und *d* sich so eng als möglich an *c*, *c* an *b*, und *b* an *a* andrückt: so ist es sehr wahrscheinlich, daſs es, in Residenzstädten wenigstens, auch in den Klassen die zunächst an die obersten grenzen, nicht viel besser mit der deutschen Sprache stehen werde. Eine genaue Untersuchung der Sache ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch dabey auf die unwidersprechlichste Art heraus käme, daſs in einigen Kur-Sächsischen Städten eine Mundart herrsche, die der dermahligen Hochdeutschen Schriftsprache weit näher komme als die Mundart irgend einer andern Provinz: so würde damit noch lange nicht bewiesen seyn, was Herr Adelung beweisen will; wie ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte noch niemand daran Hochdeutsch und Südlich-Kursächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten deutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Kur-Sachsen; und die Lutherische Bibelübersetzung selbst, welche sonst immer ein Klassisches Ansehen in dem protestantischen Deutschland behauptete, wird von Herrn Adelung in seinem Wörterbuche unzähliger theils Oberdeutscher, theils in Kur-Sachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten deutschen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, bis auf die Zeit, da die Gottschedische Schule empor kam, waren keine Kur-Sachsen. — Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen seyn, daſs es gröſsten Theils Kur- und Obersächsische Bücherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung Lateinischer, Französischer und Italiänischer Wörter getrieben wurde, am meisten beförderten; so wie es nachmahls meistens Kur-Sachsen von Gottscheds Zucht waren, die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath, theils von dem sogenannten Lohensteinischen, Miltonisch-Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmacklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, daſs sie weder zu

Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heut zu Tage der Gottschedischen Litterar-Geschichte und der unartigen Streitigkeiten mit den Schweizerischen Gelehrten Breitinger und Bodmer noch erinnern, wissen gar wohl, daſs es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war, die nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstanden und sprachen; daſs, nach der Schätzung dieses Mannes (den man neuerlich so unverdienter Weise wieder zum groſsen Wiederhersteller der deutschen Sprache machen will) Schwarzens Aneis und Schönaichs Hermann Meisterstücke der deutschen Sprache, und ein ganzer Troſs von poetischen und prosaischen Schöpsen deren Nahmen und Werke kein Mensch mehr kennt, die groſsen Lichter unsrer Litteratur, — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstock, Ramler, Lessing, u. s. w. Sprachverderber und Unsinnschreiber hieſsen; und daſs, wofern es ihm möglich gewesen wäre, unsre Litteratur auf dem Grade von Geschmacklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie herunter gebracht hatte, wir mit einer ziemlich reinen Kursächsischen Mundart, (so gut wenigstens als im Jahre 1740 von obern und untern Klassen in Leipzig gesprochen wurde) eine Litteratur hätten, um die uns gewiſs keine Nazion bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier bloſs von der Frage, was ist Hochdeutsch; und ich glaube nicht, daſs irgend fangen, und dann die Maſsregeln von seiner Laune oder vom Zufall zu nehmen. So pflegten die witzigen Schriftsteller seiner Zeit ihre Bücher zu machen.

Er hatte ein paar vortreffliche Männer in seinem Divan. Er kannte und ehrte ihre Klugheit, ihre Einsichten, ihre Redlichkeit; aber zum Unglück konnte er ihre Miene nicht leiden. Sie besaſsen eine gründliche Kenntniſs der Regierungskunst und des Staats; aber sie hatten wenig Geschmack, sie konnten nicht scherzen; sie waren zu nichts als zu ernsthaften Geschäften zu gebrauchen, und Schach-Gebal liebte keine ernsthaften Geschäfte. Warum hatten die ehrlichen Männer die Gabe nicht, der Weisheit ein lachendes Ansehen zu geben? — Oder konnten sie sich nur nicht entschlieſsen, ihr zuweilen die Schellenkappe aufzusetzen? Desto schlimmer für sie und den Staat! Schach-Gebal unternahm zwar selten etwas ohne ihren Rath; aber er folgte ihm während seiner ganzen Regierung nur zweymahl, und beide Mahl — da es zu spät war.

eine deutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Komplimente auf Unkosten aller übrigen von mir erwarten wird. Ich sehe leicht voraus, daſs Herr Adelung (vermuthlich ganz wider seine Absicht) dem übelverstandnen Patriotismus in allen deutschen Provinzen einen groſsen Tummelplatz eröffnet hat: und, sehr wahrscheinlich, wird die Sache in kurzem (wie es bey dergleichen Volkshändeln der gewöhnliche Lauf ist) mit

— stipitibus duris sudibusque praeustis

ausgemacht werden. Aber, was ich gewiſs weiſs, ist, daſs er, so wenig als ich, Lust haben wird, sich in Fehden von so handfester Art einzulassen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmsten deutschen Städte, die sowohl in Ansehung ihrer weit ausgebreiteten Handlung und ihres, von seiner Stiftung bis auf diesen Tag, weltberühmten Musen-Sitzes, als wegen der Kultur, und feinen Lebensart ihrer Einwohner schon lange eine Zierde Deutschlands war, das mindeste von ihren Vorzügen und Verdiensten streitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm miſsgönnen, eine unter den Städten zu seyn, wo unsre Sprache am schönsten gesprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, so eifersüchtig er auch über ihren Ruhm seyn mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abspreche, das ich keiner andern Stadt in Deutschland zugestehe.

3) Die Sprache ist eine Tochter des Bedürfnisses und ein Pflegekind der Geselligkeit; ihre Bildung

und Bereicherung das Werk der Zeit; ihre Verschönerung die Arbeit des Geschmacks, und zu ihrer höchsten Vervollkommnung müssen alle Musen vereinigt helfen. Die Schriftsprache einer groſsen Nazion, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarey sich langsam, und bloſs durch Nachahmung anderer, zu immer höhern Stufen von Kultur empor hebt, hat eine Reihe von Jahrhunderten nöthig, bis sie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet ist. Eine Menge günstiger Umstände, (wie Herr Adelung sehr richtig behauptet) müssen sich hierzu vereinigen. Indessen sind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten, die Schriftsteller von Genie, Talenten und Geschmack, ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber und populäre Filosofen, die zu ihrer Bereicherung, Ausbildung und Polierung das Meiste beytragen; und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nazion verstreut. Der Geschmack ist, so wenig als Verstand und Witz, an eine Hauptstadt, oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist ein freyes Geschenk der Natur: die Entwicklung und Ausbildung, ein Werk glücklicher Umstände, vortrefflicher Muster, und eines langwierigen Studiums. Alles dieſs kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beysammen finden; und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigern Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nazion eine beträchtliche Anzahl sehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Stils und der Kompozion aufzuweisen hat, mag das was man Geschmack nennt, unter ihren obern Klassen so fein und gut seyn als man will: ihre Schriftsprache ist doch immer erst im Wachsen begriffen, sie ist noch unvollendet, sie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder ins Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sprache, von mehrern Jahrhunderten her, steht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und sie kann daraus nehmen und gleichsam in ihren eigenen Boden verpflanzen, was sie benöthigt ist, und was darin fortkommt. Erst alsdann, wenn sie mit Meistersücken in allen möglichen Arten des Stils versehen ist, kann man, so zu sagen, ihr Wörterbuch als vollzählig annehmen, und eine feste Grenzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache (welche zugleich die Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen ist) und den besondern Mundarten der einzelnen Provinzen ziehen. Die guten Schriftsteller in jeder Schreibart entscheiden alsdann was Hochdeutsch in der höhern Redner- und Dichtersprache, was Hochdeutsch in der Komischen Sprache, (die sich wieder in die edlere, launenhafte und burleske abtheilt) was Hochdeutsch in der Sprache der Wissenschaften und Künste, und was Hochdeutsch in der täglichen Gesellschaftssprache der obern Klassen ist. Jeder dieser Sprach-Distrikte (wenn ich so sagen darf) hat wieder sein eignes Gebiet, seine eigne Verfassung, Gesetze, und Gerechtsame, so wie seine eignen Grenzen: und nur aus ihnen allen zusammengenommen besteht die Schriftsprache einer durch Künste und Wissenschaften gebildeten Nazion. Alles dieſs ist, däucht mir, Natur der Sache, und bedarf keines mühsamen Erweises. Zur Erläuterung kann uns abermahls die Französische Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzugroſser Eigensinn des Geschmacks ihre Dichtersprache in weit engern Schranken hält, als man bey irgend einem andern Volke finden wird, so ist doch gewiſs, daſs ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Sprache ihrer Tragödie und ihrer hohen Lyrischen Poesie, zwischen der Sprache der edlern Komödie, oder der guten Gesellschaft und der scherzhaften Sprache des sogenannten *stile de Marot* ist. Sprachrichtigkeit, Schicklichkeit und Eleganz sind bey ihnen, wie billig, wesentliche Erfordernisse einer jeden Sprach- und Schreibart: aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugnisse, die ihr niemand streitig macht. Es ist noch keinem Französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame, oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates oder Burrhus: oder den Stil und die Sprache der *Pucelle d' Orleans* für barbarisch und geschmacklos zu erklären, weil kein

Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrückt.

Man sieht bereits aus dem bisher gesagten, was ich bey der 6ten, 7ten und 8ten Folgerung des Herrn Adelung zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten, oder die Einmischung solcher Provinzialwörter, die in der allgemeinen deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gut heiſsen kann: so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provinzialwörter meine Stimme geben; wiewohl ich gestehe, daſs sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefehr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, auſser der launenhaften, komischen und bürlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche deutsche Volkslieder und Volksmährchen schickt, und ihren eignen, von jeder der ebengenannten Schreibart verschiedenen Karakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: „alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgend wo die besten: denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine, (solche die sonst nur das gemeine Volk braucht) vonnöthen; und Wörter, die an einem andern Platze unanständig seyn würden, werden schicklich und eigentlich, sobald sie an ihrem rechten Orte stehen.„[3]) Dieser groſse Römische Kunstrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darin nicht beypflichten?) dem Redner alle ungewöhnliche Wörter, alle zu kühnen Metafern, alle veralteten, oder nur der Poetischen Freyheit erlaubten Redensarten:[4]) aber dieses Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über diesen Punkt immer bey dem Ausspruch eines Alten bleiben, dem noch niemand den feinsten Geschmack streitig gemacht hat:

5) — — oft wird ein Vers
Vortrefflich, bloſs wenn ein alltäglich Wort
Durch eine schlaue Stellung unverhofft
Zum neuen wird. Wo neu entdeckte Dinge
Zu sagen sind, da ist's mit Recht erlaubt
Auch unerhörte Wörter zu erfinden,
Wenn diese Freyheit mit Bescheidenheit
Genommen wird. — —
Was kann der Römer einem Plautus und

---

3) *Omnia verba, exceptis de quibus dixi (sc. parum verecundis) sunt alicubi optima: nam et humilibus interdum et vulgaribus opus est, et quae in cultiore parte videntur sordida, ubi res poscit propria dicentur.* Instit. orat. X. c. I.

4) *Ibid. IV. c. I.*

5) *Dixeris egregie, notum si callida verbum*
Reddiderit junctura novum. Si forte necesse est
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum:
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget: dabiturque licentia sumta prudenter.

Cäcil gestatten, das Virgil und Varius
Nicht wagen durfte? u. s. w.
— — — Immer wars und bleibts
Erlaubt, ein ungestempelt Wort
Von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. f.
Viel abgestorbne Wörter werden wieder
Ins Leben kehren, viele andre fallen
Die jetzt in Ehren sind, so wie der Brauch
Es fügen wird, bey welchem doch zuletzt
Allein die Macht, hierin Gesetz zu geben, steht.

Schriftsteller von Geschmack, d. i. von feinem gelehrtem und sicherm Urtheilsgefühl des Schönen und Schicklichen, wissen immer am besten was sie zu thun haben, und wie weit sie gehen dürfen: fehlen sie aber, so kommt es einem wahren Aristarch (der dem Homer selbst nichts übersieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worin und warum sie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaſsung gestattet werden, willkührliche Gesetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Fesseln anzulegen, so lange sie die Freyheit, das Element worin sie allein leben können, nicht

— — — quid autem
Caecilio Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio Varioque? — —
— — — licuit, semperque licebit
Signatum praesente nota procudere verbum.
Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.
Horat. Arte Poët. v. 47 — 72.

auf offenbaren Miſsbrauch ziehen. Dem Dichter sind die Worte — Farben, Rhythmen, und melodische Töne zugleich. Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache (Magaz. der Deutschen Sprache 1. St. S. 57) Hätte er gesagt die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden: daſs sie die einzige sey, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der will und soll mit einer Sprache noch viele andre Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provinzialwort, wofür das sogenannte Hochdeutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo ers braucht, gerade die einzige Farbe, die zu einer bestimmten Absicht paſst, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das oberdeutsche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger, oder hat andre Vokalen, andre Konsonanten, u. s. w. als das Hochdeutsche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höhern Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode, u. s. f. Und wenn es denn überdieſs ein Wort ist, das Luther oder Opitz schon gebraucht haben: wer kann ihm zumuthen, daſs er es bloſs deſswegen verwerfen soll, weil es im südlichen Kur-Sachsen von 1740 — 60 nicht im Umlauf war?

Die vorstehenden beiden Aufsätze über die von dem berühmten Adelung vor achtzehn Jahren in seinem Magazin der Deutschen Sprache aufgeworfene und (wie es mir damahls schien, und noch scheint) gar zu einseitig beantwortete Frage, was ist Hochdeutsch? — erschienen im November und December des Deutschen Merkurs 1782 unter dem Nahmen Musofilus, in Form von Briefen an den Herausgeber, wiewohl sie diesen selbst zum Verfasser hatten. Sie veranlaſsten ein Paar polemische Abhandlungen im vierten Stück des 1ten Bandes gedachten Magazins, welche so beschaffen waren, daſs Musofilus sie nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte. In der That schien es vielen unpartheischen Lesern, daſs Herr Adelung in dieser kleinen litterarischen Fehde nicht kaltblütig genug geblieben sey, und den Schein, als ob er seinen Gegner ein wenig zu vornehm und übellaunig behandle, nicht genugsam vermieden habe. Indessen, da Musofilus in seiner (in den April des deutschen Merkurs 1783 eingerückten) Antwort auch etwas wärmer geworden war als nöthig ist, und eine Verlängerung dieses Streits zu nichts mehr gut seyn konnte, trat der Herausgeber des Merkurs in seiner eignen Person, aber zugleich als Friedensstifter zwischen den streitenden Partheyen, hervor, und erklärte sich über die Frage, worüber gestritten wurde, auf eine Art, die, wie wir glauben, aller Fehde billig ein Ende machen muſste. Wiewohl nun der sogenannte Nachtrag des Musofilus bloſs darum, weil der Streit persönlich zu werden anfing, hier keinen Platz findet: so hat man doch für gut gefunden, dem besagten letzten Aufsatz, seiner guten Sentenz und der mehreren Vollständigkeit wegen, den wenigen Raum, den er hier einnimmt, nicht zu versagen.

III.

Musofilus hat, wie uns dünkt, sehr wohl daran gethan, daſs er einen Streit abgebrochen, wobey man unvermerkt wärmer wird als man anfangs werden wollte;

und wobey, weil sich zuletzt doch immer Empfindlichkeit und Rechthaberey ins Spiel mischt, die Wahrheit gemeiniglich nicht viel gewinnt. Wie viel er mit seiner Apellazion an das Publikum gewinnen werde, weiſs ich nicht; wenigstens bescheide ich mich gern, daſs, nachdem er dieses Rechtsmittel auf seine Gefahr ergriffen hat, es mir weniger als jemahls anständig wäre, mich zu einem Schiedsrichter in diesem Streit aufwerfen zu wollen. Indessen mag es doch erlaubt seyn, einen Vorschlag zur Güte zu thun, und zu versuchen, ob die Partheyen nicht geneigt seyn möchten, beyderseits von der Strenge ihrer Forderungen so viel nachzulassen, als zu Bewirkung eines billigen Vergleichs nöthig ist. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, diesen Versuch nicht vergebens zu thun, da es mich beynahe unmöglich dünkt, daſs Herr Adelung und mein Pseudonymer Korrespondent, sobald sie sich gelassen und freundlich gegen einander erklären wollten, am Ende nicht in der Hauptsache zusammen treffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr gültigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage was ist Hochdeutsch? zu einer Zeit aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Litteratur nützliche Folgen haben kann. Die Freyheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefehr zehen Jahren mit der Sprache nehmen; die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt; die überhandnehmende Anmaſsung sich über allen

Es war eine seiner Lieblingsgrillen, daſs er durch sich selbst regieren wollte. Die Könige, welche sich durch einen Minister, einen Verschnittenen, einen Derwischen, oder eine Mätresse regieren lieſsen, waren der tägliche Gegenstand seiner Spöttereyen. Gleichwohl versichern uns die geheimen Nachrichten dieser Zeit, daſs sein erster Iman, und eine gewisse schwarzaugige Tschirkassierin, die ihm unentbehrlich geworden war, alles was sie gewollt aus ihm gemacht hätten. Wir würden es für Verleumdungen halten, wenn wir seine Regierung nicht mit Handlungen bezeichnet sähen, wovon der Entwurf nur in der Zirbeldrüse eines Imans oder in der Fantasie einer schwarzaugigen Tschirkassierin entstehen konnte.

Schach-Gebal war kein kriegerischer Fürst: aber er sah seine Leibwache gern schön geputzt, hörte seine Emirn gern von Feldzügen und Belagerungen reden, und las die Oden nicht ungern, worin ihn seine Poeten über die Cyrus und Alexander erhoben, wenn er bey Gelegenheit

Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen; kurz, die lächerliche und die ganze Nazion beschimpfende Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daſs nicht nur einige Magnaten unsrer gelehrten Republick, (die dem Volk hierin mit keinem guten Beyspiel vorgehen) sondern beynahe jeder, der etwas drukken läſst, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrecht-Schreibung macht — sind schon lange ein Greuel in den Augen aller gesunden Köpfe; und da es die höchste Zeit ist diesen Miſsbräuchen entgegen zu wirken: wem stand es besser an, die Hand an dieses löbliche Reformazionswerk zu legen als dem Herrn Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel Klagens ist, ohne daſs gleichwohl der Sache abgeholfen wird, sondern das Übel vielmehr immer gröſser zu werden scheint, lediglich von den Schriftstellern herkommt: so war auch, aus diesem Grunde schon, nothwendig, daſs Herr Adelung bey Beantwortung der Frage, was ist Hochdeutsch? oder, welches ist die Sprache deren sich die Schriftsteller zu bedienen haben? einen Grundsatz aufsuchte und festsetzte, wodurch die Sprache von der Willkühr der Schriftsteller unabhängig gemacht würde. Die Verwirrung schien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders aufhören zu können, als wenn die Schriftsteller aus dem gesetzlosen Stande, wo jeder thut was ihm beliebt, zu einem gemeinschaftlichen Panier zurück gerufen würden. Dieses fand er in der Obersächsischen Mundart, vornehmlich wie sie von den obern Klassen des südlichen Kursachsens gesprochen wird. Seiner Meinung nach muſs für jede lebende Sprache eine **Hauptstadt** oder wenigstens eine **Provinz** seyn (und natürlicher Weise ist es die kultivierteste und blühendste) welche gleichsam der *Depositaire* der Sprache ist; und wenn dieſs auch von Deutschland gilt, welcher andre Kreis desselben könnte dem Obersächsischen diesen Vorzug streitig machen wollen?

Gleichwohl ist der Grundsatz des Herrn **Adelung** so wie er ihn in seiner Abhandlung vorgetragen und ausgedehnt hat, mit allen den Folgen die er daraus gezogen, so neu und unerhört, daſs er (wie er selbst vorher sah) allen seinen Lesern auſserhalb Kursachsen auffallen muſste. Verständige Männer, welche die regellosen Anmaſsungen vieler neuern und neuesten Buchmacher eben so thöricht finden als er, aber auch die nachtheiligen Folgen des übertriebenen *Purismus* der **Gottschedischen Sekte** [6]) noch nicht vergessen haben, glaubten, die Sprache des gesellschaftlichen Umgangs der obern Klassen im südlichen Kursachsen könne weder als eine **hinlängliche** noch **zuverlässige** Regel für alle Arten von guten Schriftstellern angesehen werden. Denn, wenn man auch sagen kann, wo diese obern Klassen anfangen: wer getraut sich wohl die Linie zu ziehen, wo sie **aufhören**?

---

6) Man erinnere sich nur des **Neologischen Wörterbuchs**.

und wer scheut sich nicht vor dem Gedanken, den Geist der ersten Schriftsteller seiner Nazion in die engen Schranken der Gesellschaftssprache einer einzigen Stadt, und wenn es selbst die Hauptstadt des ganzen Reiches wäre, eingezwängt zu sehen? Was würde aus einem Äschylus, einem Pindar, einem Aristofanes, geworden seyn, wenn sich die obern Klassen in Athen und Thebä eines solchen Vorrechts über den Genie ihrer gröſsten Schriftsteller hätten anmaſsen wollen?

Ohne Zweifel waren es Betrachtungen dieser Art, die unsern unter dem Nahmen Musofilus verborgnen Korrespondenten zum Widerspruch gegen den Grundsatz des Herrn Adelung bewogen.

Allein, so wenig als es jenem einfallen könnte, die Sprache der Willkühr der Schriftsteller Preis zu geben: so gewiſs halte ich mich, daſs es Herrn Adelungs Meinung niemahls war — wie ihn Musofilus beschuldigt — ohne alle Einschränkung und Ausnahme kein Wort, keine Redensart, keine Rede-Figur, keine Versetzung, keine Auslassung, keine Wendung u. s. w. gelten zu lassen, die man nicht in der täglichen Gesellschaftssprache der Personen von Erziehung und feinerer Lebensart im südlichen Kursachsen zu hören bekommt.

Er hat Recht, alle Arten von Miſsbräuchen deſsjenigen, was, nach Horazens bekannter Regel, den Schriftstellern jederzeit erlaubt gewesen ist, zu rügen: aber seine Meinung kann nicht seyn, ihnen auch den sparsamen, klugen und zweckmäſsigen Gebrauch dieser Vorrechte zu untersagen. Auch wird er schwerlich in Abrede seyn, daſs unsere Litteratur, die erst seit vierzig Jahren sich zu heben anfängt, noch immer im Steigen ist; daſs der gegenseitige Einfluſs der lebendigen Sprache auf die Schriftsteller, und der Schriftsteller auf die Sprache, in der Natur der Sache so nothwendig gegründet ist: daſs weder die obern Klassen der blühendsten Provinz noch die Schriftsteller nach dreyſsig bis vierzig Jahren völlig eben dieselbe Sprache reden und schreiben, die ihre Vorfahren vor dreyſsig oder vierzig Jahren sprachen und schrieben: daſs man also (wie Musofilus mit Recht zu behaupten scheint) die Hochdeutsche Schriftsprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann; und daſs, so wie eine Menge fremder Wörter durch den Gebrauch,

quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi,

einheimisch worden sind, eben so auch manche, die ehmahls provinzial waren, durch den verständigen Gebrauch guter Schriftsteller Beyfall gefunden haben, und aus der Schriftsprache unvermerkt in den Mund der Hochdeutschen gekommen und im Gebrauch geblieben sind.

Wir zweifeln nicht, daſs wenn Herr Adelung sich über alles dieses näher erklärt haben wird, den zeitherigen Widersprechern gegen seine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unsrer Schriftsprache wieder herzustellen, wenig oder nichts einzuwenden übrig bleiben werde.

Zu diesem Ende wünschen wir, daſs es Ihm gefallen möchte sich über folgende Fragen ausführlicher und bestimmter vernehmen zu lassen:

1) Wie weit erstreckt sich das Recht, das die Schriftsteller (besonders diejenigen, welche nach der Bakonischen Abtheilung in die Klasse der Einbildungskraft gehören) über die Sprache haben, in sofern solche als eine geschmeidige Masse betrachtet werden kann, welcher sie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrucken? Herr Adelung gesteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, sondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl zu gebrauchen als die gewöhnliche Gesellschaftssprache zuläſst. Welches sind nun die Grenzen dieses Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieser Pflicht? Sollte Aufmerksamkeit und Auswahl das Recht des Dichters an die Sprache ganz erschöpfen? Sollte die Sprache des Lyrischen, Epischen, Tragischen und Komischen Dichters so schlechterdings in die Grenzen der gewöhnlichen Gesellschaftssprache Ober-Sachsens eingeschränkt werden können, wie Herr Adelung S. 85 seiner Antwort gegen Musofilus zu behaupten scheint?

2) Ist nicht, ungeachtet der beständigen Ebbe und Fluth, welcher die lebenden Sprachen unterworfen sind, unstreitig, sowohl was die Wörter selbst als die Art ihrer Zusammensetzung betrifft, in jeder Sprache etwas Beständiges, etwas das wenigstens durch den Gebrauch ganzer Jahrhunderte zum allgemeinen festen und gleichsam geheiligten Sprachgebrauch geworden ist? Kann man nicht dieses feste und Allgemeine in jeder Sprache, worauf sich ihre Regelmäſsigkeit einzig gründet, die Natur der Sprache nennen? Und muſs nicht diese Natur der Sprache schlechterdings jedem Schriftsteller heilig seyn?

3) Ist man hinlänglich begründet, ohne Ausnahme zu behaupten, daſs alle veralteten, d. i. in der Obersächsischen Gesellschaftssprache auſser Gebrauch gekommenen Wörter dieses Schicksal nur darum gehabt hätten, weil man sie entbehrlich gefunden? Können nicht eine Menge zufälliger Umstände daran Schuld haben, aus welchen man gegen den Werth dieser Wörter nichts beweisen kann? Und wenn sie auch in der gemeinen Gesellschaftssprache entbehrlich wären: sind sie es darum auch dem Schriftsteller von Geschmack, und besonders dem Dichter, der nicht selten in dem Falle ist, synonyme Wörter, die aber in sehr feinen Nüanzen von einander verschieden sind, nöthig zu haben? Hat man nicht in andern und in unsrer eignen Sprache Beyspiele, daſs dergleichen Wörter, die von guten Schriftstellern mit Wahl

und Absicht wieder zurück gerufen worden, Beyfall gefunden haben, und wieder in Umlauf gekommen sind? Ist nicht dieſs der Fall, wovon Horaz spricht:

Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus.

Und wenn dieſs seine Richtigkeit hätte, wer wäre geschickter als Herr Adelung, uns entweder ein Verzeichniſs derjenigen auſser Übung gekommenen Wörter, welche der Wiedereinführung würdig sind, zu geben: oder, (was ein noch gröſseres Verdienst wäre) jedem derselben das übliche Hochdeutsche Wort, welches völlig eben dieselbe Bedeutung hat, entgegen zu stellen?

4) Gilt nicht eben das von vielen Wörtern, welche, wiewohl sie in der erhabensten Schreibart und in der edelsten Sprechart nicht brauchbar sind, dennoch deſswegen nicht ohne allen Unterschied für niedrig und unedel erklärt werden können, sobald Schriftsteller von Geschmack sie durch die Art, wie sie von selbigen Gebrauch gemacht, gleichsam geadelt und der Zulassung in die gute Gesellschaft fähig gemacht haben? Und ists nicht dieſs, was Horaz (dessen Brief an die Pisonen billig allen Dichtern und Kunstrichtern für ein Gesetzbuch gilt) im Sinne hatte, wenn er sagt:

Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis
Speret idem etc — Tantum series juncturaque pollet,
Tantum de medio sumtis accedit honoris!

welches ich richtig so übersetzt zu haben glaube:

Aus lauter jedermann bekannten Wörtern,
Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, so
Daſs jeder dächt' er könnt' es auch; allein
Wenn er's versucht, und viel geschwitzt und lange
Sich dran gemartert hätt', es doch zuletzt
Wohl bleiben lassen müſste. Lieben Freunde,
So viel kommt auf die Kunst der Farbenmischung an!
So viel kann dem Gemeinsten bloſs die Stellung
Und Nüanzierung Glanz und Würde geben!

5) Sollten die Versuche, die von einigen unsrer neuern Schriftsteller hier und da gemacht worden, uns eine Art von launisch-komischem Stil zu schaffen, der uns das wäre, was den Franzosen der *Stile de Marot*, worin Chaulieu, Hamilton, Voltaire, und andere so vielen Beyfall erhalten haben, — sollten diese Versuche mit hinlänglichem Grunde unter die geschmacklosen Thorheiten der nächstverfloſsnen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr Adelung dieſs (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird: müſste dem Dichter von Geist und Geschmack, der in dieser Gattung sich hervorzuthun fähig wäre, nicht gestattet werden, von dem ganzen Reichthum der deutschen Sprache, und von allen ihren Dialekten zu Bildung dieser Art von launisch-scherzhafter Sprache mit Bescheidenheit und feiner Auswahl, Gebrauch zu machen? Einen höchst unglücklichen Versuch dieser

Art haben wir vor einigen Jahren an den drey hübschen Mährchen gesehen, welche freylich keinen Beyfall erhalten konnten, da der Verfasser ohne alles Gefühl des Schicklichen dabey zu Werke ging, und die Sprech- und Schreibarten von sechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durch einander sudelte, die jedem Leser von Geschmack ekelhaft seyn mufste. Unstreitig gehört ein Schriftsteller von den vorzüglichsten Gaben, und dem auserlesensten Gefühle dazu, um in einer Art von Poesie glücklich zu seyn, wo es schwerer ist das nie zu viel und nie zu wenig immer zu beobachten, als in irgend einer andern, wenn man für ein Publikum arbeitet, das schwerer zu befriedigen ist als das Römische zu Horazens, oder das Unsrige in unsern Zeiten. Aber, müfste einem solchen Schriftsteller nicht alle die Freyheit gestattet werden, zu welcher ihn die Natur der Sache und sein Genie berechtigten? Und wenn (um nur ein einziges Beyspiel zu geben) der allgemeine Beyfall der Nazion Bürgers Lenore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieses Meisterstück einer schönen Volks-Romanze mit allen den elenden Nachahmungen der Kunstjüngerlein, *quibus cacatum pictum est*, Einen Kessel werfen, und alles zusammen als geschmackwidrigen Unrath in den Ausgufs schütten?

MARK-AUREL

AN DIE RÖMER.

Aus dem Englischen der Mſs. Knight
sehr frey übersetzt. 1784.

Als unterm majestätschen Dohm
Des hohen Kapitols, im schauervollen Kreise
Der alten Herr'n der königlichen Rom,
Vor allen Mark-Aurel, der Weise,
Mich näher zog, und mein gerührter Blick
In jedem Zug den Geist erspäh'te,
Der, so geschäftig einst zum Glück
Der halben Welt, noch jetzt um seine Lippen wehte:
Auf einmahl — (grenzlos ist die Allmacht der Natur!)
Verschwand um seinen Mund des Lächelns leise Spur,
Aus seinen Augen schien ein blitzend Licht zu brechen,
Und (wundervoll!) so fing der Marmor an zu sprechen:

eine Festung ihrem Kommendanten abgekauft, oder seine Truppen einen zweydeutigen Sieg über Feinde, die noch feiger, oder noch schlechter angeführt waren als sie selbst, erhalten hatten. Es war eine von seinen groſsen Maximen: ein guter Fürst müsse Frieden halten, so lange die Ehre seiner Krone nicht schlechterdings erfodere, daſs er die Waffen ergreife. Aber das half seinen Unterthanen wenig: er hatte nichts desto weniger immer Krieg. Denn der Mann im Monde hätte mit dem Mann im Polarstern in einen Zwist gerathen können; Schach-Gebal mit Hülfe seines Itimadulet 3) würde Mittel gefunden haben, die Ehre seiner Krone dabey betroffen zu glauben.

Niemahls hat ein Fürst mehr weggeschenkt als Gebal. Aber da er sich die Mühe nicht nehmen wollte, zu untersuchen, oder nur eine Minute lang zu überlegen, wer an seine Wohl-

---

3) Allgemeiner Nahme der ersten Minister der Indostanischen Könige der Zeiten, wovon hier die Rede ist.

„Wie lange soll ich noch dem schnöden Blick voll Hohn
Von jenem Wütherich als wie zum Ziele stehen?
Hinweg von mir mit Agrippinens Sohn!
Laſst mich an seiner Statt den neuen Titus [1]) sehen,
Den Vater seines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürsten, der in ungeborgtem Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, streng und mild,
Den unermeſsnen Kreis der Königspflicht erfüllt;
Als Mann des Staats, nur immer für das Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniet, und heldenmüthig, mitten
Durch den Gespensterwald, von keinem Widerstand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geschreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbarn Schritten,
Die Fackel der Vernunft in seiner festen Hand
Sein groſses Ziel verfolgt, von jedem Eisenband
Das Geist und Leiber drückt die Menschheit zu befreyen,
Und — (was Ich selbst kaum einen Augenblick
Dem Erdkreis einst gezeigt) — im allgemeinen Glück
Asträens Herrschaft zu erneuen."

„Wie, Pius, kannst du noch verziehn
Mit eigner Hand sein Bild hier zu erheben?
Du selbst besuchtest ja Sein neugeschaffnes Wien,
In Seinem groſsen Werk — den Segen ihm zu geben."

---

1) Kaiser Josef II.

Der Gedanke und die Wendung der Verse der Madame Knight, (geschrieben den 18. April 1783 in dem Sahle des Kapitols, wo die Brustbilder der alten Kaiser aufgestellt sind) die ich aus dem sechsten Hefte der Pomona zuerst kennen lernte, und vor kurzem in der Retzerischen Sammlung wieder fand, gefiel mir so wohl, daſs ich versuchte sie in Deutsche Verse überzutragen. Doch behielt ich bloſs die Hauptidee der Englischen Dichterin bey, und überlieſs mich in der Ausführung mir selbst. Das Original verlor so viel dadurch, daſs ich es für eine Art von Schuldigkeit halte, die Leser, die des Englischen kundig sind, durch Mittheilung desselben zu entschädigen.

Beneath the Capitols majestik dome,
Amidst the mighty Chiefs of ancient Rome,
At Mark-Aurelius as I chanc'd to gaze,
A sudden change I view'd with deep amaze:
The smile benignant from his features broke,
And, strange to tell, the living marble spoke.
„How long must I the look insulting bear
Of you tyrannic Nero's impious air?
Remove that bust, and if, to fill the place,
You seek some Hero, who these walls may grace,
Some Chief, who makes his country's good his aim,
Who treads the glorious path of honest fame,
Who makes Philosophy Religion's cause,

Whom no deceit allures, no precept awes,
Who gives new vigour to his warlike bands
And emulates the virtue he commands,
Whose active mind indignant scorns repose,
Whom prejudice and art invain oppose,
Who frees from chains the body and the mind,
In Austria's Caesar such a Chief you'll find.

DIE TITANOMACHIE

ODER

DAS NEUE HELDENBUCH.

Ein bürleskes Gedicht in ſo viel Geſängen
als man will 1775.

DIE TITANOMACHIE

Ein bürleskes Gedicht. 1)

ERSTER GESANG.

Hoch auf der hohen Himmelsburg
Saſs Jupiter der Demiurg,
Mit seinen Söhnen, Neffen, Vettern,
Allerseits unsterblichen Göttern,
Und ihren Frauen, hochgemuth,
Matronen mit ewig jungem Blut,
Zechten an einer Tafelrunde
Bis an die frühe Morgenstunde.
Dem Donnerer sein Ganymed,
Hebe den andern, den Nektarbecher
Oft füllen und fleiſsig kredenzen that.

---

1) Als eine Probe einer Art von Deutschem Marottischen oder (wenn wir lieber wollen) Hans Sachsischem Styl, und zur Erläuterung dessen, was in dem Aufsatz uber die Frage was ist Hochdeutsch? beyläufig davon gesagt wird.

Die Götter Homers sind weidliche Zecher,
Halten auf *pocula rorantia*
Nicht halb so viel als auf *spumantia.*
Fehlt ihnen auch nicht, wie leicht zu denken,
An Kurzweil und an feinen Schwänken;
Denn, glaubt mir, ihr gravitätischen Herr'n,
Gescheide Leute narrieren gern.
Wundert ihn das, Herr Doktor Duns?
Will's ihm erklären, doch, unter uns;
Das macht sie haben beym Narrieren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.
Sokrates in der Schellenkapp
Bleibt Sokrates, wird drum kein Lapp;
Nimm aber dem Esel sein Löwenvisier,
Da steht er und ist ein Müllerthier!

Die Götter lachen der menschlichen Sachen;
Kindsköpf' ereifern sich, Götter lachen;
Ursach warum? Weiſs euch geschwind
Keine beſsre als weil sie Götter sind.
Thätet ihr auf Jupiters Adler sitzen,
Würdet vor Bosheit oft donnern und blitzen,
Weils hiernieden nicht immer so geht
Wie ihr's gern hättet und versteht.
Glaubt mir indeſs, es ist so besser,
Ihr machtet, bey Gott! das Loch nur gröſser.
Der Schuster bey seinem Leisten bleib!
Und küsse jeder sein eigen Weib
Wie's ihm beliebt, nur's Weltkutschieren
Laſst seyn! ihr möchtet die Zügel verlieren,

Renntet wie toll über Stein und Stock,
Und müſstet doch endlich herab vom Bock.

Also, um wieder zur Sach zu kommen,
Saſsen, wie ihr bereits vernommen,
Die Götter in gröſster Lustbarkeit
Wie an Vulkans berühmter Hochzeit,
Wo jeder von seinen G'sellen dacht'
Er hätte selber Hochzeit gemacht.
Nektardunst füllte schon Leber und Hirn,
Alter und Weisheit entrunzeln die Stirn,
Minerva vergiſst ihr trutzig Gesicht,
Verderbt den Spaſs zum ersten Mahl nicht;
Wird laut gelacht und frey gescherzt,
Die Nachbarin baſs gedruckt und geherzt,
Der Freude gelassen freyer Lauf
Und alles zum besten genommen auf.
Apollo und seine Musen neun
(Denn wer kann ohne sie fröhlich seyn?)
Sangen es ging durch Mark und Bein:
Auch tanzten um Amors Mutter her
Die Grazien ein Ballet von Nowär,
Schwammen und schwebten so lüftig daher,
Spielten so artig mit Füſsen und Händen,
Und wuſsten so flink sich zu drehn und zu wenden,
Daſs es der dicken Ceres beynah
Ergangen wär wie der Tuscia,
Als sie zu Rom den hübschen Schranzen
Bathylln thät sehen die Leda tanzen,

Wie Juvenalis in Satiris
Mit mehrerm uns berichtet dieſs. [1])

Nun höret an wie's weiter ging!
Da sie denn so beysammen ſaſsen,
Schäkerten, lachten, tranken und aſsen,
Und aller Weltsorge so ganz vergaſsen
Als schwämme gar kein solches Ding
Wie unser *Globus terraqueus*
Im himmlischen Oceanus:
Spricht zu Nachbarin Arianen
Silen, das alte Nektarfaſs:
Frau Nachbarin, welch ein Lärm ist das?
Hört ihr nicht meinen Esel yahnen?
Ich lieſs ihn unten auf der Terraſs;
Glaubt mir er schreyt nicht so zum Spaſs. —
Krack! — alle Tausend! Was krachte da?
Ruft Meister Mulciber — es war ganz nah,
Ächzt zitternd die Mutter der Liebesgötter
Und kriecht schier in den Mars hinein;
Es kracht als schlüge das Donnerwetter
In alle Cedern des Pelion ein,
Schreyt Bruder Bacchus. — Alle Götter
Laufen ans Fenster. Zevs allein
Bleibt ruhig auf seinem Sofa flacken,
Kneipt Ganymeden in die Backen,
Reicht ihm den Becher und, Junge, schenk ein!

---

1) *Chironomon Ledam molli saltante Bathyllo*
Tuscia vesicae non imperat, etc.

Nun möchtet ihr, merk ich wohl, verstahn
Was denn die Götter durchs Fenster sahn?
Wollt daſs ich gleich ein Mahler wär
Wie Michel-Engel oder Homer,
Sollt m'r dann leicht seyn 'n G'mäld zu machen,
Daſs euch vergehen sollt' das Lachen.
Aber *non omnia possumus*,
Sagt schon der weise Virgilius.
Käm' auch nicht viel heraus dabey
Wenn lauter Michel-Engel wären,
Müſsten viel hübscher Pinslerey,
Viel Augen- und Herzenslust entbehren;
Hätten dann keinen Tizian,
Keinen Correggio, keinen Alban,
Hätt'n kein'n Rembrand, kein'n Tintoret,
Keinen Dieterich, keinen Vernet,
Keinen Schalken noch Gerhard Dow,
Van der Werf, *Ostade*, noch *Watteau*,
Auch keinen Greuze — wo käm' das hin?
Hätten's, beym Velten! schlechten G'winn!
Thät'n bey all den hohen Gesichten
Von Engelssachen und jüngsten Gerichten
Die Kinnlad auseinander gähnen,
Und uns nach Adrian Brower sehnen.
Doch, liebes Gäulchen, so kommen wir nie
An Ort und Stelle, mein gutes Vieh!
Muſst lernen fein auf dem Kühweg' bleiben,
Nicht immer bald da, bald dorthin treiben.
Der Henker reit' auf diesen Fuſs,
Wo man all' Augenblick wenden muſs!

thaten das meiste Recht haben möchte: so fielen sie immer auf diejenigen, die zunächst um ihn waren, und zum Unglück konnten sie gemeiniglich nicht schlechter fallen.

Überhaupt liebte er den Aufwand. Sein Hof war unstreitig der prächtigste in Asien. Er hatte die besten Tänzerinnen, die besten Gaukler, die besten Jagdpferde, die besten Köche, die witzigsten Hofnarren, die schönsten Pagen und Sklavinnen, die gröſsten Trabanten und die kleinsten Zwerge, die jemahls ein Sultan gehabt hat; und seine Akademie der Wissenschaften war unter allen diejenige, worin man die sinnreichsten Antrittsreden und die höflichsten Danksagungen hielt. Es gehörte ohne Zweifel zu seinen rühmlichen Eigenschaften, daſs er alle schöne Künste liebte; aber es ist auch nicht zu läugnen, daſs er dieser Neigung mehr nachhing als mit dem Besten seines Reiches bestehen konnte. Man will ausgerechnet haben, daſs er eine seiner schönsten Provinzen zur Einöde gemacht, um eine gewisse

Was ich denn sagen wollt'! — Bildet euch ein,
Ihr führet in einer Barke fein;
Könnt sie meinthalben schnitzen, lackieren,
Herrlich vergülden, bewimpeln, verzieren,
Noch schmucker, als die Galee, worin
Vor Zeiten die schöne Zigeunerin
Kleopatra ihrem Antonius
Entgegen kam auf'm Cydnusfluſs;
Möget auch lauter glatte Knaben
Und hübsche Mädchen zu G'spannen haben!
Köstlichen Essens und Trinkens viel,
Mit Flöten, G'sang und Saitenspiel;
Schwämmet so auf dem stillen Meer
Sorglos bey lieblichen Lüftlein einher,
Und wäret, trunken von Griechschem Wein,
Vor lauter Wohlleben geschlummert ein;
Läg't da, wie weiland Endymion
In süſse Träume geküſst vom Mon:
Auf einmahl weckt 'ch ein gräulich Getümmel,
Seht's ganze Schifflein im Gewimmel,
Zittern und Zagen und Zetergeschrey
Um und um, glaubt nicht anders als sey
Der liebe jüngste Tag vorhanden;
Hörtet das Klirren von Ketten und Banden;
Türken und Heiden mit groſsem Knebel,
Bärten und blankem gezücktem Säbel
Stürzen herein, habe'ns Schiff erstiegen,
Machen Nasen und Ohren fliegen,
Und schreyn euch an: ergebt euch gleich,
Oder 's bleibt kein Gebein von euch!

Alles dieſs ſtellt euch dar, ſo gut
Ihr's reſpektive vermögen thut,
Und fragt euch dann: wie wär mir z' Muth,
Schwebt' ich in einer ſolchen Fahr?
So wiſst ihr wie's den Göttern war,
Als ihnen in ihrem Zeitvertreib
Die Rieſen fielen auf den Leib;
Denn kurz, es war jetzt drum und dran,
Daſs ſie erſtiegen den Himmelsplan.

Dieſs wundert euch, wie ich merken thu,
Denkt, wie kommen die Rieſen dazu?
Möchtet durch jede Kategorie,
Wie billig, wiſſen warum und wie?
Geduld — nur 'n halb Schock Jährchen lang,
Sollt alles vernehmen im zweyten G'ſang.

ENDE DES VI. BANDES.

Wildniſs, welche allen Anstrengungen der Kunst Trotz zu bieten schien, in eine bezauberte Gegend zu verwandeln, und daſs es ihm wenigstens hundert tausend Menschen gekostet habe, um seine Gärten mit Statuen zu bevölkern. Berge wurden versetzt, Flüsse abgeleitet, und unzählige Hände von nützlichern Arbeiten weggenommen, um einen Plan auszuführen, wobey die Natur nicht zu Rathe gezogen worden war. Die Fremden, welche dieses Wunder der Welt anzuschauen kamen, reiseten durch übel angebaute und entvölkerte Provinzen, durch Städte, deren Mauern einzufallen drohten, auf deren Gassen Gerippe von Pferden graseten, und worin die Wohnungen den Ruinen einer ehemahligen Stadt, und die Einwohner Gespenstern glichen, die in diesen verödeten Gemäuern spükten. Aber wie angenehm wurden diese Fremden auf einmahl von dem Anblicke der künstlichen Schöpfungen überrascht, welche Schach-Gebal, seinem Stolz und den schönen Augen seiner Tschirkassierin zu Gefallen, wie aus nichts hatte hervor gehen heiſsen! Ganze Gegenden, durch welche sie gekommen waren, lagen verödet; aber hier glaubten sie, in einem entzückenden Traum, in die Zaubergärten der Peris versetzt zu seyn. Man konnte nichts schlechteres sehen als die Landstraſsen, auf denen sie oft ihr Leben hatten wagen müssen; aber wie reichlich wurde ihnen dieses Ungemach ersetzt! Die Wege zu seinem Lustschlosse waren mit kleinen bunten Steinen eingelegt.

Bey allem diesem sprach Schach-Gebal gern von Ökonomie; und die beste unter allen möglichen Einrichtungen des Finanzwesens war eine Sache, worüber er seine ganze Regierung durch raffinierte, und die ihm wirklich mehr kostete, als wenn er den Stein der Weisen gesucht hätte. Eine neue Spekulazion war der kürzeste Weg sich bey ihm in Gnade zu setzen; auch bekam er deren binnen wenig Jahren so viele, daſs sie schichtenweise in seinem Kabinet aufgethürmt lagen, wo er sich zuweilen die Zeit vertrieb, die Titel und die Vorberichte davon zu überlesen. Alle Jahre wurde ein neues System eingeführt, oder doch irgend eine nützliche Veränderung gemacht, (das ist, eine Veränderung, die wenigstens einigen, welche die Hand dabey hatten, nützlich war) und die Früchte davon zeigten sich augenscheinlich. Kein Monarch in der Welt hatte mehr Einkünfte auf dem Papier und weniger Geld in der Kasse. Dieſs kann, unter gewissen Bedingungen, das Meisterstück einer weisen Administrazion seyn: aber in Schach-Gebals seiner war es wohl ein Fehler; denn der gröſste Theil seiner Unterthanen befand sich nicht desto besser dabey. Indessen war er nicht dazu aufgelegt, durch seine Fehler klüger zu werden; denn er betrog sich immer in den Ursachen. Der erste, der mit einem neuen Projekt aufzog, beredete ihn er wisse es besser als seine Vorgänger; und so nahm das Übel immer zu, ohne daſs Gebal jemahls dazu gelangen konnte die Quelle davon zu entdecken.

Wenn man diese Züge des Karakters und der Regierung des Sultans Gebal zusammen nimmt, so könnte man auf die Gedanken gerathen, das Glück seiner Unterthanen müsse, im Ganzen betrachtet, nur sehr mittelmäſsig gewesen seyn. In der That ist dieſs auch das gelindeste, was man davon sagen kann. Allein seine Unterthanen wurden mehr als zu sehr dadurch gerochen, daſs ihr Sultan bey aller seiner Herrlichkeit nicht glücklicher war als der unzufriedenste unter ihnen.

Diese Erfahrung war für ihn ein Problem, worüber er oft in tiefes Nachsinnen gerieth, ohne jemahls die Auflösung davon finden zu können. Auf dem Wege, wo er sie suchte, hätte er sie ewig vergebens suchen mögen. Denn der Einfall, sie in sich selbst zu suchen, war gerade der einzige, der ihm unter allen möglichen nie zu Sinne kam. Bald dacht' er, die Schuld liege an seinen Omra's, bald an seinem Mundkoche, bald an seiner Favoritin; er schaffte sich andere Omra's, andere Köche und eine andere Favoritin an; aber das wollte alles nicht helfen. Es fiel ihm ein, daſs er einmahl dieses oder jenes habe thun wollen, welches bisher unterblieben war. Gut, dacht' er, das muſs es seyn! Er unternahm es, amüsierte sich damit bis es fertig war, und — fand sich betrogen. Ursache genug für einen Sultan, verdrieſslich zu werden! Aber er hatte deren noch andre, die einen weisern Mann als er war aus dem Gleichgewichte hätten setzen können. Die Händel, die ihm seine Priester machten, die Intriguen seines Serails, die Zwistigkeiten seiner Minister, die Eifersucht seiner Sultaninnen, das häufige Unglück seiner Waffen, der erschöpfte Zustand seiner Finanzen, und (was noch schlimmer als dieſs alles zu seyn pflegt) das Miſsvergnügen seines Volkes, welches zuweilen in gefährliche Unruhen auszubrechen drohte, — alles dieſs vereinigte sich, ihm ein Leben zu verbittern, welches denen, die es nur von ferne sahen, beneidenswürdig vorkam. Schach-Gebal hatte mehr schlaflose Nächte als alle Tagelöhner seines Reiches zusammen. Alle Zerstreuungen und Ergetzlichkeiten, womit man diesem Übel zu begegnen geſucht hatte, wollten nichts mehr verfangen. Seine ſchönſten Sklavinnen, ſeine beſten Sänger, ſeine wunderthätigſten Luftſpringer, ſeine Witzlinge, und ſeine Affen ſelbſt verloren ihre Mühe dabey.

Endlich brachte eine Dame des Serails, eine erklärte Verehrerin der groſsen Scheherezade, die Mährchen der Tauſend und Einen Nacht in Vorſchlag. Aber Schach-Gebal hatte die Gabe nicht, (denn wirklich iſt ſie ein Geſchenk der Natur und keines ihrer ſchlechteſten) der wunderbaren Lampe des Schneiders Aladdin Geſchmack abzugewinnen, oder die weiſsen, blauen, gelben und rothen Fiſche amüſant zu finden, welche ſich, ohne ein Wort zu ſagen, in der Pfanne braten laſſen, bis ſie auf einer Seite gar ſind, aber, ſo bald man ſie umkehrt, und eine wunderſchöne Dame, in beblümten Atlaſs von Ägyptiſcher Fabrik gekleidet, mit groſsen diamantnen Ohrengehängen, mit einem Halsbande von groſsen Perlen und mit rubinenreichen goldnen Armbändern geschmückt,' aus der Mauer hervor springt, die Fische mit einer Myrtenruthe berührt, und die Frage an sie thut: Fische, Fische, thut ihr eure Schuldigkeit? alle zugleich die Köpfe aus der Pfanne heben, das einfältigste Zeug von der Welt antworten, und dann plötzlich zu Kohlen werden. Schach-Gebal, anstatt dergleichen Historien, wie sein glorwürdiger Ältervater, mit glaubigem Erstaunen und innigstem Vergnügen anzuhören, wurde so ungehalten darüber, daſs man mitten in der Erzählung aufhören muſste. Man versuchte es also mit den Mährchen des Visirs Moslem, in welchen unstreitig ein groſses Theil mehr Witz, und unendliche Mahl mehr Verstand und Weisheit, unter dem Schein der äuſsersten Frivolität, verborgen ist. Aber Schach-Gebal haſste die dunkeln Stellen darin, nicht weil sie dunkel, sondern weil sie nicht noch dunkler waren; denn er hatte wirklich zu viel gesunden Geschmack, um an Unrath, so fein er auch zubereitet war, Gefallen zu finden; und überhaupt däuchte ihm die mehr wollüstige als zärtliche Fee Alles oder Nichts mit ihrer Prüderie und mit ihren Experimenten, der Pedant Tacitürne mit seiner Geometrie, der König Strauſs mit seiner albernen Politik und mit seiner Barbierschüssel, und das ungeheure Mittelding von Galanterie und Ziererey, die Königin der krystallnen Inseln, mit allem was sie sagte, that und nicht that, ganz unerträgliche Geschöpfe. Er erklärte sich, daſs er keine Erzählungen wolle, wofern sie nicht, ohne darum weniger unterhaltend zu seyn, sittlich und anständig wären: auch verlangte er, daſs sie wahr und aus beglaubten Urkunden gezogen seyn, und (was er für eine wesentliche Eigenschaft der Glaubwürdigkeit hielt) daſs sie nichts Wunderbares enthalten sollten; denn davon war er jederzeit ein erklärter Feind gewesen. Dieses brachte die beiden Omra's, deren wir vorhin als wohl denkender Männer Erwähnung gethan haben, auf den Einfall, aus den merkwürdigsten Begebenheiten eines ehmahligen benachbarten Reichs eine Art von Geschichtbuch verfertigen zu lassen, woraus man ihm, wenn er zu Bette gegangen wäre, vorlesen sollte, bis er einschliefe oder nichts mehr hören wollte. Der Einfall schien um so viel glücklicher zu seyn, als er Gelegenheiten herbey führte, dem Sultan mit guter Art Wahrheiten beyzubringen, die man, auch ohne Sultan zu seyn, sich nicht gern geradezu sagen läſst.

Man dachte also unverzüglich an die Ausführung: und da man den besten Kopf von ganz Indostan (welches freylich in Vergleichung mit Europäischen Köpfen nicht viel sagt) dazu gebrauchte; so kam in kurzer Zeit dieses gegenwärtige Werk zu Stande, welches Hiang-Fu-Tsee, ein wenig bekannter Schriftsteller, in den letzten Jahren des Kaisers Tai-Tsu, unter dem Nahmen des goldnen Spiegels ins Sinesische, — der ehrwürdige Vater I. G. A. D. G. I. aus dem Sinesischen in sehr mittelmäſsiges Latein, und der gegenwärtige Herausgeber aus einer Kopie der Lateinischen Handschrift, in so gutes Deutsch, als man im Jahre 1772 zu schreiben pflegte, überzutragen würdig gefunden hat.

Aus dem Vorberichte des Sinesischen Übersetzers läſst sich schlieſsen, daſs sein Buch eigentlich nur eine Art von Auszug aus der Kronik der Könige von Scheschian ist, welche zur Ergetzung und Einschläferung des Sultans Gebal verfertiget worden war. Er verbirgt nicht, daſs seine vornehmste Absicht gewesen, den Prinzen aus dem Hause des Kaisers Tai-Tsu damit zu dienen, denen es, (wie er meint) unter dem Schein eines Zeitvertreibs, Begriffe und Maximen einflöſsen könnte, von deren Gebrauch oder Nichtgebrauch das Glück der Sinesischen Provinzen gröſsten Theils abhangen dürfte. So alt diese Wahrheiten sind, sagt er, so scheint es doch, daſs man sie nicht oft genug wiederhohlen könne. Sie gleichen einer herrlichen Arzney, welche aber so beschaffen ist, daſs sie nur durch häufigen Gebrauch wirken kann. Alles kommt darauf an, daſs man immer ein anderes Vehikel zu ersinnen wisse, damit sowohl Kranke als Gesunde (denn sie kann diesen als Präservativ, wie jenen als Arzney dienen) sie mit Vergnügen hinab schlingen mögen.

Was die hier und da der Erzählung eingemischten Unterbrechungen und Episoden, besonders die Anmerkungen des Sultans Gebal betrifft, so versichert zwar Hiang-Fu-Tsee, er hätte sie von guter Hand, und wäre völlig überzeugt, daſs die letztern wirklich von besagtem Sultan herrührten: allein dieſs hindert nicht, daſs der geneigte Leser nicht davon sollte glauben dürfen was ihm beliebt. Wenigstens scheinen sie dem Karakter Schach-Gebals ziemlich gemäſs; und eben daher würde es unbillig seyn, zu verlangen, daſs sie so sinnreich und unterhaltend seyn sollten, als die Reflexionen Schach-Bahams, des Weisen.

DER
GOLDNE SPIEGEL
ODER
DIE KÖNIGE VON SCHESCHIAN.

1.

Von Scheschian? rief Schach-Gebal: mir däucht, ich kenne diesen Nahmen. Ist es nicht das Scheschian, wo der Hiof-Teles-Tanzai König war, dessen verwünschten Schaumlöffel ihr mir neulich zu verschlingen geben wolltet, wenn ich mich nicht eben so stark dagegen gesträubt hätte, als der Groſspriester Sogrenuzio?

Vermuthlich, Sire, sagte die schwarzaugige Tschirkassierin, welche schon vor einiger Zeit aufgehört hatte jung zu seyn, aber aus dem Verfall ihrer Reitzungen unter andern eine sehr angenehme Stimme davon gebracht hatte, und sich eine Angelegenheit daraus machte, den Sultan noch immer so gut zu amüsieren, als es die Umstände auf beiden Seiten zulassen wollten. Ohne Zweifel, Sire, sagte sie, ist es eben dieses Scheschian; denn es nöthigt uns nichts, deren zwey anzunehmen, da wir uns mit dem Einen ganz wohl behelfen können; welches, nach dem Berichte gewisser alter Erdbeschreiber, in den Zeiten seines höchsten Wohlstandes beynahe so groſs gewesen seyn muſs als das Reich Ihrer Majestät, 1) und ostwärts —

Die Geografie thut nichts zur Sache, fiel Schach-Gebal ein, in so fern du mir nur dafür gut seyn willst, Nurmahal, daſs da, wo deine Geschichte anfängt, die Zeit vorbey ist, da die Welt von Feen beherrscht wurde. Denn ich erkläre mich ein-für allemahl, daſs ich nichts von verunglückten Hochzeitnächten, von alten Konkombern, von Maulwürfen, die in der geziertesten Sprache von der Welt — nichts sagen, und kurz, nichts von

1) Die Wahrheit ist, daſs es weit gröſser war; aber die schöne Tschirkassierin hatte zu viel Lebensart, um dem Sultan eine solche Unhöflichkeit zu sagen. Beynahe so groſs ist alles, was man in dergleichen Fällen wagen darf.

Anmerk. des Sinesischen Übers.

Liebeshändeln hören will, wie der witzigen Mustasche und ihres faden Kormorans, der so schöne Epigrammen macht und so schöne Räder schlägt. Mit Einem Worte, Nurmahal, und es ist mein völliger Ernst, keine Neadarnen und keinen Schaumlöffel!

Ihre Majestät können Sich darauf verlassen, versetzte Nurmahal, daſs die Feen nichts in dieser Geschichte zu thun haben sollen; und was die Genien betrifft, so wissen Ihre Majestät, daſs man gewöhnlich sechs bis sieben Könige hinter einander zählen kann, bis man auf einen stöſst, der Anspruch an diesen Nahmen zu machen hat.

Auch keine Satiren, Madam, wenn ich bitten darf! Fangen Sie Ihre Historie ohne Umschweife an; und ihr (sagte er zu einem jungen Mirza, der am Fuſse seines Bettes zu sitzen die Ehre hatte) gebt Acht wie oft ich gähne; so bald ich dreymahl gegähnt habe, so macht das Buch zu, und gute Nacht.

Bey irgend einem Volke (so fing die schöne Nurmahal zu lesen an) die Geschichte seines ältesten Zustandes suchen, hieſse von jemand verlangen, daſs er sich dessen erinnere, was ihm in Mutterleibe oder im ersten Jahre seiner Kindheit begegnet ist.

Die Einwohner von Scheschian machen keine Ausnahme von dieser Regel. Sie füllen, wie alle andre Völker in der Welt, den Abgrund, der zwischen ihrem Ursprung und der Epoche ihrer Geschichtskunde liegt, mit Fabeln aus; und diese Fabeln sehen einander bey allen Völkern so ähnlich, als man es von Geschöpfen vermuthen kann, die sich auf der ersten Staffel der Menschheit befinden. Derjenige unter ihnen, der zuerst die Entdeckung machte, daſs eine Ananas besser schmecke als eine Gurke, war ein Gott in den Augen seiner Nachkommen.

Die alten Scheschianer glaubten, daſs ein groſser Affe sich die Mühe genommen habe, ihren Vorältern die ersten Kenntnisse von Bequemlichkeit, Künsten und geselliger Lebensart beyzubringen.

Ein Affe? rief der Sultan: eure Scheschianer sind sehr demüthig, den Affen diesen Vorzug über sich einzuräumen.

Diejenigen, bey denen dieser Glaube aufkam, dachten vermuthlich nicht so weit, erwiederte die schöne Nurmahal.

Ohne Zweifel, sagte der Sultan: aber was ich wissen möchte, ist gerade, was für Leute das waren, bey denen ein solcher Glaube aufkommen konnte.

Sire, davon sagt die Kronik nichts. Aber wenn es einer Person meines Geschlechts erlaubt seyn könnte, über einen so gelehrten Gegenstand eine Vermuthung zu wagen, so würde ich sagen, daſs mir nichts begreiflicher vorkommt. Kein Glaube ist jemahls so ungereimt gewesen, zu welchem nicht etwas Wahres den Grund gelegt haben sollte. Konnte nicht ein Affe die ältesten Scheschianer etwas gelehrt haben, wenn es auch nur die Kunst auf einen Baum zu klettern und Nüsse aufzuknacken gewesen wäre? Denn so leicht uns diese Künste jetzt scheinen, so ist doch viel eher zu vermuthen, daſs die Menschen sie den Affen, als daſs die Affen sie den Menschen abgelernt haben.

Die schöne Sultanin filosofiert sehr richtig, sagte Doktor Danischmend, derjenige von den Filosofen des Hofes, den der Sultan am liebsten um sich leiden mochte, weil er in der That eine der gutherzigsten Seelen in der Welt war, und der daher die Gnade genoſs, nebst dem vorerwähnten Mirza diesen Vorlesungen beyzuwohnen. Es ist nicht zu vermuthen, setzte er hinzu, daſs die ersten Menschen in Scheschian scharfsinniger gewesen seyn sollten als Isanagi No Mikotto, einer von den Japanischen Götterkönigen, von welchem ihre Geschichte versichert, daſs er die Kunst, mit seiner Gemahlin Ysanami nach der Weise der Sterblichen zu verfahren, von dem Vogel Isiatadakki abgesehen habe. 2)

Schach-Gebal schüttelte, man weiſs nicht warum, den Kopf bey dieser Anmerkung; und Nurmahal, ohne den Einfall des Filosofen Danischmend eines Erröthens zu würdigen, fuhr also fort.

In dem ersten Zeitpunkte, wo die Geschichte von Scheschian zuverlässig zu werden anfängt, fand sich die Nazion in eine Menge kleiner Staaten zerstückelt, die von eben so vielen kleinen Fürsten regiert wurden, so gut es gehen wollte. Alle Augenblicke fiel es zweyen oder dreyen von diesen Potentaten ein, den vierten mit einander aus-

---

2) S. Kämpfers Beschreib. des Japanischen Reichs, I. Th. 7. Kap. §. 112.

zurauben; wenn sie mit ihm fertig waren, zerfielen sie über der Theilung unter sich selbst; und dann pflegte der fünfte zu kommen, und sie auf einmahl zu vergleichen, indem er bis zu Austrag der Sache den Gegenstand des Streits in Verwahrung nahm.

Die Befehdungen dauerten, zu groſsem Nachtheile der armen Scheschianer, so lange, bis etliche von den schwächsten den Vorschlag thaten: daſs sich die sämmtlichen Raja's, um der allgemeinen Sicherheit willen, einem gemeinschaftlichen Oberhaupte unterwerfen sollten. Die mächtigsten lieſsen sich diesen Vorschlag belieben, weil jeder Hoffnung hatte, daſs die Wahl auf ihn selbst fallen würde. Aber kaum war diese entschieden: so fand sich, daſs man nicht das beste Mittel die Ruhe herzustellen gewählt hatte.

Der neue König war des Vorzugs würdig, den ihm die Nazion beygelegt hatte. Die Achtung für seine persönlichen Verdienste unterstützte eine Zeit lang seine Bemühungen, und Scheschian genoſs einen Augenblick von Glückseligkeit, den er dazu anwandte, Gesetze zu entwerfen, welche der groſse Kon-Fu-Tsee nicht besser hätte machen können; Gesetze, denen, um vollkommen zu seyn, nichts abging, als daſs sie (wie man von den Bildsäulen eines gewissen alten Künstlers sagt) von selbst gingen, das ist, daſs es von der Willkühr der Unterthanen abhing, sie zu halten oder nicht zu halten. Freylich waren auf die Übertretung derjenigen, von deren Beobachtung die Ruhe und der Wohlstand des Staats schlechterdings abhing, schwere Strafen gesetzt: aber der König hatte keine Gewalt sie zu vollziehen. Wenn einer von seinen Raja's zum Gehorsam gebracht werden sollte, so muſste er einem andern auftragen, den Raja dazu zu nöthigen; und auf diese Weise blieben immer die gerechtesten Urtheile unvollzogen. Denn keine Krähe hackt der andern die Augen aus, sagt der **König Dagobert.** 3)

Wer war dieser König Dagobert? fragte der Sultan den Filosofen Danischmend.

---

3) Die schöne Nurmahal oder ihre Kronik irrt sich in der Person. Wenn sie sich die Mühe hätte geben wollen, den ehrlichen Gregor von Tours selbst nachzuschlagen, so würde sie im sechsten Buche (wir erinnern uns nicht in welchem Kapitel) gefunden haben, daſs es der König Chilperich war; wiewohl man gestehen muſs, daſs ihr, und dem Sultan Gebal, und dem ganzen Indien, Dagobert und Chilperich völlig gleich viel seyn konnten.

Anmerk. des Latein. Übers.

Danischmend hatte bey allen seinen vermeintlichen oder wirklichen Vorzügen einen Fehler, der, so wenig er an sich selbst zu bedeuten hat, in gewissen Umständen genug ist, den besten Kopf zu Schanden zu machen. Niemahls konnte er eine Antwort auf eine Frage finden, auf die er sich nicht versehen hatte. Dieser Fehler hätte ihm vielleicht noch übersehen werden können; aber er vergröſserte ihn insgemein durch einen andern, der in der That einem Manne von seinem Geiste nicht zu verzeihen war. Fragte ihn, zum Exempel, der Sultan etwas, das ihm unbekannt war; so stutzte er, entfärbte sich, öffnete den Mund und staunte, als ob er sich darauf besänne: man hoffte von Augenblick zu Augenblick, daſs er losdrücken würde; und man konnt' es ihm daher um so viel weniger vergeben, wenn er endlich die Erwartung, worin man so lange geschwebt hatte, mit einem armseligen das weiſs ich nicht betrog; weil er, wie man dachte, dieſs eben so wohl im ersten Augenblicke hätte sagen können. Dieſs war nun gerade der Fall, worin er sich itzt befand: kein Mensch in der Welt war ihm unbekannter als der König Dagobert.

Ich hatte Unrecht, eine solche Frage an einen Filosofen zu thun, sagte der Sultan etwas miſsvergnügt: laſst meinen Kanzler kommen.

Der Kanzler war ein groſser dicker Mann, welcher unter andern rühmlichen Eigenschaften gerade so viel Witz hatte, als er brauchte, um auf jede Frage eine Antwort bereit zu halten.

Herr Kanzler, wer war der König Dagobert? fragte der Sultan.

Sire, antwortete der Kanzler ganz ernsthaft, indem er mit der rechten Hand seinen Wanst, und mit der linken seinen Knebelbart strich, es war ein König, der vor Zeiten in einem gewissen Lande regierte, das man auf keiner Indostanischen Landkarte findet; vermuthlich weil es so klein war, daſs man nicht sagen konnte, welches die Nord- und welches die Süd-Seite davon sey.

Sehr wohl, Herr Kanzler! Und was sagte der König Dagobert?

Meistens nichts, versetzte der Kanzler, wenn es nicht im Schlafe geschah, welches ihm zuweilen in seinem Divan begegnete. Sein Kanzler, der, wegen seines kurzen Gesichts, nicht immer gewahr wurde, ob der König wachte oder schlummerte, nahm etlichemahl das, was er im Schlafe gesagt hatte, für Befehle auf, und fertigte sie auf der Stelle aus; und, was das Sonderbarste ist, die Geschichtschreiber versichern, daſs diese nehmlichen Verordnungen unter allen, welche während seiner Regierung heraus gekommen, die klügsten gewesen seyen.

Gute Nacht, Herr Kanzler, sagte Schach-Gebal.

Man muſs gestehen, dachte der Kanzler im Weggehen, daſs die Sultanen zuweilen wunderliche Fragen an die Leute thun.

Es ist eine schöne Sache um einen sinnreichen Kanzler, fuhr der Sultan fort, nachdem sich der seinige zurück gezogen hatte. Ich weiſs wohl, Nurmahal, ihr seyd ihm nie gewogen gewesen; und wenn ich günstiger für ihn denke, so geschieht es gewiſs nicht weil ich ihn nicht kenne. Ich weiſs, daſs er, mit aller abgezirkelten Formalität seiner ganzen Person, welche ein lebendiger Inbegriff aller Gesetze, Ordonanzen, alten Gewohnheiten und neuen Miſsbräuche meines Reichs ist, im Grunde doch nur ein Intriguenmacher, ein falscher, unruhiger, unersättlicher, rachgieriger Bube, und ein heimlicher Feind aller Leute ist, von denen ihm sein Instinkt sagt, daſs sie mehr werth sind als er. Überdieſs weiſs ich, daſs er sich von einem schelmischen kleinen Fakir regieren läſst, der ihm weiſs gemacht hat, er besitze ein Geheimniſs, ihn sicher über die Brücke, die nicht breiter ist als die Schärfe eines Schermessers, hinüber zu bringen. Aber wenn er noch zehnmahl schlimmer wäre als er ist, so müſst' ich ihm um der Gabe willen hold seyn, die er hat, auf jede Frage, so unerwartet und unbequem sie ihm seyn mag, eine Antwort aus dem Ärmel zu schütteln, die er euch mit einer so unverschämten Ernsthaftigkeit für gut giebt, daſs man, gern oder nicht, damit zufrieden seyn muſs. — Aber wir vergessen, dem König Dagobert und meinem Kanzler zu Gefallen, den armen König von Scheschian, und das ist nicht billig. Der gute Mann dauert mich; wiewohl es in der That seine eigene Schuld ist, wenn ihm seine Leute wie die Frösche dem König Klotz mitspielen. Wie konnt' es ihm einfallen, auf solche Bedingungen König zu seyn?

Ihre Hoheit, sagte Nurmahal, werden ihm diesen Einfall vielleicht zu gute halten, wenn Sie bedenken, daſs die Nazion einen König haben wollte, und daſs es, alles überlegt, doch immer besser ist, dieser König selbst zu seyn, als es einem andern zu überlassen. Er konnte doch immer mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen, daſs es ihm an

Gelegenheit nicht fehlen würde, sein Ansehen, so eingeschränkt es Anfangs war, zu befestigen und zu erweitern. Zudem war er ein Mann von mehr als gemeiner Fähigkeit, sein eigenes Fürstenthum war eines der beträchtlichsten, und an der Spitze der Partey, die ihn auf den Thron erhob, konnt' er sich schmeicheln alles zu vermögen.

„Und dennoch schmeichelte er sich zu viel?“

Wie hätt' es anders gehen können? versetzte die Sultanin. Seine Anhänger erwarteten mehr Belohnungen als er geben konnte. Ihre Foderungen hatten keine Grenzen. Er hielt sich für berechtigt, Dienste und Unterwürfigkeit von denjenigen zu erwarten, die ihn zum Könige gemacht hatten; und eben darum, *weil* sie ihn zum Könige gemacht hatten, glaubten sie *daſs er ihnen alles schuldig sey*. Eine solche Verschiedenheit der Meinungen muſste Folgen haben, die den König und das Volk gleich unglücklich machten. Da er die einmahl übernommene Rolle *gut* spielen wollte, so muſst' er nothwendig mit seinen Raja's zerfallen, die ihn lieber eine jede andre spielen gesehen hätten als die Rolle eines Königs. Seine ganze Regierung war unruhig, schwankend und voller Verwirrung. Aber unter seinen Nachfolgern ging es noch schlimmer. Jeder neue Vortheil, den die Raja's über ihre Könige erhielten, erhöhete ihren Übermuth, und vermehrte ihre Forderungen. Unter dem Vorwand, ihre Freyheit (ein Ding, wovon sie niemahls einen bestimmten Begriff gehabt zu haben scheinen) und die Rechte der Nazion (welche niemahls ins Klare gesetzt worden waren) gegen willkührliche Anmaſsungen sicher zu stellen, wurde das königliche Ansehen nach und nach so eingeschränkt, daſs es, wie die Fabel von einer gewissen Nymfe sagt, allgemach zu einem bloſsen Schatten abzehrte —

— Hier gähnte der Sultan zum ersten Mahle —

— Bis endlich selbst von diesem Schatten nichts als eine leere Stimme übrig blieb, welche gerade noch so viel Kraft hatte, nachzuhallen was ihr zugerufen wurde.

Scheschian befand sich, so lange diese Periode dauerte, in einem höchst elenden Zustande. Von mehr als drey hundert kleinern und gröſsern Bezirken, deren jeder seinen eigenen Herrn hatte, sah der gröſste Theil einem Lande gleich, das kürzlich von Hunger, Krieg, Pest und Wassersnoth verwüstet worden war. Die Natur hatte da nichts von der lachenden Gestalt, nichts von der reitzenden Mannigfaltigkeit und dem einladenden Ansehen von Überfluſs und Glückseligkeit, womit sie die Sinnen und das Herz in jedem Land einnimmt, welches von einem weisen Fürsten väterlich regiert wird.

Hier klärte sich die Miene des Sultans einmahl wieder auf. Er dachte an seine Lustschlösser, an seine Zaubergärten, an die schönen Gegenden, die er darin auf allen Seiten vor sich liegen hatte, an die mosaisch eingelegten, und mit doppelten Reihen von Citronenbäumen besetzten Wege, die ihn dahin führten, und genoſs etliche Augenblicke lang die Wollust der vollkommensten Zufriedenheit mit sich selbst.

Das war es nicht, was die beiden Omra's wollten, daſs er dabey denken sollte! — Weiter, Nurmahal, sprach der vergnügte Sultan.

Allenthalben wurden die Augen eines Reisenden, der nicht ohne alles Gefühl für den Zustand seiner Nebengeschöpfe war, durch traurige Bilder des Mangels und der unbarmherzigsten Unterdrückung beleidigt.

Die kleinen Tyrannen, denen der König von Scheschian neunzehn von zwanzig Theilen seiner Unterthanen Preis zu geben genöthigt war, hatten in Absicht der Verwaltung ihrer Ländereyen eine Denkungsart, die derjenigen von gewissen Wilden glich, von denen man sagt, daſs sie, um der Frucht eines Baumes habhaft zu werden, kein bequemeres Mittel kennen, als den Baum umzufällen. Ihr erster Grundsatz schien zu seyn, den gegenwärtigen Augenblick zum Vortheil ihrer ausschweifenden Lüste auszunützen, ohne sich darum zu bekümmern, was die natürlichen Folgen davon seyn möchten. Diese Herren fanden nicht das geringste weder in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen, das der armen Menschheit bey ihnen das Wort geredet hätte. In ihren Augen hatte das Volk keine Rechte, und der Fürst keine Pflichten. Sie behandelten es als einen Haufen belebter Maschinen, welche, so wie die übrigen Thiere, von der Natur hervor getrieben worden wären, für sie zu arbeiten, und die keinen Anspruch an Ruhe, Gemächlichkeit, und Vergnügen zu machen hätten. So schwer es ist, sich die Möglichkeit einer so unnatürlichen Denkungsart vorzustellen, so ist doch nichts gewisser, als daſs sie es dahin gebracht hatten, sich selbst als eine Klasse von höhern Wesen anzusehen, die, gleich den Göttern Epikurs, kein Blut sondern nur gleichsam ein Blut in den Adern rinnen hätten; denen die Natur zu willkührlichem Gebote stehe; denen alles erlaubt sey, und an welche niemand etwas zu fodern habe. Die Knechtschaft der Unglücklichen, die unter ihrem Joche schmachteten, ging so weit, daſs sie jeden Fall, wo man ihnen durch eine besondere Ausnahme die allgemeinsten Rechte der Menschheit angedeihen lieſs, als eine unverdiente Gnade ansehen muſsten. Die Folgen einer so widersinnigen Verfassung stellen sich von selbst dar. Eine allgemeine Muthlosigkeit machte nach und nach alle Triebräder der Vervollkommnung stille stehen; der Genie wurde im Keim erstickt, der Fleiſs abgeschreckt, und die Stelle der Leidenschaften, durch deren beseelenden Hauch die Natur den Menschen entwickelt, und zum Werkzeug ihrer groſsen Absichten macht, nahm fressender Gram und betäubende Verzweiflung ein. 4) Sklaven, welche keine

---

4) Hier, sagt der Sinesische Übersetzer, habe ich eine Anmerkung des Indischen Herausgebers dieses Werkes gefunden, die ich mich nicht entschlieſsen kann auszulassen, ungeachtet meine Leser keinen unmittelbaren Gebrauch davon machen können. Ich wünschte, sind die Worte des Indiers, daſs alle unsre

Hoffnung haben, anders als durch irgend einen seltnen Zufall, der unter zehen tausend kaum Einen trifft, sich aus ihrem Elend empor zu winden, arbeiten nur in so fern sie gezwungen werden, und können nicht gezwungen werden irgend etwas gut zu machen. Sie verlieren alles Gefühl der Würdigkeit ihrer Natur, alles Gefühl des Edeln und Schönen, alles Bewuſstseyn ihrer angebornen Rechte —

Groſsen und Edeln dieser Periode (von den Worten Eine allgemeine u. s. w. bis zu Verzweiflung ein) die Ehre anthun möchten, sich derselben zu Prüfung der Fakirn, denen sie ihre Söhne anvertrauen wollen, zu bedienen. Sie haben dazu weiter nichts nöthig, als dem Fakir die Periode vorzulegen, und sich eine Erklärung derselben, und die Entwicklung der darin enthaltnen Begriffe und Sätze von ihm auszubitten. Allenfalls könnten sie, um ihrer Sache desto gewisser zu seyn, einen Filosofen von unverdächtigen Einsichten mit zu dieser Prüfung ziehen. Versteht der Fakir die Periode: nun, so sey es denn! Versteht er sie nicht oder räsoniert er darüber wie ein Truthahn: so können Sich Ihre Excellenzen, Gnaden, Hoch- und Wohlgeboren u. s. w. darauf verlassen, daſs er ein vortreffliches Subjekt ist, wenn Ihre Absicht dahin geht, daſs Ihr Sohn nicht zu vernünftig werden solle.

— Der Sultan gähnte hier zum zweyten Mahle —

— und sinken in ihren Empfindungen und Sitten zu dem Vieh herab, mit welchem sie genöthiget sind den nehmlichen Stall einzunehmen; ja, bey der Unmöglichkeit eines bessern Zustandes, verlieren sie endlich selbst den Begriff eines solchen Zustandes, und halten die Glückseligkeit für ein geheimniſsvolles Vorrecht der Götter und ihrer Herren, an welches den mindesten Anspruch zu machen Gottlosigkeit und Hochverrath wäre.

Dieſs war die tiefe Stufe von Abwürdigung und Elend, auf welche die armen Bewohner von Scheschian herab gedrückt wurden. Eine allgemeine Verwilderung würde sie in kurzem wieder in den nehmlichen Stand versetzt haben, aus welchem der groſse Affe, ihrem angeerbten Wahn zu Folge, ihre Stammältern gezogen hatte: in einen Stand, worin sie sich wenigstens mit der Unmöglichkeit noch tiefer zu sinken hätten trösten können; wenn nicht eine unvermuthete Staatsveränderung —

Hier machte der Mirza die schöne Nurmahal bemerken, daſs der Sultan unter den letzten Perioden dieser Vorlesung eingeschlafen war.

die Erzählung abzukürzen, oder mit ihren eigenen Reflexionen zu bereichern, oder sonst irgend eine Veränderung im Schwung oder Ton derselben vorzunehmen, je nachdem ihr die gegenwärtige Verfassung und Laune des Sultans den Wink dazu gab. Man erwarte also, daſs sie bald in ihrer eigenen Person sprechen, bald ihren Autor reden lassen wird, ohne daſs wir nöthig finden, jedesmahl besondere Anzeige zu thun, wer die redende Person sey; ein Umstand, woran dem Leser wenig gelegen ist, und den wir seiner eigenen Scharfsinnigkeit ruhig überlassen können.

Ihre Hoheit, fing sie an, erinnern Sich des Zustandes, worin wir die Scheschianer gestern verlassen haben. Er war so verzweifelt, daſs sie nur von einer Staatsveränderung einige Erleichterung ihres Elendes erwarten konnten. Die Gelegenheit dazu konnte nicht lange ausbleiben. Ogul, der Kan einer benachbarten Tatarischen Völkerschaft, ersah sich des Augenblicks, da einige Fürsten aus wenig erheblichen Ursachen den damahligen König vom Throne gestoſsen hatten, und über die Erwählung eines neuen sich unter sich selbst und mit den übrigen so wenig vergleichen konnten, daſs endlich beynahe so viel Könige, als Scheschian Provinzen hatte, aufgeworfen wurden. Da keiner von diesen Nebenbuhlern den andern neben sich dulden wollte, so erfuhr dieses unglückliche Reich alle Drangsale und Gräuel der Anarchie und Tyrannie zu gleicher Zeit: die eine Hälfte der Nazion wurde aufgerieben, und die andere dahin gebracht, einen jeden, der sie, auf welche Art es auch seyn möchte, von ihren Unterdrückern befreyen wollte, für ihren Schutzgott anzusehen. Viele, welche alles hoffen konnten weil sie nichts mehr zu verlieren hatten, schlugen sich auf die Seite des Eroberers; die minder mächtigen Raja's und Groſsen des Reichs folgten ihrem Beyspiel; und die übrigen wurden um so leichter überwältiget, da ihre Uneinigkeit sie verhinderte, mit Nachdruck gegen den gemeinschaftlichen Feind zu arbeiten. Ogul-Kan wurde also in kurzer Zeit ruhiger Besitzer des Scheschianischen Reiches. Das Volk, welches in mehr als Einer Betrachtung bey dieser Staatsveränderung gewann, dachte nicht daran, und konnte nicht daran denken, seinem Befreyer Bedingungen vorzuschreiben. Die ehmahligen Groſsen, welche daran dachten, waren nicht mehr die Leute, die sich eine solche Freyheit mit ihrem Überwinder hätten heraus nehmen dürfen, und muſsten sich gefallen lassen, selbst das Wenige, was ihnen von ihrer verlornen Gröſse gelassen wurde, als eine Gnade aus seinen Händen zu empfangen. Die Verfassung des neuen Reichs von Scheschian war also diejenige einer unumschränkten Monarchie; das ist, das Reich hatte gar keine Verfassung, sondern alles hing von der Willkühr des Eroberers ab, oder von dem Grade von Weisheit oder Thorheit, Güte oder Verkehrtheit, Billigkeit oder Unbilligkeit, wozu ihn Temperament, Umstände, Laune und Zufall von Tag zu Tage bestimmen mochten.

Zum Glücke für die Überwundnen war der König Ogul, wie die meisten Tatarischen Eroberer, eine ganz gute Art von Fürsten —

Wenn es geschehen könnte ohne Sie zu unterbrechen, Madam, sagte Schach-Gebal, so möchte ich wohl wissen, was Sie mit Ihrer ganz guten Art von Fürsten sagen wollen?

Sire, erwiederte die schöne Nurmahal, ich gestehe, daſs nichts unbestimmteres ist als dieser Ausdruck. Das was man gewöhnlich eine ganz gute Art von Fürsten zu nennen pflegt, dürfte wohl öfters eine sehr schlimme Art von Fürsten seyn; aber so war es nicht in gegenwärtigem Falle. Ogul-Kan hatte zwar einige beträchtliche Untugenden. Er war so eifersüchtig auf seine willkührliche Gewalt, daſs man gar leicht das Unglück haben konnte ihn zu beleidigen; beleidigt war er rachgierig, und in seiner Rache grausam. Auſserdem hatte er die schlimme Gewohnheit, alle schöne Frauen als sein Eigenthum anzusehen; und, wenn er den Wein weniger geliebt hätte, würde ihm sogar der berühmte Sultan Salomon in diesem Stücke haben weichen müssen. Aber diese Fehler —

Es sind sehr wesentliche Fehler, sagte Schach-Gebal —

Ohne Zweifel, Sire, versetzte Nurmahal: aber wenige Völker und Zeiten sind so glücklich, mit einem Fürsten beseligt zu werden, an welchem selbst seine Fehler liebenswürdig sind; wenn man anders Fehler nennen kann, was allein in dem Übermafs gewisser Vollkommenheiten seine Quelle hat —

Kleine Schmeichlerin! sagte Schach-Gebal, indem er sie sanft auf einen ihrer Arme klopfte, dessen schöne Form ihre weiten zurück geschlagenen Ärmel sehen liefsen; ein kleiner Umstand, der die beste Vorlesung am Bette Seiner Hoheit hätte unnütz machen können, wenn Zeit und Gewohnheit unsern Sultan nicht zu einem der vollkommensten Stoiker über diesen Punkt gemacht hätten.

Diese Fehler also (fuhr Nurmahal fort) wurden durch einige sehr wichtige Tugenden vergütet. Ogul-Kan liefs sich die Geschäfte der Regierung sehr angelegen seyn; er brachte den Ackerbau in Aufnahme, stellte die zerstörten Städte wieder her, legte neue an, lockte aus benachbarten Staaten die Künste in die seinigen, suchte Talente und Verdienste auf, um sie zu belohnen und Gebrauch von ihnen zu machen, ehrte die Tugend, und konnte es zu gewissen Zeiten wohl leiden, wenn man ihm die Wahrheit sagte.

Diese letzte Eigenschaft versöhnt mich wieder mit euerm Ogul, sagte der Sultan lächelnd. Wenn er den Wein weniger geliebt hätte, so möchte er einen Platz unter den groſsen Männern seiner Zeit verdient haben. 1)

---

1) Es bedarf kaum der Anmerkung, daſs Schach-Gebal der nüchternste Sultan seines Jahrhunderts, und ein tödtlicher Feind der Trunkenheit an andern war. Seine Feinde haben nicht unterlassen, auch von dieser Tugend, welche sie ihm nicht absprechen konnten, wenigstens den Werth zu verringern, indem sie ihr alles raubten, was sie hätte verdienstlich machen können. Aber wir finden nicht nöthig, die Wirkung ihrer Bosheit durch Anführung ihrer unartigen Vermuthungen fortzupflanzen. Der arme Schach-Gebal besaſs nicht so viel Tugenden, daſs es billig seyn könnte, ihm auch die wenigen, die er besaſs, zweifelhaft machen zu wollen.

Anmerk. des Sines. Übersetz.

Ogul-Kan besaſs bey allen diesen guten Eigenschaften noch eine, die unter den gehörigen Einschränkungen einem Fürsten viel Ehre macht, wofern er unglücklich genug ist, ihrer vonnöthen zu haben. Es begegnete ihm in den Aufwallungen seiner Leidenschaften ziemlich oft, ungerecht und grausam zu seyn: aber so bald das Übel geschehen war, kam er wieder zu sich selbst, und dann pflegte er sein Haupt nicht eher sanft zu legen, bis er demjenigen, der dadurch gelitten, alle nur mögliche Erstattung gethan hatte.

Zum Exempel, wie pflegten es wohl Seine Majestät Ogul-Kan zu halten, wenn Sie einem etwa ohne Ursache den Kopf hatten abschlagen lassen? — fragte Danischmend. Besaſsen Sie vielleicht das Geheimniſs der magischen Mundkügelchen, womit der Prinz Thelamir seinem Bruder und der schönen Dely ihre Köpfe wieder aufsetzte, als er sie ihnen aus einem Irrthum der Eifersucht abgeschlagen hatte?

Wie begierig der Doktor nach diesem Anlaſs schnappt, seine Belesenheit in den Geistermährchen zu zeigen! flüsterte der junge Mirza dem Sultan zu.

Danischmend, sagte der Sultan, hat den kleinen Fehler, die Freyheit unverschämt zu seyn, die ihm als einem Filosofen zusteht, zuweilen zu miſsbrauchen. Man muſs es mit diesen Herren so genau nicht nehmen. Aber meinen Freund Ogul soll er ungehudelt lassen, wenn anders ein Filosof eines guten Rathes fähig ist.

Mit Einem Worte, fuhr Nurmahal fort, Ogul war bey allen seinen Fehlern ein so ruhmwürdiger Fürst, daſs selbst die damahligen Bonzen in Scheschian in die Wette eiferten, Gutes von ihm zu sagen. „Nichts mangelte ihm, um der beste unter den Königen zu seyn, sagten sie, als daſs er, aller Hoffnung ungeachtet, die wir uns von ihm zu machen Ursache hatten, aus der Welt gegangen ist, ohne jemahls dem groſsen Affen ein Opfer gebracht zu haben.“

Wissen Sie auch, meine schöne Sultanin, sagte Schach-Gebal, daſs es nicht mehr bedarf, als was Sie uns eben zu melden belieben, um Ihren Ogul auf die unwiederbringlichste Weise mit mir zu veruneinigen? Beym Barte des Profeten! der König, von welchem seine Bonzen in die Wette Gutes reden, muſs — ich mag nicht sagen was er seyn muſs. Gehen Sie, gehen Sie, Nurmahal, nichts mehr von Ihrem Ogul! Er muſs eine schwache, einfältige, leichtgläubige, hasenherzige Seele gewesen seyn; das ist so klar wie der Tag. Seine Bonzen haben ihn gelobt! Welche Demonstrazion im Euklides beweist schärfer?

Wenn es der Filosofie jemahls erlaubt seyn könnte, sagte Danischmend mit affektiertem Stottern, dem König der Könige, meinem Herrn —

Nun, Doktor, unterbrach ihn der Sultan, laſs hören, was du uns im Nahmen deiner gebietenden Dame zu sagen hast. Ich bin auf eine Impertinenz gefaſst. Nur heraus, aber nicht gestottert, Herr Danischmend, oder ich klingle —

Der beste Sultan bleibt doch immer Sultan, wie man sieht. Diese Drohung, mit einer gewissen Miene begleitet, welche wenigstens besorgen lieſs, daſs er fähig seyn könnte Ernst daraus zu machen, war nicht sehr geschickt, dem armen Danischmend Muth zu geben. Allein zu seinem Glücke kannte er den Sultan seinen Herrn. Ohne sich also schrecken zu lassen, sagte er: Die Filosofie, Sire, ist eine Unverschämte, wie Ihre Hoheit zu sagen geruhet haben; denn sie bedenkt sich keinen Augenblick, den Königen selbst Unrecht zu geben, wenn die Könige Unrecht haben. Aber in gegenwärtigem Fall ist meine demüthige Meinung, Ihre Hoheit und die Filosofie könnten wohl beide Recht haben. Das Lob der Bonzen, welches in Ihren Augen der gröſste Tadel ist den sich Ogul zuziehen konnte, war es unstreitig, wenn es von Herzen ging. 2) Aber dieſs ist

Gleichwohl konnte, alles wohl erwogen, dem Sultan nicht zugemuthet werden, anders zu schlieſsen. Er schloſs so: Meine Bonzen reden übel von mir, und ich mache mir eine Ehre aus ihrem Tadel; also ist ihr Lob unrühmlich: denn wär' es rühmlich, so wäre mir's Schande, es nicht zu verdienen. Nun ist dieſs aber ein Gedanke, den ich nicht leiden kann; er ist also falsch; und was von mir gilt, das gilt auch von Ogul-Kan: denn, erweise ich ihm nicht die

---

2) Gewissen sinnreichen Köpfen zum besten müssen wir hier eine dreyfache Anmerkung machen: nehmlich Erstens, daſs die Worte Bonze, Fakir und Derwisch, so oft sie in dieser Geschichte vorkommen, allezeit in der engsten Bedeutung genommen werden, und weiter nichts bedeuten als Bonzen, Fakirn und Derwischen: Zweytens, daſs Danischmend hier nicht von allem Verdacht einer schmeichlerischen Gefälligkeit gegen die unbillige Denkungsart seines Herrn frey gesprochen werden könne; und Drittens, daſs die angebliche Demonstrazion des Sultans sich augenscheinlich auf einen Trugschluſs gründet, und also die Bonzen (welche wir übrigens vertheidigen zu wollen weit entfernt sind) keinesweges treffen könne.

Anmerk. des Latein. Übers.

gerade die Frage; oder vielmehr, es iſt keine Frage: denn wie konnte es von Herzen gehen, da ſie alles Gute, was ſie von ihm ſagten, mit einem einzigen Aber wieder zurück nahmen? Was halfen dem guten König Ogul alle ſeine Tugenden? Ging er nicht aus der Welt, ohne dem groſsen Affen geopfert zu haben? Ihre Hoheit kennen dieſe Herren zu gut, um den ganzen Nachdruck eines ſolchen Vorwurfs nicht zu überſehen.

Du geſtehſt alſo doch ein, erwiederte der Sultan, daſs ſie ihn bis zum Himmel erhoben haben würden, wenn er ſich hätte entſchlieſsen können, dem groſsen Affen zu opfern?

Mit Ihrer Hoheit Erlaubniſs, ſagte Daniſchmend, das geſteh' ich nicht ein. In dieſem Falle würden ſie leicht einen andern Vorwand gefunden haben, ihr heuchleriſches Lob zu entkräften. Ihre Hoheit wiſſen, daſs es nur ein einziges Mittel giebt, den aufrichtigen Beyfall der Bon-

---

äuſserſte Ehre, die nur möglich iſt, wenn ich ihn für meines gleichen gelten laſſe? — Dieſe Art zu ſchlieſsen läſst ſich freylich weder durch die Logik des Ariſtoteles noch der Herren von Port-Royal rechtfertigen. Aber ſeit die Welt in ihren Angeln geht, hat die Eigenliebe nie beſſere Schlüſſe gemacht.

Anmerk. des Deuts. Übers.

zen zu erlangen; und Ogul (mit aller Ehrerbietung, die ich ihm schuldig bin, sey es gesagt) scheint mir derjenige nicht zu seyn, den jemahls der Ehrgeitz geplagt hätte, eine so theure Waare zu kaufen.

Wie, wenn ich meinen Iman kommen lieſse, die Frage zu entscheiden? sagte der Sultan.

Sein Ausspruch läſst sich errathen, ohne daſs man darum mehr von der Kabbala zu verstehen nöthig hat als andre, versetzte Danischmend. Er würde wider die Bonzen sprechen. Wie sollten Bonzen bey einem Iman Recht haben können?

Ich denke, Danischmend hat sich ganz erträglich aus der Sache gezogen, sagte Schach-Gebal.

Ihre Hoheit beweisen durch Ihre Abneigung vor den Bonzen, daſs Sie ein guter Musulmann sind, sprach die schöne Nurmahal. Aber der Geschichte getreu zu bleiben, muſs ich sagen, daſs die Bonzen, wenn sie Gutes von Ogul-Kan sprachen, hinlängliche Ursache dazu hatten. Es ist wahr, dieser Prinz betrog eine vielleicht ausschweifende Hoffnung, die sie auf etwas gegründet hatten, was vernünftiger Weise keine Grundlage zu einer solchen Hoffnung seyn konnte, „weil es bloſs die Frucht weiser Grundsätze der Regierung war.“ Aber die Achtung, die er, diesen Grundsätzen zu Folge, ihrem Orden bewies; der Schutz, den sie von ihm genossen; und die behutsame Art, womit er in allen Sachen zu verfahren pflegte, die den unvernünftigen aber nun einmahl eingeführten Dienst des groſsen Affen betrafen; — berechtigten ihn allerdings, wo nicht zur Erkenntlichkeit, doch wenigstens zu einigem Grade von Billigkeit auf Seite der Bonzen. Und gesetzt auch, man wollte ihnen diese Tugend nicht gern ohne Beweis zugestehen: so ist doch zu vermuthen, daſs sie Klugheit genug hatten, aus Furcht zu thun, was gewöhnliche Menschen aus einem edlern Beweggrunde gethan hätten.

Unter dieser Rede der schönen Nurmahal entfuhr dem Sultan ein Ton, der ein Mittelding zwischen Seufzen und Gähnen war. Der Emir gab der Dame das abgeredete Zeichen, und sie war im Begriff abzubrechen, als Schach-Gebal, der gerade bey guter Laune war, durch einen Wink zu erkennen gab, daſs er ihrer Erzählung noch nicht überdrüssig sey.

Ogul-Kan, fuhr sie fort, hatte etliche Nachfolger, welche über die Schaubühne gingen und wieder verschwanden, ohne irgend etwas so Gutes oder so Böses gethan zu haben, daſs es die Aufmerksamkeit der Nachwelt zu verdienen schien. Man nannte sie deſswegen in den Jahrbüchern von Scheschian die nahmenlosen Könige; denn die Nazion bekam so wenig Gelegenheit ihre Nahmen zu hören, daſs die wenigsten sagen konnten, wie der regierende Sultan heiſse. Wenn dieser Umstand der Nachwelt einen nur sehr mittelmäſsigen Begriff von den Verdiensten dieser Prinzen giebt: so muſs man doch gestehen, daſs ihre Zeitgenossen sich vielleicht nicht desto schlimmer dabey befanden. Das Stillschweigen der Geschichte scheint wenigstens so viel zu beweisen, daſs Scheschian unter ihrer unberühmten Regierung nicht unglücklich war; und nicht unglücklich seyn, ist wenigstens ein sehr leidlicher Zustand —

Nur kann er nicht lange dauern, sagte Danischmend: denn dieser leidliche Zustand scheint mir bey einem ganzen Volke eben das zu seyn, was bey einem einzelnen Menschen der Mittelstand zwischen Krankheit und Gesundheit ist; eines von beiden muſs darauf erfolgen; entweder man wird wieder gesund, oder man schmachtet sich zu Tode.

Vielleicht würde dieſs der Fall der Scheschianer gewesen seyn, fuhr Nurmahal fort, wenn der letzte von diesen nahmenlosen Königen nicht das Glück gehabt hätte, eine Geliebte zu besitzen, durch welche seine Regierung eine der merkwürdigsten und glänzendsten in der Geschichte dieses Reiches geworden ist.

Vortrefflich! rief Schach-Gebal mit einer Grimasse: ich liebe die Könige, welche die Erwähnung, so die Geschichte von ihnen thut, ihren Mätressen zu danken haben!

Ich mufs nicht vergessen, Sire, sagte die schöne Nurmahal, dafs die Scheschianer in diesem Stück eine Gewohnheit haben, worin sie, so viel ich weifs, von allen übrigen Völkern des Erdbodens abgehen; eine Gewohnheit, welche die Zahl der nahmenlosen Könige bey allen Nazionen beträchtlich vermehren würde, wenn sie allenthalben eingeführt wäre. Nichts, was unter der Regierung eines Königes geschah, wurde dem Könige zugeschrieben, wofern er es nicht selbst gethan hatte. Vortreffliche Gesetze und Anstalten konnten gemacht, Schlachten gewonnen, Provinzen erobert, oder (was wenigstens eben so gut ist) erhalten und verbessert werden, ohne dafs der Ruhm des Königs den kleinsten Zuwachs dadurch erhielt. Alles was geschah, Gutes oder Böses, wurde demjenigen zugeschrieben der es gethan hatte; und der König, der nichts gethan hatte, war und blieb ein nahmenloser König, gesetzt auch, daſs zu seiner Zeit die gröſsten Dinge in seinem Reiche geschehen wären.

Nichts kann billiger seyn, sagte der Sultan. Jedem das Seine! Einem Fürsten das Gute zuschreiben, das seine Minister thun, (ich nehme den Fall aus, wo sie bloſs die Werkzeuge, oder so zu sagen die Gliedmaſsen sind, durch welche er, als die Seele des ganzen Staatskörpers, wirket) wäre eben so viel, als ihm ein Verdienst aus der Fruchtbarkeit seiner Länder zu machen, weil er die Sonne scheinen und Regen fallen läſst.

Nurmahal, Danischmend und der junge Mirza ertheilten dieser Anmerkung ihren Beyfall in vollem Maſse, und mit aller der Bewunderung, welche sie um so mehr verdiente, da sie wirklich uneigennütziger war, als Schach-Gebal selbst sich vielleicht schmeicheln mochte.

Der gute König von Scheschian, fuhr Nurmahal in ihrer Erzählung fort, der zu dieser in dem Munde eines groſsen Monarchen so preiswürdigen Anmerkung Gelegenheit gegeben hat, was auch sein Nahme gewesen seyn mag, verdient wenigstens das Lob eines guten Geschmacks in der Wahl seiner Günstlinge; denn die schöne Lili, seine Favoritin, war aus allem, was eine Person unsers Geschlechts liebenswürdig machen kann, zusammen gesetzt. Und sollten ihr auch die Dichter, Mahler, Bildhauer und Schaumünzenmacher ihrer Zeit geschmeichelt haben, so ist doch nicht zu läugnen, daſs die Nazion Ursache hatte, ihr Andenken zu segnen. Niemahls ist eine gröſsere Gönnerin der Künste gewesen, als die schöne Lili. Sie führte den Seidenbau in Scheschian ein, und zog eine Menge Persischer, Sinesischer und Indischer Künstler herbey, welche durch ihren Vorschub alle Arten von Manufakturen zu Stande brachten. Die Scheschianer lernten unter ihrer Regierung — dieſs ist der eigene Ausdruck der Geschichtschreiber — Bequemlichkeiten und Wollüste kennen, von welchen die meisten noch keinen Begriff gehabt hatten. Man glaubte ihr den Genuſs eines neuen und unendliche Mahl angenehmern Daseyns zu danken zu haben. Sie brachte die Schätze in einen belebenden Umlauf, die in den Schatzkammern der vorigen Könige, wie die Leichen der Faraonen in ihren Pyramiden, auf eine unnützlich prahlerhafte Weise begraben lagen. Ihr Beyspiel reitzte die Groſsen und Begüterten zur Nachahmung. Die Hauptstadt bildete sich nach dem Hofe, und die Städte der Provinzen nach der Hauptstadt. Erfindsamkeit und Fleiſs bestrebten sich in die Wette, den ganzen Staat in eine so lebhafte als heilsame Thätigkeit zu setzen; denn Erfindsamkeit und Fleiſs war der gerade Weg zu Überfluſs und Gemächlichkeit, und wer wünscht nicht so angenehm zu leben als möglich? Die wohlthätige Lili machte die Einwohner von Scheschian auch mit den Reitzungen der Musik und der Schauspiele bekannt; und so nachtheilig in der Folge alle diese Geschenke ihrem Wohlstande wurden, so unläugbar ist es, daſs sie Anfangs eine sehr gute Wirkung thaten. So wie sich das Gefühl der Scheschianer verfeinerte, so verschönerten sich auch zusehens ihre Sitten. Man wurde geselliger, sanfter, geschmeidiger, man vertrug sich besser, man lernte sich mit einander freuen, und fühlte sich selbst desto glücklicher, je gröſser die Menge der Glücklichen war, die man um sich sah, und so weiter; — denn es würde sehr unnöthig seyn, Ihrer Hoheit alle die guten Wirkungen des Geschmacks und der Künste vorzuzählen, von welchen Sie selbst ein so groſser Kenner und Beförderer sind. Freylich gab es hier und da milzsüchtige, zur Freude untüchtig gewordene Leute, die ein klägliches Geschrey über diese Neuerungen erhoben. „Welche Gräuel! riefen sie, indem sie ihre übel gekämmten Köpfe mit Unglück-weissagender Miene schüttelten. Was werden die Früchte davon seyn? Diese Liebe zu Gemächlichkeiten und Ergetzungen, dieser verfeinerte Geschmack, dieser herrschende Hang zur Sinnlichkeit, wird die Nazion zu Grunde richten. Üppige Feiertage werden den Gewinn der arbeitsamen Tage, üppiger Aufwand den Überfluſs der sparsamen Mäſsigkeit verzehren; die Wollust wird den Müſsiggang, der Müſsiggang die ganze verderbliche Brut der Laster herbey ziehen. Die Reichen werden unersättlich werden, und bey aller Verfeinerung ihrer Empfindungen sich kein Bedenken machen, von dem Eigenthume der Armen, so viel sie nur können, in ihren Strudel hinein zu ziehen. Die Armen werden eben so wenig gewissenhaft seyn, alles, wie ungerecht und schändlich es immer seyn mag, zu thun und zu leiden, wenn es nur ein Mittel abgeben kann, sich in den beneideten Zustand der Reichen zu schwingen. Ungeheuer von Lastern, unnatürliche Ausschweifungen, Verrätherey, Giftmischerey und Vatermord werden durch ihre Gewöhnlichkeit endlich das Abscheuliche verlieren, das sie für die unverdorbene Menschheit haben; und nicht eher, als bis die Nazion unwiederbringlich verloren ist, wird man gewahr werden, daſs die schöne Lili die zauberische und geliebte Urheberin unsers Verderbens war."

Einige alte Leute, die im Laufe von sechzig oder siebzig Jahren weislich genug gelebt hatten, um im Alter noch nicht allem Antheil an den Freuden des Lebens entsagen zu müssen, sahen die Sache aus einem andern Gesichtspunkt an. — „Unsere milzsüchtigen und nervenlosen Brüder haben nicht ganz Unrecht, sagten sie: Ergetzungen und Wollüste können, als die Würze des Lebens, durch übermäſsigen Gebrauch nicht anders als schädlich seyn. Die Natur hat sie zur Belohnung der Arbeit, nicht zur Beschäftigung des Müſsiggangs bestimmt. Gleichwohl ist unläugbar, daſs nicht die schöne Lili, sondern die Natur selbst, die Zaubrerin ist, die uns diesen göttlichen Nektar darreicht, den sie mit eigenen Händen für uns zubereitet hat, und wovon etliche Tropfen genug sind, uns aller Mühseligkeiten des Lebens vergessen zu machen. Oder ist es nicht die Natur, die den Menschen von einem Grade der Entwicklung zum andern fortführt, und, indem sie durch die Bedürfnisse seine Einbildungskraft und durch die Einbildungskraft seine Leidenschaften spielen macht, diese vermehrte Geselligkeit, dieses verfeinerte Gefühl, diese Erhöhung seiner empfindenden und thätigen Kräfte hervorbringt, wodurch der Kreis seiner Vergnügungen erweitert, und seine Fähigkeit, des Daseyns froh zu werden, mit seinen Begierden zugleich vermehrt wird? Laſst uns also der Natur folgen; einer Führerin, die uns unmöglich irre führen kann! Nicht sie, — unsre Ungeduld, unsre Gierigkeit im Genieſsen, unsre Unachtsamkeit auf ihre Warnungen, ist es, was uns auf Abwege verleitet. Jede höhere Stufe, welche der Mensch betritt, erfodert eine andere Lebensordnung; und eben darum, weil der groſse Haufe der Sterblichen als unmündig anzusehen ist, und sich nicht selbst zu regieren weiſs, muſs er dieses Amt einer gesetzgebenden Macht überlassen, welche immer das Ganze übersehen, und ihren Untergebenen, mit jeder merklichen Veränderung ihrer Umstände, auch die darnach abgemessenen Verhaltungsregeln vorschreiben soll. Es lebe die schöne Lili! Sie hat sich ein Recht an unsre Dankbarkeit erworben, denn sie hat uns Gutes gethan. Aber wenn sie sich nun auch gefallen lassen wollte, uns eine so vollkommene Polizey zu geben, als wir bedürfen, wenn uns ihre Geschenke nicht verderblich werden sollen: dann verdiente sie, wenigstens so gut als der groſse Affe, daſs wir ihr Pagoden erbaueten!“

Die schöne Lili hüpfte auf dem blumichten Wege fort, auf den eine wollüstige Einbildungskraft sie geleitet hatte, ohne sich um die Drohungen der einen, noch um die Warnungen der andern zu bekümmern. Sie genoſs des Vergnügens, der Gegenstand der Liebe und

Anbetung einer ganzen Nazion zu seyn. Umflattert von Freuden und Liebesgöttern, goſs sie überall, so weit ihre Blicke reichten, süſses Vergessen aller Sorgen, Entzücken und Wonne aus. Hierin schien sie ihre eigene vollkommenste Befriedigung zu finden. Aber ihre Wohlthätigkeit erstreckte sich nur auf den gegenwärtigen Augenblick. Ihre Sinnesart theilte sich unvermerkt der ganzen Nazion mit, welches um so leichter geschehen muſste, da keine andre dem Menschen natürlicher ist. Man genoſs des Lebens, und niemand dachte an die Zukunft.

Ich liebe diese Lili, rief der Sultan in einem Anstoſs von Lebhaftigkeit, den man seit langer Zeit nicht an ihm bemerkt hatte. Ich muſs bekannter mit ihr werden. Gute Nacht, Mirza und Danischmend! Nurmahal soll da bleiben, und mir das Bildniſs der schönen Lili machen.

3.

Unstreitig war Vernunft in der Schutzrede, welche die alten Knaben dem Vergnügen und der schönen Lili hielten, — sagte der Sultan, als sich seine gewöhnliche Gesellschaft des folgenden Abends in seinem Schlafzimmer versammelt hatte. Aber ich gestehe, daſs ich nicht recht begreife, was sie mit ihrer Lebensordnung sagen wollen, oder was für eine Polizey das seyn soll, wodurch allen den Übeln vorgebeuget werden könnte, womit uns die schwarzgelben Sittenlehrer so fürchterlich bedräut haben. Die Sache liegt mir am Herzen. Ich denke, ich habe alles Mögliche gethan, um meine Völker glücklich zu machen; aber es sollte mir leid thun, wenn ich ihnen, wider meine gute Absicht, ein gefährliches Geschenk gemacht hätte.

(Diesen Kummer könnten Sich Ihre Majestät ersparen, dachte Danischmend — so leise als möglich.)

Herr Danischmend — fuhr Schach-Gebal fort — man ist kein Filosof um nichts! Wie wär' es, wenn deine Weisheit uns diese Sache ins Klare zu setzen belieben wollte?

Sire, antwortete Danischmend, meine Weisheit ist zu Ihrer Majestät Befehlen. Aber zuförderst bitte ich demüthig um Erlaubniſs, eine kleine Geschichte erzählen zu dürfen.

Schach-Gebal nickte ein sultanisches Ja, und der Filosof fing also an.

„Zu den Zeiten des Kalifen Harun Al Raschid — —“

Fi, Herr Doktor, unterbrach ihn der Sultan, das fängt verdächtig an! So bald man diesen Kalifen nennen hört, kann man sich nur gleich auf Genien und Verwandlungen gefaſst halten, oder auf platte Historien von kleinen Buckligen, schwatzhaften Barbierern, und liederlichen Königssöhnchen, welche, um eine lange Reihe begangener Thorheiten mit einem würdigen Ende zu krönen, sich die Augenbraunen abscheren und Kalender werden.

Ich stehe Ihrer Hoheit mit meinen Augenbraunen dafür, sagte Danischmend, daſs weder Bucklige noch Kalender in meiner Erzählung vorkommen, und daſs alles so natürlich darin zugehen soll, als man es nur wünschen kann.

„Zu den Zeiten des besagten Kalifen also begab sich, daſs ein reicher Emir aus Yemen auf seiner Rückreise von Damask das Unglück hatte, in den Gebirgen des felsigen Arabiens von Räubern überfallen zu werden, welche so unhöflich waren, sein Gefolge niederzusäbeln, und, nachdem sie die schönen Frauen, die er zum Staate mit sich führte, nebst allen Kostbarkeiten, die er bey sich hatte, zu Handen genommen, sich so schnell, als sie gekommen waren, wieder ins Gebirge zurück zogen. Glücklicher Weise für den Emir war er gleich zu Anfang des Gefechtes in Ohnmacht gefallen; ein Umstand, der so viel wirkte, daſs die Räuber sich begnügten, ihm seine schönen Kleider auszuziehen, und ihn, ohne sich zu bekümmern ob er wirklich todt sey, unter den Erschlagenen liegen zu lassen. "

Herr Danischmend, sagte der Sultan, nicht so umständlich! Zur Sache, wenn ich bitten darf. Der Ton, worin du angefangen hast, ist vollkommen der Ton meiner lieben Ältermutter, welche bekannter Maſsen ihre eigenen Ursachen hatte, warum sie ihre Mährchen in eine so unbarmherzige Länge zog.

„Um also Ihre Majestät nicht mit Nebenumständen aufzuhalten, fuhr Danischmend fort, so kam der gute Emir wieder zu sich selbst, und stellte sehr unangenehme Betrachtungen an, da er sich in einem wilden unbekannten Gebirge auf einmahl ohne Zelten, ohne Geräthe, ohne seine Weiber und Verschnittene, ohne Küche, und sogar ohne Kleider befand; er, der von dem ersten Augenblicke seines Lebens, dessen er sich erinnern konnte, an allen ersinnlichen Gemächlichkeiten niemahls einigen Mangel gelitten hatte. Da es zu besserem Verständniſs dieser Geschichte wesentlich ist, daſs Ihre Majestät Sich eine lebhafte Vorstellung von diesem Zustande des Emirs machen, so muſs ich mir die Freyheit nehmen, Sie zu bitten, Sich an seinen Platz zu setzen, und zu denken, wie Ihnen in einer so verzweifelten Lage zu Muthe wäre?"

Herr Danischmend, sagte der Sultan ganz trocken, ich habe gute Lust, mir diese Mühe zu ersparen, und mir dafür von dir erzählen zu lassen, wie einem Erzähler zu Muthe sey, dem ich für die Bemühung, mich gähnen zu machen, drey hundert Prügel auf die Fuſssohlen geben lasse.

Dieser Anstoſs von sultanischer Laune däuchte der schönen Nurmahal so unbillig, daſs sie den Sultan bat, den armen Doktor nicht durch Drohungen zu schrecken, welche fähig wären, den besten Erzähler in der Welt aus der Fassung zu bringen. Aber Danischmend kannte die Weise seines Herren. Alles, warum ich Ihre Majestät bitte, sagte er, ist, die Gnade zu haben, und mir die versprochnen drey hundert Prügel nicht eher geben zu lassen, bis ich mit meiner Geschichte fertig seyn werde; denn, in der That, sie ist nicht so übel als man sich nach ihrem Anfange vorstellen sollte.

Gut, sagte der Sultan lachend, so erzähle denn nach deiner eigenen Weise: ich verspreche dir, daſs ich dich nicht wieder unterbrechen will.

Danischmend stand auf, warf sich vor dem Sultan zur Erde, küſste den Saum seiner Bettdecke, um seine Dankbarkeit für dieses gnädige Versprechen zu bezeigen, und fuhr hierauf in seiner Erzählung also fort.

„Von allen diesen Betrachtungen des Emirs (welche zu verworren und unangenehm waren, als daſs es rathsam seyn könnte, sie Ihrer Majestät vorzulegen) war das Ende, daſs er sich entschlieſsen muſste, eine Sache zu thun, die ihn aus Mangel der Gewohnheit sehr hart ankam, nehmlich seine Beine in Bewegung zu setzen, und zu versuchen, ob er irgend einen Weg aus dieser Wildniſs finden möchte. Die Sonne neigte sich schon stark, als er endlich mit unbeschreiblicher Mühe einen Ort erreichte, wo das Gebirge sich öffnete, und ihm die Aussicht in ein Thal zu genieſsen gab, welches seine

Einbildung selbst sich nicht reitzender hätte schaffen können. Der Anblick einiger wohl gebauten Wohnungen, die zwischen den Bäumen aus dem schönsten Grün hervorstachen, ermunterte ihn seine letzten Kräfte zusammen zu raffen, um diese Wohnungen wo möglich noch vor Untergang der Sonne zu erreichen. In der That war der ganze Weg, den er schon zurückgelegt und den er noch vor sich hatte, nicht um zehen Schritte mehr, als was ein junger Landmann alle Tage Morgens und Abends ohne Murren unternimmt, um seinem Mädchen einen Kuſs zu geben; aber für die schlaffen Sehnen und marklosen Knochen des Emirs war dieſs eine ungeheure Arbeit. Er muſste sich so oft niedersetzen, um wieder zu Athem zu kommen, daſs es finstre Nacht wurde, eh' er die Pforte der nächsten Wohnung erreichte, die einer Art von ländlichem Palast ähnlich sah, aber nur von Holze gebaut war. Ein angenehmes Getöse, aus Gesang, Saitenspiel und andern Zeichen der Fröhlichkeit vermischt, welches ihm schon von fern aus diesen Wohnungen entgegen kam, vermehrte seine Verwundrung, alles dieſs mitten in dem ödesten Gebirge zu finden. Da er keine andre Belesenheit als in Geistermährchen hatte, so war sein erster Gedanke, ob nicht alles, was er sah und hörte, ein Werk der Zauberey sey. So furchtsam ihn dieser Gedanke machte, so überwog doch endlich das Gefühl seiner Noth. Er klopfte an, und bat einen Hausgenossen, welcher heraus kam um zu sehen was es gäbe, mit einer so wunderlichen Mischung von Stolz und Demuth um die Nachtherberge, daſs man ihn vermuthlich abgewiesen hätte, wenn die Gastfreyheit ein weniger heiliges Gesetz bey den Bewohnern dieser Gegend gewesen wäre. Der Emir wurde mit freundlicher Miene in einen kleinen Sahl geführt, wo man ihn ersuchte, sich auf einen unscheinbaren aber sehr weich gepolsterten Sofa niederzulassen. In wenigen Augenblicken erschienen zwey schöne Jünglinge, um ihn in ein Bad zu führen, wo er mit ihrer Beyhülfe gewaschen, beräuchert, und mit einem netten Anzuge von dem feinsten baumwollenen Zeuge bekleidet wurde. Damit ihm die Weile nicht zu lang würde, trat ein niedliches Mädchen, so schön als er jemahls eines in seinem Harem gehabt hatte, mit einer Theorbe in der Hand herein, setzte sich ihm gegenüber, und sang ein Lied, aus dessen Inhalt er so viel abnehmen konnte, daſs man über die Ankunft eines so angenehmen Gastes sehr erfreut sey. Er wuſste immer weniger, was er von der Sache denken sollte; aber die Gestalt und die Stimme der jungen Dirne, die er eher für eine Perise, oder gar für eine von den Huri's des Paradieses zu halten versucht war, lieſsen ihm keine Zeit zu sich selbst zu kommen.

Beides, nebst der freundlichen Aufnahme, die ihm widerfuhr, wirkte so stark auf seine Sinne, daſs er unvermerkt aller Ursachen zur Traurigkeit und alles erlittenen Ungemachs vergaſs, und, durch eine sanfte Gewalt fortgezogen, sich den Eindrücken überlieſs, die man auf ihn machen wollte.

„Wenn dieſs die weiseste Entschlieſsung war, die er in seinen Umständen nehmen konnte, so muſs man auch gestehen, daſs er sich sehr wohl dabey befand. Kaum war er angekleidet, so erschien derjenige wieder, der ihn zuerst aufgenommen hatte, und winkte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, ihm zu folgen. Der Emir kam in einen groſsen mit Wachslichtern stark erleuchteten Sahl, aus welchem ihm, so wie die Thür sich aufthat, der angenehmste Wohlgeruch von frischen Nelken und Pomeranzenblüthen entgegen wehte. Viele niedrige Tafeln, um welche rings herum ein wohl gepolsterter Sofa sich zog, standen mit feinem schneeweiſsen Leinen gedeckt, welches mit einem breiten Saume von zierlichem Stickwerk eingefaſst war. Die Mitte des Sahls wimmelte von jüngern und ältern Personen beiderley Geschlechts, die ihn mit einem offnen gutherzigen Gesicht empfingen, und ihn insgesammt durch die edle Schönheit ihrer Gestalt und Bildung, und durch einen über ihr ganzes

Wesen ausgegossenen Ausdruck von Güte und Fröhlichkeit in die angenehmste Überraschung setzten. In einer Ecke stand ein schöner Brunnen, wo eine Nymfe, an einem mit Schasmin bewachsenen Felsenstücke auf Moos liegend, aus ihrer Urne krystallhelles Wasser in ein Becken von schwarzem Marmor goſs. Der ganze Sahl war mit groſsen Blumenkränzen behangen, die von etlichen jungen Mädchen von Zeit zu Zeit mit frischem Wasser angespritzt wurden. Alles dieſs zusammen genommen machte einen sehr angenehmen Anblick; aber es war nicht das Schönste, was sich seinen Augen in diesem bezauberten Orte darstellte. Ein ehrwürdiger Greis, mit silberweiſsen Haaren, lag, in der Stellung einer gesunden und vergnüglichen Ruhe nach der Arbeit, auf dem obersten Platze des Sofa's; ein Greis, wie der gute Emir weder jemahls einen gesehen, noch für möglich gehalten hatte daſs es einen solchen geben könnte. Munterkeit des Geistes glänzte aus seinen noch lebhaften Augen; achtzig Jahre eines glücklichen Lebens hatten nur schwache Furchen auf seiner heiter ausgebreiteten Stirne gezogen; und die Farbe der Gesundheit blühte gleich einer späten herbstlichen Rose noch auf seinen freundlichen Wangen. Dieſs ist unser Vater, sagten einige junge Personen, die den Emir umgaben, indem sie ihn an der Hand zum Sitze des Alten hinführten.

„Der Alte stand nicht auf, machte auch keine Bewegung, als ob er aufstehen wollte; aber er reichte ihm die Hand, drückte des Emirs seine mit einer Kraft, welche diesen in Erstaunen setzte, und hieſs ihn sehr leutselig in seinem Hause willkommen seyn. Aber gleichwohl (sagt mein Autor) sey in dem ersten Blicke, den der Greis auf den Emir geworfen habe, unter den leutseligen Ausdruck der gastfreyen Menschenfreundlichkeit etwas gemischt gewesen, welches den Fremden betroffen gemacht habe, ohne daſs er sich selbst habe erklären können wie ihm sey. Der Alte hieſs ihn Platz an seiner Seite nehmen —“

Ich habe versprochen, dich nicht zu unterbrechen, Doktor, sagte der Sultan: aber ich möchte doch wissen, was in den Blick des Alten gemischt seyn konnte, daſs es eine solche Wirkung auf den Emir machte?

„Gnädigster Herr, versetzte Danischmend, ich muſs Ihrer Majestät bekennen, daſs ich diese Geschichte aus einem neuern Griechischen Dichter genommen habe, der vermuthlich, nach der Weise seiner Zunftgenossen, etwas von dem Seinigen zur Wahrheit hinzu thut, um seine Gemählde interessanter zu machen. Es war ein freundlicher Blick, sagt er, aber mit einem kleinen Zusatze von etwas, das weder Verachtung noch Mitleiden, sondern eine sanfte Mischung von beiden war. Es war, fährt er fort, der Blick, mit welchem ein Freund der Kunst die gestümmelte Bildsäule eines Praxiteles ansieht, mit etwas von dem zürnenden Verdruſs untermischt, womit dieser Liebhaber den Gothen ansehen würde, der sie gestümmelt hätte."

Das Bild ist fein, und giebt viel zu denken, sagte Nurmahal. Weiter, Danischmend, sagte der Sultan.

„Inzwischen wurde das Abendessen aufgetragen, wobey der Emir eine neue Erfahrung machte, die ihm, der so wenig gewohnt war über irgend etwas zu denken, die unbegreiflichste Sache von der Welt zu seyn däuchte. Allein, eh' ich mich hierüber erklären kann, seh' ich mich genöthigt, eine kleine Abschweifung über den Karakter dieses Emirs zu machen, der eine Hauptfigur in meiner Erzählung vorstellt, wiewohl es in der That nur die Rolle eines Zuschauers ist. Er war von seiner Jugend an dasjenige gewesen, was man einen ausgemachten Wollüstling nennt; ein Mensch, der keinen andern Zweck seines Daseyns kannte, als zu essen, zu trinken, sich mit seinen Weibern zu ergetzen, und von so mühsamen Arbeiten sich durch eine Ruhe, welche ungefähr die Hälfte von Tag und Nacht wegnahm, zu erhohlen, um zu der nehmlichen Beschäftigung wieder aufzuwachen. Mit dieser groben Sinnlichkeit verband er einen gewissen Stolz, der sehr geschickt war, die nachtheiligen Wirkungen derselben zu beschleunigen. Er setzte ihn darein, die schönsten Frauen, die besten Weine, und die gelehrtesten Köche von ganz Asien zu besitzen: aber auch daran genügte ihm noch nicht; er beeiferte sich auch, der gröſste Esser, der gröſste Trinker, und der gröſste Held in einer andern Art von Leibesübung zu seyn, worin er mit Verdruſs den Sperling und den Maulwurf für seine Meister erkennen muſste. Wenn ein Mann das Unglück hat, bey dieser verkehrten Art von Ehrgeitz alle Mittel zu Befriedigung desselben zu besitzen, so wird man ihn bald genug dahin gebracht sehen, zu Kanthariden und Betel und andern solchen Zwangsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Aber die Natur ermangelt nie, sich für die Beleidigungen, die man ihr zufügt, zu rächen, und pflegt desto grausamer in ihrer Rache zu seyn, je weniger Vorwand ihre Wohlthätigkeit uns zu Rechtfertigung unsrer Ausschweifungen gelassen hat. Der Emir befand sich also, mit dem reinsten Arabischen Blute und der stärksten Leibesbeschaffenheit, in seinem dreyſsigsten Jahre zu dem elenden Zustande herunter gebracht, der ein Mittelstand zwischen Leben und Sterben ist; gepeinigt durch Erinnerungen, welche sein Vergnügen hätten erhöhen sollen, und verdammt zu ohnmächtigen Versuchen, den Zorn der Natur durch die Geheimnisse der Kunst zu versöhnen, denen er die Verlängerung seines Daseyns zu danken hatte. Diese gelehrten Köche, auf die er so stolz war, hatten das Ihrige getreulich beygetragen, zu gleicher Zeit seine Gesundheit zu zerstören, und die Werkzeuge seiner Empfindung abzunützen. So wie die Schwierigkeit seinen stumpfen Geschmack zu reitzen zunahm, hatte sich ihr verderblicher Eifer verdoppelt, sie durch die Macht ihrer Kunst zu besiegen. Aber ihre Erfindungen hatten selten einen bessern Erfolg, als ihn den erkünstelten Kitzel etlicher Augenblicke mit langen Schmerzen bezahlen zu lassen.

„Unser **Emir** erstaunte, an der Tafel seines betagten Wirthes die Eſslust wieder zu finden, die er Jahre lang vergebens gesucht hatte. Zwey gleich ungewohnte Dinge, eine Nüchternheit von vier und zwanzig Stunden, und die starke Bewegung, die er sich hatte geben müssen, trugen ohne Zweifel das meiste dazu bey, daſs er an der Tafel der Günstlinge des Profeten im Paradiese zu sitzen glaubte. Nicht als hätte die Menge und Kostbarkeit der Speisen, oder eine sehr künstliche Zubereitung das geringste dazu beygetragen; denn es war kein gröſserer Überfluſs da, als die Befriedigung des Bedürfnisses, und die Sorge, dem Geschmack einige Wahl zu lassen, erforderte; und an der Zubereitung hatte die Kunst nicht mehr Antheil, als sie haben muſs, um einen unverdorbenen Geschmack ohne Nachtheil der Gesundheit zu vergnügen. Es ist wahr, gewisse feine Kunstgriffe waren dabey beobachtet, die entweder ihrer Einfalt wegen den gelehrten Köchen des Emirs unbekannt geblieben waren, oder vielleicht eine Aufmerksamkeit erfoderten, wozu sich diese wichtigen Leute die Mühe nicht nehmen mochten; indessen war es doch hauptsächlich bloſs die natürliche Güte der Speisen, und eine Zurichtung, an welcher Avicenna selbst nichts auszusetzen gefunden hätte, was diese Mahlzeit von den prächtigen und theuern Giftmischereyen fürstlicher Tafeln unterschied. Hingegen muſste sich der Emir gestehen, daſs der Wein, der vielleicht so alt war als der Wirth, und die Früchte, womit die Mahlzeit beschlossen wurde, so vortrefflich waren, als die Natur beides nur unter dem glücklichsten Himmelsstriche hervorzubringen vermag.

„Ist alles dieſs Zauberey? fragte sich der Emir alle Augenblicke; und was für ein alter Mann ist dieſs, der bey seinem schneeweiſsen

Bart eine so frische Farbe hat, und dem Essen und Trinken so wohl schmeckt, als ob er erst itzt zu leben anfange? — Er hatte alle Mühe von der Welt seine Verwunderung zurück zu halten; aber die angenehmen Gespräche, wozu auſser ihm selbst alle das Ihrige beytrugen, nebst der ungezwungenen und einnehmenden Art womit man ihm begegnete, machten es unmöglich, die Gedanken, die in seinem Gehirne herum trieben, in einige Ordnung zu bringen.

„Koste diese Ananas, sagte der Alte zu ihm, indem er ihm die vollkommenste Frucht dieser Art anbot, die er jemahls gesehen hatte. Der Emir kostete sie, und fand nicht Worte genug, ihren feinen Geschmack und Wohlgeruch zu erheben. Ich habe sie selbst mit eigener Hand gezogen, sagte der Alte. Seitdem ich zu alt bin, meine Söhne und Enkel zu den Feldarbeiten zu begleiten, beschäftige ich mich mit der Gärtnerey. Sie verschafft mir den Grad von Bewegung und Arbeit, den ich nöthig habe, um so gesund zu bleiben als du mich siehest; und die frische Luft, mit den reinsten Düften der Blumen und Blüthen bebalsamt, trägt vermuthlich auch das Ihrige dazu bey. Der Emir hatte nichts hierauf zu antworten: aber das Paar groſse Augen, die er an seinen Wirth machte, hätt' ich sehen mögen!

Der Alte pflegte gewöhnlich frisches Wasser, und nach der Mahlzeit drey kleine Gläser Wein zu trinken: Das erste, sagte er lächelnd, hilft meinem alten Magen verdauen, das andere ermuntert meine Lebensgeister, und das dritte schläfert sie wieder ein. Der Emir (welcher kein Wasser trinken konnte, und wenn es aus der Quelle der Jugend gewesen wäre) machte dem Weine seines Wirthes Ehre. Er lieſs sich so oft von einem Glase zum andern verleiten, bis er das Vermögen verlor, zu unterscheiden ob er fühle oder sich nur einbilde, daſs er so munter sey als der Alte selbst.

„Nach der Tafel schlich sich der Mann mit den silbernen Locken unbemerkt hinweg; und eine Weile darauf sagte einer von seinen Söhnen: Es ist eine Gewohnheit in unserm Hause, alle Abende vor Schlafengehen eine halbe Stunde in dem Schlafzimmer unsers Vaters zuzubringen. Ein Gast wird bey uns nie als ein Fremder gehalten; willst du uns begleiten? — Der Emir lieſs es sich gefallen, und, um artig zu seyn, bat er sich die Ehre aus, der ältesten unter den Frauen des Hauses seinen schwachen Arm zu leihen.

„Ein Zimmer öffnete sich, welches dem Tempel des wollüstigen Schlaſs ähnlich sah.

Verschiedene Blumentöpfe von zierlichen Formen düfteten die lieblichsten Gerüche aus, und einige Wachslichter, von grünen und rosenfarbnen Schirmen verborgen, machten eine Art von Dämmerung, welche die Augen zum sanften Entschlummern einlud. Gemahlte Tapeten, von der Hand eines Meisters, stellten Griechische Bilder des Schlafes vor: hier den schönen Endymion, vom Silberglanz der zärtlich auf ihn herab schauenden Luna beleuchtet; dort, von einem einsamen Rosengebüsche verborgen, die Göttin der Liebe, um deren sanft glühende Wangen und Lippen ein entzückender Traum zu schweben schien; oder Amorn auf dem Schooſs einer Grazie schlummernd. Der Alte lag bereits auf seinem Ruhebette, und drey angenehme Frauenzimmer schienen beschäftigt, seinen Schlummer zu befördern. Eine, welche dem schönsten Herbsttage glich, den man sehen kann, saſs zu seinen Häupten, und fächelte ihm mit einem Strauſs von Rosen und Myrten Kühlung zu; die andern beiden saſsen weiter unten zu beiden Seiten des Ruhebettes, diese mit einer Laute, jene mit einem andern Instrumente, welches bloſs die Singstimme zu begleiten diente. Beide spielten und sangen, mit sanft gedämpftem Tone, bald wechselsweise, bald zusammen, Lieder, aus denen Zufriedenheit und ruhiges Vergnügen athmete; und die Lippen und Stimmen der Sängerinnen waren solcher Lieder würdig. Das Erstaunen des Emirs stieg auf den höchsten Grad. Unvermerkt entschlummerte der glückliche Alte am Busen der herbstlichen Schöne, und die übrige Gesellschaft, nachdem sie eine von seinen sanft herab gesenkten Händen geküſst hatte, schlich sich in ehrerbietiger Stille davon.

„Was für Leute das sind! hörte der Emir nicht auf zu sich selbst zu sagen.

„Beym Eintritt in das Schlafzimmer, welches ihm selbst angewiesen wurde, fand er die beiden Knaben wieder, die ihn im Bade bedient hatten. Ihr Anblick erinnerte ihn an die schöne Dirne, die ihn auf eine so reitzende Art willkommen gesungen hatte, und er konnte nicht mit sich selbst einig werden, ob er sich über ihre Abwesenheit betrüben oder erfreuen sollte. Er wurde ausgekleidet, und auf eine so weiche, so elastische, so wollüstige Ottomanne gebracht, als jemahls von einem Emir gedrückt worden seyn mag. Aber kaum hatten sich die Knaben weggeschlichen, so trat die schöne Sängerin mit ihrer Theorbe im Arm herein, einen Kranz von Rosenzweigen um ihre los gebundenen Haare, die bis zur Erde herab flossen, und einen Strauſs von Rosen vor einem Busen, dessen Weiſse die Augen des Emirs blendete. Mit stillschweigendem Lächeln neigte sie sich tief vor ihm, nahm von einem Armsessel neben seinem Ruhebette Besitz, stimmte ihre Theorbe, und sang ihm mit der angenehmsten Stimme von der Welt so zauberische Lieder vor, daſs der gute Emir, von ihrer Gestalt, von ihrer Stimme und von dem achtzigjährigen Wein seines Alten berauscht, alles vergaſs, was ihn billig hätte erinnern sollen weise zu seyn. Die schöne Sängerin hatte vermuthlich keinen Auftrag, in einem Hause, worin alles glücklich war, einen Unglücklichen zu machen. Aber ach! —"

Ein Blick des Sultans, der vielleicht eine ganz andere Bedeutung hatte als Danischmend sich einbildete, machte ihn stutzen. „Sire, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, um nicht in den Fehler des Visirs Moslem zu fallen, begnüge ich mich zu sagen, daſs der Emir Ursache fand, sich von allen Zauberern und Feen der Welt verfolgt zu glauben. Beruhige dich, sagte die schöne Sklavin mit einem Lächeln, in welches mehr Mitleiden als Verachtung oder Unwillen gemischt war: ich will dir ein Adagio vorspielen, auf welches du so gut schlafen sollst, als der glücklichste aller Schäfer. Aber ihr Adagio that das versprochene Wunder nicht. Der Emir konnte nicht aufhören sich selbst zu betrügen, bis endlich die Sklavin, welche seinen Eigensinn wirklich unbillig fand, für besser hielt, sich zurück zu ziehen, indem sie ihm so wohl zu schlafen wünschte als er könnte."

Danischmend, ich bin mit deiner Erzählung zufrieden, sagte der Sultan: morgen wollen wir die Fortsetzung davon hören, und mein Schatzmeister soll Befehl erhalten, dir drey hundert Bahamd'or auszuzahlen. Der Filosof und der junge Mirza zogen sich hierauf zurück, und die Pforte des geheiligten Schlafgemachs wurde hinter ihnen zugeschlossen.

4.

Den folgenden Abend setzte Danischmend auf Befehl des Sultans seine Erzählung also fort.

„Die Geschichte des Emirs und der schönen Sklavin blieb nicht lange geheim, und dieser Prinz hatte die Ehre, der erste Mann von seiner Art zu seyn, den man jemahls in diesen Gegenden gesehen hatte. Die Einwohner des Hauses, männliche und weibliche, konnten gar nicht von ihrem Erstaunen über ihn zurück kommen. Sie hatten gar keinen Begriff davon, wie man das seyn könne was er war. Das arme Geschöpf! riefen sie alle mit einem Ton des Mitleidens, welcher nicht sehr geschickt gewesen wäre sein Leid zu ergetzen. Wirklich war der unglückliche Mann in seinem ganzen Leben nie so übel mit sich selbst zufrieden gewesen als in dieser nehmlichen Nacht. Die Vergleichung, die er zwischen sich selbst, einem Greise von zwey und dreyſsig, und diesem silberlockigen Jüngling von achtzig anstellte, — begleitet von den Vorstellungen, welche ihm die schöne Sklavin zurück gelassen hatte, war mehr als genugsam ihn zur Verzweiflung zu bringen. Er biſs die Lippen zusammen, schlug sich vor den Kopf, und verfluchte in der Bitterkeit seines Herzens seinen Harem, seinen Leibarzt, seine Köche, und die jungen Thoren, die ihn durch Beyspiel und Grundsätze aufgemuntert hatten, sein Leben so eilfertig zu verschwenden. Erschöpft von ohnmächtiger Wuth, und betäubt von einem Schwall quälender Gedanken, die ihm das Gefühl seines Daseyns zur Marter machten, schlummert' er endlich ein; und da er nach einigen Stunden wieder erwachte, fehlte wenig, daſs er nicht alles, was ihm seit seinem letzten Schlafe begegnet war, für einen bloſsen Traum gehalten hätte. Wenigstens wandte er alle seine Kräfte an, die Erinnerung an den unangenehmsten Theil seiner Begegnisse zu unterdrücken; und in der Hoffnung, daſs neue Eindrücke ihm dazu am beförderlichsten seyn würden, öffnete er ein Fenster, aus welchem er die Gärten vor sich liegen sah, die sich von der Morgenseite um das Haus herum zogen. Eine reine, mit tausend erquickenden Düften erfrischte Luft zerstreute die düstern Wolken, die noch um sein Gehirn hingen; er fühlte sich gestärkt; dieses Gefühl fachte wieder einen Funken von Hoffnung in seinem Busen an, und mit der Hoffnung kehrt die Liebe zum Leben zurück. Indem er diese Gärten betrachtete, und, seinem verwöhnten Geschmack am Prächtigen und Erkünstelten zu Trotz, sich nicht erwehren konnte, sie bey aller ihrer nützlichen

Einfalt und anscheinenden Wildheit schön zu finden, ward er den Alten gewahr, der, halb von Gesträuchen bedeckt, sich mit kleinen Gärtnerarbeiten beschäftigte, welche der Emir nie gewürdiget hatte, sich einen Begriff davon zu erwerben. Die Begierde, alles Befremdende und Wunderbare, das er in diesem Hause gesehen, sich erklären zu lassen, bewog ihn, in die Gärten hinab zu steigen, um sich mit dem Alten in ein Gespräch einzulassen. Nachdem er ihm für seine leutselige Aufnahme gedankt hatte, fing er an, ihm seine Verwunderung darüber zu bezeigen, daſs ein Greis von seinen Jahren noch so gerade, so geschäftig, so lebhaft und so fähig seyn könne, an den Vergnügungen des Lebens Antheil zu nehmen. Wenn deine silbernen Haare und dein eisgrauer Bart nicht von einem hohen Alter zeugten, setzte er hinzu, so müſste man dich für einen Mann von vierzig halten. Ich bitte dich, erkläre mir dieses Räthsel. Was für ein Geheimniſs besitzest du, welches solche Wunder wirken kann?

„Ich kann dir mein Geheimniſs mit drey Worten sagen, erwiederte der Alte lächelnd: Arbeit, Vergnügen und Ruhe, jedes in kleinem Maſse, zu gleichen Theilen vermischt, und nach dem Winke der Natur abgewechselt, wirken dieses

Wunder, wie du es zu nennen beliebst, auf die begreiflichste Weise von der Welt. Eine nicht unangenehme Mattigkeit ist der Wink, den uns die Natur giebt, unsre Arbeit mit Ergetzungen zu unterbrechen; und ein ähnlicher Wink erinnert uns, von beiden auszuruhen. Die Arbeit unterhält den Geschmack an den Vergnügungen der Natur, und das Vermögen sie zu genieſsen; und nur derjenige, für den ihre reinen untadelhaften Wollüste allen Reitz verloren haben, ist unglücklich genug, bey erkünstelten eine Befriedigung zu suchen, welche sie ihm nie gewähren werden. Lerne an mir, werther Fremdling, wie glücklich der Gehorsam gegen die Natur macht. Sie belohnt uns dafür mit dem Genuſs ihrer besten Gaben. Mein ganzes Leben ist eine lange, selten unterbrochene Kette von angenehmen Augenblicken gewesen; denn die Arbeit selbst, eine unsern Kräften angemessene und von keinen verbitternden Umständen begleitete Arbeit, ist mit einer Art von sanfter Wollust verbunden, deren wohlthätige Einflüsse sich über unser ganzes Wesen verbreiten. Aber um durch die Natur glücklich zu seyn, muſs man die gröſste ihrer Wohlthaten, die das Werkzeug aller übrigen ist, die Empfindung, unverdorben erhalten haben; und zum

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

richtigen Empfinden ist richtig Denken eine unentbehrliche Bedingniſs.

„Der Alte sahe seinem Gast an der Miene an, daſs er ihn nur mittelmäſsig verstand. Ich werde dir vielleicht verständlicher seyn, fuhr er fort, wenn ich dir die Geschichte unsrer kleinen Kolonie erzähle; denn in jeder andern Wohnung, wohin der Zufall dich in diesen Thälern hätte führen können, würdest du alles ungefähr eben so gefunden haben wie bey mir. Der Emir bezeigte, daſs er ihm sehr gern zuhören wollte. Er hatte ein so ermüdetes Ansehen, daſs ihm der mitleidige Alte den Vorschlag that, sich auf einen Sofa in einem mit Citronenbäumen umpflanzten Gartensahle niederzulassen; wiewohl ihm selbst ein Spaziergang unter den Bäumen angenehmer gewesen wäre.

„Der Emir nahm dieſs Anerbieten willig an, und während eine schöne junge Sklavin sie mit dem besten Kaffe von Moka bediente, fing der muntre Greis seine Erzählung also an.

„Eine alte Überlieferung sagt uns, daſs unsre Vorfahren von Griechischer Abkunft gewesen, und durch einen Zufall, an dessen Umständen dir nichts gelegen seyn kann, vor einigen Jahrhunderten in diese Gebirge geworfen worden. Sie pflanzten sich in diesen angenehmen Thälern an, welche die Natur dazu bestimmt zu haben scheint, eine kleine Anzahl von Glücklichen vor der Miſsgunst und den ansteckenden Sitten der übrigen Sterblichen zu verbergen. Hier lebten sie, in zufriedener Einschränkung in den engen Kreis der Bedürfnisse der Natur, dem Anschein nach so armselig, daſs selbst die benachbarten Beduinen sich um ihr Daseyn wenig zu bekümmern schienen. Die Zeit löschte nach und nach den gröſsten Theil der Merkmahle ihres Ursprungs aus; ihre Sprache verlor sich in die Arabische; ihre Religion artete in einige abergläubische Gebräuche aus, von welchen sie selbst keinen Grund anzugeben wuſsten; und von den Künsten, die der Griechischen Nazion einen unverlierbaren Rang über alle übrige gegeben haben, blieb ihnen nur die Liebe zur Musik, und ein gewisser angeborner Hang zum Schönen und zu geselligen Vergnügungen, welcher die Grundlage abgab, worauf der weise Gesetzgeber ihrer Nachkommen einen kleinen Staat von glückseligen Menschen aufzuführen wuſste. Begierig, die Schönheit der Formen unter sich zu verewigen, machten sie sich zu einem Gesetze, nur die schönsten unter den Töchtern des benachbarten

Yemen unter sich aufzunehmen; und dieser Gewohnheit (welche unser Gesetzgeber würdig gefunden hat, ihr die Heiligkeit einer unverletzlichen Pflicht zu geben) ist es ohne Zweifel beyzumessen, daſs du in allen unsern Thälern keine Person weder von unserm noch vom andern Geschlechte finden wirst, welche nicht jenseits der Gebirge für eine seltene Schönheit gelten sollte.

„Zu den Zeiten meines Groſsvaters kam der vortreffliche Mann, dem wir unsre dermahlige Verfassung zu danken haben, der zweyte und eigentliche Stifter unsrer Nazion, durch eine Kette von Zufällen in diese Gegend. Wir wissen nichts, weder von seiner Abkunft, noch von den Begebenheiten seines Lebens vor dem Zeitpunkte da er zu uns kam. Er schien damahls ein Mann von funfzig Jahren zu seyn; er war lang, von majestätischer Gestalt, und von so einnehmendem Bezeigen, daſs er in kurzer Zeit alle Herzen gewann. Er hatte so viel Gold mit sich gebracht, daſs es einem jeden in die Augen fallen muſste, er habe keine andre Ursache unter uns zu leben, als weil es ihm bey uns gefiel. Das Sanfte und Gefällige seiner Sitten, die ungekünstelte Weisheit seiner Gespräche, die Kenntnisse, die er von tausend nützlichen und angenehmen Dingen hatte, verbunden mit einer Beredsamkeit, die auf eine unwiderstehliche Art sich in die Seelen einstahl, gaben ihm nach und nach ein unbegrenzteres Ansehen unter uns, als ein Monarch über seine angebornen Unterthanen zu haben pflegt. Er fand unsre kleine Nazion fähig, glücklich zu seyn; und Menschen, sagte er zu sich selbst, welche etliche Jahrhunderte sich an dem Unentbehrlichen begnügen lassen konnten, verdienen es zu seyn: ich will sie glücklich machen. Er verbarg sein Vorhaben eine geraume Zeit, weil er weislich glaubte, daſs er die ersten Eindrücke durch sein Beyspiel machen müsse. Er pflanzte sich unter uns an, lebte in seinem Hause so, wie du uns hast leben gesehen, machte unsre Leute mit Bequemlichkeiten und Vergnügungen bekannt, die ihre Begierden reitzen muſsten, und kaum ward er gewahr daſs er diesen Zweck erhalten habe, so legte er die Hand an seinen groſsen Entwurf. Ein Freund, der ihn begleitet hatte und von allen schönen Künsten in einem hohen Grade der Vollkommenheit Meister war, half ihm die Ausführung beschleunigen. Viele von unsern Jünglingen, nachdem sie die nöthige Vorbereitung von ihnen erhalten hatten, arbeiteten unter ihrer Aufsicht mit unbeschreiblicher Begeisterung. Wilde Gegenden wurden angebaut; künstliche Wiesen und Gärten voll fruchttragender Bäume blühten in Gegenden hervor, die mit Disteln und Heidekraut bedeckt gewesen waren; und Felsen wurden mit neu gepflanzten Weinreben beschattet. Mitten auf einer kleinen Anhöhe, die das schönste unsrer Thäler beherrscht, stieg ein runder auf allen Seiten offner Tempel empor, in dessen Mitte nichts als eine Estrade, um drey Stufen höher als der Fuſsboden, und auf diesen drey Bilder von weiſsem Marmor zu sehen waren; Bilder, die man ohne Liebe und sanftes Entzücken nicht ansehen konnte. Ein Hain von Myrten zog sich in einiger Entfernung um den kleinen Tempel, und bedeckte die ganze Anhöhe. Dieses letzte Werk war allen unsern Leuten ein Räthsel, und Psammis (so nannte sich der wunderbare Fremdling) verzog so lange, ihnen die Auflösung davon zu geben, bis er merkte, daſs alle die zärtliche Ehrerbietung, die sie für ihn empfanden, nicht länger vermögend war, ihre Ungeduld zurück zu halten.

„Endlich führte er am Morgen eines schönen Tages, welcher seitdem der heiligste unsrer festlichen Tage ist, eine Anzahl der Unsrigen, die er als die geschicktesten zu seinem Vorhaben ausgewählt hatte, auf die Anhöhe, setzte sich mit ihnen unter die Myrten, und gab ihnen zu erkennen: „Daſs er in keiner andern

Absicht zu ihnen gekommen sey, als sie und ihre Nachkommen glücklich zu machen; daſs er keine andre Belohnung dafür erwarte, als das Vergnügen, seine Absicht erreicht zu haben; und daſs er keine andre Bedingung von ihnen fordere, als ein feierliches Gelübde, die Gesetze unverbrüchlich zu halten, die er ihnen geben würde." Es würde zu weitläuftig seyn, fuhr der Alte fort, dir zu erzählen, was er sagte um seine Zuhörer zu überzeugen, und was er that um sein angefangenes Werk auszuführen, und ihm alle die Festigkeit zu geben, welche ein auf die Natur gegründeter Entwurf durch weise Vorsicht erhalten kann. Eine Probe seiner Sittenlehre, die den ersten Theil seiner Gesetzgebung ausmacht, wird hinlänglich seyn, dir davon einigen Begriff zu geben.

„Jeder von uns empfängt beym Antritt seines vierzehnten Jahres, an dem Tage, da er in dem Tempel der Huldgöttinnen das Gelübde thun muſs, der Natur gemäſs zu leben, einige Täfelchen aus Ebenholz, auf welchen diese Sittenlehre mit goldnen Buchstaben geschrieben ist. Wir tragen sie immer bey uns, und sehen sie als ein Heiligthum und gleichsam als den Talisman an, an welchen unsre Glückseligkeit gebunden ist. Wer sich unterfinge andre Grundsätze einführen zu wollen, würde als ein Vergifter unsrer Sitten und als ein Zerstörer unsers Wohlstandes auf ewig aus unsern Grenzen verbannt werden. Höre, wenn es dir gefällt, was ich dir davon vorlesen will."

„Das Wesen der Wesen, (so spricht Psammis im Eingange seiner Gesetze) welches, unsichtbar unsern Augen und unbegreiflich unserm Verstande, uns sein Daseyn nur durch Wohlthaten zu empfinden giebt, bedarf unser nicht, und fodert keine andre Erkenntlichkeit von uns, als daſs wir uns glücklich machen lassen.

„Die Natur, die zu unsrer allgemeinen Mutter und Pflegerin von Ihm bestellt ist, flöſset uns mit den ersten Empfindungen auch die Triebe ein, von deren Mäſsigung und Übereinstimmung unsre Glückseligkeit abhängt. Ihre Stimme ist es, die durch den Mund ihres Psammis mit euch redet; seine Gesetze sind keine andern als die ihrigen.

„Sie will, daſs ihr eures Daseyns froh werdet. Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen: sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süſses Lächeln kündigt sie die erste Entwicklung der Menschheit im Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. Liebe und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reichsten und lautersten Quellen: Unschuld des Herzens und der Sitten das sanfte Ufer, in welchem sie dahin flieſsen.

„Diese wohlthätigen Ausflüsse der Gottheit sind es, was ihr unter den Bildern vorgestellt sehet, denen euer gemeinschaftlicher Tempel heilig ist. Betrachtet sie als Sinnbilder der Liebe, der Unschuld und der Freude. So oft der Frühling wieder kommt, so oft Ernte und Herbst angehen und geendigt sind, und an jedem andern festlichen Tage versammelt euch in dem Myrtenhaine; bestreuet den Tempel mit Rosen, und kränzet diese holden Bilder mit frischen Blumen; erneuert vor ihnen das unverletzliche Gelübde, der Natur getreu zu bleiben; umarmet einander unter diesen Gelübden, und die Jugend beschlieſse das Fest, unter den frohen Augen der Alten, mit Tänzen und Gesang. Die junge Schäferin, wenn ihr Herz aus dem langen Traume der Kindheit zu erwachen beginnt, schleiche sich einsam in den Myrtenhain, und opfre der Liebe die ersten Seufzer, die ihren sanften Busen heben; die junge Mutter, mit dem lächelnden Säugling im Arme, wandle oft hierher, ihn zu den Füſsen der holden Göttinnen in ſüſsen Schlummer zu singen.

„Höret mich, ihr Kinder der Natur! — denn diesen und keinen andern Nahmen soll euer Volk künftig führen.

„Die Natur hat alle eure Sinne, hat jedes Fäserchen des wundervollen Gewebes eures Wesens, hat euer Gehirn und euer Herz zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht. Konnte sie euch vernehmlicher sagen, wozu sie euch geschaffen hat?

„Wär' es möglich gewesen, euch des Vergnügens fähig zu machen, ohne daſs ihr auch des Schmerzens fähig seyn muſstet, so — würde es geschehen seyn. Aber so viel möglich war, hat sie dem Schmerz den Zugang zu euch verschlossen. So lang' ihr ihren Gesetzen folget, wird er eure Wonne selten unterbrechen; noch mehr, er wird euer Gefühl für jedes Vergnügen schärfen, und dadurch zu einer Wohlthat werden; er wird in euerm Leben seyn, was der Schatten in einer schönen sonnigen Landschaft, was die

Dissonanz in einer Symfonie, was das Salz an euern Speisen ist.

„Alles Gute löset sich in Vergnügen auf, alles Böse in Schmerz. Aber der höchste Schmerz ist das Gefühl, sich selbst unglücklich gemacht zu haben, — (hier hohlte der Emir einen tiefen Seufzer) — und die höchste Lust das heitre Zurücksehen in ein wohl gebrauchtes, von keiner Reue beflecktes Leben.

„Niemahls möge unter euch, ihr Kinder der Natur, das Ungeheuer geboren werden, das eine Freude darin findet, andre leiden zu sehen, oder unfähig ist, sich ihrer Freude zu erfreuen! Nein, ein so unnatürliches Miſsgeschöpf kann nicht zum Vorschein kommen, wo Unschuld und Liebe sich vereinigen, den Geist der Wonne über alles was athmet auszugieſsen. Freuet euch, meine Kinder, eures Daseyns, eurer Menschheit; genieſset, so viel möglich, jeden Augenblick eures Lebens: aber vergesset nie, daſs ohne Mäſsigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzes, durch Übermaſs die reineste Wollust zu einem Gifte wird, das den Keim eures künftigen Vergnügens zernaget. Mäſsigung und freywillige Enthaltung ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen

Überdrüſs und Erschlaffung. Mäſsigung ist Weisheit, und nur dem Weisen ist es gegönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenkt, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürſen. Der Weise versagt sich zuweilen ein gegenwärtiges Vergnügen, nicht weil er ein Feind der Freude ist, oder aus alberner Furcht vor irgend einem gehässigen Dämon, der darüber zürnte wenn sich die Menschen freuen; sondern, um durch seine Enthaltung sich auf die Zukunft zu einem desto vollkommnern Genusse des Vergnügens aufzusparen. [1]

„Höret mich, ihr Kinder der Natur! Höret ihr unveränderliches Gesetz! Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich. Die Natur will, daſs ihr die Mittel zur Erhaltung und Versüſsung eures Daseyns als Früchte einer mäſsigen Arbeit aus ihrem Schooſse ziehen sollet. Nichts als eine nach dem Grade eurer Kräfte abgemessene Arbeit wird euch die nothwendige Bedingung alles Vergnügens, die Gesundheit, erhalten.

---

[1] Diese Periode sagt beynahe mit den nehmlichen Worten, was Xenofon seinen Cyrus im I. Buche der Cyropädie (p. m. 52) sagen läſst. Vielleicht hat Psammis diese Stelle wirklich im Sinne gehabt. Wenigstens ist dieſs nicht die einzige, aus welcher sich erweisen lieſse, daſs seine Moral echte Sokratische Moral ist.

„Ein kranker oder kränkelnder Mensch ist in jeder Betrachtung ein unglückliches Geschöpf. Alle Kräfte seines Wesens leiden dadurch; ihr natürliches Verhältniſs und Gleichgewicht wird gestört, ihre Lebhaftigkeit geschwächt, ihre Richtung verändert. Seine Sinne stellen ihm verfälschte Abdrücke der Gegenstände dar; das Licht seines Geistes wird trübe; und sein Urtheil von dem Werthe der Dinge verhält sich zum Urtheil eines Gesunden, wie Sonnenschein zum düstern Schein der sterbenden Lampe in einer Todtengruft.

„Von dem Augenblick an, — und o! möchte dann, wann er kommt, die Sonne auf ewig für euch verlöschen! — von dem Augenblick an, da Unmäſsigkeit oder erkünstelte Wollüste die Samen schleichender und schmerzvoller Krankheiten in euern Adern verbreitet haben werden, verlieren die Gesetze des Psammis ihre Kraft euch glücklich zu machen. Dann werfet sie in die Flammen, ihr Unglückseligen! denn die Göttinnen der Freude werden sich in Furien für euch verwandeln. Dann kehret eilends in eine Welt zurück, wo ihr ungestraft euer Daseyn verwünschen könnet, und wenigstens den armseligen Trost genieſset, überall Mitgenossen euers Elends zu sehen.

„Suchet niemahls, meine Kinder, einen höhern Grad von Kenntniſs, als ich euch mitgetheilt habe. Ihr wiſst genug, wenn ihr gelernt habt, glücklich zu seyn.

„Gewöhnet euer Auge an die Schönheit der Natur; und aus ihren mannigfaltig schönen Formen, ihren reichen Zusammensetzungen, ihrer reitzenden Farbengebung füllet eure Fantasie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geistes den Stempel der Natur, Einfalt und ungezwungene Zierlichkeit, einzudrücken. Alles, was euch in euern Wohnungen umgiebt, stelle euch ihre Schönheiten vor, und erinnere euch, daſs ihr ihre Kinder seyd!

„Alle andere Werke der Natur scheinen nur spielende Versuche und Vorübungen, wodurch sie sich zur Bildung ihres Meisterstücks, des Menschen, vorbereitet. In ihm allein scheint sie alles, was sie diesseits des Himmels vermag, vereiniget, an ihm allein mit Wärme und verliebt in ihr eigenes Werk gearbeitet zu haben. Aber sie hat es in unserer Gewalt gelassen, es zu vollenden, oder zu verderben.

„Warum that sie das?“ Ich weiſs nichts davon; aber nach dem, was Sie gethan hat, müssen wir das bestimmen, was Wir zu thun haben. Jede harmonische Bewegung unsers Körpers, jede sanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie verschönert uns; jede allzu heftige oder unordentliche Bewegung, jede ungestüme Leidenschaft, jede neidische und übelthätige Gesinnung verzerrt unsre Gesichtszüge, vergiftet unsern Blick, würdiget die schöne menschliche Gestalt zur sichtbaren Ähnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit die Seele eurer Bewegungen bleiben, werdet ihr die schönsten unter den Menschenkindern seyn.

„Das Ohr ist, nach dem Auge, der vollkommenste unsrer Sinne. Gewöhnet es an kunstlose, aber seelenvolle Melodien, aus welchen schöne Gefühle athmen, die das Herz in sanfte Bebungen setzen, oder die einschlummernde Seele in süſse Träume wiegen. Freude, Liebe und Unschuld stimmen den Menschen in Harmonie mit sich selbst, mit allen guten Menschen, mit der ganzen Natur. So lang' euch diese beseelen, wird jede eurer Bewegungen, der gewöhnliche Ton eurer Stimme, eure Sprache selbst wird Musik seyn.

„Psammis hat euch neue Quellen angenehmer Empfindungen mitgetheilt: durch ihn genieſset ihr, von der täglichen Arbeit ermüdet, einer wollüstigen Ruhe; durch ihn ergetzen liebliche Früchte, in diesen fremden Boden verpflanzt, euern Gaumen; durch ihn begeistert euch der Wein zu höherer Fröhlichkeit, zu offenherzigem Geschwätze und geistreichem Scherz, ohne welche dem geselligen Gastmahle seine beste Würze fehlt. In der Liebe, die ihr nur unter der niedrigen Gestalt des Bedürfnisses kanntet, hat er euch die Seele des Lebens, die Quelle der schönsten Begeisterung und der reinsten Wollust des Herzens bekannt gemacht. O meine Kinder! welche Lust, welches angenehme Gefühl sollt' ich euch versagen? Keines, gewiſs keines, das euch die Natur zugedacht hat! Ungleich den schwülstigen Afterweisen, welche den Menschen zerstören wollen, um — eitles lächerliches Bestreben! — einen Gott aus seinen Trümmern hervor zu ziehen! Ich empfehle euch die Mäſsigung; aber aus keinem andern Grunde, als weil sie unentbehrlich ist, euch vor Schmerzen zu bewahren, und immer zur Freude aufgelegt zu erhalten. Nicht aus Nachsicht gegen die Schwachheit der Natur erlaub' ich — nein, aus Gehorsam gegen ihre Gesetze befehl' ich euch, eure Sinne zu ergetzen. Ich habe den betrüglichen Unterschied zwischen Nützlich und Angenehm aufgehoben: ihr wisset, daſs nichts den Nahmen eines Vergnügens verdient, was mit dem Schmerz eines andern, oder mit später Reue bezahlt wird; und daſs das Nützliche nur nützlich ist, weil es uns vor Unlust bewahrt, oder eine Quelle von Vergnügen ist. Ich habe den thörichten Gegensatz der verschiedenen Arten der Lust vernichtet, und eine ewige Eintracht zwischen ihnen hergestellt, indem ich euch den natürlichen Antheil gelehrt habe, den das Herz an jeder sinnlichen Lust, und die Sinne an jedem Vergnügen des Herzens nehmen. Ich habe eure Freuden vermehrt, verfeinert, veredelt — Was kann ich noch mehr thun?

„Noch eines, und das wichtigste von allem. Lernet, meine Kinder, die leichte Kunst, eure Glückseligkeit ins Unendliche zu vermehren; das einzige Geheimniſs, sie so nah als möglich der Wonne der Götter, und, wenn es erlaubt wäre so kühn zu denken, der Wonne des Urhebers der Natur selbst zu nähern! —

„Erstrecket euer Wohlwollen auf die ganze Natur; liebet alles, was ihr allgemeinstes Geschenk, das Daseyn, mit euch theilet!

„Liebet einen jeden, in welchem ihr die ehrwürdigen Kennzeichen der Menschheit erblicket, sollten es auch nur ihre Ruinen seyn.

„Freuet euch mit jedem, der sich freuet; wischet die Thränen der Reue von den Wangen der bestraften Thorheit, und küsset aus den Augen der Unschuld die Thränen des Mitleidens mit sich selbst.

„Vervielfachet euer Wesen, indem ihr euch gewöhnet, in jedem Menschen das Bild euerer eigenen Natur, und in jedem guten Menschen ein andres Selbst zu lieben.

„Schmecket, so oft ihr könnt, das reine göttliche Vergnügen, andre glücklicher zu machen; — und du, Unglückseliger, dem von diesem bloſsen Gedanken das Herz nicht zu wallen anfängt, fliehe, fliehe auf ewig aus den Wohnungen der Kinder der Natur!“

Schach-Gebal war über der Sittenlehre des weisen Psammis unvermerkt so gut eingeschlafen, daſs die schöne Nurmahal für rathsam hielt, die Fortsetzung der Geschichte des Emirs auf die künftige Nacht auszusetzen.

5.

Die Sittenlehre deines — wie heiſst er? ist eine vortreffliche Sittenlehre, sagte der Sultan zu Danischmenden: ich habe gut auf sie geschlafen! Aber itzt würdest du mir, weil ich noch keine Lust zu schlafen habe, einen Gefallen thun, wenn du deine Erzählung ohne weitere Sittenlehre zu Ende bringen wolltest.

Danischmend antwortete wie es einem demüthigen Sklaven zusteht, und setzte seine Erzählung also fort.

„Dieses, sagte der Alte, indem er seine Täfelchen wieder zusammen legte, sind die Grundsätze, nach welchen wir leben. Wir ziehen sie, so zu sagen, mit der Milch unsrer Mütter ein, und durch Beyspiel und Gewohnheit müſsten sie uns zur andern Natur werden, wenn sie auch an sich selbst der Natur nicht so ganz gemäſs wären, als sie es sind. Kannst du dich nun noch länger wundern, daſs ich in einem Alter von achtzig Jahren fähig bin, meinen Antheil an den Vergnügungen des Lebens zu nehmen? daſs mein Herz und meine Sinne noch jedem sanften Gefühl offen stehen, meine Augen noch immer gern auf ſchönen Formen verweilen; und daſs, wenn auch die Natur meinem Alter Freuden versagt, die ich weder verachte noch vermisse, ich zufrieden bin, diejenigen zu genieſsen, welche sie mir gelassen hat; kurz, daſs der letzte Theil meines Lebens dem Abend einer schönen Nacht ähnlich ist, und ich wenigstens in diesem Stücke dem Weisen gleiche, der (um den Ausdruck unsers Gesetzgebers zu wiederhohlen) den Becher der reinen Wollust bis auf den letzten Tropfen ausschlürft: und, ich schwöre bey diesem alles beleuchtenden Auge der Natur, unsrer allgemeinen Mutter, daſs ich mit dem letzten Athemzuge, wenn ich anders noch die Kraft dazu habe, den letzten Tropfen davon auf meinen Nagel sammeln und hinunter schlürfen will!

„Der alte Mann sagte dieſs mit einem so angenehm auflodernden Feuer, daſs der Emir darüber lächeln muſste; aber es war zu viel Neid und Unmuth unter dieses Lächeln gemischt, als daſs sein Gesicht in den Augen einer Tochter der Natur viel dabey gewonnen hätte.

„Den übrigen Theil unsrer Gesetzgebung, fuhr der Alte fort, welcher unsre Polizey betrifft, werde ich dir am besten durch eine

Beschreibung unsrer Lebensart und unsrer Sitten begreiflich machen. Unsre kleine Nazion, welche ungefähr aus fünf hundert Stammfamilien besteht, lebt in einer vollkommenen Gleichheit; indem wir keines andern Unterschiedes bedürfen, als den die Natur selbst, die das Mannigfaltige liebt, unter den Menschen macht. Die Liebe zu unsrer Verfassung, und die Ehrerbietung gegen die Alten, welche wir als die Bewahrer derselben ansehen, ist hinlänglich, Ordnung und Ruhe, die Früchte übereinstimmender Grundsätze und Neigungen, unter uns zu erhalten. Wir betrachten uns alle als eine einzige Familie, und die kleinen Mifshelligkeiten, die unter uns entstehen können, sind den Zänkereyen der Verliebten oder einem vorüber gehenden Zwiste zärtlicher Geschwister ähnlich. Unsre Festtage sind die einzigen Gerichtstage, die wir kennen; unser ganzes Volk versammelt sich dann vor dem Tempel der Huldgöttinnen, und unter ihren Augen werden von unsern Ältesten alle Händel beygelegt, und alle gemeinschaftliche Abredungen genommen.

„Wir nähren und bekleiden uns von unsern eigenen Produkten, und das Wenige, was uns abgeht, tauschen wir von den benachbarten Beduinen gegen unsern Überflufs ein. Unsrer Jugend überlassen wir die Sorge für die Herden. Vom zwölften bis zum zwanzigsten Jahre sind alle unsre Knaben Hirten, alle unsre Mädchen Schäferinnen: denn der weise Psammis urtheilte, daſs dieses die natürlichste Beschäftigung für das Alter der Begeisterung und der empfindsamen Liebe sey. Der Ackerbau beschäftigt die Männer vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre; und die Gärtnerey ist den Alten überlassen, welche darin von den Jünglingen der mühsamsten Arbeiten überhoben werden. Der Seidenbau, die Verarbeitung der Baumwolle und Seide, die Wartung der Blumen, und die ganze innere Haushaltung gehört unsern Frauen und Töchtern zu. Jede Familie lebt so lange beysammen, als die gemeinschaftliche Wohnung sie fassen und das väterliche Gut sie ernähren kann. Geht dieses nicht mehr an, so wird eine junge Kolonie errichtet, die sich in einem benachbarten Thale anpflanzt. Denn die Araber (deren Schutz wir mit einem mäſsigen Tribut erkaufen, und welche die Natur in uns um so mehr zu ehren scheinen, als es ihnen wenig nützen würde, uns auszurotten) haben uns einen gröſsern Umfang von Land überlassen, als wir in etlichen Jahrhunderten bevölkern werden. Unser Gesetzgeber urtheilte mit gutem Grunde, daſs es zu Erhaltung unsrer Verfassung nöthig sey, immer ein kleines Volk zu bleiben. Er verordnete deſswegen, von Zeit zu Zeit eine Prüfung mit unsern Jünglingen vorzunehmen, und diejenigen, an denen sich ungewöhnliche Fähigkeiten, ein unruhiger Geist, eine Anlage zu Ruhmbegierde, oder auch nur ein bloſses Verlangen die Welt zu sehen, äuſsern würde, von uns zu thun, und jenseits der Gebirge in irgend eine Hauptstadt von Ägypten, Syrien, Yemen oder Persien zu schicken, wo sie leicht Gelegenheit finden würden, ihre Talente zu entwickeln und ihr Glück zu machen, wie man bey diesen Völkern zu reden pflegt. Wir verlieren auf diese Weise alle zehen Jahre eine beträchtliche Anzahl von jungen Leuten; aber oft begegnet es auch, daſs sie, wenigstens im Alter, wieder kommen, um das Ende ihres Lebens in der einzigen Freystätte, welche die schöne Natur vielleicht auf dem ganzen Erdboden hat, zu beschlieſsen; und wenn sie eine sehr scharfe Art von Quarantäne ausgehalten haben, und wir versichert sind, daſs die Gesundheit unsrer Seelen und Leiber nichts von ihnen zu besorgen hat, werden sie mit Vergnügen aufgenommen. Verschiedene von ihnen haben beträchtliche Reichthümer mit sich gebracht, welche an einem unserm ganzen Volke bekannten und offen stehenden Orte zu gemeinen Bedürfnissen auf künftige Fälle aufbehalten werden, ohne daſs jemand daran denken sollte, sich etwas von demjenigen zueignen zu wollen, was allen angehört. Unsre Kinder werden vom dritten bis zum achten Jahre gröſsten Theils sich selbst, das ist, der Erziehung der Natur überlassen. Vom achten bis zum zwölften empfangen sie so viel Unterricht, als sie vonnöthen haben, um als Mitglieder unsrer Gesellschaft glücklich zu seyn. Wenn sie richtig genug empfinden und denken, um unsre Verfassung für die beste aller möglichen zu halten, so sind sie gelehrt genug. Jeder höhere Grad von Verfeinerung würde ihnen unnütze seyn. Mit Antritt des vierzehnten Jahres empfängt jeder angehende Jüngling die Gesetze des weisen Psammis; er gelobet vor den Bildern der Huldgöttinnen, ihnen getreu zu seyn; und dieses Gelübde wiederhohlt er im zwanzigsten, da er mit dem Mädchen, welches er in seinem Hirtenstande geliebt hat, vermählt wird. Denn die Liebe allein stiftet unsre Heirathen. Im dreyſsigsten Jahr ist ein jeder verbunden, zu seiner ersten Frau die zweyte, und im vierzigsten die dritte zu nehmen, wofern er nicht hinlängliche Ursachen dagegen anführen kann, wovon wir kein Beyspiel haben. Diese Vorsicht war vonnöthen, weil die natürliche Proporzion in der Anzahl der Jünglinge und Mädchen durch Verschickung eines Theils der ersten beträchtlich vermindert wird. Wir haben Sklaven und Sklavinnen; aber mehr zum Vergnügen, als um einen andern Nutzen von ihnen zu ziehen. Wir erkaufen sie in ihrer ersten Jugend von den Beduinen; eine untadelige Schönheit ist alles, worauf wir dabey sehen. Wir erziehen sie wie unsre eigenen Kinder; sie genieſsen des Lebens so gut als wir selbst; ihre Kinder sind frey, und sie selbst sind es von dem Augenblick an, da sie uns verlassen wollen. Sie sind in nichts als in ihrer Kleidung von uns unterschieden, welche zierlicher ist als die unsrige, und das einzige Vorrecht, welches wir uns über sie heraus nehmen, iſt, daſs sie uns bedienen wenn wir ruhen, und daſs ihre vornehmste Beschäftigung ist, uns Vergnügen zu machen.

„Alle unsre Vergnügungen sind natürlich und ungekünstelt, und alle unsre Gemächlichkeiten tragen das Kennzeichen der Einfalt und Mäſsigung. Wir genieſsen die Seligkeit eines ewigen Friedens, und einer Freyheit, die vielleicht für uns allein ein Gut ist, weil wir ihren Miſsbrauch nicht kennen. Wir genieſsen die Wollust, welche die Natur mit der Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens, mit der Liebe, der Ruhe nach der Arbeit, und mit allen geselligen Trieben verbunden hat, vermuthlich in einem höhern Grade als die übrigen Sterblichen; wir werden unsers Daseyns vollkommner und länger froh; wir kennen die wenigsten von der unendlichen Menge ihrer Plagen, und auch diese kaum dem Nahmen nach. Dafür lassen wir ihnen gern ihre wirklichen oder eingebildeten Vorzüge, ihre Pracht, ihre Schwelgerey, ihre langweiligen Zeitvertreibe, ihre Geschäftigkeit einander beschwerlich zu seyn, ihre Unzufriedenheit, ihre Laster und ihre Krankheiten. Sollten wir sie um Künste beneiden, durch deren grenzenlose Verfeinerung sie ihr Gefühl so lange verzärteln, bis sie nichts mehr fühlen? oder um Wissenschaften, ohne welche wir uns wohl genug befinden, um den heimlichen Neid des Gelehrtesten unter ihnen zu erregen, wenn er uns kennen sollte? Wir sind so weit entfernt von einem solchen Neide, daſs jeder Versuch, den einer von uns machen wollte, etwas an unsrer Verfassung zu bessern, oder uns mit neuen Künsten und Bedürfnissen zu bereichern, mit einer ewigen Verbannung bestrafet würde. Ich selbst, setzte der Alte hinzu, habe einige Jahre meines Lebens zugebracht, einen groſsen Theil des Erdbodens zu durchwandern. Ich habe gesehen, beobachtet, verglichen. Als ich dessen müde war, mit welchem Entzücken dankte ich dem Himmel, daſs ich einen kleinen Winkel des Erdbodens wuſste, wo es möglich war, ungeplagt glücklich zu seyn! Mit welcher Sehnsucht flog ich zu den Wohnungen des Friedens und der Unschuld zurück! — Es ist wahr, unser Volk ist, in Vergleichung aller andern, ein Völkchen von ausgemachten Wollüstigen; aber desto besser für uns! Sind wir zu tadeln, daſs wir uns nicht aus allen Kräften der Natur entgegen setzen, die uns glücklich machen will?

„Hier endigte der Alte seine Rede. Weil die Sonne schon hoch gestiegen war, führte er seinen Gast in eine bedeckte Halle, welcher hohe dicht in einander verflochtene Kastanienbäume Schatten gaben. Kaum hatten sie hier auf einem Sofa, der rings herum lief, Platz genommen, so sah sich der Alte von einer Menge schöner Enkel umgeben, die, wie schwärmende Bienen, um ihn her wimmelten, ihn zu grüſsen und an seinen Liebkosungen Antheil zu haben. Die kleinsten wurden von liebenswürdigen Müttern herbey getragen, unter denen keine war, die in ihrem einfachen und reitzend nachlässigen Putze, die weiten Ärmel von ihren schneeweiſsen Armen zurück geschlagen, und ihren holdseligen Knaben an den leicht bedeckten Busen gelehnt, nicht das schönste Bild einer Liebesgöttin dargestellt hätte. Der Emir vergaſs über diesem rührenden Anblick eine Menge Fragen, die ihm unter der Erzählung seines Wirthes aufgestoſsen waren; und dieser überlieſs sich gänzlich dem Vergnügen, sich an den Kindern seiner Kinder zu ergetzen. Der Kontrast des hohen Alters mit der Kindheit, durch die sichtbare Verjüngerung des einen und die liebkosende Zärtlichkeit der andern, und durch eine Menge kleiner Schattierungen, die sich besser empfinden als beschreiben lassen, gemildert; das gesunde und fröhliche Aussehen dieses Greises, die Aufheiterung seiner ehrwürdigen Stirne, das stille Entzücken, das sich beym Anblick so vieler glücklichen Geschöpfe, in denen er sich selbst vervielfacht sah, über alle seine Züge ausgoſs; die liebreiche Gefälligkeit, mit welcher er ihre beunruhigende Lebhaftigkeit ertrug, oder womit er die kleinsten auf den Armen der schönen Mütter mit seinen weiſsen Haaren spielen lieſs; — alles zusammen machte ein lebendiges Gemählde, dessen Anblick die Güte der Moral des weisen Psammis besser bewies, als die scharfsinnigsten Vernunftgründe hätten thun können. Der Emir selbst, so sehr die ungestüme Herrschaft einer groben Sinnlichkeit die sanftern und edlern Gefühle der Natur in ihm erdrückt hatte, fühlte bey diesem Anblick sein verhärtetes Herz weicher werden, und ein flüchtiger Schimmer von Vergnügen fuhr über sein Gesicht hin; ein Vergnügen, gleich dem himmlischen Lichtstrahl, der, plötzlich in den nachtvollen Abgrund einfallend, den verdammten Seelen einen flüchtigen Blick in die ewigen Wohnungen der Liebe und der Wonne gestatten würde, um die Qual ihrer Verzweiflung vollkommen zu machen.

„Die Urkunde, aus welcher ich diese Erzählung gezogen habe, fuhr Danischmend fort, steht hier still, ohne uns von dem Aufenthalt des Emirs bey diesen Glücklichen weitere Nachrichten zu geben. Einige Scholiasten sagen, daſs er, in voller Wuth über die trostlose Vergleichung ihres Zustandes mit dem seinigen, sich von einer Felsenspitze herab gestürzt habe. Aber ein andrer, dessen Zeugniſs ungleich mehr Gewicht hat, versichert, daſs er unmittelbar nach seinem Abschiede von den Kindern der Natur in den Orden der Derwischen getreten sey, und sich in der Folge, unter dem Nahmen Schek Kuban, den Ruhm eines der gröſsten Sittenlehrer in Yemen erworben habe. Er unterschied sich, sagt man, besonders durch die Lebhaftigkeit der Abschilderungen, die er von den unseligen Folgen einer zügellosen Sinnlichkeit zu machen pflegte. Man bewunderte die Stärke und Wahrheit seiner Gemählde, und niemand, oder nur sehr wenige, welche die Gabe hatten, zu errathen was für ein Gesicht hinter jeder Maske steckt, begriffen, warum er so gut mahlen konnte. Er hätte nützlich seyn können, wenn er es dabey hätte bewenden lassen. Aber Miſsgunst und Verzweifelung erlaubten ihm nicht, in so bescheidenen Schranken zu bleiben. Er warf sich zum erklärten Feinde aller Freuden und Vergnügungen des Lebens auf. Ohne den natürlichen und weisen Gebrauch derselben von dem sich selbst strafenden Miſsbrauche zu unterscheiden, schilderte er die Wollust und die Freude als verderbliche Sirenen ab, die den armen Wanderer durch die Süſsigkeit ihrer Stimme herbey locken, um ihm das Mark aus den Beinen zu saugen, das Fleisch von den Knochen zu nagen, und, wenn sie nichts mehr an ihm finden, den Rest den Maden zur Speise hinzuwerfen. Er beschrieb die Liebe zum Vergnügen als eine unersättliche Leidenschaft. Hoffen, daſs man sie werde in Schranken halten können, sagte er, das wäre eben so weise, als wenn einer eine Hyäne auf seinem Schooſs erziehen wollte, in Hoffnung, sie zahm und gutartig zu machen. Unter diesem Vorwande befahl er, alle sinnliche Neigungen auszurotten. Sogar die Vergnügungen der Einbildungskraft hieſsen ihm gefährliche Fallstricke, und die verfeinerte Wollust des Herzens und der Sinne ein künstlich zubereitetes Gift, dessen Verfertiger mit ewigen Flammen bestraft zu werden verdienten. Diese unbesonnene Sittenlehre, die Frucht seiner verdorbenen Säfte, seines ausgetrockneten Gehirns, und des immer währenden Grams in welchem seine düstre Seele wohnte, predigte er so lange, bemühte sich so sehr, sie durch tausend sofistische Schlüsse sich selbst wahr zu machen, bis er es endlich so weit brachte, sich völlig davon überzeugt zu glauben. Itzt bildete er sich ein, daſs es lauter Menschenliebe sey, was ihn anfeure, alle Leute zu eben so unglückseligen Geschöpfen machen zu wollen, als er selbst war; und nachdem seine Krankheit ihre höchste Stufe erreicht hatte, endigte er damit, die Zerrüttung seiner Empfindungswerkzeuge und Begriffe dem höchsten Wesen selbst beyzulegen, und den Schöpfer des Guten, dessen durch das Unermeſsliche ausgebreitete Kraft Leben und Wonne ist, als einen grämischen Dämon abzuschildern, den die Freude seiner Geschöpfe beleidigt, und dessen Zorn nur Enthaltung von allem Vergnügen, nur Seufzer, Thränen und freywillige Martern besänftigen können.

„Es lieſsen sich noch viele merkwürdige Dinge von den Folgen dieser menschenfeindlichen Sittenlehre sagen, und von dem sinnreichen Gebrauche, welchen die Derwischen, Fakirn, Talapoinen, Bonzen und Lama's in allen Theilen von Asien und Indien davon zu machen gewuſst haben. Aber ich würde doch am Ende nur Dinge sagen, die dem Sultan meinem Herrn und der ganzen Welt längst bekannt sind, (wiewohl, ohne daſs die Welt sich dadurch besser zu befinden scheint) und es giebt eine Zeit, anzufangen, und eine Zeit, aufzuhören, sagt der weise Zoroaster."

Schach-Gebal war (wir wissen nicht warum) mit der Erzählung des Filosofen Danischmend, besonders mit dem Ende derselben, so wohl zufrieden, daſs er sogleich Befehl gab, ihm fünf hundert Bahamd'or aus seinem Schatze auszuzahlen. So bald, setzte er hinzu, die Stelle eines Oberaufsehers über die Derwischen und Bonzen ledig wird, soll sie kein andrer haben als Danischmend!

Nicht von Ungefähr, sondern weil der Sultan von Nurmahal voraus berichtet worden war, daſs die Derwischen beym Schlusse der Erzählung des Doktors übel wegkommen würden, hatte der oberste Iman des Hofes Befehl erhalten, sich diese Nacht beym Schlafengehen des Sultans einzufinden. Seine Majestät ergetzten Sich nicht wenig an dem Verdrusse, welchen der Iman, wie Sie glaubten, über die Verwandlung des Emirs in einen Derwischen empfinden würde. Aber vermuthlich eben darum, weil der Iman, ohne daſs er darum schlauer als andre war, merken muſste, warum er die Ehre hätte da zu seyn, beobachtete er sich selbst so genau, daſs ihm nicht das geringste Zeichen von Verdruſs entwischte. Indessen konnt' er sich doch nicht erwehren die Anmerkung zu machen: „Wofern es auch (woran er doch billig zweifle) ein solches Völkchen in der Welt gäbe, wie diese so genannten Kinder der Natur, so glaube er doch, daſs man besser thun würde, die Nachrichten davon entweder gänzlich zu unterdrücken, oder wenigstens nicht unter das Volk kommen zu lassen."

Und aus was für Ursachen, wenn man Euer Ehrwürden bitten darf? fragte der Sultan.

Ich erstrecke diese meine Meinung, versetzte der Iman, auf alle diese Schilderungen von — ich weiſs nicht was für idealischen Menschen, die man unter dem angeblichen Zepter der Natur ein sorgenfreyes, aus lauter Wollust und angenehmen Empfindungen zusammen gewebtes Leben zubringen läſst. Je unschuldiger und liebenswürdiger man ihre Sitten vorstellt, desto schädlicher ist der Eindruck, den solche Erdichtungen auf den gröſsten Haufen machen werden. Aufrichtig zu reden, (fuhr er in einem sanft schleichenden Tone fort, der ausdrücklich für seine wohl meinende Miene gemacht war) ich kann nicht absehen, was für einen Nutzen man davon erwartet; oder wie man sich selbst verbergen kann, daſs sie zu nichts anderm dienen können, als einen Geist der Weichlichkeit in die Welt auszugieſsen, der die Bürger des Staats von allen mühsamen Anstrengungen und beschwerlichen Unternehmungen abschreckt, und (indem er das Verlangen allgemein macht, auch so glücklich zu seyn als diese angeblichen Günstlinge der Natur, deren wollüstige Moral man uns für Weisheit giebt) zuwege zu bringen, daſs sich endlich niemand mehr willig finden wird, das Feld zu bauen, harte Handarbeiten zu verrichten, und sein Leben zur See oder gegen die Feinde des Staats zu wagen. Überhaupt erfordert die Vervollkommnung eines jeden Zweiges des politischen Wohlstandes Leute, die keine Arbeit scheuen, und die mit hartnäckig anhaltendem Fleiſse, dessen keine weichliche Seele fähig ist, 1) sich in die Wette

---

1) Wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs der Iman hier einige Wahrheiten oder Halbwahrheiten vorbringt, so können wir doch nicht unangemerkt lassen, daſs dieser letzte Satz ganz falsch ist Solon, Pisistratus, Alcibiades, Demetrius Poliorcetes, Julius Cäsar, Antonius, und zehen tausend andre Beyspiele haben zu allen Zeiten das Gegentheil bewiesen. Aber freylich mochte dieser Iman, wie viele seines gleichen, nicht sonderlich in der Geschichte bewandert seyn.

Anmerk. des Lat. Übers.

beeifern, es in einer gewissen Art von nützlichen Beschäftigungen zur Vollkommenheit zu bringen. Ist es wohl jemahls zu erwarten, daſs ein wollüstiger Kaufmann reich, ein wollüstiger Künstler geschickt, oder ein wollüstiger Gelehrter groſs werden könne? Wird diese Anmerkung nicht wenigstens ganz gewiſs von den meisten gelten? Oder sollen wir etwann glauben, ein wollüstiger Richter werde sein Amt desto pünktlicher und gewissenhafter verwalten, oder ein weichlicher Feldherr aus dem Schooſse der Üppigkeit desto tapferer hervorgehen, die Beschwerlichkeiten eines Feldzuges desto besser ausdauern, und die Feinde des Sultans unsers Herrn desto schneller und gewisser zu seinen Füſsen liegen? — Sie sehen, Herr Danischmend, daſs ich mich der Waffen begeben kann, welche mir mein eigener Stand gegen Sie an die Hand geben könnte.

Während daſs der Iman diese schöne Rede hielt, sang der Sultan im Tone der langen Weile und mit halb geschloſsnen Augen, *la Faridondäne la Faridondon, Dondäne Dondon Dondäne, Dondäne Dondäne Dondon* — denn er wuſste sich etwas damit, stark in Gassenhauern zu seyn. Nun, Doktor, rief er, da der Iman fertig war, laſs hören, was du diesen Gründen entgegen zu setzen hast.

Ich werde, versetzte Danischmend, mit Ihrer Majestät Erlaubniſs weiter nichts thun, als kürzlich zeigen, daſs die Gründe des Imans erstens zu viel, zweytens zu wenig, und drittens gar nichts beweisen. Zu viel; denn alle seine Vorwürfe treffen die Natur selbst eben so stark, als die Schilderungen oder Erdichtungen, die ihm so gefährlich scheinen. Die Grundsätze des weisen Psammis, die allgemeinen Wahrnehmungen und Erfahrungen, auf welche seine Sittenlehre gebaut ist, sind keine Erdichtungen. Wenn der Zustand, worein seine Gesetzgebung die Einwohner der glücklichen Thäler setzte, unter allen möglichen der Menschheit am angemessensten, wenn er derjenige ist, worin sie am wenigsten leidet, am wenigsten Böses thut, die Wohlthaten der Natur am wenigsten miſsbraucht, und am Ende ihres Laufes sich am wenigsten gereuen läſst gelebt zu haben, — wer kann dafür, oder wer hat ein Recht, etwas dawider einzuwenden? Sind die angenehmen Empfindungen, die uns die Natur von allen Seiten anbietet, etwa bloſse Schaugerichte? Sind es bloſse Versuchungen, die uns in einer verdienstlichen Enthaltung üben sollen? Wenn dieſs ihre Absicht gewesen ist, so muſs man gestehen, daſs die Natur wunderliche Grillen hat. Kann man uns übel nehmen, wenn wir geneigter sind, diejenigen, welche sie zur Thörin machen wollen, für grillenhafte Leute anzusehen? Oder was wollen wir sagen, wenn wir diese sonderbaren Sterblichen, die das Vergnügen in ganzem Ernste für einen Fallstrick ihrer Tugend halten, zu Schlachtopfern ihrer peinvollen Bemühung — die Hälfte ihres Wesens zu zerstören — werden sehen? Werden sie mit ihrer verdorbenen Galle, mit ihrer Schwermuth, mit ihrer ängstlichen Furcht alle Augenblicke einen Mifstritt zu thun, kurz mit allen den Gespenstern, womit eine verwundete Einbildungskraft sich umgeben sieht, geschickter seyn, ihre eigene Vollkommenheit und das Beste der Gesellschaft zu befördern? Euer Ehrwürden, welche Sich in der Lage befinden, ein Tafelgenosse des Sultans von Indien zu seyn, über die innerlichen Angelegenheiten von fünf oder sechs der schönsten Damen in Dely die Aufsicht zu führen, und alle Monate hundert Bahamd'or in Ihren Beutel fallen zu lassen, welche zu erschwingen hundert arme Landleute sich zu Gerippen arbeiten und hungern müssen, — stellen Sich vielleicht den Zustand eines armen Schelms, der von Brotkrumen und Cisternenwasser lebt, und, damit die Schönheit seine Sinne nicht verführen könne, sich die Augen an der Sonne ausgebrannt hat, nicht ganz so unbehaglich vor, als ich schwören wollte, daſs er seyn muſs. —

Bravo, Danischmend! sagte der Sultan, mit halber Stimme, und einem aufmunternden Winke, der dem Iman nicht entging.

Ich sage also, (fuhr der Doktor fort) wenn die Absicht der Natur nicht gewesen ist, uns durch schöne und ergetzende Gegenstände in Fallen zu locken: so beweisen die Gründe des Imans zu viel. Denn die reitzendsten Schilderungen können unmöglich auch nur die Hälfte der Wirkung hervorbringen, welche die besagten Gegenstände selbst thun. Hatte hingegen die Natur wohl gemeinte Absichten, welche nur durch Leichtsinn, falschen Geschmack, oder verderbte Grundsätze von den meisten vereitelt werden: so ist es löblich und nützlich, sie durch solche Schilderungen, wie diejenigen, die dem Iman zu miſsfallen das Unglück haben, auf den Pfad der Natur zurück zu führen, und zu einem weisen Genuſs ihrer Wohlthaten einzuladen.

Zweytens beweisen seine Gründe zu wenig. Denn wenn auch die ganze Welt mit Gemählden von glücklichen Inseln und glücklichen Menschen angefüllt würde, so sind zehen an Eines zu setzen, daſs die Leidenschaften, welche zu allen Zeiten die Beweger der sittlichen Welt waren, ihr Spiel nichts desto weniger fortspielen werden. Die Begierde nach einem glücklichen Leben wird, in jedem Staate der auf die Ungleichheit gegründet ist, die Begierde nach Reichthum, und der Reichthum die Begierde nach Ansehen, Gröſse und willkührlicher Gewalt hervorbringen. Diese Leidenschaften werden, je nachdem die Grundverfassung, oder die zufällige Beschaffenheit der Staatsverwaltung, sie mehr oder weniger begünstiget, eine Menge Talente ausbrüten; und das Verlangen nach dem angenehmsten Genusse des Lebens, von welchem der Iman eine allgemeine Unthätigkeit besorgt, wird gerade das Gegentheil wirken; es wird uns emsige Leute, Erfinder, Verbesserer, Virtuosen und Helden geben, so viel und vielleicht mehr, als wir vonnöthen haben. Die idealischen Schilderungen der Wollüste der Sinne, der Einbildungskraft und des Herzens werden also, vermöge der Natur der Sache, den groſsen Zweck mächtig befördern helfen, der Sr. Ehrwürden so sehr am Herzen liegt. Man wird sich, wie ich gar nicht zweifle, so lange man sich an solchen Gemählden ergetzt, in diese glücklichen Inseln, Schäferwelten, oder wie man sie nennen will, hinein wünschen, wo das angenehmste Leben so wenig kostet: aber man wird des Wünschens bald überdrüssig seyn; und — ohne zu hoffen, daſs man unversehens einen schönen Muschelwagen mit sechs geflügelten Einhörnern vor seiner Thüre finden werde, um den Wünscher in die idealischen Welten überzuführen — wird man sich gefallen lassen, diejenigen Mittel zum glücklich leben anzuwenden, die in unsrer Gewalt sind, und in die Verfassung der Welt eingreifen, worin wir uns befinden. Die Schlüsse des Imans beweisen also zu viel und zu wenig, und folglich — gar nichts, welches das dritte war, was ich zeigen wollte. Doch, wir wollen den schlimmsten Fall setzen, der sich als eine Folge der Dichtungen oder Schilderungen, wovon die Rede ist, denken läſst: gesetzt, daſs sie die Wirkung hätten, alle Völker, die zwischen dem Ganges und Indus wohnen, zum Entschluſs zu bringen, ihrer bisherigen Lebensart zu entsagen — (wiewohl viel eher zu besorgen ist, daſs mein Emir - Derwisch ganz Indostan zu seiner fanatischen Sittenlehre, als daſs Psammis nur die kleinste Provinz davon zu der seinigen bekehren werde) — aber setzen wir immer den Fall; wie groſs meinen Euer Ehrwürden, daſs der Schade seyn würde? Psammis hätte alsdann zu Stande gebracht, woran die Weisen aller Völker seit einigen tausend Jahren mit sehr mittelmäſsigem Erfolge gearbeitet haben; oder suchen diese Herren etwas andres, als die Menschen glücklicher zu machen?

In der That, sagte der Sultan lachend, ich und der Iman mit seinen Brüdern würden bey einer solchen Verwandlung am meisten zu verlieren haben.

Die Gefahr scheint gröſser als sie ist, sagte Nurmahal: sechzig Millionen Menschen, wenn gleich ihr Gesetzgeber der Engel Jesrad selber wäre, würden nicht zehen Jahre ohne Sultan und ohne Iman aushalten können.

Das hoffen wir auch, sagte der Sultan. Indessen bleibt es bey dem, was ich dir versprochen habe, Danischmend. Hier, Iman, sehen Euer Ehrwürden den ernannten Nachfolger des Oberaufſehers über die Derwischen.

Die Wahl macht der Weisheit Ihrer Majestät Ehre, versetzte der Iman mit einer Miene, welche ziemlich deutlich das Gegentheil sagte.

Es kommt einem Sklaven nicht zu, einen andern Wunsch zu haben, als den Willen seines Herrn, sagte Danischmend: aber wenn ich Ihre Majestät um irgend ein andres Dienstchen, wie schlecht es auch wäre, bitten dürſte —

Kein Wort mehr, fiel ihm Schach-Gebal ein: Danischmend ist der Mann, und gute Nacht!

6.

Des folgenden Abends erinnerte der junge Mirza, daſs Danischmend noch die Anwendung seiner Erzählung schuldig sey.

Ihr erinnert mich zu rechter Zeit, Mirza, sprach der Sultan. Er sollte über etwas seine Meinung sagen, und statt dessen erzählt' er uns ein Mährchen, oder eine Historie, die so gut als ein Mährchen ist. Was war es, Danischmend?

Sire, die Rede war von einer gewissen Polizey, welche vonnöthen gewesen wäre, damit der Luxus, den die Sultanin Lili in Scheschian einführte, keinen sonderlichen Schaden thun könnte. Ich bat mir die Erlaubniſs aus, die Geschichte des Emirs erzählen zu dürfen —

„Gut; und ich merke ungefähr, was du damit wolltest. Du schilderst uns ein kleines Völkchen von vier oder fünf hundert Familien, die (Dank der Sittenlehre des weisen Psammis, die mich so gut einschläferte!) sich gute Tage machen, gut essen und trinken, sich von schönen Mädchen in den Schlaf singen lassen, und bey allem dem die unschuldigsten und glücklichsten Leute von der Welt sind. Das alles war recht schön zu hören: aber deine Meinung ist doch nicht, daſs die Gesetzgebung des weisen Psammis für eine Nazion, die aus Millionen Familien besteht, brauchbar seyn könnte?"

Ich danke Ihrer Majestät demüthigst für die Gerechtigkeit, die Sie meiner Vernunft angedeihen lassen, erwiederte Danischmend. Die Geschichte des Emirs und der Kinder der Natur sollte in der That nur so viel darthun: daſs es ganz verschiedene Sachen seyen, ein kleines von der übrigen Welt abgeschnittenes Volk, und eine groſse Nazion, welche in Verbindung mit zwanzig andern lebt, glücklich zu machen. Zwar ist die Glückseligkeit bey dieser sowohl als bey jenem das Resultat eines der Natur gemäſsen Lebens. Aber eben darum muſs der Unterschied in der Hauptsumme des Guten und Bösen verhältniſsweise desto gröſser seyn, je weiter ein Volk von der Natur entfernt, und je weniger ihm möglich ist, sich mit den bloſsen Naturgesetzen zu behelfen. Weder Psammis noch Konfucius, noch alle zwölf Imans, die echten Nachfolger unsers Profeten, selbst, hätten eine Gesetzgebung erfinden können, wodurch alle Angehörige eines groſsen Staats so frey, ruhig, unschuldig und angenehm leben könnten, als die so genannten Kinder der Natur. Die Ursachen fallen in die Augen. Dieser Zusammenfluſs von besondern Umständen, welche zu den nothwendigen Bedingungen des Wohlstandes der letztern gehören, läſst sich bey keinem groſsen Volke denken. Bey diesem sind Freyheit und allgemeine Sicherheit unverträgliche Dinge; und die Gleichheit bringt unzählige Kollisionen und Zwistigkeiten hervor, welche durch das Recht der Stärke entschieden werden; der Stärkere unterwirft sich den Schwächern, der Schlaue den Einfältigen, und so hört die Gleichheit auf. Eben so unmöglich ist es, daſs ein groſses Volk die Vortheile der Künste, die das Leben verschönern und angenehmer machen, genieſsen könnte, ohne auch die Übel zu erfahren, welche den Miſsbrauch derselben begleiten. Ein sehr kleines Volk kann durch Gesinnungen und Sitten in den Schranken der Mäſsigung und des Mittelstandes erhalten werden, woran seine Glückseligkeit gebunden ist. Aber ein groſses Volk hat Leidenschaften vonnöthen, um in die starke und anhaltende Bewegung gesetzt zu werden, welche zu seinem politischen Leben erfodert wird. Alles, was der weiseste Gesetzgeber dabey thun kann, ist, den Schaden zu verhüten, welchen das Übermaſs oder der unordentliche Lauf dieser Leidenschaften dem ganzen Staate zuziehen könnte. Einzelne Glieder mögen immer das Opfer ihrer eigenen Thorheit werden; das ist ihre Sache. Der Gesetzgeber kann es nicht verhindern; denn dieſs müſste durch Mittel geschehen, wodurch gröſsere Übel veranlaſst würden, um kleinere zu verhüten. Aus diesen Betrachtungen halte ich eine Polizey, durch welche der Luxus einer groſsen Nazion ganz unschädlich werden sollte, für eine eben so groſse Schimäre, als das Projekt des Filosofen Fanfaraschin, welcher vor ungefähr hundert Jahren zwanzig Quartbände schrieb, um Anweisung zu geben, wie man alle Menschenkinder auf dem festen Land und auf den Inseln des Meeres zu Weisen und Virtuosen bilden könne; — ein Projekt, wovon die Idee schimmernd, die Unternehmung rühmlich, aber die Ausführung — unmöglich war, und, gegen die Absicht des guten Fanfaraschin, einige schlimme Folgen hatte, an die er nicht gedacht zu haben schien, und die desto schädlicher waren, weil eine lange Zeit niemand merkte, woher das Übel kam.

Zum Exempel? sagte Schach - Gebal.

Unter andern diese, daſs unter fünf hundert jungen Leuten, die nach seiner Methode gebildet wurden, sich zum wenigsten hundert und funfzig fromme, diskrete, schleichende, gleiſsnerische Schurken bildeten, welche ausgelernte Meister in der Kunst waren, ihre Leidenschaften zu verbergen, ihre schlimmen Neigungen in schöne Masken zu vermummen, die Unverständigen durch eine lauter Tugend und Religion tönende Fraseologie zu täuschen, mit Einem Worte, unter dem Schein der pünktlichsten Moralität mehr Gutes zu verhindern und mehr Böses auszuüben, als sie hätten thun können, wenn man sie ihrem Naturell und den Umständen überlassen hätte. — Ferner, daſs aus den besagten fünf hundert ungefähr drey hundert heraus kamen, welche, wie abgerichtete Hunde, alle Künste machten die man sie gelehrt hatte, auf den Wink gingen, alles wieder von sich geben konnten was ihnen eingegossen worden war, über nichts ihre eigene Empfindung zu Rathe zogen, an nichts zweifelten was man ihnen für wahr gegeben hatte, kurz, in allen Stükken die Affen des weisen Fanfaraschin vorstellten; welches (ich getraue mir es zu behaupten) gerade wider die Absicht der Natur war. Denn diese will, daſs ein jeder Mensch seine eigene Person spiele. Es war an Einem Fanfaraschin genug; und drey hundert Personen, welche das gewesen wären, wozu ihre natürliche Anlage sie bestimmte, wären, so schlecht sie auch immer hätten seyn mögen, doch noch immer besser gewesen als drey hundert Fanfaraschin; zumahl da unter diesen drey hundert wenigstens zwey hundert und neunzig miſslungene Fanfaraschin waren. Ferner — —

Ich habe genug, fiel ihm der Sultan ein: wann lebte dieser Fanfaraschin?

Zu den Zeiten Schach - Dolka's, Ihrer Majestät Urahnherrns, glorreichesten Andenkens — —

La Faridondäne la Faridondon, — brummte der Sultan: aber wir kommen aus dem Zusammenhang, Danischmend; was war es was du sagen wolltest, wenn dir der weise Fanfaraschin nicht zur Unzeit in die Zähne gekommen wäre?

„Daſs, wenn gleich nicht gänzlich zu verhindern sey, daſs der Luxus einem groſsen Volke nichts Böses thun sollte, die Geschichte des Emirs und der Kinder der Natur uns dennoch ein paar Grundmaximen an die

Hand geben könnte, durch deren Beobachtung die schöne Lili wenigstens den gröſsten Theil des Übels, welches ihr die Unglück-weissagenden Alten angekrähet hatten, zu verhüten fähig gewesen wäre. Hätte diese liebenswürdige Dame meine Wenigkeit zu Rathe ziehen können, so würde ich mir die Freyheit genommen haben, ihr diese Antwort zu geben:

„Bey Auflösung aller Fragen, von welcher Art sie seyn mögen, däucht mir die natürlichste und einfältigste Methode gerade die beste. Diese Maxime gilt vornehmlich, wenn von politischen Aufgaben die Rede ist, wo ganz unfehlbar die verwickelten und weitläuftigen Auflösungen noch unbrauchbarer sind als bey allen andern. Die Frage ist: „Was sollen wir thun, damit die äuſserste Verfeinerung der Künste, des Geschmacks, der Leidenschaften, der Sitten und der Lebensart, mit Einem Worte, der Luxus, einer groſsen Nazion so wenig als möglich schade?“ — Die Natur, Madam, zeigt uns gegen jedes Übel, dem sie uns unterwürfig gemacht hat, auch ein zulängliches Mittel. Sollte es in diesem Fall anders seyn? Ich denke, nein. Wenn wir den gröſsten und nützlichsten, folglich den wichtigsten Theil der Nazion vor der Ansteckung bewahren können, so haben wir sehr viel, und in der

That alles gethan, was man von einer weisen Regierung fodern kann. Zu gutem Glücke ist nichts leichter. Der gröſste Theil der Nazion von Scheschian ist derjenige, der zum Ackerbau und zur Landwirthschaft bestimmt ist. Die Natur selbst, in deren Schooſs er lebt, erleichtert uns die Mühe unendlich; wir haben beynahe nichts zu thun, als ihr nicht vorsetzlich entgegen zu arbeiten. Lassen Sie diese guten Leute ihres Daseyns froh werden. Geben Sie nicht zu, daſs sich alle übrige Stände unter unzähligen Vorwänden vereinigen, sie auszurauben und zu unterdrücken; daſs das unersättliche Geschlecht der Pachter und Einzieher der königlichen Einkünfte, daſs Beamte, Richter, Prokuratoren und Sachwalter, Edelleute, Bonzen und Bettler, so unbescheiden und unbarmherzig an ihnen saugen, bis ihnen nur die Haut auf den Knochen übrig bleibt. Lassen Sie dieser unentbehrlichsten und unschuldigsten Klasse von Menschen so viel von den Früchten ihrer Arbeit, daſs sie mit frohem Muth arbeiten, daſs sie Zeit zur Ruhe, Zeit zu ihren ländlichen Festen und Ergetzungen übrig haben. Wenn allzu groſser Überfluſs auch diesem Stande, wie allen übrigen, schädlich ist: so lassen Sie uns nicht vergessen, daſs zu wenige oder ungesunde Nahrung, daſs Mangel an aller

Gemächlichkeit, daſs Nacktheit, Kummer und Elend ihm ungleich verderblicher sind. Stimmen wir immer die Glückseligkeit unsers Landvolkes um etliche Grade tiefer herab als die Glückseligkeit der Kinder der Natur war; aber lassen wir ihnen so viel, daſs es ihnen, ohne alles natürliche Gefühl verloren zu haben, möglich sey mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn. Unter uns gesagt, schöne Lili, das sind wir ihnen schuldig, in einem unendliche Mahl verbindlichern Grade schuldig, als wir es sind unsre Spielschulden zu bezahlen. Aber wenn dieſs auch nicht wäre, so sind wir es dem Staate, dem ganzen Scheschian schuldig. Denn es giebt kein anderes Mittel, (ich fordre alle ihre Staatskünstler, Goldmacher und Projektmacher heraus, mir ein andres zu nennen) den allgemeinen Wohlstand eines groſsen Reiches auf einen festen Grund zu setzen, als dieses. Wenn das Landvolk Ursache hat, zufrieden zu seyn, so verlassen Sie Sich wegen des übrigen auf die Zauberey der Natur. Sie hat für unverdorbene Sinne Reitzungen, deren Macht unsern ausgearteten unbegreiflich ist. Der Landmann zieht die angenehmen Gefühle, womit sie seine Arbeiten theils verwebet, theils belohnet, darum mit nicht desto weniger Wollust in sich hinein, weil er ihnen keinen Nahmen geben, oder sie nicht so zierlich beschreiben kann, wie unsre Dichter, die sie vielleicht nur durch die Anstrengung ihrer Einbildungskraft kennen. Welche Behaglichkeit giefst, indem er an die Arbeit geht, ein schöner Morgen, und die aufgehende Sonne über alle seine Glieder aus! Wie erquickt ihn ein frischer, mit den Düften abgemähter Kräuter und Feldblumen durchwürzter Wind! Wie angenehm ist ihm der Schatten eines Baumes in der glühenden Mittagshitze! Wo ist der Reiche, der die theuersten Weine mit der Hälfte der Wollust in sich schlürfe, wie der lechzende Schnitter seinen Krug mit säuerlicher Milch? Versuchen Sie es einmahl, schöne Lili, führen Sie diesen gesunden, kernhaften, wohl gebildeten jungen Bauer, diesen echten Sohn der Natur, mitten an den Hof; zeigen Sie ihm alle Ihre Herrlichkeiten, Ihre Pracht, Ihre Feste, Ihre Schauspiele; aber verbergen Sie ihm auch den ewigen Zwang, den Überdrufs, die lange Weile, die Gefahren dieser blendenden Maskerade nicht; — wie bange wird ihm ums Herz seyn, bis er wieder in seiner Hütte ist! und mit welcher Ungeduld wird er von Ergetzlichkeiten, die ihm beschwerlicher seyn werden als die mühseligste Arbeit, zu seinen Schnitterfesten, zu seiner Weinlese, und zu seinen Reihentänzen zurück fliegen! Wie selig wird er in Vergleichung mit dem unsrigen seinen Zustand preisen! Sie sehen, schöne Lili, wie wenig das Glück der zwey besten Drittheile von Scheschians Einwohnern dem Sultan unserm Herrn kosten wird. Ich verlange nichts für sie, als Sicherheit bey ihrem Eigenthum, und Schutz vor Unterdrükkung; die Natur hat alles übrige auf sich genommen. — „Gut, sagen Sie, was werden wir damit gegen die Folgen des Luxus gewinnen?“ — Sehr viel. Es ist schon viel, wenn wir vier Millionen von sechsen vor der Ansteckung verwahrt haben. Aber dieſs ist noch nicht alles. Die Vortheile davon werden sich auf mehr als Eine Weise auch über den angesteckten Theil verbreiten. Von Zeit zu Zeit werden unsre Groſsen, werden die reichen und üppigen Bewohner der Hauptstädte, von Überdruſs, langer Weile, und von der Nothwendigkeit, eine abgenützte Gesundheit auszubessern, aufs Land geführt werden; unvermerkt werden sie Geschmack an den einfältigen, aber mit der menschlichen Natur so fein zusammen gestimmten Freuden des Landlebens gewinnen; unvermerkt werden sie eine Menge von Vorurtheilen und die dicke Haut der Fühllosigkeit, die sich gleichsam um ihr

Herz gezogen hatte, abstreifen; sie werden sich mit neuen Bildern und nützlichen Wahrnehmungen bereichert sehen, richtiger empfinden, und besseres Blut machen: und so klein auch der Antheil an diesen Vortheilen seyn mag, den die meisten mit sich nehmen; so werden sie doch immer besser in die Stadt zurück kommen, als sie abgegangen sind. Noch mehr. Die Natur ist fruchtbar. Das Landvolk, so bald es nach seiner Weise glücklich ist, vermehrt sich ins unendliche. Das Land wird eine unerschöpfliche Quelle, woraus die Städte (und bey Gelegenheit vielleicht auch der Adel) mit gesundem frischem Blute wieder angeschwellt werden, welches den Staat in immer währender Jugend und Stärke erhält. Aus den jungen Schwärmen, welche diese Bienenstöcke ausstoſsen, werden sich die übrigen Stände ergänzen, und so werden die Verheerungen, die der Luxus anrichtet, beynahe unmerklich bleiben. Dieſs, schöne Lili, würd' ich sagen, ist mein erstes Hausmittel. Das andre — —

Ich mag den Herrn Danischmend ganz gern fantasieren hören, sagte Schach-Gebal: aber bey allem dem, wenn er sich, was den zweyten und alle folgende Punkte betrifft, so kurz als möglich aus der Sache ziehen wollte, so würde mir ein Gefallen geschehen.

Sire, versetzte Danischmend, was ich noch zu sagen hatte, betrifft bloſs die moralischen Giftmischer. Ich finde deren zwey Gattungen in der Welt. Zur einen rechne ich die üppigen Sittenlehrer, deren Seele bloſs in ihrem Blute ist; die den wesentlichen Vorzug des Menschen vor dem Thiere miſskennen, und das höchste Gut gefunden zu haben glaubten, wenn sie den Maulwürfen und Meerschweinchen keinen Vorzug eingestehen müſsten: zur andern diese gravitätischen Zwitter von Schwärmerey und Heucheley, welche, unter dem Vorwande, die menschliche Natur von ihren Schwachheiten zu befreyen, ihre Grundzüge auskratzen, und ihre einfältig schöne Form am einen Orte stümmeln, am andern recken und aufblasen, um eine Miſsgeburt aus ihr zu machen, für die man keinen Nahmen finden kann. Beide sind als Störer der geheiligten Gesetze der Natur, und als Verderber des schönsten unter allen ihren Werken anzusehen; und wenn ihre verderblichen Bemühungen sich mit den natürlichen Folgen und Einflüssen des Luxus bey einem Volke vereinigen, wie und wem sollt' es möglich seyn, dieses Volk zwischen so gefährlichen Klippen unbeschädigt durchzuführen? — Welche von besagten beiden Arten von Vergiftern die schädlichste sey, ist eine Aufgabe, die vielleicht nicht unwürdig wäre, von der Akademie Ihrer Majestät entschieden zu werden. Aber, wenn wahr ist, was man bemerkt haben will, daſs sich jene gemeiniglich in diese verwandeln, so könnte man auf den Gedanken kommen, die Denkungsart der letztern aus einem höhern Grade von Verderbniſs der Natur zu erklären. Doch, wie dem auch sey, die Frage ist, wie wir diesen schädlichen Geschöpfen ihr Gift benehmen wollen? Ich vermuthe, daſs jene in einem wohl polizierten Arbeitshause, bey mäſsiger Kost und einem Spinnrade richtiger filosofieren lernen sollten. Aber was die zweyte Gattung betrifft — es sey nun, daſs sie es, wie der Derwisch Kuban, so weit gebracht haben, ihre fiebrischen Träume für Wahrheit zu halten, oder daſs sie nur gewissen Ärzten gleichen, welche die Leute krank machen um sich ihre Heilung als ein Verdienst anrechnen zu können, — so weiſs ich der schönen Lili keinen andern Rath zu geben, als diese wackern Leute nach ihren eigenen Grundsätzen zu behandeln. Wir sind aus der Welt ausgegangen, sagen sie: gut, man nehme sie beym Worte! Man messe zu einer jeden Derwischerey und Bonzerey so viel Land, als sie zu ihrem Unterhalte vonnöthen haben, ziehe eine hohe Mauer rings umher, und — um der Welt alle Gelegenheit abzuschneiden sie in dem edlen Werke ihrer Entkörperung zu stören — 1) maure man alles so gleich und eben zu, daſs niemand, wer einmahl darin ist, wieder heraus könne: so ist allem Bösen vorgebogen, und jedermann kann zufrieden seyn.

Weiſst du wohl, Danischmend, sagte der Sultan, daſs ich gute Lust habe, deinen Vorschlag, wenigstens was die Bonzen betrifft, ins Werk zu setzen? Es ist wie du sagst; niemand kann was dagegen einzu-

---

1) Es ist aus den Reisebeschreibungen und Missions-Nachrichten bekannt, daſs das Institut der Derwischen sowohl als der Bonzen und Talapoinen sich auf eine after-mystische, schwärmerische Moral gründet, deren Thorheit in den Berichten unsrer Missionarien häufig gerüget wird. Die strengern unter den Bonzen haben bey ihren Andachtsübungen und Kasteiungen nichts geringers im Sinne, als Pagoden, d. i. Götter, nach ihrem Tode zu werden.

Anmerk. des Latein. Übers.

wenden haben. Ich selbst und meine Unterthanen gewönnen etliche Millionen Taels dabey, die man besser anwenden könnte; und die Bonzen hätten vollkommene Muſse, Pagoden zu werden, wie und wenn sie wollten.

Es war glücklich für die Bonzen, oder vielmehr für den Sultan selbst, daſs dergleichen Einfälle bey ihm keine Folgen hatten; denn er würde vermuthlich in der Ausführung einige Schwierigkeiten gefunden haben.

7.

Um die gewöhnliche Zeit fuhr die Sultanin Nurmahal in ihrer Erzählung der Geschichte von Scheschian also fort:

Da die schöne Lili nicht so glücklich war, den weisen Danischmend zum Rathgeber zu haben; so erfolgte nach und nach, was die Miſsvergnügten und Milzsüchtigen von den Folgen ihrer schimmernden Regierung geweissagt hatten; und die Gegner des Luxus hatten nun den Triumf, sich in ihren schallreichen Deklamazionen auf die Erfahrung berufen zu können. Indessen wurde doch das Übel erst unter der folgenden Regierung sichtbar, welche überhaupt eine der merkwürdigsten ist, die wir aus den Jahrbüchern von Scheschian kennen lernen, weil sie ein erstaunliches Beyspiel abgiebt, wie viel Böses unter einem gutherzigen Fürsten geschehen kann.

Azor, ein Sohn der schönen Lili, bestieg nach dem Tode seines nahmenlosen Vaters den Thron unter den glücklichsten Vorbedeutungen. Er war der schönste junge Prinz seiner Zeiten, einnehmend in seinem Bezeigen, sanft von Gemüthsart, geneigt Vergnügen zu machen, und sich denjenigen völlig zu überlassen, welche die Werkzeuge des seinigen waren. Das Volk, gewohnt von allem nach dem Eindrucke, der auf seine Sinne gemacht wird, zu urtheilen, erwartete von der Regierung eines so guten Prinzen goldene Zeiten, und hatte Unrecht; es betete ihn zum voraus deſswegen an, und hatte Unrecht; es hassete und verachtete ihn zwanzig Jahre hernach eben so unmäſsig als es ihn geliebt hatte, und hatte sehr Unrecht.

Sie erregen meine Neugier, sagte der Sultan: lassen Sie hören, warum die Scheschianer immer Unrecht hatten; Unrecht, wenn sie ihren König liebten, und Unrecht, wenn sie ihn haſsten; aber vergessen Sie nicht, daſs ich kein Liebhaber von Wortspielen bin.

Die Neugier Ihrer Majestät soll befriediget werden, versetzte Nurmahal, wenn ich anders meine Geschichte lebhaft genug werde erzählen können, um Ihre Aufmerksamkeit zu unterhalten.

Ich danke für das Kompliment, das Sie der Gründlichkeit meines Geistes machen, sagte der Sultan: aber zur Sache!

Der junge Azor war wie die meisten Menschen (Prinzen oder nicht) mit einer Anlage geboren, aus welcher, unter den bildenden

Händen eines Weisen, ein vortrefflicher Privatmann, und vielleicht sogar ein guter König, hätte hervorkommen mögen. Freylich war er keiner von diesen mächtigen und seltnen Geistern, die sich selbst bilden; die mitten unter einer rohen oder verderbten Nazion, in einem unglücklichen Zeitalter, ohne einen andern Anführer oder Gehülfen als ihren eigenen Genius, die Wege der Unsterblichkeit gehen, durch die natürliche Erhabenheit und Scharfsicht ihres Geistes den ganzen Umkreis der menschlichen Angelegenheiten übersehen, und, kurz, die groſsen Grundregeln einer weisen Regierung in ihrem eigenen Verstande, so wie in ihrem Herzen das Urbild jeder königlichen Tugend finden.

Allergnädigster Herr, sagte Danischmend, ich bitte um Vergebung; aber es ist mir unmöglich, die schöne Nurmahal nicht zu unterbrechen. Der Verfasser, aus dem sie diese prächtige Periode entlehnt hat, glaubte vermuthlich etwas sehr schönes gesagt zu haben; aber es ist bloſser Schall. Es giebt keine so wundervolle Menschen, als er uns bereden will; und Prinzen sind, bey allen ihren Vortheilen vor uns andern, im Grunde doch, wie man sagen möchte, nur eine Art von — Menschen. Um der menschlichen Natur und dem guten Sultan Azor das gebührende Recht angedeihen zu lassen, wollen wir lieber ohne alle Wörterpracht heraus sagen: „Er befand sich nicht in den glücklichen Umständen, welche sich vereinigen müssen, um aus einem jungen Prinzen von der besten Anlage einen vortrefflichen Fürsten zu bilden.“ So war es in der That; und ich bin erbötig, im Nothfall gegen die ganze Akademie von Dely zu behaupten: „Daſs von Erschaffung der Welt an (welches schon lange seyn mag) kein einziger groſser Mann gelebt hat, der sich ohne Anführer, ohne Beyspiele, und ohne Gehülfen, bloſs durch die Stärke seines eigenen Genius gebildet hätte.“

Ich danke dem Filosofen Danischmend im Nahmen aller Sultanen, meiner guten Brüder, für eine so tröstliche Anmerkung, sagte der Sultan lächelnd. Allen den Schmeichlern, die mir tausendmahl das Gegentheil gesagt haben, zu Trotz, glaube ich, daſs er Recht hat; und wenn ich nicht besorgte, mir einige schale Komplimente zuzuziehen, so wollt' ich noch hinzu setzen, daſs ich sehr daran zweifle, ob jemahls einer von uns nur halb so gut gewesen ist, als er unter günstigern Umständen hätte seyn können.

Es schwebte dem naseweisen Danischmend auf der Zunge, zu sagen: oder nur halb so gut, als er unter den Umständen seyn konnte, worin er sich wirklich befand. Aber zu seinem Glücke besann er sich noch, „daſs die Wahrheit, die man einem Groſsen sagt, niemahls beleidigen soll,“ und daſs es wirklich sehr edel an dem Sultan war, aus eigener Bewegung so viel einzugestehen, als er schon eingestanden hatte. Er begnügte sich also, der schönen Nurmahal die preiswürdige Demuth seines Herren rühmen zu helfen; und die Sultanin setzte die Erzählung also fort.

Die Erziehung des Prinzen Azor war mehr vernachlässiget worden, als man es von den Einsichten der schönen Lili, seiner Mutter, hätte erwarten sollen. Diese Dame hatte in der Wahl desjenigen, dem sie den vornehmsten Theil seiner Bildung anvertraute, einen kleinen Trugschluſs gemacht, der für ihren Sohn, und für die Völker, deren Schicksal einst von seiner Art zu denken abhangen sollte, von groſsen Folgen war. Sie glaubte, ein Mann, der die Gabe hatte, ihr besser als irgend ein anderer die Zeit zu vertreiben, und der überdieſs die niedlichsten kleinen Verse machte, müsse nothwendig auch die Gabe haben, einen König zu bilden. Der Prinz bekam also einen schönen Geist zum Hofmeister, der nichts vergaſs, um seinen Witz zu schärfen und seinen Geschmack zu verfeinern. Azor lernte die Schönheiten der Dichter empfinden, Scenen aus Tragödien deklamieren, den gemeinsten Dingen sinnreiche Wendungen geben, und zwanzig andre solche Künste, welche zur Auszierung gehören, und ihren Werth haben, wenn sie der Schmuck wesentlicher Vollkommenheiten sind. Der Prinz stellte sich auf die edelste und angenehmste Art in einer Gesellschaft dar, er sagte witzige und verbindliche Sachen, er kleidete sich mit dem besten Geschmack, und urtheilte besser als jemand von allem, was in dem Gebiete des Schönen liegt. Er blies die Flöte, mahlte ganz artig, und tanzte zum Bezaubern. Seine Feinde (denn bey aller seiner Liebenswürdigkeit fehlte es ihm nicht an Feinden) sagten ihm sogar nach, daſs er in der Schwärmerey seiner ersten Leidenschaft für eine Dame des Hofes — Verse gemacht habe; Verse, welche ihm die Ungelegenheit zugezogen hätten, von den Poeten seiner Zeit einhellig zu ihrem Schutzgott erwählt, und im Eingang ihrer Gedichte oder in schallreichen Zueignungsschriften mit hungriger Beredsamkeit um seinen mächtigen Beystand und — eine Mittagsmahlzeit angerufen zu werden.

Eh' ich weiter fortgehe, Sire, muſs ich eines Umstandes erwähnen, der in verschiedene

Theile der Geschichte von Scheschian einigen Einfluſs hat, und einen Zweig der Sitten betrifft, worin die Bewohner dieses Landes von den meisten Völkern in Asien unterschieden sind. Das weibliche Geschlecht genoſs bey ihnen von alten Zeiten her aller der Freyheit, in deren Besitz es bey den Abendländischen Völkern ist; und unter der Sultanin Lili, welche sich eine Angelegenheit daraus gemacht hatte, die schönsten und vollkommensten Personen ihres Geschlechtes aus dem ganzen Scheschian um sich her zu versammeln, war der Hof, aus einer finstern Werkstätte der öffentlichen Geschäfte, ein Schauplatz der angenehmsten Bezauberungen der Liebe und des Vergnügens geworden.

Es konnte dem jungen Prinzen nicht fehlen, in dieser Schule gar bald zu demjenigen ausgebildet zu werden, was die Damen seines Hofes einen liebenswürdigen Mann nannten. Sie beeiferten sich in die Wette, das Werk seiner Erziehung zur Vollkommenheit zu bringen; und es ist zu vermuthen, daſs ihre Absichten dabey nicht so ganz uneigennützig waren, als sie sich das Ansehen gaben. Azor befand sich eben in der Verlegenheit, sein Herz unter so vielen reitzvollen Gegenständen eine Wahl treffen zu lassen; als ihm der Tod des Königs seines Vaters eine Krone aufsetzte, von deren Werth er ziemlich romantische Begriffe haben muſste, weil sie (wie er zu einer jungen Schönen seines Hofes zu sagen beliebte) nur in so fern einigen Preis in seinen Augen habe, als er sie, zugleich mit seinem Herzen, zu den Füſsen dieser kleinen Zaubrerin legen könne. Man kann aus dieser Probe sicher schlieſsen, wie gut er in den Pflichten, die mit dieser Krone verbunden waren, müsse unterrichtet gewesen seyn.

In der That waren diese Pflichten für Personen, welche einen so angenehmen Gebrauch von ihrem Leben zu machen wuſsten, als man es an dem Hofe zu Scheschian gewohnt war, allzu beschwerlich, als daſs nicht ein jedes, das man damit beladen wollte, geeilet haben sollte, sich einer so mühsamen Bürde so bald nur immer möglich wieder auf die Schultern einer andern Person zu entledigen. Der junge König überlieſs den gröſsten Theil davon seiner Mutter; seine Mutter ihrem Günstlinge; der Günstling seinem ersten Sekretär; der erste Sekretär seiner Mätresse; die Mätresse einem Bonzen, welcher, unter dem Vorwand an ihrer Seele zu arbeiten, Gelegenheit fand, sich sehr tief in die Angelegenheiten der Welt zu mischen, und endlich eine groſse Rolle zu spielen, ohne einen andern Beruf dazu zu haben, als einen lächerlichen Ehrgeitz, und die Neigung zum Ränkeschmieden, die damahls ein unterscheidendes Merkmahl der Personen seines Standes in Scheschian war. Natürlicher Weise konnte diese Einrichtung der Sachen von keiner langen Dauer seyn. Das System änderte sich, so wie die geheimen und unermüdeten Bewegungen der Regiersucht und des Eigennutzes eine Verwechselung der Personen veranlaſste. Es begegnete also, zum Beyspiel, daſs die besagten Pflichten zwischen der Königin-Mutter und einer Mätresse des Königs getheilt wurden; die Mätresse übertrug alsdann ihren Antheil an ihre erste Kammerfrau; diese an ihren Liebhaber; der Liebhaber an seinen vertrautesten Diener, und so fort; und was man von allen diesen Veränderungen am gewissesten sagen konnte, war, daſs der Staat gemeiniglich mehr dabey verlor als gewann.

Ich bin zwar bereits über zwanzig Jahre Sultan, sagte hier Schach-Gebal lächelnd: aber ich möchte doch bey dieser Gelegenheit gerne von dir hören, Danischmend, was ihr andern weisen Leute unter den Pflichten eines Königs versteht.

Sire, versetzte Danischmend, ich habe dazu nichts anders vonnöthen, als alles das Rühmliche, was Ihre Majestät gethan haben, in allgemeine Sätze zu verwandeln — —

Keine Komplimente, ein- für allemahl! sagte der Sultan. Eure Gedanken von der Sache, mit Vorbehalt meiner Freyheit davon zu denken was mir belieben wird!

Die Pflichten eines Königs also, sind:

„Einem jeden sein Recht so bald und so wohlfeil als möglich widerfahren zu lassen, und alle Ungerechtigkeiten, die er nicht verhindern kann, zu bestrafen;

„Die tauglichsten Personen zu den öffentlichen Ehrenstellen und Ämtern zu befördern;

„Die Verdienste zu belohnen;

„Die Staatseinkünfte weislich anzuwenden;

„Und seinen Völkern sowohl innerliche Ruhe als Sicherheit vor auswärtigen Feinden zu verschaffen.“

In so fern alle diese Pflichten wirklich erfüllt werden, (setzt man hinzu) kann es dem Staate gleichgültig seyn, ob sie der König durch sich selbst oder durch andere ausübet; genug, daſs er der erste Beweger aller Triebfedern desselben ist. Indessen hat es doch zu allen Zeiten Fürsten gegeben, welche durch ihr Beyspiel diese Pflichten um ein Nahmhaftes erschwert haben. Sie glaubten, ihrem Amte nicht anders genug thun zu können, als indem sie, mit Hülfe der Weisesten und Besten ihres Volkes, selbst an dem allgemeinen Wohlstande arbeiteten. Sie strebten hierin nach Erreichung eines gewissen Ideals, welches sie sich in ihrem Geiste entworfen hatten, und glaubten nicht eher glücklich zu seyn, bis sie sich selbst mit einem hohen Grade von Gewiſsheit sagen könnten: „Nun ist unter allen den Myriaden oder Millionen, deren Glück mir anvertraut ist, kein einziger, der durch meine Schuld, durch irgend eine meiner Leidenschaften, oder nur durch meine Nachlässigkeit unglücklich wäre." Sie begriffen unter dem Umfang ihrer Pflichten — eine auf die Grundregeln der Natur und die Bedürfnisse und Umstände ihres Staats gebaute Gesetzgebung; eine väterliche unmittelbare Fürsorge für die Pflanzschulen des Staats; eine zur möglichsten Vollkommenheit gebrachte Polizey; eine gerechte Schätzung und thätige Beförderung der Wissenschaften und der Künste, welche die Sitten und das Leben verschönern. Sie lieſsen sich nicht daran genügen, gleich den alten Königen Persiens, Augen und Ohren zu bestellen, die in ihrem Nahmen sehen und hören sollten: sie hielten es für ihre Schuldigkeit, mit ihren eigenen Augen zu sehen, und, damit sie recht sehen könnten, von allem, was ihrem Urtheil unterworfen wurde, sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben; einen jeden selbst anzuhören; jeden Entwurf einer Verbesserung oder nützlichen Unternehmung selbst zu prüfen; die Ausführung durch ihre eigene Gegenwart zu beleben; alles Gute, das sie thun konnten, wirklich zu thun; alles Böse, das sie verhindern konnten, wirklich zu verhindern; kurz, sie begriffen so viele und mühsame Arbeiten unter dem, was sie ihre Pflicht nannten, daſs nur eine heroische Tugend vermögend seyn kann, einen Sterblichen zu Annehmung einer Krone, unter solchen Bedingungen, zu bewegen, wenn es anders in seiner Willkühr steht, sie anzunehmen oder auszuschlagen.

Vergiſs nicht, Danischmend, sagte der Sultan, nachdem er zweymahl hinter einander gegähnt hatte, mir morgen bey meinem Aufstehen ein Verzeichniſs der sämmtlichen Morgen- und Abendländischen Könige vorzulegen, auf welche du in dieser Beschreibung gezielt hast.

Das Gedächtniſs Ihrer Majestät wird durch die Zahl nicht überladen werden, versetzte Danischmend. 1)

---

1) Wofern Danischmend sich hier nicht überzählt hat, so ist wenigstens zu vermuthen, daſs die meisten

Das dacht' ich wohl, sprach der Sultan: aber desto besser! ich liebe eine ausgesuchte Gesellschaft. — Um Vergebung, Nurmahal, Sie sollen heute nicht wieder unterbrochen werden.

Sire, fuhr die Dame fort, es ist bey dieser Bewandtniſs leicht zu erachten, wie gut die Pflichten des königlichen Amtes unter der Regierung des liebenswürdigen Azors versehen wurden. Er selbst konnte keine Kenntniſs davon haben. Er wuſste zwar in der äuſsersten Vollkommenheit, was zur Anordnung eines prächtigen Festes gehörte, welches er einer Geliebten geben wollte: aber wie hätte er wissen können, was zur Anordnung eines groſsen Staates, zur Besorgung seiner Bedürfnisse, zur Befestigung seiner Sicherheit, zur Bewirkung seines allgemeinen Wohlstandes erfodert wird? Die Natur bildet (ordentlicher

---

Fürsten alsdann, wenn der Tod im Begriff ist die Gleichheit zwischen ihnen und dem geringsten ihrer Unterthanen wieder herzustellen, so denken wie Ludwig *VI.* von Frankreich, da er sterbend zu seinem jungen Thronfolger sagte: Vergiſs niemahls, mein Sohn, daſs die königliche Autorität nur ein öffentliches Amt ist, wovon du nach deinem Tode (Gott und der Nachwelt) eine genaue Rechnung abzulegen hast.

Anmerk. des Lat. Übers.

Weise wenigstens) keine Fürsten; dieſs ist ein Werk der Kunst, und ohne Zweifel ihr höchstes und vollkommenstes Werk: aber man hatte sich begnügt, den guten Azor zu einem liebenswürdigen Edelmanne zu bilden. Da er also genöthigt war, seine wichtigsten Geschäfte andern zu übertragen, und da es unmöglich ist, ohne die Kenntnisse, welche ihm mangelten, eine gute Wahl zu treffen: wie konnte sich Azor, jung und unerfahren wie er war, anders helfen, als sie denjenigen zu überlassen, von denen er am günstigsten dachte, weil sie die meiste Gewalt über sein Herz hatten? 2) Zum Unglück befanden sich diese in den nehmlichen Umständen wie er selbst. Sie behielten also nur den leichtesten und angenehmsten Theil davon, die Ausübung einer willkührlichen Gewalt, für sich selbst, und überlieſsen das übrige wieder an andere;

---

2) Das Vertrauen eines Fürsten zu einem Minister, für welchen er keine besondere persönliche Zuneigung hat, macht ordentlicher Weise (denn es giebt auch hier Ausnahmen) sowohl dem Fürsten als dem Minister Ehre. Es beweiset bey diesem vorzügliche Verdienste, bey jenem die Fähigkeit, sie zu schätzen, und die königliche Tugend, seine Privatneigungen dem Nutzen des Staates nachzusetzen.

Anmerk. des Sines. Übersetz.

und so geschah es sehr oft, daſs die wichtigsten Angelegenheiten das Schicksal hatten, nach dem Gutachten eines unwissenden Bonzen, oder eines Kammerdieners, oder einer jungen grillenhaften Schönen, oder (welches mehr als Einmahl geschehen seyn soll) durch den Einfall eines — Hofnarren, entschieden zu werden.

Die Folgen dieser Staatsverwaltung waren so betrübt, als man sich vorstellen kann. Die wichtigsten Stellen wurden nach und nach mit untauglichen Personen besetzt; die Gerechtigkeit Anfangs heimlich verhandelt, und zuletzt öffentlich feil geboten; unter ihrem Nahmen triumfierte die Schikane; die öffentlichen Einkünfte wurden verschwendet, und die Foderungen unersättlicher Günstlinge unter die Rubrik der Staatsbedürfnisse gebracht. Alle die höhern und mühseligern Pflichten der Regierung, deren Ausübung mit keinem unmittelbaren Privatvortheil verknüpft war, wurden vernachlässiget. Das Laster, welches sich den Schutz der Groſsen zu verschaffen wuſste, blieb unbestraft; ja es wurde nicht selten unter dem Titel des Verdienstes noch durch Belohnung aufgemuntert. In der That wird man wenig Regierungen finden, wo die Verdienste so häufig und so übermäſsig belohnt worden wären als in dieser. Aber man wunderte sich eine lange Zeit, wie es zugehe, daſs sich diese Verdienste immer nur bey den Angehörigen oder Freunden der Günstlinge fänden; man wunderte sich noch mehr, wie es zugehe, daſs die Nazion durch lauter Leute von Verdiensten zu Grunde gerichtet werde; und nur eine kleine Anzahl von spekulativen Leuten begriff, daſs in allem diesem gar nichts sey, worüber man sich zu wundern habe.

Da der Sultan hier zum dritten Mahle gähnte, so wurde die Vorlesung durch einen geschickten Übergang zu einem angenehmern Gegenstande abgebrochen, wovon es dem Sinesischen Autor nicht beliebt hat uns Nachricht zu ertheilen.

8.

Inzwischen lebte der junge König Azor einige Jahre so glücklich, als Jugend, blühende Gesundheit und unumschränkte Macht einen Sterblichen machen können, der seine Glückseligkeit in einer immer währenden Berauschung der Seele, in den ausgesuchtesten Wollüsten der Sinne, der Einbildung und des Herzens findet. Azor liebte das Vergnügen über alles; aber sein edles und gefühlvolles Herz liebte auch es auszubreiten, und wenn er sich selbst glücklich fühlte, so wollte er, so weit als sein Gesichtskreis sich erstreckte, lauter Glückliche um sich sehen.

Drey oder vier Jahre gingen auf diese Weise in einer ununterbrochenen Kette von Festen und Ergetzungen vorüber, in welchen Witz und Kunst alle ihre Kräfte zusammen setzten, die kleine Anzahl angenehmer Rührungen, deren die sparsame Natur den Menschen fähig gemacht hat, ins unendliche zu verändern, zu vervielfältigen, zu vermischen, zu erhöhen, und durch tausend geschickt verborgene Handgriffe diese angenehmen Täuschungen hervorzubringen, die den Überdruſs betrügen, und die Seele in einem Wirbel von Freuden so schnell herum drehen, daſs ihr nicht so viel Macht über sich selbst bleibt, Betrachtungen über das was in ihr vorgeht, und über den Werth der Gegenstände, in deren angenehmer Gewalt sie ist, anzustellen. Man glaubt, neue Sinne zum Gefühl des Vergnügens zu bekommen, mit jedem Tage zu einem neuen wollüstigern Daseyn hervor zu gehen; und man wird nicht eher gewahr, daſs man sich unter einer Art von Bezauberung und auſserhalb des angewiesenen Kreises der natürlichen Wirksamkeit befindet, bis Erschöpfung der Lebensgeister, Erschlaffung der Sinne, oder noch empfindlichere Folgen einer wollüstigen Unmäſsigkeit, die Seele aus ihrem süſsen Taumel wecken, um sie dem Gefühl einer unerträglichen Leerheit und einer Reihe unangenehmer Betrachtungen zu überliefern, welche auf den Weg der Weisheit führen könnten, wenn die Gewohnheit uns nicht bald wieder mit mechanischer Gewalt zu eben diesen Gegenständen und Vergnügungen zurück zöge, deren betrügliche Beschaffenheit wir vergebens erfahren haben, weil sie sich nur unter einer neuen Gestalt zeigen dürfen, damit wir uns auſs neue von ihnen betrügen lassen.

Madam, sagte der Sultan, pflegt man das, was Sie uns eben itzt mit dem melodiösesten Akzent von der Welt vorgelesen haben, nicht eine Tirade zu nennen? Was es auch für einen Nahmen haben mag, so erkläre ich hiermit, daſs ich nur ein sehr mittelmäſsiger Liebhaber davon bin. Ich bin zwar der Moral nie so gram gewesen, als mein werther Oheim Schach-Baham, glorreichen Gedächtnisses: aber gleichwohl werden Sie mich verbinden, wenn Sie künftig alle Deklamazionen dieser Art, denen Ihr Autor aus einem Naturfehler ziemlich häufig unterworfen zu seyn scheint, ohne die mindeste Furcht daſs ich etwas dabey verlieren möchte, überhüpfen werden. Ich kann nichts in diesem Geschmacke lesen oder hören, ohne daſs ich stracks meinen Iman mit seinen aufgezogenen Augenbraunen und blasenden Backen vor mir stehen sehe. Es ist unangenehm, daſs unsre Schriftsteller noch immer den rechten Ton so gern verfehlen, und uns aufgedunsene Perioden, worin irgend ein alltäglicher Gedanke in einem Gothischen Putz von schallenden Worten und rednerischen Figuren strotzt, für Filosofie verkaufen wollen.

Nurmahal, nachdem sie vor diesem schlimmen Geschmacke sich sorgfältig zu hüten versprochen hatte, setzte ihre Erzählung also fort.

Es war ein Unglück für Scheschian, daſs die reitzende Xerika, auf welche die erste Neigung des jungen Königs fiel, von derjenigen Art von Seelen war, welche die Natur ausdrücklich für die Liebe und für sie allein gebildet zu haben scheint. Das Herz Azors, wär' er auch ein bloſser Schäfer gewesen, war das einzige, was einen Werth in ihren Augen hatte; sie war lauter Empfindung, aber nur für ihn; ihn glücklich zu machen war ihr einziger Wunsch, ihr einziger Stolz, ihr einziger Gedanke. Auch war er's, so lange die Bezauberung der ersten Liebe dauern kann, in einem so hohen Grade, daſs, wenn er in irgend einer einsamen Laube zu ihren Füſsen lag, und mit dem Kopf auf ihren Schooſs zurück gelehnt seine gierigen Blicke in ihren in Liebe schwimmenden Augen weiden lieſs, [1]) der gute König seiner

---

[1]) Dieses Bild erinnert uns an eines der vollkommensten Gemählde des Tasso, auf welches man diese Stelle für eine Anspielung halten würde, wenn Nurmahal nicht etliche Jahrhunderte früher gelebt hätte als der Wälsche Dichter.

Ecco tra fronde e fronde il guardo avanti
Penetra e vede, o pargli di vedere:
Vede pur certo il vago e la diletta,
Ch' egli è in grembo a la donna, essa a l'erbetta:

Krone und aller Kronen des Erdbodens, mit allen davon abhangenden Rechten und Pflichten, so gänzlich vergaſs, als ob diese Laube die ganze Welt, und Xerika nebst ihm selbst die einzigen Bewohner derselben gewesen wären. Die Geschäfte der Regierung, und dasjenige, was man die Austheilung der Gnaden nannte, befanden sich also in den Händen eines Günstlings der Sultanin Lili, durch welchen sie wieder stufenweise in so viele andere Hände gespielt wurden, daſs (wenn man den geheimen Nachrichten von dieser Regierung glauben darf) sogar Komödianten und Tänzerinnen zu gewissen Zeiten wichtige Personen auf dem Staatstheater von Scheschian vorgestellt haben sollen.

Ella dinanzi al petto hà il vel diviso
E'l crin sparge incomposto al vento estivo:
Langue per vezzo, e'l suo infiammato viso
Fan biancheggiando i bei sudor più vivo.
Qual raggio in onda, le scintilla un riso
Ne gli umidi occhi tremulo e lascivo,
Sovra lui pende ed ei nel grembo molle
Le posa il capo e'l volto al volto attolle.

E i ſamelici sguardi avidamente
In lei pascendo si consuma e strugge, etc.

GOFFREDO. C. XVI. 17, 18, 19.

Um Vergebung, daſs ich Sie schon wieder unterbrechen muſs, sagte der Sultan: was war das, was man an diesem so wohl eingerichteten Hofe die Austheilung der Gnaden nannte?

Sire, antwortete Nurmahal, es war schon unter den vorigen Regierungen unvermerkt zur Gewohnheit geworden, alle Arten von Ämtern und Bedienungen, mit welchen Ansehen, Gewalt und Einkünfte verbunden waren, nach Gunst und Gefallen auszutheilen. Man pflegte daher die Besetzung einer solchen Stelle eine Gnade zu nennen. Nach und nach erweiterte sich die Bedeutung des Wortes, und es kam zuletzt so weit, daſs aller Begriff von Verdienst dadurch verdrängt, und sogar ein Künstler oder Kaufmann, welcher für gelieferte Arbeit oder Waaren eine Forderung zu machen hatte, seine Bezahlung, nach tausend mühseligen Weitläuftigkeiten und Verzögerungen, durch geheime Ränke, und mit Aufopferung eines beträchtlichen Theils der Forderung, als eine Gnade nachzusuchen genöthiget wurde. Es gab zwar schon damahls Leute, welche behaupteten: „Ein König von Scheschian habe so viel zu thun, einem jeden das Seine zu geben, daſs ihm wenig oder keine Gnaden zu ertheilen übrig blieben; jede Ehrenstelle oder Bedienung erfodre gewisse Talente und

Tugenden, und müsse also mit demjenigen besetzt werden, welcher die gröſsten Proben gegeben habe, daſs er diese Talente und diese Tugenden besitze; ja, der König sey nicht einmahl berechtiget, die Pensionen, welche aus dem öffentlichen Schatze bewilliget würden, als Gnaden anzusehen, weil der öffentliche Schatz zu Bestreitung derjenigen Ausgaben geheiliget seyn müsse, welche die Ausübung des königlichen Amtes nothwendig macht; kurz, der König habe keine Gnaden auszutheilen als aus seinem eigenen Beutel; und alles Gute, was er als König thue, flieſse aus einer eben so verbindlichen Schuldigkeit ab, als diejenige sey, vermöge welcher die Unterthanen ihm Ehrfurcht und Gehorsam zu beweisen, und nach Verhältniſs ihres Vermögens ihren Antheil zu den Einkünften der Krone beyzutragen schuldig seyen." — Allein diejenigen, welche dergleichen Sätze vorbrachten, hätten eben so wohl gethan sie für sich selbst zu behalten; denn sie wurden nicht gehört, und der Hof erhielt sich im Besitze, alles was er that so sehr aus Gnade zu thun, daſs, wie gesagt, das Wort Verdienst in seiner eigentlichen Bedeutung zu den verhaſsten Wörtern herab sank, welche aus der Sprache der guten Gesellschaft verbannt waren; und daſs es niemahls anders gebraucht wurde, als, um diejenigen Eigenschaften oder Verhältnisse zu bezeichnen, wodurch man das Glück hatte, den Personen, welche Gnaden austheilen konnten, angenehm zu seyn. In den ersten Jahren der Regierung des Königs Azor hingen die meisten Gnaden von der Amme der Königin Lili, von der Persischen Tänzerin, welche den Vertrauten des obersten Visirs gefesselt hatte, und von einem gewissen Bonzen ab, der mit groſsem Eifer arbeitete, diese Tänzerin von der Religion der Feueranbeter, in welcher sie geboren war, zu der seinigen zu bekehren. Es gab also während dieser Zeit ordentlicher Weise nur dreyerley Arten von Verdiensten, oder Wegen Gnaden zu erhalten: das Verdienst sie bezahlen zu können, eine viel versprechende Figur, (denn die Tänzerin war sehr uneigennützig) und das Verdienst der Dummheit.

Azor, dessen Hof in dieser Zeit den Glanz der prächtigsten in Asien auslöschte, welcher jährlich drey hundert und fünf und sechzig Feste gab, und im Besitz der liebenswürdigen Xerika der glücklichste unter allen Unsterblichen zu seyn glaubte — (denn wie hätte er auf einer so hohen Stufe von Glückseligkeit nicht vergessen sollen, daſs ihn seine Mutter sterblich geboren?) — Azor wuſste nichts davon, daſs seine Provinzen mit raubgierigen Statthaltern besetzt, seine Gerichtsstellen an unwissende und leichtsinnige Gecken verhandelt, und die Verwaltung der Kroneinkünfte, mittelst gewisser geheimer Verträge, an Leute überlassen wurde, die das Arkanum beſaſsen, an jeder Million, welche sie für den König einzogen, den fünften Theil für sich selbst zu gewinnen; eine Kunst, die in der Folge zu einer solchen Vollkommenheit getrieben worden ist, daſs die ersten Meister kaum den Nahmen von Anfängern verdienten. Der gutherzige Azor glaubte, daſs seine Völker glücklich wären, weil er es selbst war, weil er sie glücklich zu sehen wünschte, und weil er gewohnt war alle seine Wünsche erfüllt zu sehen. Überdieſs hatte er so wenig Begriffe von den Erfordernissen der Regierungskunst, daſs man nicht ohne Grund vermuthet, er habe sich mit eben der Zuversicht darauf verlassen, daſs der Staat ohne sein Zuthun aufs beste besorgt werden würde, mit welcher er sich darauf verlassen konnte, daſs die Sonne alle Tage auf- und untergehen, die Jahrszeiten wie gewöhnlich auf einander folgen, und in allen dreyen Reichen der Natur alles geschehen würde was sich gebührt, ohne daſs Seine Hoheit Sich im mindesten darum zu bekümmern hätte.

Der Überfluſs, welchen Fleiſs und Handelschaft noch immer über den gröſsten Theil des Reichs verbreiteten, nebst den immer währenden Lustbarkeiten, die bey Hofe und in den Hauptstädten herrschten, machten die Folgen einer so übel besorgten Staatsverwaltung eine Zeit lang im Ganzen unmerklich. Wie leicht werden zehen tausend unterdrückte Bürger unter einer groſsen, geschäftigen, muthvollen, und von Entwürfen einer schimmernden Glückseligkeit schwellenden Nazion übersehen! Und wie sollte das stumme Seufzen, oder selbst das laute Geschrey dieser zerstreuten Unglücklichen, vor dem noch lautern Getümmel der allgemeinen Emsigkeit und Fröhlichkeit gehört worden seyn, oder sich den Weg zum Ohre des mitleidigen Azors haben öffnen können?

Aber eine Veränderung des Systems, worin damahls die Staaten des östlichen und mitternächtlichen Theils von Asien verbunden waren, eine Veränderung, wobey der Hof von Scheschian unmöglich gleichgültig bleiben konnte, gab dem jungen Könige Gelegenheit wahrzunehmen, daſs seine Geschäfte sehr übel besorgt wurden. Man hatte die Zeit und das Geld, die auf die Zurüstungen zu einem unvermeidlichen Kriege verwendet werden sollten, mit Lustbarkeiten und unnützen Unterhandlungen zugebracht, und die Feinde waren im Begriff in die Grenzen des Reiches einzudringen, als man erst gewahr wurde, daſs es sich nicht einmahl im Vertheidigungsstande befand. Zum Unglück war auch die königliche Kasse so erschöpft, daſs Azor sich genöthiget sah, seine Zuflucht zu den Kassen seiner Finanzaufseher und Oberpachter zu nehmen, in welchen eine Fülle herrschte, die mit der Leerheit der königlichen vermuthlich einerley Ursache hatte. Das Murren der Nazion, welche zu Bestreitung der Kriegsunkosten mit gedoppelten Auflagen belegt wurde, und gleichwohl ihre Beschützung in so schwachen Händen sah, nahm täglich zu; die Feinde bemächtigten sich einer Provinz nach der andern, und der König wuſste noch immer nichts von dem eigentlichen Zustande der Sachen: als Alabanda (eine Dame des Hofes, die schon seit geraumer Zeit an einem Entwurf arbeitete, die zärtliche und unthätige Xerika zu verdrängen) sich eines günstigen Augenblicks bemächtigte, und zum ersten Mahle Eindruck auf das Herz Azors machte, indem sie sich das Ansehen gab, von einem lebhaften Eifer für seine Ruhe und für die Glorie seiner Regierung beseelt zu seyn. Diese Frau vereinigte alle die Reitzungen in ihrer Person, welche das Herz eines Prinzen wie Azor zu fesseln fähig waren; eine blendende und untadelhafte Schönheit mit der Blüthe der Jugend, und den angenehmsten

Witz mit tausend liebreitzenden Grazien. Sie war unwiderstehlich, wenn sie sich vorgesetzt hatte es zu seyn; und Azor konnte von dem ersten Augenblick an, da die Gleichgültigkeit, worin Xerika seine Sinne zu lassen anfing, ihm erlaubte ihre Nebenbuhlerin mit Aufmerksamkeit anzusehen, sich nicht genug wundern, wie er so lange von einem so vollkommnen Gegenstande habe ungerührt bleiben können. Die zärtliche Xerika hatte in dem Könige nur Azorn geliebt; Alabanda liebte in Azorn nur den König. Zwanzig andre taugten eben so gut oder besser ihre wollüstige Sinnesart zu vergnügen: aber ihre Eitelkeit konnte nur durch eine unumschränkte Gewalt über das ganze Scheschian befriediget werden; und der Plan, den sie zu diesem Ende machte, bewies ihre Klugheit. Sie entdeckte Azorn, wie übel der Staat unter der Regentschaft seiner Mutter verwaltet worden sey, und überredete ihn, die Zügel der Regierung künftig selbst zu führen. Der Staatsrath und die obersten Kronbedienungen wurden also mit Kreaturen der schönen Alabanda besetzt: und da nichts unbeständigeres seyn konnte als die Gunst dieser Dame; so veränderte sich der Divan unter ihrer Regierung so oft als ihr Kopfputz oder als die Farben ihres Anzugs, durch deren täglichen Wechsel sie bewies, daſs ihre Schönheit in jedem

Lichte sich selbst gleich bleibe, und über alles triumſiere, was neben ihr glänzen wolle.

Der König wunderte sich sehr, da er eine Bürde, die er sich so schwer vorgestellt hatte, so leicht fand. Es kostete ihm nur einen Wink, oder höchstens ein bloſses Ja zu allem was ihm die schöne Alabanda in eigener Person oder durch ihre Werkzeuge vorschlug. Nichts konnte bequemer seyn; aber Scheschian befand sich auch um nichts besser bey einer Regierung, die dem Könige so leicht gemacht wurde.

Gleich zu Anfang des vorerwähnten Krieges hatte sich der Günstling der Sultanin-Mutter, in dessen Händen damahls die höchste Gewalt lag, genöthiget gesehen, die Anführung der Kriegsheere einem erfahrnen Feldherrn zu übergeben, der zu alt war, um bey dem neuen Hofe in Ansehen zu stehen. Seine Figur, seine Manieren, sein Ton, seine Art sich zu kleiden, und sein Karakter hatten schon lange aufgehört nach der Mode zu seyn: aber seine Talente, seine Liebe zum Vaterlande und seine Erfahrung waren Eigenschaften, deren Werth allgemein anerkannt zu werden pflegt, so bald die Zeit kommt, wo man ihrer vonnöthen hat. Die dringende Gefahr entschuldigte den Minister, daſs er von einem Grundgesetze des Hofes abgehen, und einen so wichtigen Posten einem Manne auftragen muſste, der aus einer andern Welt war, und nichts als — persönliche Verdienste hatte.

Die guten Anstalten, welche der alte Feldherr machte, und die beträchtlichen Vortheile, die er in kurzer Zeit über die Feinde erhielt, lieſsen einen glücklichen Fortgang des Feldzuges hoffen. Aber kaum hatte sich Alabanda des Königs und der Regierung bemächtiget, so wurde der alte Mann, unter dem Vorwande daſs er nicht Feuer genug habe, zurück berufen, und ein sehr artiger junger Herr an seine Stelle geschickt, welcher unstreitig der beste Tänzer am ganzen Hofe war. Er hatte sich durch dieses Talent, und durch die Gabe kleine satirische Verschen über die Damen zu verfertigen, denen die stolze Alabanda nicht erlauben wollte liebenswürdig zu seyn, bey der Favoritin in Achtung gesetzt; und weil seine Finanzen sich damahls in der niedrigsten Ebbe befanden, so hatte er sich den Posten eines Oberfeldherrn, als ein Mittel wieder zu Kasse zu kommen, von ihr ausgebeten. Die Feinde gewannen mehr dabey, als wenn sie drey Siege über den alten General erhalten hätten. Der Unwille des Adels, der Armee und des Volkes über die unleidlichen

Fehler, die dieser eben so unwissende als eigensinnige und raubgierige Heerführer beging, stieg endlich zu einem so hohen Grade, daſs sich Alabanda genöthigt sah, den Tänzer zurück zu berufen; welcher, nachdem er einige Millionen gewonnen, und dem Reiche für zehnmahl so viel Schaden zugezogen, so hoffärtig und mit solchem Geräusche nach Hofe zurück kam, als ob er die herrlichsten Thaten verrichtet hätte. Auch empfing er die Krone von Pfauenschwänzen, ein Ehrenzeichen, welches die Groſsen des Reichs von den niedrigen Klassen des Adels unterschied, aus der eigenen Hand seines Königs, und tanzte bey dem ersten groſsen Ball, der bey Gelegenheit eines von seinem Nachfolger erhaltenen Sieges dem Hofe gegeben wurde, mit so auſserordentlichem Beyfalle, daſs es nur auf ihn ankam, so viel Herzen zu erobern als er wollte oder behaupten konnte.

Die Vortheile, die der neue Feldherr über den Feind erhielt, versprachen einen glänzenden Ausgang der Sachen. Aber die Ehre des schönen Tänzers, der durch die Krone von Pfauenschwänzen, und die Beute die er den Scheschianern abgenommen hatte, eine wichtige Person im Reiche geworden war, machte es nothwendig, einem so gefährlichen Nachfolger in Zeiten Einhalt zu thun. Weil der

König itzt durch sich selbst regierte, so fand man, es schicke sich schlechterdings nicht, daſs der Feldherr irgend einen Schritt von Wichtigkeit ohne ausdrücklichen Befehl vom Hofe sollte unternehmen dürfen. Er erhielt also, auf seine Anfrage, den Befehl zu einem Treffen gerade zu der Zeit, da die Gelegenheit es mit Vortheil zu liefern vorüber war; er muſste sich ostwärts ziehen, wenn die gegenwärtige Lage ihn westwärts rief, oder einen Posten verlassen, da die Umstände unumgänglich erfoderten ihn zu besetzen. Auſser diesem wuſste man ihm so viele andre Hindernisse in den Weg zu legen, daſs der Heldenmuth eines Alexanders darüber hätte ermüden mögen. Bald fehlte es ihm an Truppen, bald an Geld, bald an Proviant, bald an Kriegsvorrath, bald an allem. Gleichwohl überwand er alle diese Schwierigkeiten durch die Hülfsmittel, die er in seinem Genie und in seiner Ruhmbegierde fand, und er war im Begriffe, durch einen entscheidenden Streich den Krieg auf die rühmlichste Weise zu Ende zu bringen, als er die Nachricht erhielt — daſs der Friede geschlossen sey.

Wenn die Bedingungen dieses Friedens dem König Azor wenig Ehre brachten, so muſste man doch gestehen, daſs sie seinen Ministern desto vortheilhafter waren; denn jede Bedingung wurde ihnen mit hundert tausend Unzen Silbers bezahlt. Scheschian verlor zwar dadurch eine seiner besten Provinzen; aber die schöne Alabanda gewann einen diamantnen Gürtel, der eine kleine Provinz werth war. Azor hatte den Vortheil, mit der Geografie seines Reichs so wenig bekannt zu seyn, daſs er nichts verloren zu haben glaubte. Man versicherte ihn, die Provinz, die er abtrat, koste mehr zu erhalten als sie werth sey; und alle Hofbonzen und Hofpoeten wurden dazu gedungen, die uneigennützige Groſsmuth des Königs und sein väterliches Mitleiden mit seinem Volke in die Wette zu preisen, und zu einer Heldentugend zu erheben, welche die Thaten der gröſsten Eroberer verfinstre.

Nach diesen Proben von eurem guten König Azor zu urtheilen, sprach der Sultan, ist das gelindeste was man von ihm sagen kann, daſs er zu einem sehr schwachen Herzen einen noch schwächern Kopf gehabt haben müsse. Ich meines Orts gestehe, daſs ein Fürst, der seinen Nahmen zu den Übelthaten seiner Lieblinge herleiht, ein verächtliches Geschöpf in meinen Augen ist; und ich sehe gar nicht, warum man ihm die Ehre erweisen soll, ihn gut zu nennen, wenn seine Völker bey aller seiner Güte sich nicht besser befinden, als sie thun würden, wenn er ein Tyrann wäre.

Sire, erwiederte die schöne Nurmahal, erlauben Sie mir zu sagen, daſs Sie ein wenig zu strenge mit dem guten König Azor verfahren. Er war wirklich einer der liebenswürdigsten Prinzen seiner Zeit. Es mangelte ihm weder an Geist noch an Geschmack, und man hat eine Menge kleiner Anekdoten von ihm, welche das edelste und gütigste Herz beweisen. Eine unglückliche Erziehung —

Um Vergebung, Madam, fiel ihr der Sultan in die Rede: ich wollte nicht gern, daſs man den Fürsten diese Entschuldigung gelten lieſse. Die Erziehung der Personen, die zum Throne geboren werden, ist selten so gut als es zu wünschen wäre; und nach Ihrem Grundsatze hätten immer fünf und neunzig von hundert meines gleichen ein Privilegium, so übel zu regieren, als es ihren Weibern, ihren Bedienten und dem Zufalle belieben möchte. Soll ich euch sagen, wie ich selbst erzogen worden bin? Beym Barte des Profeten! wenn jemahls ein Sultan berechtiget war keinen Menschenverstand zu haben, so bin ich's. Weil wir hier unter uns sind, so will ich mir doch das Vergnügen machen, euch ein oder zwey Kapitel aus der Geschichte meiner Jugend zu erzählen.

Mein Oheim Schach-Baham — Friede sey mit seinem Staube! — vertraute meine

Erziehung einem seiner Verschnittenen an, unter dessen Aufsicht ein gewisser Fakir, der löblichen Gewohnheit zu Folge, mich so gelehrt machen sollte, als Schach-Baham glaubte, daſs der Sohn des jüngern Bruders eines regierenden Sultans zu seyn nöthig habe. Ich erinnere mich noch so lebhaft als ob es erst heute geschehen wäre, wie vergnügt der gute Oheim Baham war, als ich es in der Mathematik und Fysik so weit gebracht hatte, den Mechanismus der bewundernswürdigen Erfindung seines Freundes des Königs Strauſs, den fliegenden Drachen, mit Hülfe einer Menge fürchterlicher Kunstwörter, von denen er nichts verstand, erklären zu können. Er beschenkte mich in der Freude seines Herzens mit einer zierlich ausgeschnittenen papiernen Gans in rosenfarbnem Domino, von seiner eigenen Arbeit, auſser einem groſsen Korb voll Zuckerwerk, den ich, so bald es möglich war zu entwischen, zu den Füſsen meiner kleinen Mätresse, einer jungen Sklavin der Sultanin meiner Tante, niederlegte. Im übrigen war die Theorie des papiernen Drachen der höchste Gipfel, den ich damahls in der Erkenntniſs der Natur- und Kunst-Lehre erstieg; denn der Fakir Salamalek, mein verdienstvoller Lehrer, war aufrichtig genug, zu gestehen, die Erforschung der Natur sey keine Sache für einen Mann wie er. Aber dafür wuſste er sich desto mehr mit meiner Stärke in der Geschichte. Ich zählte alle Morgenländische Könige von Schjan-Ben-Schjan, der einige tausend Jahre vor Sultan Adam, dem ersten Menschen, regierte, bis auf den glorwürdigen Schach-Baham, meinen Oheim, an den Fingern her; ich nannte die Nahmen aller Frauen und Beyschläferinnen des Profeten Salomon, und wuſste eine Menge schöner Historien von Königen, die in allem was sie unternahmen überaus glücklich gewesen waren, weil sie schöne Moskeen gebaut, und schöne Stiftungen zum Unterhalt frommer Derwischen, welche Tag und Nacht nichts zu thun hatten als den Koran zu lesen, gestiftet hatten. Nach diesem Theile meiner Gelehrsamkeit könnt ihr euch vorstellen, was für eine Moral und Staatswissenschaft das war, was mir der ehrliche Salamalek unter diesem Titel beyzubringen suchte. Die arme Seele! Das muſs ich ihm nachrühmen: er lieſs sichs so angelegen seyn, daſs ihm oft der Schweiſs in groſsen Tropfen auf der Stirne hing. Denn die Geister aller Einwohner von Indostan bis ins tausendste Glied würden als Ankläger gegen mich aufstehen, sagte er, wenn ich diesen wichtigsten Theil der Erziehung eines Prinzen, der dem Throne so nahe ist, vernachlässigte. Seine Absicht war gut, wie ihr sehet; und wenn seine Begriffe nicht eben so gut waren, lag die Schuld an ihm? Warum hatte Schach-Baham einen Fakir bestellt, seinen Bruderssohn Moral und Politik zu lehren? — Nach Salamaleks Meinung war der gröſste und beste aller Sultanen derjenige, der seine fünf Gebete und seine gesetzmäſsigen Waschungen mit der pünktlichsten Genauigkeit verrichtete, sich alle Tage seines Lebens vom Wein enthielt, die meisten Derwischereyen stiftete, und wenigstens den zehnten Theil seiner Einkünfte unter die Armen austheilte. Er hatte keinen andern Begriff von der Wohlthätigkeit eines Fürsten; und wenn man ihn über diesen Artikel predigen hörte, so hatte ein König nichts zu thun, als seine arbeitsamen Unterthanen zu Bettlern zu machen, um den müſsigen gute Tage zu verschaffen; eine Methode, die er vermuthlich deſswegen so vortrefflich fand, weil auf diese Weise Betteley und Reichthum unaufhörlich zirkulieren, und es einem Fürsten nie an Mitteln und Gelegenheit zur Wohlthätigkeit fehlen kann, ohne daſs es ihm die kleinste Mühe kostet. Diesen feinen Begriffen zu Folge war mein Fakir ein erklärter Feind des Luxus, und behauptete in vollkommnem Ernste: daſs es einem Staat unendliche Mahl besser wäre, wenn die Hälfte der Nazion ihre Tage auf Unkosten der andern mit Müſsiggehen zubrächte, als mit den verderblichen Künsten, welche die Üppigkeit beförderten. Die ganze Politik des ehrlichen Mannes war von diesem Schlage. Der gerechteste und gottgefälligste Krieg, sagte er, ist ein Krieg, den man unternimmt, die Feinde des Profeten zu vertilgen, und das Islamische Gesetz auf Erden auszubreiten; und er nannte mir verschiedene Prinzen, welche sichtbarlich gestraft worden wären, weil sie Juden, Christen, Gebern und Banianen in ihre Staaten aufgenommen, und einem jeden Freyheit gelassen hätten, das höchste Wesen nach seiner eigenen Überzeugung zu verehren. Die Filosofie und die schönen Künste verachtete er als eitles Spielwerk und profane Erfindungen der alten Heiden; und er schalt mit vielem Eifer auf die Üppigkeit der Abassiden, 2) durch deren sträfliche Neugier und verkehrten Geschmack diese Gräuel sich unter die Rechtgläubigen eingeschlichen hätten. Wer den Koran und die Auslegungen der zwölf Imans wohl inne hat, pflegte er zu sagen, der allein ist ein wahrer Weiser! Alle diese

---

2) Vermuthlich sind die Kalifen Harun Al Raschid und sein Sohn Almamon hier gemeint, unter welchen, wie bekannt ist, die Griechischen Wissenschaften und Künste in das Saracenische Reich verpflanzt wurden.

Anmerk. des Lat. Übers.

Theorien der Sittenlehre und Staatswissenschaft, welche man auf die Natur zu gründen vorgiebt, sind Blendwerke der bösen Geister, und verdammt sey derjenige, (rief er mit glühenden Wangen und feurigen Augen) der die Seelen der Muselmannen mit diesem Gift ansteckt! Er pflegte oft mit Entzücken von Amru Ben Alas, dem Feldherrn des Kalifen Omar, zu sprechen, der die berühmte Büchersammlung zu Alexandria zum Einheitzen in die öffentlichen Bäder hatte vertheilen lassen, weil, wie er meinte, alle diese Bücher zu nichts besserm taugten, falls nichts darin enthalten wäre als was man im Koran kürzer und besser gegeben fände, und des Feuers schuldig wären, wofern sie etwas andres enthielten als der Koran. Das waren goldne Zeiten! rief er mit einer andächtigen Verzerrung seines plumpen Gesichts. Das waren die Zeiten, wo die Angelegenheiten des Islamismus blühten! wo die Ungläubigen unter unsre Füſse getreten wurden, und das Gesetz des Profeten sich mit einer wunderthätigen Schnelligkeit über den Erdboden ausbreitete! — Urtheilet aus diesen Proben, fuhr der Sultan fort, ob mein Fakir seine Schuldigkeit besser hätte thun können, wenn ihm mein Oheim Baham aufgetragen hätte, mich zu einem Fakir zu bilden! Glücklicher Weise für mich (und für Indostan, denke ich) war unter den Sklaven, die mir zur Bedienung gegeben waren, ein junger Cyprier, der Genie und Erziehung hatte, und die Begriffe und Maximen meines Fakirs, die ihm äuſserst ungereimt vorkamen, auf eine so feine Art zu verspotten wuſste, daſs es ihm sehr wenig Mühe kostete, die Spuren auszulöschen, die sie vielleicht in meinem Gemüthe hätten lassen können. Da er überdieſs die Geschicklichkeit und den guten Willen hatte, mir in meinen kleinen Liebesnöthen Dienste zu thun, so bemächtigte er sich meines Vertrauens in einem so hohen Grade, daſs ich ihn wie die Hälfte meiner Seele liebte. Wir spielten dem alten Verschnittenen und dem weisen Fakir tausend Streiche, auf deren Erfindung und Ausführung wir uns nicht wenig einbildeten. Gleichwohl konnten wir es nicht so fein machen, daſs wir nicht dann und wann über der That ertappt und mit groſser Feierlichkeit bey dem Sultan verklagt worden wären. Aber Schach-Baham, wiewohl er den Eifer meiner Vorgesetzten lobte, konnte doch selten dahin gebracht werden, unsern jugendlichen Muthwillen züchtigen zu lassen. Er lachte gemeiniglich so herzlich über die Erzählung, die ihm der Fakir in einem kläglichen Ton und mit tragischen Geberden davon machte, daſs er sich die Seiten mit beiden Händen halten muſste; und am Ende muſste sich der ehrliche Fakir mit seinem gewöhnlichen Sprichworte, Jugend hat nicht Tugend, zufrieden stellen lassen. Ich erinnere mich noch ganz wohl, pflegte er mit einer schlauen Miene hinzu zu setzen, daſs ich es in Gebals Alter nicht besser machte. Ich war immer ein loser Vogel; der Fakir, mein Hofmeister, Gott tröste seine Seele! hatte seine liebe Noth mit mir, und die Kammerjungfern der Sultanin meiner Mutter konnten nicht genug auf ihrer Hut seyn. Gebal ist ein aufgeweckter Kopf; er wird wohl klug werden, wenn er ausgetobt hat, — und was dergleichen Sprüche mehr waren, an welchen der gute Oheim niemahls Mangel hatte. — Was dünkt Ihnen nun von meiner Erziehung, Madam? Finden Sie nicht, daſs ich unter den Händen eines alten mürrischen Negers, eines Fakirs der mir so gute Grundsätze beybrachte, eines leichtfertigen jungen Cypriers, etlicher muthwilliger Kammermädchen, und eines Oheims wie Sultan Baham, vortrefflich vorbereitet werden muſste, dem Thron von Indien Ehre zu machen?

Sire, sagte Nurmahal lächelnd, wenn es mir erlaubt ist, meine Meinung so frey zu sagen, so glaube ich, daſs gerade diese Umstände sich vortrefflich zusammen schickten, einen Genie wie der Ihrige war, zu entwickeln. Wenn es wahr ist, daſs lebhafte junge Leute gemeiniglich einen unwiderstehlichen Trieb in sich finden, immer das Widerspiel von dem was ihre Hofmeister sagen zu thun, wie konnte man Ihnen einen schicklichern Hofmeister wünschen, als den Fakir Salamalek? Die artigen Kammermädchen der Sultanin waren schlechterdings unentbehrlich, die Federn Ihrer Einbildungskraft spielen zu machen, und eine sehr nachtheilige Stagnazion Ihres Herzens, die bey einer so pedantischen Erziehung zu besorgen war, zu verhüten. Der junge Cyprier mag wohl vielleicht der strengen Sittenlehre Ihres Fakirs das Gegengewicht zuweilen mehr als nöthig war gehalten haben; aber wenn er Ihnen auch zu nichts gedient hätte, als den Unterricht dieses albernen Mentors unschädlich zu machen, so war das schon sehr viel. Allein ich bin gewiſs, daſs er Ihnen einen noch wichtigern Dienst erwies. Seine Spöttereyen über die Grundsätze des Fakirs kamen Ihrer eigenen Vernunft zu Hülfe, und befestigten Sie auf die natürlichste Weise von der Welt in den entgegen gesetzten; und es kann nicht fehlen, man hat ein groſses gewonnen, um klug zu werden, wenn man über die Thorheit lachen gelernt hat. Überdieſs muſste das Beyspiel Schach-Bahams und seiner drey Vorgänger — —

O, was dieſs betrifft, Madam, fiel ihr der Sultan lachend ins Wort, da haben Sie Recht!

Drey oder vier solche Vorgänger sind eine unvergleichliche Schule für einen Nachfolger, der sie in ihrem gehörigen Lichte zu betrachten weiſs. — Aber genug für heute von Königen und Staatsangelegenheiten; ich bin lange nicht so aufgelegt gewesen zu vergessen, daſs ich die Ehre habe Sultan zu seyn. Schicken Sie mir etliche von Ihren Odaliken, Nurmahal; ich will versuchen, ob ich mich nicht eben so gut in den Schlaf singen lassen kann, als der alte Weiſsbart, von dem uns Danischmend letzthin so wunderreiche Dinge vorleierte.

9.

Die kleine Ergetzlichkeit, welche sich Schach-Gebal mit den Odaliken seiner Favoritin zu machen geruhet hatte, leistete mehr als er davon erwartete. Anstatt ihn einzuschläfern, gelang es einer von diesen jungen Nymfen, seine schlafsüchtige Einbildungskraft zu erwekken, und ihm eine Art von einem Mittelding zwischen Leidenschaft und Geschmack einzuflöſsen, wovon Anfang, Mittel und Ende, nach der Berechnung des Filosofen Danischmend, drey Tage, ein und zwanzig Stunden und sechzehn Minuten dauerte.

Wenn die kürzesten Narrheiten die besten sind, so muſs man zur Ehre dieses Sultans sagen, daſs er in diesem Stücke nicht unwürdig war, ein Muster aller Herren seines Standes, welche nicht selbst Muster sind, zu seyn. Doch, um seiner Weisheit nicht zu viel zu schmeicheln, — die Wahrheit von der Sache war, daſs die kleine Sängerin weder genug Geist, noch der Sultan Begierden genug hatte, seinem Geschmack für sie eine längere Dauer zu geben. Er fand sich also nach wenigen Tagen geneigt, die Versammlungen seiner kleinen Akademie, welche durch diese Abwechselung von Zeitvertreib unterbrochen worden war, wieder zu erneuern; und die Erzählung der Geschichte des Königs Azor wurde, auf seinen Befehl, von der gefälligen Nurmahal folgender Maſsen fortgesetzt.

Wenn der Sultan Azor eine Handlung von echter königlicher Groſsmuth zu thun glaubte, indem er seinen Feinden gerade in dem Augenblicke, wo sich das Glück für seine Waffen zu entscheiden anfing, nicht nur Friede, sondern noch eine von seinen besten Provinzen dazu schenkte: so kann man doch nicht in Abrede seyn, daſs die Begierde, seiner geliebten Alabanda (einer Eroberung, die ihn für den Verlust von zwanzig Provinzen schadlos gehalten hätte) desto ungestörter zu genieſsen, die wahre wiewohl geheime Triebfeder seiner Groſsmuth war. Wenigstens bewies der Gebrauch, den man von einem so theuer erkauften Frieden machte, daſs die Vortheile seines Volkes schwerlich dabey in Betrachtung gezogen worden waren. Denn man dachte weder daran, das Reich auf künftige Fälle in bessere Verfassung zu setzen, noch die Provinzen wieder herzustellen, die durch den Krieg entvölkert und verwüstet worden waren. Azor theilte die Geschäfte der Regierung unter einige Geschöpfe der schönen Alabanda, welche ihn beredeten, daſs er selbst regiere, indem er von dieser Zaubrerin und ihren Mitschuldigen unumschränkt regiert wurde. Prächtige Feste und immer abwechselnde Lustbarkeiten, über deren Erfindung sich alle witzige Köpfe von Scheschian elendiglich erschöpften, verschlangen unermeſsliche Summen, wovon der zehente Theil hinlänglich gewesen wäre, die zerstörten Städte wieder aufzubauen, und jedes traurige Denkmahl der Verwüstung in den Gegenden, welche der Schauplatz des Krieges gewesen waren, auszulöschen. Zehen tausend in die äuſserste Noth herunter gebrachte Familien hätten durch die Unkosten einer einzigen Geburtsfeier wieder glücklich gemacht, und in eine dem gemeinen Wesen nützliche Thätigkeit gesetzt werden können: aber weil sich niemand fand, der dem Sultan einen solchen Vorschlag gethan hätte, — weil die schöne Alabanda weit über die Schwachheit erhaben war, irgend einen neuen Triumf ihrer grenzenlosen Eitelkeit dem Mitleiden oder der Wollust Gutes zu thun aufzuopfern; wie hätte Azor, bey aller seiner natürlichen Gutherzigkeit, auf einen solchen Gedanken verfallen sollen? — Er, der keinen Begriff von dem innern Zustande seines Reiches, keine Fertigkeit über irgend etwas als über die unmittelbaren Gegenstände seines Vergnügens zu denken, und am allerwenigsten den mindesten anschauenden Begriff von dem Elend hatte, welchem abzuhelfen sein groſser Beruf war! Er hätte in einer unkennbaren Verkleidung, allein, oder nur von einem oder zwey rechtschaffenen Männern begleitet, sich von den prächtigen Straſsen, die zu seinen Lustschlössern führten, entfernen, und in die entlegneren Theile seines Reichs, in die Hütten der Landleute oder unter die Trümmern kleiner Städte, deren blühender Stand in muthloses Elend verwandelt war, sich hinein wagen müssen, um die Unglücklichen kennen zu lernen, die nach seiner Hülfe seufzeten. Wie unendlich viel Gutes würde eine einzige solche Reise seinen Völkern gethan haben! Aber — —

Mirza, sagte Schach-Gebal in einem plötzlichen Anstoſs von empfindsamer Laune zu seinem Günstlinge, vergiſs nicht, dich morgen früh mit Pferden für mich, dich selbst und Danischmenden an der westlichen Pforte des Gartens bereit zu halten. Wir müssen eine solche Lustreise mit einander machen.

Aber mit euerm Leben sollt ihr mir alle drey für das Geheimniſs stehen! — Weiter, Nurmahal!

Sire, der gute Sultan Azor lieſs sich nichts von einer solchen Lustreise träumen, wie diejenige, wozu Ihre Majestät Sich mit einem so rühmlichen Feuer entschlossen haben. Wenn er reisete, so geschah es in Begleitung seines ganzen Hofstaats, und mit einem Pomp, der das Bild des triumfierenden Heerzuges eines Weltbezwingers darstellte. Der Aufwand einer einzigen solchen Reise verzehrte die jährlichen Einkünfte einer ganzen Provinz: und da eine verderbliche alte Gewohnheit 1) die Landleute nöthigte, die Kamele, Pferde, und Wagen unentgeldlich herzugeben, welche das Gepäcke des Königs und seines Gefolges fortzuschaffen erfodert wurden; so

---

1) Die meisten alten Gewohnheiten sind verderblich, bloſs weil sie alte Gewohnheiten sind. Sie mochten zu ihrer Zeit, unter gewissen Umständen, gut oder doch zu rechtfertigen seyn; aber diese Umstände haben aufgehört, und die Gewohnheit, welche dennoch fortdauert, wird schädlich. Daher ist überhaupt nichts so albern als das gewöhnliche Geschrey der Dummköpfe über Neuerungen.

Anm. eines Ungenannten.

that dieser einzige Umstand den Gegenden, durch welche der Zug ging, einen beynahe eben so empfindlichen Schaden als ein feindlicher Überfall. Im übrigen vergaſsen die immer wachsamen Günstlinge des Sultans und seiner Gebieterin nicht, dafür zu sorgen, daſs die königlichen Augen nirgends durch den Anblick des Mangels, der Nacktheit und des Elends beleidigt werden möchten. Die Mirza's, durch deren Gebiete die Reise ging, stellten, um sich dem Hofe gefällig zu machen, lange zuvor Zurüstungen an, ihren Oberherrn auf eine glänzende Art zu empfangen, oder ihn im Vorübergehen mit dem Anblick ländlicher Feste und Scenen von Fröhlichkeit zu ergetzen, welche dem guten Fürsten die betrügliche Freude machten, die geringsten seiner Unterthanen für glücklich zu halten.

Bald fange ich an Mitleiden mit euerm Azor zu haben, sagte Schach-Gebal. Ein König muſs ein Gott seyn, oder er muſs betrogen werden, wenn alle seine Leute die Abrede mit einander genommen haben, ihn zu betrügen.

Bey allem diesem, fuhr Nurmahal fort, hatte Scheschian, im Ganzen betrachtet, mehr als jemahls das Ansehen eines in seiner vollen Blüthe stehenden Reiches. Die Natur hatte seine meisten Provinzen mit ihren reichsten Gaben überschüttet. Fleiſs und Handlung belebte die gröſsern Städte, und die Künste stiegen zum Gipfel der Vollkommenheit hinan. Alabanda trat nicht bloſs in die Fuſsstapfen der schönen Lili; sie war zu stolz eine bloſse Nachahmerin zu seyn, sie wollte die Ehre haben zu erschaffen.

Da sie gewohnt war den Sultan auf die Jagd zu begleiten, so geschah es einsmahls, daſs sie sich mit ihm in eine von diesen wilden Gegenden verirrte, welche die Natur so gänzlich verwahrloset hat, daſs nichts als der magische Stab einer Fee mächtig genug scheint, sie zur Schönheit umzubilden. Welch eine Gegend, rief Alabanda mit einer Art von Entzücken aus, um einen Gedanken darin auszuführen, der die Regierung meines Sultans auf ewig glänzend und unnachahmlich machen würde! Welch eine Gegend, um sie zu einem Sitze der Liebesgötter, zu einem Inbegriff aller Bezauberungen der Sinne und der Einbildung umzuschaffen! — Azor sah die Zaubrerin Alabanda mit Erstaunen an: aber er war selbst zu sehr ein Freund des Wunderbaren; und wenn er es auch weniger gewesen wäre, so liebte er die schöne Alabanda viel zu zärtlich, um ihre angenehmen Gedanken durch Einwürfe zu unterbrechen. Er überlieſs ihr also die Ausführung eines Einfalls, der an Ausschweifung vielleicht niemahls seines gleichen gehabt hat. In wenigen Tagen war sie mit ihrem Entwurfe fertig, und itzt wurden Millionen Hände aufgeboten ihn auszuführen. Seit den Zeiten der stolzen Könige von Ninive und Memfis hatte man kein ähnliches Werk unternehmen gesehen. Doch was waren die Ägyptischen Pyramiden, oder die Mauern des alten Babylon gegen die Schöpfung der Göttin Alabanda? Gebirge wurden geebnet; unersteigliche Felsen hier gesprengt, dort zu Palästen, kleinen Tempeln, Grotten und reitzenden Einsiedeleyen, oder zu groſsen stufenweise sich erhebenden Terrassen ausgehauen, und in Gärten, Alleen, Blumenstücke und Lustwäldchen verwandelt. Entlegene Flüsse wurden in diese aus dem Nichts hervorgehende Zauberwelt geleitet, und durch erstaunliche Wasserkünste gezwungen, die Gärten und Haine, welche Alabanda in die Luft gepflanzt hatte, mit springenden Brunnen und Wasserfällen, unter tausendfachen Gestalten und Verwandlungen, zu beleben. Mitten unter allen diesen mannigfaltigen Schöpfungen erhob sich ein wahrer Feenpalast; Marmor, Jaspis und Porfyr waren die geringsten Materien, woraus er zusammen gesetzt war; und alle Manufakturen von Indien, Sina und Japan wurden zu seiner Ausschmückung erschöpft. Die Gärten, die ihn umgaben, prangten mit den schönsten Gewächsen des ganzen Erdbodens, welche mit so guter Ordnung ausgetheilt waren, daſs man mit jeder höhern Terrasse, die man bestieg, sich in ein anderes Klima versetzt glaubte. Die schönsten und seltensten Vögel aller Welttheile bewohnten diesen wundervollen Ort, den sie mit ihren mannigfaltigen Stimmen und mit natürlichen oder gelernten Gesängen belebten. Und in der Mitte einer unzähligen Menge kleiner Lustwälder, über welche dieses Zauberschloſs herrschte, beherbergte ein künstlicher Ocean alle Arten von Wassergeschöpfen; ein groſser See, dessen über Marmor rollende Wellen man oft mit einer Flotte von kleinen vergoldeten Schiffen bedeckt sah, welche an Zierlichkeit und schimmernder Ausschmückung dasjenige zurück lieſsen, worin Kleopatra den Herrn der einen Hälfte der Welt zum ersten Mahle bezauberte. Die Beschreibung, welche Alabanda von den Wundern dieses nach ihrem Nahmen genannten Ortes verfertigen lieſs, machte etliche groſse Bände aus, und die billigste Berechnung alles dessen, was diese Wunder gekostet hatten, überstieg zweymahl die jährlichen Einkünfte des ganzen Scheschianischen Reiches; welches in der That eine ungeheure Summe war. Unzählige Fremde wurden durch die Neugier herbey gezogen, sie zu sehen; aber der Vortheil, den das Land von ihnen zog, war nur ein geringer Ersatz des vielfältigen Schadens, den es durch die Ausschweifungen der schönen Alabanda erlitten hatte. Eine unendliche Menge von Landleuten war dem Feldbau entrissen worden, um als Tagelöhner an der Beschleunigung eines Werkes zu arbeiten, welches ihr ungeduldiger Stolz unter ihren Blicken wachsen sehen wollte. Etliche Provinzen befanden sich dadurch in Unordnung und Mangel versetzt; der Preis der Lebensmittel stieg übermäſsig; der öffentliche Schatz war erschöpft, die Einnahme des folgenden Jahres beträchtlich vermindert, und das Reich mit einer ungeheuern Schuld beladen, wovon der gröſste Theil fremde Länder bereicherte; weil der ekle Geschmack der launenhaften Alabanda nichts Einheimisches schön genug fand, ungeachtet alle Künste in Scheschian blüheten.

Zum Unglück für die Nazion war diese Favoritin kaum mit Ausführung eines solchen Werkes fertig, als ihre unerschöpfliche Einbildungskraft schon über der Idee eines andern brütete, welches, durch die grenzenlose Gefälligkeit ihres Liebhabers, eben so schnell und mit eben so wenig Rücksicht auf die Umstände des Staats zur Wirklichkeit gebracht wurde. Schon im zweyten Sommer, den sie mit dem

Könige zu Alabanda zubrachte, bemerkte sie, daſs die Gebäude zu weitläufig, die Gärten zu verworren und überladen, und mit Einem Worte das Ganze eine Art von Karrikatur sey, wo die Natur von der Kunst verschlungen werde, und das ermüdete Auge in einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit sich verliere. Dieser weisen Beobachtung zu Folge wurde in einer der anmuthigsten Gegenden des ganzen Reichs ein andrer Lustsitz angelegt, in dessen kleinerem Umfange die schöne Alabanda, mit Hülfe einiger poetischen Köpfe des Hofes, bemüht war, die Natur über alle mühsamen Bestrebungen der Kunst triumfieren zu lassen. Die Natur zeigte sich da mit allen ihren eigenthümlichen Reitzungen, in dem leichten Gewand einer Nymfe, oder in der reitzenden Unordnung einer Schönen, die von ihrem Liebhaber überrascht zu werden hofft. Man konnte sich wirklich keinen angenehmern Ort träumen lassen; aber es kostete so viel, der schönen Natur diesen Sieg über ihre Nebenbuhlerin zu verschaffen, daſs man sich genöthigt sah einen Vorwand zu ersinnen, um die Unterthanen mit einer neuen Steuer zu belegen. Auf solche Weise wurde Scheschian nach und nach mit den herrlichsten Denkmählern der üppigen Erfindsamkeit dieser Favoritin angefüllt. Die Unternehmer dieser Werke und einige Künstler, welche weniger wegen ihres vorzüglichen Talents als durch Empfehlungen und Hofränke angestellt wurden, fanden unstreitig ihre Rechnung dabey. Etliche Poeten, die um den zehnten Theil der Einkünfte eines Hofküchenschreibers gedungen waren, über alles, was der Hof that oder gethan haben wollte, Oden zu machen, posaunten und leierten von Wundern und goldenen Zeiten. Aber die Provinzen sanken zusehens in einen kläglichen Stand von Entkräftung und Verfall herab, und die Nazion hatte sehr groſse Hoffnung, in kurzem einem Virtuoso zu gleichen, der, durch einen kleinen Verstoſs gegen die Rechenkunst, in einem sehr zierlichen neu gebauten Palaste, mitten unter einer herrlichen Sammlung von Gemählden, Statuen und Alterthümern — verhungert.

Nurmahal hielt bey diesem Absatz ein wenig ein, weil sie gewahr wurde, daſs der Sultan in Gedanken vertieft schien; als dieser sich auf einmahl mit einer auffahrenden Bewegung an Danischmenden wandte. Glaubst du nicht, Danischmend, fragte ihn Schach-Gebal, daſs die Sultanen meine Mitbrüder sehr vieles, was sie thun, unterlassen würden, wenn sie einen Freund hätten, der ehrlich genug wäre, ihnen die Wahrheit zu sagen?

Vielleicht, antwortete Danischmend mit einem kaum merklichen Achselzucken. — Vielleicht auch nicht, — murmelte er hinten nach.

Und warum nicht? fragte der Sultan.

Sire, sagte der Filosof, wollen Ihre Majestät schlechterdings, daſs ich Ihnen die Wahrheit sagen soll?

Das bedurfte, nach der Anmerkung die ich eben machte, keiner Frage, ſprach der Sultan.

„So sage ich, daſs wenigstens Drey gegen Eins zu wetten ist, daſs die meisten Sultanen weder mehr noch weniger thun würden als ihnen beliebt, wenn sie gleich den Konfucius oder Zoroaster selbst zum Freunde hätten. Denn, — gesetzt, zum Exempel, der König Azor hätte einen solchen Freund gehabt, so wäre es allezeit darauf angekommen, ob dieser den rechten Augenblick zu seiner Vorstellung gewählt hätte. Denn der geringste Umstand, ein kleiner Nebel, es sey nun in der Luft oder im Gehirne Seiner Hoheit, oder eine kleine Blähung in dem Magen Seiner Hoheit, ein kurzer Wortstreit, den Sie kurz zuvor mit Ihrer Mätresse gehabt, ein

Traum oder sonst eine Kleinigkeit, die Ihrer Schlummer beunruhigte, die schlimme Laun Ihres Affen, oder die Unpäſslichkeit eines Ihre groſsen Hunde, — ein einziger von tausend Umständen von dieser Wichtigkeit wäre hinlänglich gewesen, die Wirkung der besten Vorstellung zu vernichten. Doch, gesetzt der Freund hätte den günstigen Augenblick ergriffen: wie leicht konnte es ihm, bey aller Redlichkeit seiner Absicht, in dem entscheidenden Moment an der Geschicklichkeit, oder an dem Glücke fehlen, seiner Vorstellung die rechte Wendung zu geben! Wie leicht hätte ein einziges Wort, das ihm entschlüpft wäre, alles wieder verderben können, was zwanzig glückliche Vorstellungen gut gemacht hatten! Und dennoch, setzen wir abermahl, es sey ihm gelungen den verlangten Eindruck auf seinen Herrn zu machen: wie bald wär' es geschehen gewesen, daſs dieser Eindruck, eine Viertelstunde darauf, durch eine Gegenvorstellung eines andern wohl meinenden Dieners, — oder durch einen einzigen Blick, im Nothfalle durch ein einziges kleines erkünsteltes Thränchen einer geliebten Alabanda, wieder ausgelöscht worden wäre! — Ich stelle mir zum Beyspiele vor, die schöne Alabanda träte gerade zur nehmlichen Zeit in das Kabinet ihres Sultans, da der vorbesagte

Freund es verlassen hätte; der Freund, dem wir Muth und Eifer genug leihen wollen, gegen irgend eine neue kostbare Grille, wovon die Fantasie der schönen Favoritin kürzlich entbunden worden, im Nahmen des gemeinen Besten Vorstellungen zu thun.

„Ich komme, (sagt sie mit einem Ausdruck von Vergnügen, der über ihr ganzes Gesicht einen glänzenden Reitz verbreitet) ich komme Ihrer Majestät einige Zeichnungen vorzulegen, und zu vernehmen, welche davon Ihren Beyfall hat, um zum Modell des neuen Amfitheaters, wovon wir neulich sprachen, genommen zu werden."

Lassen Sie sehen, Madam, sagt der Sultan mit einem Frost, den er ihr und sich selbst gern verbergen möchte.

„Sie sind wirklich alle schön; aber wie finden Sie diese? Ich gestehe, daſs ich sie vorziehen würde, wenn ich zu wählen hätte. Man kann nichts gröſseres, nichts prächtigeres denken. Die Ausführung würde der Zeiten Ihrer Majestät würdig seyn, welche durch so viele unnachahmliche Werke ein Wunder des spätesten Weltalters bleiben werden."

Aber, meine liebste Sultanin —

(Hier heftet Alabanda einen aufmerksamen Blick, vermischt mit einem kleinen Zusatz von Erstaunen, auf den Sultan.)

Ich habe Mühe —

„Was fehlt Ihnen, mein liebster Sultan? Sie sehen nicht völlig so aufgeheitert aus als Sie mich diesen Morgen verlieſsen.“

Ich kann es nicht von mir erhalten, Ihnen meine Ungeneigtheit zu etwas, das Ihnen Vergnügen macht, zu erkennen zu geben; und doch —

„Ich verstehe Sie nicht, Sire; erklären Sie Sich. Kann ich unglücklich genug seyn etwas zu wünschen, das Ihnen unangenehm ist?“

Ungütige Alabanda! würde ich wohl einen Augenblick anstehen, die ganze Welt zu Ihren Füſsen zu legen, wenn ich Herr davon wäre?

„Vergeben Sie meiner Zärtlichkeit den Anfang eines schüchternen Zweifels,“ ruft die Dame mit einer liebkosenden Stimme, und mit einem von diesen Zauberblicken, deren Wirkung ein Liebhaber in allen Atomen seines Wesens fühlt, — indem sie ihre schönen Hände sanft auf seine Schultern drückt.

Der Sultan — wir wollen ihn, mit Ihrer Majestät Erlaubniſs, so tapfer seyn lassen als nur immer möglich ist — macht eine Bewegung, als ob er sich ihren Liebkosungen, aus einem Gefühl sie nicht zu verdienen, entziehen wolle, sieht sie unschlüssig an, und arbeitet mit einiger Verlegenheit endlich ein zweytes Aber heraus — „Aber, meine Schönste, wie viel meinen Sie wird die Ausführung dieses Entwurfs kosten?“

„Eine Kleinigkeit, Sire; zwey oder höchstens drey Millionen Unzen Silbers.“ 2)

Man versichert mich, daſs die Ausführung des geringsten Plans ungleich höher zu stehen kommen würde; und ich gestehe Ihnen, daſs

---

2) Man kann aus Mangel zuverlässiger Nachrichten nicht für gewiſs sagen, ob die Scheschianer das Geld nach Unzen Silbers, wie die Sinesen, berechnet, oder ob sie sich goldner und silberner Münzen bedient haben. Wenigstens finden sich, unsers Wissens keine Scheschianischen Münzen in irgend einem Europäischen Münzkabinette. Vermuthlich aber hat der Sinesische Übersetzer, um seinen Landsleuten verständlich zu seyn, die Scheschianische Art das Geld zu berechnen, auf die Sinesische reduciert; und wir haben es dabey gelassen, weil es wirklich in Berechnungen die bequemste unter allen ist.

Anmerk. des Latein. Übers.

verschiedene dringende Bedürfniſse meiner Provinzen — —

„Dringende Bedürfniſse? — ruft die Dame in einem traurigen und erstaunten Tone. Ists möglich, daſs jemand so übel gesinnt seyn kann, die Ruhe meines geliebten Sultans mit so ungetreuen Berichten zu vergiften? Alle Provinzen Ihres groſsen Reiches sind glücklich, und haben keinen andern Wunsch als ewig von dem besten der Könige beherrschet zu bleiben. Und gesetzt der Staat hätte auſserordentliche Bedürfniſse; können Sie zweifeln, daſs Ihre Schatzkammer nicht reich genug sey, sie zu bestreiten, ohne daſs man vonnöthen habe, an einer kleinen Summe zu sparen, die zum Vergnügen Ihrer Majestät und zur Verschönerung der Hauptstadt Ihres Reichs angewendet werden soll?“

Aber, — liebste Alabanda, wie viele Tausende könnte ich mit dieser Kleinigkeit, wenn Sie ja etliche Millionen eine Kleinigkeit nennen wollen, glücklich machen?

„Vergeben Sie mir, liebster Sultan — aber ich kann mich kaum von meinem Erstaunen erhohlen. Es giebt, wie ich sehe, Leute, die sich kein Bedenken machen Ihre Gütigkeit zu miſsbrauchen. Wer kann Ihnen gesagt haben, daſs ein König Millionen verschwenden müsse, um müſsige Bettler oder bettelhafte Müſsiggänger glücklich zu machen? Doch ich merke wohl was unter der Decke liegt: nicht die Unkosten, nur die Verwendung derselben ist gewissen Leuten anstöſsig. Es mag seyn! Wir wollen das Amfitheater fahren lassen. Ein schönes Stift für ein paar hundert blaue Bonzen — —"

Wir wollen gar nicht bauen, Alabanda!

„Ich bin sehr unglücklich, heute nichts sagen zu können, das den Beyfall Ihrer Majestät zu erhalten würdig wäre."

Wie reitzbar Sie sind, Alabanda!

„Nicht reitzbar, aber gerührt, da mir auf einmahl ein trauriges Licht aufgeht. Ach Azor! wozu diese Verstellung? wozu diese Umschweife? Warum entdecken Sie mir nicht lieber auf einmahl mein ganzes Unglück?"

Sie setzen mich in Erstaunen, Alabanda: wo nehmen Sie diese Einfälle her, meine Schönste?

„Wie kalt! Wär' es Ihnen möglich so wenig bey der Angst, die Sie in meinen Augen lesen, zu empfinden, wenn meine Besorgnisse nicht allzu wohl gegründet wären? Ach Azor! — "

(Hier läſst sie sich in eine trostlose Lage auf den Sofa fallen) „Ach! ich bin das elendeste unter allen Geschöpfen! Ich habe Ihr Herz verloren. Eine andre glücklichere —“ Hier verliert sie ihre Stimme, Thränen rollen aus ihren schmachtenden Augen, ihr schöner Busen athmet schwer und pocht in verdoppelten Schlägen. Der bestürzte, gerührte, allzu schwache Azor vergiſst auf einmahl alle Vorstellungen und Berechnungen seines Freundes; er sieht nichts als seine Alabanda in Thränen. Er eilt mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Welche Vorstellungen, welche Berechnungen sollten gegen diese Blicke, diese Thränen, diesen Busen aushalten können? Er wirft sich zu ihren Füſsen, sagt und thut alles was ein schwärmender Liebhaber sagen und thun kann, um eine zweifelnde Geliebte zu beruhigen. Nun sind nicht nur sechs, sechs hundert Millionen sind itzt eine Kleinigkeit in seinen Augen — Kurz, die angenehmste Aussöhnung erfolgt (nach keiner längern Weigerung, als die Dame nöthig glaubt um den Werth davon zu erhöhen) auf diesen kleinen Sturm; Alabanda befestiget sich in dem Herzen des zärtlichen Sultans; das Amfitheater wird gebaut, und der arme Freund (nach einer eben so langen Weigerung auf Seiten seines königlichen Freundes) wie billig aufgeopfert, um die Thränen zu rächen, welche durch seine Schuld die schönsten Augen der Welt trübe gemacht haben."

Was sagen Sie zu diesem neuen Talent unsers Freundes Danischmend? fragte Schach-Gebal die schöne Nurmahal mit einem angenommenen Erstaunen. — In der That, erwiederte sie, er hat keine unfeine Gabe, Komödien aus dem Stegreiſe zu spielen; und wenn mir erlaubt wäre einen Vorschlag zu thun, so wär' es, ihn anstatt zum Oberaufſeher über die Derwischen, zum Oberaufſeher über die Schauspiele in Dely zu machen.

Es kann beides sehr wohl mit einander gehen, erwiederte der Sultan: man muſs die Talente des Mannes nicht unbenützt lassen; er mag es sich selbst beymessen, wenn man viel von ihm fodert. Aber in ganzem Ernste, Danischmend, die Erzählung von den Ausschweifungen, wozu die Prinzessin Alabanda euern armen Azor verleitete, hat mich auf einen Gedanken gebracht, der, wie ich hoffe, den Beyfall deiner Filoſofie erhalten wird. Mir ſiel ein, daſs ich meinen Unterthanen ein beträchtliches Geschenk machen könnte, wenn ich drey oder vier meiner entbehrlichsten Lustschlösser niederreiſsen, und die ungeheuern Gärten, Lustwälder und Jagdbezirke, die dazu gehören, zum Anbauen unter sie austheilen lieſse.

Sire, sagte Danischmend mit lachenden Augen, (denn er hatte bey aller seiner Filosofie zu viel Lebensart, um dem Trieb zum Lachen, der ihn anwandelte, freyen Lauf zu lassen) der bloſse Gedanke würde dem Herzen Ihrer Majestät unendlich viel Ehre machen, wenn er auch unausgeführt bliebe; welches —

Nein, nein, fiel ihm der Sultan ins Wort, das soll er nicht! Er soll ausgeführt werden; denn was nützt ein Gedanke, der eine bloſse Spekulazion bleibt? Ich bekümmere mich wenig darum, ob er mir viel oder wenig Ehre macht: aber ich liebe meine Unterthanen; ich stelle mir die Freude vor, die ich einigen tausend Haushaltungen dadurch machen könnte, und, ich bekenne euch meine Schwachheit aufrichtig, ich kann dieser Vorstellung nicht widerstehen.

Liebenswürdige Schwachheit! rief die schöne Nurmahal, indem sie eine von den Händen Seiner Majestät an ihre Lippen drückte.

Die Frage ist nur, fuhr der Sultan fort, welche von den vielen, aus denen ich wählen kann, aufgeopfert werden sollen? In der That ist keines, das nicht seine eigenen Schönheiten hat. — Doch, das werden wir heute nicht ausmachen. Gute Nacht, meine Kinder! — Danischmend, die erste Komödie, die in meiner Gegenwart aufgeführt wird, soll von deiner Erfindung seyn!

Der junge Mirza, welcher den Auftrag hatte, sich morgen mit Anbruch des Tages bereit zu halten, um den Sultan auf seiner geheimen Reise zu begleiten, brachte diese Nacht bey einer kleinen Mätresse zu, die er in einem sehr artigen kleinen Hause in einer von den Vorstädten von Dely unterhielt. Hier wurde ihm die Zeit so kurz, daſs er erst einzuschlafen anfing, als er wieder hätte erwachen sollen. Kurz, er vergaſs den Auftrag des Sultans so gänzlich, als ob niemahls die Rede davon gewesen wäre; und es war glücklich für ihn, daſs sich der Sultan eben so wenig daran erinnerte. In der That pflegte Se. Hoheit so viele Einfälle dieser Art zu haben, daſs es lächerlich gewesen wäre, Ernst daraus machen zu wollen. Gleichwohl würde der letzte Einfall, mit dem er einschlief, Folgen gehabt haben, wenn Schach-Gebal mit sich selbst und mit seinen geheimen Rathgebern hätte einig werden können, auf welche von seinen Lustschlössern das Verdammungsurtheil fallen sollte. Man sprach so lange von der Sache, bis man endlich nichts mehr zu sagen hatte, und da hörte man auf davon zu sprechen. Alles blieb wie zuvor; Schach-Gebal hatte nichts desto weniger das Vergnügen, seinem Herzen mit der groſsmüthigen Freygebigkeit Ehre zu machen, die er in Gedanken ausgeübt hatte.

10.

Die erfindsame Fantasie und die verschwenderische Gemüthsart der schönen Alabanda (fuhr Nurmahal fort) würde allein schon hinlänglich gewesen seyn, die Einkünfte des Scheschianischen Reiches, so hoch sie sich auch beliefen, zu erschöpfen. Aber die obersten Staatsbedienten, die Finanzaufseher, und das ganze zahlreiche Geschlecht der Günstlinge (denn jeder Günstling hat wieder die seinigen) verschlangen zur nehmlichen Zeit so beträchtliche Summen, daſs selbst die Verdoppelung der ehmahligen Abgaben (welche von den Zeiten des Krieges her, gegen das königliche Wort, noch immer fortdauerte) zu Bestreitung eines so ungeheuern Aufwandes unzulänglich war. Man sah sich also gezwungen, unter allerley Vorwand alle Jahre neue Auflagen zu machen. Und da die Regierung um nichts weniger besorgt war, als den arbeitsamen und nützlichen, das ist, den armen Theil der Nazion, der dadurch am meisten gedrückt wurde, durch die nöthige Aufmunterung und Unterstützung in den Stand zu setzen, so viel von seinem Erwerbe abzugeben: so muſsten die Folgen einer so unweisen Staatswirthschaft in wenigen Jahren merklich genug seyn, um jeden, der nur einiger Maſsen das Ganze zu übersehen fähig war, mit schwermüthigen Ahnungen von dem nahen Untergange des Staates zu erfüllen.

Was diejenigen, denen das gemeine Wohl zu Herzen ging, am empfindlichsten beleidigte, war die Gleichgültigkeit des Hofes bey solchen Zufällen, wodurch ganze Provinzen in den kläglichsten Nothstand gesetzt wurden. In einigen richtete, zum Exempel, das Austreten gewisser Flüsse von Zeit zu Zeit die schrecklichsten Verwüstungen an. In andern hatte der Miſswachs, aus Mangel gehöriger Vorsorge und Polizey, Hunger und Seuchen veranlaſst, wodurch ganze Gegenden zum Grabe ihrer elenden Bewohner wurden. Die Hälfte der Unkosten, welche man während dieser öffentlichen Noth auf die gewöhnlichen und auf auſserordentliche Hoflustbarkeiten verwendete, wäre hinlänglich gewesen, allem diesem Elende zuvorzukommen; 1) einem Elende, dessen

---

1) Dieses Zuvorkommen ist ein Wort von wichtiger Bedeutung, welches wir den Groſsen zu gelegentlichem Nachdenken bestens empfehlen. „Wenn sie (sagt unser göttlicher Konfucius) solchen Übeln, die sich durch menschliche Klugheit nicht vorher sehen lassen, mit Hülfe entgegen eilen, so bald sie

bloſsen Anblick die verzärtelten Sinne und die wollüstige Einbildungskraft des Sultans und seiner Gebieterin nicht eine Minute lang zu ertragen fähig gewesen wären. Aber weder Azor noch Alabanda wuſsten, daſs diese hundert tausend Unzen Silbers, die an einem einzigen Feste in muthwilliger Üppigkeit verschwendet wurden, den Werth des Brotes ausmachten, welches an eben diesem Tage zweymahl hundert tausend Familien hätte sättigen sollen, wenn es nicht mit einer unmenschlichen Hartherzigkeit diesen von Arbeit, Kummer und Dürftigkeit entkräfteten Menschen, und ihren vor Hunger weinenden

---

von dem Daseyn derselben benachrichtiget sind: so ist dieſs in solchen Fallen alles was man von ihnen fodern kann. Aber es giebt eine Menge unglücklicher Zufälle, welche sich errathen lassen, und Übel, welche man mit Gewiſsheit vorher sagen kann, weil sie die nothwendigen Folgen unsrer eigenen Begehungen oder Unterlassungen sind. Diesen erst alsdann abzuhelfen suchen, wenn sie den gröſsten Theil ihrer schädlichen Wirkungen schon gethan haben, ist das Betragen einer unweisen Obrigkeit. Es ist die Schuldigkeit unsrer Obern, solchen Übeln zuvorzukommen; und eben darin liegt eine von den wesentlichsten Ursachen, warum man Obrigkeiten vonnöthen hat."

Anmerk. des Sines. Übers.

Kindern, aus dem Munde gerissen worden wäre, um von demjenigen, der sich ihren allgemeinen Vater nennen lieſs, in Sardanapalischen Gastmählern verzehrt, und unter die Genossen und Werkzeuge seiner tyrannischen Ausschweifungen vertheilt zu wrden.

Dieſs ist ein so abscheulicher Gedanke, rief Schach-Gebal, daſs ich lieber heute noch in die Kutte eines Derwischen kriechen, oder, wie ein gewisser König, sieben Jahre lang ein Ochse seyn und Gras fressen, als länger Sultan bleiben wollte, wenn ich Ursache hätte zu glauben, daſs ich mich in diesem Falle befinden könnte.

Nach einer so nachdrucksvollen Erklärung würde es nicht nur sehr unhöflich, sondern wirklich grausam gewesen seyn, dem guten Sultan zu entdecken, daſs er sich schon oft in diesem Falle befunden habe. Man versicherte ihn also einhellig des Gegentheils, mit dem gebührenden Dank für diese abermahlige Probe seiner Menschlichkeit, und Nurmahal fuhr fort.

Der gute König Azor war weit entfernt, den elenden Zustand seiner Provinzen auch nur von ferne zu argwohnen. Seine Visire hatten die sorgfältigsten Maſsregeln genommen, daſs die Klagen des Volkes nicht zu seinen Ohren dringen konnten. Er sah sich von lauter glücklichen oder glücklich scheinenden Leuten umgeben. Seine Hauptstadt stellte einen Inbegriff der Pracht und der Reichthümer der ganzen Welt, die umliegenden Gegenden ein Land der Bezauberungen, und selbst die Hütten des Landvolkes das Bild des Überflusses und der Freude dar. Ströme von Gold und Silber flossen aus allen Provinzen seines Reichs der Hauptstadt zu; aber, anstatt in tausend schlängelnden Bächen wieder zurückzukehren, und durch einen regelmäſsigen Umlauf alle Gliedmaſsen des groſsen Staatskörpers in lebhafter Munterkeit zu erhalten, verloren sie sich dort in einer unzähligen Menge kleiner durch einander laufender Kanäle, oder stürzten sich in bodenlose Schlünde, oder verdünsteten in die Luft. Der gröſste Theil von dem, was ehmahls der Reichthum der Nazion gewesen war, zirkulierte itzt unter einer kleinen Anzahl, bey welcher es so schnell im Kreise herum getrieben wurde, so oft und auf so mannigfaltige Art seine Form ändern muſste, daſs die Masse selbst durch eine unmerkliche Abnahme sich zuletzt auf eine sehr merkliche Weise vermindert befand. Aber lange zuvor, ehe man sich entschlieſsen konnte es gewahr zu werden, fiel der schlechte Zustand des

Reichs einem jeden in die Augen, welcher Gelegenheit hatte es von einem Ende zum andern zu durchreisen. Die Gröſse des Elendes der Provinzen verhielt sich wie ihre Entfernung von der Hauptstadt. Hunger und Nacktheit nahm mit jeder Tagreise zu; mit jedem neuen Morgen zeigte sich das Land schlechter angebaut, weniger bevölkert, weniger gesittet, und mehr mit Zeichen des Mangels und der Unterdrückung angefüllt; bis man endlich nichts als ungeheure Wüsten vor sich sah, von welchen der Sultan keinen andern Vortheil bezog, als die Hoffnung, einen auswärtigen Feind durch ihren bloſsen Anblick abzuschrecken, oder ihn wenigstens unfehlbar durch Hunger aufzureiben, eh' es ihm möglich wäre ins Innere des Reichs einzudringen.

Um das Unglück von Scheschian vollständig zu machen, spielten die abgöttischen Priester dieses Landes zu Azors Zeiten eine Art von tragikomischem Possenspiele, welches einen äuſserst nachtheiligen Einfluſs auf den Geist, die Sitten und die äuſserlichen Umstände der Nazion hatte.

Bey diesen Worten wachte die Aufmerksamkeit des Sultans, welche beynahe eingeschlummert war, auf einmahl auf; er stützte sich auf den linken Arm, und sah der schönen

Nurmahal mit allen Zeichen der ungeduldigen Erwartung ins Gesicht.

Ihre Hoheit werden Sich nicht betrogen ſinden, sagte die Dame, wenn Sie Begebenheiten erwarten, welche auch dann noch überraschen, wenn man sich auf das Auſserordentlichste gefaſst gemacht hat.

Ich erwarte nichts andres, sagte der Sultan: und eben deſswegen bin ich so begierig mehr davon zu wissen, daſs ich voraus sehe, eure Erzählung wird mich dieſsmahl um den Schlaf bringen, den sie mir befördern sollte. Ich habe die blauen Bonzen nicht überhört, deren die Dame Alabanda in ihrer Unterredung mit dem guten Manne Azor erwähnte. Ich wollte Danischmenden nicht aus dem Zusammenhange bringen; aber itzt, da ihr selbst auf diesen Gegenstand kommt, hoffe ich genauer mit diesen wackern Leuten bekannt zu werden.

Das einzige warum ich Ihre Hoheit vorher bitten muſs, versetzte Nurmahal, ist, daſs es mir erlaubt werde, mein Amt bey dieser Erzählung an Danischmenden zu überlassen, welchen die Stärke, die er in diesem Theile der alten Geschichte besitzt, fähig macht, Ihre Neubegierde auf die vollkommenste Weise zu befriedigen.

Von Herzen gern, sagte der Sultan: und, was noch mehr ist, er soll die Erlaubniſs haben, so umständlich zu seyn als es ihm beliebt; denn ich erwarte Begebenheiten, wovon auch die kleinsten Züge einem denkenden Kopfe nicht gleichgültig sind.

Danischmend hatte keine Ursachen anzuführen, welche hinlänglich gewesen wären, die Ablehnung dieses Auftrags zu rechtfertigen. Er unterzog sich also demselben mit guter Art, und, nach einer kleinen Pause, ſing er seine Erzählung folgender Maſsen an.

Wiewohl, nach meinem Begriffe, die schlechteste Regierungsform und die schlechteste Religion immer besser ist als gar keine: so gestehe ich doch so willig als irgend jemand, daſs eine Nazion, wie groſs auch ihre Vortheile in andern Stücken seyn möchten, unmöglich zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit sich erheben könne, wenn sie das Unglück hat, einer ungereimten Verfassung oder einer unvernünftigen Religion unterworfen zu seyn. Das letzte war der Fall, worin sich die Einwohner von Scheschian seit undenklichen Zeiten befanden. Die Verblendung dieses Volkes über eine Sache von solcher Wichtigkeit würde allen Glauben übersteigen, wenn uns die Geschichte der Welt, in ältern und neuern Zeiten, nicht so viele abgöttische Völker bekannt machte, welche sich eben so handgreiflich haben hintergehen lassen als die Scheschianer. Die alten Ägypter stellen uns hierin ein Beyspiel dar, welches alle andere überflüssig macht. Das Erstaunen bindet uns die Zunge, und die Gedanken stehen still, wenn wir hören, daſs ein so weises Volk fähig war, Affen, Katzen, Kälbern, Krokodillen und Meerzwiebeln, mit allen Verzückungen einer fanatischen Ehrfurcht, als göttlichen Wesen, oder wenigstens als sichtbaren Bildern göttlicher Wesen zu begegnen. 2) Ich weiſs nicht, ob etwas demüthigender für die Menschheit seyn

---

2) Der Indische Verfasser spricht hier der herrschenden Meinung gemäſs, nach welcher man sich ich weiſs nicht welchen seltsamen Begriff von der Weisheit der Ägypter macht, weil dieses Volk (wenn man das Sinesische ausnimmt *) das erste war, welches Gesetze, Religion und Sitten hatte. In dieser Voraussetzung hat man freylich Ursache sich zu wundern, wie eine so weise Nazion so unweise habe seyn können. Aber würde es nicht einer natürlichern Art zu schlieſsen gemäſs seyn, wenn wir sagten: ein Volk, welches fähig war, Kälber, Affen und Krokodille anzubeten, u. s. w. war kein weises, sondern ein sehr albernes Volk. Freylich

kann, als die Gewiſsheit, worin wir sind, daſs nichts so Unsinniges und Lächerliches erträumt werden kann, welches nicht zu

---

hörte dann die Gelegenheit sich zu wundern auf; und viele Leute finden ein so groſses Behagen daran, wenn sie den Mund aufreiſsen und sich wundern können.

Anmerk. des Sines. Übersetz.

*) Hier betrügt vielleicht den ehrlichen Hiang-Fu-Tse sein Patriotismus ein wenig. Die Sineser haben (wie uns ein groſser Kenner der Ägyptischen Alterthümer bewiesen hat) eben sowohl wie die Griechen ihre Polizey und Wissenschaften Ägyptischen Kolonien oder auf Abenteuer ausgehenden Wanderern dieser Nazion zu danken gehabt.

Anmerk. des Lat. Übers.

Die gröſsten Kenner der Ägyptischen Alterthümer wissen, im Grunde, bey aller ihrer Belesenheit und Scharfſinnigkeit nicht viel mehr davon als andere. Ihre Hypothesen sind daher auch eben der Hinfälligkeit unterworfen, welche von jeher das Schicksal der wissenschaftlichen Hypothesen gewesen ist. Vor wenigen Jahren bewies man uns, daſs die Sineser von den Ägyptern abstammeten: nun hat uns Herr v. P. bewiesen, „daſs weder diese von jenen, noch irgend einer Zeit oder auf irgend einem Theile des Erdenrundes von einer beträchtlichen Anzahl von Menschen für wahr, ernsthaft und ehrwürdig wäre angesehen worden. Das schlimmste ist, daſs wir selbst, bey aller Verachtung, womit wir fremde Thorheiten anzusehen gewohnt sind, groſse Ursache haben zu glauben, daſs wir an ihrem Platze nicht weiser gewesen seyn würden. Erziehung, Beyspiel, Gewohnheit und Nazionalstolz würden sich bey uns so gut als bey jenen vereiniget haben, unsre Vernunft zu fesseln, und dasjenige was wir itzt, mit so gutem Grunde, Unsinn nennen, zum Gegenstand unsrer wärmsten Verehrung zu erheben. Gleich den Ägyptern würden wir das Unvermögen, uns irgend einen gesunden Begriff davon zu machen, ein heiliges Dunkel genannt haben, in welches sterblichen Augen nicht erlaubt sey einzudringen. 3) Kurz, in den Zeiten der alten Beherr-

jene von diesen abstammen;" und so gewinnen wir doch so viel dabey, zu wissen, daſs wir nichts von der Sache wissen; und dieſs ist, nach dem Urtheil des weisen Sokrates, immer viel gewonnen.

3) Danischmend scheint hier die berühmte Inschrift vor Augen gehabt zu haben, welche zu Sais im Tempel der Isis gelesen wurde: „Ich bin alles was ist, was war und was seyn wird; und mei-

scher des Nils, zu Memfis oder Pelusium geboren, würden wir, gern oder ungern, Katzen, Krokodille und Meerzwiebeln angebetet haben so gut als jene; und dieſs zu eben der Zeit, da uns nichts so widersinnig gedäucht hätte, als einen Mohren, in demuthsvoller Stellung und mit allen Zeichen eines andächtigen Vertrauens in seinen Gesichtsmuskeln, einen Elefantenzahn oder das Horn eines Ziegenbocks in seiner Noth anrufen zu sehen. 4)

---

nen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt." In diesem Falle hat er Unrecht gehabt, nicht zu empfinden, daſs uns diese Inschrift von der unermeſslichen Gröſse und der majestätischen Unbegreiflichkeit der Natur das erhabenste Bild giebt, das jemahls in der Seele eines Sterblichen entworfen worden ist.

4) Von der Wahrheit des seltsamen Aberglaubens, den die Mohren mit ihren Fetischen oder Schutzgöttern treiben, kann sich, wer daran zweifeln sollte, aus der Allgemeinen Geschichte der Reisen, und aus der gelehrten Abhandlung *du Culte des Dieux fetiches*, überzeugen. Übrigens können wir diese Reflexion des Filosofen Danischmend nicht ohne eine Anmerkung lassen. Der Satz, daſs keine Nazion an dem Platz und in den Umständen welches andern Volkes man will, viel klüger als die-

Dieser kleine Eingang, Sire, hat mir nöthig geschienen, unser Urtheil über den

ses andere Volk seyn würde, scheint seine unzweifelhafte Richtigkeit zu haben: und wenn man keinen andern Gebrauch davon macht, als den unbescheidenen Stolz einiger Völker auf Vorzüge, welche nichts weniger als das Werk ihrer eignen Weisheit sind, dadurch zu demüthigen, und sie empfinden zu machen, wie sehr eine gegenseitige Duldung, auch aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, in der natürlichen Billigkeit gegründet sey; so scheint er unter die Wahrheiten zu gehören, an welche es nützlich ist die Menschen zuweilen zu erinnern. Allein es ist in unsern Tagen gewöhnlich worden, von eben diesem Satze, mittelst gewisser Wendungen, einen sehr schlimmen Gebrauch zu machen. Man hat daraus folgern wollen, die verschiedenen Völker hätten keine andre als subjektive Gründe ihres verschiedenen Glaubens, und alle Religionen könnten daher als gleichgültig angesehen werden, oder es schicke sich für keinen weisen Mann, sich für irgend eine Religion mehr zu interessieren, als in so weit es die Gesetze seines Landes und seine übrige Konvenienz erforderten. Diese verderblichen Grundsätze, welche beynahe zu allen Zeiten die Religion eines groſsen Theils der Weltleute ausgemacht haben, sind indessen nichts weniger als nothwendige Folgen aus der Reflexion des weisen Danischmend. Eine Religion aus allen kann nichts desto weniger, aus innerlichen sowohl

Aberglauben der Scheschianer zu mildern, und, in Betrachtung der Schwachheiten der

als äuſserlichen überzeugenden Beweisgründen, die wahre seyn, oder unbetrügliche Kennzeichen eines göttlichen Ursprungs haben: und da wir Christen mit dem gröſsten Grade der Gewiſsheit behaupten können, daſs unsre Religion wirklich die einzige sey, welche mit allen diesen Kennzeichen versehen ist; so sind wir nicht nur wohl berechtiget, sondern schlechterdings verbunden, alle übrigen, in so weit sie der unsrigen entgegen stehen, für irrig und verwerflich zu erklären. Die Betrachtung, daſs wir, zum Beyspiel in den Umständen der alten Ägypter, oder unsrer eigenen abgöttischen Vorfahren, eben so abgöttisch und abergläubisch als sie gewesen seyn würden, kann und soll also, vernünftiger Weise, zu nichts anderm dienen, als eines Theils uns Mitleiden mit den Gebrechen der Menschheit und Nachsicht gegen die Irrenden und Verführten einzuflöſsen; andern Theils uns zu Gemüthe zu führen, daſs wir es nicht den Vorzügen unsers Verstandes, sondern bloſs der göttlichen Güte beyzumessen haben, daſs wir so glücklich sind, eine reinere Erkenntniſs des höchsten Wesens und (wie der Heil. Paul sagt) einen vernünftigen Gottesdienst vor so vielen andern Völkern des Erdkreises zu besitzen.

Anmerk. des Latein. Übers.

menschlichen Natur, uns zu einer Nachsicht zu vermögen, ohne welche wenige Erdbewohner ihren Anspruch auf den Titel vernünftiger Wesen behaupten könnten.

Herr Danischmend, sagte der Sultan, was geschehen ist, ist geschehen; wir wollen es dabey bewenden lassen; wiewohl ihr euch, alles wohl überlegt, diese Dissertazion hättet ersparen können. Denn am Ende haben wir doch nichts weiter daraus gelernt, als daſs alle Köpfe unter dem Monde zu Zeiten ein wenig mondsüchtig sind, und daſs keine Krähe der andern die Augen aushacken soll, wie König Dagobert sagte. Also nichts mehr hiervon, und zur Sache!

Diesem Befehl zu Folge fuhr der Doktor also fort — —

Der Herausgeber an die Leser.

Lücken, geneigte Leser, sind in allen Arten der menschlichen Kenntnisse, besonders in Geschichts-Erzählungen, eine allzu gewöhnliche Sache, als daſs es euch befremden sollte, hier in der Erzählung des so genannten Filosofen Danischmend eine Lücke, und zwar, wie wir nicht bergen, eine beträchtliche Lücke zu finden.

Diese Lücke ist nicht etwann von der Art derjenigen, welche von den Gelehrten *Hiatus in Manuscriptis* genannt zu werden pflegen. Die Handschrift, aus welcher wir die Geschichte von Scheschian gezogen haben, liegt vollständig vor uns, und es kam bloſs auf uns an, ob wir sie so vollständig, als der Lateinische Übersetzer sie geliefert, mittheilen wollten oder nicht.

Vielleicht betrügen wir die Neugierde vieler Leser gerade da, wo sie am wenigsten geneigt sind, es uns zu vergeben. Und wirklich hätten wir kein Bedenken tragen sollen, die Geschichte der Religion des alten Scheschians, und der Veränderungen welche sich unter einigen Königen mit ihr zugetragen, der Welt ohne Lücken vorzulegen, wenn uns das Beyspiel des Lateinischen Übersetzers, und die Gründe, womit er sein Verfahren beschönigt hat, hinlänglich geschienen hätten, die Nachfolge desselben zu rechtfertigen.

Er behauptete nehmlich: „Die weisesten Männer wären von jeher der Meinung gewesen, daſs es einer von den wichtigsten Diensten, welche man der wahren Religion leisten könne, sey, wenn man dem Aberglauben und der Tartüfferey (ihren schädlichsten Feinden, weil sie die Maske ihrer Freunde tragen) diese Maske abziehe, und sie in ihrer natürlichen Ungestalt darstelle. Bloſs aus diesem Grunde hätten gelehrte und ehrwürdige Schriftsteller aus den ältern Zeiten des Christenthums, ein Laktanzius, ein Arnobius, ein Augustinus und andere, sich eine ernstliche Angelegenheit daraus gemacht, die Ausschweifungen und Betrügereyen der heidnischen Priesterschaft (sogar nicht ohne Gefahr durch Bekanntmachung der ärgerlichsten Gräuel schwachen Gemüthern anstöſsig zu werden) an das helleste Licht hervor zu ziehen. Sie hätten diese Gefahr als ein kleines, zufälliges und ungewisses Übel angesehen, welches gegen den groſsen

Nutzen, den sie der Gottseligkeit und der Tugend von jener Entlarvung der religiösen Betrügerey versprochen, in keine Betrachtung komme. Es ist wahr, (setzt er hinzu) Leser, welche mehr Witz als Unterscheidungskraft besitzen, könnten Ähnlichkeiten, und boshafte Leute Anspielungen zu finden glauben, wo keine sind; aber, wenn uns diese Besorgniſs aufhalten sollte, welche Geschichte würde man schreiben dürfen? Eine jede wohl geschriebene Geschichte kann, in einem gewissen Sinne, als eine Satire betrachtet werden; und ich fordere den Weisesten und Unschuldigsten unter allen Sterblichen heraus, uns ein aufrichtiges Gemählde der Gesetze, Sitten, Meinungen und Gebräuche, von welchem Lande in der Welt er will, und sollte es Kappadocia, Pontus, oder Mysia seyn, zu liefern, welches nicht voller Anspielungen zu seyn scheinen sollte.“

Diese und andre Gründe des Lateinischen Übersetzers hätten uns vielleicht zu einer andern Zeit überzeugen, und bewegen können seinem Beyspiele zu folgen. Aber in den Tagen, worin wir leben, kann die Behutsamkeit in Dingen dieser Art kaum zu weit getrieben werden. Der kleinste Anlaſs, den wir wissentlich dem Leichtsinn und Muthwillen unsrer Zeiten gegeben hätten, durch die schalkhaften Wendungen, die auch der mittelmäſsigste Witz in seiner Gewalt hat, unsrer Erzählung einen unechten Sinn anzudichten, würde in unsern Augen alle guten Eindrücke überwiegen, welche wir uns, ohne übertriebene Erwartungen zu hegen, von dieser Geschichte der Könige in Scheschian versprechen. Nichts ist in unsern Tagen überflüssiger als Feldzüge gegen Aberglauben und Tartüfferey. Es sind Zeiten gewesen, (kein Vernünftiger wird es läugnen) wo man sich durch Kämpfe mit diesen Feinden der Religion und der bürgerlichen Gesellschaft Verdienste machen konnte. Aber sie sind nicht mehr. Andre, in ihren Folgen ungleich mehr verderbliche Ausschweifungen, Geringschätzung der Religion und Ruchlosigkeit, gewinnen unvermerkt immer mehr Grund; die ehrwürdige Grundfeste der Ordnung und der Ruhe der menschlichen Gesellschaft wird untergraben, und unter dem Vorwande, einem Übel, welches gröſsten Theils eingebildet ist, zu steuern, arbeitet der zügellose Witz, in den Mantel der Filosofie eingehüllt, der menschlichen Natur ihre beste Stütze, und der Tugend ihre wirksamste Triebfeder zu entziehen. In einem solchen Zeitpunkte können diejenigen, welche es mit der Menschheit wohl meinen, nicht zu vorsichtig seyn; und bloſs aus dieser Betrachtung haben wir geglaubt, der Welt einen gröſsern Dienst durch die Unterdrückung der besondern Umstände der Religionsgeschichte von Scheschian als durch die Mittheilung derselben zu erweisen.

Damit aber gleichwohl der Zusammenhang des Ganzen nichts dadurch verliere, haben wir für nöthig gehalten, dem Leser einen Auszug aus der Erzählung des Filosofen Danischmend mitzutheilen, welcher ihn in den Stand setzen möge, von dem schlechten Zustande der alten Scheschianischen Verfassung über diesen Punkt, von den Verdiensten, welche sich der Sultan Ogul um sie erworben, und von dem Zwiespalt, der das Reich zu Azors Zeiten erschütterte, sich wenigstens einen allgemeinen Begriff zu machen.

Nach dem Beyspiele der Ägypter und andrer abgöttischen Völker, verehrten die Scheschianer einen Affen als den besondern Schutzgott ihrer Nazion; und, wie alle Asiatischen Länder, wimmelte Scheschian von Bonzen, deren hauptsächlichste Beschäftigung war, das verblendete Volk in der gröbsten Verfinsterung des natürlichen Lichtes, und in einem ihnen allein nützlichen Aberglauben zu unterhalten. Unter den verschiedenen Gattungen derselben, welche Danischmend schildert, begnügen wir uns, nur zweyer zu erwähnen, deren Institut uns Europäern unglaublich scheinen müſste, wenn wir nicht aus der Sammlung der so genannten *Lettres edifiantes*, und aus der Kompilazion des P. Dü Halde benachrichtiget wären, daſs sich wenigstens von der einen Gattung noch heutiges Tages eine zahlreiche Nachkommenschaft in der Tatarey und in Sina erhalten hat. Die ersten, sagt Danischmend, nannten sich Ya-faou, oder Nachahmer des Affen, und unterschieden sich von den übrigen Bonzen durch eine scheinbare Strenge, ein unreinliches Aussehen, eine groſse Fertigkeit sich in Begeisterung zu setzen, und eine Unwissenheit, welche nahe an die thierische grenzte. Wenn man den Feinden dieser Ya-faou glauben dürfte, so war kein Laster, welches sie unter dem Mantel von Sackleinwand, womit sie ihre Blöſse deckten, nicht ungestraft ausgeübt haben sollten. Man beschuldigte sie der Betrügerey, der Ränkesucht, der Unmäſsigkeit, und einer ungezähmten Lüsternheit nach dem Eigenthume der Scheschianer; Untugenden, welche sie, wie man sagte, unter einer Maske von Einfalt, Redlichkeit, und Verachtung der irdischen Dinge künstlich zu verbergen wuſsten. Sie nähren, sagte man, unter dem Scheine der tiefsten Demuth den unausstehlichsten Stolz; sie sind rachgierig und grausam bey dem Ansehen einer unüberwindlichen Sanftmuth, und allgemeine Feinde der Menschen mit der Miene der Unschuld und Gutherzigkeit. Diese Beschuldigungen sind zu hart, (fährt Danischmend fort) als daſs es billig wäre ihnen einen unbedingten Glauben beyzumessen. Aber dieſs ist unläugbar, daſs die Unnützlichkeit der Ya-faou der geringste Vorwurf war, der ihnen gemacht werden konnte. Sie hatten allem, was man Vernunft, Wissenschaft, Witz, Geschmack und Verfeinerung nennt, einen unversöhnlichen Krieg angekündiget; und ihren unermüdeten Bemühungen war es vornehmlich zuzuschreiben, daſs Scheschian in so vielen Jahrhunderten nicht die mindeste Bestrebung zeigte, sich aus dem Wust einer die Menschheit entehrenden Barbarey empor zu arbeiten. In Betrachtung der nachtheiligen Folgen einer solchen Thätigkeit, hätte man Ursache gehabt, sich ihnen noch verbunden zu achten, wenn sie sich hätten begnügen wollen, ganz und gar müſsig zu seyn. Gleichwohl war auch in diesem Falle die Last sie zu füttern keine Kleinigkeit. Denn man rechnete zu Sultan Azors Zeiten über zwölfmahl hundert tausend Ya - faou, und sie waren überhaupt Leute von vortrefflichem Appetit. — — Es ist etwas Unbegreifliches, daſs diese Nachahmer des Affen zu gleicher Zeit der Gegenstand der lebhaftesten Ehrfurcht und der öffentlichsten Verachtung waren. Man trug sich mit einer unendlichen Menge lächerlicher Erzählungen in Prose und Versen, worin man sich mit ihren Sitten und selbst mit ihrem Stande die gröſsten Freyheiten nahm; man sprach und schrieb und sang auf öffentlicher Straſse von ihnen als von dem verworfensten Auskehricht des menschlichen Geschlechtes; man beschuldigte sie ungescheut aller Übelthaten, wozu ihre herum schweifende Lebensart ihnen selbst Gelegenheit und ihren Feinden Vorwand gab. Kurz, derjenige würde lächerlich geworden seyn, der in guter Gesellschaft ihren Nahmen mit dem geringsten Zeichen von Achtung ausgesprochen hätte; und alles dieſs zu eben der Zeit, da noch eine Menge von Leuten den Staub für heilig ansahen, in welchen ein Ya-faou seine Füſse gesetzt hatte; da das gemeine Volk sich mit sklavischer Folgsamkeit in allen seinen Geschäften von ihnen regieren lieſs, und viele nichts angelegeneres hatten, als dafür zu sorgen, daſs alles, was von ihrem Vermögen nicht schon bey ihren Lebzeiten von diesen würdigen Leuten aufgegessen worden war, ihnen wenigstens nach ihrem Tode nicht entgehen möchte.

Ich kann nicht umhin, (fährt Danischmend fort) noch einer Gattung von privilegierten Müſsiggängern zu erwähnen, deren Institut, so seltsam es auch beym ersten Anblicke scheint, aus einem gewissen Gesichtspunkt betrachtet, etwas Gemeinnütziges hatte, wodurch es sich über die übrigen Gattungen der Ya-faou erhob. Man nannte sie scherzweise die Fruchtbringenden; allein sie selbst legten sich, wegen der Unabhänglichkeit, von welcher sie Profession machten, den stolzen Nahmen Kamfalu, Könige der Meinungen, bey. Ungeachtet ein altes Vorurtheil ihnen einen Theil der Vorrechte und des Ansehens der Ya-faou beylegte, so scheinen sie doch mehr eine Sekte von Freygeistern als wirkliche Bonzen gewesen zu seyn, und in ihren Grundsätzen sowohl als in ihrer Lebensart vieles mit den Cynikern der alten Griechen, mit den Anhängern des Lao-Kiun in Sina, und mit unsern Kalendern gemein gehabt zu haben. Sie lebten zwar auch auf Unkosten des Volkes wie die Ya-faou; aber sie bezahlten gleichsam dafür mit einer Menge kleiner Talente, wodurch sie sich angenehm und beynahe unentbehrlich zu machen wuſsten. Sie belustigten die Groſsen mit ihrem Witze, und sich selbst mit der Leichtgläubigkeit des Volkes. Die Freyheit, die ihnen ihr Orden gab über alles zu spotten, und ein unerschöpflicher Vorrath von muthwilligen Erzählungen und Anekdoten verschaffte ihnen Zutritt in der schönen Welt; und so groſs ist die Macht eines eingewurzelten Vorurtheils, daſs der Morgenbesuch eines Kamfalu bey einer schönen Frau als eine Sache die nichts zu bedeuten habe angesehen wurde. Aber die Kamfalu kannten den Werth ihrer Vorrechte zu gut, um sich allein auf die vornehme Welt einzuschränken: und wenn sie sich bey der Dame beliebt machten, indem sie ihrem Schooſshunde liebkoseten und über ihre Nebenbuhlerin lästerten; so schmeichelten sie sich bey der jungen Bäurin durch ein sympathetisches Mittel, sich der Treue ihres Mannes zu versichern, ein, oder indem sie ihr aus der Hand weissagten, daſs sie fünf- oder sechsmahl Wittwe zu werden Hoffnung habe. Sie waren im Besitz von einer Menge bewährter Hausmittel gegen alle Zufälle, welche Menschen und Vieh zustoſsen können; sie schlichteten die kleinen Streitigkeiten zwischen Eheleuten, Verwandten und Nachbarn; und es gab wenig Heirathen unter dem Volke, die nicht ein Kamfalu gestiftet hatte. Eine von den Regeln ihres Ordens, die keine Ausnahme zulieſs, war, kein Mitglied in denselben aufzunehmen, welches sich nicht durch eine fechtermäſsige Gestalt und eine blühende Gesundheit zu dieser Ehre legitimieren konnte. Aber was ihnen am meisten Ansehen und Vortheile verschaffte, war der Ruf, ein besonderes Geheimniſs wider die Unfruchtbarkeit zu besitzen. Man versichert, daſs in den Zeiten, da die aufs höchste gestiegenen Ausschweifungen ihre schädlichen Folgen zum Nachtheil der Bevölkerung am stärksten geäuſsert, die edelsten Geschlechter von Scheschian die Erhaltung ihres Stammes lediglich dem geheimen Mittel der Kamfalu zu danken gehabt hätten. Ein Verdienst, wodurch sie, nach dem Urtheile der Staatskundigen, sich ein so starkes Recht an die öffentliche Dankbarkeit erwarben, daſs selbst der groſse Sultan Tifan, da er alle Arten von herum schweifenden Bonzen gänzlich aufhob, die einzigen Fruchtbringenden, als Leute die dem Staate wichtige Dienste geleistet hätten, bey ihrem alten Vorrecht erhielt, auf Kosten ihrer freywilligen Wohlthäter müſsig zu gehen.

Ich finde, sagte Schach-Gebal, diese Achtung des Sultans Tifan für die Verdienste der Fruchtbringenden um so lobenswürdiger, da ich versichert bin, daſs die Erben, womit der Adel von Scheschian durch ihre Vermittelung versehen wurde, stärkere Sennen und frischeres Blut in die Familien brachten, und also tüchtig wurden, die Stammväter einer markigern Nachkommenschaft zu werden. Indessen sollte michs wundern, wenn die Ya-faou nicht aus dem nehmlichen Grunde einiges Recht an die Nachsicht des Königs Tifan gehabt hätten.

Sire, versetzte Danischmend, das herbe und abschreckende Aussehen, welches diese letztern sich gaben, scheint ihnen gröſsten Theils die Gelegenheit, sich um die höhern Klassen des Staats verdient zu machen, abgeschnitten zu haben. Vermuthlich fehlte es ihnen an gutem Willen nicht; aber da sie aus der feinen Welt gänzlich ausgeschlossen waren, sahen sie sich genöthiget, ihn bey den geringern Klassen gelten zu machen, wo ihr Beystand, wenigstens in Rücksicht auf den Staat, gänzlich in Verlust ging, folglich nichts Verdienstliches haben konnte.

Nachdem Danischmend von den verschiedenen Gattungen und Arten der Scheschianischen Bonzen, von ihren Grundsätzen, von ihrem Götzendienste, von ihrer vorgegebenen Zauberkunst, von dem Orakel der groſsen Pagode, und besonders von den Mitteln, wodurch sie sich eine beynah unumschränkte Gewalt über die Köpfe und über die Beutel der Scheschianer zu erwerben gewuſst, umständliche Nachricht gegeben; läſst er sich in eine weitläuftige, und für jeden andern als den Sultan Gebal tödtlich langweilige Erzählung gewisser Streitigkeiten ein, welche um sehr unerheblicher Dinge willen unter diesen Bonzen entstanden seyn, und durch die unvorsichtige Theilnehmung des Hofes an denselben Gelegenheit gegeben haben sollen, daſs die Nazion sich in verschiedene Parteyen zerspaltet, aus deren heftigem Zusammenstoſs endlich einer der wüthendsten Bürgerkriege, wovon man jemahls ein Beyspiel gesehen, entstanden sey. Der gänzliche Untergang des Staats würde unvermeidlich gewesen seyn, wenn nicht glücklicher Weise für dieses bethörte Volk Ogul-Kan dazwischen gekommen, und durch seine Eroberung die tobenden Bonzen genöthiget hätte ihrer Privathändel zu vergessen, um auf ihre gemeinschaftliche Erhaltung bedacht zu seyn.

Gut, (ruft hier Schach-Gebal aus) hier erwartete ich meinen guten Bruder Ogul-Kan.

Ich bin sehr begierig zu hören, was er zu den Streitigkeiten der Scheschianischen Bonzenschaft gesagt haben mag. Denn bey aller Achtung, die ich für seine übrigen Verdienste hege, wird er mir nicht übel nehmen, wenn ich mir ihn als einen sehr mittelmaſsigen Metafysiker vorstelle.

Sire, (versetzte Danischmend) der bloſse Menschenverstand, von welchem er sich in dieser Sache leiten lieſs, führte ihn sicherer, als die subtilste Dialektik vielleicht hätte thun können. Die Tatarische Horde, deren Anführer er war, hatte von ihren Voraltern eine sehr einfältige Religion geerbt. Sie kannten weder Tempel noch Priester. Sie verehrten einen unsichtbaren Herrn des Himmels, von welchem sie glaubten, daſs er die guten Menschen liebe und die bösen — nicht hasse, sondern besser mache. Sie hielten es für unrecht ein Bild von ihm machen zu wollen. Denn (sagten sie in ihrer Einfalt) wenn man auch den groſsen Berg Kantal selbst zu seinem Bilde aushauen wollte, so würde dieſs dennoch nur eine sehr kindische Vorstellung von der Gröſse eines Monarchen geben, der die Sonne in der einen Hand und den Mond in der andern hält. Diesem Begriffe zu Folge begnügten sie sich, in jedem Hause eine schwarze Tafel an der

Wand hängen zu haben, worauf mit goldnen Buchstaben geschrieben stand: Ehre sey dem Herrn des Himmels! Vor dieser Tafel pflegten sie täglich etwas Räuchwerk anzuzünden; sie baten dabey den Herrn des Himmels, daſs er sie an Leib und Seele gesund erhalten möchte; und hierin bestand ihr ganzer Gottesdienst. 5) Es war also nicht wohl anders möglich, als daſs sie die Religion von Scheschian zugleich mit Verachtung und mit Abscheu ansehen muſsten; und Ogul-Kan konnte mit allem seinem Ansehen nicht verhindern, daſs nicht in der ersten Hitze eine groſse Anzahl von Pagoden zerstört worden wäre. Dieser Prinz scheint zwar selbst kein Freund des Aberglaubens gewesen zu seyn; aber er war ein zu vernünftiger Mann, um zu fodern, daſs seine neuen Unterthanen auf einmahl eben so vernünftig seyn sollten wie er. Er wuſste, daſs die Gewalt eines Monarchen sich nicht über Gewissen und Einbildung erstreckt; er wuſste auch, wie gefährlich es ist, eine noch

---

5) Siehe den Auszug aus des Marko Polo Reisen in der Allgem. Hist. der Reisen, Th. VII. S. 472. Auch die Religion der Mantschuischen Tatarn kommt in der Hauptsache mit dieser überein. S. Dü Halde Beschr. des Sines. Reichs, Th. IV. S. 37.

unbefestigte Regierung mit Unternehmungen gegen die eingeführte Religion anzufangen. Er bezeigte sich also sehr billig, ja sogar günstig gegen die Priesterschaft von Scheschian; erklärte sich öffentlich, daſs er sie bey ihren Gerechtsamen und Vortheilen schützen und nichts gegen ihre Religion unternehmen wolle; und hielt was er versprochen hatte.

Kaum fingen die Bonzen wieder an, der Ruhe zu genieſsen, welche sie der Regierung dieses weisen und guten Königs zu danken hatten: so erinnerten sie sich auch ihrer ehmahligen Streitigkeiten wieder; und auf einmahl wurde wieder von allen Seiten zum Treffen geblasen. Aber hier hörte die Gefälligkeit des Sultans Ogul auf. Er lieſs ein Edikt ausgehen, worin einem jeden erlaubt wurde, seine Meinung über die Gegenstände des Streites mit Bescheidenheit bekannt zu machen; aber er verbot zugleich alle Bitterkeit, und alle Anzüglichkeit im Disputieren: und um seinem Verbot den gehörigen Nachdruck zu geben, setzte er die Strafe von zwey hundert Streichen auf die Fuſssohlen darauf, wenn sich jemand, wer es auch wäre, gelüsten lieſse, einen andern seiner Meinungen wegen zu schimpfen oder zu verdammen. „Meinungen über Dinge, welche ihren Besitzer zu keinem schlimmern Manne machen, sind weder Staatssachen noch

Verbrechen, sagte er: ich werde mich niemahls damit abgeben, sie zu untersuchen, und noch weniger mich bereden lassen, sie zu bestrafen. Gedanken und Träume 6) sollen in meinem

---

6) Wenn man von einem rohen Tatarischen Heerführer, wie Ogul-Kan war, Belesenheit vermuthen könnte, so sollte man glauben, daſs hier eine Anspielung auf den Tyrannen Dionysius von Syrakus wäre, der den Marsyas, einen seiner Staatsbedienten, hinrichten lieſs, weil diesem Marsyas geträumt hatte, er habe dem Tyrannen die Kehle abgeschnitten. Plutarch im Leben Dions, *Tom. V. p. 167. edit. Londin. de 1724.* Plutarch giebt zum Grunde dieses strengen Verfahrens an: Dionysius habe geglaubt, Marsyas würde schwerlich so gefährlich geträumt haben, wenn er nicht wachend mit dergleichen Gedanken umgegangen wäre; und Montesquieu findet diesen Grund (wenn der unbündige Schluſs, auf den er sich stützt, auch richtig wäre) nicht hinlänglich, das Verfahren des Dionysius zu entschuldigen. *Esprit des Loix, Tom. I. L. XII. ch. XI.* Der Gedanke, sagt er, müſste, um strafbar zu werden, mit irgend einer Handlung verbunden gewesen seyn. Aber dieſs war eben die Sache. Woher konnte Dionys wissen was Marsyas träumte? Marsyas hatte seinen Traum erzählt; und dieſs schien entweder einen bösen Willen gegen den Fürsten, oder doch einen Grad von Unvorsichtigkeit voraus zu setzen, den ein so argwöhnischer und furchtsamer Fürst, wie Dionysius

Reiche frey seyn; und man soll keinem Menschen verwehren, seinen Traum zu erzählen, oder seine Meinung zu sagen, wenn er jemand findet der ihm zuhören will. Das einzige Mittel, Grillen und Meinungen unschädlich zu machen, ist, wenn man ihnen Luft läſst. Laſst die Bonzen in Scheschian, so lange sie wollen, untersuchen, ob ihr groſser Affe ein Genius oder ein Orang-Outang gewesen, ob er zu Wasser oder zu Lande in Scheschian angekommen, oder ob er aus dem Schweif eines Kometen herab gefallen sey: so lange die Untersuchung eine Privatsache bleibt, und der Streit mit Bescheidenheit geführt wird, kann die Ruhe des gemeinen Wesens nichts davon zu besorgen haben. 7) Aber Ogul-Kan dürfte sich nur verleiten lassen, aus solchen Streitfragen eine

war, strafwürdig finden muſste. Es war ihm daran gelegen, den Syrakusern zu zeigen, daſs man sich auch sogar im Traume nicht ungestraft an seiner Person vergreifen könne.

7) Es giebt, mit Erlaubniſs des Sultans, Fälle, wo man sich nicht entbrechen kann, spekulative Meinungen als eine Staatssache zu behandeln. Aber desto gröſser muſs auch alsdann die Vorsichtigkeit seyn, um einen Funken, durch allzu groſse Geschäftigkeit ihn zu ersticken, nicht erst zu einer Flamme aufzustieren.

Staatsangelegenheit zu machen, wenn in wenig Jahren das ganze Reich in Feuer stehen sollte.“

So dachte der weise Ogul, (fährt Danischmend fort) und verdient Ehrensäulen dafür, daſs er so dachte. Aber diese Politik war nicht nach dem Geschmack der Bonzen. Sie lieſsen es darauf ankommen, ob er den Übertretern des Gesetzes sein Versprechen halten würde. Ogul hielt sein Versprechen pünktlich. Ein Ya-faou, der die Meinungen eines gewissen Tulpan, welche vor der Eroberung viele Bewegungen verursacht hatten, öffentlich mit groſser Heftigkeit bestritt, und die Anhänger derselben für unwürdig erklärte von Sonne und Mond beschienen zu werden, empfing auf dem gröſsten Marktplatze der Stadt Scheschian die ganze Summe der zwey hundert Prügel auf die Fuſssohlen, ohne daſs Einer daran fehlte; und da sein Geschrey und seine Aufhetzungen einen Aufruhr unter dem Pöbel verursachten, lieſs Ogul-Kan die Schuldigen, an der Zahl zwey tausend, von seiner Tatarischen Leibwache umringen, und den funfzigsten Mann von ihnen, ohne Ansehen der Person, an die kahl gemachten Äste eines hohen Eichbaums aufhängen, der im äuſsersten Vorhofe der groſsen Pagode stand. Die Justizpflege war ein wenig Tatarisch: aber sie brachte ein groſses Gut hervor; denn sie machte die Bonzen verträglich. Das Volk schrie über Tyranney; Sultan Ogul kehrte sich nicht daran; und in kurzem erkannte die Nazion mit Dankbarkeit, daſs er sie durch eine wohl angebrachte Strenge von einem groſsen Übel befreyet hatte.

Von der Zeit an, da die Bonzen in ihren Streitschriften nicht mehr schimpfen, und durch geheime oder öffentliche Beschuldigungen ihren Gegnern keinen Schaden mehr zufügen durften, verloren sie auch die Leidenschaft zum Grübeln und Streiten, wovon sie seit geraumer Zeit besessen gewesen waren. Sie fingen an gewahr zu werden, daſs sie sich dadurch bey Vernünftigen nur lächerlich machten, und glaubten weiser zu handeln, wenn sie ihren Witz anwendeten, die Religion von Scheschian mit dem gesunden Menschenverstande ihrer neuen Gebieter auszusöhnen. Diesem löblichen Vorsatze zu Folge geschah es, daſs sie, indem sie sich bemühten ihre Grundsätze in das vortheilhafteste Licht zu stellen, unvermerkt auf einen ziemlich einförmigen Lehrbegriff geriethen, der den Tatarn immer einleuchtender wurde: und da die Kamfalu zu gleicher Zeit mit gutem Erfolg an der Bekehrung der Tatarischen Schönen arbeiteten; so fand sich nach wenigen Jahren, daſs die Eroberer (den König und einige seiner Vertrauten ausgenommen) die Religion des Landes angenommen hatten, ohne daſs man recht sagen konnte, wie es zugegangen war. Aber es fand sich auch zugleich, daſs die Wallfahrten nach der groſsen Pagode merklich abnahmen. Es entstand aus der Vermischung des Scheschianischen Aberglaubens mit dem groben Tatarischen Menschenverstand eine Art von Mittelding, welches zwar keine neue Religion vorstellte, aber doch unvermerkt in dem Nazionalgeiste, in den Vorurtheilen, Gewohnheiten und Sitten von Scheschian eine Veränderung hervorbrachte, welche mit einigem Grund ein Schritt zur Verbesserung genannt werden konnte. Was vermuthlich das meiste dazu beytrug, war die Freyheit, sich auf die Wissenschaften und schönen Künste zu legen, welche Ogul-Kan allen seinen Unterthanen ertheilte. Denn vormahls war dieſs, wie bey den Ägyptern, ein ausschlieſsendes Vorrecht der Priesterschaft gewesen. In einem Zeitlaufe von vierzig bis funfzig Jahren wurden die graubärtigen Bonzen gewahr, daſs sie sich in einer neuen Welt befanden, welche nicht mehr so leicht zu behandeln war als die alte. Die Mährchen, womit sie sonst die Fragen der Neugierigen gestillt hatten, wurden nicht mehr so befriedigend gefunden als ehmahls. Die Untersuchungen über den Grund dessen was die Menschen wahr nennen, über die Natur, den Zweck und die wesentlichen Rechte der politischen Gesellschaft, und über andre Dinge von dieser Wichtigkeit, welche immer häufiger angestellt wurden, hatten die Folge, daſs vieles, was man für wahr gehalten hatte, falsch befunden wurde. Und wenn man Gegenständen, die vor einer aufgeklärten Vernunft keine Gnade finden konnten, noch immer einen Rest von Ehrerbietung bewies, so war sie derjenigen gleich, womit man ein altes Gemählde aus den Kinderjahren der Kunst anzusehen pflegt: man schätzt es nicht weil es gut, sondern weil es alt ist.

Es war von den Bonzen nicht zu erwarten, daſs sie eine so wichtige Veränderung mit Gleichgültigkeit ansehen sollten. Auch thaten sie ihr Möglichstes, dem sichtbaren Schaden zu wehren, den die Ausbreitung der Vernunft und der Menschlichkeit ihnen selbst und ihren Pagoden zufügte. Aber da sie merkten, daſs die letzten Anstrengungen ihrer Kunst nur den Triumf ihrer Gegnerin zu zieren dienten: so schmiegten sie sich endlich unter ihr Schicksal, und betrugen sich ungefähr so, wie eine handelnde Nazion, welche sich genöthiget sieht, gewisse Zweige von Gewerbe, wiewohl mit augenscheinlichem Verluste, bloſs deſswegen fortzuführen, um nicht die Handlung selbst zu verlieren, und der Hoffnung entsagen zu müssen, durch irgend eine günstige Wendung der Umstände sich vielleicht dereinst ihres Schadens wieder zu erhohlen.

Indessen war eine von den heilsamen Folgen dieser Revoluzion in dem Nazionalgeiste von Scheschian, daſs die Bonzen selbst sich angelegen seyn lieſsen, an persönlichen Verdiensten wieder zu gewinnen, was sie auf einer andern Seite verloren hatten. Danischmend führt hiervon viel besonders an, unterläſst aber gleichwohl nicht, die Anmerkung zu machen: sie hätten bey allem dem nicht recht verbergen können, daſs es ihnen lieber gewesen wäre, der Nothwendigkeit so viele Verdienste zu haben überhoben zu seyn. Sie belauerten, sagt er, mit der scharfsichtigsten Aufmerksamkeit jede Gelegenheit und jedes Mittel, ihren groſsen Zweck mit wenigern Unkosten zu befördern; und glücklicher Weise für sie spielte der leichtsinnige Muthwille, womit einige die Freyheit der damahligen Zeiten zu miſsbrauchen anfingen, ihnen Waffen in die Hände, welche sie, unter dem scheinbarsten Vorwande, gegen ihre unversöhnlichen Feinde, Witz und Vernunft, gebrauchen konnten. 8)

---

8) Die Geschichte der auſserordentlichen Bemühungen, welche Jamblichus, Plotinus, Porfyrius und ihre Anhänger in einer Art von Verzweiflung fruchtlos angewandt, dem unterliegenden Heidenthum gegen die siegreiche Obermacht der christlichen Religion zu Hülfe zu kommen, ist das

Danischmend beginnt seine Erzählung von diesem Aufstand der Bonzen gegen die Usurpazion einer tyrannischen Filosofie mit einer allgemeinen Betrachtung, welche nicht so viel benützt wird als sie es zu verdienen scheint. Dasjenige, sagt er, was in allen sittlichen Dingen die Grenzen des Schönen und des Häſslichen, des Guten und des Bösen, des Rechts und des Unrechts bestimmt, ist eine allzu feine Linie, als daſs sie nicht alle Augenblicke von der Unwissenheit und dem Leichtsinn übersehen, oder von den Leidenschaften übersprungen werden sollte. Daher eine Quelle von Übeln, welche man nicht verstopfen darf,

vollständigste Beyspiel, das uns die Historie an die Hand giebt, um den Karakter und das Betragen der Bonzen von Scheschian, in einem gewisser Maſsen ähnlichen Falle, zu erläutern. Was lieſsen diese von dem seltsamsten Eifer glühenden Schwärmer unversucht, um wenigstens die letzten Augenblicke des sterbenden Aberglaubens zu verlängern? Orakel, Wunder, wiederkommende Seelen, alles, was auſserordentlich war, wurde aufgeboten, Pythagoras und Apollonius wurden zu göttlichen Männern und Theurgen erhoben, um sie mit einigem Schein dem groſsen Stifter der wahren Religion entgegen zu setzen. Das ganze Heidenthum wurde umgeschmolzen, die ungereimtesten Fabeln zu allegorischen Hüllen der erhabensten Wahrheiten gemacht, auch wenn man es könnte, — der häufige Miſsbrauch von Dingen, wovon der rechte Gebrauch der menschlichen Gesellschaft nützlich ist, und welchem abzuhelfen man bisher noch keine andre Mittel erfunden hat, als solche, die dem Dienste gleichen, den der gutherzige Bär in der Fabel seinem Freunde, dem Eremiten, erweist, da er, um eine Fliege von der Nase seines schlafenden Freundes zu verjagen, einen Stein ergreift, und auf Einen Wurf die Fliege und den Eremiten tödtet.

Die Scheschianer geben uns hiervon ein merkwürdiges Beyspiel. Sie waren unver-

---

und das Werk des Betrugs und des Aberglaubens in eine Theosofie verwandelt, deren Entdeckungen und Versprechungen einen blendenden Glanz von sich warfen, und unbehutsame Gemüther durch den Schein eines göttlichen Ursprungs täuschten. Man belegte die christlichen Weisen, welche allen diesen Blendwerken Vernunft entgegen setzten, mit dem verhaſsten Nahmen der Freygeister und Atheisten; kurz, man wagte in der Verzweiflung Alles. Aber vergebens traten Aberglauben, Schwärmerey und Filosofie in ein unnatürliches Bündniſs: die Wahrheit siegte, und eben dieser Sieg bewies, daſs sie Wahrheit war.

Anmerk. des Latein. Übers.

merkt klüger geworden als ihre Vorfahren. Ihre Begriffe von der wahren Beschaffenheit der Dinge, von ihrem Verhältniſs gegen die Menschen, und von dem sehr wesentlichen Unterschiede zwischen den Gegenständen und den Vorstellungen, die man sich davon macht, klärten sich je länger je mehr auf. Die Vortheile dieser glücklichen Veränderung verbreiteten sich über das ganze Reich, wiewohl sie nur von scharfsichtigen Beobachtern bemerkt wurden. Aber die Nachtheile, die damit verbunden waren, wahrzunehmen, dazu reichte das Gesicht des blödesten Kopfes hin. So lange die Nazion dumm war, konnte sie nicht miſsbrauchen — was sie nicht hatte. Damahls war die Quelle alles Übels, daſs sie ihre Vernunft gar nicht zu gebrauchen wuſste. Itzt, da die Scheschianer, wie junge Vögel, die Schwingen ihres Geistes zu versuchen anfingen, begegnete es oft, daſs sie zu hoch fliegen wollten und fielen; oder daſs sie sich unvorsichtig in Örter wagten, wo sie sich in verborgene Schlingen verwickelten. Kurz, diejenigen, die entweder wirklich mehr Witz hatten als andre, oder doch dafür angesehen seyn wollten mehr zu haben, fühlten nicht so bald die Freyheit, in welche Ogul-Kan ihre Vernunft gesetzt hatte, als sie schon anfingen sie häufig zu miſsbrauchen. Es war wohl bey den wenigsten so böse gemeint als es ihnen ausgelegt wurde. Wie leicht war es, in der hüpfenden Freude, die einem Menschen natürlich ist, der nach einer langen Gefangenschaft wieder freye Luft athmet und sich seiner Füſse wieder nach eigenem Gefallen bedienen darf, wie leicht war es da, die vorerwähnte Linie zu überhüpfen, und vor lauter Freude — nicht mehr dumm zu seyn, ein wenig närrisch zu werden! Man hatte den Aberglauben als ein groſses Übel kennen gelernt; man bildete sich ein, sich nicht weit genug davon verlaufen zu können, und verlief sich also in den entgegen gesetzten Abweg. Indessen war dieſs allerdings kein geringes Übel, und verdiente die Aufmerksamkeit der Vorsteher des Staats um so mehr, da es von den höhern Klassen unvermerkt auch zu den niedrigern überging.

Hier fiel der Sultan Danischmenden in die Rede. Du berührst, sagte er ihm, einen Punkt, über den ich schon lange gewünscht habe etwas Gewisses bey mir selbst festsetzen zu können. Es ist, wie du wohl bemerkt hast, nicht rathsam die Quelle von solchen Übeln zu verstopfen, die aus dem Miſsbrauch einer Sache entstehen, wovon der Gebrauch gut ist. Und gleichwohl ist das Übel, von dem du sprichst, von einer so gefährlichen Art, daſs man schlechterdings genöthigt ist seinem Fortgange zu steuern. Ich möchte wohl hören, was du mir in diesem Falle zu thun rathen wolltest.

Sire, (antwortete Danischmend) die Frage, worüber ich meine Meinung sagen soll, hätte vorlängst besser als zwanzig andre verdient von unsrer Akademie zu einer Preisfrage gemacht zu werden. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, daſs ich die Auflösung davon gefunden habe; und mir däucht, diejenigen, welche sie so leicht finden, möchten sich wohl nie die Mühe genommen haben, ihre Tiefe zu erforschen. Doch vielleicht ist sie eine von den Fragen, deren Auflösung gar nicht einmahl möglich ist, oder, welche sich wenigstens nicht anders als durch einen kühnen Schnitt auflösen lassen.

Der Fall dünkt mich dieser zu seyn: Wir befinden uns zwischen zwey Übeln, wovon wir schlechterdings genöthigt sind eines zu wählen; es fragt sich also, welches wir wählen sollen?

Hier, däucht mich, kann zuversichtlich als ein unstreitiger Grundsatz angenommen werden: daſs in einem solchen Falle, wenn das eine Übel einen unendlichen und unheilbaren Schaden thut, das andere hingegen unter gewissen Bedingungen ins unendliche vermindert werden kann, nothwendig das letztere gewählt werden müsse.

Dieſs vorausgesetzt kommen hier zwey Übel in Betrachtung: der Schade, der aus dem Miſsbrauch der Vernunft und des Witzes, wenn ihnen völlige Freyheit gelassen wird, entspringen kann und wird; und derjenige, der daher entstehen muſs, wenn diese Freyheit durch irgend eine Art von Zwangsmitteln eingeschränkt wird. Nun sage ich: Den Gebrauch der Vernunft und des Witzes in einem Staat einschränken, ist eben so viel, als Unwissenheit und Dummheit mit allen ihren Wirkungen und Folgen in dem besagten Staate verewigen, falls sich die Nazion noch in einem barbarischen Zustande befindet; oder, wenn sie sich bereits zu einem gewissen Grade der Erleuchtung empor gehoben hat, sie in Gefahr setzen, von Stufe zu Stufe wieder in diese Barbarey zurück zu sinken, die den Menschen zu den übrigen Thieren herab würdiget, ja gewisser Maſsen unter sie erniedriget. Denn, wie soll diese Grenzlinie, in welche man Vernunft und Witz einschränken will, gezogen werden? Wer soll sie bestimmen? Was für Regeln sollen dazu festgesetzt werden? Wer soll Richter seyn, ob diese Regeln in jedem vorkommenden Falle beobachtet oder überschritten werden? Wodurch will man verhindern, daſs der Richter nicht seine eigene Denkungsart, seine Vorurtheile, seinen persönlichen Geschmack, vielleicht auch seine Leidenschaften und besondern Absichten, zur Richtschnur oder zum

Beweggrunde seiner Urtheile mache? Wird die Vernunft und der Witz der Nazion nicht dadurch von dem Grade der Erkenntniſs oder Unwissenheit, der Redlichkeit oder Unlauterkeit des Richters, oder von der ungereimten Voraussetzung, daſs ihn seine Weisheit und Rechtschaffenheit nie verlassen werde, abhängig gemacht? Wenn wir denken dürfen, warum sollten wir nicht über Alles denken dürfen? Und ist denken nicht etwas andres als nachsprechen? Kann man denken ohne zu untersuchen? oder untersuchen ohne zu zweifeln? Und wenn sich dieses Recht zu zweifeln bis man untersucht hat, und zu untersuchen eh' man irgend ein Urtheil faſst, nicht auf alle Gegenstände erstreckt; wenn man annehmen wollte, daſs es solche gebe, welche man nicht untersuchen dürfe, weil schädliche Folgen daher entspringen könnten: würde die Nazion nicht immer in Gefahr schweben, daſs es ihren Obern einmahl einfallen könnte, die Untersuchung alles dessen für schädlich zu erklären, was sie bloſs ihres eignen Vortheils wegen nicht untersucht haben wollten? Die Jahrbücher des menschlichen Geschlechts belehlehren uns, daſs unsre Obern zuweilen Tyrannen gewesen sind, oder wenigstens schwach genug, sich von irrigen Meinungen und von Leidenschaften, eigenen oder fremden, beherrschen zu lassen. Auf welchem seichten Grunde würde demnach die öffentliche Glückseligkeit stehen, wenn es von der Willkühr etlicher weniger Sterblichen abhinge, die groſsen Triebfedern des allgemeinen Besten der Menschheit, Vernunft und Tugend, nach ihren besondern Begriffen und Absichten einzuschränken?

Was ich von der Vernunft gesagt habe, gilt in seiner Art auch von dem Witze, dessen wichtigster Gebrauch ist, alles was in den Meinungen, Leidenschaften und Handlungen der Menschen mit der gesunden Vernunft und dem allgemeinen Gefühl des Wahren und Schönen einen Miſslaut macht, das ist, alles was ungereimt ist, als belachenswürdig darzustellen. Jede Einschränkung dieses Gebrauchs ist ein Freyheitsbrief für die Thorheit, und ein stillschweigendes Geständniſs, daſs es ehrwürdige Narrheiten gebe. Unvermerkt würden sich noch andre Thorheiten hinter diese verstecken; denn ihre Familie ist zahlreich, und manche sehen einander so ähnlich, daſs es sehr leicht ist eine für die andere anzusehen. Was anders würde also aus der Einschränkung der Vernunft und des Witzes erfolgen, als daſs, unter dem bleyernen Zepter der Dummheit, Aberglaube und Schwärmerey, Tyranney über Seelen und Leiber, Verfinsterung der Vernunft, Verderbniſs des Herzens, Ungeschliffenheit der Sitten, und zuletzt allgemeine

Barbarey und Wildheit die Oberhand gewinnen würden?

Und dieſs würde nicht etwa bloſs eine zufällige Folge, es würde die nothwendige und unvermeidliche Wirkung davon seyn, wenn man den freyen Lauf der Vernunft und des Witzes hemmen, und es in die Gewalt einzelner Personen geben wollte, den Zügel, womit man sie gefesselt hätte, nach ihrem Gutbefinden anzuziehen oder nachzulassen.

Nun lassen Sie uns auf der andern Seite sehen, ob der Schaden, welchen man von dieser Freyheit zu besorgen hat, so beträchtlich ist, daſs er gegen den Schaden ihrer Unterdrückung in Betrachtung kommen kann; und ob er nicht vielmehr unter gewissen Bedingungen sich nach und nach ins unendliche vermindern muſs?

Es ist wahr, die Freyheit der Vernunft, des Witzes, der Einbildungskraft, und dessen was man Laune nennt, kann und wird zuweilen gemiſsbraucht werden, um Weisheit und Tugend selbst in ein falsches Licht zu stellen, und vielleicht die ehrwürdigsten Gegenstände, um unwesentlicher Gebrechen willen, lächerlich zu machen. Man hat überdieſs einige Beyspiele, daſs etwas ungereimt scheinendes bey anwachsender Einsicht wahr befunden worden, und also aufgehört hat ungereimt zu seyn. 9) Es ist also mög-

---

9) Ein sehr nachdrückliches Beyspiel hiervon ist der Satz, daſs es Antipoden, oder Gegenfüſsler gebe, welcher dem Bischof zu Salzburg Virgilius (wofern es nicht ein andrer Virgilius war, wie aus einigen Umständen sich vermuthen läſst) so schlimme Händel machte. Diese Lehre war so unerhört und dem damahligen gemeinen Menschenverstande so anstöſsig, daſs selbst die weisesten Männer sich nicht darein finden konnten. „Man legte es ihm so aus, (sagt Aventinus in seinen Baierischen Jahrbüchern) als ob er eine andre Welt, andre (das ist vermuthlich nicht von Adam und Eva entsprungne) Menschen, eine andre Sonne und einen andern Mond behaupte. Bonifacius widerlegt diese Sätze als gottlos und der christlichen Filosofie entgegen laufend, bestraft Virgilen deſswegen öffentlich und absonderlich, verlangt von ihm, daſs er diese albernen Kindereyen (*Naenias*) widerrufe, und die einfältige und lautere Weisheit des Christenthums nicht länger mit dergleichen unsinnigen Träumen beflecke.“ Der damahlige Papst Zacharias, vor welchen diese Sache, ihrer vermeintlichen Wichtigkeit wegen, gebracht wurde, sah sie nicht mit gelindern Augen an als Bonifacius. Er nennt die Lehre von andern Menschen unter der Erde eine verkehrte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 12997/007

lich, daſs die Freyheit, welche dem Muthwillen des Witzes gelassen würde, den Fortgang der Wahrheit selbst aufhalten könnte. Aber alle diese Übel, so groſs man sie auch immer

Lehre, welche Virgilius gegen Gott und seine Seele ausgesprochen habe; und muthet in sehr ernstlichen *Evocatoriis* dem Herzog Utilo zu, (der, wie es scheint, den guten Virgil in seinen Schutz genommen hatte) den gefährlichen Mann nach Rom zu senden, damit er aufs schärfste examiniert, und wenn er seines Irrthums überwiesen worden wäre, nach den kanonischen Gesetzen gestraft werden könne. *Baron. ad annum* 748. Uns dünkt nicht, daſs man hinlängliche Ursache habe, den ehrwürdigen Bischöfen, welche diese Antipodensache mit so vieler Strenge behandelt haben, deſswegen so häſsliche Vorwürfe zu machen, als viele gethan haben. Man hat nicht einmahl vonnöthen, zu ihrer Entschuldigung die Wendung zu gebrauchen, deren sich der berühmte Augsburgische Patricier, Marx Welser, in seiner Baierischen Geschichte bedient, nehmlich zu sagen: daſs diejenigen, welche den Virgilius behaupten gehört, die Erde sey rund und auch auf der andern Halbkugel bewohnt u. s. w. seine Meinung unrecht verstanden, und sie also dem Heil. Bonifacius fälschlich hinterbracht hätten. Es ist genug, daſs in den damahligen Zeiten das allgemeine Vorurtheil, selbst der Gelehrten, in dem Begriffe von Antipoden etwas höchst Ungereimtes fand. Lange zuvor hatte Kosmas der sich einbilden mag, sind zufällig und selten; der Nachtheil, den sie der menschlichen Gesellschaft bringen können, wird durch tausend entgegen wirkende Ursachen theils verhütet, theils unmerklich gemacht, und, was das wichtigste ist, er muſs, vermöge der Natur der Sache, immer abnehmen. Der Krieg zwischen Vernunft und Witz, und ihren ewigen Feinden Unverstand und Dummheit, ist ein Übel wie alle andre Kriege. Er bringt zwar zufälliger Weise allerley schädliche Ausbrüche hervor, und es sind immer viele, die auf diese oder jene Weise darunter leiden: aber er ist ein nothwendiges Übel, welches durch seine Folgen das gröſste Gut befördert. Jede neue Eroberung, die von Jenen über Diese gemacht wird,

---

Indienfahrer, ein Ägyptischer Mönch, in seiner christlichen Topografie (welche uns Montfaucon im zweyten Theile seiner Sammlung Griechischer Kirchenskribenten geliefert hat) versichert, daſs die Erde platt sey, und das himmlische Gewölbe an ihren äuſsersten Enden aufstehe. Dieſs war zu einer Zeit, wo das Studium der Natur als eitel und profan gänzlich vernachlässiget wurde, die allgemeine Meinung; und ein Satz, wie der, den Virgilius behauptet haben soll, muſste nothwendig frommen Ohren anstöſsig seyn.

Anmerk. des Lat. Übers.

schwächt den Feind, befestigt die rechtmäſsige Oberherrschaft, und beschleuniget den Anbruch jener glückseligen Zeiten, deren Unmöglichkeit noch niemand bewiesen hat, und welche (wenn es auch unwahrscheinlich wäre, daſs sie jemahls kommen würden) dennoch das groſse Ziel aller Freunde der Menschheit seyn müssen; der Zeiten, wo Polizey, Religion und Sitten, Vernunft, Witz und Geschmack einträchtig zusammen wirken werden, die menschliche Gattung glücklich zu machen.

Danischmend mein Freund, (sagte der Sultan als der Doktor mit seiner Rede fertig war) alles was du uns hier gesagt hast, mag sehr gut seyn, wenn von einem Staat in Utopien die Rede ist, den du mit idealischen Menschen nach Belieben besetzen und regieren kannst, wie es dir gefällt. Aber die Rede ist, mit Erlaubniſs deiner Filosofie, nicht von dem was der menschlichen Gesellschaft überhaupt, sondern von dem was diesem oder jenem besondern Staate gut ist; und da wirst du vermuthlich zugeben, daſs sich kein wirklicher Staat, mit Menschen von Fleisch und Blut besetzt, denken lasse, dessen Bewohner die Vortheile, die sie darin genieſsen, nicht mit Aufopferung eines Theiles ihrer natürlichen Rechte erkaufen müſsten. Du hast uns sehr schön bewiesen, daſs es zum Besten der menschlichen Gesellschaft gereiche, wenn der Vernunft und dem Witze, folglich — weil du keinen Richter erkennen willst, der in jedem besondern Fall entscheide, was Vernunft und Witz sey — auch der Unvernunft und dem Aberwitze volle Freyheit gelassen werde: aber alle deine Gründe sollen mich nicht hindern, dem ersten, der sich die Freyheit nehmen wollte, meine Völker durch seine Schriften zum Miſsvergnügen und zur Empörung zu reitzen, die Ohren abschneiden zu lassen; oder den ersten Filosofen, der sich gelüsten lassen wird, das Gesetz unsers Profeten für ein Werk des Betrugs zu erklären, mit fünf hundert Streichen auf die Fuſssohlen zu belohnen. Darauf kannst du dich verlassen. Ich bin der Mann, mein Wort so genau zu halten als Ogul - Kan.

Sire, erwiederte Danischmend ganz ruhig, meine Meinung ging nur wider solche Anordnungen, die es von der Einsicht und Willkühr einzelner Personen abhängig machen, wie klug oder wie dumm eine Nazion seyn soll. Indessen, und bis die Akademie oder irgend ein anderer Adept Mittel dem Miſsbrauche der Freyheit zu wehren, welche der Freyheit selbst unnachtheilig sind, ausfündig gemacht haben wird, möchte wohl schwerlich zu verhindern seyn, daſs das Wort Miſsbrauch nicht immer zweydeutig bleiben sollte; und also wird (mit Ausnahme weniger besonderer und seltener Fälle, worüber dem Landesherrn zu erkennen obliegt) doch immer das Sicherste seyn, lieber einige Ausschweifungen zu übersehen, als uns durch eine gar zu strenge Regelmäſsigkeit in Gefahr zu setzen, des edelsten Vorrechts der Menschheit verlustiget zu werden. 10)

Wenn mir erlaubt ist, (fuhr Danischmend fort) die Anwendung der vorgelegten Frage auf die Priester von Scheschian zu machen, so däucht mich, daſs nur ein miſsverstandenes Interesse diese Bonzen verleiten konnte, die Freyheit, welche Ogul-Kan seinen Unterthanen zugestanden hatte, so gefährlich zu finden. Der Staat und die Religion von Scheschian konnten nicht anders als bey dieser Freyheit gewinnen. Ja die Bonzen selbst würden dabey gewonnen haben. Sie würden

---

10) Gegen irgend einen Zweig der Freyheit von dem Miſsbrauche, der davon gemacht werden kann, argumentieren, ist eben so viel als gegen die Freyheit überhaupt schlieſsen; denn Alles kann gemiſsbraucht werden, sagt der weise Verfasser der *Letters from a Persian in England p. 159.*

anfänglich aus Nothwendigkeit, hernach aus Gewohnheit, zuletzt vielleicht aus Neigung und Wahl sich immer weiter von allem demjenigen entfernt haben, was sie einem gerechten Tadel unterwürfig gemacht hatte. Frey von dem Vorwurf einer unbändigen Begierde zu herrschen und die Güter ihrer Mitbürger an sich zu ziehen, geziert mit jeder Tugend ihres Standes, würde die Hochachtung ihres persönlichen Werthes sich mit der Würde ihres Amtes vereiniget haben, sie durch die allgemeine Zuneigung besser als durch Strafgebote vor unbilligen Miſshandlungen sicher zu stellen. Denn ich unterstehe mich zu behaupten, daſs es kein Volk auf Erden giebt, welches nicht geneigt seyn sollte, einen weisen und tugendhaften Mann eben dadurch, daſs er ein Priester ist, doppelt ehrwürdig zu finden. Allein die Bonzen von Scheschian hatten das Unglück, diese Betrachtung nicht zu machen. Die Verbesserung oder Abstellung alles dessen, was dem gesunden Menschenverstand an ihren Begriffen, Maximen und Sitten anstöſsig seyn muſste, war unstreitig der geradeste Weg, sich dem öffentlichen Tadel zu entziehen; aber es war auch der beschwerlichste. Lieber wollten sie durch tausend schleichende Wendungen und niedrige Kunstgriffe diejenigen zu unterdrücken suchen, vor deren Fähigkeiten und Einsichten sie sich, auch ohne besondere Ursache, aus einer Art von Instinkt, fürchteten; und die Sicherheit der Scheschianischen Religion diente ihnen bloſs zum Vorwande, ihre Rachsucht an einem jeden auszulassen, der gegen ihre offenbarsten Ungereimtheiten und gröbsten Miſsbräuche etwas einzuwenden hatte. Sie lieſsen keine Gelegenheit entschlüpfen, in Gesellschaften, oder unter vier Augen, sonderlich bey Personen von Stand und Ansehen, zu verstehen zu geben, daſs solche Leute in billigem Verdachte ständen, weder an den groſsen Affen noch an den allgemeinen Schutzgeist (wie sie das höchste Wesen nannten) zu glauben. Gestanden sie auch einigen derselben Talente zu, so bedauerten sie doch zugleich in einem seufzenden Tone, daſs diese Talente nicht besser angewendet würden, und beklagten die Gefahr der Nazion, wenn solchen Leuten gestattet würde, ihr süſses Gift in unbehutsame Seelen fallen zu lassen. Durch dergleichen Künste gelang es ihnen bey allen, welche sich mit angeerbten Begriffen behalfen, das ist, bey dem gröſsten Theile der Nazion, sich im Besitz eines gewissen Einflusses zu erhalten, der vielleicht nur desto tiefere Wurzeln schlug, weil sie ihn der sanften Gewalt einschmeichelnder Überredungen, und tausend feinen Ränken, womit sie die Gemüther zu umspinnen wuſsten, zu danken hatten. Sie genossen unter einigen schwachen Regierungen das Vergnügen, von Zeit zu Zeit kleine Verfolgungen gegen Witz und Vernunft zu erregen; und es ist sehr wahrscheinlich, daſs die Barbarey, welche unter Ogul-Kan in die Schlupflöcher der Ya-faou hatte flüchten müssen, mit schnellen Schritten zurück gekommen wäre, sich des Hofes und der Paläste der Groſsen und Reichen wieder zu bemächtigen, wenn die Regierung der schönen Lili nicht zu gutem Glücke der Nazion einen andern Schwung gegeben hätte.

Man muſs gestehen, sagte Schach-Gebal, die Bonzen von Scheschian haben keine sonderliche Ursache, sich Danischmenden für das Denkmahl, das er ihnen stiftet, verbunden zu halten.

Sire, erwiederte der Doktor, wenigstens werden mir Ihre Hoheit glauben, daſs ich keine Bewegursachen haben kann, sie anders abzuschildern als sie waren. Die Wahrheiten, die ich sage, können niemand Schaden thun; aber sie können, wofern Ihre Hoheit erlauben die Geschichte von Scheschian bekannt zu machen, noch den spätesten Zeitaltern als ein Spiegel nützlich werden. Ich halte diese Art von Spiegeln für eine sehr gute Erfindung; denn am Ende ist doch einem jeden daran gelegen zu wiſſen wie er ausſieht; und ſo achtſam man auch auf ſich ſelbſt iſt, ſo giebt es doch immer einige Flecken wegzuwiſchen, oder einige kleine Unordnungen an ſeiner Perſon zu verbeſſern. Wer ſich keiner gröſsern Gebrechen bewuſst iſt, darf getroſt hinein ſehen; und wer hinein guckt, und über den Spiegel, oder über die Fabrik, worin er gegoſſen worden, ſchilt, von dem getraue ich mir zu behaupten, daſs es ihm ſehr an — Klugheit fehlen müſſe.

Wenn du die Einwilligung meines Imans erhalten kannſt, verſetzte der Sultan, ſo ſollſt du nicht zu klagen haben, daſs ich deiner Spiegelfabrik hinderlich ſey. Ich bin immer ein Beförderer der Fabriken geweſen.

Nach der gewöhnlichen Unterbrechung fährt Daniſchmend, auf Befehl des Sultans, fort, ſich den Weg zu den Händeln zu bahnen, welche unter dem Sultan Azor zwiſchen den Bonzen in Scheſchian ausbrachen, und das Unglück des Reichs vollſtändig machten.

„Die Geſtalt, ſagt er, welche der Nazionalgeiſt von Scheſchian unter der Regierung der Königin Lili annahm, war dem Syſtem und den Abſichten der Bonzen nicht ſehr vortheilhaft. Der Aberglaube, auf den ihr vormahliges Ansehen gegründet war, setzt eine gewisse Verfinsterung der Seele als eine nothwendige Bedingung voraus, und nimmt also in der nehmlichen Gradazion ab, in welcher die Aufklärung eines Volkes zunimmt. Witz, Geschmack, Geselligkeit, Verfeinerung der Empfindung und der Sitten, sind seine natürlichen Feinde; ihre gegenseitige Antipathie ist unversöhnlich; und entweder gelingt es ihm sie zu unterdrücken, oder sie unterdrücken ihn. Die Bonzen von Scheschian sahen sich dem letztern Falle so nah, daſs sie endlich, wie es scheint, an der Erhaltung ihres vormahligen Systems zu verzweifeln anfingen. Ein jeder war nun bloſs darauf bedacht, anstatt für die gemeine Sache, für sich selbst zu arbeiten, und von seinen eigenen Talenten, körperlichen oder geistigen, so viel Vortheil zu ziehen, als er Gelegenheit dazu hatte.

„In dieser Lage befanden sich die Sachen, als im zehnten Jahre der Regierung Azors ein Ya-faou, der sich durch seine Bemühungen um die Scheschianischen Alterthümer hervor gethan hatte, mit einer Entdeckung auftrat, welche, so wenig sie auch beym ersten Anblicke zu bedeuten schien, durch ihre Folgen das ganze Reich in Verwirrung setzte. Er hatte nehmlich gefunden, oder glaubte gefunden zu haben, daſs der Nahme des groſsen Affen auf den ältesten Denkmählern der Nazion niemahls Tsai-Faou, (wie er seit einigen Jahrhunderten geschrieben und ausgesprochen wurde) sondern allezeit Tsao-Faou geschrieben sey. Da nun Tsai in der Scheschianischen Sprache allezeit feuerfarben, Tsao hingegen, vermöge eines mit groſser Gelehrsamkeit von ihm geführten Beweises, von jeher blau bedeutet hatte: so ergab sich der Schluſs von selbst, daſs der Nahme des blauen Affen eigentlich der wahre, uralte und karakteristische Nahme der Schutzgottheit ihres Landes sey.

„Gorgorix, (so nannte sich der Ya-faou) welcher, nach Art aller Alterthumsforscher, eine ungemessene Freude über diesen Fund hatte, der ihm Gelegenheit gab, Dissertazionen zu schreiben, worin er seinen in vielen Jahren mühsam gesammelten Vorrath von Kollektaneen, Lesarten, Verbesserungen, Ergänzungen, Muthmaſsungen, Zeitrechnungen, etymologischen Untersuchungen, und dergleichen, anbringen konnte, — glaubte sich nicht genug beschleunigen zu können, der Welt eine so wichtige Entdeckung mitzutheilen. Wirklich hatten ihn die Untersuchungen, die er bey dieser Gelegenheit anstellen muſste, auf die Spur so vieler andrer antiquarischer und grammatischer Entdeckungen gebracht, und eine jede derselben hatte ihm zu so vielen gelehrten und äuſserst interessanten Digressionen Anlaſs gegeben, daſs, ungeachtet des Titels seines Buchs, dasjenige was darin den blauen und feuerfarbnen Affen betraf, kaum den zwanzigsten Theil davon ausmachte. Seine Absicht scheint Anfangs nichts weniger gewesen zu seyn, als Neuerungen in der Religion seines Landes anzuspinnen; und vielleicht würde die Sache ohne Folgen geblieben seyn, wenn seine Schüler und Freunde weniger eifrig gewesen wären, die Entdekkungen des groſsen Gorgorix (wie sie ihn nannten) in allen Zeitungen und Journalen von Scheschian als Dinge von der verdienstlichsten Wichtigkeit auszupreisen. Durch die unbescheidenen Bemühungen dieser Leute geschah es denn, daſs sein Buch endlich die öffentliche Aufmerksamkeit rege machte. Verschiedene Bonzen, welche den Ruhm des groſsen Gorgorix mit schelen Augen ansahen, traten mit kritischen Beleuchtungen seines Buches hervor, worin es ihnen nicht sowohl darum zu thun war, zu ergründen, ob Gorgorix Recht oder Unrecht habe, als der Welt zu zeigen, daſs sie zum wenigsten einen eben so groſsen Vorrath von Kollektaneen besäſsen, und noch scharfsinnigere und gelehrtere Ergänzungen, Verbesserungen, Muthmaſsungen, Zeitrechnungen und Wortableitungen zu machen wüſsten als Gorgorix. Bald gesellten sich auch einige Ya-faou zu ihnen, welche die Entdeckung dieses Antiquars aus einem ganz andern Gesichtspunkt ansahen, und über die Gottlosigkeit und Gefährlichkeit dieser Neuerung ein mächtiges Geschrey erhoben. Da es weder diesen noch jenen an Freunden mangelte, die aus mancherley Ursachen und Absichten öffentlich ihre Partey ergriffen, so wurde der Streit immer hitziger und allgemeiner. Die Liebe zum Neuen zog den gröſsten Theil der jungen Bonzen und Ya-faou auf die Seite des blauen Affen, und Gorgorix sah sich in kurzem an der Spitze eines ansehnlichen Theils der Nazion.

„Nun bekam er Muth, dasjenige, was er Anfangs in einem bescheidenen und problematischen Tone vorgebracht hatte, mit dem herrischen Anstand eines gelehrten Diktators vorzutragen, und allen, welche die Bündigkeit seiner Beweise nicht so einleuchtend fanden als er selbst, mit einer Verachtung zu begegnen, die seinen Gegnern unerträglich war. Man muſs entweder ein Dummkopf seyn, sagte er, wenn man die Wahrheit meiner Entdeckungen nicht einsehen kann, oder sehr boshaft, wenn man sie nicht sehen will. Diese unter den Gelehrten zu Scheschian sehr gewöhnliche Art zu disputieren, hatte auch hier ihre gewöhnliche Wirkung. Die Gemüther der Streitenden wurden immer mehr erbittert; die Streitfragen selbst vermehrten sich täglich durch die Wuth einander nichts einzugestehen; und eine Menge von Leuten erklärte sich mit der gröſsten Hitze für die eine oder die andere Partey, ohne untersucht zu haben wer Recht habe, oder zu einer solchen Untersuchung geschickt zu seyn.

„Unvermerkt verwandelte sich diese Fehde aus einem Wortkrieg in einen weit aussehenden Religionsstreit, und jede Partey wandte alles an, sich zu vergröſsern: als Kalaf, ein junger Bonze, welcher Mittel gefunden hatte sich bey Hofe in einiges Ansehen zu setzen, das bisher noch zweifelhafte Übergewicht durch seinen Beytritt auf die Seite des Gorgorix zog. Nicht, als ob er sich im geringsten für die Sache selbst interessiert hätte; denn er hatte sich nie die Mühe genommen, das Buch dieses Ya - faou zu lesen, und niemand in der Welt bekümmerte sich weniger als er, ob der groſse Affe blau, grün oder pomeranzengelb sey. Aber Kalaf war ehrgeitzig; er hatte ein Auge auf die Würde eines Oberbonzen der Hauptstadt Scheschian, welche in kurzem ledig werden muſste, und der blaue Affe konnte ihm zu einem Vorhaben beförderlich seyn, wozu er sich in dem ordentlichen Laufe der Dinge wenig Hoffnung zu machen hatte. Sein gutes Glück hatte ihn zu dem Amte erhoben, eine Persische Tänzerin, deren rühmliche Fesseln der Vertraute des ersten Günstlings der Sultanin Lili trug, von der Religion der Gebern, worin sie erzogen war, zu der Scheschianischen, für welche ihr Liebhaber sich ungemein beeiferte, zu bekehren. Da die Tänzerin groſse Ansprüche an Witz machte, so war dieſs eben kein leichter Auftrag. Allein Kalaf war ein liebenswürdiger Mann, wenigstens in den Augen einer Tänzerin; er fand Mittel sich vor allen Dingen ihres Herzens zu bemeistern, nicht zweifelnd, wenn er einmahl dieses gewonnen hätte, würde sich ihr Kopf nicht lange gegen seine Gründe halten können. Er wuſste ihrer Eitelkeit so gut zu schonen, und die Augenblicke, welche seiner Unternehmung am günstigsten waren, so geschickt zu wählen, daſs die Tänzerin endlich gestehen muſste, daſs er sie überzeugt habe: aber sie erklärte sich zu gleicher Zeit, wenn sie ja genöthigt würde sich den groſsen Mithras unter dem Bilde eines Affen vorzustellen, so sollte es doch schlechterdings kein andrer als ein blauer seyn; denn blau war ihre Lieblingsfarbe. Kalaf, zu klug, durch eine unzeitige Unbiegsamkeit in einem Punkte, woran ihm so wenig gelegen war, sich der Frucht so vieler mühsamen Nachtwachen zu berauben, und scharfsichtig genug, um beym ersten Blicke zu sehen was man aus einer Sache machen kann, versicherte sie, daſs er selbst immer geneigt gewesen sey sich für den blauen Affen zu erklären, und daſs er itzt um so eifriger für ihn arbeiten würde, da er das günstige Vorurtheil seiner schönen Neubekehrten für nichts geringeres als die Wirkung eines übernatürlichen Einflusses halten könne. Von dieser Stunde an hatte Gorgorix keinen stärkern Verfechter als den Bonzen Kalaf. Der Vertraute des Günstlings, welcher es unmöglich fand seiner Tänzerin etwas abzuschlagen, war der erste unter den Hofleuten, der für die neue Meinung gewonnen wurde. Der Vertraute gewann den Günstling, der Günstling die Sultanin, die Sultanin den König ihren Sohn, und das Beyspiel des Königs den ganzen Hof.

„Die erste groſse Folge dieses glücklichen Fortgangs war, daſs Kalaf bald darauf zur erledigten Würde eines Oberbonzen der Stadt Scheschian befördert wurde.

„**Huktus**, ein Bonze von edler Geburt und groſsem Ansehen, hatte sich zu dieser Würde die meiste Hoffnung gemacht, und alles angewandt sie zu erlangen. Unter andern Umständen würde Kalaf kein furchtbarer Nebenbuhler für ihn gewesen seyn; aber Kalaf hatte sich einen Augenblick zu Nutze gemacht, da die Persische Tänzerin alles vermochte. Es ist wahr, es kostete ihm die Mühe, sie zu einer kleinen Gefälligkeit gegen den Günstling der Königin zu überreden; und die ärgerliche Kronik sagte sogar, daſs er in seinem eigenen Hause Gelegenheit dazu gemacht habe. Ein Beweggrund dieser Art konnte wohl dem Günstling hinreichend scheinen, Kalaffen, der keine andre als die Verdienste eines geschmeidigen Höflings aufzuweisen hatte, vor dem Bonzen Huktus, für den die Wünsche des ganzen Volkes sprachen, den Vorzug zu geben; nur war er nicht hinlänglich, diesen Vorzug vor den Augen der Nazion zu rechtfertigen. Huktus verbarg seinen Unmuth unter dem Scheine der vollkommensten Gleichgültigkeit; aber sein Herz kochte Rache. Die Streitigkeiten über Tsai und Tsao, an welchen er bisher aus Klugheit wenig Antheil genommen hatte, schienen ihm Gelegenheit darzubieten, diese Rache unter einem scheinbaren Vorwand auszuüben. Kalaf hatte sich an die Spitze der Partey der Blauen gestellt: Huktus bedachte sich also nicht lange, sich öffentlich für die Feuerfarbnen zu erklären. Der gröſste Theil der ältern Bonzen und Ya-faou war auf seiner Seite: und da sich bald darauf auch diejenigen unter den Groſsen von Scheschian, die mit der Regierung der Sultanin Lili nicht zufrieden waren, zu ihnen schlugen; so machten sie eine Gegenpartey aus, deren Absichten, Maſsregeln und Bewegungen ernsthaft genug wurden, um den Staat mit gefährlichen Unruhen zu bedräuen."

Hier läſst sich Danischmend in eine umständliche Entwicklung der verschiedenen Vortheile, Nebenabsichten und Leidenschaften ein, welche die eigentlichen Triebräder der öffentlichen Handlungen beider Parteyen waren, und, wenn anders seine Erzählung zuverlässig ist, einen Beweis abgeben könnten, daſs die Kunst, das Interesse der Religion und des Staats zum Deckmantel unedler Leidenschaften und eigennütziger Forderungen zu machen, nicht unter diejenigen gehöre, an deren Erfindung oder Vervollkommnung die Neuern einen gerechten Anspruch zu machen hätten.

„Bisher (so fährt er fort) hatte sich der geringere Theil der Scheschianischen Nazion in die Händel der Blauen und Feuerfarbnen (wie man die Parteyen zu nennen anfing) wenig eingemischet, oder es waren doch nur wenige in ihren angeerbten Begriffen von dem groſsen Affen irre gemacht worden. Die meisten begnügten sich über die Neuerungen des Gorgorix und seiner Freunde den Kopf zu schütteln, und zu beklagen, daſs eine so ausgemachte Sache, als der Nahme und die Farbe ihrer Schutzgottheit wäre, vorwitzigen Untersuchungen ausgestellt werden sollte. Aber Kalaf, dessen ungezähmter Ehrgeitz einen vollständigen Triumf verlangte, ruhete nicht, bis er auch den gröſsern Theil des gemeinen Volkes von der Blauheit des groſsen Affen überzeugte. Was ihm die erwünschteste Gelegenheit dazu gab, war eine prächtige Pagode von blauem Porzellan mit goldnen Verzierungen, welche auf Veranstaltung der Sultanin Lili dem Tsao-Faon zu Ehren aufgeführt wurde. Der Eifer dieser Dame, der Nachwelt ein so schönes Denkmahl ihrer Liebe für die Künste zu hinterlassen, verwandelte sich unvermerkt in einen Eifer für die Sache des blauen Affen selbst. Das Volk, unter dessen Augen dieser schöne Tempel empor stieg, wurde von den Anhängern Kalafs in räthselhaften Ausdrücken vorbereitet, auſserordentliche Dinge zu erwarten. Die Blauen lieſsen in ihrem Gesicht und Ton eine groſse Zuversichtlichkeit sehen, ohne sich über die Ursache derselben zu erklären; und Huktus mit seinem Anhang zitterte ohne zu wissen wovor.

„Endlich kam der Tag, welchem beide Parteyen, jene mit ungeduldigem Verlangen, diese mit unruhiger Erwartung eines gegen sie geschmiedeten Anschlags, entgegen sahen; der Tag, da die blaue Pagode eingeweihet werden sollte. So bald die Sonne aufgegangen war, führte Kalaf das versammelte Volk in einen nahe bey der Hauptstadt gelegenen Wald, der seit undenklichen Zeiten dem groſsen Affen heilig gewesen war. Mitten in diesem Walde war ein groſser runder Platz, und in der Mitte des Platzes eine Art von Thron aufgerichtet, welchen Kalaf bestieg, um diese berühmte Anrede an das Volk zu halten, von welcher die Geschichtschreiber seiner Partey versichern, daſs sie niemahls ihres gleichen gehabt habe. Kalaf sagte so erhabene und unbegreifliche Dinge, es strahlte eine so ungewöhnliche Begeisterung aus seinem ganzen Wesen, der majestätische Ton seiner Stimme, die Überzeugung, womit er sprach, die Figuren, wovon er Gebrauch machte, der Strom seiner Worte, rissen die Zuhörer mit solcher Gewalt dahin, daſs man ihm Beyfall geben muſste, ohne das geringste von allem was er gesprochen begriffen zu haben. Die vornehmste Absicht seiner Rede war, das Volk in Erstaunen und in ein zitterndes Erwarten irgend einer wundervollen Entwicklung zu setzen. Niemahls hatte ein Redner die Zauberkraft des Galimatias besser studiert als Kalaf. Die Wirkung davon starrte ihm aus jedem Aug' entgegen; und um sie auf den höchsten Grad zu treiben, endigte er seine Rede mit einer feierlichen Apostrofe an den groſsen Affen, den er beschwor, sein Volk aus der Ungewiſsheit zu reiſsen, und durch irgend ein sichtbares Wunder zu zeigen, unter welcher Farbe ihm seine Verehrung am angenehmsten sey.

„Kaum hatte Kalaf die letzten Worte ausgesprochen, so sah man auf einmahl den Baum, an dessen Stamm der Thron des Oberbonzen befestiget war, in Flammen eingehüllt; und unter Blitz und Donner 11) stieg vor den

---

11) Wir wollen nicht hoffen, daſs sich jemand unter unsern Lesern in dem Falle befinden könne, in welchen der ehrliche Klaus Zettel in Schakspeares *Mid-Summer-Nights-Dream* die Damen zu Athen zu setzen besorgt, wenn er, in dem Schauspiele von Pyramus und Thisbe, (welches er und seine Gesellen an dem Hochzeitfeste des Theseus aufführen wollen) als Löwe auf den Schauplatz kommen, und seine furchtbare Stimme hören lassen würde. Ich werde, spricht er, nicht ermangeln Ihnen zu sagen: Erschrecken Sie nicht, meine schönen Damen; ich bin kein wirklicher Löwe, wie Sie etwann denken möchten, sondern wirklich und bey meiner Ehre

bestürzten Augen eines unzähligen Volkes ein groſser blauer Affe herab, und setzte sich mit einer so majestätischen Miene auf dem Throne zurechte, daſs die Hoffnung Kalaſs selbst durch die Geschicklichkeit seines Zöglings übertroffen wurde.

„Dieser Streich war, wie man leicht denken kann, entscheidend. Der hartnäckigste Anhänger des feuerfarbnen Affen sah sich gezwungen, dem Zeugniſs seiner Sinne gewonnen zu geben. Sogar die Freydenker, welche bey diesem Schauspiele zugegen waren, wurden von dem allgemeinen Schwall mit fortgerissen, und die wenigen, die ihrer Vernunft noch mächtig genug blieben um durch ein so grobes Blendwerk hindurch zu sehen, waren aus kluger Furcht die eifrigsten, der Gottheit des blauen Affen zuzujauchzen. Er wurde mit einem alle Einbildung übersteigenden Triumf in seinen neuen Tempel eingeführt; und der König Azor selbst, der sich aus bloſser Gefälligkeit gegen die Launen seiner Mutter für die

Klaus Zettel, der Weber, und ein Mann, der sich das gröſste Gewissen daraus machen würde, das Herz einer schönen Dame zu betrüben. Aus eben dieser Gemüthszärtlichkeit erklären wir also auf allen Fall: daſs dieſs Wetter, womit uns Kalaf erschrecken will, bloſs gemachtes Wetter war.

Meinung der Blauen erklärt hatte, konnte sich nicht erwehren, die Sultanin an der Spitze des ganzen Hofes zu begleiten, und das erste feierliche Opfer mit seiner Gegenwart zu zieren.“

So schrecklich die Nachricht von dieser Begebenheit dem Bonzen Huktus und seinen Freunden war, so zeigte er doch in diesem entscheidenden Augenblicke, daſs es ihm nicht an der wichtigsten Eigenschaft mangle, die zum Haupt einer Partey erfordert wird. Auſser vielen andern wohl ausgesonnenen Maſsregeln, in deren Erzählung wir Danischmenden nicht folgen können, lieſs er sich vornehmlich angelegen seyn, den Eindruck, welchen Kalaf mit seinem blauen Affen auf den unaufgeklärten Theil der Nazion gemacht hatte, von Grund aus zu vernichten. Seine Anhänger beschuldigten diesen Oberbonzen öffentlich der Zauberey, und eines geheimen Verständnisses mit den bösen Geistern. Dieſs war in der That ein Einfall, der seinem Erfinder Huktus Ehre macht. Hätten die Feuerfarbnen sich begnügt, dem Volke begreiflich zu machen, daſs Kalaf ein Betrüger sey, so würden sie ihm wenig dadurch geschadet haben: denn wie schwach ist die Wirkung der Vernunft gegen Schwärmerey und Aberglauben! Aber dreist versichern, daſs er die bösen Geister mit in seine Verschwörung gegen den Tsai-

Faou gezogen habe, dieſs hieſs ihm wirklich einen gefährlichen Streich beybringen. Eine solche Anklage hat Wahrscheinlichkeit in den Augen des gemeinen Volkes: sie zog seine Neigung zum Wunderbaren auf Huktus Seite; sie gab Gelegenheit zu einer unendlichen Menge unglaublicher Erzählungen, welche man, mitten unter der Versicherung daſs sie unglaublich wären, begierig ausbreitete, mit selbst erfundenen Umständen glaublicher zu machen beflissen war, und zuletzt wirklich glaubte. Kurz, Huktus erhielt dadurch seine Absicht so vollkommen, daſs der Pöbel in den meisten Provinzen des Reichs entschlossen war, es eher auf das äuſserste ankommen zu lassen, als dem Glauben seiner Voreltern und dem feuerfarbnen Affen untreu zu werden.

„Vermuthlich (fährt Danischmend fort) hätte Kalaf am weisesten gehandelt, wenn er diese Beschuldigungen mit kalter Verachtung angesehen, und durch eine zwar standhafte, aber ruhige und langsame Fortführung seines Plans, die Hindernisse, die er in den Vorurtheilen der halben Nazion fand, zu besiegen gesucht hätte. Aber sein Hochmuth und seine Hitze vertrugen sich mit keinen so gelinden Maſsnehmungen. Stolz auf seine Gewalt über den Geist der Sultanin Lili, welche damahls noch das Steuerruder führte, und verwegen gemacht durch den schwärmerischen Eifer eines zahlreichen Anhangs, glaubte er stark genug zu seyn, die Widerspenstigen durch Zwangsmittel zu unterwerfen. Eine königliche Verordnung, wovon er der Urheber war, erklärte alle diejenigen für Aufrührer, welche sich weigern würden dem blauen Affen zu huldigen. Die Bildnisse des Tsai-Faou wurden aus allen Pagoden weggeschafft, und mit andern von blauem Porzellan ersetzt, wovon in den Vorhöfen der blauen Pagode eine schöne Fabrik zum Vortheil derselben angelegt war. Alle Pagoden wurden mit Bonzen von Kalafs Anhang besetzt, und diejenigen abgedankt, welche lieber ihren Einkünften als dem feuerfarbnen Affen entsagen wollten. Diese Gewaltthätigkeiten hatten den Erfolg, den ein weiserer Mann als Kalaf ihm vorher gesagt hatte, ohne Glauben zu finden. Tausend persönliche Beleidigungen, wodurch die Feuerfarbnen täglich zur Rache gereitzt wurden, der Übermuth, womit die Blauen, als die siegreiche Partey, mit ihren feuerfarbnen Mitbürgern verfuhren, und die öffentliche Verfolgung, welche zuletzt über diese verhängt wurde, erschöpften endlich ihre Geduld. Ganze Provinzen ergriffen die Waffen, und kündigten Azorn den Gehorsam auf, wofern er seinen Unterthanen nicht zum wenigsten die Wahl lassen würde, ob sie blau oder feuerfarben seyn wollten.

„Zum Glück für das Reich Scheschian erfolgte um eben diese Zeit eine Veränderung bey Hofe, wodurch Lili von der Staatsverwaltung entfernt, und die schöne Alabanda, eine heimliche Gönnerin der Feuerfarbnen, die Vertraute oder vielmehr die unumschränkte Beherrscherin des Sultans Azor wurde. Dieser günstige Umstand machte den Feuerfarbnen Luſt, und verhütete den gänzlichen Ausbruch eines allgemeinen Bürgerkrieges. Alabanda hatte zwar groſse Lust ihren Freunden eine vollständige Rache an den Blauen zu verschaffen; aber Kalaſs Anhang war zu groſs, und der Ausgang eines Bürgerkrieges zu ungewiſs, als daſs ein solcher Anschlag bey den Häuptern der Feuerfarbnen selbst Eingang gefunden hätte. Man begnügte sich also auf beiden Seiten einen Vertrag zu Stande zu bringen, wodurch die Sachen in eine Art von Gleichgewicht gesetzt wurden. Indessen zeigte sich in der Folge, daſs der Alterthumsforscher Gorgorix der Nazion durch seine Entdeckung eine Wunde geschlagen hatte, welche zwar zugeschlossen, aber nicht von Grund aus geheilt werden konnte. Das immer währende Gezänke der Bonzen; der Abscheu, welcher natürlicher Weise beide Parteyen gegen einander erfüllen muſste, wenn sie dem Gegenstand ihrer Verehrung von der andern Partey mit Verachtung begegnen sahen; die Beeiferung sogar in den gleichgültigsten Dingen sich von einander zu unterscheiden: alles vereinigte sich, die Blauen und Feuerfarbnen mit einem unauslöschlichen Hasse gegen einander zu entzünden; mit einem Hasse, der nicht nur das zarte Gewebe der feinern Bande der Natur zerriſs, sondern stark genug war, um von Zeit zu Zeit die gröbern Fesseln der bürgerlichen Verhältnisse zu zerbrechen. Er glich einem schleichenden Gifte, welches die ganze Masse des politischen Körpers ansteckte, und alle andre Gebrechen und Zufälle desselben bösartiger machte, als sie an sich selbst gewesen wären. Bey jeder Veranlassung brach das gährende Übel bald in diesem bald in jenem Theile des Reichs aus: und da der Hof weder mächtig genug war, eine von den Parteyen gänzlich zu unterdrücken, noch weise genug, ein genaues Gleichgewicht zwischen ihnen zu erhalten; so drückte und verfolgte immer eine die andre wechselsweise, je nachdem sie in einer Provinz oder bey Hofe selbst die Oberhand hatte; und das Unglück der Nazion wurde durch diese neue Klasse von Beschwerden, wie schimärisch auch die erste Quelle derselben war, so vollkommen gemacht, daſs die Scheschianer sich endlich zum zweyten Mahle in der unseligen Lage befanden, das Ende ihres Elendes nur von einer gewaltsamen Staatsveränderung zu erwarten."

Unter den Anmerkungen, womit der Sultan Gebal diese Erzählung etlichemahl unterbrach, hat uns nur Eine wichtig genug geschienen, bemerkt zu werden. Er zweifelt nehmlich, wie es möglich gewesen, daſs eine Nazion, die man uns (wenigstens von den Zeiten des Sultans Ogul an) in einem Zustande von Aufklärung und Verfeinerung vorstellt, dumm genug habe seyn können, sich zum Opfer eines so albernen antiquarischen Streites machen zu lassen?

Die Auflösung, welche Danischmend von diesem Problem giebt, verdient wenigstens gehört zu werden. Es ist wirklich eine klägliche Sache, spricht er, Geschöpfe unsrer Gattung ihres besten Vorzugs vor den übrigen Thieren auf eine so demüthigende Art beraubt zu sehen. Und gleichwohl habe ich bisher von den Scheschianern nichts gesagt, was nicht, unter gewissen Voraussetzungen, so glaublich wäre als irgend eine andre natürliche Begebenheit. Diese Voraussetzungen sind zum Exempel — „Daſs kein gewöhnlicheres Fänomen in der Welt ist, als Leute mit Vernunft rasen zu sehen; oder auch, zu sehen, daſs sie bey tausend Gelegenheiten vernünftig, und in einer einzigen Sache unsinnig sind; — daſs man zu allen Zeiten und auf allen Theilen dieses Erdenrundes sehr alberne

Meinungen und sehr unsinnige Gebräuche im Schwange gesehen hat; — daſs der Aberglaube, wenn er in Zeiten der Unwissenheit und der rohen Einfalt sich des Gehirns eines Volkes bemächtiget und etliche Jahrhunderte Zeit gehabt hat sich fest zu setzen, durch eine stufenweise zunehmende Aufheiterung zwar geschwächt, aber schwerlich anders als nach Verfluſs eines langen Zeitraums, und durch eine ununterbrochene Fortdauer der Ursachen welche seinen Untergang befördern, so gänzlich vernichtet werden kann, daſs die Überbleibsel davon nicht zuweilen in Gährung gerathen, und wunderliche, auch wohl bösartige Zufälle veranlassen sollten.“ Überdieſs, fährt er fort, würde mir nichts leichter seyn, als einen jeden Theil meiner Erzählung durch historische Beyspiele dessen, was unter den abgöttischen Völkern des Erdbodens, und zum Theil unter den Moslemim selbst, vorgegangen ist, zu erläutern. Ich sehe nicht, warum die Scheschianer wegen ihrer Verehrung eines feuerfarbnen Affen mehr Vorwürfe verdienen sollten, als die weisen Ägypter wegen der Anbetung des Stiers Apis, und so vieler andrer Thiere, worunter auch Affen und Meerkatzen waren; und der Streit über die Frage, ob der groſse Affe blau oder feuerfarben sey, scheint mir jenen wohl werth zu seyn, den die Stadt Oxyrynchus mit der Stadt Kynopolis, ihrer Nachbarin, über die Gottheit des Anubis und ich weiſs nicht was für eines Meerfisches mit spitziger Schnautze, aus dem Geschlechte der Rochen, geführt haben soll, wenn wir einem der weisesten Männer des alten Gräciens glauben dürfen. Dieser Fisch, welcher der Schutzgott der Oxyrynchiten war, wurde von den Kynopoliten als ein bloſser Fisch behandelt, und also ohne Bedenken gegessen. Die Einwohner von Oxyrynchus, die dieſs natürlicher Weise sehr übel nahmen, glaubten ihren Gott nicht besser rächen zu können, als indem sie an den Hunden, welche zu Kynopolis heilig waren und auf gemeiner Stadt Unkosten unterhalten wurden, das Wiedervergeltungsrecht ausübten. Es entstand darüber ein so blutiger Krieg zwischen diesen beiden Ägyptischen Städten, daſs die Römer sich endlich genöthigt sahen, die Wüthenden mit Gewalt aus einander zu reiſsen. 12) Im übrigen läſst sich vermuthen,

---

12) Plutarch in seiner Abhandlung von Isis und Osiris. Juvenal macht uns von einem ähnlichen Religionskriege zwischen den Ombiten und Tentyriten, welcher daher entstand,

Quod numina vicinorum
Odit uterque locus, cum solos credat habendos
Esse Deos, quos ipse colit — —

daſs der denkende Theil der Nazion, das ist (nach der billigsten Berechnung) unter tausend Einer, den ganzen Streit eben so ungereimt gefunden haben werde als wir. Hingegen ist nicht weniger zu glauben, daſs die meisten von diesem tausendsten Theile sich darum nicht weniger für einen von beiden Affen interessierten. Es ist mit einem alten Aberglauben eben so wie mit andern alten und unvernünftigen Gewohnheiten beschaffen. Man sieht die Thorheit

---

in seiner funfzehnten Satire ein schreckliches Gemählde. Die eine dieser Städte überfiel die andre zur Zeit eines groſsen Festes, wo man sich eines feindlichen Überfalls am wenigsten versah. Die Partie war sehr ungleich, sagt der Dichter; die guten Ombiten waren wohl bezecht, rosenbekränzt, von Salben triefend, und vom Tanzen müde; ihre Feinde hingegen desto erbitterter, weil sie nüchtern waren (*hinc jejunum odium.*) Der Anfang der Feindseligkeiten wurde mit Worten gemacht; von den Worten kam es bald zu den Fäusten; auf beiden Seiten blieben wenig Nasen unbeschädigt, u. s. w. „Aber dieſs (fährt der Dichter fort) däucht den Unsinnigen nur ein Spiel; sie wollen nicht nur Blut, sie wollen Leichen sehen. Man wirft also eine Zeit lang mit Steinen auf einander; endlich ziehen die Tentyriten ihre Schwerter. Die Ombiten fliehen in zitternder Verwirrung; die Furcht beflügelt ihre Flucht; nur Einer hatte das Unglück den erboſsten Feinden in die davon ein, man lacht darüber, man beweist sich selbst mit vielen Gründen, daſs es Miſsbräuche sind: aber gleichwohl beobachtet man sie nicht allein um der alten Gewohnheit willen; sondern man rechnet es noch demjenigen als ein Verbrechen an, der sich die Freyheit nehmen wollte davon abzugehen. Privatvortheile und Leidenschaften können wohl gar die Ursache seyn, daſs wir solche Miſsbräuche, bey der völligsten Überzeugung daſs es Miſs-

---

Hände zu fallen; dieser Unglückselige wird sofort in Stücke zerrissen und mit Haut und Haar bis auf die Knochen aufgegessen. Sie nehmen sich nicht einmahl die Zeit ihn zu kochen, sie fressen ihn mit hungriger Gierigkeit roh hinein, und wer glücklich genug ist ein Stückchen von diesem abscheulichen Fraſs zu erwischen, glaubt niemahls etwas wohlschmeckenders gekostet zu haben." — — Ob übrigens dieser Religionskrieg der Ombiten und Tentyriten von jenem zwischen den Kynopoliten und Oxyrynchiten verschieden gewesen, oder ob nicht Juvenal vielmehr den letztern unter dem Nahmen der erstern, weil sie besser in den Vers passen, geschildert habe, wie Salmasius aus sehr gelehrten Gründen vermuthet, (in *Solin. T. I. p.* 317-21) ist eine Aufgabe, die wir *primo occupanti* überlassen, wofern sie anders ihren Meister nicht schon gefunden hat.

Anmerk. des Lat. Übers.

bräuche sind, mit Eifer und Hitze verfechten. Man unterscheidet in solchen Fällen Theorie und Ausübung. Man behauptet einen nützlichen Miſsbrauch, und lacht bey sich selbst der Thoren, welche betrogen zu werden verdienen, weil sie betrogen werden wollen.

Wir schlieſsen diesen Auszug mit den eigenen Worten des weisen Danischmend, und mit einer Betrachtung, die wir von Herzen unterschreiben. „Die Ränke und Kunstgriffe, spricht er, welche von beiden Parteyen angewandt wurden, einander zu schwächen und zu unterdrücken, — einander wechselsweise das Vertrauen des Königs und das Ruder des Staates aus den Händen zu winden, — oder sich dem Hofe furchtbar zu machen, und allen seinen Unternehmungen, unter dem Vorwande des gemeinen Besten, unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen; — die Künste, welche gebraucht wurden, tausend streitende Privatvortheile mit dem Interesse der Parteyen in einen wirklichen oder doch anscheinenden Zusammenhang zu bringen; — der schändliche Miſsbrauch, den man zu Beförderung aller dieser Absichten mit den ehrwürdigen Nahmen der Religion, des königlichen Ansehens und des allgemeinen Besten trieb; — die unzähligen Auftritte von Ungerechtigkeit, Betrug, Verrätherey, Undankbarkeit, Raubsucht, Giftmischerey, u. s. w. welche unter diesen ehrwürdigen Masken gespielt wurden: alles dieſs würde überflüssigen Stoff zu einem ungeheuern Geschichtbuche geben, welches zu lesen nur die gröſsten Verbrecher verdammt zu werden verdienen könnten. Unglücklicher Weise ist die Geschichte der polizierten Völker, wenn man ihre Kriege (einen andern Schauplatz von Abscheulichkeiten) abrechnet, beynahe nichts anders als dieſs. Für einen Menschen, der an den Schicksalen seiner Gattung wahren Antheil nimmt, ist es Pein, bey diesen ekelhaften und grauenvollen Gemählden zu verweilen. Das Herz des Menschenfreundes schaudert vor ihnen zurück. Ängstlich sieht er sich nach Scenen von Unschuld und Ruhe, nach den Hütten der Weisen und Tugendhaften, nach Menschen die dieses Nahmens würdig sind, um; und wenn er in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechtes nicht findet was ihn befriedigen kann, 13) flüchtet

---

13) Wiewohl unstreitig etwas Wahres an diesem Gedanken des Filosofen Danischmend ist, so bleibt darum auf der andern Seite nicht weniger wahr, daſs die Geschichte, mit beobachtenden Augen durchforscht, und mit filosofischem Blick aus erhabenen Standpunkten übersehen, eine Quelle sehr nützlicher Kenntnisse für den Bürger, für den Staatsmann, und selbst für den bloſsen Weltbeschauer ist. Ein gelaſsner

er lieber in erdichtete Welten, zu schönen Ideen, welche, so wenig auch ihr Urbild unter dem Monde zu suchen seyn mag, immer Wirk-

und aufgeklärter Geist sieht durch das verworrene Gewebe der menschlichen Thorheiten hindurch, und entdeckt in dem Zusammenhang und in der stufenweisen Entwicklung der groſsen Weltbegebenheiten den festen Plan einer alles leitenden höhern Weisheit; er ergetzt, ermuntert, und bessert sich bey dem Anblick des immer währenden Kampfes der Tugend mit dem Laster, der Vernunft mit den Leidenschaften, der Wahrheit mit dem Irrthum und Betrug, der Wissenschaften mit der Unwissenheit, des Geschmacks mit der Barbarey, und erkennt mit Anbetung die verborgene Hand des groſsen Urhebers der Natur, der aus diesem ewigen Streit in den Theilen, Ordnung und Harmonie im Ganzen hervorzubringen weiſs. Die Geschichte des menschlichen Verstandes, die Geschichte der Tugend, die Geschichte der Religion, der Gesetzgebung, der Künste, der Handelschaft, des Geschmacks, des Luxus, und so ferner, sind eben so viele fruchtbare Gegenden der allgemeinen Geschichte, deren besserer Anbau die herrlichsten Vortheile für die spekulativen und praktischen Wissenschaften verspricht. Weit entfernt also die Geschichtskunde gering zu achten, wünschten wir vielmehr, es allen Studierenden, und überhaupt allen, welche weiser und besser zu werden wünschen, einleuchtend machen zu können, daſs die lichkeit genug für sein Herz haben, weil sie ihn (wenigstens so lange bis er durch Bedürfnisse oder unangenehme Gefühle in diese

---

Geschichte, mit wahrer Sokratischer Filosofie verbunden, das höchste und wichtigste Studium eines Menschen ist, der mehr als eine thierische Maschine seyn will; und wir haben diese Anmerkung bloſs darum beygefügt, um so viel an uns ist zu verhindern, daſs niemand einen unbescheidenen und übertriebenen Hang zu Romanen und Feenmährchen mit dieser Stelle des weisen Danischmend zu rechtfertigen vermeine. So gewiſs indessen der hohe Werth der Geschichtskunde ist, so ist doch nicht zu läugnen, daſs die gerümpfte Nase, womit gewisse Geschichtsforscher auf alles was die Form der Erdichtung hat herab sehen, Unbilligkeit und lächerliche Pedanterey ist. Den Wenigen, denen ihr Beruf zu erforschen was geschehen ist keine Erhohlungsstunden übrig läſst, ist es wohl zu gönnen, wenn sie abgehärtet genug sind, die Abscheulichkeiten der Byzantinischen Historie oder der Regierung einer Maria von England mit eben dem kalten Blute zu lesen, womit ein Zeitrechner untersucht, in welchem Jahre der Welt der König Misfragmuthosis zu Diospolis regiert habe. Aber ihr Beyspiel oder ihr Geschmack macht keine Regel; und empfindsame Seelen werden — beym Anblick alles des Bösen, was auf diesem Sonnenstaube, den wir bewohnen, Geschöpfe von einerley Gattung gethan haben, um einander ein

Welt zurück gezogen wird) in einen angenehmen Traum von Glückseligkeit versetzen, — oder, richtiger zu reden, weil sie ihn mit dem innigsten Gefühle durchdringen, daſs nur die Augenblicke, worin wir weise und gut sind, nur die Augenblicke, die wir der Ausübung einer edlen Handlung, oder der Betrachtung der Natur und der Erforschung ihres groſsen Plans, ihrer weisen Gesetze und ihrer wohlthätigen Absichten, — oder der Freundschaft und Liebe, und dem weisen Genusse der schuldlosen Freuden des Lebens widmen, — daſs nur diese Augenblicke gezählt zu werden verdienen, wenn die Frage ist, wie lange wir gelebt haben.“

Der Sinesische Herausgeber dieser wahrhaften Geschichte sagt uns, daſs der Sultan

---

Leben von etlichen Augenblicken zu rauben oder zu verbittern — sich nur allzu oft genöthigt fühlen, mit dem weisen Danischmend in die möglichen Welten der Dichter zu fliehen; und sie können deſswegen hinlänglich gerechtfertiget werden, auch ohne daſs man den Platonischen Grundsatz, welchen Bakon von Verulam zum Vortheile der Dichtkunst geltend macht, dazu vonnöthen hat, vermöge dessen das, was wir hier nur für ein Erhohlungsmittel geben, sogar zu einer sehr wesentlichen Beschäftigung wird.

über dem letzten Theile der Rede des weisen Danischmend eingeschlafen, und dieser also genöthiget worden sey, mit weiterem Moralisieren einzuhalten; ein Umstand, der uns, wie er vermuthet, verschiedene schöne Betrachtungen entzogen hat, welche der Indostanische Filosof über diesen Theil der Geschichte von Scheschian noch gemacht haben könnte.

Des folgenden Abends befahl ihm der Sultan, über den Rest der Regierung des unglücklichen Azors so schnell als nur immer möglich seyn würde, hinweg zu glitschen. Es giebt (sprach er) gewisse Leute, die gar zu dumm sind, wie sogar mein guter Oheim Schach-Baham irgendwo angemerkt hat; und gewiſs ist dieser Azor einer aus dieser Klasse. Man kann nicht bald genug mit ihm fertig seyn.

11.

Danischmend setzte also die Geschichte der Regierung Azors folgender Maſsen fort.

Die kläglichste unter allen den Schwachheiten, welche den Ruhm des guten Königs Azor verdunkeln, war seinem Alter aufbehalten; eine Schwachheit, welche desto verführerischer ist, weil sie einer Tugend ähnlich sieht; desto schädlicher, weil sie Böses aus guter Absicht thut, und desto schwerer zu vermeiden, da selbst der Weiseste aller Morgenländischen Könige nicht weise genug war, sich ihrer zu erwehren.

Dieſs nennt man, denke ich, ein Räthsel, sagte Schach-Gebal. Ich bilde mir eben nicht ein, in der Kunst Räthsel aufzulösen dem Sultan, dessen du eben erwähntest, gleich zu kommen: aber dieſsmahl wollt' ich doch rathen, daſs die Schwachheit des groſsen Azors, die du uns noch aufbehalten hast, entweder Bigotterie ist, oder doch etwas das ihr sehr ähnlich sieht. Hab' ich es getroffen, Doktor?

Zum Erstaunen, erwiederte Danischmend, indem er in seinen Ton und in seine Gesichtsmuskeln alle die Bewunderung brachte, die er der Scharfsinnigkeit seines gebietenden Herren schuldig war. Es waren nun zwanzig Jahre, fuhr er fort, seitdem die schöne Alabanda eine unbegrenzte Gewalt über das Herz, über den Hof und über die Schatzkammer des Sultans von Scheschian usurpierte. Gewohnheit und Sättigung hatten ihre Bezauberung endlich aufgelöst; und Alabanda sah die Zeit kommen, wo sie sich in der traurigen Nothwendigkeit befand, zuzugeben, entweder daſs Azor aufgehört habe empfindlich, oder daſs sie selbst aufgehört habe reitzend zu seyn.

Als ob nicht beides zugleich hätte Platz haben können, sagte die schöne Nurmahal.

Wenigstens, versetzte der Doktor, war es natürlicher an ihr, das erste zu glauben.

Und an Azorn das andre, sagte der Sultan mit einem spitzfündigen Lächeln.

Wie dem auch seyn mochte, fuhr Danischmend fort, die gute Dame beging den Fehler, einen Zufall, den man nach Verfluſs von zwanzig Jahren einen von den natürlichsten in der Welt nennen kann, für eine unerträgliche Beleidigung anzusehen. So unbillig dieſs scheinen mag, so unbesonnen war es, den guten

Sultan, welcher wirklich ganz unschuldig an der Sache war, so oft er lange Weile hatte, (und dieſs war sehr oft) mit Vorwürfen von Untreue und Undankbarkeit, und mit allen tragikomischen Wirkungen der Eifersucht und bösen Laune zu verfolgen. Denn was konnte sie anders von einem solchen Betragen erwarten, als — gerade das, was wirklich erfolgte? nehmlich, daſs er die alte Abgöttin seiner Seele, die er seit geraumer Zeit kaum noch liebenswürdig fand, in kurzem unerträglich finden muſste. Von diesem Augenblick an hatte die Regierung der schönen Alabanda ihr Ziel erreicht. Azor suchte nun im Wechsel eine Glückseligkeit, an welche sein Herz gewöhnt war: er zerstreute sich dadurch eine Zeit lang; aber die Befriedigung fand er nicht, die ein reitzbares Herz von den Sinnen, oder von den launischen Einfällen einer herum flatternden Fantasie vergebens erwartet. Er wurde also dieser Wanderungen des Herzens um so viel eher überdrüssig, da ihn Lili und Alabanda angewöhnt hatten, von weiblichen Köpfen, aber von den feinsten und witzigsten weiblichen Köpfen, regiert zu werden.

Die Freyheit, worin die gefälligen Schönen seines Hofes ihn wider seinen und ihren Willen lieſsen, machte ihm sein Daseyn zur beschwerlichsten Last. Mehr als Einmahl versuchte er's, die schöne Alabanda wieder so reitzend und zauberisch zu finden, als sie es gewesen war: aber der unglückliche Erfolg seiner Bemühungen überzeugte ihn zuletzt, daſs sie wirklich aufgehört haben müsse es zu seyn; und wozu konnt' es ihm helfen, das Unmögliche bewerkstelligen zu wollen?

In dieser Verfassung befand sich Azor, als es der Persischen Tänzerin, deren bereits in dieser Geschichte Erwähnung geschehen ist, gelang, ihn die Erfahrung machen zu lassen, daſs er den ganzen Zirkel der Thorheiten, zu welchen ihn die Schwäche seines Herzens fähig machte, noch nicht durchlaufen habe. Diese Kreatur hatte durch ihre Reitzungen und durch die Freygebigkeit ihrer Verehrer Mittel gefunden, die Flecken ihres vormahligen Standes auszulöschen, und nach und nach sich bis zum Rang einer Vertrauten der Sultanin Alabanda empor zu schwingen. In dieser Stellung fand Gulnaze (so hieſs die verwandelte Tänzerin) häufige Gelegenheiten, die Reitzungen ihres Witzes und ihrer äuſserst angenehmen Unterhaltung vor den Augen des Sultans auszulegen; Reitzungen des Geistes, welche mächtig genug waren, in ihrer Gesellschaft vergessen zu machen, daſs ihre ersten Liebhaber bereits ehrwürdige Graubärte vorstellten. Nicht als ob sie nicht noch immer liebenswürdig gewesen wäre; aber, nachdem sie sich einmahl unter der Maske der Freundschaft in Azors Herz hinein gestohlen, würde sie es auch mit der Hälfte ihrer noch übrigen Annehmlichkeiten in den Augen eines so reitzbaren Potentaten gewesen seyn. Kurz, Azor, der ohne sie die lange Weile, die ihm Alabanda und alle andre Schönen seines Hofes verursachten, unausstehlich gefunden haben würde, machte auf einmahl die Entdeckung, daſs er nicht ohne Gulnaze leben könne. Unvermerkt hatte sie sich aller Zugänge seines Herzens bemächtiget; und eben so unmerklich wurde sie aus einer Vertrauten die unumschränkteste Beherrscherin seiner Neigungen. Keine ihrer Vorgängerinnen hatte so viel Gewalt über ihn gehabt; aber keine hatte ihn auch so wenig fühlen lassen, daſs er Fesseln trug. Alabanda hatte ihn durch die Zauberkraft ihrer Reitzungen beherrscht: Gulnaze regierte ihn durch die vollkommene Kenntniſs der schwachen Seite seines Kopfes und seines Herzens. Was Wunder, daſs ihre Herrschaft vollständig und dauerhaft war!

Wohl angemerkt, Danischmend! flüsterte Nurmahal lächelnd.

Finden Sie das? sagte der Sultan, indem er sie auf die Schulter klopfte.

Der Eifer, den Gulnaze vor mehr als zwanzig Jahren, da ihr Einfluſs nur noch mittelbar war, für die Sache des blauen Affen gezeigt hatte, verdoppelte sich itzt, da das königliche Ansehen in ihren Händen lag. Die Blauen faſsten neuen Muth, und glaubten zu den ausschweifendsten Hoffnungen berechtiget zu seyn. Was die Neigung der Favoritin zu der neuen Sekte am stärksten unterhielt, war der schlaue Einfall, den ein Ya-faou von den Freunden des Oberbonzen Kalafs gehabt hatte, eine Art von religiösen Festen zu erfinden, wobey die Sinne zum Behuf einer fanatischen Andacht auf die angenehmste Weise unterhalten wurden. Die Einführung derselben war der letzte tödtliche Streich, welchen Kalaf den Feuerfarbnen beybrachte, deren Andachtsübungen mehr Finstres und Schreckendes als Angenehmes oder Herzrührendes hatten. Die Anzahl der Blauen vermehrte sich nun täglich; Azor selbst fand immer mehr Geschmack an den Andachten seiner Geliebten; und es währte nicht lange, so fielen alle andre Arten von Ergetzungen. Man lud einander auf eine Partie in der blauen Pagode ein, wie vormahls zu einer Lustreise aufs Land oder zu einem Maskenball. Unvermerkt wurde ein gewisser Schnitt von Devozion ein unterscheidendes Merkmahl der

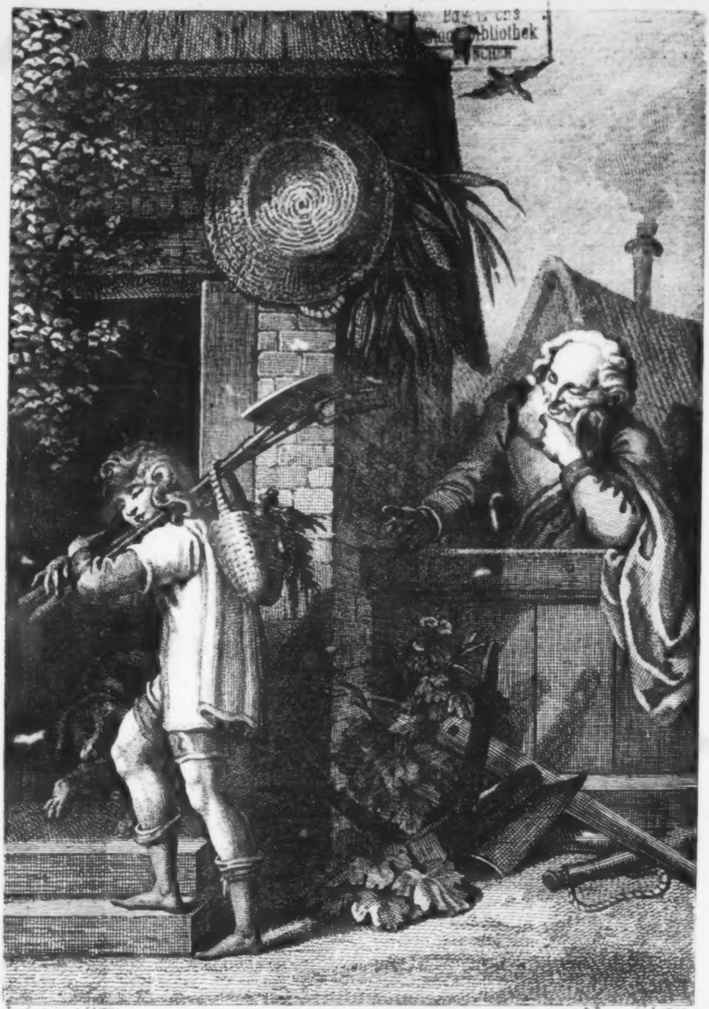
Hofleute, und jedermann, wer an Erziehung und Lebensart Anspruch machte, bestrebte sich, sie zu kopieren so gut er konnte. Wäre dieſs die schlimmste Wirkung des Einflusses der schönen und devoten Gulnaze gewesen, so hätte man Ursache gehabt von Glück zu sagen; die Erheiterung des Scheschianischen Aberglaubens möchte den Übergang zu einer gründlichen Verbesserung vielmehr befördert als gehindert haben. Aber die Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaften erlaubte ihr nicht der Zeit zu überlassen, was sie durch Zwangsmittel in einem Augenblicke zu bewerkstelligen hoffte. Nicht zufrieden, die Feuerfarbnen so weit herunter gebracht zu haben, daſs sie sich glücklich genug schätzten, wenn sie nur geduldet wurden, that sie dem Tsao-Faou ein feierliches Gelübde, nicht eher zu ruhen, bis sie Scheschian von allen Anhängern seines Nebenbuhlers gereiniget haben würde. Ein königlicher Befehl diente zum Vorwand, alle, welche sich weigerten dem blauen Affen zu opfern, als Ungehorsame, und bey dem geringsten Widerstand als Aufrührer, mit einer Härte zu bestrafen, welche endlich den Blauen selbst anstöſsig wurde. Grausamkeiten, wovor der Menschlichkeit grauet, und wovon zu wünschen wäre daſs sie ohne Beyspiele seyn möchten, wurden, ohne Azors Wissen, in seinem

Nahmen ausgeübt, und sind das einzige was die letzten Jahre seiner Regierung der Vergessenheit entzogen hat; bis er endlich, beladen mit dem allgemeinen Hasse seines Volkes, zu spät für seinen Ruhm vom Schauplatz abtrat; ein denkwürdiges Beyspiel, daſs ein Fürst mit allen Eigenschaften eines liebenswürdigen Privatmannes, mit wenig Lastern und vielen Tugenden, durch den bloſsen Mangel fürstlicher Eigenschaften so viel Böses stiften kann als der gräulichste Tyrann. Azor war weder ehrgeitzig noch begierig nach dem Eigenthum seiner Unterthanen, weder launisch, noch hartherzig, noch grausam. Weit entfernt zu verlangen, daſs seine unüberlegtesten Einfälle für Gesetze und Göttersprüche gelten sollten, oder, wie viele seines Standes, sich einzubilden, daſs Scheschian bloſs um seinetwillen aus dem Chaos hervorgegangen sey, und seine Unterthanen für eben so viele Sklaven anzusehen, deren Glück oder Unglück, Seyn oder Nichtseyn, nur in so fern als es sich auf seinen Vortheil beziehe, in Betrachtung komme, — war er der leutseligste, der mitleidigste und wohlthätigste Fürst seiner Zeit. Unwissenheit in den Pflichten seines Standes, Unwissenheit in der Kunst zu regieren, wollüstige Trägheit, und allzu groſses Vertrauen zu seinen Günstlingen, die er als seine Wohlthäter ansah, weil sie ihm die Last der Regierung abnahmen, Fehler der Erziehung, Schwachheiten des Herzens und des Temperaments, nicht Laster waren es, die ihm die Liebe seiner Völker und die Hochachtung der Nachwelt entzogen haben. Seine gröſsten Fehler waren, daſs er mit eignen Augen bloſs durch fremde sah; daſs seine Ohren nur angenehme Dinge hören wollten; daſs er nur sprach was man ihm auf die Zunge legte; und wenn er auch, entweder durch die natürliche Schärfe seines Geistes, oder durch die Bemühungen irgend eines ehrlichen Narren, der seinen Kopf wagte ihm die Augen zu öffnen, zuweilen eine gute Entschlieſsung faſste, — zu viel Miſstrauen gegen seine eigenen Einsichten und zu viel Gefälligkeit für seine Günstlinge hatte, um seiner Entschlieſsung treu zu bleiben. Indessen muſs man gestehen, daſs auch das Schicksal nicht ohne alle Schuld an den Fehlern seiner Regierung war. Die Gebrechen und Untugenden Azors würden wenig geschadet haben, wenn es lauter weise und tugendhafte Personen um ihn her versammelt hätte. Er würde solche Leute, wenn sie übrigens eben so witzig und unterhaltend gewesen wären als seine Günstlinge, eben so werth gehalten haben, sich ihnen eben so gänzlich überlassen haben, und Scheschian würde glücklich gewesen seyn. Aber freylich zeigt uns die Geschichte des ganzen Erdkreises kein einziges Beyspiel, daſs ein schwacher und unthätiger Fürst, durch einen Schlag mit einer Zauberruthe, bey seinem Erwachen auf einmahl von lauter Walsingham's und Sülly's umgeben gewesen wäre, und wir sind wohl nicht berechtigt, ein solches Wunder vom Schicksal zu erwarten.

ENDE DES ERSTEN THEILS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



Bayerische Staatsbibliothek München

Ramberg inv. et del. 1791

D. Berger sculp. 1791

TIFAN und DSCHENGIS.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SIEBENTER BAND

DER GOLDNE SPIEGEL.

ZWEYTER THEIL

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DER

GOLDNE SPIEGEL

ODER

DIE KÖNIGE VON SCHESCHIAN

EINE WAHRE GESCHICHTE

aus dem Scheschianischen übersetzt.

— — Inspicere tanquam
In speculum jubeo —

ZWEYTER THEIL

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

DER
GOLDNE SPIEGEL
ODER
DIE KÖNIGE VON SCHESCHIAN.

1.

Herr Danischmend, ein paar Worte, ehe wir weiter gehen, sagte der Sultan. Wenn es, ohne der historischen Wahrheit Gewalt anzuthun, geschehen könnte, daſs du uns auf diesen Azor, der (unter uns!) die Erlaubniſs schwach zu seyn ein wenig zu sehr miſsbraucht, diesen Abend einen guten König gäbest, so würdest du mir keinen kleinen Gefallen erweisen. Ich weiſs wohl, die Geschichte soll den Fürsten nicht schmeicheln; und dieſs aus einem gedoppelten Grunde: erstens, weil es genug ist, daſs uns in unserm Leben geschmeichelt wird; und dann, weil die Wahrheit, die man nach unserm Tode von uns sagt, uns nicht mehr schaden, der Welt hingegen nützen kann. Aber ich möchte doch auch nicht, daſs es so heraus käme, als ob ich mir alle Abende in meinem Schlafzimmer eine Satire auf die Sultanen von Scheschian machen lieſse. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, ein Mensch sollte nichts, was einen Menschen angeht, für fremd ansehen; und ich sehe nicht ab, warum wir Sultanen uns nicht in dem nehmlichen Falle befinden sollten. Mit Einem Worte, ich interessiere mich für die Sache, und dieſs ist, denke ich, genug.

Ihre Hoheit befehlen also, daſs ich den Sultan Isfandiar überhüpfe? fragte Danischmend —

Eine weise Frage! antwortete Schach - Gebal. Ich muſs doch wohl zuvor wissen, wer Sultan Isfandiar war, eh' ich sie beantworten kann!

„Er war Azors unmittelbarer Nachfolger, sein einziger Sohn von der schönen Alabanda, und einer von den Scheschianischen Sultanen, deren Regierung einer förmlichen Satire auf böse Fürsten ähnlich sieht.“

Er war also noch schlimmer als Azor?

Um Vergebung, Sire! Azor war in der That kein böser Fürst; er war nur schwach. Isfandiar hingegen — —

Gut, gut, fiel ihm der Sultan ins Wort: wir wollen immerhin Bekanntschaft mit ihm machen, wenn es auch nur wäre, weil er ein Sohn der schönen Alabanda war, die ich, bey allem Bösen was du uns von ihr sagtest, dennoch sehr liebenswürdig finde. Und aus eben diesem Grunde ersuch' ich dich, den armen Isfandiar so leicht davon kommen zu lassen als du immer kannst.

Wofern (sagte Danischmend) unter dem Worte Satire eine Rede oder Schrift verstanden wird, worin man zur Absicht hat jemanden verhaſst oder lächerlich zu machen: so verhüte der Himmel, daſs mir jemahls der Gedanke einfalle, eine Satire auf Fürsten zu machen, und wenn es auch nur über den König Tonos Konkoleros, oder einen der alten Faraonen in Ägypten wäre. Aber unglücklicher Weise hat es unter den Groſsen zu allen Zeiten einige gegeben, deren Leben eine Satire auf sie selbst war; ich will sagen, die sich durch ihre Thorheiten verächtlich und durch den Miſsbrauch ihrer Gewalt verhaſst gemacht haben, ohne daſs der Biograf, der den Auftrag erhielt ihre Geschichte zu erzählen, die mindeste Schuld an der Sache hatte. Ich besorge, der Sultan Isfandiar war in diesem Falle, und daher — —

Immerhin! rief der Sultan: das Böse, das du von ihm sagen wirst, bleibt unter uns. Erinnere dich nur, daſs ich unnöthige Vorreden hasse.

Sire, (fing Danischmend an) Isfandiar war, wie gesagt, Azors und Alabandens einziger Sohn, und der jüngste von verschiedenen, welche seine Sultaninnen ihm geboren hatten. Er wurde, ungeachtet der Entfernung seiner Mutter von dem Herzen des Königes, bey Hof erzogen — wie die Scheschianischen Prinzen damahls erzogen zu werden pflegten.

Dieſs ist gerade, was wir wissen wollen, sagte Schach - Gebal.

Er hatte die geschicktesten Lehrmeister in allen den Wissenschaften und Künsten, welche sich (wie man zu sagen pflegt) für einen Prinzen schicken. Er lernte von der Mathematik so viel, daſs er ein Dreyeck kunstmäſsig von einem Viereck unterscheiden konnte. Er wuſste, zum Beweise seiner geografischen Kenntnisse, die Nahmen aller Flüsse, Seen, Berge, Provinzen und Städte von Scheschian herzusagen; und, um eine Probe seiner Stärke in der Filosofie zu geben, vertheidigte er in seinem dreyzehnten Jahre öffentlich einen sehr tieſsinnigen Beweis, daſs ein Ding — ein Ding ist, und so lang' und so fern als es ist was es ist, nicht zugleich etwas andres seyn kann als es ist. Sein Lehrer in der Staatswissenschaft hatte nichts angelegners, als ihm die ausgebreitetste Kenntniſs von dem Umfang und den Rechten der höchsten Gewalt, und von den unzählbaren Mitteln und Wegen, wie man sich mit guter Art des Eigenthums seiner Unterthanen bemächtigen kann, beyzubringen. Hingegen nahm sich sein Lehrer in der Moral sehr in Acht, die Zärtlichkeit seines Ohres durch Erwähnung des unangenehmen Wortes Pflichten zu beleidigen. Er bildete sich ein, es vortrefflich gemacht zu haben, wenn er dem Prinzen, in zierlich gedrehten Perioden oder durch rührend ausgemahlte Beyspiele, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit als die höchsten Tugenden eines Fürsten vorschilderte. Aber der Ton, worin er von diesen Tugenden schwatzte, das unbesonnene und übertriebene Lob, womit er einige Fürsten wegen ziemlich zweydeutiger Handlungen dieser Art unter die Götter versetzte, muſste natürlicher Weise eine verkehrte Wirkung bey seinem Untergebenen thun. Der junge

Isfandiar machte sich von Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit einen Begriff, der für das Glück seiner künftigen Unterthanen gänzlich verloren ging. Er glaubte, die Ausübung dieser Tugenden hange bloſs von seiner Willkühr ab; und er muthmaſste auch nicht von ferne, daſs sie allein durch ihre unzertrennliche Verbindung zu Tugenden werden, und daſs die unermüdete Bestrebung, beide in dem ganzen Umfang des Regentenamtes auszuüben, eine so wesentliche Fürstenpflicht sey, daſs derjenige, welcher sie funfzig Jahre lang in der höchsten Vollkommenheit ausgeübt hätte, beym Schlusse seines Lebens kein andres Lob verdient hätte, als das Zeugniſs seine Schuldigkeit gethan zu haben. Kurz, der höfische Mentor hatte keinen Begriff davon, daſs man einem jungen Fürsten die Ausübung aller Tugenden, von welchen das Wohl seiner Untergebenen und die möglichste Vollkommenheit seines Staates abhängt, unter der Gestalt von Verbindlichkeiten vorstellen müsse, deren Forderungen eben so dringend als unverletzlich sind; es sey nun, daſs man sie von den Gesetzen des höchsten Wesens, als des Königs über die Könige, oder von einem gesellschaftlichen Vertrag ableite, vermöge dessen derjenige, der die meisten Rechte zu haben scheint, gerade der ist, der die meisten Pflichten hat.

Ohne Unterbrechung, Herr Doktor, sagte der Sultan: ich sollte doch denken, der Sittenlehrer des jungen Prinzen Isfandiar habe nicht so ganz Unrecht gehabt, ihm das, was ihr die Pflichten der Fürsten nennt, unter einer gefälligen Gestalt zu zeigen. Das Wort Pflicht ist ein hartes Wort: es hat für die Unterthanen selbst einen widrigen Ton; wie sollten wir andere unsere Ohren daran gewöhnen können? Wir werden die Tugend immer liebenswürdiger finden, wenn unsere Neigung zu ihr freywillig ist, als wenn sie uns mit Gewalt aufgebürdet wird.

Um Vergebung, gnädigster Herr, erwiederte der freymüthige und unhöfische Danischmend. Es giebt ein weniger gefährliches Mittel uns unsere Pflichten angenehm zu machen. Anstatt uns zur Tugend durch Lobeserhebungen anzuspornen, welche die Ausübung unserer Schuldigkeit zu einem Gegenstande der Ruhmsucht und Eitelkeit machen, würde besser gethan seyn, uns zu überzeugen, daſs die Vollziehung unsrer Pflichten mit den unmittelbarsten und wichtigsten Vortheilen und mit dem reinsten Vergnügen verbunden ist. Immerhin mag auch des Ruhmes, als des natürlichen Begleiters guter Thaten, erwähnt werden. Aber zu bedauern ist der Fürst, dessen Herz nicht empfindsam genug ist, das Vertrauen und die Liebe seines Volkes allen Lobgedichten, Ehrendenkmählern, Bildsäulen, Schaumünzen und Inschriften vorzuziehen, womit Dankbarkeit oder Schmeicheley seine Thaten verewigen können. Wie wenig wahre Befriedigung können ihm diese geben! denn wie oft sind sie nicht an Tyrannen und nahmenlose Könige verschwendet worden!

Danischmend hat nicht ganz Unrecht, sagte der Sultan, der diesen Abend in der Laune war, seinen Filosofen schwatzen zu hören: der Moralist des Prinzen Isfandiar war, wie es scheint, ein zu guter Höfling, um ein guter Sittenlehrer zu seyn.

Gleichwohl (fuhr Danischmend fort) war sein Lehrer in der Geschichte noch schlimmer, wiewohl unstreitig der gelehrteste Mann in seiner Art, den man im ganzen Reiche hatte finden können. Die Geschichte war das Lieblingsstudium des Prinzen, und wirklich erwarb er sich eine Fertigkeit darin, womit er bey tausend Gelegenheiten sich und seinem Lehrer Ehre machte. Dieser erhielt zur Belohnung die Stelle eines königlichen Geschichtschreibers mit einer grofsen Pension. Konnte der gute Sultan Azor sich einfallen lassen, dafs der Mann, den er so edel belohnte, die Oberstelle auf einer Ruderbank verdient habe? Und doch war nichts gewisser.

Das Amt eines Lehrers der Geschichte bey einem jungen Fürsten erfodert einen Mann, der mit der wärmsten Rechtschaffenheit einen tief sehenden und viel umfassenden Blick, und das reinste sittliche Gefühl mit der scharfsinnigsten Unterscheidungskraft vereiniget. Keine geringern Eigenschaften setzt die vollkommene Gerechtigkeit voraus, welche er in Zeichnung der Karakter und in Beurtheilung der Handlungen, sowohl aus dem sittlichen als politischen Gesichtspunkt, auszuüben hat. Er muſs (wenn es mir erlaubt ist, mich durch ein Beyspiel verständlicher zu machen) in Alexandern einen dieser auſserordentlichen Sterblichen erkennen, welche die Natur zu Ausführung ungewöhnlich groſser Dinge gebildet hat; welche, wie die Götter Homers, eine Mittelklasse zwischen Menschen und höhern Wesen ausmachen, und daher in ihren Lastern wie in ihren Tugenden mehr als gewöhnliche Menschen sind. Er muſs jedem seiner Vorzüge, jeder seiner Tugenden ihr Recht widerfahren lassen, ohne seiner Laster um jener willen zu schonen, oder die Schönheit von jenen um dieser willen zu miſskennen. Er muſs fähig seyn, in dem groſsen Entwurfe dieses wohlthätigen Eroberers einen ganz andern Geist zu entdecken, als derjenige war, der die Attila's antrieb den Erdboden zu verheeren. Er muſs einem Manne, der zum Beherrscher der Welt geboren war, [1] aus der erhabenen Leidenschaft, groſse Thaten zu thun, kein Verbrechen machen; einer Leidenschaft, welche an einem kleineren Geist Ehrgeitz gewesen wäre, aber bey jenem der angeborne Enthusiasmus einer Heldenseele war. Aber weh ihm, wenn er nicht empfindet, daſs der Sieg bey Arbela nicht mehr war, als was zwanzig andre Griechische Feldherren eben so gut hätten bewerkstelligen können als Alexander; und daſs hingegen eine fast übermenschliche Gröſse der Seele dazu erfodert wurde, den Arzneybecher aus der Hand seines Leibarztes zu nehmen und mit ruhig heiterm Lächeln auszutrinken, während er demselben mit der andern Hand den Brief hinreichte, worin ihm entdeckt wurde, daſs dieser Arzt durch Versprechungen, welche einen Heiligen verführen könnten, bestochen sey, ihm Gift zu geben! Weh ihm, wenn er nicht empfindet, daſs Alexander, da er lieber brennenden Durst leiden, als etliche seiner Soldaten des Wassers, welches sie ihren schmachtenden Kindern in ihren Helmen zutrugen, berauben

---

1) So wie der Vernünftige natürlicher Weise des Thoren Meister ist, so hat der vollkommenste Mann ein angebornes Recht über die übrigen zu herrschen: es ist ein Gesetz der Natur, sagte Aristoteles, der Lehrer des gröſsten unter den Königen.

wollte, ein gröſserer Mann war, als da er, von Feldherren und Königen umgeben, zum ersten Mahl vom Thronhimmel der Persischen Sultanen auf das besiegte Asien herab sah; oder wenn er nicht empfindet, daſs der überwundene Darius, in dem Augenblicke, da er, gerührt von dem edlen Betragen seines Siegers gegen seine Gemahlin und Kinder, niemand als Alexandern für würdig erklärte den Thron des Cyrus zu besteigen, — gröſser als Alexander war; — Alexander hingegen in dem Augenblicke, da er, berauscht von der wollüstigen Pracht der Persischen Könige, beym Eintritt in das innere Gezelt des Darius ausrief: Dieſs nenn' ich König seyn! von der Hoheit eines Halbgottes zum gemeinen Erdensohn herunter sank!

Weit entfernt von dieser Feinheit und Wärme des sittlichen Gefühls, urtheilte der gelehrte Mann, der den jungen Isfandiar durch die Geschichte zu einem Könige bilden sollte, von den Groſsen und ihren Handlungen nach keiner bessern Regel, als nach dem Schein den sie von sich warfen, und (in allen Fällen, wo er keine besondere Ursache hatte zu loben, was er nach seinen Grundsätzen hätte tadeln müssen) nach den Vorurtheilen der übel zusammen hängenden, schwärmerischen, in einigen Stücken überspannten, in andern allzu schlaffen Sittenlehre, an welche er in den Schulen der Bonzen auf eine mechanische Weise angewöhnt worden war. Jeder Eroberer hieſs ihm ein Held, jeder freygebige Fürst groſsmüthig, jeder schwache Fürst gut. Vornehmlich machte er sich zur Pflicht, dem Prinzen von den Fürsten seines Stammes immer die vortheilhaftesten Begriffe zu geben, wiewohl es gröſsten Theils auf Unkosten der Wahrheit geschehen muſste. Er mahlte alles ins Schöne; er vergröſserte ihre guten oder erträglichen Eigenschaften, stellte ihre Laster in den tiefsten Schatten, und entschuldigte durch sofistische Spitzfündigkeiten was sich nicht verbergen lieſs. Kurz, er behandelte ihre Geschichte nicht anders, als ob die Begriffe vom Guten und Bösen, so bald sie auf einen Groſsen angewendet werden, willkührlich würden, oder als ob der königliche Mantel durch eine talismanische Kraft jedes Laster, das er bedeckt, in eine schöne Eigenschaft verwandeln könnte. — „Man muſs gestehen, (pflegte er von einem offenbaren Tyrannen, oder von einem in Üppigkeit versunkenen Wollüstling zu sagen) daſs dieser groſse Sultan in einigen Handlungen seines Lebens die Strenge, welche durch die Umstände seiner Zeiten nothwendig gemacht wurde, etwas weiter getrieben hat als zu wünschen war“ — oder: „Es ist nicht zu läugnen, daſs seine

Neigung zu den Ergetzungen nicht immer in den Schranken der weiseſten Mäſsigung blieb; aber diese Schwachheiten (setzte er hinzu) wurden durch so viele groſse Eigenschaften vergütet, daſs es eben so unbillig als unehrerbietig wäre, sich dabey aufzuhalten."

Der junge Prinz hätte nicht so ſchlau seyn müssen als er war, wenn er sich nicht einige kleine Grundsätze hieraus gezogen hätte, welche das wenige Gute, das der Unterricht seines Sittenlehrers in seinem Gemüthe übrig gelassen hatte, vollends vernichteten; zum Beyspiel: „Daſs die Laſter eines Fürsten ein Gegenſtand seyen, von welchem man mit Ehrerbietung reden müsse; daſs ein Fürst um so weniger vonnöthen habe seinen schlimmen Neigungen Gewalt anzuthun, weil es immer in seiner Macht stehe, das Böse, das er thut, wieder zu vergüten; daſs man es einem Sultan desto höher anrechnen müsse, wenn es ihm gefällt einige gute Eigenschaften zu haben, weil es bloſs an ihm lag, ungeſtraft so schlimm zu seyn als er nur gewollt hätte, und dergleichen mehr. Der junge Iſfandiar ermangelte nicht, aus diesen und ähnlichen Sätzen, welche aus der verkehrten Weise, wie ihm die Geschichte beygebracht wurde, zu folgen schienen, sich eine geheime Sittenlehre zu seinem eigenen Gebrauch zu bilden, welche desto gefährlicher war, da sein von Natur wenig empfindsames Herz keine Neigungen hatte, welche seinen Launen und Leidenschaften das Gegengewicht hätten halten können.

Ich habe mich, nicht ohne Gefahr dem Sultan meinem Herrn lange Weile zu machen, bey der Erziehung des Prinzen Isfandiar verweilt, weil ich überzeugt bin, daſs sie groſsen Theils an den Thorheiten und Lastern Schuld ist, welche die Regierung dieses unglücklichen Fürsten auszeichnen.

Aber, wenn dieſs wäre, sagte Schach-Gebal, wie viele Königssöhne in der Welt müſsten eben so schlimm seyn, als dein Isfandiar! Denn ich bin gewiſs, daſs unter zehen kaum Einer ist, der sich einer bessern Erziehung rühmen kann.

Sire, (antwortete Danischmend) dieses letzte als eine Erfahrungssache vorausgesetzt, lieſse sich schlieſsen, die meisten Fürsten würden, durch eine besondere Vorsehung welche für das Beste der Menschheit wacht, mit einer so vortrefflichen Anlage in die Welt geschickt, daſs sie, alles dessen was die Erziehung an ihnen verderbt ungeachtet, immer noch gut genug blieben, um uns zu zeigen wie vortrefflich sie hätten werden können, wenn der Keim der Vollkommenheit in ihnen entwickelt und zur Reife gebracht worden wäre.

Wofern dieſs nicht etwann Ironie ist, sagte Schach - Gebal lächelnd, so bedanke ich mich bey dir im Nahmen aller, die bey dieser sehr verbindlichen Hypothese etwas zu gewinnen haben.

Ich empfinde meine Pflicht zu stark, (erwiederte Danischmend) um von einer so ernsthaften Sache anders als in vollem Ernste zu reden. Und ich denke, nichts kann dem hohen Begriff, den wir uns von der Güte des unsichtbaren Regierers der Welt zu machen schuldig sind, gemäſser seyn, als der Gedanke, daſs er (ordentlicher Weise wenigstens) nur die schönsten Seelen zu seinen Unterkönigen in den verschiedenen Theilen des Erdkreises ernenne.

Wenn mir erlaubt ist meine Meinung über eine Sache von dieser Wichtigkeit zu sagen, sprach die schöne Nurmahal, so denke ich, Danischmend habe niemahls etwas wahrscheinlicheres gesagt. Wäre es nicht so wie er behauptet, so dünkte mich unerklärbar, woher es komme, daſs unter zwanzig groſsen Herren kaum Einer so schlimm ist, als sie alle zwanzig seyn sollten, wenn man bedenkt, was die Lebensart, worin sie aufwachsen, die verkehrten Begriffe, welche sie unvermerkt einsaugen, die Mühe, die man sich giebt, durch Schmeicheley, niederträchtige Gefälligkeit und schlaue Verführungskünste ihren Kopf und ihr Herz zu verderben, bey gewöhnlichen Menschen für eine Wirkung thun müſsten.

Ich zweifle nicht, meine guten Freunde, sagte der Sultan, daſs alles dieſs eine abgeredete Schmeicheley ist, die ihr mir sagen wollt. Indessen ist doch wenigstens die Wendung, *die ihr dazu genommen habt*, zu loben. Aber ich sehe nicht, Danischmend, was der Taugenichts Isfandiar dabey gewinnen kann.

In der That, versetzte Danischmend, es mangelte ihm, wie ich bereits erwähnte, an dem Kostbarsten, was die Natur einem Sterblichen, sie mag ihn zum Pflug oder zu einer Krone bestimmt haben, geben kann, an einer *empfindsamen Seele*. Diesen Mangel kann auch die vollkommenste Erziehung nicht ganz ersetzen; aber, da sie doch wenigstens *etwas* thun kann, (denn warum sollte sich die Natur nicht eben sowohl verbessern als verschlimmern lassen?) so sind in einem sol-

Ich werde, um dem Karakter dieses Menschen sein gehöriges Licht zu geben, genöthiget seyn, eine kleine Digression in die Gelehrtengeschichte der damahligen Zeit zu machen.

Es lebte damahls ein Schriftsteller, Nahmens Kador, der sich von dem groſsen Haufen der moralischen Schreiber seiner Zeit durch eine Art von Antipathie gegen alles Aufgedunsene und Gezierte in Empfindungen, Begriffen und Sitten, und überhaupt durch eine merkliche Entfernung von der Kunstsprache sowohl als von den Maximen jenes groſsen Haufens unterschieden hatte. Es ist *natürlich, daſs die besagten Schreiber mit diesem* Unterschied um so weniger zufrieden waren, weil das Publikum zwischen ihren Schriften und den seinigen noch einen andern Unterschied machte, der ihrer Eitelkeit nicht gleichgültig seyn konnte. Man las nehmlich seine Werke mit einem Vergnügen, welches immer die Begierde zurück lieſs sie wieder zu lesen; da hingegen die ihrigen ordentlicher Weise nur zum Einpacken der seinigen gebraucht wurden. Sie hätten mehr oder weniger als gewöhnliche Menschen seyn müssen, wenn sie dieses nicht sehr übel hätten finden sollen. Sie suchten den Grund davon nicht in der schlechten Beschaffenheit der übel zubereiteten und unverdaulichen Nahrung, welche sie dem Geist ihrer Zeitgenossen vorsetzten, sondern (wie natürlich war) in der Verdorbenheit des menschlichen Herzens, welchem Kador, ihrem Vorgeben nach, auf die unerlaubteste Weise schmeichelte. Denn der scherzende Ton, worin er zuweilen sehr ernsthafte Wahrheiten sagte, und die launige Freymüthigkeit, womit er der Heucheley die Maske abnahm und der Verblendung die Augen öffnete, waren in den ihrigen untrügliche Zeichen seines bösen Willens gegen die Tugend. In der That dachte Kador von den Tugenden der Sterblichen nicht ganz so günstig, als diejenigen, welche selbst für Muster angesehen werden wollen, zu wünschen Ursache haben. Er leitete die meisten praktischen Urtheile und Handlungen der Menschen aus den mechanischen Wirkungen fysischer Ursachen, oder aus den geheimen Täuschungen der Einbildung und des Herzens her; und je erhabener die Beweggründe waren, aus welchen jemand zu handeln vorgab, desto gröſser war das Miſstrauen, welches er entweder in die Redlichkeit dieses Jemands oder in die Gesundheit seines Gehirnes setzte. Wiewohl er überhaupt eine sehr gute Meinung von der menschlichen Natur hegte, so behauptete er doch, sie sey binnen etlichen tausend Jahren, durch die unaufhörliche Bemühung an ihr zu künsteln, zu bessern und zu putzen, so übel zugerichtet worden, daſs es leichter sey an einem verstümmelten Götterbilde die Majestät des Gottes, den es vorgestellt, als in den menschlichen Karrikaturen, die sich vor unsern Augen herum bewegen, die ursprünglich schöne Form der Menschheit zu erkennen. Indessen gab es doch, seiner Meinung nach, immer eine Anzahl schöner Seelen, welche, (durch glückliche Zufälle, oder, wie er geneigter war zu glauben, durch die geheimen Veranstaltungen einer wohlthätigen Gottheit) wo nicht ganz unverstümmelt, doch wenigstens nur mit leichten Beschädigungen, noch ganz leidlich davon gekommen wären. Er erklärte sich für den wärmsten Liebhaber dieser schönen Seelen: von ihnen allein dacht' er gut; ihnen allein traute er jede edle Gesinnung, und die Fähigkeit, der Tugend groſse Opfer zu bringen, zu. Die übrigen mochten noch so künstlich angestrichen, noch so Gothisch heraus geputzt, in noch so weite und lang schleppende Mäntel eingehüllt seyn, kurz, sich noch so viele Mühe geben, durch entlehnte Zierathen und äuſserliche Formen von Weisheit und Tugend Hochachtung zu erwecken: an ihm verloren sie ihre Mühe. Es sind Pagoden, pflegte er lächelnd zu sagen, welche sehr wohl thun, sich, wie die Sinesischen, in weite Mäntel zu hüllen; durchsichtiges Gewand würde ihre Ungestalt zu sichtbar machen. Kador mochte wohl so Unrecht nicht haben, als die Pagoden, seine Gegner, die Welt gern überredet hätten. Gewiſs ist, daſs der bessere Theil der Welt sich nicht überreden lassen wollte, und daſs er gerade so viele gesunde Köpfe und schöne Seelen, als man ihrer damahls in Scheschian zählte, auf seiner Seite hatte. Selbst diejenigen, welche nicht in allen Stücken seiner Meinung waren, billigten sowohl seine Absichten als die Mittel wodurch er sie ausführte, und erkannten in ihm den aufrichtigen Liebhaber des Wahren, und den wohl meinenden Freund der Menschheit. Aber zufälliger Weise hatte er das Miſsvergnügen, daſs einige seiner Grundsätze von einer Art von Leuten gemiſsbraucht wurden, denen es gleich stark an feinerem Gefühle des Herzens und an Richtigkeit der Beurtheilung mangelte. Das Wahre grenzt immer so nah an den Irrthum, daſs man keinen groſsen Sprung vonnöthen hat, aus dem sanft sich empor windenden Pfade des einen in die reitzenden Irrgärten des andern sich zu verirren. Diese Leute gaben sich das Ansehen, dem besagten Schriftsteller in allem beyzustimmen, einen einzigen Punkt ausgenommen. „Er hat Recht, sagten sie, so lang' er in seinem wahren Karakter bleibt, so lang' er das Eitle der menschlichen Begriffe und Leidenschaften schildert, und das Lächerliche ihrer Forderungen an Weisheit und Tugend aufdeckt. Aber er schwärmt selbst, so bald er von schönen Seelen, von der Zauberey der Empfindung, von Sympathie mit der Natur, und von der Göttlichkeit der Tugend fabelt. Es giebt keine schöne Seelen, und nur ein Thor glaubt an die Tugend. Was die Menschen Tugend nennen, besteht, wie die Münze in gewissen Ländern, in einer Anzahl abgeredeter Zeichen, welche man unter einem gewissen Stempel für einen gewissen Preis in Handel und Wandel gelten zu lassen übereingekommen ist. Der innere Werth kommt dabey gar nicht in Betrachtung. Dem Korn nach ist eben so wenig Unterschied zwischen dem Schelm, der gehangen wird, dem Nachrichter, der ihn hängt, und dem Richter, der ihn hängen läſst, als zwischen dem geschmeidigen Europäer, dem aufgeblasenen Perser, dem andächtigen Armenier, dem höflichen Sinesen, und dem rohen Kamtschadalen. Das Gepräge macht den ganzen Unterschied.“

Die Leute, welche so dachten, fanden bald Anhänger genug, um eine zahlreiche Sekte auszumachen. Sie nannten sich die Filosofen, und wer nicht von ihrer Brüderschaft war, hatte die Freyheit von den Titeln Betrüger oder Schwärmer welchen er wollte auszuwählen. Denn nach ihren

Grundsätzen muſste er nothwendig eines von beiden seyn. Der ehrliche Kador erfuhr die Kränkung, von der kurzsichtigen Menge mit diesen anmaſslichen Filosofen in Eine Linie gestellt zu werden, weil sie zuweilen seine Sprache redeten, und in gewissen Stücken eben das zu thun schienen, was Er gethan hatte. Man konnte oder wollte nicht gewahr werden, daſs nichts verschiedener seyn konnte, als der Geist, welcher ihn, und der welcher diese Filosofen beseelte, und als der Endzweck, den Er und Sie sich vorgesetzt hatten. Wenn Er des Schwärmers spottete, und den Afterweisen, den Betrüger, oder den Selbstbetrogenen ihrer Ansprüche an Weisheit und Tugend entsetzte: so geschah es auf eine Weise, welche in Personen von gesundem Urtheile keinen Zweifel veranlassen konnte, daſs er es nicht redlich mit Wahrheit und Tugend meine. Wenn Sie hingegen eben dieſs zu thun schienen, fiel es in die Augen, daſs ihre Absicht sey, die Tugend selbst lächerlich zu machen, und den ewigen Unterschied zwischen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht aufzuheben. Der Schmerz, sich mit einer Klasse von Menschen, die er verachtete, vermengt zu sehen, und die Gefahr, durch den Muthwillen der einen und den Unverstand der andern wider seinen Willen Böses zu thun, brachte ihn, ohne daſs er sich einen Augenblick bedachte, zu der einzigen Entschlieſsung, welche in solchen Umständen eines ehrlichen Mannes würdig war. Er erklärte sich öffentlich, und mit Verachtung des Tadels und der Vorwürfe, welche er von beiden Gattungen zu erwarten hatte, für die Sache der Tugend. Aber da er, seiner Überzeugung treu, fortfuhr, keine Tugend gelten zu lassen, welche nicht, zum untrüglichen Zeichen ihres innern Werthes, mit dem Stempel der schönen Natur bezeichnet war: so erfolgte was er vorher gesehen hatte. „Die besagten Filosofen und der Pöbel der Moralisten waren in gleichem Grade unzufrieden mit ihm.“ Beide fanden in seinen Schriften so viel Vorwand als sie nur wünschen konnten, seine Grundsätze und seine Absichten in ein falsches Licht zu stellen; und am Ende zeigte sich, daſs er mit allen seinen Bemühungen nichts gewonnen hatte, als die kleine Zahl der Vernünftigen in der Überzeugung zu stärken: „Daſs Blödigkeit des Geistes und Verkehrtheit des Herzens gleich unheilbare Übel sind; daſs es zwar nicht unmöglich ist, durch mechanische Mittel den groſsen Haufen der Menschen zu einer ganz leidlichen Art von — Thieren zu machen; aber, daſs Weisheit und Güte ewig ein freywilliges Geschenk bleiben werden, welches der Himmel nur den schönen Seelen macht.“

Was du uns hier erzähltest, Danischmend, möchte sich an einem andern Orte ganz gut haben hören lassen, sagte der Sultan: aber du scheinst darüber vergessen zu haben, daſs die Rede nicht von deinem Freunde Kador, sondern von dem Prinzen Isfandiar, und von einem gewissen schelmischen Kamfalu war, den du uns als einen Verführer dieses jungen Menschen bekannt machen wolltest.

Sire, (war Danischmends Antwort) Ihre Hoheit ziehen mich in diesem Augenblicke aus keiner geringen Verlegenheit. Ich fing eben an gewahr zu werden, daſs ich mich verirret hätte; und wer weiſs was für Wendungen ich hätte nehmen müssen, um mich wieder auf den Punkt zu finden, den ich unvermerkt aus dem Gesichte verlor! Der Kamfalu also, zu welchem Sie mich zurück zu bringen die Gnade haben, war eines von diesen verzärtelten Kindern der Natur, welche sie in einem Anstoſs von verschwenderischer Laune mit allen ihren Gaben überhäuft, aber vor lauter Eilfertigkeit die einzige vergessen hat, ohne welche alle übrige mehr gefährliche als vortheilhafte Geschenke sind. Er war von schöner Bildung, und der Bau seines Körpers schien Unsterblichkeit anzukündigen. Er besaſs in einem hohen Grade alles was einen jungen Mann zu einem Günstling des schönen Geschlechtes zu machen pflegt, und alles was ihn im Beſitz ihrer Gunſt erhalten kann. Er war lebhaft, feurig, unternehmend, und niemand hatte die Kunſtſprache der Zärtlichkeit, und alle die ſchlauen Verführungskünſte, wodurch ſich die Schönen wiſſend oder unwiſſend hintergehen zu laſſen gewohnt ſind, mehr in ſeiner Gewalt als er. Das Einnehmende ſeiner Perſon, ein unerſchöpflicher, mit der gröſsten Leichtigkeit in tauſend Geſtalten ſich verwandelnder Witz, und eine natürliche Beredſamkeit, bey welcher ihm, in gewiſſen Fällen, ſeine Begierden die Dienſte der höchſten Begeiſterung thaten, machten ihn zum angenehmſten und gefährlichſten Geſellſchafter von der Welt. Nichts konnte leichtfertiger ſeyn als ſeine Grundſätze in Beziehung auf die Gebieterinnen unſers Herzens; aber unglücklicher Weiſe für das arme Scheſchian waren dieſe Grundſätze ein Theil des allgemeinen Syſtems ſeiner ſittlichen Begriffe. Eblis, (ſo nannte ſich der Kamfalu) deſſen Herz keine Vermuthung hatte, daſs es eine höhere Art von Wolluſt gebe als die Befriedigung der Sinne und das eigennützige Vergnügen des gegenwärtigen Augenblicks — Eblis hatte ſich ein Syſtem gemacht, aus welchem Wahrheit, Tugend, Zärtlichkeit, Freundſchaft, kurz, jedes ſchönere Gefühl und jede edlere Neigung, verbannt waren. „Alles iſt wahr, ſagte er, je nachdem wir es ansehen; von unserer innerlichen Stimmung und von dem Gesichtspunkt, woraus wir sehen, hängt es lediglich ab, ob uns ein Gegenstand schön oder häſslich, gut oder böse scheinen soll. Tugend ist eine Übereinkunft der feinern Köpfe, durch einen angenommenen Schein von Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit und Groſsmuth dem groſsen Haufen Zutrauen und Ehrfurcht einzuflöſsen. Sie bedient sich dazu einer gewissen hoch tönenden Sprache, gewisser edler Formen und schlauer Wendungen, welche sie unsern Neigungen und Handlungen giebt, um das Ziel unsrer Leidenschaften desto sicherer zu erhalten, je behutsamer wir es den Augen der Welt zu entziehen wissen. Müſsige oder bezahlte Pedanten haben diese Sprache, diese Formen in einen wissenschaftlichen Zusammenhang räsoniert. Blöde Köpfe sind einfältig genug gewesen, diese Zeichen für Sachen anzusehen, und unter diesen leeren Formen gleichsam einen Körper zu suchen. Narren haben sich zu allen Zeiten vergebens oder auf Unkosten ihrer Vernunft bemüht, uns die Tugend, von welcher jene schwatzen, in ihrem Leben zu zeigen. Aber ein dreyfacher Thor müſste der seyn, der einen Freund auf Unkosten seiner selbst glücklich machen, — der den Augenblick, das Einzige was in seiner Gewalt ist, einem Traume von Zukunft aufopfern, — oder für andre leben wollte, wenn er sie nöthigen kann für ihn da zu seyn!“ Diese abscheuliche Moral —

Ich besorge, Danischmend, es ist die Moral von zwey Fünfteln meiner Raja's, Omra's, und Molla's, sagte der Sultan.

Das verhüte der Himmel, versetzte Danischmend. Aber dessen bin ich versichert, daſs es, wenn unser Herz uns nicht, wider Willen unsrer Köpfe, zu bessern Leuten machte, die Moral aller Erdenbewohner wäre.

Mir däucht, sprach die schöne Nurmahal, nichts beweiset besser, wie wahr es ist, daſs nur die schönen Seelen der Tugend fähig sind, als der Ton, in welchem Eblis von dieser ihm unbekannten Gottheit spricht. „Ein dreyfacher Thor müſste der seyn, der seinen Freund auf Unkosten seiner selbst glücklich machen wollte.“ Ja wohl, Eblis! ein dreyhundertfacher Thor müſst' er seyn. Aber dieſs weiſs Eblis nicht — denn woher sollt' er es wissen können? — daſs der Fall, den er setzt, gar nicht möglich ist. Ein Freund kann für seinen Freund nichts auf Unkosten seiner selbst thun, — denn dieser Freund ist er selbst. 2) Welchen gröſsern Gewinn könnt'

---

2) Siehe den vortrefflichen Diskurs von der Freundschaft in Montaigne's *Essays, L. I. ch.* 27. besonders

er machen als die Glückseligkeit seines Freundes? Er könnte sein Leben für ihn geben, und würde in dem letzten Augenblicke, der vor diesem süſsen Opfer vorher ginge, mehr leben als in zwanzig Jahren, die er bloſs sich selbst gelebt hätte.

Schwärmerin! — komm und gieb mir einen Kuſs, rief der Sultan. Zwey und zwanzig Jahre, seit ich Sultan bin, verhindern mich nicht zu fühlen, daſs etwas in dieser Schwärmerey ist, das meine ganze Sultanschaft aufwiegt.

Die Grundsätze des verführerischen Eblis fanden in dem Herzen des Prinzen Isfandiar

---

die Stellen wo er von seinem Freunde spricht. Zum Exempel: *En l'amitié dequoy je parle, les ames se meslent et se confondent l'une et l'autre d'un meslange si universel, qu'elles effacent et ne retrouvent plus la cousture qui les a jointes. Si on me presse dire pourquoy je l'aymois, je sens que cela ne se peut exprimer qu'en respondant: parceque c'etoit luy, parceque c'etoit moy.* Die Freundschaft ist Eine Seele in zwey Leibern, sagt — nicht der schwärmerische Plato, sondern der gründliche, der tiefsinnige, der kalte Aristoteles; und von allem, was dieser groſse Mann gesagt hat, macht nichts seinem Herzen mehr Ehre als dieſs.

so wenig Widerstand, daſs sie sich ohne groſse Mühe seines Kopfes bemeistern konnten. Eblis hatte das Anstöſsige, welches sie für eine jede noch nicht ganz verdorbene Seele haben müssen, so geschickt zu verbergen gewuſst, daſs der Prinz sich mit vollkommner Sicherheit dem Vergnügen überlieſs, seinen Geist, wie er wähnte, von Vorurtheilen zu entfesseln, deren Joch nur diejenigen tragen müſsten, welche zum Gehorchen geboren wären. Da er ohnehin eine starke Neigung in sich fühlte, seine Laune zur einzigen Regel seiner Urtheile und Handlungen zu machen: so konnt' es nicht wohl anders seyn, als daſs er ein System sehr überzeugend finden muſste, welches ihm, von dem Augenblick an, da er alles können würde was er wollte, die Vollmacht ertheilte, alles zu wollen was er könnte.

Die Ungeduld, so viel Jahre als der König sein Vater noch zu leben hätte, zwischen sich und dem Ziele seiner feurigsten Wünsche zu sehen, nahm mit jedem Jahre so stark zu, daſs sie bey einem Prinzen, der so wenig gewohnt war seinen Leidenschaften zu gebieten, sich endlich zu deutlich verrathen muſste, um dem alten Azor verborgen zu bleiben. Alle Mühe, die sein Liebling anwandte, ihn zu einem klügern Betragen zu bereden, war vergeblich. Isfandiar tadelte alle Maſsregeln des Hofes, sprach mit sehr wenig Zurückhaltung von den Schwachheiten seines Vaters, und begegnete der schönen **Gulnaze** so, als ob er sich vorgesetzt hätte, sie alle Augenblicke zu erinnern daſs sie eine Persische Tänzerin gewesen sey.

Azor ertrug diesen Übermuth mit einer Nachsicht, welche zu sehr die Miene einer Schwachheit hatte, um den Prinzen zum Gefühl seiner Pflicht zurück zu bringen; und in der That würde ein strengeres Verfahren zu nichts gedient haben, als ihn die Abnahme seines Ansehens und die Ohnmacht einer zum Ende sich neigenden Regierung desto kränkender fühlen zu lassen. Die seinige war so verhaſst, daſs sein Thronfolger schon dadurch allein, weil er sie öffentlich miſsbilligte, der Abgott des Volkes wurde. Der Hof des letztern vergröſserte sich zusehens; und man sprach endlich so laut von der Nothwendigkeit, den alten König einer Bürde, welche jüngere Schultern erfordre, zu entladen; daſs Isfandiar vermuthlich nicht länger gezögert haben würde, diese Gesinnungen der Nazion zum Vortheil seiner Wünsche anzuwenden, wenn ihn nicht der Tod des Königs wenigstens dieser letzten Stufe seines Verbrechens überhoben hätte.

Niemahls sind die Erwartungen eines Volkes stärker betrogen worden, als an dem

Tage, da Iſfandiar den Thron von Scheschian bestieg. Aber was für Ursache hatten auch die Scheschianer mehr von ihm zu erwarten als von seinem Vater? Wie viele Könige, welche sich durch die heiligsten Gelübde verbinden müssen nur für die Glückseligkeit ihrer Völker zu leben, erinnern sich dieser Gelübde noch, nachdem sie den ersten Zug aus dem Zauberkelch der willkührlichen Gewalt gethan haben? In Scheschian muſsten sich die Könige zu nichts verbinden. Das Volk schwor ihnen grenzenlosen Gehorsam, und Sie — erlaubten, am Tag ihrer Krönung, dem geringsten ihrer Unterthanen — den Saum ihres Mantels zu küssen. Was für Erwartungen kann ein Volk auf eine solche Gnade gründen?

Azor hatte vor seiner Thronbesteigung alle Herzen durch Leutseligkeit und Güte gewonnen; man erwartete goldne Zeiten von ihm, und fand sich betrogen.

Iſfandiar hatte sich nie die geringste Gewalt angethan, die ungestüme Hitze, die Unempfindlichkeit und das Wetterwendische seiner Gemüthsart zu verbergen. Niemand wuſste einen Zug von ihm anzuführen, der eine groſse Seele oder ein wohlthätiges Herz bezeichnet hätte. Allein man war der langen Regierung seines verhaſsten Vaters überdrüssig; Iſfandiar hatte sich öffentlich an die Spitze der Miſsvergnügten gestellt; man hoffte, daſs derjenige besser regieren würde, der von den Gebrechen der alten Regierung so lebhaft gerührt schien, und so viele Gelegenheit gehabt hatte durch fremde Fehler weise zu werden. Aber man betrog sich sehr. Isfandiar würde sich eben so miſsvergnügt bezeigt haben, wenn Azor der beste der Könige gewesen wäre.

Die erste Probe, welche der neue Sultan von seinem Vorhaben ohne Grundsätze zu regieren gab, war die Veränderung, die er bey Hofe und in der Staatsverwaltung vornahm.

In den letzten Jahren Azors hatte man sich durch die äuſserste Noth gedrungen gesehen, den übermäſsigen Aufwand der Hofhaltung einzuschränken, und einige Männer von bewährter Redlichkeit und Einsicht zu den wichtigsten Staatsbedienungen zu berufen. Es war zu spät für die Glückseligkeit von Scheschian; aber noch immer früh genug, um noch gröſsere Übel zu verhüten. Durch die Weisheit und unverdrossene Arbeit dieser ehrwürdigen Alten war die Staatswirthschaft in bessere Ordnung gebracht, und dem Volk, ohne Nachtheil der Krone, beträchtliche Erleichterung verschafft worden. Isfandiar zählte vermuthlich beides unter die Miſsbräuche; denn er setzte seinen Hofstaat auf einen prächtigern Fuſs, als er in den glänzendsten Zeiten Azors gewesen war; und die einzigen unter den Staatsbedienten seines Vaters, welche er um jeden Preis hätte kaufen sollen, wurden abgedankt. Sie muſsten einem Schlaukopfe Platz machen, der sich durch ein Projekt, die Scheschianer, mittelst eines neu erfundnen Kunstworts, die Luft, welche sie einathmeten, versteuern zu lassen, das Vertrauen Seiner Hoheit erworben hatte.

Isfandiar hatte kaum einige Monate das Vergnügen geschmeckt alles zu thun was ihm beliebte, als er anfing sich seinen Launen mit einer Sorglosigkeit zu überlassen, welche, ungeachtet des jovialischen Geistes, womit er sie würzte, in den Augen der Vernunft eine desto anstöſsigere Art von Tyranney war, weil sie bewies, daſs er fähig sey, mit kaltem Blut und bey völligem Gebrauch seiner Sinne die unsinnigsten Dinge zu thun.

Er schien sich sehr viel damit zu wissen, daſs er keine erklärte Favoritin hatte wie sein Vater. Aber dafür hielt er eine ungeheure Menge von Hunden, Jagdpferden und Falken; gab unermeſsliche Summen für Gemählde aus, ohne den geringsten Geschmack von der Kunst zu haben, und belohnte mit unmäſsiger Verschwendung alle Abenteurer und Landstreicher, die, mit dem Titel witziger Köpfe, Virtuosen und Besitzer seltsamer Kunststücke, an seinen Hof kamen, weil, wie sie sagten, nur der gröſste der Könige würdig sey, der Besitzer ihrer Talente und Raritäten zu seyn.

Ohne irgend eine herrschende Leidenschaft zu haben, hatte er nach und nach alle, und jede mit desto gröſserer Wuth, weil er vorher sah, sie würde bald von einer andern verdrängt werden. Das arme Scheschian gewann also wenig bey seiner Mäſsigung in einem einzigen Punkte; einer Mäſsigung, wovon der Grund vielmehr in seiner Unfähigkeit zu lieben, als in seiner Weisheit lag, und welche ihn nicht verhinderte, wenn es ihm einfiel, die Einkünfte einer ganzen Provinz an die erste Sinesische Gauklerin, die ihn eine Viertelstunde belustigte, wegzuschenken.

Eben dieselbe wunderliche Laune, welche die Regel seines Geschmacks war, regierte ihn bey Besetzung der wichtigsten oder ansehnlichsten Hofämter und Staatsbedienungen. Er machte in einem solchen Anstoſs seinen Pastetenbäcker zum ersten Minister, ein andermahl seinen Barbier zum Hauptmann über die Leibwache. Der Reichskanzler wurde abgesetzt, weil er ein schlechter Tänzer war, und ein gewisser Quacksalber schwang sich durch die Erfindung einer Pomade in die Stelle des Oberschatzmeisters, der die Verwegenheit gehabt hatte, Seiner Hoheit vorzustellen, daſs zehn tausend Unzen Silbers eine zu groſse Belohnung für die Erfindung einer neuen Pomade sey. Keiner von seinen Dienern konnte eine Stunde lang auf seine Gnade zählen; und das schlimmste war, daſs man sie durch Wohlverhalten eben so leicht als durch Übelthaten verscherzen konnte. Der einzige Eblis besaſs das Geheimniſs sich ihm unentbehrlich zu machen, und, ohne einen andern als den Titel seines Günstlings, den Hof und den Staat eben so willkührlich zu regieren als der Sultan selbst. Ich hatte vielleicht Unrecht, das Mittel, dessen er sich dazu bediente, ein Geheimniſs zu nennen; denn im Grunde kann nichts einfacher seyn. Es bestand in der Kunst, sich in alle Launen seines Herrn zu schicken, ihn alles thun zu lassen was er wollte, und für alle seine Unternehmungen, so ausschweifend sie seyn mochten, Mittel zu schaffen.

Das letzte ist eben so leicht nicht, als du dir einbildest, sagte der Sultan.

Sire, versetzte Danischmend, nach des Günstlings Grundsätzen und Art zu verfahren konnte nichts leichter seyn. Nach ihm hatte der Sultan das Recht zu nehmen, so lange seine Unterthanen etwas hatten, das ihnen genommen werden konnte.

„Und wenn sie nichts mehr hatten?“

Dieser Fall war, seiner Meinung nach, so bald noch nicht zu besorgen. Der Hunger, und die Begierde nach einem Zustande, worin sie müſsig gehen können, wird sie schon arbeiten lehren, pflegte er zu sagen, und so lange sie arbeiten, können sie geben.

„Dieser Eblis fürchtete sich also nicht vor den Folgen der Muthlosigkeit?“

Das Übel war, daſs er dem Sultan eine Filosofie beygebracht hatte, welche die menschliche Natur in seinen Augen verächtlich machte. Er sah die Menschen für nichts besseres als eine Gattung von Thieren an, von welcher sich mehr Vortheile ziehen lassen als von irgend einer andern; und in der Kunst, sie für ihren Gebieter zu gleicher Zeit so nützlich und so unschädlich als möglich zu machen, bestand, nach ihm, das groſse Geheimniſs der Regierungskunst. Man hätte ihm diesen Grundsatz gelten lassen können, wenn er vorausgesetzt hätte, daſs der Vortheil des Gebieters und des Staats allezeit einerley sey. Aber dieſs war es nicht was er damit wollte.

„Der Mensch, sagte Eblis, ist aus zwey entgegen gesetzten Grundneigungen zusammen gesetzt, deren vereinigte Wirkung ihn zu dem macht was er ist: Hang zum Müſsiggang und Hang zum Vergnügen. Ohne den letztern würde ihn jener ewig in einer unüberwindlichen Unthätigkeit erhalten; aber so groſs sein Abscheu vor Abhänglichkeit und Arbeit ist, so ist doch sein Hang zum Vergnügen noch stärker. Um beide zu vereinigen, ist ein Zustand von Unabhänglichkeit, worin er alles mögliche Vergnügen ohne einige Bemühung genösse, das letzte Ziel seiner Wünsche. Er kennt keine Seligkeit über dieser. Daher dieser unauslöschliche Hang zum Despotismus, der dem armseligsten Erdensohn eben so angeboren ist als dem Erben des gröſsten Monarchen. In dem ganzen Scheschian ist kein einziger, welcher nicht wünschte, daſs alle übrige nur für sein Vergnügen beschäftigt seyn müſsten. Allein die Natur der Sache bringt es mit sich, daſs nur ein Einziger dieser Glückliche seyn kann: alle übrige sind durch die Nothwendigkeit selbst dazu verurtheilt, sich, so lange sie leben, mehr oder weniger zu diesem letzten Wunsche des Sterblichen empor zu arbeiten; und selbst das Glück, ihm nahe zu kommen, kann nur Wenigen zu Theile werden. Was soll nun der Einzige hierbey thun, der, mit dem vergötterten Diadem um die Stirne, oben auf der Spitze des Berges steht, und nichts höheres zu ersteigen sieht? Soll er sich etwann in dem Genuſs seiner Wonne durch albernes Mitleiden mit der wimmelnden Menge stören lassen, welche voll klopfender Begierde sich aus der Tiefe empor zu heben versucht, und, neidische Blicke auf die versagte Glückseligkeit heftend, bey jedem Tritt auf der schlüpfrigen Bahn in Gefahr schwebt, durch das Gedränge ihrer Mitwerber oder ihre eigene Hastigkeit tiefer, als sie empor gestiegen ist, wieder herunter zu glitschen? Soll er vielleicht so höflich seyn, einem unter ihnen Platz zu machen? — Wahrhaftig! Sie mögen sehen, wie sie hinauf kommen; dieſs ist ihre Sache. Die seinige ist, indem sie von Stufe zu Stufe zu ihm empor klettern, sich ihrer Hände zu bedienen, um alle Güter und Freuden der Welt zu den Füſsen seines Thrones aufhäufen zu lassen; und wenn ihm der Genuſs alles dessen, was die übrigen wünschen, noch eine Sorge verstatten kann, so ist es, zu verhindern, daſs von der wetteifernden Menge keiner hoch genug steige, ihn von seinem Gipfel herab zu drängen. Nichts würde dem Einzigen gefährlicher seyn, als wenn die Menge alle Hoffnung in einen bessern Zustand zu kommen verlöre. Diese Hoffnung ist die wahre Seele eines Staats; mit ihr versiegt die Quelle des politischen Lebens; eine allgemeine Unthätigkeit verkündigt, gleich der Todesstille vor einem Sturme, die schrecklichen Wirkungen der Verzweiflung, unter welchen schon so manche Thronen Asiens eingestürzt sind. Aber nichts ist leichter als diesem Übel zuvorzukommen. Es giebt zwischen dem Tagelöhner und dem Sultan so viele Stufen; und jede der höhern Stufen ist für den, der einige Grade tiefer steht, so beneidenswürdig, daſs etliche Beyspiele, welche von Zeit zu Zeit die Hoffnung zu steigen in den letztern wieder anfrischen, hinreichend sind, den Staat in dieser Geschäftigkeit zu unterhalten, wodurch alle Glieder desselben, indem sie bloſs ihren eigenen Vortheil zu befördern glauben, dem glücklichen Einzigen dienstbar werden."

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daſs nichts seichter seyn kann als diese Trugschlüsse des sinnreichen Eblis. Die Grundfeste eines Staats besteht in der Zufriedenheit der untersten Klassen mit dem Stande worin sie sich befinden, und sein Untergang ist von dem Augenblick an gewiſs, da der Landmann Ursache hat, den müſsig gehenden Sklaven eines Groſsen zu beneiden.

Die Grundsätze des sinnreichen Eblis hatten drey groſse Fehler. Sie hingen eben so wenig unter sich zusammen, als sie mit der Erfahrung übereinstimmten; und man konnte sie alle Augenblicke übertreten, ohne an Gründen Mangel zu haben, welche die Ausnahmen rechtfertigten. Aber sie schmeichelten den Leidenschaften eines Fürsten, der keine andre Regel kannte noch kennen wollte, als seine Laune. Isfandiar fand nichts bündiger als die Schlüsse seines Lieblings.

Man konnte schwerlich weniger Anlage zu einer mitleidigen Sinnesart haben als dieser Sultan. Das kleinste Ungemach, das ihn selbst betraf, setzte ihn in die heftigste Ungeduld; aber das Leiden andrer fand keinen Zugang zu seinem Herzen. Wie überflüssig war die Bemühung, einen solchen Fürsten noch durch Grundsätze gefühllos zu machen! Und gleichwohl hatte Eblis nichts angelegeners, als ihm seine Unterthanen bey jeder Gelegenheit in dem verhaſstesten Lichte zu zeigen.

„Das Volk, sagte Eblis zum Sultan seinem Herrn, ist ein vielköpfiges Thier, welches nur durch Hunger und Streiche gebändiget werden kann. Es wäre Unsinn, seine Liebe durch Wohlthaten gewinnen zu wollen. Tausend Beyspiele von schwachen Fürsten, welche die Opfer einer allzu milden Gemüthsart geworden sind, beweisen diese Wahrheit. Das Volk sieht alles Gute was man ihm erweist für Schuldigkeit an, erwartet immer noch mehr als man zu seinem Besten thut, und hält sich von aller Pflicht der Dankbarkeit losgezählt, so bald es sich in seinen ausschweifenden Erwartungen betrogen sieht. Mit Widerwillen trägt es die Fesseln der Abhänglichkeit; unbeständig in seinen Neigungen, willkührlich in seinen Urtheilen, und immer mit dem Gegenwärtigen unzufrieden, dürstet es nach Neuerungen; Unfälle, welche seinen Gebietern zustoſsen; sind ihm fröhliche Begebenheiten, und wiewohl es selbst unter allgemeiner Noth am meisten leidet, sehnt es sich dennoch nach öffentlichem Unglück, um Gelegenheit zu haben zu murren, und seine Vorsteher mit Vorwürfen zu überhäufen. Wenn eine Gottheit vom Himmel stiege, die Menschen zu beherrschen, sie würde nicht frey von ihrem Tadel bleiben. Der schlechteste unter ihnen hält sich für gut genug die Welt zu regieren, und eben darum weil der Pöbel nichts weiſs, glaubt er alles besser zu wissen als seine Obern. Vergebens würd' es seyn, für die Glückseligkeit dieser

Unersättlichen zu arbeiten: man müſste einen jeden von ihnen zu einem Sultan machen können, um ihn zufrieden zu stellen; sie bleiben miſsvergnügt so lange noch etwas zu wünschen übrig ist. Nichts ist gefährlicher als sie mit dem Überfluſs und den Wollüsten bekannt zu machen; es würde weniger Gefahr seyn einen schlafenden Löwen, als die Begierlichkeit dieser Leute aufzuwecken. Sie mit seidenen Banden oder Blumenketten binden zu wollen, wäre eben so viel als eine Hyäne mit Spinneweben zu fesseln. Nichts als die eiserne Nothwendigkeit, und die Verzweiflung ihre Ketten jemahls zerreiſsen zu können, ist vermögend sie in ihren Schranken zu halten; und, gleich andern wilden Thieren, müssen sie ausgemergelt werden und den Stock immer über ihrem Rücken schweben sehen, um einen Gebieter dulden zu lernen.“

Danischmend, sagte der Sultan, ich gestehe, die Abschilderung, die uns Eblis von dem Volke macht, ist nicht geschmeichelt; aber es ist Wahrheit darin. Ich denke ungern an die Folgen, welche sich daraus ziehen lassen: und gleichwohl würd' es, wie Eblis sagt, gefährlich seyn, sich selbst in einer so wichtigen Sache täuschen zu wollen.

Gnädigster Herr, versetzte der Filosof, ich weiſs nicht ob mich meine Gutherzigkeit verhindert hat, den Menschen, den ich seit mehr als fünf und zwanzig Jahren studiere, so zu sehen wie er ist. Es mag wohl zu viel Rosenfarbe in meiner Fantasie herrschen. Aber, wie dem auch seyn mag, ich kann mich unmöglich überwinden, die Menschen für so bösartig anzusehen, als sie in der Theorie dieses Eblis sind. Wenn die Erfahrung für ihn zu reden scheint, so spricht sie nicht weniger für mich. Kennen wir nicht kleine Völker, welche im Schooſse der Freyheit und der einfältigen Mäſsigung glücklich sind? Vergleichen wir einmahl diese Völker mit denjenigen, welche unter den Bedrückungen der willkührlichen Gewalt einer harten Regierung schmachten! Der erste Anblick wird uns sogleich einen starken Unterschied bemerken lassen. Jene zeigen uns ein gesundes, vergnügtes, fröhliches Ansehen. Ihre Wohnungen sind weder weitläufig noch prächtig; aber auch die ärmste ihrer Hütten sieht einer Wohnung von Menschen, nicht einem Schlupfwinkel wilder Thiere gleich. Sie sind schlecht gekleidet; aber sie sind doch vor Frost und Nässe beschützt. Ihre Nahrung ist eben so einfältig; aber man sieht ihnen wenigstens des Abends an daſs sie zu Mittage gegessen haben. Diese schleichen, als lebende Bilder des Elends, mit gesenkten Häuptern umher, und heften aus hohlen Augen gramvolle Blicke auf die Erde, welche sie — nicht für sich und ihre Kinder — bauen müssen. Überall begegnen unserm beleidigten Auge blutlose, ausgehungerte und sieche Körper; — schwermüthige, düstre, von Sorgen abgezehrte Gesichter; — alte Leute, welche sich mit Mühe von der Stelle schleppen, um zur Belohnung einer funfzigjährigen schweren Dienstbarkeit das wenige Brot, das ihr vom Mangel eingeschrumpfter Magen noch ertragen kann, dem Mitleiden der Vorübergehenden durch Betteln abzunöthigen; — verwahrloste, nackende, krüpelhafte Kinder, oder wimmernde Säuglinge, welche sich anstrengen, einer hungernden Mutter noch die letzten Blutstropfen aus der ausgemergelten Brust zu ziehen. Halb vermoderte Lumpen, die von den dürren Lenden dieser Elenden herab hangen, zeigen wenigstens daſs sie den Willen haben ihre Blöſse zu decken: aber was wird sie vor der sengenden Sonne, vor Wind und Regen und Kälte decken? Ihre armseligen aus Koth und Stroh zusammen geplackten Hütten stehen jedem Anfall der Elemente offen. Hierher kriechen sie, wenn die untergehende Sonne sie von der täglichen Arbeit für gefühllose Gebieter ausgespannt hat, ermüdet zusammen, und schätzen sich noch glücklich, wenn sie so viel Vorrath von einem Brote, welches ihre Herren für ihre Hunde zu schlecht halten würden, übrig finden, als sie vonnöthen haben, um nicht hungrig auf einem Lager von faulendem Stroh den letzten Trost des Elenden vergebens herbey zu seufzen.

Wie du mahlst, Danischmend! — rief der Sultan mit einer auffahrenden Bewegung aus, indem er sich zu verbergen bemühte, wie gerührt er war. Ich schwöre beym Haupte des Profeten, daſs ich, ehe der Mond wieder voll seyn wird, wissen will, ob innerhalb der Grenzen meines Gebiets solche Unglückliche leben; und wehe dem Sklaven, dem ich die Sorge für meine Unterthanen anvertraut habe, in dessen Bezirk ein Urbild deiner verfluchten Mahlerey gefunden würde! Es ist mein ganzer Ernst, und zum Beweise davon trag' ich das Amt dieser Untersuchung dir selbst auf, Danischmend! Morgen, nach dem ersten Gebete, erwart' ich dich in meinem Zimmer, damit wir weiter von der Sache sprechen.

Was der gutherzige Danischmend dem Sultan gesagt haben mag, um ihm im Nahmen aller, welche bey dieser Aufwallung seines königlichen Herzens interessiert waren, den demüthigsten Dank zu erstatten, wollen wir, um uns nicht zu weit von unserm Wege zu entfernen, der Einbildung des Lesers überlassen.

Gut, sagte Schach-Gebal, dessen Hitze sich während der Danksagungsrede des Filosofen wieder merklich abgekühlt hatte, du weiſst meinen Willen! Morgen eine Stunde nach Sonnenaufgang, Danischmend! — Itzt will ich noch die Ausführung deiner Einwendungen gegen die Theorie des Günstlings Eblis hören. Laſs sehen, wie du dich aus der Sache ziehen wirst.

Ich behauptete, (fuhr Danischmend in seinem Vortrage fort) daſs die Erfahrung, auf welche sich Eblis bezieht, um seine häſslichen Gemählde von der Bösartigkeit des Volkes zu rechtfertigen, wenigstens eben so stark für meine als für seine Meinung rede; und ich stellte zu diesem Ende eine Vergleichung an, zwischen einem Volke, welches unter einer freyen, oder wenigstens unter einer milden Regierung glücklich ist, und einem Volke, dem ein Tyrann wie Isfandiar, mit Hülfe eines Günstlings wie Eblis, so mitspielt, wie man es von der Vereinigung harter Grundsätze mit einer unempfindlichen Sinnesart erwarten kann. Wenn der Kontrast zwischen dem Wohlstande des einen und dem Elende des andern beym ersten Anblick in die Augen fällt, so wird uns eine fortgesetzte Aufmerksamkeit keinen geringern Abstand zwischen ihrem sittlichen Karakter entdecken lassen. Das glückliche Volk ist zufrieden mit seinem Zustande; es gewöhnet sich mit Vergnügen an ihn, und ist geneigt zu glauben, daſs es keinen bessern gebe. Es segnet den guten Fürsten, unter dessen Gesetzen es in ungekränkter Sicherheit der Früchte seines Fleiſses und seiner Mäſsigung genieſst. Weit entfernt Veränderungen zu wünschen, ist es im Gegentheil bereit, Gut und Leben alle Augenblicke für die gegenwärtige Verfassung, für ein Vaterland, worin es glücklich ist, für einen Fürsten, in welchem es seinen allgemeinen Vater erblickt, aufzuopfern. Das unterdrückte Volk, ich gestehe es, sieht dem Bilde sehr ähnlich, welches Eblis unbilliger Weise von dem Volke überhaupt machte. Aber wie sollt' es anders seyn können? Sollte sich nicht die Menschheit in Geschöpfen, welche ihre natürliche Gleichheit mit ihren Unterdrückern fühlen, gegen solche Kränkungen empören, deren bloſser Anblick alle Gesetze der Natur, der Religion und des gesellschaftlichen Lebens zur Rache aufruft? Ist es zu verwundern, wenn die Vergleichung ihres Elends mit dem wollüstigen und unbarmherzigen Übermuth ihrer Herren sie endlich wüthend macht? Oder was kann man anders erwarten, als daſs anhaltende Tyranney, Sorglosigkeit für den Staat, Kaltsinn beym Anblicke der allgemeinen Noth, und öffentliche Verspottung derselben durch die übertriebenste Üppigkeit, ein

Volk, dessen Geduld erschöpft ist, endlich zur Verzweiflung treiben werde?

„Das Volk, sagt Eblis, ist launisch in seinen Leidenschaften, undankbar für das Gute, das man ihm erweist, ungestüm und unersättlich in seinen Forderungen; es ist neidisch über die Vorzüge seiner Obern, geneigt alle ihre Maſsregeln zu tadeln, ungerecht gegen ihre Tugenden, unbillig gegen ihre Fehler; es sieht sie als seine ärgsten Feinde an, und ergetzt sich an allem, was sie kränken und demüthigen kann, als an dem angenehmsten Schauspiele.“ — Aber sollte wohl jemand die Verwegenheit haben können, zu behaupten, die Menschen seyen von Natur so bösartige Geschöpfe? Wer macht sie dazu? Was für Gewalt muſs der Menschheit angethan worden seyn, welche grausame und langwierige Miſshandlungen muſs sie erlitten haben, bis sie so werden konnte, wie Eblis sie schildert! Ist es nicht der Gipfel der Ungerechtigkeit, die Menschen dafür zu bestrafen, daſs sie die verkehrten Geschöpfe sind, wozu man sie selbst gemacht hat? Mir däucht, die Unterdrücker der Menschheit haben wohl keine Ursache sich zu beschweren. Die unbegreifliche Geduld, womit die meisten Völker des Erdbodens sich zu allen Zeiten von einer kleinen Anzahl von Isfandiarn und Eblissen haben miſsbrauchen lassen, ist der stärkste Beweis der ursprünglichen Mildigkeit der menschlichen Natur. Wenn wir von Empörungen, Bürgerkriegen, und gewaltsamen Staatsveränderungen hören, so können wir allemahl mit der gröſsten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daſs unleidliche Beleidigungen den Anlaſs dazu gegeben haben.

Nicht allemahl, mein guter Danischmend, sagte der Sultan: dein Eifer für die Sache des Volks macht dich vergessen, wie viele Beyspiele die Geschichte des Erdbodens uns zeigt, daſs auch gute Fürsten, Fürsten, welche wenigstens einige geringe Fehler mit groſsen Tugenden vergüteten, Schlachtopfer der unbändigen Herrschsucht eines stolzen Priesters, oder der übermüthigen Anmaſsungen aufrührerischer Emirn geworden sind.

Gleichwohl, erwiederte Danischmend, würde sich vielleicht in jedem besondern Falle zeigen lassen, daſs die Fürsten, auf welche Ihre Hoheit zu zielen scheinen, durch sehr wesentliche Fehler in der Regierung, durch allzu groſse Nachsicht gegen die Laster ihrer Günstlinge, durch häufigen Miſsbrauch einer willkührlichen Gewalt, durch offenbare Ungerechtigkeiten und ein tyrannisches Verfahren sowohl mit dem Volk als mit den Groſsen ihres Reiches, sich die unglückliche Ehre zugezogen haben, der Nachwelt zu Trauerspielen Stoff zu geben. Ein König gewinne nur die Zuneigung seiner Unterthanen, er verdiene sich den glorreichesten und süſsesten aller Titel, den Nahmen eines Vaters des Volks: so wird er gewiſs seyn können, in ihrer Liebe zu seiner Regierung und zu seiner Person unerschöpfliche Mittel gegen alle Anschläge und Unternehmungen seiner Feinde zu finden. Ich möchte den Priester oder die Emirn sehen, welche die Verwegenheit hätten, sich an einen Fürsten zu wagen, dem die Herzen aller seiner Unterthanen zur Brustwehr dienen!

Schach - Gebal hatte vermuthlich einige geheime Ursachen, warum er nicht von sich erhalten konnte, die Gründe seines Filosofen überzeugend zu finden. Indessen schien er doch zu fühlen, daſs er den Streit nicht würde fortsetzen können, ohne seinem Gegner Blöſsen zu geben, die den Sieg nicht lange unentschieden lassen dürften. Er spielte also das Sicherste, und entlieſs die Gesellschaft für dieſsmahl, indem er zu der schönen Nurmahal sagte: In der That, es fehlt unserm Freunde Danischmend nichts als etwas mehr Kenntniſs der Welt, um (für einen Filosofen) ganz leidlich zu räsonieren. Er hat den Fehler aller dieser Herren, gern von Dingen zu reden die er nicht versteht: aber er spricht doch gut, und dieſs ist, zum Zeitvertreib, alles was ich von ihm fordre.

Die Achseln des weisen Danischmend waren im Begriff die Antwort auf dieses unerwartete Lob zu geben, als er sich noch zu rechter Zeit erinnerte, daſs es nicht erlaubt sey, über irgend etwas, das ein Sultan sagen kann, die Achseln zu zucken. Er begnügte sich also, wie gewöhnlich, seinen ungelehrigen Kopf gegen den Fuſsboden zu stoſsen, und schlich davon.

2.

Unsere Leser erwarten ohne Zweifel, daſs Danischmend, mit einem Auftrage beladen, der für die Ruhe Schach-Gebals und für das Beste der armen Indostaner von der gröſsten Wichtigkeit war, das Amt, den alten Sultan einzuschläfern, der schönen Nurmahal wieder überlassen werde. In der That hatte Schach-Gebal mit so vielem Ernst von der Sache gesprochen, daſs der ehrliche Filosof selbst, so gut er sonst die Launen seines Gebieters kannte, dieſsmahl von der Hoffnung, ein Werkzeug der Glückseligkeit seines Vaterlandes zu werden, sich hintergehen lieſs. Diese Hoffnung lieſs die ganze Nacht durch keinen Schlaf in seine Augen kommen; aber sie entschädigte ihn dafür durch die angenehmsten Träume, die jemahls die Seele eines Menschenfreundes gewieget haben. Mit der unumschränkten Gewalt des Sultans bekleidet, zweifelte er keinen Augenblick an dem Erfolge seiner Bemühungen. Denn es war eine von den Maximen, die er immer im Munde zu führen pflegte: Die Groſsen könnten alles was sie ernstlich wollten. Welche Wonne! rief er aus: in kurzem soll der Mann, der im ganzen Indostan am wenigsten glücklich ist, der Sultan selber seyn!

So bald die ersten Sonnenstrahlen den Horizont rötheten, stand Danischmend im Vorzimmer, so munter als ob niemand besser geschlafen hätte als er. Aber es vergingen drey oder vier Stunden, bis Schach-Gebal, wiewohl er in der That nichts wichtigers zu thun hatte, Zeit finden konnte sich seiner zu erinnern. Ist Danischmend da? fragte er endlich, nachdem er wohl dreymahl war berichtet worden, daſs Danischmend da sey. Laſst ihn herein kommen! — Der arme Filosof, der inzwischen Zeit genug gehabt hatte aus seinen schönen Träumen zu erwachen, (denn zu den Träumen eines Menschenfreundes kann wohl kein unbequemerer Ort seyn als ein Vorgemach) schlich mit gesenkten Ohren herbey. Ha, mein guter Danischmend, rief ihm der Sultan mit einer jovialischen Miene zu, ich hatte dich ganz vergessen. Was bringst du uns Neues, Danischmend? — Diese Anrede hätte einem feinern Höfling, als unser Filosof war, die undankbare Mühe erspart, Seine Hoheit an einen unangenehmen Gegenstand zu erinnern, dessen Andenken Sie, wie es schien, glücklich verschlafen hatten. Aber Danischmend hätte so lange an dem Hofe zu Dehli leben können als Nestor, ohne jemahls ein Hofmann zu werden. Er erinnerte also den Sultan an seinen gestrigen Schwur. Schach-Gebal hörte alles was ihm der gute Mann zu sagen hatte, mit vieler Gefälligkeit an. Aber bedenkst du auch, sagte Gebal, daſs du in drey Jahren nicht fertig werden könntest, wenn du alle meine Provinzen durchreisen, und von Haus zu Haus dich erkundigen wolltest, wie sich die Leute befinden? Ich kann mich unmöglich entschlieſsen dich so lange zu entbehren. Weiſst du was, Danischmend? Das erste Mahl, wenn ich auf die Jagd reite, sollst du mich begleiten. Wir werden da leicht Gelegenheit finden, uns von meinen übrigen Leuten zu entfernen, und dann wollen wir, ohne uns zu erkennen zu geben, die Nacht in irgend einem abgelegnen Dorfe zubringen. Finden wir dort eine lebendige Seele, welche Böses von mir spricht, so soll mir der Emir, in dessen Bezirk der Ort gehört, dafür Rechenschaft geben. Ich will ihn zu einem Beyspiel für die übrigen machen, und verlaſs dich darauf, daſs es nicht ohne Wirkung seyn soll. Indessen können wir mit Muſse an die Ausführung deiner Entwürfe denken. Aber sage mir, Danischmend, hast du ausfündig gemacht, wer die drey Kalender waren, welche gestern jenseits des Flusses, den Gärten meines Serails gegen über, unter der groſsen Cypresse saſsen? —

Danischmend hustete noch zu rechter Zeit einen Seufzer weg, der ihm entgehen wollte, und von diesem Augenblick an war die Rede — von den drey Kalendern.

3.

In der folgenden Nacht wurde, bis der Sultan einschlief, von — den drey Kalendern gesprochen. Nurmahal und der junge Mirza hatten sehr viel von ihnen zu sagen.

Die Nachrichten, welche man über diesen wichtigen Gegenstand einzog, waren so mannigfaltig, hingen so wenig zusammen, und schienen so viel geheimniſsvolles zu verrathen, daſs man etliche Nächte hinter einander von nichts anderm reden konnte als von den drey Kalendern. Inzwischen lief doch am Ende alles darauf hinaus, daſs man nichts sonderliches von ihnen wüſste, und daſs es sich in der That der Mühe nicht verlohnte mehr von ihnen wissen zu wollen.

Endlich wurde Schach-Gebal dieses Zwischenspiels überdrüssig. Ihr seyd mir feine Leute, sagte Schach-Gebal. Ich will die Geschichte der Könige von Scheschian wissen, und man spricht mir seit sieben Tagen von nichts als von Kalendern. Bin ich etwa ein Schach-Riar?

Es versteht sich von selbst, daſs es nur auf Seine Hoheit angekommen war, diese sieben Tage durch mit andern Gegenständen unterhalten zu werden. Aber, wie jedermann weiſs, würd' es sehr unhöflich gewesen seyn, den Sultan etwas von dieser Reflexion merken zu lassen.

Danischmend setzte demnach seine Erzählung von Isfandiar und seinem Günstlinge folgender Maſsen fort.

Den Grundsätzen des sinnreichen Eblis zu Folge war nichts unweiser, als ein so gefährliches Thier, wie er das Volk abmahlte, reich werden zu lassen. Aber zum Unglück für die Scheschianer blieb die Bedeutung des Wortes reich so unbestimmt, daſs Eblis die armen Leute, so lange sie noch etwas hatten, was sich, wenn das Wort Bedürfniſs im engsten Sinne genommen wird, entbehren läſst, immer noch zu reich fand.

Der Adel in Scheschian war von Alters her ein Mittelstand zwischen dem Fürsten und dem Volke gewesen. Die Könige hatten die Edeln als ihre gebornen Räthe und Gehülfen in der Verwaltung der besondern Theile des königlichen Amtes betrachtet; und wiewohl das Ansehen des Adels unter dem Tatariſchen Stamme von Stufe zu Stufe nach eben dem Verhältniſse, wie das königliche stieg, geſunken war, ſo beſaſs er doch wenigstens noch sehr schöne Überbleibſel seiner ehmahligen Vorzüge.

In allen Staaten, wo ſich ein ſolcher Mittelstand zwiſchen dem Fürſten und dem Volke befindet, hat man zu allen Zeiten, wahrgenommen, daſs ſich der Adel auf Unkoſten des Volkes, und das Volk ſich auf Unkosten des Adels zu vergröſsern sucht. Jener, da er wenig Hoffnung hat, seine Rechte auf der Seite des Thrones zu erweitern, sucht ſich für seine Ergebenheit gegen denselben durch Anmaſsungen über die Rechte des Volkes zu entſchädigen. Dieses, da es ſich von allen Seiten gedrängt sieht, und leicht begreiſt, daſs es dem Übergewicht des Thrones am wenigſten widerstehen kann, wendet alles an, ſich wenigstens die kleinen Tyrannen vom Halse zu schaffen, deren Joch desto verhaſster ist, je weniger sie ihre Bedrückungen durch den Vorwand des allgemeinen Besten erträglicher machen können. Man giebt dem Fürsten williger, weil man weiſs, daſs die Sorgen für den ganzen Staat auf seinen Schultern liegen, und weil wenigſtens die Vermuthung vorwaltet, daſs ein Theil der öffentlichen Abgaben zu Bestreitung der öffentlichen Bedürfniſse angewandt werde.

Aber alles was man denjenigen geben muſs, welche, dem Könige gegen über, eben so demuthsvolle Unterthanen als die übrigen, in dem Bezirke hingegen, wo sie zu befehlen haben, kleine Monarchen vorstellen, sieht man als unbillige Erpressungen an, welche man seinen eigenen Bedürfnissen abbrechen muſs, um den Stolz und die Üppigkeit einer Menschenklasse zu nähren, die man für sehr entbehrlich hält, weil der Vortheil, den sie dem Ganzen verschaffen, nicht sogleich in die Sinne fällt.

Die Könige haben von jeher sich dieser gegenseitigen Gesinnung des Adels und des Volkes zur Ausdehnung ihrer eigenen Gewalt gar meisterlich zu bedienen gewuſst. Sie haben das Volk gebraucht den Adel niederzudrücken; und so bald dieser Zweck erreicht war, dem Adel, dessen Beystand sie gegen den besorglichen Übermuth des Volkes vonnöthen zu haben glaubten, die Werkzeuge seiner Unterdrückung Preis gegeben.

Da es zu spät war, wurde Volk und Adel gewahr, daſs sie sich zu einer sehr albernen Rolle hatten gebrauchen lassen; „daſs in einem Staate, wo das Volk im Besitze groſser Vorrechte ist, die Vorzüge des Adels dem Volk eben so heilig seyn sollen, als seine eigenen; und daſs jeder von diesen beiden

Ständen nicht nur seine eigene, sondern die allgemeine Sicherheit und den öffentlichen Wohlstand untergräbt, wenn er die Rechte des andern zu schwächen oder seinen besondern Nutzen auf Kosten des andern zu vergröſsern sucht.“

Die Scheschianer waren in diesem Stücke nicht vorsichtiger gewesen als viele andre Völker. Der Hof hatte sich ihre Thorheit zu Nutze gemacht, weil das Interesse der Höflinge ist, die Autorität eines Herrn, der durch ihre Einflüsse regiert wird und in dessen Gewalt sie sich theilen, so unumschränkt zu machen als sie können. Sie überredeten die Könige, — und nichts kostet weniger Mühe als diese Überredung — daſs ein Fürst an Ansehen und Macht gewinne, was sein Adel und sein Volk an Freyheit und Reichthum verliere; und die guten Könige dachten gewiſs an nichts weniger, als an die unfehlbare Folge der politischen Operazion, wozu sie sich so leicht bereden lieſsen. Die Erfahrung muſste sie belehren, „daſs ein Despot, dessen Adel aus Höflingen und dessen Volk aus Bettlern besteht, — ein Despot, dessen Städte ohne Einwohner sind, und dessen Ländereyen brach liegen und verwildern; ein Despot, der anstatt über zwanzig Millionen glücklicher

Menschen, über halb so viel träge, miſsvergnügte und muthlose Sklaven zu gebieten hat; — daſs dieser Despot ein viel kleinerer Herr sey, als ein eingeschränkter Fürst, der nicht spitzfündig genug ist, einen Unterschied zwischen seinem Nutzen und dem Nutzen seiner Unterthanen zu machen, sondern einfältiglich der Stimme seines Menschenverstandes glaubt, die ihn versichert, daſs es besser sey, der geliebte Vater von den Bewohnern eines kleinen Landes, als der gefürchtete Tyrann einer ungeheuern Einöde zu seyn, in welcher hier und da noch hervorragende Trümmer das Zeugniſs ablegen, daſs einst Menschen da gewohnt haben, welche bessere Zeiten sahen als die seinigen.“

Die Erfahrung muſste die Könige von Scheschian von dieser groſsen Wahrheit, dem Grundpfeiler aller wahren Staatskunst, unterrichten; aber, wie Isfandiar vielleicht anfing sie gewahr zu werden — war es zu spät.

Unter der Regierung des schwachen Azors war der gröſste Theil des Adels durch den übermäſsigen Aufwand, wozu er von dem Beyspiele des Hofes verleitet und gewisser Maſsen genöthiget wurde, in sehr kurzer Zeit dahin gebracht worden, in den niedrigsten Hofkünsten die Mittel zu suchen, diesen Aufwand auf andrer Leute Unkosten fortzusetzen. Unter Isfandiarn wurde das Werk der vorher gehenden Regierungen und der eigenen Thorheit der Edeln vollendet. Übermäſsige Ungleichheit ist die verderbliche Pest eines Staats, sagte Eblis. Und so muſste eine sehr wichtige, aber in den Händen eines verächtlichen Werkzeuges der Tyranney sehr übel versorgte Wahrheit zum Vorwande dienen, den Adel zum Volk und beide zu Sklaven herab zu würdigen. Vor dem blendenden Glanze des Thrones verschwand aller Unterschied. Isfandiar sah den edelsten Emir des Reichs und den niedrigsten Tagelöhner gleich weit unter sich, und es war ein Spiel für ihn, aus einem Reitknechte, wenn es ihm einfiel, einen Fürsten zu machen. Dieſs war das unfehlbare Mittel, jeden Überrest von Tugend und Ehre, der noch in den ausgearteten Söhnen besserer Väter glimmte, zu ersticken. Die Edeln sanken, so wie sie sich an eine solche Behandlung gewöhnen lernten, zu wirklichem Pöbel herab; und wenn sie sich noch durch etwas von ihm unterschieden, so war es durch einen höhern Grad von Unwissenheit und Ungezogenheit, durch schlechtere Sitten, und einen vollständigern Verlust alles moralischen Gefühls, aller Scheu vor sich selbst, vor dem Urtheil ihrer Zeitgenossen, und vor dem furchtbaren und unbestechlichen Gerichte der Nachwelt. Unfähig sich zu dem groſsen Gedanken ihrer wahren Bestimmung zu erheben, unfähig sich in dem schönen Lichte geborner Fürsprecher des Volkes und Mittler zwischen ihm und dem Thron anzusehen, setzten sie ihre Ehre in eine unbedingte Unterwürfigkeit unter die gesetzlose Willkühr des Sultans; sie wetteiferten um den Vorzug, die Werkzeuge seiner schändlichsten Leidenschaften, seiner ungerechtesten Befehle zu seyn. Wer am niederträchtigsten schmeicheln, am wurmähnlichsten kriechen, am geschicktesten betrügen konnte, wer den Muth hatte einer Schandthat mit der unerschrockensten Miene unter die Augen zu gehen, kurz, wer sich aller dieser Schwachheiten der menschlichen Natur, die man Scham, Mitleiden und Gewissen nennt, am vollkommensten entlediget, und in der Fertigkeit des Lasters, in der Kunst, es mit dem edelsten Anstande, mit der leichtesten Grazie auszuüben, den höchsten Gipfel erreicht hatte, — „war der beneidete Mann, den die geringern Bösewichter mit Ehrfurcht ansahen; der Mann, der gewiſs war sein Glück zu machen, und nach welchem jedermann sich zu bilden beflissen war.“ Zu einem so gräſslichen Zustande von Verderbniſs hatte das Gift der Grundsätze des sinnreichen Eblis die Scheschianer gebracht; und so gewiſs ist es, daſs die Menschen, eben so leicht als ein weiser und guter Fürst sie zu guten Geschöpfen bilden kann, sich von einem Isfandiar zu Ungeheuern umgestalten lassen.

Dieser hassenswürdige Tyrann begnügte sich nicht, durch alle Arten von Räuberey und Unterdrückung seine Unterthanen so elend zu machen, als es, ohne sie gänzlich und auf einmahl aufzureiben, möglich war: er wollte sie auch dahin bringen, das sie unfähig wären die Tiefe ihres Elendes einzusehen. Wenn er dabey die Absicht gehabt hätte, ihnen das Gefühl desselben zu benehmen, indem er machte daſs sie es für ihren natürlichen Zustand hielten, so hätte man es ihm noch für einen Überrest von Menschlichkeit gelten lassen können. Aber Isfandiar würde sehr beschämt gewesen seyn, zu dem Verdachte, daſs er einer solchen Schwachheit fähig wäre, Anlaſs zu geben. Er hatte keine andre Absicht dabey, als es ihnen unmöglich zu machen, auch nur den bloſsen Gedanken zu fassen, „daſs Menschen nicht dazu erschaffen seyn könnten, sich von einem Menschen so sehr miſshandeln zu lassen.“ Zu diesem Ende wurde Sorge getragen alles von ihnen zu entfernen, was ihnen einen gesunden Begriff von der Bestimmung und den Rechten der

Menschheit, von dem Zwecke des gesellschaftlichen Vereins, und von dem unverbrüchlichen Vertrage, der dabey zum Grunde liegt, hätte geben können. Jede andre als die Filosofie des Eblis wurde aus Scheschian verbannt. Niemand durfte sich zu einem Schriftsteller aufwerfen, ohne vom Hofe dazu bevollmächtiget zu seyn, und seine Schrift der Beurtheilung desselben unterworfen zu haben; und ein paar ehrliche Enthusiasten, welche der Anblick ihres Vaterlandes dahin gebracht hatte, in einem Anstoſs von Verzweiflung Wahrheiten zu sagen, welche man nur unter guten Fürsten sagen darf, wurden so grausam wegen dieser aufrührerischen Vermessenheit gezüchtiget, daſs einem jeden, dem seine Ohren und seine Nase lieber waren als sein Vaterland, die Lust vergehen muſste ihrem Beyspiele nachzufolgen.

Inzwischen herrschte am Hofe Isfandiars und unter den verschiednen Klassen und Ordnungen der Werkzeuge seiner Tyranney eine alle Einbildung übersteigende Üppigkeit. Alle Künste, welche der Wollust dienstbar sind, wurden nach dem Maſse ihrer Unnützlichkeit in eben dem Verhältnisse hochgeschätzt und aufgemuntert, wie die nützlichern Künste nach dem Grad ihrer Nützlichkeit verachtet, gehemmt und abgeschreckt wurden.

Und weil die Bestrebung, dem verzärtelten Geschmack und den stumpfen Sinnen der Groſsen neue Bequemlichkeiten, neue Ersparungen des kleinsten Aufwands ihrer ausgenutzten Kräfte, neue Mittel ihre schlaffen Nerven reitzbar zu machen, anzubieten, beynahe der einzige Weg war, der dem Volke zu Verbesserung seines Zustandes noch offen stand: so wurden täglich neue Künste, oder wenigstens neue Werkzeuge der üppigen Weichlichkeit erfunden; und während daſs der Ackerbau im kläglichsten Verfalle lag, stiegen jene zu einem Grade von Vollkommenheit, wovon man in den Zeiten der schönen Lili noch keinen Begriff hatte. Eblis triumfierte bey jeder Gelegenheit über diese herrliche Wirkung seiner Grundsätze. Was für Wunderwerke, pflegte er zu sagen, kann Hunger und Gewinnsucht thun! Ich biete allen Zauberern und Feen Trotz, mit allen ihren Stäben und Talismanen auszurichten, was ich ganz allein durch diese zwey mächtigen Triebräder der menschlichen Natur bewerkstelligen will.

In der That gewannen die meisten, welche Tag und Nacht für die Üppigkeit des Scheschianischen Hofes arbeiten muſsten, wenig mehr dabey als den nothdürftigsten Unterhalt. Aber auch hier vergaſs Eblis seine Grundsätze nicht. Von Zeit zu Zeit erhielt ein Mann von Talenten (wie man diese Leute nannte) eine Belohnung, welche die Begierde der übrigen so heftig anfachte, daſs sich Tausende in der Hoffnung eines ähnlichen Glückes zu Tode arbeiteten. Indessen hütete man sich doch sorgfältig, kein Talent zu belohnen, bey welchem es nur im mindesten zweydeutig seyn konnte, daſs es nicht etwann wegen eines Vorzugs in demjenigen, was die eigentliche Vollkommenheit desselben ausmacht, sondern bloſs als ein Werkzeug der Üppigkeit Isfandiars und seiner Günstlinge belohnt werde. Der beliebteste Mahler, der Mann dessen Arbeit mit Entzücken angepriesen und mit Golde aufgewogen wurde, war nicht der gröſste Meister in der Kunst; sondern derjenige, welcher leichtfertige Gegenstände auf die wollüstigste Weise zu behandeln wuſste: und eine Sängerin, welche (in der Sprache dieses Hofes zu reden) albern genug war, nur durch die Vollkommenheiten einer schönen Stimme und den Gebrauch derselben zum Ausdruck hoher Empfindungen und tugendhafter Leidenschaften gefallen zu wollen, hatte die Freyheit im Besitz einer frostigen Bewunderung unbedauert zu verhungern; während eine andre, durch die anziehende Kraft ihrer Augen, durch ein gewisses wollüstiges Girren und hinsterbende Töne, üppige Bilder in der Fantasie ihrer Zuhörer rege zu machen, mit einem unendlich kleinern Talent der Abgott der Leute von Geschmack war, und den Aufwand einer Prinzessin machen konnte.

Die Weissagungen der verdrieſslichen Alten, welche dem Scheschianischen Reiche von der goldnen Zeit der Königin Lili Unglück und Verderben angedrohet hatten, waren nun in ihre vollständigste Erfüllung gegangen. Der kleinste Theil der Nazion führte das Eigenthum und den Erwerb des gröſsern, gleich einem dem Feind abgejagten Raub, durch die ungeheuerste Verschwendung im Triumf auf. Ein gröſserer Theil suchte, durch seine Bereitwilligkeit im Dienste der Groſsen jedes Laster zu begehen, sich ein Recht an das beneidete Glück, den Raub mit ihnen zu theilen, zu erwerben. Aber der gröſste Theil schmachtete in einem Zustande, den nur die lange Gewohnheit alles zu leiden, und die sklavische Muthlosigkeit eines stufenweise zum Vieh herab gewürdigten Volkes, dem Tode vorziehen konnte. Die Verderbniſs der Sitten war so groſs, daſs selbst den Wenigen, welche noch einen Überrest von Rechtschaffenheit, wie aus einem allgemeinen Schiffbruche, gerettet hatten, alle Hoffnung verging, dem Strom entgegen zu schwimmen. Alle Stände hatten ihre wahre Bestimmung vergessen, oder waren unfähig gemacht worden sie zu erfüllen. Die niedrigste Klasse hörte auf zu arbeiten; das Land und die Städte wimmelten von ungestümen Bettlern, welche ihren Müſsiggang, zur Schande der Regierung, mit dem Mangel der Arbeit entschuldigten. Gleichwohl wurden die fruchtbarsten Provinzen des Reichs aus Mangel an Anbauung nach und nach zu Wildnissen. Die Gewerbe nahmen zusehens ab, der Kreislauf der Lebenssäfte des Staats war allenthalben gehemmt, und die Hauptstadt selbst, die schon so lange der Schlund gewesen war, in welchen alle Reichthümer desselben sich unwiederbringlich verloren hatten, stellte den empörenden Kontrast der äuſsersten Üppigkeit und des äuſsersten Elendes in einem Grade, der die Menschheit beleidigte, dar. Eine halbe Million hungernder Menschen schrie den Sultan um Brot an, wenn er sich in einem schimmernden Palankin zu einem seiner Groſsen tragen lieſs, um den Ertrag etlicher Provinzen in einem einzigen abscheulichen Gastmahle verschlingen zu helfen — und der Lärm der Trompeten und Pauken, der dem unglücklichen Volke die grausame Fröhlichkeit seiner Tyrannen ankündigte, machte ihr Murren, ihre Verwünschungen unhörbar. Die Groſsen, die Günstlinge, Isfandiar selbst, konnten bey aller Bemühung, einander vorsetzlich zu verblenden, sich selbst die schreckliche Wahrheit nicht verbergen, daſs sich das Reich seinem Untergang nähere. Auch mangelte es nicht an Vorschlägen und Entwürfen, den schädlichsten Miſsbräuchen abzuhelfen, das Finanzwesen zu verbessern, den Unterthanen ihre Last zu erleichtern, den Fleiſs wieder aufzumuntern, und so ferner. Aber die einzigen von diesen Entwürfen, die der Ausführung werth waren, wurden entweder als patriotische Träume verworfen, oder unter allerley Vorwänden dem Privatvortheile gewisser Leute aufgeopfert. Einige angebliche Verbesserungen wurden zwar ins Werk gesetzt; aber sie bestanden in bloſsen Palliativen, welche die Ausbrüche des Übels eine Zeit lang verbargen, ohne die Wurzel desselben auszurotten. Die miſsverstandene Maxime, „daſs man dem allzu tief eingedrungenen Luxus nicht Einhalt thun könne, ohne die ganze Maschine des Staats in die gefährlichste Stockung zu setzen," war immer die Antwort, womit sich diejenigen abfertigen lassen muſsten, welche augenscheinlich bewiesen, daſs es lächerlich sey, eine Krankheit, die man vorsetzlich ernährt, durch schmerzlindernde Mittel heilen zu wollen. Doch gesetzt auch, Isfandiar, da ihn endlich die ersten Erschütterungen des Thrones, dessen Grundfeste untergraben war, geneigt machten, zu allen Rettungsmitteln die Hand zu bieten, gesetzt er hätte einen groſsen, durchdachten, das Ganze umfassenden Entwurf einer allgemeinen Verbesserung unternehmen wollen: so mangelte es ihm an geschickten und redlichen Männern, denen er die Ausführung anvertrauen konnte. Wo hätte er solche Männer suchen sollen? In welcher Schule, durch welche Beyspiele hätten sie sollen gebildet werden? Es war schon lange, seit der Geist der Tugend die Scheschianer verlassen hatte. Niemand bekümmerte sich um das gemeine Beste; der Nahme Vaterland setzte das Herz in keine Wallung; ein jeder sah in seinem Mitbürger, in seinem Bruder selbst, nichts als einen heimlichen Feind, einen Nebenbuhler, einen Menschen dessen Antheil den seinigen kleiner machte. Jeder dachte nur auf seinen eigenen Vortheil, und (wenige Unbekannte, welche das Verderben ihres Volkes im Verborgenen beweinten, ausgenommen) war niemand, der nicht alle Augenblicke bereit gewesen wäre, einen beträchtlichen Privatvortheil mit dem Untergang der halben Nazion zu erkaufen. Der Luxus hatte die ganze Masse dieses unglücklichen Reiches mit einem so wirksamen Gift angesteckt, daſs der Kopf und das Herz, der Geschmack und die Sitten, die Leiber und die Seelen seiner Einwohner, gleich ungesund, und (da das Übel seiner Natur nach langwierig ist) durch die Länge der Zeit so daran gewöhnt waren, daſs dieser abscheuliche Zustand ihnen zur andern Natur geworden war. Die Gefühllosigkeit für das Elend ihrer Mitbürger herrschte nicht nur in den verhärteten Herzen der Groſsen; sie hatte sich aller Stände bemeistert. Jedermann dachte nur darauf, wie er die allgemeine Noth zu seinem eigenen Vortheil benutzen wolle, und das Übel nahm täglich zu, so wie sich diejenigen vermehrten, die bey dem Untergange des Staats zu gewinnen hofften. Alle Rechtschaffenen hatten sich so weit als möglich von einem Hof entfernt, wo die Weisheit lächerlich und die Tugend ein Verbrechen war; und der unglückliche Isfandiar sah sich zu einer Zeit, da die Weisesten und Besten kaum hinreichend gewesen wären den Staat zu retten, von einer Bande von Witzlingen, Lustigmachern, Gauklern, Kupplern und Schelmen umgeben, welche, je näher der Augenblick des allgemeinen Untergangs heran nahte, in diesem Gedanken selbst eine neue Aufmunterung zu jedem fröhlichen Bubenstücke zu finden, und entschlossen zu seyn schienen, dem Verderben in einem Rausch von sinnloser Betäubung entgegen zu taumeln.

Unter den unzulänglichen Mitteln, mit welchen Eblis die Ausbrüche der tödtlichen Krankheit des Staats zu verstopfen suchte, war eines, welches durch seine unvermeidlichen Folgen das Übel, dem es abhelfen sollte, unendlich verschlimmerte. In allen groſsen Staaten, die man jemahls auf der Fläche des Erdbodens entstehen und verschwinden gesehen hat, zog der äuſserste Luxus übermäſsige Üppigkeit unter den Groſsen und Reichen, und übermäſsiges Elend unter den Armen, nach sich. Beides bringt in Absicht auf die Sitten einerley Wirkung hervor. Die Reichen stürzen sich durch Verschwendung und Müſsiggang in die Gefahr arm zu werden; der Anblick dieser Gefahr ist ihnen unerträglich, und um ihr zu entgehen, ist kein Verbrechen, keine Schandthat, keine Unmenschlichkeit, welche sie nicht zu begehen bereit seyn sollten. Und warum sollten sie nicht? da der Witz (der bey ihnen die Stelle der Vernunft vertritt) dem Laster schon lange den Weg gebahnt, und mit Hülfe eines verzärtelten Geschmackes gearbeitet hat, den Unterschied zwischen Recht und Unrecht aufzuheben, und das angenehme oder nützliche Verbrechen mit tausend Reitzungen, ja selbst mit dem Schein der Tugend auszuschmücken. Die Armen bringt die Verzweiflung, einen andern Ausweg aus ihrem gegenwärtigen Elend zu finden, zu dem unglücklichen Entschluſs, es durch lasterhafte Mittel zu versuchen. Ein Elender, der nichts zu verlieren hat, läſst sich, um seinen Zustand zu verbessern, zu allem gebrauchen;

er wird ein Betrüger, ein falscher Zeuge, ein Giftmischer, ein Meuchelmörder, so bald etwas dabey zu gewinnen ist. Andre, welche die Unterdrückung muthlos, und die Muthlosigkeit faul gemacht hat, stürzen sich auf dem abhängigen Wege des Müſsiggangs bis in die schändlichsten Laster hinab. Sie werden aus Bettlern Diebe, aus Dieben Straſsenräuber und Mordbrenner. Andere finden in dem schimmernden Zustande, worein sie Leute, die eben so wenig Ansprüche an Glück zu machen hatten als sie selbst, durch Aufopferung der Tugend versetzt sehen, einen Reitz, den die Vergleichung desselben mit ihrem gegenwärtigen Elend unwiderstehlich macht. Ist es Wunder, wenn der Anblick einer mit Diamanten behangenen Lais, die in einem vergoldeten Triumfwagen den Gewinn ihrer Unzucht zur Schau trägt, tausend junge Dirnen zu Priesterinnen der Venus, oder wenn der Anblick eines zu den höchsten Würden im Staat empor gestiegenen Kupplers tausend Kuppler macht? Es ging also sehr natürlich zu, wenn zu Isfandiars Zeiten alle Arten von Lastern in Scheschian im Schwange gingen; nichts als ein unaufhörliches Wunderwerk hätte die natürlichen Wirkungen täglich anwachsender Ursachen hemmen können. Der Übergang von einer Stufe des Lasters zur andern ist unmerklich; es kostet unendlich mehr Mühe sich zu der kleinsten vorsetzlichen Übelthat, wenn es die erste ist, zu entschlieſsen, als das Ärgste zu begehen, wenn man einmahl die unglückliche Leichtigkeit, Böses zu thun, erlangt hat. Kommt dann noch die Ansteckung verdorbener Sitten bey einem ganzen Volke, und das häufige Schauspiel der unterdrückten Tugend und des siegprangenden Lasters hinzu; sehen wir den Fürsten und die Groſsen selbst die Verachtung der Gesetze und der Tugend durch ihr Beyspiel aufmuntern: dann ist wahrhaftig der Fall da, wo es eben so barbarisch ist Verbrechen zu bestrafen, als es ungerecht wäre, einem Menschen, den man hinterlistiger Weise trunken gemacht, die Ausschweifungen zur Last zu legen, die er in der Abwesenheit seiner Vernunft begangen hätte.

Eblis machte diese Betrachtung nicht. Er sah nur das Übel; die Quelle wollt' er nicht sehen. Aber das Übel erheischte schleunige Mittel. Die geringern Verbrechen hatten für die Scheschianer nichts abschreckendes mehr, denn die ungeheuersten fingen an alltäglich zu werden. Giftmischerey und Vatermord wurden so gewöhnlich, daſs sich niemand mehr getraute mit seinem Erben unter Einem Dache zu wohnen. Alle Bande der Gesellschaft waren los; und wie hätten die bürgerlichen Gesetze einem Volke, welches die Natur selbst zu miſshandeln fähig war, Ehrfurcht einprägen sollen? Keine öffentliche Sicherheit, keine Scheu vor der Schande mehr! Es war leichter unter der Klasse, welche sich Leute von Ehre nennen, einen falschen Zeugen oder einen Meuchelmörder, als unter dem Pöbel einen Tagelöhner zu miethen. Die allgemeine Verderbniſs hatte auch die schönere Hälfte der Nazion alles dessen beraubt, was die Schönheit veredelt und sogar den Mangel derselben vergüten kann. Schamhaftigkeit und Unschuld, die lieblichsten Grazien dieses Geschlechts, waren den Scheschianerinnen fremde — noch mehr, sie waren ihnen lächerlich geworden. Es war unmöglich, eine ehrliche Frau von einer Metze an etwas anderm zu unterscheiden, als an der seltsamen Affektazion, womit diese sich bemühten wie ehrliche Frauen, und jene wie Metzen auszusehen. Mit einem Buhler davon zu laufen, oder einem Manne, der nicht so viel Gefälligkeit hatte als ein Mann von Lebensart haben sollte, Rattenpulver einzugeben, waren Verbrechen, denen sich ein jeder, der das Unglück hatte vermählt zu seyn, täglich ausgesetzt sah. Die Justiz hatte ihr möglichstes gethan, den unleidlichen Ausbrüchen dieses sittlichen Verderbens Einhalt zu thun. Alle Gefängnisse und alle Galgen in Scheschian waren angefüllt; aber man verspürte keine

Abnahme des Übels. Die Hauptstadt selbst, ungeachtet der künstlichen und scharfen Polizey, welche Eblis darin eingeführt hatte, sah mehr einem ungeheuern Haufen von schändlichen Häusern und Mördergruben als dem Mittelpunkt eines groſsen Reichs ähnlich. Verzweifelte Übel erheischen verzweifelte Heilungsmittel, sagten die politischen Quacksalber an Isfandiars Hofe. Man schärfte also die Strafgesetze, man vermehrte sie ins unendliche, man erfand neue Todesarten, man ermunterte die Angeber geheimer Verbrechen durch ansehnliche Belohnungen, man bemächtigte sich der Personen auf den leichtesten Argwohn, — und man war ungemein betroffen, oder stellte sich doch wenigstens so, da man gewahr wurde, daſs eine so vortreffliche Justiz — die Scheschianer nicht besser machte. Im Gegentheil zeigte sich bald, daſs die Kur ärger als die Krankheit selbst war. Man wollte die öffentliche Sicherheit wieder herstellen, und die allgemeine Gefahr vermehrte sich. Man wollte dem Verbrechen Einhalt thun, und man öffnete ihm tausend neue Pforten. Zuvor hatten die Scheschianer nur vor Räubern und Mördern gezittert: itzt zitterte man auch noch vor den Angebern. Zuvor kannte der Unmensch, der durch eines andern Tod gewinnen wollte, kein andres Mittel zu seinem Zwecke zu gelangen als Gift und Dolch: nun gab es ein gesetzmäſsiges Mittel, wobey wenig Gefahr und viel zu gewinnen war; man machte sich zum Angeber, und ging mit seinem Antheile an dem Raube der Justiz im Triumfe davon. Die Scheschianer merkten bald, daſs die Profession der Angeber einträglicher war als irgend eine andre. Sie gab häufige Gelegenheiten sich um die Groſsen verdient zu machen, und verschiedene Beyspiele eines schleunigen und blendenden Glückes, welches auf diesem Wege war gefunden worden, reitzten die allgemeine Begierlichkeit. Jedermann ward zum Angeber. Das Laster verlor in der That die Sicherheit, die es so lange genossen, aber zum Unglück hatte die Unschuld hierin keinen Vortheil vor ihm. Die Scheschianer fanden, alles gegen einander abgewogen, mehr Vortheil dabey, wenn sie fortführen lasterhaft zu seyn; und so zeigte sich am Ende, daſs man durch diese übel bedachten Veranstaltungen die Verbrechen nicht abgeschreckt, aber wohl den kleinen Überrest von Unschuld und Tugend, der den verdorbenen *Staat* noch vor der Fäulniſs und gänzlichen Auflösung bewahrte, völlig vernichtet hatte.

Ärger konnte wohl eine Staatsoperazion von solcher Wichtigkeit nicht miſslingen. Aber der schlaue Eblis hatte doch etwas dabey gewonnen, wodurch er überflüssig entschädigt zu seyn glaubte. Die unendliche Vermehrung der Strafgesetze hatte ihm, unter dem Schein einer preiswürdigen Fürsorge für die Sitten, einen Weg gezeigt, die Sünden der Scheschianer zu einer reichen Quelle von Einkünften zu machen. Die Ergiebigkeit derselben hatte etwas so anreitzendes, daſs man täglich auf die Vervollkommnung dieses edlen Zweiges der Finanzen bedacht war. Insonderheit schien das Verbrechen der beleidigten Majestät ein herrliches Mittel, sich der Güter der Groſsen und Reichen mit guter Art zu bemächtigen. Die Rechtsgelehrten von Scheschian (Leute welche für einen leidlichen Preis alles was der Hof gern sah zu Recht erkannten) erschöpften daher alle ihre Scharfsinnigkeit, die Theorie eines so einträglichen Verbrechens aufs feinste auszuarbeiten; sie setzten alle seine Äste und Zweige bis auf die allerkleinsten Fäserchen sehr künstlich aus einander, und bewiesen zum Schrecken der armen Scheschianer, daſs man zu gewissen Zeiten kaum ein Glied rühren, kaum Athem hohlen könnte, ohne sich dieses furchtbaren Lasters schuldig zu machen. Es konnte mit einem bloſsen Worte, mit einer Miene, in Gedanken, ja sogar im Traume — es konnte an dem elendesten Gemählde das den König vorstellte, an einem Bedienten der königlichen Küche, an einem königlichen Hunde, an dem Napfe worein der König spuckte, begangen werden. Der behutsamste Tadel der Maſsregeln des Hofes, der kleinste Seufzer, den das Mitleiden mit sich selbst einem Unrecht leidenden Scheschianer auspreſste, die leiseste Berufung auf die Rechte der Menschheit, war ein Majestätsverbrechen. Zum Beweise, daſs man des Vergnügens zu strafen nicht satt werden könne, schien man nichts angelegners zu haben, als der Nazion täglich neue Gelegenheiten zu geben, sich strafbar zu machen; und niemand, ach niemand! lieſs sich in den Sinn kommen, daſs das strafwürdigste, das ungeheuerste aller Verbrechen — die Beleidigung der Menschheit sey.

Danischmend, rief der Sultan aus, ich bin deines Isfandiars müde. Der Sultan, sein Günstling, sein Hof und seine Unterthanen sind sammt und sonders nicht würdig, länger von der Sonne beschienen zu werden. Wie wenn du eine hübsche Sündflut kommen lieſsest, und die ganze ekelhafte Brut vom Erdboden wegspültest?

Sire, sagte Danischmend, dieſs ist die Sache des Himmels: er wird seine Ursache haben, warum er einer verbrecherischen Welt so lange zusieht.

Keine Metafysik, Herr Doktor! Höre was ich dir sagen werde. Ich gebe dir bis morgen Bedenkzeit, ob du sie durch ein Erdbeben, oder durch eine Sündflut, oder durch Heuschrecken und Pest vertilgen willst. Genug, wenn sie mir nur je eher je lieber aus den Augen kommen.

4.

Die Lebenskräfte eines groſsen Reiches (so fuhr Danischmend des folgenden Abends fort) sind beynahe unerschöpflich; und eine Nazion kann sich Jahrhunderte lang ihrem Untergange nähern, kann oft unmittelbar an dem Rande desselben schwanken, und noch Kräfte genug haben, sich wieder aufzuraffen und den schrecklichen Augenblick etliche Jahre weiter hinaus zu setzen. Ein weitläufiges, unter einem günstigen Himmel liegendes Land, welches eine lange Zeit aufs fleiſsigste angebaut worden ist, muſs lange verwahrloset werden, bis es zur Wildniſs wird; und Menschen, welche einmahl an gewisse Gesetze, an einen gewissen Grad von Unterwürfigkeit gewöhnt sind, können unendlich viel leiden, bis das Unvermögen ihren Zustand länger auszustehen die Bezauberung auflöst, oder Verzweiflung ihnen wenigstens den Muth giebt — zu sterben.

Diese Betrachtung pflegt die Werkzeuge einer ungerechten Regierung bey dem Anblick der zerstörenden Folgen ihrer Tyranney gleichgültig und sicher zu machen. Das Übel ist noch nicht so groſs, denken sie; der Esel schleppt sich noch immer unter seiner Last fort, er kann noch mehr tragen; und so wird immer noch mehr aufgelegt, bis er zu Boden sinkt und stirbt. 1) Indessen ist wahrscheinlich, daſs sich eine Wissenschaft erfinden lieſse, wie man, unter gegebenen Umständen, für jedes Land den Tag, die Stunde, und den Augenblick ausrechnen könnte, wo der Staat unter einer gewissen Summe von Übeln — (die Dazwischenkunft irgend eines wohlthätigen Wunderwerks ausbedungen) — einsinken müſste; und nichts ist mehr zu wünschen,

---

1) Wir finden den nehmlichen Gedanken unter dem nehmlichen Bilde in einem vor kurzem ans Licht getretenen wunderbaren Buche, welches seinem Verfasser vielleicht im Jahre 2440 mehr Ehre, als im Jahre 1772 Nutzen bringen wird. Dieses ungefähre Zusammentreffen wird, wie wir hoffen, dem guten Danischmend nicht zur Sünde angerechnet werden. Der ehrliche Träumer, dessen wir erwähnten, mag wohl ein wenig mehr schwarze Galle in seinem Blute haben, als ein Mann, dem seine Ruhe lieb ist, sich wünschen soll. Aber es ist doch immer schwer, einem Menschen nicht gut zu seyn, der seine Mitgeschöpfe so lieb hat, daſs ihn weder Bastille noch Bicetre abhalten kann, alles heraus zu sagen was er auf dem Herzen hat. — Der Leser beliebe nie zu vergessen, daſs diese Anmerkung, so wie dieses ganze Werk, im Jahre 1771 und 72 geschrieben ist.

als daſs zum Besten des menschlichen Geschlechts ein Preis auf Erfindung eines solchen politischen Barometers gesetzt werden möchte.

Schach-Gebal hatte, wie man vielleicht schon bemerkt haben wird, gewisse Launen, worin er, bey allem seinem Witz, Dinge zu sagen fähig war, welche seinem Oheim Schach-Baham Ehre gemacht hätten. Die Wahrheit zu sagen, er hörte zuweilen nur mit halbem Ohr, und dieſs war gerade, was ihm dieſsmahl begegnete. So bald er hörte, daſs Danischmend seinen Diskurs mit einer Reflexion anfing, überlieſs er sich, ohne ganz unachtsam darauf zu seyn, den Gedanken, die sich von ungefähr anboten, bis ihn der politische Barometer, wie ein elektrischer Schlag, auf einmahl wieder zur Aufmerksamkeit weckte. Die Idee gefiel ihm. Höre Danischmend, rief er, der Einfall, den du da hattest, ist vortrefflich. Wenn es nur an einem Preise liegt, so setze ich zehn tausend Bahamd'or für den Erfinder aus. Du kannst morgen dem Präsidenten meiner Akademie Nachricht davon geben.

Nurmahal und Danischmend sahen einander verstohlner Weise an; aber der Ton des Sultans war zu ernstlich, als daſs es rathsam gewesen wäre, ihn mit Lächeln zu beantworten.

Sie zogen sich also mit Hülfe einer kleinen Grimasse so gut aus der Sache, als es in der Eile möglich war. Danischmend versicherte Seine Hoheit, der zehente Theil des versprochnen Preises werde hinlänglich seyn, die Filosofen von Indostan in Thätigkeit zu setzen; und Schach - Gebal ergetzte sich nicht wenig an dem Gedanken, seine Regierung durch eine so sinnreiche und nützliche Erfindung verherrlicht zu sehen. Nach einer kleinen Weile fuhr Danischmend, auf Befehl des Sultans, in seiner Erzählung fort.

Aus Mangel des politischen Lastenmessers, welcher das Glück gehabt hat den Beyfall Ihrer Hoheit zu erhalten, läſst sich dermahlen nicht genau bestimmen, wie lange Scheschian unter Isfandiars Regierung noch hätte schmachten können, wofern dieser unweise Fürst durch einen Schritt, der in den damahligen Umständen des Reichs durch nichts gerechtfertiget werden konnte, die fatale Stunde nicht selbst herbey gerufen hätte.

Ihre Hoheit erinnern Sich ohne Zweifel noch der Blauen und Feuerfarbnen, die unter der Regierung Azors so gefährliche Unruhen in Scheschian angezündet hatten. Isfandiar, der sich bey seiner Thronbesteigung das Gesetz gemacht zu haben schien, alles zu hassen was sein Vater geliebt hatte, nahm einige Jahre lang die Feuerfarbnen aus keinem andern Grund in seinen besondern Schutz, als weil unter der vorigen Regierung die Blauen die Oberhand gehabt hatten. Damit ja niemand an dem Beweggrunde seines Betragens zweifeln könnte, spottete er öffentlich und ohne Zurückhaltung über den Glauben der einen und der andern. Eblis hatte ihn angewöhnt, die Religion überhaupt in einem falschen Lichte zu betrachten. Nichts konnte kürzer seyn als die Metafysik dieses Günstlings war. „Nothwendigkeit und Ungefähr, sagte er, haben sich in die Regierung der Welt getheilt. Der Mensch schwimmt wie ein Sonnenstaub im Unermeſslichen; sein Daseyn ist ein Augenblick; dieser Augenblick ist alles was er sein nennen kann, und sich diesen Augenblick zu Nutze zu machen, ist alles was er zu thun hat." — Auf solche Trugschlüsse hatte er die ruchlose Sittenlehre und die tyrannische Staatskunst gebaut, wovon der Untergang seines Vaterlandes die Folge war. „Die Religion, sagte man öffentlich an Isfandiars Hofe, ist eine nützliche Erfindung der ältesten Gesetzgeber, um unbändige Völker an ein ungewohntes Joch anzugewöhnen. Sie ist ein Zaum für das Volk; die Beherrscher desselben müssen den Zügel in ihrer Hand haben: aber den Zaum sich selbst anlegen zu lassen, wäre lächerlich."

Wenn diese Sätze auch in gewisser Maſse auf das, was man *Staatsreligion* nennt, anwendbar wären, so konnte doch nichts unbesonnener seyn, als sie laut genug zu sagen, um von jedermann gehört zu werden. Wiewohl Eblis die Religion nur für ein politisches Mittel gegen die Unbändigkeit des Pöbels hielt, so hätte er doch einsehen sollen, daſs die gute Wirkung dieses Mittels lediglich von dem *Glauben* an seine *Kraft* abhängt; so wie die Amulete, womit die Braminen und Bonzen ihre Anhänger in Ostindien und Sina zu beschenken pflegen, nur durch die hartnäckige Zuversicht zu ihren geheimniſsvollen Kräften einige Wirkung thun können. Dem Volk *öffentlich sagen daſs man es nur betrüge*, und erwarten daſs es sich dem ungeachtet immerfort betrügen lassen werde, setzt eine Geringschätzung des gemeinen Menschenverstandes voraus, welche der Klugheit des witzigen Eblis wenig Ehre macht. Dieses Betragen muſste nach der damahligen Lage der Sachen in Scheschian nothwendig einen gedoppelten Schaden thun. Auf der einen Seite schlich die Verachtung der Religion von den Groſsen und Gelehrten sich nach und nach bis zum Pöbel herab, welcher froh zu seyn schien, daſs seine Beherrscher thöricht genug waren, den Damm, der ihnen noch einige Sicherheit gegen den Schwall der allgemeinen Verderbniſs verschaffen konnte, selber zu durchstechen. Auf der andern Seite lieſsen die Bonzen von der blauen Partey, wie leicht zu erachten ist, diesen Anlaſs, ihre verfallenen Angelegenheiten wieder herzustellen, nicht unbenützt. Je näher die Gefahr andrang, welche dem Scheschianischen Aberglauben den Untergang drohte, desto eifriger waren sie, kein Mittel unversucht zu lassen, das Volk aus seiner schlafsüchtigen Gleichgültigkeit aufzuwecken, und in das wilde Feuer einer fanatischen Andacht zu setzen. Unter den Händen einer weisen Regierung würde die Gleichgültigkeit der Scheschianer gegen den ungereimten Glauben ihrer Väter das Mittel geworden seyn, eine groſse Verbesserung ohne gewaltsame Erschütterungen und auf eine beynahe unmerkliche Weise zu bewerkstelligen. Aber die Unbesonnenheit der anmaſslichen Filosofen dieser Zeit, „das alte Gebäude einzureiſsen, ohne ein anderes von festerem Grunde, bessern Materialien und edlerer Bauart aufzuführen,“ lieſs nicht nur diese glückliche Gelegenheit entschlüpfen, sondern vermehrte noch die Übel, welche die unmittelbaren Früchte des Unglaubens sind, mit allen den unseligen Folgen des Fanatismus, der (wie uns die Jahrbücher der Menschheit belehren) allemahl, wenn Gottlosigkeit und sittliche Verwilderung am höchsten gestiegen sind, seine verwüstende Fackel am heftigsten geschwungen, und oft ganze Welttheile das grausame Schicksal eines Landes, das von Feinden und Freunden zugleich verheeret wird, hat erfahren lassen.

Der Hof, dessen einzige Beschäftigung war, die allgemeinen Übel des Staats in seinen besondern Nutzen zu verwenden, unterlieſs nicht, alle Bewegungen der Blauen aufs schärfste zu beobachten, und fand desto leichter Gelegenheit ihnen beyzukommen, da sie, durch ihre schwärmerische Hitze verblendet, sich stark genug glaubten, ihre Gegner, die Feuerfarbnen, und den Hof der sie beschützte selbst, heraus zu fordern. Wiewohl sie, der Zahl nach, die kleinere Partey ausmachten, so schien ihnen doch der Reichthum ihrer vornehmsten Glieder eine desto gewissere Überlegenheit zu geben, da, ordentlicher Weise, der Reichste derjenige ist, der sich die meisten Anhänger zu verschaffen weiſs. Aber eben diese Reichthümer waren das, was die Raubsucht Isfandiars und seiner Gehülfen reitzte. Man beschloſs sich derselben unter einem Vorwande zu bemächtigen, den man entstehen lassen konnte so bald man wollte. Man stellte sich als ob man über die Bewegungen der Blauen unruhig würde; man sprach viel von Gefahren, welche über dem Nacken des Staats schweben sollten; man flüsterte von einer übel gesinnten Partey, von geheimen Anschlägen, von verdächtigen Zusammenkünften; und man endigte damit, daſs es vonnöthen seyn werde, mit einiger Strenge gegen die Blauen zu verfahren. Man hielt mehr als man versprochen hatte, in Hoffnung, die Blauen würden sich nicht geduldig genug miſshandeln lassen, um keine Gelegenheit zu gröſsern Miſshandlungen zu geben; und man fand sich nicht betrogen. Kurz, man ruhete nicht, bis man sie zu einigen Bewegungen aufgereitzt hatte, denen man den Nahmen von Aufruhr und Empörung geben konnte; und nun hatte Eblis seinen Zweck erreicht. Aber er und der unglückliche Isfandiar genossen diese Freude nicht lange. Die Blauen, angeflammt von einigen schwärmerischen Anführern, welche desto mehr zu gewinnen hofften je weniger sie zu verlieren hatten, empörten sich endlich im ganzen Ernste. Eine unendliche Menge von Miſsvergnügten aller Arten schlug sich zu ihrer Partey. Das Volk, welches schon lange mit Ungeduld auf ein öffentliches Zeichen zum Aufruhr gewartet hatte, rottete sich in verschiedenen Provinzen von Scheschian zusammen, riſs allenthalben die Bildsäulen Isfandiars nieder, plünderte seine Kassen, und ermordete alle, die es als Werkzeuge seiner tyrannischen Regierung verabscheute. Der Taumel, worin man am Hofe zu Scheschian zu leben gewohnt war, machte, daſs man die ersten Ausbrüche eines Aufstandes, von welchem so leicht vorher zu sehen war daſs er allgemein werden würde, mit Verachtung ansah; und Eblis glaubte einen groſsen Streich gemacht zu haben, da er die Anführer einer zusammen gelaufnen Rotte, welche in der Hauptstadt selbst Unruh' erregt hatte, mit Strafen belegen lieſs, bey deren bloſser Erzählung allen übrigen, wie er sagte, die Waffen aus den Händen fallen sollten. Aber er kannte die menschliche Natur nur halb. Das unmittelbare Anschauen dieser Strafen, und der Anblick einiger tausend gedungener Mörder, bereit, auf den ersten Wink, wie eben so viele wilde Thiere, unter ein friedsames und schüchternes Volk einzufallen, hätte diese Wirkung allerdings gethan: aber die Nachrichten, welche sich von diesen neuen Beweisen der Grausamkeit Iſfandiars in den Provinzen verbreiteten, thaten eine ganz entgegen gesetzte auf die Einbildungskraft der Scheschianer. Ihr Miſsvergnügen verkehrte sich in Wuth; die Anführer der Empörung fanden sich nun in der unumgänglichen Nothwendigkeit zu siegen, oder wenigstens nicht ungerochen zu sterben. Der Aufstand, dessen Gefahr Eblis, so lang' es möglich war, seinem betrogenen Herrn verborgen hatte, gewann in kurzem eine solche Gestalt, daſs man sich gezwungen sah Iſfandiarn die Augen zu öffnen.

Dieser Prinz, dem es weniger an Muth, als an der Geschicklichkeit ihn zu regieren, fehlte, machte sich fertig, an der Spitze eines Kriegsheers, dessen Treue er durch groſse Geschenke und noch gröſsere Versprechungen erkauft zu haben glaubte, zum ersten Mahl in seinem Leben — gegen seine eigenen Unterthanen zu Felde zu ziehen. Die Häupter der Empörung hatten inzwischen Zeit genug gehabt, sich in Verfassung zu setzen, Abrede mit einander zu nehmen, und nach einem gemeinschaftlichen Plane zu handeln. Da sie entschlossen waren, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis sie die Wohlfahrt des Staats und die Rechte seiner Bürger gegen die Anmaſsungen der willkührlichen Gewalt auf eine dauerhafte Art sicher gestellt hätten: so fanden sie nöthig alles so viel möglich zu vermeiden, was ihrem Unternehmen das Ansehen eines strafbaren Aufruhrs geben könnte. Das ganze Scheschian sollte überzeugt werden, daſs sie die Waffen nicht gegen ihren rechtmäſsigen König, sondern bloſs zu nothgedrungner Beschützung ihrer wesentlichsten Rechte gegen die Eingriffe seiner Rathgeber ergriffen hätten. In dieser Absicht lieſsen sie eine Art von Manifest an Isfandiarn gelangen, worin sie, nach einer lebhaften Vorstellung aller ihrer Beschwerden, sich erklärten, daſs sie sogleich wieder aus einander gehen wollten, so bald der König diesen Beschwerden abgeholfen, und, zum Beweise seiner Aufrichtigkeit, den Günstling Eblis der gerechten Rache einer ganzen beleidigten Nazion ausgeliefert haben würde.

Dieſs, sagte Schach-Gebal, war eine Zumuthung, wozu ein Fürst, der auf seine Ehre hält, sich nie verstehen wird.

Auch war Isfandiar weit von einem solchen Gedanken entfernt, fuhr Danischmend fort. Aber es währte nicht lange, so bekam er Ursache sich reuen zu lassen, daſs er die Erhaltung eines Einzigen — die auf der Wage der Klugheit ein Atom ist, wenn die Wohlfahrt des Staats und die Sicherheit des Thrones in der andern Schale liegt, — für wichtig genug angesehen hatte, sie so theuer zu erkaufen. Eblis wurde bald gewahr, daſs die Sachen seines Herrn und seine eigene einer furchtbaren Entscheidung nahe waren. Er fand es zu gefährlich für sich selbst, seine eigene Sicherheit von dem Ausgang eines Treffens abhangen zu lassen, von welchem er sich in jeder Betrachtung wenig versprechen konnte. Er bedachte sich also nicht lange. Treue, Dankbarkeit, Freundschaft konnten ihn nicht verhindern, eine schändliche That zu thun; denn sie waren für ihn bloſse Nahmen ohne Bedeutung. Er lieſs sich in geheime Unter-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

handlungen mit den Häuptern der Miſsvergnügten ein, und machte sich anheischig, mit dem gröſsten Theile des königlichen Kriegsheeres zu ihnen überzugehen, wofern sie ihm die Ehre, auf gleichen Fuſs mit ihnen selbst an der Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu arbeiten, zugestehen und hinlänglich versichern würden. Die Empörten gingen alles ein, und Eblis arbeitete inzwischen mit eben so viel Eifer als Behutsamkeit daran, die Truppen und ihre vornehmsten Anführer theils in seinen Anschlag zu ziehen, theils zu unwissenden Werkzeugen desselben zu machen; und dieſs that er zu eben der Zeit, da er seinen Herrn durch den Schein der feurigsten Ergebenheit und durch eine Menge falscher Nachrichten in die tiefste Sicherheit zu versenken wuſste. Sein Anschlag ging so glücklich von Statten, daſs er, in einem Anstoſse des Schwindelgeistes, welcher groſse Verbrecher schon so oft zu Werkzeugen ihres eigenen Untergangs gemacht hat, auf einmahl sich die stolze Hoffnung träumen lieſs, in dem Augenblicke, da Isfandiar vom Throne herab stürzen würde, sich selbst hinauf zu schwingen. Die Empörten hatten bisher noch immer geneigt geschienen, die königliche Würde in dem verhaſsten Isfandiar zu schonen. Aber Eblis stellte ihnen vor, daſs es unmöglich sey, so lange der Tyrann lebe, an eine dauerhafte Staatsverbesserung zu denken, oder nur Sicherheit für ihre eignen Personen und Güter zu hoffen. Er wuſste ihnen die Nothwendigkeit, das Übel (wie er sagte) durch einen kühnen Streich an der Wurzel abzuhauen, so eindringend vorzustellen, daſs man ihn auf alle mögliche Weise zu unterstützen versprach, wofern er die Ausführung dieses Streiches übernehmen wollte.

Alles schien sich zu vereinigen, den Verräther Eblis des glänzenden Ziels seiner Wünsche theilhaftig zu machen, als er auf einmahl (aber zu seinem Unglück erst da es zu spät war) die Erfahrung machte: daſs der Lasterhafte sehr unrecht thut, wenn er von den Werkzeugen seiner Übelthaten Tugend erwartet. Eblis hatte gehofft, die Wenigen, denen er sein Geheimniſs anzuvertrauen genöthiget war, durch Eidschwüre, Belohnungen und Erwartungen eines schimmernden Glückes gefesselt zu haben. Aber er betrog sich. Einer von ihnen machte die Bemerkung, daſs wahrscheinlicher Weise noch mehr zu gewinnen sey, wenn er dem Sultan die Treulosigkeit seines Vertrauten entdecken würde. Er that es eine Stunde zuvor, ehe der Anschlag gegen das Leben des Sultans ausgeführt werden sollte. Es war um Mitternacht. Isfandiar, von wüthendem Grimm über die Undankbarkeit eines Günstlings, für den er sich selbst aufgeopfert hatte, hingerissen, verschmähte den bloſsen Gedanken der Flucht. Der Emir, der ihm die Verschwörung entdeckte, hatte nicht vergessen, sich vorher eines Theils der Leibwache zu versichern. Von diesen und von allen, auf deren Treue er sich am meisten verlassen zu können glaubte, umgeben, befahl Isfandiar, den Verräther Eblis und die übrigen Zusammenverschwornen in Verhaft zu nehmen. Sie hatten sich eben an einem abgeredeten Orte versammelt, um zur Ausführung ihres Vorhabens zu schreiten, als sie gewahr wurden, daſs sie verrathen waren. Es brauchte nur einen Augenblick, um das Schreckliche ihrer Lage in seiner ganzen Gröſse zu übersehen. Die Verzweiflung allein konnte ihnen den einzigen Ausweg öffnen, der noch möglich war. Sie entschlossen sich zum hartnäckigsten Widerstand. Der schrecklichste Tod ist uns gewiſs, rief Eblis: mit den Waffen in der Hand können wir, im unglücklichsten Falle, nur sterben; aber es ist eben so wohl möglich, daſs wir die Oberhand erhalten. Wüthend schlugen sie sich durch die Trabanten Isfandiars hindurch, drangen mit groſsem Geschrey in den Palast ein, und stieſsen alles nieder, was sich ihnen entgegen setzte. In wenigen Augenblicken war der ganze Palast in Aufruhr; die meisten schlugen sich auf die Seite der Verschwornen. Der Augenblick kam, da derjenige, zu dessen Füſsen vor kurzem Millionen Sklaven im Staube sich wälzten, in angstvoller Betäubung nach Hülfe, nach Mitleiden umher sah, und nicht einen einzigen fand, welcher Tugend genug gehabt hätte, seine Brust zum Schilde eines verabscheuten Königs zu machen. Ja, rief er den auf ihn eindringenden Verschwornen entgegen, ich will sterben, aber ich will nicht ungerochen fallen. Mit diesen Worten stürzte er sich mit gezücktem Dolch auf Eblis hin; doch eh' er ihn erreichen konnte, fiel er von unzähligen Stichen durchbohrt zu Boden. Inzwischen hatte der Lärm, den dieser wilde Auftritt im Palaste verursachte, einen groſsen Theil der Hauptstadt aus dem Schlaf erweckt. Das Volk stürmte haufenweise herbey. Dumpfes, gräſsliches Geschrey: „Freyheit, Freyheit! weg mit dem Tyrannen und seinen Gehülfen!“ schallte furchtbar durch die Hallen des Palasts. Eblis, mit dem Haupte Isfandiars an der Spitze seines Schwerts, hoffte durch diesen Anblick die Raserey des Pöbels zu besänftigen: aber das abgerissene Haupt des Sultans in der Hand seines treulosen Günstlings zu sehen, dieser Anblick veränderte auf einmahl den Gegenstand ihrer Wuth. Der Verräther wurde in Stücken zerrissen. Alle die ihn vertheidigen oder rächen wollten, fielen.

Der Palast wurde geplündert und in Flammen gesetzt. Das Feuer ergriff einen Theil der Stadt, und fraſs desto schneller um sich, da niemand daran dachte, seinen Verwüstungen Einhalt zu thun. Alle Gräuel eines allgemeinen Aufruhrs vereinigten sich, die unglückliche Stadt Scheschian etliche Tage lang zu einem Schauplatz von Thaten zu machen, von welchen die Menschlichkeit schaudernd ihr Antlitz wendet. Gleichwohl war dieſs alles nur der Anfang, und, so zu sagen, das Zeichen zur allgemeinen und völligen Auflösung aller Bande, wodurch die Nazion bisher noch zusammen gehalten worden war. Isfandiar hinterlieſs keinen gesetzmäſsigen Thronfolger; denn er hatte seine Brüder und seine Neffen, die Söhne eines jüngern Bruders von Azorn, bald nach seiner Thronbesteigung unter verschiedenem Vorwande aus dem Wege geräumt. Die vornehmsten Städte des Reichs machten Anstalten sich in Freyheit zu setzen, konnten aber über die Gestalt der Verfassung, welche sie sich geben wollten, so wenig einig werden, daſs sie entweder durch bürgerliche Unruhen zu Grunde gingen, oder bald diesem bald jenem von fünf oder sechs der mächtigsten Emirn, welche um die Krone stritten, sich unterwerfen muſsten. Während dieses Streites, der mit aller Wuth und Langwierigkeit eines Bürgerkriegs geführt wurde, erfuhr Scheschian die

Drangsale der Anarchie zum zweyten Mahl in einem Grade, der entsetzlich gewesen seyn muſs, da er mit der Stufe der Verderbniſs, zu welcher die Nazion herab gesunken war, in Verhältniſs stand. Etliche Jahre lang schien alles Gefühl von Moralität in jeder Seele bis auf den letzten Funken erloschen zu seyn, und den ungeheuern Leichnam des Staats einer scheuſslichen Verwesung überlassen zu haben. Auch würde dieſs, allem Ansehen nach, das Schicksal von Scheschian gewesen seyn, wofern nicht der Schutzgeist der Menschheit zu einer Zeit, da man alle Hoffnung aufzugeben anfing, den unglücklichen Rest einer einst so groſsen und blühenden Nazion mit mitleidigen Augen angesehen hätte.

Ich danke dir, Danischmend, sagte Schach-Gebal, für die gute Justiz, welche du, zur Ehre des Thrones und zur Warnung aller künftigen Isfandiarn und Eblissen, (wenn anders die Natur jemahls wieder ihres gleichen hervorbringen sollte) an diesen Ungeheuern ausgeübet hast. Im übrigen will ich dir nicht verhalten, daſs du uns eine Art von Genugthuung dafür schuldig bist, uns seit dem ehrlichen Ogul-Kan (der bey allem dem gleichwohl einige groſse Untugenden hatte) mit lauter nahmenlosen oder schwachen Königen unterhalten, und die Reihe zuletzt gar mit einem Taugenichts beschlossen zu haben, der in der That so hassenswürdig ist, daſs der verdienstloseste unter seinen Vorgängern bloſs dadurch, weil man gar nichts von ihm sagen kann, in Vergleichung mit ihm zu einem guten Fürsten wird. Es ist unangenehm einen so miſsgestalteten Karakter nur für möglich zu halten.

Und noch unangenehmer, sagte Danischmend, daſs schwerlich eine Nazion auf dem Erdboden ist, welche sich des Glückes rühmen könnte, unter ihren Fürsten keinen Iſfandiar gehabt zu haben. Gleichwohl däucht mir sogar dieser schlimmste unter den Königen von Scheschian weniger Haſs als Bedauern verdient zu haben. Alle Umstände, in welchen er lebte, schienen von irgend einem feindseligen Genius zu seinem Verderben zusammen geordnet zu seyn. Kein tugendhafter, kein ehrlicher Mann unter seinem ganzen Volke, welcher Menschlichkeit genug gehabt hätte, dem verblendeten Fürsten wenigstens aus Mitleiden die Wahrheit zu sagen! Lauter abschätzige Sklaven zu seinen Füſsen, lauter schändliche der Schamröthe unfähige Schmeichler an seinem Ohr! Sollte man es für möglich halten, daſs ein Iſfandiar, ein gekrönter Missethäter, dessen Leben eine Kette von lasterhaften und unsinnigen Ausschweifungen war, von einer

Menge von Rednern und Schriftstellern seiner Zeit mit allen Lobsprüchen, die nur immer der beste König verdienen kann̄, überhäuft worden seyn könnte? Sollte man glauben, daſs ein Scheschianer unverschämt genug habe seyn können, diesen nehmlichen Isfandiar, in Gegenwart von Tausenden, deren Blicke und Mienen ihn Lügen straften, den würdigsten und geliebtesten unter den Fürsten, den Vater seines Volkes, den wohlthätigen Schutzgott seines Reiches zu nennen? Gleichwohl gab es unter den Gelehrten, unter den angeblichen Weisen der Nazion solche Elende; und, was beynahe eben so erstaunlich ist, Isfandiar war fähig solchen Unsinn mit Vergnügen anzuhören, und die dreyfachen Sklaven, welche die Verwegenheit hatten mit Wahrheit Tugend und Ehre ein so freches Gespötte zu treiben, auf der Stelle mit Belohnungen zu überhäufen, welche zu geben und verdient zu haben in gleichem Grade schändlich war. Konnte Isfandiar alles Gefühl von Recht und Unrecht so gänzlich verloren haben, um die ausschweifenden Lobreden, Lobreden welche den bittersten Satiren so ähnlich tönten, ohne vor Scham zu vergehen, anzuhören? Und wenn er es konnte, wie unwürdig der menschlichen Gestalt muſste der erst seyn, den die Hoffnung eines ehrlosen Gewinsts fähig machte, die Sprache der

Empfindung wissentlich zu miſsbrauchen, um einen weltkündigen Tyrannen in seiner Verhärtung zu bestärken! Was für Elende muſsten es seyn, welche solche Lobreden anhören konnten, ohne in allgemeinem Aufstand dem ungeheuern Lügner ins Gesicht zu widersprechen! welche sogar fähig waren, ihm lauten Beyfall zuzuklatschen! Man muſs gestehen, die Scheschianer verdienten einen König wie Isfandiar; und man braucht sich nur einen Augenblick vorzustellen, wer sie waren, um das Mitleid, welches der Anblick des Leidens unsrer Mitgeschöpfe natürlicher Weise in uns erweckt, in Freude über die Zerstörung einer so häſslichen Brut ausgearteter Menschen verwandelt zu fühlen.

5.

Danischmend hat uns die Verdorbenheit der Scheschianischen Nazion so groſs und so allgemein vorgestellt, sagte die Sultanin, daſs ich nicht begreife, wo er den Mann hernehmen will, der aus diesem Chaos eine neue Welt zu erschaffen fähig seyn sollte. Dieſs bin ich wenigstens gewiſs, daſs dieser Mann sich nicht am Hofe zu Scheschian gebildet haben kann.

Der beste unter allen Sinesischen Königen [1]) bildete sich unter einem Strohdache, versetzte Danischmend. Und wie hätte (sagt ein Sinesischer Schriftsteller) der tugendhafte Landmann Chun nicht der beste unter den Königen werden sollen? Sein erster Stand hatte ihn vorher zum Menschen gebildet. Dieſs ist die Hauptsache. Wie wenige unter denjenigen, die von der Wiege an zu künftigen Herrschern erzogen werden, können sich dieses Vortheils rühmen!

---

[1]) Chun, der Mitregent und Nachfolger des guten Kaisers Yao. Siehe Du Halde's Beschreibung des Sinesischen Reichs I. Th. S. 263 der Deutschen Übersetzung. Im übrigen ist nicht zu bergen, daſs die Geschichte der Sinesischen Kaiser Yao und Chun, allem Ansehen nach, nicht mehr historische Wahrheit hat, als die Geschichte des Scheschianischen Königs Tifan.

Tifan, der Wiederhersteller seines Vaterlandes, Tifan, der Gesetzgeber, der Held, der Weise, der Vater seines Volkes, der geliebteste und der glücklichste unter allen Königen, — mit dessen Geschichte ich im Begriff bin den Sultan meinen Herrn zu unterhalten, würde wahrscheinlicher Weise alles dieſs nicht gewesen seyn, wenn er an dem Hofe seines Vetters Isfandiar, oder an irgend einem andern Asiatischen Hofe seiner Zeit, wäre gebildet worden.

Von der Natur selbst auf ihrem Schooſse erzogen, fern von dem ansteckenden Dunstkreise der groſsen Welt, in einer Art von Wildniſs, zu einer kleinen Gesellschaft von unverdorbenen, arbeitsamen und mäſsigen Menschen verbannt, ohne einen Schatten von Vermuthung, daſs er mehr sey als der geringste unter ihnen, brachte er die ersten dreyſsig Jahre seines Lebens in einem Stande zu, worin sein Herz, ohne es zu wissen, zu jeder königlichen Tugend gebildet wurde.

Dieses sonderbare Glück, ohne welches er schwerlich der Stifter der allgemeinen Glückseligkeit seiner Nazion geworden wäre, hatte Tifan der Grausamkeit Isfandiars und einem andern eben so glücklichen als ungewöhnlichen Zufalle zu danken: nehmlich, dem Umstande, daſs seine erste Jugend dem einzigen tugendhaften Manne, der vielleicht damahls im ganzen Scheschian lebte, anvertraut worden war.

Isfandiar hatte bald nach seiner Thronbesteigung alle seine Brüder, nebst den Kindern, welche Temor, der einzige Bruder seines Vaters, hinterlassen hatte, aus dem Wege geräumt. Tifan, der jüngste unter den letztern, war damahls etwann sieben Jahre alt, und befand sich unter der Aufsicht eines bejahrten Visirs, den sein Vater vorzüglich geliebt hatte. Dschengis (so nannte man diesen Visir) hatte einen einzigen Sohn von gleichem Alter mit dem Sohne des Prinzen Temor; und das einzige Mittel, wodurch er das Leben des jungen Tifan retten konnte, war, seinen eigenen Sohn den von Isfandiarn abgesendeten Mördern Preis zu geben. Dschengis hatte den Muth, der Tugend ein so groſses Opfer zu bringen.

Er gab sein eigenes Kind hin, und zog sich mit dem jungen Tifan, der nun für seinen Sohn gehalten wurde, in eine unbekannte Gegend der mittäglichen Grenze von Scheschian zurück. Es war ein fruchtbares aber unangebautes Thal, von Gebirgen und Wildnissen eingeschlossen, und, wie er glaubte, von der Natur selbst zu einer Freystätte bestimmt für den Tugendhaften, der sein Glück in sich selbst findet, und für einen jungen Prinzen, den das Glück seine Unbeständigkeit in so zarter Jugend schon erfahren lieſs.

Hier legte Dschengis eine Art von Pflanzstätte an, indem er einer Anzahl Sklaven beiderley Geschlechts, die er von den benachbarten Tschirkassiern zu diesem Ende gekauft hatte, die Freyheit unter der Bedingung schenkte, daſs sie ihm helfen sollten diese öden Gegenden anzubauen. Die Natur belohnte seinen Fleiſs mit dem glücklichsten Erfolge. In wenigen Jahren verwandelte sich der gröſste Theil dieser angenehmen Wildniſs in Kornfelder, Gärten und Auen, von tausend kleinen Bächen gewässert, welche Dschengis und seine Gehülfen aus den benachbarten Gebirgen in ihre aufblühenden Pflanzungen ableiteten. Die frohen Bewohner lebten im Überflusse des Nothwendigen, und in dieser glücklichen Armuth an entbehrlichen Dingen, welche für den Weisen oder für den Unwissenden Reichthum ist. Dschengis, wiewohl sie alle seine Sklaven gewesen waren, maſste sich keiner Herrschaft über sie an.

Alle Ungleichheit, welche nicht von der Natur selbst herrührt, war aus den Hütten dieser Glückseligen verbannt. Die Väter der sämmtlichen Haushaltungen machten zusammen eine Art von Gericht aus, das sich über Dinge, welche die allgemeine Wohlfahrt betrafen, berathschlagte, und die kleinen Streitigkeiten schlichtete, die unter einem so wenig zahlreichen, so fröhlichen und so armen Völkchen entstehen konnten.

Im Schooſse dieser kleinen Kolonie wuchs, als unter seines gleichen, der Neffe des gröſsten und üppigsten aller Morgenländischen Könige in einer Unwissenheit seines Standes auf, welche der weise Dschengis für nöthig hielt, was auch das Schicksal über seinen königlichen Pflegesohn beschlossen haben möchte. Ist er zum Throne bestimmt, dachte er, so werden die Völker, die er einst glücklich machen wird, die Asche des ehrlichen Dschengis dafür segnen, daſs er ihnen einen König erzogen hat, der, in der Gewohnheit die niedrigste Klasse von Menschen als seines gleichen anzusehen, — in der Gewohnheit nichts von andern zu erwarten, was sie nicht auch von ihm fodern können, — in der Gewohnheit seinen Unterhalt seinem eigenen Fleiſse zu danken zu haben, — aufgewachsen, des sinnlosen Wahnes unfähig ist, daſs Millionen Menschen nur darum in der Welt seyen, damit er allein müſsig gehen und sich allen seinen Gelüsten überlassen könne. Ist es hingegen sein Schicksal sein Leben in der Dunkelheit zuzubringen, so ist die Unwissenheit seiner Abkunft ein Gut für ihn selbst: ihm den wohlthätigen Irrthum, sich für den Zustand worin er lebt geboren zu glauben, benehmen wollen, wäre in diesem Falle Grausamkeit.

Tifan lieſs sich also, wenn er hinter seinen Herden herging, wenig davon träumen, daſs ihn die Geburt bestimmt habe, statt des Schäferstabes einen Zepter zu führen; und das fürstliche Blut, das in seinen Adern floſs, sagte ihm so wenig von irgend einem angebornen Vorzuge vor den Leuten mit denen er lebte, daſs er vielmehr einen jeden mit einem Gefühl von Ehrerbietung ansah, welcher besser arbeiten konnte, und also nützlicher war als er. Oft wenn Dschengis den jungen Prinzen, in seinem Kittel von grober Leinwand, mit beschwitzter Stirne von der Feldarbeit zurück kommen sah, lachte er bey sich selbst über die Unverschämtheit jener Schmeichler, welche die Groſsen der Welt bereden wollen, als ob sogar in ihrem Blute ich weiſs nicht was für eine geheimniſsvolle Zauberkraft walle, die ihrer ganzen Person und allen ihren Trieben und Handlungen eine gewisse Hoheit mittheile, welche sie von gemeinen Menschen unterscheide und diese letztern zu einer unfreywilligen Ehrfurcht zwinge. Wer dächte, daſs dieser junge Bauer ein Königssohn wäre? sagte er zu sich selbst. Er ist wohl gebildet; seine Augen sind voller Feuer; seine Züge bezeichnen eine gefühlvolle und wirksame Seele: aber bey dem allen erkennt, auſser mir selbst, niemand der ihn sieht etwas anders in ihm, als einen zum Karst und Pfluge gebornen Bauernsohn, und er selbst ist vollkommen überzeugt, daſs Hysum, unser Nachbar, ein ungleich besserer Mann ist als er.

Diese Betrachtung schmeichelt den Fürstensöhnen nicht, sagte Schach-Gebal, und ich gestehe, daſs ich sie nie gemacht habe; aber nun, da sie gemacht ist, däucht mir, sie hat Recht. Die Poeten und Romanschreiber, die uns solche Dinge weiſs machen wollen, verdienten etliche Dutzend Streiche auf die Fuſssohlen dafür; denn ich wette, sie glauben selbst kein Wort davon.

Der junge Tifan verlor bey der Lebensart, worin ihn sein Pflegevater erzog, die feine Lilienfarbe und das schwächliche Ansehen, welches, wenn er am Hofe zu Scheschian erzogen worden wäre, ihn vermuthlich von gemeinen

Erdensöhnen unterschieden hätte. Aber er gewann dafür einen starken und dauerhaften Körper, eine männliche Sonnenfarbe, frisches Blut, und Lippen, in welche er nicht nöthig hatte zu beiſsen, um sie röther als reife Kirschen zu machen.

Indessen war der weise Dschengis weit davon entfernt, die angeborne Bestimmung seines Pflegesohns aus den Augen zu verlieren. Tifan hatte ihm zu viel gekostet, als daſs er sich hätte begnügen sollen, ihn bloſs zu einem guten Landmanne zu bilden; denn alles was der bethörte Isfandiar that, um die Nazion so schnell als möglich zu Grunde zu richten, machte es mehr als wahrscheinlich, daſs Tifan, vielleicht eher als er dazu tüchtig wäre, sich aufgefordert finden könnte, sein Recht an die Krone geltend zu machen. Dschengis setzte sich also nichts geringeres vor — und der bloſse Vorsatz klingt schon widersinnig, so sehr hat er das allgemeine Vorurtheil wider sich — als, den jungen Tifan (ohne ihm, bis es Zeit wäre, das geringste von seinem Vorhaben merken zu lassen) mitten unter lauter Hirten und Ackerleuten zu einem guten Fürsten zu bilden. Überzeugt, daſs Güte des Herzens ohne Weisheit eben so wenig Tugend, als Wissenschaft ohne Tugend Weisheit ist, bemühte er sich, zu eben der Zeit, da er sein Gefühl für das Schöne und Gute und jede sympathetische und menschenfreundliche Neigung zu nähren und in Fertigkeit zu verwandeln suchte, seinen Verstand von den eingeschränkten Begriffen, die sich von den Gegenständen, die ihn umgaben, in seiner Seele abdruckten, stufenweise zu den erhabnen Ideen der bürgerlichen Gesellschaft, des menschlichen Geschlechts, der Natur, des Ganzen, und seines geheimniſsvollen aber anbetenswürdigen Urhebers zu erheben. Alle sittliche Vollkommenheit eines Menschen, zu welchem besondern Beruf er immer geboren seyn mag, hängt davon ab, daſs diese Ideen in seinem Verstande, und die Gesinnungen, welche sich aus ihnen bilden, in seinem Herzen die Herrschaft führen. Aber für keinen Menschen ist dieſs unentbehrlicher als für denjenigen, der dazu berufen ist, sittliche Ordnung in irgend einem besondern Theile der allgemeinen menschlichen Gesellschaft zu unterhalten. Wehe seinen Untergebenen und ihm selbst, wenn seine Seele von dem Bilde einer allgemeinen Harmonie und Glückseligkeit nicht in Entzücken gesetzt wird! wenn ihm die Rechte der Menschheit nicht heiliger und unverletzlicher sind als seine eigene! wenn die Gesetze der Natur, mit tiefen unauslöschlichen Zügen in seine Seele gegraben, ihn nicht in allen seinen Handlungen leiten! Mit Einem Worte, wehe dem Volke, dessen Beherrscher nicht lieber der Beste unter den Menschen als der Mächtigste unter den Königen seyn möchte! — Diese Begriffe sind keine Grillen einsiedlerischer Weltbeschauer. Unglücklich genug für das menschliche Geschlecht, wenn sie von den Groſsen und Mächtigen dafür gehalten werden! Aber die Natur der Dinge hängt nicht, wie das Glück oder Unglück der Menschheit, von den Begriffen der Groſsen ab. Sie können nicht verhindern, daſs die Strafen der Natur nicht unfehlbar auf die Verachtung eines jeden Gesetzes der Natur folgen; 2) und

2) Die vollkommensten Gesetze, sagt Sokrates, sind diejenigen, welche man nicht ungestraft übertreten kann, weil sie uns durch die natürlichen und unvermeidlichen Folgen ihrer Übertretung bestrafen; und er beweiset dem Sofisten Antifon, daſs die Gesetze der Natur, oder, welches eben so viel sey, die allgemeinen Gesetze Gottes, diese unterscheidende Eigenschaft haben. Siehe Xenofons Karakter und merkwürdige Reden des Sokrates B. IV. Die Gesetze der Natur und des gesellschaftlichen Lebens sind die Regel der Könige, von welcher sie niemahls ungestraft abweichen können. Die ganze allgemeine Staatsgeschichte ist ein Kommentarius über diese groſse Wahrheit; und ohne

wenn die bisherige Gestalt des Erdbodens noch Jahrtausende dauern sollte, so wird die Geschichte aller künftigen Alter sich mit der Geschichte aller vergangenen vereinigen, die Könige zu belehren: daſs jeder Zeitpunkt, worin jene groſsen Grundbegriffe mit Dunkel bedeckt gewesen, jene wohlthätigen Grundgesetze nicht für das was sie sind, für das unverletzliche Gesetz des Königs der Könige, anerkannt worden sind, ein Zeitpunkt des öffentlichen Elends, der sittlichen Verderbniſs, der Unterdrückung und der allgemeinen Verwirrung, eine unglückliche Zeit für die Völker und eine gefährliche für die Könige gewesen ist.

Danischmend war, wie wir sehen, in einer vortrefflichen Stimmung, den Königen Moral zu predigen; aber zum Unglück ermangelten seine Predigten niemahls, den Sultan seinen Herrn einzuschläfern. Der gute Doktor wollte eben einen neuen Anlauf nehmen, als er gewahr wurde, daſs seine Zuhörer, jeder in einer eige-

---

weit in die alten Zeiten zurück zu gehen, wird uns zum Exempel das Leben eines Philipps II. und Ludwigs XIV. der tragische Tod Karls I. von England, und der Fall seines Sohnes Jakobs II. Beyspiele genug darstellen, sie zu erläutern und zu bestärken.

nen Stellung, in tiefem Schlummer lagen. Daſs doch meine Moral immer und allezeit eine so narkotische Kraft hat! sprach er zu ſich selbst: ich begreife nichts davon. Einer von den Zauberern, meinen Feinden, muſs die Hand im Spiele haben: es ist nicht anders möglich.

6.

Die Begriſſe, (so fuhr Danischmend in der Erzählung von Tifans Erziehung fort) welche dieser junge Prinz von dem weisen Dschengis erhielt, konnten nicht anders als auf seinen Verstand und auf sein Herz mit ihrer vollen Kraft wirken, und jenem alles das Licht, so wie diesem alle die Rechtschaffenheit mittheilen, welche sie, vermöge der Natur der Sache, einer unverdorbenen Seele mittheilen müssen. Die Grundsätze —

I. Alle Menschen sind Brüder, und haben von Natur gleiche Bedürfnisse, gleiche Rechte, und gleiche Pflichten;

II. Die wesentlichen Rechte der Menschheit können weder durch Zufall, noch Gewalt, noch Vertrag, noch Verzicht, noch Verjährung, sie können nur mit der menschlichen Natur verloren werden; und eben so gewiſs läſst sich keine nothwendige noch zufällige Ursache denken, welche einen Menschen, unter was für Umständen er sich auch befinde, von seinen wesentlichen Pflichten los zählen könnte;

III. Ein jeder ist dem andern schuldig, was er in gleichen Umständen von ihm erwarten würde;

IV. Kein Mensch hat ein Recht, den andern zu seinem Sklaven zu machen;

V. Gewalt und Stärke giebt kein Recht, die Schwachen zu unterwerfen, sondern legt ihren Besitzern bloſs die natürliche Pflicht auf, sie zu beschützen;

VI. Ein jeder Mensch hat, um einen gerechten Anspruch an Wohlwollen, Mitleiden und Hülfe von Seiten eines jeden Menschen zu haben, keinen andern Titel vonnöthen, als daſs er ein Mensch ist;

VII. Der Mensch, welcher von andern verlangen wollte, daſs sie ihn köstlich nähren und kleiden, — mit einer prächtigen Wohnung und allen ersinnlichen Bequemlichkeiten versehen, — ihn, auf Unkosten ihrer Ruhe Bequemlichkeit und Nothdurft, alles nur mögliche Vergnügen gewähren, — unaufhörlich arbeiten um ihn aller Bemühung zu überheben, — sich bloſs mit dem

Unentbehrlichen behelfen, damit er seine üppigsten Begierden bis zur Ausschweifung befriedigen könne, — kurz, daſs sie nur für ihn leben, und, um ihm alle diese Vortheile zu erhalten, jeden Augenblick bereit seyn sollten, sich allen Arten des Ungemachs und Elends, dem Hunger und dem Durst, dem Frost und der Hitze, der Verstümmelung ihrer Gliedmaſsen und den schrecklichsten Gestalten des Todes für ihn auszusetzen — der einzelne Mensch, der an zwanzig Millionen Menschen eine solche Forderung machen wollte, ohne sich schuldig zu halten, ihnen sehr groſse und mit solchen Diensten in gehörigem Ebenmaſse stehende Gegendienste dafür zu leisten, — wäre ein Wahnsinniger, und müſste seine Forderung an Leute machen, die es noch mehr als er selbst wären, wenn er Gehör finden sollte.

Diese und tausend andre Sätze, welche sich aus ihnen ableiten lassen, fand der junge Tifan gleichsam mit der eigenen Hand der Natur in seine Seele geschrieben. Es waren eben so viele Gefühle, welche ihn der weise Dschengis in Grundsätze verwandeln lehrte, deren überzeugender Kraft seine Vernunft eben so wenig widerstehen konnte, als es in seiner

Willkühr stand, den Tag für Nacht, oder warm für kalt zu halten. Er fand keine Vorurtheile in seinem Gemüthe, welche der vollen Wirkung dieser Wahrheiten entgegen gearbeitet hätten. Alles was ihn umgab, weit entfernt sie zu bestreiten und auszulöschen, erläuterte und bestätigte sie: und da sich Dschengis sorgfältig hütete, ihm die unselige und hassenswürdige Nachricht zu geben, „daſs der gröſste Theil der Menschen, durch eine beynahe unbegreifliche Verderbniſs des Verstandes und Willens, von jeher so gehandelt und sich so habe behandeln lassen, als ob das Gegentheil aller dieser Wahrheiten wahr wäre;“ so gewöhnte sich seine Seele dergestalt an diese Art zu denken, daſs ihm diejenige, welche damahls an dem Hofe zu Scheschian herrschte, eben so widersinnig und ungeheuer vorgekommen wäre, als wenn ihm jemand hätte zumuthen wollen, den Schnee für schwarz anzusehen, oder sich von der Mittagssonne in einem glühenden Ofen abzukühlen.

Er war schon achtzehn Jahre alt, eh' er noch einen Begriff davon hatte, daſs man anders denken könne, als die Natur und Dschengis ihn denken lehrte; eh' er wuſste, was Mangel und Unterdrückung sey, oder sich die mindeste Vorstellung von einer erkünstelten und auf anderer Elend gebauten Glückseligkeit machen konnte. Dschengis hatte sein Gedächtniſs mit einer Menge von Erzählungen, und mit Liedern und Sprüchen aus den besten Dichtern in Scheschian angefüllt: aber diese Erzählungen schilderten lauter unschuldige Sitten; diese Lieder waren lauter Ergieſsungen eines unverdorbenen Herzens, diese Sprüche lauter Gesetze der Natur und der unverfälschten Vernunft; alles war des goldnen Alters würdig.

Der junge Prinz hatte nun die Jahre erreicht, wo die Natur durch die Entwicklung des süſsesten und mächtigsten aller unsrer Triebe gleichsam die letzte Hand an ihr Werk, an den Menschen legt, und, indem sie ihn durch das nehmliche Mittel zum Urheber seiner eigenen Glückseligkeit und der Erhaltung seiner Gattung macht, ihn auf die überzeugendste Weise belehrt, sie habe sein besonderes Glück mit dem allgemeinen Besten dergestalt verwebt, daſs es unmöglich sey, eines von dem andern abzulösen ohne beide zu zerstören. Die Liebe, — dieser bewundernswürdige Instinkt, den die Natur zur stärksten Triebfeder der besondern und allgemeinen Glückseligkeit der Menschen bestimmt hat, — gesellt sich itzt auf einmahl gleich einem himmlischen Genius zu ihm, um ihn auf den Weg seiner irdischen Bestimmung zu leiten, und diesen Weg mit Rosen zu bestreuen. Durch sie erhält er die ehrwürdigen Nahmen eines Ehegemahls und Vaters. Sie koncentriert alle seine sympathetischen Neigungen in der Liebe zu einem Weibe, welches die Hälfte seines Selbsts wird, und zu Kindern, in denen er dieſs Selbst verjüngt und vervielfältiget sieht. Sie wird auf diese Weise die Stifterin der Familiengesellschaften, welche die Elemente der bürgerlichen sind, und von deren Beschaffenheit das Wohl eines Staates dergestalt abhängt, daſs die Verblendung der Gesetzgeber, welche für dieses groſse Institut der Natur weder so viel Ehrfurcht, als sie ihm schuldig waren, getragen, noch alle die Vortheile, die davon zu ziehen sind, daraus gezogen haben, unbegreiflich ist.

Der tugendhafte und weise Dschengis kannte und ehrte die Natur. Mit Vergnügen sah er dem stufenweisen Fortgange der Neigung zu, welche die Schönheit und Unschuld einer jungen Schäferin, deren Ältern seine Nachbarn waren, dem jungen Prinzen eingeflöſst hatte. Er besorgte nicht, daſs sie seinem Pflegesohn im Wachsthum in jeder Tugend und Vollkommenheit seines künftigen Berufs hinderlich seyn würde; und der Gedanke, ihr deſswegen Einhalt zu thun, weil Tifan ein Prinz und Tili die Tochter eines gemeinen

Landmannes war, konnte ihm um so weniger einfallen, weil die Könige von Scheschian sich allezeit mit Töchtern ihrer Unterthanen vermählt hatten. Tili war wirklich so liebenswürdig als es eine Tochter der Natur seyn kann. Eine besondere Sympathie, welche von ihrer Kindheit an sich zwischen ihnen geäuſsert hatte, schien der Beweis, daſs sie bestimmt seyen eines durch das andere glücklich zu seyn. Dschengis unterlieſs nicht sich diese Stimmung seines Pflegesohns zu Nutze zu machen, um die Früchte der eben so einfachen als erhabenen Filosofie, womit er seine Seele bisher genähret hatte, zur Reiſe zu bringen. Er entwickelte in freundschaftlichen Unterredungen die neuen Empfindungen des jungen Tifans; er zeigte ihm in denselben die Stimme der Natur, die ihn zur Erfüllung eines wichtigen Theils seiner Bestimmung rufe, und unterrichtete ihn in den ehrwürdigen und süſsen Pflichten derselben. Tifan wurde Gemahl, ohne weniger Liebhaber zu seyn; er wurde Vater, und in dem Augenblick, da er die ersten Früchte einer keuschen Liebe an seine Brust drückte, fühlte er, daſs er, selbst in den Armen der schönen Tili, die süſseste Regung der Natur noch nicht gekannt hatte.

Man hat längst bemerkt: der begeisterte Stand, in welchen eine schöne Seele durch die erste Liebe gesetzt wird, erhöhe sie in jeder Betrachtung weit über das, was ein Mensch gewöhnlicher Weise ist; und es scheint, daſs einige Weise des Alterthums eben dadurch bewogen worden, in der Liebe eine Art von Genius zu sehen, durch welchen gleichsam neue Sinne für das Schöne und Gute in der Seele eröffnet, und eine Art von unmittelbarer Gemeinschaft zwischen ihr und allem was göttlich ist, hergestellt werde. Dieſs wenigstens scheint gewiſs zu seyn, daſs wir in dieser Art von Bezauberung eine gröſsere Empfindlichkeit für alles Schöne, eine gröſsere Leichtigkeit jede Tugend auszuüben, einen höhern Grad von allgemeiner Sympathie, einen mehr als gewöhnlichen Hang zu erhabnen, weit grenzenden und wunderbaren Ideen in uns erfahren; und daher scheint auch kein bequemerer Zeitpunkt zu seyn, um begeisternde Vorstellungen von dem höchsten Wesen in einer jungen Seele hervor zu bringen, als eben dieser.

Der weise Dschengis muſste diese Betrachtung gemacht haben; denn er wählte mit Vorsatz diese Zeit, um seinem Pflegesohn die geläuterten und erhabnen Empfindungen der Religion einzuflöſsen, welche er für nöthig hielt, um der Seele einen unbeweglichen Ruhepunkt, den Leidenschaften ein mächtiges Gegengewicht, und der Tugend die kräftigste Aufmunterung zu verschaffen. Die richtigsten Begriffe, welche wir aus der Quelle der Natur schöpfen können, sind ohne die Idee eines unendlich vollkommnen Urhebers und Vorstehers der Natur äuſserst mangelhaft. Welch ein Unterschied zwischen dem engen Kreis, in welchen die thierische Sinnlichkeit eingeschlossen ist, und dem grenzenlosen All, in welches der erstaunte Geist hinaus sieht, so bald er einen Schöpfer der Welt erkennt, dessen wohlthätige Macht eben so unbegrenzt ist als sein Verstand! Dschengis hegte von dem höchsten Wesen eben diese reinen Begriffe, welche die Weisén der ältesten Zeiten einer langen Betrachtung der Natur und vielleicht einem unmittelbaren Umgang mit höhern Wesen zu danken hatten; Begriffe, die sich unter den Filosofen des östlichen Theils der Erde eine lange Zeit erhalten haben, und selbst durch alle Ungereimtheiten des Aberglaubens und des Götzendienstes nicht gänzlich ausgelöscht werden konnten.

Das höchste Wesen, sagte Dschengis zu dem jungen Tifan, ist zwar den äuſsern körperlichen Sinnen, aber nicht dem Geist unsichtbar, der, so bald er reif genug worden ist, Ordnung und Zusammenstimmung, allgemeine Gesetze, wohlthätige Endzwecke und weislich gewählte Mittel in dem groſsen Schauplatze der Natur, der uns umgiebt, wahrzunehmen, an dem Daseyn einer höchsten Weisheit und Güte, welche gleichsam die allgemeine Seele des Ganzen ist, eben so wenig als an dem Daseyn seiner eignen Seele, die ihm nicht sichtbarer ist als jene, zweifeln kann. Die Welt ist in allen ihren uns bekannten Theilen zu unvollkommen, um selbst das höchste Wesen zu seyn, und, im Ganzen betrachtet, zu groſs und vortrefflich, um nicht das Werk eines höchsten Wesens zu seyn. Ist sie dieses, so ist unser Daseyn, so sind die Fähigkeiten zu empfinden, zu denken, zu handeln, und durch den rechten Gebrauch derselben in einem hohen Grade glücklich zu seyn, so sind die Beziehungen der ganzen Natur auf die Erhaltung, das Vergnügen und den Nutzen des Menschen, eben so viele unschätzbare Wohlthaten, welche wir dem Urheber der Welt zu danken haben; und so weiset uns das Verhältniſs eines allgemeinen Wohlthäters den ersten Gesichtspunkt an, aus welchem wir das höchste Wesen zu betrachten haben.

Die Erwägung der wunderbaren Ordnung, in welcher dieses aus einer so unendlichen Menge verschiedener Theile zusammen gesetzte allgemeine Ganze erhalten wird, leitet uns auf den Begriff eines besondern Endzwecks für jede besondere Gattung, und eines allgemeinen Zwecks für das ganze System der Schöpfung. Diese Verbindung zu gemeinschaftlichen Zwecken führet uns auf die mannigfaltigen Verhältnisse der Wesen gegen einander, und aus beiden entwickelt sich der Begriff besonderer und allgemeiner Gesetze der Natur. Der Mensch, der auf dem besondern Schauplatz, auf den er sich gesetzt befindet, keine vollkommnere Gattung erblickt als seine eigene, sieht sich doch bey allen seinen Fähigkeiten und Vorzügen in einer unvermeidlichen Abhänglichkeit von allem was ihn umgiebt. Die ganze Natur muſs ihre Kräfte vereinigen, um ihn von Augenblick zu Augenblick im Daseyn zu erhalten; das elendeste Insekt, das kleinste Sandkorn ist vermögend ihn im Genuſs seiner Glückseligkeit zu stören, ihn zu quälen, ja seinem Leben ein Ende zu machen. Es ist wahr, die ganze Natur ist ihm dienstbar: aber er muſs sie gleichsam nöthigen, es zu seyn; und ohne seine Hände, ohne seinen Witz, ohne seinen unverdrossenen Fleiſs, würde dieser Planet, der ihm zur Anbauung angewiesen ist, bald zu einer unwirthbaren Wildniſs werden. Aber wie sollte der einzelne Mensch einem solchen Geschäfte gewachsen seyn? Es ist augenscheinlich, daſs die ganze Gattung sich vereinigen muſs, um ihre natürliche Herrschaft über den Erdboden zu behaupten, und daſs ein jeder seine besondere Sicherheit, sein besonderes Wohlseyn, nur in dem vollkommensten und glücklichsten Zustande der ganzen Gattung findet. Daher diese allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur, welche durch die Absonderung der Menschen in besondere Gesellschaften zwar verdunkelt und auf mannigfaltige Weise verfälscht worden sind, aber, so lange der Mensch kein Mittel findet sich eine andere Natur zu geben, nothwendig allgemein verbindliche Gesetze für die ganze Gattung bleiben. Ein sehr fühlbarer Beweis, daſs sie es sind, liegt darin, weil die Menschen für jede Übertretung dieser Gesetze durch die nothwendigen Folgen dieser Übertretung gestraft, weil sie in eben dem Grade, wie sie den Pflichten der Natur untreu sind, unglücklich und elend werden. Diese Betrachtung zeigt das höchste Wesen aus einem neuen Gesichtspunkte. Der Urheber der Natur ist auch der Gesetzgeber der Natur; und eben dadurch, weil die Beobachtung oder Übertretung seiner Verordnungen die unumgängliche Bedingung der Glückseligkeit oder des Elendes unsrer Gattung ist, „erkennen wir in seiner Gesetzgebung zugleich den Urheber der Natur, den Wohlthäter des Menschen und den vollkommensten Verstand.“

Aber auch hier steht die Vernunft noch nicht still. Der Mensch erfährt, mitten im Genuſs derjenigen Glückseligkeit, welche ihm der weiseste Genuſs der Dinge auſser ihm geben kann, daſs sie unfähig sind ihm die vollkommne Glückseligkeit zu geben, die er wünscht; und seine so oft betrogene Hoffnung erhebt ihre Augen endlich nach einem unvergänglichen Gute, nach demjenigen, welches das Urbild und die Quelle alles Schönen und Guten ist. In ihm glaubt sie das letzte Ziel aller ihrer Wünsche, und in der unmittelbaren Vereinigung mit ihm den höchsten Endzweck des Daseyns aller empfindenden Wesen zu sehen. Die Seele fühlt bey diesem groſsen Gedanken den Kreis ihrer Thätigkeit sich erweitern, und jenseits der Grenzen dieses Lebens (wovon immer nur der gegenwärtige Augenblick wirklich, der zukünftige ungewiſs, und alles Vergangene Traum ist) entdeckt sich ihrem verlangenden Auge eine bessere Zukunft. Und so zeigt sich ihr das Wesen der Wesen aus einem dritten Gesichtspunkte, als das höchste Gut und letzte Ziel aller erschaffenen Geister.

Jedes dieser Verhältnisse der Gottheit gegen die Menschen beweiset bis zum Augenschein, daſs die Idee des unendlichen Geistes in dem innern System unsrer Seele eben das ist und seyn soll, was die Sonne in dem groſsen Kreise der Schöpfung, der uns umgiebt; — daſs sie es seyn soll, die der Seele Licht und Wärme giebt, um jede Tugend, jede Vollkommenheit hervor zu treiben und zur Reife zu bringen. Jener süſse Zug der Sympathie, der uns geneigt macht, uns mit andern Geschöpfen zu erfreuen oder zu betrüben, wird nun etwas ganz anderes als ein bloſser animalischer Trieb. Allgemeine Güte, zärtliche Theilnehmung an den Schicksalen der Wesen unsrer Gattung, sorgfältige Vermeidung alles Zusammenstoſses, wodurch wir ihre Ruhe, ihren Wohlstand verletzen würden, lebhafte Bestrebung ihr Bestes zu befördern und mit dem unsrigen zu vereinigen; alles dieſs, in dem Lichte betrachtet, welches die Idee der Gottheit über uns verbreitet, sind Gesetze des allmächtigen und wohlthätigen Beherrschers aller Welten; Gesetze, von deren Verbindlichkeit uns nichts los zählen kann; Gesetze, von deren Befolgung die Erfüllung des ganzen Endzwecks unsers Daseyns abhängt.

So waren die Begriffe von Religion beschaffen, welche der weise Dschengis in der Seele des jungen Tifan entwickelte, und solchen Begriffen entsprach der Unterricht, den er ihm von dem Dienste des höchsten Wesens gab. Dankbarer Genuſs seiner Wohlthaten, und aufrichtiger Gehorsam gegen seine Gesetze, sagte Dschengis, sind der einzige wahre Dienst, den wir einem Wesen leisten können, das unser bloſs in so fern bedarf, in so fern es uns zu Werkzeugen seiner groſsen wohlthätigen Absichten erschaffen hat.

Bewundern Sie nicht auch die mannigfaltigen Gaben unsres Freundes Danischmend? sagte Schach-Gebal zu der schönen Nurmahal. Ich sehe daſs er im Nothfall einen so guten Iman abgeben könnte, als vielleicht jemahls einer am Hofe eines Sultans gewesen ist. Aber für heute laſs es immer genug seyn, Danischmend; und das nächste Mahl, wenn von deinem Tifan wieder die Rede seyn wird, erinnre dich, daſs du mir einen Gefallen erweisen würdest, so bald als möglich auf die Hauptsache zu kommen.

7.

So viel ich mich von allem, was du uns mit deiner gewöhnlichen Weitläuftigkeit von der Erziehung des jungen Tifan erzählt hast, erinnern kann, (sagte Schach - Gebal, als Danischmend sich zu gewöhnlicher Zeit anschickte seine Erzählung fortzusetzen) so mag unter den Händen des ehrlichen Dschengis eine ganz gute Art von Jungen aus ihm geworden seyn; aber noch sehe ich, mit deiner Erlaubniſs, nicht, wie er dadurch der groſse König werden konnte, den du uns erwarten gemacht hast.

Sire, versetzte Danischmend, alles warum ich Ihre Hoheit bitte, ist noch ein wenig Geduld zu haben, und ich bin überzeugt, es wird Ihnen in wenig Tagen kein Zweifel über diesen Punkt übrig bleiben.

Die Gröſse und Erhabenheit, wozu Dschengis die Begriffe seines Lehrlinges empor zu treiben sich bemüht hatte, machten es nothwendig, daſs er ihm zu gleicher Zeit eine vollständige Kenntniſs von dem gesellschaftlichen Leben, von dem was man einen Staat nennt, und von der Einrichtung, Polizey und Verwaltung desselben geben muſste. Er that es: und nachdem er dem jungen Tifan gezeigt hatte, wie dieser Erdball, vermöge der richtigen Begriffe von der Natur und Bestimmung des Menschen, aussehen und regiert seyn sollte; so machte er ihm nach und nach begreiflich, wie es zugehen könnte, daſs alles ganz anders wäre als es seyn sollte. Von dem anschauenden Begriffe der kleinen Kolonie, in welcher er aufgewachsen war, brachte er ihn stufenweise bis zu dem verwickelten Begriff einer groſsen Monarchie, von dem ländlichen Hausvater bis zu dem groſsen Hausvater von Scheschian. Der Prinz folgte ihm in allen diesen Erörterungen ohne sonderliche Mühe. Aber desto gröſsere Schwierigkeit hatte es, ihm begreiflich zu machen, wie aus dem allgemeinen Vater einer Nazion ein willkührlich gebietender Herr, und aus diesem Herren, mit einer kleinen Veränderung, ein Tyrann habe werden können.

Der junge Prinz erschrak nicht wenig, wie er vernahm, daſs die schönen Ideen von unschuldigen Menschen und goldnen Zeiten, die mit ihm aufgewachsen waren, nur goldne Träume seyen, aus denen ihn eine kleine Reise durch die Welt auf eine sehr unangenehme Art erwecken würde.

Sein Verlangen eine Reise, welche ihn so viel neues lehren würde, zu machen, nahm mit der heftigsten Begierde, allen Drangsalen seiner Mitgeschöpfe abzuhelfen, täglich zu; und Dschengis trug um so weniger Bedenken, diesem Verlangen nachzugeben, je nothwendiger es war, ihm eine ausführliche und anschauende Kenntniſs von allen den Miſsbräuchen, Unordnungen und daher erwachsenden Übeln zu verschaffen, welchen (wenigstens in einem beträchtlichen Theile des Erdbodens) ein Ende zu machen, seine groſse Bestimmung war. Überdieſs hatten die gesunden Grundsätze seiner Erziehung zu tiefe Wurzeln in seiner Seele gefaſst, als daſs von der Ansteckung der Welt etwas für ihn hätte zu besorgen seyn sollen. Im Gegentheil erwartete er, daſs der Anblick alles des mannigfaltigen Elends, welches sich die Menschen durch Entfernung von den Gesetzen der Natur zugezogen haben, den jungen Tifan von der unumgänglichen Nothwendigkeit ihrer Befolgung nur desto lebhafter überzeugen werde.

So viel Mühe Tifan hatte, sich von seiner Geliebten und von seinem kleinen Sohne los zu reiſsen, so überwältigte doch die Ungeduld seiner Neugier, die Welt besser kennen zu lernen, die zärtlichen Regungen der Natur. Er entfernte sich also zum ersten Mahle von den friedsamen Hütten, worin er, der Welt unbekannt, die glückliche Einfalt seiner Jugend verlebt hatte, und durchwanderte in der Gesellschaft des getreuen Dschengis drey Jahre lang einen groſsen Theil von Asien. Er lernte die Natur unter tausend neuen Gestalten kennen, und erstaunte über die mannigfaltigen Wunder, wodurch die Kunst sie nachzuahmen, ja selbst zu übertreffen und zu verbessern sucht. Aber er erstaunte noch mehr, wie er sah, daſs der elende Zustand der Völker durchgehens desto gröſser war, je mehr Natur und Kunst sich zu vereinigen schienen sie glücklich zu machen. Die schönsten und fruchtbarsten Provinzen waren immer diejenigen, in welchen das Volk auf die unbarmherzigste Weise unterdrückt wurde. Tifan sah mit Entsetzen Könige, welche das Vermögen ihrer Unterthanen wie einen dem Feind abgejagten Raub in den ungeheuersten Ausschweifungen der Üppigkeit verpraſsten; Könige, welche das kostbare Blut der Menschen in muthwilligen Kriegen verschwendeten, und sechs blühende Provinzen zu Einöden verwüsteten, um die siebente zu erobern, deren Behauptung es ihnen unmöglich machte, ihren Völkern die Vortheile des Friedens jemahls auf zehn Jahre zu versichern. Er sah Könige, welche, aus tiefer Untüchtigkeit zu allen ihren Pflichten, die Verwaltung des Staats Kebsweibern und

Günstlingen überlassen muſsten, und, während daſs sie ihr unrühmliches Leben in Müſsiggang und sinnlichen Wollüsten verträumten, sich nicht schämten, von hungrigen oder raubgierigen Schmeichlern mit den besten unter den Fürsten, ja, mit der Gottheit selbst sich vergleichen zu lassen. Er sah kleine Raja's, die ihre Unterthanen und sich selbst zu Bettlern machten, um sich eine Zeit lang, unter dem allgemeinen Naserümpfen der Welt, das lächerliche Ansehen zu geben, mit den gröſsten Monarchen Asiens in die Wette geschimmert zu haben. Er sah einen sehr guten, sehr liebenswürdigen Fürsten das Unglück seiner Staaten bloſs dadurch vollkommen machen, weil ihm sein böser Genius ein allgemeines Miſstrauen gegen alles was ihn umgab, eingeflöſst hatte. Kurz, er lernte die Sultanen, Visire, Omra's, Mandarinen, Molla's, Derwischen und Bonzen seiner Zeit kennen, und verwunderte sich nun nicht mehr, warum er den gröſsten Theil von Asien in einem Verfall sah, welcher einen baldigen allgemeinen Umsturz ankündigte. Bey allem dem machte er tausend nützliche Beobachtungen, und hier und da, oft unter einem unscheinbaren Dache, die Bekanntschaft eines weisen und rechtschaffenen Mannes, oder eines unbekannten und unbenützten Talents. Dschengis lieſs keine Gelegenheit vorbey, wo er ihn die Anwendung seiner Grundsätze zu machen lehren konnte. Er führte ihn allenthalben von den äuſserlichen Zufällen auf die Quelle des Übels, und zeigte ihm, wie vergebens man jenen abzuhelfen sucht, so lange diese nicht verstopft ist, oder — welches der Fall vieler Staaten ist — nicht verstopft werden kann. Er zeigte ihm durch Beyspiele, welche desto lehrreicher seyn muſsten weil sie unmittelbar unter ihren Augen lagen, daſs nichts einfacher sey als die Kunst weislich zu regieren, und daſs es weniger Mühe koste, ein Volk geradezu glücklich zu machen, als es, durch tausend krumme Wege, mit einigem Schein von Recht und Billigkeit zu Grunde zu richten. Er zeigte ihm, daſs überall, wo das Volk unterdrückt und der Staat übel verwaltet wurde, der Fürst selbst, von rastloser Gemüthsunruhe herum getrieben, von tausend Besorgnissen geängstiget, von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringt, zu einer schimpflichen Abhänglichkeit von der eigennützigen Treue und den schelmischen Ränken der nichtswürdigsten seiner Sklaven verurtheilt, belastet mit dem Hasse seiner Unterthanen und mit der Verachtung der Welt, — unter allen Unglücklichen, die er machte, selbst der Unglücklichste war. Kurz, diese Reise wurde für den jungen Tifan eine Schule, worin er sich, ohne es selbst zu wissen, zum künftigen Regenten ausbildete;

und (was hierbey nicht das unbeträchtlichste ist) eine Reise, welche für ihn so lehrreich und für Scheschian so nützlich war, kostete in drey ganzen Jahren kaum so viel, als alle die Kebsweiber, Mohren, Gaukler und Elefanten, welche den König von Siam von einem seiner Landhäuser zum andern begleiten, in acht Tagen aufzuzehren pflegen.

Hier unterbricht sich der Sinesische Autor, dem wir folgen, selbst, um uns zu sagen, daſs die Reisen des Prinzen Tifan eine Unterredung zwischen dem Sultan Gebal, der schönen Nurmahal und dem Filosofen Danischmend über die Reisen junger Fürsten veranlaſst habe, welche er, da die Sinesischen Prinzen, einem uralten Herkommen zu Folge, niemahls auſser Landes zu reisen pflegten, zu übersetzen für überflüssig erachtet habe. Alles was er uns davon meldet, ist — daſs, nachdem Schach-Gebal sich, aus vielen Gründen, sehr ernstlich gegen dergleichen fürstliche Wanderungen erklärt, und bey dieser Gelegenheit seiner Galle durch ziemlich bittre Spöttereyen über gewisse Könige seiner Zeit Luft gemacht, welche ihre Blödigkeit und ihre schlechte Erziehung mit ungeheuern Kosten in den vornehmsten Reichen Asiens Schau getragen. — Danischmend, als ob er plötzlich aus einem Traum erwache, an den

Sultan seinen Herrn sich gewendet, und gesagt habe: Aber was würden Ihre Hoheit von einem groſsen Fürsten sagen, der den Muth hätte, den Ergetzungen seines Hofes, den Reitzungen der Jugend und der Allgewalt, und dem wollüstigen Müſsiggange, worin junge Fürsten die schönste Zeit des Lebens zu verlieren pflegen, sich zu entreiſsen, und, in Gestalt eines Privatmannes, weitläufige und beschwerdenvolle Reisen zu unternehmen — um weiser und besser zu werden; um die Menschen, die ein Fürst gewöhnlicher Weise nie anders als in Masken sieht, in ihrer natürlichen Gestalt kennen zu lernen; — und um selbst des Vergnügens, ein Mensch zu seyn, und seiner persönlichen Eigenschaften wegen geliebt zu werden, ungestörter und vollkommner genieſsen zu können? Was würden Sie sagen, wenn dieser Fürst, in Begleitung weniger Freunde, ohne Pracht, ohne Aufwand, ohne den zwanzigsten Theil des Geschleppes, welches die Groſsen gewöhnlich nach sich zu ziehen pflegen, in allen seinen Staaten herum reisete, überall selbst sich erkundigte, wie die Gesetze beobachtet, wie das Recht gehandhabet, wie die Staatswirthschaft bestellt würde; die Beschwerden eines jeden, der sich an ihn wendete, selbst anhörte, und durch seine Leutseligkeit jedermann zu gleichem Vertrauen einlüde; bey den prächtigen Schlössern seiner

Omra's, wo jedes Vergnügen ihn erwartete, vorbey eilte, um rauhe Gebirge zu besteigen, oder durch unwegsame schneebedeckte Wälder in die armseligen Hütten der Dürftigkeit hinein zu kriechen, und beym Anblick des elenden Brotes, dessen nur genug zu haben ein Theil seiner nützlichsten Unterthanen sich glücklich achten würde, Thränen der Menschlichkeit zu weinen? Und was würden Ihre Hoheit sagen, wenn dieser Liebenswürdigste unter den Fürsten, gleich einer zu den Menschen herab gestiegenen Gottheit, jeden seiner Tritte mit Wohlthaten bezeichnete, und bey jedem seiner Blicke irgend ein Miſsbrauch abgestellt, irgend ein Gebrechen verbessert, eine Übelthat bestraft, ein Verdienst aufgemuntert würde? —

Danischmend Danischmend! (rief der Sultan) was ich sagen würde? — Ich würde — Hier hielt Seine Hoheit eine ziemliche Weile ein, und der schönen Nurmahal pochte das Herz vor Furcht für dèn ehrlichen, wohl meinenden, aber, in der That, gar zu unbedachtsamen Danischmend. — Ich würde sagen, fuhr der Sultan endlich fort, daſs du mir den groſsen Fürsten auf der Stelle nennen sollst, der dieſs alles gethan hat.

Sire, antwortete Danischmend ganz demüthig, ich gestehe freymüthig, daſs ich, wofern

Ihre Hoheit Sich nicht entſchlieſsen es selbst zu seyn, weder unter Ihren Vorgängern noch unter Ihren Zeitgenossen einen kenne, der dieſs alles gethan hätte. Aber mein Herz sagt mir, daſs die Idee eines solchen Fürsten, die ich in diesem Augenblick, wie durch eine Art von Eingebung, auf einmahl in meiner Seele fand, kein Hirngespenst ist. Er wird kommen, und sollt' es auch erst in vielen Jahrhunderten seyn; ganz gewiſs wird er kommen, um zu gleicher Zeit die Ehre der Vorsehung, der Menschheit und des Fürstenstandes zu retten, und der Trost eines unglücklichen Zeitalters, das Vorbild der Könige, und die Liebe und Wonne aller Menschen zu seyn.

Gute Nacht, Danischmend, sagte der Sultan lächelnd: ich sehe du rappelst. Unser Profet befiehlt uns, Leute in deinen Umständen mit Ehrerbietung anzusehen; aber gleichwohl könnte, däucht mich, eine Prise Niesewurz nichts schaden, Freund Danischmend!

8.

Ungeachtet der launischen Art, wie Schach-Gebal seinen so genannten Freund Danischmend zu Bette geschickt hatte, fand er doch so viel Belieben an der Unterhaltung, die ihm die Scheschianische Geschichte gab, daſs er die Zeit, die dazu ausgesetzt war, dieſsmahl gegen seine Gewohnheit beschleunigte, weil er neugierig war zu hören, wie Danischmend es anfangen würde, um aus dem jungen Tifan einen so groſsen König zu machen als er versprochen hatte. Danischmend fuhr also in seiner Erzählung fort, wie folgt.

Der junge Tifan hatte auf seiner zweyjährigen Reise viel gelernt; denn er kannte nun die Menschen wie sie sind; und die Festigkeit, zu welcher, ehe sich Dschengis mit ihm in die Welt hinaus wagte, seine aus der Natureingesogenen Grundsätze gelanget waren, sicherte seinen Kopf und sein Herz gegen alle die schädlichen Eindrücke, welche gewöhnlich die Folgen des Kontrastes zwischen dem was ist, und dem was seyn sollte, in jungen Gemüthern zu seyn pflegen. Er überzeugte sich bis zum innigsten Gefühl, daſs die Menschen Unrecht hätten, so zu seyn wie sie sind.

„Wenn man ihnen, sagte er zu seinem Mentor, den Vorzug der Vernunft vor den übrigen Thieren nicht absprechen kann, so muſs man doch gestehen, daſs sie sich derselben so schlecht bedienen, daſs es beynahe besser für sie wäre, dieses gefährlichen Vorzuges gar zu ermangeln. Denn welches Thier ist nicht in seiner Art weniger elend als der Mensch? Sie sind weise in Kleinigkeiten, und Thoren in Sachen wovon das Glück ihres Lebens abhängt; sinnreich, wo es darum zu thun ist sich selbst zu hintergehen, und blöde genug sich von andern mit offnen Augen betrügen zu lassen. Sie könnten frey seyn, sind geboren es zu seyn, beweisen sich's selbst, daſs Freyheit eine unentbehrliche Bedingung zur Glückseligkeit und Vollkommenheit vernünftiger Wesen sey; und sind bey allem dem Sklaven, sind es so sehr, daſs sogar unter zwanzig unumschränkten Sultanen kaum Einer sich erwehren kann, der Knecht seiner Weiber, oder desjenigen der ihm seine Weiber hütet, oder irgend eines andern noch verächtlichern Geschöpfes zu seyn."

Wohl beobachtet, Tifan! rief der Sultan Gebal, weil ihm in diesem Augenblick ein paar Sultanen einfielen, die das Unglück hatten, sich in diesem Falle zu befinden, und weil Seine Hoheit über dem Vergnügen, in eben diesem Augenblick über allen solchen Schwachheiten empor zu schwimmen, Sich nicht erinnerte, wie oft in Seinem Leben dieſs auch Sein eigener Fall gewesen war.

„Die Freyheit, (fuhr Tifan fort) womit sich die Menschen so viel wissen, ist so wenig für sie gemacht, daſs sie, so bald sie Mittel finden, sich ihrer zu bemächtigen, ein so kostbares Gut zu nichts zu gebrauchen wissen, als sich selbst und andern Schaden damit zu thun. Die einzigen freyen Menschen, die wir auf unsrer Reise gesehen haben, waren Räuber oder herum streichende Bonzen. — Eben so widersinnig gehen sie mit den Gesetzen um, von welchen sie zu glauben vorgeben, daſs ohne sie keine Ordnung, keine Sittlichkeit, kein besonderer noch allgemeiner Wohlstand möglich sey. In allen Staaten, die wir gesehen haben, fanden wir die kleinere Zahl einzig bemüht, die Gesetze zu durchbrechen, und die gröſsere, unbemerkt unter ihnen wegzuschlüpfen. Die Religion, hörten wir sagen, ist das Ehrwürdigste, das Beste, was der Himmel den Sterblichen geben konnte: aber mir däucht, sie spielen mit ihrer Religion, wie sie mit ihren Gesetzen spielen. Unter allen diesen unzählbaren Braminen und Bonzen, wovon wir die Länder um den Indus und Ganges wimmeln sahen, mögen wohl einige sehr ehrwürdige Personen seyn; aber die meisten widerlegen ihre Lehren so augenscheinlich durch ihre Handlungen, daſs man keine andre Wahl hat, als sie entweder für wissentliche Betrüger, oder für Unsinnige zu halten, die das Gift selbst verschlucken, vor welchem sie andre warnen.

„Von welcher Seite ich die Menschen ansehe, finde ich sie in Widerspruch mit sich selbst; und immer machen sie von dem, wodurch sie besser und glücklicher werden könnten, einen so ungeschickten oder unbescheidenen Gebrauch, daſs es in ihren Händen ein Werkzeug ihres Elendes wird. Sie stellen sich als ob sie die sinnlichen Wollüste verachteten, und überfüllen sich damit so oft sie nur können. Die Tugend, sagen sie, ist des Menschen höchstes Gut; und bey jeder Gelegenheit verkaufen sie ihr höchstes Gut um — verächtlichen Gewinst, oder um einen angenehmen Augenblick. Sie haben sich ihrer Sicherheit wegen in groſse Gesellschaften vereiniget; und verlieren in ihnen unvermerkt alles das was sie in Sicherheit bringen wollen. Sie schmeicheln sich, die Herren der übrigen Geschöpfe zu seyn; alle Elemente sind uns dienstbar, sagen sie, die Welt ist unser: und unter jeder Million dieser Herren der Welt sind wenigstens neunmahl hundert tausend, welche ihren Antheil an diesem prächtigen Titel um den Zustand der Elefanten des Königs von Siam gern vertauschen würden.

„Was soll man von einer so seltsamen Gattung von Geschöpfen denken? Liegt ihre Ähnlichkeit mit den unschuldigen und gutartigen Menschen, unter welchen ich aufgewachsen bin, nur in der äuſserlichen Gestalt? Oder wie war es möglich von ihrer ursprünglichen Natur so sehr abzuarten? Was nützen ihnen alle ihre vermeinten Verbesserungen des natürlichen Zustandes, ihre Gesetze, ihre Polizey, ihre Künste, wenn sie nur desto unglücklicher sind, je mehr sie Mittel zum glücklichen Leben haben?“

Der Mensch, antwortete Dschengis, kommt unvollendet, aber mit einer Anlage zu bewundernswürdigen Vollkommenheiten aus den Händen der Natur. Die nehmliche Bildsamkeit macht ihn gleich fähig, sich die Form eines Gottes — oder die Miſsgestalt eines Ungeheuers aufdrucken zu lassen. Alles hängt von den Umständen ab, in welche er beym Eintritt in die Welt versetzt wurde, und von den Eindrücken, die sein wächsernes Gehirn in der ersten Jugend empfing. Bleibt er sich selbst überlassen, so wachsen seine Neigungen in wilder Üppigkeit mit ihm auf, und seine edelsten Kräfte bleiben unentwickelt. Lebt er in Gesellschaft, so nimmt er unvermerkt die Sprache, die Manieren, die Sitten, die Meinungen, das Interesse und den Geist der besondern Gesellschaft an, die ihn umgiebt; und so verbreitet sich das Gift der fysischen und sittlichen Verderbniſs, wenn es einmahl den Zugang in diese Gesellschaft gefunden hat, unvermerkt durch die ganze Maſse aus. Der Mensch wird gut oder schlimm, aufrichtig oder falsch, sanft oder ungestüm, blödsinnig oder witzig, träg oder thätig, je nachdem es diejenigen sind, von welchen er sich immer umgeben sieht. Und wiewohl keiner ist, der nicht etwas von der besondern Anlage zu einem eigenthümlichen Karakter, womit ihn die Natur gestempelt hat, beybehielte; so dient doch dieſs in groſsen Gesellschaften meistens nur die Anzahl der übel gebildeten und grotesken sittlichen Formen zu vermehren. Je gröſser diese Gesellschaften und je gröſser die Menge der kleinern ist, aus welchen sie, wie die Zirkel in dem Weltsystem unsrer Sternseher, zusammen gesetzt sind, je mehr diese verschiedenen kleinen Kreise einander drücken und pressen, je häufiger die Leidenschaften, Vortheile und Ansprüche in diesem allgemeinen Gewimmel an einander stoſsen; desto mehr geht von der ursprünglichen Gestalt des Menschen verloren. Eine sehr kleine und von der übrigen Welt abgeschnittene Gesellschaft erhält sich ohne Mühe bey der angebornen Einfalt und Güte der Natur. Hingegen ist es eine schlechterdings unmögliche Sache, daſs etliche Millionen, welche zusammen in Einem Staate von mäſsiger Gröſse, oder etliche hundert tausend, welche in Eine Stadt zusammen gedrängt leben, einander nicht in ziemlich kurzer Zeit sehr verderben sollten, wofern, der Gesetzgeber nicht ganz besondere Sorge getragen hat, dem Übel des Zusammenstoſses der Interessen, und dem noch gröſsern Übel der sittlichen Ansteckung durch weise Einrichtungen zuvorzukommen.

Und wie könnte dieſs geschehen? fragte Tifan.

Durch eine sehr einfache Veranstaltung, antwortete Dschengis. Es geschieht, indem man verhindert, daſs die Hauptstadt eines ganzen Reiches zu keiner übermäſsigen Gröſse anwächst; indem man die Stände, deren Unterschied aus der Natur der bürgerlichen Gesellschaft entspringt, wohl von einander absondert, und dafür sorget, daſs jeder Ursache habe, mit dem seinigen zufrieden genug zu seyn, um zu den höhern ohne Neid hinauf zu sehen; indem man allen Ursachen einer allzu groſsen Ungleichheit zuvorzukommen oder doch zu wehren sucht; und, was das wichtigste ist, indem man die Vermehrung der Einwohner auf alle nur ersinnliche Weise zu befördern, hingegen Müſsiggang, Üppigkeit und allzu groſse Verfeinerung des Geschmacks und der Lebensart eben so eifrig zu verhindern bemüht ist.

Aber (wendete Tifan ein) wenn die Menschen desto mehr zur Verderbniſs geneigt werden, je zahlreicher sie sind, wie kann die möglichste Bevölkerung des Staats unter die Mittel gegen die Verderbniſs gehören?

Nicht die Menge der Bürger an sich selbst, (erwiederte Dschengis) sondern die allzu groſse Verwicklung ihrer Interessen, der häufige und starke Zusammenstoſs ihrer Forderungen, die verhältniſswidrige Ungleichheit unter den Ständen sowohl, als unter den Gliedern des nehmlichen Standes, und die übermäſsige Bevölkerung einer einzigen Hauptstadt und Provinz auf Unkosten der übrigen — sind die Ursachen dieser allzu groſsen Gährung, welche den Staat zur Fäulniſs geneigt macht. Ein zahlreicher Adel von mittelmäſsigem Vermögen ist einem groſsen Reiche eben so nützlich, als ihm der unmäſsige Reichthum einiger wenigen und die Armuth der meisten übrigen schädlich ist. Eben so zieht der Staat viel mehr Vortheile davon, wenn ein Vermögen von zehn Millionen unter hundert Handelsleute vertheilt, als wenn es in den Händen eines einzigen ist; und eine Million arbeitsamer Leute, welche Mühe haben das Nothwendige zu erwerben, sind dem gemeinen Wesen nützlicher als hundert tausend, welche im Überflusse leben. In einem groſsen und von der Natur reichlich begabten Staate, wie Scheschian zum Beyspiel ist, können, wenn er wohl organisiert ist, schwerlich zu viel Menschen seyn. Alles kommt darauf an, sie gehörig zu vertheilen, und durch Unterhaltung eines Kreislaufs, der jedem Theile seine erforderliche Nahrung zuführt, zu verhindern, daſs kein Theil auf Unkosten der übrigen zu einer verhältniſswidrigen Gröſse anschwelle.

Unter tausend solchen Gesprächen, welche, so nützlich sie für den jungen Tifan waren, Seiner Hoheit nicht anders als lange Weile machen konnten — Weiſs der Himmel! rief der Sultan gähnend — kamen Tifan und Dschengis in Scheschian an, wo nach dem Entwurfe des weisen Alten ihre Wanderungen sich endigen sollten. Die unglücklichen Folgen der tyrannischen Regierung Iſfandiars hatten damahls eben ihre höchste Stufe erreicht. Tifan, so viel Miſsbräuche, so viel Thorheit, so viel Ungerechtigkeit er auch in andern Ländern gesehen hatte, konnte sich kaum aus der Bestürzung erhohlen, in welche ihn der elende Zustand von Scheschian setzte. Sein Begleiter versäumte nichts, ihm den ausführlichsten und vollständigsten Begriff davon zu verschaffen. Er führte ihn von Provinz zu Provinz; er zeigte ihm den gegenwärtigen Verfall; er machte ihm begreiflich, in welchem blühenden Zustande sich jede, nach Verhältniſs ihrer natürlichen Beschaffenheit, Lage und Beziehung auf die übrigen, unter einer weisen Staatsverwaltung hätte befinden können; und entwickelte den Zusammenhang der Ursachen, welche dieses groſse Reich in allen seinen Theilen zu Grunde gerichtet hatten. Bey dieser Gelegenheit erzählte er ihm die wichtigsten Veränderungen, welche es seit einigen Jahrhunderten erlitten hatte, schilderte den Geist der verschiedenen Regierungen, und zeichnete die wichtigsten Fehler aus, welche seit den Zeiten der Königin Lili gemacht worden waren. Er zeigte ihm, wie leicht es gewesen wäre jedem Miſsbrauche zu rechter Zeit abzuhelfen; wie natürlich es zugehe, daſs diese Miſsbräuche durch den Aufschub der schicklichsten Hülfsmittel endlich unverbesserlich werden; und wie unvermeidlich der Untergang auch des mächtigsten Staates sey, wenn der Luxus seinem eigenen Lauf überlassen, und den verderblichen Folgen desselben nicht eher, als bis sie die Eingeweide des Staats angefressen haben, und auch alsdann nicht anders als durch hitzige Mittel und gewaltsame Operazionen, begegnet werde.

Hier unterbrach Schach-Gebal die Erzählung durch einen Einwurf, der vermuthlich auch auf der Zunge mancher Leser schwebt. Alles dieſs, sagte er, ist ganz gut; aber ich begreife doch nicht recht, wie der ehrliche Tifan, der von seiner Geburt und vermuthlichen Bestimmung nichts wuſste, alle diese politischen Untersuchungen interessant genug, und überhaupt wie er begreiflich finden konnte, daſs Dschengis sich so viele Mühe gab, ihn aus einem Bauer zu einem Staatsmanne umzubilden.

Ich gestehe, sagte Danischmend, daſs ich diesem Einwurfe hätte zuvorkommen sollen. Tifan zeigte von seiner ersten Jugend an ungewöhnliche Fähigkeiten. Eine glückliche Empfindlichkeit entwickelte frühzeitig alle Kräfte seiner Seele. Sein Verstand kam den Unterweisungen seines Lehrmeisters auf halbem Wege entgegen. Sein Herz war zur Dankbarkeit, zur Freundschaft und zum Wohlthun aufgelegt. Immer empfand er die Freude oder die Schmerzen derjenigen, die er liebte, stärker als seine eigenen. Er kannte keine süſsern Augenblicke als diejenigen, worin er ihnen Vergnügen machen, oder irgend eine Unlust von ihnen entfernen konnte. Mit einer solchen Seele fühlt man, so bald man einige Kenntniſs der Welt erlangt hat, einen innerlichen Beruf zu der edelsten Art von Thätigkeit. Ich glaube schon bemerkt zu haben, daſs der junge Tifan, von der Stunde an, da ihm Dschengis einen Begriff von dem wirklichen Zustande der menschlichen Gattung gegeben hatte, den Geschmack an seinem eigenen Glücke verlor, und vor Begierde brannte, dem Elende seiner Mitgeschöpfe abzuhelfen; — einer Begierde, die in gewissem Sinn etwas Romanhaftes hat, [1] aber dem ungeachtet die Leidenschaft groſser Seelen und die Mutter der schönsten Thaten ist. Dschengis bediente sich dieser Augenblicke, den Prinzen zur künftigen Entdeckung seines Standes vorzubereiten. Er machte ihm Hoffnung, daſs er vielleicht bestimmt seyn könnte, seines Wunsches in einem höhern Grade, als er nach seinen itzigen Umständen hoffen dürfte, gewähret zu werden; und bestätigte diese Hoffnung durch eine Menge von Beyspielen groſser Männer, welche aus der Dunkelheit hervor gegangen waren, um Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes zu werden. Die edlen Triebe, die du in dir fühlst, sagte er zu ihm, sind ein angeborner Beruf zu einer erhabenen und wohlthätigen Bestimmung. Vielleicht hat die Vorsehung dich zum Werkzeuge groſser Dinge ausersehen. Ist dieſs ihre Absicht, so wird sie uns Wege dazu eröffnen, von welchen wir uns itzt nichts träumen lassen. Dermahlen kommt alles darauf an, daſs wir nichts unterlassen was von uns abhängt. Bemühe dich, mein lieber Tifan, die Kenntnisse, die Geschicklichkeiten, die Tugenden zu erwerben, die eine solche Bestimmung voraussetzt; das übrige ist die Sache des Himmels.

---

[1] In der That fällt das Ungereimte in dem Verhältniſs der Kräfte eines einzelnen Menschen, gegen die ungeheure Unternehmung allen Unbilden und Fehden in der Welt steuern zu wollen, einem jeden in die Augen. Und gleichwohl ist nichts wahrscheinlicher, als daſs ein Dutzend Don Quichotten, die sich mit einander verständen, und, anstatt auf die Feinde des Don Gaiferos und der schönen Melisandra, auf die Feinde des menschlichen Geschlechtes mit eben dem Muthe, mit welchem der Held von Mancha seine schimärischen

Tifan kann also, da er seine Reisen unternahm, als ein junger Mensch betrachtet wer-

---

Gegner bekämpfte, (nur freylich mit einem gesundern Kopfe als der seinige war) los gingen, — die Gestalt unsrer sublunarischen Welt binnen einem Menschenalter mächtig ins Bessere verändern würden.

den, der eine zwar noch unbestimmte aber doch entschlossene Neigung in sich fühlt, irgend eine edle Rolle auf dem Schauplatze der Welt zu spielen; und so ist, wie mich däucht, der Einwurf gehoben, den Ihre Hoheit gegen die Schicklichkeit der politischen Erziehung meines jungen Helden zu machen geruht haben.

Aufrichtig zu seyn, Danischmend, sagte der Sultan, alles was mich an der Sache verdrieſst, ist, daſs ich nicht so glücklich war, in meiner Jugend einen Dschengis zu finden. Der arme Schach-Baham! Ihm kam es zu, einen solchen Mann für mich zu suchen. Aber es hätten zehen tausend Dschengisse in Indostan leben können, ohne daſs er einen einzigen von ihnen ausfündig gemacht hätte. Für ihn waren alle Menschen gleich, diejenigen ausgenommen, welche Mährchen erzählen und Bilder ausschneiden konnten; denn diese waren die groſsen Männer in seinen Augen. — Fortgefahren, Herr Danischmend!

Dschengis hatte, nach einem Aufenthalte von etlichen Monaten in Scheschian, hohe Zeit mit seinem Untergebenen unsichtbar zu werden; denn die Kundschafter, deren Eblis eine groſse Menge in allen Theilen des Reiches unterhielt, hatten ihm Nachricht von unsern Wanderern gegeben, welche seine argwöhnische Aufmerksamkeit rege machten. Aber durch die Vorsichtigkeit des alten Mentors waren sie in ihrer unbekannten Freystätte schon wieder geborgen, als der Befehl zu ihrem Verhaft anlangte.

Der junge Tifan ruhete einige Tage in den Armen seiner geliebten Tili von den Beschwerden einer mühsamen Reise aus. Der Genuſs der lang' entbehrten häuslichen Glückseligkeit, das Vergnügen, die Gespielen seiner Kindheit und die Gegenden, wo seine Seele die ersten angenehmen Eindrücke bekommen hatte, wieder zu sehen, schien eine Zeit lang diejenigen ausgelöscht zu haben, welche seine Wanderungen durch Scheschian in seinem Gemüthe zurück gelassen hatten. Aber diese Erinnerungen wachten bald nur desto lebhafter auf; sie verfolgten ihn allenthalben, und verbitterten die Wonne seines Lebens. Sein Herz machte ihm Vorwürfe, so oft er sich der Freude überlieſs; es war ihm, als ob er einen Genius in seine Seele flüstern höre: O Tifan! kannst du dich freuen, da Millionen Geschöpfe deiner Gattung so elend sind?

Bald nach seiner Zurückkunft brachen die öffentlichen Unruhen in Scheschian aus. Dschengis, welcher Gelegenheit gefunden hatte, mit einem zuverlässigen alten Freunde das vertraute

Verſtändniſs ihrer jüngern Jahre wieder zu erneuern, erhielt von ihm durch geheime Wege die genaueste Nachricht von allem was vorging. Er theilte sie wieder mit dem jungen Tifan, der vor Ungeduld brannte, die gemiſshandelten Scheschianer an ihren Tyrannen gerochen zu sehen; und nun glaubte der Alte, daſs es Zeit sey einen neuen Schritt zu thun, um den Prinzen zur Mittheilung seines groſsen Geheimnisses vorzubereiten. Er entdeckte ihm also, daſs er selbst aus einem edeln Geschlechte in Scheschian abstamme; daſs er ehmahls öffentliche Würden am Hofe des Königs Azor bekleidet habe, und ein Vertrauter des einzigen Bruders dieses Fürsten gewesen sey, aber bald nach dem Tode des letztern, weniger um seiner persönlichen Sicherheit willen, als aus gänzlicher Überzeugung von seiner Unnützlichkeit unter der neuen Regierung, sich in dieses Gebirge zurück gezogen habe, um in ungestörter Ruhe der Erziehung seines geliebten Tifans sich widmen zu können.

Aber nun (rief Tifan mit aller der Wärme, worein ihn diese Entdeckung gesetzt hatte) was säumen wir, unser Blut einem Vaterlande anzubieten, welches in den letzten Zügen liegt, und alle seine Kinder um Hülfe, oder, wenn Hülfe zu spät kommt, wenigstens um Rache anruft?

Dschengis hatte einige Mühe dem Prinzen begreiflich zu machen, daſs Rechtschaffenheit eben sowohl als Klugheit ihnen nicht eher gestatten könne, eine Partey zu ergreifen, bis auf eine zuverlässige Art entschieden sey, auf welcher Seite sich das stärkste Recht befinde. Isfandiar, sagte er, hat wie ein Tyrann regiert; aber sein Erbrecht an die Krone ist unstreitig und unverletzlich. Die Nazion ist schuldig ihn für ihren König zu erkennen. Es ist wahr, sie hat Rechte, welche eben so heilig sind als die seinigen; und sie ist so wenig verbunden alles zu leiden, als er berechtigt ist alles zu thun. Aber vielleicht geht Isfandiar in sich; vielleicht giebt er billigen Vorschlägen Gehör, und vielleicht ist mehr Erbitterung, Rachsucht und Eigennutz als wahre Vaterlandsliebe in den Bewegungsgründen der Häupter der Empörung. Die Zeit muſs uns hierüber Licht geben. So bald Pflicht und Ehre uns auf die eine oder auf die andere Seite rufen werden, dann wollen wir gehen.

Der junge Tifan sah einer entscheidenden Nachricht mit Ungeduld entgegen. Aber die Zwischenzeit wurde nicht ungenützt vorbey gelassen. Dschengis, der sich in seiner Jugend den Ruhm eines guten Officiers erworben hatte, las unter den Gespielen seines Pflegesohns einige der stärksten und gewandtesten aus, um sie nebst Tifan in allen Arten von kriegerischen Übungen zu unterweisen. Er vermehrte sie mit einer Anzahl auserlesener junger Tatarn, welche er durch Geschenke und Hoffnungen in seine Dienste zog. Tifan that sich bald unter dieser muthvollen Jugend hervor; er gewann ihre Liebe in einem so hohen Grade, und schien ihnen allen so unstreitig der wackerste und beste aus ihrem Mittel zu seyn, daſs sie ihn einmüthig zu ihrem Anführer erwählten; ein Umstand, der in den Augen des erfreuten Alten von glücklicher Vorbedeutung war. Nach einiger Zeit langte die Nachricht von dem Tode des Königs an, und von der Zerrüttung, in welche das erbenlose Reich dadurch gestürzt worden sey. Nun war es nicht länger möglich den jungen Tifan zurück zu halten; und nun glaubte Dschengis, daſs es Zeit sey, sich seines Geheimnisses zu entledigen.

Schach-Gebal, dem dieses Geheimniſs schon bekannt war, erklärte sich, daſs er für dieſsmahl genug habe, und entlieſs Danischmenden mit der Versicherung, daſs es ihm nicht zuwider seyn würde, der Fortsetzung dieser Geschichte zuzuhören.

9.

Zur gewöhnlichen Zeit setzte Danischmend die Geschichte des Prinzen Tifan folgender Maſsen fort.

Dschengis sah mit innerlichem Frohlokken das Feuer, welches in Tifans Seele brannte, und die Entschlossenheit, mit welcher er bereit war, sein Leben für die Sache eines Vaterlandes zu wagen, zu dessen Vertheidigung er, als der vermeinte Sohn eines Edeln von Scheschian, einen angebornen Beruf zu haben glaubte, und seine Ungeduld über jeden Tag, der die Ausübung dieser Pflicht verzögerte. Er genoſs des reinen und alle andre Wollust übertreffenden Vergnügens, seine groſsmüthigen Bemühungen dem glücklichsten Erfolge sich täglich nähern zu sehen. Er hatte den Sohn eines Fürsten, der sein Freund gewesen war, nicht nur gerettet; er hatte ihn zu einem der besten Menschen gebildet. Jede Tugend, jede Fähigkeit, deren edler Gebrauch den groſsen Mann macht, entwickelte sich bey der kleinsten Veranlassung in seiner schönen Seele. Die Natur schien etwas Groſses mit ihm vorzuhaben, und das Glück eröffnete ihm bey seinem Eintritt in das männliche Alter einen Schauplatz, wo die Nothwendigkeit selbst jedem seine Rolle anweist, wo der Zufall das wenigste thut, und jedes groſse Verdienst in seinem eigenthümlichen Glanz erscheint. Meine Ahnungen sind erfüllt, sagte Dschengis zu sich selbst: Tifan ist dazu bestimmt, ein neues besseres Scheschian aus den Trümmern des alten hervor zu ziehen. Es ist Zeit ihm zu entdecken, wer er ist, und ihn auf den Weg zu bringen, worauf er werden kann, was er seyn soll.

Die neuesten Nachrichten, welche Dschengis von seinem Freund erhalten hatte, sprachen von einer öffentlichen Verbindung einiger Städte gegen die Edeln, welche sich zu Nebenbuhlern um den Thron aufgeworfen hatten. Die Verbundenen nannten sich die vaterländische Partey; und wiewohl sie über die Art und Weise, wie die Verfassung des Reiches fürs künftige eingerichtet werden sollte, unter sich selbst nicht einig waren, so stimmten sie doch alle in dem Hasse der Tyranney und in dem Grundsatz überein, keinen König zu erkennen, der kein besseres Recht als die Obermacht seiner Waffen hätte.

„Die Krone in Scheschian ist aus Mangel eines gesetzmäſsigen Thronfolgers der Nazion anheim gefallen, sagte Tifan: diejenigen, welche sich derselben mit Gewalt bemächtigen wollen, haben keinen andern Beruf dazu, als die Sucht zu herrschen. Die Partey der verbundenen Städte ist die Partey der Nazion; und die Nazion allein hat das Recht die Verfassung festzusetzen, durch welche sie sich des Besitzes ihres gerechten Anspruchs an Freyheit und Glückseligkeit am besten versichern zu können glaubt. Dschengis kann es nicht miſsbilligen, wenn ich gehe, meinem Vaterlande Dienste anzubieten, die ich ihm schuldig bin.“

Aber was wirst du dazu sagen, Tifan, sprach der Alte, wenn ich dir entdecke, daſs noch ein Prinz aus dem Hauſe Ogul-Kans übrig ist, dessen Ansprüche um so weniger zweifelhaft seyn können, da er ein Sohn des einzigen Bruders des Sultans Azor ist?

Und wo ist dieser Prinz? fragte Tifan mit einer Miene, welche sehr deutlich verrieth, daſs ihn Dschengis mit einer unwillkommnen Nachricht überrascht hatte.

„Unsre Nachrichten melden uns nichts von ihm.“

Wie kann das Daseyn eines Prinzen, dessen bloſser Nahme alle Unruhen in Scheschian stillen würde, ein Geheimniſs seyn?

Jedermann glaubt, (war die Antwort des Alten) daſs dieser Prinz, so wie die übrigen von Azors Hause, ein Opfer der miſstrauischen Grausamkeit des Tyrannen Iſfandiar geworden sey. Aber man betrügt sich: er lebt; und — was dich noch mehr in Verwunderung setzen wird, mein Sohn! — ich bin der Einzige, der um das Geheimniſs seiner Erhaltung weiſs.

O mein Vater, rief Tifan mit einer immer zunehmenden Unruhe, welch ein Geheimniſs ist dieſs! Vielleicht ein unglückliches für Scheschian! Wie wenn dieser Prinz die Eigenschaften nicht hätte, die ein Fürst haben muſs, der ein so sehr zerrüttetes, so tief herunter gebrachtes Reich wieder aufrichten, wieder aufs neue blühend machen soll? Wie wenn er ein zweyter Iſfandiar, oder wenigstens ein zweyter Azor würde? Wär' es in diesem Falle nicht Pflicht, — Pflicht gegen das Vaterland, gegen die Nachwelt, gegen lebende und ungeborne Millionen — ein so gefährliches Geheimniſs mit ewigem Stillschweigen zu bedecken?

Der junge Prinz hat eine sehr gute Anlage, erwiederte Dschengis, und sein Recht — O mein Vater, fiel ihm Tifan ein, welches Recht kann heiliger seyn, als das Recht einer ganzen Nazion an Glückseligkeit? Welch ein fürchterlicher Gedanke, das Schicksal so Vieler von der zweifelhaften Entscheidung des Karakters eines Einzigen abhangen zu lassen!

Aber die Nazion muſs einen König haben, erwiederte Dschengis: die Regierung vieler Köpfe taugt nichts in einem so weit gränzenden Staate; und Scheschian in eine Menge kleiner Freystaaten zu zerstücken, und diese wieder durch einen so schwachen Faden, als ein gemeinschaftliches Bündniſs, in ein Ganzes zusammen binden zu wollen, wäre für die Ruhe und den Wohlstand der Nazion gefährlicher, als alles was wir bey einem jungen Monarchen wagen können. Mir däucht, dieser Punkt wurde schon lange zwischen uns ausgemacht.

Gut, sagte Tifan: aber würde die Nazion nicht besser thun, wenn sie durch eine freye Wahl die Regierung demjenigen auftrüge, zu dem sie das beste Vertrauen hätte, demjenigen, der sich eines solchen Vertrauens am würdigsten gezeigt hätte? Der junge Prinz weiſs vielleicht nichts von seinem Rechte —

Er weiſs nichts davon, sagte Dschengis —

Und der Nazion ist, wie du sagtest, sogar sein Daseyn unbekannt, fuhr Tifan fort. Es kann alſo nichts Böſes daraus entſtehen, wenn man ſein Recht ihm ſelbſt und dem Volke unbekannt bleiben läſst. Mir däucht, dieſs wäre doch immer das Sicherſte.

Aber, verſetzte Dſchengis, wenn mich nicht alles betrügt, ſo können wir uns ſelbſt keinen beſſern Fürſten geben, als dieſen, den uns der Himmel gegeben hat. Er iſt der edelmüthigſte, der liebenswürdigſte, der tugendhafteſte junge Prinz, den die Welt vielleicht jemahls ſehen wird.

Du ſagſt dieſs mit einem ſo zuverſichtlichen Ton, erwiederte Tifan: wie war es möglich, daſs du ihn ſo genau kennen lernteſt?

Sehr möglich, antwortete Dſchengis, da ich ihn ſelbſt erzogen habe.

Du ſelbſt? rief Tifan mit einer Beſtürzung, welche zeigte, daſs ſeine Seele der Entwicklung des Geheimniſſes aus innerlicher Ahnung entgegen ſah.

Ich ſelbſt, Tifan; unter meinen Augen iſt er aufgewachſen, und ſeit mehr als zwanzig Jahren bin ich nicht von ſeiner Seite gekommen. — Mit Einem Worte, Tifan, — Du biſt dieſer Prinz! Du biſt der einzige übrig gebliebene Brudersſohn Azors, und der rechtmäſsige Erbe des Scheschianischen Thrones.

Du bist also nicht mein Vater? sagte Tifan mit einem traurigen Tone der Stimme, indem seine Augen sich mit Thränen erfüllten.

Nein, bester Tifan, versetzte der alte Dschengis, indem er seine Arme um seinen Hals warf und ihn etlichemahl mit groſser Bewegung auf die Stirne küſste, auf welche eine seiner Thränen fiel. Du bist der Sohn meines Freundes. Dein Vater war eines Thrones werth. Er hinterlieſs dich mir als ein kostbares Unterpfand; und theuer — theuer, bester Tifan, aber nicht zu theuer, hab' ich das Recht eines zweyten Vaters an dich erkauft; denn um dein Leben zu erhalten, gab ich dem Isfandiar meinen einzigen Sohn hin. Er glaubte, dich erwürgt zu haben, und ich entfloh mit dir in diese Freystätte. Unwissend was der Himmel über dich beschlossen haben könnte, erzog ich deine erste Jugend, als ob der Privatstand dein Loos bleiben würde. Wer alles ist, was ein Mensch seyn muſs, wenn er diesen edeln Nahmen in seiner würdigsten Bedeutung führen soll, wird allezeit einen guten Fürsten abgeben, sprach ich zu mir selbst. Indessen sah ich wohl vorher, daſs Isfandiars sinnlose Regierung, zu einer Zeit, wo die behutsamste Staatswirthschaft kaum vermögend gewesen wäre das sinkende Reich zu erhalten, sich endlich mit dem Umsturz der gegenwärtigen Verfassung endigen würde. Meine Vermuthungen sind in Erfüllung gegangen. Scheschian ist ohne Haupt; alles Elend und alle Gräuel der Anarchie schlagen über dem unglücklichen Lande zusammen. Itzt ist die Zeit da, wo die Tugend eines einzigen Mannes das Schicksal der ganzen Nazion entscheiden kann. Frage dein Herz, Tifan, was sagt es dir in diesem Augenblicke?

Ich fühle eine Verwirrung in mir, erwiederte Tifan, aus welcher mich zu sammeln Zeit vonnöthen ist. Ich wollte du hättest mich in einem Irrthum gelassen, bey dem ich glücklich war. — Und doch! O mein Vater! (er drückte sein schlagendes Herz an die Brust des Alten, indem er dieſs sagte) ich fühl' es, mein Herz wird immer eben dasselbe bleiben. Ich wollte als Sohn des edeln Dschengis gehen, mein Leben für die Ruhe meines Vaterlandes zu wagen; könnt' ich als Temors Sohn weniger thun? Temors Sohn, sagt' ich! O du ehrwürdiger, bester alter Mann, laſs mich deinen Sohn bleiben! Ich kann es ohne Undankbarkeit gegen denjenigen seyn, dem ich das Leben zu danken habe. Niemand weiſs von unserm Geheimniſs als du; und wer würde dir glauben, wenn du es entdecken wolltest? Laſs mich deinen Sohn bleiben! Dir hab' ich es zu danken, daſs ich mich fähig fühle eine Krone zu verachten! Du bist mein wahrer Vater; und ich will die Ehre verdienen, dein Sohn zu seyn. Mein höchster Stolz geht nicht weiter.

Eine Krone verachten, Tifan? rief Dschengis, indem er sich plötzlich aus seinen Armen los machte. Nein, Tifan, dieſs ist nicht der Weg, mich für das zu belohnen was ich für dich gethan habe! Verachte die wollüstige Trägheit, den Müſsiggang, die Üppigkeit, den Übermuth, die Schwachheiten und die Laster, wovon die meisten, welche Kronen getragen haben, Sklaven gewesen sind! Sey des Thrones werth, für welchen du geboren bist! Aber sage nicht, daſs du den erhabensten Auftrag verachtest, womit der Himmel einen Sterblichen beehren kann!

O mein Vater! erwiederte Tifan, indem eine edle Schamröthe seine männlichen Wangen überzog: vergieb den unbedachten Ausdruck eines Gefühls das du nicht miſsbilligen kannst! Du kennest meine Seele, die du selbst gebildet hast, die durch deine Einflüsse, durch dein Beyspiel, die Tugend lieb gewonnen hat, und allem was schön und groſs ist mit ausgespannten Flügeln entgegen eilt! Ich bin alles was du willst. Aber, mein Vater, wer anders als der weiseste und beste Mann im Reich verdient die Ehre an der Spitze der Nazion zu stehen? Und wenn dieſs ist, wer verdient König zu seyn, wofern es Dschengis nicht verdient?

Deine Liebe zu mir macht dich parteyisch, erwiederte der Alte: und überdieſs ist es nicht um die Ehre, der Erste zu seyn, sondern um ein Amt zu thun, dessen Last jüngere Schultern erfordert als die meinigen. Meine Erfahrung kann dir nützen; aber das Feuer, die Thätigkeit, das Anhalten in der Arbeit, wozu dich deine Jugend fähig macht, könntest du mir nicht mittheilen.

Indessen bleibt noch eine groſse Schwierigkeit unaufgelöst, sagte Tifan. Wie willst du den Adel und das Volk von Scheschian überzeugen, daſs ich Temors Sohn sey?

Ich? antwortete Dschengis: das will ich nicht! Du selbst, Tifan, Du muſst sie überzeugen. Du hast dein eignes Urtheil gesprochen! Die Nazion weiſs nichts von deinem Geburtsrecht, und es würde mir unmöglich seyn, wenn ich es auch wollte, sie davon zu überzeugen. Eine freye Wahl muſs den Würdigsten zum Throne rufen. Gehe, Tifan, hilf der Nazion dieſs ihr groſses Recht gegen diejenigen behaupten, welche sich den Weg zum Thron auf den Trümmern der Freyheit bahnen, und mit Gewalt an sich reiſsen wollen, wozu sie kein Recht zu haben fühlen. Verdiene, von deinen Mitbürgern für den besten Mann der Nazion erkannt zu werden — und wehe ihnen, wenn sie den miſskennen, der, wofern mich nicht alles betrügt, sie glücklich machen wird, wenn sie ihr Glück in seine Hände stellen!

Danischmend, sagte Schach-Gebal — ich fange an zu merken, daſs du im Sinne hast, uns mit einem Romane zu beschenken. Bisher klang der gröſste Theil deiner Erzählung so ziemlich wie eine Geschichte aus dieser Welt. Aber dieser Dschengis, dieser Tifan! Man erinnert sich nicht, solche Leute gekannt zu haben! Nicht als ob ich etwas dawider einzuwenden hätte, daſs sie so gute Leute sind! Aber ich hasse alles, was einem Mährchen ähnlich sieht, Danischmend!

Wenn Ihre Hoheit dieſs im Ernste meinen, versetzte der Filosof, so bin ich genöthigt demüthigst um meine Entlassung anzusuchen. Denn ich muſs gestehen, je weiter wir in der

Geschichte Tifans kommen werden, desto weniger wird sie die Miene einer Geschichte aus dieser Welt haben. Aber dem ungeachtet kann ich mirs nicht aus dem Kopfe bringen, daſs sie eine so wahre Geschichte ist, als immer die Geschichte von Azorn oder Iſfandiarn. Tifan ist kein Geschöpf der Fantasie; es liegt dem ganzen Menschengeschlechte daran, daſs er keines sey. Entweder er ist schon gewesen, oder, wenn er (wie ich denke) nicht unter den itzt lebenden ist, wird er ganz gewiſs künftig einmahl seyn.

Immerhin, sagte der Sultan lächelnd: wenn dein Tifan auch ein Traum wäre, so wollen wir wenigstens sehen, ob es sich vielleicht der Mühe verlohnet, ihn wahr zu machen.

Ich habe Ihrer Hoheit noch so viel davon zu sagen, was Tifan that als er König war, daſs ich wohl zu thun glaube, desto kürzer über das zu seyn, was er that um es zu werden.

Gut, Danischmend, wir kennen einander. Langweilige Erzählungen haben die Gabe nicht, mich einzuschläfern; sie machen mich ungehalten. Wir wissen nun einmahl, daſs du aus deinem Tifan einen König machen willst;

und da die Sache bloſs von dir abhängt, so kannst du mich nicht mehr verbinden, als wenn du die Zurüstungen abkürzest, so viel nur immer möglich seyn wird.

Der Nahme Dschengis, (fuhr Danischmend fort) welcher bey allen, die noch aus Azors Zeiten übrig waren, in Ansehen stand, trug nicht wenig bey, den jungen Tifan bey seinem ersten Auftritt in Scheschian in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Die vaterländische Partey empfing ihn mit offnen Armen; und da er bey jeder Gelegenheit die Meinung rechtfertigte, die man beym bloſsen Anblick von ihm faſste, so gewann er bald das Vertrauen und die Hochachtung seiner Mitgenossen. Das Unglück der Zeit schien das erschlaffte sittliche Gefühl der Scheschianer wieder erweckt zu haben. Tifan stellte ihnen in einem Alter, mit welchem Weisheit beynahe unverträglich scheint, ein Muster der Vollkommenheit dar, dem sie Anfangs ihre Bewunderung und zuletzt ihre Liebe nicht versagen konnten. Er war tapfer ohne Verwegenheit, behutsam ohne Unschlüssigkeit, behend ohne Übereilung. Er forderte immer mehr von sich selbst als von andern, und regierte seine Untergebenen mehr durch sein Beyspiel als durch Befehle. Sein Geist entwickelte bey jeder Gelegenheit die Geschicklichkeiten, die das Geschäft voraus setzte. Muſste ein Entwurf gemacht werden: Tifan übersah die ganze Lage der Sache, sah das Verhältniſs seiner Mittel zu den Hindernissen, begegnete zum voraus den Zufällen die seine Anschläge durchkreuzen konnten, und bemächtigte sich aller Vortheile, die sein scharfer Blick in den Umständen des Geschäftes entdeckte. War es um die Ausführung zu thun: niemand übertraf ihn an Feuer, an Standhaftigkeit, an unermüdlicher Geduld, an Geschicklichkeit unvorgesehene Zufälle seinem Plane förderlich zu machen, die Fehler seiner Gegner zu benutzen, oder seine eigenen zu vergüten. Mit allen diesen Talenten verband er die reinsten Sitten, unverzärteltes Gefühl, Geringschätzung der körperlichen Wollüste, Gleichgültigkeit gegen alle Reitzungen zur Untreue an seinen Pflichten, Leutseligkeit und Sanftmuth gegen seine Untergebenen, Ehrerbietung gegen Alter, Weisheit, und geprüfte Tugend, einnehmende Gefälligkeit gegen seines gleichen; wiewohl er in der That mit allen diesen Eigenschaften der einzige in seiner Art war. Und, was seinem Verdienste die Krone aufsetzte, er fand das Geheimniſs, mit so vielen Vollkommenheiten von jedermann geliebt zu werden.

Dieſs Geheimniſs braucht doch wohl keines für uns zu seyn? sagte Gebal mit einem

Blicke, wodurch er den Erzähler in Verlegenheit setzen zu wollen schien.

Auf keine Weise, erwiederte Danischmend: das ganze Geheimniſs besteht in einem Hausmittel, das leicht zu entdecken, aber nicht leicht zu gebrauchen ist. Eine ungezwungene Bescheidenheit zog einen Schleier über seine Vorzüge, der ihren Glanz milderte, ohne verhindern zu können daſs sie Aufmerksamkeit und Bewunderung erregten. Seine Bemühung gegen jedermann gerecht zu seyn, geringere Verdienste zu sich empor zu heben, und den Belohnungen, welche ihn suchten, auszuweichen, so lange noch jemand da war der ein näheres Recht zu haben glauben konnte; seine Bereitwilligkeit, unter Männern zu dienen die er an Talenten weit übertraf; seine Geschicklichkeit ihnen bey entscheidenden Gelegenheiten seine Gedanken, als ob es die ihrigen wären, unterzulegen, und die Uneigennützigkeit sie den Ruhm genieſsen zu lassen, den er für sie verdient hatte, zufrieden wenn nur das Gute gethan wurde, der Antheil, den er selbst daran hatte, mochte bekannt werden oder unbekannt bleiben: alles dieſs versöhnte den Neid und die Eifersucht mit seinen Vorzügen. Seine Tugend warf so viel Glanz auf diejenigen, die um ihn waren, daſs jedermann stolz darauf war in irgend einem Verhältnisse mit ihm zu stehen. Dieſs hat Tifan auf meinen Befehl gethan, sagte ein alter Feldherr — ich focht an seiner Seite, sagte der junge Befehlshaber — wir hatten Tifan an unsrer Spitze, sagten die Gemeinen, — und jeder glaubte sich selbst durch nichts mehr Ehre machen zu können, als etwas durch Tifan, oder mit Tifan, oder unter Tifan gethan zu haben.

Wiſst ihr, Danischmend, sagte der Sultan, daſs mir euer Tifan zu gefallen anfängt? Es ist wahr, man merkt je länger je mehr, daſs er nur der fantasierte Held eines politischen Romans ist. Aber, beym Bart des Profeten! man kann sich nicht erwehren zu wünschen, daſs man dreyſsig Jahre jünger seyn möchte, um eine so schöne Fantasie wahr zu machen!

Niemahls hatte Schach-Gebal etwas gesagt, das ein recht schönes Kompliment von Seiten seiner Gesellschaft besser verdient hätte. Danischmend, der bey solchen Gelegenheiten nicht sparsam zu seyn pflegte, trieb, vermöge der gewöhnlichen Wärme seines Herzens, die Sache beynahe zu weit. Aber Schach-Gebal erklärte sich darüber auf eine Art, die ihn (wenigstens in unsern Augen) wirklich hochachtungswürdig macht. Ich wünschte, sagte er, so vollkommen zu seyn, daſs ihr Schmeichler in die Unmöglichkeit gesetzt wäret, zu viel Gutes von mir zu sagen. Aber seyd versichert, ich täusche mich selbst nicht. Ich weiſs, was an der Sache ist; mehr ist unnöthig zu sagen. — Wo blieben wir, Danischmend?

Bey dem, was nach der damahligen Lage der Umstände die nothwendige Folge von Tifans seltnen Verdiensten war. Tifan that sich unter seiner Partey (zu welcher alles, was noch einen Funken von Redlichkeit und Vaterlandsliebe in sich fühlte, sich geschlagen hatte) so sehr hervor, daſs er in ziemlich kurzer Zeit von Stufe zu Stufe bis zur Würde eines Feldherrn stieg; und da derjenige, der bisher die Seele der Partey gewesen war, in einem Treffen blieb, ward er, einhellig und ohne einen Nebenbuhler zu haben, an dessen Platz gestellt.

So groſs Tifans Vorzüge und Verdienste waren, so muſs man doch gestehen, daſs er auch von den Umständen, die zu seiner Erhebung mitwirken muſsten, ungewöhnlich begünstigt wurde. Das Glück schien aus Liebe zu ihm seiner natürlichen Unbeständigkeit entsagt zu haben, um ihm in allen seinen Unternehmungen den Weg zu bahnen, alle widrige Zufälle von ihm zu entfernen, und die übrigen zu Mitteln seiner Erhöhung zu machen. Gleichwohl konnte alles was diese, für ihn allein nicht launische Göttin zu seinem Vortheil that, nicht verhindern, daſs nicht der Erfolg mehr die natürliche Frucht seiner Tugend als ein Geschenk des Zufalls zu seyn geschienen hätte. Unser Held war nicht nur selbst tugendhaft; er hatte die Gabe, auch diejenigen so zu machen, die um ihn waren. Was bey edlern Seelen ein sympathetischer Trieb, und ein tiefes Gefühl der Göttlichkeit der Tugend, die in ihm vermenschlicht schien, zuwege brachte, wirkte bey andern die Begierde seinen Beyfall zu verdienen, und eine Eifersucht, die durch ein edles Ziel zu einer rühmlichen Leidenschaft wird. Sein Anblick, sein bloſser Nahme setzte seine Freunde und Gefährten in Begeisterung. Von Tifan angeführt glaubten sie mehr als gemeine Menschen zu seyn — und waren auch mehr. Seine Beredsamkeit vollendete das Werk seines Beyspiels. Die Scheschianer — gleich einem armen Fündling, der, nachdem er sich lange für einen verwahrloseten Auswurf der Natur angesehen, unverhofft von einem edeln und zärtlichen Vater erkannt wird — empfanden wieder das Glück ein Vaterland zu haben; ihre Seelen entzündeten sich bey diesem Gedanken; jeder vergaſs darüber sein besonderes Selbst, fühlte dieſs Selbst nur im Vaterlande, und verlor unvermerkt allen Begriff, anders als durch das allgemeine Glück glücklich seyn zu können.

Tifan, indem er auf diese Weise die Scheschianer wieder zum Gefühl der Tugend erweckte, schien in der That eine Art von Wunderwerk gewirkt zu haben; denn was war dieſs anders als den erstorbenen Staatskörper wieder ins Leben zurück rufen?

Dieſs machte die Grundlage von allem übrigen aus, was er in der Folge zum Besten der Nazion zu Stande brachte; ohne dieſs würden alle seine Bemühungen von geringem Erfolge gewesen seyn. Aber nachdem es ihm gelungen war, seine Mitbürger mit der Liebe des Vaterlandes zu begeistern, so machte sich alles übrige gleichsam von selbst. Die Anzahl der Wohlgesinnten nahm täglich zu; ein groſser Theil derjenigen, welche das Gift der verdorbenen Sitten zu lange bey sich getragen hatten, als daſs man zu ihrer Genesung sich hätte Hoffnung machen dürfen, war in den Flammen des Bürgerkriegs verzehrt worden. Die Häupter der Gegenparteyen fanden sich zu schwach, der Nazion, welche wieder unvermerkt in ein Ganzes zusammen geflossen und von Tifans Geiste beseelt war, sich länger mit Gewalt aufzudringen: sie wählten den Weg der Unterhandlung, und vereinigten sich endlich mit den Städten und mit dem Überreste des Adels, die groſsen Angelegenheiten des Reiches der Entscheidung einer allgemeinen Nazionalversammlung zu überlassen.

Dschengis hatte alles so gut vorbereitet, daſs der Ränkesucht keine Zeit gelassen wurde, ihre geheimen Maschinen anzulegen. Der Reichstag kam in kurzer Zeit zu Stande; die Freunde des Vaterlandes machten die gröſsere Anzahl aus; und Tifan, der über ihre Herzen schon lange König war, wurde durch die allgemeine Stimme seiner Mitbürger für den Würdigsten erklärt, eine Nazion zu regieren, die es ihm zu danken hatte daſs sie noch eine Nazion war, und im Taumel der Freude, womit die Hoffnung beſsrer Zeiten sie begeisterte, nicht zu viel zu thun glaubte, wenn sie sich ohne Bedingung in die Arme ihres Erretters würfe.

Dschengis erhielt den Auftrag, ihm vor der ganzen Versammlung der Stände den Willen der Nazion zu eröffnen; und itzt glaubte der ehrwürdige Alte, daſs der Augenblick gekommen sey, sein Geheimniſs öffentlich bekannt zu machen. Das allgemeine Vertrauen, welches er sich erworben hatte, die groſse Meinung von seiner Redlichkeit, der Ton der Wahrheit, mit welchem er sprach, die väterliche Thräne, die über seine ehrwürdigen Wangen herab rollte, indem er der Aufopferung seines eignen Sohnes erwähnte: alles dieſs stopfte jedem Zweifel den Mund. Die Nazion war entzückt, in ihrem Liebling den Sohn eines Prinzen zu finden, dessen Andenken sie ehrte. Viele, welche Temorn gekannt hatten, glaubten die Züge seines Vaters in Tifan zu erkennen. Selbst das Wunderbare, welches in der Sache zu liegen schien, beförderte den allgemeinen Glauben. Man überzeugte sich, daſs eine für Scheschian wachende Gottheit es so gefügt habe, daſs die Nazion, indem sie bloſs den Besten zu ihrem Haupte zu erwählen dachte, unwissend auf eben denjenigen sich vereinigen muſste, welchen die Geburt zum Thron berechtigte.

Tifan wurde also an dem glücklichsten Tage, den Scheschian jemahls gesehen, unter den frohlockenden Segnungen eines unzählbaren Volkes, zum König von Scheschian ausgerufen. Dschengis, der ihm seine Erwählung ankündigte, that es auf eine Art, welche selbst aus Augen, die noch nie geweint hatten, Thränen preſste.

„Endlich ist er gekommen, rief er aus, der glückliche, der feierliche Tag, der mich für die Arbeit, für die Sorgen so vieler Jahre, für das gröſste Opfer, welches ein Vater der Liebe zu seinem Fürsten bringen kann, belohnen sollte! O Tifan! o du, dessen Leben ich mit dem Blute meines einzigen Sohnes bezahlen muſste, sieh in meinen halb erloschnen Augen diese Thränen der Freude und der Zärtlichkeit! Ich hab' ihn erlebt den groſsen Tag, um dessentwillen es der Mühe werth ist, gelebt zu haben! Ich sehe deine Tugend von einem ganzen Volke anerkannt, mit unbegrenztem Vertrauen, mit dem göttlichsten Loose, das einem Sterblichen zufallen kann, mit uneingeschränkter Macht Gutes zu thun, bekrönt. O Tifan! ich höre auf, dein Vater zu seyn, um an Liebe, an Treue der erste deiner Unterthanen zu werden. Ich kenne dein groſses, wohlthätiges Herz! Welche Lehren könnte die Weisheit dir geben, die nicht der Finger der Natur selbst in deine Seele geschrieben hat! Aber, o mein Tifan! geliebtester, bester der Menschen! wie könnt' ich vergessen, daſs du mit allen deinen Tugenden, mit allen deinen Vorzügen, doch nur — ein Mensch bist? daſs du Schwachheiten und Bedürfnissen, Irrthümern und Leidenschaften, eben so wie der geringste deiner Unterthanen, ausgesetzt bist? Möchtest du uns dieſs durch die Menge deiner guten Thaten, durch den unbefleckten Glanz eines der Tugend geheiligten Lebens vergessen machen! Möchten wir immer in dir das sichtbare Ebenbild einer weisen und wohlthätigen Gottheit erkennen, und nur alsdann, wenn wir an deine Sterblichkeit zu denken gezwungen sind, mit Zittern fühlen, daſs du weniger als eine Gottheit bist! Aber, o Tifan! wenn jemahls — Himmel, laſs meine Augen sich auf ewig am Anbruche des traurigen Tages schlieſsen! — wenn jemahls deine Seele ihrer eigenen Würde und ihrer glorreichen Pflichten vergessen, jemahls zu einer unedeln Leidenschaft oder zu einer ungerechten That herab sinken wollte — o Sohn meines königlichen Freundes und der meinige, möchte dich dann die Erinnerung an deinen Dschengis, wie der Arm eines Genius, vom Rande des Abgrundes zurück ziehen! Möchte dir dann — — Doch nein! niemahls, niemahls soll — ich schwör' es bey der Tugend für die ich dich gebildet habe, niemahls wird die schreckliche Stunde kommen, wo dich das Bild deines Dschengis — wie er, vom Blute seines einzigen Sohnes bespritzt, unter der furchtbaren Hülle der Nacht dich auf seinen bebenden Armen tragend, aus Scheschians Mauern entflieht, — wo dieſs um Rache rufende Bild vonnöthen wäre, den Vater seines Volkes, den Besten der Fürsten, zur Tugend zurück zu schrecken! Nein! beſsre Ahnungen, frohe lichtvolle Aussichten stellen sich meiner beruhigten Seele dar. Mit den Segnungen deines Volkes und mit meinen Freudenthränen bezeichnet, wird jeder Tag deines königlichen Lebens zum Himmel empor steigen, die guten Thaten, womit du ihn erfüllt hast, zu den Füſsen des Königs der Könige niederzulegen. Ich, — diese Edlen von Scheschian, die Mitgenossen deines Ruhms, und deine Gehülfen in dem groſsen Werke, dein Volk glücklich zu machen, — dieses unzählbare Volk, welches sein Wohl in deine Hände gelegt hat, — wir alle werden uns selig preisen, deine Zeiten erlebt zu haben, und, mit einem belohnenden Blick auf mein glückliches Vaterland und dich, werden sich einst die Augen deines alten Dschengis schlieſsen."

Eine feierliche Stille hielt die ganze Versammlung gefesselt, und Thränen funkelten in jedem auf Dschengis und Tifan gehefteten Auge. Der neue König, von der Begeisterung seiner Empfindungen auf einen Augenblick überwältigt, warf sich mit ausgebreiteten Armen zur Erde; seine Augen, mit den Zeugen der innigsten Rührung erfüllt, starrten gen Himmel. — „Höre mich, rief er in einer heftigen Bewegung der Seele, höre mich, Alles vermögender Herr der Schöpfung! Wenn jemahls —"

Hier hielt er inne, als ob seine groſse Seele, durch eine plötzliche Wiederkehr zu sich selbst, gefühlt hätte, daſs es einem Könige nicht gezieme, eine so heftige, wiewohl tugendhafte Bewegung, als diejenige wovon sein Herz erschüttert war, vor den Augen seines Volkes ausbrechen zu lassen. Er schwieg auf einmahl — aber man sah in seinen aufgehobnen Augen, daſs sein Geist unter groſsen Empfindungen arbeitete.

Noch immer schwebte stilles Erwarten auf der Versammlung. Endlich raffte sich Tifan wieder auf; er stand mit dem ganzen Anstand eines Königes, der die Majestät seines übernommenen Amtes fühlt, sah mit einem ernsten Blick voll Liebe über sein Volk hin, und dann sprach er:

„Die Empfindungen, die mein Herz in dieser feierlichen Stunde erfüllen, sind zu groſs, mit Worten ausgedruckt zu werden. In eben diesem entscheidenden Augenblicke, da ihr, einst meine Brüder und nun meine Kinder, mich für euern König anerkannt habt, wurde mir von dem unsichtbaren Herrn des Himmels und der Erde die Handhabung seiner Gesetze unter euch aufgetragen; dieſs ist der Augenblick, wo ich in eurer Stimme — Gottes Stimme höre. Ihm werd' ich von nun an von der Gewalt Rechenschaft geben müssen, die er durch euch mir anvertraut hat. Ich bin berufen, einen jeden unter euch bey jedem geheiligten Rechte der Menschheit und des bürgerlichen Standes zu schützen; aber ich bin auch berufen, einen jeden unter euch zur Erfüllung seiner Bürgerpflichten anzuhalten. Ich kenne und fühle die ganze Wichtigkeit meines Amtes, und im Angesichte der Erde und des Himmels weihe ich ihm alle Kräfte meines Lebens. Ihm in seinem ganzen Umfange genug zu thun, erforderte die Kräfte einer Gottheit, und ich bin nur ein Mensch. — Ohne eure Mitwirkung, ohne eifriges Bestreben eines jeden unter euch, nach den besondern Verhältnissen seines Standes, mir das gemeine Beste befördern zu helfen, würden alle meine Bemühungen fruchtlos seyn. Vergebens würd' ich mich unter den Sorgen für euer Glück verzehren, wenn ihr nicht so lebhaft als ich selbst von der groſsen Wahrheit überzeugt wäret: „daſs ohne Liebe des Vaterlandes, ohne Gehorsam gegen die Gesetze, ohne Emsigkeit in den Pflichten unsers Berufes, ohne Mäſsigung unsrer Begierden und Leidenschaften, kurz ohne Tugend und Sitten, keine Glückseligkeit möglich ist.“ Euch und eure Kinder zu guten Menschen und zu guten Bürgern zu machen, soll mein erstes und angelegenstes Geschäft seyn; und mein Beyspiel soll euch überzeugen, daſs euer König der erste Bürger von Scheschian ist. Euer Vertrauen zu meiner Tugend hat mir eine eben so unumschränkte Macht anvertraut, als die Könige, meine Vorfahren, besessen haben: aber ich kenne die Menschheit zu gut, um von dieser gefährlichen Macht einen andern Gebrauch zu machen, als mir selbst und meinen Nachfolgern die Schranken zu setzen, die zu unsrer beiderseitigen Sicherheit vonnöthen sind. Der beste König kann seiner Pflicht vergessen; ein ganzes Volk kann sein eignes Bestes miſskennen. Ich würde das Amt, für das eurige zu sorgen, schlecht verwalten, wenn ich euern Königen die Macht benehmen wollte, die einem Vater über seine Kinder zusteht. Aber ich würde auch in dem ersten Augenblicke, da ich euer König bin, meiner Menschheit vergessen, wenn ich nicht auf Mittel bedacht wäre, mir selbst und meinen Nachfolgern, so viel als möglich, die Freyheit Böses zu thun zu entziehen. Eine vorsichtige Bestimmung der Staatsverfassung, und eine Gesetzgebung, welche die Befestigung der Ruhe, der Ordnung und des allgemeinen Wohlstandes in diesem Reiche zur Absicht haben wird, soll die einzige Ausübung der Vollmacht seyn, die ihr mir überlassen habt; und auch hierin sollen die Weisesten und Besten mir ihre Hände bieten. Ja, ich selbst, von den Gesinnungen, die in meinem Herzen herrschen, ermuntert, ich wag' es zu hoffen, redlicher Dschengis, daſs deine Sorgfalt mich zur Tugend zu bilden, daſs das Opfer, womit du mein Leben erkauft hast, nicht verloren seyn wird. Möcht' es in dem nehmlichen Augenblick aufhören, dieses dem Vaterlande geweihte Leben, wo ich unglücklich genug wäre, dem geringsten meines Volkes einen unverschuldeten Seufzer auszupressen!“

Danischmend, rief Schach-Gebal, ich habe für diese Nacht genug! Deine Leute sprechen nicht übel; aber bey dem allen däucht mir, ich wollte lieber hören, was Tifan gethan als was er gesprochen hat.

Sire, erwiederte Danischmend, wer so spricht wie Tifan, macht sich anheischig sehr viel zu thun.

Das wollen wir sehen, sagte der Sultan.

10.

Nach allem, was ich von dem Könige Tifan schon gemeldet habe, fuhr Danischmend fort, kann man sich für berechtiget halten, groſse Thaten von ihm zu erwarten. Gleichwohl muſs ich gestehen, (und es ist wohl am besten ich thu' es gleich Anfangs) daſs, wenn Tifan ein groſser Fürst war, er es in einem ganz andern Sinn und auf eine ganz andre Weise war, als die Sesostris, die Alexander, die Cäsar, die Omar, die Mahmud Gasni, die Dschingis-Kan, und andre Helden und Eroberer, unter deren Gröſse die Welt gleichsam eingesunken ist. Tifans Gröſse war stille Gröſse, und seine Thaten den Thaten der Gottheit ähnlich, welche, geräuschlos und unsichtbar, uns mit den Wirkungen überrascht, ohne daſs wir die Kraft, welche sie hervorbringt, gewahr werden.

Tifans Thaten hatten noch eine andre Eigenschaft mit den Verrichtungen der Natur gemein. Sie entwickelten sich so langsam, sie durchliefen so viele kleine Stufen, und erreichten den Punkt ihrer Reife durch eine so unmerkliche Verbindung unzähliger auf Einen

Hauptzweck zusammen arbeitender Mittel, daſs man ein schärferes Auge als gewöhnlich haben muſste, um den Geist, der alles dieſs anordnete und lenkte, und die Hand, welche allem die erste Bewegung gab, nicht zu miſskennen. Eine kurzsichtige Aufmerksamkeit hätte geglaubt, daſs sich alles von selbst mache, oder würde wenigstens nicht wahrgenommen haben, wie viel Mühe es kostete, den Bewegungen eines groſsen Staats so viele Leichtigkeit und eine so schöne Harmonie zu geben.

Das erste, wozu sich Tifan anheischig gemacht hatte, war eine genauere Bestimmung der Staatsverfassung.

Gut, rief Schach-Gebal, dieſs ist gerade wo ich ihn erwarte. Ich erinnere mich dessen noch ganz wohl, was du ihn gestern davon sagen lieſsest. Er will sich der Macht nicht berauben, die einem Vater über seine Kinder zusteht — aber er will so wenig als möglich ist Freyheit haben Böses zu thun. Noch verstehe ich nicht recht, was er will oder nicht will. Ich begreife nicht, wie ein Fürst unabhängig seyn, und Freyheit haben kann alles Gute zu thun was er will, ohne auch die traurige Freyheit Böses zu thun zu behalten.

Vielleicht wird das, was ich in der Folge melden werde, die Zweifel Ihrer Hoheit auflösen, erwiederte Danischmend. Tifan folgte in dieser ganzen Sache dem Rathe des weisen Dschengis. Ohne diesen würde er, aus einem zu weit getriebenen Miſstrauen gegen sich selbst und seine Nachfolger, den gröſsten Fehler begangen haben, den ein Monarch begehen kann: denn er war im Begriff dem Adel und dem Volke von Scheschian die gesetzgebende Macht auf ewig abzutreten.

Der Himmel verhüte, (sagte Dschengis, da sie sich mit einander über diese Sache besprachen) daſs Tifan aus der Verfassung seines Vaterlandes ein unförmliches Mittelding von Monarchie und Demokratie mache, welches, eben darum weil es beides seyn will, weder das eine noch das andere ist. Die Nazion von Scheschian muſs den König als ihren Vater, und sich selbst, in Beziehung auf den König, als unmündig betrachten. Will sie mehr seyn, will sie das Recht haben den König einzuschränken, ihm und dem Staat Gesetze vorzuschreiben, und ihre wichtigsten Angelegenheiten selbst zu besorgen, so muſs sie sich gar keinen König geben. Wer sich selbst regieren kann, hat keinen Vormund, keinen Hofmeister vonnöthen. Erkennt sie aber den König für ihren Vater, und sich selbst als Nazion für unmündig, welche Ungereimtheit wär' es, gerade den wichtigsten Theil der Staatsverwaltung ihrer Willkühr überlassen zu wollen! Welche Ungereimtheit, es auf die Weisheit oder auf das gute Glück des Unmündigen ankommen zu lassen, was für Gesetzen, unter welchen Bedingungen, und wie lang' er gehorchen wollte! Es geziemt also allein dem Könige, zugleich der Gesetzgeber und der Vollzieher der Gesetze zu seyn. Die Regierung eines Einzigen nähert sich durch ihre Natur derjenigen Teokratie, welche das ganze unermeſsliche All zusammen hält. Wenn wir uns ganz richtig ausdrücken wollen, so müssen wir sagen: Gott ist der einzige Gesetzgeber der Wesen; — der bloſse Gedanke, Gesetze geben zu wollen, welche nicht aus den seinigen entspringen, oder mit den seinigen nicht zusammen stimmen, ist der höchste Grad des Unsinns und der Gottlosigkeit. Die Natur und unser eignes Herz sind gleichsam die Tafeln, in welche Gott seine unwandelbaren Gesetze mit unauslöschlichen Zügen eingegraben hat. Der Regent, als Gesetzgeber betrachtet, hat, wofern er diesen ehrwürdigen Nahmen mit Recht führen will, nichts andres zu thun, als den Willen des obersten Gesetzgebers auszuspähen, und daraus alle die

Verhaltungsregeln abzuleiten, wodurch die göttliche Absicht, Ordnung und Vollkommenheit mit ihren Früchten, der Harmonie und der Glückseligkeit, unter seinem Volke am gewissesten und schicklichsten erlangt werden können.

Hat er mit diesen erhabenen Nachforschungen das besondere Studium seines eigenen Volkes, des Temperaments, der Lage, der Bedürfnisse, kurz, des ganzen fysischen und sittlichen Zustandes desselben verbunden, so wird es ihm nicht zu schwer seyn, auch die Anstalten ausfündig zu machen, wodurch jene groſse Absicht — in welcher das Glück des einzelnen Menschen, das Wohl jeder Nazion, das Beste der menschlichen Gattung, und das allgemeine Beste des Ganzen wie in Einem Punkte zusammen flieſsen, — auf die möglichste Weise befördert werden könne. Die Geschicklichkeit, alles dieses zu bewerkstelligen, ist leichter bey einem Einzigen, als bey einem ganzen Volk oder bey einem zahlreichen Ausschusse desselben, zu finden; und auch aus diesem Grund ist es der Sache gemäſser, die gesetzgebende Macht dem Fürsten allein zu überlassen.

Aber, wie wenn unter Tifans Nachfolgern ein neuer Azor oder Isfandiar aufstände? sagte Schach-Gebal.

Unstreitig, erwiederte Danischmend, ist die gesetzgebende Macht in den Händen eines Kindes oder eines Unsinnigen ein fürchterliches Übel. Aber diesem Unheil (glaubte Dschengis) könne durch ein gedoppeltes Mittel hinlänglich vorgebogen werden; nehmlich, durch die Unverbrüchlichkeit der einmahl von allen angenommenen Gesetzgebung, und durch eine gewisse Anordnung über die Erziehung der Prinzen des königlichen Hauses, welche ein Hauptstück im Gesetzbuche Tifans ausmachen sollte.

Diesen Grundsätzen zu Folge wurde bald nachdem Tifan die Regierung angetreten hatte, eine königliche Erklärung dieses Inhalts kund gemacht:

1. Da eine mit den unveränderlichen und wohlthätigen Absichten des Urhebers der Natur übereinstimmende Gesetzgebung sowohl dem Fürsten als seinen Untergebenen zur unverbrüchlichen Richtschnur dienen muſs: so wird der König vor allen Dingen sein Hauptgeschäft seyn lassen, mit Beyhülfe derjenigen, welche die Nazion selbst für ihre weisesten und besten Männer erkennt, ein Gesetzbuch zu verfassen, in welchem die Pflichten und Rechte des Königs, der Nazion, und jedes besondern Standes,

auſs genaueste bestimmt, und alle die Anordnungen, welche, nach der gegenwärtigen Beschaffenheit des Reichs, zu dessen Wiederherstellung und Wohlstand am zuträglichsten erachtet werden, zu jedermanns Wissenschaft gebracht werden sollen.

2. Dieses allgemeine Gesetzbuch soll in der Scheschianischen Sprache mit einer solchen Deutlichkeit abgefaſst werden, daſs der gewöhnlichste Grad des Menschenverstandes und der Erfahrenheit zureichend seyn möge, es zu verstehen. Nichts desto weniger soll veranstaltet werden, daſs dieses Gesetzbuch hinfür nicht nur einen Hauptgegenstand der öffentlichen Erziehung ausmache, sondern auch von den Priestern jedes Ortes, an gewissen dazu bestimmten Tagen, dem Volke öffentlich erklärt und eingeschärfet werde.

3. Nicht nur alle Edle, Priester und übrige Einwohner von Scheschian, sondern auch der König und seine Nachfolger, sollen schwören, daſs sie dieses Gesetzbuch nach allen seinen Artikeln unverletzlich in Ausübung bringen, und weder selbst demselben entgegen handeln, noch, so viel an ihnen ist, zugeben wollen, daſs von jemand dagegen gehandelt werde. Diese Unveränderlichkeit soll ein allgemeiner und unauslöschlicher Karakter aller in

dem Buche der Pflichten und Rechte enthaltenen Gesetze seyn; diejenigen Polizey- und Staatswirthschafts - Gesetze allein ausgenommen, die wegen ihrer Beziehung auf zufällige und der Veränderung unterworfene Umstände, dem Gutbefinden des Königs und des Staatsrathes unterworfen bleiben müssen; jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daſs die Veränderungen, welche der Hof jemahls in besagten Gesetzen zu machen für nöthig erachten wird, den Grundgesetzen des Buches der Pflichten und Rechte niemahls auf einige Weise zuwider laufen dürfen.

4. Weil aber geschehen könnte, daſs die obrigkeitlichen Personen, welchen der König einen Theil seiner groſsen Pflicht, die Gesetze zu handhaben und zu vollziehen, anvertrauen muſs, in Verwaltung ihres Amtes saumselig werden, oder gar wissentlich und muthwillig denselben entgegen handeln möchten; nicht weniger, weil besondere Umstände die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers auf diese oder jene einzelne Stadt, Gegend oder Provinz nothwendig machen können: so soll in jeder Provinz von Scheschian alle fünf Jahre ein Ausschuſs des Adels, der Priesterschaft, der Städte und des Landvolks, aus einer bestimmten Anzahl von freywillig erwählten

und vom Hof unabhängigen Vertretern dieser vier Stände bestehend, in der Hauptstadt der Provinz zusammen kommen, um die Beschwerden der Nazion überhaupt oder eines jeden Standes insonderheit in Erwägung zu ziehen, und im Nahmen der Provinz schriftlich an den König gelangen zu lassen. Und sollte sich, wider Verhoffen, zutragen, daſs der König auf einen solchen Vortrag der öffentlichen Beschwerden nicht achtete, oder zu Abstellung derselben nicht die schleunigste Hülfe leistete: so soll derselbe von dem Ausschuſs der Stände seiner königlichen Pflicht nachdrücklichst erinnert werden. Falls aber der Hof fortführe, die Beschwerden der Stände mit Gleichgültigkeit anzusehen: so soll es ihnen gestattet seyn, auf diejenige Weise, die für solche Fälle im Gesetzbuche bestimmt werden soll, sich selbst zu helfen.

5. Jede Verordnung der königlichen Statthalter und des Königs selbst soll, ehe sie die Kraft eines Gesetzes haben kann, von den Vorstehern der Stände in der Provinz, die es angehet, vorher untersucht und mit dem Buche der Pflichten und Rechte genau verglichen werden. Würde befunden werden, daſs die neue Verordnung mit dem Gesetze nicht bestehen könnte: so haben die Vorsteher der Stände, bey Strafe des Hoch-

verraths wider den Staat, solches dem Statthalter oder dem Könige selbst mit den Gründen ihres Widerspruchs anzuzeigen. Und falls der Hof nichts desto weniger auf der Rechtmäſsigkeit seiner Verordnung bestände: so sollen die Vorsteher schuldig seyn, die Stände selbst zusammen zu berufen; diese aber, wofern sie durch drey Viertel der Stimmen den Widerspruch der Vorsteher für gegründet und gesetzmäſsig erkannt haben würden, sollen hierüber eine förmliche Erklärung an den Hof gelangen lassen, und berechtigt seyn, die Kundmachung einer solchen widergesetzlichen Verordnung, im Nothfall sogar mit Gewalt, zu verhindern. Denn in Scheschian soll nicht der König durch das Gesetz, sondern das Gesetz durch den König regieren.

Ihre Hoheit stellen Sich leicht vor, fuhr Danischmend fort, wie zufrieden die Nazion mit dieser Erklärung ihres neuen Königs gewesen seyn muſs, aus welcher so stark in die Augen fiel, daſs er nichts angelegners habe, als unverzüglich sich selbst und seine Nachfolger in die Unmöglichkeit zu setzen, Böses zu thun oder nach bloſser Willkühr zu regieren.

Ohne Zweifel, sagte Schach-Gebal: ich stelle mirs eben so leicht vor, als ich mir vorstelle, daſs ich lieber ein Strauſs oder ein Truthahn, wie der König der grünen Länder und sein Neffe, als ein Sultan seyn wollte, wenn ich mich alle Augenblicke mit meinen Unterthanen darüber zanken müſste, wer Recht hätte, ich oder sie.

Allerdings würde dieſs ein gleich unglücklicher Zustand für einen König und für sein Volk seyn, versetzte Danischmend. Aber wenigstens befand sich Tifan nie in diesem Falle.

Das kam vermuthlich daher, weil er unter einem besonders glücklichen Zeichen geboren war, sagte der Sultan. Denn gewöhnlicher Weise pflegt ein Volk, so bald es das Recht hat seinem Herrn zu widersprechen, sich der Erlaubniſs mit solchem Übermuth und so lange zu bedienen, bis das Verhältniſs umgekehrt ist — der Herr der Unmündige, und seine getreuen Unterthanen der Hofmeister.

Ich dächte doch, sagte Danischmend, die Geschichte zeigte uns viel weniger Beyspiele, wo das Volk sein Recht, zu widergesetzlichen Verordnungen Nein zu sagen, so gröblich gemiſsbraucht hätte, — als solche, wo Könige, denen niemand widersprechen durfte, Verordnungen machten, welchen nur Strauſse und Truthähne zu gehorchen würdig seyn können.

Herr Danischmend! — sagte der Sultan, und hielt inne.

Wie dem aber auch seyn mag, fuhr der Filosof ganz gelassen fort, unter Tifans Regierung (und dieſs war nicht weniger als in einem Laufe von funfzig Jahren) ereignete sichs kaum zwey- oder dreymahl, daſs die Stände für nöthig erachtet hätten, dem Könige eine solche Vorstellung zu thun. Und jedesmahl betraf es bloſs Verbesserungen, welche, unter den besondern Umständen der Provinz, worin sie vorgenommen werden sollten, nicht zu rathen waren. So bald Tifan verständiget wurde, daſs die abgezielte Verbesserung wider seine Absicht Schaden thun würde: so nahm er seine Verordnung zurück, und die Vorsteher erhielten ein eigenhändiges Danksagungsschreiben.

Du würdest mir einen Gefallen thun, sagte Schach-Gebal, wenn du mir eine Abschrift von einem solchen Danksagungsschreiben verschaffen könntest.

Danischmend versprach, sich alle Mühe deſswegen zu geben, und fuhr fort: Diese glückliche Harmonie zwischen Tifan und seinem Volke war eben so sehr die Frucht der vortreflichen Regierungsart dieses Fürsten, als der weisen Gesetze, auf die er sie gegründet hatte. Die Scheschianer waren weder lenksamer noch besser als irgend ein andres Volk in der Welt. Noch vor kurzem hatten sie sich in einem so tiefen Grade von Verderbniſs befunden, daſs ein Wunderwerk vonnöthen schien, um sie wieder zu geselligen Menschen und guten Bürgern zu machen; und es äuſserten sich, ungeachtet der bessern Seele welche Tifan ihnen bereits eingehaucht hatte, allenthalben noch die Wirkungen des sittlichen Giftes, wovon die ganze Masse des Staats so lange durchdrungen gewesen war. Tifans Nachfolger hatte in diesem Stücke einen groſsen Vortheil. Ihm kostete es wenig Mühe, ein wohl gesittetes, an die Ordnung gewöhntes, und ein halbes Jahrhundert lang von dem Geist eines weisen und guten Fürsten beseeltes Volk, nach Gesetzen, die dem gröſsten Theil durch die Erziehung zur andern Natur geworden waren, zu regieren. Aber Tifan, dem niemand vorgearbeitet hatte; der das Reich in einem Zustande von Zerrüttung und Verwilderung übernahm; der so vielfältigen und groſsen Übeln abzuhelfen hatte; der nicht etwann bloſs ein wildes Volk zahm oder ein barbarisches gesittet machen, sondern einen durchaus verdorbenen Staat mit frischem Blut und neuen Lebenskräften versehen muſste: Tifan konnte ein so groſses Werk nicht anders als durch einen Grad von Tugend, der selten das Loos eines Sterblichen ist, zu Stande bringen. Jede Schwachheit, jedes Laster, womit er behaftet gewesen wäre, würde seinen ganzen Plan vereitelt haben.

Aber Natur, Erziehung und standhafter Vorsatz, alle seine Pflichten in der möglichsten Vollkommenheit zu erfüllen, vereinigten sich bey ihm, ihn von den gewöhnlichen Schwachheiten und Ausschweifungen der meisten Personen seines Ranges frey zu erhalten. Der Natur hatte er ein Herz zu danken, das im Wohlthun und in der Freundschaft sein höchstes Vergnügen fand, und seiner Erziehung den unschätzbaren Vortheil, wenig Bedürfnisse zu haben. Nüchternheit, Mäſsigkeit, und Gewohnheit sich immer nützlich zu beschäftigen, machten ihm Arbeiten, vor welchen andre Fürsten gezittert hätten, beynahe zum Spiele. Seine Ergetzlichkeiten waren bloſs Erhohlungen von der Arbeit. Er suchte sie bey den schönen Künsten, oder im Schooſse der Natur und in dem Vergnügen eines zwangfreyen, freundschaftlichen Umgangs. Wenig um die Meinung bekümmert, die der unverständige Hauſe von ihm haben könnte, und zu groſs um durch äuſserlichen Pomp und Schimmer diesen Pöbel verblenden zu wollen, aber äuſserst empfindlich für das Vergnügen geliebt zu werden, kannte er keinen andern Ehrgeitz, als den Wunsch, der geliebte Vater eines glücklichen Volkes zu seyn. Keine Anstrengung, keine Mühe, keine Nachtwache war ihm beschwerlich, um diesen schönsten unter allen fürstlichen Titeln zu verdienen. 1)

Zu allem diesem kam ein Umstand, ohne welchen der beste Wille den tugendhaftesten Fürsten vor dem Unglück übel zu regieren nicht verwahren kann. Tifan hatte beynahe lauter rechtschaffene Leute, Männer von eben so aufgeklärtem Geist als edlem Herzen, zu Dienern; und wenn sich auch hier oder da ein Heuchler mit einzuschlei-

---

1) Sollt' es möglich seyn, daſs unter allen künftigen Regenten, denen diese Geschichte in einem Alter, da ihr Kopf noch nicht zu sehr verschroben und ihr Herz noch nicht ganz versteinert ist, in die Hände käme, auch nur Einer wäre, der, nachdem er diesen Tifan kennen gelernt, den Gedanken ertragen könnte, einen solchen Karakter ein bloſses Ideal bleiben zu lassen?

Anm. eines Ungenannten.

chen wuſste, so muſste ein solcher doch sein Spiel so behutsam spielen, daſs der Schade, den er thun konnte, sehr unbeträchtlich war.

Auch dieſs ist sehr glücklich, sagte Schach-Gebal. Dein Tifan hatte gut alles zu seyn was du willst; die ganze Natur scheint sich zum Vortheile seines Ruhms zusammen verschworen zu haben.

Vielleicht lieſse sich wohl behaupten, erwiederte der ehrliche Danischmend, daſs manche Fürsten in diesem Stücke mehr glücklich als weise gewesen sind. Zu gutem Glück für sie und für ihre Unterthanen traf sichs gerade, daſs sie meistens ehrliche Leute aus dem Glückstopfe zogen; denn so wie sie es anfingen, hätte das Gegentheil eben so leicht begegnen können. Aber von Tifan kann man sagen, daſs er auſserordentlich unglücklich gewesen seyn müſste, wenn er und der Staat nicht wohl bedient gewesen wären. Er war zu sorgfältig in der Wahl seiner Leute, und verstand sich zu gut auf den Werth der Menschen, um leicht betrogen zu werden. Er war zu sehr Meister von sich selbst, um sich durch den Schein einnehmen zu lassen; und wuſste zu gut, was für ein Karakter, was für Geschicklichkeiten und Tugenden zu jedem Amt erforderlich waren, um in den Fehler so vieler Fürsten zu fallen, welche mit den besten Dienern bloſs deſswegen nichts ausrichten, „weil sie keinen an seinen rechten Platz zu stellen wissen.“

Schwache und sorglose Regenten verdienen ihr gewöhnliches Schicksal, von dem Abschaum des menschlichen Geschlechtes umgeben zu seyn. Das bescheidne Verdienst steht von ferne; es scheuet sich vor dem ungestümen Gedränge oder den geheimen Ränken derjenigen, welche den Hof der Fürsten nur suchen um ihr eignes Glück zu machen; es will eingeladen seyn. Aber wie sollte ein schwacher Regent es entdecken können? Unter einem schlimmen geht es noch ärger. Jener übersieht die Tugend nur; vor diesem muſs sie sich verbergen: bey jenem ist sie kein Verdienst, weil er sie nicht kennt; bey diesem ist sie ein Verbrechen, weil er sie zu gut kennt.

Tifans Karakter, seine Grundsätze, seine Tugenden, sein einnehmendes Betragen, zogen, wie durch eine magnetische Kraft, nach und nach alle verständige und redliche Leute von Scheschian, das ist, alle die ihm ähnlich waren, an sich. Kein Verdienst, kein Talent blieb ihm verborgen; er war zu aufmerksam um sie nicht zu entdecken; und die Begierde, einem so vortrefflichen Fürsten bekannt zu werden, erleichterte ihm die Mühe sie zu suchen. Überdieſs vermied er in Absicht auf diejenigen, die zunächst um ihn waren, einen gedoppelten Fehler, welchen viele Groſse zu begehen pflegen. Um zu zeigen, daſs sie keinen Günstling haben, um keine Eifersucht unter ihren Dienern zu veranlassen, um ihre vollkommne Unparteylichkeit zu beweisen, begegnen sie einem ungefähr wie dem andern, und das gröſste Talent, das wichtigste Verdienst, sieht sich mit einer Menge mittelmäſsiger und verdienstloser Leute in Einen Klumpen zusammen geworfen. Oft geschieht es, daſs ein Regent bloſs durch übertriebene Zurückhaltung, oder durch das Vorurtheil, „daſs ein Diener, wenn er auch alles gethan habe, doch nur seine Schuldigkeit gethan habe," seinen redlichsten und besten Dienern den Muth benimmt, ihren Eifer niederschlägt, und eben deſswegen nicht die Hälfte des Nutzens erhält, den er und der Staat von ihnen ziehen könnten. Noch andre berauben sich der guten Dienste würdiger Männer durch die unglückliche Gemüthsart, „wegen kleiner Fehler den Werth der wichtigsten Vorzüge zu verkennen;" durch immer währendes Miſstrauen und Geneigtheit, bey allem was Menschen thun, immer die unedelsten Bewegursachen vorauszusetzen; durch die Gewohnheit, ihre Diener um der unerheblichſten Dinge willen zu ſchikanieren, ihnen kein Verdienſt anders als gezwungener Weiſe, und nur wenn es unmöglich iſt noch eine Einwendung dagegen aufzubringen, einzugeſtehen, u. ſ. f. In allen dieſen Betrachtungen verdiente Tifan von den Regenten zum Vorbilde genommen zu werden. Seine unermüdete Aufmerkſamkeit; ſein aufmunternder Beyfall; ſeine Geneigtheit eher einen Fehler als ein Verdienſt zu überſehen; ſeine Klugheit jeden in ſein gehöriges Licht zu ſtellen, jeden zu demjenigen zu gebrauchen, wozu er die meiſte Tüchtigkeit hatte; die Gerechtigkeit, womit er ſein Vertrauen jedem nach dem Grade des perſönlichen Werthes und der wirklichen Verdienſte zumaſs; ſein Bemühen das Unangenehme in einem Auftrage durch die Leutſeligkeit ſeines Tons oder durch eine verbindliche Wendung zu verſüſsen; die Achtung, womit er ſeinen Dienern überhaupt zu begegnen pflegte, und womit er ſie deſto ſtärker aufmunterte, ſelbige zu verdienen, weil er gegen alle Fehler, die aus einem ſchlimmen Herzen oder aus Mangel an Empfindung für Ehre und Rechtſchaffenheit entſprangen, ſehr ſtreng war: — alle dieſe Eigenſchaften brachten bey ſeinen Untergebenen eine beynahe wunderthätige Wirkung hervor. Niemahls iſt ein Fürſt von bessern Leuten, und muntrer, sorgfältiger, redlicher bedient worden als Tifan. Wer wollte nicht einem so liebenswürdigen Fürsten dienen? sagte màn: er besitzt das Geheimniſs, die beschwerlichsten Pflichten zum Vergnügen zu machen, und ein einziger Blick von ihm belohnt besser als die reichsten Belohnungen eines andern. Kein Wunder also, daſs Tifans Regierung ein Muster einer weisen und glücklichen Staatsverwaltung war; daſs er so groſse Dinge zu Stande brachte; daſs Scheschian unter ihm von der untersten Stufe des Elends bis zum Gipfel der Nazionalglückseligkeit empor stieg. Kein Wunder, da er die Besten seiner Zeitgenossen zu Gehülfen hatte; da er kein Talent unbenützt, kein Verdienst unbelohnt, aber auch mit eben so vieler Aufmerksamkeit keine Saumseligkeit ungeahndet und keine Bosheit unbestraft lieſs; da jede wichtigere Stelle mit dem tüchtigsten und redlichsten Manne, den er finden konnte, besetzt war; kurz, da alle Kräfte des Staats in der schönsten Übereinstimmung einander unterstützten und förderten, um den gemeinschaftlichen Zweck der öffentlichen Wohlfahrt zu bearbeiten.

Danischmend, sagte der Sultan, ich bin noch nie besser mit dir zufrieden gewesen als heute. Ich fühle wohl, daſs es in gewissem Sinn eine sehr nachtheilige Sache ist Sultan zu seyn.

Aber ich bin doch nicht so sehr Sultan, daſs ich mich schämen sollte, noch immer etwas zu lernen. Wenn du mir einen Dienst thun willst, so laſs mir die vornehmsten Maximen deines Tifan über die Wahl seiner Diener und sein Betragen gegen sie, mit goldnen Buchstaben in ein schönes Buch zusammen schreiben. Ich gebe dir mein Wort darauf, daſs es — immer neben meinem Kopfküssen liegen soll.

11.

Der Sinesische Übersetzer bedauert, daſs er, alles Nachforschens ungeachtet, das Buch mit den goldnen Buchstaben, welches Danischmend für den Sultan Gebal verfertigen lassen muſste, nicht habe zu Gesichte bekommen können. Er vermuthet, man habe am Hofe zu Dehly ein Staatsgeheimniſs daraus gemacht, oder (welches allerdings noch wahrscheinlicher ist) daſs es der goldnen Buchstaben und des prächtigen Bandes wegen in die königliche Kunstkammer gelegt, und durch diese gar zu groſse Hochschätzung der Welt eben so unnütz gemacht worden sey, als wenn man es unter eine von den Pyramiden bey Kairo vergraben hätte. Da wir also auſser Stande sind, die vermuthliche Neugier unsrer Leser durch Mittheilung eines Buches zu befriedigen, welches (wenn es anders bey der bekannten Ausraubung des Mogolischen Schatzes durch Thamas Kuli-Kan nicht nach Ispahan gekommen ist) vielleicht noch immer in irgend einem Winkel der kaiserlichen Schatzkammer zu Agra verborgen liegt: so bleibt uns nichts übrig, als den wohl meinenden Danischmend seine Erzählung von der Regierung des Königs Tifan fortsetzen zu lassen so gut er kann.

Alle Nachrichten, fuhr er fort, welche sich aus den blühenden Zeiten des Scheschianischen Reiches erhalten haben, vereinigen sich, den Zustand desselben unter Tifans Regierung als den glückseligsten, worin sich jemahls eine Nazion befunden habe, abzuschildern. Alles, was uns die alten Fabeln oder Überlieferungen von dem wonnevollen Leben der ältesten Menschen unter der Regierung der Götter melden, wurde in dieser bewundernswürdigen Regierung wahr gemacht. Die Fremden, welche Scheschian zu Isfandiars Zeit gesehen hatten, und im dreyſsigsten Jahre der Regierung Tifans wieder dahin kamen, konnten kaum sich selbst bereden, daſs dieſs das nehmliche Land und das nehmliche Volk sey. Alle Provinzen dieses weit grenzenden Reichs standen in voller Blüthe; das Land und die Städte wimmelten von fleiſsigen, wohl gesitteten und fröhlichen Einwohnern; und unter diesem fast unzählbaren Volke herrschte eine Ruhe, eine Sicherheit, eine Eintracht, welche, in Verbindung mit der immer regen Thätigkeit und allgemeinen innerlichen Bewegung, unbegreiflich schien. Das Volk ehrte seine Obern, und liebte seinen eignen Zustand; der Adel schien seiner Vorzüge durch die Tugenden würdig, womit er den Gemeinen vorleuchtete. Kein Richter bog das Recht, kein Finanzeinnehmer stahl, kein Statthalter sog seine Provinz aus. Die Gelehrten hatten — Menschenverstand, die Kaufleute — Gewissen, und (was Ihre Hoheit zu glauben Mühe haben werden) sogar die Priester — Verträglichkeit und Menschenliebe.

Nun wahrhaftig, rief Schach-Gebal, wenn dieſs nicht durch Feerey zuging, so möchte ich wohl wissen, wie Tifan es machte, solche Verwandlungen zu bewerkstelligen!

Durch die einfachste und natürlichste Operazion von der Welt, sagte Danischmend — vorausgesetzt, daſs ein Fürst die Macht, die Einsichten und den guten Willen Tifans, und einen Rathgeber wie Dschengis habe — mit Einem Worte: durch gute Gesetze.

Dieser erhabenste Theil des königlichen Amtes, und in den damahligen Umständen Scheschians der wichtigste, beschäftigte den Sultan Tifan in den ersten Jahren seiner Regierung mehr als alles übrige. Er bediente sich hierbey Anfangs fast ganz allein der Beyhülfe seines alten Freundes. Denn so ein weitschichtiges Werk die Gesetzgebung für ein ganzes Volk ist, so schickt sich doch kein andres Geschäft weniger dazu, von vielen Köpfen bearbeitet zu werden. 1)

Die erste Frage war: „Ob man sich begnügen sollte, die alten Gesetze und Gewohnheiten des Reichs zu verbessern, oder ob zu Erziehung der allgemeinen Wohlfahrt eine ganz neue Gesetzgebung vonnöthen sey?“

Dschengis war für die letzte Meinung. „Ein altes, übel gebautes und beynahe schon gänzlich zerfallnes Gebäude, sagte Dschengis, muſs nicht geflickt, es muſs vollends eingerissen, und nach einem bessern Plane neu aufgeführt werden.“

Nach diesem Begriffe arbeiteten Tifan und Dschengis das Gesetzbuch aus, dessen ich gestern bereits erwähnte; und so bald, mit Zuziehung eines Ausschusses der rechtschaffensten Männer, welche die Regierung Tifans aus der Verborgenheit hervor gelockt hatte, die letzte Hand daran gelegt worden war, wurde es im dritten Jahre Tifans öffentlich kund

---

1) Die Erfahrungen, welche die Französische Nazion hiervon seit fünf Jahren gemacht hat, bestätigen die Wahrheit dieses Satzes auf die einleuchtendste Weise.

gemacht, und — weil der König Mittel gefunden hatte, den ansehnlichsten Theil der Priesterschaft auf seine Seite zu bringen — ohne einigen Widerstand in allen Provinzen des Reiches eingeführt.

Du verstehst unter der Priesterschaft vermuthlich keine andre, sagte Schach-Gebal, als die Priester des blauen und des feuerfarbnen Affen. Wir kennen diese Herren; und ich begreife alles eher, als wie es Tifan anfing, um sie auf die Seite der gesunden Vernunft zu bringen. Dein Tifan konnte ein wenig hexen, das laſs' ich mir nicht ausreden!

Freylich trugen die Umstände vieles bey, sein Unternehmen zu erleichtern, versetzte Danischmend. Die ältesten und eifrigsten Verfechter beider Parteyen waren theils durch die Verfolgung unter Isfandiarn, theils durch die bürgerlichen Unruhen aufgerieben worden. Die jungen Priester, welche nun den gröſsten Theil des Ordens ausmachten, glaubten an die Gottheit des blauen oder feuerfarbnen Affen nicht stärker als die ehmahligen Ägyptischen Priester an die Gottheit des Apis und des Krokodills; hingegen hatten sie groſse Ursache zu glauben, daſs der Rest von Ansehen, worin sie noch bey dem Volke standen, in kurzem völlig verschwinden würde, wenn sie sich der gesunden Vernunft und dem gemeinen Besten, welche offenbar aus **Tiſans** ganzer Gesetzgebung athmeten, entgegen stämmen wollten. Zudem hatte man nicht vergessen, sie in den geheimen Unterhandlungen, welche vorher mit ihnen gepflogen wurden, zu überzeugen, daſs sie bey der neuen Einrichtung **mehr gewinnen als verlieren** würden; und wirklich machte sie die neue Gesetzgebung zu einer so unentbehrlichen, ehrwürdigen und in jeder Betrachtung so glücklichen **Klasse**, daſs sie, ohne offenbar wider sich selbst und den Staat zugleich zu arbeiten, sich nicht entbrechen konnten die Absichten des Königs zu befördern.

Das **Buch der Pflichten und Rechte** wurde also — —

Ohne Unterbrechung, Herr Danischmend, rief der Sultan, besitzt ihr ein Exemplar von diesem Buche?

Bisher, antwortete der Filosof, hab' ich unter allen Indianischen Handschriften in der Bibliothek Ihrer Hoheit weiter nichts als **einen unvollständigen Auszug** davon hervor stochern können, der aber, wie es scheint, von guter Hand herrühret. Indessen halte ichs für keine Unmöglichkeit, daſs sich nicht in irgend einem Theile der Welt das Buch selbst oder wenigstens eine Übersetzung davon auftreiben lassen sollte.

Ich zahle zehn tausend Bahamd'or um ein vollständiges Exemplar davon, sagte Schach-Gebal.

Danischmend war nicht geldgierig; und wenn er es auch gewesen wäre, so kannte er den Sultan seinen Herrn. Ich zahle zehn tausend Bahamd'or für dieſs Buch, wollte in seiner Sprache weiter nichts sagen, als: Weil es, wie ich höre nicht zu haben ist, so möcht' ich es haben, es koste was es wolle!

Der Filosof versprach also — nicht, das Unmögliche zu versuchen, (wie man bey einer gewissen Nazion, die in allen ihren Komplimenten sehr hyperbolisch ist, zu sagen pflegt) aber doch, alles Mögliche anzuwenden, um die preiswürdige Neugier Seiner Hoheit zu befriedigen. Inzwischen, fuhr er fort, da es gleichwohl ungewiſs ist, ob dieses Buch überhaupt noch in der Welt zu finden seyn mag, so wird es Ihrer Hoheit, wie ich hoffe, nicht zuwider seyn, aus dem besagten Auszug einen ziemlich umständlichen, und, wenn mich nicht alles betrügt, interessanten Begriff von den vornehmsten Gesetzen und Anordnungen des Königs Tifan zu erhalten.

Keineswegs, sagte Schach-Gebal: je eher, je lieber!

Das ganze Gesetzbuch war in zwey Haupttheile abgetheilt. Der erste begriff die Pflichten und Rechte des Königes; der andere die Pflichten und Rechte der Nazion, sowohl überhaupt, als in allen ihren besondern Gliedern betrachtet.

Der erste Theil bestand aus mehr als zwanzig Hauptstücken. Nichts war darin vergessen, was zur genauesten Bestimmung der königlichen Vorrechte gehörte. Dem Könige waren darin alle die Grundregeln vorgeschrieben, welchen er in Ausübung dieser von seinem Amte unzertrennlichen Vorrechte genugzuthun hatte. Sogar seine Hofhaltung und die Einrichtung seines häuslichen Lebens wurde darin an eine gewisse Form gebunden, welche, ohne die Könige mit einem unanständigen und unleidlichen Zwange zu belegen, ihren Begierden Schranken setzte, und ihnen gegen die Weichlichkeit und Unthätigkeit der meisten Morgenländischen Fürsten zum Verwahrungsmittel diente.

Es ist, (sagte Tifan im Eingange des ersten und wichtigsten Theiles seiner Gesetze) es ist ungereimt, während daſs man die Rechte und Schuldigkeiten der Bürger auſs genaueste aus einander setzt, die Rechte und Pflichten des Fürsten, von welchen doch das Wohl des ganzen Staats abhängt, unentschieden und schwankend seiner eigenen Willkühr, oder der Auslegung und Bestimmung unzuverlässiger und mit keinem entscheidenden Ansehen bekleideter Rechtsgelehrten zu überlassen. Es ist ungereimt, während daſs dem Privatmanne vorgeschrieben ist, wie er sich in jedem möglichen Verhältnisse mit seinen Mitbürgern zu betragen habe, die besondern Beziehungen des Fürsten gegen den Staat zweydeutig zu lassen, und, indessen das Gesetz den Bürgern in Erwerbung und Verwaltung ihrer Güter alle mögliche Schranken setzt, dem Monarchen das Eigenthum seines ganzen Volkes Preis zu geben. Belehren uns nicht die Jahrbücher des menschlichen Geschlechtes, wie gefährlich diese widersinnige Nachlässigkeit insgemein für das Glück der Völker, und von Zeit zu Zeit auch für die Ruhe der Fürsten und für die Sicherheit ihrer Thronen gewesen ist? Es ist falsche Politik, sich einzubilden, daſs es gefährlich seyn könnte, der Majestät durch die genaueste Bestimmung ihrer Rechte die Hände zu binden, und das Volk zu einer beständigen Vergleichung der Handlungen seiner Obern mit der Richtschnur derselben zu berechtigen. Weise

Gesetze schränken die königliche Macht in keine andre Grenzen ein, als ohne welche das gemeine Wesen, dessen oberste Diener die Könige sind, immer in Gefahr wäre, von ihnen selbst, oder wenigstens von den Dienern seiner Diener gemiſshandelt zu werden. Die ganze Schöpfung wird von ihrem Urheber (wiewohl er, und Er allein, im eigentlichsten Verstande ein unumschränkter Herr ist) nach Gesetzen regiert. Welcher irdische Monarch kann sich für berechtigt halten, willkührlicher regieren zu wollen als Gott selbst? Und wenn dieser oberste Monarch seine Wirksamkeit bloſs darum an Gesetze gebunden hat, weil er vollkommen weise und gut ist: aus welchem Bewegungsgrunde könnten Könige, die doch nur Menschen sind und über ihres gleichen herrschen, ungebundene Hände verlangen? — Etwann um Gutes zu thun? Das Gesetz zeichnet ihnen dazu die sichersten Wege vor. Es erspart ihnen die Mühe und die Gefahr, aus tausend Abwegen, die vor ihnen liegen, den rechten Weg auszusuchen; und anstatt sie dem Tadel des Volkes auszusetzen, dient es ihnen zum Schilde gegen alle Miſsdeutungen, Vorwürfe und Anmaſsungen desselben.

Diesem Grundsatze gemäſs erklärt und bestimmt Tifan im ersten Kapitel die Pflichten und Rechte des königlichen Amtes überhaupt. Die monarchische Verfassung, in so ferne sie durch weise Gesetze eingeschränkt ist, verdient den Nahmen der vollkommensten Regierungsart eben darum, weil sie der göttlichen am nächsten kommt. Da es vergebens seyn würde, eine vollkommnere erfinden zu wollen; so verordnet Tifan, daſs Scheschian zu ewigen Zeiten durch einen König regiert werden solle. Der König, sagt er ferner, hat seine Majestät nicht von der Willkühr des Volkes, sondern von dem erhabenen Karakter eines sichtbaren Statthalters des obersten Weltbeherrschers. Alle seine Pflichten entspringen aus diesem Karakter, und alle seine Rechte aus — seinen Pflichten. Denn jede Pflicht schlieſst ein Recht an alles dasjenige, ohne welches sie nicht ausgeübt werden kann, in sich. So bald ein König von Scheschian unglücklich genug wäre, seine Pflichten abzuschütteln, so hätte er in dem nehmlichen Augenblick auch seine Rechte verloren.

Der Vorzug, selbst der Schöpfer seiner Unterthanen zu seyn, ist ein unterscheidendes Vorrecht der Gottheit. Nichts desto weniger kann der König in gewissem Sinne der Schöpfer seines Volkes werden, indem er die Vermehrung desselben so viel immer möglich ist begünstiget; und dieſs ist seine erste Pflicht.

Die zweyte, worin er sich nicht weniger als einen Nachahmer der Gottheit zeigt, ist die unverwandte Vorsorge, seinem Volke, (vorausgesetzt daſs dieses es an der pflichtmäſsigen Anwendung seiner eigenen Kräfte nicht ermangeln läſst) Unterhalt und Überfluſs des Unentbehrlichen zu verschaffen. Wenn auf diesem ganzen Erdenrunde Menschen sind, die an dem Unentbehrlichen Mangel leiden, so liegt es wahrlich nicht an der Kargheit der Natur; denn diese hat Vorrath genug, zehnmahl mehr Menschen, als sich jemahls zugleich auf ihrer Oberfläche befunden haben, reichlich zu ernähren. An den Statthaltern der Gottheit ganz allein liegt die Schuld; denn in ihren Händen liegt die Macht, einer allzu groſsen Ungleichheit vorzubauen; dem Müſsiggang keine Duldung zu bewilligen; den Fleiſs aufzumuntern; für den möglichsten Anbau der Ländereyen zu sorgen; Vorrathshäuser für künftige Nothfälle zu unterhalten; den Provinzen zum Umsatz und Vertrieb ihrer Produkte alle von ihnen abhangende Bequemlichkeit zu verschaffen; und (was die unentbehrlichste Bedingung der Bevölkerung sowohl als des Wohlstandes eines jeden Staates ist) die Sitten ihrer Völker zu bilden, und, wenn sie einmahl gut sind, sie rein und unverdorben zu erhalten.

Auf diese Weise entwickelt Tifan nach und nach alle übrige Pflichten, welche aus der groſsen Pflicht der Vorsorge für den Staat entspringen, und deren jeder in der Folge ein eigenes Hauptstück gewidmet ist. Er bezeichnet sie durch kurze allgemeine Formeln, in welchen, mit eben so viel starken Zügen als Worten, der König als Gesetzgeber, als Richter, als Verwalter der Staatswirthschaft, als Beschützer des Staats, als Aufseher der Religion und der Sitten, als Beförderer der Wissenschaften und Künste, und, was den Grund zu allen diesen Verhältnissen legt, als der allgemeine Vater und Pfleger der Jugend des Staats, dargestellt wird.

Nichts kann feierlicher seyn als die Apostrofe an die Könige seine Nachfolger, womit er dieses Hauptstück schlieſst. — „Welch ein Umfang von groſsen, von äuſserst wichtigen Pflichten! ruft der erhabene Gesetzgeber aus. Wisset, ihr Könige, die ihr einst auf Tifans Stuhle sitzen, und den furchtbaren Eid der Treue gegen den König der Könige, und gegen das Volk, das seine Vorsehung euch anvertrauet hat, auf dieses geheiligte Gesetzbuch schwören werdet, wisset, daſs meine Hand zitterte, da ich diese Pflichten niederschrieb; daſs ein Schauer meine Seele durchfuhr, da ich ihren ganzen Umkreis überdachte. Diese Gesetze, welche wir beschworen haben, werden unsre Richter seyn! Je nachdem wir unser groſses Amt wohl oder übel verwaltet haben, wird eine Nachwelt, die uns nichts als Gerechtigkeit schuldig ist, unser Andenken ehren und segnen, oder unsre ruhmlosen Nahmen mit Verachtung aus dem Buche der Könige auslöschen; und wegen alles Guten, welches wir zu thun unterlassen, wegen alles Bösen, welches wir gethan haben, wird dereinst ein unerbittlicher Richter Rechenschaft von unserer Seele fordern!“

In den nächst folgenden Hauptstücken werden die besondern Pflichten des königlichen Amtes einzeln genauer entwickelt, und die Art und Weise, wie sie auszuüben, durch besondere Gesetze bestimmt. Dieser Ordnung zu Folge macht die gesetzgebende Macht des Königs den Gegenstand des zweyten Hauptstückes aus. Es werden darin die Fälle angegeben, in welchen der König berechtiget ist neue Gesetze zu geben, nachdem sie von den Vorstehern der Stände geprüft und dem Buche der Pflichten und Rechte nicht entgegen stehend befunden worden. Hauptsächlich aber beschäftigt sich Tifan darin mit Anordnung der Mittel, wodurch die Gesetze in jener immer lebhaften Wirksamkeit erhalten werden können, ohne welche der Staat von der besten Gesetzgebung wenig Nutzen ziehen würde. Zu diesem Ende wird nicht nur (wie oben bereits erwähnt worden) dem Ausschusse der sämmtlichen Stände des Reiches das Recht zugestanden, in ihren gesetzmäſsigen Versammlungen die Beschwerden, welche durch Übertretung oder Miſsbrauch eines Gesetzes veranlaſst würden, dem Könige vorzulegen: sondern es werden auch für jede Stadt, und jeden der kleinen Bezirke, in welche die Provinzen zu diesem Ende abgetheilt worden, besondere Aufseher angeordnet, deren Amt ist, auf die Befolgung der Gesetze genaue Acht zu haben, jede Verletzung derselben anzumerken, und alle Monate darüber an den Oberaufseher der ganzen Provinz umständlichen Bericht zu erstatten, damit von diesem sogleich an den König selbst berichtet, und dem Übel mit den gehörigen Mitteln in Zeiten begegnet werden könne.

Übrigens wird in diesem Hauptstücke allen und jeden Einwohnern von Scheschian bey Strafe der ewigen Landesverweisung untersagt, Auslegungen oder Glossen über das Buch der Pflichten und Rechte zu verfassen, oder irgend ein darin enthaltenes Gesetz, unter welchem Vorwand es auch geschehen könnte, zu einem Gegenstande der Privatuntersuchung zu machen. Und falls jemahls über den Verstand eines Gesetzes, oder die Anwendung desselben in einem besondern Falle, ein billiger Zweifel entstehen sollte; so kommt zwar dem Könige das Recht der Auslegung oder Erklärung zu: jedoch soll dieselbe in keinem andern, wiewohl ähnlichen, Falle angezogen oder zur Richtschnur genommen werden; es wäre denn, daſs sie, mit Einwilligung der Stände des Reichs, die Form und Kraft eines ewig gültigen Gesetzes erhalten hätte.

Im dritten Hauptstücke wird die Bevölkerung des Staats als einer der wichtigsten Gegenstände der königlichen Vorsorge betrachtet. Die ganze bisherige Verfassung von Scheschian, (sagt Tifan) der Despotismus der Regierung, die Religion der Bonzen, die unmäſsige Gröſse der Hauptstadt, der Mangel an Aufmerksamkeit auf den Zustand der Provinzen, die Unterdrückung und Ausplünderung des Volkes durch Abgaben, die der Einnahme desselben nicht gemäſs waren und durch die bloſse Art des Bezugs schon unerträglich wurden, endlich der zügellose Luxus, und die Verderbniſs der Sitten; dieser Zusammenfluſs von Übeln hatte das Reich binnen einem Jahrhundert unvermerkt auf die Hälfte seiner ehemahligen Einwohner herab geschmelzt, als die letzten Jahre Isfandiars und die darauf erfolgte Zerrüttung das allgemeine Elend vollendeten. Die Entvölkerung der Städte und der verödete Zustand ganzer Provinzen hat die Einführung fremder Kolonien unentbehrlich gemacht. Aber weder dieses noch irgend ein anderes von den Mitteln, die von einigen Fürsten in solchen Fällen angewandt worden sind, kann die abgezielte Wirkung thun, so lange jene Übel fortdauern, von welchen die Entvölkerung eines Staates die nothwendige Folge ist, oder so bald ihnen der Zugang wieder eröffnet würde. Das gründlichste und unfehlbarste Bevölkerungsmittel ist demnach eine Gesetzgebung, durch welche nicht die Zufälle der Entvölkerung überpflastert, sondern die Ursachen derselben mit der Wurzel ausgerottet werden. — Dieses war eine der groſsen Absichten der Gesetze Tifans: und da das ganze System derselben alle zu Hervorbringung dieser Absicht erforderlichen Mittel in sich faſste; so blieb dem folgenden König nichts übrig, als mit der genauesten Sorgfalt über der Beobachtung dieser Gesetze zu halten, und jeden Miſsbrauch, der sie unvermerkt hätte unkräftig machen und untergraben können, sogleich im Keime zu ersticken.

Übrigens läſst sich aus einer Stelle dieses Kapitels schlieſsen, daſs Tifan auch in den Ehegesetzen der Scheschianer beträchtliche Änderungen vorgenommen habe. Allein da sie ein besonderes Hauptstück des zweyten Theils seines Gesetzbuchs ausmachen: so läſst sich, bis man eine vollständige Abschrift desselben gefunden haben wird, weiter nichts davon sagen, als daſs der ehelose Stand durch Tifans Gesetze niemanden verstattet wurde, der nicht eine angeborne oder zufällige körperliche Untüchtigkeit von der unverbesserlichen Art gerichtlich erweisen konnte.

Aber, Herr Danischmend, sagte der Sultan, ich möchte wohl wissen, wie du mir den Zweifel auflösen wolltest, der mir in diesem Augenblicke gegen Tifans Grundsätze über die Bevölkerung einfällt. Ich setze voraus, (was doch in der That kaum zu glauben ist) daſs er wirklich alle fysischen, politischen und sittlichen Hindernisse, welche der Vermehrung eines Volkes nachtheilig sind, glücklich aus dem Wege geräumt habe; was wird die Folge davon seyn? Seine Scheschianer werden sich vermehren wie die Kaninchen; in kurzem werden sie nicht mehr Raum genug haben neben einander zu wohnen; und der bloſse Mangel an Unterhalt wird endlich eine ärgere Verwüstung unter ihnen anrichten, als Despotismus, Schwelgerey, Bonzen, Tänzerinnen, Ärzte und Apotheker zusammen genommen nicht anzurichten vermocht hätten. — Wie oft, sagt man, muſs sich ein Volk ordentlicher Weise verdoppeln, Danischmend?

Die Auflösung dieser Frage, versetzte Danischmend, hängt von einer Menge zufälliger Umstände ab, welche das verlangte allgemeine Zeitmaſs, in so fern es richtig seyn soll, unmöglich zu machen scheinen. Gleichwohl, da sich mit gutem Grunde voraussetzen läſst, daſs unter einem Volke, wie wir uns das neue Geschlecht von Menschen, welches die Gesetzgebung Tifans in Scheschian bildete, vorstellen müssen, das ist, unter der gesundesten, nüchternsten, mäſsigsten, fröhlichsten und gutartigsten Nazion von der Welt, die Leute natürlicher Weise ungleich länger leben, und die Ehen viel länger fruchtbar sind als bey allen andern Völkern: so können wir, däucht mich, ohne Bedenken annehmen, daſs sich die Anzahl der Einwohner Scheschians unter besagten Umständen in hundert Jahren wenigstens zweymahl verdoppelt haben müsse; und dieſs macht freylich in zwey hundert Jahren eine ungeheure Summe aus.

„Und woher sollen alle diese Menschen ihren Unterhalt nehmen?“

Ich setze (vermöge einer Berechnung, womit es unschicklich wäre Ihrer Hoheit beschwerlich zu fallen) voraus, daſs Scheschian, auf dem Grade der Vollkommenheit wozu Tifan den Anbau des Landes brachte, vermögend war, wenigstens hundert Millionen arbeitsamer und mäſsig lebender Menschen zu ernähren.

„Dieſs nenn' ich viel, Herr Danischmend, wofern ihr euch nicht verrechnet habt. Aber setzen wir immer, daſs es so gewesen sey; woher sollen zwey hundert, vier hundert, acht hundert, sechzehn hundert, und alle die unzähligen Millionen, welche am Ende der zwanzigsten Generazion vorhanden seyn werden, ihren Unterhalt bekommen? Ich wollte wetten, daſs zuletzt nicht einmahl Luft genug in der Welt wäre, sie zu nähren, wenn sie auch von bloſser Luft leben könnten.“

Und dazu kommt noch ein Umstand, sagte die schöne Nurmahal, der dem armen Danischmend eine Gelegenheit entzieht, wodurch er die Anzahl seiner Scheschianer von Zeit zu Zeit merklich hätte vermindern können. Wenn Tifans Nachfolger ihrem Vorbilde nur einiger Maſsen ähnlich waren, und wenn sich also die Verfassung, welche dieses Reich von Tifan empfing, einige Jahrhunderte erhalten hat, wie man von so einer vollkommenen Gesetzgebung nicht anders erwarten kann: so ist nicht begreiflich, wie Scheschian in dieser ganzen Zeit in einen Krieg von einiger Bedeutung hätte sollen verwickelt werden können. Wer hätte sich unterstehen wollen, einen solchen Staat anzugreifen oder sich ihn zum Feinde zu machen? Und was in der Welt hätte einen König von Scheschian bewegen können, selbst der Angreifer zu seyn?

Die Ehre seiner Krone kann den besten König nöthigen, einen Krieg anzufangen, oder an den Händeln seiner Nachbarn Antheil zu nehmen, sagte Schach-Gebal. 2) Doch, wir wollen diese Betrachtung gelten lassen was sie kann; immer seh' ich nicht ab, wie sich Freund Danischmend dieſsmahl aus der Sache ziehen wird.

Bald würden mir Ihre Hoheit bange machen, erwiederte der Doktor. Gleichwohl ist diese

---

2) Man vergleiche hiermit die S. 19 und 20 der Einleitung im ersten Theile dieser Geschichte.

Bevölkerungssache so schlimm nicht als sie beym ersten Anblicke scheint. Je mehr sich die Bewohner von Scheschian vervielfältigen, je mehr Hände haben wir die Natur zu bearbeiten; eine Quelle, welche desto ergiebiger ist, je gröſser die Zahl derer ist die aus ihr schöpfen. Und wer kann das Maſs und die Grenzen ihrer Fruchtbarkeit bestimmen? Überdieſs nimmt auf der einen Seite mit der Zahl der Menschen auch die Summe ihrer Bedürfnisse, und folglich auch der Hände zu, die ihrentwegen in Arbeit gesetzt werden müssen und von dieser Arbeit leben; so wie auf der andern Seite Fleiſs und Erfindsamkeit durch die immer nahe Gefahr des Mangels angespornt werden, die Künste zu einer Vollkommenheit zu bringen, wodurch ihnen vermittelst des auswärtigen Handels eine Menge andrer Völker zinsbar wird. Reicht endlich alles dieſs nicht zu; nun so werden wir uns freylich entschlieſsen müssen, die Bienen zum Muster zu nehmen, und von Zeit zu Zeit die jungen Schwärme zu nöthigen, sich andre Wohnsitze auszusuchen: es sey nun, indem ein groſser Theil der Scheschianer sich einzeln in fremde Länder zerstreut, wo fleiſsige und geschickte Ankömmlinge allezeit willkommen seyn werden; oder indem der Staat selbst Kolonien aussendet, welche sich auf entlegnen Küsten niederlassen, Künste und Sitten zu barbarischen

Völkern tragen, und durch das nehmliche Mittel, wodurch sie ihren eigenen Zustand verbessern, zugleich Wohlthäter des menschlichen Geschlechts werden. Wie viele und groſse Inseln, wie viele bewohnbare Gegenden des festen Landes liegen entweder noch ganz öde, oder sind doch lange nicht so bewohnt und angebaut, daſs sie nicht noch Raums genug für viele Millionen neuer Ankömmlinge haben sollten, welche, anstatt ihren Unterhalt durch die Jagd in unermeſslichen Wildnissen zu suchen, die Werkzeuge des Ackerbaues und der Künste mit sich bringen, wodurch der zehnte Theil des Bezirks, worin hundert Wilde kümmerlich ihrem Hunger wehren, zu einer reichen Vorrathskammer für hundertmahl so viel gesittete Familien gemacht wird!

Sehr wohl, sehr wohl, sagte der Sultan lächelnd: und wenn auch dieſs nicht zureicht, Herr Danischmend, nun, so haben wir ja auf den Nothfall noch Heuschrecken, Pestilenz, Erdbeben und Überschwemmungen, welche uns die Mühe ersparen können, eine kleine Abänderung in den Gesetzen des weisen Tiſan zu machen.

„Ich hoffe, wir werden nicht vonnöthen haben, die Natur um eine so grausame Hülfe anzurufen. Sie hat schon auf eine andre Weise dafür gesorgt, daſs, bey allen möglichen sittlichen Beförderungsmitteln der Bevölkerung, dennoch nicht leicht ein gefährliches Übermaſs derselben zu besorgen ist. Die Vermehrung steht, nach einer allgemeinen Beobachtung, in einem selten ungleichen Verhältnisse mit der mehrern oder mindern Leichtigkeit, die das Volk hat, seinen Unterhalt zu gewinnen. Und gesetzt auch, einer von Tifans Nachfolgern hätte sich endlich genöthiget gesehen, dem Verbot des ehelosen Standes etwas weitere Grenzen zu setzen: würde nicht diese Nothwendigkeit selbst den stärksten Beweis von der Vortrefflichkeit der Gesetze Tifans ausgemacht haben?“

Bey allem dem, fuhr Schach-Gebal in seinem einmahl angenommenen Tone fort, mag es in Scheschian jährlich eine hübsche Anzahl Fündelkinder gegeben haben, Herr Danischmend?

Eine sehr ansehnliche, allem Vermuthen nach, sagte der Filosof: aber desto besser für den König, oder eigentlicher zu reden, für den Staat!

Wie so? fragte der Sultan.

Um Ihre Hoheit nicht mit Räthseln aufzuhalten, muſs ich sagen, daſs es, von Tifans

Zeiten an, eigentlich gar keine Fündelkinder in Scheschian gab; — denn von unehelichen war die Rede nicht mehr. Tifans Gesetze hatten dafür gesorgt, daſs Natur und Liebe sich niemahls in der traurigen Nothwendigkeit befinden konnten, das Süſseste und Wertheste, was beide haben, verläugnen zu müssen. Aber in allen Städten und andern schicklichen Plätzen waren Häuser angelegt, wo die Kinder der Tagelöhner und der Dürftigen (so bald die Last der Ernährung und Erziehung derselben den Ältern zu schwer fiel) auf Unkosten des Königs erzogen wurden.

Dein Tifan war ein seltsamer Kameralist, rief Schach-Gebal aus.

Dieſs war er auch in der That, wie Ihre Hoheit aus einem der folgenden Kapitel seiner Gesetze sehen werden. Indessen fiel diese Einrichtung, durch die Art wie sie veranstaltet war, dem Staate gar nicht schwer, und verschaffte ihm hingegen einen vielfachen beträchtlichen Nutzen. In den meisten andern Staaten vereinigen sich Dürftigkeit, ungesunde Nahrung, und durchgängige Verwahrlosung der Leiber und der Seelen, aus den Kindern der Tagelöhner und der untersten Klasse der Handwerksleute eine Art von Geschöpfen zu machen, die von der dümmsten Art von Vieh kaum durch etwas andres als einige, wiewohl öfters sehr unvollkommene, Ähnlichkeit mit der menschlichen Gestalt zu unterscheiden sind. In Scheschian war es ganz anders. Da die Ältern dieser Kinder (auſser einem geringen Beytrage, den sie zum Unterhalt derselben bis ins siebente Jahr — das ist, bis sie durch die Arbeit, wozu sie angehalten wurden, ihre Nahrung selbst verdienen konnten — von ihrem Verdienste abgeben muſsten) bloſs für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen hatten, den sie durch eine nicht übermäſsige Arbeit reichlich erwerben konnten: so brachten sie zu einem Geschäfte, welches die Natur zum Besten der Menschheit mit so vielem Reitze verbunden hat, mehr Lust, Munterkeit und Kräfte, als man von andern ihres gleichen, unter den elenden und drückenden Umständen, worin sie in den meisten Ländern schmachten, erwarten kann. Sie zeugten also auch gesunde, stärkere und schönere Kinder; und die weisen Anstalten, welche Tifan zu Erziehung derselben getroffen hatte, waren eben so viele Pflanzschulen, worin dem gemeinen Wesen nützliche Mitglieder von allen Arten gebildet wurden.

In den meisten andern Staaten würden solche Anstalten, aus Mangel kluger Einrichtung und guter Aufsicht, in kurzem ausarten, und den gemeinnützigen Zweck nur auf eine sehr unvollkommene Weise befördern. Aber hier hatte Tifan für alles gesorgt. Alle in dergleichen öffentlichen Erziehungshäusern sonst gewöhnliche Miſsbräuche waren unmöglich gemacht. Diese Kinder genossen unter dem Nahmen der Pflegekinder des Königs den unmittelbaren königlichen Schutz. Die Könige selbst, welche das Gesetz nach dem Beyspiele Tifans zu beständigen Reisen durch die verschiedenen Provinzen des Reichs verpflichtete, kamen von Zeit zu Zeit, den Zustand ihrer Pflegekinder zu untersuchen, und die geringste Untreue oder Saumseligkeit auf Seiten der Personen, welche als Bediente oder als Lehrmeister und Aufseher bey diesen Häusern angestellt waren, wurde so scharf bestraft, ein pflichtmäſsiges Betragen hingegen, nach Verfluſs einer gewissen Zeit, so wohl belohnt, daſs Fremde, welche diese sonderbaren Stiftungen sahen, sich nicht genug darüber wundern konnten — daſs es so leicht sey, gute Anstalten in der besten Ordnung zu erhalten.

In der That, ich lasse mir diese Einrichtung gefallen, sagte Schach-Gebal. Aber was machte Tifan mit so vielen Pflegekindern?

Es scheint nicht, daſs er jemahls über ihre Menge verlegen gewesen sey, antwortete Danischmend. Die stärksten aus ihnen wurden zum Soldatenstand, oder zu andern Verrichtungen, welche vorzügliche Leibeskräfte erfordern, erzogen; und die unfähigsten waren doch immer zu irgend einer mechanischen Arbeit gut genug. Ein groſser Theil ging als Dienstboten in die Häuser der Edeln und Begüterten über; mit einem andern Theile wurden die Fabriken besetzt, welche Tifan in groſser Anzahl angelegt hatte; und diejenigen, bey denen man eine Anlage zu höhern Talenten, oder den Genie irgend einer schönen Kunst entdeckte, wurden in dem gehörigen Alter ausgeschossen, und in andern ihrer Fähigkeit angemessenen Anstalten zu ihrer Bestimmung zubereitet.

Danischmend, sagte der Sultan, merke dir, daſs wir nächstens das weitere von dieser Sache sprechen wollen. Du sollst mir einen Plan vorlegen, — verstehst du mich? Gute Beyspiele verdienen Nachfolger. Für heute haben wir genug.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 12998/008

12.

Der Sinesische Übersetzer, ohne der besondern Unterredungen des Sultans Gebal mit seinem Hoffilosofen, und der Entwürfe oder wirklichen Anstalten, welche vermuthlich die Früchte davon waren, weiter Erwähnung zu thun, begnügt sich auf seinem bisherigen Wege fortzuschreiten, und berichtet uns, daſs der Sultan des folgenden Abends, da die Rede wieder von Tifan und seiner Gesetzgebung gewesen, das Gespräch auf seinen Lieblingsgegenstand, auf die Staatswirthschaft, gelenkt, und ein groſses Verlangen bezeigt habe, zu wissen, wie dieser Fürst so groſse Ausgaben, als er, nach einigen Proben zu urtheilen, sich selbst aufgelegt, habe bestreiten können? Diese Neugier Seiner Hoheit hätte zu einer sehr umständlichen Erörterung der Sache geführt, wovon er, da einem Sinesischen Prinzen über diese Rubrik nichts gesagt werden könne was er nicht zu Hause eben so gut finde, sich begnügen würde, folgenden Auszug zu liefern.

Die Schriftsteller, sagte Danischmend, aus welchen ich meine Nachrichten von Tifans Grundsätzen über das Finanzwesen und über die Staatsökonomie gezogen habe, erzählen uns davon Dinge, die beym ersten Anblicke sehr seltsam, wo nicht gar unglaublich klingen. Tifan rühmte sich (sagen sie) wenige Tage vor seinem Tode gegen seinen Nachfolger, daſs er ihm einen Schatz hinterlasse, dergleichen kein einziger von allen Königen Asiens aufzuweisen habe. Es ist wahr, sagte er, in meiner Kasse wirst du keinen groſsen Vorrath antreffen: aber ich hinterlasse dir sechzig Millionen vergnügte, wohl genährte, wohl gekleidete, wohl gesittete, fleiſsige und unsrer Regierung wohl geneigte Unterthanen, welche, so bald du sie zum Besten des Staats vonnöthen hast, mit allen ihren Fähigkeiten, mit allem ihrem Vermögen, mit allem Blut in ihren Adern, freywillig dein eigen sind. Ich hinterlasse dir Städte, die von arbeitsamen und geschäftigen Menschen wimmeln, und Landschaften, die einem blühenden Garten ähnlich sind. Wie sehr anders sah dieſs alles aus als ich König wurde! Aber funfzig Jahre, mein Sohn, sind eine schöne Zeit für einen König, der den Willen hat Gutes zu thun, und der alle seine Unterthanen zu Gehülfen zu machen weiſs. Auch hoffe ich, du wirst in diesem ganzen Reiche keine verfallene Stadt wieder herzustellen, keinen Sumpf auszutrocknen, keine Einöde zu bevölkern und anzupflanzen übrig finden. Die Provinzen deines Reichs sind wie die Glieder eines gesunden und voll blühenden Körpers; ein gemeinschaftlicher Lebenssaft strömet durch sie hin; jede dient der andern, jede unterstützt die andre, jede trägt das ihrige bey, das Ganze vollkommen zu machen, und erhält vom Ganzen Lebenswärme und Nahrung, und jeden Beystand dessen sie benöthigt seyn kann. Jede Klasse des Staates ist was sie seyn soll, und Ein durch sie alle ausgegossener Geist der Eintracht und Vaterlandsliebe verbindet sie zum allgemeinen Besten. Die Jugend einer jeden Klasse wird zu ihrer künftigen Bestimmung erzogen. Alle eitle Gelehrsamkeit ist aus Scheschian verbannt; die Akademie der Wissenschaften ist in eine Werkstatt nützlicher Erfindungen, in eine Schule der Weisheit, der Tugend und des Geschmacks verwandelt. Nenne mir eine Geschicklichkeit und Kunst, die zum Wohlstand eines Volkes anwendbar ist, und in Scheschian nicht Aufmunterung und Belohnung finde. Und nun, mein Sohn, gestehe, daſs dein Vater ein guter Wirthschafter war, und folge seinem Beyspiele.

Die Wahrheit von der Sache war, daſs Tifans Nachfolger an dem Tage da er den Thron bestieg, — zwar keine Schulden, aber wirklich kaum so viel Geld in der Schatzkammer fand, als der reichste Kaufmann zu Scheschian in seiner Kasse liegen hatte. Welch eine Wirthschaft!

Bey den meisten andern Fürsten ist nichts willkommner, als ein Projekt, aus hundert Taels, die in die Schatzkammer flieſsen, zwey hundert zu machen. Bey Tifan würde mit allen Projekten, wobey es darauf ankam die Unterthanen ärmer zu machen, nichts als ein Platz im Zuchthause zu verdienen gewesen seyn. Bringt mir Vorschläge, pflegte er zu sagen, die Scheschianer klüger, besser, arbeitsamer, geschickter und glücklicher zu machen! Je mehr sie alles dieſs sind, desto reicher werden sie seyn: und bin ich nicht reich genug, wenn es meine Scheschianer sind?

Noch eine Seltsamkeit! In allen andern Staaten, oder doch beynahe in allen, pflegen die Auflagen auf das Volk unvermerkt (oft auch sehr merklich) zuzunehmen. Die Bedürfnisse des Staats, sagt man, werden immer gröſser: und da in den meisten das Vermögen des Volkes in eben der Maſse abnimmt wie die Staatsbedürfnisse zunehmen; so kommt zuletzt der Augenblick, wo das Volk, gerade wann der Staat am meisten bedarf, nichts mehr zu geben hat.

In Scheschian war dieſs ganz anders eingerichtet. Tifan verstand die Kunst groſse Dinge mit wenigen Kosten zu thun; welches ungefähr eben so viel ist, als die Kunst der alten Helden, mit kleinen Heeren groſse Siege zu erfechten. Gleichwohl war es nicht anders möglich, als daſs die Scheschianer Anfangs alle ihre Kräfte aufbieten muſsten, um die groſsen Summen zu erschwingen, die zur Ausführung seiner Anstalten zum gemeinen Besten vonnöthen waren. Aber ſchon im zehnten Jahre seiner Regierung sah er sich im Stande, die Last des Volkes merklich zu vermindern; und in den letzten Jahren bezahlten die Scheschianer dem Staate kaum den dritten Theil dessen, was ihnen unter Sultan Azorn abgenommen worden war; und gleichwohl war der öffentliche Schatz nicht um eine Unze leichter als in den ersten Jahren Tifans, und wenigstens um neunzehn Theile von zwanzig reicher als unter Azorn.

Wie ging dieſs zu? fragte Gebal.

Durch die einfachste Operazion von der Welt, antwortete Danischmend. Im zehnten Jahre Tifans waren ungefähr dreyſsig Millionen Menschen in Scheschian, welche zusammen zwey hundert Millionen Unzen Silbers in die Schatzkammer bezahlten. Im funfzigsten Jahr eben dieses Königs zählte man über sechzig Millionen Einwohner, welche, um die nehmliche Summe zusammen zu bringen, nur halb so viel bezahlten als ihre Vorgänger, aber noch immer in die Schatzkammer. Hingegen befanden sich in den letzten Jahren Azors vierzig Millionen Einwohner in Scheschian, welche drey- und zuletzt viermahl so viel bezahlen muſsten; aber unglücklicher Weise das meiste weder an die Schatzkammer noch an den König, sondern an die ungeheure Anzahl der Pachter und Einnehmer, an die Mätressen des Königs, an die Günstlinge und Höflinge, an die königliche Küche, an die königliche Garderobe, an die königlichen Pferde, Hunde, Katzen, Elefanten, Riesen, Zwerge, Affen und Papagayen, und an eine unendliche Menge anderer entbehrlicher Geschöpfe, die zum Hofstaat Seiner Majestät gehörten, und insgesammt sehr groſse Bedürfnisse hatten. Alle diese Theilnehmer an den Staatseinkünften nahmen so viel davon zum voraus weg, daſs ein mäſsig starker Esel wenig Mühe hatte, den Rest in die königliche Schatzkammer zu tragen; und dieser einzige Umstand löset, däucht mich, das ganze Geheimniſs auf.

Es gefiel dem Sultan Gebal, bey dieser Stelle in ein so starkes Gelächter auszubrechen, daſs Danischmend inne halten muſste. Der arme Azor, rief er einmahl über das andere aus, der arme Mann! Kann man auch ein ärmerer Schelm seyn als Azor!

In der That, sagte Danischmend, der gute Azor war beynahe noch ärmer als seine armen Unterthanen.

Du hast Recht, Danischmend, versetzte Schach-Gebal: die guten Leute sind wirklich zu bedauern! — Aber wo blieben wir? Die Wahrheit zu sagen, ich sehe noch nicht sehr hell in der Haushaltung deines Tifan.

In kurzem, hoffe ich, soll Ihrer Hoheit alles sehr deutlich werden, erwiederte der Filosof. Sultan Tifan machte in seinem Gesetzbuch eine merkwürdige Distinkzion zwischen den Bedürfniſsen des Königs und den Bedürfnissen des Staats, und folglich auch zwischen dem Beutel des einen und des andern. Zu jenen bestimmte er eine beträchtliche Anzahl von Krongütern, welche seit den Zeiten Ogul-Kans die Domänen des Königs ausgemacht hatten. Er vermehrte sie, mit Bewilligung der Nazion, durch einen Theil der verödeten Gegenden, welche, von den bürgerlichen Unruhen her, aus Mangel an Bewohnern unangebaut lagen, und als dem Staat anheim gefallen betrachtet, von Tifan aber mit fremden Kolonisten bevölkert und in wenig Jahren in einen sehr ergiebigen Stand gesetzt wurden. Auſserdem waren die Einkünfte von den Bergwerken und Salzgruben von jeher als königliche Güter angesehen worden; und Tifan lieſs es um so mehr dabey bewenden, weil er sich und seinen Nachfolgern das Vermögen auch willkührlich Gutes zu thun nicht entziehen wollte; eine Idee, welche sich mit der menschlichen Schwachheit vielleicht entschuldigen läſst, wiewohl sie durch ihre Folgen in spätern Zeiten dem Scheschianischen Reiche verderblich geworden ist.

Alle diese Einkünfte betrugen durch die gute Wirthschaft des Königs Tifan in seinen letzten Jahren ungefähr neun bis zehn Millionen Unzen Silbers, welche der König verwalten konnte wie er wollte, ohne jemand deſswegen Rechenschaft zu geben. Hingegen muſste er davon seine ganze Hofhaltung, alle seine Privatausgaben, und, nach Tifans ausdrücklicher Verordnung, selbst alle diejenigen bestreiten, welche die Majestät des Thrones erfordert. Da nun diese Summe, so beträchtlich sie war, gar leicht für die Begierden eines schwachen oder ausschweifenden Fürsten unzulänglich hätte seyn können: so verordnete Tifan in einem besondern Abschnitte seines

Gesetzbuches, wie der Hofstaat des Königs, seine Tafel, und alles was zu seiner Haushaltung gehörte, eingerichtet seyn sollte. Eine edle Einfalt und eine sehr groſse Mäſsigung war der Geist dieser Verordnungen. Wenn der Luxus, sagte Tifan, einem wohl eingerichteten Staat verderblich, und nur in einem sehr verdorbenen eine Zeit lang ein nothwendiges Übel ist; wenn der gröſste Reichthum desselben in der Menge arbeitsamer Einwohner besteht, und die Bevölkerung, ohne Mäſsigung der Begierden und des Aufwands, unmöglich so weit gehen kann als sie sonst natürlicher Weise gehen würde: so fällt in die Augen, wie nothwendig es ist, daſs der Hof dem ganzen Staat ein fortdauerndes Beyspiel einer Tugend gebe, welche die stärkste Schutzwehre der guten Sitten ist. Nach dem Hofe bilden sich die Groſsen und der Adel: und vereinigen sich diese, dem Volke mit dem Beyspiel einer einförmigen, in die Schranken der Anständigkeit und einer guten Wirthschaft eingeschlossenen Lebensart vorzuleuchten; so wird das Volk desto weniger der Gefahr ausgesetzt seyn, den Geist seines Standes und den Geschmack an der Einfalt seiner eigenen Lebensart zu verlieren. Diese Einförmigkeit ist nur solchen Leuten zuwider, in welchen der Müſsiggang ausschweifende Begierden und einen grillenhaften Geschmack ausbrütet: in Scheschian kann es keine solche Leute geben; denn das Gesetz duldet keine Müſsiggänger. Vom König an bis zum Tagelöhner ist jedermann mit den Pflichten seines Standes oder mit der Ausübung seiner Talente beschäftigt; und beschäftigte Leute, für welche die bloſse Ruhe schon eine Art von Vergnügen ist, haben nur einfache und ungekünstelte Ergetzungen vonnöthen, weil die Ergetzungen für sie keine Beschäftigung, sondern nur Erhohlungsmittel nach der Arbeit sind.

Eine nach diesen Begriffen eingerichtete Hofhaltung konnte, wiewohl das Anständige, und bey gewisser Gelegenheit selbst das Glänzende, nirgends vermiſst wurde, nicht so viel kosten, daſs der König nicht noch groſse Summen in Händen behalten hätte, wovon er einen edeln, wohlthätigen und gemeinnützigen Gebrauch machen konnte. Tifan, zum Beyspiel, der ein groſser Liebhaber der Naturforschung war, wendete einen beträchtlichen Theil seiner eigenen Einkünfte auf fysische Versuche, auf mathematische Werkzeuge, und auf Belohnung derjenigen, welche in diesem Fache sich vorzüglich verdient machten. Er stiftete aus seiner eigenen Kasse eine Akademie der schönen Künste, deren immer zunehmendes Wachsthum eine seiner angenehmsten Ergetzungen ausmachte. Überdieſs setzte er für alle Arten nützlicher Bemühungen jährlich eine beträchtliche Anzahl von Preisen aus. Alle Unternehmungen, von welchen dem Staat Ehre oder irgend ein andrer Nutzen zugehen konnte, fanden in ihm einen groſsmüthigen aber zugleich einsichtsvollen Beförderer, welcher Schein und Wahrheit sehr genau zu unterscheiden wuſste. Hauptsächlich aber standen alle jungen Leute, welche sich durch Proben auſserordentlicher Fähigkeiten hervorthaten, unter seinem unmittelbaren Schutze. Er hielt ein Verzeichniſs über alle, die zu dieser Klasse gehörten; er verschaffte ihnen Gelegenheit sich vollkommen zu machen; und da er sie genau genug kennen lernte, um ihre mannigfaltigen Talente aufs beste benützen zu können, so mag es wohl diesem Umstande vornehmlich zuzuschreiben seyn, daſs er im Stande war, die vortreffliche Staatswirthschaft zu führen, deren er sich gegen seinen Nachfolger rühmte.

Bey einem solchen Gebrauch, als Tifan von seinen eigenen Einkünften machte, läſst sich leicht begreifen, warum er seinem Sohne keinen groſsen Vorrath an barem Gelde hinterlieſs; wiewohl unter allen Rubriken seiner Ausgaben keine einzige war, über die er zu erröthen Ursache gehabt hätte. Aber daſs es auch mit dem öffentlichen Schatze die nehmliche Bewandtniſs hatte, würde gegen seine gute Wirthschaft einigen Verdacht erwekken können, wenn Tifan sich nicht zum Grundsatz gemacht hätte, die Einnahme und Ausgabe des Staats so genau gegen einander abzuwägen, daſs beym Schlusse jedes Jahres, nach Abzug der letzten von der ersten, wenig oder nichts übrig blieb. 1) Dieser öffentliche Schatz bestand aus den Abgaben, welche theils von den Eigenthümern aller liegenden Grundstücke, theils von dem beweglichen Vermögen und Erwerb aller übrigen Einwohner des

---

1) Man würde die Absicht des Herausgebers dieser Geschichte sehr verfehlen, wenn man dasjenige, was hier und an andern Stellen von den Einrichtungen oder Maximen des Königs Tifan gesagt wird, für einen indirekten Tadel weiser und mit den tiefsten Einsichten in die Regierungskunst begabter Fürsten ansehen wollte. In einem idealen Staate kann man alles einrichten wie man will; in einem wirklichen ist der gröſste Monarch nicht allezeit noch in allen Stücken Herr über die Umstände. Was in Scheschian schicklich war, oder es durch Tifans Gesetzgebung wurde, ja, was an sich selbst und im Allgemeinen als vortheilhaft für alle Staaten gelten kann, kann in einem gewissen Staate, besonderer Umstände und Verhältnisse wegen, nachtheilig, unschicklich oder gar unmöglich seyn.

Reichs erhoben wurden. Er betrug unter Tifans Regierung ordentlicher Weise niemahls über zwey hundert Millionen Unzen Silbers, und durfte auf nichts andres als die unumgänglichen Ausgaben des Staats, oder auf solche, welche augenscheinlich zum Besten desselben gereichten, und im Gesetzbuch ausdrücklich benannt waren, verwendet werden. Der König, sagt Tifan, hat nicht die mindeste willkührliche Gewalt über das Vermögen seiner Unterthanen: er ist schuldig sie dabey zu schützen; aber er ist so wenig als irgend ein andrer Mensch befugt, ihnen nur den Werth einer Stecknadel wider ihren Willen wegzunehmen. Hingegen sind die sämmtlichen Bürger des Staats verbunden, zu den Bedürfnissen desselben und zu gemeinnützigen Anstalten nach Verhältniſs ihres Vermögens oder Einkommens beyzutragen; und da keiner ohne Unsinn diese Schuldigkeit miſskennen, noch ohne ein Verbrechen gegen den Staat sich derselben entziehen kann, so kommt alles bloſs darauf an:

daſs der Nazion dieser Beytrag auf alle mögliche Art erleichtert, und

daſs ihr die vollständigste Sicherheit wegen gesetzmäſsiger Verwendung desselben gegeben werde.

Die Verordnungen Tifans zur Erreichung dieser zweyfachen Absicht sind so einfach, als man sie von einem Gesetzgeber erwarten kann, der immer den nächsten Weg gehen konnte: weil keine Hindernisse, die er hätte schonen müssen, in seinem Wege lagen, und weil er keine andre Absicht hatte, als je eher je lieber zum Zweck zu gelangen. Vermöge dieser Verordnungen muſsten alle Klassen der Einwohner von Scheschian dem Staate jährlich einen festgesetzten sehr mäſsigen Beytrag entrichten, der überhaupt so bestimmt war, daſs die reichste Klasse am meisten, die ärmste hingegen beynahe nichts bezahlte. In jedem Dorfe und Flecken, so wie in jeder kleinen Stadt, war in der Vorhalle des Tempels ein wohl verwahrter Kasten, in welchen jeder Kontribuent monatlich seinen Beytrag in einem Papier, auf welchem sein Nahme angemerkt war, durch eine zu diesem Zweck angebrachte Öffnung hinein steckte. 2) Wer sich hierin saumselig finden lieſs, ohne eine von den wenigen im Gesetze für gültig aner-

---

2) Im Jahre 2440 soll (wenn Merciers patriotischer Traum noch in Erfüllung ginge) eine ähnliche Einrichtung in Frankreich zu sehen seyn. Vielleicht hat die Revoluzion, welche sich der Träumer wohl nicht so nahe vorstellte, die 645 Jahre, die bis dahin noch hätten verflieſsen sollen, beträchtlich abgekürzt.

kannten Ursachen zum Erlaſs anführen zu können, wurde sofort mit Gewalt zu seiner Schuldigkeit gebracht. Zwey besonders hierzu angestellte obrigkeitliche Personen führten Rechnung über diese Einnahme, und lieferten das Eingegangene alle Monate von den Dörfern und Flecken in die nächste Stadt, an welche sie angewiesen waren. Aus den kleinern Städten wurde diese Kontribuzion in die Hauptstadt der Provinz geliefert, und von da alle drey Monate an die Schatzkammer des Staats zu Scheschian Rechnung abgelegt. An jedem Ort, in jeder Stadt und Provinz hatten die bestellten Einnehmer ein Verzeichniſs der Kontribuenten ihres Ortes, ihrer Stadt, und ihrer Provinz, so wie die Obereinnehmer zu Scheschian das ihrige von dem, was jede Provinz nach dem einmahl festgesetzten Anschlage beyzutragen schuldig war. Dieser Anschlag bezog sich theils auf die Ländereyen und Häuser, welche, nach Tifans Verordnung, so lange auf dem nehmlichen Fuſs angesetzt blieben, bis der König und die Stände der Nazion gemeinschaftlich eine Erhöhung desselben dem Staate zuträglich oder nothwendig finden würden; theils auf alle einzelne Bewohner des Staats, (mit Ausnahme der Dienstboten und der Kinder in den untersten Klassen) deren jeder, nach der Klasse zu welcher er gehörte, mit einer unveränderlichen

Schatzung belegt war. Da nun alle Monate ein genaues Verzeichniſs aller Gebornen und Gestorbenen jedes Ortes an die Vorsteher jeder Provinz, und von diesen jedesmahl nach Verfluſs dreyer Monate an den Hof eingeschickt werden muſste: so war nichts leichter, als die Berichtigung dessen was jede Provinz monatlich zu bezahlen hatte. Und weil keine Reste geduldet, sondern in gewissen Fällen, wo das Unvermögen des Kontribuenten erweislicher Maſsen unverschuldet war, der monatliche Ansatz lieber gänzlich erlassen wurde: so ging die ganze Operazion immer in gleicher Ordnung fort, lieſs sich immer gleichsam mit Einem Blicke übersehen, und war von allen nachtheiligen Folgen einer verwickeltern Art von Einrichtung frey.

Herr Danischmend, sagte der Sultan, es wäre sehr viel über diese Sache zu sprechen. Simplicität ist in allen mechanischen Veranstaltungen eine schöne Eigenschaft. Aber Tifans Finanzeinrichtung setzt etwas voraus, welches sich nirgends als in einem idealen Staate voraussetzen läſst. Wenn nicht alle seine Kontribuenten und Einnehmer die ehrlichsten Leute von der Welt waren, so wollte ich ihm keinen küpfernen Baham um seine ganze Operazion gegeben haben.

In der That, erwiederte Danischmend, ist Tifans ganze Gesetzgebung und Staatsverwaltung auf die Sitten gebaut; aber man muſs auch gestehen, daſs er nichts unterlassen hat, um seinen Unterthanen Sitten zu geben. Liebe zum Vaterlande, zu den Gesetzen, zur Ordnung, waren Tugenden, zu welchen die Scheschianer unter seiner Regierung von Kindheit an gebildet wurden. Die Verbindung des Begriffs der Ehre mit der genauesten Erfüllung jeder bürgerlichen Pflicht, und des Gefühls der Schande mit jeder Unterlassung derselben wurde ihnen zuletzt so natürlich und mechanisch, daſs der gemeinste Mann, im Nothfall, sich lieber etwas von seiner Nahrung entzogen als der Schande sich ausgesetzt hätte, zur Entrichtung des Beytrags, den er dem Staate schuldig war, mit Gewalt angehalten zu werden. Was die Einnehmer der Staatseinkünfte betrifft, so wurden sie aus einer Klasse gezogen, bey welcher das Gefühl der Ehre eine vorzüglich starke Triebfeder ist. Aber wenn es auch bey einigen weniger wirksam gewesen wäre, so war es, nach Tifans Einrichtung, nicht leicht sich einer Untreue schuldig zu machen, und sehr schwer unentdeckt zu bleiben. In diesem Falle wartete eine äuſserst schimpfliche Strafe auf sie; und so wie Tifan die Scheschianer gewöhnt hatte, gab es wenige, welche nicht lieber das Leben als ihre Ohren hätten verlieren wollen.

Es ist vielleicht niemahls eine Monarchie gewesen, worin die Unterthanen der Schatzkammer weniger bezahlt hätten, als die Scheschianer unter Tifan und seinem ersten Nachfolger. Aber der Hauptgrundsatz, worauf dieser Fürst seine Staatsökonomie gründete, war: Der höchste Wohlstand eines so groſsen Staates als der Scheschianische hange von der möglichsten Bevölkerung ab; die möglichste Bevölkerung von der Leichtigkeit Unterhalt zu finden; diese von dem möglichst geringen Preise aller Erfordernisse des Lebens; und das letztere zu erzielen, hielt er für das einfachste Mittel, die Abgaben des Volkes so leicht zu machen als möglich, die unentbehrlichsten Lebensmittel hingegen auf einen festen Preis zu setzen, welchen die Eigenthümer der Ländereyen, ohne ausdrückliche Bewilligung des Königs und der Stände, nicht erhöhen durften.

Während der Regierungen Azors und Isfandiars hatten die Scheschianer, unter unzähligen Titeln und Rubriken, welche zu unzähligen Bedrückungen des Volkes Anlaſs gaben, nach und nach vierzig, dann funfzig, und zuletzt sechzig bis siebzig vom Hundert ihres jährlichen Einkommens oder Verdienstes abgeben müssen. Tifan schaffte alle diese

Rubriken ab. „Ein Fürst, sagte er, der alles, was seine Unterthanen besitzen, für sein Eigenthum ansieht, mag wohl vonnöthen haben, auf Kunstgriffe zu denken, wie er sich desselben auf die unmerklichste Art bemächtigen wolle; und freylich ist ein Unterschied, ob ich einen Körper durch kleine aber oft wiederhohlte Ausleerungen langsam abmergele, oder ob ich ihm sein Blut auf Einmahl abzapfe: aber am Ende erfolgt in jenem Falle was in diesem; ein wenig Zeit ist alles was man dabey gewinnt. Nach meinen Grundsätzen (fügte er hinzu) ist die Frage niemahls, was ist des Hofes Interesse? Aber, wenn ich auch, wie Isfandiar, alle Einwohner von Scheschian mit den Rindern und Schafen auf den Triften meiner Kammergüter in die nehmliche Klasse setzte, so müſste ich dennoch anders mit ihnen verfahren als Isfandiar. Bin ich mit hundert tausend Unterthanen, deren jeder mir, ohne sich zu entkräften, dreymahl so viel geben könnte, als ich von ihm fordre, nicht unendliche Mahl reicher als mit funfzig tausend Bettlern, die mir endlich nichts mehr zu geben haben, als die Haut die noch um ihre marklosen Knochen hängt?“

Auſser den besagten Personal- und Vermögenssteuern hatte die Schatzkammer in Scheschian keine Einkünfte. Alle Zölle auf ein-

und ausgeführte Waaren waren mit Tifans wirthschaftlichen Begriffen unverträglich. Getreide und andere Naturalien, oder unverarbeitete Waaren in fremde Länder auszuführen, war bey angemeſsnen Strafen verboten: denn der erstern hatte ein so weitläufiger und volkreicher Staat wie Scheschian für sich selbst vonnöthen, und ohne die äuſserste Verarbeitung aller möglichen Produkte der Natur würde es unmöglich gewesen seyn, ein unzählbares Volk hinlänglich zu beschäftigen. Hingegen konnte, seiner Meinung nach, ein Zoll auf die ausgeführten verarbeiteten Waaren zu nichts dienen, als die Manufakturen und den Handel zu kränken und zu hemmen, welche doch von einer weisen Regierung auf alle nur ersinnliche Art aufgemuntert werden. Auf der andern Seite blieb die Einführung fremder verarbeiteter Waaren aus einem doppelten Grunde frey: erstens, weil die Scheschianischen wohlfeiler und besser waren; und dann, weil Tifan die begüterten Scheschianer durch ein solches Verbot nicht unnöthiger Weise zum Ungehorsam reitzen wollte. Die Einführung aber solcher rohen Waaren, an welchen sein Land Mangel hatte, mit Abgaben zu belegen, hielt er für unschicklich, weil es vortheilhafter war, sie zum Behuf der einheimischen Manufakturen und Gewerbe auf alle mögliche Weise zu begünstigen.

Endlich hatte Tifan noch einen vortrefflichen Grund für die Abschaffung aller Arten von Abgaben, auſser der einzigen monatlichen Steuer; und dieser war — weil der Staat ihrer nicht vonnöthen hatte. Denn zu allen gewöhnlichen Ausgaben reichten die ordentlichen Einkünfte zu; und bey auſserordentlichen Erfordernissen waren die Stände bereit, dem König alles zu bewilligen was er nöthig haben konnte.

Tifan hatte doch auch ein Kriegsheer? fragte Schach-Gebal.

Die nöthige Beschützung eines so weitläufigen Reiches erforderte nicht weniger als ein stehendes Heer von zweymahl hundert tausend Mann, welche gut discipliniert und besoldet waren, aber ihren Unterhalt, wie billig, dem Staate durch die friedsamen Dienste abverdienten, wozu sie sich (da ein ununterbrochener Friede ihre Arme zur Vertheidigung desselben unnöthig machte) gebrauchen lassen muſsten. Landstraſsen, dergleichen man erst in spätern Zeiten unter der Römer Herrschaft wieder sah, schiffbare Kanäle zum Vortheil des einheimischen Handels, abgeleitete Flüsse, ausgetrocknete Sümpfe, ausgestockte Wälder und dergleichen, waren die rühmlichen Beweise, daſs Tifan wuſste, wozu zweymahl hundert tausend starke, wohl genährte Müſsiggänger brauchbar sind.

Abermahl ein Notabene in eure Schreibtafel gemacht, Herr Danischmend, sagte der Sultan. Man lernt doch immer etwas, woran man nicht gedacht hatte. Dieser Tifan war wirklich ein Mann, wie — ich einen Minister haben möchte!

Auſserdem machte er —

Gut, gut, rief der Sultan: er hat die Miene noch sehr viel gemacht zu haben; aber für heute genug!

13.

Danischmend hatte sich vorgesetzt, den Sultan seinen Herrn das nächste Mahl noch mit verschiedenen Anordnungen Tifans, die sich auf die Staatswirthschaft in Scheschian bezogen, zu unterhalten: aber Schach-Gebal, dem, so bald er ihn ansichtig wurde, die zweymahl hundert tausend starke wohl genährte Müſsiggänger wieder zu Kopfe stiegen, lieſs ihm keine Zeit dazu. Herr Danischmend, sagte der Sultan, bey Gelegenheit der Müſsiggänger, von welchen gestern die Rede war — was machte wohl mein guter Bruder Tifan mit der ungeheuern Menge von Ya-faou, die, wenn ich mich noch recht erinnere, unter dem schwachen Azor das Land ausfressen halfen? Und was wurde aus den blauen und feuerfarbnen Bonzen überhaupt? Ihr wiſst, ich interessiere mich für die guten Leute, und ich will keinen Augenblick länger über ihr Schicksal in Ungewiſsheit schweben.

Eh' ich Ihre Hoheit über die erste Frage befriedigen kann, war Danischmends Antwort, muſs ich bemerken, daſs eine von Tifans ersten Sorgen war, die Bewohner seines Staates zu klassificieren, und sowohl die Pflichten als die Gerechtsamen einer jeden Klasse genau zu bestimmen. Ein groſser Theil seines Gesetzbuches ist mit diesem wichtigen Gegenstand angefüllt. Die Landleute, das ist, alle, die sich mit dem Feldbaue, der Viehzucht, und irgend einem andern zur Landwirthschaft gehörigen Theile hauptsächlich beschäftigten, machten den gröſsten Theil der ersten Klasse aus. Sie genossen der Ehre, daſs der König selbst zu ihrer Zunft gehörte, indem er, zum öffentlichen Zeichen, daſs der Bauerstand, als die wahre Grundlage der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, vorzüglich ehrenwerth sey, jährlich an einem der ersten Frühlingstage in eigener Person einen Baum pflanzte, und ein Stück Feldes ackerte. Dieser Tag, mit welchem alle Feldarbeiten in Scheschian angefangen wurden, war einer ihrer höchsten Festtage, und der oberste Vorsteher jedes Ortes durch das ganze Reich war verbunden an demselben das nehmliche zu thun was der König, dessen Person er bey dieser feierlichen Handlung vorstellte. Die Landleute in Scheschian genossen durch Tifans Gesetzgebung aller Vorzüge frey geborner Bürger: und wiewohl sie groſsen Theils eine Art von Pachtern der Edelleute oder des Königs selbst waren; so machten sie doch durch die Befreyung von aller willkührlichen und tyrannischen Gewalt, und durch die Mäſsigkeit der Abgaben, die sie dem Staat und ihren Grundherren zu entrichten hatten, ohne Zweifel die glücklichste Klasse der Einwohner von Scheschian aus; besonders in einigen Provinzen, wo ein milderer Himmel den Geist der Freude und der sanfteren Gefühle über das Landvolk ausgegossen hatte, und die ungemeine Fruchtbarkeit der Natur ihre Arbeiten beynah in Spiele verwandelte.

Die zweyte Klasse, die aus allen den Bürgern bestand, welche sich mit den Handwerken und mechanischen Künsten beschäftigten, und in den Flecken und Städten ihren eigentlichen Sitz hatten, war zwar, besserer Ordnung wegen, in so viele besondere Zünfte, als es verschiedene Arten der mechanischen Künste und Hantierungen giebt, abgetheilt: aber alle alte Gebräuche oder Gesetze, welche die Ausübung derselben mit einem Zwange belegten, der das Talent fesselte, den Fleiſs niederschlug, und den Fortgang der Kunst hemmte, fanden eben so wenig Schutz bey Tifan als die anmaſslichen Freyheiten, wodurch jedes Handwerk ehmahls ein kleiner Staat im Staate und berechtiget gewesen war, alle übrige Bürger nach Gefallen zu bedrücken. Tifans hauptsächliches Augenmerk bey der Polizey dieser Klasse war, auf der einen Seite den Vortheil zu erhalten, daſs alle

Arten von Manufakturen so gut als möglich gearbeitet, zugleich aber auch ihrer Verfeinerung gewisse Schranken gesetzt würden. Der Luxus verwandelt unvermerkt die Handwerke, welche ganz allein, oder doch hauptsächlich zur Verfertigung der unentbehrlichsten Bequemlichkeiten bestimmt sind, in schöne Künste; der Grobschmid, der Schlösser, der Tischler, wird durch ihn zum Nebenbuhler des Goldarbeiters, des Bildschnitzers, des Mahlers u. s. f. Die Künste arten aus; das Nützliche wird dem Schönen, das Zweckmäſsige dem Launischen der Mode, die einfältige Zierlichkeit der Formen einer übertriebenen Feinheit der Ausarbeitung aufgeopfert. Diese Üppigkeit der Künste unterhält den Luxus, der sie ausbrütete, und die Kunst selbst geräth in Verfall. Tifan, in dessen Augen der Luxus ein auszehrendes Fieber für jeden Staat war, lieſs sich nicht daran genügen, alle Künste, welche keinen andern Zweck noch Nutzen als die Beförderung des Müſsiggangs und der Üppigkeit haben, aus Scheschian zu verbannen; er bemühte sich auch die Ausartung derjenigen, welche nützlich und unentbehrlich waren, zu verhindern; und eine Frucht dieses Zweiges seiner Polizey war, daſs man alle Arten von Hausgeräthe, Werkzeuge, Eisen- und Stahlarbeit, Wollen- und Seiden-Manufakturen, und selbst solche Verarbeitungen, welche bloſs zur

Pracht und Zierlichkeit dienen, nirgends weder besser noch in geringerm Preise haben konnte als in Scheschian. Die Scheschianischen Künstler lernten die innere und wesentliche Güte mit dem Schönen und Gefallenden vereinigen; und daher erhielten sich ihre Arbeiten auch auſser Landes lange Zeit in dem Besitz eines Vorzugs, den ihnen keine andre Nazion streitig machen konnte.

Die dritte Klasse — —

Bestand sie aus Bonzen und Ya-faou? fiel Schach-Gebal ungeduldig ein —

Nein, Sire — —

So erweise mir den Gefallen, sagte der Sultan, und springe über sie weg, und über alle andre, so viel ihrer noch seyn mochten, mit deren Polizey du mich hier sehr unnöthiger Weise aufhältst, während daſs ich ganz andre Dinge wissen will. In welcher Klasse waren die Ya-faou? — Dieſs ist der groſse Punkt!

Die Wahrheit zu sagen, gnädigster Herr, in gar keiner Klasse, versetzte Danischmend: und der Grund, warum Tifan für nöthig, oder wenigstens für sehr nützlich hielt, sie aus dem Verzeichnisse der

Geschöpfe die in Scheschian geduldet wurden (denn Bürger waren sie nie gewesen) auszulöschen, scheint in der That nicht unerheblich. Ein Staat (sagt er in seinem Gesetzbuche) kann mit nichts füglicher verglichen werden als mit einer groſsen Pflanzung. Diese besteht aus einer Menge von allerley Arten von Gewächsen, Bäumen, Stauden, Blumen, Kräutern und Gräsern. Einige Bäume geben Bauholz, andere dienen zum Brennen, andere zu Verfertigung allerley nöthiger Geräthschaft; andere tragen Früchte zur Erfrischung des Menschen, andere Speise für das Vieh. Einige Pflanzen dienen zur Nahrung, andere zur Arzney, viele nützen bloſs zum Vergnügen; sie ergetzen das Auge und den Geruch; ein schlechtes Kräutchen verbirgt oft unter einer unscheinbaren Gestalt die herrlichsten Kräfte. Alles was zum Nutzen oder zur Verschönerung der ganzen Pflanzung etwas beyträgt, hat seinen Werth, und wird ein Gegenstand der aufmerksamen Sorgfalt des Besitzers. Aber Unkraut und Trespe, und schmarutzerische Pflanzen, welche bloſs darum sich um die nützlichen Gewächse herum winden, um ihnen die besten Nahrungssäfte zu entziehen, kurz, alles was nicht nur an sich selbst zu nichts taugt, sondern im Gegentheile durch seine Ausbreitung das Wachsthum und die Vermehrung der nützlichen Gewächse hemmet, wird sorgfältig ausgerauft, und bis auf die kleinsten Fäserchen seiner Wurzeln ausgerottet. Eben so verhält es sich mit einem wohl geordneten Staate. Ein Theil der Bürger beschäftiget sich die übrigen zu nähren, ein andrer sie zu bekleiden, ein dritter ihre Wohnungen zu erbauen, ein vierter sie mit tausend nöthigen Geräthschaften und Bequemlichkeiten zu versehen, ein fünfter den Umsatz und Vertrieb dieser Dinge zu erleichtern; einige dienen dem gemeinen Wesen mit ihren Händen, andre mit ihrem Kopfe, andre sogar mit ihrem Blut und Leben. Verschiedene, wenn sie auch keine andre Kunst gelernt haben, besitzen wenigstens die Gabe ihren Mitbürgern Vergnügen zu machen. Alle diese Arten von Einwohnern sind dem gemeinen Wesen entweder unentbehrlich oder doch zu irgend etwas gut: aber wozu ein Ya-faou, in so fern er ein Ya-faou ist, gut sey, dieſs, sagt Tifan, habe ich mit allem Nachsinnen nicht heraus bringen können. Ich sehe alle Plätze, worin man dem Staate Dienste leisten kann, schon besetzt; und indem ich alle mögliche Arten von Bedürfnissen überzähle, find' ich keines, worauf der Stand der Ya-faou sich bezöge. Vielleicht mögen sie zu einer Zeit, da die Scheschianer, noch zwischen Wildheit und Barbarey schwebend, an Vernunft und Sitten wenig besser als die übrigen Thiere waren, vielleicht mögen sie damahls einigen zweydeutigen Nutzen geleistet haben. Aber diese elenden Zeiten, wo die Verwilderung und Abwürdigung der menschlichen Natur groſs genug war, um die Dienste der Ya-faou vonnöthen zu haben, sind, Dank sey dem Himmel, vorbey. In dem angebauten, gesitteten, aufgeklärten und polizierten Scheschian müssen sie entweder, gleich müſsigen Hummeln, verdienstlos die Früchte des Fleiſses der arbeitsamen Bürger verzehren, oder, wenn sie etwas thun wollten, würde ihre Geschäftigkeit schädlicher als ihr Müſsiggang seyn. Der gröſste Theil von ihnen hat durch seine rohe Unwissenheit, durch die Verachtung und Verunglimpfung alles dessen was ein Mittel zur Verbesserung des Nazionalzustandes werden konnte, durch die eifrigste Beförderung des Aberglaubens, der Dummheit und einer knechtischen Unterwürfigkeit der Geister unter das Joch sinnloser Vorurtheile, den Fortgang alles Guten in Scheschian gehemmt; ihre Grundsätze, ihr Beyspiel und ihre Bemühungen vereinigten sich, dem gesunden Menschenverstande, der Tugend und den Sitten auf ewig den Zutritt in dieses unglückliche Land zu versperren; — und Tifan sollte sie dulden? Nein, bey allem was heilig und gut ist! Sie sollen verschwinden aus unsern Grenzen, und ihre Stätte soll nicht mehr gefunden werden! — Aber (setzt der weise und menschenfreundliche Gesetzgeber hinzu) verhüte der Himmel, daſs, indem wir die ganze Gesellschaft der Ya-faou zum Nichtseyn verdammen, wir gegen die einzelnen Mitglieder derselben ungerecht seyn sollten! Ohne Zweifel giebt es Männer von Verdiensten, eines bessern Nahmens und Platzes würdige Männer, unter ihnen, würdig des Schutzes der Gesetze und der Achtung ihrer Mitbürger, denen sie nützlich zu seyn eben so fähig als willig sind. Fern sey es von uns, diese Rechtschaffenen das Schicksal oder die Zusammenkettung von Zufälligkeiten, wodurch sie unter die Ya-faou sich verirret haben, entgelten zu lassen! Sie sollen aus einer Gemeinschaft, die ihrer so unwürdig ist, heraus gehoben, und in einer Gestalt, worin sie den übrigen Bürgern von Scheschian ähnlich sehen, an Plätze gestellt werden, wo sie ihre Fähigkeiten und Tugenden ungehindert, unverfolgt vom Neid und von der Dummheit ihrer Mitbrüder, in völliger Thätigkeit zum gemeinen Besten anwenden können. Auch den übrigen, wofern sie lieber in die Zahl der guten Bürger zurückkehren, als sich freywillig aus ihrem Vaterlande verbannen wollen, soll der Eintritt in irgend eine für sie schickliche Klasse unbenommen seyn. Es soll ihnen frey stehen, ob sie den Karst, oder die Axt, oder den Hammer ergreifen, ob sie graben, weben oder spinnen wollen; wozu uns immer die Stärke ihrer Gliedmaſsen oder die Beschaffenheit ihres Geistes sie am tüchtigsten macht. Aber Bürger sollen sie seyn, und gute Bürger, oder Scheschian hat weder Luft noch Erde für sie!

Danischmend, rief der Sultan in völliger Entzückung, laſs deine erste Sorge seyn mir das Bildniſs dieses unvergleichlichen Mannes zu verschaffen. Dieſs nenn' ich einen König! Ich muſs schlechterdings sein Bildniſs haben. Ich will es in allen ersinnlichen Gröſsen und Stellungen mahlen lassen; es soll in allen meinen Zimmern stehen; es soll mir aus Marmor gehauen und von Golde gegossen werden; ich will es in meinem Ring und in meiner Beteldose tragen; ich will es auf meine Kleider sticken und sogar in meine Schnupftücher wirken lassen —

Vortrefflich, dachte Danischmend; und noch besser wär' es, wenn Ihre Hoheit den Muth hätten, selbst ein Tifan zu seyn.

Der anbetenswürdige Mann! rief Schach-Gebal von neuem. — Aber wie geberdeten sich die armen Ya-faou dabey? Gab es keine Bewegungen zu ihrem Vortheil? Es soll mich sehr wundern, wenn Tifan eine so schwierige

Unternehmung ohne gewaltsame Erschütterung des Staats ausführen konnte.

Er hatte seine Maſsregeln so gut genommen, sagte Danischmend, daſs die Aufhebung des ganzen Ordens nicht mehr Bewegung machte, als wenn alle Raupennester in Scheschian auf Einen Tag vernichtet worden wären. Alles war dazu vorbereitet. Die Klassifikazion aller Einwohner des Reiches war gemacht, und einer jeden Klasse ihr gehöriger Rang und ihr eigener Kreis der Wirksamkeit angewiesen. Die Scheschianer fingen itzt von selbst an, die Betrachtung zu machen, daſs die Ya-faou entbehrliche Leute seyn könnten; und nun war es leicht, sie nach und nach auf die Bemerkung zu bringen, daſs diese entbehrlichen Geschöpfe nicht nur sehr beschwerlich, sondern wirklich sehr schädlich wären. Die Verachtung, welche sie schon seit den Zeiten Azors und Iſfandiars drückte, erleichterte die natürliche Wirkung aller dieser Bemerkungen. Kurz, die Nazion wurde gewahr, daſs das, womit sie so lange gebunden gewesen, keine Fesseln, sondern nur eine Menge einzelner Faden waren: indem man einen nach dem andern entzwey riſs, fand sich — zu allgemeiner Verwunderung — daſs man frey war; und nun erstaunte man erst, wie man so lange hatte warten können, sich selbst diese Erleichterung zu verschaffen.

Freund Danischmend, sprach der Sultan, so ein weiser Mann du bist, so wollt' ich doch wetten, daſs du dir nicht einfallen lässest, wie viel das was du eben sagtest, zu bedeuten hat?

Ich dächte doch, wollte der Filosof zu antworten anfangen, wenn ihm Schach-Gebal Zeit gelassen hätte — —

Alles was du willst, Danischmend; aber gewiſs nicht, daſs dir diese Bindfaden, die du mich zerreiſsen gelehrt hast, die Stelle meines Itimadulet eintragen würden? Sultanin, fuhr Seine Hoheit zu der schönen Nurmahal fort; ich bin schon seit etlichen Wochen in Verlegenheit, den Mann zu finden, der für einen so wichtigen Platz gemacht ist: und nun geht es mir gerade wie den Scheschianern; mich wundert, wie ich nicht schon lange gewahr wurde, daſs er bereits gefunden ist.

Ihre Hoheit hätten keine Wahl treffen können, welche Ihrer Regierung mehr Ehre machte, erwiederte die Sultanin.

Beym groſsen Profeten, rief Danischmend, indem er dem Sultan zu Füſsen fiel: ich beschwöre Ihre Hoheit, zu bedenken was Sie thun wollen! Ich — Itimadulet? Ich zittre vor dem bloſsen Gedanken. Machen Sie mich zu allem andern, zum Aufseher über Ihr Schmetterlingskabinet, oder zum Vorsteher Ihrer Akademie, oder zum Vorsteher — Ihrer Truthühner, wofern ich ja ein Vorsteher seyn soll; zu allem in der Welt, nur nicht zum Itimadulet! Ich sehe den ganzen Umfang eines solchen Amtes zu sehr ein — —

Närrischer Mensch, rief der Sultan, eben darum sollst du es haben! Du hast meinen Willen gehört; morgen stell' ich dich im Divan vor, und kein Wort weiter!

14.

Die Welt wird durch so wenig Weisheit als nur immer möglich ist, oder, um uns gelehrt auszudrücken, durch ein *Minimum* von Weisheit regiert. — Dieſs ist ein Satz, der von Nimrod und seinem Itimadulet an bis auf diesen Tag, durch eine ununterbrochene Überlieferung von einem Sultan und Itimadulet auf den andern fortgepflanzt worden seyn soll, und der, (wofern er so richtig ist als diejenigen, die es am besten wissen können, behaupten) vermöge des berühmten Grundsatzes der möglichsten Ersparung, in der That beweisen würde, daſs die Welt unverbesserlich regiert werde. In der That gehen die Kenner so weit, uns zu versichern: Wenn es auch zuweilen begegne, daſs ein Epiktet unter dem Nahmen Antoninus ein Imperator, oder unter dem Nahmen Thomas Morus ein Groſskanzler werde; so lehre die Erfahrung, daſs, trotz aller Weisheit dieser vortrefflichen Männer, die Sachen in der Welt gleichwohl nicht merklich besser gingen als unter den gewöhnlichen Imperatoren und Groſskanzlern; zum offenbaren Beweise, daſs eine gewisse Fatalität, welche aller menschlichen

Weisheit zu stark ist, die Umstände und mitwirkenden Ursachen so fein zu verbinden wisse, daſs die Weisheit der besagten Epiktete immer, oder doch meistens — wie eine Kugel, die durch den unterwegs erlittenen Widerstand entkräftet worden — wenige Schritte vor dem Ziele matt und kraftlos zu Boden sinke, und also am Ende dennoch das oben bemeldete *Minimum* heraus komme, welches nach den Gesetzen und dem ordentlichen Laufe der Natur hinlänglich ist, die Welt im Gange zu erhalten.

Dieses vorausgesetzt wird man es wenigstens nicht ganz unbegreiflich finden, daſs der neue Itimadulet Danischmend, — ungeachtet er, die Wahrheit zu sagen, von allen zu diesem hohen Amte erforderlichen Eigenschaften, die Gutherzigkeit und Aufrichtigkeit ausgenommen, wenig oder nichts besaſs, und (wie unsre scharfſichtigen Leser bemerkt haben werden) von der Regierungskunst nicht viel mehr verstand als ein Blinder von Farben, — mit Hülfe seines guten Genius und des Zufalls gleichwohl seine Rolle ganz erträglich spielte, und sie vielleicht mit der Zeit wohl gar vortrefflich zu spielen gelernt haben würde, wenn die Derwischen und Bonzen (die sichs nicht aus dem Kopfe bringen lieſsen, daſs er böse

Absichten wider sie im Schilde führe) nicht Mittel gefunden hätten, ihn dem Sultan seinem Herrn verdächtig zu machen. In der That geschah dem ehrlichen Danischmend Unrecht: denn niemand konnte von irgend einer übelthätigen Absicht gegen sie entfernter seyn als er; er, der den bloſsen Schatten des Unrechts tödtlich verabscheuete, und nicht fähig gewesen wäre, den geringsten unter allen Fakirn ohne Regungen der Menschlichkeit leiden zu sehen. Aber bey diesen Herren war es eine ausgemachte Sache, „daſs ein Mann, der sie gern zu bessern Leuten machen wollte, als sie zu seyn Lust hatten, ihr geschworner Feind sey:“ 1) und da sie unter Schach-Gebals Regierung einen desto gröſsern Einfluſs hatten, je abgeneigter ihnen der Sultan war; so war es noch immer viel Glück für den guten Danischmend, daſs er mit dem Verlust seiner Ehrenstelle und einer kleinen Entschädigung davon kam, die ihn in den Stand setzte, in seinen alten Tagen, fern vom Hofe und vom Geräusche des geschäftigen Lebens, seinen Betrachtungen über eine Welt, die ihn vergessen hatte, nachzuhängen, und oft bey sich selbst, so herzlich als

---

1) Es giebt noch mehr Klassen, bey denen dieſs eine eben so ausgemachte Sache ist. Jeder greife in seinen eigenen Busen und richte sich selbst!

Demokritus, zu lachen, wenn er sich an alles, was er gesehen hatte, erinnerte; besonders wenn ihm wieder einfiel, daſs er Hoffilosof bey Schach-Gebal, Aufseher über die Bonzen und über das königliche Theater, Biograf der Könige von Scheschian, und, was das Lustigste unter allen war, etliche Monate lang sogar Itinadulet von Indostan gewesen war.

Wir hoffen, Freund Danischmend werde sich durch seine Betrachtungen, durch die Episode von dem Emir und den Kindern der Natur, und durch den guten Willen, der aus seiner Erzählung von den Königen in Scheschian allenthalben hervorsticht, dem geneigten Leser schon so wohl empfohlen haben, daſs diese kleine Abschweifung, wozu er uns veranlaſst hat, keiner Abbitte vonnöthen haben werde. Und so lenken wir ohne weiteres wieder in den Weg unsrer Geschichte ein.

Die Beförderung des weisen Danischmend zum ersten Minister machte keine Veränderung in seinem Amte, den Schlaf des Sultans seines Herrn durch Erzählung der Denkwürdigkeiten von Scheschian zu befördern. Die Geschichte der von Tifan ausgeführten Staatsverbesserung wurde also bey der ersten Gelegenheit wieder vorgenommen; und da Schach-Gebal nochmahls sein Verlangen äuſserte, zu hören wie es den blauen und feuerfarbnen Bonzen dabey ergangen sey, so befriedigte Danischmend seinen Willen durch folgenden Bericht.

Die Grundsätze und die gereinigten Empfindungen, welche der weise Dschengis seinem Pflegesohn über den erhabensten Gegenstand, der die menschliche Seele beschäftigen kann, über die Religion, beygebracht hatte, lassen nicht weniger erwarten, als daſs Tifan, so bald er den öffentlichen Ruhestand im Reiche hergestellt und die dringendsten Angelegenheiten desselben besorgt hatte, sich mit allem Eifer einer aufgeklärten Frömmigkeit dazu verwendet haben werde, den Völkern von Scheschian, statt des elenden Aberglaubens worin sie seit so vielen Jahrhunderten von ihren Priestern unterhalten worden waren, eine vernünftige und dem wahren Besten der Menschheit angemessene Religion zu geben; und man muſs gestehen, daſs er hierin alles gethan hat, was man billiger Weise von einem Gesetzgeber fordern kann, dessen Schuld es nicht war, etliche tausend Jahre vor der Geburt unsers groſsen Profeten in die Welt gekommen zu seyn.

Um zu seinem Zwecke zu gelangen, muſste er zwey groſse Dinge zu Stande bringen, — den Aberglauben vernichten, der noch immer dem gröſsern Theile seines Volkes in dem feuerfarbnen oder in dem blauen Affen den geheiligten Gegenstand einer verjährten Anbetung zeigte; — und schickliche Mittel finden, die Scheschianer an würdige Begriffe von dem höchsten Wesen und an einen vernünftigen Gottesdienst zu gewöhnen. Beides würde manchem andern Regenten unendlich schwer und vielleicht ganz unmöglich gefallen seyn. Aber Tifan, der in dieser wichtigen Sache ohne Nebenabsichten, nach Grundsätzen die aus der tiefsten Kenntniſs des Menschen geschöpft waren, und nach einem durchdachten Plane, langsam, aber anhaltend und standhaft verfuhr, Tifan erreichte seinen Zweck, und — was in einem Geschäfte dieser Art das Auſserordentlichste ist, aber die natürliche Folge seines klugen Verfahrens war — erreichte ihn, ohne daſs eine so groſse Veränderung die geringste Erschütterung im Staate verursacht, oder irgend einem Scheschianer einen Tropfen Blut gekostet hätte.

Der erste Schritt, den er zu diesem Ende that, war eine Verordnung, in welcher beide Theile, Blaue und Feuerfarbne, zum Frieden und zu gegenseitiger Duldung angewiesen wurden. Tifan schilderte darin mit wenigen aber starken Zügen den Abgrund von Elend, worein die Nazion unter Azorn und Isfandiarn durch schwärmerischen Eifer und unduldsame Grundsätze gestürzt worden. Er stellte den Geist der Verfolgung in seiner ganzen abscheulichen Ungestalt dar: er führte an, daſs die Begriffe der Menschen weder von ihrer eigenen Willkühr noch von den Befehlen eines Obern abhangen; daſs Irrthum niemahls ein Verbrechen sey; daſs kein Mensch, kein Priester, keine Obrigkeit in der Welt ein Recht haben könne, andere zu zwingen, ihrer Überzeugung und ihrem Gewissen zuwider zu handeln; und daſs der Weg des sanftesten Unterrichts und eines guten Beyspiels der einzige sey, auf welchem Verirrete in die Arme der Wahrheit und der Tugend zurück geführt werden können. Diesen Grundsätzen zu Folge versicherte er nicht nur beiden Theilen seinen königlichen Schutz für die ungekränkte Ausübung desjenigen Gottesdienstes, zu welchem sie sich in ihrem Gewissen verbunden hielten; sondern gewährte auch einem jeden, welcher itzt oder künftig von der besten Art das höchste Wesen zu verehren andere Begriffe hegen würde, als diejenigen welche bisher in Scheschian geherrschet hätten, aus gleichem Grunde völlige Freyheit, hierin seinem Gewissen zu folgen: indem er sich ein-für allemahl erklärte, daſs alle Meinungen, welche mit der Ruhe des Staats und mit den guten Sitten nicht unverträglich wären, sich seines Schutzes auf gleiche Weise zu erfreuen haben sollten.

Von dieser allgemeinen Duldung waren diejenigen allein ausgenommen, welche unglücklich genug seyn sollten, sich verbunden zu glauben, die Duldung, welche sie für sich selbst verlangten, niemanden, der anders dächte als sie, angedeihen zu lassen. „Solche allein, sagt Tifan, sprechen sich ihr Urtheil selbst: indem sie ihre störrige Unverträglichkeit öffentlich zu Tage legen, beweisen sie auf die unläugbarste Weise ihre gänzliche Unfähigkeit zum geselligen Leben. Ferne sey es gleichwohl von uns, sie, die durch eine solche Denkungsart schon elend genug sind, mit einiger Strafe an Vermögen, Ehre, oder Freyheit deſswegen zu belegen! Aber daſs wir sie für Glieder unsers gemeinen Wesens erkennen, dieſs können sie ohne offenbare Unbilligkeit nicht erwarten. Sie mögen so viel ihrer sind, ohne einige Bedrückung von uns und unsern Unterthanen, mit Hab' und Gut aus unsern Grenzen ziehen, und sich Wohnungen suchen wo sie wollen. Aber in Scheschian kann und soll niemand geduldet werden, der nicht bereit ist seinen Nebenmenschen und Mitbürgern alles Gute zu erweisen, was er will daſs sie ihm erweisen sollen.“

Itimadulet, sagte Schach-Gebal, die Verordnungen meines guten Bruders Tifan haben einen ganz eigenen Ton, der nicht der gewöhnliche Kanzleyton ist; aber ich dächte, daſs dieſs der gute Ton ist. Er begnügt sich nicht zu befehlen; er überzeugt den Menschenverstand, daſs seine Befehle gerecht und billig sind. Dieſs muſs nothwendig eine gute Wirkung thun.

Tifans Verordnung that eine sehr gute, versetzte Danischmend. Sie bahnte ihm den Weg zu seinem groſsen Vorhaben, und setzte die Gemüther unvermerkt in die Fassung, Neuerungen, zu welchen ein Theil der Scheschianer ohnehin schon gestimmt war, ohne Widerwillen anzusehen.

Bald darauf ging er weiter. Er hatte, seitdem er in Scheschian lebte, unter den Bonzen und sogar unter den Ya-faou selbst nicht wenige angetroffen, welche besser dachten als die übrigen, und nicht ohne innerliche Beschämung sich als die niedrigen Werkzeuge betrachteten, wodurch Dummheit und Aberglauben in ihrem Vaterlande verewiget würden. Es kostete ihm wenig Mühe, alle Priester von diesem

Schlage in kurzer Zeit zu seinem Vorhaben zu gewinnen; und nachdem er sich einmahl einer ziemlichen Anzahl derselben völlig versichert hatte, konnte er sie ohne Bedenken den Anfang machen lassen, dem Volke stufenweise Begriffe beyzubringen, von welchen man mit der Zeit eine heilsame Umstimmung der Gemüther hoffen konnte. Aber auch hier ging er mit aller der Vorsicht zu Werke, womit man verfahren muſs, wenn man eingewurzelte Vorurtheile ohne gewaltsame Mittel ausrotten will. Eine Zeit lang begnügte man sich, durch Unterricht in denjenigen Wahrheiten, die zum Glauben des Daseyns und der Vollkommenheiten des höchsten Wesens und seines Verhältnisses gegen die Menschen leiten, und durch Verbindung dieser Wahrheiten mit einer gereinigten Sittenlehre, einen höhern Grad von Licht und Wärme in die Seelen der Scheschianer zu bringen; und erst dann, da man gewahr wurde, daſs sie über die Ungereimtheit ihres bisherigen Götzendienstes selbst betroffen zu seyn anfingen, erleichterte man ihrer noch ungeübten Vernunft die Arbeit, und bewies ihnen geradezu, daſs sie bisher irre geführt worden seyen. Dieses konnte nun freylich ohne einige Bewegungen nicht geschehen. So unbegreiflich es einem jeden scheinen muſs, der die Macht der Vorurtheile nicht genugsam erwogen hat, so ist doch gewiſs daſs die beiden

Affen noch immer Anhänger behielten, welche für ihre Erhaltung mit einem Eifer arbeiteten, der einer bessern Sache würdig war. Aber Tifan begnügte sich sie zu beobachten, und ihrem Eifer, so bald er die Schranken der Mäſsigung überschreiten wollte, durch die gelindesten Mittel Einhalt zu thun; hingegen trug er kein Bedenken, sie mit gleicher Unparteylichkeit gegen alle Störungen ihrer Gegner zu schützen: und anstatt daſs dieses kluge Betragen den Fortgang der guten Sache gehemmt haben sollte, war es derselben vielmehr beförderlich; indem dadurch die Hindernisse unvermerkt aus dem Wege geräumt wurden, und, was bey einem andern Verfahren ein Werk des Zwanges oder einer schwärmerischen Hitze gewesen wäre, nun das langsam reifende, aber desto vollkommnere und dauerhaftere Werk der Überzeugung war.

Die Geschichtschreiber von Scheschian erwähnen bey dieser Gelegenheit eines geheimen Gottesdienstes, welchen Tifan, mit Hülfe der Priester seiner Partey, für alle diejenigen, welche sich geneigt erklärten den Dienst der beiden Affen zu verlassen, angeordnet habe. Sie drücken sich aber so dunkel über diese Sache aus, daſs es unmöglich ist, etwas genaues davon zu sagen. Alles was sich davon vermuthen läſst, ist, daſs dieser geheime Gottesdienst mit den Mysterien bey den Ägyptern und Griechen viele Ähnlichkeit, und zum hauptsächlichen Gegenstand gehabt habe, diejenigen, welche in dieselben eingeführt wurden, theils durch symbolische Vorstellungen, theils durch deutlichen Unterricht, von der Eitelkeit des Götzendienstes zu überzeugen, und, vermittelst einer Art von feierlicher Verpflichtung auf die Grundwahrheiten der natürlichen Religion, zu besserer Erfüllung ihrer menschlichen und bürgerlichen Pflichten verbindlich zu machen. Insbesondere muſsten die Eingeweihten eine allgemeine Sanftmuth und Duldung der Irrenden, in Absicht alles andern aber, was sie bey diesen Mysterien gesehen und gehört hatten, so lange bis die Abgötterey aus Scheschian verschwunden seyn würde, ein unverletzliches Stillschweigen angeloben. Diese Veranstaltung (sagen die Geschichtschreiber) wirkte mehr als alles übrige, die groſse Absicht des weisen Tifan zu befördern. Die Begierde, zu diesen Mysterien zugelassen zu werden, wurde nach und nach eine Leidenschaft bey den Scheschianern; und je mehr Schwierigkeiten ihnen dabey gemacht wurden, desto heftiger war das Verlangen, Antheil an einer Sache zu nehmen, die ihnen, durch die geheimniſsvolle und feierliche Art womit sie behandelt wurde, von unendlicher Wichtigkeit zu seyn schien. In der That muſste Tifan, indem er daran arbeitete den Scheschianern die sinnlichen Gegenstände ihres bisherigen vermeinten Gottesdienstes zu entziehen, etwas anderes, welches ihre Sinne und ihre Einbildungskraft gehörig zu rühren geschickt war, an dessen Stelle setzen; und ich zweifle sehr, ob er in dieser Absicht auf ein zweckmäſsigeres und zugleich unschuldigeres Mittel hätte verfallen können. Vielleicht möchten seine Mysterien in der Folge diese letztere Eigenschaft verloren haben, wenn er nicht die Vorsicht gebraucht hätte, von dem Augenblick an, da der Dienst des höchsten Wesens in Scheschian der herrschende war, die Pflicht des Stillschweigens aufzuheben. Und glücklich wär' es für dieses Reich gewesen, wofern er eben so viele Behutsamkeit in Bestimmung des Amtes der Priester gezeigt, und nicht durch eben dasjenige, wodurch er sie zu nützlichen Bürgern des Staates zu machen dachte, ihnen die gefährliche Gelegenheit gegeben hätte, in der Folge sich unvermerkt zu Herren desselben zu machen.

Ey, ey, ey! sagte Schach-Gebal, den Kopf schüttelnd, was höre ich! Wer hätte so etwas von einem Sultan wie Tifan vermuthet!

In der That läſst sich nicht läugnen, daſs ihn seine gewöhnliche Klugheit in diesem Stück ein wenig verlassen habe. Indessen kann gleichwohl zu seiner Entschuldigung dienen, daſs es, in seinen Umständen, schwer war, es besser zu machen; und, wenn auch dieſs nicht zureicht, welcher Gesetzgeber hat Weisheit genug gehabt, jeden möglichen Miſsbrauch seiner Anordnungen voraus zu sehen, und durch entgegen wirkende Mittel im Keime zu erstikken? Tifan hatte, aus erheblichen Gründen, den Bonzen die Mühe der öffentlichen Erziehung der Jugend abgenommen, und glaubte verbunden zu seyn, sie dafür durch ein anderes Amt zu entschädigen, welches sie bey gebührendem Ansehen erhalten, aber zugleich in die Nothwendigkeit setzen würde, gern oder nicht, das gemeine Beste zu befördern. Er bestellte sie also (wie ich neulich schon erwähnt zu haben glaube) zu öffentlichen Lehrern des Buchs der Pflichten und Rechte. Er glaubte den Gesetzen den Karakter der Unverletzlichkeit nicht tiefer eindrücken zu können, als indem er den Unterricht in denselben zu einem wesentlichen Theile des Gottesdienstes machte; und die nachtheiligen Folgen, die von dieser Einrichtung etwa zu besorgen seyn möchten, glaubte er verhütet zu haben, indem er im Gesetzbuche selbst die Priester gemessenst anwies, sich aller willkührlichen Auslegungen, Ausdehnungen oder Einschränkungen, so wie aller spitzfündigen Fragen und Unterscheidungen, gänzlich zu enthalten, und sich bloſs auf die buchstäbliche Erklärung der Gesetze, auf eine ihrem Geiste gemäſse praktische Anwendung derselben, und auf die Sorge einzuschränken, die Beweggründe zu ihrer getreuen Erfüllung dem Volke mit der rührendsten Beredsamkeit einzuschärfen. Kurz, nach seiner Vorschrift sollte das Gesetzbuch bloſs der Text zum moralischen Unterrichte der Bürger seyn. Aber, da es schwer, wo nicht ganz unthulich war, die Priester in eine fysische Unmöglichkeit zu setzen, aus den ihnen vorgeschriebenen Grenzen heraus zu treten: so begab sichs, (wiewohl sehr lange nach Tifans Zeiten) daſs die Priester Mittel fanden, aus Lehrern des Gesetzes unvermerkt Ausleger, aus Auslegern Richter, und aus Richtern, zu groſsem Nachtheile der Scheschianer, zuletzt selbst Gesetzgeber zu werden; — wie ich, wofern Ihre Hoheit an der Fortsetzung dieser Geschichte Gefallen tragen sollten, zu seiner Zeit umständlich zu erzählen die Ehre haben werde.

Indessen scheint Tifan alles dieſs, wenigstens einiger Maſsen, voraus gesehen, und daher die Nothwendigkeit empfunden zu haben, alle Glieder eines Ordens, der einen so wichtigen Einfluſs in den Staat hatte, so viel nur immer möglich, zu rechtschaffenen Bürgern zu bilden. Er wendete deſswegen, nachdem er die Erblichkeit des Priesterstandes auf ewig aufgehoben hatte, eine ganz besondere Vorsorge auf die Erziehung der künftigen Priester; und seinen unverbesserlichen Anstalten ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daſs er selbst noch in seinem Alter das Vergnügen hatte, eine Zucht von Priestern aus seiner Schule hervor gehen zu sehen, dergleichen die Welt vor ihm und nach ihm nur selten gesehen hat. Würdige Diener einer wohlthätigen Gottheit, schienen sie keinen andern Wunsch zu kennen als Gutes zu thun. Die Wichtigkeit ihres Amtes erhob und veredelte ihren sittlichen Karakter, ohne sie aufzublähen; und das Beyspiel ihres Lebens machte beynahe allen andern Unterricht überflüssig. Ihre Weisheit war bescheiden, sanft, herablassend; ihre Tugend unerkünstelt, ungefärbt und ohne hinterlistige Absichten, die Frucht der glücklichen Harmonie ihres Herzens mit ihrer Überzeugung; sie leuchtete andern vor ohne Begierde gesehen zu werden, und hatte der Folie eines gleiſsnerischen Ernstes nicht vonnöthen. Menschenliebe und patriotischer Geist waren die allgemeine Seele ihres ganzen

Ordens. Jedes gemeinnützige Unternehmen fand in ihnen seine eifrigsten Beförderer. Die sich selbst immer gleiche Heiterkeit ihres Geistes, die groſsen und edeln Gesinnungen wovon sie belebt waren, die Gewohnheit sich in einem von allen Sorgen des Lebens befreyten Zustande bloſs mit Betrachtung der Wahrheit und Ausübung der Tugend zu beschäftigen, die Leichtigkeit, womit sie jede Pflicht ausübten, und der sittliche Reitz, der sich dadurch über ihr ganzes Leben ausbreitete, vereinigten sich, sie zu würdigen Lehrern der Nazion, zu wahren Weisen, zu Vorbildern einer unverfälschten Tugend, zu Schutzgöttern der guten Sitten, und zu Gegenständen der allgemeinen Verehrung zu machen.

Itimadulet, sagte Schach-Gebal, schaffe mir solche Priester, und dann soll man sehen ob ich ein Feind ihres Ordens bin, wie boshafte Leute vorgeben! Du hast das Recept, wie man sie machen kann; warum sollte in Indostan nicht möglich seyn was in Scheschian möglich war?

Sire, versetzte Danischmend, was ich im Begriffe bin zu sagen, wird Ihrer Hoheit einer von den paradoxesten Sätzen scheinen, die vielleicht jemahls von einem Filosofen behauptet worden sind; aber nichts desto weniger hatte es seine völlige Richtigkeit damit. Sollten Ihre Hoheit wohl glauben, daſs eben dieser vortreffliche Karakter der Scheschianischen Priesterschaft in der Folge eine der wirksamsten Ursachen des Untergangs der Gesetzgebung Tifans wurde, und durch eine lange Reihe von Mittelursachen zuletzt den Untergang des ganzen Reichs beförderte?

„Und wie kann dieſs zugegangen seyn, Herr Danischmend?“

Auf die natürlichste Weise von der Welt. Priester, die so weise, so rechtschaffen, so liebenswürdig waren, als diejenigen, welche Tifans Veranstaltungen hervorbrachten, muſsten durch eine unfehlbare Nothwendigkeit nach und nach zu einer Stufe von Ansehen gelangen, welche sie unvermerkt zu Meistern aller Herzen machte. Man beeiferte sich um ihre Freundschaft, man suchte ihren Umgang, man erbat sich ihren Rath, man unternahm endlich weder Groſses noch Kleines ohne einen Priester beyzuziehen. Sie wurden die Schiedsrichter aller Zwistigkeiten, die Rathgeber der Groſsen, und einige von ihnen stiegen durch den Ruf ihrer Tugend und ihrer Talente sogar zu den höchsten Würden des Reiches. Ich denke dieſs ist genug gesagt, das Räthsel auflöslich zu machen. Man weiſs nun wie es weiter ging. — Die Priester von Scheschian waren Menschen — was wollen wir mehr?

Verzweifelt! rief Schach-Gebal, indem er eine gewisse Miene von komischem Unwillen annahm, welche Seiner Hoheit nicht übel zu lassen pflegte: man ist doch wirklich übel mit diesen Herren dran! Sind sie schlimm, so — sind sie es insgemein in einem so hohen Grade, daſs man nicht weiſs, wie man ihnen genug wehren soll; sind sie gut, so werden sie dem Staate durch ihre Tugenden gefährlich! In der That, ich wollte zu Gott — Aber was hilft wünschen? Unentbehrlich sind sie nun einmahl! — Denn, unter uns, Danischmend, ich habe mir schon mehr als Eine Nacht in meinem Leben mit Nachdenken verdorben, wie es anzufangen wäre, damit man sich für ihre ferneren Dienste ein-für allemahl bedanken könnte: aber ich bin überzeugt daſs nicht weiter daran zu denken ist; man kann ihrer eben so wenig entübriget seyn, als — Hier hielt der Sultan ein, und setzte nach einer langen Pause — nichts weiter hinzu.

„Ihre Hoheit wollen sagen, als aller andern Stände, von den Sultanen und ihren Visiren an bis zu den Wasserträgern und Holzhackern.

Aber welche Klasse von Menschen kann lange das bleiben was sie seyn sollte? Die Priester von Scheschian waren nicht die einzigen im Staate, welche nach und nach ausarteten; und nimmermehr würden sie ihm so verderblich geworden seyn, wenn die übrigen Klassen ihrem Karakter und ihren Pflichten treu geblieben wären. Indessen ist zur Ehre des Priesterstandes und der Gesetzgebung Tifans genug, daſs sie mehr als hundert Jahre nach seinem Tode noch immer die besten unter allen Scheschianern, und überhaupt (wenn man das Landvolk ausnimmt) die letzten waren, die dem Hange zur Verderbniſs nachgaben, der sich unter den Nachfolgern Tifans allmählich des Hofes, der Hauptstadt, und endlich der ganzen Nazion bemächtigte.

„Die Verbesserung, welche Tifan in der Religion seines Reiches so glücklich zu Stande brachte, war ohne Zweifel der wichtigste Dienst, den er seinen Unterthanen leisten konnte. Er stellte dadurch eine friedsame Eintracht zwischen Religion und Staat, zwischen den Pflichten der ersten und dem Interesse des andern, zwischen Glauben, Vernunft und Sitten her; eine Eintracht, welche die Quelle von unendlich vielem Guten, und dadurch allein schon ein unschätzbares Gut war, weil sie alles das Böse verschwinden machte, was der Mangel einer solchen Harmonie in den meisten Staaten zu verursachen pflegt. Man muſs auch gestehen, daſs die Klugheit, womit er in dieser Sache zu Werke ging, die Aufmerksamkeit aller Fürsten verdient, welche sich in einem ähnlichen Falle befinden könnten. Indessen würde er dennoch seinen Zweck entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen erreicht haben, wenn er nicht, durch eine der merkwürdigsten Verordnungen seines Gesetzbuches, alle darin nicht gebilligte Klassen und Gemeinheiten, unter welchen die Ya-faou die ersten waren, gänzlich aufgehoben hätte.

„So viel sich aus einigen Umständen abnehmen läſst, müſste eine ausführliche Erzählung, wie er dieses bewerkstelligte, etwas sehr unterhaltendes seyn; aber unglücklicher Weise findet sich hier in den Handschriften eine Lücke — —

Schon wieder eine Lücke! rief Schach-Gebal ungeduldig, und immer eine Lücke, wo mir am meisten daran gelegen ist, die Sachen recht zu wissen! Ich erkläre hiermit, daſs ich dieser Lücken äuſserst überdrüssig bin, und — mit Einem Worte, Freund Danischmend, ich will nichts dabey verlieren, verstehst du mich? Wenn eine Lücke in deinen Handschriften ist, so magst du sie ergänzen wie du kannst; kurz — ich will binnen drey Tagen den ganzen Entwurf, wie Tifan in dieser Sache zu Werke gegangen, auf meinem Tische liegen haben, oder — ich wasche meine Hände über die Folgen die daraus entstehen mögen!

Der Itimadulet versprach, indem er seine Hand auf seinen Kopf legte, dem Willen seines gebietenden Herrn Genüge zu thun; und er entwarf zu diesem Ende einen weitläufigen Plan, worüber der Sultan, da er ihn durchblätterte und die Anzahl der Blätter zählte, ein groſses Behagen äuſserte. Gleichwohl ist zweifelhaft, ob Seine Hoheit diesen Plan jemahls zu lesen Zeit gewinnen konnte. So viel ist gewiſs, daſs der Derwisch Zikzak, der dem weisen Danischmend in der Würde eines Itimadulet folgte, diesen nehmlichen Plan unter den Papieren, welche der Sultan von Zeit zu Zeit von seinem Tische wegräumen lieſs, unversehrt und in vergoldetes Leder eingebunden liegen fand, und daſs von diesem Augenblick an weiter nichts davon gehört worden ist.

15.

In einigen der folgenden Nächte unterhielt Danischmend den Sultan seinen Herrn mit einer ziemlich umständlichen Erzählung, wie Tifan die öffentliche Erziehung eingerichtet habe. Dieser Gegenstand, der wichtigste in den Augen des Scheschianischen Lykurgus, machte einen beträchtlichen Theil seines Gesetzbuches aus. In den Tagen, worin die gegenwärtige Geschichte ans Licht tritt, ist über diese Sache so viel geschrieben worden, daſs es unmöglich scheint etwas Neues davon zu sagen; und beynahe sollte man Bedenken tragen, irgend etwas davon zu sagen, da nicht ohne Grund zu besorgen ist, das mit Schriften von der Erziehungskunst überfüllte Publikum möchte sich zuletzt des Ekels, der eine natürliche Folge der Überladung ist, nicht länger erwehren können, und gar nichts mehr davon hören wollen; welches denn ein sehr einfaches Mittel wäre, die Früchte aller der groſsen Bemühungen, die bisher auf die Verbesserung dieses wichtigen Theils der Staatsökonomie verwendet worden, in der Blüthe zu ersticken. Aus dieser Betrachtung sowohl, als weil wirklich alles Gute, was sich von dieser Materie überhaupt sagen läſst, unsern Lesern schon aus andern Quellen bekannt seyn muſs, glauben wir sie uns verbindlich zu machen, wenn wir die weitläufigen Nachrichten des schwatzhaften Danischmend so kurz als nur immer möglich seyn wird zusammen ziehen.

„Ein Staat, sagt Tifan im Eingange des Kapitels von der Erziehung, könnte mit den besten Gesetzen, mit der besten Religion, bey dem blühendsten Zustande der Wissenschaften und der Künste, dennoch sehr übel bestellt seyn, wenn der Gesetzgeber die Unweisheit begangen hätte, einen einzigen Punkt zu übersehen, auf welchen in jedem gemeinen Wesen alles ankommt, — die Erziehung der Jugend. Die vortrefflichste Einrichtung des Justizwesens macht einen Sachwalter nicht gewissenhaft, einen Richter nicht unbestechlich; die beste Religion kann nicht verhindern, von unwürdigen Dienern zum Deckmantel der häſslichsten Laster gemacht, und zur Beförderung der schädlichsten Absichten gemiſsbraucht zu werden; die herrlichsten Polizeygesetze können wenig Wirkung thun, wenn Vaterlandsliebe, Liebe zur Ordnung, Mäſsigung, Redlichkeit und Aufrichtigkeit, den Bürgern fremde Tugenden sind; und die weiseste Staatsverfassung kann dem Monarchen nicht verwehren, durch einen unruhigen

Geist, oder durch Trägheit und Schwäche der Seele, oder irgend eine ausschweifende Leidenschaft, seine Völker unglücklich zu machen. Alles hängt davon ab, daſs ein jeder zu den Tugenden seines Standes und Berufs gebildet werde; und wann soll, wann kann diese Bildung vorgenommen werden, wofern es nicht in dem Alter geschieht, wo die Seele, jedem Eindruck offen und zwischen Tugend und Laster unschlüssig in der Mitte schwebend, sich eben so leicht mit edeln Gesinnungen erfüllt, an richtige Grundsätze gewöhnt, in tugendhaften Fertigkeiten bestärkt — als, dem Mechanismus der sinnlichen Triebe, dem Feuer der Leidenschaften und der Ansteckung verführerischer Beyspiele überlassen, die unglückliche Fertigkeit der Thorheit und des Lasters annimmt? Der Wohlstand eines Staates, die Glückseligkeit einer Nazion hängt schlechterdings von der Güte der Sitten ab. Gesetzgebung, Religion, Polizey, Wissenschaften, Künste, können zwar zu Beförderungsmitteln und Schutzwehren der Sitten gemacht werden: aber sind erst die Sitten verdorben, so hören auch jene auf, wohlthätig zu seyn; der Strom der Verderbniſs reiſst diese Schutzwehren ein, entkräftet die Gesetze, verunstaltet die Religion, hemmt den Fortgang jeder nützlichen Wissenschaft, und würdiget die Künste zu Sklavinnen der Thorheit und

Üppigkeit herab. Die Erziehung allein ist die wahre Schöpferin der Sitten; durch sie muſs das Gefühl des Schönen, die Gewohnheit der Ordnung, der Geschmack der Tugend, durch sie muſs vaterländischer Geist, edler Nazionalstolz,[1] Verachtung der Weichlichkeit und alles Geschminkten, Gekünstelten und Kleinfügigen, Liebe der Einfalt und des Natürlichen, mit jeder andern menschenfreundlichen, geselligen und bürgerlichen Tugend, von den Herzen der Bürger Besitz nehmen; durch sie müssen die Männer zu Männern, die Weiber zu Weibern, jede besondere Klasse des Staats zu dem was sie seyn soll, gebildet werden. Die Erziehung — höret es, o ihr, die nach Tifan auf seinem Throne sitzen werden! sie ist die erste, die wichtigste, die wesentlichste Angelegenheit des Staats, die würdigste, die angelegenste Sorge des Fürsten! Alles übrige wird ein Spiel, wenn die öffentliche Erziehung die möglichste Stufe ihrer Vollkommenheit erreicht hat. Die Gesetze gehen alsdann von selbst; die Religion, in ihrer Majestät voll Einfalt, bleibt was sie ewig bleiben sollte, die Seele der Tugend und der feste Ruhepunkt des Gemüthes; die Wissenschaften werden zu unerschöpflichen Quellen wahrer Vortheile für das gemeine Wesen; die Künste verschönern das Leben, veredeln die Empfindung, werden zu Aufmunterungsmitteln der Tugend. Jede Klasse von Bürgern bleibt ihrer Bestimmung treu; allgemeine Emsigkeit, von Mäſsigkeit und guter Haushaltung unterstützt, verschafft einem unzählbaren Volke Sicherheit vor Mangel und Zufriedenheit mit seinem Zustande. Von dem Augenblick an, da ihr die Veranstaltungen, von deren vollkommenster Einrichtung und öfterer Wiederbelebung so groſse Vortheile abhangen, vernachlässiget, werden unvermerkt alle übrige Räder des Staats in Unordnung gerathen; der Verfall der Erziehung wird die Ausartung der

---

[1] Es giebt einen albernen, kindischen Nazionalhochmuth, der unstreitig ein eben so lächerliches als schädliches und also ein sehr häſsliches Nazionallaster ist: aber es giebt auch einen edeln tugendhaften Nazionalstolz, ohne welchen die Griechen niemahls die Zeiten des Perikles, die Römer niemahls die Zeiten der Scipionen, die Engländer niemahls die Zeiten ihrer guten Königin Elisabeth gesehen hätten; ohne welchen eine Nazion nur eine groſse Rotte von Menschen ist, die sich von ungefähr, wie Reisende auf einer Landkutsche, beysammen finden; ein verächtlicher Haufe ohne Karakter, ohne Stärke, ohne Muth, ohne Geschmack, ohne irgend etwas, das sie aus dem Dunkel, das schon so viele Völker verschlungen hat, hervorstechen machen könnte.

Sitten, und diese, wofern ihr nicht weise genug seyn werdet die Quelle des Übels in Zeiten zu entdecken und zu verstopfen, unfehlbar den Verfall des Staats nach sich ziehen."

Nach Tifans Begriffen war es also bey der Erziehung viel weniger darum zu thun, den künftigen Bürgern gewisse Kenntnisse und Geschicklichkeiten beyzubringen — wiewohl auch dieser Theil, nach Maſsgebung der künftigen Bestimmung eines jeden, keinesweges verabsäumt wurde — als, jede besondere Klasse zu den Tugenden ihres künftigen Standes, und überhaupt Alle zu jeder Tugend des gesellschaftlichen und politischen Lebens zu bilden. Auf diesen groſsen Zweck war der ganze Erziehungsplan angelegt. Alles in demselben war praktisch: die Schule machte nicht, wie in den meisten übrigen Staaten, ein besonderes für sich bestehendes Institut aus, welches mit dem gemeinen Wesen nur durch einzelne schwache Faden zusammen hängt; alles bezog sich in den Scheschianischen Schulen auf den künftigen Gebrauch, und die Jugend wurde nichts gelehrt, was sie ohne Schaden wieder vergessen konnte.

Tifan verordnete, daſs in dem ganzen Scheschianischen Reiche die Knaben öffentlich, die

Töchter hingegen, deren Bestimmung ordentlicher Weise in den engern Zirkel des häuslichen Lebens eingeschränkt ist, absonderlich von ihren Müttern oder nächsten Verwandten erzogen werden sollten. Unter jenen waren nur die Söhne des Königs, und unter diesen allein diejenigen, welche in besonderem Verstande die Pflegetöchter der Königin genannt wurden, von der allgemeinen Regel ausgenommen. Denn diese letztern wurden, eben so wie die Knaben, in besonders dazu eingerichteten Erziehungshäusern, unter eigener oberster Aufsicht der Königin, zu der einfältigen, arbeitsamen und schuldlosen Lebensart, die ihrer Bestimmung angemessen war, und zu allen Tugenden, ohne welche es unmöglich ist eine rechtschaffene Ehegattin und eine gute Mutter zu seyn, auferzogen. Alles was man gemeiniglich gegen dergleichen Anstalten einzuwenden pflegt, fand bey diesen nicht Statt; sie waren so vorsichtig und in allen Betrachtungen so zweckmäſsig eingerichtet, daſs (den Fall einer allgemeinen Verderbniſs der Sitten in Scheschian ausgenommen) eine merkliche Verschlimmerung derselben unmöglich war.

Die Hauptquelle der Gebrechen solcher öffentlichen Anstalten liegt darin, daſs man so wenig als möglich darauf verwenden will. Die Leute, die dabey gebraucht werden, sind oft selbst rohe und mit den Eigenschaften zu einem so edeln Beruf gar nicht begabte Leute. Sie haben so wenig Anspruch an einige Achtung der Welt zu machen, daſs es kein Wunder ist, wenn sie meistens schlecht denkende Geschöpfe sind; und sie werden so armselig belohnt, daſs es noch weniger zu verwundern ist, wenn Leute ohne Grundsätze und Tugend ihren eigenen Zustand auf Unkosten ihrer Untergebenen zu verbessern suchen; welches denn, da diesen letztern ohnehin alle ihre Bedürfnisse so sparsam als möglich zugemessen werden, nicht geschehen kann, ohne sie an dem Unentbehrlichen Mangel leiden zu lassen. Tifans Veranstaltungen für die Erziehung armer Kinder von beiderley Geschlecht, verdienten den Nahmen königlicher Anstalten im eigentlichen Verstande. Nichts, was zu ihrer Vollkommenheit gehörte, war dabey gespart. Die dazu gewidmeten Häuser waren weitläufige wohl eingetheilte Gebäude, von gesunder Lage, mit Gärten und Spaziergängen versehen. Jedes derselben hatte seinen eigenen Arzt, der zugleich der oberste Aufseher der ganzen Anstalt, und ein Mann von geprüftem Werthe war. Die Nahrung der Kinder war gesund, zureichend, und wohl zubereitet; ihre Kleidung einfach aber zierlich; und für ihre Gesundheit und Reinlichkeit wurde, wiewohl sie nur die Kinder von Tagelöhnern und armen Leuten waren, eben so viele Sorge getragen, als ob sie von dem besten Adel in Scheschian gewesen wären; „denn Reinlichkeit, sagte der weise *Tifan*, ist eine nothwendige Bedingung der Gesundheit, und ohne Gesundheit ist ein Mensch sich selbst und der Welt zu nichts gut.“

Mir däucht, Tifan zeigte sich in allem diesem als ein wahrer Vater seines Volkes; und den Fürsten, welche bey Anstalten von dieser Art weniger Aufmerksamkeit auf die *Einrichtung* derselben wenden als er, wollte ich demüthig rathen, sie lieber gar eingehen zu lassen. 2)

---

2) Es giebt in der Haushaltungskunst gewisse höchst einfältige Regeln, deren Verachtung gleichwohl von groſser Beträchtlichkeit ist. Ein Regent wendet, zum Beyspiele, zehn tausend Thaler zu einer gewissen Absicht an, welche durch diese Summe nur sehr unvollkommen, d. i. *wenig besser als gar nicht*, erreicht wird. Zwey tausend Thaler *mehr* würden alles gut machen; aber diese will man ersparen: man muſs sich behelfen, heiſst es, und überlegt nicht, daſs man, um diese zwey tausend Thaler zu behalten, *zehen tausend verliert*, weil die Vortheile, die man damit zu gewinnen sucht, *nicht* gewonnen werden.

Auſser diesem ordnete Tifan für jede wichtigere Klasse der Bürger eine besondere Erziehung an. Die Kinder der Landleute hatten, seiner Meinung nach, keiner künstlichen Bildung vonnöthen. Die Natur thut bey ihnen das beste. Die Verderbniſs der Sitten in einem Staate rührt niemahls von ihnen her. Alle Tugenden, deren sie vonnöthen haben, sind gewisser Maſsen die natürlichen Früchte ihrer Lebensart; und wenn sie nicht durch Härte und Unterdrückung boshaft gemacht, oder durch das böse Beyspiel der Städte angesteckt werden, sind sie mit den einfältigen aber gesunden Begriffen und Gesinnungen, die sie der Natur und dem Menschenverstand allein zu danken haben, die unschuldigsten Leute von der Welt. Ihre Unwissenheit selbst ist für sie ein Gut, weil sie eine nothwendige Bedingung der Tugenden ihres Standes und ihrer Zufriedenheit mit demselben ist. Entwickelte Begriffe, verfeinerte Empfindungen, fysische und mechanische Kenntnisse, oder eine gelehrte Theorie der Landwirthschaft, sind entweder gar nicht für sie gemacht, oder würden ihnen doch wenig nützen. Der junge Bauer kann die Regeln des Feldbaues und der ländlichen Wirthschaft von seinem Vater und Groſsvater besser lernen als von dem gelehrtesten Naturforscher; und ihm diese Regeln auf eine wissenschaftliche Art beyzubringen, wäre wenig weiser gehandelt, als wenn man ihm die Redekunst und die Logik lehren wollte, damit er sich ausdrücken und Schlüsse machen lerne. Diesen Begriffen zu Folge schränkte Tifan den Schulunterricht, der sich für das Landvolk schickt, auf die Kunst zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, auf die einfachsten Begriffe und Maximen der Religion und Sittlichkeit, und auf die Erklärung eines sehr vortrefflichen Kalenders ein, den er durch die Akademie der Wissenschaften für sie machen lieſs. Alles übrige was zu thun war, um die Landleute von ihrem Verhältniſs gegen den Staat, von ihren Gerechtsamen, und von ihren bürgerlichen sowohl als häuslichen Pflichten zu belehren, war dem Priester übertragen, mit welchem Tifan jedes Dorf versah. Dieser Priester stellte zugleich die erste obrigkeitliche Person des Dorfes vor, und war durch eine sehr genau bestimmte Vorschrift angewiesen, wie er sein zweyfaches Amt zu verwalten habe.

Was hingegen die Bewohner der Städte betrifft, welche durch ihre Lebensart und Bestimmung viel weiter als das Landvolk von dem ursprünglichen Stande der Natur entfernt werden, von diesen urtheilte Tifan, daſs sie überhaupt einen höhern Grad der Aufklärung, mehr Entwickelung, Verfeinerung und Polierung vonnöthen hätten. „Je gröſser die Anzahl der Menschen ist, (spricht er) die in einerley Ringmauern beysammen leben; je stärker die innerliche Gährung und der Zusammenstoſs ist, welche aus der Verschiedenheit ihrer Neigungen, Leidenschaften, Absichten und Vortheile entspringen müssen; je schwerer es ist, mitten unter so vielerley Dissonanzen die zum Wohl des Ganzen nöthige Harmonie zu erhalten; je leichter jede Art von Verderbniſs sich unter sie einschleicht, und je schneller sie durch die sittliche Ansteckung fortgepflanzt und bösartig gemacht wird: desto augenscheinlicher ist die Nothwendigkeit, die Erziehung in den Städten zu einem politischen Institut zu machen, und alles darin auf den groſsen Zweck zu richten, die städtische Jugend auſs sorgfältigste zu geselligen Menschen und zu guten Bürgern zu bilden.“ — Aus diesem Grunde machte der Unterricht in der Sittenlehre, und in der Verfassung, den Gesetzen und der Geschichte von Scheschian, den wesentlichsten Theil derjenigen Erziehung aus, welche allen jungen Bürgern gemein war: und obgleich die Art des Vortrags und die Grade der Ausführlichkeit des Unterrichts dem Unterschied der Stände und der künftigen Bestimmung angemessen waren; so wurde doch selbst bey der Jugend von den untern Klassen auf keinen geringern Zweck gearbeitet, als sie — zu eifrigen Liebhabern eines Vaterlandes, dessen gegenwärtiger Zustand sich dem Ideal der öffentlichen Glückseligkeit näherte — zu gehorsamen Befolgern einer Gesetzgebung, deren Weisheit ihrem Verstand einleuchtete — und zu willigen Beförderern des gemeinen Besten, mit welchem sie ihr eigenes unzertrennlich verbunden sahen, zu machen.

Auſserdem hielt Tifan für nöthig und anständig, daſs alle Bürger, zu welcher Klasse sie gehören möchten, in ihrer Muttersprache unterrichtet, und gelehrt würden, einige der besten Nazionalschriftsteller, die er zu diesem Ende für klassisch erklärte, mit Verstand und Geschmack zu lesen. Er urtheilte mit sehr gutem Fuge, daſs ein Volk, welches berechtiget seyn wolle, sich für besser als Samojeden und Kamtschadalen anzusehen, seine eigene Nazionalsprache richtig und zierlich zu reden gelernt haben müsse; und da die jungen Scheschianer das Glück hatten, keine fremde Sprache erlernen zu müssen, so war es um so viel leichter, von ihrer eigenen in einem Grade Meister zu werden, dessen sich, bey andern Völkern, sogar unter den Gelehrten nur die wenigsten rühmen können.

Vermöge eines zur Grundverfassung von Scheschian gehörigen Gesetzes blieben die Kinder ordentlicher Weise in der Hauptklasse ihres Vaters. Diese Hauptklassen waren auf sieben festgesetzt. Sie bestanden aus dem Adel oder den Nairen, den Gelehrten, den Künstlern, den Kaufleuten, den Handwerkern, dem Landvolke, und den Tagelöhnern; und jede der sechs erstern theilte sich wieder in verschiedne besondere: die letzte aber, welche Tifan als die vornehmste Werkstätte der Bevölkerung ansah, und deren Kinder, als dem Staate vorzüglich angehörig, *(wie schon gemeldet worden)* auf öffentliche Unkosten erzogen wurden, waren auf gewisse Weise von besagtem Gesetz ausgenommen. Der Adel, der sich wieder in den höhern und niedern theilte, konnte von dem Könige niemanden mitgetheilt werden. Wenn ein adeliches Geschlecht erlosch, so versammelten sich die Häupter aller übrigen, und erwählten aus der zweyten oder dritten Klasse den Mann, der sich durch die gröſsten Verdienste und den edelsten Karakter der Ehre, in ihren Orden aufgenommen zu werden, am würdigsten gezeigt hatte. Dieser ging dann sofort in die Klasse der Edeln über, und füllte die Lücke durch ein neues Geschlecht aus, welches, von dem Augenblicke seiner Aufnahme an, alle Rechte des Adels eben so vollständig genoſs, als ob es so alt als die Welt gewesen wäre. Hingegen hatte der König das Recht, an den Platz jedes erloschenen Stammes aus dem höhern Adel denjenigen aus dem niedern, den er für den Würdigsten achtete, eigenmächtig auszuwählen. Die Kinder aus den vier folgenden Hauptklassen waren nur in dem Falle einer erweislichen Untüchtigkeit zu den Bestimmungen ihrer Klasse, oder einer entschiedenen Neigung und Tüchtigkeit zu den Geschäften einer andern, von dem Gesetze losgezählt; und aus der sechsten Klasse war es, ohne ausdrückliche königliche Erlaubniſs (welche im Gesetz auf besondere Fälle eingeschränkt war) gar nicht erlaubt, in die zweyte, dritte oder vierte überzugehen. Und auf gleiche Weise waren auch die Heirathen aus einer Hauptklasse in die andere durch ein Grundgesetz, von welchem der König nur selten befreyen konnte, untersagt.

Da nun solcher Gestalt die Stände in diesem Reiche gehörig abgesondert waren — welches Tifan für unumgänglich nöthig hielt, wenn jeder den ihm eigenthümlichen Karakter unvermischt beybehalten sollte: so war eine nothwendige Folge hiervon, daſs auch jede Klasse ihre eigene Erziehung bekommen muſste.

Die Söhne aus der dritten, vierten und fünften erhielten die ihrige theils in dem väterlichen Hause, theils in den für sie angeordneten öffentlichen Schulen, theils bey den Meistern ihrer Profession, bey welchen sie sich auſserhalb ihres Geburtsortes, sechs Jahre lang, (vom sechzehnten an gerechnet) in derselben üben muſsten. Für die Kaufleute, Künstler und feinern Handarbeiter war überdieſs in allen gröſsern Städten des Reichs eine Art von Akademie angelegt, wo jeder die Theorie seiner Kunst, mit der wirklichen Ausübung verbunden, in möglichster Vollkommenheit und unter Anführung der erfahrensten Meister, zu erlernen Gelegenheit hatte. Aber die Besuchung dieser Akademie war vom Gesetze nur denjenigen als eine Schuldigkeit auferlegt, welche sich in einer von den Hauptstädten des Reichs niederlassen wollten.

Die Klasse der Gelehrten, oder, wie sie der Sinesische Übersetzer nennt, der Mandarinen, begriff wieder sechs besondere Ordnungen unter sich: die Akademisten, die Priester, die Schullehrer, die Ärzte, die Richter, Polizeyaufseher und andre obrigkeitliche Personen, und die Sachwalter. Die Ordnung, in welcher sie hier genannt werden, bestimmte in Scheschian ihren Rang. Diese sämmtlichen Abtheilungen genossen vom zehnten bis zum sechzehnten Jahre einer gemeinschaftlichen öffentlichen Erziehung in besonders dazu gestifteten Häusern, deren äuſserliche Einrichtung von denjenigen, worin die Pflegekinder des Königs und der Königin erzogen wurden, wenig unterschieden war. Jedes derselben hatte einen Akademisten, einen Priester und einen Arzt zu Oberaufsehern. Eine der vornehmsten Obliegenheiten dieser Aufseher war, die Gemüthsart, den Genie und das Maſs der Fähigkeiten der jungen Leute aufs genaueste zu erforschen. Ihre Wahrnehmungen darüber muſsten sie, mit eben so vieler Genauigkeit, als ob es atmosfärische oder astronomische Beobachtungen gewesen wären, von Tag zu Tag aufzeichnen, und daraus, zu Ende der beiden letzten Jahre, einen mit verschiedenen Probestücken begleiteten Bericht an den Statthalter der Provinz einsenden. Dieser setzte eine Kommission von sechs Akademisten zu Untersuchung derselben nieder; und nach dem Gutachten der letztern wurde jeder Jüngling in diejenige unter den sechs vorbenannten Ordnungen, zu welcher ihn Neigung und Fähigkeit vorzüglich bestimmten, und zugleich in diejenige höhere Schule versetzt, worin die besondere Ordnung, in welche er nun gehörte, zu ihrem künftigen Amte ausgebildet und vollkommen gemacht wurde.

In der Auswahl der künftigen Priester wurde vornehmlich auf diejenige glückliche Mischung des Temperaments gesehen, welche ihrem Besitzer eine vorzügliche Anlage zu Weisheit und Tugend giebt. Alle sehr feurige, unruhige, ruhmbegierige und unternehmende Geister, alle junge Leute von auſserordentlich lebhafter Empfindung und Einbildungskraft wurden von einem Stande ausgeschlossen, dessen wesentlichste Pflicht war, dem Volke mit dem Beyspiel untadeliger Sitten vorzuleuchten, und die Religion durch ihren Wandel ehrwürdig zu machen. Auf diesen Hauptzweck war ihre ganze Erziehung eingerichtet. Von den Wissenschaften, welche nicht unmittelbar weiser und besser machen, wurde ihnen nur so viel beygebracht, als vonnöthen war, um keine Verächter derselben zu seyn. Hingegen wurde auf die Bildung ihres Geschmacks besondere Aufmerksamkeit gewendet; denn Tifan behauptete, daſs ein feines und gelehrtes Gefühl des Schönen und Guten ein wesentliches Stück der Weisheit sey. Die Religion, zu deren besonderem Dienste sie in diesen Schulen vorbereitet wurden, war nicht mehr der alte armselige Affen-dienst der Scheschianer: es war diejenige, welche Dschengis ehmahls dem jungen Tifan eingeflöſst, und dieser zur Grundfeste seiner ganzen Gesetzgebung gemacht hatte. Da sie durchaus praktisch war, da alles Grübeln über die Natur des höchsten Wesens durch ein ausdrückliches Strafgesetz untersagt war: so machte sie auf einer Seite bloſs ein politisches Institut, und auf der andern eine Angelegenheit des Herzens aus; oder, mit andern Worten, es war bloſs darum zu thun, durch sie ein besserer Bürger, und ein glücklicherer Mensch zu werden, als man ohne sie hätte seyn können. Aus diesen Gesichtspunkten allein lehrte man die jungen Priester die Religion von Scheschian betrachten; und aus eben diesem Grunde machte die Moralfilosofie und das Studium der Gesetze die Hauptbeschäftigung ihrer Vorbereitungszeit aus.

Gleich sorgfältig wurden auch die Schullehrer in besondern für sie angeordneten Pflanzschulen zu ihrer künftigen Bestimmung zubereitet. Diejenigen, welche zu diesem Stande ausgewählt wurden, muſsten Beweise der gröſsten Fähigkeiten, eines scharfen Beobachtungsgeistes, einer groſsen Geschmeidigkeit der Seele, und eines edeln Herzens gegeben haben. Tifan glaubte, daſs man nur den vortrefflichsten Männern der Nazion die Sorge für den kostbarsten Schatz derselben anvertrauen könne. Aber eben darum machten sie auch eine der angesehensten Klassen aus, wurden nächst den Akademisten und Priestern als die vornehmsten Staatsbedienten betrachtet, waren für ihre Arbeit reichlich belohnt, und genossen, wenn sie dem Staate fünf und zwanzig Jahre lang gedient hatten, für ihr übriges Leben einer zwar nicht ganz unbeschäftigten, aber doch ruhigen und mit groſsem Ansehen verknüpften Unabhängigkeit. Diejenigen, welche man einem so wichtigen Stande widmete, wurden, von ihrem sechzehnten Jahr an, zehn Jahre lang in allen Wissenschaften, die zu einer vollständigen Kenntniſs des Menschen gehören, und in allen nur möglichen Fertigkeiten, wodurch sie zu ihrem Amte geschickter gemacht werden konnten, geübt. Sie waren überhaupt in zwey Ordnungen abgetheilt, in die Lehrer der niedern und in die Lehrer der höhern Schulen; und für jede Ordnung waren in jeder Provinz besondere Vorbereitungsanstalten.

Da Tifan sich eine so groſse Angelegenheit daraus machte, jeder wichtigern Klasse von Bürgern, und besonders denjenigen, welche zur Verwaltung ihres Amtes einen gelehrten Unterricht in den Wissenschaften oder in den Gesetzen von Scheschian vonnöthen hatten, ihre eigene Erziehung zu geben: so stellt man sich leicht vor, daſs er für die Erziehung des jungen Adels nicht weniger Sorge getragen haben werde. Die Adelichen in Scheschian besaſsen nicht nur den gröſsten Theil der Ländereyen eigenthümlich, wiewohl ohne Gerichtsbarkeit: sondern ihre ehmahls sehr übertriebenen, unter Azorn und Isfandiarn aber nach und nach unendlich verminderten Vorzüge waren durch Tifans Gesetzgebung wieder zu einem solchen Glanze hergestellt worden, daſs sie nun, sowohl durch ihren Reichthum als durch ihre Vorrechte, die ansehnlichste Kaste im Staate ausmachten. Auſser dem wesentlichen Antheil, der ihnen an der Garantie der Gesetze und Nazionalrechte zukam, hatte der hohe Adel in Scheschian, der aus den ältesten und begütertsten Familien bestand, ein angebornes Recht an alle obersten Staats- und Kriegsbedienungen. Der König erwählte zwar dazu wen er wollte; aber das Gesetz verband ihn, aus dem Adel zu wählen. So vorzügliche Rechte konnten, nach den Begriffen unsers Gesetzgebers, nicht anders als mit eben so groſsen Pflichten verbunden seyn. Weil die Edeln in Scheschian die reichste Klasse ausmachten, so trugen sie auch zu den Bedürfnissen des Staats am meisten bey; und weil sie die vornehmsten Gehülfen des Königes in der Regierung waren, so muſsten sie auch die Geschicklichkeiten und die Tugenden besitzen, die eine so edle Bestimmung voraussetzt. Tifan fand daſs es etwas mit dem Besten des Staats ganz unverträgliches wäre, dem freyen Belieben der Edelleute zu überlassen, ob sie müſsig gehen, oder sich nützlich beschäftigen; — ob sie rohe Verächter der Wissenschaften, deren Werth sie nicht verstehen, und anmaſsliche Despoten der schönen Künste, deren erste Grundbegriffe ihnen fremde sind, — oder aufgeklärte Freunde und Kenner der einen und der andern; ob sie ungeschliffen und ausgelassen in ihren Sitten, verdorben in ihren Grundsätzen, anstöſsig und übelthätig in ihren Handlungen, — oder ob sie tugendhafte, nach groſsen Grundsätzen handelnde Patrioten und Menschenfreunde seyn; — mit Einem Wort, ob sie, ihrem innern Werthe nach, die verächtlichste, oder, ihrer Bestimmung gemäſs, die schätzbarste Klasse des Reichs vorstellen wollten. Er glaubte, verzehren was andre arbeiten, sey kein genugsames Verdienst um den Staat; und es sey widersinnig, mit einer niedrigen Seele an den Ruhm und die Rechte edler Voreltern Anspruch machen, und unerträglich, wenn ein verdienstloser Mensch, bloſs um eines von ungefähr ihm zugefallnen adelichen Nahmens willen, auf die nützlichen und an innerlichem Werth edlen Glieder des Staats verächtlich herab zu sehen sich berechtigt hält. Um den Adel von Scheschian vor einer so schimpflichen Ausartung zu verwahren, um ihn wirklich zu dem was er seyn sollte zu bilden, ordnete Tifan für die adeliche Jugend seines Reichs eine öffentliche Erziehung an, bey welcher die Mittel, die zu ihrer Vervollkommnung angewandt wurden, den ganzen Umfang seines groſsen Zweckes umfaſsten. Nicht Sklaven, aber zuverlässige Stützen des Throns, weise Vorsteher der Nazion, muthige Vertheidiger ihrer Ruhe und standhafte Vertreter ihrer Rechte, voll edlen Gefühls ihrer Unabhängigkeit gegen alle Anmaſsungen einer willkührlichen Gewalt, aber gehorsam gegen die Gesetze; unfähig eine Unwahrheit zu sagen oder eine Niederträchtigkeit zu thun, groſsmüthig und bescheiden in Verwendung ihres Vermögens, aber Verächter des Reichthums der ein Sold der Knechtschaft und des geschmeidigen Lasters ist, und stolz auf eine Armuth, welche durch den Schatten, den sie auf die Tugend wirft, den Glanz derselben mehr erhebt als verdunkelt; Beförderer aller nützlichen Künste, aber vorzüglich geborne Beschützer des Ackerbaues, dem sie ihre eigene Unabhängigkeit zu danken haben; mit Einem Worte, Vorbilder der übrigen Stände in jeder Tugend des geselligen und bürgerlichen Lebens, und geschickt, die Vorzüge ihres Standes, wofern sie ihnen nicht angeerbt gewesen wären, durch persönliche Verdienste zu erwerben: -- dieſs sollten die Edeln von Scheschian seyn, und dieſs wurden sie durch Tifans weise Veranstaltung. Die Schulen, in welchen sie erzogen wurden, standen unter der unmittelbaren Aufsicht des Königs und der Reichsstände. Die geschicktesten Akademisten wurden zu ihren Lehrern und Aufsehern bestellt. Nichts was den Körper, den Geist und das Herz vervollkommnen kann, wurde in ihrer Erziehung verabsäumt. Sie fing sich mit dem fünften Jahre des Alters an, und endigte sich erst mit dem ein und zwanzigsten. Kein Sohn eines Scheschianischen Edeln war einiger Beförderung fähig, der diese öffentliche Erziehung nicht genossen hatte. In den fünf letzten Jahren derselben muſsten dem Könige von Zeit zu Zeit die Beobachtungen der Aufseher über die Fähigkeiten und Sitten ihrer Untergebenen, und Proben ihres Fleiſses eingeschickt werden. Alle Jahre wurden diejenigen, deren Zubereitungszeit verflossen war, dem Könige vorgestellt. Er behielt die vorzüglichsten an seinem Hofe, und die übrigen wurden, jeder in seiner Provinz, stufenweise zu den Geschäften und Ehrenstellen, die ihrem Stande zukamen, befördert.

Itimadulet, sagte Schach-Gebal, was mir an den Erziehungsanstalten deines Tifan am besten gefällt, ist die Anordnung dieser mit wirklichen Proben belegten Berichte über die Talente und Sitten der jungen Leute von den höhern Klassen. Auf diese Weise blieb ihm kein guter Kopf, kein vorzüglicher Karakter in seinem ganzen Reiche unbekannt. Er war nicht in dem Falle, worin wir andern uns zu befinden pflegen, seine Leute aus einem Glückstopfe ziehen zu müssen, wie du neulich sagtest. Sein Staat glich einer künstlichen Maschine, von deren Wirkung der Meister gewiſs ist, weil er weiſs, daſs er seine Federn, Hebel, Räder, Schrauben und wie alle die Dinge heiſsen, jedes an seinen Platz gestellt hat. Ich denke, Freund Danischmend, diese Kunst sollte sich ihm ablernen lassen — denn wir wollen uns nicht zu weise dünken, von einem solchen Meister zu lernen.

Unstreitig, erwiederte der neue Itimadulet, sind unter seinen Verordnungen und Anstalten manche, wovon sich auch in den Staaten des Sultans meines Herren guter Gebrauch machen lieſse; zum Beyspiel (setzte er mit einer halb ironischen Miene hinzu) die vortreffliche Art, wie er Scheschian von dem schädlichen Ungeziefer, den Ya-faou —

Aber bey allem dem, fiel Gebal plötzlich ein, muſs diese treffliche Kunstmaschine, deren Lob ich so eben aus vollem Herzen anstimmte, irgend einen verborgenen Kapitalfehler gehabt haben, daſs sie, wie du schon mehr als Einmahl etwas voreilig zu verstehen gegeben hast, in so kurzer Zeit ins Stocken gerieth, und endlich gar so gänzlich zu Grunde ging, daſs weder Tifan noch sein Reich unsern Universalhistorikern auch nur dem Nahmen nach bekannt ist.

In der That, versetzte Danischmend, war es, wie Ihre Hoheit sagen, etwas voreilig von mir —

„Hat nichts zu bedeuten, Herr Danischmend! Im Gegentheil, du hast mir einen Gefallen gethan, mich auf diesen Punkt aufmerksam zu machen. Ich glaube nun deinen Tifan und seine Gesetzgebung mit seiner ganzen Art zu regieren so gut zu kennen als — meine eignen Angelegenheiten.“ —

Das mag wohl seyn! dachte Danischmend, mit einem Seufzer, den er noch zu rechter Zeit in einen kleinen Husten verwandelte.

— Seine Staatseinrichtung, wie gesagt, ist ein Meisterwerk, fuhr der Sultan fort: aber, ohne mir selbst ein Kompliment zu machen, ich hatte eine Art von Ahndung, daſs sie von keiner langen Dauer seyn könnte. Indessen muſs es doch die Mühe verlohnen, von dir zu hören wie es damit zuging, und dieſs ist, unter uns gesagt, das Einzige, was mich an deiner Geschichte von Scheschian noch interessieren kann. Richte dich also darauf ein, Itimadulet, wenn ich dich wieder rufen lasse, meine Neugier hierüber zu befriedigen.

16.

Es ist ein trauriges Loos aller guten Dinge in der Welt, fing Danischmend an, als er nach einigen Tagen wieder an das Bette Seiner Hoheit gerufen wurde, daſs sie unter den Händen der Menschen nicht lange unbeschädigt und unverdorben bleiben können. Leider gilt dieſs von Gesetzgebungen, Staatsverfassungen und Regierungen ganz vorzüglich. Wie vollkommen auch die gesetzmäſsige Verfassung eines Staats seyn mag, bey der Vollziehung kommt alles auf die Beschaffenheit der Menschen an, in deren Händen die Gewalt ist, welche der Staat dem Fürsten, und der Fürst wieder theilweise denen, die ihm regieren helfen sollen, anzuvertrauen genöthigt ist. Wie angelegen lieſs sich's nicht der gute Tifan seyn, seiner Gesetzgebung eben dadurch die Krone der Vollkommenheit aufzusetzen, daſs er ihr die möglichste Dauerhaftigkeit zu geben suchte! Eben darum, weil er einsah, wie sehr alles auf die sittliche Beschaffenheit der Regierten sowohl als der Regierenden ankommt, machte er die moralische Bildung der Scheschianer zum Hauptzweck seiner Erziehungsanstalten, und die Erhaltung der Sitten in der möglichsten Lauterkeit zum Augenmerk aller seiner Verordnungen. Aber eben darum, weil es unmöglich ist unter einem groſsen Volke die Sitten lange unverdorben zu erhalten, konnt' er mit aller seiner Vorsicht mehr nicht bewirken, als daſs es mit der sittlichen Verderbniſs seines Volkes langsamer zuging, und also der Zeitpunkt des politischen Todes, welchem sich jeder Staat mit immer zunehmender Geschwindigkeit nähert, von dem seinigen etwas weiter entfernt wurde, als es ohne seine Vorkehrungen geschehen wäre.

Ohne Zweifel liegt diese Tendenz zum schlechter werden so tief in der menschlichen Natur, daſs ihre Wirkung durch keine menschliche Veranstaltung gänzlich aufgehoben werden kann. Auf diesen Punkt scheint der gute Tifan zu wenig Rücksicht genommen, und überhaupt den Menschen, die er (ohne sich dessen vielleicht bewuſst zu seyn) zu viel nach seinem eigenen Herzen beurtheilte, bey aller seiner Vorsicht, noch immer mehr Gutes zugetraut zu haben, als er mit Recht erwarten konnte: und dieser Umstand ist vielleicht allein der Grund, warum einige seiner Gesetze den Keim ihrer Verderbniſs bereits in sich trugen, und die Entwicklung desselben unvermerkt beförderten. So hatte er, zum Beyspiel, in der besten Absicht von der Welt die Scheschianische Priesterschaft, um sie zu veredeln und dem Staate nützlich zu machen, zu öffentlichen Lehrern des Gesetzbuches bestellt, und zu diesem Endzweck alle nur ersinnliche Sorge getragen, sie zu vortrefflichen Menschen und guten Bürgern zu bilden. Aber, was er nicht vorher gesehen hatte, war, daſs er gerade dadurch diesem Stand ein Ansehen und einen Einfluſs verschaffte, dessen sich in der Folge — wenn die Sitten nach und nach schlaffer geworden seyn, und die Gesetze also einen Theil der Kraft, die sie von jenen erhalten, verloren haben würden — ehrgeitzige und heuchlerische Menschen bedienen würden, selbstsüchtige Plane zum Nachtheil des Staats durchzusetzen. Aus einer ähnlichen Ursache hatte er, wiewohl Anfangs eine gänzliche Umschaffung der Scheschianischen Landesverfassung zu seiner groſsen Absicht nöthig schien, den erblichen Adel als eine besondere Klasse von Staatsbürgern beybehalten, und ihn nicht nur im Besitz eines Theils seiner ehmahligen Vorzüge gelassen, sondern ihn noch durch das ausschlieſsliche Recht an die obersten Staats- und Kriegsbedienungen so hoch über alle übrige Klassen erhoben, daſs es kaum begreiflich ist, wie Tifan die künftigen Folgen einer so auffallenden Ungleichheit sich selbst habe verbergen können. Was auch immer über diesen Punkt zu seiner Rechtfertigung oder Entschuldigung gesagt werden könnte, gewiſs ist, daſs dieſs einer der gröſsten Fehler seiner Gesetzgebung war, und vielleicht mehr als alle übrige zum Untergang derselben beytrug. Denn wie konnte er erwarten, daſs ein Volk, das durch eben diese Staatseinrichtung zu der höchsten Stufe der Ausbildung, deren die Menschheit fähig scheint, gelangen muſste, ein so unbilliges Vorrecht einer verhältniſsmäſsig kleinen Anzahl in die Länge dulden, oder daſs diejenigen, die im Besitz desselben waren, sich dessen gutwillig begeben würden?

Endlich ist nicht zu läugnen, daſs Tifan, wiewohl es sein ernstlicher Wille war, sich selbst und seinen Nachfolgern die Freyheit Böses zu thun so viel möglich zu entziehen, dennoch durch Betrachtungen, an welchen sein Herz mehr Antheil hatte als seine Vorsicht, sich verleiten lieſs, den Königen von Scheschian eine gröſsere Macht einzuräumen, als mit der Sicherheit seiner Gesetzgebung, von welcher doch die Sicherheit seines Volkes abhing, in die Länge bestehen konnte.

Wie meinst du das, Freund Danischmend? fragte Schach-Gebal mit einem bedenklichen Zucken der Augenbraunen.

„Ich will damit so viel sagen: Als Tifan sich und seinen Thronfolgern das Vermögen auch willkührlich viel Gutes zu thun nicht entziehen wollte, und diesem zu Folge der Krone ein unabhängiges jährliches Einkommen von zehen Millionen Unzen Silbers zueignete, worüber der König nach seinem Belieben schalten konnte; so geschah es unstreitig aus dem löblichsten Bewegungsgrund, und konnte, so lange sein Geist auf seine Nachfolger forterbte, dem Staate nicht anders als erſprieſslich seyn. Nur scheint er vergessen zu haben, daſs eine groſse willkührliche Macht Gutes zu thun ihrem Besitzer nothwendiger Weise auch eine eben so groſse Macht Böses zu thun ertheilt; und daſs also alle Könige nach ihm lauter Tifane gewesen seyn müſsten, wenn dieser Theil seiner Anordnungen nicht zu verderblichen Miſsbräuchen Anlaſs und Mittel hätte geben sollen.“

Was du da sagst, Itimadulet, gilt wohl von der ganzen Gesetzgebung und Staatsverwaltung deines Tifan. Augenscheinlich war alles auf seine persönliche Denk- und Sinnesart berechnet. Die Scheschianer, um das zu bleiben was er aus ihnen machte, hätten immer einen Tifan an ihrer Spitze haben müssen. Wie konnte er so übermäſsig bescheiden seyn, so etwas als möglich vorauszusetzen?

In der That, versetzte Danischmend, glaubte er durch die äuſserst sorgfältige Erziehung, welcher die künftigen Thronfolger nach dem Gesetz unterworfen seyn sollten, sein möglichstes gethan zu haben, um seinem Reich eine lange Folge eben so guter Könige, als er selbst war, zu versichern. Aber auch dieſs hing doch gänzlich von der Beschaffenheit derjenigen ab, denen die Vollziehung dieses wichtigsten Theils seiner Gesetzgebung anvertraut werden muſste. Es läſst sich kaum denken, daſs er alles dieſs, und was daraus folgt, nicht vorher gesehen haben sollte. Aber vermuthlich war seine Meinung auch nur, selbst das möglichste Gute zu schaffen, und, nachdem er alle Vorsicht, deren ein weder unfehlbares noch allvermögendes Wesen fähig war, für die Zukunft angewandt hatte, es nun dem Schicksal zu überlassen, wie lange sein Werk, und die Bewegung die er ihm einmahl gegeben hatte, dauern würde. Zum Unglück für Scheschian blieb der eben so weise als gute, und eben so thätige als weise Tifan, der (wie Ihre Hoheit so richtig urtheilten) gleich dem Fönix der Fabel in jedem seiner Nachfolger wieder hätte aufleben müssen —

Ich bedanke mich in Parenthesi für die Verschönerung meiner Anmerkung, sagte der Sultan mit einem etwas zweydeutigen Lächeln.

— unter zwey und zwanzig Königen, aus welchen die Tifanische Dynastie bestand, der einzige in seiner Art; seinen Sohn Temor ausgenommen, der unter der langen Regierung seines Vaters Zeit genug gehabt hatte sich zu überzeugen, daſs er, wenn die Reihe dereinst an ihn käme, gegen die Gewohnheit der Thronfolger, nichts besseres thun könne, als sich so zu betragen, daſs die Scheschianer noch immer von Tifan regiert zu werden glauben möchten. Dieser Temor würde, seiner vortrefflichen Erziehung ungeachtet, in einer Epoke wie jene, worin sein Vater einen so groſsen Karakter entfaltet hatte, nur eine mittelmäſsige Rolle gespielt haben: in den glücklichen Umständen hingegen, worin er den Thron bestieg, war er gerade deſswegen, weil er funfzig Jahre lang Tifans bester Unterthan gewesen war, der würdigste Nachfolger dieses groſsen Königs. Allein mit ihm endigte sich auch das wirkliche goldne Alter der Scheschianer. Nach einer dreyſsigjährigen Regierung hinterlieſs Sultan Temor den Thron seinem Sohne Turkan, der das Feuer des Geistes, den Muth und die Thätigkeit seines Groſsvaters geerbt zu haben schien, aber, da ihm sowohl die Anlage zu den sanftern Tugenden, als der Vortheil, von einem Dschengis in der Dunkelheit des Privatstandes erzogen zu seyn, mangelte, eben darum weil er nur zur Hälfte Tifan war, der glücklichen Verfassung seines Vaterlandes die erste Wunde schlug. Nach den Versuchen zu urtheilen, die er in den ersten Jahren seiner Regierung machte, die Reichsstände zu verschiedenen Änderungen in den Gesetzen Tifans zu bewegen, — Änderungen, welche unter dem Anschein des gemeinen Besten die Macht der Krone beträchtlich vermehrt haben würden, — hätte sein unruhiger Geist sich schwerlich an dem bescheidenen Ruhme seines Vaters begnügt, wenn ihm ein langwieriger Krieg mit dem Könige von Katay nicht einen andern Tummelplatz eröffnet hätte. Er hörte sich zwar gern den zweyten Tifan nennen; aber er wollte es auf seine eigene Art seyn —

Was du ihm doch nicht übel nehmen wirst? fiel Schach-Gebal ein —

„Ich nicht; aber die Scheschianer hatten gegen diese eigene Art manches einzuwenden.“

Danischmend mein Freund, von einem Itimadulet sollte man billig erwarten, daſs er das Volk besser kennen müſste, um aus diesem Umstand etwas zum Nachtheil Turkans zu folgern. Deine Scheschianer machten es, denke ich, wie alle ihres gleichen wenn es ihnen zu wohl geht: sie wurden übermüthig.

Sire, erwiederte Danischmend, wofern dieſs der Fall war, so lieſs es Turkan nicht an sich fehlen, den Exceſs ihres Wohlbefindens nach Möglichkeit zu mäſsigen. Denn er führte Krieg beynahe seine ganze Regierungszeit durch, und Scheschian hatte den ganzen Wohlstand vonnöthen, der die Frucht einer achtzigjährigen Ruhe unter der besten Staatsverwaltung war, um von den Folgen seiner glänzenden Unternehmungen nicht zu Boden gedrückt zu werden. Katay war damahls nach Scheschian das mächtigste Reich im Osten: es besaſs, wie jenes, einen groſsen Überfluſs an den kostbarsten Naturgütern; aber seiner innern Verfassung nach stand es weit hinter jenem zurück, und der groſse Handelsverkehr, der zwischen beiden Völkern vorwaltete, war gänzlich zum Vortheil der Scheschianer. Übrigens konnte man diesen Krieg in so fern gerecht auf Seiten der Scheschianer nennen, als die erste Veranlassung nicht von ihnen herrührte: aber wahrscheinlich würde Tifan an dem Platze seines Enkels Mittel gefunden haben, auf eine oder andere Weise den Ausbruch desselben zu verhüten.

Herr Danischmend, fiel der Sultan ein, wenn der Hof von Katay die Gelegenheit gegeben hatte, so erforderte doch wohl die Ehre der Scheschianischen Krone eine Beleidigung nicht ungestraft hingehen zu lassen? Aber worin bestand denn die Beleidigung?

„Eine von den Tatarischen Horden, die unter dem Schutze des Königs von Katay standen, hatte eine Scheschianische Karawane geplündert. Turkan forderte im Nahmen seiner Unterthanen Genugthuung; der Hof von Katay zögerte; Turkan erneuerte seine Forderungen mit Hitze und Stolz, und da er immer kältere Antworten erhielt, so eilte er (in der That viel rascher als er gethan haben würde wenn es ihm um Beybehaltung des Friedens zu thun gewesen wäre) seinen nicht weniger stolzen Nachbar die Überlegenheit seiner Macht auf die nachdrücklichste Art fühlen zu lassen. Nach der Grundverfassung des Reichs konnte der König keinen Krieg ohne Einstimmung der Nazion unternehmen. Aber dieſsmahl fand Turkan eine groſse Mehrheit derselben willig, seinen Antrag aus allen Kräften zu unterstützen: das Volk, weil es die erlittene Beleidigung um so höher empfand, je lebhafter es seine Vorzüge über die Katayer fühlte; und den Adel, weil ein groſser Theil desselben sich Ruhm, Ehrenstellen, und andere ansehnliche Vortheile von dieser Gelegenheit versprach. Der Krieg wurde also beschlossen, und die in Feuer gesetzten Scheschianer beeiferten sich, ihren jungen König, der an der Spitze seines Heers die Miene hatte einem gewissen Sieg entgegen zu eilen, durch Verdoppelung der gewöhnlichen Kriegsmacht und freudige Bewilligung auſserordentlicher Beyträge so lange zu unterstützen, bis er den gedemüthigten Feind zu einem rühmlichen Frieden gezwungen haben würde. Dieser würde auch vermuthlich in wenigen Feldzügen erhalten worden seyn, wenn Turkan und sein Volk sich der Vortheile, die ihnen das Glück Anfangs zuwandte, mit etwas mehr Mäſsigung hätten bedienen wollen. Aber kaum hatte ihnen der erste Sieg einen Theil der feindlichen Grenzen unterworfen, so mischte sich schon die Eroberungssucht ins Spiel; und eine der schönsten Provinzen des Katayschen Reichs, welche Turkan dem seinigen einzuverleiben beschlossen hatte, und die er wechselsweise bald einnahm bald wieder verlor, blieb nicht nur das Ziel eines Krieges, der mit abwechselndem Glücke beynahe seine ganze Regierung durch währte, sondern auch, nachdem sie ihm abgetreten worden war, auf lange Zeit die Quelle eines unversöhnlichen Hasses und oft erneuerter Fehden zwischen den Königen von Katay und Scheschian.

„Turkan genoſs die Ruhe nicht lange, die er seinem erschöpften Volk endlich wieder verschafft hatte. Von seinen vier Söhnen waren drey auf dem Bette der Ehre gestorben; und so folgte ihm Akbar, der jüngste, in einem Alter, worin es, selbst bey einer Erziehung wie die Scheschianischen Königssöhne erhielten, schwer ist, ein groſses Volk — und noch schwerer sich selbst zu regieren."

Keine Satiren mehr, Herr Danischmend! unterbrach der Sultan den Erzähler abermahls: vergiſs nicht, daſs mich nach dem Ende deiner Erzählung verlangt —

Wenn dieſs ist, sagte Danischmend, dem die sonderbare Laune seines Herren aufzufallen anfing, so verdient Sultan Akbar Dank; denn seine Regierung war ein starker Schritt, wo nicht zum Ende der Geschichte von Scheschian, wenigstens zu einer Abänderung seiner Verfassung, die dasselbe nicht wenig beschleunigte. Akbar liebte die Künste, die nur im Frieden gedeihen, nicht weniger leidenschaftlich, als sein Vater die kriegerischen geliebt hatte: aber er begnügte sich nicht, die Spuren der Verwüstungen eines langwierigen Krieges in seinem Reich auszulöschen und dessen ehmahligen Wohlstand wieder herzustellen. Er wollte noch mehr thun als Tifan und Temor, und wurde nicht gewahr, daſs er, während er sich überredete den höchsten Flor des Reichs zum einzigen Augenmerk zu haben, bloſs für seine Lieblingsleidenschaften arbeitete. Von lauter Künstlern und Virtuosen, Kennern und Dilettanten umgeben, deren Interesse war seine Leidenschaft vielmehr anzufeuern als zu mäſsigen, hörte er in seinem ganzen Leben nichts was ihn aus dieser süſsen Täuschung hätte wecken können. Azor, Lili und Alabanda selbst blieben in allem, was sie für die schönen Künste thaten, weit hinter ihm zurück: denn man muſste ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daſs er sie nicht, nach Gewohnheit der meisten Fürsten, zu bloſsen Sklaven seines Vergnügens herab würdigte, sondern sie um ihrer selbst willen liebte, und nur an der Vollkommenheit ihrer Werke Vergnügen fand. Auch darüber hatte sich keine zu beklagen, daſs er sie etwa aus Vorliebe zu einer andern vernachlässige; jede schien vielmehr berechtigt sich für die vorzüglich begünstigte zu halten. Indessen war doch gewiſs, daſs die Baukunst, weil sie mit seiner Liebe zum Schönen zugleich seine Prachtliebe und Eitelkeit am meisten befriedigte, den ersten Rang in seiner Zuneigung behauptete; wenigstens konnte man nicht anders urtheilen, wenn man die Menge und Herrlichkeit aller Arten von öffentlichen Gebäuden sah, womit er die Residenz Scheschian und alle Hauptstädte seiner Provinzen angefüllt hatte. Natürlich reichten die Einkünfte der königlichen Domänen, so groſs sie auch waren, bey weitem nicht zu, eine so kostbare und unersättliche Leidenschaft zu befriedigen: und kaum fühlte man diese Unzulänglichkeit, so entstand eben so natürlich das Verlangen ihr abzuhelſen. Das kürzeste Mittel war, einen kleinen Bruch in das Gesetzbuch Tiſans zu machen, und Seiner Hoheit nicht nur die willkührliche Verwaltung des öffentlichen Schatzes, sondern auch die Macht nach Gutdünken neue Zuflüsse in denselben zu leiten, auf eine gute Art in die Hände zu spielen. Die Sache lag dem guten Akbar zu sehr am Herzen, als daſs sich unter den Kunstliebhabern, von welchen sein Hof wimmelte, nicht gar bald einer gefunden hätte, der sein Haupt nicht eher zur Ruhe legte, bis er ein wohl berechnetes Plänchen, wie das alles am sichersten zu bewerkstelligen wäre, ausgearbeitet hatte. Alles kam darauf an, den Adel und die Priesterschaft dahin zu bringen, daſs sie sich, gegen eine billige Entschädigung, eine so ungeheure Ausdehnung der königlichen Gewalt gefallen lieſsen. Denn diese beiden muſsten schlechterdings gewonnen werden: der Adel, wegen des entscheidenden Einflusses, den ihm die Staatsverfaſsung gab; die Priesterschaft, weil sie unmittelbarer auf das Volk wirkte und durch ihr Ansehen alles über dasselbe vermochte. Beides hatte groſse Schwierigkeiten, wofern Akbar versucht worden wäre seine Absichten durch gewaltsame

Mittel erreichen zu wollen: aber beide Stände konnte man zu gewinnen hoffen, wenn man ihre Mitwirkung unter keiner andern Bedingung verlangte, als in so fern sie ihnen selbst vortheilhafter wäre als die Anhänglichkeit an die Tifanische Konstituzion. In dieser Rücksicht glaubte man von den zehen Millionen Unzen Silbers, die der König aus seinen unabhängigen Domänen zog, keinen nützlichern Gebrauch machen zu können, als daſs man sie zu Hebung der Skrupel verwendete, welche sich natürlicher Weise beym Antrag einer so wesentlichen Verschlimmerung der beschwornen Staatsverfassung in dem zarten Gewissen derjenigen erheben muſsten, deren erste Pflicht die Erhaltung dieser Verfassung war. In der That hätten beide Stände eines höhern Grades von Uneigennützigkeit, als man von gewöhnlichen Menschen erwarten darf, vonnöthen gehabt, wenn sie eine so günstige Gelegenheit hätten versäumen sollen, — die einen, ihre durch den letzten Krieg und durch die Nachahmung der Kunst- und Prachtliebe des jungen Königs erschöpften Finanzen wieder herzustellen, — die andern, welche sich seit Tifans Zeiten mit sehr spärlich zugemeſsnen Einkünften behelfen muſsten, die ihrigen zu verbessern und ihren Wünschen so viel möglich gleich zu machen. Man trat also in aller Stille mit den vornehmsten Gliedern des

Ausschusses der Reichsstände in geheime Unterhandlungen; die Herren machten ihre Bedingungen; man wurde des Handels eins. Aber, was der Hof als den ersten Präliminarpunkt zugestehen muſste, war: Daſs es, um die Nazion nicht zu sehr zu erschrecken, schlechterdings nöthig sey, die alte Form der Verfassung beyzubehalten, und sich vor der Hand an der unbegrenzten Bereitwilligkeit der Stände, dem König alles was er verlangen würde zu bewilligen, um so mehr zu begnügen, da die zugleich stillschweigend ertheilte Freyheit, den Staat mit so viel Schulden zu belasten, als die väterliche Sorge Seiner Hoheit für den möglichsten Flor desselben bey Gelegenheit etwa für nöthig erachten möchte, die zu Dero gnädigstem Befehl stehenden Summen nach Gutbefinden duplieren und triplieren konnte.

Die edeln und ehrwürdigen Patrioten, mit welchen dieser geheime Traktat geschlossen wurde, nahmen es auf sich, ihre übrigen Kollegen, unter den zugestandenen Bedingungen, auf ihre Seite zu bringen, und fanden weniger Widerstand als sie sich selbst vorgestellt hatten: so viel hatten bereits seit Tifans Zeiten die Sitten an ihrer Einfalt und die Gesetze an ihrer Energie verloren!

Akba berief nun die Stände, um, wie er sagte, über die gegenwärtige Lage und

Bedürfnisse des Vaterlandes sich mit ihnen zu berathen. Der Friede, hieſs es in der königlichen Rede vom Throne, habe zwar, zu groſser Freude Seines väterlichen Herzens, alle Quellen des gemeinen Wohlstandes wieder reichlicher als jemahls flieſsen gemacht: aber die gänzliche Ausheilung aller Wunden, die ein beynahe zwanzigjähriger Krieg dem Staate geschlagen habe, und sowohl die Sicherstellung desselben gegen seine natürlichen Feinde, die nur durch eine entschiedene Überlegenheit von neuen Unternehmungen abgeschreckt werden könnten, als die Erhaltung der so theuer errungenen Früchte des Sieges, machten mehr als gewöhnliche, wiewohl die Kräfte der Nazion nicht übersteigende Anstrengungen vonnöthen; zu welchen Seine Hoheit Ihre getreuen Stände um so bereitwilliger zu finden hofften, da Sie es ihrer Weisheit gänzlich überlieſsen, für die nöthige Vermehrung der Staatseinkünfte durch solche Mittel und Wege zu sorgen, die den Unterthanen, besonders der ehrwürdigen Klasse der Landleute, die wenigste Beschwerde verursachen würden.

Die Stände blieben Seiner Hoheit in ihrer Antwort nichts schuldig: denn wiewohl der Geist der Zeiten Tifans von Scheschian gewichen war, so hatte man doch die Sprache derselben beybehalten; und der Kanzleystyl jener Zeit blieb immer eben derselbe, auch nachdem es so weit gekommen war, daſs man durch die wechselseitigen Komplimente, die der König dem Volke, und die Repräsentanten des Volkes dem Könige machten, des öffentlichen Elendes nur zu spotten schien. Seine getreuen Stände fühlten sich unvermögend, sagten sie, einem so huldreichen und so unermüdet für das Glück Seiner Völker arbeitenden Monarchen den ganzen Umfang des Vertrauens und der Anhänglichkeit, wovon sie durchdrungen wären, zu beweisen. Was könnten sie, um nicht gar zu weit hinter ihrer Pflicht zurück zu bleiben, weniger thun, als den Beschluſs fassen, Sein Vermögen Gutes zu thun Seiner grenzenlosen Thätigkeit gleich zu machen? — Diesem zu Folge übertrugen sie ihm volle Machtgewalt, über die Verwendung des öffentlichen Schatzes eben so unbeschränkt zu gebieten als über seine eigene Kasse; und um den groſsmüthigsten der Fürsten in den Stand zu setzen, seinen wohlthätigen Wünschen einen desto freyern Spielraum zu geben, ordneten sie verschiedene neue Abgaben an, wovon man zwar seit mehr als hundert Jahren in Scheschian nichts gewuſst hatte, die sich aber um so leichter rechtfertigen lieſsen, da das Reich durch die natürlichen Folgen der Tifanischen Einrichtungen sich augenscheinlich auf einer Stufe von allgemeinem Wohlstand befand, der eine nahmhafte Vermehrung der Staatseinkünfte ohne merkliche Bedrückung des Volkes möglich und zulässig zu machen schien. Dagegen bewies aber auch Sultan Akbar seine Dankbarkeit für das in ihn gesetzte Vertrauen durch die schönsten — Versprechungen: und als eine thätige Probe seines guten Willens gab er sogleich zwey Gesetze, wovon das eine den Adel, zu einiger Entschädigung für die groſsen Opfer, die er dem Staat in dem Katayschen Kriege gebracht hatte, auf eine unbestimmte Zeit von allen Abgaben befreyte; das andere den Verdiensten des Priesterthums, durch verhältniſsmäſsige Erhöhung des Einkommens der verschiedenen Priesterklassen und Stiftung einer Anzahl neuer reich begabter Tempel und Ordenshäuser, gebührende Gerechtigkeit widerfahren lieſs.

Vortrefflich! rief Schach-Gebal: das konnt' ich mir voraus vorstellen, daſs die Herren die Baulust meines guten Bruders Akbar nicht unbenutzt lassen würden. Aber das Volk, auf dessen Unkosten dieser ganze schöne Handel abgeschlossen wurde, was sagte das dazu?

Sire, erwiederte Danischmend, das Volk ist, wie Ihre Hoheit wissen, ein gar launiges, grillenhaftes Thier: zur einen Zeit duldet es die auffallendsten Eingriffe in seine Rechte mit der kaltblütigsten Gleichgültigkeit, zur andern geräth es über die unbedeutendste Kleinigkeit in Feuer; heute kann man alles von ihm erhalten, morgen vielleicht gar nichts. Die Scheschianer hatten sich in einigen ruhigen Jahren völlig wieder hergestellt; Akbars Prachtliebe, und die groſsen Werke, wodurch er alle Arten von Künstlern und Arbeitern in Beschäftigung und ungeheure Summen in den schnellsten Umlauf setzte, machten seinen Nahmen und seine Regierung der Nazion beliebt; der allgemeine Wohlstand, der für den Augenblick dadurch befördert wurde, erhöhte ihren Muth, und machte sie geneigt, dem Fürsten, und den seinem Beyspiele nacheifernden Groſsen einen Theil dessen, was sie von ihnen gewannen, ohne eine allzu genaue Berechnung wieder zu geben. Überdieſs hielt man es für billig, daſs der Adel, der im Kriege sich um die Nazion verdient gemacht und zum Theil wirklich viel dabey eingebüſst hatte, belohnt und entschädiget würde; und die Priesterschaft stand, ihrer Weisheit und reinen Sitten wegen, in einem so hohen Ansehen bey dem Volke, daſs es von freyen Stücken noch mehr für sie zu thun geneigt war als Akbar vorschlug. Bey allem dem fehlte es doch hier und da nicht an Widerspruch und Miſsvergnügen, und viele Alte, die von ihren Vätern das Glück der Zeiten Tifans rühmen gehört hatten, weissagten der Nachkommenschaft wenig Gutes von der kühnen Anmaſsung, eine Konstituzion, welche mehr das Werk einer wohlthätigen Gottheit als eines Sterblichen schien, so leichtsinnig verbessern zu wollen. Aber sie wurden überstimmt, und manche Generazion ging vorbey, ehe die Folgen der Übel, zu welchen jetzt der Grund gelegt wurde, den Scheschianern zu spät die Augen öffneten.

Es bedarf vielleicht vieler Jahrhunderte, bis so ein Gebäude, wie Tifan errichtet hatte, vor Alter und Baufälligkeit zusammen sinkt. Gleichwohl hätte dieser Augenblick endlich kommen müssen; denn daſs eine unzerstörbare Staatsverfassung unter die unmöglichen Dinge gehöre, ist noch von niemand geläugnet worden.

So hätte ich groſse Lust der erste zu seyn, sagte Gebal lachend. Warum wär' es denn so unmöglich, ein Staatsgebäude aufzuführen, das wenigstens eben so dauerhaft wäre als die Pyramiden in Ägypten, die schon einige tausend Jahre stehen, und wahrscheinlich so lange stehen werden, als der Elefant, der die Erde trägt, auf der groſsen Schildkröte, und die Schildkröte auf der zusammen geringelten Schlange?

O gewiſs, sagte Danischmend: man brauchte zur Aufführung eines solchen Staats nur die Pyramiden zum Muster zu nehmen. Auch ist dieſs, dünkt mich, bey unsern östlichen Staatsverfaſsungen bereits geschehen; und es erklärt sich daraus, warum, zum Beyspiele, das Sinesische Reich, wiewohl es schon so oft durch Eroberung unter fremde Oberherren gekommen ist, dennoch seine innere Verfaſsung bey jeder Revoluzion unverändert erhalten hat. Ich hätte mich also genauer ausdrücken, und sagen sollen, daſs meine Behauptung nur von Staaten gelte, deren Bürger (wie die Scheschianer unter Tifan) freye Menschen sind. Ich zweifle sehr, ob für solche jemahls eine bessere Konstituzion als die Tifanische diesseits des Mondes gesehen worden ist; und doch ist leicht zu zeigen, daſs gerade in dem was ihre Vortrefflichkeit ausmachte, die Ursache ihres Untergangs lag.

Wie käme das? fragte der Sultan mit einer ironischen Miene von unglaubiger Verwunderung.

Die Tifanische Konstituzion, antwortete Danischmend, gründete sich einer Seits auf die Einschränkung der Monarchie durch eine solche Vertheilung der höchsten Gewalt zwischen dem König, dem Adel und den Stellvertretern des Volks, wodurch keines dieser politischen Gewichte, von deren richtigem Zusammenwirken der Wohlstand des Staats abhing, ein merkliches Übergewicht über die andern sollte erhalten können; andrer Seits auf die Güte der Sitten, und auf eine Kultur, wodurch Tifan die Dauer seiner Gesetze zu einer natürlichen Folge der freyen Überzeugung des Volkes von ihrer einleuchtenden Vernunftmäſsigkeit zu machen hoffte. Auf diesen zwey Hauptpfeilern ruhte sein ganzes Gebäude; aber jeder dieser Pfeiler selbst stand auf einem sandigen Grunde, der unter einem so schweren Gewicht unvermerkt weichen muſste. Niemahls wird in irgend einem Staate derjenige, der mit irgend einem Antheil an Macht und Ansehen bekleidet ist, sich lange in der Einschränkung halten, die ihm das Gesetz vorgeschrieben hat. Giebt das Gesetz die höchste Gewalt in die Hand eines Einzigen, so wird dieser Einzige nicht ruhen, bis er sich über das Gesetz erhoben, und es dahin gebracht hat, daſs sein Wille, nicht der allgemeine, das höchste Gesetz ist. Vertheilt es dieselbe unter mehrere durch einander eingeschränkte Mächte, so wird jede von ihnen, so gut wie jener Einzige, sich so lange auszudehnen streben, bis sie den Damm, der sie einzwängen soll, durchbrochen hat: und ist das Gesetz einer jeden, für sich allein, zu mächtig; so werden sie sich gegen dasselbe vereinigen, oder in geheime Unterhandlungen mit einander treten, und — unter der Bedingung sich in die Vortheile, die sich keine allein zuzueignen vermag, brüderlich zu theilen — die schicklichsten Mittel das Gesetz unkräftig zu machen mit einander abreden. Dieser Umstand ist für sich allein schon mehr als hinlänglich, den immer zunehmenden Verfall und endlich die gänzliche Auflösung jeder politischen Gesellschaft zu bewirken: aber auch ohne ihn würde bloſs die Kultur (ich meine eine solche, wozu Tifan durch seine Gesetze den Grund legte) mit der Zeit die nehmliche Wirkung hervorbringen.

Danischmend ist heute zu paradoxen Behauptungen aufgelegt, sagte der Sultan: aber ich seh' ihn kommen —

Ihre Hoheit halten mir zu Gnaden, fuhr dieser fort, wenn ich Ihnen etwas sehr einfaltiges zu sagen scheinen werde, das aber darum nicht weniger wahr ist. Damit ein Volk sich gutwillig einer Regierung unterwerfe, welche, vermöge der Natur der Sache und des Menschen, ewig nach ungebundener Willkührlichkeit strebt, muſs besagtes Volk sich in einem Zustande von Dumpfheit, Einfalt und Unmündigkeit befinden, der genau so lange und keinen Augenblick länger dauern kann, als es in Unwissenheit und Vorurtheile, gleich einem Wickelkinde, um und um eingewickelt bleibt: und wofern ein gewisser Grad von Kultur sich mit diesem Zustande vertragen soll; so muſs die vereinigte Gewalt der Gesetze, der Erziehung, der Sitten und der Gebräuche, im Nothfall durch die Schrecken eines eisernen Despotismus verstärkt, zusammen wirken, jeden Fortschritt zu höhern Stufen unmöglich zu machen. Ist aber dieser Fortschritt frey gelassen, wird er durch die Verfassung sogar befördert: so ist nichts natürlicher, als daſs endlich die Zeit kommen muſs, wo das besagte Volk mit seinen Befugnissen und Rechten, und überhaupt mit seinem wahren Interesse so bekannt wird, daſs es sich nicht länger zum leidenden Gehorsam bequemen will, geschweige daſs die Blendwerke, Gaukeleyen und Zauberformeln länger bey ihm anschlagen sollten, womit es sich ehmahls in seiner Dumpfheit bemaulkorben und nach der Pfeife seines Führers tanzen machen lieſs. Es wird also —

Erspare dir die Mühe uns zu sagen was es thun wird, Itimadulet, fiel ihm der Sultan ins Wort — wir kennen das! Aber meinst du nicht auch, daſs sich aus dem, was du uns eben da zu sagen beliebt hast, ein vortreffliches Argument gegen deine fortschreitende Kultur ziehen lieſse?

O gewiſs ein vortreffliches, sagte Danischmend mit einer lächelnden Grimasse, die nicht ganz so ehrerbietig war als einem ersten Minister, der seinem Gebieter antwortet, geziemen will.

Nicht daſs ich etwas gegen die Kultur hätte, fuhr der Sultan ganz kaltblütig fort: im Gegentheil! — Nur mit deiner fortschreitenden Kultur, Herr Danischmend, die so lange fortschreitet bis sich die Leute gar nicht mehr regieren lassen wollen, mit der würde ich mich schwerlich recht vertragen können. Ich liebe Ordnung und Ruhe in meinem Lande; das Ey soll nicht klüger seyn wollen als die Henne; und wer zum Dreschflegel, zum Hammer, zur Nadel und zur Ahle geboren ist, soll sich den Kopf nicht damit zerbrechen, was er thun wollte, wenn er Oberrichter, Statthalter, Itimadulet, oder Herr des weiſsen Elefanten wäre. Das ist meine Meinung von der Sache; und nun weiter im Text, Freund Danischmend!

„Die gar zu schöne, gar zu gute, gar zu vernünftige, und eben darum (wie Ihre Hoheit weislich bemerkt haben) für so alberne Thiere als die Menschen sind gar nicht passende Verfassung, welche Tifan der Einzige den Scheschianern gab, würde also, wenn man sie auch ihre natürliche Zeit hätte ausleben lassen, endlich doch ein Ende genommen haben, sagte ich: aber die Maſsregeln, die der Pracht und Kunst liebende Akbar mit seinen getreuen Ständen nahm, lieſsen es dazu nicht kommen, sondern beschleunigten den fatalen Zeitpunkt um einige Jahrhunderte. Der erste und gefährlichste Schritt war nun glücklich gemacht. Der Hof hatte das Vergnügen zu sehen, daſs ein so gewaltiger Bruch in die Tifanische Grundverfassung nicht nur ohne die geringste Erschütterung, sondern sogar mit fast allgemeinem Beyfall, gemacht worden war: so eifrig hatten sichs die dankbaren und in aller Stille nach höhern Dingen strebenden Priester angelegen seyn lassen, das Glück der Regierung Akbars, und die unendlichen Vortheile, die dem Reich aus den neuen Einrichtungen zuwachsen würden, dem gläubigen Volke von ihren Lehrstühlen sowohl als bey allen andern Gelegenheiten anzupreisen. Von nun an wuſste der Hof, der Adel und die Klerisey wie sie mit einander ständen; jener wuſste daſs er durch diese, diese daſs sie durch jenen erhalten könnten was sie wollten. Das alles machte sich Anfangs mit der gröſsten Leichtigkeit. Die höchst einfachen Formeln — „Was wird uns für unsre Gefälligkeit?“ und „Was verlangen die Herren?“ — machten die ganze Protedur aus. Nichts war tröstlicher, als die Harmonie und Eintracht zu sehen, die zwischen dem Hof und dem Ausschusse der getreuesten Stände vorwaltete; nichts bewundernswürdiger, als der leichte und rasche Gang aller Unternehmungen des erstern, die ohne die geringste Frikzion von Statten gingen und in der möglichst kürzesten Zeit in gröſster Vollkommenheit zu Stande kamen; nichts auffallender, als der Glanz, die blühende Gestalt, das Ansehen von Wohlhabenheit, Überfluſs und Reichthum, welche Akbars Regierung über das ganze Reich verbreitete. Unglücklicher Weise konnte nur alle diese Herrlichkeit von keiner langen Dauer seyn. Denn wie hätten nicht beide Theile bald genug ausfündig machen sollen, daſs ihr besonderes Interesse bey diesem Handel, den sie auf Unkosten des allgemeinen Besten mit einander geschlossen hatten, nicht so ganz eben dasselbe sey? Augenscheinlich erforderte es der Vortheil des Hofes, die Gefälligkeiten, die er verlangte, recht wohlfeil zu haben: umgekehrt hingegen verhielt es sich mit dem Interesse der Stände und ihrer

Stellvertreter; denn dieses war natürlicher Weise, ihre Waare so theuer zu verkaufen als möglich. In der That war der Appetit der letztern so stark, daſs das Doppelte von allen Einkünften des Königs kaum zugereicht hätte, ihre bescheidenen Wünsche zu befriedigen. Dagegen hatte auf der andern Seite der Hof, dessen Kasse dem Fasse der Danaiden glich, immer so viele und dringende Bedürfnisse, daſs die Reichthümer des ganzen Staates zu ihrer Befriedigung noch unzulänglich schienen. Es konnte also nicht fehlen, daſs jene gute Harmonie in der Folge von beiden Seiten durch Schwierigkeiten, Zögerungen und Verweigerungen von Zeit zu Zeit unterbrochen werden muſste. Die Kunst einander auf eine feine Art wechselseitig zu hintergehen und zu übervortheilen, wurde nun das Hauptstudium der Höflinge und der Stellvertreter der Nazion: aber auch diese verächtliche Art von Politik reichte nicht lange zu; und die Herren des Ausschusses, durch die gutmüthige Geduld des Volkes immer kühner gemacht, fanden zu wichtige Vortheile bey einer unbegrenzten Gefälligkeit gegen die Forderungen des Hofes, als daſs die Betrachtung, wie wohl oder übel die ärmern Volksklassen sich dabey befänden, sie länger zurück gehalten hätte. Im Gegentheil, man suchte sich selbst über diesen Punkt durch die gewöhnlichen Trugschlüsse zu täuschen. Der

Augenschein zeigt ja, sagte man, daſs die Quellen sich mit den Abgaben zugleich vermehren. Ein zu groſser Wohlstand ist den untern Klassen mehr nachtheilig als vortheilhaft; denn er reitzt sie nur zu Müſsiggang und Üppigkeit. Sie arbeiten immer nur so viel sie müssen. Gröſsere Abgaben ermuntern die Industrie, und dieſs in dem Maſse, wie sie die Wohlhabenheit und selbst die Subsistenz erschweren; — und was dergleichen halb wahre Kameralweidsprüche mehr sind. In der That schien die noch immer zunehmende Lebhaftigkeit der Zirkulazion, die hohe Vollkommenheit wozu die Fabriken, und Handarbeiten getrieben wurden, und der blühende Zustand des auswärtigen Handels, die neuen Maximen eine Zeit lang zu bestätigen. Was für Tifans Zeiten schicklich und sogar nothwendig war, hieſs es, paſst nicht mehr auf die unsrige. Unvermerkt gewöhnte man sich daran, die Quelle, aus welcher man immer unbescheidener schöpfte, für unerschöpflich zu halten; und so erschwerte man die Subsistenz der Armen, in der wohlthätigen Absicht ihre Emsigkeit aufzumuntern, so lange, bis endlich Mangel, übermäſsige Arbeit, und die Verzweiflung sich jemahls zu einem bessern Zustand hinauf zu arbeiten, ihnen zuletzt das Daseyn selbst unerträglich zu machen anfing; ein fürchterlicher Augenblick, der bey einer groſsen Nazion sich gewöhnlich damit endiget, daſs sie in einem allgemeinen Aufstand ihre letzten Kräfte zusammen rafft, um sich entweder selbst zu helfen, oder sich zugleich mit ihren Unterdrückern unter den Trümmern des Staats zu begraben.

„Von diesem verzweifelten Zustande waren die Scheschianer zwar unter Akbars glänzender Regierung noch weit entfernt: aber, nachdem durch ihre eigene unverzeihliche Nachlässigkeit die Schranken, in welche Tifan die königlichen Prärogative eingeschlossen hatte, einmahl durchbrochen waren, eilte der Staat unter seinen Nachfolgern dem Untergange mit immer schnellern Schritten entgegen. Denn nun folgte eine Reihe nahmenloser Könige, die das Ruder der Regierung, welches sie selbst zu führen unvermögend oder unlustig waren, bald einer Bande zusammen verschworner Minister, bald einem unersättlichen Günstlinge, bald einer ausschweifenden Buhlerin, bald einem herrschsüchtigen Priester, bald dem ersten besten der sich dessen bemächtigen wollte, überlieſsen. Tifans öffentliche Anstalten geriethen zusehens in Verfall, seine wichtigsten Gesetze kamen nach und nach auſser Übung, und wurden zuletzt ein bloſser Gegenstand akademischer Streitfragen; und was etwa von seinen Einrichtungen noch beybehalten wurde, erhielt unter den Händen der Priester unvermerkt eine so veränderte Form und Richtung, daſs der reine wohlthätige Geist des Stifters gänzlich dabey verloren ging, und vielmehr gerade das Gegentheil von dem heraus kam, was er dadurch hatte bewirken wollen.

„Wenn die Priesterschaft von Scheschian, wie ich neulich bereits erwähnte, unter die letzten gehörte, die dem einbrechenden Schwall der Sittenverderbniſs nachgaben; so darf ich nicht vergessen, zur Steuer der Wahrheit hinzu zu setzen: daſs es schwer gewesen wäre den Zeitpunkt zu bestimmen, worin diese ehrwürdigen, exemplarischen Lehrer des Tifanischen Gesetzbuchs die Bemerkung machten, daſs man mit dem äuſserlichen Scheine der Weisheit und Heiligkeit beym Volk ungefähr eben so weit, und oft noch weiter komme als mit der Realität, und daſs das erstere den Neigungen und Leidenschaften der menschlichen Natur ungleich bequemer sey. Genug, die Scheschianischen Bonzen machten diese Bemerkung ungefähr um eben die Zeit, oder bald nachher, da der groſsmüthige Akbar sich ihres guten Willens, durch die vorerwähnten ansehnlichen Vermehrungen ihres Antheils an den Gütern dieser Welt, versichert hatte; und nachdem sie einmahl gemacht war, währte es nicht lange, daſs mit der Sinnesart und den Tugenden der ehmahligen Priester von Tifans Schöpfung auch die letzte Stütze seiner Gesetze verschwand, und diese Klasse von Staatsbürgern durch die Heucheley und den blendenden Schein, womit sie ihre unbändige Herrschsucht und ihre übrigen Laster zu verdecken wuſste, dem Reiche wieder eben so schädlich wurde, als ihre Vorfahren unter Azor und Isfandiar.

„Indessen, da es damit vermöge der Natur der Sache langsamer herging, und die Priester ihr Spiel mehr als andere verbergen muſsten, gewann der Scheschianische Adel einen starken Vorsprung. Sein Reichthum und sein Ansehen stieg unter jeder neuen Regierung; er bemächtigte sich aller Civil- und Militärämter, die ihm Gelegenheit verschafften noch reicher zu werden; er besetzte alle subalterne Stellen mit seinen Kreaturen, und übte über den Hof selbst eine Art von Tyranney aus, die endlich sogar einem der schwächsten unter allen nahmenlosen Königen unerträglich zu werden anfing. Dieser König, zu seiner Zeit Tifan der Zweyte genannt, wurde so lang' er lebte von der Königin seiner Gemahlin, und die Königin seine Gemahlin —

Wie hieſs sie? fragte Schach-Gebal —

„Dulika, wenn Ihrer Hoheit etwas an ihrem Nahmen gelegen ist —

Warum nicht, da man mir sogar den nahmenlosen König ihren Gemahl genannt hat? Ich liebe Konsequenz, auch selbst in Kleinigkeiten, Herr Danischmend.

Wollte Gott, dachte Danischmend, Ihre Hoheit liebten sie in wichtigern Dingen! — Aber er hütete sich dieſsmahl es laut zu denken.

„Der König also wurde, wie gesagt, von seiner Gemahlin Dulika, und die Königin Dulika, die ihrem Gemahl an Beständigkeit in ihren Zuneigungen nichts nachgab, ihre ganze Regierung durch fast eben so unbeschränkt von Kolaf, dem Oberbonzen der Stadt Scheschian, regiert.“

Gebal warf einen Blick auf die Sultanin Nurmahal, öffnete den Mund, biſs sich in die Lippen, und sagte — nichts.

Danischmend fuhr fort, ohne zu thun als ob er es bemerkt hätte: Tifan der Zweyte gehörte weder unter die bösartigen noch unter die blödsinnigsten Fürsten seiner Zeit; im Gegentheil, er war ein strenger Freund von Zucht, Ordnung und Gerechtigkeit, haſste den Müſsiggang, und liebte sein Volk: aber zum Unglück war er ein noch gröſserer Liebhaber von —

Schmetterlingen. Der schlaue Bonze bediente sich dieser unschuldigen Schwachheit, Seiner Hoheit beyzubringen, daſs es keine königlichere Leidenschaft gebe als die Liebe zur Naturgeschichte; dafür gestand er aber auch sehr gern, daſs die Schmetterlingsgeschichte der interessanteste Zweig dieser weitläufigen Wissenschaft sey, und daſs eine vollständige Sammlung aller Schmetterlingsarten in der Welt ein beneidenswürdiger Schatz wäre, wodurch sich ein König von Scheschian über alle Völkerhirten gegen Morgen und Abend erheben würde. Die Naturgeschichte war um diese Zeit gerade das Lieblingsstudium der Gelehrten und Ungelehrten in Scheschian. Der Oberbonze Kolaf hatte also wenig Mühe, mit Hülfe aller jungen Bonzen denen an seiner Gunst gelegen war, das Schmetterlingskabinet Seiner Hoheit in kurzer Zeit ansehnlich zu erweitern. Tifan der Zweyte beschäftigte sich in eigener Person sowohl mit allen zur Aufbehaltung seiner Sommervögel nöthigen Arbeiten, als mit ihrer Anordnung und zierlichen Aufstellung.

Nach und nach dehnte sich seine Liebhaberey über alle übrigen Insekten, und als er auch damit fertig war, erst über die zweyfüſsigen Vögel, und zuletzt (wie es mit solchen Leidenschaften zu gehen pflegt) über alle lebendige und leblose Naturprodukte, auf, über und unter der Erde, aus; und das alles machte dem guten Könige so unendlich viel zu thun, daſs er täglich dem Himmel dafür dankte, die Sorge für sein Reich einer so klugen Frau, wie seine Gemahlin in seinen Augen war, mit ruhigem Herzen überlassen zu können.

Kolaf bediente sich inzwischen seiner Gewalt über den Geist der Königin, sie auf das ungeheure Übergewicht des Adels und die Abnahme des königlichen Ansehens aufmerksam zu machen, und sie zu überzeugen, wie nothwendig es sey, den Übermuth dieser stolzen Unterthanen zu dämpfen, und der Krone die verlorne Obermacht wieder zu verschaffen. Er schlug dazu zwey sehr zweckmäſsige Mittel vor. Das eine war, einen Krieg anzufangen, der den zahlreichen Adel vermindern und ihm Gelegenheit geben würde, sich durch seine auch im Felde nicht eingeschränkte Üppigkeit und Prachtliebe zu Grunde zu richten; das andere, den Priesterstand, dessen Ansehen beym Volke seine Anhänglichkeit an die Krone um so verdienstlicher mache, mehr als bisher zu begünstigen, und die ansehnlichern Civilbedienungen, die bisher gröſsten Theils in den Händen unwissender, schlecht erzogener und lasterhafter Menschen übel genug verwaltet worden, mit würdigen Männern aus dem gelehrten Stande zu besetzen. Zum erstern fand sich gar bald eine Veranlassung; denn nichts ist leichter als Händel zu haben wenn man sie sucht: und zum letztern wuſste Kolaf ebenfalls zu rechter Zeit Rath zu schaffen.

In der That hatte er dem gröſsten Theile des Scheschianischen Adels durch die Beschuldigung der Unwissenheit und schlechten Erziehung kein Unrecht gethan. Schon lange waren die Gesetze Tifans, die sich auf die Erziehung des Adels bezogen, auſser Übung gekommen. Diese von jenem weisen Fürsten, mehr als dem Staate und ihr selbst zuträglich war, begünstigte Kaste, hatte seit der Regierung der Könige Turkan und Akbar ihre erhabene Bestimmung, den einzigen Grund ihrer Vorrechte, gänzlich aus den Augen verloren. Zu hoch über ihre Mitbürger hinauf gesetzt um nicht hoffärtig, und zu reich um nicht übermüthig zu seyn, überlieſsen sich die Scheschianischen Nairen in den Jahren, worin sie zur Erfüllung ihrer künftigen groſsen Pflichten gebildet werden sollten, dem üppigsten Müſsiggang und allen Ausschweifungen einer unbändigen Jugend. Sie blieben unwissend, und gewöhnten sich, Gelehrsamkeit und alles was Fleiſs und Anstrengung des Geistes erfordert, als Dinge die weit unter ihnen wären, anzusehen. Alle Zweige der Wissenschaften blieben also den Priestern und übrigen Gelehrten von Profession überlassen: und da die erstern vermöge der Konstituzion zu Lehrern des Tifanischen Gesetzbuches bestellt waren, und durch ihre vielfachen Verhältnisse gegen das Volk die beste Gelegenheit hatten, sowohl den Karakter als die jedesmahlige Lage, Bedürfnisse und Gesinnungen desselben besser als andere kennen zu lernen; so konnte der Oberbonze Kolaf mit gutem Fug erwarten, daſs sein Plan, die Bonzen, die das Vertrauen des Volkes besaſsen, nach und nach an die Plätze des allgemein verhaſsten Adels zu bringen, den vollen Beyfall des gröſsern Theils der Nazion erhalten würde.

So bald er also einen ansehnlichen Theil der Nairen durch einen Krieg, den er selbst in geheim angezettelt hatte, aus Scheschian entfernt sah, wuſste er es durch seine im ganzen Reiche verbreiteten Freunde und Ordensgenossen so einzuleiten, daſs von allen Seiten groſse Klagen einliefen, über Untüchtigkeit, Unredlichkeit, Miſsbrauch der obrigkeitlichen Gewalt, Versagung der Justiz, Verdrehung der Gesetze, Bestechungen, kurz über alle Arten von Verbrechen, deren die bisherigen Justiz- und Polizey-Stellen, Distriktsaufſeher, Statthalter der Provinzen und andere Staatsbeamte aus der Kaste der Nairen sich schuldig gemacht hatten. Da es thöricht gewesen wäre die Habichte bey den Geiern zu verklagen, so wurden alle diese Beschwerden unmittelbar vor den Thron gebracht. Sie verursachten scharfe Untersuchungen; man fand, sowohl des Beyspiels wegen, als um das aufgebrachte Volk zufrieden zu stellen, für nöthig, gegen die schuldig befundenen mit der äuſsersten Strenge zu verfahren; und das letzte Resultat von allen diesen mit vieler Klugheit in einander gepaſsten Operazionen war: daſs Kolaf zum ersten Minister des Königs, oder, eigentlicher zu reden, der Königin erhoben wurde, und daſs binnen wenig Jahren die ansehnlichsten und einträglichsten Staatsbedienungen in den Händen solcher Priester waren, die sich durch Talente, Wissenschaft und einen Schein strenger Tugend und tadelloser Sitten ausgezeichnet hatten. Die Wahl des Hofes wurde dadurch in den Augen der Nazion so vollständig gerechtfertigt, daſs die Königin, unter dem Schirm der allgemeinen Liebe, welche sie sich durch diese Staatsverbesserung erwarb, nun freye Hände hatte, die wieder hergestellte königliche Autorität so weit auszudehnen als sie wollte.

Dieses Ungewitter, zu welchem Kolaf und seine Anhänger die Zurüstungen in gröſster Stille gemacht hatten, fand bey seinem Ausbruche die Herren von der adelichen Kaste so wenig vorbereitet, daſs ihnen nichts übrig blieb als sich in die Zeit zu schicken, und durch das zweydeutige Verdienst des leidenden Gehorsams, womit sie sich den Verfügungen des Hofes unterwarfen, von ihren ehmahligen Vorrechten noch so viel zu retten, daſs sie unter günstigern Umständen auch das Verlorne wieder zu gewinnen hoffen konnten.

So weit war Danischmend, als der Bramine der Sultanin Nurmahal, welcher seit einigen Tagen die Erlaubniſs hatte bey dieser Unterhaltung zugegen zu seyn, ihn bemerken lieſs, daſs der Sultan unter seiner Erzählung unvermerkt eingeschlafen war. Der Erzähler empfahl sich also, und schlich in aller Stille nach Hause, um über eine und andere Bemerkung, die er diesen Abend gemacht hatte, seine Betrachtungen anzustellen. Es hatte ihm nicht entgehen können, daſs Schach-Gebals Angesicht und Benehmen gegen ihn seit kurzem nicht mehr war wie sonst: und besonders an diesem Abend war die Laune, womit er ihn öfter als gewöhnlich unterbrach, so auffallend gewesen; der Sultan hatte so wenig verbergen können oder verbergen wollen, daſs er etwas gegen ihn auf dem Herzen habe; auch hatte er in Nurmahals Gesicht etwas so zurück gehaltenes, und an dem übermäſsig freundlichen Braminen von Zeit zu Zeit eine so tückische Schadenfreude aus den halb geschlossenen Augen hervor blicken sehen. Das alles waren keine Zeichen von guter Vorbedeutung. Je mehr er allen Umständen nachdachte, desto mehr Licht ging ihm auf, und desto weniger blieb es ihm zweifelhaft, daſs man über einem geheimen Anschlag gegen ihn brüte, und daſs seine Itimaduletschaft, allem Ansehen nach, ihrem Ende nahe sey.

Danischmend hatte diese, ihm von Schach-Gebal in einem seltsamen Anstoſs von sultanischer Laune aufgedrungene hohe Ehrenstelle zwar noch nicht lange genug bekleidet, um etwas gethan zu haben, was ihm die Ungnade seines Herren oder der schönen Nurmahal und ihres Braminen hätte zuziehen können: aber er hatte desto mehr gedacht und gesprochen; und wenn die Derwischen, Bonzen und Fakirn nicht viel Gutes von ihm erwarteten, so sagte ihm sein Gewissen, daſs sie alle Ursache dazu hätten. Er hatte sogar bereits von seinen Anschlägen gegen diese wackern Leute — von welchen er (wie wir wissen) nicht so günstig dachte, als sie es von einem Itimadulet von Indostan billig wünschen mochten — manches gegen den Sultan fallen lassen; und er kannte Seine Hoheit zu gut, um nicht voraus zu sehen, daſs sein Geheimniſs unverzüglich in den Schooſs der schönen Nurmahal niedergelegt worden sey. Er begab sich also mit einer Art von Gewiſsheit zu Bette, daſs es eine zwischen der Sultanin und dem Braminen bereits abgekartete Sache sey, ihn baldmöglichst vom Hofe zu entfernen: aber daſs der Augenblick der Ausführung schon so nahe sey, das hatte er sich nicht träumen lassen.

Die Überraschung war daher nicht gering, als er um die Zeit des ersten Morgengebets durch ein groſses Getümmel in seinem Hause aus einem sehr ruhigen Schlummer geweckt wurde, und gleich darauf die Thür seines Schlafzimmers aufgehen und einen Officier von der Leibwache herein treten sah, der ihm im Nahmen des Sultans ankündigte, daſs er sein Gefangener sey.

Da auf ein solches Kompliment nichts anders zu antworten war, so stand Danischmend, beynahe so ruhig als er sich niedergelegt hatte, auf, kleidete sich hurtig an, und folgte dem Officier, der ihn durch einen Labyrinth von Gängen, Treppen und Gewölben endlich in einem kleinen, mit eisernen Gittern verwahrten Zimmerchen absetzte, ihm wohl zu leben wünschte, und, nachdem er die Thür abgeschlossen hatte, ein paar so schwere Riegel vorschob, daſs er von dieser Seite seines Gefangenen halben völlig sicher seyn konnte.

Danischmend, der sich gleich bey seiner Erhebung zum Itimadulet vorgestellt hatte, daſs die Komödie ungefähr einen solchen Ausgang nehmen würde, schickte sich in seine neue Lage (wiewohl er das Unangenehme derselben so lebhaft als ein andrer fühlte) wie ein weiser Mann, hoffte das Beste, war auf das Ärgste gefaſst, und fand bey dieser raschen Veränderung seines Schicksals wenigstens den Umstand tröstlich, daſs er dadurch des Frohndienstes, Seine Hoheit mit der Geschichte der Könige von Scheschian einzuschläfern, überhoben wurde.

Desto unzufriedener bezeigt sich darüber der Sinesische Übersetzer dieser Geschichte, dem die dadurch verursachte Unvollständigkeit eines so wichtigen Werkes so sehr zu Herzen geht, daſs er sich nicht enthalten kann, in eine bittre Strafrede gegen die Sultanen, Tschirkassierinnen, Braminen, Fakirn und Bonzen auszubrechen, die an diesem Unheil, wie er sagt, ungefähr zu gleichen Theilen Schuld waren.

Wiewohl nun (fährt er, nachdem er seiner Galle Luft gemacht, in einem ruhigern Tone fort) der Verlust, den die Welt dadurch erleide, unersetzlich sey; so habe er sich doch, um die Wiſsbegierde der Leser nicht ganz unbefriedigt zu lassen, alle nur ersinnliche Mühe gegeben, über den Ausgang dieser Geschichte, die sich nicht eher als mit dem Scheschianischen Reiche selbst hätte enden sollen, einiges Licht zu erhalten; und es sey ihm endlich geglückt, aus alten Sagen und glaubwürdigen Urkunden so viel davon heraus zu bringen, daſs er sich im Stande finde, nachdenkenden Lesern einiger Maſsen begreiflich zu machen, wie besagtes Reich unter der ungeheuern Last von Übeln, die von einer langen Reihe nahmenloser oder heilloser Könige über demselben zusammen gehäuft worden, endlich nothwendig habe einsinken und zu Grunde gehen müssen.

Ob der Lateinische Übersetzer diesen von seinem Sinesischen Vorgänger mit so mühsamen Fleiſs ausgearbeiteten Anhang nicht für interessant genug gehalten habe, oder ob er durch irgend einen Zufall an Verdollmetschung desselben gehindert worden, ist unbekannt. Genug, daſs wir in seiner Handschrift nichts als eine Note am Schluſs des Werkes gefunden haben, worin er sich begnügt, seinen Lesern die Resultate der Geschichtserzählung des Sinesers in einem kurzen Auszuge folgender Maſsen mitzutheilen.

Der Oberpriester Kolaf und seine Ordensbrüder genossen des Sieges, den sie über den Scheschianischen Adel erhalten hatten, nicht so lange als sie zu Ausführung aller ihrer Plane wünschten; der unvermuthete Tod der Königin Dulika beraubte sie einer Stütze, die ihnen dazu unentbehrlich war.

Vermög' eines von Tifan gegebenen Gesetzes muſste sich der König eine neue Gemahlin aus den zwölf schönsten Mädchen wählen, welche von den Stellvertretern der zwölf Hauptprovinzen des Reichs nach einer vorgeschriebenen Ordnung für ihn ausgesucht wurden.

Kolaf konnte und wollte auf die Wahl der neuen Königin keinen Einfluſs haben; aber er besaſs ein unfehlbares Mittel, das Herz des Königs für diejenige zu bestimmen, zu welcher er selbst das beste Vertrauen hatte. Der Gewohnheit nach muſsten die zwölf Jungfrauen dem Könige bey ihrer Vorstellung ein kleines Geschenk darbringen. Zili, die Tochter eines Oberpriesters der ein vertrauter Freund des ersten Ministers war, beglückte Seine Hoheit mit einem äuſserst seltnen — Schmetterling, der seiner prächtigen Sammlung noch fehlte, und dem er schon lange nachgetrachtet hatte, und Tifan der Zweyte, vor Freude auſser sich, erklärte die schöne Zili auf der Stelle zur Königin seines Herzens und des Reichs.

Kolaf rechnete, wie billig, auf die Dankbarkeit der neuen Königin, welche den Talisman, dem sie ihre Erhebung schuldig war, heimlich von ihm empfangen hatte. Aber die Hofleute machten bald die schwache Seite der jungen Zili ausfündig. Ein wunderschöner junger Nair, der auf einmahl durch ihre Veranstaltung am Hof erschien, bemächtigte sich der Zuneigung der Königin Zili durch seine Gestalt, und durch ein Geheimniſs die Federn ausgestopfter Vögel in ihrer ganzen Schönheit zu erhalten, der Gunst des Königs, in einem so hohen Grade, daſs Kolaf seinen Platz nicht länger haltbar fand, und sich mit einem groſsen Gehalt und der Würde eines Hohenpriesters von ganz Scheschian, welche ausdrücklich für ihn kreiert wurde, vom Hofe zurück zog.

Von dieser Zeit an stellte der Adel sein verlornes Ansehen nach und nach so gut wieder her, daſs die Priesterschaft, wiewohl sie sich vom Hofe fast ganz unabhängig gemacht hatte, es doch der Klugheit am gemäſsesten fand, sich an der billigen Theilung zu begnügen, welche ihr von ihren Nebenbuhlern um die Oberherrschaft angeboten wurde; ein Vertrag, der (wie leicht zu erachten) von beiden

Seiten nicht so gewissenhaft gehalten wurde, daſs nicht jeder Theil beflissen gewesen seyn sollte, den andern, so oft sich die Gelegenheit dazu anbot, nach Möglichkeit zu übervortheilen und auszustechen.

Solcher Gestalt bildete sich aus diesem geheimen Einverständniſs der mächtigsten Familien des Adels und der Oberpriester eine Art von Aristokratie, worin der Nahme des Königs und die äuſsern Formen der Monarchie nur deſswegen beybehalten wurden, weil man sich des königlichen Ansehens bedienen konnte, das Volk desto bequemer und ungestrafter zu unterdrücken.

Die Regierung Tifans des Zweyten war eine der längsten in dieser Dynastie, und die neue Ordnung oder Unordnung der Dinge hatte nicht nur Zeit genug sich zu befestigen, sondern erhielt sich auch durch die Klugheit der Häupter beider Parteyen in einem ziemlichen Gleichgewichte.

Aber unter seinen Nachfolgern wurde diese friedliche Eintracht häufig unterbrochen. Der Hof des Königs und der geheiligte Palast des Hohenpriesters waren fast immer bald in geheimer bald in öffentlicher Opposizion; das Übergewicht der Macht schwankte zwischen beiden hin und her; einige Mahle kam es sogar zu einem Bruch, der die Ruhe des Reichs erschütterte. Indessen muſste doch zuletzt wieder Friede gemacht werden, und immer war es das Volk ganz allein, das die Unkosten der Aussöhnung tragen muſste.

Die schlechte Haushaltung des Hofes — die kostbaren Launen und grenzenlosen Verschwendungen der Günstlinge von beiderley Geschlechte — die unersättliche Habsucht der Groſsen, als natürliche Folge eines übermüthigen Luxus, der, wiewohl von dem Blut und Mark des Volkes genährt, niemahls genug an sich ziehen konnte um einen bodenlosen Schlund zu füllen — unnöthige und ungerechte Kriege, wobey nur Feldherren, Kommissarien und Lieferanten sich bereicherten, während Myriaden unschuldiger Familien zu Grunde gerichtet und der Staat durch die Eroberungen selbst immer ärmer wurde — thörichte aber kostspielige Unternehmungen, wobey man ohne Plan und Überschlag des Aufwands und der Kräfte verfuhr, und oft dreymahl mit groſsen Unkosten wieder einreiſsen muſste, was man mit noch gröſsern gebaut hatte — diese und hundert andere Artikel von gleichem Schlage vermehrten die so genannten Staatsbedürfnisse auf eine so ungeheure Art, daſs, ungeachtet die Abgaben, womit das Volk nach und nach unter allen nur ersinnlichen Titeln belastet worden war, den arbeitenden Klassen zu ihrem nothdürftigsten Auskommen kaum das Unentbehrlichste übrig lieſsen, die Zinsen der Staatsschulden zuletzt beynahe die ganze Summe der Einkünfte aufzehrten, und zu Bestreitung der übrigen Ausgaben täglich neue Schulden gemacht werden muſsten.

Die Unzufriedenheit des Volkes, welche man lange keiner Aufmerksamkeit würdigte, die immer näher kommende Gefahr eines unvermeidlichen Staatsbankrutts, und die schrecklichen Folgen, die er nach sich ziehen muſste, machten endlich einige redliche Männer, denen das Vaterland am Herzen lag, so kühn, sich zu Vormündern der Nazion aufzuwerfen, und ihre Beschwerden der Regierung in einem anständigen aber männlichen Tone vorzutragen. Man verglich den gegenwärtigen Zustand von Scheschian mit dem, was er in den Zeiten des groſsen Tifan gewesen war, und was er noch itzt in einem ungleich höhern Grade seyn könnte, wenn der Ehrgeitz und Eigennutz derjenigen, denen die Nazion ihre Wohlfahrt anvertraute, das wohlthätige Joch seiner Gesetze nicht abgeschüttelt hätte; man sprach laut und nachdrücklich von den Rechten des Volks und von den Pflichten der Regenten; man lieſs keinen Miſsbrauch ungerügt, keine Quelle des allgemeinen Elends unentdeckt; man zeigte deutlich und gründlich was anders werden müsse, und wie es besser werden könne. Aber diejenigen, die man dadurch zum Nachdenken erwecken wollte, hörten und lasen entweder nichts, oder hatten zu viel Eigendünkel um sich rathen zu lassen, oder affecktierten wohl gar Warnungen für Drohungen anzusehen, und ermächtigten sich, die Stimme der Vernunft und der Vaterlandsliebe in dumpfen Kerkern ungehört verhallen zu lassen.

Bald wurde die kleine Zahl der redlich gesinnten Fürsprecher des Volks von einer Menge andrer verdrängt, die (nach ihren Grundsätzen und nach dem Ton ihres Vortrags zu urtheilen) keine andre Absicht haben konnten, als die Miſsvergnügten noch mehr aufzuhetzen und eine Revoluzion zu beschleunigen, in welcher sie eine bedeutende Rolle zu spielen hofften.

Die Gährung der Gemüther wurde nun zusehens immer stärker und allgemeiner; das Volk fand seinen Zustand unerträglich, und fing an furchtbare Zeichen zu geben, daſs es ihn nicht länger ertragen wolle. Die Regierung hatte sein Zutrauen unwiederbringlich verloren; alle Bande des gesellschaftlichen Vereins waren aufgelöst, alle Springfedern der Regierung ohne Spannung; der Adel und die Häupter der Priesterschaft vom allgemeinen Hasse zu den ersten Opfern seiner Rache bestimmt: mit Einem Worte, das Maſs des Unsinns, des Übermuths, der Verbrechen, der Tyranney, und — der Geduld war voll; nur Ein Tropfen mehr, und es lief über.

Sollte man es für möglich halten, daſs diejenigen, die am Ruder des Staats saſsen, unter solchen Umständen, während ein jeder, der sich die Ohren nicht geflissentlich zustopfte, den Orkan schon von ferne brausen hörte, sorgloser als jemahls schlummerten und von keiner Gefahr sich träumen lieſsen? Aber sie wurden auf eine schreckliche Art erweckt.

Ein Edikt, worin, unter dem Vorwande dringender Staatsbedürfnisse, dem Volk eine neue Abgabe zugemuthet wurde, und welches der Hof in einem Zeitpunkt ergehen lieſs, da, entweder zufälliger Weise oder durch geheime Veranstaltungen der Übelgesinnten, ein schnell überhand nehmender Mangel der nothdürftigsten Lebensmittel die untern Volksklassen in die lebhafteste Unruhe setzte, — dieses Edikt war das Signal zum allgemeinen Aufstande. Im ganzen Reiche drängte sich der Pöbel in groſsen Massen zusammen, schwärmte, von den Verwegensten und Ruchlosesten aus seinem Mittel angeführt, überall umher, ermordete alle die es für seine Tyrannen oder für Werkzeuge der Tyranney ansah, plünderte und zerstörte die Schlösser und Landsitze der Nairen, verbrannte die Zollhäuser, raubte die öffentlichen Kassen aus, und beging alle Arten von Ausschweifungen und Gräuelthaten. Die Hauptstadt, in welcher die Empörung zuerst ausgebrochen war, ging in allem diesem den übrigen mit ihrem Beyspiele vor. Die ihrer Schuld sich bewuſsten und durch Weichlichkeit und Ausschweifungen entnervten Nairen hatten weder Muth noch Kraft zum Widerstand; viele retteten ihr Leben durch eine schnelle Flucht; die meisten fielen ihren Feinden in die Hände und starben eines schmählichen Todes. Der nahmenlose König, der letzte und verdienstloseste von Tifans Abkömmlingen, wurde, mit den Wenigen die ihn nicht verlassen hatten, in seinem eigenen Palast eingekerkert, und, bey einem miſslungenen Versuch zu entfliehen, der Wuth des Pöbels Preis gegeben.

Das Volk, das sich Anfangs ohne Plan und Zweck bloſs den ungestümen Eingebungen der Verzweiflung, der Rache und Mordlust überlassen hatte, fing endlich an, der Stimme einiger Männer von Talenten und Einsichten Gehör zu geben, die sich zu Wiederherstellung der

Ordnung zusammen thaten, und durch ihre Popularität das Vertrauen desselben gewonnen hatten. Aber da war kein Dschengis, kein Tifan mehr, der mit überwiegenden Geisteskräften Weisheit und Tugend genug vereinigt hätte, um sich alle Gemüther zu unterwerfen, und diese Obermacht, ohne eigennützige Absichten, bloſs zum Besten des Ganzen anzuwenden. Der kleinen Anzahl der Wohlgesinnten fehlte es theils an Muth und Beharrlichkeit, theils hofften sie irriger Weise durch die Macht der Vernunft auszurichten, was ihre Gegner, die sich aus Ehrgeitz und Herrschsucht zu Anführern des Volks aufgeworfen hatten, auf einem viel kürzern Wege dadurch erhielten, daſs sie sich Alles erlaubten und vor keiner Abscheulichkeit zurück bebten, wenn sie nur ein Mittel zu ihrer Absicht war.

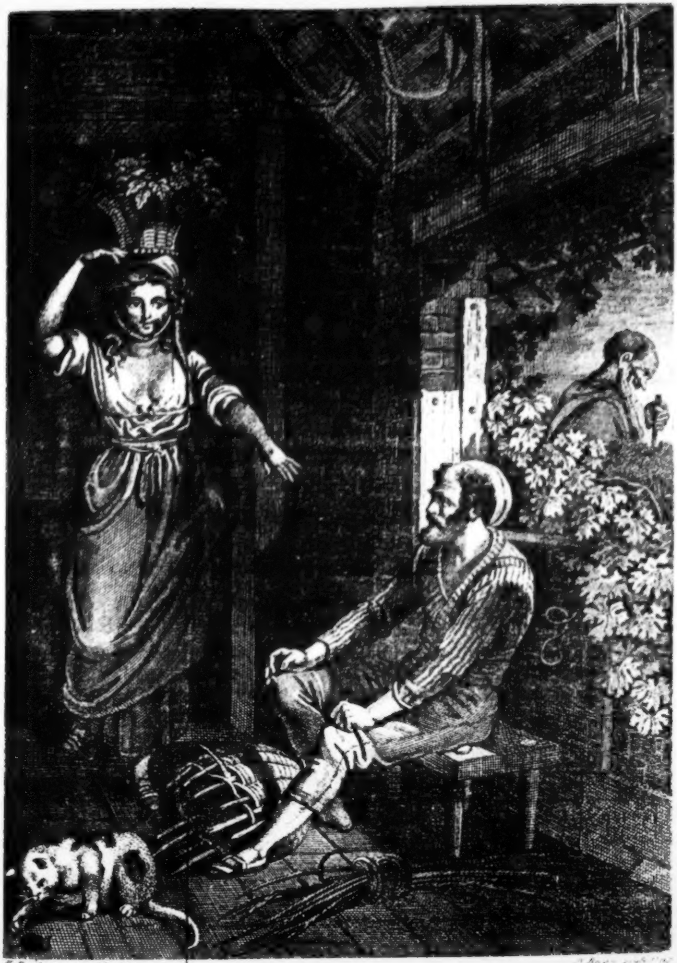
Nothwendig behielten also die letztern die Oberhand: aber da jeder nur seinen eigenen Zweck verfolgte, keiner dem andern traute, jeder allein herrschen und keiner gehorchen, keiner der Zweyte oder Dritte seyn wollte, so zerfielen sie unter sich selbst; und während das Reich von einer Menge Fakzionen zerrissen wurde, wovon immer eine die andre aufrieb, fielen die benachbarten Könige, nach einem in geheim abgeredeten Plane, zu gleicher Zeit über das zerrüttete und an seinen selbstmörderischen Wunden sich verblutende Scheschian her, und bemächtigten sich, beynahe ohne Widerstand, der Provinzen, die sich ein jeder zu seinem Antheil ausbedungen hatte.

Die unglücklichen Scheschianer, theils unter hundert fremde Völker zerstreut, theils stückweise den angrenzenden Staaten einverleibt, verloren mit ihrer politischen Existenz zugleich ihren uralten Nahmen; und eines der mächtigsten Königreiche des Orients verschwand so gänzlich von der Erde, daſs es, schon zu den Zeiten des Sinesischen Kaisers Tai-Tsu, den gelehrtesten Alterthumsforschern unmöglich war, die ehmahligen Grenzen desselben zuverlässig anzugeben.

ENDE DES GOLDNEN SPIEGELS.

Bayerische

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



[illegible] [illegible]

DER KORBMACHER.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ACHTER BAND

GESCHICHTE
DES WEISEN DANISCHMEND.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

GESCHICHTE
DES
WEISEN DANISCHMEND
UND
DER DREY KALENDER

EIN ANHANG
ZUR
GESCHICHTE VON SCHESCHIAN.

Cum notis Variorum.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT ZUM VIII. BANDE.

Keine Vorrede. Seite 3

1. KAPITEL.

Wie der Sultan Gebal und Danischmend aus einder kommen. S. 5

2. KAP.

Danischmend läſst sich in Kischmir nieder. Sein Hauswesen. Ein neues Bedürfniſs. S. 16

3. KAP.

Mysterien. — *Procul este proſani!* S. 23

4. KAP.

Was Danischmend den Leuten ins Ohr sagte. S. 31

5. KAP.

Bedarf keiner Überſchriſt. S. 39

6. KAPITEL.

Worin Danischmend die Schwachheit hat, mit einem Kalender über häusliche Glückseligkeit zu disputieren. Seite 41

7. KAP.

Wer dieser Kalender war, und wie ein Kalender aussieht. S. 48

8. KAP.

Geschichte der drey Kalender. S. 56

9. KAP.

Ein Dialog zwischen dem Leser und dem Autor. S. 65

10. KAP.

Schutzrede des Kalenders für seinen Stand. S. 71

11. KAP.

Ein ehvertrauliches Gespräch zwischen Danischmend und Perisadeh. S. 81

12. KAP.

Fortsetzung der Geschichte des ersten Kalenders. S. 86

13. Kapitel.

Der Kalender sagt Danischmenden im Vertrauen was er von der menschlichen Gattung denkt. Seite 95

14. Kap.

Was Danischmend dazu sagt. S. 119

15. Kap.

Ein Familienstück. S. 125

16. Kap.

Worin Danischmend seinem Herzen Luft zu machen anfängt. S. 131

17. Kap.

Geschichte der Sultanschaft. S. 137

18. Kap.

Schutzrede für die Menschheit. S. 146

19. Kap.

Ein Intermezzo von drey Fakirn. S. 151

20. Kap.

Warum es bey allem dem noch ganz leidlich in der Welt hergeht. S. 160

21. KAPITEL.

Eine seltsame Begebenheit. Man bittet die Leser ernsthaft zu seyn. Seite 167

22. KAP.

Entwicklung und Ende der Tragödie. S. 178

23. KAP.

Schlieſsliche Nutzanwendung. S. 183

24. KAP.

Natürliche Folgen dessen was vorgegangen war. S. 184

25. KAP.

Eine moralische Betrachtung von wichtigem Belang, weil sie den Schlüssel zu vielen andern enthält. S. 191

26. KAP.

Danischmend hat den Einfall sich zum Imam aufzuwerfen. S. 199

27. KAP.

Beantwortung einer Frage, welche dem Leser beygefallen seyn könnte. S. 207

28. KAPITEL.

Von zwey Menschen auf Einer Planke. Seite 219

29. KAP.

Über gewisse Eigenheiten im Karakter Danischmends, die ihm von der Welt schlimmer ausgelegt wurden als er es verdiente. S. 229

30. KAP.

Worin wir den Kalender immer näher kennen lernen. S. 236

31. KAP.

Erster Versuch des Kalenders auf die Ruhe der Jemalitter. S. 242

32. KAP.

Danischmend lernt Körbe machen. S. 256

33. KAP.

Glücklicher oder unglücklicher Erfolg der Reise Feriduns nach der Stadt Kischmir. S. 259

34. KAP.

Danischmend und der Kalender Alhafi entzweyen sich. S. 264

35. KAPITEL.

Eine neue Erscheinung in Jemal, und ein Gespräch darüber zwischen Zeineb und Perisadeh. Seite 267

36. KAP.

Die ersten Faden eines Anschlags, der sich gegen Danischmend entspinnt. S. 273

37. KAP.

Der alte Kalender trennt sich von Danischmend. Bewegungen, welche die Erscheinung der Bayadere in Jemal verursacht, nebst den Folgen, die für Danischmend daraus entstehen, und einer traulichen Unterredung zwischen ihm und Perisadeh. S. 278

38. KAP.

Worin sich die Absichten und Entwürfe des alten Kalenders völlig entwickeln. S. 290

39. KAP.

Wie Danischmend den Plan des alten Kalenders zu Wasser macht. S. 301

40. KAP.

Wie Danischmend sich in seinem Aufenthalt einrichtet, und was für Gelegenheiten er bekommt, sich bey Schach-Gebal wieder in Erinnerung zu bringen. S. 308

41. KAPITEL.

Danischmend zieht in die Nähe von Dehly und ernährt sich und die Seinigen mit Korbmachen. Seite 322

42. KAP.

Schach-Gebal stattet dem Korbmacher einen Besuch ab. S. 329

43. KAP.

Noch ein ehvertrauliches Gespräch zwischen Danischmend und Perisadeh. S. 339

44. KAP.

Schach-Gebal entdeckt Danischmenden sein geheimes Anliegen. S. 348

45. KAP.

Wie Danischmend seinen Auftrag an Sadik ausrichtet und was daraus erfolgt. S. 371

46. KAP.

Was für ein Pflaster der getreue Kerim auf die Wunde seines Herren legt. Der Sultan entschlieſst sich Danischmenden wieder zu entfernen. S. 390

47. KAPITEL.

Eine unvermuthete Zusammenkunft und Nachrichten aus Jemal. Seite 396

48. KAP.

Glücklicher Erfolg der Audienz, welche Faruck bey dem Sultan erhält. S. 414

49. KAP.

Einige Aufschlüsse, nebst einem unfehlbaren Mittel, wie man die Sultane von fantastischen Leidenschaften kuriert. S. 421

50. KAP.

Ankunft in Jemal und Beschluſs dieser Geschichte. S. 433

GESCHICHTE

DES

WEISEN DANISCHMEND.

Keine Vorrede.

Eine Vorrede vor ein Werk, wie die Geschichte des Filosofen Danischmend? — Nein, bey allem was gut ist, ich werde *keine Vorrede* dazu machen, es erfolge auch daraus was will!

Für den verständigen Leser würde die kürzeste zu lang seyn: und dem unverständigen hilft keine Vorrede, und wenn sie dreymahl länger wäre als das Werk selbst.

Es giebt Leute, sagte mir einer meiner Freunde, (in der weitern Bedeutung des Wortes) die hinter Ihren Sultanen und Bonzen ganz was andres suchen —

„Als Sultanen und Bonzen? — Da haben die Leute Unrecht, Freund!“

Aber es giebt nun einmahl solche Leser, gegen die man sich sehr kategorisch erklären muſs, wenn man Unheil verhüten will. Ich dachte, Sie wärens Sich selbst schuldig, diesen Leuten ein- für allemahl so deutlich, als nur immer möglich ist, zu sagen, *wie* Sie verstanden seyn wollen.

Dieſs ist längst geschehen, erwiederte *ich*. Wie kann ich mich deutlicher erklären, als ichs im *Goldnen Spie-*

gel gethan habe? Wer nun nicht versteht, will nicht, — oder befindet sich im Falle des ehrlichen Mannes, der alle Brillen eines ganzen Ladens probierte, ohne einen Buchstaben dadurch lesen zu können; am Ende zeigte sichs, daſs der Mann weder mit noch ohne Brille lesen konnte.

Schaffe mir Kinder, oder ich sterbe, sagte Rahel zu Jakob ihrem Manne. Bin ich denn Gott? antwortete der Erzvater. — Dieſs ist gerade der Fall eines ehrlichen Autors, den unverständige Leser zwingen wollen, ihnen Verstand zu geben.

Licht ist nur Licht für den Sehenden: der Blinde wandelt im Sonnenschein, und dünkt sich im Finstern.

Also keine Vorrede! —

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1. KAPITEL.

Wie der Sultan Gebal und Danischmend aus einander kommen.

Schach-Gebal, ein durch gute und böse Gerüchte bekannter Sultan, hatte, neben manchen gleichgültigern Eigenschaften, die Schwachheit — wie es seine Tadler nannten — daſs er über niemand, dem er einmahl hold gewesen war, lange zürnen konnte. Wahr ists, in dem Augenblicke, wo man in seine Ungnade fiel — welches leicht begegnete — waren zwey oder drey hundert Prügel auf die Fuſssohlen das wenigste, womit er den Unglücklichen, den dieser Zufall traf, bedrohte. Aber seit die Sultanin Nurmahal von ihm erhielt, daſs dergleichen Züchtigungen nie anders als in seiner Gegenwart vollzogen werden durften, hat man kein Beyspiel, daſs ers bis zum zehnten Streiche hätte kommen lassen.

Er lieſs sich, nach der Weise der Sultanen seiner Brüder, bey solchen Anlässen groſse Komplimente über seine Mildherzigkeit machen. Allein das Wahre an der Sache war, daſs er, trotz seiner Sultanschaft, sich nicht erwehren konnte, bey jedem Streich ein unangenehmes Zucken in seinen Nerven zu fühlen. Der Gedanke, ich bin auch ein Mensch, denkt ihr — Aber dieſs war es nicht. Armer Schach-Gebal! du warst zu sehr und zu lange Sultan, um so etwas aus dir selbst zu denken. Aber die Natur, die Natur! die treibt ihr Werk ohne Ansehen der Person, im Monarchen wie im Bettler. Die mitzitternde Nerve wird beym Anblick des Leidens eines Menschen an dem vermeinten Halbgotte zum Verräther; er fühlt, daſs er auch Fuſssohlen hat. Um es eiligst wieder zu vergessen, übt er eine seiner hohen Vorzüglichkeiten aus, und ruft: Gnade! 1)

Wie dem auch war, gewiſs ist, daſs der Filosof Danischmend, als er, ohne recht zu wissen wie ihm geschah, in des Sultans Ungnade fiel, weit leichter davon kam, als es

---

1) Dieſs mag bey Schach-Gebaln so gewesen seyn; aber vermuthlich war er hierin nur eine Ausnahme. Die Nerven der Sultanen verlieren gewöhnlich diese sympathetische Eigenschaft. Sie fühlen nicht, daſs sie auch Fuſssohlen, auch einen H. .rn haben, bis sie Podagra und F. w. n. daran erinnern.

Anonym.

seine guten Freunde, die Fakirn, gehofft hatten. Diese gutherzigen Seelen würden mit den drey hundert Prügeln auf die Fuſssohlen, die ihm Schach-Gebal in der ersten Hitze seines Zorns versprach, als einer noch ganz leidlichen Vergütung aller Unbilden, die sie von ihm erlitten zu haben vorgaben, allenfalls zufrieden gewesen seyn. Aber der Sultan fand nach kälterer Überlegung diese Strafe für ein Verbrechen, welches sein ehmahliger Itimadulet nur erst in Gedanken begangen hatte, doch ein wenig zu hart, und besann sich so lange auf eine gelindere, bis ihm die Lust zu strafen gar verging.

Danischmend lag indessen in einem Gefängnisse, wo etliche Spannen Himmel seine ganze Aussicht, und ein paar Fliegen seine ganze Gesellschaft ausmachten. Er fing bereits an zu glauben, daſs nun weiter nicht mehr die Rede von ihm seyn würde, als ihn der Sultan, in einer von seinen guten Launen, hohlen lieſs.

Danischmend, sagte der Sultan, als er ihn mit seinem langen Barte (der inzwischen gute Zeit zum Wachsen gehabt hatte) ansichtig wurde: — wenn einem Menschen wie du zu rathen wäre, so würd' ich dir rathen, wie du hier stehst, die Filosofie abzuschwören und —

ein Santon [2]) zu werden. Den Bart dazu hättest du schon, wie ich sehe; und an Entbehrungen solltest du, denk' ich, auch gewöhnt worden seyn, seitdem sie dich zwischen vier Mauern eingekuffert haben. Ich sehe wenigstens kein andres Mittel, dich mit den Derwischen und Fakirn auszusöhnen, die dir, wie ich höre, so herzlich gram sind, dafs ich eine Empörung besorgen müfste, wenn ich darauf bestehen wollte, dich gegen sie in Schutz zu nehmen. Ein Santon, ich habe der Sache oft nachgedacht, ein Santon ist das glücklichste Wesen in der Welt. Wenn ich nicht mein Wort gegeben hätte Sultan zu seyn, ich wüfste nicht was mich hindern sollte heute noch Santon zu werden.

Santon? — versetzte Danischmend. Die Sache mag ihr Gutes haben; aber — ich wollte wohl darauf schwören, dafs ich niemahls einen erträglichen Santon machen würde. Ich habe gewisse Bedürfnisse, von denen ich mich unmöglich los machen kann —

---

2) Eine Art von Mahomedanischen Mönchen der strengern Observanz, die sich in völliger Abgeschiedenheit von allen irdischen Dingen der Kontemplazion widmen, und in der engsten Gemeinschaft mit dem höchsten Wesen zu stehen glauben oder vorgeben.

Herbelot.

Bedürfnisse, Bedürfnisse, fiel Schach-Gebal ein — die sind immer das dritte Wort bey euch Filosofen. Ich habe keine Bedürfnisse und bin Sultan! Es ist ein häſsliches, verächtliches Ding, so viele Bedürfnisse zu haben. Unter uns, was für Bedürfnisse wären es denn, von denen du nicht Lust hättest dich los zu machen?

Sire, Sie werden über mich lachen, versetzte Danischmend: aber wer kann sich helfen? Es giebt gewisse Dinge, ohne die ich weder leben noch weben kann; als da ist — die gute Mutter Natur jedes Stückchen auf mir spielen zu lassen, das sie auf mir spielen will; 3) immer auszusehen, wie mir ums Herz ist; nichts zu reden, als was ich denke; nichts zu thun, als was ich mit Freuden thue; mich mitzutheilen, wenn ich glücklich bin, und flugs in meine Schale zurück zu kriechen, so bald ich eine Fliege, die mir um die Nase summst, durch einen Wolkenbruch ertränken möchte; ferner, alles was Menschen angeht, als meine Privatsache anzusehen, und mich

---

3) Dieſs ist einer sehr argen Ausdeutung fähig, Herr Danischmend! *Didius.*

Wer sind die Leute, die bey allen Dingen immer Arges denken? *Bonhomme.*

Schurken. *Diogenes.*

über ein Unrecht schrecklich zu ereifern, das vor drey tausend Jahren einem Betteljungen zu Babylon geschehen ist; allen harmlosen ehrlichen Gesichtern gut zu seyn, und allen Schurken, wo ich nur an sie kommen kann, auf den Fuſs zu treten; und, während daſs ich die Welt gehen lasse — wie sie kann, mich (so oft ich nichts angenehmers zu empfinden oder nichts bessers zu thun habe) auf meinen Sofa zu lagern und Entwürfe zu machen, was ich thun wollte, wenn ich der groſse Lama, oder die Favoritin des Königs von Serendib, oder der Dairi von Japan wäre. Mit Einem Worte —

Mit Einem Worte, Herr Danischmend, fiel ihm der Sultan lachend ins Wort, ich sehe, daſs du ein Grillenfänger bleiben wirst so lange du lebst. Aber betrüge dich nicht, mein Freund. Ich habe dir schon gesagt, daſs ich nichts für dich thun kann. Es steht bey dir, ob du ein Santon oder ein Kalender, oder was du werden willst; aber aus Indostan muſs ich dich verbannen, dafür hilft nichts. Die Fakirn! die Bonzen! — Um dein selbst willen muſs ichs thun. Suche dir in den Wildnissen des Imaus einen Wohnort aus, wo dirs am besten gefällt; näher kann ich, wenn ich Ruhe haben will, keinen Filosofen bey mir leiden.

Sultan von Indien, sagte Danischmend, es giebt sehr anmuthige Gegenden in den Wildnissen, wohin Ihre Hoheit mich zu verbannen die Gnade haben. Ich habe mir schon lange eine Vorstellung gemacht, daſs sich dort eine ganz artige kleine Kolonie von glücklichen Menschen anlegen lieſse.

Von glücklichen Menschen? — rief Schach-Gebal: Feenmährchen, Zauberschlösser, Freund Danischmend! Wolltest du nicht, da du mein Itimadulet warst, alle meine Unterthanen zwischen dem Oxus und Ganges glücklich machen? Und wie viel fehlte noch, daſs du mit dieser einzigen Grille ganz Indostan zu Grunde gerichtet hättest? 4) Ich dächte, von dieser Narrheit wenigstens solltest du geheilt seyn, Danischmend!

Was bey hundert Millionen verdorbener Menschen unmöglich gewesen wäre, gelänge mir vielleicht bey einem kleinen Häufchen

---

4) Dieſs sagte der Sultan vermuthlich bloſs aus seiner Einbildung, und *anticipando*, weil er dem guten Danischmend nichts bessers zutraute; denn in der That hatte dieser in der kurzen Zeit seiner Amtsführung nicht Zeit genug gehabt, das kleinste Dorf in Indostan zu Grunde zu richten.

roher aber noch unangesteckter Söhne und Töchter der Natur, erwiederte der Filosof.

Der Sultan schwieg eine Weile, wie er zu thun pflegte wenn ihm ein Einfall in den Wurf kam, mit dem er etliche Augenblicke spielen konnte. Endlich sagte er: Weiſst du wohl, Danischmend, daſs ich beynahe Lust hätte dich eine Probe machen zu lassen? nur um zu sehen was heraus käme. Gut! ich gebe dir einen Befehl an meinen Schatzmeister zu Kabul: denn ohne Geld legt man keine Kolonien an; zumahl wenn du sie, um eine schöne Zucht von Menschen zu bekommen, mit hübschen Tschirkassierinnen versehen wolltest. Aber nimm dich in Acht, daſs der Bramine der Sultanin nichts davon erfährt. Ich mag keine Fehde mehr mit diesen wackern Leuten; ich will Ruhe haben!

Herr, antwortete Danischmend, wenn mir zum letzten Mahl noch erlaubt ist so freymüthig wie sonst mit Ihrer Hoheit zu reden, ich habe keine Lust mich in die Wildnisse des Imaus verbannen zu lassen. Ich bin nicht selbstständig genug um ohne Gesellschaft leben zu können, und schon zu alt um Waldmenschen zahm zu machen. Gern will ich für die Nachwelt pflanzen; aber dann müssen auch die Bäume schon gewachsen seyn, in deren Schatten ich selbst ausruhen soll. Dem Braminen der Sultanin und allen Fakirn und Bonzen in der Welt wird es gleichgültig seyn können, wo ich lebe, wenn sie nur nichts weiter von mir hören. Und hören sollen sie nichts mehr von mir, oder es müſste gar kein bewohnbarer Ort mehr auf Gottes Boden seyn, wo man sicher vor ihnen athmen könnte. Ich kenne in den Gebirgen von Kischmir einen solchen Ort; ein einsames Thal, fruchtbar und anmuthig wie die Gärten Schedads, 5) und von einem harmlosen Völkchen bewohnt,

---

5) Schedad Ben Ad, ein alter Arabischer König aus der fabelhaften Epoke dieser Nazion, war ein mächtiger aber gottloser Fürst, (sagt die Arabische Tradizion) welcher Ansprüche an den Götterstand machte, und (auſser der in den Gedichten und Mährchen der Araber berühmten, unsichtbar gewordenen Stadt Schedads) ein Paradies, Iram genannt, anlegte, worin diejenigen unter seinen Getreuen, die er dieser Belohnung würdig hielt, von allem was den Sinnen schmeicheln und entzücken kann, trunken wurden. Ungeachtet dieses Schedads im Koran nie anders als mit Abscheu gedacht wird, pflegen doch viele Mahomedaner dieses sinnliche Paradies Iram mit demjenigen zu vermengen, welches ihnen im Koran verheiſsen ist.

Herbelot.

das keinen Begriff davon hat, wie man ein Fakir oder Santon seyn kann. Wenn mir Ihre Hoheit so viel geben wollen, daſs ich mir unter diesen guten Leutchen eine Hütte bauen kann, so sind alle meine Wünsche erfüllt. Fürs übrige, was man noch um glücklich zu seyn haben muſs, will ich schon sorgen.

Es sey darum, sagte Schach-Gebal. Wenn man einem Gutes thun will, muſs mans ihm nach seiner eignen Weise thun. Lebe wohl, Danischmend. Möchtest du in deiner Einsamkeit glücklich genug seyn, zu vergessen, daſs du einst der Freund eines Sultans warst!

Danischmend war im Begriff, auf dieses gnädige Kompliment eine Antwort zu geben, die dem Sultan nothwendig hätte miſsfallen müssen. Aber er konnt' es nicht über sein Herz bringen, den guten Herrn durch eine Wahrheit zu kränken, die am Ende doch zu nichts helfen konnte. Es giebt Wahrheiten, die ein Mann (Sultan oder nicht Sultan) sich selbst sagen muſs: thut ers nicht, oder kann ers nicht thun; so ists Menschlichkeit, ihn damit zu verschonen. In solchen Fällen kann die Wahrheit nur demüthigen, nie besser machen.

Danischmend verschwand noch an dem nehmlichen Tage aus Dehly, und weder der

Bramine der Sultanin, noch die Sultanin selbst, konnten jemahls von Schach-Gebal erhalten, daſs er ihnen gestanden hätte, was in dieser letzten Unterredung zwischen ihm und seinem ehmahligen Günstling vorgegangen. Dieses eigensinnige Stillschweigen des Sultans, und die Unmöglichkeit vom Aufenthalte des verschwundenen Filosofen etwas zu erfahren, brachte die schöne Nurmahal und alle, denen daran gelegen war, auf die Vermuthung, daſs ihn Schach-Gebal heimlich habe aus dem Wege schaffen lassen. Auch dieſs ist so übel nicht, sagten die Bonzen.

2. KAPITEL.

Danischmend läſst sich in Kischmir nieder. Sein Hauswesen. Ein neues Bedürfniſs.

Unterdessen hatte Danischmend, nachdem er auf Befehl des Sultans von dem Schatzmeister zu Lahor zehen tausend Bahamd'or empfangen, in den Gebirgen, welche Kischmir von Tibet absondern, sich einen Wohnplatz ersehen, wo er, fern von Sultanen und Fakirn, nach seinem Geschmack und nach seinem Herzen glücklich zu leben hoffte. Es war ein langes, zwischen fruchtbaren Hügeln und waldigen Bergen sich hinziehendes Thal, Jemal genannt, von tausend Bächen und Quellen aus dem Gebirge bewässert, und von den glücklichsten Menschen bewohnt, die vielleicht damahls auf dem ganzen Erdboden anzutreffen waren.

Hier war ihm vor allen Dingen nöthig, sich ein kleines Hauswesen einzurichten. Denn (nach seiner Filosofie) setzt ein weiser Mann sich zuerst in seinem Mittelpunkte so wagerecht als immer möglich fest, und sorgt für sich selbst. Dann zieht er einen Kreis mitfühlender Zuneigung und wohlthätiger Wirksamkeit um sich her, schieſst seine Strahlen gegen alle Punkte dieses Kreises aus, und macht, so viel an ihm ist, alles glücklich, was er erreichen kann.

Diesem Plane gemäſs kaufte sich Danischmend ein kleines Gut, ungefähr so groſs wie Plinius meint, daſs ein gelehrter Müſsiggänger eines nöthig habe;¹) das heiſst, „gerade so viel Grund und Boden, als er brauchte, um den Kopf an einen Baum zurück zu lehnen, seine kurzsichtigen Augen an einer Aussicht ins Grüne zu laben, auf dem nehmlichen Fuſspfade zwischen seinem Kohlgarten und Kornfelde hin und her zu kriechen, alle seine Weinstöcke auswendig zu wissen, und über alle seine Bäumchen ein Register zu halten.“

Danischmend, der ein wenig mehr Bedürfnisse hatte als Suetonius, legte sich noch überdieſs ein Wäldchen an, wo er in dunkeln kunstlosen Irrgängen herum schlendern konnte, und vergaſs nicht, hier und da eine Bank hinsetzen zu lassen, damit zwey oder drey Personen im Frieden neben einander Platz nehmen könnten, wenn sie des Gehens müde wären. Auch leitete er eine Felsenquelle, die seine Wohnung mit Wasser versah, durch eine Wiese, die er seinen Blumengarten nannte,

---

¹) Briefe des Plinius, B. 1. Br. 24.

pflanzte da und dort auf die Wiese und längs seines Kornfeldes Obstbäume, unter deren Schatten seine Mäher und Schnitter ausruhen konnten, und lieſs in den Felsen, aus dem die Quelle kam, eine Grotte hauen, (die Natur hatte schon das meiste dabey gethan) wo man in der Sommerhitze, hinter einem Vordach von Eppich und Weinreben, auf einer Bank von Moos, beym Gemurmel der Quelle schlummern, oder dem Gesang der Grillen zuhören konnte so lange man wollte.

Danischmend, wiewohl er eine Art von Filosofen war, verstand wenig oder nichts von der Landwirthschaft. Kraft dieser seiner Unwissenheit wollte er nichts besser wissen als die Natur; bepflanzte seine Felder nicht mit Disteln, um eine Manufaktur von ihrer Wolle anzulegen; pflügte mit dem Pfluge seiner Voraltern, und machte keine Versuche die ihm mehr kosteten als sie werth waren. Kurz, seine Unwissenheit ersparte ihm vielleicht mehr als manchem hochgelehrten landwirthschaftlichen Metafysiker seine Wissenschaft einträgt. Aber dafür lieſs er sein Feld mit dem alten Pfluge so lange ackern bis es locker war; wo er einen leeren Platz sah, da pflanzte er einen Baum hin, oder etwas andres das besser war als nichts; und wo sich nach einem starken Regen kleine Pfützen und Sümpfe zeigten, da lieſs er so lange Sand und Erde hinführen bis sie ausgefüllt waren. Die Sperlinge und die Raubvögel hatten alle Ruhe vor ihm: denn (sagte er) jene thun mir gute Dienste gegen das Ungeziefer, und diese gegen die Sperlinge. Überhaupt war er ein groſser Freund von der Maxime, nichts ausrotten zu wollen was Gott erschaffen hat. Der Urheber der Natur (pflegte er zu sagen) versteht gewiſs die Ökonomie besser als man glaubt. Er hat durch den einzigen kleinen Umstand, daſs immer eine Gattung die andre friſst, hinlänglich dafür gesorgt, daſs sie einander so ziemlich die Wage halten. Ich lebe beynahe auf aller andern Gattungen Unkosten; und ich sollte so unbillig seyn, nicht leiden zu wollen daſs sie sich helfen wie sie können?

Der gute Filosof, der (wie wir schon wissen) einer von den empfindsamen war, hatte sich schon lange eine sehr einladende Vorstellung von einem in der groſsen Welt wenig bekannten Zustande gemacht, den er häusliche Glückseligkeit nannte. Um sich in seinem vorerwähnten Mittelpunkt in das gehörige Gleichgewicht zu setzen, schien ihm eine Gesellin, an deren Busen er ruhen könnte, unentbehrlich zu seyn. Was ihm, da er noch in der Welt lebte, höchstens — und nur in gewissen Augenblicken — eine ganz behägliche Sache schien, ward in seiner jetzigen Lage zum Bedürfniſs. Er dachte Anfangs alle Tage beym Erwachen und alle Nächte beym Einschlafen daran. Bald darauf dacht' er des Tages etlichemahl und des Nachts auf seiner Matratze ganze Stunden lang daran, bis er zuletzt gar nicht mehr davor schlafen konnte; oder wenn er ja einschlief, so träumte ihm von nichts als Hochzeiten und Wochenstuben, Puppen und Steckenpferden; und wenn er des Morgens vor Sonnen-Aufgang ans Fenster ging frische Luft zu schöpfen, sah er aus den Wölkchen, die wie kleine Inseln im Morgenhimmel herum schwammen, lauter gelblockige und schwarzlockige, blauaugige und braunaugige Mädchenköpfe heraus gucken. Je mehr er über die Sache filosofierte, je völliger überzeugte sich der gute Mann, das schönste und beste aller Geschöpfe, der Auszug und Inbegriff alles dessen was in der Natur Reitzendes ist, das lieblichste, begehrenswürdigste und unentbehrlichste aller Dinge sey — ein Weib. Kurz, er hörte nicht auf darüber zu filosofieren, bis ers endlich so weit brachte, mit ich weiſs nicht welchem alten Weisen, 2) sich

---

2) Als ob man so was vergessen könnte? Plato oder vielmehr Aristofanes beym Plato wars. Siehe dessen Συμποσιον, *Tom. opp. III. seqq.*

M. Pantaleon Onocefalus.

selbst für die bloſse Hälfte eines Menschen zu halten, die unmöglich anders als unvollkommen, dürftig, kröpelhaft und höchst unglückselig seyn könne, bis sie ihre andre Hälfte gefunden, und mit ihr in Einen wahren, ganzen, vollständigen Menschen zusammen gewachsen sey. Man sieht daſs es nun hohe Zeit mit ihm war.

Zwar hätte’er, als ein Musulman, sich wenigstens zwey bis drey Weiber, und allenfalls, nach alter morgenländischer Sitte, noch eben so viel Kebsweiber zulegen mögen, ohne daſs weder der Iman von Mekka, noch der groſse Lama in Tibet, noch der Bramine der Sultanin Nurmahal sich sehr daran geärgert hätten. Denn jeder dieser würdigen Herren hatte ihrer noch viel mehr in seinem Weiberstalle. Aber Danischmenden war es nicht um Weiber, sondern um seine Hälfte zu thun: und da zwey Hälften nach dem allgemeinen Geständniſs aller Menschen hinlänglich sind ein Ganzes zu machen; so wäre die dritte, vierte, fünfte u. s. w. wie liebenswürdig sie an sich selbst hätte seyn mögen, im Grunde doch nichts anders als ein Auswuchs, eine Art von Höker, Kropf oder Überbein gewesen, der, anstatt die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, demselben nur überlästig gefallen wäre, und die schöne Eintracht beider

Hälften gestört hätte. Vernünftiger Weise blieb ihm also nichts übrig, als diese nehmliche gleichartige, genau einpassende, und, mit Einem Worte, geflissentlich für ihn allein gemachte Hälfte seines Ichs je eher je lieber ausfündig zu machen.

Wer ernstlich sucht, findet immer etwas das des Auflesens werth ist; entweder das Gesuchte, oder auch wohl zuweilen etwas Besseres. Danischmend, den das edelste unter allen menschlichen Bedürfnissen — zu lieben und geliebt zu werden — plagte, suchte sich ein Weib für sein Herz und nach seinem Herzen, und fand sie, wie man einen Schatz findet, oder den Schnupfen aufliest, unversehens und ohne zu wissen wie.

5. KAPITEL.

Mysterien — *Procul este profani!*

Unsre ehrlichen Altvordern mögen wohl nicht so Unrecht gehabt haben, wenn sie glaubten, daſs ein guter Genius (ob sie ihn so oder so mahlten thut nichts zur Sache) sich damit abgebe, einem ehrlichen Kerl in Danischmends Umständen auf die Spur zu helfen. Es ist wenigstens ein so tröstlicher und harmloser Glaube, daſs ich dem Manne nicht gut seyn könnte, der mir ihn abräsonieren wollte.

Eines Morgens früh, als Danischmend ausging seine Träumereyen auszulüften, begegnete ihm, auf dem Wege zu seiner Grotte, ein Mädchen, das mit einem groſsen Wasserkrug auf dem Kopf in der Einfalt und Unschuld seines Herzens daher schritt.

Ob es eine Grille oder was es war, weiſs ich nicht; aber alle Weisen aus Morgenland und Abendland hätten unserm Manne nicht aus dem Kopfe gebracht, daſs er seinen Genius habe, so gut als Sokrates der Athener. 1) Alles was ich vor andern Leuten voraus habe, pflegte er zu sagen, ist lediglich, daſs ich mir angewöhnt habe, bey allen Gelegenheiten auf die Stimme meines Genius zu lauschen, und daſs mich die Natur dazu mit einem Seelenohre von der ſeinsten Art begabt hat.

Rede sie an, rief ihm der Genius in seinem ihm allein vernehmlichen Rothwälsch zu. — Danischmend gehorchte.

---

1) *De Genio Socratis vid. Plutarch. Tom. Opp. III. p. m.* 482. *Apulejus, nec non Gottfr. Olearius de Gen. Socrat. Minut. Felix in Octav. c.* 26. *Tertull. de Anima, c.* 28. *Lactant. Divin. Instit. L. II. c.* 15. *Augustin. de Civit. Dei, VIII.* 14. *Jamblich. de Myster. Aegypt. I. Marsil. Ficin. ad Plot. Enn. IV. p.* 278. *Gabr. Nand. Apolog. du G. H. au. d. Magie, c.* 13. *Charpent. Vie de Socrate. La Motte le Vayer, Opp. Tom. III. p.* 274. *Souver. Platon devoilé, P. II. p.* 56. *Andr. Dacier preface de l'Apolog. de Socr. Jac. Bruck. Hist. Crit. Phil. T. I. p.* 545. *Saver. Hist. des Anc. Philos. T. II. p.* 145. *et alii passim* — A - - h! wie mir die Finger vom Ausschreiben weh thun!

Theofil. Murrzufflus.

Woher so früh, schönes Mädchen? sagte er mit einer so sanften Stimme, daſs es unmöglich war seine Frage übel zu nehmen.

„Von jener Grotte,“ antwortete das Mädchen, indem sie mit dem Zeigefinger der linken Hand nach dem Orte wies. Danischmend bemerkte, wiewohl nur obenhin, daſs es eine kleine niedliche Hand war.

„Ich hohle dort alle Morgen Wasser in diesem Kruge, fuhr das Mädchen fort, denn es soll das beste in der ganzen Gegend seyn.“

Und wozu brauchst du das Wasser? fragte Danischmend. Es war eine alberne Frage; aber er wollte und muſste nun einmahl etwas fragen, und in der Eile fiel ihm nichts klügeres ein.

„Ich begieſse Morgens und Abends einen Rosenstock damit, den ich auf das Grab meiner Mutter gepflanzt habe,“ antwortete das Mädchen, mit einem Tone der Stimme, der alle empfindsame Saiten in seinem Herzen mitertönen machte.

Er sah ihr ins Auge, oder, welches einerley war, er sah in den Grund ihrer Seele;

und in dem nehmlichen Nu fühlt' er mit Gewiſsheit, daſs dieſs Mädchen die Hälfte sey die er suchte.

Sie ists, rief im nehmlichen Nu sein Genius.

Das Mädchen war von feiner Gestalt. Alle Züge ihres Gesichts drückten die Unschuld, das zarte Gefühl und die Ruhe ihrer Seele aus. Ihr Herz war in ihren Augen und auf ihren Lippen. Man sah ihr ins Gesicht, und von Stund' an war man ihr Freund, Vater, Bruder und Oheim, vertraute ihr alle seine Geheimnisse, sein Leben, seine Ehre, seine Seele und Seligkeit, wünschte sich keine andre Frau, Tochter, Enkelin, Schwester, Nichte u. s. w. und würde lieber zehentausendmahl den Tod gelitten als zugegeben haben, daſs ihr ein Leid widerführe. — Übrigens eine bloſse Tochter der Natur; ohne Verzierung, ohne Ansprüche, ohne List, und so unwissend, daſs sie von Danischmenden sogar küssen lernen muſste.

Dieſs werden wenig Mädchen glauben wollen; aber wir können sie mit Gewiſsheit versichern, daſs es wahr ist.

Sie ists, sie ists, flüsterte der Genius noch einmahl.

Beym Himmel, ist sies! antwortete Danischmend!

Acht Tage darauf — Die ganze Geschichte ihrer Liebe in diesen acht Tagen erlaſs' ich euch: sie beträgt sieben starke Oktavbände, und würde für Liebende, wie Amandus und Amanda, Herkules und Valiska, Seladon und Asträa, Aruns und Klelia, u. s. f. höchst unterhaltend seyn, wenn Liebende — Zeit zum Lesen hätten.

Acht Tage darauf vermählte sich Danischmend mit ihr, führte sie in sein Haus, und zeugte mit ihr Söhne und Töchter.

Weil dieſs jedermann kann — die Ausnahmen sind zu selten um in Anschlag zu kommen — so haben sich die Leute angewöhnt, es für eine gemeine, alltägliche, verächtliche Sache zu halten, die man, ohne lächerlich zu werden, niemanden zum Verdienst anrechnen könne. Viele gehen so weit, daſs sie uns gar bereden wollen, man könne mit Anständigkeit nicht einmahl davon sprechen.

Man sieht wohl, daſs solche Leute nie bedacht haben müssen, welch ein herrliches Geschöpf der Mensch ist! — Ja, solche Karrikaturen und Grotesken zu machen, wie man sie alle Werkeltage in Menge sieht, — dabey ist freylich wenig Verdienst. Aber dieſs war Danischmends Sache nicht. Seine Söhne und Töchter waren die wohlgestaltesten, artigsten, seelevollsten kleinen Geschöpfe, die man mit Augen sehen konnte. Alle Mädchen in der Gegend verliebten sich in seine Buben, alle kleine Jungen waren in seine Mädchen vernarrt; und wer zu alt zum Verlieben und Vernarren war, hatte die Kinder kaum etliche Stunden um sich, so wars ihm schon als ob er ihnen Vater und Mutter sey.

Dieſs mochte wohl Ausnahmen leiden; denn es giebt (wie ihr wiſst) Leute, die nichts lieben können als sich selbst und was sie selbst gemacht haben. Allein von solchen Selbstlern ist auch hier die Rede nicht.

Viele Leute, die nicht begreifen konnten, warum Danischmends Kinder alle so liebenswürdig waren, bildeten sich ein, er müsse ein besonderes Geheimniſs besitzen.

Es ist etwas an der Sache, sprach er: ich wollt' es euch wohl sagen, aber unter zwanzigen würde vielleicht kaum Einer seyn, dem es nützen könnte.

Seys darum, sagten sie, und wenn unter hunderten nur Einer wäre.

Gut, sagte Danischmend: so findet mir erst einen Mann und ein Weib, deren Liebe mit jedem Jahr ihrer Verbindung wächst, immer herzlicher und zärtlicher wird, dergestalt, daſs es zuweilen ein Wunder in ihren eigenen Augen ist, wie es zugehe, daſs sie sich nach einer Reihe zusammen gelebter Jahre oft verliebter in einander fühlen als an ihrem Hochzeittage. Wer die Probe machen will, dem wollt' ich wohl rathen, (fuhr er fort) sich von seinem Genius eine Frau wählen zu lassen: es möchte nicht bey allen angehen. Oft sind unser Herz und unser Genius verschiedener Meinung, und seit die Welt steht ist noch nichts gut gegangen, was ein Mann wider Willen seines Genius gethan hat. Ich, meines Orts, hörte den meinigen drey- oder viermahl so deutlich sagen, sie ists, daſs ich meiner Sache gewiſs war. Auch seht ihr ob er mich betrogen hat.

Aber, sagten die Leute, es muſs auſserdem noch etwas andres dahinter stecken, eine

Art von geheimen — eine Art von — kurz, etwas, das ihr uns wohl entdecken könntet wenn ihr wolltet.

Ich wills euch ins Ohr sagen, antwortete Danischmend.

4. KAPITEL.

Was Danischmend den Leuten ins Ohr sagte.

Ich — der Erzähler dieser gegenwärtigen Geschichte — kenne einen Arzt, dem ich — auf der Stelle eine Lobrede zu halten versucht werde, und auch sogleich eine Lobrede halten würde, wenn ich so schön reden könnte wie Isokrates und Plinius; einen Arzt, auf dem die Erfahrungskunst, die Weisheit und die Menschenliebe des göttlichen Hippokrates ruhen; — kurz, einen Arzt, wie ich aus herzlicher Wohlmeinung mit Bösen und Guten, Gerechten und Ungerechten, wünschen möchte, daſs an jedem Orte, wo ein paar tausend Menschen beysammen wohnen, einer leben und so lange leben möchte, bis er der Nachwelt einen Mann wie er an seinen Platz gestellt hätte: — und eine von den Ursachen, warum ich diesen meinen Hippokrates ehre und liebe, ist, daſs er weiſs, was für ein Ding das Herz des Menschen ist, und welche Wunder derjenige zuweilen thun kann — er sey nun Arzt, oder Gesetzgeber, oder Pfarrer, oder Feldherr, oder Tragödienschreiber oder was ihr wollt — der auf das Herz und auf die

Einbildung (in deren Gewalt jenes fast immer ist) zu rechter Zeit den gehörigen Eindruck zu machen weiſs.

Was sind Jalappa und Senesblätter und Rhabarber und Fieberrinde und Genseng und Asa Fötida gegen Mittel, die geradezu auf die Fantasie und die Leidenschaften eines Kranken wirken! Von wie viel mehr Krankheiten als man gemeiniglich glaubt, liegt die wahre Ursache in einem verwundeten oder gepreſsten oder entgeisterten Herzen! Wie viele körperliche Übel zeugt, nährt und verschlimmert eine kranke Fantasie! Wie oft würde eine rührende Musik, eine scherzhafte Erzählung, eine Scene aus dem Shakspeare, ein Kapitel aus dem Don Quichotte oder Tristram Shandy, das gestörte Gleichgewicht in unsrer Maschine eher wieder herstellen, Verdauung und Schlaf besser befördern, niedergeschlagene Lebensgeister kräftiger ermuntern, Milzsucht, Mutterbeschwerungen, Hypochondrie, Schwermuth, Muckerey, Intoleranz und andre böse Geister schneller vertreiben, als irgend ein Recept im Neuverbesserten Dispensatorium!

Ein fröhliches Herz und eine rosenfarbne oder himmelblaue Fantasie sind in tausend Verrichtungen des menschlichen Lebens unentbehrlich, wenn sie uns wohl von Statten gehen sollen. — Grau in Grau mag zuweilen hingehen, wiewohl ich kein Liebhaber davon bin. — Feuerfarben, Pomeranzengelb und Violet sind Farben, mit denen man sich wenigstens sehr in Acht nehmen muſs. — Strohgelb, Apfelgrün, Lilas, Pompadour, sind ungefähr, was des alten Herrn Shandy neutrale Nahmen; ich rathe niemand seine Einbildung darein zu kleiden, wenn er was Kluges beginnen will: aber in Grüngelb und Schwarzbraun geht der Teufel, darauf kann man sich verlassen.

Wenn ihr euch für zehn, oder zwanzig, oder dreyſsig Tomans, mehr oder weniger, eine Persische Tänzerin [1]) kommen laſst, so machts wie ihr wollt: aber mit dem Weibe, das die Mutter eurer Kinder seyn soll, wollt' ich dienstlich gebeten haben ein wenig behutsam umzugehen.

---

[1]) Die Tänzerinnen und Sängerinnen von Profession in Persien (wer Lust hat, kann im Chardin, oder in den *Lettres Chinoises, Tom. I. lettre* 22. oder im *Journal de Lecture, Tom. I. p.* 1. mehr von ihnen lesen) werden nach der Taxe, wie sie ihre Nächte verkaufen, benannt. Sie nennen sich nicht Fatime, oder Kanzade, oder Zelika, sondern die Zehn-Toman, die Zwanzig-Toman, die Dreyſsig-Toman. (Ein Toman ist eine goldne Münze, ungefähr vier Dukaten unsers Geldes.)

Mark. d'Argens.

Die sind theuer! *Ουκ ωνουμαι μυριων δραχμων μεταμελειαν*, sagte Demosthenes. *Filodemus.*

„Bey allem dem macht die Farbe der Einbildung allein noch nicht alles aus.“ —

Ich will es euch kurz und gut sagen, weil ihrs doch wissen wollt!

Man kann einen Freund herzlich lieben, ohne daſs man es darum immer gleich stark fühlt wie sehr man ihn liebt; ja es giebt Augenblicke, Stunden, Tage, wo einer für sein Leben nicht fähig wäre, seinem besten Freund ein herzliches Wort zu sagen. Gerade so gehts einem Biedermanne zuweilen, ohne seine Schuld, mit seinem Weibe. Jedermann sieht, daſs dieſs sehr vielerley fysische, moralische, politische, theologische, ökonomische, merkantilische, theatralische, musikalische, und andre Arten von Ursachen haben kann. Zum Exempel, es ist nebliges Wetter — oder man hat unruhig geschlafen — oder eine schlechte Verdauung gehabt — oder verdrieſsliche Briefe erhalten — oder Briefe wider Willen zu schreiben — oder unangenehme Geschäfte abzuthun — oder man hat unversehens ein wenig Bonzengift in den Leib bekommen — oder ein elendes Schauſpiel anhören müſsen, und hundert andere ſolcher Zufälle mehr, die auch den fröhlichſten Menſchen niederſchlagen, und ſeine Fantaſie mit Kapuzinerbraun austapezieren können.

Zum Erſatz hat ein Mann von Gefühl Tage oder Stunden, — je häufiger je beſser für ihn — wo ſeine Seele ruhig, klar und heiter iſt, wie ein ſtiller See; offen jedem unverfälſchten Eindrucke der Natur; empfindlich für ihre leiſeſten Berührungen; geneigt mit allem, was lebt und webt, ſich zu freuen; glücklich im Gefühl ſeiner ſelbſt; glücklich durch allgemeines über die ganze Schöpfung ausflieſsendes Wohlwollen.

In ſolchen Augenblicken (ſagte Daniſchmend) ſpielen alle Federn, Räder, Druck- und Saugwerke unſrer Einbildung und unſers Herzens leicht und harmoniſch zuſammen; der Schleier der Gewohnheit fällt von den täglichen Gegenſtänden unſrer Zuneigung ab; ſie verſchönern und verklären ſich in unſern entzückten Augen; jede angenehme Erinnerung erwacht, und vereinigt ſich mit dem gegenwärtigen Wonnegefühl. Und nun, meine Freunde, ſagt mir, giebt es einen Augenblick, der geſchickter wäre als dieſer, um einem glücklichen Geſchöpfe das Daſeyn zu geben?

Es giebt noch andre herzausdehnende Augenblicke von ähnlicher Art, fuhr er fort: als da sind, — wenn wir eine unverhoffte Gelegenheit bekommen haben eine schöne That zu thun — oder wenn wir, nach trübseligen Stunden, wo dieser umwölbende grenzenlose Himmel, wie das dumpfige Gewölbe eines engen Kerkers, drückend auf uns liegt, im Arm einer redlichen Gattin Ruhe, in ihrem liebenden Blicke Trost, in der Ergieſsung unsers Kummers in ihr mitempfindendes Herz Erleichterung finden; wo sie uns alles ersetzt, alles vergütet, die ganze Welt für uns ist. — Erinnert euch, meine Freunde, daſs wir nicht von einer Zehn-Toman sprechen, und daſs es itzt nicht um Spaſs zu thun ist: — die Rede, ich wiederhohl' es, ist von den Müttern eurer Kinder. — Wartet in Geduld solche Augenblicke ab, und haschet sie wenn sie kommen.

„Aber wer nicht warten kann?"

Dem hab' ich nichts zu sagen, antwortete Danischmend.

Und doch, (fuhr er fort) wir sind, ich gesteh' es, am Ende nur arme schwache Menschlein; es giebt leichtsinnige, unempfindsame Augenblicke, über die man nicht allezeit

Herr ist. In solchen wär' einem Manne zu wünschen, daſs eben eine hübsche Herde Ziegen und Ziegenböcke oder rüstiger Esel und Eselinnen vor seinen Augen ausgetrieben würde; — er würde sie ansehen, erseufzen, und — weise werden. Wo nicht, so wäre wenigstens zu wünschen, daſs er von solchen Augenblicken des Selbstvergessens nur überfallen würde, wenn nichts zu verderben ist, — wofern dieſs anders jemahls der Fall seyn kann. z)

Was Danischmenden betrifft, der hatte sich — ein wenig grillenhaft wie er war — fest in den Kopf gesetzt, daſs sein Genius sich auch in diese Sache mische, und daſs er ihn allemahl, wenn es Zeit sey, ganz deutlich höre.

Man wird nicht recht begreifen, wie er bey solchen Gelegenheiten, mitten in dem Lärm, den die Lebensgeister gewöhnlich dabey zu machen pflegen, fein genug habe hören können, um gewiſs zu seyn, ob sein Genius Ja oder Nein sage. Aber der Genius schrie

---

z) Ich läugne schlechterdings, daſs es jemahls einen solchen Fall geben könne.

Epiktetus

ihm, wie es ſcheint, so stark ins Ohr, daſs er ihn nothwendig hören muſste. Dieſs war die einzige Gelegenheit, wo er so laut schrie.

Noch eins wollt' ich euch rathen, setzte Danischmend hinzu: — es ist ein wesentlicher Umstand — um aller Welt willen das Licht nicht auszulöschen; es wäre denn, daſs der keusche Mond bey heiterm Himmel gerade mit vollem Lichte durch eure Vorhänge schiene. 3)

---

3) Unsre meisten Kasuisten befehlen gerade das Gegentheil.

Futatorius.

Auch verstehen sie einen Q.... von der Kallipädie!

Kalvidius Lätus.

5. KAPITEL.

Bedarf keiner Überschrift.

Sollt' es wohl Frauen (unter denen, die uns lesen, nehmlich) geben können, die unser viertes Kapitel lächerlich, oder wohl gar ärgerlich fänden?

Wir wollen das Beste hoffen.

Und doch — wenn Brantome wirklich nach der Natur gemahlt hätte? — Wenn die Königinnen, Prinzessinnen, Düschessen, Markisen, Komtessen, und übrigen Damen an Heinrichs des Zweyten und Karls des Neunten Hofe in Frankreich so gewesen wären, wie er sie gekannt zu haben versichert? — und wahr wäre, daſs die Menschen — Männer und Weiber — in verschiedenen Zeiten und Ländern nur in der Art ihre Leidenschaften und Sitten zu kleiden, aufzusetzen, zu schminken, zu verbrämen und zu garnieren, verschieden wären — so daſs, zum Exempel, zu Heinrichs des Zweyten Zeiten die Damen in Frankreich nur mehr entblöſst gegangen wären, als zu Ludwigs des Sechzehnten Mode war — im Grund aber (wie Arlekin schon vorlängst angemerkt hat) allenthalben und zu allen Zeiten einander eben so ähnlich wären, als die Individua der übrigen Gattungen? — Wenn dem allen so wäre — nun ja, dann — stehe ich für nichts!

Alles was ich solchen Falls sagen kann, ist dieses: Daſs ich nicht nur für meine eigene Person weder Sohn noch Vater, Oheim noch Neffe, Bruder noch Schwager, am allerwenigsten aber — Ehemann oder Kebsmann von einem solchen Weibchen seyn möchte; sondern auch allen meinen Abkömmlingen männlichen Geschlechts bis ins tausendste Glied — wenn die Welt noch so lange halten sollte — hiermit ausdrücklich, und so lieb ihnen, wie ich hoffe, mein Andenken seyn wird, anbefehle, sich bestens vorzusehen, damit sie mit einem solchen Frauenzimmer, sie sey Jungfrau, Ehefrau oder Wittwe, in keine von allen vorbenannten Beziehungen und Verbindungen — in so fern es bey ihnen steht solches zu vermeiden — jemahls verwickelt werden mögen.

Ich ersuche sie inständig sammt und sonders, diesen meinen ernstlichen erzväterlichen Befehl wohl zu erwägen, und solchem getreulich nachzukommen!

6. KAPITEL.

Worin Danischmend die Schwachheit hat, mit einem Kalender über häusliche Glückseligkeit zu disputieren.

Wir wiſſen nun bereits so viel von unſerm Filosofen, daſs wir begreifen können, wie er — ungeachtet seiner Verbannung vom Hofe und aus der groſsen Welt, ein glückliches Leben geführt habe.

Er pflegte allemahl zu lächeln und die Achseln ein wenig zu zucken, wenn ihm einfiel, daſs der Doktor Abu-Bekr-Muhamed-Ibn Bajah-Ibn Fadhl Ibn Jaafar-Alfabali [1] nicht weniger als zwey hundert und fünf und sechzig verschiedene Erklärungen der Glückseligkeit gesammelt, und

[1] Ich habe dieſen Doktor im Leo von Grenada, Golius, Hottinger, Herbelot und vielen andern, die von Arabiſchen, Perſiſchen, Türkiſchen und Indoſtaniſchen Gelehrten handeln, vergebens geſucht. Wer er wohl seyn mag?

P. Onocefalus.

dennoch die einzige, die unserm Manne die wahre schien, vergessen hatte.

Häusliche Glückseligkeit ist die einzige Art glücklich zu seyn, die dem Menschen hienieden bestimmt ist, pflegte er zu sagen. Ich habe noch nie einen Menschen mit seinem Daseyn unzufrieden, neidisch über andrer Glück, boshaft und übelthätig gesehen, der in seinem Kabinet, in seiner Kinderstube und in seinem Schlafzimmer glücklich war. Auch hab' ich nie gehört noch gelesen, daſs ein solcher Mann eine Verrätherey gegen den Staat angezettelt, oder einen Aufruhr erregt, oder sich zum Haupt einer Sekte aufgeworfen, 2) oder an die Spitze einer Räuberbande

---

2) Dieſs möchte vielleicht Ausnahmen zu leiden scheinen; aber ich zweifle, ob sie bey schärferer Prüfung als solche bestehen würden. **Luther**, den man zum Beyspiele anziehen könnte, kam (wie bekannt) ohne seine Schuld zu der Ehre ein Anführer zu werden; und überdieſs war er noch nicht vermählt, dachte auch nicht daran es jemahls zu werden, als er sich (mit **Erasmus** von Rotterdam zu reden) beygehen lieſs, dem Papst an seine dreyfache Krone und den Mönchen an ihre dicken Bäuche zu greifen.

Sleidanus.

oder Schwärmerrotte gestellt, und Unheil auf Gottes Boden angerichtet hätte. Ein Mann, der in seinem Hause glücklich ist, ist immer auch ein guter Bürger, ein guter Gesellschafter, ein guter Mensch.

Aber (wandte der Kalender, mit dem er einst über diese Sache wortwechselte, ein) um dieser Art von Glückseligkeit, der du einen so groſsen Werth beylegst, fähig zu seyn, wird, däucht mich, eine besondere Gemüthsverfassung, eine gewisse Empfindsamkeit, Mäſsigung, Gutherzigkeit und Einfalt der Sitten vorausgesetzt, ohne welche das gröſste häusliche Glück nicht glücklich macht, mit welchen hingegen, auch ohne dieses, niemand unglücklich seyn kann.

„Unstreitig, versetzte Danischmend lachend, setzt der Genuſs des häuslichen Glücks die Fähigkeit — es zu genieſsen, voraus. Aber was braucht man dazu mehr als ein Mensch zu seyn, ein bloſs menschlicher Mensch, der weder mehr noch weniger hat, als den Grad von Empfindung und Vernunft, womit die Natur alle Söhne und Töchter Adams ausstattet? Wo ist der Mensch, — er müſste denn im Keime schon verunglückt seyn — in dessen Macht es nicht stände, wie ein Mensch zu fühlen und zu handeln? Und liegt nicht eben darin, daſs die Fähigkeit zum Genuſs des häuslichen Glücks unter allen Fähigkeiten der menschlichen Natur die gemeinste ist, und am wenigsten Mitwirkung fremder Umstände, Verfeinerung und Kunst voraussetzt, liegt nicht eben darin der stärkste Beweis, daſs häusliches Glück das wahre Glück des Menschen ist?

„Ihr andern, die ihr euch so viel damit wiſst, weiser zu seyn als wir natürliche Leute, und — weil ihrs besser verstehen wollt als die Natur — euch Gott weiſs welch ein System von Entbehrungen und Unabhängigkeit und erkünstelten Tugenden ausgedacht habt, das den Mangel dessen, was wir genieſsen, ersetzen soll, — wenn ihr aufrichtig seyn wolltet! was für Geständnisse hättet ihr zu thun! Wie theuer verkauft euch die Natur die unrühmlichen Siege, die ihr über sie erfechtet!“

Nach deiner Meinung, erwiederte der Kalender, wäre also kein Heil für die ehrlichen Leute, denen gewisse Umstände und Verhältnisse nicht erlauben, sich in diesen behäglichen Stand zu setzen, in dessen engen Zirkel du das höchste Gut des Menschen einzuschlieſsen scheinst?

„Wenn sie ein gesundes Herz und unverdorbne Sinne haben, so bedaur' ich sie, antwortete Danischmend. Dann ist freylich kein andrer Rath für sie, als allen Vorrath von Liebe, den ihr Herz in sich faſst, über die ganze Menschheit auszugieſsen. In einem engern Kreise würde ihr Geist zusammen schrumpfen, ihr Herz vertrocknen. Fremde Glückseligkeit muſs nun ihre eigne werden. Nichts als allgemeines Wohlwollen und unablässiges Bestreben Gutes zu thun, kann die ungeduldigen Wünsche der Natur in ihrem Inwendigen einschläfern; sie vergessen machen, daſs sie selbst des besten Theils der Glückseligkeit, die sie andern zu verschaffen oder zu erhalten suchen, entbehren müssen. Und dennoch giebt es Augenblicke, — desto häufiger, je näher wir dem Abend des Lebens kommen — wo die Natur zu laut schreyt, um sich übertäuben oder in Schlaf singen zu lassen. Es sind traurige Augenblicke! Noch einmahl, ich bedaure den Mann, der ein Herz hat, die süſsesten, lautersten, besten Freuden des Menschenstandes zu genieſsen, der sie mit Geschmack genieſsen, mit Wollust hinein schlürfen würde — und ihrer entbehren muſs. So oft ich mir so einen Mann denke, möcht' ich toll werden über die dummen Einrichtungen in der Welt, die nicht selten den besten Sterblichen in eine so unnatürliche und peinvolle Lage schrauben!

„An die armen unschuldigen Geschöpfe, die Gott der Allmächtige nach Seel' und Leib zu Müttern erschuf, 3) und die der Aberglaube oder eine grausame Familienpolitik zum trostlosen Stand ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, — an die mag ich gar nicht denken! Das Herz im Leibe blutet einem ehrlichen Kerl, der an sie denkt!

„Es ist wahr, eure Bonzen und Bonzinnen wissen sich zu helfen, sagt man. Aber desto

---

3) In diesen fünf oder sechs Worten liegt ein tiefer Sinn, und so zu sagen der ganze Embryo der wahren Gynäkologie, oder Theorie der Natur und Bestimmung des Weibes. Ich gedenke, zum Besten der Einfältigen, einen Kommentarius über diese Worte, zwey bis drittehalb Alfabet stark, in Oktav, auf fein Holländisch Papier, mit Kupfern und Vignetten von besonderm Geschmack, heraus zu geben, wenn sich anders unter den zwey oder drey Millionen Deutscher Mädchen oder Weiber, welche Gedrucktes lesen können, ein paar tausend finden, die ihren Fingerhut darauf unterzeichnen wollen. Es versteht sich daſs er wenigstens von Silber seyn muſs.

Mart. Skriblerus jun.

schlimmer! Die wohlthätigen Absichten der Natur werden doch verfehlt; und welcher Freund der Menschheit kann gleichgültig bleiben, wenn er, bloſs durch Schuld unsrer weisen wohl gemeinten Anstalten, zu Verbrechen werden sieht, was, ohne sie, Tugend hätte seyn können?"

7. KAPITEL.

Wer dieser Kalender war, und wie ein Kalender aussieht.

Ich habe einen Fehler begangen, lieber Leser, den ich erst itzt gewahr werde. Da bring' ich einen Kalender auf die Scene, laſs' ihn reden und disputieren, und habe nicht gesagt, wann und wie und warum und von wannen er kam, und wer er ist, und was er will. Ich müſste das ganze sechste Kapitel umkehren, ja wohl gar meinen ganzen Plan — oder wie man das nennen will, was dieſs Buch von einem Wörterbuche, Kollektaneen-Buche, *Pot-pourri* oder *Florilegium* unterscheidet — verändern, wenn ich diesen Fehler verbergen wollte. Dieſs verlohnte sich wohl der Mühe nicht. Lassen wir also den einmahl gemachten Fehler gemacht seyn — denn auch verborgen wär' er doch gemacht — und sehen zu, wie wir ihn vergüten.

Danischmend ſaſs eines Abends unter der äuſsersten Linde eines langen Spazierganges, der zu seinem Hause führte, an der Landstraſse. Er hatte seinen Knaben, einen

Jungen von drey bis vier Jahren, auf seinen Knieen stehen, und lieſs sich nicht verdrieſsen, während daſs der Junge mit seinen Haaren spielte, auf alle seine kindischen Fragen — in denen (nach seiner Filosofie) groſse Weisheit der Natur verborgen steckte — zu antworten, so gut ein weiser Mann auf die Fragen eines Kindes, die oft vor lauter Einfalt spitzfündig sind, antworten kann.

Aber, Papa, sagte der Junge, warum wird es denn itzt dunkel? 1)

---

1) Wenn Herr Danischmend diese Frage seines kleinen Buben für eine von den spitzfündigen hält, so muſs ihn die väterliche Liebe gewaltig verblenden. Es ist, mit seiner Erlaubniſs, eine sehr dumme Frage. Denn hätte der Junge Acht gegeben warum es bey Tage hell ist, nehmlich, daſs es hell wird so bald die Sonne aufgeht, und so lange hell bleibt als die Sonne am Himmel ist, so hätte er sogleich schlieſsen können, daſs es dunkel werden muſs wenn die Sonne weg ist. Der Bube sollte mein gewesen seyn; ich wollt' ihn gelehrt haben Schlüsse machen! Mag. *Duns.*

Wenn Herr Duns sich bemühen wollte meinen siebenten Versuch mit Bedacht zu lesen, so würde

Weil die Sonne untergegangen ist, mein Sohn, antwortete der Papa.

So? sagte der Bube: wohin geht sie denn?

Danischmend war im Begriff dem Kinde begreiflich zu machen, daſs dort hinterm Berge auch Leute wären, als sie plötzlich durch die Annäherung eines schon etwas bejahrten Kalenders gestört wurden, der so ermüdet schien, daſs er sich mit Hülfe einer groſsen knotigen Keule von Schwarzdorn kaum noch fortschleppen konnte.

Sie möchten gerne wissen, Madam, — was für eine Art von Geschöpfen ein Kalen-

er finden, daſs der Junge, ohne die Logik gelernt zu haben, mehr Logik in seinem Hirnkasten hatte, als er meint.

David Hume.

Und wenn ein Kind von vier Jahren mit einem hoch illuminierten Doktor von vierzig über solche Dinge in Wortwechsel kommt, so ist immer eine Schellenkappe gegen einen Doktorhut zu wetten, daſs das Kind Recht hat.

Tristram Shandy.

der ist, und wie er denn aussieht, weil man ihm seine Kalenderheit schon von fern ansehen konnte? Denn daſs hier von keinem Almanach die Rede sey, haben Sie schon gemerkt.

Ein Kalender — es wird schwer seyn, Madam, Ihnen ohne Hülfe eines Mahlers oder Kupferstechers einen anschauenden Begriff davon zu geben, wie ein Kalender, in so fern er ein Kalender ist, aussieht. Denn Sie auf andre Bücher deſswegen zu verweisen wäre unhöflich.

Sie haben doch wohl in Ihrem Leben, es sey nun *in natura* oder in der Abbildung, einen Kapuziner oder Waldbruder, mit einem langen Barte, einem Strick um den Leib, und einem langen Rosenkranz in der Hand oder an der Seite, vor die Augen bekommen? — Gut! — Solchen Falls nun schneiden Sie diesem Kapuziner oder Waldbruder seinen langen, schwarzen, oder rothen, oder weiſsen, oder scheckigen, oder blauen Bart — denn man sieht ihrer von allen Farben — an der Wurzel ab, — oder befehlen vielmehr Ihrer Fantasie es für Sie zu thun — sie ist eine groſse Meisterin Bärte (sonderlich Zwickelbärte) anzusetzen oder abzumähen — Lassen Sie ihm ferner Haare und Augenbraunen so glatt wegscheren als ob nie etwas dergleichen da gewesen wäre. Alsdann ziehen Sie ihm seinen Mantel, seinen Kapuz, seinen langen Rock und seine hölzernen Schuhe —

Doch, um Vergebung! Ich sehe eben, daſs Sie ihm — es ist auch um der Anständigkeit willen besser — seinen Rock lassen können, wenn Sie Sich nur die Mühe geben wollen, die Ärmel und den obern Theil, der Hals und Brust bedeckt, gänzlich davon zu abstrahieren, und ihn ein wenig über den Anfang der Waden von unten auf ringsum abzustutzen. Strick und Rosenkranz bleiben.

Die Kapuziner, Madam, tragen, der Reinlichkeit wegen, keine Hemden, wie Sie wissen — oder itzt zum ersten Mahl hören. Die Kalender auch nicht. Man erspart viel dabey an Leinwand, Zwirn, Seife, Wäscherlohn, u. s. w. — andrer Vortheile zu geschweigen.

Nun, weil Kapuzinertuch in den warmen Morgenländern, wo die Kalender zu Hause sind, ein wenig zu schwer wäre, so verwandeln Sie es in kothfarbene, oder kuhrothe, oder eyerdottergelbe Sackleinwand — und in so fern Sie alle diese verschiedenen Operazionen des Geistes, Abstrakzionen, Depilazionen, Dekurtazionen, Defigurazionen und Dekolorazionen mit der erforderlichen Genauigkeit vorgenommen haben — so kann es nicht fehlen, Sie haben das wahre leibhafte Bild eines Kalenders vor Sich stehen, so daſs Sie gar nicht nöthig haben, Sich deſswegen nach Türkenland, Persien, Korassan, Zagatay, oder andern solchen Ländern im Heidenthum zu bemühen.

Die Damen in Hollstein, Meklenburg, Pommern, Dänemark, Norwegen, Schweden, u. s. w. welche Sich aus bekannten Ursachen nicht in dem Falle befinden, den wir hier voraussetzen, können Sich ganz leidlich aus der Sache ziehen, wenn Sie alle vorbemeldete Abstrakzionen, Depilazionen, u. s. w. mit dem einen oder andern von den Papions, oder Sapajus, im zwölften Theile der neuesten Oktavausgabe von Büffons Naturgeschichte, vorzunehmen belieben wollen. Wir wollen Ihnen hierzu unmaſsgeblich den Mandril von Guinea, (S. 136) oder den grauen Saju oder Sajuassu, den der Ritter Linné in seinem Natursystem *Simia capucina caudata, imberbis, cauda longa hirsuta*, nennet, (S. 317) vorgeschlagen haben; wiewohl in verschiedner Betrachtung der Wanderu von Ceylon, *Simia caudata, barbata, corpore nigro, barba nivea prolixa*, (S. 102) noch bequemer dazu wäre; wenigstens zu unserm vorliegenden Gebrauche. Denn, obgleich die Kalender gewöhnlicher Weise eben so unbärtig sind, als des Ritters Linné *Simia capucina, imberbis, cauda longa, etc.* so führte doch derjenige, von dem itzt die Rede ist, vermuthlich aus einer Art von kalenderischer Koketterie, einen vollständigen, langen, mausefarbnen Bart, der ihm, mit Hülfe eines großen Stücks brauner Leinwand, das in Gestalt eines Mantels um seine Schultern geschlagen war, so ziemlich das Ansehen eines alten Griechischen Filosofen aus einer von den schmutzigen Sekten[2]) gab.

Danischmend nahm den Kalender mit nach Hause, und bewirthete ihn so gut er konnte. Sie unterhielten sich von allerley Dingen, und so wie der Kalender seine Seele gelabet hatte, fing er an muntrer zu werden, und sprach wie einer, der viel gesehen, und mehr gedacht hat, als Kapuziner, Waldbrüder,

---

2) Ohne Zweifel sind unter dieser Benennung die Stoiker und Cyniker gemeint, *de quibus vide* —

Murrzufflus.

Nicht doch, Herr Murrzufflus! wer wird denn immer citieren!

Der Setzer.

Kalender, Fakirn, Mandrils und Wanderus gewöhnlich zu denken pflegen.

Itzt betrachtete Danischmend seinen Gast mit mehr Aufmerksamkeit. Bruder, sagte er zu ihm, mich däucht wir sollten uns schon gesehen haben?

Es ist möglich, antwortete der Kalender.

8. KAPITEL.

Geschichte der drey Kalender.

„Warst du nicht einer von den drey Kalendern, die vor fünf Jahren, um die Erntezeit, zu Dehly, den Gärten des Serais gegen über, unter einer Cypresse saſsen?"

Der Kalender erinnerte sich dessen nach einigem Besinnen. Der Sultan, der euch gewahr wurde, (fuhr Danischmend fort) wollte wissen wer ihr wäret, und wie es käme, daſs ihr euch gerade unter diesem Cypressenbaum seinem Serai gegen über, und nicht unter irgend einem andern Baum und an einem andern Ort in der Welt befändet. Ich ging also hin, um mich ein wenig näher mit euch bekannt zu machen. Aber ihr waret verschwunden, eh' ich zur Cypresse kam. Ich suchte euch vergebens, und niemand wollte etwas von den drey Kalendern wissen. Einen, zwey, vier, fünf, sechs, sieben, u. s. f. hatten viele Leute gesehen. Ich schickte unter alle Thore und in alle Quartiere der Stadt, um die drey Kalender zu erfragen. Endlich erfuhr ich des folgenden Morgens, daſs man hinter der groſsen Pagode vor dem östlichen Thore drey Kalender unter den Bäumen frühstücken gesehen habe. Ich begab mich sogleich an den Ort; aber kaum wurdet ihr gewahr, daſs ich auf euch zuging, so standet ihr auf, und entferntet euch so behende, daſs ich bald die Hoffnung aufgab euch einzuhohlen; und von Stund' an sah man euch nicht wieder in Dehly.

Sieben Tage lang wurde beym Schlafengehen des Sultans von den drey Kalendern gesprochen. Jedermann wollte was besondres von ihnen wissen; aber im Grunde wuſste niemand etwas davon, als daſs die drey Kalender — drey Kalender waren. Es fehlte wenig daran, daſs euch Schach-Gebal ein paar tausend Reiter nachgeschickt hätte. Denn wiewohl ihm die Sache Anfangs ziemlich gleichgültig war, so hatte man doch so lang' und breit davon gesprochen, so viel gemuthmaſset, verglichen, induciert, argumentiert und disputiert, daſs seine Neugier endlich im Ernste rege ward. Es sind Kundschafter, sagte einer; es sind drey Weise aus Griechenland, sagte der andre; sie kommen von den Enden der Welt; sie besitzen Geheimnisse, haben den Stein der Weisen, können zaubern, sich unsichtbar machen, sich in Thiere verwandeln, auf Wolken reiten, — sagte der dritte, vierte, fünſte, u. s. f. Es sind Kalender, sagte ich, und vermuthlich die müſsigsten Leute von der Welt; es müſstens nur diejenigen noch mehr seyn, die nichts bessers zu thun haben, als Hypothesen über drey Kalender zu machen.[1] Dieſs, guter Alter, ist alles, was ich von eurer Geschichte weiſs —

— „und hier, versetzte der alte Kalender, alles was ich zur Ergänzung derselben hinzu thun kann. Ich kenne die beiden jungen Kalender, die du bey mir gesehen hast, sehr wenig. Wir trafen uns einst zu Samarkand an, reiseten eine Zeit lang mit einander, trennten uns wieder, fanden uns darauf unverhofft in Kandahar wieder zusammen, und durchzogen in Gesellschaft einen Theil von Persien, ohne daſs einem von uns einfiel, den andern um seine Geschichte zu fragen. Indessen zeigte sich bald, daſs der eine nicht übel sang, und der andre mit der Wuth, Lieder und Verse aus dem Stegreife zu machen, behaftet war. Wo uns unterwegs in einem Dorf eine erträgliche Dirne mit schwarzen Augen in den

---

[1] Oder die Geschichte von drey Kalendern zu schreiben.

Pamfus.

Oder Noten dazu zu machen.

Naso.

Wurf kam, da setzt' er sich unter einen Baum hin, krönte und salbte die Bäuerin zur Sultanin seines Herzens, und machte Lieder, klafterlang, zu Ehren ihrer schwarzen Augen. Dann gingen beide Laffen und sangens des Abends, während daſs sie ihre Ziegen melkte, vor ihrer Stallthür. Dessen ward ich denn endlich überdrüssig, und wir trennten uns abermahls.

„Zwey Jahre gingen vorbey, ohne daſs wir etwas von einander hörten: bis ich einsmahls zu Lahor meinen Sänger vor der Pforte eines Palasts antraf, wo er lange die besten Lieder seines Freundes, des Versemachers, aus voller Kehle anstimmte, ohne daſs jemand Acht darauf gab. Zuletzt kam ein Diener heraus, und reichte ihm, vermuthlich um ihn zum Schweigen zu bringen, ein kleines Almosen. Er schien sich seit einiger Zeit, wider Willen, im Fasten geübt zu haben, und sah so nackt und armselig aus, daſs mich seiner jammerte. Die Leute von Lahor sind ein rohes Volk, sagte er: ich habe ihnen vergebens nach den schönsten Weisen von Ispahan gesungen; die Unmenschen lieben weder Tanz noch Gesang; sie hätten mich singen lassen bis mir die Zunge im Gaumen vertrocknet wäre, ohne sich darum zu bekümmern. Da lob' ich mir die Einwohner von Ispahan! Das ist doch ein

Ort, wo man seine Talente geltend machen kann! — Warum bliebst du denn nicht dort, fragte ich, wenns dir so wohl ging? — Das will ich dir im Vertrauen sagen, erwiederte er. Du weiſst, daſs ich einmahl nicht übel aussah. Ich sang noch nicht lange vor den Häusern einiger Groſsen zu Ispahan, so hatte ich das Glück, einem von ihnen, der ein sehr reicher Emir war, zu gefallen, und er nahm mich unter seine Musikanten auf. Als ich einige Tage im Hause gewesen war, so fand sich, daſs ich glücklicher war, als ich gedacht hatte; denn ich gefiel auch der Gemahlin des Emirs. Bey allen Huri's des Paradieses, das nenn' ich eine Frau! Zu meinem Unglücke hatte sie den einzigen Fehler, daſs sie ein wenig zu eilfertig in ihren Sachen war und nicht aufhören konnte. In wenig Wochen war meine Stimme weg, und ich wurde so dünn daſs die Sonne durch mich schien. Der Emir konnte nicht begreifen wie dieſs zuging: aber es sey nun, daſs er etwas argwohnte, oder daſs er einen Sänger, der nicht mehr singen konnte, für ein unnützes Hausgeräth ansah; genug er jagte mich aus seinem Hause und aus Ispahan. Was sollt' ich anfangen? Ich kehrte wieder zu meiner vorigen Lebensart zurück; aber mit so schlechtem Erfolge, daſs ich, wie kurze Zeit es auch noch so fortgehen möchte, allen Emirn und Emirsweibern auf ewig unnütz werden müſste. — Komm mit mir, Alfaladdin, sagte ich: man muſs mehr als Eine Saite auf seinem Bogen haben. Was nützt dem Tauben ein Leiermann? Das Volk von Lahor liebt die Musik nicht — oder vielleicht sind sie nur keine Liebhaber von den Stimmen, die durch die Emirsweiber zu Ispahan verdünnet wurden. Was thuts? Etwas müssen sie lieben, und morgen sollst du sehen, ob ich es ausfündig gemacht habe.

„Ich führte den armen Schelm in meine Herberge, wo drey oder vier Fakirn mit einer reichlichen Abendmahlzeit meiner warteten. Er gerieth vor Freuden und Erstaunen auſser sich, da er sah, wie gute Anstalten wir gegen das ungeduldigste aller menschlichen Bedürfnisse gemacht hatten. Aber, wie fangt ihr das an, Brüder? rief er aus. Was für ein Geheimniſs besitzt ihr, diese tauben Ottern von Lahor zu beschwören, daſs sie euch mit dem Mark ihres Landes mästen? — Geduld, sagt' ich: du sollst es sehen. Es ist die leichteste Sache von der Welt, die Mildherzigkeit dieses Volkes zu besteuern. Der ungeschickteste Strohkopf hat dazu Geschicklichkeit genug: du brauchst dazu weder deine Lenden noch deine Lungenflügel anzugreifen. Mache nur, wie du diese guten Fakirn machen siehst, und bekümmre dich weiter um nichts.

„Des andern Morgens nach dem zweyten Gebete begaben wir uns in den Vorhof der groſsen Moschee. Eine Menge Volks sammelte sich um uns her. Ich theilte den Fakirn und dem nichts arges besorgenden Alfaladdin Geiſseln aus. — Wozu dieſs? fragte mich der Sänger heimlich. — Mache wie du deine Kameraden machen siehst, sagt' ich ihm mit groſser Ernsthaftigkeit, und schone deines Leders nicht, oder du bist verloren. — Die Fakirn fingen an sich aus Leibeskräften zu peitschen, und arbeiteten so gelassen und taktmäſsig auf ihren bloſsen Rücken zu, als ob er von Alabaster gewesen wäre. Der arme Alfaladdin, wie er sah daſs kein andres Mittel war, entschloſs sich endlich mit zusammen gebiſsnen Zähnen ihrem Beyspiele zu folgen. Aber die Natur empörte sich schon beym zweyten Streich. Er hob die Geiſsel so langsam, als ob anstatt jedes Spörnchens ein Mühlstein daran hinge, und eh' ich michs versah, hatte er sich unterm Gedränge davon geschlichen. Unterdessen daſs sich die Fakirn, zu groſser Erbauung des Volkes von Lahor, ohne alles Mitleiden mit sich selbst zerfetzten, theilte ich Amulete gegen Krankheiten und böse Geister, gegen Donner und Wetter, Ratten, Schlangen und Skorpionen aus; und den Weibern verkaufte ich Talismane um ihren Männern besser zu gefallen, und Mittel gegen die Unfruchtbarkeit.

„Des Mittags zogen wir uns mit der Beute von Lahor beladen in unsre Herberge zurück. Wir fanden da unsern Abtrünnigen, der mir sein Instrument mit demüthigem Danke zurück gab, und bey den Bärten aller zwölf Imans schwor, daſs er lieber singen und hungern als seine Mahlzeit auf Kosten seines Rückens verdienen wolle. Wohin gedenkst du denn? fragt' ich ihn. — „Nach Dehly, wo ich vermuthe, daſs sich mit Singen oder — Leiern mehr als mit Geiſseln verdienen läſst.“ — Ich begleite dich, sprach ich: meine Amulete und Talismane werden ungefähr bis dahin für uns beide zureichen. Ich lieſs also die Schafköpfe von Fakirn zu Lahor zurück, und kam mit Alfaladdin nach Dehly. Weil wir sehr ermüdet waren, setzten wir uns den Gärten des Serais gegen über, unter den ersten besten Baum, wo wir unsern ehmahligen Gefährten Sinan, den Dichter, in eben so verfallnen Umständen antrafen, als die, woraus ich seinen Freund den Sänger gezogen hatte. Wir saſsen noch nicht lange beysammen, als wir gewahr wurden, daſs man uns aus einem Fenster des Serais beobachtete. Dieſs beunruhigte meine Gefährten. Der Sultan ist kein Freund unsers Ordens, sagten sie: es könnte Seiner Hoheit leicht einfallen übel zu finden, daſs wir uns hier im Angesichte seines Serais gelagert haben. — Ich weiſs nicht, ob der Sultan ein Freund von Kalendern ist oder nicht, sagte ich: aber ich weiſs, daſs ich kein Freund — von Sultanen bin. Man kann nie zu weit von diesen Herren seyn. Wir machten uns also auf, so bald wir sahen daſs man sich vom Fenster entfernte, und schlichen uns hinter den Bäumen weg. Wir gingen über den Fluſs, und übernachteten bey einer mildherzigen Wittwe, die viel Mitleiden mit jungen Leuten unsers Standes zu tragen schien. Des folgenden Morgens, da wir umher gingen die Stadt auszukundschaften, glaubten wir gewahr zu werden, daſs man uns mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtete. Dieſs bewog uns den einsamen Ort zu suchen, wo du uns fandest. Deine Annäherung schien eine geheime Absicht zu verrathen, die unsre Unruhe vermehrte. Wir trennten uns also zum dritten Mahl, und seitdem weiſs ich nicht, was aus den beiden jungen Kalendern geworden ist; ich vermuthe aber, daſs sie mit einander gegangen sind, ihre Talente in den mittäglichen Provinzen von Indostan geltend zu machen.

---

9. KAPITEL.

Ein Dialog zwischen dem Leser und dem Autor.

„Und dieſs wäre also die Geschichte der drey Kalender, nach der man uns schon so lange den Mund wässern gemacht hat?“

Wie Sie sehen.

„Es verlohnte sich wohl der Mühe nicht uns damit zu behelligen.“

Das beliebt Ihnen so zu sagen, meine Herren. Ich wollte wetten, daſs unter hundert so gelehrten, belesenen, alles wissen wollenden, und alles mit allen seinen Umständen wissen wollenden Herren, wie viele unter Ihnen sind, wenigstens achtzig seyn müssen, die keinen unbeträchtlichen Theil ihres Lebens zugebracht haben, Historien zu lesen, oder zu emendieren, zu kommentieren, zu excerpieren, in eine andre Form zu gieſsen, u. s. w. die sich der Mühe eben so wenig und vielleicht weniger verlohnten als diese. — Und dann, ist es wohl billig, für nichts zu rechnen, daſs ich Sie, da Sie doch einmahl die Geschichte der drey Kalender wissen wollten, so leicht habe durchwischen lassen? Stand es etwa nicht bey mir, diese nehmliche Geschichte, wovon ich itzt den Kern und die Quintessenz in etlichen Blättern geliefert habe, in eben so viel Bände auszudehnen?

„Als ob wir dann verbunden gewesen wären, sie zu lesen?“

O meine Herren, Sie würden sie gelesen haben, dafür steh' ich Ihnen. Es giebt Mittel die Leute lesen zu machen!

„Wenn einiger Nutzen davon zu gewarten ist, ja. Aber wozu soll wohl —

die Geschichte der drey Kalender

nützen?“

Wie doch gelehrte Leute so eine Frage thun können! Alles ist nützlich, meine Herren, Alles; Dornen und Disteln, Spreu und Häckerling, Spinneweben und Wespennester, Froschzungen und Froschleich, Wanzen und Blattläuse, Bärenfett und Katzenfett, ja in gewissen Umständen sogar Bonzenfett. 1) — Nur Bonzengift ganz

---

1) Jemand suchte dem Cäsar, einige Zeit vor dessen Ermordung, Argwohn gegen den Antonius und den Dolabella beyzubringen, in die er ein besonderes Vertrauen setzte. O, sagte Cäsar, ich

allein nehm' ich aus; denn dieſs hat zu allen Zeiten in der ganzen Welt zu nichts getaugt — als Unheil anzurichten, ehrlichen Leuten das Herz abzufressen, Könige zu ermorden, und gute Päpste zu vergiften —

O KLEMENS XIV!

Wenn also (Bonzengift und *Aqua Tofana* ausgenommen) alles in der Natur zu etwas gut ist, warum, meine hochgelahrten Freunde, sollte die Geschichte der drey Kalender zu nichts gut seyn? — Wie,

---

besorge nichts von diesen fetten und zierlich frisierten Burschen; die blassen und hagern (er meinte den Kassius und Brutus) sind mehr zu fürchten. (Plutarch im Leben Cäsars.) Vermuthlich zielt unser Autor auf diese Stelle, und will so viel sagen: fette Bonzen wären weniger gefährlich als magere. Diese Maxime ist nun freylich nicht ohne Ausnahme; aber gleichwohl mag sie *a potiori* ihre Richtigkeit haben, wenn es auch bloſs daher käme, weil fette Bonzen ordentlicher Weise zu träge sind, viel Böses zu thun. Und in so fern lieſse sich dann wohl mit einigem Grunde behaupten, daſs auch Bonzenfett seinen Nutzen habe; in so fern es nehmlich einen fysischen Grund enthält, warum ein feister Bonze weniger übelthätig und giftig ist als andre.

M. Skriblerus.

wenn Sie Sich entschlössen, sie noch einmahl zu lesen? Man entdeckt oft erst beym zweyten oder dritten Mahle, wo der Hund begraben liegt.

„Alles, was sich darin entdecken läſst, läuft auf zwey Punkte hinaus: erstens, daſs der Sultan, und die Sultanin seine Gemahlin, und Danischmend sein Hofsofist, und alle Mirza's und übrige Müſsiggänger an seinem Hofe, von den drey Kalendern — nichts wuſsten; und zweytens, daſs alles, was der alte Kalender von der Sache weiſs und sagt, schwerlich um eine Stecknadel besser ist als nichts."

Meine Herren, haben Sie nicht gelesen und lesen vielleicht noch täglich Bücher in groſs und klein Folio, Quarto und Oktavo, voll gestopft und gepfropft mit unmenschlicher Gelehrsamkeit, mit höchst mühseligen Nachforschungen und Berichtigungen, mit ausführlicher Widerlegung aller gegenseitigen Meinungen, mit Citazionen zehen tausend andrer Bücher, und mit Digressionen durch alle Prädikamente, das Ganze mit einem zwey- oder dreyfachen Register wohl versehen, — haben Sie, sage ich, nicht dergleichen Bücher gelesen, sie im Schweiſs Ihres Angesichts, bey nächtlicher Lampe, auf Unkosten Ihrer Augen, Ihres Öhlkrügleins, Ihres Schlafs, und vielleicht Ihrer häuslichen Obliegenheiten, gelesen, ohne einen andern Nutzen davon zu haben, als daſs Sie nun entweder nichts von der Sache wuſsten, oder etwas wuſsten, das Ihnen das Öhl in der Lampe nicht bezahlte?

Das ist eben die Sache, meine Freunde — und Sie haben immer noch dabey gewonnen, wenn Sie wissen, daſs es so ist.

Und nun gehen Sie hin, und sagen mehr, die Geschichte der drey Kalender sey zu nichts nütze. 2)

---

2) Der Autor ist hier zu bescheiden. Ich habe in meinem Leben viel Historien gelesen; aber ich kenne ihrer wenig, die in vier bis fünf Blättern so viel nützliche Moral und halb so viel Weltkenntniſs enthielten. Man lernt daraus Sultanen und Fakirn, Emirn und Emirsweiber, Poeten und Sänger, Schlauköpfe und Schafköpfe, Hofleute und gemeine Leute, kennen. Wer tiefer in das Wesen der Dinge zu sehen gewohnt ist, wird sogar die vier groſsen Triebräder, die das ganze Maschinenwerk dieser Unterwelt gehen machen, ohne Mühe darin entdecken. Mit Einem Worte, man sage mir nicht viel, oder ich bin im Stande und schreibe ein dickes Buch Betrach-

tungen über die Geschichte der drey Kalender, worin ich alles entwickle —

M. Skriblerus.

Bewahre! Wenn Herr Skriblerus entwickelt, das ist gerade, als wenn Herr Theofilus Murrzufflus citiert; dann wird des Entwickelns und Citierens kein Ende. Lieber ergeben wir uns auf Gnade und Ungnade, und nehmen unentwickelt und uncitiert alles für gut an, was uns die Herren dafür geben wollen.

Der geneigte Leser.

10. KAPITEL.

Schutzrede des Kalenders für seinen Stand.

Perisadeh sah bey einigen Stellen der Erzählung des Kalenders bald auf ihren Mann bald auf den Erzähler, mit Augen, in deren eigenthümlicher Heiterkeit ein Wölkchen von Miſsfallen schwamm, welches dem Alten nicht unbemerkt blieb. Danischmend selbst, wiewohl er mehr von der Welt gesehen hatte als Perisadeh, und in der Miene des Kalenders etwas fand, das ihn zu dessen Vortheil einnahm, konnte sich doch des Gedankens nicht erwehren, daſs er einen schlimmen alten Vogel, und vielleicht einen gefährlichen Menschen unter sein Dach aufgenommen habe.

Der Kalender schien durch das, was seine Wirthe von ihm dachten, wiewohl er es deutlich in ihren Augen las, nicht beunruhiget zu werden. Er sprach noch eine Weile von allerley Dingen; aber da er merkte, daſs Perisadeh immer ernsthafter und Danischmend immer stummer wurde, fand er für gut, den widrigen Eindruck in Zeiten auszulöschen, den er ihnen in einer Art von Sorglosigkeit, die vielleicht aus einem billigen Selbstvertrauen entsprang — von seinem Karakter gegeben hatte.

„Nicht wahr, sagte er zu Danischmenden, mein Aufzug, meine Lebensart, die Gesellschaft, worin du mich zu Dehly gesehen hast, und die Peitschen und Amulete, die ich zu Lahor austheilte, geben dir keine sehr vortheilhafte Meinung von deinem Gaste? Allein in meinem Stande macht man allerley Bekanntschaften, lernt mit allerley Menschen leben, und macht allerley Thorheiten mit. Der Stand eines Kalenders hat, wie alle andre, ohne Zweifel seine schlechte Seite; aber er hat auch seine Vorzüge. Er wird vielleicht von den meisten gemiſsbraucht; aber es ist gewiſs, daſs er eben so wohl eine Schule der Weisheit seyn kann, wenn wir wollen. Unser Orden ist wenig von der Sekte jener Filosofen unterschieden, die bey den alten Griechen Cyniker genannt wurden; der ganze Unterschied liegt darin, daſs der Pöbel ich weiſs nicht welchen Begriff von Heiligkeit und Verdienst mit unsrer Lebensart verknüpft, weil der Stifter derselben ein Santon, und vermuthlich, so wie seine ersten Nachahmer, im Kopfe nicht allzu richtig war. Ich gestehe gern, wär' ich ein Fürst, oder der Wessir eines Fürsten, so würde meine erste Sorge seyn, keine Müſsiggänger und Landstreicher, unter welche Nahmen sie sich auch verstecken wollten, in meinem Lande zu dulden."

So dacht' ich auch, sagte Danischmend, und hielt plötzlich wieder ein, weil ihm auch dieſs Wenige wider Willen entwischt war.

„Da ich aber, fuhr der Alte fort, ein Kalender bin, und in einem Theile der Welt lebe, wo eine allgemeine Verschwörung der Sultanen und Wessire gegen die Kalender nicht zu besorgen ist: so bediene ich mich der Freyheit, die man mir lassen will, und schleiche mich so leise durch die Welt als ich kann.

„Ein Kalender, nach dem Begriff, den ich mir davon mache, hat den Vortheil, auf diesem groſsen Markte des menschlichen Lebens, — wo alle andre Leute etwas zu kaufen oder zu verkaufen, zu tauschen oder zu wechseln, zu richten oder zu schlichten, zu pfeifen oder zu tanzen, zu betrügen oder zu stehlen haben, — den bloſsen Zuschauer zu machen. Er besitzt weder Land noch Geld, treibt weder Handwerk noch Kunst, hat weder Weib noch Kind, ist keines Ortes Bürger, keines Fürsten Diener, hat kein andres Vaterland als den Erdboden, hängt an nichts, ist so frey wie der Vogel in der Luft, und, wenn er weise ist, glücklicher als der Sultan von Indien.“

Das ist nicht viel gesagt, dachte Danischmend.

„Und warum sollt' er nicht weise seyn? Was so viel andre Menschen daran hindert, ist kein Hinderniſs für ihn. Er hat sich angewöhnt so wenig zu bedürfen, daſs die Begierlichkeit ihn selten zu Thorheiten verleitet, und so viel als die Natur bedarf findet er allenthalben. Indessen wandert er, ohne sich zu bekümmern ob die Welt gut oder übel geht, aus einer Provinz in die andre, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, macht sich mit allen Arten von Menschen bekannt, übernachtet bald unter einer vergoldeten Decke, bald in einer Lehmhütte, beobachtet aller Menschen Thun und Lassen, lernt ihre Leidenschaften und Einbildungen, ihre Tugenden und Laster, ihre Mummereyen, Trugschlüsse und Possenspiele, ihre schwache und ihre häſsliche Seite kennen; lernt wodurch man ihnen gefallen, und wie man auch den unbändigern Theil so kirre machen, zäumen und bemaulkorben kann, daſs er alles mit sich anfangen läſst was ihr wollt. Warum sollte nun ein mit allen diesen Erfahrungen und Kenntnissen bereicherter Mann nicht weise seyn, und wie sollte ihn seine Weisheit nicht glücklich machen? Wenn die Glückseligkeit darin besteht, so wenig als möglich zu leiden: wer leidet weniger als er, der so wenig bedarf, so wenig verlieren kann, durch keine Begierden gequält, durch keine Sorgen schlaflos gemacht wird, und gegen alles unvermeidliche Ungemach des Lebens durch die Gewohnheit abgehärtet ist? der mit den übrigen Menschen in so wenigen und so unbedeutenden Verhältnissen steht, dafs es beynahe unmöglich ist, jemahls mit ihnen in einen empfindlichen Zusammenstofs zu kommen? der sie so gut kennt, und so wenig Ansprüche an sie macht, dafs es ihm nie einfällt, sich darum zu bekümmern ob sie ihn hochschätzen oder verachten? — Besteht die Glückseligkeit in dem Gleichgewichte der Seele: wer ist ruhiger als der, der bey allen Veränderungen und Katastrofen der Welt nichts zu gewinnen noch zu verlieren hat; der nichts so heftig liebt noch hafst, dafs seine eigne Ruhe dabey leiden könnte; der nie in fremdes Interesse verwickelt, nie von fremden Leidenschaften herum getrieben wird, und, wenn alle Sultane der Welt Lust bekämen sich mit einander zu raufen, sehr entschlossen ist, nicht ein einziges Haar von den seinigen dazu herzugeben? — Liegt der höchste Grad der Glückseligkeit in der Selbstgenügsamkeit: wer, als er, kann sich rühmen, unter allen Arten der Sterblichen diesem Glücke der Götter am nächsten zu kommen? Er, der alles, was er sein nennt, immer bey sich trägt?“ —

— O die verwünschten Deklamazionen! dachte Danischmend —

— „und dem nichts unentbehrlich ist, als Luft zum Athemhohlen, Wasser zum Trank, Wurzeln zur Speise, und ein Baum oder eine Höhle zum Obdach? — Entspringt die Glückseligkeit aus dem Genuſs des Vergnügens: welche Vergnügungen sind lebhafter, vollströmender, unschädlicher, und wohlfeiler zu haben, als diejenigen, wovon alle Menschen aus dem groſsen Becher der Natur bis zur Sättigung trinken können? Und wer genieſst diese freyer, ungestörter und behutsamer, als der Kalender; dieser echte Sohn der Natur, dessen Einbildung durch keine Vorurtheile verwöhnt, dessen Geschmack durch keine spitzfündige Verfeinerung verzärtelt, dessen Organe durch Üppigkeit und Ausschweifungen nicht geschwächt und abgenutzt sind?“ —

Der Kalender merkte endlich, daſs Danischmenden die Geduld auszugehen anfing. „Nun denn, was sagst du, fuhr er lachend fort, zu allen diesen Glückseligkeiten des Kalenderstandes? Ich gestehe, daſs ein Biſschen Deklamazion mit untergelaufen ist.“ —

Das weiſs der Himmel! rief Danischmend —

„Indessen ist doch immer so viel davon wahr, daſs ich, so wie du mich hier siehst, einer von diesen glückseligen Sterblichen bin, die so wenig leiden, so wenig bedürfen, so wenig fürchten noch hoffen, kurz so wenig Antheil an der abgeschmackten Posse nehmen, die das Erdenvolk mit so viel dummer Feierlichkeit auf der einen, und mit so viel kindischem Muthwillen auf der andern Seite spielt, als es einem Wesen, das von vier Elementen leben muſs, nur immer möglich ist.“

Gut! oder, wenn ich dir aufrichtig sagen soll wie mirs ums Herz ist, nicht gut, versetzte Danischmend. Ich bin eines von den verträglichsten Geschöpfen auf Gottes Boden; aber es ist mir unmöglich, einem Menschen hold zu seyn, der nur für sich selbst lebt. Ich hasse die bloſse Vorstellung von einem gleichgültigen Zuschauer des menschlichen Lebens. Nicht, als ob ich einem weisen Manne zumuthen wollte, sich ohne Noth in die Angelegenheiten irgend einer besondern Gemeinheit verflechten zu lassen. Aber, ist er nicht ein Weltbürger? und, so wenig es immer seyn mag, was die Menschen für ihn thun, wie kann er vergessen, daſs er auch etwas für sie zu thun schuldig ist?

„Schuldig? — erwiederte der Kalender ganz kaltsinnig: das dächt' ich nicht! Ja, wenn er irgend etwas von den Menschen als Schuldigkeit foderte; dann! — Aber dieſs ist ganz wider die Grundsätze des echten Kalenders. Was er von den Leuten empfängt, das giebt ihm ihre Gutherzigkeit, oder ihre Eitelkeit, oder ihr Aberglaube. Die beiden ersten belohnen sich selbst, und der letzte verdient, zur Strafe, betrogen zu werden. Denn wozu hat ein Mensch vonnöthen, seinen fünf Sinnen und dem Menschenverstande zu Trotz, sich ungereimtes Zeug in den Kopf zu setzen?

„Übrigens seh' ich nicht, wie man die Filosofen unsers Ordens einer gänzlichen Unthätigkeit beschuldigen kann. Sie nützen der edlern Art von Menschen durch ihren Umgang, durch Mittheilung ihrer Bemerkungen, durch ein Urtheil von den menschlichen Dingen, das durch keine Parteylichkeit, keinen Sektengeist, keine Art von Vorurtheilen verfälscht wird. Die Groſsen hören zuweilen durch sie das Kostbarste, was ein gemeiner Mann einem Groſsen geben kann, die Wahrheit; und der leichtgläubige Pöbel empfängt aus ihrer wohlthätigen Hand Amulete und Talismane; herrliche Arzneyen für eine kranke Fantasie; Dinge, die an sich nichts sind, aber durch den Glauben, den man an sie hat, zuweilen wunderthätig werden. 1) Mir däucht, alles dieſs setzt die Kalender mit den übrigen Erdbewohnern so ziemlich ins Reine, und giebt ihnen, wiewohl sie weder graben noch spinnen, ein hinlängliches Recht an das Wenige, was sie vonnöthen haben. — Von den Gunstbezeigungen milder Seelen vom schönen Geschlecht, um die man uns zu beneiden pflegt, sag' ich nichts; denn man kann sich leicht vorstellen, daſs wir sie verdienen müssen."

Freund Kalender, sagte Danischmend, wenn deine Sache, wie ich besorge, nicht die beste ist, so hast du ihr wenigstens die beste Wendung gegeben, die man ihr geben kann. Übrigens finde ich eben so natürlich, daſs ein Mann seine eigene Art über jede Sache zu denken, als daſs er seine eigene individuelle Nase habe. Es giebt freylich Nasen von so besonderer Figur und Proporzion, daſs die Schönheit der menschlichen Gattung nicht viel dabey gewinnen würde, wenn man sie zu Modellen machen wollte. Aber unter tausend mehr oder weniger gebogenen oder eingedrückten, viereckigen oder aufgestülpten, längern oder kürzern Nasen vom gewöhnlichen Schlage mag immer

---

1) *Vid.* die von dem Parlementsrathe von Montgeron legaliter verificierten Wunder des Abbé Paris.

ein Elefantenrüssel oder ein Habichtsschnabel ohne Schaden mitlaufen. So selten als die kaltblütigen Filosofen sind, zu denen du dich bekennst, würd' es allerdings sehr unbillig seyn, ihnen den wenigen Raum, den sie auf diesem ohnehin schlecht bevölkerten Erdenrund einnehmen, zu miſsgönnen. Doch läugne ich nicht, daſs es mir leid thun sollte, wenn sie jemahls aufhörten selten zu seyn.

11. KAPITEL.

Ein ehvertrauliches Gespräch zwischen Danischmend und Perisadeh.

Als Danischmend und Perisadeh sich wieder allein befanden — — Sie sehen, meine Freunde, ich erlasse Ihnen den Rest der Unterredung bey Tische, und wie man einander gute Nacht wünschte, und die Beschreibung des Schlafzimmers, welches dem Kalender angewiesen wurde, und die Beschreibung einer schönen jungen Sklavin, die ihm Wasser brachte und schon wieder verschwunden war, da er sie eben mit einiger Aufmerksamkeit ansehen wollte, u. s. w. — und dieſs ist immer sehr höflich von einem Schriftsteller, der bey gutem Muth ist, und etliche Buch schönes weiſses Papier und ein Dutzend schon zugeschnittene starke Gänsekiele vor sich liegen hat —

Als, sage ich, Perisadeh und Danischmend (zu groſser Erleichterung der erstern) sich wieder allein befanden, erfolgte etliche Minuten lang eine tiefe Stille.

„Dieser Kalender ist mein Mann nicht,“ sagte endlich Perisadeh, indem sie ihr leichtseidnes rosenfarbnes Untergewand herab schlüpfen lieſs.

Ich wollte auch nicht, daſs ers wäre, antwortete Danischmend.

„Eine Frau wäre unglücklich bey einem solchen Manne, fuhr sie fort: wie könnt' ein Mann, der so denkt, ein zärtlicher Vater seyn?“

Mit einer solchen Art zu denken, Perisadeh, wird man ein Kalender oder — ein Bösewicht.

„Ich fürchte wir haben einen schlimmen Menschen unter unserm Dache, mein Lieber.“

Besorge nichts, Perisadeh: er ist nicht so arg als er sich macht. Und dann ist er ja ein Kalender!

„Ich bin diesen Leuten nie gut gewesen.“

Ich auch nicht. Aber ein Kalender kann so denken wie dieser, ohne daſs er darum ein schlimmerer Mann ist als tausend andre.

„Nichts so sehr lieben, daſs seine Ruhe dabey in Gefahr käme? — Begreifst du das, Danischmend? Was nennt der Mensch lieben?“

Wir müssen ihn nicht nach uns beurtheilen, meine Beste, wenn wir ihm nicht Unrecht thun wollen. Der Mann trägt sein Herz in seinem Kopfe.

„Ich kann nicht glauben, (fuhr Perisadeh fort) daſs ein Mensch desto besser sey, wenn er so wenig Bedürfnisse hat. Ich wenigstens schäme mich nicht zu gestehen, daſs ich ohne dich und unsre Kinder keinen Augenblick leben möchte. Und wenn ich itzt denken müſste, daſs ein einziges menschliches Geschöpf in unserm Hause unglücklich wäre, ich könnte keine Ruhe haben. Das Glück der Menschen, die um mich sind, ist ein Bedürfniſs für mich.“

Wie Sie sehen, war die gute Perisadeh, mit aller ihrer Zärtlichkeit und Güte des Herzens, eine kleine Egoistin. 1) Allein dieſs

---

1) Der Egoismus, wovon hier die Rede ist, ist nicht der moralische, vermöge dessen ein Mensch nichts liebt als sich selbst, sondern die natürliche

konnte nicht anders seyn. Wir haben es schon gesagt, sie war eine bloſse kunstlose Tochter der Natur.

Danischmend liebte sie nur desto mehr darum.

Was Perisadeh eben gesagt hatte, eröffnete zwischen ihnen eine von diesen interessanten — aber nur für die redenden Personen interessanten Dialogen, die sich in keine Wörtersprache übersetzen lassen. Man könnte sie unmittelbare Seelengespräche nennen, wenn es in unserm gegenwärtigen Zustande möglich wäre, daſs Seelen sich einander, ohne durch ein materielles Medium zu gehen, mittheilen könnten.

Aber, eben darum weil dieſs nicht angeht, rathe ich einem jeden, der viel Seele

Nothwendigkeit, worin eine Person, der es an allgemeinen Begriffen fehlt, sich befindet, immer sich selbst zum Modell oder Maſsstab zu nehmen, wenn sie von anderer Menschen Werth oder Unwerth urtheilt; wovon ich in meiner Abhandlung vom Egoismus ausführlich zu handeln, und alles mit kurzweiligen Beyspielen zu erläutern gesonnen bin.

M. Skriblerus.

hat, und unter vier Augen mit einer Freundin unvermerkt in eine so interessante Unterredung geräth, daſs die gewöhnliche Sprache unter der Gewalt ihrer beiderseitigen Empfindungen einsinkt, — wofern die Freundin nicht, zum Glücke, seine eigene Frau ist, so rathe ich ihm, daſs er von dem Augenblick an, da er merkt, daſs seine besagte Seele alle ihre Kräfte zusammen rafft, um durch ihren Leib, wie durch eine zwischen ihr und der Seele aufgemauerte Scheidewand, durchzubrechen, — auf allen seinen Beinen so hurtig davon lauſe als er kann, [2] — wenn es anders, wie ich besorge, nicht schon zu spät ist.

---

[2] Besser wäre es dergleichen Gelegenheiten gänzlich zu vermeiden.

Sämmtliche Meister des Moralistenhandwerks.

Sicherer wär' es allerdings; aber es ist nicht allemahl möglich. Überdieſs, ist nicht, unglücklicher Weise, die ganze Welt voller Gelegenheiten?

Karamuel, S. J.

12. KAPITEL.

Fortsetzung der Geschichte des ersten Kalenders.

Bey allem dem was du gestern zu Gunsten deines Standes vorgebracht, — sagte Danischmend zu seinem Gaste, indem sie früh Morgens auf dem Wege zur Grotte spazieren gingen, — wunderts mich doch, wie ein Mann wie du dazu gekommen ist ein Kalender zu werden.

„Ein Mann wie ich damahls war da ichs wurde, versetzte der Kalender, hat wenig Hoffnung oder Gelegenheit jemahls etwas besseres zu werden. Alle Menschen — wenige auſserordentliche Genien vielleicht ausgenommen 1) — werden durch die Umstände

---

1) Der Kalender hat wohl gethan, vielleicht zu sagen. Denn wenn man genau nachsieht, wird sich allemahl finden, daſs auch die auſserordentlichen Genien ohne gewisse besondere Umstände, die ihnen gerade diese und keine andre Bildung, Span-

was sie sind. Was mich wenigstens betrifft, ich bin sehr überzeugt, daſs ich das Beste was an mir ist meiner Kalenderschaft zu danken habe; und auch du würdest es so finden, wenn ich dir erzählte, wie ich dazu gekommen bin.“

---

nung und Richtung gaben, das was sie waren nicht geworden wären.

Helvezius.

Hieran ist etwas wahr. Hindernde oder begünstigende Umstände müssen freylich immer mitwirken, wenn aus einem Menschensohn ein Alexander oder Annibal, ein Homer oder Lykurg, ein Sokrates oder Fidias, ein Hippokrates oder Archimedes werden soll. Aber es ist auch wahr — und alle Indukzionen und Sofismen, welche Helvezius dagegen aufhäuft, vermögen nichts gegen ein durch die allgemeine Erfahrung so sehr bestätigtes Faktum — daſs man zum Alexander, Annibal, Homer, Lykurg, Sokrates, Fidias, Hippokrates und Archimedes geboren wird, und daſs die Geister von dieser Klasse ihren eigenen Weg auch durch den dicksten Wald von Hindernissen hindurch zu brechen wissen. Sie gleichen einem Eichensprösling, der mittelst Erde, Wasser, Luft und Feuer, zur Eiche heran wächst, aber auch nicht weniger ein Eichbaum wird, wenn sich gleich Mehlthau und

Ich wollte daſs ich alle Tage jemanden hätte, der mir erzählte wie er dazu gekommen ist, der Mann zu werden der er ist, sagte Danischmend: ich kenne nichts lehrreicheres.

Baumwanzen, Ratten und Maulwürfe, Ziegen und Rinder mit allen vorbesagten Elementen gegen ihn verschwüren. Die gewöhnlichen Menschen hingegen sind wie ein Stück Holz, Thon oder Marmor in der Hand der Kunst, woraus, je nachdem man es schneidet, hobelt, drückt und behaut, ein Schemel oder ein Priap, eine Schüssel oder ein Nachttopf, ein Appollo oder ein Silenus wird. Kurz, der Mann von Genie ist ein Werk der Natur, das seine Form und wirkenden Kräfte in sich selbst hat. Die übrigen sind alles, was Zeit und Umstände, Gewohnheit und Bedürfniſs, Spitzbuben und Narren, Tyrannen und Bonzen aus ihnen machen wollen.

Dubos.

Ich halte gar nichts von allen diesen Filosofien, und von diesem Unterschied zwischen Genien und gewöhnlichen Menschen. Es steht kein Wort davon in meinem Quenstädt. Wir sind alle arme Sünder, und wenn wir nicht umkehren und werden wie die Kindlein, so kommt am Ende Meister Hämmerling, und hohlt die Genien so gut wie die gemeinen Leute.

*Der Pfarrer zu *****

Hierin hat der Herr Pfarrer Recht.

J. C. H.

„Meiner Mutter Mann, Herr Danischmend, war in einer kleinen Stadt in Kandahar was man einen Schuhflicker nennt, wiewohl er auch in dieser Kunst sich keinen besondern Ruhm erworben hatte.

„In der That war dieſs an seinem Orte nichts so leichtes: denn, vermöge der Polizeyverfassung meiner lieben Vaterstadt, zählte man vierzig bis funfzig Schuhflicker daselbst, welche, unter zwölf hundert beschuhte Einwohner dividiert, unmöglich so viel Schuhe zu flicken haben konnten, daſs sie Salz und Kümmel damit verdient hätten; zumahl, da sich unglücklicher Weise zu so vielen Schuhflickern kein einziger Schuster im Orte befand, daſs also alle Leute, die es nur einiger Maſsen möglich machen konnten, barfuſs gingen.

„Nun weiſs ich nicht, wie der Schuhflicker, mein Vater, dazu kam, daſs er eine hübsche Frau hatte; genug, er hatte sie, und (was er in seinen Umständen für ein groſses Glück ansah) noch oben drein einen Freund, oder vielmehr einen Gönner und Beschützer, in dem Vorsteher einer Derwischerey, deren Gartenende an die Hinterthür unsers kleinen Hauses stieſs.

„Es giebt gutherzige Leute, die es für ungereimt halten, einen Mann, der allen

Evatöchtern zu Trotz ein Gelübde gethan hat, kein Mann zu seyn, mit einer menschlichen Schwachheit im Verdacht zu haben. Es giebt aber auch boshaftes argwöhnisches Volk, vor deren Afterreden ein Derwisch selbst nicht sicher ist, wenn er sich herab läſst der Freund eines alten Schuhflikkers zu seyn, der eine hübsche Frau hat.

„Mein Vater war von der ersten Klasse, der Rest unsrer ganzen Stadt von der zweyten.

„Aber der Derwisch lieſs sich dadurch in seinen wohlthätigen Gesinnungen gegen uns nicht irre machen; und es würde undankbar von mir seyn, nicht zu gestehen, daſs ich ihm und der Schönheit meiner Mutter, wo nicht mein Daseyn, doch gewiſs meine Erhaltung ganz allein schuldig bin.

„Meine Kindheit brachte ich, Dank sey dem guten Derwischen! so glücklich hin, als man in diesem Alter ist, wenn man an Äpfeln, Nüssen, Kastanien und Kuchen keinen Mangel hat, und ohne Zwang und Beschäftigung in seiner natürlichen Wildheit herum laufen darf.

„Als ich heran zu wachsen anfing, wollte der Schuhflicker, mein Vater, mich zu seiner

Kunst anführen. Aber da ich nicht das geringste Genie 2) dazu verrieth, und überhaupt einen unheilbaren natürlichen Abscheu vor aller Arbeit zeigte: schlug unser Beschützer endlich vor, mich in seinen eignen Orden aufzunehmen.

„Er mahlte mir die Pflichten desselben sehr leicht und angenehm vor: es war weiter nichts als — meinem Biſschen Menschenverstand, meiner Freyheit, und noch einer solchen Kleinigkeit zu entsagen, deren Bestimmung ich damahls nicht besser als den Werth der beiden erstern kannte. Das übrige, sagte er, wären mechanische Fertigkeiten, zu deren Erwerbung nichts als ein wenig Zeit und Übung erfordert würde.

„Ich lieſs mir alles gefallen, oder vielmehr ich sah in dem Stande der Derwischen nichts als seligen Müſsiggang und Essens und Trinkens die Fülle, d. i. alles, was nach meinem damahligen Begriffe das höchste Gut ausmachte.

„Aber nach etlichen Jahren fand sich, daſs mir die Natur einige Triebe und Gaben zugetheilt hatte, die mit den Pflichten meines

---

2) Der Autor gebraucht hier das Wort Genie vermuthlich *ironice.* Denn zur Schuhflickerey braucht es doch wohl kein sonderliches Ingenium.

Der Schulmeister von Abdera.

Derwischenrockes unverträglich waren. Ich bediente mich mit der gröſsten Freyheit meiner Zunge, über die Aufführung meiner Vorgesetzten und Brüder zu urtheilen; auch fühlte ich einen unwiderstehlichen Trieb in mir, mit allen Schuhflickern unsers Ortes, welche leidliche Weiber hatten, Bekanntschaft zu machen. Weil ich noch zu jung war um vorsichtig zu seyn, so trieb ichs so arg, daſs endlich die Ehre der Derwischerey die Zärtlichkeit überwältigte, welche Natur oder Gewohnheit dem Vorsteher für mich eingeflöſst hatte. Er beraubte mich aller Freyheit, legte mir häufige Fasten auf, und da dieſs noch nicht helfen wollte, verordnete er mir gewisse periodische Geiſselungen, die, seinem Vorgeben nach, ein herrliches Mittel gegen die Anfechtungen von Schuhflickersweibern seyn sollten.

„Ich zweifle sehr daſs der gute Derwisch dieſs aus eigner Erfahrung wuſste. Mir wenigstens schiens, als ob seine Arzney das Übel nur vermehre; und da sie überdem so unangenehm zu nehmen war, so fand ich für gut an einem schönen Morgen aus der Derwischerey zu entweichen, und mich der Natur und meinem Schicksal auf Gerathewohl zu überlassen.

„Ich trieb lange ohne Mast und Segel in der Welt umher, und brachte mein Leben kümmerlich davon, indem ich alle Arten von Professionen, die man nicht zu lernen braucht, versuchte. Bald zog ich als Troſsjunge mit einer Karawane, bald machte ich den Wasserträger, bald den Eseltreiber, bald — gegen die Gebühr — den Esel selbst. 3)

„Bey allem diesem regte sich etwas in mir, das durch die Verächtlichkeit der Rollen, die ich in diesem irrenden Zustande spielte, beleidiget wurde. Aber was für Auswege standen mir offen? Endlich schien mir der Stand eines Kalenders in meiner Lage der einzige zu seyn, der in meiner Gewalt war, und durch den ich mich in etwas für gebessert halten konnte. Denn, wiewohl er in den Augen der Welt keiner von den ehrsamsten ist, so war ers (wenigstens in der Meinung des Pöbels) unendliche Mahl mehr, als der Stand eines Wasserträgers oder Eseltreibers. Überdieſs vertrug er sich vollkommen mit meiner Neigung zum Herumschwärmen, und Erfah-

---

3) Man kann sich nicht erwehren, hierbey an eine gewisse Anekdote in Lucians Lucius oder Esel schlechtweg (welche Apulejus auch seinem goldnen Esel einverleibet hat) zu denken. Die Historie ist keine von den erbaulichsten; aber was muſs unser einer nicht lesen?

M. Onocefalus.

rungen über die verschiednen Denkarten und Leidenschaften der Menschen zu machen.

„Ich nahm also den Habit eines Kalenders, gesellte mich zu einigen irrenden Rittern dieses Ordens, die ich für geschickt ansah mich in die Geheimnisse desselben einzuführen, und durchwandre nun bereits über dreyſsig Jahre lang, bald in Gesellschaft, bald allein, die meisten Provinzen in Asien.

„Ich würde nie fertig werden, wenn ich dir alle Abenteuer erzählen sollte, die mir während dieser langen Wanderschaft aufgestoſsen sind. In der That, es wäre bloſs meine Schuld, wenn ich die Menschen nicht kennen gelernt hätte: und wenn mir auch diese Kenntniſs zu nichts hälfe, als mich durch und durch zu überzeugen, daſs es nicht der Mühe werth ist, in dieser Trödelwelt etwas andres als ein Kalender zu seyn; so wär' es genug, um michs nie gereuen zu lassen, daſs ich diese Lebensart ergriffen habe."

13. KAPITEL.

Der Kalender sagt Danischmenden im Vertrauen was er von der menschlichen Gattung denkt.

Ich möchte wohl wissen, sagte Danischmend, auf welchem Fuſs du die Menschen kennen gelernt hast, um ein so schönes Resultat heraus zu bringen?

„So gern ich meine Meinung über alles frey von der Brust weg sage, versetzte der Kalender, so möcht' ich doch nicht in dem Falle seyn, auf dem groſsen Marktplatze zu Dehly oder Ispahan sagen zu müssen was ich von den Menschen denke. Aber unter vier Augen seh' ich keine Bedenklichkeit.“

Zumahl da die Welt bleiben wird was sie ist, du und ich mögen von ihr denken was wir wollen, sagte Danischmend.

„Dieſs möcht' ich eben nicht so unbedingt für wahr annehmen, erwiederte der Kalender. Ich denke der Fall hat sich schon oft zugetragen, wo es so gleichgültig nicht war, was für einen Begriff dieser oder jener sich von den Sachen machte. Wer kann uns gut dafür seyn, daſs Glück und Zufall — die schon so oft aus Grobschmieden, Küchenjungen, Kameltreibern, Kühhirten, ja sogar aus Fakirn, Luftspringern, Lohnhuren, Kupplern, und Gott weiſs was für anderm Auskehricht des menschlichen Geschlechtes, wichtige Personen in der Welt gemacht haben, — nicht einmahl in einem Anstoſs von Laune den Einfall kriegen könnten, einem filosofischen Einsiedler wie du, oder einem Kalender wie ich, eine Rolle in der Welt zu spielen zu geben?“

Danischmend lächelte und schüttelte den Kopf, indem er an die Rolle dachte, die ihn der Bramine der Königin Nurmahal in einem rings um gut gemauerten und mit einer doppelten Thür und groſsen eisernen Stangen und Riegeln wohl verwahrten Käficht hatte spielen lassen.

„Ich bin kein Menschenfeind, fuhr der Kalender fort; wiewohl ich eben nicht sagen kann, daſs ich sie sehr liebenswürdig finde: aber ich bin ein herzlicher Feind aller Deklamazionen, da ein Mann seine Backen so voll nimmt als er kann, um alles Gute und Böse was er weiſs, über die arme Menschheit heraus zu blasen, ohne sich darum zu bekümmern, wie viel oder wenig Wahres an der Sache ist.

„Ich möchte den Vorwurf nicht verdienen, dafs ich der Natur — auf die am Ende doch alle Schuld zurück fällt — durch eine allzu schlechte Meinung von ihrem besten Stück Arbeit Unrecht thue. Aber ich möchte doch auch der Mann nicht seyn, der — nachdem er wohl geschlafen, wohl gegessen und getrunken, eine gute Verdauung und einen leichten gesunden Stuhlgang gehabt, 1) und sich mit seinem Weibe oder Kebsweibe nach Wohlgefallen gütlich gethan hätte — auf seinen Sofa ausgedehnt von Feenschlössern und Schlaraffenländern und goldnen Zeiten und schönen Seelen träumte, und dann zwischen Wachen und Traum sich hinsetzte, und ein System daher fabelte, worin der Mensch als das gutartigste, edelste und glücklichste aller Geschöpfe figurierte, Geschichte und tägliche Erfahrungen möchten mir das Gegentheil noch so laut in die Ohren schreyen.

„Ich hasse das Übermafs in allen Dingen. Indessen gesteh' ich, wenn ja auf einer von

---

2) Nach der Meinung des Hippokrates, Avicenna, Rasis, und aller andern Ärzte, ist dieses eine unentbehrliche Bedingung zum frey und heiter denken: ein konstipierter Mensch kann weder was Gescheidtes denken noch was Angenehmes träumen.

D. *Akakia.*

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

beiden Seiten ausgeschweift werden müſste, so würde die Wahrheit weniger verlieren, wenn man zu schlimm als wenn man zu gut von der menschlichen Natur dächte."

Ich höre für mein Leben gern paradoxe Sätze behaupten, sagte Danischmend lächelnd.

„Die Wahrheit hat zuweilen das Unglück paradox zu klingen, erwiederte der Kalender: aber der Beweis für das was ich itzt sagte, ist nur gar zu leicht zu führen.

„Setzen wir einmahl den Fall, es gäb' eine Art von Geschöpfen, — in welchem Planeten du willst — die mit einer so schlechten Anlage auf die Welt kämen, daſs unter tausenden kaum Eines, und auch dieſs nicht anders als durch die sorgfältigste und mühsamste Kultur, unter einem Zusammenfluſs der günstigsten Umstände, wovon nicht Einer fehlen dürfte, zu einem merklichen Grade von Werth zu bringen wäre: was würden wir von der ganzen Art halten?

„Würde die Art der Hyänen oder Krokodille darum besser seyn, wenn man einige Beyspiele hätte, daſs durch auſserordentliche Mühe und gutes Glück dann und wann eine Hyäne oder ein Krokodill zahm und nützlich gemacht worden wäre?

„Ich besorge, daſs dieſs ganz eigentlich unser Fall seyn möchte. Wie viel Kunst und Fleiſs, welche lange Übung, und wie viel Glück noch oben drein, wird nicht dazu erfordert, bis ein Mensch weise und gut wird! Und wie unendlich klein ist die Anzahl dieser letztern gegen das unermeſsliche Heer der Narren, der Schafköpfe, der Gecken, der Betrüger, und der Bösewichte, deren ewiges Dichten und Trachten ist, alles zu verhindern, zu untergraben, zu ersticken, und, wo möglich, gänzlich zu vernichten und auszulöschen, was die Weisen und Guten von jeher unternommen haben! — Oder ist es etwann nicht wahr, daſs ich in diesen wenigen Worten die Geschichte des menschlichen Geschlechts ausgezogen habe?“

Danischmend kraute sich hinterm linken Ohr und sagte — nichts.

Der Kalender verfolgte mit aller Unbarmherzigkeit eines Misanthropen, der sich in seinem Vortheil sieht: „Ich gebe zu, daſs unter jener gröſsern Zahl die Schafköpfe, die sich von den Schlauköpfen verführen, betrügen und miſsbrauchen lassen daſs es einen Stein erbarmen möchte, — daſs, sag' ich, diese Schafköpfe — die ganze Zunft der Gecken, Faselhansen und Narren mit allen ihren Subdivisionen eingerechnet — sich zu den Betrügern und Bösewichtern vielleicht wie Hundert zu Eins verhalten. Aber was gewinnt die menschliche Gattung dabey? Es braucht nur Einen schlauen Spitzbuben, um hundert dumme Knaben an eine lange Kette anzuschlieſsen und bey der Nase hinzuführen wohin er will; und so sind es (zur Schande der Menschheit!) doch immer die schlimmsten unter den Menschen, die am Ende Meister sind. “

Lieber wollt' ich mir die Augen ausreiſsen, als dieſs nur einen Augenblick glauben, sagte Danischmend.

„Glauben? — versetzte der Kalender kaltsinnig: glauben können wir, was uns beliebt; aber die Rede ist hier nicht vom Glauben. Die Frage, wenn ich nicht irre, war: wie die Sache sey; nicht, wie wir wünschen, hoffen, träumen, daſs sie seyn sollte und möchte. Fakta müssen hier den Ausschlag geben!“

Fakta sind alles, was man daraus machen will, sagte Danischmend: aus jedem neuen Augenpunkte scheinen sie etwas anders; und in zehen Fällen gegen Einen ist das vermeinte Faktum, worauf man mit groſser Zuversicht seine Meinung gestützt hatte, im Grund eine bloſse Hypothese. 2)

„Dieſs mag seyn, erwiederte der Kalender. Aber die Fakta, von welchen ich rede, sind von der Art derjenigen, die, aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, immer die nehmliche Gestalt zeigen, und immer einerley Resultat geben. Auch wird ihre Wahrheit allgemein anerkannt, wiewohl die Eitelkeit — das einzige Laster, das der menschlichen Gattung ausschlieſslich eigen ist — uns für das Resultat die Augen verschlieſst.

„Ich will mich bloſs auf drey einschränken, die zu meinem Zwecke völlig hinreichend sind.

„Das erste: Die menschliche Gattung ist von der Natur mit allem versehen, was zum Wahrnehmen, Beobachten, Vergleichen und Unterscheiden der Dinge nöthig ist. Sie hat zu diesen Verrichtungen nicht nur das Gegenwärtige unmittelbar vor sich liegen, und kann, um weise zu werden, nicht

---

2) *Conf.* alle die beredten, scharfſinnigen und wohl meinenden Herren, welche Versuche über die Geschichte der Menschheit geschrieben haben, von Iselin bis Home *inclusive*. X.

nur ihre eignen Erfahrungen nützen: auch die Erfahrungen aller vorher gehenden Zeiten, und die Bemerkungen einer Anzahl von scharfsinnigen Menschen, die, wenigstens sehr oft, richtig gesehen haben, liegen zu ihrem Gebrauch offen. Durch diese Erfahrungen und Bemerkungen ist schon längst ausgemacht, nach welchen Naturgesetzen der Mensch — in welcher Art von Gesellschaft und Verfassung er sich befinde — leben und handeln muſs, um in seiner Art glücklich zu seyn. Durch sie ist alles, was für die ganze Gattung — folglich für jeden einzelnen Menschen — zu allen Zeiten und unter allen Umständen nützlich oder schädlich ist, unwidersprechlich dargethan; die Regeln, deren Anwendung uns vor Irrthümern und Trugschlüssen sicher stellen kann, sind gefunden; wir können mit befriedigender Gewiſsheit wissen, was schön oder häſslich, recht oder unrecht, gut oder böse ist, warum es so ist, und in wie fern es so ist; es ist keine Art von Thorheit, Laster und Bosheit zu erdenken, deren Ungereimtheit oder Schädlichkeit nicht schon längst so scharf als irgend ein Lehrsatz im Euklides erwiesen wäre. — Und dennoch, dessen allen ungeachtet, drehen sich die Menschen seit etlichen tausend Jahren immer in dem nehmlichen Zirkel von Thorheiten, Irrthümern und Miſsbräuchen herum; werden weder durch fremde noch eigene Erfahrung klüger; verlassen immer wieder, ihrem eignen Gefühl zu Trotz, den richtigen Weg, wenn sie ihn glücklicher Weise einmahl gefunden haben; kurz, werden, wenns hoch kommt, witziger, scharfsinniger, gelehrter, aber nie weiser als ihre Vorfahren von jeher gewesen sind.

„Daſs dem so sey, beweiset — der Augenschein; aber wie es möglich sey, kann, däucht mich, durch nichts in der Welt begreiflich werden, als durch mein zweytes Faktum: — Die Menschen, nehmlich, räsonieren gewöhnlich nicht nach den Gesetzen der Vernunft. — Im Gegentheil ihre angeborne und allgemeinste Art zu räsonieren ist: von einzelnen Fällen aufs Allgemeine zu schlieſsen, aus flüchtig oder nur von Einer Seite wahrgenommenen Begebenheiten irrige Folgerungen herzuleiten, und alle Augenblicke Worte mit Begriffen, und Begriffe mit Sachen zu verwechseln. Die allermeisten, das ist, nach dem billigsten Überschlag neun hundert neun und neunzig unter tausenden, urtheilen, in den meisten und wichtigsten Vorfallenheiten ihres Lebens, nach ersten sinnlichen Eindrücken, Vorurtheilen, Leidenschaften, Grillen, Fantasien, Launen, zufälliger Verknüpfung der Worte und Vorstellungen in ihrem Gehirne, anscheinenden Ähnlichkeiten und geheimen Eingebungen der Parteylichkeit für sich selbst, um derentwillen sie alle Augenblicke ihren eignen Esel für ein Pferd und eines andern Mannes Pferd für einen Esel ansehen. Unter den besagten neun hundert neun und neunzigen sind wenigstens neun hundert, die zu allem diesem nicht einmahl ihre eigenen Organen brauchen, sondern aus unbegreiflicher Trägheit lieber durch fremde Augen falsch sehen, mit fremden Ohren übel hören, durch fremden Unverstand sich zu Narren machen lassen, als durch sich selbst vielleicht richtig empfinden wollen; nichts von einem beträchtlichen Theil dieser neun hundert zu sagen, die sich angewöhnt haben, von tausend Dingen in einem wichtigen Tone zu sprechen, ohne überhaupt zu wissen was sie sagen, und ohne sich einen Augenblick darum zu bekümmern, ob sie Sinn oder Unsinn sagen.

„Sollte dieſs etwa nicht genug seyn, die Gültigkeit der Ansprüche, die der Mensch an die Würde eines vernünftigen Wesens macht, zu entscheiden: — nun so laſs sehen, ob mein drittes Faktum nicht den Ausschlag giebt!

„Eine Maschine, ein bloſses Werkzeug, das sich von fremden Händen brauchen und miſsbrauchen lassen muſs, ein Bund Stroh, das alle Augenblicke durch einen einzigen Funken in Flammen gerathen kann, eine Flaumfeder, die sich von jedem Lüftchen nach einer andern Richtung treiben läſst, — sind wohl, seit die Welt steht, nie für Bilder, wodurch sich die Thätigkeit eines vernünftigen Wesens bezeichnen lieſse, angesehen worden: wohl aber hat man sich von jeher dieser Bilder auf dem ganzen Erdboden bedient, um die Art und Weise auszudrücken, wie die Menschen, besonders wenn sie in groſse Massen zusammen gedrängt sind, sich zu bewegen und zu handeln pflegen.

„Nicht nur sind gewöhnlicher Weise Begier und Abscheu, Furcht und Hoffnung — von Sinnlichkeit und Einbildung in Bewegung gesetzt — die Triebräder aller der täglichen Handlungen, die nicht das Werk einer bloſs maschinenmäſsigen Gewohnheit sind: sondern in den meisten und angelegensten Fällen — gerade da, wo es um Glück oder Unglück des ganzen Lebens, Wohlstand oder Elend ganzer Völker — und am allermeisten, wo es um das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts zu thun ist, — sind es fremde Leidenschaften oder Vorurtheile, ist es der Druck oder Stoſs weniger einzelner Hände, die geläufige Zunge eines einzigen Schwätzers, das wilde Feuer eines einzigen Schwärmers, der geheuchelte Eifer eines einzigen falschen Profeten, der Zuruf eines einzigen Verwegnen, der sich an die Spitze stellt [3] — was Tausende und Hunderttausende in Bewegungen setzt, wovon sie weder die Richtung noch die Folgen sehen, was Staaten in Verwirrung bringt, Empörungen, Spaltungen und Bürgerkriege verursacht, Tempel, Altäre und Thronen umstürzt, die Werkstätte der Natur und der Kunst verwüstet, und oft die Gestalt ganzer Welttheile verändert.

„Durchlaufen wir die groſse Geschichte der Menschheit oder die Geschichte eines einzelnen Menschenstammes: immer sehen wir Myriaden hinter einem Einzigen herströmen, Myriaden einem Einzigen nachsprechen, Myriaden ihre Hände und Füſse nach dem Wink eines Einzigen heben, Myriaden sich mit sehenden Augen für einen Einzigen in den Abgrund stürzen.

„Und nun, lieber Danischmend, wenn wir diese drey unläugbaren groſsen Fakta, die, so

---

3) Siehe die Geschichte aller groſsen Revoluzionen, Empörungen, Religions- und Bürgerkriege von Anbeginn der bürgerlichen Gesellschaft bis auf diesen Tag.

zu sagen, der Auszug der allgemeinen Geschichte des Erdenvolks sind, zusammen nehmen, und uns dann fragen: Mit welchem Rechte kann eine Gattung von Geschöpfen, die nach der Vernunft weder denkt noch handelt, die durch fremde und eigene Erfahrung nie klüger wird, immer das Spiel ihrer Fantasien und Leidenschaften ist, immer von mechanischer Gewohnheit oder fremden Kräften in Bewegung gesetzt wird, immer wider ihr eignes Interesse handelt, immer wieder zerstört was sie aufgebaut hat, immer mit dem Steine, den sie den Berg hinauf gewälzt, wieder herunter fällt, um ihn von neuem hinauf zu wälzen, — mit welchem Rechte kann eine so unvernünftige Gattung von Geschöpfen —"

Halt, fiel ihm Danischmend ins Wort, nicht zu früh Triumf gesungen! — Ich gebe zu — muſs ich nicht? — daſs die Menschen, im Durchschnitt genommen, nie weise gewesen sind, und — wofern nicht ganz andre Anstalten dazu gemacht werden — wenig Hoffnung von sich geben, jemahls merklich weiser zu werden. Aber laſs es seyn! Immer ist noch ein wichtiger Artikel übrig, der unserm Streit eine ganz andre Wendung giebt. Es ist nicht zu läugnen, daſs ein gewisser Schwindelgeist, eine gewisse mechanische Tendenz unsre Pferde beym Schwanze zu zäumen, ein Erbübel in der Familie Adams ist. Aber man muſs wenigstens gestehen, daſs unser Herz besser ist als unser Kopf. In der That, Freund Kalender, mit aller unsrer angebornen Narrheit, Hastigkeit, und schafmäſsigen Einfalt, wären wir doch, von Haus aus, wenn man uns unverhudelt lieſse, ganz gute Leute; und auch so, wie die Sachen itzt mit uns stehen, ist Tugend bey weitem so selten nicht als Weisheit.

„Tugend, guter Danischmend! Tugend? — rief der alte Ungläubige: beym Himmel, ein schöner Nahme! und, wie ich besorge, auch weiter nichts als ein Nahme für die meisten Menschen. Einige, schlauer als die übrigen, haben eine hübsche Maske daraus gemacht, die sie geschwinde vors Gesicht nehmen, so oft sie Absichten auf die Dienste, oder den Beyfall, oder den Beutel, oder die Weiber und Töchter der ehrlichen blödsichtigen Kauze haben, welche Gesichter und Masken nicht zu unterscheiden wissen. — Kein Wunder, daſs diese Leute so viel Eifer für ihre Maske zeigen, immer so viel Aufhebens und Prahlens davon machen! Es ist auch so eine schöne gute Maske! Man kann seine unartigen Leidenschaften und schlechten Streiche so bequem unter ihr verbergen! — Tugend! — Ich verliere alle Geduld, wenn ich die Menschen mit diesem Worte, wie Kinder mit ihrer Puppe, spielen sehe! Die Welt müſste ein andres Aussehen haben, mein guter Danischmend, wenn die Menschen wüſsten was Tugend ist!“ 4)

Freund Kalender, rief Danischmend ein wenig hitzig, Stachelreden sind keine Gründe. Ein Mann, der sich rühmte so viele Menschen gesehen zu haben, und keine guten Menschen gesehen hätte, nirgends etwas besseres als Masken der Tugend gesehen hätte, — der Mann müſste sich in einem auſserordentlich unglücklichen Zeichen auf den Weg gemacht haben.

„Damit wir nicht (sagte der Kalender ganz gelassen) unvermerkt in den Fall kommen, uns, wie andre Leute, um Worte zu zanken, und um dir zu zeigen, daſs ich den Menschen — wiewohl ich ein Kalender bin — nicht einen Tittel von dem Biſschen Tugend, worin doch ihre beste Habe besteht, zu entwenden gedenke, wollen wir ein wenig

---

4) Daſs doch der verwünschte Kalender Recht haben muſs!

J. C. H.

näher hintreten, und die Waare, die man uns für etwas so kostbares giebt, genauer betrachten.

„Ich denke, es ist mit der Tugend wie mit dem Golde. Etwas Legierung von Silber oder Kupfer muſs immerhin dabey geduldet werden. Aber Gold von sechzehn Karat hört auf Gold zu heiſsen. Nach dieser Regel möchte wohl ein groſser Theil der menschlichen Tugenden für allzu geringhaltig erfunden werden, als daſs wir sie im Handel und Wandel für echte probhaltige Tugend passieren lassen könnten.

„Viele — und gewiſs diese Viele machen bey weitem die Meisten aus — ergeben sich einer gewissen Temperaments- oder Lieblingstugend auf Unkosten aller übrigen, und glauben dadurch, daſs sie in Einem Punkte mehr thun als sie schuldig sind, ein Recht zu erhalten, in sieben andern desto weniger zu thun. Ich denke du hast nichts dagegen, Danischmend, wenn ich diese Tugenden sogleich als offenbar unecht ausschieſse und bey Seite werfe?

„Ein gleiches werden wir wohl auch mit einer Menge vermeinter Tugenden vornehmen müssen, die, anstatt das Gepräge der Natur zu führen, von Aberglauben oder irgend einem andern falschen Wahn gestempelt sind? Wir werden also keinem Manne, der sich die Augen ausreiſst, um nichts zu sehen das ihn zum Bösen reitzen könnte, — keinem Menschen, der sich zu einem unbedingten Gehorsam gegen einen andern Menschen verpflichtet hat, — keinem Höfling, der aus Ergebenheit gegen seinen Fürsten sich zu Bubenstücken brauchen läſst, — keinem Patrioten, der aus Liebe zu seinem Vaterlande ungerecht gegen andre Völker ist, — seine Enthaltung, seinen Gehorsam, seine Ergebenheit gegen seinen Fürsten, seine Liebe zum Vaterlande, für Tugend gelten lassen können?

„Das Quantum von Tugend, das uns nach diesem Ausschuſs übrig bleibt, so viel oder wenig es seyn mag, ist das Eigenthum zweyer Arten von Sterblichen, die in sehr wesentlichen Stücken vollkommne Gegenfüſsler von einander sind, — der Weisen, und der Enthusiasten. Beiden, in so fern sie aus innerlicher Neigung, ohne Nebenabsicht, Sold noch Lohn, alles Gute zu befördern und alles Böse zu verhindern suchen, kann man einen gewissen Grad von Tugend nicht absprechen. Die Frage ist also bloſs, um wie viel sich das menschliche Geschlecht dadurch besser befinde? Laſs uns einen Augenblick sehen!

„Die Weisen lieben das Gute, und wünschen Gutes zu thun; aber sie unternehmen nichts, ehe sie sich der Möglichkeit der Ausführung versichert haben. Wer den Menschen wirklich Gutes thun wollte, müſste sie erst vernünftig machen können. Nun wäre dieſs (wie wir gefunden haben) ungefähr so viel, als wenn einer unternehmen wollte Mohren zu bleichen, oder Schnee an der Sonne zu trocknen. Ein Mann, der selbst ein wenig vernünftig ist, giebt sich mit keinen solchen Versuchen ab. Was soll er also thun? — Böses verhindern? — Da hätte er nur das ganze menschliche Geschlecht wider sich. Dieſs ist zu viel für Einen Mann. Der tapferste Held kann keiner Zagheit beschuldigt werden, wenn er keine Lust hat sich allein einem ganzen Heer entgegen zu stellen. — Nun möcht' ich wohl wissen, was seiner Tugend zu thun übrig bliebe! Er thut nichts Gutes, weil er nicht kann; er hindert nichts Böses, weil er nicht darf; er thut selbst nichts Böses, weil er nicht mag: er wird also ein Kalender, und thut gar nichts.

„Die Welt gewinnt, wie du siehst, nicht viel durch die Tugend der Weisen. Sollte sie etwaan bey der Tugend der Enthusiasten mehr zu gewinnen haben?

„Du erinnerst dich doch der *Fabel vom Bären*, der nicht leiden wollte, daſs sich eine Fliege auf die Nase des schlafenden Einsiedlers, seines Freundes, setzte, und, um sie zu verjagen, mit einem groſsen Steine die Fliege und den Einsiedler zugleich todt schmiſs? — Dieser Bär ist, mit deiner Erlaubniſs, das Bild jener schwärmerischen Menschenfreunde, die aus tugendhaftem Eifer gegen Irrthum, Unrecht, Unterdrückung und andre Übel, womit sie die Menschheit geplagt sehen, in Einem Jahre oft mehr Unheil anrichten, als in zwanzig Jahren geschehen wäre, wofern sie die Welt hätten gehen lassen wie sie ging. Es ist wahr, ihre Beweggründe und Absichten sind untadelig; ihr Haſs gegen das Böse ist so rein, wie ihre Liebe zum Guten; auch ihre Thätigkeit ist an sich selbst löblich. Aber unglücklicher Weise verblendet sie ihr Eifer, ihre Begierde den kürzesten Weg einzuschlagen, über die *Wahl der Mittel*. Sie erregen einen Sturm, um einen Sperling zu Boden zu werfen, und zünden euch das Haus überm Kopf an, weil sie gehört haben, daſs ihr von Ratten geplagt werdet. Die leidenschaftliche Liebe zur Tugend wird unstreitig durch die Schönheit ihres Gegenstandes unendlich veredelt; aber sie behält doch die Natur einer Leidenschaft: alle Leidenschaften laufen mit der Vernunft davon; und ein zorniger oder verliebter Mensch kann, so lang' er das eine oder das andre ist, eben so wenig weise seyn als ein Verrückter. Die Enthusiasten der Tugend sehen nur Eine Seite der Sache, nur die gute oder nur die schlimme; sehen nicht, daſs das Übel, wovon sie uns befreyen wollen, bloſs die andre Seite eines unendlich wichtigern Guten ist, oder daſs es in Betracht der Umstände ein weit kleineres Übel ist, als das Mittel, wodurch man uns davon befreyen könnte; und daſs das Gute, das sie uns thun wollen, durch Folgen, die der Zusammenhang der Dinge unvermeidlich macht, zum gröſsten Übel werden würde. 5) Nicht selten treibt

---

5) Der Kalender, wie alle kalte Köpfe, sieht öfters richtig, und sagt manchmahl groſse Wahrheiten. Wenn unsre Leser über diejenige, die er hier sagt, das Beste was vielleicht jemahls darüber gesagt worden ist, lesen wollen, so empfehlen wir ihnen den achten Dialogen der *Dialogues sur le Commerce des bleds* des *Abbé Galiani*, und, wenn sie eines der besten, lehrreichsten, und zugleich witzigsten und unterhaltendsten Bücher, das seit hundert Jahren zum Vorschein gekommen ist, lesen wollen, das ganze Buch, — welches, im Vorbeygehen gesagt, nicht so viel Eindruck in der Welt gemacht hat, als ein so auſserordentlich gutes Buch hätte machen sollen, und dieſs ohne allen Zweifel

sie ihr Eifer für die gute Sache so weit, daſs sie sogar unmögliche Dinge durchsetzen wollen; ein Unternehmen, das natürlicher Weise fehl schlagen muſs, und zu nichts hilft, als das Übel, dem man entgegen arbeitet, zu beschleunigen. Sie erhalten nichts, weil sie zu viel wollen; versäumen das Gute, das sie thun könnten, weil sie ein gröſseres thun wollen, das nicht in ihrer Macht ist; und am Ende findet sich gemeiniglich, daſs sie selbst Opfer ihres Eifers geworden sind, ohne die Welt um einen Deut besser zu hinterlassen als sie war.

„Es giebt noch eine Art von Enthusiasten der Tugend, die nicht so viel oder vielleicht gar nichts Übels thun, weil sie weniger thätig sind, oder — wie meine Weisen (wiewohl aus einem andern Grunde) — ganz unthätig bleiben, und die ich zum Unterschied Virtuosen nennen will. Es sind Leute von feiner Empfindung und hoher Fantasie, die sich eine so schöne und erhabene Idee von der Tugend gemacht haben, daſs sie in der That zu nichts als zum Anschauen gut ist. Eingenommen von diesem Urbilde des Sittlich-Schönen, fährt ihre Seele vor

---

bloſs deſswegen, weil sehr wenig Leute Verstand und Witz genug haben es zu verstehen. X.

dem häſslich davon abstechenden Anblicke des wirklichen Lauſs der Welt mit Grauen und Unmuth zurück. Sie versuchen es vielleicht etlichemahl, ihre Lieblingsideen auſser sich wirklich zu machen; aber der Lehm, in den sie solche drucken wollen, ist zu spröd und unbildsam, um so feine Formen anzunehmen. Sie verlieren die Geduld über dem öfters miſslungnen Versuch, geben endlich Arbeit und Hoffnung auf, und ziehen sich wieder in sich selbst hinein, um im Anschauen und Anbeten dieser göttlichen Urbilder einer Wonne zu genieſsen, die ihnen nichts, was weniger vollkommen ist, gewähren kann. 6) In diesem Zustande ist ihnen so wohl, daſs sie sich zuletzt gar nicht mehr entschlieſsen können, einen so seligen Müſsiggang mit dem mühvollen Nichtsthun des beschäftigten Lebens zu vertauschen. Und so gehen auch diese Virtuosen, mit aller ihrer Liebe zur idealischen Tugend, für die Welt verloren; und das gröſste Verdienst, das man ihnen zuschreiben kann, ist, daſs sie zuverlässig

---

6) Wo ein Mann, wie dieser Kalender, dieſs alles wohl hernahm? *F.*

Kennen wir nicht einen Mann, der ein gelehrtes Buch vom Licht und von den Farben schrieb, und blind gewesen war von seiner Geburt an bis an seinen Tod? *A.*

nichts schlimmer machen als sie es angetroffen haben.

„Man wundert sich oft, wie es komme daſs die vereinigten Kräfte der Weisen und Tugendhaften die Welt in so langer Zeit nicht haben besser machen können. Nichts ist begreiflicher als wie dieſs kommt, so bald man weiſs woher es kommt. Die Weisen ziehen sich aus Klugheit zurück und bleiben unthätig, weil sie nicht Lust haben Wasser mit einem Siebe zu schöpfen, oder durch eine Mauer zu gehen, in die sie sich erst mit ihrer Nase eine Öffnung bohren müſsten. Die Virtuosen kriechen aus Unmuth in ihre Schale, und — lassen sich was träumen. Die Enthusiasten springen zwar mit dem ganzen Feuer ihres guten Willens mitten in die Welt hinein, stürzen alles zu Boden was ihnen im Weg ist, hauen und schwadronieren links und rechts um sich her, treffen Feinde und Freunde, und machen in Einem Tage ein gröſseres Stück Arbeit, als gelaſsne Leute vielleicht in hundert Jahren machen würden: aber man hat noch immer von Glück zu sagen, wenn das Gute, das sie thun wollten, sich gegen den Schaden aufhebt, den sie wirklich thun. Wo bleibt nun der Grund sich zu wundern, daſs selbst die Besten der Welt so wenig Nutzen schaffen?

Nimmt man nun noch dazu, daſs diese Besten — die denn am Ende doch selbst arme Erdenklöſse sind so gut wie andre — ein so kleines Häuflein machten wenn sie alle beysammen wären, daſs sie auf einer allgemeinen Tagsatzung des menschlichen Geschlechts, mit einem Mehr von fünf hundert Stimmen gegen Eine, zur Welt hinaus votiert würden: so erhält die Sache vollends ihr unwiderstehliches Licht.

„Es klingt nicht fein, mein lieber Danischmend; aber du siehst, es kann nicht anders seyn: — die Grimassenmacher, Quacksalber, Gaukler, Taschenspieler, Kuppler, Beutelschneider und Klopffechter theilen sich in die Welt: — die Schöpse recken ihre dummen Köpfe hin und lassen sich scheren; — die Narren schneiden Kapriolen und Burzelbäume dazu, — und die Klugen gehen davon und werden — Einsiedler, oder, wenn sie nichts bessers wissen, Kalender.“ 7)

7) Welches alles (wie der geneigte Leser ohnehin gemerkt haben wird) figürlicher Weise und *allegorice* gesagt ist, und freylich *cum grano salis* gedeutet werden muſs. *Bucefalus.*

Ich gedenke einen Kommentar darüber zu schreiben. *Mart. Skriblerus.*

14. KAPITEL.

Was Danischmend dazu sagt.

Da der Kalender seinen Satz sattsam ausgeführt zu haben glaubte, so schwieg er nun, und erwartete was Danischmend dagegen einzuwenden haben würde. Aber Danischmend liebte das Disputieren nicht halb so viel als der Kalender.

Soll ich dir sagen was ich von der Sache denke? sprach er. Fürs erste sag' ich: Der weise Mann, der vor übergroſser Weisheit nicht alles Gute thut wozu er Gelegenheit hat, ist, nach meinem Wörterbuch, ein kalter, selbstischer, feigherziger Schurke; und hierin, hoffe ich, sind wir einverstanden.

„Das denk' ich,“ sagte der Kalender ein wenig erröthend.

Sodann, was die Enthusiasten betrifft, fuhr Danischmend fort, so gesteh' ich dir, daſs dieſs eine Gattung von Sterblichen ist, die ich vielleicht besser kenne [1]) als irgend eine andre. Überhaupt läſst sich viel Böses von ihnen sagen; es ist ein ergiebiges Gemeinplätzchen. Aber, da dieſsmahl die Rede bloſs von den *Enthusiasten der Tugend*, von den Eiferern für die Rechte und Vortheile der Menschheit war; so hast du, denk' ich, mehr Böses und weniger Gutes von ihnen gesagt als recht ist. Ich berufe mich auf die Geschichte wie *Du*, wenn ich behaupte: *daſs das menschliche Geschlecht dieser Art von Enthusiasten alles, was von Vernunft, Tugend und Freyheit noch auf dem Erdboden übrig ist, zu danken hat.* Dieſs Alles ist sehr wenig, wirst du sagen. Aber, so wenig es seyn mag, für uns ist es unendlich viel; denn dieſs Wenige macht, daſs wir *Menschen* und keine *Orang-Utangs*, oder noch was ärgeres sind.

---

[1]) Er mochte wohl selbst einer seyn.

Lancelot Gobbo.

Aber, sprichst du, sie zerrütten die Welt, indem sie einen Feind bekämpfen, der nicht auszurotten ist, und sie selbst werden oft das Opfer ihres schwärmerischen Heldenmuths. Desto edler und preiswürdiger sind sie, für die Sache der Menschheit keine Gefahr zu scheuen, und groſsmüthig ihr Vergnügen, ihre Ruhe, ihr Leben selbst auf ein Spiel zu setzen, wobey gemeiniglich nur die andern die Gewinnenden sind. Und wenn der hitzige Krieg, den sie zu unserm Besten mit den

Feinden der Menschheit führen müssen, nicht immer ohne gewaltsame Erschütterungen abläuft, ist es *ihre* Schuld? Das Böse, wozu sie wider ihren Willen den Vorwand oder die Veranlassung geben, ist das Werk der Bösen; das Gute hingegen das sie hervorbringen, ist ihr eignes Werk: aber jenes ist vorüber gehend; dieses fortdauernd und unermeſslich durch die wohlthätigen Folgen, die es über das menschliche Geschlecht verbreitet.

Es ist wahr, sie fehlen zuweilen in *der Wahl der Mittel*; aber dieſs beweiset nur, wie nothwendig es ist, daſs sie mit den *Weisen* in gutem Vernehmen stehen: *diese* sollen *untersuchen* und *entwerfen*, *jene ausführen*. Vereinigt können sie alles; getrennt sind sie immer in Gefahr das zu seyn, wofür du sie ausgegeben hast, *Memmen* und *Narren*.

Auch die *Virtuosen* — wie du eine der besten Menschenarten nennest — sind so unnützlich nicht, als du dir einbildest: und wenn sie der Welt auch keinen andern Dienst erwiesen, als daſs sie gleichsam *die Bewahrer jener Ideale des Schönen und Guten*, jener unvergänglichen Bilder der Vollkommenheit, sind, die den kostbarsten Schatz der Menschheit ausmachen; ist dieſs nicht genug, um sie in den Augen eines Weisen wenigstens so ehrwürdig zu machen, als es der Hüter des heiligen Grabes zu Mekka in den Augen der Musulmanen ist?

Aber wie kommt es, Freund Kalender, daſs du einer Klasse von guten Menschen vergessen hast, deren Daseyn dir doch unmöglich hat verborgen bleiben können, da sie ganz gewiſs zahlreicher ist, als eine von den dreyen, in welche du die Guten vertheilt hast?

„Du meinst doch wohl nicht diese Leute von tugendlichem Temperament? diese guten Seelen, die es bloſs darum sind, weil sie keine Versuchung oder nicht Muth genug in sich fühlen, Böses zu thun?“

Glückliche Schwäche! rief Danischmend: glückliches Temperament, das den Menschen, zu seinem und seiner Mitgeschöpfe Besten, unfähig macht, verkehrt und übelthätig zu seyn! Nenn' es immer Temperament, oder was du willst; — genug, es giebt Menschen, die, durch eine angeborne Richtigkeit, der Natur getreu bleiben, redlich gegen alle andre Menschen gesinnt sind, das Wahre fühlen, das Gute thun, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen warum es wahr und gut ist, und ohne jemahls die unendlich feinen Schwierigkeiten gesehen zu haben, die den Metafysiker martern, wenn er die Grenzlinien des einen und des andern haarscharf durch alle die labyrinthischen Krümmungen und Verwicklungen der Natur, der Nothwendigkeit, des Zufalls und der menschlichen Anordnungen ziehen will.

Diese Art von Menschen ist unter den unverfeinerten Klassen der polizierten Völker, und unter den rohen Kindern der Natur, die wir Barbaren und Wilde nennen, viel zahlreicher als man glaubt; und wenn du auf deinen Wanderungen so unglücklich gewesen seyn solltest keinem davon in den Wurf gekommen zu seyn, so mache dich mit dem Völkchen bekannt, unter dem ich hier lebe: Es wird vielleicht mehr beytragen, dich mit der menschlichen Natur auszusöhnen, als alles was ich zu ihrer Vertheidigung sagen könnte. —

„Oder mich wenigstens in den Gedanken bestärken, erwiederte der Kalender, daſs die Menschen desto besser sind, je mehr sie sich dem Stande nähern, wo der Instinkt die Stelle der Vernunft, der Gesetze und der übrigen künstlichen Maschinerien vertritt, wodurch man sie verschlimmert hat, indem man sie verfeinern wollte; kurz, daſs sie desto besser sind, je mehr sie — in ihrer Art versteht sich — den übrigen Thieren gleichen."

Freund Kalender, sagte Danischmend ein wenig unmuthig, es ist etwas in deinen Begriffen, das alle Augenblicke wider die meinen anprallt. — Aber — fuhr er fort, indem er sich sogleich wieder zusammen raffte — wir können und sollen nicht alle durch ein und eben dasselbe Schlüsselloch in die Welt gucken. Vergieb mir, ehrlicher Alter! Ich hatte Unrecht, zu vergessen, daſs du schon über dreyſsig Jahre ein bloſser Zuschauer und ein Kalender bist.

15. KAPITEL.

Ein Familienstück.

Während die beiden Filosofen so zusammen schwatzten, hatte Danischmend seinen Gast durch verschiedene krumme Fuſspfade unvermerkt bis zum Eingang einer ländlichen Wohnung geführt, die nicht ganz so gut, und nicht ganz so schlecht aussah, daſs ihr erster Anblick nicht den Gedanken hätte erregen können, sie möchte wohl das Obdach glücklicher Menschen seyn.

Es war ein schöner Sommermorgen. Die ganze Familie war in einer groſsen Laube versammelt, die von Rosengebüschen und etlichen in die Runde gepflanzten Bäumen formiert wurde. Niemand wurde der seitwärts heran kommenden Fremden gewahr. Stellen wir uns hinter diesen Busch, flüsterte Danischmend dem Kalender zu, und sehen was es hier giebt.

Ein ehrwürdiger alter Mann, eine gute Hausmutter von vierzig Jahren, ein Mädchen von achtzehn, blühend wie ein Frühlingsmorgen, ein junger Landmann aus einem benachbarten Dorfe, der bey dem Alten um sie anhielt, und etliche jüngere Geschwister des Mädchens, machten eine so schöne Gruppe, als jemahls von einem Mahler in Athen, Paris oder Peking gezeichnet, gemahlt oder gesudelt worden seyn mag.

Das Mädchen stand zwischen ihrem Liebhaber und ihrer sitzenden Mutter, die den linken Arm der Tochter mit ihrem rechten umfaſst hielt und mütterlich drückte. Der rechte Arm des Mädchens war mit dem linken des Jünglings verschränkt. Mit halb geschloſsnen Augen schien sie, in süſser Unentschlossenheit der Natur, zwischen ihrer Mutter und ihrem Liebhaber zu schweben; und doch verriethen ihre auf der nervigen Hand des Jünglings spielenden Finger 1) den ihr unbekannten aber mächtigern Zug des Instinkts. Ihr ländlicher Anzug, leicht und schneeweiſs, bedeckte sittsam die schönen Formen ihrer Gestalt ohne sie zu verbergen, und erhöhte die Lebhaftigkeit ihrer schwarzen Augen und schwarzen Locken. Eine Rose an ihrem halb offnen Busen machte ihren ganzen Putz aus. Eine von ihren Schwestern, ein sanftes Mäd-

---

1) Ich wollte gleich alles wetten, daſs der Autor dieſs Gemählde dem Greuze abgestohlen hat.

Ein Kupferstichsammler.

chen, vom Gedanken der Trennung ganz verſchlungen, lehnte das traurige Geſicht voll ſchweſterlicher Liebe auf ihre linke Schulter, indem ſie den rechten Arm feſt um ihren Nacken ſchlang. 2) Die Mutter ſagte nichts; aber ihre Augen, die mit Thränen erfüllt von der geliebten Tochter zum Vater und vom Vater zur Tochter irrten, ſagten in der mächtigen Sprache der Natur: O Vater, wie kann ich mich von dieſem Liebling meines Herzens trennen?

Dieſs alles zuſammen machte den erſten Anblick aus, der ſich unſern ungeſehenen

2) Der leibhafte Greuze! — Aber warum hat man die andre Schweſter weggelaſſen, die hinter des alten Vaters Stuhl hervor guckt, und den Bräutigam und ihre glückliche Schweſter mit ſo neidiſchen Augen anklotzt, daſs man ihr gleich ein paar Ohrfeigen geben möchte? — Vermuthlich hoffte man durch ſolche Weglaſſungen den Diebſtahl deſto eher zu verbergen?

Ein Kenner.

Der Kenner beweiſt ſich als einen wahren Kunſtrichter. Unter zwey möglichen Erklärungen muſs man allemahl die wählen, die dem Autor die nachtheiligſte iſt.

Pantilius Cimex.

Zuschauern darstellte. Danischmends Herz war ganz in seinen Augen.

Der alte Vater — man wurde sein Freund beym ersten Blick auf sein ehrliches altväterliches Gesicht und sein lockig silbergraues Haar — wandte sich, mit einer Bewegung, wovon seine grauen Locken ihren Reif um seinen Nacken schüttelten, an die Mutter. — Der junge Mensch war der Sohn seines verstorbenen besten Freundes, ein fleiſsiger, rüstiger, wohlgemachter Bursche; er liebte das Mädchen so herzlich, und das Mädchen war ihm schon lange heimlich gut, und war ein Mädchen von achtzehn Jahren, strotzte von Gesundheit und Jugend — und er, der Vater, war ein alter Mann, der noch gern die Freude erleben wollte, die Kinder seiner Tochter um seine Kniee herum spielen zu sehen. — Dieſs alles stand in seinem Gesichte geschrieben.

„Gute Mutter, sagte er mit einem warmen Ausdruck im Gesicht, und einem Tone, der so unmittelbar zum Herzen ging wie er aus dem seinigen kam, — gute Mutter, sagte er, indem er beide Arme gegen sie ausbreitete: was wollen wir machen? Sie lieben einander; er ist ein braver Junge; sie ist ein gutes Mädchen; wollten wir sie hindern glücklich zu seyn?“

Die Mutter lächelte ihre Einwilligung mit weinenden Augen, und drückte des Mädchens Arm mit beiden Händen. Das Mädchen zitterte wie Äspenlaub.

„Da, mein Sohn, sprach der Vater zum Jüngling, der mit sprachloser Rührung sich gegen ihn neigte: da, nimm sie, mein Sohn; sie ist dein! ich gebe dir das Liebste was ich habe. Bewahre und liebe sie wie deinen Augapfel. Und du, Mädchen, sey eine fromme Ehegattin, eine gute Mutter, wie du immer eine gute fromme Tochter warst: und so segne euch der allmächtige Gott!“

Danischmenden rollte aus jedem Aug' eine Thräne über die Backen. Er konnte sich nicht länger ruhig halten. Auch der Kalender schien nicht ganz unempfindlich zu bleiben. Aber er hatte nun einmahl die traurige Gewohnheit, ein bloſser Zuschauer zu seyn. — Schleichen wir uns wieder fort, sagte er leise zu Danischmenden: wir würden die guten Leute nur stören.

Nur stören? — rief Danischmend. Du kennest diese guten Leute nicht! Sie wissen nichts von der falschen Scham, die frommen Überwallungen der Natur und des Herzens vor fremden Blicken zu verbergen. — „Guten

Morgen, redlicher Alter, deine Hand! Guten Morgen, Nachbarin! Das iſt ein ſchöner Tag, an dem Ältern ihre Kinder glücklich machen! — Nicht wahr, guter alter Vater, du fühlſt dich beym Anblick dieſer jungen Leutchen um dreyſsig Jahre verjüngt? — Sie werden die Freude eurer alten Tage ſeyn; ihr werdet in ihren Kindern wieder aufleben!“ — Das Mädchen erröthete bis an die Ohrläppchen und verbarg ſich hinter ihrem Bräutigam. — „Seht doch die kleine Heuchlerin, die uns nicht ſehen laſsen will wie glücklich ſie iſt! Aber zu ihrer Strafe werd' ich bey ihrer Hochzeit ſeyn, und Periſadeh ſoll die Braut in die Kammer führen helfen.“

Die guten Leute dankten Daniſchmenden in ihrer ehrlichen kunſtloſen Herzensſprache; und, nachdem er ſich eine Weile freundlich nach allen ihren kleinen Angelegenheiten erkundigt hatte, ſchied er von ihnen, von der ganzen Familie bis an die Grenze ihres Eigenthums begleitet. Die jüngern Kinder brachten ihm Grasblumen, hingen ſich das eine an ſeine Hand, das andre an ſeinen Rockzipfel. Alte und Junge liebten ihn als ob er zu ihnen gehörte.

16. KAPITEL.

Worin Danischmend seinem Herzen Luft zu machen anfängt.

Nun, Freund Kalender, was sagst du zu diesem Auftritte? Fühlst du dich noch aufgelegt, übel von der menschlichen Natur zu denken?

Ich muſs gestehen, antwortete der Kalender, was wir da gesehen haben, macht kein gleichgültiges Gemählde. Eine feine junge Dirne, bey allen Feen von Dschinnistan! — So lächerlich es an einem Kerl von vier und funfzig seyn mag, ich hatte ein paar Augenblicke, wo ich alle meine Filosofie und meinen Kalenderrock oben drein darum gegeben hätte an des jungen Burschen Platz zu seyn — seine Jugend und seine Nerven mit einbedungen, versteht sich.

Den Dolch von einem Blick hättet ihr sehen sollen, womit Danischmend bey diesen Worten den alten Kalender durchbohrte.

Indessen (fuhr dieser ganz gelassen fort, ohne sich irre machen zu lassen) was beweist dieser einzelne Fall und zwanzig solcher einzelner Fälle gegen meine Theorie, die durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes seit Jahrtausenden bestätiget wird?

„Daſs du nach dem was wir gesehen haben, eine solche Frage thun kannst, Kalender, beweist — Halt! ich bin noch zu warm — laſs uns von etwas anderm reden! — Findest du nicht auch, daſs ich wohl gethan habe, mir die Thäler von Jemal zum Aufenthalt zu wählen? Hast du je einen schönern, fruchtbarern, besser angebauten Winkel auf dem Erdboden gesehen?“

Es ist ein wahres Paradies, Danischmend. Mich wundert nur, daſs man euch so ruhig im Besitz desselben läſst — und, was mich noch mehr wundert, in der ganzen Gegend weder Fakir noch Bonze!

„Was dich hingegen nicht wundern wird, ist — daſs wir bey so bewandten Umständen die glücklichsten Leute unter der Sonne sind. Nichts von Sultanen, Wessiren, Statthaltern, Kadi's, Schatzmeistern, Zollpachtern, Fakirn und Bonzen zu wissen, ist ein Glück, wovon der gröſste Theil der Menschen keine Vorstellung hat. Wir haben es bloſs unsrer Lage und der Unscheinbarkeit unsers Wohlstandes zu danken; denn Überfluſs am Unentbehrlichen macht unsern ganzen Reichthum aus. Dieſs ist zu wenig um die Habsucht gegen uns aufzureitzen. Überdieſs sondern uns hohe Gebirge auf allen Seiten von der übrigen Welt. Dem ungeachtet bezahlen wir dem Sultan von Kischmir, um mehrerer Sicherheit willen, einen festgesetzten Tribut an Erzeugnissen unsers Bodens, ungefähr wie gewisse rohe Völker den bösen Geistern opfern, um von ihnen nicht geplagt zu werden."

Immer noch glücklich genug, sagte der Kalender, wenn man durch einen entbehrlichen Theil seines Eigenthums die Sicherheit des übrigen erkaufen kann.

Auch ist diese Sicherheit der groſse Punkt, versetzte Danischmend. Glaube mir, Bruder, in allen unsern Deklamazionen gegen die Unvollkommenheiten und Gebrechen der menschlichen Natur ist kein Grän Menschenverstand. Unterdrückung, und ihre Töchter Üppigkeit, die mit den Unterdrückern — Dürftigkeit, die mit den Unterdrückten gepaart ist, sind die wahren Ursachen des menschlichen Verderbens. Die Menschen würden besser werden, so bald man ihnen erlaubte glücklicher zu seyn; und sie würden glücklich genug seyn, so bald nicht einige auf Kosten der übrigen glücklicher, als es Menschen zukommt, seyn wollten. Ich habe dir eine Familie gezeigt, die in der Einfalt der Natur, bey einer beschäftigten Lebensart, von Mangel und Überfluſs gleich weit entfernt, durch Gesundheit, frohen Muth und gegenseitige Zuneigung glücklich ist. In allen unsern Hütten triffst du solche Bewohner an. Niemahls hat Kummer, Gram, noch Verzweiflung die Quellen des Gefühls in ihrem Herzen vergiftet, ihnen nach erschöpfender Arbeit des Tages den Schlaf geraubt, um sie mit trostlosen Aussichten in künftiges Elend zu ängstigen. Mäſsige Arbeit, gute Nahrung und ein fröhliches Herz erhält den Mann und sein Weib gesund, verlängert ihre Jugend, unterhält ihre Kräfte; sie zeugen gesunde, wohlgestalte, fröhliche Kinder. Ungeängstigt von der Sorge woher sie Brot für selbige nehmen werden, erschrecken sie nicht wenn sich ihre Zahl vermehrt; ihre Kinder sind ihr Reichthum, ihre Wonne; sie verdoppeln ihre Arbeit mit Lust, weil sie für ihre Kinder arbeiten. Und wie sollten Ältern, die ihr gröſstes Glück in ihren Kindern finden, nicht von diesen wieder geliebt werden? Wie sollten Geschwister, welche, gemeinschaftlich auf dem Schooſs der Liebe erzogen, die Zuneigung der Mutter und des Vaters vom zartesten Alter an zu theilen gewohnt sind, wie sollten sie einander nicht lieben? Und wie könnte also eine durch die mächtigen Bande der Natur und der Liebe in Eine schöne Gruppe zusammen geschlungne und von Einem Herzen belebte Familie, in den vorausgesetzten Umständen, nicht gut, nicht glücklich seyn?

Aber setzen wir eben diese Familie in ein Land der Unterdrückung: wie plötzlich wird diese ganze Scene von häuslichem Glücke verschwunden seyn! In ihrer Hütte werden alle Sinne durch das vollständigste Elend beleidigt. Überall Dürftigkeit, Ungemach und Blöſse — die Körper der Ältern von übermäſsiger Arbeit, kärglicher ungesunder Nahrung und Mangel an Ruhe, Erquickung und Vergnügen gedrückt, abgewelkt, ausgemergelt — die Kinder elende, ungestalte, kränkelnde Miſsgeschöpfe, Kinder der Verzweiflung vielmehr als der Liebe, die der Hitze, dem Regen und dem Frost nichts als Nacktheit oder modernde Lumpen entgegen zu setzen haben, den Ältern zur Last und zum Kummer leben, und, von langsamem Hunger verzehrt, einander jeden Bissen in den Rachen zählen — Ich kann das abscheuliche Gemählde nicht vollenden, wiewohl ich besorge, daſs die Originale dazu allenthalben wo es Sultane und Raja's giebt, nur zu häufig anzutreffen sind. Wie wär' es nun möglich, daſs so elende Geschöpfe *gut seyn*, *gut werden*, oder *gut bleiben* könnten? Welch ein Wunder müſste geschehen, wenn so viel Elend sie nicht vielmehr miſsvergnügt, düster, undankbar, gleichgültig gegen fremde Noth, neidisch und schadenfroh, niederträchtig, betrügerisch, diebisch, raubgierig und zu jedem Verbrechen, wodurch etwas zu gewinnen ist, bereitwillig machen sollte? — Und nun komme mir Sofist, Derwisch oder Kalender, und deklamiere gegen die *menschliche Natur*! Gegen die groſsen und kleinen Sultane reiſst die Mäuler auf, wenn ja deklamiert seyn muſs! *Diese* sind die ersten und letzten Ursachen alles Übels in der Welt!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND, C.M. FN. 12999/009

17. KAPITEL.

Geschichte der Sultanschaft.

Der Mensch, Freund Kalender, der zuerst den Gedanken hatte, und ihn mit Hülfe andrer böser Buben ausführte, den schändlichen Gedanken, gute harmlose Geschöpfe, seine Brüder, zu seinen Sklaven zu machen, damit Er — während sie für ihn arbeiteten — die Früchte ihres Schweiſses essen und bey ihren Töchtern liegen könnte, — dieser Mensch war der erste Sultan.

Die bösen Buben, die ihm geholfen hatten seine Brüder zu unterjochen, wollten es, wie natürlich, nicht umsonst gethan haben. Er muſste ihnen ihren Antheil an dem geraubten Gute geben. Sie bekamen also auch Knechte und Mägde, Ochsen und Esel, liegende und fahrende Habe, und wurden, so viel ihrer waren, so viele kleine Sultane, die von der Arbeit ihrer Sklaven lebten und die Töchter derselben beschliefen.

Nun, laſs uns sehen, was aus diesem ersten Anfang entspringen muſste.

Die kleinen Sultane wünschten — gröſser zu seyn, und kamen alle Augenblicke zu dem groſsen Sultan — verhältniſsmäſsig groſs genannt, wiewohl er Anfangs selbst noch klein war — um ihm vorzustellen: Wie hier, gegen Abend, ein Land läge, das von Milch und Honig überflösse; dort, gegen Morgen, ein anderes, wo Getreide, Baumwolle und Seide für die halbe Welt gebauet würde; gegen Mitternacht ein drittes, wo man die Zobel und schwarzen Füchse mit den Händen fange; und gegen Mittag ein viertes, wo man vor Gold und Silber, Perlen und Edelgesteinen, Elefanten und Schildkröten, Affen und Pfauen, sich kaum regen könne. „Die Welt gehört dem, der stark genug ist, sie zu ergreifen und mit ihr davon zu laufen, sagten sie. Es braucht weiter nichts, als mit gewaffneter Hand in diese Länder einzuziehen und sie in Besitz zu nehmen.“

Der erste Sultan lieſs sich den Vorschlag gefallen, und machte sich auf, mit Hülfe seiner Vasallen, der kleinern Sultane, wo möglich den ganzen Erdboden in Besitz zu nehmen. Widersetzte man sich ihm, so schlug er den Leuten Arm und Bein entzwey, mordete und raubte, sengte und brennte, bis sich die armen Tröpfe entweder unterwarfen, oder niemand übrig war der sich widersetzen konnte. Auf diese Weise raubte er sich nach und nach ein hübsches rundes Reich zusammen, welches er in gröſsere und kleinere Provinzen abtheilte, und die kleinen Sultane zu Statthaltern darüber setzte.

Nun baute sich der groſse Sultan ein ungeheures Haus, bevölkerte es mit schönen Weibern und häſslichen Verschnittenen; lieſs einen goldnen oder vergoldeten Thron, zwanzig Stufen hoch, aufrichten, auf den er sich setzte, wenn ihn die Lust ankam sich von seinen Sklaven anbeten zu lassen; legte schöne Gärten und Gartensähle an, kaufte sich Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Gaukler, Köche und Ärzte, lieſs sich elastische Sofa's polstern, faullenzte, gähnte, schwor daſs man ihm lange Weile mache; aſs, trank, schlief, pflegte seines Leibes, schäkerte mit seinen Affen, Weibern und Hofnarren; überlieſs sich allen seinen Launen, schlug Köpfe ab, verschenkte Provinzen, verlor die eine, gewann die andre, — und gab, so bald er seinen eignen Wanst angefüllt hatte, allen seinen glücklichen Unterthanen die Erlaubniſs, seinethalben zu Mittag zu essen — wenn sie was zu essen hätten.

Die kleinen Sultane, seine Vasallen oder Statthalter, ahmten in allem diesem seinem Beyspiele nach.

Der Sohn der Favoritsultanin folgte seinem groſsen Vater in der Sultanschaft und in allen seinen Groſsthaten. Er fing damit an, daſs er, um der Welt einen Vorschmack von der Glückseligkeit seiner Zeiten zu geben, allen seinen Brüdern mit schönen seidenen Stricken die Hälse zuschnüren, und den reichsten Omra's und Statthaltern, die er gern beerbt hätte, unter dem Vorwande daſs er ihr Gesicht nicht leiden könne, die Köpfe abschneiden lieſs. Da er von Jugend an im Serai unter Weibern und Verschnittnen in der Kunst zu essen, zu trinken, zu gähnen, lange Weile zu haben, mit Affen und schönen Mädchen zu spielen, und andern einem Sultan anständigen Künsten und Wissenschaften wohl erzogen worden war: so bracht' er es nach dem Antritt seiner Regierung in wenig Jahren darin so weit, als man es, — in Erwägung daſs ein Sultan am Ende doch kein Elefant, kein Vielfraſs, kein Waldesel, kein Maulwurf, sondern nur eine Art von Menschen ist — mit Anstrengung aller seiner Kräfte, und mit Hülfe der Köche, Apotheker, Kanthariden und Opiaten, in solchen Dingen nur immer bringen kann.

Die kleinern Sultane — indessen daſs ihr gebietender Herr im Innern des Serais so edeln Beschäftigungen oblag — thaten alles was sie wollten, raubten die Provinzen aus, oder fielen ab und machten sich unabhängig. Dieſs lief zwar niemahls ohne Raufen und Blutvergieſsen ab: aber da diejenigen, die ihre Haare und ihr Blut dazu hergeben muſsten, nur gemeine Leute waren; so glaubten die Sultane, daſs es nichts zu bedeuten habe. Die Provinzen entvölkerten sich zwar dadurch: aber was die Herren an Menschen verloren, das gewannen sie ja wieder an Land; und überdieſs verlieſsen sie sich auf die Fruchtbarkeit der morgenländischen Weiber.

Nach und nach, und in der That nur gar zu schnell, breitete sich diese schöne Verfassung über die Hälfte von Asien aus; alles war — Sultan oder Sklave: und da die kleinern Sultane selbst, gern oder ungern, Sklaven der gröſsern seyn muſsten; so nahmen sie ihre Entschädigung dafür an allen denen, die kleiner als sie selbst waren. Des Sklaven Sklave hatte dann wieder seine Sklaven, an denen er sich erhohlte so gut er konnte; aber wehe der letzten Klasse von Sklaven, die der Raub aller übrigen war, und, weil sie nichts unter sich sah, sich an niemand erhohlen konnte!

Hier und da in der Welt erhoben sich zwar kleine Freystaaten, deren glückliche Bürger die Rechte der Menschheit — Freyheit und Eigenthum — durch Gesetze, und die Gesetze durch Institute und Sitten befestigten. Da der Genie und der unternehmende Geist — in so fern er nur die öffentliche Ruhe ungestört lieſs — in diesen Staaten mit allen Segeln fahren konnte: so vervollkommneten sich die Bewohner derselben zusehens. Alle Fähigkeiten der menschlichen Natur wurden entwickelt; Künste und Filosofie stiegen von einer Stufe zur andern, reinigten, verschönerten, veredelten die Natur, und brachten Menschen hervor, die, in Vergleichung mit den Sklaven oder Wilden des übrigen Erdbodens, Götter schienen.

Aber die Sultane konnten nicht zugeben, daſs Freyheit, Vernunft und Tugend, diese ewigen unversöhnlichen Feinde der Unterdrükkung und der Sultanschaft, öffentliche Tempel und Schutzörter haben sollten. So bald sie das Daseyn derselben erfuhren, wandten sie alles an, solche von der Erde zu vertilgen; und da sie mit aller ihrer Gewalt nichts gegen sie ausrichten konnten, versuchten sie es mit besserm Erfolge durch List. Sie schickten ihnen Gold und Köche und Tänzerinnen, steckten sie mit dem Geschmack an Pracht und Üppigkeit an, entnervten sie durch Wollüste, und hatten nun wenig Mühe, die ausgearteten Söhne jener Väter, die nichts als ihre Tugend unüberwindlich gemacht hatte, zu überwältigen und ins Joch zu spannen.

Ein einziger dieser Freystaaten sank unter seiner eigenen Gröſse ein, und wurde zuletzt, wie billig, das Opfer eben des sultanischen Geistes, womit er etliche Jahrhunderte lang kleinere Republiken verschlungen und die Hälfte des Erdbodens beunruhiget hatte.

Die Sultane [1]) behielten also endlich die Oberhand, und überlieſsen sich nun desto ruhiger der einzigen Art von Thätigkeit deren sie fähig waren, allen Ausschweifungen einer viehischen Sinnlichkeit. Stolz ohne Gefühl für Ehre und Nachruhm, wollüstig ohne Geschmack, grausam aus Feigheit, von niemand geliebt, von Eifersucht und allgemeinem Miſstrauen verzehrt, waren sie, bey

---

1) Die Alt-Römischen und Byzantinischen Kaiser, wie man sieht, mit dazu gerechnet.

Gibbon.

allem Anschein von Gröſse und Herrlichkeit, selbst die elendesten unter allen, deren Elend ihr Werk war. So gewiſs ist es, daſs keine Sicherheit für den ist, der sie andern raubt, und daſs niemand glücklich seyn kann, der für fremdes Glück oder Unglück fühllos ist.

Verschwörungen, Aufruhr und ein tragisches Ende waren das gewöhnlichste Loos dieser Tyrannen, die im Rausch ihres Übermuths für Götter gehalten seyn wollten, und von Menschen forderten, was der Gott der Götter selbst, der den Menschen mit aufgerichtetem Angesicht erschaffen hat, nicht von seinem Geschöpfe fordert, sich vor ihnen wie Gewürme im Staube zu wälzen. — Aber die unglücklichen Völker gewannen nichts bey diesen gewaltsamen Veränderungen. Der Nachfolger, ungebessert durch das Beyspiel seines Vorfahren, macht' es gemeiniglich noch ärger, und beschleunigte seinen eignen Untergang durch die Mittel, wodurch er dem Schicksale desselben zu entgehen suchte. Oft gab man sich, um von Einem Tyrannen befreyt zu werden, zehn andre, und befand sich dann gerade zehnmahl schlimmer als bey dem einzigen. Alle Drangsale und Abscheulichkeiten der Anarchie stürzten über die preis gegebenen

Provinzen her, und ihr Zustand ward endlich so grenzenlos elend, daſs sie, um sich in einen erträglichern zu setzen, kein andres Mittel sahen, als freywillig wieder in die Fesseln zurückzukehren, wovon sie sich hatten befreyen wollen.

18. KAPITEL.

Schutzrede für die Menschheit.

Und nun, mein guter Kalender, nachdem wir diesen abscheulichen Auszug der Geschichte der Sultane durchlaufen haben, können wir uns noch wundern, wie es zugegangen, daſs wir die Menschen — die im Genuſs der Freyheit, und in einem Wohlstande, der die Frucht ihrer Arbeit und Begnügsamkeit ist, gut, liebenswürdig und glücklich sind — durch Unterdrückung und Elend so übel zugerichtet sehen, daſs man Mühe hat, an dem zerkratzten, verstümmelten, zerdrückten Rumpfe die Spuren seiner ursprünglichen Form zu erkennen?

Du machtest ihnen einen Vorwurf daraus, daſs sie so wenig Vernunft haben. Sieh und fühle nun die ganze Unbilligkeit dieses Vorwurfs!

Als sie in die Welt kamen, waren sie Kinder. Sie muſsten lange wachsen, viel Erfahrungen sammeln, lange beobachten und vergleichen, sich alle Augenblicke irren, und erst durch die schädlichen Folgen des Irrthums gewahr werden daſs sie auf dem unrechten Wege seyen, — bis es möglich war Vernunft zu haben; zumahl da die Sorge für die nothwendigsten Bedürfnisse ihnen nicht erlaubte schnelle Schritte zu machen.

Indessen rückten sie doch vorwärts, lernten die Natur benutzen, erfanden Künste, bauten und pflanzten, verschafften sich Bequemlichkeiten, lebten in groſse Familien vertheilt glücklich, und wurden ihres Daseyns froh.

Aber was geschah? Der erste, der den verruchten Gedanken hatte, lieber ein Herr unter Sklaven als ein Mensch unter Menschen zu seyn, zerstörte nicht nur auf einmahl das Werk der Natur, sondern stieſs auch so schwere Riegel vor den Kerker in den er sie sperrte, daſs ihr alle Möglichkeit sich los zu machen und ihren bestimmten Lauf fortzusetzen benommen war. Was half ihr nun jenes angeborne mechanische Streben zum Fortschreiten und Emporsteigen, das die menschliche Gattung so wesentlich von allen thierischen unterscheidet? Ein Sklave, eben darum weil er nicht empor streben darf, hört endlich auf Mensch zu seyn, und wird zum bloſsen Thier erniedrigt. Empört sich auch zuweilen die Vernunft in ihm, so hält der Sultan Stock und Geiſsel, Strick, Schwert und Pfahl bereit, ihn dafür zu bestrafen. Denn wo ein Sultan den Meister spielt, ist Denken ein Verbrechen. Aber die Tyrannen haben schon dafür gesorgt, daſs die unnatürlichsten Verbrechen unter ihrer Herrschaft weniger selten sind als dieſs. Wie könnt' ein von knechtischer Arbeit zu Boden gedrückter Sklave, über dessen Rücken stets die Geiſsel schwebt, Zeit oder Muth zum Denken gewinnen? Und könnt' er auch, wozu hälf' es ihm, als sein Elend zu vergröſsern, da er seine Gedanken und Anschläge niemanden mittheilen darf? Was vermag ein einzelner Mensch?

Es ist wahr, unter so vielen Millionen Sklaven giebt es Tausende, die, als kleinere Sultane, als Gehülfen der Unterdrückung, als Günstlinge, oder als nothwendige Werkzeuge der Üppigkeit, auf die eine oder andre Weise ihr Glück machen, und zu Ansehen, Macht und Reichthümern gelangen. Aber dieses Glück ist vielleicht nur ein Augenblick: man muſs ihn eilends haschen, genieſsen, hinunter schlingen; das Gegenwärtige ist Alles, wo keine Sicherheit für die Zukunft ist. Die Furcht thut also bey den Groſsen und Reichen die nehmliche Wirkung wie bey dem niedrigsten Sklaven. Dieser kann nicht denken wenn er auch wollte, jene wollen nicht wenn sie auch könnten.

Du siehst, Freund Kalender, wie unbillig es ist, den Menschen, unter solchen Umständen, den Mangel an Vernunft vorzurükken. — Sollt' es mit dem Mangel an Tugend nicht gleiche Bewandtniſs haben? Ich bitte dich, was hat die Tugend mit Sultanen und Sklaven zu thun? [1]) Nenne mir, auſser der Geduld, — die in gewissen Fällen keine Tugend ist — eine einzige, die in den Augen eines Sultans nicht Verbrechen wäre, [2])

---

1) Danischmend muſs wohl nichts vom Epiktet gehört haben, dem weisen und tugendhaften Epiktet, der ein Sklave war, noch von dem weisen und tugendhaften Kaiser Markus Aurelius, der —

Onocefalus.

— kein Sultan war, Herr Onocefalus! Ein Zusammenfluſs besonderer Umstände, welche sehr selten zusammen treffen, macht zuweilen eine Ausnahme; aber die Ausnahmen selbst bestätigen den allgemeinen Satz, von welchem sie Ausnahmen sind oder scheinen.

J. C. H.

2) In den Augen des Sultans Domizian zu Rom war es ein groſses Verbrechen, daſs Epiktet nicht

eine einzige, die er dulden könnte, ohne seine Sultanschaft in Gefahr zu setzen! Aber er kann von dieser Seite ruhig seyn. Sklaven sind keiner Tugend fähig. Tugend ist Muth immer nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu handeln, und Sklaven haben weder Muth noch Vernunft.

Die Sultane, die Sultane! — Gott verzeihe ihnen alles Unrecht das sie der Menschheit angethan haben; Ich kanns nicht!

Indessen sind sie weder die einzigen noch die thätigsten Urheber der Übel, die uns zu Boden drücken.

nur selbst tugendhaft war, sondern auch andre Leute dazu machen wollte. Er lieſs also den gefährlichen Mann des Landes verweisen; und wenn man die Sache recht bedenkt, so findet man noch Ursache, die Gelindigkeit des Sultans zu bewundern.

Algernon Sidney.

---

19. KAPITEL.

Ein Intermezzo von drey Fakirn.

Wenn Danischmend einmahl ins Feuer kam, so war kein ander Mittel, als ihn fortbrennen zu lassen, bis die brennbare Materie völlig aufgezehrt war.

Der Kalender, der diesen Zug im Karakter seines neuen Freundes entdeckt hatte, und entschlossen war, sich ihm so gefällig zu machen als er nur immer könnte, lieſs ihn also, da er ihn so wohl bey Athem sah, ungestört fortreden, und hörte ihm mit aller Aufmerksamkeit zu, die ein Mann, der nun einmahl im Gang ist allein zu sprechen, nur immer verlangen kann.

Danischmend war eben im Begriff sich mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit über die letzte Periode seines mit dem vorgehenden Kapitel abgebrochnen Diskurses zu erklären; als sie, beym Eintritt in den Vorhof seiner Wohnung, drey Fakirn 1) erblickten, die

---

1) Allgemeiner Nahme der herum schweifenden Muhamedanischen und heidnischen Mönche in Indien, nach Berniers Bericht.

von einem seiner Hausgenossen Almosen verlangt hatten, und ihm dagegen ein kleines Bild mit fünf gekrönten Köpfen und vier Armen überreichten, welches ihn, wie sie versicherten, vor Kopf- und Zahnweh, Gicht, Zipperlein, und allen bösen Geistern bewahren würde, wofern er es jedesmahl am siebenten Tage nach dem Neumond Morgens vor Sonnenaufgang in flieſsendem Wasser baden, und etliche schwere Wörter, die sie ihm auf einen Zettel geschrieben gaben, siebenmahl dazu hermurmeln würde. Die Fakirn zogen sich demüthig zurück, so bald sie den vermuthlichen Herrn des Hauses gewahr wurden.

Da haben wirs! — rief Danischmend mit einem schmerzlichen Seufzer. Nun gute Nacht, Natur, Unschuld und Glückseligkeit, die ihr seit Jahrhunderten in diesen der Welt unbekannten Thälern herrschtet! Denn noch hatte weder Fakir noch Bonze den Weg zu uns gefunden. — Aber, wie konnt' ich auch hoffen, daſs es immer so seyn würde? Die Herren haben zu feine Nasen! Sie haben ausgespürt, daſs gut bey uns leben ist, daſs wir hübsche Weiber haben, daſs wir gute einfältige Leute, Leute von der besten Hoffnung sind. Nun, da sie uns einmahl aufgetrieben haben, Freund Kalender, werden sie, verlaſs dich drauf, nicht von uns ablassen, bis sie uns durch und durch so jämmerlich bebonzt und befakirt haben, daſs an Seel' und Leib nichts gesundes mehr an uns seyn wird.

Man muſs ihnen den Weg wieder hinaus weisen, sagte der Kalender.

„Wie soll das möglich seyn? Kann ich Gewalt brauchen? Und wenn ich könnte, bin ich dazu berechtigt? Soll ich die Einwohner unsers Thales zusammen berufen, ihnen eine Gefahr vorstellen, von der sie keinen Begriff haben, sie in Allarm setzen, den Mann gegen sein Weib, die Kinder gegen ihre Ältern, die Nachbarn gegen ihre Nachbarn aufwiegeln? Du solltest doch diese Schlauköpfe mit ihrer scheinheiligen Miene kennen! Sie lassen sich nicht so leicht abtreiben. — Und gesetzt, es gelänge mir, diese ersten, die vielleicht nur von ungefähr zu uns verirrt sind, abzutreiben; werden sie sich nicht an den Braminen der Sultanin Nurmahal wenden, und mit siebenmahl ärgern als sie sind wieder kommen, um Besitz von unserm ganzen Ländchen zu nehmen? Besser, man läſst sie ihres Weges gehn, und erwartet was daraus werden mag. Die Kerle scheinen noch jung zu seyn; vielleicht kann man noch Menschen aus ihnen machen.“

Daſs Danischmend von seiner Ahnung nicht betrogen wurde, zeigte sich schon am dritten

Tage. Es war eine Art von Fest, an dem die Einwohner von aller Arbeit auszuruhen, und auf verschiedenen dazu bestimmten Plätzen sich mit ländlichen Tänzen und Spielen zu ergetzen pflegten. Danischmend und der Kalender bemerkten sogleich, daſs unter den Weibern ihres Dorfes wenige waren, die nicht einen zierlich in Musselin eingewickelten Lingam[2] am Halse bammeln hatten, und sich auf diesen neuen Putz viel zu gute zu thun schienen.

Siehst du, sagte Danischmend zu seinem Freunde: wirken die drey Fakirn, die wir gestern in meinem Hofe fanden? — Meine einzige Hoffnung ist noch, daſs der Lingam, ehe drey oder vier Tage in die Welt gekommen sind, irgend etwas anstellen wird, das uns Gelegenheit geben mag, den Betrügern die Maske abzuziehen.

---

[2] Der Lingam oder Lingum, wovon hier die Rede ist, ist eine Art von Amulet, welchem eine gewisse Sekte der Hindus abgöttische Ehre erweiset. Sie tragen es am Hals oder Arme, und sind stark beglaubt, vermittelst desselben unfehlbar in den Kailassam, d. i. in das Paradies des Gottes Rutren oder Schiwen, (welcher der eigentliche Stifter des Lingams ist) einzugehen. Was für eine Figur dieser Lingam habe, mögen sich diejenigen, die es noch nicht wissen oder nicht errathen, lieber von La Croze, oder den Malabarischen Missionarien, oder sonst einem Schriftsteller, dem nichts übel genommen wird, sagen lassen.

Es währte nicht lange, so fanden sich unsre drey Fakirn ein, begleitet von einem Einwohner und seiner Frau, einer von den schönsten in der ganzen Gegend, die (wie leicht zu erachten) mit einem ansehnlichen Lingam prangte. Die Fakirn, wie neu auch ihre Bekanntschaft mit diesen jungen Leutchen war, thaten schon so vertraut mit ihnen, als ob sie von jeher da gewesen wären. Sie sahen eine Weile den Tänzen der jungen Mädchen zu, und, um zur allgemeinen Ergetzung das Ihrige auch beyzutragen, meldeten sie der Versammlung, daſs sie einen von den Tänzen tanzen wollten, womit der Gott Rutren 3) die Weiber der Braminen belustiget habe, 4) als ihn — nach Vollen-

---

3) Herr Dow nennt ihn Rudder oder Schiba.

4) S. *Essay historique sur l'Inde*, *p.* 191, wo diese und die hernach folgende Geschichte vom Ursprung des Elefantenkopfs, womit die Banians den Puleier oder Vinayaguen vorstellen, nebst mehr andern gleich erbaulichen Fragmenten der Ostindischen Mythologie zu lesen sind.

Ich könnte noch eine ganze Seite voll Reisebeschreibungen, Kompilazionen und andre historische dung der langen Buſse, zu welcher er von den übrigen Göttern verurtheilt worden, weil er seinem Bruder Brama einen seiner fünf Köpfe abgezwickt, — die Lust angekommen, mit besagten Braminenweibern, in Gestalt eines Bettlers, Kurzweil zu treiben.

Die Fakirn tanzten also den Tanz Rutrens, an welchem Danischmend nicht halb so viel Belieben fand als die guten Landleute, sonderlich die jungen Weiber, die, mit weit aufgesperrten nichts besorgenden Augen, an der Geschmeidigkeit und Stärke der Fremdlinge ihre Freude sahen.

Als die Fakirn fertig waren, setzten sie sich unter die Einwohner ins Gras, und erzählten den Weibern tausend schöne wunderbare Historien von Brama's fünf Köpfen, und von Wistnu's neun Verwandlungen; und wasgestalten die schöne Paraswadi, Rutrens Gemahlin, da sie sich einstens in Abwesenheit ihres Mannes in einem schönen Feenbrunnen gebadet, plötzlich von dem Gelüsten überfallen worden, ein Kind zu haben;

Werke citieren, wo alle diese Herrlichkeiten auch zu lesen sind.

Murrzufflus.

und wie sie mit ihrer Hand in ihren Busen gefahren, und wie aus dem Schweiſse, der ihr davon an der Hand sitzen geblieben, plötzlich ein bildschöner Junge entstanden, dem sie den Nahmen Vinayaguen gegeben; und wie Rutren bey seiner Wiederkunft über diese wundervolle Geburt Argwohn geschöpft, und dem armen Vinayaguen (sonst auch Puleier genannt) den Kopf abgeschnitten, aber gleich darauf sichs wieder gereuen lassen, und den abgeriſsnen Kopf wieder habe ansetzen wollen; weil solcher aber nirgends mehr zu finden gewesen, eilends einem jungen Elefanten den Kopf abgeschlagen, und den Elefantenkopf so geschickt auf Puleiers Rumpf gesetzt habe, daſs dieser stracks wieder zu leben angefangen, und von Stund' an bis auf diesen Tag sich des Elefantenkopfs so gut bediene, als ob es immer sein eigner gewesen; und wie Rutren ihn darauf für seinen Sohn erkannt, und ihm auferlegt habe, sich nicht zu vermählen, bis er eine Frau gefunden, die so schön sey als seine Mutter; und wie Puleier nun auf allen Landstraſsen stehe, und mit seinem Elefantenkopf nach Osten und Westen, Süden und Norden gucke, um zu sehen ob nicht endlich ein Mädchen daher kommen werde, das so schön wie Paraswadi sey. — — Und die entzückten Weiblein vergaſsen Tanzen und Spielen, Essen und Trinken über den schönen Historien, und zweifelten nun keinen Augenblick, daſs die drey Fremdlinge etwas mehr als gemeine Sterbliche, und der Lingam, den sie austheilten, der herrlichste aller Talismanen sey.

Danischmend fand noch nicht rathsam ihnen seine Meinung von der Sache zu sagen: aber da er mit dem Kalender nach Hause ging, hatte er einen Anfall von seinem kosmopolitischen Fieber, worin er den Magiern, Druiden, Bramen, Lamen, Derwischen, Fakirn, Goguis, Marabuts, Talapoins und Ya-faous, kurz allen Arten und Gattungen von Bonzen, schwarzen und weiſsen, blauen und grünen, rothen und gelben, eine Lobrede hielt, wovon ihnen auf dem ganzen Erdenrunde die Ohren hätten klingen sollen; eine Lobrede, worin alle ihre Verdienste um das menschliche Geschlecht, — ihr Eifer, die Welt mit Aberglauben, abgeschmackten Mährlein und Lingams anzufüllen, ihr tödtlicher Haſs gegen Vernunft und Tugend, ihre Heucheley, ihre Hoffart, ihre Unersättlichkeit, ihre Geschicklichkeit Erbschaften und Vermächtnisse zu erschleichen, ihre unbändige Begierde zum Herrschen, ihr Verfolgungsgeist, ihre Rachsucht, ihre Giftmischerey, ihre Unwissenheit, Gefräſsigkeit, Völlerey und Unzucht, mit Einem Worte, alle ihre Tugenden, in einem so blendenden Licht hervorstachen, daſs man Nerven haben muſste wie der Kalender, um nicht gänzlich davon zu Boden geſchlagen zu werden.

Ein zweyter Auszug aus der Geſchichte der Menſchheit, (rief Daniſchmend, da er mit ſeiner Lobrede fertig war) der uns — beynahe wieder mit den Sultanen ausſöhnen könnte!

---

20. KAPITEL.

Warum es bey allem dem noch ganz leidlich in der Welt hergeht.

Ich finde eben nicht, sagte der Kalender, daſs du den Sultanen und den Bonzen mehr zur Last legst als recht ist. Alle Geschichtbücher Asiens, und vermuthlich die von der ganzen Welt, enthalten die Beweise deiner Anklagen. Die Sache ist weltkündig. Das einzige, was einen dabey in Verwunderung setzt, ist, daſs es bey so bewandten Umständen nicht noch zehnmahl schlimmer um uns arme Erdenklöſse steht.

„Ich denke, diese Verwunderung — wie alle Verwunderungen — hört auf, (antwortete Danischmend) so bald man die Ursachen erwägt, die den Wirkungen der Sultanschaft und der Bonzenschaft das Gleichgewicht halten.

„Fürs erste wird noch ein groſser Theil des Erdbodens von **Wilden** und **Nomaden** bewohnt, die zum Theil weder von Sultanen noch Bonzen wissen, und, ungeachtet des noch kindischen Standes oder der langen Verwilderung, worin sie leben, starke Züge der ursprünglichen Güte unsrer Natur an sich tragen, und im Genuſs aller ihrer angebornen Rechte stehen. Die Einfälle dieser Nomaden in die Länder der Sultanen und die dadurch von Zeit zu Zeit verursachten Weltveränderungen sind der Menschheit allemahl, wenigstens eine Zeit lang, nützlich gewesen. Die Verwüstungen, welche die auſs äuſserste gestiegene Tyranney und Üppigkeit bald hier bald dort auf dem Erdboden angerichtet hatte, sind dadurch wieder vergütet, frisches Blut und neues Leben in halb erstorbene Völker gegossen, und durch die Vermischung des gesunden Menschenverstandes, den die Eroberer mitbrachten, mit dem Unsinn, den sie eingeführt fanden, eine Art von Gährung verursacht worden, die wenigstens eine gänzliche Stockung der Vernunft verhütete."

Wenn diese Betrachtung auch richtig wäre, sagte der Kalender, so wirst du doch gestehen, daſs das Gute, was diese groſsen Weltveränderungen mit sich führten, sich immer gar bald wieder verloren hat. Die Eroberer wurden zu Sultanen, die Bonzen gaben ihren Röcken einen andern Schnitt, theilten sich in neue Sekten, erfanden, um ihr altes Ansehen zu stützen, neue Betrügereyen, und die Völker befanden sich bald wieder eben so übel als zuvor.

„Leider! versetzte Danischmend. Aber das Gute ist doch immer etwas positives, wirksames und seiner Natur nach fortdauerndes; seine heilsamen Folgen verlieren sich nie ganz, wiewohl sie eben dadurch, daſs sie in unzählige kleine Kanäle ausflieſsen, sich gleichsam in den Boden verkriechen, und dem Auge nach und nach unmerklich werden.

„Sodann, mein lieber Kalender, liegt eine andre, und ohne Zweifel die wirksamste Ursache, warum Sultanschaft und Bonzenschaft die Menschheit niemahls völlig überwältigen, ihr selten oder vielleicht niemahls alles das Böse thun konnten, noch thun werden, das sie an sich selbst vermöge ihrer Natur wirken müſsten, wenn kein mächtiges Gegengift sie entkräftete — diese Ursache, sag' ich, liegt in den Künsten — die wir den alten Ägyptern, Föniciern und Griechen — und in der Filosofie, die wir — Gott und der Natur zu danken haben. Der einzige Zug des groſsen Alexanders durch Asien ist in dieser Betrachtung, durch seine Folgen, so wohlthätig gewesen, 1) daſs man

---

1) Ich hatte von der Schule an immer gehört, daſs dieser Alexander Magnus ein abscheulicher Tyrann, ein Menschenfresser, ein Würgengel, eine Zucht-

sich nicht zu wundern hat, wenn dem Andenken dieses Gröſsten unter den Sterblichen noch etliche Jahrhunderte nach seinem Tode, sogar in Indien, öffentliche Ehrendenkmähler gewidmet waren. 2)

„Die Künste beschäftigen nicht nur eine unzählige Menge Menschen, die, ohne sie, ein Raub des Elends seyn, oder gar nicht zum Leben kommen würden; sie verhindern auch die Sultane, völlig so roh und unbändig zu werden, als sie werden müſsten, wenn Gähnen und Fliegenfangen, Prassen und Zechen,

---

ruthe in der Hand Gottes, und eine verheerende Pest des menschlichen Geschlechts gewesen sey. Beynahe sollte einen diese Betrachtung des Danischmend auf andere Gedanken bringen. Ob sie aber auch wahr ist?

Peter Ganshaupt.

Die Geschichte gelesen, Herr Ganshaupt! mit dem Restchen Mutterwitz, das ihr aus euern Schulen davon gebracht habt, gelesen, und auf den Zusammenhang und die Folgen der Dinge Acht gegeben; so werdet ihr bald sehen, ob Alexander oder euer Schulmeister Recht hat!

St. Evremond.

2) S. Filostrats Leben des Apollonius, B. II. Kap. 20, 24.

Jagen und Morden — der Thiere oder der Menschen, ihre einzige Belustigung wäre. Sie lernen durch die Künste edlere, oder wenigstens feinere und sanftere Vergnügungen kennen; Witz, Erfindsamkeit, Talente, werden ihnen werth; und wie viel gewinnen wir nicht schon durch diesen einzigen Umstand über die Sultanschaft!

„Was die Filosofie betrifft, so wenig man uns von ihr gelassen hat, so ist doch selbst dieſs Wenige kostbar und wichtig für die Vortheile der Menschheit. Und wenn aus unsern Schulen zu Balk, zu Samarkand, zu Benares, in fünf und zwanzig Jahren auch nur zwey oder drey echte Weltbürger mit hellem Kopf und warmem Herzen hervorgehen, die auf die eine oder andre Art zwischen Sultanen und Bonzen unzerdrückt durchzukommen wissen: so siehst du leicht, daſs ihrer dann gerade genug sind, um uns von dem Salz der Erden — welches die Weisen von jeher in ihrer Verwahrung gehabt haben — ungefähr so viel zukommen zu lassen, als wir brauchen, um nicht gänzlich zu verfaulen.

„Nehmen wir nun noch hinzu alles Gute, was das kleine aber desto thätigere Häufchen der Enthusiasten der Tugend thut, und alles Böse, was eine Menge von groſsen und kleinen Sultanen, groſsen und kleinen Bonzen, aus Temperament, Trägheit, Furchtsamkeit, Liebe zum Vergnügen, oder natürlicher Gutherzigkeit, nicht thut;

„Bedenken wir, daſs es selbst unter den Sultanen hier und da einen giebt, der mit einer so vortrefflichen Anlage geboren ist, daſs weder Erziehung noch Beyspiele, weder Harem noch Divan, weder Höflinge noch Bonzen, alle Thätigkeit seines Geistes hemmen, alle Tugenden seines Herzens ersticken können;

„Erwägen wir, daſs verschiedene Völker des Erdbodens muthig oder glücklich genug gewesen sind, ihre wesentlichsten Rechte gegen willkührliche Gewalt und Unterdrückung, mehr oder weniger, sicher zu stellen, und daſs bey diesen Völkern gute Fürsten weniger selten sind, als bey uns Asiaten die sehr bösen Sultane;

„Ferner, daſs die Vorsehung ein Belieben daran findet, von Zeit zu Zeit Privatpersonen von groſsem Geist und Herzen auf Thronen zu setzen, wozu sie nicht durch Geburt, sondern durch Tugend und Verdienst berufen werden;

„Und daſs es, allen Bemühungen der Sultanen und ihrer Werkzeuge zu Trotz, immer noch hier und da einen kleinen Freystaat giebt, wo Fleiſs, Mäſsigung und kluge Einrichtung glückliche Menschen macht, und wo Weisheit und Tugend Verdienste sind;

„Rechnen wir, Freund Kalender, alle diese Umstände zusammen: so wird es uns kein Räthsel mehr seyn, warum die menschliche Gattung — die, dem ersten Anschein nach, durch Sultanen und Bonzen längstens vom Erdboden vertilgt seyn sollte — im Durchschnitt genommen, sich noch immer in einem ganz leidlichen Zustande befindet.“

Leidlich genug, sagte der Kalender, sonderheitlich wenn man, wie wir, wohl gegessen und getrunken hat, an nichts Mangel leidet, von allen Sultanen so fern als möglich ist, und von keinem Bonzen oder Derwischen weder verfolgt, noch — was oft eben so arg ist — mit seiner Freundschaft beehrt wird. Wir haben gut reden, mein lieber Danischmend!

Der verwünschte Kalender mit seinem sonderheitlich! — Was war darauf zu antworten?

Danischmend seufzte, und schwieg.

---

21. KAPITEL.

Eine seltsame Begebenheit. Man bittet die Leser, ernsthaft zu seyn.

Unterdessen dafs Danischmend und sein filosofischer Kalender so harmlos und so vergeblich über Dinge schwatzten die sie nicht ändern konnten, waren die Fakirn und ihre Lingams nicht müfsig gewesen; und die Hälfte der Bewohner dieser glücklichen Thäler befand sich binnen wenig Tagen mit einem desto gefährlichern Gift angesteckt, weil dessen erste Wirkungen angenehm, die verderbenden Folgen hingegen einem so unerfahrnen Völkchen unmerklich waren. Die Männer liefsen sich mit fünfköpfigen Bildern und die Weiber mit Lingams begaben, welche sie, um dereinst an Rutrens Paradiese Theil zu haben, nach der Vorschrift der Fakirn alle Morgen in reinem Wasser badeten, dieses Wasser sodann tranken, und den Lingam, nachdem sie ihn andächtig geküfst hatten, in Musselin sauber eingewickelt, an einer seidnen Schnur auf ihrem Busen trugen. Eine Närrin machte die andre; denn, aufserdem dafs ihnen die Fakirn Wunderdinge von Rutrens Paradiese erzählten, war so ein — ich weiſs nicht was in dem Lingam, das sich besser empfinden als sagen lieſs. — „Wenigstens (sagten diejenigen, die für klüger als andre angesehen seyn wollten) wenigstens sehen wir nicht, was er sollte schaden können.“

Der Fehler war, daſs die guten Evatöchterchen nicht weiter sahen als ihre Nase reichte.

Aber eines Morgens, als Danischmend und der Kalender, ihrer Gewohnheit nach, auſs Feld spazieren gingen, wurden sie von einem gräſslichen Geschrey, das aus einer benachbarten Wohnung kam, von ihrem Wege abgerufen. Sie eilten dem Orte zu, drangen hinein, und fanden — sollen wirs sagen? — fanden — — — wie gern wollten wirs verheimlichen, wenn es, ohne das Folgende durch die Lücke unverständlich zu machen, geschehen könnte! — fanden — um uns so kurz als möglich aus der Sache zu ziehen — den Mann einer schönen jungen Frau schäumend vor Wuth, im Werke, einem der Fakirn, den er zappelnd und schreyend unter seinen Knieen hatte, mit einem groſsen Gartenmesser — seinen Lingam abzumähen. Die schöne Frau, halb nackend, mit fliegenden

Haaren, und vor Angst auſser sich, bestrebte sich umsonst des Mannes Arm aufzuhalten; der Schnitt war in demselben Augenblicke, da Danischmend in die Kammer trat, vollbracht, und der Fakir lag ohnmächtig in seinem Blute. Kaum hatten Danischmend und der Kalender noch Zeit, den wüthenden Mann, dessen Grimm sich nun gegen seine Frau kehrte, mit aller ihrer Stärke von ihr zurück zu reiſsen. Er schwor mit brüllender Stimme, daſs er gerochen seyn wollte; aber die arme Frau rief laut weinend Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an.

Unterdessen hatte der Lärm das ganze Dorf um die Hütte versammelt. Die Ältesten drangen herein; man brachte den wüthenden Ehemann ein wenig zu sich selbst; und der Kalender, der einige Kenntniſs von der Wundarzney hatte, bemühte sich, das Verbluten des leidenden Fakirs zu stillen, verband ihn, und rief ihn wieder ins Leben zurück.

Die Ältesten führten hierauf den Mann und die schöne Frau heraus vor die Hütte, unter eine Linde, um die sich das Volk in einem Kreise herum zog. Rede, sagten sie zu dem Manne: was bewog dich diese rasche That zu thun?

„Ich war, sprach der Mann, mit Sonnenaufgang hinaus gegangen, in meinem Garten zu arbeiten; mein Weib schlummerte noch. Nach einer Stunde komm' ich zurück, um sie mit einem Kuſs aufzuwecken; denn ich liebte sie, wie ihr alle wiſst. Aber — verflucht sey die Stunde! — da ich — Wuth und Entsetzen! ich kann nicht forterzählen —“

Fasse dich, sagte einer der Ältesten, schöpfe Athem, wasche deinen Kopf und deine Arme dort in der frischen Quelle, dann komm zurück. Der Mann gehorchte.

Ich bin unschuldig, sagte die schöne Frau mit Thränen, die in groſsen Tropfen über ihre glühenden Wangen rollten, ich habe nichts verbrochen; der Fakir — ich hielt ihn für einen Mann, der mit Göttern umginge — er hat mich betrogen, aber — ich bin unschuldig.

Der Mann kam zurück. Rede nun, sprachen die Ältesten.

„Indem ich die Thür öffne, seh' ich — den Fakir, und — mein Weib halb nackend auf meinem Lager — ringen, oder — Gott weiſs es! ich weiſs es nicht. Mir wurde dunkel vor den Augen; ich hatte mein Messer in der Hand; der Fakir fuhr zurück; ich stürzte auf ihn hin, warf ihn zu Boden, that ihm wie ihr gesehen habt; — und die Ungetreue — wie könnte sie unschuldig seyn? — sie wollte mich zurück halten!“

Menschlichkeit, Schrecken, — rief die Frau: ich glaubte daſs er ihn erwürgen wollte — wuſste vor Angst nicht was ich that!

Du hast recht gethan, sagten die Ältesten zu dem Manne. Recht gethan! recht gethan! schrie das ganze Volk.

Man fahe die beiden andern, und thue ihnen eben so, riefen einige. — Die Weiber alle rissen ihre Lingams vom Halse, und warfen sie mit Unwillen weit von sich. Die Männer machtens mit ihren Fünfköpfen eben so.

Nun rede Du, sagten die Ältesten zu der schönen Frau.

„Ich bekenne, sagte sie, daſs ich mich von diesem Fakir wie ein albernes Ding einnehmen lieſs. Ich hörte ihn gern Mährchen erzählen von seinen Göttern, und von Rutrens Paradies, und von den Verwandlungen des Wistnu; da war mirs ich hätt' ihm den ganzen Tag zuhören mögen, und glaubte ihm alles was er sagte. Dieſs mocht' er wohl gemerkt haben, und sich einbilden, daſs er alles mit mir machen könnte was er wollte. Nun hatt' er mir einen Lingam gegeben, wie vielen andern auch; den trug ich am Halse wie andre, ohne recht zu wissen was es war; und da erzählt' er mir ich weiſs nicht was, von Rutrens Buſse, und wie ihn die Bramen bezaubert hätten, 1) und wie er allen denen das Paradies geben wollte, die den Lingam ehrten und am Halse trügen. Und gestern Abend sagt' er mir ins Ohr, er wollte mich des folgenden Morgens besuchen, und mir weit schönere Dinge erzählen als bisher, und Dinge, die er andern nicht sagen dürfte,

---

1) Die Braminen kamen unglücklicher Weise dazu, als Rutren ihnen die Ehre that, mit ihren Weibern zu kurzweilen, und waren unhöflich genug, die furchtbare magische Ceremonie, Jekiam genannt, gegen ihn vorzunehmen, welche die Macht hat, demjenigen, gegen den sie gerichtet wird, welches Glied man will vom Leibe fallen zu machen. Rutren wurde über den Verlust, den er durch diese Bezauberung erlitt, so wüthend, daſs er, wie Ariosts rasender Roland, alles verwüstete und zerstörte, was ihm in den Wurf kam; und er besänftigte sich nicht eher, bis ihm der Einfall kam, den Lingam zu einem Gegenstand religiöser Verehrung zu machen. *Essay Hist. sur l'Inde*, p. 191, 92.

weil Rutren mehr Gefallen an mir hätte. Dieſs schmeichelte, ich bekenn' es, meiner thörichten Eigenliebe; und da erlaubt' ich ihm zu kommen; aber mein Herz dachte an nichts Arges. Und da kam er als ich noch schlief, und weckte mich mit einem Kuſs; und weil ich meinte es wäre mein Mann — denn mein Herz dachte nicht an den Fakir — so gab ich ihm den Kuſs wieder. Und da wollt' er verhindern, daſs ich die Augen nicht aufschlüge, und wollte — was ich mich schäme zu sagen; da rafft' ich mich auf, und that einen lauten Schrey, wie ich sah daſs es der Fakir war. Und da bat er mich mit aufgehabnen Händen ruhig zu seyn, und schwor mir daſs er Rutren sey, und daſs ich reitzender in seinen Augen sey, als die schöne Paraswadi, und ich weiſs nicht mehr was er alles sagte, um mich zu bethören. Aber ich wickelte mich in meine Decke, und hieſs ihn gehen. Da geberdete er sich wie ein Unsinniger, und riſs — die Decke weg. Ich wehrte mich mit Händen und Füſsen; aber er war mir zu stark, und ich glaube wahrhaftig daſs er mich überwältigt hätte, denn ich konnte nicht schreyen: 2)

---

2) Madame **Anne de France**, zweyte Tochter König Ludwigs XI. — *fine femme, et deliée s'il en fut oncques, et vraye image en tout du feu Roy son Pere*, sagt **Brantome** in der Einfalt seiner

aber indem wir so rangen, da kam, zu meinem Glücke, mein Mann, und ihr alle wiſst was weiter geschah. Dieſs ist die reine Wahrheit, und ihr seht, daſs mir nichts begegnet ist als was andern auch begegnen konnte. Aber mein Mann wird mir nicht glauben, daſs ich unschuldig bin und nichts verschwiegen habe, und andre werdens auch nicht glauben, und so bin ich verloren, und kann mich nicht rechtfertigen, und kann mich selbst nicht länger ausstehen, nachdem mich die Augen und die Hände des Betrügers entheiliget haben. Verflucht sey er und sein Gott Rutren und

---

Hofschranzenschaft von ihr, indem er sie sehr dadurch zu loben meint — konnte nicht leiden, wenn sich ein Frauenzimmer in dergleichen Umständen über Gewalt beklagte; und bediente sich, um die Nichtigkeit eines solchen Vorgebens begreiflich zu machen, eines Gleichnisses, welches — wiewohl es vor dritthalb hundert Jahren aus dem Mund einer *Fille de France* ging — in unsern Tagen vor einer so guten Gesellschaft, als das Publikum ist, sich nicht wohl nachsagen läſst, und also, wenn man einen Beruf dazu hat, im Brantome selbst (*Memoir. T. VIII. p.* 285) gelesen werden kann. Wir begnügen uns so viel davon zu sagen, daſs Madame Anne de France eine Kennerin war, und unstreitig Recht hat, Juristen mögen einwenden was sie wollen.

Bekkaria.

alle seine Lingams!“ — Mit diesen letzten Worten riſs sie ihrem Manne sein Messer aus der Hand, und stieſs sichs in die Brust.

Danischmend, der ihr (wiewohl nicht schnell genug um die That ganz zu verhindern) den Arm zurück riſs, verhinderte doch, daſs die Wunde nicht tödtlich wurde. Aber das Volk, da es Blut aus ihrem schönen Busen strömen sah, gerieth in Wuth. Der Mann, auf einmahl überzeugt von der Unschuld seines Weibes, stellte sich an die Spitze der übrigen, und alle verlangten mit groſsem Ungestüm, daſs die Fakirn zu den Füſsen der sterbenden Unschuldigen abgeschlachtet werden sollten. Man suchte sie überall; aber die Gesellen des Verwundeten, da sie den Lärm sahen, hatten die Flucht genommen. — Die Frau kann noch gerettet werden, rief Danischmend: man jage den Fliehenden nach, und wir, versäumen wir keinen Augenblick die schöne Kezia zu retten!

Der Kalender legte nun eine zweyte Probe seiner Kunst ab, mit desto gröſserm Eifer, da er dieſs für eine Gelegenheit ansah, sich um dieſs kleine Völkchen, und um Perisadeh, deren Verwandte die schöne Kezia war, verdient zu machen.

Die Wuth des Volkes legte sich ein wenig, da man vernahm, daſs die Wunde weder tödtlich noch gefährlich sey. Aber die Fakirn, die Lingams und die Fünfköpfe hatten durch diese Begebenheit ihr Ansehen unwiederbringlich verloren.

„O, des groſsen Dienstes, den uns die Thorheit dieses Fakirs gethan hat! — sagte Danischmend zum Kalender, da sie nach Hause gingen. Unsre Filosofie hätte sich Jahr und Tag mit seinen Lingams herum balgen können, ohne ihnen halb so viel Schaden zu thun, als er sich selbst und ihnen in einem Augenblick gethan hat.“

Man wird vielleicht unwahrscheinlich finden, daſs die Fakirn gleich in den ersten Tagen ihrer Erscheinung unter einem unbekannten Volke eine Unvorsichtigkeit von solchen Folgen begangen haben sollten. Aber erstlich waren sie noch jung;

Zweytens nicht etwann von ihren Obern mit gemessenen Verhaltungsbefehlen abgeschickt, sondern von ungefähr in dieſs Land gekommen;

Drittens, schien dieſs Volk ein so gutes leichtgläubiges Völkchen, und die schöne Kezia ein so lenksames Schäfchen zu seyn;

Viertens, kann ein Fakir, zumahl wenn er noch jung ist, nicht so lange warten wie andre Leute;

Fünftens, scheint er selbst von der Gelegenheit — dem gefährlichsten unter allen Teufeln die den Menschen nachstellen — überrascht worden zu seyn;

Endlich sechstens und letztens, würde wenig Böses geschehen, wenn die Leute fein bedächten was sie thäten, und immer den goldnen Spruch vor Augen hätten: *RESPICE FINEM.*

22. KAPITEL.

Entwicklung und Ende der Tragödie.

Inzwischen hatte man die beiden flüchtigen Fakirn im Gebirg erhascht, und zu einem der Ältesten in Verwahrung gebracht. Die sämmtlichen Männer in der Gegend, welche vermuthlich bey genauerer Nachfrage genug entdeckt haben mochten, um jeder wegen seiner eignen Sicherheit besorgt zu seyn, bestanden darauf, daſs den beiden noch unverletzten Fakirn eben so gethan werden sollte, wie ihrem Gesellen.

Danischmend war in keiner geringen Verlegenheit, und berieth sich mit dem Kalender, was zu thun sey. Die armen Schelme in den Stand ihres Gottes Rutren zu setzen, schien noch grausamer, als ihnen das Leben auf einmahl zu nehmen. Überdieſs, welche Folgen konnt' es für die ganze Republik haben, wenn einer von ihnen, so grausam beleidigt und zu grenzenloser Rache gereitzt, entwischen, nach Dehly fliehen, und den Braminen der Sultanin auffordern würde, ihre Sache zur seinigen zu machen!

Das ſicherſte wäre geweſen, ihnen ohne Umſtände die Hälſe zuzuſchnüren; aber war dieſs menſchlich?

„Kann es unrecht ſeyn, zwey oder drey betrügeriſche unzüchtige Buben der Sicherheit eines ganzen Volkes aufzuopfern?“ — ſagte der Kalender.

Daniſchmends Kopf geſtand daſs es nicht unrecht ſey: aber in ſeinem Herzen war etwas, das Nein dazu ſagte; und in ſolchen Fällen gab er allemahl ſeinem Herzen Recht.

Die Älteſten verſammelten ſich, und beriefen Daniſchmenden und den Kalender dazu. Das Volk ſchwärmte haufenweiſe um die Hütte her; niemand dachte an ſeine Arbeit; alles war in einer Bewegung, einer Verwirrung, wovon man in dieſer kleinen Republik kein Beyſpiel wuſste.

Daſs ich leben muſste, um ein Zeuge eines ſolchen Gräuels zu ſeyn! — rief der redliche alte Mann mit den Silberhaaren, mit dem wir im funfzehnten Kapitel ſchon Bekanntſchaft gemacht haben — daſs ich, rief er mit einem tiefen Seufzer, dieſe Tage der Wuth, der Verwirrung, des Miſstrauens, der verlornen Unſchuld erleben muſste! Seine eigene geliebte

Tochter, die holde jungfräuliche Braut — (das Herz unsrer Leser kann sie noch nicht vergessen haben) — hatte sich, in der Einfalt ihres Herzens, einen Lingam aufschwatzen lassen! — Die arme Seele! Sie wuſste in der That nicht was es war.

„Verflucht sey die Stunde, da die Fakirn ihren Fuſs in die Thäler von Jemal setzten! rief ein andrer von den Ältesten. Wir werden nie wieder die Menschen werden, die wir waren!

„Und was ist nun anzufangen? Wie sollen wir ihrer ledig werden? Wie den Schaden heilen, den sie uns zugefügt haben?“

In diesem Augenblicke nahm der Tumult vor der Hütte überhand. Man hatte neue schreckliche Entdeckungen gemacht. Die beiden Fakirn — zwey Frauen aus einem benachbarten Dorfe — in der nehmlichen Nacht vor dem Morgen der den blutigen Auftritt beleuchtete — Das ganze Dorf in Aufruhr. — „Wo sind sie, wo sind sie, die Schändlichen?“ — Alle drey im Hause des Ältesten. — Das ganze Volk stürzte dahin. Man zog sie heraus; in einem Augenblicke waren sie in tausend Stücke zerrissen! — Die Sonne verbarg sich vor dem abscheulichen Anblicke. — Die schuldigen Frauen, (man hatte sie mit geschleppt) unvermögend die Last ihrer Schande zu ertragen, rissen sich wüthend von ihren Hütern los, und stürzten sich in den benachbarten Fluſs.

Die Ältesten rauften ihre grauen Haare aus, beschworen das Volk, geboten Ruhe, und wurden von niemand gehört.

Endlich fand Danischmend das rechte Mittel. Man trage Holz herbey, rief er: man lese die Stücke der zerriſsnen Fakirn mit allen ihren Lingams und Fünfköpfen zusammen, verbrenne alles auf Einem Haufen, und wälze dann eine Spitzsäule von Steinen darüber, die unsern Enkeln ein Denkmahl zum Schrecken und zur Warnung sey.

Plötzlich lief das Volk aus einander, Holz und Feuerbrände zu hohlen; die Gliedmaſsen der Fakirn mit ihren Kleidern und allem was ihnen zugehört hatte, keinen einzigen Lingam ausgenommen, wurden auf den Holzstoſs geworfen; die Ältesten des Volks zündeten ihn an, und alles Volk stand im Kreise, und ergetzte sich an dem schönen Feuer.

Wie alles Asche war, thürmten sie Steine mit Sand und Erde vermischt darüber her, bis es eine hohe Spitzsäule ward. Und man nannte sie den Fakirhügel; und das Volk glaubte, daſs die Geister der ermordeten Fakirn und der beiden Frauen, die sich selbst geopfert hatten, um Mitternacht sich auf dem Hügel sehen lieſsen; und wer bey Nacht dieses Weges ging, entfernte sich von dem Hügel so weit er konnte, hüllte seinen Kopf ein, und eilte schauernd vorüber. Und der Nahme der Fakirn blieb ein Gräuel in den Ohren des Volkes zu Jemal bis auf diesen Tag.

23. KAPITEL.

Schlieſsliche Nutzanwendung.

Die armen Fakirn, bey allem dem! Ihr Schicksal war hart! — Aber freylich war auch ihr Verbrechen groſs. Die Unschuld, den Frieden, das häusliche Glück eines so guten Völkchens zu zerstören! Dieſs verdiente das Ärgste, und das Ärgste widerfuhr ihnen auch.

Nur Schade, daſs ihre Strafe, als Beyspiel betrachtet, für die Welt verloren ging! denn die übrigen Fakirn erfuhren nichts davon — die Sache müſste ihnen nur durch dieses Buch verrathen werden; wozu allerdings gute Hoffnung ist, wenn die Übersetzer in Ostindien so flink und nothgedrungen sind wie die unsrigen.

24. KAPITEL.

Natürliche Folgen dessen was vorgegangen war.

Es brauchte einige Zeit, bis die Gährung, wovon diese Begebenheiten theils die Ursache theils die Folgen waren, ausgebrauset hatte, und die Gemüther in ihre vorige Lage zurück schwankten.

Sonst waren Eifersucht und Miſstrauen unbekannte Leidenschaften unter diesen Glücklichen gewesen; eines hielt sich der Liebe des andern gewiſs, und grenzenlose Sicherheit machte die Grundlage ihres Glückes aus. Aber nun, welcher Mann konnte, nach dem was vorgegangen war, seine geliebte Hälfte ansehen, ohne daſs ein unfreywilliger Argwohn kalt durch alle seine Adern schauerte! Mit wie ganz andern Augen sieht man sein Weib an, wenn man gewiſs ist oder es zu seyn glaubt, daſs kein fremder Anhauch sie jemahls befleckt habe, — oder, wenn man zweifelt, nur die kleinste Ursache zum Zweifeln hat, oder zu haben glaubt!

Glücklich waren nun die Frauen, — und ihre Männer noch mehr! — die, aus Klugheit oder Sittſamkeit oder Indolenz, ſich mit den Fakirn gar nicht eingelaſſen und ihren Buſen mit keinem Lingam verunreiniget hatten!

Wahr iſts, wenn die Mode Lingams zu tragen nun einmahl in einem Lande eingeführt und ſo allgemein wäre, daſs man ſich ohne Lingam nicht mit Anſtändigkeit ſehen laſſen dürfte: ſo würden ſich auch die ſittſamſten Frauen in der Nothwendigkeit befinden, die Mode mitzumachen, weil in allen ſolchen Dingen die öffentliche Meinung Geſetz iſt. Aber wer klug iſt, wartet wenigſtens — zumahl bey lächerlichen oder zweydeutigen Moden — das Äuſserſte ab.

Indeſſen hatten die guten Weiblein, die ſich von den Fakirn mit dem Ordenszeichen des Gottes Rutren hatten zieren laſſen, aller Wahrſcheinlichkeit nach keine ſchlimme Abſicht dabey gehabt; und auch Kezia, die Schuldigſte unter allen — die beiden Unglücklichen, die ſich ſelbſt beſtraften, ausgenommen — kam (wie wir geſehen haben) aus bloſser Einfalt in Gefahr, und war, nach ihrer Schutzrede zu urtheilen, im Grund ein gutes wohl meinendes Geſchöpf.

Die Männer hatten alſo Unrecht, den armen Weibern einen Fehler ſo übel zu nehmen, der, beym Lichte besehen, eine bloſse weibliche — oder um ganz gerecht zu seyn — menschliche Schwachheit war; einen Fehler, den die meisten unter den Männern selbst erst durch den Ausgang für das was er war erkannten, und den sie, was noch mehr ist, durch ihr eignes Beyspiel gerechtfertiget hatten. Aber so sind die Männer!

Sieben ganzer Tage bekam keine Frau, die einen Lingam getragen hatte, einen guten Blick von ihrem Eifersüchtigen. Die Herren runzelten die Stirne, trotzten, maulten, fanden nichts recht was die Weiber thaten oder nicht thaten, brummten und grunzten immer vor sich hin, oder hingen den Kopf und sagten gar nichts. — Die Nächte waren noch frostiger.

Etliche Tage gaben sich die Weiber — aus innerem Gefühl ihrer Schuld — geduldig und demüthig unter die verdiente Züchtigung; aber da es die Männer zu lange trieben, fingen sie an unruhig zu werden, und mit sich selbst und unter einander zu rathschlagen, wie sie sich in einer so kitzlichen Lage zu verhalten hätten. Das erste Mittel, womit sie es versuchten, war, den Murrköpfen freundlich entgegen zu gehen, um sie herum zu schleichen, sie bey der Hand zu nehmen, sie mit dem sanftesten Ton der Stimme bald dieſs bald jenes zu fragen; alles ungeheiſsen zu thun, was sie wuſsten daſs ihnen angenehm war; des Nachts so nah, als es ohne anzustoſsen möglich war, an die Klötze hinzurücken; alle Minuten, aber ganz leise, bald einen Arm, bald ein Knie, bald einen Fuſs in eine andere Lage zu setzen; dann und wann kleine halb gebrochene Seufzerchen abzudrücken, und zwanzig andre solche Weiblichkeiten mehr, die in gewöhnlichen Fällen ihre Wirkung selten verfehlen. Aber dieſsmahl wollte das alles nicht helfen. Die Männer wurden zusehens nur unartiger und trotziger davon.

Nun war guter Rath theuer. Die armen Geschöpfe waren am Ende ihrer Kunst und ihres Witzes. Einige wandten sich an die schöne *Perisadeh*: aber die hatte sich nie in einem Falle befunden, wo die eine oder andre von den vorerwähnten weiblichen *Naturkünsten*, oder etliche davon zusammen genommen, nicht hinlänglich gewesen wären, die Sachen zwischen ihr und Danischmenden auf den alten Fuſs zu setzen; sie konnte ihnen also keinen Rath geben.

Endlich erbarmte sich ihrer eine alte Frau, welche, was unter diesem Völkchen ungemein selten war, drey oder vier Männer gehabt, und sich dadurch binnen einem halben Jahrhundert einen kleinen Schatz von häuslichen Erfahrungen und Bemerkungen gesammelt hatte, woraus sie ihren jungen Nachbarinnen gelegentlich das Benöthigte willig zukommen lieſs.

„Meine guten Töchterchen, sagte die Alte, ich sehe wohl daſs ihr die Männer noch nicht kennt. Ich habe ihrer vier gehabt, wiewohl einer darunter wenig besser war als keiner. Jeder hatte seine besondere Weise; aber in Einem Punkte waren sie alle gleich: wenn ich ihnen zu viel übersah, oder ihnen merken lieſs wie lieb ich sie hatte, so wurden sie übermüthig. — Merkt euch, meine Kinder, was ich euch sagen werde! Es ist freylich wahr, daſs wir Weiber nicht wohl ohne sie leben können; aber das müssen wir ihnen nicht weiſs machen. Wenn wir klug sind, so behalten wir doch den Vortheil über sie; denn sie können immer noch weniger ohne uns leben, als wir ohne sie.“

Darauf erzählte ihnen die Alte, wie sie es in ähnlichen Fällen angefangen, um ihre Männer kirre zu machen. Es ist ein ganz unschuldiges einfältiges Hausmittelchen, sagte sie, aber es thut Wunder; ihr werdet's erfahren!

Die Weiber folgten dem guten Rathe der Alten, und der Erfolg bewies, daſs sie ihr

Arkanum nicht zu viel gerühmt hatte. Die Männer hielten sich ein paar Tage tapfer; aber da der Feind den Krieg in die Länge zog, verloren sie den Muth. Mit jedem Augenblicke wurden ihre Weiber schöner und — unschuldiger in ihren Augen; bald konnten die armen Klöſse gar nicht mehr begreifen, wie sie jemahls die Tugend so holder Geschöpfe hätten in Zweifel ziehen können; endlich kam es so weit mit ihnen, daſs sie, wenn die Weiber darauf bestanden wären, eine ganze Ladung von Lingams verschrieben, und jeder seiner Frau den ihrigen mit eigner Hand um den Hals gebunden hätte. Zum Glück waren die Weiber von Jemal die besten Geschöpfe von der Welt, und selbst so froh das Ende einer beiden Theilen so beschwerlichen Fehde zu sehen, daſs ihnen gar nicht einfiel, den Frieden auf Bedingungen zu schlieſsen.

Und so schob sich denn, zu groſser Freude des ehrlichen Danischmend, binnen vierzehn Tagen alles wieder in die vorige Lage zurück: und vierzig Wochen nach der allgemeinen Versöhnungsnacht, auf Einen Tag, fand sich die Republik um fünf oder sechs Dutzend schöner Jungen reicher, — wofür man der alten Frau billig ein Ehrendenkmahl hätte setzen lassen sollen.

— Was das wohl für ein Hausmittelchen war? — Es iſt ſo einfältig — wie das Arkanum des Chriſtof Kolon, ein Ey auf die Spitze zu ſtellen — in der That, ſo einfältig, daſs Sie mich auslachen würden, Madam, wenn ichs Ihnen ſagte.

25. KAPITEL.

Eine moralische Betrachtung von wichtigem Belang, weil sie den Schlüssel zu vielen andern enthält.

Das ist wohl gut für den Augenblick, sagte Danischmend zum alten Kalender, da sie, kurz nachdem der Hausfriede wieder hergestellt war, über diese Begebenheiten sich mit einander besprachen: aber was für Sicherheit haben wir für die Zukunft? Ein einziges zurück gebliebnes Keimchen von dem Samen, den die Fakirn bey uns ausgestreut haben, ist hinlänglich alles was an unserm Volke noch gesund ist anzustecken. Wie sehr besorg' ich, der alte Mann habe richtig gesehen, da er ausrief: Wir werden nie wieder die Menschen werden die wir waren!

Glaubst du, die Lingams, weil wir sie mit groſsem Pomp und allgemeinem Beyfall verbrannt haben, seyen auch in der Einbildungskraft unsrer Weiber und Töchter im Rauch aufgegangen? Sey versichert, sie leben und weben, glänzen und funkeln dort noch immer, und vielleicht mehr als jemahls. Und gesetzt auch, das Unheil das sie bey uns angerichtet, und der Eindruck des abscheulichen Schauspiels, wovon wir Zeugen gewesen sind, wurzle tief genug, um das Andenken an die Ursachen desselben auf ewig verhaſst zu machen: sind wir darum weniger in Gefahr? — Kennen wir etwann die Fakirn und Bonzen nicht? Gleich ihren Göttern, verwandeln sie sich in alle Gestalten die zu ihren Absichten taugen. Andre Fakirn in andern Farben, mit anderm Gaukelwerk, können den Zugang zu uns finden, und werden vielleicht glücklicher seyn als diese. Unsre Fantasie wenigstens wird bald mit ihnen unter der Decke spielen, und die Folgen werden am Ende die nehmlichen seyn. Für eine verdorbene Fantasie ist alles Lingam.

Ich will, um dir meine Meinung begreiflicher zu machen, die Sache beym Ey anfangen.

Die Einwohner dieser Thäler sind Abkömmlinge eines Volkes, das ehmahls in einer von den groſsen Tatarischen Wüsten lebte. Ihre Voraltern verehrten den Schöpfer der Welt, ohne Bilder, ohne Tempel, ohne Priester; alle Morgen, wenn die Sonne aufging, traten sie aus ihren Hütten hervor, und dankten ihm für ihr Daseyn, für das Licht der Sonne, für das Gute, das von ihm über alle Wesen ausflieſst. Dieſs war, ihren Begriffen nach, das einzige Opfer, das ihm angenehm war. Auch baten sie ihn um nichts, als daſs er sie an Leib und Seele gesund erhalten möchte, versichert, daſs alles übrige, was in dieser Bitte nicht enthalten sey, Dinge wären, die der Zufall hin und her wehe, und meistens nicht der Mühe werth, daſs man in die Luft greife, um nach ihnen zu haschen.

Diese Begriffe und Gewohnheiten erhielten sich lange unter unserm Volke. Aber ihre Einbildungskraft konnte doch in die Länge nicht müſsig bleiben. Sie bevölkerte die ganze Natur mit Geistern, und gab allem worin Leben ist eine Seele. Dieser Glaube ist — in so fern er die Grundlage abgab, worauf die Bonzen aller Völker, die mit Bonzen geplagt sind, ihr Gebäude von Aberglauben und Vielgötterey aufgeführt haben — nichts gleichgültiges. Aber bey unserm Völkchen, welches, ohne Sultane und Bonzen, im Schooſse der einfältigsten Natur lebte, war er nicht nur unschädlich; er wurde ihm sogar wohlthätig: denn er nährte dieses Mitgefühl mit der ganzen Natur; das beste unter allen menschlichen Gefühlen, das die Mutter der Gutherzigkeit ist, und dessen Verwahrlosung so viel zur Verdorbenheit der gekünstelten Menschen beyträgt.

Noch itzt finden sich häufige Überbleibsel dieses Glaubens unter uns. Es ist zum Beyspiel ein Verbrechen, einen fruchtbaren Baum, oder einen Baum, der den Menschen lange Zeit Schatten und Kühlung gegeben hat, umzuhauen; und auch dann, wenn man Holz zum nothwendigen Gebrauch fallen muſs wird der Geist im Baume mit vieler Feierlichkeit um seine Einwilligung dazu ersucht. Keine unsrer Mädchen und Weiber wird sich in dem Flusse baden, oder nur ihre Füſse in einem Quell waschen, ohne der Nymfe desselben etliche Blumen als ein Opfer hinein geworfen zu haben, und dergleichen mehr.

Dieser harmlose Aberglaube vereiniget sich mit den übrigen Umständen unsers Volkes, — die uns immer in jenem Mittel zwischen zu viel und zu wenig erhalten, worin die Glückseligkeit eingeschlossen ist, — uns diese milde, lenksame, wohlwollende Sinnesart zu geben, die du, bis zu der wilden Scene mit den Fakirn, unter den Bewohnern dieser glücklichen Thäler wahrgenommen haben muſst. Liebe und Eintracht hielt die einzelnen Haushaltungen und die ganze Gemeinheit zusammen. Die Jugend ehrte ihre Ältern, aber lernte zugleich von Kindesbeinen an, in jedem alten Mann einen Vater, in jeder alten Frau eine Mutter ehren. Der Mann liebte sein eignes Weib, das Weib ihren eignen Mann; der Ehestand wurde als die heiligste, unverletzlichste aller Verbindungen angesehen; unsre ältesten

Greise hatten, ehe diese Fakirn unsre Weiber zu bethören kamen, keinen ähnlichen Fall erlebt. Kurz, die Unschuld der Sitten, und eine glückliche Gewohnheit der unverwilderten, ungekünstelten und unverdorbenen Natur gemäſs zu leben, 1) erhielt unsre kleine Republik, ohne Gesetze, in einem bessern Zustand, als derjenige ist, welchen die vollkommenste Gesetzgebung einem Volke verschaffen kann, das schon so verdorben ist, nicht ohne Gesetze leben zu können. 2)

Aber nun, mein lieber Kalender, können wir, nach dem was in diesen Tagen vorge-

---

1) Diese Distinkzion verdient in Erwägung gezogen zu werden. Der Natur gemäſs leben, ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, wobey jeder etwas andres denkt, und womit viel Irrung vorgeht. Das wahre Naturleben ist von Wildheit, Verkünstelung und Verdorbenheit gleich weit entfernt. Ich wünschte dieſs einmahl von einem unbefangenen Kosmopoliten besser aus einander gesetzt zu sehen, als bisher noch geschehen ist. *J. C. H.*

2) Eben so wie ein Mensch, der seine Gesundheit der Natur und seiner Mäſsigkeit zu danken hat, sich besser befindet, als ein andrer, der sich bloſs durch eine vorgeschriebene Lebensordnung und die Kunst des Arztes beym Leben erhält.

Hippokrates.

gangen ist, uns überreden, daſs unser kleiner Staatskörper nicht dadurch in seinen edelsten Lebenstheilen so stark verletzt worden sey, daſs es unweislich gehandelt wäre, ihn, ohne andre Hülfe, bloſs der Natur und seinem guten Glücke zu überlassen?

Diese Fakirn, Freund Kalender, haben den Frieden unsrer Familien, die Reinigkeit unsrer Sitten, die Keuschheit unsrer Einbildungskraft, die Ruhe unsrer Verfassung vergiftet. Freylich unsre Männer haben sich wieder mit ihren Weibern ausgesöhnt: wie konnten sie anders? Die Nothwendigkeit stiftete den Frieden. Aber sollte kein verborgnes Ferment von Zweifel und gegenseitigem Miſstrauen zurück geblieben seyn? Kannst du glauben, daſs die Weiber, die einen Lingam getragen, nichts dadurch in der Einbildung ihrer Männer verloren haben? — Und sollte die Einbildung der Männer wohl mit Recht zu tadeln seyn?

Vor dem abscheulichen Morgen, der die Verbrechen dieser Bonzen an den Tag brachte, war ein Lingam in den Augen unsrer Weiber ein bloſses Tändelwerk, eine Puppe womit sie spielten; ihre Fantasie war noch unbefleckt; ihr Herz (wie die schöne Kezia sagte) dachte noch an nichts Arges. Aber seit dem Abenteuer dieser guten Frau, seit der Entehrung der beiden Unglücklichen, hat sich die Sache sehr verändert. Der Lingam ist dadurch ganz etwas andres für sie geworden; und es sey nun daſs seine Erinnerung mit Verachtung und Abscheu oder mit Scherz und Lachen in Gesellschaft gehe, so muſs beides, durch die Folgen der Associazion, der Unschuld ihrer Seele gleich viel Schaden thun. Unvermerkt wird die eheliche Liebe diese Würdigkeit verlieren, die zu ihrem Wesen gehört, und Beyspiele der verletzten Treue werden nicht länger etwas unerhörtes seyn. Das Miſstrauen der Männer wird bey den geringsten Anlässen erwachen, vom bloſsen Schatten einer zweydeutigen Aufführung Argwohn schöpfen, und Eifersucht wird jede häusliche Freude vergiften. Der Vater wird seine Kinder nicht mehr mit der unnennbaren Empfindung an seine Brust drücken, die ihn so glücklich machte, da jenes volle Zutrauen zu der Unschuld ihrer Mutter noch in seiner Seele herrschte. — Übersieh, Freund Kalender, in ihrem ganzen Umfange, die Folgen dieses einzigen Umstandes!

Und was, meinst du, wird aus der Eintracht, der verdachtlosen Geselligkeit, dem herzlichen Wohlwollen werden, die bisher unter unserm Volke herrschten? Glaube mir, unsre Feste, unsre Spiele werden nicht mehr seyn was sie sonst waren. Der Lingam hat sie der unbesorgten Fröhlichkeit beraubt, die ihren gröſsten Reitz ausmachte. Die Furcht vor Miſsdeutung wird Augen und Lippen, Hände und Füſse fesseln; und dennoch, trotz allem Zwang einer studierten Anständigkeit, werden unsre Zusammenkünfte die ewigen Quellen von Miſshelligkeit und Zwietracht seyn.

Und werden etwann unsre Ältesten, die einzige Obrigkeit die wir bisher kannten, dem Unheil steuern können?

Der Talisman ihres Ansehens ist zerbrochen! Was konnten sie an jenem Tage des Aufruhrs? Was halfen ihre Bitten, ihre Befehle? Das Volk fühlte seine Stärke und hörte die zitternden Stimmen nicht.

Mit Einem Worte, Freund Kalender, wie willst du daſs ein Volk, das seine Sitten verloren hat, länger durch Sitten regiert werde?

26. KAPITEL.

Danischmend hat den Einfall sich zum Imam aufzuwerfen.

Ich begreife, däucht mich, die ganze Richtigkeit deiner Folgerungen, sagte der Kalender: aber ich sehe nicht, wie dem Übel geholfen werden kann. — Er hätte hinzu setzen können, daſs ihm für seinen Theil nichts in der Welt gleichgültiger war, als diese Sache, die Danischmenden so sehr am Herzen lag.

Ich habe einen Einfall, versetzte Danischmend: du wirst über mich lachen; aber es ist mein ganzer Ernst.

Wenn die Sitten *allein* ein Volk nicht mehr vor der Verderbniſs bewahren können, so muſs eine Veranstaltung hinzu kommen, die den Sitten ein neues Leben giebt, und das was sie an Stärke verloren haben durch eine neue Kraft ersetzt. Je einfacher eine solche Veranstaltung ist, je weniger sie in der Lebensart und Verfassung des Staats ändert, je besser scheint sie mir. Dieſs vorausgesetzt, glaube ich in der Religion unsers Profeten, wenn sie bey diesem kleinen Volke eingeführt würde, dieſs Institut zu finden, das wir nöthig haben. Sie ist einfach und erhaben, eine Feindin der Vielgötterey, eine Freundin der Tugend und Menschlichkeit, und verspricht ihren Anhängern, wenn sie unschuldig gelebt und Gutes gethan haben, ein Paradies, das wohl so gut ist als das beste womit die Bonzen die Unschuld unsrer Weiber in den Schlaf sangen.

Der Kalender sah den Filosofen mit groſser Aufmerksamkeit an, und sagte — nichts.

So eine gute Religion indessen auch der Islam ist, fuhr Danischmend fort, so wissen wir doch, daſs ein Schurke von einem Fakir eben so gute Mausefallen daraus machen kann, als irgend ein Brame oder Bonze aus der seinigen. Damit ich also gewiſs bin daſs keine Schelmerey bey der Sache vorgehen kann, will ich selbst der Imam der Musulmanen seyn, die ich in kurzem in dieser Gegend zu machen hoffe.

Der Kalender sperrte immer gröſsre Augen auf.

Das Glücklichste bey der Sache, Freund Kalender, ist, daſs ich die Ehre habe, in gerader Linie von dem jüngsten Sohne des Ali-Askeri Ibn Giafar, des zehnten Imams unter den zwölfen die Muhameds unmittelbare Nachfolger waren, abzustammen, und folglich ein Imam von Haus aus und ein Emir bin, so gut als irgend einer der jemahls den grünen Turban getragen hat. Du siehst also, wenn ich zum besten dieser armen Schafe eine Moskee baue und mich selbst zum Imam davon mache, daſs ich nichts unternehme, wozu ich nicht von Geburts wegen vollkommen berechtiget bin.

Was mich an der Sache verdrieſsen könnte, sagte der Kalender mit groſser Ernsthaftigkeit, ist bloſs daſs du ein Filosof bist, und vermuthlich der erste, der jemahls auf den Einfall kam, den Imam zu machen.

Wenn es dir belieben wird die Sache im rechten Licht anzusehen, (erwiederte Danischmend mit einem kleinen Imams-Tone) so wirst du finden, daſs mein Vorhaben eines Menschenfreundes würdig ist. Meine Absicht ist lediglich diesen armen Leuten Gutes zu thun, ihrer Einbildung wieder einen festen Ruhepunkt zu geben, ihre Sitten vor einer gröſsern Erschlaffung zu verwahren, mit Einem Worte, das Leben ihrer kleinen Republik, wo möglich, noch etliche Menschenalter durch in einem leidlichen Stand hinzuhalten.

Ist es, (fragte der Kalender) mit allem Respekt, den ein bloſser Kalender einem Abkömmling der Tochter des Profeten [1]) schuldig ist, ist es mir erlaubt, ehe wir an die Ausführung gehen, eine einzige kleine Frage zu thun? — Hättest du wohl alle Folgen deiner neuen Imamschaft reiflich in Erwägung gezogen?

Laſs immer hören, sagte Danischmend.

Natürlicher Weise ist der Imam der erste Mann in der Republik, oder wird es doch gar bald werden, wenn er das Werk einmahl in den Gang gebracht hat. Nun wirst du mir zugeben, Danischmend, daſs es je und allezeit eine höchst gefährliche Sache ist, der erste Mann in der Republik zu seyn: gefährlich für den Mann selbst, den sehr leicht ein gewisser Schwindel darüber anwandeln kann, worin man zwanzig Dinge thut, die man an dem ersten Manne tadeln würde, wenn man selbst einer von den untersten wäre; noch gefährlicher für die übrigen, die, im verlierenden Falle, Freyheit und Eigenthum, Ochsen und Esel, Schafe und Kamele, Weiber und Kinder zu verlieren haben. Denn — um es gerade heraus zu sagen — der Imam wird über lang oder kurz damit aufhören, daſs er Sultan seyn wird. Die Gelegenheit ist zu schön, die Versuchung zu groſs, der Weg zu gerad und gebahnt, als daſs ein bloſs menschlicher Mensch — auf halbem Wege stehen bleiben sollte. Nicht als ob ich Dir nicht Filosofie genug zutraute, an der äuſsersten Grenze der Imamschaft stehen zu bleiben; — wiewohl Fälle kommen können, wo dieſs schwerer seyn möchte, als du dir itzt vielleicht vorstellst: — aber dein Sohn, deines Sohnes Sohn, oder dessen Sohn und Nachfolger, werden sie lauter Danischmenden seyn? Kannst du dir selbst für ihre Art zu denken, für ihre Leidenschaften, für den Grad ihrer Tugend Bürgschaft leisten? — Und wolltest du, der von Sultanen so übel, und noch zehnmahl ärger von der Sultanschaft selbst denkt, die Gefahr laufen, und einem freyen Volke, bloſs um es vor zukünftigen, vielleicht zur Hälfte bloſs eingebildeten Übeln zu bewahren — Fesseln schmieden, und — der Stammvater von Sultanen werden?

---

[1]) Nehmlich der Fatima, der Gemahlin des Ali, von welcher alle die Abkömmlinge Muhameds, die den Nahmen Emir oder Scherif führen, ihre Genealogie ableiten.

Herbelot.

Bruder, — sagte Danischmend, nachdem er etliche Augenblicke scharf in die Ecke des Zimmers gesehen hatte — ich glaube du hast Recht! — Tausend Dank für die Erinnerung, fuhr er fort, indem er von seinem Sitz aufsprang und den Kalender zwey-oder dreymahl ein wenig stärker, als seine Meinung war, auf die Schultern klopfte. — Bewahre Gott! Danischmend ein Patriarch von Sultanen! — Nein wahrhaftig! Eh' mögen alle Fakirn, Bramen und Bonzen diesseits und jenseits des Ganges sich einen allgemeinen Rendezvous in die Thäler von Kischmir geben, und den Lingam aller Lingams, der ehmahls zu Hierapolis in Syrien im Vorhof eines der berühmtesten Tempel der Welt zu sehen war, 2)

---

2) Dieser Tempel der Syrischen Göttin Atergatis oder Astarte oder Rhea oder Juno, oder wie sie sonst hieſs, war noch zu Lucians Zeiten in auſserordentlichem Ansehen, und man wallfahrtete aus Fönicien und Kappadocien, Assyrien, Babylonien und Arabien häufig dahin. Das was diesem Götzentempel ein so auſserordentliches Ansehen verschaffte, war der Glaube, daſs sich die Götter hier unmittelbarer offenbarten als anderswo. Denn es gab hier wunderthätige Bilder, die zu gewissen Zeiten schwitzten, mit dem Kopfe nickten, Orakel von sich gaben, und dergleichen. Lucian, der alles selbst in Augenschein genommen, kann die Pracht, Herrlichkeit und

mitten unter uns zum Siegeszeichen aufrichten! Es werde daraus auch was es wolle. Ich wasche meine Hände. Meine Schuld wird es nicht seyn! Denn daſs ich, um diese Leute — die mir am Ende doch nicht näher verwandt sind, als alle übrigen Adamskinder —

Reichthümer dieses Tempels nicht genug beschreiben. Die letztern waren unermeſslich, da so viele reiche Nazionen seit vielen Jahrhunderten in die Wette geeifert hatten, ihn durch ihre Opfer und Geschenke zu bereichern. Lucian zählte über drey hundert Priester, die mit den Opfern beschäftiget waren. Sie gingen alle ganz weiſs, den Kopf mit einer Art von Hut bedeckt; nur der Oberpriester war in Purpur gekleidet, und trug eine Tiare von Goldstoff. Der übrigen Personen, die zum Dienst des Tempels gehörten, der Sänger und Pfeifer und Kastraten und fanatischen Weiber (γυναικες φρενοβλαβεες) war keine Zahl. Nun betrachte ein Mensch, wie viel allen diesen Leuten daran gelegen war, daſs die Assyrer und Babylonier, Araber, Fönicier und Kappadocier an ihre Astarte und an ihre schwitzenden und nickenden und redenden Bilder glaubten; und was aus dem Filosofen Lucian geworden wäre, wenn er sich hätte erfrechen wollen, der unendlichen Menge Volkes, die er in den Vorhöfen dieses Tempels mit Gaben in der Hand versammelt sah, die Augen zu öffnen! — Was übrigens den Lingam aller Lingams betrifft, von welchem Danischmend spricht, so berichtet uns vor Bonzen und Lingams zu bewahren, Gefahr laufen sollte der Urvater einer Reihe von Sultanen zu werden, das kann mir niemand zumuthen! — Gut, daſs du mir die Gefahr noch in Zeiten gezeigt hast; ich werde dir diesen Dienst nicht vergessen.

Lucian, daſs in einem der Vorhöfe dieses Tempels zwey φαλλοι (oder Lingams, welche Bacchus, laut einer alten Aufschrift, seiner Stiefmutter Juno zu Ehren gesetzt haben soll) gestanden, jeder drey hundert Fuſs hoch; auf deren einen ein Priester jährlich zweymahl hinauf stieg, und sieben Tage auf der Spitze des Fallus verweilte. Das gemeine Volk glaubte, daſs er während dieser Zeit mit den Göttern in unmittelbarer Gemeinschaft stände, und dem ganzen Syrien Glück und Heil erbäte — Wie alles dieſs und viel andre Merkwürdigkeiten dieses Tempels umständlich zu lesen sind beym Lucian *de Dea Syria, Tom. opp. III. p.* 451 *seq.*

M. Skriblerus.

dieses Haus fand er Gelegenheit, sich bey Perisadeh in eine bessere Meinung zu setzen, da sie ihn unversehens mit ihren Kindern in einer Gartenlaube spielend' fand. Er hatte das kleinste auf seinem Schooſse, während er von allerley Blumen, die ihm die beiden gröſsern in die Wette herbey brachten, einen Kranz zusammen band, den die Kinder ihrer Mutter zum Geschenke bringen sollten. Perisadeh lauschte eine Weile hinter den Hecken, und sah ihre Freude an den frohen Spielen ihrer Kinder, und an der guten Art, wie der alte Kalender sich ihnen angenehm zu machen wuſste. Die Geduld, womit er sich von dem kleinen Mädchen auf seinem Schooſs alle Augenblicke in der Arbeit stören lieſs, gewann ihr auf einmahl das Herz. Danischmend hat doch Recht, dachte sie: der Mann ist nicht so schlimm als er aussieht; könnt' er meine Kinder so lieb haben, wenn er kein gutes Herz hätte?

Perisadeh — wenn sie nicht Perisadeh gewesen wäre — hätte eben so wohl denken können: wie liebenswürdig müssen meine Kinder seyn, weil sogar das Bärenherz dieses alten Kalenders davon erweicht wird! — Und so wäre alles Verdienstliche von dieser Handlung des Kalenders auf einmahl weggefallen.

Aber Perisadeh hatte keinen Begriff davon, daſs man so denken könne. Jede Handlung eines andern Menschen, welche gut zu seyn *schien*, *war* es in ihren Augen. Nicht als ob sie zu einfältig gewesen wäre, den Unterschied zwischen *scheinen* und *seyn* in dem sittlichen Betragen anderer Menschen kennen zu lernen: sondern weil sie selbst alle Tage ihres Lebens immer von auſsen gewesen war wie von innen, und nie daran gedacht hatte, länger oder kürzer, weiſser oder röther, klüger oder besser zu scheinen, als sie wirklich war, und weil sie nie mit andern als eben so ungekünstelten Menschen wie sie selbst gelebt hatte. Mit Einem Worte, der Grund, warum Perisadeh alles *gut* auslegte was einer guten Auslegung fähig war, war der nehmliche, warum unter uns verkünstelten Aftermenschen die meisten alles *übel* auslegen, was nur irgend einer schlimmen Auslegung fähig ist.

Nun ist wahr, Perisadeh betrog sich dieses Mahl ein wenig durch ihre Art zu schlieſsen, so wie auch *wir* uns dann und wann betrügen, wenn wir so gar nicht begreifen noch glauben können, daſs es wirklich edle und gute Menschen gebe. Aber, da die Gefahr betrogen zu werden bey beiderley Arten zu schlieſsen gleich ist, so mag doch wohl — unparteyisch von der Sache zu reden — die Art, wie Perisadeh sich dann und wann betrog, ihrem *Herzen* mehr Ehre machen, als die Art, wie wir uns dann und wann betrügen, unserm Kopfe macht. Denn es gehört eben kein sehr groſser Verstand dazu, um von sich selbst auf andere zu ſchlieſsen; aber ganz gewiſs gehört ein sehr gutes Herz dazu, um von andern immer das Beste zu denken.

Wenn Sie die Gütigkeit haben wollen, dieſs noch einmahl zu lesen, so werden Sie finden, daſs es keine Antithese, sondern eine platte Wahrheit ist, und gewiſs das Geld zwanzigmahl werth, das es Ihnen kostet, wofern Sie selbige nicht ungebraucht in Ihrem Hirnkasten verschimmeln lassen wollten.

Ausnahmen gebe ich Ihnen übrigens willig zu. Denn, daſs ich von dem Manne, der mir von hintenzu einen Dolch in den Leib stöſst, um desto bequemer an meine Ehre oder an meinen Beutel zu kommen, das Beste denken sollte, das möcht' ich, auch in der höchsten Flut meiner Gutherzigkeit, mir selbst nicht zumuthen, geschweige denn einem Andern! [1])

---

1) Dieſs muſs wohl ein so genanntes *Hysteron proteron* seyn? Denn wo hat jemahls ein Mensch sich ein Bedenken daraus gemacht, andern Leuten mehr zuzumuthen als sich selbst?

Didius.

Ich sagte vorhin, Perisadeh hätte sich dieses Mahl ein wenig betrogen; denn in der That lag die wahre Ursache, warum der Kalender so freundlich mit ihren Kindern war, nicht darin, weil er ein besseres Herz hatte als sie ihm bisher zugetrauet. Leute von seiner Art, die in der Welt herum ziehen und auf anderer Unkosten leben, befinden sich oft in dem Falle, in einem Hause, wo sie ihre Mahlzeit oder ihr Nachtquartier nehmen, sich dadurch beliebt zu machen, daſs sie den Kindern im Hause liebkosen; und so ziehen sie sich endlich durch die Länge der Zeit eine mechanische Fertigkeit zu, mit Kindern zu spielen, ohne daſs ihr Herz darum weder schlimmer noch besser ist als sonst.

Auſser diesem hatte der Kalender noch einen besondern Grund, warum er gern mit Kindern spielte. Er dachte nehmlich (wie wir schon wissen) so übel von den Menschen, als man von ihnen denken kann: er hielt sie — um es gerade heraus zu sagen — für ein Pack Dummköpfe, Narren, Schurken und Spitzbuben; und (was das ärgste war) er glaubte, daſs sie dieſs nicht etwann durch zufällige Verderbniſs, sondern durch Schuld der Natur seyen; auf die nehmliche Art, wie die Natur ganz allein Schuld daran hat, daſs die Wölfe in Frankreich so gern junge Mädchen freſsen.[2] Dieſs war nun einmahl sein System; und wer die Menschen kennt, weiſs, daſs ein Mann lieber alles was er hat, und das Hemd auf dem Leibe oben drein, fahren läſst, und nackend und bloſs mit seinem

---

2) In der That ist dieſs nicht halb so wunderbar, als daſs die Franzosen, mit allem ihrem Witz nicht schon längst auf ein Mittel gekommen sind, die Wölfe in ihrem Lande auszurotten. Es ist in der That unbegreiflich, wie eine so geistreiche Nazion sich nicht schämt, vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt ihre armen Bauerkinder von Wölfen freſsen zu laſsen. Sie mögen freylich ihre politischen Ursachen dazu haben: aber wenigstens sollten sie bey Galerenstrafe verbieten, daſs solche Begebenheiten nicht auſser Landes geschrieben, oder wohl gar in den *Mercure de France* gesetzt würden. Sie thätens gewiſs, wenn sie wüſsten, wie man sich in ganz Europa über sie mockiert. *)

Mart. Skriblerus.

*) Diese Note des Herrn M. Skriblerus bezieht sich auf die im Jahre 1775 so berüchtigte *Bête de Gevaudan*, die, nachdem man sie unter dem Nahmen einer Hyäne eine lange Zeit eine Menge Mädchen und Kinder hatte freſsen laſsen, endlich als eine Wölfin befunden, und ich weiſs nicht mehr von welchem Gallischen Herkules zu groſsem Triumf der ganzen Nazion erlegt wurde.

System davon läuft, eh' er um die ganze Welt zu gewinnen sein System fahren lieſse.

Aus dieser unaussprechlichen Liebe eines Mannes zu seinem System folgt nun natürlich, daſs ihm nichts angenehmer ist, als alles was ihm Gelegenheit darbietet, sich immer mehr und mehr in der Gewiſsheit desselben zu bestärken, und neue Gründe zu Bestreitung seiner Gegner ausfündig zu machen. Daher, liebe Perisadeh, das besondere Vergnügen, das der alte Kalender daran fand, mit deinen Kindern zu spielen! Du glaubtest, du treuherzige gute Seele du! daſs es aus Menschlichkeit, aus Güte des Herzens geschehe; und der alte kaltherzige Menschenhasser that es, um sein Schalksauge an der Blöſse der menschlichen Natur zu weiden; in den schuldlosen Trieben und unverstellten Handlungen der armen kleinen Geschöpfe die Keime künftiger Untugenden und Laster aufzusuchen; alles, was darin zweydeutig scheinen konnte, aufs schlimmste auszulegen; seine Freude daran zu haben, wenn er an den Lieblingen deines Herzens etwas fand, das ihn hoffen lieſs, daſs sie dereinst so groſse Narren oder so häſsliche Schurken, als die Menschen alle in seinem System waren, seyn würden. Hättest du in dem nehmlichen Augenblicke, da deine schönen Blicke mit dankbarer Freude und herzlichem Wohlwollen auf seine halb kahle Scheitel spielten, dem alten Schalk in die Seele sehen können, gute Perisadeh! —

In der That, Momus war nicht klug mit seinem Fenster vors menschliche Herz! Die besten Menschen würden gerade am schlimmsten dabey gefahren seyn. 3)

---

3) Es giebt zwey Gattungen Leser, um derentwillen ein Satz wie dieser eine Entwicklung vonnöthen hat. Die einen sind die Armen am Geiste, oder (wie man sie gewöhnlich zu nennen pflegt) die Einfältigen, die mit aller Bedächtlichkeit, Zeit und Weile, womit sie ein Buch von einer gewissen Art lesen, doch selten so glücklich sind zu verstehen was sie lesen. Die andern haben an Lebhaftigkeit zu viel, was die ersten an Verstand zu wenig haben. Sie können sich unmöglich die Zeit nehmen, einer Stelle, deren Sinn ihnen nicht beym ersten Anblick in die Augen springt, ein wenig nachzudenken, und einige Aufmerksamkeit auf Beantwortung der so natürlichen Frage, was liesest du? zu wenden. Diesen beiden Gattungen — die sich gegen die ganze Summe der Leser ungefähr wie neun und zwanzig zu dreyſsig verhalten mögen, und also von Seiten eines Kommentators alle gebührende Achtung verdienen — zum besten, kann ich nicht umhin, diesen Ausspruch von seiner anscheinenden Paradoxie zu befreyen. Der

Perisadeh also — um von allen diesen Abschweifungen (wiewohl sie im Grunde etwas besseres sind als sie scheinen) zurück zu kommen — dachte von diesem nehmlichen Abend an, wo sie den Kalender unter ihren Kindern in einem so angenehmen Lichte — die Abenddämmerung trug das ihrige auch dazu bey — gesehen hatte, Perisadeh, sage ich, dachte von diesem Augenblick an so

Autor will vermuthlich damit so viel sagen: Die schlimmen Menschen denken ohnehin Arges in ihrem Herzen von allen andern; denn keiner von ihnen hält andere Leute für besser als sich selbst: und da keine Krähe der andern die Augen aushackt, so wagen die Bösen nichts dabey, wenn sie einander über der That ertappen; denn sie haben ein augenscheinliches Interesse, säuberlich mit einander zu verfahren. Die besten Menschen hingegen denken, so lang' es nur immer möglich ist, von jedermann Gutes; und hierin besteht ein so groſser Theil ihrer Glückseligkeit, daſs sie nothwendig sehr unglücklich werden müſsten, wenn ein Fenster vor der Brust der Leute sie auf einmahl aus dem angenehmen Irrthum in die traurige Gewiſsheit versetzte, von so viel falschen und bösen Geschöpfen umgeben zu seyn. Es ist also klar, daſs die Besten am meisten dabey verloren hätten, wenn Momus mit seinem vorbesagten Vorschlage, den Menschen ein Fenster vor die Brust zu setzen, durchgedrungen wäre.

M. Skriblerus.

vortheilhaft von dem alten Manne, daſs sie, weit entfernt seinen längern Aufenthalt in ihrem Hause ungern zu sehen, sich selbst heimliche Vorwürfe wegen der bösen Meinung machte, die sie Anfangs von ihm gehegt hatte.

Danischmend, wiewohl er (aus guten Ursachen) dem Herzen seines neuen Freundes nicht viel Gutes zutraute, sah es doch gern, daſs Perisadeh günstiger von ihm zu denken anfing; denn die Unterhaltung, die er in seinem Umgange fand, wurde für ihn unvermerkt zum Bedürfniſs. Er hatte der Welt nicht so gänzlich entsagt, daſs die menschlichen Angelegenheiten und was er ehemahls davon erfahren oder beobachtet hatte, nicht noch immer der gewöhnliche Gegenstand seiner Gedanken gewesen wären. Nun spricht man gerne von dem, was man denkt; aber natürlicher Weise wünscht man sich Zuhörer, die uns nicht nur ohne Mühe verstehen, sondern auch von dem ihrigen etwas zur Unterredung beyzutragen haben, und dem Gespräche Mannigfaltigkeit, Schattierung und Leben zu geben wissen.

Der Kalender war unter allen Menschen, die ihm seitdem er in Jemal lebte vorgekommen waren, der einzige der ihm zu diesem Gebrauch dienen konnte. Die Verschiedenheit ihrer Art zu denken war hierzu mehr vortheilhaft als nachtheilig; denn unter Leuten, die über alles einerley Meinung sind, findet gar kein Dialog Statt; einer spricht allein, oder sie schweigen alle beide. Das Herz des Kalenders kam dabey in gar keine Betrachtung; genug daſs er für einen Kalender ziemlich anständige Sitten hatte, und daſs sein Betragen im Hause unanstöſsig war. Bey so bewandten Dingen entstand natürlicher Weise eine Art von Verbindung zwischen ihnen, die sich weniger auf Sympathie als auf gegenseitiges Bedürfniſs gründete, und, ohne die Schwärmerey der Freundschaft zu haben, ihren vertraulichen Ton und einen groſsen Theil ihrer Annehmlichkeiten hatte.

Der Kalender wurde also ein Haus- und Tischgenosse unsers Filosofen, und hatte alle Ursache von der Welt, in dieser neuen Lage (die das Beste, was er seinen Umständen nach hoffen konnte, so weit übertraf) sich glücklich zu schätzen. In der That würde er mit einem wärmern Herzen einer der glücklichsten Sterblichen gewesen seyn. Aber die Natur hatte ihm die Fähigkeit in Andern glücklich zu seyn versagt. Er war einer von den kaltblütigen Erdensöhnen, die es zwar, in so fern ihnen nichts darunter abgeht, ganz wohl leiden mögen, wenn andere

Leute nach ihrer eignen Weise glücklich sind; aber mit Seelenruhe zusehen würden, wenn der Himmel einfiele, und alles rings um sie her zu Boden schlüge und zertrümmerte, in so fern nur sie selbst Mittel fänden unverletzt davon zu kommen.

---

28. KAPITEL.

Von zwey Menschen auf Einer Planke.

„Ob diese kalten Leute wohl so glücklich sind, als man gemeiniglich sich einbildet?“

Man erinnert sich vielleicht noch, daſs einmahl zwischen dem Kalender und Danischmenden die Rede hiervon war. Aber der Kalender, der seinen Mann kennen gelernt hatte, und sich zu wohl in seinem Hause befand um ihn geflissentlich vor den Kopf zu stoſsen, vermied in der Folge diese und alle ähnliche Fragen nach Möglichkeit.

Indessen giebt es doch, bey aller gebührenden Vorsichtigkeit, Augenblicke, worin man sich vergiſst. Eines Tages (ich weiſs nicht aus welcher Veranlassung) geriethen unsere Filosofen über die Frage: welches die eigentlichen Grenzen zwischen den Pflichten gegen sich selbst und gegen andre seyen? in einen ziemlich lebhaften Streit. Sie disputierten lange darüber, und der Kalender glaubte zuletzt, der Fehler läge bloſs daran, daſs sie einander nicht recht verständen. Ein Beyspiel, dacht' er, würde die Sache so klar machen, daſs Danischmenden gar keine Einwendung übrig bliebe.

Setzen wir den Fall eines Schiffes, sagte der Kalender, das in diesem Augenblicke scheitert. Nicht wahr, in diesem schrecklichen Augenblicke hören alle bürgerliche und gesellschaftliche Verbindungen auf? Der Kapitän ist nun nichts mehr als der geringste Matrose; jeder hat nur Ein Leben zu verlieren; jeder hat nichts kostbarers als sein Leben; jeder sorgt also zuerst für sich selbst. Gesetzt nun, ihrer Zwey haben sich Einer Planke bemächtigt. — Wenn die Planke beide tragen kann, gut! dann erfordert nicht nur die Menschlichkeit, sondern eines jeden eigener Vortheil, 1) sich für ihre gemeinschaftliche Rettung zu bemühen. Aber, wenn die Planke nur für Einen von beiden groſs genug ist, wie dann?

Wie dann? rief Danischmend in vollem Feuer. Und wenn sie vorher die tödtlichsten Feinde gewesen wären, so sollen sie sich um den Hals fallen, und Arm in Arm, Herz an

---

1) Der Kalender hätte eigentlich an diesem letztern Beweggrunde genug haben können; denn des erstern erwähnt' er doch nur *pro forma*, und ohne daſs er das geringste dabey dachte oder damit sagen wollte.
J. C. H.

Herz, es darauf ankommen lassen, ob die Wellen sie lebendig oder todt ans Land treiben wollen!

Schwärmerey, Schwärmerey! — sagte der Kalender, mit dem kaltblütigen Lächeln, das ihm bey solchen Gelegenheiten eigen war. — In solchen Augenblicken ist die Natur Meister, und die hat dann keine Zeit an Verhältnisse zu denken. Man hat dann weder Feind noch Freund, weder Bruder noch Vetter: der Mann neben uns ist dann nicht unser Nebenmensch; er ist ein Ding, dessen Erhaltung unser Untergang wäre, und welches wir, ohne das mindeste Bedenken, eben so hurtig über Bord werfen, als man im Nothfall, um ein Schiff zu retten, die kostbarsten Waaren womit es beladen ist über Bord wirft. Kurz, mein lieber Danischmend, diese nehmliche Planke ist — die Scheidewand zwischen der Pflicht gegen andre und gegen uns selbst!

Danischmenden wars als ob sich sein Herz im Leibe umkehrte, da er den Kalender so reden hörte. Keine Zeit an Verhältnisse zu denken! murmelte er zwischen seinen zusammen gebiſsnen Zähnen, indem er den Kalender mit einem Blick anstarrte, in welchen Zorn und Verachtung im nehmlichen Nu die Hitze des Ätna und die Kälte eines

Gletschers zusammen goſsen. — Ich möchte dich zertreten, wenn du nicht so ein Wurm wärest! — sagte der Blick.

Der Kalender merkte nun auf einmahl daſs er sich vergessen hatte, und entfärbte sich ein wenig. Danischmend erhohlte sich zwar bald wieder; aber es brauchte einige Tage, bis er dem alten Egoisten wieder gut seyn konnte.

Indessen sind doch, unsers Wissens, die Rechtsgelehrten auf des Kalenders Seite. Denn nachdem sie die Sache mit ihrem gewöhnlichen kalten Blute auf alle Seiten gekehrt, und mit allen *rationibus dubitandi et decidendi* aufs genaueste zergliedert, erörtert und erwogen haben; so erklären sie sich: „Daſs, obwohlen zwar es das Ansehen haben möchte, als ob die Natur dem Menschen ein Ding gegeben habe, welches gewisse Leute Herz nennen, in Kraft dessen zum Beyspiel ein Mann, der mit einem andern Manne auf einer einzelnen Planke zwischen Leben und Tod im Meere herum treibe, dieses andern Mannes Noth wie seine eigne fühle, dannenhero auch dessen Erhaltung eben so herzlich wünsche als seine eigene, nothfolglich nach dem Kanon, „wer den Zweck will, will auch die Mittel," unmöglich daran denken könne, besagten Mann mit Gewalt von besagter Planke herab zu stoſsen: gleichwohlen und all diesem ungeachtet, aus beygebrachten Gründen *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, *f*, *g*, u. s. w. rechtsbeständig dargethan und erhärtet werden könne; wasmaſsen in sothanem Falle beide sowohl der Mann *A*, als der Mann *B*, jeder an seinem Theile, in Kraft der natürlichen Gleichheit nicht nur wohl befugt, sondern vermöge des Gesetzes der Selbsterhaltung sogar schuldig und verbunden seyen, einander in ein und eben demselben Augenblicke von mehrbesagter Planke herab zu stoſsen, und so — als Schurken zu ersaufen, anstatt daſs sie, nach Danischmends Weise, wenigstens den Trost gehabt hätten, als brave Leute umzukommen.

„Wahr ists, (sagen die gestrengen Herren ferner) falls die beiden Personen, die sich auf der nehmlichen Planke retten wollen, ein Mann und eine Weibsperson wären, so scheint die Frage beym ersten Anblick eine andere Gestalt zu gewinnen. Allein wenn man der Sache auf den Grund sieht, so befindet sichs, daſs der Unterschied des Geschlechts hier in keine Betrachtung kommen kann. Ist die Weibsperson schon über die Jahre hinaus, worin ihr Geschlecht, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, zum Kinderzeugen fähig ist, so versteht sich solches ohnehin. Im entgegen gesetzten Falle aber wäre freylich zu wünschen, daſs der Mann gewiſs wissen könnte, ob er auf der Insel oder Halbinsel, an die ihn die Wellen verschlagen werden, Weiber mit der erforderlichen Zeugungsfähigkeit antreffen wird oder nicht; sintemahl es im letztern Falle den Anschein gewinnt, als ob er lieber sein eigen Leben wagen, als sich in Gefahr setzen sollte, der obhabenden Pflicht die Erde zu bevölkern, aus Mangel einer tauglichen Gehülfin, in seinem ganzen übrigen Leben, vielleicht zu groſsem Nachtheile der menschlichen Gattung, keine Folge leisten zu können. Allermaſsen aber, erstens, von Rechts wegen nicht zu präsumieren ist, daſs es in besagter Insel oder Halbinsel keine zum Kinderzeugen tüchtige Weibspersonen geben werde; zweytens, und wenn auch solches zu vermuthen wäre, die Pflicht die Erde zu bevölkern nur eine Pflicht gegen das menschliche Geschlecht ist, mithin den Pflichten eines jeden gegen sein theuerstes Selbst, im Fall eines Zusammenstoſses, in allwege billig weichen muſs; überdem auch und drittens, wofern man hierbey auf das Beste der Gattung Rücksicht nehmen wollte, dem menschlichen Geschlecht an Erhaltung eines Mannes (als welchen alle Doktores, Kanonisten und Civilisten — was auch der berüchtigte Kornelius Agrippa von Nottesheim in seinem verbotenen Buche *de Praecellentia sexus foeminei* dagegen einwenden mag — einstimmig für das vortrefflichere Wesen erklären) mehr als an Erhaltung eines Weibes gelegen ist: als ist kein rechtsbegründeter Zweifel übrig, daſs nicht auch im vorbesagten Falle der Mann zu Rettung seiner selbst wohl befugt und berechtigt seyn sollte, die Frau — ohne zu einigen anderweiten Rücksichten *stricto jure* verbunden zu seyn, und selbst im Falle, wenn sie *gravida* und *partui proxima* wäre, — von dickbesagter Planke herab zu stoſsen, und der Wuth oder dem Mitleiden der Wellen unbedenklich zu überlassen; wobey ihm jedoch unbenommen bleibt, wenn er will und kann, einen andächtigen Seufzer für ihre Rettung zu den Tritonen, Nereiden, oder irgend einem andern selbstbeliebigen Schutzpatron abzuschicken."

Der H** hohle die kalten Kerle mit ihren Obwohlen und Allermaſsen, sagte Danischmend. Der Mann, dem in jedem Umstande seines Lebens sein eignes Herz nicht, ohne erst bey ihnen anzufragen, auf dem Nu eingiebt, was er zu thun hat, und der nicht bey allen und jeden Gelegenheiten ein besserer Mann ist, als sie es von ihm fordern, der ist, bey Gott! — Er mag meinethalben seyn was er will, (setzte er nach einer kleinen Pause in einem etwas gelaſsneren Tone hinzu) aber Gott bewahre mich davor, daſs ich jemahls mit ihm unter Einem Obdach schlafen müsse!

Danischmend war, wie es scheint, kein Freund von der gelehrten Distinkzion zwischen vollkommnen und unvollkommnen Pflichten, welche doch, wo die Rede von Rechten ist, ihren unläugbaren Grund und Gebrauch hat. Auch ist freylich ein mächtiger Unterschied zwischen einem edlen und gefühlvollen Manne, und zwischen einem Manne, der nie mehr thut, als man nach dem strengsten Rechte von ihm fordern kann. Um dieſs zu empfinden, (welches in dergleichen Dingen immer besser ist, als es durch eine Reihe von Schlüssen heraus zu bringen) stellen wir uns zum Beyspiel ein kleines braves Völkchen vor, das im Begriff ist, gegen einen Haufen von Kriegsvölkern, die es (ob mit oder ohne Grund, gilt uns hier gleich) für seine Unterdrücker ansieht, auszuziehen. Ein alter Mann von achtzig Jahren steht im ersten Gliede. Man hat ihn in der Eile mitgenommen; allein, da der Marsch angehen soll, tritt er aus, beschwert sich gegen den Officier über Gewaltthätigkeit, und beruft sich als ein achtzigjähriger Mann auf sein Recht von Kriegsdiensten frey zu seyn. Der Mann hat Recht, denken wir alle; so denkt auch der Officier; und so geht der alte Mann nach Hause, und

Glück auf den Weg! — Nun stellen wir uns aber — statt dieses alten Mannes, der sich auf sein Recht: „nichts mehr fürs Vaterland zu thun,“ beruft, und Recht hat, und ohne jemandes Widerrede nach Hause gegangen ist — einen andern alten Mann von achtzig Jahren vor, der nicht mit getrieben worden, sondern freywillig mitgegangen ist, freywillig sich ins erste Glied gestellt hat. Da steht nun der ehrenvolle achtzigjährige Greis mitten unter frischen Jünglingen, wie eine alte vom Blitz versengte Eiche unter halb erwachsenen Fichten steht. Der Oberste wird ihn gewahr: Du ehrlicher Alter, spricht er zu ihm, wie kommst Du an diesen Platz? Geh nach Hause zu deinen Urenkeln, guter alter Vater; du hast keine Kräfte mehr zu solcher Arbeit; es wäre Sünde wenn wir deinen guten Willen miſsbrauchen wollten. Nein, sagte der alte Mann, nach Hause geh' ich nicht; laſst mich mitziehen! Es ist wahr, meine Füſse sind schwach, mein Arm auch; ich werd' auch nicht viel helfen können: aber meine Gegenwart kann doch zu etwas nütze seyn. Diese jungen Männer da neben mir, werden mich ansehen, und auf meiner Stirne lesen, welche Lust es ist, für Freyheit und Vaterland zu sterben. Trifft mich eine Kugel, wohl! so hab' ich die Freude, einen jüngern, bessern Mann, den sie sonst an meinem Platze getroffen hätte, dem Land erhalten zu haben. —

Nun, liebe Leser, was sagen eure Augen? — Guter Gott! was für ein Unterschied zwischen einem alten Manne und einem alten Manne ist! — Jener hatte Recht; aber dieser hat unsre glühende Bewunderung, unser ihm entgegen klopfendes Herz: wir sind alle seine Kinder, fallen ihm zu Füſsen, bitten mit Freudenthränen um seinen Segen, und gehen froh und rüstig in den Tod mit ihm. Gott! was für ein alter Mann! — Und wer müſsten die seyn, die ein Volk bezwingen wollten, das diesen alten Mann an seiner Spitze hätte?

29. KAPITEL.

Über gewisse Eigenheiten im Karakter Danischmends, die ihm von der Welt schlimmer ausgelegt wurden als er es verdiente.

Wir können nicht bergen, Danischmend hatte bey gewissen Gelegenheiten und zu gewissen Zeiten — meistens wenn er zu lange versäumt hatte Rhabarber zu nehmen — kleine Anfälle von einer gewissen Unduldsamkeit, die wir ihm — recht gern übel nehmen, und für einen häſslichen Flecken in seinem Karakter ausgeben wollten, — wenns nur irgend möglich wäre. Aber es waren in der That bloſs zufällige Anwandlungen, und gingen so schnell vorüber, und thaten so wenig Schaden, und entsprangen aus einem so warmen, ehrlichen, mit der ganzen Menschheit es so wohl meinenden Herzen, daſs mirs unmöglich ist, ihm deſswegen unhold zu seyn.

Das ärgste, wozu ihn diese vorüber gehende Unduldsamkeit trieb, war, daſs er in der Hitze des Paroxysmus etliche ungeduldige oder unziemliche Worte ausstieſs; einen Schurken — einen Schurken nannte; oder auch wohl einen ehrlichen Mann, dem entweder die Natur vergessen hatte ein Herz zu geben, oder der von Amts und Beruſs wegen keins haben durfte, in der Unbesonnenheit seines menschenfreundlichen Eifers — zum Henker wünschte. Nun wäre aber, wenn es auf Danischmends Willen angekommen wäre, auf dem ganzen Erdboden kein Galgen, kein Henker, und kein hängenswürdiges Menschenkind gewesen. Es ist also klar, daſs es mit seinem vorbesagten Wunsche nicht so böse gemeint war; und in der That seine Feinde — wiewohl es meistens sehr fromme oder sehr wohl erzogene Leute gewesen seyn sollen — hatten Unrecht, ihm solche Kleinigkeiten so hoch aufzumutzen.

Ein unläugbarer Beweis, daſs er es so böse nicht meinte, wenn er in einem solchen jählingen Anstoſs von Unwillen oder Miſsmuth gegen irgend einen seiner Nebenmenschen auffuhr, oder ihn zum Henker, oder wohl gar — wiewohl dieſs schon eine auſserordentliche Reitzung voraussetzte — zum Dedschial 1) wünschte, liegt (wie mich däucht) darin, daſs von dem Augenblick an, wo sein Unwille zum höchsten Grad der Hitze gestiegen war, kaum zwey oder drey Stunden verflossen, da man

---

1) Dem Antichrist der Muhamedaner.

ihn schon, eifriger als jemahls ein Mann an seiner eignen Apologie gearbeitet hat, beschäftigt sah, die besagte Person gegen sich selbst zu rechtfertigen; oder, wenn dieſs gar nicht anging, wenigstens alles geltend zu machen, was nur immer zu ihrer Entschuldigung aufzubringen war.

Auch über diesen Zug seines Karakters wurde, da er noch zu Dehly war, sehr verschieden, und — wie man leicht denken kann — nicht zu seinem Vortheile geurtheilt.

Indessen wuſsten doch die Wenigen, die ihn genau kannten, — und keine Art von objektiver noch subjektiver Geheimursache hatten, Karikaturen von ihm zu machen und als seine Bildnisse in der Welt herum zu bieten — sehr genau, was an der Sache war. Nehmlich unter allen unbefiederten Zweyfüſslern auf diesem Erdenrunde lebte schwerlich jemahls ein einziger, den die Entdeckung irgend einer beträchtlichen Unvollkommenheit an seinem Nächsten — sonderlich wenns ein Mann von Genie oder eine schöne Frau war — so empfindlich geschmerzt und oft so seelenkrank gemacht hätte als Danischmenden. Wenn zum Beyspiel ein Mann Dampf und Rauch von sich gab, statt daſs er nach Danischmends Meinung wie die helle Sonne hätte leuchten können; — oder wenn einer, mit seiner natürlichen Gröſse nicht zufrieden, auf Stelzen einher schritt, oder sich vor Eigendünkel blähte und auftrieb bis er hätte platzen mögen; — oder wenn ein Mensch, der eignes Verdienst haben konnte, sich viel darauf zu gut that, der Vorreiter oder Schweifträger eines andern zu seyn: — in allen diesen und zwanzig ähnlichen Fällen war ihm, in dem Augenblicke da sie ihm aufstieſsen, nicht anders zu Muthe, als ob ihm ein groſser Unfall, der ihn selbst unmittelbar beträfe, angekündigt würde. Aber wenn er irgend einen Menschen, an dem etwas Schätzbares war, und den er gern hätte lieben mögen, sich einer unedlen verächtlichen Leidenschaft überlassen, oder eine Handlung thun sah, die eines guten Menschen unwürdig ist: — dann war der Schmerz, den er davon in seinem Busen fühlte, so brennend, daſs er nicht viel heftiger hätte seyn können, wenn er selbst die schlechte That begangen hätte.

In der ersten Ungeduld brach er dann gemeiniglich mit etlichen rhetorischen Figuren los, wie sie ihm der Affekt eingab, ohne an Auswahl der Wörter denken zu können: aber so wie dieser Paroxysmus vorüber war, strengte er nun alle seine Seelenkräfte an, um des unerträglichen Schmerzes los zu werden, den Mann den er liebte, oder zu lieben wünschte, verachten oder (was der Seele ungleich schmerzlicher ist 2)) hassen zu müssen.

---

2) Haſs ist eine schmerzlichere Empfindung als Verachtung. Dieſs scheint eine unläugbare Erfahrung zu seyn; wiewohl Verachtung einen ungleich tiefern Grad von wirklicher oder eingebildeter Unvollkommenheit voraussetzt als Haſs. Man kann einen Gegenstand zugleich hassen und hochschätzen; aber den Gegenstand unsrer Verachtung würdigen wir unsres Hasses nicht. Man sollte aber denken, daſs die Verachtung, weil sie aus dem Anschauen eines tiefern Grades von Unvollkommenheit entsteht, der schmerzhaftere Affekt seyn müſste; und dennoch lehrt die Erfahrung das Gegentheil.

Ich glaube die Ursache davon ist diese: Mit dem Gefühl der Verachtung eines andern ist allezeit unmittelbar ein lebhaftes Gefühl unsrer eignen Vorzüglichkeit verbunden; daraus entsteht eine Mixtur, die in manchen Fällen mehr angenehm als widerlich ist. Aber der Haſs ist reiner unvermischter Schmerz; und selbst die Vorzüglichkeiten, die wir an dem Gegenstand unsres Hasses gewahr werden, und ihm (ungern genug) zugestehen müssen, schärfen das Gefühl dieses Schmerzes, anstatt es zu mildern oder zu versüſsen. Es ist also ganz natürlich, daſs man, im Nothfall und wenn man sich nicht anders zu helfen weiſs, um einer so bittern Seelenpein los zu werden, den Haſs in Verachtung zu verwandeln sucht, und zu diesem

Nun fand er kein andres Mittel, — wenigstens keines das immer und in allen Fällen so gänzlich in seiner Gewalt gewesen wäre — als daſs er nicht ablieſs, bis er der Handlung, die seinen Unwillen gereitzt hatte, eine erträgliche Wendung gegeben, oder irgend einen Grund oder eine Hypothese aufgetrieben hatte, wodurch er sich von der traurigen Nothwendigkeit erledigen konnte, einen Menschen hassen oder verachten zu müssen, dessen Freund er zu seyn wünschte, weil er ein Freund der Menschheit war.

In den Fällen, wenn der Kalender mit seinem Spitzkopfe, oder mit dem Stücke Kieselstein, das er statt des Herzens im Busen trug, wider ihn stieſs, hatte dieſs wenig Schwierigkeiten. Es war eine bloſse Fibernsache, wie wenn man den Ellenbogen an eine Tischecke gestoſsen hat. So wie die erste Empfindung vorüber gebraust war, stellte sich ihm alles, was den Kalender entschuldigte, auf einmahl dar. Seine Geburt, seine Erziehung, sein ehe-

---

Ende den Gegenstand von allem, was er Schätzbares und Vorzügliches hat, in der Einbildung rein abstreift, und bis auf die Haut auszieht; ein Fänomen, dessen uns die Erfahrung täglich belehrt, und welches sich auf diese Weise vollkommen erklären läſst.

M. Skriblerus.

mahliger Derwischenstand, sein seit so langer Zeit herum schweifendes Leben unter den rohesten Menschenarten, seine Kalenderschaft, und sein halb grauer Kopf oben drein, alles zusammen genommen machte in Danischmends Augen eine so gute Apologie, daſs Plato und Demosthenes und Cicero keine bessere hätten machen können.

Indessen konnte es doch nicht wohl anders seyn, als daſs der Kalender bey länger fortgesetztem Umgang ihm unvermerkt in einem weniger milden Licht erscheinen muſste; und der Übergang von der Meinung, daſs er gar kein Herz, oder (was auf eben dasselbe hinaus läuft) ein taub gewordenes Herz habe, zu der noch ungünstigern, daſs er ein Mensch von verdorbenem Herzen sey, war ein so kleiner Schritt, daſs es nur einer einzigen Entdeckung, die das letztere wahrscheinlich machte, bedurfte, um ihn des Fürsprechers zu berauben, den er nur zu lange in Danischmends gutem Herzen gefunden hatte.

Danischmend bekam nur zu bald mehr als Eine Gelegenheit, einige Entdeckungen dieser Art zu machen.

---

50. KAPITEL.

Worin wir den Kalender immer näher kennen lernen.

Der geneigte Leser wird, einer Unterbrechung von drey Kapiteln ungeachtet, sich des plötzlichen Einfalls noch wohl erinnern, welchen Danischmend im sechs und zwanzigsten Kapitel hatte, sich — aus Sorge für das Seelenheil der armen Bewohner von Jemal — zu ihrem Imam aufzuwerfen, und der eben so groſsen Hastigkeit, womit er von diesem Vorhaben wieder absprang, als ihm der Kalender die Folgen vorstellte, die ein solcher Schritt wahrscheinlich nach sich ziehen würde.

Der Kalender hatte seine Weissagungen aus bloſser Eingebung des Widersprechungs-Geistes, der ihm zur andern Natur geworden war, angestimmt, und es fiel ihm gar nicht ein, daſs Danischmends Abscheu vor den Sultanen so weit gehen könnte, daſs er eine Gelegenheit, selbst so etwas wie ein Sultan zu werden, aus den Händen lassen sollte. Er hatte diesen Abscheu bloſs als die Folge einiger empfindlicher Beleidigungen, welche Danischmenden vermuthlich am Hofe zu Dehly widerfahren seyn mochten, angesehen; und man muſs gestehen, ein Mann wie er, — das ist ein Mann, der sich keinen Begriff davon machen konnte, wie man aus bloſser Menschenliebe den stärksten Versuchungen der Eigenliebe widerstehen könne, — muſste so denken, oder gar nichts.

Sein Erstaunen war also nicht klein, als er Danischmenden auf die erste Vorstellung, die er ihm gegen seinen Einfall machte, so plötzlich auf die Seite springen und auf einmahl so fest entschlossen sah, die Jemalitter sich selbst und ihrem Schicksale zu überlassen. Dieſs war weder was er erwartet hatte, noch was er wünschte; denn im Grunde gefiel ihm Danischmends Projekt gleich beym ersten Anblick, und, wie gesagt, er machte seine Einwendungen lediglich aus der Ursache, weil es ihm unmöglich war eine Gelegenheit vorbey gehen zu lassen, wo er jemanden, es mochte Freund oder Feind seyn, verwirren und in Verlegenheit setzen konnte.

„Aber (wird man vielleicht denken) was für einen Vortheil konnte der Kalender davon haben, wenn Danischmend sich zum Imam oder Emir dieses kleinen Volks aufwürfe? Er hoffte doch nicht sein General-Vikarius zu werden?“

Dieſs wohl nicht. Der Hang zum Müſsiggehen war zu tief bey ihm eingewurzelt, und Ehrgeitz oder Begierde nach einem Glücke, dessen Erwerbung ihm viele Mühe gekostet hätte, waren keine Leidenschaften die jemahls viel Gewalt über ihn gehabt hatten. Er war am liebsten ein bloſser Zuschauer. Aber eben darum hatte er seine Freude an Veränderungen und neuen Auftritten; besonders wenn er vermuthen konnte, daſs sie fruchtbar an unerwarteten Folgen seyn und ihm viel Stoffs darbieten würden, sich über die Thorheiten der Menschenkinder lustig zu machen. Mit Einem Worte, der alte Bube liebte Unheil, und befand sich nie besser als wenn es recht bunt und toll in der Welt zuging: ja er machte sich bey Gelegenheit nicht das mindeste Bedenken, wo er einige Funken glimmen sah, zu blasen und zu schüren, bis ein groſses Feuer daraus wurde, und dann sehr eilfertig als zum Retten herbey zu laufen, einen groſsen Krug voll Öhl hinein zu schütten, und, wenn die Flamme mit verdoppelter Wuth empor loderte, zu jammern, daſs er in der Eile den Öhlkrug für den Wasserkrug ergriffen habe.

Danischmend, mit aller seiner Kenntniſs der Welt, hatte gerade eben so wenig Begriff von dieser besondern Art von Bosheit, als der Kalender von dem Grade der Gutherzigkeit, der dazu erfordert wurde, einen Entwurf bloſs darum unausgeführt zu lassen, weil er durch entfernte und ungewisse Folgen das Glück andrer Menschen in Gefahr setzte; — eine Sache, um die er sich eben so viel bekümmerte, als ob der Mann im Mond verwichene Nacht wohl oder übel geschlafen habe.

Halte mir meine Freymüthigkeit zu gute, (sagte er zu Danischmenden, da sie wieder auf diese Materie kamen) aber in Wahrheit, ich begreife nicht, wie ein Mann, der mit so viel Enthusiasmus wie du, sich für andrer Menschen Bestes beeifert, einen Plan, den er für das einzige Mittel ansah seine Mitbürger vor gröſsrer Verderbniſs ihrer Sitten zu verwahren, um solcher Bedenklichkeiten willen fahren lassen kann.

Ich denke, Freund Kalender, versetzte Danischmend, du hättest schon lange merken können, daſs bey mir die Filosofie im Herzen, nicht im Kopfe sitzt. Die Gefahr der guten Leute, unter denen ich lebe, ist so groſs noch nicht, daſs man genöthigt wäre zu verzweifelten Mitteln zu greifen. Meine Liebe zu ihnen vergröſserte sich die Folgen des Übels, das ihnen die drey Fakirn zugefügt haben. Im Grund ist es eine bloſse Verwundung eines Körpers, dessen Säfte gut und balsamisch sind. Bey unverdorbnen Seelen heilt sich ein so kleiner Schade von selbst. Die Natur ist der beste Arzt.

Ich wünsche daſs es so seyn möge, erwiederte der Kalender mit einer unglaubigen Miene. Aber ich müſste mich sehr betrügen, oder die Zeichen, daſs die Sitten in diesen Thälern sich verschlimmert haben, werden täglich sichtbarer. Ich sehe Weiber, die über ihre Männer klagen, und Männer, die sich auf Unkosten der Weiber rechtfertigen. Erst noch diesen Morgen hatte ich viele Mühe, unserm alten Nachbar Kassim den Argwohn, daſs seine Frau mit dem jungen Faruck in einem geheimen Verständnisse stehe, aus dem Kopfe zu reden.

Danischmend schüttelte den seinigen, da er hörte, daſs sich der Kalender so viel in die häuslichen Angelegenheiten seiner Nachbarn mischte. Sein Genius schien ihm zuzuflüstern, daſs es nicht desto besser sey.

Und ich hörte bey dieser Gelegenheit, fuhr der Kalender fort, daſs Feridun, einer von den Männern deren Weiber sich neulich im Fluſs ersäuft haben, über die Gebirge nach der Hauptstadt gegangen ist, sich ein paar hübsche Sklavinnen zu kaufen. Man murmelt stark darüber, und es ist zu besorgen, daſs sein Beyspiel Nachfolger haben, und den häuslichen Frieden unsrer guten Landleute mächtig stören dürfte.

Danischmend, anstatt dem Kalender zu antworten, lief eilends davon, um sich in eigner Person zu erkundigen was an der Sache sey.

Der Kalender hätte ihm diese Müh' ersparen können, wenn er ihm gesagt hätte, daſs — wofern der alte Kassim einigen Verdacht wider seine Frau gefaſst hatte, und Feridun nach der Stadt gegangen war, sich eine oder zwey Sklavinnen zu kaufen, niemand anders daran Ursache war als — der Kalender selbst.

Dieſs bedarf einiger Erklärung.

51. KAPITEL.

Erster Versuch des Kalenders auf die Ruhe der Jemalitter.

Der Kalender — wiewohl der Leser schon Ursache gefunden haben kann, nicht die beste Meinung von ihm zu hegen — war ein schlimmerer Vogel als wir denken. Sein Haar und sein Bart erweckten zwar ein günstiges Vorurtheil für seine Weisheit; denn sie hätten einem Epiktet Ehre gemacht: aber er befand sich noch so wohl bey Kräften, und die Diät in Danischmends Hause schlug ihm so wohl zu, daſs ihm dann und wann wieder von den Zeiten träumte, wo er den Eseltreiber und (wenn er anders nicht geprahlt hat) zuweilen den Esel selbst gespielt hatte.

Kassims Frau war ein hübsches stämmichtes Weib von fünf und dreyſsig Jahren, mit groſsen schwarzen Augen, und einer Figur, die der Kalender ungemein nach seinem Geschmacke fand. Er hatte also nach der Maxime des Derwischen, seines ehmahligen Pflegevaters, angefangen, sich um des alten Kassims Freundschaft zu bewerben. Zeineb (so hieſs die Frau) hatte sich — nicht darum bekümmert. Der Kalender hätte sieben Jahre lang alle Tage zweymahl in ihr Haus kommen können, ohne daſs sie Acht darauf gegeben hätte, mit was für Augen er ihr nachsah, wenn sie aus der Stube ging, oder wohin er seine Blicke schieſsen lieſs, wenn sie sich von ungefähr bückte, um etwas vom Boden aufzuheben. Diese Art von Unachtsamkeit lag in ihrer Gemüthsart: überdieſs schien sie mit dem alten Kassim, der ungeachtet seiner Jahre nichts weniger als ein Tithon war, vollkommen zufrieden zu seyn.

Gleichwohl konnte oder wollte der Kalender sich nicht aus dem Kopfe bringen, daſs in der ganzen Gegend keine Frau sich besser dazu schicke, das gestörte Gleichgewicht in seinem innern und äuſsern Menschen wieder herzustellen, als Zeineb. Kurz, seine Begierden hatten sich auf ihr gelagert: und da weder in seinem Herzen noch in seinen Grundsätzen etwas war, das ihn verhinderte Böses zu thun, wenn ihn dessen gelüstete; so hatten sich seine Begierden mit seiner Klugheit berathen, wie ers anzufangen hätte, mit möglichster Sicherheit und Zeitersparung zu seinem Zwecke zu kommen.

Das Resultat dieser Berathschlagung war, er müſste etwas zwischen dem alten Kassim und seiner Frau anzuzetteln suchen, das die letztere nöthigen würde, sich um seine Freundschaft und Hülfe zu bewerben, ohne daſs es Kassim übel finden könnte. Den Umständen nach konnte dieſs Etwas nichts anders seyn als Eifersucht.

Diesen nehmlichen Morgen hatte der Kalender angefangen die erste Hand ans Werk zu legen.

Zeineb war abwesend als er zu Kassim kam, der unter seiner Vorhütte saſs, und einen groſsen Korb in Arbeit hatte. Sie sprachen von allerley Dingen, und unvermerkt lenkte der Kalender das Gespräch auf die Weiber.

„Ich begreife nicht, sagte er, wie ein Mann ruhig seyn kann, der eine Frau hat, zumahl wenn es eine junge und schöne Frau ist. Ihr Männer hier zu Lande seyd glückliche Leute, daſs ihr nichts von den Sorgen wiſst, womit sich andrer Orten die armen Käuze placken müssen, die eine hübsche Frau für sich allein behalten wollen.“

Dieſs ist von alten Zeiten her immer so bey uns gewesen, sagte Kassim, indem er mit groſser Gelassenheit fortfuhr an seinem Korbe zu flechten. Jeder hat die Seinige, und jede den Ihrigen — jedes begnügt sich mit dem Seinigen — und was braucht es da zu sorgen?

„Und doch hätten die drey jungen Fakirn mit ihren Lingams, wenns nur ein paar Wochen später zum Ausbruch gekommen wäre, einen verdammten Spuk unter euch anrichten können!“ — sagte der Kalender.

Das mag seyn, erwiederte der alte Kassim: aber die jungen Kerle brauchten auch Zauberey dazu. Die armen Weiber waren unschuldig an der Sache; sie wuſsten gerade so viel als mein Korb was der Talisman zu bedeuten hatte, den sie sich an den Hals hängen lieſsen.

„Dafür wollt' ich eben nicht Bürge seyn,“ sagte der Kalender.

Weil ihr uns noch nicht kennt, alter Herr, versetzte Kassim, dessen Bart noch einen guten Theil schwarzer Haare mehr aufzuweisen hatte, als des Kalenders seiner.

„Ja, sprach dieser, wenn alle Weiber in diesem Lande sind wie die deinige, dann — dann kann ein Mann schon ruhig seyn, ohne sich gleich über jede Kleinigkeit zu ängstigen.“

Es ist mir nie eingefallen, mich der meinigen wegen zu ängstigen, sagte Kassim. Ich wüſste nicht, daſs sie mir in den neunzehn oder zwanzig Jahren seit sie mein ist, die kleinste Ursache dazu gegeben hätte.

„Dieſs ist eben was ich sage. Wenn man seiner Frau so gewiſs ist wie du — so mag sie immer —“

Hier hielt der Kalender ein, und der alte Kassim erwartete eine Weile mit seinem gewöhnlichen Flegma, was folgen würde.

Endlich da nichts folgen wollte, sagte er, ohne daſs in seinem Tone mehr Neugier war, als wenn die Rede von einer Frau des groſsen Lama gewesen wäre:

Was mag sie immer?

„So mag sie immer mit einem andern ein wenig freundlich thun. Eine hübsche Frau hört doch immer gern, wenn ihrs ein andrer als ihr Mann sagt, daſs sie noch hübsch ist.“

Mit einem andern freundlich thun? — wiederhohlte Kassim, indem er in der Arbeit einhielt und den Kalender ansah.

„Ich meine in aller Unschuld. Ich denke nichts Arges dabey, Kassim, wenn sich eine Frau von einem hübschen jungen Kerl wie Faruck über einen Zaun helfen läſst.“

Wie Faruck? sagte Kassim —

„Und wenn er ihr auch, weil man eine solche Gelegenheit nicht immer hat, von ungefähr einen Kuſs gegeben hätte —“

Einen Kuſs gegeben hätte? rief Kassim und lieſs den Korb aus der Hand fallen: der junge Faruck meinem Weibe? — Aber ich bin nicht klug! Wer dir wohl den Bären angebunden haben mag?

„Vielleicht kam er auch nur von ungefähr mit seinem Mund auf den ihrigen, fuhr der Kalender fort: oder meine Augen konnten auch wohl bezaubert seyn.“

Du hast es also selbst gesehen? fragte Kassim.

„Ich bitte dich, guter Kassim, sey ruhig: ich wollte schwören daſs deine Frau die ehrlichste Frau in ganz Kischmir ist. Ich war ein Thor daſs ich dir was davon sagte. Aber wer konnte sich auch einbilden, daſs ein

Mann von einer solchen Kleinigkeit gleich Feuer fangen würde!“

Du hast es selbst gesehen? wiederhohlte der alte Kassim, indem er den Korb auf die Seite stieſs, aufstand, und den Kalender beym Arm faſste: wann, wo, wie hast du's gesehen?

„Ich sage dir kein Wort weiter, wenn du nicht wieder ruhig wirst.“

Kein Wort weiter? So hast du noch mehr gesehen?

„Und wenn sie denn auch mit einander ins Bohnenfeld gegangen wären? — Aber ich wiederhohl' es, Kassim, es fällt mir gar nicht ein, daſs du deſswegen Ursache haben könntest, auf deine Frau ungehalten zu seyn.“

Das muſs ich wissen, was ich seyn soll, sagte Kassim. — Aber wann sahst du das alles?

„Diesen Morgen, ungefähr eine halbe Stunde, eh' ich zu dir kam. Ich ging einen meiner gewöhnlichen Spaziergänge im Walde, der an eure Felder stöſst. Da sah ich den jungen Faruck im Felde arbeiten; und indem ich so fortging, kam Zeineb vom Dorfe her, und wollte über den niedern Zaun steigen, der am Felde hinab läuft. Sie konnte mich, weil ich seitwärts hinterm Gesträuche stand, nicht sehen. Und wie sie nun über den Zaun steigen wollte, blieb sie mit dem Rocke hangen. Da lief Faruck was er konnte, und wickelte sie los, und hob sie herüber, und gab ihr in dem nehmlichen Augenblick einen Schmatz, den ich hören muſste, wenn ich auch nichts gesehen hätte, oder ich hätte taub und blind zugleich seyn müssen; und da —“

Und da — was weiter? rief Kassim.

„Und da ging jedes seinen Weg, denk' ich; sie müſsten denn nur mit einander gegangen seyn, wofür ich nicht gut stehen kann: denn ich war nicht neugierig mehr zu sehen. Es fiel mir nicht ein, daſs, unter so guten Leuten wie ihr seyd, was Übels darin seyn könnte, wenn ein junger Kerl eine Frau über einen Zaun hebt, und sich einen Kuſs für seine Mühe nimmt oder geben läſst. Und wenn Faruck sie auch ein wenig lieber sähe als ihre Groſsmutter, was wäre sich da viel darüber zu wundern?“

Gut, gut, sagte Kassim, indem er sich wieder setzte und seinen Korb zwischen die Knie nahm, und fortarbeitete: wenn er ihr auch zwey Küsse für Einen gegeben hätte, — da ist nicht viel darüber zu sagen. — Der verzweifelte Korb! da bricht mir ein Faruck nach dem andern! 2) — Wie du sagtest, da ist gar nichts darüber zu sagen — ich bin völlig deiner Meinung, alter Herr! — Ich werde in meinem Leben nicht mit dem Korbe fertig werden! Ich glaube ich bin verhext!

„Alles warum ich dich bitte, sagte der Kalender, indem er wegging, laſs dir gegen Zeineb nichts von der einfältigen Historie merken. Es ist nichts, in der That nichts — Aber, wie die Weiber sind, wenn sie sehen, daſs man über eine Kleinigkeit viel Wesens macht, so denken sie der Sache nach, und dann wird sie immer gröſser und gröſser, wie ein Nachtgeist, der sich einem Wanderer auf die Schultern huckt; — und zuletzt kann aus Spaſs Ernst werden. Es ist nichts, sag' ich dir; Zeineb ist eine ehrliche Frau — Indessen wirst du nicht übel thun, Freund Kassim, wenn du ein Auge auf den jungen Faruck hast.“

Als der Kalender fort war, warf der alte Kassim seinen Korb in einen Winkel, rieb sich die Stirne, und dachte dem Handel nach.

---

2) Er wollte sagen, ein Rohr nach dem andern; denn vermuthlich flocht er den Korb aus gespaltenem Bambusrohr. *Murrzufflur.*

„Ich wollte meine Seele verpfänden, daſs sie immer ehrlich gewesen ist, seit ich sie kenne! Es ist kein braveres Weib im ganzen Dorfe! Und was da begegnet ist, ist tausend andern begegnet, und sie ist nicht um ein Haar schlechter darum. — Aber, wenn ihr der junge Kerl in die Augen gestochen hätte? — wenn ihr dieſs nicht von ungefähr so begegnet wäre? wenn sie einander gar bestellt hätten — wenn er ins Bohnenfeld mit ihr gegangen wäre? — Es ist unmöglich! — Was ist unmöglich? — Es kann seyn! — es kann nicht seyn! — Ich wollte der Kalender hätte mir nichts davon gesagt — oder hätte mir mehr gesagt! — Aber konnt' er mehr sagen, wenn er nicht mehr wuſste? — Das ist's eben was ich wissen möchte! Der vertrackte Faruck! — Sie hat die schönste Wade von der Welt — wenn er sie gesehen hätte? — Das muſs er wohl, da er ihr den Rock vom Zaun los wickelte! Ich wollte daſs ihm die Hand verdorret wäre, da er sie anrührte! daſs er aufm Platz erblindet wäre! daſs ihm — Aber, wenn er nun auch was gesehen hat — desto schlimmer für ihn! Er wirds so bald nicht wieder aus dem Kopfe kriegen! Es wird ihm des Nachts im Schlafe vorkommen; er wird darnach schnappen, und in die Luft greifen, und wenn er glaubt er hab' es, wacht er auf, und hat — nichts. Es ist unmöglich!

Zeineb — ich setze mein Leben für deine Ehrlichkeit!“

Zeineb hatte keinen Lingam getragen. — Dieser Umstand kam ihr itzt bey ihrem Alten sehr zu Statten. Aber unglücklicher Weise fiel ihm ein, daſs sie am nehmlichen Morgen, als der Lärm mit den Fakirn ausbrach, den Wunsch geäuſsert hatte, auch einen Lingam zu haben.

„Alle ihre Nachbarinnen hätten einen; sie allein nicht: was würden die Leute denken, wenn sie die einzige wäre, die keinen Lingam hätte?“

Der alte Kassim war noch nicht ganz einig mit sich selbst, was er von der Sache denken, oder wie er sich gegen Zeineb benehmen sollte, als sie mit einem Korbe voll Bohnen auf dem Kopf in die Hütte trat. Es däuchte ihm, daſs er sie lange nicht so schön gesehen habe; und es fuhr ihm kalt den Rükken hinab, indem er dieſs dachte. Die Bewegung und die Sonnenhitze machten die Verschönerung sehr natürlich.

Laſs dir was erzählen, Kassim, sagte sie, indem sie ihren Korb hinsetzte; und da erzählte sie ihm mit der Munterkeit und

Treuherzigkeit eines so kunstlosen und nichts Arges denkenden Geschöpfes als sie war, die ganze Geschichte, die ihr, indem sie über den Zaun ins Feld steigen wollte, mit dem jungen Faruck begegnet war. Sie verschwieg nicht den kleinsten Umstand. — „Soll ich ihm nicht eine derbe Ohrfeige dafür geben? dacht' ich, als er mir den Kuſs stahl. Aber eine Ohrfeige für einen Kuſs! — Und dann hatte er mir doch eben einen Dienst erwiesen.“

Zeineb sagte dieſs mit einer so wahren Herzenseinfalt, daſs dem boshaftesten Ausspäher und Belaurer des weiblichen Herzens, wenn er sie gesehen, und den Ton, womit sie es sagte, gehört hätte, kein Zweifel möglich gewesen wäre.

Zu gutem Glück sah uns niemand, setzte sie hinzu. Aber ich sagte ihm, daſs ich dir alles erzählen würde. Da schlich er sich fort, und kratzte sich hinter den Ohren. Und doch bin ich gewiſs, daſs er nichts Arges im Sinne hatte. Er ist noch so jung! Aber doch will ichs seiner Mutter sagen, damit sie ihm unverzüglich eine Frau giebt; denn nun möcht's wohl Zeit seyn! Der arme Junge! Er zitterte wie Äspenlaub, da er mir den Rock von der Hecke los machte.

Der alte Kassim fühlte sich in diesem Augenblick um vierzig Jahre jünger. Kein

Mensch auf dem ganzen Erdenrunde war halb so glücklich wie er. Er drückte die schöne Zeineb in seine Arme, und konnte nichts sagen; aber sein Entzücken und seine Liebkosungen setzten sie in Erstaunen.

Des Kalenders wurde gar nicht gedacht.

Kassim hatte sich eben wieder an seinen Korb gemacht, und war im Begriff den Nahmen Zeineb so zierlich als ihm möglich war, darein zu flechten, als Danischmend in seine Hütte trat. Das gute Vernehmen, worin er das Ehepaar fand, überraschte ihn so angenehm, daſs er ihnen beynahe seine Verwunderung darüber bezeigt hätte. — Ich muſs diesen Kalender besser beobachten, dacht' er bey sich selbst.

Drey Tage nach dieser Begebenheit erfuhr man, daſs sich Faruck ein Mädchen zum Weibe genommen hatte, das mit Zeineb beynahe von gleicher Gestalt und Gröſse war. Zeineb erzählte ihr Abenteuer Perisadeh, und Perisadeh Danischmenden.

Dank sey dem Himmel! rief er: unsre Sitten sind noch so schlimm nicht als sie der Kalender wünscht.

Du thust ihm Unrecht, sagte Perisadeh. Er mag wohl einen wunderlichen Kopf haben; aber gewiſs sein Herz kann nicht so schlimm seyn. Er hat unsre Kinder so lieb! Alle Tage lehrt er sie was neues, und die Kinder lieben ihn als wenn er ihr Groſsvater wäre. Auch sagt ihm in der ganzen Gegend niemand etwas Böses nach.

Gut, versetzte Danischmend. Ich denke nicht gern schlimmer von einem Menschen weil er mehr Verstand hat als andre, und manchmahl mehr zu sehen glaubt als er sieht. Aber seine Grundsätze machen mich ein wenig miſstrauisch. Wenn er gut ist, so ist er der erste gute Mann mit solchen Grundsätzen, den ich in meinem Leben gesehen habe.

52. KAPITEL.

Danischmend lernt Körbe machen.

Seit der Begebenheit mit der schönen Zeineb kamen Danischmend und Perisadeh öfters in des Korbmachers Haus. Die Weiber setzten sich mit ihrer Arbeit zusammen, und Danischmend sah dem alten Nachbar zu, wie er Körbe flocht.

Auf einmahl fiel dem Filosofen ein, daſs er schon über vierzig Jahre alt sey, und noch keine Handarbeit gelernt habe. Von uralten Zeiten her, sagte er zu dem Korbmacher, ist es immer in den Morgenländern gebräuchlich gewesen, daſs die Gelehrten nebenher auch ein Handwerk zu treiben verstehen muſsten: ich schäme mich, vielleicht der einzige zu seyn, der nichts kann als denken und reden; denn das Biſschen Gärtnerey, womit ich mich zuweilen abgebe, will nichts bedeuten. Lehre mich deine Kunst, Kassim. Ich gebe dir mein Wort, daſs ich dir keinen Eintrag thun will. Es muſs doch eine wahre Lust seyn etwas zu machen, wenns auch nur ein Korb ist; und denken oder reden läſst sichs ja eben so gut, während man Binsen oder gespaltenes Rohr in einander flicht, als wenn die Finger müſsig bleiben. Lehre mich deine Kunst, Nachbar, und statt des Lehrgeldes sollen alle Körbe, die ich mache, dein seyn.

Kassim lieſs sich dazu willig finden, und Danischmend, der alles, was er sich einmahl in den Kopf gesetzt hatte, mit groſsem Eifer trieb, wurde in kurzer Zeit ein gröſserer Künstler in der Korbmacherey als sein Meister selbst. Er verfertigte allerley Arten der niedlichsten Körbchen, und es war eine Lust zuzusehen, wie behend und geschickt ihm die Arbeit von der Hand ging.

Der Kalender ermangelte nicht, wenn Danischmend und Kassim so beysammen saſsen, den dritten Mann abzugeben, und, während er sich bald dieſs bald das dabey zu thun machte, die kleine Gesellschaft, zumahl wenn die beiden Frauen zugegen waren, mit kurzweiligen Erzählungen zu unterhalten.

Danischmend, wiewohl er die Augen bloſs auf seiner Arbeit zu haben schien, bemerkte doch sehr gut, daſs der Kalender die seinigen selten von Zeineb verwandte, sich immer gern so nahe als möglich an sie machte, und durch tausend kleine Dienstleistungen sich in ihre

Gunst einzuschmeicheln beflissen war. Kaſsim und Zeineb merkten nichts; und der Kalender, da er alle seine Mühe verloren sah, und auf die Hoffnung, den Gegenstand seiner Lüsternheit allein zu finden, Verzicht zu thun anfing, kam nach und nach immer seltner in Kassims Hütte, und blieb, als Feridun aus Kischmir zurück gekommen war, gänzlich weg.

Dieſs war es eben was Danischmend wollte; und wir zweifeln nicht, daſs es mit dem Einfall, das Korbmachen von dem alten Kassim zu lernen, hauptsächlich darauf abgesehen war, den kleinen Anschlag zu vereiteln, den der lüsterne alte Sünder auf die schwarzen Augen und runden Arme der Korbmacherin angelegt zu haben schien.

---

33. KAPITEL.

Glücklicher oder unglücklicher Erfolg der Reiſe Feriduns nach der Stadt Kiſchmir.

Inzwiſchen war Feridun, auf des ſchadenfrohen Unholds Anſtiften und mit einer Empfehlung an einen ſeiner alten Bekannten, (denn deren hatte der Kalender in allen Provinzen von Indoſtan) in der Hauptſtadt von Kiſchmir angelangt; und die Menge der ſchönen Gegenſtände und Werkzeuge des Vergnügens, die er hier zum erſten Mahle kennen lernte, ſetzten ſeine Sinne in eine Berauſchung, gegen welche der mäſsige Antheil von Menſchenverſtand, den er aus Jemal mitgebracht hatte, nicht lange aushalten konnte.

Gleich beym erſten Feſte, deſſen lärmenden Feierlichkeiten er zuſah, wurden ſeine Augen und ſein Herz von einer reitzenden Tänzerin ſo ſtark verwundet, daſs er ſtehendes Fuſses beſchloſs, ſie mit ſich nach Hauſe zu nehmen, wenn er ſie dazu bereden könnte.

Er bahnte ſich durch einige Geſchenke den Weg zur Gunſt der ſchönen Bayadere, und machte ihr von dem angenehmen Leben in den Thälern von Jemal eine so warme Beschreibung, daſs sie sich ohne groſsen Widerstand erbitten lieſs, ihm, als Gebieterin über seine Person und alles was er besaſs, dahin zu folgen.

Die reitzende Devedassi 1) hatte einen Bruder, mit welchem (wie sie sagte) ein glücklicher Zufall sie nach einer langen Trennung vor wenig Tagen wieder vereinigt habe, und von dem sie sich nicht gern von neuem trennen möchte. Dieser Bruder hatte wirklich, wiewohl er nur ein Kalender war, das Ansehen eines ziemlich feinen Menschen, und der ehrliche Feridun faſste keine geringe Meinung von ihm, da er hörte, welch ein groſses Stück Welt er seit den zwanzig Jahren, da er das väterliche Haus und seine Schwester Narissa, damahls noch ein Kind, verlassen, durchwandert habe. Der Kalender betheuerte, daſs es ihm unmöglich sey, in die vorgeschlagene Verbindung seiner geliebten Schwester, wie angenehm sie ihm auch sonst wäre, einzuwilligen, wofern er sich wieder von ihr trennen müſste.

---

1) So heiſsen diese Pagoden-Tänzerinnen zu Surate. *E. Yves.*

Diese Schwierigkeit ist leicht zu heben, sagte Feridun: ziehe mit uns, und lebe so lange in meinem Hause, als es dir bey uns gefällt. Doch damit wird es wohl keine Noth haben, setzte er hinzu: denn Jemal ist das schönste Land in der Welt, und ich bin, ohne mich zu rühmen, der reichste Mann in Jemal.

Der Kalender, der den Nahmen Jemal zum ersten Mahl in seinem Leben hörte, und unter Feriduns wenig versprechendem Aufzuge keinen Krösus vermuthet hatte, lächelte zu dieser Rede; aber da einem Manne wie er jeder Ort in der Welt so gut als ein andrer war, so machte er keine Schwierigkeit, die Einladung seines neuen Bruders anzunehmen. Das einzige, was ihm die Entfernung aus Kischmir erschwere, sagte er, sey ein junger Mann seines Ordens, ein Mensch von vielen Talenten, der auf einigen seiner Wanderungen sein Reisegefährte gewesen sey, und mit welchem er einen Freundschaftsbund auf Leben und Tod beschworen habe.

So laſs auch ihn mit uns gehen, sagte der ungeduldige Feridun, der, um nur bald zum Besitz seiner holden Devedassi zu gelangen, sich im Nothfall noch mit einem ganzen Rudel Kalender und einem halben Dutzend Derwischen oben drein beladen hätte.

Sogleich wird dieſs wohl nicht angehen, versetzte der Bruder: denn mein Freund ist hier in gewissen Verhältnissen, woraus er sich wohl so bald nicht los wickeln kann. — Allenfalls kann er uns ja besuchen, sagte Narissa, wenn ihn die Lust zu wandern wieder ankommt.

Er soll immer willkommen seyn, sagte Feridun.

Unter uns, (denn Feridun brauchte das eben nicht zu wissen) die Verhältnisse, die den Freund des neuen Bruders an Kischmir fesselten, waren eben nicht die angenehmsten; denn das Wahre an der Sache war, daſs er, wegen einiger kleinen Abweichungen von den positiven Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft, wozu er sich kraft seiner Menschenrechte befugt geglaubt hatte, — im Stockhause saſs; und daſs sein geschworner Freund, der Bruder der schönen Tänzerin, das Miſsvergnügen, ihm nicht Gesellschaft zu leisten, bloſs — seiner Schnellfüſsigkeit zu danken hatte.

Alle Schwierigkeiten waren nun aus dem Wege geräumt, und der glückliche Feridun kam mit seiner Reisegesellschaft nach Jemal zurück, ohne selbst recht zu wissen wie es zugegangen war; denn seine schöne Tänzerin tanzte und gaukelte die Hälfte des Weges vor ihm her, und die andre Hälfte durch vertrieb ihm der Bruder die Zeit mit Mährchen und kleinen Liedern, deren er eine Menge wuſste, und die er mit einer ziemlich leidlichen Stimme sang. Glücklich in seinem Wahn und um die Zukunft unbekümmert, freute sich Feridun seiner wohl gelungenen Unternehmung, und dachte wenig daran, welche Übel er sich selbst und seinem Volke zuführe.

54. KAPITEL.

Danischmend und der Kalender Alhafi entzweyen sich.

Am dritten Tage nach Feriduns Wiederkunft kam der Kalender mit lachendem Munde zu Danischmenden und sagte: Feridun ist wieder da, und wen meinst du wohl daſs er mitgebracht hat? Eine Tänzerin von Surate, die ich ehmahls bey einer herum streichenden Bande zu Kandahar kennen lernte, und — wie wunderlich sich doch alles fügen muſs! — meinen Kameraden Alfaladdin, den Sänger!

So gnade Gott dem armen Völkchen von Jemal! sagte Danischmend.

Wie so? erwiederte der Kalender. Du nimmst die Sache auch gar zu ernsthaft auf. Was für ein so groſser Schade wird es nun auch seyn, wenn euere rohen Mädchen von einer Bayadere tanzen, und von dem Schwächling Alfaladdin ein Dutzend Liedchen singen lernen?

Die Unschuld von Jemal ist auf ewig dahin, rief Danischmend in einem kläglichen Tone.

Das hätte doch immer einmahl begegnen müssen, versetzte der Kalender mit seiner gewöhnlichen Kälte: ob ein paar Jahre früher oder später, hat wenig zu bedeuten.

Deine Art zu denken, Kalender, und die meinige werden nie zusammen stimmen, sagte Danischmend mit einer Bitterkeit, die ihm sonst, auch in leidenschaftlichen Aufbrausungen, nicht gewöhnlich war, indem er mit verschränkten Armen und groſsen Schritten im Zimmer auf und nieder ging.

„Freund Danischmend, du bist heute nicht aufgeräumt, wie ich sehe; sonst hätte ich gute Lust gehabt, dich mit meinem ehmahligen Kameraden bekannt zu machen. Es ist ein drolliger Bursche, der keine Gesellschaft verderbt, und uns in unsern kleinen Zirkeln manchen fröhlichen Abend machen wird."

Zwey Kalender und eine landstreichende Bayadere! (brummte Danischmend vor sich hin) eine feine Gesellschaft! — Ich bin besserer gewohnt. — Doch, wozu das alles? Feridun ist nicht aus unserm Dorfe. Laſs ihn die saubere Waare, die er auf den Straſsen zu Kischmir aufgelesen hat, für sich behalten! Wir verlangen nichts davon. — Komm, gutes Weib! — Und damit nahm er Perisadeh und seinen kleinen Sohn bey der Hand, und schlenderte zu dem alten Korbmacher hinüber.

Der Kalender lieſs sich die böse Laune, womit ihn Danischmend verlieſs, wenig anfechten. Das wird sich schon geben, dacht' er: und am Ende, was für ein Recht hat der wunderliche Kauz, hier in Jemal, wo er so fremd ist als ich und Alfaladdin, den Meister spielen zu wollen? Er ist besserer Gesellschaft gewohnt, sagt' er, und sah auf einmahl wer weiſs wie vornehm aus; und doch war es, als ob ihm das Wort wider Willen entschlüpft sey. Was bedeutet das? Sollte wohl gar mehr hinter ihm stecken als er scheinen will? Das müssen wir ausfündig machen, es koste was es will!

35. KAPITEL.

Eine neue Erscheinung in Jemal, und ein Gespräch darüber zwischen Zeineb und Perisadeh.

Die beiden Dörfer, worin Feridun und Danischmend wohnten, lagen, wie alle übrigen im Thale Jemal, so nahe beysammen, daſs alles nur eine einzige lange Kette von Wohnungen, Gärten und Feldern zu seyn schien, und die Einwohner machten gleichsam nur Eine Familie aus.

Feridun hatte also nichts angelegneres, als seine guten Nachbarn an seinem vermeinten Glück Antheil nehmen zu lassen; und schon am dritten Tage nach seiner Ankunft hatte er angefangen, mit seiner reitzenden Devedassi am Arm und mit ihrem angeblichen Bruder an der Seite, von einem Hause zum andern im Triumf herum zu ziehen.

Danischmend und Perisadeh machten groſse Augen, als ihnen, wie sie in die Hütte des alten Kassim traten, dieselbe nehmliche Tänzerin entgegen schimmerte, die in einem blendenden Aufzug ihren ersten Besuch bey der ehrlichen Zeineb machte, und sich, wie es schien, in wenig Minuten schon auf einen ganz traulichen Fuſs mit ihr gesetzt hatte.

Perisadeh betrachtete die Neuangekommene mit einem Erstaunen, woran sich Danischmend sehr ergetzt haben würde, wenn er bey besserer Laune gewesen wäre. Sie wuſste nicht ob sie ihren Augen trauen dürfe: und da sie in ihrem Leben noch kein Geschöpf dieser Art, so lebhaft, so leicht, so reitzend in allen ihren Bewegungen, und in einer so reichen und üppigen Kleidung, gesehen hatte; so konnte sie sich der Vorstellung kaum erwehren, daſs sie eine der Feen sehe, mit welchen ihre Fantasie in ihren Kinderjahren durch die Arabischen Mährchen bekannt worden war.

Danischmend zückte die Achseln, und setzte sich schweigend an seine gewöhnliche Arbeit, ohne gewahr zu werden, daſs die schöne Devedassi ihn unter ihren langen Augenwimpern hervor mit immer steigender Aufmerksamkeit ansah, und hierauf dem jüngern Kalender, ihrem Bruder, etwas ins Ohr flüsterte, das ihn, wie es schien, zugleich aufmerksam und unruhig machte.

Bald darauf beurlaubten sich die Neuangekommenen wieder, und Zeineb und Perisadeh setzten sich mit ihrer Arbeit auf eine Bank vor der Hütte, um den Gefühlen Luft zu machen, die diese neue Erscheinung in ihnen aufgeregt hatte.

Wie glücklich dieser Feridun ist! fing Zeineb an: wie mag er, der doch nur ein einfältiger Landmann ist, zu einer so vornehmen und reichen Dame gekommen seyn? Flimmerte nicht ihr Schaal, als ob er aus lauter Sonnenstrahlen gewirkt wäre? Und ihr Unterkleid! Spinnen können nichts so feines weben! Begreifst du, wie so was von Menschenhänden gemacht seyn kann?

„Ihr Aufzug gefiel dir doch nicht, will ich hoffen?“

So recht ehrbar ist er nun wohl nicht, liebe Perisadeh; aber er lieſs ihr doch gar zu schön, das muſs ich sagen —

„Und du hättest wohl Lust —?“

Wenn ich auch Lust hätte, woher wollte mir mein armer Mann so reiche Sachen schaffen können?

„Pfui, Zeineb! schäme dich so zu reden! In deinem Leben ist dir noch nicht eingefallen, daſs dein Mann arm sey, und du hast ihm immer gefallen wie du hier bist. Was sollte dir oder mir ein Schaal aus Gold- und Silberfaden gewebt? Oder würdest du dich nicht vor dir selber schämen, wenn du dich in einem so durchsichtigen Gewande vor den Leuten sehen lassen solltest?"

Das ist auch wahr! daran dacht' ich nicht. Aber du wirst sehen, Perisadeh, eh' ein Monat vergeht, wird die Hälfte unsrer Weiber so gekleidet seyn, — wenn auch nicht völlig so reich — wie die Feridun.

„Gott behüte! Das werden unsre Ältesten nicht zugeben, Zeineb, und du und ich und alle ehrlichen Weiber im Lande wollen mit gesammter Hand dagegen seyn! Weiſst du auch wohl wer die Fremde ist, die du für so was Vornehmes hältst? Der Kalender sagte es uns diesen Morgen. Eine herum ziehende Tänzerin aus Surate, eine — wie soll ich sagen? — Man hat, Gott sey Dank! bey uns keinen Begriff davon und kein Wort dafür was sie ist."

Was du sagst! — Wer hätte so was denken sollen! Ich würde sie für eine Sultanin angesehen haben, wenn sie mir auf der Straſse begegnet wäre. — Aber der Kalender hat ihr das wohl nur so nachgesagt. Ich muſs dirs nur gestehen, der Mann gefällt mir nicht — er hat so was Heimtückisches in den Augen! Ich traue ihm nicht über den Weg —

„Da thust du ihm, denk' ich, zu viel, liebe Zeineb! Wenn du wüſstest was für ein Kinderfreund er ist, du würdest gewiſs besser von ihm denken.“

Das mag wohl seyn, sagte Zeineb, indem sie einen abgeriſsnen Faden an ihr Gespinst wieder anknüpfte, und das Gespräch stockte eine Weile.

Danischmend und Kaſsim, die am offnen Fenster ſaſsen, hatten von dem traulichen Geplauder der Weiber kein Wort verloren, und mehr als Einmahl die Köpfe dazu geschüttelt. Wo wird das hinkommen? sagte Danischmend: sollen wir uns von einer Landstreicherin das Glück unsers Lebens vernichten lassen?

Aber meinst du nicht auch, Perisadeh, fing Zeineb wieder an, wenn wir uns rechte Mühe geben wollten, wir sollten noch wohl eben so feines baumwollen Garn heraus bringen können, als die Feridun zu ihrem Hemde hatte?

„Wozu, gute Zeineb, wolltest du dir diese Mühe geben? Deine Hemden sind für eine ehrliche Frau fein genug. Mit einer Devedassi, wie diese da, ist es freylich ein anderes, Kind!“

Nein, beym Himmel! rief Danischmend, indem er seinen Korb halb vollendet auf die Erde warf — Kassim! das soll nicht seyn, daſs eine solche Dirne mit ihrem flinkernden Schleier und mit ihrem durchsichtigen Hemde unsern guten Weibern den Kopf verrücke! Glaube mir, das Herz wird nicht besser dadurch. Eins von beiden, so wahr ich Danischmend heiſse: entweder sie muſs sich tragen wie es hier gebräuchlich ist, oder Feridun mag in Frieden mit ihr von hinnen ziehen! Die Sache ist keine Kleinigkeit; das Heil unsers ganzen Volkes und unsrer Nachkommenschaft steht auf dem Spiele. Wir müssen mit unsern Ältesten sprechen, Kassim: dem Übel muſs Einhalt gethan werden, eh' es um sich friſst!

---

56. KAPITEL.

Die ersten Faden eines Anschlags, der sich gegen Danischmend entspinnt.

Du kannst mirs glauben, sagte Narissa zu dem Kalender, den sie für ihren Bruder ausgab, wiewohl er nur ein Mitglied ihrer Bande, und vielleicht noch etwas mehr bey ihrer Person gewesen war — Du kannst mirs glauben, sagte sie, daſs ich ihn zu Dehly bey einem feierlichen Aufzug als Itimadulet vor dem Sultan herreiten gesehen habe.

Wie kam er denn hierher? fragte der Kalender.

„Das ists eben was ich nicht begreife. So viel ist klar, daſs er in Ungnade gefallen seyn muſs, und daſs er nur hier ist — um im Verborgnen zu leben.“

Ob der Kalender Alhafi, mein alter Kamerad, etwas näheres wissen mag? Vielleicht kann uns der Licht in der Sache geben.

Indem sie so mit einander sprachen — (sie waren auf dem Rückwege nach Feriduns Wohnung) — stieſsen sie auf den ältern Kalender, der sie überall gesucht hatte, um ihnen einen Wink über den bösen Willen zu geben, welchen Danischmend gegen sie geäuſsert hatte. Die Devedassi bezahlte ihn dafür durch Mittheilung alles dessen, was sie von Danischmend wuſste und gehört hatte.

Ah! nun begreif' ich warum der Mann sich so wichtig macht und aus einem so hohen Tone spricht, sagte der Kalender. Aber bist du auch gewiſs, schöne Narissa, daſs der Mann, den du bey dem Korbmacher Kassim gesehen hast, wirklich eben derselbe ist, den du vor fünf Jahren als Itimadulet zu Dehly gesehen zu haben glaubst?

Narissa schwor ihm bey der groſsen Pagode zu Jagrenat, sie irre sich nicht, und es sey schon damahls, da sie ihn zu Dehly gesehen habe, laut davon gesprochen worden, es werde nicht lange mehr mit ihm währen. Er sey, sagte sie, seiner Grausamkeit wegen allgemein verhaſst gewesen. Unter andern habe man ihn auch beschuldiget, er gehe damit um, alle Bonzen und Braminen in Indien auszurotten, und eine Empörung gegen Schach-Gebal dadurch zu veranlassen, um bey dieser Gelegenheit im Trüben zu fischen und sich des Thrones und der schönen Nurmahal zu bemächtigen, deren geheimer Liebhaber er schon lange gewesen sey.

Treffliche Nachrichten, sagtė der Kalender, wovon sich bey Gelegenheit guter Gebrauch machen lassen wird! Er ist zwar hier eben so allgemein geliebt, als er zu Dehly, wie du sagst, allgemein verhaſst war; denn die Leutchen in Jemal sind gute einfältige Schafe, mit denen man macht was man will: aber das Blatt wird sich bald wenden, wenn sie merken daſs es mit seinen Tugenden und weisen Sprüchen nur darauf angelegt ist, den Herren unter ihnen zú spielen. Ich werde fortfahren ihn genau zu beobachten, und euch von allem benachrichtigen, was er gegen euch im Schilde führt.

Der Kalender (den wir künftig, zum Unterschied von seinem Ordensbruder Alfaladdin, mit seinem eigenen Nahmen Hakim-Alhafi, oder Alhafi schlechtweg nennen wollen) war unter diesen Reden mit der Devedassi und ihrer Gesellschaft auf ihrem Wege nach Hause schon so weit fortgeschlendert, daſs Feridun ihn einlud, sie vollends in ihr Dorf zu begleiten, und ein Schlafkämmerchen in seiner Wohnung anzunehmen; eine Einladung, die dem alten Fuchs um so willkommner war, da er dadurch Gelegenheit bekam, die schöne Narissa und ihren vorgeblichen Bruder in der Nähe zu beobachten, und sich in der Vermuthung zu bestätigen, daſs die bedeutenden Blicke, die sie einander verstohlner Weise zuwarfen, und die einem so schalksäugigen Späher nicht unbemerkt bleiben konnten, ein geheimes Verständniſs anzeigten, welchem ein ganz anderes Verhältniſs zum Grunde liege als Bruder und Schwester.

Es vergingen auch kaum acht Tage, so hatte er seine Maſsregeln so gut genommen, daſs er den Sänger Alfaladdin und seine talentreiche Schwester in einer dicht bewachsnen Felsenhöhle, wohin sie sich, um ungestört zu seyn, zurück gezogen hatten, bey einem Duett überraschte, welches ihn, seiner Meinung nach, berechtigte, den dritten Mann dabey abzugeben.

Weder die schöne Narissa noch ihr Singmeister waren Leute, die gegen einen solchen Vorschlag zur Güte etwas gültiges einzuwenden hatten: und wiewohl der demüthige Alfaladdin sich entschlieſsen muſste, seinen Platz für dieſsmahl an einen ihm in jeder Betrachtung überlegenen Meister abzutreten; so diente doch der Vorfall nur, diese drey würdigen

Personen unter einander (so weit es mit eines jeden eigenem Vortheil bestehen konnte) gegen alle, die ihren löblichen Absichten und Unternehmungen im Lichte standen, desto enger und fester zusammen zu ketten.

---

37. KAPITEL.

Der alte Kalender trennt sich von Danischmend. Bewegungen, welche die Erscheinung der Bayadere in Jemal verursacht, nebst den Folgen, die für Danischmend daraus entstehen, und einer traulichen Unterredung zwischen ihm und Perisadeh.

Wenn uns der Kalender Alhafi in einer immer hassenswürdigern Gestalt erscheint, so überrascht er doch hoffentlich keinen unsrer Leser dadurch; denn es ist bloſs seine eigene; und so wie er sich bisher in Worten und Werken dargestellt hat, kann er schwerlich eine Schelmerey oder einen Schurkenstreich begehen, die man ihm nicht mit bestem Fug hätte zutrauen dürfen. Wir müssen gestehen, sein Betragen gegen Danischmend ist schwarz: aber Dankbarkeit war so wenig seine Sache als irgend eine andere Tugend; und auch nur den bloſsen Schein von Gutherzigkeit anzunehmen, erlaubte er sich nur dann, wenn es ein Mittel zu einem Endzweck war, wobey niemand als er selbst in Betrachtung kam.

Diese Entdeckung hatte Danischmend seit einiger Zeit an ihm zu machen angefangen; aber eine so reine Seele wie Perisadeh konnte sich von einem solchen Karakter keine Vorstellung machen, und begriff seine Möglichkeit auch dann noch nicht, wenn sie an seiner Wirklichkeit nicht länger zweifeln konnte.

Da sie sich seit einiger Zeit gewöhnt hatte, diesen Menschen, wegen seiner gefälligen Art sich mit ihren Kindern abzugeben, in einem viel mildern Licht als Anfangs zu betrachten; so war es ihr beynahe leid, als er (einige Tage nach seinem kleinen Abenteuer mit der schönen Narissa) zu Danischmenden kam, und, unter sehr wortreichen Versicherungen seiner Dankbarkeit und Ergebenheit gegen ihn, um die Erlaubniſs bat, einen Wohlthäter, dem er nur zu lange lästig gewesen sey, zu erleichtern, und zu seinem Freunde Feridun zu ziehen, der ihn darum gebeten habe, weil er und sein Kamerad Alfaladdin ihm bey einer gewissen Unternehmung, die er zu groſsem Vortheil der Jemalitter auszuführen entschlossen sey, nützliche Dienste leisten könnten.

Danischmend hatte lange nichts so angenehmes gehört als die Nachricht, daſs er so unverhofft, und ohne daſs die Veranlassung von ihm selbst herkam, eines Gastes los werden sollte, der ihm mit jedem Tage unerträglicher wurde. Nichts von Dankbarkeit, Freund Kalender, sagte er: ich verlange keine von dir und habe auf keine gerechnet. Was du mir schuldig zu seyn glauben könntest, ist schon lange durch das Vergnügen, das ich an deinem Umgange fand, bezahlt. Wir scheiden als gute Freunde, und bleiben nahe genug beysammen, um uns so oft zu sehen als du Lust haben wirst. Du glaubst einem andern meiner Mitbürger nützlich seyn zu können; desto besser! Aber darf man fragen, was für eine unserm Volke so vortheilhafte Unternehmung es ist, welche Feridun mit dem Beystand zweyer Kalender auszuführen gedenkt?

Die Sache brauchte gerade kein Geheimniſs zu seyn, sagte der Kalender mit dem ihm eigenen schelmisch lachenden Blicke: denn im Grund ist es etwas, das die meisten Frauen in Jemal, und folglich unfehlbar auch die meisten Männer, ungeduldig wünschen. Indessen weiſs ich nicht, warum Feridun gern sähe daſs noch nicht davon gesprochen würde; und weil ich ihm mein Wort gegeben habe, so —

Verlange ich nichts mehr davon von dir zu hören, Kalender, fiel ihm Danischmend ins Wort: also, da dir deine Zeit vermuthlich kostbar seyn wird, lebe wohl, und meinen Gruſs an Feridun.

Ein Kalender gehört bekannter Maſsen zu der Gattung von Weisen, die Alles Ihrige immer mit sich führen. Der Alte hatte also seinen Bündel in wenig Augenblicken geschnürt, und zog, nachdem er sich von Perisadeh und Danischmenden die Erlaubniſs sie fleiſsig zu besuchen nochmahls ausgebeten, zu groſser Freude des letztern, in der nehmlichen Viertelstunde ab. — Da geht ein schlimmerer Bube von uns weg als du dir vorstellen kannst, Perisadeh, sagte er, indem er dem Kalender nachsah: hurtig! Liebe, laſs das ganze Haus mit neuen Besen auskehren, damit es, wo möglich, auch nicht durch ein einziges Stäubchen von seinen Füſsen länger verunreiniget werde.

Aber was für eine Unternehmung kann denn das seyn, wobey Feridun die Kalender gebrauchen will? sagte Perisadeh.

„Ich denke ich bin auf der Spur. Hörtest du nicht wie der Schalk sagte, es sey etwas das unsre meisten Frauen wünschen? Du kommst so wenig aus dem Hause, meine Liebe, und bekümmerst dich so wenig um alles was nicht im Kreise deiner Pflichten liegt, daſs du vermuthlich nicht weiſst, was für einen Aufruhr die schimmernden Brokate und die feinen Spinnenweben der Bayadere, die sich der alberne Feridun zu Kischmir geholht hat, in den Köpfchen und Herzchen unsrer armen Weiblein erregt haben. Es ist ein Jammer zu sehen, mit welchen weit offnen Augen und hoch empor schlagenden Herzen sie ihr, wenn sie in ihrem Prunk dahin flattert, so weit sie können, nachschauen; und mit welchem Mitleiden mit sich selbst sie dann ihren gedemüthigten Blick auf ihre eigene ländliche kunstlose Kleidung fallen lassen, die ihnen nun so armselig vorkommt, daſs sie sich schämen, in einem Anzuge, dessen gröſste Schönheit bloſs die Reinlichkeit ist, neben ihr gesehen zu werden. Am Ende, sagen sie, ist sie doch nur unsers gleichen, warum soll sie so viel vor uns voraus haben? Kurz, meine Liebe, es giebt, wie ich fürchte, nur Eine Perisadeh in den Thälern von Jemal; denn es soll bereits eine ausgemachte Sache unter deinen bethörten Mitschwestern seyn, daſs man schlechterdings nicht länger so ärmlich gekleidet seyn könne wie bisher. Alles was unsre Alten dagegen sagen, hilft nichts: die jungen Männer (besonders die, welche die schönsten Weiber haben) sind alle auf der Seite der Frauen, und die ältern müssen nachgeben, wenn sie Ruhe haben und nicht auf alle Freuden des Lebens Verzicht thun wollen. Die groſse Frage ist also nur noch, wie es anzufangen sey, das gerechte Verlangen der schönen Jemalitterinnen auf eine Art zu befriedigen, die mit der Armuth unsers Ländchens an Gold und Silber bestehen könne. Nun muſst du wissen, daſs Feridun, der bisher immer für den reichsten Mann in Jemal gehalten wurde, eine sehr groſse Begierde noch reicher zu werden aus der Hauptstadt mitgebracht hat, und itzt, wie es scheint, die Thorheit unsrer Leute dazu benutzen will. Er hat also mit Hülfe unsers Kalenders, der seit kurzem ungewöhnlich geschäftig ist, den Plan gemacht, in Verbindung mit etlichen andern von unsern vermögendsten Landeigenthümern einen groſsen Handel mit den Produkten unsers Bodens nach gewissen benachbarten Provinzen anzufangen, und vermuthlich dafür die Waaren einzutauschen, die nun, seit jener unseligen Reise nach Kischmir, unentbehrliche Bedürfnisse für Jemal geworden sind. Dieſs, liebe Perisadeh, ist alles was ich, ungeachtet Feridun und sein Anhang so geheim mit ihren Anschlägen thun, bisher davon habe heraus bringen können; und leider! ist es schon mehr als zu viel, um mich zu überzeugen, daſs unsre Stunde gekommen ist, und daſs wir hohe Zeit haben auf unsern Abzug zu denken."

Und wohin, lieber Mann? sagte Perisadeh, die über diesen unvermutheten Schluſssatz nicht wenig erschrak, aber sich mit einer ihr eigenen Stärke der Seele sogleich wieder zusammen faſste.

„Wohin? — Wohin, meine Liebe, das ist eine Frage, die ich mir selbst noch nicht beantworten kann. — Wir bedürfen nur eines so kleinen Plätzchens auf dem Erdboden, und gewiſs es wird sich finden! Ich habe immer einen guten Genius gehabt, und nun hab' ich den deinigen noch dazu.“

Und diese armen Kleinen haben gewiſs auch den ihrigen, sagte Perisadeh, indem sie mit einer groſsen Thräne in jedem ihrer schönen Augen auf ihre Kinder zeigte.

„Ganz gewiſs, meine Beste!“ erwiederte er, indem er eines ums andere aufhob, in seine Arme drückte und küſste.

Aber sollt' es denn wirklich so weit gekommen seyn, daſs so gute harmlose Menschen, wie wir sind, nicht länger in Jemal leben könnten? fing Perisadeh wieder an.

„Ich habe alle Ursache es zu fürchten. Diese Suratische Tänzerin ist zur unglücklichen Stunde für Jemal hierher gekommen; und der alte Kalender, dessen Herz ich einst thörichter Weise für besser hielt als seinen Kopf, ist, wie gesagt, ein böser, ein sehr böser Bube! — Höre, liebes Weib, was ich dir nicht länger verbergen kann. Die Unschuld, die Einfalt, die Eintracht, das stille, unbeneidete und doch so neidenswerthe Glück des Volks, unter dem du geboren bist, ist auf ewig dahin. Die Folgen der Übel, welche mit den Fakirn und Kalendern, mit dem Lingam und der Pagodentänzerin über uns kamen, sind eben so unheilbar als unübersehlich. Vielleicht wäre zu helfen gewesen, wenn ich noch, wie ehmahls, die Zuneigung und das Vertrauen deines Volkes hätte. Aber auch dieſs ist verloren, und, wie ich nun gewiſs bin, auf immer verloren! Die Tänzerin weiſs um mein Geheimniſs; denn sie will mich in den Tagen meiner eben so schnell verschwundenen als entstandenen Gröſse zu Dehly gesehen haben. Sie hat dieſs in der Stille durch die beiden Kalender, die sie sich gänzlich zu eigen gemacht hat, überall unter das Volk gebracht: aber die Elende begnügte sich daran nicht; sie hat auch die häſslichsten Lügen (der Himmel weiſs aus welcher giftigen Quelle!) zu meinem Nachtheil verbreitet; und dieser Kalender, diese Schlange die ich in meinem Busen wärmte, giebt sich mit seinem verächtlichen Ordensbruder seit mehrern Tagen alle mögliche Mühe, mich unserm einfältigen und leichtgläubigen Völkchen als einen Ehrgeitzigen abzuschildern, der zu Befriedigung seiner herrschenden Leidenschaft alles zu thun fähig ist. Sie haben mich der abscheulichsten Verbrechen bezüchtiget, und aus der Geschichte meiner Erhebung und meines Falls ein schändliches Mährchen gemacht, woran kein wahres

Wort ist, und welchem sie dennoch Eingang bey den schwachsinnigen Jemalittern zu verschaffen gewuſst haben. Ich lese die Folgen dieser giftigen Verleumdungen in allen Augen. Ich kann nichts Gutes mehr unter deinem Volke wirken, weil ich sein Zutrauen verloren habe. Noch gestern, da ich den Ältesten die Nothwendigkeit vorstellte, sich den Anschlägen Feriduns und seiner Anhänger in Zeiten mit Ernst zu widersetzen, wurde ich mit der auffallendsten Kälte angehört. Ich sah nur zu deutlich, daſs die Verlegenheit, wie und was sie mir antworten sollten, einzig und allein aus dem Argwohn entstehen konnte, daſs ich sie vielleicht aus geheimen Absichten zu falschen Maſsregeln verführen wolle: und da ich mit der gröſsten Wärme darauf bestand, daſs die heillose Narissa unverzüglich aus Jemal entfernt oder wenigstens nach unsrer Weise zu leben genöthigt werden müsse; so fanden sie sich durch meine Hitze beleidigt, und sagten mir ins Gesicht, es käme mir gar nicht zu, mich in ihre öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, und sie würden sich von mir zu keinen gewaltsamen Schritten verleiten lassen."

Ist's möglich? rief Perisadeh: du, der sonst so allgemein geliebt und geehrt war, solltest durch so verächtliche Geschöpfe in so kurzer Zeit alle deine Freunde verloren haben?

„Das nicht, Perisadeh; so weit ist es noch nicht gekommen: aber das Übel nimmt alle Tage zu. Die meisten sind irre an mir gemacht, sie wissen nicht was sie denken sollen, und gehen unvermerkt, indem sie einander ihre Zweifel mittheilen, vom Zweifeln zum Glauben über. Ich habe noch Freunde; aber ihre Zahl nimmt täglich ab. Und warum, da der Aufenthalt in Jemal nun einmahl allen Reitz für mich verloren hat, da er mir in der Folge ganz unerträglich werden müſste, warum, liebstes Weib, sollt' ich nicht lieber so bald als möglich auf meinen Rückzug bedacht seyn? — Aber ich muſs dir noch etwas sagen, Perisadeh. Der Kalender Alhafi geht aller Wahrscheinlichkeit nach mit irgend einem Bubenstück um, das noch im Abgrund seines tief verdorbnen Herzens verborgen liegt. Was es ist mag der Himmel wissen! Aber die groſse Geschäftigkeit, womit er sich in alle die Dinge, die uns seit kurzem in Verwirrung gesetzt haben, einmischt — sein unstätes Herumtreiben — sein vertrauter Zusammenhang mit der Tänzerin — seine boshafte Bemühung, die zu meinem Nachtheil ausgestreuten Verleumdungen, selbst indem er sie zu bestreiten scheint, zu verbreiten und lebendig zu erhalten — alles dieſs versichert mich, daſs etwas noch schlimmeres als ich ihm ehmahls zutraute in seiner schwarzen Seele brütet. Was kümmerts ihn, ob unsre Weiber in gröberen oder ſeineren Musselin, in Seide oder Wolle gekleidet sind? Es muſs etwas wichtigeres für ihn selbst seyn, was ihn so schnell aus einem bloſsen Zuschauer in eine so eifrig handelnde Person verwandelt hat. Daſs er sich alle Mühe giebt das Wasser trübe zu machen, sehe ich wohl; aber was er fangen will, ist mir noch ein Räthsel. Ich habe noch ein paar zuverlässige Freunde, die ihn, ohne daſs er einigen Verdacht in sie setzt, auf allen Tritten und Schritten beobachten; aber ach! Perisadeh, schon der bloſse Gedanke, daſs ich in diesem stillen, noch vor kurzem so paradiesischen Jemal, wo ich meine Tage in seliger Verborgenheit auszuleben hoffte, meiner Sicherheit wegen zu solchen Mitteln gebracht seyn soll, vergiftet die Luft die ich hier athme. Von jeher ist mir alles was einer Intrigue gleich sieht tödtlich verhaſst gewesen. Hätte ich die Rolle spielen wollen, wozu dieser verwünschte Kalender mich hier nöthigen würde, wenn ich ihm den Sieg streitig machen wollte, so könnte ich noch immer Itimadulet zu Dehly seyn. Aber unter Menschen zu leben, vor denen ich immer auf meiner Hut seyn muſs, die Mich verkennen und die Ich nicht zu kennen scheinen muſs, von Miſstrauen, Argwohn, falschen Freunden, heimlichen Laurern und lächelnden Verräthern umgeben zu seyn, und ein schales Daseyn durch immer währende Verstellung erschleichen, oder durch ewigen Krieg mit offenbaren und verborgenen Feinden erkämpfen zu müssen, ein solches Leben ist für mich die Hölle."

Gott bewahre dich und mich vor einem solchen Leben! rief Perisadeh: lieber will ich meine Kinder, diesen rothbackigen Jungen auf den einen und diesen kleinen Engel mit seiner Schwester auf den andern Arm nehmen — (und indem sie dieſs sagte, that sie es auch) — und mit dir so lange in der weiten Welt herum irren, bis wir einen Winkel finden, wo man uns ungestört durch uns selber glücklich seyn läſst.

Braves Weib! rief Danischmend, indem er seine Arme um sie und seine Kinder schlang: in diesem Zirkel ist alles Glück, was ich vom Himmel verlangte, eingeschlossen, und nun hab' ich nichts mehr zu begehren, als daſs er michs in Frieden genieſsen lasse! — Gute Perisadeh, diese Entschlossenheit, diesen Muth traute ich dir zu; ich wuſste so gewiſs als ich meines Daseyns mir bewuſst bin, daſs ich mich nicht an dir irren könne; und doch hast du in diesem Augenblick eine so selige Ruhe, einen so herzstärkenden Balsam in meine Seele gegossen, als ob es eine Möglichkeit gewesen wäre, daſs ich dir zu viel zutrauen könnte.

---

38. KAPITEL.

Worin sich die Absichten und Entwürfe des alten Kalenders völlig entwickeln.

Danischmend hatte alle Umstände, die ihm von den Absichten und Entwürfen Feriduns und seiner Mitverschwornen bekannt worden waren, sehr richtig zusammen geknüpft; aber er that wohl, noch mehr Böses von ihnen zu erwarten als er wissen konnte.

Im Grunde waren alle diese Menschen, Feridun, Narissa, Alfaladdin, und die ganze Schaar von Gänschen und Gimpeln, die sie mit der Lockpfeife einer kindischen Eitelkeit um sich her versammelt hatten, bloſse Werkzeuge zu Ausführung eines geheimen Plans, dessen Fäden der schlaue alte Kalender in seiner Hand hielt.

Dieser egoistische Bube hatte bey aller seiner anscheinenden Kälte eine Leidenschaft, die ihn so gänzlich beherrschte, daſs sie eben darum den Nahmen einer Leidenschaft nur uneigentlich führen kann; denn sie war die Seele alles seines Thuns und Lassens: nehmlich, einen entschiedenen Hang zum Müſsiggang, zum Wohlleben und zur ungebundensten Befriedigung jedes thierischen Triebes. Auf allen seinen Wanderungen hatte er keinen Ort gefunden, wo er diesen Hang bequemer zu vergnügen hoffen konnte, als das Ländchen Jemal. Aber zwey Dinge standen hier seinen Wünschen im Wege: die Unschuld der Einwohner, und seine eigene Abhängigkeit von Danischmend; einem Manne, der, bey der gröſsten Kultur, das Herz eines Kindes hatte, und die Unverdorbenheit der Sitten in Jemal als den Talisman anzusehen schien, auf welchem seine ganze Glückseligkeit beruhe.

Kaum war er also in dem gastfreyen Hause dieses guten Mannes recht erwärmt, so ging all sein Dichten und Trachten darauf, wie er diesen Talisman zerbrechen, und, indem er sich von Danischmend unabhängig machte, sich zugleich in eine Lage setzen wollte, worin er seiner vorbesagten Leidenschaft ungehemmt den Zügel lassen könnte.

Dazu zeigte sich nun Anfangs wenig Hoffnung: aber als ein Zufall, auf den er nicht hatte rechnen dürfen, ihm die Fakirn mit ihrem Lingam zu Hülfe schickte, nahm er es als ein Zeichen von günstiger Vorbedeutung auf, und ermangelte nicht, die Risse, die der Lingam in den Sitten der Jemalitter gemacht hatte, mit desto gröſserm Eifer zu erweitern, da er sich nun völlig überzeugt hatte, daſs die Unschuld dieser Menschen bloſs in ihrer Unwissenheit bestehe.

Als Feridun auf sein Anstiften nach Kischmir ging, um sich eine neue Frau zu hohlen, vergaſs er nicht, ihm, unter andern sehenswürdigen Dingen der Hauptstadt, mit der gröſsten Wärme von den Reitzungen der Bayaderen zu sprechen; nicht zweifelnd, daſs die erste beste, die ihm in die Augen stäche, wenig Kunstgriffe nöthig haben würde, e'nen so unerfahrnen Sohn der Natur in ihr Garn zu ziehen. Er hatte sehr gut berechnet, was eine einzige Pagodentänzerin für Unheil in Jemal anrichten könnte, und wartete mit Ungeduld auf den Erfolg, ohne eben genau voraus zu sehen, um wie viel er seinem letzten Ziele dadurch näher kommen würde.

Die beste Art Entwürfe zu machen und auszuführen ist immer, auf den Fingerzeig des Zufalls Acht zu geben, nichts zu übereilen noch zu erzwingen, vieles unbestimmt zu lassen, aber mit unverwandter Aufmerksamkeit jeden neuen Umstand, der ein Mittel zu unserm Zwecke werden kann, auf der Stelle zu benutzen.

Als Feridun mit Narissa und dem Kalender Alfaladdin zurück gekommen war, sah Hakim-Alhafi auf den ersten Blick, wie viel mit solchen Gehülfen auszurichten sey. Narissa war eitel, wollüstig und habsüchtig; der Sänger Alfaladdin besaſs, auſser seinem Talent welches in Jemal viel werth war, eine Geschmeidigkeit, die ihn zu einem trefflichen Unterhändler und Kundschafter machte; Feridun, der zu Kischmir gelernt hatte, daſs er mit allem seinem Jemalischen Reichthum nur ein armer Wicht sey, war bereit sein Herz mit dem Manne zu theilen, der ihm einen bequemen Weg reicher zu werden zeigte; denn er liebte Gemächlichkeit und Vergnügen wenigstens eben so sehr als Reichthum, oder vielmehr er liebte den letztern nur, weil man ihn ohne groſse Mühe in Vergnügen umsetzen kann.

Mit solchen Gehülfen war der Kalender, wie gesagt, des Erfolgs seiner Anschläge gegen die Sitten der Jemalitter versichert; und, was für ihn selbst das wichtigste dabey war, durch eben die Mittel, wodurch er diese zerstörte, erwarb er sich in Feridun einen Freund, der nicht durch bloſse Laune, wie Danischmend, sondern durch das stärkste aller Bande, den Eigennutz, mit ihm zusammen hing.

Zu diesem Ende nun entwarf er nicht nur den Handlungsplan, dessen Danischmend erwähnte, sondern, um auch den gröſsern und ärmern Theil des Volkes zufrieden zu stellen, den Plan einer Manufaktur, welche zum Behuf der letztern in Jemal angelegt werden sollte; ein Unternehmen, das sich durch einen Schein von Gemeinnützigkeit empfahl, und für die Absichten des Kalenders die fruchtbarsten Folgen versprach.

Welch ein Triumf für den gefühllosen Erfinder dieser so einfachen Werkzeuge das Glück der Jemalitter zu zerstören, oder (wie Er die Sache ausdrückte) eine Herde roher ungebildeter Halbthiere durch Kultur zu Menschen zu veredeln, — welch ein Triumf, wenn er sich die schnelle Umwandlung dieses Ländchens in ihrem ganzen Umfang als sein Werk vorstellte! Und wie reichlich sah er sich im Geiste für seine Mühe, diesen Menschen so viele neue Bedürfnisse und Leidenschaften zu geben, durch den Gedanken belohnt, daſs alle diese Bedürfnisse und Leidenschaften durch seine Veranstaltungen in kurzem eben so viele Mittel, die seinigen zu vergnügen, werden müſsten!

Aber allem diesem stand ein einziges Hinderniſs im Wege, welches, wofern seine schönen Entwürfe nicht zu Luftschlössern werden sollten, schlechterdings weggeschafft werden muſste; und dieſs war — Danischmend, der sich ihnen mit allen seinen Kräften widersetzte; Danischmend, den sein Ansehen unter diesem Volke allvermögend machte, der von den jüngsten bis zu den ältesten wie ein Vater, Bruder und Sohn geliebt wurde. Wie konnte er hoffen ein solches Ansehen niederzuwiegen, eine solche Liebe zu vernichten? Was für einen langen Weg, was für mühsame und gefährliche Versuche, den Einfluſs dieses Mannes nach und nach zu schwächen, ersparte ihm nun der Zufall abermahl, als ihm Narissa durch ihre Nachrichten von Danischmends ehmahligem Stande so unerwartet ein Mittel in die Hand gab, das was er kaum in acht Jahren zu bewerkstelligen hoffen konnte, in eben so viel Tagen zu Stande zu bringen!

Nun hatte die Verleumdung freyen Raum und gewonnen Spiel: Danischmend verlor mit dem Zutrauen der Jemalitter, mit ihrem Glauben an die Redlichkeit und Güte seines Herzens, alle seine Gewalt über sie, alles Vermögen sich den Entwürfen des Kalenders mit Erfolg zu widersetzen, allen Schutz, den er bey ihnen gegen diejenigen gefunden haben würde, die man nun zu seinem eigenen Untergang anlegen konnte.

Dieses letztere war, aus einer ganz schlichten Ursache, das Lieblingsprojekt des planvollen Kalenders. Danischmend besaſs nehmlich, wie wir wissen, ein ganz artiges Landeigenthum, auf dessen Ankauf, Verbesserung und Verschönerung er mehr als die Hälfte der Summe, die ihm Schach-Gebal bey ihrem Abschied auszahlen lieſs, verwendet hatte. Nun begnügte sich zwar der Kalender seit geraumer Zeit, den Genuſs desselben mit dem edelmüthigen Danischmend zu theilen, und im Nothfall würde er auch wohl für sein ganzes übriges Leben mit dieser Theilung zufrieden gewesen seyn: aber seitdem er eine Möglichkeit sah, ohne sonderliche Mühe zum Besitz des Ganzen zu gelangen, konnte er sich eine so groſse Selbstverläugnung nicht länger zumuthen.

So wie er Danischmenden kannte, zweifelte er nicht daſs ihm ein längerer Aufenthalt in Jemal bald genug unerträglich werden müſste. Aber die Auflösung der Frage, wie er es anfangen müſste um sich die Besitzungen seines ehmahligen Freundes auch wider dessen Willen zuzueignen, hatte noch manche Schwierigkeiten, und er schwankte ungewiſs zwischen den verschiedenen Wegen, die sich ihm dazu anzubieten schienen, hin und her; als sein Schutzgott, der Zufall, ihn abermahl aus der Verlegenheit zog, und ihm zu völliger Ausbildung eines Einfalls verhalf, der ihn am sicherſten zum Ziele zu führen schien.

Der geliebte Freund, welchen der Kalender Alfaladdin bey seiner Abreise von Kischmir — im Stockhause zurück gelassen hatte, war kein andrer als Sinan der Liedermacher, der dritte von den Drey Kalendern, von welchen in dieser Geschichte schon so oft die Rede war. Die Mausereyen, die ihm diese Demüthigung zugezogen hatten, waren nicht erheblich genug, um nicht mit funfzig Streichen auf die Fuſssohlen hinlänglich belohnt zu seyn. Der Kadi war so billig ihn nicht lange darauf warten zu lassen, und erlieſs ihm sogar, aus Achtung für seine Kalenderschaft, die Hälfte, so daſs der arme Sinan mit fünf und zwanzig Fuſsprügeln noch leidlich genug davon kam. Zum Glücke hatte er kurz vor seiner Verhaftung von seinem Kameraden die Liebesgeschichte der schönen Narissa mit dem reichen Landmann aus Jemal erfahren, und nicht vergessen sich nach der Lage dieser Thäler und dem nächsten Wege, der dahin führte, zu erkundigen. Kaum hatte er also, mit Hülfe einer mitleidigen alten Frau, (um welche er sich durch Mittheilung des Recepts zu einem wunderthätigen Schönheitswasser verdient gemacht hatte) den freyen Gebrauch seiner Fuſssohlen wieder erhalten: so gürtete er ohne Aufschub seine Lenden, und langte nach einer beschwerlichen Wanderschaft, zu groſser Freude seiner Kameraden, unvermuthet in Jemal an.

Da man von einem, der aus der Hauptstadt kommt, immer etwas Neues erwartet, so ermangelte Sinan nicht, seine alten und neuen Freunde mit allem was er merkwürdiges wuſste zu regalieren, und so erzählte er denn auch unter anderem: daſs der Sultan von Kischmir im Begriff sey, eine Gesandtschaft mit sehr reichen Geschenken an Schach-Gebal und die Groſsen des Hofes zu Dehly abzuschicken, in der Absicht, die Ungnade, welche dieser Kaiser auf Anstiften einiger Miſsvergnügten auf ihn geworfen, und die scharfe Untersuchung seiner Regimentsverwaltung, womit er bedrohet worden, dadurch abzuwenden. Denn der König von Kischmir war einer von den vielen kleinen Fürsten, die dem groſsen Monarchen von Indostan zinsbar waren; und die ihm angedrohte Untersuchung war eines von den gewöhnlichen Mitteln, diese abhängigen Satrapen auszupressen, wenn sich die Schatzkammer zu Dehly (wie unter Schach-Gebal öfters der Fall war) durch die überhäuften Staatsbedürfnisse — des Hofes in einem Zustande von Erschöpfung befand.

Die Stirne des Kalenders **Alhafi** erheiterte sich zusehens bey dieser Erzählung seines redseligen Gesellen; denn Alhafi war ein Mann von Genie, in dessen Erfindungskraft nur ein einziger Funken zu fallen brauchte, um sie in volle Flammen zu setzen. In wenig Augenblicken stand der ganze Plan, über welchem er schon einige Tage gebrütet hatte, ausgebildet und vollendet in seinem Kopfe da. Ein in Ungnade gefallener Itimadulet, der sich verborgen in den abgelegenen Thälern von Jemal aufhielt, sich dort einen Anhang zu machen suchte, und aus seinem erklärten Haſs gegen die Sultanen und Priester kein Geheimniſs machte, konnte keine gleichgültige Person weder für den König von Kischmir noch für den Kaiser selbst seyn. Diesem war es vermuthlich angenehm, einen Miſsvergnügten, der durch sein Mitwissen um die wichtigsten Geheimnisse des Hofes und des Staats gefährlich werden konnte, wieder in seiner Gewalt zu haben; jener muſste unter den gegenwärtigen Umständen eine solche Gelegenheit, seinem Oberherren seine Treue zu beweisen, mit beiden Händen ergreifen; und der Angeber konnte doch wohl auf das unbedeutende Bauergütchen, das dem Fiskus durch die Verhaftung des Besitzers anheim fiel, als eine noch sehr mäſsige Belohnung seines Diensteifers, sichere Rechnung machen?

Alhaſi wollte die Ausführung dieses schönen Plans keinem andern als sich selbst anvertrauen: aber Alfaladdin konnte ihm dabey behülflich seyn; denn eine Bayadere von seiner Bekanntschaft war die Geliebte des königlichen Mundkochs, dessen Schwester die Lieblingssklavin der Favoritin des Sultans von Kischmir war. Dem Feridun, der das Nähere von diesem Geheimniſs noch nicht zu wissen brauchte, wurde begreiflich gemacht, daſs diese Reise zu Ausführung ihrer Handlungsprojekte nöthig sey.

Alhaſi versah sich mit so vielen Zeugnissen gegen Danischmend, als er zu Beglaubigung seiner Anzeige dienlich fand, und machte sich, mit seinem Gesellen und einer nachdrücklichen Empfehlung von der schönen Narissa an die Geliebte des Mundkochs, ihre Freundin, unverzüglich auf den Weg.

59. KAPITEL.

Wie Danischmend den Plan des alten Kalenders zu Wasser macht.

Die Kalender waren kaum abgegangen, so erhielt Danischmend in der nächsten Nacht von dem jungen Faruck, der ihm besonders ergeben war und sich in Feriduns Hause angenehm zu machen gewuſst hatte, die Warnung, sich vor einem Anschlag in Acht zu nehmen, der auf seine Person gemünzt und wahrscheinlich der Hauptgegenstand der Reise des Kalenders nach der Hauptstadt sey.

Faruck, der die Bösewichter seit einiger Zeit so wenig als möglich aus den Augen verlor, hatte Gelegenheit gefunden, eine ihrer geheimen Unterredungen zu behorchen, und, wiewohl er nur einzelne Worte deutlich vernehmen konnte, so viel heraus gebracht, daſs die Rede von Anstalten war, um einen Verhaftsbefehl gegen Danischmend zu Kischmir auszuwirken.

Nun ist es Zeit, sagte Danischmend zu Perisadeh; halte dich bis übermorgen reisefertig. Unser guter Freund der Kalender soll das Nest leer finden: aber wenn er sich selbst hinein zu setzen hofft, betrügt er sich gewaltig!

Danischmend hatte, so wie er entschlossen war Jemal zu verlassen, einen Schenkungsbrief aufgesetzt, worin er seine Wohnung mit den daran liegenden Gärten und Pflanzungen dem jungen Faruck zum Eigenthum übergab, mit der Bedingung, daſs sein Nachbar und Lehrmeister Kassim, und Frau Zeineb, Perisadehs Freundin — so lange sie den alten Sitten von Jemal nicht ungetreu würde — lebenslänglich die Nutznieſsung derselben haben sollten. In einem andern offnen Briefe schenkte er alle seine übrigen Grundstücke der Gemeine, deren Mitglied er zeither gewesen war; und den gröſsten Theil seiner fahrenden Habe vertheilte er unter einige andere, die etwas zu seinem und Perisadehs Andenken zu besitzen würdig waren.

Am folgenden Morgen berief er alle seine Freunde und Nachbarn zu sich, machte ihnen seine Entschlieſsung Jemal wieder zu verlassen und die Verfügungen, die er wegen seiner Besitzthümer getroffen habe, öffentlich bekannt, stellte ihnen nochmahls aufs beweglichste die Folgen jeder Abweichung von ihrer bisherigen Lebensweise vor, und warnte sie vor dem Kalender Alhafi, den er auf seine Unkosten als einen heuchlerischen, undankbaren, herrschsüchtigen, wollüstigen und für allen Unterschied zwischen Recht und Unrecht unempfindlichen Buben kennen gelernt habe, der, wofern sie ihn nicht bey Zeiten über ihre Grenze schickten, nicht ruhen würde, bis er die Unschuld, den Frieden und die glückliche Verfassung ihres kleinen Volkes zerstört hätte.

Sein Entschluſs überraschte diese guten Leute so sehr, daſs sie eine ziemliche Weile wie angedonnert standen; allmählich erhob sich eine Stimme nach der andern, die ihn bat sie nicht zu verlassen, und ihm alles versprach was er nur von ihnen verlangen könnte. Die Bewegung der Gemüther wurde immer lauter und allgemeiner, und nahm so stark überhand, daſs er nöthig fand sich wegzubegeben, nachdem er sie nochmahls versichert hatte, daſs seine Abreise auf morgen festgesetzt sey.

Die Nachricht von dieser seltsamen Entschlieſsung Danischmends lief in wenig Stunden durch ganz Jemal. Feridun und seine Freunde freuten sich, eines Mannes los zu werden, der ihnen bey allem, was sie zu unternehmen Lust hatten, immer im Wege gestanden wäre. Manche sprachen von ihm als einem launischen und räthselhaften Menschen, an dem eben nicht viel verloren würde, und der ihnen, wenn die von ihm herum laufenden Gerüchte Grund hätten, noch manchen Verdruſs hätte zuziehen können. Nicht wenige beklägten seine Entfernung, und verwünschten die Kalender und die Tänzerin, denen sie die Schuld davon beymaſsen. Kurz, der Gesinnungen waren, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, mancherley; aber niemand lieſs sich einfallen, seine Abreise mit Gewalt hindern zu wollen.

Mit dem Anbruch des nächsten Tages war schon alles reisefertig. Danischmend und Perisadeh bestiegen jedes seinen eigenen Dromedar; an demjenigen, den die Mutter ritt, waren die drey Kinder in besonders dazu eingerichteten Körben befestigt; ihnen folgten zwey Kamele, mit zwey Mägden und eben so viel jungen Sklaven beladen, und ein drittes, das die unentbehrlichsten Geräthe und einen Vorrath von Lebensmitteln trug. So zog die kleine Karawane aus, von ihren weinenden Freunden und einer Menge Volks begleitet, die aus Gutherzigkeit mitging, bis sie aus den engen Schlangenwegen des Gebirges in die Ebne kamen. Perisadeh sah, so lange sie konnte, mit groſsen Thränen im Auge, nach den friedlichen Wohnungen zurück, wo sie, bis auf diese wenigen letzten Tage, so glücklich gewesen war, und die sie nun auf immer verlieſs, ohne den Ort zu kennen wo sie wieder Ruhe finden sollte. Aber Danischmend hatte die Art, in dergleichen kritischen Augenblicken, zumahl wenn sie das Werk seiner eigenen Entschlieſsung waren, eine so fröhliche Laune zu zeigen, daſs es schwer war nicht von ihr angesteckt zu werden.

So bald sie also den letzten Abschied von ihren Nachbarn und Bekannten genommen hatten, klärte sich auch Perisadehs seelenvolles Gesicht nach und nach wieder auf; und das Bewuſstseyn der reinen Unschuld ihres Herzens, mit dem Gedanken, daſs Danischmend ihr, und sie Danischmenden alles ersetzte, machte sie so wohlgemuth, als ob sie nichts verloren hätten, und irgend einem groſsen Glück entgegen zögen.

Nachdem sie sieben Tage so fortgereiset waren, langten sie am achten in einer sehr anmuthigen Gegend auf der Grenze, welche die Provinzen Lahor und Dehly scheidet, bey einem Dorf an, dessen Nahme uns gleichgültig seyn kann, aber dessen Lage eine der freundlichsten und ruhigsten war, die man sich wünschen konnte.

Danischmend las es in Perisadehs angenehm gerührten Augen, daſs sie wieder in Jemal versetzt zu seyn glaubte. Er lieſs also still halten, und sagte, indem er ihr von ihrem Laufer steigen half: Hier, liebe Perisadeh, ist der Ort, den uns das Schicksal, wie ich hoffe, zum Ruheplatz auf unsrer Wanderschaft bestimmt hat, wo wir uns unter diesen Palmen und Platanen eine Hütte bauen, und im Genuſs der Natur, unsrer Liebe und unsers Herzens so glücklich zu seyn fortfahren wollen, als wir es seit dem ersten Tage unsrer Bekanntschaft waren.

In der That hatte er die Entscheidung seines neuen Aufenthaltes nicht auf den Zufall ankommen lassen. Er kannte diesen Ort schon lange, und hatte seinen Weg absichtlich dahin genommen. Aber er wollte erst gewiſs seyn, ob es auch Perisadeh da gefallen würde.

Und so befand sich nun unser braver biederherziger Freund (denn einen Freund hat er sich doch hoffentlich in jedem unsrer Leser erworben) bereits in guter Sicherheit, ehe noch der schelmische Kalender mit seinem erschlichenen Verhaftsbefehl aus Kischmir zurück kam, und zu seinem groſsen Verdruſs berichtet wurde, daſs der Vogel ausgeflogen sey, und das Nest, worin er sich so warm zu setzen gedachte, schon wieder einen Herrn habe, den er so leicht nicht zu vertreiben hoffen konnte.

---

40. KAPITEL.

Wie Danischmend sich in seinem neuen Aufenthalt einrichtet, und was für Gelegenheiten er bekommt, sich bey Schach-Gebal wieder in Erinnerung zu bringen.

Danischmend hatte von den zehen tausend Bahamd'or, womit ihn Schach-Gebal bey ihrer Trennung abgefunden, noch ungefähr vier tausend übrig. Er kaufte für einen Theil dieser Summe ein kleines Bauergütchen, tauschte seine Kamele gegen etliche Kühe und Ziegen um, grub, säete und pflanzte wieder wie ehmahls, und wenn er nichts anders zu thun hatte, flocht er Körbe oder lehrte seine Kinder im Koran lesen. Perisadeh, die das groſse Talent beſaſs sich leicht in alles fügen zu können, führte ihr Wirthschaftswesen hier im Kleinen eben so gut und so frohen Muthes wie ehmahls im Gröſsern, und in weniger als drey Jahren wurde von ihrem Aufenthalt in Jemal so selten und gleichgültig gesprochen wie von einem Traume.

Die Menschen, unter welchen sie itzt lebten, waren zwar um einige Grade weiter in der Kultur als die Jemalitter, aber übrigens ein ganz gutartiges Volk. Sie bekannten sich alle (bis auf einige wenige Feueranbeter oder Parsis, die hier geduldet wurden) zum Koran; und also war schon der grüne Turban, welchen Danischmend als ein Spröſsling aus der Familie des Profeten zu tragen berechtigt war, hinlänglich, ihm Achtung unter ihnen zu verschaffen: aber, auch ohne dieſs, was für Unholde müſsten sie gewesen seyn, wenn sie so harmlose, niemand überlästige und jedermann wohlwollende Wesen, wie Danischmend und seine kleine Familie war, nicht hätten lieb gewinnen sollen! Mit der Zeit fand er sogar Gelegenheit, sich einige Verdienste um sie zu machen, wovon wir, beliebter Kürze halber, nur ein paar Beyspiele anführen wollen.

Die Gemeine, unter welcher er lebte, war seit mehreren Jahren von einem Oberpachter der königlichen Einkünfte in der Provinz über alle Gebühr gedrückt, und unter nichtigen Vorwänden mit verschiedenen neuen Abgaben belegt worden, die ihnen, selbst bey geringen Bedürfnissen und bey der gröſsten Freygebigkeit der Natur, das Leben sehr erschwerten. Da kein anderes Mittel, das sie versucht hatten, helfen wollte, rieth ihnen Danischmend sich unmittelbar an den Kaiser selbst zu wenden, und erbot sich ihnen die Bittschrift aufzusetzen.

Schach-Gebal pflegte die Bittschriften, die ihm ein dazu bestellter Minister täglich zu einer gesetzten Stunde vorlegen muſste, selten selbst anzusehen; nur wenn er gerade ungewöhnlich lange Weile hatte, geschah es auch wohl, daſs er sich hinsetzte, und sie, mehr oder minder flüchtig, durchblätterte. Glücklicher Weise war es an einem der langweiligsten Morgen seines Lebens, daſs ihm die Bittschrift der besagten Gemeine vor die Augen kam. Die Schönheit der Handschrift, die er zu kennen meinte, fiel ihm auf; er fing an zu lesen, und glaubte die Regierungsmaximen und die ganze Vorstellungsart darin zu erkennen, womit ihm Danischmend ehmahls, als er ihm sein langes Mährchen von den Königen in Scheschian vorerzählte, so manche Kurzweil gemacht hatte.

Sonderbar! murmelte der Sultan, indem er die ganze Schrift von Anfang bis zu Ende mit einem Interesse durchlas, das vermuthlich bloſs aus dieser Erinnerung entsprang; und ohne sich einen Augenblick zu bedenken, schrieb er eigenhändig darunter daſs die Bitte gewährt sey, und befahl dem Minister, die Ausfertigung auf der Stelle zu besorgen, und sich zugleich zu erkundigen, wer die Bittschrift aufgesetzt habe.

Die Gemeine erhielt die königliche Befreyungsurkunde noch eher, als sie gehofft hatte daſs ihr Gesuch zu Dehly angelangt sey, und betrachtete von diesem Augenblick an unsern Mann als einen Wunderthäter, der einen besondern Talisman haben müsse die Herzen der Könige zu lenken: aber von seinem Nahmen und Stande konnten sie keinen andern Bericht erstatten, als es sey ein Fremder, der vor ungefähr vier Jahren mit einem jungen Weibe und drey Kindern seine Wohnung bey ihnen aufgeschlagen habe, seiner guten Gemüthsart und Sitten wegen allgemein beliebt sey, und sich Hassan-Beg nenne. Denn diesen Nahmen hatte Danischmend seit seiner Entfernung aus Jemal angenommen, um in einem Lande, wo sein eigener ziemlich allgemein bekannt war, desto eher unentdeckt zu bleiben.

Einige Jahre darauf ereignete sich ein anderer Fall, der ihn dem Sultan abermahls wieder ins Gedächtniſs brachte. Zwey sehr junge Gebern aus seinem Dorfe, Bruder und Schwester, die nach ihrer Ältern Tode auf einem kleinen Gütchen beysammen lebten und ihre Wirthschaft fortsetzten so gut sie konnten, hatten einander von Kindheit an innigst geliebt; die Gewohnheit, immer beysammen zu seyn, einerley Interesse und Wünsche zu haben, und Freude und Leid mit einander gleich zu theilen, war ihnen zur andern Natur geworden, und sie konnten sich ganz und gar keinen Begriff davon machen, wie sie ohne einander leben könnten.

Da nun ihre Religion die Ehe zwischen Bruder und Schwester nicht nur erlaubt, sondern sogar für besonders heilig erklärt; so glaubten sie nicht besser thun zu können, als wenn sie sich von einem ihrer Priester vermählen lieſsen. Jedermann im Dorfe war den Kindern gut, und hatte sein Wohlgefallen an ihrer Liebe und an ihrer kleinen Wirthschaft; denn ihre Sitten waren so rein wie das heilige Feuer, worin sie das Symbol der Urquelle des Lebens und der Liebe verehrten. Der einzige Mollah des Ortes, der zugleich Imam und Kadi war, eiferte gräulich gegen diese blutschänderische Liebe, (wie er sie nach der Lehre des Korans zu nennen berechtigt war) und gegen das schreckliche Ärgerniſs, das den Glaubigen dadurch gegeben werde. Er lieſs die armen Kinder alle Arten von Verfolgungen erfahren, und bestand darauf, daſs sie sich entweder auf ewig trennen, oder aus der ganzen Provinz verbannt werden müſsten; in welchem Falle ihr Erbgut, zur Strafe ihres frevelhaften Ungehorsams, dem Fiskus anheim fallen würde. Alle Leute sagten einander ins Ohr, der Mollah würde es wohl nicht so scharf mit den armen Gebern nehmen, wenn ihr kleines Gut nicht wäre, das an seinem groſsen lag, und ihm so wohl anstand, daſs er ihnen schon lange zugesetzt hatte, es ihm um die Hälfte des Werthes abzutreten. Jedermann hatte Mitleiden mit den unglücklichen Geschwistern; aber der Mollah war ein reicher und gewaltthätiger Mann, und niemand wagte es, sich ihrer gegen ihn anzunehmen.

So will ichs thun, sagte Danischmend zu Perisadeh, da sie mit einander von diesem Handel sprachen; und stehendes Fuſses ging er zu den Kindern, und versprach ihnen ihre Sache zu der seinigen zu machen. Die Liebenden fielen ihm mit Thränen des Danks zu Füſsen, und sahen ihn als einen Engel an, den Ormuzd zu ihrer Rettung gesandt habe; denn da sie genöthigt waren zwischen zwey Übeln zu wählen, hatten sie sich, in dem nehmlichen Augenblicke da er in ihre Hütte trat, entschlossen, ihr väterliches Erbgut dem Mollah Preis zu geben, und Arm in Arm mit einander ins Elend zu wandern.

Nein, beym groſsen Gott des Himmels und der Erde! rief Danischmend, das sollt ihr nicht, oder es müſste keine Gerechtigkeit noch Menschlichkeit mehr im Lande seyn. Stellt eure Sache in meine Hände, und zieht indessen, bis sie entschieden ist, zu mir, wo ihr vor Gewalt und Nachstellungen sicher seyd. Er führte sie auch, nachdem er ihnen ihr Gütchen zum Schein abgekauft hatte, auf der Stelle in seine Wohnung, wo sie von Perisadeh wie ihre eigenen Kinder aufgenommen wurden. Hierauf begab er sich zum Mollah, um ihm zu erklären, daſs Er die Sache der jungen Gebern führen würde; und, nachdem er alle seine Beredsamkeit vergebens verschwendet hatte den unbiegsamen Mann auf billige Gedanken zu bringen, betrieb er den Prozeſs mit gröſstem Eifer von einer Instanz zur andern, bis er endlich vor den Divan des Sultans zur letzten Entscheidung kam.

Danischmend wandte sich, um des Erfolgs desto gewisser zu seyn, unter dem Nahmen Hassan-Beg abermahl an den Sultan selbst. Nachdem er Seiner Hoheit eine rührende Schilderung von der Unschuld und Liebe der jungen Leute gemacht hatte, behauptete er, daſs es die grausamste Verletzung der Menschheitsrechte seyn würde, diesen Handel nach einem andern als nach dem Gesetze der Gebern zu entscheiden, welches hierin zwar dem Koran, aber nicht dem Gesetze der Natur widerspreche; denn dieses kenne keinen Grund, warum die

Ehe zwischen Geschwistern an sich selbst unzulässig seyn sollte. Er gestand zwar die Gültigkeit der besondern Ursachen, wodurch andere Gesetzgeber sich bewogen gefunden hätten diese Art von Ehe durch ihre Gesetze zu verbieten: er bewies aber, daſs sie auf die Gebern nicht anwendbar wären. Da nun diese seit undenklichen Zeiten in den Staaten Seiner Hoheit geduldet würden, und als gute Unterthanen ein Recht an seinen Schutz hätten: so glaubte er, sich an dem Herzen eines Monarchen, der durch seine Gerechtigkeit dem ganzen Orient noch ehrwürdiger sey als durch die Furchtbarkeit seiner Macht, gröblich zu versündigen, wenn er nicht der gewissen Hoffnung lebte, daſs seine Klienten unter den schirmenden Flügeln dieser weltbekannten Gerechtigkeit gegen die Bedrükkungen eines unverständigen und nach ihrem kleinen Erbgut lüsternen Mollahs um so gewisser Sicherheit finden würden, da dieser ihr Widersacher, wie man zuverlässig wisse, einen Weg gefunden habe, denjenigen, der diese Sache Seiner Hoheit im Divan vortragen würde, auf seine Seite zu bringen.

Schach-Gebal befand sich, als ihm diese Bittschrift übergeben wurde, eben bey der Sultanin Nurmahal, in deren Zimmer er mechanischer Weise gewohnt war einen Theil des Morgens zuzubringen, ungeachtet sie seit einiger Zeit das Unglück hatte, Seine Hoheit nie anders als in einer Laune bey sich zu sehen, die es ihr schlechterdings unmöglich machte, etwas zu sagen oder zu thun, das ihm Kurzweile gemacht hätte. Da ihm in einer solchen Stimmung jede andere Unterhaltung willkommen war, so erbrach er die Bittschrift, setzte sich der schönen Nurmahal gegen über, und fing an zu lesen. Aha, rief er aus, da haben wir ja unsern Hassan-Beg wieder! Laſs doch sehen, was er vorzubringen hat! — In der That, ein seltsamer Fall! sagte der Sultan, da er mit dem Vorlesen fertig war: und was für ein herzrührendes Mährchen dieser Hassan-Beg daraus gemacht hat! Finden Sie es nicht auch, Nurmahal?

Es ist sehr passioniert geschrieben, sagte Nurmahal.

Passioniert nennen Sie das, Sultanin? Ich wette meine beste Provinz, in ganz Indostan lebt kein andrer Mensch als Danischmend und dieser Hassan-Beg hier, der für ein paar arme Gebern, die ihn nichts angehen und um derentwillen er sich vielleicht den tödtlichen Haſs aller Mollahs in der Welt aufhalset, sich so zu passionieren fähig wäre. Aber vielleicht sind diese beiden, wenns zur Nachfrage kommt, nur Eine Person. Ich habe groſse Lust den Hassan-Beg auf der Stelle kommen zu lassen.

Vielleicht ist es einer von Danischmends Schülern, sagte Nurmahal.

Ich wollte wetten er ist es selbst, erwiederte der Sultan: und ich bin sehr versucht, ihm seine Bitte abzuschlagen, bloſs um ihm die Einbildung zu benehmen, daſs er mit seinen schönen Sentenzen und mit seinen Schmeicheleyen alles von mir erhalten könne was er wolle.

Eine Ehe zwischen leiblichen Geschwistern ist freylich etwas sehr anstöſsiges, sagte Nurmahal.

„Sie vergessen daſs es Gebern sind, Sultanin! — Die armen Kinder dauern mich, und der Mollah ist ein Schurke, das ist klar!“

Mit diesem Worte nahm Schach-Gebal eine Feder, [1]) und schrieb unter die Bittschrift: Ich nehme die beiden Gebern in meinen Schutz: niemand soll sie hindern nach dem Gesetz ihrer

---

[1]) Eine Feder? — Das ist ein gewaltiger Verstoſs des Erzählers, wer er auch sey. Ich bin gewiſs, daſs es ein Griffel, wofern er auf Palmblätter, oder, wenn er auf Sinesisches Papier schrieb, ein Pinsel war.

Murrzufflus.

Religion zu leben. Der Mollah soll sogleich in eine andere Provinz versetzt, und an seine Stelle von der Gemeine, mit Hassan-Begs Beystimmung, ein anderes verträglicheres Subjekt erwählt werden.

So bald er das letzte Wort geschrieben hatte, lieſs er seinen ersten Wessir herein rufen. Itimadulet, sagte er zu ihm, nimm dieſs; laſs es sogleich in der gehörigen Form unter meinem groſsen Siegel ausfertigen, schick es binnen vier und zwanzig Stunden durch einen Eilboten an Hassan-Beg, dessen Aufenthalt du aus den Akten ersehen wirst, und vergiſs nicht, daſs du mir mit deinem Kopfe für die unverzügliche Ausführung meines Auftrags stehst!

Die armen Seelen! murmelte Schach-Gebal zwischen seinem Barte, so bald der Wessir sich entfernt hatte: denen wäre nun geholfen! — Und mir selbst — wiewohl ich sonst alles kann — Guten Morgen, Sultanin! — Von einer solchen Heldenthat muſs man ausruhen, setzte er lachend hinzu, und begab sich eilends weg, um den Fantasien, die ihm durch den Kopf liefen, und an denen sein Herz mehr Antheil hatte als seiner Ruhe zuträglich war, in einem einsamen Spaziergange seiner Gärten nachzuhängen.

Diese zwey Begebenheiten, die durch Danischmends Verwendung einen so unerwartet glücklichen Ausgang nahmen, trugen nicht wenig bey, das Ansehen, worin er bey den guten Landleuten, seinen Gemeindsgenossen, stand, zu befestigen. Sein Aufenthalt unter ihnen wurde ihm immer angenehmer, seine Familie vermehrte sich, sein Gütchen war nach und nach durch Verbesserungen und Ankauf neuer Grundstücke eine ansehnliche Besitzung geworden, und die Zukunft zeigte ihm nichts als fröhliche Aussichten.

Aber sein Schicksal hatte es anders verhängt, und er muſste durch eine neue Prüfung gehen, von welcher ihm nichts geahndet hatte, und die alle vorigen an Härte übertraf.

Ziemlich bald nach der guten That, welche Schach-Gebal zu Gunsten der liebenden Geschwister ausgeübt hatte, verfiel dieser Monarch in eine Art von Schwermuth, deren Ursache niemand errathen konnte, und die seine Gemüthsart nach und nach so sehr versäuerte, daſs kein Auskommen mit ihm war. Es fiel nur zu deutlich in die Augen, daſs er sich selbst zu unglücklich fühlte, um der geringsten Nachsicht oder Schonung gegen andere fähig zu seyn. In dieser gefährlichen Gemüthsverfassung glaubte er, die Ehre seiner Krone (für welche er immer, wie wir wissen, ein übermäſsig zartes Gefühl gehabt hatte) erfordere es schlechterdings, eine geringe Beleidigung, die er von einem gewissen Sultan von Tibet empfangen zu haben vermeinte, durch einen blutigen Krieg zu rächen, der sich zwar mit einem einzigen Feldzug endigte, aber dafür in diesem Einen mehr Unheil anrichtete, als in zehen Jahren des Friedens wieder vergütet werden konnte. Vorzüglich wurde die Provinz Lahor, an deren Grenze Danischmend wohnte, von Freund und Feind zugleich übel mitgenommen, und wie in die Wette geplündert und verwüstet. Der arme Filosof hielt den ersten Sturm von Schach-Gebals eigenen Truppen mit aller Geduld und Gleichmüthigkeit aus, die er, von Perisadehs Muth und Seelenstärke unterstützt, zusammen zu bringen fähig war: aber auf die Nachricht von dem barbarischen Verfahren der Feinde, von welchen einzelne streifende Parteyen schon in benachbarte Orte eingedrungen waren, — wie sie alles mit Feuer und Schwert verheerten, Weiber und Jungfrauen miſshandelten, und was sie am Leben lieſsen als Sklaven mit sich schleppten, und dergleichen — fand er für besser, sich und die Seinigen durch eine schleunige Flucht zu retten, als ihr Schicksal auf die Menschlichkeit solcher Unmenschen ankommen zu lassen.

Und so befand sich denn der gute Danischmend abermahl, so unerwartet als zuvor, in dem traurigen Fall, einen ruhigen Aufenthalt und ein wohl eingerichtetes Hauswesen mit dem Rücken anzusehen, und mit allem, was ihm lieber war als sein eignes Leben, in der weiten Welt eine neue, vielleicht eben so unsichere Freystätte zu suchen.

---

41. KAPITEL.

Danischmend zieht in die Nähe von Dehly und ernährt sich und die Seinigen mit Korbmachen.

Danischmend hatte, als es ihm in seinem neuen Aufenthalt zu gefallen anfing, und er sein Leben hier zu beschlieſsen gedachte, nach und nach den gröſsten Theil seines aus Jemal mitgebrachten Goldes auf Verbesserung und Erweiterung seines Landgutes verwandt, und was er bey seiner Flucht noch übrig hatte, machte ihn nur wenig schwerer als wenn er ganz leer abgezogen wäre; auch war die Gefahr so dringend, daſs sie von ihrem Geräthe nur das nothdürftigste mitzunehmen Zeit hatten.

Eine so jämmerliche Lage würde beym Anblick eines geliebten Weibes und eines Häufchens von holden Kindern, wovon das älteste kaum zwölf Jahre alt war, seinen Muth vielleicht gebrochen haben, wenn ihn nicht Perisadehs Standhaftigkeit und sich selbst immer gleiche Seelenruhe mächtig empor gehalten hätte. Denn so bald dieses vortreffliche Weib nur für die Bedürfnisse ihrer Kinder, so gut es in der Eile möglich war, gesorgt hatte, zeigte sie ihrem Manne, der seinen Kummer schweigend in sich hinein zu schlingen suchte, eine so heitere Stirne, ein so liebevolles Auge, eine so ungezwungne Herzhaftigkeit, daſs ihm, wie er diesen Engel von einem Weibe mit Beschämung und Entzücken an seinen Busen drückte, nicht anders zu Muthe war, als ob er von einer unsichtbaren Macht wieder auf die Füſse gestellt würde; und nun fühlte er sich durch ihre vereinte Kraft stark genug, jedem noch härtern Schicksale, das ihm bevorstehen könnte, die Stirne zu bieten.

Wir sind gesund und frisch, sagte Perisadeh zu ihm, wir können arbeiten, und unsre zwey ältesten sind schon so weit, daſs sie uns an die Hand gehen können. An dem Wenigen, was die Natur bedarf, kann es uns nie gebrechen; es wird uns desto besser gedeihen, wenn es bloſs die Frucht unsrer täglichen Arbeit ist; und durch ein fröhliches Herz und unsre Liebe werden wir reicher seyn, als irgend ein Omra in ganz Indostan.

Weiſst du was mir in den Sinn kommt, Perisadeh? sprach Danischmend: gewiſs war es mein guter Genius, der mir den Gedanken eingab, das Korbmachen von dem alten Kassim zu lernen. Ich kann mich, ohne Ruhm zu melden, für einen Meister in dieser Kunst ausgeben, und wenn wir einen Aufenthalt wählen, wo es mir nie an Absatz fehlt, so denk' ich dadurch allein uns alle reichlich zu ernähren.

Was meinst du, wenn wir uns nahe an der Hauptstadt niederlieſsen? sagte Perisadeh.

„Ich sehe kein Bedenken dabey, in so fern es nicht gar zu nahe ist. In dreyzehn Jahren, seit ich von Dehly weg bin, hab' ich mich doch wohl genug verändert, um im Kostum eines Korbmachers den Wenigen, die mich nicht täglich sahen, unkenntlich geworden zu seyn. Auch bin ich gewiſs, daſs man mich längst vergessen hat; und wem könnte daran gelegen seyn, mich noch tiefer herab bringen zu wollen als ich schon bin?“

Es ist gut für uns, versetzte sie, daſs gerade das Einzige, worein wir unser Glück setzen, weil es nicht in die Augen fällt, von niemand beneidet wird.

„Ja wohl, Perisadeh: auch wollen wir es so geheim halten als möglich; denn ich stehe dir nicht dafür, daſs sie uns nicht auch um dieses bringen würden, wenn sie es ausfündig gemacht hätten.“

Ich mag mir die Menschen nicht so schlimm einbilden, lieber Danischmend.

„Du hast Recht, und bist immer weiser als ich. Wir haben noch immer gutartige Menschen angetroffen, und wer keine solche antrifft, ist meistens selbst Schuld daran.“

Indem Danischmend Perisadehs Vorschlag bey sich überlegte, erinnerte er sich eines artigen Dörfchens, das ungefähr eine Stunde von Dehly am Rücken eines Waldes lag, worin der Sultan zuweilen zu jagen pflegte. Alles zusammen genommen, däuchte ihm dieser Ort zu seiner neuen Lebensart am gelegensten, und so steuerte er seinen Lauf gerade dahin.

So bald sie angelangt waren, kaufte er am Ende des Dörfchens eine Hütte, die sich eben ohne Bewohner fand, richtete sie für die Bedürfnisse seiner Familie so bequem ein als er konnte, schaffte sich sodann die Materialien an, die er zu seiner Handarbeit nöthig hatte, und fing nun an mit unverdroſsnem Fleiſs allerley Arten von groſsen und kleinen Körben für allerley Gebrauch zu verfertigen, die ihrer Zierlichkeit und Dauerhaftigkeit wegen in kurzem so guten Abgang fanden, daſs er und seine ältesten Knaben, die ihm dabey an die Hand gingen, dem Kaufmann, der sie ihnen im Groſsen abnahm, nicht genug Waare liefern konnten. Denn Perisadeh und ihre Töchter hatten mit Spinnen und Weben und Besorgung der Wirthschaft vollauf zu thun.

Nach einiger Zeit wurde Danischmend der gröbern Arbeit überdrüssig, und fing an sich bloſs mit Verfertigung einer zierlichern Art von Körbchen für das Serai des Kaisers und für die Harems der Groſsen und Reichen zu Dehly abzugeben. Er verfertigte deren eine groſse Menge von so schönen Formen und so geschmackvoll verziert, wie man in Dehly noch keine gesehen hatte. In kurzer Zeit wurde Hassan der Körbchenmacher so berühmt, daſs die Damen, die das Glück hatten im Besitz eines seiner Kunstwerke zu seyn, von denen, die noch nicht dazu hatten gelangen können, beneidet wurden.

Unter andern Besonderheiten, wodurch sich Hassans Körbchen von andern auszeichneten, war eine Art von Kranz aus Arabischen Buchstaben, womit er jedes derselben in der Mitte zu umwinden pflegte. Die Damen machten sich viel zu thun, den geheimen Sinn dieser Buchstaben zu errathen; aber keine konnte damit zu Rande kommen. Es lag bloſs daran, daſs die Auflösung des Räthsels gar zu leicht war; denn man brauchte nur immer zwischen drey Buchstaben den mittelsten in Gedanken herunter zu schieben, so las man ohne Schwierigkeit die Nahmen Danischmend und Perisadeh.

Zufälliger Weise begab es sich einst, daſs Schach-Gebal verschiedene dieser Körbchen in Nurmahals Zimmer antraf, deren Schönheit seine Augen auf sich zog. Er nahm eines nach dem andern, betrachtete sie von allen Seiten, und wurde neugierig zu wissen, was der Buchstabenkranz bedeute, womit er sie alle in gleicher Ordnung der Buchstaben umwunden fand.

Vermuthlich ist es ein Spruch aus dem Koran, sagte Nurmahal: ich habe noch nicht darauf Acht gegeben.

Das merke ich, versetzte der Sultan: und da er weder vor noch rückwärts einen Sinn heraus bringen konnte, so kam er endlich auf den Einfall, immer zwischen drey Buchstaben den mittelsten wegzulassen, und auf einmahl hatte er den Nahmen Danischmend.

Gefunden! rief er, und hielt plötzlich wieder ein.

Darf man fragen was? sagte die Sultanin.

Was ich suchte, und was für niemand als mich von einigem Werthe seyn kann, antwortete Schach-Gebal indem er sich wegbegab.

Und nun fragte er so lange nach, bis er endlich den Nahmen und Aufenthalt des Körbchenmachers auskundschaftete, der, wie man ihm sagte, erst seit einem Jahre mit einer zahlreichen Familie in dieser Gegend angekommen sey. Der Kaufmann, der mit dieser Waare handelte, setzte hinzu: Es würde schwer seyn, noch eine solche Korbmacherfamilie in der Welt aufzufinden wie diese. Der Mann will, wie es scheint, nicht bekannt werden lassen wer er ist; aber beym Barte des Profeten, er sieht keinem gemeinen Manne gleich!

Toll genug, dachte der Sultan, wenn ich meinen alten Filosofen, Itimadulet und Einschläferer in Gestalt eines Körbchenmachers wieder fände!

---

42. KAPITEL.

Schach-Gebal stattet dem Körbchenmacher einen Besuch ab.

Schach-Gebal war einer von den Sterblichen, denen nichts unerträglicher ist, als in irgend einer Sache zwischen Ja und Nein in der Mitte zu schweben. Überdieſs hatte er noch eine besondere Ursache, warum er seinen Vorsatz, selbst zu untersuchen was es mit dem Körbchenmacher für eine Bewandtniſs habe, so bald als möglich auszuführen beschloſs. Er schlich sich also am Abend des folgenden Tages, in einen Persischen Kaufmann verkleidet, mit einem einzigen vertrauten Kämmerling aus seinem Palast, und kam eine Stunde nach Sonnenuntergang, als ein ermüdeter Wanderer, vor Danischmends bäurischer Wohnung an.

Der Körbchenmacher saſs mit seinem Weibe auf einer Bank vor der Hütte, und ihre Kleinen spielten um sie her. Perisadeh zog ihren Schleier herab, so bald sie den Fremden näher kommen sah.

Darf ein müder Wanderer, sagte der verkappte Kaufmann indem er seine Stimme möglichst veränderte, um die Erlaubniſs bitten bey euch auszuruhen?

Von Herzen gern, Bruder, sagte Danischmend, wenn dich diese Hütte nicht abschreckt, die nicht ärmlicher aussieht als sie ist.

„Ich verlange kein Nachtlager: ein wenig Brot und — Milch (er war im Begriff Sorbet zu sagen) und die Erlaubniſs mich hier neben euch zu setzen, ist alles warum ich bitte.“

Perisadeh stand auf, und kam in wenig Augenblicken mit dem Verlangten zurück; ein schönes Mädchen von zehn Jahren, die eine Kopie ihrer Mutter nach verjüngtem Maſsstabe schien, brachte einige auserlesene Früchte der Jahrszeit, mit Blumen untermengt, in einem niedlichen Körbchen.

Der Kaufmann betrachtete den Korbmacher mit durchdringenden *Blicken.* — Wundre dich nicht, Bruder, sprach er zu ihm, daſs ich dich so scharf ins Auge nehme; denn es ist wirklich zum Erstaunen, wie sehr du einem Wessir gleich siehest, den ich vor vierzehn Jahren zu Dehly kannte.

Man sieht öfters dergleichen Ähnlichkeiten, die sich meistens wieder verlieren, wenn man die Personen neben einander sieht, erwiederte Danischmend, der dem Sultan sein Kompliment sogleich hätte zurück geben können, wenn er sich nicht ein Bedenken gemacht hätte, ihm seinen Spaſs zu verderben; denn er hatte ihn in der ersten Minute erkannt.

Bey allem dem, Bruder, sagte der Kaufmann, indem er eines von den Kindern liebkosend auf seinem Knie wiegte, wollt' ich schwören, daſs du der erste Körbchenmacher in deiner Art bist, und ich gäbe alles Geld, das ich in Dehly einzutreiben hoffe, darum, zu wissen wie ein Mann wie du zu einer solchen Profession gekommen ist.

Dieſs, ehrwürdiger Fremdling, will ich dir sagen, ohne daſs es dir einen Ray [1]) kosten soll. Ich lebte vor einigen Jahren in

---

1) Eine Ostindische Münze, deren ungefähr fünf und zwanzig auf einen guten Groschen gehen.

E. Yves.

einem Thale des Gebirges Jemal, unter einem noch sehr rohen, aber gutartigen, unverdorbenen Völkchen; und weil ich damahls wenig zu thun und in der That noch nie etwas zu thun gelernt hatte, schämte ich mich, der einzige Müſsiggänger unter lauter beschäftigten Leuten zu seyn, und lernte von meinem Nachbar Kassim Körbe machen. Vielleicht ahndete mir, daſs eine Zeit kommen würde, wo mir dieses einfältige Handwerk nützlicher wäre als alle brotlosen Künste, die ich wohl ehedem getrieben hatte.

„Darf man fragen, was für ein Zufall dich in die Thäler von Jemal verschlug, die kaum dem Nahmen nach bekannt sind?“

Unter uns gesagt, antwortete Danischmend, indem er dem angeblichen Kaufmanne mit einem zutraulichen Blick in die Augen sah: ich diente einst einem sehr groſsen und reichen Herren, der, bey einer Menge löblicher Eigenschaften, den einzigen Fehler hatte, daſs er sich seinen Launen zu viel überlieſs, und dadurch gewissen Leuten, die er kannte und verachtete, eine Gewalt über sich gab, von welcher sie nicht immer den bescheidensten Gebrauch machten. Ich weiſs nicht was mein Herr in meinem Gesichte fand, das ihm Vertrauen zu mir einflöſste; genug er machte mich wider meinen Willen zu seinem Intendanten: und da ich es nun einmahl seyn muſste, so wollt' ich auch meine Schuldigkeit thun, und das Haus von allem dem losen Gesindel reinigen, das den Herren bestahl; besonders von einem gewissen Mollah, der sich, ich weiſs nicht wie, bey der Frau im Hause wichtig gemacht hatte, und einen langen Schweif von heuchlerischen Taugenichtsen und Bettlern nach sich schleppte, die unsern guten Herren ohne Scham und Scheu ausplünderten, und Leuten, die mehr werth waren als sie, das Brot vor dem Munde wegnahmen. Das gefiel nun Anfangs meinem Herren wohl. Aber es währte nicht lange, so hatte sich das ganze Haus gegen mich zusammen verschworen; und weil meine Feinde die Launen des Herren abpaſsten, so machten sie ihm weiſs, ich sey ein Grillenfänger, der sich mit keinem Menschen vertragen könne, und er würde, wenn er mich beybehielte, um alle die getreuen Diener kommen, von denen er sich mit sehenden Augen betrügen lieſs. Um also, wie er sagte, Ruhe in seinem Hause zu haben, schickte er mich fort; aber weil er ein guter und groſsmüthiger Herr war, gab er mir weit mehr als ich nöthig hatte, um in dem armen Ländchen, wo ich meinen Wohnsitz aufschlug, angenehm und unabhängig zu leben.

„Und wie kam es, Bruder, daſs du nicht noch dort bist?“

Diese Geschichte wäre zu weitläufig, erwiederte Danischmend: aber einem so verständigen Manne, wie du, kann ich die Sache mit zwey Worten begreiflich machen. Drey Fakirn und ein Kalender, die ein böser Wind zu uns führte, richteten binnen Jahr und Tag einen solchen Spuk unter dem guten einfältigen Völkchen an, daſs ichs nicht länger mit ansehen konnte: ich that mein möglichstes; aber die Partie war zu ungleich, und ich muſste meinen Gegnern abermahls das Feld überlassen. Ich schlug also meine Hütte an einem andern Ort auf, wo ich mehrere Jahre mit den Meinigen glücklich lebte, und vor Fakirn und Kalendern ziemlich sicher war. Aber unversehens kam Krieg ins Land; unsre eigenen Soldaten plünderten uns aus, und der Feind zündete uns die Häuser über dem Kopf an. Um nicht noch was ärgeres zu erfahren, muſsten wir uns mit der Flucht retten; und so kam ich endlich hierher, wo ich mit meiner Familie von der Kunst lebe, die ich von dem ehrlichen Kassim in Jemal lernte. Sie verschafft uns zwar keinen groſsen Überfluſs; indessen zweifle ich doch, ob Schach-Gebal in dem ganzen Umfange seines unermeſslichen

Reichs zufriednere, frohere und bessere Unterthanen hat als uns.

Während Danischmend dieſs sagte, drehte der Sultan den kleinen Korb, worin ihm das Mädchen die Früchte angeboten hatte, in der Hand herum, und schien der Bedeutung der Buchstaben nachzusinnen. — „Sonderbar! rief er endlich aus: da find' ich ja auf einmahl einen alten Bekannten! Wie mag der Nahme Danischmend auf diesen Korb gekommen seyn?“

Du kennst ihn also, Herr?

„So hieſs der Wessir, dem ich dich so ähnlich fand.“

Wenn dieſs ist, sagte Danischmend, indem er sich dem Sultan zu Füſsen warf, so darf auch ich gestehen, daſs diese Verkleidung mir den Sultan, meinen groſsmüthigen Herrn, keinen Augenblick verbergen konnte.

Danischmend, sagte der Sultan, indem er ihn aufhob und umarmte, der Himmel soll uns nicht vergebens so sonderbar wieder zusammen gebracht haben. Laſs uns Freunde seyn, und folge mir, ich bitte dich, noch in dieser Nacht nach Dehly.

Mein gnädigster Herr, erwiederte Danischmend, alles was Treue und Dankbarkeit einem Unterthanen gegen den besten Fürsten zur Pflicht macht —

Laſs dieſs, Danischmend! unterbrach ihn der Sultan: oder wolltest du auch einer von denen seyn, die, um sich an uns andern wegen eines Vorrechts, woran wir unschuldig sind, zu rächen, so unbarmherzig behaupten, daſs wir keine Freunde haben können?

Wer dieſs behauptet, erwiederte Danischmend, setzt ohne Zweifel voraus, daſs eigentliche Freundschaft nur unter Gleichen möglich sey. Aber von mir würde es unartig seyn, mit dem Sultan meinem gnädigsten Gebieter um ein Wort zu streiten. Nur bitte ich Ihre Hoheit, auf Ihrer Seite zu glauben, daſs die unbegrenzte Treue, zu welcher ich, wiewohl sie meine Pflicht ist, mich hiermit auch freywillig verbindlich mache, kein leeres Wort ist. Was ich dabey fühle und denke, ist vielleicht noch mehr als das Wort Freundschaft, selbst in seiner engsten Bedeutung, bezeichnet.

„Alles, was ich dir itzt sagen kann, lieber Danischmend, ist mit drey Worten: ich fühle das Bedürfniſs einen Freund zu haben mehr als jemahls; aber ich fühle auch, daſs, wer einen Freund verlangt, selbst ein Freund zu seyn wissen muſs. — Du folgst mir also, Danischmend?"

Sire, versetzte dieser, indem er sich ihm abermahls zu Füſsen warf, fordern Sie alles von mir, nur dieſs einzige ausgenommen. Lassen Sie mich wo ich bin, und erlauben Sie mir zu bleiben was ich bin. Ich tauge an keinen andern Ort, und zu keinem andern Geschäfte. Aber, auch ohne Rücksicht auf mich selbst, muſs ich um die Gewährung dieser einzigen Ausnahme bitten: denn sie ist die einzige Bedingung, unter welcher das Verhältniſs möglich ist, das Ihre Hoheit Sich mit einem Manne geben wollen, der als ein geborner Indostaner Ihr Sklav ist, und von dem Augenblick an, da Sie ihn für Ihren Freund erklären, so frey seyn muſs als ob er selbst Sultan von Indien wäre.

Schach-Gebal war kein Freund von solchen Subtilitäten, wie ers nannte, und wobey er sich in der That nichts sehr deutliches denken konnte. Aber er fühlte doch, daſs er sich selbst widersprechen würde, wenn er auf seiner Forderung bestehen wollte.

Mein Freund Danischmend muſs seine eigene Weise haben, sagte er lächelnd, indem er ihm die Hand schüttelte: er ist noch immer der Alte, wie ich sehe. Aber genug für heute! Ich bin zufrieden daſs ich dich wieder habe. Lebe wohl bis wir uns wieder sehen!

43. KAPITEL.

Noch ein ehvertrauliches Gespräch zwischen Danischmend und Perisadeh.

Als sich der Sultan entfernt hatte, lieſs der arme Danischmend den Kopf auf die Brust sinken, und verlor sich in seinen Gedanken, ohne einen Laut von sich zu geben.

Das war also der groſse Sultan von Indien, dessen Itimadulet du einst warst? sagte Perisadeh. Er scheint mit allem dem ein guter Mann zu seyn.

„O gewiſs, ein so guter Mann als ein Sultan seyn kann. Auch lieb' ich ihn von Herzen; nur, da ich ihm schlechterdings nicht helfen kann, wünschte ich, daſs der Kaukasus und Imaus zwischen ihm und mir läge!"

Das scheint Er nicht zu wünschen, versetzte Perisadeh. Er muſs also sehr groſse Fehler an sich haben, daſs du dich so weit von ihm weg wünschest?

„Alle Menschen haben ihre Fehler, meine Liebe — dich allein vielleicht ausgenommen; wiewohl es, wie du weiſst, Augenblicke giebt, wo ich unartig genug bin, meine Fehler auf dich zu schieben. Wer seinen Freund nicht mit allen seinen Fehlern lieben kann, ist nicht werth einen Freund zu haben. Aber der arme Schach-Gebal hat einen einzigen unheilbaren Fehler, der alle andre in sich schlieſst, und mit welchem ich mich schlechterdings nicht vertragen kann.“

Und was kann das für einer seyn? fragte Perisadeh halb erschrocken.

„Daſs er — Sultan ist, liebes Weib! Das ist ein Fehler den er durch nichts gut machen, oder vielmehr ein Unglück das er nie verwinden kann. Er ist ein guter Mann, wie du sagst; aber was hilft ihm das? Er ist Sultan! ist zum Sultan geboren, zum Sultan erzogen; ist nun schon über dreyſsig Jahre gewohnt Sultan zu seyn; sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt wie ein Sultan; denkt, urtheilt und macht Schlüsse wie ein Sultan; kurz, die Sultanschaft ist ihm zur andern Natur geworden; und er ist so gewohnt in allem seinen Willen zu haben, daſs er sich sogar einbilden kann, es brauche, damit Er und Ich Freunde seyen, weiter nichts, als daſs er der meinige seyn wolle, und mir befehle der seinige zu seyn.“

Da thust du ihm doch wohl ein wenig Unrecht Danischmend! — Er bat dich um deine Freundschaft: was kannst du von einem so groſsen Herren mehr verlangen?

„Nichts, meine Liebe, nichts auf der Welt als — daſs er mich um nichts unmögliches bitte. Siehst du denn nicht, gutes Weib, daſs die Bitten eines Sultans Befehle sind?“

Er selbst meint es doch nicht so.

„Unschuldige Seele! Wie kämest Du dazu, die Sultane zu kennen! Wie viele Mühe du dir auch geben wolltest, du kannst es nicht dahin bringen, daſs du nicht in Schach-Gebal immer einen Menschen sehen solltest.“

Damit kann ich ihm doch wohl kein Unrecht thun? Er wird mirs gewiſs nicht übel nehmen.

„Übel nehmen? O gewiſs nicht, Perisadeh. Im Gegentheil, er wird es sehr gut aufnehmen, wenn du ihm so ein Kompliment machst. Aber so bald du Ernst daraus machen wolltest, würdest du dich schlecht dabey befinden. Ein Sultan ist freylich ein Mensch, aber, so wie versteinertes Holz Holz ist, ein versteinerter Mensch, an dem du dich häſslich zerstoſsen würdest, wenn du mit ihm wie mit einem Wesen deiner Art umgehen wolltest.“

Hast du nicht bemerkt, wie freundlich er mit unserm kleinen Malek spielte?

„Das hätt' er auch gethan, wenn es ein Äffchen gewesen wäre.“

Aber was könnte ihn bewegen, deine Freundschaft zu suchen, wenn es ihm nicht Ernst damit wäre?

„Freylich glaubt er selbst daſs es ihm Ernst damit sey. Er hat wahrscheinlich irgend ein Anliegen das ihn drückt; er bedarf eines Vertrauten, in dessen Busen er sich erleichtern kann, eines Rathgebers, vielleicht eines Unterhändlers. Die Sultane, liebe Perisadeh, haben, wie wir andere Menschen, ihre schwachen Augenblicke, worin sie sich nicht selber helfen können; und dann scheinen sie so gut, so geschmeidig und zutraulich, so geneigt Rath anzunehmen und sich helfen zu lassen! Aber rathe ihnen nur was andres, als sie von dir zu hören wünschen; gleich hat die Vertraulichkeit ein Ende, und sie werden dir begegnen als ob du einen Hochverrath an ihnen begangen hättest.“

Das mag wohl mit den meisten Menschen so seyn, lieber Danischmend.

„Gewiſs! nur daſs die Sultanschaft einen groſsen Unterschied macht, und daſs der plötzliche Übergang aus der gröſsten Wärme in die äuſserste Kälte, welchem unser einer bey ihnen ausgesetzt ist, gerade das ist, was ich nicht wohl ertragen kann. Mit Einem Worte, Perisadeh: Schach-Gebal glaubt, er wünsche sich einen Freund; aber es ist bloſse Selbsttäuschung; er will nur einen Schmeichler. Freylich einen Schmeichler, der sich die Larve der Freundschaft so geschickt anzupassen weiſs, daſs man sie für sein eigenes Gesicht hält; und dazu taugt nun einmahl niemand weniger als ich: denn es ist mir eben so unmöglich, im Ernst gegen mein Gefühl zu reden, als an einem Spinnefaden in den Mond zu steigen. — Was würdest du mir also unter solchen Umständen rathen?“

Du kennst den Sultan besser als ich —

„Billig sollt' ich: wenigstens hab' ich ein hübsches Lehrgeld für dieses Stück meiner Weltkenntniſs gegeben! — Aber ich muſs dich etwas fragen, Perisadeh. Kannst du, im Angesicht eines glänzenden Glückes, wonach ich bloſs die Hand auszustrecken brauchte, zufrieden seyn, lebenslänglich so arm zu bleiben als wir itzt sind? Kannst du, ohne daſs du dir selbst die geringste Gewalt anthun muſst, zufrieden mit mir seyn, wenn ich, um vielleicht nur auf wenige Tage Schach-Gebals Freund auf meine eigene Weise zu seyn, alle Gnaden, die er mir anbieten wird, ausschlage?“

Wenn es zu deiner Gemüthsruhe nöthig ist, ja!

„Aber deine Ruhe ist mir noch lieber als die meinige. Sprich nach deinem innersten Gefühl, Perisadeh! Fühlst du dich in dieser armen Hütte glücklich genug, um kein gröſseres Glück zu wünschen?“

Wenn ich einen Wunsch haben könnte, Danischmend, so wär' es für dich und meine

Kinder. Ich gestehe dir, seit diesem unverhofften Besuch des Sultans muſste mir doch wohl der Gedanke kommen, daſs ein Mann wie du nicht zum Körbchenmacher geboren sey.

„Kennest du also ein gröſseres Gut für einen Mann von meiner Sinnesart, als Unabhängigkeit, Zufriedenheit mit sich selbst, und reinen Lebensgenuſs im Schooſse der Seinigen?"

Nein, Danischmend, ich kenne für dich und mich keines, das neben diesen Gütern nur genannt zu werden verdiente, als — das Vergnügen, mehr als unsre eigene Nothdurft zu haben, um die Noth andrer Menschen erleichtern zu können. Aber wozu alle diese Fragen, lieber Mann? Du solltest doch deine Perisadeh kennen! Hast du mich jemahls nur eine Minute lang über die Veränderung in unsern Umständen traurig oder kleinmüthig gesehen? Bist du mir nicht Alles? Hab' ich jemahls einen andern Wunsch gehabt, so bald ich den Wunsch deines Herzens wuſste? Mach' es mit dem Sultan wie du es am besten findest; folge deinem Herzen, ohne Rücksicht auf mich zu nehmen, die, in noch weit geringern

Umständen als die unsrigen sind, sich mit dir für die glücklichste der Weiber halten würde.

„Vergieb mir Perisadeh, sagte Danischmend, indem er ihre Stirne küſste; weiſs ich nicht längst daſs du ein Engel von einem Weibe bist? — Höre also, wie ichs mit dem Sultan zu halten gedenke. Von allen Pflichten der Freundschaft ist nur eine einzige die ich ihm erweisen kann, und diese ist: ihm über alles, was er mich fragen wird, die reine Wahrheit zu sagen. Aber damit ich das könne, muſs er wissen, daſs ich unerschütterlich entschlossen sey, was ich bin zu bleiben, und sogar meinen nothdürftigen Unterhalt bloſs durch meiner Hände Arbeit zu gewinnen. Dieſs allein stellt eine Art von Gleichheit zwischen uns her, und macht es vielleicht möglich, daſs ich ihm selbst und andern nützlich seyn kann. Auf diese Art bleibt das Verhältniſs zwischen ihm und mir wenigstens auf meiner Seite rein, und ich gewinne dadurch, daſs er immer von zwey Dingen völlig gewiſs seyn wird: daſs ich ohne alle Nebenabsichten mit ihm umgehe, und daſs er alle Hoffnung aufgeben muſs, mich durch irgend eine Art von Bestechung zu einer strafbaren Nachsicht zu verleiten. Kurz, ich will sein Freund seyn, so lang' er will; aber ich bleibe in meiner Bauerhütte, und mache Körbe. Dieſs war ein Punkt, der ein- für allemahl zwischen uns beiden ausgemacht seyn muſste, meine Liebe; und nun wollen wir uns ruhig schlafen legen, und kommen lassen was kommen will.“

---

44. KAPITEL.

Schach-Gebal entdeckt Danischmenden sein geheimes Anliegen.

Am folgenden Tage jagte Schach-Gebal in dem Gehölze, an welchem Danischmends Wohnung lag, und es währte nicht lange, so lieſs er ihn zu sich rufen, und besprach sich über eine Stunde von allerley unerheblichen Gegenständen mit ihm.

Danischmend hatte die Art und Weise, wie sich der Sultan seines neuen Freundes zu versichern suchen würde, richtig vorher gesehen. Schach-Gebal stellte ihm vor, wie er unmöglich zugeben könne, daſs ein Mann, der sein Itimadulet gewesen sey, und den er nun als seinen Freund betrachte, sich in einer Bauerhütte mit der Korbmacherey behelfe. Er drang darauf, daſs er entweder eine anständige Wohnung nahe am königlichen Palaste beziehen, oder wenigstens ein nicht weit von der Stadt gelegenes Lustschloſs mit allem Zubehör, als einen Ersatz dessen was er in dem letzten Kriege verloren habe, annehmen sollte. Aber

Danischmend bat sich zur ersten und letzten Gnade aus, alle Gnaden dieser Art ausschlagen zu dürfen. Er habe, sagte er, ein feierliches Gelübde gethan, sich dem Neide der Menschen nicht wieder auszusetzen; seine dermahlige Lebensart sey mehr die Sache seiner freyen Wahl als der Nothwendigkeit; er befinde sich wohl dabey, und eine jede andere würde ihn entweder elend oder doch weniger glücklich machen als er sey: kurz, er bestand so hartnäckig auf seinem Entschluſs, daſs Schach-Gebal endlich der Grille seines Freundes (wie ers nannte) nachgab; doch nicht eher als bis ihm Danischmend versprach, so bald er seiner itzigen Lage überdrüssig oder irgend eines Dinges bedürftig seyn würde, ihm einen Wink davon zu geben. Und so schieden sie wieder von einander, mit der Abrede, daſs Danischmend sich in der nächsten Nacht vor einer Hinterpforte der Gärten des Serai einfinden sollte, wo ein Hauptmann von der Wache Befehl haben würde, ihn weiter zu begleiten, und durch eine geheime Thür in das Kabinet Seiner Hoheit zu bringen.

Danischmend fand sich, nicht ohne Verwunderung, was diese geheimniſsvolle Einführung zu bedeuten habe, um die bestimmte Stunde an Ort und Stelle ein, und wurde von dem Befehlshaber der Wache durch die Gärten bis an eine geheime Thür des Palasts gebracht, wo eben derselbe Kämmerling, der den Sultan bey seinem nächtlichen Besuch begleitete, ihn in Empfang nahm, und durch eine verborgene Treppe in das Kabinet Seiner Hoheit führte.

Schach-Gebal lag auf dem Sofa, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, und schien Danischmenden eine gute Weile nicht gewahr zu werden. Endlich trat dieser ein paar Schritte näher, und der Sultan schaute auf. Aha, Danischmend, bist du's? rief er: mich freut dich wieder hier zu sehen. Laſs alles Vergangene auf ewig vergessen seyn, und bilde dir ein daſs du um vierzehn Jahre in meiner Freundschaft vorgerückt seyest.

Sire, antwortete Danischmend, mein Gedächtniſs ist von einer so gefälligen Art, daſs es alles Unangenehme durchfallen läſst, und mich nur der unverdienten Huld erinnert, wovon Ihre Hoheit mir so viele Beweise zu geben geruhet haben.

„Keine Komplimente, Freund Danischmend! Laſs dich auf diese Polster nieder und höre mich an!“

Danischmend gehorchte, und erwartete stillschweigend was er hören sollte.

Danischmend, fing der Sultan nach einer langen Stille mit einem tiefen Seufzer an, ich bin nicht glücklich!

Seine Hoheit sagten zwar mit diesem offenherzigen Bekenntniſs ihrem Freunde nichts Neues; aber der Ursachen, warum ein Sultan nicht glücklich ist, sind so viele, daſs kein Wunder war, wenn Danischmend mit seinen Gedanken eher auf jede andere als die wahre Ursache eines so gewöhnlichen Ereignisses traf.

Du wirst dich wundern, fuhr der Sultan fort, wenn ich dir sage, daſs ich über funfzig Jahre alt geworden bin, ohne mitten in einem Harem von den auserlesensten Weibern Europens und Asiens jemahls erfahren zu haben was Liebe ist.

Ich würde mich eher über das Gegentheil wundern, dachte Danischmend: aber, da er sich vorgenommen hatte seine Zunge in strenger Zucht zu halten, so glotzte er den Sultan aus zwey groſsen Augen an, und — schwieg.

„Aber was wirst du sagen, wenn du hörest, daſs mich dieses Unglück, welchem ich bereits auf immer entgangen zu seyn glaubte, noch in meinem zwey und funfzigsten Jahre treffen muſste?“

Ich sage, versetzte Danischmend, es wäre noch immer nicht zu spät, wenn diese Liebe den Sultan meinen Herrn glücklich machte, wie man billig erwarten sollte, da sie alle Reitze der Neuheit für ihn hat.

„Scherze nicht, Danischmend! die Sache ist ernsthafter als du denkst — denn, wie seltsam es dir auch vorkommen mag, diese Leidenschaft macht mich zum unglücklichsten aller Menschen.“

Unglücklich? rief Danischmend mit einem Erstaunen aus, welches der Sultan, wenn er Lust hatte, für ein sehr schmeichelhaftes Kompliment aufnehmen konnte.

„Du bist der erste, dem ich dieses demüthigende Geständniſs thue, und mit Scham und Verachtung gegen mich selbst thun würde, wenn der Gegenstand meiner Liebe nicht das schönste, reitzvolleste und vollkommenste aller irdischen Wesen wäre.“

Danischmend erblaſste; denn er konnte sich im ersten Augenblick nur Eine Person denken, welcher diese Beywörter zukämen. Das wär' ein verzweifelter Streich, dacht' er. Doch, es ist unmöglich! Er hat sie ja nur beym Mondlicht und in einen doppelten Schleier eingehüllt gesehen!

Wo bist du mit deinen Gedanken? sagte der Sultan, der seine Zerstreuung merkte, ohne die Ursache zu errathen. Merke auf! du wirst eine sonderbare Geschichte hören. — Es mögen ungefähr dritthalb Jahre seyn, als eines Morgens, kurz zuvor eh' ich den Divan zu verlassen pflege, aus der Menge Volks, die um die Schranken gedrängt stand, eine Frau hervor trat, die beym ersten Anblick meine ganze Aufmerksamkeit erregte. Sie war sehr einfach aber edel gekleidet, und ein dreyfacher Schleier verhüllte ihr Gesicht; aber ihre Gestalt und die anmuthsvolle Würde ihres Gangs und ihrer Bewegungen schien allen, die sie sahen, Ehrfurcht einzuflöſsen. Ich winkte daſs man ihr Platz machen sollte, und sie schritt schneller durch die Reihen der versammelten Omra's und Wessire heran, sank an der untersten Stufe des Thrones auf die Knie, und lieſs mich eine Silberstimme hören, deren Zauberklang einen Sterbenden ins Leben zurück gerufen hätte. Sie flehte um Gerechtigkeit und Schutz; aber ihre Klage, sagte sie, sey von einer solchen Beschaffenheit, daſs sie nur mir allein entdeckt werden könne. Ich winkte dem obersten der Kämmerlinge sie in mein Kabinet zu führen, und entlieſs bald darauf den Divan, voller Ungeduld zu hören, was die bewundernswürdige Unbekannte für eine Klage zu führen haben könne, die sie nur mir allein entdecken wolle.

Als ich in das Zimmer trat, wollte sie sich abermahl vor mir niederwerfen: aber ich faſste sie auf, lieſs sie Platz auf dem Sofa nehmen, und setzte mich ihr in einer ungewohnten Unruhe und Erwartung gegen über.

Wer bist du? fragt' ich sie in einem Tone der ihr Muth machen muſste, und was für ein Anliegen kann eine Person, wie Du zu seyn scheinst, hierher geführt haben?

„Monarch der Welt, fing sie mit ihrer Zauberstimme an, mein Nahme ist Aruja, und ich bin die Ehefrau des Kaufmanns Sadik, der noch vor kurzem von einem groſsen Vermögen auf einem edeln Fuſse lebte, aber durch eine Reihe schnell auf einander folgender Unglücksfälle dahin gebracht wurde, alle seine Güter zu verkaufen um seine Gläubiger befriedigen zu können. Wir fanden uns durch diesen plötzlichen Umsturz unsers Glückes zu einer Armuth herunter gebracht, die an Dürftigkeit grenzte, und dem guten Sadik, der mich wie seine Augen liebt, zehnmahl unerträglicher war, weil er auch mich in diesen Abgrund mit sich hinein gezogen hatte. Der Kummer überwältigte die Stärke seines Temperaments, und warf ihn endlich auſs Krankenlager, während ich alle meine Kräfte anstrengte, ihm Muth einzusprechen, und seinen Zustand zu erleichtern.

„Das Wenige, was wir aus den Trümmern unsers Wohlstandes gerettet hatten, war beynahe aufgezehrt, als sich Sadik erinnerte, daſs er vor vielen Jahren einem seiner damahligen Freunde, der seitdem ein groſses Glück gemacht hat, mit tausend Bahams aus einer dringenden Verlegenheit geholfen hatte. Beide hatten inzwischen vergessen, dieser aus Geitz seine Schuld wieder zu erstatten, jener aus Edelmuth sie zu fordern. Aber endlich sah sich Sadik durch unsre Noth, die auſs äuſserste gestiegen war, zu dem unangenehmen Schritt gezwungen, den vergeſslichen Massud seiner Schuldigkeit zu erinnern. Geh Aruja, sagte er zu mir, so schwer es mir auch wird dir einen solchen Gang zuzumuthen, geh und schäme dich nicht dem Undankbaren unsre Umstände vorzustellen, und versuche ob du ihn bewegen kannst, wenigstens aus Mitleiden gerecht zu seyn. — Ich gehorchte ohne Widerrede; aber der Erfolg betrog unsre Hoffnung auf eine sehr grausame Weise. Der Niederträchtige läugnete die Schuld mit frecher Stirne: und doch, sagte er, aus Mitleiden mit dir, schöne Aruja, die unter den Verschwendungen des alten Sadik so unbillig leiden muſs, will ich noch mehr thun als er fordert, wenn du gütig genug seyn willst auch mit **mir** Mitleiden zu haben — Und nun setzte der Unverschämte auf seine beleidigende Freygebigkeit einen Preis, dessen leiseste Erwähnung mein Herz empörte und mit Abscheu vor dem Elenden erfüllte.

„Es wäre mir unmöglich, (fuhr Aruja in ihrer Erzählung fort) den Schmerz und die Verzweiflung zu beschreiben, worein der unglückliche Sadik versank, als ich mit leerer Hand wieder kam, und ihm von dem schlechten Erfolg meines Besuchs bey seinem treulosen Freunde Bericht erstattete. Mit vieler Mühe glückte mirs endlich, ihn durch den Vorschlag wieder aufzurichten, daſs ich auf der Stelle zum **Kadi** gehen, und den Schutz der Gesetze gegen den Niederträchtigen anflehen wollte. Gehe, meine Liebe, sprach er, und der Himmel gebe seinen Segen zu deinem Vorhaben! Ganz gewiſs wird der Kadi, diese Fackel der Gerechtigkeit, die der Sultan unser gebietender Herr den geraden Weg des Rechts und die krummen und finstern Pfade des Unrechts zu beleuchten aufgestellt hat, von der Gerechtigkeit unsrer Sache aus deinem Munde überzeugt werden, und uns ohne Verzug zu dem

Unsrigen verhelfen. — Das gebe der Profet! sagte ich, und eilte noch an demselben Morgen, meine Klage bey dem Kadi anzubringen. Aber — wie werde ich vor dem König der Könige Glauben finden, wenn ich ihm sage, daſs dieser ungerechte Richter, nachdem er mir eine Menge kahler Einwendungen gegen die Gültigkeit meiner Klage gemacht hatte, zuletzt keinen geringern Preis als Massud von mir forderte, wenn er meinem Manne zu seinem Rechte verhelfen sollte?

„Im Übermaſs meines Zornes antwortete ich dem schändlichen Graubart mit Verwünschungen, die ihn rasend machten: er erkühnte sich Hand an mich zu legen; aber ich stieſs ihn zu Boden, und kehrte athemlos vor Schmerz und Wuth zu dem armen Sadik zurück, der, noch eh' ich die Lippen öffnete, in der Wildheit meiner Blicke die ganze Geschichte las, die ich ihm zu erzählen hatte.

„Wir brachten nun den Rest des Tages und eine lange jammervolle Nacht mit vergeblichen Klagen über unser Unglück und die Bosheit der Menschen zu; aber mit der Wiederkehr des Tages sammelte sich auch mein Muth wieder, und ich sagte zu meinem Manne: Laſs uns noch nicht verzweifeln, Sadik! Dein undankbarer Schuldner und der ungerechte Kadi haben einen Höhern über sich: ich will, so bald die Audienzstunde ausgerufen wird, zum Statthalter gehen, und ihm den ganzen Handel entdecken; ich bin gewiſs, daſs er, von gerechtem Unwillen durchdrungen, uns gegen diese Lasterhaften in seinen Schutz nehmen wird. — Sadik lobte meinen Einfall, und schien neues Leben aus dem Muthe, den ich ihn sehen lieſs, zu schöpfen.

„Ich begab mich also zum Statthalter, und trug ihm unsre Noth, Sadiks gerechte Forderung an Massud, seine Weigerung, und die schändliche Bedingung, welche er und der Kadi auf die Gewährung meines Gesuchs gesetzt hatten, vor. Er schien von unsern traurigen Umständen gerührt zu seyn; aber er stellte sich als ob er nicht glauben könne, was ich ihm von Massud und dem Kadi gesagt hatte. Nein, rief er, es ist unglaublich, daſs ein so angesehener Kaufmann wie Massud, ein so ehrwürdiger alter Mann wie der Kadi, solcher Vergehungen schuldig seyn sollten!

„Dieser verstellte Unglaube brachte mich auſser mir; ich betheuerte ihm die Wahrheit meiner Anklage in den stärksten Ausdrücken, und, indem ich ihn mit gerungnen Händen beschwor sich unser anzunehmen, flog mein Schleier zurück. Itzt schien der Statthalter plötzlich in eine andre Person verwandelt zu seyn. Ah! rief er, nun zweifle ich keinen Augenblick länger an der Wahrheit deiner Erzählung, schönste Aruja; aber ich höre auch auf, die Unglücklichen, die du anklagst, so strafbar zu finden. Wir sind nur Menschen; auch der Gerechteste kann versucht werden, und muſs unterliegen, wo die Versuchung so stark ist wie hier! Und nun ergoſs er sich in übertriebene Lobsprüche meiner Reitzungen, die ich eben so wenig wiederhohlen kann, als ich mich alles dessen erinnern mag, was ich anhören muſste, da er keine Schmeicheleyen, keine Bitten, keine Versprechungen sparte, um mich von der heftigen Gluth zu überzeugen, die meine Augen in seinem Herzen angezündet haben sollten. Nicht nur tausend, zehen tausend und zweymahl zehen tausend Bahams, schwor er, sey er bereit darum zu geben, wenn ich ihm das Versprechen, seine Liebe zu mir — nicht zu erwiedern, nur zu dulden, mit einem einzigen Kusse bestätigen wollte.“

Hier unterbrach Schach-Gebal die Erzählung, die er Danischmenden aus dem Munde der schönen Aruja zu machen angefangen hatte.

Du wirst, sagte er, vielleicht schon selber die Bemerkung gemacht haben, Danischmend, daſs ich die Erzählung meiner reitzenden Supplikantin sehr zusammen ziehe, und eine Menge kleiner Züge und Pinselstriche weglasse, womit sie ihren Darstellungen das wärmste Leben zu geben wuſste. Ich hätte ihr Tage lang zuhören können; und da sie dieſs ohne Zweifel gewahr wurde, so schien sie um so weniger auf Abkürzung ihrer Erzählung bedacht zu seyn, weil ihr alles daran gelegen war, den verlangten Eindruck auf mich zu machen. Allein dieser Zweck fällt bey dir weg, und eine einzige Minute, worin du sie selbst sehen und hören wirst, wird unendlich mehr Wirkung thun, als die ausgeführteste Schilderung von einem so wenig geübten Pinsel als der meinige. Ich schlüpfe also über den Rest des Vortrags den sie mir machte desto schneller weg, und begnüge mich dir kurz zu sagen: daſs sie, wie du nicht zweifeln wirst, die Anträge des Statthalters mit dem entschiedensten Ernst und Unwillen verwarf, und sich so bald als möglich aus seinem Palast entfernte.

Ich verschone dich mit der Beschreibung des trostlosen Zustandes, worin das unglückliche Ehepaar einige Tage schmachtete, bis der alte Sadik endlich, wie durch Inspirazion, auf den Gedanken kam, daſs Aruja noch das letzte Rettungsmittel versuchen, und sich mit ihrem Anliegen unmittelbar an mich selbst wenden sollte. Hier gestand sie mir mit der liebenswürdigsten Naivität, daſs sie, durch ihre bisherigen Erfahrungen verschüchtert, sehr schwer daran gegangen sey ein so groſses Wagestück zu unternehmen: aber Sadik (sagte sie) hätte ihr durch die Vorstellung des guten Rufs, worin der Sultan sowohl im Punkt der Gerechtigkeitspflege als seiner Achtung gegen tugendhafte Weiber stehe, Muth gemacht; und die Geduld, (setzte sie hinzu) womit ich sie angehört hätte, flöſse ihr das Vertrauen ein, daſs der redliche Sadik sich in seinem fast religiösen Glauben an die Tugenden seines Oberherren nicht getäuscht haben könne.

Als Aruja mit diesem Kompliment, wodurch sie auf eine so feine Art meine eigene Ehre zum Sachwalter und Beschützer der ihrigen gegen mich selbst machte, ihren Vortrag geendigt hatte, sagte ich nach einer kleinen Pause zu ihr: Schöne und tugendhafte Aruja, deine Erzählung hat mich mehr als hinlänglich überzeugt, daſs dem guten Sadik Gerechtigkeit und Mitleiden, Dir Bewunderung, und den Männern, über welche du Klage führst, eine scharfe Züchtigung gebührt. Du siehest mich hier bereit, jedem von euch das Seine zu geben. Massud soll deinem Manne bezahlen was er ihm schuldig ist, und ich lege doppelt so viel aus meinem eigenen Schatze hinzu, um die Unbilden, die er vom Glück erlitten hat, in etwas zu vergüten. Aber damit dem Kadi und meinem Statthalter durch die scharfe Züchtigung, welche sie verdient zu haben scheinen, nicht zu viel geschehe, ist es unumgänglich nöthig, daſs ich wisse, ob und in welchem Maſse sie allenfalls an einige Milderung der Strafe ihres Verbrechens Anspruch machen können. In dieser Rücksicht, und da sie sich unfehlbar auf die Gröſse der Gefahr berufen werden, muſs ich dich bitten, schöne Aruja, mir die Gunst freywillig zu erzeigen, die der bloſse Zufall meinem unglücklichen Statthalter zu Theil werden lieſs, und diesen Schleier zurück zu schlagen, der mir deinen Anblick entzieht; die einzige Belohnung, die ich für das, was ich für deinen Mann zu thun gesonnen bin, von deiner Gefälligkeit erwarte.

Das tugendhafte Weib schien einige Augenblicke ungewiſs was sie thun dürfte: aber Dankbarkeit und ein Zutrauen, wodurch sie mich in der That bey meiner schwachen Seite nahm, überwogen ihre Bedenklichkeiten. Wo, sagte sie, indem sie ihren Schleier mit dem sittsamsten Anstande zurück legte, wo könnte die Unschuld eines jungen Weibes, das nichts als seiner Pflicht getreu bleiben will, sicherer seyn, als unter den beschirmenden Augen des groſsen Monarchen, in welchem mehr als hundert Völker ihren schützenden Genius verehren? Möchte er in diesem ungeschminkten Gesicht das tiefe Gefühl der kindlichen Ehrfurcht und der Dankbarkeit lesen, wovon meine Seele für den erhabenen Stellvertreter der Gottheit durchdrungen ist!

Schreib es bloſs dem mächtigen Eindruck des schönen Klangs ihrer Zauberstimme zu, Danischmend, daſs ich dir diese ihre eigensten Worte wiederhohlen kann: denn das Gefühl, das mich beym Anschauen ihrer himmlischen Schönheit durchschauerte, löschte auf einmahl jedes andere aus, und lieſs mich weder zur Sprache noch zu Athem kommen. Ach mein Freund! wollte Gott, ich hätte den unseligen Gedanken nie gehabt, sie ohne Schleier sehen zu wollen! Wie viel quälende Schmerzen, welche schwere und fruchtlose Kämpfe, wie viel Tage ohne Ruhe und Nächte ohne Schlaf hätt' ich mir dadurch erspart! — Doch, wozu dieser vergebliche Wunsch? — Höre also den Verfolg meiner Geschichte mit der schönen und tugendhaften Aruja.

Das herrliche Weib blieb eine kleine Weile unverschleiert mit gesenkten Augenliedern sitzen. Aber auf einmahl stand sie auf, dankte mir, mehr durch den ganzen Ausdruck ihres seelenvollen Gesichtes als mit Worten, dafür — daſs ich meine Schuldigkeit gethan hatte, und entfernte sich so schleunig, daſs es einige

Augenblicke hernach nicht schwer gewesen wäre mich zu bereden, sie sey nicht auf ihren Füſsen fortgegangen, sondern, wie es einer solchen Engelserscheinung zukam, plötzlich aus meinen Augen weggeschwunden.

Eine Einbildungskraft wie die deinige, Danischmend, bedarf (nach allem was du schon gehört hast) keiner umständlichern Schilderung des Gemüthszustandes, worin die schöne Aruja mich zurück lieſs. Genug, seit diesem Augenblicke steht ihre Gestalt mit allen ihren Reitzen so lebendig vor mir, daſs ich eher mir selbst als diesem allzu liebenswürdigen Gespenst entfliehen könnte. Es verfolgt mich überall, in den Divan, in die Moskee, auf die Jagd, in die einsamsten Lauben meiner Gärten. Ich habe alles versucht es aus meinen Augen und aus meinem Herzen zu verbannen, Geschäfte, Zerstreuungen, Vergnügungen; alles vergebens! Ich habe sogar, wie ich befürchte, den Krieg, der dich wieder in diese Gegend trieb, bloſs aus Bedürfniſs, meinem Ingrimm Luft zu machen, angefangen. Die Zeit, die sonst so viel über unsre Leidenschaften vermag, kann dieser allein nichts anhaben; im Gegentheil, mit jedem Morgen steht Aruja's Bild frischer, wärmer und glänzender vor meinen Augen — Kurz, mein Freund, ich fühle daſs ich nicht länger ohne sie leben kann.

Das verhüte der Himmel! fuhr Danischmend ein wenig rascher heraus als sich geziemte.

Höre, Danischmend, sagte der Sultan mit einem Blicke, der ihn schnell zum gebührenden Gefühl ihres wahren Verhältnisses zurück rief: ich erwarte Hülfe von deiner Freundschaft. Wenn du Zauberworte kennest, die eine solche Wunde heilen können, so laſs hören! alle andere verbitte ich! Keine Filosofien, keine schönen Sprüche, Danischmend, Hülfe erwart' ich von meinem Freunde.

Danischmend seufzte. Darf ich den Sultan meinen Herren fragen, ob Aruja etwas von der Leidenschaft weiſs, die sie das Unglück gehabt hat ihrem erhabenen Retter einzuflöſsen?

„Wunderlicher Mensch! wie kannst du dir einbilden, daſs ich eine solche Liebe so lange vor ihr hätte verbergen können?"

Und wie benahm sie sich dabey?

„So, daſs ich sie noch mehr bewundern, noch heftiger lieben muſste; wiewohl ich nichts dabey gewann, als die Gewiſsheit unglücklich zu bleiben — da es mir unmöglich ist, mich zu Mitteln zu entschlieſsen, die meiner und ihrer unwürdig sind."

Heil dem großen Monarchen von Indien für diese ewig preiswürdige Unmöglichkeit!

„Singe mir noch kein Triumflied, Danischmend! Es giebt Stunden, wo ich mich selbst hasse, mich dafür zermalmen und vernichten möchte, daſs ich so schwach bin eine hoffnungslose Leidenschaft nicht bezwingen zu können, und doch nicht Muth genug habe sie zu befriedigen, es koste auch was es wolle. Wie oft hab' ich mich schon verwünscht, daſs ich durch die allzu hastige Bestrafung des Kadi und des Statthalters mich selbst in die Unmöglichkeit gesetzt habe, zu versuchen ob ich nicht vielleicht glücklicher bey Aruja seyn könnte als sie! Der öffentliche Ruf von meiner Gerechtigkeit, der sonst mein Stolz war, ist mir lästig, weil er mir verhaſste Schranken setzt, die ich nicht durchbrechen kann, ohne ihn auf ewig zu verlieren. Und doch — was ist die Meinung des unverständigen Haufens, die wie ein Rohr von jedem Lüftchen hin und her bewegt wird? dem Scheinverdienst so oft die Ehre giebt, die sie dem wahren versagt? heute mit Füſsen tritt was sie gestern anbetete? Was ist Ruf und Beyfall des Volks und Nachruhm gegen —

— die Stimme Gottes in unserm eigenen Busen, fiel Danischmend ein, die uns Beyfall zuruft, wenn wir gerecht, edel und groſs handeln?

„Auch dieſs fühl' ich in ruhigern Augenblicken, Danischmend! — Aber freylich hast Du nie erfahren, wie einem, der gewohnt ist alles zu können und alles zu dürfen, zu Muthe ist, wenn er einen Wunsch unbefriedigt lassen soll, dessen Gewährung er mit einem Königreich nicht zu theuer erkauft zu haben glauben würde. Aber ich bin dieses sinnlosen Kämpfens mit mir selbst müde. Sage mir nicht was ich thun soll, Danischmend! Rathe mir als ein Freund, was kann ich thun?"

Dieſs war im Grund eine seltsame Zumuthung von Seiner Hoheit. Aber der gutherzige Danischmend fühlte sich von dem Zustande des armen Sultans gerührt. Er rechnete ihm den langen Kampf mit sich selbst zu keinem kleinen Verdienst an, und wünschte daſs sich irgend ein gelindes und unschädliches Mittel, wie ihm geholfen werden könnte, ausfündig machen lieſse. — Darf ich noch eine Frage thun, Sire? sprach er: Ihre Hoheit erwähnten vorhin, Aruja wisse —

„Sie, und der alte Sadik und mein Kämmerling Kerim sind die einzigen, die um mein Geheimniſs wissen, Danischmend. Ich merke was du fragen willst. Höre also an! Nachdem ich lange Zeit vergebens die Ketten zu zerreiſsen versucht hatte, die mein Leben an dieses herrlichste aller Weiber fesseln, entschloſs ich mich endlich, Kerim heimlich an sie zu schicken, der ihr das Geheimniſs meiner Seele enthüllen, und ihr sagen sollte, daſs mein ganzes Glück und das Glück von Indostan in ihren Händen sey, und daſs ich ihr Vollmacht gebe, mir jede Bedingung vorzuschreiben, die sie zu ihrer eigenen Beruhigung nöthig finden möchte. Aber ich besorge, daſs der Sklave sich entweder ungeschickt dabey benahm, oder daſs er vielleicht heimlich von Nurmahal bestochen ist, die, wiewohl sie keine Hoffnung haben kann mein Herz wieder zu gewinnen, wenigstens keine andere im Besitz desselben sehen will. Genug, er brachte mir die Antwort: daſs Aruja alle seine Anträge ausgeschlagen und sich erklärt habe, lieber jeden Tod zu leiden, als Wünsche die ihrer Pflicht zuwider wären anzuhören, geschweige zu begünstigen."

Danischmend sann eine Weile nach. Sagten Ihre Hoheit nicht, fing er wieder an, daſs Sadik ein bejahrter Mann und Aruja noch ein sehr junges Weib sey?

„Sie kann kaum über zwanzig Jahre haben, erwiederte der Sultan, und Sadik könnte vielleicht ihren Groſsvater vorstellen."

So findet wenigstens auf Aruja's Seite keine Leidenschaft Statt, die wir zu bekämpfen hätten. Bloſs das Gefühl ihrer Pflicht ist uns entgegen; und dieſs würde gehoben, wenn Sadik bewogen werden könnte, ihr einen Scheidebrief zu geben.

„Laſs dich umarmen, Danischmend mein Freund! — Unbegreiflich, daſs mir ein so simples Mittel nicht längst in den Sinn kam! Es muſs mir schlechterdings unmöglich vorgekommen seyn, daſs ein Mensch einen solchen Schatz besitzen, und sich dessen um irgend einen Preis selbst sollte berauben können.“

In Sadiks Jahren ist Liebe selten die herrschende Leidenschaft, sagte Danischmend.

„Wenigstens müssen wir die Probe mit ihm machen. Nimm die Sache auf dich, Danischmend! Gieb mir diesen Beweis deiner Freundschaft! Geh so bald als möglich zu dem Alten, geh ihm mit deiner ganzen Beredsamkeit zu Leibe, biet ihm alles was die Augen eines Privatmannes blenden kann — Ich gebe dir unbeschränkte Vollmacht — Gold so viel er will, eine Statthalterschaft, eine ganze Provinz! was er nur fordern und der Sultan von Indien bewilligen kann! Aruja ist um keinen Preis zu theuer. Und daſs sie nur als erste Sultanin in meinen Harem einziehen soll, versteht sich von selbst."

Danischmend versprach dem Sultan sein möglichstes zu thun; aber das Herz pochte ihm so stark dabey, als ob es ihm weissage, daſs es mit dieser Unterhandlung nicht so ablaufen werde, wie er dem Monarchen aus bloſser Gutherzigkeit geschmeichelt hatte.

---

45. KAPITEL.

Wie Danischmend seinen Auftrag an Sadik ausrichtet und was daraus erfolgt.

Perisadeh war eben aus dem ersten Schlaf erwacht, als der zurück gekommene Danischmend seinen gewohnten Platz an ihrer Seite einnahm. Da er kein Geheimniſs vor ihr hatte, weil er nichts ohne ihren Rath unternahm, so entdeckte er ihr, was bey dieser nächtlichen Zusammenkunft zwischen ihm und dem Sultan verhandelt worden war, und den Auftrag, womit er sich von Seiner Hoheit habe beladen lassen.

Wenn Aruja gesinnt ist wie ich, sagte Perisadeh, so wirst du wenig Freude von deiner Sendung haben, lieber Danischmend.

Gerade so viel, antwortete er, als ich haben werde wenn Sadik gesinnt ist wie ich: oder vielmehr, ich würde eine sehr groſse Freude haben, wenn dieses Ehepaar, der Ungleichheit ihrer Jahre zu Trotz, edel und zärtlich genug wäre, die blendenden Anträge, die ich ihnen zu machen habe, auszuschlagen. Aber, ob sie das sind, das ist die Frage, und das wird sich nun zeigen.

Ob es auch wohl so ganz recht ist, die guten Leute auf eine solche Probe zu stellen? sagte Perisadeh mit etwas leiserer Stimme.

„Warum nicht? versetzte Danischmend. Das was auf dem Spiele liegt, ist ja nicht ihre Tugend, sondern bloſs die Frage, ob sie auf diese oder eine andere Weise glücklich seyn wollen, oder glücklicher zu seyn glauben? Sadik kann der schönen Aruja mit gutem Gewissen den Scheidebrief geben, da er sie dadurch zur ersten und glücklichsten Frau von ganz Indostan machen kann —

Zur ersten, unterbrach ihn Perisadeh, aber auch zur glücklichsten?

„Wenigstens glücklicher als sie wäre, die Frau eines Mannes zu seyn, der Gold und Ehrenstellen ihrem Besitz vorzöge.“

Aber wenn sich nun Aruja durch die Gröſse der Versuchung blenden lieſse?

„Dieſs wird und kann nicht geschehen, wenn sie eine gröſsere Befriedigung und einen reinern Selbstgenuſs darin findet, den Mann, der sie über alles liebt, so glücklich zu machen wie sie ihn machen kann, als die erste Dame im Harem des Sultans von Indien zu seyn. — Würdest Du dich etwa vor einer solchen Probe fürchten, Perisadeh, daſs du für Aruja's Standhaftigkeit so besorgt bist?“

Du scherzest, Danischmend; aber du solltest auch im Scherze nicht fähig seyn, so was zu sagen.

„Nun so sey auch Aruja's wegen ruhig, meine Liebe! Überdieſs geht mein Antrag nicht an sie. Sadik soll ihr den Scheidebrief geben, nicht sie ihm. Läſst er sich dazu bereden, so gewinnt sie augenscheinlich beym Tausche, oder — sie müſste kein Weib seyn.“

Danischmend, ich bin weder mehr noch weniger als ein Weib; aber ich würde sehr unglücklich seyn, wenn du mir einen Scheidebrief gäbest, solltest du auch Monarch von ganz Asien dadurch werden können.

„Da schlieſsest du wieder von dir auf andere, Perisadeh! — Ob du, ohne dir selbst Unrecht zu thun, diesen Schluſs machen kannst, das muſs ja die Probe erst entscheiden.

Unser Fall, meine Liebe, gehört unter die Ausnahmen. Du bist meines Herzens so gewiſs als ich des deinigen: das läſst sich vielleicht unter tausend Ehen kaum von Einer sagen; warum sollten wirs denn nicht auf eine Probe ankommen lassen, ob der alte Sadik und seine junge Frau unter die Ausnahmen oder unter den groſsen Haufen gehören?“

Und doch kommt mir die Frage immer wieder auf die Zunge: Was für ein Recht hast du, ein glückliches Paar durch eine so schwere Versuchung auf eine Probe zu stellen, die ihrer Ruhe vielleicht gefährlich werden kann; da sie hingegen, wenn sie unversucht geblieben wären, sich nicht einmahl die Möglichkeit einander untreu zu werden, hätten träumen lassen?

„Liebe Perisadeh, du hättest Recht so zu fragen, wenn es aus Muthwillen, oder bloſs um ein Experiment aus Neugier zu machen, geschähe: aber bedenke, daſs hier ein ganz besonderer Fall vorwaltet. Es ist um die Gemüthsruhe eines Monarchen zu thun, dessen gute oder böse Laune das Glück oder Unglück von Hundert-tausenden entscheiden kann; und der Versuch, den ich machen will, und wobey, im schlimmsten Falle, Sadik eine Statthalterschaft und Aruja den Rang einer

Sultanin von Indien zu gewinnen hat, ist das einzige Mittel, ihm vielleicht dazu zu verhelfen. Da ist doch wohl nichts zu bedenken, sollt' ich meinen?“

Perisadeh ergab sich ohne überzeugt zu seyn, und schlummerte unvermerkt in der Hoffnung ein, daſs Aruja und ihr Alter die Probe mit Ehren bestehen würden; indeſs Danischmend, der es mehr wünschte als hoffte, die Nacht mit Überlegungen zubrachte, wie er seine Unterhandlung mit dem alten Sadik einleiten wollte, damit er sich selbst, im Fall sie nicht gelänge, keinen Vorwurf zu machen hätte, das Interesse seines Herren — und Freundes nicht mit aller ihm möglichen Geschicklichkeit und Wärme besorgt zu haben.

Die Ungeduld des Sultans erlaubte keinen Aufschub. Danischmend begab sich also am folgenden Tage zu Sadik, und kündigte sich ihm als einen Mann an, der mit Aufträgen von Schach-Gebal zu ihm komme. Sadiks Erblassen bey diesen Worten schien ihm keine gute Vorbedeutung für seine Unterhandlung zu seyn: aber er lieſs sich dadurch nicht abschrecken, ihm das Ansinnen des Monarchen mit der möglichsten Schonung, und die

Beweggründe zum Gehorsam mit dem möglichsten Feuer vorzutragen.

Wiewohl er nicht vergaſs, die Vortheile, die dem Gemahl der schönen Aruja aus der erwarteten Gefälligkeit gegen die Wünsche seines Gebieters erwachsen würden, in ein verblendendes Licht zu stellen: so schien er doch den wenigsten Werth auf sie zu legen, und breitete sich desto mehr über das Verdienstliche einer so groſsmüthigen Aufopferung aus, indem er alle seine Wohlredenheit aufbot, sie ihm als eine Pflicht vorzustellen, die von der guten Art, womit sie ausgeübt würde, den vollen unbezahlbaren Werth einer freywilligen schönen That erhalte.

Sadik hörte ihn ruhig an bis er mit seiner Rede fertig war, und antwortete alsdann mit einer Gelassenheit, die dem Unterhändler noch weniger versprach, als der Schrecken, der bey Nennung des Sultans sein Gesicht mit Todesblässe überzogen hatte: Du hast Aruja nicht gesehen?

Freylich nicht, erwiederte Danischmend.

Du sollst sie sehen, fuhr jener fort, und ich bin gewiſs, ihr erster Anblick wird dir allen Muth benehmen, dem Manne, der schon sieben Jahre im Besitz eines solchen Kleinods ist, länger zuzumuthen, daſs er sich dessen freywillig begeben solle. Der Sultan könnte mir die Hälfte seines Reichs für sie bieten und hätte mir nichts geboten; denn das, was er mir geben will, würde mir zu nichts helfen, und was er von mir verlangt, ist mir unentbehrlich. Du sagst, er liebe sie und könne ohne ihren Besitz nicht glücklich seyn — Urtheile daraus, ob es der ohne sie seyn könnte, der sie wirklich besitzt. Unmöglich kann der Sultan sie lieben wie ich; unmöglich kann sie ihm seyn was sie mir ist: denn es giebt kein Gut, dessen Verlust sie mir nicht ersetzte, oder das ohne sie ein Gut für mich wäre. Also kein Wort mehr von Vergütung eines solchen Schatzes! Aruja ist über allen Preis. Verschenken könnt' ich sie, wenn sie meine Sklavin wäre; verkaufen niemahls. Gleichwohl, wenn es nur darauf ankäme, dem Sultan meinem unbeschränkten Gebieter mein eigenes Glück aufzuopfern, wie hönnt' ich es dem versagen, der alle Augenblicke über mein Leben zu gebieten hat?

Der Sultan ist gerecht, sagte Danischmend: er verabscheuet den bloſsen Gedanken, dir die schöne Aruja mit Gewalt zu entwenden. Würde sie noch in deinem Hause seyn, wenn er anders gesinnt wäre? Er bittet dich, als um den höchsten Beweis, den du ihm von deiner Zuneigung zu ihm geben kannst, sie ihm freywillig abzutreten; und eben darum, weil er den unendlichen Werth eines solchen Geschenkes fühlt, hält er sich verbunden dir eine grenzenlose Dankbarkeit dafür zu beweisen. Betrachte ihn als einen Freund, für den man alles thut, weil er hinwieder alles für uns zu thun bereit ist.

Fordre nicht mehr von mir, Bruder, sagte Sadik, als ein Mensch von einem Menschen fordern kann. Ein Freund wird nichts von mir verlangen, das mir theurer als mein Leben ist. Aber, wie gesagt, weil mein Leben dem Sultan angehört, wär' es Thorheit von mir, ihm irgend etwas, dem er nachtrachtet, streitig machen zu wollen. Höre mein letztes Wort! Aruja hat über sich selbst zu gebieten; ich kann sie nicht wider ihren Willen verstoſsen: denn unter dieser Bedingung wurde sie mein Weib. Aber ich will dich auf der Stelle zu ihr führen. Mache ihr deinen Antrag, und sie selbst soll sich, ohne mein Beyseyn, erklären, ob sie lieber dem erhabnen Sultan von Indien, oder dem armen Sadik angehören will. Ist sie es zufrieden dir in den Harem des Monarchen zu folgen, so gebe ich ihr den Scheidebrief. Nur laſs alsdann den Sultan meinen Herrn unbekümmert seyn, was aus dem geringsten seiner Sklaven werden mag!

Mit diesen Worten stand der Alte auf, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in Aruja's Zimmer. — Hier, Aruja, sprach er zu ihr, ist ein Abgesandter des Sultans unsers Gebieters an mich. Er verlangt daſs ich dir einen Scheidebrief gebe, damit dich der König der Könige zur ersten Sultanin in seinem Harem erheben könne. Du kennest mich, Aruja; aber du bist frey. Ich würde mich der Rechte, die du mir an dich gegeben hast, freywillig gegen keine Macht im Himmel noch auf Erden begeben: aber ich begebe mich ihrer gegen dich selbst. Du bist frey, Aruja; laſs dein Herz entscheiden, und denke dabey, wenn du kannst, nicht an das meinige!

Als er dieſs gesprochen hatte, begab er sich weg und lieſs Danischmenden bey Aruja allein.

Diesem hatte ihr erster Blick auf ihn sogleich das Herz abgewonnen: aber das Wunder von Schönheit, das er nach der Beschreibung des Sultans erwartete, konnt' er nicht in ihr sehen; denn Perisadeh däuchte ihn doch noch schöner; wiewohl er sich selbst gestehen muſste, daſs sie weder so blendend weiſs war, noch zu eben so schönen Gasellen-Augen so hellbraunes Haar hatte, wie er in natürlichen Ringeln um Aruja's Nacken bis unter den Gürtel herab wallen sah. Sie sind Schwestern, sprach er zu sich selbst, und des Sultans Schicksal ist entschieden!

Höre mich, Herr! sagte Aruja, nachdem sie ihn ersucht hatte auf dem Sofa Platz zu nehmen; und wenn du, wie mir dein Gesicht ankündigt, ein Herz hast, das für andre fühlen kann, so lege dem Sultan meine Antwort, ohne ihr ihre Stärke zu benehmen, mit jeder Milderung vor, die einen Ausbruch seines Unwillens über Sadik und mich verhüten kann. — Als mich Sadik wie eine sich eben entfaltende Blüthenknospe an seinen Busen steckte, schwor ich den heiligsten Schwur, ihm bis in den Tod getreu zu seyn, und, wenn ich ihn überleben sollte, keines andern zu werden. Dieses Gelübde bindet mich: aber auch, wenn es mich nicht bände, hat er es durch sein ganzes Betragen um mich verdient, daſs ich ihn nicht verlasse. Was ich ihm bin, kann ich keinem andern seyn; denn ich weiſs daſs ich ihm Alles bin, und daſs er mit mir den einzigen Trost seines Lebens verlöre. Ihm dieſs zu seyn, ist alle Glückseligkeit deren ich fähig bin. — Tausend Dinge, worauf andre

Personen meines Geschlechts einen groſsen Werth legen, haben für mich keinen Reitz — Mit Einem Wort, Herr, ich will lieber mit Sadik das Brot der Trübsal essen, lieber die Pflegerin seines heran nahenden Alters, lieber seine Krankenwärterin seyn, und Nächte durch bey ihm wachen, um ihm eine Stunde ruhigen Schlummers zu verschaffen, — als Sadik verlassen, um die Königin der Welt zu werden. Sage dieſs dem Sultan unserm Herren, und bitte ihn um Gnade für den guten Sadik, der bereit war, ihm sich selbst aufzuopfern, wenn ich nicht so fest entschlossen wäre, mein Recht an ihn nur mit meinem Leben aufzugeben.

In diesem Augenblicke trat Sadik, der alles gehört hatte, wieder herein, und ging mit Thränen des Danks und der Liebe im Auge und mit ausgebreiteten Armen auf Aruja zu, die, indem sie den dankbaren Alten schweigend an ihren Busen drückte, dem an diesem Schauspiel reiner Liebe sich weidenden Danischmend einen Blick gab, welcher alles, was sie ihm gesagt hatte, unwiderruflich bekräftigte.

Heil euch! rief er in theilnehmender Entzückung aus, und möge der Himmel, der an der Liebe der Tugendhaften Wohlgefallen hat, euch in seinen Schutz nehmen, und noch lange die Früchte dieses wonnevollen Augenblicks-genieſsen lassen! Nehmt mich als den dritten in eure Freundschaft auf. Ich wurde berufen eure Tugend auf eine schwere Probe zu stellen, und ihr wiſst nicht wie glücklich ihr mich dadurch machtet, daſs ihr sie so herrlich bestanden habt. Der Sultan wird sie, wie ich hoffe, ehren, — wiewohl seine Leidenschaft für die schöne Aruja heftig genug ist, daſs ich für eure Ruhe zittern würde, wenn er weniger gerecht und menschlich wäre als ich ihn kenne.

Ungeachtet dieser tröstlichen Versicherung konnte sich doch Danischmend, indem ihn Sadik aus Aruja's Gemach zurück führte, nicht entbrechen, noch einige Worte über die möglichen Folgen ihrer Erklärung gegen ihn fallen zu lassen. Ich kannte einst einen Winkel des Erdbodens, sagte er, wohin ich euch rathen würde zu fliehen, wenn er noch ein Sitz der Unschuld wäre, wie ers ehmahls war. Und doch kehrte sie vielleicht mit euch wieder in die einst so glücklichen Thäler von Jemal.

Von Jemal? rief Sadik: die kenne ich! eine meiner ehmahligen Reisen führte mich durch sie. Dank für diesen Wink, mein Bruder! — Gehe nun, und der Himmel schütze dich und uns vor dem Zorne des Sultans!

Sey getrost, Sadik, sagte Danischmend. Der erste Sturm fällt auf mich: ich werde ihn aushalten, und das Ungewitter wird ohne Schaden vorüber gehen.

Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit, versetzte Sadik, indem er ihm die Hand drückte: und so schieden sie von einander als Freunde, deren gegenseitige Zuneigung, wiewohl sie nur eine Stunde alt war, bereits die Stärke einer zwanzigjährigen Freundschaft gewonnen hatte.

Danischmend war mit dem Ausgang seiner Unterhandlung so innig vergnügt, daſs er, als er dem Sultan seinen Bericht erstattete, nicht daran denken konnte, die aus seinen Augen funkelnde Freude hinter einem Nebel von angenommenem Gram zu verbergen, wie ein besserer Höfling, als Er, zu thun nicht vergessen hätte. Schach-Gebal wurde dadurch getäuscht.

Danischmend, mein Freund, rief er ihm entgegen, bringst du mir eine gute Botschaft?

Der verunglückte Unterhändler wurde durch diese ihm zuvor eilende Frage auf einmahl wieder zur Besonnenheit gebracht. Er raffte sich so gut er konnte zusammen, und antwortete mit einem etwas ernsten aber treuherzigen Blicke: Sire, ich bringe Ihrer Hoheit eine Gelegenheit, Sich als den groſsmüthigsten aller Fürsten und den tapfersten aller Helden zu zeigen —

Reitze mich nicht zur Ungeduld, fiel der Sultan ein: du hast, wie ich höre, meine Sache nicht besser geführt als Kerim, und kommst mit strahlendem Angesicht, als ob du mir zu melden hättest, Aruja erwarte mich auf ihrem Sofa.

Sire, versetzte Danischmend, hätte ich diese Aruja und ihren alten Sadik gestern schon so gekannt, wie ich, sie heute kennen gelernt habe, nie würde mirs in den Sinn gekommen seyn, einen solchen Versuch mit ihnen zu machen. Aber wer hätte auch glauben sollen, daſs ich gerade da würde abgewiesen werden, wo es am wenigsten zu vermuthen war? Aus theilnehmender Treue gegen Ihre Hoheit that ich den Vorschlag, den alten Sadik — der leider! so alt nicht ist als ich mir vorstellte — zu einem Scheidebrief zu bewegen, und übernahm die Ausführung, weil es doch unendlich wahrscheinlicher war, daſs er und die schöne Aruja unter die Ehepaare, deren es zehen tausend gegen Eins, als unter die, deren es Eins gegen zehen tausend giebt, gehöre. Mit Treue und in der That mit mehr Wärme, als ich vielleicht gegen mich selbst hätte rechtfertigen können wenn es mir geglückt wäre, bot ich allen meinen Mutterwitz auf, dem alten Sadik meinen Antrag annehmlich zu machen; aber ich fand, daſs ich mit zwey Worten eben so weit gekommen wäre. Denn er wollte sich auf nichts einlassen, und blieb ein- für allemahl dabey, daſs Aruja über allen Preis und ihm zu seinem Leben so unentbehrlich sey als Luft und Sonnenschein. Gleichwohl zeigte er sich bereitwillig, sich selbst dem Glücke seines Herren aufzuopfern, wenn Aruja es zufrieden sey. Er führte mich auf der Stelle zu ihr, lieſs mich bey ihr allein, und erklärte sich gegen sie und mich, daſs er alles gänzlich auf ihre freye Entscheidung ankommen lassen wolle. Das war edel von ihm gehandelt! — Auch muſs ich gestehen, daſs er ein Mann von Gefühl und Ehre zu seyn scheint, und für seine Jahre ein so feiner, stattlicher und wohl erhaltner Mann ist, als mir jemahls einer vor die Augen kam. Indessen konnt' ich diese Zuversicht nicht anders als für eine schlimme Vorbedeutung ansehen. Er muſs seiner Sache sehr gewiſs seyn, dacht' ich; und so fand sichs auch. Denn, wiewohl Aruja von Ihrer Hoheit mit der gröſsten Ehrfurcht und Dankbarkeit sprach, und sich viel zu gering fand, daſs das Auge eines so groſsen Monarchen auch nur im Vorübergehen auf einem so unbedeutenden Geschöpfe wie sie verweilen sollte —

Danischmend! das hat sie nicht gesagt, rief Schach-Gebal.

Unser Mann war, wie wir längst wissen, zum Lügner eben so verdorben wie zum Höfling; er wurde roth, verwirrte sich, und gestand endlich: er wollte zwar nicht behaupten, daſs sie es gerade mit diesen nehmlichen Worten gesagt habe; aber den Sinn der ihrigen versicherte er richtig ausgedruckt zu haben. Immer ist gewiſs, fuhr er fort, daſs sie sich auf meinen Antrag so bescheiden und anspruchlos erklärte, so tugendhafte Gesinnungen, eine so entschiedene Gleichgültigkeit gegen alles was die Begierden und Wünsche der meisten jungen Weiber reitzt, und ein so tiefes Gefühl dessen was sie für ihre Pflicht gegen Sadik hält, zu Tage legte, daſs ich mich gezwungen fand sie zu bewundern, und mit der Überzeugung von ihr wegging, es würde leichter seyn, in dem ungeheuren Umfang der Staaten Ihrer Hoheit eine noch schönere Frau, und eine, die den Rang, den diese ehrliche Kaufmannsfrau nicht zu schätzen weiſs, in jeder Rücksicht würdiger behaupten könnte, auszufinden, als den Eigensinn zu überwinden, womit sie sich an die sonderbare Grille angeklammert hat, ihr einziges Glück in der Einbildung zu finden, daſs niemand als sie den alten Sadik 'glücklich machen könne.

Die Närrin! murmelte der Sultan in seinen Bart. — Und das wäre also alles, was du mit deinem Mutterwitz und mit der Beredsamkeit, worauf du dir immer so viel zu gute thatest, ausgerichtet hast?

Danischmend sah in Demuth auf den Fuſsboden und schwieg.

Der Sultan ging, die geballten Hände auf dem Rücken verschränkt, mit ziemlich starken Schritten auf und nieder, setzte sich, rief einen seiner groſsen Hunde zu sich, und unterhielt sich eine gute Weile mit ihm, als ob gar kein solcher Mensch in der Welt wäre wie sein Freund Danischmend. Endlich fing er wieder an: Allerdings wär' es unbillig, jemanden für den Erfolg einer Sache, die nicht von ihm allein abhängt, verantwortlich zu machen. Aber du muſst mir verzeihen, Danischmend, setzte er mit einer kleinen spottenden Verbeugung hinzu, daſs ich eine allzu groſse Meinung von deinen Talenten und von deiner Freundschaft zu mir hegte.

Was war auf ein solches Kompliment zu antworten? — Danischmend hob die Augen allmählich empor, sah dem Sultan mit einer ihm eigenen gutmüthigen Verlegenheit ins Gesicht, und schwieg noch immer.

Du glaubst also, fuhr Schach-Gebal fort, sie werde nicht auf bessere Gedanken zu bringen seyn?

„Ich zweifle sehr, Sire."

Du bist ein leidiger Tröster, Freund Danischmend! — Und was wäre denn also zu thun? Was räthst du mir?

„Was in einem solchen Falle Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Groſsmuth, die drey besten Rathgeber der Fürsten, ganz gewiſs dem edeln Herzen meines erhabenen Herren bereits zugeflüstert haben werden — des unscheinbaren häuslichen Glückes und der tugendhaften Einfalt dieser ehrlichen Seelen, die für Glanz und Gröſse keinen Sinn haben, zu schonen, und durch verdoppelte Bemühungen für das Wohl von Indostan eine Leidenschaft zu zerstreuen, die seiner nicht länger würdig ist, da sie ihm nur die Ruhe seines Lebens raubt, und ihn, dem die allgemeine Stimme seiner Völker den schönen Beynahmen des Gerechten zuerkannte, in Gefahr setzt, seinen Ruhm durch eine ungerechte und grausame Handlung zu verdunkeln."

Die Stirne des Sultans verfinsterte sich zusehens während dieser schönen Rede; er warf sich auf den Sofa, schien in tiefes aber grämliches Nachdenken zu verfallen, und schwieg abermahl einige Minuten.

Endlich wandte er sich wieder mit einer plötzlich angenommenen Heiterkeit zu seinem unhöfischen Rathgeber. Ich will dich nicht länger aufhalten, Freund Danischmend, sagte er zu ihm: ich danke dir für deine Mühe, und wenn ich deines Rathes wieder bedarf, werde ich dich rufen lassen.

Danischmend drückte seinen Turban gegen den Fuſsboden, und zog sich schweigend zurück, nicht wenig getröstet, daſs das Ungewitter noch so gnädig vorüber gegangen war.

46. KAPITEL.

Was für ein Pflaster der getreue Kerim auf die Wunde seines Herren legt. Der Sultan entschlieſst sich, Danischmenden wieder zu entfernen.

Indessen Danischmend mit der vollständigsten Überzeugung nach Hause trabte, daſs die Natur es mit ihm eher auf alles andere als auf den *Freund* eines Sultans angelegt habe, strich Schach-Gebal in den einsamsten Gängen seiner Gärten umher, und suchte mit sich selbst einig zu werden was er wolle oder nicht wolle. Seine Leidenschaft hatte durch den miſslungenen Versuch seines neuen Unterhändlers eine Wendung bekommen, die dem häuslichen Glücke des ehrlichen Sadik nicht viel Gutes versprach. Je gewisser er erwartet hatte, daſs man seine Anträge mit der feurigsten Dankbarkeit annehmen werde, desto heftiger war itzt sein Unwille, sie so geradezu verworfen zu sehen: und von wem? von Sklaven, die er mit einem Wink vernichten konnte — denen er nur seinen Willen zuzuherrschen brauchte, um die unbedingteste Unterwerfung von ihnen zu erwarten, und die er, um freywillig von ihnen zu erhalten was er als unbeschränkter

Gebieter fordern konnte, so groſsmüthig bis zu sich hatte erheben wollen. Noch nie hatte er sich in einem so peinlichen Gedränge zwischen seinen Leidenschaften, und dem was er seinem Ruhm schuldig war, befunden, noch nie den Gedanken — „daſs er nicht alles dürfe was er könne“ — drückender gefühlt als itzt. Sein Ingrimm über die schöne Aruja schien die Leidenschaft mehr anzuschüren als auszulöschen; und wenn man das, was er noch für sie fühlte, Liebe nennen könnte, so hätte er durch seine Erfahrung bewiesen, daſs Liebe und Haſs zugleich in eben demselben Busen mit gleicher Stärke wüthen könnten. Aber was er fühlte, verdient keinen so schönen Nahmen; es war bloſse Begierde die undankbare Widerspenstige eben dadurch zu bestrafen, daſs er sie, auch wider ihren Willen, zum leidenden Werkzeuge seiner Selbstbefriedigung machen wollte.

Indem er diesen Gedanken nachhing, ward er in einiger Entfernung seinen Kämmerling Kerim ansichtig, der ihm nicht ohne Absicht nachgeschlichen war, und aus Vergleichung verschiedener neuerlicher Wahrnehmungen vermuthete, daſs sein Herr seines Dienstes vielleicht vonnöthen haben könnte. — Kerim hätte seine Zeit nicht besser nehmen können; denn wirklich war er der einzige, dem der Sultan die Gedanken, die jetzt in seinem Herzen kochten, anvertrauen, und von dessen Gewandtheit er sich Rath und Mittel zu ihrer Ausführung versprechen konnte.

Schach-Gebal winkte ihn herbey, und entledigte sich seines lästigen Geheimnisses in die niedrige Seele eines verächtlichen Hämmlings, den die Dienste, die er von ihm erwartete, auf einmahl wieder zu der zweydeutigen Ehrenstelle eines Günstlings und Busenfreundes erhoben.

Kerim war unstreitig ein besserer Rathgeber, wie ein Sultan sie nöthig hat, als der unpolitische und unbehülfliche Danischmend. Er machte sich kein Bedenken, den verschiedenen Leidenschaften, von welchen er seinen Herren zugleich bearbeitet sah, jeder nach ihrer eigenen Weise zu schmeicheln, und den Vorsatz, das Feuer welches Aruja in seinem Busen entzündet hatte, es koste was es wolle, an dem ihrigen zu löschen, für den einzigen zu erkennen, der unter solchen Umständen seiner würdig sey. Nur schien die Frage, wie dieses edle Vorhaben am bequemsten und schicklichsten auszuführen sey, immer schwieriger zu werden, je mehr sie darüber ins besondere gingen.

Doch, für einen Kopf wie Kerims gab es in Sachen dieser Art keine unüberwindliche

Schwierigkeiten; und so wurde denn, nachdem man die verschiedenen Plane, die sich ihm zugleich darstellten, von allen Seiten erwogen und bald angenommen bald wieder verworfen hatte, zuletzt beschlossen, die schöne Aruja vermittelst eines wohl ausgesonnenen Vorwandes an einen Ort zu locken, wo Kerim sich ihrer, ohne Aufsehen zu machen, bemächtigen, und sie in aller Stille nach einem der Landhäuser Seiner Hoheit bringen sollte.

Es war ein ziemlich naher Tag zur Ausführung dieser schönen Heldenthat angesetzt. Allein so bald Schach-Gebal wieder allein war, wurde eine Bedenklichkeit in seinem Gemüthe rege, die in Kerims Gegenwart nicht hatte aufkommen können.

Dieser Sultan war, wie wir wissen, ein sonderbares Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften. Er besafs zwar keine Tugend, welcher nicht durch irgend ein angrenzendes Laster immer Schach geboten worden wäre; hingegen hatte er auch kein Laster, dem nicht eine entgegen stehende Tugend, oder etwas das ihr ähnlich sah, immer die Wage gehalten hätte; so dafs er, durch die beständige Wirkung dieser zwey entgegen gesetzten Kräfte, sich in einer Art von Diagonale bewegte, die ihn (wenige Fälle abgerechnet) weder so gut seyn liefs, als er zuweilen sich zu seyn schmeichelte, noch so schlimm, als er zu seyn Lust hatte, so oft irgend eine unartige Leidenschaft, von schändlichen Rathgebern und Handlangern unterstützt, die Oberhand über ihn gewann.

Eine von den besagten guten Eigenschaften, über welche er mit aller seiner sultanischen Machtgewalt nie völlig Meister werden konnte, war die Scham vor guten Menschen; eine Schwachheit, womit er zwar aus Mangel an Gelegenheit etwas selten befallen wurde, deren er sich aber, seit seiner Bekanntschaft mit Danischmenden, nie hatte erwehren können, so oft er besorgen muſste, diesen in so mancher Rücksicht unbedeutenden Mann zum Zeugen oder heimlichen Beobachter einer unlöblichen Handlung zu haben. Alles sein Bestreben, diesen Mann durch die Übernahmen Fantast, Schwärmer, Träumer, Filosof und dergleichen, in seinen eigenen und andrer Augen herab zu würdigen, konnte nie bewirken, daſs er ihn nicht im Grunde seines Herzens für etwas, woran er nicht gern glaubte, für einen guten Menschen, zu halten genöthigt war: und wenn gleich diese geheime Macht, welche Danischmend (vermuthlich ohne es selbst zu wissen) über ihn ausübte, nicht vermögend war, ihn von einer Übelthat, zu welcher er sich durch irgend eine sultanische

Leidenschaft stark versucht fühlte, zurück zu halten; so konnt' er es doch nicht über sich gewinnen, sie auszuüben, so lang' er besorgen muſste, daſs Danischmend etwas davon erfahren könnte.

Was fange ich mit diesem Menschen an, sprach er zu sich selbst, den ich auf ewig los geworden zu seyn hoffte, und der mir so unerwartet in Gestalt eines Körbchenmachers wieder in den Wurf kommen muſste? — Er muſs wieder fort, das ist ausgemacht! — „Aber wohin?“ — Wohin? So weit von Dehly als möglich. Das übrige ist seine Sache. Wenn ich dafür sorge, daſs er sich nicht übel da befinde wohin er ziehen wird, so hat er nichts über mich zu klagen.

Bey allem dem war ihm doch, als ob ihm eine leise Stimme in seinem Busen sage, Danischmend könnte sich dem ungeachtet über ihn zu beklagen haben; und er würde vielleicht nicht so bald über diese Schwierigkeit hinaus gekommen seyn, wofern nicht das Glück, oder die wohlthätige Macht, welche die Schicksale der Menschen lenkt, in eben diesem Augenblicke dafür gesorgt hätte, ihn und seinen beschwerlichen Freund unvermutheter Weise aus der Verlegenheit zu ziehen. Wie dieſs zugegangen sey, werden wir in dem nächsten Kapitel erfahren.

47. KAPITEL.

Eine unvermuthete Zusammenkunft, und Nachrichten aus Jemal.

Indem der gute Danischmend, voll von dem, wovon er an diesem merkwürdigen Tage Zeuge gewesen war, und sehr vergnügt mit dem Ausgange seines Abenteuers, nach Hause eilte, sah er im Vorübergehen einen schönen rüstigen jungen Mann vor der Pforte eines Karawanserai stehen, dessen Kleidung ihn stutzen machte; denn es war die gewöhnliche Tracht der Landleute in Jemal. Er blieb stehen und betrachtete ihn mit immer steigendem Interesse; sein Herz schien ihm zu sagen, du kennest diesen Menschen. Auch der Fremde, der ihn nicht sogleich bemerkt hatte, stutzte über Danischmends Aufmerksamkeit auf ihn: aber kaum hatte er ihn recht ins Auge gefaſst, so lief er mit offnen Armen auf ihn zu. Seh' ich recht? rief er: ists möglich? Find' ich hier so unverhofft meinen alten Freund und Wohlthäter wieder, dessen Verlust alle gute Menschen in Jemal zu beklagen nie aufgehört haben, seit dem Unglückstage da er sich von uns entfernen muſste? Kennest du den jungen Farnck nicht mehr, den du einst liebtest, und dem du beym Abschied einen so groſsmüthigen Beweis davon gegeben hast?

Danischmend brauchte nicht mehr, um sich seiner aufs lebendigste zu erinnern, wiewohl die seit ihrer Trennung verflossenen Jahre aus dem damahls kaum aufgeblühten Jüngling einen stattlichen jungen Mann gemacht hatten. Ihre beiderseitige Freude über dieses unverhoffte Wiederfinden war unbeschreiblich, und Danischmend hatte daher wenig Mühe den ehrlichen Faruck dahin zu bringen, daſs er sich sogleich wieder mit ihm auf den Weg begab, um Perisadeh die Freude, die ihr sein Wiedersehen machen muſste, keinen Augenblick länger, als unvermeidlich war, vorzuenthalten.

Indem sie nun so zusammen gingen, war natürlicher Weise Danischmends erste Frage: was für ein Zufall ihn aus Jemal nach Dehly gebracht habe? Es müssen seltsame Dinge vorgegangen seyn, sagte er, um diese Zusammenkunft, die ich kaum meinen Augen glauben kann, möglich zu machen.

Ja wohl seltsame Dinge, versetzte Faruck: und noch viel leidiger als seltsam, wie du sogleich hören sollst.

Und nun fing er an, ihm von allem, was sich seit Danischmends Entfernung in Jemal zugetragen, eine Erzählung zu machen, die sich mehr durch Umständlichkeit als Ordnung empfahl, aber durch die Lebhaftigkeit der Darstellung, wozu die Augen und Hände und beynahe alle Gliedmaſsen des Erzählers das ihrige reichlich beytrugen, zu einem immer währenden Gemählde nach dem Leben wurde, und wovon wir, da uns dieses Mittel sie interessanter zu machen fehlt, einen bloſsen Umriſs für unsere Leser mehr als hinlänglich halten.

Der Kalender Hakim-Alhafi war nicht wenig miſsmüthig, als er bey seiner Zurückkunft aus Kischmir seinen schönen Plan auf Danischmends Freyheit und Eigenthum gescheitert sah. Aber dieser Unfall verdoppelte nur seinen Eifer die übrigen Entwürfe auszuführen, wodurch er sich dem hoffärtigen, wollüstigen und habsüchtigen Feridun nothwendig zu machen gewuſst hatte. Ein Theil dieser Unternehmungen kam in kurzer Zeit zu Stande: die thörichten Jemalitter eilten in die Wette, ihr Entbehrliches gegen zierliche Schleier, Leibgürtel, Hals- und Armgeschmeide und andere solche Kindereyen auszutauschen, womit Feriduns neu eröffnete Bude reichlich versehen war. Zu gleicher Zeit theilten die drey Kalender und die ehmahlige Pagodentänzerin allen, welche an ihrem Umgang Vergnügen fanden, unvermerkt ihre ausschweifende Sinnesart und verderbten Sitten mit, und Unschuld, Fleiſs, häuslicher Sinn und häusliche Tugenden nahmen in eben der Maſse ab, wie die Bewohner und Bewohnerinnen der Jemalischen Thäler unter den Händen dieses losen Gesindels sich verfeinerten, wie sie es nannten.

Ein groſser Theil ihrer Weiber und Töchter opferte dem eiteln Vergnügen sich heraus zu putzen, und der Begierde zierlich tanzen, die Liedchen des Kalenders Alfaladdin singen und die Instrumente der Bayadere spielen zu lernen, die Pflichten auf, von deren Erfüllung der Wohlstand ihrer Familien abhing. Unvermerkt steckte das Beyspiel der ersten, die sich zu dieser neuen Lebensweise hatten verführen lassen, auch ihre Nachbarn an; die weniger vermögenden suchten es den wohlhabendern so gleich zu thun als es nur immer angehn wollte; und viele, die sich ehmahls im vollen Genuſs des Nothwendigen glücklich gefühlt hatten, schränkten sich itzt im Unentbehrlichsten ein, um nicht ärmer zu scheinen als andre, und sich eingebildete Bedürfnisse anzuschaffen, durch deren Mangel man sich itzt beynahe einer gröſsern Verachtung aussetzte, als womit in den Zeiten der Einfalt und Unschuld unsittliche Handlungen bestraft worden waren.

Die natürlichen Folgen einer so verkehrten und zu den Umständen der Jemalitter so übel passenden Verfeinerung konnten nicht ausbleiben. In wenig Jahren fand sich mehr als die Hälfte dieses kleinen Volkes auf einen Grad von Dürftigkeit herunter gebracht, daſs ihnen kein anderes Mittel übrig blieb, als sich denjenigen, welche nach und nach ihr Vermögen an sich gezogen hatten und nun die Reichen hieſsen, zu einer Art von Sklaven zu verdingen, um durch übermäſsige Arbeit kärglich zu verdienen, was ihnen vordem ein mäſsiger Fleiſs in Benutzung ihrer kleinen Erbgüter viel reichlicher verschafft hatte. Der Anblick des üppigen und schwelgerischen Wohlstandes der Reichen machte die Unglücklichen, die noch vor kurzem ihres gleichen gewesen waren, um so viel elender, da die Gewinnsucht dieser Gefühllosen ihre Dürftigkeit selbst zu einem Zwangsmittel, ihnen einen immer geringern Lohn ihrer Arbeit abzudringen, zu machen wuſste, und ihnen also alle Möglichkeit abschnitt, sich jemahls aus ihrem Elend heraus zu arbeiten. — Und so wurde denn das in seiner Unwissenheit einst so glückliche Jemal in wenig Jahren ein unseliger Schauplatz aller Laster, die der Luxus unter einem kleinen Volke ausbrütet, das sich ehmahls für reich hielt, weil es sich nie arm gefühlt hatte; und bösartige, menschenfeindliche Leidenschaften, die

Kinder einer ungerechten und grausamen Ungleichheit, verwirrten und zerrütteten eben diese nicht mehr friedsamen Thäler, worin vordem ein allgemeiner Brudersinn aus mehr als fünf tausend Familien nur eine einzige machte.

Alle diese Übel, rief Danischmend, sagte ich ihnen voraus; sagte ihnen wenigstens so viel davon, als sie, wie ich glaubte, verstehen könnten. Aber sie verstanden mich so wenig als Kinder, die man, durch Androhung einer Krankheit, von welcher sie noch keinen Begriff haben, von schädlicher Nascherey abschrekken will. Eine traurige Erfahrung muſste ihnen meine Wahrsagungen verständlich machen, und sie den Werth der Güter schätzen lehren, die sie so leichtsinnig um die nichtswürdigen Werkzeuge ihres eigenen Verderbens hingaben.

Zu dieser Erkenntniſs ist nun der gröſste Theil meiner verführten Brüder gekommen, sagte Farruck: aber, was ich zu deiner Beruhigung nicht länger verschweigen darf, eine nicht unbeträchtliche Anzahl, an deren Spitze deine ehmahligen Nachbarn und Freunde stehen, haben sich von den ausländischen Sitten und Lastern, und von der Ansteckung, die sich aus Feriduns Hause über unser ganzes Ländchen verbreitete, immer rein erhalten. Dein Geist, weiser und guter Danischmend, ist nie ganz von uns gewichen; dein Bild, das Andenken deines unter uns geführten Lebens, deiner Reden, deiner Handlungen, alles des Guten, das du uns gethan hast, war immer auf den Lippen deiner Freunde; deine Grundsätze haben uns stark gemacht, uns mit vereinigten Kräften dem Strom entgegen zu dämmen, haben uns Muth eingeflöſst, unser zerrüttetes Vaterland zu retten; und hätten meine Brüder hoffen können, daſs ich dich in Dehly wieder finden würde, so bin ich gewiſs, sie würden sich zu Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe in Jemal keinen andern als dich von dem groſsen Beherrscher des ganzen Indostan ausgebeten haben.

Dieſs ist also das Geschäft, das dich nach Dehly geführt hat? — sagte Danischmend. Schach-Gebal, der kaum weiſs daſs ihr in der Welt seyd, und sich um euer kleines Ländchen gerade so viel bekümmert als um einen Maulwurfshaufen, der soll euch wieder zusammen flicken? Welch ein Einfall!

Wie? Der groſse Sultan von Indien, der uns mit Einem Worte helfen kann, sollt' es nicht wollen? rief der bestürzte Faruck. Ich hätte diese weite Reise vergeblich gemacht, und müſste wie ein Thor zu meinen Brüdern zurückkehren? Unmöglich! Du bist, wie ich mich noch ganz wohl erinnere, immer kein Freund der Sultane gewesen —

Schach-Gebaln, den einzigen den ich persönlich kenne, ausgenommen, sagte Danischmend lächelnd: denn der ist, für einen Sultan, wirklich kein schlimmer Mann. Aber wer hat euch auf diesen guten Einfall geholfen, Faruck?

Ich muſs gestehen, erwiederte Faruck, daſs ich selbst derjenige bin, der ihn gehabt hat, wie es nun auch ausfallen mag.

„Und was veranlaſste dich zunächst dazu, wenn ich fragen darf?"

Das ists was ich dir noch von unsern Geschichten zu erzählen habe, bester Danischmend. Schon vor Jahr und Tag ging die Rede aus einem Ohr ins andere, Feridun brüte über dem Anschlag, die mancherley Händel und Unordnungen, von welchen man in den Dörfern, wo seine meisten Anhänger und Dienstleute wohnten, fast alle Tage hörte, zum Vorwande zu nehmen, um sich vom Könige zu Kischmir (dem wir bisher für unsre Unabhängigkeit einen kleinen jährlichen Tribut bezahlten, wie du weiſst) zum Befehlshaber über Jemal erklären zu lassen, wovon, Dank seinen Fabriken, seinem Alleinhandel und der Thorheit meiner Landesleute! bereits der dritte Theil als Eigenthum in seinen Händen war. Dieſs hätte uns noch gefehlt, um unsre Ausartung und Herabwürdigung zu vollenden. Du kannst dir leicht vorstellen, daſs die Kalender sich nicht träge finden lieſsen, diese Maſsregel unserm Volke als das einzige Mittel, unser Glück wieder herzustellen und fest zu gründen, anzupreisen; so wie der ehrliche Kassim, ich, und die übrigen Freunde der guten alten Sitte, alle unsre Kräfte aufboten, ihnen entgegen zu arbeiten. Unvermerkt hatten wir zwey Parteyen im Lande, die, wie es zu gehen pflegt, bey ihren gelegenheitlichen Debatten über diesen Punkt, nicht immer in den Grenzen der Mäſsigung blieben. Feridun sparte indessen, auf Anrathen des alten Kalenders, nichts, um seinen Anhang überwiegend zu machen, und sich der Gunst des ärmern Theils derjenigen, die noch nicht gänzlich von ihm abhingen, zu versichern. Er gab von Zeit zu Zeit öffentliche Volksfeste, theilte Spenden aus, und bemühte sich vorzüglich die Weiber durch kleine Geschenke aus seinen Waarenkammern auf seine Seite zu bekommen. Es ging sogar die Rede, seine würdige Gemahlin, die Tänzerin, hätte, mit seinem Vorwissen, die Stimmen einiger Reichen, welche sich bisher zu unsrer Partey gehalten hatten, durch Gefälligkeiten erkauft, die, was auch sonst ihr Werth seyn mochte, wenigstens ihrer Tugend nichts kosteten. Nachdem er sich auf diese Art einer groſsen Mehrheit versichert zu haben glaubte, sollte nun unverzüglich zur Ausführung seines Plans geschritten werden: und schon war der Tag zu einer allgemeinen Volksversammlung angesetzt, in welcher die Absendung einiger Deputierten beschlossen werden sollte, um Feriduns ehrsüchtiges Gesuch im Nahmen des sämmtlichen Volks von Jemal am Hofe zu Kischmir zu unterstützen; als eben derjenige, der die Seele aller dieser schändlichen Anschläge war, durch seine Thorheit die Ursache ihres Miſslingens werden muſste.

Die Begebenheit, in deren Erzählung der redselige Faruck sich itzt einlieſs, lag ihm mit allen ihren Umständen noch so frisch im Sinne, und war, ihrer Folgen wegen, in seinen Augen von solcher Wichtigkeit, daſs wir ihn hier abermahls unterbrechen müssen, um seine für unsern Zweck allzu weitläufige Darstellung in die möglichste Kürze zusammen zu ziehen.

Der Kalender Hakim — dessen Grundsätze, seiner anscheinenden Harmlosigkeit und wenigen Ansprüche ungeachtet, uns gleich

Anfangs nicht viel Löbliches von ihm erwarten lieſsen, wofern es ihm bey Gelegenheit einfallen würde, die Rolle eines bloſsen Zuschauers mit einer thätigen zu vertauschen, — dieser schlaue Heuchler hatte sich, von dem Augenblick an, da er in Feridun ein taugliches Werkzeug zu seinen Absichten erkannte, einen kleinen Plan ausgedacht, ohne groſse Mühe und ohne etwas dabey zu wagen, sich in den Besitz aller der Vortheile zu setzen, um derentwillen ein Mensch seines Gelichters hätte wünschen mögen, unumschränkter Sultan von Jemal zu seyn. Am Nahmen und äuſserlichen Prunk war ihm nichts gelegen; im Gegentheil fand er es vermuthlich viel bequemer und lustiger, unter der Maske eines Kalenders, Sultan, als, wie so mancher Herrscher in Asien, unter dem Nahmen und äuſserlichen Ansehen eines Sultans, die Drahtpuppe irgend eines Kämmerlings, einer Favoritin oder eines Kalenders zu seyn. Das kleine Projekt, sich Danischmends Besitzthümer zuzueignen, paſste zu gut in diesen seinen Hauptplan, als daſs er die Gelegenheit, die sich dazu anbot, hätte versäumen sollen: als es aber unverhoffter Weise verunglückte, fand er sich um so leichter in diesen kleinen Unfall, da er an Feridun, seinen beiden jüngern Ordensbrüdern und der schönen Narissa so geschmeidige, so ganz zu seinen Absichten passende Gehülfen beſaſs, daſs es nur ein Spiel für ihn war, sie, indem sie bloſs ihre eigenen Zwecke zu verfolgen glaubten, zu blinden Werkzeugen der seinigen zu machen.

In kurzer Zeit hatte er es so weit gebracht, daſs er alles was Feridun beſaſs als sein Eigenthum betrachten durfte, daſs er, mit Hülfe seiner Partey, alles machte was er wollte, und daſs er auf die Hälfte der Weiber in Jemal eben so sicher rechnen konnte, als ob er sie in einem einzigen Harem unter seinem Schlüssel gehabt hätte.

Durch was für einen mächtigen Talisman der alte Sünder sich eine so groſse Gewalt über die schönen Jemalitterinnen zu verschaffen wuſste, konnte Faruck seinem Freunde nicht recht deutlich machen: genug, die Sache selbst war mehr als zu gewiſs; und (was nicht weniger wunderbar scheinen könnte) Hakim beſaſs auch ein Mittel, die Wachsamkeit der Männer einzuschläfern, und sich seiner sultanischen Vorrechte so geschickt zu bedienen, daſs, indem immer einer sich über die treuherzige Blindheit des andern lustig machte, doch mehrere Jahre lang keiner auf den Argwohn gerieth, daſs es ihm selbst nicht besser gehe wie den übrigen.

Allzu groſses Glück bey einem gefahrvollen Handwerke macht endlich sicher, und Sicherheit unvorsichtig. Der alte Kalender gewöhnte sich unvermerkt so sehr daran, bey jedem seiner Freunde und Bekannten zu Hause zu seyn, daſs der eine und andere endlich Verdacht zu schöpfen anfing. Unter diesen befand sich auch ein gewisser Badur, dessen du dich vielleicht als eines angesehenen Mannes erinnerst, und dessen Gemahlin nach der reitzenden Narissa für die schönste Frau in Jemal gehalten wurde. Sinan, der Leiermann und Liedermacher, glaubte sich schon ziemlich hoch in ihrer Gunst geschwungen zu haben, als er sich plötzlich genöthigt fand seine Ansprüche aufzugeben, und zuzusehen, wie der unaufhaltbare Hakim sich eines Herzens bemächtigte, welches er durch den Zauber seiner Lieder beynahe schon gewonnen hatte.

Sinan, der sich schon mehrmahls in ähnlichen Fällen wie ein kluger Mensch betrug, unterlag dieser neuen Probe seiner Geduld. Von wüthender Rachgier aller Besonnenheit beraubt, entdeckte er dem eifersüchtigen Badur das geheime Einverständniſs zwischen Hakim und der schönen Zemrud, und gab ihm Anweisung, wie er sich mit eigenen Augen von der Treulosigkeit seines Weibes und seines vermeinten Freundes überzeugen könnte.

Badur überfiel die Unglücklichen in einem Augenblicke, da sie am sichersten zu seyn glaubten, und beide wurden ohne Schonung seiner Rache aufgeopfert.

Der Tumult, den dieser tragische Auftritt in Badurs Hause erregte, theilte sich bald der ganzen Nachbarschaft mit, und in wenig Stunden lief die darüber entstandene Bewegung durch alle Gemeinen von Jemal. Feridun und seine Getreuen eilten wüthend herbey, den Tod ihres Freundes zu rächen; aber Badur, von allen seinen Verwandten umgeben, und durch einen Theil der Gegenpartey Feriduns verstärkt, setzte ihnen einen Widerstand entgegen, der sie, nach einem hartnäckigen und blutigen Gefechte, die Flucht zu ergreifen nöthigte.

Das stumme Entsetzen, das die Jemalitter beym Anblick ihrer erschlagenen und verwundeten Brüder überfiel, verwandelte sich in wenig Augenblicken wieder in die heftigste Wuth.

Die Luft ertönte von Verwünschungen aller derer, die man mit Recht als die Urheber dieser Gräuel betrachtete; der gröſste Theil der Familien, die es mit Feridun gehalten hatten, schlug sich itzt zu seinen Gegnern; tausend

Klagen und Beschwerden, die aus Furcht vor einem so reichen und viel vermögenden Manne bisher verstummen muſsten, wurden laut; die Gährung unter dem von allen Seiten zusammen laufenden Volke nahm überhand, und die Stimme der Wenigen, die es zu beruhigen suchten, wurde vom wilden Geschrey nach Rache verschlungen. Flutenweise strömte die tobende Menge unter gräſslichen Drohungen auf die Wohnung des verhaſsten Feridun zu, der kaum noch Zeit gewann, sich nebst den schuldigsten von seinen Anhängern, während ihre Häuser und Magazine ausgeplündert wurden, durch eine schleunige Flucht in die Gebirge zu retten.

So bald der erste Sturm sich gelegt hatte, traten die Ältesten des Volks mit den Angesehensten unter der bisherigen Gegenpartey zusammen, um sich über die Mittel zu berathschlagen, wie die alte Verfassung ihres Vaterlandes wieder hergestellt werden könnte: und da sich, zu ihrer groſsen Bestürzung, ein Gerücht verbreitete, Feridun habe sich an den Hof zu Kischmir gewandt, und werde in kurzem mit bewaffneter Macht zurück kommen, um im Nahmen des Königs Besitz von Jemal zu nehmen; so trug Faruck darauf an, daſs sie unverzüglich einen wackern Mann aus ihrem Mittel an den Kaiser zu Dehly absenden sollten, um sich und ihr Land unter seinen unmittelbaren Schutz zu legen, und sich einen weiſen Mann von ihm zu erbitten, der ihre zerrütteten Angelegenheiten wieder in Ordnung brächte, und, unter des Kaisers höchster Autorität, so viel möglich auf den ehmahligen Fuſs zurück setzte.

Dieser Vorschlag wurde vom Volke genehmiget, und die Ausführung dem Faruck selbst aufgetragen. Und nun (setzte dieser hinzu) wirst du begreifen, lieber Danischmend, warum ich sagte, meine Brüder, die sich itzt deiner Warnungen und Vorhersagungen lebhafter als jemahls erinnerten, würden sich gewiſs keinen andern von dem groſsen Sultan erbeten haben als dich, wenn sie gehofft hätten, daſs ich dich zu Dehly finden würde. Auch bin ich gesonnen, es nun eigenmächtig zu thun, da ich versichert seyn kann, mir dadurch allgemeinen Dank von ihnen zu verdienen.

Diesen Gedanken gieb auf, Bruder, sagte Danischmend, wenn es dir wirklich Ernst ist, daſs ich mit dir nach Jemal zurück gehen soll. Ich kenne den Sultan besser; denn wiewohl ich dermahlen nur ein armer Korbmacher bin —

Du, ein Korbmacher? unterbrach ihn Faruck mit Bestürzung —

„Ein Korbmacher, Dank sey dem ehrlichen alten Kassim! der sich hoffentlich noch wohl befindet, wenn anders die gute Zeineb nicht unter der Hälfte der Jemalischen Weiber ist, aus denen, wie du sagtest, der alte Kalender sich einen Harem, wie noch kein Sultan gehabt hat, zusammen setzte?“

Sey ruhig, sagte Faruck lachend: so weit ist es nicht mit ihr gekommen! — Aber was für Unfalle, lieber Danischmend, haben dich dahin gebracht —

„Du sollst alles erfahren, guter Faruck! Itzt wollt' ich dir nur sagen, daſs ich, ungeachtet meiner Korbmacherey, mit dem Sultan in einem gewissen Verhältnisse stehe, wodurch ich dir vielleicht in deiner Angelegenheit förderlich seyn kann.“

Desto besser! erwiederte Faruck. Man hat mir hier gesagt, wenn ich ein Geschäft beym Kaiser hätte, so wäre der kürzeste Weg, mich an den Imam der Sultanin zu wenden.

Diese Mühe kannst du dir ersparen, Bruder, sagte Danischmend. Ehmahls mag dieſs wohl der nächste Weg gewesen seyn; aber itzt giebt es einen noch kürzern. Wende' dich morgen eine Stunde vor dem Divan gerade an

Schach-Gebal selbst; und damit du nicht in den Vorhöfen und Vorkammern abgewiesen wirst, so laſs den Kämmerling Kerim rufen, und sag' ihm: Danischmend, ein alter Bekannter von dir, habe dich zu ihm geschickt, und lasse ihn bitten, dir so bald als möglich einen Augenblick Gehör bey Seiner Hoheit zu verschaffen. Du wirst sehen, daſs er dich nicht lange warten lassen wird.

Unter diesen Gesprächen langten sie vor Danischmends Hütte an, und wurden von Perisadeh empfangen, wie man sichs ohne unser Zuthun vorstellen kann. Denn Scenen dieser Art werden, wenn man die Personen einmahl kennt, am füglichsten dem Leser selbst überlassen.

43. KAPITEL.

Glücklicher Erfolg der Audienz, welche Faruck bey dem Sultan erhält.

Nachdem Faruck den Rest dieses glücklichen Tages zwischen Danischmend und Perisadeh mit Wiederhohlung seiner Geschichte und mit Anhörung der ihrigen zugebracht hatte, begab er sich am folgenden Morgen nach dem Palast des Sultans, that wie ihn Danischmend angewiesen hatte, und wurde ohne Verzug von Kerim zum Sultan geführt.

Schach-Gebal, der sich beym Nahmen Jemal sogleich erinnerte, die Thäler von Jemal von Danischmend nennen gehört zu haben, erkundigte sich unter andern, ob sich nicht vor mehrern Jahren ein Fremder Nahmens Danischmend unter ihnen aufgehalten hätte? und Faruck ergriff diese Gelegenheit, um dem Fremden viel Gutes nachzusagen, und im Nahmen aller seiner Landesleute zu beklagen, daſs sie schon über acht Jahre nichts mehr von ihm gehört hätten.

Geh in deine Herberge zurück, mein Sohn, sagte der Sultan, und sey ruhig! Du sollst nicht lange auf meine Entschlieſsung warten.

Zu gelegnerer Zeit hätte mir dieser ehrliche Schlag nicht kommen können, dachte Schach-Gebal. So kann ich meines Moralisten auf einmahl mit der besten Art von der Welt los werden, und mache noch, fünf oder sechs hundert Parasangen weit von hier, etliche tausend arme Schelme glücklich, ohne daſs es mir mehr als mein Nahmenszeichen kostet.

Noch an diesem Abend lieſs der Sultan Danischmenden zu sich rufen. Freund Danischmend, rief er ihm so bald er ihn erblickte zu, wie nanntest du das kleine Ländchen, zwischen Kischmir und den Gebirgen von Tibet, denke ich, wohin du zogst, als wir uns vor vierzehn Jahren trennen muſsten?

„Die Thäler von Jemal, gnädigster Herr.“

Recht! Jemal! — Und solltest du wohl gedacht haben, daſs diesen Augenblick ein Abgeordneter aus diesem nehmlichen Jemal bey mir gewesen ist, durch den die Einwohner um meinen Schutz und um einen weisen Mann bitten lassen, den ich ihnen schicken soll, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen?

„Da haben sie einen klugen Einfall gehabt, Sire!“

Meintest du nicht auch, ich sollte mich der guten Leute annehmen? sagte der Sultan.

„Sie gehören Ihnen an, Sire: ungeachtet der weiten Entfernung sind sie unstreitige Unterthanen des groſsen Indostanischen Reiches —“

Ich höre, der kleine König von Kischmir will das arme Volk unterdrücken; aber dem wollen wir die Lust dazu bald vergehen machen.

„Dazu braucht es nur einen Wink des Königs der Könige —“

Aber, Danischmend, die Leute verlangen auch einen weisen Mann von mir. Wo find' ich einen weisen Mann in Indostan?

„Es wird schwer halten, gnädigster Herr.“

Beynahe hätte ich Lust dich zu schicken, Danischmend.

„Mich, Sire? — Ich danke demüthigst für den gnädigen Scherz. Ich bin nur ein Körbchenmacher —“

Das muſs ich wissen, was du bist, sagte der Sultan lachend. Aber, Scherz bey Seite, Danischmend; ich möchte den armen Jemalittern gerne Gutes thun. — Ich verliere dich ungern wieder, zumahl da ich dich kaum gefunden habe. Aber ein Fürst muſs sich, wie du weiſst, seinen Völkern aufopfern. Also nichts weiter! Geh nach Hause, packe deine Familie und deine Sachen zusammen — .

„Das wird wenig Zeit erfordern, Sire.“

Mein Schatzmeister hat Befehl, dir noch diesen Abend zehen tausend Bahams auszuzahlen; mein Kanzler wird dir deine Bestallung zu meinem Statthalter in Jemal in eben derselben Zeit zuschicken; an den König von Kischmir gehen meine Befehle noch heute ab. Morgen früh werden vier Kamele, sieben zuverlässige Sklaven, und zwey von meinen Reisigen, um dich bis nach Jemal zu begleiten, vor deiner Thür seyn. Du weiſst, ich pflege nichts halb zu thun. Und nun, weiser Danischmend, geleite dich der Himmel! Lebe wohl, bis wir uns wieder sehen! — Und damit begab sich Schach-Gebal, ohne den Dank des erstaunten Danischmend abzuwarten, in die Zimmer der Sultanin Nurmahal.

Schach-Gebal ist der expediteste aller Sultanen in der Welt, sagte Danischmend, als er nach Hause kam, zu Faruck und Perisadeh.

Was hinter dieser erſtaunlichen Eilfertigkeit ſtecken mag, weiſs der Himmel! Genug, liebe Periſadeh, morgen früh reiſen wir mit unſerm Freunde Faruck nach Jemal. Der Sultan hat alles ſchon veranſtaltet; das Reiſegeld, die Beſtallung, die Kamele, die Sklaven, die Begleitung, alles iſt bereit.

So ſchnell hätte ich nicht gehofft daſs es gehen würde, ſagte Faruck. Aber deſto beſſer! — Ein vortrefflicher Herr, Gott erhalt' ihn!

Amen, rief Daniſchmend, wenn ſeine Abſicht ſo gut iſt als die That! Denn ich geſtehe, der Gedanke, mit unſerm guten Faruck in das ſchöne Jemal zurück zu ziehen, den alten Kaſſim meinen Lehrmeiſter wieder zu ſehen, und euch wieder gut machen zu helfen was die verwünſchten Fakirn und Kalender verdorben haben, macht mich glücklicher als ich ſagen kann. — Aber, Periſadeh, was fangen wir nun mit den Körbchen an, die ich noch fertig liegen habe?

Schenke ſie der ſchönen Aruja zum Andenken, ſagte Periſadeh.

Daniſchmend packte ſogleich ein halbes Dutzend zuſammen, ſchickte ſie durch eine kleine Sklavin an Sadik und Aruja, und lieſs ihnen wissen, daſs er morgen früh auf Befehl des Sultans Dehly verlasse. Aber die Sklavin kam mit der Nachricht zurück, Sadik und Aruja seyen in verwichener Nacht abgereist, um einen ihrer Verwandten auf dem Lande zu besuchen, und man wisse nicht, wie bald sie zurück kommen würden.

Danischmend schüttelte den Kopf. Wolle der Himmel, sagte er zu Perisadeh, daſs diese Reise aufs Land keinen Bezug auf meine so eilfertige Versendung nach Jemal habe! — Das wackere Paar müſste ihm denn nur, von einem guten Engel gewarnt, zuvorgekommen seyn.

Wir wollen das Beste hoffen, sagte Perisadeh.

Indem sie noch über den unerwarteten Vorfall zusammen schwatzen, schickte der Reichskanzler die Bestallung, und der Schatzmeister zehen reich gestickte Beutel, jeden mit tausend goldnen Bahams angefüllt.

Faruck war vor Freuden über den glücklichen Erfolg seiner Sendung halb wahnsinnig. Perisadeh und Danischmend brachten die Nacht mit den nöthigen Zurüstungen hin; Faruck hohlte sein Gepäck und seine Reisegefährten ab; die Kamele, die Sklaven und die zwey Reisigen standen um Sonnenaufgang vor Danischmends Hütte, und die kleine Karawane, von den guten Wünschen der Nachbarn begleitet, trat zur glücklichen Stunde ihren Zug nach Jemal an.

---

49. KAPITEL.

Einige Aufschlüsse, nebst einem unfehlbaren Mittel, wie man die Sultane von fantastischen Leidenschaften kuriert.

Sadik und Aruja waren aus Dehly verschwunden, und der Argwohn, dessen sich Danischmend, als er Nachricht davon erhielt, nicht erwehren konnte, war, nach allem was er von Schach-Gebals Leidenschaft und Karakter wuſste, weder unwahrscheinlich noch unbillig; sie müſsten denn nur (sagte er, ohne was sehr bestimmtes dabey zu denken) von einem guten Engel gewarnt worden seyn.

Gewarnt waren sie wirklich worden; und wie schwarz auch das Wesen, das ihnen diese Wohlthat erwies, gewesen seyn möchte, gewiſs ist, daſs es für das tugendhafte Ehepaar ein guter Engel war. Um jedoch den bösen Schein zu meiden, als gedächten wir den Glauben an Geisternähe und überfysische Einwirkungen durch diese Behauptung zu begünstigen, halten wir es für Pflicht, ein kleines Kapitel zur Enträthselung dieser dunkeln Begebenheit anzuwenden.

Der Verdacht, welchen Schach-Gebal gegen Danischmenden äuſserte, daſs der Kämmerling Kerim vielleicht von der Sultanin Nurmahal bestochen gewesen sey, als der Erfolg seines Auftrags an die schöne Aruja so wenig zum Vergnügen seines Herren ausfiel, war nicht ganz ungegründet. Kerim war in der That von der Sultanin erkauft, und hatte also nicht ermangelt, ihr alles, was er von Aruja's geheimer Audienz im Kabinet des Sultans wuſste, unverzüglich zu hinterbringen. Die Leidenschaft dieses Fürsten konnte einer so scharfsichtigen Kennerin wie Nurmahal nicht lange verborgen bleiben, wie sehr er auch ihr und aller Welt ein Geheimniſs daraus zu machen glaubte. In der Meinung, daſs es nur eine von den Fantasien seyn werde, deren ihm schon manche eben so leicht vergangen als gekommen waren, gebrauchte sie Anfangs bloſs die gewöhnlichen Hausmittel, ohne sich das geringste von ihrem Mitwissen um das Geheimniſs seines Herzens merken zu lassen. Als aber das Übel überhand zu nehmen schien, und Kerim ihr nun auch den geheimen Antrag, womit er an Aruja abgeschickt, und die entschlossene Antwort, womit er wieder zurück geschickt worden war, vertraute, merkte sie, daſs die Sache ernsthafter werden könnte als sie sich vorgestellt hatte, und daſs sie kräftigere Maſsregeln ergreifen müsse, um sich im

Besitz des Ansehens und Einflusses zu erhalten, den sie schon so viele Jahre im Serai behauptete.

Mit einer Nebenbuhlerin wie Aruja sich in einen Wettstreit einzulassen, konnte ihr, deren Macht über die animalischen Triebe Seiner Hoheit schon lange vorüber war, gar nicht in den Sinn kommen; auch war es nichts weniger als diese Macht worüber sie eifersüchtig war. Aber eine Person wie Aruja konnte auch der Gewalt nachtheilig werden, die ihr die Gewandtheit ihres Geistes, ihre Kenntniſs des menschlichen Herzens, und eine lange Bekanntschaft mit Schach-Gebals schwachen Seiten, über den Geist, das Gemüth und die Leidenschaften des Sultans erworben hatten; und Aruja muſste also aus dem Wege geschafft werden, was es auch kosten möchte. Indessen da Nurmahal im Grunde kein bösartiges Wesen war, und zu gewaltsamen Mitteln nur im äuſsersten Nothfall, zum Beyspiele, wenn Aruja den Anträgen des Sultans Gehör gegeben hätte, zu schreiten sich hätte entschlieſsen können: so begnügte sie sich eine Zeit lang damit, sowohl Schach-Gebaln als den Gegenstand seiner Leidenschaft aufs schärfste beobachten zu lassen, in der Absicht, so bald sie Gefahr merken würde, die schöne Aruja zu warnen, und ihr selbst zur Flucht behülflich zu seyn.

Damit diese Maſsnehmung ihre ganze Wirkung thun könnte, war noch eine andere nöthig, auf deren Erfolg alles ankam. Sie muſste nehmlich dem Bilde der schönen Aruja, welches allen diesen Unfug in der Fantasie Seiner Hoheit anrichtete, (denn sie selbst hatte er, seit ihrer Erscheinung in seinem Kabinette, nur zwey- oder dreymahl, ohne ihr Wissen, verstohlner Weise gesehen) eine andere Schönheit entgegen stellen, die durch den gegenwärtigen Eindruck, den sie unversehens auf den Sultan machen würde, das Bild der abwesenden Geliebten zu verdunkeln fähig wäre.

Da ihr in ganz Dehly, so wie im Serai, alles zu Gebote stand; so hatte sie wirklich bey einem der reichsten Sklavenhändler eine junge Sklavin aus Georgien aufgetrieben, welche in wenig Tagen nach dem Harem eines Indischen Fürsten, dem diese Art von Waare um keinen Preis zu theuer war, abgeführt werden sollte. Nurmahal verschaffte sich den Anblick dieser Sklavin, und fand sie in allen Stücken so vollkommen wie sie es zu ihrer Absicht wünschte, daſs sie des Handels mit dem Eigenthümer sogleich einig wurde, und sie auf der Stelle in ihren Harem bringen lieſs. Diesem Mädchen fehlte gerade alles was sie der Sultanin hätte gefährlich machen kön-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1300/010

nen: aber dafür besaſs sie Reitzungen und Talente, welche die erschlafften Sinne des abgelebtesten aller Sultane wieder zu verjüngen fähig gewesen wären. Ihre Gestalt, ihre Gesichtsbildung, ihre Augen, ihr Lächeln, der Ton ihrer Stimme, ihr Gesang, ihr Tanz, wovon jedes für sich allein bezaubernd war, muſsten, wenn sie zusammen spielten, um so gewisser eine unwiderstehliche Wirkung thun, da sie durch den Glanz der frischesten Jugendblüthe und der vollkommensten Gesundheit verstärkt wurde.

Nurmahal hielt sich von dem Augenblick an, da sie dieses reitzende Geschöpf in ihrer Gewalt hatte, ihres Sieges über die schwärmerische Leidenschaft des Sultans gewiſs. Sie wurde nie müde, so oft er auf der Jagd oder im Divan war, die verschiednen Talente der kleinen Zoraide in Übung zu setzen: überdieſs hatte auch die vertrauteste ihrer Aufwärterinnen Befehl, sie in den feinsten Geheimnissen einer gewissen Art von Koketterie zu unterweisen, die man nur in den Harems der Asiatischen Groſsen kennt, und die nur in diesen zur Vollkommenheit gebracht werden.

Nurmahal schloſs aus der immer zunehmenden bösen Laune des Sultans sehr richtig, daſs es nun bald auf die eine oder andere Weise zur Entscheidung kommen müsse; und sie verdoppelte daher ihre Aufmerksamkeit, besonders seitdem die kleine Begebenheit mit den Körbchen ihr auf die Entdeckung geholfen hatte, daſs Danischmend in der Nähe sey. Sie erfuhr nun theils von Kerim, theils durch ihre übrigen Kundschafter, alles was zwischen Schach-Gebal und seinem ehmahligen Itimadulet vorgegangen: den Besuch, den der letztere dem alten Sadik gemacht; wie ungehalten der Sultan über den schlechten Erfolg desselben gewesen; und wie er sich entschlossen habe, seiner langwierigen Selbstpeinigung durch eine geheim veranstaltete Entführung der spröden Aruja ein Ende zu machen.

Itzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Sie schickte sogleich ihre Vertraute an Aruja ab, um ihr den Anschlag, der gegen sie im Werke sey, zu entdecken, und sie zu bedeuten, daſs sie noch in dieser Nacht aus Dehly entfliehen müsse, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle dem Sultan unwiederbringlich in die Hände zu fallen. Die Achtung, welche Aruja's standhafte Tugend ihr eingeflöſst habe, diente ihr zum Bewegungsgrund des Antheils, den sie an ihrem Schicksal nehme, und beides bestätigte ein Geschenk von einigen Diamanten von Werth und einem Beutel voll Gold, welche die Sultanin ihr zum Behuf ihrer schleunigen Abreise zustellen lieſs.

Dieser Warnung zu Folge machten sich Sadik und Aruja in aller Stille fertig, verlieſsen, unter dem Vorwand einer kleinen Reise aufs Land, die Hauptstadt noch in derselben Nacht, bestiegen am nächsten Orte zwey Dromedare, richteten ihren Lauf nach der Gegend, wo Sadik seinen künftigen Wohnsitz zu nehmen entschlossen war, und langten beynahe zu gleicher Zeit mit Danischmend in Lahor an.

So bald Schach-Gebal von der Abreise seines Freundes Danischmend benachrichtigt worden war, ermangelte der getreue Kerim nicht, Seine Hoheit mit den Maſsregeln zu unterhalten, die er zu glücklicher Ausführung des Anschlags auf die schöne Aruja getroffen habe. Sie ist, sagte er, mit ihrem Alten auf ein paar Tage zu einem Verwandten aufs Land gegangen, und meine Anstalten sind so gut gemacht, daſs sie mir auf dem Rückwege unfehlbar in die Hände fallen müssen.

Der Sultan wurde durch diese Versicherung und durch den Gedanken seines beschwerlichen Freundes mit so guter Art los geworden zu seyn, in eine so behägliche Laune gesetzt, daſs Nurmahal keine Mühe hatte, ihn zur Annahme einer kleinen Lustpartie zu bewegen, welche sie diesen Abend in ihrem Garten anzustellen gesonnen war.

So ergetzbar hatte sie den König der Könige in langer Zeit nicht gesehen. Alles, was sie zu seinem Vergnügen angeordnet hatte, erhielt seinen Beyfall: aber vorzüglich schien er an einer Musik Gefallen zu finden, die ihn aus einem Gebüsche, nahe an dem Kiosk, wo er Platz genommen hatte, zu begrüſsen anfing. Nach einer Weile verlor sich die Symfonie in ein leises harmonisches Getön, aus welchem sich eine menschliche Nachtigallstimme erhob, die, von einer sehr fertig gespielten Laute begleitet, seine ganze Aufmerksamkeit erregte. So bald sie aufgehört hatte zu singen, fragte er die Sultanin, wer diese Sängerin sey, die er noch nie gehört zu haben glaube? — Sie wurde mir, war ihre Antwort, vor kurzem von einem Sklavenhändler aus Georgien angeboten, und ich kaufte sie, weil sie in der That eine feine Stimme hat, und sich selbst nicht übel auf der Laute dazu begleitet.

Der Sultan, von der übel verhehlten Eifersucht, die er in dem Ton und in dem Gesichte der Sultanin zu entdecken glaubte, nur desto mehr gereitzt die junge Sängerin bewundernswürdig zu finden, wollte sie noch einmahl hören, und schien von der Reinheit, Biegsamkeit und Fülle ihrer Töne immer mehr bezaubert; als ein groſses Ballet von den schönsten Tänzerinnen des Harems, das auf ihren Gesang folgte, ihm beynahe wider Willen einen flüchtigen Blick abnöthigte. Nicht lange, so öffneten sich die durch einander geschlungenen Gruppen, um einer jungen Tänzerin Raum zu machen, die, so schön wie Amor, so leicht wie Zefyr, und lieblicher als eine aufschwellende Rose in der Morgensonne, mit reitzend verbreiteten Armen heran geschwebt kam, und mit ihren zierlichen Fuſsspitzen kaum den Boden zu berühren schien.

Der Sultan, noch betroffner als zuvor, verwandte kein Auge von dem Wollust-athmenden Geschöpfe, dessen mimischer Tanz den süſsen Kampf der jungfräulichen Schüchternheit mit der Liebe, bis zum Siege der allmächtigen Natur und zum schmachtenden Hinsinken in die Arme eines unsichtbaren Liebhabers, mit unbeschreiblicher Anmuth und täuschender Wahrheit schilderte.

Als sie sich wieder im Gedränge ihrer Gespielen verlor, fragte Schach-Gebal die Sultanin abermahls, wie sie zu dieser Tänzerin gekommen sey? — Es ist, sagte sie ganz kalt, eben dieselbe junge Sklavin, deren Gesang vorhin Ihrer Hoheit Vergnügen zu machen schien.

Beym Haupte des Profeten, rief Schach-Gebal, es ist eine Nymfe des Paradieses, die sich von dem Georgischen Sklavenhändler verkaufen lieſs, um ihren Scherz mit uns zu treiben. Ehe wirs uns versehen, wird sie wieder davon geflogen seyn.

So rathe ich Ihrer Hoheit, sie in Zeiten fest zu halten, sagte die Sultanin lachend, indem sie ihre Freude über den glücklichen Erfolg ihres Anschlags unter die kaltblütigste Unbefangenheit verbarg.

Von diesem Augenblick an war der Zauber aufgelöst, der den Sultan an Aruja's Bild gefesselt hatte. Es schien ihm selbst unbegreiflich, wie es habe zugehen können, daſs er sich von der grillenhaften Leidenschaft zu einer spröden Närrin, die ihm einen alten verdorbenen Kaufmann vorzuziehen fähig war, so lange bethören und alles Vergnügen des Lebens habe rauben lassen. Er überlieſs sich nun den wohl behäglichen Eindrücken, welche die mannigfaltigen Reitzungen der jungen Zoraide auf seine ausgeruhten Sinne machten, ohne alle Zurückhaltung: ihm war als ob eine Kraft von ihr ausginge, die ihm seine ganze Jugend wiedergebe; und als er eine Schale Sorbet, die sie ihm darreichte, ausgetrunken hatte, däuchte ihm, er habe alle ihre Reitze und alle Liebe, die in der Brust eines Sterblichen Raum hat, mit hinab geschlürft. Wenn deine junge Sklavin irgend einen Preis hat, sagte er zu Nurmahal, so fordere was ich dir für sie geben soll.

Sire, antwortete die Sultanin, sie gehörte Ihnen schon von dem Augenblicke zu, da sie Ihnen gefallen hat.

Schach-Gebal dankte ihr auf eine Art, die ihr den einzigen Preis, um welchen ihr die Sklavin feil war, auf immer zusicherte, und zog sich bald darauf mit einem Blick auf Zoraiden und Nurmahal, welchen beide zu verstehen schienen, in seine Zimmer zurück.

Als er in sein Schlafgemach trat, fand er Zoraiden, ihre Laute im Arm, auf dem Sofa sitzen, die ihn mit einem Liebe-athmenden Liede des Dichters Feleki bewillkommte.

Zwey oder drey Tage darauf kam der getreue Kerim, Seiner Hoheit mit einem trostlosen Gesicht anzukündigen, daſs Aruja mit ihrem Alten verschwunden sey, ohne daſs man entdecken könne, wo sie hin gekommen.

Aruja? — sagte der Sultan, in einem Ton als ob er sich eines halb vergessenen Traumes erinnerte. — Desto besser, Kerim! Friede sey mit der ehrlichen Frau und ihrem alten Sadik! Man lasse sie ungehindert ziehen! hörst du, Kerim? Es sind gute Leute, und sie stehen überall unter meinem Schutze.

Von diesem Augenblick an war die Rede nicht mehr von der schönen Aruja. Schach-Gebal ergetzte sich an der kleinen Zoraide so lang' — als es billiger Weise zu erwarten war, und Nurmahal machte inzwischen im Serai und im ganzen Reiche was sie wollte.

Und so sind, und waren von jeher, die Könige und die Könige der Könige ein Spielzeug ihrer eigenen Leidenschaften, und der Ränke eines jeden, der ihnen nahe genug ist, um ihre schwache Seite auszufinden, und schlau und schlecht denkend genug, sie zu miſsbrauchen.

---

50. KAPITEL.

Ankunft in Jemal und Beschluſs dieser Geschichte.

Als Danischmend mit seinen Reisegefährten zu Lahor ankam, trafen sie in dem Karawanserai, wo sie abstiegen, ein paar Derwische an, in welchen sie bey näherer Beaugenscheinigung, zu ihrer aller groſsen Freude, Sadik und Aruja erkannten.

Perisadeh glaubte in der letztern eine jüngere, so wie Aruja in Perisadeh eine ältere Schwester zu sehen, und die Zuneigung, die sie beym ersten Anblicke für einander fühlten, endigte nicht eher als mit ihrem Leben. Was ihnen das entflohene Ehepaar von den Umständen seiner Entweichung entdeckte, klärte Danischmenden das Geheimniſs seiner eigenen Entfernung von Dehly auf; und, um von aller Furcht vor Nachsetzung entbunden zu werden, fehlte ihnen nichts, als zu wissen, was für gute Anstalten die Sultanin für ihre Ruhe getroffen hatte.

Sie setzten nun die Reise nach den Thälern von Jemal mit einander fort; nur Faruck eilte voraus, um einige Tage früher anzukommen, damit er seinen Brüdern von dem Erfolge seiner Absendung Bericht erstatten, und alles zu Danischmends Empfang vorbereiten könnte.

Feridun und die wenigen Anhänger, die ihm geblieben waren, hatten inzwischen alles mögliche versucht, um sich vom Hofe zu Kischmir Unterstützung zu verschaffen: als aber eine öffentliche Erklärung der Einwohner von Jemal erschien, daſs sie sich unter den unmittelbaren Schutz des groſsen Sultans von Indostan begeben hätten, fand man bedenklich jenen länger Gehör zu geben; und der bald darauf angelangte kaiserliche Firman, der die Einwohner von Jemal von aller Abhängigkeit von dem Könige in Kischmir frey erklärte, und dem letztern untersagte sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen, bewog diesen Fürsten, den Flüchtlingen andeuten zu lassen, daſs er ihnen keinen längern Aufenthalt in seinem Lande gestatten könne. Was hierauf aus Feridun und seiner Bayadere und den beiden Kalendern, die sich in ihren Besitz mit ihm theilten, geworden sey, weiſs man nicht: die übrigen aber suchten sich mit ihren Landesleuten auszusöhnen, und kehrten unter der Bedingung, deren wir sogleich erwähnen werden, in ihr Vaterland zurück.

Danischmend wurde von dem ganzen Volke von Jemal eingehohlt und mit hohem Jubel in seine alte Wohnung eingeführt. Kassim und Zeineb waren vor Freude auſser sich, ihm alles, was sie von seiner Freygebigkeit empfangen hatten, wieder zurück zu geben, und konnten, eben so wie der brave Faruck, nur mit vieler Mühe bewogen werden, eine reichliche Vergütung dessen, was sie dadurch verloren, von ihm anzunehmen.

Er erklärte hierauf dem Volke in einer allgemeinen Versammlung: Daſs er nicht als Statthalter des Königs der Könige, sondern als ein Bruder zu seinen Brüdern, zu ihnen zurück komme, und von seiner Vollmacht keinen andern Gebrauch zu machen gedenke, oder machen zu müssen hoffe, als ihre alte glückliche Verfassung und Lebensweise, die ihnen, wie er nicht zweifle, durch alles Vorgegangene nur desto lieber geworden seyn müsse, wieder herzustellen, und dann unter ihnen als unter seines gleichen zu leben, ohne ein anderes Ansehen geltend machen zu wollen, als was ihr eigenes Vertrauen in seine Redlichkeit und Liebe zu ihnen allen ihm freywillig zugestehen werde.

Das erste Geschäft, welchem er sich nun, mit Beyziehung der Ältesten aller Gemeinen, und derjenigen, die sich in den Zeiten der Bethörung durch ihre Anhänglichkeit an die alten Sitten ausgezeichnet hatten, unterzog, war, alle Spuren jenes unglücklichen Zeitraums in Jemal, so viel nur immer möglich war, auszulöschen. Eine allgemeine Verzeihung und Vergessenheit des Geschehenen sollte hierzu den Grund legen: nur Feridun und die mit ihm verbundenen Ausgewanderten wurden davon ausgenommen; es wäre denn, daſs sie sich gefallen lassen wollten, auf alle an sich gezogene Grundbesitzungen Verzicht zu thun, und sich an ihren angestammten Gütern zu begnügen. Alles übrige, was sie, auf Kosten ihrer Brüder erworben hatten, wurde für Eigenthum der Nazion erklärt, und mit allgemeiner Genehmhaltung dergestalt vertheilt, daſs der vierte Theil davon gemeines Gut verbleiben, und unter öffentlicher Verwaltung gemeinnützig verwendet, das übrige aber unter die ärmsten Jemalitter, nach Proporzion der Stärke ihrer Familien, vertheilt werden sollte.

Alle noch übrig gebliebene Gegenstände, Werkzeuge und Werkstätten der Hoffart und Üppigkeit wurden theils vernichtet, theils auſser Landes zum Vortheil der ganzen Gemeinheit verkauft. Zwar lieſs sich Danischmend von Perisadeh und Aruja erbitten, eine Manufaktur beyzubehalten, welche Frau Zeineb mit groſser

Emsigkeit errichtet hatte, um sich selbst und ihren guten Freundinnen Kalessons und Hemden von feinerem Gespinst und Gewebe, als ehmahls in Jemal üblich war, zu verschaffen: aber diese Ausnahme wurde nur unter der Einschränkung zugestanden, daſs diese Manufaktur ein Eigenthum der ganzen Gemeinheit seyn, und der reine Ertrag, den sie bey einem festgesetzten sehr mäſsigen Preise abwerfen könnte, zum Nutzen der darin arbeitenden Kinder und zu andrer Arbeit untüchtigen Personen verwendet werden sollte. Die gute Zeineb glaubte das Vergnügen, Vorsteherin dieser Anstalt, an welcher ihr ganzes Herz hing, zu bleiben, auf diese Bedingung nicht zu theuer zu erkaufen: und da doch manche Hände, die sonst müſsig geblieben wären, dadurch beschäftigt wurden; so glaubte Danischmend in diesem einzigen Stücke der Weiblichkeit der Jemalischen Frauen, zu deren Gebrauch die Produkte dieser Manufaktur ausschlieſslich bestimmt waren, nachgeben zu können, ohne den Vorwurf einer allzu weit getriebenen Gelindigkeit zu verdienen.

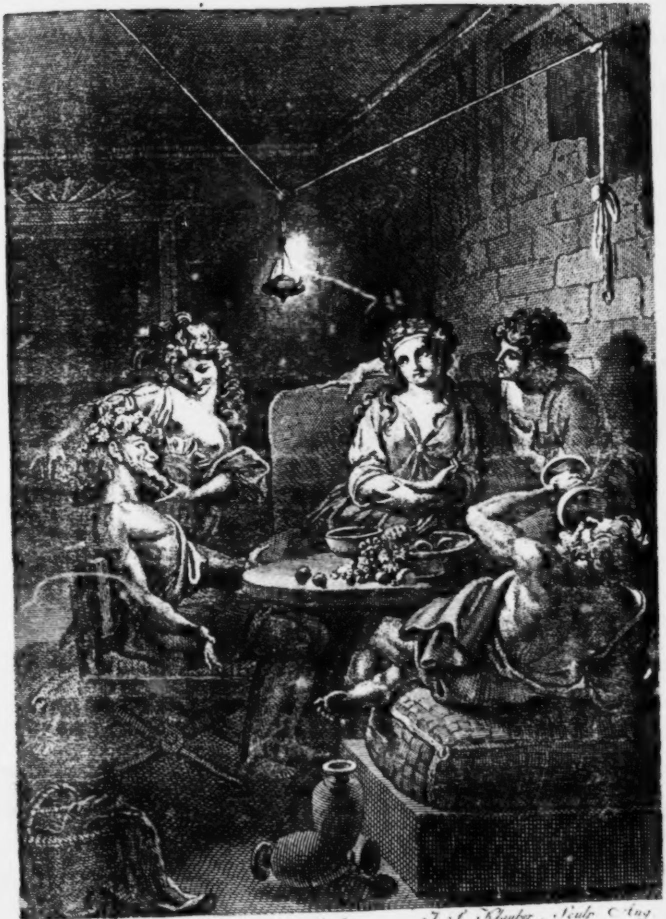
So bald die Gleichheit unter den Bewohnern von Jemal, so weit als es ohne jemanden Unrecht zu thun anging, wieder hergestellt, und die Verfassung der Gemeinen sowohl als des ganzen Volkes wieder auf den ehmahligen Fuſs gesetzt war, glaubte Danischmend, alles übrige werde sich unvermerkt von selbst wieder in das vorige Geleis zurück schieben. Anstatt die Zahl der Gesetze zu häufen, die er unter einem kleinen Volke für ein sehr unzulängliches Surrogat des Mangels guter Sitten hielt, begnügte er sich, durch sein eigenes und Perisadehs Beyspiel, welches zugleich die Regel aller ihrer Freunde war, die gute alte Sitte, die Einfalt der Lebensweise, und alle die häuslichen und geselligen Tugenden, welche die Grundlage der menschlichen Glückseligkeit sind, sichtbar darzustellen und nach und nach wieder allgemein zu machen: und da die Bethörung dieses gutartigen Volkes nicht lange genug gedauert hatte, daſs das Gift der Verderbniſs bis in den Grund des Herzens hätte eindringen können; so hatte er die Freude, den Geist der Mäſsigung, des Fleiſses, der Eintracht und der Zufriedenheit eher wieder in Jemal herrschen zu sehen, als er selbst gehofft hatte.

Wir zweifeln sehr, ob im ganzen ungeheuern Reiche des groſsen, gerechten und vielgeliebten Schach-Gebal noch ein so glücklicher Mann lebte als Danischmend. Er konnte ohne Unbescheidenheit das wieder hergestellte Glück der Jemaliter als sein Werk betrachten; aber dieſs war ein Gedanke, der ihm nur selten in den Sinn kam: sie wieder glücklich zu sehen, weil sie wieder **gut** waren, und am Anschauen des äuſserlichen und sittlichen Wohlstandes, der dieses kleine Volk auszeichnete, sein Herz zu laben, dieſs war es, was dem Genuſs seines eigenen Glückes einen so groſsen Zuwachs gab. Denn auch für sein Privatglück lieſs ihm das Schicksal nichts zu wünschen übrig. Er erlebte die Zeit, da alle seine Kinder in diesem Boden, den er zu ihrem Vaterland erwählt hatte, gleichsam eingewurzelt und auf eben dieselbe Art glücklich waren, die er selbst als die einzig wünschenswürdige erfahren hatte. Er hatte die Freude, sich selbst in seinen Söhnen, Perisadeh in seinen Töchtern wieder aufblühen zu sehen; er lebte lange genug, um die Kinder seiner Enkel auf seinen Knieen zu wiegen; und ihm wurde endlich das beneidenswerthe Glück zu Theil, an eben demselben Tage mit Perisadeh in ein besseres Leben hinüber zu schlummern.

Sadik und Aruja fanden sich durch den gerechten Spruch des Sultans Gebal und die eigennützige Freygebigkeit der Sultanin Nurmahal in den Stand gesetzt, in Jemal auf einem Fuſse zu leben, der ihnen das Glück gewährte, auch zur Beförderung des allgemeinen Wohlstandes ihrer neuen Mitbürger mitzuwirken. Sie schlossen mit der Danischmendischen Familie einen Freundschaftsbund, der bis auf ihre späte Nachkommenschaft fortdauerte. Eine Tochter, mit welcher Arnja ihren in Jemal sich wieder verjüngenden Alten beglückte, wurde in der Folge mit einem von Danischmends Söhnen, so wie zwey würdige Söhne des wackern Faruck mit seinen beiden Töchtern vermählt; und diese Verbindungen, wodurch die drey liebenswürdigsten Familien von Jemal in eine einzige zusammen geschlungen wurden, konnten nicht anders als das gemeinschaftliche Glück ihrer Aller vollkommen machen.

ENDE DES DANISCHMEND.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



H. Ramberg invenit et delin. 1794 J. S. Klauber Sculp. Aug.

MUSARION

er wollte — ein ziemlich welsch Feur
in seinem Aug als Amors lose Hand
den Blumenkranz um seine Stirne wand.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

NEUNTER BAND

GEDICHTE.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

INHALT ZUM IX. BANDE.

MUSARION.
ASPASIA.
GEDICHTE AN OLYMPIA.
DIE ERSTE LIEBE.
DER MÖNCH UND DIE NONNE.
DAS LEBEN EIN TRAUM.
BRUCHSTÜCKE VON PSYCHE.

MUSARION

ERSTES BUCH.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERSTES BUCH.

In einem Hain der einer Wildniſs glich
Und nah' am Meer ein kleines Gut begrenzte,
Ging Fanias mit seinem Gram und sich
Allein umher; der Abendwind durchstrich
Sein fliegend Haar, das keine Ros' umkränzte;
Verdrossenheit und Trübsinn mahlte sich
In Blick und Gang und Stellung sichtbarlich,
Und was ihm noch zum Timon 1) fehlt', ergänzte
Ein Mantel, so entfasert, abgefärbt
Und ausgenützt, daſs es Verdacht erweckte,
Er hätte den, der einst den Krates deckte,
Vom Aldermann der Cyniker geerbt. 2)

Gedankenvoll, mit halb geſchloſsnen Blicken,
Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken,
Ging er daher. Verwandelt wie er war,
Mit langem Bart und ungeschmücktem Haar,
Mit finstrer Stirn, in Cynischem Gewand,
Wer hätt' in ihm den Fanias erkannt,
Der kürzlich noch von Grazien und Scherzen
Umflattert war, den Sieger aller Herzen,

Der an Geschmack und Aufwand keinem wich,
Und zu Athen, wo auch Sokraten zechten, 3)
Beym muntern Fest, in durchgescherzten Nächten,
Dem Komus bald, und bald dem Amor glich?

Ermüdet wirft er sich auf einen Rasen nieder,
Sieht ungerührt die reitzende Natur
So schön in ihrer Einfalt! hört die Lieder
Der Nachtigall, doch mit den Ohren nur.
Ihr zärtlicher Gesang sagt seinem Herzen nichts;
Denn ihn beraubt des Grams umschattendes Gefieder
Des innern Ohrs, des geistigen Gesichts.
Empfindungslos, wie einer der Medusen
Erblickt und starrt, erwägt er zweifelsvoll
Nicht, wie vordem, wofür er seufzen soll,
Für welchen Mund, für welchen schönen Busen?
Nein, Fanias spricht jetzt der Thorheit Hohn,
Und ruft, seitdem aus seinem hohlen Beutel
Die letzte Drachme flog, wie König Salomon:
Was unterm Monde liegt, ist eitel!

Ja wohl, vergänglich ist und flüchtiger als Wind
Der schönen Gunst, die Brudertreu der Zecher;
So bald nicht mehr der goldne Regen rinnt,
Ist keine Danae, so bald im trocknen Becher
Der Wein versiegt, ist kein Patroklus mehr.

Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde her;
Gold zieht magnetischer, als Schönheit, Witz und Jugend:
Ist eure Hand, ist eure Tafel leer,
So flieht der Näscher Schwarm, und Lais spricht von Tugend.

Der groſsen Wahrheit voll, daſs alles eitel sey
Womit der Mensch in seinen Frühlingsjahren,
Berauscht von süſser Raserey,
Leichtsinnig, lüstern, rasch und unerfahren,
In seinem Paradies von Rosen und Schasmin
Ein kleiner Gott sich dünkt, setzt Fanias, der Weise,
Wie Herkules, sich auf den Scheidweg hin,
(Nur schon zu spät) und sinnt der schweren Reise
Des Lebens nach. Was soll, was kann er thun?
Es ist so süſs, auf Flaum und Rosenblättern
Im Arm der Wollust sich vergöttern,
Und nur vom Übermaſs der Freuden auszuruhn!
Es ist so unbequem, den Dornenpfad zu klettern!
Was thätet ihr? — Hier ist, wie vielen däucht,
Das Wählen schwer: dem Fanias war's leicht.
Er sieht die schöne Ungetreue,
Die Wollust — schön, er fühlt's! — doch nicht mehr schön für ihn —
Zu jüngern Günstlingen aus seinen Armen fliehn;

Die Scherze mit den Amorinen fliehn
Der Göttin nach, verlassen lachend ihn,
Und schicken ihm zum Zeitvertreib die Reue:
Hingegen winken ihm aus ihrem Heiligthum
Die Tugend, und ihr Sohn, der Ruhm,
Und zeigen ihm den edlen Weg der Ehren.
Der neue Herkules schickt seufzend einen Blick
Den schon Entfloh'nen nach, ob sie nicht wiederkehren.
Sie kehren, leider! nicht zurück,
Und nun entschlieſst er sich der Helden Zahl zu mehren!

Der Helden Zahl? — Hier steht er wieder an;
Der kühne Vorsatz bleibt in neuen Zweifeln schweben.
Zwar ist es schön, auf lorbernvoller Bahn
Zum Rang der Göttlichen die in der Nachwelt leben,
Zu einem Platz im Sternenplan
Und im Plutarch, sich zu erheben;
Schön, sich der trägen Ruh entziehn,
Gefahren suchen, keine fliehn,
Auf edle Abenteuer ziehn,
Und die gerochne Welt mit Riesenblute färben;
Schön, süſs sogar — zum mindsten singet so
Ein Dichter, der zwar selbst beym ersten Anlaſs floh, — 4)
Süſs ist's, und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben.

Doch auch die Weisheit kann Unsterblichkeit erwerben!
Wie prächtig klingt's, den fesselfreyen Geist
Im reinsten Quell des Lichts von seinen Flecken waschen,
Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier weist,
(Nie, oder Göttern nur) entkleidet überraschen;
Der Schöpfung Grundriſs überseln,
Der Sfären mystischen verworrnen Tanz verstehn,
Vermuthungen auf stolze Schlüsse häufen,
Und bis ins Reich der reinen Geister streifen;
Wie glorreich! welche Lust! — Nennt immer Den beglückt
Und frey und groſs, den Mann der nie gezittert,
Den der Trompete Ruf zur wilden Schlacht entzückt,
Der lächelnd sieht was Menschen sonst erschüttert,
Und selbst den Tod, der ihn mit Lorbern schmückt,
Wie eine Braut an seinen Busen drückt:
Viel gröſser, glücklicher ist Der mit Recht zu nennen,
Den, von Minervens Schild bedeckt,
Kein nächtliches Fantom, kein Aberglaube schreckt;
Den Flammen, die auf Leinwand brennen,

Und Styx und Acheron nicht blässer machen können;
Der ohne Furcht Kometen brennen sieht,
Die hohen Götter nicht mit Taschenspiel bemüht,
Und, weil kein Wahn die Augen ihm verbindet,
Stets die Natur sich gleich, stets regelmäſsig findet.

War Filipps Sohn ein Held, der sich der Lust entzog
In welcher unberühmt die Ninias zerrannen, 5)
Und auf zertrümmerten Tyrannen
Von Sieg zu Sieg bis an den Indus flog?
Sein wälzender Triumf zermalmte tausend Städte,
Zertrat die halbe Welt — warum? laſst's ihn gestehn!
„Damit der Pöbel von Athen
Beym nassen Schmaus von ihm zu reden hätte.“ 6)
Um wie viel mehr, als solch ein Weltbezwinger,
Ist Der ein Held, ein Halbgott, kaum geringer
Als Jupiter, der tugendhaft zu seyn
Sich kühn entschlieſst; dem Lust kein Gut, und Pein
Kein Übel ist; zu groſs, sich zu beklagen,
Zu weise, sich zu freu'n; der jede Leidenschaft
Als Sieger an der Tugend Wagen
Gefesselt hat und im Triumfe führt;
Den alles Gold der Inder nicht verführt;

Den nur sein eigener, kein fremder Beyfall rührt;
Kurz, der in Falaris durchglühtem Stier verdärbe
Eh' er in Frynens Arm — ein Diadem erwärbe.

In solche schimmernde Betrachtungen vertieſt
Lag Fanias, schon mehr als halb entschlossen;
Als Amor unverhoſſt die neue Denkart prüſt,
Die Gram, Filosofie und Noth ihm eingegossen.
Er sah, und hätte gern den Augen nicht getraut,
Die ein Gesicht, wovor ihm billig graut,
Zu sehn sich nicht erwehren können.
Die Götter werden ihm den Ruhm doch nicht miſsgönnen,
Ein Xenokrat zu seyn? Was hilft Entschlossenheit?
Im Augenblick der uns Minerven weiht
Kommt Cytherea selbst zur ungelegnen Zeit.

Zwar diese war es nicht: doch hätte
Die Schöne, welche kam, vielleicht sich vor der Wette,
Die Pallas einst verlor, gleich wenig sich gescheut.
Schön, wenn der Schleier bloſs ihr schwarzes Aug' entdeckte,
Noch schöner, wenn er nichts versteckte;

Gefallend, wenn sie schwieg, bezaubernd, wenn
sie sprach:
Dann hätt' ihr Witz auch Wangen ohne Rosen
Beliebt gemacht; ein Witz, dem's nie an Reitz
gebrach,
Zu stechen oder liebzukosen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd wenn er stach
Und ohne Gift. Nie sahe man die Musen
Und Grazien in einem schönern Bund;
Nie scherzte die Vernunft aus einem schönern
Mund;
Und Amor nie um einen schönern Busen.

So war, die ihm erschien, so war
Musarion.
Sagt, Freunde, wenn mit einer solchen Miene
Im wildsten Hain ein Mädchen euch erschiene,
Die Hand aufs Herz! sagt, liefet ihr davon?
„So lief denn Fanias?“ — Das konntet ihr
errathen!
Er that was Wenige in seinem Falle thaten,
Allein, was jeder soll, der sicher gehen will.
Er sprang vom Boden auf, und — hielt ein
wenig still,
Um recht gewiſs zu sehn was ihm sein Auge
sagte;
Und da er sah, es sey Musarion,
So lief er euch — der weise Mann! — davon
Als ob ein Arimasp ihn jagte. 7)

Du fliehest, Fanias? ruft sie ihm lachend nach:
Erkennest mich und fliehst? Gut, fliehe nur, du Spröder!
Dein Kaltsinn macht Musarion nicht blöder;
Du schmeichelst dir doch wohl, sie sey so schwach
Dir nachzufliehn? — Durch ungebahnte Pfade
Wand er wie eine Schlange sich:
So schlüpft die keusche Oreade
Dem Satyr aus der Hand, der sie im Bad erschlich.
Die Schöne folgt mit leichten Zefyrfüſsen,
Doch ohne Hast; denn (dachte sie) am Strand,
Wohin er flieht, wird er wohl halten müssen.
Es war ihr Glück, daſs sich kein Nachen fand;
Denn, der Versuchung zu entgehen,
Was thät' ein Weiser nicht? Doch da er keinen fand,
Wohin entfliehn? — Es ist um ihn geschehen
Wenn ihn sein Kopf verläſst! — Seyd unbesorgt! Er blieb
Am Ufer ganz gelassen stehen,
Sah vor sich hin, schwang seinen Stab, beschrieb
Figuren in den Sand, als ob er überdächte
Wie viele Körner wohl der Erdball fassen möchte;
Kurz, that als säh' er nichts, und wandte sich nicht um.

Vortrefflich! rief sie aus: das nenn' ich Heldenthum
Und etwas mehr! Die alte Ordnung wollte,
Daſs Dafne jüngferlich mit kurzen Schritten fliehn,
Apollo keuchend folgen sollte;
Du kehrst es um. — Fliehst du, mich nachzuziehn?
Den kleinen Stolz will ich dir gerne gönnen!

Du irrest dich, antwortet unser Held
Mit Mienen, welche nicht, wie sehr sie ihm miſsfällt,
Verbergen wollen oder können:
Ein rascher meilenbreiter Spalt,
Der plötzlich zwischen uns den Boden gähnen machte,
Ist alles, glaube mir, wornach ich sehnlich schmachte,
Seitdem ich dich erblickt. — Der Gruſs ist etwas kalt,
Erwiedert sie: du denkest, wie ich sehe,
Die Reihe sey nunmehr an dir,
Und weichst zurück so wie ich vorwärts gehe.
Doch spiele nicht den Grausamen mit mir!
Was willst du mehr, als daſs ich dir gestehe
Du zürnst mit Recht? Ja, ich miſskannte dich:
Doch, war ich damahls mein? Jetzt bin ich, was du mich,
Zu seyn, so oft zu meinen Füſsen batest.

Wie? (unterbrach er sie) du, die mit kaltem Blut
Mein zärtlich Herz mit Füſsen tratest,
Mich lächelnd leiden sahst — du hast den Übermuth
Und suchst mich auf, mich noch durch Spott zu quälen?
Zwey Jahre liebt' ich dich, Undankbare, so schön,
Wie keine Sterbliche sich je geliebt gesehn.
Dein Blick, dein Athem schien allein mich zu beseelen.
Thor, der ich war! von einem Blick entzückt
Der sich an mir für Nebenbuhler übte;
Durch falsche Hoffnungen berückt,
Womit mein krankes Herz getäuscht zu werden liebte!
Du botst verführerisch das süſse Gift mir dar,
Und machtest dann mit einem andern wahr
Was dein Sirenenmund mir zugelächelt hatte.
Und, o! mit wem? — Dieſs brachte mich zur Wuth!
(Nur der Gedank' empört noch itzt mein Blut)
Ein Knabe war's, — erröthe nicht, gestatte
Daſs ich ihn mahlen darf, — gelblockig, zefyrlich,
Ein bunter Schmetterling, so glatt wie eine Schlange,
Mit Gänseflaum ums Kinn, mit rothgeschminkter Wange,

Ein Ding, das einer Puppe glich,
Wie kleine Töchterchen mit sich zu Bette nehmen:
Dem gabst du, ohne dich zu schämen,
Den Busen preis, um den der Hirt von Ilion
Helenen untreu worden wäre;
Dieſs Äffchen machte den Adon
Der Nebenbuhlerin der Göttin von Cythere.
Und Fanias, indeſs so ein Insekt
Auf deinen Rosen kriecht, liegt Nächte durch gestreckt,
Mit Thränen, die den May von seinen Wangen ätzen,
Die Schwelle deiner Thür, Undankbare, zu netzen!
Nein! Der versöhnt sich nie, der so beleidigt ward!
Hinweg! die Luft, in der du Athem ziehest,
Ist Pest für mich — Verlaſs mich! du bemühest
Dich fruchtlos! — unsre Denkungsart
Stimmt minder überein als ehmahls unsre Herzen.

Mich däucht (erwiedert sie) du rächest dich zu hart
Für selbst gemachte Liebesschmerzen.
Sey wahr, und sprich, ist's stets in unserer Gewalt
Zu lieben wie und wen wir sollen?

Oft fragt der Liebesgott uns nur nicht ob wir wollen?
Wir finden ohne Grund uns zärtlich oder kalt,
Itzt dem Apollo spröd, itzt schwach für einen Faunen.
Was weiſs ich's selbst? Wer zählet Amors Launen?
Ihr, die ihr über uns so bitter euch beschwert,
Laſst euer eignes Herz für unsers Antwort geben!
Ihr bleibt oft an der Stange kleben,
Und was euch angelockt war kaum der Mühe werth.
Ein Halstuch öffnet sich, ein Ärmel fällt zurücke,
Und weg ist euer Herz! Oft braucht es nicht so viel;
Ein Lächeln fängt euch schon, ihr fallt von einem Blicke.
Ein flüchtiger Geschmack, ein Nichts, ein eitles Spiel
Der Fantasie, regiert uns oft im Wählen;
Das Schöne selbst verliert auf kurze Zeit
Den Reitz für uns; wir wissen daſs wir fehlen,
Und finden Grazien bis in der Häſslichkeit.
Hat die Erfahrung, wie ich glaube,
Von dieser Wahrheit dich belehrt;
So ist mein Irrthum auch vielleicht verzeihenswerth.
Wer suchet unter einer Haube
So viel Vernunft als Zenons Bart verheiſst?

Und wie? mein Freund, wenn ich sogar zu sagen
Mich untersteh', daſs wirklich mein Betragen
Für meine Klugheit mehr als wider sie beweist?
Ich schätzt' an dir, wofür dich jeder preist,
Ein edles Herz und einen schönen Geist:
Was ich für dich empfand, war auf Verdienst gegründet;
Du warst mein Freund, und fodertest nicht mehr;
Vergnügt mit einem Band das nur die Seelen bindet,
Sahst du mich Tage lang, und fandest gar nicht schwer
Mich, wenn der Abendstern dir winkte, zu verlassen,
Um an Glycerens Thür die halbe Nacht zu passen.
So ging es gut, bis dich ein Ungefähr
An einem Sommertag in eine Laube führte,
Worin die Freundin schlief, die wachend dich bisher
So ruhig lieſs. Ich weiſs nicht was dich rührte;
Der Schlaf nach einem Bad, wenn man allein sich meint,
Muſs was verschönerndes in euren Augen haben:
Genug, du fandst an ihr sonst unerkannte Gaben,

Und **sie** verlor den angenehmen **Freund.**
Nichts ahnend wacht' ich auf; da lag zu meinen Füſsen
Ein Mittelding von Faun und Liebesgott!
In dithyrambische Begeist'rung hingerissen
Was sagtest du mir nicht! was hätt'st du wagen müssen,
Hätt' ich, der Schwärmerey die Lippen zu verschlieſsen,
Das Mittel nicht gekannt! Ein Strom von kaltem Spott
Nahm deinem Brand die Luft. Mit triefendem Gefieder
Flog Amor zürnend fort: doch freut' ich mich zu früh;
Denn eh' ich mir's versah, so kam er seufzend wieder.
Mit Seufzen, ich gesteh's, erobert man mich nie;
Der feierliche Schwung erhitzter Fantasie
Schlägt mir die Lebensgeister nieder.
Ich machte den Versuch, durch Fröhlichkeit und Scherz
Den Dämon, der dich plagte, zu verjagen:
Doch diese Geisterart kann keinen Scherz ertragen.
Ich änderte die Kur. Allein mein eignes Herz
Kam in Gefahr dabey; es wurde mir verdächtig;
Denn Schwärmerey steckt wie der Schnupfen an:
Man fühlt ich weiſs nicht was, und eh' man wehren kann

Ist unser Kopf des Herzens nicht mehr mächtig.
Auf meine Sicherheit bedacht
Fand ich zuletzt ich müsse mich zerstreuen.
Mir schien ein Geck dazu ganz eigentlich gemacht.
Für Schönen, die den Zwang der ernsten Liebe scheuen,
Taugt eine Puppe nur, die trillert, hüpft und lacht;
Ein bunter Thor, der tändelnd uns umflattert,
Die Zähne weiſst, nie denkt, und ewig schnattert;
Der, schwülstiger je weniger er fühlt,
Von Flammen schwatzt die unser Fächer kühlt,
Und, unterdeſs er sich im Spiegel selbst belächelt,
Studierte Seufzerchen mit schaler Anmuth fächelt.

Das alles was du sagst, (fiel unser Timon ein)
Soll, wie es scheint, ein kleines Beyspiel seyn,
Kein Handel sey so schlimm, den nicht der Witz vertheidigt,
Nur Schade, daſs die Ausflucht mehr beleidigt
Als was dadurch verbessert werden soll.
Doch, laſs es seyn! mein Thorheitsmaſs ist voll,
Wir wollen uns mit Zanken nicht ermüden.
Ich liebte dich; vergieb! ich war ein wenig toll:

Dir selbst gefiel ein Geck, und ich — ich bin zufrieden;
Erfreut sogar. Denn ständ' es itzt bey mir,
Durch einen Wunsch an seinen Platz zu fliegen,
Bathyll zu seyn — um dir im Arm zu liegen;
Bey deiner Augen Macht! — ich bliebe hier.
Du hörst, ich schmeichle nicht. Genieſst Ihr das Vergnügen
Durch falsche Zärtlichkeit einander zu betrügen:
Mich fängt kein Lächeln mehr! — Ich seh' ein Blumenfeld
Mit mehr Empfindung an als eure schöne Welt:
Und wenn zum zweyten Mahl ein Weib von mir erhält,
Durch einen strengen Blick, durch ein gefällig Lachen
Mich bald zum Gott und bald zum Wurm zu machen,
Wenn ich, so klein zu seyn, noch einmahl fähig bin;
Dann, holde Venus, dann verwirre meinen Sinn,
Verdamme mich zur lächerlichsten Flamme,
Und mache mich — verliebt in meine Amme.

Wie lange denkst du so? versetzt Musarion:
Der Abstich ist zu stark, den dieser neue Ton
Mit deinem ersten macht! Doch, lieber Freund, erlaube,

Ich fordre mehr Beweis eh' ich ein Wunder glaube.
Du, welcher ohne Lieb' und Scherz
Vor kurzem noch kein glücklich Leben kannte;
Du, dessen leicht gerührtes Herz
Von jedem schönen Blick entbrannte,
Und der, (erröthe nicht, der Irrthum war nicht groſs)
Wenn ihm Musarion die spröde Thür verschloſs,
Zu Lind'rung seiner Qual — nach Tänzerinnen sandte;
Du, sprichst von kaltem Blut? du, bietest Amorn Trutz?
Vermuthlich hast du dich, noch glücklicher zu leben,
In einer andern Gottheit Schutz
Und in die Brüderschaft der Fröhlichen begeben,
Die sich von Leidenschaft und Fantasie befrey'n,
Um desto ruhiger der Freude sich zu weih'n?
Du fliehst den Zwang von ernsten Liebeshändeln,
Und findest sicherer, mit Amorn nur zu tändeln;
Vermählst die Mäſsigung der Lust,
Geschmack mit Unbestand, den Kuſs mit Nektarzügen,
Studierst die Kunst dich immer zu vergnügen,
Genieſsest wenn du kannst, und leidest wenn du muſst?
Ich finde wenigstens in einem solchen Leben
Unendlichmahl mehr Wahrheit und Vernunft,

Als von der freudescheuen Zunft
Geschwollner Stoiker ein Mitglied abzugeben.
Und denkst du so, dann lächle sorgenlos
Zum Tadel von Athen, das deiner Änd'rung spottet.
Nicht, wo die schöne Welt, aus langer Weile bloſs,
Zu Freuden sich zusammen rottet
An denen nur der Nahme fröhlich tönt,
Die, stets gehofft, doch niemahls kommen wollen,
Wobey man künstlich lacht und ungezwungen gähnt,
Und mitten im Genuſs sich schon nach andern sehnt
Die da und dort uns gähnen machen sollen:
Nicht im Getümmel, nein, im Schooſse der Natur,
Am stillen Bach, in unbelauschten Schatten,
Besuchet uns die holde Freude nur,
Und überrascht uns oft auf einer Spur,
Wo wir sie nicht vermuthet hatten.
Doch, Fanias, ist's diese Denkungsart,
Die dich der Stadt entzog, wozu die Auſsenseite
Von einem Diogen? wozu ein wilder Bart?
Mich däucht, ein weiser Mann trägt sich wie andre Leute?

„Mein Ansehn, schöne Spötterin,
Ist wie es sich zu meinem Glücke schicket.

Wie? ist dir unbekannt in welcher Lag' ich bin?
Daſs jenes Dach, von faulem Moos gedrücket,
Und so viel Land als jener Zaun umschlieſst,
Der ganze Rest von meinem Erbgut ist?
Was jeder weiſs kann dir allein unmöglich
Verborgen seyn: dein Scherz ist unerträglich,
Musarion, wie deine Gegenwart.
Mit wem sprichst du von einer Denkungsart,
Die von den Günstlingen des lachenden Geschickes
Das Vorrecht ist?" — Freund, du vergissest dich:
Ein Sklave trägt die Farbe seines Glückes,
Kein edles Herz. Im Schauspiel stimmen sich
Die Flöten nach dem Ton des Stückes:
Allein ein weiser Mann denkt niemahls weinerlich.
Wie, Fanias? Die Farbe deiner Seelen
Ist nur der Wiederschein der Dinge um dich her?
Und dir die Fröhlichkeit, des Lebens Reitz, zu stehlen,
Bedarf es nur ein widrig Ungefähr?
Ich weiſs, mein Freund, wohin uns miſsverstandne Güte,
Ein Herz, das Freude liebt, die Klugheit leicht vergiſst,
Und niemand, als sich selbst, zu schaden fähig ist,
Ich weiſs wohin sie bringen können.

Doch, alles recht geschätzt, gewinnst du mehr dabey
Als du verlierst. Was Thoren uns miſsgönnen
Beweist nicht stets wie sehr man glücklich sey,
Das wahre Glück, das Eigenthum der Weisen,
Steht fest, indeſs Fortunens Kugel rollt.
Dem Reichen muſs die Pracht, die ihm der Indus zollt,
Erst, daſs er glücklich sey, beweisen:
Der Weise fühlt er ist's. Ihm schmecken schlechte Speisen
Aus Thon so gut als aus getriebnem Gold.
Wenn um ihn her die muntern Lämmer springen,
Indem er sorgenfrey in eignem Schatten sitzt,
Und Zefyrn, untermischt mit bunten Schmetterlingen,
Gemähter Wiesen Duft ihm frisch entgegen bringen,
Die Vögel um ihn her aus tausend Zweigen singen,
Und alles, was er sieht, zugleich ergetzt und nützt:
Wie leicht vergiſst er da, er, der so viel besitzt,
Daſs sich sein Landhaus nicht auf Marmorsäulen stützt,
Nicht Sklaven ohne Zahl in seinem Vorhof lärmen,
Und Fliegen nur, wenn er zu Tische sitzt,

Die Parasiten sind, die seinen Kohl umschwärmen!
Kein Schmeichler-Heer belagert seine Thür,
Kein Hof umschimmert ihn! — Er freue sich! dafür
Besitzt er was das jedem Midas fehlet,
Was der Monarch mit Gold zu kaufen fälschlich meint,
Was, wer es kennt, vor einer Krone wählet,
Das höchste Gut des Lebens, einen Freund.

„Du schwärmst, Musarion! — Er, dem das Glück den Rücken
Gewiesen, einen Freund?“ — Ein Beyspiel siehst du hier,
Erwiedert sie: mich, die von freyen Stücken
Athen verlieſs, dich sucht', und, da du mir
Entflohest, dir (der mütterlichen Lehren
Uneingedenk) so eifrig nachgejagt,
Wie andre meiner Art vor dir geflohen wären.
Ich dächte, das beweist, wenn einem Mann zu Ehren
Ein Mädchen — sich — und seinen Kopfputz wagt!

„Ich weiſs die Zeit — ich trug noch deine Kette —
(Hier seufzte Fanias) da, mich entzückt zu sehn,
Dich weniger gekostet hätte.

Du durftest, statt mir nachzugehn,
Dich damahls nur nach Art der Nymfen sträuben,
Die gern an einem Busch im Fliehen hangen bleiben,
Mit leiser Stimme dräun und lächelnd widerstehn:
Allein, wer kann dafür, daſs ungeneigte Winde
Von unsern Wünschen stets den besten Theil verwehn?
Dieſs ist vorbey! Jetzt, wenn es bey mir stünde,
Wünscht' ich mir nichts als ein gelaſsnes Blut.
Man nennt mich zu Athen unglücklich — doch, ich finde,
Zu etwas wie man sagt, ist stets das Unglück gut;
Durch ein bezaubertes Gewinde
Von süſsem Irrthum hat zuletzt
Die Thorheit selbst mich auf den Weg gesetzt,
Zu werden was ich schien als man mich glücklich nannte.
Gesegnet seyst du mir, Geburtstag meines Glücks!
Tag, der mich aus Athen in diese Wildniſs sandte!
Nicht Fanias, der Günstling des Geschicks,
Nein, Fanias, der Nackte, der Verbannte,
Ist neidenswerth! Da war er wirklich arm,
Unglücklicher als Irus, gleich dem Kranken

Der sich zu Tode tanzt, als Schmeichler, Schwarm an Schwarm,
Sein Herzensblut aus goldnen Bechern tranken:
Beym nächtlichen Gelag, an feiler Frynen Brust,
Da war er elend, da! ein Sklave, fest gebunden
Von jeder Leidenschaft! ein Opferthier der Lust!
Wie? Der, der siebenfach von einer Schlang' umwunden
Auf Blumen schläft und träumt er sitz' auf einem Thron,
Der sollte glücklich seyn? — Und wenn Endymion
(Dem Luna, daſs sie ihn bequemer küssen möge,
So schöne Träume gab) durch eine Million
Von Sonnenaltern stets in süſsen Träumen läge,
Und träumt' er schmaus' am Göttertisch
Mit Jupitern und buhle mit Göttinnen,
Ein süſs betäubendes Gemisch
Von allem was ergetzt berausche seine Sinnen,
Mit Einem Wort, er schwimme wie ein Fisch
In einem Ocean von Wonne —
Sprich, wer geständ' uns, unerröthend, ein,
Er wünsche sich Endymion zu seyn?
Diogenes, der Hund, in seiner Tonne
War glücklicher! — In unsrer eignen Brust,
Da, oder nirgends, flieſst die Quelle wahrer Lust,
Der Freuden, welche nie versiegen,

Des Zustands dauernder Vergnügen,
Den nichts von auſsen stört! Wie elend hätte mich
Ein Wechsel, der mir alles raubte
Wodurch ich mich vor diesem glücklich glaubte,
Fortunens ganzen Kram, — wie elend hätt' er mich
Gemacht, wenn mir aus ihrer lichten Sfäre
Die Weisheit nicht zu Hülf' erschienen wäre,
Die aus den Wolken mir die Arme reicht, zu sich
Hinauf mich zieht, und mich dahin versetzet,
Wo ihre Lieblinge, frey von Begier und Wahn,
Von keiner Lust gereitzt, von keinem Schmerz verletzet,
Sich den Olympiern und ihrer Wonne nahn."

Hier ward der hohe Schwung, den Fanias zu nehmen
Begriffen war, gehemmt. Schon schwanden Raum und Zeit
Aus seinem Blick, schon fühlt' er sich entkleidt
Vom niederziehenden Gewand der Sterblichkeit,
Schon war er halb ein Gott; — als eine Kleinigkeit,
Die wir uns fast zu sagen schämen,
Ihn plötzlich in die Unterwelt
Zurücke zog. — Ihr mächtigen Besieger

Der Menschlichkeit, die ihr dem Sternenfeld
Euch nahe glaubt — das Herz ist ein Betrüger!
Erkennet euer Bild in Fanias und bebt!
Der Weise, der so kühn sich zum Olymp erhebt,
Der schon so hoch empor gestiegen,
Daſs er (wie Sancho dort auf Magellonens Pferd)
Die purpurnen und himmelblauen Ziegen
Des Himmels grasen sieht, 8) die Sfären singen hört,
Und aus der Gluth, die sein Gehirn verzehrt,
Des Feuerhimmels Nähe schlieſset,
Ihn, der nichts Sterblich's mehr mit seinem Blick beehrt,
Den stolzen Gast des Äthers, schieſset
Musarion mit einem — Blick herab.
Doch freylich war's ein Blick, nur jenem zu vergleichen
Den Koypel seinem Amor gab;
Der, euer Herz gewisser zu beschleichen,
Euch schalkhaft warnt, als spräch' er: Seht ihr mich?
Ihr denkt, ich sey ein Kind voll süſser Unschuld, ich?
Verlaſst euch drauf! Seht ihr an meiner Seite
Den Köcher hier? Wenn euch zu rathen ist,
So flieht! — Und doch, was hilft die kleine Frist?
Es sey nun morgen oder heute,
Ihr habt ein Herz, und das ist meine Beute!

So, oder doch in diesem Ton,
So etwas sprach der Blick, womit Musarion
Den weisen Fanias aus seiner Fassung brachte.
Er sah, er stockt', er schwieg; die alte Flamm' erwachte,
Und seine Augen füllt' ein unfreywillig Naſs.
Die Schöne stellte sich sie sehe nichts, und lachte
Nur innerlich. Drauf sprach sie: Fanias,
Es dämmert schon. Ich habe mich zu lange
Bey dir verweilt. Athen ist weit von hier;
In dieser Gegend kenn' ich niemand auſser dir,
Und hier im Hain, gesteh' ich, wäre mir
Die Nacht hindurch vor Ziegenfüſslern bange.
Was ist zu thun? — Ich denk' ich folge dir?

„Mir? stottert Fanias, gewiſs sehr viele Ehre!
Allein, mein Haus ist klein" — Und wenn es kleiner wäre,
Für eine Freundin hat die kleinste Hütte Raum. —
„Du wirst an allem Mangel haben;
Ein wenig Milch, ein Ey, und dieses kaum" —
Mich hungert nicht. — „Nur einen Hirtenknaben,
Dich zu bedienen" — Nur? Es ist an Dem zu viel.

Wir wollen gehn, mein Freund! die Luft wird kühl —
„Vergieb, Musarion; ich muſs dir alles sagen:
Mein Häuschen ist besetzt; ich habe seit acht Tagen
Zwey Freunde, die bey mir“ — Zwey Freunde? — „Ja, und zwar
Die, däucht mir, nicht zu deinem Umgang taugen.“ —
Was sagst du? — Filosofen gar?
Sie haben doch noch ihre Augen?
Gut, Fanias, ich will sie kennen, ich —
„Du scherzest.“ — Nein, mein Herr; ich hatte, wie ihr mich
Hier seht, von ihrer Art wohl eher
Um meinen Nachttisch stehn. — „Vergieb, ich zweifle sehr:
Der stoische Kleanth“ — O Ceres! und wer mehr?
„Theofron, der Pythagoräer,
Sind schwerlich von so blödem Geist“ —
O Fanias, ist alles Gold was gleiſst?
Allein, gesetzt, sie wären lauter Geist,
Was hindert dieſs? Nur desto mehr Vergnügen! —
„Kurz, wir sind drey, Madam, und auf den Mann
Ein kleines Ruhebett“ — Man hilft sich wie man kann;

Und können wir den Schlaf durch Schwatzen nicht betrügen?
Wir gehn, mein Lieber — deinen Arm!
Nun, Fanias? macht dir mein Antrag warm?
Man dächt' es wäre hier wer weiſs wie viel zu wagen.
Drey Weise werden mir doch wohl gewachsen seyn?
Ich fürchte nichts bey euch, und bin allein.

Was soll er thun? — Wo Widerstreben
Vorm Untergang das Schiff nicht retten kann,
Da wird ein weiser Steuermann
Mit guter Art sich in den Wind ergeben.
Mein Fanias, der nur aus blöder Scheu
Vor seinen Mentorn sich so lange widersetzte,
Schwor, daſs er seine Einsiedley
Dem Musentempel ähnlich schätzte,
Weil ihr das Glück beschieden sey
Die liebenswürdigste der Musen zu beschatten.
Schon zeigte sich, daſs ihre Reitze noch
Nicht alle Macht auf ihn verloren hatten.
Der ausgetriebne Amor kroch,
So leise, wie auf Blumenspitzen,
Aus ihren Augen in sein Herz.
Des Gottes Ankunft kündt ein fliegendes Erhitzen
Der blassen Wang', ein wollustvoller Schmerz
Mit Thränen an, die wider seinen Willen

In runden Tropfen ihm die Augenwinkel füllen.
Er meint er athme nur, und seufzt; starrt unverwandt
(Indeſs sie schwatzt und scherzt) sie an, als ob er höre,
Und hört doch nichts; drückt ihr die runde Hand,
Und denkt, indem durchs steigende Gewand
Die schöne Brust sich bläht, ob diese halbe Sfäre
Der Pythagorischen nicht vorzuziehen wäre?

Die Schöne wurde die Gefahr
Worin der Ruhm der Stoa schwebte,
Den Kampf in seiner Brust und ihren Sieg gewahr,
Und wie vergebens er der Macht entgegen strebte,
Wovon (so lispelt ihr der Liebesgott ins Ohr)
Die Filosofen selbst, sie wollten
Nun oder wollten nicht, bald Zeugen werden sollten.
Sie sah, wie nach und nach sein Trübsinn sich verlor,
Und wie beredt, wie stark sein Auge sagte,
Was er sich selbst kaum zu gestehen wagte:
Allein, sie fand für gut, (und that sehr klug daran)
Ihm, was sie sah, und ihrer beider Seelen

Geheime Sympathie zur Zeit noch zu verhehlen.
Nur sah sie ihn mit solchen Blicken an,
Die er berechtigt war so günstig auszulegen
Als ihm gefiel. Allein, macht die Begier verwegen,
So macht die Liebe blöd. Er sah in ihrem Blick
Sonst jeden Reitz, nur nicht sein nahes Glück.

So langten sie, da schon die letzten Strahlen schwanden,
Bey seinem Landgut an, wo sie das weise Paar,
Von Linden die im Vorhof standen
Umduftet, unverhofft in einer Stellung fanden,
Die der Filosofie nicht allzu rühmlich war.

Anmerkungen.

1) S. 3. Und was ihm noch zum Timon fehlt —

Eine Anſpielung auf den armſeligen Aufzug, worin Lucian in einem ſeiner dramatiſchen Dialogen den berüchtigten Timon, den Menſchenhaſſer, aufführt. — „Wer iſt denn (fragte der auf die Erde herab ſchauende Jupiter den Merkur) da unten am Fuſse des Hymettus der lumpige ſchmutzige Kerl in dem Ziegenpelze, der ihm kaum bis über die Hüften reicht?“ u. ſ. w. S. Lucians ſämmtl. Werke, I. Theil, S. 60 der neuen Deutſchen Überſetzung.

2) S. 3. Als hätt' er den, der einſt den Krates deckte,
Vom Aldermann der Cyniker geerbt.

In der Ausgabe von 1769 lautete der letzte Vers ſo:

(Ihr wiſst ja wo?) vom Diogen geerbt.

Nun wuſsten aber die meiſten Leſer nicht wo? Man hat alſo für beſſer gehalten, den Vers abzuändern, und dem Leſer, dem die Anekdote, auf welche hier angeſpielt wird, unbekannt oder entfallen ſeyn könnte, durch eine kleine Anmerkung zu dienen. Der Sinn dieser Stelle ist also: Der Mantel des aus seinem ehmahligen Wohlstande, gleich dem Timon, herunter gekommenen Fanias, der seine ganze Kleidung ausmachte, habe so abgenützt ausgesehen, als ob es eben derselbe wäre, welchen Diogenes über seinen Freund und Schüler Krates ausgebreitet haben soll, als dieser (aus einem kleinen Übermaſs von Eifer, die Cynische Lehre, „daſs nichts natürliches schändlich sey,“ durch eine auffallende That zu bekräftigen) sich die Freyheit nahm, sein Beylager mit der schönen Hipparchia in der groſsen Halle (Stoa) zu Athen öffentlich zu vollziehen. — Daſs dem Diogenes die Benennung eines Aldermanns der Cyniker zukomme, bedarf wohl keines Beweises, und man hat sie in dieser Ausgabe der in einigen vorgehenden, wo es, dem Aldermann der Stoiker, d. i. dem Zeno, hieſs, vorgezogen, weil von einem Mantel, der vom Diogenes bis auf den Zeno, und sodann weiter von einem filosofischen Bettler zum andern, endlich bis auf den Fanias fortgeerbt worden wäre, wahrscheinlich gar nichts mehr als Fetzen übrig geblieben seyn müſsten.

5) S. 3. Wo auch Sokraten zechten —

Daſs Sokrates bey Gelegenheit ein strenger Zecher gewesen sey, erhellet aus verschiedenen Stellen des Platonischen Symposion. So rühmt es ihm zum Beyspiel Agathon, der Wirth in diesem berühmten Gastmahl, als keinen geringen Vorzug vor den übrigen Anwesenden nach, daſs er den Wein besser ertragen könne als die stärksten Trinker unter ihnen; und der junge Alcibiades, da er, um die Gesellschaft zum Trinken einzuladen, dem Sokrates einen groſsen Becher voll Wein zubringt, setzt hinzu: „Gegen den Sokrates, meine Herren, wird mir dieser Pfiff nichts helfen; denn der trinkt so viel als man will, und ist doch in seinem Leben nie betrunken gewesen.“ — Auch leert Sokrates den voll geschenkten Becher nicht nur rein aus, sondern, nachdem, auf eine ziemlich lange Pause, das Trinken wegen einiger noch von ungefähr hinzu gekommenen Bacchusbrüder von neuem angegangen war, und, unter mehrern andern, die es nicht länger aushalten konnten, auch Aristodemus sich in irgend einen Winkel zurück gezogen hatte und eingeschlafen war, fand dieser, als er um Tagesanbruch wieder erwachte und ins Tafelzimmer zurück kam, daſs alle andern weggegangen, und nur Agathon, Aristofanes und Sokrates allein noch auf waren, und aus einem groſsen Becher tranken. Sokrates dialogierte noch immer mit ihnen fort, und fühlte sich durch allen Wein, den er die ganze Nacht durch zu sich genommen hatte, so wenig verändert, daſs er, als es Tag geworden war, mit besagtem Aristodemus ins Lyceon baden ging, und, nachdem er den ganzen Tag nach seiner gewöhnlichen Weise zugebracht, erst gegen Abend sich nach Hause zur Ruhe begab. — Ein Zug seines Temperaments, welcher (däucht uns) bey Schätzung seines sittlichen Karakters nicht aus der Acht zu lassen ist. Denn mit einem solchen Temperamente kann es, bey einem einmahl fest gefaſsten Vorsatz, eben nicht sehr schwer seyn, immer Herr von seinen Leidenschaften zu bleiben.

4) S. 6. Ein Dichter, der zwar selbst beym ersten Anlaſs floh —

Horaz, der, ungeachtet seines „Süſs ist's und edel sterben fürs Vaterland,“ in einem andern Gesang offenherzig genug ist zu gestehen, daſs er in der Schlacht bey Filippi sogar seinen kleinen runden Schild von sich geworfen habe, um dem schönen Tod fürs Vaterland desto hurtiger entlaufen zu können. — Wiewohl nicht zu verschweigen ist, daſs unser Autor selbst an einem andern Orte nicht ganz unerhebliche Gründe, den Dichter gegen sich selbst zu rechtfertigen, vorgebracht zu haben scheint. S. die erste Erläuterung zur zweyten Epistel des Horaz an Julius Florus.

5) S. 8. Filipps Sohn — Alexander der Groſse. Ninias, Sohn des Ninus und der Semiramis, ein Assyrischer König, von welchem die Geschichte nichts zu sagen hat, als daſs er die acht und zwanzig Jahre seiner Regierung (wie man bey seines gleichen das *divino far niente* nennt) in der üppigsten Unthätigkeit in seinem Harem zwischen Weibern und Höflingen verträumt habe.

6) S. 8. Damit der Pöbel von Athen —

„O ihr Athener, (soll Alexander, als er in einem äuſserst mühseligen und gefährlichen Abenteuer am

Flusse Hydaspes in Indien begriffen war, ausgerufen haben) werdet ihr jemahls glauben können, was für Gefahren ich laufe, um mir euere gute Meinung zu erwerben?“

7) S. 10. Als ob ein Arimasp ihn jagte — Die Arimaspen sind (wie uns Plinius unter der Gewährleistung der berühmten Geschichtschreiber Herodot und Aristeas meldet) ein Skythisches Volk, das im äuſsersten Norden, unweit der Höhle des Nordwindes wohnt, nur Ein Auge mitten auf der Stirne hat, und in ewigem Kriege mit den Greifen lebt, um ihnen das Gold zu rauben, welches diese ungeheuren Vögel mit unersättlicher Begierde aus den Adern der Erde hervor scharren, bloſs um das Vergnügen zu haben, ihre Goldhaufen Tag und Nacht zu bewachen und gegen die Arimaspen zu vertheidigen. Das, was an diesem Mährchen historisch wahr ist, gehört nicht hierher.

8) S. 28. Daſs er, wie Sancho dort auf Magellonens Pferd — Unter andern Wunderdingen, welche Sancho Pansa auf dieser eingebildeten Luftreise gesehen haben wollte, waren auch die sieben himmlischen Ziegen, (das Siebengestirn) mit denen er sehr gute Bekanntschaft gemacht zu haben vorgab, und von welchen, wie er getrost versicherte, zwey grün, zwey fleischfarben, zwey himmelblau, und eine von gemischter Farbe sind.

MUSARION

ZWEYTES BUCH.

ZWEYTES BUCH.

Was, beym Anubis! konnte das
Für eine Stellung seyn, in welcher Fanias
Die beiden Weisen angetroffen?
„Sie lagen doch — wir wollen bessers hoffen! —
Nicht süſsen Weines voll im Gras?“ —
Dieſs nicht. — „So ritten sie vielleicht auf Steckenpferden?“
Das könnte noch entschuldigt werden;
Plutarchus rühmt sogar es an Agesilas. 1)
Doch von so fei'rlichen Gesichtern, als sie waren,
Vermuthet sich nichts weniger als das.
Ihr Zeitvertreib war in der That kein Spaſs;
Denn, kurz, sie hatten sich einander bey den Haaren.

Der nervige Kleanth war im Begriff, ein Knie
Dem Gegner auf die Brust zu setzen,
Der, unter ihn gekrümmt, für die Filosofie,
Die keine Bohnen iſst, 2) die Haare lieſs; als sie
In ihrem Skythischen Ergetzen

Des Hausherrn Ankunſt ſtört. Beſchämt, als hätte ihn
Sein Feind bey einer That, die keine fremde Leute
Zu Zeugen nimmt, ertappt, zum Stehn wie zum Entfliehn
Unſchlüſsig, wünſcht er nur dem Gaſt an ſeiner Seite
Ein Schauſpiel zu entziehn, das Sie weit mehr erfreute
Als von Menandern ſelbſt (dem Attiſchen Goldon)
Das beſte Stück. Allein ſie waren ſchon
Zu nah, ſie ſah zu gut, der Schauplatz war zu offen,
Er konnte nicht ſie zu bereden hoffen
Sie habe nichts geſehn. Die Kämpfer raffen ſich
Indeſſen auf; ſie ziehen ſittſamlich
Die Mäntel um ſich her, und ſtehen da und ſinnen
(Weil Fanias, damit ſie Zeit gewinnen,
Die Nymf' am Arm, nur ſchleichend näher kam)
Der Schmach ſich ſelbſt bewuſster Scham
Durch dialektiſche Mäander zu entrinnen.
Vergebens, wenn Muſarion
Groſsmüthig ihnen nicht zuvor gekommen wäre.
„Die Herren üben ſich, ſpricht mit gelaſsnem Ton

Die Spötterin, vermuthlich nach der Lehre,
Daſs Leibesübung auch des Geistes Stärke nähre.
Ein männlich Spiel fürwahr! wovon
Mit bestem Recht zu wünschen wäre,
Daſs unsrer Sitten Weichlichkeit
Nicht allgemach es aus der Mode brächte.“

Man sieht, sie gab dem wilden Stiergefechte
Ein Kolorit von Wohlanständigkeit;
(Nicht ohne Absicht zwar) — Wer war dabey so freudig
Als Fanias! — Allein der stoische Kleanth
(Zu hitzig oder ungeschmeidig
Zu fühlen, daſs es bloſs in seiner Willkühr stand
Das Kompliment in vollem Ernst zu nehmen)
Zwang seinen Schüler sich noch mehr für ihn zu schämen.
Der Augenblick, worin Musarion
Ihn überfiel, ihr Blick, der schalkhaft sanfte Ton
Der Ironie, und (was noch zehnmahl schlimmer
Als alles andre war) ihr ungewohnter Schimmer,
Die Majestät der Liebeskönigin,
Das Wollustathmende, das eine Atmosfäre
Von Reitz und Lust um sie zu machen schien,
Bestürmt auf einmahl, für die Ehre
Der Apathie 3) zu stark, den überraschten Sinn.

Er stottert ihr Entschuldigungen,
Zupft sich am Bart, zieht stets den Mantel enger an,
Und unterdeſs entwischt dem weisen Mann
Was niemand wissen will, — er hab' im Ernst gerungen.
Der Streit, versichert er, ging eine Wahrheit an,
Die er so sonnenklar, so scharf beweisen kann,
Nur ein Arkadisch Thier, ein Strauſs, ein Auerhahn —
Hier röthet sich sein Kamm, es schwellen Brust und Lungen,
Er schreyt — Mich jammert nur der arme Fanias!
Bald lauter Gluth, bald leichenmäſsig blaſs,
Steht er beyseits und wünscht vom Boden sich verschlungen
Worauf er steht. — Die Schöne sieht's, und eilt
Ihn von der Marter zu erretten.
Mit einem Blick voll junger Amoretten
Und Grazien, der stracks an unsichtbare Ketten
Kleanthens Tollheit legt, Theofrons Rippen heilt,
Spricht sie: Wenn's euch beliebt, so machen wir die Fragen,
Wovon die Rede war, zu unserm Tischkonfekt;
Ich zög' ein solch Gespräch, sogar bey leerem Magen,
Der Tafel vor, die Ganymedes deckt.

Wie freu' ich mich, daſs ich den Weg verloren,
Da mir das Glück so viel Vergnügen zugedacht!
Glückseľger Fanias, der Freunde sich erkohren,
Von denen schon der Anblick weiser macht!
Jetzt wundert mich nicht mehr, wenn er zum Spott der Thoren
Mitleidig lächeln kann, und, glücklich, wie er ist,
Athen und uns und alle Welt vergiſst!

So sprach sie; und mit Ohren und mit Augen
Verschlingt das weise Paar was diese Muse spricht:
Begier'ger kann die welke Rose nicht
Den Abendthau aus Zefyrs Lippen saugen.
Zusehens schwellen sie von selbst-bewuſstem Werth:
Nicht, daſs ein fremdes Lob sie dessen erst belehrt;
Nur hört man stets mit Wohlgefallen
Aus andrer Mund das Urtheil wiederhallen,
Womit uns innerlich die Eitelkeit beehrt.
Ein Filosof bleibt doch uns andern allen
Im Grunde gleich: wär' er so stoisch als ein Stein,
Und hätte nichts die Ehr' ihm zu gefallen,
Er selbst gefällt sich doch! Schmaucht ihn mit Weihrauch ein,
Und seyd gewiſs, er wird erkenntlich seyn.

Es stieg demnach von Grad zu Grade
Der Schönen Gunst bey unserm Weisenpaar;
Ihr lachend Auge fand selbst vor der Stoa Gnade,
Und man vergab es ihr, daſs sie so reitzend war.

Ein kleiner Sahl, der von des Hauswirths Schätzen
Kein allzu günstig Zeugniſs gab,
Nahm die Gesellschaft auf. Ein ungekämmter Knab'
Erschien, die Tafel aufzusetzen,
Lief keuchend hin und her, und hatte viel zu thun
Bis er ein Mahl zu Stande brachte,
Wovon ein wohlbetagtes Huhn
(Doch nicht, der Regel nach, die Kacius erdachte, 4)
In Cypernwein erstickt) die beste Schüssel machte.

Ob die Filosofie des guten Fanias
Der schönen Nymfe gegen über
Bey einem solchen Schmaus so gar gemächlich saſs,
Läſst man dem Leser selbst zu untersuchen über.
Ein wenig falsche Scham, von der er noch nicht ganz
Sich los gemacht, schien ihn vor einem Zeugen
Von seines vor'gen Wohlstands Glanz

Ein wenig mehr als nöthig war zu beugen.
Allein der Dame Witz, die freye Munterkeit,
Die was sie spricht und thut mit Grazie bestreut,
Und dann und wann ein Blick voll Zärtlichkeit,
Den sie, als ob sie sich vergäſs', erst auf ihn heftet
Dann seitwärts glitschen läſst, entkräftet
Den Unmuth bald, der seine Stirne kräust;
Stets schwächer widersteht sein Herz dem süſsen Triebe,
Und, eh' er sichs versieht, beweist
Sein ganzes Wesen schon den stillen Sieg der Liebe.

Indessen wird, so sichtbar als es war,
Den beiden Weisen doch davon nichts offenbar,
Ob sie die Schöne gleich mit groſsen Augen messen.
Die Herren dieser Art blendt oft zu vieles Licht;
Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.
Doch sind die unsrigen entschuldigt; denn indessen
Daſs Fanias ein liebliches Vergessen
Von allem, was sein steifer Pädagog
Ihm jemahls vorgeprahlt, aus schönen Augen sog,
War auf Musarions Verlangen
Das akademische Gefecht schon angegangen,
Womit sie etwas sich zu gut zu thun beschloſs.

Kleanth bewies bereits: „Der Weise nur sey groſs
Und frey, geringer kaum ein wenig
Als Jupiter, ein Krösus, ein Adon,
Ein Herkules, und zehnmahl mehr ein König
Auf mürbem Stroh als Xerxes auf dem Thron;
Des Weisen Eigenthum, die Tugend, ganz alleine
Sey wahres Gut, und nichts von allem dem
Was unsern Sinnen reitzend scheine
Sey wünschenswürdig" — Kurz, die Wuth für sein System
Ging weit genug, ganz trotzig, ohne Röthe,
Zu prahlen: „Wenn in Cypriens Figur
Die Wollust selbst leibhaftig vor ihn träte,
Schön, wie die Göttin sich dem Sohn der Myrrha 6) nur
Bey Mondschein sehen lieſs, — und diese Venus böte
Auf seinem Stroh ihm ihre schöne Brust
Zum Polster an — ein Mann wie Er verschmähte
Den süſsen Tausch." —

Hier war es, wo die Lust
Des Widerspruchs Theofron sich nicht länger
Versagen kann — ein Mann von krausem schwarzem Bart
Und Augen voller Gluth, kein übler Sänger

Und Citharist, dabey ein Grillenfänger
So gut als jener, nur von einer andern Art.
Das geht zu weit, (fiel er Kleanthen in die Rede)
Zum mindsten führet es gar leicht zu Miſsverstand.
Nicht daſs ich hier das Wort der Wollust rede
Im gröbern Sinn! Die ist unläugbar eitel Tand
Und Schaum und Dunst, ein Kinderspiel für blöde
Unreife Seelen, die mit ihren Flügeln noch
Im Schlamm des trüben Stoffes stecken. 6)
Doch sollt' uns nicht die Nektartraube schmecken,
Weil ein Insekt auf ihrem Purpur kroch?
Der Miſsbrauch darf nicht unser Urtheil leiten:
Alt ist der Spruch, zu selten sein Gebrauch!
Saugt nicht auf gleichem Rosenstrauch
Die Raupe Gift, die Biene Süſsigkeiten?

Begeistert wie ein Korybant,
Und von Musarion die Augen unverwandt,
Fing jetzt Theofron an, in dichterischen Tönen,
Vom Ersten Wesentlichen Schönen
Zu schwärmen: „Wie das alles, was wir sehn
Und durch der Sinne Dienst mit unsrer Seele gatten,
Von dem, was übersinnlich schön
Und göttlich ist, nur wesenlose Schatten,
Nur Bilder sind, wie wenn in stiller Flut,

Belustigt an dem hohen Schwung,
Den unser Doktor nahm, stellt sich die schlaue Schöne,
Als ob vor Hörenslust und vor Bewunderung
Ihr Busen sich in seinen Fesseln dehne.
Zum Unglück für den Mann, der lauter Wunder spricht,
Entsteht dadurch (und sie bemerkt es nicht)
Ich weiſs nicht welche kleine Lücke,
Die seinen Flug auf einmahl unterbricht;
Und wie zuletzt die Richtung seiner Blicke
Ihr sichtbar macht was ihn zerstreut,
Und sie beschäftigt scheint den Zufall zu verbessern,
Hat sie die Ungeschicklichkeit,
(Wofern's nicht Bosheit war) das Übel zu vergröſsern.

Der Umstand ist an sich nur eine Kleinigkeit;
Doch wird vielleicht die Folge zeigen
Daſs er entscheidend war. Es folgt ein tiefes Schweigen,
Wobey Kleanth sogar das volle Glas,
Und, was kaum glaublich ist, die Lust zum Zank vergaſs;
Indeſs, vertieft in Sinus und Tangenten,
Der Jünger des Pythagoras
Den wallenden Kontur 7) gewisser Sfären maſs,
Woran die Lambert selbst sich übermessen könnten;

Vor Amorn unbesorgt, der hier zu lauern pflegt,
Und schon den schärfsten Pfeil auf seinen Bogen legt.

Mit lächelnder Verachtung sieht die Dame
Das weise Paar, mit seinem Flitterkrame
Von falschen Tugenden und groſsen Wörtern, an;
Und eh' die Herren sichs versahn,
Weiſs sie mit guter Art den unbescheidnen Blicken,
Was ihres gleichen zu entzücken
Die Charitinnen nicht mit eigner Hand
So schön gedreht, auf einmahl zu entrücken;
Und alles sinkt sogleich in seinen alten Stand.

Drauf sprach sie: In der That, man kann nichts schöners hören,
Als was Theofron uns von unsichtbarem Licht,
Von Eins und Zwey, von musikalschen Sfären,
Vom Tod der Sinnlichkeit und von Vergött'rung spricht.
Wie Schade, wär' es nur ein schönes Luftgesicht,
Wornach er uns die Lippen wässern machte!
Und doch, der Weg zu diesem stolzen Glück
Ist, däucht mir, das, woran er nicht gedachte?

Theofron, noch ganz warm von dem was seinem Blick
Entzogen war, und voll von wollustreichen Bildern,
Beginnt den Weg, den **Prodikus** so schmal
Und rauh und dornig mahlt, 8) so angenehm zu schildern,
So lachend wie ein Rosenthal
Zu Amathunt, dem Aufenthalt der Freuden.
Ein **Sybarit**, der einen Weg aus beiden
Zu wählen hätt', erwählte sonder Müh
Den blumigen, den die Filosofie
Theofrons ging, — durch zauberische Schatten,
Wo Geist und Körper sich, bey ungewissem Licht,
In schöne Ungeheuer gatten,
Und Amor, nicht der kleine Bösewicht
Den **Koypel** mahlt, ein andrer von Ideen,
Wie der zu Gnid von Grazien, umschwebt,
Ein Amor, der vom Haupt bis zu den Zehen
Voll Augen ist und nur vom Anschaun lebt,
Der Seele Führer wird, sie in die Wolken hebt,
Und, wenn er sie zuvor — in einem kleinen Bade
Von Flammen — wohl gereinigt und gefegt,
Sie stufenweis durch die gestirnten Pfade
Bis in den Schoofs des höchsten Schönen trägt.

Doch eh' zu so erhabner Liebe
Die Seele leicht genug sich fühlt,
Befreyt Theofron sie vorher von jedem Triebe,
Der thierisch im Morast des groben Stoffes wühlt.
„Und hier ist's, fährt er fort, wo unsre Afterweisen
Ein falsches Licht verführt. Die guten Leute preisen
Uns ihre Apathie als ein Geheimniſs an,
Das uns zu mehr als Göttern machen kann. 9)
Nach ihnen soll der Weise alles meiden
Was Aug' und Ohr ergetzt; so kleine Kinderfreuden
Sind ihm zu tändelhaft; stets in sich selbst gekehrt
Beweist er sich allein durch das was er entbehrt
Die Gröſse seines Glücks, fühlt nichts, um nichts zu leiden,
Und — irret sehr. Das Schöne kann allein
Der Gegenstand von unsrer Liebe seyn;
Die groſse Kunst ist nur, vom Stoff es abzuscheiden.
Der Weise fühlt. Dieſs bleibt ihm stets gemein
Mit allen andern Erdensöhnen:
Doch diese stürzen sich, vom körperlichen Schönen
Geblendet, in den Schlamm der Sinnlichkeit hinein,

Indeſſen wir daran, als einem Wiederſchein,
Ins Urbild ſelbſt zu ſchauen uns gewöhnen.
Dieſs iſt's, was ein Adept in allem Schönen ſieht,
Was in der Sonn' ihm ſtrahlt und in der Roſe blüht.
Der Sinnenſklave klebt, wie Vögel an der Stange,
An einem Lilienhals, an einer Roſenwange;
Der Weiſe ſieht und liebt im Schönen der Natur
Vom Unvergänglichen die abgedrückte Spur.
Der Seele Fittich wächſt in dieſen geiſt'gen Strahlen,
Die, aus dem Urſprungsquell des Lichts
Ergoſſen, die Natur bis an den Rand des Nichts
Mit fern nachahmenden nicht eignen Farben mahlen.
Sie wächſt, entfaltet ſich, wagt immer höhern Flug,
Und trinkt aus reinern Wolluſtbächen;
Ihr thut nichts Sterbliches genug,
Ja, Götterluſt kann einen Durſt nicht ſchwächen
Den nur die Quelle ſtillt. So, meine Freunde, wird,
Was andre Sterbliche, aus Mangel
Der höhern Scheidekunſt, gleich einer Flieg' am Angel,
Zu ſüſsem Untergange kirrt,
So wird es für den echten Weiſen
Ein Flügelpferd zu überird'ſchen Reiſen.

„Auch die Muſik, so roh und mangelhaft
Sie unterm Monde bleibt — denn, ihrer Zauberkraft
Sich recht vollkommen zu belehren,
Muſs man, wie Scipio, die Sfären
(Zum wenigſten im Traume) ſingen hören — 10)
Auch die Muſik bezähmt die wilde Leidenſchaft,
Verfeinert das Gefühl, und ſchwellt die Seelenflügel;
Sie ſtillt den Kummer, heilt die Milzſucht aus dem Grund,
Und wirkt (zumahl aus einem ſchönen Mund)
Mehr Wunderding' als Salomonis Siegel.“

Hier kann Kleanth nicht länger ruhn;
Er muſs, vom Wahrheitsdrang gezwungen,
Der Schwärmerey des Mannes Einhalt thun;
Denn alles was Theofron uns geſungen,
War, ſeinem Urtheil nach, vollkommner Aberwitz.
Schon richtet er auf ſeinem Polſterſitz,
Den rechten Arm entblöſst, die Stirn in ſtolzen Falten,
Sich drohend auf, und hat, noch eh' er ſpricht,
Den leichten Sieg bereits erhalten;
Als ihn ein Auftritt unterbricht,
Auf den das weiſe Paar ſich nicht gefaſst gehalten.

Der Sahl eröffnet sich, und eine Nymfe tritt
Herein, das Haupt mit einem Korb beladen,
Den Busen leicht verhüllt, und gleich den Oreaden
So hoch geschürzt, daſs jeder schnelle Schritt
Den schlanken Fuſs bis an die feinsten Waden,
Und oft sogar ein Knie von Wachs entdeckt,
Das eilend wieder sich im dünnen Flor versteckt.
Nicht schöner mahlt die Heben und Auroren
Alban, der, wie ihr wiſst, so gerne Nymfen mahlt.
Mit Einem Wort, sie war so auserkohren,
Daſs unser Theosof (beym ersten Blick verloren
Im Wiederschein, der ihm entgegen strahlt)
Die Düfte nicht empfindt, die aus dem Korbe steigen,
Und die Kleanth mit Mund und Nase in sich schlürft.
Musarion, die sich den Ausgang schon entwirft,
Winkt ihrem Freund ein Pythagor'sches Schweigen,
Indeſs den Korb die schöne Sklavin leert,
Und mit sechs groſsen Nektarkrügen,
(Genug von einem Faun den Weindurst zu besiegen)
Mit Früchten und Konfekt den runden Tisch beschwert.

Die Herren (spricht hierauf die Schöne) haben beide
Mich wechſelsweiſe, ſo wie jeder ſprach, bekehrt:
Wie ſehr ich auch das Glück der Apathie beneide,
So däucht mich doch die geiſt'ge Augenweide,
Die uns Theofron zeigt, nicht minder wünſchenswerth.
Erlaubet, daſs ich mich ein andermahl entſcheide.
Es ſey der Reſt der Nacht, der mich ſo viel gelehrt,
Den Muſen heilig und der Freude!
Nimm, Fanias, die Schal', und gieſs ſie aus
Der himmliſch lächelnden Cytheren;
Und du Theofron, gieb uns einen Ohrenſchmaus,
Und laſs zum Saitenſpiel uns deine Stimme hören.

Das leichte filoſof'ſche Mahl
Verwandelt nun (Dank ſey der Oreade,
Die Hebens Dienſte thut) durch unbemerkte Grade
Sich in ein kleines Bacchanal.
Zwar läſst zum Lob des unſichtbaren Schönen
Der bärtige Apoll das ganze Haus ertönen;
Allein ſein Blick, der nie von Chloens Buſen weicht,

Beweist, wie wenig was er fühlet
Dem was er singt, und einer Rolle gleicht,
Die auch der künstlichste Komödiant so leicht
Und ungezwungen nie, wie seine eigne, spielet.
Die lose Sklavin hilft des Weisen Lüsternheit
Durch listige Geschäftigkeit
Mit jedem Augenblick lebhafter anzufachen;
Stets ist sie um ihn her, und macht sich tausend Sachen
Mit ihm zu thun, in immer hellerm Glanz
Die Reitzungen ihm vorzuspiegeln,
Die nur zu sehr die Seel' in ihm beflügeln
Die unterm Zwerchfell thront. 11) Ein groſser Blumenkranz.
Womit sie seine Stirne schmücket,
Vollendet was ihm fehlt, damit wer ihn erblicket,
Wie er den Zärtlichen und Angenehmen macht,
Fast überlaut ihm an die Nase lacht.

Wie traurig, Fanias, siehst du die schönste Nacht,
Dir ungenützt, bey diesem Spiel verstreichen!
Er gähnt die Freundin kläglich an,
Er winkt, er seufzt: umsonst, sie folget ihrem Plan,
Und denkt vielleicht nicht weniger daran
Ihn mit dem seinen zu vergleichen.

Zu ihrer Freude bringt der schlauen Chloe Kunst
Den schlüpfrigen Pythagoräer
Dem abgeredten Ziel zusehens immer näher.
Er buhlt durch Blicke schon um ihre Gegengunst
So feierlich, antwortet ihren Blicken
Mit so fanatischem, so komischem Entzücken,
Daſs Hogarths Laune selbst kaum weiter gehen kann.
Wozu, Verführerin, bietst du den Nektarbecher
Dem Lechzenden so zaubrisch lächelnd an?
Sein Brand bedarf kein Öhl! Nimm lieber einen Fächer,
Und kühle seinen Mund und seiner Wangen Gluth!
Wohnt so viel Grausamkeit in sanften Mädchenseelen?
Glaubt ihr ein weiser Mann sey nicht von Fleisch und Blut?
Doch Chloe weiſs vermuthlich was sie thut;
Sie hat die Miene nicht, ihn unbelohnt zu quälen.

Nicht wenig stolz auf sein gefrornes Blut,
Beweist indeſs mit hoch empor geworfner Nase
Kleanth, der Stoiker, bey oft gefülltem Glase,

Daſs Schmerz kein Übel sey, und Sinnenlust kein Gut.
Ihm hängt, wie dort Horaz, dem trägen
Lastbaren Thiere gleich, sein Lehrling, weil er muſs,
Verzweiflungsvoll ein schläfrig Ohr entgegen, 12)
Und widerspricht zuletzt aus Langweil und Verdruſs.
Natürlich reitzet dieſs noch mehr des Weisen Galle;
Im Eifer schenkt er sich nur desto öfter ein,
Glaubt, daſs er Wasser trinkt, nicht Wein,
Und demonstriert den Aristipp, und alle
Die seiner Gattung sind, in Circens Stall hinein.

Sein Eifer für den Lieblingssatz der Halle, 13)
Durch jeden Widerspruch und jedes Glas vermehrt,
Hat von sechs Flaschen schon die dritte ausgeleert;
Als der Planetentanz, 14) womit der Geisterseher
Die Dame zum Beschluſs ergetzt,
Ihn vollends ganz in Flammen setzt.
Nun wird nichts mehr verschont: Ägypter und Chaldäer 15)

Erfahren seine Wuth, wie Er des Weingotts Macht;
Und eh' der Tänzer noch uns von den Antipoden
Den Gott des Lichts zurück gebracht,
Fällt taumelnd sein Rival und liegt besiegt zu Boden.

Der dritte Akt des Lustspiels schlieſst sich nun,
Und alles sehnet sich, den Rest der Nacht zu ruhn.
Kleanth, der, wie er lag, Virgils Silenen
Nicht übel glich, (nur daſs er nicht erwacht,
So sehr ihn Chloe zwickt, so laut man um ihn lacht)
Wird standsgemäſs, umtanzt von beiden Schönen,
Mit Bacchischem Triumf in — einen Stall gebracht,
Und lachend wünschet man einander gute Nacht.

Anmerkungen.

1) S. 41. An **Agesilas** —

Der Reim muſs die kleine Freyheit entschuldigen, daſs der Nahme **Agesilaus** hier in Französischer Gestalt erscheint. Dieser berühmte Spartanische König war ein so gefälliger Vater, daſs er einsmahls von einem seiner Freunde überrascht wurde, da er mit seinen Kindern auf dem Steckenpferde herum trabte. Sage ja niemanden etwas davon, sagte Agesilaus zu ihm, bis du selbst Vater bist.

2) S. 41. Die Filosofie die keine Bohnen iſst —

Die **Pythagorische**. Das Verbot ihres Meisters, sich der Bohnen zu enthalten, (über dessen wahren Grund schon viel vergebliches geschrieben worden ist) wurde von den ersten Pythagoräern so heilig beobachtet, und so weit getrieben, daſs einige von ihnen, da sie sich von ihren nachsetzenden Feinden nicht anders als durch ein Bohnenfeld retten konnten, lieber den Feinden in die Hände liefen — *si fabula vera est.*

3) S. 43. Für die Ehre der Apathie —

So nannten die Stoiker die vollkommene Gleichgültigkeit ihres Weisen gegen alle sinnlichen Eindrücke von Schmerz und Vergnügen, die ihn natürlicher Weise allen Leidenschaften unzugänglich machen muſste.

4) S. 46. Der Regel nach, die Kacius erdachte —

„Kommt (sagt dieser durch seine von Horaz aufbehaltenen Aforismen aus der Küchenfilosofie berühmt gewordene Epikuräer)

„Kommt unvermuthet dir des Abends spät
Ein Gast noch auf den Hals, so laſs dir rathen,
Das alte zähe Huhn, (womit die Noth
Dich ihn bewirthen heiſst) damit es ihm
Nicht in den Zähnen stecken bleibe, in
Falerner Moste zu ersticken —"

Horaz. Satiren, 2. B. 4. S.

5) S. 48. Dem Sohn der Myrrha —

Dem Adonis, dem geliebtesten unter ihren sterblichen Günstlingen.

6) S. 49. Die mit ihren Flügeln noch im Schlamm des Stoffes stecken —

Anspielung auf eine von den Pythagoräern und von Plato aus einer uralten morgenländischen Vorstellungsart angenommene Lehre von der dämonischen Natur der menschlichen Seele, ihrer Präexistenz in der Geisterwelt und ihrem Sturz in die Materie, wovon der göttliche Plato in seinem Fädrus, im zehnten Buche von den Gesetzen, im Timäus, u. a. O. uns mancherley schwer zu begreifende Dinge offenbart.

7) S. 51. Das Wort Kontur (*Contour*, *Conturno*) scheint uns unter diejenigen ausländischen Kunstwörter zu gehören, welche man sonst, aus Ermanglung eines gleichbedeutenden Deutschen Wortes, immer nur durch Umschreibung zu geben genöthigt wäre; denn Kontur und Umriſs sind keineswegs gleichbedeutend. Umriſs heiſst bloſs das, was von der Form eines Körpers durch den Sinn des Gesichts erkannt wird: Kontur hingegen bezeichnet eigentlich die Vorstellung, die wir von einer körperlichen Form vermittelst des Gefühls und Betastens erhalten. Es ist eine bloſse Täuschung — nicht unsrer Sinne, sondern unsers voreiligen Urtheils, wenn wir den Kontur eines Körpers (z. B. der Sfären, wovon hier die Rede ist) zu sehen glauben. Bevor wir ihn durch das Gefühl ausgetastet, haben wir von seiner Form nur

eine sehr mangelhafte Vorstellung, weil uns das Auge nicht mit der Dichtheit, Rundung, Eckigkeit, Glätte, Rauheit, u. s. w. sondern bloſs mit der heller oder dunkler gefärbten Oberfläche der Körper bekannt macht.

8) S. 53. Den Weg, den Prodikus so rauh und dornig mahlt —

den Weg der Tugend, in der Erzählung von Herkules auf dem Scheidewege, auf welche im ersten Buche schon angespielt wird.

9) S. 54. Das uns zu mehr als Göttern machen kann —

Denn, da die Götter keine Bedürfnisse und also auch keine Leidenschaften haben, so würde ein Sterblicher, der es in der Apathie so weit als ein Gott bringen könnte, eben darum weil sie nicht eine nothwendige Eigenschaft seiner Natur, sondern ein Werk seines freyen Willens und eines nicht immer leichten Sieges über seine Sinnlichkeit wäre, mehr als ein Gott seyn. Daher sagt Seneka: *„Est aliquid quo Sapiens antecedat Deum; ille naturae beneficio non timet, suo Sapiens.“ (Epist. 53.)* Und an einem andern Orte: *„Sapiens tam aequo animo omnia apud alios videt contemnitque quam Jupiter; et hoc se magis suspicit, quod Jupiter illis uti non potest, Sapiens non vult.“ (Epist. 73.)*

10) S. 56. Muſs man, wie Scipio, die Sfären
(Zum wenigsten im Traume) singen hören —

Anspielung auf eine Stelle in dem bekannten Traumgesichte des Scipio, dem schönsten Fragmente, das sich von dem verloren gegangenen Werke des Cicero, *de Republica*, erhalten hat, worin die Harmonie, die aus den verschiedenen Intervallen der Bewegung der Planetenkreiſe und des Sternhimmels entstehen soll, nach Pythagorischen Begriffen, wiewohl nicht sehr verständlich, beschrieben wird. Cicero läſst den jungen Scipio diese himmlische Harmonie in seinem Traumgesichte hören: Pythagoras hatte, nach der Versicherung seines Legendenschreibers Jamblichus, das Vorrecht sie sogar wachend zu vernehmen; und die Ursache, warum sie nicht von jedermann gehört wird, ist bloſs, weil dieses Getön so stark ist, daſs es unser Ohr gänzlich übertäubt. *Hoc sonitu oppletae aures hominum obsurduerunt, nec est ullus hebetior sensus in vobis. Somn. Scip. c. 5.*

11) S. 59. Die nur zu sehr die Seel' in ihm beflügeln
Die unterm Zwerchfell thront.

Plato giebt in seinem Timäus dem Menschen drey Seelen, wovon die erste göttlicher und unsterblicher Natur ist und ihren Sitz im Haupte hat, von den beiden andern sterblichen aber die eine die Brusthöhle, und die andere (deren Begierden bloſs auf Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse gehen) die Gegend zwischen dem Zwerchfell und Nabel zu ihrer Wohnung angewiesen bekommen hat, „wo sie, (sagt der hochweise Timäus) gleich einem Thiere, das nichts zu thun hat als zu fressen, an die Krippe angebunden, so weit als möglich von dem denkenden und regierenden Princip entfernt worden ist, um dasselbe desto weniger durch ihr Geräusch und Geschrey nach Futter in der Ruhe zu stören, deren es, zu der ihm obliegenden Besorgung dessen was Allen zuträglich ist, vonnöthen hat.“

12) S. 61. Ein schläfrig Ohr entgegen —

Anspielung auf die Stelle in der neunten Satire des ersten Buchs der Horazischen Satiren:

Demitto auriculas ut iniquae mentis asellus
Dum gravius dorso subiit onus.

13) S. 61. Den Lieblingssatz der Halle —

der stoischen Filosofie, die von der vornehmsten der Hallen (oder bedeckten Säulengänge) in Athen, welche gewöhnlich, wegen der Gemählde womit sie geziert war, die **Poikile** (die bunte) genannt wurde, ihren Beynahmen erhielt, und, so wie diese Halle selbst, auch die **Stoa** schlechtweg hieſs, weil Zeno und seine Nachfolger in derselben öffentlich zu lehren pflegten.

14) S. 61. Als der Planetentanz —

Vermuthlich ein Pythagorischer Tanz, der die Bewegungen der Planeten nachahmt. Es scheint hier auf eine Stelle in **Lucians** Dialog über die Tanzkunst gedeutet zu werden, wo Lycinus sagt: „Die Tanzkunst habe mit dem ganzen Weltall einerley Ursprung, und sey mit jenem uralten **Amor** des Orfeus und Hesiodus zugleich zum Vorschein gekommen. Denn (setzt er hinzu) was ist jener Reigen der Gestirne und jene regelmäſsige Verflechtung der Planeten mit den Fixsternen und die gemeinschaftliche Mensur und schöne Harmonie ihrer Bewegungen anders als Proben jenes uranfänglichen Tanzes?“

15) S. 61. Ägypter und Chaldäer erfahren seine Wuth —

will vermuthlich so viel sagen, Kleanth habe seinen Eifer gegen die Pythagorisch seynsollenden Thorheiten des Theofron bis zu einem Ausfall gegen die alten Chaldäischen und Ägyptischen Weisen getrieben, von welchen Pythagoras, nach der gemeinen Sage, die vornehmsten Lehren und den Geist seiner Filosofie geborgt haben sollte.

MUSARION

DRITTES BUCH.

DRITTES BUCH.

Die Schöne lag auf ihrem Ruhebette,
Und hatte (fern, vermuthlich, vom Verdacht
Daſs sie bey Fanias sich vorzusehen hätte)
Ihr Mädchen fortgeschickt. Es war nach Mitternacht;
Ein leicht Gewölke brach des Mondes Silberschimmer,
Und alles schlief: als plötzlich, wie ihr däucht,
Den Gang herauf zu ihrem kleinen Zimmer
Mit leisem Tritt — ich weiſs nicht was sich schleicht.

Sie stutzt. Was kann es seyn? Ein Geist, nach seinen Tritten —
Besuch von einem Geist! den wollt' ich sehr verbitten,
Denkt sie. Indem eröffnet sich die Thür,
Und eh' sie's ausgedacht, steht — Fanias vor ihr.

Vergieb, Musarion, vergieb, (so fing der Blöde
Zu stottern an) die Zeit ist unbequem —
Allein — „Wozu, fiel ihm die Freundin in die Rede,
Wozu ein Vorbericht? Wenn war ich eine Spröde?
Ein Freund ist auch zur Unzeit angenehm:
Er hat uns immer was, das uns gefällt, zu sagen.“

Dein Ton (erwiedert er) beweist,
Wie wenig dieser Schein von Güte meinen Klagen
Mitleidiges Gefühl verheiſst.
Du siehst mein Innerstes, und kannst mich lächelnd plagen?
Siehst, daſs ein Augenblick mir hundert Jahre scheint,
Und findest noch ein grausames Behagen
An meiner Qual? Du treibst mich zum Verzagen,
Kaltsinnige, und nennst mich deinen Freund?
Wie grausam rächst du dich! —

„Ich? — fällt sie ein, mich rächen?
Träumt Fanias? — Er liebte mich vordem;
Er hörte wieder auf! War dieses ein Verbrechen?
War's jenes? Mir, mein Freund, war beides angenehm.

Wir Mädchen sehn doch immer mit Vergnügen
Die Weisheit eines Manns zu unsern Füſsen liegen.
Allein, als Freundin säh' ich dich
Noch lieber kalt für mich — als lächerlich."

Wie du mich martern kannst, Musarion! Viel lieber
Stoſs einen Dolch in dieses Herz, das du
Nicht glücklich machen willst! —

„Nichts tragisches, mein Lieber!
Komm, setze dich gelassen gegen über,
Und sag' uns im Vertraun, wie viel gehört dazu,
Damit ich dich so glücklich mache
Als du verlangst?" — Mich lieben, wie ich dich! —
„So liebt mich Fanias, der noch so kürzlich mich
Mit Abscheu von sich warf?" — Ist (ruft er) dieſs nicht Rache?
Du weiſst zu wohl, ich war nicht Ich
In jener unglücksel'gen Stunde;
Gram und Verzweiflung sprach aus meinem irren Munde;
Ich lästerte die Lieb', und fühlte nie
Mein Herz so voll von ihr. Ich war zu sehr betroffen,
Zu wissen was ich sprach, und hielt für Ironie

Was du mir sagteſt. Konnt' ich hoffen,
Daſs was Athen von mir, mich von Athen verbannt,
Dein Herz allein mir plötzlich zugewandt?
Erwäge dieſs, und kannſt du nicht vergeben
Was ich mir ſelbſt zwar nicht vergeben kann,
So blicke mich noch einmahl an,
Und nimm mit dieſem Blick mir ein verhaſstes Leben.
Ob ich dich liebe? ach! —

„Nun, bey Dianen! Freund,
Die Liebe macht bey dir ſehr klägliche Geberden:
Sie ſpricht ſo weinerlich, daſs mir's unmöglich ſcheint
In dieſen Ton jemahls geſtimmt zu werden.
Die hohe Schwärmerey taugt meiner Seele nicht,
So wenig als Theofrons Augenweide:
Mein Element iſt heitre ſanfte Freude,
Und alles zeigt ſich mir in roſenfarbnem Licht.
Ich liebe dich mit dieſem ſanften Triebe,
Der, Zefyrn gleich, das Herz in leichte Wellen ſetzt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, ſtets ergetzt:
Wie ich die Grazien, wie ich die Muſen liebe,
So lieb' ich dich. Wenn dieſs dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit dieſem Morgen an,
Und wird ſich nur mit meinem Leben enden.“

Welch einen Strahl von unverhofftem Licht
Läſst dieses Wort in seine Seele fallen!
Er glaubte seinem Ohr den süſsen Wechsel nicht;
Allein, er sieht das Glück, das ihm ihr Mund verspricht,
In ihren schönen Augen wallen.
Vor Wonne sprachlos sinkt sein Mund auf ihre Hand;
Wie küſst er sie! Sein inniges Entzücken
Entwaffnet ihren Widerstand;
Sie gönnet ihm und sich die Lust ihn zu beglücken,
Die Lust die so viel Reitz für schöne Seelen hat;
Selbst da er sich vergiſst, bestraft sie ihn so matt,
Daſs er es wagt, den Mund an ihre Brust zu drücken.

Die Nacht, die Einsamkeit, der Mondschein, die Magie
Verliebter Schwärmerey, ihr eignes Herz, dem sie
Nur lässig widersteht, wie vieles kommt zusammen,
Das leichte Blut der Schönen zu entflammen!
Allein Musarion war ihrer selbst gewiſs:
Und als er sich durch das was sie erlaubte,

Nach Art der Liebenden, zu mehr berechtigt glaubte,
Wie stutzt' er, da sie sich aus seinen Armen riſs!

Daſs eine Fyllis sich erkläret
Sie wolle nicht, daſs sie mit — leiser Stimme schreyt,
Und, wenn nichts helfen will, euch — lächelnd dräut,
Und sich, so lang' es hilft, mit stumpfen Nägeln wehret, 1)
Ist nichts befremdliches. Ein Satyr kaum verzeiht
Den Nymfen, die er hascht, zu viele Willigkeit.
Sie sträuben sich: gut, dieſs ist in der Regel;
Und so verstand es auch der schlaue Fanias.
Er irrte sich, es war nicht das!
Sie scherzte nicht, und wies ihm keine Nägel.

Nach mehr als Einem fehl geschlagenen Versuch
Fängt unser Held sehr kläglich an zu krähen.
Und in der That, wer hätte sichs versehen?
Man treibt in einem Ritterbuch
Die Tugend kaum so weit! — Doch will er nicht gestehen,
Daſs dieſs Betragen Tugend sey:
Er nennt es Eigensinn und Grillenfängerey;

Er ſchilt ſie spröd, unzärtlich, unempfindlich.
Die Schöne, die geſteht daſs ſie uns günſtig ſey,
Macht, ſeiner Meinung nach, ſich zum Beweis verbindlich.

Und ich, mein Herr, (verſetzt ſie) die ſo viel
Beweiſen ſoll, bin ich, nach eurer Sittenlehre,
Nicht auch befugt daſs ich Beweis begehre?
Und wie, wenn eure Gluth ein bloſses Sinnenspiel,
Ein flüchtiger Geſchmack, ein kleines Fieber wäre?
Wenn Fanias mich liebt, ſo räumt er, hoff' ich, ein,
Daſs ich, eh' ich mich ſelbſt verſchenke,
Auf meine Sicherheit vorher ein wenig denke.
Bey Leuten von ſo warmem Blut
Iſt dieſe Vorſicht wohl nicht allzu weit getrieben.
Verzeihe, wenn ſie dir ein wenig Unrecht thut;
Allein du ſelber willſt daſs wir im Ernſt uns lieben!
Sonſt tändelt' ich mit Amors Pfeilen nur:
Jetzt, da er mich erhaſcht, iſt's nicht mehr Zeit zum Lachen;
Es iſt darum zu thun daſs wir uns glücklich machen,
Und nur vereinigt kann dieſs Weisheit und Natur.

Unwiderstehlich, sagt man, sey,
Der Weisheit Reitz aus einem schönen Munde.
Wir geben's zu, so fern euch nicht dabey
Aus einem Nachtgewand mit nelkenfarbnem Grunde
Ein Busen reitzt, der, jugendlich gebläht,
Die Augen blendt und niemahls stille steht;
Ein Busen, den die Göttin von Cythere,
Wenn eine Göttin nicht zum Neid zu vornehm wäre,
Beneiden könnt'. In diesem Falle fand
Sich, leider! unser Held, von zwey verschiednen Kräften
Gezogen. Muſst' er auch so starr und unverwandt
Auf die Gefahr ein lüstern Auge heften?
Natürlich muſs der stärkre Sinn
Des schwächern Eindruck bald verdringen;
Und was die Freundin spricht, ihn zu sich selbst zu bringen,
Schwebt ungefühlt an seinen Ohren hin.
Was Amor nur vermag um Spröden zu bezwingen,
Was, wie man sagt, schon Drachen zahm gemacht,
Die Künste, die Ovid in ein System gebracht,
Die feinsten Wendungen, die unsichtbarsten Schlingen
Versucht er gegen sie, und keine will gelingen.

Ergieb dich (spricht zuletzt die schöne Siegerin)
Mit guter Art! Du siehst, wie nachsichtsvoll ich bin
So vielen Übermuth zu tragen:
Mehr Eigensinn, erlaube mir's zu sagen,
Beleidigt meine Zärtlichkeit,
Und dient zu nichts, als deine Prüfungszeit
Mehr, als ich selbst vielleicht es wünsche, zu verlängern.
Genug von diesem! Schwatzen wir,
Wenn dir's gefällt, von unsern Grillenfängern.
Ich weiſs nicht wie der Einfall mir
Zu Kopfe steigt — allein, ich wollte schwören,
Daſs diesen Augenblick — was meinst du, Fanias? —
Mein Mädchen — rathe doch! — und dein Pythagoras —

Wie? etwa gar die Sfären singen hören?
(Versetzt mit Lachen Fanias)
Das hieſse mir ein Abenteuer!
Und doch, wer weiſs? Ich merkte selbst so was:
Es wallte, däuchte mich, ein ziemlich irdisch Feuer
In seinem Aug', als Chloens lose Hand
Den Blumenkranz um seine Stirne wand.
Wie viel, Musarion, hab' ich dir nicht zu danken!

Was für ein Thor ich war, Geſellen dieſer Art,
An denen nichts als Mantel, Stab und Bart
Sokratisch iſt, (wie haſs' ich den Gedanken!)
Ein Paar, das nur in einem Poſſenſpiel
Bey rohen Satyrn und Bacchanten
Zu glänzen würdig iſt, für Weiſe, für Verwandten
Der Götter anzuſehn! —

Du thuſt dir ſelbſt zu viel,
(Fällt ihm die Freundin ein) und, wie mich däucht, auch ihnen.
Kein Übermaſs, mein Freund, ich bitte ſehr!
Du ſchätzteſt ſie vordem vermuthlich mehr,
Jetzt weniger, als ſie vielleicht verdienen.

Was hör' ich! (ruft er) ſpricht Muſarion für ſie?
Du ſcherzeſt! Hätt'ſt du auch (was du gewiſslich nie
Gethan haſt) dieſs Gezücht ſo hoch als ich gehalten,
So müſste dir, nach dem was wir geſehn,
Der günſt'ge Wahn ſo gut als mir vergehn.
Wie? dieſer Stoiker, der nur die Tugend ſchön
Und gut erkennt, entlarvt in einen alten
Bezechten Faun! — Theofron, der vom Glück

Der Geister singt, indeſs sein unbescheidner Blick
In Chloens Busen wühlt — Was braucht es mehr Beweise? —

„Daſs sie sehr menschlich sind, (fällt ihm die Freundin ein)
Und in der That nicht ganz so weise
Als ihr System, das zeigt der Augenschein. —
Und dennoch ist nichts mächtiger, um Seelen
Zu starken Tugenden zu bilden, unsern Muth
Zu dieser Festigkeit zu stählen,
Die groſsen Übeln trotzt und groſse Thaten thut,
Als eben dieser Satz, für welchen dein Kleanth
Zum Märtyrer sich trank. Die alten Herakliden,
Die Männer, die ihr Vaterland
Mehr als sich selbst geliebt, die Aristiden,
Die Focion und die Leonidas,
Ruhmvolle Nahmen!“ — Gut! (ruft unser Mann) und waren
Sie etwann Stoiker? — „Sie waren, Fanias,
Noch etwas mehr! Sie haben das erfahren
Was Zeno spekuliert; sie haben es gethan!
Warum hat Herkules Altäre?
Den Weg, den Prodikus nicht gehn, nur mahlen kann,
Den ging der Held“ —

— Und wem gebührt davon die Ehre,
Als der Natur, die ihn, und wer ihm gleicht, gebar
Und auferzog, eh' eine Stoa war?
Ein Held wird nicht geformt, er wird geboren.

„Indessen hat, weil ihr der erste Preis gebührt,
Doch Plato nicht sein Recht an Focion verloren. [2]
Was die Natur entwirft, wird von der Kunst vollführt.
Die Blume, die im Feld sich unvermerkt verliert,
Erzieht des Gärtners Fleiſs zum schönsten Kind der Floren."

Gesetzt, spricht Fanias, daſs dieses richtig sey,
So ist doch, was von Zahlen und Ideen
Und Dingen, die kein Aug' gehört, kein Ohr gesehen,
Theofron schwatzt, handgreiflich Träumerey!

„Und mit den nehmlichen Ideen
War doch Archytas einst ein wirklich groſser Mann!
Auch Seelen dieser Art erzeuget dann und wann
(Zwar sparsam) die Natur. Man wird zum Geisterseher
Geboren, wie zum Feldherrn Xenofon, [3]

Wie Zeuxis zum Palett, und Filipps Sohn zum Thron.
Und in der That, was hebt die Seele höher,
Was nährt die Tugend mehr, erweitert und verfeint
Des Herzens Triebe so, als glänzende Gedanken
Von unsers Daseyns Zweck? — das Weltall ohne Schranken,
Unendlich Raum und Zeit, die Sonne die uns scheint
Ein Funke nur von einer höhern Sonne,
Unsterblich unser Geist, Unsterblichen befreundt,
Und, ahmt er Göttern nach, bestimmt zu Götterwonne!"

Bey allen Grazien! (ruft lachend Fanias)
Du wirst noch mit der Zeit die Sfären singen hören!
Vor wenig Stunden gab dieſs Galimathias
Dir Stoff zum Spott —

„Der Mann, nicht seine Lehren;
Das Wahre nicht, obgleich (nach aller Schwärmer Art)
Sein glühendes Gehirn es mit Schimären paart.
Nur diese trifft der Spott. — Doch stille! wir versteigen
Uns allzu hoch. Ich wollte dir nur zeigen,
Daſs dich dein Vorurtheil für dieses weise Paar
Nicht schamroth machen soll. Nichts war

Natürlicher in deiner schlimmen Lage.
Der Knospe gleich am kalten Märzentage
Schrumpft, wenn des Glückes Sonnenschein
Sich ihr entzieht, die Seel' in sich hinein.
Entfiedert, nackt, von allem ausgeleeret
Was sie für wesentlich zu ihrem Wohlseyn hielt,
Was Wunder, wenn sich ihr ein Lehrbegriff empfiehlt,
Der sie die Kunst es zu entbehren lehret?
Der ihr beweist, was nicht zu ihr gehöret,
Was sie verlieren kann, sey keinen Seufzer werth;
Ja, ihren Unmuth zu betrügen,
Aus der Entbehrung selbst ein künstliches Vergnügen
Ihr, statt des wahren, schafft? — Was ist so angenehm
Für den gekränkten Stolz, als ein System,
Das uns gewöhnt für Puppenwerk zu achten
Was aufgehört für uns ein Gut zu seyn?
Was, meinst du, bildete der Mann im Faſs sich ein,
Der, groſs genug Monarchen zu verachten,
Von Filipps Sohn nichts bat, als freyen Sonnenschein?
Noch mehr willkommen muſs, im Falle den wir setzen,
Die Schwärmerey des Platonisten seyn,
Der das Geheimniſs hat, die Freuden zu ersetzen

Die Zeno nur entbehren lehrt;
Der, statt des thierischen verächtlichen Ergetzen
Der Sinne, uns mit Götterspeise nährt.
Wir sehn mit ihm aus leicht erstiegnen Höhen
Auf diesen Erdenball als einen Punkt herab;
Ein Schlag mit seinem Zauberstab
Heiſst Welten um uns her bey Tausenden entstehen;
Sind's gleich nur Welten aus Ideen,
So baut man sie so herrlich als man will;
Und steht einmahl das Rad der äuſsern Sinne still,
Wer sagt uns, daſs wir nicht im Traume wirklich sehen?
Ein Traum, der uns zum Gast der Götter macht —"

Hat seinen Werth — zumahl in einer Winternacht,
Ruft Fanias: allein auch aus den schönsten Träumen
Ist doch zuletzt Endymion erwacht!
Wozu, Musarion, aus Eigensinn versäumen
Was wachend uns zu Göttern macht?

An Antworts Statt reicht sie, zum stillen Pfand
Der Sympathie, ihm ihre schöne Hand.
Er drückt mit schüchternem Entzücken
Sie an sein schwellend Herz, und sucht in ihren Blicken

Ob sie sein Klopfen fühlt. Ein sanftes Wiederdrücken
Beweist es ihm. Mit manchem süſsen Ach,
Das ihr im Busen zu ersticken
Unmöglich ist, bekämpft sie allzu schwach
Die Macht des süſsesten der Triebe,
Und kämpfend noch bekennt ihr Herz den Sieg der Liebe.

Der schönste Tag folgt dieser schönen Nacht.
Mit jedem neuen fühlt sich unser Paar beglückter
Indem sich jedes selbst im andern glücklich macht.
Durch überstandne Noth geschickter
Zum weiseren Gebrauch, zum reitzendern Genuſs
Des Glückes, das sich ihm so unverhofft versöhnte,
Gleich fern von Dürftigkeit und stolzem Überfluſs,
Glückselig, weil er's war, nicht weil die Welt es wähnte,
Bringt Fanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu;
In Freuden, die der unverfälschte Stempel
Der Unschuld und Natur zu echten Freuden prägt.
Der bürgerliche Sturm, der stets Athen bewegt,
Trifft seine Hütte nicht — den Tempel

Der Grazien, seitdem Musarion sie ziert.
Bescheid'ne Kunst, durch ihren Witz geleitet,
Giebt der Natur, so weit sein Landgut sich verbreitet,
Den stillen Reitz, der ohne Schimmer rührt.
Ein Garten, den mit Zefyrn und mit Floren
Pomona sich zum Aufenthalt erkohren;
Ein Hain, worin sich Amor gern verliert,
Wo ernstes Denken oft mit leichtem Scherz sich gattet;
Ein kleiner Bach von Ulmen überschattet,
An dem der Mittagsschlaf ihn ungesucht beschleicht;
Im Garten eine Sommerlaube,
Wo, zu der Freundin Kuſs, der Saft der Purpurtraube,
Den Thasos schickt, ihm wahrer Nektar däucht;
Ein Nachbar, der Horazens Nachbarn gleicht, 4)
Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne,
Wie vieles macht ihn reich! Denkt noch Musarion
Hinzu, und sagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunst ihm mehr und bessers geben?
Die Weisheit nur, den ganzen Werth davon
Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,
Und, seines Glückes froh, kein andres zu erzielen!

Auch diese gab sie ihm. Sein Mentor war
Kein Cyniker mit ungekämmtem Haar,
Kein runzliger Kleanth, der, wenn die Flasche blinkt,
Wie Zeno spricht und wie Silenus trinkt:
Die Liebe war's. — Wer lehrt so gut wie sie?
Auch lernt' er gern, und schnell, und sonder Müh,
Die reitzende Filosofie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genieſst, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will was alles das bedeute,
Was Zevs aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie findt
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleiſsner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend, glüht,
Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter

Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie als jugendliche Dichter
Sie mahlen, wenn ihr Hirn von Wein und Fyllis glüht.

So war, so dacht' und lebte Fanias,
Und weil er war — wornach wir andern streben,
So that er wohl, zu seyn, zu denken und zu leben,
So wie er that. — „Das mag er denn! — Und was
Ward aus dem Manne, der so gerne — Sfären maſs?“
Gut, daſs ihr fragt, den hätt' ich rein vergessen —
Er ward in einer einz'gen Nacht
Zum γνωθι σεαυτον in Chloens Arm gebracht; 5)
Er fand er sey nicht klug, und lernte Bohnen essen.
„Und Herr Kleanth?“ — Der kroch, so bald die Mittagssonne
Ihn aufgeweckt, ganz leise auf den Zehn
Aus seinem Stall — vielleicht in eine Tonne;
Kurz, er verschwand, und ward nicht mehr gesehn.

Anmerkungen.

1) S. 78. Und sich — mit stumpfen Nägeln wehret —

Anspielung auf das Horazische — *praelia virginum sectis in juvenes unguibus acrium*, in der sechsten Ode des ersten Buchs.

2) S. 84. Hat **Plato** nicht sein Recht an **Focion** verloren.

Daſs dieser unter den Feldherren und Staatsmännern so seltene Mann in seiner ersten Jugend noch den **Plato** und dessen ersten Nachfolger' den **Xenokrates** gehört und in ihrer Schule die Maximen eingesogen habe, deren Ausübung ihn sein ganzes Leben durch und bis zu seinem **Sokratischen** Tode zum tugendhaftesten Manne seiner Zeit machte, bezeugt **Plutarch** in seiner Lebensbeschreibung.

3) S. 84. Wie zum Feldherrn **Xenofon**—

In den vorigen Ausgaben lautet diese Stelle so:

— Man wird zum **Geisterseher**
Geboren wie zum **Held**, wie zum **Anakreon**.

Da das Wort Held kein *Indeclinabile* ist, und in allen seinen Biegefällen **Helden** lautet, so muſste es, nicht zum Held, sondern zum Helden, heiſsen. Weil dieſs aber nicht in den Vers passen wollte, so muſste der Held hier ein Opfer der Sprachrichtigkeit werden, und auch Anakreon, wiewohl unschuldig, konnte seinen Platz nicht behalten. Die neue Lesart, wodurch dem Sprachfehler abgeholfen worden ist, hat auſserdem, daſs der Gedanke an Wahrheit nichts dadurch verliert, noch den Vorzug, sich mit dem folgenden Verse richtiger zu verbinden. — Daſs man von Xenofon vorzüglich sagen könne, er sey zum Feldherrn geboren gewesen, scheint sich hinlänglich dadurch erwiesen zu haben, daſs er, als er nach dem Tode des jüngern Cyrus aus einem bloſsen Freywilligen, der die Dienste eines gemeinen Soldaten verrichtete, auf einmahl zum Rang eines Feldherren stieg, auch die Talente eines Feldherren in einem Grade zeigte, der ihm bis auf diesen Tag einen Platz unter den Meistern der Kriegskunst erhalten hat.

4) S. 89. Ein Nachbar, der Horazens Nachbarn gleicht —

Vermuthlich hatte der Dichter die Stelle im sechsten der Horazischen Sermonen (des zweyten Buchs) im Sinne:

Cervius haec inter vicinus garrit aniles
Ex re fabellas, u. s. w.

wo Horaz den alten Nachbar Cervius die berühmte Fabel von der Feldmaus und Stadtmaus in einem so unnachahmlich gutlaunigen und verständigen Ton erzählen läſst, daſs man nicht umhin kann, den Dichter eben so sehr wegen seines Nachbars Cervius als wegen seines Sabinums, und des frohen Lebensgenusses, den es ihm gewährte, glücklich zu preisen.

5) S. 91. Zum γνωϑι σεαυτον,

d. i. zur Selbsterkenntniſs, welche diese zwey über die Pforte des Tempels zu Delfi geschriebenen Worte empfahlen, als den besten Rath, den der Delfische Gott allen Sterblichen, die sich bey ihm Rathes erhohlten, ertheilen konnte.

ASPASIA

ODER

DIE PLATONISCHE LIEBE.

ASPASIA.

Schön, liebenswerth, mit jedem Reitz geschmückt
Der Aug' und Herz und Geist zugleich entzückt,
An edlem Bau und langen blonden Haaren
Der schönsten Frau in Artaxatens Reich,
An Grazien nur Amors Mutter gleich,
Sah sich, im Flor von fünf und zwanzig Jahren,
Aspasia zum priesterlichen Stand
Aus eines Helden Arm, aus Cyrus Arm, verbannt.

Es hatte zwar zu Ekbatane
(So hieſs ihr Sitz) die Oberpriesterin
Der stets jungfräulichen Diane
Die Majestät von einer Königin.
Ihr Kerker war ein schimmernder Palast,
Ihr Zimmer ausgeschmückt mit Indischen Tapeten;
Und, ihr Brevier gemächlicher zu beten,
Schwoll unter ihr mit Polstern von Damast

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der weichste Kanapee. Auch hielt die Frau im Beten
(Wie billig) Maſs, aſs viel und niedlich, trank
Den besten Wein, den Kos und Cypern senden,
Und, wenn sie sich zur Ruh begab, versank
Die schöne Last der wohl gepflegten Lenden
In Schwanenflaum: und doch, bey frischem Blut
Und blühendem Gesicht, schlief sie — nur selten gut.

Man glaubt, der Stand der Oberpriesterinnen
Sey diesem Ungemach vor andern ausgesetzt.
Vergebens hoffen sie mit ihren andern Sinnen
Was Einem abgeht zu gewinnen;
Durch alle fünfe wird der sechste nicht ersetzt.

Die Stoa lehrt uns zwar, wir können was wir wollen;
Allein dem Prahlen bin ich gram.
Aspasien hätte man, eh' sie den Schleier nahm,
Vorher im Lethe baden sollen.
Liegt's etwa nur an ihr, sich nicht bewuſst zu seyn?
Und kann man stets der Fantasie gebieten?
Sie mag sich noch so sehr vor Überraschung hüten,
Geberde, Kleidung, Blick, mag noch so geistlich seyn;
Man ist deſswegen nicht von Stein.

Oft fällt im Tempel selbst, bey ihrer Göttin Schein,
Ein weltlicher Gedank' ihr ein:
„So schien durch jenen Myrtenhain,
Wo Amorn über sie der erste Sieg gelungen,
Der stille Mond!“ — Was für Erinnerungen!
An solchen Bildern schmilzt der priesterliche Frost.
Diana selbst, um ihr die Strafe gern zu schenken,
Darf an Endymion nur denken.
Ein Priester hälfe sich vielleicht, in süſsem Most
Versuchungen, wie diese, zu ertränken:
Doch, wenn ich recht berichtet bin,
Schlägt dieſs Recept nicht an bey einer Priesterin.
Galenus sagt: das Übel quille
Bey dieser aus der Herzensfülle.
Nichts hemmt und alles nährt bey ihr die Fantasie;
Die Einsamkeit, die klösterliche Stille,
Die Andacht selbst vermehrt, ich weiſs nicht wie,
Den süſsen Hang zu untersagten Freuden.
Muſs Amor gleich Dianens Schwelle meiden,
Ist ihre Stirne gleich verhüllt:
Ihr Herz, von dem was sie geliebt erfüllt,
Läſst sich davon durch keine Gitter scheiden,
Und sieht im Mithras selbst des schönen Cyrus Bild.

Mit Einem Wort: ihr ging's nach aller Nonnen Weise.
Die gute Priesterin gestand sich selbst ganz leise,
Es irre, wer sie glücklich preise.
Die Schäferin, die, statt auf Sammt und Flaum
Im dunkeln Busch auf weiches Moos gestrecket,
Ihr junger Hirt leibhaftig, nicht im Traum,
Mit unverhofften Küssen wecket,
War, wenn sie schlaflos sich auf ihrem Lager wand,
Oft ihres Neides Gegenstand.

Doch (wie uns die Natur für alle kleine Plagen
Des Lebens immer Mittel weist)
Auch unsre Priesterin fand endlich das Behagen,
Das ihr Gelübd' und Zwang versagen —
Wo meint ihr wohl? — in ihrem Geist!

Der Zufall führt ihr einen Magen
Vom Strand des Oxus zu. Es war in seiner Art
Ein seltner Mann, wiewohl noch ohne Bart,
Von Ansehn jung, doch altklug an Betragen;
An Schönheit ein Adon, an Unschuld ein Kombab;
Bey Damen, denen er sehr gern Besuche gab,

Kalt wie ein Bild von Alabaster;
Doch seelvoll, wie ein Geist in einem Luftgewand,
Und mit dem unsichtbaren Land
Beynahe mehr als unsrer Welt bekannt;
Mit Einem Wort: ein zweyter Zoroaster!

Ein Weiser dieser Art schien wirklich ganz allein
Für eine Priesterin, wie sie, gemacht zu seyn.
Er sprach von dem, was in den Sfären
Zu sehen ist, mit aller Zuversicht
Der Männer, die, versengt an Angesicht
Und an Gehirn, vom Land der fabelhaften Seren,
Gebläht mit Wundern, wiederkehren.

Der Weg — nur bis zum nächsten Stern,
Ist ziemlich weit, wie uns die Zache lehren:
Drum lügt sichs gut aus einer solchen Fern';
Und was er ihr erzählt — setzt, daſs es Mährchen wären —
So wünscht man's wahr, und glaubt es gern.
Wie dem auch sey, die Luft der idealen Sfären
Bekam Aspasien gut; sie ward in kurzer Zeit
So schön davon! Ihr ist, es werde
So leicht ihr drin, so wohl, so weit
Ums Herz, daſs ihr der Dunstkreis unsrer Erde
Bald grauenhafter scheint als eine Todtengruft.

Die vorbesagte Luft
Hat eine sonderbare Tugend
Mit Lethens Flut gemein.
Aspasia sog darin von ihrer freyern Jugend
Ein gänzliches Vergessen ein.
Bald wurde selbst an jenen Myrtenhain,
Wo sie dem Liebesgott ihr erstes Opfer brachte,
Nicht mehr gedacht, als an ein Puppenspiel,
Das ihr vordem die Kindheit wichtig machte.
Ihr schien die Welt und was ihr einst gefiel
Ein Traum, woraus sie eben itzt erwachte.
Ihr Geist (der ganz allein itzt alles bey ihr that,
Was bey uns andern pflegt mechanisch zuzugehen)
Sah in der neuen Welt, in die er wundernd trat,
Rings um sich nichts als — Geister und Ideen.
Doch führt Herr Alkahest (so hieſs der Weise) sie
Nicht so geradezu ins Land der Fantasie.
Ihr neu geöffnet Aug' ertrüge (wie er spricht)
Den unsichtbaren Glanz des Geisterreiches nicht.
Erst läſst er (wie ein weiser Okuliste
In solchem Fall verfahren müſste)
Von dem, was wahr und immer schön
Und selbstbeständig ist, ihr nur die Schatten sehn,
Die auf den Erdenklos, auf dem wir alle wallen,
Herab aus höhern Welten fallen;

Denn was uns Weſen heiſst, ist bloſser Wiederschein.
So mahlen sich im majestät'schen Rhein,
Indem er stolz mit königlichem Schritte
Das schönste Land durchzieht, bald ein bejahrter Hain,
Bald ein zertrümmert Schloſs, bald Hügel voller Wein,
Bald ein Palast, bald eine Fischerhütte.

Nachdem in weniger als einem Vierteljahr
Ihr diese Art zu sehn geläufig war:
Nun war es Zeit zu höhern Lehren!
Nun wies ihr Alkahest die edle Kunst — zum Sehn
Der Augen gänzlich zu entbehren.
Nothwendig muſste dieſs ein wenig langsam gehn.
Erst sah sie — nichts. Doch nur getrost und immer
Hinein geguckt! Schon zeigt ich weiſs nicht welcher Schimmer
Von ferne sich. Was kann ein fester Vorsatz nicht!
Zusehens öffnet sich ihr innerlich Gesicht
Dem nicht mehr blendenden unkörperlichen Licht;
Dem Element ätherischer Geschöpfe.
Sie sieht — o welche Augenlust! —
Sie sieht bereits die schönsten Engelsköpfe

Mit goldnen Flügelchen; bald wächst die schönste Brust
An jeden Kopf; an jeden Busen schlieſsen
Sich schöne Arme an. Zuletzt stehn Geister da,
(So geistig als Aspasia
Sie immer glaubt) vom Kopf bis zu den Füſsen
Den schönsten Knaben gleich, die man sich denken kann:
Doch da es Geister sind, macht sie sich kein Gewissen
Und sieht sie unerröthend an.

Der Nahme, wie man weiſs, thut öfters viel zur Sache.
Vor Alters stellten euch die von Böozien
Drey Klötze auf, und nannten's Grazien.
Man irrt noch heut zu Tag' sehr gern in diesem Fache.
Wie mancher sieht bey seinem Trauerspiel
Daſs unsre Augen Wasser machen,
Und, überzeugt wir weinen aus Gefühl,
Bemerkt er nicht, wir weinen bloſs vor Lachen.
Zwar Thränen sind's, in diesem Falle wie
In jenem; nur die Quelle ist verschieden.
Allein, wie selten giebt auch jemand sich hienieden
Den Quellen nachzuspähen Müh!
Die muntre rasche Fantasie

Hat einen kürzern Weg. Sie giebt den Dingen Nahmen
Nach Willkühr und Bequemlichkeit;
Vermenget Wesen, Form, Verhältniſs, Ort und Zeit,
Bestimmt den Platz und Werth der Bilder nach den Rahmen,
Und läſst, wie Kinder, gern von jeder Ähnlichkeit,
So plump sie ist, sich hintergehen.

Dieſs war Aspasiens Fall. Die gute Frau befand
Nur darum sich so wohl im Lande der Ideen,
Weil alles dort dem schönen Feenland,
Worin von Jugend an sie gern zu irren pflegte,
Dem Land der Fantasie, so wunderähnlich sah.

Ob Alkahest hiervon die Folgen überlegte;
Ob ihm nicht selbst vielleicht was menschliches geschah,
Wovon er Anfangs nicht den kleinsten Argwohn hegte;
Kurz, ob er, ohne die Gefahr
Voraus zu sehn, der Narr von seinem Herzen war,
Getrauen wir uns nicht zu sagen.
Er fing sein Werk so systematisch an,

Daſs man zur Noth sich überreden kann,
Er habe nichts dabey zu wagen
Vermeint; — wiewohl für einen Mann
Von seiner Gattung gut zu sagen
Bedenklich ist. Genug, Herr Alkahest gewann
Bey seiner guten Art, die Damen
In den Mysterien der Geister einzuweihn.
Von jeher, um ein Herz zu überschleichen, nahmen
Die Alkahesten erst das Cerebellum ein.

Die Geister — konnten sie auch wohl erzogner seyn? —
Die Geister kamen nun, zwar ohne Fleisch und Bein,
Doch so geputzt als Geister nur vermögen,
In Mäntelchen von Sonnenschein
Aspasien auf halbem Weg entgegen.
Den ganzen Weg zu ihr zurück zu legen,
Dieſs hieſse (meint Herr Alkahest)
Mehr fordern als sich billig fordern läſst.
Man soll vielmehr zu beiden Theilen
Einander gleich entgegen eilen.
Wenn Geister, einer schönen Frau
Zu Lieb' in Rosenduft sich kleiden:
So ziemt es auch der schönen Frau
Der Geister wegen, selbst mit einem kleinen Leiden,

Von Fleisch und Blut sich möglichst zu entkleiden.
Nichts, dächt' ich, kann so billig seyn!

Aspasia ergiebt sich desto leichter drein,
Da sie dabey an Schönheit zu gewinnen
Die beste Hoffnung hat. Den Salamanderinnen
An Reitzen gleich zu seyn, dieſs ist doch wohl Gewinn
Für eine Oberpriesterin,
Die ihrem Spiegel gegen über
Mit jedem Tag ein Reitzchen welken sieht?
Die unsrige, wie ganz natürlich, glüht
Vor Ungeduld, je schleuniger je lieber
Entkörpert sich zu sehn. Allein Herr Alkahest
Belehrt sie, daſs sich hier nichts übereilen läſst.
Das groſse Werk kann nur durch Stufen
Zur Zeitigung gedeihn. Die erste ist, den Geist,
Der oft zur Unzeit sich am thätigsten erweist,
Von aller Wirksamkeit zum Ruhen abzurufen;
Die zweyte, nach und nach ihn von der Sinnlichkeit,
Von dem, worin wir uns den Thieren ähnlich finden,
Selbst vom Bedürfniſs, los zu winden;

Die dritte Stufe — Doch, so weit
Kam unser Pärchen nicht. Denn leider! auf der zweyten,
Schon auf der zweyten, glitscht der Fuſs den guten Leuten.
Auch ist der Schritt ein wenig dreist,
Wenn man es recht bedenkt. Verwickelt
Im Stoffe, wie wir sind, — verstümmelt und zerstückelt
Man leichter sich, als daſs man los sich reiſst.
Zum mindsten ist den Kandidaten
Des Geisterstandes kaltes Blut
Und Eile langsam! anzurathen:
Denn hier thut Eilen selten gut!

Herr Alkahest, um beym Entkörp'rungswesen
Recht *ordentlich zu gehn, fing* mit der Tafel an.
Aspasia aſs und trank nach Skrupel und nach Gran,
Und nur was ihr der Weise ausgelesen;
Nichts was nicht fein und leicht und geistig, kurz so nah
An Nektar und Ambrosia
Als möglich, war, der echten Geisterspeise.
Dem Schlummer brach er gleicher Weise

Die Hälfte ab, zumahl beym Mondenschein
In schönen warmen Sommernächten;
Nur lieſs er sie alsdann, aus Vorsicht, nie allein.

Wir selbst gestehn, wir sind den Sommernächten
Bey Mondschein gut, wiewohl wir dächten
Daſs unserm schwärmerischen Paar
Die Hälfte schon entbehrlich war.

Der Mondschein hat dieſs eigen, wie uns däucht,
Er scheinet uns die Welt der Geister aufzuschlieſsen:
Man fühlt sich federleicht,
Und glaubt in Luft dahin zu flieſsen;
Der Schlummer der Natur hält rings um uns herum
Aus Ehrfurcht alle Wesen stumm;
Und aus den Formen, die im zweifelhaften Schatten
Gar sonderbar sich mischen, wandeln, gatten,
Schafft unvermerkt der Geist sich ein Elysium.
Die Werktagswelt verschwindt. Ein wollustreiches Sehnen
Schwellt sanft das Herz. Befreyt von irdischer Begier

Erhebt die Seele sich zum wesentlichen Schönen,
Und hohe Ahnungen entwickeln sich in ihr.

Es sey nun was ihr wollt — denn hier es zu entscheiden
Ist nicht der Ort — es sey ein süſser Selbstbetrug,
Es sey Realität, es sey vermischt aus beiden,
Was diesen Seelenstand so reitzend macht — genug,
Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisieren will,
Gleicht einem, der bey dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht Ort und Zeit
Und Er und Sie sehr vielen Unterscheid!

Die zärtlichste Empfindsamkeit
Bemächtigt unvermerkt sich unsers Mystagogen.
Der Geist der Liebe weht durch dieſs Elysium
Wohin er mit Aspasien aufgeflogen.
Er schlägt, indem er spricht, den Arm um sie herum,

Und schwärmt ihr von der Art wie sich die Geister lieben
Die schönsten Dinge vor, mit einem Wörterfluſs,
Mit einer Gluth, daſs selbst Ovidius
Korinnens Kuſs nicht feuriger beschrieben.
„Wie glücklich diese Geister sind!
Wie viel ein Geist dadurch gewinnt,
Daſs ihn im Ausdruck seiner Triebe
Kein Körper stört! — An ihm ist alles Liebe,
Und sein Genuſs ist nicht ein Werk des Nervenspiels.
Wie matt, wie unvollkommen mahlet
In unsern Augen sich die Allmacht des Gefühls!
Wenn dort ein Geist den andern ganz durchstrahlet,
Ihn ganz durchdringt, erfüllt, mit ihm in Eins zerflieſst,
Und ewig unerschöpft, sich mittheilt und genieſst!
Ach! — ruft er aus und drückt (vor Schwärmen und Empfinden
Deſs, was er thut, sich unbewuſst)
Sein glühendes Gesicht an ihre heiſse Brust —
Ach! ruft er, welch ein Glück vom Stoff sich los zu winden,
Der so viel Wonn' uns vorenthält!“

Aspasia, in eine andre Welt
Mit ihm entzückt, und halb, wie er, entkörpert, fühlte
So wenig als ihr Freund, daſs hier
Der unbemerkte Leib auch eine Rolle spielte.
Zu gutem Glück kommt ihr — und mir
Ein Rosenbusch zu Hülf', in dessen Duft und Schatten
Sie, in Gedanken, sich zuvor gelagert hatten.

Wie weit sie übrigens in dieser Sommernacht
Es im Entkörp'rungswerk gebracht,
Läſst eine Lücke uns im Manuskript verborgen.
Nur so viel sagt es uns: Kaum war am nächsten Morgen
Das gute fromme Paar erwacht,
So wurden sie gewahr, der Weg den sie genommen,
Sey wenigstens — der nächste nicht
Um in die Geisterwelt zu kommen.
Sie sahn sich schweigend an, verbargen ihr Gesicht,
Versuchten oft zu reden, schlossen wieder
Den offnen Mund, und sahn beschämt zur Erde nieder.
Der junge Zoroaster fand,
Er habe bey dem Amt von einem Mystagogen
Sich selbst und seinen Gegenstand

Durch wie? und wo? und wann? betrogen.
Gern hätt' er auf sich selbst, gern hätt' auf sich und ihn
Aspasia gezürnt: allein sie fühlten beide
Ihr Herz nicht hart genug, in dem gemeinen Leide
Des Mitleids Trost einander zu entziehn.

„Freund, sprach die Priesterin zuletzt, wir müssen fliehn!
In dieser Art gilt Ein Versuch für hundert:
Wir würden immer rückwärts gehn;
Und alles was mich itzt bey unserm Zufall wundert,
Ist, daſs wir nicht den Ausgang vorgesehn."

Und nun — was haben wir aus allem dem zu lernen?
Sehr viel zu lernen, Freund, sehr viel!
Kennt ihr den Mann, der, als er nach den Sternen
Zu hitzig sah, in eine Grube fiel?
Es war ein Beyspiel mehr! Laſst's euch zur Warnung dienen!
Auch, wenn ihr je bey Mondenlicht im Grünen
Platonisieren wollt, platonisiert allein!
Und kommt die Lust euch an, in einem heil'gen Hain

Um solche Zeit — des Stoffs euch zu entladen,
So laſst dabey (so wie beym Baden
In einer Sommernacht) ja keine Zeugin seyn!

Wir zögen leicht mehr schöner Sittenlehren
Aus der Geschichte noch heraus:
Allein wir lassen gern den Leser selbst gewähren.
Wer eine Nase hat — spürt sie unfehlbar aus;
Die andern können sie entbehren.

GEDICHTE

AN OLYMPIA.

Nimm aus der Hand der Dankbarkeit und Treue,
Schutzgöttin meines Musenspiels,
Die Blumen huldreich an, die Kinder des Gefühls,
Die ich in diesem Strauſs zum zweyten Mahl Dir weihe.

I.

ZWEYERLEY GÖTTERGLÜCK.

Am 24. Oktober 1777.

1.

„Der Götterstand — sprach einst von seinem Wolkenthron
Der Sultan im Olymp zu Majens schönem Sohn,
Der Götterstand, Herr Sohn, um ihm sein Recht zu geben,
Ist (unter uns) beym Styx! ein schales Leben.
Ja, wer nur nicht dazu geboren wär',
Und allenfalls auf acht bis vierzehn Tage,
Da' lieſs' ichs gelten! Aber mehr
Wird Unsrer Deität am Ende sehr zur Plage.

Man kriegt zuletzt des Weihrauchs so genug!
Und für und für zum Dudeldum der Sfären
Die Grazien tanzen sehn, die Musen singen hören,
Und immer Ganymed mit seinem Nektarkrug,
Ich sage dir, man kriegt's genug!
Dann noch dazu den ew'gen Litaneyen
Des Erdenvolks die Ohren herzuleihen!
„Zevs, gieb mir dieſs! Zevs, gieb mir das!“
Ein tolles Galimathias
Von Bitten ohne Sinn und Maſs
Um nichts und wieder nichts, oft um Unmöglichkeiten!
„Es sind ja (sagen sie) dir lauter Kleinigkeiten!
Ein wenig Sonnenschein zu meiner Wäsche nur!“
„Zwey Regentage bloſs für meine trockne Flur!“
Ruft Mann und Frau aus hellem Munde
In Einem Haus, in Einer Stunde.
Der Dedschial hör' alle das Gebrüll!
Thät' ich ein einzigmahl was jeder haben will,
Es richtete die Welt und mich zu Grunde.
Kurz, trauter Sohn, die Stiefeln angeschnürt!
Steig, eh' ich hier des Gähnens müde werde,
Ein wenig nieder auf die Erde,
Zu sehen, ob man dort sich besser amüsiert!“

Merkur gehorcht, und ohne anzufragen,
Ob Juno nach dem Erdenplan
Was zu bestellen hat, und ohne Donnerwagen,
Schleicht Jupiter sich weg, und wird bey Leda — Schwan.

2.

Von feinerem Gefühl getrieben
Vertauschte mit dem Hirtenstand
Apollo den Olymp. Er stieg herab, und fand
Die Menschen, die man ihm bald gar zu gut beschrieben
Bald gar zu schlimm, wie's immer pflegt zu gehn,
Erträglich erst, und endlich gar zum Lieben.
Die Leutchen, muſst' er sich gestehn,
Gewännen näher angesehn;
Und setzte man sich nur auf gleichen Fuſs mit ihnen,
So wären sie doch ganz was andres, als sie schienen,
Da er aus seinen Wolkenhöh'n
Wer weiſs wie schief auf sie herunter schielte.
Mit Einem Wort: Apoll, so bald er Mensch sich fühlte,
Entdeckte — was er nie als Göttersohn gewuſst —

Es schlage was in seiner linken Brust;
Und unvermerkt, mit lauter Scherz und Spielen,
Lernt Seine Gottheit auch für arme Menschlein fühlen,
Nimmt fröhlich Theil an ihrer Lust,
Entdeckt sogar, auch das sey wahre Lust,
Und von der besten Art, mit andern sich betrüben,
Kurz, schmeckt die Wollust da zu seyn
Zum ersten Mahle ganz und rein,
Und merkt zuletzt — (was ihm bisher geheim geblieben)
Die Kunst von allem dem sey — Lieben.

Was von Thessaliens Volk Apoll
Nicht alles lernte! Tausend Sachen
Wovon euch Göttern nie ein Wörtchen träumen soll:
Den losen Scherz, das wohlgemuthe Lachen
Gedrückt von keinem Zwanggesetz,
Und ohne Absicht, ohne Schraube,
Das trauliche, gutlaunige Geschwätz
Beym Abendstern in einer Sommerlaube,
Und, o! den groſsen Talisman,
Mehr freye Herzen zu gewinnen,
Als Mahmud oder Dschingiskan
Sich Sklaven durch sein Schwert gewann,
Den Zauber, den die Charitinnen
Cytherens Gürtel eingewebt,

Was jeden Mangel deckt und jeden Reitz erhebt,
Gefälligkeit. — Sey einer von uns allen,
Verlange nichts voraus, — wir werden *dir* gefallen
So wie du *uns* gefällst! — Die erste Schäferin,
Die, ohne daſs sie auf ihn *zielte*,
In frohem Muth und dumpfem Sinn
Das Herz ihm aus dem Busen spielte,
Ward seine *Sittenlehrerin.*
„Ein bloſser Hirt — ist's möglich? — *vorgezogen*
Dem schönsten Gott?“ — Das schrie um Rache! — Schon
Ergriff sein Zorn den mächt'gen *Pythonsbogen*;
Zu gutem Glück entfloh der Senn' ein sanfter *Ton.*
Er stutzt, und plötzlich kommt ein Einfall angeflogen,
Der seinen *Eifer* kühlt und bald zum Mittel wird
Das Ziel, wornach er lüstet, zu erreichen.
Halt! denkt er, bist du hier was anders als ein Hirt?
Was foderst du voraus vor deines gleichen?
Dem Hirten, der *gefällt*, muſs Gott und Halbgott weichen

Der nicht gefällt! Versuch's, gewinne sie!
Das Herz ist frey und Lieb' erzwingt sich nie.

Stracks geht er hin und macht aus seinem Bogen
Ein Werkzeug des Gefühls; der Dollmetsch süſser Pein,
Die neue Leier, liegt mit Saiten straff bezogen
In seinem Arm, und schwirret durch den Hain.
Herbey gelockt von ihren süſsen Tönen
Versammeln sich um ihn die Hirten und die Schönen,
Ein jedes will des Wunders Zeuge seyn.
Bald wirkt der Zauber, Arme schlingen
In Arme sich, den Füſsen wachsen Schwingen,
Der ungelehrte Tanz dreht rasch sich um ihn her,
Und wer war glücklicher als er!
Wie lieben alle nun den Schöpfer ihrer Freuden!
Er ist, wiewohl in Schäfertracht,
Ein Gott für sie! Er hat sie glücklicher gemacht.
Wie freundlich nun ihm jede Hirtin lacht!
Wie drängt man sich, um nah an ihm zu weiden!
Und wenn am warmen Abendglanz

Im Roſenbuſch, zu Chloens Füſsen —
Indeſs die Holde manchen süſsen
Verſtohlnen Blick am halb geflochtnen Kranz
Herunter ſchlüpfen läſst — wenn dann die sanfte Leier
Der Liebe Schmerzen mit gedämpftem Klang
So zärtlich klagt, stets näher ſein Geſang
Ans Herz ſich ſchmiegt, das durch den leichten Schleier
Stets höher ſchlägt, und nun, wenn ſich in vollem Feuer
Der Harmonienſtrom ergieſst,
In süſsem Mitgefühl zerflieſst:
O welche Wonne iſt's — in dieſem Augenblicke
Ein Menſch, und nur ein Menſch zu ſeyn!
Wie wenig iſt Genuſs in ungetheiltem Glücke!
In ihren Freuden ſelbſt ſind Götter ſtets — allein.

Apoll behielt in ſeinem Hirtenſtande
Vom Gott allein des Wohlthuns edle Macht.
Mit jedem Tag erwacht
Das Volk am Peneusſtrande
Zu neu geborner Luſt.
Ein feineres Gefühl entfaltet ſich ganz leiſe
In jeder Bruſt,
Man ſieht und hört nicht mehr nach alter Weiſe,

Der Nebel fällt vom Antlitz der Natur,
Und o! wie schön, wie neu ist Wald und Flur!
Man fühlt sich selbst in allen Wesen leben,
Vom Blümchen, das der Erd' entspringt,
Zum Vogel, der in hohen Wipfeln singt,
Scheint alles uns vom Seinen was zu geben,
Verwebt uns alles mit ins allgemeine Weben.
Der holde Geist der Eintracht schlingt
Sein goldnes Band um alle, stimmt die Herzen
Zu sanften Freuden, süſsen Schmerzen;
Die lange Weile flieht, und nur zu leicht beschwingt
Entfliehen itzt, man weiſs nicht wie, die Stunden,
Die man vordem so drückend lang gefunden.

5.

Der Ruhm dieſs Wunder zu erneu'n,
Olympia, der seltne Ruhm, sey Dein!
Der schönste aller Deiner Preise!
Wohl Dir, die in dem Weihrauchkreise
Der Erdengötter nicht den hohen Sinn verlor
Für Freyheit und Natur, nach alter Deutscher Sitte
Sich einen Wald zum Ruhesitz erkohr,
Und in der moosbedeckten Hütte,
Wenn tief im nächtlich stummen Hain

Auf offnem Herd die heil'ge Flamme
lodert,
Sich glücklich fühlt und nichts vom Schickſal
fodert.
Des Waldes Geiſter ſehn den ungewohnten
Schein
Ringsum die hohen Buchen weiſsen,
Und nähern freundlich ſich, und heiſsen
Willkommen Dich in ihrem ſtillen Reich.
Wir ſpüren ſie, bald leichten Nebeln gleich
Um halb beſtrahlte Erlen lauſchen,
Bald über uns durch hohe Wipfel rauſchen.
Ein leiſes Grauen ſchleicht um unſre Bruſt,
Doch ſtört es nicht, erhöht nur unſre Luſt.
Wir ſingen — um Dich her im Kreiſe
Gelagert — nach der ſchönen Weiſe
Die Dir, Olympia, die Muſen eingehaucht,
„Zaydens Schmerz bey ihres Mohren
Klagen,“
Und fühlen unſer Herz im Buſen höher
ſchlagen:
Bis jetzt der Herd mit trüberm Feuer raucht,
Und ſpäte Sterne, die durch ſchwarze Wipfel
blinken,
Uns in die Burg zurück zu unſern Zellen
winken.

Was iſt's, das uns Olympiens hehren Wald
Zum Zaubergarten macht, zum Tempel ſchöner
Freuden,

Zu dem man eilt um zögernd draus zu scheiden?
Sie selbst! — O! würde Sie zu Ihrem Aufenthalt
Der rauhsten Alpe Gipfel wählen,
Der rauhsten Alpe würde bald
Kein Reitz der schönsten Berge fehlen.
Ja, zöge Sie bis an den Anadir,
Wohin Sie gehen mag, die Musen folgen Ihr,
Ihr einen Pindus zu bereiten.
Sie, von Olympien stets geliebt, gepflegt, geschützt,
Belohnen Sie durch ihre Gaben itzt.
Sie schweben Ihr in Ihren Einsamkeiten,
Wenn Sie im Morgenthau die Pfade der Natur
Besuchet, ungesehn zur Seiten,
Und leiten Sie auf ihre schönste Spur.
Und wenn Sie, in begeisterndem Entzücken,
An einen Stamm gelehnt, mit liebender Begier
Was Sie erblickt und fühlt Sich sehnet auszudrücken,
So reichen sie den Bleystift Ihr.
Sie sind's, die am harmonischen Klavier
Der leichten Finger Flug beleben;
Und wer als sie vermöchte Ihr
Die Melodien einzugeben,
Von denen das Gefühl der lautre Urquell ist,
Die tief im Herzen wiederklingen,

Die man beym ersten Mahl erhascht und nie vergiſst,
Und niemahls müde wird zu hören und zu singen?

O Fürstin, fahre fort aus Deinem schönen Hain
Dir ein Elysium zu schaffen!
Was hold den Musen ist soll da willkommen seyn!
Doch allen, die in Deine Wildniſs gaffen
Und nichts darin als — Bäume sehn,
Dem ganzen Midasstamm der frost'gen langen Weile
Mit ihrem Troſs, dem Uhu und der Eule,
Und ihrer Schwesterschaft von Gänschen und von Kräh'n,
Sey Deine Luft zu rein! Das traur'ge Völkchen weile
Stets an des Berges Fuſs; und führt das böse Glück
Es ja hinauf, so kehr' es bald zurück,
Und banne selber sich aus Deiner Republik!

Und so, Natur, und ihr, geliebte Pieriden,
Pflegt eurer groſsen Priesterin!
Ihr sey das schönste Loos des Erdenglücks beschieden,

Zur Lust an euch ein immer offner Sinn,
Ein immer fühlend Herz, und eine Quelle drin,
Die nie versiegt, von süſsem innerm Frieden!
Was sonst die Sterblichen zu wünschen sich ermüden,
Ist gleich der Flut im Faſs der Danaiden:
Und schöpften sie äonenlang hinein,
Es würde niemahls voller seyn.

II.

WETTSTREIT DER MAHLEREY UND MUSIK.

Im Jahre 1781.

Zwey Musen, deren Zwist zu steuern
Drey weise Männer unsrer Zeit
Viel Aufwand von Beredsamkeit
Und Witz gemacht, begannen ihren Streit
Am vier und zwanzigsten des Weinmonds zu erneuern.
Den andern Musen ward die Weile lang dabey;
Es schien als ob der Zwist zu mehr nicht nütze sey
Als beider Galle zu versäuern.

Ihr Kinder, sprach zuletzt der schöne Gott des Lichts,
Laſst eure Zungen einmahl feiern!
In diesem Streit, ich kann's beym Styx betheuern,

Hilft Lock und Wolf und Plato selber nichts,
Als eure Eifersucht vergeblich anzufeuern;
Denn so viel zeigt sich Angesichts,
Du kannst nicht mahlen, Sie nicht leiern.
Was jede kann ist gut in seiner Art,
Ihr wirket einzeln viel und dreymahl mehr gepaart;
Doch welche mehr? soll itzt die That entscheiden.
Laſst sehn und hören was ihr könnt,
Um einer Fürstin, die euch beiden
Gleich hold ist — (Ihren Nahmen nennt
Euch euer Herz) — und die von Ihrem schönen Leben
Euch immer wechselsweis den schönsten Theil gegönnt,
Was Sie um euch verdient, Unsterblichkeit, zu geben.

Ich bin bereit, rief Polyhymnia.
Und alles schwieg und lag in stiller Feier;
Und jedes Herz schlug höher, jedes Auge sah
Entzückt empor, da ihrer goldnen Leier
Die Harmonie bald zaubrisch süſs entfloſs,
Bald majestätisch sich wie Meereswogen wälzte,
Bald Feuerströmen gleich aus Donnerwolken schoſs;
Die Seelen bald in Liebeswehmuth schmelzte,

Bald kühn und stolz, mit immer höherm Flug,
Dem Adler gleich, zum Sitz der Götter trug.

Die **Aganippe** vor Vergnügen
Hielt ihren Strom zurück, es schien der Lorberhain
Zum himmlischen Getön die Wipfel hinzubiegen,
Und in den Lüften hielt im Fliegen
Der Vögel Schaar auf einmahl lauschend ein.

Die **Musen** sahn einander an und schwiegen,
Apollo lächelte, und **Polyhymnia**,
Die was man ihr verschwieg in jeder Miene sah,
Verbirgt in Kalliopens Busen
Ihr glühendes Gesicht. Ein andermahl, mein Kind,
Vergiſs nicht, spricht der Gott der Musen,
Daſs selbst der Götter Ohren — **blind**
Und alle deine Zaubereyen
Nur lieblicher Tumult und dunkle Räthsel sind,
Wenn **andre Musen** dir nicht ihre Sprache leihen.

Itzt warf er einen Blick dahin,
Wo, mit Palett und Pinsel in den Händen,

Apellens schöne Lehrerin
Beschäftigt stand ein Bildniſs zu vollenden,
Das mit dem letzten Pinselstrich
Ins Leben sprang, und ganz in allen Zügen
Der Fürstin, die er liebte, glich.
Zu Ihren Füſsen sah man liegen
Was gröſsern Glanz Ihr schuldig war als gab,
Den Fürstenhut, den goldnen Hirtenstab;
Ihr huldigten, mit einer Blumenkette
Umschlungen von den Grazien,
Die Musenkünste in die Wette,
Und alle milden Tugenden;
Und über Ihr, aus eines Volkes Mitten,
Von Ihr als Mutter einst beglückt,
Sah man die Töchter Zevs, die demuthsvollen Bitten,
Vom frommen Dank empor geschickt,
Mit heiſsen Wünschen für Ihr Leben
Hinauf zum Thron des Göttervaters schweben.

Die Musen hatten kaum das edle Bild erblickt,
So flogen sie die Schwester zu umarmen.
Es ist Olympia! rief jeder Mund entzückt:
Und Klio trug das Bild in ihren Armen
Die Stirn des Musenbergs hinauf,
Und hing es am Altar des ew'gen Ruhmes auf.

III.

Am erſten Tage des Jahres 1782.

Wenn es wahr ist, was die frommen Alten
Sangen, und was alle die in Dir,
Beste Fürstin, glücklich sind, was wir
Alle aus Gefühl so gern für Wahrheit halten,
Wenn die guten Fürsten Geniusse sind,
Die in menschlichen Gestalten
Unter uns das Götteramt verwalten;
Die der Tafel, wo der Nektar rinnt,
Sich begaben, bloſs uns irdischem Gesind'
Auch, damit wir unsers Leids vergessen,
Dann und wann ein Tröpfchen zuzumessen:
Wenn dieſs Wahrheit ist, Olympia,
O! so bleib uns lange hold und nah!
So ermüde nicht bey uns zu weilen!
Denn, verlieſsest Du uns, alle edleren
Schönern Freuden, die mit Dir wir theilen,
Musen, Künste, Scherze, Grazien,
Spannten flugs Dir nachzueilen
Ihre Flügel aus und lieſsen uns allein.

Also laſs die Lust in deine Sfären,
Holde Göttin, wieder heim zu kehren
Uns zu Lieb' noch weit verschoben seyn!
Lang' umtanze noch der schönen Horen
Bunter Zirkel Dich, und gieſse, neu geboren,
Frische Blumen stets in Deinen Tritt:
Und wenn endlich doch das Heimweh nach dem Himmel
Dich besiegt, so nimm aus diesem Weltgetümmel,
Nimm uns, wenn Du auffliegst, alle mit!

IV.

Am 24. Oktober 1784.

Der Wonnetag, der Dich geboren,
Erhabne Fürstin, kam heran,
Und Dir mit leerer Hand zu nahn
Mich billig schämend, rief ich Floren,
Die freundlichste der milden Horen,
Um eine Handvoll Blumen an.

Du weiſst daſs unter andern Gaben
Wir Dichter auch das Vorrecht haben,
Daſs alle Geister, braun und weiſs,
Aus Luft und Wellen, Thal und Hainen,
Uns auf den ersten Wink erscheinen.
Es braucht da keinen Zauberkreis
Noch Zauberrauch, noch Zauberworte,
Noch Fallbret, noch geheime Pforte;
Es braucht, um aus der andern Welt
Sie stracks herunter zu citieren,
Vor keinem Ball, von Dunst geschwellt,
Erst Stroh und Wolle anzuschüren;

Noch läſst man, sie zu attrahieren,
Sich um sein bares blankes Geld
Von Mesmern erst magnetisieren:
Kurz, ohne Schwarzkunst und Magie,
Theosofie und Panurgie,
Und andre Kunstmaschinerie,
Muſs über, unter, und auf der Erden
Gott, Göttin, Halbgott und Genie
Uns, wenn wir rufen, sichtbar werden.

Kaum also daſs der Ruf geschah,
So stand auf ihrem lüft'gen Wagen
Von Schmetterlingen hergetragen
Die Göttin leibhaft vor mir da:
Doch nicht in jenem Blumenkleide,
Worin sie uns im May entzückt,
Wenn, trotz dem funkelndsten Geschmeide,
Ein bloſser Strauſs die Augenweide
Der losen Liebesgötter schmückt.
Anstatt der leichten Seide drückt
Ein Zobelpelz die zarten Glieder;
Er hängt in Falten steif und schwer
Um jeden ihrer Reitze her,
Und zieht sie schier zur Erde nieder;
Und wie ein frisches Rosenpaar
Im Lenz ihr ganzer Hauptschmuck war,
So wackelt itzt von Strauſsgefieder
Ein bunter Busch auf ihrem Haar
Bey jedem Schritte hin und wieder.

Zwar prangt ihr reiches Unterkleid
Mit tausend niedlichen Buketten,
Die mit Geschmack und Leichtigkeit
Sich zierlich in einander ketten;
Auch breitet sich ein groſser Strauſs
Von Anemonen, Veilchen, Nelken
Und Rosen welche nie verwelken,
Gar stolz an ihrem Busen aus;
Man schwüre drauf, er sey natürlich
Und blüh' und dufte: aber, ach!
Die Blumen blühen nur figürlich!
Sie wurden unter B * * s Dach
Von jungen züchtigen Brigitten,
(Gleich rein an Fingern und an Sitten)
An einem langen Arbeitstisch
Aus Leinewand und altem Plüsch
Und dünnem Taffent ausgeschnitten.

Ich sehe, sprach die Göttin, Freund,
Daſs dir zu einem solchen Feste,
Wie alle Götter heut vereint,
Mein Aufzug etwas seltsam scheint.
Du siehst das Werk der frühen Fröste:
So hausen die Oktoberweste!
Fürwahr es ist bejammernswerth,
Wie sie in meinem Eigenthume
Geschaltet, alles umgekehrt,
Entfärbt, zerknickt, versengt, zerstört;
So daſs ich gegen mein Kostume
Sogar mich selber, mit Verdruſs,

In Konterbande kleiden muſs.
Denn leider! auch nicht Eine Blume
Blieb mir, anstatt der Händevoll
Womit ich dich bedienen soll.
Ein einzig Röschen, spät geboren,
Wärmt' ich an meinem Busen auf;
Wie viele Sorge wandt' ich drauf!
Das letzte Lieblingskind von Floren
War für Olympiens Fest erkohren;
Du hättest Ihr's in voller Pracht
In meinem Nahmen dargebracht;
Und auch dieſs Röschen — ist erfroren!

So viel ich mich erinnern kann,
Sah Flora hier mich lächelnd an,
Indem ich mit gesenkten Ohren
Kopfschüttelnd ihr vorüber stand,
Und Antwort suchte, und nicht fand,

In einem Nu erfüllt mein Zimmer
Mit süſsem Duft ein bunter Schimmer,
Dem ähnlich, der im Sonnenlicht
Aus einem Tulpenfelde bricht.
Behangen sind mit Blumenketten
Die Wänd' umher, ein Baldachin
Von Hyacinthen und Tazetten
Umwölbt die Blumenkönigin,
Und tausend junge Zefyretten,
An Flügeln Amors Psyche gleich,

An Farben gleich den Schmetterlingen,
Umfächeln sie mit seidnen Schwingen,
Und bilden mir ihr Zauberreich.

Du Sohn des alten Schwans am Bober,*)
(So hör' ich wie die Göttin spricht)
Der vier und zwanzigste Oktober
Bedarf entlehnten Schmuckes nicht.
Ihm wird so leicht von andern Tagen
Sich keiner gleich zu stellen wagen;
Ihm, der des Engels stolzen Flug
Bestrahlte, der ins Erdeleben
Olympien einst herunter trug!
Verdiensts und Ruhms für ihn genug
Sein Haupt vor andern zu erheben!

Indeſs, wiewohl an diesem Fest
Ihr Zeichen meiner Gunst zu geben
Die Zeit mir freye Hand nicht läſst,
Nichts soll in funfzig künft'gen Lenzen
Die nie ermüdende Begier
Olympien zu gefallen, Ihr
Getreu zu seyn, in mir begrenzen.
Ihr Hain sey künftig mein Refier;
Ihn soll ein ew'ger Frühling kränzen,
Und wo Sie hinblickt, wo Sie harrt,

---

*) Martin Opitz von Boberfeld, der Vater der neuern Deutschen Dichterey.

Soll Florens stille Gegenwart
Ihr überall entgegen glänzen!
Mein bestes Nachtigallen-Kor
Soll Ihr Erwachen laut begrüſsen,
Und Blumen immer neu hervor
Aus jedem Ihrer Tritte ſprieſsen.
Will Sie Sich selbst Gesellschaft seyn,
Soll plötzlich Sie im stillen Hain
Der schönste Rosenbusch umweben;
In seiner Blätter leisem Beben
Schein' Ihr ein Genius zu schweben,
Und lade Sie zum Denken ein.
Wird Ihre Hand den Reiſsstift halten,
So soll auf immer neuer Spur
In tausend wechselnden Gestalten
Die unerschöpfliche Natur
Vor Ihren Augen sich entfalten!
Euch übergeb' ich Ihre Flur,
Ihr holden Geisterchen! Vertheilet
Euch schwarmweis überall darin;
Und wo, mit einem Plan im Sinn,
Olympia im Gehn verweilet,
Da zaubert ein Elysium hin!

Mit diesem Wort verschwand der Baldachin
Von Hyacinthen und Tazetten,
Die schöne Blumenkönigin
Und alle ihre Zefyretten.
Frau Göttin, rief ich ihr, (ihr, die so viel versprach,

So wenig that) indem sie aufflog, nach:
Versprechen zeugt von gutem Willen;
Es kostet nichts und klingt doch fein;
Vergiſs nicht, wenigstens die Hälfte zu erfüllen.
Wir wollen dir noch immer dankbar seyn.

V.

Am 24. Oktober 1790.

Die Dankbarkeit, der Menschen erste Pflicht,
Ist, wie man ohne sehr zu lästern
Behaupten mag, der Götter Tugend nicht.
Die Grazien nehm' ich aus, und ihre holden Schwestern,
Das heil'ge Dreymahl Drey, das auf dem Pindus thront,
Die freundlichsten der Götter und Göttinnen.
Die bloſse Lust, womit man ihnen dient, belohnt
Schon durch sich selbst: uns wird an Herz und Sinnen
So wohl dabey, so leicht, so warm, so frey!
Die liebe Zeit, die insgemein wie Bley
Auf Adams Kindern liegt, scheint mit den Charitinnen
Und Musen immer nur zu schnell uns zu entrinnen,
Und kurz, das Wenigste, was wir durch sie gewinnen,
Ist hier — ein Himmelreich, und dort — Unsterblichkeit.

Drum dächt' ich auch (mit Gunst der werthen Christenheit!)
Wir blieben noch, so lang' es uns gedeiht,
In diesem Stück ein wenig — Heiden,
Und schafften unsre Seligkeit,
Anstatt mit Angst und Herzbeklommenheit,
Im Dienst der Grazien — mit Freuden.

* * *

Beschworen sey er denn an diesem goldnen Tag,
Der Dich, Olympia, der Welt und uns gegeben,
Beym heil'gen Drey und Neun, der festliche Vertrag,
So lang' die Parzen noch an unserm Daseyn weben,
Den Musen und den Grazien zu leben!
Sie haben von des Lebens Morgen an
So viel für Dich, Du hast so viel für sie gethan:
Wie sollte durch dieſs wechselseit'ge Geben
Und Nehmen jenes Blumenband,
Das euch umschlingt, nicht unverwelklich dauern?
Was sag' ich? Führten sie nicht selbst an ihrer Hand
Dich in ihr zweytes Vaterland
Im Jubel ein? — in jene stolzen Mauern,

Wo Göttin Rom, die Herrscherin der Welt,
Noch unter Trümmern sitzt, die Herz und Mark durchschauern,
Und den Kolossen gleich, von ihnen aufgestellt,
Die Heldengeister Roms noch ihren Fall betrauern;
Wo jeder Athemzug, geschwellt
Von dieser Zauberluft, den Funken
Des Hochgefühls, das uns zu Göttern macht,
Selbst in der engsten Brust zur hellen Flamme facht.

Doch, darf wohl ein Profaner sich entblöden,
Olympia, von dem was Du gesehn zu reden?
Der Arme, dem das Heiligthum der Kunst
Stets unzugangbar blieb! Dem, ach! aus tiefer Ferne
Dieſs alles nur in blauem Dunst,
Traumähnlich, oder gar gleich einem Nebelsterne,
Gespenstern gleich, die im Erscheinen fliehn,
Geahndet nur, ach! nicht gesehn, erschien!
Ihm ziemt es, mit religiosem Schweigen
Sich vor der Glücklichen zu beugen,
Die bis ins Heiligste der ew'gen Tempel drang

Der höchsten Kunst der Neuern und der Alten,
Mit eignen Augen sah die göttlichen Gestalten,
Mit eignem Ohr den himmlischen Gesang
Der Musen hörte, Jahre lang
Mit Nektar und Ambrosia Sich nährte,
Und als Sie endlich — voll der Götterspeise, nicht
Gesättigt — wieder zu uns kehrte,
Beym ersten Wiedersehn, aus Ihrem Angesicht
(Den Jüngern gleich die Tabors Glanz verklärte)
Von allem, was Ihr Aug' in jenem Götterlicht
Gesehn, den Wiederschein in meine Seele strahlte,
Und o! so ganz Sie selbst, so ganz Olympia,
Vor meinen Augen stand, wie Sie — Angelika,
Der Grazien vierte Schwester, mahlte!

⁂

Ihr holden Drey, nehmt meinen Dank dafür,
Daſs ihr Olympien und unser Glück in Ihr
Uns wiedergabt! — Und wenn, was ich von euch gesungen,
Und wenn um eueren Altar
Ein Blumenkranz, von mir geschlungen,
Euch je nicht ungefällig war,

So hört mich itzt! — Laſst die Erinnerungen
Aus jenem schönen Doppeljahr
Gleich Platons göttlichen Ideen
In einem ew'gen Traum vor Ihrer Seele stehen!
Sein Zauber wirke stets auf Ihre Fantasie,
Belebe stets Ihr Herz, erneue
Mit jedem Morgen sich, und streue
Nicht eignen Reitz auf alles um Sie her.
So, holde Grazien, geleitet Sie durchs Leben,
Und (meinem kleinen Ich sein Recht nicht zu vergeben)
So laſst, in Belvedere's Hain,
Auch mich von allem dem noch lange Zeugen seyn!

DIE ERSTE LIEBE

AN PSYCHE

Im Jahre 1774.

DIE ERSTE LIEBE.

Die Quelle der Vergessenheit,
Aus welcher in der Fabelzeit
Die frommen Schatten sich betranken,
Und dann, vom Loos der Sterblichkeit,
Von Sorgen und von Nachtgedanken,
Von langer Weil' und Zwang befreyt,
In sel'ger Wonnetrunkenheit
Hin auf Elysiens Rosen sanken:
Was meinst du, Freundin, was sie war?
Dein Beyspiel macht die Sache klar;
Du kennst nun Amors Wundertriebe;
Von diesem Lethe sehen wir
Die klaren Wirkungen an Dir:
Dieſs Zauberwasser ist — die Liebe.

Ein Tröpfchen, sey es noch so klein,
In Unschuld züchtiglich hinein
Geschlürft aus Amors Nektarbecher,
Thut alles dieſs! Was wird geschehn,
Wenn unerfahrne junge Zecher
Im Trinken gar sich übersehn?

Das süſse Gift! es schleicht die Kehle
So sanft hinab! — Was Wunder auch,
Wenn eine wonnetrunkne Seele
Dem jungen Faun beym ersten Schlauch
Ein wenig gleicht, dem seine Höhle,
Sein Schlauch, und der geliebte Freund
Der mit ihm zecht, das Weltall scheint?

Du staunst mich an? — O! um die Dichterköpfe!
Fy! wie mir der Faununkulus,
(Das ungleichartigste Geschöpfe
Mit Amorn, der von einem Kuſs
Zehn Jahre lebt) da ich ein Gleichniſs brauche,
Just in die Quere laufen muſs!
Das närr'sche kleine Ding mit seinem ersten Schlauche!
Allein, so geht's uns armen Reimern gern.
Nicht immer bleiben wir des Flügelpferdchens Herrn!
Bald übermeistert uns die Laune,
Bald gar der Reim. Wer sieht den Abstand nicht
Vom Gott der Zärtlichkeit zum Faune?
Allein den Reim, die Laune, ficht
Dieſs wenig an; sie wechseln oder paaren,
Nach Willkühr und Gemächlichkeit,
Oft Dinge, die, seitdem den Elementenstreit
Ein Gott entschied, noch nie gepaart gewesen waren:

Die Laune hohlt zur feinsten Ironie
Den Stoff vom — Vorgebirg der Nasen;
Und läſst der Reim nicht ohne Müh
Den Hasen bey Delfinen grasen?

Doch, so wie auch ein Thor einmahl was kluges spricht,
So reimte dieses Mahl der Reim so übel nicht:
Denn etwas, gutes Kind, ist, leider! an der Sache.
Nicht, daſs ich's dir zum Vorwurf mache!
Die Grazien verhüten's! — Aber doch
Bleibt wahr, was wahr ist: daſs, seit du aus Amors — Schlauche
Den groſsen Zug gethan, du kaum von ferne noch
(Dank sey dem losen kleinen Gauche!)
Dich jenes schönen Traums aus einer bessern Zeit
Besinnen kannst, den wir für Wahrheit hielten,
Eh' diese Amorn noch um deinen Busen spielten.

Denn, sprich mit Offenherzigkeit,
Wo sind sie hin, die Bilder jener Zeit,
Als, an der besten Mutter Seite,
Wir, wie die guten frommen Leute
Der alten goldnen Schäferzeit,
In sel'ger Abgeschiedenheit

Von Hof und Welt, gleich Geſsners Hirten,
Im Schatten junger Pappeln irrten? —
Die, weil sie Panthea mit eigner Hand gepflanzt,
In unsern Augen schöner waren
Als Tempe, wo mit los gebundnen Haaren
Um Dafnens Stamm die Nymfe tanzt.
Sprich, war in seinen Schäferjahren
Apollo glücklicher als ich?
Auch dich, Psycharion, auch dich
Schien unsre Freundschaft zu beglücken;
Ein sanftes, geistiges Entzücken
In deinem Lächeln, deinen Blicken
Schien der geschwisterlichen Schaar,
Die durch dein Anschaun glücklich war,
Des Engels Wonne auszudrücken,
Der sich allein in seinen Freunden liebt,
Und Wonne fühlt indem er Wonne giebt.

O gute Psyche, welch ein Leben,
Hätt' ihm ein günstiges Geschick
Ein wenig Dauer nur gegeben!
Denn ach! es war ein Augenblick!
Der Mond ging auf, der Störer unsrer Freuden,
Der Amorn oft die Zeit zu lange macht:
Uns kam er stets zu früh — er kam, um uns zu scheiden!
Vergebens hofften wir den Flug der braunen Nacht

Durch unsre Wünsche aufzuhalten:
Wir wurden im Olymp, wie billig, ausgelacht;
Die Götter sparen ihre Macht;
Kurz Föbus ging zur Ruh, und alles blieb beym alten.
Was war zu thun? Geschieden mufst' es seyn!
Ein traurig Lebewohl erstarb auf jedem Munde.
Noch diesen letzten Blick! — Da bin ich nun allein,
Und stehe noch, mit offnem Aug' und Munde,
Als wurzelt' ich in zauberischem Grunde,
Wie ein gebannter Ritter, ein.

Nicht wahr, an alles diefs erinnerst du dich kaum,
Vielleicht, wie man von einem Morgentraum
Die schnell zerfliefsenden Gestalten
Vergebens sich bestrebet fest zu halten?
Vergessen ist im Arm des neuen Agathon
Der gute Psammis-Danischmende;
Die Götterchen von Pafos sehn mit Hohn
Auf ihn herab von ihrem Lilienthron,
Und klatschen in die kleinen Hände.
Doch, was ist hier, ihr Götterchen, am Ende
So viel zu klatschen? Spart den Hohn!
Hofft nicht, dafs uns der Werth der Überwundnen blende!
Mit Zauberwaffen trägt man leicht den Sieg davon.

Die Wahrheit, Freundin, ist, daſs der
Von Liebe gar nichts wissen müſste,
Der in dieſs Wunderwerk sich nicht zu finden wüſste.
Die erste Liebe wirkt dieſs alles und noch mehr.
Mit ihrem ersten ſüſsen Beben
Beginnt für uns ein neues beſs'res Leben.
So sehen wir im Lenz der Sommervögel Heer
Auf jungen Flügeln sich erheben:
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr
Die Erdenkinder von vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, schweben
Wie Geister, ohne Leib, einher
In einem Ocean von Wonne;
Bestrahlt von einer schönern Sonne
Blüht eine schönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unsre Triebe,
Und alles haucht den Geist der Liebe.

O Zauberey der ersten Liebe!
Noch jetzt, da schon zum Abend sich
Mein Leben neigt, beglückst du mich!
Noch denk' ich mit Entzücken dich,
Du Götterstand der ersten Liebe!
Was hat dieſs Leben das dir gleicht,
Du schöner Irrthum schöner Seelen?

Wo ist die Lust die nicht der hohen Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Klarissen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Fantasie
Geschäftig war in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unsrer selbst, zu der die Sympathie
Geheimniſsvoll uns hinzog — Sie,
Im süſsen Wahnsinn unsrer Augen,
Das Schönste der Natur! Aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben saugen,
Von allem um uns her nichts sehen auſser Ihr,
Selbst in Elysiens goldnen Auen
Nichts sehen würden auſser Ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzuschauen!

Von diesem Augenblick nimmt sie als Siegerin
Besitz von unserm ganzen Wesen.
Wir sehn und hören nun mit einem andern Sinn;
Die Dinge sind nicht mehr was sie zuvor gewesen.
Die ganze Schöpfung ist die Blende nur, worin

Die Göttin glänzt, die Wolk', auf der sie schwebet,
Der Schattengrund, der ihren Reitz erhebet.
Ihr huldigt jeder Kreis der lebenden Natur:
Ihr schmücken sich die Hecken und die Bäume
Mit jungem Laub, mit Blumen Thal und Flur;
Ihr singt die Nachtigall, und Bäche murmeln nur
Damit sie desto sanfter träume;
Indeſs der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,
Und, taumelnd vor Vergnügen,
Verliebte Rosen sich auf ihrem Busen wiegen.

Sie träumt — Ein süſses Lächeln schwebt
Um ihren röthern Mund, um ihre vollern Wangen:
O! wär' es zärtliches Verlangen,
Was den verschönten Busen hebt!
O! träumte sie — (so klopft mit ängstlicher Begier
Des Jünglings Herz) o träumte sie von mir!
O Amor, sey der blöden Hoffnung günstig!

Er nähert furchtsam sich, und selbst der keusche Blick
Besorgt zu kühn zu seyn, und bebt von ihr zurück.

Doch Amor giebt ihm Muth, die Dämm'rung ist so günstig,
Und, o wie schön ist Sie! — Verloren im Genuſs
Des Anschau'ns steht er eine Weile
So steinern da wie eine Marmorsäule.
Wie selig er sich fühlen muſs!
Den Göttern gleich zu seyn was fehlt ihm noch? — ein Kuſs,
Ein einz'ger unbemerkter Kuſs,
Wie Zefyr küſst, auf ihre sanfte — Stirne.
Der höchste Wunsch, den seine Liebe wagt!
Und auch dieſs Wenige, so viel für ihn! versagt
Sein Zaudern ihm. Denn eh' sein Mund es wagt,
Reibt Chloe schon den Schlummer von der Stirne.
Sie schlägt die Augen auf. Bestürzung, Zärtlichkeit,
Und holde Scham, in zweifelhaftem Streit,
Verwirren ihren Blick. Er glaubt ihr Auge zürne,
Sieht bang sie an, und flieht. Nun ist rings um ihn her
Die weite Schöpfung öd' und leer,
Die Luft nicht blau, der May nicht blühend mehr;
Das Sonnenlicht hört auf für ihn zu scheinen.
Dort sitzt er, wo der finstre Hain
Die längsten Schatten wirft, auf einem rauhen Stein,

Gefühllos jedem Schmerz — als ungeliebt zu seyn,
Gefühllos jeder Lust — als ungestört zu weinen.

Schon sinkt des Himmels Auge zu,
Schon liegt die Welt in allgemeinem Schlummer,
Und Er, versenkt in seinen Kummer,
Er wird es nicht gewahr. Die Ruh
Flieht, Ärmster, deine Brust, und deine Augenlieder
Der süſse Schlaf! Der Abend weicht der Nacht,
Die schöne Nacht dem schönern Morgen wieder,
(Für dich nicht schön!) und du, an Chloens Bild
Geheſtet, ganz von ihr und deinem Schmerz erfüllt,
Bemerkst es nicht! Und doch, bey allem seinem Leiden,
Liebt er die Quelle seiner Pein:
Er nähme nicht der Götter Freuden
Von seinem Wahn geheilt zu seyn!

Doch, welche Wonne, welche Freuden,
Erwarten, sanfter Jüngling, dich,
Wenn Sie, — die alle deine Leiden
Mit dir getheilt, und, wenn bey deinem Anblick sich

Oft eine Thrän' aus ihrem Auge schlich,
Kaum Muth genug sich wegzuwenden hatte, —
Wenn sie die Kraft verliert mehr Widerstand zu thun,
Wenn, ganz des Gottes voll, das matte
In Liebe schwimmende, unschuld'ge Auge nun
An deiner Wange sich des süſsen Drucks entladet,
Und die vom Übermaſs der Lust
Dem Schleier ausgeriſsne Brust
In unverhehlten Thränen badet!

Vergieb, Psycharion — Bey diesem Bild entfällt
Der Pinsel meiner Hand! — Nehmt ihn, ihr Huldgöttinnen,
Euch weih' ich ihn! und aufgestellt
In eurem Heiligthum, geliebte Charitinnen,
Sey euch zum Preis, das unvollendte Bild!
Von eurem Schleier sey's verhüllt
Dem Faunenblick des Sklaven seiner Sinnen,
Dem unbegreiflich ist, wie man
Mit Amors Dienst den euren paaren kann;
Der Flammen, die bey ihm nur in den Adern rinnen,
Vom Schlauch Silens entlehnt,
Und die Empfindungen verfeinter innrer Sinnen
In feilen Armen höhnt.

Verachte, Psyche, der Bacchanten
Und Satyrn Hohn! Genuſs der sel'gen Schwärmerey,
Des goldnen Traums, der uns zu Anverwandten
Der Götter macht! Laſs kalte Sykofanten
Beweisen daſs er Täuschung sey,
Und glaube du, Glückselige, der Stimme
Des Engels der in deinem Busen wohnt!
Neu ist die Wonne dir womit uns Amor lohnt;
Durch manche Thrän' erkauft, und desto süſser! — Schwimme
In diesem Ocean! — Sie, die gefällig sich
Mit der Natur und dem Geschick verglich,
Dich, schöne Freundin, zu beglücken,
Die Tugend billigt dein Entzücken,
Und Amors holde Schwestern pflücken
Idaliens schönsten Kranz für dich.

Du bist beglückt, — und Ich — vergessen!
Es sey! — Die Freundschaft eifert nicht.
Noch tanzt das magische Gesicht
Um deine Stirne, noch ist alles eitel Licht
Und Himmel um dich her, noch flieſset ungemessen,
Gleich dem unendlichen Moment der Ewigkeit,
Die Zeit der süſsen Trunkenheit —
O Psyche, auch für mich war einst so eine Zeit!
Was hätt' ich damahls nicht vergessen,
Als ich in dem Bezaubrungsstand,
Worin Du bist, mit Doris mich befand;

Und — wenn ich ihr, so früh es immer tagte,
Bis unbemerkt der letzte Strahl verschwand,
Das ew'ge Einerley, das ich für sie empſand,
Stets neu auf tausend Arten sagte —
Den längsten Tag zu kurz, es ihr zu sagen, fand!

O Wonnetage, gleich den Stunden,
In ihrem Anschaun zugebracht!
O Wochen, gleich dem Traum in einer Sommer-
nacht!
Geliebter Traum! der, längst verschwunden,
Noch durch Erinn'rung glücklich macht!
Wo seyd ihr hin, ihr unbereuten Freuden,
Du Blüthe der Empfindsamkeit,
Um die wir jene goldne Zeit
Schuldloser Unerfahrenheit
Und unbesorgter Sicherheit
Und wesenloser Lust und wesenloser Leiden
(Mit aller ihrer Eitelkeit)
In weisern Tagen oft beneiden;
Du erster Druck von ihrer sanften Hand,
Und du, mit dem ich mein entflohnes Leben
Auf ihren Lippen wieder fand,
Du erster Kuſs! — Euch kann kein Gott mir
wieder geben!

Sie welkt dahin des Lebens Blumenzeit!
Ein ew'ger Frühling blüht allein im Feenlande;
Und Amors reinste Seligkeit
Bringt uns zu nah dem Götterstande

Um dauerhaft zu seyn. Wie selten ist das Glück,
Das deine Liebe krönt, Psycharion! wie selten
Erhört das neidische Geschick
Der ersten Liebe Wunsch! Wir gäben Thronen, Welten,
In ihrem Rausch, um eine Hütte hin;
Ein Hüttchen nur, im Land der Geſsnerischen Hirten,
Just groſs genug, um uns und unsre Schäferin,
Die Grazien und Amorn zu bewirthen.
Sie wüchsen von sich selbst, im Schutz des guten Pans,
Die Bäume, die, indem wir sorglos küſsten,
Uns Müſsiggänger nähren müſsten!
Wie selig! — Aber Zevs lacht des verliebten Wahns.
Sein Schicksal trennt — aus guten Gründen —
Den Schäfer und die Schäferin.
Und o! wie spitzt sich einst des Pastorfido's Kinn,
Wenn zu den väterlichen Linden
Die Zeit zurück ihn führt, die holde Schäferin,
Auf deren Schwur und treuen Sinn
Er seines Lebens Glück versichert war zu gründen,
In eines andern Arm zu finden!
Noch glücklich, wenn vielmehr — ihr Aschenkrug,
Umringt von traurigen Cypressen,

Ihm sagt: Daſs Chloens Herz, von stillem Gram zerfressen,
Aus Sehnsucht brach, und Zug für Zug
Sein werthes Bild mit sich ins Land der Schatten trug;
Daſs in der letzten Todesstunde
Ihr Aug' ihn noch gesucht und auf dem kalten Munde
Sein Nahme noch geschwebt! — Doch dreymahl glücklicher,
Wenn, wie Amandus und Amande,
Nachdem sie manches Jahr zu Wasser und zu Lande
Durch Berg und Thal, von Zara's heiſsem Sande
Bis an den gelben Fluſs, sich rastlos aufgesucht,
Der Liebesgott mitleidig ihrer Flucht
Ein Ende macht, im Thor von Samarkande
Sie unverhofft zusammen fügt,
Und, wie sie nun, im vollen Überwallen
Der Zärtlichkeit, sich in die Arme fallen,
Davon mit ihren Seelen fliegt.

Doch, Freundin! setzen wir den seltensten der Fälle;
(Denn selbst die Königin der Amorn sah sich nie
In diesem Fall; Vulkan vertrat des Ehmanns Stelle,
Und für Adone seufzte sie!)
Gesetzt daſs Cypripor und Hymen sich verbanden,

Zwey Hälften, die, zum Glück, einander fanden,
So zu beseligen, wie mit gesammter Hand
Die beiden Götterchen uns glücklich machen können;
Kurz, Psyche, setzen wir ein Band
Wie deines: glaubest du, der hohe Wonnestand
Der ersten Schwärmerey, er werde dauern können?
Wie gerne wollt' ich dir den süſsen Irrthum gönnen!
Doch, leben wir nicht unterm Mond?
Was bleibt vom Loos der Sterblichkeit verschont?
Im Zauberlande der Ideen,
Da gäb' ichs zu! allein in unsrer Welt,
In dieser Werktagswelt, wo bloſs vom langen Stehen
Selbst der Koloſs von Rhodus endlich fällt,
Wird, glaube mir, so lange sie noch hält,
Nichts Unvergängliches gesehen.
Da hilft kein Reitz, kein Talisman!
Der Zauber löst sich auf! — Wir essen
(Verschlingen oft, und thun nicht wohl daran)
Die süſse Frucht, und mitten in dem Wahn
Des neuen Götterstands, dem magischen Vergessen
Der Menschheit, werden uns die Augen aufgethan.
So wie die Seele sich — dem Leibe
Zu nahe macht, weg ist die Zauberey!

Die Göttin sinkt herab zum — Weibe,
Der Halbgott wird — ein Mann. — Doch, Psyche, wenn dabey
Die, so am meisten wagt, am wenigsten verlöre:
Verdiente sie, den Grazien zur Ehre,
Nicht ein Kapellchen in Cythere?

Daſs übrigens euch in der stolzen Ruh
Des schönen Irrthums nicht die Profezeihung störe!
Gesetzt, der Ausgang sagt' ihr zu —
Uns anderm Erdenvolk ist's immer sehr viel Ehre,
Daſs uns ein Mann wie Er, ein Weib wie Du,
So bald als möglich angehöre.
Der Menschenstand, den Doktor Mandevil
Und Freund Hans Jack (wenn ihn die Laun' auf Vieren
Zu gehn ergreift) bey uns verkleinern will,
Hat seinen Werth; und unter allen Thieren
(Die Kaffern nehm' ich aus) ist, wie ein weiser Mann
Vorlängst gesagt, nicht Eines anzuführen
Das sich an Tugenden mit uns vergleichen kann;
Vorausgesetzt, daſs Amor mit den Musen
Und Grazien die letzte Hand
An uns gelegt! — Denn, in dem rohen Stand,
Worin an Mutter Isis Busen
Die meisten hangen, geb' ich zu,
Daſs mir ein hübscher Sapaju,

Der Sperling Lesbiens, ein Täubchen aus Cythere,
Und Gressets Papagay zum Umgang lieber wäre.

Dir, Schwesterchen, und deinem künft'gen Mann,
Begünstigt wie ihr seyd von Grazien und Musen,
Steht ganz gewiſs die schöne Menschheit an,
Zu welcher, wie das Nektarräuschchen schwindet,
Die Göttin unvermerkt sich abgeschattet findet.
Auch das Gedächtniſs wird dann wieder aufgethan.
Im kleinen Hain der Nachtigallen
Wird, Psyche, dir mein eignes Bild sogar
(Nicht ohne Wunder, wo's zeither geblieben war)
Stracks wieder in die Augen fallen.
Die Freundschaft, eingesetzt in ihr erlangtes Recht,
Wird nicht mehr, weil ihr Rosen brecht,
Von ferne stehn und sich verlassen grämen:
Doch wird sie willig sich bequemen,
In deinem Herzen nur das Plätzchen einzunehmen,
Das Hymen, der doch wohl nicht alles füllen kann,
Ihr lassen will. Auch wird er bald gestehen,
Daſs — wär' es nur, um zuzusehen
Wie wohl euch ist — man dann und wann
Den Freund, so nebenher, ganz wohl gebrauchen kann.

SIXT UND KLÄRCHEN

ODER

DER MÖNCH UND DIE NONNE

AUF DEM MÄDELSTEIN

Ein Gedicht in zwey Gesängen.

1775.

VORBERICHT.

Neben der berühmten Wartburg bey Eisenach stand vorzeiten eine Burg, die (nach einigen Kroniken) schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts von einem von Frankenstein erbaut, sieben hundert Jahre darauf von der Herzogin Sofia von Brabant, während ihrer Händel mit dem Markgrafen von Meiſsen, Heinrich dem Erlauchten, wieder aus den Ruinen gezogen worden, nun aber nur noch wenige Spuren ihres ehmahligen Daseyns aufzuweisen hat. Diese Burg hieſs der Mittelstein, woraus der Nahme Mädelstein entstanden, den der Berg noch heutiges Tages in der Gegend führt. Auf diesem Mädelstein ragen zwey Felsenspitzen hervor, die von ferne, und wenn die Einbildungskraft das Ihrige beyträgt, wie zwey sich umarmende menschliche Figuren aussehen. Das gemeine Volk glaubte vorzeiten, (und glaubt vielleicht noch) diese zwey Steine seyen ein Mönch und eine Nonne gewesen, die aus wechselseitiger Liebe dem Kloster entsprungen und sich auf diesen Berg geflüchtet, daselbst aber, zur Strafe ihres Verbrechens und andern ihres gleichen zum abscheulichen Exempel, in dem Augenblicke, da sie sich umarmen wollen, in Stein verwandelt worden seyen. Diese alte Sage konnte vielleicht zu nichts besserm dienen, als daſs sie die Entstehung des gegenwärtigen Gedichts veranlaſste. Die damit vorgenommenen Veränderungen bedürfen keiner Rechtfertigung. Von der Fabel selbst aber kann, wer Lust hat, in Limperts lebendem und schwebendem Eisenach das Mehrere lesen.

ERSTER GESANG.

Der Klosterstand, wovon Pythagoras
Den blinden Heiden schon ein Müsterlein gegeben,
Hat seinen Werth, so gut (zum mindsten) als — ein Leben
In Diogens berühmtem Lagerfaſs.
Wenn gleich nicht alle propagieren,
Seyd unbesorgt, das menschliche Geschlecht
Stirbt drum nicht aus. — Doch fordert man mit Recht
Des inneren Berufs sich erst zu überführen,
Bevor ein Menschensohn das kühne Wagstück wagt,
Und allem, was in Kopf und Herz und Nieren
Uns zweygebeinten federlosen Thieren
Diesseits des Monds am meisten wohl behagt,
Durch einen derben Schwur entsagt,
Um all sein Leben lang, bey wohl verschloſsnen Thüren,
Zu fasten und zu psalmodieren.

Beruf, Beruf! darauf kommt alles an!
Der fehlte nun — sagt uns ein altes Mährchen —
Zum Unglück just dem lieben frommen Pärchen,
Wovon ich euch, so gut ich weiſs und kann,
Erzählen will, was sich in jenen Tagen
Der Einfalt und der Wunder zugetragen.
Ergetzt es euch, so hat der Dichter halb erreicht,
Was er dem Leser gerne gönnte;
Denn, glaubet mir, kein Mährchen ist so seicht,
Aus dem ein Mann nicht weiser werden könnte.

* * *

Ein frommes klösterliches Pärchen,
Er, Bruder Sixt, Sie, Schwester Klärchen,
Noch beide jung und schön und zart
Und fromm und gut nach Deutscher Art,
Kurz, recht geschaffen für einander,
Wie ehmahls Hero und Leander,
Und (was ich nicht verschweigen muſs)
Der Künste, die Ovidius
De Arte lehrt, so unerfahren
Als nie ein Paar von achtzehn Jahren:
Dieſs gute Paar — erschrecket nicht!
Sie glaubten nicht daran zu fehlen,
Die armen argwohnlosen Seelen!

Sie — liebten sich, und nannten's Pflicht.
Sixt sah die junge Schwester gerne,
Die Schwester sah den Bruder gern,
Und ihre schönen Augensterne
Gestanden's frey, doch nur von fern.
Sie fühlten, sich so anzusehen,
Ihr könnt nicht glauben welche Lust:
Sixt blieb wie eingewurzelt stehen,
Und Klärchens Herz hüpft' in der Brust.

Bey dieser Lust sich vorzusehen
Fiel, bloſs aus Unschuld, keinem ein.
Wie kann darin was Böses seyn?
Denkt junges Volk. — So pflegt's zu gehen!
Das süſse Gift der Liebe schleicht,
Wie eitel Nektar, glatt und leicht,
Ins Herz hinab; allein, die Wehen,
Die Wehen Kinder, folgen nach.
Da geht's euch wie Dionens Knaben,
Als ihn, versteckt im Honigwaben,
Ein Bienchen in den Finger stach.
Des Busens wollustreiches Dehnen,
Dieſs dunkle nahmenlose Sehnen,
Wird unvermerkt zum stumpfen Schmerz.
Euch preſst ihr wiſst nicht was das Herz,
Im trüben Auge schwimmen Thränen;
Von eurem Lager flieht die Ruh,
Ihr ruft zu Stillung eures Kummers
Umsonst dem holden Gott des Schlummers,
Und schlieſst die Augen schlaflos zu.

Ein innerlich verzehrend Feuer
Leckt euer jugendliches Blut;
An eurer Leber nagt der Geier
Des Tityus, der niemahls ruht;
Wie Rosen in der Mittagsgluth
Welkt ihr dahin, wie auf den Matten
Gemähtes Gras; und, kurz und gut,
Wenn Amor nicht ein Wunder thut,
Bleibt nichts von euch als euer Schatten.

Dieſs war der jammervolle Stand,
Worin sich unser Paar befand.
Denn, ach! sich lieben und nicht sehen,
Und, sieht man sich, durch Blicke nur
Einander was man fühlt gestehen,
Ist mehr als menschliche Natur
Ertragen kann! — Nur Einmahl, nur
Auf ihre Hand, den Mund zu drücken,
(Seufzt Bruder Sixt) o welch Entzücken!
Nur ihre Hand an meine Brust:
Mein Leben gäb' ich drum mit Lust!

Wie gern erhörte Schwester Klärchen,
Du lieber armer Bruder Sixt,
Den Wunsch den du zum Himmel schickst!
Sieh, zum Beweis, das helle Zährchen,
Das aus den Augen — stets nach dir
Mit reiner herzlicher Begier
Gerichtet — auf die Leinwand bebt,

Die sich von ihren Seufzern hebt.
Wie gerne hätt' er diese Zähre
Vom weiſsen Kragen weggeküſst!
In meinen Augen, daſs ihr's wiſst,
Macht Sixten diese Schwachheit Ehre.
Ein Mensch, der doch kein Engel ist,
Kann traun! um kleinern Sold nicht minnen.
Ach! um dieſs Thränchen zu gewinnen
Wär' er auf Erbsen, barfuſs, bis
Nach Rom gereist, dieſs ist gewiſs!
Allein dem Prior mit dem langen
Eisgrauen Barte sein Verlangen,
So unschuldsvoll es immer war,
Zu beichten, — nein, dieſs war nicht möglich!
Er hätt' es noch so herzbeweglich
Vorbringen mögen, offenbar
Lief er Gefahr — o Gott! ihm stehen
Vor dem Gedanken schon die Haar'
Zu Berge — lief er nicht Gefahr
Sein Klärchen gar nicht mehr zu sehen?

Wie wird's den armen Seelen gehn!
Verhaltne Liebe, sagt Galen,
(Sagt's oder hätt' es sagen sollen)
Je mehr wir sie verbergen wollen,
Je tiefer friſst sie sich ins Herz.
Ihr Schmerz ist ein zu süſser Schmerz,
Als daſs man gleich an Heilung dächte;
Und wenn man dann geheilt seyn möchte,

So ist's zu spät. Dieſs sehen wir
An Bruder Sixt und Schwester Klare.
Schon drey äonenlange Jahre,
Unglückliche, bekämpfet ihr
Natur und Herz; Kasteyen, Beten,
Die Geiſsel und das härne Kleid
Habt ihr versucht, den Feind zu tödten:
Umsonst, je hitziger ihr kämpft,
Je minder wird sein Trotz gedämpft.

Zum Unglück ist, zumahl bey Klaren,
Der Sitz des Übels — nicht im Fleisch.
Sie ist so neu, so unerfahren,
Und liebt so schön, so engelkeusch!
Für sie nur schlimmer! Denn je reiner
Des Nönnchens Seele ist, je feiner
Sie denkt und fühlt, je minder läſst
Durch Geiſseln, Wachen, Fasten, Beten,
Solch eine Neigung sich ertödten.
Im Tempel selbst, am höchsten Fest,
Schwebt Sixtens liebes Bild ihr immer
Vor ihrer Stirn! Im Speisezimmer,
In jedem Kreuzgang, jedem Sahl,
An jeder Wand hängt's überall
Gemahlt, geschnitzt, mit einem Schimmer
Von Gold ums Haupt. Ihn muſs sie sehn
Wohin sich ihre Blicke lenken,
Muſs mit ihm auf und nieder gehn,
Muſs von ihm träumen, an ihn denken,

Und träumte sie vom Himmelreich.
Kurz, was in Klärchen leibt und lebet,
Ist durch und durch mit ihm verwebet,
Und ihm sehn alle Heil'gen gleich.

Eh' könnte sie sich selbst verlieren
Als dem geliebten Bild entfliehn.
Vertieft sie sich im Meditieren,
Unwissend meditiert sie — ihn;
Wenn Todesbilder ihr erscheinen,
So ist's, um Sixtens Tod zu weinen;
Wenn zu des Paradieses Glanz
Sich ihre Fantasie erhöhet,
Entzückt der schöne Sternenkranz,
Der sich um ihre Scheitel drehet,
Sie nur, weil Sixt ihn pflückt' und gab;
Und selbst des Fegfeu'rs Flammen wehet
Sein Athem kühlend von ihr ab.

O sagt, die ihr die Liebe kennet,
Ist euch um Klärchens Herz nicht bang?
Ein Herz, das so wie ihres brennet,
Wenn Schicksal, Mauern, Klosterzwang
Und Schwur den Liebling von ihr trennet,
Laſst seine Liebe noch so rein,
Laſst seine Seufzer Engel seyn,
Zu bald wird die Natur es rächen!
Die schwärmerische Seelengluth

Entflammet bald ein junges Blut,
Und reinste Liebe wird zu Wuth
Wenn Trost und Hoffnung ihr gebrechen.

Wie kann sie von Entbehrung leben?
Sie will genieſsen was sie liebt,
Und Küsse die sie träumend giebt
Will sie zuletzt auch wachend geben.

Ihr sprecht: in stillen Liebesthränen
Ist Wollust; — wahr! doch sagt, was ist
Natürlicher als sich zu sehnen:
„O! würden sie mir aufgeküſst!“

Allein, wenn jeder Wunsch des Herzens
Auf ewig unbefriedigt bleibt;
Wenn jede Nacht den Grad des Schmerzens,
Die Pein der Sehnsucht höher treibt;
Wenn sich in brünstigem Verlangen
Die Arme aufthun, liebevoll,
Und einen Schatten stets umfangen:
Sagt, wie ein Herz nicht brechen soll?
Wer wünschte nicht, ein Marterleben,
Das nur verlängert wird zur Pein,
Dem der es gab zurück zu geben?

Bald ausgespannt, bald frey zu seyn,
Ist nun auch Klärchens Trost allein!

Da sitzt bey mattem Lampenschein
Das arme Kind in seiner Zelle,
Blaſs, wie bey düstrer Mondeshelle
Ein Geist auf einem Leichenstein.
Vertrocknet ist der Thränen Quelle;
Auf einen Todtenkopf den Blick
Geheftet, bebt sie nicht zurück
Vor dem Gedanken, bald zu sinken
Ins kühle Grab, die Ruhestatt
Des Müden, der vollendet hat
Der Leiden bittern Kelch zu trinken.
Sie sieht, mit Palmen in der Hand,
Ihr aus den Wolken Engel winken;
Sieht schon die Siegeskrone blinken,
Und seufzt: „O! diese Scheidewand
O! möchte sie noch heut zerstieben!
Was ist's das mich an diese Welt,
Mein Trauter, noch gefesselt hält?
Werd' ich dich dort nicht reiner lieben?“

So schwärmt die kranke Fantasey
In Klärchens sanfter schöner Seele,
Stets sanft und zärtlich, — wie im May
Die stille Nacht durch Filomele
Um den geraubten Gatten weint.

Ganz anders wirkt die Fieberhitze
In ihrem unglücksel'gen Freund.

Wild ſpringt er auf vom harten Sitze,
Umarmt in glüh'nder Raſerey
Ein Krucifix — (er wähnt es ſey
Der Abgott ſeiner Seele) — drückt
Mit tauſend liebestrunknen Küſſen
Es an ſein ſchlagend Herz, — erblickt
Mit kaltem Schau'r was er gethan,
Und ſtürzt betäubt dem Gott zu Füſsen,
Und fleht um einen Blitz ihn an!

Die ihr, von frommem Wahn geblendet,
Den Arm zu Molochs-Opfern hebt,
O Väter, eh' ihr ſie vollendet,
Betrachtet dieſes Bild, und bebt!

ZWEYTER GESANG.

Nun, da ihr die verliebten Seelen
So unaussprechlich elend seht,
Daſs Satan selbst sie baſs zu quälen
(So gut er auch die Kunst versteht)
Nicht möglich fände; sagt, was können
Wir eilends für sie thun? — Sie brennen;
Ihr letzter Augenblick ist nah.
O! ist denn zwischen Erd' und Himmel
Kein Engel sie zu retten da?
Und käm' er auf Sankt Görgens Schimmel
Geritten — Ach! der Fall ist da,
Wo nur ein Gott *ex machina*
Uns helfen kann. Sey's um ein Wunder!
Noth geht an Mann; wir sinken unter!

So höret also was geschah:
Ein Schutzgeist — nicht *ex machina*,
(Denn jeder Mensch hat seinen eignen,
Sagt Hermas, der es wissen muſs,

Und Dichter werden's ihm nicht läugnen)
Ihr guter weiſser Genius
Demnach — doch, richtiger zu sagen,
Sind's ihrer zwey, die dieses Mahl,
Zwey arme Seelen aus der Qual
Zu retten, sich ins Mittel schlagen.

Ein Genius kann, wie ihr wiſst,
Viel thun, das uns unmöglich ist;
Kann Wetter machen, donnern, blitzen,
In einem Wink ein Weltchen baun,
Und Träume, lieblich anzuschaun,
Aus bunten Morgenwolken schnitzen.

Ein Traum — spricht Klärchens Genius
Zu Sixtens — denkst du nicht dieſs brächte
Die Sach' am ehesten zum Schluſs?
Versuchen wir's die nächsten Nächte!

Sie senden also, mit Bedacht,
Stracks in der ersten Osternacht,
Früh eh' die Glock' aus ihren Nestern
Die Brüder aufweckt und die Schwestern,
Zwey Träume, die so gleich sich sah'n
Wie neugeborne Zwillingsbrüder.
Mit schlummertriefendem Gefieder
Läſst einer sich auf Sixten nieder:
Der andre schmiegt wie Leda's Schwan
Sich sanft an Klärchens Busen an.

Auf einmahl stellt der Traum sich ihnen
Gleich einem jungen Cherub dar,
Schön wie die Liebe, hell und klar:
Von Amaranten und Schasminen
Durchwebt ein Kranz sein goldnes Haar;
Zwey Sterne seine Äuglein schienen,
Und seine Wängelein Rubinen;
Doch deckt ein dreyfach Flügelpaar
Mit tausend Regenbogenfarben
Sein zartes Leiblein ganz und gar.

Die beiden armen Seelen starben
Vor Freuden fast ob dem Gesicht.
Es tritt zu ihnen hin und spricht:
„Ich bin der Schutzgeist frommer Liebe,
Und euer Leiden rühret mich;
Es wäre Jammer, sicherlich,
Wofern es unvergolten bliebe.
Hört an! Dort hinter jenem Hain
Erhebt sich zwischen öden Bergen
Der kahle schroffe Mittelstein;
Scheint recht dazu gemacht zu seyn,
Zwey fromme Täubchen zu verbergen.
Ein festes Schloſs war's hiebevor;
Noch ragen stattliche Ruinen
Aus wilden Büschen hoch empor,
Die sollen euch zur Zuflucht dienen!
Dort fliehet hin, dort sollt ihr ruhn:
Das Weit're wird die Liebe thun."

Drey Nächte nach einander träumen
Die Liebenden den gleichen Traum.
Er heiſst sie eilen und nicht säumen;
Und, ihren Zweifeln keinen Raum
Zu lassen, reicht der Cherub ihnen
Sein weiſses Händchen, unersucht,
Zum Unterpfand, auf ihrer Flucht
Mit sicherem Geleit zu dienen.

„O lieber süſser Wonnetraum!
Ruft Sixt, und springt von seinem Schragen
Lusttaumelnd auf: — du goldner Traum,
Du sollst es mir nicht zweymahl sagen!“
Und gleichwohl, da er nach und nach
Sich kühler mit sich selbst besprach,
Erhoben sich Bedenklichkeiten;
Er wankte noch sogar beym zweyten:
Doch auch den dritten zu bestreiten —
Bewahre Gott! — Und müſst' er sich
Durch zwanzig Ritter-Görgens-Drachen
Den Weg zu seinem Nönnchen machen,
Er ist entschlossen festiglich!

Mit Klärchen, von Gewissen zärter,
Und schüchterner, wie billig, als
Ein junger feur'ger Wagehals,
Mit Klärchen ging es ungleich härter;
Wiewohl den Traum, so schön er war,
Mit seinem krausen gelben Haar

Und seinen Regenbogen-Schwingen,
Sich wieder aus dem Sinn zu bringen
Ihr schlechterdings unmöglich war.
„Allein, solch einen Schritt zu wagen!
Ich, eine Gottgeweihte, fliehn
Aus seinen Mauern! Und wohin?
Dir, heil'ge Scham, o dir entsagen,
Um einem Jüngling nachzuziehn?
Entsetzlich! Nein! Ich kann's nicht wagen!“

Und doch — wie könnt' es Sünde seyn,
So, wie Sie liebt, zu lieben? — Nein,
Es kann nicht! Lieben nicht die Engel
Im Himmel auch? — Ihr Herz ist rein,
Rein, wie am unberührten Stengel
Die Lilie, zum ersten Mahl
Halb aufgethan dem Sonnenstrahl.
Entfernt vom eiteln Weltgetümmel
Für ihren Sixt und für den Himmel
In frommer Abgeschiedenheit
Die wenig Tage hinzuleben,
Die ihr der nahe Tod noch leiht!
„Aus seinen Armen hinzuschweben
Ins Reich der Unvergänglichkeit!
O Sixt, an deiner Brust zu sterben,
Von deinen Thränen noch erquickt,
Von Dir mein Auge zugedrückt —
Wie? machte dieſs mich ungeschickt
Des Paradieses Kranz zu erben?

Und doch! — o Gott, was ist denn dieſs
Das mich beklemmt? Warum dieſs Schauern?
Was ruft mir? Welche Hand ist dieſs
Die mich ergreift, in diesen Mauern
Zurück mich hält? Ach! zu gewiſs,
Sie warnt mich! Unglücksel'ge, fliehe!
Die Hölle öffnet gegen dich
Den düstern Flammenschlund — Ich glühe!
O alle Engel, rettet mich!"

So ungestüm schlug Well' auf Welle
In Klärchens Brust; sie treibt umher
In einem wilden Zweifelmeer:
Entfliehn ist Tod, und bleiben Hölle!
Sie kämpft, das gute Seelchen! ach,
Sie kämpft aus allen ihren Kräften:
Doch ihre Kräfte waren schwach;
Sixt zog mit dreymahl stärkern Kräften
Ihr liebend Herz dem seinen nach.
Und hieſs sie nicht ihr Engel wandern?
Ihr Engel? — Und sie glaubt so dreist
Daſs es der weiſse war! Ein Geist
Vertauscht sich leicht mit einem andern;
Zumahl der schwarze (wie bekannt)
Gern unsern bösen Lüsten schmeichelt,
Und oft im schönsten Lichtgewand
Den reinen heil'gen Engel heuchelt.

Doch, wie ihm sey, dieſs ist gewiſs,
Die guten Klosterkinder zogen,

(Nachdem sie was ihr **Herz** sie hieſs
Mit ihrer **Pflicht** leicht abgewogen)
Wohin der schöne Traum sie wies:
Und wurden sie von ihm belogen,
So werfe jedes, das sich nie
In Fällen dieser Art betrogen,
Getrost den ersten Stein auf sie.

Zu groſsem Labsal unsrer Frommen
Ist nun die vierte Nacht gekommen.
In beide haucht ihr Genius
Zugleich den nehmlichen Entschluſs.

Wie sie aus ihrer Klaus' entkommen,
Darüber mag, wie's ihm gefallt,
Sich jedes mit sich selbst vertragen.
Was läſst sich nicht mit Amorn wagen,
Dem gröſsten Zaubrer in der Welt!
Zudem war's in den Ostertagen,
Und Schwesterchen und Brüder lagen,
Nach tausend überstandnen Plagen,
Mit Gottes Gaben wohl gefüllt,
In Schlaf und Weindunst eingehüllt.

Viel Glücks! Die Vögel sind dem Bauer
Entwischt! rings um ist alles still;
Erstiegen ist die Gartenmauer,
Der Hahn kann krähen wenn er will.

Auf ungebahnten Pfaden keuchen
Die Pilgrime der Liebe fort:
Hoch schlägt ihr Herz, den sichern Port
Noch vor der Sonne zu erreichen.

Sie wallen führerlos daher,
Von Osten Sie, von Westen Er,
Nicht ohne Angst und schwere Zweifel,
Ob nicht vielleicht ihr Feind, der Teufel,
Sie durch ein falsches Traumgesicht
Belogen? — „Gott, denkt Schwester Kläre,
Wenn ich nun hingekommen wäre,
Und fänd' ihn nicht! und fänd' ihn nicht!
O alle Heilige und Seelen,
Erbarmt euch eurer armen Magd!
Mein Gott! ich glaubte nicht zu fehlen,
Thät' ich was Engel mir gesagt.
O gute Geister, tragt Erbarmen,
Nie hätt' ich's aus mir selbst gewagt!"

Indem, noch fern von seinen Armen,
So bitterlich sein Klärchen klagt,
Hat Sixt mit herzlichem Vergnügen
Den hohen Berg bereits erstiegen,
Das Ende seiner schweren Pein.
Er steht und zieht mit vollen Zügen
Die Luft der Freyheit wieder ein.
Nachdem er lang' ein Afterwesen,
Das die Natur nicht kennt, gewesen,
Welch eine Wollust, Mensch zu seyn!

O Klärchen, ruft er, diese Wonne
Mit Dir getheilt! — und schaut umher
Nach seiner herzgeliebten Nonne;
Erblickt sie nirgends — weg ist Wonne!
Er steht allein, rings um ihn her
Ist Erd' und Himmel wonneleer!

Nun färbt der erste Strahl der Sonne
Des Berges Stirne. Unruhvoll
Steigt Sixt herab, den Weg zu wallen,
Auf dem sein Nönnchen kommen soll.
Er ruft ihr laut; die Felsen hallen
Den Ruf zurück, und Klärchen schallt
Vervielfacht durch den Fichtenwald.
Erwachte Nachtigallen feiern
Des Tages Sieg; doch von der theuern
Geliebten Stimme und Gestalt
Ist nichts zu hören noch zu sehen.

Schon will ihm Sinn und Muth vergehen:
Als ihm, indem er Thal und Höhen
Wie ein verrückter Mensch durchschweift,
Auf einmahl hinter dichten Hecken
Mit einem Schrey von süſsem Schrecken
Sein Klärchen in die Arme läuft.

Verlangt nicht daſs ich ihr Entzücken
Beschreiben soll. Natur, Natur,
Du bist mir heilig! Wer's erfuhr

Schwatzt nicht von solchen Augenblicken.
Ich seh', ich seh' sie, Brust an Brust,
Entseelt von grenzenloser Lust
Die Augen starr gen Himmel heben;
Er hat sich aufgethan — sie schweben
In seinem Wonneglanz daher,
Nichts Sterblichs ist an ihnen mehr,
Sie schweben auf — ins ew'ge Leben!

Versteinert bleibt ihr Leib zurück,
Und zeigt, noch warm vom heil'gen Triebe,
Des Wandrers sanft gerührtem Blick
Dieſs ew'ge Denkmahl ihrer Liebe.

DAS LEBEN EIN TRAUM.

Eine Träumerey

bey

einem Bilde des schlafenden Endymion.

1771.

DAS LEBEN EIN TRAUM.

1.

Wie schön, von Luna eingewiegt,
Endymion hier im Mondschein liegt!
Auf seinen Wangen scheint der schönste Traum zu schweben.
Die Wonne, die sein Herz entzückt,
In jedem Muskel ausgedrückt,
Scheint was Vergötterndes dem Sterblichen zu geben.
Du, dem sein Schlaf ein Bild des Todes heiſst,
Sieh hier dich widerlegt! Ist glücklich seyn nicht leben?

2.

Wenn Demokrits, des Weisen, Geist
In andre Welten zieht, läſst er den Abderiten
Sein sichtbar Theil zurück. Sie nennen's Demokriten;

Da geht er ja, und schwatzt, und iſst und trinkt,
Und macht es (wie die Herren dünkt)
So gut, als einer ihrer besten.
Und doch betrügen sich die Herr'n.
Der wahre Demokrit ist fern
Im Geisterreich, bey Jovis Gästen,
Giebt unterwegs vielleicht Besuch dem Mann im Mond,
Und irrt, von Welt zu Welt, durch Lamberts Himmelskreise,
Bis in den Raum wo niemand wohnt.

5.

Und glaubet nicht, daſs etwa dieſs der weise
Demokritus *ex privilegio*
Voraus gehabt. Es geht uns eben so.
Das träge Thier, das wir gewöhnlich reiten,
Ist (wie Pythagoras uns lehrt)
Kein Theil von unserm Selbst, wie des Centauren Pferd.
Was Wunder denn, wenn sich der Geist zu Zeiten
Veränd'rung macht, (denn meistens geht der Trott
Des Thierchens etwas schwer) und, wie sich Anlaſs zeiget,
Bald einen Schmetterling, bald einen Liebesgott,
Bald einen Cherub gar besteiget?

4.

Die letzte Art von Reiterey
Hat (die Gefahr des Schwindels ausgenommen,
Und daſs man wissen will, der ein' und andre sey
Ein wenig angebrannt davon zurück gekommen)
Den Werth der Schnelligkeit. Ihr kommt, in gleicher Zeit,
Auf keinem Pegasus so weit,
Und steigt so hoch, daſs euch (wie dort dem frommen
Stallmeister Don Quischotts) der Sitz der Sterblichkeit
Ein Senfkorn nur, und wir, die auf zwey Beinen
Uns drauf bewegen, kaum wie Haselnüsse scheinen.

5.

Die Weisen die zu Fuſse gehn,
Und nach den überird'schen Kreisen
Bey kaltem Blut durch lange Röhren sehn,
Sind keine Gönner zwar von solchen Seelenreisen,
Und fordern trotziglich, ihr sollt was ihr gesehn
Durch x und y beweisen.

Bleibt noch so überzeugt dabey
Ihr habt's gefühlt, gehört, gesehn — mit Geistessinnen:
Bey ihnen ist damit sehr wenig zu gewinnen.
Das groſse Machtwort Schwärmerey
Löst alles auf! — Als ob, indem ich seh' und höre,
Am Wie? mir was gelegen wäre?

6.

Denkt, zum Exempel, euch, in aller seiner Pracht
Den ersten besten Schach aus Tausend Einer Nacht:
Mit aller Majestät die seines gleichen kleidet
Füllt er den goldnen Thron in seinem Divan aus;
Er nickt (im Schlummer zwar) doch dieser Nick entscheidet!
Sein Seneschall macht ein Edikt daraus.
Der Staatsversorgung folgt ein Schmaus
Und Saitenspiel, und Tanz, und Sängerinnen;
Bis endlich, mit betäubten Sinnen,
Der eingesungne Völkerhirt
In groſsem Pomp zu seiner Ruhestätte
Um Mitternacht getragen wird.
Flugs nehmen an dem goldnen Bette
Zwey junge Nymfen ihren Stand,

An Lieblichkeit den Huri's zu vergleichen,
Mit groſsen Wedeln in der Hand,
Von Seiner Majestät die Fliegen wegzuscheuchen.
Nun setzet, daſs auf diesem Fuſs,
Wiewohl im Wahne bloſs, ein Waldheimsbürger lebe,
Worin bestände wohl der Unterschied? — Ich gäbe
Für meinen Theil darum nicht eine hohle Nuſs.
Hört, wenn ihr wollt, warum. — Als Dionysius
Die Knaben zu Korinth das Alfa-Betha lehrte,
Anstatt des goldnen Stabs, den ihm das Glück entwand,
Den Birkenzepter in der Hand:
Was, meint ihr, dacht' er da von seinem Fürstenstand?
„Was einer, der im Traum sich Sultan nennen hörte.“
War's etwa mehr? — Ich glaube kaum.
Ihm däucht sogar, die ganze Posse währte
Nicht länger als ein Wintertraum.
Denn zwanzig Jahre gehn in einen engen Raum
Wenn sie vorüber sind; sie werden zu Sekunden:
Füllt sie mit allem aus, was je in frohen Stunden
Ein Glücklicher an Seel' und Leib empfunden;
Sie fliehn vorbey, und sind — ein Traum.

7.

Wenn Salomo in seinen alten Tagen
Uns predigt: „Unterm Sonnenwagen
Ist alles eitel Eitelkeit!
Ihr guten Leute, braucht die gegenwärt'ge Zeit!“
War's ohne Zweifel dieſs, was Seine Hoheit meinte.
Dieſs war's, was bey Gelegenheit
Demokritus belacht' und Heraklit beweinte.
Deſswegen bloſs hielt Diogen
Es nicht der Mühe werth, in diesem Traum von Leben
Um wie und um warum sich viele Müh' zu geben;
Und wenn er nicht, um Filipps Sohn zu sehn,
Aus seiner Tonne kriechen wollte,
Und da er eine Gunst von ihm sich bitten sollte,
Ihn bat: so gut zu seyn und seines Wegs zu gehn;
So denket nur, es sey aus diesem Grund geschehn.
Hingegen fand, ich wette, bloſs deſswegen
Freund Aristipp, es sey daran gelegen,
Den Augenblick, worin wir sind,
Flugs, eh' er uns entschlüpft, zu etwas anzulegen,

Wovon wir, wenn das Glas zu Ende rinnt,
Uns mit Vergnügen sagen mögen:
„Da lebten wir! Dieſs Tröpfchen Zeit,
Nach seinem innern Werth, war eine Ewigkeit!“
Was wollt ihr? Selbst ein Mann von unbescholtnem Leben,
Selbst Epiktet giebt uns den Unterricht:
„Genieſsen was die Götter geben
Sey aller frommen Menschen Pflicht.“
Ist alles gleich nur Luft und Seifenblase,
Gemahlte Wolke, Wurmgespinst,
Und Flittergold, und Schmuck von buntem Glase,
Kurz, eitel Eitelkeit — Herr Seneka, gewinnst
Du etwa mehr dabey, von unsern Kinderspielen
Dich abzusondern? nichts zu sehen, nichts zu fühlen,
Weil, was man sieht und fühlt, ein Spiel der Sinnen ist?

8.

„Gewinnen? — (schnarrt mit aufgeworfner Nase
Ein neuer Seneka) man hört an dieser Frase
Von welcher feinen Zunft du bist!

Gewinnen? — Wisse, daſs ein Weiser
Nicht Sich, daſs er dem Ganzen lebt.
Gold, Diademe, Lorberreiser,
Mit Amors Rosen unterwebt,
Der Künste Zauberey, der Reitz verwöhnter Musen,
Der wollustvolle Tanz, das weiche Saitenspiel,
Glitscht schadlos ab an seinem festen Busen.
Sein einzigs, unbewegliches Ziel
Ist, treu zu seyn den ewigen Gesetzen
Des groſsen Alls, und Arbeit sein Ergetzen.
Nie macht in seiner Pflicht ihn Furcht und Hoffnung schwank,
Und weder Frynens Schooſs, noch eine Folterbank,
Wird über ihn erhalten können,
Die Lust ein Gut, den Schmerz ein Weh zu nennen.
Die ganze Welt verschwöre sich
Was Unrecht ist in Recht zu wandeln:
Betrogne Welt! bedauern kann er dich,
Doch anders wird er nicht dir zu Gefallen handeln.
Und träten, wie in Rom geschah,
Die Götter selbst auf Cäsars Seite:
Auch dann, im hoffnungslosen Streite,
Steht Kato ganz allein auf Seiner Seite da;
Der Mann des Staats, sein Schutzgeist, sein Berather,

Nur für die Republik Freund, Bruder, Ehmann, Vater;
Der nur für Rom und für die Freyheit lebt,
Und, ihren Fall den Göttern zu vergeben
Unfähig, sie zu überleben
Verschmähend, sich in ihrem Schutt begräbt. —
Und solch ein Leben Traum zu nennen,
Erröthest du im Angesicht
Der Weisen aller Zeiten nicht?“

Freund Seneka, du wirst vergönnen —
Ich rede von der Brust — ich nenn' es: ein Gedicht.
Den Weisen, den du mahlst, hat ihn ein Weib geboren,
Und floſs in seinen Adern Blut,
War er mit Augen und mit Ohren
Versehn, und aſs und trank, wie unser einer thut,
So war er wahrlich nicht der Mann, den du uns mahlest!
Herr Stoiker! wir kennen uns, du prahlest!
Wir wissen auch, was seyn kann oder nicht:
Dein weiser Mann bleibt ewig — ein Gedicht.
Ich sage mehr! Der Mann, der stets nach Regeln handelt,
Stets Herr ist von sich selbst, und niemahls sich verwandelt,

Allein für andre lebt, nichts fürchtet, nichts begehrt,
Kurz, nie was Menschliches erfährt,
Der Mann, wofern er nicht ein Gott ist, ist ein Schwärmer;
In seiner Art ein wenig beſsrer Mann
Als Attila und Gengiskan,
Als Kromwell, Miriweys, und andre solche Lärmer.
„Die Tugend?“ — O, die hat dein Kato selbst nicht wärmer
Geliebt als ich! Sie ehrt sogar der Bösewicht;
Und ohne Gleiſsnerey, aus Neigung, nicht aus Pflicht,
Ist schöner Seelen Lust sie fröhlich auszuüben.
Doch selbst die Tugend kann kein Schwärmer weislich lieben.

9.

Die Tugend ist den schönen Formen gleich,
Die jungen Künstlern zu Modelen
Ein Polykletus giebt: „Ihr Knaben hütet euch
Die Schönheitslinie nur ein Haar breit zu verfehlen!“
Sie hält in allem Maſs und Zeit;
Dem strengen Recht vermischt sie Billigkeit;
Sie wird sogar aus zweyen Übeln wählen,

Wenn ihr die Noth die schwere Wahl gebeut.
Fehlt dem geraden Weg, wie öfters, Sicherheit,
Läſst sie die Klugheit sich durch Seitenwege führen;
Und wenn der Widerstand ihr Werk zu hemmen dräut,
So giebt sie etwas nach, nicht Alles zu verlieren.

10.

Dieſs thut ein Kato nie: sein edler Starrsinn geht
Allein und unverwandt auf seinem eignen Pfade,
Und achtet nicht, woher der Wind des Zufalls weht.
Sein Anti-Kato selbst gesteht,
Halb ungern, ein, es sey um seine Tugend Schade:
Sie nahte sich vielleicht dem höchsten Grade,
Allein sie kam ein Säkulum zu spät.
Was half es, Porcius, die gute Zeit der Alten,
Des armen Roms gezwungne Mäſsigkeit
Der Königin der Welt zum Muster vorzuhalten?
Die Sitten wechseln mit der Zeit.
Soll sich Lukull, bereichert mit den Schätzen
Des goldnen Asiens, der Mehrer seines Staats,
Der Cimon Roms, der Sieger Mithridats,

Wie Kurius, zu magern Rüben setzen?
Vergebens hoffest du, durch deines Beyspiels Kraft
Die neuen Sitten zu besiegen.
Mit einer Art von schauerndem Vergnügen
Wirst du vielleicht wie einer angegafft,
Der aus der andern Welt zu uns herauf gestiegen:
Doch bald gewöhnt das Auge sich an dich,
Und findet deinen Ton, und deine strengen Sitten,
Gleich deinem Rock ahnherrlich zugeschnitten,
Zwar ehrenfest, doch etwas lächerlich.
Von allen, welche sich für deine Freunde gaben,
War auch nur Einer, der zum Muster dich erkohr?
Den Einen wenigstens war's besser nicht zu haben;
Denn dieser Eine heiſst Plutarchen selbst ein Thor.
Gestehe nur, (wenn das Gesetz der Schatten
In die vergangne Welt dir einen Blick erlaubt)
Die Cäsarn und Pompejen hatten
So Unrecht nicht wie du geglaubt.
Ein Kato war in Cäsars Tagen
Was Mancha's Held, als ihn Cervantes schuf.
Aus eigenmächtigem Beruf
Mit Zauberern und Riesen sich zu schlagen,

Und, weil der Riesenstamm längst ausgestorben war,
Windmühlen dafür anzusehen;
Dieſs, oder, so wie Du, dem Manne widerstehen
Der Rom allein zu retten fähig war,
Mich dünkt, es gleicht sich auf ein Haar.
Gut war, dieſs ist gewiſs, der Wille bey euch beiden:
Wohlthätig, tapfer, keusch, bescheiden,
Stolz ohne Übermuth, ein Feind von trägen Freuden,
Fromm ohne Gleiſsnerey, an jeder Tugend reich,
War Er, warst Du; — und wer, der Sinn hat, liebet euch
Von dieser Seite nicht, wünscht nicht er wär' euch gleich?
Und dennoch stelltet ihr, mit allem guten Willen,
Mehr Unheil an, als zwanzig Ginesillen.
Wer Tag und Nacht euch in Bewegung sah,
Bewehrt von Kopf bis zu den Füſsen,
Stets wachsam, stets bald dort, bald da,
Mit eingelegtem Sper — der hätte denken müssen,
Wenn Ihr nicht thätet, würde bald
Die Welt zurück ins Chaos fallen.
Bekenne, Porcius, mit deinen Thaten allen,
Warst du ein Rittersmann von trauriger Gestalt.
Der Widerstand, den du dem Schicksal thatest,

Bewies, wie wenig du von seinem Plan errathest.
Dem Helden gleich, der, auf des schwarzen Berges Höh',
Thorheiten that, um Nachruhm zu erwerben,
Gabst du dein Daseyn preis um unbesiegt zu sterben,
Und deine Tugend war — was seine Dulcinee.

11.

Hört eine Wahrheit, lieben Leute!
Nur ärgert euch, ich bitte, nicht daran.
Der Meisten Lebenslauf ist, von der schönsten Seite,
Ein kläglich Lustspiel ohne Plan,
Und ihr Verdienst oft bloſs ein angenehmer Wahn.
Kaum daſs wir aus dem Traum der Kindheit aufzuwachen
Beginnen, kaum die Freude da zu seyn
Durch Überlegung uns beginnen wahr zu machen:
So wiegt die Fantasie uns zwischen Lieb' und Wein
In süſser Trunkenheit zu neuen Träumen ein.
„Von Liebesgöttern und Freuden umgeben,
Däucht dem bezauberten Jüngling die Welt

Ein ewiges Pafos, unsterblich sein Leben,
Und eine Venus — die erste, in deren Netz er fällt.“

Gesetzt (ein seltner Fall!) daſs seine beſsre Jugend
Am Arm der Weisheit und der Tugend
In edlern Übungen verflieſst,
Und daſs Homer sein Spiel, sein Lehrer Plato ist:
Auch dann, im Mittagspunkt von seiner Weisheit, schwärmet
Sein Kopf, warm wie sein Herz. Dem Unerfahrnen däucht
Das Leben — ein System, und jede Tugend — leicht.
Athen und Rom ist seine Welt,
Sein Genius Sokrates und Focion sein Held.
O warum konnt' er nicht in ihren Tagen leben!
Wie häſslich findet er die Gothen seiner Zeit!
Doch fehlt's der Fantasie wohl an Gelegenheit
Auch Gothen selbst zu Griechen zu erheben?
Voll von der hohen Würdigkeit
Der Menschheit, o! wie leicht sieht er in ihren Söhnen
Und Töchtern überall Geschöpfe beſsrer Art,

Diotima's in allen sanften Schönen,
Und einen Epiktet in jedem — weisen Bart!
Sein Ideal (von Bildern abgezogen,
An deren Schönheit ihm Plutarch und Xenofon
Vielleicht den dritten Theil gelogen)
Ist ihm des Schönen Maſs, — ein Gott Timoleon,
Und Alcibiades ein schönes Ungeheuer;
Der stolze Kassius des Vaterlands Befreyer;
Und nichts als ein Tyrann der Sieger vom Anton.

So lebt er unbesorgt im Lande der Ideen,
Glaubt Wunder, wenn er fantasiert,
Wie tief er die Natur studiert,
Und bleibt so unbekannt mit dem was stets geschehen,
Und ist so ungewohnt was vor ihm liegt zu sehen,
Als hätt' ihn ein Komet zu uns herab geführt.
„Nur das, was wirklich ist, (wie ihn sein Plato lehret)
Ist unsrer Neigung werth." — Er glaubt's! Und doch bethöret
Ihn tausendmahl (wie kann es anders seyn
So lang' er schwärmt?) ein falscher Augenschein.

Was wollen wir? Wie soll er andre kennen?
Er sieht ja gar sich selbst durch Platons Augen an:
Beglückt vielleicht in seinem Wahn,
So gut als Täuschungen uns glücklich machen können;
Doch stündlich in Gefahr, wenn er (wie Demokrit)
Vor lauter Himmel nicht die Erde vor sich sieht,
An irgend einen Baum die Nase anzurennen.
Und wenn dieſs oft genug geschieht,
So weiſs ich nicht, wie ich den Träumer nennen wollte,
Der nicht zuletzt erwachen sollte.

12.

Wohlan! er werde wach! — Wie lange? — Nur zu bald
Läſst Göttin Thorheit ihm in anderer Gestalt
Den Zauberkelch entgegen blinken.
Wir werden nie zu weise noch zu alt,
Ihr süſses Gift mit Lust hinein zu trinken:
Unmerklich schläfert es die Weisheit wieder ein;
Wir träumen fort, und glauben wach zu seyn.

Wenn Ritter Don Quischott den besten Platz im Himmel,
Und noch vorher in diesem Weltgetümmel

Ein hübsches Kaiserthum sich zu erfechten denkt;
Wenn Sancho hinter ihm, auf seinem frommen Schimmel,
Den Inseln, die sein Herr ihm vor der Hand geschenkt,
Getrost entgegen trabt; wenn Harpax, reich begraben
Zu werden, dürftig lebt; wenn Flox den Schlaf vergiſst,
Um einen neuen Stern zuerst begrüſst zu haben;
Wenn in gelehrtem Staub vergraben
Sich Rufus blind an alter Mönchsschrift liest;
Marullus sein Gehirn mit Wörtern so belastet,
Daſs selbst Homer — für ihn nur Wörter schreibt;
Wenn (was, auch wenn's geschieht, noch unwahrscheinlich bleibt)
Ein Bonz' in vollem Ernst sich zur Pagode fastet;
Wenn Nifus, als getreuer Hirt,
Nach siebzig Wintern noch verliebte Seufzer girrt;
Wenn Brutus, ein Gespenst von Freyheit zu erlösen,
Aus Tugend lasterhaft, zum Vatermörder wird;
Und Timon, um von allem Bösen
Auf einmahl frey zu seyn, in eine Wildniſs irrt:

Was sind sie wohl? — Und Sie, die man uns anzupreisen
Gewohnt ist, ohne recht zu wissen was man preist,
Die ganze Zunft der Helden und der Weisen,
(Den nehm' ich höchstens aus, den Delfi weise heiſst)
Der Virtuosen, und — der Reimer,
Wo sie am besten sind, was sind sie sonst als Träumer?
Traum ist der Wahn von ihrer Nützlichkeit!
Die Hoffnung Traum, als ob noch in der spät'sten Zeit
Ihr Nahm', im Reihn der Götter unsrer Erde,
Auf allen Lippen schweben werde!
Traum der Gedank', als ob ganz Paros Marmors kaum
Genug besitze, drein zu graben,
Durch welche Thaten sie die Welt verpflichtet haben!
Kurz, ihr Bemüh'n, ihr Stolz, ihr ganzes Glück — ein Traum!

BEYLAGE

ZU DEM VORSTEHENDEN GEDICHTE.

Ein schlafender Endymion, den ich einst in einer müſsigen Stunde mit Vergnügen betrachtete, brachte mir eine Stelle aus dem Cicero in den Sinn, wo dieser groſse Schriftsteller, bey Gelegenheit des Satzes, „daſs der Mensch zur Thätigkeit geboren sey,“ sagt: „Und wenn wir auch versichert wären, daſs wir die angenehmsten Träume von der Welt haben sollten, würden wir uns doch Endymions Schlaf nicht wünschen; im Gegentheil, der Zustand eines Menschen, dem dieſs begegnete, würde in unsern Augen um nichts besser seyn, als Tod.“ 1)

---

1) *De Finib. L. V.* 19.

Diese Stelle führte mich zu einer Folge von Betrachtungen über den Gegenstand des berühmten Monologs in Shakspeares Hamlet, — „Seyn und Nichtseyn;“ — einen Gegenstand, der dem gedankenlosen Haufen so klar und einfach vorkommt, daſs sie nicht begreifen, wie man etwas darüber sollte denken können, während der Filosof mit Schwindeln in die Tiefe desselben hinab sieht.

Es war an einem schönen Sommertage, 2) und ich befand mich eben ohne irgend etwas, das meinen Geist verhindert hätte, sich aus dem ersten besten Gegenstande, der sich ihm anbieten mochte, ein Geschäft zu machen. Ein Überrest von der Laune, welche den Neuen Amadis geboren hatte, machte meine Gedanken in Verse hinflieſsen; und so entstand das Gedicht, welchem Herr Boie einen Platz in seiner Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1775 S. 81 einzuräumen beliebte. — Ein Gedicht, welches mehr einem Werke der Natur als der Kunst ähnlich sieht,

---

2) Im Jahre 1771.

und keinen andern Plan hat, als die oft unsichtbaren Faden, wodurch freywillige Gedanken in einem Dichterkopfe zusammen hangen; aber, seiner anscheinenden Unordnung ungeachtet, ein Ganzes, in der kunstmäſsigen Bedeutung dieses Wortes, geworden wäre, wenn die Dazwischenkunft zufälliger Umstände dessen Vollendung nicht verhindert hätte.

Der Grundriſs davon ist ungefähr dieser:

„In jeder Vorstellung, die für die Seele Empfindung ist, ist subjektive Wahrheit. Endymion hat in seinem langen Traume die angenehmsten Gesichte. Es sind Einbildungen; aber diese Einbildungen haben für ihn die Stärke wirklicher Empfindungen: er genieſst, weil er zu genieſsen glaubt. Das Daseyn dieser angenehmen Gegenstände auſser seinem Gehirne — würde die Wonne dieses Genusses nicht vergröſsern. Was geht es ihn an, ob sie für andre, ob sie für sich selbst wirklich sind? Sie sind wirklich für ihn; dieſs ist ihm genug. Er ist in diesem Falle so glücklich als in jenem. — Wohl bemerkt, daſs hier der Zustand, worin er sich vor diesem langen Traume, wovon die Rede ist, befunden, und der Zustand, in welchen er durchs Erwachen versetzt werden mag, hier in keine Betrachtung kommt. — Sein Zustand während des besagten Träumens ist also vom Tode so verschieden, als Leben und Tod verschieden sind, und Cicero hat Unrecht.

„Unsre Seele kann auch wachend träumen. Der spekulative Weise — ein Demokrit, zum Beyspiel, der (wie Horaz sagt) sein Vieh auf seinen Äckern weiden läſst, indessen sein Geist in idealischen Welten herum wandert — oder ein Begeisterter aus einer andern Klasse, der, wenn wir andern Erdensöhne uns auf gewöhnlichern Steckenpferden erlustigen, auf einem Cherub in die unsichtbaren Welten hinein trottet — Leute von dieser Art gelangen oft dazu, von dem, was sie wachend träumen, von ihren Hypothesen, Vermuthungen, Wünschen, sich so stark zu überreden, als ob es empfundene oder erwiesene Wahrheiten wären.

Ohne es zu bemerken, oder bemerken zu wollen, däucht ihnen die Fertigkeit, womit sie sich ihre Einbildungen anschauend denken, für die Gewiſsheit derselben gut zu sagen. Was sah nicht Poiret, dieser scharfsinnige Vernunftkünstler, nachdem er es einmahl bis zu der muthigen Entschlieſsung gebracht hatte, die Realität der Gesichte einer Antoinette Bourignon *a priori* zu beweisen? Was sind die wunderbarsten Feenmährchen gegen die erstaunlichen Träume, womit sein Buch von der Ökonomie Gottes angefüllt ist? Und was für ein demonstratives Ansehen hat er diesen Träumen nicht zu geben gewuſst?

„Die Seher dieser Art finden einen wesentlichen Theil ihrer Glückseligkeit in dergleichen Träumereyen, welche für sie Wahrheit sind; und sie würden Ursache haben, denjenigen, die sie ihrer Gesichte berauben, sie dadurch in den Stand gemeiner unbegeisterter Menschen setzen wollten, — wie jener Argeer (der, in einer Art von Wahnsinn, ganz allein im Schauplatze sitzend die schönsten Tragödien zu hören glaubte) seinen

Freunden, welche ihn mit Niesewurz geheilt hatten, — statt des Dankes zuzurufen: *Pol me occidistis!*

„Doch wozu haben wir nöthig, unsre Beyspiele aus der Klasse der ungewöhnlichen Menschen herzuhohlen? Ist nicht das Leben der Meisten eine Kette von angenehmen oder unangenehmen sinnlichen Eindrükken und Vorstellungen? Gesetzt, es wäre aus allem, was die Sinne vergnügen und berauschen kann, zusammen gewebt, und dauerte so lange als Nestors Leben; wenn es vorüber ist, was ist es anders als ein verschwundener Traum?

„Von jeher fanden die Weisen, daſs es so leicht nicht sey, als viele meinen, sich zu überzeugen, daſs Alles, was einem Sterblichen unterm Monde von seiner Geburt an bis zum Erwachen in eine andre Welt (denn was ist der Tod anders?) begegnet, etwas mehr als ein langer Traum sey, in welchem die Sachen nur allzu oft wenig ordentlicher, weiser und zweckmäſsiger zugehen, als in einem Sommernachtstraum.

„Vermuthlich dachte der weise Salomo so etwas, da er sein berühmtes „Eitelkeit der Eitelkeiten“ über alles, was unter der Sonne ist, ausrief.

„Aus diesem Grunde fand es vermuthlich Diogenes nicht der Mühe werth, in einem Leben, das einem Traume so ähnlich ist, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie und warum wir so und nicht anders träumen? — 3) oder, wenn er in seiner Tonne

---

3) Die Cyniker — ein alter filosofischer Orden, der sich den Diogenes vornehmlich zum Meister und Vorbild wählte — verachteten alle Wissenschaften, die sich mit Untersuchung der Ursachen und Eigenschaften der natürlichen Dinge beschäftigen. Ob sie recht daran thaten, ist eine andere Frage — oder ist vielmehr keine Frage; es wäre denn, daſs man dem menschlichen Geschlechte für zuträglich halten wollte, wieder in die Zeiten der goldnen Legende, und aus diesen, mittelst eines sanften Abhangs, in den seligen Zustand der Kamtschadalen, Hottentotten und Kalifornier zurück zu sinken; den ersten Zustand aller Völker, aus welchem einige bloſs durch die Künste und Wissenschaften heraus geführt worden sind.

gemächlich lag, sich heraus zu begeben, um bey Alexandern Gefahr zu laufen, auf Persischen Polstern übel zu liegen. Aber aus eben diesem Grunde fand Aristipp, indem er die Sache von einer andern Seite betrachtete: daſs nichts thörichter wäre, als in einem Leben, worin der künftige Augenblick so wenig in unsrer Gewalt ist, den gegenwärtigen ungebraucht oder ungenossen entschlüpfen zu lassen.

„Ein weiser Mann, sagt er, geht nicht auf die Jagd des Vergnügens aus — denn wie oft findet man gerade das Gegentheil dessen, was man sucht! — Aber ein unschädliches Vergnügen, das man — wie ein Wanderer im Vorübergehen eine Blume die an seinem Wege steht — pflücken kann, nicht zu pflücken, würde eine groſse Sünde — gegen uns selbst seyn.

„Man hat dem ehrlichen Aristipp diese Maxime übel ausgedeutet; und gleichwohl enthält sie mit Grunde nichts, als einen Gedanken, welchen Epiktet noch stärker und ernsthafter ausdrückt, da er sagt: „Es würde

Gottlosigkeit seyn, die Annehmlichkeiten, womit uns die Götter dieses mühselige Leben versüſsen wollen, zu verschmähen."

So weit spricht der Dichter der zufälligen Rhapsodie, von welcher wir hier den Entwurf geben, gleichsam mit sich selbst. Aber nun fängt er zu dialogieren an — denn, in der That, die besten Monologen schläfern ein, wenn sie zu lange währen. Er stellt sich einen Stoiker vor, der ihn behorcht hat, und über die Maxime des Aristipps, oder überhaupt über den Ton, worin der Dichter von Träumen und Leben vernünftelte, den Kopf schüttelt. Er redet ihn an:

„Du hörest, sagt er, daſs ich nicht viel dawider einwenden werde, wenn du alle Vergnügungen der Sinne und der Einbildung — wenigstens in Rücksicht auf ihren Gegenstand, auf ihre Dauer, und auf ihre Ungewiſsheit — für eitel Eitelkeit erklärest. Aber, guter Seneka! wenn dieſs nun einmahl das Loos der Erdenbewohner wäre: was gewännest du dabey, wenn du dich von unsern Kinderspielen absondertest, in deinem Winkel ernsthafte Grillen ſingest, und nichts angenehmes fühlen, sehen, hören, schmecken und riechen wolltest, weil alles, was wir fühlen, sehen, hören, schmecken und riechen, ein Spiel der Sinne ist?"

Der Stoiker antwortet dem Dichter, der ihn in der Person Aristipps anredet, in dem hohen Tone, der diese Sekte unterscheidet. „Der Weise, spricht er, hat andre Dinge zu thun, als sich zu belustigen. Lebt er etwa für sich selbst? Was ist Vergnügen oder Schmerz für den Mann, der nichts bedarf, nichts wünschet, nichts fürchtet? der keine andern Gesetze kennt als das ewige Gesetz des Rechts, und unbeweglich der einzige auf seiner Seite bleibt, wenn gleich die ganze Welt zum glücklichen Laster überginge? Immerhin mag das Leben eines Krassus, eines Antonius, eines Cäsars, den Nahmen eines Traumes verdienen; aber das Leben eines Kato — ist das Leben eines Gottes!"

Natürlicher Weise kann der Dichter seinen Aristipp nicht sogleich verstummen lassen. Dieser hat noch etwas zu sagen, eh' er schweigen muſs; und es wäre unbillig, ihn mit Strohhalmen fechten zu lassen, da es ihm nicht an bessern Waffen fehlt. „Es steht bey dir, (erwiedert Aristipp) einem in deiner Fantasie erzeugten Menschen die Eigenschaften, die Selbstgenügsamkeit, die Unabhängigkeit, die immer weise, immer wohlthätige Wirksamkeit, mit Einem Worte, die ganze Gröſse des vollkommensten Wesens zu geben. Aber was nicht bey dir steht, ist, uns auf dem ganzen Erdboden einen Menschen zu zeigen, der diesem Ideal, das du den Weisen nennest, gleich wäre. Die Rede ist von Erdensöhnen, und du sprichst uns von einem Gott. Denn dieſs ist der Weise, den du ohne Leidenschaften, ohne Ungleichheiten, ohne Bedürfnisse, ohne Schwachheit schilderst: er ist ein Gott, oder — ein Schwärmer, dem es träumt daſs er ein Gott sey. Dein Kato, zum Exempel —“

Bey diesem Nahmen brennt der Stoiker auf. „Wie? (ruft er) und selbst einen Kato, selbst den Helden der Tugend, verschont dein sträflicher Leichtsinn nicht?“

„Die Tugend: (antwortet jener) — dieſs Wort umfaſst alles, was gut, schön und groſs ist! Aber die Tugend giebt keinen Freybrief gegen das Urtheil der gesunden Vernunft; und nicht alles ist Tugend, was ihren Stempel trägt. Die Tugend ist die Göttin der schönen Seelen; nichts ist liebenswürdiger als sie: aber ein Schwärmer, ein Mensch, der nicht Herr von seiner Einbildung ist, kann die Tugend selbst nicht weislich lieben. Dein Kato, mit allen seinen groſsen Eigenschaften, war gleichwohl nur ein Don Quischott: er kämpfte sein ganzes Leben durch mit fantasierten Ungeheuern, wie dieser mit Riesen und bezauberten Mohren. Es ist wahr, er liebte die Tugend über alles; er blieb ihr getreu — bis sie ihn auf eine gar zu harte Probe setzte; er unternahm das Unmögliche für sie: aber seine Tugend — war eine Dulcinee."

* * *

Hier wurde der Dichter unterbrochen. Andre Beschäftigungen brachten ihm dieses Spiel einiger müſsigen Stunden aus dem Sinne; und seine Rhapsodie blieb ein Fragment.

Seinem ersten Plane nach sollte es hier nicht aufgehört haben. Nicht der Stoiker sollte siegen; aber sein vorgeblicher Aristipp eben so wenig. Der Dichter wollte in seiner eigenen Person zwischen sie treten und Friede unter ihnen machen. Er wollte in einem lebhaften Gemählde gegen den Stoiker vorstellen, wie viel Schimären, wie viel Träumerisches selbst in dem Leben der besten Menschen ist. Aber er wollte auch in der warmen, kunstlosen Sprache der Empfindung gegen Aristippen beweisen: „Daſs die Thätigkeit des Weisen und Tugendhaften allein den Nahmen eines wahren Lebens verdiene; und daſs, mitten unter den angenehmen oder unangenehmen Täuschungen unsrer innern und äuſsern Sinne, die Vervollkommnung unser selbst, und die Bestrebung, alles Gute auſser uns zu befördern, unserm Daseyn Wahrheit, Würde, und innerlichen Werth mittheilen, und ein Leben, welches ohne sie der Zustand einer sich einspinnenden Raupe wäre, zu einer Vorübung auf eine bessere Zukunft, zu einem wirklichen Fortschritt auf der langwierigen, aber herrlichen Laufbahn machen, auf welcher die Geister einem Ziele, das sie nie erreichen können, sich ewig zu nahen bestimmt sind."

* * *

Dieses unvollendete Gedicht, wovon bisher die Rede gewesen ist, sollte, der Absicht des Dichters nach, entweder vollendet werden, oder, wenn es Bruchstück bliebe, unter zwanzig andern verunglückten Geschöpfen der Laune, unvermerkt vermodern. Aber sein Schicksal wollte es anders. Der ehemahlige Herausgeber des Göttingischen Musenalmanachs ersuchte ihn, mit einer so verbindlichen Art, um einen kleinen Beytrag zu seiner Blumenlese für das Jahr 1773, daſs es unserm Dichter um so weniger möglich war, ihn mit Entschuldigungen abzuspeisen, da viele freundschaftliche Dienste, wodurch Herr B. ihn verpflichtet hatte, der Verweigerung einer so geringen Gefälligkeit einen Schein von Unerkenntlichkeit zu geben schienen. Gleichwohl fand sich unter seinen Papieren nichts, als dieſs nehmliche Bruchstück, was im Nothfall den Mangel eines vollendeten Stückes einiger Maſsen ersetzen konnte. Er schickte es ihm alſo zu, mehr zum Zeichen ſeines guten Willens, als in der Meinung, daſs es eines Platzes in einer Sammlung, die mit den Nahmen unſrer beſten Dichter prangt, würdig ſey. Ein freundſchaftliches Vorurtheil hieſs den Herrn B. anders denken, und ſo wurde dieſes Fragment der Welt bekannt.

Was ſich der Verfaſſer von dem Urtheile, das manche darüber fällen würden, zum voraus vorgeſtellt hatte, traf nun ein. Er vermuthete, daſs die wackern Leute, die ihn (damahls wenigſtens) nicht verſtehen konnten oder wollten, auch dieſsmahl nicht errathen würden, was er mit dieſen zufälligen Gedanken über einen ſchlafenden Endymion beabſichtigt haben könne. Und ſo erfolgte es. Man fand ſehr ärgerlich, daſs er von Ariſtipp in einem Tone, der wenigſtens keine deutliche Miſsbilligung merken läſst, geſagt hatte:

Und eine Luſt in Unſchuld, die ein Mann,
Wie einen Schmetterling, geſchwinde
In ſeinem Wege haſchen kann,
Nicht haſchen, hielt der weiſe Mann
Für eine Sünde.

Aber noch ärgerlicher fand man, daſs er sich nicht gescheuet hatte, eine höchst anstöſsige Vergleichung zwischen dem Tugendhelden Kato, und dem irrenden Ritter Don Quischott von Mancha, anzustellen, ja die Tugend des erstern gar für eine bloſse Dulcinee auszugeben. „Dieſs ist entsetzlich! sagte jemand, dessen Nahmen wir aus billiger Schonung verschweigen: Dulcinee, so zärtlich und inbrünstig sie auch von dem Ritter von Mancha geliebt wurde, war im Grunde doch weder mehr noch weniger, als eine Schimäre. Wenn also Kato's Tugend eine Dulcinee war, so war sie ein bloſses Hirngespenst. Welche Lästerung!“ — Gleichwohl hat es eine Menge gelehrter Männer, ja sogar heilige Kirchenväter gegeben, welche mit Kato's Tugenden noch weit unfreundlicher umgegangen sind. Eine Schimäre ist, nach der Erklärung der Gräfin Orsina, ein Ding, das kein Ding ist; und ein Ding, das kein Ding ist, (sagt eben diese kluge Dame) ist so viel als gar nichts. Nun frage ich alle ehrlichen Leute, ob es ihnen nicht auch so zu Muthe sey, wie dem guten Plutarch, der irgendwo sagt: „Ich würde mich weit weniger beleidigt halten, wenn man von mir sagte: es giebt keinen Plutarch, es ist nie ein solcher Mann wie Plutarch gewesen, Plutarch ist eine Schimäre; als wenn man sagte: Plutarch ist ein hoffärtiger, ungerechter, neidischer, hartherziger, boshafter Mann.“ — Gesetzt nun auch, der Dichter hätte Kato's Tugend eine Schimäre genannt: was wäre dieſs gegen das, was der heilige Augustinus gethan hat, da er die Tugenden Kato's und aller andern weisen und guten Heiden geradezu für Laster ausgiebt? Wer vergreift sich wohl mehr an Kato's Tugend, derjenige, der sie für eine Dulcinee hält, oder die unendliche Menge von Theologen, die den guten Mann zusammt seiner Tugend — in die Hölle geworfen haben? Wenn der Dichter dieſs letztere gethan hätte, hätte er nicht die ehrwürdigsten Autoritäten, und eine unendlich überwiegende Mehrheit der Stimmen auf seiner Seite? Aber er hat nie einen solchen Gedanken gehabt. Er ist ein gutherziger Mensch, der gern lebt und leben läſst; aber, wie Plato, es den Poeten ein wenig übel nimmt, wenn sie dem Vater der Natur ungerechte und seiner unwürdige Dinge nachsagen.

Er hat Kato's Tugend nicht einmahl für eine Schimäre ausgegeben, wiewohl er sie eine Dulcinee genannt hat. Sollte der ungenannt bleibende Jemand nicht aus der Geschichte des Ritters von Mancha gewuſst haben, daſs Dulcinee keine Schimäre, sondern ein hübsches Bauermädchen von Toboso war, Alonza Lorenzo genannt, welche dadurch nichts von ihrer Wirklichkeit, Personalität, auch übrigen Eigenschaften und jungfräulichen Ehren verlor, daſs der Ritter sie in seiner Einbildung zu einer Prinzessin von Toboso und zur Dame seiner Gedanken erhob? Und hier liegt eigentlich der Vergleichungspunkt, welchen der Ungenannte zu übersehen beliebte. Der Dichter, indem er von Kato sagt — und deine Tugend war nur eine Dulcinee — sagt weiter nichts als dieſs: Kato liebte die Tugend, wie Don Quischott die schöne Alonza Lorenzo liebte. Beiden war es vollkommener Ernst damit. Aber in beider Köpfen stand es nicht so ganz richtig. Don Quischott erhob das Bauermädchen Alonza Lorenzo in seiner Einbildung zu einem Ideal der Schönheit und weiblichen Vollkommenheit; und von diesem Augenblick an war sie für ihn nicht mehr Alonza Lorenzo, sondern die Prinzessin Dulcinea von Toboso. Kato machte sich ein Ideal von der politischen Tugend, welches nicht die Tugend eines weisen Staatsmannes, sondern die Tugend eines politischen Schwärmers war; und eben dadurch hörte sie auf, echte Tugend zu seyn, und wurde für ihn eben das, was Dulcinee für den Ritter von Mancha. Die Tugend konnte nichts dafür, daſs Kato sich übertriebene Begriffe von ihr machte: so wie Alonza Lorenzo nichts dafür konnte und sich wenig darum bekümmerte, daſs Don Quischott sie zu einer Dulcinee erhob. Diese war darum nicht weniger Alonza Lorenzo, jene nicht weniger Tugend; und der Ungenannte gab sich also eine sehr undankbare Mühe, da er dem Dichter in einer langen gereimten Epistel, aus Gründen die keinem Schulknaben unbekannt sind, bewies, die Tugend sey keine Schimäre. Davon war ja gar die Rede nicht; und der müſste wohl ein übel organisierter, unglücklicher Mensch seyn, der eines solchen Beweises vonnöthen hätte. Ob die Tugend eine Dulcinee sey, kann unter vernünftigen Leuten niemahls eine

Frage seyn. Aber ob Kato's Tugend eine Dulcinee war, darüber läſst sich wenigstens reden; und wer es behauptete, wäre darum noch lange kein Mensch, gegen welchen man das Kreuz predigen müſste.

Es lassen sich zwar ganz gute Gründe angeben, warum Esprit, Mandevill, und andre, welche ganze Bücher über die Falschheit der menschlichen Tugenden geschrieben, der Tugend eben nicht den wichtigsten Dienst dadurch geleistet haben. Denn Montaigne hat sehr Recht, da er sagt: „Man gebe mir die allerschönste und reinste Handlung, und es müſste mir übel fehlen, wenn ich nicht ganz wahrscheinlich funfzig schlimme oder unlautere Beweggründe dazu finden wollte.“ — Aber wer sich darum ein Bedenken machen wollte, die Tugend eines Dion, Kato, Seneka, Julian, oder irgend eines andern Sterblichen, den man uns für ein Muster giebt, zu prüfen, um das Echte von den Schlacken, das Übertriebene von dem Wahren darin abzusondern, würde dem abergläubischen Andächtler gleichen, der, aus Furcht zu wenig zu glauben, dem Gebrauch seiner Vernunft entsagte, und lieber Gefahr laufen wollte, die ungereimtesten Mährchen für Wahrheit anzunehmen, als zu untersuchen, ob der Gegenstand seines Vorurtheils die Hochachtung auch wirklich verdiene, die er auf Hörensagen demselben gewidmet hatte.

Überhaupt scheint der Ungenannte sehr übel zu finden, daſs man sich die Freyheit genommen, einen so ehrwürdigen Mann, wie Kato, mit einem so groſsen Narren, wie Don Quischott, zu vergleichen. Vermuthlich gehört er unter die weisen Männerchen, welche ihre Zeit übel anzuwenden glaubten, wenn sie ein Buch, das ihnen nur zum Zeitvertreib gemacht zu seyn scheint, mit Aufmerksamkeit lesen sollten. Gleichwohl sind wenig Bücher in der Welt, welche ernsthafter gelesen und öfter wieder gelesen zu werden verdienten, als Don Quischott; ja, wir erdreisten uns zu behaupten, daſs ein Professor, der dazu angestellt würde, öffentliche Vorlesungen über den Don Quischott zu halten, wofern der Angestellte anders der Mann dazu wäre, der studierenden Jugend und dem gemeinen Wesen ungleich nützlicher seyn würde, als ein Professor des Aristotelischen Organons. Hätte der Ungenannte das Buch des weisen Cervantes gelesen wie man lesen soll, so würde er vermuthlich klug genug daraus geworden seyn, um sich über eine Vergleichung zwischen Kato und Don Quischott nicht zu ärgern. Es ist immer noch eine Frage, ob Kato oder der Held von Mancha mehr dabey zu verlieren hat. Don Quischott war freylich ein Narr — was den Punkt der irrenden Ritterschaft anbetraf; aber, dieser Narrheit ungeachtet, ein so edelmüthiger, frommer und tugendhafter Mann, als irgend eine wahre Geschichte einen aufzuweisen hat. Es würde sehr überflüssig seyn, den Beweis hiervon führen zu wollen. Seine ganze Geschichte, von Anfang bis zu Ende, enthält diesen Beweis. Er hatte sich den erhabensten Begriff von dem Karakter und den Pflichten eines irrenden Ritters aus allem, was man jemahls edel, gut und lobenswürdig genannt hat, zusammen gesetzt; und er war, seiner Absicht und den Gesinnungen des Herzens nach, der Mann wirklich, der er zu seyn wünschte. Daſs die äuſsern Gegenstände seinen Vorstellungen nicht immer entsprachen, daſs der Ausgang seine edelsten und wohlthätigsten Absichten so oft zu Schanden machte, war seine Schuld nicht. Was konnte Er dafür, als er mit so viel Groſsmuth und Unerschrockenheit dem guten König Pentapolin mit dem aufgeschürzten Arm gegen den mächtigen Kaiser Alifanfaron, Herrn der Insel Taprobana, und gegen den Riesen Brandabarbaran, Herrn der drey Arabien, zu Hülfe kam, und eine so groſse Niederlage unter dem zahlreichen Heere der Ungläubigen verursachte, was konnte Er dafür, daſs am Ende das, was er für zwey furchtbare Kriegsheere angesehen hatte, zwey Herden Schafe waren? Und als er den wackern Ritter Don Gaiferos und die schöne Melisandra mit so vielem Eifer gegen die Mauren beschützte, hatte er darum weniger Recht, sich mit dem Bewuſstseyn, eine tapfere und wohlthätige That gethan zu haben, über die Bosheit der Zauberer, seiner Feinde, zu beruhigen, weil sichs beym Ausgang zeigte, daſs Don Gaiferos, die schöne Melisandra, der König Marsilius und alle seine Mauren — bloſse Marionetten waren? Freylich sind wir andern, welche dieſs schon vorher wuſsten, nicht zu verdenken, wenn wir die Achseln zücken, da er, nachdem er die Ungläubigen in die Flucht gejagt und einen der edelsten Ritter von Karls des Groſsen Hofe so glücklich befreyt zu haben glaubt, mit dem Triumfe der süſsesten Selbstzufriedenheit ausruft: „Nun möcht' ich doch gleich alle diejenigen vor mir haben, welche nicht glauben wollen, wie nützlich der Welt die irrenden Ritter sind! Man sehe mir einmahl, was aus Don Gaiferos und der schönen Melisandra ohne mich geworden wäre? Es lebe die irrende Ritterschaft, trotz ihren Neidern, und dem Unglauben derjenigen, welche nicht Muth genug haben sich einem so gefahrvollen Stande zu widmen! u. s. w. —" Allein dem ungeachtet ging in der Seele des guten Ritters eben dasselbe vor, was in ihr hätte vorgehen können, wenn der wirkliche Don Gaiferos und die wirkliche Melisandra seines Armes vonnöthen gehabt hätten; und er hatte — da er von Meister Petern, dem Eigenthümer des Marionettenspiels, aus seinem ekstatischen Gemüthszustande zurück gebracht wurde — vollkommen Recht, sich mit dem Gedanken zu trösten: „Daſs er bey der ganzen Sache keine andere Absicht gehabt, als die Pflichten seines

Standes zu erfüllen. Entspricht der Erfolg meiner Absicht nicht, setzt er hinzu, so ist es nicht meine, sondern der verfluchten Zauberer Schuld, die mich aufs äuſserste verfolgen.“

Alles dieſs beweist wenigstens so viel, daſs die Vergleichung, welche den Ungenannten so sehr erhitzte, daſs er in seinem Unwillen eine ganze Epistel voll platter Verse gegen den armen Dichter aufs Papier schüttete, — dem Herzen und der Tugend des groſsen Kato keine Schande macht.

„Aber Don Quischott war doch ein Narr, (sagt man) ein Narr, der in einen Käficht eingesperrt zu werden verdiente?“ — Gut! und nun fragt sichs, ob der groſse Kato, da er in dem äuſserst verdorbenen, gesetzlosen, und einer neuen monarchischen Verfassung schlechterdings bedürftigen Rom die Rolle seines Urgroſsvaters spielte, und durch eine moralisch unmögliche Wiederherstellung jener Sitten, die ehmahls das arme Rom groſs gemacht hatten, dem verzweifelt bösen Zustande des zu einer ungeheuern Gröſse aufgeschwollenen Roms abhelfen wollte, — ob er da was weiseres und schicklicheres unternommen habe, als Don Quischott, da er unternahm, den in Verfall gerathenen Stand der irrenden Ritterſchaft (einen Stand, der in den Zeiten der Kreuzzüge wohlthätig und gewisser Maſsen unentbehrlich gewesen war) in den Zeiten Filipps des Dritten wieder herzustellen?

Alles würde wohl bey Beantwortung dieser Frage darauf ankommen, ob und in wie fern die Umstände, unter welchen Kato die Sitten und Grundsätze des hölzernen Roms in dem marmornen Rom wieder herstellen wollte, sich gegen seine Unternehmung eben so verhielten, wie sich zu Don Quischotts Zeiten die Verfassung Spaniens gegen das Unternehmen dieses tapfern und wohl meinenden Junkers verhielt? — Eine Frage, die durch die Geschichte beider Zeiten beantwortet wird, welche schwerlich irgend einem Unbefangenen den mindesten Zweifel übrig lassen kann, ob Cicero Recht gehabt habe von seinem Freunde Kato zu sagen: er füge mit dem besten Willen und Herzen der Republik zuweilen Schaden zu, weil er bey manchen wichtigen Gelegenheiten im Senat wie in **Platons Republik**, nicht wie *in Romuli faece* (in den Hefen der alten Zeiten Roms) spreche.

Doch genug zur Vertheidigung eines unvollendeten Gedichtes, dem wir, damit es auch in seiner jetzigen Gestalt für ein Ganzes gelten könne, die Überschrift, **Das Leben ein Traum**, gegeben haben: damit der Leser sogleich auf den rechten Gesichtspunkt gestellt werde, und nicht mehr davon erwarte, als was man von einer poetischen Rhapsodie über einen Satz, der in demselben Sinne, worin ihn unser Dichter nimmt, seit undenklichen Zeiten von einer Menge weiser Männer behauptet worden ist, billiger Weise erwarten kann.

BRUCHSTÜCKE VON PSYCHE

EINEM UNVOLLENDET GEBLIEBENEN ALLEGORISCHEN GEDICHTE.

1 7 6 7.

VORBERICHT.

Die bekannte Milesische Fabel von Amor und Psyche aus dem goldnen Esel des Apulejus, die schon in den frühesten Jahren unsers Dichters mit einem ganz eigenen Zauber auf seine Seele gewirkt hatte, bildete sich nach und nach in seiner Fantasie zu einem idealischen Traumgesicht einer Art von allegorischer Naturgeschichte der Seele, mit dessen Ausbildung er viele Jahre lang umging, ohne zu dieser besonderen feinen Stimmung des Gemüths und dieser äufseren Ruhe und Mufse gelangen zu können, welche ihm zur Ausführung und wirklichen Darstellung des ihm vorschwebenden Ideals nothwendige Bedingungen zu seyn schienen. Die Idee dieser Psyche verfolgte ihn, so zu sagen, wie das Gespenst einer lieben Abgeschiedenen, das dem Geliebten mit offnen Armen entgegen schwebt, aber so bald er es zu umfangen glaubt, zwischen seinen Armen in Luft zerflossen ist. Vermuthlich lag es auch an den Hindernissen, welche die verschiedenen Lagen des Dichters in dem ganzen Zeitraume zwischen den Jahren 1758 und 75 der Ausarbeitung eines so zart gesponnenen psychologischen Feenmährchens entgegen setzten, daſs er sogar über die Art der Einkleidung und den Hauptton, der durch das ganze Gemählde herrschen sollte, nie mit sich einig werden konnte.

Endlich brachte ihn ein zufälliges Zusammentreffen von Ideen auf den Einfall, diese Geschichte der Psyche einer liebenswürdigen und zur feinsten Art von Schwärmerey aufgelegten Priesterin, von einem — Platonischen Liebhaber in einer Reihe schöner Sommernächte erzählen zu lassen. Glücklicher Weise bot sich ihm hierzu die (aus dem Plutarch bekannte) zweyte Aspasia an, die aus einer Geliebten des jüngern Cyrus, nach dem tragischen Tode dieses Prinzen, Oberpriesterin der Diana zu Ekbatana geworden war. Zum Erzähler machte er einen schönen jungen Magier aus Zoroasters Schule; und, da ihm diese Form der Erzählung unter allen andern, die sich nach und nach dargestellt hatten, die schicklichste zu seyn däuchte, um alle Zwecke zu vereinigen, die er bey diesem poetischen Werke beabsichtigte: so beschloſs er keine andere zu suchen, und machte sich an einigen heitern und geschäftfreyen Tagen, die ihm im Jahre 1767 zu Theil wurden, an die Ausführung.

Diese Spiele mit seiner Muse waren ihm in seiner damahligen Lage, im eigentlichen Verstande, *curarum dulce lenimen;* und wenn es allgemein wahr wäre, daſs verstohlner Weise erzeugte Kinder schöner und geistreicher wären als andre, so müſsten seine in der Kanzley der Reichsstadt Biberach entstandenen Gedichte nicht geringe Vorzüge vor den übrigen haben.

Aber das angefangene Werk war von einem zu groſsen Umfange, — die günstigen Stunden, die er dazu stehlen muſste, zu selten — und, die Wahrheit zu sagen, das Gefühl der Geisteskraft, die zu dessen Ausführung erfordert wurde, nicht stark und anhaltend genug, als daſs er die Lust fortzufahren nicht ziemlich bald verloren hätte. Er vertröstete sich selbst mehrere Jahre durch auf gelegnere Zeiten: aber sie kamen nicht; andere Plane, andere Arbeiten bemächtigten sich seiner Einbildungskraft; ein Theil des Stoffes, woraus jenes Werk hätte gewebt werden sollen, wurde nach und nach im Idris, im Neuen Amadis und in den Grazien verarbeitet; aus einem andern Theil entstand die Erzählung Aspasia, und von dem, was das erste, zweyte, dritte und vierte Buch von Psyche ausgemacht haben sollte, erhielten sich bloſs die

Bruchstücke, welche theils in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Musarion, theils als Anhang zur ersten Ausgabe der Grazien (1770) theils im Deutschen Merkur (May 1774) bereits abgedruckt worden sind, und damahls eine so günstige Aufnahme gefunden haben, daſs sie hoffentlich des wenigen Raums, den sie in gegenwärtiger Sammlung einnehmen, auch itzt nicht ganz unwürdig scheinen werden.

BRUCHSTÜCKE VON PSYCHE.

I.

Die folgenden Verse sind aus einer Art von Eingang übrig geblieben, der zu einer im Grunde sehr unnöthigen, aber damahls vielleicht nicht ganz unzeitigen Schutzrede für die Gattung von Gedichten, unter welche diese Psyche gehören sollte, bestimmt war.

Man weiſs, daſs Pilpai, Trismegist,
Und Plato selbst sich oft herab gelassen,
Was von der Geisterwelt zu sagen räthlich ist,
In eine Art von Mährchen zu verfassen,
Wobey, wie blau sie auch dem ersten Anblick sind,
Der beste Kopf zum Denken Stoff gewinnt.
Man pflegt' in jenen Kindheitstagen

Der Welt die Weisheit stets in Bildern vorzutragen;
Und klüglich, wie uns däucht; denn ungebrochnes Licht
Taugt ganz gewiſs für blöde Augen nicht.
Die Wahrheit läſst sich nur Adepten
Gewandlos sehn, und manches schwache Haupt,
Das ungestraft sie anzugaffen glaubt,
Erfährt das Loos der alten Nymfolepten, 1)
Und läſst für einen Augenblick
Zweydeut'ger Lust sein Biſschen Witz zurück.
Ein Schleier, wie der Morgenländer
Um seine Dame zieht, nicht eben siebenfach,
Doch auch so gläsern nicht wie Koische Gewänder, 2)
Verhütet sehr bequem dergleichen Ungemach.
Liebhaber die Geschmack mit Witz verbinden,
Gewinnen noch dabey. Sie finden
In einem Putz, der weder schwimmt noch preſst,
Viel Schönes sehn doch mehr errathen läſst,

---

1) Nymfolepten. So hieſsen bey den Griechen eine Art von Wahnwitzigen, von welchen man glaubte, daſs sie von dem unversehenen Anblick einer Nymfe den Verstand verloren hätten.

2) Eine sehr feine Art von Flor, die auf der Insel Kos verfertigt wurde.

Die Wahrheit, just wie andre Schönen,
Nur desto reitzender. Gemeinern Erdensöhnen
Gefällt doch wenigstens die feine Stickerey,
Der reiche Stoff, der Farben Spiel und Leben;
Sie würden um den Putz die Dame selber geben;
Und was verlören sie dabey?

II.

Alkahest, der junge Magier, der die schöne Oberpriesterin Aspasia mit dem Mährchen von Psyche unterhalten sollte, beginnt seine Erzählung mit einer Schilderung der goldnen Zeit, die in dem ersten Buche der Grazien einen schicklichen Platz gefunden hat. Und nun fährt die Erzählung des Dichters folgender Maſsen fort:

Hier kommt', mit Recht, ein unaufhaltbar's Gähnen
Die aufmerksame Freundin an;
Sie weist dem jungen Mann die schönste Reih' von Zähnen
Im schönsten Munde, der sich jemahls aufgethan:
„Und Psyche — gähnt sie aus — war damahls schon geboren?"

Sie zupfen mich zu rechter Zeit, Madam,
(Spricht Alkahest) ein wenig bey den Ohren;
Ich weiſs nicht wie ich da ins Fantasieren kam:

Und Psyche — In der That, der Faden ist verloren —
Wir müssen schon zurück! — In dieser goldnen Zeit
Wovon die Rede war — Die Wendung, ich gestehe,
Ist etwas rasch, allein der Umweg war zu weit.
Das beste scheint mir itzt, ich gehe
Den nächsten Weg zurück in meine Bahn,
Und fange — bey dem Anfang an.

In jenen goldnen Tagen dann,
Wo? gilt uns gleich, lebt' eine junge Dirne,
Das angenehmste Ding, das man
Mit einem Schäferstab und Rosen um die Stirne
Sich denken mag. Ihr Ursprung, unbekannt;
Es ward davon verschiedentlich gesprochen:
Doch weil man sie an einer Hecke fand,
Gab der gemeine Wahn, von ihrem Reitz bestochen,
Ihr Dschinnistan ¹) zum Vaterland;
Denn ihre Wärterin gestand,
Die Windeln hätten nach Ambrosia gerochen.
Wie dem auch sey, genug aus Leda's Ey
War nichts so liebliches wie Psyche ausgekrochen.

---

¹) Das Feenland der Persischen und Arabischen Dichter.

Sie schien beym ersten Blick die reitzendste Kopey
Von einem Urbild aus dem Lande der Ideen;
Ganz Seele, ganz Gefühl, oft bis zur Schwärmerey,
Und dann, die Wahrheit zu gestehen,
Geneigt im Rausch der ſüſsen Raserey
Den ersten jungen Faun für — Amorn anzusehen,
Auch ihren Neigungen nicht immer sehr getreu;
Gefällig sonst und bildsam, leicht zu leiten,
Oft gar zu leicht, wiewohl zu andern Zeiten
Voll Eigensinn, von Launen selten frey,
Und sinnreich, sich aus einer Kinderey
Bald Stoff zur Lust und bald zur Unlust zu bereiten;
Der Ruhe hold, und doch nie ruhig; arbeitscheu,
Doch unermüdet zum Vergnügen;
Leichtgläubig allem was ihr neu
Und unbegreiflich schien, und, wenn ihr Herz dabey
Gewann, ein wenig rasch sich selber zu betrügen;
Doch ohne daſs das gute Herz dabey
An Arges dachte; frank und frey
Von Arglist und von Schadenfreude,
Der Schwermuth herzlich gram so wie der Gleiſsnerey;
Kurz, gar ein gutes Kind, das seine Augenweide

An Andrer Wonne sah, und wenn sie selbst der Freude
Sich überlieſs, in ihrer Fantasey
Rings um sich her gleich alles glücklich machte,
Fest überzeugt, und sehr vergnügt dabey,
Daſs eine Welt, worin ihr alles lachte,
Die beste aller Welten sey.

So war sie, da sie aus den Händen
Der Mutter Isis kam; noch ungebildet zwar,
Doch voller Stoff. Sie auszubilden war
Der Musen Amt, sie zu vollenden
Der Grazien — Was fehlt zur Göttin ihr?
Der Götter Glück. Auch dieſs ihr zuzuwenden,
Gebührt allein, o Gott der Liebe, Dir!

III.

Psyche befand sich, unmittelbar vor dem Augenblicke, da dieses Fragment anfängt, in der Gemüthsstimmung, für einen jungen Hirten, mit welchem sie erzogen worden war, etwas zu empfinden, das mehr den Nahmen einer Anlage zur Zärtlichkeit als einer leidenschaftlichen Liebe verdiente.

So zärtlich fühlte sich ihr junges Herz noch nie.
Aus Neugier halb und halb aus Sympathie
Zieht sie die Hand, die er ergreift, zurücke,
So reitzend ungewiſs, daſs Er an seinem Glücke
Nicht zweifeln kann. Doch, wie er, hoch entzückt,
Die schöne Hand — noch nicht an seine Lippen drückt,
Nur eben drücken will — in diesem Augenblicke
Wird Psyche schnell empor gerückt,
Und durch die Luft, verfolgt von seinen Klagen,
Wie leichter Flaum von Zefyr fortgetragen.

Mit dieſen Verſen ſchloſs ſich das zweyte Buch, und was nun folget, machte einen Theil des dritten aus.

* * *

Wo bin ich? Welch ein Ort? Wer brachte mich hierher?
Rief Psyche, da ſie ſich, als wie von ungefähr,
Auf weichem Moos, beſchneyt mit Roſenblättern
Und mit Schasmin, an eine Myrtenwand
Gelehnt, an einem Ort, der würdig ſchien von Göttern
Bewohnt zu ſeyn, auf einmahl wieder fand.

Sie dreht mit zweifelhaften Blicken
Sich ſchüchtern um, und fragt ſich ob ſie wacht?
„Träumt' ich bisher? — Vor wenig Augenblicken,
Wo war ich da? — Nicht hier! — In Hirtentracht
Schien mir die Hand ein Liebesgott zu drücken.
Es war ein Traum! — Und doch — Nein, nein,
Es kann kein Traum geweſen ſeyn!
Er lauſcht gewiſs in dieſen Myrten.“

Sie sucht, und findet weder Hirten
Noch Liebesgott; ganz einsam ist der Hain,
Nur zärtlich girrende verliebte Turteltauben
Bewohnen ihn, und fliehen nicht vor ihr.

Ihr Wunder steigt und ihre Neubegier
Mit jedem Blick. Was soll sie glauben?
„Wie? ruft sie, war ich nicht kaum eine Schäferin?
War's nur ein Traum aus dem ich itzt erwachte?
Das fühl' ich doch, je mehr ich mich betrachte,
Daſs ich noch stets die kleine Psyche bin!“

Und dennoch eilet sie zu einer Quelle hin,
Die im Gebüsch ihr Murmeln sichtbar machte.
Ihr erster Blick erkennt die reitzende Gestalt,
Mit welchem innigen Entzücken!
Sie streckt die Arme aus, mit liebevollen Blicken
Die schöne Brust, die ihr entgegen wallt,
An ihr aufwallend Herz zu drücken.
Zo zärtlich liebten sich zwey schöne Schwestern nie.
Sey immerhin der junge Hirt verschwunden!
Verschwunden war er flugs aus ihrer Fantasie
Und alle Welt mit ihm, so bald sie — sich gefunden.

Noch schwebt sie über dem bezaubernden Geſicht,
Als eine Stimme sie in dieſer Wonne störet:
Muſik war jeder Ton; sie schaut empor und höret,
Doch wen sie höre, sieht sie nicht.

„Kann Psyche noch mit ihrem Schatten spielen,
Sie, die der schönste Gott zum Liebling sich erkiest?
O wüſste sie wie schön er ist,
Wie würde sie zu ihm sich hingerissen fühlen!
Sie, die der schönste Gott zu seiner Braut erkiest,
Sie fühlte sich zu groſs mit Puppen noch zu spielen.“

So sang die Stimm' und schwieg. Das Mädchen schaut empor
Und um sich her, sieht niemand, lauscht betroffen
Dem Wohlklang nach, der im entzückten Ohr
Noch wiedertönt. — „Wer heiſst so stolz mich hoffen?
Hört' ich auch recht? Ein Gott, der liebte mich?
Der schönste Gott? — Warum verbärg' er sich?“

„Dein Aug' ist noch zu schwach sein Anschaun zu ertragen,
(Versetzt die Stimm') obschon gewohnt dich selbst zu sehn;
Du würdest, Psyche, vor Behagen
Und Wonne, sollt' er dir erscheinen, gleich vergehn.“

Auf die Gefahr, denkt Psyche, wollt' ichs wagen,
Und lächelt mädchenhaft ihr Bild im Wasser an.
Sie möchte gern noch dieſs und jenes fragen,
Allein die Stimme schweigt. Auch Sie verstummt' und sann
Der Wunderstimme nach und dieser neuen Liebe.

„Mich liebt ein Gott! So war es seine Macht
Was mich hieher in einem Wink gebracht?
Der schönste Gott? — Gewiſs der Gott der Liebe!
Gewiſs er selbst! Noch nie gefühlte Triebe
Und ſüſse Schauer sagen mir,
Sein Hain sey dieſs! Wer anders herrschte hier?
O, die ihr euch in diesen Myrten gattet,
Ihr Täubchen, leitet meinen Fuſs

Zur Laube hin, die ihn umschattet,
O zeigt ihn mir, und Psychens erster Kuſs
Sey euer Lohn!“

Dionens Vögel rühret
Der ſüſse Lohn. Sie wird auf einem Blumenpfad
In lieblich irrenden Gebüschen fortgeführet,
Und nahet unvermerkt dem angenehmsten Bad.

Ah! welch ein Anblick! — Rosenhecken,
Mit Efeu unterwebt, verhüllen und entdecken
Zugleich das Lieblichste, was Augen jemahls sahn.
Darf sie der Götterscene nahn?
Sie darf. Ein Zefyr schwebt voran
Und zieht den Vorhang weg. O göttliches Vergnügen!
Auf Blumen, welche, leicht wie Geist
Und hell wie Luft, ein sanfter Quell befleuſst,
Sieht sie die Huldgöttinnen liegen.
Wie schön gruppiert! Wie reitzend schwesterlich!
Zum Spiel beschäftigt, Blumenketten
Um lose kleine Amoretten
Zu winden, welche schmeichelnd sich
Um jeden runden Arm und weiſsen Nacken schmiegen,

Hier schlau versteckt aus schwarzen Locken lächeln,
Dort sich auf Lilienbusen wiegen,
Und ihre rege Gluth mit goldnen Schwingen fächeln.

Ein Mahler möcht' ich seyn, wie dieser Augenblick
Auf Psychen wirkte auszudrücken!
Dieſs süſse Schaudern, dieſs Entzücken
Gemahlt von Guido — welch ein Stück
Die Dresdner Gallerie zu schmücken!
Doch dazu wählt' ich mir den schönern Augenblick,
Da sie, entdeckt vom ganzen kleinen Schwarme
Der Götterchen, den Grazien in die Arme
Getragen wird, und (was ihr süſses Staunen mehrt)
Sich Schwesterchen, sich Psyche nennen hört,
An jeden holden Mund, an jede Brust gedrückt,
Der Zärtlichkeit, wovon ihr Herz erstickt,
Sich überlassen darf, und küssend und geküſst
Vernimmt, daſs alles hier um ihrentwillen ist.

Indem sie unter so viel Freuden
Sich selbst vergiſst, erhascht die kleine Schaar
Den Augenblick, der ihnen günstig war
Zur Grazie sie umzukleiden.

In einem Wink steht sie gewandlos da,
Beschämt den losen Blick der Götterchen zu weiden,
Zu denen sie des Streichs sich nicht versah.
Sie schmiegt, um ihnen zu entrinnen,
In Pasitheens Brust ihr glühendes Gesicht;
Die kleine Blöde wuſste nicht
Wie viel die Grazien selbst bey dieser Tracht gewinnen.
Ein lieblich Mittelding von Ideal
Und von Natur, auch zwischen Huldgöttinnen
Noch reitzend, steht sie da, der Wahl
Des schönsten Gottes werth, der, hoch aus Rosenlüften
Auf einen Zefyr hingebückt
Im Geiste sie an seinen Busen drückt.

Und nun, da Amfitritens Grüften
Apollons goldner Wagen naht,
Entsteigen sie dem kühlen Bad.
Schon wallet von den weiſsen Hüften,
Wie Silberduft, Sokratisches Gewand [1]
Zum schönen Knöchel reitzend nieder,
Und Psychen flicht Aglajens eigne Hand

---

[1] Anspielung auf die bekleideten Grazien, welche Sokrates in seiner Jugend aus Marmor gebildet haben soll.

Die Rosen ein, die Amors kleine Brüder
Für sie gepflückt. In einem Myrtensahl
Folgt itzt dem Bad ein leichtes Göttermahl
Von Fröhlichkeit und süſsem Scherz gewürzet,
Dem Mahl ein Lied, dem Lied ein Grazientanz;
Sie tanzen nymfenhaft geschürzet
Auf kurzem Gras, bey Lunens Silberglanz,
Indeſs geschäft'ge Amoretten
Für Amors Braut ein sanftes Lager betten.

Den Grazien und den Amoretten
Schlieſst itzt auf ihren Rosenbetten
Der weiche Schlaf die Augen zu:
Nur Psychen läſst die Freude keine Ruh'
Sich an dem schönen Ort zu sehen.
Noch faſst sie nicht wie ihr geschehen;
Nur dieses einz'ge fühlet sie,
Der Ort, und was sie da gehöret und gesehen,
Sey nicht ein Spiel der Fantasie.
Was läſst nicht solch ein Anfang hoffen?
Geliebt vom schönsten Gott, und wo sie geht ein Schwarm
Von Zefyrn und von Amorinen
Und Charitinnen Arm an Arm,
Die neue Venus zu bedienen!
Wem würde nicht der Kopf von solchen Bildern warm!
Auch sieht sie schon den hellen Himmel offen,
Sieht jeden Gott verliebt in Amors Glück
Und Eifersucht in jeder Göttin Blick,

Schwimmt um und um in Glanz und Wohlgerüchen,
In Harmonie und nahmenloser Lust,
Und wird zuletzt — an Amors Brust
Vom Schlummer unvermerkt beschlichen.

Vermuthlich denken Sie — „Ich? spricht die Priesterin:
Sie selbst, wo denken Sie wohl hin,
Zu glauben, daſs bey dieser Stelle
Sich was besondres denken läſst?“

Ich meinte nur, erwiedert Alkahest,
Die Ursach' wäre ziemlich helle.
Von Amorn lieſse sich, schon seinem Rufe nach,
Ein wenig Hinterlist vermuthen.
Dient ihm sein Pfeil statt aller Zauberruthen,
Wer dächte, daſs es ihm am Willen nur gebrach?
Auch öffnet er sich Psychens Schlafgemach
Und schleicht hinzu und — schaut. — Kann Venus schöner liegen?
Wie sanft sie ruht! Wie schmeichelhaft
Die leichten Träume sich auf ihrem Busen wiegen!
Und was aus eifersücht'gem Taft
Sein irrend Auge niederziehet,
Ein Tithon hätte sich zum Jüngling dran vergafft!
Wie hätte Vater Zevs vor diesem Fuſs geknieet,

Der halb versteckt nur desto mehr verführt!
Und Amor, der aus Liebe sie entführt,
Er sah noch mehr und — wurde nicht gerührt?
Nichts scheint vom Glaublichen sich weiter zu entfernen,
Ich geb' es zu. Allein, wir werden bald
Zwey Amorn unterscheiden lernen,
Halbbrüder zwar, allein an Herkunft und Gestalt
Und Neigung wahre Gegenfüſser.
Der eine findt den Mund unendlich süſser
Der reitzend küſst, als den der göttlich spricht,
Und ihn versucht die weiseste der Musen
Vielleicht durch einen schönen Busen,
Doch sicherlich durch ihre Weisheit nicht.
Der andre sieht im schönsten aller Busen,
Nichts als — der Unschuld Wiederschein;
Ihm sind nur Seelen schön, und fänd' er an Medusen
Das Innre liebenswerth, sie würd' ihm Venus seyn.
Der Rest ist nichts warum er sich bekümmert;
Die Tugend, die durch Psychens offne Brust,
Wie durch Krystall, ihm in die Seele schimmert,
Läſst für gemeine Augenlust
Ihm keiner Sinn. — Sie lächeln einer Tugend
Die kaum mit Puppen noch gespielt?
Doch unser Amor sieht in Psychens grüner Jugend

Den Herbst bereits, den noch die Knosp' enthielt,
Und das Vergnügen selbst sein Knöspchen zu entfalten,
Ist ihm, der bloſs Platonisch fühlt,
Mehr als genug sein Herz zu unterhalten.

Indessen, ob er gleich das liebe Kind bey Nacht
Nicht in der Ruhe stören wollte,
So war er doch nicht minder drauf bedacht,
Daſs sie so schön erwachen sollte
Wie noch kein Erdenkind erwacht.
Neun Musen, rings um Psychens Bette
Gelagert, wirbelten so reitzend in die Wette,
Daſs Psyche, die davon erwacht,
Schon im Olymp zu seyn sich gänzlich überredet.

Sie sangen, wie der Krieg, der in der alten Nacht
Das ungestalte Heer der Atomen befehdet,
Auf Amors Wink der Ordnung Platz gemacht,
Wie neue Formen sich zu bilden angefangen,
Und, von der Liebe Geist geschwellt,
Voll sympathetischem Verlangen
Die Keime gleicher Art einander angehangen,
Bis durch den Ocean des Äthers Welt an Welt
Gleich Frühlingstagen aufgegangen. u. s. w.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13001/011

NADINE.

Eine Erzählung in Priors Manier.

1762.

„Nadine, komm, und misch in deinen Kuſs
Den Zauberton, der Filomelens gleichet,
Indeſs die Nacht mit unbemerktem Fuſs
Den jungen Tag in Florens Arm beschleichet.

„Ein Augenblick wird schon zu theu'r versäumt;
Sie fliehn, sie fliehn mit Flügeln an den Füſsen,
Die Stunden fliehn, die unter unsern Küssen
Ein Quincika 1) am Quell der Lust verträumt.

„Hat meinen letzten Hauch dein Mund einst aufgeküſst,
Was folget uns ins öde Reich der Schatten?
Ach! die Erinnerung was wir genossen hatten
Ist mehr vielleicht als dann uns übrig ist."

---

1) Aus Bokaz und La-Fontäne bekannt.

So spricht Amynt, und drückt, indem er's spricht,
An ihren Schwanenhals sein glühendes Gesicht,
Und fühlt, vom Arm der Liebe sanft umwunden,
Den ganzen Werth der eilenden Sekunden.

Mit Augen, wo die Traurigkeit
In süſse Wollust schmilzt, verschämt, doch hingerissen
Von eurer Macht, Natur und Zärtlichkeit,
Entwindt sie lässig nur sich seinen heiſsen Küssen.

Die schlaue Nacht zieht jüngferlich bescheiden
Ein Wölkchen, wie vom dünnsten Silberflor,
Dem Seitenblick der spröden Luna vor;
Ein Rosenbusch wächst schnell um sie empor,
Und ungesehn umflattert sie ein Kor
Von Liebesgöttern und von Freuden.

Nur Einer aus der kleinen Schaar
Ein junger Scherz, von dreisterem Geschlechte,
Den eine Grazie dem schönsten Faun gebar,
Setzt schalkhaft auf dem braunen Haar
An deiner Stirn, Nadine, sich zurechte.

Amynt wird ihn zuletzt gewahr,
Und will den losen Gaukler fangen;

Allein der Scherz, der leicht von Füſsen war,
Entschlüpft, und flieht in eins der Grübchen ihrer Wangen.

Auch hier verfolget ihn Amynt.
Nun, denkt er, soll mir's doch in ihren Lippen glücken!
Ja! wäre nicht sein Gegner schnell besinnt
Den kleinen Gott mit Küssen zu ersticken.

Er zappelt, wie ein junger Aal
Im feuchten Netz, und schlägt und sträubt sich mit den Flügeln,
Bis zwischen sanft erhabnen Hügeln
Von warmem Schnee ein dämmernd Rosenthal
Sich ihm entdeckt. — Er glitscht an einer Leiter
Von Bändern unvermerkt herab.
Umsonst! Der Mund, der keine Rast ihm gab,
Folgt ihm durch Berg und Thal, und treibt ihn immer weiter.

Wohin, o Venus, soll er fliehn?
Wo kann er zu entrinnen hoffen?
Wie soll er sich der Schmach, erhascht zu seyn, entziehn?
Wo ist noch eine Zuflucht offen?

So wie ein Reh, vom frühen Horn erweckt,
Mit raschem Lauf, der kaum das Gras berühret,
Von Bergen flieht, dann steht, die Ohren reckt,
Dann schneller eilt, vom Nachhall fortgeschreckt,
Und sich zuletzt in einen Hain verlieret,
Wo krauser Büsche Nacht ihm seinen Feind versteckt:

So eilt der schlaue Scherz, ganz athemlos vor Schrecken,
So leis' er kann in eine Freystatt sich,
Wo ihn sein Jäger sicherlich
Nicht suchen werde, zu verstecken.

Der Flüchtling glaubt, in Pafos tiefstem Hain,
Wo, unentdeckt sogar bey Sonnenschein,
Sich Amor oft an Spröden schon gerochen,
Glaubt in Cythereus Heiligthum,
In Dädals Labyrinth, ja im Elysium
Nicht sicherer zu seyn als wo er sich verkrochen.

Allein der Liebesgötter Schaar
Die, Bienen gleich, doch unsichtbar,

In Trauben an Nadinens Wangen,
An ihrem Rosenmund, an ihrem Busen
hangen,
Bemerkten bald die reitzende Gefahr,
Und schrien laut — als es zu späte war:
Ach! Brüderchen, du bist gefangen!

ERDENGLÜCK.

AN CHLOE.

1766.

Hüpfend, wie das Blut in deinen Adern, scherzet,
Chloe, deine Seel' ihr Daseyn hin;
Keine Ahndung ferner Übel schwärzet
Deinen freyen unbewölkten Sinn;
Alles, däucht dir, ist wie deine Wangen
Rosenroth; gleich Liebesgöttern hangen
Tausend Hoffnungen, von brütender Begier
Sanft entfaltet, gaukelnd über dir.
Jeder Wunsch, der mit Vergnügen schmeichelt,
Scheint dir schuldlos: du erfuhrst noch nicht,
Daſs der Schmerz sich oft zu Wollust heuchelt,
Und die Hoffnung stets zu viel verspricht.

Ach! warum, o Chloe, sind's nur Träume,
Wenn die Fantasie, mit eitler Schöpfungskraft,
Goldne Welten um uns her erschafft?
Lauter Lust, wohin das Auge gafft,
Lauter Rosen, lauter Myrtenbäume;
Göttertisch von Grazien gedeckt,
Nektar aus Tokay in allen Flüssen,
Schlaf auf Schwanen, den zu stillen Küssen
Amor oft, die Sorge niemahls, weckt;
Lauter Feste, Tänze, frohe Spiele,
Lauter Unschuld, Eintracht, Zärtlichkeit,
Kurz, der Menschen ganze Lebenszeit
Ein Gewebe lieblicher Gefühle —
Welch ein Traum! —

Warum (so ruft, entzückt
Von Nanett' im kurzen Unterrocke,
Tristram aus, indem des Mädchens schwarze Locke
Sich im ungelernten Tanz entstrickt,
Und ihr lächelnd Aug' unwissend Liebe blickt)
„Ach! warum, du, dessen Wohlbehagen
Unsre Freuden schafft und unsre Plagen,
Kann nicht hier ein Mann sich in der Freude Schoofs
Niederlegen, tanzen, singen, und sein Pater sagen,
Und gen Himmel mit Nanetten gehn?“

Eitler Wunsch! vielleicht verzeihlich im Entstehn,
Aber dem Gesetz der ernsten Weisheit — Sünde!
Ein Verhängniſs, dessen dunkle Gründe
Wir vielleicht in bessern Welten sehn,
Findt für diese Welt ein reines Glück zu schön,
Mischt in jeden Tropfen Lust geschwinde
Zwey von Bitterkeit, gefällt sich, (wie es scheint)
Jede Hoffnung selbstgewählter Wonne,
Wenn zu unsern Wünschen alles sich vereint,
Plötzlich zu verwehn, erfindet jedem Morgen,
Der uns Lust verhieſs, unvorgesehne Sorgen,
Giebt die Unschuld oft der Bosheit, dem Betrug
Preis, und lohnt die Treu' mit einem Aschenkrug.

Chloe, hoffe nicht, daſs innerhalb dem Kreise,
Der den Erdball von dem Sternenfeld
Trennt, die Wonn' uns je ihr himmlisch Antlitz weise!
Ach! sie sinkt nicht bis zur Unterwelt!
Alle diese schönen Luftgesichte,
Deren Nahme deine junge Brust
Überwallen macht, sind bloſse Schaugerichte,
Leichte Träum' unwesentlicher Lust!

Freundschaft, Liebe! ach! euch lassen
uns die Götter
Nur von fern aus offnem Himmel sehn;
Diesseits her versetzt, sind eure Früchte —
Blätter,
Die mit leerem Schmuck das Auge hintergehn!

CELIA AN DAMON.

Nach dem Englischen.

Collection of Poems Vol. III. p. 140.

Nein, Damon, länger soll mein Mund
Dich nicht um deinen Sieg betrügen!
Aufrichtig als ich widerstund
Sollt' ich unedel unterliegen?

Du triumfierst! Was hälf' es mir,
Wenn ichs noch länger mir verhehle?
Ach! diese Spiegel meiner Seele
Verrathen mein Geheimniſs Dir!

Ja, Damon, ja, du triumfierest,
Mein Herz ergiebt sich, es ist dein:
Doch laſs, o laſs genug dir seyn
Daſs du es unumschränkt regierest.

Nimm zum Beweise diesen Kuſs,
Den ersten den ein Mann von mir davon getragen;
Nur fodre nicht — ich wär' es zu versagen
Vielleicht zu schwach — was ich versagen muſs.

Laſs, theurer Jüngling, nicht vergebens
Der Tugend letzten Seufzer seyn!
Das Glück, die Ruhe meines Lebens
Steht nun bey dir, bey dir allein.

Zwar hab' ich gegen dich Entschlieſsungen genommen,
Und Engel hörten meinen Schwur;
Doch, bester Damon, laſs es nur,
O laſs es nicht — zur Probe kommen!

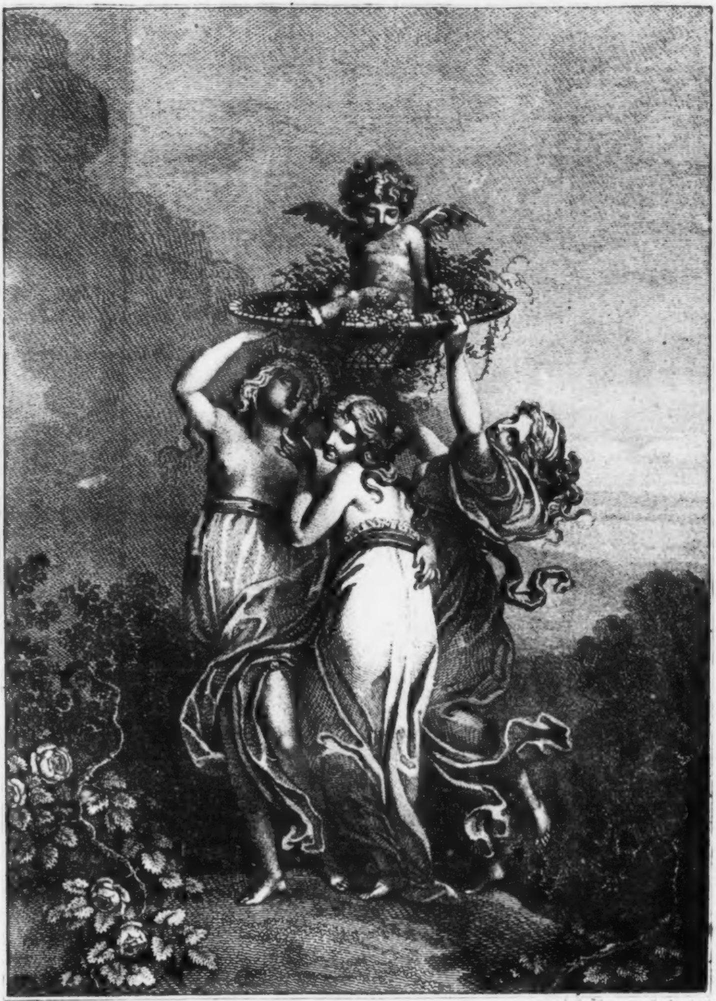
Sey Du vielmehr der Genius
Der Unschuld, die in deinen Schutz sich giebet,
Und die nur darum zittern muſs,
Weil sie dich über alles liebet!

ENDE DES NEUNTEN BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek

Leipzig

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H Ramberg delin

C. G. Krüger sculp. [illegible]

DIE GRAZIEN.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ZEHNTER BAND

DIE GRAZIEN.
KOMISCHE ERZÄHLUNGEN.
KOMBABUS.
SCHACH LOLO.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

DIE GRAZIEN.

Ein Gedicht in Sechs Büchern.

1769.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

AN DANAE.

Geschrieben im Jahre 1769.

Ich weiſs nicht, woher Sie es nehmen, schöne Danae, daſs ich mehr von den Grazien wissen müsse als ein andrer: genug, Sie wollen es so, und Sie bedienen Sich eines meiner eigenen Grundsätze, um alle die Bedenklichkeiten zu vernichten, die ich mir darüber machen könnte, Ihnen, die mit allen Ihren Vortrefflichkeiten doch nur eine Sterbliche sind, die Geheimnisse meiner geliebten Göttinnen zu verrathen.

„Der poetische Himmel (sagen Sie) hat, wenn ich Ihnen selbst glauben darf, ganz andere Gesetze des Wohlanständigen, als diejenigen, wornach menschliche Sitten und Handlungen beurtheilt werden. Die Göttin der Liebe hat keine Ursache zu erröthen, daſs sie den Adonis zum Glücklichsten unter den Sterblichen gemacht hat. Gesetzt also auch, Sie wüſsten von ihren Grazien mehr, als eine Sterbliche gern von sich wissen lieſse, so würd' es doch keine Unbescheidenheit seyn —"

Verzeihen Sie mir, Danae! Warum sollten die Grazien nicht eben so wohl ihre Mysterien haben, als Isis und Ceres? Und sollt' es einem Dichter zu verdenken seyn, wenn er zu gewissenhaft wäre, die Geheimnisse der liebenswürdigsten Göttinnen vor profanen Augen aufzudecken?

Doch, dieſs ist hier der Fall nicht! Vor Ihnen, schöne Danae, können die Grazien keine Geheimnisse haben wollen; oder welche Sterbliche dürfte sich Hoffnung machen zu selbigen zugelassen zu werden, wenn diejenige nicht dazu berechtigt wäre,

Die, mit dem Gürtel der Venus geschmückt,
Die Seelen fesselt, die Augen entzückt?

Nein, Danae! wenn Ihrem Verlangen nicht genug geschieht, so muſs es bloſs daher kommen, weil ich mit diesen reitzenden Gespielen Amors und der Musen nicht so vertraut bin, als es Ihnen beliebt vorauszusetzen.

In ganzem Ernst, ich besorge, es ist mehr als Bescheidenheit in diesem Geständnisse. Warum, ich bitte Sie, warum wenden Sie Sich nicht an einen Dichter, von welchem Sie stärkere Beweise haben, daſs ihm die Grazien hold sind? — Sie denken doch nicht, daſs ich den Kardinal von Bernis meine? Nein! dem Abbé mocht' es erlaubt seyn, von ihnen zu singen; aber dem Bischof, dem Kardinal — Wer weiſs? sagen Sie. Er mag immer der feinste Konklavist, der geschmeidigste Hofmann, und ein Meister in der Kunst, die zwey groſsen Nebenbuhlerinnen um die Herrschaft der Welt mit einander zu vergleichen, seyn: ich wollte doch nicht dafür stehen, was er thun würde, wenn ihn die Grazien Homers, die er als Abbé so schön besang, den Grazien des heiligen Thomas ungetreu machen wollten!

Wie dem auch seyn mag, genug, Sie wollen keine Französischen Grazien; sonst würd' ich Ihnen den angenehmen Dichter vorschlagen, der Zelis im Bade so reitzend gesungen, und die Deutsche Selima durch seine Nachahmung verschönert hat. Sie wollen die Griechischen Grazien, die Grazien, die den Anakreon singen, den Xenofon schreiben, den Apelles mahlen lehrten, die Grazien, denen Platon opferte, und die sein Meister geschnitzt hatte, diese wollen Sie besungen haben, und in unsrer Sprache!

Gut! und Sie wenden Sich nicht an den Dichter der Grazien?

„Meinen Sie Gleim oder Jacobi?“

Ich danke Ihnen für diesen Zweifel, Danae; er vergütet das Unrecht, das ich einem von beiden gethan hätte; ich, der stolz darauf ist, beide meine Freunde zu nennen, und es so gern der spätesten Nachwelt sagte, dafs wenigstens drey Dichter in unsern Tagen gelebt haben, welche sich so liebten, wie die schwesterlichen Musen sich lieben; drey Dichter,

Die, von den Grazien selbst mit Schwesterarmen umschlungen,
Von gleicher Liebe der Musen beseelt,
Zur Dame ihrer Gedanken die freundliche Weisheit gewählt,
Die glücklicher macht und Witz mit Empfindung vermählt,
Und schönen Seelen, sich selbst, und bessern Zeiten gesungen.

In der That, Danae, ich habe Lust, Sie zu einem oder dem andern von meinen Freunden zu weisen, oder vielmehr an beide zugleich. Amöbäische Lieder von Gleim und Jacobi, und die Grazien der Inhalt! Was für Lieder würden das seyn! Würdig, von Filaiden gesungen, und, von den seelenvollen Fingern einer D**n oder G**g auf dem melodischen Klavier begleitet zu werden.

Aber Sie wollen Sich nicht abweisen lassen, Danae! Sie wollen zu keinem Wettstreit von poetischer Bescheidenheit Anlaſs geben. Gleim und Jacobi, sagen Sie, würden mich an den Vater der Musarion zurück weisen, und am Ende würde niemand dabey verlieren als ich.

Wohl! Sie verdienen für Ihren Eigensinn durch — meinen Gehorsam bestraft zu werden; und auf der Stelle sollt' es geschehen, wenn es nur auf einen muntern Entschluſs ankäme. Aber die Geschichte der Grazien zu schreiben, setzt Offenbarungen voraus, die nur von ihnen selbst herrühren können. Und glauben Sie wohl, daſs diese Göttinnen so fertig sind, einem jeden zu erscheinen, der ihnen ruft? Ich besorge sehr, daſs sie manchem, der vertraulich genug von ihnen spricht, ganz unbekannte Gottheiten sind. Nichts ist freylich leichter als immer von Pierinnen und Charitinnen zu schwatzen, und auf allen Seiten Musen und Busen zusammen zu reimen. Das giebt einem doch die Miene, als ob man mit den Grazien, und den Musen, und den schönen Busen wenigstens so bekannt sey, als die Dichter, welche Günstlinge der ersten sind, und die Lieblinge der letzten zu seyn verdienen. Aber ich wollte für mehr als Einen dieser guten Sänger schwören, daſs die Muse, die ihn begeistert, mit ihren Grazien und mit ihrem Busen, weder mehr noch weniger als eine — Trulla oder Maritorne ist.

Das mag seyn, sagen Sie: aber man wird doch, ohne Ihrer Bescheidenheit Gewalt anzuthun, voraussetzen dürfen, daſs Sie von dieser Seite keine Vorwürfe zu besorgen haben? —

Stille, schöne Danae! Sie sollen alles wissen, was mir eingegeben werden wird. Aber erst lassen Sie uns, als Platons echte Schüler, den Grazien opfern, ohne welche, und Amorn, und die lächelnde Venus, unser Vorhaben nicht von Statten gehen kann.

DIE GRAZIEN.

ERSTES BUCH.

ERSTES BUCH.

Die Menschen, womit Deukalion und Pyrrha das alte Gräcien bevölkerten, waren anfänglich ein sehr rohes Völkchen; so, wie man es von Leuten erwarten mag, die aus Steinen Menschen geworden waren.

Sie irrten, mit Fellen bedeckt, in dunkeln Eichenhainen,
Der Mann mit der Keule bewehrt, das Weib mit ihren Kleinen
Nach Affenweise behangen; und sank die Sonne, so blieb
Ein jedes liegen, wohin der Zufall es trieb.

*

Der Baum der ihnen Schatten gab,
Warf ihre Mahlzeit auch in ihren Schooſs herab;
Und war er hohl, so wurde bey Nacht
Aus seinem Laub ihr Bett in seine Höhle gemacht.

Ich weiſs nicht, Danae, wie geneigt Sie Sich fühlen, es dem Verfasser der Neuen Heloise zu glauben, daſs dieses der selige Stand sey, den uns die Natur zugedacht habe. Aber, wenn wir alle die Übel zusammen rechnen, wovon diese Kinder der rohen Natur keinen Begriff hatten, so ist es unmöglich, ihnen wenigstens eine Art von negativer Glückseligkeit abzusprechen.

Und ein Dichter — was können wir Dichter nicht, wenn wir uns in den Kopf gesetzt haben, einen Gegenstand zu verschönern?

Auch, hätte nicht der Mahler und Poet
Das Recht, ins Schönere zu mahlen,
Wo bliebe die Magie des schönen Idealen,
Das Übermenschliche, wovon die Werke
strahlen,

Vor denen still entzückt der ernste Kenner steht?
Der Reitz, wozu die rohe Majestät
Und Einfalt der Natur das Urbild nie gegeben,
Die Danaen, die Galatheen und Heben?

Das heiſst ein wenig ausgeschweift, schöne Freundin; denn ich wollte Ihnen nur sagen, das Original zum goldnen Alter der Dichter sey vielleicht nichts besseres gewesen, als der Stand solcher Wilden,

Die ohne zu pflanzen, zu ackern, zu säen,
Mit Müſsiggang sich, auf Kosten der Götter, begehen;

wie Homer von den alten Bewohnern des schönen Siciliens sagt.

Soll ich Ihnen eine Probe geben, wie ein Dichter diesen Stand verschönern würde?

Wo ist der Mann, der sich in seinem Stande
Zu wohl gefällt,
Um, wenigstens im Nachtgewande,
Sich nicht ganz leise zurück in eine Welt
Zu sehnen, wo Mutter Natur, wohlthätig wie Urgande,

Die beste der Feen, es auf sich selbst noch nahm,
Das Glück von ihren Kindern zu machen;
Wo frey von Gesetzen, Bedürfniſs und Gram,
Den Glücklichen, unter geselligem Lachen,
Beym ewigen Fest, in Lauben von wildem Schasmin,
Der Stunden zirkelnder Tanz Ein seliger Augenblick schien?

Die Götter selbst, gelockt von sanfterm Glücke, stiegen
Aus ihren Sfären herab, und theilten ihr Vergnügen.
Zusehens verschönerte sich die Gegend unterm Mond,
Und lange blieb der Himmel unbewohnt.

Die Götter eifern in die Wette,
Wer zur Begabung der Natur
Am meisten beyzutragen hätte.
Die blonde Ceres deckt mit goldnen Ähren die Flur,
Mit Blumen Zefyr und Flora der Schäferinnen Bette;
Die Nymfen pflanzen für sie den labyrinthischen Hain,
Und laden die Schäfer — zum Schlummern in stille Grotten ein;

Arkadiens Pan beschützt die silberwolligen Herden,
Und läſst sie oft vervielfacht werden;
Indeſs von traubenvollen Höh'n
Der neu erfund'ne Wein, der Erde Nektar, rauschet,
Und Bacchus unterstützt vom lachenden Silen,
Der Hirten frohes Erstaunen belauschet.

Dem Gott der Dichter kam sogar
Die Grille, die seitdem den Dichtern eigen war,
Als Seladon sich zu verkleiden,
Und, unerkannt, in blonder Hirten Schaar,
Die Herden des Admet, der schönste Hirt, zu weiden.
Ihn macht sein Witz, der ihren rohen Freuden
Veränderung und Feinheit giebt,
Den guten Schäfern bald beliebt,
Vermuthlich auch den Schäferinnen;
Er lehrte sie der schönen Künste viel,
Manch Liedchen, manchen Tanz, und manches kleine Spiel
Mit Pfändern Küsse zu gewinnen.

Was sagen Sie, Danae? Wie manch liebliches Gemählde würd' uns nicht ein poetischer Watteau aus diesen ohne Ordnung hingeworfnen Bildern zusammen setzen? — Was für glückliche Leute die Menschen des goldnen Alters waren!

Ihr ganzes Leben ist Genieſsen!
Sie wissen nicht, (beglückt, es nicht zu wissen!)
Daſs auſser ihrem Stand ein glücklich Leben sey;
Und träumen, scherzen, singen, küssen
Ihr Daseyn unvermerkt vorbey.

Wer sollte denken, daſs jene Autochthonen, (erschrecken Sie nicht vor dem gefährlichen Worte!) jene rohen Kinder der Mutter Erde, die wir, mit zottigen Fellen bedeckt, unter Eichen und Nuſsbäumen herum liegen sahen, — Geschöpfe, die in diesem Zustande den groſsen Affen in Ostindien und Afrika nicht so gar ungleich sehen mochten, — und diese glücklichen Kinder des goldnen Alters, eben dieselben seyn sollten?

Aber wie hätten sie auch etwas besseres seyn können, ehe sich die Grazien mit den Musen vereinten, um Geschöpfe, welche die Natur nur angefangen hatte, zu Menschen auszubilden; sie die Künste zu lehren, die das Leben erleichtern, verschönern, veredeln; ihren Witz zugleich mit ihrem Gefühl zu verfeinern, und tausend neue Sinne dem edlern Vergnügen in ihrem Busen zu eröffnen?

Die Grazien waren in diesen Zeiten noch unbekannt.

Kein Dichter hatte sie noch mit aufgelöstem Gürtel
Am stillen Peneus tanzen gesehn;
Im schönsten Thale der Welt entzog sie die ländliche Hütte
Den Augen der Götter und Sterblichen noch.

„Und wie so?“ Fragen Sie —

In der That war die Sache ein Geheimniſs. Ihre Mutter hatte vermuthlich Ursachen. Aber, da diese Ursachen längst aufgehört haben, und da ich Ihnen, schöne Danae, vielleicht noch geheimere Dinge verrathen werde, so sollen Sie alles wissen.

Sie müssen von den Dichtern oft gehört haben, daſs Venus die Mutter der Grazien sey; aber nicht jedermann kennt ihren Vater. Man hat verschiedentlich von der Sache gesprochen. Hier haben Sie die Anekdote frisch von der Quelle.

Als die neu entstandene Venus, von Himmel und Erde mit verliebtem Entzücken angeschaut, den Wellen entstieg, konnten die Götter nicht einig werden, welchem von ihnen sie zugehören sollte. Das kürzeste wäre gewesen, die junge Göttin der Wahl ihres eigenen Herzens zu überlassen. Aber so schüchtern macht die Liebe, daſs keiner von den Göttern sich liebenswürdig genug glaubte, den Vorzug vor seinen Nebenbuhlern zu erhalten. Eben so wenig konnten sie sich entschlieſsen, das Loos den Ausspruch thun zu lassen. Die Sache blieb also eine geraume Zeit unentschieden, und würde vielleicht immer so geblieben seyn, wenn nicht endlich Momus den Einfall gehabt hätte: um Alle zufrieden zu stellen, könnte man nichts besseres thun, als sie dem Häſslichsten geben.

Der Einfall wurde mit allgemeinem Klatschen aufgenommen. Vulkan war der Glückliche; und die Götter machten sich an seiner Hochzeit so lustig, als ob jeder seine eigene beginge.

Der gute Vulkan! Er schmeichelte sich — Aber was für einen Grund konnt' er auch haben, sich zu schmeicheln? — Die Tugend der Liebesgöttin? Welch ein Grund!

Doch desto besser für ihn, daſs er in diesem Stücke wie viele Sterbliche dachte!

Venus hatte indessen daſs die Götter unschlüssig waren ihre Zeit nicht verloren. Sie war ganz heimlich — Mutter der Grazien geworden. Hören Sie, wie es zuging!

Noch hatte sie Amathunt nicht zu ihrem Sitz erkiest;
Zu jung, sich die Lust des Wechsels zu versagen,
Lieſs sie, die Welt zu sehn, und, wie natürlich ist,
Gesehn zu werden von ihr, auf einem schönen Wagen
Bald da bald dorten hin
Von ihren Schwanen sich ziehn.
Die Zefyrn flattern voran, mit Blumen jedes Gestad,
Wohin sie absteigt, dicht zu bedecken,
Und jedes einsame Bad,
Worin sich die Göttin erfrischt, umweben Rosenhecken.

Alle diese reitzvollen Gegenden, welche noch immer in den Werken der Griechischen und Römischen Dichter blühen, die schönen Ufer des Eurotas und die Thessalische Tempe, das blumichte Enna, durch

Proserpinens Entführung berühmt, der aromatische Hybla, das rosenvolle Cythere, und die wollüstigen Haine von Dafne, deren Reitz mächtig genug war, selbst den stoischen Markus Antoninus eine Zeit lang der Sorgen für die Welt vergessen zu machen, — kurz, die schönsten Örter der Welt hatten ihre Vorzüglichkeit diesen Lustreisen der jungen Venus zu danken. Keiner wurde ohne Merkmahle ihrer Gegenwart gelassen. Irdische Paradiese, und Inseln, gleich den Inseln der Seligen, blühten unter ihren Blicken auf. Ein ewiger Frühling nahm davon Besitz. Wildnisse verwandelten sich in Hesperische Gärten, und allenthalben boten Myrtenwäldchen oder Rosenbüsche den Liebenden ihren Schatten an.

Denn auch die Halbgötter, welche damahls noch die Erde bewohnten, und vornehmlich die Menschen, erfuhren die Wirkungen ihrer Gegenwart.

Die Nymfe, sonst zu spröd, um einem männlichen Schatten
Nur im Vorübergehn die Freyheit zu gestatten
Sich mit dem ihrigen zu gatten,
Schmilzt plötzlich in Gefühl, und irrt beym Mondenlicht

In eines alten Hains nicht allzu sichern Schatten:
Ein Faun mit offnem Arm und glühendem Gesicht
Eilt auf sie zu, und sie, sie fliehet — nicht.

*

Der Schäfer, der zu Chloens Füſsen
Von Liebesschmerzen halb entseelt
Ihr seine Leiden vorgezählt,
Gedroht, er werde sterben müssen,
Geseufzt, geweint, und stets ihr Herz verfehlt,
Wird plötzlich kühn, fängt an zu küssen;
Und sie, anstatt auf Einen Blick
Ihn, wie er wähnte, todt zu schieſsen,
Dreht lächelnd sich von seinen Küssen,
Und giebt sie endlich gar — zurück.

*

Und Tithon, den Aurorens schöne Brust
Und seelenvoller Blick vergebens
Ins Daseyn rief, erwacht zur längst entwohnten Lust,
Und sucht in ihrem Blick, auf ihrer schönen Brust
Zum letzten Mahle die Freuden des Lebens.

Vor allen andern Gegenden der Welt liebte Venus die anmuthsvollen Gefilde, die sich am Fuſse des Syrischen Amanus verbreiten; Sie erwählte die junge Göttin, die Scene ihrer schönsten Siege zu seyn.

Hier war es, wo sie einst den jungen Bacchus fand, den Sohn Jupiters und der schönen Semele, den die Hyaden in einer Grotte des Berges Nysa erzogen hatten. Sie fand ihn, müde von der Jagd, auf Efeu und Rosen liegen.

O! könnt' ich ihn mahlen, Danae! Ihr eigenes Herz sollte Ihnen dann sagen, was die junge Göttin der Liebe bey seinem Anblick empfand.

„So versuchen Sie es wenigstens!" —

Ich will, wofern Sie mir erlauben, daſs ich die Farben zu meinem Gemählde von Winkelmann borge.

So eben betrat er die Grenzen
Des wollustathmenden Lenzen
Der ewigen Jünglingschaft.
Sein Athem glich den Lüften

Worin sich Rosen verdüften,
Und seine wallenden Hüften
Bläht jugendliche Kraft.

*

Zärtlichkeit und süſse Schalkheit blitzen
Aus den schwarzen Augen; und, wie zarte Spitzen
Junger Pflanzen, drückt der Keim der Lust
Sanft hervor aus seiner Rosenbrust.

Kurz — Sie kennen ja das schönste Lied des Gleims der Griechen? — Anakreon hätte seinen Bathyll zu sehen geglaubt.

Er lag in der grünlichen Nacht
Vom schönsten Myrtenbaume
Halb schlummernd, halb erwacht,
In einem entzückenden Traume,
Und schien die Bilder, die noch um seine Augen lachen,
Zu sammeln und sich wahr zu machen.

Hätte der Zufall beide junge Götter in einem günstigern Augenblick überraschen können? Und wie hätte die Göttin der Liebe —

sagen Sie, Danae! — wie hätte sie einem so lieblichen Knaben nicht gewogen werden sollen?

Cythere war schön und empfindlich;
Und Bacchus empfindlich und schön.
Wie konnt' es anders ergehn?
Sie lieben, so bald sie sich sehn.
Baumgarten beweist es uns gründlich,
Es konnte nicht anders ergehn!

Die junge Venus war nie so schön gewesen als in diesem Augenblicke. Sie, die den Geist der Liebe über alles ausgoſs was ihre Blicke berührten, hatte selbst noch nie geliebt. Ein Seufzer, der erste, der mit wollüstigem Schmerz aus ihrer erröthenden Brust empor arbeitete, sagt' ihr, sie liebe.

Der erste Seufzer der Liebesgöttin! — Wie glücklich war der Unsterbliche, dem dieses Erröthen, dieser Seufzer ihre Rührungen gestand! Der junge Bacchus fühlte itzt zum ersten Mahle, daſs er mehr als ein Sterblicher sey. Und wohl kam es ihm! Kein Sterblicher hätte die Gewalt des Entzückens ertragen können, mit welchem er in ihre Arme flog.

Vergessen Sie nicht, Danae, daſs er noch beynah ein Knabe war, und so liebenswürdig, so unschuldig, und doch bey aller seiner Unschuld so verführerisch aussah, daſs es nicht möglich war, sich in Verfassung gegen ihn zu setzen.

Diana hätte vielleicht in diesem Augenblicke
Sich eben so wenig zu helfen gewuſst.
Die Göttin meint, sie drück' ihn — sanft zurücke,
Und drückt ihn sanft — an ihre Brust.

Die poetischen Götter sind nicht immer die Gebieter der Natur. Es giebt Fälle, wo sie ihr eben so unterthan sind als wir armen Sterblichen. Der junge Bacchus und die junge Cythere überlieſsen sich, in aller Unschuld der Unerfahrenheit, den süſsen Empfindungen, deren Gewalt sie zum ersten Mahle fühlten.

Seyn Sie ruhig, Danae! — Ich unterdrücke wirklich ein halbes Dutzend Verse, wiewohl es vielleicht die schönsten sind, die mir jemahls eingegeben wurden. Und doch — wenn ich dächte, Sie glaubten ich unterdrücke sie nur, weil es mir so bequemer sey —

„Nein! Nein! ich glaube nichts zu Ihrem Nachtheil; man kennt die Wärme Ihres Pinsels! Lassen Sie immer —“

Ein schönes dicht verwebtes Rosengebüsche um das Gemählde sich herziehn, das ich machen wollte; nicht wahr? —

Ihr Wink soll vollzogen werden, Danae: hier steht es!

DIE GRAZIEN.

ZWEYTES BUCH.

ZWEYTES BUCH.

Amor, — Sie kennen ihn doch, Danae?

„Und wie, wenn ich ihn nicht kennte; oder ihn nicht anders als aus den Gemählden Ihrer Freunde, oder aus alten Gemmen, oder aus den Bildern kennte, welche Daullé und Mechel nach Koypel und Vanloo von ihm gemacht haben?“

In diesem Falle würde ein Französischer Dichter sich sehr höflich erbieten, Sie näher mit ihm bekannt zu machen. Aber ich — alles, was ich für Sie thun könnte, wäre, daſs ich Sie bedauerte.

Amor also verlor sich einst — er war noch sehr jung — auf einer seiner Wanderungen in einem Gehölze von Arkadien. Müde warf er sich unter einen wilden Myrtenbaum, und entschlief.

Hyacinthen, Lotus, Violetten,
Trieb die Erde, Amorn sanft zu betten,
Unter ihm hervor,
O! wie schön er lag! die Blumen hielten,
Gleich als ob sie seine Gottheit fühlten,
Federn gleich den Schlafenden empor.

Wenn Ihnen die Verse gefallen sollten, Danae, so bedanken Sie Sich dafür beym Homer, der dem Vater der Götter ein ähnliches Lager bereitet, als Juno ein Mittel fand, ihn vergessen zu machen dafs sie seine Gemahlin sey.

Als Amor erwachte, fand er sich von drey jungen Mädchen umgeben, aber den artigsten, lieblichsten Mädchen, die er jemahls gesehen hatte.

Beym ersten Anblicke hätte man sie für drey Nachbilder des nehmlichen Urbildes gehalten, so ähnlich sahen sie einander.

Sie waren um Abendzeit ausgegangen, Blumen zu hohlen, womit sie das Lager ihrer vermeinten Mutter zu bekränzen pflegten.

Dort sind eine Menge Blumen, rief die kleinste, indem sie nach dem Orte hinhüpfte, wo Amor schlief. Stellen Sie Sich vor, wie angenehm sie erschrak, als sie unter den Blumen den kleinen Gott erblickte!

Schwestern, (rief sie, doch nur mit halber Stimme,
Um den kleinen Schläfer nicht aufzuwecken)
Was ich sehe! O Schwestern, helft mir sehen!
Ein — wie nenn' ichs? — Kein Mädchen, doch so lieblich
Als das schönste Mädchen, mit goldnen Flügeln
An den runden lilienweiſsen Schultern.
Auf den Blumen liegt es, wie Sommervögel
Sich auf Blumen wiegen! In euerm Leben
Habt ihr so was liebliches nicht gesehen!

Die Schwestern eilten herbey. Alle drey standen itzt um den kleinen schlafenden Gott, und betrachteten ihn mit süſser Verwunderung.

„Wie schön es ist! wie roth sein kleiner Mund!
Die gelben Locken wie kraus! Sein weiſser Arm wie rund!
O seht! es lächelt im Schlaf! — Und Grübchen in beiden Wangen
Indem es lächelt — Aglaja, wir müssen es fangen

Eh' es erwacht und uns entfliegt!“ — Es
fangen,
Du kleine Närrin! und was
Damit machen? — Welche Frag' ist das!

Kurzweil, liebe Schwester, soll's uns machen,
Mit uns spielen, scherzen, singen, lachen,
Schwestern, meint ihr nicht?
O so seht ihm nur recht ins Gesicht!
Unschuld lacht aus jedem Zug und Freude;
O! gewiſs, es thut uns nichts zu Leide!
Oder meinet ihr nicht?

Aber, o Diana! — rief die kleinste der Schwestern, was seh' ich! Einen Bogen, und einen Köcher voll kleiner goldener Pfeile, unter den Blumen verstreut. Mich schauert!

„Ach Schwestern, wenn es Amor wäre?
Wie würd' es uns ergehn!“
Nein, Pasithea, nein! Zum Amor ist's zu schön!
Wo hast du ein Gesichtchen gesehn
Wie dieſs? Es machte dem schönsten Mädchen
Ehre!

Der kleine Drache sollt' es seyn,
Von dem die Mutter spricht, er nähre
Von Mädchenherzen sich? Nein, Pasithea, nein!

Es schreckte wenn es Amor wäre;
Und dieſs ist lauter Reitz: es kann nicht Amor seyn!

Mein Herz klopft mir vor Angst, sprach die sanfte Pasithea. Die kleine Unschuldige! Es war nicht Angst, was in ihrem jungen Herzen klopfte; Liebe war's.

Kommt, Schwestern, sagte Aglaja; das Sicherste ist, wir fliehen.

Redet nicht so laut, flüsterte ihnen die muntre Thalia zu, welche sich nicht entschlieſsen konnte, den kleinen Gott zu verlassen. Was es auch seyn mag, dieſs bin ich gewiſs, daſs es uns kein Leid zufügen wird.

Aber, wenn es Amor wäre? wiederhohlte Pasithea: das Sicherste ist, wir fliehen.

Schwestern, erwiederte jene, mir fällt was ein:

Wie wenn wir ihn mit Blumen bänden?
Ihn um und um an Arm und Bein
Mit Fesseln von Efeu und Rosen umwänden?
Dann möcht' es immer Amor seyn!

Er möchte zappeln, wüthen, dräun,
Wir hätten ihn in unsern Händen!
Wir würden seine Pfeile zerbrechen,
Und lieſsen ihn nicht frey, er müſst' uns erst versprechen,
Fromm wie ein Lamm zu seyn.

Der Einfall gefiel den Schwestern. Sie nahmen ihre Kränze ab, flochten noch frische dazu, und umwickelten ihm Arme und Flügel und Füſse so gut damit, daſs alle Stärke dieses kleinen Bezwingers der Götter und der Menschen nicht vermögend war, sich los zu reiſsen, als er erwachte.

Sie hatten sich hinter einer Rosenhecke verborgen, um sein Erwachen zu belauschen. Aber sie lieſsen ihn nicht lange im Wunder, wer ihm den losen Streich gespielt habe. Ihr Lachen verrieth sie. Amor erblickte sie hinter der Hecke, und sein Herz hüpfte vor Freude; denn so liebliche Mädchen hatt' er nie gesehen, seit er Amor war. Er rief ihnen in dem Tone, den er annimmt, wenn er verführen will, zu:

Schöne Nymfen, o helft mir armen Knaben!
Laufet nicht davon!
Ich bin Amor, Cytheräens Sohn,

Der sich hier in euerm Hain verlief.
Faunen müssen mich so gebunden haben,
Da ich unbesorgt in meiner Unschuld schlief.

Höret ihr, was er sagte? flüsterte Aglaja ihren Schwestern zu: er verräth sich selbst.

Aber er bittet so schön, sagte die sanfte Pasithea: wir wollen doch zu ihm hingehen; er ist so fest gebunden, daſs er uns nichts thun kann.

So bist du Amor? fragte ihn Thalia lächelnd.

„Ja, schöne Nymfe, ich bin Amor, der Gott der Liebe, der Gott der süſsesten Freuden; und nie fühlt' ich so vollkommen, daſs ich es bin, als seitdem ich euch sehe.“

Du bist ein kleiner Schmeichler, versetzte das Mädchen: aber du sollst uns nicht beschwatzen! Eben weil du Amor bist, binden wir dich nicht los.

„Und warum nicht, weil ich Amor bin?“

Wir müssen dir erst deine Pfeile zerbrechen. —

„Meine Pfeile müſst ihr erst zerbrechen?
Und was that ich euch?
Ist euch lieben ein so groſs Verbrechen?
Doch, zerbrecht sie nur, es gilt mir gleich!
Kann ich doch mit euern schönen Blicken
Statt der Pfeile meinen Köcher schmücken!“

Er begleitete diese Schmeicheley mit so zärtlichen Bitten, daſs die guten Mädchen unschlüssig wurden, was sie thun sollten.

Wenn er Amor ist, sagten sie leise zu einander, so müssen zwey Amorn seyn. Dieser hier sieht dem gar nicht ähnlich, vor welchem uns die Mutter zu warnen pflegt. Er sieht so freundlich, so unschuldig aus! Ich dächte wir bänden ihn los?

„Aber wenn er uns davon flöge?“

Amor hörte diese letzten Worte. Nein, liebenswürdige Nymfen! Lernet die Gewalt besser die ihr über mich habt! Der bloſse Gedanke, euch zu verlassen, würde mir unerträglich seyn. Ich habe keinen andern Wunsch, als ewig bey euch zu bleiben.

„Also willst du mit uns kommen, Amor, und bey uns wohnen, und unser Gespiele seyn?“

Ja wohl will ich, sprach Amor:

> Von euch zu scheiden begehren?
> Ich müſste nicht Liebesgott seyn!
> Euch lieſs' ich im wilden Hain
> Bey Faunen und Hirten allein,
> Nach Pafos wiederzukehren?
> Nein, holde Schwestern, nein!
> Ihr seyd zu reitzend, Cytheren
> Nicht einzig anzugehören!
> Ich führ' euch bey ihr ein,
> Um ihren Hof zu vermehren,
> Und ihre Gespielen zu seyn.

Das gefiel den Mädchen. — Pafos! Der Hof der Liebesgöttin! — Nach Amorn davon zu urtheilen, muſst' es dort sehr artig seyn.

Was für ein süſses — wie nenn' ichs? — bemächtiget sich meiner, indem er spricht? flüsterte Pasithea. — Mir ist ich erwache aus einem Traume. — Ich fürcht' er hat uns bezaubert, sagte Aglaja. — Es ist unmöglich, seinem süſsen Geschwätze zu widerstehen, sagte Thalia. — Kurz, sie fingen an ihm seine Blumenfesseln abzunehmen.

Wie froh war er, da er einen seiner schönen Arme wieder frey hatte! Sie vermuthen doch, Danae, daſs der erste Gebrauch, den er davon machte, kein andrer seyn konnte, als seine Befreyerinnen — umarmen zu wollen.

Wie? du bist schon so leichtfertig, sagte **Thalia** lächelnd, und hast erst Einen Arm frey? Warte, Amor! du sollst den andern nicht haben, wo du uns nicht schwörest, daſs du sittsam seyn willst!

„Also soll ich euch keinen Kuſs geben dürfen?“

Einen Kuſs? — rief sie, indem sich ihr Gesicht mit der süſsesten Rosenfarbe überzog: —

Nein, Amor, nein!
Nein, wir müſsten's gar zu strenge büſsen,
Wenn wir uns von Knaben küssen lieſsen!
Amor, nein, das kann nicht seyn!

*

Ein Kuſs macht Schmerz,
Ich hört' es oft die Mutter sagen;
Es ist kein Scherz!
Er macht die Lippen hitzig,
Und Kinn und Nase spitzig,
Und fällt aufs Herz!

*

„Von Faunen, ja! das muſs ich selber sagen,
Da macht er Schmerz.
Allein bey mir ist nichts zu wagen,
Mein Kuſs erquickt das Herz.
Versucht es nur! ihr werdet Dank mir sagen!“

Nein, wir müssen erst die Mutter fragen;
Es ist kein Scherz!

Gut, rief Amor, mit einer kleinen trotzenden Miene, die in seinem schönen Gesichte tausend Reitze hatte: ich sehe wohl, daſs man euch wider euern Willen glücklich machen muſs. Ihr sollt bald andre Gedanken von der Sache fassen.

Er glaubte, daſs es nun sehr leicht seyn würde sich los zu machen. Aber er erfuhr das Gegentheil. Er hätte leichter diamantene Fesseln zerreiſsen können, so sehr boten diese Blumenketten aller seiner Stärke Trotz. — Was für Mädchen sind das? dacht' er bey sich selbst, indem er Blicke auf sie heftete, mit denen er in das Geheimniſs ihres Wesens dringen zu wollen schien.

Warum siehst du uns so ernsthaft an? sagte Aglaja.

„Ich frage mich selbst, welche von euch dreyen ich am meisten lieben werde?“

Und was antwortest du dir?

„Ihr seyd alle drey so liebenswürdig, daſs ich mir nicht anders zu helfen weiſs, als — euch alle drey zu lieben.“

Aber, welche von uns gefällt dir am besten?

„Die, welche sich zuerst küssen lassen wird!“

Schwestern, Schwestern, rief Aglaja mit einem kleinen Seufzer: ich besorge, es wird uns gereuen daſs wir uns mit ihm eingelassen haben.

Und doch! was sollten sie machen, die guten Kinder! Die Sonne war schon untergegangen. Sie muſsten zurück nach der Hütte; und Amorn gefesselt im Haine zurück zu lassen, war ein so grausamer Gedanke, daſs keine von ihnen fähig war, ihm nur einen Augenblick Gehör zu geben.

Komm, Amor, sagten sie, wir wollen dich los binden; aber erst muſst du uns schwören, daſs du recht artig seyn, und alles thun willst was wir dir befehlen!

Wer hätte gedacht, rief er, daſs so holdselige Mädchen so miſstrauisch seyn könnten! Doch, ich will alles was ihr wollt.

Beym schmelzenden Entzücken
Von euern sanften Blicken!
Bey diesen Blumenketten,
Und bey den Zefyretten,
Die erst im Hinterhalt
In jungen Busen liegen,
Dann, von der Liebe Gewalt
Gepreſst, mit bangem Vergnügen
In kleiner Götter Gestalt
Den schönen Lippen entfliegen!
Beym Saft der Nektartraube,
Der Spröden Lüsternheit
Und Blöden Muth verleiht!
Bey meiner Mutter Taube,
Bey Dafnens Lorberbaum,
Und bey Endymions Traum!
Bey Ariadnens Faden,
Bey Jasons goldnem Vlieſs,
Bey Meleagers Spieſs,
Und Atalantens Waden,
Bey Leda's Ey, und Danae's Gold,
Schwört euch Amor — was ihr wollt!

„Und konnten so artige Mädchen einfältig genug seyn, einen solchen Schwur verbindlich zu glauben?“

Es ist wirklich wunderbar, Danae, daſs — so viele Schönen, seit der ersten die durch Schwüre betrogen worden ist, sich noch immer durch Schwüre betrügen lassen, die, im Grunde, nicht um das Gewicht eines Sonnenstäubchens verbindlicher sind als dieser!

„Aber wissen Sie auch, daſs Sie mir noch ein Gemählde schuldig sind?“

Das dächt' ich nicht; und wovon?

„Von den Grazien, von denen Sie mich diese ganze Zeit über unterhalten, ohne sie gemahlt zu haben.“

Desto schlimmer für mich! Denn ich hatte wirklich die Absicht, sie zu mahlen; die naiven Grazien wenigstens, die Grazien, die, sich selbst noch unbekannt, Amors Beystand vonnöthen hatten, um die leichte Hülle, welche die Arkadische Einfalt um sie geworfen hatte, abzustreifen, und dem Gott der Liebe — seine Schwestern darzustellen.

„Aber ihre Gestalt?“ —

Vergeben Sie mir, Danae! Sie fordern mehr von mir, als ich leisten kann. Sie mögen sehr reitzend in ihrer Schäfertracht ausgesehen haben; aber wie sie aussahen, das müssen Sie Sich von unsrer Grazienmahlerin Angelika zeigen lassen.

„Sie waren also nicht — wie man sie gewöhnlich vorzustellen pflegt?“ —

Unbekleidet, meinen Sie? — Nein! Sie waren gekleidet, wie es die Arkadischen Mädchen damahls zu seyn pflegten; nur artiger. Denn die andern Mädchen eiferten ihnen darin nach. Aber umsonst! Das was die Töchter des jungen Bacchus und der lächelnden Cythere, in welcher Tracht sie erschienen, zu Grazien machte, entschlüpfte der Nachahmung. Es war nicht ein Blumenstrauſs, auf diese Art oder auf jene Art an einen Busen gesteckt: es war ein Blumenstrauſs von der Hand einer Grazie an den Busen einer Grazie gesteckt. Es war das Zauberische — das niemand nennen kann, wozu die empfindsamen Seelen einen eigenen Sinn haben; was sich von diesen Günstlingen der Natur fühlen, denken, aber nicht beschreiben läſst.

Ich weiſs nicht, ob die Grazien, welche Sokrates, der Weise, in seiner Jugend aus Marmor gebildet haben soll, in diesem Geschmacke gekleidet waren. Aber dieſs weiſs ich, daſs ich einem jeden Mahler, der nur ein Rubens, oder nur ein Boucher wäre, möchte verbieten können, die Grazien mit aufgelöstem Gürtel zu mahlen.

Schöne, junge, wollustathmende nackte Mädchen sind darum noch keine Grazien. Sie können dazu erhoben werden; aber diese Apotheose kann nur in der Einbildungskraft eines Apelles, eines Rafael, oder Korreggio, und auch da nur mit Hülfe einer auſserordentlichen Begeisterung vorgehen. Wenn es jemahls der Natur gefallen sollte, in Einem Manne Korreggio's Gefühl mit Rafaels Geist, und mit der ganzen Magie des feinsten und wärmsten Niederländischen Pinsels zu vereinigen: dann möchte diesem Fönix erlaubt seyn, alles zu wagen, wozu er sich geboren fühlte. Ihm könnte man zutrauen, daſs er den Charitinnen diese ideale Schönheit geben würde, von welcher Winkelmann mit einer Schwärmerey spricht, die in seinem Munde so viel Wahrheit hat; dieses Überirdische, „diese Einheit der Form, die, wie ein Gedank' erweckt, und mit Einem leichten Hauche geblasen schiene;“ — dieses Karakteristische endlich, dieses Seelenvolle, dieſs über ihre ganze Gestalt ausgegossene Lächeln, diesen unter ihr, wie durch einen dünnen Schleier, hervor scheinenden Geist der Anmuth und der Freude, der uns beym ersten Anblick empfinden machte, daſs wir *die Grazien* vor uns sähen.

Bis dahin, Danae, vereinigen Sie Sich mit mir, die Artisten zu ersuchen, daſs es ihnen belieben möchte, ihre Geschicklichkeit im Nakkenden lieber an irdischen Formen, an Urbildern, welche man nicht profanieren kann, zu beweisen; — wofern sie anders nicht für anständiger halten, auch die unidealische Schönheit der Erdentöchter — von welcher eben deſswegen keine *geistigen* Eindrücke zu hoffen sind — des Schleiers, dem sie so viel zu danken haben, nicht ohne Noth zu berauben, und den Vorhang vor *badenden Schönen* bloſs aus dem ganz einfältigen Grunde *nicht* wegzuziehen, weil diese Schönen sich ganz sicher darauf verlieſsen, daſs sie auſser Gefahr seyen, von männlichen Augen *betastet* zu werden.

Bekleidet also waren sie; aber so, wie *Grazien* bekleidet seyn sollen:

Nicht in den Gothischen Schwulst
Des ehrenfesten Wulst
Der Dame Quintagnone;
Nicht in gewebte Luft,
Wie ehmahls Roms Matrone;
Noch, wie Horaz zu Amors Fest sie ruft,
Mit aufgelöster Zone!

Dem leichten Silberduft
Glich ihr Gewand,
Das Zefyrs lose Hand,
Wenn Luna seufzend nieder
Auf ihren schönen Schläfer sieht,
Um ihr erröthend Antlitz zieht.

DIE GRAZIEN.

DRITTES BUCH.

DRITTES BUCH.

Nun bin ich frey, rief Amor hüpfend, da sie ihn los gebunden hatten: und sehet, schöne Schwestern, was für einen Gebrauch ich von meiner Freyheit mache!

Er flatterte einer nach der andern in die Arme, und liebkosete ihnen so schön, daſs sie nicht umhin konnten, ihn freundlich an ihren Busen zu drücken, und ihm alle die Küsse wieder zu geben, die er ihnen, ohne um Erlaubniſs zu fragen, gegeben hatte. Ich wollte nicht allen, denen diese Methode gefallen könnte, rathen, es ihm nachzuthun. Man muſs Amor seyn, oder Amorn zum Fürsprecher haben, um sich einen so guten Erfolg versprechen zu können.

Itzt flog Amor wieder aus ihren Armen, band die auf dem Boden verstreuten Blumenkränze in eine lange Kette zusammen, umwand mit einem Theile davon seine schönen Hüften, und reichte lächelnd das andre Ende den Schwestern hin. Freywillig, rief er, will ich euer Gefangener seyn!

Eure Ketten tragen
Ist so schön, so süſs!
Niemahls, seit ich Amor hieſs,
Fühlt' ich dieſs Behagen!

*

O! wie nenn' ich euch, von euern Blicken,
Euerm Lächeln, allem was ihr seyd,
Diese unnennbare Süſsigkeit
Mit Einem Worte auszudrücken?

*

Ich nenn' euch Grazien, ihr holden Drey!
  So soll euch Gnid und Pafos nennen!
  Und selbst Cythere soll erkennen,
Daſs sie durch Euch allein der Herzen
            Göttin sey!

Die Grazien fühlten sich selbst noch nicht genug, um Amorn ganz zu verstehen. Aber sie verstanden ihn doch genug, um das, was er ihnen sagte, sehr schön zu finden. Wer hätte gedacht, rief Thalia, daſs Amor so artig wäre!

In der That, der kleine Gott wuſste selbst nicht recht wie ihm geschah. Er kannte sich nicht mehr, seitdem er bey diesen holden Mädchen war. Alle Schelmerey ging weg; er fühlte sich unfähig ihnen einen seiner Streiche zu spielen. Seine Empfindungen verfeinerten sich, und nahmen eine Farbe von Sanftheit und Unschuld an, wie man sagt daſs der Chamäleon die Farbe des Gegenstandes annehme, der ihm der nächste ist. Wären es gewöhnliche Nymfen gewesen, er hätte nicht zehn Minuten warten können, seinen kleinen Muthwillen auf Kosten ihrer Ruhe auszulassen. Aber diese lieblichen Mädchen, in denen alles, was naive Unschuld, gefällige Güte und frohe Heiterkeit Göttliches hat, wie in der Knospe eingewickelt lag, diese konnte er nur — lieben; so lieben, als ob es ihm geahnet hätte daſs sie seine Schwestern wären; alle drey gleich zärtlich, und jede so sehr, daſs die Eifersucht selbst hätte befriediget seyn müssen, wenn diese unedle, sich selbst quälende Leidenschaft einen Platz in dem Herzen der Grazien finden könnte.

Aber was werden wir unsrer Mutter sagen, wenn wir mit Amorn zurück kommen? fragte die kleine Pasithea.

Wiſst ihr, was wir thun? sprach Thalia: wir füllen diesen Korb mit Blumen, setzen Amorn drauf, und tragen ihn nach Hause, und sagen, daſs wir ihn unter den Blumen gehascht haben, und fragen sie, ob sie jemahls in ihrem Leben einen so artigen Vogel gesehen habe? — Oder was meint ihr?

Vortrefflich, Thalia! rief Amor lachend: ich will mich so leicht machen, als ob ich ein Schmetterling wäre; und für die Aufnahme bey eurer Mutter laſst nur mich sorgen! Sie soll mit mir zufrieden seyn. Dieſs sagend hüpft' er in den Korb, und lachend und scherzend trugen ihn die Grazien davon.

Die Schäferin, welche von den Grazien Mutter genannt wurde, war, zu ihrer Zeit, so schön gewesen, als man sich die Amme der Grazien, von Venus selbst ausgewählt, vorstellen kann. Aber sie fing an zu welken. Ihr Hirt war kein Seladon, kein Pastorfido, auch kein Geſsnerischer Dafnis; doch wich er dem besten Theokritischen Hirten nicht. Noch immer liebt' ihn seine Lycänion; aber er war alt.

Lycänion stand unter der Hütte, als die Mädchen mit ihrem Blumenkorb und Amorn daher gehüpft kamen. Liebe Mutter, rief Thalia:

Was wir dir für einen Vogel bringen!
Welche Locken! Was für schöne Schwingen!
Und ein Mädchengesicht!
Kann er dir nur halb so lieblich singen,
Als er lieblich spricht,
O, so sahst du keinen schönern nicht!
Was wir dir für einen Vogel bringen!
Gelbe, krause Locken, goldne Schwingen,
Und ein Mädchengesicht!

Venus sey uns gnädig! rief Lycänion, da sie in den Korb hinein guckte: was für einen

Vogel habt ihr da! Arme Mädchen! Seht ihr nicht daſs es Amor ist?

Ja wohl ist es Amor, rief die kleine Pasithea; aber der beste, freundlichste Amor von der Welt.

Nicht der böse, ungestüme, wilde,
Der die Mädchen friſst!
Mütterchen, es ist
Ganz ein andrer, lachend, sanft und milde.
Auf den Blumen im Gefilde
Lag er schlummernd da;
Und wir banden ihn mit Blumenketten,
Eh' er sichs versah.
O! wie bat er uns! Allein wir hätten,
Als er sagte daſs er Amor sey,
Ihn nicht los gemacht, wiewohl wir drey
Er nur einzeln war; — er muſst' uns schwören,
Eh' er seine Arme frey bekam,
Uns kein Leid zu thun, und fromm zu seyn
und zahm.
Und er schwor's! es war recht schön zu hören!
Und als ob wir seine Schwestern wären,
Liebt er uns, und führt uns bey Cytheren

Seiner Mutter ein;
Und wir sollen, wenn wir artig wären,
Ihre Mädchen seyn!

Kinder, Kinder, rief die Amme — welche nicht wuſste daſs ihre Pflegekinder die Töchter einer Göttin waren — ihr habt euch hintergehen lassen! So lieblich er aussieht, so schlimm ist er.

Ihr denkt, er ist ein Kind
Und süſser Unschuld voll, wie Kinder sind?
Verlaſst euch drauf! Er lockt euch nur ins Netze!
Traut seinem schmeichelnden, glatten Geschwätze;
Zu bald, zu bald gereut es euch!
Er ist der Wassernixe gleich,
Die unterm Schilf am Ufer lauschet
Und singt ihr Zauberlied,
Und, kommt ihr sie zu sehn, euch schnell entgegen rauschet,
Und euch hinab ins Wasser zieht.

Ey, ey, Mütterchen, rief Amor; was für eine Beschreibung du von mir machst!

Rosen, in Liebesknoten gewunden, an den Wänden herab; und ein Krug und etliche geschnitzte Becher, die auf dem Tische standen, füllten sich selbst mit dem besten Weine, der sprudelnd über den Rand der Becher sich ergoſs.

Amor erkannte die unsichtbare Gegenwart seiner Mutter, und des schönen Bacchus des Freudengebers. Er sah die erstaunten Grazien an. Aber wie erstaunt' er selbst, da er, wiewohl ihre Gestalt noch kenntlich blieb, die holden Mädchen zu wahren Göttinnen erhöhet sah!

Das Irdische schien wie eine leichte Hülle von ihnen abgefallen zu seyn. Nahmenlosen Reitz athmend schwebten sie über dem Boden; in ihren Augen glänzte unsterbliche Jugend; Ambrosia düftete aus den flatternden Locken; und ein Gewand, wie von Zefyrn aus Rosendüften gewebt, wallte reitzend um sie her.

O! laſst euch umarmen, rief Amor entzückt: meine Augen öffnen sich; die Götter erklären uns das Geheimniſs eures Wesens; umarmet mich, holde Grazien, ihr seyd meine Schwestern!

Sie umarmten ihn — Aber diese Scene — wenn jemand sie mahlen kann, so muſs es der Dichter seyn, der Pygmalions Statue beseelt und die Vergötterung der schönen Ino so göttlich gesungen hat. Ich gestehe Ihnen, Danae, daſs ich hier an der Grenze meiner Fähigkeit bin.

DIE GRAZIEN.

VIERTES BUCH.

VIERTES BUCH.

Die Bewohner Arkadiens in diesen Zeiten waren gute Leute, gröſsten Theils Hirten, aber weit davon entfernt, so zärtlich und witzig zu seyn, und so schöne Monologen halten zu können, als die Myrtillen und Korisken des sinnreichen Guarini.

Doch, dieſs wollen wir ihnen gerne zu gute halten, Danae: denn wie sehr wir auch für die geistvolle Poesie dieses Wälschen Dichters, für die Magie seines Ausdrucks und die Musik seiner Verse eingenommen sind; so können wir uns doch nicht verbergen, daſs die Vermischung der Arkadischen Einfalt mit der romantischen Spitzfündigkeit in Gedanken und Ausdrücken, die er seinen Liebhabern giebt, ungefähr eben die Wirkung auf uns mache, als wenn wir die künstliche Symmetrie, die in groteske Formen verschnittenen Bäume, und die in Einen Punkt zusammen laufenden, nach der Schnur gezogenen Hekken unsrer (ehmahligen) Lustgärten in Arkadische Gegenden versetzt sehen würden;

In Gegenden, wo die Natur, vom Zwange der Regeln entbunden,
Als spielte sie nur, die groſsen Wunder gethan,
Wozu die Kunst noch nie den Schlüssel gefunden,
Und edel ohne Schwulst, harmonisch ohne Plan,
Den Reichthum mit Einfalt, den Reitz mit Majestät verbunden.
In stille Matten, an denen ein rieselnder Bach
Durch junge durchsichtige Büsche sich windet,
Und Wäldchen, wo der Hirt ein kühles Sonnendach,
Und Amor den Schlaf, und Begeist'rung der *Penseroso* 1) findet.

Allein diesen lieblichen Gegenden des schönen Arkadiens fehlt' es noch an Einwohnern,

---

1) Der gefühlvolle Dichter. Anspielung auf Miltons *Penseroso*.

die ihrer würdig waren. Noch glichen sie jenen unvollendeten Menschen, die, von Prometheus aus geschmeidigem Thon gebildet, auf den beseelenden Funken warteten, den er für sie aus der geheimen Quelle des himmlischen Feuers im Olymp zu stehlen unternahm.

Freyheit und Überfluſs des Nothwendigen theilte ihnen diejenige Art des Wohlstandes mit, welche die Grundlage der Glückseligkeit, aber nicht die Glückseligkeit selbst ist. Sie lebten friedsam unter einander; die Nothwendigkeit hatte ihnen sogar die edleren Begriffe von einem gemeinsamen Besten, und dieses von Tugend und Verdienst gegeben; aber die Reitze der verfeinerten Geselligkeit, diese kannten sie noch nicht. Ihre Jünglinge waren noch wild, ihre Mädchen blöde. Die Liebe war bey ihnen wenig mehr als die Sättigung eines thierischen Triebes; ihre Seele war noch nicht zur Idee einer feinen ausgesuchten Glückseligkeit aus der Wahl ihrer Gesellschaft 2) (wenn ich mir einen Ausdruck von Milton eigen machen darf) erhöhet. Bey ihren Festen herrschte

---

2) *A nice and subtle happineſs, I see,*
Thou to thyself proposest in the choice
Of thy associates —
Parad. Lost, B. VIII. v. 399.

lärmende zügellose Fröhlichkeit, die sich oft, nach Thracischer Weise, in Schlachten mit Bechern und Krügen, 3) und allemahl in einem allgemeinen Rausch endigte. Denn sie kannten noch für Sterbliche, und Götter selbst, keine gröſsere Wonne. Das feinere Gefühl des Schönen und Anständigen, die edlere Liebe, die allein dieses schönen Nahmens würdig ist, den züchtigen Scherz und das witzige Lachen, und diese liebliche Trunkenheit, welche die Seele nicht ersäuft, nur sanft begeistert, sie (wie der Homerische Nepenthe) in süſses Vergessen aller Sorgen einwiegt, unfähig zur Traurigkeit macht, und jeder zärtlichen Regung und schuldlosen Freude öffnet, — von allem diesem wuſsten die guten Leute nichts. Zwar hatten die Musen angefangen ihnen ihre Gaben mitzutheilen; die Arkadier waren unter allen Griechen durch die Liebe zur Musik berühmt. Aber ohne die Grazien und Amorn in ihrer Gesellschaft ist es selbst den Musen nicht gegeben, die Verschönerung des Menschen zu vollenden.

So war es mit Arkadien beschaffen, als die Grazien, ehe sie mit Amorn nach Pafos,

3) *Natis in usum laetitiae scyphis*
Pugnare, Thracum est —
Horat. Od. I. 27.

dem Sitz ihrer schönen Mutter, zogen, den lieblichen Gegenden, wo ihre Kindheit in ländlicher Einfalt und Unwissenheit ihrer selbst dahin geflossen war, die ersten Wirkungen ihrer neuen Macht zurück lassen wollten.

Ein alter König in Arkadien hatte Wettspiele der Schönheit, aber nur für die Jünglinge, angeordnet; und der Tag dieser Wettspiele stand bevor.

Warum schlieſsen wir unsre Mädchen von einem Streit aus, der sie zum wenigsten so nahe angeht als uns? — sagte Damöt zu seinen Landsleuten.

Du hast Recht, antworteten die Arkadier: die Mädchen sollen zu gleicher Zeit um den Preis der Schönheit streiten, — und aus des schönsten Jünglings Hand soll das schönste Mädchen einen Kranz von jungen Rosen, das Zeichen des Sieges, empfangen, sprach Damöt.

Nichts konnte einfältiger seyn als dieser Gedanke Damöts; und doch hatte ihn noch niemand gehabt. Sie wissen, Danae, daſs dieses die allgemeine Geschichte der Erfindungen ist.

Aber auch Damöt würde ihn nicht gehabt haben. Die Grazien waren es, die ihn unbemerkt auf seine Lippen legten; und die Grazien waren es, welche die Arkadier so bereit und einstimmig machten, ihn auszuführen.

Die Nachricht von diesen neuen Wettspielen weckte die Arkadischen Schönen auf einmahl wie aus einem tiefen Schlummer auf.

Bisher waren sie, wie Winkelmann von der Diana sagt, schön gewesen ohne sich ihrer Reitzungen bewuſst zu seyn: oder, noch richtiger zu reden, ihre Schönheit hatte noch keine Reitzungen.

Wenn, wie es oft geschah, an Festen zum
Exempel,
In einem heil'gen Hain (denn Tempel
Gab's nicht in diesem Schäferland)
Die schöne Welt sich bey einander fand,
Stieg unter hunderten nicht Einer jungen Dirne
Der Einfall auf: Gefall' ich oder nicht?
Gefiel sie — gut! so hatt' ihr fein Gesicht,
Der rothe Mund, die weiſse freye Stirne,
Die schöne Brust, dieſs oder das, daran

Die Schuld; sie hatte selbst zur Sache nichts gethan.
Die Mädchen wuſsten nicht, daſs groſse schwarze Augen
Zu etwas mehr als in die Welt hinaus
Einfältiglich dadurch zu gucken, taugen;
Nicht, wie man einen Blumenstrauſs
Mit Vortheil an den Busen stecket,
Damit, durch eine kleine List,
Die Hälfte, die er nicht bedecket,
Mehr als das Ganze ist. 4)

Aber nun gingen ihnen plötzlich die Augen auf. Der Wunsch zu gefallen hob jeden Busen und strahlte aus jedem Auge. Einzeln schlichen sie sich itzt in stille Gebüsche, an überschattete Bäche, oder in Grotten, wo herab murmelnde Quellen in spiegelhelle Brunnen sich sammelten. Dort beschaueten sie sich selbst, dort schminkten sie sich, wie Hagedorns ländliche Dirne, aus der silbernen

---

4) Eine Anspielung auf den berühmten Vers des Hesiodus:

Νήπιοι οὐδ' ἴσασιν ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός!

Die Thoren, die nicht wissen, um wie viel die Hälfte mehr ist als das Ganze!

Quelle, und versuchten, wie sie den Blumenkranz aufsetzen wollten, damit er ihnen am besten lasse, und überlegten, wie sie mit guter Art diese Schönheit hervorstechen lassen, oder jenen Fehler verbergen könnten.

Unter allen diesen Schäferinnen hatte keine mehr Anspruch an den Preis der Schönheit zu machen, als Fyllis, eine junge Unempfindliche, welche das Vergnügen zu gefallen weniger als irgend eine von ihren Gespielen zu kennen schien. Der junge Dafnis, so schön und blöde als Fyllis schön und unempfindlich, liebte sie. Schon zwey Sommer schlich er ihr nach. Tausendmahl hatte er sich ihr mit dem Vorsatze genähert, seine Liebe zu entdecken; aber noch nie hatte er den Muth in sich gefunden, ihn auszuführen.

Oft hatte zwar sein Blick die kühne That gewagt,
Oft Seufzer, Thränen oft, die ihm ins Auge drangen,
Sein stummes Leiden ihr geklagt:
Allein was konnte das bey einem Kinde verfangen,
Dem die Natur noch nichts für ihn gesagt?

Itzt wurde Fyllis von ihm überschlichen, da sie allein am Rand einer Quelle saſs.

Sie saſs auf Blumen und Moos
In schönen Gedanken verloren.
Ein frischer Roth, als Auroren
In junger Rosen Schooſs
Entgegen glänzt, umzog ihr liebliches Gesicht.
Sie schien zum ersten Mahl zu fühlen,
Und sah — ganz Auge — nicht
Den Hirten; nein, die schönen Augen zielen
Nach einem Ast, wo unverhüllt
Vom jungen Laub, zwey sanfte Täubchen spielen,
Der schönen Liebe schönstes Bild!

Schon eine Weile stand der junge Hirt, die Augen an die ihrigen geheftet, hinter dem leichten Gebüsche, und Amor, der unsichtbar neben ihm schwebte, haucht' ihm Gedanken ein, über die er, als hätt' er gefühlt daſs sie nicht sein eigen waren, sich zu verwundern schien. Itzt, dacht' er, itzt,

Da ihrer Wangen Gluth, die wallende Bewegung
Der sanften Brust, des Herzens innre Regung
Verräth; itzt da sie sich

Betroffen fragt: Wie ist mir? Was bedeutet
Der süſse Schmerz der mich
Zu seufzen zwingt? — Itzt, Dafnis, zeige dich!
Itzt ist sie dich zu hören vorbereitet!

Der junge Dafnis gab den geheimen Eingebungen des kleinen Gottes nach. Aber seine Blödigkeit war zu groſs, um auf einmahl zu weichen.

Er tritt hervor, mit vieler Sorgfalt zwar,
Damit sein Anblick sie zu sehr nicht überrasche;
Er fingert lang' an seiner Schäfertasche,
Stets lauter, sumst ein Lied, und hustet endlich gar.

Alles umsonst! In ihre Gedanken vertieft, sah und hörte die schöne Fyllis nichts.

Eine kleine Ungeduld wandelte den Sohn der Venus an. Was zögerst du? flüstert' er ihm ein; zu ihren Füſsen wirf dich! — Und, mit einem kleinen Stoſs, den ihm Amor gab, lag Dafnis, ohne selbst zu wissen wie, zu ihren Füſsen.

Erschrocken schauert sie in sich hinein, will fliehn,
Und bleibt im Fliehn am Boden kleben.
Er klagt, und klagt so schön, daſs ihn
Zu hassen, klagt so schön, daſs ihm nicht zu vergeben
Nichts leichtes war. —

Pasithea, die jüngste von Amors Schwestern, war dem schwärmenden Bruder unsichtbar nachgefolgt. Und itzt, da, von Amorn angetrieben, der schöne Hirt die Knie des bebenden Mädchens mit zärtlichem Ungestüm umfaſste, itzt glaubte die Grazie, daſs es Zeit sey, ihrer ehemahligen Gespielin beyzustehen. Von ihrem sanften Anhauch glitschte eine zarte Flamme von schönem Unwillen aus den seelenvollen Augen des Mädchens, die über ihr ganzes reitzendes Gesicht einen höhern Glanz verbreitete. Mit dem Stolze der Unschuld, aber mit bebender Hand, stieſs sie den Jüngling zurück. Denn beynahe in dem nehmlichen Augenblicke zerfloſs ihr kleiner Unwille in Mitleiden und Liebe.

Amor schien alle seine Macht aufzubieten, um den jungen Hirten verführerisch zu machen.

Das Mädchen blickt erstaunt auf ihn,
Und wundert sich noch nie bemerkt zu haben
Wie schön er ist, wie seine Wangen blühn,
Die krausen Locken, schwarz wie Raben,
Und schwarz sein Aug', und seinem runden Kinn
Von Amorn selbst ein Grübchen eingegraben.
Wie viel, sonst ungesehn, sieht itzt die Schäferin!
Ihr Auge schmilzt in immer sanftre Blicke;
Es war des Hirten Schuld, wenn er von seinem Glücke
Die Zeugen nicht in ihnen schwimmen sah.
Unschlüssig zieht sie die Hand von seinem Kusse zurücke,
Und selbst ihr Weigern lächelt — Ja!

Noch niemahls war eine Schäferin in Arkadien so reitzend gewesen; und noch kein Schäfer hatte empfunden was der Jüngling empfand; die feurigste Liebe, von der zärtlichsten Ehrerbietung gefesselt. Unfähig ihre liebenswürdige Schwachheit zu miſsbrauchen, schien er keine gröſsere Wonne zu wünschen, noch zu kennen,

Als einen Blick, der ihm Gefühl gestand,
Und einen Kuſs auf ihre schöne Hand.

Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, Danae, daſs man so liebt, wenn die Grazien mit Amorn die Herrschaft über unsre Herzen theilen.

Endlich darf ich hoffen, sagte Dafnis, daſs Amor durch meine geheimen Thränen, durch die verhehlten Schmerzen zweyer trauriger Jahre versöhnt ist! Täuscht mich eine betrügliche Hoffnung, Fyllis? — O dann laſs mich, süſser Gott der Liebe, laſs mich nie aus diesem beglückenden Traum erwachen!

Ein zärtlicher Blick und ein sanfter Druck seiner Hand gaben ihm die Antwort des gerührten Mädchens.

Aber, ach! Fyllis, der morgende Tag! Alle unsre Jünglinge wirst du versammelt sehen. Alle werden nur dir, nur dir gefallen wollen. Wie liebenswürdig wird sie dieſs Verlangen machen! Was wird, ach Fyllis, was wird dann aus deinem Dafnis werden?

„Und du, Dafnis, du wirst alle unsre Mädchen versammelt sehen. Jede wird sich selbst für die Schönste halten wenn sie dir gefällt, und jede wird es zu seyn wünschen, und Amorn heimlich Gelübde thun. Ich werde mich schüchtern hinter sie verbergen, und nicht Muth haben die Augen aufzuheben. Dafnis! werden dann die deinigen mich suchen, und, wenn sie mich gefunden haben, mir sagen daſs du mich noch liebest?“

Die Antwort eines zärtlichen Liebhabers auf einen solchen Zweifel ist etwas zu bekanntes, Danae, als daſs ich Sie damit aufhalten sollte.

Der gewünschte und gefürchtete Morgen war nun gekommen. Die Jünglinge und die Alten versammelten sich am Fuſs eines Hügels, der in sanften Stufen wie ein Amfitheater sich erhob, oben mit hohen Bäumen bekränzt, hinter welchen die aufgehende Sonne hervor brach. Sechs alte Arkadier, deren geübtes Auge noch scharf genug sah, jede Schönheit zu fühlen und keinen Fehler unbemerkt zu lassen, nahmen als Richter ihren Platz; und die Jünglinge begannen den Streit mit einem bewaffneten Reihentanze. Sie tanzten um die Bildsäule des schönen Hyacinth, des Amykliden, welchen Apollo geliebt hatte; ein Werk alter Kunst, aber schön genug, um das Modell einer tadellosen männlichen Schönheit zu seyn. Selbst ein Fidias oder Polyklet konnte sich nur den Apollo unter den Musen, oder den jungen Bacchus schöner denken.

Kaum war der Tanz mit einem Lobgesang auf den Delfischen Gott und seinen Liebling geendiget, so sah man die schöne Jugend in die Wette sich entwaffnen und entkleiden; jeder begierig, durch seine Eilfertigkeit zu zeigen, daſs er keine Ursache habe, das strenge Auge der Richter zu scheuen. Ein schöner Anblick unverdorbner Natur und blühender ungeschwächter Jugend, in welcher der schöne Umriſs des jugendlichen Alters, mit den Merkmahlen der Stärke vereinbart, und erhoben durch den warmen Glanz einer von frischen Rosen durchglühten Weiſse, das beobachtende Auge so angenehm rührte, daſs es schwer war, kalt genug zu bleiben, um Mängel in einzelnen Formen oder Theilen zu entdecken.

Neue Tänze, mit Wettspielen im Ringen und Laufen und allen andern Übungen abgewechselt, welche geschickt sind die Eigenschaften einer schönen Bildung zu entwickeln, gaben den Richtern Gelegenheit ihr Urtheil festzusetzen; und oft waren kleine Ausrufungen, welche der Anblick einer vorzüglich schönen Stellung ihrem richterlichen Kaltsinn abnöthigte, die Vorboten des Ausspruchs, der auf ihren Lippen schwebte.

Die Gewohnheit befahl, aus allen diesen Nebenbuhlern um den Preis Vier zu erwählen, welche für die Würdigsten geachtet wurden, um den Vorzug zu streiten, wer unter ihnen dem Liebling des Apollo am nächsten komme. Alles was diese Vier zu thun hatten, war, sich zwey und zwey zu beiden Seiten seiner Bildsäule in der nehmlichen Stellung den Augen der Richter unbeweglich darzustellen.

Die Stimmen wurden gesammelt, und Dafnis erhielt den Preis.

Der erröthende Jüngling wurde gekrönt; und so groſs war bey diesem glücklichen Volke die Liebe der Schönheit, daſs unter allen Besiegten nicht Einer war, der sich durch den Vorzug des Siegers für beleidigt gehalten hätte. Ein lautes Freudengeschrey rief seinen Nahmen aus, und der Wiederhall brachte ihn bis in die Gegend, wo, durch einen den Nymfen geheiligten Hain abgesondert, die Mädchen unter der Aufsicht ihrer Mütter versammelt waren, um einen Preis zu streiten, den jede wünschte, und keine zu verdienen hoffte.

Vertheilt in kleine Gruppen, stunden
Die holden Mädchen schüchtern da,
Und unter so vielen ward keine gefunden,
Die nicht von jeder Gespielin sich übertroffen sah.

Ein leichtes weiſses Gewand,
Mit künstlichen Blumen bemahlet
Von ihrer eigenen Hand,
Schien um sie her zu weben,
Und stahl dem Auge nicht den lieblichen Kontur.
Es glich dem Schatten nur,
Wodurch die Apellen den Reitz der schönsten Theile heben,
Und Feuer und täuschendes Licht dem schönern Ganzen geben.
Ein Theil der Locken floſs
Die schönen Schultern herab, ein Theil war aufgewunden,
Der Busen halb verhüllt, die schönen Arme bloſs,
Und, nymfenmäſsig, ein Theil der Kleidung aufgebunden.

Unter die übrigen Schäferinnen hatten sich auch die Grazien gemischt, aber, um noch unerkannt zu bleiben, in ihrer vorigen Gestalt und Tracht; welche gleichwohl nicht verhindern konnte, daſs nicht ein Schimmer von Göttlichkeit, und der unbeschreibliche Reitz der ihr ganzes Wesen ausmacht, alle Augen mit stiller Bewunderung auf sie geheftet hätten. „Wie reitzend die Töchter der Lycänion sind!

sagte eine zur andern — mich däucht, daſs ich sie nie so schön gesehen habe. — Kannst du glauben, Ägle, daſs du mir in diesem Augenblick schöner vorkamst, da dich Thalia anlächelte? — Für wen werden unsre Hirten Augen haben als für sie?“

Ich fühl' es, (sagte Fyllis zu Aglajen, und umarmte sie) ich fühl' es, indem ich dich ansehe, nur die Göttin der Liebe könnte dir den Preis zweifelhaft machen; und doch kann ich nicht satt werden dich anzusehen, und das Vergnügen, das ich dabey empfinde, wird durch keine Unlust, übertroffen zu seyn, beschattet. Umarme mich, liebenswürdige Aglaja! Sage mir, du liebest mich wie ich dich liebe!

Aglaja umarmte sie, und heftete einen Blick auf sie, aus welchem die Grazie ganz hervor glänzte.

„Welch ein Blick war dieſs! — rief die junge Schäferin mit dem Ausdruck eines süſsen Erstaunens im Gesicht und im Ton ihrer Stimme. Aber — ach! was wird aus deiner armen Fyllis werden?“

Was fürchtest du, meine Liebe?

„Ich fürchte dich, und in eben dem Augenblick fühl' ich, daſs ich dich unaussprechlich liebe.“

Was für eine Sprache, meine Freundin! Du fürchtest mich?

„Ach, Aglaja! Ich will dir meine ganze Schwachheit gestehen! dein Anblick läſst keinem Miſstrauen, keiner Zurückhaltung Platz. — Ich liebe“ — sagte das erröthende Mädchen, indem sie ihr Gesicht in dem Busen der Grazie verbarg.

Und wie sollte dich der nicht wieder lieben, den du liebest?

„Er liebte mich, Aglaja; ich bin es gewiſs, er liebte mich. Aber wenn er dich sehen wird! — Ach, liebste Freundin, ich fühl' es voraus, ich werde unglücklich seyn; und doch kann ich dich nicht weniger lieben! Er wird dich sehen, und beym ersten Blick vergessen daſs eine Fyllis ist die er liebte, und die ihr allzu weiches Herz gegen seine Thränen nicht verhärten konnte. Und — auch du, Aglaja, auch du wirst ihn lieben! Wie solltest du nicht? Er ist der schönste, der sanfteste unter allen Hirten!“

Fürchte nichts, liebe Fyllis! sagte die Grazie: wenn ich auch so gefährlich wäre als die Furchtsamkeit der Liebe dich bereden will, deinem Hirten werd' ich, so bald er dich ansieht, nur ein gewöhnliches Mädchen seyn.

In den Augen der Liebe ist nur das Geliebte schön.

„Vergieb mir, liebste Freundin; mein eignes Herz sagt mir — und ich bin doch ein Mädchen — was das seinige fühlen wird, wenn du ihn mit einem solchen Blick ansehen würdest, wie du mich itzt ansahest. Verachte mich nicht daſs ich so schwach bin, beste Aglaja! aber — wenn ich dich etwas bitten dürfte —“

Alles, was das Herz meiner sanften Gespielin beruhigen kann!

„Ach! es war eine alberne Bitte. Du kannst sie mir nicht gewähren. Nicht so reitzend zu seyn, wollt' ich dich bitten, nicht so sehr einnehmend, so sehr rührend zu seyn, wie du bist. Aber wie könntest du?“

Sey ruhig, liebe Fyllis! — Sie kommen. — Besorge nichts! Bald wirst du sehen wie vergeblich deine Sorge war. — Hier entschlüpfte die Grazie aus ihren Armen.

Musik und Gesänge verkündigten die Ankunft der Hirten. Mit Rosen bekränzt, kam der schöne Dafnis, gleich dem Apollo, wenn er, die goldne Leier in der Hand, vom Pindus herab steigt; von der blühenden Schaar der Jünglinge begleitet, kam er den sanften Hügel herab, der in die Ebne hinab führte, wo die Mädchen versammelt waren.

In einem weiten Kreise setzten sich die Väter und die Mütter paarweise auf der Anhöhe, welche die Wiese wie ein halber Mond umgab.

Die Jünglinge standen oder saſsen am Fuſse des Hügels; der schöne Dafnis in ihrer Mitte, den Kranz von Rosen in der Hand, der das schönste Mädchen krönen sollte; und die drey Jünglinge, die schönsten nach ihm, an seiner Seite.

Es war verordnet, daſs diese drey eben so viele unter den Mädchen auswählen sollten, und zwischen den Ausgewählten sollte Dafnis den Ausspruch thun. Denn der selbst Schöne ist, wie Jupiter beym Lucian sagt, der natürliche Richter der Schönheit. Diejenige, welcher er den Kranz um die Stirne legen würde, sollte für die Schönste erkannt werden.

Der Herold rief eine allgemeine Stille aus, und nun begann der Tanz der Schäferinnen.

„Und die Grazien tanzten mit?“ fragen Sie, Danae. Ja, sie tanzten mit.

„Die armen Schäferinnen! Der Streit war gar zu ungleich! Was für Ehre konnt' es den Grazien machen, sterbliche Mädchen, einfältige Arkadische Schäferinnen auszulöschen?“

Sie irren Sich, Danae; das thaten die Grazien nicht. Sie bewiesen ihr Daseyn vielmehr durch die Reitzungen, welche sie mittheilten, als durch ihre eigenen. Sie dachten weniger daran selbst zu gefallen, als zu machen daſs ihre Gespielen gefallen muſsten.

Eine unruhige Bestrebung gefallen zu wollen, ist das sicherste Mittel seines Zweckes zu verfehlen.

Durch den geheimen Einfluſs der Grazien ergoſs sich ein allgemeiner Geist von Wohlwollen und sanfter Fröhlichkeit über diese jungen Schönen aus. Ohne Eifersucht, ohne Begierde vor andern bemerkt zu werden, schien eine jede stolzer auf die Reitzungen ihrer Gespielen als auf ihre eigenen zu seyn.

Gestehen Sie, Danae, daſs die Grazien hier ein Wunder wirkten!

Ihr Tanz schien die unvorbereitete Eingebung einer naiven Freude, welche ihren Füſsen und Armen Seelen gab, oder vielmehr durch alle ihre Bewegungen Eine gemeinschaftliche Seele hauchte.

So tanzen, umschattet von flatternder Gase,
Am Fuſse des Cynthus, auf kurzem, sammtnem Grase,
Die Nymfen um ihre Gebieterin her;
So sieht der alte Vater Homer
Latonens Tochter mit euch, ihr Charitinnen,
Und mit den Musen im Delfischen Hain
Zum schönsten Gesang den schönsten Reigen beginnen.

Die Einbildung konnte sich nichts angenehmeres dichten, als dieses Schauspiel war.

Die Augen schwammen ergetzt, befriedigt, trunken von Lust,
Auf schönen Formen dahin, vergaſsen sich im Schauen,
Und irrten von Reitz zu Reitz, von schwarzen Augen zu blauen,
Und von der reifen Brust,

Die, vollen Trauben gleich, zum Pflücken winkt,
Zu jener hin, die, wie ein Lilienbeet,
Von Amors Hauch zum ersten Mahl gebläht,
In schönen Wellen steigt und sinkt.

*

Bey solchen Scenen war's, wo in den goldnen Zeiten
Der Kunst (die itzt aus Schutt sich Muster graben muſs)
Den Zeuxis und Parrhasius
Die schöne Menschheit sich von ihren schönsten Seiten
Zu sehen gab. Hier füllten sie
Das Magazin der Fantasie
Mit Stoff zu Göttern an, und hatten nur zu wählen;
Den Bienen gleich, die auf der bunten Flur
Den schönsten Blumen nur die süſse Beute stehlen.
Hier lernten sie der willigen Natur

Das Handwerk nicht, ihr ängstlich nachzuäffen,
Nein, das Geheimniſs ab, sie selbst zu übertreffen.

Die Grazien hatten, wie gesagt, alle Vorsicht angewandt ihre Gottheit zu verbergen; aber die Verkleidung in Schäferinnen konnte nicht verhindern, daſs sie nicht noch immer die reitzendsten unter allen ihren Gespielen schienen. Sie würden es

Selbst in dem Gothischen Wulst
Der Dame Quintagnone

geblieben seyn. Was Wunder also, daſs, wie es nun dazu kam, daſs die erste Wahl geschehen sollte, die drey Jünglinge in Einem Augenblick einig waren, Lycänions Töchter auszurufen? Jedermann billigte diese Wahl mit sanftem Händeklatschen; und unter so vielen Müttern, welche zugegen waren, fand sich nicht Eine, welche den Vorzug, der Lycänions Töchtern vor ihren eigenen gegeben wurde, nicht mit Vergnügen anerkannt hätte.

Nur Dafnis, welcher itzt unter diesen Dreyen die Schönste krönen sollte, Dafnis allein stand in unschlüssiger Verwirrung da, und suchte mit Augen voller Unruh — seine Fyllis.

Das arme Mädchen! Sie ward es nicht gewahr; woher hätte sie den Muth, die Augen aufzuheben, nehmen sollen? Sie hatte keinen Wunsch, die Schönste zu seyn, als in ihres Dafnis Augen. Aber, wie konnte sie dieſs hoffen, da er Lycänions Töchter, da er Aglajen, von lauter Reitzen schimmernd, vor sich sah?

Lange hatte Dafnis gezögert; alle Augen waren auf ihn geheftet, und die Erwartung schwebte auf den halb geöffneten Lippen. Endlich trat er hervor. Wie schön seyd ihr, holde Schwestern! sprach er zu den Grazien: wahrlich, je mehr ich euch betrachte, keinen sterblichen Mädchen gleich! Es ist unmöglich, unter euch zu wählen. Aber — vergebet mir, wenn mich Amor gegen eure Vorzüge ungerecht macht!

Hier sah er sich wieder nach Fyllis um. Dieses Mahl begegnete sein Blick dem ihrigen, und o! wie viel Liebe, welche rührende Angst las er in ihren Augen! In jedem glänzte eine zurück gehaltene Thräne. Wär' er auch unentschlossen gewesen, so hätte ihn dieser Anblick fähig gemacht, sich dem Zorne der Venus selbst um ihrentwillen auszusetzen.

Vergebet mir, schöne Schwestern, rief er, und ihr Schäferinnen alle, deren jede werth ist, von Amorn gekrönt zu werden — Ich liebe — und wie sollte sie, die ich liebe, nicht die Schönste in meinen Augen seyn? — Mit diesen Worten flog er der erröthenden Fyllis zu, und wollte den Kranz auf ihre Stirne setzen. In Freudenthränen verwandelt, schlichen die Thränen, die in ihren Augen standen, die glühenden Wangen herab. — Nein, Dafnis, sprach sie, dieſs ist zu viel! Dein Herz, ja, dieſs verdien' ich, und dieſs ist alles, was ich wünsche. Der Kranz gehört Aglajen zu!

Allgemeine Aufmerksamkeit war auf diese Scene geheftet; aber bald wurde sie von einem unerwarteten Wunder verschlungen.

Amor zeigte sich auf einer goldnen Wolke, von Zefyrn getragen; Gerüche von Ambrosia walleten, wie leichte Nebel, von ihr herab. Der irdische Schleier, den die Grazien um sich geworfen hatten, fiel von ihnen ab. Leicht schwebend erhoben sie sich in ihrer eigenen Gestalt, wahre Göttinnen, vom Boden zu Amorn auf.

Süſses Schrecken und allgemeines Entzücken kam über die ganze Versammlung. Dafnis und Fyllis warfen sich zur Erde. Der bebende Jüngling wollte reden — aber Amor unterbrach ihn, mit Worten von deren Ton die Herzen schmolzen: Du hast meine Macht vor dieser ganzen Versammlung gerechtfertigt, junger Hirt! Du verdienst glücklich zu seyn: und wenn alle Gaben, welche Amor und seine Schwestern über Liebende auszugieſsen vermögen, euer Glück vollkommen machen können, so soll euch nichts zu wünschen übrig bleiben. — Und ihr, Jünglinge und Mädchen, höret Amors Gesetz! Vergebens würd' es seyn, künftig um den Preis der Schönheit zu streiten. Jede Schäferin sey zufrieden, in den Augen ihres Hirten die Schönste zu seyn!

Amor hatte noch nicht ausgeredet, als plötzlich ein kleiner Hain voll aufblühender Rosen unter ihm empor stieg. Alle Jünglinge liefen hinzu, und pflückten Rosen, und jeder kränzte die Haare seines Mädchens.

Und nun, rief Aglaja, an die Arme ihrer schönen Schwestern angeschlungen, mit dem Lächeln und der Stimme der schönsten unter den Grazien herab, höret auch mich, ihr, einst meine holden Gespielen! Niemahls werden euch die Grazien verlassen! Oft werden wir an Sommerabenden uns in eure frohen Tänze mischen; zwar euern Augen unsichtbar; aber an einem sanften Beben der Brust, an einem höhern Gefühl der seligen Triebe der Liebe, und des Vergnügens einander glücklich zu sehen, werdet ihr unsre Gegenwart erkennen! Feiert, Töchter Arkadiens, künftig diesen Tag! Er sey einem Wettstreit in jeder weiblichen Tugend heilig! Und nur diejenige, welche die Beste ist, erhalte den Preis der Schönheit!

Auf einmahl entzog sich das himmlische Gesicht den entzückten Augen, die noch lange weit offen empor schauten, seine Spuren in der ambrosischen Luft zu suchen. Überall wuchsen Rosengebüsche, wo der Fuſs der Grazien den Boden berührt hatte, und Myrtenhecken und Lauben von Jasmin schnell empor. In dieser Gegend, die ein andres Pafos schien, richteten die Arkadier den Grazien einen Altar auf. Freude und Eintracht und Liebe und

Unschuld herrschten unter diesen Glücklichen, so lange sie sich des Schutzes der Liebenswürdigsten unter den Unsterblichen würdig erhielten; und so oft die Rosen blühten, wurde das Fest der Grazien gefeiert.

DIE GRAZIEN.

FÜNFTES BUCH.

FÜNFTES BUCH.

Ohne den Beystand der Charitinnen ist die Schönheit was **Pygmalions** idealisches Bild war, eh' es zu athmen und zu empfinden anfing. Alles was sie für sich allein thun kann, ist, den Wunsch **sie beseelt zu sehen** einzuflöſsen. Wenn man dieſs Liebe nennen will, so mag es immer Liebe seyn. Aber was ist dieſs gegen jene unbeschreibliche Süſsigkeit, womit die **Grazie** sich in die Herzen hinein schmeichelt, gegen jene geistigen, unauflöslichen Fesseln, mit denen sie die Seelen an sich zieht, jenen unbegreiflichen Zauber, dessen Quelle und seltsame Wirkungen der reitzend schwärmende **Petrarka** aus seiner Erfahrung so unübertrefflich besungen hat?

War es etwa die körperliche Schönheit seiner geliebten **Feindin**, (wie er seine

Laura zu nennen pflegt) oder waren es nicht [1])

> diese Augen, aus denen Amor Süſsigkeit und Anmuth ohne Maſs zu regnen schien; — war es nicht dieses Lächeln, welches einen Wilden hätte in Liebe zerschmelzen können, — aus welchem eine selige Ruhe, die keinem Schmerze Raum lieſs, derjenigen ähnlich, die man im

---

1) *Tanto negli occhi bei fuor di misura*
Par ch' Amore e dolcezza e grazia piova.
Son. 121.

Riso da far inamorar un uom selvaggio.
Son. 207.

Pace tranquilla senz' alcuno affanno,
Simile a quella, ch' è nel Ciel eterna,
Muove dal lor inamorato riso.
Canz. 20.

Quel vago impallidir, che'l dolce riso
D'un amorosa nebbia ricoperse.
Son. 98.

Non era l'andar suo cosa mortale,
Ma d'angelica forma, e le parole
Suonavan altro, che pur voce umana.
Son. 69.

Leggiadria singolare e pellegrina.
Son. 178.

> Himmel genieſst, in die Seele herab stieg; — dieses reitzende Erblassen, welches (beym Anblick seiner Qual) ihr süſses Lächeln mit einer verliebten Wolke bedeckte; — dieser Gang, nicht der Gang einer Sterblichen, sondern eines himmlischen Wesens, und diese Worte, in deren Klang eine mehr als menschliche Lieblichkeit war, — mit Einem Worte, war es nicht diese (in dem süſsen Irrthum eines Verliebten) ihr allein eigene und sonst nie gesehene Anmuth,

was die schöne Seele dieses **Platons der Dichter** in einen so auſserordentlichen, so ekstatischen Zustand setzte, daſs er Dinge fühlte und fantasierte und sang und that, die, vor ihm, in kein menschliches Herz gekommen waren, und, nach ihm, nur der kleinen Zahl empfindungsvoller Seelen, die jemahls etwas ähnliches erfahren haben, verständlich seyn können? 2)

Sie kennen die Lieder dieses liebenswürdigen Schwärmers zu gut, schöne Danae, daſs Ihnen nicht zwanzig andere Stellen beyfallen sollten, welche dieses bestätigen. Es ist wahr, er spricht an mehr als Einem Orte von der

---

2) Beweise hiervon finden sich vornehmlich in den Canzonen 18, 19, 20, 27, 30, 31, 35, und in den Sonetten 84, 123, 134, 142, 143.

körperlichen Schönheit seiner Geliebten mit genugſamer Empfindung, um das Lächerliche einer bloſs intellektualen Leidenschaft zu vermeiden. Aber nur die Schönheit ihrer Seele, und die Grazien, die dieſe über alles was sie ſagt und thut ausgieſst, sind (wie er ſich ausdrückt) die Zauberer, die ihn verwandelt haben. 5)

Die Mutter der Liebe und der Grazien, Sie, in welcher die Griechischen Muſen den höchsten Begriff der Schönheit zu verkörpern gesucht haben, läſst sich zwar nicht ohne eigenthümlichen Reitz denken: aber es iſt dieſer hohe Reitz, der (wie unser Winkelmann sagt) mehr mit den Augen des Verſtandes unmittelbar erblickt, als durch Hülfe der Sinne empfunden werden kann.

„Wissen Sie auch, mein Herr, daſs Sie und Ihr Winkelmann wirklich ein wenig schwärmen, um nicht ein härteres Wort zu gebrauchen? — Ein Reitz, der an einer körperlichen Gestalt — idealisch oder nicht — mit dem Verstande unmittelbar erblickt werden ſoll, welch eine Forde-

---

5) *Grazie ch' a pochi il Ciel destina, etc.*
Da questi Magi tranſformato fui.
Son. 178.

rung! Und wie sollen wir uns überreden lassen, Ihnen ein solches Anschauungsvermögen zuzugestehen, mit dessen Hülfe Sie in jedem Gegenstande sehen könnten was Sie wollten, ohne daſs uns andern Sterblichen erlaubt wäre, mit Beyhülfe der Augen unsers Leibes zu untersuchen, ob die Augen Ihres Verstandes recht gesehen hätten?"

Soll ich Ihnen die Wahrheit gestehen, Danae? Ich besorge selbst Sie haben Recht. Aber es giebt Augenblicke, wo ich diese hohe unkörperliche Grazie (welche, wenn ich nicht irre, Winkelmann zuerst von den Grazien im gewöhnlichen Verstande unterschieden hat) wirklich zu empfinden glaube. Diese Empfindung ist so fein, so geistig, daſs sie mich vielleicht betrügen könnte: aber ich kann doch, alles wohl überlegt, selbst dem bescheidenen Geiste des Zweifels, den ich aus der Sokratischen Schule geerbt habe, nicht so viel einräumen, daſs ich seinen Bedenklichkeiten die Gewiſsheit meiner Empfindung aufopfern sollte.

Doch dem mag seyn wie Sie wollen; dieſs wenigstens geben alle, von denen wir unsre Nachrichten aus der Götterwelt empfangen, zu, daſs Venus die Grazien von dem Augenblicke an, da Amor sie nach Paſos brachte, zu

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ihren vertrautesten und unzertrennlichsten Begleiterinnen gemacht habe. Nicht aus einem geheimen Miſstrauen in sich selbst, (erlauben Sie mir, Danae, auf einen Augenblick diesen Rückfall in meine Grille) sondern um sich zu der Fähigkeit sinnlicher Wesen herab zu lassen, bediente sie sich der Hülfe der Grazien, wenn sie sterblichen Augen sichtbar werden wollte. Von den Grazien gebadet, und mit Ambrosia gesalbt und ausgeschmückt, und mit dem berühmten Gürtel umgeben, in welchen von den Händen ihrer lieblichen Töchter jeder anziehende Reitz, und zärtliches Verlangen, und das süſse Liebkosen, das den Weisen selbst das Herz nimmt, 4) eingewebt war, ging sie, sich dem Urtheil des Paris auf Ida auszustellen, ihres Sieges über die Schönsten unter den Göttinnen gewiſs; — und an die Grazien angelehnt stand sie, als Adonis zum ersten Mahl in den reitzenden Gebüschen sie erblickte, welche in spätern Zeiten unter dem Nahmen Dafne den Göttern der Freude und den Musen gewidmet wurden.

Unwiderstehlich schön stand sie in Rosenschatten
An ihre Grazien gelehnt,
Und, Lilien gleich, die sich mit Veilchen gatten,
Durch sanftern Reitz verschönt.

---

4) *Iliad. XIV.* 215, 16, 17.

Er blieb, in himmlischer Wonne verloren,
Schwebend, sprachlos, halb vergöttert stehn;
Denn seitdem das Meer die Lust der Welt geboren,
Hatte noch kein Gott so reitzend sie gesehn.

Auch in den Olympus begleiteten die Grazien ihre Mutter, und nun konnte kein Götterfest ohne ihre Gegenwart mehr vollkommen seyn. 5) Die Götter selbst, deren Sitten uns Homer nicht immer so fein und poliert vorstellt als man von Göttern billig erwarten sollte, änderten sich durch den geheimen Einfluſs der Charitinnen gar sehr zu ihrem Vortheile. Sie brachen nicht mehr in ein unauslöschliches Gelächter aus, wenn der ehrliche hinkende Vulkan, um einem Hader zwischen seinem Vater und seiner Mutter ein Ende zu machen, mit wohl gemeinter, wiewohl possierlicher Geschäftigkeit die Stelle des Mundschenken vertrat; 6) und Jupiter drohte seiner Gemahlin nicht mehr, daſs er ihr Schläge geben, 7) oder sie, mit einem Amboſs an jedem Fuſse, zwi-

---

5) *Pindar. Olymp. XIV.*

6) *Iliad. I.* 599.

7) *Iliad. I.* 567. *XV.* 17.

schen den Wolken aufhängen wollte. 8) Juno wurde die angenehmste Frau, Jupiter der gefälligste Ehemann, und die Götter überhaupt die beste Gesellschaft von der Welt.

Minerva, welche sonst die Filosofin machte,
Und, wenn die ganze unsterbliche Schaar
Bis auf den Momus selbst bey guter Laune war,
In einem Winkel ſaſs und Hypothesen erdachte,
Lieſs itzt zuweilen doch der hohen Stirne Ruh,
Und sah dem Tanz der Musen und Grazien zu.
Die alte Vesta sogar, die (wie Homer erzählet)
Den edeln Jungfernstand
Zu ihrem Theil erwählet,
Und sonst an jedem Spiel viel ärgerliches fand,
Soll mit den Grazien, und mit Amorn und dem Knaben
Den Jupiter Sokratisch liebt und küſst,
Oft blinde Kuh gespielet haben;
Ein Spiel, das in der That die Unschuld selber ist.

Die Grazien sind lauter Gefälligkeit. Sollten sie nicht, um die Stirne der guten alten

---

8) *Iliad. XV.* 18—21.

Veſta zu entrunzeln, ſich auch zu Kinderſpielen herunter laſſen?

Die Sympathie, welche zwiſchen liebenswürdigen Weſen eine Freundſchaft ſtiftet, die in ihrem erſten Augenblick alle Stärke eines reifen Alters hat, machte aus den Muſen, den Töchtern Jupiters und der Harmonie, und aus den Grazien die vertraulichſten Geſpielen. Die erſten konnten nicht anders als unendlich viel dabey gewinnen; ihre Ernſthaftigkeit hatte es wohl vonnöthen, durch die Anmuth der letztern gemildert zu werden.

Die Geſänge, welche ſie ihren Günſtlingen eingaben, hatten nun nicht bloſs erhabene und die menſchliche Schwachheit überſteigende Gegenſtände, die Vermählung des Chaos mit der alten Nacht, den Urſprung der Götter und der Welt, und die Wanderungen der Seele, zum Gegenſtande: ſie hielten es nun für ein edles, und wohlthätigen Gottheiten ſehr anſtändiges Geſchäft, auch die Freuden der Sterblichen zu verſchönern.

Nicht den Orfeen nur, nicht nur den Amſionen,
Auch den Sappho's und Anakreonen
Hauchten ſie, bey Lieb' und ſüſsem Wein,
Unter Roſen ſanfte Lieder ein.

Wenn zwischen jungen Dirnen,
Aus denen Freude glänzt,
Die heiterste der Stirnen
Mit Myrt' und Ros' umkränzt,
Der alte Tejer scherzt' und lachte,
Und fröhlich, wie Silen, 9) die Jugend neidisch machte:
Waren's oft die Grazien und Musen,
Die mit freyem Haar und offnem Busen
Hand in Hand um ihren lieben Alten
Tanzten zu der goldnen Leier Klang,
Und ihm jedes Lied mit einem Kuſs vergalten,
Das er Amorn und der Freude sang.

Selbst die Muse der Filosofie lernte den Grazien das Geheimniſs ab, zu gleicher Zeit zu unterrichten und zu gefallen.

Aus ihrer schönen Hand
Empfingen die Platon, die Humen
Und Fontenellen die Blumen,
Womit sie den steinigen Pfad der fliehenden Wahrheit bestreun,

---

9) *Anakreon, Ode* 38.

Und, wenn sie erbitten sich läſst den Sterblichen sichtbar zu seyn,
Das leicht gewebte Gewand,
Das unsrer Augen schont, und unter schlauer Zierde
Nur das versteckt, was uns verblenden würde.

Vorzüglich waren die Grazien die Schutzgöttinnen der Sokratischen Schule. Schon in der ersten Blume seiner Jugend von ihnen begeistert, versuchte es Sokrates sie in Marmor zu bilden; und daſs es ihm gelungen sey, läſst sich daher vermuthen, weil die Athener dieses einzige Werk seiner Kunst würdig fanden, ihm in dem Vorhof ihrer Burg einen Platz unter Meisterstücken zu geben. Speusippus, Platons Nachfolger, stellte die Grazien in dem Hörsahle auf, wo sie aus dem Munde seines Meisters gesprochen hatten. Und welchem Sterblichen sind sie jemahls günstiger gewesen als dem liebenswürdigen Xenofon? ihm, der die wahren Züge der sittlichen Grazie in seinen Werken so vollkommen ausgedrückt, und in seinen Gedanken und Empfindungen, wie in seiner Schreibart, Wahrheit, Einfalt, und ungeschminkte Anmuth so unverbesserlich vereiniget hat?

Den Grazien opferte bey den Griechen, wer gefallen wollte; und es war eine Zeit zu Athen, wo der Staatsmann und der Feldherr ihren Beystand eben so nöthig hatten, als der geringste mechanische Künstler. Die Zauberey der Grazie, die über alles, was Alcibiades that und sagte, ausgegossen war, gab seinen Fehlern selbst einen Reitz, der andrer Tugenden verdunkelte. Sollten wir uns wundern, daſs durch ihren Einfluſs eine Aspasia fähig wurde, Griechenland im Perikles zu beherrschen, und im Sokrates zu unterrichten? — Und wie liebenswürdig müſsten wir uns (wenn eine strengere Sittenlehre über diesen Punkt uns gerecht zu seyn erlaubte) diejenigen unter den Schönen des Sokratischen Jahrhunderts vorstellen, welche in einem besondern Verstande als Priesterinnen der Grazien angesehen wurden?

Nur den Frynen, den Glyceren
Und Laiden konnt' es zugehören,
Euren Orgien 10)
Würdig vorzustehn;

---

10) Die Grazien hatten zu Athen eine Art von geheimem festlichem Gottesdienste, welcher die

Ihnen, die zu Amors Künsten allen
Das Geheimniſs, selbst den Weisen zu gefallen,
Euch in Pafos abgesehn.

O Danae, welch ein Jahrhundert war diese in den Jahrbüchern der Menschheit ewig unvergeſsliche Zeit von Perikles zu Alexandern! diese Zeit, von der man mehr als von irgend einer andern sagen kann, daſs sie unter der Herrschaft der Grazien gestanden habe!

Da Filosófen, Künstler, Dichter,
Archonten, Priesterinnen,[11] Richter,[12]
Die Macht der Grazien empfanden,

Orgien der Charitinnen genannt wurde. *Pausanias in Boeotic.*

[11, 12] Anspielungen auf die Priesterin, welche sich weigerte, dem Alcibiades zu fluchen, (S. Plutarch im Leben des Alcib.) und auf die Richter der schönen Fryne. Der Kunstgriff, dessen sich ihr Vertheidiger, Hyperides, bediente, ist zu bekannt, hier angeführt zu werden.

Die Majestät im Fidias,
Den Reitz im Kalamis verstanden, 13)
Geschmack mit jeder Lust verbanden,
Und Lust an allem Schönen fanden;
Da Plato denken, Hippias
Gefallen, Lais fühlen lehrte;
Da, wer kein Sklave war, die Kunst der Musen ehrte,
Der Filosof mit kritischem Gefühl
Eufranorn mahlen sah, Damone singen hörte,
Und zwischen Scherz und Saitenspiel
Das Alter Munterkeit, die Jugend Weisheit lehrte; 14)
Zevs-Perikles 15) mit gleicher Leichtigkeit

---

13) Anspielung auf die Pallas des erstern, und auf die Sosandra des letztern, wovon Lucian in dem Ideal einer vollkommnen Schönheit nachzusehen ist.

14) S. Xenofons Gastmahl.

15) Perikles wurde von den komischen Dichtern seiner Zeit häufig unter dem Nahmen Jupiters, mit Beyfügung eines spöttischen Beyworts, satirisiert.

Von Arbeit zu Ergetzlichkeit
Und von Aspasien ins Prytaneon 16) kehrte,
(Denn alles Ding hat seine Zeit)
Und Alcibiades, wiewohl Gelegenheit
Ihn dann und wann zur Schelmerey verführte,
Im Rath Ulyſs, Achilles in Gefahr,
Und Paris nur bey freyen Schönen war,
Und, ob er Amorn gleich in seinem Schilde führte,
Die Feinde schlug wie sichs gebührte.

O goldne Zeit, da noch sich schwesterlich umfaſst
Die Grazien und Musen hielten;
Da Helden noch die sanfte Lyra spielten,
Da Helden noch den Werth des Sängers fühlten
Durch den Achilles lebt; da zwischen Theofrast
Und Glycera sich ein Menander bildte;
Da noch kein blöder Wahn vor einem Alkamen

---

16) Das Rathhaus zu Athen.

Und Zeuxis die Natur verhüllte;
Da, ohne Neid, Apelles, Protogen,
Freundschaftlich sich den Vorzug streitig
machten,
Und, willig sein Verdienst dem andern zu
gestehn,
Nur auf den Ruhm der Kunst bey ihrem
Wettstreit dachten;
Und Jener, dem die Grazien
Zuerst aus allen Sterblichen
Am blumigen Cefisen
Sich ohne Gürtel wiesen,
Auf dessen Werke sie den Reitz, der nie
verblüht,
Mit ihren süſsen Lippen hauchten,
In Amors Flamme selbst ihm diesen Pinsel
tauchten,
Durch den Cythere sich der Flut entsteigen sieht,
Es wagen durfte, die Gunst der Grazien
laut zu bekennen,
Und ihren Mahler sich zu nennen.

Nur mit flüchtigen Zügen, schöne Danae — denn die Grazien hassen ein mühsames nach der Lampe riechendes Werk — hab' ich Ihnen den Einfluſs dieser liebenswürdigen Gottheiten auf Wissenschaften, Künste und Sitten entworfen. Aber noch weiter erstreckt sich ihre Macht. Nicht nur das grenzenlose Reich der Einbildungskraft, nicht nur das ganze Gebiet der Freude, — die Tugend selbst steht unter ihrer Herrschaft. Die Epaminondas und die Scipionen opferten ihnen nicht weniger, als die Menander und Aristippe. Auch den Handlungen, dem Karakter und dem Leben eines weisen und guten Mannes, — welches (wie Sokrates zu sagen pflegte) gleich einem vollkommnen Gemählde ein schönes Ganzes seyn muſs — müssen die Grazien dieses Ansehen von zwangloser Leichtigkeit, diesen Glanz der Vollendung geben, der sie mehr zu Geschenken der Natur als zu Werken der Kunst zu machen scheint.

Diese Grazie war es, die der Tugend des Kato von Utika fehlte; und bloſs die Abwesenheit derselben ist, was so vielen andern vermeinten Tugenden ein widriges, die Herzen zurück stoſsendes Ansehen giebt. Nur unter den Händen der Grazien verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Übertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife, und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie, nach dem moraliſchen Schönheitsmaſs der Weiſen, aufhört Weisheit und Tugend zu seyn.

Dieſs war es, was Musarion ihren Schüler lehren wollte; und sagen Sie mir, Danae, wie war es möglich, sie nicht zu verſtehen?

DIE GRAZIEN.

SECHSTES BUCH.

SECHSTES BUCH.

Wie sehr man bey Ihnen auf seiner Hut seyn muſs, Danae! — Ich dachte nicht, daſs Sie Sich eines Ausdrucks wieder erinnern sollten, der mir, ich weiſs nicht wie, entschlüpft war; und nun glauben Sie sogar, ein Recht zu haben, mich, wie Sie sagen, zu Erfüllung meines Versprechens anzuhalten. — War es denn wirklich ein Versprechen? Ich sagte, vielleicht würd' ich Ihnen in der Folge von den Grazien Geheimnisse verrathen; und ohne für mein Vielleicht die mindeste Achtung zu haben, bestehen Sie darauf, daſs ich Ihre Neugierde gereitzt hätte. Es wäre sehr unhöflich, gefällt es Ihnen zu sagen, die Neugier eines Frauenzimmers rege zu machen, wenn man nicht gesonnen sey, oder sich nicht im Stande wisse, sie zu befriedigen.

In der That ist dieſs ein Grund, gegen den ich nicht sehe was man einwenden könnte. Ich kann nicht daran denken solche Vorwürfe von Ihnen zu verdienen: Sie sollen befriediget werden.

Göttinnen, in denen der höchste Grad des Reitzes mit der ersten Blüthe einer ewigen Jugend gepaart ist, die unter lauter Freuden, Scherzen und Liebesgöttern leben, und ihrer Natur nach lauter Gefälligkeit sind, — mit Einem Worte, die Grazien, wie sollten sie immer ohne kleine Anekdoten geblieben seyn? Töchter des frohen Bacchus und der zärtlichen Cythere, müſsten sie ganz aus der Art geschlagen seyn, wenn sie unempfindlich gegen die Liebe seyn könnten, die sie einflöſsen; und unter so vielen Göttern, Halbgöttern und Sterblichen, von denen sie jemahls geliebt wurden, sollten wohl alle, Alle, nicht Einen ausgenommen, nur Platonische Liebhaber gewesen seyn? — Es ist nicht wahrscheinlich!

Gleichwohl habe ich die gemeine Meinung und das Zeugniſs einer unendlichen Menge von Schriftstellern für mich, wenn ich

Ihnen versichre, daſs die Grazien — die unschuldigsten unter allen Göttinnen sind.

Es ist wahr, der jungfräuliche Stand, der ihnen gewöhnlich beygelegt wird, ist für sich allein nicht hinlänglich, sie gegen schalkhafte Vermuthungen völlig sicher zu stellen. Auch Minerva hatte ihr Abenteuer mit dem hinkenden Vulkan; Luna das ihrige mit dem schönen Endymion; die schöne Io, Kallisto, Europa und zwanzig andre die ihrigen, die den reitzenden Stoff der Mahler und Dichter vermehren. Und erzählt uns nicht Ovid, wie wenig es gefehlt hätte, daſs sogar die ehrwürdige Vesta von dem gefährlichsten Liebhaber, den eine Spröde haben kann, überrascht worden wäre? 1) Überdieſs find' ich nirgends, daſs uns die geheimen Geschichtschreiber der Götter eine hinlängliche Nachricht geben, woher alle die kleinen Amoretten kommen, die in den Hainen von Pafos und Gnidos und Cythere, in gröſserer Anzahl als die Schmetterlinge in einem warmen Sommer, herum flattern. Der einzige

---

1) *Fastor. VI. Est multi fabula plena joci*, sagt er; und zu seiner Ehre müssen wir gestehen, daſs er sie den Grazien selbst nicht anständiger hätte erzählen können.

Klaudian (wenn ich nicht irre) begnügt sich, ihnen überhaupt die Nymfen zu Müttern zu geben. [2]) Sehen Sie, Danae, ob dieses genug ist, die Grazien frey zu sprechen, -- wenn man anders Ursache haben könnte zu erröthen, so lieblichen kleinen Göttern als die Amoretten sind, das Daseyn gegeben zu haben. Doch, ich will Ihnen ohne Umschweife gestehen, was man sich am Hofe der Liebesgöttin in die Ohren geflüstert hat.

Erinnern Sie Sich des reitzenden Genius,

— Halb Faun, halb Liebesgott,
Der flatterhaft um alle Blumen scherzet,
Um alle buhlt, doch nur die schönsten herzet,
Und, daſs sein kleines Horn die Nymfen nicht erschreckt,
Es unter Rosen schlau versteckt.

Ein Dichter, den Sie kennen, mahlte Hamiltons Geist unter diesem Bilde ab:

---

2) *Mille pharetrati ludunt in margine fratres,*
Ore pares, aevo similes, gens mollis Amorum.
Hos Nymphae pariunt —
De Nupt. Honorii et Mariae, v. 72.

aber dieses Bild ist kein Geschöpf der Fantasie, wie Sie vielleicht dachten; wirklich findet sich unter den Pafischen Göttern einer, der das Urbild davon war.

Unter den jungen Faunen, welche die Spielgesellen der Amoretten sind, war einer,

Der schönste kleine Faun!
Der je, statt an der Brust, am Nektarschlauch gesogen!
Ihm fehlten nur Flügel und Bogen,
So glaubtet ihr, Amorn zu schaun.
An einem Rosenzaun
Ward einst um ihn ein Nymfchen vom Schlafe betrogen;
Denn auch dem Schlaf ist nicht zu trau'n!

Dem schönen kleinen Faun
War alle Welt und Venus selbst gewogen;
Gefällig erzogen die Nymfen zu Gnid
Den holden Fündling auf; er hüpfte, scherzt' und lachte
Mit andern Amorn herum, und keine Seele dachte,

Daſs Art noch nie von Art sich schied.
Thalia selbst, der Grazien munterste, machte
Sich eine Freude daraus, so lang' er Knabe noch war,
Den schönen jungen Wilden
Zum Amor umzubilden,
Sein kleines Horn zu vergülden,
Und Rosen zu flechten ins lockige Haar.

Wer hätte dem kleinen Faun zugetraut, daſs er fähig wäre, so viele Liebe mit — einer Art von Gegenliebe zu erwiedern, welche, die Wahrheit zu sagen, der Natur eines Fauns so gemäſs war, daſs man sich vielmehr wundern sollte, wie man ihm weniger zutrauen konnte?

Ich weiſs nicht, wie es kam; Göttinnen haben in gewissen Dingen besondre Vorrechte; man wurde nichts davon gewahr; — aber, ein allerliebstes kleines Geschöpf, in dessen Gestalt und Zügen ein seltsames Gemische von Leichtfertigkeit und Anmuth seinen zweydeutigen Ursprung verrieth, kam auf einmahl in den Hainen zu Gnid zum Vorschein. Mit süſser Bestürzung fand es Pasithea, da sie einst in einer Sommerlaube eingeschlafen war, beym Erwachen,

So zärtlich und bekannt,
Als wären sie verwandt,
Auf ihrem Busen spielen,
Und mit der kleinen runden Hand
In seinen Rosen wühlen.

Efeugleiches krauses Haar umkränzte
Seine breite Stirn', im schwarzen Auge glänzte
Süſser Trotz; die Mutter that der Mund,
Um und um von Reitz umflossen,
Hörnerchen, die aus den Locken sprossen,
Und der kühne Blick den Vater kund.

Mit tausend reitzenden Grimassen
Stahl ins Herz der kleine Gott sich ein,
Und schien ganz ausgelassen
Vor Freude, da zu seyn.

Der schöne Faun und ihre Schwester Thalia waren der erste Gedanke, den Pasithea hatte, da sie das kleine Mittelding von Faun und Grazie betrachtete. Sie eilte damit ihren Schwestern zu. Aber keine wollte wissen, woher er gekommen seyn könnte. Und doch, sagte Thalia lächelnd, sieht er so sehr in unser Geschlecht, daſs man wetten sollte, eine von uns müſst' ihm näher verwandt seyn als sie gestehen will.

Ein scherzhafter Streit erhob sich darüber unter den Grazien; eine schob ihn immer der andern zu, und machte gewisse Züge ausfündig, worin sie die eine oder die andre Schwester erkennen wollte. Ihr Lachen zog eine Menge von Amoretten und Nymfen herbey, die an dem kleinen Lustspiel Theile nahmen. Alle fanden den kleinen Gott unendlich liebenswürdig, aber keine wollte sich zu ihm bekennen. Sein Ursprung blieb eines von diesen Geheimnissen, die jedermann weiſs, und niemand zu wissen scheint.

Die Zärtlichkeit, womit, da sie allein sich hielt,
Thalia den kleinen Faun, der kindlich nach ihr blickte,
An ihren Busen drückte,
Verrieth sie einer Najade,
Die an des Cefeus Gestade
Zwischen den Binsen hervor geschielt.

Wollen Sie wissen, Danae, was aus diesem kleinen *Impromtu* der artigsten unter den Grazien geworden ist? Er wurde der Genius der Sokratischen Ironie, der Horazischen Satire, des Lucianischen Spottes.

Er lehrte Fänaretens Sohn 3)
Die Kunst, durch lauerndes Verstellen,
Der Narren, die vor Weisheit schwellen,
Der Gorgiassen, Stolz zu fällen;
Und dich, Horaz, den eleganten Ton,
Die Narren Roms, die Natta's, die Metellen,
Die Kacius und Kupiennius,
Und zwanzig andre Narren in us
So fein zum Gegenstand von unserm Spott zu machen,
Daſs selbst der Thor, indem wir ihn belachen,
Gern oder nicht uns lachen helfen muſs.

Den schönen Geistern neuer Zeiten
Scheint er nicht minder hold zu seyn.
Er gab den Lockenraub, den frommen *Verdverd* ein,
Lieſs Mancha's Helden kühn mit Klappermühlen streiten,

---

3) Die Mutter des Sokrates hieſs Fänarete.

Den schönen Fakardin an Kristallinens Seiten,
Ein Spinnrad in der Hand, im Schlafrock, unversehrt
Durch funfzig Mohrensäbel schreiten,
Und meinen lieben Stern' auf seinem Stekkenpferd —
Poor Yorick! — sich zu Tode reiten.

Doch, Sie erwarten nicht, Danae, daſs ich Ihnen ein Verzeichniſs seiner Eingebungen aufschreibe; Sie wollen noch mehr von den geheimen Geschichtchen der Grazien erfahren. — Allein, was könnte ich Ihnen, nach dem was Sie bereits wissen, noch Unterhaltendes davon sagen? Wenn sie deren noch mehr gehabt haben, so müssen sie vermuthlich diesem ähnlich gewesen seyn.

Doch etwas hätte ich beynahe vergessen, das Ihnen vermuthlich unerwarteter ist, als alles andre was ich von meinen geliebten Göttinnen noch sagen könnte. Oder hätten Sie Sich wohl vorgestellt, daſs eine von den Grazien wirklich, in ganzem Ernste, verheirathet ist; so sehr im Ernste, daſs Juno selbst die Ehestifterin war?

„Verheirathet?“ — Nicht anders. — „Aber an wen?“ — O! gewiſs, Sie würden alle möglichen Götter rathen können, und den rechten doch verfehlen. Wenn wir nicht einen so unverwerflichen Zeugen vor uns hätten als Homer ist, wer würde sich einfallen lassen, eine Grazie an — den Schlaf zu verheirathen?

Doch, vielleicht stellen Sie Sich den Gott Schlaf nicht so liebenswürdig vor, als ihn die Griechischen Dichter und Künstler zu bilden pflegten. — Und warum sollten wir ihn unter einem weniger lieblichen Bilde denken, den holden Schlaf, ihn, der, eben so wohl als die Grazien und Amor selbst, unter die Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu zählen ist?

Ihn, dessen magischer Duft
Ein süſses Vergessen der Sorgen
Auf unsre Stirne träuft, und uns mit jedem Morgen
In neues Daseyn ruft;
Ihn, dessen Gunst der Mann in Purpur gekleidet
Dem Mann am Pfluge, dem Sklaven beneidet;
Den holden Gott, der wenigstens bey Nacht

Des Glückes Eigensinn vergütet,
Und, wenn der Gram an goldnen Betten wacht,
Und Harpax seinen Schatz mit hohlen Augen hütet,
Auf Stroh den Ärmsten glücklich macht?

Welcher Unglückliche findet nicht in ihm das Ende seiner Schmerzen? Und wer ist so sehr den Göttern gleich, um durch seinen Verlust sich nicht für elend zu halten?

Schlummert nicht, von Küssen müde,
Mit gesenktem Augenliede
Amor selbst an seinem Busen ein?
Ja, es würden (glaubt's Homeren!)
Selbst die Götter in den Sfären
Ohne ihn nicht selig seyn.

Genug, **der Schlaf**, den Sie Sich nun unter einem so angenehmen Bilde, als Sie immer wollen, denken mögen,

Mit krausem, gelbem Haar,
Und schlaffen, jugendlichen Zügen,
Schön, wie der Liebesgott, wenn er von seinen Siegen

In Psychens Armen ruht, — wie Lunens Schläfer war,
Als er, in ihrem einsamen Vergnügen
Sie nicht zu stören, tief in süſsen Träumen lag;
Schön, wie die schönste Nacht nach einem Sommertag!

Er liebte Pasitheen,
Und Pasithea — zwar, sie wollte nichts gestehen,
Allein man wuſste doch, sie war ihm heimlich gut,
Wie itzo noch manch artig Mädchen thut.
Man sagt, er habe, bloſs sie länger anzusehen,
Sie oft bey hellem Tag auf Rosen eingewiegt,
Und von des Anblicks Reitz besiegt,
Indem er neben ihr gesessen,
Sich und sein Amt so sehr dabey vergessen,
Daſs allgemeine Agrypnie 4)
Die Sterblichen befiel. Vergebens riefen sie
Dem süſsen Schlaf. Die Hippokraten
Erschöpften fruchtlos Kunst und Müh;
Das Übel widerstand den stärksten Opiaten.
Es griff zuletzt sogar die Götter an,
Und Zevs, der sonst doch in den Schlummerstunden

---

4) Schlaflosigkeit.

Vor Junons Aug' und Zunge Ruh' gefunden,
Fand keinen Augenblick, den Schwan
Bey unsern Leden mehr zu machen,
Und spielte nun, aus bösem Muth, den Drachen.

Kurz, die ganze Natur kam aus ihrem Geleise, und ihren Untergang zu verhüten, muſste auf ein schleuniges Mittel gedacht werden, den Gott des Schlafs wieder einzuschläfern. Man fand kein zuverlässigeres, als ihn unverzüglich mit der schönen Pasithea zu vermählen. Die Hochzeit wurde in gröſster Stille vollzogen. Die Grazien führten die erröthende Braut an den Eingang seiner Grotte; in wenigen Minuten schlossen sich die Augen des kleinen flegmatischen Gottes, und die ganze Natur entschlief.

Ein so schläfriger Gemahl würde, wir gestehen es, nicht viele sterbliche Schönen glücklich machen, und vielleicht der sprödesten Tugend am gefährlichsten seyn. Nur die sanfteste unter den Grazien war dazu gemacht, einen Gemahl liebenswürdig zu finden, der, wenn ihre Küsse ihn weckten, kaum so lange wachte, um sie anzusehen, und vor Vergnügen — wieder einzuschlafen.

Gleichwohl sagt man, daſs die Welt der Vermählung des Schlafs mit der jüngsten Grazie diese süſsen Träume zu danken habe,

Wobey der keusche Sinn
Von Vesta's Priesterin,
Wenn sie zu früh erwacht,
Sich viel Gedanken macht,
Und doch aus Neubegierde —
Wie alles enden würde?
Der Wiederkunft der Nacht
Bey Tage schon entgegen gähnt,
Und sich nach ihrem Traume sehnt;

Die Träume, deren Scherzen
In einsamen Nächten die Schmerzen
Der junge Wittwe betrügt,
Und unter günstigen Schatten
Den wieder gefundenen Gatten
In ihren Armen wiegt;

Kurz, Danae, im ganzen Träumereich
Die angenehmsten Träume,
Die, jungen Amorinen gleich,
Dich unter Myrtenbäume,
Und, wenn sie Zeugen spüren,

In stille Grotten führen,
Wo Amor lachend sich versteckt;
Dann Abends dich zum Baden
In laue Brunnen laden,
Wo, wenn der Freund der fliehenden Najaden,
Ein Faun, die dunkeln Büsche schreckt,
Dich **Leda's Schwan** mit seinen Flügeln deckt.

KOMISCHE ERZÄHLUNGEN.

DIANA UND ENDYMION.

DAS URTHEIL DES PARIS.

AURORA UND CEFALUS.

DIANA UND ENDYMION.

Eine scherzhafte Erzählung.

1762.

DIANA UND ENDYMION.

In jener dichterischen Zeit,
Mit deren Wundern uns der Amme Freundlichkeit
Durch manches Mährchen einst in süſsen Schlummer wiegte;
Als sorgenfreye Mäſsigkeit
Sich ohne Pflichten, ohne Streit,
Mit dem was die Natur freywillig gab, begnügte,
Kein Mädchen spann, kein Jüngling pflügte,
Und manches thunlich war, was Seneka verbeut;
Eh' noch der Stände Unterscheid
Aus Brüdern Nebenbuhler machte,
Und gleiſsnerische Heiligkeit
Das höchste Gut der Sterblichkeit,
Den frohen Sinn, um seine Unschuld brachte;
Und kurz, in jener goldnen Zeit,

Als Mutter Isis noch, von keinem Joch entweiht,
Gesetze gab wodurch sie glücklich machte,
Die Welt noch kindisch war, und alles scherzt' und lachte:
In dieser Zeit lebt' einst auf Latmos Höh'n
Ein junger Hirt, wie Ganymedes schön,
Schön wie Narciſs, doch nicht so spröde,
Wie Ganymed, allein nicht halb so blöde.

So bald man weiſs, Endymion
War schön und jung, so denkt ein jedes schon
Daſs ihn die Mädchen gerne sahen;
Zum mindsten lieſen sie nicht oft vor ihm davon,
Das läſst sich ohne Scheu bejahen.
Die Kronik sagt noch mehr, als ich
Den Musen selbst geglaubet hätte:
Sie buhlten, spricht sie, in die Wette
Um seine Gunst; sie stellten sich
Ihm wo er ging in Steg' und Wege,
Sie warſen ihm oft Blumen zu
Und flohn dann hinter ein Gehäge,
Belauschten seine Mittagsruh
Und guckten ob er sich nicht rege.
Man sagt, daſs er im Bad sogar

Nicht immer ohne Zeugen war;
Allein, wer kann so was beweisen?
Genug, der Tag begann die Stirne kaum zu weisen,
So wurde schon von mancher schönen Hand
Der Blumenflur ihr schönster Schmuck entwandt;
So putzte schon, dem Schäfer zu gefallen,
Im Hain, am Bache, sich der Nymfen ganze Schaar;
Die badet sich, die flicht ihr blondes Haar,
Die läſst es frey um weiſse Schultern wallen.

Herab gebückt auf flüssige Krystallen
Belächelt sich die schöne Damalis.
Wie vieles macht des Sieges sie gewiſs!
Ein Mund, der Küssen winkt, ein Lilienhals und Nacken,
Der Augen feuchter Glanz, die Grübchen in den Backen,
Ein runder Arm, und o! der Thron der Lust,
Die blendende, kaum aufgeblühte Brust!
Mit Einem Wort, nichts zeigt sich ihren Blicken,
Das nicht verdient selbst Götter zu berücken:
Sie sieht's und denkt, ob Leda ihrem Schwan

Mehr Reitzungen gewiesen haben kann?
Und zittert doch und wünscht: O fände mich
Endymion nur halb so schön als ich!

Die Schönheit wird mit Wunder angeblickt,
Doch nur Gefälligkeit entzückt.
War Juno nicht, war nicht Minerva schön,
Als Zevs den Paris auserseln,
Den Streit der Schönheit zu entscheiden?
Man weiſs, sie lieſsen sich, um bösen Schein zu meiden,
Dem Richter ohne Röcke sehn.
Sehr lange lieſs der Hirt von einem Reitz zum andern
Die ungewissen Blicke wandern,
Und zehnmahl rief ein neuer Blick
Den schon gefaſsten Schluſs zurück.
Untadelig ist alles was sie zeigen;
Beysammen sind sie gleich, allein
Scheint jede reitzender zu seyn:
Was wird zuletzt des Schäfers Urtheil neigen?
Der Juno Majestät? der Pallas Würde? — Nein!
Die flöſsen nichts als Ehrfurcht ein;
Ein stärk'rer Reitz wird hier den Ausschlag geben müssen.

Sie, die so zaubrisch lächeln kann,
Cythere lacht ihn an — er fällt zu ihren Füſsen,
Und beut der Lächelnden den goldnen Apfel an.

Gefälligkeit raubt unserm Schäfer oft
Die Gunst, worauf umsonst die stolze Schönheit hofft.
Die blasse Schaar der halb verwelkten Wangen
Erwirbt durch zärtliches Bemühn,
Durch Blicke die an seinen Blicken hangen,
Und süſsen Scherz manch kleines Recht an ihn.
Wie eifern sie, ihm liebzukosen!
Die schmückt sein Lamm, die kränzt ihm Hut und Stab;
Der Lenz ward arm an Blüth' und Rosen,
Sie pflückten ganze Haine ab;
Sie wachten, daſs ihn nichts in seinem Schlummer störte,
Sie pflanzten Lauben hin wo er zu weiden pflag;
Und weil er gerne singen hörte,
So sangen sie den ganzen Tag.

Des Tages Lust schlieſst bis zum Sternenglanz
Manch muntres Spiel, und mancher bunte Tanz;

Und trennt zuletzt die Nacht den frohen Reih'n,
So schläft er sanft auf Rosenbetten ein.
Die Nymfen zwingt der keuschen Göttin Schein
Sich allgemach hinweg zu stehlen;
Sie zögern zwar, doch muſs es endlich seyn.
Sie geben ihm die Hand, die angenehmen Seelen,
Und wünschen ihm wohl zehnmahl gute Nacht;
Doch weil der Schlaf sich oft erwarten macht,
Bleibt Eine stets zurück, ihm Mährchen zu erzählen.

An Böses wurde nie von einem Theil gedacht.
Der Schäfer war vergnügt, das Nymfenvolk nicht minder;
In Unschuld lebten sie beysammen wie die Kinder,
Zu manchem Spiel, wobey man selten weint,
Den ganzen Tag, oft auch bey Nacht, vereint;
Und träumten (zum Beweis, daſs alles Unschuld war)
Nichts weniger als von Gefahr.

Der Nymfen schöne Königin
Erfuhr — man weiſs nicht wie — vielleicht von einem Faun
Der sie beschlich — vielleicht auch, im Vertrau'n,
Von einer alten Schäferin,
(Der, weil sie selbst nicht mehr gefiel,
Der Jugend eitles Thun miſsfiel)
Kurz, sie erfuhr das ganze Schäferspiel.

Man kennt den strengen Sinn
Der schönen Jägerin,
Die in der Götterschaar
Die gröſste Spröde war.
Kein Sterblicher, kein Gott vermochte sie zu rühren.
Was sonst die Sprödesten vergnügt,
Sogar der Stolz, selbst unbesiegt
Die Herzen im Triumf zu führen,
War ihrem gröſsern Stolz zu klein.
Sie zürnte schon nur angesehn zu seyn.
Bloſs, weil er sie vom Wirbel bis zur Nase
Im Bad erblickt, ward — Akton einst — ein Hase. 1)

---

1) Anspielung auf eine Stelle in Fieldings Tom Jones.

Dieſs Beyspiel flöſste selbst dem Satyr Ehrfurcht ein.
Ihr schien ein Blick sie schon zu dreiste anzufühlen;
Kein Zefyr wagt' es sie zu kühlen,
Und keine Blume schmückt' ihr Haar,
Die einst, wie Hyacinth, ein schöner Knabe war;
Von Liebe nur im Schlaf zu sprechen
Hieſs bey Dianen schon ein strafbares Verbrechen:
Kurz, Männerhaſs und Sprödigkeit
Trieb selbst Minerva nicht so weit.

Man rathet leicht, in welche Wuth
Der Nymfen Fall sie setzen muſste!
Es tobt' ihr jungfräuliches Blut
Daſs sie sich kaum zu fassen wuſste.
So zornig sahn die guten Kinder sie
In einem andern Falle nie.
Kallisto lieſs sich doch von einem Gott besiegen;
Das milderte die Schnödigkeit der That:
Doch einem Hirten unterliegen,
Wahrhaftig! dieſs war Hochverrath.

Ein fliegender Befehl citiert aus allen Hainen
Das Nymfenvolk persönlich zu erscheinen.
Sie schleichen allgemach herbey,
Und keine läuft daſs sie die erste sey.

Die Göttin steht an ihren Spieſs gelehnt,
Und sieht, mit einem Blick der ihren Kummer höhnt,
Im ganzen Kreise nichts als feuerrothe Wangen,
Und Augen die zur Erde niederhangen.
Hofft (spricht sie) nicht, durch Läugnen zu entgehn,
Man wird euch bald die Zunge lösen können;
Und werdet ihr nicht gütlich eingestehn,
So soll euch mir der Gott zu Delfi nennen.
Durch Zaudern wird die Schuld nicht gut gemacht:
Nur hurtig! jede von euch allen,
Die sich verging, laſs' ihren Schleier fallen!

Sie spricht's, und — ach! wer hätte das gedacht?
Die Göttin spricht's, und — alle Schleier fallen.

Man stelle sich den Lärmen vor
Den die beschämte Göttin machte,
Indeſs der lose Cypripor
Auf einer Wolke saſs und laut herunter lachte.
„Wie? rief sie voller Wuth empor,
(Und selbst die Wuth verschönert ihre Wangen)
Du, Wildfang, hast dieſs Unheil angestellt,
Und kommst noch gar damit zu prangen?
Zwar rühmst du dich, daſs alle Welt
Für ihren Sieger dich erkenne;
Daſs Vater Zevs sogar, so oft es dir gefällt,
Von unerlaubten Flammen brenne,
Und bald als Drache, bald als Stier,
Bald als ein böckischer Satyr,
Und bald mit Stab und Schäfertasche
Der Nymfen Einfalt überrasche.
Doch trotze nicht zu viel auf deine Macht!
Die Siege die dir noch gelungen
Hat man dir leicht genug gemacht;
Wer selbst die Waffen streckt, wird ohne Ruhm bezwungen.
Auf mich, auf mich, die deine Macht verlacht,
Auf meine Brust laſs deine Pfeile zielen!
Ich fordre dich vor tausend Zeugen auf!
Sie werden sich vor halbem Lauf
In meinen feuchten Strahlen kühlen,

Und stumpf und matt um meinen Busen spielen.
Du lachst? — So laſs doch sehn, wie viel dein Bogen kann,
Versuch's an mir, und sieg' — und lache dann!
Doch ständ' es dir, versichert, besser an,
Du kämst, statt Köcher, Pfeil und Bogen,
Mit einem — Vogelrohr geflogen.
Latonens Kindern nur gebührt
Der edle Schmuck, der deinen Rücken ziert.
Bald hätt' ich Lust dich wehrlos heimzuschicken,
Und, weil der Flug dich nur zur Schelmerey verführt,
Dir deine Schwingen auszupflücken.
Doch flieh nur wie du bist; laſs meinen Hain in Ruh,
Auf ewig flieh aus meinen Blicken,
Und flattre deinem Pafos zu!
Dort tummle dich auf Rosenbetten
Mit deinen Grazien, und spiele blinde Kuh
Mit Zefyrn und mit Amoretten!"

Diana spricht's. Mit lächelndem Gesicht
Antwortet ihr der kleine Amor — nicht:
Gelassen langt er nur, als wie von ungefähr,
Den schärfsten Pfeil aus seinem Köcher her;

Doch steckt er ihn, als hätt' er sich bedacht,
Gleich wieder ein, sieht Föben an und lacht.
Wie reitzend schminkt der Eifer deine Wangen!
(Ruft er, und thut zugleich als wollt' er sie umfangen)
Ich wollte dir wie Amors Wunde sticht
Ein wenig zu versuchen geben;
Allein, bey meiner Mutter Leben!
Es braucht hier meiner Pfeile nicht.
An Spröden, die mir Hohn gesprochen,
Hat mich noch allezeit ihr eignes Herz gerochen.
Drum, Schwesterchen, (doch unter dir und mir)
Was nützt der Lärm? er könnte dich gereuen.
Weit sichrer wär's, die kleine Ungebühr
Den guten Nymfen zu verzeihen.

Die Nymfen lächelten, und Amor flog davon.
Die Göttin zürnt, und rächt an ihnen
Des losen Spötters Hohn.
Unwürdige — mir mehr zu dienen,
(Spricht sie mit ernstem Angesicht)
Zur Strafe der vergeſsnen Pflicht
Hat euch mein Mond zum letzten Mahl geschienen.

So bald sein Wagen nur den Horizont besteigt,
Sey euch verwehrt im Hain herum zu streichen,
Bis sich des Tages Herold zeigt!
Entflieht mit schnellem Fuſs, die einen in die Eichen,
Die übrigen zu ihren Urnen hin;
Dort liegt und schlaft, so lang' ich Luna bin!
Sie spricht's, und geht die Drachen anzuspannen,
Die ihren Silberwagen ziehn,
Und die bestraften Nymfen fliehn
Mehr traurig als bekehrt von dannen.

Der Tag zerflieſset nun
Im allgemeinen Schatten,
Und alle Wesen ruh'n
Die sich ermüdet hatten.
Es schlummert Thal und Hain,
Die Weste selbst ermatten
Von ihren Buhlereyn,
Und schlafen unter Küssen
Im Schooſse von Narcissen
Und Rosen gähnend ein.
Der junge Satyr nur
Verfolgt der Dryas Spur;
Er reckt sein langes Ohr
Bey jedem leisen Zischen

Aus dem Gesträuch hervor,
Ein Nymfchen zu erwischen,
Das in den finstern Büschen
Vielleicht den Weg verlor.
Er sucht im ganzen Hain
Mit wohl zerzausten Füſsen;
Umsonst! der Göttin Dräun
Zwang sie, sich einzuschlieſsen;
Die armen Mädchen müssen
Für kürzre Nächte büſsen,
Und schlafen jetzt allein.
Dem Faun sinkt Ohr und Muth;
Er kehrt mit kühlerm Blut
Beym ersten Morgenblick
Zu seinem Schlauch zurück:
Er denkt, mich zu erhenken,
Da müſst' ich albern seyn;
Ich will die Liebespein
In süſsem Most ertränken!

Indessen schwebt der Göttin Wagen schon
Nah über jenem Ort, wo in des Geiſsblatts Schatten
Die Nymfen dir, Endymion,
Vielleicht auch sich, so sanft gebettet hatten.

Wie reitzend lag er da! — Nicht schöner lag Adon
An seiner Göttin Brust, die seinen Schlaf bewachte,
Mit liebestrunknem Blick auf ihren Liebling lachte,
Und still entzückt auf neue Freuden dachte;
Nicht schöner lag, durch doppelte Gewalt
Der Feerey und Schönheit überwunden,
Der wollustathmende Rinald
Von seiner Zaubrerin umwunden,
Als hier, vom Schlaf gebunden,
Endymion. — Gesteht, daſs die Gefahr
Nicht allzu klein für eine Spröde war!
Das Sicherste war hier — die Augen zuzumachen.

Sie that es nicht, und warf, jedoch nur obenhin
Und blinzend, einen Blick auf ihn.
Sie stutzt und hemmt den Flug der schnellen Drachen,
Schaut wieder hin, erröthet, bebt zurück,
Und suchet mit verschämtem Blick
Ob sie vielleicht belauschet werde:
Doch da sie ganz allein sich sieht,

Lenkt sie mit ruhigerm Gemüth
Den Silberwagen sanſt zur Erde;
Bückt sich, auf ihren Arm gestützt,
Mit halbem Leib heraus, und überläſst sich itzt
Dem Anschaun ganz, womit nach Platons Lehren
Sich in der andern Welt die reinen Geister nähren.

Ein leicht beschattendes Gewand
Erlaubt den ungewohnten Blicken
Nur allzu viel — sie zu berücken.
Man sagt sogar, sie zog mit leiser Hand
Auch dieses weg — doch wer hat zugesehen?
Was sagt man nicht? — Und wär' es auch geschehen,
So zog sie doch beym ersten Blick
Gewiſs die Hand so schnell zurück
Als jenes Kind, das einst im Grase spielte,
Nach Blumen griff, und eine Schlange fühlte.

Indessen klopft vermischt mit banger Lust
Ein süſser Schmerz in ihrer heiſsen Brust;
Ein zitterndes, wollüstiges Verlangen
Bewölkt ihr schwimmend Aug' und brennt auf ihren Wangen.

Wo, Göttin, bleibt dein Stolz, die harte Sprödigkeit?
Dein Busen schmilzt wie Schnee in raschen Flammen!
Kannst du die Nymfen noch verdammen?
Was ihre Schuld verdient, ist's Tadel oder — Neid?

Die Neugier hat, wie Zoroaster lehrt,
Von Anbeginn der Weiber Herz bethört.
Man denkt, ein Blick, von ferne, von der Seiten,
Ein bloſser Blick, hat wenig zu bedeuten.
O! glaubet mir, ihr habt schon viel gethan:
Der erste Blick zieht stets den andern an;
Das Auge wird (so sagt ein weiser Mann)
Nicht satt vom Sehn, und Lunens Beyspiel kann
Uns hier, wie wahr er sagte, lehren.

Der Gegenstand, der Ort, die Zeit,
Wird die Entschuldigung der Göttin machen müssen.
Selbst ihre Unerfahrenheit
Vermindert ihre Strafbarkeit.
So neu sie war, wie kann sie wissen,

(Wie manche wiſsen's nicht!) daſs man
Vom Sehn ſich auch berauſchen kann?
Sie ſchaut, und da ſie ſo, wie aus ſich ſelbſt geriſsen,
So unerſättlich ſchaut, kommt ſie ein Lüſtern an
Den ſchönen Schläfer gar — zu küſsen.

Zu küſsen? — Ja: doch, man verſtehe mich,
So züchtig ſo unkörperlich,
So ſanft, wie junge Zefyrn küſsen;
Mit dem Gedanken nur
Von einem ſolchen Kuſs,
Wovon Ovidius
Die ungetreue Spur
Nach mehr als einer Stunde
(Laut ſeiner eignen Hand)
Auf ſeines Mädchens Munde
Und weiſsen Schultern fand.

Es koſtet ihr, den Wunſch ſich zu geſtehen.
Sie lauſcht und ſchaut ſich um. Doch allgemeine Ruh
Herrſcht weit umher im Thal und auf den Höhen.

Kein Blättchen rauscht. Itzt schleicht sie leis' hinzu,
Bleibt unentschlossen vor ihm stehen,
Entschlieſst sich, bückt sich sanft auf seine Wangen hin,
Die, Rosen gleich, in süſser Röthe glühn,
Und spitzt die Lippen schon, und itzt — itzt wär's geschehen,
Als eine neue Furcht (wie leicht
Wird eine Spröde scheu!) sie schnell zurücke scheucht.

„Sie möcht' es noch so leise machen,
So könnte doch der Schäfer dran erwachen.
Was folgte drauf? Sie müſste weiter gehn,
Ihm ihre Neigung eingestehn,
Um seine Gegenliebe flehn,
Und sich vielleicht — wer könnte das ertragen?
Vielleicht sich abgewiesen sehn —
Welch ein Gedanke! Kann Diana so viel wagen?
Bey einer Venus, ja, da möchte so was gehn!
Die giebt oft ungestraft den Göttern was zu spaſsen,
Und kann sich eh' im Netz ertappen lassen
Als ich, die nun einmahl die Spröde machen muſs,

Bey einem armen trocknen Kuſs.
Und wie? Er sollte mich zu seinen Füſsen sehn?
Dianens Ehre sollt' in seiner Willkühr stehn?
Wie? wenn er dann den Ehrfurchtsvollen machte,
(Man kennt der Schäfer Schelmerey)
Und meiner Schwachheit ohne Scheu
An einer Nymfe Busen lachte?
Wie würde die der Rache sich erfreun,
Und meine Schmach von Hain zu Hain
Den Schwestern in die Ohren raunen!
Die eine spräch's der andern nach,
Bald wüſsten's auch die Satyrn und die Faunen,
Und sängen's laut beym nächtlichen Gelach.
In kurzem eilte die Geschichte,
Vermehrt, verschönt, gleich einem Stadtgerüchte,
Bis zu der obern Götter Sitz,
Dem Momus, der beym Saft der Nektarreben
Die Götter lachen macht, und Junon's scharfem Witz
Beym Theetisch neuen Stoff zu geben."

Die Göttin bebt, erblaſst und glüht
Vor so gefährlichen Gedanken;
Und wenn sie dort die Neigung zieht,

So macht sie hier die Klugheit wanken.
Man sagt, bey Spröden überzieh'
Die Liebe doch die Vorsicht nie.
Ein Kuſs mag freylich sehr behagen,
Doch ist's am Ende nur ein Kuſs;
Und Freuden, wenn man zittern muſs,
Sind doch (was auch Ovide sagen)
Für Schönen nicht gemacht, die gerne — sicher gehn.
Schon fängt sie an, nach ihrem Drachenwagen
Unschlüssig sich herum zu drehn;
Schon weicht ihr scheuer Fuſs — doch bleibt er wieder stehn;
Sie kann den Trost sich nicht versagen,
Nur Einmahl noch (was ist dabey zu wagen?)
Den schönen Schläfer anzusehn.

„Noch einmahl? ruft ein Loyolist:
Und heiſst denn das nicht alles wagen?“
Vielleicht; doch ist es, wie ihr wiſst,
Genug, die Göttin los zu sagen,
Daſs sie es nicht gemeint. Die Frist
War allzu kurz euch Raths zu fragen;
Und überdieſs, vergönnet mir zu sagen,
Daſs Pater Eskobar auf ihrer Seite ist.

Vorsichtig oder unvorsichtig,
Uns gilt es gleich; genug, so viel ist richtig,
Sie bückte sich noch einmahl hin, und sah
(Doch mit dem Vorsatz ihn auf ewig dann zu fliehen)
Den holden Schläfer an. — Betrogne Cynthia!
Schon kann sie ihm den Blick nicht mehr entziehen,
Und bald vergiſst sie auch zu fliehen.
Ein fremdes Feuer schleicht durch ihren ganzen Leib,
Ihr feuchtes Aug' erlischt, die runden Knie erbeben,
Sie kennt sich selbst nicht mehr, und fühlt in ihrem Leben
Sich itzt zum ersten Mahl — ein Weib.

Erst lieſs sich ihr Gelust mit Einem Kusse büſsen,
Itzt wünscht sie schon — sich satt an ihm zu küssen;
Nur macht sie stets die alte Sorge scheu.
Diana muſs sich sicher wissen,
Und wird ein wenig Feerey
Zu brauchen sich entschlieſsen müssen.

Es wallt durch ihre Kunst
Ein zauberischer Dunst,
Von Schlummerkräften schwer,
Um ihren Liebling her.
Er dehnt sich, streckt ein Bein,
Und schläft bezaubert ein.
Sie legt sich neben ihn
Aufs Rosenlager hin,
(Es hatte, wie wir wissen,
Für eine Freundin Raum)
Und unter ihren Küssen
Den Schlaf ihm zu versüſsen
Wird jeder Kuſs — ein Traum.

Ein Traumgesicht von jener Art,
Die oft, trotz Skapulier und Bart,
Sankt Franzens fette Serafinen
In schwüler Sommernacht bedienen;
Ein Traum, wovor, selbst in der Fastenzeit,
Sich keine junge Nonne scheut;
Der (wie das fromme Ding in seiner Einfalt denket)
Sie bis ins Paradies entzückt,
Mit einem Strom von Lust sie tränket,
Und schuldlos fühlen läſst was nie ihr Aug' erblickt.

Ob Luna selbst dabey was abgezielet;
Ob ihr das schelmische Gesicht,
Kupido, einen Streich gespielet; —
Entscheidet die Geschichte nicht.
Genug, wir kennen die und den,
Die gerne nie erwachen wollten,
Wenn sie Äonen lang so schön
Wie unser Schäfer träumen sollten.

Was Jupiter als Leda's Schwan
Und als Europens Stier gethan,
Wie er Alkmenen hintergangen,
Und wie der hinkende Vulkan
Sein Weibchen einst im Garn gefangen;

Wie stille Nymfen oft im Hain
Dem Faun zum Raube werden müssen;
Wie sie sich sträuben, bitten, dräun,
Ermüden, immer schwächer schreyn,
Und endlich selbst den Räuber küssen;

Des Weingotts Zug, und wie um ihn
Die taumelnden Bacchanten schwärmen,
Wie sie von trunkner Freude glühn,
Und mit den Klapperblechen lärmen;
Sie wiehern laut ihr Evoe!

Es hallt zurück vom Rhodope;
Der Satyr hebt mit rasender Geberde
Die nackte Mänas in die Höh,
Und stampft in wildem Tanz die Erde.

Ein sanfter Anblick folgt dem rohen Bacchanal.
Ein stilles, schattenvolles Thal
Führt ihn der Höhle zu, wo sich die Nymfen baden;
Diana selbst erröthet nicht,
(Man merke, nur im Traumgesicht,
Und von geschäftigen Najden
Fast ganz verdeckt) von ihm gesehn zu seyn.
Welch reitzendes Gewühl! Es scheint vom Wiederschein
So mancher weiſsen Brust, die sich im Wasser bildet,
So manches goldnen Haars, die Flut hier übergüldet,
Dort Schnee im Sonnenglanz zu seyn.
Sein trunknes Auge schlingt mit gierig offnen Blicken
So viele Reitzungen hinein,
Er schwimmt in lüsternem Entzücken
Und wird vor Wunder fast zum Stein.

Man glaubt, daſs Cynthia hierbey
Nicht ungerührt geblieben sey.
So süſs auch Küsse sind, wenn wir Tibulle hören,
So haſst doch die Natur ein ewig Einerley.
Beym Nektartisch und beym Koncert der Sfären
Sind Götter selbst nicht stets von langer Weile frey.
Zum mindsten sagt's Homer. Wie wird denn, satt von Küssen,
Diana sich zu helfen wissen?
Sie that, (so sagt ein Faun, der sie beschlichen hat)
Was Platons Penia im Göttergarten that.
Was that denn die? — wird hier ein Neuling fragen?
Sie legte — Ja doch! nur gemach!
Schlagt euern Plato selber nach;
Es läſst sich nur auf Griechisch sagen.

DAS URTHEIL DES PARIS.

Eine scherzhafte Erzählung nach Lucian. 1764.

DAS URTHEIL DES PARIS.

Aus dreyen reitzenden die Schönste auszuwählen,
Fand Aristipp, ein weiser Mann, nicht leicht:
Er guckte lang, und sich an keiner zu verfehlen
Erwählt' er alle drey; unweislich, wie mich däucht.
Der Mann verstand sich nicht auf Weiberseelen;
Sein Grund hält wenigstens nicht Stich.
Ein Kenner, Ihr, Herr Leser, oder ich,
Wir hätten uns um Eine doch von dreyen
Durch unsre Wahl verdient gemacht,
Anstatt, wie er, mit allen dreyen
Uns ohne Vortheil zu entzweyen.

Just so wie wir hat Paris einst gedacht,
Als ihm den goldnen Preis der Schönsten zuzusprechen
Ein Götterwink zur Pflicht gemacht.
Anstatt den Kopf sich lange zu zerbrechen,
Erklärt' er sich, um eine hübsche Nacht,
Für die gefällige Cythere.
Freund Lucian, der Spötter, sagt uns zwar
Von diesem Umstand nichts; doch, wär' er auch nicht wahr,
So macht' er doch dem Witz des Richters Ehre.

Wer kennt ihn nicht, den Spötter Lucian?
Wer bey ihm gähnt, der schnarchte wohl am Busen
Cytherens beym Gesang der Musen.
Daſs niemand feiner scherzen kann,
Daſs er ein schöner Geist, ein Kenner,
Ein Weltmann war, gesteht ihm jeder ein;
Doch wünschen Tillemont und andre wackre Männer
Mit gutem Fug, er möchte frömmer seyn.
Was uns betrifft, die gern Sokratisch lachen,
Uns dient er oft zum wahren Äskulap;
Er treibt die Blähungen der Seele sanft uns ab,

Und weiſs die Kunst, mit Lächeln oder Lachen
Uns klüger oft, vergnügter stets zu machen:
Und das ist mehr, gesteht's, als mancher groſse Mann
In Folio und Quarto leisten kann.
Um euch aus ihm für dieſsmahl zu erbauen,
Erzähl' ich euch den Streit der schönen Götterfrauen.

Sie flammte noch, von Eris angeschürt,
Die Fehde, ohne die Fürst Priam unbezwungen,
Achillens Zorn und Hektor unbesungen,
Herr Menelas am Vorhaupt ungeziert,
Und seine schöne Frau, zu ihrer gröſsern Ehre,
Uns unbekannt geblieben wäre;
Der Zank, der Götter selbst in Hochzeitfreuden stört,
Und wahrlich nicht um Kleinigkeiten;
Nicht was die Linien im Buch Ye-kin bedeuten?
Ob Dudeldum, ob Dudeldey
Der Musen gröſsrer Günstling sey?
Ob Käuzchen oder Eule besser singe?
Nicht ob das erste Huhn am Anfang aller Dinge

Vor oder nach dem ersten Ey
Gewesen, noch wie hoch ein Floh im Dunkeln springe?
Nicht wie Saturn zu seinem Ringe,
Noch wie der Mann im Mond zum Mond gekommen sey?
Göttinnen machten auch um nichts so viel Geschrey
Wie Filosofen und — wie Kinder!
Der Streit betraf nicht mehr noch minder
Als — wer die Schönste sey?

Um diesen Preis kann man zu viel nicht wagen.
Die Damen schreyen nicht allein:
Das Nymfenvolk aus Flüssen, Meer und Hain
Hat auch zur Sache was zu sagen;
Die Zofen kriegten sich bereits beym goldnen Haar,
Und kurz, es war nicht weit vom Schlagen,
Als Vater Zevs, dem hier nicht wohl zu Muthe war,
Weil alle stürmend in ihn dringen
Ihm seinen Ausspruch abzuzwingen,
Sich glücklich einer List besann.

Er spricht: Man weiſs, daſs ich, als dieser Göttin Mann
Und jener Zwey Papa, nicht gültig sprechen kann;
Denn (was auch unsre Priester sagen)
Parteylichkeit steht Göttern übel an.
Zum Richter weiſs ich euch nur Einen vorzuschlagen
Der tauglich ist: er ist aus Ilion,
Ein junger Hirt, wiewohl ein Königssohn;
Schön wie der Tag, geübt in solchen Fragen,
Ein Dilettante und zugleich
Ein Kenner, kurz ein Mensch von ungemeinen Gaben.
Der, Kinderchen, der ist der Mann für euch!
Ihr könnet wider ihn nichts einzuwenden haben.
Doch redet frey, denn mir gilt alles gleich.

Meinthalben (spricht mit hohem Selbstvertrauen
Saturnia) mag Momus Richter seyn!

Und ich, fällt Cytherea ein,
Ich rühme mich zwar nicht so hoher Augenbrauen,

Doch laſs' ich mir vor keiner Prüfung grauen:
Ist Paris nur nicht blind, so hat's wohl keine Noth.

Minerva schweigt und läſst ihr Köpfchen schmollend hangen.
Und du, spricht Zevs, indem er in die Wangen
Die Tochter freundlich kneipt, du schweigest und wirst roth?
Doch, Jungfern machen's so, wenn von dergleichen Sachen
Die Rede ist: ihr Schweigen gilt für Ja.
Wohlan, Merkur steht schon gestiefelt da;
Ihr könnt euch auf die Reise machen.
Vergeſst die Hüte nicht; der Tag ist ziemlich heiſs,
Und, wie ihr wiſst, macht Sonnenschein nicht weiſs.

Das Reiseprotokoll, und was sie auf den Straſsen
Gesehn, gehört, geschwatzt, das will ich euch erlassen.
Man hebt den einen Fuſs, man setzt den andern hin,

Und kommt wie Sancho sagt, dabey doch immer weiter;
Auch kürzt den Weg der aufgeweckte Sinn
Von ihrem schwebenden Begleiter.
Der ganze Kor der Götter wird
Von Glied zu Glied anatomiert;
Man steigt herab zu Faunen und Najaden;
Selbst von den Grazien die im Kocyt sich baden
Wird viel erzählt, vielleicht auch viel erdacht,
Das ihnen nicht die gröſste Ehre macht;
Nur der Erweisungslast will niemand sich beladen.

Inzwischen langt die schöne Karawan'
Bey guter Zeit am Fuſs des Ida an.
Man weiſs, daſs Götter nicht wie Deputierte reisen.
Der Berg war hoch, mit Busch und Holz bedeckt,
Und im Gesträuch der krumme Pfad versteckt.
Hier könnte Venus uns den Weg am besten weisen,
Fängt Juno an: des Orts Gelegenheit
Muſs ihr noch aus Anchisens Zeit
In frischem Angedenken liegen.
Es hieſs, (vielleicht aus bloſsem Neid)

Sie ſey auf Ida oft zu ihm herab geſtiegen,
Und hab' ihm da, nach Nymfenart geſchürzt,
Als Jägerin die Zeit verkürzt.

Dein Spott, verſetzt Idalia mit Lachen,
Kann, glaube mir, mich niemahls böſe machen;
Man weiſs doch wohl — Die Damen (fällt Merkur
Sehr weislich ein) geruhen ſämmtlich nur
Mir nachzugehn; das ganze Frygerland
Und Ida ſonderlich iſt mir genau bekannt.
Ich ward, eh' Ganymed ein Amt im Himmel fand,
Vom Jupiter ſo oft hierher geſandt,
Daſs ich den Weg im Dunkeln finden wollte.
Ich geh' voraus — Schon öffnet ſich der Hain:
So viel ich hier die Gegend kenne, ſollte
Der Richter nicht mehr weit — Seht ihr auf jenem Stein,
Dort wo die Ziege graſt, den ſchönen Hirten ſitzen?
Unfehlbar wird es Paris ſeyn —
Er iſt's, beym Styx! Der wird die Ohren ſpitzen,
Wenn er erfährt was unſre Abſicht iſt!

Ich red' ihn an — Sey mir gegrüſst,
Du junger Hirt! — „Ihr auch, mein hübscher Herr!
Was führet euch in diese wilden Höhen?
Und jene Mädchen dort, die bey der Eiche stehen?
Wer sind sie? Schön, beym Jupiter!
So Schöne hab' ich nie gesehen.
Die schwitzten wohl nicht oft im Sonnenschein!
Sie übertreffen ja die Schwanen selbst an Weiſse!
Es müssen — ja, so wahr ich Paris heiſse!
Es müssen Feen seyn!"

Nah zu, mein Freund! Du kannst dich glücklich preisen,
Der ganze Himmel hat nichts schöners aufzuweisen.
Göttinnen sind's — „Göttinnen? nun, beym Pan!
Das dacht' ich gleich, ich sah es ihnen an;
Doch sind's die ersten die ich sehe."

Versichre dichs, wir kommen aus der Höhe;
Du siehst Gesichter hier wie mans dort oben trägt:

Sie haben nur die Strahlen abgelegt,
Die, wie du weiſst, sonst Götterköpfe schmücken,
(Denn diese könntest du nicht ungestraft erblicken)
So thun sie nichts. Gieb nur auf alles Acht!
Die Groſse hier, die über alle raget,
Hat Jupiter vorlängst zu seiner Frau gemacht.
Doch siehst du selbst, der Morgen wenn es taget
Ist kaum so frisch; das macht der Götterstand!
Die vollste Rose prangt nicht prächtiger am Stocke!
Die andre dort, im krieg'rischen Gewand
Mit Helm und Sper, wird Pallas zubenannt;
Und diese da, im leichten Unterrocke,
Mit offner Brust, die unterm Spitzenrand
Des kleinen Huts hervor so schalkhaft nach uns schielet,
Ist (wenn dein Herz sie nicht bereits gefühlet)
Dem Nahmen nach als Venus dir bekannt.
Was zitterst du? Sey ohne Grauen!
Göttinnen, glaub' es dem Merkur,
Sind eine gute Art von Frauen;
Ihr hoher Stolz sitzt in der Miene nur.
Du kennst sie nun: betrachte sie genau;

Denn Zevs verlangt, nach vorgenommner Schau,
Den Ausspruch, welche dir die Schönste däucht, von dir.
Der Preis des Wettstreits ist der goldne Apfel hier.
Die Aufschrift sagt: Die Schönste soll mich haben.
Nun steht's bey dir, die Schönste zu begaben.

Der junge Hirt, zückt, da er dieses hört,
Die Achseln, und versetzt: Herr Hermes, wie ich höre,
Erweiset Jupiter mir allzu viele Ehre.
Ich bin, beym Pan! nicht so gelehrt,
Zum wenigsten nicht daſs ichs wüſste;
Auch seh' ich nicht woher mir's kommen müſste:
Ich bin ein Hirt, der nichts gesehen hat
Als Küh' und Schafe, Fichten, Eichen,
Und Mädchen, die — nicht diesen gleichen.
Dergleichen Fragen sind für Leute in der Stadt.
Fragt mich, ob diese junge Ziege,
Ob jene schöner sey, das weiſs ich auf ein Haar.
Von euern Mädchen hier thut jede mir Genüge.
Sie sind ja alle schön und schlank und glatt,

Die Schönste, denk' ich, ist die man gerade hat:
Und also, weil mir alle drey gefallen,
So geb' ich euern Apfel — allen.

Das geht nicht an, versetzt ihm Majens Sohn:
Du kommst hier nicht so leicht davon!
Zevs will du sollst als Richter sprechen;
Und was er will ist ein Gesetz,
Das ungestraft wir Götter selbst nicht brechen.

Nun, rief Saturnia, wenn endet das Geschwätz?
Die Herren wissen schlecht zu leben;
Man läſst uns stehn und schwatzt! — Wohlan, versetzt der Hirt,
Zevs will; ich muſs mich schon ergeben;
Man sagt uns, daſs durch Widerstreben
Nicht viel an ihm gewonnen wird.
Doch müſst ihr mir die Hand drauf geben,
Daſs, weil doch Eine nur die Schönste heiſsen kann,
Der andern keine mich deſshalb befeinden wolle;
Sonst dank' ich für die Richterrolle;
Mich ficht der Ehrgeitz gar nicht an.

„Wir schwören dir's beym Styx!“ — Wohlan!
So tretet her, und stellt euch an einander.
Den Kopf zurück! — So! so! Beym groſsen Pan!
Die Schönste, die ich jemahls im Skamander
In Sommernächten baden sah,
War gegen diese da — ein Affe!
Doch, lieber Herr Merkur, ich bitte, macht mich klug;
Mir fällt, indem ich sitz' und gaffe,
Ein Zweifel ein. Ist's denn auch schon genug,
Sie so gekleidet zu betrachten?
Mich däucht, wenn sie sich leichter machten,
Dieſs sicherte mein Urtheil vor Betrug.

„Das steht bey dir: man kann dem Richter nichts verwehren
Was dienen kann sein Urtheil aufzuklären.“

Nun wohl, fährt Paris fort, und schneidt ein Amtsgesicht;
So sprech' ich denn, wozu mich Amt und Pflicht
Ohn' Ansehn der Person verbindet:
Weil, wie bekannt, sich zwischen Hals und Fuſs

Verschiednes eingehüllt befindet
Das in Betrachtung kommen muſs,
Und das Apollo selbst durch Rathen nicht ergründet,
So zeigt euch alle drey *in Naturalibus!*

Wie, meinst du, würden unsre Weiber
Zu einem solchen Antrag schrey'n?
Der Aufruhr wär' unfehlbar allgemein.
Das gingen sie in Ewigkeit nicht ein!
Sie sollten ihre heil'gen Leiber
Vor Männeraugen so entweihn?
Sich kritisch untersuchen lassen,
Ob nichts zu groſs, ob nichts zu klein,
Zu lang, zu kurz? ob alle Theile fein
Symmetrisch in einander passen,
Durch ihre Nachbarschaft einander Reitze leihn,
Schön an sich selbst, im Ganzen schöner seyn?
Auch ob ihr Fell durchaus so rein
Und glatt und weiſs wie ihre Hände?
Kein schwarzer Fleck, kein stechend Bein
Den weichen Alabaster schände;
Und kurz im ganzen Werk, von Anfang bis zu Ende,
Der Kunst gemäſs, auch alles edel, frey,
Untadelig, und rund und lieblich sey?

Das thäten sie (ich rede nicht von allen)
Dem Amor selbst nicht zu Gefallen.
Gut! Aber mehr Entschlossenheit
Fand Paris bey den Götterfrauen.
Sie zeigten ihm ein edles Selbstvertrauen,
Und keine Spur von Furchtsamkeit.
Nur Pallas schlägt die Augen züchtig nieder,
Wie Jungfern ziemt; sie sträubt sich lange noch,
Da Juno schon gehorcht, und hofft, man laſs' ihr doch
Zum wenigsten — ein Röckchen und ihr Mieder.

„Ein Röckchen? Ey, das wäre fein!
Des Richters Ernst geht keine Klauseln ein.
Nur hurtig! zieht euch ab! Was seyn soll muſs geschehen!
Ruft Hermes. Mich darf keine scheu'n;
Ich werd' indeſs bey Seite gehen.“

Kaum ist er weg, so steht schon Cypria,
Voll Zuversicht in diesem Streit zu siegen,
In jenem schönen Aufzug da,
Worin sie sich (das lächelnde Vergnügen
Der lüsternen Natur) dem leichten Schaum entwand,

Sich selbst zum ersten Mahl voll ſüſsen Wunders fand,
Und im Triumf auf einem Muschelwagen
An Pafos reitzendes Gestad
Von frohen Zefyrn hingetragen,
Im ersten Jugendglanz die neue Welt betrat:
So steht sie da, halb abgewandt,
(Wie zu Florenz) und deckt mit einer Hand,
Erröthend, in sich selbst geschmieget,
Die holde Brust, die kaum zu decken ist,
Und mit der andern — was ihr wiſst.
Die Zaubrerin! Wie ungezwungen lüget
Ihr schamhaft Aug'! und wie behutsam wird
Dafür gesorgt, daſs Paris nichts verliert!

Auch Junons Majestät bequemt sich allgemach
Zu dem was, ohne solche Gründe,
Sie ihrem Manne, selbst im ehlichen Gemach,
Noch nie gestattet hat, noch jemahls zugestünde.
Gewandlos steht sie da. Nur Pallas will sich nicht
Von ihrem Unterrocke scheiden,
Bis Paris ihr zuletzt verspricht,
Wenn sie noch länger säumt, sie selber auszukleiden.

Nun ist's geschehn! — „O Zevs, ruft er entzückt,
O laſs mich ewig hier wie eine Säule stehen,
Und, lauter Auge, nichts als diesen Anblick sehen!
Mehr wünsch' ich nicht." Kaum ist der Wunsch geschehen,
So schlieſset sich, von so viel Glanz gedrückt,
Sein Auge zu, und, fast erstickt
Vom Übermaſs der Lust, schnappt er mit offnem Munde
Nach kühler Luft. Doch wird er unvermerkt
Durch jeden neuen Blick zum folgenden gestärkt;
Er schaut, und schaut fast eine Viertelstunde,
Und wird's nicht satt. — „Was fang' ich nun, o Pan!
(Ruft er zuletzt) mit diesem Apfel an?
Wem geb' ich ihn? Bey meinem Amtsgewissen!
Ich kann, je mehr ich schau', je minder mich entschlieſsen.
Der wollusttrunkne Blick verirrt,
Geblendet, taumelnd und verwirrt,
In einer See von Reitz und Wonne.
Die Groſse dort glänzt wie die helle Sonne;
Vom Haupt zum Fuſs dem schärfsten Blick
Untadelig, und ganz aus Einem Stück;

Zu königlich, um einen schlechtern Mann
Als den der donnern kann
An diese hohe Brust zu drücken!
Der Jungfer hier ist auch nichts vorzurücken.
Beym Amor, hätte sie mir nicht
So was — wie nenn' ichs gleich? was Trotzigs im Gesicht,
Ich könnte wohl ins Loos, ihr Mann zu seyn, mich schicken.
Doch dieser Lächelnden ist gar nicht zu entgehn!
Man hielte sie, so obenhin besehn,
Für minder schön; allein beym zweyten Blicke
Ist euer Herz schon weg, ihr wiſst nicht wie,
Und hohlt mir's, wenn ihr könnt, zurücke!
Mir ist, vom Ansehn schon, ich fühle sie,
So groſs sie ist, bis in den Fingerspitzen:
Was wär' es erst" —

Nun, ruft Saturnia,
Was sollen hier die Selbstgespräche nützen?
Wir sind nicht für die lange Weile da.
Ihr werdet doch, wenn's euch beliebt, nicht wollen
Daſs wir, bis man sich müd' an uns gesehn,
In einem solchen Aufzug stehn

Und uns den Schnupfen hohlen sollen?
Es ist hier kühl! —

„Frau Göttin, nur Geduld!
Wir wollen uns nicht übereilen;
Und müſstet ihr bis in die Nacht verweilen,
So seyd so gut, und gebt euch selbst die Schuld.
Wer hieſs euch um den Vorzug streiten,
Und mich zum Richter auserseln?
Mein Platz, ich will's euch nur gestehn,
Hat seine Ungemächlichkeiten;
So viele Augenlust wird mir zuletzt zur Qual.
Mehr sag' ich nicht — Doch kurz, so ist die Wahl
Unmöglich! Eine muſs sich nach der andern zeigen!
Seht wie ihr euch indeſs die Zeit vertreibt;
Ihr tretet ab, und diese bleibt:
Doch müſst ihr euch nicht gar zu weit versteigen."

Wie viel der kleine Umstand thut,
Nicht ganz allein (denn das ist niemahls gut)
Doch ohne Zeugen seyn, ist nicht genug zu sagen.
Die Einsamkeit macht einem Nönnchen Muth;
Und Schäfern, die sonst, blaſs und stumm, den Hut

In beiden Händen drehn, an ihren Fingern nagen,
Mit offnem Munde kaum gebrochne Sylben wagen,
Und, wenn die Sylvien sich gleich fast heiser fragen
Was ihnen fehlt? und durch ihr Lächeln sagen:
Wie, blöder Hirt, was hält dich noch zurück?
Verspricht dir denn mein nachsichtsvoller Blick
Nicht alles zu verzeihn? — sich noch mit Zweifeln plagen;
Selbst dieser Blöden schwachen Muth
Verkehrt sie oft in ungestüme Wuth,
Und heiſst sie plötzlich alles wagen.
Sie stärkt das Haupt, sie giebt den Augen Gluth,
Und Munterkeit den Lebensgeistern,
Den schwächsten Armen Kraft Heldinnen zu bemeistern,
Und selbst den Weisen Fleisch und Blut.

Saturnia, die mit verschränkten Armen
Euch kurz zuvor wie eine Säule stund,
Ist kaum allein, (errathet mir den Grund)
So sieht der Hirt den Marmor schon erwarmen,
Den schönen Mund, die Wangen frischer blühn,
Die weiſse Brust, die Alabaster schien,
Mit Rosen sich auf einmahl überziehn,
Und sanft, wie leicht bewegte Wellen

Mit denen Zefyr spielt, sich jeden Muskel schwellen,
Kurz jeden Reitz im schönsten Feuer glühn.

Ha, rief der Hirt, da sie so plötzlich sich beseelte,
Nun merk' ich erst was Euer Gnaden fehlte!
Ich fühlt' es wohl, und wuſste doch nicht was?
Ich stand erstaunt, und blieb euch kalt wie Erde;
Nun seh' ich wohl, es war nur das!
Jetzt sorg' ich nur, daſs ich zu feurig werde.

Ein allzu günstiges Geschick
(Spricht sie mit Majestät) enthüllt vor deinem Blick
Was, seit die Sfären sich in ihren Angeln drehen,
Kein Gott so unverhüllt gesehen.
Was zögerst du? Was hält dich noch zurück
Den goldnen Preis mir zuzusprechen?
Der kleinste Zweifel ist, seit du mich sahst, Verbrechen.
Gieb mir was mir gebührt, und von dem Augenblick
Ist nichts zu groſs für deine Ruhmbegierde!
Der Juno Gunst gewährt dir jedes Glück,
Den Thron der Welt, ja selbst die Götterwürde!

Den Thron der Welt? — Frau Göttin, wenn ihr's mir
Nicht übel nehmt, mich reitzt ein Thron nur wenig.
Was mangelt mir zum frohen Leben hier?
Hier bin ich frey, und das ist mehr als König.
Ihr zählet, seh' ich, mehr auf meine Ruhmbegier
Als euern Reitz, den Apfel zu erlangen:
Doch wenn ihr wolltet, könntet ihr
Mit weniger mich weit gewisser fangen.
Ihr seyd sehr schön, — so schön! — (die andern sind doch fort?)
Daſs unser einer — Kurz, ihr merkt doch was ich möchte?
Mehr sag' ich nicht! — Frau Jupitrin, ich dächte,
So eine kluge Frau verständ' aufs halbe Wort!
Nun, wie so stumm? Bey unsern Schäferinnen
Heiſst Schweigen, ja: ich denke dieser Brauch
Gilt in der andern Welt bey euers gleichen auch.
Die Zeit vergeht, was nützt so viel Besinnen?
Komm, schöne Frau, ich will nicht geitzig seyn!
Drey Küsse nur! dem rothen Mäulchen einen,

Und auf die Backen zwey, so ist der Apfel
dein.
Das ist doch wohlfeil, sollt' ich meinen?
Du giebst mir wohl noch selber einen drein.

Wie? fällt ergrimmt die stolze Göttin ein:
Verwegner, darfst du dich entblöden
Mit mir, des Donnerers Gemahlin, so zu reden?
Gieb her! Der Apfel ist kraft seiner Aufſchrift
mein.
Gieb, oder zittre, Staub, vor einer Göttin
Rache!

He! sachte, wenn ich bitten darf,
(Fällt Paris ein) zum Wetter! nicht so
scharf!
Ein Kuſs ist wohl so eine groſse Sache!
Am Ende kommt mir's auch auf einen Kuſs
nicht an:
Meint ihr, es sey zu viel für mich gethan,
So muſs ich mir's gefallen lassen.
Ihr glaubtet mich beym schwachen Theil zu
fassen;
Allein ein Richter soll nicht auf Geschenke
sehn:
Es wird was Rechtens ist geschehn.
Wir wollen nun die Blonde kommen lassen!

Er ruft wohl siebenmahl, bis Pallas sich bequemt
Aus ihrem Busch hervor zu steigen:
Das edle Fräulein war mit gutem Fug beschämt
Sich einer Mannsperson in solcher Tracht zu zeigen.
Auch schien sie in der That ihr gar nicht anzustehn.
Man muſste sie in Stahl, mit Helm und Lanze,
Beym Ritterspiel, beym kriegerischen Tanze,
Mit Mars und Herkules ein Trio machen sehn;
Da wies sie sich in ihrem wahren Glanze.
Allein zur Kunst der feinen Buhlerey,
Der Kunst aus hinterlist'gen Blicken
Zum Herzenfang ein Zaubernetz zu stricken,
Zu losem Scherz und holder Tändeley,
Besaſs die Göttin kein Geschicke.
Wir wünschen ihr zu ihrer Unschuld Glücke:
Doch hätt' ein wenig Freundlichkeit
Und was wir sonst an Mädchen Seele nennen,
Für dieses Mahl ihr wenig schaden können.

Nun? Jungfer, wie? Was soll die Schüchternheit?
(Spricht unser Hirt, und nimmt sich ungescheut

Die Freyheit, ſie beym runden Kinn zu faſſen)
Mir wär' an Ihrem Platz nicht leid,
Mich neben jeder ſehn zu laſſen.
Die Augen auf! —
Zurück, Verwegner! (ſchreyt
Tritonia) — drey Schritte mir vom Leibe!
Vergeſſet nicht den Unterſcheid
Von einer Tochter Zevs und einem Hirtenweibe!
Es ſcheint zu viele Höflichkeit
Iſt euer Fehler nicht. — Doch (ſetzt ſie gleich gelinder
Hinzu) ſoll dieſe Kleinigkeit
Uns nicht entzwey'n; ich bleibe dir nicht minder
In Gnaden zugethan, und wenn, nach Recht und Pflicht,
Dein Mund zu meinem Vortheil ſpricht,
So ſoll die Welt, mit ſchimmernden Trofäen
Bis an des Ganges reichen Strand
Durch dich bedeckt, von Cäſarn und Pompeen,
Vom Schweden Karl, vom Guelfen Ferdinand,
Vom Helden jeder Zeit, in dir das Urbild ſehen!

Im Ernſt? (lacht Paris überlaut)
Das ſind mir reitzende Verſprechen!

Die Jungfer denkt damit mich zu bestechen?
Allein mir ist ganz wohl in meiner Haut,
Und Händelsucht war niemahls mein Gebrechen.
Meint sie, weil ich ein Fürstensöhnchen sey,
So müsse michs gar sehr nach Wunden jücken?
Bey Nägelkriegen, ja, da bin ich auch dabey,
Wo wir, für Lorbern, Küsse pflücken,
Der Feind in Büsch' und Grotten flieht,
Sich lächelnd wehrt, den Sieg zur Lust verzieht,
Und, wenn er alle Kraft zum Widerstand vereinigt,
Dadurch nur seinen Fall beschleunigt:
In diesen Krieg, der wenig Wittwen macht,
Da laſs' ich mich gleich ohne Handgeld werben.
Doch wo man nach der heiſsen Schlacht
Nicht wieder von sich selbst erwacht,
Um einen Lorberkranz in vollem Ernst zu sterben;
Da dank' ich! Sprecht mir nichts davon!
Ich hasse nichts so sehr als Schwerter, Dolch' und Spieſse;
Auch kenn' ich manchen Königssohn,
Der, eh' er sich, selbst um die Kaiserkron',
In einen Küraſs stecken lieſse,
Die Kunkel selbst willkommen hieſse.
So viel zur Nachricht, junge Frau!

Indeſs ist euch damit die Hoffnung nicht benommen;
Mir gilt die Eule was der Pfau.
Doch, laſst mir nun die Kleine kommen!

Sie kommt, die Lust der Welt, des Himmels schönste Zier,
Und unsichtbar die Grazien mit ihr.
Dem Hirten ist's, da er sie wieder siehet,
Als säh' er sie zum ersten Mahl.
Ihr erster Blick erspart ihm schon die Wahl;
Das Herz entscheidt; ein einzigs Lächeln ziehet,
Noch eh' er sich besinnen kann,
Und fesselt ihn an ihren Busen an.

Sie spricht zu ihm: „Du siehst, ich könnte schweigen,
Mein schöner Hirt; ich siege nicht durch List,
Die Schönheit braucht sich nur zu zeigen;
Man weiſs, daſs du ein Kenner bist,
Und guten Tänzern ist gut geigen.
Doch was ich sagen will, betrifft dich selbst, nicht mich.
Schön wie Apoll, wie kann, ich bitte dich,
Dir dieser wilde Ort gefallen?
Sey immerhin der Schönste unter allen
Im Frygerland, sey ein Endymion,

Sey ein Narciſs, was hast du hier davon?
Du denkst doch nicht daſs deine Herden
Von deinem Anschaun fetter werden?
Die Mädchen hier, die man im Walde findt,
Empfinden nicht viel mehr als ihre Ziegen:
Die Liebe ist für sie Bedürfniſs, nicht Vergnügen;
Sie sehn den Mann in dir, und sind fürs andre blind.
Den Hof, die Stadt, wo deines gleichen sind,
Die solltest du zum Schauplatz dir erwählen!
Dort ist die Lieb' ein Spiel, ein süſser Scherz.
Die Schönsten würden sich dein Herz
Einander in die Wette stehlen.
Und wenn du wolltest, wüſst' ich dir
Ein junges Mädchen zuzuweisen,
Die, ohne sie zu viel zu preisen,
An jedem Reitz, an jeder Schönheit mir
In keinem Stücke weicht." — Beym Pan! die möcht' ich sehen!
(Ruft Paris aus) So schön, so hold, wie ihr?
Ihr wollt mir, hör' ich wohl, ein kleines Näschen drehen?
Wo käme mir noch eine Venus her?
So schön wie ihr? — „Du sagst vielleicht noch mehr,

Wenn du sie siehst.“ — Das glaub' ich nimmermehr!
Sie hätte mir so schöne lange Locken
Vom feinsten Gold, und weich wie seidne Flocken?
Und einen Mund, der so verführ'risch lacht,
Und wenn er lacht nach Küssen lüstern macht?
Und ihre schwarzen Augenbrauen
Die flössen ihr so fein und sanft verloren hin?
Und solch ein Aug' und solche Blicke drin,
Die einem durch die Seele schauen?
In jedem Backen und im Kinn
Ein Grübchen wo ein Amor lächelt,
Und Arme die Auror' nicht schöner haben kann,
Und eine Hand wie Marcipan,
Und Hüften — „Still! nichts weiter, junger Mann,“
Fällt Venus ein. — Sagt mir nur dieſs noch — fächelt
Denn auch so schön wie hier, in ihrer Lilienbrust
Die Wollust selbst den Geist der Jugendlust?
„In diesem Stück, erwiedert sie mit Lachen,
Kann mir Helene noch den Vorzug streitig machen.“
Ihr flöſst mir fast ein wenig Neugier ein.

Helene nennt ihr sie? Ich laſs' es mir gefallen.
Doch — um nur halb so schön als ihr zu seyn,
Muſs wahrlich Götterblut in ihren Adern wallen.

„Du irrest nicht, erwiedert Pafia,
(Die der gelungnen List und ihres Siegs sich freute)
Sie ist mein Schwesterchen, (zwar von der linken Seite)
Ein Kind von Zevs, der ihrer Frau Mama
Zu Lieb' ein Schwanenfell sich borgte,
Und seinen Vortheil einst bey ihr im Bad ersah.
Frau Leda wuſste nicht wie ihr dabey geschah,
Und sah dem Schwan, von dem sie nichts besorgte,
Und seinem Scherz in unschuldvoller Ruh,
Nicht ohne Lust, mit süſsem Wunder zu:
Doch wenig Monden drauf wird, wider alles Hoffen,
Die gute Frau, von Tyndar, ihrem Mann,
Beym Eyerlegen angetroffen.
Ein Weiser trägt was er nicht ändern kann.
Die Schuld blieb auf dem Schwan ersitzen:

Doch zeigte schon die That genüglich an,
Der Schwan, der dieſs gekonnt, sey kein gemeiner Schwan.
Man fand in einem Ey zwey wunderschöne Knaben,
Und aus dem andern kroch das schönste Mädchen aus.
Herr Tyndar machte sich (wie billig) Ehre draus,
Den wundervollen Schwan so nah' zum Freund zu haben,
Und alles endigte mit einem Kindbett-Schmaus.
Nach funfzehn oder sechzehn Lenzen
War Leda's Töchterchen das Wunder von Mycen.
Schon macht ihr Ruhm sich immer weit're Grenzen;
Die Dichter finden schon mich selbst nicht halb so schön.
Man sieht um sie die Schönen und die Erben
Vom festen Land und von den Inseln werben.
Doch alles dieſs, und was noch mehr geschah,
Verschlägt uns nichts; genug, sie ist nun da,
Macht ihrem Vater Schwan viel Ehre,
Ist weiſs und roth, als wie ein wächsern Bild,
Ist jung und reitzend wie Cythere,
Und dein, mein Prinz, so bald du willt."

Beym Pan! (ruft Paris aus) wenn's hier nur Wollen gilt,
So wollt' ich daſs sie schon in meinen Armen wäre!
Doch zweifl' ich — „Zweifle nicht, und trau Cytheren mehr!
Ich und mein Sohn, wir können vieles machen.
Wir brachten, glaube mir, wohl ungereimt're Sachen
Zu Stand als dieſs. Die Frage ist
Nur bloſs, ob du entschlossen bist
Um sie nach Sparta hinzureisen?
Den Weg soll dir mein Amor selber weisen:
Er ist, so klein er ist, so schlau,
Du kannst dich ganz auf ihn verlassen.
Nur muſst du zu dir selbst auch mehr Vertrauen fassen.
Ein feiges Herz freyt keine schöne Frau.“

Der Vorschlag, Göttin, läſst sich hören.
Versetzt der Hirt der lächelnden Cytheren:
Wenn sie nur halb so reitzend ist als ihr,
So ist, wer sie besitzt, ein Jupiter auf Erden.
Allein was soll indessen hier
Aus diesem goldnen Apfel werden?

„Dem Apfel? — Gut, mein Sohn, den giebst du mir.
Bekommst du nicht das schönste Weib dafür?“ —

Frau Göttin, (spricht der Jüngling) darf ich reden?
Ich gäb' um Einen Kuſs von euch, ich sag' es frey,
Gleich eine ganze Welt voll Leden
Und Ledeneyern hin, wenn auch aus jedem Ey
Ein Mädchen, wie ein Rosenknöspchen schlüpfte,
Und ungelockt mir auf die Schultern hüpfte.
Ein Wort für tausend, Göttin — doch, verzeih,
Es muſs heraus und gält' es gleich mein Leben!
Mit Freuden will ich's dir sammt diesem Apfel geben,
Wofern du diese Nacht, nur bis zum Hahnenschrey,
Ein Stündchen nur — wie bald ist das vorbey! —
Dich überreden willst daſs ich Anchises sey.
Wie sollt' ich nicht den Glücklichen beneiden?
Er war ein Hirt wie ich; und eben dieser Hain
War einst ein Zeuge seiner Freuden!
Sprich, Göttin, soll er's nicht auch von den meinen seyn?

Cythere fand die Frag' ein wenig unbescheiden,
Und sieht ihn, glaubt sie, zürnend an:
Doch weil ihr lachend Aug' nicht sauer sehen kann,
So wird's ein Zorn, der ihn so wenig schrecket,
Daſs ihr sein Blick nur feuriger entdecket
Was Venus selbst nicht ohne Röthe hört.
Sie hätte gern sich längre Zeit gewehrt;
Doch Ort und Zeit verbot ein langes Sträuben.
Der Jüngling fleht, und sie so weit zu treiben
Als man Göttinnen treiben kann
Die nicht von Marmor sind, fängt er zu weinen an.
Das muſste seine Wirkung haben!

„Nun, sprich mein Urtheil — nur kein Nein!“

Sie beut dem ungestümen Knaben
Die schöne Hand, und sagt — nicht Nein.

Der Schlaue will noch mehr Gewiſsheit haben:
„Beym Styx, mein Täubchen?“ — Sey's! Willst du nun ruhig seyn?

„Hier, Göttin, nimm! der Preis ist dein!“ —

AURORA UND CEFALUS.

Eine scherzhafte Erzählung.

1764.

AURORA UND CEFALUS.

Noch lag, umhüllt vom braunen Schleier
Der Mitternacht, die halbe Welt;
Es ruhn in ungestörter Feier
Das stille Thal, das öde Feld,
Die Nymfen über ihren Krügen,
Der trunkne Faun auf seinem Schlauch;
Vielleicht fügt's Nacht und Zufall auch,
Daſs manche noch bequemer liegen;
Der Elfen schöne Königin
Hatt' ihren Ringeltanz beschlossen,
Und sanft auf Blumen hingegossen
Schlief jede kleine Tänzerin:
Mit Einem Wort, es war zur Zeit der Mette,
Als sich zum ersten Mahl
Tithonia aus ihrem Rosenbette
Von ihres Alten Seite stahl.

Die Schlafsucht, die sie ihrem Gatten
Sonst öfters vorzurücken pflegt,
Kommt dieses Mahl ihr wohl zu Statten:
Sie zieht die Brust, an die er schnarchend sich gelegt,
Sanft unter ihm hinweg, verschiebt mit Zefyrhänden
Die Decke, glitscht heraus, deckt leis' ihn wieder zu,
Wirft einen Schlafrock um die Lenden,
Und wünscht ihm eine sanfte Ruh.

Sie fand im Vorgemach die Stunden,
Die ihre Zofen sind, vom Schlummer noch gebunden;
Nur Eine ward, indem die Göttin sich
Mit leisem Fuſs bey ihr vorüber schlich,
Aus einem Traum, den Mädchen gerne träumen,
Halb aufgeschreckt. Sie schrie, wie Nymfen schreyn
Um feuriger geküſst, nicht um gehört zu seyn.
Auror' erschrickt und flieht. Allein,
Das Mädchen legt, um ruhig auszuträumen,
Sich auf das andre Ohr und schlummert wieder ein.

Die Göttin eilt, spannt (was sie nie gethan)
Mit eigner Hand vor ihren Silberwagen
Die rosenfarbnen Stuten an,
Und läſst sich nach Hymettus tragen.
Dort steigt sie ab, läſst Pferd' und Wagen
In einer Grotte stehn, und sucht mit zartem Fuſs,
Aus dessen Tritten Rosen sprossen,
Den schönen Cefalus.

Aurora? — Wie? — Das Muster weiser Frauen,
Auf deren Treu, die schon Homer uns pries,
Ein jeder alte Mann sein junges Weibchen schauen
Und sie zum Vorbild nehmen hieſs?
Sie, die nur ihrem Tithon lachte,
Und ob er gleich, bey silbergrauem Haar
Und taubem Ohr, kaum noch ergetzbar war,
Doch Tag und Nacht auf sein Ergetzen dachte;
Die ihre schöne Brust so oft zum Pfühl ihm machte,
Ihm öfters ganze Nächte wachte,
Ihm oft die Füſse rieb, ihm oft den Puls befühlt',
Erwärmend ihn in ihren Armen hielt,
Ihn immer fragt' ob ihm was fehlte,

Und bis er schlief ihm Mährchen vorerzählte —
Aurora, die so viele Proben gab
Wie zärtlich sie den alten Tithon liebe;
Sie ſiele nun auf einmahl ab
Und nährete verbotne Triebe?

Mir ist es leid, daſs ichs gestehen muſs:
Ihr mögt nun was ihr könnt von ihrer Tugend halten,
Allein, so war's! Sie schlich von ihrem Alten
Sich heimlich weg, und sucht den jüngern Kuſs
Des schönen Cefalus.

Helvezius und Büffon werden sagen,
Daſs dieses nicht so unnatürlich sey:
Allein, (wie wackre Leute klagen)
Die Herren denken etwas frey.
Doch will ein Feind von aller Ketzerey,
Albertus Magnus selbst, vorlängst gesehen haben,
„Daſs junger Mädchen Aug' auf schönen jungen Knaben
Sich gern verweil';" — und an Gestalt,
An Neigungen und Reitzbarkeit der Sinnen,
Sind, wie man weiſs, die ältesten Göttinnen
Stets — sechzehn Jahre alt.

Dieſs war Aurorens Fall, als auf Hymettus Höhen,
Zur Jagd geschürzt, mit Bogen, Pfeil und Spieſs,
Der schöne Jäger ihr zum ersten Mahl sich wies.
Verbeut die strengste Pflicht was sichtbar ist zu sehen?
Sie sah in Unschuld hin, und blieb, ihm nachzusehen,
Uneingedenk der lauernden Gefahr,
Auf einer Silberwolke stehen.
War's ihre Schuld, daſs er so reitzend war?

Dabey blieb's dieses Mahl. Doch, da sie, wider Hoffen,
Zum zweyten Mahl ihn schlafend angetroffen,
Wie sollte sie dem Einfall widerstehn
Von ihrem Wagen abzusteigen
Um ihn genauer anzusehn?
Die Dämmerung macht manche schön,
Die sich im Sonnenschein mit schlechtem Vortheil zeigen.
Sie muſs doch sehn, ob's hier nicht auch so sey?
Zu rasch flog neulich er vorbey;
Was schadet's näher hinzugehen?

Sie thut's. Allein, wie angenehm erblaſst,
Da sie ihn recht ins Auge faſst,
Ihr Rosenmund — den Tithon selbst zu sehen!

Den Tithon? Ja, doch wie er damahls war,
Als er, in auserlesner Schaar
Der schönsten Frygier, vor allen
Der Schönste war, vor allen ihr gefallen;
Mit langem dunkelbraunem Haar,
Mit blühendem Gesicht und Lippen von Korallen.

Je mehr sie ihn beschaut, je stärk're Farben leiht
Ihr gern betrognes Herz der seltnen Ähnlichkeit.
Sie überläſst sich nun mit Ruh den neuen Trieben,
Und findt ich weiſs nicht was für eine Süſsigkeit,
Den werthen Greis in Cefalus zu lieben.
Mit welcher Lust, mit welcher Zärtlichkeit
Sie auf das Ebenbild von Tithons schöner Zeit
Die gern betrognen Blicke heftet!

So war er einst mit jedem Reitz geschmückt!
So ward er oft, eh' ihn der Jahre Last entkräftet,
Im Taumel süſser Lust an ihre Brust gedrückt!

So sieht und liebt, nach Platons Lehren,
Der junge Kallias in seiner Tänzerin
Das höchste Gut, womit sich unsre Geister nähren
Eh' sie in diese Leiber ziehn.
Singt ihm, den Grazien zu Ehren,
Ihr süſser Mund ein Tejisch Liedchen vor:
So glaubt euch der entzückte Thor,
Er höre den Gesang der Sfären.
Ein Druck von ihrer weichen Hand,
Das Spiel der buhlerischen Zungen,
Erweckt von seinem Götterstand
Die schlummernden Erinnerungen;
Auf einmahl ist's, ob um ihn her
Der blaue Himmel offen wär';
Er sieht die Sterne doppelt blinken;
Er steigt, verliert sich in dem Schwarm
Der Geister welche Nektar trinken,
Glaubt in den Quell des Lichts zu sinken,
Und sinkt, und sinkt — in Frynens Arm.

Daſs oft dergleichen Ähnlichkeiten
Zu ſüſsen Irrungen verleiten,
Ist ein Erfahrungssatz, den niemand läugnen wird.
Aurora sah, durch sie verirrt,
Im schönen Cefalus den Tithon sich verjüngen;
Und sah' es kaum, so faſste sie den Schluſs,
Die Stunden, welche sie, nicht ohne Überdruſs,
Bey diesem nur verträumen muſs,
Mit jenem besser zuzubringen.

Mit welcher Lust verschlingt ihr lauschend Ohr
Der raschen Stöber Laut, die ins Gehölze dringen!
Sonst hörte sie der Lerchen frühes Kor
Gern neben ihrem Wagen singen:
Allein ihr däucht in diesem Augenblick
Hylaktors Jagdgeheul die lieblichste Musik.
Sie sieht die raschen Jäger ziehen,
Das Hifthorn tönt, der Wald erwacht,
Die Hunde schlagen an, die scheuen Rehe fliehen.
Doch plötzlich fühlt von einer fremden Macht

Der Jüngling sich ergriffen, fortgezogen,
Und schneller als ein Pfeil vom Bogen
Durch Luft und Wolken weg, wer weiſs wohin gebracht.

Betäubt von seinem Abenteuer,
Begriff er nicht wie ihm geschah.
Er sieht aus Furcht, die stets Gespenster sah,
Bey zugeschloſsnem Aug', ein gräſslich Ungeheuer
Mit offnem Schlund ihm dräun, und glaubt sein Letztes nah.
Doch Düfte von Ambrosia,
Die ihm, mit süſserm Schwall als von den Zimmethügeln
An Ceylons Strand, entgegen wehn,
Ermuntern ihn die Augen aufzuriegeln;
Und o! wer wünschte nicht, was er itzt sah, zu sehn!

Der Perlenmuttersahl mit Säulen von Rubinen,
Den unsre Göttin sich zum Schauplatz auserkohr,
Hat einem Kenner nicht romantisch g'nug geschienen.
So stellt euch denn, umwölbet mit Schasminen,

Auf weichem Moos ein Schwanenlager vor,
Mit reichem Sammt bedeckt; auf diesen Schwanenbetten,
Ringsum behängt mit frischen Blumenketten,
Die schönste Fee, so schön und jung als man
An einem Sommertag sie immer sehen kann;
Und diese Fee in einer Lage
Wie Tizian der Liebesgöttin giebt,
Und in dem halb gebrochnen Tage
Worin die blöde Scham sich williger ergiebt;
Verhüllt, doch so, daſs jede kleine Regung
Das neidische Gewand verschiebt,
Und unter seidnem Flor die steigende Bewegung
Des schönsten Busens sichtbar wird —
Den Anblick stellt euch vor, und werdet nicht gerührt!

Der Jüngling ward's, der in dem Augenblicke,
Worin der schöne Gegenstand
Ihn überrascht, zu gutem Glücke
Sich selbst zu ihren Füſsen fand.

Die Göttin wundert, wie natürlich,
Sich ungemein, ihn hier zu sehn;
Und er giebt ihr, doch nur figürlich,

Den ganzen Eindruck zu verſtehn,
Den ſo viel reitzungsvolle Sachen
Auf ſein geblendtes Auge machen.
Die Freyheit, die er nimmt, fällt billig
Dem Schickſal, nach Gebrauch, zur Laſt;
Und wenn Auror' ihn nur nicht haſst,
Iſt er zu jeder Strafe willig.

Aurora will ihm gern geſtehn,
Daſs Leute die ihm ähnlich ſehn
Nicht ſehr gehaſst zu werden pflegen;
Es ſey ihr auch nicht ſehr entgegen,
(Die Schlaue hält, indem ſie's ſpricht,
Die Roſenfinger vor's Geſicht)
Von einem hübſchen Mann ſich hochgeſchätzt zu wiſſen;
Wie weit ihr eignes Herz hierbey
Vielleicht zu gehen fähig ſey,
Das werde mit der Zeit ſich erſt entwickeln müſſen;
Man komme mit Beſtändigkeit
Und vielem Muth im Lieben weit:
Doch, was ſie ſeiner Zärtlichkeit
Für dieſes Mahl geſtatten wollte,
(Und dieſes ſelbſt vielleicht noch nicht geſtatten ſollte)

Sey, nebst dem Recht sie ungescheut
Auf seinen Knieen anzuschauen,
Ein ungezweifeltes Vertrauen
In seine Ehrerbietigkeit.

Mein Mann verspricht mit vielen Schwüren,
Indem er ihre Knie aus Dankbarkeit umfaſst,
Sich sehr bescheiden aufzuführen;
Doch Dankbarkeit ist eine schwere Last!
Aus Dankbarkeit, von der er glühet,
Wird ihre schöne Hand wer weiſs wie oft geküſst;
Und, da man sie zerstreut zurücke ziehet
Indem er noch im Küssen ist,
Verirrt sein Mund — Da seht mir doch die Musen;
Die kleinen Spröden schämen sich
Und halten plötzlich ein — doch ich bekenn' es, ich,
(Und Cicero an Pätus spricht für mich)
Verirrt — wie leicht verirrt man sich!
Verirrt sein Mund auf ihren Busen.

„Wer einmahl — lehrt uns Markus Tullius,
Doch nicht im Buche von den Sitten —

Des Wohlstands Grenzen überschritten,
(Wofür man zwar sich möglichst hüten muſs)
Dem rath' ich, statt aus Blödigkeit
Auf halbem Wege stehn zu bleiben,
Vielmehr die Unbescheidenheit
So weit sie gehen kann, zu treiben."

Dieſs Axioma mag sehr oft, nach Ort und Zeit,
Ein Körnchen Salz *in praxi* nöthig haben;
Vermeſsne, unbescheidne Knaben,
Mit Bart und ohne Bart, gehn leicht hierin zu weit.
Doch Cefalus (man muſs eins wie das andre sagen)
Befand sich wohl bey dem was Markus schrieb:
Er wagt's von Grad zu Grad, bis ihm vor lauter Wagen
Nichts mehr zu wagen übrig blieb.

Wenn seinem Ungestüm die Göttin endlich wich,
So that sie freylich nichts als was sie längst beschlossen.
Doch keineswegs verhielt es sich

Mit Cefaln so. Ein Glück, das ihn den Göttern glich,
War ihm durch Zufall aufgestoſsen;
Und diese Zauberey, die süſse Trunkenheit,
Die sein Gehirn auf ziemlich lange Zeit
Der Stimme seiner Pflicht verschlossen,
Ward gradweis aufgelöst, und endlich ganz zerstreut.

Ihm hatte, da sein Mund (wie schon gesagt) verirrte,
Die Fantasie den gleichen Streich gespielt,
Wodurch die Göttin ihn für ihren Tithon hielt:
Es stellt' im Feuer der Begierde
Die schöne Prokris ihm sich in Auroren dar.
„Wie ähnlich! Götter! ja, fürwahr!
Sie ist's, sie ist's! An Stirne, Brust und Haar
Kann in der Welt sich nichts vollkommner gleichen!
Wen muſs dieſs Lächeln nicht erweichen?
So lächelt Prokris nur! so schön
Sah er in ihren blauen Augen
Vor Übermaſs der Wonne Thränen stehn,
Und war entzückt sie aufzusaugen!“

So dacht' er, und Auror', in diesem Stück mehr klug
Als zärtlich, sieht und nährt den nützlichen Betrug.
Nehmt noch dazu die zärtlichste der Farben
Die dieser Göttin eigen ist,
Das süſse Rosenroth das ihren Leib umflieſst,
Und einen Mund der Griechisch küſst,
Und Augen die in Wollust starben:
So wird bey Leuten — die verzeihn,
Sein Selbstbetrug vielleicht verzeihlich seyn.

Doch, wie die stärksten Zauberey'n
Der Wahrheit endlich weichen müssen:
So däucht' auch ihm, nach wiederhohlten Küssen,
Die Ähnlichkeit nicht mehr so groſs zu seyn.
Der Dunst zerflieſst, der sein Gesicht geblendet,
Er staunt, er fühlt sich träg' und lau,
Und zürnt sich selbst, daſs er an eine fremde Frau
So viel Entzückungen verschwendet.
Vergebens sucht ihr feuervoller Blick
Die Flamme wieder anzufachen;
Ihm winkt umsonst ein neues Glück
In ihrem offnen Arm: die Scherze fliehn zurück,
Und Reu' und Überdruſs erwachen.

Bald kommt es, wie man denken kann,
Zu Fragen und Erläuterungen;
Und Cefalus, von Scham und Schmerz bezwungen,
Fängt stotternd diese Beichte an:

Zu wahr ist's nur, o Göttin, mein Betragen
Beleidigt deinen Reitz, und läſst mir weiter nichts,
Als tief beschämt mich selber anzuklagen.
Nicht halb so sehr verwirrt von deinen Klagen
Als meiner eignen Schuld, weiſs ich, beym Gott des Lichts!
Nicht was ich sagen soll. — Mein Herr, das thut hier nichts,
Fällt ihm Aurora ein: ihr braucht euch nicht zu plagen;
Der Eingang will, so viel ich merke, sagen,
Ihr liebt mich nicht, und habt mich nie geliebt?

Ach, allzu wahr! (ruft Cefalus betrübt,
Indem Aurora, doch nur bloſs mit halbem Munde
Bey seinem Ach ihm an die Nase lacht)
Ja, ich gesteh's, daſs diese Morgenstunde

Mich doppelt ungetreu, mich doppelt strafbar macht.
Unwürdig so beglückt zu werden,
Liebt' ich, o Göttin, dich — die, ohne Schmeicheley,
So sehr verdient daſs ihr ein Herz ganz eigen sey —
Dich liebt' ich — nie; und ihr, der Einzigen auf Erden
Für die ich zärtlich bin, ihr ward ich ungetreu!

Das Kompliment, versetzt die Dame,
Ist minder schmeichelhaft als neu:
Doch, wenn man bitten darf, der Nahme
Der Schönen, die so glücklich ist
Daſs solch ein Herz — sie so geschwind vergiſst?

Der Schein, ich fühl's und sag's mit Schmerzen,
Ist wider mich, spricht Cefalus:
Und doch — verzeih, daſs ich so deutlich reden muſs!
Du hattest nichts als meinen Kuſs,
Und Prokris war in meinem Herzen.
Wir waren schon vom Führband an
Die unzertrennlichsten Gespielen,

Und lieben uns, seitdem wir fühlen,
So zärtlich als man lieben kann.
Als Kind schon kannt' ich keine Lust
Als meiner Prokris liebzukosen,
Lag gerne mit ihr unter Rosen,
Und spielte mit der jungen Brust.
Oft wurde sie in Sommerschatten
Am kühlen Bach von mir belauscht;
Wir wuſsten nicht warum, und hatten
Schon unsre Herzen ausgetauscht.
So wurden wir bey Scherz und Küssen
Eins in des andern Armen groſs;
Und unwillkommne Pflichten rissen
Mich weinend itzt aus ihrem Schooſs.
Nun folgen kriegerische Spiele
Dem Gänsespiel, der blinden Kuh;
Es flieht vorm lärmenden Gewühle
Der Kindheit sorgenfreye Ruh.
Allein das Bild der holden Schönen
Schwebt mir, wohin ich gehe, nach;
Ein banges wehmuthsvolles Sehnen
Ertränkt mein Aug' in stillen Thränen,
Und hält in öder Nacht mich wach.
Itzt däucht der Tag mich nicht mehr helle,
Die Luft nicht blau, der Frühling todt;
Nichts reitzt mich mehr, kein Abendroth,

Kein Hain, kein Schlummer an der Quelle.
Allein so bald ein Götterfest
Die Mädchen sichtbar werden läſst,
Und Prokris, weiſs und friſch umkränzet,
Mit offner Bruſt und freyem Haar,
Die Schönſte in der ſchönen Schaar,
Wie Hebe mir entgegen glänzet;
Dann iſt mir — nein! der Götter Glück
Kann keinen höhern Grad erſchwingen!
Mein offnes Aug' und ſtarrer Blick
Scheint ihre Reitze zu verſchlingen.
Sie ſieht im gleichen Augenblick
Nach mir ſich um, und unſre Blicke
Begegnen ſich; ſie ſeufzt, und zieht,
Da ſie mein Auge ſchmachten ſieht,
Verſchämt die ihrigen zurücke;
Doch bald von Amorn übermocht,
Der ihr im jungen Buſen pocht,
Kann ſie ſich länger nicht erwehren
Sich zärtlich nach mir hin zu kehren;
Sie fühlt —

Unfehlbar! (fällt Aurora ein) ſie fühlt —
Was alle jungen Mädchen fühlen.
Ich bitte dich, was ſoll die Elegie erzielen
Womit du mich hier abgekühlt?

Man dächte, wenn man dich so reden hört, es hätte
Noch niemand es wie ihr gemacht.
Fang' lieber den Roman von hinten an; ich wette
Er endet doch in — einer Hochzeitnacht.

Um kurz zu seyn, so sind es nun drey Jahre,
Fuhr Cefal schamroth fort, daſs Hymen uns beglückt,
Und ich in Prokris Arm erfahre,
Daſs Afterliebe nur von Sättigung erstickt.
Uns ist, ob jeder Tag der allererste wäre.
Man sagt sonst, der Genuſs verzehre
Der stärksten Liebe Gluth; bey uns ist's umgekehrt:
Die unsre wird dadurch genährt,
Und wächst, dem Fönix gleich, aus ihrer eignen Asche.

Der junge Mann (fällt hier die Göttin wieder ein)
Hat, wahrlich! aus der Purpurflasche 1)
Bescheid gethan! er liebt ja ungemein!
Wer hätte sich bey so gestalten Sachen
Des Glücks versehn, ihn ungetreu zu machen?

---

1) S. Marmontels *quatre flacons.*

So widerſinnig als es klingt,
Verſetzt er mit geſenkten Blicken,
So wahr iſt's doch: was mir ihr Bild vor Augen bringt,
Ein Zug von ihr, ein Blick, ein Augennicken
Wie Prokris nickt, ſetzt flugs mich in Entzücken;
Und reitzend, Göttin, wie du biſt,
Konnt' Amorn dieſe Hinterliſt
Nur gar zu leicht, zumahl im Dunkeln, glücken.
Allein bey kälterm Blut und hellem Sonnenſchein
Soll Venus ſelbſt nicht fähig ſeyn
Noch einmahl mich ſo ſträflich zu berücken!

Die Göttin wendet lächelnd ein,
Was einſt geſchehen ſey, das könne mehr geſchehen.
Sie hofft umſonſt! Er ſchwört ihr Stein und Bein,
Sie niemahls mehr für Prokris anzuſehen.

Und meinſt du, fragt ſie ihn, daſs ihre Gegentreu
Der seltnen Groſsmuth würdig ſey,
Ihr einer Göttin Gunſt zum Opfer darzubringen?
Du kennſt nun, dächt' ich, Amors Schlingen!

Frau Prokris hat ein zärtlich Herz;
Ein zärtlich Herz läſst sich bezwingen;
Und schirmt' es auch ein Thurm von Erz,
Wohin kann nicht ein goldner Regen dringen?

Seyd unbesorgt, erwiedert unser Held:
Ihr würde selbst vom Zevs vergebens nachgestellt.
Ich kenne sie; sie würd' in ihrem Leben
Auf einen andern Mann (und wär' es ein Adon)
Sich keinen Seitenblick vergeben.
Der Götterfürst regiert auf seinem Thron
Nicht ruhiger, als ich in ihrem Herzen.

Du bist ein Sohn des Glücks, versetzt Tithonia,
Und ferne sey's von mir, sie bey dir anzuschwärzen!
Allein, erinn're dich was kaum dir selbst geschah.
Gelegenheit, mein Freund, und Jugend
Sind immer ihrem Falle nah.
Wie oft geschah es schon daſs sich die strengste Tugend
Zu schwach zum Widerstande sah?

Zum Glück war eben kein Versucher da:
Allein man spielt nicht allezeit mit Glücke;
Und Unschuld, die nichts böses denkt noch scheut,
Fällt öfters bloſs aus Sicherheit
In Amors unsichtbare Stricke.

Aurora, die mit Kenntniſs sprechen kann,
Spricht so beredt vom süſsen Gift der Sünde
Und unsrer Fehlbarkeit, giebt ihm so viele Gründe,
Und führt so manches Beyspiel an,
Daſs ihr die List gelingt. Der Mann fällt in Gedanken.
Er staunt mit unterstütztem Haupt,
Und staunt so lange, bis er **Prokris** fähig glaubt,
Wo nicht zu fallen, doch zu wanken.
Die Eifersucht, ein Übel, das er nie
Bisher gekannt, verwirrt schon sein Gehirne;
Es schwindelt ihm, es schwanken ihm die Knie,
Er reibt sich die gerümpfte Stirne,
Und seine kranke Fantasie
Zeigt ihm bereits in einer dunkeln Grotte,
Bey Lunens ungewissem Licht,
Was jeder kluge Mann dem Gotte

Von Delfi selbst nicht glaubt, das schrecklichste Gesicht!
Dieſs schwindet zwar, doch seine Unruh nicht.
Es bleibt doch möglich, daſs sie fehle.
Wie manche fiel! Wird Prokris wohl allein
Vom Reitz verbotner Frucht nicht zu versuchen seyn?
Vielleicht — dieſs foltert seine Seele:
Es koste was es will, er muſs beruhigt seyn!

Die Göttin spricht: In solchen Fällen
Pflegt man zu beſs'rer Sicherheit
Oft gute Freunde anzustellen;
Doch mancher hat es sehr bereut.
Nimm (fährt sie fort, und zieht vom kleinen Finger
Ein Reifchen ab) nimm diesen Talisman!
Er macht dich fremd, unkenntlich, älter, jünger,
Zum reichsten oder schönsten Mann,
Zu was du willst; ein Wunsch, so ist's gethan!
Du kannst nun selbst die Probe machen.
Hält sie sich gut, so opfre ja dem Glück;
Wo nicht, so bleibt doch nichts an deiner Stirn zurück,
Und wenn du weinst, so wird doch niemand lachen.

Mein Cefalus geht alles willig ein,
Bedankt sich, küſst die Hand, doch macht er wenig Worte,
Und wünscht aus diesem Zauberorte
Nur schon daheim zu seyn.
Er eilt hinweg, sieht vor der goldnen Pforte
Ein rosenfarbnes Pferd gesattelt und gezäumt,
Steigt auf, und trabt davon, als hätt' er viel versäumt.

Frau Prokris saſs indeſs, nach ihres Landes Sitten,
Wie beym Homer Kalypso, mitten
In einer hübschen Mädchenschaar,
Worin sie (nach Gebühr) als Frau die Schönste war.
Die spinnt, die andre zwirnt, die wirkt, und jene sticken.
Die Dame selbst ist emsig dran,
So künstlich als man sticken kann,
Minerven zum Geschenk ein Schleiertuch zu sticken.
Homer erzählte gleich mit groſsem Wörterpracht
Was sie darauf gestickt, als: Sonne, Mond und Sterne,
Den Pol, der Götter Sitz, und in der tiefsten Ferne

Den Erebus, ja gar die alte Nacht;
Das feste Land, ringsum verschlossen
Vom Vater Ocean, und Luft und Berg und Thal,
Und eine schöne Flur vom Sonnenschein umflossen,
Und einen Hain, wo Vögel ohne Zahl
Die liederreichen Kehlen stimmen,
Und Nymfen, die mit halb entblöſstem Leib
In scherzendem Gewühl auf blauen Wellen schwimmen,
Und einen Hirtentanz, und, wenn die Sterne glimmen,
Im dunkeln Busch der Faunen Zeitvertreib.
Dann wie im Herbst durch falbe Traubengärten
Der Weingott zieht, und mit zerstreutem Haar
Die Mänas, und mit taumelnden Geberden
Der Satyrn ungezähmte Schaar,
Die tanzend um den Wagen schweben,
Und wie sie den Silen, der fiel,
Laut lachend auf den Esel heben;
Und, halb versteckt im Laub der Reben,
Der Liebesgötter loses Spiel:
Dieſs und wohl zwanzigmahl so viel,
Was in der Stadt, im Tempel, auf den Gassen
Und auf dem Feld begegnen kann,
Das würde sie der gute alte Mann,

Der gar zu gerne mahlt, recht zierlich sticken lassen.
Doch was ihm ziemt, steht andern selten an.
Genug! Frau Prokris saſs und stickte,
Als sich — ein Herr Amfibolis,
Dem stracks die Gunst der Kammernymfe glückte,
Bey Ihrer Gnaden melden lieſs.

Ihr erster Einfall war den Fremden abzuweisen;
Allein das Mädchen läſst nicht ab:
„Er ist ein feiner Mann, und kommt ganz frisch von Reisen
Mit einem Auftrag her, den unser Herr ihm gab.“

Man läſst ihn also vor, hört seinen Auftrag an,
Dankt ihm, entschuldigt sich, und läſst ihn wieder gehen.
Das Schlimmste war dabey, daſs man
Ihn kaum ein einzigs Mahl nur flüchtig angesehen.

So sehr er sich beym ersten Blick
Des Mädchens Gunst erwarb, so muſs man doch gestehen,
Daſs seine Mien' ihm dieses schnelle Glück

Vermuthlich nicht verschafft; denn Herr Amfibolis
War in der That bey weitem kein Narciſs,
Und auch der jüngste nicht — ein Seemann, stark von Knochen,
Rasch wie sein Element, in Reden kurz und rund,
Plump von Manier, und gar nicht ausgestochen,
Groſsnasig überdieſs, und gröſser noch von Mund.

Die Damen schütteln ihre Köpfe? —
Geduld! ich sag' es ja, schön war er nicht:
Allein, er hatte was, das in die Augen sticht;
Er hatte was, womit ein Karnevalsgesicht
Die Schönsten — schüttelt nur die Köpfe!
Die Schönsten unter euch dem Amor selbst entführt,
Was manchen Höcker deckt, und ekelhafte Kröpfe
Mit Grazien und Liebesgöttern ziert;
Kurz, das, wodurch ein Gnom oft zum Adonis wird,
Er hatte Gold, und was dazu gehöret,
Juwelen, Perlen, Diamant,
Smaragd, Rubin, so viel als hätt' in seiner Hand
Sich was er nur berührt in Edelstein verkehret.

Mit solchen Waffen hielt mein Herr Amfibolis
Sich eines schnellen Siegs gewiſs.
Er überströmt mit einem Perlenregen
Das ganze Haus, und kauft sich jedes Herz;
Sie wallen ihm und seinem Gold entgegen:
Nur Prokris kann er nicht bewegen,
Nur Prokris bleibt, zu ihres Mädchens Schmerz,
Beym Glanze Persischer Guineen
So kalt, als wie bey seinem plumpen Flehen.

Hans La Fontain, nun sagt mir noch einmahl,
Der Kassenschlüssel sey der Schlüssel zu den Herzen!
Meint ihr, es gelte nur, ohn' Ausnahm', ohne Wahl,
Das schöne Volk so häſslich anzuschwärzen?
Von Wäscher-Nymfen, gut, da geb' ich alles zu;
Die sind in Rom und selbst in Kambalu
So feil als in Paris! — Auch geb' ich (ungern) zu,
Daſs hier und da gelddürft'ge Spielerinnen
An Zahlungsstatt das Herz sich lassen abgewinnen;

Sogar daſs manche, die von Berg und Thal sich schreibt,
Wenn alte Richards ihre Bitten
In blankem Gold ihr vor die Füſse schütten,
Aus — Ekel zwar sich eine Weile sträubt,
Doch selten unerbittlich bleibt;
Auch das gesteh' ich ein. — Allein so dreist zu singen,
Die Beste lasse sich zur Übergabe zwingen:
Das nenn' ich Felonie! das schmäht
Zugleich der Schönen Ruhm und Amors Majestät.

Das Beyspiel kann statt tausend andrer dienen,
Das hier die schöne Prokris gab.
Der Seemann liest in ihren stolzen Mienen,
Daſs einem Mann wie Er hier keine Myrten grünen;
Und weil's nicht anders ist, so sucht er seinen Stab,
Packt seinen Kram von Perlen und Rubinen
Hübsch wieder ein, und führt sich ab.

Er geht davon, in seinem Herzen
Vergnügter als im trüben Blick:

Allein, von Freuden und von Scherzen
Umflattert, kommt er bald — als Seladon zurück.

Herr Schuhmann, [2]) mahlen Sie zu dieser Fyllis Füſsen
Uns einen hübschen Knaben hin:
Ein rund Gesicht, wie einer Schäferin,
Hellbraunes Haar, ein glattes Kinn,
Ein schwarzes Aug' und einen Mund zum Küssen;
Schlank von Gestalt, geschmeidig, zierlich,
In allen Wendungen so reitzend als natürlich,
Wie Zefyr leicht, und schmeichelhaft und dreist
Wie ein Abbé — kurz, schön als wie gegossen,
Und um und um von diesem Reitz umflossen,
Von diesem Glanz, von diesem Jugendgeist,
Den Winkelmann uns am Apollo preist. —
Wie schön er ist! Man muſs ihn gerne sehen!
Die Augen zu, ihr Mädchen, lauft davon!
Hier ist Gefahr! — Ihr lächelt, und bleibt stehen?
Wohlan so guckt — es ist mein Seladon.

---

2) Eine ironische Aufforderung eines ehmahligen Hofmahlers zu W**.

Der Weise nur, wenn wir der Stöa glauben,
Ist schön und voller Reitz; nur Er ist groſs und frey,
Hochedel, hochgelehrt, ein Krösus noch dabey,
Und ein Monarch, so gut als Uzim-Oschantey:
Doch bey den Stoikern in Hauben
Ist dieser Lehrsatz — Ketzerey.
Was jene uns von ihrem Weisen prahlen,
Das legen sie — dem Schönen bey.
Sey schön, ich meine schön zum Mahlen,
Ein Seladon, und, auf mein Ehrenwort,
Sie schicken dir zu Lieb' den Zoroaster fort!
Du machst beym ersten Blick die Herzen unterthänig,
Bist weise, tapfer, edel, ja, (wie dort
Astolfens Zwerg beym Ariost) ein König,
Wo nicht der Könige, doch oft der Königinnen. —
Sie läugnen's zwar; allein das irrt mich wenig;
Was Herz und Mund verhehlt, läſst oft ihr Aug' entrinnen.

Mein Seladon gefällt aufs erste Mahl;
Beym zweyten pocht schon was im reitzenden Oval,
Das, sittsam um und um verdecket,
Sich in gewebte Luft vor seinem Blick verstecket;
Beym dritten wird sie oft zerstreut,
Und Seufzerchen, wie Liebesgötter,
Entschlüpfen ihr, vielleicht aus Bangigkeit,
Denn, (wie die Kronik sagt) war's um die Rosenzeit
Und diesen Tag sehr schwüles Wetter;
Am vierten wundert Prokris sich,
Daſs sie nicht Anfangs gleich bemerket,
Wie sehr er ihrem Manne glich;
Am fünften wird ihr Ohr noch mehr hierin bestärket,
Indem er seine Liebespein
Zu ihren Füſsen klagt. Nichts kann so rührend tönen,
Und nichts dem Ton, worin einst Cefalus sein Sehnen
Ihr vorgegirrt, so ähnlich seyn!
Und kurz, nach sieben vollen Tagen
Kam — eine Nacht, und diese Nacht verging
Schon halb, als Seladon sich bebend unterfing,
Den ersten Kuſs auf ihren Mund zu wagen.

Ah! welch ein Kuſs, indem sie sich bemüht
Ihm zu entfliehn und doch ihm nicht entflieht!
Wie blinkt ihr Aug'! wie ſüſse Seufzer regen,
Da sich zugleich vor holder Scham und Lust
Dieſs Auge schlieſst, die halb enthüllte Brust,
Und hauchen ihm den Geist der Lieb' entgegen!
Ihr Götter! — Seladon! Was kann
Solch eine Wonne — Wie? du fährst ergrimmt zurücke?
Wie glücklich, ruft er, wär' in diesem Augenblicke
Ein jeder andrer — als dein Mann!

Kein Donnerkeil, der an der Gattin Seiten
Den besten Jüngling schnell zu Asche macht,
Sie leben läſst — sie, die nun jede Nacht,
Sonst nur gestört von seinen Zärtlichkeiten,
Mit seinem Schattenbild und ihrem Schmerz durchwacht;
Kein Wolkenbruch, der wild und ungehemmt
Ein sichres Thal schnell rauschend überschwemmt;
Kein Stoſs, der Rhea's Riesenglieder schüttelt,
Kein Sturm, der Meer und Luft, Olymp und Acheron
Im Wirbel faſst und durch einander rüttelt,
Ist schrecklicher als unser Seladon

Im Augenblick da er verschwindet,
Und Prokris ihren Mann in ihrem Buhler
findet.

Was, meint ihr, kann ein Weib von zärtlichem Gemüth,
Das unverhofft sich so gefangen sieht,
Was kann es thun, was kann es sagen? —
Nichts sagte sie — schwoll gleich von Scham
und Grimm
Ihr stolzes Herz, indem sein Ungestüm
Mit einer Flut von ungerechten Klagen
Sie übergoſs. Was helfen Gegenklagen?
So sehr sie auch durch eine Hinterlist,
Die Zärtlichkeit und Treu beleidigt,
Dazu berechtigt ist.
Ihr Frauen, die ihr euch ein wenig schuldig
wiſst,
Glaubt mir, daſs Schweigen oft weit sicherer
vertheidigt,
Als was der schönste Mund zu sagen fähig ist.
Die ſeine Lobred' anzuhören,
Die er ihr hält, das würde (wie ihr däucht)
Ihm wenig Trost, Ihr wenig Lust gewähren.
Sie nimmt daher den kürzern Weg — sie
weicht,
Schieſst einen Blick, der alle Liebesgötter

Aus ihren schönen Augen scheucht,
So einen Blick, als ob ein Donnerwetter
Ihm in die Seele schlüg', auf Cefaln und — entfleucht.

Kaum ist sie fort, und nirgends zu erfragen,
So wechselt Cefalus die Tonart seiner Klagen,
Und alles wird nunmehr in anderm Licht gesehn.
Er sieht sein Weibchen nun nicht ungetreu, nur schön,
Nur liebenswerth; und unter jenen Bildern,
Die sein verlornes Glück ihm schildern,
(Den Schatten mancher süſsen Nacht
Worin sie ihn den Göttern gleich gemacht)
Vergäſs' er bald, daſs diese holden Augen
Dem schönen Seladon gelacht,
Und einen fremden Mund verwegen g'nug gemacht,
Aus ihrem Mund Ambrosia zu saugen.

„Doch wie? zu rascher Cefalus!
Worin bestand denn ihr Verbrechen?
Zürnst du auf deinen eignen Kuſs,
Und willst an ihr und an dir selber rächen,
Was du als Seladon gethan?

Du sprichst, sie sah mich doch für einen andern an.
Wie? ist dir denn die Macht der Sympathie verborgen?
Grausamer! frage jenen Morgen,
Da dir (so leicht ihr Rosenhaar
Dir den Betrug verrieth) Aurora Prokris war!
Dort war's die Fantasie, was deinen Sinn verführte,
Und eine fremde Frau mit Prokris Reitzen zierte:
Hier war es mehr als Wahn und Ähnlichkeit,
Du selbst warst Seladon. Du suchtest sie zu trügen,
Nicht Prokris sich; ein groſser Unterscheid!
Und doch gelang dir's nur — ihr Auge zu belügen,
Nicht ihre Zärtlichkeit:
Selbst unter den geborgten Zügen
Entdeckte dich ihr Herz; ihr Auge wandte sich
Von Seladon, ihr Arm umfaſste dich.
Betrogner Cefalus! was hat sie denn verbrochen?
Die Allgewalt der Sympathie
Zog sie in deinen Arm — und du bestraftest sie?
Doch, du entbehrst sie nun, und Prokris ist gerochen. “

So denkt er itzt, wenn Einsamkeit und Nacht
Der Schönen Flucht ihm unerträglich macht.
Er zehrt sich ab mit Sehnsucht und Verlangen,
Sucht sie des Tags, so weit sein Fuſs ihn trägt,
Und wenn er Nachts an einen Baum sich legt,
Glaubt er im Traume sie zu finden, zu umfangen,
Und wüthet schier wie Roland, wenn, erwacht,
Der Morgen ihm den Irrthum sichtbar macht.

Man sagt, wer immer sucht, findt allezeit am Ende
Dieſs oder das, und oft noch mehr
Als er gesucht. Indem er weit umher
Das Land durchstreicht, läuft ihm von ungefähr
Die schönste Dryas in die Hände.
Es wallt ihr langes Haar, so schwarz wie Vogelbeer,
Um Schultern die den Schnee beschämen,
Und was ihr' Kleid, gebläht vom losen West
Und bis ans Knie geschürzt, dem Jüngling sehen läſst,
Ist fähig Herzen von Asbest
Die Unverbrennlichkeit zu nehmen.
Selbst Cefalus, den seit der Prokris Flucht
Nichts mehr gerührt, fühlt dieſsmahl sich versucht;

Die Sympathie spielt ihre Spiele wieder:
Doch wehrt er sich, glitscht so geschwind er kann
Vom Hals zum Knie, vom Knie zur Ferse nieder,
Schnappt erst nach Luft, und redet dann
Mit halb geschloſsnem Aug' die Schöne stotternd an:

Du, wo nicht Artemis, doch ihrer Nymfen eine,
(Denn so verkündigt dich die göttliche Gestalt)
O, zeige mir den Aufenthalt
Der besten Frau, um deren Flucht ich weine!
Vielleicht daſs sie in irgend einem Haine
Zu deinen Schwestern sich gesellt!
O nenne mir, bey dem was in der Welt
Dein liebstes ist! den Ort, der sie mir vorenthält;
So soll, von Marmor aufgestellt,
Dein schönes Bild, mit Blumenkränzen
Alltäglich frisch bekränzt, in meinem Garten glänzen!

So sagt er, wirft sich vor ihr hin,
Und will ihr weiſses Knie umfassen;
Allein die schöne Jägerin,
Zu sittsam es geschehn zu lassen,

Entschlüpft ihm lächelnd aus der Hand,
Winkt ihn zurück, und spricht: Mein jungfräulicher Stand
Erlaubt mir nicht die Ehre anzunehmen,
Die mir dein Eifer zugedacht.
Doch höre auf um Prokris dich zu grämen!
Ich bin erfreut, daſs mich der Zufall fähig macht
Dir einen Dienst zu thun. Zwar sollt' ich Anstand nehmen.
Sie steht in unserm Schutz. Sie hat auf Lebenszeit
Der keuschen Göttin sich geweiht,
Und schwor, auf ewig dich zu meiden.
Das mag sie auch! Genug, mich rührt dein Leiden:
Ihr andern habt ich weiſs nicht was, das euch
Gefährlich macht, ich will es nur gestehen;
Mir schmilzt das Herz von euern Thränen gleich;
Kurz, folge mir, du sollst sie sehen.

Mein Cefalus fällt ganz entzückt
Zum andern Mahl zu ihren Füſsen,
Vergiſst aus Dankbarkeit schon wieder was sich schickt,
Und drückt ihr Knie mit feuervollen Küssen.

Doch schnell besinnt er sich — der Thor!
Indem die reitzende Rosette
(So hieſs man sie im Nymfenkor)
Es selbst beynah' vergessen hätte.
Er bebt, zieht Mund und Arm zurück,
Und sucht beschämt in ihrem Blick
Den Zorn, den er — vielleicht dadurch verdiente
Daſs er zu viel und auch zu wenig sich erkühnte.

Du zauderst? ruft ihm, da er zittert
Und unentschlossen scheint, halb lächelnd, halb erbittert,
Rosette zu: steh' auf und folge mir;
Die Schöne, die du suchst, ist nicht sehr weit von hier.

Er dankt, und folgt durch tausend krumme Pfade
Der schalkhaft lächelnden Dryade.
Ihm klopft sein Herz zugleich vor Angst und Lust.
Wie freut er sich, an seine treue Brust
Das lang' entbehrte Weib zu drücken!
Wie schmiegt er sich vor ihren strengen Blicken
Im Geiste schon! Mit welcher Zärtlichkeit

Will er auf seinen Knien sie um Vergebung flehen!
Er schwört ihr zu, nicht eher aufzustehen,
Bis der Begnadigung, womit sie ihn beglückt,
Ihr süſser Mund das Siegel aufgedrückt.

Mit diesen zärtlichen Gedanken
Langt Cefalus und seine Führerin
An einer Grotte an, um die des Weinstocks Ranken,
Waldlilien und düftender Schasmin
Ein leicht gewebtes Gitter ziehn.
Hier schleiche (lispelt ihm Rosette)
Dich still hinein; du findest sie, ich wette,
Vom Bad erfrischt auf ihrem Ruhebette,
In einem Augenblick vielleicht
Worin sie selbst dich hergewünschet hätte,
Und wo man insgemein uns mit Erfolg beschleicht.

Mein Held gehorcht, und findet (wie Rosette
Ihm vorgesagt) Frau Prokris auf dem Bette
In süſsem Schlaf. — Doch Götter! welch Gesicht!
Hat ihn das Angesicht der gräſslichen Medusen
Versteinernd angeblitzt? Wie? er bewegt sich nicht?

Er steht erstarrt? Was zeigt ihm denn das Licht
Das hier die Nacht zu holder Dämm'rung bricht?
Was sieh'st du, Cefalus? — O, schreckliches Gesicht!
Ein Jüngling — ruht an ihrem Busen.

Wie wohl ein solcher Anblick thut
Will ich die Männer rathen lassen.
Nicht jeder weiſs wie Dandin sich zu fassen.
Der arme Mann! ihm stockt sein Blut,
Ihm starrt das Haar; er will die Arme regen,
Will schreyn, und kann vor Schrecken und vor Wuth
Die Arme nicht, die Zunge nicht bewegen,
In dieser Noth thut ihm sein Aug' allein,
Wiewohl zu desto gröſsrer Pein,
Den letzten Dienst. Er starrt mit Schrecken
Den Jüngling an, und glaubt — o Zufall! o Natur!
Ein andres Selbst, doch ein geborgtes nur,
In diesem Jüngling zu entdecken.

Er irrte nicht: es war derselbe Seladon,
Von dem er jüngst Gestalt und Reitze borgte;

Der schönste Hirt, schön wie Endymion,
Der, da mein Cefalus nichts weniger besorgte,
Frau Prokris (die er sich seit ihrem Nymfenstand
Zur Herzenskönigin erkohren)
Zu seinem Sieg schon vorbereitet fand.
Betrogner! durch dich selbst, durch dich gehst du verloren!
„Verwünschte Eifersucht! verfluchter Talisman!
Was für ein Dämon trieb dich an,
In Seladons Gestalt durch tausend Zärtlichkeiten
Dein ehrlich Weib zur Untreu zu verleiten?
Wer zweifelt wohl, du albernes Gesicht,
Daſs Glas und Unschuld leicht zerbricht?
Bey beiden braucht es keine Proben:
Sie werden nur, weil sie zerbrechlich sind,
Mit gröſsrer Sorgfalt aufgehoben.
Frau Prokris war ein gutes Kind,
Die Unschuld selbst, und wär' es auch geblieben:
Du, du verriethest sie dem wahren Seladon;
Du lehrtest sie in andern dich zu lieben!
Sie lernte gut, du siehst die Frucht davon!“

So flüstert itzt das strafende Gewissen
Dem Selbstbetrognen zu: doch (wie es immer geht)
Kommt nach der That die Reu auch hier zu spät.
Was soll er thun? Sie ruhn von ihren Küssen
So reitzend aus! Es wäre Grausamkeit,
Den süſsen Schlaf der Glücklichen zu stören.
Soll er die Billigkeit, soll er die Rache hören?
Es kostet Müh' und innerlichen Streit;
Doch siegt zuletzt die Zärtlichkeit,
Und schmelzt den Grimm in wehmuthsvolle Zähren.
Fast athemlos wirft er den letzten Blick
Auf das geliebte Weib und sein verlornes Glück;
Sieht sie — ihr Götter! welch ein Blick!
In fremdem Arm so sanft, so lieblich schlafen;
Sieht's, ächzet laut, und flieht zurück,
Sein Unglück — an sich selbst zu strafen.

Nicht ferne von dem Ort, aus dem er wüthend lief,
Verbreitet sich, umkränzt mit Myrtenhecken,
Ein kleiner See, hell wie Krystall, nicht tief,
Doch tief genug die Nymfen zu verstecken,
Die oft, bey lauer Abendluft,

Die Dämmerung zu jungfräulichen Scherzen,
Und, wenn sie sicher sind, zum frischen Bade ruft.
Hier sucht mein Cefalus das Ende seiner Schmerzen
In einem feuchten Tod. Verzweifelnd, ohne Sinn,
Sieht er zum letzten Mahl noch auf die Grotte hin,
Drückt dann die Augen zu, und stürzt sich in die Wellen.

Wie wunderbar in seinen Fällen
Das Schicksal ist! Der Kampf des Tages und der Nacht
War noch nicht lang', als dieſs geschah, geendet.
Aurora, die bereits den frühen Lauf vollbracht,
Erblickt, da sie den Wagen wendet,
Den kleinen See, und findet ihn bequem.
Sie denkt, hier wär' ein Bad ganz angenehm;
Steigt ab, entladet sich von Schleier, Rock und Mieder,
Und überläſst die Rosenglieder
Der buhlerischen Flut. — Das dachtest du wohl nicht,

Du guter Cefalus, daſs deiner ird'schen Bürde
Aurora selbst die letzte Liebespflicht —
In ihrem Arm — erstatten würde?

Sein Fall erschreckt ihr lauschend Ohr
Sie schwingt sich aus der Flut empor,
Sieht, und erkennt, indem sie siehet,
Den alten Freund, der schon den letzten Athem ziehet.
Die dringende Gefahr macht, daſs sie itzt vergiſst,
Wie wenig er verdient, daſs sie so gütig ist.
Sie schwimmt hinzu, trägt ihn mit eignen Armen
In eine Grotte hin, wo ihm das weiche Moos
Zum Bette wird, setzt ihn auf ihren Schooſs,
Und läſst sein kaltes Herz an ihrer Brust erwarmen.

Das Mittel hilft. Sie fühlet bald
Daſs etwas noch in seinen Adern wallt,
Sieht seine Wangen sich mit neuen Rosen färben,
Und küſst ihn bald ins Leben ganz zurück.

Zum Mahlen wäre das ein hübscher Augenblick;
Hier könnt' ein Boucher Ruhm erwerben!
Er öffnet halb den neu belebten Blick,
Erkennt Auroren, sinkt an ihre Brust zurück,
Nicht vor Verzweiflung mehr, vor Dankbarkeit zu sterben.

KOMBABUS

ODER

WAS IST TUGEND?

EINE ERZÄHLUNG.

VORBERICHT.

Dieses Gedicht war die Frucht einiger genialischen Stunden im Jahre 1771. Der Hauptstoff ist aus Lucians Nachrichten von der Syrischen Göttin genommen, und die Vergleichung zwischen der Legende vom Kombabus, welche Lucian aus dem Munde der Priester zu Hierapolis erzählt, und dem was unser Dichter daraus gemacht, ist nun einem jeden, der dazu Lust und Mufse hat, um so leichter, da die neueste Übersetzung der Werke dieses anmuthigen Schriftstellers überall in Deutschland zu finden ist. Es giebt vielleicht unter allen Mährchen in der Welt keines, das alles, was eine poetische Erzählung interessant machen kann, in einem höhern Grade in sich vereinigte als dieses alte Syrische Mährchen von Kombab. Aber, um ihm das höchste Interesse, dessen es fähig war, zu geben, mufste es nicht nur mit Zucht und Delikateſse, ohne alle Leichtfertigkeit erzählt werden; ſondern es war auch nöthig, dem Kombab einen edlern Beweggrund zu ſeiner auſserordentlichen That zu geben, als Lucian in ſeiner Erzählung thut. Sie muſste eine Heldenthat ſeyn; und dieſs konnte ſie nur dadurch werden, daſs ſie die Wirkung eines ganz uneigennützigen Triebes war, und daſs Kombab ein Opfer, das einen ſo ſchweren Grad von Selbstverläugnung erforderte, nicht der Furcht für ſein Leben, ſondern dem Gefühl ſeiner Pflicht, der Tugend, brachte.

Ein ungenannter Franzöſiſcher Poet, deſsen Kombabus mit dem unſrigen ungefähr zu gleicher Zeit ans Licht trat, dachte hierüber anders. Ohne alles Gefühl für die Schönheit dieſes in ſeiner Art einzigen Sujets, machte er eine Erzählung im Geschmack Grecours daraus, — und reinigte dadurch wenigſtens ſich ſelbst und den Deutſchen Dichter von allem Verdacht, daſs einer von ihnen den andern nachgeahmt habe.

KOMBABUS.

V. 1 — 10.

Die Tugend ist, wenn wir die alten Weisen fragen,
Ich weiſs nicht was — Laſst's euch von ihnen selber sagen!
Dem einen Kunst, dem andern Wissenschaft,
Dem ein Naturgeschenk, dem eine Wunderkraft;
Der Weg zu Gott, nach Zoroasters Lehren;
Der Weg ins Nichts, nach Xekia's Schimären.
Sie ist, spricht Pyrrho, was ihr wollt;
Und mir, schwört Seneka, noch theurer — als mein Gold;
Sie ist der wahre Stein der Weisen,
Macht einen Irus reich, macht schwere Ketten von Eisen

V. 11 — 25.

Wie Blumenketten leicht, und (was kaum Circe kann)
Den Krates zum Adon, Diogenes zum König! —
Doch wohl im Traume nur, ruft Spötter Lucian.
Der Weise von Stagyr setzt seinen Zirkel an:
„Zieht (spricht er) mitten durch zu viel und durch zu wenig
Die Linie AB, so scharf und so gerad
Ihr immer könnt! — sie ist der nächste Pfad
Zu ihrem Zauberschloſs! nur hütet euch vorm Fallen!“

Herr Doktor, (ruft der Mann, der Alexandern bat
Ihm aus dem Licht zu gehn) den mögt ihr selber wallen!
Ich danke meines Orts! Wir schlendern, wo Natur
Voran geht, mit: es geht gewöhnlich nur
Der Nase nach; und glitscht ihr auch zuweilen,
Was thut's? ihr fallt doch nicht so tief wie Ikarus,
Und braucht kein Pflaster die Rippen zu heilen.

V. 26 – 42.

Getroffen! (singt, berauscht von junger Nymfen Kuſs
Und altem Wein, der Weise von Cyrene)
Die Tugend lieb' ich sehr! Sie ist die gefälligste Schöne,
Und wer sie finster mahlt, der ist mein Mahler nicht!
Sie macht uns Vergnügen und Freude zur Pflicht,
Und deckt den Lebensweg mit Rosen —
Falsch, falsch! (ruft Prodikus) das wär' ein feiner Weg
Uns in den Labyrinth zu führen,
Worin (zumahl berauscht) die Klügsten sich verlieren!
Im Gegentheil, es ist ein schmaler, rauher Steg,
Voll starrer Hecken ohne Rosen:
Wer's anders sagt, der kennt die Wege schlecht!

Genug, genug, ihr Virtuosen!
Ihr habt vielleicht auf einmahl alle Recht;
Nur, darf ich bitten, kein Gezänke!
Der groſse Punkt, worin wir alle, wie ich denke,
Zusammen treffen, ist: Ein echter Biedermann

Zeigt seine Theorie im Leben.
So schön und gut sie immer heiſsen kann,
So wollt' ich keine Nuſs um eure Tugend geben,
Wofern sie euch im Kopfe sitzt.
Warum, laſst euch den Oheim Toby sagen
Und Trim, den Korporal! — Für itzt
Sey mir (mit allem Respekt vor euren Bärten, Kragen,
Kaputzen, Mänteln, Bireten, und allem Zugehör
Der Sapienz) erlaubt, euch aus der praktischen Sfär'
Ein klein Problemchen vorzutragen!
Der Fall, geehrte Herr'n, ist der!

*

Ein König, der den Antilibanus
Vordem beherrscht', und dessen Nahme
Uns nichts verschlägt, [1] — (genug es war ein Nahm' in us)
Besaſs ein seltnes Glück — in seiner ehlichen Dame
Cytherens Jugend und Reitz, mit strenger Tugend vereint,
Und ein noch seltners, — einen Freund.

V. 60 — 76.

Ein König einen Freund? Den kann kein König haben,
Sagt dort Diogenes zu Filipps groſsem Sohn:
Allein der unsre macht hiervon,
Zu seinem Glück, die Ausnahm' in Kombaben.

Schön, wie gesagt, und gut war seine Königin,
Im ersten Jugendglanz schon weise,
Und zärtlich überdieſs wie eine Schäferin;
Auch sehr devot, wie dessen zum Beweise
Euch ein Gelübde dient, wodurch sie sich zur Reise
In ein entleg'nes Reich verband,
Der Göttin, die ins Joch der heil'gen Eh' uns spannt,
Der Schützerin (doch nicht dem Muster) guter Frauen,
Den schönsten Tempel aufzubauen.

Der König, ob er wohl nicht von den jüngsten war,
Fand dieſs Gelübd' ein wenig sonderbar.
Er gab ihr höflich zu verstehen,
Die Sache könnte wohl durch fremde Hand geschehen.

V. 77 — 95.

Mein Architekt, Madam, ist ein bewährter Mann.
„Nein, liebster Eh'gemahl! Ich muſs den Grundstein legen:
Dieſs ist ein Punkt, wovon mich nichts entbinden kann;
An unserm Hochzeittag gelobt' ichs heilig an.
Mein armes Herz empört sich zwar dagegen;
Doch, sollt' es auch in Stücken gehn,
Der Göttin muſs und soll genug geschehn!“

Der König stellt' ihr zwar noch manchen Grund entgegen,
Worauf nicht viel zu sagen war;
Auch setzte sich die Dame der Gefahr
Nicht aus, ihn schwach zu widerlegen:
Sie hatt' ein Mittel bey der Hand,
Das jede schöne Frau noch immer kräftig fand
Die männliche Vernunft zum Schweigen zu vermögen;
Sie wurde krank. Der erste Leibarzt that,
Mit allen seinem Amt zuständigen Grimassen,
Den Ausspruch, und bewies aus seinem Hippokrat,
Man müsse sie, da sey kein andrer Rath,
In Junons Nahmen reisen lassen.

V. 96 — 114.

Ein Mann, und sollt' er zehnmahl König seyn,
Kann, wie ihr wiſst, in solchen Fällen,
Nichts bessers thun als sich ein wenig blind zu stellen,
Und giebt mit guter Art sich, wenn er klug ist, drein.
Der unsre spielt, für einen König,
(Die Herren seiner Art genieren sonst sich wenig)
Die äuſsre Rolle ziemlich gut;
Doch innerlich war ihm nicht wohl dabey zu Muth.
So eine schöne Frau sich selbst zu überlassen!
Schon der Gedanke macht den guten Herrn erblassen;
Wiewohl die Frau die Tugend selber war,
So schien die Folge nur zu klar.

Zu viel Erfahrenheit ist ihrem Eigenthümer
Oft hinderlich, zum mindsten an der Ruh.
Ein weiser Mann von sechzig zweifelt immer,
Traut wenig eurer Weisheit zu,
Und eurer Tugend nichts; — und wahrlich desto schlimmer
Für euch und ihn! — Der gute König sitzt,
Indem er mit der rechten Hand die Stirne

V. 115 — 153.

Ganz sanft sich reibt, auf seinen Arm gestützt
In seinem Sorgestuhl. Sein königlich Gehirne
Arbeitet (eine Müh', die es sich selten gab!)
Ein Mittel aus, sich Ruhe zu verschaffen.
Der Günstling selbst aus seinen Kammer-Affen
Lockt keinen Blick durch seinen Scherz ihm ab.
Auf einmahl ruft er einem Knaben
Im Vorgemach: Man hohle mir Kombaben!
Kombab, sein Freund, ein junger Mann zwar noch,
Und schöner als Narciſs, jedoch,
Trotz allen Lockungen der Schönheit und der Jugend,
Ein junger Mann von oft bewährter Tugend,
Kombab, so denkt er, kann in diesem Fall allein
Der Schutzgeist seiner Ruh' und ihrer Ehre seyn!

Kombab erscheint, und, ohne daſs wir's sagen,
Errathet ihr, was ihm der König aufgetragen.
Der arme Liebling stand, wie angedonnert, da,
Und schwieg, und staunt' und hing die Ohren.
Von welcher Seit' er auch den Auftrag übersah,

V. 134 — 150.

Auf allen war er gleich verloren!
Allein was kann er thun? — Sein Freund, sein König spricht:
„Ich muſs mich von Astarten [2]) trennen;
Zwey lange Jahre, Freund! — Wie dieser Augen Licht
Du weiſst es, lieb' ich sie, und muſs mich von ihr trennen!
Wem sollt' ich denn, da mich die Königspflicht
Zurück zu bleiben zwingt, sie anvertrauen können
Als meinem treuen Freund Kombab? —
Auf deine Seele wälzt mein unbegrenzt Vertrauen
Die schwerste meiner Sorgen ab;
Dir übergeb' ich sie, die beste aller Frauen!
Sey ihr Beschützer, Freund und Rath,
Und nimm, für deine Treu zum Lohne,
Wenn du zurück sie bringst, die Hälfte meiner Krone!"

Nun sagt, was konnt' er thun — als was er schweigend that?
Sich tief bis auf den Boden bücken,
Und unvermögend seyn, sein dankbares Entzücken

Mit Worten sattsam auszudrücken,
Versprechen, schwören, — kurz, was jeder Günstling muſs,
Mit Lächeln heuchlerisch des Herzens Kummer schminken,
Und fliegen, wie Merkurius,
Wenn Zevs beschlossen hat in goldnem Regenguſs
In einer Nymfe Schooſs zu sinken.

Kombab entfernet sich. — Wir schleichen sachte nach,
Zu hören, wie in seinem Kabinette
Der arme Mann sich mit sich selbst besprach.
Er warf sich auf ein Ruhebette
Und seufzt' und weinte laut. — „O Götter, fing er an,
Was hat Kombabus euch gethan?
O! hätte mich der Fürst zum Günstling nie erkohren!
Nichts kann mich retten! — ach! nichts, als was Dolch und Gift,
Was jeden Tod an Grauen übertrifft!“

Hier unterbrachen Thränenfluten
Den Monolog; und da er ausgeweint:

V. 168 — 184.

„Mein König, (fuhr er fort) mein König und mein Freund,
Was thät' ich nicht für dich! — Mein Leben auszubluten
In diesem Augenblick, wär' eine Kleinigkeit!
Mit Freuden! — Aber ach! die Tugend mit dem Leben
Zugleich für dich auf einmahl hinzugeben,
Das ist zu viel!“ — Hier wird er wieder stumm.

„Doch wie? (so denkt er fort) wenn ich zu schüchtern wäre?
Ich kenne mich, ich bin ein Mann von Ehre,
Und Tugend liebt' ich stets — Warum
Mir selbst so wenig zuzutrauen?
Gut! — aber auch der Königin?
Sie ist ja wohl die beste aller Frauen,
Ist fromm und keusch wie eine Priesterin;
Doch immer — eine Frau und eine Königin;
Hat Fleisch und Blut wie andre junge Schönen,
Und wird sich, sind nur erst drey bis vier Monden hin,
Von Hymens Trost nicht ohne Müh' entwöhnen.

Ein junges Weib, Kombab, und eine Königin!
Den Fall gesetzt! wie willst du dich betragen?
Verhüten willst du ihn! — Sehr wohl! Allein, gesetzt
Er käme doch? — denn gut dafür zu sagen,
Wer, der das Herz kennt, dürft' es wagen? —
Gesetzt demnach, du würdest hochgeschätzt,
Man fänd' unschuldiges Behagen
An deinem Umgang — Nach und nach
Gewöhnt man sich, man weiſs nicht wie, Kombaben
Den ganzen Tag um sich zu haben;
Man wird vertraut, man scherzt, man spielt im Schach,
Und spricht nicht stets von ernsten hohen Dingen;
Der Freundschaft öffnet sich sogar das Schlafgemach,
Man braucht sich nicht vor ihr zu zwingen,
Ihr ist kein Ort und keine Zeit
Versagt; kein Argwohn stört der Unschuld Sicherheit;
Vom strengen Wohlstandszwang befreyt,
Entdeckt einst ungefähr ein Arm von Alabaster,
Ein Busen, der sich halb aus seinen Fesseln drängt,

V. 204. — 219.

Ein schöner Fuſs, sich dir; und du — bliebst unversengt?
Das hätte sich selbst Zoroaster
Nicht zugetraut! Und wie, (was nur zu möglich ist)
Wenn sich die Königin vergiſst;
Wenn sie dein Herz, und, kann sie dieſs nicht rühren,
Doch deine Sinne zu verführen,
Nichts unversuchet läſst? Was hälfen dir, Kombab,
Der längste Widerstand, die schönsten Heldenthaten?
Mit jedem Siege nimmt die Kraft zum Siegen ab,
Und endlich wird dich ihr dein eignes Herz verrathen.
Für dich kämpft Ehr' und Tugend nur,
Ihr helfen Schönheit, Reitz, und Wollust, und Natur!
Die Übermacht auf Amors Seite
Ist allzu groſs in einem solchen Streite!
Und hättest du noch Kraft zum Widerstehn:
Wirst du sie ungerührt in Thränen schwimmen sehn?

V. 220 — 235.

Ich kenne dich zu gut! — Du wirst, zu ihren Füſsen
Hinsinkend, jede Thrän' aus ihren Augen küssen,
Wirst, voll des ſüſsen Gifts wovon ihr Auge schwillt,
Dein wallend Herz an ihren Busen drücken,
Und auſser ihr nichts fühlen, nichts erblicken!
Und dann?" — O rettet mich, ihr Götter! — rief er wild,
Und floh schon vor sich selbst, wie einer der, vom Schrecken
Des bängsten Traums erweckt, sich ringsum eingehüllt
In Flammen sieht, die seine Haare lecken.

Und nun, setzt euch an seine Stell',
Ihr Epikteten, ihr Sokraten,
Und wie ihr alle heiſst! was ist dem Mann zu rathen?
Was thätet Ihr? Setzt euch an seine Stell',
Und sprecht! — Don Robert Arbrissel,
Wir wissen's, war bey weitem nicht so schüchtern.
Was wir berauscht nicht wagten, wagt' er nüchtern,

V. 236 — 252.

Und merket wohl, er war kein *Maleficiat.*
„Was that denn Robert?“ — Was er that?
Man spricht nicht gern davon; doch könnt ihr Baylen fragen. 5)
Genug, Kombab, der nur ein armer Syrer war,
Und doch, erlaubet mir's zu sagen,
Die Tugend liebte, gab nicht gern sich in Gefahr;
Und in der That, nicht alle dürfen wagen,
Was Kinderspiel für Bruder Robert war.

Ich scherze nicht; ihr Virtuosen, rathet!
Ihr seht Kombabs Verlegenheit.
Vergeſst itzt — was ihr selber thatet,
(Wer zweifelt daſs ihr Menschen seyd?)
Sagt nur, was soll in seiner Lage
Kombabus thun, um auſser Furcht zu seyn,
Im schwächsten Augenblick von einem schwarzen Tage
Nicht Keuschheit, Treu und Freundschaft zu entweihn?
Die Frage, glaubet mir, ist keine leichte Frage!

V. 253 — 269.

Fliehn soll er, ist der Rath des Klügsten unter euch; 4)
Der Tugend Streit mit Liebe, Lust und Jugend,
Ist, ihr gesteht's, zu wenig gleich;
„Die Flucht allein gewährt uns unsre Tugend.“
Gut, das ist leicht gesagt: doch, wär's auch leicht gethan,
Zum Unglück schlägt der Rath in unserm Fall nicht an.
Dem armen Mann verwehrt die Pflicht zu fliehen,
Verwehrt die Treu für seinen Freund und Herrn
Sich dem gefährlichen Beruf (so gern
Er ihn verbäte) zu entziehen.
Er muſs! — Wohl, ruft aus Einem Mund
Der Kasuisten Kor, — so mach' er einen Bund
Mit seinen Augen, und wag's! — Auch das ist schön zum Sagen;
Allein Kombab, der sich vermuthlich fühlt'
Und nichts auf Wagespiele hielt,
Kann auch die Möglichkeit des Fallens nicht ertragen.
Am schwankenden Erfolg von einem Augenblick

V. 270 — 289.

Hängt seine Ruh, sein Ruhm, sein ganzes Glück,
Sein Leben selbst; denn freylich, wenn er ſiele,
Steht nichts geringers auf dem Spiele.
Der Neid im Hinterhalt, die schlaue Eifersucht
Hält tausend Augen auf ihn offen;
Wie könnt' er seines Lasters Frucht
In Ruhe zu genieſsen hoffen?

Allein, gesetzt auch, daſs um sie
Der Liebesgott die dickste Wolke zieh',
Ihr Glück so lang' als ihre Flamme daure,
Und Argus selbst vergebens sie belaure:
So lauscht ein Zeuge, den er nicht
Betrügen kann, in seinem Busen.
Ihn schreckte weniger das tödtende Gesicht
Der schlangenhaarigen Medusen!
Was hälf' es ihm die Welt zu hintergehn,
Wenn er erröthen muſs in sich hinein zu sehn?

In dieser äuſsersten Gefahr
Stellt seinem Geiste sich ein einzig Mittel dar.
Es ist entsetzlich auszusprechen,

V. 290 — 305.

Allein es sichert vor Verbrechen.
Er geht nicht erst mit Fleisch und Blut zu Rath;
Tief seufzend wendet er die Augen, nicht zu sehen
Was seine Hand beginnt. — Sie ist, sie ist geschehen,
Die heldenmüthige, die groſse, schöne That!

Ihr, die ein rascher Schwur verpflichtet,
Die schönste Sünderin begierlos anzusehn,
Seht, welchen Zoll Kombab der Tugend hier entrichtet!
Und müsset ihr euch selbst gestehn,
Dieſs sey der nächste Weg dem Satan auszuweichen,
So gehet hin, und thut deſsgleichen!

Indessen läuft der Sand der Abschiedsstunde ab.
Kombab beurlaubt sich. Astartens Tugend spielet
In vollem Glanz. Antiochus empfiehlet
Die Dame seinem Freund — Auf einmahl ruft Kombab:
Beynahe hätt' ich was vergessen!

V. 306—321.

Er fliegt davon, und kommt im Augenblick
Mit einem Kästchen im Arme zurück.
Er fällt dem Herrn zu Fuſs: „Darf sich dein Knecht vermessen,
Noch eine Bitte zu thun? Dieſs Kästchen, Herr, enthält
Das Kostbarste von allem in der Welt
Was dein Kombab besaſs. Um sicher es zu wissen
Leg' ich es hier zu meines Königs Füſsen.
Drück ihm dein Siegel auf, und gönn ihm einen Platz
In deinem königlichen Schatz.
Dort mög' es, bis ich einst es wieder fodre, liegen!"

Der König schwört bey seinem grauen Bart,
Es soll den besten Platz in seinem Schatze kriegen;
Und in Kombabens Gegenwart
Drückt er sein Siegel auf. Mit vielen Thränengüssen
Entreiſst Astarte nun sich seinen Abschiedsküssen,
Kehrt zehnmahl wieder um, läſst ihr getreues Herz

V. 322 — 340.

Nur Einmahl noch an seinem Herzen schlagen,
Und wird zuletzt, halb todt vor Schmerz,
In ihren Palankin getragen.

Nach dreyen Monden kam die hohe Karawan'
An Ort und Stelle glücklich an.
Der Bau beginnt, und geht so gut von Statten,
(Dank sey Kombaben, der das ganze Werk regiert)
Daſs, eh' das zweyte Jahr ins dritte sich verliert,
Sie nur den Wetterhahn noch aufzusetzen hatten;
Und gleichwohl schien's ein Werk von Göttern aufgeführt.

Astarte bleibt, wie zu erachten,
Von unsers Helden Werth nicht lange ungerührt.
Verdienst und Tugend hochzuachten
Ist eine Eigenschaft, die ihres gleichen ziert.
Sein inneres Verdienst entbehrt zwar leicht Verstärkung
Von auſsenher: allein, da man ihn täglich sieht,
So macht (wiewohl sie sich's zu läugnen sich bemüht)
Ihr Auge doch allmählich die Bemerkung,
Kombab, der unvermerkt das Herz ihr abgewann,

V. 341 — 360.

Sey nicht der beste nur, sey auch der schönste Mann;
So schön, so tadellos vom Kopf bis auf die Füſse,
Daſs, hätt' ein Bildner je dieſs Ideal erreicht,
Er ohne Widerspruch der erste Künstler hieſse,
Und jede Göttin ihr verzeihenswürdig däucht,
Die sich von ihm ein wenig lieben lieſse.
Und bey so seltnem Reitz, ein Herz
So gut, so sanft, so edelmüthig!
Sein Witz so leicht, so fein sein Scherz!
Kurz, Eines fehlt ihm nur — er ist zu ehrerbietig.
(Doch, wie ihr seht, wird dieser Vorwurf ihm
Durch Blicke nur gemacht) — Man soll in Schranken bleiben:
Allein die Schüchternheit so weit wie Er zu treiben
Ist grillenhaft. Ein wenig Ungestüm
Ist eher Reitz an Leuten die ihm gleichen
Als Übelstand. — Was braucht er auszuweichen
Wenn ihre Augen sich begegnen? Fürchtet er
Die ihrigen? — Die Antwort war nicht schwer:
„Er liebt, der arme Mann, und kämpft mit seinen Trieben!“
Und wenn er liebt, wen kann er lieben

Als eine Göttin, oder — Sie?
Wie könnt' es anders seyn? Er, der sie spät und früh
Zu sehen Anlaſs hat, wie wär' er frey geblieben?
Dieſs klärt ihr alles auf. Er hat den Muth noch nicht
Sich sein Geheimniſs zu gestehen,
Und wird das Opfer seiner Pflicht.
Daher der Zwang, sie nur verstohlen anzusehen,
Das Seufzen, das ihm statt des Athmens ist,
Die Schwermuth seines Blicks, die Blässe seiner Wangen,
Und diese Wolken, die, so bald er sich vergiſst,
Um seine schöne Stirne hangen!

Der Irrthum war Astarten zu verzeihn.
Man muſst', um richtiger zu schlieſsen,
Nur in Kombabs Geheimniſs seyn.
Uns, die wir mehr als Sie von seinen Sachen wissen,
Ist alles klar. Allein, der Orden, den er ziert,
Wird billig niemahls präsumiert.
Sie wuſste übrigens, daſs die Semiramissen

(Gleich den Göttinnen) sich, wenn sie ein Schäfer rührt,
Zum ersten Schritt entſchlieſsen müssen;
Zum zweyten, dritten oft, wofern der Seladon
Vor seinem Glück die Augen zuzuſchlieſsen
Beharrt. In diesem Stück muſs eine Göttin schon
Den Fehler ihres Standes büſsen.
Indessen giebt's der Wege ja genug
Was man zu sagen hat mit guter Art zu sagen.
Man braucht sich eben nicht gleich förmlich anzutragen:
Ein Mann von Lebensart, zumahl bey Hof, ist klug,
Und in der Redekunst der Augen wohl geübet.

Allein beym unsrigen ist alles, was ihr Blick
In dieser schönen Sprach' ihm zu vernehmen giebet,
Verloren. — „Wunderbar! Was hält ihn noch zurück?
Er weiſs doch sonst so gut zu leben;
Und dächt' er nur ein wenig fein,
So würd' er selbst beflissen seyn
Der Schritte sie zu überheben,
Die eine Frau sich selber zu vergeben

Stets Mühe hat, wobey Er nichts gewinnt,
Und die für Sie so wenig rühmlich sind."
Schon spricht sie deutlicher. Itzt muſs er's doch verstehen!
Man ist sehr blind nicht durch ein Sieb zu sehen.
Wenn eine Königin euch Blicke giebt wie Sie,
Die Hand euch drückt, von nichts als Sympathie
Und von der Liebe, die vom Willen
Nicht abhängt, spricht, — für sehr natürlich hält,
Daſs eine Göttin, wenn auf dieser Unterwelt
Ein Cefalus, ein Acis ihr gefällt,
Sich kein Bedenken macht den süſsen Trieb zu stillen:
Ich sage, wenn sie euch so weit entgegen geht,
Und ihr sie dann noch nicht versteht,
So müſst ihr — wüthende Distrakzionen haben!

Dieſs war nun freylich bey Kombaben
Die Sache, leider! nicht; allein
Astarte konnte das nicht wissen:
An ihrem Platz was kann sie schlieſsen,
Als, eine andere müſs' im Besitze seyn?

V. 417 — 434.

Von diesem Augenblick wird jede seiner Mienen,
Wird jeder Tritt belauscht und ausgespäht:
Kein wiederkommender Komet
Beschäftigt mehr die wachenden Kassinen.
Ein Finger, den er regt, erweckt ihm schon Verdacht.
Man weiſs wie scharf verliebte Augen sehen,
Wenn Eifersucht sie mikroskopisch macht.
Kein Zauberschatz wird wie Kombab bewacht.
Doch endlich wurde man es müde — Nichts zu sehen.

Astarte, deren Gluth itzt wieder Luft bekam,
Zu ihrer ersten Hypothese
Zurück zu gehn genöthigt, glaubt, sie lese
Ganz klar in seinem Gesicht, daſs nichts als falsche Scham
Die Ursach' sey, warum er sich so link benahm.
Ein *Pastorfido* ist das blödste aller Wesen.
Sie sieht, es braucht, den Zauber aufzulösen,
Was auſserordentlichs, und, ihrer beider Ruh
Zu Lieb', entschlieſst sie sich, wie wohl nicht gern, dazu.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13002/012

V. 435 — 454.

Was bald darauf, im Kabinette
Der Königin, mit ihr und unserm Freund Kombab
Sich, diesem Schluſs gemäſs, begab —
Es gäb' ein feines Nachtstück ab
Wofern ich Lust zum Mahlen hätte!
Genug, es war ein Sofastück,
Und (wenn ihr euch so weit zurück
Erinnern könnt) Aurora 5) spielt' einst völlig
Astartens Rolle, nur mit etwas besserm Glück.
Denn ach! Kombabens Stand macht alles hinterstellig,
Wodurch man (ohne sich zu schmeicheln) hoffen kann
Zu siegen über einen — Mann.
Kombabus! — In der That die Lage,
Worin er war, empöret die Natur.
Auch fühlt er — was ich euch nicht ohne Röthe sage —
Nicht für Astartens Tugend nur:
Ach, für ihn selbst gehn seine Augen über!
O Tugend, ruft er aus, welch Opfer bracht' ich dir!
O! warum nahm ich mir nicht lieber
Das Leben ganz, als ich Betrogner mir — —

V. 455 — 474.

Ach Königin! wie soll, wie kann ich dir
Geſtehn, was dein Kombab ſich raubte? —
Er ſah verwildert aus indem er's ſprach. Ein Schrey
Entfuhr der Königin; ſie glaubte
Daſs von der Nymfenwuth Kombab ergriffen ſey.
Allein ſie wurde bald aus dieſer Angſt geriſſen.
Wie auſser ſich ſinkt er zu ihren Füſsen,
Umarmt und drückt was ſeinen feurigen Küſſen
Am nächſten lag, ihr allzu reitzend Knie —
Und wie Aſtart' aus einer Ekſtaſie,
Die ihr allmählich ſich verſchönerndes Geſichte
Mit Wonnelächeln übergieſst
Und wie zu ſüſsem Tod ihr ſchönes Auge ſchlieſst,
In ſeinem Arm zurück gekommen iſt,
Erzählt der arme Platoniſt
Von ſeinem Heldenthum die klägliche Geſchichte.

Die Schwachheit, die er uns gezeigt,
Macht ihm (ich ſeh's an ihrem Achſelzücken)
Die nichts verzeihenden Katonen ungeneigt.
Mein Held verliert in wenig Augenblicken

V. 475 — 494.

Was noch vielleicht an seiner That
Verdienstlich war. — Wer schafft für alles Rath?
Ich lasse der Natur gern ihre kleinen Mängel;
Und freylich macht ein Schnitt noch keinen Engel!

Wie dem auch sey, Kombab gewann
Bey seiner Königin, was er bey euch verlieret.
Sie sah, indem er sprach, aufs innigste gerühret,
Mit Wehmuth ihn und mit Bewund'rung an.
„Zwey Jahre lang dich täglich sehn und hören,
Astarte, ganz Gefühl für deine Reitze seyn,
Und nicht abgöttisch dich verehren? —
Ich kannte mich! — und, wirst du mir verzeihn,
Wenn ich's gesteh'? — auch deinem schönen Herzen
Traut' ich zu viel Empfindung zu,
Um ungerührt zu seyn bey meinen stummen Schmerzen.
Und konnt' ich, Schönste, deine Ruh
Zu theu'r erkaufen?" — — Mehr zu sprechen
Vermag er nicht; sein volles Herz muſs brechen,
Muſs brechen, oder sich an ihrer schönen Brust
In einen Thränenstrom ergieſsen.

V. 495 — 513.

Sie selbst vergiſst der schmerzlich süſsen Lust
Zu widerstehn; drückt ihn an ihre Brust,
Versagt sich nicht die Wonne zu genieſsen
Geliebt zu seyn, die jeden Schmerz versüſst!
Zu grausam wär' es, ihm den einz'gen Trost zu wehren,
Den schwachen Trost unaufgehaltner Zähren,
Worin ihr Herz in seines überflieſst,
Und, süſs betäubt von einem Strom von Küssen,
Vergiſst, daſs etwas sey das sie entbehren müssen.
Astarte reicht ihm ihre schöne Hand:
Dieſs, spricht sie, da sie endlich seinen Küssen
Sich sanft entzieht, dieſs sey das Unterpfand
Der Zärtlichkeit, die dir mein Herz gestand,
Eh' ich, wie sehr du sie verdientest, konnte wissen!
Und wenn dieſs Herz, wovon du König bist,
Zum Glück dir so genug, wie mir das deinig' ist:
O! so genieſs den Trost dich so geliebt zu sehen,
Wie noch kein Sterblicher, wie kein Endymion,
Kein Cefalus, kein Attys, kein Adon

Geliebt sich sah! — Itzt darf ich dir's gestehen:
Die Groſsthat, der du dich erkühnt,
Gestattet mir, untadelhaften Trieben
Mich ganz zu weihn, erlaubt mir dich zu lieben
Wie nur Kombab geliebt zu seyn verdient.

Sie sagten sich noch viele schöne Sachen,
Die auf den Leser nicht den hohen Eindruck machen
Wie auf sie selbst, und die wir übergehn.
Indeſs erröth' ich nicht ganz laut es zu gestehn,
(Die Rigoristen mögen sagen
Was ihnen wohl gefällt) ich finde das Betragen
Der Königin in diesem Falle schön.

Astarte sucht' und fand in ihrem Herzen
Und seinem Geist, in seinem Unterricht,
Oft auch in leichten muntern Scherzen
Ersatz für — etwas, das (zum mindsten, wenn die Pflicht
Es heiligt) Spröden selbst nicht allzu gern entbehren.
Wenn jemand fähig ist ihr solchen zu gewähren,
So ist's Kombab. Denn von den höchsten Sfären

V. 533 — 551.

Bis zum Atom herab ist nichts, wovon er nicht
Wie Salomon und Trismegistus spricht.
Auch bringt die Königin
Oft halbe Sommernächte
An seiner Seite hin,
Bedient sich, ohne Zwang, der Rechte
Die ihr sein Zustand giebt, und kurz, behandelt ihn
Als wären sie von einerley Geschlechte.
Oft sitzen sie, zur Stunde da der West
Die Mittagsruh in Florens Arm verläſst,
Allein in wilden Sommerlauben,
Sehr unbesorgt, was wohl davon die Leute glauben.
Und in der That, es ist den Leuten zu verzeihn.
Man hüllt vergebens sich in seine Unschuld ein;
Die Welt erkennt die Tugend nur am Schein.
Wer hätt' ein paar Figuren ihrer Gattung,
So jung, so liebenswerth, so schön,
In eines Myrtenstrauchs sanft dämmernder Umschattung
Nicht für — Adon und Venus angesehn?

V. 552 — 570.

Bey Tage ging's noch hin. Doch halbe Sommernächte,
Und stets allein, mit einem schönen Mann! —
Mit einem Mann allein! — „Nun in der That, was man
Einander Nächte durch zu sagen haben kann,
Ist was ich wohl einmahl erfahren möchte!“ —
„Madam, es käm' auf eine Probe an,
Versetzt der junge Herr — Die kurzen Sommernächte
Entschlüpfen leicht; — man liegt in freyer Ruh
Auf Blumen — hört den Nachtigallen zu —
Und dieſs und das“ — So scherzen im Vertrauen
Die Höflinge, die Kammerfrauen.

Man kennt die Vögel am Gesang.
Dieſs Antischambervolk urtheilet gern vermessen.
Gesetzt die Königin sey oft ein wenig lang'
Bey ihrem Mentor aufgesessen,
Entschuldigt dieſs auch nur den leisesten Verdacht?
Man kann so leicht sich im Gespräch vergessen!
Und in der That ist einer schönen Nacht
Zum Staunen, zum Filosofieren,

Nichts anders gleich! Sie ist dazu gemacht
Die Seelen unvermerkt den Leibern zu entführen;
Zumahl wenn Lunens Schein, wie eine neue Welt
Von Schatten, welche kaum den äuſsern Sinn berühren,
Elysiums echtes Bild uns vor die Augen stellt,
Und über uns, bey unbewölktem Himmel,
Der Sterne prächtiges Gewimmel
Den angezognen Geist mit stolzer Ahnung schwellt.

Astarte fand unendlich viel Behagen
An Nächten dieser Art; indessen manchem Freund
Der Augenblick — dem König anzusagen,
Wie seine Königin mit ihrem schönen Freund
Die Nächte braucht, — unendlich langsam scheint.

Er kommt zuletzt. Der Bau ist nun vollendet,
Der Tempel eingeweiht, die Priesterschaft dotiert,
Und, weil man nichts was sich gebührt
Vergessen will, das dritte Jahr geendet.

V. 588 — 605.

Der König, dem ich weiſs nicht was oft schwer
Ums Herze macht, betreibt den Rückzug sehr.
Nicht daſs er sich die Zeit indessen nicht vertrieben!
Man weiſs ja, groſse Herren lieben
Veränderung; und wohl bekomm's den groſsen Herrn!
Die Kleinen haben sie trotz ihrer Kleinheit gern.
Genug, der Rückzug läſst sich länger nicht verschieben;
Und Seiner Majestät zu melden, wie beglückt
Die Reise sey, wie heftig das Verlangen
Die königlichen Knie bald wieder zu umfangen,
Wird einer vom Gefolg dem Zug voran geschickt.
Man glaubte zwar den Besten auszuwählen,
Doch war es schwer den Schlimmsten zu verfehlen.
Vergebens war Kombab ein Menschenfreund,
Und stets bemüht sich alle zu verbinden:
Ein Günstling hoffe nicht Erkenntlichkeit zu finden!
So bald sein böser Stern erscheint,
Ist, wer durch seinen Fall gewinnen kann, sein Feind.

V. 606 — 621.

Merkur mit Flügeln an den Sohlen
Vermöchte nicht den Höfling einzuhohlen;
So groſs ist die Begier, aus pflichtgemäſser Treu
Dem alten König zu berichten,
Wie nah' Kombab mit ihm verschwägert sey.
Wiſst ihr wie Höflinge in solchen Fällen mahlen?
Die Farben werden nicht dabey
Gespart, das glaubet mir! Mit seinem Kopf bezahlen
Will er, wofern er nur ein Wörtchen mehr gewagt,
Als was Astartens Hof aus Einem Munde sagt.

Der König sträubt sich sehr; so groſs war sein Vertrauen
Zu seinem Freund, zur besten aller Frauen!
Er krümmt und windet sich, bis er, gezwungen, weicht;
Denn, ach! nur nicht so viel als ein Vielleicht
Macht seine Überzeugung wanken;
Er kann ihm nicht entfliehn, dem schrecklichen Gedanken!

Betrogen, ruft er aus und sinkt betäubt dahin,
Von meinem Freund, von meiner Königin?

Ein Kerker ſchlieſst, so bald sie angekommen,
Astarten und den Günstling ein.
„Welch Ärgerniſs! — So kann der Schein
Der Tugend uns belügen!“ — schreyn
Aus Einem Ton die Spröden und die Frommen.
Den Schlangen, die die Welt von Anbeginn verführt,
Der Schönheit und dem Witz, den Stiftern alles Bösen,
Wird, wie es sich gebührt,
Der Text dabey gelesen.
Die Häſslichkeit (die freylich nicht verführt)
Ist mächtig stolz ihr Antlitz zu erheben,
Das Gegengift der bösen Lust;
Und Dummkopf lobet Gott aus vollgeschöpfter Brust,
Der was an Witz ihm fehlt, ihm an Verstand gegeben.

Indessen fährt der König fort
Die Schaar der Zeugen zu verhören,
Und hundert Augenzeugen schwören,

V. 641 — 661.

Man sah sie tausendmahl allein, wenn Zeit und Ort
Die Sache sehr verdächtig machten:
Man sah sie einst sogar (wiewohl am längsten Tag)
In einem Gartenzelt beysammen übernachten.
Was sie gethan, ist — was man schlieſsen mag!
Denn freylich konnte man so nah' hinzu nicht gehen
Um alles auf ein Haar zu sehen;
Genug, die Wahl von Zeit und Ort
Lieſs, was davon zu denken sey, verstehen.

Zum Unglück muſs von Wort zu Wort
Kombab dieſs alles eingestehen.
Er läugnet nichts: nur bleibt er stets dabey,
Daſs seine Königin dem königlichen Bette
Getreu, und rein wie eine Lilie sey,
Und daſs er sich nichts vorzuwerfen hätte.
Doch, bessert dieſs der Sachen Miſsgestalt?
Der Zeugen Harmonie, sein eigenes Bekenntniſs
Beweist ein sträfliches Verständniſs
Nur allzu stark. Der Urtheilsspruch erschallt:
Man überlief're sie der rächenden Gewalt.
Ein schwarz behängtes Blutgerüste

Erwartet dich, Kombab, und die gerechte Wuth
Des Königs lechzt nach seines Günstlings Blut.

Der Schein ist wider mich, spricht mit gelaſsnem Muth
Das Opfer seines Grimms: was kann ich thun, als schweigen?
Doch schuldlos stirbt Kombab! — Dieſs tröstet mich! — und du,
Mein König, wirst, zu meines Schattens Ruh,
Was gegen eine Welt voll Zeugen
Astartens Unschuld dir und meine Redlichkeit
Beweisen kann, in jenem Kästchen finden,
Das ich — erinnre dich's, o Herr — im Reisekleid
Dir übergab. Ich bin zum Tod bereit,
Und suche nicht aus Furcht mich los zu winden.
Allein, wenn Wort und Schwur auch einen König binden,
So fordr' ich hier Gerechtigkeit!
Du schwurst, o Herr, bey deinem Leben,
Mein Kästchen unversehrt mir einst zurück zu geben:
Jetzt ist es Zeit, wink' es herbey!

V. 679 — 694.

Der König stutzt. Ein allgemein Geschrey
Des Volkes fordert ohne Säumen
Des Kästchens Gegenwart. Man rieth was drinnen sey;
Allein das Wahre lieſs sich keine Seele träumen.

Der König winkt. Das schon gezückte Schwert
Starrt in des Würgers Hand. Bald wird das Kästchen kommen!

Es kommt, es kommt! Ein Todesschauer fährt
Durch jedes Herz, Kombabens ausgenommen.
Der König nimmt es selbst in seine eigne Hand,
Besieht es um und um, und sieht's im alten Stand,
Die Fugen ganz, das Siegel unversehrt.

Erinn're dich, spricht itzt Kombab,
Als ich's, o Herr, dir übergab,
Sagt' ich: mein Kostbarstes befinde sich darin.
Jetzt sag' ich: in gewissem Sinn
Mein Schlechtestes! und doch erklär' ich hier zugleich,

Ich nähme nicht dein ganzes Königreich,
Daſs, was du finden wirst, nicht wäre d'rin gewesen.

Das Räthsel sich und allen aufzulösen
Eröffnet es der Fürst, und, wie vom Blitz gerührt,
Steht er und glaubt durch Zauber sich betrogen.
Denn, siehe! von Kombabens Unschuld wird, 6)
In Byssus eingehüllt und köstlich balsamiert,
Der unverwerflichste Beweis hervor gezogen!

Nie stand, seitdem die Welt sich um die Pole dreht,
Ein Mann betroffner da — als Seine Majestät;
Und dennoch fehlt noch was, ihn ganz zu überzeugen.
Kombab erräth's, und macht vorm Augenschein
Die innerlichen Zweifel schweigen,
Die gegen seinen stummen Zeugen
In manche Zirbeldrüse steigen.
Der Unglaub' selbst gestand itzt seine Unschuld ein!
Drauf wirft er sich dem Könige zu Füſsen,

V. 712 — 730.

Erzählt der Länge nach, aus was für weisen Schlüſsen
Er sich, nach langem Kampf, (weil er, was nun geschehn,
Nur gar zu wohl vorher gesehn)
Zu dem entschlossen was wir wissen.
Beredter als ein Demosthen
Sprach unser Held, nicht ohne helle Zähren
Zu weinen, dergestalt, daſs allen die ihn hören,
Und selbst dem Könige, die Augen übergehn;
Wie dieſs, und was wir sonst, aus Gründen, überschlagen,
Von denen, die dazu Belieben tragen,
Bey Lucian *de Dea Syria*
Zu lesen ist. — — Nun hört was noch geschah!

Der König hebt mit zärtlichem Erbarmen
Den Liebling, wie's noch keinen gab
Und keinen geben wird, den treuen Freund Kombab,
Vom Boden auf, hält ihn in seinen Armen,
Und bittet ihm mit Thränen ab
Das Unrecht, das er ihm, vom Anschein hintergangen,
Gethan, (auch soll dafür sein Kläger billig hangen!)

V. 731 — 747.

Und kurz, der würdige Kombab
Nimmt, zum Vergnügen aller Leute,
Den alten Platz an seines Königs Seite.
Auch bey Astarten geht er kühnlich aus und ein,
Und darf bey Tag und Nacht, bey Mond- und Kerzenschein,
Mit fremden Zeugen und allein,
Im Kabinet, im Garten, und im Hain,
Ja auf dem Sofa selbst, ihr Zeitvertreiber seyn.

Die ganze Schaar der Höflinge bedachte
(Nicht ohne Neid) die Gunst, die ihm ein Opfer brachte,
Das manchem in besagter Schaar
Nicht halb so schwer zu machen war.
Die Wuth sich zu kombabisieren
Ergriff sie insgesammt. In kurzer Zeit bestand
Der ganze Hof aus einer Art von Thieren,
Die durch die Stümm'lung just das einzige verlieren,
Um dessentwillen man sie noch erträglich fand.

Varianten

in der Ausgabe von 1784.

V. 336 – 45.

Sein inneres Verdienst entbehrt zwar leicht Verstärkung
Von auſsenher: allein da man ihn täglich sieht,
Wird doch allmählich die Bemerkung
Gemacht, er habe feines Haar,
Und Augen, deren Glanz sich kaum ertragen lieſse,
Wenn nicht was schmachtendes, das einem Wölkchen gleicht
Ihr Feuer dämpfte. Und o! wie süſse
Sein Lächeln ist! Wie sanft es sich ins Herze schleicht!
Und seine Farb'! Ein Weiſs, dem die Narcisse,
Ein Inkarnat, dem selbst die Rose weicht.

Wie fein sein Wuchs! und jede Bewegung wie leicht!
Wie ungezwungen! Kurz, vom Kopf bis auf die Füſse
Ist Freund Kombab so schön daſs nur Apoll ihm gleicht,
Und jede Göttin ihr verzeihungswürdig däucht, u. s. w.

[Der Detail in diesem Gemählde der Schönheit Kombabs schien zu den üppigen Schossen zu gehören, welche Horaz ohne Schonen weggeschnitten haben will. Auch sagt man nur in der gemeinen Obersächsischen Sprechart süſse für süſs, Herze für Herz; und schon allein dieser Ungebühr wegen verdiente eine weit schönere Reihe von Versen, als diese, durchgestrichen zu werden.]

V. 381, 82.

— Wofern der Seladon
So albern ist als wie Marin's Adon.

[Der Adonis des Caval. Marino ist zwar eben kein sehr groſser Geist, und hat sich besonders von diesem Dichter, seinem Schöpfer, einen sehr schlimmen Geschmack im Sprechen angewöhnt:

aber das Beywort albern scheint er nicht zu verdienen. Er ist nicht einmahl blöde, sondern macht im Gegentheil der Göttin im Bad ein dem goldnen Esel abgelerntes Kompliment, dessen Naivität ziemlich eselhaft klingt. S. [die 67ste Stanze im 8ten Gesange, *I Trastulli* genannt.]

Anmerkungen.

1) S. 252. V. 56. Die ältern Ausgaben haben:

— Er hieſs Antiochus
Wenn Lucian nicht irrt —

Dieſs war nicht richtig. Lucian nennt den König gar nicht; er sagt nur, daſs es derjenige gewesen, der seine zweyte Gemahlin Stratonike seinem durch die verheimlichte Liebe zu seiner jungen Stiefmutter aufs äuſserste gebrachten Sohne abgetreten habe, als er durch seinen Leibarzt (Erassitratus) erfahren, daſs sein Sohn durch kein anderes Mittel gerettet werden könne. Daſs dieser Prinz der nachmahlige Syrische König Antiochus (Soter) und sein Vater also Seleukus Nikanor, der Stifter der Seleukidischen Dynastie in Syrien, gewesen sey, weiſs man aus andern Quellen.

2) S. 257. V. 136. Die Verwandlung des unbequemen Nahmens Stratonike (welches der wahre Nahme der Königin war, der das Abenteuer mit Kombabus begegnet seyn soll) in Astarte, ist eine poetische Licenz, die in einer Geschichte, die einem Mährchen so ähn-

lich sieht, nicht viel zu bedeuten hat. *Hanc veniam damus, petimusque vicissim.*

3) S. 263. V. 238. Da es nicht allen unsern Lesern bequem seyn möchte, ihren Bayle zu fragen, so ist es wohl billig, daſs wir uns selbst die kleine Mühe geben, ihrer Wiſsbegierde über diesen Punkt zu Hülfe zu kommen. Robert von Arbrissel, ein berühmter Buſsprediger in Frankreich zu den Zeiten Filipps des Ersten, ist als Stifter der Abtey und des Ordens von *Fontévraud* (Ebraldsbronn) bekannt, der sich von allen andern Orden dadurch unterscheidet, daſs sogar die Mönche desselben und ihre Klöster der Äbtissin des Frauenklosters zu *Fontévraud*, als dem suveränen Oberhaupt des ganzen Ordens, unterworfen waren. Der Verfasser des geografischen Theils der *Melanges tirées d'une grande Bibliotheque* bemerkt (*Vol.* 36. *p.* 241.) sehr richtig, daſs es diesem sonderbaren Orden, „*dans un siecle, où les Chevaliers se piquoient d'être si soumis aux Dames,*“ nicht fehlen konnte, ansehnlich und reich zu werden; so daſs er noch zu unsern Zeiten (bis die zerstörende Revoluzion von 1789 auch ihm ein Ende gemacht hat) aus sechzig Ordenshäusern bestand, „*et à la tête de chacune il y avoit une Prieure, qui avoit sous ses ordres non seulement des Religieuses, mais aussi un Superieur et un certain nombre de Moines, le tout ressortissant de Mad. L'Abbesse générale de Fontévraud, dont la Maison valoit* 100, 1000 *Liv. de*

Rente, et étoit ordinairement remplie par 150 Religieuses et 60 Religieux.“ (Ebendaselbst.) Der besagte Verfasser wundert sich, warum der Stifter eines so glänzenden Orden's nicht kanonisiert worden sey, und meint: die Schwierigkeiten, welche seine Kanonisazion erfahren habe, autorisierten den Verdacht, den man auf seine Verbindungen mit den jüngsten und schönsten seiner Nonnen habe werfen wollen; wiewohl die Briefe des Abts Gottfried von Vendome, eines in hohem Ansehen stehenden Zeitgenossen von Bruder Roberten, besagten, „*que ces familiarités apparentes n'étoient que des arangemens faits pour préparer des Triomfes à sa Vertu.*“ — So zurück haltend drückt sich der Jesuit Theof. Raynaud in seinem Traktate *de sobria alterius sexus frequentatione* über diese *Arrangemens* nicht aus: er sagt, mit Berufung auf den angeführten Abt Gottfried, geradezu von Roberten, „*illum cum speciosissima quaque sacrarum Virginum nudum cum nuda in eodem lecto cubuisse, ut nequicquam frendentem et adhinnientem appetitum in tam illecebrosi objecti praesentia novo martyrii genere afficeret.*“ Wirklich findet sich in den Briefen des besagten Abts, (*Godofredi Vindocinensis*) welche der Jesuit *Sirmond* aus einem Mspt. der Abtey *de la Couture* im Jahre 1660 herausgegeben, einer an unsern Robert, worin ihm mit Miſsbilligung vorgehalten wird: *Foeminarum quasdam, ut dicitur, nimis familiariter tecum habi-*

tare permittis, et cum ipsis etiam et inter ipsas noctu frequenter cubare non erubescis. Hoc si modo agis vel aliquando egisti, novum et inauditum, sed infructuosum martyrii genus invenisti. — Mit wie viel oder wenig Wahrscheinlichkeit dem ehrwürdigen Vater Robert diese seltsame und gefährliche Art sein Fleisch zu kreuzigen nachgesagt worden sey, können und wollen wir hier nicht untersuchen. Man könnte vielleicht einem Mönch und Ordensstifter aus dem eilften Jahrhundert den Grad von Schwärmerey, der dazu erfodert wurde, um so eher zutrauen, da sich auch unter den Weltleuten Beyspiele einer solchen heroischen Selbstverläugnung finden, und sogar ein junger König (K. Wenzel von Böhaim in der Manessischen Minnesänger-Sammlung) sich nicht wenig darauf zu gut that, eine Probe dieser Art bey der Dame seines Herzens rühmlich bestanden zu haben. S. Bodmers Neue Kritische Briefe, No. 53.

In den berühmten *Contes de la Reine de Navarre* kommt eine hierher gehörige sehr sonderbare Stelle vor, die ich bey dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen kann, da ich nicht weiſs, ob sie jemahls der Aufmerksamkeit eines Gelehrten gewürdigt worden ist. Zu Ende der dritten *Journée* dieses *Heptamerons* wird, auf Veranlassung einer Anekdote, wie übel einer devoten Dame in Languedoc zu Ludwigs XII. Zeiten das allzu groſse Vertrauen auf die Gewalt ihres Geistes über ihre animalische

Hälfte bekommen sey, viel über diese Materie (wie in diesem sonderbaren Werke gewöhnlich ist) hin und her moralisiert; und da die gute alte Dame Oisille ihre Verwunderung darüber bezeigt, wie jemand närrisch genug seyn könne, sich für so heilig zu halten, daſs er sich einer solchen Gefahr, ohne Furcht zu unterliegen, aussetzen dürfe, so erwiedert ihr Dame Longarine: „*Ils font bien encore autre chose. Ils disent, qu'il faut s'habituer à la chasteté, et pour éprouver leurs forces, ils parlent aux plus belles et à celles qu'ils aiment le plus; et en baisant et touchant ils éprouvent, s'ils sont dans une entiere mortification. Quand ils sentent que ce plaisir les émeut, ils vivent dans la retraite, jeunent et se disciplinent; et quand ils ont matté leur chair en sorte, que ni la conversation, ni le baiser ne leur causent point d'émotion, ils essayent la sotte tentation de coucher ensemble, et de s'embrasser sans aucun desir de volupté. Mais pour un qui resiste, il y a mille qui succombent. Delà sont venus tant d'inconveniens, que l'Archeveque de Milan, où cette Religion s'étoit introduite, fut d'avis de les séparer, et de mettre les femmes au couvent des hommes, et les hommes dans celui des femmes.*" — Wiewohl sich Dame Longarine nicht völlig so deutlich ausdrückt als man wünschen möchte, so scheint doch aus ihren Worten, und besonders aus dem letzten Umstande, klar genug, daſs die Rede hier nicht etwa von den *Fratri-*

celli, *) oder einer andern ältern Sekte, welche dieser unnatürlichen Art von Kasteyung beschuldigt worden sind, sondern von irgend einem (mir unbekannten) neuern Orden, der vermuthlich bey Zeiten wieder unterdrückt wurde, die Rede seyn müsse. Was übrigens der ungenannte Erzbischof von Mailand sich dabey gedacht haben könne, daſs er sich nicht begnügte, die Mönche und Nonnen von einander abzusondern, sondern die Männer ins Frauenkloster und die Frauen ins Mannskloster sperrte, ist mir so unbegreiflich, daſs es mir beynahe die ganze Erzählung verdächtig machen könnte; wiewohl nicht zu glauben ist, daſs die Königin Margerite von solchen Dingen als Thatsachen gesprochen haben sollte, wenn sie nicht Grund dazu gehabt hätte. — Übrigens, und um von dieser Digression noch einmahl auf den ehrwürdigen Br. *Robertus de Arbuscula* zurück zu kommen, könnte man, wofern ihm bloſs seine besagten Keuschheitsübungen an der Heiligsprechung hinderlich gewesen wären, sich billig

---

*) Die *Fratricelli* (deren Geschichte übrigens ziemlich verworren und unzuverlässig ist) kamen so leicht nicht davon als die Religiosen, von welchen die Königin Katerine spricht. Papst Klemens V. lieſs das Kreuz gegen sie predigen, und es wurden ihrer fünf bis sechs hundert durch Feuer und Schwert, Kälte und Hunger ausgerottet. Dafür hatten sie sich aber freylich auch noch eines unendlich schwerern Verbrechens schuldig gemacht; denn sie hatten sich gegen die Tyranney der Päpste und die herrschenden Miſsbräuche ihrer Zeit aufgelehnt, und das konnte damahls nicht gelinder als durch Feuer und Schwert gerochen werden.

verwundern, warum eine solche heroische Anomalie gerade ihm so übel genommen worden, da sie doch einem andern, wegen seiner auſserordentlichen Buſs- und Abtödtungsübungen sehr berühmten Englischen Mönch und Bischof, dem heiligen Aldhelmus, von seinem Biografen, Wilhelm von Malmesbury, zu höchstem Ruhm und Verdienst angerechnet wird. „*Si quando stimulo corporis ammoveretur,* (sagt Br. Wilhelm) *non solum illecebrae denegabat effectum, sed alias insolitum reportabat triumphum. Neque tunc consortium foeminarum repudiabat, ut caeteri, qui ex opportunitate timent prolabi: immo vero vel assidens, vel cubitans aliquam detinebat, quoad, carnis tepescente lubrico, quieto et immoto discederet animo. Derideri se videtur Diabolus, cernens adhaerentem foeminam virumque, alias avocato animo insistentem cantando Psalterio.*“ (*Anglia Sacra, P. II. p.* 13.) Vermuthlich mag es dem guten Robert nachtheilig gewesen seyn, daſs er nicht auch den Psalter dazu sang!

4) S. 264. V. 253. Des Sokrates vermuthlich, der seinem jungen Freunde Xenofon keinen bessern Rath zu geben wuſste, als die Schönen *cane pejus et angue* zu fliehen (*Memor. Socr.* I. 3.) Auch scheint Xenofon sich bey diesem Rathe so wohl befunden zu haben, daſs er in der Cyropädie seinen Helden nach eben dieser Maxime verfahren, den jungen Araspes hingegen, der nicht so furchtsam von

der Gewalt der Liebe dachte, und sich mit der schönen Panthea unverletzt unter Einem Dache zu leben getraute, seinen Übermuth auf eine sehr exemplarische Art bezahlen läſst.

5) S. 274. V. 442. In der Erzählung **Cefalus und Aurora**, welche nebst etlichen andern, wozu der Stoff aus der Griechischen Mythologie genommen ist, im Jahre 1766 unter dem Titel, **Komische Erzählungen**, zum ersten Mahl ans Licht trat.

6) S. 288. V. 700. **Wird** ist kein tauglicher Reim auf **gerührt** und **balsamiert**, wiewohl er im Grunde nicht viel schlechter ist, als die Reime, **neigt**, **beugt**, — **Rath**, **Stadt**, — **bat**, **Blatt**, und manche andre von diesem Schlage, von welchen auch gute Dichter aus der Mitte dieses Jahrhunderts nicht frey sind. Selbst in **Nikolai** finde ich **an** auf **Kahn** eben sowohl als auf **Mann**, **Hölle** auf **Welle**, **Zähren** auf **hören** u. s. w. gereimt. Allerdings darf man es in unsrer an Reimen so armen Sprache nicht gar zu scharf damit nehmen, und man müſste uns das Reimen gänzlich verbieten, wenn man uns entweder **für das Auge** zu reimen nöthigen, oder immer einen ganz reinen Zusammenklang der Vokalen und Konsonanten in jedem Reime verlangen wollte. Sogar **Hagedorn** (gewiſs einer von den Dichtern, die sich in diesem Stück am wenigsten erlaubt haben) reimt ohne das geringste Bedenken, **Aufenthalt** auf **Wald**, **groſs** auf **los**, **beraubt**

auf Haupt, Gäste auf Feste, Freund auf meint, fehlen auf erzählen, herbey auf May, Kören auf Sfären, u. d. m. In allen diesen Beyspielen ist das, was zur völligen Reinheit des Reims fehlt, den meisten Deutschen unmerklich; wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs es unsrer dermahligen, wenigstens in den meisten Provinzen, herrschenden Aussprache keine sonderliche Ehre macht, daſs der Unterschied zwischen *ö* und *ä*, *eu*, *ei* und *ay*, *d* und *t* nicht eben so deutlich gehört wird, als der zwischen wird und gerührt. Wie dem aber auch sey, genug, dieser letzte Reim fällt allen Ohren auf, oder ist vielmehr gar kein Reim; und bloſs die Unmöglichkeit, dieses wird durch eine andere ungezwungene und schickliche Wendung wegzubringen, hat mich genöthigt, die ganze Stelle zu lassen wie sie war. Der Fehler ist unbedeutend wenn man will, bleibt aber doch immer ein Fehler, der keinem nachlässigen Reimer zur Entschuldigung dienen kann.

SCHACH LOLO,

ODER

DAS GÖTTLICHE RECHT DER GEWALTHABER

Eine morgenländische Erzählung.

1778.

SCHACH LOLO.

Regiert — darin stimmt alles überein —
Regiert muſs einmahl nun die liebe Menschheit seyn,
Das ist gewiſs! Allein —
Quo Jure? und von wem? In diesen beiden
Problemen sehen wir die Welt sich oft entzweyn;
Und schon zur Zeit der blinden Heiden
(Als noch was Rechtens sey sich Krantor und Chrysipp
Nach ewigen Gesetzen zu entscheiden
Vermaſsen) fand der Sohn des listigen Filipp,
„Man komme kürzer weg den Knoten zu zerschneiden."
Gewöhnlich fing man damit an,
Was Pyrrhus, Cäsar, Mithridates,
Und Muhamed und Gengiskan,

Und mancher der nicht gern genannt ist, auch gethan:
„Sich förderst in Besitz zu setzen.“
Das Recht schleppt dann so gut es kann
Sich hinter drein: das sind *Subtilitates*,
Woran (man gönnt es ihnen gern)
Die knasterbärtigen Doktoren sich ergetzen.
Das *Jus Divinum*, liebe Herrn,
Steht also, wie ihr seht, so feste
Und fester als der Kaukasus:
„Befiehlt wer kann, gehorcht wer muſs;“
Ein jeder spielt mit seinem Reste,
Und — unser Herr Gott thut bey allem dem das Beste.

„Ja, (sagt ihr) aber daſs ein Schach,
Ein Narr, ein Kind, ein Nero, ein Kaligel,
Ein Elagabalus, die Zügel
Des Schicksals führen soll?“ — Und warum nicht? Regiert
Nicht eine Windsbraut oft, und rührt
In einen garst'gen Brey die liebe Welt zusammen,
Setzt euch in einem Huy das gröſste Schloſs in Flammen,

Bricht Dämme durch, spült manchen schönen Ort
Mit Jung und Alten weg, reiſst Ufer, Wälder fort?
Und alles das unläugbar — *Jure*
Divino, liebe Herrn! Die Sach' ist sonnenklar.
So wird die Welt regiert, und eine ganze Fuhre
Von Syllogismen macht's nicht mehr noch minder wahr.
Jetzt habt ihr Sonnenschein und schöne warme Tage,
Wie ihr gewünscht: doch nur ein paar
Zu viel, so wird der Sonnenschein zur Plage,
Wie jüngst der Regen war, auf dessen Guſs ihr nun
Mit Schmerzen harrt. Euch immer recht zu thun
Ist schwer. Allein die Welt — die dreht in ihrem Kreise
Sich unbekümmert fort, und der, der mitten drin
Unsichtbar thront, und einen groſsen Sinn
Fürs Ganze hat, regiert's nach seiner Weise.
Der winzigste Deunkulus
Macht's eben so in seinem Spannenkreise,
Nur nicht so gut; behauptet frisch sein *Jus*

Divinum über Weib und Kinder,
Haus, Hof und Habe, Schaf' und Rinder,
Und giebt nicht Rechenschaft davon, als — wenn er muſs.

„Die Red' ist, sprecht ihr, wie es sollte,
Nicht wie es ist —“
So? — Wie es sollt'? — Ihr alſo wiſst
Es besser? So, so sollt' es — wenn es wollte!
Allein es will nun nicht! — All der Ideenkram
Der Weltenflicker, sagt, was hat er je gebessert?
Verschoben hat er viel! und wessen ist die Scham?
„Es sollte“ — Nein, ihr Herrn! Verkleinert und vergröſsert.
Nur nicht was ist in eurer Fantasie,
So ist's just recht; und euch erspart's die Müh
Dem lieben Gott in seine Kunst zu pfuschen.
Es geht ja manchmahl wohl ein wenig konterbunt
Und garstig zu auf diesem Erdenrund,
Das läſst sich freylich nicht vertuschen;
Allein, dann geht's just wie es kann;

Und dafür ist gesorgt daſs doch nichts überwieget,
Daſs ungestraft nicht leicht ein Mann
Sein liebes Selbst an Bösesthun vergnüget,
Nicht ungestraft ein Schalk — ein Flegel — ist,
Nicht ungestraft ein Schach, nicht ungestraft ein Nero.
Das Maſs, womit das Schicksal wieder miſst,
Ist immer billig. — Schwimmt die liebeskranke Hero,
In trüber Nacht, bey oft bewölktem Mond,
Mit trübem Blick dem schönen Freund entgegen,
Der, durch Begier und Schwierigkeit verwegen,
Den stets gefäll'gen Hellespont
Schon manche heitre Nacht durchschwommen,
Und dann an ihrer schönen Brust
Den süſsen Lohn der Arbeit eingenommen:
O! so miſsgönnt doch nicht die theu'r erkaufte Lust
Den ihrer Pflicht entirrten Seelen!
Sie lieſsen ja so gerne sich vermählen!
Warum trennt harter Ältern Groll,
Stolz oder Geitz, was Gott zusammen fügte?
„Allein, sie that doch was kein frommes Mädchen soll!“
Ja, leider! und das Schicksal rügte
Den Fehltritt wahrlich streng genug.

Denn, wie sie so im süſsen Hoffnungstrug
Voll Ungeduld des lieben Jünglings harret
In dieser trüben Nacht, und nun auf einmahl stürmt
Der Wirbelwind daher, wie Fels auf Fels gethürmt
Stürzt Well' auf Well', und ach! in jeder stürmt
Der schreckliche Gedank' vor dem ihr Blut erstarret:
„Ha! wenn ihn dieser wilde Sturm
Ergriffen hat!“ — und nun (was zu beschreiben
Mein Herz versagt) die Wellen an den Thurm
Vor ihre Füſse hin den starren Leichnam treiben —
Sagt, Grausame, ist sie gestraft genug?

„O, denkt ihr, nur zu hart wird ein verstohlner Zug
Aus Amors Lustkelch so gerochen!
Die armen Liebenden! So schwer bestraft zu seyn,
Und ihr Vergehn im Grunde doch so klein!
Was haben sie so schrecklichs denn verbrochen?“

O nicht doch! Lästert nicht, indem ihr sie beklagt,
Des Schicksals Billigkeit! Es hat für alles Leiden

Sie ja voraus bezahlt! Sind's etwa kleine Freuden,
Für die ein junger Mann so rasch sein Leben wagt?
Und rechnet ihr für nichts, dafs, ihn zu überleben
Verachtend, Hero, treu dem schönen Liebesbund,
Sich zur Gefährtin ihm ins Todtenreich gegeben?
Für nichts, mit ihm zu sterben Mund auf Mund,
Und Arm in Arm mit dem geliebten Gatten
Hinab zu gehn ins stille Land der Schatten?

Erkennet denn: das irdische Geschlecht
Murrt ohne Grund; die Götter sind gerecht,
Und lassen, wo ihr Plan das Übel nicht verhütet,
Kein Unrecht unbestraft, kein Leiden unvergütet.

Ein jedes Ding in dieser Unterwelt
Ist niemahls was es scheint — und scheint, nachdem ihr's stellt;
Ist klein von fern, wird gröfser, wie ihr's näher
Beschaut, und, wie sichs gegen euch verhält,

Bald gut, bald schlimm. Der wahre Seher
Ist der sich auf den rechten Standpunkt stellt.
Das hält oft schwer! Gesunde Augen
Erfodert's auch; denn (wie ein Weiser spricht)
Wenn diese nichts an einem Manne taugen,
So helfen ihm zehn Sonnen nicht.

Doch, über dem Filosofieren
(Das doch, Gott weiſs! so wenig nützt) verlieren
Wir unsern Weg. Es war euch ärgerlich,
Daſs, wie ihr meint, die guten Götter sich
(*Cum venia*) so grob prostituieren,
Die Welt, wie oft geschieht, durch — Schache zu regieren.

Der Meinung bin ich nicht. Mir däucht, just umgekehrt,
Das Volk stets seines Schachs, der Schach des Volkes werth,
Und schwerlich wird ein einzig's Beyspiel fehlen.
Die Titus, und die Mark-Aurelen,
Die waren allenfalls für ihre Zeit zu gut:
Allein ein Klaudius, mit seiner feinen Brut
Von Weibern und von Favoriten,
Ein Aureng-Zeb, ein Schach-Riar,

Die wurden just so zugeschnitten
Wie ihre Zeit sie würdig war.

Der beste Schach ist freylich, wenn wir billig
Im Urtheil sind, nur zu gewiſs
Persona miserabilis.
Zuerst so gut, so fromm, so willig
Es recht zu machen! — Ging es schief,
Nun, so vergriff er sich; er griff zu hoch, zu tief,
Gemeint war's recht. Allein, da hebt man Aug' und Hände,
Und klatscht und jubiliert, als hätt' ein Gockelhahn
Ein Ey gelegt. Daſs nur ein einz'ger Danischmende
Mit guter Art dem Herrchen auf den Zahn
Zu fühlen wagte! — So gewöhnt er sich daran,
Und nimmt das Schmeichlerlob am Ende
Wie Jupiter den Weihrauch an.

Zum Unglück, wenn er meint er habe was gethan,
Kommt ein Wessir, und stellt das Ding behende
So auf den Kopf, daſs just von seinem Plan

Das Gegentheil erfolgt: und er, in seiner Blende,
Er nimmt darüber gar noch Komplimente an.
So füllen nach und nach sich ganze dicke Bände
Mit Thaten, die er — nicht gethan;
Und ihm wird weiſs gemacht, es stände
In Fama's Nahmenbuch der seine obenan.

Nun, sagt mir, wenn ein Schach, von Weibern und Kastraten
Sein Leben lang gegängelt wie ein Kind,
Es müde wird, und doch die Kraft nicht in sich findt
Allein zu gehn, und läſst sich nun — von jedem rathen,
Weil alle ihm verdächtig sind;
Wenn er, in seinem ganzen Leben
Vom füſseleckenden verräth'rischen Geschmeis
Raubgier'ger Masken stets belagert und umgeben,
Den Biedermann zuletzt nicht mehr zu finden weiſs,
Und fänd' er ihn, den Mann nicht zu ertragen
Vermag; im Weihrauchdampf, worin man ihn erstickt,
Nicht Menschen mehr, Vampyren nur erblickt,
Die an ihm saugen und ihn nagen;

Wenn endlich gar, als läg' ein schweres Interdikt
Auf seiner Burg, die Guten sich nicht wagen
Ihm mehr zu nahn; und nun der arme Schach,
Zum Nero nicht zu weise, nur zu schwach,
Durch Nichtsthun, Furcht der Wahrheit nachzufragen,
Unschlüssigkeit, Miſstrauen, Wankelmuth,
Mehr Böses oft als zehn Tyrannen thut:
Wer hat die Schuld? und wer ist zu beklagen?

Gewiſs, dem Schach gebührt noch viel heraus!
Daſs manchmahl auch dabey ein braver Mann gelitten
Und leiden wird, das bleibt wohl unbestritten.
Doch sorget nicht! Den führt aus jedem Strauſs
Sein Genius gewiſs heraus;
Und wer dabey am schlimmsten fähret,
Ist doch zuletzt der Schach, — wie Lolo's Beyspiel lehret.

Schach Lolo, erstgeborner Sohn
Des Firmaments, Oheim von Sonn' und Mon,
Herr im Zodiakus, des groſsen Bären Vetter,
Gebieter über Wind und Wetter,
Etcetera, — regierte, wie man's heiſst,
Im groſsen Scheschian. Kein sonderlicher Geist!
Die reine Wahrheit zu gestehen,
Er überlieſs das Werk den Göttern und den Feen;
Und wenn's nicht desto besser ging,
War's etwa seine Schuld? — Von seiner Art zu leben
Euch einen Schattenriſs zu geben,
Nehmt Einen Tag; denn wie er den beging,
So ging es Tag für Tag in seinem ganzen Leben.

Es war das echte Quasi-Leben
Der Götter Epikurs. — Nachdem er Nachts zuvor,
Allmählich eingelullt von süſsen Sängerinnen,
Den letzten Dienst erschlaffter Sinnen
In Strömen süſsen Weins verlor;
Und, matt und welk wie ein zerknicktes Rohr,

Nun zwischen zwey Tschirkassierinnen
(Die er, damit sie doch zu etwas brauchbar sind,
Für **Polster** braucht) das alte Wiegenkind
Entschlummert ist, und ohne sich zu regen
Die Nacht durch weintodt da gelegen:
Entrüttelt ihn, so bald zum Frühgebet
Der Imam ruft, ein Kämmerling dem Schlummer.

Schach Lolo streckt sich, gähnt, bohrt in der Nase, dreht
Die Augen, und so fort — kurz, steht ein wenig dummer
Als gestern auf, verrichtet sein Gebet,
Wird abgewaschen, angezogen,
Beräuchert, nimmt sein Frühstück, geht
In seinen Divan — wo, so bald die goldne Thüre
In ihren Angeln knarrt, die Emirn und Wessire
(Als Erdgeschöpfe, die den Glanz der Majestät
Mit bloſsen Augen nicht ertragen)
An seines Thrones Fuſs die Sklavenstirnen schlagen.
Der Groſswessir verrichtet nun sein Amt,
Und **Lolo**, der indeſs mit hohen Augenbrauen

Im Staate sitzt und sich mit Betelkauen
Die Zeit vertreibt, begnadigt und verdammt,
So wie sichs trifft, die Bösen und die Frommen.

Indessen wird's Mittag. Die Kämmerlinge kommen,
Es öffnet sich zum hohen Göttermahl
Ein augenblendender gewölbter Speisesahl.
Das Mahl (um kurz zu seyn) wird reichlich eingenommen,
Und nun passiert mein Schach in einen zweyten Sahl,
Noch gröſser, herrlicher und schimmernder als jener,
Wo, zum Verdauungswerk bestimmt,
Ein weicher Lehnstuhl ihn in seine Arme nimmt.
Zwey Köre Nymfen, eine schöner
Als wie die andre, weiſs und rund
Von Armen, blau von Aug', und schwarz von Augenwimpern,
Die Zithern in der Hand, stehn schon mit offnem Mund,
Ihn wieder in den Schlaf zu singen und zu klimpern.
Das Mittel wirkt bey vollem Magen stracks.

Schach Lolo schläft zwey Stunden wie ein Dachs;
Wacht endlich wieder auf; gähnt seinen Filomelen
Aus höchster Machtgewalt gerad' ins Angesicht,
Fängt seine Finger an zu zählen,
Und hascht nach Fliegen, die ihm nicht
Stand halten wollen: unterdessen
Kommt unvermerkt die Zeit zum Abendessen.

Es öffnet sich ein dritter Sahl,
Noch schimmernder als jene beide,
Illuminiert mit Lampen ohne Zahl,
Wo lauter Ambra brennt. Erscheinen abermahl
Im Luftgewand von rosenrother Seide
Zwey Reihen Töchterchen der Freude,
Die zum Empfang des Herrn die Kehlen schon gewetzt;
Und unter einem Thron, der, wie aus Sonnenstrahlen
Gewebt, durch seinen Glanz die Augen schier verletzt,
Ein goldner Tisch mit sieben grofsen Schalen
Von Japans reichstem Thon besetzt,
Wo, schöner als ein Mahler sie zu mahlen
Im Stand ist, Früchte aller Art
Hoch aufgethürmt Geruch und Aug' ergetzen;

Nur keinem Schach! Jedoch, weil seine Gegenwart
Hier Pflicht des Thrones ist, geruht er sich zu setzen,
Nachdem zuvor zwey Nymfchen, schön und zart,
Die Glatze und den Knebelbart
Ihm eingesalbt. Die Scene zu veredeln,
Stehn andre sechs mit groſsen Fliegenwedeln
In Rosenöhl getaucht; auch glimmt
Aus goldnen Räucherpfannen
Ein ganzer Wald von Adlerholz und Zimmt,
Und treibt das Mückenvolk von dannen.

Indessen nun die Köre wechselsweis
Des groſsen Lolo Ruhm und Preis
Mit Sang und Klang den Wänden vorerzählen,
Läſst sich mein Schach (der wohl von allen Menschenseelen
Am wenigsten von seinen Thaten weiſs)
Laut gähnend einen Apfel schälen,
Und wartet in Geduld, bis endlich abermahl
Die Stunde schlägt, die in den vierten Sahl
Ihn rufen wird. Sie schlägt, und — laſst euchs nicht verdrieſsen!
Es öffnet sich der liebe vierte Sahl,
Wohin wir ihm schon werden folgen müssen.

Daſs alles drin entsetzlich glänzt und gleiſst,
Und wieder Räucherpfannen brennen,
Und, wie sich hinter ihm die goldne Pforte schleuſst,
Ein neues Nymfenkor ihm stracks die Zähne weiſst,
Ist was wir leicht vermuthen können.
Ein neuer Polsterthron, ein neuer Tisch, besetzt
Mit allem was den Gaum zum Trinken wetzt,
Und dann, die Kehle wohl zu baden,
Ein Schenktisch, reich von zwanzig Sorten Wein,
Stehn links und rechts in vollem Glanz, und laden
Den Schach zum letzten Akt des Monodrama's ein.
Sechs Nymfen, schlank wie Oreaden,
Bedienen ihn dabey, indeſs ein andres Kor
Von Grazien in dünnem Silberflor,
Damit der gute Mann am Schenktisch nicht erkaltet,
Der Reitze schlauste Kunst im leichten Tanz entfaltet:
Bis endlich gegen Mitternacht
Das königliche Vieh, berauscht an allen Sinnen,
Nach altem Brauch, die zwey Tschirkassierinnen,
Die nun das Unglück trifft, — zu seinen Polstern macht.

Bey solcher Lebensart, was Wunder
Wenn ihn zuletzt, wie die Geschichte sagt,
Vom Haupt zu Fuſs Ägyptens Aussatz plagt!
Wohl freylich ist an Seel' und Leib gesunder
Der Mann, dem Arbeit Zeitvertreib
Und Nothdurft Wollust ist; der, wenn er spät vom Acker
Zur Hütte kehrt, zwar müde, doch noch wacker,
An rauhem Brot und seinem braunen Weib
Sich auf des Morgens Arbeit labet!
Was hilft es nun dem Schach, der unter einem Thron
Von goldnem Stoffe wie Sankt Job sich schabet,
Was hilft ihm, daſs er Sonn und Mon
Zu Neffen hat, staubleckende Wessire
Zu Sklaven, Weiber von Kaschmire
Zum Unterpfühl?
Was hilft ihm Sang und Saitenspiel
Und all der Kitzel stumpfer Sinnen,
Und all sein Nymfenheer und seine Tänzerinnen?
Umsonst ist seiner Ärzte Müh
Sein schwarzes Blut durch Säuren zu verdünnen.
Zwey Jahre schon erschöpften sie
Treufleiſsigst ihr Gehirn und alle ihre Büchsen;

Versuchten's, da nichts Lind'rung schafft,
Erst mit elektrischer, dann mit magnetscher Kraft,
Dann mit der frischen Luft, und endlich mit der fixen,
Ja, aus Verzweiflung gar zuletzt mit Schierlingssaft.
Vergebens sieht man sie durch Berg' und Wiesen trotten
Nach Kräutern, die Galen und Celsus nicht gekannt:
Die Kachexie des Schachs scheint ihrer nur zu spotten,
Und täglich nimmt das Übel überhand.

Von ungefähr (wie meistens alles Gute)
Kam, da es just am schlimmsten stand,
Ein Fremdling an, aus einem fernen Land;
Ein Mann, dem Ansehn nach von stillem ernstem Muthe,
Und der (das sieht der Wirth ihm flugs am Nasloch an)
Ein wenig mehr als fünfe zählen kann.
Zufällig hört der Fremde von dem Jammer
Des armen Herrn. Er sagt dazu kein Wort.
Nach einer Weile geht er fort
In seine Kammer.

Was er darin gemacht, ist unbekannt;
Er schob den Riegel vor, und lieſs den Vorhang nieder.
Genug, er kam mit etwas in der Hand,
Das einem Schlägel glich, in einer Stunde wieder.
Laſs mich zum Sultan führen, Freund!
Spricht er zum Wirth. -- „Das ist so leicht nicht als es scheint;
Ihr werdet schwerlich angenommen —“
Sag' ihm, es sey ein fremder Arzt gekommen,
Der, wenn er ihn in kurzer Zeit
Von seinem Aussatz nicht befreyt,
Den Kopf bereit ist zu verlieren.

Wie Lolo diese Botschaft hört,
Denkt er: Es ist der Probe werth,
Der Mensch hat doch dabey nicht wenig zu verlieren;
Und er befiehlt ihn vorzuführen.

Der Fremde kommt — ein feiner langer Mann
Mit schwarzem Bart, und einer Art von Nase,
Die Lolo just am besten leiden kann.
„Herr, spricht der fremde Mann, ich blase

Nicht gern mich selber aus: genug, die Fakultät
Hat deiner Heilung sich verziehen.
Ich heile nicht mit Pillen, Kräuterbrühen,
Noch Rindenmehl; allein, wenn deine Majestät
Sich mir vertrauen will, soll binnen sieben Tagen
Dein ganzer Leib so frisch und rein
Wie eine Mayenrose seyn:
Wo nicht, so werde mir der Schädel abgeschlagen!"

Mein Schach antwortet ihm und spricht:
Daſs du mit deinem eignen Leben
Assekurieren sollst was andre aufgegeben,
Das wollen Wir, beym Allah! nicht.
Doch leiste was du mir zu hoffen
Befiehlst, und sey der Zweyt' in meinem Reich!
Mit Lolo's Herzen steh' zugleich
Sein Hof, sein Schatz, sein Harem selbst dir offen!
Verdoppelt gleich mein Dank den höchsten Flug,
Den deine Wünsche sich erlauben:
Noch werd' ich immer nicht genug
Für dich gethan zu haben glauben!

„Herr, spricht der Arzt, an deiner Dankbarkeit
Zu zweifeln, wär' ein Majestätsverbrechen:
Allein davon ist's immer Zeit,
Wenn du genesen bist, zu sprechen.
Das Mittel dieser Wunderkur
Wird, wie gesagt, nicht innerlich genommen;
Es geht von auſsenher und durch die Poren nur
Ins Blut; doch muſs es selbst vorher in Schwingung kommen.
Groſs sind die Wunder der Natur!
Dieſs, ich gesteh' es, ist ganz auſserhalb der Regel;
Mit Einem Wort: es steckt in diesem Schlägel."

In diesem Schlägel? ruft der Schach von Scheschian,
Und vor Erstaunen bleibt der Mund ihm offen stehen.
„In diesem Schlägel, Herr! Du wirst die Wirkung sehen.
Natürlich ist ein Talisman
Dabey im Spiel — genug, in sieben Tagen!
Und, daſs wir keine Zeit verlieren, führe man

Des Sultans Leibpferd her, um nach der Malliebahn
Stracks Seine Hoheit hinzutragen."

Gesagt, gethan!
Schach Lolo langt an Ort und Stelle an,
Und mit dem Schlägel, den ihm Duban nachgetragen,
(So nennt der Fremde sich) muſs er in stetem Jagen
Den schweren Ball so lange schlagen,
Bis ihm der Schweiſs aus allen Poren bricht.

„Der Talisman hat seine Pflicht
Für heut gethan, spricht Duban: unverzüglich
Ins Bad nunmehr! und seyd ihr da genüglich
Gewaschen und frottiert, dann flugs ins Bett, und deckt
Euch doppelt zu, und schlaft bis euch der Imam weckt."

Den nächsten Tag wird's eben so getrieben.
Der Schlägel dünkt den Schach schon minder schwer
Und lustiger das Spiel als Tags vorher;

Er schlägt den Ball mit immer kräft'gern Hieben,
Schwitzt wieder, geht ins Bad, wird tüchtig abgerieben,
Und schläft die Nacht durch wie ein Bär.
Mit jedem Tage wächst sein Glauben und Belieben
An Dubans Talisman; und wie die heil'ge Sieben
Vollendet ist, fühlt er am achten früh,
Nach Dubans Worte, sich so munter, wie
Er kaum in seinen ersten Hosen
Gewesen war — so blühend und so frisch,
Als hätten für Cytherens Bett und Tisch
Die Grazien mit lauter jungen Rosen
Ihn aufgefüttert — rein wie Lilien auf der Flur,
Stark wie der Behemoth, gerade wie ein Kegel,
Von Aussatz nirgends eine Spur!
Mit Einem Wort — der Mallieschlägel
Hat groſse Ehre von der Kur.

Doch diese (wie's in solchen Fällen
Zu gehen pflegt) kommt lediglich
Auf Dubans Rechnung. Schach, vor Freuden auſser sich,

Herzt, küſst und drückt den Mann daſs ihm die Ohren gellen,
Weiſs nicht, woher er Worte nehmen soll,
Und giebt just nichts, weil er, des Danks zu voll,
Gleich alles geben möcht'. Indessen
Wenn Duban Ehre geitzt, so kann er dieſsmahl sich
Bis zur Genüge dran erletzen.
Er muſs, da Lolo feierlich
Den ganzen Hof traktiert, sich ihm zur Seite setzen;
Ihm wird ein Kaftan umgethan
Von purem Gold- und Silberlahn,
Und nah' an Lolo's eignem Zimmer
Eins eingeräumt, das kaum vor Schönheit und vor Schimmer
Bewohnbar ist. Er hat sogar ins Schlafgemach
Den Zutritt, kommt dem holden Schach
Den ganzen Tag nicht von der Seiten,
Muſs in den Divan ihn begleiten,
Muſs mit ihm jagen, mit ihm reiten,
Wohin es geht muſs Duban mit;
Kurz, Duban ist der Favorit;
Und Ohr in Ohr wird stark davon geflüstert,
Der Groſswessir sey seinem Falle nah.

Daſs Dubans Gunst ihn wenigstens verdüstert,
War, was bey Hofe selbst der Hundewärter sah.

Der Groſswessir, der in der Kabbala
Sehr viel gethan, war nicht der letzte der es sah,
Das ist, der sich an Dubans Stelle setzte,
Und dessen Sinnesart nach seiner eignen schätzte.
Denn Duban freylich war zu ehrlich und zu klug
Zu solcher Politik, und höher aufzufliegen,
Als ihn just itzt die Luft und seine Schnellkraft trug,
War ihm noch nie zu Kopf gestiegen.
Doch Rukh, der Groſswessir, ein Mann
Der seinen Posten scharf bewachte,
Genaue Rechnung hielt, sein Facit täglich machte,
Und was ein anderer gewann
Sich als Verlust in Ausgab' brachte,
Ein solcher Mann ist nicht *pro forma* Groſswessir.
Natürlich gab es ihm kein sonderlich Vergnügen,
Daſs Duban so im Sturm des Sultans Gunst erstiegen;

Und also bat er sich durch die geheime Thür
Gehör bey Lolo aus. In allen seinen Zügen
War Unruh, gleich als graute ihm vor dem
Was ihm die Pflicht nicht zulieſs zu verhehlen.

Herr, spricht er, bey erhabnen Seelen
Muſs mit der Güte stets die Weisheit sich vermählen.
Das alte Sprichwort, trau, schau wem,
Läſst Königen sich nicht genug empfehlen.
Wer hätte je so weit im Argwohn ausgeschweift,
Daſs dieser fremde Unbekannte,
Den deine Mäjestät mit Gnaden überhäuft,
Und der, dem Anschein nach, von heiſserm Eifer brannte
Als alle, deren Treu der längste Dienst bewährt,
Wer hätte den Verdacht genährt,
Daſs dieser Mann, den du so hoch geehrt,
Ihm dein Vertraun, dein ganzes Herz gegeben,
Mit dem du offner als mit einem Bruder bist,
Ein schändlicher Verräther ist,
(Mit Schaudern sag' ich's) bloſs, nach deinem theuren Leben
Zu trachten und in dir nach unser aller Leben,
An deinen Hof gekommen ist?

Wie? (spricht der Schach) Wessir! du wagst es so zu lästern
Den Mann den Lolo liebt? Verwegner, traust du mir
Die Schwachheit zu, zu glauben, was ich dir
Und einer ganzen Welt nie glauben werde?

„Lästern?
Versetzt ganz ruhig der Wessir:
Kennt deine Majestät mich etwann erst seit gestern?“

O! kennen? — ruft der Schach: da fehlt's nicht! Haben Zeit
Dazu gehabt! — Kabale, Miſsgunst, Neid!
Es wäre viel davon zu sprechen —
Daſs ich ihn liebe, ist sein einziges Verbrechen!
Allein, ihr irrt euch stark. Gleich diesen Augenblick
Will ich ihn dreymahl höher heben,
Ihm viermahl mehr Geschenke geben,
Und wenn ihr alle die Kolik
Davon bekämet! Das, das eben
Daſs ihr ihn haſst, das macht bey mir sein Glück.

„Herr, wenn du willst, wer darf dir widerstreben?
Erwiedert Rukh: du hast zu thun was recht

Dir däucht. Verkenn' in deinem alten Knecht
Den treuen Freund — ich muſs mich drein ergeben.
Doch hier ist die Gefahr nicht mein!
Hier muſs ich meine Stimm' erheben,
Herr, oder ein Verräther seyn!
Ein bloſses Schwert hängt über deinem Leben;
An einem Haare schwebt's — und schweben
Sollt' ich es sehn, und schweigen? Nein!
Hier ist mein Haupt, ich leg's zu deinen Füſsen:
Laſs, wenn's Verbrechen ist dir zu getreu zu seyn,
Laſs michs mit meinem Leben büſsen!
Nur leide, daſs der letzte Hauch,
Der mir entflieht, dich warne vor der Schlange
Die du im Busen wärmst!" —

Dem Heuchler glüht die Wange
Indem er's spricht. Der Schach, nach seinem Brauch
Wenn etwas ihn bestürzt, schlägt sich mit beiden Händen
Vor seinen königlichen Bauch.
Wie? spricht er, sollte mich mein böser Geist verblenden?
Und Duban sollte fähig seyn —
Mein Freund? mein Retter? nach dem Leben

Mir stellen? — Guter Rukh, dein Eifer täuscht dich! Nein!
Ich glaub' es nimmermehr! Ihm hab' ich ja dieſs Leben
Zu danken — wem, als ihm allein?
Wenn er mir's rauben will, wozu mir's wieder geben?
Er konnte, wenn er nur an meinem Übel mich
Verderben lieſs, sich einen Mord ersparen!
Wessir, du bist mir treu, ich weiſs es, bist erfahren,
Und kennst die Welt; doch dieſsmahl sicherlich
Betrügst du dich!

„O Herr, erwiedert Rukh, wie sollte michs nicht schmerzen,
Mit diesem königlichen Herzen,
So argwohnlos, so gut! — betrogen dich zu sehn?
O! eben dieſs verdoppelt das Vergehn
Des Mannes, der, so nah an deinem Herzen,
Des schwarzen Anschlags fähig ist!
Der durch den Anschein sich verdient gemacht zu haben
Erst dein Vertrauen stiehlt, mit Gaben
Sich überschütten läſst, um, wenn du, keiner List

Gewärtig, bey verschloſsnen Thüren
Einst unbeschützt in seinen Händen bist,
Um so viel sicherer den Mörderstoſs zu führen!"

Bey diesen Worten fährt dem Schach
Ein kalter Schauder über'n Rücken;
Er sieht den falschen Freund mit Dolchen in den Blicken
Sich schleichen in sein Schlafgemach,
Und fühlt den Stahl schon zwischen seinen Rippen.
Was ist zu thun, ruft er mit blassen Lippen,
Was räthst du mir?
Zwar, glauben kann ichs nicht — und doch besorg' ich schier —
Wer kann ins Herz des Menschen schauen?
Dem Besten, wie du sagst, ist nicht zu viel zu trauen.
Ein Mensch kann sich verstellen, das ist klar;
Und Duban — ist ein Mensch! — Ich denke,
Das beste ist, wir machen ihm Geschenke,
Und schicken ihn zurück nach seinem Kandahar?

„Zurück ihn schicken, und Geschenke
Noch oben drein? — Nein, Herr! (erwiedert Rukh,

Der, wie er seinen **Schach** bereit sieht nachzugeben,
Nur einen einz'gen frischen Druck
Noch nöthig hat) — Herr! läge nicht dein Leben
Hier auf dem Spiel, so sagt' ich nichts dazu.
Doch, deine Sicherheit und deiner Völker Ruh
Zu wagen, bloſs um einen Mann zu schonen,
Der, wie ich sicher weiſs, dir nach dem Leben steht,
Und ihn dafür noch zu belohnen
Daſs ihm sein Streich miſslang — das geht
Zu weit! Ein Übermaſs von Güte
Wird Schwachheit, Herr! — Auch ich bin zum Verzeihn
Geneigt; doch dieses Mahl müſst's ein Verräther seyn,
Der deiner Hoheit nicht zum Weg der Strenge riethe."

Was meinst du denn, versetzt der theure Schach,
Was ist zu thun?

„Den Kopf ihm vor die Füſse legen!"

In diesem Stück, spricht **Lolo**, bin ich schwach,
Ich sag' es frey: es sträubt sich was dagegen
In meinem Herzen —

„Wie? hat er nicht siebenfach
Den Tod verdient? Wenn's auch nur Argwohn wäre;
In solchen Fällen hat ein Sandkorn Zentnerschwere.
Ist etwa deine Sicherheit
Nicht werth mit eines Sklaven Leben
Erkauft zu seyn? Es ist die höchste Zeit:
Die Stunde Frist, die wir ihm geben,
Kann deine letzte Stunde seyn!“

Wessir, ich gebe mich,
Ruft der erschreckte Schach: du siehst in solchen Dingen
Gewöhnlich richtiger als ich.
Befiehl ihn stracks herbey zu bringen!

Mein Duban kommt mit ruhigem Gesicht,
Bückt nach Gebrauch sich an des Thrones Stufen,
Und steht erwartend da.

Kannst du errathen, spricht
Der Schach zu ihm, warum wir dich berufen?
„Nein, Herr, das kann ich nicht.“
So will ich dir's in wenig Worten sagen:
Es ist — den Kopf dir abzuschlagen.

„Den Kopf mir abzuschlagen, Herr?
Wie? bist du nicht geheilt? Was hätt' ich denn verbrochen?
Du scherzest, wie ich seh'."

Verkappter Lucifer,
Das hilft dir nichts! Dein Urtheil ist gesprochen!
Wir kennen nun den Schalk, der dir im Busen steckt.
Verräther! Alles ist entdeckt:
Daſs meine Feinde dich bestochen,
Daſs du ein Bube bist — der bloſs
Mein Arzt und trauter Freund geworden,
Um auf der Freundschaft sicherm Schooſs
Mich desto sich'rer zu ermorden!
Trug war auf deinem Mund, in deinem Herzen Mord!
Drum nieder auf die Knie, und nichts von leeren, kahlen
Entschuldigungen! Fort!
Dein Kopf soll mir dafür bezahlen!
Bindt ihm die Augen zu, und nicht ein einzig's Wort!

Der gute Duban steht als wie vom Blitz getroffen.
Er sieht daſs ihm der Neid dieſs Wetter angeschürt.

Doch, wie entfliehn? Wo ist ein Ausweg offen?
Die Unschuld eben ist's was ihm den Kopf verliert.
Den Schach kennt er zu gut um viel von ihm zu hoffen.
Zum Unglück hat er den nur äuſserlich kuriert;
Dem innern unheilbaren Schaden,
Dem hilft kein Schwitzen und kein Baden!

Das einz'ge was ihm bleibt, ist, auf Gerathewohl
Des Sultans Menschlichkeit durch Flehen zu erregen.
Er thut's nach äuſserstem Vermögen;
Allein das Herz, an das er schlägt, ist hohl,
Schach Lolo ist nicht zu bewegen.
Itzt soll man sehn, ob ich so wankelmüthig bin
Als wie die Leute immer sagen,
Denkt Lolo bey sich selbst: fast könnt' ich ihn beklagen —
Allein ich halte fest. — Fort! (ruft er) kniee hin,
Du flehst umsonst!

„Nun, bist du so entschlossen,
So werde denn unschuldig Blut vergossen!

Nur Eine Bitte, Herr, wollst eh' ich sterben muſs
Aus Königsmilde mir gewähren!
Gieb eine Stunde nur mir Aufſchub, heimzukehren,
Den Meinigen den letzten Abſchiedskuſs
Zu geben, und was ich verlassen muſs,
Das Wenige, noch unter sie zu theilen.
Es wird nicht lange mich verweilen.
Das meiste sind, ich muſs gestehn,
Nur Bücher; aber die in guter Hand zu sehn,
Liegt mir nicht wenig
Am Herzen — Eins voraus, das man mit Recht den König
Der Bücher nennt, und werth daſs niemand als ein König
Sein Erbe sey.“ — Was ist denn dran
So sonderlichs? fragt Lolo. — „Groſser Kan,
Es ist der Nachlaſs eines Weisen,
Der über hundert Jahre dran
Gesammelt hat, die Frucht von groſsen Reisen
Und tiefem Forschen der Natur.
Das ganze Buch hat zwanzig Blätter nur;
Allein auf jedem Blatt den Schlüssel
Zu einem Wunderding. Zum Beyspiel: im Moment,

Worin das Schwert mein Haupt vom Rumpfe trennt,
Werd' es in eine goldne Schüſsel,
Die auf dieſs Wunderbuch geſtellt wird, aufgefaſst;
So wirſt du, Herr, ein Wunder ſehen,
Wie du noch keins geſehen haſt.
Mein Blut wird plötzlich ſtill in jeder Ader ſtehen,
Und in der Schüſsel wird im gleichen Augenblick
Mein Kopf ſich von ſich ſelbſt erheben,
Und dir auf jedes Frageſtück
Laut und vernehmlich Antwort geben,
Das du, mein gnäd'ger Herr und Fürſt,
Ihm aus dem achten Blatt des Buches vorzulegen
Fürſtmildiglich geruhen wirſt."

Das wäre! ruft der Schach. Nun, dieſes Wunders wegen
Sey denn noch eine Stunde Friſt
In Gnaden dir geſchenkt! Die Wache ſoll zur Seiten
Ihm gehn, und ihn zurück begleiten;
Und daſs er ja das Buch mir nicht vergiſst!

Mein Duban betet an zur Erde
Und wird hinweg geführt. Und überall
Bey Hof und in der Stadt erschallt des Günstlings Fall,
Und daſs bey seinem Tod sich was ereignen werde,
Was noch kein Mensch gesehn. Der groſse Divanssahl
Wallt wie ein See von Menschen ohne Zahl,
Die alle vor Begierde brennen
Das groſse Wunder auch zu sehn;
Man hätte durch den Sahl, so dichte wie sie stehn,
Auf lauter Köpfen gehen können.
(Um — nichts zu sehn
Läſst sich kein besser Mittel denken)
Auch ist kein Herz, das nicht von Mitleid überflieſst
Mit Dubans Fall, und doch in groſsen Ängsten ist,
Der Schach möcht' ihm das Leben schenken.

Der Seiger schlägt. Mein Duban, wohl bewacht,
Wird mit dem Schlag herbey gebracht.
Die Wache macht ihm Platz. Die goldne Flügelthüre

Fährt auf; das ganze Vorgemach
Ergieſst sich in den Sahl; dann Emirn und Wessire,
Und dann ein Zwischenraum, und dann zuletzt der Schach,
Von Rukh, der diese Lust bereitet,
Und von dem Oberhaupt der Hämmlinge begleitet.
Der Schach besteigt den Thron, und Duban, züchtiglich
Doch ohne Furcht, tritt zwischen vier Trabanten,
Mit einem mächt'gen Folianten
Im Arme, hin zum Thron, bückt bis zur Erde sich,
Legt dann das Buch am Fuſs des Thrones nieder,
Und wiederhohlt was er dem Schach davon
Bereits gesagt. Drauf wird zum Werk geschritten.
Ein scharlachrothes Tuch deckt mitten
Im Sahl des Bodens goldne Pracht,
Der Kreis um Duban her wird räumiger gemacht,
Der Henker zückt das Werkzeug kalter Schrecken,
Und seitwärts steht ein Sklave mit dem Becken.

„Nun, Herr der Welt, wenn du's mit einer Frage
Verſuchen willſt, und hören was darauf
Ein Kopf zu ſagen hat; ſo ſchlage
Das achte Blatt des Wunderbuches auf;
Auf deſſen linker Seite ſtehn
Drey Fragen oder vier in groſsen goldnen Lettern.“

Schach Lolo ſpricht: Wir wollen ſehn!
Man reicht das Buch ihm hin, und er beginnt zu blättern.
„Setzt, ruft der Kopf, wenn ihr ſo gut ſeyn wollt,
Mich, während daſs er ſucht, auf meinen Rumpf, und bindet
Den Faden von gedrehtem Gold,
Den ihr in meiner Taſche findet,
Mir um den Hals.“ —

Der Sultan, um zu ſehn
Was noch draus werden ſoll, läſst alles gern geſchehn,
Und blättert, während man den goldnen Faden bindet,
Auf ſeinen Thron zurück gelehnt,

In Dubans Buch. Nun hatte Lolo, neben
Mehr Unmanieren, auch sich diese angewöhnt,
Daſs er, so oft ein Blatt in einem Buch zu heben
Und umzuwenden war, bey jedem einzeln Blatt
Den Finger erst an seiner Zunge netzte,
Bevor er ans Papier ihn setzte.
Da nun die Blätter etwas glatt
Und klebrig waren, schien's hier um so mehr vonnöthen.
So schlägt er nach und nach, den Finger stets am Mund,
Bis auf das achte um, beguckt es ernstlich rund
Herum, und ist gar mächtiglich betreten,
Zu sehen daſs darauf nicht eine Sylbe stund.

Da ist ja nichts! — „Nur ein paar Blätter weiter,
Ruft Dubans Kopf, der nun ganz frey und heiter
Auf seinem Rumpfe stand: ich habe mich am Blatt
Geirret, scheint's.“

Schach Lolo blättert weiter;
Doch, eh' er drey noch umgeschlagen hat,
Ist schon das Gift, das er von jedem Blatt
Mit feuchtem Finger seiner Zungen
Unwissend mitgetheilt, ihm bis ins Herz gedrungen.
Ein wilder Schmerz fährt zuckend wie ein Blitz
Durch sein Gebein, ihm schwindelt's im Gehirne,
Und dunkel wird's um seine kalte Stirne.
Er stürzt herab vom goldnen Sitz,
Und liegt in Zuckungen, und ringet mit dem Tode.

Wohlan, (ruft Dubans Kopf, der nun in seinen Rumpf
Sich wieder eingesenkt) du nickende Pagode!
Am Herzen kalt, an Sinnen stumpf,
Hab's an dir selbst! Ich bin an deinem Tode
Unschuldiger als du. — Doch spotten deines Fall's
Kann Duban nicht. — Als ich um meinen Hals
Zum letzten Mahle dir mit heiſsen Thränen flehte,

War's Menschlichkeit was mich dazu betrog:
Dein böser Dämon überwog;
Nun kommt die Reu — und die Moral zu späte.

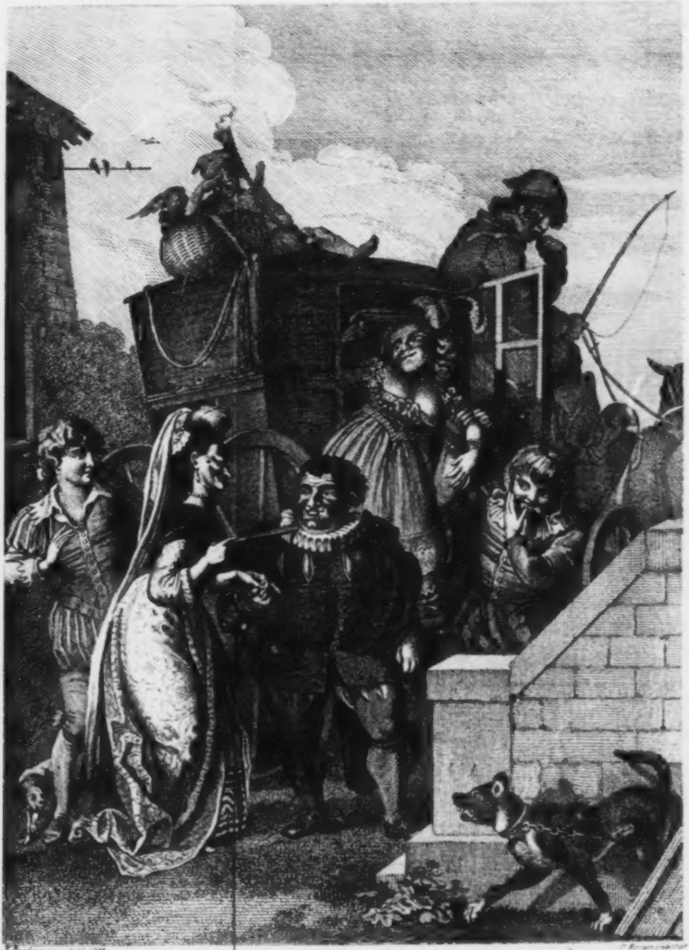
Bey diesem Wort entfuhr dem armen Schach
Der letzte Hauch; betäubt von Schrecken rannen
Die Emirn aus dem Sahl, das Volk den Emirn nach,
Und Duban ging — mit seinem Kopf von dannen.

ENDE DES ZEHNTEN BANDES.

Bayerische

Leipzig

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



Hymens Beſuch zu Roſalva.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

EILFTER BAND

DON SYLVIO VON ROSALVA

ERSTER THEIL

LEIPZIG
bey Georg Joachim Göschen. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT DES I. THEILS.

ERSTES BUCH.

1. Kapitel.

Karakter einer Art von Tanten. Seite 3

2. Kap.

Was für eine Erziehung Don Sylvio von seiner Tante bekam. S. 9

3. Kap.

Psychologische Betrachtungen. S. 12

4. Kap.

Wie Don Sylvio mit den Feen bekannt wird. S. 17

5. Kap.

Seltsame Thorheit des Don Sylvio. Seine Liebe zu einer idealischen Prinzessin. S. 24

6. KAPITEL.

Abenteuer mit dem Laubfrosche. Warum Don Sylvio nicht merkte, daſs der Frosch keine Fee war. Seite 29

7. KAP.

Don Sylvio findet auf eine wunderbare Art das Bildniſs seiner geliebten Prinzessin. S. 34

8. KAP.

Reflexionen des Autors und des Don Sylvio. S. 40

9. KAP.

Folgen des Abenteuers mit dem Sommervogel. Der Leser wird mit einer neuen Person bekannt gemacht. S. 46

10. KAP.

Worin Feen, Salamander, Prinzessinnen und grüne Zwerge auftreten. S. 58

11. KAP.

Ein Gespräch zwischen Pedrillo und seinem Herrn. Zurüstungen zu der beschlossenen Wanderschaft. S. 69

12. KAP.

Unmaſsgebliche Gedanken des Autors. S. 78

ZWEYTES BUCH.

1. KAPITEL.

Aufschlüsse über die Reisen der Donna Mencia nach der Stadt. Seite 95

2. KAP.

Ein Gemählde in Ostadischem Geschmack. S. 103

3. KAP.

Gespräch zwischen der Tante und dem Neffen. S. 110

4. KAP.

Muthmaſsungen des Don Sylvio. Er verabredet seine Entweichung mit dem Pedrillo. S. 117

5. KAP.

Ein Spaziergang. Klugheit des Don Sylvio. S. 124

6. KAP.

Don Sylvio wird in die Gärten der Fee Radiante entzückt. Seltsame Verwechselung, welche daraus entsteht. Unangenehme Folgen derselben. S. 127

7. KAP.

Don Sylvio kommt wieder zu sich selbst. Unterredung mit Pedrillo. Wie geschickt dieser die vermeinte Fanferlüsch zu hintergehen weiſs. S. 134

DRITTES BUCH.

1. KAPITEL.

Heimliche Flucht unsrer Abenteurer. Wortstreit, der zwischen ihnen wegen eines Baumes entsteht, den Pedrillo für einen Riesen ansieht. Seite 149

2. KAP.

Merkwürdiges Abenteuer mit dem Salamander und dem Froschgraben. S. 159

3. KAP.

Worin Pedrillo etwas unsanft aus dem Schlafe geweckt wird. S. 173

4. KAP.

Was die Einbildung nicht thut! S. 178

5. KAP.

Worin die Geschichte nach Rosalva zurück kehrt. S. 187

6. KAP.

Unterredung beym Frühstück. Eifersucht des Don Sylvio. S. 195

7. KAP.

Abenteuer mit der Zigeunerin. S. 212

8. Kapitel.

Don Sylvio ermüdet sich über dem Suchen des blauen Schmetterlings, und schläft nach einer starken Feldmahlzeit ein. Seite 229

9. Kap.

Das artigste Abenteuer in diesem ganzen Buche. S. 235

10. Kap.

Wer die Dame gewesen, welche Pedrillo für eine Fee angesehen. S. 247

11. Kap.

Eines von den gelehrtesten Kapiteln in diesem Werke. S. 256

12. Kap.

Ein weiblicher Dialog. S. 260

VIERTES BUCH.

1. Kapitel.

Worin der Autor eine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Ontologie an den Tag legt. S. 275

2. Kapitel.

Ein Beyspiel, daſs ein Augenzeuge nicht allemahl so zuverlässig ist, als man zu glauben pflegt. Seite 280

3. Kap.

Worin Don Sylvio sehr zu seinem Vortheil erscheint. S. 305

4. Kap.

Die Gesellschaft langt in einem Wirthshause an. S. 312

5. Kap.

Der Autor hofft, daſs dieses Kapitel keiner Kammerjungfer in die Hände fallen werde. S. 317

6. Kap.

Exempel eines merkwürdigen Verhörs. S. 326

7. Kap.

Eine kleine Abschweifung nach Lirias, wobey der Autor eine nicht unfeine Kenntniſs des weiblichen Herzens sehen läſst. S. 341

8. Kap.

Das höchst klägliche Abenteuer mit den Grasnymfen. S. 349

DIE ABENTEUER

DES

DON SYLVIO VON ROSALVA.

ERSTER THEIL.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERSTES BUCH.

1. KAPITEL.

Karakter einer Art von Tanten.

In einem alten baufälligen Schlosse der Spanischen Provinz Valencia lebte vor einigen Jahren ein Frauenzimmer von Stande, die zu derjenigen Zeit, da sie in der folgenden Geschichte ihre Rolle spielte, bereits über ein halbes Jahrhundert unter dem Nahmen Donna Mencia von Rosalva — sehr wenig Aufsehens in der Welt gemacht hatte.

Die Dame hatte die Hoffnung, sich durch ihre persönlichen Annehmlichkeiten zu unterscheiden, schon seit dem Sukcessionskriege [1]) aufgegeben, in dessen Zeiten sie zwar jung und nicht ungeneigt gewesen war, einen würdigen Liebhaber glücklich zu machen, aber immer so empfindliche Kränkungen von der

Kaltsinnigkeit der Mannspersonen erfahren hatte, daſs sie mehr als Einmahl in Versuchung gerathen war, in der Abgeschiedenheit einer Klosterzelle ein Herz, dessen die Welt sich so unwürdig bezeigte, dem Himmel aufzuopfern. Allein ihre Klugheit lieſs sie jedesmahl bemerken, daſs dieses Mittel, wie alle diejenigen, welche der Unmuth einzugeben pflegt, ihre Absicht nur sehr unvollkommen erreichen, und in der That die Undankbarkeit der Welt nur an ihr selbst bestrafen würde.

Sie besann sich also glücklicher Weise eines andern, welches ihr nicht so viel kostete, und weit geschickter war, die einzige Absicht zu befördern, die bey so bewandten Umständen ihrer würdig zu seyn schien. Sie wurde eine Spröde, und nahm sich vor, ihre beleidigten Reitzungen an allen den Unglückseligen zu rächen, welche sie als Wolken ansah, die den Glanz derselben aufgefangen und unkräftig gemacht hatten. Sie erklärte sich öffentlich für eine abgesagte Feindin der Schönheit und Liebe, und warf sich hingegen zur Beschützerin aller dieser ehrwürdigen Vestalen auf, denen die Natur die Gabe der transitiven 2) Keuschheit mitgetheilt hat, von Geschöpfen, deren bloſser Anblick hinlänglich wäre, den muthwilligsten Faun — weise zu machen.

Donna Mencia lieſs es nicht bey der bloſsen Freundschaft bewenden, die der nähere Umgang, die Sympathie und die Ähnlichkeit ihres Schicksals zwischen ihr und einigen Frauenzimmern von dieser Klasse stiftete, mit denen sie zu Valencia, wo sie erzogen worden war, nach und nach Bekanntschaft gemacht hatte. Sie richtete eine Art von Schwesterschaft mit ihnen auf, die in der schönen Welt eben das war, was (nach vieler Leute Meinung) die Mönchsorden in der politischen sind, ein Staat im Staate, dessen Interesse ist, dem andern allen möglichen Abbruch zu thun, und die sich den Nahmen der Antigrazien erwarb, indem sie mit dem ganzen Reich der Liebe in einer eben so offenbaren und unversöhnlichen Fehde stand, als die Maltheserritter mit den Musulmanen.

Um ihre Zusammenkünfte dem gemeinen Wesen so nützlich zu machen als sie ihnen selbst angenehm waren, erwählten sie die Beförderung der Tugend und der guten Sitten unter ihrem Geschlechte zum Gegenstand ihrer groſsmüthigen Bemühungen; denn die klägliche Verderbniſs desselben war, ihrem Urtheile nach, die wahre und einzige Quelle alles Unheils in der Welt. Sie legten zum Grund ihrer Sittenlehre, daſs die Besitzerin eines angenehmen Gesichts unmöglich tugendhaft seyn könne;

und nach diesem Grundsatze wurden alle ihre Urtheile über die Handlungen und den moralischen Werth einer jeden Person ihres Geschlechts bestimmt. Ein Frauenzimmer, welches gefiel, war in ihren Augen eine Unglückselige, ein verlornes Geschöpf, eine Pest der menschlichen Gesellschaft, ein Gefäſs und Werkzeug der bösen Geister, eine Harpye, Hyäne, Sirene und Amfisbäne; und alles dieses und noch etwas ärgeres, je nachdem sie mehr oder weniger von dem ansteckenden Gifte bey sich führte, welches, nach dem System dieser Sittenlehrerinnen, eben so tödtlich für die Tugend als schmeichelhaft für die Eigenliebe und verführerisch für die armen Mannsleute ist.

In diesem strengen Karakter hatte sich Donna Mencia bereits über funfzehn Jahre der schönen Welt zu Valencia furchtbar gemacht, als Don Pedro von Rosalva, ihr Bruder, den Entschluſs faſste, Madrid zu verlassen, wo er den Rest eines im Dienst des neuen Königs aufgewandten Vermögens verzehrt hatte, eine Pension nachzusuchen, die er nicht erhielt, und nun (da es zu spät war) nicht wenig bedauerte, daſs er ihn nicht lieber angewendet hatte, ein kleines altes Schloſs zwey oder drey Stunden von Xelva, das einzige, was ihm von seinen Voráltern übrig war, in einen bewohnbaren Stand zu setzen.

Er hatte von seiner vor kurzem verstorbenen Gemahlin einen Sohn und eine Tochter, deren zartes Alter sowohl als die Regierung seines kleinen Hauswesens eine weibliche Aufsicht erforderte. Er übertrug dieses Amt seiner Schwester, welche leicht zu bewegen war, die Demüthigungen, die sie in Valencia erlitten hatte, gegen das Vergnügen zu vertauschen, die vornehmste Frau in einem Dorfe zu seyn. Eine Denkungsart, die sie vielleicht dem groſsen Julius Cäsar abgelernt haben mochte, der bey seinem Durchzug durch ein elendes Städtchen in den Pyrenäen seine Freunde versicherte, daſs er lieber der erste in diesem armseligen Städtchen, als der zweyte in Rom seyn möchte.

Der Gram über fehl geschlagene Hoffnungen lieſs den guten Don Pedro die Annehmlichkeiten der Freyheit und des Landlebens, dessen wahre Vortheile ohnehin seinen Landsleuten noch unbekannt sind, nicht lange genieſsen. Er starb, und hinterlieſs seinem Sohn, Don Sylvio, einen Stammbaum, der sich in den Zeiten des Gargaris und Habides 5) verlor, ein verfallenes Schloſs mit drey Thürmen, ein paar Pachthöfe, und die Hoffnung, nach dem Tode der Donna Mencia eine Erbschaft von alten Juwelen, Brillen und Rosenkränzen, nebst einem ansehnlichen Vorrathe von Ritterbüchern und Romanen mit seiner Schwester zu theilen.

Don Pedro starb desto ruhiger, da er seinen Sohn, ob er gleich das zehnte Jahr kaum erreicht hatte, in den Händen einer so weisen Dame liefs, als Donna Mencia in seinen Augen war. Denn ihre erstaunliche Belesenheit in Kroniken und Ritterbüchern, und die Beredsamkeit, womit sie ihre tiefen Einsichten in die Staatswissenschaft und Sittenlehre bey Tische und bey andern Gelegenheiten auszulegen pflegte, hatten ihm eine desto gröfsere Meinung von ihrem Verstande beygebracht, je weniger seine eigene kriegerische Lebensart ihm Zeit gelassen hatte, eine mehrere Kenntnifs von dem, was man die feinere Gelehrtheit heifst, zu erwerben, als etwann das Wenige seyn mochte, was ihm aus seinen Schuljahren in einem nicht allzu getreuen Gedächtnifs übrig geblieben war.

---

2. Kapitel.

Was für eine Erziehung Don Sylvio von seiner Tante bekam.

Donna Mencia betrog die Hoffnung nicht, welche sich ihr Bruder von ihrer Sorgfalt und Geschicklichkeit gemacht hatte. Denn so bald der junge Sylvio von dem Pfarrer des Dorfes so viel Latein gelernt hatte, daſs er die Verwandlungen des Ovidius verstehen, und von dem Barbier eines benachbarten Fleckens, dem Amfion der Gegend, so viel Musik, daſs er etliche Dutzend alte Balladen mit auf der Cither begleiten konnte: so nahm sie es auf sich selbst, ihn zu allen den übrigen Eigenschaften auszubilden, welche nach ihren Begriffen einen vollkommenen Edelmann ausmachten.

Das Schlimmste war, daſs sie diese Begriffe aus dem Don Palmerin von Oliva, dem Faramond, der Klelia, dem groſsen Cyrus 4) und andern Büchern von dieser Klasse geschöpft hatte, welche nebst den Abenteuern der zwölf Pairs von Frankreich und der Ritter von der runden Tafel den vornehmsten Theil ihres Bücherschatzes ausmachten. Ihrer

Meinung nach lag in diesen Büchern der ganze Reichthum der erhabensten und nützlichsten Kenntnisse verborgen. Sie glaubte also ihren Untergebenen nicht besser anweisen zu können, als wenn sie ihm die Begriffe und den Geschmack beyzubringen suchte, den sie selbst aus so lautern Quellen geschöpft hatte; und die glücklichen Fähigkeiten des jungen Don Sylvio begünstigten ihre Absichten so sehr, daſs er, noch vor seinem funfzehnten Jahre, zum wenigsten eben so gelehrt als seine gnädige Tante war. Er besaſs in diesem zarten Alter bereits eine so ausgebreitete Kenntniſs von der Geschichte, der Naturkunde, der Theologie, der Metafysik, der Sittenlehre, der Staats- und Kriegskunst, den Alterthümern und schönen Wissenschaften, als irgend einer von den gelehrtesten Helden des groſsen Cyrus; und er wuſste mit so vieler Beredsamkeit über die subtilsten Fragen aus diesen Wissenschaften zu perorieren, daſs die Bedienten des Hauses, der Pfarrer, der Schulmeister, der vorbesagte Barbier, und andere distinguierte Personen, die den freyen Zutritt im Hause hatten, sowohl die Wundergaben des jungen Herrn als die weise Erziehungskunst der gnädigen Frau nicht genug bewundern konnten.

Was dieser letztern an ihrem Neffen am besten gefiel, war die auſserordentliche Begierde, wovon er brannte, den erhabnen Mustern nachzuahmen, von deren groſsen Thaten und Heldentugenden er bis zur Bezauberung entzückt war, und womit er seine Einbildungskraft so vertraut gemacht hatte, daſs er sich endlich beredete, es würde ihm nicht mehr Mühe kosten sie auszuüben, als er brauchte sich eine Vorstellung davon zu machen. Donna Mencia zweifelte nicht, daſs Don Sylvio mit so edlen Neigungen und einer so heroischen Denkungsart dereinst eine groſse Rolle in der Welt spielen, und den Helden, welche sie am meisten bewunderte, an Ruhm und Glück eben so nahe kommen würde, als er ihnen an Schönheit und persönlichen Annehmlichkeiten ähnlich war.

---

3. Kapitel.

Psychologische Betrachtungen.

Man wird sich um so weniger wundern, daſs die Einbildungskraft des Don Sylvio von einer so wunderbaren Erziehung einen seltsamen Schwung bekommen muſste, wenn wir sagen, daſs eine ungemeine Empfindlichkeit, und, was unmittelbar damit verbunden ist, eine starke Anlage zur Zärtlichkeit, unter die Gaben gehörte, womit ihn die Natur bis zum Übermaſs beschenkt hatte.

Junge Leute von dieser Art lieben überhaupt alle Vorstellungen, welche lebhafte Eindrücke auf ihr Herz machen, und Leidenschaften erwecken, die, in einem leichten Schlummer liegend, bereit sind von dem kleinsten Geräusch aufzufahren.

Kommt dann noch hinzu, daſs sie fern von der Welt, in einer ländlichen Einsamkeit und Einfalt, unter den natürlichen Vergnügungen des Landlebens und frey von den Arbeiten desselben erzogen werden: so erhalten wunderbare und leidenschaftliche Vorstellungen eine verdoppelte und desto stärkere Gewalt über ihr Herz, je geschäftiger die Einbildungskraft in solchen Umständen zu seyn pflegt, das Leere auszufüllen, welches die beständige Einförmigkeit der Gegenstände, die sich den Sinnen darstellen, in der Seele zurück läſst. Unvermerkt verwebt sich die Einbildung mit dem Gefühl, das Wunderbare mit dem Natürlichen, und das Falsche mit dem Wahren. Die Seele, die nach einem blinden Instinkt Schimären eben so regelmäſsig bearbeitet als Wahrheiten, bauet sich nach und nach aus allem diesem ein Ganzes, und gewöhnt sich an, es für wahr zu halten, weil sie Licht und Zusammenhang darin findet, und weil ihre Fantasie mit den Schimären, die den gröſsten Theil davon ausmachen, eben so bekannt ist als ihre Sinne mit den wirklichen Gegenständen, von welchen sie ohne sonderliche Abwechslung immer umgeben sind.

In diesem Falle befand sich der Jüngling, welcher der Held unsrer Geschichte seyn wird. Die natürliche Lauterkeit seiner Seele war des Argwohns, ob er etwann betrogen werde, unfähig. Seine Einbildung faſste also die schimärischen Wesen, die ihr die Dichter und Romanschreiber vorstellten, eben so auf, wie seine Sinne die Eindrücke der natürlichen Dinge aufgefaſst hatten. Je angenehmer ihm das Wunderbare und Übernatürliche war, desto leichter war er zu verführen, es für etwas wirkliches zu halten; zumahl da er in die Möglichkeit auch der unglaublichsten Dinge keinen Zweifel setzte. Denn für den Unwissenden ist alles möglich. Solcher Gestalt schob sich die poetische und bezauberte Welt in seinem Kopf an die Stelle der wirklichen, und die Gestirne, die elementarischen Geister, die Zauberer und Feen waren in seinem System eben so gewiſs die Beweger der Natur, als es die Schwere, die Anziehungskraft, die Elasticität, das elektrische Feuer, und andere natürliche Ursachen in dem System eines heutigen Weltweisen sind.

Die Natur selbst, deren anhaltende Beobachtung das sicherste Mittel gegen die Ausschweifungen der Schwärmerey ist, scheint auf der andern Seite durch die unmittelbaren Eindrücke, die ihr majestätisches Schauspiel auf unsere Seele macht, die erste Quelle derselben zu seyn.

Das angenehme Grauen, das uns beym Eintritt in den dunkeln Labyrinth eines dichten Gehölzes befällt, beförderte ohne Zweifel den allgemeinen Glauben der ältesten Zeiten, daſs die Wälder und Haine von Göttern bewohnt würden. Der süſse Schauer, das Erstaunen, die gefühlte Erweiterung und Erhöhung unsers Wesens, die wir in einer heitern Nacht beym Anblick des gestirnten Himmels erfahren, begünstigte vermuthlich den Glauben, daſs dieser schimmervolle, mit unzählbaren, nie erlöschenden Lampen erleuchtete Abgrund eine Wohnung unsterblicher Wesen sey.

Aus dieser Quelle kommt es vermuthlich, daſs die Landleute, denen ihre Arbeiten keine Zeit lassen, die verworrenen Eindrücke, welche die Natur auf sie macht, zu deutlicher Erkenntniſs zu erhöhen, überhaupt abergläubischer als andere Leute sind. Daher die körperlichen Geister, womit sie die ganze Natur angefüllt sehen; daher die unsichtbaren Jagden in den Wäldern, die Feen die des Nachts auf den Fluren im Kreise tanzen, die freundlichen und die boshaften Kobolde, der Alp der die Mädchen drückt, die Berggeister, die Wassernixen, die Feuermänner, und wer weiſs wie viel andre Hirngespenster, von denen sie so vieles zu erzählen wissen, und deren Wirklichkeit bey ihnen so ausgemacht ist, daſs man sie nicht läugnen kann, ohne in den Augen der meisten von ihrer Klasse entweder albern oder gottlos zu scheinen.

Nehmen wir nun alle dieſe Umſtände zuſammen, welche ſich vereinigten, der romanhaften Erziehung unſers jungen Ritters ihre volle Kraft zu geben, ſo werden wir nicht unbegreiflich finden, daſs er nur noch wenige Schritte zu machen hatte, um auf ſo abenteuerliche Grillen zu gerathen, als ſeit den Zeiten ſeines Landsmannes, des Ritters von Mancha, jemahls in ein ſchwindliges Gehirn gekommen ſeyn mögen.

4. Kapitel.

Wie Don Sylvio mit den Feen bekannt wird.

Zum Unglück für seine Vernunft befanden sich unter den Büchern, womit eine groſse Kammer des Hauses angefüllt war, eine Menge Feenmährchen, wovon Don Pedro ein groſser Liebhaber gewesen war, ob er gleich von seiner weisen Schwester wegen seines Geschmacks an solchen unnützen Possen, wie sie es nannte, nicht selten angefochten wurde. Denn in so groſsem Ansehen die Ritterbücher bey ihr standen, welche sie mit den Kroniken, Historien und Reisebeschreibungen in Eine Klasse setzte, so verächtlich waren ihr alle diese kleinen Spiele des Witzes, die bloſs zur Unterhaltung der Kinder oder zum Zeitvertreib der Erwachsenen geschrieben werden, und meistens durch nichts als die angenehme Art der Erzählung Personen von Geschmack sich empfehlen können.

Don Pedro gestand ihr willig ein, daſs es Schäkereyen seyen: aber sie vertreiben mir, sagte er, doch manche langweilige Stunde; je schnakischer die Einfälle sind, die der närrische Kerl, der Autor, auf die Bahn bringt, desto mehr lach' ich, und das ist alles, was ich dabey suche.

Die weise Donna Mencia — welche, wie alle wunderliche Leute, nur ihre eigenen Grillen vernünftig fand — lieſs sich zwar durch diese Antwort nicht befriedigen; allein die Arabischen und Persischen Erzählungen, die Novellen 5) und die Feenmährchen blieben nichts desto weniger in ruhigem Besitz ihres Platzes in der Bibliothek; und da sie meistens nur in blaues Papier geheftet waren, so verbargen sie sich so bescheiden hinter die ehrwürdigen Folianten und Quartbände der Donna Mencia, daſs sie nach dem Tode des alten Ritters in kurzem gänzlich vergessen wurden.

Doch vermuthlich wollte die Fee, die sich in das Schicksal des jungen Sylvio mischte, nicht zugeben, daſs er seine Bestimmung verfehlen sollte. Denn da er einst in Abwesenheit seiner Tante, deren Ernsthaftigkeit und ewigen Sittenlehren ihm sehr beschwerlich zu werden anfingen, in der Bücherkammer herum stöberte, um sich etwas zur Zeitkürzung auszusuchen; so gerieth er, es sey nun von ungefähr oder durch den geheimen Antrieb der besagten Fee, auf ein starkes Heft von Feenmährchen. Er steckte es voller Freude zu sich, und zog sich so geschwind er konnte in den Garten zurück, um den Werth seines Funds ungestört erkundigen zu können; denn es schwante ihm schon beym Anblick der Titel, daſs es sehr angenehme Sachen seyn müſsten.

Die Kürze dieser Erzählungen war das erste, wodurch sie ihm gefielen; so sehr war er der dicken Folianten müde, woraus er seiner Tante täglich etliche Stunden lang vorlesen muſste. So bald er aber eine oder zwey davon durchlesen hatte, war nichts dem Vergnügen zu vergleichen, das er dabey empfand, und der Gierigkeit, womit er alle die übrigen verschlang.

Ein gewisser Instinkt, der auch die einfältigsten unter den jungen Leuten lehrt, was sie ihren Aufsehern sagen dürfen oder nicht, warnte ihn, seine liebe Tante nichts von der gemachten Entdeckung merken zu lassen. Allein der Zwang, den er sich hierüber anthun muſste, machte ihm die Feen nur desto lieber; und er würde die ganze Nacht durch gelesen haben, wenn man (wie Tasso ehemahls in seiner Gefangenschaft wünschte) bey den Augen einer Katze lesen könnte. Denn die Vorsicht der Donna Mencia für seine Gesundheit — und für die Ersparung der Kerzen hatte ihm, schon von langem her, die Mittel zu gelehrten Nachtwachen benommen.

Dafür aber war er, so bald der Tag anbrach, schon wieder munter; er nahm sein Heft unter seinem Hauptküssen hervor, durchlas mit fliegenden Blicken ein Mährchen nach dem andern, und wie er mit der ganzen Sammlung fertig war, fing er wieder von vorn an, ohne es müde zu werden. So oft er konnte, begab er sich in den Garten oder in den angrenzenden Wald, und nahm seine Mährchen mit. Die Lebhaftigkeit, womit seine Einbildungskraft sich derselben bemächtigte, war auſserordentlich: er las nicht; er sah, er hörte, er fühlte. Eine schönere und wundervollere Natur, als die er bisher gekannt hatte, schien sich vor ihm aufzuthun, und die Vermischung des Wunderbaren mit der Einfalt der Natur, welche der Karakter der meisten Spielwerke von dieser Gattung ist, wurde für ihn ein untrügliches Kennzeichen ihrer Wahrheit.

Dieser Punkt fand desto weniger Schwierigkeit bey ihm, da er durch seine bisherige Lebensart vollkommen dazu vorbereitet war. Denn seit dem Anfang seiner Studien, der mit Ovids Verwandlungen gemacht wurde, war ihm bisher kein einziges Buch in die Hand gekommen, das ihm richtigere Begriffe hätte geben können. Im Gegentheil hatten verschiedene Schriftsteller aus den Zeiten, da die Pythagorisch - kabbalistiche Filosofie 6) durch ganz Europa in Ansehen stand, durch ihre systematischen Träumereyen von planetarischen und elementarischen Geistern, von Beschwörungen, geheimniſsvollen Zahlen und Talismanen, und von jener vorgeblichen Weisheit, die ihren Besitzer zum Meister der ganzen Natur machen könne, ihn so sehr in seinen Einbildungen befestiget, daſs selbst die wundervolle Haselnuſs der Prinzessin Babiole, 7) und das Stück Leinwand von vier hundert Ellen, welches der Liebhaber der weiſsen Katze aus einem Hirsenkörnlein auspackte, und sechsmahl durch das feinste Nadelöhr zog, in seinen Augen nichts unbegreifliches hatten.

Es hinderte ihn also nichts, sich dem Vergnügen gänzlich zu überlassen, welches er aus den Feenmährchen schöpfte, von denen er nach und nach unter der Makulatur, die den Boden der Bücherkammer deckte, noch eine groſse Menge hervor zog, wovon immer eines abenteuerlicher als das andre war, und worin er eine Unterhaltung fand, die er um alle Lustbarkeiten der Welt nicht vertauscht hätte.

Er konnte nicht so vorsichtig seyn, daſs seine eben so strenge als scharfsichtige Auſseherin nicht endlich die Ursache seiner häufigen Spaziergänge in das Lustwäldchen entdeckt, und ihm eine sehr scharſe, sehr gelehrte und sehr langweilige Strafpredigt deſswegen gehalten hätte. Allein das diente, wie es zu gehen pflegt, zu nichts anderm, als daſs Don Sylvio behutsamer wurde, und sich besser in Acht nahm, seine Neigungen und angehenden Entwürſe vor ihr zu verbergen.

Die Wahrheit zu sagen, er hatte sie jederzeit mehr gefürchtet als geliebt; allein seitdem sein Gehirn mit Florinen, Rosetten, Brillanten, Kristallinen, und wer weiſs wie vielen andern überirdischen und unnatürlich schönen Schönheiten angefüllt war, wurde er nicht selten versucht, die ehrliche alte Tante für eine Art von Karabosse 8) anzusehen, deren tyrannische Oberherrschaft ihm von Tag zu Tag unerträglicher wurde.

Sie mochte also sagen was sie wollte, die Bezauberungen, die Schlösser von Diamanten und Rubinen, die verwandelten oder in Thürme und unterirdische Paläste eingesperrten Prinzessinnen und die zärtlichen Liebhaber, die unter dem wunderthätigen Schutz einer guten Fee den Nachstellungen einer bösen glücklich entgingen, blieben im gänzlichen Besitz seiner Einbildungskraft; er las nichts andres, er staunte und dichtete nichts andres, er ging den ganzen Tag mit nichts anderm um, und träumte die ganze Nacht von nichts anderm.

---

5. Kapitel.

Seltsame Thorheit des Don Sylvio. Seine Liebe zu einer idealischen Prinzessin.

In einer so seltsamen Gemüthsverfassung konnte nichts natürlicher seyn, als daſs Don Sylvio endlich auf die Thorheit verfiel, sich eben solche Abenteuer zu wünschen, wie diejenigen, deren Erzählung ihm in den Mährchen so viel Vergnügen machte.

In kurzem ging er noch weiter; er bemühte sich die Fantasien, womit sein Kopf angefüllt war, zu realisieren, und sich, so gut er konnte, in die Feenwelt zu versetzen.

Er gab deſswegen allem, was um ihn war, Nahmen aus seinen Mährchen. Ein artiges Hündchen, das er hatte, muſste anstatt Amorett, wie es vorher hieſs, Tintin heiſsen, weil das Hündchen der Prinzessin Merveilleuse so geheiſsen hatte; und er verstieſs eine aschgraue Katze mit weiſsen Pfoten, die sein Günstling gewesen war, um einer ganz weiſsen willen, die zu Ehren der Prinzessin

Weiſskätzchen mit allen ersinnlichen Höflichkeiten überhäuft wurde.

Alle Morgen und Abende ging er etliche gemahlte Fensterscheiben in einer halb eingefallenen Gallerie des Schlosses zu besichtigen, in der Hoffnung, gleich dem Prinzen Höckerich, Gemählde darauf zu finden, die ihm einigen Aufschluſs über sein künftiges Schicksal geben würden; und er durchsuchte wohl zwanzigmahl alle Winkel des Schlosses vom Dach bis in den Keller, ob er nicht irgendwo einen bezauberten Schrank oder eine Falltreppe entdecken möchte, die in einen unterirdischen Palast führte. Er fand freylich nichts, und die Fensterscheiben wiesen ihm einmahl wie das andre nichts als geharnischte Ritter, die mit eingelegten Lanzen wohl ein paar hundert Jahre schon auf einander zurannten; allein er wuſste sich sehr gut deſswegen zu trösten. Er war noch nicht völlig achtzehn Jahr alt, und er hatte aus den meisten Mährchen gesehen, daſs ein Prinz oder Ritter wenigstens achtzehn Jahr alt seyn muſs, um Abenteuer zu haben.

Inzwischen legte er in einer Ecke seines Gartens eine Art von Laube an, die dem Blumenschloſs ähnlich seyn sollte, worin die Fee Immerschön die süſsen Augenblicke, die sie in den Armen ihres geliebten Schäfers genoſs, vor ihrem Hofe zu verbergen pflegte. 9) Er lieſs etliche Linden, die er dazu bequem fand, so zurichten, daſs ihre Stämme die Grundpfeiler, die untersten Äste den Fuſsboden, und ihre Wipfel das Dach dieses seltsamen Lusthauses wurden; die Wände waren von Myrten mit Rosenhecken und Geiſsblatt durchwunden, und an der Hinterseite war eine Treppe von Wasen so gut angebracht, daſs man sie nicht gewahr wurde.

In diesem grünen Schlosse, wie Don Sylvio es zu nennen beliebte, hatte er ein kleines Kabinet angelegt, welches er, um ihm ein desto feenmäſsigeres Ansehen zu geben, mit den schönsten Schmetterlingen austapezierte, die er auf seinen Spaziergängen in dem benachbarten Walde und an den Ufern des Guadalaviar, der nicht weit von seinem Garten vorbey floſs, gefangen hatte.

In diesem Kabinette brachte er oft halbe Nächte mit Träumereyen über die wunderbaren Begebenheiten zu, die er sich wünschte, und die er in kurzem zu erfahren hoffte. Unvermerkt schlief er über diesen fantastischen Betrachtungen ein, und günstige Träume setzten die Abenteuer fort, worin er wachend sich zu verirren angefangen hatte. Eine schöne

Prinzessin, die er liebte, war gemeiniglich der Gegenstand davon; nur war das Beschwerliche dabey, daſs er sie allemahl in der Gewalt der Fee Fanferlüsch 10) oder einer andern neidischen alten Hexe sah, die seiner Liebe die verdrieſslichsten Hindernisse in den Weg legte. Bald muſste er sich mit Drachen und fliegenden Katzen herum balgen; bald fand er alle Zugänge zu dem Palaste, worin sie gefangen gehalten wurde, mit Distelköpfen besät, welche sich in dem Augenblicke, da er sie berührte, in eben so viele Riesen verwandelten, die ihm den Weg mit groſsen stählernen Kolben streitig machten. Nun griff er sie zwar an, wie es einem tapfern Ritter zukommt, und hieb auf jeden Streich ein paar Dutzend mitten von einander; aber kaum war er mit ihnen fertig, und im Begriff als Sieger in den Palast hinein zu gehen, so muſste er sehen, wie seine geliebte Prinzessin auf einem mit Fledermäusen bespannten Wagen durch den Schornstein davon geführt wurde. Ein andermahl fand er sie auf einer Blumenbank an einer Quelle sitzend; er warf sich zu ihren Füſsen, er sagte ihr die zärtlichsten Sachen vor, und sie schien ihn mit Vergnügen anzuhören: allein indem er sie umarmen wollte, (denn man weiſs, daſs die Liebe in Träumen nicht alle die Gradazionen beobachtet, die einem Schäfer an den Ufern des Lignon vorgeschrieben sind) so sah er mit Entsetzen, daſs er die Gestalt der dicken Maritorne, der Viehmagd des Hauses, an seinen Busen drückte, und erhielt von Lippen, die ihm einen Augenblick zuvor lauter Nektar und Ambrosia zu düften schienen, einen von Knoblauch und altem Ziegenkäse so stark durchwürzten Kuſs, daſs er vor Ekel und Abscheu des Todes hätte seyn mögen.

So nichtig nun immer diese eingebildeten Unglücksfälle waren, so lebhaft war gleichwohl der Schmerz, den sie ihm verursachten. Er hielt diese Träume für böse Vorbedeutungen, und zweifelte nicht, daſs er eine mächtige Feindin habe, die darauf beflissen sey, ihn in der Liebe unglücklich zu machen, die er bereits in einem hohen Grade für die bezaubernde Unbekannte empfand, welche er nach dem Schlusse des Schicksals zu lieben bestimmt war.

6. Kapitel.

Abenteuer mit dem Laubfrosche. Warum Don Sylvio nicht merkte, daſs der Frosch keine Fee war.

Der Gedanke, einen unsichtbaren Feind von solcher Wichtigkeit zu haben, beunruhigte unsern jungen Helden nicht wenig: jedoch da er in seinen Mährchen noch keinen von Feen oder Zauberern verfolgten Prinzen gefunden hatte, der nicht von einer andern Fee beschützt worden wäre; so ermunterte ihn die Hoffnung wieder, daſs er nicht der erste seyn werde, an dem diese Regel eine Ausnahme leiden sollte.

Weil es nun in der Feenwelt, eben so wie in unserer Alltagswelt, der Gebrauch ist, daſs man selten jemanden Dienste zu leisten pflegt, von dem man nicht eben dergleichen oder noch gröſsere zurück erwartet: so wünschte Don Sylvio nichts so sehnlich, als eine Gelegenheit zu bekommen, sich die Dankbarkeit irgend einer groſsmüthigen Fee verbinden zu können.

Indem er einst in diesen Gedanken an einem Graben in seinem Garten vorbey ging, sah er auf der andern Seite einen Storch, (einige Nachrichten sagen, wiewohl ohne genugsamen Grund, daſs es eine Störchin gewesen) im Begriff einen artigen Laubfrosch zu erhaschen, der unbesorgt quakend im Gras herum hüpfte.

Don Sylvio würde auch aus bloſsem Antrieb seines Herzens, welches sehr gütig und mitleidig war, nicht saumselig gewesen seyn, dem nothleidenden Frosche zu Hülfe zu kommen. Allein der Gedanke, daſs es vielleicht eine Fee, und wohl gar eben der wohlthätige Frosch 11) seyn könnte, welcher der Prinzessin Mufette und ihrer Mutter so gute Dienste geleistet hatte, setzte ihm Flügel an; er sprang über den Graben, und verjagte mit einem Stecken, den er eben in der Hand hatte, den langbeinigen Erbfeind der Frösche in eben dem Augenblicke, da er im Begriff war, den kleinen unschuldigen Quäker hinunter zu schlingen. Der Storch lieſs seinen Raub fallen und entfloh, und das Fröschchen sprang in den Graben, ohne sich zu bekümmern, wem es seine Rettung zu danken habe.

Don Sylvio blieb an dem Graben stehen, und erwartete, daſs es in Gestalt einer schönen Nymfe, oder doch mit seiner Rosenhaube auf dem Kopfe, wieder hervor kommen werde, um sich für einen so wichtigen Dienst gar schön bey ihm zu bedanken. Er wartete über eine halbe Stunde; aber zu seiner nicht geringen Befremdung wollte weder Frosch noch Nymfe zum Vorschein kommen.

Eine so ungewöhnliche Undankbarkeit an einer Fee war ihm unbegreiflich. Wenn es auch, dachte er, die kleine häſsliche Magotine, die alte Ragotte, oder die Fee Konkombre 12) selbst gewesen wäre, so sollte doch ein Dienst von dieser Art vermögend gewesen seyn, sie zu einiger Erkenntlichkeit zu bewegen. Könnte es aber nicht seyn, besann er sich einen Augenblick darauf, daſs es ihr nicht erlaubt ist, mir jetzt in ihrer eigenen Gestalt zu erscheinen; oder, daſs sie es aus andern Ursachen auf eine Gelegenheit verschiebt, da sie mir ihre Dankbarkeit durch eine wirkliche Dienstleistung beweisen kann?

Diese Vermuthung schien ihm, weil sie mit seinen grillenhaften Wünschen am besten übereinstimmte, bey mehrerm Nachdenken so wahrscheinlich, daſs er voller Zufriedenheit in sein grünes Schloſs zurück ging, und keinen Augenblick länger zweifelte, daſs diese Begebenheit in kurzem irgend eine wichtige

Veränderung in seinem Schicksale nach sich ziehen würde.

Vermuthlich werden einige Leser sich wundern, wie es möglich sey, daſs Don Sylvio albern genug habe seyn können, um aus dem widrigen Ausgange dieses Abenteuers nicht den Schluſs zu ziehen, der am natürlichsten daraus folgte, nehmlich daſs der Frosch keine Fee gewesen sey. Allein sie werden uns erlauben, ihnen zu sagen, daſs sie die Macht der Vorurtheile und vielleicht ihre eigene Erfahrung nicht genugsam in Erwägung ziehen. Nichts ist unter den Menschen gewöhnlicher als diese Art von Trugschlüssen; das Vorurtheil und die Leidenschaft macht keine andre.

Ein alter Geck, der durch seine Freygebigkeit die Treue seiner Liebste zu erkaufen denkt, schreibt die funkelnden Augen und die glühenden Wangen, womit sie ihn empfängt, der Freude zu, die ihr seine Ankunft verursache, und bedenkt nicht, wie viel wahrscheinlicher es wäre, sie auf die Rechnung eines jüngern Buhlers zu setzen, der inzwischen in einem Schranke steckt und seines leichtgläubigen Unvermögens spottet.

Ein Indier kauft seinem Bonzen Amulete ab, die wider alle Krankheiten dienen sollen; er wird krank, und die Amulete helfen nichts. Was schlieſst er daraus? Vielleicht daſs seine Amulete keine Heilungskraft haben, und daſs der Bonze ein Betrüger sey? Nichts weniger! Alles was er daraus schlieſst, ist, daſs er dem Götzen, dessen Bild er am Halse getragen, nicht Andacht genug bewiesen, und dem Bonzen nicht Almosen genug gegeben habe.

Keine Leute sehen mehr Verdienste an sich selbst als diejenigen, an denen sonst niemand keine sieht. Wer wollte ihnen auch zumuthen, die Verachtung, die sie für eine Wirkung des Neides halten, der weit natürlichern Ursache zuzuschreiben, daſs andre unmöglich so parteyisch für sie seyn können als sie selbst?

Dergleichen Beyspiele lieſsen sich ins Unendliche häufen. Es ist wohl wahr, die Thorheit des Don Sylvio wird dadurch nicht kleiner; aber es ist auch zu seiner Entschuldigung genug, daſs er wenigstens keine schlimmere Schlüsse macht als andre ehrliche Leute.

7. Kapitel.

Don Sylvio findet auf eine wunderbare Art das Bildniſs seiner geliebten Prinzessin.

Einige Tage, nachdem sich das Abenteuer mit dem Laubfrosche zugetragen hatte, ging Don Sylvio mit dem Anbruch des Morgens in den Wald, um Schmetterlinge zu suchen, von denen ihm noch einige zu Ausschmükkung seines Kabinets abgingen.

Er hatte sich schon über eine Stunde weit von seinem Schloſs entfernt, als er eines wunderschönen Sommervogels ansichtig wurde, der sich nur wenige Schritte von ihm auf eine Blume setzte. Seine Flügel waren lasurblau, mit einer Einfassung von Purpur verbrämt, die in der Sonne wie Gold glänzte. Don Sylvio glaubte ihn schon erhascht zu haben; aber der schöne Sommervogel schlüpfte unter seinem Strohhute weg, und verbarg sich in das dichteste Gebüsche.

O, rief Don Sylvio, ich muſs dich haben, und wenn ich dich auch bis in das unterirdische Reich des Königs Hammel 13) verfolgen müſste, wo es kleine Pastetchen regnet, und gebratne Feldhühner auf den Bäumen wachsen.

Der Sommervogel, der sich auf den Vortheil seiner Flügel verlieſs, schien ihm eine so weite Reise ersparen zu wollen. Kaum hatte Sylvio ihn aus dem Gesichte verloren, so fand er ihn wieder ein paar Schritte vor sich auf einem Rosmarinstrauche sitzen. Er wollte ihn wieder haschen, aber es ging wie das erste Mahl: der schöne Sommervogel schien seiner nur zu spotten; oft gaukelte er in kleinen Kreisen um ihn herum, dann setzte er sich wieder, aber entwischte allemahl, wenn er im Begriff war gefangen zu werden.

Dieses Spiel dauerte so lange, bis Don Sylvio endlich merkte, daſs er in eine ihm ganz unbekannte Gegend verirrt war.

Jetzt reuete es ihn, daſs er sich einem Schmetterling zu Liebe so weit eingelassen hatte: allein da es nun einmahl geschehen war, so wollte er doch so viele Mühe nicht umsonst gehabt haben, und lieſs nicht nach, bis er endlich so glücklich war den Sommervogel zu erhaschen, der ihm mehr Mühe gemacht hatte, als jemahls eine Spröde, seitdem es

Spröden giebt, ihrem Liebhaber gemacht haben mag.

Seine Freude war ungemein, und in der That konnte man keinen schönern Sommervogel sehen. Er betrachtete ihn lange mit einem desto lebhaftern Vergnügen, je mehr er ihm Mühe gekostet hatte, und er war itzt im Begriff ihn in einen kleinen Käficht zu stekken, den er zu diesem Ende bey sich trug, als es ihn däuchte, der gefangene Schmetterling sehe ihn mit einer flehenden Miene und gesenkten Flügeln an. Er bildete sich sogar ein, (denn was kosteten ihm Einbildungen?) dafs er so laut geseufzt habe, als ein Sommervogel nur immer seufzen kann.

Mehr brauchte es nicht, um ihn auf seine gewöhnliche Grille zu bringen, und es kam ihm ganz wahrscheinlich vor, dafs es vielleicht eine Fee oder eine verwandelte Prinzessin seyn möchte. Denn, dachte er, ist die Prinzessin Trognon[14]) eine Heuschrecke gewesen, so kann eine andre eben so gut ein Sommervogel seyn. Er besann sich also keinen Augenblick ihm die Freyheit wieder zu schenken, um die er ihn so beweglich zu bitten geschienen hatte.

Der erledigte Sommervogel flatterte fröhlich davon; und Don Sylvio ging ihm nach, voll Erwartung, was daraus werden möchte; als er ein paar Schritte vor sich etwas im Grase blinken sah, welches seine Aufmerksamkeit an sich zog. Er hob es auf, und fand, daſs es eine Art von Kleinod war, mit ziemlich groſsen Brillianten besetzt, und an eine Schnur der feinsten Perlen befestiget. Er betrachtete es auf allen Seiten: aber wie groſs war sein Erstaunen, als er, von einem ungefähren Druck auf eine Feder, die er nicht bemerkt hatte, einen groſsen Türkis in der Mitte auf die Seite springen, und ein kleines sehr künstlich auf Schmelz gemahltes Brustbild erscheinen sah, welches eine junge Schäferin von ungemeiner Schönheit vorstellte!

Er stand etliche Augenblicke unbeweglich, und wuſste nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Er besah und befühlte es immer wieder von neuem, um sich zu überzeugen daſs es keine Einbildung sey; und je mehr er es betrachtete, desto mehr beredete er sich, daſs es das Bildniſs einer Göttin, oder doch zum wenigsten der allerschönsten Sterblichen sey, die jemahls gewesen oder künftig seyn werde.

Unsere schönen Leserinnen werden ihm dieses übereilte Urtheil desto eher zu gut halten, wenn sie bedenken, daſs er von seiner Tante (die aus bekannten Ursachen sehr wenig Gesellschaft sah) in einer so strengen

Einsamkeit erzogen worden war, daſs er, auſser ihrer eignen angenehmen Person, ihrer Kammerfrau Beatrix, (der Wittwe eines Sennor Scudero, welche bereits fünf und dreyſsig Jahre eingestand) der dicken Maritorne, und den Bauerweibern im Dorfe, in seinem Leben nichts gesehen hatte, was, auch nur im uneigentlichsten Verstande, zum schönen Geschlecht hätte gerechnet werden können. Denn seine Schwester, die in der That ein hübsches kleines Mädchen gewesen war, hatte sich schon in einem Alter von fünf Jahren verloren, und man vermuthetete, daſs sie von einer Zigeunerin gestohlen worden sey, welche jemand um dieselbe Zeit nicht weit vom Schlosse angetroffen haben wollte.

Don Sylvio muſste also nothwendig von der Schönheit dieser Schäferin auſserordentlich gerührt werden, da sie unter den Figuren, an die er seine Augen hatte gewöhnen müssen, nicht anders würde ausgesehen haben, als Latona unter den Einwohnern von Delos, da sie, schon halb in Frösche verwandelt, ihr am Ufer entgegen quäkten. Kurz, es däuchte ihn unmöglich, daſs Graciöse, Bellebelle, die Schöne mit den goldnen Haaren, oder Venus selbst so schön gewesen seyn könnten; und er wurde vom ersten Anblick an so verliebt in dieses

Bildniſs, als es jemahls ein irrender Ritter, oder ein Arkadischer Schäfer in seine Dulcinea oder Amaryllis gewesen ist.

Endlich, rief er in seiner Entzückung aus, endlich hab' ich sie gefunden, sie, die ich mit ahnender Sehnsucht überall suchte, die ich zu lieben bestimmt bin, und o! daſs keine zu kühne Hoffnung mich täusche! sie, die mein glückliches Schicksal bestimmt hat, mich durch ihre Liebe den Göttern an Wonne gleich zu machen. O! gütige Fee, die du meiner dich annimmst, wer du auch seyst, dir allein dank' ich dieses überraschende Glück! Wer anders als Du legte in dieser öden Wildniſs, die vielleicht vor mir von keines Menschen Fuſs betreten wurde, dieses himmlische Bildniſs in meinen Weg? O! vollende deine Wohlthat, zeige dich mir, und laſs zu deinen Füſsen mich hören, wo ich sie finden kann, sie, deren Schattenbild schon genug ist, eine unauslöschliche Liebe in meiner *Brust* anzuzünden. Denn das schwöre ich bey allen Göttern, die der Liebe günstig sind, und wenn ich sie auch am Quecksilbersee mitten unter den Ungeheuern der Fee Lionne, im Ringe des Saturnus, ja selbst in der groſsen Aquavitflasche [15]) der Feen suchen müſste, bis ich sie gefunden habe, soll kein ruhiger Schlaf auf meine Augen sich senken!

---

8. KAPITEL.

Reflexionen des Autors und des Don Sylvio.

Mancher denkt zu fischen und krebst, spricht der weise Sancho bey einer gewissen Gelegenheit zu seinem närrischen Herrn. Nichts geschieht öfter, als daſs man etwas andres sucht und etwas andres findet. Saul suchte seines Vaters Eselinnen, und fand eine Krone; Don Sylvio suchte Sommervögel, und fand ein schönes Mädchen, oder doch ihr Bildniſs.

Nun war er verliebt, so verliebt als man seyn kann, und einzig darauf bedacht, wie er auch das Urbild seines kleinen Gemähldes finden möchte. Denn ob er itzt gleich wuſste wie seine Geliebte aussah, so wuſste er doch weder wer sie war, noch wo sie sich aufhielt.

Es ist leicht zu errathen, was ein gewöhnlicher Mensch an seinem Platze gedacht oder gethan hätte; aber davon ist die Rede nicht: Don Sylvio dachte und that nichts wie gewöhnliche Menschen. Die Gedanken, die sich uns andern am ersten darbieten, ſielen ihm allemahl am letzten und gemeiniglich gar nicht ein; und wenn ihm ein sonderbarer Zufall begegnete, so rieth er augenblicklich diejenige Ursache dazu, die es nach dem Laufe der Natur am wenigsten seyn konnte.

Konnte das kleine Miniaturbildchen nicht eine bloſse Fantasie des Mahlers gewesen seyn? Oder war es nicht eben so möglich, daſs es eine Person vorstellte, die längst verstorben war, und konnte sich also Don Sylvio nicht in dem Falle des Prinzen Seif-el-Muluk in den Persischen Erzählungen befinden, der sich, ein paar tausend Jahre zu spät, in eine Favoritin des Königs Salomo verliebte?

Diese oder dergleichen Gedanken kamen unserm Helden gar nicht in den Sinn. Je mehr er der Begebenheit dieses Morgens nachdachte, desto mehr überzeugten ihn alle Umstände, daſs es der Anfang eines so auſserordentlichen Abenteuers sey, als vielleicht jemahls einem jungen Prinzen oder Ritter begegnet seyn möchte.

Allein was sollte er nun anfangen? Wo sollte er die schöne Schäferin suchen? Wen sollte er fragen? Der blaue Sommervogel, der ihm vermuthlich Nachricht von ihr hätte geben können, war verschwunden, und ohne eine nähere Anweisung auf Gerathewohl in diesem Walde fortzugehen, schien ihm desto gefährlicher, da eine von seinen unsichtbaren Feindinnen, von deren Bosheit er so viele Proben zu haben glaubte, ihn eben so leicht auf den unrechten, als sein gutes Glück auf den rechten Weg bringen konnte.

Nach langem Nachdenken, welches durch die Betrachtung seines schönen Bildnisses oft unterbrochen wurde, däuchte ihn zuletzt das sicherste, zu warten, bis er von dem blauen Sommervogel eine nähere Nachricht von seiner Geliebten erhalten haben würde. Denn es war nun etwas Ausgemachtes für ihn, daſs es eine Fee gewesen sey; und da sie für die Freyheit, welche er ihr geschenkt, sich schon so erkenntlich zu beweisen angefangen, so zweifelte er nicht, daſs sie fortfahren würde, ihn die Wirkungen ihrer Gunst verspüren zu lassen.

Inzwischen hatte Tintin, sein Hündchen, (der, die Sprache ausgenommen, dem Hündchen der Prinzessin Wunderschön weder an Artigkeit noch Verstand etwas nachgab) ihn im ganzen Walde aufgesucht, und die Freude war auf beiden Seiten sehr groſs, da er seinen Herrn endlich gefunden hatte.

In der That fing Don Sylvio an zu merken, daſs es bald Mittagessenszeit seyn werde, und es war ihm überaus angenehm, einen Wegweiser bekommen zu haben, der ihn aus diesem Walde, worin er sich noch nie so weit vertieft hatte, wieder nach Hause führen konnte. Denn so bezaubert die Liebhaber in den neuen Zeiten immer seyn mögen, so ist doch (wie schon ein berühmter Schriftsteller vor uns angemerkt hat) die Mode, ganze Jahre ohne Essen und Trinken nur von der Liebe allein zu leben, heut zu Tage so sehr abgekommen, daſs auch der allererhabenste und geistigste Verliebte in diesem Stück ein ausgemachter Epikurer ist. Eine Abänderung, welche wir unsers Orts um so weniger miſsbilligen können, da wir glauben, daſs sich das schöne Geschlecht nichts desto schlimmer dabey befinden könne.

Don Sylvio ging also, oder stolperte vielmehr mit dem Schatze, den er so unverhofft gefunden hatte, nach Hause; denn er beschaute ihn im Gehen so oft, daſs er alle Augenblicke über einen Stock fiel, oder an einen Baum anstieſs.

Unterwegs gerieth er im Nachsinnen über sein Abenteuer auf tausend wunderliche Gedanken. Es fiel ihm ein, ob dieses Gemählde nicht vielleicht die Fee selbst vorstelle, die ihm in Gestalt des blauen Sommervogels erschienen war? Vielleicht liebt sie mich, dachte er, (denn es wäre doch nicht das erste Mahl, daſs ein Sterblicher diese Ehre gehabt hätte) und sie hat eine Probe machen wollen, was ihre wahre Gestalt für einen Eindruck auf mein Herz machen werde.

Diese Einbildung gefiel ihm so wohl, daſs er sie eine lange Weile fortsetzte; allein zuletzt muſste sie doch wieder einer andern Platz machen, und so ging es in Einem fort, bis er zu Hause anlangte. Kurz, der blaue Sommervogel und die schöne Schäferin hatten seiner Fantasie einen so auſserordentlichen Schwung gegeben, daſs man sich nicht irren kann, wenn man sehr seltsame Wirkungen davon erwartet.

Es möchte übrigens scheinen, als ob die Thorheit unsers jungen Ritters seit einiger Zeit so stark zugenommen habe, daſs der verdächtige Zustand seines Gehirns seiner scharfsichtigen Tante unmöglich habe verborgen bleiben können. In der That wäre es auch nicht anders gewesen, wenn diese Dame Zeit und Muſse gehabt hätte, ihren Neffen zu beobachten. Allein auſser dem, daſs sie ihn, seitdem er das siebzehnte Jahr zurück gelegt, aus der engern Aufsicht und der strengern Zucht frey gelassen hatte, die sich für sein

Alter nicht mehr schickten; so war sie seit einigen Wochen mit einer gewissen Sache beschäftiget, um derentwillen sie öfters abwesend zu seyn und in das benachbarte Städtchen zu fahren genöthiget war.

Vermuthlich muſste diese Angelegenheit von nicht geringer Wichtigkeit für sie seyn; denn, wenn sie wieder zurück kam, schien sie wider ihre Gewohnheit so tiefsinnig und zerstreut, bekümmerte sich so wenig um die Geschäfte des Hauses, redete so viel mit sich selber und so wenig in Gesellschaft, und sagte, wenn sie mit den Bedienten zu reden hatte, so oft eines für das andre, daſs auſser ihrem Neffen jedermann über eine so groſse Veränderung sich nicht genug verwundern konnte.

Es ist leicht zu erachten, daſs man über die Ursache derselben allerley Vermuthungen anstellte; allein die Vorsichtigkeit der Donna Mencia und die Verschwiegenheit der Dame Beatrix hielten so gut aus, daſs die Sache ein Geheimniſs blieb; und das wollen wir sie auch so lange bleiben lassen, bis die Zeit, die endlich alles offenbar macht, sie zu demjenigen Punkt der Reife gebracht haben wird, worin Geheimnisse von dieser Art sich insgemein selbst zu verrathen pflegen.

---

9. Kapitel.

Folgen des Abenteuers mit dem Sommervogel. Der Leser wird mit einer neuen Person bekannt gemacht.

Der getreue **Tintin** hatte seine Zeit so wohl genommen, daſs er mit seinem Herrn eben anlangte, als es Zeit war zu Tische zu gehen. Ein tiefes Stillschweigen herrschte über der Tafel, und **Don Sylvio** war, wie man leicht erachten kann, derjenige nicht, der es unterbrochen hätte. Er war zu sehr in seine eigenen Angelegenheiten vertieft, als daſs er hätte bemerken können, wie sehr es seine gnädige Tante in die ihrigen war. Eben so wenig beobachtete er, daſs sie sich ungewöhnlich herausgeputzt hatte, und daſs sie von Zeit zu Zeit in einen gegen über stehenden Spiegel Gesichter machte, welche dem aufwartenden **Pedrillo** so sonderbar vorkamen, daſs er sich in die Lippen beiſsen muſste, um nicht überlaut zu lachen.

Nach dem Essen kündigte **Donna Mencia** ihrem Neffen an, daſs sie in Geschäften genöthiget sey, in die Stadt zu fahren und darin über Nacht zu bleiben.

Don Sylvio war zu höflich einige Neugierde über die Natur dieser Geschäfte merken zu lassen; und er konnte es desto leichter seyn, da er in der That keine hatte. Sie schieden also sehr vergnügt von einander, und unser junger Ritter verschwand bald darauf, ohne daſs jemand im Hause gewahr wurde wohin er ging.

Da er gewohnt war, die Sieste 16) in seinem grünen Schlosse zu halten, so vermiſste man ihn nicht eher als da es Abendessenszeit war. Man suchte ihn hierauf im Hause, im Garten, in den Feldern, im Wald, aber überall umsonst; man rief seinen Nahmen, aber da war kein Don Sylvio.

Der vorgedachte Pedrillo, ein junger Bursche aus dem Dorfe, der ihm zur Aufwartung gegeben war, eine Küchenmagd, ein Stallknecht und die bereits erwähnte Maritorne, machten in Abwesenheit der Donna Mencia und der Frau Beatrix, ihrer getreuen Duenna, die ganze Hausgenossenschaft aus. Diese vier guten Leute waren nicht wenig betrübt darüber, daſs sie nicht wuſsten was aus ihrem jungen Herrn geworden sey; denn sie liebten ihn wegen seines angenehmen und leutseligen Wesens recht herzlich. Nachdem sie ihn nun beym Mondscheine bis in die späte Nacht umsonst gesucht hatten, kamen sie endlich auf den Gedanken daſs er vielleicht zu seiner Tante gegangen sey; denn das Städtchen war kaum drey Stunden weit vom Schloſs entfernt. Sie gingen also heim und legten sich schlafen.

Allein Pedrillo, der zu oft um seinen Herrn war, als daſs ihm seine Neigung zur Feerey unbekannt seyn konnte, kam bey näherm Nachdenken auf die Vermuthung, er könnte sich auf einem seiner gewohnten Spaziergänge im Walde vielleicht über irgend einem Abenteuer verirrt haben. Er stand also den folgenden Morgen früh auf und durchstöberte nochmahls den ganzen Wald, ohne glücklicher zu seyn als den Abend zuvor. Er wollte eben wieder heimkehren, als er in einem Felsen, um welchen etliche Reihen von wilden Lorberbäumen im Zirkel standen, eine mit Geiſsblatt bewachsene Höhle gewahr ward.

Pedrillo, dem es, ungeachtet seiner ziemlich schafmäſsigen Miene, nicht an Witz fehlte, und der in den Ritterbüchern und Mährchen nicht weniger bewandert war als sein Herr, hielt diesen Ort für feenmäſsig genug, daſs er ihn vielleicht darin finden könnte. Er betrog sich nicht; denn wie er an den Eingang der Grotte kam, sah er ihn auf einem Lager von Moos und Blumen ausgestreckt in tiefem Schlafe liegen, der kleine Tintin schlief zu seinen Füſsen, neben ihm lag seine Cither, und an seinem Halse hing das Kleinod mit dem Bildnisse der schönen Schäferin.

Dieses letztere zog sogleich Pedrillo's ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde von dem Glanz der Steine und Perlen, wovon dieses Halsgeschmeide schimmerte, nicht wenig geblendet; und ob er gleich kein groſser Kenner von Juwelen war, so däuchte ihn doch, daſs sie wenigstens zehen Dörfer, wie das seinige, werth seyn könnten. Er betrachtete sie lange, und konnte nicht begreifen, woher Don Sylvio einen so kostbaren Schmuck bekommen haben möchte. Seine Neugierigkeit ward endlich so dringend, daſs er sich kaum enthalten konnte ihn aufzuwecken. Das that er nun zwar nicht; denn Pedrillo war ein so höflicher Bauerjunge als irgend einer in Andalusien; aber er nahm doch die Cither, und klimperte darauf so laut er konnte, und endlich sang er gar dazu, ohne daſs er seine Absicht erreichte.

Nun, bey meiner Six! rief er endlich ganz ungeduldig aus, das geht nicht natürlich zu! wenn das nicht ein bezauberter Schlaf ist, so versteh' ich nichts davon. Vielleicht steckt die Zauberey in diesem Kleinod hier? Wenn das wäre, so ist es besser, ich nehm' es ihm vom Halse, oder ich zerbreche es gar, wenns nöthig ist, als daſs mein junger Herr hier ein paar tausend Jahre wie ein Murmelthier in Einem fort verschnarche.

Indem er das sagte, langte er nach dem Kleinod, stieſs aber von ungefähr mit dem Ellbogen an Don Sylvio an, der davon erwachte, und, weil er die Augen noch nicht recht aufthun konnte, den Pedrillo nicht sogleich erkannte, sondern nur eine Menschenfigur sah, die ihm seine geliebte Schäferin rauben wollte.

Er gerieth darüber in eine auſserordentliche Wuth. Verfluchte Zaubrerin, rief er, ist es dir nicht genug, daſs du diese unschuldige Prinzessin ihrer himmlischen Schönheit beraubt und in einen elenden Sommervogel verwandelt hast? Willst du mir auch das einzige rauben, was mir das Übermaſs meines Unglücks noch erträglich machen kann? Aber wisse, vorher muſst du dieses Herz ausreiſsen, worin ihr Bildniſs mit feurigen Zügen eingegraben ist.

Ums Himmels willen, gnädiger Herr, rief Pedrillo, indem er an den Eingang der Grotte zurück sprang, was meinen Sie mit allem diesem seltsamen Zeuge? Ich bin weder ein Zauberer noch ein Schwarzkünstler, Gott sey Dank! ich bin Pedrillo, Euer Gnaden Diener, von altchristlichem Geschlecht so gut als einer in unserm Kirchspiele; [17]) und es thut mir leid, nachdem ich Euer Gnaden in allen vier Enden der Welt gesucht habe, Sie in dieser verfluchten Grotte und in einem solchen Zustand anzutreffen. Was sagen Sie da von Zauberern und von dem Übermafs der Sommervögel die in Prinzessinnen verwandelt sind? Gott sey es geklagt, ich dachte gleich, dafs es nichts Gutes bedeuten werde, wie ich Sie hier eingeschlafen fand.

Bist du Pedrillo? versetzte Don Sylvio, der sich indefs die Augen gerieben hatte. Wenn du Pedrillo bist, wie deine Gestalt es allerdings zu bezeugen scheint, so bin ich schon zufrieden, und die Vorwürfe gehen dich nichts an, die ich dir machte, indem ich dich für einen andern ansah. Aber was wolltest du mit diesem Bildnifs anfangen?

Mit was für einem Bildnifs? fragte Pedrillo.

Schurke, versetzte Don Sylvio, mit dem Bildnifs, das du im Begriff warest mir zu entwenden, als ich von einer unsichtbaren Hand erweckt wurde, um einem so groſsen Unfalle zuvor zu kommen.

Beym Element, Herr Don Sylvio, erwiederte Pedrillo, ich glaube Sie träumen, wenn es nicht noch was ärgers ist. Wir suchten Sie gestern den ganzen Abend, bis um die Zeit, da, Gott sey bey uns! die Gespenster zu gehen pflegen; aber alles umsonst. Diesen Morgen früh lief ich im ganzen Walde herum, und klopfe an alle Büsche; endlich fand ich den jungen Herrn in dieser Höhle schlafen, und da sah ich dieſs Kleinod, und weil Euer Gnaden gar fest schlief, so bildete ich mir ein, daſs es vielleicht ein Telesman seyn könnte, wodurch Sie in dieser Höhle in einem ewigen Schlafe bezaubert liegen müſsten, bis jemand käme der den Telesman zerbräche, wie ich dergleichen Exempel viel in den groſsen dicken Büchern gelesen habe, die in der gnädigen Frau ihrer Bücherkammer stehen; und weil Sie mir nun lieb sind, gnädiger Herr, und mich dauerten, daſs Sie wie Dämonion, den die Göttin Dina einsmahls bezauberte, [18]) daſs er hundert Jahre lang schlafen muſste, damit sie sich recht satt an ihm küssen konnte — die alte verliebte Hexe! — Sie wissen ja die Historie, Herr! Sie steht in einem alten Buche, das ich aus der Erbschaft meiner Groſsmutter für dreyzehn Maravedis 19) annehmen muſste, ob es gleich keinen Deckel und kein Titelblatt mehr hatte; es waren die Menge gemahlter Figuren darin, woran ich mich erlustigte wie ich noch ein kleiner Junge war, und dann las mir meine Groſsmutter die Historien, die daneben standen; es ist mir, als ob ich sie noch vor mir sitzen sehe, die gute alte Frau, Gott tröste sie! Aber was wollt' ich sagen? — Ja, und sehn Sie, weil Sie mich nun halt dauerten, wollt' ich sagen, daſs Sie so lange schlafen sollten, so wollte ich den Telesman zerbrechen: das ist das Ganze, sehn Sie, und ich denke, da ist nichts worüber sich eins so erzürnen sollte.

Don Sylvio, so gute Lust er auch hatte böse zu seyn, konnte sich des Lachens nicht enthalten, da er den Pedrillo so reden hörte. Höre, Pedrillo, sagte er zu ihm, es ist mir schon genug daſs du es nicht übel gemeint hast: aber ich versichere dich, du warst im Begriff mir einen sehr schlimmen Streich zu spielen. Es ist nur allzu gewiſs, daſs ich von demjenigen bezaubert bin, was du für einen Talisman angesehen hast; aber lieber wollt' ich das Leben verlieren, als zugeben daſs diese Bezauberung aufgelöst würde. Ich habe diese Nacht Sachen von groſser Wichtigkeit erfahren; aber frage mich nicht was es sey! Du sollst alles wissen, so bald es Zeit ist; denn ich bin deiner Dienste benöthiget: mehr kann ich jetzt nicht sagen.

Pedrillo verstand kein Wort von diesen Reden; aber das machte ihn eben desto neugieriger. Ich will auch nichts fragen, gestrenger Herr, sagte er, indem sie nach Hause gingen: Sie haben mirs verboten, und ich weiſs den Gehorsam wohl, den ich Ihnen schuldig bin; denn erstlich, so sind Sie mein Junker weil ich aus Ihrem Dorfe bin, und dann sind Sie mein Herr weil ich in Ihrem Muſs und Brot stehe; denn obgleich die gnädige Frau die Haushaltung führt, so weiſs ich doch wohl, aus wessen Beutel es geht. O das versprech' ich Ihnen, wenn ich schon einfältig aussehe, so merk' ich doch wohl, wo der Hund begraben liegt. Ich will also nicht neugierig seyn und fragen, was das für Dinge sind die ich nicht fragen darf, weil Euer Gnaden sie mir nicht sagen kann, obschon Sie wollten, wenn es Zeit wäre, daſs ich sie wüſste? Sagten Sie nicht so, lieber Herr? Aber es ist doch was seltsames, ich glaube bald ich bin selbst bezaubert! Denn sonst verstand ich alles was Euer Gnaden sagte; aber seitdem ich diesen Telesman angerührt habe, ist mir nicht anders als ob Sie Kalkutisch redeten. Ich will gleich des Todes seyn, wenn ich von allem, was wir da mit einander gesprochen haben, ein Wort verstehe. Ich habe schon oft gehört, viel Wissen macht Kopfweh; aber wenn einer wüſste, wo Euer Gnaden diese Nacht gewesen wäre, da wir Sie in der ganzen Welt suchten, so könnte einer vielleicht errathen — Mehr sag' ich nicht, Sie könnten sonst meinen ich sey so vorwitzig, und wolle Sie ausfragen, und Vorwitz ist mein Fehler nicht! Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht. Zum Exempel, wenn ich vorwitzig wäre, so hätt' ich wohl erfahren können, warum die gnädige Frau seit acht Tagen so oft in die Stadt fährt; denn unter uns, gnädiger Herr, Sie hätten mirs wohl nicht zugetraut, aber, ohne Ruhm zu melden, ich gelte was bey der Frau Beatrix! Sie hat es faustdicke hinter den Ohren, das versprech' ich Ihnen, wenn sie schon einen so groſsen Rosenkranz am Gürtel hängen hat als ein Waldbruder, und so leise daher tritt als ob sie auf Eyern gehe. Stille Wasser gründen tief, und es sind nicht alle Köche die lange Messer tragen. Kurz und gut, gnädiger Herr, ich ging gestern bey ihrem Zimmer vorbey, und wie sie sah daſs ichs war, denn die Thür war halb offen, so rief sie mir, und bat mich daſs ich ihr das Halstuch heften möchte; und da weiſs ich nicht wie es kam, aber ich sollt' es auf dem Rücken heften, und da heftete ichs vorn und konnte nie fertig werden. Sie hatte ihren Spaſs mit meiner Ungeschicklichkeit, und, Gott verzeih mirs! ich glaub' ich wäre noch dabey, wenn die gnädige Frau nicht geschellt hätte. Das erste Mahl hörten wir nichts; aber sie schellte wieder, und das so stark daſs Frau Beatrix sagte: Ich muſs gehen, Pedrillo, sonst werde ich gezankt; wenn ich gewuſst hätte daſs du so ungeschickt wärest, so hätte ich dich nicht gerufen; denn siehst du, du machst schon so lange, und jetzt muſs ichs doch selbst heften. Und da lief sie fort, gnädiger Herr, und, was ich sagen wollte — ja, da hätt' ich sie fragen können warum die gnädige Frau so oft in die Stadt fährt, und zu wem? und dieses und jenes; aber (wie ich sagte) über dem Halstuch hatt' ich alles rein vergessen. Sie sehen also, daſs ich nicht neugierig bin; denn Frau Beatrix war bey guter Laune, und ich glaube sie hätte mir alles gesagt.

In diesem Tone fuhr Pedrillo den ganzen Weg lang fort, ohne daſs Don Sylvio Acht auf sein Geschwätz gab, so sehr war er in Gedanken vertieft. Allein so bald sie zu Hause waren, erinnerte ihn sein Magen daſs er seit gestern Mittags gefastet hätte; denn (wie wir schon bemerkt haben) die Bezauberung erstreckte sich bey ihm niemahls bis auf den Magen. Er ließs sich also einen Eyerkuchen und ein gebacknes Huhn zum Frühstücke machen, und aſs mit so gutem Appetit, daſs Pedrillo wieder Muth schöpfte, und eine bessere Meinung von dem Verstande seines Herrn zu fassen anfing als er diesen Morgen gehabt hatte, da er ihn von Verwandlungen, Prinzessinnen und bezauberten Sommervögeln reden hörte.

10. Kapitel.

Worin Feen, Salamander, Prinzessinnen und grüne Zwerge auftreten.

So bald die gröſste Hitze vorbey war, begab sich Don Sylvio mit seinem getreuen Pedrillo in den Garten, setzte sich an dem schattenreichsten Ort desselben unter eine Laube von Schasmin; und nachdem er ihm ernstlich untersagt hatte ihn in seiner Rede zu unterbrechen, wie es so ziemlich seine Gewohnheit war, so erzählte er ihm umständlich alles, was ihm, von dem Abenteuer mit dem Laubfrosch an bis auf den Augenblick da Pedrillo ihn in der Grotte schlafend gefunden hatte, begegnet war.

Wir übergehen dasjenige, was unsern Lesern schon bekannt ist, und fangen seine Erzählung da an, wo die unsrige still gestanden; nehmlich bey seiner Entfernung, welche seine Hausgenossen in so groſse Unruhe gesetzt hatte.

So bald meine Tante abgereist war, fuhr Don Sylvio fort, ging ich wieder in den

Wald, um den Ort zu suchen, wo der blaue Sommervogel verschwunden war, und mir an seiner Statt dieses Bildniſs hinterlassen hatte, wovon nunmehr das Glück oder Unglück meines Lebens abhängt. Ich nahm den kleinen Tintin mit mir, weil ich hoffte, daſs er den Weg, den wir mit einander gegangen, durch seinen Instinkt leichter wieder ausspüren würde, als ich mich dessen erinnern könnte. Ich betrog mich nicht; ich erkannte den Ort; und nachdem ich ihn aufs sorgfältigste durchsucht hatte, in der Hoffnung vielleicht etwas zu finden, das mir einiges Licht geben könnte, wem das Bildniſs gehöre, fing ich an allenthalben umher zu laufen, ob ich den blauen Sommervogel wieder entdecken möchte, den ich, nach dem was mir begegnet war, für keinen gewöhnlichen Schmetterling halten konnte. Wenn es, dachte ich, eine Fee ist, wie ich zu glauben Ursache habe, so läſst sie sich vielleicht durch die Unruhe, worin sie mich sieht, bewegen, mir wieder sichtbar zu werden, und mir die Nachrichten zu geben, ohne welche ich nicht länger leben kann.

Ich suchte also den ganzen Wald aus; ich fand Sommervögel genug, aber der blaue war nirgends auszuspüren. Die Nacht nahm überhand; Tintin war so müde daſs er nicht mehr laufen konnte. Ich war es nicht weniger als er, und da ich diese Grotte, wo du mich gefunden hast, gewahr wurde, so beschloſs ich die Nacht da zuzubringen. Ich machte mir ein Lager, und Tintin schlief neben mir ein, während daſs ich den Gedanken nachhing, die meine Umstände mit sich brachten. Der Mond schien so anmuthig, daſs er mich zu einem Spaziergang unter den Bäumen, die vor der Grotte standen, einzuladen schien.

Ich war nicht lange auf und nieder gegangen, so sah ich einen plötzlichen Glanz, der die Bäume und Gesträuche weit umher vergüldete. Ich stutzte auf, und erblickte eine feurige Kugel in der Luft, die weit höher als der Mond zu schweben schien, und sich langsam gegen den Ort, wo ich stand, herab senkte. Du kannst dir nicht vorstellen, Pedrillo, wie groſs die Freude war, die ich über diesen Anblick empfand.

Die Freude? unterbrach ihn **Pedrillo**: nun wahrhaftig, gestrenger Herr, Sie sind doch nicht wie andre Leute gemacht; ich würde über ein solches Wunderzeichen gleich zu Tod erschrocken seyn, und Sie konnten Sich gar **freuen**?

Sagte ich dir nicht, daſs ich keine Zwischenreden haben wollte? versetzte Don

Sylvio. Wenn ich mich freute, so hatte ich eine sehr gute Ursache dazu; denn ich wuſste wohl, daſs es die Ankunft einer Fee bedeutete, und mein Herz weissagte mir, es werde diejenige seyn, die ich suchte. Meine Erwartung betrog mich nicht. Die feurige Kugel, die im Annähern immer gröſser wurde, zersprang nah über mir mit einem groſsen Knall, und an ihrer Statt sah ich eine wunderschöne Dame auf einem Wagen von Karfunkeln, der von zwey feuerfarbnen geflügelten Schlangen gezogen wurde. Um sie her flatterten auf einer kleinen silbernen Wolke eine Menge Salamander 20) in Gestalt kleiner geflügelter Knaben von überirdischer Schönheit. Ihre Haare schienen gekräuselte Sonnenstrahlen, ihre Flügel Feuerflammen, ihr Leib weiſser als der Schnee im Sonnenschein, und die Farben der Morgenröthe schimmerten um ihre Stirn und auf ihren Wangen. Dem ungeachtet wurden sie alle von dem Glanze der Fee verdunkelt, welcher so blendend war daſs mir das Gesicht davon vergangen wäre, wenn sie die Vorsicht nicht gebraucht hätte, mich mit ihrem Stabe zu berühren.

Don Sylvio, sagte sie zu mir, ich bin die Fee Radiante, der du neulich in der Gestalt eines kleinen Frosches ein Leben gerettet hast, von welchem, so verächtlich es schien, dasjenige abhing worin du mich jetzt siehest. Du weiſst, daſs wir alle hundert Jahre acht Tage lang die Gestalt irgend eines Vogels oder Thieres annehmen müssen, und daſs wir in dieser Zeit den Gebrauch aller unsrer Macht verlieren, und allen Zufällen ausgesetzt sind, denen die thierische Natur unterworfen ist. Die acht Tage, in welchen ich genöthiget war ein Laubfrosch zu seyn, waren bis auf etliche Stunden verstrichen: als das Vergnügen, mich bald wieder in meiner eigenen Gestalt zu sehen, mich so unvorsichtig machte meinen Graben zu verlassen, und mich der Gefahr auszusetzen, die mir ohne deine groſsmüthige Hülfe verderblich gewesen wäre. Der Schrecken, den ich in dem Schnabel des Storchs ausgestanden, hielt mich ab, dir sogleich für meine Errettung zu danken; und da ich in wenigen Stunden meine eigene Gestalt wieder erlangt hatte, nöthigten mich die Salamander, deren Königin ich bin, meine ersten Augenblicke ihren Angelegenheiten zu schenken. Allein so bald ich wieder Zeit hatte an die meinigen zu denken, erinnerte ich mich, wie viel ich dir schuldig sey, und dachte auf Mittel, dir meine Dankbarkeit zu beweisen. Meine Bücher, die ich zu Rathe zog, belehrten mich, daſs du vom Schicksal bestimmt seyest eine gewisse Prinzessin zu lieben; aber daſs deinem Glücke Schwierigkeiten entgegen standen, die du ohne einen mächtigen Beystand schwerlich zu besiegen vermögend seyn würdest. Ich komme nun dir diesen Beystand anzubieten. Deine Geliebte wird von der Fee Fanferlüsch verfolgt, weil sie sich nicht überwinden konnte, einen gewissen Zwerg zu heirathen, der ein Neffe dieser Fee ist, und wegen seiner grünen Farbe der grüne Zwerg, oder auch, weil er gemeiniglich auf einer Bremse zu reiten pflegt, der Bremsenreiter genannt wird. Weil die Prinzessin unbeweglich blieb, so ist sie vor kurzem von dieser grausamen Fee in einen blauen Schmetterling mit purpurfarbnem Saum verwandelt worden, mit der Bedingung, daſs diese Bezauberung nicht eher aufhören solle, bis sie in diesem Zustand einen geliebten Liebhaber gefunden hätte, der ihr den Kopf und die Flügel abreisen würde. Unglücklicher Don Sylvio! der blaue Sommervogel, den du diesen Morgen fingest, war deine Prinzessin! Sie sah dich im Walde, und liebte dich so bald sie dich sah; sie floh nur vor dir, weil sie sehen wollte ob du ihr nachgehen würdest; und sie lieſs sich willig fangen, so bald sie versichert war, daſs sie dir, selbst in Gestalt eines Sommervogels, nicht gleichgültig sey. Als sie sich in deiner Hand sah, bemühte sie sich dir zu sagen, wie angenehm ihr die Gefangenschaft sey;

aber die grausame Fanferlüsch hatte ihr auch die Sprache geraubt, und sie konnte nichts hervor bringen als einen Seufzer, den du unglücklicher Weise für ein Zeichen hieltest, daſs sie den Verlust ihrer Freyheit beklage. Dein mitleidiges Herz bewog dich sie wieder fliegen zu lassen; sie flatterte traurig fort, würde aber vermuthlich bald wieder zurück gekehrt seyn, wenn sie nicht in eben demselben Augenblicke den grünen Zwerg wahrgenommen hätte, der auf seiner Bremse angeritten kam, und die Zähne so abscheulich gegen sie blökte, daſs sie sich vor Angst zehen tausend Flügel wünschte, um desto schneller entfliehen zu können. Zu ihrem Glücke war ich eben im Begriffe dich aufzusuchen; ich sah die Gefahr, worin die arme Prinzessin schwebte, und eilte ihr zu Hülfe, nachdem ich einem meiner Salamander befohlen hatte, das Bildniſs der Prinzessin in deinen Weg zu legen. Ich setzte dem grünen Zwerge nach, welcher, zu schwach sich mit mir in einen Kampf einzulassen, alle mögliche Gestalten annahm um mir zu entwischen. Endlich verwandelte er sich in eine kleine Wolke: allein ich ward es sogleich gewahr, und drückte ihn zwischen meinen Händen so fest zusammen, daſs er in Tropfen zerfloſs. Die Leute, die unten im Feld arbeiteten, sahen daſs es Blut regnete, und hielten es für eine böse Vorbedeutung. Der grüne Zwerg befand sich so übel in dieser Presse, daſs er in seine eigene Gestalt zurück trat: allein er behielt sie nicht lange. Ich verwandelte ihn in einen elfenbeinernen Zahnstocher, mit der Bedingung, daſs er seine natürliche Gestalt nicht eher wieder bekommen sollte, bis er gedient hätte, den hintersten Stockzahn eines achtzigjährigen Mädchens auszustochern, die noch eine unbefleckte Jungfer wäre.

Beym Element, unterbrach ihn Pedrillo, ich bin der Fee Radamante ihr gehorsamer Diener; aber sie denkt nicht was sie thut. Auf diese Art wird der arme grüne Zwerg ewig ein Zahnstocher bleiben; denn sehen Sie, Herr Don Sylvio, ich will nicht Pedrillo heiſsen, wenn in der alten und in der neuen Welt eine achtzigjährige Jungfer zu finden ist, die noch Zähne auszustochern hat, oder ein achtzigjähriges Mädchen mit Zähnen, die noch eine Jungfer ist.

Dafür laſs den grünen Zwerg sorgen, versetzte Don Sylvio: wenigstens wird er lange genug suchen müssen, daſs ich nichts von ihm zu besorgen habe. Aber sagte ich dir nicht schon zweymahl daſs ich nicht unterbrochen seyn will? Wenn wir gute Freunde bleiben sollen, Herr Pedrillo, so laſs michs nicht zum dritten Mahl sagen.

Gut, gestrenger Herr, erwiederte Pedrillo, fahren Sie nur fort, und erzürnen Sich nicht; ich will so still seyn wie eine Maus. Sie wissen ich bin kein Plauderer; aber weil Sie von dem Zahnstocher und von der achtzigjährigen Jungfer —

Zum Henker, rief Don Sylvio, du verfluchtes Plaudermaul! du fängst ja wieder von vorn an —

Nein, Herr, sagte Pedrillo, ich wollte nur sagen, daſs ich kein Wort mehr sagen will, und daſs ich auch dieſsmahl nichts gesagt hätte, wenn nicht der Zahnstocher —

Ich wollte, schrie Don Sylvio, daſs du selbst ein Zahnstocher wärest! So höre doch und schweige, oder das soll das letzte Wort seyn, das du jemahls von mir gehört hast.

Diese Drohung erschreckte den Pedrillo, der seinen jungen Herrn überaus lieb hatte; er legte die Hand auf den Mund, zum Zeichen daſs er nichts mehr sagen wolle, und Don Sylvio fuhr fort:

Die Fee hielt ein wenig inne, nachdem sie ihre Erzählung geendiget hatte, und ich ergriff diesen Augenblick mich ihr zu Füſsen zu werfen, und ihr meine Dankbarkeit in den lebhaftesten Ausdrücken zu bezeigen.

Mächtige Fee, setzte ich hinzu, Sie haben so viel für mich gethan, vollenden Sie Ihr Werk! Haben Sie dem grünen Zwerg die Gestalt eines Zahnstochers geben können, was für Mühe wird es Ihnen kosten, meiner geliebten Prinzessin ihre eigene wieder zu geben?

Es ist nicht in meiner Macht, erwiederte die Fee, einen Zauberknoten aufzulösen, den eine meiner Mitschwestern geknüpft hat. Dieses Abenteuer ist für dich aufgehoben. Versäume keine Zeit, Don Sylvio. Nimm deinen getreuen Pedrillo und den kleinen Tintin mit, und suche den blauen Sommervogel so lange bis du ihn findest. Ich besorge sehr, daſs die boshafte Fanferlüsch ihren Neffen an der Prinzessin und an dir selbst zu rächen suchen werde; aber laſs dich durch keine Schwierigkeiten abschrecken, und sey versichert, daſs du meinen Beystand, wo er nöthig seyn wird, nie vergeblich anrufen sollst.

Mit diesen Worten verschwand die Fee, der Wagen und die Salamander. Ich befand mich so abgemattet, daſs ich in einen tiefen Schlaf fiel; und ich schliefe vielleicht noch, wenn du mich nicht aufgeweckt hättest.

Du hast nun gehört, Pedrillo, was mir die Fee befohlen hat. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Wir müssen uns auf den Weg machen, meine geliebte Prinzessin zu suchen, und ich hoffe daſs du dich nicht weigern wirst mich zu begleiten.

---

11. Kapitel.

Ein Geſpräch zwiſchen Pedrillo und ſeinem Herrn. Zurüſtungen zu der beſchloſſenen Wanderſchaft.

Pedrillo hatte ſeinem Herrn mit groſsem Vergnügen zugehört, indem er die Geſchichte von der Fee und von der Prinzeſſin und vom grünen Zwerg erzählte; denn er war ein ungemeiner Liebhaber von Mährchen und Wundergeſchichten. Allein da er hörte, daſs Don Sylvio Ernſt daraus machte, und daſs es darum zu thun ſey in der Welt herum zu ziehen, um einen blauen Sommervogel aufzuſuchen, ſo wollte ihm die Sache nicht recht einleuchten. Er kratzte hinter den Ohren, zuckte die Achſeln, und ſagte endlich nach einigem Zaudern:

Bey meinem Leben, Herr Don Sylvio, ich weiſs nicht was ich ſagen ſoll; aber mir däucht, daſs Sie das alles eben ſo gut hätten träumen können als etwas andres; und wenn ich nicht wüſste, daſs Euer Gnaden das ehrlichste Gemüth auf der Welt sind, so möchte einer, Gott verzeih' mirs, fast denken —

Wie? fiel ihm Don Sylvio ein, zweifelst du etwann an der Wahrheit meiner Erzählung?

Nein wahrhaftig, versetzte Pedrillo, daran zweifle ich im geringsten nicht; aber die feu'rige Kugel, und der Frosch der eine Fee ist, und der grüne Zwerg, der sich in die Prinzessin verliebte, und der Sommervogel, den Sie heirathen und in eine schöne Prinzessin verwandeln sollen, und der Zahnstocher — Wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, gestrenger Herr, (aber Sie müssen mirs nicht übel nehmen) sehn Sie, so glaub' ich daſs Ihnen das alles nur im Traume so vorgekommen ist. Man träumt oft gar wunderliche Dinge; zum Exempel, mir träumte letzthin —

Wahrhaftig, rief **Don Sylvio**, dem die Geduld ausging, ich habe jetzt nichts zu thun als deine Träume anzuhören. Sage mir, du unvernünftiges Thier, wenn es ein Traum gewesen ist, daſs ich die Fee Radiante gesehen habe, und daſs sie mir gesagt hat was ich thun soll, um meine unvergleichliche Prinzessin zu finden; ist es auch ein Traum, daſs ich ihr Bildniſs an meinem Halse trage?

Mit diesen Worten nahm er das Kleinod, drückte die Feder, und zeigte dem Pedrillo das kleine Bildniſs, welches unter dem groſsen Türkis verborgen lag.

Pedrillo machte ein Paar mächtig groſse Augen auf, indem er das Bild eines Frauenzimmers sah, das, wie ihn däuchte, tausendmahl schöner war als die Frau Beatrix selbst.

O bey Sankt Velten, rief er, nun sag' ich kein Wort mehr! So ist das die Prinzessin, die Ihnen die Fee Radikante versprochen hat, und die in einen blauen Schmetterling verwandelt ist? Nun muſs ichs freylich wohl glauben, daſs alles die Wahrheit ist was Sie mir erzählt haben; wahrhaftig, wenn ich sie nicht mit meinen eignen Augen sähe, ich hätt' es nicht geglaubt! Das ist wunderbar! Aber von wem könnten Sies auch sonst haben als von einer Fee? Denn ich wollte meinen Kopf wetten, daſs der kleinste dieser Steine wohl zehen Bauernhöfe werth ist. Aber ich habe oft gelesen, daſs solche Dinge den Feen keinen Häller kosten; bey ihnen sind die Diamanten so gemein wie die Gassensteine, und ich bin versichert, die Frau Rademante hat gröſsere Edelsteine auf ihren Schuhen als die Königin, welche Gott erhalten wolle! an ihrem Halsbande. Beym Element, solche Sachen findt man nicht im Schlaf! Euer Gnaden muſs also wohl gewacht haben; und haben Sie gewacht, so haben Sies nicht träumen können wie ich sagte, und so muſs es ja wohl wahr seyn daſs die Prinzessin ein Sommervogel ist. Lassen Sie mich doch noch einmahl sehen! — Meiner Treu, das ist doch recht hübsch! Wie freundlich sie einen ansieht! Wenn einer nicht wüſste daſs es nur gemahlt wäre, so meinte man es werde gleich den Mund aufthun und reden. Der Henker hohle die verfluchten Unholden, die so unbarmherzig seyn konnten, ein so hübsches kleines Gesichtchen in ein Ungeziefer zu verwandeln! Wahrhaftig, Herr Bremsenreiter, solche schöne Prinzessinnen macht man nur für deines gleichen! Daſs dich die Pest! du Mistfinke du! Meinst du, weil sie so klein ist daſs ein Mückenflügel ihr ganzes Gesichtchen verdecken könnte, so sey sie nur gleich für einen krummbeinigen, buckligen, grünen Laubkäfer gewachsen, wie Du bist?

Dummer Junge, fiel ihm Don Sylvio ein: ich glaube du bildest dir gar ein, die Prinzessin sey nicht gröſser als sie in diesem Bildniſs ist? Sie ist hier nur so klein gemahlt, weil es die Kleinheit des Raums nicht anders zulieſs: aber das verhindert nicht, daſs sie nicht zum wenigsten so groſs sey als Diana, oder die schöne Alie, 21) welche gewiſs nicht die Kleinste gewesen seyn muſs, da ein so groſser Riese als Moulineau sie mit Gewalt zur Frau haben wollte. Und gesetzt auch daſs sie etwas kleiner wäre, so wäre sie dadurch nur den Grazien desto ähnlicher, welche von den Poeten und Mahlern kleiner vorgestellt werden als andre Göttinnen, um die Anmuth und Lieblichkeit dadurch auszudrücken, um derentwillen sie die Ehre verdienen, die Gespielen und Aufwärterinnen der Göttin der Liebe zu seyn.

Das ist auch nicht mehr als billig, versetzte Pedrillo; denn man sagt im Sprichwort, was klein ist, das ist artig: und wenn auch gleich die Prinzessin nicht gröſser wäre als eine Pariser Puppe; so wollt' ich doch wetten, daſs sie das drolligste kleine Ding ist, das man nur an einem Sommertag sehen mag.

Pedrillo, mein Freund, fiel ihm Don Sylvio ein, wir verderben hier die Zeit mit unnützem Geschwätz, indessen meine Geliebte vielleicht in Gefahr ist —

Bey meiner Treue, Herr, unterbrach ihn der voreilige Pedrillo, das wollt' ich eben sagen! Für eine so schöne Prinzessin könnte auch nichts verdrieſslicher seyn, als daſs sie keinen Augenblick sicher ist, wenn irgend eine verfluchte Dohle oder Krähe daher kommt und sie ihren Jungen zum Futter wegschnappt! Sapperment, sie würden sie gewiſs so gut aufschnabeln, als ob sie nur ein gemeines Ungeziefer und nicht eine groſse Prinzessin wäre, wie ich nun selbst glaube daſs sie ist, seitdem ich ihr Bildniſs gesehen habe.

Was du da sagst, erwiederte Don Sylvio, macht mir keinen Kummer; ich verlasse mich darüber vollkommen auf den Schutz der Fee Radiante. Allein, wenn dieser Schutz mehr als hinlänglich ist, sie gegen alle Dohlen und Krähen der Welt sicher zu stellen, so ist er es doch nicht gegen die Nachstellungen der boshaften Fanferlüsch; denn du hast gehört, daſs die Entzauberung des blauen Sommervogels für mich allein vorbehalten ist. Was meinst du, Pedrillo? wär' es nicht am besten, wenn wir uns jetzt gleich auf den Weg machten da meine Tante nicht zu Hause ist? Wir sind hier alle bey einander, ich, du und Tintin: wir wollen gehen und die Prinzessin suchen, sie mag auch seyn wo sie will; für das übrige wird die Fee sorgen.

Sie sind auch gar zu eilfertig, gnädiger Herr, erwiederte Pedrillo: Sie denken nicht daran, daſs man auf Reisen allerhand Dinge braucht, mit denen man auf den Nothfall versehen seyn muſs —

Du weiſst nicht was du sagst, fiel ihm Don Sylvio ins Wort: wo hast du jemahls gehört oder gelesen, daſs ein Prinz oder Ritter, der unter dem Schutz der Feen in der Welt herum reist, eine solche Vorsicht gebraucht hätte? Sie haben allezeit schöne Kleider, feine Wäsche, und Geld so viel sie brauchen; sie übernachten insgemein in bezauberten Palästen, wo sie aufs beste bewirthet werden; und wenn es auch geschieht daſs sie sich in Wäldern und Einöden verirren, so steht doch, eh' sie sichs versehen, eine Tafel vor ihnen, die von unsichtbaren Händen gedeckt und mit den niedlichsten Speisen besetzt wird, und sie schlafen in anmuthigen Grotten, oder unter Lauben, die von den Nymfen gepflanzt worden, auf einem Lager von Blumen ein.

Das ist alles wohl hübsch und gut, sagte Pedrillo; aber die Wahrheit zu sagen, gnädiger Herr, ich möchte mich nicht gar zu sehr darauf verlassen. Man hat unter den Feen seine Freunde und seine Feinde, und ich habe wohl eher von Prinzen und Prinzessinnen gelesen, die auf dergleichen Reisen mit guten

Zähnen manchmahl wenig zu beiſsen gehabt haben. Vorsicht schadet nie, pflegte meine Groſsmutter zu sagen; ein Sperling in der Hand ist besser als ein Haselhuhn im Busche. Kurz, wenn ich Euer Gnaden gut zum Rathen bin, so will ich gehen, und etwas Wäsche und kalte Küche und etliche Flaschen Wein in einen Zwerchsack zusammen packen: sorgen Sie indeſs für einen guten Beutel voll Dukaten; und wenn das geschehen ist, so wollen wir uns immerhin, weil es nun einmahl so seyn muſs, auf den Weg machen, und gebe der Himmel daſs wir weder blaue noch grüne Zwerge antreffen, die uns unsre Prinzessin streitig machen!

Don Sylvio, welcher, seine Grillen ausgenommen, der beste Mensch von der Welt war, lieſs sich von Pedrillo überreden, und ging mit ihm ins Schloſs zurück, nachdem er aus Furcht, den Vorwitz seiner Leute zu erregen, das Kleinod mit dem Bildnisse der vermeinten Prinzessin in seine Tasche gesteckt hatte. Ungeachtet seines Vertrauens auf die Feen, unterlieſs er doch nicht, indeſs Pedrilo den Keller und die Speisekammer durchmusterte, etliche Ringe, die er von seinem Vater geerbt hatte, und seine ganze Barschaft zu sich zu stecken, welche sich, die Wahrheit zu gestehen, nicht über zehn oder zwölf Pistolen belief, aber in seinen Augen eine Summe war, womit er sich unter dem Schutz der mächtigen Radiante bis zu den Gegenfüſslern zu reisen getraute. Er zog sein feinstes Hemde mit Spitzen an, ein Wamms von grünem Atlaſs mit schmalen goldnen Spitzen besetzt und mit rosenfarbnem Taffet gefüttert, rosenfarbne Beinkleider und Strümpfe, und der Federbusch auf dem Hute war von eben dieser Farbe. In diesem Aufzuge, worin er es mit allen Narcissen und Hyacinthen der Dichter hätte aufnehmen können, wartete er mit Ungeduld auf seinen Reisegefährten, in der festen Entschlieſsung, sich noch vor Wiederkunft seiner Tante heimlich davon zu machen.

---

12. Kapitel.

Unmaſsgebliche Gedanken des Autors.

Wenn wir diese Geschichte ein halb Dutzend Jahrhunderte früher hätten schreiben können, so würde dieses Kapitel überflüssig gewesen seyn. Es giebt Zeiten, wo dasjenige, was man Wunderdinge nennt, so alltäglich ist, daſs die Leute nichts wunderlicher finden als eine natürliche Begebenheit. Allein in den unsrigen scheint die entgegen gesetzte Denkungsart so sehr überhand genommen zu haben, daſs wir kaum hoffen dürfen, unter allen, die diese Geschichte vielleicht lesen werden, auch nur einen einzigen zu finden, den wir bereden könnten, daſs in dem vorigen Kapitel nichts erzählt worden sey, was nicht alle Tage geschehen könne. Seit der Erfindung der Vergröſserungsgläser haben die unsichtbaren Dinge ein böses Spiel, und man braucht nur ein Geist zu seyn, um alle Mühe von der Welt zu haben, die Leute von seinem Daseyn zu überzeugen. Kurz, wir möchten sagen was wir wollten, so würde uns doch niemand glauben, daſs eine Fee

Radiante in der Welt sey, oder daſs der blaue Schmetterling wirklich eine Prinzessin, und ein Zahnstocher jemahls ein grüner Zwerg gewesen sey.

Bey solchen Umständen halten wir für das beste, wenn wir frey gestehen, daſs wir selbst von allem, was Don Sylvio seinem getreuen Pedrillo erzählt hat, eben so wenig glauben, als von den Gesichten unsrer frommen Landsmännin, der Schwester Maria von Agreda, 22) oder von den Erzählungen vom rothen Käppchen und irgend einem andern Mährchen, womit uns ehmahls unsre geliebte Amme einzuschläfern pflegte.

Dem ungeachtet nöthigt uns die Wahrhaftigkeit, deren wir uns im Laufe dieser Geschichte immer befleiſsigen werden, zu versichern, daſs Don Sylvio in seiner ganzen Erzählung nichts gesagt habe, was nicht in gewissem Sinn eben so wirklich war, als die meisten andern Geschichten aus der Geisterwelt sind.

Um dieses scheinbare Paradoxon zu begreifen, müssen wir uns erinnern, daſs es eine zweyfache Art von Wirklichkeit giebt, welche in einzelnen Fällen nicht allemahl so leicht zu unterscheiden ist, als manche Leute denken.

So wie es nehmlich, allen Egoisten zu Trotz, Dinge giebt die wirklich aufser uns sind, so giebt es andre die blofs in unserm Gehirn existieren. Die erstern sind, wenn wir gleich nicht wissen dafs sie sind; die andern sind nur, in so fern wir uns einbilden dafs sie seyen. Sie sind für sich selbst — nichts; aber sie machen auf denjenigen, der sie für wirklich hält, die nehmlichen Eindrücke, als ob sie etwas wären; und ohne dafs die Menschen sich defswegen weniger dünken, sind sie die Triebfedern der meisten Handlungen des menschlichen Geschlechts, die Quelle unsrer Glückseligkeit und unsers Elends, unsrer schändlichsten Laster und unsrer glänzendsten Tugenden.

Welche Fee oder welcher Zauberpalast ist schimärischer als dieser Nachruhm, von dem doch die gröfsten Männer gestanden haben, dafs er der Endzweck ihrer schönsten Unternehmungen gewesen sey? Alexander, der den fabelhaften Zug des Bacchus nach Indien realisierte, und sich in tausend freywillige Gefahren stürzte, damit die Bürger von Athen (wie er selbst sagte) eine gute Meinung von ihm bekämen, zog einer eben so unwesentlichen Schimäre nach, als Don Sylvio, da er auszog, um den blauen Schmetterling zu entzaubern. In den Augen eines kalten Zuschauers der menschlichen Handlungen ist der erste ein so groſser Thor als der andere; und dieser hat wenigstens den Vorzug, daſs seine Schimäre keinen Schaden that, da die Schimäre des Eroberers von Asien eine halbe Welt erschütterte.

Wir werden also (um von diesem kleinen Seitenwege sogleich wieder einzulenken und zur Hauptsache zu kommen) bey der Erzählung unsers jungen Ritters einen Unterschied machen müssen zwischen demjenigen, was ihm wirklich begegnet war, und zwischen dem, was seine Einbildungskraft hinzu gethan hatte. Wir haben ihn, wie man sich noch erinnern wird, nach dem Abenteuer mit dem Schmetterling und dem Bildniſs, in einem Zustande verlassen, worin seine Fantasie auf einen auſserordentlichen Grad erhöht war. Die Lebhaftigkeit der Bilder, die sich ihm darstellten, nahm mit der Nacht desto mehr zu, je weniger sie von äuſsern Empfindungen geschwächt wurde; es brauchte nur noch Einen Grad, um sie zu einer Art von Empfindung zu machen. In einer solchen Verfassung wurde er eine feurige Kugel gewahr, die in der Luft daher schwebte, und nach einer Weile nicht weit von ihm zersprang. Diese nicht ungewöhnliche Lufterscheinung, die ein Naturforscher mit beobachtenden Augen angesehen hätte, vollendete die Bezauberung eines Don Sylvio. Er erinnerte sich, in seinen Mährchen öfters solche flammende Kugeln gefunden zu haben, aus denen allemahl eine Fee auf einem diamantenen Wagen, von sechs Schwanen oder vier und zwanzig Hämmeln mit goldnem Vlieſse gezogen, hervor kam. Nach seiner Weise war also diese natürliche Erscheinung der Anfang einer übernatürlichen; und mehr brauchte es nicht, um die Fantasiebilder, die schon geformt und zur Geburt zeitig in seinem Kopfe lagen, in eine Reihe von vermeinten Empfindungen zu verwandeln, die von einem Traume nur darin unterschieden waren, daſs er dabey wachte, und durch ihren Zusammenhang mit seinen vorher gehenden und nachfolgenden Vorstellungen desto stärker verführt wurde, sie für wirklich zu halten.

Dieses ist, wenigstens nach unsrer geringen Meinung, die wahrscheinlichste Erklärung, die man von dergleichen Visionen geben kann. Indessen sind wir weit entfernt sie jemanden aufdringen zu wollen. Don Sylvio befand sich allein, da ihm die Fee Radiante erschienen seyn soll; und man kann allen Zweiflern, Materialisten, Deisten und Pantheisten kühnlich Trotz bieten, jemahls zu erweisen, daſs die Fee Radiante oder ihre Erscheinung etwas schlechterdings unmögliches sey. Wir können also unsre Erklärung für mehr nicht geben als für eine bloſse Vermuthung: und wenn die Liebhaber des Wunderbaren geneigter seyn sollten, hierüber dem Don Sylvio selbst zu glauben, welcher unstreitig ein Augenzeuge und auſser allem Verdacht eines vorsetzlichen Betrugs ist; so haben wir nicht das geringste dagegen einzuwenden.

Anmerkungen.

1) S. 3. Es bedarf wohl kaum der Anmerkung, daſs unter dem Sukcessionskriege derjenige verstanden wird, der nach dem zu Ende des Jahres 1700 erfolgten Ableben Karls II. Königs von Spanien wegen der Thronfolge in dieser Monarchie und den davon abhangenden Staaten zwischen den Häusern Österreich und Bourbon und ihren Alliierten geführt wurde, und sich mit den berühmten Friedensschlüssen von Utrecht (1713-15) von Baden (1714) und endlich von Wien (1724) endigte.

2) S. 4. Von dieser Wundergabe, die Keuschheit und Enthaltung andern durch den bloſsen Anblick mitzutheilen, deren sich unter andern auch die berüchtigte Antoinette Bourignon rühmte, spricht *Bayle* im *Dictionaire Hist. et Crit. Tom. I.* unter dem Artikel Bourignon, in der Anmerkung *B.* Diese Gabe wird die übergehende oder durchdringende Jungfräulichkeit (*virginitas transitiva s. penetrativa*) und von dem Ehrwürd. Vater Peter Granfeld, Karthäuserordens, (in seinen *Elu-*

cidat. sacris super V. Libr. de Imaginibus veterum Eremitarum p. 645) mit einem sehr nachdrucksvollen Kunstworte die Infrigidazion genannt.

3) S. 7. Nahmen zweyer uralter Könige in Spanien, wovon der erste die Kunst den Bienen ihren Honig zu stehlen erfunden haben soll.

4) S. 9. Ritterbücher und heroische Romane aus dem vorigen Jahrhundert, wovon besonders die beiden letztern (Klelia und Cyrus) unstreitig mit unendliche Mahl mehr Nutzen gelesen würden, (wenn es noch Mode wäre sie zu lesen) als ein groſser Theil der modernen *Romans du Jour*, welche den Geschmack und die Sitten unsrer Zeit verderben helfen.

5) S. 18. Novellen werden vorzüglich eine Art von Erzählungen genannt, welche sich von den groſsen Romanen durch die Simplicität des Plans und den kleinen Umfang der Fabel unterscheiden, oder sich zu denselben verhalten wie die kleinen Schauspiele zu der groſsen Tragödie und Komödie. Die Spanier und Italiäner haben deren eine unendliche Menge. Von jenen sind die Novellen des Cervantes durch die Französische und durch mehrere Deutsche Übersetzungen bekannt. Sie sind ihres Verfassers nicht unwürdig. Von den Italiänischen hat man uns zu Venedig 1754 einen Auszug unter dem Titel, *Il Novelliere Italiano*, in vier

Oktavbänden geliefert, der nicht weniger als 177 Novellen von mehr als acht und zwanzig verschiedenen Verfassern enthält. Die meisten sind Nachahmer des durch sein *Decamerone* so berühmten Boccaccio. Auch die Franzosen haben, seitdem die Damen Gomez und Ville-Dieu diese Art von kleinen Romanen beliebt gemacht haben, eine Menge Werkchen dieser Art aufzuweisen, wovon die besten in der *Bibliotheque de Campagne* zu finden sind.

6) S. 21. Diese Zeiten fingen sich mit Raymund Lullus an, und dauerten durch die andre Hälfte des funfzehnten und durch das ganze sechzehnte Jahrhundert, wo nicht nur schwärmerische Köpfe, wie Pikus von Mirandola, Paracelsus, Jordan Brunus, Kardanus und ihres gleichen, sondern auch weisere Männer, wie Marsilius Ficinus, Reuchlin, Franz Patricio (der Herausgeber der angeblichen Werke des Hermes Trismegistus und Zoroaster) und andere, in einem seltsamen Gemische von Ägyptischen Räthseln, morgenländischen Bildern, und Griechischen Fabeln die tiefsten Geheimnisse der Geister- und Körperwelt zu entdecken vermeinten. Zu untersuchen, ob unter den Träumen dieser Männer und der ältern filosofischen Schwärmer, nach welchen sie sich bildeten, nicht viel — und vielleicht mehr — Wahres sey als in der Modefilosofie unsrer Zeiten, ist keine Sache für diesen Ort. Genug, daſs der ernsthafte Ton, worin Don Sylvio die Begriffe und Grundsätze,

welche seinen Einbildungen zur Grundlage dienten, von sehr ernsthaften Männern in sehr ernsthaften Büchern behauptet fand, begreiflicher machen hilft, wie er, mit der Anlage, die ihm der Verfasser gegeben, und in den Umständen, worein er ihn gesetzt hat, auf Schwärmereyen habe verfallen können, welche, so ungereimt sie uns vorkommen, ihm ganz natürlich und vernünftig scheinen muſsten.

7) S. 21. Die in ein Äffchen verwandelte Prinzessin Babiole hatte von dem Könige Magot, der sie zur Ehe verlangte, unter andern eine Olive und eine Haselnuſs, welche beide talismanisch waren, zum Geschenk bekommen. Als endlich auf der Flucht, wozu sie die Furcht vor einer ihren Neigungen so wenig angemessenen Heirath trieb, die Noth sie zwang, die Olive anzubeiſsen, bekam sie durch das Öhl derselben ihre eigene Gestalt wieder; und wie sie die Nuſs aufknackte, purzelte eine Menge von kleinen Baumeistern, Zimmerleuten, Maurern, Tischlern, Tapezierern, Mahlern, Bildhauern, Gärtnern u. s. w. heraus, welche ihr in wenig Augenblicken einen prächtigen Palast mit den schönsten Gärten von der Welt aufbauten. Allenthalben schimmerte Gold und Azur. Man trug eine herrliche Mahlzeit auf; sechzig Prinzessinnen, schöner geputzt als Königinnen, von ihren Kavalieren geführt, und mit einem Gefolge von ihren Edelknaben, empfingen die schöne Babiole mit groſsen Komplimenten und führten sie in den Speisesahl. Nach der Tafel brachten ihr ihre

Schatzmeister funfzehn tausend Kisten voll Gold und Diamanten, wovon sie die Werkleute und Künstler, die ihr einen so schönen Palast gebauet hatten, bezahlte, unter der Bedingung, daſs sie ihr geschwind eine Stadt bauen, und sich darin häuslich niederlassen sollten. Dieſs geschah auch alsofort, und die Stadt wurde in drey Viertelstunden fertig, ungeachtet sie fünfmahl gröſser als Rom war. — Dieſs waren nun ziemlich viel Wunderdinge aus einer kleinen Haselnuſs, sagt die selbst wundervolle Dame D'Aulnois, die Erfinderin dieses bewundernswürdigen Mährchens.

8) S. 22. Es giebt bekannter Maſsen zweyerley Arten von Feen, gute und böse. Ordentlicher Weise sind jene die schönsten Damen von der Welt, und diese die häſslichsten Miſsgeburten, die man sich vorstellen kann. Von den letzten ist Karabosse eine der ausgezeichnetsten. In dem Mährchen *La Princesse Printanniere* wird sie als ein häſsliches Thier geschildert, mit krummen Beinen, einem groſsen Höcker, schielenden Augen, einer kohlschwarzen Haut, und zu einem sehr kurzen dicken Leib mit einem so groſsen Kopfe, daſs ihre Knie am Kinn anstieſsen. Sie kam in einem von zwey häſslichen kleinen Zwergen geschobenen Schubkarren an, um sich der Königin Mutter der Prinzessin Printanniere zur Säugamme anzutragen; und alle Thorheiten, welche diese gute Prinzessin in der Folge beging, mit allen daher entspringenden Unfällen, waren Wirkungen

der abschlägigen Antwort, die man einer so liebenswürdigen Amme gegeben hatte.

9) S. 26. S. das Mährchen *Jeune et Belle* in den *Nouveaux Contes des Fées par Mad. de M** p.* 334.

10) S. 27. Nahme einer der vornehmsten Mitschwestern der Fee Karabosse. Fanferlüsch ist zwar nicht völlig so häſslich und so schlimm als Karabosse, aber doch boshaft genug, um ihre Freude daran zu haben, wenn sie den Leuten mit einer ehrlichen gutherzigen Miene einen schlimmen Streich spielen kann. Die edle Geschichtschreiberin der Feen beschreibt sie als eine kleine Frau, einer Hand hoch; sie trug ein Kleid von Schmetterlingsflügeln, ein Paar Stiefeln von Nuſsschalen und einen Kranz von Dornblüthe, und ritt auf drey Binsen durchs Kamin herab dreymahl im Zimmer herum, als sie der Königin erschien, welche keine Kinder hatte, und die Fee Fanferlüsch beschuldigte, daſs sie ihr's angewünscht habe. Zum Beweis, daſs Sie mir Unrecht thun, sagt die Fee, kündig' ich Ihnen an, daſs Sie in Jahresfrist eine Tochter haben sollen; aber ich besorge, sie wird Ihnen so viel Thränen kosten, daſs Sie lieber keine Tochter haben wollten. Über diese Ankündigung betrübt sich die Königin, wie billig, sehr, und bittet die Fee flehentlich, Mitleiden mit ihr zu haben. Das Schicksal ist mächtiger als ich, versetzt Fanferlüsch: alles was ich für Sie thun kann, ist, Ihnen

diesen Kranz von Dornblüthe zu geben; binden Sie ihn der kleinen Prinzessin um den Kopf, so bald sie geboren seyn wird; sie wird dadurch vor vielen Unfällen verwahret werden. Hiermit gab sie der Königin den Kranz, und verschwand wie ein Blitz. So bald die Prinzessin, ein wunderschönes Kind, geboren war, hatte man nichts angelegeners als ihr eilends den Kranz der Fee Fanferlüsch anzuheften; aber kaum war es geschehen, so verwandelte sich die kleine Prinzessin in das schönste Affchen, das je gesehen worden war.

11) S. 30. Der wohlthätige Frosch, der in einem Mährchen dieses Nahmens das Wunderbare zu besorgen hat, ist eine Art von Fee unter den Fröschen. Die ganze Zauberkunst dieser seltsamen Fee besteht in einer kleinen Rosenhaube (*petit chaperon de roses*) womit sie koeffiert zu seyn pflegt.

12) S. 31. Drey übel berüchtigte Feen. Magotine spielt ihre Rolle im grünen Serpentin; Ragotte die ihrige im König Hammel; und wem ist die zärtliche Konkombre aus dem witzigen und leichtfertigen *Ecumoire* unbekannt?

13) S. 35. Die Stelle, auf welche hier gezielt wird, scheint eine Nachahmung Lucians zu seyn, der uns im zweyten Theile der Wahren Ge-

schichte eine ähnliche Abschilderung von dem Überflusse macht, worin die Bewohner Elysiums oder der glückseligen Inseln leben. „Dort herrscht ein ewiger Frühling, (sagt er) die Weinreben tragen des Jahres zwölfmahl reife Trauben, und alle übrigen Obstbäume dreyzehnmahl. Aus den Kornähren wachsen statt des Waitzens wirkliche Brote, wie die Schwämme, hervor; Quellen von Wein, Milch, Honig und wohl riechende Salben ergieſsen sich in Menge durch die Auen und Haine; der Ort, wo die Seligen Tafel halten, ist die angenehmste Wiese, von hohen Bäumen umgeben, unter deren Schatten sie sich auf Blumen lagern. Die Winde tragen die Speisen auf, und bedienen einen jeden nach Belieben; nur den Wein schenken sie nicht ein. Denn rings umher stehen groſse Bäume vom feinsten Glase, auf welchen statt der Früchte alle Arten von Bechern und Trinkgeschirren von allerley Gestalt und Gröſse wachsen. Ein jeder, der zu Tische geht, bricht sich eines oder zwey davon ab, und stellt sie vor sich hin; diese füllen sich sogleich und so oft er will von selbst mit Wein. Indessen daſs die Seligen essen und trinken, thauen Balsamwolken eine Art von feinem Staubregen auf sie herab; und damit ihnen sogar die Mühe sich mit Blumen zu bekränzen erspart werde, pflücken die Singvögel, die zur Tafelmusik bestellt sind, mit ihren Schnäbeln die schönsten Blumen auf den nahen Wiesen, und lassen sie, so dicht wie Schnee, auf ihre Köpfe herab fallen.“

14) S. 36. Im goldnen Zweige der *Mad. D'Aulnois Vol. II. du Cabinet des Fées.*)

15) S. 39. Nachdem die Prinzessin Babiole eine Zeit lang in den Wolken, wohin sie von der bösen Fanferlüsch entführt worden, herum geirret hatte, stürzte sie sich endlich in einem Anfall von Verzweiflung von der schroffen Spitze einer hohen Wolke auf die Erde herab, um ihrem Leben und ihrer Qual zugleich ein Ende zu machen. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. Sie fiel in die Flasche, worin die Feen ihren Rataffia an die Sonne zu setzen pflegen; ein Fläschchen, welches gröſser und geräumiger ist als der gröſste Thurm in der ganzen Welt. Zu gutem Glücke für die arme Prinzessin war die Flasche leer, sonst würde sie wie eine Fliege darin ertrunken seyn, sagt die sinnreiche Verfasserin dieses unnachahmlich ungereimten Mährchens. Babiole muſste eine geraume Zeit in diesem gläsernen Gefängniſs ausharren, wo sie von Luft und Thau lebte wie der Kameleon, und Tag und Nacht von sechs Riesen und sechs Drachen bewacht wurde, bis es endlich dem Prinzen ihrem Vetter und Liebhaber glückte, sie mit Hülfe einer groſsen bezauberten Fischgräte in Freyheit zu setzen.

16) S. 47. Mittagsruhe, welche man in Spanien und Italien in den Stunden, da die Sonnenhitze am gröſsten ist, zu halten pflegt.

17) S. 51. Neue Christen nennt man in Spanien die Abkömmlinge von den Spanischen Mauren und Juden, welche vor und nach den Zeiten Ferdinands des Katholischen die christliche Religion angenommen haben; alte Christen diejenigen, die von den Gothen, welche Spanien vor dem Einfall der Mauren (i. J. 714) inne hatten, abstammen oder abzustammen vorgeben. Von alten Christen geboren zu seyn, war (wenigstens um die Zeiten, da Filipp der Dritte alle seine Maurischen Unterthanen aus Spanien vertrieb) ein Vorzug, worauf ein Spanier so stolz war als auf die höchste Ehrenstufe.

18) S. 52. Pedrillo ist, bey aller seiner Belesenheit, dem Fehler unterworfen, in seinen Erzählungen oder Anspielungen, Begebenheiten, Nahmen, Örter und Zeiten ziemlich unter einander zu mengen. Hier ist, wie man leicht sieht, von Diana und Endymion die Rede.

19) S. 53. Ein Maravedi ist eine Kupfermünze, die den vier und dreyſsigsten Theil eines Reals beträgt, welcher der achte Theil eines Piasters oder Spanischen Thalers ist.

20) S. 61. Unter den vier Klassen der Elementargeister (deren wirkliches Daseyn, nach dem weisen Paracelsus, etwas ausgemachtes ist, wie es denn auch neuerlich durch die Erfahrungen des berühmten Geistersehers Schwedenborg bestätigt ist) nehmen die Salamander den obersten Platz

ein. Sie bewohnen die Sfäre des Feuers, und sind sowohl die schönsten als geistreichsten unter den elementarischen Genien, sagt der begeisterte Graf von Gabalis. *S. les Entretiens sur les Sciences secrettes par l'Abbé de Villars.*

21) S. 73. Im Hammel des Grafen Anton Hamilton.

22) S. 79. Schwester Marie von Koronel, nach dem Orte ihres Aufenthalts von Agreda genannt, hat im siebzehnten Jahrhundert viel Aufsehens durch ein Buch gemacht, zu dessen Herausgebung sie, ihrem Vorgeben nach, von Gott und der heiligen Jungfrau ausdrücklich befehliget wurde. Dieses Buch führt den Titel, Mystische Stadt Gottes, und enthält eine angebliche Geschichte des Lebens der heiligen Jungfrau, aus unmittelbaren Offenbarungen, welche diese Nonne gehabt haben will, gezogen. Die Auszüge von diesem wundervollen Buche, die man im *Journal des Savans* vom Jahre 1696 liest, scheinen die Censur, welche die Sorbonne, bey Gelegenheit einer Französischen Übersetzung desselben, darüber ergehen lieſs, und die freymüthige Erklärung unsers Autors hinlänglich zu rechtfertigen. S. *Bayle* unter dem Artikel *Marie d'Agreda.*

ZWEYTES BUCH.

1. KAPITEL.

Aufschlüsse über die Reisen der Donna Mencia nach der Stadt.

Indessen Don Sylvio zu seiner abenteuerlichen Wanderschaft Anstalt machte, war Donna Mencia beschäftiget, ihn durch ein Mittel zurück zu halten, von welchem er sich eben so wenig träumen lieſs, als sie von seiner Liebe zu einem bezauberten Schmetterling.

Wir haben bereits gemeldet, daſs sie seit einiger Zeit häufige Reisen in das benachbarte Städtchen that, um welche Don Sylvio sich zwar nicht bekümmerte, die aber in der That auf nichts anders abzielten, als ihm einen schlimmern Streich zu spielen, als er von der vereinigten Bosheit aller Fanferlüschen und Karabossen der ganzen Welt nur immer hätte erwarten können.

Man erinnert sich vielleicht noch, daſs Donna Mencia, ungeachtet ihrer auſserordentlichen Sprödigkeit, in ihrer ersten Jugend keine gänzliche Feindin der Liebe gewesen war; und wenn wir die Wahrheit unverblümt sagen sollen, so ist vielleicht niemahls ein Frauenzimmer gewesen, dem die Tugend, wozu die Unbarmherzigkeit der Mannsleute sie verurtheilte, beschwerlicher gefallen wäre. Man will sogar wissen, daſs, seitdem sie sich aus der groſsen Welt in eine Einsamkeit zurück gezogen, welche der erzwungenen Sprödigkeit nicht sehr günstig zu seyn pflegt, ihre Bedürfnisse mehr als Einmahl so dringend geworden, daſs sie (wenn wir es anders ohne Beleidigung des Geschlechts, zu dem sie gehörte, sagen können) sogar einem gewissen Bedienten des Hauses Aufmunterungen gegeben, die vielleicht nicht ohne Erfolg geblieben wären, wenn die Reitzungen der jungen Maritorne diesen plumpen Liebhaber nicht gegen alle Vorzüge eines hochadelichen Gerippes unempfindlich gemacht hätten.

So wahrscheinlich auch diese Anekdote durch den Karakter der Donna Mencia, durch die schlimme Meinung, in welche sich die so genannten Prüden bey der Welt gesetzt haben, und durch verschiedene Beyspiele groſser Damen (die man beym Brantome lesen kann, und für deren Wahrheit er stehen mag) gemacht werden könnte: so gestehen wir doch, daſs wir, aus guten Gründen, ein starkes Miſstrauen in alle Anekdoten dieser Art setzen. Es ist zwar der kleinen Bosheit, die man dem menschlichen Herzen Schuld giebt, gemäſs, diejenigen, die eines gewissen Grades von Schwachheit oder Thorheit überwiesen sind, eines jeden höhern Grades derselben fähig zu halten. Aber diese Art zu urtheilen ist nicht selten ungerecht; und was die arme Donna Mencia betrifft, so däucht uns, die unläugbaren Proben ihrer Schwachheit seyen noch immer groſs genug, ohne daſs man vonnöthen habe sie durch nachtheilige Vermuthungen in eine Karikatur zu verwandeln.

Um also den Leser nicht länger aufzuhalten, so ist es nur allzu gewiſs, daſs weder ihre Tugend, noch der gerechte Stolz auf ihre edle Geburt, noch sechzig Frühlinge, die sie bereits erlebt hatte, ihr zärtliches Herz gegen die Liebe zu schützen vermochten, die ein gewisser Prokurator in Xelva so glücklich war ihr einzuflöſsen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN.

Sie hatte ihn bey einer bejahrten Freundin kennen gelernt, bey der er in Geschäften öftere Besuche ablegte; und die Nachrichten, die sie von seinen Umständen einzog, schienen dem Anschlag überaus günstig zu seyn, den sie beym ersten Anblick auf seine Person gemacht hatte.

Dieser würdige Mann nannte sich Rodrigo Sanchez, und war (sein Talent für die Rabulisterey ausgenommen) durch seine körperlichen Vorzüge merkwürdiger als durch die Annehmlichkeiten seines Geistes. Er war ein untersetzter Mann von mittlerer Gröſse, hatte breite Schultern, krause Haare, kleine funkelnde Augen, die von groſsen schwarzen Augenbraunen wie von einem dunkeln Gebüsche beschattet wurden, eine groſse Habichtsnase, Beine, die im Nothfall stark genug gewesen wären einen Atlas zu unterstützen; kurz, er hatte gerade den Zuschnitt, der (wie einige Beobachter wissen wollen) den Spröden von Profession gefährlich seyn soll. Man weiſs nicht, daſs sich Donna Mencia jemahls über den Eindruck, den er mit dieser Figur auf sie gemacht, erklärt hätte. Aber nichts desto minder versichert unser Autor, (der sich mit seinem Talent in den Seelen zu lesen nicht wenig zu wissen scheint) daſs Rodrigo Sanchez mit dieser Figur die Ehre gehabt habe, beym ersten Anblick über die Abneigung zu siegen, welche sie jederzeit gegen den Ehestand hatte spüren lassen, und den Wunsch in ihr zu erregen, mit ihm in dieses Joch gespannt zu werden, ungeachtet er kaum vierzig Jahre zählte und noch ein Junggeselle war.

Wenn die Augen dieses neuen Adonis nicht dankbar genug waren, in ihr eine Venus zu sehen, so hatte er doch, so bald er merkte daſs es um eine Heirath zu thun sey, einen Beweggrund, der auf Leute von seiner Art eben so kräftig zu wirken pflegt, als die persönlichen Reitzungen auf Liebhaber von feinerm Metall.

Der Herr Prokurator hatte nehmlich von einem ältern Bruder eine Nichte, Mergelina genannt, welche seit dem Tod ihrer Ältern, mit einem Vermögen von hundert tausend Thalern, unter seiner Vormundschaft stand. So gleichgültig ihm seine Nichte für ihre eigene Person war, so zärtlich liebte er ihre Thaler: und er hatte schon lang' umsonst auf ein gesetzmäſsiges oder wenigstens nicht widergesetzliches Mittel gesonnen, sich, wo nicht des Ganzen, doch wenigstens eines ansehnlichen Theils desselben zu bemächtigen; als die Leidenschaft, die er das Glück hatte der Donna Mencia einzuflöſsen, ihm eine erwünschte Gelegenheit zu geben schien diese Absicht zu erreichen. Seine Nichte, welche unstreitig ein reitzendes Vermögen besaſs, hatte bereits etliche Freyer abgewiesen, weil sie nur bürgerlich waren; denn sie hatte sichs nun einmahl in den Kopf gesetzt, entweder eine Dame zu werden oder als Jungfer zu sterben. Herr Rodrigo zweifelte also nicht, sie zu allem zu bereden was er nur wollte, in so fern er ihr einen Edelmann zum Manne geben könnte; die Schwierigkeit war bloſs einen solchen zu finden, der so gefällig wäre als es Herr Rodrigo haben wollte. Die Nachrichten, die er von der Freundin der Donna Mencia erhielt, machten ihm Hoffnung, daſs sich niemand zu seinen Absichten besser schicken könne als Don Sylvio, welcher ihm als ein junger Edelmann beschrieben wurde, der ohne alle Erfahrung oder Kenntniſs der Welt, ungemein groſsmüthig und dabey gewohnt sey, sich in allem von seiner Base regieren zu lassen. Er beschloſs also sein Glück zu versuchen, und von dem verliebten Anstoſs der alten Mencia so viel Vortheil zu ziehen, als nur immer möglich seyn möchte. Freylich spielte er die Rolle eines seufzenden Schäfers so lächerlich als man sichs vorstellen kann; allein er brachte doch Feuer genug darein, um eine so zärtliche Person, wie Donna Mencia war, zu überreden, daſs er der verliebteste unter allen Menschen sey.

Allein, so bald sich diese Dame ihres Sieges gewiſs hielt, erinnerte sie sich dessen, was sie ihrer Tugend und ihrem Karakter schuldig war, und machte so viele Umstände, daſs der Herr Prokurator, welcher sich wenig auf die Kunst verstand Spröden zahm zu machen, die Geduld zehnmahl verloren hätte, wenn er durch keine stärkere Gewalt als die bejahrten Annehmlichkeiten seiner Grausamen zurück gehalten worden wäre. Das beste für ihn war, daſs es ihr selbst so viel Mühe kostete, die keusche Flamme, wovon sie brannte, zu verbergen, daſs sie für gut befand, seine Probezeit um so mehr abzukürzen, da sie keine Ursache hatte an der Stärke seiner Leidenschaft zu zweifeln. Sie willigte also endlich ein, den Herrn Rodrigo glücklich zu machen; die zweyfache Heirath des Oheims mit der Tante und des Neffen mit der Nichte wurde beschlossen, und der Herr Prokurator setzte einen Ehevertrag auf, worin die Vortheile der erstern nicht vergessen waren.

Donna Mencia hatte ihren Neffen allzu wohl erzogen, als daſs sie an seiner Einwilligung im geringsten hätte zweifeln sollen.

Indessen machte ihr der Gedanke doch einige Mühe, daſs diese doppelte Verbindung dem Adel ihres Geschlechts, auf den sie immer stolz gewesen war, in den Augen der Welt nicht wenig derogieren würde: und so sehr auch die Heftigkeit ihrer Leidenschaft durch die blendenden Verdienste des Herrn Rodrigo Sanchez gerechtfertigt zu werden schien, so würde sie sich doch kaum haben entschlieſsen können, derselben eine so groſse Bedenklichkeit aufzuopfern; wenn Herr Rodrigo, der ein starker Genealogist war, ihr nicht Hoffnung gemacht hätte, in kurzem einen Stammbaum zu Stande zu bringen, in welchem er den Ursprung seiner Familie in gerader Linie von einem natürlichen Sohne des Kastilianischen Königs Sancho des Groſsen herleiten wollte.

2. KAPITEL.

Ein Gemählde in Ostadischem Geschmack.

Don **Sylvio**, der den Kopf von Schmetterlingen und grünen Zwergen voll hatte, lieſs sich wenig davon träumen, daſs seine gnädige Tante, während er auf Befreyung seiner geflügelten Prinzessin dachte, damit umging, ihn mit einem Bürgermädchen von Xelva zu verheirathen, und (wenn wir die Wahrheit sagen sollen) mit dem häſslichsten Dinge, das jemahls geheirathet worden ist.

Er war also nicht wenig bestürzt, da er sie, ehe noch Pedrillo mit den Zurüstungen zur Reise fertig war, in Gesellschaft eines Frauenzimmers und einer Mannsperson, die ihm gänzlich unbekannt waren, zurück kommen sah. Er erstaunte noch mehr, da er diese fremden Figuren in der Nähe betrachtete; und insonderheit kam ihm die junge Dame so auſserordentlich vor, daſs er sie Anfangs für eine angekleidete Meerkatze hielt. Pedrillo, der ihnen aus der Kutsche steigen half, hatte alle Mühe von der Welt, sich beym

Anblick derselben des Lachens zu enthalten, und Don Sylvio, so höflich er sonst war, trat in der ersten Bestürzung ein paar Schritte zurück, ohne die Zufriedenheit zu bemerken, die sich bey seinem Anblick über ihr liebliches Gesicht ausbreitete.

In der That hätte die weise Mencia, um eine Nichte zu haben die ihren eignen Reitzungen keinen Eintrag thäte, keine bequemere Person auswählen können als Donna Mergelina.

Wir wollen einen Versuch wagen, ob wir die Einbildungskraft unsrer Leser in den Stand setzen können, sich einige Vorstellung von ihr zu machen.

Sie war vollkommen zwey Ellen und vier Daumen hoch, von einer Schulter zur andern beynahe eben so breit, und überhaupt so regelmäſsig gebaut, daſs ihr Kopf ungefähr den vierten Theil ihrer Höhe ausmachte, Hals, Brust und Unterleib aber sich so unmerklich in einander verloren, daſs man unmöglich sehen konnte, wo eines anfing und das andere aufhörte. Ungeachtet der auſserordentlichen Länge ihres Kinns stellte ihr Gesicht doch ein ziemlich regelmäſsiges Viereck vor; denn ihre Stirne war gerade um so viel zu niedrig als ihr Kinn zu lang war. Ihre Augen waren so rund und ragten so weit aus dem Kopfe hervor, daſs das Beywort, welches Homer der Juno zu geben pflegt, [1] ausdrücklich für Donna Mergelina gemacht zu seyn schien. Ihr Mund war von einer so geräumigen Weite, daſs man den Schaumlöffel des Prinzen Tanzai, ohne mindeste Gefahr ihrer breiten Zähne, darin hätte hin und wieder schieben können: und wenn ihre Lippen jemahls von einem Poeten zum Sitz der Grazien gemacht worden sind; so müssen wir gestehen, daſs es ein Kanapee war, worauf diese Göttinnen Platz genug gehabt hätten, sich im Nothfall noch mit etlichen jungen Liebesgöttern herum zu tummeln. Ihre Nase war in der That um etwas zu klein; denn man hatte Mühe zwischen ihren dicken, hangenden Backen etwas erhabenes zu entdecken, welches man endlich an den aufgestülpten Nüstern für eine Nase gelten lassen muſste: allein das war auch das einzige an ihrer ganzen Person, woran sich die Natur zu karg bewiesen hatte. Zum Ersatz hatte sie hingegen einen überflüssig hohen Rücken, sehr lange Ohren, und so breite Hände und Füſse, als ob die Absicht der Natur gewesen wäre, daſs sie, wie die Amfibien, im Wasser und auf dem Trocknen gleich bequem möchte leben können. Aber was selbst nach ihrer eigenen Absicht alle diese Schönheiten verdunkeln sollte, war ein Busen, wie man (zumahl in Spanien) wenige sieht; ein Busen von einem so unmäſsigen Umfange, daſs er für eine Statue der Venus sehr füglich das Modell zu einem ganz andern Theil hätte abgeben können. Sie schien sich auf diese Vollkommenheit so viel einzubilden, daſs sie dieselbe mit einer Freygebigkeit auslegte, welche von strengen Sittenlehrern vielleicht ärgerlich hätte genannt werden können, wenn sie weniger widerlich gewesen wäre.

Was die Farben betrifft, welche die Natur gebraucht hatte, ein solches Meisterstück auszumahlen, so waren sie allerdings so wunderbar gemischt, daſs sie einem Vandyck zu schaffen gegeben hätten. Sie hatte weder blonde Haare wie Ceres, noch braune wie Venus, noch goldfarbene wie die Schöne mit den goldnen Haaren; die ihrigen waren feuerfarbig, und dabey von Natur so geradlinig und kurz, daſs sie die Kunst und Geduld einer Cypassis 2) zu Schanden gemacht hätten. Ihre Augen waren hellgrau, Stirne und Wangen olivenfarbig, und, wo es sich gehörte, mit braunroth getuscht; ihr Mund (weil wir uns doch nicht gern eines weniger anständigen, wiewohl eigentlichern Wortes bedienen möchten) spielte ein wenig auf meergrün, und verlor durch die Schwärze ihrer groſsen und ungleich gewachsenen Zähne nicht das mindeste von seiner Anmuth; auch hatten ihre Arme und Hände eine so natürliche Lederfarbe, daſs sie die Ausgabe völlig ersparen konnte, die andre Frauenzimmer auf hundslederne Handschuhe wenden müssen.

Alles dieſs nun, welches ohne Zweifel eine Art von Figuren ausmachte, die man selten anderswo als auf Kaminen zu sehen bekommt, war von einem Putz erhöht, der für den Geschmack der schönen Mergelina eine so gute Meinung erweckte, daſs man sie nur anzusehen brauchte, um die ungemeine Harmonie des Leibes und der Seele in ihr zu bewundern, die nach den Grundsätzen des Pythagoras die höchste Schönheit ausmacht. Sie trug einen Rock von hochgelbem Atlaſs mit Silber gestickt, ein Korset von grünem Taffet, himmelblaue Bänder, eine feuerfarbne Feder, karmesinrothe Schuhe mit Gold, und rosenfarbne Strümpfe mit silbernen Zwickeln.

Diese liebenswürdige Person hatte mit Hülfe des höflichen Don Sylvio kaum einen kleinen Sahl erreicht, in welchem Donna

Mencia ihre Besuche anzunehmen pflegte, als ihr erstes war zu einem Spiegel zu watscheln, um (wie sie sagte) die Unordnung zu verbessern, welche die Reise in ihrem Anzuge gemacht haben könnte. Man setzte sich hierauf, und während die Dame Beatrix mit einigen Erfrischungen erwartet wurde, schien jede Person in dieser kleinen Gesellschaft verlegen zu seyn, was sie mit sich selbst und mit den andern anfangen sollte. Donna Mergelina spielte mit ihrem Fächer, oder gaffte in den Spiegel dem sie sich gegen über gesetzt hatte; Herr Rodrigo sah bald die jugendliche Mencia bald seine Beine an; Don Sylvio machte groſse Augen und schien zerstreut; und die gute Tante hatte immer den Mund halb offen, ohne daſs sie wuſste was sie sagen wollte.

Herr Rodrigo war eben im Begriff die Anmerkung zu machen, daſs — es schönes Wetter sey, als die aufwartsame Beatrix herein trat, um die Unterhaltung mit einem groſsen Korbe voll frischer und eingemachter Früchte zu beleben. Jetzt wurde der Gesellschaft auf einmahl leicht ums Herz. Donna Mergelina hatte Anlaſs ihre gute Erziehung sehen zu lassen, indem sie mit vielen Komplimenten und Verneigungen die Ungelegenheit bedauerte, die man sich ihrentwegen mache; Komplimente und Grimassen, die von der höflichen Donna Mencia mit eben so vielen Gegenkomplimenten und Gegengrimassen beantwortet wurden. Man machte hierauf die Beobachtung, daſs die Erdbeeren sehr groſs und die Kirschen von vortrefflichem Geschmack seyen, man lobte die eingemachten Nüsse und Pfirsiche, und Donna Mencia nahm davon Anlaſs zu einer gelehrten Abhandlung von der Kunst Konfituren zu machen, bey welcher der Herr Prokurator so lange Weile hatte, daſs er sich möglichst angelegen seyn lieſs, den Gegenstand derselben aus dem Wege zu räumen, um das Gespräch auf einen Prozeſs lenken zu können, den er unter Händen hatte, und womit er, so bald er Gelegenheit bekam das Wort zu nehmen, die Damen auf eine sehr galante Art unterhielt.

---

3. Kapitel.

Gespräch zwischen der Tante und dem Neffen.

Nach einiger Weile trat Frau Beatrix mit verschiedenen Weinen und abgezogenen Wassern wieder in den Sahl; und während sie, auf einen Wink ihrer Gebieterin, die Gäste mit ihrem geistreichen Gespräch unterhielt, zog sich Donna Mencia mit ihrem Neffen in ein anderes Zimmer zurück, um ihm zu erklären was dieser Besuch zu bedeuten habe.

Ihr seyd ja ganz auſserordentlich geputzt, Don Sylvio, fing sie an; ihr wuſstet doch nicht, daſs ich Gesellschaft mitbringen würde?

Nein, gnädige Tante, erwiederte Don Sylvio, erröthend und stotternd: aber — ich weiſs nicht — ich vermuthete —

Ihr bedürft gar keiner Entschuldigung deſswegen, versetzte Donna Mencia: ihr hättet euch zu keiner gelegenern Zeit putzen können, und ich bin geneigt es einer Art von Ahnung zuzuschreiben.

Hierauf nahm sie Platz, räusperte sich etlichemahl, und eröffnete ihm endlich nach verschiedenen Vorreden, nicht ohne ein wenig zu erröthen, ihr gedoppeltes Vorhaben, ihn mit der schönen Mergelina zu vermählen, und das Eigenthumsrecht über ihre eigene Person dem verdienstvollen Herrn Rodrigo Sanchez abzutreten. Sie unterlieſs nicht ihm die groſsen Vortheile anzupreisen, die ihm aus dieser Vermählung zugehen würden, und, ihren Reden nach, hatte er Ursache, sich ihr für eine so ausnehmende Probe ihrer Fürsorge für seine Glückseligkeit noch sehr verbunden zu achten.

Allein Don Sylvio war weit entfernt, so gelehrig und dankbar zu seyn als seine Tante vermuthet hatte. Das Erstaunen, das ihn beym Anfang ihrer Rede befiel, verwandelte sich beym Ende derselben in einen Unwillen, den er kaum zurück halten konnte. Jedoch that er sich die äuſserste Gewalt an, und nach einer ziemlich langen Pause sagte er endlich mit einer Miene, worin mehr Befremdung als Verdrieſslichkeit herrschen sollte: Ich gestehe Ihnen, Frau Tante, daſs ich nicht begreife, was Sie mit allem diesem haben wollen. Ich bin kaum achtzehn Jahre alt; meine Geburt und die Erziehung, die Sie mir gegeben haben, bestimmen mich in kurzem diese müſsige Landlebensart zu verlassen, und auf dem Wege ritterlicher Abenteuer ein anständiges Glück zu suchen. Sie selbst haben mir diese Denkungsart eingeflöſst; und nun wollen Sie mich plötzlich mit einem kleinen Bürgermädchen verheirathen, dessen Miſsgestalt und persönliche Mängel fähig wären, auch den geldgierigsten Harpax abzuschrecken, und mit welchem ich lebenslänglich verurtheilt seyn würde, mich in dieses elende Dorf zu verbannen, um mein Unglück und meine Schande vor der ganzen Welt zu verbergen.

Ihr vergeſst, erwiederte Donna Mencia, die Ehrerbietung die ihr mir schuldig seyd, und ich gestehe euch, daſs ich mehr Gehorsam —

Gehorsam? fiel ihr Don Sylvio hitzig ein; wenn Sie mich an ein Ungeheuer anfesseln wollen, dessen bloſsen Anblick zu vermeiden ich bereit wäre in den offenen Rachen eines Löwen zu springen?

Man weiſs sehr wohl, erwiederte Donna Mencia mit einem höhnischen Nasenrümpfen, daſs ihr euch auſserordentlich viel mit eurer Schönheit wiſst; aber wir wollen uns in keinen Streit hierüber einlassen. Donna Mergelina verdient die Verachtung gar nicht, die ihr für sie habt; sie ist eine liebenswürdige Person; und wenn sie es auch weniger wäre, so ist eine Partie von hundert tausend Thalern wahrhaftig keine Sache, die ein kleiner Edelmann, der jährlich kaum hundert Pistolen werth ist, so trotzig ausschlagen kann.

Es ist noch nicht so lange, gnädige Frau, antwortete Don Sylvio gelaſsner, daſs Sie den Werth eines Edelmanns nicht nach seinen Einkünften abwogen: und wenn hundert tausend Thaler meine Augen nicht genug bezaubern können, um diese Person, die Sie Donna Mergelina nennen, liebenswürdig zu finden; so ist es (auſser dem Himmel, dem ich mein Herz zu danken habe) niemand anders als Donna Mencia, die mich den Reichthum verachten gelehrt hat, so bald er mit Niederträchtigkeit erkauft werden muſs.

Und worin besteht denn, erwiederte sie, das Niederträchtige, wenn ihr Donna Mergelina heirathet? Sind gleich ihre Voraltern durch Unglücksfälle genöthiget worden, eine Abstammung zu verbergen, die vielleicht so edel ist als eine im Königreich, (ich weiſs was ich rede, Don Sylvio!) so hat doch das Glück, das ihnen seitdem desto günstiger gewesen ist, sie in den Stand gesetzt, ihre eigene Familie wieder empor zu heben, und der unsrigen einen Glanz wieder zu geben, den eine schimpfliche Dürftigkeit auszulöschen bereit war.

Unverschuldete Dürftigkeit ist nie schimpflich, versetzte Don Sylvio, indem sich seine Wangen mit einer edeln Röthe überzogen: überlassen Sie es mir, gnädige Frau, für den Glanz meines Nahmens zu sorgen; ich spüre Muth genug in mir, dem Unglück Trotz zu bieten, welches ihn zur Dunkelheit zu verurtheilen scheint. Donna Mergelina mag edel seyn, wenn Sie wollen; aber ich versichere Sie, wenn sie auch von dem groſsen Cid selbst abstammte und mir alle Goldgruben von Peru zur Mitgift brächte, so werde ich sie nicht heirathen.

Du wirst sie nicht heirathen? rief Donna Mencia mit einem Tone, der sich für einen Untergebenen von zwölf Jahren besser geschickt hätte. Ich sage dir aber, daſs du sie heirathen sollst, oder du sollst sehen, ob Donna Mencia das Ansehen zu behaupten weiſs, das ihr die Natur und deines Vaters Willen über dich gegeben haben: du sollst sie heirathen, sag' ich, oder —

Keine vergebliche Drohungen, unterbrach sie Don Sylvio mit einer Miene und einem Anstande, der sie ein wenig bestürzt machte: ich kenne den Umfang meiner Pflichten gegen Sie, und die Grenzen Ihrer Rechte über mich. Heirathen Sie immer den Herrn Rodrigo Sanchez, ich werde mir nie einfallen lassen es übel zu finden; aber erlauben Sie mir in den Jahren, worin ich bin, eine Verbindung abzulehnen, die sich in keiner Betrachtung für mich schickt.

Bey diesen Worten gerieth die alte Dame in Flammen. Ich verstehe dich, rief sie, und klappte etliche Zähne zusammen, die noch, wie alte Denkmähler, hier und da aus ihrem weiten Mund hervor ragten: ich sehe die ganze Bosheit des geheimen Vorwurfs, den ihr mir machen wollt; aber ich verachte euch und alles was ihr sagen könnt. Wie? ein Knabe von eurem Alter sollte besser wissen als ich, was sich schickt oder nicht schickt? — Doch es ist unnöthig, daſs ich mich ereifere. Wenn du noch zu unreif bist, den Werth meiner Fürsorge für dich zu schätzen, so werde ich doch nicht zugeben, daſs deine Unbesonnenheit dich eines Glücks verlustig mache, welches alles übertrifft was du jemahls erwarten konntest. Du machst den Versuch zu früh, ein Joch abzuschütteln, das ich leichter oder schwerer machen kann, je nachdem ich es nöthig finde; denn kurz und gut, mein Herr Neffe, ihr steht unter mir, und ich werde mir Gehorsam zu verschaffen wissen.

Ihre Aufführung, erwiederte Don Sylvio ganz ergrimmt, beweiſt, daſs graue Haare nicht allezeit sichre Bürgen der Weisheit sind. Wiſsen Sie aber hiermit, daſs ich weder alt noch jung genug bin, mich zum Opfer Ihrer lächerlichen Leidenſchaft machen zu laſsen. Ich entlaſse Sie aller Pflicht für mein Glück zu ſorgen: und wenn ich Ihre miſsgeſchaffene Mergelina und die hundert tauſend Thaler, womit ſie meine Liebe beſtechen will, verſchmähe; ſo glauben Sie nur, daſs ich meine Urſache habe, (ich weiſs auch was ich rede, Donna Mencia!) und daſs ich, unter dem Schutze, worin ich ſtehe, alle Drohungen verachten kann, womit Sie mich wie einen kleinen Züchtling zu ſchrecken denken.

Mit dieſen Worten eilte er aus dem Zimmer fort, und begab ſich in den Garten, wo er, vor Unwillen auſser ſich, hin und wieder lief, und mit Ungeduld auf ſeinen getreuen Pedrillo wartete.

---

4. Kapitel.

Muthmaſsungen des Don Sylvio. Er verabredet seine Entweichung mit dem Pedrillo.

Pedrillo, der (wie alle schwatzhafte Leute) eben so vorwitzig als plauderhaft war, hatte an einer kleinen Seitenthür des Zimmers die ganze Unterredung angehört, die sein Herr mit Donna Mencia gepflogen hatte.

Wie er nun sah, daſs Don Sylvio im gröſsten Zorn in den Garten lief, so schlich er ihm nach, und traf ihn in einem Gange von Kastanienbäumen an, wo er, die Hände auf den Rücken gefaltet, mit groſsen Schritten hin und wieder ging, und ziemlich laut mit sich selber redete. Er sah so wild aus, daſs Pedrillo sich nicht getraute ihm näher zu kommen. Allein so bald Don Sylvio seiner gewahr wurde, rief er ihm und sagte: Ich sehe wohl, daſs du dich vor meinen Vorwürfen fürchtest; denn wenn deine unzeitigen Sorgen nicht gewesen wären, so wären wir jetzt schon weit von diesem verwünschten

Haus entfernt, woraus wir nun, wie ich besorge, ohne den Beystand der mächtigen Radiante schwerlich entkommen werden. Aber besorge nichts, mein Freund; ich weiſs, daſs du keine böse Absicht hattest, und ich bin nicht so unbillig, daſs ich dir Begegnisse zur Last legen sollte, an denen allein mein widriges Schicksal und die Bosheit der Zauberer meiner Feinde Schuld ist.

Mit diesen Worten nahm er ihn bey der Hand, führte ihn in eine Laube, und nachdem er ihm befohlen hatte, sich auf allen Seiten umzusehen, ob sie auch allein wären, sagte er mit leiser Stimme zu ihm: Höre, Pedrillo, ich will dir meine innersten Gedanken entdecken. Ich bin vollkommen überzeugt, daſs diese alte hagre Frau, die du mit den zwey Ungeheuern aus der Kutsche steigen sahst, nicht meine Tante Donna Mencia ist, ob ich gleich selbst beym ersten Anblick betrogen wurde, sie dafür zu halten. Ganz gewiſs ist es die boshafte Fanferlüsch, die ihre Gestalt angenommen hat, um desto gewisser die Anschläge zu zerstören, welche die wohlthätige Radiante zu meinem Glück gemacht hat. Ich habe Merkmahle, Pedrillo, die mir keinen Zweifel übrig lassen. Denn so gut auch diese anmaſsliche Donna Mencia sich zu verstellen wuſste, so bemerkte ich doch in der Unterredung, die ich mit ihr hatte, etlichemahl etwas gräſsliches in ihren Augen, das meine Tante niemahls gehabt hat. Kurz, ich kann mich jetzt nicht umständlich heraus lassen, aber ich habe über diesen Punkt nicht den mindesten Zweifel. Fanferlüsch wird die Verwandlung des grünen Zwergs erfahren haben, und, um zu verhindern, daſs ich mit Hülfe der mächtigen Radiante nicht dazu gelange, den blauen Sommervogel zu entzaubern, ist sie in Gestalt der Donna Mencia hierher gekommen, um mich zu einer Heirath zu nöthigen, die ich verabscheuen würde, wenn gleich diejenige, die sie mir zur Braut aufdringen will, eben so schön wäre als sie abscheulich ist.

Glauben Sie das, gnädiger Herr? antwortete Pedrillo, der ihm mit groſser Aufmerksamkeit zugehört hatte. Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so dächte ich fast selbst daſs Sies errathen haben könnten: denn ich merkte gleich, wie ich sie aussteigen sah, daſs es nicht mit rechten Dingen zuging; und seitdem Sie mir Ihre Gedanken von der Sache gesagt haben, wollte ich fast wetten, daſs Donna Schmergelina, oder wie sie heiſst, des grünen Zwergs leibliche Schwester wäre, wenn sie nicht, Gott behüt' uns! noch was ärgers ist; denn ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich in meinem Leben einen so häſslichen Wechselbalg gesehen habe. Jetzt reut es mich daſs ich ihr nicht gleich auf die Füſse sah; aber das hab' ich doch gesehen, daſs sie ganz grün im Gesicht und am Leibe war, und daſs sie einen Buckel und ein Paar entsetzlich lange Ohren hat.

Mit allen diesen Schönheiten, versetzte Don Sylvio, verlangt sie nichts geringers, als daſs ich sie heirathen soll.

Ey warum nicht gar! rief Pedrillo; heirathen? ein solches Mondkalb heirathen? Euer Gnaden müſste ja gar den Verstand verloren haben! Zum Henker! was bildet sich das Affengesicht ein? Das wäre wohl ewig Schade, wenn ein so hübscher junger Herr einer solchen Meerkuh in den Bratzen liegen sollte! Beym Element, da wird nichts draus, Jungfer Schmergelina! Laſs dir nach Hause geigen, oder, wenn du ja geheirathet seyn willst, so laſs dich den Zwerg Migonnet 5) heirathen, der schickt sich besser für dich, hi, hi, hi! Das würde mir ein Paar seyn, das zusammen taugte! Sapperment, wenn er ein Dutzend Finken und Distelvögel auf der Nase sitzen hätte, wie die Historie sagt, so setzte sie ein halb Dutzend Meerschweinchen auf ihren breiten Busen! Das würde gut lassen!

Daſs dich die Pest! Ja wohl! Man heirathet nur gleich solche Pfefferkuchengesichter! Ich habe zwar gehört, daſs sie steinreich seyn soll; aber wenn sie sich auch von Fuſs auf übergülden lieſse, so möcht' ich sie nicht, ob ich gleich nur ein armer Bursche bin. Weniger Geld, Jungfer Fanferlüschin, und mehr Schönheit, oder sucht eure Heirather anderswo, wenn ihr so gut seyn wollt!

Don Sylvio muſste über den Eifer, womit Pedrillo alles das närrische Zeug vorbrachte, lachen, so wenig er auch Lust dazu hatte; da ers aber gar zu lange machte, so fiel er ihm endlich in die Rede, und sagte: Mein lieber Pedrillo, die Sache ist ernsthafter als du dir vielleicht einbildest; Fanferlüsch ist eine von den schlimmsten und rachgierigsten Feen die jemahls gewesen sind, und ihre Macht ist nicht gering. Wenn sie es ist, die diesen Abend in Gestalt meiner Tante hierher gekommen ist, mir diese ungeheure Mergelina aufzudringen —

Sapperment! (unterbrach ihn Pedrillo, den diese Worte plötzlich auf einen andern Ton stimmten) wenn die gnädige Frau, Ihre Tante, nicht Ihre Tante, sondern die verfluchte Fanferlüsch ist, so helf' uns der Himmel! Denn wie wollen Sie daſs wir uns gegen Zauberer und Gespenster helfen sollen?

Höre, Freund Pedrillo, sagte Don Sylvio, es ist kein ander Mittel übrig, als daſs wir uns in dieser Nacht noch aus dem Hause machen.

Diese Nacht noch? rief Pedrillo ganz erschrocken aus: o gnädiger Herr, bedenken Sie doch was Sie sagen! Die Nacht ist ohnehin niemands Freund, aber in solchen Umständen, sehen Sie, wollt' ich keinen Fuſs aus dem Hause setzen, und wenn Sie mir auch so viel Quadrupel geben wollten als ich Haare auf dem Kopfe habe. Ich will des Todes seyn, wenn wir nicht bey jedem Tritt auf ein paar tausend Gespenster, Drachen und Stachelschweine stoſsen, die uns allenthalben den Paſs verrennen. Ich bitte Sie, Herr Don Sylvio —

Schweige mit deinen abgeschmackten Possen, sagte Don Sylvio: hab' ich nicht das Bildniſs der Prinzessin, deren Anblick gewiſs allein schon hinlänglich ist, alle Ungeheuer von Afrika in Ehrfurcht zu halten? Und auf allen Fall hat uns ja die Fee Radiante ihren Schutz versprochen. Wir werden dem Ansehen nach eine schöne heitre Nacht haben; und wenn auch der Mond nicht schiene, so zweifle ich nicht, daſs sie uns im Nothfall einen von ihren Salamandern schicken wird, um unsern Weg zu beleuchten, und uns gegen alle Verfolgungen der Fanferlüsch sicher zu stellen. Mit Einem Worte, Pedrillo, mein Freund, wenn du mich liebst, so sey mir zu meinem Vorhaben behülflich; denn wenn wir diese Gelegenheit zur Flucht versäumen, so weiſs der Himmel ob wir sie jemahls wieder finden werden. Sey versichert, daſs ich nicht undankbar seyn werde. Ich verspreche nicht gern mehr als ich halten kann; aber wenn ich dereinst meine Prinzessin gefunden habe, so darfst du darauf zählen, daſs dein Glück gemacht seyn soll. Willst du mich aber nicht begleiten, so sey versichert, daſs ich lieber allein gehen, ja lieber tausendmahl den Tod leiden, als noch eine Nacht in diesem verwünschten Schlosse bleiben will.

Pedrillo war ungeachtet seiner Furchtsamkeit der gutherzigste Narr von der Welt. Die Thränen kamen ihm in die Augen, da er seinen Herrn so reden hörte, und er entschloſs sich endlich, allen Gespenstern, Fanferlüschen und Schmergelinen zu Trotz, mit ihm davon zu gehen, in welcher Stunde der Nacht es ihm belieben würde.

---

5. KAPITEL.

Ein Spaziergang. Klugheit des Don Sylvio.

Sie hatten ihre Abrede kaum genommen, als sich in einiger Entfernung die schmetternde Stimme der Donna Mencia hören lieſs, welche ihre Gäste, um frische Luft zu schöpfen, in den Garten führte, der zwar aus Mangel der Unterhaltung wild genug aussah, aber seiner Anlage und Einrichtung nach überaus anmuthig war. Pedrillo hatte kaum so viel Zeit, sich hinter etlichen Hecken in einen andern Gang zu schleichen, wo er unbemerkt aus dem Garten kommen konnte; Don Sylvio aber blieb auf seiner Bank sitzen, bis ihm die kleine Gesellschaft näher kam.

Da es ihm, ungeachtet seiner Thorheiten, nicht an Vernunft fehlte, so begriff er bey der ersten Überlegung, daſs er, um die vorhabende Entweichung besser zu verbergen, ein Betragen annehmen müsse, welches, ohne mit der Erklärung, die er seiner anmaſslichen Tante gegeben, einen allzu starken Absatz zu machen, doch Hoffnung fassen lieſse, daſs er nach und nach vielleicht gewonnen werden könnte.

Er ging also der Gesellschaft mit langsamen Schritten und einem Gesicht entgegen, welches weder ganz bewölkt noch ganz heiter war; er mischte sich mit einer guten Art in ihre Gespräche, und verbarg so gut er konnte das innerliche Grauen, das ihm die Schwester des grünen Zwergs in desto höherm Grad verursachte, je mehr sie sich Mühe gab ihm zu gefallen, und ihn merken zu lassen wie sehr er nach ihrem Geschmacke sey.

Zu gutem Glück ersetzte die Eitelkeit der schönen Mergelina alles, was eine Person von feiner Empfindung an seinem Betragen vermiſst hätte, so reichlich, daſs sie vollkommen mit ihm zufrieden schien, obgleich alles, wozu er sich zwingen konnte, in den Grenzen der gleichgültigen Höflichkeit blieb, die man einem Gast und dem Geschlechte, wozu sie zu gehören schien, schuldig ist.

Was seine Tante betrifft, so konnte wohl nichts überflüssiger seyn, als die Sorge, die er sich machte, daſs sie sein Vorhaben argwohnen möchte. Sie wuſste, daſs er weder Geld noch die mindeste Bekanntschaft in der ganzen Gegend hatte, und es fiel ihr also gar nicht als etwas mögliches ein, daſs er mit einer Flucht umgehen könnte, wozu ihm alle Mittel fehlten. Es ist wahr, der Ton, womit er sich unterstanden hatte sich ihr entgegen zu setzen, und besonders die letzten Worte, die ihm im Unwillen entgangen waren, hatten sie stutzen gemacht, und sie hatte sich vorgenommen, sich im Hause zu erkundigen, ob vielleicht in ihrer Abwesenheit etwas vorgegangen sey, das ihn zu einer so ungewöhnlichen Sprache veranlaſst haben könnte. Allein die Nothwendigkeit, ihrem geliebten Don Rodrigo (denn zu Rosalva war Herr Rodrigo Sanchez so gut Don als ein Gusman) Gesellschaft zu leisten, hatte ihr noch keine Zeit dazu gelassen; und da sie ihren Neffen jetzt so höflich gegen Donna Mergelina sah, so hoffte sie, er werde sich indeſs eines bessern besonnen haben, und hielt es für unnöthig, sich weiter um Ausdrücke zu bekümmern, die gar wohl bloſse Eingebungen einer unbesonnenen Jugendhitze gewesen seyn könnten.

---

6. KAPITEL.

Don Sylvio wird in die Gärten der Fee Radiante entzückt. Seltsame Verwechselung, welche daraus entsteht. Unangenehme Folgen derselben.

Unsre kleine Gesellschaft, oder doch wenigstens die Damen, welche die Seele davon ausmachten, fanden den Spaziergang so angenehm, daſs sie sich von der Nacht überschleichen lieſsen, ohne es gewahr zu werden.

In der That war es eine Nacht, welche dazu gemacht schien die Liebe zu begünstigen; eine so angenehme und heitre Nacht, daſs die keusche Luna keine schönere gewählt haben konnte, den schönen Endymion einzuschläfern, oder die Göttin der Liebe, ihren Adonis glücklich zu machen.

Die tugendhafte und zärtliche Mencia hatte von der Weisheit ihres Liebhabers eine so groſse Meinung gefaſst, daſs sie unvermerkt in einer dicht bewachsenen Laube mit ihm zurück blieb, ungeachtet es ziemlich dunkel darin war; und die nicht weniger zärtliche Mergelina drückte ihrem Begleiter die Hand mit einem Nachdrucke, der geschickter war die Stärke ihrer Leidenschaft als die Leichtigkeit ihrer Hand zu beweisen, in der Absicht ihn aus einer Träumerey zu erwecken, worin er sich seit einer geraumen Weile verloren hatte.

Noch ungleich lebhafter, als die übrige Gesellschaft, von den Schönheiten der schlummernden Natur gerührt, die im dämmernden Mondschein, wie in einem Nachtgewand von durchsichtigem Flor, in nachlässiger Anmuth ausgestreckt zu liegen schien, hatte der entzückte Don Sylvio vergessen, wo er war, und wen er neben sich hatte. Er bildete sich ein, in die bezauberten Gärten der Fee Radiante versetzt zu seyn; er glaubte unter gewölbten Gängen von ätherischem Schasmin und niemahls welkenden Rosen zu wandeln; die Sterne däuchten ihn lauter Salamander und Salamandrinnen, die sich auf dem Azur des Himmels mit Tänzen belustigten; und die Frösche, die sich in einem benachbarten Graben hören lieſsen, waren in seinen Ohren eben so viel entzückende Stimmen, die den Ruhm seiner unvergleichlichen Prinzessin und das Glück seiner Liebe besangen. Kurz, er war so sehr auſser sich selbst, daſs er in dem

Augenblicke, da ihn die schöne Mergelina die Schwere ihrer Hand fühlen liefs, sich einbildete, seine geliebte Prinzessin an seiner Seite zu sehen.

Wie? rief er ganz entzückt aus, darf ich meinen Augen glauben? Götter! ist es ein Traum, womit mein sehnsuchtsvolles Herz mich täuscht, oder seh' ich Sie wirklich, schönste Prinzessin, und hat endlich die Stärke meiner Leidenschaft die Macht einer verhafsten Zauberey überwältigt, und Ihnen die himmlische Gestalt wieder gegeben, deren blendender Glanz die abwesende Sonne ersetzt und einen neuen reitzendern Tag über die verschönerte Natur ausbreitet?

In diesem Tone der erhabensten Schwärmerey fuhr er eine gute Weile fort der erstaunten Mergelina Dinge vorzusagen, von denen sie nicht das mindeste verstand, ohne darum weniger Gefallen daran zu finden. Sie merkte doch wenigstens aus dem Ton und der Lebhaftigkeit, womit er sie sagte, dafs die Rede von sehr feurigen Empfindungen war: und da sie die Sprache der feinen Welt nur aus Ritterbüchern und schwülstigen Romanen kannte, und überdiefs von der Erziehung des Don Sylvio bereits die günstigsten Vorurtheile bekommen hatte; so beredete sie sich leicht, daſs dieses die feine Art sey, wie Leute von Stand und Lebensart ihre Liebe zu erklären pflegten. Denn der Gedanke, daſs er ihrer vielleicht nur spotten wolle, (so wahrscheinlich er auch einer dritten Person geschienen hätte) war natürlicher Weise der letzte von allen, die einem Frauenzimmer von ihrer Gattung einfallen konnten. Sie hörte ihm also ohne Unterbrechung mit desto mehr Vergnügen zu, da sie hoffte, daſs die schönen Sachen, die er ihr vorsagte und die sie ihm in der That gern erlassen hätte, am Ende doch zu Erläuterungen führen würden, wovon sie aus dem geheimen Umgange mit einem jungen Krämer in ihrer Nachbarschaft, einem sehr antiplatonischen Gesellen, gewisse Begriffe erhalten hatte, welche allerdings mit der Fassung, worin sie sich befand, besser übereinstimmten als die erhabensten Liebeserklärungen. Um inzwischen doch nicht ganz unthätig zu seyn, und diese erwünschten Augenblicke so viel an ihr war zu beschleunigen, lehnte sie sich mit einer zärtlichen Art an ihn, drückte seine Hand an ihren empor steigenden Busen, und drehte ihre gläsernen Augäpfel so schnell im Kopfe herum, daſs sie elektrisch wurden und, wie die Augen einer Katze im Dunkeln, zu leuchten anfingen.

Allein, es sey nun, daſs die Einbildungskraft unsers Helden durch die ungeheure

Menge von Galimathias, womit er seine vermeinte Prinzessin bewillkommt hatte, erschöpft war, oder daſs keine Verblendung, Schwärmerey oder Bezauberung stark genug seyn konnte, gegen das nähere Anschauen der Donna Mergelina auszuhalten: so warf er kaum, indem sie aus dem Gebüsche hervor kamen und eine lichte Stelle betraten, einen Blick auf seine Gefährtin, als er mit einem groſsen Schrey und einem nicht geringern Entsetzen von ihr zurück bebte, als dasjenige war, womit die Prinzessin Lädronnette, anstatt eines Gemahls den sie sich schöner als den Liebesgott eingebildet hatte, den scheuſslichen grünen Serpentin in ihre Arme verwickelt fand.

Himmel, was seh' ich! rief er ganz bestürzt aus; was für eine entsetzliche Verwandlung! Ha! verfluchte Fanferlüsch, haben die Verfolgungen, die ich bereits von dir erleiden muſste, deinen ungerechten Haſs noch nicht befriedigen können? Was hab' ich dir gethan, daſs du in dem Augenblicke, da ich meine geliebte Prinzessin zu umarmen glaube, diese abscheuliche Zwergin an ihre Stelle schiebst, in deren ekelhafter Umhalsung ich, ohne das wohlthätige Licht der keuschen Göttin, vielleicht selbst zum Ungeheuer geworden, oder wie vom Anblick der Medusa zum

Stein erstarrt wäre? Aber glaube nicht, daſs ich eine solche Beleidigung ungerochen lassen werde! Rede, du kleine unausgeschaffene Miſsgeburt, wo ist meine Prinzessin? Dein Leben hängt an deiner Antwort. Ich kenne die lächerlichen Ansprüche die du an mein Herz machst; aber wisse, daſs du, trotz allen Fanferlüschen und grünen Zwergen, unter meinen Füſsen wie ein Wurm zermalmet werden sollst, wofern du sie nicht in diesem Augenblick wieder in meine Arme lieferst!

Wer bey diesen Reden aus den Wolken fiel, war die arme Mergelina. Der grimmige Ton womit er sie ausstieſs, und die drohenden Geberden womit sie begleitet waren, erschreckten sie so heftig, daſs sie ein fürchterliches Geschrey erhob, auf welches Donna Mencia und der edle Rodrigo nicht ermangelten so schleunig herbey zu eilen, als es die Unterredung erlaubte, worin sie begriffen waren.

Man kann leicht erachten, wie sehr sie über dasjenige erstaunten was sie sahen und hörten. Der Zustand, worin sie den ergrimmten Don Sylvio antrafen, und die Erzählung, die ihnen die beleidigte Schöne nicht ohne groſse Thränengüsse von allem demjenigen machte was vorgegangen war, brachten sie allerseits auf den Schluſs, daſs er verrückt seyn müsse; und die Reden, womit er in der Hitze seines Affekts gegen sie alle fortfuhr, waren nichts weniger als geschickt, sie auf bessere Gedanken zu bringen.

Inzwischen liefen auf den Lärm, den diese Scene machte, auch die Bedienten des Hauses herbey; und das Ende davon war, daſs Don Sylvio, ungeachtet seines tapfern Widerstandes, an Händen und Füſsen gebunden in sein Zimmer getragen wurde.

Man kleidete ihn aus, brachte ihn zu Bette, und bestellte den getreuen Pedrillo auf ihn Acht zu haben, indessen Donna Mencia in ihrer kleinen Hausapotheke beschäftigt war, ein niederschlagendes Pulver für ihn zurechte zu machen, und die schnellfüſsige Maritorne abgeschickt wurde, den Barbier zu hohlen, der ihm eine Ader öffnen sollte.

---

7. Kapitel.

Don Sylvio kommt wieder zu sich selbst. Unterredung mit Pedrillo. Wie geschickt dieser die vermeinte Fanferlüsch zu hintergehen weiſs.

So heftig die Anstöſse waren, mit denen Don Sylvio zuweilen befallen wurde, so schnell pflegten sie vorüber zu gehen, wenn sie ihren nächsten Grund in demjenigen Theile der Seele hatten, welchem der göttliche Plato seinen Sitz zwischen der Brust und dem Zwerchfell angewiesen hat.

Er befand sich also kaum etliche Minuten allein, so erhohlte er sich wieder, und verwunderte sich nicht wenig, sich auf seinem Zimmer und in seinem Bette zu sehen.

Endlich erblickte er in einem Winkel den Pedrillo, der auf die erste Bewegung, die er an seinem Herrn bemerkte, sich verkrochen hatte, aus Besorgniſs er möchte wieder einen Anstoſs von Raserey bekommen.

Bist Du hier, mein guter Pedrillo? rief ihm Don Sylvio mit einem sanften Ton der Stimme zu, indem er ihm die Hand entgegen bot: ich dachte schon, du hättest mich auch verlassen; aber du hast ein gutes Herz, und es soll dich nicht gereuen, daſs du so viel Ergebenheit gegen mich zeigst.

Pedrillo weinte vor Freuden, da er seinen jungen Herrn, den er für rasend gehalten hatte, so gelassen und vernünftig reden hörte, und bezeigte ihm seine Freude in den lebhaftesten Ausdrücken, die er in der Eile finden konnte.

Ich begreife weder was du mir da sagst, antwortete Don Sylvio, noch was mit mir vorgegangen ist. Es sind noch nicht sechs Minuten, so befand ich mich in den Gärten der Königin der Salamander. Kannst du mir nicht sagen, wie ich hierher gekommen bin, und wer mir Hände und Füſse so gebunden hat?

Gott steh' uns bey! rief Pedrillo halb erschrocken; was sagen Sie da von Salamandern und von der Königin, die Sie gewiſs so wenig gesehen haben als ich meine Urältermutter? Wissen Sie denn nicht was Ihnen begegnet ist? Aber sie sind auch mit Euer Gnaden so umgegangen, daſs es kein Wunder ist, wenn Sie eine Ohnmacht gekriegt haben. Ich war eben im Begriff meinen Zwerchsack heimlich aus dem Hause zu tragen, als ich den Lärm im Garten hörte; ich warf ihn geschwind hinter ein Gebüsch und lief was ich laufen konnte, um zu sehen was es wäre; denn es däuchte mich, daſs ich Euer Gnaden schreyen hörte; aber ich kam schon zu spät. Das verfluchte Volk schrie aus Einem Halse, Sie wären, mit Erlaubniſs zu sagen, im Kopfe verrückt oder gar toll; sie fielen über Euer Gnaden her, und banden Sie, ohne daſs ichs verwehren konnte. Daſs sie die Pest! Jetzt seh' ich wohl, daſs alles nur erlogen war, und daſs Euer Gnaden so gut bey Ihren vier Sinnen ist als ich und ein anderer guter Christ.

Höre, Pedrillo, erwiederte Don Sylvio — aber löse mir zuerst diese Bande auf, ich kann es nicht länger so ausstehen — wenn ich diesen Abend eine starke Vermuthung hatte, daſs hinter der Ankunft dieser Alten, die sich für meine Tante ausgiebt, ein Geheimniſs verborgen liege, so weiſs ich jetzt gewiſs was ich von der Sache denken soll. Es sind mir erstaunliche Dinge begegnet, seitdem du mich im Garten verlassen hast; aber es läſst sich jetzt nicht einmahl davon flüstern. Wir sind hier nicht sicher, und der Himmel weiſs was uns noch bevorsteht, wenn wir uns nicht durch eine schleunige Flucht zu retten suchen.

Aber wie wird das möglich seyn? antwortete Pedrillo: sie sind noch alle auf, und die gnädige Frau — die alte Hexe wollt' ich sagen — wird alle Augenblicke kommen, um Ihnen, wie sie sagte, ein Terpentinpulver einzugeben.

„Du willst vielleicht ein Temperierpulver sagen?"

Es mag heiſsen wie es will, fuhr Pedrillo fort, wenn ich Euer Gnaden rathen darf, so werden Sie kein Narr seyn und es hinunter schlucken. Bösen Leuten ist nie viel Gutes zuzutrauen; sie könnte Ihnen eben so gut Rattenpulver oder geschabte Nägel als gepülverte Krebsaugen eingeben.

Das hab' ich wohl am wenigsten zu besorgen, erwiederte Don Sylvio; ich könnte eher vermuthen, daſs sie mir einen Liebestrank beybringen möchte, um mich gegen diese häſsliche Zwergin zu entzünden, die, ich weiſs selbst nicht ob ihre Tochter oder ihre Nichte ist. Aber ich bitte dich, Pedrillo, mein Freund, denke ein Mittel aus, wie ich diese Nacht noch entrinnen kann, ohne weder die Alte noch die Junge wieder zu Gesichte zu kriegen; denn ich versichere dich, der Streich, den sie mir gespielt haben, geht mir so tief zu Gemüthe, daſs ich bey ihrem Anblick unmöglich gelassen bleiben könnte.

Wissen Sie was? sagte Pedrillo, nachdem er sich eine Weile besonnen hatte; die Frau Fee Rademante könnte uns hier am besten aus der Noth helfen. Wenn sie so sehr Ihre gute Freundin ist als sie vorgiebt, warum kommt sie nicht und befreyt uns aus den Klauen dieser alten Kupplerin? Wenigstens könnte sie uns doch einen Luftwagen oder das Hütchen des Prinzen Kobold, oder so was schicken, daſs wir desto eher davon kämen. Aber so machen es diese groſsen Herren und Damen! So lang' ihr nichts verlangt, versprechen sie euch goldne Berge; aber verlasse sich einer drauf! wenn man sie am nöthigsten hat, da ist niemand zu Hause. Ich wette gleich was man will, wenn wir in Skorpionen oder Lindwürmer verwandelt seyn werden, so wird sie gleich da seyn, und ihr Mitleiden mit uns bezeigen, und die Schuld auf das Schicksal oder auf die Konstipazion der Sterne schieben.

Rede nicht so unvernünftig, fiel ihm Don Sylvio ein: meinst du, die Feen haben sonst nichts zu thun als da zu stehn und zu lauern, bis es dir einfällt daſs sie uns aufwarten sollen? Wenn wir uns selbst nicht mehr helfen können, so bin ich gewiſs, Radiante wird mir ihren Beystand nicht versagen. Inzwischen müssen wir das unsrige thun und auf Mittel denken —

Gut, gut, unterbrach ihn Pedrillo; ich höre die alte Gabelreiterin auf der Treppe; jetzt ist guter Rath theuer! — Hum! mir fällt was ein. Legen Sie Sich auf die Seite, und stellen Sich als ob Sie schliefen. — So! — schnarchen Sie ein wenig; für das übrige lassen Sie mich sorgen.

Er hatte kaum das letzte Wort gesagt, so trat Donna Mencia mit ihrem Pulver und einem Glas Wasser in der Hand ins Zimmer. Wie steht es um Don Sylvio? fragte sie den Pedrillo, der ihr auf den Zehen entgegen ging: ich dachte nicht so lange auszubleiben, aber es ist mir —

Reden Sie nicht so laut, flüsterte ihr Pedrillo zu: mein junger Herr ist schon eine gute Weile eingeschlafen, und Sie wissen ja, daſs man einen schlafenden Löwen nicht aufwecken soll. Die Ruhe thut ihm jetzt besser als alle Pulver und Latwergen der ganzen Welt.

Hat er keinen neuen Anstoſs gehabt, seitdem du allein bey ihm bist? fragte die alte Dame.

Nein, gnädige Frau Fanferlüschin, antwortete Pedrillo, indem er ihr bald auf die Stirne bald auf die Füſse sah; er hatte —

Was sagtest du da? unterbrach ihn Donna Mencia. Wie nanntest du mich, du alberner Kerl? Was soll das bedeuten?

O ich bitte Euer Gnaden tausendmahl um Verzeihung, erwiederte Pedrillo zitternd: es ist mir so entfahren ohne daſs ich daran dachte; man kann ja leicht eins für das andre sagen. Ich wollte nur sagen, daſs es am besten wäre, wenn Euer Gnaden meinen jungen Herrn schlafen lieſsen. Denn es ist noch keine halbe Viertelstunde, da rief er: Pedrillo! — Gnädiger Herr, sagte ich, wollen Sie etwas? — Höre Pedrillo, sagte er, ich weiſs nicht wie mir ist, sagte er, aber ich bin so matt, als ob mir alle Glieder entzwey geschlagen wären; aber ich denke, wenn ich nur schlafen könnte, so würde mir bald besser werden, sagte er; und damit legte er sich auf die Seite und schlief ein. Hören Sie ihn nicht schnarchen?

Er schläft, sagte Donna Mencia, nachdem sie ein wenig hinter den Vorhang geguckt hatte: es ist mir lieb, daſs er wieder so ruhig ist. Weck' ihn ja nicht auf: wenn er aber von sich selbst erwacht, so gieb ihm dieses Pulver ein;

es wird ihm gewiſs wohl bekommen. Indessen kommt der Barbier, der ihm eine Ader öffnen soll; denn man kann nicht vorsichtig genug seyn. Er ist vermuthlich nur aus Mattigkeit eingeschlafen, und das Fieber kommt vielleicht nur desto heftiger wieder, wenn er aufwacht.

Ich glaube, sagte Pedrillo, Euer Gnaden kann Sich deſshalb ganz ruhig schlafen legen; ich hoffe, das Ärgste ist vorbey. Indessen will ich schon auf ihn Acht haben; aber aufwecken laſs' ich ihn nicht, und wenn der Barbier von Bagdad in eigener Person käme. Er kann mir wachen helfen; und wenn mein junger Herr allenfalls wieder rappelköpfisch werden wollte, so ist es immer besser es seyen unser zwey, die ihn hüten, als Einer.

Donna Mencia bezeigte sich hiermit zufrieden, und verlieſs das Zimmer ihres Neffen, um ihre Gäste, die an seinem Unfall nicht wenig Antheil genommen hatten, durch die Nachricht von seiner Besserung zu beruhigen.

Was für eine Angst du mir eingejagt hast! sagte Don Sylvio, als sie wieder allein waren: wenn wirst du doch einmahl über deine verwünschte Zunge Meister werden? Konnte auch etwas unbesonnener und dummer seyn, als ihr ins Gesicht zu sagen, daſs du sie für die Fee Fanferlüsch ansähest?

Erzürnen Sie Sich nur nicht, gnädiger Herr, antwortete Pedrillo: Sie werden doch selbst gestehen müssen, daſs ich meinen Fehler augenblicklich wieder gut gemacht habe; und dieſs ist eben die Kunst. Es kann der klügsten Gans ein Ey entfallen — ich will sagen, es verspricht sich wohl der Pfarrer auf der Kanzel — aber, wie ich die gnädige Frau oft bey Tische sagen hörte, der beste General sey derjenige, der am meisten Fehler macht — nicht doch! der am besten — der seine Fehler — ich kann jetzt nicht darauf kommen, aber es war doch etwas von Fehlern, und es schickte sich recht gut hierher —

Ich glaube du redst im Schlaf, unterbrach ihn Don Sylvio: was für verworrenes Zeug plauderst du wieder daher, ohne dich zu bekümmern, daſs ich jetzt wichtigere Dinge zu thun habe als deinen Albernheiten zuzuhören? Geh und schleiche dich, indeſs ich mich ankleide, leise hinunter, um zu sehen ob sie sich schlafen legen; wir müssen, wo möglich, noch vorher zu entrinnen suchen, ehe der Barbier kommt, sonst werden wir aufgehalten, und dann ist alles verloren.

Das ist eben die Sache, versetzte Pedrillo: Maritorne ist schon über eine Stunde weg, und wenn sie ihn zu Hause angetroffen hat, so sind wir keinen Augenblick vor seiner Ankunft sicher.

Wir wollen das beste hoffen, sagte der junge Ritter, der schon beynahe angezogen war: geh und thue was ich dir befohlen habe, und wenn du merkst dafs alles im Hause still ist, so schleiche durch die kleine Nebentreppe in den Garten, und erwarte mich beym grünen Schlosse, wo es am leichtesten ist über die Gartenmauer zu steigen; denn sie ist dort ziemlich eingefallen.

Wo haben Sie denn, fragte Pedrillo, Ihren Schlüssel? — Aber ja, jetzt besinn' ich mich, sie nahmen im Garten alles Eisenwerk weg, das sie bey Euer Gnaden fanden, Degen, Messer, Schlüssel, sogar Ihren Flaschenzieher, aus Furcht, Euer Gnaden möchte ihnen oder Sich selbst damit Schaden thun.

Gut, gut, sagte Don Sylvio, geh und erwarte mich beym grünen Schlosse, wir haben keinen Augenblick zu verlieren.

Pedrillo gehorchte, und nach einer kleinen Viertelstunde sah ihn Don Sylvio, dessen Zimmer gegen den Garten lag, einen langen Gang von Pomeranzenbäumen einschlagen, der zum grünen Schlosse führte. Er war eben im Begriff ihm zu folgen, als er gewahr wurde, daſs er keinen Degen hatte. Ohne Degen auf Abenteuer auszugehen, däuchte ihm eine Unanständigkeit die nicht zu entschuldigen wäre. Ob ich gleich hoffen darf, dachte er, daſs mir die Fee Radiante im Fall der Noth einen diamantenen geben würde, so würde es doch das Ansehen einer Zagheit haben, wenn ich kein andres Gewehr führen wollte als ein bezaubertes. Endlich besann er sich eines alten Reitersäbels, der unter andern Alterthümern, nicht weit von seinem Zimmer in einer Plunderkammer lag, und das Ansehen hatte, seit den Zeiten König Ferdinands des Katholischen wenig Dienste gethan zu haben. Die Schwere dieses ehrwürdigen Seitengewehrs machte ihm die Nothwendigkeit, sich dessen zu bedienen, sehr unangenehm; allein da er sich nicht anders zu helfen wuſste, so bewaffnete er sich damit, mit dem Vorsatz es bey der ersten Gelegenheit gegen ein bequemeres zu vertauschen.

Die allgemeine Stille, die im Hause herrschte, versicherte ihn daſs jedermann schon zu Bette gegangen sey. Er schlich sich also ganz getrost in den Garten, wo dem Pedrillo jeder Augenblick von Verzug eine Stunde däuchte; so sehr besorgte er, daſs ihre Flucht von der zurück kommenden Maritorne allzu früh entdeckt werden möchte. Dieser Umstand, und die Furcht vor demjenigen, was er in solchem Falle von der Rache der Fee Fanferlüsch zu erwarten haben würde, hatte alle andre Furcht bey ihm verdrängt.

Allein das gute Glück unsers jungen Ritters sorgte auch für diese Schwierigkeit. Maritorne, die sich entweder vor Gespenstern fürchtete, oder ihre Person bey Nacht nicht allein wagen wollte, hatte ihrem Liebhaber, dem Hausknecht, die Erlaubniſs gegeben sie zu begleiten. Unterwegs hatte sich dieſs zärtliche Paar von den Annehmlichkeiten dieser verführerischen Nacht verleiten lassen, sich in einem kleinen Gebüsche niederzusetzen. Was sollen wir sagen? — Die Gelegenheit war günstig, der Liebhaber ungestüm, die Schöne schwach; kurz, die allzu gefällige Maritorne vergaſs daſs sie den Barbier hohlen sollte; und als sie sich dessen wieder erinnerte, war der Anbruch des Tages schon so nahe, daſs sie besser zu thun glaubte ihn vollends zu erwarten, als den guten Barbier vielleicht aus einem angenehmen Morgentraum aufzuwecken.

Anmerkungen.

1) S. 105. Unser Autor scheint hier, bloſs zum Scherz, auf die gewöhnliche Lateinische Übersetzung des Beyworts βοωπις, welches Homer der Juno zu geben pflegt, anzuspielen; die ehrwürdige ochsenaugige Juno, geben es die Übersetzer, und setzen dadurch den unschuldigen Homer dem Tadel der Ungelehrten aus. Nichts kann billiger seyn, als der kritische Zorn, in welchen Grävius hierüber geräth. (*Lect. Hesiod. ad vers.* 355. *Theogon.*) Homer, um die Schönheit und Gröſse der Augen der Götterkönigin mit Einem Zug anzudeuten, nennt sie βοωπιν, sagt der weise Libanius. Richtig also, und der Absicht Homers, aber nicht seiner Manier, angemessen, umschreibt Pope die Beywörter βοωπις und ποτνια,

— — the Goddeſs of the skies
Roll'd the large orbs of her majestic eyes.

Indessen scheint doch unläugbar zu seyn, daſs der Gebrauch dieses Beywortes, (welches in seiner ältesten Bedeutung ohne allen Zweifel ochsenaugig hieſs) so wie tausend andre Homerische Beywörter, Redensarten, Gleichnisse, und andre Züge oder Farben, durch das hohe Alter dieses unschätzbaren Dichters, und durch die rohe Einfalt, worin Sitten, Geschmack und Sprache sich damahls noch befanden, am besten gerechtfertiget werde. Kühe und Ochsen waren in den Homerischen Zeiten sehr ansehnliche und in hohem Werthe gehaltene Glieder der häuslichen Gesellschaft, wie es die Pferde bey den Arabern waren und noch sind. Eine Kuh hat unstreitig (mit Erlaubniſs der Madame Dacier) gröſsere Augen als ein Frauenzimmer. Um also eine Dame mit vorzüglich groſsen Augen zu bezeichnen, nannte man sie kühaugig. Dieſs Beywort war nachdrücklich und mahlend, und hatte nichts, was die rohe Empfindung eines Volkes beleidigte, dessen Begriffe, Lebensart und Sitten noch so nahe an die natürliche Wildheit grenzten. Man bediente sich also dessen eben so unbedenklich, als die Türken sich noch jetzt des Beywortes hirschaugig in ihrer edelsten Poesie bedienen; und zu Homers Zeiten war es vermuthlich schon gewöhnlich, daſs, so bald man das Wort βοῶπις hörte, man sich augenblicklich schöne groſse Augen dachte, ohne an die Abstammung des Wortes zu denken, welche durch Erweckung eines unedeln Nebenbegriffs dem Begriffe von Majestät, den Homer in uns erwecken will, hätte schaden können.

2) S. 106. Nahme eines Kammermädchens der Geliebten des Ovidius, welche in den Augen dieses leichtsinnigen Liebhabers reitzend genug war, ihn

ihrer Gebieterin zuweilen ungetreu zu machen. Er rühmt sie wegen ihrer Geschicklichkeit, die Haarlocken seiner Dame auf tausendfache Manier zu schmücken:

Ponendis in mille modis perfecta capillis,
Comere sed solas digna, Cypassi, deas.

3) S. 120. Migonnet hieſs der Gemahl, welchen die Feen der Prinzessin Weiſskätzchen zum Gemahl bestimmten, ehe sie durch die Verwandlung in eine weiſse Katze für ihren Ungehorsam bestraft worden war. Dieser König Migonnet hatte für einen Liebhaber, der sich anmaſst zu gefallen, eine seltsame Figur. „Niemahls (sagt Madame D' Aulnois, seine Schöpferin) seitdem es Zwerge giebt, hatte man einen so kleinen gesehen. Sein königlicher Mantel war nur eine Elle lang, und schleppte doch um mehr als den dritten Theil auf dem Boden nach. Er hatte Adlersfüſse, weil er aber keinen Knochen in den Beinen hatte, so muſste er auf den Knieen fortrutschen. Sein Kopf war so groſs wie ein Scheffelmaſs, und seine Nase von einem so ansehnlichen Schnitt, daſs er ein halb Dutzend Vögel darauf zu tragen pflegte, an deren Gesang er sich belustigte. Seine Ohren ragten eine Spanne lang über den Kopf empor, und sein Bart war so lang und dicht, daſs Kanarienvögel darin nisteten.“

DRITTES BUCH.

1. KAPITEL.

Heimliche Flucht unsrer Abenteurer. Wortstreit, der zwischen ihnen wegen eines Baumes entsteht, den Pedrillo für einen Riesen ansieht.

Es war ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht, als Don Sylvio, unter vielen andächtigen Seufzern an die Gebieterin seines Herzens, in Gesellschaft des getreuen und wohl bepackten Pedrillo seine abenteuerliche Wanderschaft antrat. Der kleine Tintin, der nach dem Befehl der Fee mit von der Partie war, hüpfte munter vor ihnen her, und führte sie, es sey nun aus bloſsem Instinkt, oder durch den geheimen Antrieb irgend einer Fee, den nehmlichen Weg, auf welchem Don

Sylvio das Bildniſs seiner Prinzessin gefunden hatte. Pedrillo machte zwar viele Einwendungen dagegen, und stellte vor, daſs sie längs des linken Ufers des Guadalaviar, der sich an dem Walde hinab zog, einen bequemern Weg haben würden. Allein Don Sylvio blieb dabey, daſs er keinen andern Wegweiser haben wolle als Tintin, von welchem er zu vermuthen anfing, daſs er vielleicht wohl selbst eine Art von Fee oder wenigstens von vernünftigen Thieren seyn könnte. Pedrillo muſste sich also ergeben, so sehr er sich fürchtete bey nächtlicher Weile durch einen Wald zu reisen, wo seine Einbildung alles was er sah in Gespenster verwandelte. Das Schlimmste war, daſs sich, nachdem sie kaum eine Stunde lang gewandert waren, der Himmel mit Wolken zu bedecken anfing, welche ihnen kaum so viel Heiterkeit übrig lieſsen, daſs sie einen Weg in dem Gehölze finden konnten, ob es gleich keines von den dichtesten war.

Dieser Umstand ermangelte nicht das schwache Gehirn des armen Pedrillo vollends in Verwirrung zu setzen. Es fielen ihm auf einmahl alle Gespensterhistorien ein, die er von seiner Kindheit an gehört hatte; er glaubte alle Augenblicke etwas verdächtiges zu sehen, und zitterte bey dem mindesten Geräusche so laut, daſs sein Herr endlich Mitleiden mit ihm zu haben anfing.

Du schauderst ja als ob du das Fieber hättest, sagte endlich Don Sylvio, der schon lange gemerkt hatte, wo es ihm fehlte.

Ums Himmels willen, gnädiger Herr, stotterte Pedrillo, und faſste ihn dabey beym Rocke, sehen Sie nichts?

Ich sehe Bäume, so gut als man sie im Dunkeln sehen kann, versetzte jener.

„Gott steh' uns bey! Sehen Sie denn den gräulichen Riesen nicht, der dort auf einmahl aus dem Boden hervor kommt, dort linker Hand? Er wird immer gröſser und gröſser, und streckt, däucht mich, wohl hundert Arme gegen uns aus! Sehen Sie ihn? Er kommt immer näher!"

Ich glaube, du bist nicht klug, Pedrillo; thu die Augen besser auf, und schäme dich, daſs du einen Baum für einen Riesen ansiehest.

„Gott gebe nur, daſs es nicht noch etwas ärgers als ein Riese ist! Ein Baum sagen Sie? Wo hat denn ein Baum Arme und Füſse?"

Ich sage dir, alberner Tropf, daſs es ein Baum ist; was du für Arme ansiehst, sind seine Äste; er scheint immer gröſser zu werden, weil der Grund, worauf wir gehen, etwas erhaben ist, und er kommt uns immer näher, weil wir auf ihn zugehen. Wenn du so furchtsam bist, daſs du Eichbäume für Riesen ansiehest, so möcht' ich wohl wissen wofür du die wirklichen Riesen halten wirst, die uns vielleicht noch aufstoſsen werden? Was mich betrifft, so schwör' ich dir, daſs alle Bäume in diesem Walde zu Riesen werden könnten, ohne daſs ich sie fürchten würde.

Ich bitte Sie, lieber gnädiger Herr, versetzte Pedrillo, reden Sie nicht so laut! Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich Euer Gnaden so reden höre. Die Riesen könnten Sie beym Worte nehmen; glauben Sie mir, gnädiger Herr, ein einziger würde Ihnen so viel zu thun geben, daſs Sie auf Ihr Leben lang genug hätten! Ich bitte Sie ums Himmels willen, gehen Sie ihm aus dem Wege und thun ihm nichts! Es dauerte mich nur mein junges Blut; der Popanz würde keinen Unterschied machen, ich müſste für Ihren Frevel büſsen, so unschuldig ich immer bin.

Das dachte ich wohl, antwortete Don Sylvio lachend, daſs es dir nur um deine eigne

Haut wäre: aber besorge nichts! Die Fee Radiante hat dich ja ausdrücklich zu meinem Gefährten ernannt, und du stehst also unter ihrem Schutze so gut als ich selbst. Ich sag' es dir noch einmahl, wenn aus jedem Baum in diesem Wald ein Riese würde, und aus jedem Blatt ein junger Feldteufel hervor kröche, so hätten wir doch nichts zu besorgen. Aber siehst du denn nicht, daſs dein Riese nichts mehr und nichts weniger ist als was ich dir sagte? Wir sind nun ganz nahe bey ihm; und wenn du noch nicht glauben willst, daſs es ein Baum ist, ein Eichbaum sag' ich dir, ein eichener Eichbaum so gut als es jemahls einer gewesen ist, so will ich zur Probe einen Ast davon abhauen.

Ach, mein lieber gnädiger Herr, rief Pedrillo, indem er ihm den Arm zurück hielt, thun Sie es ja nicht, ich bitte Sie! ums Himmels willen, lassen Sies bleiben und machen nicht Sich und mich durch Ihre Tollkühnheit unglücklich. Es mag nun jetzt eine Eiche oder eine Linde seyn, so hab' ich doch mit meinen Augen gesehen, daſs es ein ungeheurer Riese war — Ich will just nicht sagen ein Riese — Gott weiſs was es gewesen seyn mag! aber ich weiſs doch was ich gesehen habe. Der Böse, Gott sey bey uns! ist ein Tausendkünstler, und er kann eben so gut —

Weiſst du wohl, Pedrillo, fiel ihm Don Sylvio ins Wort, daſs ich deiner blödsinnigen Einfälle müde bin? Ich glaube, zum Henker! du willst einen Don Quischott aus mir machen, und mich bereden Windmühlen für Riesen anzusehen? Da siehe wie viel ich mir aus deinem Riesen mache! Mit diesen Worten zog er seinen Säbel, und hieb auf Einen Zug einen ziemlichen Ast herunter.

Pedrillo erschrak Anfangs so sehr über diese verwegene That, daſs er beynahe umgesunken wäre; da er aber sah daſs sie keine schlimme Folgen hatte, so faſste er wieder Muth. Ich hätte nicht gemeint, sagte er zu unserm Helden, daſs Sie so viel Herz hätten, Herr Don Sylvio; ich glaube, verzeih' mir's Gott, Sie wären tollkühn genug, mit dem Teufel und seiner Groſsmutter anzubinden. Aber wir wollen nicht zu früh Triumf singen. Sehn Sie einmahl, ob nicht Blut aus dem Ast heraus flieſst.

Da sieh selbst, sagte Don Sylvio, indem er ihm den Ast darbot, und gesteh, daſs du der albernste dumme Junge bist, den ich jemahls gesehen habe. Woher nimmst du doch das altvettelische Zeug das du sagst?

Was ich da sagte, gnädiger Herr, ist, meiner Six, nicht so einfältig als Sie denken: ich habe dergleichen Dinge mehr gelesen, und was einmahl geschehen ist, kann ein andermahl wieder geschehen. Zum Exempel, ich besinne mich jetzt gleich eines gewissen Trajanischen Prinzen — ich weiſs selbst nicht mehr Korridor oder Isidor, 1) aber es dort sich so was in seinem Nahmen — der von einem Muhamedanischen Zauberer in einen Cypressenbaum verwandelt worden war; und da ihn der Papst Äneas Sylvius, ich weiſs nicht mehr warum, wollte umhauen lassen, da floſs bey jedem Hiebe Blut heraus, frisches Blut, so roth als man es nur sehen wollte. Die Leute erschraken entsetzlich, wie Sie Sich einbilden können; allein Papst Äneas, der gleich merkte, daſs ein Geheimniſs darunter stecken müsse, befahl, man sollte nur fortfahren zu hauen; und was meinen Sie wohl, was da geschah? Man hörte eine Stimme aus dem Baum, eine überaus klägliche Stimme, welche sagte, daſs sie die Seele des Isidorus sey, oder wie er hieſs, und wie es ihr ergangen, und wie sie von dem unglaubigen Zauberer in diesen Baum verwandelt worden sey, ohne daſs sie vorher habe beichten oder sich vorbereiten können; und bat alle christliche Herzen, die gegenwärtig waren, so flehentlich, daſs jedermann die hellen Zähren weinen muſste, daſs sie doch zu Linderung ihrer Pein etliche Dutzend Ave für sie beten möchten.

Das muſs ich gestehn, sagte Don Sylvio, nachdem Pedrillo mit seiner Erzählung zu Ende war, daſs du eine erstaunliche Belesenheit hast, Pedrillo; und was die Gabe der Erzählung betrifft, so will ich mein Schloſs und alles Meinige verloren haben, wenn zu Salamanka oder auf irgend einer andern Universität von Spanien ein Bakkalaureus ist, der es mit dir aufnehmen dürfte. Ich biete ihnen allen Trotz, daſs sie einen Trojanischen Prinzen mit dem Papst Äneas Sylvius, oder Pius dem Zweyten zusammen bringen, wie du gethan hast; es müſste denn in der Hölle seyn, wohin gewiſs Äneas Sylvius nicht gekommen ist; denn er war einer von den frömmsten und gelehrtesten Päpsten, die jemahls der Kirche vorgestanden haben.

Es beliebt Euer Gnaden so zu sagen, erwiederte Pedrillo: aber es mag nun Ihr Ernst seyn oder nicht, so versichre ich Sie, daſs ich mir in diesem Stücke, wenn ich schon nicht gestudiert bin, vor keinem fürchte, er mag seyn wer er will, und wenn er auch ein dreyfacher Bakularius oder gar ein Doktor in allen sieben Fakultäten wäre. Ich war noch nicht acht Jahre alt, so wuſste ich schon alle Historien des Ovidius Nasus, und alle Fabeln in Florians Kronik auswendig; gelt, das hätten Euer Gnaden nicht hinter mir gesucht? Aber ich hatte ein Gedächtniſs wie ein Elefant, und unser alter Pfarrer (tröst' ihn Gott!) sagte meiner Groſsmutter oft, wenn man mich studieren lieſse, so könnte ich noch wohl einmahl, ob Gott wollte, Bischof oder gar General - Vikarius werden. Wer weiſs auch was geschehen wäre, wenn der gnädige Herr, Euer Gnaden Herr Vater, mich nicht ins Schloſs genommen hätte, da mich meine Groſsmutter eben zu ihrem Bruder thun wollte, der damahls Küster in einem Dorfe unweit Toledo war, und, wie die Leute sagten, sehr viel beym Erzbischof galt. Sie müssen aber nicht meinen, als ob ich damit sagen wolle, daſs ich bey diesem Tausche verloren habe. Es ist überall gut Brot essen. Euer Gnaden weiſs, daſs ich Ihnen, so zu sagen, von Ihrer Kindheit an treulich und redlich gedient habe; und ich bin gewiſs, daſs Sie mein Glück machen werden, wenn wir einmahl, Gott gebe nur bald! unsre Prinzessin gefunden haben. Denn ob Euer Gnaden schon ein so edler Edelmann ist als einer in der Christenheit, so bin ich doch gewiſs, daſs Sie Ihr Wort eben so ehrlich halten werden, als wenn Sie nur ein Bauer wären.

Auf diese Art fuhr der ehrliche Pedrillo noch eine gute Weile fort zu plaudern, ohne daſs sein Herr, der in ganz andern Gedanken vertieft war, die geringste Acht darauf gab. Pedrillo schwatzte, wie die Kinder im Finstern zu singen pflegen; denn er fürchtete sich noch immer so sehr daſs er schwitzte, und es war kein Heiliger im Kalender, dem er nicht bey sich selbst ein Gelübde that, wenn er ihn lebendigen Leibes und unbeschädigt das Tageslicht wieder sehen lassen würde.

2. Kapitel.

Merkwürdiges Abenteuer mit dem Salamander und dem Froschgraben.

Inzwischen hatten sich unsre Wanderer, ungeachtet der immer zunehmenden Dunkelheit, doch so weit aus dem Walde heraus gearbeitet, daſs sie eine offene Stelle gewahr wurden, deren Anblick eine rechte Erquickung für den armen Pedrillo war. Er lenkte sogleich dahin ein, und seine Freude vermehrte sich nicht wenig, da er in einiger Entfernung ein Licht erblickte, welches er für ein Zeichen hielt, daſs ein Wirthshaus oder Pachthof in der Gegend sey, wo sie den Anbruch des Tages erwarten könnten.

Allein seine Freude verwandelte sich bald wieder in Furcht und Grauen, da er sah, daſs dieses Licht plötzlich näher kam, und um ein merkliches gröſser ward. Don Sylvio hingegen wurde es kaum gewahr, als er voller Freuden ausrief: Siehst du nun, Pedrillo, daſs ich mir keine vergebliche Hoffnung machte, da ich mich auf den Beystand der groſsen Radiante verlieſs?

Was soll ich denn sehen, gnädiger Herr? fragte Pedrillo.

Du muſst blinder als Tiresias seyn, daſs du so fragen kannst. Siehst du denn den Salamander nicht, der in der ganzen schimmernden Pracht eines Bewohners des reinsten Feuerkreises auf uns zueilt?

Einen Salamander? rief Pedrillo: wo ist er denn? ich bitte Sie; denn ich sehe nichts als einen feurigen Mann, der vermuthlich bey seinen Lebzeiten in dieser Gegend einen Mahlstein verrückt haben wird, und jetzt zur Strafe feurig umgehen muſs.

Dummkopf, versetzte Don Sylvio ein wenig entrüstet; können denn deine abergläubischen Augen allenthalben nichts anders sehen als die Hirngespenste, welche die alte Hure, deine Groſsmutter, von ihrer Ältermutter geerbt und dir in dein dummes Hirn gesetzt hat? Eben das, was du für einen feurigen Mann ansiehst, ist ein Salamander, sag' ich dir, und einer der schönsten, die den Thron der groſsen Radiante umglänzen. Siehst du nicht, wie seine Haarlocken gleich gekräuselten Sonnenstrahlen um seinen morgenröthlichen Nacken wallen? Siehst du nicht seine Augen wie zwey Morgensterne blitzen? Siehst du die lazurnen, mit Licht durchwebten Flügel nicht, mit denen er, wie ein Unſterblicher, in majestätiſchem Fluge den Äther theilt?

Sapperment! Herr Don Sylvio, ſchrie Pedrillo, indem er ſich mit der Fauſt vor die Stirne ſchlug, entweder bin ich ein Narr, oder Sie ſind nicht recht klug! Ich will geprellt werden, wenn ich von allem, was mir Euer Gnaden da vorſagt, etwas andres ſehe als einen kleinen Feuerklumpen, der in der Luft ſchwebt, und bald näher kommt bald wieder zurück weicht, und dergleichen ich ſchon oft geſehen habe. Sie können es heiſsen wie Sie wollen; aber ich habe mein Tage gehört, daſs es feurige Männer —

Pedrillo, mein Freund, unterbrach ihn Don Sylvio, wenn ich nicht mit deiner Einfalt Mitleiden hätte, ſo hätte ich gute Luſt, dir dein unverſchämtes Maul zu ſtopfen daſs du ein Andenken davon behieltest. Ich dächte doch wahrhaftig, Sennor Pedrillo ſollte mir zutrauen, ich müſse wiſsen was ein Salamander iſt, da ich ihrer mehr als zehen tauſend im Gefolge der Fee Radiante geſehen habe! Es iſt ein Salamander, ſag' ich dir nochmahl, der vermuthlich etwas bey mir auszurichten hat, der vielleicht auch nur abgeſchickt iſt uns den Weg zu zeigen. Es ſey nun das eine oder das andere, so wollen wir ihm nachgehen; das übrige wird sich bald von selbst geben.

So mag es denn ein Salamander seyn, weil Sies so haben wollen, erwiederte Pedrillo: Euer Gnaden müssen sich besser auf solche hohe Dinge verstehen als unser einer. Sie sind vielleicht an einem Sonntag auf die Welt gekommen; denn man sagt, die Sonntagskinder könnten bey hellem Mittag Geister sehen.

Was du da sagst, versetzte Don Sylvio, ist so unrichtig nicht. Es kann eine Gabe seyn, womit mich eine Fee bey meiner Geburt beschenkt hat, daſs die elementarischen Geister, die sonst ihrer Natur nach von irdischen Augen nicht gesehen werden können, für mich nicht unsichtbar sind. 2)

Wenn aber das wäre, sagte Pedrillo, so müſst' ich itzt gar nichts sehen. Ihrer Beschreibung nach ist dieser Salamander so schön wie ein Cherubin; warum miſsgönnt er mir denn das Vergnügen, ihn in seiner eigenen Gestalt zu sehen, und warum zeigt er sich mir lieber in der fürchterlichen Gestalt eines feurigen Mannes?

Daran hat deine verdorbene Einbildungskraft Schuld, erwiederte Don Sylvio. Wenn du die feurigen Männer nicht schon im Kopfe hättest, so würdest du ohne Zweifel eben das sehen was ich sehe; es geht dir jetzt mit dem Salamander, der unser Führer geworden ist, wie es dir vorhin mit der Eiche ging, die du für einen Riesen ansahest —

Sachte, sachte, Herr Don Sylvio, fiel ihm Pedrillo ein, wir wollen diese Saite nicht mehr berühren; zu geschehenen Dingen muſs man das beste reden. Ich dächte, eine Höflichkeit wäre gleichwohl der andern werth, und wenn ich Ihren Salamander gelten lasse, so könnten Sie meine Riesen wohl auch in ihrem Werthe beruhen lassen. Wer weiſs ohnedem, ob sie nicht näher mit einander verwandt sind als man sich einbildet? Die Wahrheit zu sagen, der Grund, auf den uns Ihr Salamander geführt hat, fängt an ziemlich weich zu werden: ich besorge immer er wird es uns nicht besser machen als ein gemeiner Feuermann; denn diese boshaften Schelme haben keine gröſsere Freude, als wenn sie arme Wandersleute zum besten haben und in einen Morast oder Froschgraben hinein führen können.

Pedrillo hatte kaum das letzte Wort ausgesprochen, als Don Sylvio, der immer voraus ging und dem vermeinten Salamander mit starken Schritten folgte, auf einmahl bis an die Knie in einen Graben sank. Pedrillo wollte ihm, so bald er ihn plätschern hörte, zu Hülfe kommen, that es aber mit so weniger Behutsamkeit, daſs es ihm noch ärger ging als seinem Herrn; denn er fiel so lang er war in den dicksten Schlamm hinein. Das jämmerliche Geschrey, das er anfing, machte unsern Helden besorgen, er möchte ein Bein verstaucht oder gar gebrochen haben. Was ist dir begegnet, mein guter Pedrillo, daſs du so kläglich thust? rief er ihm zu, indem er sich selbst aus dem Morast heraus arbeitete, so gut es die Länge und Schwere seines Seitengewehrs zulieſs.

Wo sind Sie denn, mein lieber Herr? rief Pedrillo ängstlich. Haben Sie noch Ihre eigene Gestalt, oder sind wir schon in Frösche verwandelt? Daſs es Gott erbarme! mich däucht ich höre mich selbst schon quäken, wenn es nicht der Schrecken ist der mich gar närrisch macht. Da haben wirs nun! Sagte ich nicht vorher es würde so gehen, und werden Sie so gut seyn und mich ein andermahl auch etwas gelten lassen? Wo ist nun der Salamander mit seinen goldfarbnen Flügeln und lazurnen Haarlocken, und mit seinen Morgensternen in den Augen? Zum Guckguck ist er, und bekümmert sich den Henker darum, wie wir wieder aus dem Quark heraus kommen?

Das Übel ist nicht halb so groſs als du es machst, sagte Don Sylvio; und es mag seyn wie es will, so hat der Salamander keine Schuld. Warum sahen wir nicht besser vor uns hin? denn er machte uns helle genug. Und wenn er verschwunden ist, so ist gewiſs nichts anders als dein ungewaschenes Maul —

O sagen Sie das nicht, rief Pedrillo, der indessen aus dem Schlamm wieder hervor gekrochen war: sapperment! ich denke, es ist gewaschen genug, und mehr als mir lieb ist! Ich fiel der Länge nach hinein, und kriegte gleich ein Maul voll, das gewiſs nicht nach Muskaten schmeckte, das versichre ich Sie.

Genug hiervon, sagte Don Sylvio: auf einer Reise wie die unsrige muſs man sich alles gefallen lassen. Wenn ich dir aber die Wahrheit sagen soll, so fang' ich bald selbst an Zweifel zu bekommen. Ob ich gleich noch immer darauf schwören wollte, daſs ich einen Salamander gesehen habe, so ist es doch nicht unmöglich, daſs unsere Feinde, weil sie keine offenbare Gewalt gegen uns gebrauchen dürfen, eine List versucht haben, uns von der Fortsetzung unserer Unternehmung abzuschrecken.

Wenn ich reden dürfte, sprach Pedrillo, so weiſs ich wohl was ich sagen möchte.

„Und was wolltest du denn sagen?“

Daſs unsre Feinde vielleicht nicht so gar Unrecht haben.

„Wie so, wenn ich bitten darf, Herr Pedrillo?“

Weil es mich däucht, daſs wir nicht recht klug sind, bey Nacht und Nebel so durch dick und dünn herum zu ziehen, und die Köpfe an den Bäumen zu zerstoſsen, und in Sümpfe und Froschgräben hinein zu fallen; und warum? um vor einem kleinen Sack mit hundert tausend Thalern davon zu laufen, den wir heirathen könnten, ohne daſs es uns einen Häller kostete.

Der Froschgraben hat, wie ich sehe, eine merkliche Veränderung in deiner Denkungsart hervor gebracht, erwiederte Don Sylvio: aber ehe wir uns tiefer in die Materie einlassen, möchtest du nicht so gut seyn, und mir ein Paar Strümpfe aus dem Zwerchsacke suchen? denn die meinigen sind so naſs und übel zugerichtet, daſs es nicht ärger seyn könnte.

Euer Gnaden, antwortete Pedrillo, kann doch immer noch besser mit dem Salamander zufrieden seyn als ich; denn ich bin vom Kopf bis zu den Füſsen so besalbt, daſs ich einen ganzen langen Tag brauchen werde bis ich wieder trocken bin. Mich däucht ich sehe hier eine kleine Anhöhe, wo wir uns ein wenig setzen und umkleiden können. Sehen Sie nun, fuhr er fort, indem er seinen Zwerchsack aufschnürte, ob meine Vorsorge vergeblich gewesen ist? Wir säſsen jetzt schön, wenn wir warten müſsten, bis uns die Fee Rademante andre Wäsche brächte! — Aber wieder auf unser a propos zu kommen, ich denke wir haben uns nun genug abgekühlt, daſs wir mit kaltem Blute von der Sache reden können. Wie wär' es, gnädiger Herr Don Sylvio, wenn wir hier warteten bis es Tag wird, und dann allgemach wieder zurück kehrten wo wir hergekommen sind? Mich däucht, wir haben etwas angefangen, wovon wir kein Ende sehen werden. Meiner Six! ich wollte lieber eine Stecknadel in einem Heustock suchen als einen Schmetterling in der weiten Welt; und dann noch alle das Ungemach, dem man sich dabey aussetzt, die Dornritzen, die Beulen am Kopfe, die zerstoſsnen Schienbeine, die Riesen, die Salamander, die Froschgräben — und alles dieſs um der schönen Augen eines Schmetterlings willen! Beym Velten, das ist ja alles, was man leiden könnte, wenn es um die schöne

Hekuba aus Griechenland zu thun wäre! Freylich ist der Schmetterling eine geborne Prinzessin; aber sehen Sie, gnädiger Herr, wenn ich reden soll wie mir ums Herz ist, denn ich bin immer ein guter offenherziger Narr gewesen, es ist hier ein Aber, das uns das ganze Spiel verderbt. Ein Schmetterling, der eine Prinzessin ist, ist freylich ein vornehmer Schmetterling; aber, zum Henker, eine Prinzessin, die nur ein Schmetterling ist, ist noch weniger als eine Prinzessin in einem Puppenspiele. Denn wenn die Prinzessin Takamahaka oder Rossabarba mit dem spitzen Kinn, mit ihrer Krone von Flittergold und mit ihrer langen Schleppe von falschem Silbermohr abgetrippelt ist, so finden Sie doch Lolottchen hinter der Scene, die, wenns drum und dran kommt, wohl so gut ist als manche Prinzessin, und nicht so viel Umstände macht; das werden Sie mir nicht läugnen können! Und sehen Sie, gnädiger Herr, was ich sagen wollte —

Sa, sa, Pedrillo, das geht ja unvergleichlich, rief Don Sylvio, du sprichst ja wie ein Cicero; fahre nur fort, denn ich möchte doch gern sehen, was endlich heraus kommen wird, wenn du fertig bist.

Das werden Euer Gnaden bald sehen, antwortete Pedrillo: ich merke wohl, daſs

Sie meiner spotten wollen, aber es hat doch wohl eher ein Esel einem Profeten einen guten Rath gegeben. Kinder und Narren sagen die Wahrheit; und das Lange und Kurze von der Sache ist, daſs der hab' ich immer besser gewesen ist als der hätt' ich; vom Wünschen, sagt man im Sprichwort, ist noch keiner satt geworden. Die Frau Rademante hat freylich viel versprochen; aber Versprechen ist eins und Halten ist ein andres; und wenn mans zuletzt beym Lichte besieht, so däucht mich es komme gerade so heraus, als wenn mir jemand einen Schatz schenkte, den ich aber erst noch erheben soll ohne daſs ich weiſs wo? Wie wär' es, wenn wir uns an das hielten was wir schon haben? Donna Schmergelina ist ein junges Frauenzimmer, das mit allem dem auch nicht zu verachten ist; hundert tausend Thaler sind, meiner Six, ein hübsches Geld, gnädiger Herr; und wenns zuletzt auch etliche tausend weniger wären, so ist es doch vielleicht mehr, als das Fürstenthum werth ist, das Ihnen Ihre Prinzessin zubringen würde. Zudem so hat der Letzte auch noch nicht geschossen; wer weiſs was Donna Schmergelina ist, wenn man genau nachsieht; sie ist wenigstens immer eine Nichte der Fee Fanferlüsch, und Fanferlüsch mag im übrigen so dürr und so schlimm seyn als sie will, so ist sie doch eine Fee so gut als eine andre, und kann, wenn sie will, mit einem einzigen Schlag ihrer Zauberruthe alle Ziegel auf Euer Gnaden Schloſs in Rubinen verwandeln.

Das ist alles wohl gut, erwiederte Don Sylvio; aber du hast mir doch selbst gestanden, daſs Donna Mergelina so häſslich sey, daſs man sie unmöglich lieben könne. —

Ie nun, versetzte Pedrillo, was das anbetrifft, so muſs ich bekennen, die Schönste ist sie eben nicht; aber wenn Euer Gnaden darauf Acht gegeben haben, so hat sie doch so was in ihrem Gesichte —

Ja wohl, Finnen und Pockengruben so viel du willst, unterbrach ihn Don Sylvio.

„Und was thut das zur Sache, gnädiger Herr? Schönheit ist eine vergängliche Blume; Schönheit vergeht, Tugend besteht; das unansehnliche Veilchen hat einen bessern Geruch als die prächtige aber stinkende Sammetblume. Und mit allem dem ist sie doch auch so häſslich nicht als Euer Gnaden sie machen! Ich gestehe, sie ist was man sagen möchte ziemlich bucklig, und beym ersten Anblick dächte man sie hätte rothe Haare; aber wenn Sie sie von einer gewissen Seite betrachten, so fallen sie eher ins Rosenfarbne, und es läſst ihr in der That nicht übel. Kurz und gut, wenn ich an Euer Gnaden Platz wäre, so machte ichs wie der Einäugige; um hundert tausend harte Thaler kann man schon ein Auge zumachen. Bey Nacht sind alle Kühe schwarz; Geld im Beutel, alles andre ist eitel! Geld ist der Meister! Geld regiert die Welt; kein Geld kein Schweizer; dabey bleib' ich, und wenn alle sieben und siebzig Weise aus Morgenland mir das Gegentheil beweisen wollten.“

Don Sylvio, der überhaupt die beste Seele von der Welt und diesen Morgen bey ungewöhnlich guter Laune war, belustigte sich so sehr an den Reden seines schwatzhaften und naseweiſsen Dieners, daſs er ihn immerfort reden lieſs ohne ihn zu unterbrechen. Pedrillo fuhr also fort die Vortheile nach einander herzurechnen, welche die Vermählung mit der Nichte der Fee Fanferlüsch seinem jungen Herrn verschaffen werde. Er baute auf Unkosten der hundert tausend Thaler und der Ziegelsteine, welche die Fee in Rubinen verwandeln sollte, die schönsten Schlösser die jemahls in Spanien gebaut worden sind, und erhitzte über diesen Vorstellungen seine Einbildung so stark, daſs es eine ziemliche Weile währte, bis er merkte daſs Don Sylvio indessen sanft und ruhig eingeschlafen war. Weil er nun nicht Filosof genug war um mit sich allein zu reden, so schwieg er endlich; und nachdem er etliche Züge aus einer Flasche Wein gethan hatte, machte er sich ein Lager zurechte und folgte dem Beyspiel seines Herrn.

3. KAPITEL.

Worin Pedrillo etwas unsanft aus dem Schlafe geweckt wird.

Der gute Pedrillo schnarchte noch, als Don Sylvio plötzlich aus einem Traum auffuhr, der seinen Schlummer auf eine sehr unangenehme Art unterbrochen hatte. Verdammter Zwerg, rief er, indem er den Pedrillo bey der Gurgel faſste, gieb mir mein Bildniſs wieder oder du bist des Todes!

He! Hülfe, Hülfe, Mörder, Feuer, Hülfe! schrie Pedrillo, und schlug mit Händen und Füſsen um sich, indem er, ohne zu wissen wie ihm geschah, so unfreundlich aus dem Schlaf erweckt wurde.

Meine Prinzessin her, rief Don Sylvio nochmahls, oder —

Ie zum Henker, schrie Pedrillo, indem er sich von ihm los riſs, sind Sies, Herr? Reitet Sie denn der Teufel, daſs Sie mich mit aller Gewalt erdrosseln wollen? Pestilenz! man ist ja seines Lebens nicht bey Euer Gnaden sicher!

Wie? was ist das? rief Don Sylvio ganz bestürtzt, bist Du es, Pedrillo?

„Ie zum Wetter! wer soll ich sonst seyn? Ich meine doch wohl, daſs ich Pedrillo seyn muſs, wenn mich meine Mutter nicht mit einem andern verwechselt hat. Aber ist denn das Manier, einen so im Schlafe zu überfallen? Sackerlot! wenns so gilt, so bedank' ich mich für die Kommission, Euer Gnaden die Schmetterlingsprinzessin suchen zu helfen.“

Ich weiſs nicht wo ich bin oder was ich sagen soll, erwiederte Don Sylvio: das seh' ich nun mit meinen Augen, daſs du Pedrillo bist, aber —

„O groſsen Dank, gestrenger Herr Ritter Don Sylvio von Rosalva, Ihr Diener! Beym Element! das ist sehr gnädig, daſs Sie mirs endlich ganz lassen, daſs ich meiner Mutter Sohn bin! Aber meinen Sie, es sey damit gleich ausgerichtet? Mein Seele! Euer Gnaden hätte mir den Hals umgedrehet haben können, eh' ich gewuſst hätte wie mir geschähe. Da sehn Sie nur her, wie Sie mit mir umgegangen sind! Potz Herrich! wenn

Sies Ihren guten Freunden nicht besser machen — Aber ich will gleich wetten, da wird wieder ein Zwerg oder Salamander dahinter stecken!"

Gieb dich nur zufrieden, lieber Pedrillo, anwortete Don Sylvio: du kannst ja selbst denken, daſs meine Absicht nicht war, dir was zu Leide zu thun, und ich schwöre dirs bey dem Leben meiner Prinzessin, ich begreife noch nicht, wie es zugegangen, daſs der verwünschte grüne Zwerg, den ich schon in meiner Gewalt hatte, mir wieder entwischt ist, und dich an seine Stelle geschoben hat.

„Dacht' ichs nicht? Da haben wirs! der grüne Zwerg! Sagt' ichs nicht vorher, wir würden kaum den Fuſs zum Hause hinaus gesetzt haben, so würde der Diebshenker uns alle Drachen, Riesen, Zwerge und Rohrdommeln der ganzen Welt auf den Hals hetzen? Ich bin Euer Gnaden gut dafür, bey Tage wird uns nichts dergleichen begegnen. Aber hab' ich Sie recht verstanden, gnädiger Herr? Sagten Sie nicht was vom grünen Zwerge? Ich dachte, der sey in einen Zahnstocher verwandelt worden? — Es scheint, mit Erlaubniſs der Frau Salamanderkönigin, daſs sie eben keine Sklavin ihrer Worte ist. Gott verzeih' mirs, man soll nicht Böses von seinem Nächsten denken — aber, beym Velten! Herr, wenn sie Sie nicht für einen Narren hat, so will ich gelogen haben!"

Rede nicht so ungebührlich von einer so groſsen Fee, sagte Don Sylvio sehr ernsthaft, es wird dich noch gereuen; ich sag' es dir zum letzten Mahle, daſs ich die ungezogene Frechheit deines Mauls nicht länger dulden werde. Höre nur erst, was mir begegnet ist, und dann rede! Muſst du denn immer urtheilen, eh' du einmahl weiſst wovon die Rede ist?

Ich glaubte nicht daſs ich mich so sehr verfehlt hätte, antwortete Pedrillo ganz kaltsinnig: ich habe doch so viel Vernunft, daſs ich weiſs daſs Holzäpfel keine Quitten sind. Ich lasse mir eben auch nicht alles weiſs machen, und ich bin, mit Euer Gnaden Erlaubniſs, nicht so dumm als ich aussehe. Es sind noch nicht fünf Minuten, so wollten Sie mich erwürgen, weil Sie mich für den grünen Zwerg ansahen. Nun sag' ich so: Entweder ist der grüne Zwerg ein Zahnstocher, oder er ist keiner; ist er keiner, so hat die Fee — ich will nicht sagen was; ist er aber einer, zum Henker, seit wann seh' ich denn einem Zahnstocher gleich? Dieſs ist ein

Schluſs, hoffe ich, woran nichts auszusetzen ist; ich möchte wohl sehen, was Euer Gnaden darauf antworten könnte.

Zum Henker, sagte Don Sylvio lächelnd, giebst du dich auch damit ab, Dilemmen zu machen? Wenn du so fortfährst, so wird ja zuletzt nicht mehr mit dir auszukommen seyn. Aber höre nur erst, sag' ich dir, und laſs mich allein reden bis ich fertig bin; hernach wollen wir sehen, was für Schlüsse wir darüber zu machen haben.

---

4. KAPITEL.

Was die Einbildung nicht thut!

Nachdem Pedrillo versprochen hatte, daſs er seine Zunge im Zügel halten wollte, fing Don Sylvio seine Erzählung also an: Du warest kaum neben mir eingeschlafen —

Holla, gnädiger Herr, fiel ihm Pedrillo ein, mit Erlaubniſs, woher konnten Sie das wissen? denn Sie schliefen ja schon lange da ich noch wachte.

Du hältst dein Versprechen unvergleichlich, sagte Don Sylvio: willst du so gut seyn und mich ohne Unterbrechung reden lassen? Ich würde bis morgen nicht fertig, wenn ich bey jedem Wort auf deine unverschämten Fragen antworten müſste. Ich sage dir daſs ich wachte, und das soll dir genug seyn. — Indem ich nun allem dem, was uns begegnet ist, nachdachte, sah ich eine Sylfide vor mir stehen.

Eine Sylfide? rief Pedrillo, und hielt schnell wieder inne, indem er seinem Herrn steif ins Gesichte sah.

Ja, eine Sylfide, fuhr unser Held ganz gelassen fort, und die schönste Sylfide, die jemahls von einem Sterblichen gesehen worden ist. Don Sylvio, sagte sie zu mir, ich weiſs wen Sie suchen; kommen Sie mit mir, ich will Sie zu Ihrer Geliebten bringen! Ich bin schon lange Ihre gute Freundin; aber Sie sollen doch diese Gefälligkeit nicht ganz umsonst empfangen. — O! rief ich, indem ich mich zu ihren Füſsen warf, befehlen Sie nur, schönste Sylfide, es ist nichts in der Welt, das ich nicht thun will, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen, wenn Sie Ihr Versprechen halten. — Dasjenige was ich von Ihnen dafür verlange, erwiederte die Sylfide, ist eine Kleinigkeit. Kommen Sie nur, Sie sollen erst die Prinzessin sehen; über das andre werden wir bald einig seyn. — Hierauf nahm sie eine Rose von ihrem schönen Busen, und warf sie auf den Boden; augenblicklich verwandelte sich die Rose in einen Muschelwagen von Rubin, der mit zwölf Paradiesvögeln bespannt war, von einer Schönheit, dergleichen noch nicht gesehen worden ist. Ich setzte mich neben ihr ein, und in wenig Minuten stiegen wir in dem anmuthigsten Ort ab, den sich die Einbildungskraft nur immer vorstellen kann. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich dir eine Beschreibung davon machen wollte.

O gnädiger Herr, sagte Pedrillo, das thut nichts: wenn die Beschreibung lang ist, desto besser; ich wollte Ihnen den ganzen Tag ungegessen zuhören, ich höre Sie gar zu gern erzählen.

Stelle dir, fuhr Don Sylvio fort, eine unermeſsliche Ebne vor, in welcher die Zauberkunst irgend einer Fee alle die Annehmlichkeiten vereinigt hatte, welche die Dichter von Tibur und Tarent, von dem Thessalischen Tempe und von den Hainen von Dafne rühmen; anmuthige Gebüsche, schlängelnde Silberbäche, blühende Auen, Lustgänge von Citronenbäumen, kleine Seen mit Myrten eingefaſst, Lauben von Schasmin und vielfarbigen Rosen — kurz, alles, was man sich von einem Orte vorstellen kann, der dem Vergnügen und der Liebe geheiligt ist. Schaaren von jungen Nymfen in leichtem Gewande flatterten unter den Myrten umher, oder tanzten mit Liebesgöttern auf den Fluren, oder badeten in stillen Grotten.

Das muſs ich gestehen, Herr Don Sylvio, fiel Pedrillo ein, daſs Euer Gnaden unter einem glücklichen Zeichen geboren ist! Sapperment! es leben die Selfiden! Das ist etwas anders als diese vertrackten Salamander, die zu nichts gut sind als uns in einen Froschgraben hinein zu führen! Aber warum haben Sie mich denn nicht auch mitgenommen? Wenn es um ein angenehmes Abenteuer zu thun ist, da denkt niemand an Pedrillo!

Höre nur weiter, fuhr Don Sylvio fort: man muſs keinen Menschen vor seinem Ende glücklich preisen, sagte Solon, der Weise; und es scheint nicht anders, als ob ich dazu bestimmt sey, eine Erfahrung nach der andern von dieser traurigen Wahrheit zu machen. Indem ich an diesem anmuthsvollen Orte mich umsah, erblickte ich eine Nymfe unter einer Laube sitzend, die mit einem Sommervogel spielte, der an einem goldnen Faden um sie her flatterte. Himmel! wie ward mir, da ich sah, daſs es meine geliebte Prinzessin war! da ich ihn für eben den blauen Sommervogel erkannte, den wir suchen! Bist du der junge Ritter, sagte die Nymfe zu mir, der unter dem Schutze der Fee Radiante das Abenteuer unternommen hat, den blauen Sommervogel zu entzaubern? — Ich bin es, schönste Nymfe, antwortete ich, und bereit Ihnen mein Leben selbst — O so viel verlang' ich nicht, fiel sie mir ins Wort: wenn du mir beweisen kannst daſs du Don Sylvio von Rosalva bist, so ist der Sommervogel dein. — Sagen Sie nur, womit ich es Ihnen beweisen soll, erwiederte ich; ich weiſs zu gewiſs daſs ichs bin, als daſs ich vor irgend einer Probe mich scheuen sollte. — Zeige mir nur das Bildniſs der Prinzessin, antwortete sie; du muſst es haben wenn du Don Sylvio bist, ich verlange keinen andern Beweis. — O Pedrillo, ich Unglückseliger! Wo war die Fee, meine Beschützerin, in diesem fatalen Augenblicke? Ich gab ihr das Bildniſs. Aber kaum hatte sie es in der Hand, so sah ich — Himmel! werd' ich es aussprechen können? mit Entsetzen sah ich anstatt der schönen Nymfe den grünen Zwerg vor mir stehen. Das kleine bucklige Ungeheuer war vor Freude ganz ausgelassen, sprang in die Höhe, drehte das Bildniſs in der Hand herum, blökte die Zähne gegen mich, und sagte endlich mit spöttischem Gelächter zu mir: Nun hab' ich was ich wollte! Wisse, du ohnmächtiger Nebenbuhler, daſs niemand als der Besitzer dieses Bildnisses im Stand ist dem blauen Sommervogel seine eigene Gestalt wieder zu geben. Nun sind beide in meinen Händen, und du hast nichts mehr zu hoffen. Geh, dank es meiner Entzückung daſs ich dir das Leben schenke; aber merke, was ich dir jetzt sage: Ich werde dich aufs genaueste beobachten, und wenn ich dich nur über einem Gedanken an meine Geliebte ertappe, so bist du des Todes!

Du kannst dir die Wuth vorstellen, Pedrillo, worein mich diese Reden und der Anblick des häſslichen Gnomen 3) mit dem Bildniſs meiner Prinzessin in seinen Klauen setzen muſsten; ich fiel über ihn her, und rang mit ihm, fest entschlossen, entweder mein Leben zu lassen, oder mein Bildniſs wieder zu haben.

Der Vorsatz war gut und löblich, sagte Pedrillo: aber warum muſst' ich mit ins Spiel gemischt werden; und zwar nicht eher, als bis es ums Erdrosseln zu thun war?

Eben das ist es, erwiederte unser Held, was ich selbst nicht begreife: ich rang, wie gesagt, mit dem Zwerg, und in eben dem Augenblicke da ich im Begriff war ihn zu erwürgen, zeigte mir dein Geschrey und meine Augen, daſs Du es warst, der unter meinen Händen zappelte. Der Zwerg war verschwunden, und ich befand mich an dem nehmlichen Orte, wo mich die Sylfide abgehohlt hatte.

Und wo blieb denn die Sylfide? fragte Pedrillo.

„So bald wir an dem Orte anlangten wo sie mich absteigen hieſs, muſs sie verschwunden seyn; denn ich sah weder sie noch ihren Wagen mehr."

Das ist eine verzweifelte Historie, sagte Pedrillo: meiner Six, sie fing sich so schön an! es ist Jammerschade daſs sie nicht besser aufhörte. Aber wenn einem einfältigen Kerl eine Frage erlaubt ist: Sie glauben also, gnädiger Herr, daſs Ihnen das alles wirklich begegnet ist?

Daran ist wohl kein Zweifel, antwortete Don Sylvio: ich wachte ja, da es mir begegnete; ich sah mit meinen Augen, ich hörte mit meinen Ohren, ich hatte den Gebrauch aller meiner Sinne; ich muſs also gewacht haben, und wenn das ist —

Ja, ja, das ist eben noch die Frage! versetzte Pedrillo: ich will es just nicht für gewiſs sagen, aber — wenn Euer Gnaden gleich die Wunderlichkeit an Sich hat und nicht leiden kann daſs man sage Sie träumen wie andere ehrliche Leute; so weiſs ich doch wohl — Gesagt will ichs nicht haben, aber ich denke meinen Theil!

„Du denkst es sey nur ein Traum gewesen, Pedrillo? Wollte der Himmel, daſs es so wäre! Aber —“

Sehn Sie, gnädiger Herr, fuhr Pedrillo fort, es ist in allem ein Unterschied zu machen. Wie Sie die Erscheinung von der Fee Rademante hatten, da dacht' ich auch es hab' Ihnen nur so geträumt, bis Sie mir das reiche Kleinod und das Bildniſs zeigten, das sie Ihnen gegeben hatte; da konnt' ich freylich nichts mehr dagegen einwenden. Was die Augen sehen glaubt das Herz. Wenn Sie mir nur eine Feder von einem dieser Paradiesvögel, die Euer Gnaden gezogen haben, aufweisen könnten, so lieſse sich noch von der Sache reden: aber, bey Sankt Velten! was braucht es da langes und breites? Da hängt ja das Kleinod an Ihrem Halse, das Ihnen der Zwerg gestohlen haben soll. — Suchen Sie nur unter Ihrem Wamms, Sie werden die Prinzessin gewiſs noch am alten Orte finden.

O Wunder! rief Don Sylvio, da er es wirklich auf seiner Brust fand, wo er es zu tragen pflegte: du hast Recht, Pedrillo! Dank sey der hülfreichen Radiante! hier ist es —

Ich glaube, lieber Herr, sagte Pedrillo, dieſsmahl thun Sie der Fee zu viel Ehre an, und ich wette was Sie wollen, (ob ich gleich nichts habe) der grüne Zwerg hat den blauen Schmetterling und Ihr Bildniſs so wenig gesehen als ich den Papst. Hier haben Sie geschlafen, und da ist Ihnen das alles im Traume vorgekommen, und da sind Sie zuletzt davon erwacht, und da haben Sie mich beym Kopfe gekriegt — Sapperment! Sie hätten das nur auch träumen können wie das übrige! Ein andermahl, wenn wir wieder schlafen wollen, werde ich so gut seyn und mich funfzig oder sechzig Schritte von Euer Gnaden wegmachen. Ich habe keine Lust wachend dafür zu büſsen, wenn Ihnen ein Zwerg im Traume was zu heiſs gekocht hat.

Es fehlte zwar noch viel, daſs Don Sylvio den Gedanken seines Gefährten über dieses Abenteuer Beyfall gab: allein Pedrillo, der dieſsmahl seine Stärke fühlte, lieſs nicht ab bis er es so weit brachte, daſs sein Herr es selbst unwahrscheinlich fand, daſs der grüne Zwerg in so kurzer Zeit seiner Zahnstocherschaft entlediget worden seyn könnte; und sie wurden endlich beide des Schlusses einig, daſs alles zusammen nur ein Blendwerk gewesen sey, welches Don Sylvio, ohne sich lange zu bedenken, auf die Rechnung der Fee Karabosse schob, die (wie er den Pedrillo versicherte) eine vertraute Freundin der Fanferlüsch und des grünen Zwergs sey, und, da sie ihm auf keine andere Art beykommen könne, sich eine boshafte Freude daraus mache, ihn wenigstens in Verwirrung zu setzen und ihm seine Reise beschwerlich zu machen.

Pedrillo lieſs sich mit dieser Auskunft befriedigen, und sie setzten unter diesen Gesprächen ihren Weg fort, bis die zunehmende Sonnenhitze sie nöthigte tiefer im Walde Schatten zu suchen.

5. KAPITEL.

Worin die Geschichte nach Rosalva zurück kehrt.

Der wahrhafte Urheber dieser merkwürdigen und kurzweiligen Geschichte, findet hier nöthig den Lauf seiner Erzählung einen Augenblick zu unterbrechen, um dem Leser zu berichten, was indessen in dem Schlosse zu Rosalva vorgegangen.

Die arme Maritorne, die wir nebst ihrem getreuen Pyramus auf dem Wege nach dem Barbier unter dem Schutze der Nymfen und Waldgötter haben einschlafen lassen, erwachte mit Anbruch des Morgens nicht so bald, als sie sich erinnerte, daſs sie abgeschickt worden war, Meister Blas, den Barbier, abzuhohlen. Sie besann sich was sie sagen wollte, wenn man sie um die Ursache ihres langen Auſsenbleibens fragen würde; und da ihr nichts einfallen wollte, so fing sie an sich ihre schönen goldfarbnen Haare auszuraufen, und ein so klägliches Geschrey zu erheben, daſs ihr Liebhaber davon erwachte, und nach der Ursache ihrer Verzweiflung fragte. Hast du nichts als das, mein Schnäutzchen? rief er, als sie ihm ihr Anliegen eröffnet hatte; da will ich bald Rath geschafft haben. Ich kenne Meister Blasen sehr wohl: er ist in ein gewisses junges Mädchen verliebt, das eine Viertelstunde weit von seinem Flecken in einem Pachthofe wohnt; denn sie ist des Pachters leibliche Tochter. Und weil er, wie alle Leute sagen, eine gute Cither schlägt, so vergeht keine Nacht, daſs er nicht bis Morgens um zwey unter ihrem Kammerfenster sitzt und klimpert und singt, bis ihm die Finger und das Maul abfallen möchten. Du darfst also diesen Morgen nur zu ihm gehen, und sagen, du seyest in der Nacht schon da gewesen und habest ihn nicht angetroffen; hernach bring' ihn mit, und sage der gnädigen Frau, du habest gewartet, bis er nach Hause gekommen sey, oder so was; sie wird nicht so genau nachfragen. Aber das sag' ich dir, Maritorne, mein Täubchen! schäkre mir nicht mit ihm, siehst du? Meister Blas ist ein loser Kauz, der sich gern zutäppisch macht, und das will ich nicht haben, hörst du's? Sapperment, ich verstehe keinen Spaſs, was das anbetrifft.

Maritorne, welche nun wieder vollkommen getröstet war, sparte nichts ihren Liebhaber über diesen Punkt zu beruhigen. Allein aus Besorgniſs die aufgehende Sonne zur Zeugin ihres Glückes zu machen, fand das getreue Paar endlich für rathsam, sich von einander zu trennen. Maritorne eilte zu dem Barbier, und Iago schlich in gröſster Stille seinem Stalle zu, wo er auf halb verfaultem Stroh und einem Paar alten Mauleseldecken, neben zwey oder drey Gespenstern von ehmahligen Pferden, in Ermanglung eines bessern sein Lager zu haben pflegte.

Es war ungefähr Morgens um sechs Uhr, als Donna Mencia erwachte. Das Verlangen nach dem glücklichen Zeitpunkte, von welchem sie, kraft der hohen Meinung die sie von ihren Reitzungen hatte, sich eine angenehmere Art zu erwachen versprach, erinnerte sie an den Anstoſs, den ihr Neffe gestern gehabt hatte, und der ihre Sehnsucht mit höchst beschwerlichen Verzögerungen bedräute. Sie stand auf, warf einen Schlafrock um sich, und lief gerade nach seinem Zimmer, um zu sehen wie er die Nacht zugebracht hätte. Sie riſs (wie man denken kann) ein Paar groſse Augen auf, da sie weder von dem Herrn noch von dem Diener die geringste Spur antraf. Nachdem sie ihn allenthalben, wo er zu suchen war, vergeblich gesucht hatte, rief sie das ganze Haus zusammen, und setzte jedermann durch die Nachricht, daſs der junge Herr und Pedrillo unsichtbar geworden seyen, in die äuſserste Bestürzung. Diejenigen allein, welche jemahls geliebt haben, wie Donna Mergelina liebte, können sich den Schmerz vorstellen, der bey einer so unverhofften Zeitung ihre zärtliche Brust zerriſs. Sie würde, die gute Seele! ohnmächtig hingesunken seyn, wenn ihr nicht der Arm ihres besorgten Oheims und das Englische Salz der präsumtiven Tante noch in Zeiten zu Hülfe gekommen wären. Man hörte eine gute Weile nichts als Jammern und Wehklagen: allein Frau Beatrix, die schon seit geraumer Zeit sehr ernsthafte Absichten auf Pedrillo hatte, und sich schmeichelte keinen kleinen Antheil an seinem Herzen zu haben, wollte nichts davon hören daſs sie entlaufen seyn sollten. Sie werden, sagte sie, irgendwo im Garten oder im grünen Lusthause seyn, wo Don Sylvio den Morgen öfters zuzubringen pflegt.

Auf dieses Signal lief jedermann in den Garten; man vertheilte sich auf alle Seiten, man durchsuchte alle Stauden und Hecken, und da man niemand fand, so fing man wieder von vorn an. Maritorne, die inzwischen auch angelangt war, mischte sich nebst dem Barbier so herzhaft unter die Suchenden, als ob nichts vorgegangen wäre; denn sie hatte die Vorsicht gebraucht, und, ungeachtet des

Verbots ihres Liebhabers, sich des Barbiers durch einige kleine Gefälligkeiten versichert, wodurch sie den Vortheil, ungezankt durchzuwischen, nicht zu theuer zu erkaufen glaubte. Es fehlte also nicht an Suchern; aber man fand darum nichts mehr; und nachdem man sowohl den Garten als den Park, und einen Theil des angrenzenden Holzes bis gegen den Mittag durchsucht hatte, so sah man sich endlich gezwungen, unverrichteter Dinge in das Schloſs zurück zu kehren, wo Donna Mencia alle Anwesende in einen groſsen Sahl zusammen berief, um sich über einen so unvermutheten und höchst betrübten Vorfall zu berathschlagen. Man warf tausenderley Fragen mit einmahl auf; eine jede Person hatte ihre besondern Vermuthungen und Vorschläge, und weil alle zugleich redeten, so wurde der Lärm so groſs, daſs niemand sein eigenes Wort hören konnte: bis endlich das Ansehen des Herrn Rodrigo, wiewohl nicht ohne Mühe, so viel vermochte, daſs, nach vorher gehendem allgemeinem Stillschweigen, eine Person nach der andern ihre Meinung sagen sollte. Alle nur ersinnliche Möglichkeiten wurden erschöpft, und insonderheit thaten Herr Rodrigo, der ein starker Dialektikus war und eine treffliche Baſsstimme hatte, und Meister Blas, der Barbier, der wegen der Geläufigkeit seiner Zunge Obermeister seiner ganzen Zunft zu seyn verdiente, sich so sehr hervor, daſs die Session sich über zwey Stunden nach Mittag hinaus zog. Allein, wie es darum zu thun war, daſs die Stimmen gesammelt und der Schluſs angezeigt werden sollte, gab es wieder einen neuen Tumult; ein jedes behauptete seine Meinung, und erst nachdem sich die Dame Beatrix und der Barbier alle nur ersinnliche Mühe gegeben hatten, die Ruhe wieder herzustellen, wurde man endlich des Resultats einig, „daſs man nicht begreifen könne, wo sie hingekommen seyn möchten.“ Weil nun die Glocke eben zwey schlug und jedermann hungerte, so wurde einhellig für gut befunden, „daſs man vorerst zu Mittag essen, hernach aber in einer zweyten Session untersuchen wolle, was nunmehr in der Sache zu thun seyn möchte.“

Der Spanische Autor, der im Gefolg eines bekannten Ministers seiner Nazion sich einige Jahre in Deutschland aufgehalten, nimmt sich die Freyheit, bey dieser Gelegenheit sich über gewisse kleine Deutsche Republiken lustig zu machen, von denen er beobachtet haben will, daſs die Berathschlagung im Sahle der Donna Mencia eine natürliche Kopey der Art und Weise sey, wie man in selbigen die öffentlichen Angelegenheiten zu behandeln pflege. Man muſs gestehen, daſs die Anekdoten, die er davon beybringt, nicht sehr geschickt sind, die republikanische Verfassung anzupreisen. Allein von einem Spanier, dessen ganze Freyheit darin besteht, daſs er das Recht hat, mit zwey oder drey Brillen auf der Nase und mit verschränkten Beinen vor seinem Hause zu sitzen, sich die Zähne auszustochern und so viel Grillen zu fangen als ihm beliebt, ist freylich nicht zu erwarten, daſs er die Gebrechen der politischen Freyheit im gehörigen Verhältniſs mit ihren Vortheilen betrachte. Und wie sollte er, der von der vermeinten Erhabenheit seiner Nazion und von der Gröſse seines Königs verblendet ist, die Beobachtung machen können, daſs oft mehr Geschicklichkeit erfordert wird, die verwickelten Triebräder eines kleinen Staats von freyen Menschen zu regieren, als einer halben Welt von Sklaven zu befehlen? Man weiſs wie weit auch in diesem Stücke die Vorurtheile gehen: und wenn Don Ramiro von Z * * uns andern kleinern Republikanern 4) in der Berathschlagung zu Rosalva einen Spiegel vorzuhalten meint; so können wir ihm vielleicht Beyspiele aus der Geschichte groſser Monarchien entgegen halten, wo nach einer Menge von geheimen Konferenzen zuletzt doch der Einfluſs eines Kammermädchens, eines Musiko, oder Hofnarren, die vereinigte Weisheit von einem paar Dutzend Spanischen Mänteln und langen Perücken überwogen hat.

Dem sey indessen wie ihm wolle, so wird hoffentlich niemand dem Herausgeber übel ausdeuten, daſs der patriotische Geist, wovon er beseelt ist, ihm nicht erlaubt hat, eine Stelle zu übersetzen, welche von den Neidern der republikanischen Glückseligkeit nicht wenig hätte gemiſsbraucht werden können. Die Rücksicht auf unser Vaterland ist eine Pflicht, die sich bis auf unsre kleinsten Handlungen erstreckt: und wenn nur derjenige den Nahmen eines guten Bürgers verdient, der mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens zufrieden ist; so wird man den Abscheu nicht tadeln können, welchen man in kleinen Freystaaten gegen alles, was nur von fern die Miene einer politischen Satire hat, mit so groſsem Recht zu bezeigen gewohnt ist. Fern sey es also von uns, die stolze Ruhe und den süſsen Schlummer, worin unser Vaterland liegt, nur einen Augenblick zu unterbrechen! Don Ramiro mag beobachtet haben was er will, wir hüllen uns in unsern Patriotismus ein, beiſsen die Zähne zusammen und sind zufrieden.

---

6. KAPITEL.

Unterredung beym Frühstück. Eifersucht des Don Sylvio.

Wir haben unsere Abenteurer — denen die kluge Langsamkeit, die bey den Berathschlagungen zu Rosalva präsidierte, sehr wohl zu Statten kam — in einem Gehölze verlassen, wohin sie sich vor der Sonne zurück gezogen hatten. Sie waren noch nicht lange unter den Bäumen fortgegangen, als Pedrillo seinem Herrn vorstellte, wie, nach der Meinung des Asklepiades und anderer berühmter Naturkündiger, zu glücklicher Fortsetzung einer Reise nichts dienlicher sey, als des Morgens — ein gutes Frühstück zu sich zu nehmen. Weil nun Don Sylvio nichts erhebliches dagegen einzuwenden hatte, so suchte Pedrillo einen bequemen Platz, wo sie sich setzen konnten, packte seinen Zwerchsack aus, und brachte eine groſse Pastete zum Vorschein, welche Frau Beatrix zu einem ganz andern Gebrauche von Xelva mitgebracht hatte.

Gelt, gnädiger Herr, sagte Pedrillo, ich seh' es Ihnen an, Sie wundern Sich, wie ich zu dieser Pastete gekommen bin? — Die arme Frau Beatrix! Sie wird ein Paar mächtig groſse Augen machen, wenn sie sehen wird daſs der Vogel ausgeflogen ist. Aber da sehn Sie doch, was es ist wenn man sich mit den Leuten zu begehen weiſs; wenn ich nicht etwas bey Frau Beatrix gälte, so könnten wir jetzt mit einem Stück Brot und einer Hand voll Haselnüsse vorlieb nehmen.

Sie hat dir doch die Pastete nicht selbst gegeben? sagte Don Sylvio.

„Das eben nicht; aber wie sie gestern Abend in das Proviantgewölbe ging, winkte sie mir, daſs ich mit ihr gehen sollte, und da schwatzten wir eine Weile zusammen, und da wollt' ich ihr, mit allem Respekt vor Euer Gnaden, einen Kuſs stehlen, (denn das hab' ich von unserm alten Pfarrer selbst gehört, daſs ein Kuſs in Ehren keine Sünde ist) aber sie drehte den Kopf so geschwinde zurück, daſs ich ihren Mund um ein paar Handbreiten verfehlte: aber, meiner Six! ich verlor nichts dabey; ich kam gerade auf ein Fleckchen wo ihr Halstuch ein wenig offen war, und ich versichere Euer Gnaden, es war weicher als Pflaum und so weiſs wie Marzipan. Freylich schmählte sie mich tüchtig aus, wie Sie leicht denken können; sie gab mir, glaub' ich, gar eine kleine Ohrfeige oder so was: aber ich besänftigte sie bald wieder, und da gab sie mir zum Zeichen ihrer Versöhnlichkeit dieses Stück eingemachten Cedrat, und da schäkerten wir noch eine gute Weile mit einander; denn Gelegenheit macht Diebe, und Frau Beatrix ist nicht halb so spröde als sie aussieht. Wenn sie schon nicht dergleichen thut, so hat sies doch gern wenn man ein wenig mit ihr haseliert, das kann mir Euer Gnaden auf mein Wort glauben. Bey dieser Gelegenheit zeigte sie mir die Pastete und andere Sachen die sie für unsere Gäste von Xelva mitgebracht hatte, und da warf ich gleich ein Aug' auf die Pastete; aber wie ich zu ihr gekommen bin, das hätten Sie mir gewiſs nicht zugetraut. Sehen Sie, Herr Don Sylvio, ich bin gewiſs ein ehrlicher Kauz, aber dumm bin ich nicht, und Euer Gnaden zu Liebe wollt' ich, Gott verzeih' mirs! dem Papst zu Rom seine Pantoffeln stehlen, wenn es seyn müſste."

Und wie hast du es denn gemacht? fragte Don Sylvio; denn sie wird doch den Schlüssel zum Gewölbe abgezogen und zu sich genommen haben.

Das ist es eben, sagte Pedrillo; aber man findet für alles Rath, nur für den Tod nicht. Wie alles im Hause schlief, schlich ich mich an ihre Kammer, legte das Ohr ans Schlüsselloch und lauschte, und wie ich hörte daſs sie schnarchte, so machte ich die Thür ganz leise auf und schlich auf den Zehen an ihr Bette; aber es war so dunkel in der Kammer wie in einer Kuh. Da tappte ich so lange herum, bis ich den Bund Schlüssel fand, den sie immer an ihrem Gürtel zu tragen pflegt; da nahm ich die Schlüssel, und schlich so sachte davon, wie die Katze aus dem Taubenschlage. Nun wissen Sie das ganze Geheimniſs, denn wie ich einmahl die Schlüssel hatte, so war die Pastete mein. Sapperment, ich sackte ein daſs es eine Lust war! Und damit Sie sehen daſs ich nichts vergessen habe, (fuhr er fort, indem er eine Flasche aus dem Zwerchsack hervor zog) so kosten Sie einmahl diesen Alikantenwein, und wenn er nicht so gut ist, daſs er einem bis in die Fingerspitzen wohl thut, so will ich meiner Lebtage mit den Gänsen trinken!

Hier machte Pedrillo eine starke Pause; aber seine Kinnbacken arbeiteten nichts desto weniger ob er gleich zu reden aufhörte, und er hielt sich so wohl, daſs die Pastete in kurzer Frist um ein gutes Drittel leichter wurde.

Er vergaſs nicht, auch der Flasche auf Gesundheit der Frau Beatrix fleiſsig zuzusprechen, und wurde nach und nach so lustig, daſs er zu pfeifen und zu singen anfing. Hey sa! rief er, indem er die Flasche in die Höhe hielt, es leben die Feen und die bezauberten Prinzessinnen! Beym Element! es ist ein wahrer Spaſs auf der Feerey herum zu wandern; aber es gehört ein wohl gespickter Zwerchsack dazu, das muſs wahr bleiben! — Nun wie? gnädiger Herr, was fehlt Ihnen? Sie sind ja gar nicht aufgeräumt? Sie essen und trinken ja nichts? Was soll das seyn? Hey sa! der Henker hohle die Grillen! Lustig weil wir ledig sind! Wer weiſs wenn es uns wieder so wohl wird! es wird immer Zeit zum Kopfhängen seyn, wenn der Vadus mekus und die Flaschen leer sind.

Mein guter Pedrillo, sagte Don Sylvio, sey du immer lustig so gut du kannst, und gieb auf mich nicht Acht; ich gönne dir deinen fröhlichen Muth von Herzen: du würdest nicht so fröhlich seyn, wenn du an meiner Stelle wärest.

„Und warum das, gnädiger Herr? was ist Ihnen denn schon wieder über die Leber gekrochen?“

Ach Pedrillo! versetzte der junge Ritter, wie sollt' ich vergessen können, wie weit ich noch vom Ziele meiner Wünsche entfernt bin, und was für Hindernisse, ach vielleicht unübersteigliche Hindernisse! ich noch vor mir finden werde? Ich versichere dich, wenn die Versprechungen der Fee Radiante mir nicht den Muth erhielten, die Gedanken, die mich in diesem Augenblicke quälen, wären fähig mich zur Verzweiflung zu treiben.

Da sey Gott vor und unsre liebe Frau von Guadaluppe! rief Pedrillo. Sie machen einem ja recht bange. Aber wenn es denn doch nur Gedanken sind, so jagte ich sie fort, wenn ich Euer Gnaden wäre. Zum Henker, das heiſst ja sich selber quälen! Sehen Sie, gnädiger Herr, wenn ich gesund bin und mir nichts weh thut, und ich zu essen und zu trinken habe, so bin ich lustig wie der Vogel auf dem Zweige, und bekümmere mich nicht eine hohle Nuſs darum, ob es morgen Regen oder schön Wetter geben wird.

Sag mir einmahl, erwiederte Don Sylvio mit einem tiefen Seufzer, wie kann ich aufgeräumt, ja wie kann ich nur ruhig seyn, so lange meine geliebte Prinzessin in der Gestalt eines Sommervogels herum irret; in einer Gestalt, die vielleicht unter allen möglichen für meine Liebe die gefährlichste ist?

„Gefährlich, sagen Sie, gnädiger Herr? das begreif' ich nicht, was an einem Sommervogel gefährliches seyn kann; denn Sie sagten ja daſs sie von den Krähen und Dohlen nichts zu besorgen habe."

Die Fee schmeichelte mir zwar, fuhr Don Sylvio fort, daſs die Prinzessin mich liebe; aber wer versichert mich, daſs eine Neigung, die gewisser Maſsen die Frucht eines einzigen flüchtigen Augenblicks war, gegen die Nachstellungen aushalten werde, die ihrem Herzen —

Ie, zum Deixel, unterbrach ihn Pedrillo, reden Sie im Schlafe, gnädiger Herr? Die Gestalt eines Sommervogels soll eine gefährliche Gestalt seyn, und Sie fürchten Sich vor den Nachstellungen, womit man, so lange sie ein Schmetterling ist, ihrem Herzen nachstellen wird! — Hab' ich in meinem Leben so was gehört? Es scheint, meiner Six, wohl, daſs verliebt und nicht gescheidt seyn Ein Ding ist. — Eifersüchtig! Sie müſsten also auf die Sommervögel eifersüchtig seyn, die ihr in dieser Gestalt zu nahe kommen könnten? Verzweifelt! was das für ein schnakischer Einfall ist! Hi, hi, hi! Auf einen Sommervogel eifersüchtig! hi, hi! Das kommt ja gerade so heraus, als wenn Sie zum voraus auf einen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13003/013

Floh eifersüchtig seyn wollten, der sich die Freyheit nehmen könnte, an ihrem Unterröckchen hinauf zu hüpfen, wenn sie wieder eine Prinzessin ist.

Höre, Pedrillo, mein Freund, versetzte Don Sylvio sehr ernsthaft, ich merke schon lange, daſs du gern den Spaſsvogel machst; aber laſs dir einmahl für allemahl gesagt seyn, daſs nichts unerträglicher in der Welt ist, als Leute die zur Unzeit spaſshaft sind. Sage mir einmahl, hast du die Geschichte des Blätterprinzen oder des Prinzen von der Insel des ewigen Frühlings gelesen?

Des Blätterprinzen? Nein wahrlich, gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, den kenn' ich nicht; das ist das erste Mahl, daſs ich seinen Nahmen höre.

Du kennest also, fuhr Don Sylvio fort, die Insel der Papillions auch nicht? —

„Die Insel der Papillions? Das ist ja so viel, als wenn einer sagte, die Insel der Sommervögel?"

Gewisser Maſsen, antwortete Don Sylvio. Du muſst also wissen, daſs diese Papillions eine Art von geflügelten Genien sind, an Gestalt und Schönheit den Liebesgöttern oder kleinen Sylfen ähnlich, und von ungemein verliebter Natur; aber so flüchtig und unbeständig, daſs sie immer von einem Gegenstande zum andern flattern. Kaum hat ein solcher Papillion einer Schönen eine ewige Treue geschworen, so eilt er schon, um einer andern zu sagen, daſs er noch nichts geliebt habe als sie: kurz, der nehmliche Tag, ja oft die nehmliche Stunde sieht ihre Flammen entglimmen, brennen und erlöschen, und ihre Liebe ist nicht so bald glücklich, so ist sie nicht mehr.

„Das ist mir eine närrische Art zu lieben! Sie können also reden diese Papillions?“

Ich sage dir ja, daſs es keine gemeine Papillions, sondern eine Art von Sylfen sind, welche, nach dem Bericht eines gewissen Arabischen Naturkündigers, aus der verstohlnen Liebe einer gewissen Sylfide zu einem jungen Faun entsprungen seyn sollen. Die überirdische Schönheit, die immer währende Jugend und die ätherische Behendigkeit, womit sie begabt sind, haben sie von mütterlicher Seite her, so wie sie von der väterlichen ihre Art zu lieben, ihre Verwegenheit und ihren Unbestand geerbt haben.

Ha, ha! nun besinn'ich mich, rief Pedrillo; gut, gut! nun weiſs ich was Euer Gnaden meinen thut! Ich habe ja in dem groſsen Gemählde, das in der gnädigen Frau ihrem Kabinet hängt, solche geflügelte Bübchen wer weiſs wie oft gesehen! Sie kennen es ja; es stellt die Liebe des Florus und der Zefyra —

„Umgekehrt, Herr Pedrillo, du willst sagen, des Zefyrus und der Flora.“

Ja, ja, so wollt' ichs eben sagen, des Florus und der schönen Zefyra vor. Sie ist in der That schön, meiner Six! Ich hatte nie das Herz es recht anzuschauen; denn unser Herr Pfarrer sagt, es sey Sünde, wenn man so was anschaue. 5) — Aber ich weiſs doch wohl was ich weiſs! Der hat gut sagen der allein reden darf! Unter uns, gnädiger Herr, der gute Herr Pfarrer ist eben auch nicht von Stahl und Eisen: er thäte vielleicht nicht übel, wenn er sich selber ein wenig bey der Nase nehmen wollte. Sollten Sie wohl errathen, bey wem ich ihn neulich von ungefähr (denn gewiſs! mit Willen geschah es nicht) antraf? — Bey der dicken Maritorne! — Er betete gewiſs das Pater nicht mit ihr, das können Sie mir glauben! Ich mag nicht reden! Wenn es weiter käme, so könnte sich einer die Zunge verbrennen, daſs einer lieber wünschte er hätte keine Augen im Kopfe gehabt — Ich will nur so viel sagen, gnädiger Herr, Sie dürfen mir gewiſs glauben daſs es wahr ist: aber das sag' ich, ich gesteh' Ihnen kein Wort ein, wenn es weiter käme; nein, hohl' mich Gott! nicht auf der Folter! Meiner Six, es ist nicht gut, wenn man von solchen Herren zu viel weiſs; Sie verstehen mich wohl —

Genug hiervon, sagte Don Sylvio erröthend, ich will nichts weiter wissen — Aber was wolltest du von dem Gemählde sagen?

„Ja, von dem Gemählde, wenn ich michs jetzt noch besinnen kann — Ha! nun fällt mirs ein! Ich sagte, und ich will nicht ehrlich seyn wenns nicht wahr ist! ich getraute mir nie daſs ichs recht angesehen hätte. — Es ist so vorgestellt als ob sie bade, und da kann Euer Gnaden leicht denken, weil sie halter meint daſs sie allein sey, und es mitten im Sommer ist — kurz und gut, sie hat, mit Gunst zu sagen, keinen Lappen am Leibe, nicht einmahl eine Bad-ehre; und da ist ihr Liebhaber, der Florus, auf einer Wolke vorgestellt, und sieht so ernsthaft auf sie herab, als ob er sie mit den Augen aufessen wolle, und da flattern eine ganze Menge von diesen kleinen Bübchen mit Schmetterlingsflügeln um ihn her, und werfen einander mit Rosen."

Gut, gut, sagte Don Sylvio: du muſst aber wissen, daſs diese Papillions, durch die Gewalt einer Bezauberung, welche Amor, dessen Unwillen sie sich zugezogen, auf sie legte, ihre Gestalt verlieren, so bald sie sich über die Insel erheben wo sie geboren werden. Kurz, sie werden Schmetterlinge, oder scheinen es doch zu seyn, da ihnen von ihrer eigenthümlichen Gestalt nichts als die Flügel übrig bleiben. In dieser Gestalt mischen sie sich unter die wahren Schmetterlinge, und bedienen sich ohne Scheu der Vorrechte, die eine Vestalin selbst sich kein Bedenken machen würde diesen kleinen unschuldigen Thierchen zuzulassen; und ihre unwiderstehliche Neigung zu Liebesstreichen hat sie, selbst in dieser Gestalt, schon öfters gefährlicher gemacht als man denken sollte. Denn da sie reden können —

Reden? fiel ihm Pedrillo ein. Ie das muſs ja überaus schnakisch heraus kommen, wenns wahr ist, beym Velten! Ein redender Schmetterling! Ich möchte nur einen einzigen haben, der reden könnte; ich versichere Sie, ich wollte in vier Wochen so viel Geld mit ihm gewinnen, daſs ich mir ein kleines Königreich dafür kaufen könnte. Aber nun merk' ich endlich, warum Euer Gnaden nicht recht wohl bey der Sache ist. Sie haben wahrlich so Unrecht nicht! Ein Papillion, der reden kann, der ein Sylfe ist, und eh' man sichs versieht, sich in einen schönen krauslockigen Buben verwandelt, potz Wetter! das ist kein Spaſs nicht! Es ist doch immer eine Möglichkeit, daſs die Prinzessin in Bekanntschaft mit einem von diesen kleinen bunten Teufelchen kommen könnte; und dann setzten sie sich mit einander auf einen Strauch, und schwatzten eins so lang der Tag wäre; und dann giebt eine Rede die andre, sagte das Bauermädchen, und dann rückt man unvermerkt immer näher und näher zusammen, und dann — Sie verstehen mich, ich will nicht sagen, was weiter geschehen könnte. Aber wir sind alle Menschen, und es käme nur darauf an, daſs das arme Ding einen Augenblick vergäſse, daſs sie Euer Gnaden Liebste ist, so würden wir ein schönes Spiel sehen.

Wenn ich nicht wüſste, rief Don Sylvio entrüstet, daſs du selbst nicht weiſst was du plauderst, du solltest mir die tolle Frechheit, womit du dich erkühnst die Tugend meiner unvergleichlichen Prinzessin anzuschmitzen, mit jedem Tropfen deines dummen Ochsenbluts bezahlen.

Ich bitte Euer Gnaden tausendmahl um Verzeihung, sagte Pedrillo, indem er etliche

Schritte zurück sprang: ich will gehangen seyn, wenn ich es so böse gemeint habe, als Sie es aufnehmen; Sie erzürnen Sich aber auch gleich, wenn ich nur ein Wörtchen sage. Man kann doch einen Pelz nicht waschen ohne ihn naſs zu machen, sapperment! Entweder Sie sind eifersüchtig oder nicht; sind Sies, so müssen Sie doch eine Ursache dazu haben, und wenn Sie keine Ursache haben, ie zum Geier, was machen Sie mit der Eifersucht?

Wenn ich eifersüchtig bin, wie du es nennst, versetzte Don Sylvio, so bin ich es bloſs über ihr Herz; nicht als ob ich besorgte, daſs sie fähig wäre einen Schritt zu thun, der ihre Tugend verdächtig machen könnte. Sie ist für mich bestimmt, dafür hab' ich das Wort der Fee Radiante, und die Prinzessin weiſs es daſs sie die Meinige werden soll. Ich bin also ihrer Person gewiſs, und ich würde mich selbst verachten, wenn nur der Schatten eines Argwohns gegen ihre Ehre in meine Seele kommen könnte. Unsere Person ist allezeit in unserer Gewalt; aber unsere Empfindungen sind es nicht: ein andrer könnte ihr Herz besitzen, indem ich nichts als der Besitzer ihrer Schönheit wäre.

Ich will nicht ehrlich seyn, Herr Don Sylvio, fiel ihm Pedrillo ein, wenn ich verstehe, was Euer Gnaden damit meint! Beym Element! wenn ich die Person habe, so hab' ich ja auch das Herz der Person, und wenn ich das Herz habe, so hab' ich auch die Person, der es angehört, das geht ja nie ohne einander. Sehen Sie, ich verstehe mich nichts auf Ihre Destillazionen; aber ich sage so viel: wenn ich eine Frau hätte, die mich nicht von Herzen lieb hätte, so würde mir die Stirne verzweifelt jucken, wenn sie gleich die Tugend selbst wäre. Wer einmahl das Herz eines Weibsbilds hat, sehen Sie — Sachte! was für ein Geräusch war das? Hörten Sie nichts, gnädiger Herr?

Nein; was hörtest du denn?

„Es war ein Geräusch dort von jener Seite her, aus dem Gebüsche."

Es ist vielleicht ein Vogel gewesen.

„Der Himmel gebe nur daſs es kein Raubvogel sey, gnädiger Herr! — Jetzt ist es wieder ganz stille — Und, was wollt' ich sagen? Wir sprachen von Ihrer Eifersucht; ja, und da sagt' ich — Es rauscht schon wieder — Heiliger Schutzengel! was kommt da? — Gott sey bey uns! — eine Zwergin! eine Unholdin!"

Still, du feige Memme, lispelte ihm Don Sylvio zu, der jetzt sah was den guten Pedrillo in einen so groſsen Schrecken setzte; es ist, wie ich sehe, eine Fee.

„Eine Fee, sagen Sie? Ja von den Feen, die auf der Gabel zum Schorstein hinaus fahren! Meiner Treu! sie sieht einer Hexe ähnlicher als eine Taube ihrem Tauber.“

Halt ein mit dergleichen Reden, Pedrillo; es ist möglich, daſs es eine von meinen guten Freundinnen ist! Die schönsten Feen pflegen zuweilen in Gestalt häſslicher alter Weiber zu erscheinen, um zu sehen, wie man ihnen in dieser Gestalt begegnet.

Ha! nun seh' ich erst was es ist, rief Pedrillo, ha, ha, hi! Eine Zigeunerin ist es, gnädiger Herr. Sehn Sie sie nur recht an, es ist eine Zigeunerin, das ist keine Frage. Sie kommt eben recht, sie soll uns unser gutes Glück sagen.

Nimm dich in Acht, Pedrillo, flüsterte Don Sylvio, es ist eine Fee, sag' ich dir; wenigstens ist es doch möglich daſs es eine ist, und in solchen Sachen ists immer besser man gehe den sichersten Weg; sie mag nun seyn was sie will, so wollen wir ihr doch als einer Fee begegnen, so wagen wir nichts dabey.

Unter diesen Reden näherte sich ihnen die vermeinte Fee, welche in der That weder mehr noch weniger als eine alte bucklige Zigeunerin war, die nicht ohne Ursache in dieser Gegend herum spükte, und zum wenigsten eben so betroffen war als unsere Wanderer, da sie eines jungen Menschen von so edlem Ansehen als Don Sylvio in diesem Gehölz und in einem solchen Aufzug ansichtig wurde.

---

7. Kapitel.

Abenteuer mit der Zigeunerin.

So bald die Zigeunerin näher gekommen war, stand Don Sylvio vor ihr auf, grüſste sie sehr höflich, und fragte: ob er etwas zu ihren Diensten thun könne?

Heilige Barbara! rief sie aus, was macht ein so schöner junger Herr in diesem Walde? Habt ihr euch etwa verirrt, oder sucht ihr vielleicht —

He! Frau Zigeunerin, unterbrach sie Pedrillo, nicht so vorwitzig! Haben wir euch doch auch nicht gefragt was ihr sucht! — Wer sagt euch —

Schweig, ungezogener Tölpel, rief Don Sylvio, indem er einen zürnenden Blick auf ihn warf. — In der That, meine liebe alte Mutter, ihr könntet euch wundern was ich hier mache, wenn ihr nicht, wie es scheint, schon vorher wüſstet was ich suche.

Hey da! Groſsmutter, (sagte Pedrillo, dem der Alikantenwein ein wenig in den Kopf gestiegen war) ihr könnt ja wahrsagen, nicht so? Seht ihm einmahl in die Hand, und sagt mir, ob er eine glückliche Fysonomie habe?

Ich brauche seine Hand nicht dazu, erwiederte die Alte, das seh' ich ihm an den Augen an. Gelt, junger Herr mit dem glatten Jungfergesichtchen, so jung ihr seyd, so wiſst ihr doch schon was die Liebe ist? hi, hi, hi! Ihr werdet roth! hab' ichs errathen?

Zum Henker, sagte Pedrillo, das seht ihr ihm an den Augen an, Mütterchen? So seht ihr gewiſs auch, daſs die Prinzessin, die er liebt, ein Sommervogel ist, he?

Ein Sommervogel? rief die Zigeunerin aus, hi, hi, hi! Ein guter Einfall! Ich glaub' es, bey meiner Redlichkeit! daſs sie ein Sommervogel ist — Ist er schon flicke, junger Herr, hat er schon Federn? hi, hi! Ich verstehe mich auch ein wenig auf diese Art von Sommervögeln, ich; ich weiſs die Zeit, da ich zu Sevilla ihrer eine hübsche Anzahl in meinem Käficht hatte, das könnt ihr mir glauben! Aber es scheint, er ist euch ausgeflogen, weil ihr ihn sucht?

Es däucht mich fast, alte Mutter, sagte Pedrillo, ihr wiſst mehr von der Sache als wir selbst. Aber ich bitte euch, weil ihr in seinen Augen so viel gesehen habt, so werdet ihr in seiner Hand noch mehr sehen, das hab' ich mein Tage gehört. Ihre Hand, gnädiger Herr, wenn Sie so gut seyn wollen! Seht einmahl, Mütterchen, was sagt ihr zu diesen Ligamenten?

Meiner Treu! rief die Zigeunerin, eine feine weiſse Hand! Höret, mein schöner Herr, wenn ihr einen blanken Thaler in diese schöne Hand legt, so will ich euch wahrsagen daſs es eine Lust seyn soll.

Einen Thaler? sagte Pedrillo. Potz Herrich, Gevatterin! ich glaube, du hast noch nicht ausgeschlafen. Einen ganzen Thaler! Wenn du noch einen Real gesagt hättest, das lieſse sich endlich wagen; denn wir habens eben nicht so nöthig, daſs du uns wahrsagest, verstehst du mich; wir wissen doch schon was wir wissen.

Das ist noch die Frage, antwortete die Alte: wer weiſs was geschehen kann! Es ist noch nicht aller Tage Abend, und so viel ich merke —

Hier ist der Thaler, meine gute Mutter, sagte Don Sylvio: kehret euch nicht an das alberne Geschwätze dieses Burschen hier! Er ist eine gute Art von einem Jungen, aber er weiſs oft selbst nicht was er sagt; man muſs ihm nichts übel nehmen.

Junger Herr, antwortete die Zigeunerin, ihr habt so gute Manieren, daſs ich euch wohl mehr zu Gefallen thun wollte als das, wenn ich noch wäre was ich vor Zeiten war. Bey St. Iago! ich hatte auch meine Zeit, das könnt ihr mir glauben! Man wird von langem Leben alt wie ihr seht; aber ich erinnere mich der Zeit noch wohl, da ich die artige Zigeunerin hieſs, und da sich die jungen Herren von Toledo um die Ehre rauften mir Ständchen zu bringen; ich machte, meiner Treu! eine Theurung in den Saiten, so viele Guitarren und Lauten wurden mir zu Liebe zersprengt! Da regnete es Sonette! — und Pistolen auch, das versichre ich euch!

Gut, gut, sagte Pedrillo ungeduldig: wir bekümmern uns viel um die Ständchen, die man euch vor hundert Jahren gebracht hat, als der Teufel noch ein kleiner Junge war und ihr eure Zähne noch im Maule hattet. Zur Sache wenn ich bitten darf! Ihr habt nun unsern Thaler, wir wollen jetzt auch von eurer Waare haben. — Ihre Hand, gnädiger Herr!

„Nur noch einen einzigen kleinen Thaler, mein schöner junger Herr, so will ich euch wahrsagen, daſs ihrs nicht besser wünschen sollt.“

Hier ist er, sagte Don Sylvio, indem er ihr, so sehr auch Pedrillo murrte, den Thaler auf seiner Hand darbot.

„Eine hübsche Hand, wie ich sagte, eine feine glückliche Hand, junger Herr. Hi, hi, hi, sagt' ichs nicht? Du bist verliebt, Schätzchen, gelt? Das gute Kind! Du brauchst nicht roth zu werden, du hast das rechte Alter dazu; ach es ist eine so hübsche Sache um die Liebe! Wie? laſs einmahl sehen! In ein artiges kleines Mädchen bist du verliebt, in ein wunderartiges kleines Mädchen —“

Getroffen, mein Seel! rief Pedrillo: in der That wunderartig, und kleiner als eine Puppe.

„Noch ein junges Mädchen, sehr jung, ein wenig flatterhaft —“

Flatterhaft in der That, sagte Pedrillo, denn sie flattert über Stauden und Hecken, daſs ihr der Henker nicht nachkommen kann —

„Das wird sich alles schon geben! Man wird alle Tage um einen älter. Sie liebt dich doch, nicht wahr?“

Das ist es eben, fuhr der geschwätzige Pedrillo heraus, was wir gerne wissen möchten; denn wir haben so einen gewissen kleinen Argwohn, eine gewisse Súspekzion —

Schweig! rief Don Sylvio: kannst du denn dein Maul nicht einen Augenblick halten?

Daſs sie einen andern liebt? fuhr die Zigeunerin fort; das kleine schelmische Ding! einen andern — das ist verzweifelt! Aber so sind die jungen Mädchen! wer ihnen Tändeleyen und Liebkosungen vorsagt, verderbt seine Zeit gewiſs bey ihnen nicht. Ja wohl! sie liebt einen andern! Ich wette gleich, daſs es einer von diesen kleinen süſsen Herrchen ist, von diesen Papillions, die um alle hübsche Blumen herum flattern und auf keiner sitzen bleiben —

Holla, Frau Zigeunerin, rief Pedrillo, da er sah, daſs Don Sylvio bey diesen Worten so blaſs wie eine Leiche ward: ihr sagt mehr als wir wissen wollen.

Ich habe genug, sagte Don Sylvio, indem er seine Hand zurück zog: laſs mich gehen, mein Unglück ist gewiſs; sie hat es sogar in meiner Hand gelesen!

Was hat das auf sich? unterbrach ihn Pedrillo, wenn man es nur nicht an Ihrer Stirne liest. Hey da, Groſsmutter, wir wollen von was anderm reden. Was sagt ihr zu meiner Hand? Da sind zwey Realen, ich denke dafür sollte sich schon was hübsches sehen lassen.

Bey meiner Treu, rief die Alte, nachdem sie ihm einen Augenblick in die Hand geguckt hatte, in was für einem Zeichen sind diese jungen Leute geboren? Ihr seyd ja so verliebt wie die Meerschweinchen! Fy! da sind gleich fünf oder sechs Weiber an Einem Stängel —

„Fünf oder sechs Weiber? ihr seyd nicht klug. Mädchen wollt ihr sagen: was wollt ihr, daſs ich mit so vielen Weibern anfangen soll?“

Sie werden gewiſs nicht abstehen, auf mein Wort, versetzte die Alte: was Du nicht brauchst, ist gut für andre Leute. Du wirst dir doch nicht einbilden, daſs du eine hübsche Frau für dich allein haben wollest? — Meiner Treu! ich sehe hier eine, die mir die Miene hat, als ob sie dir gute Freunde machen werde.

„Wie? was? Ihr seht die Person, die ich jetzt im Sinne habe, in meiner Hand?“

Ohne Zweifel.

„Das wollen wir doch sehen! Ist sie groſs oder klein, alt oder jung, fett oder mager? Antworte mir einmahl auf das, mein gutes Mütterchen!“

Sie ist weder zu groſs noch zu klein, weder zu alt noch zu jung, und was man sagen möchte, eher fett als mager; nicht wahr es ist so?

„Pestilenz! Wie macht ihrs denn, daſs ihr alles das in meiner Hand sehen könnt? Seht ihr denn auch die groſsen schwarzen Augen, die sie im Kopfe hat?“

In der That, ein Paar hübsche schwarze Augen, ein Paar freundliche einladende Augen, das gesteh' ich! Schwarze Augen, schwarzes Haar, und ein hübscher Mund voll perlenfarbner Zähne läſst gut zusammen.

„Beym Element! ihr kennt sie ja so gut als ich selbst. Aber weiter: einen Busen, he?“

O! das versteht sich, wenn anders der Schneider —

„Wie? der Schneider, sagt ihr? Wahrhaftig, da kommt ihr mir recht! Beym Element! es schneidert sich nichts, das könnt ihr mir wieder nachsagen! Was das betrifft, so darf sie sich neben einer Infantin sehen lassen, sie mag seyn wer sie will, das versprech' ich euch! — Und was sagt ihr zu ihren Füſschen? Sind sie nicht niedlich? gelt? Und ein Paar Waden! — Ihr werdet sie vor dem Rocke nicht recht sehen können — aber ihr könnt mir sicher glauben, daſs man sie nicht schöner drechseln könnte.“

In der That, du hast Recht, es ist ein hübsches, rundes, drolliges Ding; aber desto schlimmer für dich, mein Sohn!

„Warum desto schlimmer?“

O! das ist keine Frage! Du wirst es erfahren, denk' an mich, du wirst es erfahren, was es auf sich hat eine hübsche Frau zu haben! Sie wird dir was aufsetzen, denk' an mich! sie wird dir was aufsetzen! mehr will ich nicht sagen.

Ey, potz Gift! rief Pedrillo, ich denke das ist genug gesagt. Sie wird mir was aufsetzen! Ihr wollt sagen, sie werde mir Hörner aufsetzen?

Ich will eben nicht sagen Hörner, aber doch so was — so was — das die Stirne jucken macht, so — eine Art von Sprossen wenigstens. Kurz und gut, wenn du ein eigenes Haus kriegst, so laſs auf mein Wort die Thüren so hoch machen als du kannst; in dergleichen Umständen kann man nie zu vorsichtig seyn. — Aber ich verderbe hier meine Zeit; ich denke, ihr habt für euer Geld so viel gehört daſs ihr zufrieden seyn könnt; ich habe Geschäfte. Lebt wohl, meine Kinder, bis wir uns wieder sehen.

Mit diesen Worten ging die Zigeunerin ihres Weges, und lieſs den guten Pedrillo in keiner geringen Verlegenheit, was er von ihr denken sollte. Zum Henker, rief er, indem er nach seinem Herrn lief, der sich in groſsem Unmuth unter einen Baum geworfen hatte, — wenn diese alte bucklige Hexe keine Fee ist, wie Euer Gnaden sagte, so redt der böse Feind leibhaftig aus ihr. Das ist einmahl gewiſs, daſs es mit ihrer Wahrsagerey nicht natürlich zugeht. Wie konnte sie wissen, daſs Sie in eine Prinzessin verliebt sind, und daſs die Prinzessin ein Papillion ist? Und hat sie mir nicht die Frau Beatrix so natürlich beschrieben, als ob sie die Mutter wäre die sie geboren hat? Und doch ist gewiſs, daſs sie uns heute zum ersten Mahl sieht. Was sagen Sie hierzu, gnädiger Herr? Ich für meine Person gestehe, daſs ich mich eher zum Gimpel sinnen würde, eh' ich aus all diesem verfluchten Zeuge klug werden könnte.

Don Sylvio, der in tiefen Gedanken da gelegen und auf die Reden seines Reisegefährten keine Acht gegeben hatte, wachte jetzt auf einmahl auf. Höre, Pedrillo, sagte er, ich will dir meine Gedanken von dieser Begebenheit sagen, und ich bin gewiſs, daſs ich mich nicht betrüge. Aber, wo ist die Zigeunerin hingekommen?

„Verschwunden ist sie, gnädiger Herr, ich weiſs selbst nicht wie! Ich guckte nur einen Augenblick auf die Seite, und wie ich wieder herüber sah, weg war sie!“

Ich gestehe dir, fuhr Don Sylvio fort, daſs ich nicht gleich im Stande war mich zu fassen, da sie mir die Untreue der Prinzessin anzukündigen schien. Anfangs nicht; denn du hattest es ihr aus Unbedachtsamkeit auf die Zunge gelegt; aber der Umstand, daſs es ein Papillion sey, dem ich aufgeopfert werde, war eine zu starke Bestätigung meiner vorigen Besorgnisse, als daſs ich hätte gelassen bleiben können. Allein seitdem ich allem was sie sagte, (denn ich erinnere mich noch eines jeden Worts) und dem Ton und der Miene womit sie es sagte, besser nachgedacht habe, bin ich überzeugt, daſs der verstellte Salamander, die Sylfide mit der ich diesen Morgen reiste, und diese Zigeunerin eine und eben dieselbe Person sind, und daſs alle diese Erscheinungen nichts als boshafte Kunstgriffe sind, wodurch meine Feinde mich von der Vollendung meines Vorhabens abzuschrekken suchen. Mit Einem Wort, ich zweifle keinen Augenblick daran, daſs diese Zigeunerin nichts geringers als die Fee Karabosse selbst war. So viel ist gewiſs, daſs sie vollkommen die Gestalt hatte, welche die Geschichte dieser Fee beylegt; denn sie war klein, bucklig, schielend, triefaugig und ganz schwarzgelb im Gesicht. Dem sey wie ihm wolle, ich bin fest entschlossen, mich durch alle diese Kunstgriffe nicht irre machen zu lassen. Nein, meine theure Prinzessin, (fuhr er mit erhöhtem Ton der Stimme fort, indem er ihr Bildniſs ansah und an seinen Mund drückte) nichts ist vermögend, die reine und unsterbliche Flamme zu ersticken, die deine göttliche Schönheit in meiner Brust entzündet hat! Auch kaltsinnig, auch unbeständig, auch ungetreu würde ich dich nicht weniger lieben. Aber verflucht sey der Gedanke, der dich mir ungetreu vorstellen will, nachdem die gütige Fee, die uns beschützt, mich deiner Zärtlichkeit versichert hat! Ach! vielleicht liegst du in diesem Augenblicke, fern von mir, in einer Einöde, wohin dein Schmerz oder das Verhängniſs dich getrieben hat, im Schooſse einer aufblühenden Rose verborgen, und bethauest ihre duftende Brust mit deinen Thränen, und jammerst daſs ich dich verlassen habe! — Himmel! ich sollte dich verlassen können? Nein, du ſüſse Beherrscherin meiner Seele, der Tod selbst, in der furchtbarsten Gestalt die ihm die Grausamkeit unserer Feinde geben kann, soll nicht verhindern, daſs mein Schatten, von seiner unsterblichen Liebe beseelt, dich überall suche, dir überall nachfolge, und, die Götter um ihre Sfären nicht beneidend, in deiner Brust sein besseres Elysium suche.

Don Sylvio brachte diese pathetische Rede mit so vieler Lebhaftigkeit, mit einem so zärtlichen Tone der Stimme und mit so rührenden Bewegungen vor, daſs dem armen Pedrillo, der mit offnem Maul und Augen zuhörte, die Thränen über die Backen herab rollten, ohne daſs er wuſste wie ihm geschah.

Bey meiner Treu, Herr Don Sylvio, rief er aus und wischte sich die Augen mit der Hand, Sie haben eine auſserordentliche Gabe einen weichherzig zu machen. Wie machen Sies doch, daſs Ihnen alle diese schönen Sachen einfallen, die Sie da sagten? Pestilenz! wenn Euer Gnaden ein Pfarrer wäre, und auf der Kanzel so predigte, das setzte Zähren ab! Meiner Six! es gäbe ein Gewässer, daſs man mit Nachen in der Kirche fahren müſste! — Ich wollte was drum geben, wenn ich alles hätte behalten können: aber ich habe mir doch die aufblühenden Rosen und den duftenden Schooſs der Thränen und den unsterblichen Schatten gemerkt; und hernach brachten Sie auch den Ahasverus drein, und etwas von der Liebe und von der heiligen Elisabeth — Sterb' ich, wenn ich begreife, wie Sie das alles so haben zusammen bringen können! Aber auf die Hauptsache zu kommen —

Gut, gut, unterbrach ihn Don Sylvio, die Hauptsache ist daſs wir den blauen Sommervogel suchen müssen! Packe deine Sachen wieder zusammen und laſs uns weiter gehen. Aber ich sehe hier mehr als Einen Fuſsweg durchs Gehölze — wo ist Tintin? — Mich däucht, ich hätte ihn schon etliche Stunden nicht gesehen.

Die Frage war ein Donnerschlag für den Pedrillo, der sich jetzt plötzlich erinnerte, daſs er den armen Tintin seit dem Abenteuer mit dem Froschgraben gänzlich aus der Acht gelassen hatte. Allein da ihm zugleich beyfiel, daſs ihm sein Herr eine solche Nachlässigkeit nicht vergeben würde, so versicherte er ihn, daſs er nicht weit gegangen seyn könne. Ich habe ihn diese ganze Nacht auf dem Arme getragen, setzte er hinzu, denn er war so müde, das arme kleine Ding! daſs er sich nicht mehr rühren konnte, und er war diesen Morgen noch da, als die Zigeunerin kam; ich will ihn rufen, er wird sich nicht weit verlaufen haben.

Pedrillo rief also was er rufen konnte, und sein Herr half ihm rufen und suchen. Aber sie waren nicht glücklicher als die Argonauten, da sie den schönen Hylas suchten, den die Nymfen geraubt und in ihre Grotten unter die Wellen hinab gezückt hatten; die Suchenden durchstrichen den Hain und das Ufer, und riefen: Hylas, Hylas! daſs der Hain und die Ufer ertönten; umsonst, Hylas lag indeſs in den Armen der schönsten Nymfe, und hörte ihr Rufen nicht. So ging es auch hier, mit dem einzigen Unterschiede, daſs Tintin in diesem Augenblick, anstatt am Busen einer schönen Nymfe zu ruhen, in den ledernen Armen der schwarzgelben Zigeunerin lag, welche ihn, bald nachdem sie von unsern Reisenden Abschied genommen, halb todt vor Mattigkeit auf der Spur seines Herrn gefunden, und, weil er überaus klein und artig war, mit sich genommen hatte.

Don Sylvio wurde über diesen neuen Unfall äuſserst betrübt, und es fehlte wenig, so hätte er dieſsmahl den Muth gänzlich sinken lassen. Pedrillo hatte keine Mühe ihn zu bereden, daſs Tintin von der Fee Karabosse gestohlen worden sey, aber eine desto gröſsere, ihn von hundert tollen Entschlieſsungen abzubringen, auf die er in seiner Verzweiflung verfiel.

Vielleicht wäre dieſs der Augenblick gewesen, da er seinem Herrn den Antrag hätte machen können wieder umzukehren; allein seit der Konversazion, die er mit der kalten Pastete und der Flasche Alikantenwein gehalten hatte, war wieder eine kleine Veränderung in seiner Denkungsart vorgegangen, und er dachte jetzt so wenig ans Wiederkehren, daſs es ihm leid gewesen wäre, wenn Don Sylvio selbst davon angefangen hätte. Die Wahrheit zu sagen, so kam bey dem guten Pedrillo alles auf die Umstände des gegenwärtigen Augenblicks an. Er dachte anders bey Nacht und anders an einem schönen Sommertage, anders in einem Wald, anders auf freyem Felde, anders in einem Froschgraben und anders nach einem guten Frühstücke. Pedrillo war in diesem Stück ein zweyter Seneka, und der ganze Unterschied zwischen ihm und einem Filosofen lag bloſs darin, daſs er sich keine Mühe gab, seine Widersprüche in einen Zusammenhang zu räsonieren. Er strengte also alle seine Beredsamkeit an, um seinen Herrn zu überreden daſs noch nichts verloren sey. Tintin wird sich wieder finden eh' wirs denken, sagte er, lassen wir nur die Frau Rademante dafür sorgen! Wer weiſs, was sie für Absichten dabey hat daſs er weg ist! Man muſs das Beste hoffen, gnädiger Herr, das Böse kommt von sich selbst. Einmahl, die Fee, wenn sie Ihre gute Freundin ist, muſs als eine brave Frau ihr Wort halten, wir müssen über lang oder kurz unsere Prinzessin haben, und damit Punktum!

Dieser kräftige Zuspruch beruhigte das Gemüth unsers bekümmerten Helden wieder in etwas; und weil eine angenehme Luft, die von der Seeseite her den Wald durchstrich, die Wärme ziemlich mäſsigte, so beschlossen sie ihren Weg noch eine Zeit lang unter den Bäumen fortzusetzen.

---

8. KAPITEL.

Don Sylvio ermüdet sich über dem Suchen des blauen Schmetterlings, und schläft nach einer starken Feldmahlzeit ein.

Da die Absicht des Don Sylvio bey dieser wundervollen Wanderschaft ganz allein war den blauen Sommervogel aufzusuchen, so kann man leicht denken, daſs beynahe jeder Schmetterling, der ihm in den Weg kam, seine Aufmerksamkeit an sich zog.

Dieſsmahl schien es, nach Pedrillo's Beobachtung, nicht anders, als ob die Fanferlüschen und Karabossen recht mit Fleiſs alle Sommervögel der ganzen Welt zusammen getrieben hätten, um sie in diesem Gehölze herum zu sprengen! Aus jedem Busche flatterten ihrer ein halb Dutzend hervor, und unser Ritter, der alle Augenblicke seine Prinzessin zu sehen glaubte, setzte sich in den Kopf, daſs er nicht ruhen wollte, bis er sie erhascht hätte. Pedrillo mochte fluchen wie er wollte, es half alles nichts, er muſste seinem Herrn Gesellschaft leisten.

Allein nachdem sie ein paar Stunden lang wie die Unsinnigen hin und wieder gelaufen, und so müde waren daſs sie sich kaum auf den Beinen halten konnten, so fand es sich, daſs die verwünschten Schmetterlinge sie nur zum besten gehabt hatten. Es waren ihrer so viele gewesen, daſs man eine Sammlung in ein Kabinet davon hätte machen können; gelbe, rothe, weiſsgraue, feuerfarbne, aurorafarbne, bunte, getüpfelte, gestrichelte, pfauenaugige, kurz, Schmetterlinge von allen Farben und Arten, nur kein redender, und keine Prinzessin.

Herr Don Sylvio, rief endlich Pedrillo keichend, indem er unter einen Baum hinsank, ich kann nicht mehr. Ich wollte, daſs die Pestilenz unter alle Schmetterlinge käme, unsre Prinzessin ausgenommen; so hätten wir doch noch Hoffnung sie zu finden. Denn das sag' ich rund heraus, wenn sich die Frau Rademante unser nicht besser annimmt als bisher, so geb' ich das Suchen auf.

Pedrillo, mein Freund, antwortete Don Sylvio mit erstickter Stimme, ich bin so matt daſs ich mich nicht mehr rühren kann. Sieh doch, ich bitte dich, ob du nicht einen bequemen Platz zum Ausruhen findest; und wenn ich wieder reden kann, so will ich dir meine Gedanken sagen.

Gehen Sie nur noch etliche Dutzend Schritte weiter, sagte Pedrillo, wenn Sie anders noch so weit gehen können: ich sehe dort einen schönen grünen Platz, der gegen das Feld hinaus offen ist, dort hinter den Olivenbäumen; mich däucht, das sollte kein unfeiner Platz seyn.

In der That fanden sie ihn, da sie hinzu kamen, noch anmuthiger als er von fern geschienen hatte; denn es zog sich ein hohes Gebüsche von gelben und weiſsen Rosen auf der einen Seite um ihn her, und machte eine Art von natürlicher Laube; und wo er offen war, hatte man eine Aussicht auf die schönsten Wiesen, von hundert schlängelnden Bächen durchschnitten, deren Rand, zu beiden Seiten mit fruchtbaren Bäumen besetzt, dem entzückten Auge das Gemählde eines Paradieses darstellte.

Was für ein angenehmer Ruheplatz! rief Don Sylvio, dem dieser Anblick wieder den Muth erhöhte. Sollte man nicht denken, daſs ihn irgend eine Nymfe oder Fee in diesem Augenblicke für uns habe entstehen lassen? Aber ich bitte dich, hohle mir eine Flasche Wasser aus der Quelle, die dort zwischen den Rosensträuchen flieſst; ich bin ganz leck vor Durst und Mattigkeit. Indem er das sagte, warf er sich auf den Rasen hin, der so weich und zart war wie ein sammtnes Polster.

Pedrillo kam in der Minute mit seiner Flasche zurück. Munter, munter, Herr Don Sylvio! rief er ihm zu; hier ist Wassers die Fülle, und was noch mehr ist, hier sind noch ein paar Flaschen Wein von Malaga in meinem Zwerchsacke, die uns jetzt desto besser schmecken werden, weil wir sie so sauer verdienen muſsten. Hey sa! auf Gesundheit unsrer Prinzessin! Was noch nichts ist, kann etwas werden. Nur gutes Muths, gnädiger Herr, es ist noch nichts verspielt. Wir sind ja noch keinen Tag auf der Reise, und es wäre vielleicht besser, wenn wir nicht so gar nöthig thäten. Man weiſs ja, beym Velten! wie die Weibsleute sind: ich wette, wenn wir ganz ruhig unsre Straſse zögen, uns Essen und Trinken schmecken lieſsen, und thäten als ob uns nicht viel daran gelegen wäre, sie käme wohl von sich selbst, und lieſse sich so willig haschen als jene Schäferin, die vor einem Hirten, den sie liebte, fliehen wollte, und in eine Grotte lief. Zum Henker! wer hat mehr dabey zu gewinnen als sie? Meinen Euer Gnaden, daſs sie lieber ein armer blauer Schmetterling ist, als eine Prinzessin und Ihre Gemahlin? Das soll sie einem andern weiſs machen! Es ist also, wie Sie sehen, noch nichts versäumt. Wir wollen es den verdammten Karabossen zum Possen thun und lustig seyn. Auf, gnädiger Herr! Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen; greifen Sie zu! Wer weiſs, ob wir nicht morgen mit unsrer Prinzessin in einem Schlosse von Alabaster aus lauter Regenbogenschüsseln 6) zu Mittag essen!

Dieser schöne Zuspruch des Pedrillo wurde durch sein Beyspiel und den Appetit unsers Helden so nachdrücklich unterstützt, daſs er (wenn uns dieser Jansenistische Ausdruck erlaubt ist) eine unwiderstehliche Wirkung thun muſste.

Don Sylvio erfuhr bey dieser Gelegenheit, wie richtig die Anmerkung des weisen Zoroaster ist, welcher in einem seiner verloren gegangenen Bücher versichert, daſs ein Pfund weiſses Brot, eine kalte Pastete und eine Flasche Wein von Malaga, bey einer Person die guten Appetit und lange nichts gegessen hat, ein bewährtes Mittel gegen allen Kummer sey. Sein Muth nahm in dem nehmlichen Verhältnisse zu, in welcher die Pastete und die Flasche abnahmen; die fröhlichen Geister des Weins zerstreuten in kurzer Zeit die schwarzen Dünste womit sein Gehirn umzogen war, und allmählich nahmen angenehme Bilder, lächelnde Aussichten und süſse Träumereyen ihre Stelle ein; bis endlich der Gott des Schlaſs, ohne ein Körnchen Mohnsamen dazu nöthig zu haben, seiner aufgelösten Sinne sich bemächtigte, und, indem er ihn sanft betäubt ins Gras hinstreckte, den Zefyren Befehle hinterlieſs, ihn von Zeit zu Zeit mit vertropfenden Rosen zu bestreuen.

Pedrillo folgte in wenigen Augenblicken dem Beyspiele seines Herrn, nachdem er die Vorsicht gebraucht hatte, sich und seinen vielgeliebten Zwerchsack zwanzig oder dreyſsig Schritte weit von ihm weg hinter ein Gebüsch in Sicherheit zu bringen.

Unsre Leser befinden sich vermuthlich durch die narkotische Kraft unsrer Erzählung in den nehmlichen Umständen; und damit sie, wenn sie Lust haben, unsern Schläfern Gesellschaft leisten können, so wollen wir hier eine kleine Pause machen.

9. KAPITEL.

Das artigste Abenteuer in diesem ganzen Buche.

Pedrillo hatte ungefähr zwey oder drey Stunden geschlafen, als er wieder aufwachte. Weil er sich nun wieder vollkommen munter befand, so stand er auf, und schlich aus seinem Busch hervor, um nach seinem Herrn zu sehen. Aber wie groſs war sein Erstaunen über den Anblick, der sich ihm darstellte, da er näher hinzu kam! Eine spröde Schäferin, die, in einer Sommerlaube schlummernd, von den Freuden geträumt hat, welche sie wachend verachtet, kann nicht bestürzter seyn, wenn sie, plötzlich auffahrend, sich in die Arme eines kühnen Liebhabers verwickelt fühlt; als es Pedrillo war, da er zweyer junger Frauenzimmer gewahr ward, welche, halb vom Rosengebüsche versteckt, neben seinem Herrn standen, und ihn aufmerksam zu betrachten schienen.

Beide waren wie Schäferinnen gekleidet, beide schienen nicht viel über sechzehn Jahre alt zu seyn, und beide däuchten ihm so schön, daſs er eine gute Weile zweifelte, ob sie nicht zu den Nymfen und Sylfiden gehörten, die seinem Herrn so gern im Schlafe zu erscheinen pflegten. Träume ich etwann auch, dachte er bey sich selbst, und bilde mirs nur so ein daſs ich wache, oder sehe ich mit meinen leiblichen Augen? Halt einmahl, wir wollen bald dahinter kommen; ich will mich in die Arme und in die Waden zwicken. — Gut, gut, ich bins selbst, das hat seine Richtigkeit! — Dieſs sind ja meine Augen! Und ich mag sie reiben wie ich will, so zeigen sie mir doch immer diese zwey schönen Kreaturen, wenn es anders Kreaturen sind: aber ich glaube gänzlich es sind Feen, und von den schönsten Feen, die man nur immer an einem Sommertage sehen kann.

Damit fing er von neuem an mit weit offnen Augen und gähnendem Munde zu gaffen als ob er es nicht satt werden könnte; und je mehr er sie betrachtete, desto mehr versicherte er sich, daſs er in seinem Leben nichts so schönes gesehen habe.

Eine von beiden war etwas gröſser und schlanker als die andre, und nicht über siebzehn oder achtzehn Jahre alt; sie war ganz weiſs gekleidet, und hatte anstatt der natürlichen Blumen kleine Sträuſschen von Edelsteinen im Haar und vor dem Busen stecken, deren funkelnder Schimmer von dem Glanze ihrer schönen Augen eben so sehr, als die Weiſse ihres Anzugs von dem blendenden Alabaster ihres Nackens und ihrer Arme übertroffen wurde.

Pedrillo, von so viel Schimmer ganz geblendet, zweifelte keinen Augenblick, daſs es die Fee Radiante selbst sey, und wurde noch mehr in diesem Gedanken bestärkt, da er in einiger Entfernung ein paar Edelknaben sah, die so schön waren, und so sehr von Silber schimmerten, daſs er sie für nichts geringers als ein paar Salamander halten konnte. In diesem Augenblick verschwanden alle die kleinen Zweifel, die ihm von Zeit zu Zeit über die Wirklichkeit dieser Fee und der ganzen Geschichte, die davon abhing, aufgestiegen waren. Nun war in seinen Augen nichts gewisser, als daſs der blaue Sommervogel eine Prinzessin war; und die Erscheinung der Fee, von der (wie er nun gänzlich glaubte) die Entwicklung dieses Romans abhing, versicherte ihn vollkommen, daſs sein junger Herr in kurzer Zeit über alle Zwerge und Zwerginnen siegen, und der glücklichste Prinz von der Welt werden würde.

In diesen hoffnungsvollen Gedanken schlich er, wiewohl zitternd und den Athem zurück haltend, näher hinzu; und da er merkte daſs sie mit einander sprachen, so blieb er ganz nahe im Gebüsche stehen, und lauschte mit gerecktem Ohr, einem jungen Faun nicht unähnlich, der ein paar Nymfen belauscht, die mit einander abreden, wo sie diese Nacht sich baden wollen.

Gestehen Sie, (hörte er die Kleinere sagen, eine lebhafte reife Brünette von zwanzig Jahren, bey deren Anblick ihm das Herz pochte wie es in seinem Leben noch nie gepocht hatte) gestehen Sie, daſs Sie diesen liebenswürdigen jungen Menschen nicht ohne Bewegung ansehen. Wie schön er da liegt! Was für Locken! was für ein reitzendes Gesicht! lauter Lilien und Rosen! Ich will nicht ehrlich seyn, wenn Endymion so schön war als dieser bezaubernde Schläfer. Sehen Sie doch, gnädige Frau! Spüren Sie nicht einen kleinen Beruf in Sich, seine Diana zu werden?

Närrisches Mädchen! versetzte die vermeinte Fee, was du für Einfälle hast! — Und doch muſs ich dir gestehen, Laura — in der That, er ist schön. Aber wenn er aufwachte? — Das Sicherste ist, wir gehen wieder.

Da haben Euer Gnaden Recht, erwiederte die Kleinere mit einer boshaften Miene; was machen wir auch hier? Er kann alle Augenblicke aufwachen; und was wird er denken, wenn er sieht daſs wir so vor ihm da stehen und ihn angaffen, als ob wir noch nie einen rothbackigen Jungen gesehen hätten?

Aber, versetzte die Fee, ich möchte doch wissen, wer er ist! — Seiner Gestalt und seinem Anzuge nach scheint er nichts gemeines zu seyn.

O! das versprech' ich Ihnen, sagte die Nymfe; eine Karmelitternonne, die ihn an unserm Platz in diesem Rosengebüsche angetroffen hätte, würde ihn zum wenigsten für einen kleinen Johann Baptist oder gar für einen Engel angesehen haben.

„Aber wer mag er denn seyn? Ich kenne in unsrer ganzen Gegend — "

Das glaub' ich wohl, fiel die andere ein: es ist kaum drey Wochen, daſs Euer Gnaden in dieser Gegend Sich aufhalten, und Ihre Antipathie gegen die gewöhnlichen landadelichen Figuren hat Ihnen noch nicht erlaubt Bekanntschaften zu machen. Sie haben ja, auſser dem Licenziaten Don Gabriel, den Sie schon zu

Valencia kannten, und Ihrem Bruder, mit keiner Seele Umgang gehabt, als mit den Nachtigallen in Ihrem Park und den Lämmern auf Ihrer Schäferey.

„Rede nicht so laut, ich besorge alle Augenblicke, daſs er aufwachen möchte; ich wollte um alles in der Welt nicht daſs er uns sähe. Aber sage mir, Laura, begreifst du, was einen jungen Menschen, der dem Ansehen nach von Stande zu seyn scheint, so allein hierher gebracht haben kann?“

Er ist nicht so allein als Sie denken, meine schönen Damen, rief Pedrillo, der sich nicht länger halten konnte, da er merkte daſs die Fee eine gnädige Frau, und die Nymfe eine Art von Kammermädchen war.

Der kleine Schrecken, den diese Stimme unsern Schönen einjagte, weil sie nicht gleich sahen woher sie kam, verschwand augenblicklich wie sie den Pedrillo ansichtig wurden, der, ungeachtet seines nicht sehr schimmernden Aufzugs, ein junger Bursche von einer glücklichen Fysionomie und von einer Figur war, die auch einem sprödern Mädchen, als die schöne Laura zu seyn schien, Anfechtungen hätte machen können.

Ich sehe wohl, fuhr er fort, daſs Sie gerne wissen möchten, was für eine Gattung von Vögeln mein junger Herr ist, den Sie hier schlafend angetroffen haben. Wenn Sie mir versprechen, daſs Sie reinen Mund halten wollen — denn es ist uns viel daran gelegen, daſs eine gewisse alte Tante, die wir haben, nichts davon erfahre wo wir hingekommen sind; es steckt ein Geheimniſs darunter, verstehn Sie mich? Aber ich denke, so hübschen jungen Damen kann ich es wohl sagen; denn Sie sehen mir, beym Velten! weder Nichten noch Basen von der Fee Fanferlüsch gleich.

Erklärt euch ein wenig deutlicher, mein Freund, sagte Laura mit einem Blicke, den Pedrillo nicht auf die Erde fallen lieſs; aber macht es kurz, wir möchten sonst euren Herrn vom Schlaf erwecken.

O! darüber machen Sie Sich keine Sorgen, antwortete Pedrillo. Er hat die ganze verwichene Nacht kein Auge zugethan, und wenn er einmahl ins Schlafen kommt, so könnte der Himmel einfallen, eh' er aufwachen würde. Er ist vor Mattigkeit eingeschlafen; denn wir haben seit gestern Nachts um zwölf Uhr wenigstens vier und zwanzig Meilen gemacht.

Vier und zwanzig Meilen! und zu Fuſs, wie es scheint? sagte Laura, als ob sie sich sehr wunderte.

Es geht gar schnell, meine schöne Jungfer, wenn man auf der Feerey reist, antwortete Pedrillo: man kommt da aus dem Lande man weiſs selbst nicht wie, und hat oft ein paar tausend Meilen gemacht, wenn Sie geschworen hätten daſs wir nicht vom Flecke gekommen wären.

Das gesteh' ich! sagte Laura: aber was nennt ihr denn auf der Feerey reisen, wenn man fragen darf?

Sapperment! gnädiges Fräulein, erwiederte Pedrillo, das ist eine Frage, die sich nicht in einem Augenblicke beantworten läſst. Aber um es kurz und gut zu geben, so suchen wir, unter uns gesagt, eine Prinzessin, oder eigentlich zu reden, einen Schmetterling, in den mein Herr verliebt ist; und wenn wir ihn gefunden haben, so soll ihn mein Herr in eine Prinzessin verwandeln und heirathen: das ist das Ganze, sehn Sie! Aber ich bitte Sie, halten Sie reinen Mund; wir müssen uns vor gewissen Zwergen in Acht nehmen, die einen Anspruch auf unsre Prinzessin machen, und uns, wenn sie von unserm Vorhaben

Wind bekämen, den ganzen Spaſs verderben könnten.

Was halten Euer Gnaden von unserm Fund? sagte Laura seitwärts zu der schönen Dame: haben Sie in Ihrem Leben jemahls so reden gehört? Man könnte sichs ja nicht närrischer träumen lassen!

Aber wer ist denn dein Herr? fragte die Dame.

O was das anbetrifft, antwortete Pedrillo, er ist der beste, freundlichste, freygebigste, gutherzigste, gelehrteste und tapferste junge Edelmann in ganz Spanien, das können mir Euer Gnaden wieder nachsagen! Denn ich muſs es doch wohl wissen, weil wir mit einander aufgewachsen sind; er ist mein Milchbruder. —

Gut, gut, fiel ihm die Dame ein, ich frage bloſs nach seinem Nahmen; wie heiſst er?

Don Sylvio von Rosalva heiſst er, sprach Pedrillo: sein Schloſs ist nur drey kleine Stunden von Xelva, herwärts. Don Sylvio, wie gesagt: sein Vater hieſs Don Pedro von Rosalva; er war mein Taufpathe, gnädiges Fräulein, und deſswegen wurde ich Pedro getauft; aber wie ich klein war, nannten sie mich Pedrillo, und nun heiſs' ich eben noch Pedrillo, und werde wohl Pedrillo seyn und bleiben so lang' es Gott gefällt; es wäre denn, daſs mein gnädiger Herr seine Prinzessin bald fände, denn da wollt' ich keinem dafür gut seyn, daſs ich nicht ein Markisat oder eine von den Grafschaften davon tragen könnte, die sie meinem Herrn zum Brautschatze mitbringen wird.

Pedrillo sagte alles dieses mit solchem Ernst und mit einer so aufrichtigen Miene, daſs unsre Schönen keinen Augenblick länger zweifelten, daſs es mit diesen Leutchen nicht richtig stehen müsse. Hier ist ja noch mehr als Don Quischott, sagte die Zofe zu ihrer Gebieterin: wenn der Herr in einen Schmetterling verliebt ist, und der Diener auf Markisate Staat macht, so können wir noch Freude an ihnen erleben. — Aber, guter Freund, ihr sagtet uns von einem Schmetterling, in den euer Herr verliebt sey, und den er in eine Prinzessin verwandeln soll: ihr wolltet vermuthlich sagen, daſs er in eine Prinzessin verliebt sey, die von einem Zauberer in einen Schmetterling verwandelt worden?

Getroffen! rief Pedrillo, das ist eben die Sache, und jetzt soll sie wieder in eine Prinzessin parafrasiert werden. Aber wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, so däucht mich, unter uns, die Fee Rademante, die meinem gnädigen Herrn ihre Produkzion versprochen hat, läſst sich die Sache nicht so angelegen seyn als sie wohl könnte, und ich besorge eben immer, es möchte am Ende noch auf ein Lami hinaus gehen.

Was ist denn das für eine Fee? fragte die Zofe: Rademante, sagt ihr?

O! sie mag heiſsen wie sie will, unterbrach sie die andre Dame mit einer Miene, die in einem minder anmuthigen Gesichte verdrieſslich ausgesehen hätte: wir haben keine Zeit uns um Feen und Schmetterlinge zu bekümmern; es wird Nacht seyn ehe wir zu Lirias sind. Was wird mein Bruder von unserm Auſsenbleiben denken?

Mit diesen Worten entfernte sie sich, nachdem sie noch einen Blick auf den schönen Schläfer geworfen hatte; einen Blick, der sich, wenn sie allein gewesen wäre, vielleicht in einen Kuſs verwandelt hätte; wenigstens war dieſs eine Anmerknng, welche die schlaue Laura ganz in der Stille bey sich selbst machte.

Pedrillo hielt es für seine Schuldigkeit, diese schönen Damen bis an den Weg zu begleiten, wo ihre Maulthiere unter der Aufsicht der beiden Edelknaben geblieben waren; allein, die Wahrheit zu sagen, sein Herz hatte mehr Antheil an diesem Umstand als seine Höflichkeit. Die kleine Laura hatte in wenig Augenblicken eine Veränderung in ihm gewirkt, woran die gute Dame Beatrix schon etliche Jahre mit wenig Erfolg gearbeitet hatte. Kurz, er war so verliebt, als es jemahls ein Pedrillo gewesen ist. Es dünchte ihn, er hätte seiner schönen Unbekannten noch wer weiſs wie viel zu sagen; aber das Herz war ihm so voll, daſs er kein Wort heraus bringen konnte, und sie waren schon eine gute Weile unsichtbar geworden, da er noch immer wie an den Boden gefesselt stand, und mit unverwandtem Blicke nach der Gegend hinsah, wo er sie aus den Augen verloren hatte.

---

10. KAPITEL.

Wer die Dame gewesen, welche Pedrillo für eine Fee angesehen.

Pedrillo, den wir von nun an, oder eigentlicher zu reden, von dem Augenblick an, da ihn die reitzende Laura zum ersten Mahl angelächelt hatte, als einen Menschen betrachten müssen, von dem ohne Unbilligkeit nicht gefordert werden kann, daſs er diejenige Gegenwart des Geistes zeigen soll, wodurch einer, der bey sich selbst ist, sich von einem der auſser sich ist zu unterscheiden pflegt; Pedrillo, sag' ich, hatte die beiden Damen, die ihm in dem vorigen Kapitel erschienen, schon eine geraume Zeit aus dem Gesichte verloren, eh' es ihm einfiel, daſs er nicht übel gethan hätte, sich zu erkundigen wie sie hieſsen, oder wo man sie erfragen könnte?

Weil es aber eben so wenig billig wäre, wenn unsre Leser, die vermuthlich nicht verliebt sind, diese Zerstreuung des verliebten Pedrillo entgelten müſsten: so halten wir uns verbunden, ihnen — ohne die geheimniſsvolle Zurückhaltung, womit die Romanendichter uns zuweilen etliche Kapitel lang im Zweifel lassen, wer diese oder jene Person sey, mit der sie uns in irgend einem Wirthshause oder auf der Landkutsche zusammen gebracht haben — jedoch im gröſsten Vertrauen, (denn in der That darf Don Sylvio noch nichts davon wissen) zu entdecken, wer diese Damen waren, und was für ein Zufall sie an den Ort gebracht, wo sie (zum Unglück für die Ruhe ihres Herzens) den schönen Sylvio schlafend und seinen getreuen Begleiter wachend kennen lernten.

Diejenige, welche Pedrillo ihrer Gestalt und ihrer Juwelen wegen für eine Fee angesehen hatte, nannte sich Donna Felicia von Kardena, und befand sich in einem Alter von achtzehn Jahren, die Wittwe von Don Miguel von Kardena, der die Gefälligkeit gehabt hatte, ungefähr zwey Jahre nach ihrer Vermählung im siebzigsten seines Alters zu sterben, und sie als Erbin unermeſslicher Reichthümer zu hinterlassen, mit deren Erwerbung er beynahe sein ganzes Leben in Mexiko zugebracht hatte.

Sie wohnte seit ihrer Vermählung zu Valencia, einer Stadt, die ihrer Schönheit und angenehmen Lage wegen von den Spaniern vorzugsweise die Schöne genannt wird. Allein so bald Donna Felicia durch den Tod ihres Alten Meisterin von sich selbst wurde, entschloſs sie sich aufs Land zu ziehen, wo sie einem gewissen romanhaften Schwung ihrer Fantasie und ihres Herzens sich ungehindert überlassen konnte.

Die Dichter hatten in ihrem Gehirn ungefähr den nehmlichen Unfug angerichtet, wie die Feenmährchen im Kopf unsers Helden. Wenn dieser seine Einbildungskraft von Verwandlungen, Zaubereyen, Prinzessinnen, Popanzen und Zwergen voll hatte, so war die ihrige mit poetischen Gemählden, Arkadischen Schäfereyen und zärtlichen Liebesbegegnissen angefüllt. Sie hatte sich den frostigen Armen eines so unpoetischen Liebhabers, als ein Ehemann von siebzig Jahren ist, aus keiner andern Absicht überlassen, als weil die Reichthümer, über welche sie in kurzem zu gebieten hoffte, sie in den Stand setzen würden, alle die angenehmen Entwürfe auszuführen, die sie sich von einer freyen und glücklichen Lebensart, nach den poetischen Begriffen, machte.

Bey einer nicht gemeinen Schönheit besaſs Donna Felicia alle die Annehmlichkeiten, welche den Mangel der Schönheit ersetzen und die Schönheit selbst unwiderstehlich machen. Sie spielte die Laute in der äuſsersten Vollkommenheit, und begleitete sie mit einem Gesange, der desto bezaubernder war, da schon der Ton ihrer Rede etwas rührendes und musikalisches hatte, welches, nach dem Urtheil des guten Königs Lear, ein vortreffliches Ding an einem Frauenzimmer ist. Sie zeichnete, sie mahlte in Pastel, und damit ihr keine von den Gaben der Musen fehlen möchte, so machte sie auch Sonette, Idyllen und kleine Sinngedichte, welche nach dem Urtheil ihrer Liebhaber alles übertrafen, was die Saffo's, die Korinnen, und die neun Musen selbst jemahls in dieser Art hervor gebracht hatten.

Man kann sich vorstellen, was für eine Revoluzion der Tod ihres Gemahls in der schönen Welt zu Valencia machen muſste. Alle Damen zitterten für die Treue ihrer Liebhaber, alle junge Herren rüsteten sich auf eine so glänzende Eroberung; die Poeten machten ganze Wagen voll Stanzen und Elegien im Vorrath, welche sie bey den Liebhabern der schönen Wittwe in billigem Preise anzubringen hofften; kurz, alle Welt war in Bewegung, diejenige allein ausgenommen, die das Ziel so vieler Anstalten und Absichten war. Ihre Trauerzeit und der Winter waren kaum vorbey, so verlieſs sie die Stadt, ohne sich zu bekümmern, in was für trostlose Umstände ein so grausamer Entschluſs ihre Anbeter setzen werde, und begab sich mit ihrem Bruder nach Lirias, einem schönen Gute, welches er in einer der anmuthigsten Gegenden besaſs, die man auf dem Erdboden findet.

Sie erwählte sich diesen Aufenthalt, theils, weil sie ihren Bruder sehr zärtlich liebte, theils des Wohlstands wegen. Denn ob sie gleich selbst ein prächtiges Landgut besaſs, welches Don Miguel auf ihr Verlangen in der Nachbarschaft von Xelva gekauft hatte; so hielt sie es doch für anständiger, unter den Augen eines Bruders zu leben, zumahl da sie keine nähere Verwandte übrig hatte, und Don Eugenio von Lirias in dem allgemeinen Rufe stand, ein sehr verdienstvoller junger Edelmann zu seyn.

Donna Felicia hatte auf ihrem eigenen Gute eine Art von Schäferey angelegt, aus welcher sie nach und nach ein andres Arkadien zu machen gedachte. Sie setzte sich vor, von Zeit zu Zeit einen kleinen Absprung dahin zu machen, und sie war eben im Begriff in Gesellschaft ihrer Vertrauten von einer solchen Spazierreise nach Lirias zurück zu kehren, als sie des Rosengebüsches ansichtig wurde, unter welchem Don Sylvio eingeschlafen war. Der Ort däuchte sie so anmuthig, daſs sie abstieg, um etliche Rosen zu brechen, von denen sie (wie alle poetische Seelen) eine groſse Liebhaberin war; und dieſs war der Anlaſs, wobey sie auf eine so unvermuthete Art durch den Anblick unsers schlummernden Feenritters überrascht wurde.

So poetisch, mystisch oder magisch das Wort Sympathie in den Ohren vieler unsrer heutigen Weisen klingen mag, so kennen wir doch kein andres Wort, um eine gewisse Art von Zuneigung zu bezeichnen, die wir (die sämmtlichen Kinder von Adam und Even nehmlich) zuweilen beym ersten Anblick für unbekannte Personen empfinden, und die sowohl in ihrer Quelle, als in ihren Wirkungen von allen andern Arten der Zuneigung, Freundschaft oder Liebe nicht wenig verschieden ist.

Zum Beyspiel: Es waren wohl mehr als funfzig der liebenswürdigsten jungen Herren in Valencia, die sich alle nur ersinnliche Mühe gaben das Herz der schönen Felicia zu rühren, ohne daſs sie es so weit bringen konnten, daſs sie einem unter ihnen den Vorzug vor den Reichthümern des alten Don Miguel gegeben hätte. Einige von ihren Verehrern hatten wirklich Verdienste. Donna

Felicia lieſs ihnen hierüber vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Sie schätzte sie hoch, fand Vergnügen an ihrem Umgang, beehrte sie mit ihrer Freundschaft, und würde vielleicht (man merke, mit Erlaubniſs, dieses Vielleicht) unter gewissen Umständen, in einem gewissen Zeichen des Mondes, wenn ein gewisser Wind gegangen wäre, an einem gewissen Orte, zu einer gewissen Stunde und in gewissen Disposizionen — sogar fähig gewesen seyn, für irgend einen unter ihnen eine kleine Schwachheit zu haben; denn (mit Erlaubniſs unsrer schönen Landsmänninnen) es giebt nach der Meinung des weisen Avicenna, welcher auch der ehrwürdige Pater Eskobar in seiner Moraltheologie beypflichtet, gewisse Augenblicke, wo ein glücklicher Zufall der Tugend ungemein zu Statten kommt. Allein es gelang keinem einzigen unter ihnen, (und würde auch nach einer längern Reihe von Jahren, als die Seladons in der Asträa zu den Füſsen ihrer unempfindlichen Göttinnen verseufzen, keinem unter ihnen gelungen seyn) ihr diese auſserordentliche unerklärbare Empfindung beyzubringen, welche Don Sylvio, ohne sein Zuthun, ohne darum zu wissen, schlafend, und beym ersten Anblick, in ihr erregte. Eine Empfindung, die ihr in dem zehnten Theil eines Augenblicks mehr sagte, als ihr Herz ihr in ihrem ganzen Leben für alle ihre Bewunderer gesagt hatte. Kurz, eine Empfindung, die ihr — wenn der ekstatische Zustand, worin sie sich damahls befand, einige Aufmerksamkeit auf sich selbst erlaubte — ganz deutlich zu verstehen gegeben hätte, daſs sie fähig wäre diesem unbekannten jungen Schläfer alle die Reichthümer mit Freuden aufzuopfern, denen sie vor wenigen Jahren die liebenswürdigste Jugend von Valencia aufgeopfert hatte.

Was die eigentliche Ursache einer so seltsamen Erscheinung, und aller übrigen sey, wodurch sich die sympathetische Liebe von allen andern Arten der Liebe unterscheidet, würde eine Untersuchung seyn, die uns zu weit von unsrer Erzählung entfernte, und wir überlassen es unsern Lesern, sich hierüber diejenige Hypothese auszuwählen, die ihnen die anständigste ist. Es mag nun seyn, daſs die Seelen solcher sympathetischen Geschöpfe in einem vorherigen Zustande sich schon gekannt und geliebt haben; oder daſs es eine natürliche Verwandtschaft unter Seelen, oder (wie es ein Englischer Dichter nennt) Schwesterseelen giebt; oder daſs ihre Genii in einem besondern Einverständniſs mit einander stehen; oder daſs eine musikalische Gleichstimmung ihrer Fibern und Fibrillen auf eine mechanische Art diese Wirkung hervor bringt:

genug daſs diese Sympathie sich eben so gewiſs in der Natur befindet, als die Schwere, die Anziehung, die Elasticität, oder die magnetischen Kräfte; und daſs man es, alles wohl überlegt, der schönen Donna Felicia eben so wenig übel nehmen kann, daſs sie, von der Zaubergewalt dieses geheimniſsvollen Zugs bezwungen, sich nicht erwehren konnte für unsern Helden etwas zu empfinden, das sie noch nie empfunden hatte, als man es einem gewissen Regulo Vaskoni übel auslegen konnte, daſs er, nach Skaligers Bericht, das Wasser nicht zurück halten konnte, so bald er eine Sackpfeife hörte.

Wir haben uns dieses nicht allzu edlen Gleichnisses (ungeachtet wir besorgen muſsten, die Delikatesse unsrer werthen Leserinnen dadurch zu beleidigen) mit gutem Vorbedacht bedient, weil, im Fall die künftigen Kommentatoren dieser Geschichte so vorwitzig seyn sollten unsre eigne Meinung von der Sympathie erforschen zu wollen, es dazu dienen kann, ihnen einiges Licht hierüber zu geben. Und nunmehr kehren wir, ohne uns länger mit solchen Subtilitäten aufzuhalten, zu unsern beiden Schönen zurück, welche wir, wie man sich vielleicht noch erinnert, auf dem Rückwege nach Lirias verlassen haben.

11. Kapitel.

Eines von den gelehrtesten Kapiteln in diesem Werke.

Der Geschmack in der Liebe ist so verschieden, daſs wir nicht dafür stehen können, ob sich nicht Leser finden werden, die sich für die Dame Laura — ob sie gleich nur eine Schöne von der zweyten Klasse, oder, um uns gelehrt auszudrücken, eine *Dea minorum Gentium* ist — vielleicht stärker interessieren als für ihre Gebieterin. Sollte es solche Liebhaber geben, so werden sie vermuthlich nicht wohl auf uns zu sprechen seyn, daſs wir ihnen nicht auch einen Auszug der Geschichte der schönen Laura mittheilen. Allein wir ersuchen sie, sich zu erinnern, daſs wir bereits so viel von diesem jungen Frauenzimmer gesagt haben, als man nöthig hatte, um zu sehen, daſs sie eine artige, hübsche, witzige und ziemlich lebhafte kleine Person war; und dieses ist, däucht uns, das merkwürdigste was wir von ihr sagen konnten. Denn was ihre Geschichte betrifft, so war sie ein Kammermädchen; und die Geschichte der Kammermädchen ist, wie man weiſs, wenigstens nach dem ordentlichen Laufe der Natur, in der ganzen Welt eine und eben dieselbe.

Der berühmte Pater Sanchez merkt in seinem eben so keuschen als lehrreichen Buche *de Matrimonio* an, daſs eine angehende Liebe anders bey einer jungen Wittwe, und anders bey einem jungen Mädchen operiere. Die erste, sagt er, wird davon munter, aufgeweckt, muthwillig; da man hingegen an der andern ein in sich selbst hinein gezogenes Staunen, und eine stille Schwermuth bemerkt, welche (setzt dieser scharfsinnige Erforscher der weiblichen Geheimnisse hinzu) die Wirkung des geheimen innerlichen Abscheues ist, den die Seele vor der Gefahr empfindet, aus dem glorreichen Stande der Engel herab zu stürzen, und in eine grobe materielle Leidenschaft zu sinken, die in ihren Folgen endlich zu dieser unanständigen Verkörperung führt, wodurch die Welt mit Sündern bevölkert wird.

Wir haben eine zu tiefe Ehrfurcht für die heilige Inquisizion, als daſs wir uns unterstehen sollten, einen so groſsen Mann auch nur des kleinsten Irrthums zu beschuldigen. Wir wollen also lieber sagen, die Natur habe sehr unrecht gethan, daſs sie — ohne die geringste Achtung für die Autorität eines Mannes, der so viel neue Sünden erfunden hat — in der schönen Felicia und ihrer Vertrauten gerade das Widerspiel von seiner Beobachtung zu wirken sich erkühnte. Denn so widersinnig es immer scheinen mag, so gewiſs ist es und so wenig können wir läugnen, daſs auf der Reise nach Lirias, wovon jetzt die Rede ist, die junge Wittwe staunend und stillschweigend, und das Mädchen (ungeachtet der Gefahr, vor welcher ihrer jungfräulichen Seele hätte schaudern sollen) so fröhlich und bey so guter Laune war, daſs der schwermüthigste Weiberfeind in ihrer Gesellschaft aufgeräumt hätte werden müssen.

Sie hatten bereits ein ziemliches Stück Weges zurück gelegt, ohne daſs Donna Felicia, so begierig auch die muntre Laura auf ein Signal wartete ihren Einfällen Luft zu machen, nur einen einzigen Laut von sich gegeben hätte; es wäre denn, daſs man einen Seufzer hierher rechnen wollte, der ihr ungefähr entwischte, eigentlich zu reden aber nur ein Fragment von einem Seufzer war, indem sie ihn eben noch früh genug ertappt hatte, um zwey Drittel davon in ihren verschwiegenen Busen zurück zu drücken.

Endlich konnte es Laura, die für ein Kammermädchen auſserordentlich lange geschwiegen hatte, nicht länger aushalten. Sie machte den Anfang mit einer Frage, die wieder eine andre nach sich zog; und so erhob sich nach und nach zwischen ihr und ihrer Gebieterin oder Freundin (denn sie war in der That beides) eine Unterredung, welche wir (kraft eines Vorrechts, dessen die Geschichtschreiber sich von jeher angemaſset haben) unsern Lesern von Wort zu Wort getreulich mittheilen wollen, ohne sie mit Entdeckung der Quelle, woher wir sie geschöpft haben, unnöthiger Weise aufzuhalten.

---

12. Kapitel.

Ein weiblicher Dialog.

Sie sind ungewöhnlich tiefsinnig, gnädige Frau.

„Tiefsinnig?“

Wenn Sie es nicht ungnädig nehmen wollen; und beynahe schwermüthig, wenn sich ein so verdrieſsliches Wort für ein Gesicht schickte, worin selbst der Unmuth reitzend ist.

„Ich weiſs nicht, was du damit sagen willst; mich däucht, ich bin so aufgeräumt, als ich es diesen ganzen Tag gewesen bin.“

Nicht ganz so aufgeräumt, gnädige Frau.

„Warum sollt' ichs denn nicht seyn, wenn man fragen darf?“

Das weiſs ich nicht; aber mich däucht, ich hörte eben jetzt einen kleinen Seufzer —

„Einen Seufzer?“

Es war in der That nur ein Seufzerchen; so eine Art von Seufzern, wie ein Mädchen von vierzehn Jahren seufzt, wenn sich ein feiner junger Liebhaber um ihre ältere Schwester bewirbt.

„Du hast unverschämte Gleichnisse, Mädchen; du verwandelst einen armen unschuldigen Athemzug in einen Seufzer, um einen Einfall anzubringen, auf den du dich seit einer ganzen Viertelstunde besonnen hast.“

Ich danke Ihro Gnaden für das Kompliment das Sie meinem Witze machen. Aber weil Sie weder tiefsinnig aussehen noch geseufzt haben wollen, ob sich gleich noch manches dagegen einwenden lieſse, so wollen wir von etwas anderm reden, wenn es Ihnen gefällig ist.

„Ich bin diesen Abend nicht sehr zum Plaudern aufgelegt.“

Es war ein recht angenehmer Ort, wo Ihre Gnaden diese Rosen brachen, welche, die Wahrheit zu sagen, (denn ich bin kein Poet) bereits an Ihrem Busen zu verwelken anfangen; — es war ein recht angenehmer Ort.

„Das war er.“

Ein recht poetiſcher Ort, in der That, und ich hoffe, es hat Ihro Gnaden nicht gereut daſs Sie da abgestiegen sind — ungeachtet des kleinen Endymion, den wir da schlafend gefunden haben. Gestehen Sie, gnädige Frau, daſs man in Valencia nichts so schönes sieht.

„Du sprichst mit einer Lebhaftigkeit von ihm, die mich beynahe glauben macht, daſs du verliebt seyst.“

Vielleicht könnten Ihre Gnaden das eher von mir glauben, wenn ich nichts von ihm sagte.

„Ich verstehe dich: du magst dir aber einbilden was du willst, so kann ich doch nicht sagen, daſs er mir so übernatürlich schön vorgekommen sey als du ihn machst.“

Übernatürlich schön? das wollt' ich auch wohl nicht sagen, denn ich verstehe mich nicht viel auf übernatürliche Sachen; aber das werden Sie doch zugeben, das er schöner ist als dieser Don Alexis, der in Valencia eine so wichtige Person vorstellt, daſs die Damen nicht warten können bis er sich ihnen anträgt, und daſs (Donna Felicia von Kardena ausgenommen) keine ist, die nicht dafür angesehen seyn wollte, ihn wenigstens ein paar Tage gehabt zu haben.

„Schöner als Don Alexis sagt nicht so viel als du meinst. Ich habe ihn nie für etwas andres gehalten als für einen abgeschmackten kleinen Gecken, dessen gröſstes Verdienst ist daſs er weiche Hände und weiſse Zähne hat, und daſs er uns, mit aller nur möglichen Einbildung von sich selbst, eine ungeheure Menge plattes Zeug vorzuschnarren weiſs.“

Auch weiſs ich selbst nicht warum mir gerade Don Alexis in den Sinn kam; denn in der That, ich habe nie begreifen können was die Damen an ihm sehen. Er mag sich in Acht nehmen! Wenn unser Don Sylvio in Valencia auftreten sollte, so wird ihm nicht einmahl so viel Verdienst übrig bleiben, als es bedarf ein armes zärtliches Kammermädchenherz zu verführen.

„Ich weiſs nicht, mit was für Augen du diesen Don Sylvio, wie du ihn nennst, angesehen haben muſst: ich gesteh' es, er kam mir liebenswürdig vor; aber so sehr schön als du sagst —“

Ihre Gnaden haben das rechte Wort gebraucht; liebenswürdig, das ist das Wort, das wollt' ich eben sagen; denn in der That, was seine Schönheit betrifft, daran lieſse sich vielleicht manches aussetzen. Blondes Haar —

„Kastanienbraun willst du sagen —“

Nun ja, kastanienbraun; aber weil er eine so überaus feine Farbe hat, eine frauenzimmermäſsige Farbe, möchte man sagen, so würde blondes Haar, däucht mich —

„Und mich däucht, die Natur habe das besser gewuſst als du; sein Haar steht wirklich sehr gut zu seiner Gesichtsfarbe.“

Aber ich denke, er sollte doch mehr Männliches in seinem Gesichte haben. Ich stehe Ihnen dafür, wenn man ihn in ein Mädchen verkleidete, Donna Lenora von Zuniga selbst, die gewiſs eine Kennerin von Mannspersonen ist, würde betrogen werden.

„Gut, er ist kein Herkules, das ist ausgemacht; aber ungeachtet der vollkommenen Feinheit und Regelmäſsigkeit seiner Züge, finde ich doch, daſs er etwas groſses und heroisches in seiner Bildung hat, das du nothwendig bemerkt haben solltest, da du ihn, wie es scheint, so genau betrachtet hast.“

In der That scheint es, daſs ihn Ihre Gnaden in einem einzigen Augenblick richtiger betrachtet haben, als ich in einer Viertelstunde. Aber was sagen Sie zu seinem Munde? Ich gestehe, er ist schön, aber doch ein wenig zu klein, däucht mich —

„Ich möchte doch wissen, warum du affektierst gerade das an ihm zu tadeln, was wirklich schön an ihm ist!“

Ich bitte Ihre Gnaden um Vergebung! Ich sage nur wie es mir vorkommt; und wenn ich nicht besorgte Ihnen zu miſsfallen —

„Mir zu miſsfallen? Ich glaube du bist nicht klug, Mädchen. Aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bin ich selbst nicht viel klüger, daſs ich deinen tollen Einfällen so viel Gehör gebe. Was kümmerts uns ob Don Sylvio schön ist, oder wie schön er ist?“

Das ist auch wahr! Genug, daſs er liebenswürdig ist; das ist doch immer der Punkt, worauf alles ankommt. Mich däucht ich habe irgendwo gelesen, daſs uns nichts so schön vorkommt als was wir lieben.

„So müſstest du sehr in diesen Unbekannten verliebt seyn; denn wenn man dich hört, so ist der Vatikanische Apollo von keiner untadeligern Schönheit als Don Sylvio.“

Don Sylvio hat wenigstens den Vorzug vor jenem, daſs er Athem hohlt; und das ist nach meiner geringen Einsicht ein groſser Vorzug.

„Wir wollen einmahl aufhören zu tändeln. Sage mir, liebe Laura, erinnerst du dich noch, was dieser Pedrillo, oder wie er sich nannte, uns von ihm sagte?“

Wenn man dem Burschen glauben dürfte, so wäre unser Unbekannter von gutem Hause, ein Sohn von Don Pedro von Rosalva, von dem ich Ihro Gnaden Herrn Vater öfters als von einem wackern Officier sprechen hörte. Aber wenn ich meine wahre Meinung sagen soll, so glaube ich, Herr Pedrillo könnte mehr gesagt haben als er jemahls wird beweisen können.

„Nun ja, das Ansehen kann betrügen, denn das ist vollkommen auf seiner Seite; aber deine Ursachen, wenn ich bitten darf?“

Wenn wir dem Pedrillo, der mir die Miene eines schnakischen Gesellen hat, glauben sollen, so müssen wir auch glauben, daſs Don Sylvio in einen Schmetterling verliebt ist; daſs er, der Himmel weiſs was für einen Zwerg zum Nebenbuhler hat, und eine gewisse Fee zur Beschützerin, durch deren Beystand der Schmetterling in eine Prinzessin verwandelt werden soll, und so weiter. Dieſs ist nun alles toll genug, däucht mich. Aber das ärgste ist, daſs der Bauerjunge alles dieſs abgeschmackte Zeug mit einer so verwünschten ehrlichen Schafsmiene vorbrachte, mit einem so trostlosen Ton der Aufrichtigkeit, daſs er uns keine Hoffnung übrig lieſs, er möchte es nur zum Spaſs gesagt haben. Das ist verzweifelt!

„Ich gestehe dir, Laura, und warum sollt' ich dir ein Geheimniſs daraus machen? ich interessiere mich für diesen jungen Menschen. Er müſste verrückt seyn, wenn Pedrillo die Wahrheit gesagt hätte.“

Und Pedrillo müſste noch verrückter seyn, gnädige Frau; denn man kann nicht gelaſsner von den alltäglichsten Dingen reden, als er von Sommervögeln, Zwergen, Feen, Prinzessinnen und Markisaten spricht.

„Es ist etwas unbegreifliches in allem diesem. Aber so viel läſst sich doch aus dem verworrenen Geschwätze des Dieners errathen, daſs sich Don Sylvio um einer Liebesangelegenheit willen von Hause weggestohlen hat. Der Bursche erwähnte einer alten Tante, die vermuthlich seiner Liebe Hindernisse in den Weg legt; vielleicht ist er darüber närrisch geworden. Eine heftige Leidenschaft kann durch einen unvorsichtigen Widerstand zu seltsamen Ausbrüchen getrieben werden.“

Dieſs ist gewiſs; zumahl da ohnehin nichts leichter seyn soll, als daſs Liebe und Vernunft Händel mit einander kriegen. Aber wenn wir nicht voraussetzen, daſs Pedrillo eben so verliebt und eben so toll ist als sein Herr, so haben wir mit unsrer Hypothese nichts gewonnen. Ich habe einen wunderlichen Einfall, gnädige Frau; aber er kann doch immer gut seyn bis wir einen bessern finden. Es ist ein so schwermüthiger Gedanke, wenn man sich einen so liebenswürdigen jungen Menschen verrückt vorstellen soll. In der That, es wäre ein Gedanke, der des Seufzers wohl werth wäre, der Ihro Gnaden jetzt entgangen ist. — Dieſsmahl wenigstens gestehen Sie nur daſs Sie geseufzt haben; es war einer von den Seufzern die sich nicht verläugnen lassen; ich sah ihm von seiner Empfängniſs an zu, wie er sich aus Ihrem schönen Busen allgemach empor arbeitete, bis zu dem Augenblick, da er, zwischen Ihren halb geöffneten Lippen hervor, in Gestalt eines kleinen Amors davon flog.

„Närrisches Ding! — Aber was war denn das für ein Einfall, den du mir sagen wolltest?“

Ich bilde mir ein, Don Sylvio könnte, mit Erlaubniſs, ein wenig närrisch seyn, ohne daſs er gerade das seyn müſste, was man verrückt heiſst; kurz, er könnte mit einer Art von Narrheit oder Schwärmerey, oder wie mans nennen will, behaftet seyn, die ihn nichts desto unwürdiger machte, einer jeden Dame, die ihn unter einem so anmuthigen Rosengebüsche schlafen gesehen hätte, liebenswürdig vorzukommen.

„Ich merke, Mädchen, du hast dir in den Kopf gesetzt, daſs ich nothwendig in ihn verliebt seyn müsse; — aber darüber wollen wir jetzt nicht zanken. Und worin soll denn diese Schwärmerey bestehen?"

Mich däucht, er könnte eine Art von einem jungen Don Quischott seyn, der (nach Pedrillo's Ausdruck) auf der Feerey, wie der Ritter von Mancha auf der irrenden Ritterschaft, herum zöge. Wär' es denn so etwas unbegreifliches, daſs ein junger Mensch von lebhafter Gemüthsart, der die Welt nie gesehen hat, und in seinem Dorfe nichts fand das der Zärtlichkeit seines Geschmacks hätte Genüge thun können, durch das Lesen der Feenmährchen auf den wunderlichen Einfall gerathen wäre, die Feen und die bezauberten Paläste mit allen ihren Drachen, Zwergen, Popanzen und blauen Centauren für wirkliche Dinge zu halten?

„Es wäre eine seltsame Art von Schwärmerey; und doch, däucht mich, ich begreife daſs sie möglich seyn könnte. Aber was sollen wir in diesem Falle aus seiner Liebe zu der Prinzessin machen, die in einen Sommervogel verwandelt ist?“

Ich wette gleich was man will, gnädige Frau, diese Prinzessin ist weder mehr noch weniger als ein hübsches Bauermädchen, das ihm in die Augen gestochen hat. Seine bezauberte Fantasie hat sie zuerst zu einer Prinzessin erhöht, und endlich, mit Hülfe eines gelben Zwerges oder einer buckligen Magotine, in einen Papillion verwandelt; und es wird sonst nichts nöthig seyn, als daſs er eine junge Dame zu sehen bekommt, die seiner lebhaften Einbildungskraft genug thut, so wird seine Geliebte, ohne Zauberstab und Talisman, in einem Augenblick wieder ihre erste Gestalt bekommen, und (mit Pedrillo zu reden) zwar nicht in eine Prinzessin, aber doch in ein Bauermädchen zurück metafrasiert werden.

„Ich gestehe dir, Laura, daſs meine Neugierde rege gemacht ist. Es reuet mich jetzt, daſs ich nicht wartete bis er erwachte.“

Weil er nur wenige Meilen von uns wohnt, so wird es nicht schwer seyn Nachrichten einzuziehen, die uns aus dem Wunder helfen können. Und wer weiſs, ob die Kobolde, die sich mit seinem Schicksal abgeben, ihn nicht eben so gut nach Lirias führen können, als sie uns heute in dieses Rosengebüsche geführt haben, welches, so wahr ich ein Mädchen bin! der Laube einer Feenkönigin so ähnlich sah, als ich in meinem Leben etwas gesehen habe.

Unter diesen Reden waren sie unvermerkt in dem innern Schloſshofe zu Lirias angelangt, wo wir die Freyheit nehmen wollen uns von ihnen zu beurlauben, um zu sehen was indessen aus dem Helden unsrer Geschichte geworden ist, den wir, so angenehm uns auch die Gesellschaft der Donna Felicia seyn mag, ohne strafwürdige Nachlässigkeit nicht länger aus den Augen lassen können.

Wahnsinn der göttlichen Barmherzigkeit zuzuschreiben, seine vermuthliche Gabe Geister zu sehen, nur für ein Pathengeschenk von einer Fee hält.

3) S. 183. Gewöhnlicher Weise werden die Gnomen (Erdgeister, Bergmännchen u. s. w.) als ziemlich häſsliche Zwerge vorgestellt. Aber, wenn wir dem Grafen von Gabalis, der die Elementargeister sehr genau kannte, glauben, so geschieht ihnen hierin groſses Unrecht; wenigstens den Gnomiden, ihren Weibern. „Die Gnomen, sagt er, sind sinnreich, Freunde der Menschen, und lassen sich leicht regieren. Die Gnomiden, ihre Weiber, sind klein, aber ungemein artig, und in ihrer Art sich zu kleiden haben sie einen ganz besondern Geschmack.“ *Memoir. du Comte de Gabalis*, *Tom. I. p.* 28.

4) S. 193. Der Herausgeber dieser Geschichte hatte, als sie zum ersten Mahl im Druck erschien, die Ehre in einer ziemlich kleinen Republik zu leben, welches zu besserem Verständniſs dieses ganzen Kapitels bemerkt werden muſste.

5) S. 204. Nehmlich weil die Göttin Flora unbekleidet vorgestellt war. Der Herr Pfarrer hatte nehmlich entweder den Verstand nicht, zu wissen, daſs ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen nackenden oder wenig bekleideten, und zwischen leichtfertigen und ärgerlichen

Figuren ist; oder er affektierte aus Scheinheiligkeit es nicht zu wissen. Es wäre denn, daſs man zu seiner Rechtfertigung sagen wollte, daſs sich dieses Stück seiner Sittenlehre bloſs auf den groſsen Haufen des Volkes beziehe, dessen Roheit und durch die Erziehung wenig geordneter Instinkt allerdings nöthig macht, daſs man ihnen den moralischen Zügel stärker anziehe.

6) S. 233. Eine Anspielung auf den Aberglauben des gemeinen Volks, daſs aus jedem Regenbogen ein Schüsselchen vom feinsten Golde herunter falle, welches seinen Besitzer reich und glücklich mache.

VIERTES BUCH.

1. Kapitel.

Worin der Autor eine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Ontologie an den Tag legt.

Wenn jemahls ein Mensch sich in einer seltsamen Verfassung befunden hat, so war es Pedrillo, nachdem er die schönen Geschöpfe, mit denen wir ihn im vorigen Buche zusammen gebracht, aus dem Gesichte verloren hatte. Die Verwirrung, die diese Erscheinung in seinem Kopf und in seinem Herzen zurück lieſs, war so groſs, daſs uns die bloſse Bemühung, eine Beschreibung davon zu machen, beynahe in eine eben so groſse Verwirrung setzt. Ob er gewacht oder geträumt habe, ob es Feen oder Sterbliche gewesen, ob sie verschwunden oder davon geflogen seyen, das waren Fragen, die er sich immer weniger beantworten konnte, je öfter er sie sich machte. Nachsinnen ist in der That nicht jedermanns Sache. Pedrillo wuſste so wenig damit umzugehen, daſs er sich endlich in seinen eigenen Gedanken wie in einem Netze gefangen sah, worin er sich immer desto mehr verwickelte, je mehr er sich bemühte los zu kommen; kurz, nachdem er eine gute Viertelstunde lang mit sich selbst gestritten hatte, so hörte er endlich damit auf, daſs er im ganzen Ernst an seinem eigenen Daseyn zu zweifeln anfing.

Unter allen Zweifeln, denen die arme blödsinnige Vernunft des Menschen ausgesetzt ist, wird man vielleicht keinen finden, der sich weniger in die Länge aushalten läſst als dieser; auch war es dem guten Pedrillo nicht anders dabey zu Muthe, als ob er mit der Geschwindigkeit einer Drille oder eines Windmühlenrades um seine eigene Achse herum getrieben würde.

Vielleicht möchte man denken, wenn er ein Kartesianer gewesen wäre, so hätte er sich durch das berühmte, *cogito, ergo sum*, gar leicht aus seinem Zweifel heraus helfen können. Allein in den Umständen, worin der arme Junge war, hätte vielleicht

Kartesius selbst sein Latein dabey verloren; denn er dachte wirklich gar nichts. Wenn er in einem solchen Zustande ja noch fähig gewesen wäre, einen Syllogismus zu machen, so würde doch der Kartesianische Grundsatz zu nichts anderm gedient haben, als ihn aus den Zweifeln an seinem Daseyn in die Gewiſsheit, daſs er nicht sey, zu stürzen, welches in der That nicht viel besser gewesen wäre als aus dem Regen unter die Traufe zu kommen.

Man muſs gestehen, daſs der schlichte natürliche Menschenverstand, Vernunftsinstinkt, Wahrheitssinn, oder wie man es sonst nennen will, (denn über Worte werden wir niemahls Streit anfangen) seinem Besitzer zuweilen weit nützlicher ist als die subtilste Vernunft. Wäre Pedrillo ein Metafysiker gewesen, so würde er gewiſs bey dem Zweifel an seinem Daseyn nicht still gestanden seyn: er würde so lange nachgegrübelt, reflektiert, distinguiert, kombiniert, analysiert, und abstrahiert haben, bis er sich selbst, und vermuthlich auch allen andern Dingen, die Wirklichkeit, ja wohl gar die Möglichkeit völlig weggeläugnet hätte; und wer weiſs, ob er endlich nicht der Stifter einer neuen filosofischen Sekte geworden wäre, von der sich nicht ohne Grund vermuthen läſst, daſs sie, wegen ihrer besondern Bequemlichkeit die schwersten fysischen und moralischen Aufgaben ohne die geringste Mühe aufzulösen, alle andere Sekten der Dualisten, Materialisten, Pantheisten, Idealisten, Egoisten, Platoniker, Aristoteliker, Stoiker, Epikurer, Nominalisten, Realisten, Okkamisten, Abälardisten, Averroisten, Paracelsisten, Rosenkreuzer, Kartesianer, Spinozisten, Wolfianer und Krusianer in kurzer Zeit verschlungen hätte. [1])

Wir können nicht ohne Grauen und Erschütterung daran denken, was für verderbliche Folgen eine solche Filosofie in dem System der menschlichen Gesellschaft hätte nach sich ziehen können, da es in der That unmöglich scheint, daſs der Grundsatz der Nichtexistenz mit irgend einer bekannten Religion, oder mit den eingeführten Gesetzen und Gewohnheiten irgend einer policierten Nazion in einen erträglichen Zusammenhang sollte gebracht werden können. Denn mit welchem Schein Rechtens könnte man von einem Menschen, der nicht ist, Steuern, Zehenten, Opfer, oder *Jura stolae* eintreiben? oder wie wäre es möglich, denjenigen eines Verbrechens zu überweisen, der dem Richter durch eine lange Demonstrazion in geometrischer Methode beweisen würde, daſs er zu der Zeit, da er dieses oder jenes gethan haben solle, gar nicht einmahl existiert habe?

Allein zum gröſsten Glücke für die öffentliche Ruhe hatte Pedrillo nicht den geringsten Ansatz zur spekulativen Filosofie; und anstatt über seinen beschwerlichen Zustand lange zu vernünfteln, lieſs er sich nichts angelegener seyn, als wie er sich bald davon befreyen wolle. Sein Herr, dachte er, der in dieser Sache desto unparteyischer sey, da er diese ganze Zeit über geschlafen habe, werde ihm am besten aus dem Wunder helfen können.

Ob und wie fern Pedrillo hierin richtig gedacht habe oder nicht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, indem uns eine nähere Untersuchung davon unfehlbar in den berühmten Streit über den *Intellectum agentem* und *patientem* verwickeln könnte, wozu wir uns dieſsmahl um so weniger aufgelegt finden, als wirklich der tiefsinnige Inhalt dieses Kapitels unser Gehirn so sehr abgemattet hat, daſs wir uns genöthiget sehen, mit Erlaubniſs des günstigen Lesers eine Pause zu machen.

---

2. KAPITEL.

Ein Beyspiel, daſs ein Augenzeuge nicht allemahl so zuverlässig ist, als man zu glauben pflegt.

Pedrillo weckte also seinen schlafenden Herrn, aber unglücklicher Weise in einem Augenblicke, da er in dem angenehmsten Traume begriffen war, den sich ein Platonischer Liebhaber — wie der Liebhaber eines Schmetterlings unstreitig ist — nur immer wünschen konnte.

Unglückseliger, rief der erwachende Don Sylvio, aus was für einem Traume weckst du mich?

Beym Element, Herr Don Sylvio, schrie Pedrillo, es ist jetzt die Frage nicht von Träumen; es sind ganz andere Dinge auf dem Tapet. Aber ich bitte Sie, mein liebster Herr, wenn Sie anders noch ein Fünkchen christlicher Liebe für den armen Pedrillo haben, so sagen Sie mir vor allen Dingen, ob ich wirklich Pedrillo bin oder nicht? Denn, meiner

Six! es ist nicht alles wie es sollte. — Ich will mich prellen lassen, wenn ich meiner leiblichen Mutter auf ihr bloſses Wort glaubte, daſs ich meines Vaters Sohn sey.

Was für eine Tollheit kommt dich an? fragte Don Sylvio, den diese Reden in Verwunderung setzten: was für Ursachen hast du zu denken daſs du ein anderer seyst als du selbst?

Sagen Sie mir nur erst ob ich wirklich ich bin, erwiederte Pedrillo; die Ursachen werden seiner Zeit schon nachkommen, wir wollen erst den Hauptpunkt ausmachen! Seyn Sie so gut und antworten mir nur indirekte auf meine Frage; denn Sie werden sehen, daſs mehr daran liegt als Sie Sich jetzt einbilden.

Alberner Junge, sagte Don Sylvio lächelnd, du bist zwanzig Jahre lang immer Pedrillo gewesen, warum solltest du es nicht noch seyn?

Sehn Sie mich recht an, gnädiger Herr, betrachten Sie mich von vorn und hinten, und sagen mir die Wahrheit, so wahr Sie ein Edelmann sind.

So wahr ich ein Edelmann bin, antwortete Don Sylvio, du bist Pedrillo, oder du bist ein Esel; eines von beiden ist gewiſs.

Ein Esel? — Hier sind meine Ohren, gnädiger Herr; es stecken, denk' ich, unter mancher Doktormütze längere; und wenn ich so gewiſs Pedrillo bin als ich kein Doktor — kein Esel, wollt' ich sagen, bin, so geht alles wie es gehen soll. Die Wahrheit zu sagen, ich hatte selbst so eine Ahnung, so eine Art von Reprehension, daſs es nicht wohl anders seyn könne als wie Sie sagen; aber wenn einem solche seltsame Dinge begegnen wie mir, so wär' es kein Wunder, wenn einer endlich seinen eigenen Nahmen darüber vergäſse.

Und was ist dir denn begegnet? fragte Don Sylvio. Mach es kurz, wenn ich bitten darf.

Gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, das läſst sich nicht in einem Augenblicke sagen. Ein weiser Mann, sagt das Sprichwort, kann in Einem Athemzuge mehr fragen, als ein Narr in einem ganzen Tage beantworten kann. Wenn Sie mir Zeit lassen wollen, so will ich Ihnen alles haarklein erzählen; denn, meiner Six, es ist mir, ich sehe sie noch vor mir, mit ihren groſsen braunen Augen, und mit der allerliebsten schelmischen Miene, womit sie mich seitwärts anlachte, wie sie wieder aufsitzen wollte. Sterb' ich, wenn mir nicht war als ob sie mein Herz an einem Bindfaden hinter sich her zöge! Euer Gnaden werden über mich lachen; aber ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich den Maulesel, auf dem sie saſs, nicht mit neidischen Augen ansah.

Miſsbrauche meine Geduld nicht länger, sagte Don Sylvio, der von allem diesem Gewäsche nichts begriff: erzähle mir ordentlich und von Anfang an, was dir begegnet ist, seitdem ich eingeschlafen bin.

Gut, gnädiger Herr, das will ich auch, wenn Sie nur Geduld haben können; denn, wie ich sagte, ich habe so viel zu erzählen, daſs ich nicht weiſs wo ich anfangen soll, ob ich gleich so voll davon bin, daſs alles auf einmahl heraus platzen möchte. Aber weil Sie verlangen daſs ich die Sache von Anfang an erzählen soll: so wissen Sie also, gnädiger Herr, daſs Sie noch nicht lange eingeschlafen waren, als mich ein- oder zweymahl ein so entsetzliches Gähnen ankam, daſs ich dachte ich würde den ganzen Abend nicht damit fertig werden. Ich merkte daraus, daſs sich der Schlaf auch bey mir anmelden wolle;

aber weil ich mir vorgesetzt hatte, bey Euer Gnaden zu wachen, so wehrte ich mich so gut ich konnte, und that, um mich munter zu erhalten, noch zwey oder drey Züge aus der Flasche; vielleicht mochten es ihrer vier gewesen seyn, ich kann es so eigentlich nicht sagen. Kurz, die Flasche wurde endlich leer ohne daſs ich muntrer wurde; die Augenlieder fielen mir alle Augenblicke zu, und dann gähnte ich wieder, und so kapitulierten wir so lange mit einander, der Schlaf und ich —

O wahrhaftig, rief Don Sylvio, wenn du so erzählen willst, so wird dein und mein Leben nicht zureichen bis du fertig bist. Du hast geschlafen, gut, und da bist du wieder aufgewacht; oder sind dir die wunderbaren Dinge im Schlafe begegnet, die du mir erzählen wolltest?

Im Schlafe? Nein, wahrlich, gnädiger Herr, damahls, wie ich die Erscheinung hatte, war ich schon wieder aufgewacht, wie ich Euer Gnaden gesagt haben würde, wenn Sie mich nur hätten fortreden lassen. Denn wenn ich die Sachen der Ordnung nach sagen soll, so muſs doch eins auf das andre folgen.

„Ohne Zweifel; aber muſst du deſswegen alle diese nichts bedeutenden Umstände mit dazu nehmen, wodurch deine Erzählung so schleppend und einschläfernd wird, als ein altes Kunkelstuben - Mährchen? Du hast geschlafen und bist wieder aufgewacht, das ist das ganze Geheimniſs; und das hättest du mit drey Worten sagen können. Nun weiter!“

Ja freylich, zum Henker, nun weiter! Wenn Sie mich alle Augenblicke aus dem Koncepte bringen, da soll ichs gleich wieder finden. — Wo blieb ich? — Ja, bey meinem Einschlafen —

„Du bist ja schon wieder aufgewacht.“

Man muſs doch vorher einschlafen ehe man wieder aufwachen kann! Aber weil Sies so haben wollen, so sey es drum! Ich wachte also wieder auf, wie Sie sagten, und, die Wahrheit zu gestehen, ich würde vielleicht noch schlafen, wenn mich nicht eine gewisse Nothwendigkeit — ein gewisses — ich weiſs nicht wie ichs sagen soll daſs es nicht gar zu unhöflich heraus komme, aber dem Gelehrten, sagt das Sprichwort, ist gut predigen — kurz, eine gewisse Angelegenheit, die man durch keinen Prokurator verrichten kann — Sie verstehen mich? —

„Unvergleichlich, Pedrillo, mache nur daſs du bald wieder davon kommst.“

Ein jedes Ding will seine Zeit haben, sagt Salomon. Kurz und gut, es war ein Geschäft, das der Korregidor von Xelva und Seine Majestät der König selbst gerade auf die nehmliche Art verrichten muſs wie der ärmste Bauerjunge. Und in der That, ich habe schon oft gedacht, wenn groſse Herren und Damen der Sache recht nachdenken wollten — und es brauchte eben nicht viel Kopfbrechens — es könnte ihnen ein gut Theil von der hohen Einbildung benehmen, als ob sie wer weiſs wie viel besser seyen als wir andre gemeine Leute; wenn sie, zum Exempel, dächten 2) — ich will es aus Respekt vor Euer Gnaden nicht heraus sagen, aber es ist doch gewiſs, daſs sie weder Bisam noch Ambra machen; und wenn mans beym Lichte besieht —

Pedrillo, Pedrillo, rief Don Sylvio lachend, wenn du ins Moralisieren hinein kommst, so kannst du das Ende nicht wieder finden. Überhüpfe immer die erbaulichen Sachen, die dir bey Gelegenheit, daſs du deine Nothdurft verrichtet hast, beygefallen sind.

Ha, nun habens Euer Gnaden selbst gesagt; das war in der That nicht verblümt gegeben! Ich hätte mich nimmermehr unterstanden, die Sache so Deutsch heraus zu sagen: aber da es nun einmahl heraus ist, so will ich jetzt ohne weitere Präskripzion oder Cirkumherumschweifung sagen, daſs, nachdem ich die Natur erleichtert hatte — welches, im Vorbeygehen zu sagen, hinter einem dichten Gebüsche, funfzig oder sechzig Schritte weit von dem Orte, wo Euer Gnaden schliefen, geschah —

Pedrillo, mein Freund, unterbrach ihn Don Sylvio, ich sehe, daſs du in der Laune bist, mich zur Verzweiflung zu treiben. Aber fahre immer fort, weil es nun einmahl mein Schicksal ist, daſs ich durch die Geduld, die ich mit deiner mörderischen Waschhaftigkeit haben muſs, zum Märtyrer werden soll — Ich will aushalten, so lang' es die Natur ausstehen kann.

Gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, es sollte mir von Herzen leid thun, wenn ich Euer Gnaden Geduld miſsbrauchte; aber Sie sehen ja selbst wie es geht, ein Wort giebt das andre; und zu dem, so durfte ich den bewuſsten Umstand um des folgenden willen nicht vorbey lassen, weil Sie daraus ersehen können, daſs ich gewiſs wach und bey völligem Gebrauch meiner Sinne war. Aber wir wollen uns um deſswillen nicht entzweyen; denn weil ich jetzt zur Hauptsache komme, so will ich schon desto kürzer seyn.

„Vortrefflich, Pedrillo, nur keine weitere Entschuldigungen!“

Wissen Sie also, lieber gnädiger Herr, als ich wieder hinter meinem Busche hervor kam, und gehen wollte und sehen was Euer Gnaden machte, da sah ich — Rathen Sie einmahl, gnädiger Herr, was ich gesehen habe!

„Da sahst du in einen Bach, und da sahst du den albernsten, dummsten, unverschämtesten, langweiligsten, abgeschmacktesten Schurken von einem Esel, der seit Bileams Zeiten jemahls den Mund aufgethan hat, nicht wahr?“

Sie haben es nicht getroffen, gnädiger Herr; aber ich will gehangen seyn, wenn Sies nicht errathen, so bald ichs Ihnen sage — Eine Fee sah ich, eine Fee, aber die schönste feenmäſsigste Fee, die man nur an einem Sommertage sehen mag, und die gewiſs, wenn es nicht die Frau Rademante selbst war, schöner und glänzender als alle Bellinen, Scharmanten, Amaranten und Rademanten zusammen genommen, war.

„Eine Fee, sagst du? Und woher wuſstest du daſs es eine Fee war?“

Woher ichs wuſste? Sapperment, glauben Sie denn, daſs ich gar nichts wisse? Ich sollte schon so lang' in Euer Gnaden Diensten seyn, und nicht wissen was eine Fee ist? Wenn es keine Fee war, so sagen Sie, Pedrillo sey ein Stockfisch, und lassen mich wässern und bläuen wie einen Stockfisch, bis es genug ist. Ich sage Ihnen, gnädiger Herr, ihr Gesicht glänzte als ob es aus einem einzigen Karfunkelsteine geschnitten wäre — Es wurde auf drey oder vier Meilen um sie herum so heiter, als ob ein halb Dutzend Sonnen am Himmel ständen — Wenn das keine Fee war, so können Sie ohne Bedenken alle Ihre Feenmährchen ins Feuer werfen und sagen, daſs nie eine Fee gewesen ist, noch seyn wird, so lange man Suppen mit Löffeln gegessen hat, und, wenn's Gott gefällt, noch künftig essen wird bis zum lieben jüngsten Tag!

„Gut, gut! und wo sahst du denn die Fee, und was machte sie?“

Was sie machte? Nichts! Aber sie schaute Euer Gnaden an; nein, das können Sie Sich nicht vorstellen; nicht anders, als ob das Sehen gleich verboten werden sollte; sie stand ganz hart an Euer Gnaden, und bückte sich ein wenig, und sah Sie immer wieder an, daſs es eine rechte Lust war ihr zuzusehen.

„War sie allein?“

O das ist eben der Hauptumstand! Wenn sie allein gewesen wäre, so würd' ich nicht so viel Wesens von ihr machen; aber sie hatte eine andere kleine Fee oder Nymfe, oder Sylfenmädchen, oder wie mans heiſsen will, bey sich, das allerdrolligste holdseligste kleine Ding, das einer mit Augen sehen mag.

„Wie sah sie denn aus? Beschreibe sie mir einmahl, ob ich vielleicht errathen kann wer es war.“

Wie gesagt, Herr, ein liebliches kleines Ding, pechschwarze Haare —

„Ich frage, wie die Fee aussah, rief Don Sylvio.“

Was ich sage, gnädiger Herr, wunderartig, nicht zu fett und nicht zu mager, aber frisch und saftig wie eine Morgenrose; ein Gesicht wie Milch und Blut, und einen Hals — und Arme — Ich kanns Euer Gnaden nicht beschreiben, wie mir dabey zu Muthe war; aber das schwör' ich Ihnen zu, Frau Beatrix ist nur eine Meerkatze gegen sie; ich schämte mich recht, daſs ich so dumm gewesen war und mit einer solchen alten abgestandenen Mumie gelöffelt hatte; aber ohne Wissen, ohne Sünde; wenn ich diese hätte voraus sehen können —

„Ich will, daſs du mir von der Fee reden sollst, und du redst mir immer nur von ihrem Mädchen!“

Potz Herrich! von was sollt' ich auch sonst reden, gnädiger Herr? Sie lieſs mir keine Zeit die andre recht anzusehen. Sie hätten sie nur sehen sollen! Sapperment, ich hätte den ganzen langen Tag da stehen und sie angaffen können, ohne daſs ichs müde geworden wäre.

„Nun, gut denn! aber die Fee —“

Die Fee? Ja, was die Fee anbelangt, die stand eben da, wie ich sagte, und schaute Euer Gnaden an. Ich kann eben nicht viel von ihr sagen; denn, wie gesagt, das kleine Ding war immer in Bewegung, und ich sah alle Augenblicke wieder etwas an ihr das mich aus dem Koncepte brachte. Ich sagte Ihnen ja gleich Anfangs, daſs es eine überaus schöne Fee war; ich denke, die Diamanten und Karfunkelsteine, die sie an sich hängen hatte, waren wohl zwey oder drey Königreiche werth, und sie gaben einen Glanz von sich, daſs man sie nicht lang' ansehen konnte; aber die Kleinere —

„Gut, gut! Sprachen sie denn nichts mit einander? Hörtest du nichts? Was sagte die Fee?“

Was sie sagte? O! sie sagte recht hübsche Sachen, das versichre ich Sie; ich lauschte wie ein Habicht, und ich habe mir alles von Wort zu Wort gemerkt. Sapperment, sagte sie, das ist doch ein feiner junger Herr! — Gelt, gnädige Frau? sagte die andre: ich will kein ehrliches Mädchen seyn wenn wir in Valencia etwas hübscheres gesehen haben; ich wette was man will, sagte sie, wenn es nicht ein Sylfe ist, so ist es gar ein Waldgott. — Aber wer mag es denn wohl seyn? sagte die Fee. — Gnädige Frau, sagte die Kleine, er muſs durch Hexerey hierher gekommen seyn; denn wir kennen doch alle Mannsleute auf zehn Meilen in der Runde, und ein so hübscher Junggeselle ist, bey meiner Six, keine Sache, die lange verborgen bleiben kann — Mit Einem Wort, ich darf Ihnen nicht alles wieder sagen, was sie von

Euer Gnaden sagten; denn der Hochmuth ist eine von den sieben Todsünden, und ich wollte nicht ein Kaiserthum drum nehmen und es auf meinem Gewissen haben, wenn Euer Gnaden nur eine Stunde länger im Fegefeuer sitzen müſste, als es Gott und unsrer lieben Frau gefallen wird.

„Aber wenn sie alles das gesagt haben, mein guter Pedrillo, was du da erzählst, so sind es eher ein paar Landstreicherinnen gewesen als Feen. — Wann haben jemahls Feen in einem so pöbelhaften Tone gesprochen?“

Ich muſs bekennen, gnädiger Herr, daſs ich selbst einen kleinen Skrupel darüber bekam; und das machte mich auch so beherzt, daſs ich näher zu ihnen ging und mit ihnen redte. Aber wie ich dem kleinen Mädchen wieder in die Augen sah, und wie ich die Juwelen ansah, womit die andre über und über behängen war — ja, und das hätt' ich schier vergessen, sie hatten auch ein paar Salamander bey sich, die wie die helle Sonne glänzten, und bey den Maulthieren standen, auf denen die beiden Feen gekommen waren.

„Salamander, sagst du?“

Ja, gnädiger Herr, Salamander, leibhafte Salamander! Und wie die beiden Damen sich wieder auf ihre Maulthiere gesetzt hatten, so flogen sie alle mit einander durch die Luft davon, daſs ich in einem Augenblicke so wenig von ihnen sah, als ob sie nie da gewesen wären.

Pedrillo, mein Freund, rief Don Sylvio aus, entweder du willst mir die Ehre anthun deinen Spaſs mit mir zu treiben, oder die Dünste des Malaga hatten deine Augen bezaubert wie du alle diese Dinge sahst. Seitdem es Feen gegeben hat, hat man noch keine auf Maulthieren reiten sehen! Wenn du noch gesagt hättest, sie wären in einem goldnen oder elfenbeinernen Wagen mit geflügelten Maulthieren davon gefahren, das ginge noch an. Aber daſs eine Fee nicht anders reisen soll als eine jede ehrliche Pachtersfrau, das mache einem andern weiſs, oder bekenne daſs du nichts davon verstehst. Deine Fee ist aufs höchste ein Frauenzimmer, die ein Landgut in dieser Gegend hat; die Nymfe, die dir so wohl gefiel, war ihr Kammermädchen, und was du für Salamander angesehen hast, das werden ein paar Erdensöhne von kleinen Jungen gewesen seyn, die gewiſs sehr verlegen seyn würden, wenn sie, wie die wahren Salamander, auf einem Sonnenstrahl in sechs oder sieben Minuten von einem Ende der Welt zum andern reiten müſsten.

Gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, ich hätte doch gedacht, daſs ich ein besseres Zutrauen von Euer Gnaden verdient hätte, als daſs Sie glauben sollten, ich wolle Ihnen was weiſs machen. Wenn die Salamander, die ich bey den Maulthieren stehen sah, keine Salamander waren, so ist das ihre Sache und nicht die meinige; was geht das mich an? oder warum soll ich subligiert seyn zu wissen, ob sie dieſs oder jenes sind? So viel können Sie mir glauben, daſs der Irrwisch, den Sie vergangene Nacht für einen Salamander ansahen, nicht des zehnten Theils so viel Salamander war als diese da; ich will zu einem Kohlhaupte werden, wenn er etwas bessers in Vergleichung mit ihnen war, als ein Schwefelhölzchen gegen ein Windlicht. Und was die Fee anbelangt, so sollen mir weder Artischokeles noch Pluto ausreden, daſs sie nichts bessers und nichts schlechters als die Fee Rademante gewesen ist, wenn es nicht gar Ihre Prinzessin selbst war; denn in der That sie hatte viel Ähnlichkeit mit dem kleinen Bildnisse, das Ihnen die Fee gegeben hat.

„Du faselst, mein lieber Pedrillo.“

Mein Six! gnädiger Herr, es ist wie ich sage! Weisen Sie mir doch einmahl die Prinzessin, wenn Sie so gut seyn wollen — Pestilenz! es ist nicht anders als ob es an ihr herunter geschnitten wäre! Die Gröſse ausgenommen, (denn in der That könnte sie dieses ganze Bildchen auf den Nagel ihres Daumens setzen) wollt' ich schwören daſs sie es selber wäre.

Höre, Pedrillo, sagte Don Sylvio, wenn es nicht der ganze Inhalt deiner albernen Erzählung schon klar genug machte, so würde dieser einzige Umstand ein genugsamer Beweis seyn, daſs du geträumt haben muſst. Ich bin so gewiſs als ichs von meinem eignen Daseyn bin, daſs dieses Bildniſs niemand in der Welt ähnlich sieht als meiner Prinzessin! Nun ist unläugbar, daſs meine Prinzessin nicht eher aufhören kann ein Schmetterling zu seyn, bis ich sie gefunden und ihr Kopf und Flügel ausgerissen habe: folglich ist es die Unmöglichkeit selbst, daſs die Person, die du gesehen zu haben glaubst, meiner Prinzessin gleich sehe. Das ist eine Demonstrazion, die so gut ist als die beste im Euklides.

Ich verstehe mich nichts auf Remonstrazionen, Herr Don Sylvio, erwiederte Pedrillo; aber was ich gesehen habe das hab' ich gesehen, und Sie können mir nicht verargen, daſs ich meinen Augen mehr glaube als Ihren

Schlüssen. Wenn ich eine Zwiebel vor mir habe, und es ständen alle Bakularien und Licenziaten von Salamanka, ja alle Patriarchen, Hexarchen und Monarchen der ganzen Christenheit da, und bewiesen mir daſs es eine Schöpskeule sey, so würde ich doch glauben, daſs eine Zwiebel eine Zwiebel ist. Und warum das? Weil meine Augen meine Augen sind, und weil niemand in der Welt besser wissen kann als ich selbst, ob ich sehe was ich sehe. Kurz und gut, Euer Gnaden kann hiervon glauben was Ihnen beliebt, es wird sich seiner Zeit schon ausweisen wer Recht hat, das ist mein Trost! Denn die Fee, sie mag auch seyn wer sie will, wird es, denk' ich, bey diesem ersten Besuche nicht bewenden lassen. Sie machte mir, beym Velten! eine Miene, als ob sie nicht viel Gutes im Sinne habe, und es däuchte mich, sie hörte es gar nicht gern, daſs Euer Gnaden in einen bezauberten Sommervogel verliebt sind.

„Hast du ihr denn das gesagt, Pedrillo?"

Wenn ich es nicht hätte sagen sollen, antwortete Pedrillo ein wenig erschrocken, so bitte ich Euer Gnaden tausendmahl um Vergebung! Ich weiſs selbst nicht wie mir geschah, aber die kleine Hexe, ihr Mädchen, machte mich so treuherzig, daſs sie mir immer eins nach dem andern heraus lockte; ich muſs bezaubert gewesen seyn; und zu dem, dacht' ich, wenn sie eine Fee ist, so weiſs sie das alles ohnehin, und es würde sie nur ungehalten machen, wenn ich auf ihre Fragen nicht die rechten Antworten gäbe.

„Sie fragte dich also aus, und du sagtest ihr alles?“

Ja, gnädiger Herr, aber nur überhaupt, und so verblümt, daſs sie nichts davon hätte verstehen können wenn sie keine Fee gewesen wäre. Aber, wie ich sagte, die Kleine sah mir aus als ob sie alles schon vorher besser wisse als ich selbst; ich wollte gleich wetten, sie fragte mich nur, um zu sehen was ich ihr antworten würde.

„Und was sagte denn diejenige dazu, die du für die Fee ansahst?“

Nichts sonderliches; denn sie eilte gar gewaltig fort. Wir müssen gehen, sagte sie, und machte ein ziemlich verdrieſsliches Gesicht dazu: was wird mein Bruder denken, wenn wir so spät nach Hause kommen?

O Himmel! rief hier Don Sylvio aus und wurde so blaſs wie ein weiſses Tuch: jetzt geht mir auf einmahl ein schreckenvolles Licht auf. Wie wenn es die Schwester des grünen Zwergs —

Potz Gift! gnädiger Herr, schrie Pedrillo, was Sie da für einen Einfall haben! Der Himmel gebe, daſs Sies nicht errathen haben mögen! Aber jetzt errinnern Sie mich wieder dran, sie hatte in der That einen grünen Unterrock und eine grüne Weste an, mit Gold gestickt. Mein Seel! was ich für ein Dummkopf bin! Ich dachte an nichts Böses! Aber das verzweifelte kleine Mädchen —

Je mehr ich alle Umstände deiner Erzählung überlege, fuhr Don Sylvio fort, desto mehr find' ich mich in meiner Vermuthung bestärkt. Es ist nichts gewisser, als daſs es diese verhaſste Donna Mergelina war —

Aber die Fee war so schön wie ein Frühlingstag, und Donna Schmergelina ist, mit allem Respekt vor Euer Gnaden, der garstigste Sausödel den ich in meinem Leben gesehen habe. Wie reimt sich das?

„Die Fee, ihre Tante, hat Macht genug, ihr was für eine Gestalt sie will zu geben; und es ist gewiſs nicht ohne Ursache, daſs sie, wie du behauptest, eine Ähnlichkeit mit meiner geliebten Prinzessin hatte.“

Die hatte sie, gnädiger Herr. Aber beym Element! wenn sie nur wählen kann was für eine Gestalt sie annehmen will, so war sie eine groſse Närrin, daſs sie sich Ihnen nicht lieber gleich Anfangs in einer schönen zeigte. Sapperment! sie muſs gewaltig in ihren Bukkel und in ihren breiten Busen verliebt seyn!

Das alles hat seine Ursachen, erwiederte Don Sylvio. Meinst du, diese Zwergin, so abscheulich sie ist, schmeichle sich nicht, eine der liebenswürdigsten Personen ihres Geschlechts zu seyn? Oder glaubst du, sie würde meiner Prinzessin nur den kleinsten Vorzug vor ihr eingestehen? Die Eigenliebe ist die gröſste unter allen Feen; sie braucht weder Zauberstab noch Talismane, um die seltsamsten Verwandlungen zu machen. Wenn ich mich dessen, was mir in den Gärten der Fee Radiante begegnet ist, und des neuerlichen Abenteuers mit der Sylfide erinnere, so besorge ich sehr —

Wohl denn, gnädiger Herr, fiel ihm Pedrillo wieder ein; wenn die schöne Dame, die Euer Gnaden so aufmerksam betrachtete, Donna Schmergelina ist, so kann ich nichts dazu, ich muſs es geschehen lassen; aber für die Kleine will ich gebeten haben! Ich weiſs nicht wie es kommt, aber mein

Herz sagt mir, die Gestalt, die sie hatte, war ihre eigene; ich will mir die Ohren abschneiden lassen, wenn Sie in der ganzen weiten Welt ein Paar Augen oder eine Nase oder ein kleines Schnäutzchen finden, die ihr besser lieſsen als ihre eigenen. Mit Einem Wort, ich laſs' ihr nichts geschehen: und wenn Euer Gnaden sie ja in etwas verwandeln will, so müſst' es in einen Pomeranzenbaum seyn; aber mit der Bedingung, daſs ich in eine Biene transferiert werde, und daſs, auſser mir, alle andre Bienen, Hummeln, Wespen, Hornissen, Fliegen und Mücken auf zwey hundert quadrate Kubikmeilen in die Runde von ihr verbannt seyn sollen.

Hey da, Pedrillo, rief Don Sylvio, du bekommst ja ganz poetische Einfälle! Was die Liebe nicht thut! Wenn du so fortmachst, so werden wir noch zuletzt ganze Bände voll zärtlicher Elegien und Sonette von deiner Handarbeit zu sehen bekommen. Aber, mein guter Freund, schmeichle dir nicht zu viel! Es wäre nicht das erste Mahl, daſs der grüne Zwerg die Gestalt einer schönen jungen Nymfe angenommen hätte; du solltest dich noch wohl erinnern, was mir diesen Morgen begegnet ist. Das einzige was mich noch etwas bessers hoffen heiſst, ist, daſs sie mir das Bildniſs meiner Prinzessin gelassen haben.

Und wenn man recht nachsieht, so wird Euer Gnaden das wohl wieder einem gewissen Pedrillo zu danken haben! Versichert, sie waren Euer Gnaden schon nahe genug auf dem Leibe, und wer weiſs was hätte geschehen können, wenn ich nicht in Zeiten dazu gekommen wäre! In der That machte mir die kleine Spitzbübin eine Miene — wie eine kleine Spitzbübin, und zischelte der andern was weiſs ich was, in die Ohren, und wies immer mit dem Finger auf Euer Gnaden; aber, wie gesagt, ich verrückte ihnen das Koncept wie ich hinter meinem Busche hervor kam. Wahrhaftig, meine guten Damen, Pedrillo ist ein feinerer Kauz als ihr euch einbildet! Er schneutzt sich nicht am Ärmel, das könnt ihr versichert seyn!

Gut, gut, sagte Don Sylvio, indem er aufstand und sich wieder reisefertig machte: für dieſsmahl sind wir noch glücklich genug davon gekommen. Aber wir wollen uns nicht länger hier aufhalten; der Abend ist überaus anmuthig und wir können noch ein paar Stunden reisen, eh' es Nacht wird. Es wird sich vielleicht in kurzem aufklären, was die Erscheinung, die du gesehen, zu bedeuten hatte.

Pedrillo, der bekannter Maſsen immer das letzte Wort haben muſste, nahm von dem unschuldigen Worte Bedeuten Anlaſs, das Gespräch unvermerkt auf die fruchtbare Materie von Vorbedeutungen, Ahnungen und Anzeichen zu lenken, und begabte seinen Herrn, während sie ihren Weg fortsetzten, mit einer sehr umständlichen Erzählung aller Histörchen dieser Art, die seit undenklichen Zeiten den Tanten und Groſsmüttern in seiner Freundschaft, vermöge einer ununterbrochenen Überlieferung von Groſsmutter zu Groſsmutter, begegnet seyn sollten. Er merkte nicht daſs Don Sylvio, der mit ganz andern Betrachtungen beschäftigt war, nicht die geringste Aufmerksamkeit auf seine Erzählung hatte; und wenn ers auch gemerkt hätte, so würde er vielleicht nichts desto weniger fortgemacht haben. Denn Denken und Reden war bey dem guten Pedrillo einerley, und wenn er nur ungehindert plaudern durfte, so bekümmerte er sich wenig darum, ob man ihm zuhörte oder nicht; eine Bescheidenheit, die ihm mit einem gewissen Versemann von unsrer Bekanntschaft gemein war. Dieser Günstling des Föbus Apollo besuchte seine Freunde nie, ohne ein paar starke Hefte von seiner Arbeit zu sich zu stecken, die er, so bald er sich gesetzt hatte, vorzulesen anfing. Sein Zuhörer hatte inzwischen vollkommene Freyheit zu gähnen, einzuschlafen, ja, so laut zu schnarchen als er nur wollte; seine Begeisterung erlaubte ihm nicht darauf Acht zu geben, und wenn der Zuhörer nach einem Schlafe von zwey oder drey Stunden nur früh genug erwachte um den Schluſs des Gedichts zu hören, und den Beyfall zu bekräftigen den der Versemann sich selbst gab, so ſiel es diesem gar nicht ein zu zweifeln, daſs er seinem Freunde die angenehmste Zeitkürzung von der Welt gemacht habe.

---

3. KAPITEL.

Worin Don Sylvio sehr zu seinem Vortheil erscheint.

Unsre Wanderer waren ungefähr eine halbe Stunde fortgegangen, als etliche Pistolenschüsse und zu gleicher Zeit ein ängstliches Geschrey aus dem benachbarten Gebüsch in ihre Ohren drangen.

Das ist eine Stimme die um Hülfe ruft, sagte Don Sylvio; wir müssen sehen was es ist.

Pedrillo, der bey Nacht und in den Gespensterstunden die feigeste Memme von der Welt war, hatte hingegen Herz wie ein junger Stier aus Andalusien, wenn es darum zu thun war sich mit Leuten von Fleisch und Blut bey Tageslicht herum zu balgen. Er machte also nicht die geringste Schwierigkeit seinem Herrn zu folgen; und sie waren kaum funfzig oder sechzig Schritte, dem Getümmel nach, ins Gebüsch hinein gegangen, als ihnen auf einem ziemlich groſsen Platze drey junge

Männer zu Pferd in die Augen fielen, die mit der äuſsersten Wuth von ihrer sieben angefallen wurden, von denen vier gleichfalls beritten waren. Don Sylvio flog, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, den Schwächern zu Hülfe, unter denen er einen schönen jungen Ritter erblickte, der sich ganz allein gegen drey von seinen Gegnern mit der Tapferkeit eines echten Spaniers, der für seine Dame ficht, vertheidigte. Einen Augenblick später würde sein Beystand zu spät gekommen seyn; denn einer von den Gegnern des jungen Ritters war im Begriff einen Streich auf ihn zu führen, der dem Gefecht auf einmahl ein Ende gemacht hätte, wenn Don Sylvio sich nicht in eben dem Augenblicke dazwischen geworfen und den Streich mit seinem Schlachtschwert aufgefaſst hätte, welches in der That der mörderischen Durindana des groſsen Orlando weit ähnlicher sah als einem heutigen Stutzerdegen.

Während Don Sylvio, so ungeübt er auch in solchen blutigen Geschäften war, die Feinde durch seine Erscheinung, durch seinen Muth und durch die gewaltigen Streiche, die er auf sie führte, in kein gemeines Erstaunen setzte, blieb Pedrillo seines Orts auch nicht müſsig. Er hatte zwar kein andres Gewehr als einen dicken knotigen Stecken von Schwarzdorn:

allein er wuſste sich dessen mit so vielem Nachdruck und mit solcher Behendigkeit zu bedienen, daſs er in wenigen Augenblicken zwey der streitbarsten Feinde unter seine Füſse brachte. Kurz, unsre Abenteurer arbeiteten mit so gutem Erfolg, daſs sich der Sieg für ihre Partey erklärte, und die Feinde gezwungen wurden, mit Zurücklassung zweyer stark Verwundeter, ihre Sicherheit in der Flucht zu suchen.

So bald das Gefecht geendigt war, sah sich Don Sylvio nach dem jungen Ritter um, der ihn beym ersten Anblick so sehr interessiert hatte, um ihm seine Freude über den glücklichen Ausgang dieses gefährlichen Abenteuers zu bezeigen. Aber dieser hatte jetzt nichts angelegeners, als einer jungen Dame zuzueilen, welche, nicht weit von dem Kampfplatz, ohnmächtig in den Armen ihrer Kammerfrau lag. Man hatte groſse Mühe sie wieder zu sich selbst zu bringen, und die Art, wie der junge Ritter sich dabey bezeigte, lieſs es zweifelhaft, ob sie seine Schwester oder seine Geliebte sey. So bald sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder hatte, sagte er zu ihr: Liebste Jacinte, wenn Ihnen Ihre Befreyung angenehm, und das Leben eines Freundes, der nur für Sie zu leben wünscht, nicht gleichgültig ist, so sehen Sie hier den liebenswürdigen jungen Mann, dessen Groſsmuth und Tapferkeit ich beides zu danken habe.

Don Sylvio näherte sich bey diesen Worten mit dem edlen und anmuthsvollen Anstande, womit ihn die Natur oder ich weiſs nicht was für eine Fee bey seiner Geburt begabt hatte; und nachdem er die junge Dame durch eine tiefe Verbeugung gegrüſst hatte, bezeigte er ihr seine Freude über ihre Befreyung in den lebhaftesten Ausdrücken. Es ist wahr, sein Kompliment hatte, seiner Gewohnheit nach, einen ziemlich schwülstigen und romanhaften Schwung; allein die Gemüthsbewegung, worin diese beiden Personen waren, verhinderte sie es zu bemerken. Die junge Dame war noch zu schwach und erschrocken, um ihm ihre Dankbarkeit anders als durch Geberden zu erkennen zu geben: aber Don Eugenio (so hieſs der junge Kavalier) und Don Gabriel, sein Freund, der unserm Helden nicht weniger für sein Leben verbunden war, bezeigten ihm die ihrige in desto lebhaftern Ausdrücken; und nachdem sie von Don Sylvio vernommen hatten, daſs er unbeschädiget davon gekommen sey, sagte Don Gabriel zu der schönen Jacinte: Unser Beschützer ist in allen Stücken so sehr einem Schutzengel ähnlich, daſs es kein Wunder ist, daſs er auch so unverwundbar als ein Engel ist.

Don Sylvio betrachtete indessen die junge Dame mit einer Aufmerksamkeit und mit einer gewissen innerlichen Regung, die ihn selbst befremdete, da er geglaubt hatte, daſs kein Frauenzimmer in der Welt reitzend genug seyn könne, den geringsten Eindruck auf ein Herz zu machen, in welchem das Bildniſs seiner Prinzessin herrschte. Die Gestalt dieser jungen Person, die nicht über sechzehn Jahre zu haben schien, hatte zwar beym ersten Anblick nichts blendendes; aber diesen zauberischen Reitz, der sich nicht beschreiben läſst, und nach dem Urtheil der Kenner noch etwas schöners als die Schönheit selbst ist, konnte man in keinem höhern Grad besitzen. Es war unmöglich ihr nicht beym ersten Blicke gewogen zu werden; eine so anziehende Anmuth war über ihre ganze Person ausgebreitet. Ihr gleichgültigster Blick hatte etwas rührendes, ihr gewöhnlicher Ton der Stimme war Musik, und der Kummer selbst konnte das reitzende Lächeln nicht auslöschen, das ihren angenehmen Mund umfloſs.

Don Sylvio schien die Wirkung dieser verführerischen Reitzungen etliche Augenblicke lang so stark zu erfahren, daſs Don Eugenio dadurch hätte beunruhiget werden können, wenn nicht die Wunden, die er und sein Freund im Gefechte bekommen und in der ersten Hitze nicht geachtet hatten, stark genug zu bluten angefangen hätten, daſs sie nöthig fanden sich auf der Stelle verbinden zu lassen. Jacinte, die kein Auge von Don Eugenio verwandte, sah kaum das Blut ihres Freundes flieſsen, als sie mit einem ängstlichen Schrey in eine abermahlige Ohnmacht sank.

Dieser Zufall gab unserm Helden Gelegenheit, sich in dem Gedanken zu bestärken, daſs diese beiden Personen nichts anders als ein paar Verliebte seyn könnten; und er zweifelte nunmehr nicht daran, daſs die junge Dame eine Prinzessin sey, die ein verhaſster Nebenbuhler mit Hülfe irgend eines Zauberers ihrem begünstigten Liebhaber habe entziehen wollen. Diese Vorstellung verdoppelte natürlicher Weise den Antheil, den er bereits an ihrem Schicksale zu nehmen angefangen hatte.

Die Wunde des Don Eugenio war keine von den gefährlichen, und die Ohnmacht der schönen Jacinte so unschädlich als alle Ohnmachten junger Mädchen zu seyn pflegen, sie mögen nun ihren Grund in einem Übermaſs von Schmerz oder Vergnügen haben. Nachdem man also die junge Dame durch Englisches Salz wieder hergestellt und die beiden Ritter verbunden hatte, so gut es in der Eile möglich war: so wurde beschlossen, weil die

Nacht herein brach und Donna Jacinta der Ruhe benöthiget war, in dem nächsten Wirthshause, das man antreffen würde, still zu halten. Unser Held erbot sich, sie um mehrerer Sicherheit willen zu begleiten, und Don Eugenio nahm sein Erbieten desto williger an, da er sehr begierig war zu wissen, wer der eben so liebenswürdige als sonderbare Unbekannte seyn möchte, dem er so unverhoffter Weise sein Leben und seine Geliebte schuldig geworden war. Nach einigen hin und wieder gewechselten Komplimenten setzte sich also Don Eugenio zu der jungen Dame in den Wagen, und überlieſs unserm Ritter sein Reitpferd. Pedrillo, der indeſs über alles was er sah groſse Augen gemacht hatte, und sich nicht wenig auf die verbindlichen Sachen einbildete, die ihm Don Gabriel und der Kammerdiener von seiner Tapferkeit sagten, lieſs sich, wiewohl nicht ohne viele Mühe, bereden, seinen Platz neben der Dame Teresilla zu nehmen; einer jungen Person von fünf und dreyſsig Jahren, welche so schön mit Roth und Weiſs bemahlt war, und die Jugend ihres Gesichts durch die sittsame Enthüllung eines nicht unfeinen Halses so geschickt zu bestätigen wuſste, daſs Pedrillo in kurzer Zeit stark genug davon überzeugt wurde, um im Nothfalle sein Sylfenmädchen dran zu setzen, daſs sie nicht über zwanzig Jahre habe.

4. KAPITEL.

Die Gesellschaft langt in einem Wirthshause an.

Weil die Reise ziemlich langsam ging, so war es beynahe zehen Uhr, als sie in einem Wirthshause anlangten, wo sie aufser einer Anzahl leerer Gemächer nicht die geringste Bequemlichkeit antrafen.

Es war ein Vortheil für unsere Gesellschaft, dafs die Hauptpersonen mehr der Ruhe als des Essens benöthigt waren; denn der Wirth hatte, nach der Gewohnheit aller seines gleichen, für alles was man verlangte eine Entschuldigung fertig: das Wildpret war gestern ausgegangen, frisches Fleisch sollte er morgen bekommen, seine Tauben hätte der Stofsvogel gehohlt, und erst diese Nacht hatte ein kleiner Teufel von einem Marder seinen ganzen Hühnerstall entvölkert. Allein bis morgen Mittag hoffte er so vornehme Gätse besser zu bedienen; denn sein Wirthshaus hatte das Glück häufig von grofsen Herren besucht zu werden, und nur erst vorgestern hatten sie den Grafen von Leyva, und Montags zuvor die verwittwete Herzogin von Medina-Sidonia mit einem groſsen Gefolge von Damen und Kavaliers gehabt.

In diesem Tone würde es noch lange fortgegangen seyn, wenn ihm jemand hätte zuhören wollen. Allein da die Dame Teresilla, der Kammerdiener und Pedrillo mit ihren Herrschaften, und diese mit sich selbst zu thun hatten, muſste er sichs gefallen lassen, mitten in dem Mittagessen der Herzogin von Medina-Sidonia, welches er ihren Ohren auftrug, abzubrechen; und so zog er sich endlich mit vielen Verbeugungen in den Stall zurück, um dafür zu sorgen, daſs die Pferde und Maulthiere eben so gut bedient werden möchten — als ihre Herren.

Donna Jacinta, die sich nicht allzu wohl befand, beurlaubte sich von ihren Beschützern, nachdem sie ihnen, besonders unserm Helden, für die Groſsmuth, womit sie ihr Leben für sie gewagt, auf eine sehr einnehmende Art gedankt hatte.

Don Sylvio begleitete den Don Eugenio und seinen Freund in ihr Zimmer, um der Verbindung ihrer Wunden beyzuwohnen, und bediente sich des Vorwands, daſs die Ruhe das beste Heilmittel für sie seyn werde, um ihnen bald darauf eine gute Nacht zu wünschen.

Diese beiden jungen Herren, und besonders Don Gabriel, hatten sich, so viel es der Wohlstand erlaubte, bemüht, ihn zu Entdeckung seines Nahmens nnd Standes zu veranlassen, ohne etwas anders als abgebrochene und geheimniſsvolle Äuſserungen von ihm zu erhalten, wodurch sie ziemlich in dem Gedanken bestätiget wurden, daſs er eine Art von Abenteurer seyn könnte. Auf der andern Seite hingegen wurden sie durch seine Schönheit, das edle Ansehen seiner Person, seine Tapferkeit und die Höflichkeit seines Betragens desto stärker zu seinem Vortheil eingenommen, da es leicht zu bemerken war, daſs er alle diese Vorzüge der Natur allein zu danken hatte. Denn ob er gleich diejenige Art von Höflichkeit besaſs, die von dem konvenzionellen Wohlstand unabhängig ist, und daher bey allen Völkern dafür erkannt wird, weil sie bloſs in dem Ausdruck einer leutseligen Gemüthsart und in der Verbindung einer gewissen Achtung gegen uns selbst mit derjenigen, die wir andern schuldig sind, besteht: so fehlte es doch seinen Manieren gänzlich an dem Tone, der damahls unter der guten Gesellschaft in den vornehmsten Städten von

Spanien herrschte. Eben dieses fiel auch in seiner Kleidung und in seinem Putz in die Augen; insonderheit machte das groſse Schlachtschwert, das an seiner Seite hing, mit seinem übrigen Ansehen einen so lächerlichen Abstich, daſs man nicht wuſste was man davon denken sollte.

Indessen nun, daſs die beiden Ritter ihre Neugier auf den folgenden Tag vertrösteten, erfreute sich Don Sylvio seines Orts nicht wenig, daſs er glücklich genug gewesen war, einer von den liebenswürdigsten Prinzessinnen in der Welt, und einem jungen Prinzen oder Ritter, der ihrer vollkommen würdig zu seyn schien, Dienste zu leisten: und da er nicht zweifelte, daſs sich irgend eine groſse Fee ihres Schicksals annehme; so hoffte er, diese neue Bekanntschaft könnte vielleicht in der Folge einen günstigen Einfluſs in seine eigenen Angelegenheiten haben.

Diese lagen ihm zu nah am Herzen, als daſs er sich lange mit andern Betrachtungen hätte beschäftigen können. Das Bild seiner geliebten Prinzessin, ihre klägliche Verwandlung, die Nachstellungen der Fee Fanferlüsch, kurz, alles was ihm seit einigen Tagen begegnet war, bemächtigte sich also wieder seiner ganzen Einbildungskraft; und nachdem er sich ein paar schlaflose Stunden lang seinen gewöhnlichen Träumereyen überlassen, und das Schicksal seiner unglücklichen Prinzessin und sein eigenes aufs wehmüthigste beklagt hatte, schlummerte er endlich in den frohen Aussichten ein, die eine geheime Ahnung ihm näher vorstellte, als ers zu glauben Ursache hatte.

5. KAPITEL.

Der Autor hofft, daſs dieses Kapitel keiner Kammerjungfer in die Hände fallen werde.

Indessen daſs wir die Prinzessinnen und Helden zu Bette gebracht haben, — wo wir sie, so lang' es ihnen gefällt, ruhig schlafen lassen wollen — hatte **Pedrillo** (der, wie wir schon bemerkt haben, jederzeit von dem gegenwärtigen Augenblick abhing) der Begierde nicht widerstehen können, mit der schönen **Teresilla** sich etwas genauer bekannt zu machen. Zu gutem Glücke war niemand, der ihm den Vortheil eines *Tête à Tête* hätte streitig machen wollen; denn der Kammerdiener, der durch einen Streifschuſs und zwey oder drey kleine Hiebe im Gefecht verwundet worden war, hatte sich bereits zur Ruhe begeben, und der Kutscher war kein Mann, der sich hätte unterstehen dürfen, seine Augen bis zu einer Kammerjungfer zu erheben.

Pedrillo machte sich also die Gelegenheit zu Nutze, und unterhielt die Dame Teresilla, während eine dicke schmutzige Galicierin in der Küche mit Zubereitung eines wohl bezwiebelten Hasenpfeffers von einer alten Hauskatze beschäftiget war.

Die Annehmlichkeiten ihres Umgangs verdoppelten den Eindruck, den die Rosen und Lilien ihres verjüngten Gesichts auf einen ehrlichen Bauerkerl machen konnten, der sie für natürlich hielt; und nachdem sie, der groſsen Hitze wegen, sich zuletzt gar ihres Halstuches entlediget hatte, so stieg seine Leidenschaft (mit Überhüpfung aller Grade, wodurch eine Platonische Liebe unvermerkt fortzuschleichen pflegt) auf einmahl so hoch, daſs die schöne Teresilla, wie groſs auch immer ihr Vertrauen auf die Stärke ihrer Tugend seyn mochte, gar bald Ursache bekam sich in einiger Gefahr zu glauben.

Dem ungeachtet ist gewiſs, daſs sie, es sey nun aus guter Meinung von ihrem Gesellschafter, oder aus jugendlicher Unerfahrenheit, oder aus irgend einer besondern Absicht, sich so mit ihm betrug, als ob sie nicht das geringste von ihm zu befürchten hätte. Das letztere läſst sich um so eher vermuthen, weil sie den Vortheil kaum bemerkte, den ihr die Schwachheit des armen Pedrillo zu geben schien, als sie die ganze Macht ihrer Reitzungen und ihrer Beredsamkeit anwandte, um den Nahmen und die Angelegenheiten seines Herrn von ihm heraus zu locken.

Allein Pedrillo, der eine ähnliche Beobachtung gemacht haben mochte, hatte sich vorgenommen, ihr sein Geheimniſs so theuer zu verkaufen, als es nur immer möglich seyn möchte. Er drang also darauf, daſs sie ihm zuerst die Geschichte der Donna Jacinta entdecken müſste, ehe er nur in Versuchung kommen könne, das ausdrückliche und scharfe Verbot seines Herrn so leichtsinniger Weise zu übertreten.

Die schöne, und, wie wir vielleicht bald hinzu setzen müssen, die zärtliche Teresilla, welche merkte, daſs sie mit einem Menschen zu thun hatte, bey dem durch allzu groſse Strenge nichts auszurichten war, trug nicht das geringste Bedenken, seine Neugier durch eine weitläufige Erzählung zu befriedigen, welche, die Hauptumstände ausgenommen, so apokryfisch seyn mochte, als gemeiniglich die Erzählungen sind, worein der groſse Haufe der Kammermädchen die Anekdoten ihrer gebietenden Frauen einzukleiden pflegt. Pedrillo erfuhr also, daſs Donna Jacinta weder mehr noch weniger Donna sey als irgend eine, die ihre Wäsche an einen Zaun aufhängt; daſs ihr Gesicht und ihre kleine Person ihren Adel, ihr Vermögen und alle ihre Rechte und Ansprüche in sich fasse; und daſs man sogar vermuthe, daſs sie ein Findelkind sey, dem seine Mutter nicht habe sagen können, wem es sein Daseyn zu danken habe. Sie habe seit einiger Zeit auf dem Theater zu Grenada ziemlich viel Aufsehens gemacht, und nicht weniger Liebhaber gehabt, als alle Mannsleute welche sie gesehen hätten, unter denen sich aber keiner mehr Mühe gegeben habe ihr Herz zu erobern, als Don Fernand von Zamora; ein sehr reicher junger Kavalier, der einen ungeheuern Aufwand um ihrentwillen gemacht habe, ohne daſs er, so viel man wisse, jemahls das mindeste von ihr habe erhalten können. Kurz, unter so vielen die um sie geseufzet hätten, sey Don Eugenio von Lirias der einzige, dessen eben so tugendhafte als heftige Leidenschaft sie, wo nicht aufzumuntern, doch wenigstens zu dulden geschienen habe. Allein wer die Donna Jacinta kenne, sey so blöde nicht, sich durch diesen Schein einer strengen Tugend hintergehen zu lassen. Es sey eine ausgemachte Sache, daſs sie den Don Eugenio bis zur Ausschweifung liebe, und daſs sie nicht lange grausam gegen ihn geblieben seyn würde, wenn sie nicht im Sinne gehabt hätte, ihn so weit zu bringen, daſs er endlich die Thorheit beginge sie gar zu heirathen. In dieser Absicht habe sie ihn wirklich überredet, sie vom Theater wegzunehmen, und auf einige Zeit in einem Kloster zu Valencia zu versorgen, bis sie unter einem andern Nahmen nach und nach in der Welt hätte erscheinen sollen. Allein zum Unglück sey dieses Vorhaben (die Dame Teresilla hätte, wenn sie gewollt, gar wohl sagen können von wem, denn sie war es selbst) dem Don Fernand etliche Wochen vor der Ausführung verrathen worden. Dieser habe die Verzweiflung über seine unglückliche Leidenschaft und andere Ursachen zum Vorwand genommen sich von Grenada wegzubegeben, damit er indessen Anstalten machen könnte sie seinem glücklichern Nebenbuhler zu entreiſsen. Er müsse, wie der Ausgang gezeigt, sogar den Tag gewuſst haben, wenn Jacinte nach Valencia abgehen würde; kurz, er habe seine Maſsregeln so gut genommen, daſs er sie eine Stunde von Montesa überrascht und in seine Gewalt bekommen habe. Seine Absicht sey vermuthlich gewesen, sie auf eines seiner Güter in Arragon zu führen; allein das gute Glück ihrer Dame habe gewollt, daſs sie unterwegs auf Don Eugenio, den man zu Valencia zu seyn geglaubt habe, gestoſsen seyen, da er in Begleitung seines Freundes Don Gabriel, dem Ansehen nach, einen bloſsen Spazierritt gethan, und vermuthlich nichts weniger besorgt habe, als seine Geliebte in den Händen eines Nebenbuhlers anzutreffen. Da sie nun einander sogleich erkannt, habe Don Eugenio, ungeachtet der Überlegenheit seiner Gegner, sich entschlossen gezeigt, lieber das Leben als seine geliebte Jacinte zu verlieren, würde aber vermuthlich beide zugleich verloren haben, wenn ihm nicht ein glückliches Ungefähr in der Person des unbekannten jungen Ritters und des tapfern Pedrillo einen Beystand zugeschickt hätte, durch den sich der Sieg in etlichen Augenblicken für ihn erklärt habe.

Nachdem die gefällige Teresilla mit ihrer Erzählung fertig war, forderte sie, wie billig, eine gleiche Gefälligkeit von ihrem Gesellschafter; aber Pedrillo hatte schon wieder andere Schwierigkeiten in Bereitschaft. Er verschanzte sich hinter der Wichtigkeit seines Geheimnisses, der Treue die er seinem Herrn schuldig sey, seinem gegebenen Wort, und der Gefahr, in die er sich durch eine solche Verrätherey stürzen würde; kurz, sie verlor alle ihre Wohlredenheit und sogar einige kleine Gunstbezeigungen an ihm, welche, so unerheblich sie auch an sich selbst waren, doch ihrer Meinung nach mehr als hinreichend hätten seyn sollen, ihn zu der lebhaftesten Erkenntlichkeit zu bewegen. Pedrillo bewies ihr mit seiner gewöhnlichen Bündigkeit, daſs ein Geheimniſs von dieser Art sich nur einer Person anvertrauen lasse, für die man gar nichts geheimes habe; und er ging endlich so weit, auf die Gefälligkeit, die sie von ihm forderte, einen Preis zu setzen, welchen sie, ohne eben eine Lukrezia zu seyn, übermäſsig finden konnte.

Cicero, dem alle Welt eingestehen muſs daſs er ein unvergleichlicher Redner, ein groſser Staatsmann, ein mittelmäſsiger Filosof, ein gleichgültiger Poet, und ein sehr kleiner General war, sagt an einem Orte seiner eben so angenehmen als lehrreichen Schriften: daſs die Begierde nach Erkenntniſs der stärkste unter allen natürlichen Trieben des Menschen sey. — „Der Trieb zum Wissen (sagt er) scheint so wesentlich in uns zu seyn, daſs wir zu allem, was unsere Kenntnisse erweitert, ohne Hoffnung oder Absicht eines besondern Vortheils, von der Natur selbst dahin gerissen werden;“ und nachdem er einige Beyspiele davon gegeben, setzt er hinzu: „Homer scheine dieſs sehr wohl eingesehen zu haben, da er von den Sirenen dichte, daſs die zauberische Kraft ihres Gesanges nicht sowohl in der Annehmlichkeit ihrer Stimme, oder der ungewöhnlichen Lieblichkeit der Melodie bestanden habe, als in der Versicherung, daſs sie alles wüſsten was auf dem ganzen Erdboden geschehe, und in dem Versprechen, ihre Zuhörer gelehrter wieder zu entlassen als sie gekommen seyen. Kein geringerer Reitz, glaubt er, hätte einen so groſsen Mann als Ulysses so sehr dahin reiſsen können, daſs, ohne die kluge Veranstaltung, welche die Fee Circe deſswegen gemacht, selbst die Gewiſsheit eines unvermeidlichen Untergangs nicht vermögend gewesen wäre, ihn von den fatalen Klippen dieser Zaubrerinnen zurück zu halten."

Die junge und tugendhafte Teresilla giebt uns ein merkwürdiges Beyspiel, wie richtig diese Beobachtung des angezogenen Römischen Schriftstellers ist. Der Preis, den der eigennützige Pedrillo auf die Entdeckung seines Geheimnisses setzte, machte sie allerdings stutzen; sie ermangelte nicht, ihre Bedenklichkeiten den seinigen entgegen zu setzen, und wandte alles an, um ihn zu einem billigen Nachlaſs zu bereden. Aber da er hartnäckig darauf bestand, daſs sich seine Geschichte nirgends als in seiner Kammer erzählen lasse: so sah sie sich endlich genöthiget, alle ihre kleinen Skrupel der Begierde nach einer Erweiterung ihrer Kenntnisse aufzuopfern, deren Wichtigkeit sie nach der Gröſse des Preises abmaſs. Sie versprach also, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daſs er eine so ausnehmende Probe ihres Zutrauens nicht miſsbrauchen wollte, ihn, so bald das ganze Haus in Ruhe seyn würde, in seiner Kammer zu besuchen. Pedrillo, der gegen die Billigkeit ihrer Bedingung nichts einwenden konnte, versprach ihr alles was sie wollte, und beide hielten ihr Wort so gewissenhaft, wie man sichs einbilden kann.

---

6. KAPITEL.

Exempel eines merkwürdigen Verhörs.

Don Sylvio hatte nach einer langen Folge wachender Träume endlich ein paar Stunden geschlummert, als er, wie die Geschichte meldet, von den Flöhen aufgeweckt wurde, wovon es in diesem Wirthshause wimmelte. Der günstige Leser wird so höflich seyn und die Anführung dieses Umstandes als einen abermahligen Beweis der Genauigkeit ansehen, womit wir die Pflichten der historischen Treue zu beobachten beflissen sind, da es uns, wenn wir bloſs für die Ehre unsers Witzes hätten sorgen wollen, ein leichtes gewesen wäre, unsern Helden durch irgend eine edle oder wunderbare Veranlassung aufzuwecken.

Indem er nun beschäftigt war, sich vor diesen beschwerlichen Geschöpfen einige Sicherheit zu verschaffen, däuchte ihm, in dem nächsten Gemache, das nur durch eine Breterwand von dem seinigen abgesondert war, eine flüsternde Stimme zu hören, deren Ton etwas weibliches zu haben schien. Er hielt sein Ohr so nahe an die Wand als möglich war, und glaubte ganz deutlich diese Worte zu hören: Unter keiner andern Bedingung, als wenn Er mich das Bildniſs der Prinzessin sehen läſst. — Aber wie soll das möglich seyn? hörte er eine andere Stimme antworten. Wenn ichs auch wagen wollte in sein Zimmer zu schleichen, und es, während er schläft, wegzunehmen, so ist es doch unmöglich, weil ers immer am Halse zu tragen pflegt; er würde erwachen, und dann möchte uns der Himmel gnädig seyn! — O keine Ausflüchte! sagte die weibliche Stimme; wahrhaftig ich hätte nicht geglaubt — Aber das sag' ich Ihm, ich will das Bildniſs haben, oder bild' Er Sich nicht ein daſs ich —

Hier wurde die Stimme etwas leiser, oder vielmehr Don Sylvio, der bereits zu viel gehört hatte, konnte nicht so viel Gelassenheit behalten, sie länger zu behorchen. Wie? rief er und sank vor Bestürzung zitternd auf sein Küssen zurück, ein heimlicher Anschlag wider mich? wider das, was mir theurer als mein Leben ist? O Radiante, jetzt ist es Zeit, daſs du mir deinen Beystand leistest, sonst bin ich verloren.

Don Sylvio rief dieſs so laut, daſs Pedrillo und die wissensbegierige Teresilla nicht rathsam fanden ihre Unterredung fortzusetzen; und da sie bald darauf zwey-oder dreymahl Pedrillo rufen hörten, glaubte die junge Dame, sie wäre ihrer Tugend schuldig sich so behend als nur möglich aus einem Gemach hinweg zu schleichen, wo sie um die halbe Welt nicht von einer dritten Person hätte angetroffen werden mögen. Allein sie konnte doch nicht schnell genug seyn, daſs Don Sylvio, in dem Augenblicke, da er eine kleine Tapetenthür, die aus seinem Zimmer in Pedrillo's Kammer ging, eröffnete, nicht bey dem trüben Scheine, den die Morgendämmerung durch ein kleines mit Spinneweben überhangenes Fenster warf, eine weibliche Gestalt erblickt hätte, die in eben demselben Augenblick aus der andern Thür entschlüpfte. Zum Glück für die Dame Teresilla vermehrte dieser Umstand seine Bestürzung so sehr, daſs er lange genug starr und sprachlos am Boden angefroren stand, um ihr Zeit zu lassen, sich wieder auf den Fuſsspitzen in das Zimmer ihres Fräuleins zu schleichen.

Der subtilste Dialektiker, der sich in Pedrillo's Umständen befunden hätte, würde vermuthlich sehr verlegen gewesen seyn, sich mit guter Art aus einer so schlüpfrigen Lage heraus zu helfen. Alle seine Schlüsse in Festino und Barokko würden ihm nicht halb so gute Dienste geleistet haben, als dem schlauen Pedrillo der bloſse Instinkt, dessen Eingebung er sich in diesem kritischen Augenblick blindlings überlieſs.

Sind Sies, gnädiger Herr? rief er, als ob er nur eben aus einem tiefen Schlaf erwache: was ist Ihnen begegnet, daſs Sie Sich schon so früh aufgemacht haben?

Kleide dich unverzüglich an, und folge mir in mein Zimmer, antwortete Don Sylvio mit einem Tone, der den armen Pedrillo vom Wirbel bis zu den Füſsen zittern machte, und schloſs zu gleicher Zeit die äuſserste Thür der Kammer zu, welche Teresilla halb offen gelassen hatte.

Ich will in einem Augenblicke fertig seyn, gnädiger Herr, sagte Pedrillo, wenn Sie mich allein lassen wollen; denn es würde sich doch nicht schicken, daſs ich in Euer Gnaden Gegenwart die Hosen anzöge.

Du kannst anziehen was du willst, antwortete Don Sylvio; mache nur daſs du bald fertig wirst, oder wir sind am längsten gute Freunde gewesen.

Pedrillo, der nun keinen Augenblick zweifelte, daſs sein Herr alles gehört habe, was zwischen ihm und der Dame Teresilla vorgegangen war, verfluchte von ganzem Herzen das Jahr, den Monat, den Tag, die Stunde und den Augenblick, da er diese verderbliche Sirene gesehen hatte. Sie kam ihm jetzt so alt, so häſslich, so dürr und unangenehm vor, als er sie vor etlichen Minuten jung, schön und anziehend gefunden hatte, und er hätte sich selber gern mit Füſsen getreten, wenn es nur etwas hätte helfen können. Allein da der vorbesagte Instinkt ihn versicherte, daſs Dreistigkeit und Läugnen das einzige Mittel sey sich aus diesem schlimmen Handel zu ziehen: so erschien er endlich vor seinem Herrn, mit dem festen Vorsatze, sich eher die Haut über die Ohren ziehen zu lassen, eh' er das geringste eingestehen wollte.

So bald er in das Zimmer getreten war, befahl ihm Don Sylvio die Thür zuzuriegeln, und fing hierauf an, mit dem Ernst eines General-Inquisitors folgendes Examen mit ihm vorzunehmen.

„Wer war die Person, die vorhin in deiner Kammer war?“

Was für eine Person, gnädiger Herr? antwortete Pedrillo, mit einem Ton als ob er die Frage nicht begreifen könne.

Spitzbube, rief Don Sylvio, das will ich eben wissen, was für eine Person es war!

Ich weiſs von keiner Person, gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, auſser Ihrer eignen, die ich sah, wie Sie die Thür aufmachten und mich weckten; denn Sie werden doch nicht die Flöhe meinen, von denen ich in der That zwey- oder dreymahl hundert tausend zu Bettgesellen hatte; das verfluchte Gesindel weckte mich alle Augenblicke auf; es war nicht anders, als ob sie kompanienweise aufzögen, und ich will nicht ehrlich seyn, wenn sie nicht einen Lärm machten daſs mir die Ohren davon gellten; nichts von einem halben Dutzend Katern zu gedenken, die auf dem Dache, das an meinem Fenster anliegt, der jungen Katze vom Hause, wie ich mir einbilde, eine Serenade brachten, und so jämmerlich in die Wette heulten, daſs mir jetzt noch alle Rippen im Leibe davon weh thun.

Stille mit dieser unzeitigen Spaſshaftigkeit, sagte Don Sylvio, sie wird dir dieſsmahl nichts helfen. Ich habe eine Person aus deiner Kammer schleichen sehen, ich habe sie mit dir reden gehört, und ich will wissen wer es war.

Gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, ich will gleich des Todes seyn, wenn ich weiſs was ich sagen soll. Wenn Euer Gnaden was gesehen hat, so kommt es mir nicht zu, Ihnen zu widersprechen; Euer Gnaden ist von den Feen begabt, und sieht bey allen Anlässen mehr als unser einer: aber was mich betrifft, wenn ich sagte daſs ich was gesehen hätte, so — müſst' es nur im Schlaf gewesen seyn; denn ich schlief die ganze Zeit über, auſser wenn mich (wie gesagt) die Flöhbisse und die Katzenmusik weckten. Mehr kann ich nicht sagen, und wenn es mir das Leben gälte.

Nichtswürdiger, rief Don Sylvio, indem er sein furchtbares Schwert entblöſste, ich sage dir, daſs ich mich mit deinen elenden Ausflüchten nicht abfertigen lassen will; bekenne die reine Wahrheit, oder du bist des Todes!

Ach! mein lieber gnädiger Herr Don Sylvio, (schrie Pedrillo, indem er sich ihm zu Füſsen warf) um Gottes willen schonen Sie mein junges Blut; ich will ja alles bekennen was ich weiſs. Was bewegt Euer Gnaden so grausam mit mir umzugehen? Ich habe Ihnen schon so viele Jahre gedient, und Sie wissen, daſs ich Euer Gnaden durchs Feuer gelaufen wäre, wenn Sies verlangt hätten. Ich bitte Sie, gnädiger Herr, stecken Sie den abscheulichen Säbel ein, ich will ja alles bekennen. Es ist doch entsetzlich, daſs ich deſswegen sterben soll weil ich nichts gesehen habe! O heiliger Sankt Iago! wenn ich nur dieſsmahl davon komme — In der That, gnädiger Herr, wenn das Kammermädchen der Fräulein Jacinte bey mir geschlafen hätte, Sie könnten mirs nicht ärger machen.

Ausflüchte! Ausflüchte! rief Don Sylvio: meinst du ich soll so albern seyn mir einzubilden, die Kammerfrau einer Prinzessin werde in drey oder vier Stunden gleich so vertraut mit dir werden, daſs sie die Nacht in deiner Kammer zubringe? Ich sage dir noch einmahl, du hast kein ander Mittel dein Leben zu retten, als wenn du mir die Wahrheit gestehst. Es soll dir kein Leid geschehen, was es auch seyn mag; aber ich will die Wahrheit wissen.

Was wollen Sie denn, daſs ich sagen soll, gnädiger Herr? antwortete Pedrillo. Einmahl ich weiſs von nichts, als was ich Ihnen schon gestanden habe; und wenn ich mehr sagen soll als ich weiſs, so müssen Sie mirs nur vorsprechen.

„Antworte die reine Wahrheit auf meine Fragen — War niemand bey dir in der Kammer?“

Zehen tausend Schwadronen Flöhe, wie ich Euer Gnaden sagte, sonst keine Seele so viel ich weiſs.

„Wer war denn die Person, die ich zu deiner Thür hinaus schlüpfen sah, wie ich die meinige öffnete?“

Das weiſs ich nicht, gnädiger Herr! Ich wachte eben auf, und war noch ganz schlaftrunken, wie Sie mir riefen. Wenn Euer Gnaden was gesehen haben, so müssen Sie ja am besten wissen was es war.

„Es schien eine weibliche Gestalt zu seyn, aber ich konnte nicht erkennen, wer es seyn möchte; sie entfloh oder verschwand in dem nehmlichen Augenblick, da ich sie gewahr wurde.“

Sapperment! gnädiger Herr, so ist es ein Geist gewesen, und das kann auch gar wohl möglich seyn. Es sah mir gleich beym Eintritt so gespenstermäſsig in diesem Hause aus. Wenn Euer Gnaden was gesehen haben und es ist gleich wieder verschwunden, so war es, Gott behüt' uns! ein Geist, der vielleicht ehemahls in dieser Kammer ermordet worden ist. Meiner Six, ich wollte nicht eine Grafschaft darum nehmen daſs ich ihn gesehen hätte;

ich hätte gleich vor Angst die Seele ausgeblasen, das schwör' ich Ihnen zu.

Pedrillo sagte dieſs mit einer so treuherzigen Miene, daſs Don Sylvio zu glauben anfing, er könnte ihn unschuldiger Weise im Verdacht haben.

Aber hörtest du denn auch niemand, fuhr er fort, wenn du nichts gesehen hast?

Gnädiger Herr, versetzte Pedrillo, man hat, wie Sie wissen, manchmahl allerley Einbildungen, wenn einer des Nachts allein und in einem fremden Hause ist. Ich hätte mir nichts daraus gemacht; denn ich erinnere mich noch wohl wie Sie mich auslachten, da ich den Riesen sah, dem Sie gestern früh einen Ast abhieben: aber weil Euer Gnaden selbst glaubt daſs es nicht gar zu richtig in diesem Wirthshause sey, so will ich Ihnen bekennen, daſs ich ungefähr vor einer halben Stunde erwachte; und da war mir nicht anders, als ob ein Sack auf mir läge daſs ich kaum Athem hohlen konnte; und eine Weile darauf däuchte mich, als ob ich etliche Personen mit einander flüstern hörte. Ich hätte sie gern behorcht, aber es war mir so angst, daſs ich mich unter die Decke verkroch; und da schlief ich unvermerkt wieder ein und hörte weiter nichts.

Dieſs ist die reine Wahrheit, und wenn Sies anders finden, so mögen Sie mich umbringen, oder den Flöhen vorwerfen, die in diesem Hause so hungrig sind wie die Wölfe in den Pyrenäen; ich will mir alles gefallen lassen.

Pedrillo, mein Freund, antwortete ihm Don Sylvio mit einem Tone der ihm das Leben wieder gab, ich bin zufrieden! Aber wenn ich dir sagen werde, wie weit die Bosheit gewisser Personen, die ich nicht nennen will, geht, so wirst du dich nicht wundern daſs ich dich Anfangs so unfreundlich angelassen habe. Wisse also, daſs ich mit diesen meinen Ohren einen Anschlag behorcht habe, der in deiner Kammer gemacht wurde, mir das Bildniſs meiner geliebten Prinzessin zu entwenden. Ich bin überzeugt daſs Du einer so entsetzlichen Verrätherey unfähig bist; aber ich schwöre dir bey der Ehre eines Ritters, ich hörte deine Stimme; und ich zweifle nun keinen Augenblick, daſs es meine beiden Feindinnen waren, von denen die eine deine Stimme annahm, in der Absicht, wofern ihnen ihr Anschlag auf mein Bildniſs fehl schlüge, wenigstens so viel zu gewinnen, daſs ich dich für den schändlichsten Verräther halten sollte.

Das ist ja verrucht, gnädiger Herr, rief Pedrillo: sapperment! das heiſst den Spaſs zu weit treiben. Auf solche Art ist ein ehrlicher Kerl sogar im Schlafe nicht sicher, daſs nicht irgend ein vertrackter Zwerg oder Hexenmeister seine Person annimmt, und in dieser geborgten Person so viel Spitzbübereyen angiebt, bis er den armen Teufel in seiner eignen Person an den Galgen bringt. Aber ich bitte Sie, gnädiger Herr, was sagte denn meine Stimme, oder die Hexe die meine Stimme angenommen hatte?

Gieb dich zufrieden, Pedrillo, erwiederte Don Sylvio; ich bin von deiner Unschuld überzeugt, und wir sind beide hinlänglich dadurch gerochen, daſs ihnen ihre doppelte Absicht fehl geschlagen ist. Aber mache dich fertig! Ich will keinen Augenblick länger in diesem Hause bleiben.

Wollen Sie denn gehen, fragte Pedrillo, ohne von der Dame und dem Ritter Abschied zu nehmen, denen wir das Leben gerettet haben? Sie hatten gestern so viel mit ihren Cirkumflexen zu thun, die sie in der Schlacht bekommen haben, daſs sie sich nicht einmahl Zeit nehmen konnten uns recht dafür zu danken; und ich meine doch, einem das Leben retten, ist ein Ritterdienst, der wenigstens ein Vergelts Gott werth ist.

Ich verlange, antwortete Don Sylvio, keinen Dank für eine Handlung, die meine Schuldigkeit war, ich mag mich als einen Ritter oder bloſs als einen Menschen betrachten; ich würde alle Augenblicke für einen jeden Türken, Juden oder Heiden deſsgleichen thun: und ob ich gleich gewünscht hätte, nähere Umstände von ihren Begebenheiten zu erfahren; so nöthigt mich doch die gefährliche Entdekkung, die ich diesen Morgen gemacht habe, meinen Entschluſs zu ändern. Welch ein Glück war es für mich, daſs ich noch zeitig genug erwachte, um ihren Anschlag vereiteln zu können! Aber ich bin gewiſs, daſs mich eine unsichtbare Hand weckte. Ich gestehe dir, ich halte mich in diesem Hause keinen Augenblick sicher. Die Fee Radiante hat mir ihren Schutz nur unter der Bedingung versprochen, daſs wir meine geliebte Prinzessin suchen sollen; und wenn du dich besinnst, so wirst du finden, daſs die widrigen Zufälle, die uns auf unsrer Reise befallen haben, uns allemahl während daſs wir schliefen oder stille lagen begegnet sind.

Ja, gnädiger Herr, sagte Pedrillo dazwischen, den Froschgraben ausgenommen, in den uns Ihre Salamander hinein führten.

Und ich seh' es, fuhr Don Sylvio fort, als eine gerechte Strafe an, dafür daſs ich mein

Gelübde — „es sollte bis ich meine Prinzessin gefunden hätte kein Schlaf in meine Augen kommen“ — nicht besser gehalten habe. Mit Einem Wort, Pedrillo, ich will keine Minute länger in diesem Hause bleiben, in welchem Fanferlüsch vielleicht Freunde oder andere Vortheile hat, die mir unbekannt sind. Packe dein Geräthe zusammen, und laſs uns so leise als wir können davon schleichen; es fängt kaum an zu tagen, das ganze Haus schläft, und wenn auch unsre Feinde wachen, so bin ich gewiſs, daſs Radiante einen bezauberten Nebel um uns her machen wird, hinter welchem uns der hundertäugige Argus selbst nicht entdecken soll.

Es sey so, weils Euer Gnaden für gut befindet, antwortete Pedrillo, froh genug daſs er so wohlfeil davon gekommen war. Sapperment! ich dachte doch gleich, wie ich die Flöhe so legionenweise auf mich eindringen sah, daſs es nichts gutes bedeuten werde. Ich versichere Euer Gnaden, ich bin am ganzen Leibe nur Eine Beule; und ich wollte auf ein Buch schwören, daſs es keine natürliche Flöhe, sondern lauter bezauberte Igel und Stachelschweine waren, mit denen uns dieses boshafte Zaubervolk zu Tode zu hetzen hoffte.

In diesem Tone plauderte Pedrillo so lange fort als er mit Bepackung seines Zwerchsacks zu thun hatte; denn er besorgte immer, sein Herr möchte, wenn er ihm Zeit zum Nachdenken lieſse, hinter die Wahrheit kommen; und so bald er reisefertig war, schlichen sie sich, ohne nach dem Wirth und der Zeche zu fragen, so leise fort, daſs selbst die Dame Teresilla, die sich aus Vorsichtigkeit ganz ruhig in ihrem Zimmer hielt, nicht das geringste von ihrer Abreise merkte.

---

7. Kapitel.

Eine kleine Abschweifung nach Lirias, wobey der Autor eine nicht unfeine Kenntniſs des weiblichen Herzens sehen läſst.

Don Sylvio bejammerte allemahl den Verlust des armen kleinen Tintin, so oft es darum zu thun war, welchen Weg sie gehen sollten. Allein, da es nun nicht anders seyn konnte, so begnügten sie sich auf demjenigen fortzuwandeln, der sie hierher gebracht hatte.

Es begegnete ihnen einige Stunden lang so wenig merkwürdiges, daſs wir, um den Leser nicht immer mit Erzählung ihrer Gespräche zu ermüden, indessen einen kleinen Absprung nach Lirias machen wollen, wo die liebenswürdige Donna Felicia mit ihrer würdigen Vertrauten sehr erstaunt war, von ihrem Bruder keine andre Nachricht zu erhalten, als daſs er mit Don Gabriel ausgeritten sey, ohne jemand als seinen Kammerdiener mitzunehmen. Sein Auſsenbleiben setzte sie in die gröſste Unruhe, und die kluge Laura wufste sich endlich nicht anders zu helfen, als dafs sie sich bemühte, die Aufmerksamkeit ihrer Dame auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Sie brachten also beynahe die ganze Nacht mit Gesprächen von Don Sylvio zu, in denen die angehende Liebe, die er sogar im Schlafe glücklich genug gewesen war der reitzenden Felicia einzuflöfsen, sich nach und nach so lebhaft offenbarte, dafs es sehr geziert heraus gekommen wäre, wenn sie ihrer Laura länger ein Geheimnifs daraus hätte machen wollen; zumahl da dieses Mädchen seines Verstandes und guten Herzens wegen des Vertrauens nicht unwürdig war, wodurch seine Gebieterin es beynahe zum Rang einer Freundin zu erheben schien.

Dafs dieser unbekannte Schläfer der schönste unter allen Sterblichen sey, das hatten ihnen ihre Augen gesagt; und sie breiteten sich mit desto gröfserer Gefälligkeit über diesen Punkt aus, da sie noch keine Gelegenheit gehabt hatten, andre Verdienste an ihm kennen zu lernen. Aber wer er sey, und ob sein Stand und seine moralischen Eigenschaften mit einer so einnehmenden Aufsenseite übereinstimmten, das war eine Frage, gegen deren Bejahung Donna Felicia tausend

Zweifel zu erregen wuſste, um das Vergnügen zu haben, sie von Lauren beantworten zu hören. Nachdem sie nun alles, was nur möglich war, dafür und dawider gesagt hatten, so wurde man endlich einig: es sey im äuſsersten Grad unwahrscheinlich, daſs ein Jüngling, dessen Gestalt die Natur mit allem Fleiſs dazu gemacht zu haben scheine um eine vortreffliche Seele anzukündigen, nicht der edelste, der tugendhafteste, der tapferste, der angenehmste, mit Einem Worte, der liebenswürdigste unter allen, die jemahls von Weibern geboren worden, seyn sollte. Selbst das Zeugniſs des Pedrillo (so ungeneigt man war, ihm in denjenigen Punkten, die seinem Herrn nicht so sehr zum Vortheil gereichten, einigen Glauben beyzumessen) wurde in Absicht des Lobes, das er seinem moralischen Karakter ertheilt hatte, für desto vollgültiger angesehen, je weniger Bediente sonst gewohnt sind, ihren Herrschaften in diesem Stücke bey fremden Personen zu schmeicheln.

Allein was sollte man aus dem bezauberten Sommervogel, der Prinzessin, den Feen und dem Zwerge machen, welche Pedrillo in seine Geschichte eingeflochten hatte? Was sollte man von der Ernsthaftigkeit, dem aufrichtigen Gesicht und dem zuverlässigen Tone denken, womit dieser Bursche, der die Miene gar nicht hatte als ob er seinen Zuhörerinnen etwas weiſs machen wollte, sie versichert hatte, daſs sein Herr in eine bezauberte Prinzessin verliebt sey, die er mit Hülfe einer groſsen Fee zu erlösen im Sinne habe?

Über diesen Punkt war Donna Felicia nicht so leicht zu befriedigen, und es währte lange, bis die sinnreiche Laura sie endlich überredete, daſs man es eben so damit machen müsse, wie vernünftige Muselmänner mit gewissen unglaublichen oder kindischen Erzählungen des Korans; man müsse sie für eine Art von Allegorie nehmen, worunter, so bald man den Schlüssel dazu hätte, vermuthlich nichts anders als ein ganz natürliches und alltägliches Liebeshistörchen verborgen liegen werde. Diese Erklärung, so wohl ausgesonnen sie schien, war dennoch nicht völlig nach dem Geschmack der Donna Felicia; und Laura hatte Gelegenheit, für sich selbst die Bemerkung zu machen, daſs die gute junge Dame ihren Geliebten lieber mit einem noch unversehrten Herzen ein wenig närrisch, als bey vollkommenem Verstand in eine andre verliebt gesehen hätte.

Man endigte also damit, daſs Laura sich bemühen sollte, so bald als möglich nähere Erkundigungen von Don Sylvio von Rosalva einzuziehen. Zu gutem Glück ersparte ihr der Zufall diese Mühe, indem es sich von ungefähr fügte, daſs der nehmliche Barbier, dessen wir bereits mehrmahl Erwähnung gethan, und der in der ganzen Gegend für einen desto bessern Wundarzt gehalten wurde weil er auf viele Meilen umher der einzige war, gleich den folgenden Morgen nach Lirias kam, um einen Bedienten zu besuchen, der schon etliche Wochen an einem Beinbruche lag.

Laura kam eben in das Zimmer, wo der Barbier abgetreten war, als er, mit der Waschhaftigkeit die seiner Profession seit undenklichen Zeiten eigen gewesen ist, die Entweichung des Don Sylvio als eine Neuigkeit erzählte, wovon bereits in der ganzen Gegend von Rosalva gesprochen werde. Sie hatte also keine Mühe von diesem glaubwürdigen Manne so viel Nachrichten über unsern Helden einzuziehen, als sie nur wünschen konnte. Sie erfuhr von ihm den Karakter der Tante, die Erziehung und Lebensart des jungen Ritters, die Absicht der Donna Mencia, ihn mit den hundert tausend Thalern der miſsgeschaffenen Mergelina Sanchez zu vermählen, und welcher Gestalt er mit seinem Diener Pedrillo, vermuthlich um einer so unanständigen Heirath auszuweichen, heimlich davon gegangen sey, ohne daſs man wisse wohin. Was seine persönlichen Eigenschaften betraf, so versicherte der Herr Barbier, daſs derjenige noch geboren werden müsse, der es ihm an Schönheit, Wissenschaften und Tugend zuvor thun sollte; und er setzte hinzu: er hoffe alles gesagt zu haben, wenn er die Herren und Damen versichere, daſs Don Sylvio unter seiner Anführung binnen zwey Monaten so wundervolle Fortschritte im Zitherschlagen gemacht habe, daſs er selbst sich nicht schäme, ihn als seinen Meister darin zu erkennen. Von einem Liebeshandel, worin Don Sylvio jemahls verwickelt gewesen seyn sollte, wollte der Barbier nicht das geringste wissen; hingegen verschwieg er nicht, daſs er in der That etwas sonderbares und romanhaftes an sich habe, welches ihm jedoch nicht übel lasse, und daſs er aus einem gewissen Gespräch, das sie vor etlichen Wochen mit einander geführt, so viel ersehen hätte, daſs Don Sylvio einen auſserordentlichen Geschmack an den Feenmährchen finde, und sich in den Kopf gesetzt habe, es seyen lauter wahrhafte Geschichten, und es würde gar nichts seltsames seyn, wenn ihm selbst dergleichen Dinge begegneten.

Diese Nachrichten enthielten beynahe alles, was Donna Felicia zu ihrer Beruhigung nöthig hatte. Allein obgleich der romanhafte Schwung seiner Einbildungskraft etwas desto angenehmeres für sie hatte, weil er mit ihrer eigenen Sinnesart sympathisierte; so war sie doch auf der andern Seite nicht sehr vergnügt, daſs seine Liebe zur Feerey auf einen Grad gestiegen war, der ihn zu einer Art von Narren machte. Vielleicht, dachte sie, ist er in eine idealische Prinzessin verliebt die er nie gesehen hat, und damit seine Liebe ein desto feenmäſsigers Ansehen bekomme, hat er sich in den Kopf gesetzt, daſs sie von einer Fee, die sich seines Nebenbuhlers annimmt, in einen Sommervogel verwandelt worden sey. Diese Einbildung däuchte sie närrisch genug: aber wenn Don Sylvio lächerlich war in eine bloſse Idee verliebt zu seyn, war es Donna Felicia weniger, da sie über diese arme Idee eifersüchtig wurde? In der That merkte sie es selbst; denn, so vertraut sie sonst mit ihrer Laura zu seyn pflegte, so konnte sie ihr doch diese Schwachheit nicht ohne Erröthen gestehen. Die Unterredung, die sie darüber mit einander hatten, leitete sie nach und nach auf allerley Anschläge, wie es anzufangen wäre, um bekannter mit Don Sylvio zu werden; aber das Schlimmste war, daſs sich bey jedem irgend eine Schwierigkeit fand, die man allemahl erst entdeckte, wenn man sich lange genug über die Ausführung desselben gefreuet hatte. Es blieb ihnen also zuletzt nichts anders übrig als die Hoffnung, der Zufall, dem man in allen menschlichen Angelegenheiten so viel überlassen muſs, könne vielleicht in kurzem mehr zu Begünstigung ihrer Absichten thun, als die ausgesonnensten Entwürfe.

---

8. KAPITEL.

Das höchst klägliche Abenteuer mit den Grasnymfen.

Inzwischen setzte Don Sylvio mit seinem getreuen Achates, unter mancherley Gesprächen wozu ihre Begebenheiten Anlaſs gaben, seine irrende Reise fort, und ruhete von Zeit zu Zeit in den anmuthigen Gebüschen aus, womit die bezaubernden Landschaften von Valencia wie mit Kränzen durchwunden sind.

Sie befanden sich eben in einem kleinen Cypressenwalde, wohin die zunehmende Hitze sie getrieben hatte, und ergetzten sich an der lachenden Aussicht über die blühenden Ebnen, die sich zu beiden Seiten des Guadalaviars verbreiteten: als Pedrillo plötzlich eine Entdekkung machte, welche allen Bekümmernissen, Liebesschmerzen und Herrumirrungen unsers Helden auf einmahl ein erwünschtes Ende zu versprechen schien.

Hey sa, gnädiger Herr! rief er, Freude über Freude! wir haben unsre Prinzessin gefunden, oder meine Augen müssen bezaubert seyn! Sehen Sie den blauen Sommervogel nicht, der dort um die Rosenstauden herum flattert?

Pedrillo betrog sich nicht gänzlich; es war wirklich ein blauer Sommervogel, und Don Sylvio wünschte zu sehr daſs es seine Prinzessin seyn möchte, als daſs er einen Augenblick daran gezweifelt hätte. Ich will auf diese Seite herüber gehen, gnädiger Herr, sagte Pedrillo, und Sie schleichen indessen allgemach auf ihn zu; er soll uns nicht entwischen! Ich denke die Prinzessin braucht Euer Gnaden nur zu sehen, so wird sie Ihnen von selbst in die Hände fliegen.

Der Sommervogel schien die Hoffnung des Pedrillo zu rechtfertigen; er flog in kleinen Kreisen dem Don Sylvio entgegen, und dieser näherte sich ihm schon mit ausgestreckter Hand, vor Freude und Sehnsucht zitternd: aber der Unstern unsers armen Liebhabers führte einen andern weiſsgrauen Sommervogel herbey, der den blauen kaum erblickte, als er mit der Dreistigkeit, die dieser verbuhlten Gattung von Geschöpfen eigen ist, auf ihn zu flog, und sich nicht scheute vor den Augen seines Nebenbuhlers sich Freyheiten heraus zu nehmen, zu denen er desto mehr berechtiget zu seyn glaubte, da es ihm vermuthlich nicht in den Sinn kam, daſs seine geflügelte Schöne eine Prinzessin seyn könnte.

Don Sylvio gerieth, wie man denken kann, über diese Verwegenheit in eine desto gröſsere Wuth, da er in dem Widerstande des blauen Schmetterlings einen neuen Grund zu sehen glaubte, daſs es ganz gewiſs seine Prinzessin sey; er warf sich also dazwischen, und war glücklich genug, seinen muthwilligen Nebenbuhler mit einem Stabe, den er in der Hand hatte, zu Boden zu schlagen. Allein die vermeinte Prinzessin war indessen in der Angst davon geflogen, und je schneller ihr Don Sylvio und Pedrillo nacheilten, desto schüchterner flatterte sie vor ihnen her, vermuthlich weil sie noch immer von dem weiſsgrauen Schmetterling verfolgt zu werden glaubte.

Von ungefähr trug sichs zu, daſs drey oder vier Mädchen aus einem benachbarten Dorfe, um von ihrer Arbeit auszuruhen, am Ufer des Flusses sich in den Schatten gesetzt hatten, und sich damit belustigten, aus den Blumen, welche häufig um sie her blühten, Kränze zu flechten.

Der blaue Schmetterling hatte seine Verfolger so weit hinter sich gelassen, daſs sie ihn kaum noch mit den Augen erreichen konnten;

und weil er sich jetzt auſser Gefahr glaubte, so fing er an, wieder ruhiger zu werden, und schweifte so lange von Blume zu Blume, bis er einer von den vorbesagten Dirnen in die Hände gerieth, die ihn haschte, und zum Zeitvertreib an einem Faden, den sie um seine Füſse band, um sich her flattern lieſs.

Don Sylvio, schon nahe genug um dieses Spiel zu beobachten, sagte zu Pedrillo: Nun hab' ich auf einmahl den Aufſchluſs des Traumgesichts, dessen Erklärung mir gestern Morgen so viel zu schaffen machte. Es war eine Warnung der Fee meiner Freundin, die mich das, was mir jetzt begegnet, im Traume vorher sehen lieſs, damit ich nicht unvorsichtig in den Schlingen meiner Feinde gefangen würde. Siehst du die Nymfe die dort im Schatten sitzt, und den blauen Sommervogel an einem Faden um sich her flattern läſst?

Eine Nymfe nennen Sie das? antwortete Pedrillo. Sapperment, Herr Don Sylvio, sie sieht einer Nymfe gerade so ähnlich als einem Fuder Heu: es ist ein Grasmädchen, so gut als die andern, die dort im Schatten beysammen sitzen.

Ich bin es so gewohnt, erwiederte Don Sylvio, daſs du alles besser wissen willst als ich, daſs ich mich über deine Unverschämtheit nicht mehr entrüsten werde. Ich weiſs, Dank sey der Fee Radiante, was ich davon denken soll; und du magst sie nun für eine Nymfe oder für ein Grasmädchen ansehen, so will ich entweder mein Leben verlieren, oder sie soll mir meine Prinzessin ausliefern.

Gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, wenn die Rede von Salamandern, Sylfen, Rastralgeistern, und andern solchen Dingen ist, die über den Verstand des gemeinen Mannes gehen, da räum' ich Euer Gnaden herzlich gern ein, daſs Sie Sich besser darauf verstehen: aber mit den Grasmädchen ist es was andres; die sind offenbar von meiner Impudenz; und es ist auch keine Sache wobey man sich betrügen kann, man riecht sie wohl auf dreyſsig Schritte. Ich möchte wohl wissen, seit wann die Nymfen nach Knoblauch riechen, oder so zerlumpte Unterröcke tragen, daſs die Lappen herunter hangen und das Hemd aller Orten hervor guckt! Kurz und gut, Herr, es ist eine Bauerdirne, und dazu eine von den schmutzigsten die man sich wünschen kann. Es wird nicht viel Mühe kosten den blauen Schmetterling von ihr zu kriegen; wir brauchen ihr nur ein paar Maravedi's zu geben, so sagt sie uns noch vergelts Gott dafür.

Don Sylvio, der nicht zu berichten war wenn er sich einmahl etwas in den Kopf gesetzt hatte, würdigte diese Rede nicht einmahl darauf Acht zu geben; er ging auf die vermeinte Nymfe zu, und verlangte, daſs sie ihm seinen Schmetterling wieder geben sollte.

Was gebt ihr mir für ihn, junger Herr? sagte das Grasmädchen lachend.

Alles was du willst, antwortete Don Sylvio.

Gut, sagte die Nymfe, so gebt mir das Kleinod, das ihr da am Halse hangen habt. Ich will es meiner kleinen Schwester nach Hause bringen; und wenn ihr mir noch einen halben Realen dazu gebt, so soll der Schmetterling zusammt dem Faden euer seyn.

Verdammter grüner Zwerg, rief Don Sylvio voll Grimms indem er seinen Säbel zog, hoffe nicht unter dieser geborgten Gestalt, die ein Beweis deiner Feigheit ist, meiner ungestraft zu spotten. Stirb, Verruchter, oder gieb mir den Sommervogel, an den du keinen Anspruch machen kannst, den ich nicht mit Aufopferung meines eigenen Lebens aus deinem verdammten Herzen reiſsen will.

Man kann sich vorstellen, daſs die schöne Nymfe auf eine so unhöfliche Anrede, die mit so fürchterlichen Drohungen begleitet war, weniger nicht thun konnte als ein jämmerliches Geschrey erheben. Pedrillo, den die Narrheit seines Herrn beynahe selbst toll machte, warf sich, weil alles Zureden nichts helfen wollte, zwischen ihn und die Nymfe, und bemühte sich ihm seinen Säbel aus den Händen zu winden. Die übrigen Nymfen, welche sahen wie übel man ihrer Gespielin begegnete, liefen auch herzu, und fielen wie Furien über unsre Abenteurer her, welche genug zu thun hatten, sich gegen ihre groben Fäuste und langen Nägel zu vertheidigen.

Unglücklicher Weise fügte es sich, daſs der Liebhaber der holden Nymfe, die das Unglück hatte für den grünen Zwerg angesehen zu werden, nicht weit davon mit zwey oder drey andern Bauerknechten im Feld arbeitete. Das klägliche Geschrey dieser Weibsleute, und der Anblick seiner Geliebten, welcher Pedrillo im Begriff war einen starken Schopf Haare aus dem Kopfe zu reiſsen, setzte ihn in eine solche Wuth, daſs er in Begleitung seiner Gesellen herbey eilte, und mit dem Knittel, den er dem Pedrillo aus den Händen riſs, so nachdrücklich auf unsre beiden Abenteurer zudrosch, daſs sie, ihres muthigen Widerstandes ungeachtet, endlich von der Menge der Feinde zu Boden geworfen wurden. Der ergrimmte Liebhaber und die Rache schnaubende Grasnymfe begnügten sich nicht hiermit, sondern schlugen noch so lange mit geballten Fäusten auf sie zu, bis sie besorgten, daſs es zu viel seyn möchte; und nachdem sich die Nymfe zum Ersatz ihres Schmetterlings (der gleich zu Anfang des Gefechts entwischt war) des Kleinods unsers athemlosen Helden bemeistert hatte, so gingen sie allerseits davon, und lieſsen die beiden Abenteurer für todt im Grase liegen.

Anmerkungen.

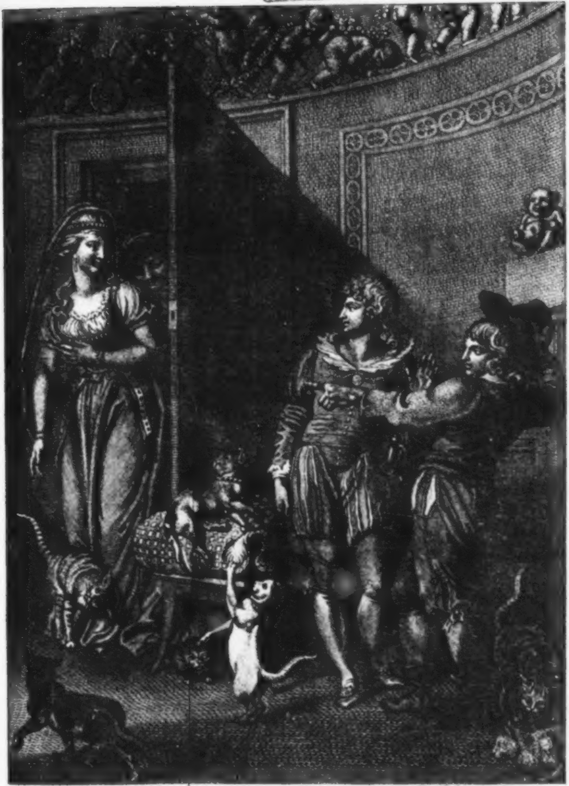
1) S. 278. Man vergesse nicht daſs dieſs vor mehr als dreyſsig Jahren geschrieben wurde, und also keine Satire auf die Deutschen Metafysiker des Jahres 1795 seyn kann.

2) S. 286. Alexander der Groſse pflegte zu sagen: an zwey Bedürfnissen erkenn' er daſs er nur ein Sterblicher sey, am Schlaf und an der Neigung zum andern Geschlechte. Wenn es ihm gefällig gewesen wäre, hätte er, auſser dem demüthigenden Bedürfnisse, wovon Pedrillo spricht, noch an zwanzig andern Dingen merken können, daſs es mit seiner anmaſslichen Gottheit nicht gar richtig stehe.

ENDE DES ERSTEN THEILS.

Leipzig
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

Bay. Staatsbibliothek MÜNCHEN



H. Ramberg inv. et delin 1795 *Cl. Kohl sc. Viennae 1795*

ERSCHEINUNG der FEE

im Pallaſt der weiſsen Katzen.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ZWÖLFTER BAND

DON SYLVIO VON ROSALVA

ZWEYTER THEIL

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT DES II. THEILS.

FÜNFTES BUCH.

1. Kapitel.

Worin der Verfasser das Vergnügen hat von sich selbst zu reden. Seite 3

2. Kap.

Worin sich Pedrillo sehr zu seinem Vortheile zeigt. S. 11

3. Kap.

Innerliche Anfechtungen des Don Sylvio. S. 23

4. Kap.

Die Weissagungen des Pedrillo fangen an in Erfüllung zu gehen. S. 29

5. KAPITEL.

Erscheinung der Fee. Wie gefährlich es ist, ein Frauenzimmer anzutreffen, welches unsrer Geliebten gar zu ähnlich sieht. Seite 37

6. KAP.

Unverhoffte Zusammenkunft. S. 45

7. KAP.

Gegenseitige Gefälligkeiten. S. 51

8. KAP.

Streit zwischen der Liebe zum Bilde und der Liebe zum Original. S. 62

9. KAP.

Was für gefährliche Leute die Filosofen sind. S. 68

10. KAP.

Wie kräftig die Vorsätze sind, die man gegen die Liebe faſst. S. 71

11. KAP.

Geschichte der Jacinte. S. 77

12. KAP.

Jacinte setzt ihre Geschichte fort. S. 90

13. KAPITEL.

Don Eugenio setzt die Erzählung der Jacinte fort. Seite 113

14. KAP.

Beſchluſs der Geschichte der Jacinte. Eine Vermuthung des Don Sylvio. Vorbereitungen zu einem Intermezzo, wobey wenige Leute lange Weile haben werden. S. 132

SECHSTES BUCH.

---

1. KAPITEL.

Geschichte des Prinzen Biribinker. Seite 153

2. KAP.

Fortsetzung der Geschichte des Prinzen Biribinker. S. 197

3. KAP.

Anmerkungen über die vorstehende Geschichte. S. 284

SIEBENTES BUCH.

1. KAPITEL.

Merkwürdige Entdeckung. Sonderbare Verschwiegenheit des Pedrillo. Seite 307

2. KAP.

Anfang der Entwicklung. S. 325

3. KAP.

Abermahlige Entdeckungen. S. 337

4. KAP.

Beschluſs dieser Geschichte. S. 349

DIE ABENTEUER

DES

DON SYLVIO VON ROSALVA.

ZWEYTER THEIL.

MÜNCHEN

FÜNFTES BUCH.

1. KAPITEL.

Worin der Verfasser das Vergnügen hat, von sich selbst zu reden.

Wir zweifeln sehr daran, ob, seitdem es Feenmährchen in der Welt giebt, ein von Feen beschützter Liebhaber sich jemahls in kläglichern Umständen befunden habe, als diejenigen waren, worin wir unsern Helden zu Ende des vorigen Buches verlassen muſsten.

Es ist wahr, andre Feenhelden haben auch ihre Anfechtungen. Sie müssen sich oft mit Drachen, Meerwundern und blauen Centauren herum schlagen; sie kommen in Gefahr von Popanzen gefressen zu werden; sie werden von alten zahnlosen Feen entführt, die ihre Tugend auf die gefährlichsten Proben setzen, und am Ende sie oft in Papagayen, Kater oder Grillen verwandeln. Aber daſs jemahls eine so auſserordentliche Person, wie der Günstling einer Königin der Salamander und der Liebhaber eines bezauberten Schmetterlings, von Grasmenschern zerkratzt und von Bauerjungen wäre abgeprügelt worden, davon wird man in der vollständigsten Sammlung aller Geschichten, die sich mit „Es war einmahl“ anfangen, vergebens ein Beyspiel suchen.

Der geneigte Leser wird hieraus die Folge ziehen, (und weil er es vielleicht nicht thun möchte, so nimmt sich der Verfasser die Freyheit, es ihm hiermit zu verstehen zu geben) daſs diese merkwürdige Verschiedenheit, die sich zwischen der Geschichte des Don Sylvio und andern Feenmährchen findet, ein günstiges Vorurtheil für seine historische Treue und Wahrhaftigkeit erwecken müsse. Hätten wir unsern Helden in einem Wagen von Saffir mit Paradiesvögeln bespannt reisen, und alle Abend in einem bezauberten Palast absteigen lassen; hätten wir ihm das rothe Hütchen des Prinzen Kobold, 1) den Pantoffel der Fee Mustasche, 2) den Ring des Gyges, 3) oder die Zauberruthe der königlichen Fee Trusio 4) gegeben, um sich aus allen Nöthen heraus zu helfen: so hätte ein jedes Mädchen von zehen Jahren gemerkt, daſs man ihm nur ein Mährchen erzähle. Aber ungeachtet unsre Geschichte so seltsam und wunderbar ist als irgend eine von denen, mit deren Anhörung sich der weise Sultan von Indien, Schach-Baham, die Zeit zu vertreiben geruhte: so wird man uns doch nicht vorwerfen können, daſs wir unserm Helden jemahls ein Abenteuer aufstoſsen lassen, welches nicht vollkommen mit dem ordentlichen Laufe der Natur übereinstimmte, und dergleichen nicht alle Tage sich zu ereignen pflegen oder sich doch ereignen könnten; wie, zum Exempel, daſs ein Frosch in Gefahr komme von einem Storch verschlungen zu werden, oder daſs einer ein Kleinod mit einem Bildniſs finde, welches vermuthlich jemand vorher verloren hat. Wir haben ihn zu Fuſse reisen lassen, und nicht einmal Sorge getragen, ihn vor Sümpfen und Froschgräben zu bewahren; wenn er schlief, so war es auf der harten Erde, oder in einem elenden Dorfwirthshause, wo ihm die Flöhe keine Ruhe lieſsen. Anstatt daſs rosenarmige Nymfen oder Sylfen mit goldnen Flügeln am blumigen Rande krystallner Brunnen ihm Nektar und Ambrosia hätten auftragen sollen, haben wir ihn aus dem Zwerchsacke des Pedrillo bedient; und ganz neuer Dinge haben wir ihn, nicht etwa von Riesen oder bezauberten Mohren, sondern von gemeinen Bauerjungen abbläuen lassen.

Wir hoffen, dieſs sind Beweise die für sich selbst reden; und wir wünschten, daſs man von vielen berühmten Geschichtschreibern mit eben so gutem Fuge sagen könnte, daſs sie von der betrügerischen Neigung, ihre Gemählde und Karakter zu verschönern, oder ihren Begebenheiten einen Firniſs vom Wunderbaren zu geben, so entfernt gewesen seyn möchten als wir, die wir uns bey Bekanntmachung dieser wahrhaften und glaubwürdigen Geschichte nicht etwa (wie junge leichtsinnige Schwindelköpfe sich einbilden möchten) eine eitle Belustigung, sondern das gemeine Beste, und die Beförderung der Gesundheit unsrer geliebten Leser an Leib und Gemüthe zum Endzweck vorgesetzt haben.

Vielleicht werden einige, deren Scharfsinn nicht tiefer als in die äuſsere Schale der Dinge einzudringen pflegt, nicht begreifen, wie die Geschichte des Don Sylvio zu einem so heilsamen Zwecke sollte dienen können. Aber diese wackern Leute könnten sich, wenn sie wollten, aus den Schriften groſser Ärzte und Naturkündiger belehren, daſs es ein gewisses Fieber gebe, dem die menschliche Seele vom vierzehnten Jahre ihres Alters bis zum groſsen Stufenjahre häufig ausgesetzt ist, und welches durch keine andre Arzneymittel sicherer vertrieben werden kann, als durch solche, die das Zwerchfell erschüttern, das Blut verdünnern, und die Lebensgeister aufmuntern; eben so wie der giftige Biſs der Tarantel (wie die alte Sage geht) durch nichts anders als durch die sympathetische Kraft gewisser Tänze, die dem Kranken vorgespielt werden, geheilt werden kann. Alles kommt also bloſs darauf an, ob diese heilsamen Kräfte wirklich in unserm Buche verborgen liegen oder nicht; eine Frage, deren Beantwortung wir, mit einigem Vertrauen auf unsere gute Sache, dem dankbaren Zeugnisse verschiedener Leser, welche aus Erfahrung davon sprechen können, überlassen. Es ist wahr, Don Sylvio wird (so viel uns wenigstens bekannt ist) noch in keinem Dispensatorium unter den Recepten gegen Schwärmerey, Milzsucht und Hypochondrie angeführt. Aber davon lieſsen sich allenfalls Ursachen angeben, welche wir (aus schuldiger Achtung für die Verfasser dieser Urtheilssprüche über Leben und Tod) lieber mit Stillschweigen übergehen; zumahl da man vielleicht eben so viel Grund haben möchte, zu fragen, warum eine Menge andrer Recepte ihren Platz darin einnehmen, als warum dem Don Sylvio keiner gegeben wird.

Inzwischen wünschen wir, daſs irgend eine Europäische Akademie, und wenn es auch nur die zu Pau in Bearn wäre, sich belieben lassen möchte, einen Preis von funfzig Dukaten auf die Untersuchung des mannigfaltigen fysischen, moralischen und politischen Nutzens zu setzen, welchen die menschliche Gesellschaft von Schriften, die zu lachen machen, ziehen könnte; besonders auf die gründliche Erörterung der Frage: Ob es sowohl dem gemeinen Besten als dem Buchhandel (welcher bekannter Maſsen einen beträchtlichen Zweig des Europäischen Handelswesens ausmacht) nicht weit zuträglicher wäre, wenn, anstatt der Menge schlechter und mittelmäſsiger ernsthaft-moralisierender Bücher in allen Formaten, welche unter viel versprechenden Titeln die arme Welt mit den alltäglichen Beobachtungen, schiefen, zusammen gerafften und unverdauten Gedanken, frostigen Deklamazionen und frommen Wünschen ihrer langweiligen Verfasser bedrücken, alle halbe Jahre etliche Dutzend Bücher im Geschmack des Komischen Romans, des Gil Blas von Santillana, des Findlings, ja wenn es auch im Geschmack des Kandide oder des Gargantua und Pantraguel wäre, auf die Messen käme; Bücher, in denen die Wahrheit mit Lachen gesagt würde; welche der Dummheit, Schwärmerey und Schelmerey ihre betrüglichen Masken abziehen, die Menschen mit ihren Leidenschaften und Thorheiten, in ihrer wahren Gestalt, weder vergröſsert noch verkleinert, abschilderten, und von ihren Handlungen diesen Firniſs wegwischten, womit Stolz, Selbstbetrug oder geheime Absichten sie zu überziehen pflegen; Bücher, die mit desto besserm Erfolg unterrichten und bessern würden, da sie bloſs zu belustigen schienen, und die auch alsdann, wenn sie zu nichts gut wären, als beschäftigten Leuten in Erhohlungsstunden den Kopf auszustäuben, müſsige Leute unschädlich zu beschäftigen, und überhaupt den guten Humor eines Volks zu unterhalten, immer noch tausendmahl nützlicher wären als dieses längst ausgedroschene moralische Stroh, dieser methodische Mischmasch von miſsgestalteten und buntscheckigen Ideen, diese frostigen Schul-Chrien, welche hier gemeint sind, und die (mit Erlaubniſs der guten Absichten, hinter welchen ihre Verfasser sich verbergen) weit mehr am Kopfe der Leser verderben als sie an ihrem Herzen bessern können, und bloſs deſswegen so wenig Schaden thun, weil sie ordentlicher Weise nur zum Einpacken andrer Bücher gebraucht werden.

Es wäre uns, um gewisser Ursachen willen, lieb gewesen, wenn wir Gelegenheit gefunden hätten, diese Anmerkung irgendwo dem Pedrillo, oder einer andern privilegierten Person von dieser Art in den Mund zu legen: denn einem Pedrillo, Launcellot Gobbo 5) oder Gobbo Launcellot, nimmt es niemand übel, wenn er die Wahrheit sagt. Da es aber nicht füglich geschehen konnte, so haben wir uns schon entschlieſsen müssen, sie im Vorbeygehen selbst zu sagen, und wollen deſswegen, wo und bey wem es nöthig ist, höflichst abgebeten haben.

2. KAPITEL.

Worin sich Pedrillo sehr zu seinem Vortheile zeigt.

Pedrillo, ungeachtet er in dem unglücklichen Abenteuer mit den Grasnymfen die meisten Schläge bekommen, raffte sich, nachdem er eine gute halbe Viertelstunde ganz betäubt da gelegen hatte, dennoch zuerst wieder vom Boden auf; und der erste Gebrauch, den er von seinen wiederkehrenden Sinnen machte, war, daſs er alle Nymfen, Faunen und Silvanen, Zwerge, Prinzessinnen und Schmetterlinge, nebst allen und jeden Feenmährchen, die von Erschaffung der Welt an bis auf selbigen Tag geschrieben worden und noch künftig bis an der Welt Ende geschrieben werden möchten, mit ihren Verfassern, Gönnern und Erzählern, und deren sämmtlichen Angehörigen und Erben in aufsteigender, absteigender und Kollateral-Linie, sammt und sonders zum T** wünschte. Er verfluchte die Gänse, mit deren Spulen sie geschrieben, die Lettern, womit sie gesetzt, und die Farbe, womit sie gedruckt worden, herzlich wünschend, daſs die heilige Inquisizion alle diejenigen zu Asche verbrennen möchte, die dergleichen vertracktes Zeug, wodurch der artigste und braveste junge Edelmann in ganz Spanien zum Narren gemacht worden, unter die Leute brächten. Denn die Schläge, die er ohne Zahl und Maſs um des blauen Schmetterlings willen empfangen hatte, überzeugten ihn nun auf einmahl, daſs alles, was ihm sein Herr von der Fee Radiante und der Bezauberung der vermeinten Prinzessin gesagt hätte, lauter Träume und Einbildungen seyen. Ie verflucht! schrie er, wenn hat jemahls eine Fee diejenigen, die sie in ihren Schutz genommen hat, von Grasmenschern und Bauerknechten halb todt prügeln lassen? Es sollte mich nicht verdrieſsen, wenn es noch Popanze oder feuerspeiende Drachen gewesen wären; aber von solchem Lumpenvolk! — Sackerlot! ich will mich fressen lassen, wenn seine Rademante, die uns alle diese verfluchten Händel gemacht hat, nicht gerade so eine Fee ist, wie die dreyfachen H*r*n, die mir die Augen mit ihren Nägeln ausgekratzt haben, Nymfen sind!

In diesem nachdrücklichen Tone fuhr er eine gute Weile fort, bis er endlich gewahr wurde, daſs sein Herr noch immer ohne Bewegung auf dem Boden ausgestreckt lag. Dieser Anblick, und die Furcht daſs er gar todt seyn möchte, machten den gutherzigen Tropf auf einmahl seines eignen Ungemachs vergessen; er rief ihn, er rüttelte ihn, und da er noch immer kein Lebenszeichen an ihm verspürte, so fing er eben so jämmerlich oder noch jämmerlicher zu schreyen an, als der bucklige Sohn des bösen Königs, da ihn das Gänsemädchen nicht heirathen wollte. 6)

Endlich besann er sich in der Angst auf eine Flasche Maderawein, die er noch in seinem Zwerchsack hatte; und zu gutem Glück hatten die Feinde in der Hitze des Streits den Zwerchsack, welchen Pedrillo gleich Anfangs von sich legte, aus der Acht gelassen. Er hohlte also die Flasche, und goſs sie, ohne sich den Wein dauern zu lassen, fast ganz über Don Sylvio's Gesicht aus. Dieses Mittel that die gewünschte Wirkung. Der junge Ritter erhohlte sich in kurzem wieder; denn seine Betäubung war von einem einzigen, etwas nachdrücklichen Schlage hergekommen, den er, wiewohl ohne andern Schaden als eine ziemliche Beule, über den Kopf bekommen hatte; er öffnete die Augen und rief mit schwacher Stimme: Wo bin ich? Lebst du noch, Pedrillo?

Ja, mein liebster Herr, rief Pedrillo, und Gott Lob! daſs Sie, wie ich sehe, auch noch leben! denn, so wahr ich ehrlich bin, wenn Sie todt gewesen wären, wie ich schon zu fürchten anfing, ich hätte mich eher in den Fluſs gestürzt, eh' ich Euer Gnaden hätte überleben wollen.

Wollte Gott, sagte Don Sylvio, daſs ich dein gutes Herz und deine Treue belohnen könnte! Aber, o Himmel! sage mir, wenn du es weiſst, was ist aus meiner armen Prinzessin geworden?

Die Prinzessin? schrie Pedrillo; fort ist sie, zum Geier ist sie! sie flog gleich Anfangs davon, wie die pausbackigen Unholden mit ihren langen krummen Nägeln über uns herfielen! — Sapperment! ich wollte sie hätt' uns — Aber was haben Sie denn, Herr — ums Himmels willen, gnädiger Herr, was fehlt Ihnen? Daſs es Gott erbarme! Was ist zu thun? O die verfluchten Feen! —

Pedrillo jammerte so, weil sein Herr, der sich nach dem Bildniſs seiner Prinzessin umgesehen, so bald er fand daſs er es nicht mehr bey sich hatte, von Schrecken und Herzleid abermahl in Ohnmacht gesunken war.

Er hatte groſse Mühe ihn wieder zu sich selbst zu bringen, aber noch gröſsere, der

Verzweiflung Einhalt zu thun, der sich der arme junge Ritter ohne Maſs überlieſs, so bald er wieder fähig war die Gröſse seines Verlusts zu fühlen. Pedrillo, so gute Lust er gehabt hätte über die Fee Radiante und alle Feen der ganzen Welt loszubrechen, und seinem Herrn die närrische Liebe zu einem Schmetterling auszureden, wuſste nicht mehr was er sagen oder anfangen sollte, da er ihn so kläglich jammern hörte, ja sogar entschlossen sah, den Guadalaviar durch seinen Tod berühmt zu machen. Er warf sich ihm zu Füſsen, er bat, er weinte, er fluchte über die Feen und die Feerey; aber das erste half nichts, und das andre machte das Übel noch ärger.

Nachdem er nun alles andre versucht hatte, so verfiel er endlich auf das einzige Mittel, wovon man sich in dergleichen Umständen noch einige Wirkung versprechen kann; er fing an mit Don Sylvio in die Wette zu heulen, und ihn, wo möglich, noch darin zu übertreffen. Er dachte: Mein junger Herr wird es doch endlich müde werden, und wenn nur einmahl der erste Anstoſs von Tollheit vorüber ist, so wird er sich hernach schon besser berichten lassen.

Wie er nun sah daſs Don Sylvio wieder stille wurde, so fing er an, obgleich wider seine eigene Überzeugung, alle nur ersinnliche Vorstellungen hervor zu suchen, die, wie er glaubte, ihn sollten beruhigen können. Er versicherte ihn, wenn auch, wider besseres Hoffen, das Bildniſs der Prinzessin in den Händen des grünen Zwerges seyn sollte, so sey doch die Prinzessin selbst in Sicherheit; denn die habe er sammt dem Faden mit seinen eignen Augen davon fliegen sehen. Glauben Sie mir, mein lieber Herr, sagte er, die Fee Rademante will nur Ihre Geduld auf die Probe setzen; es kann in kurzer Zeit alles ein ganz anderes Gesicht bekommen. Man muſs hoffen so lange man noch Athem hat. Denken Sie daſs es andern Prinzen und Rittern auch nicht besser oder wohl noch ärger gegangen ist. Was hat nicht der blaue Vogel ausstehen müssen, bis er der garstigen Forelle los war, und seine liebe Florine, wiewohl in der Gestalt eines schmutzigen Sausödels, wieder fand! Wie sauer ist es dem guten Prinzen Höckerich gemacht worden, bis er zum Besitz der schönen Brilliante gelangte, die der schwarze Zauberer in eine Heuschrecke verwandelte, ob sie gleich so gut eine Prinzessin war als andre, die ich nicht nennen will! Euer Gnaden haben doch noch nicht in einem Keller voller Kröten und Eidexen bis an den Hals im Wasser gestanden, wie die Brüder

der Prinzessin Rosette. Sie sind doch in kein Thier verwandelt worden, wie der Prinz der glücklichen Insel, und noch nie in Gefahr gewesen von Popanzen und Unholden gefressen zu werden, wie der Prinz Amatus. Mit Einem Worte, gnädiger Herr, bedenken Sie, daſs ich Ursache genug hätte mich so arg zu beklagen als einer. Ich weiſs nicht, warum es die Frau Rademante so gut mit mir meint; aber ich habe zehnmahl mehr Prügel und Rippenstöſse gekriegt als Euer Gnaden, und die Prinzessin soll noch geboren werden, die mich deſswegen trösten wird. Wenn Sie etwas leiden, gnädiger Herr, so wissen Sie doch warum! Aber dem armen Pedrillo, der bey allen schlimmen Abenteuern das meiste davon trägt, giebt niemand ein gutes Wort darum. Sey es! Ich will mich nicht beschweren, ob mir gleich die verdammten Bengel den Rücken so weich geschlagen haben als den Bauch; es ist nun einmahl mein Schicksal: wenn Sie nur wieder zufrieden seyn wollen, so will ich mit Euer Gnaden aushalten so lange Gott will, und so lang' ich noch eine Rippe habe, die ich mir in Euer Gnaden Dienst entzwey schlagen lassen kann.

Diese Vorstellungen, denen das gute Herz des Pedrillo keinen geringen Nachdruck gab, und die Gewiſsheit daſs die Prinzessin noch lebe und in Freyheit sey, wirkten nach und nach so viel auf unsern Helden, daſs er sich wieder faſste und dem Pedrillo für die Ergebenheit, die er gegen ihn zeigte, sehr verbindliche Dinge sagte; mit der Versicherung, daſs er, wenn er noch glücklich genug seyn sollte das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, seine erste Sorge seyn lassen wolle, ihn für seine Treue und für alles Ungemach, das er ihm zu Liebe ausgestanden, so reichlich zu belohnen, daſs ihm nichts zu wünschen übrig bleiben sollte. Diese tröstlichen Versprechungen, wiewohl die dermahligen Umstände zu ihrer Erfüllung wenig Hoffnung machten, erfreuten den dankbaren Pedrillo so sehr, daſs er der empfangenen Schläge auf einmahl vergessen hätte, wenn sein Rücken nicht unhöflich genug gewesen wäre, ihn alle Augenblicke daran zu erinnern.

Indessen raffte er doch alle seine Kräfte zusammen, um seinen niedergeschlagnen Herrn wieder aufzumuntern; und nachdem er den schattigsten Platz am Flusse ausgesucht hatte, so wurde beschlossen, sich so lange da aufzuhalten, bis sie sich völlig erhohlt haben würden.

Don Sylvio fühlte den Schmerz, das Bildniſs seiner Geliebten verloren zu haben, allzu stark, als daſs er andre Schmerzen hätte fühlen können; er fing alle Augenblicke an neue Klagen anzustimmen, und es währte ziemlich lange, bis ihn das Beyspiel des Pedrillo und sein eigner Hunger vermögen konnten, den Vorrath aufzehren zu helfen, der sich noch im Zwerchsacke fand. Es war unter andern noch eine Flasche Malaga vorhanden, die ihnen in so betrübten Umständen sehr zu Statten kam, und in kurzer Zeit den ehrlichen Pedrillo so guten Humors machte, daſs er nicht leiden konnte, seinen Herrn mit einer so trostlosen Miene da sitzen zu sehen.

Herr Don Sylvio, sagte er, im Unglück muſs man haben Muth. Sapperment! es ist keine Kunst zufrieden zu seyn, wenn Ihnen alles nach Wunsch und Willen geht. Herzhaft, gnädiger Herr! Ein feiges Herz freyt keine schöne Frau. Das Glück ist kugelrund; heute mir, morgen dir; heute Regen, Hagel und Prügelsuppen, morgen Sonnenschein, Freude und Wohlleben. Es ist die Welt, pflegte meine Groſsmutter zu sagen, jeder Tag hat seine eigne Plage; aber es wird alles besser, wenn man nur die Zeit erwarten kann; Zeit bringt Rosen, und man redt so lange von der Kirmesse bis sie kommt. Es ist mir ich seh' es schon, wie froh wir seyn werden, wenn wir einmahl unsre Prinzessin wieder gefunden haben; aber nicht mehr als einen elenden Schmetterling, versteht sich, sondern in Lebensgröſse, wie sie aus Mutterleibe gekommen ist; ich will sagen, als eine wirkliche Prinzessin, mit einer reichen goldnen Krone auf dem Kopf, und in einem langen Talar, über und über mit Perlen und Karfunkeln besetzt, daſs sie wie die helle Sonne glänzen wird. Hey sa! da wirds zugehen! da wird der Himmel voller Geigen hängen; da werden wir alle Tage Feiertag haben, und essen und trinken, und tanzen und springen, und lachen und fröhlich seyn, daſs die Karabossen und Fanferlüschen vor Neid die Darmgicht kriegen möchten, wenn sie uns so fröhlich sehen. Nur gutes Muths, sag' ich! Sapperment, wenn wir die Prinzessin selbst haben, was bekümmern wir uns um ihr Bild! So dächte ich wenigstens wenn es meine Sache wäre. Zudem so wollt' ich gleich schwören, daſs der grüne Zwerg unser Kleinod so wenig gesehen hat, als die achtzigjährige Jungfer, der er die Zähne ausstochern soll. Ich hatte meine Augen weit genug offen, und ich sehe Gott Lob! noch wohl daſs eine Mistgabel kein Ohrlöffelchen ist. Die Nymfe war ein Grasmensch, gnädiger Herr, ein Kühmensch; das weiſs ich so gewiſs, als ob es meine leibliche Mutter wäre. Und wenn Sies nicht glauben wollen, so ist bald ein Mittel da, hinter die Sache zu kommen. Das Dorf kann nicht hundert Meilen von hier seyn, wo sie zu Hause ist. Wir wollen diesen Abend noch hingehen, und von Thür zu Thür suchen, bis wir sie gefunden haben; sie muſs das Kleinod wieder heraus geben, oder es müſste keine Justiz mehr im Lande seyn.

Aber wenn es so wäre, sagte Don Sylvio, woher käme die wunderbare Übereinstimmung zwischen dieser Begebenheit und meinem gestrigen Traume?

Gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, ich erinnere mich Ihres Traumes noch so wohl, als ob ich ihn selbst geträumt hätte; aber ich kann die Übereinstimmung nicht finden die Sie darin sehen. Wo ist denn hier die Sylfide, die Ihnen erschien? und wo ist der Rosenwagen mit zwölf rubinenen Paradiesvögeln, der Euer Gnaden in die bezauberte Insel führte? Das ist doch ein Hauptumstand, der hier gänzlich mangelt. Und dann sagen Sie, die Nymfe habe den blauen Schmetterling an einem goldnen Faden flattern lassen; dieſs trifft wieder nicht ein. Denn der Faden, den die Grasnymfe dazu brauchte, war ein grober hanfener Faden, womit sie, denk' ich, die Löcher in ihrem Hemde hatte stopfen wollen; und sie hätte, meiner Six, wohl daran gethan, denn die bloſse Haut guckte ihr allenthalben hervor. Ich will nicht ehrlich seyn, wenn sie nicht so schwarz wie Erde war; und ich habe doch mein Tage gehört, daſs eine Nymfe lauter Lilien und Rosen ist. Doch sie mag gewesen seyn was sie will, so viel weiſs ich gewiſs, daſs wir die Schläge, die uns die groben Lümmel gaben, gewiſs nicht im Traume gekriegt haben. — Basta! es ist nun vorbey, und zu geschehenen Dingen muſs man das beste reden. Auf die Gesundheit der Prinzessin, wo sie auch seyn mag! Ich hoffe, sie wird es uns zu seiner Zeit genieſsen lassen, daſs wir so viel um ihrentwillen ausgestanden haben.

---

3. KAPITEL.

Innerliche Anfechtungen des Don Sylvio.

Don Sylvio, dem das Gewäsche des Pedrillo beschwerlich war, bediente sich des Vorwandes, daſs er während der Nachmittagshitze ein paar Stunden ruhen möchte, um ihn zum Schweigen zu bringen. Er stellte sich als ob er schliefe, und Pedrillo folgte seinem Beyspiele bald darauf in vollem Ernst. Aber Don Sylvio war zu unruhig, als daſs er hätte schlafen können. Tausend quälende Gedanken, die wider seinen Willen in ihm aufstiegen, brachten ihn endlich so weit, daſs er zum ersten Mahl einiges Miſstrauen in die Wahrheit seiner Einbildungen zu setzen anfing.

Wie? dachte er, wenn die Erscheinung, die ich von der Fee Radiante zu haben glaubte, ein bloſses Spiel einer erhitzten Fantasie gewesen wäre? — Je mehr er dieser Vermuthung nachsann, je wahrscheinlicher fand er sie, und die unglückliche Begebenheit mit den Grasnymfen (die er nun ziemlich geneigt war für das zu halten, was sie wirklich waren) trieb diese Wahrscheinlichkeit in etlichen Minuten beynahe zur Gewiſsheit hinauf; denn es schien ihm unbegreiflich, daſs ihn die Fee Radiante den Fäusten und Knitteln dieses groben Bauergesindels Preis gegeben haben würde, wenn sie ihm wirklich ihren Schutz versprochen hätte.

Diese Zweifel ängstigten ihn unaussprechlich. Er raffte alle seine Kräfte zusammen sich ihrer zu erwehren; aber sie kamen immer mit verdoppelter Stärke wieder, und der Aufruhr, den sie in seinem Gehirn erregten, ward zuletzt so wild, daſs der Überrest von Vernunft, den ihm die Feerey noch gelassen hatte, in die gröſste Gefahr kam, vollends darüber verloren zu gehen.

In diesen betrübten Umständen war das Bild seiner geliebten Schäferin das einzige, was in seiner von Zweifeln überschwemmten Seele noch empor ragte, und im allgemeinen Umsturz seiner Ideen unerschüttert blieb. Wenn auch alles andre Einbildung ist, rief er, so weiſs ich doch gewiſs, o du nahmenlose Unbekannte! daſs es keine Einbildung ist daſs ich dich liebe. 7) Es mag nun eine Fee seyn, die dein Bild in meinen Weg gelegt hat, oder ein glückliches Ungefähr mag es dahin geworfen haben; du magst eine Prinzessin oder eine Schäferin seyn; du magst für mich bestimmt seyn, oder einst von einem Glücklichern als ich geliebt werden, du, die jetzt die schönste unter den Nymfen des Himmels ist! wenn mein Verhängniſs es so will, daſs ich, deiner beraubt, in hoffnungsloser Liebe verschmachten soll, so ist doch keine Gewalt, die dein Bild aus meiner Seele reiſsen kann. Ich will dich suchen, durch alle Länder und Meere des Erdkreises, von einem Pole zum andern, vom ewigen Schnee der Cimmerischen Gebirge, bis in die glühenden Zonen, wo kein schattender Baum, keine kühle Quelle die brennende Hitze mildert: und wenn ich dich nicht finde, und die Erde dich, ihre schönste Zierde, schon verloren hat; was kann mich hindern, daſs mein verlangender Geist, von der Gewalt seiner unsterblichen Liebe empor gezogen, nicht von Sfäre zu Sfäre irre, dich da zu suchen, wo deine Schönheit alle nahmenlose Schönheiten des Äthers verdunkelt; oder herab in die unterirdischen Gegenden steige und unter den Schatten dich suche, die, von deinen Augen angestrahlt, den Verlust des Tages nicht mehr beklagen, und ein süſses Vergessen aller andern Wünsche aus deinen Blicken saugen!

Diese dithyrambischen Einfälle, so närrisch sie unsern weisen Lesern vorkommen mögen, hatten einen sehr heilsamen Einfluſs auf unsern Helden; denn er schlummerte unvermerkt darüber ein, und dieſs war in seinen dermahligen Umständen das beste, was ihm begegnen konnte. Oder, was kann der Unglückliche bessers thun als schlafen!

Don Sylvio fand in seinem Schlummer einen gedoppelten Vortheil, das Vergessen seines Kummers, und die Glückseligkeit eines angenehmen Traums, der, wenigstens so lang' er dauerte, alle wohlthätige Wirkungen der Wahrheit hatte. Es däuchte ihn, er sehe seine geliebte Prinzessin, aber nicht in Gestalt einer Schäferin oder eines Sommervogels, sondern in ihrer eigenen, wie eine Göttin geschmückt; sie lag auf einer rosenfarbnen Wolke, die nahe bey ihm über dem Boden schwebte, und sie besprach sich eine geraume Zeit mit ihm; sie munterte ihn auf, den Muth nicht sinken zu lassen, und den Hindernissen groſsmüthig zu widerstehen, die ihre Feinde ihrem Glück in den Weg legten; sie versicherte ihn, daſs die Zeit nicht lange mehr verziehen werde, da sie die Gestalt, worin sie ihm jetzt sich zeige, durch ihn selbst wieder erhalten würde; und sie setzte auf eine eben so zärtliche als verbindliche Art hinzu, sie wünschte noch tausendmahl liebenswürdiger zu seyn, um ihn für alles Ungemach belohnen zu können, womit er ihren Besitz erkaufen müsse. Don Sylvio wollte ihr eben die zärtlichste Antwort hierauf geben, die eine so schmeichelnde Erklärung verdiente, als sie wieder verschwand.

Dieser Umstand war freylich der einzige unangenehme in seinem ganzen Traum; aber das Vergnügen sie gesehen zu haben, und der liebliche Ton ihrer Tröstungen, der noch um sein entzücktes Ohr säuselte, machte ihn für alles Schmerzhafte unempfindlich. Er vergaſs aller überstandenen Trübsale, verachtete alle künftige, und war jetzt nur begierig eine Reise fortzusetzen, wovon jeder Schritt ihn dem Ziele seiner Sehnsucht näher brachte. Er weckte also den Pedrillo, und nachdem er ihm voller Freuden seinen Traum erzählt hatte, befahl er ihm sich unverzüglich reisefertig zu machen.

Bey Sankt Velten, rief Pedrillo, das ist doch artig, wie unsre Träume in einander passen! Euer Gnaden haben eine Erscheinung von der Prinzessin gehabt, und ich vom Sylfenmädchen. Es kam mir vor, ich fände sie an dem nehmlichen Orte, wo Sie gestern schliefen, unter den Rosen liegen; aber ihre Frau, die Fee, war nicht dabey, und jetzt reuet es mich daſs ich sie nicht nach ihrem

Nahmen fragte; aber wir hatten so viel andre Dinge zu schwatzen daſs ich es vergaſs. Sapperment! die Zeit verging, daſs ich nicht wuſste wo sie hinkam; wir waren wohl drey bis vier Stunden beysammen, denn die Sonne ging unter, ohne daſs wirs gewahr wurden, und doch däuchte michs nur ein Augenblick; es war mir nicht anders als ob ich selbst ein Sylfe wäre; wenn es mir das Leben gälte, so könnt' ich Ihnen nicht beschreiben wie mir war; aber dieſs ist gewiſs, daſs mir in meinem Leben nie so zu Muthe gewesen ist. Sagt' ich nicht, das Glück würde uns auch einmahl wieder anlachen? Diese Träume kamen gewiſs nicht so von ungefähr; wer weiſs was geschehen kann! Die Frau Rademante will vielleicht auf einmahl wieder einbringen, was sie bisher versäumt hat. Wir wollen sehen, sagte der Blinde. Das Blatt kann sich schnell wenden. So viel versichere ich Sie, gnädiger Herr, wenn ich einmahl den grünen Zwerg unter mich kriege, wie ich hoffe und glaube, so soll er die Rippenstöſse mit Wucher wieder bekommen, womit er uns heute bedient hat; darauf kann er sich verlassen!

4. Kapitel.

Die Weissagungen des Pedrillo fangen an in Erfüllung zu gehen.

Während daſs Pedrillo seinem sprudelnden Humor auf diese Weise Luſt machte, setzten sie ihren Weg durch einen Wald von Kastanienbäumen fort, welcher, je weiter sie kamen, immer mehr das Ansehen eines Parks bekam. Hier und da sahen sie groſse Sommerlauben, Springbrunnen, Urnen, Grotten und Ruinen, die aus Gebüschen von Rosen, Schasmin oder Geiſsblatt hervor ragten; und nachdem sie eine kleine halbe Stunde fortgegangen waren, befanden sie sich in einer Art von Irrgarten von Rosen - und Myrtenhecken, dessen Gänge so künstlich durch einander geschlungen waren, daſs sie einige Mühe hatten sich heraus zu finden.

Diese Anscheinungen lieſsen unsre Wanderer nicht zweifeln, daſs sie sich in der Nähe eines Feenschlosses und am Anfang eines sehr merkwürdigen Abenteuers befänden.

Pedrillo rief einmahl übers andre: Sagt' ichs nicht, sagt' ichs nicht vorher, die Fee Rademante würde sich besser halten? Da sehen Sie nun einmahl, gnädiger Herr, ob es wohl gethan gewesen wäre, wenn wir uns, dem verfluchten Zaubergeschmeiſs zu Gefallen, ins Wasser gestürzt hätten, wie Sie ganz gewiſs gethan hätten, wenn ich nicht gewesen wäre! Das Beste was wir davon gehabt hätten, wär' etwann gewesen, daſs uns irgend eine Sirene in Wasserschlangen oder Meerkatzen verwandelt hätte; anstatt daſs wir jetzt Hoffnung haben, in einem diamantenen oder gar krystallenen Schlosse zu übernachten, auf seidenen Matratzen zu liegen, und von lauter schönen Sylfiden bedient zu werden, von denen die schlechteste so viel Perlen und Edelsteine an sich hängen hat, daſs man ein paar Königreiche dafür kaufen könnte.

Indem er so plauderte, befanden sie sich in einem groſsen Spaziergange von Pomeranzenbäumen, an dessen Ende sie einen prächtigen Pavillion erblickten. Eine halb offene Flügelthür lieſs sie in einen groſsen Sahl sehen, aus welchem, weil die sinkende Sonne ihm gegen über stand, ein Schimmer von Spiegeln, Vergoldungen und reichem Geräthe von ferne schon die Augen des Pedrillo blendete.

So erfreut er über diesen Anblick war, so fing ihn doch an ein wenig zu schauern, wenn er dachte, daſs er sich an einem Orte befände wo alles durch Zauberey zuginge, und das Herz schlug ihm immer stärker, je näher sie dem Pavillion kamen. Don Sylvio selbst, der sonst nicht der furchtsamste war, schien eine Weile unentschlossen was er thun sollte: denn er hatte schon so viele Proben von der Arglist und unermüdeten Bosheit seiner Feinde, daſs er nicht wuſste, ob nicht etwann eine neue List unter diesen schönen Anscheinungen verborgen liege. Allein die tröstlichen Versprechungen, die ihm seine geliebte Prinzessin so kürzlich erst gegeben hatte, verbanneten alle diese Besorgnisse bald wieder: und ob er gleich (auſser einigen Papagayen, die auf dem vergoldeten Geländer, das den Sahl umgab, herum hüpften) kein lebendiges Wesen gewahr wurde; so beschloſs er doch nach einer kleinen Überlegung, hinein zu gehen, und zu erwarten, was aus diesem Abenteuer werden möchte.

Aber wie groſs war sein Erstaunen, als er beym Eintritt in den Sahl, dessen Schönheit und kostbare Auszierung einer Fee würdig schien, eine Menge Katzen von allen Farben erblickte, die sich nicht anders geberdeten, als ob sie die einzigen Bewohner dieses prächtigen Ortes wären! Einige lagen auf Polstern von goldnem Stoffe, andre spazierten ganz gelassen zwischen den Blumengefäſsen und Sinesischen Pagoden, womit der Kamin ausgeziert war, herum; indem noch andre sich um ein wunderartiges schneeweiſses Kätzchen geschäftig zeigten, welches, mit Perlenschnüren umwunden, in einer anmuthig nachlässigen Stellung, auf einem Sofa von rosenfarbnem Damast mit Silber ausgestreckt lag.

Bey einem solchen Anblick hätte sich wohl ein weiserer Man als Don Sylvio des Palasts der weiſsen Katze erinnern können. Aber als die Katzen, die auf den Polstern lagen, so bald er den Fuſs in den Sahl setzte, ihn mit einer Symfonie nach ihrer Art bewillkommten: so war nun (nach seiner Weise zu schlieſsen) nichts gewisser, als daſs er sich in dem nehmlichen Palaste befände, worin ein gewisser Prinz, dem die Geschichte keinen Nahmen giebt, in Gesellschaft einer sehr geistreichen, zärtlichen und tugendhaften weiſsen Katze, die in der Folge eine eben so schöne Prinzessin war, drey Jahre zubrachte die ihm nur einzelne Tage däuchten.

Seine Freude über einen so glücklichen Zufall war ungemein. Denn, auſser der verbindlichen Aufnahme, die er sich in diesem Schlosse versprechen konnte, war ihm das gute Herz und die Groſsmuth der weiſsen Katze so wohl bekannt, daſs er sich versichert hielt, sie werde ihm zu glücklicher Vollendung seines Vorhabens allen Beystand leisten, den er sich nur wünschen könne.

In diesen Gedanken näherte er sich dem Sofa, wo das schöne weiſse Kätzchen saſs, und war im Begriff, sie mit aller der Ehrfurcht, die einer Katze von so hoher Geburt und auſserordentlichen Eigenschaften gebührt, anzureden: als sich plötzlich eine Thür öffnete, aus welcher, zu groſsem Erstaunen des Pedrillo, die kleine Sylfide herein guckte, mit welcher er gestern im Walde Bekanntschaft gemacht hatte.

Wenn eine so unvermuthete Erscheinung den Pedrillo in Bestürzung setzte, so that sie auf die Sylfide keine geringere Wirkung. Kaum wurde sie unsrer Abenteurer gewahr, als sie den Kopf mit einem Schrey zurück zog, die Thür wieder zuschlug, und so eilfertig davon lief als ob sie ein Gespenst gesehen hätte.

Don Sylvio wuſste nicht, was er aus dieser seltsamen Art zu erscheinen und wieder zu verschwinden machen sollte. Aber Pedrillo half ihm augenblicklich aus dem Wunder.

Da haben wirs! rief er; Glück zu, gnädiger Herr, unser Traum ist erfüllt! Machen Sie Sich keinen Kummer, sie wird bald wieder kommen; sie lief nur, um der Fee zu sagen daſs wir da sind.

Vom wem redest du? fragte Don Sylvio leise, indem er ihn auf die Seite nahm.

Ey von wem sonst als von der Sylfide, die eben jetzt zu dieser Thür herein guckte, und die, wie ich Euer Gnaden schwören kann, eben dieselbe Sylfide ist, die ich gestern, unter der Rosenlaube neben Ihnen antraf, und die mir heut im Traum erschienen ist!

Pedrillo, sagte Don Sylvio, es müſste mich alles betrügen, oder wir befinden uns im Schlosse der weiſsen Katze, welche eine groſse Prinzessin und zugleich eine Fee ist; wenn die Sylfide, die du kennest, zu diesem Palast gehört, so war die Fee, die du gestern sahest, vermuthlich die weiſse Katze selbst.

Ich weiſs nicht, was Sie mit Ihrer weiſsen Katze wollen, antwortete Pedrillo: Sie werden doch, zum Deixel! nicht denken, daſs das Puſschen, das dort auf dem Sofa sitzt und Gesichter schneidet, die Fee ist —

Rede nicht so laut, unterbrach ihn Don Sylvio, und laſs dir ein-für allemahl sagen, daſs man an solchen Orten, wie der wo wir uns jetzt befinden, nicht vorsichtig und bescheiden genug seyn kann.

Don Sylvio hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, als Pedrillo einen groſsen Schrey that, und mit beiden Händen wie ein Unsinniger um sich schlug; denn einer von den Papagayen, die den Katzen in diesem Zimmer Gesellschaft leisteten, hatte, entweder weil ihm Pedrillo's Fysionomie nicht anständig war, oder aus einer andern Ursache, die er (so viel wir wissen) niemahls entdeckt hat, für gut befunden, ihm, indem er hinter ihm vorbey flog, einen kleinen Backenstreich mit seinen Krallen zu versetzen, welchen Pedrillo (weil er den Urheber davon nicht sah) mit groſsen Betheurungen von irgend einem Kobold oder unsichtbaren Zwerg empfangen zu haben versicherte.

Nimm es, sagte Don Sylvio, als den Lohn für dein unbescheidenes Geplauder an! Es wird weiter nichts als eine kleine Züchtigung gewesen seyn, die dir eine von den unsichtbaren Händen gegeben hat, von denen man in diesem Palast bedient zu werden pflegt.

Potz Herrich, sagte Pedrillo, das ist eine vertrackte Art die Leute zu bedienen! Wenn es eine Hand war, so muſs sie sich die Nägel in sieben Jahren nicht beschnitten haben; ich versichere Euer Gnaden, daſs ein Griff von einem jungen Waldteufel nicht tiefer einschneiden könnte. Sapperment! wenn man für ein jedes Wort, womit man sich hier verfehlt, einen solchen Cirkumflex bekommt; so muſs ich mir das Maul zunähen lassen, oder die boshaften Kobolde werden mir bis morgen das ganze groſse und kleine Alfabet in mein Gesicht hinein gekratzt haben.

In der That, sagte Don Sylvio, du würdest am besten thun, wenn du einen vollkommenen Stummen vorstelltest; denn so wie du dich aufführst, steh' ich dir nicht dafür, daſs dir nicht noch unangenehmere Dinge begegnen könnten, nichts davon zu sagen, daſs du mir mit deiner ungezogenen Waschhaftigkeit und mit deinen pöbelhaften Schwüren und Ausdrücken sehr wenig Ehre machen wirst.

Nun gut, gnädiger Herr, versetzte Pedrillo, ein guter Rath findet eine gute Statt. Ich will, weil Sies für gut ansehen, so stumm seyn als ein Karpfen; ich will Ihnen einen Stummen agieren, daſs Sie Ihre Lust daran sehen sollen. Aber, hum! ich höre jemand kommen — Ha! sagt' ichs nicht? Es ist die Fee selbst. — St!

---

5. Kapitel.

Erscheinung der Fee. Wie gefährlich es ist, ein Frauenzimmer anzutreffen, welches unsrer Geliebten gar zu ähnlich sieht.

Es ist, geneigter Leser, bereits zwey und vierzig Minuten, achtzehn Sekunden, richtig an einer zu Genf fabricierten Londner Uhr abgezählt, daſs wir einem halben Dutzend schönen neuen Gleichnissen nachsinnen, wodurch ein Dichter benöthigten Falls den höchsten Grad des Erstaunens und der Bestürzung abzuschildern versuchen könnte, — ohne daſs wir so glücklich gewesen sind, nur ein einziges zu finden, welches nicht durch die vielen Hände, wodurch es seit den Zeiten des alten Homers bis auf diesen Tag gegangen, so abgenutzt worden wäre, daſs es zu nichts mehr zu gebrauchen ist.

Wir wissen uns also für dieſsmahl nicht anders zu helfen, als durch eine gewisse rhetorische Figur, die wir einem der geschicktesten Zueignungsschriftenmacher unsrer Zeit abgesehen haben, und sagen also:

Weder der Schrecken eines unvorsichtigen Knaben, der seine Hand in eine Höhle gesteckt hat, und unversehens eine Schlange ergreift; noch das Entsetzen jenes Bräutigams, der des Morgens nach seiner Hochzeitnacht anstatt der schönen Schwester, die er liebte, die häſsliche an seiner Seite fand; noch die Bestürzung eines Richters bey Erblickung eines silbernen Waschbeckens voll Kremnitzer Dukaten, womit ihm ein Klient, der zu leben weiſs, die Gerechtigkeit seiner Sache begreiflich gemacht hat — sind hinlänglich, uns nur den zehnten Theil der Bestürzung vorzubilden, in welche Don Sylvio gerieth, da er in der Fee dieses Zauberschlosses das Urbild seiner geliebten Schäferin erblickte.— Doch wir sagen zu viel: denn da er sich seit seinem letzten Traum von neuem überredet hatte daſs sie noch ein Sommervogel sey; so war er bloſs darüber bestürtzt, wie es zugehe daſs eine so erstaunliche Ähnlichkeit zwischen ihr und dieser Fee seyn könne.

Donna Felicia (denn wir können und wollen es nicht länger verbergen, daſs wir zu Lirias sind) hatte Sorge getragen, sich unserm Helden in einem Anzuge zu zeigen, der, indem er ihre Annehmlichkeiten auf die vortheilhafteste Art entwickelte, ihr zugleich ein so sonderbares Ansehen gab, daſs ihr nur ein Stäbchen von Ebenholz fehlte, um eine vollkommene Lüminöse 8) vorzustellen.

Sie hatte sich eben an ihrem Nachttische befunden, um sich auf die Ankunft ihres Bruders auszuputzen, der sie auf eine unerwartete Gesellschaft vorbereitet hatte; als ihr Laura die überraschende Zeitung brachte, daſs Don Sylvio, sie wisse nicht wie, im Sahle sichtbar geworden sey; und der glückliche Instinkt, der bey den Beherrscherinnen unsrer Herzen die Stelle der langsamen Vernunft einnimmt, hatte ihr in einem Augenblick begreiflich gemacht, daſs sie nicht feenmäſsig genug aussehen könne, um den Eindruck zu befördern, den sie auf ihn zu machen wünschte.

Sie bewillkommte ihn mit dem edlen und anmuthsvollen Anstande, der ihr eigen war, ob sie sich gleich Gewalt anthun muſste, die Unruhe zu verbergen, die in ihrem schönen Busen kochte. Sie bezeigte sich dem Zufalle sehr verbunden, der einen jungen Ritter, dessen Ansehen keine gemeine Verdienste ankündigte, in ihr Schloſs geführt hätte, und versicherte ihn, daſs ihr Bruder, dessen Ankunft sie alle Augenblicke erwarte, sehr erfreut seyn würde eine so angenehme Bekanntschaft zu machen.

Hätte Don Sylvio nichts als die Bestürzung über eine unverhoffte Ähnlichkeit zu bekämpfen gehabt, so möchte es wohl nicht schwer gewesen seyn, sich in der gehörigen Fassung zu erhalten. Allein die Natur, die ihre Rechte nie verliert, und am Ende doch allemahl den Sieg über die Einbildungskraft davon trägt, spielte ihm in diesem kritischen Augenblick einen andern Streich, gegen den es so viel als unmöglich war sich zu vertheidigen.

Der gute Sylvio hatte die Eindrücke, die das Bildniſs seiner vermeinten Prinzessin auf ihn gemacht, und die Wünsche, die es in seinem Herzen erregt hatte, für Liebe gehalten: er hatte sich geirrt; es war nur eine schwache Vorempfindung, nur ein armes Schattenbild der Liebe, die ihm das Urbild selbst einflöſsen würde.

Ihr erster Blick, der dem seinigen begegnete, schien ihre Seelen auszutauschen. Die ganze Gewalt dieser unbeschreiblichen Entzückung, womit eine sympathetische Liebe, zumahl wenn es die erste ist, bey Erblikkung ihres Gegenstandes eine empfindliche und zu dieser glücklichen Art von Schwärmerey aufgelegte Seele berauschen kann, durchdrang, erfüllte, überwältigte sein ganzes Wesen. Alle seine vorigen Ideen schienen ausgelöscht; neue Sinne schienen plötzlich in seinem Innersten sich zu entwickeln, um alle diese unzähligen Reitzungen aufzufassen, die ihm entgegen strahlten; kurz, er war so sehr auſser sich selbst, daſs er die verbindliche Anrede der vermeinten Fee mit nichts anderm als stammelnden und abgebrochenen Sylben zu beantworten vermochte.

Donna Felicia würde vermuthlich mit dem zärtlichsten und wohl gesetztesten Komplimente nicht halb so gut zufrieden gewesen seyn, als sie es mit der weit beredtern Verwirrung war, worin sie ihn sah. Dasjenige, was in ihrem eigenen Herzen vorging, erklärte und ergänzte ihr was in der Anrede unsers Helden mangelhaft und unverständlich schien; aber weil sie mehr Gewalt über sich selbst hatte, oder (um uns richtiger auszudrücken) weil sie ein Frauenzimmer war, so wuſste sie nicht nur ihre eigene Unruhe zu verbergen, sondern sie hatte auch die Gefälligkeit ihm zu einiger Fassung behülflich zu seyn, indem sie sich sogleich in den Sofa warf, und, nachdem sie ihn ersucht hatte einen Lehnstuhl neben ihr einzunehmen, von dem weiſsen Kätzchen, das von seinem gewohnten Platz auf ihrem Schooſse Besitz genommen hatte, Anlaſs nahm, über die Gedanken zu scherzen, welche beym Eintritt in diesen Sahl in ihm hätten veranlaſst werden müssen. Gestehen Sie mir, Don Sylvio, (sagte sie) daſs Sie bey Erblickung einer so ansehnlichen Gesellschaft von Katzen, die den Hof meines kleinen Lieblings auszumachen schien, Sich kaum erwehren konnten zu glauben, daſs Sie in dem Palast der weiſsen Katze seyen!

Man kann auf keine glücklichere Art betrogen werden, schönste Fee, erwiederte Don Sylvio. Möchten Sie mit eben der Scharfsichtigkeit, womit Sie meinen ersten Gedanken (der, ehe ich Sie selbst zu sehen das Glück hatte, natürlich genug war) zu entdecken wuſsten, in das Innerste meiner Seele schauen, und darin zu lesen würdigen, was ich weder Kühnheit noch Vermögen habe auszusprechen.

Donna Felicia fand für gut, anstatt auf diese ehrfurchtsvolle Liebeserklärung zu antworten, ihn mit der Lebensgeschichte und den bewundernswürdigen Tugenden der kleinen weiſsen Katze zu unterhalten. So geringfügig dieser Gegenstand an sich selbst war, so wichtig ward er (zumahl für einen so geneigten Zuhörer als Don Sylvio) auf den schönen Lippen der Donna Felicia, und durch den Reitz, den sie über alles was sie sagte oder that auszugieſsen wuſste. Don Sylvio erfuhr es nur allzu sehr. Jeder ihrer Blicke, jedes Wort das sie sprach, jede kleine Bewegung die sie machte, vermehrte die Entzükkung, worin er ganz verloren schien. Seine Einbildungskraft, unfähig etwas vollkommneres zu erstreben als was sich seinen Augen darstellte, wurde nun auf einmahl ihrer vorigen Macht beraubt, und diente zu nichts als den Sieg der Empfindung vollkommen zu machen. Alle diese schönen Fantomen, womit sie angefüllt gewesen war, verschwanden wie die leichten Dünste eines Frühlingsmorgens vor der aufgehenden Sonne. Er erinnerte sich seines vorigen Zustandes nur wie eines Traums, oder, richtiger zu reden, er vergaſs ihn und alles was er kurz vorher gedacht, geliebt, gehofft und gefürchtet hatte, so lang' er Donna Felicia vor sich sah, so gänzlich, als ob er den ganzen Lethe ausgetrunken hätte. 9)

Dieser Zustand mochte für ihn selbst angenehm genug seyn, aber er machte ihn nicht sehr kurzweilig für seine Gesellschafterin; und nachdem alles, was sich von ihren Katzen nur immer sagen lieſs, völlig erschöpft war, ſo würde die Unterhaltung ziemlich matt geworden ſeyn, wenn die Papagayen, welche von Zeit zu Zeit in den Sahl gehüpft kamen und überaus witzig und ſchwatzhaſt waren, ſich nicht zuweilen in das Geſpräch gemiſcht hätten.

---

6. KAPITEL.

Unverhoffte Zusammenkunft.

Donna Felicia bezeigte eben einige Unruhe über das Auſsenbleiben ihres Bruders, der ihr, wie sie sagte, Hoffnung gegeben hätte eine liebenswürdige Gesellschaft mitzubringen: als sich die innere Thür des Sahls öffnete, und Don Eugenio von Lirias mit der schönen Jacinte und seinem Freunde Don Gabriel herein trat, und unserm Helden in dem Unbekannten, dem er das Leben oder wenigstens seine Geliebte gerettet hatte, den Bruder seiner angebeteten Fee zeigte.

Die Überraschung war auf beiden Seiten gleich angenehm, und mit einer gleich groſsen Verwunderung auf Seiten des Bruders und der Schwester begleitet. Allein da es sich jetzt nicht schickte, diese letztere Regung merken zu lassen, so begnügte sich Don Eugenio, nachdem er seiner Schwester die schöne Jacinte vorgestellt und empfohlen hatte, seine Freude darüber zu bezeigen, daſs er unsern Helden (dessen unerwartete heimliche Abreise aus dem Wirthshause ihn nicht wenig befremdet hatte) so unverhofft in seinem eigenen Hause wieder finde. Sie wissen vermuthlich nicht, sagte er zu Donna Felicia, wie viel wir dem Don Sylvio schuldig sind. In kurzem sollen Sie den ganzen Zusammenhang einer Geschichte erfahren, die Ihnen kein Geheimniſs mehr seyn darf. Alles was ich Ihnen jetzt davon melden kann, ist, daſs Sie in der Person dieses liebenswürdigen Unbekannten denjenigen sehen, der durch groſsmüthige Wagung seines eigenen Lebens Ihnen einen Bruder erhalten hat.

Sie vergröſsern, erwiederte unser Held, den Werth eines Beystandes, den Ihre und Ihres Freundes Tapferkeit überflüssig machte, und wozu ich durch Gesinnungen, die Ihr erster Anblick mir einflöſste, hingerissen wurde. Hätte ich damahls wissen können, was dieser glückliche Augenblick mich gelehrt hat; so würde ich, wenn auch jede meiner Adern ein eigenes Leben hätte, jedes derselben mit Vergnügen aufgeopfert haben, um ein so kostbares Leben zu erhalten.

Don Eugenio würde vermuthlich über dieses hyperbolische Kompliment ein wenig gestutzt haben, wenn die Aufmerksamkeit, womit er die Eindrücke beobachtete, welche Jacinte auf seine Schwester machte, ihm zugelassen hätte auf irgend etwas andres aufmerksam zu seyn.

Donna Felicia — welche ziemlich verlegen gewesen war, wie sie ihre Neigung zu unserm Helden, und den Plan, den sie seit einer halben Stunde, mit der Behendigkeit die allen Wirkungen der Liebe eigen ist, bey sich selbst entworfen hatte, ihrem Bruder verbergen oder gefällig machen könnte — war vor Vergnügen auſser sich, da sie hörte, was für Verdienste Don Sylvio sich bereits um ihn erworben hatte. Dieser glückliche Umstand rechtfertigte nicht nur die Lebhaftigkeit ihrer Achtung für den Erretter eines Bruders, den sie so zärtlich liebte; sondern, da er ihr in Verbindung mit den übrigen Umständen einiges Licht über die geheime Geschichte desselben (worin Jacinte vermuthlich keine Nebenrolle zu spielen hatte) zu geben schien, so hoffte sie nun, daſs sie wenig Mühe haben würde, den Beyfall ihres Bruders für ihre Liebe zu erhalten, da er vermuthlich den ihrigen für die seinige nöthig haben würde. Sie verdoppelte also die Ausdrücke des Wohlgefallens und der Zuneigung, welche ihr die Liebenswürdigkeit der jungen Dame ohnehin eingeflöſst haben würde, da sie, aller Zurückhaltung des Don Eugenio ungeachtet, nur allzu deutlich sah wie heftig er sie liebte; und Don Eugenio, der alle diese Liebkosungen ganz allein auf die Rechnung der Vorzüge seiner Geliebten schrieb, war darüber so erfreut, dafs er den Augenblick kaum erwarten konnte, sich seines Geheimnisses in ihren schwesterlichen Busen zu entladen.

Niemahls hat vielleicht in einer Gesellschaft von Personen, welche einander theils gänzlich theils beynahe unbekannt waren, so viel Sympathie und eine solche Mannigfaltigkeit von verborgenen zärtlichen Regungen geherrschet, als in dieser. Natürlicher Weise konnten so liebenswürdige Personen, als sich hier zusammen gefunden hatten, einander nicht gleichgültig seyn: aber die geheimen, obgleich noch unentwickelten Verhältnisse, worin sie gegen einander standen, machten sie einander noch unendliche Mahl interessanter; und Liebe und Natur, welche hier in geheim ihr Spiel hatten, brachten eine Harmonie und eine Vertraulichkeit, wozu sonst eine Reihe von Wochen erfordert wird, in eben so vielen Minuten hervor.

Don Gabriel war der einzige, der ohne Rücksicht auf sich selbst an dem allgemeinen Vergnügen Antheil nahm. Die Ruhe seines Herzens erlaubte ihm, die übrigen mit der

Scharfsichtigkeit eines Weisen und mit der Güte eines Menschenfreundes zu beobachten; und obgleich ein Theil von dem, was er zu bemerken glaubte, ein Räthsel für ihn war, so sah er doch daſs in kurzem sehr artige Geheimnisse sich entwickeln würden.

Inzwischen erschienen ein paar prächtig gekleidete kleine Mohren, um die Gesellschaft mit Erfrischungen zu bedienen; und Don Gabriel, der einen natürlichen Beruf dazu zu haben glaubte, hatte die Gefälligkeit, durch die Munterkeit seines Witzes zu verhindern, daſs die Unterhaltung nicht von Zeit zu Zeit in ein doppeltes wiewohl stillschweigendes *Tête à Tête* ausartete.

Ungeachtet einer gewissen fantastischen Wendung, welche beynahe in allem was Don Sylvio sagte oder that in die Augen fiel, wurde doch Don Eugenio je länger je mehr von ihm eingenommen; und bey den Verbindlichkeiten, die er gegen ihn hatte, konnte er ohnehin nicht weniger thun, als sich die Ehre seines Aufenthalts zu Lirias auf einige Zeit auszubitten, um (wie er sagte) einer Bekanntschaft, die sich auf eine so auſserordentliche Art angefangen, Zeit zu lassen, zu einer Freundschaft zu reifen, deren er sich nicht unwürdig zu zeigen hoffte.

Don Sylvio nahm eine ſo verbindliche Einladung mit gröſstem Vergnügen an, ohne einen Augenblick mehr Umſtände zu machen, als die Prinzen in den Feenmährchen zu machen pflegen, wenn ihnen ein Nachtquartier in einem bezauberten Schloſse angeboten wird.

Donna Felicia entfernte ſich hierauf mit der ſchönen Jacinte, und Eugenio führte ſeinen Gaſt in ein prächtiges Gemach, welches er ihn als das ſeinige anzuſehen bat, ſo lang' er Lirias mit ſeinem Aufenthalte beglücken würde. Er verlieſs ihn hierauf bis zum Abendeſſen, und wartete mit Ungeduld, bis Laura ihm die Nachricht brachte, daſs ſeine Schweſter ſich in ihrem Kabinet allein befinde.

---

7. Kapitel.

Gegenseitige Gefälligkeiten.

Es ist schon längst beobachtet worden, daſs das Terenzische: *Tu si hic esses, aliter sentias,* 10) wenn der gehörige Gebrauch davon gemacht würde, ein fast allgemeines Mittel gegen alle die Widersprüche, Irrungen und Zwistigkeiten wäre, die aus der Verschiedenheit und dem Zusammenstoſs der menschlichen Meinungen und Leidenschaften täglich zu entstehen pflegen.

Für einen bloſsen Zuschauer der menschlichen Thorheiten, wenn es anders einen solchen giebt, kann nichts lustiger seyn, als eine ganze wohl policierte Gesellschaft von moralischen Egoisten beysammen zu sehen, wovon immer einer dem andern seine Persönlichkeit streitig macht, und nichts geringers fordert, als daſs alle andre in allen Sachen und zu allen Zeiten gerade so empfinden, denken, urtheilen, glauben, lieben, hassen, thun und lassen sollen, wie er; oder, welches in der That eben so viel sagen will, daſs sie keine für sich selbst bestehende Wesen, sondern bloſse Zufälligkeiten und Bestimmungen von ihm selbst seyn sollen.

Es ist wahr, unter allen diesen Egoisten ist keiner unverschämt genug diese Forderung geradezu zu machen: aber, indem wir alle Meinungen, Urtheile oder Neigungen unserer Nebengeschöpfe für thöricht, irrig und ausschweifend erklären, so bald sie mit den unsrigen in einigem Widerspruche stehen; was thun wir im Grunde anders, als daſs wir ihnen unter der Hand zu verstehen geben, daſs sie Unrecht haben, ein Paar Augen, ein Gehirn und ein Herz für sich haben zu wollen?

„Warum gefällt Ihnen das, mein Herr?“

Ich kann Ihnen keine andre Ursache davon angeben, als, weil es mir gefällt.

„Aber ich kann doch unmöglich begreifen, was Sie denn daran sehen das Ihnen so sehr gefällt! Ich für meinen Theil —“

Gut, mein Herr, das beweist nichts, als daſs mir etwas gefallen kann, das Ihnen nicht gefällt.

„Ich will eben nicht sagen, daſs es mir schlechterdings miſsfalle, aber ich kann doch auch nicht sagen, daſs ich es so gar vortrefflich, so gar ungemein finden sollte wie Sie.“

Gesetzt aber, es käme mir so vor?

„So hätten Sie Unrecht.“

Und warum das, mein Herr?

„Weil es nicht so ist.“

Und warum ist es nicht so?

„Eine seltsame Frage, mit Ihrer Erlaubniſs. Hab' ich denn nicht so gute Augen wie Sie? Ist mein Geschmack nicht eben so richtig? Kann ich nicht eben so gut von dem Werth einer Sache urtheilen wie Sie? Wenn es so vortrefflich wäre, wie Sie Sich einbilden, so müſste ichs ja auch so finden.“

Alles dieſs kann ich mit so gutem Rechte sagen wie Sie. Es mag nun hier das Auge, der Verstand oder die Einbildung entscheiden, warum soll ich Ihren Augen, Ihrem Verstand, oder Ihrer Einbildung mehr zutrauen als den meinigen? Das möcht' ich doch wissen!

„Das kann ich Ihnen gleich sagen. Ich sehe die Sache wie sie ist, und Sie sind durch den Affekt verblendet.“

Gut, mein Herr, da kommen Sie mir gerade wo ich Sie erwartete. Wenn der Affekt zuweilen verblendet, (und das thut er nur alsdann wenn er raset, welches nie lange dauern kann) so ist hingegen eben so gewiſs, daſs er ordentlicher Weise das Gesicht schärft. Wie können Sie erwarten, daſs der flüchtige, unachtsame und ungefähre Blick, den die Gleichgültigkeit auf einen Gegenstand wirft, so viel an ihm entdecken oder die Grade seines Werthes so richtig bemerken soll, als der Affekt, der ihn mit der äuſsersten Aufmerksamkeit von allen Seiten und Gesichtspunkten betrachtet?

„Aber die Einbildung, die sich unvermerkt in seine Beobachtung mischt —"

Belieben Sie zu bedenken, mein Herr, daſs nur ein verrückter Mensch seine Einbildungen für Empfindungen hält. Warum wollen Sie lieber auf einer Voraussetzung bestehen, wodurch Sie die Gesundheit meines Gehirns verdächtig machen, als bekennen, daſs es eine Sache geben kann, die ich besser kenne als Sie, oder die zum wenigsten mir aus guten Ursachen anders vorkommt als Ihnen?

Erhitzen Sie Sich nicht, meine Herren, rief ein dritter, der diesem Streite zwischen einem Ich und einem andern Ich, oder zwischen Ich und Du zugehört hatte: Sie können noch einen halben Tag disputieren, ohne daſs einer den andern bekehren würde. Und wissen Sie wohl warum? Die Ursache ist ganz natürlich: weil Sie beide Recht haben. Sie urtheilen wie ein Liebhaber, und so haben Sie Recht; und Sie urtheilen wie ein Gleichgültiger, und so haben Sie auch Recht.

„Aber, mein Herr Schiedsrichter, die Frage ist: ob er Recht habe, ein Liebhaber von etwas zu seyn, das in der That —“

Ihnen gleichgültig ist, wollen Sie sagen?

„Nein, mein Herr — das den Grad der Liebe nicht verdient, den er —“

Dieſs ist eben die Frage, die sich nicht ausmachen läſst, mein Herr. Auf diesem Wege gerathen wir wieder in den vorigen Zirkel, und da können wir uns ewig herum drehen, ohne jemahls an ein Ende zu kommen. Ihr Streit ist von einer Art, die nur durch einen gütlichen Vergleich ausgemacht werden kann. Gestehen Sie einander ein, daſs Ich gar wohl berechtiget ist, nicht Du zu seyn; hernach setzen Sie Sich jeder an des andern Platz; ich will verloren haben was Sie wollen, wenn Sie nicht eben so dächten wie Er, wenn Sie Er, oder in seinen Umständen wären; und so hätte der Streit ein Ende.

Es ist (wie vermuthlich Aristoteles schon vor uns bemerkt haben wird) keine verdrieſslichere Lage in der Welt, als diejenige, worin ein Liebhaber ist, der einer dritten Person (zumahl wenn sie nur wenig empfindlich ist) von seiner Neigung Rechenschaft geben soll. Donna Felicia und ihr Bruder befanden sich beide in diesem kritischen Umstande, und bey einer andern Lage der Sachen würde vermuthlich ein jedes große Schwierigkeiten gehabt haben, den Beyfall des andern zu erhalten. Ohne diesen glücklichen Zufall hätte Donna Felicia oder Don Eugenio sich so viel sie gewollt hätten auf Terenzens „wärst du ich — oder an meinem Platze" berufen mögen; sie würden vermuthlich nicht halb so viel damit gewonnen haben, als jetzt, da sich jedes wirklich an des andern Platze befand: so groſs ist der Unterschied zwischen der Wirkung, die eine flüchtige Abstrakzion oder die ein wahres Gefühl auf uns macht. Es ist wahr, wenn sie einander hätten schikanieren wollen, oder von der unverschämten Art von Leuten gewesen wären, die allein das Recht haben wollen Schellen an ihren Kappen zu tragen, so würden sie noch immer Stoff genug gefunden haben, einander Händel zu machen. Aber bey der guten Vernunft und gefälligen Gemüthsart, die sie mit einander gemein hatten, brauchte nur das Hinderniſs aus dem Wege geräumt zu werden, das aus der Gleichgültigkeit des einen Theils natürlicher Weise hätte entstehen müssen. Wir wollen einmahl setzen, Donna Felicia hätte die Nachsicht ihres Bruders nicht für sich selbst nöthig gehabt, wie viele Einwendungen hätte sie nicht gegen seine Liebe zu einem Mädchen ohne Nahmen, ohne Vermögen, welches vielleicht Ursache hatte über ihre Herkunft zu erröthen, und mit der sich seine Bekanntschaft auf dem Theater angefangen hatte, machen können? — Ich gestehe Ihnen alles ein, würde Don Eugenio geantwortet haben; alle diese Einwürfe, alles, was Sie und meine Freunde und die Welt nur immer dagegen sagen können, hat mir meine eigene Vernunft tausendmahl vorgesagt; und so thöricht ich Ihnen scheinen mag, so bin ich es doch nicht so sehr, um nicht ganz deutlich einzusehen, daſs Sie und meine Vernunft Recht haben. Aber was vermag das alles gegen die Stimme meines Herzens? gegen einen unwiderstehlichen Zug, von dem ich nicht Meister bin noch zu seyn wünschen kann? Die Hälfte aller dieser Umstände würde mehr als zulänglich seyn, eine gewöhnliche Leidenschaft zu dämpfen. Aber die Gewalt der Sympathie, liebste Schwester — man muſs sie selbst erfahren haben, um zu wissen, wie unmöglich es von dem ersten Augenblick an, da man sie erfährt, ist, ihr zu widerstehen.

Donna Felicia würde diesen Grund sehr geringhaltig gefunden haben, wenn sie diese Sympathie, womit Don Eugenio seine Thorheit oder Schwachheit — oder wie es die weisen Leute, die über solche Ausschweifungen hinweg sind, nennen wollen — zu rechtfertigen vermeinte, nicht aus eigener Erfahrung gekannt hätte. Und in der That hätte es ihr kaum anders als ungereimt vorkommen können, daſs eine betrügliche, ungewisse und unerklärbare Empfindung, ein ich weiſs nicht was, das vielleicht nur ein Gespenst der Einbildungskraft ist, für hinlänglich gehalten werden sollte, die Stimme der Vernunft, der Klugheit und der Ehre zu überwiegen. Allein zum Vortheil ihrer beiderseitigen Leidenschaft befanden sie sich beide in dem nehmlichen oder doch in einem sehr ähnlichen Falle. Was Donna Felicia für Don Sylvio empfand, erklärte ihr vollkommen, was Don Eugenio seine Sympathie für Jacinten nannte; und Don Eugenio konnte nicht so unbillig seyn, von seiner Schwester die Unterdrückung einer Neigung zu verlangen, die er selbst für unwiderstehlich erklärt hatte.

Sie schenkten also einander die Einwürfe, die eines jeden eigene Vernunft, so gut als des andern seine, gegen den Entschluſs ihres

Herzens zu machen hatte, und richteten ihre vereinigte Aufmerksamkeit bloſs darauf, wie die Hindernisse, die ihren Wünschen im Wege standen, am besten gehoben werden könnten. Die Gefälligkeit, welche Felicia in diesem Stücke für die Leidenschaft ihres Bruders zeigte, verdiente alle nur ersinnliche Erkenntlichkeit auf seiner Seite; und da in der That die überspannte Fantasie unsers Helden das einzige war, was ihn ihrer Liebe unwürdig machen konnte, so schien alles bloſs darauf anzukommen, wie man es anzufangen hätte, um sein Gehirn wieder in seine natürlichen Falten zu legen.

Die Nachrichten des Barbiers wurden hierbey zum Grunde gelegt, und Don Eugenio urtheilte, daſs es nicht sehr viel Mühe kosten werde, einen jungen Menschen wieder zurecht zu bringen, dessen Thorheit bloſs in einer Art von Schwärmerey bestand, die aus zufälligen Ursachen einen so seltsamen Schwung genommen hatte. Ich habe bemerkt, sagte er zu seiner Schwester, daſs Sie ihm nichts weniger als gleichgültig sind. Es ist wahr, Sie haben eine Rivalin: aber da sie nur ein Sommervogel ist und erst noch in eine eingebildete Prinzessin verwandelt werden soll, so wird sie Ihnen den Sieg nicht lange streitig machen. Lassen Sie uns Anfangs so viele Nachsicht gegen seine Thorheit brauchen, als nöthig ist um sein Vertrauen zu erwerben: die Natur und die Liebe werden das meiste dabey thun; die Einbildung wird nach und nach der Empfindung Platz machen; und wenn diese einmahl die Oberhand hat, so wird es leicht seyn, ihm Vorurtheile und irrige Begriffe zu benehmen, die keinen Fürsprecher mehr in seinem Herzen haben.

Donna Felicia war sehr erfreut, ihre eigenen Hoffnungen von ihrem Bruder gerechtfertiget zu sehen, und unterliefs nicht ihm ihre Dankbarkeit dadurch zu bezeigen, dafs sie so viel Gutes von seiner geliebten Jacinte sagte, als er nur immer wünschen konnte. Sie versicherte ihn sogar, dafs sie in ihrer Person und Denkungsart allzu viel Edles habe, als dafs das Geheimnifs ihrer Geburt sich anders als zu ihrem Vortheil enthüllen könne; und Don Eugenio, dem dieser Gedanke nichts neues war, hatte ihn jederzeit dem Vortheil seines Herzens zu günstig gefunden, um seinen Witz zu Einwürfen dagegen zu mifsbrauchen.

Nachdem sie sich also über die Mafsregeln, die sie zu Beförderung ihrer Absichten mit Don Sylvio nehmen wollten, verglichen, und für gut befunden hätten, der schönen Jacinte und dem Don Gabriel einen Theil des Geheimnisses anzuvertrauen: so schieden sie so vergnügt von einander als sie es jemahls gewesen waren, und begaben sich in den Sahl, um ihren Gästen bis zum Abendessen Gesellschaft zu leisten.

---

8. KAPITEL.

Streit zwischen der Liebe zum Bilde und der Liebe zum Original.

Die Pracht des Speisesahls, worin man sich versammelte, die Menge der Wachslichter, womit er erleuchtet war, die Kotsbarkeit des Tischgeräthes, die Niedlichkeit der Mahlzeit, die Verschiedenheit der ausgesuchtesten Weine, alles dieses würde unsern Helden, der in einem Feenschlosse zu seyn glaubte, auch in andern Umständen nicht in die geringste Verwunderung gesetzt haben, ob es gleich das erste Mahl war, daſs er eine solche Pracht auſserhalb seiner Einbildung sah. Nun aber, da Donna Felicia sich seiner ganzen Aufmerksamkeit bemächtiget hatte, wäre er leicht zu bereden gewesen, in einer Strohhütte, worin er sie gesehen hätte, sich im Palast der Fee Lüminöse zu glauben.

Die schöne Felicia konnte nicht die letzte Person seyn, welche bemerkte was in seinem Herzen vorging; und weil sie sich ihres Sieges nicht genug versichern zu können glaubte, so nahm sie sich vor, alle ihre Reitzungen zu vereinigen, um ihm eine schlaflose Nacht zu machen. Eine angenehme Symfonie, die sich während der Tafel hören lieſs, ohne daſs man sah woher, (und wovon also Don Sylvio ohne Anstand den Sylfen die Ehre gab, von denen die Feenpaläste bedient zu werden pflegten) gab ihr Gelegenheit, nach Endigung der Mahlzeit ihre eigene Geschicklichkeit hören zu lassen. Jacinte glaubte sich übertroffen zu sehen, und würde sich also niemahls haben einfallen lassen, Felicien das unbegrenzte Lob streitig zu machen, womit sie der bezauberte Sylvio überschüttete. Aber Don Eugenio war zu eifersüchtig über die Lieblingstalente seiner jungen Freundin, um seine Schwester in dem ruhigen Besitz eines so groſsen und ungetheilten Beyfalls zu lassen. Er lieſs also nicht ab, bis sie sich erbitten lieſs sich mit der schönen Felicia in einen Wettstreit einzulassen, der in einer Gesellschaft wie diese nicht anders als das allgemeine Vergnügen befördern könnte. Die beiden Damen schienen, wider die Gewohnheit ihres Geschlechts, einander den Vorzug mit einer so ungezwungenen Gutherzigkeit beyzulegen, daſs man nicht wohl an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln konnte. Don Gabriel fand, daſs es dem Paris leichter gewesen seyn müsse, unter den drey Göttinnen einer den goldnen Apfel zuzusprechen, als den Ausſpruch zu thun, welche unter dieſen zwey liebenswürdigen Muſen an Schönheit der Stimme und des Geſangs, an Behendigkeit der Finger und an Geſchicklichkeit ſich aller Zauberkräfte der Harmonie nach ihrem Belieben zu bedienen, einen Vorzug vor der andern habe; und ſelbſt die Liebhaber (ſo ausgemacht dieſer Punkt bey jedem war) geſtanden, daſs, wenn es ja möglich ſey eine von beiden zu übertreffen, Felicia nur von Jacinten, und Jacinte nur von Felicien übertroffen werden könne.

Unſere kleine Geſellſchaft hatte ſo wenig lange Weile bey dieſer Art von Unterhaltung, und die Damen waren ſo gefällig, daſs die anbrechende Morgendämmerung ſie endlich erinnern muſste ſich zur Ruhe zu begeben.

Wir wiſſen nicht, ob, auſser Don Gabriel, der ſich in einem Alter von vierzig Jahren bereits über die bewölkte und ſtürmiſche Gegend der Leidenſchaften, in die immer heitere Höhe einer beynahe ſtoiſchen Seelenruhe empor gearbeitet hatte, ſich jemand von den übrigen die guten Wünſche zu Nutze machen konnte, die ſie einander deſswegen thaten. Was wir gewiſs wiſſen, iſt, daſs Don Sylvio ſich noch niemahls in einem Zuſtande befunden hatte, der dem Schlaf weniger günſtig geweſen wäre. In der Entzückung, die ihn noch immer gebunden hielt, merkte er nicht einmahl, daſs ſich, anſtatt des guten ehrlichen Pedrillo, den er weder ſah noch vermiſste, ein paar junge Edelknaben in ſeinem Vorzimmer befanden, welche ſich der Ehre anmaſsten ihn auszukleiden; und er war es wirklich ſchon, eh' er ſich beſann daſs er nicht ausgekleidet ſeyn wollte. Nachdem er nun die Knaben, die er ſeiner Gewohnheit nach zu Sylfen erhob, entlaſſen hatte, kleidete er ſich wieder an, warf ſich, der Morgenröthe gegen über, in einen weichen Lehnſtuhl, und überlieſs ſich noch eine geraume Zeit, mit einem Vergnügen wovon nur wenige ſich einen Begriff machen können, dem Anſchauen des reitzenden Gegenſtandes, der noch immer wie gegenwärtig vor ſeiner bezauberten Seele ſchwebte.

Allein endlich muſste er doch aus dieſer wachenden Träumerey erwachen, und nachdem er wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, fing er an ſich zu befragen, was er von allem dem, was ihm in dieſem Palaſt begegnet war, denken ſollte. Er glaubte ſichs bewuſst zu ſeyn, daſs es weder ein Traum, noch eine Erſcheinung von derjenigen Art wie er ſchon gehabt hatte, geweſen ſey. Aber was er aus der Beherrſcherin dieſes Palaſts machen ſollte, ob es eine Fee, eine Sterbliche, eine Göttin, oder wohl gar seine Prinzessin selbst sey, wie die Ähnlichkeit, die sie mit dem verlornen Bildniſs hatte, ihn zu bereden schien, darüber konnte er sich nicht mit sich selbst vergleichen. Zwar stimmte diese letzte Vermuthung so sehr mit seinen Wünschen überein, daſs er sich eine gute Weile bemühte sie wahrscheinlich zu finden; allein bey genauerer Überlegung fand er sie mit Schwierigkeiten umgeben, welche ihm sein Aberglaube für die Feerey unauflöslich machte. Vielleicht ist sie eine Anverwandte meiner Prinzessin, dachte er, oder in der nehmlichen Konstellazion und unter den Einflüssen der nehmlichen Aspekten geboren; oder sie hat diese Ähnlichkeit aus geheimen Ursachen nur angenommen; oder es ist wohl gar nur ein süſser Irrthum meines Herzens, welches, von irgend einem ähnlichen Zuge verführt, diejenige zu sehen glaubt, die es überall zu sehen wünscht. Nach langem Nachdenken schien ihm das letztere das wahrscheinlichste, weil es mit der Treue, die er seiner Geliebten zu halten entschlossen war, sich am besten zu vertragen schien. Auf diese Art bewunderte er in Donna Felicia bloſs seine Prinzessin, und er schloſs sehr scharfſinnig, wie reitzend, bezaubernd, überirdisch, göttlich, und, wofern es möglich wäre, mehr als göttlich ihre Vollkommenheiten seyn müſsten, da eine schwache Ähnlichkeit mit ihr diese Fee schon so reitzend in seinen Augen machte.

Um diesem Schlusse desto mehr Stärke zu geben, strengte er die äufserste Macht seiner Fantasie an, sich die vermeinte Prinzessin noch reitzender, liebenswürdiger und vollkommener einzubilden als Donna Felicia. Aber, es sey nun dafs die Einbildungskraft nicht im Stande ist etwas vollkommneres hervor zu bringen als die Natur, oder dafs ihm die Liebe hierin einen ihrer gewöhnlichen Streiche spielte: gewifs ist, das Bild der schönen Felicia stand jedesmahl an der Stelle der Prinzessin, und alles sein Bestreben, sich dieselbe unter andern Zügen vorzustellen, war vergeblich.

Dieser Umstand setzte ihn in keine geringe Verlegenheit. Ohne sein eigenes Herz in Verdacht zu ziehen, fing er an über die Bezauberung, welche Felicia an seiner Seele auszuüben schien, mifstrauisch zu werden. Er gerieth auf allerley seltsame Einfälle, die er wechselsweise bald verwarf, bald wahrscheinlich fand; und nachdem er sich lange über die Mafsregeln, die er zu nehmen hätte, bedacht hatte, däuchte ihm zuletzt das Sicherste zu seyn, sich so bald als möglich, oder wenigstens, so bald als er Ursache finden würde seinen Argwohn für gegründet zu halten, aus diesem gefährlichen Schlosse zu entfernen.

9. KAPITEL.

Was für gefährliche Leute die Filosofen sind.

Unter diesen einsamen Betrachtungen war es heller Tag geworden. Don Sylvio begab sich, um seinen Gedanken desto besser nachhängen zu können, in den Garten; und wir wissen nicht wohin sie ihn endlich geführt hätten, wenn Don Gabriel, der die Morgenstunden gewöhnlicher Weise mit einem Buche daselbst zubrachte, ihn nicht in den Gängen des Irrgartens angetroffen hätte.

Von ungefähr war das Buch, das Don Gabriel in der Hand hatte, aus dem Fache der Naturwissenschaft; und dieſs führte sie unvermerkt in ein Gespräch, worin Don Sylvio seine kabbalistischen Begriffe und Grundsätze mit so vieler Scharfsichtigkeit und mit einer so lebhaften Beredsamkeit behauptete, daſs Don Gabriel die Schönheit seines Geistes und die durchgängige Falschheit seiner Ideen gleich viel zu bewundern Ursache fand.

Man muſste so sehr Filosof seyn, als es Don Gabriel war, um die Hoffnung, über eine so tief eingewurzelte Schwärmerey endlich Meister zu werden, nicht auf einmahl zu verlieren. Allein durch die Gefälligkeit, die er gegen die Vorurtheile unsers Helden bewies, hoffte er mit gutem Grunde, ihn, ohne seine Grundsätze geradezu zu bestreiten, unvermerkt so weit zu bringen, daſs er selbst an der Wahrheit derselben zweifeln müſste.

Unsre Leser und Leserinnen, (denn ungeachtet des strengen Verbots des Herrn Rousseau werden wir ganz gewiſs auch Leserinnen haben) unter denen schwerlich ein einziges nöthig hat von Zoroastrischen, Plotinischen, kabbalistischen, Paracelsischen und rosenkreuzerischen Irrthümern geheilt zu werden, würden uns vermuthlich für die Mittheilung einer so tiefsinnigen metafysischen Unterredung wenig Dank wissen; zumahl da sie von sechs Uhr Morgens bis um die Zeit, da die Gesellschaft sich in einem kleinen Gartensahle zum Frühstück versammelte, fortgesetzt wurde. Wir begnügen uns also ihnen zu melden, daſs Don Gabriel — mit aller nur ersinnlichen Hochachtung, die er für die Weisen, welche alle Räder der Körperwelt durch Geister treiben lassen, zu hegen vorgab — so starke Einwürfe gegen diese wundervolle Naturlehre vorbrachte, daſs Don Sylvio, wo nicht völlig wankte, doch ziemlich erschüttert wurde, und (so vorsichtig auch der Filosof gewesen war, den Feen nicht zu nahe zu treten) nicht wenig besorgt zu werden anfing, was aus allen seinen Mährchen und aus seinen eigenen Abenteuern werden möchte, wenn die Grundsätze des Don Gabriel sich wahr befinden sollten.

Nun half sich zwar Don Sylvio mit dem gewöhnlichen Schlusse, den die Schwärmerey zu machen pflegt wenn sie von der gesunden Vernunft in die Enge getrieben wird: er verwies sich selbst auf seine Erfahrungen, und schloſs, daſs Grundsätze, die seiner Erfahrung widersprächen, nothwendig falsch seyn müſsten. Allein es regte sich doch, wir wissen nicht was, in seinem Kopfe, das ihn bey diesem Schlusse nicht so ruhig seyn lieſs, als man es bey einer geometrischen Demonstrazion zu seyn pflegt; und da er ein groſser Liebhaber von Spekulazionen dieser Gattung war, so willigte er mit Vergnügen ein, das angefangene Gespräch zu einer andern gelegenen Zeit im Büchersahle des Don Eugenio fortzusetzen.

---

10. KAPITEL.

Wie kräftig die Vorsätze sind, die man gegen die Liebe faſst.

Don Sylvio hatte sich unter anderm vorgenommen, den Eindrücken männlich zu widerstehen, welche (wie er sich selbst zu bereden suchte) die Ähnlichkeit der Donna Felicia mit seiner Prinzessin auf sein Herz machte. Dieser heldenmüthige Entschluſs gab ihm Anfangs, wie er mit Don Gabriel zur Gesellschaft kam, ein so gezwungenes und entlehntes Ansehen, als nur immer ein Mittelding von einem Knaben und Jüngling haben kann, der nur erst neulich der Schule entwischt ist, und jetzt zum ersten Mahl in guter Gesellschaft erscheint. Donna Felicia bemerkte es beym ersten Anblick, ohne daſs sie darauf Acht zu geben schien; sie errieth die Ursache davon mit dieser auſserordentlichen Scharſsinnigkeit welche die Liebe zu geben pflegt, und hoffte nicht ohne Ursache, daſs ihre Gegenwart den Streit zwischen seiner Einbildung und seinem Herzen bald entscheiden werde.

Die Moralisten habens uns schon oft gesagt und werdens noch oft genug sagen, daſs es nur ein einziges bewährtes Mittel gegen die Liebe gebe, nehmlich, so bald man sich angeschossen fühle, so schnell davon zu laufen als nur immer möglich sey. Dieses Mittel ist ohne Zweifel vortrefflich; wir bedauern nur, daſs es unsern moralischen Ärzten nicht auch gefallen hat, das Geheimniſs zu entdekken, wie man es dem Pazienten beybringen solle. Denn man will bemerkt haben, daſs ein Liebhaber natürlicher Weise eben so wenig fähig sey, vor dem Gegenstande seiner Leidenschaft davon zu laufen, als er es könnte, wenn er an Händen und Füſsen gebunden oder an allen Nerven gelähmt wäre; ja man behauptet sogar, vermöge einer unendlichen Menge Erfahrungen worauf man sich beruft, daſs es in solchen Umständen nicht einmahl möglich sey, zu wünschen daſs man möchte fliehen können.

Es ist wahr, Don Sylvio hatte eine Art von Entschluſs gefaſst, daſs er, so bald es nöthig seyn sollte, fliehen wolle: allein, wie man sieht, war dieser Entschluſs nur bedingt, und die Liebe blieb allezeit Richterin darüber, ob es nöthig sey zu fliehen oder nicht; und überdieſs war die schöne Felicia nicht dabey, als er diesen Entschluſs faſste.

Die Gegenwart des geliebten Gegenstandes verbreitet eine Art von magischer Kraft, oder (um uns eines eben so unverständlichen aber unsers filosofischen Jahrhunderts würdigern Ausdrucks zu bedienen) eine Art von magnetischen Ausflüssen rund um sich her; und kaum tritt der Liebhaber in diesen elektrischen Wirbel ein, so fühlt er sich von einer unwiderstehlichen Gewalt ergriffen, die ihn in einer Art von Spiral-Linie so lange um denselben herum zieht, bis er —

Wir überlassen es dem Scharfsinne des geneigten Lesers, die Allegorie so weit zu treiben als er will, oder als sie gehen kann, und bemerken nur noch, daſs diese anziehende Kraft einer Geliebten — auſser denen, die ihr mit den natürlichen und künstlichen Magneten gemein sind — noch die besondere Eigenschaft hat, alle Gedanken, Einbildungen, Erinnerungen oder Entschlieſsungen, die ihre Wirkung entkräften könnten, auf einmahl in der Seele des angezogenen Körpers auszuwischen.

Don Sylvio wurde in wenigen Minuten ein Beyspiel dieser fysischen Wahrnehmung. Er hatte sich vorgenommen Donna Felicia gar nicht anzusehen; er konnte sich aber doch nicht enthalten sie ein wenig von der Seite anzuschielen. Bald darauf wagte er einen direkten Blick; aber so schüchtern, als ob er besorgt hätte sie möchte Basilisken in den Augen haben. Dieser Versuch lief so glücklich ab daſs er kühner wurde; und nun versuchte er es so lange, bis er gar nicht mehr daran dachte noch daran denken konnte, die Augen wieder von ihr abzuziehen. Kurz, die besagte magnetische Kraft that ihre Schuldigkeit so gut, daſs er sich dem Anschauen seiner Göttin wieder so gänzlich, so ruhig und mit solchem Entzücken überlieſs, als ob nie eine Radiante, ein blauer Sommervogel und eine bezauberte Prinzessin innerhalb der kleinen Welt seines Hirnschädels existiert hätte.

Die schöne Felicia befand sich, in Absicht ihres Herzens, ungefähr in den nehmlichen Umständen. Don Sylvio hatte zum wenigsten eine eben so starke magnetische Kraft für sie als sie für ihn; ja, wenn wir dem groſsen Albertus und andern Naturforschern, (des guten alten blinden Tiresias nicht zu gedenken, der, weil er wechselsweise Mann und Weib gewesen war, aus Erfahrung von der Sache sprechen konnte) wenn wir, sage ich, diesen Weisen glauben sollen, so muſste die Anziehung, die sie selbst erfuhr, um ein gutes Theil stärker seyn, ob sie gleich vermittelst einer gewissen *vis inertiae*, 11) womit die Natur oder die Erziehung ihr Geschlecht zu begaben pflegt, die Wirkung derselben, nach Maſsgabe der Umstände, so viel es nöthig war zu schwächen wuſste. Diese gegenseitige Anziehung beschleunigte natürlicher Weise die wundervolle Koncentrazion, die daraus zu erfolgen pflegt; und indem beide zu gleicher Zeit anzogen und angezogen wurden, so fand sichs, daſs, ehe sie es selbst gewahr wurden, ihre Seelen einander schon in allen Punkten berührten, und also nicht viel leichter wieder von einander zu scheiden waren, als ein paar Thautropfen, die im Schooſs einer halb geöffneten Rose zusammen geflossen sind.

In einer so sympathetischen Gesellschaft wie diese war, konnte die Unterhaltung nicht lange bey gleichgültigen Gegenständen verweilen. Das Gespräch lenkte sich unvermerkt auf den sonderbaren Zufall, der unsern Helden und Don Eugenio mit einander bekannt gemacht hatte; und die Art und Weise, wie die liebenswürdige Jacinte in diese Begebenheit verwickelt war, erweckte, wie billig, die Neugier derjenigen, die von ihrer Geschichte noch nicht umständlich unterrichtet waren. Selbst Don Sylvio, so gleichgültig ihn seine Leidenschaft für die schöne Felicia gegen alle andre Reitzungen machte, empfand wider seinen

Willen eine Art von Zuneigung für sie, die er sich selbst nicht recht erklären konnte, und welche, ohne die Unruhe, das Feuer, und die Begierden der Liebe zu haben, alle Zärtlichkeit derselben zu haben schien.

Jacinte hatte keine Ursache, vor einer von den gegenwärtigen Personen ein Geheimniſs aus ihrer Geschichte zu machen. Die Liebe des Don Eugenio zu ihr, und vermuthlich auch einige andre Hauptumstände ihres Lebens waren schon bekannt; und wie groſs auch die Achtung war, womit ihr Donna Felicia begegnete, so besorgte sie doch, daſs man Vorurtheile gegen sie gefaſst haben könnte, welche sie desto mehr zu vernichten begierig war, da sie einen so festen Entschluſs, als eine Verliebte nur immer fassen kann, gefaſst hatte, ihrem Verständnisse mit Don Eugenio ein Ende zu machen. Sie lieſs sich also nicht lange nöthigen, den vereinigten Bitten ihres Liebhabers und der übrigen Gesellschaft durch eine Erzählung Genüge zu thun, auf welche Don Sylvio desto begieriger war, da er nicht zweifelte, daſs die Feen keinen geringen Antheil daran haben würden.

---

11. KAPITEL.

Geſchichte der Jacinte.

Wenn es richtig ist, wie ich zu glauben geneigt bin, (fing die schöne Jacinte ihre Erzählung an) daſs ein Frauenzimmer desto schätzbarer ist, je weniger sie von sich zu reden giebt: so bin ich unglücklich genug, daſs ich in einem Alter, worin die meisten kaum anfangen unter den Flügeln einer zärtlichen Mutter schüchtern hervor zu schleichen, eine Erzählung meiner Begebenheiten zu machen habe; und ich würde in der That untröstbar deſswegen seyn, wenn ich die Schuld davon mir selbst beyzumessen hätte.

Alles was ich Ihnen von meiner Abkunft sagen kann, ist, daſs ich nichts davon weiſs. Ich erinnere mich zwar, wiewohl nur ganz dunkel, der Zeit, da mich eine schon bejahrte Zigeunerin, eben die von welcher ich erzogen worden bin, in ihre Gewalt bekam: ich war noch sehr klein, und mich däucht, daſs ich in einem groſsen Hause gelebt und etliche Frauenspersonen und einen kleinen Bruder um mich gehabt hatte, den ich sehr zärtlich liebte. Aber auch diese wenigen Erinnerungen sind so schwach und erloschen, daſs ich mir nicht getraue Sie zu versichern, daſs es wirklich so gewesen sey.

Die Zigeunerin, die sich für meine Groſsmutter ausgab, ohne daſs sich mein Herz jemahls überreden lassen wollte es zu glauben, wandte allen nur möglichen Fleiſs an, mich zu den Absichten, die sie mit mir hatte, zu erziehen. Ich war kaum sieben Jahr alt, da die gute Art wie ich zu meiner kleinen Biskayertrommel tanzte, die naiven Antworten die ich gab, und tausend kleine Gaukeleyen die ich zu machen wuſste, mir allenthalben, wo wir hinkamen, die Gunst der Leute erwarben, und meiner alten Pflegemutter eine Menge Realen zufliegen machten. Dieser glückliche Fortgang munterte sie auf, daſs sie nichts ermangeln lieſs, die Talente, welche sie in mir zu finden glaubte, zu entwickeln. In meinem zwölften Jahre spielte ich die Cither und die Theorbe, sang eine unendliche Menge von Liedern und Romanzen, und profezeihte aus der Hand und aus dem Kaffeesatz, so gut als irgend eine Zigeunerin in der Welt.

Die Aufmerksamkeit, die ich ungeachtet meiner anscheinenden Flatterhaftigkeit auf alles hatte was ich sah und hörte, lieſs mich einsmahls, da wir an einem Feste zu Toledo waren, bemerken, daſs unter einem Haufen Zuschauer, die ich nebst etlichen andern jungen Mädchen, zum Vortheil unsrer Alten, durch Tänze und Balladen belustigen muſste, ein paar Männer von ernsthaftem Ansehen standen, die mich mit mitleidigen Augen anzusehen schienen. Wie Schade, sagte einer, daſs sie eine Zigeunerin ist! Wie bald wird diese sich selbst noch unbewuſste Anmuth die Beute der Verführung werden! — Glauben Sie mir, versetzte der zweyte, sie hat mir eher die Miene andere zu verführen, als sich verführen zu lassen. — Desto mehr ist sie zu bedauern, erwiederte der erste; in ihrem Stand ist die Tugend, die in jedem andern ein Verdienst ist, ein Fehler, der sie nur desto unglücklicher machen würde. — Diese Reden, die ich, ohne daſs sie es merkten, auffaſste, machten einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth, und je weniger ich ihren Sinn verstehen konnte, desto mehr bemühte ich mich ihn auszugrübeln.

Die alte Zigeunerin, die nur darauf dachte wie sie mich reitzend machen wollte, hatte sich wenig bekümmert mich die Tugend kennen zu lehren; und wie hätte sie es sollen, da sie selbst weder Begriff noch Gefühl davon hatte? Dem ungeachtet war ich nicht gänzlich ohne sittliche Begriffe. Ein gewisser Instinkt, der sich durch meine Aufmerksamkeit auf die Handlungen unsrer kleinen Gesellschaft und auf die Bewegungen meines eignen Herzens nach und nach entwickelte, sagte mir, daſs dieses oder jenes recht oder unrecht sey, ohne daſs ich eine andere Ursache hätte angeben können als meine Empfindung. Die Romanzen und Mährchen, deren ich eine groſse Menge auswendig wuſste, waren eine andere Quelle, woraus ich mir eine Art von Sittenlehre zog, die vielleicht nicht die sicherste war; aber sie war doch immer besser als gar keine. Dieser Instinkt, dieser verworrene Begriff von sittlicher Schönheit, und die obigen Reden der beiden Toledaner, die mir immer wieder einfielen, flöſsten mir endlich einen lebhaften Abscheu vor meinem Stand und der Lebensart, die wir führten, ein, so unschuldig sie immer in gewissem Sinne genannt werden konnte. Ich muſs unglücklich seyn, sagte ich zu mir selbst, weil man mich bedauernswürdig findet; und bin ich es nicht, da ich für einen elenden Gewinst mich allenthalben zur Schau aussetzen, mich von jedem unverschämten Auge begaffen lassen, und Leuten, die ich nicht kenne, zum Spielzeuge dienen muſs? — Dieser Gedanke machte mich nach und nach in meinen eigenen Augen so verächtlich, daſs ich den Geschmack an den kleinen Ergetzlichkeiten, aus denen bisher mein Leben zusammen gewebt gewesen war, gänzlich verlor.

Ich war eben in dieser Gemüthsverfassung, als uns einst die Alte in ein schönes Schloſs führte, wo sie durch die Talente ihrer vorgeblichen Töchter (denn sie hatte unser fünf oder sechs, von denen die älteste kaum vierzehn Jahr alt war) einige Dukaten zu erhaschen hoffte. Die Dame des Schlosses war eine Wittwe von dreyſsig Jahren, die ihr vornehmstes Geschäft daraus machte, eine sehr artige Tochter zu erziehen, welche ungefähr in meinem Alter war. Diese Dame schien von meiner Unschuld und von dem stillen Kummer, der in meinen Augen schmachtete, gerührt zu werden. Sie nahm mich bey Seite, that verschiedene Fragen an mich, und schien mit meinen Antworten vergnügt zu seyn. Zuletzt fragte sie mich, ob ich nicht Lust hätte, bey ihr zu bleiben? Ihr edles Ansehen und ihre leutselige Miene bezauberten mich so sehr, daſs sie meine Antwort in meinem Gesichte lesen konnte, eh' ich Worte fand, ihr meine Freude darüber auszudrücken. Sie wiederhohlte diesen Antrag gegen die alte Zigeunerin, und vergaſs nichts, was sie hätte überreden können mich auſs beste bey ihr versorgt zu glauben. Aber die Alte, welche ganz andere Absichten mit mir hatte, war unerbittlich. Endlich sagte sie, daſs ich ihr zu nützlich wäre, als daſs sie sich entschlieſsen könnte, mich ohne einen beträchtlichen Ersatz von sich zu lassen. Zum Unglück war die groſsmüthige Dame nicht reich genug, die ausschweifende Forderung der Alten zu befriedigen; und diese bemerkte es kaum, so eilte sie was sie konnte, bis wir wieder aus dem Hause waren. Meine Thränen rührten die gütige Dame so sehr, daſs sie sich beynahe entschlossen hätte Gewalt zu brauchen; allein die Alte berief sich auf ihre mütterlichen Rechte, die ich nicht läugnen konnte, so wenig auch mein Herz sie bestätigte. Kurz, wir muſsten scheiden, und die Besorgniſs, daſs man uns nachsetzen könnte, machte die Alte so behutsam, daſs sie uns durch lauter Wälder, Umwege und abgelegene Örter führte, bis wir endlich zu Sevilla anlangten. Ich war untröstbar. Die Alte sah sich genöthigt meinen Schmerz austoben zu lassen, ehe sie es versuchen wollte mir mein Schicksal in einem angenehmern Lichte vorzustellen. Ich war zu jung und zu sehr zur Fröhlichkeit geneigt, als daſs die Traurigkeit, der ich mich ohne Maſs überlassen hatte, von langer Dauer hätte seyn können. Unsre Ankunft zu Sevilla veränderte die Scene unsrer Lebensart. Die

Alte miethete in einer von den Vorstädten ein groſses Haus, räumte mir ein eigenes Zimmer ein, und verdoppelte die Freundlichkeit, mit der sie mir immer begegnet war. Sie gab mir Lehrmeister, welche mich in der Musik vollkommen machen sollten, und machte mir alle Tage Geschenke von Bändern und andern Kleinigkeiten.

Endlich da sie mich eines Morgens aufgeräumter sah als gewöhnlich, hielt sie mir, nachdem sie sich den Weg zu meinem Herzen durch Liebkosungen und Schmeicheleyen eröffnet zu haben glaubte, eine lange Rede, worin sie mir sagte: die Zeit rücke nun herbey, da sie von ihren auf mich gewandten Bemühungen und Kosten die Früchte zu sehen hoffte. Sie erhob meine Reitzungen, und versicherte mich, daſs die Glückseligkeit meines Lebens bloſs von dem klugen Gebrauch abhangen werde, den ich davon zu machen lernen müſste. Du siehst an mir, mein Töchterchen, sagte sie, daſs man alle Tage älter wird; die Blüthe der Jugend ist die Zeit, die man sich zu Nutze machen muſs; wenn sie einmahl versäumt ist, so ist der Schade unersetzlich. Ich kann dir keine Reichthümer hinterlassen, deine Gestalt und deine Gaben sind alles was du hast; aber sey unbesorgt, sie werden dich, wenn du klug bist, in einen goldenen Regen setzen. Nach dieser viel versprechenden Vorrede fing sie einen Diskurs über die Liebe an, wobey sie den Vortheil zu haben glaubte, mich desto leichter zu überreden, je unerfahrner ich war. Sie erschöpfte ihre Einbildungskraft um die meinige zu erhitzen; aber ihre Schildereyen machten nicht den mindesten Eindruck auf mich. Vermuthlich dachte sie, daſs dieser Kaltsinn mehr meiner Unwissenheit in solchen Dingen als einer wirklichen Unempfindlichkeit zuzuschreiben sey. Sie glaubte, ein artiger junger Lehrmeister würde geschickter seyn als sie selbst, mir die neue Kunst, wozu sie mich anführen wollte, angenehm zu machen; und es währte nicht lange, so brachte sie einen jungen Edelmann von Sevilla in mein Zimmer, der, wie er sagte, das Vergnügen haben wollte mit mir bekannt zu werden. Bald darauf gab sie ich weiſs nicht was für Geschäfte vor, und lieſs uns allein. Der junge Herr fing die Unterredung mit einigen Komplimenten an, die er aus einem alten Ritterbuche gelernt haben mochte; auf diese folgte eine überaus feurige Liebeserklärung, und aus Besorgniſs, ich möchte ihn nicht recht verstanden haben, endigte er damit, daſs er sich einige kleine Freyheiten heraus nehmen wollte. Ich erschrak Anfangs und stieſs ihn ziemlich unhöflich zurück: aber ein Augenblick von Überlegung, oder vielmehr der besagte Instinkt, der wenigstens bey mir (denn ich getraue mir nicht von mir auf unser ganzes Geschlecht zu schlieſsen) sehr oft die Stelle der Überlegung vertritt, zeigte mir sogleich, daſs Ernst und Unwille mir hier wenig helfen würden. Ich sagte ihm also mit einer angenommenen Munterkeit: Sie sind allzu voreilig, mein Herr. Ich will nicht mit Ihnen darüber streiten, ob es wahr ist daſs Sie mich lieben: es mag wahr seyn oder nicht, so werden Sie mir eingestehen müssen, daſs es nun darauf ankommt, ob ich Sie wieder lieben will, und wenn ich auch wollte, ob ich es kann; denn das hängt nicht allemahl von unserer Willkühr ab. Sie verlieben Sich, wie es scheint, sehr eilfertig, das ist Ihre Manier; ich bin um ein ziemliches langsamer, das ist die meinige. Meine Gunstbezeigungen gehen mit meinem Herzen, und dieſs ist nicht so leicht zu gewinnen als Sie denken; es ergiebt sich, mit Ihrer Erlaubniſs, nicht auf die erste Aufforderung. Wenn Sie mich aber so sehr lieben als Sie mich bereden wollen, so wird es Ihnen wenig kosten, so viel Gefälligkeit für mich zu haben und in Geduld abzuwarten, wozu sich mein eigensinniges Herz mit Zeit und Weile entschlieſsen wird. Kommen Sie, mein schöner Herr, fuhr ich fort, ich will Ihnen indessen zu Linderung Ihrer Qual eine

Romanze vorsingen, von der Sie gewiſs gestehen sollen, daſs sie die schönste ist, die Sie jemahls gehört haben. Mit diesen Worten hüpfte ich, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, zu meiner Theorbe, leierte, indeſs ich sie stimmte, ein Präludium, und sang ihm dann eine altfränkische Ballade von mehr als hundert und funfzig Stanzen vor, die eine so einschläfernde Melodie hatte, daſs selbst die Lebhaftigkeit eines Franzosen nicht zugereicht hätte dagegen auszuhalten. Mein junger Herr sah mich mit einer Art von dummer Verwunderung an, und rief von Zeit zu Zeit gähnend: Schön! rührend! unvergleichlich! Allein endlich kriegte ers doch genug; und wie er sah daſs die Romanze kein Ende nehmen wollte, nahm er seinen Hut, zog seinen Reverenz, und entfernte sich, mit der tröstenden Versicherung daſs er bald wieder kommen wollte.

Sie werden denken, daſs ich bey diesem Anlaſs keine unfeine Anlage zur Koketterie gezeigt habe; allein meine Absicht ist, Ihnen die Wahrheit zu erzählen, sie mag zu meinem Vortheile gereichen oder nicht.

Bald darauf kam die Alte, und ich merkte aus ihren Reden, der junge Herr sey nicht ganz vergnügt hinweg gegangen. Sie war es hingegen deſto mehr, da ich ihr erzählte, auf was für eine Art ich ſeine kleine Lebhaftigkeit gedämpft hätte. Sie lobte mich, und hoffte mit einer ſolchen Anlage noch Freude an mir zu erleben. Es iſt eben nicht nöthig, ſagte ſie mir, daſs man alle, die uns lieben, wieder liebe; im Gegentheil, es iſt nichts in der Welt, wovor eine junge Perſon, die ihr Glück durch ſich ſelbſt machen muſs, ſich mehr in Acht zu nehmen hat, als eine ernſthafte Leidenſchaft. Gefälligkeit, mein Töchterchen, iſt alles was man von dir verlangt. Indeſſen thuſt du wohl, daſs du auf deine gleichgültigſten Gunſtbezeigungen einen hohen Preis ſetzeſt. Ein Mädchen wie du iſt ſo viel werth als ſie ſich gelten macht. Es iſt jetzt deine Zeit, mein Kind, und man iſt nicht immer vierzehn Jahr alt. — In dieſem Tone fuhr die Alte noch eine gute Weile fort.

Aus euren Reden (unterbrach ich ſie endlich) muſs ich ſchlieſsen, ihr meinet ich ſollte dieſen jungen Menſchen noch öfter ſehen? — Warum nicht? verſetzte ſie, und noch zwanzig andere dazu, die dir vielleicht beſſer gefallen werden. Man ſieht alle, und weiſet niemand ab; man wählt ſich einen aus, und zieht indeſſen die übrigen auf, bis die Reihe an ſie kommt.

Anstatt diese Reden zu beantworten, brach ich in einen Strom von Thränen aus. Ich sagte der Alten schluchzend, daſs ich keine Neigung zu einer solchen Lebensart hätte, und machte ihr bittere Vorwürfe, daſs sie mich nicht bey der guten Dame gelassen, die mich hatte bey sich behalten wollen. Wenn ich euch zur Last bin, sagte ich — O! das sollst du nicht, unterbrach sie mich; du sollst mir und dir nützlich seyn. — Aber wie soll das zugehen? fragte ich. Wir singen und tanzen nicht mehr, weder in Häusern, noch auf Märkten, noch an Festtagen; und wenn ich euch sagen soll wie ich denke, so wollt' ich auch lieber sterben, als in dem Alter, worin ich bin, länger herum ziehen und wie ein kleiner Affe die Leute für Geld durch meine Sprünge belustigen. Ich würde mich zu Tode schämen, und ich sag' euch, es ist nichts in der Welt, das ich nicht lieber — Sey nur unbekümmert, fiel mir die Alte ein, das sollst du auch nicht. Wie du noch ein Kind warest, da war das alles schön und gut; jetzt da du groſs bist und wie ein junges Rosenknöspchen aufzugehen anfängst, jetzt bist du zu etwas besserm tauglich. Deine Jugend, deine Gestalt, und deine Gaben werden dir so viele Liebhaber verschaffen, als du nur willst. — „Ich will aber keine Liebhaber, sag' ich euch, und wills euch tausendmahl hinter einander sagen, wenn ihr mirs dann glauben wollt.“

Die Antwort, die ich hierauf erhielt, veranlaſste einen heftigen Wortwechsel zwischen uns. Die Alte verlieſs mich, indem sie einige Drohungen murmelte, welche mich desto mehr ängstigten je weniger ich davon verstand; und in einer Verwirrung, worin es unmöglich war zu denken, strengte ich mich vergebens an, ein Mittel auszufinden, wie ich aus der Gewalt des bösen alten Weibes entkommen wollte.

---

12. KAPITEL.

Jacinte setzt ihre Geschichte fort.

Meine ehmaligen Gespielen, die ich seit einiger Zeit selten zu sehen bekam, hatten sich, wie ich in der Folge merkte, gelehriger finden lassen die Absichten der Alten zu begünstigen. Man hatte bisher Sorge getragen, alles, was im Hause vorging, vor mir zu verhehlen; aber jetzt fand die Alte für gut, den Vorhang aufzuziehen. Die armen Dirnen, die von ihrer neuen Lebensart nur die angenehme Seite sahen, schienen ganz davon bezaubert zu seyn; sie konnten nicht Worte genug finden, mir ihre Glückseligkeit anzupreisen, und die älteste hatte es schon so weit gebracht, daſs sie meine Sprödigkeit, wie sie es nannte, sehr beiſsend zu verspotten wuſste. Ich machte eine ziemlich alberne Figur unter diesen Geschöpfen: aber meine Verwirrung nahm nicht wenig zu, wie ich nach und nach eine Anzahl junger Mannspersonen ankommen sah, die beym ersten Eintritt in ein abgelegenes Zimmer, wo wir waren, so bekannt thaten als ob sie da zu Hause wären. Weil ihnen mein Gesicht neu war, so hatte ich gleich den ganzen Schwarm um mich her, und sie schienen es abgeredet zu haben, mich durch ausschweifende Lobsprüche in Verlegenheit zu setzen. Die Alte merkte meine Bestürzung. Sie nahm mich bey Seite, und versicherte mich, daſs es Leute von Stande wären, welche ihr die Ehre erwiesen den Abend zuweilen bey ihr zuzubringen: es wären, sagte sie, sehr wohl gesittete junge Herren, deren Absicht nicht weiter als auf eine unschuldige Ergetzung gehe; ein aufgewecktes Gespräch, ein Spiel, eine Kollazion und ein Tanz sey alles, was sie bey uns suchten; sie bezahlten dafür wie Prinzen; und da ihr Haus eine Kaffeeschenke sey, so könne es niemand in der Welt übel finden, daſs sie so gute Gesellschaft bey sich sehe.

Ich muſste mich hiermit befriedigen lassen; und in der That führten sie sich bis zum Nachtessen so anständig auf, daſs die Furcht, die ich Anfangs vor ihnen gehabt hatte, allmählich meiner gewöhnlichen Munterkeit Platz machte. Ich lieſs mich nicht lange bitten, ihnen so viel Romanzen zu singen als sie nur wollten, und meine kleine Eitelkeit war nicht ganz unempfindlich gegen die Schmeicheleyen, die mir vorgesagt wurden. Allein unter dem Nachtessen, und nachdem ihnen der Wein zu

Kopfe gestiegen war, fingen sie an sich für den Zwang, den sie sich bisher angethan hatten, schadlos zu halten. Die unbesonnene Lebhaftigkeit meiner ehmahligen Gespielen schien sie zu den Freyheiten aufzufordern, die sie sich heraus nahmen; unvermerkt verdrängte die freche Ausgelassenheit eines Bacchanals die Stelle der anständigen Fröhlichkeit.

Ich würde vergebens Worte suchen, um Ihnen eine Beschreibung von dem Zustande zu machen, worein ich durch das, was ich sah und hörte, gesetzt wurde. Mein Erröthen, meine Verwirrung zog mir Spöttereyen zu, die ich nur mit Thränen zu beantworten wuſste. Ein paar Gecken von dieser edlen Gesellschaft nahmen es auf sich, mich (wie sie sagten) zahm zu machen, und ihre Nymfen, die man der Sprödigkeit nicht beschuldigen konnte, munterten sie selbst dazu auf. Ich wollte entfliehen; aber ein paar andere verrannten mir die Thür: ich lief zu der Alten, warf mich zu ihren Füſsen, und bat sie, mich zu retten; aber sie lachte über mich. Eine solche Begegnung verwandelte meine Angst in Verzweiflung; ich sprang auf, lief wie eine Unsinnige zum Tische, bemächtigte mich eines Messers, und drohte mich zu ermorden, wenn jemand sich unterstände mich anzurühren. — O! dieſs fängt an tragisch zu werden, rief einer von unsern Gecken; hat man jemahls so was gesehen? Dieſs ist noch mehr als Lukrezia; denn die wollte doch erst versuchen, ob es der Mühe werth wäre sich zu erstechen. — Dieser vermeinte witzige Einfall zog eine unendliche Menge anderer nach sich, worin immer einer den andern zu übertreffen suchte, und es erhob sich ein groſser Streit, wer, wie sie sagten, das Abenteuer mit dem kleinen feuerspeienden Drachen bestehen sollte, bis zuletzt einer den Vorschlag that, es durch Würfel auszumachen.

Eine so niederträchtige Begegnung schmerzte mich so sehr, daſs ich ganz athemlos in einen Lehnstuhl sank, und alle Augenblicke dachte das Herz würde mir zerbersten. Ich weiſs nicht was in diesem Zustande aus mir geworden wäre, wenn nicht einer aus der Gesellschaft, vor dem die übrigen eine Art von Ehrerbietung zu haben schienen, und der diesen ganzen Abend sehr aufmerksam auf mich gewesen war, sich auf einmahl zu meinem Beschützer aufgeworfen hätte. Er sagte den übrigen mit einem Tone, der seine Wirkung that, daſs ich keine solche Begegnung verdiene. Zu gleicher Zeit gab er der Alten einen Wink mich wegzuführen, und sie brachte mich in ein kleines Zimmer, wo ich mich auf ein Ruhebette warf, und durch einen Strom von Thränen mein Herz leichter machte.

Die Alte lieſs mich hier über eine Stunde allein, und so bald ich wieder zu mir selbst gekommen war, fing ich wieder an auf meine Flucht zu denken. Alles was mir vormahls unüberwindliche Hindernisse geschienen hatte, war jetzt nichts in meinen Augen; die Fragen, wohin ich fliehen? oder wie ich ohne Geld, unter lauter unbekannten Leuten, und so jung als ich war, fortkommen wollte? fielen mir nun gar nicht ein. Wenn ich nur aus diesem Hause wäre, dacht' ich, so möchte der Himmel für das übrige sorgen. Meine Ungeduld wurde so groſs, daſs ich keinen Augenblick länger warten wollte, mein Vorhaben, was auch daraus entstehen möchte, ins Werk zu setzen. Aber wie groſs war mein Schmerz, da ich die Thür verschlossen fand! Ich lief nach den Fenstern; aber sie waren so hoch daſs ich sie nicht erreichen konnte, und zum Überfluſs mit eisernen Gittern verwahrt. Ich schrie so laut als ich konnte, damit man mich auf der Straſse hören möchte; aber das Zimmer war weit von der Straſse entfernt, und niemand hörte mich. Ich warf mich wieder auf mein Ruhebette, raufte mir die Haare aus, schrie und winselte wie eine Unsinnige, und klagte den Himmel an, daſs er mich mit einem Herzen, das für meine Umstände zu edel war, die Tochter einer Zigeunerin hätte werden lassen, oder, wenn ich es nicht sey, daſs er mich in Umstände hätte gerathen lassen, die mich so unerträglichen Beschimpfungen aussetzten. O gewiſs bin ich für einen so schmählichen Stand nicht geboren, dachte ich. Wenn es auch meine Gestalt und Farbe nicht zu verrathen schienen, so sagt mirs mein Herz, daſs ich keine Enkelin dieser schändlichen Kupplerin bin, die mich, der Himmel weiſs durch was für Mittel, in ihre Gewalt bekommen hat. Ach! ich bin vielleicht von edeln Ältern geboren, und die zärtliche Mutter, die mich gebar, beweint vielleicht noch jetzt den Verlust einer Tochter, welche sie liebenswürdig und glücklich zu machen hoffte!

Meine erregte Fantasie setzte diesen Gedanken lange fort, ob es gleich nicht das erste Mahl war, daſs er mir, zu gleicher Zeit, meinen Zustand verhaſst machte, und einen groſsen Muth einflöſste, mich durch meine Gesinnungen über ihn zu erheben. Ich bestrebte mich, so tiefe Blicke in meine Kindheit zu thun als mir möglich war, um in den schwachen Spuren erloschener Erinnerungen eine Bekräftigung meiner Wünsche zu finden; und so eitel und ungewiſs auch die Einbildungen waren, womit ich mich selbst zu betrügen suchte, so dienten sie doch mich in dem Vorsatze zu bestärken, in was für Umstände ich auch kommen möchte, meine Ehre eben so sorgfältig in Acht zu nehmen, als ob das edelste Blut von Kastilien in meinen Adern flösse.

Ich war noch in diese Gedanken vertieft, als die Alte wieder kam, und mir mit ungemeiner Freundlichkeit sagte, daſs ich mich fertig machen sollte, ihr in eine andere Wohnung zu folgen, weil mir, dem Ansehen nach, die ihrige so übel gefalle. Sie setzte hinzu, daſs ich dort, anstatt von jemand abzuhangen, ganz allein zu befehlen haben würde, und noch viel andres, was mir eine groſse Meinung von dem Glücke, das mir bevorstehe, geben sollte. Sie wollte mich bereden, ihre Absicht sey diesen Abend nur gewesen mich auf eine Probe zu setzen; sie lobte mein Betragen, und sagte, daſs ich demselben die glückliche Veränderung zu danken hätte, worin ich noch in dieser Nacht mich sehen würde. Der junge Edelmann fiel mir sogleich ein, der sich meiner angenommen hatte: ich fragte die Alte; aber sie gab mir lauter unbestimmte Antworten auf meine Fragen. Meine Begierde aus einem so schändlichen Hause zu kommen, verkleinerte die neuen Gefahren, worein ich gerathen konnte, zu sehr, als daſs eine ungewisse Furcht den Abscheu vor einem Schicksale, das in diesem Hause fast unvermeidlich schien, hätte überwiegen können; und zu dem, so hätte mir, da ich nun einmahl in ihren Händen war, die Weigerung mit ihr zu gehen wenig helfen können. Ich lieſs es mir also gefallen; sie putzte mich so gut aus, als es in der Eile möglich war, warf einen Schleier über mich und sich selbst, und führte mich aus dem Hause.

Es war um Mitternacht, und der Mond schien unter einem leichten Gewölke hervor. Nachdem wir einige kleine Gassen durchkrochen hatten, fanden wir eine Kutsche, die auf uns wartete. Wir stiegen ein, und ich war nicht wenig bestürzt, wie ich eine von meinen vormahligen Gespielen zu uns einsteigen sah, die (wie mir die Alte sagte) mein Aufwartemädchen vorstellen sollte, bis ich ein andres hätte. Indeſs war es mir doch angenehm, daſs sie Sorge getragen hatte, diejenige auszuwählen, die mir immer am wenigsten miſsfiel. Wir wurden eine ziemliche Zeit hin und wieder geführt, bis endlich unser Wagen vor einem kleinen Hause still hielt, das kein sonderliches Ansehen hatte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die Thür öffnete sich, und wir wurden von einer etwas bejahrten Frau empfangen, die uns mit Lichtern entgegen kam. Sie war in schlechtes graues Zeug gekleidet, hatte eine von den gröſsten Brillen auf der Nase, und einen Rosenkranz an ihrem Gürtel, der ihr bis auf die Füſse herab hing. Dieser Aufzug, und ein rundes, röthliches, aus einer altmodischen Schleierhaube hervor guckendes Gesicht, mit einem Paar kleinen Augen, die sie auf eine andächtige Art im Kopf herum drehte, gab ihr so völlig das Ansehen einer Beate, daſs ich Anfangs in ein Kloster zu kommen meinte. Aber diese Vorstellung verlor sich bald, da sie mich in ein Gemach von vier in einander gehenden Zimmern führte, welches, wie sie sagte, meine künftige Wohnung seyn sollte.

Diese Zimmer waren immer eines prächtiger als das andere; Tapeten, Spiegel, Porzellan, Gemählde, Schnitzwerk, Vergoldungen, alles war so schön, daſs ich etliche Augenblicke davon verblendet wurde. Die Alte, die mich bis hierher begleitet hatte, wartete nicht, bis ich mich aus der ersten Bestürzung, worin (die Wahrheit zu sagen) Furcht und Vergnügen zu gleichen Theilen vermischt waren, erhohlen konnte. Ich überlasse dich nun dir selbst, meine liebe Jacinte, sagte sie zu mir, nachdem sie mich auf die Seite genommen hatte: du bist liebenswürdig, und hast dir in den Kopf gesetzt auch tugendhaft zu seyn. Der Einfall ist gut; wenn du dich dessen zu bedienen wissen wirst, so kann dir deine Tugend hundertmahl so viel werth seyn, als mir deine Jugend und Schönheit. — Mit diesen Worten verlieſs sie mich, ohne eine Antwort zu erwarten. Die Beate folgte ihr, nachdem sie mir mit einer tiefen Verbeugung eine gute Nacht gewünscht hatte.

So bald ich mich allein sah, fing ich an diesem Abenteuer nachzudenken. Ich fragte die kleine Estella, die bey mir geblieben war, aus; und wiewohl sie mir nichts andres sagen konnte, als daſs der Markis von Villa Hermosa (eben derjenige, der sich diesen Abend meiner angenommen hatte) bald nach meiner Entfernung sich mit der Alten wegbegeben habe, so schien es mir doch genug, mich in der Vermuthung zu bestärken, daſs ich von der alten Kupplerin an diesen jungen Herrn verhandelt worden sey. Ich brachte den Rest der Nacht in einer unruhigen Verwirrung hin und wieder laufender Gedanken auf einem Sofa zu. Ich stellte mir vor, wie ich mich gegen den Markis bezeigen wollte; meine Einbildung mahlte mir eine Menge von Abenteuern vor, die ich in alten Romanen gelesen hatte, und meine kleine Eitelkeit fand sich durch den Gedanken geschmeichelt, daſs ich vielleicht selbst die Heldin eines Romans werden könnte. Ohne Zweifel, dachte ich, liebt mich der Markis; und wenn er mich liebt, so bin ich wenigstens gewiſs daſs er mir anständig begegnen wird. Vielleicht denkt er, mich durch Geschenke, Juwelen, reiche Kleider und eine wollüstige Lebensart zu gewinnen; aber er wird es anders finden. Der bloſse Gedanke, daſs es einen Preis in der Welt geben sollte, um welchen Jacinte sich selbst zu verkaufen fähig wäre, empört mein ganzes Wesen. Von dieser Seite hab' ich nichts zu besorgen. — Aber wie, wenn er liebenswürdig wäre? Wenn mein eigenes Herz mich unvermerkt verführte? oder wenn es wahr wäre daſs die Liebe nicht in unsrer Gewalt ist? — So ist es doch in meiner Gewalt, es ihm zu verbergen — und wenn ers auch zuletzt entdeckte, so werd' ichs ihm dennoch weder eingestehen, noch seinen Anträgen Gehör geben, bis ich entdeckt habe, wem ich mein Daseyn schuldig bin. O ihr, deren Blut dieses Herz belebt, rief ich, wer ihr auch seyn möget, mein Herz sagt mir daſs ihr eine Tochter zu haben verdient, die ihr einst ohne Erröthen dafür erkennen dürfet.

Unter allen den Gedanken, welche diese Zeit über in meinem Kopfe herum schwärmten, war dieser ohne Zweifel der beste; er entsprang aus meinem Herzen; ich fühlte ein unbeschreibliches Vergnügen, ihm nachzuhängen, und er schien mir eine gewisse Stärke mitzutheilen, die mich über mein Alter und die Niedrigkeit meiner Umstände erhob.

In einer solchen Verfassung fand mich der Markis, da er mir bey seinem ersten Besuche seine Absichten eröffnete. Ich hatte ihn des Abends zuvor Anfangs gar nicht von den übrigen unterschieden, und hernach nur mit einem zerstreuten Blick und in einer ängstlichen Unruhe, worin ich keiner Aufmerksamkeit fähig war, angesehen. Jetzt, da ich ihn genauer betrachtete, fand ich ihn vollkommen schön; aber mein Herz blieb gleichgültig, und sagte mir kein Wörtchen zu seinem Vortheil. Er schien sich so viel mit seiner Figur zu wissen, daſs es ihm gar nicht einfiel, man sollte ihm widerstehen können. Ich will Ihre Geduld durch keine umständliche Erzählung der Erklärungen die er mir machte, und der Antworten die ich ihm gab, ermüden. Die Offenherzigkeit, womit ich ihm meine Gleichgültigkeit gegen seine Reitzungen zu erkennen gab, und die stolze Bescheidenheit, womit ich einen schönen Schmuck von Diamanten ausschlug, welche (wie er sehr sinnreich sagte) nur dazu dienen sollten von dem Glanz meiner schönen Augen verdunkelt zu werden, schien ihn ganz aus seiner Fassung zu bringen. Ich sagte ihm, daſs er mich durch nichts in der Welt verpflichten könne, als wenn er mich einer Dame von seinen Verwandten oder Freundinnen empfehlen wollte, um in ihre Dienste aufgenommen zu werden. Er konnte eine so niederträchtige Bitte mit dem Stolze, den er in meinen übrigen Gesinnungen fand, nicht zusammen reimen; und nachdem er sich viele vergebliche Mühe gegeben hatte mich auf andere Gedanken zu bringen, so verlieſs er mich endlich, in der Hoffnung, (wie er sagte) daſs die Abgeneigtheit, die seine Figur das Unglück habe mir einzuflöſsen, nicht unüberwindlich seyn werde. Allein seine Hoffnung betrog ihn dieſsmahl. Er fand nach etlichen andern Besuchen, daſs ich wirklich keine Seele haben müsse. Ich bestand schlechterdings darauf, daſs er mir meine Freyheit wieder geben sollte. — Und was willst du denn mit deiner Freyheit anfangen, kleine Närrin? sagte er. — Gnädiger Herr, antwortete ich, es ist mir unmöglich, Ihnen Hoffnungen zu machen die mein Herz verläugnet. Ich weiſs es gewiſs, daſs ich Sie in acht Tagen, oder in acht Wochen wenn Sie wollen, eben so wenig lieben werde als jetzt; darauf können Sie Sich verlassen, und dieſs ist alles, was Sie jemahls von mir zu erwarten haben. — Ist dieſs alles? erwiederte der Markis höhnisch. Du bist sehr offenherzig, Jacinte; ich kann mich wenigstens nicht beklagen, daſs du mich in Ungewiſsheit schmachten lassest. Eine andere an deinem Platze würde mich bereden daſs sie mich liebe, wenn es auch nicht wahr wäre. — Ich weiſs nicht was eine andere thäte, versetzte ich: aber dieſs weiſs ich, daſs ich hier nicht an meinem Platze bin, und daſs ich nicht begreife was Sie mit mir wollen, nachdem ich Ihnen gesagt habe daſs ich Sie niemahls lieben werde. — Höre, Jacinte, sagte mir der Markis, es ist billig daſs ich deine Aufrichtigkeit erwiedere. Ich habe dich in einem Hause gefunden, wo man keine Spröden sucht, und wo du mir nicht hättest übel nehmen können, wenn ich dir eben so begegnet wäre, wie die jungen Leute, von deren ungestümem Muthwillen ich dich befreyete. Ich sah aber, daſs es unbillig wäre dich mit deinen gefälligen Schwestern in Eine Klasse zu setzen. Du gefielst mir, deine Unschuld nahm mich ein, kurz, ich fand dich liebenswürdig, und beschloſs, dich unverzüglich aus einem Hause wegzubringen, wo du noch viel weniger an deinem Platze zu seyn schienest als hier. Ich handelte dich deiner Mutter ab. — Was sagen Sie, gnädiger Herr? rief ich. Sie haben mich abgehandelt? — Ja, antwortete er, und theuer genug, daſs du nicht verlangen kannst daſs ich mein Geld umsonst ausgegeben haben soll. — Aber wissen Sie auch, sagte ich, daſs diese Alte, die sich für meine Groſsmutter ausgiebt, nichts weniger ist? — Und wer sind denn deine Ältern? fragte der Markis. — Dieſs ist mehr als ich weiſs, antwortete ich: vielleicht sind es rechtschaffene Leute, vielleicht auch ist es mir besser sie nicht zu kennen; aber ich sage Ihnen, daſs ich in der Ungewiſsheit, worin ich hierüber bin, für das Sicherste halte, mir einzubilden daſs ich vielleicht von gutem Hause sey; und so lächerlich Ihnen diese Einbildung vorkommen mag, so vermag sie doch so viel über mich, daſs die glänzendsten Verheiſsungen und die grausamsten Schrecknisse mich nicht von dem Entschluſs abbringen sollen, ein ehrliches Mädchen zu bleiben wie ich bisher gewesen bin, so gerecht auch immer das Vorurtheil ist, das meine Umstände gegen mich erwecken. Die Alte hatte kein Recht mich Ihnen zu verkaufen, und es ist in Ihrer Gewalt, sie zur Rückgabe eines so unerlaubten Gewinstes zu nöthigen.

Meinst du das? sagte der Markis spottend. Ich sage dir aber, ich, daſs ich keine Lust dazu habe, und daſs du, mit Erlaubniſs aller der schönen Einbildungen die du dir in den Kopf gesetzt hast, mein seyn sollst, du magst wollen oder nicht. Siehst du, Jacinte, ich glaube nicht an die Tugend eines Mädchens von funfzehn Jahren; und du wirst doch nicht unter unzähligen die erste Unerbittliche seyn, die ich gefunden haben sollte; ich versichere dich, daſs bessere als du bist nicht halb so viel Umstände mit mir gemacht haben.

Ich antwortete nur mit einem Strom von Thränen auf diese Rede, und der Markis schien verlegen zu seyn, was er mit mir anfangen sollte. Ich warf mich zu seinen Füſsen, und bat ihn aufs beweglichste, daſs er mich in Freyheit setzen und meinem Schicksale überlassen möchte. Meine Bitten wirkten gerade das Widerspiel. Er hob mich in einer auſserordentlichen Bewegung auf, warf sich zu meinen Füſsen nieder, und sagte mir alles was die heftigste Leidenschaft eingeben kann. Ich glaube, daſs etwas ansteckendes in heftigen Leidenschaften ist, und dasjenige, was die Zuschauer bey der lebhaften und wahren Vorstellung einer Leidenschaft auf dem Schauplatz erfahren, scheint eine Bestätigung meiner Meinung zu seyn. Ich liebte den Markis nicht; aber ich konnte mich nicht erwehren, von der Heftigkeit seiner Liebe beunruhiget zu werden. Er hatte sich meiner Hände bemächtigt, und fühlte vermuthlich, daſs mein Puls hurtiger schlug; er sah eine mehr als gewöhnliche Röthe auf meinen Wangen; und da die Sinne mehr Antheil an seiner Liebe hatten als das Herz, so glaubte er, (wie es schien) dieſs sey der Augenblick da er mich überraschen könnte.

Es würde lächerlich seyn, wenn ich Sie überreden wollte, daſs ich keiner Schwachheit fähig sey. Die Tugend besteht, meiner vielleicht unrichtigen Meinung nach, unter gewissen Umständen weniger in einer völligen Unempfindlichkeit, die niemahls ein Verdienst ist, als in dem Sieg einer stärkern Empfindung oder Leidenschaft über die Regungen der Natur. Dem sey wie ihm wolle, so erfreue ich mich Ihnen sagen zu können, daſs der erste Versuch, den der Markis machte von meiner Verwirrung Vortheil zu ziehen, mir auf einmahl alle meine vorige Stärke wieder gab. Ich riſs mich von ihm los, und sagte ihm, daſs ich nichts mehr von einer Liebe hören wolle, die ich in keinerley Weise aufzumuntern Willens sey. Ich drückte mich, um ihn desto besser hiervon zu überzeugen, so stark aus, daſs ihm endlich die Geduld ausging. Er gerieth in einen heftigen Zorn, beschuldigte mich, meine Sprödigkeit sey ein bloſser Kunstgriff, wodurch ich ihn zu der Thorheit zu bringen hoffte mir seine Ehre aufzuopfern, und schwor, daſs er mich, allen meinen Ahnen zu Trotz, auf einen wohlfeilern Fuſs haben wollte, und wenn ich auch in gerader Linie von Isis und Osiris abstammte. Sein Zorn und seine Drohungen schreckten mich so sehr, daſs ich allen meinen Witz anstrengte, ihn durch glimpfliche Worte wieder zu besänftigen; ich bediente mich sogar einiger, die er ohne Zwang so auslegen konnte, daſs sie ihn von der Zeit günstigere Gesinnungen hoffen lieſsen. Er schien sich nach und nach zufrieden zu geben, und verlieſs mich endlich mit dem Versprechen, daſs, wofern ich nach drey Tagen, die er mir zur Bedenkzeit gebe, auf meiner Abneigung gegen ihn beharre, er sich meiner Entfernung nicht länger widersetzen wollte. Er sagte mir dieſs mit einer so ungezwungenen Art, daſs ich ihm glaubte.

Ich brachte also den übrigen Abend ganz ruhig zu, und war nicht wenig über den Sieg vergnügt, den ich mir schmeichelte über ihn erhalten zu haben. Ich nahm meine Theorbe, sang, scherzte mit der kleinen Estella, und legte mich ganz ruhig schlafen. Ich war noch nicht eingeschlafen, und ein Wachslicht brannte noch vor meinem Bette, als ich auf einmahl die Thür meines Schlafzimmers aufgehen hörte. Ich würde sehr erschrocken seyn, wenn ich ein Gespenst vor mir gesehen hätte; aber ich erschrak noch weit mehr, da ich sah daſs es der Markis war. Er hatte etwas so wildes in seinen Blicken und Geberden, daſs ich vor Angst zitterte als ich ihn auf mich zugehen sah. Ich wollte geschwind aus dem Bette springen, denn ich kleidete mich niemahls völlig aus; aber er hielt mich zurück, und schwor daſs ich mich ergeben müſste, es möchte auch kosten was es wolle. Ich erhob ein entsetzliches Geschrey, und wehrte mich, ob er sich gleich bemühte mir den Mund zu verstopfen, mit einer solchen Wuth, daſs er sich genöthiget sah, einen Augenblick Athem zu schöpfen. Ich fing von neuem an zu schreyen, und machte es laut genug, daſs Estella, die in dem vierten Zimmer von dem meinigen schlief, davon erwachte, und in einem Anzuge, der von ihrem Schrecken zeugte, mir zu Hülfe eilte. Ihr Anblick verdoppelte meinen Muth, so schwach auch der Beystand war den ich von ihr erwarten konnte; ich stieſs den Markis mit einer solchen Stärke zurück, daſs er über die kleine Estella hinweg taumelte, und mit ihr zu Boden fiel.

Dieser an sich selbst geringe Umstand schlug zu meinem Glück aus. Ich muſs die

Folgen, die er hatte, Ihrer eigenen Vermuthung überlassen. Genug, der Markis, indem er höflich genug war das arme Mädchen aufzuheben, fand sie in diesem Augenblicke so liebenswürdig, daſs er plötzlich den Entschluſs faſste, sie zum Werkzeug seiner Rache an meiner Undankbarkeit zu machen. Er entdeckte ihr sein Vorhaben; sie floh in ihr Zimmer; er verfolgte sie; und diese unverhoffte Veränderung der Scene gab mir Gelegenheit, mich aus dem Hause wegzuschleichen, ohne von der alten Beate, die mich in den Händen des Markis glaubte, wahrgenommen zu werden.

Während wir die schöne Jacinte hier ein wenig Athem schöpfen lassen wollen, erinnern wir uns, daſs ein gewisser Kunstrichter, der dieses Werkchen vor einigen Jahren mit seiner Beurtheilung zu beehren würdigte, die Begebenheiten dieser Jacinte sehr wenig interessant, und den Ton ihrer Erzählung so elend gefunden hat, daſs seiner Meinung nach die Lebensläufe in der Insel Felsenburg selbst besser erzählt werden. Wir besorgen sehr, der flüchtige und halb geschloſsne Blick, womit unsre Leser über diese Erzählung gähnend hingeglitscht sind, werde das strenge Urtheil des Kunstrichters schon zu gut bestätiget haben, als daſs es rathsam seyn könnte, etwas zur Vertheidigung oder Entschuldigung der jungen Dame sagen zu wollen. Wir schlieſsen von der langen Weile, welche wir selbst, da wir dieses Buch nach sieben Jahren wieder zu durchlesen uns entschlieſsen muſsten, 12) bey disser Erzählung der Jacinte erfahren haben, auf das was andern begegnen wird; und wir hätten, wenn es thunlich gewesen wäre, sehr gewünscht, den Begebenheiten der jungen Abenteurerin mehr Wunderbares und ihrer Erzählung mehr Lebhaftigkeit und Geist mittheilen zu können. Da dieſs aber, aus mehr als Einer Ursache, nicht anging; so hoffen wir wenigstens dadurch einigen Dank verdient zu haben, daſs wir den geneigten Leser mit der umständlichen Nachricht dessen, was ihr nach ihrer Flucht aus dem Hause des Markis bis zu ihrer Bekanntschaft mit Don Eugenio begegnete, verschonen, und uns begnügen ihm dafür in etlichen Zeilen zu sagen, was sie selbst auf eben so viel Seiten sagt. Nehmlich: das gute Mädchen erinnerte sich, so bald sie auf freyem Felde war, der Dame von Kalatrava. Sie wanderte dahin; aber sie fand ihre Gönnerin nicht mehr. Ohne Freunde, ohne Geld, ohne irgend einen anständigen Ausweg, muſste sie endlich für das gröſste Glück halten, daſs der Zufall sie unverhofft eine Gesellschaft von Schauspielern — in dieser Gesellschaft einen wahren Fönix, eine geistvolle und tugendhafte Schauspielerin — in dieser Schauspielerin eine sehr eifrige Freundin — durch diese Freundin in sich selbst ein Talent für die Schaubühne — kraft dieses Talents (und ihrer schönen Augen) allenthalben wo sie hinkamen, den vollkommensten Beyfall — und endlich in dem edlen Don Eugenio von Lirias einen Freund, oder, wenn man will, einen Platonischen Liebhaber finden lieſs, dem ihre Reitzungen weniger Leidenschaft als ihre Tugend Ehrerbietung einflöſsten.

Alles dieſs war viel Glück; aber die schöne Jacinte verdiente auch glücklich zu seyn. Die weltberühmte Pamela selbst hätte sich in ihrer Lage nicht untadelhafter, nicht edelmüthiger aufführen können als sie. Insonderheit kann nichts erbaulicher seyn als die Freundschaft, welche zwischen ihr und Don Eugenio Statt findet, und sich auf eine Achtung gründet, welche sie vorher für niemand empfunden hat, und für keinen andern jemahls zu empfinden hofft. Die Welt, sagte sie, welche immer urtheilt ohne zu kennen oder sich die Mühe der Untersuchung zu geben, hat mir künstliche Absichten beygemessen, deren die Aufrichtigkeit meiner Seele nie fähig gewesen ist. Allein ich habe mich damit beruhiget, daſs Don Eugenio mich besser kennt; und die Ausführung eines schon lange festgesetzten Entschlusses wird, wie ich hoffe, in kurzem die Achtung, deren er mich nicht unwürdig gefunden hat, auch mit den strengsten unter unsern Tadlern aussöhnen.

---

13. Kapitel.

Don Eugenio setzt die Erzählung der Jacinte fort.

Die liebenswürdige Jacinte schien, indem sie die letzten Worte sagte, so gerührt zu werden, daſs sie, wie sehr sie sich auch bemühte es zu verbergen, ein wenig inne halten muſste. Erlauben Sie, schöne Jacinte, sagte **Don Eugenio**, ohne daſs er ihre Beunruhigung zu merken schien, daſs ich Ihre Erzählung fortsetze, da Sie nun auf denjenigen Theil Ihrer Geschichte gekommen sind, wo sie mit der **meinigen** verwickelt zu seyn anfängt.

Es ist beynah ein Jahr, fuhr er fort, daſs ich mit **Don Gabriel** nach Grenada reiste, um daselbst einige häusliche Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ich besuchte einsmahls die Komödie und sah Jacinten; sie gefiel mir und rührte mich. Das erste war eine natürliche Folge der Annehmlichkeiten ihrer Person; denn wem gefiel sie nicht? Das andere schien mir eine eben so natürliche Wirkung der Rolle zu seyn, die sie damahls spielte. Der allgemeine Beyfall, in dessen Besitz sie war, und der ihre eigene Person mit denen, welche sie annehmen muſste, zu vermengen schien, blendete mich nicht; ich bemerkte, daſs sie nur eine mittelmäſsige Schauspielerin war. Es ist wahr, in einigen Stellen, wo sie sehr edle Gesinnungen oder wahre und ungekünstelte Gefühle der Natur zu sagen hatte, wurde sie unverbesserlich; aber der Dichter hatte dafür gesorgt, daſs sie nur selten Anlaſs bekam es zu seyn; und in allen übrigen glaubte ich zu bemerken, daſs sie sich zwingen müsse Gesinnungen oder Gemüthtsbewegungen anzunehmen, die nicht ihre eigenen waren.

Diese Beobachtung war ihr sehr vortheilhaft bey mir, und ich glaubte in der That, daſs sie mir denselben ganzen Abend nie besser gefiel, als wenn sie, als Schauspielerin betrachtet, am wenigsten hätte gefallen sollen. Ich ging aus der Komödie, und war betroffen, wie ich fand, daſs mir das Bild dieses jungen Mädchens überall folgte. Der rührende Klang ihrer Stimme tönte noch immer in meinen Ohren, und alle Zerstreuungen der Gesellschaft, wo ich den Abend zubrachte, waren nicht hinlänglich, diesen Eindrücken das mindeste von ihrer Lebhaftigkeit zu benehmen. Ich gab eine Zeit lang keine Acht darauf, und bemühte mich endlich diese Vorstellungen zu zerstreuen; aber sie kamen immer wieder, und ich hatte ein paar Tage nöthig, bis sie andern Platz machten, mit denen ich damahls beschäftigt war.

Nach einigen Tagen kam ich wieder in die Komödie, und erwartete vergeblich, daſs Jacinte auftreten würde. Sie wurde dieſsmahl durch eine andere ersetzt, die das Talent sich in alle mögliche Gestalten zu verwandeln (welches eigentlich den guten Schauspieler macht) in einem weit höhern Grade besaſs. Aber sie miſsfiel mir, ohne daſs ich einen andern Grund hätte angeben können, als weil sie nicht Jacinte war. Niemahls hatte ich so ungeduldig auf den letzten Aufzug gewartet. Ich erkundigte mich bey einem meiner Freunde nach Jacinten, und erfuhr von ihm den Karakter der Arsenia, die für ihre Tante gehalten wurde, und die eingezogene Lebensart, die sie führten. Diese Nachrichten vermehrten meine Neugier; ich suchte ihre Bekanntschaft, und fand, daſs mir mein Freund nicht zu viel Gutes von Arsenien gesagt hatte. Man ist so wenig gewohnt, Tugend, Grundsätze und edle Gesinnungen bey Schauspielerinnen zu suchen, daſs man sich, wenn man sie bey ihnen findet, nicht erwehren kann diesen Karakter eben so sehr für ein Werk ihrer Kunst zu halten, als die übrigen, die ihnen von den Dichtern zu spielen auferlegt werden. Ich beobachtete Arsenien eine geraume Zeit mit allem Miſstrauen, welches ihr Stand nothwendig zu machen schien; und sie gewann so viel dabey, als vielleicht manche, die ein groſses Geräusch mit ihrer Tugend macht, dabey verlieren würde. Urtheilen Sie selbst, ob ich weniger Aufmerksamkeit auf Jacinten gehabt haben werde. Ihre Jugend schien sie zwar von allem Verdacht los zu sprechen, als ob Verstellung und Kunst einen Antheil an der Unschuld haben könnte, die aus ihrem ganzen Wesen zu athmen schien; es war unmöglich sie mit einem miſstrauischen Auge anzusehen: aber das Vergnügen, welches ich darin fand, mich immer mehr in der Vorstellung bestärkt zu sehen die ich beym ersten Anblicke von ihr gefaſst hatte, machte daſs sie mit einer Scharfsichtigkeit, der nichts entging, beobachtet wurde. Eben diese Aufrichtigkeit und Einfalt des Herzens, welche sie aller der kleinen Kunstgriffe unfähig machte, wodurch die Schönen, aus Eitelkeit oder andern Absichten, unsern Herzen nachzustellen pflegen, lieſs sie auch nicht bemerken daſs sie beobachtet werde. Sie dachte eben so wenig daran sich zu verbergen, als sich zu zeigen. Sie gefiel ohne gefallen zu wollen; und die Anmuth, die ihre kleinsten Bewegungen anzüglich machte, war eben so natürlich und ungeschminkt als ihre Gesichtsfarbe. Ihre Handlungen hatten nie mehr als Eine Absicht, und nie eine andere als die sie natürlicher Weise haben sollten. Sie schien nicht zu wissen, daſs man die Augen — wie beseelt auch die ihrigen von Natur waren — zu etwas anderm als zum Sehen gebrauchen könne; sie lachte niemahls um ihre schönen Zähne zu zeigen, und lieſs oft in einer einzigen Stunde zwanzig Gelegenheiten entgehen, wo eine andere sich das Vergnügen gemacht hätte, die Anwesenden von der Schönheit eines wohl gestalteten Armes, oder von der Artigkeit eines kleinen Fuſses zu überweisen. Ihre Gegenwart macht es überflüssig ein Gemählde fortzuführen, womit ich ohnehin nie zufrieden seyn würde.

Die Unschuld hat eine unendliche Menge Annehmlichkeiten, die eben so wenig beschrieben als von der Kunst nachgeahmt werden können, und deren Eindruck desto gefährlicher ist, da er so sanft und schuldlos zu seyn scheint als sie selbst. Mein Herz war schon völlig von ihr eingenommen, eh' ich daran dachte, wie weit mich die Gesinnungen führen könnten, die sie mir ohne ihr Zuthun einflöſste. Unvermerkt ward ich es gewohnt sie alle Tage zu sehen; unvermerkt verlor alles andre, was mir sonst angenehm gewesen war, seinen Reitz für mich; ihre bloſse Gegenwart setzte mich in Entzücken, und ohne sie machte mir alles lange Weile. Ich entzog mich nach und nach allen Gesellschaften, Lustbarkeiten und Zerstreuungen, um des einzigen Vergnügens ungestört zu genieſsen, dessen jetzt mein Herz fähig war. Jeder Augenblick, um welchen irgend ein Zufall mich nöthigte sie später als gewöhnlich zu sehen, dehnte sich in eine tödtliche Länge aus; und ein ganzer Abend, den ich in ihrer und Arseniens Gesellschaft zubrachte, (denn allein sah ich sie niemahls) schien mir ein Augenblick, wenn er vorüber war.

Die Vorwürfe meiner Freunde nöthigten mich endlich ihnen von einer Neigung Rechenschaft zu geben, die alle andere in meinem Herzen ausgelöscht zu haben schien; und die kleinen Streitigkeiten, die wir darüber mit einander bekamen, entdeckten mir, daſs diese Neigung — anstatt (wie man für recht und billig hielt) ein bloſser Zeitvertreib und flüchtiger Geschmack zu seyn — eine Leidenschaft war, die das Glück oder Unglück meines Lebens entscheiden würde. Ich will Ihnen durch keine umständliche Beschreibung alles dessen, was, von dieser Entdeckung an, in meinem Herzen vorging, beschwerlich fallen. Diejenigen, welche glauben daſs man die Liebe mit Erfolg bekämpfen könne, reden von einer Liebe, die nur in sehr uneigentlichem Verstande so genannt zu werden pflegt. Diese auflodernden Flammen, die bloſs durch die Schönheit oder ein beiderseitiges Bedürfniſs entzündet und durch die Begierden unterhalten werden; diese willkührlichen Verbindungen, an denen das Herz keinen Antheil hat, die man aus Eitelkeit, langer Weile, Vorwitz, Grillenhaftigkeit, Gewohnheit oder Bequemlichkeit eingeht und wieder aufhebt, wie und wenn man will, und die man, so wenig sie auch mit der wahren Liebe gemein haben, bloſs darum Liebe nennt, um ihnen einen ehrlichen Nahmen zu geben — diese mögen wohl ohne groſse Mühe bekämpft und besiegt werden. Aber über eine wahre Liebe, die sich auf ein zartes Verständniſs der Herzen gründet, und mit gegenseitiger Hochachtung verbunden ist, wurde noch nie ein Sieg erhalten; und die Schwierigkeiten, die ihr in den Weg gelegt werden, dienen zu nichts als den ihrigen zu befördern. Ich machte mir selbst alle nur ersinnliche Einwürfe; ich fühlte ihre ganze Stärke; ich wuſste nur gar zu wohl, daſs man die Vorurtheile, die meiner Liebe das Urtheil sprachen, nicht ungestraft verachten könne. Aber was vermochten alle diese Betrachtungen gegen eine Neigung, die für mein Herz die Quelle einer innerlichen Glückseligkeit war, der ich alle Augenblicke bereit war alles andere Glück aufzuopfern! Ein Opfer, wofür derjenige, der wahrhaftig liebt, durch einen einzigen Blick, eine einzige Thräne der Zärtlichkeit sich reichlich entschädiget glaubt. Doch, ich weiſs eben so wohl, daſs ich in dieser kleinen Gesellschaft von Freunden keine Entschuldigung vonnöthen habe, als daſs diejenigen, die das Unglück haben dieser Art von Gesinnungen selbst unfähig zu seyn, keine Entschuldigung gelten lassen.

Ich entschloſs mich also mit aller nur möglichen Unerschrockenheit, in den Augen dieser letztern ein Thor zu seyn, und richtete jetzt alle meine Bemühungen allein dahin, mich einer Gegenliebe zu versichern, von welcher die Glückseligkeit meines Lebens abhangen sollte. Mein Umgang mit Jacinten dauerte bereits etliche Monate, und meine Absichten waren bey mir selbst festgesetzt, ohne daſs sie Ursache hatte mich als einen Liebhaber anzusehen. Mein Betragen war so zurückhaltend, und die Zärtlichkeit, die ich für sie zeigte, derjenigen so ähnlich, die ein Bruder für eine Schwester haben kann, daſs Arsenia endlich einen kleinen Argwohn über meine Absichten bekam. Sie errieth zwar, daſs ich das Vergnügen haben wollte, einer gewissen Sympathie, die zwischen unsern Herzen zu walten schien, Zeit zu lassen, sich in dem ihrigen allmählich von selbst zu entwickeln; aber sie zweifelte zuweilen, ob der Gebrauch, den ich einst davon machen würde, so unschuldig seyn möchte, als sie es aus Liebe zu ihrer jungen Freundin wünschte. Sie hatte zwar Ursache, sich zu meiner Denkungsart und zu meinen Grundsätzen das Beste zu versehen; aber auf der andern Seite setzten die Vorurtheile der Welt, oder vielleicht die Betrachtung meines eigenen Glücks, eine so weite Kluft zwischen uns, daſs sie mir nicht Muth oder Liebe genug zutrauen konnte, sie zu überspringen. Sie wuſste, daſs die Welt weit geneigter seyn würde, mir eine Verbindung, wobey nur Jacinte aufgeopfert würde, zu gut zu halten, als eine solche, wodurch (nach den Maximen des groſsen Haufens) meine eigene Ehre verdunkelt würde; und was meine Denkungsart betraf, so kannte sie die Menschen zu gut, als daſs sie die Grundsätze eines jungen Mannes für eine hinlängliche Gewähr gegen seine Leidenschaften hätte halten sollen. Diese Betrachtungen, die sie mir in der Folge selbst gestand, schienen ihr zwar nicht dringend genug, die unschuldige Neigung, die durch fast unmerkliche Grade in dem Herzen ihrer jungen Freundin sich entwickelte, durch voreilige Besorgnisse zurück zu schrecken; aber sie verdoppelten ihre Aufmerksamkeit auf mich, und bewogen sie, mir (wiewohl auf eine sehr feine Art) Gelegenheit zu machen, meine Gesinnungen deutlicher zu verrathen.

Unter einer Menge von jungen Leuten, die sich zu erklärten Verehrern der liebenswürdigen Jacinte aufgeworfen hatten, und sich ihres vermeinten Rechtes bedienten sie hinter der Scene mit ihrem Unsinne zu ermüden, waren verschiedene, die ihre Absichten gern weiter getrieben hätten, wenn sie, so lang' ich ihnen (ihrer Meinung nach) im Wege stand, sich einigen Erfolg davon hätten versprechen können. So unangenehm es mir war, daſs ich Jacinten nicht von diesem ganzen beschwerlichen Schwarme befreyen konnte, so wenig hatte ich Ursache zu besorgen, daſs irgend einer von ihnen ihrem Herzen gefährlich werden könnte. Es ist, dachte ich, eine natürliche Unbequemlichkeit, der die Rose ausgesetzt ist, daſs sie allerley Ungeziefer um sich her sumsen lassen muſs; und die Ehrfurcht, worin Jacinte diese Insekten zu erhalten weiſs, ist ihrem Karakter mehr rühmlich als nachtheilich. Allein Don Fernand von

Zamora, der um diese Zeit nach Grenada kam, und beym ersten Mahle, da er sie auf dem Theater sah, eine heftige Leidenschaft nach seiner Art für sie faſste, lieſs mich nicht lange in dieser stolzen Ruhe. Ein Rival, der die Schönheit eines Narcissus mit der frechen Ausgelassenheit eines Satyrs verband, — der gewohnt war seinen Leidenschaften den Zügel zu verhängen, und die unermeſslichen Reichthümer, über die ihn der Tod seiner Ältern zum Herrn gemacht hatte, bloſs zu Befriedigung seiner Begierden zu verschwenden, — ein solcher Rival, so wenig ich auch für Jacintens Herz von ihm besorgte, war doch in verschiedenen andern Rücksichten nicht als gleichgültig anzusehen. Er machte seine erste Liebeserklärung mit Geschenken, die vielleicht manche spröde und stolze Tugend in Versuchung hätten führen können. Jacinte schickte sie zurück, ohne zu glauben daſs sie ihrer Unschuld oder meiner Liebe ein beträchtliches Opfer gebracht habe; allein sie konnte sich doch mit guter Art nicht erwehren Besuche von ihm anzunehmen, und an den ausschweifenden prächtigen Lustbarkeiten, die er ihr und seiner Eitelkeit zu Ehren anstellte, mit Arsenien und andern von ihren theatralischen Freundinnen Antheil zu nehmen. So schwer es meinem Herzen wurde, so beschloſs ich doch sie in dieser Gefahr, wenn es eine war, gänzlich dem ihrigen zu überlassen.

Don Fernand, dem ganz Grenada sagen konnte, daſs ich sie niemahls anders als in Arseniens oder anderer Gesellschaft sah, konnte sich um so weniger bereden daſs ich sein Nebenbuhler sey, da er durch die genaueste Beobachtung nichts in meinem Betragen entdeckte, das mich dessen hätte verdächtig machen können; und wenn er auch einigen Verdacht gehabt hätte, so würde ihn dieſs nur desto eifriger gemacht haben, seine Anfälle auf ihr Herz zu verdoppeln. Allein weder seine Schönheit, noch sein schimmernder Aufzug, noch seine Feste, noch die ungeheure Menge von Oden und Elegien — in denen er über die kieselsteinerne Härte ihres Herzens klagte, oder sich wunderte, wie der warme Schnee ihres schönen Busens so kalt seyn könne — waren vermögend aus diesem kleinen Felsenherzen ein einziges armes Fünkchen von Mitleiden heraus zu schlagen, wie kläglich auch die ganze reimende Zunft von Grenada auf seine Unkosten darum winseln muſste; und Don Fernand fand endlich für gut, sein Herz, seine Geschenke und seine Elegien einer andern Schauspielerin anzubieten, welche, die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13004/014

Sprödigkeit (wie sie es nannte) ausgenommen, in allen andern Stücken mit Jacinten in die Wette eiferte.

So sehr ich nun Ursache hatte, mit dem Ausgange dieses Abenteuers zufrieden zu seyn, so ungeduldig hatten mich die Unbequemlichkeiten des theatralischen Lebens, denen ich Jacinten bey dieser Gelegenheit ausgesetzt sehen muſste, gemacht, sie davon zu befreyen. Ich glaubte nunmehr ihres Karakters und Herzens so gewiſs zu seyn, daſs ich eine längere Beobachtung für überflüssig hielt; und ich ging wirklich damit um, mich Arsenien zu entdecken und die Mittel zur Ausführung meines Entwurfs mit ihr abzureden; als eine auszehrende Krankheit, deren schneller Anwachs gar bald wenig Hoffnung zu ihrer Genesung übrig lieſs, diese edle Frau veranlaſste mir zuvor zu kommen. Sie bat sich eine Unterredung mit mir aus, wovon nach einer kurzen Erzählung ihrer eigenen Schicksale, Jacinte der einzige Gegenstand war. — „Ich liebe sie, sagte sie, als ob sie mein eigenes Kind wäre, und die Umstände, worin ich sie verlassen muſs, sind das einzige was mir die Verlängerung eines Lebens angenehm gemacht hätte, das mir durch eine lange Kette von Unglücksfällen und einen Gram, den nur mein

Tod enden kann, schon lange zu einer beschwerlichen Bürde geworden ist. Meine Liebe zu ihr ist desto unparteyischer, da sie sich allein auf die Eigenschaften ihres Herzens gründet. Wie würdig ist sie eines bessern Schicksals, und wie wenig Hoffnung darf ich mir machen, daſs ihr Glück jemahls mit ihrem Werth übereinstimmen werde! In ihren Umständen kann sie keine Lebensart erwählen, die nicht ihre eigenen Gefahren hat. Jugend und Unschuld, von so vielen Annehmlichkeiten begleitet, sind ohne die Vortheile der Geburt oder des Glücks gefährliche Gaben für unser Geschlecht. Eben diese Unschuld, eben diese Reitzungen, die an einer jungen Person von Stande oder an einer reichen Erbin eine ehrerbietige Liebe, oder doch wenigstens rechtmäſsige Absichten einflöſsen würden, machen ein Mädchen, das dem Glücke nichts zu danken hat, zu einem bloſsen Gegenstande von Begierden, die auf ihr Verderben zielen; und eben derjenige, der sich nicht schämt, zu ihren Füſsen hingeworfen sie in der Sprache der Schwärmerey und Anbetung für die Göttin seines Herzens zu erklären, würde sich durch den bloſsen Verdacht, daſs er ehrliche Absichten auf sie haben könnte, für beleidigt halten. Urtheilen Sie nun selbst, Don Eugenio, ob ich über Jacintens Schicksal ruhig seyn kann. Sie ist für die Umstände nicht gemacht, wozu ihr Unglück sie verurtheilt hat; sie ist liebenswürdig, und, wie ich glaube, durch ihre Unschuld und sanfte Gemüthsart nur desto fähiger, gerührt zu werden. Ich besorge nichts für sie von allen diesen schimmernden Gecken, die um sie herum flattern, und gleich unfähig sind Liebe zu empfinden und einzuflöſsen. Aber wenn sie einen Mann findet, der mit den Eigenschaften eines edlen Gemüths, mit tugendhaften Gesinnungen und einer ehrerbietigen Zärtlichkeit sich ihre Hochachtung erwirbt; der seine Begierden unter uneigennützigen Empfindungen zu verbergen, und die Liebe unter dem Nahmen und in Gestalt der Freundschaft heimlich in ihr Herz einzuführen weiſs; der Geduld genug hat, den Zeitpunkt abzuwarten, da sie durch das Vertrauen das sie ihm schuldig zu seyn glaubt, durch die Unschuld ihrer eignen Empfindungen, durch den zauberischen Reitz der Sympathie und gewisser geheimer Triebe, die sie in der unerfahrnen Einfalt ihres Herzens mit den zärtlichen Regungen desselben vermengt, entwaffnet, unbesorgt und ganz in Liebe aufgelöst, als ein williges Opfer seinen Begierden überliefert wird — Ach Don Eugenio! — wie sehr besorge ich, daſs sie diesen Mann schon gesehen hat! — Vergeben Sie mir, mein edler Freund! Die Umstände, worin Sie mich sehen, berechtigen mich freymüthig zu seyn: eine Person, die in kurzem von den Menschen nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen hat, sieht durch alle die Blendwerke durch, die unsere Urtheile zu bethören, zu verfälschen, oder zurück zu halten pflegen, so lange wir noch selbst in die menschlichen Angelegenheiten verwickelt sind. Sie werden nicht daran zweifeln, daſs ich schon lange weiſs daſs Sie Jacinten lieben, und Sie müssen es so gut wissen als ich, daſs Sie Ihre Absichten auf das zärtlichste und beste aller Herzen nur gar zu gut erreicht haben. Ich schätze Sie hoch, Don Eugenio, und noch vor wenig Tagen würde ich es für beleidigend gehalten haben, Ihnen das geringste Miſstrauen sehen zu lassen; aber was wollen Sie, daſs ich jetzt, da Jacintens Sicherheit meine einzige Sorge ist, von Ihrer Neigung denken soll?“

Hier fuhr die rechtschaffene Arsenia fort, mir ihre Besorgnisse zu entdecken, und endigte ihre Rede endlich damit, daſs sie mich mit vielen Thränen beschwor, der Unschuld ihrer jungen Freundin zu schonen. Sie sah mich so lebhaft gerührt, daſs sie unmöglich in die Wahrheit der Erklärungen, die ich ihr hierauf gab, einen Zweifel setzen konnte. Ich entdeckte ihr umständlich, was von dem ersten Augenblick an, da ich Jacinten gesehen hatte, in meinem Herzen vorgegangen war; wie sehr jederzeit das Verlangen sie glücklich zu sehen die Begierde mich selbst durch sie glücklich zu machen überwogen habe; und wie fest ich nunmehr entschlossen sey, alle andre Betrachtungen, so wichtig sie immer an sich selbst seyn möchten, unserer gemeinschaftlichen Glückseligkeit aufzuopfern. Ich bat sie, Jacinten hierauf vorzubereiten, und alsdann zu gestatten, daſs ich in ihrer Gegenwart mich gegen sie erklären dürfte. Beides geschah, und die liebenswürdige Jacinte machte sich kein Bedenken, mich sehen zu lassen wie gerührt sie davon war. — Diese Zeichen des vollkommenen Vertrauens, das ich in Ihre Rechtschaffenheit setze, sagte sie, indem sie mich mit thränenden Augen ansah, diese Thränen die ich mich nicht bemühe vor Ihnen zu verbergen, bin ich Ihren allzu groſsmüthigen Gesinnungen schuldig. Aber dieſs ist auch alles, was die unglückliche Jacinte thun kann Ihnen ihre Dankbarkeit zu zeigen. — Sie entdeckte mir hierauf mit einer Offenherzigkeit, die sie noch tausendmahl liebenswürdiger in meinen Augen machte, die ganze Geschichte ihres Lebens.

Urtheilen Sie jetzt selbst, Don Eugenio, fuhr sie fort, wie sie damit zu Ende war, ob ich nicht die unwürdigste Kreatur wäre, wenn ich das Übermaſs Ihrer Gütigkeit für mich miſsbrauchen wollte, so lang' ich nicht eine völlige Gewiſsheit dessen habe, was vermuthlich eine bloſse Eingebung meiner Eitelkeit ist, wenn ich mir schmeichle, daſs ich vielleicht weniger Ursache habe über meinen Ursprung zu erröthen, als die Zigeunerin, die mich erzogen hat, mich bereden wollte. — Arsenia vereinigte sich vergebens mit mir, sie zu überzeugen, daſs ihre Bedenklichkeit zu weit getrieben sey: sie blieb unbeweglich bey ihrem Entschlusse, wenn sie Arsenien verlieren sollte sich in ein Kloster zu begeben; und alles, was ich endlich von ihr erhalten konnte, war, daſs sie mir die Wahl des Ortes überlieſs, und feierlich versprach, sich ohne meine Einstimmung durch keine Gelübde binden zu wollen. Ich schrieb sogleich an einen Freund zu Sevilla, um Nachrichten von der alten Zigeunerin einzuziehen, und vernahm, daſs die Aufmerksamkeit, die der Korregidor auf ihr Haus zu wenden angefangen, sie vor kurzem genöthiget habe sich durch eine schleunige Flucht in Sicherheit zu bringen. So verdrieſslich mir dieser Umstand war, so gab ich doch die Hoffnung nicht auf, durch die Maſsregeln, die ich deſswegen nahm, die Alte noch endlich aufzutreiben: eine Hoffnung, welche jetzt eben so wichtig für mich war, als ob ich gewiſs gewesen wäre, daſs die Nachricht von Jacintens Herkunft, die ich dadurch zu erhalten hoffte, meiner Liebe günstig seyn müſste. Inzwischen nöthigten mich die Angelegenheiten meiner Schwester, von Grenada nach Valencia zurück zu kehren, und meine Geliebte bey einer Freundin zurück zu lassen, von der sie sich durch nichts als den Tod trennen lassen wollte, und deren täglich abnehmendes Leben mir wenig Hoffnung übrig lieſs sie jemahls wieder zu sehen.

---

14. KAPITEL.

Beschluſs der Geschichte der Jacinte. Eine Vermuthung des Don Sylvio. Vorbereitungen zu einem Intermezzo, wobey wenige Leute lange Weile haben werden.

So interessant vermuthlich die Liebesgeschichte des Don Eugenio und der schönen Jacinte ihnen selbst und vielleicht auch ihren unmittelbaren Zuhörern gewesen seyn mag, so wenig können wir unsern Lesern übel nehmen, wenn sie das Ende davon zu sehen wünschen. Es ist in der That für ehrliche Leute, die bey kaltem Blute sind, kein langweiligeres Geschöpf in der Welt als ein Liebhaber der die Geschichte seines Herzens erzählt. Wir wollen uns also begnügen, ihnen zu sagen, daſs Jacinte das Wort wieder nahm, und ihre eigenen Begebenheiten von dem Tod ihrer Freundin an bis zu dem Augenblicke fortsetzte, da Don Eugenio und Don Gabriel, von unserm Helden unterstützt, sie den räuberischen Händen des Don Fernand von Zamora entrissen. Sie ergänzte, was ihr selbst bisher in diesen Begebenheiten unbegreiflich gewesen war, aus dem Geständnisse, welches die getreue Teresilla sich genöthigt gesehen hatte ihrer Gebieterin von ihrem geheimen Briefwechsel mit Don Fernand und von allen den kleinen Verräthereyen zu machen, die sie seit geraumer Zeit gespielt hatte. Denn unglücklicher Weise für diese würdige Kammerjungfer hatte sich ein Briefchen des Don Fernand, welches sie, anstatt es zu verbrennen, in ihrem Unterröckchen wohl verwahrt zu haben glaubte, man weiſs nicht wie, in Pedrillo's Kammer aus ihrem Schubsacke verloren; und (wie sich alles zusammen schicken muſs, wenn eine Schelmerey zur Entdeckung reif ist) so war es dem Don Eugenio in die Hände gefallen, da er, an dem nehmlichen Morgen als unser Held das Wirthshaus so plötzlich verlieſs, von ungefähr in diese Kammer trat.

Sie erzählte also: wie Don Fernand von Zamora, anstatt seine Absichten (wie er Miene gemacht hatte) aufzugeben, Mittel gefunden, ihre Aufwärterin auf seine Seite zu bringen; was für Entwürfe er mit Teresillen gemacht, um auf ihrer Reise nach Valencia sich ihrer Person zu bemächtigen; auf welche Art er dieses Vorhaben ins Werk gerichtet; wie sehr er sich bemüht sie zu besänftigen, und durch eine ehrerbietige Zurückhaltung ihr eine bessere Meinung von seinen Absichten beyzubringen; und wie endlich der glückliche Umstand, daſs Don Eugenio, anstatt zu Valencia zu seyn, (wie sie selbst geglaubt hatte) zu Lirias gewesen, und durch einen noch glücklichern Zufall auf einem Spazierritte zwischen Iutella und Lirias auf sie gestoſsen, ihre Befreyung veranlaſst habe.

Die schöne Jacinte vergaſs bey dieser Gelegenheit nicht, unserm Helden von neuem für die Groſsmuth zu danken, womit er sich für sie und Don Eugenio gewagt hatte; und Don Sylvio erwiederte diese Höflichkeit im Tone der Galanterie der Ritter vom Gral und von der runden Tafel. Er bezeigte sich ihr sehr verbunden, daſs sie ihm erlaubt hatte einen Zuhörer ihrer Geschichte abzugeben, und versicherte sie, daſs man sie nur zu sehen und zu hören brauche, um überzeugt zu seyn, daſs ihre Abkunft, ungeachtet des geheimniſsvollen Dunkels womit sie noch bedeckt sey, eben so erhaben und glänzend seyn müsse als ihre persönlichen Verdienste. Indessen konnte er doch nicht umhin seine Verwunderung darüber zu bezeigen, daſs in einer Geschichte, die ihm auſserordentlich genug dazu schien, die Feen nicht das geringste zu thun gehabt haben sollten; und er fragte sie ganz ernsthaft: woher es komme, daſs sie über diesen Punkt ein so genaues Stillschweigen beobachtet habe, da es doch ganz und gar nicht begreiflich sey, daſs Feen und Zauberer an den Begebenheiten einer so vollkommnen jungen Dame keinen Antheil gehabt haben sollten? Die ernsthafte Miene, womit er diese Frage that, machte daſs die beiden Damen, ungeachtet ihres Vorsatzes alle mögliche Achtung für seine Schwärmerey zu zeigen, sich des Lachens nicht enthalten konnten. Wollten Sie denn, sagte Jacinte, daſs ich ein Feenmährchen aus meiner Geschichte gemacht haben sollte? Warum lieſsen Sie mir nichts davon merken? Wenn ich geglaubt hätte, sie Ihnen dadurch angenehm zu machen, so wär' es mir ein leichtes gewesen, die alte Zigeunerin in eine Karabosse, die gute Dame zu Kalatrava in eine Lüminöse, und Don Fernand von Zamora, wo nicht zu einem schelmischen Zwerge, doch wenigstens zu einem Sylfen oder Salamander zu machen.

Vergeben Sie mir, sagte Donna Felicia, meines Erachtens würde Ihre Erzählung sehr dabey gewonnen haben. Denken Sie einmahl, wie frostig es klingen würde, wenn ein Dichter sich begnügen wollte zu sagen: Dafnis oder Koridon setzte sich in den Schatten und schöpfte frische Luft; oder, er löschte seinen Durst aus einer Quelle? Aber so bald er sagt: Freywillige Blumen drangen auf Florens Befehl hervor, dem schönen Seladon zum weichen Polster zu dienen, gaukelnde Zefyrn fächelten ihm mit ihren Rosenflügeln Kühlung und ambrosische Gerüche zu, und eine Nymfe, reitzend wie die junge Hebe, bot ihm freundlich lächelnd krystallenes Wasser in einer Perlenmuschel dar — dann glauben wir erst, daſs der Dichter seine Schuldigkeit gethan, und die Natur geschildert habe wie er soll.

Vermuthlich, sagte Don Gabriel, (welcher merkte, daſs unser Held ein wenig betroffen war, und nicht wuſste wie er die Scherze der beiden Damen aufnehmen sollte) ist die Absicht der schönen Jacinte gewesen, uns nur einen summarischen Begriff von ihren Abenteuern mitzutheilen. Die Feen können dem ungeachtet, wie ich nicht zweifeln will, die geheimen Triebfedern aller ihrer wundervollen Zufälle gewesen seyn; und wenn ich bedenke —

Vergeben Sie mir, Don Gabriel, fiel Jacinte ein, ich schwöre Ihnen im ganzen Ernste, daſs die Feen, so viel mir bekannt ist, nicht die geringste Mühe mit mir gehabt haben. Sie werden mich doch nicht bereden wollen, hoffe ich, daſs alle diese schimärischen Wesen, die in den Mährchen so viel zu thun haben, jemahls auſser den Mährchen existiert haben?

Ist es möglich, rief Don Sylvio, daſs Sie hieran zweifeln können? — Sehen Sie denn nicht, daſs man allen historischen Glauben aufgeben müſste —

Erhitzen Sie Sich nicht, mein lieber Don Sylvio, fiel ihm Don Gabriel lächelnd ins Wort: Sie sehen ja, daſs Jacinte nur gescherzt hat; und wenn es auch ihr Ernst gewesen wäre, so wollen wir sie bald auf andere Gedanken bringen. Sie kennt vielleicht nur das Mährchen vom blauen Bart, oder vom rothen Mützchen, und von der guten kleinen Maus: sie würde ganz anders reden, wenn sie, zum Exempel, die Geschichte des Prinzen Biribinker hören würde, die eine unzweifelhafte Glaubwürdigkeit vor sich hat, da sie aus dem sechsten Buche der unglaublichen Geschichten des berühmten Paläfatus 13) genommen ist.

Ich gestehe Ihnen, sagte Don Sylvio, daſs mir dieser Prinz, dessen Sie erwähnen, gänzlich unbekannt ist, und daſs ich sehr begierig wäre seine Geschichte zu wissen.

Sie würden es noch viel mehr seyn, fuhr Don Gabriel fort, wenn Sie Sich zum voraus vorstellen könnten, wie auſserordentlich und interessant seine Begebenheiten sind. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Sie versichere, daſs sie alles übertreffen, was man jemahls in den Geschichten der Feen gesehen hat.

Sie machen mich selbst begierig, sagte Don Eugenio: die unglaublichen Geschichten eines Schriftstellers, der dem Homer den Vorzug des Alterthums streitig macht, sind in der That eine Gewähr, die niemand sich einfallen lassen wird für unsicher zu halten; und wenn schon das sechste Buch davon für die Welt längst verloren gegangen ist, so folgt doch nicht daraus, daſs Don Gabriel, dessen Stärke in der geheimen Filosofie uns bekannt ist, nicht mehr davon sollte wissen können als andere.

Ich bin Ihrer Meinung, sagte Donna Felicia: ich wollte wetten, wenn dieses sechste Buch auch nie geschrieben worden wäre, so würde die tiefe Wissenschaft des Don Gabriel mehr als zulänglich seyn, uns die Geschichte des Prinzen Biribinker von Wort zu Wort eben so zu erzählen, wie er sie in diesem sechsten Buche gefunden hätte, wenn es geschrieben worden wäre.

Es beliebt Ihnen zu scherzen, Donna Felicia, versetzte Don Gabriel ganz ernsthaft.

Ich gestehe, daſs die Geschichte des Prinzen Biribinker bisher noch unbekannt gewesen ist; aber das benimmt ihrer Wahrheit nichts; und Don Sylvio soll, mit Euer Gnaden Erlaubniſs, Richter darüber seyn, ob etwas darin ist, das die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers verdächtig machen könnte.

Wir wollen sehen, erwiederte Donna Felicia; denn ich hoffe doch, Sie werden uns übrigen erlauben Zuhörer abzugeben, wenn wir uns gleich nicht anmaſsen dürfen Richter zu seyn.

Da sich nun jedermann begierig zeigte, eine Geschichte zu wissen, von welcher schon der bloſse Nahme Biribinker sehr viel merkwürdiges zu versprechen schien, so wurde die Abrede genommen, daſs man sich Abends nach der Sieste in dem Myrtenwäldchen versammeln wollte, um sie anzuhören; und weil die Sonne anfing beschwerlich zu werden, so begab sich die Gesellschaft durch einen bedeckten grünen Gang in das Wohnhaus zurück.

Unser Held hatte, während Jacinte ihre Geschichte erzählte, einen Einfall bekommen, den er dem Don Eugenio entdeckte, so bald sie sich allein sahen. — Was würden Sie dazu sagen, Don Eugenio, fing er an, wenn Jacinte meine Schwester wäre? — Ihre Schwester? versetzte Don Eugenio. Haben Sie denn eine Schwester verloren? — Ich hatte eine, antwortete Don Sylvio, die sich in ihrem dritten Jahre verlor, ohne daſs man erfahren konnte, was aus ihr geworden sey. — Himmel! rief Don Eugenio, wie glücklich wär' ich, wenn Ihre Muthmaſsung sich wahr befände! Und in der That nun wundert michs erst, wie gewisse Gesichtszüge, welche Jacinte mit Ihnen gemein hat, mich nicht selbst auf diesen Gedanken gebracht haben. Aber erinnern Sie Sich keiner Umstände? Wissen Sie keine Merkmahle, die unsere Vermuthung zur Gewiſsheit leiten könnten?

Wenn der Instinkt nicht betrüglich wäre, antwortete Don Sylvio, so würde ich geneigt seyn, die Anmuthung, die ich beym ersten Anblick für sie empfand, für die Stimme des Blutes zu halten. Aber ich besorge, Don Eugenio, daſs ich mir mit einer unzeitigen Hoffnung geschmeichelt habe. — Und warum? fragte Don Eugenio ungeduldig. — Ich finde einen Umstand in Jacintens Geschichte, antwortete jener, der mich in Verlegenheit setzt. — Ich bitte Sie, erklären Sie Sich, rief Don Eugenio; ich bin auf der Folter, so lange Sie mich im Zweifel schweben lassen.

Jacinte iſt von einer Zigeunerin erzogen, und, wie ſie vermuthet, ihren wirklichen Ältern entwendet worden, fuhr Don Sylvio fort; die Zeit und das Alter kommen überein; meine Schweſter hatte ungefähr drey Jahre wie ſie unſichtbar wurde, und ſie würde jetzt Jacintens Alter haben. Die Verſchiedenheit der Nahmen (denn meine Schweſter hieſs Seraſine) thut nichts zur Sache, man konnte ihren Nahmen ändern; aber der Umſtand mit der Zigeunerin verderbt alles. Man vermuthete zwar in meinem Hauſe, daſs meine Schweſter von einer Zigeunerin geſtohlen worden ſey, aber ohne genugſamen Grund; denn ich habe eine Menge der wichtigſten Urſachen, die mich überzeugen daſs es eine Fee geweſen iſt.

Hier war Don Eugenio im Begriff die Geduld zu verlieren, und er hatte alle nur erſinnliche Mühe, ſeine erſten Bewegungen zurück zu halten. Wenn Sie keine andere Bedenklichkeit haben, ſagte er endlich nachdem er ſich wieder gefaſst hatte, ſo haben wir nicht nöthig uns hierüber zu beunruhigen. Was hindert uns zu glauben, daſs die Zigeunerin, welche Jacinten raubte, und die Fee die Ihre Schweſter unſichtbar gemacht hat, eine und eben dieſelbe Perſon war? Wir wollen uns nicht bey dem Nahmen aufhalten.

Glauben Sie mir, alle Ihre Karabossen, Fanferlüschen, Konkombren und Magotinen sind nicht mehr noch weniger Feen gewesen als diese Zigeunerin; und wer weiſs, ob sich nicht am Ende zeigen wird, daſs die Feerey an Jacintens Geschichte mehr Antheil hatte, als sie sich selbst einbildet?

Don Sylvio fand diesen Gedanken sehr gut, und beide strengten nunmehr ihren Witz an, sich in einer Einbildung zu bestärken, die ihren Neigungen schmeichelte. Unser Held zweifelte nicht, daſs sich das Geheimniſs in kurzem, und ehe man sich dessen versehen würde, durch die plötzliche Erscheinung der Fee von selbst aufklären werde; und Don Eugenio machte von neuem Anstalten, die Zigeunerin, von welcher er über die Genealogie seiner geliebten Jacinte mehr Licht erwartete als von allen Feen der ganzen Welt, herbey zu schaffen, sie möchte sich auch verkrochen haben wohin sie wollte.

Während dieser Unterredung hatte sich Donna Felicia in ihr Kabinet begeben, wo sie, indessen Laura mit Jacintens Aufputz beschäftiget war, das Vergnügen hatte ihren Gedanken ungestört Gehör zu geben. Ohne Zweifel hatte sie Ursache genug mit den Vortheilen zufrieden zu seyn, die sie bereits über unsern Helden erhalten hatte. Aber die Liebe ist, wie man weiſs, so furchtsam, daſs sie sich oft am weitesten von ihrem Glück entfernt zu seyn glaubt, wenn sie ihm am nächsten ist. Donna Felicia befand sich dieſsmahl in diesem Fall, und die übertriebene Vorstellung, die sie sich von der Schwierigkeit machte den blauen Schmetterling aus dem Herzen ihres Überwinders zu verdrängen, beredete sie, daſs es unumgänglich nothwendig sey ihn mit stärkern Waffen zu bekämpfen als bisher. Insonderheit hielt sie es für sehr nachtheilig, wenn sie ihm Zeit lassen würde sich in Gegenverfassung zu setzen. Ihrer Meinung nach konnte sein Herz nicht anders als mit Sturm erobert werden, und eine jede Minute, worin es nicht von ihren Blicken beschossen wurde, schien ihr die Lücken wieder zu ergänzen, die sie darin gemacht haben könnten. Unter diesen Betrachtungen fiel ihr ein, ihn zu ihrer Toilette rufen zu lassen; und nachdem sie diesen Gedanken in weniger als einer Viertelstunde wohl zwanzigmahl gebilliget und wieder verworfen hatte, so behielt er doch zuletzt die Oberhand, und Laura bekam einen Wink, ihm (wiewohl nur in ihrem eigenen Nahmen) zu verstehen zu geben, daſs ihre Dame sichtbar sey.

Wir hätten hier einen schönen Anlaſs unsere Geschicklichkeit sowohl in Gemählden, die eine gewiſse Zartheit des Pinsels erfordern, als in Zergliederung der Empfindungen und Entwicklung der geheimsten Triebfedern des menschlichen Herzens zu zeigen, wenn wir uns in eine Beschreibung alles dessen einlassen wollten, was bey diesem Besuche, wobey Jacinte und Laura gegenwärtig waren, vorgegangen. Allein da unsere Eitelkeit, durch die Proben die wir unsern Lesern bereits davon gegeben zu haben glauben, schon hinlänglich befriediget ist: so werden sie erlauben, daſs wir, ohne unsre Bequemlichkeit immer ihrem Vergnügen aufzuopfern, uns für dieſsmahl begnügen, ihnen zu sagen; daſs die schöne Felicia ihre Absichten vollkommen erreicht habe, oder (wenn dieser Ausdruck zu unbestimmt scheinen möchte) daſs alle die fantastischen Entzückungen, worein die Feen und die Liebe zu einem schimärischen Gegenstand unsern Helden von Zeit zu Zeit gesetzt hatten, sich zu denjenigen, die er bey dieser Gelegenheit erfuhr, gerade so verhielten, wie ein Schmetterling zu einer reitzenden Wittwe von achtzehn Jahren.

Wenn Donna Felicia bey ihrer Toilette Anlaſs gehabt hatte, unserm Helden ihre materielle Schönheit in dem mannigfaltigsten und vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, so unterlieſs sie nicht, über der Tafel seine Bezauberung durch die intellektuellen Reitzungen ihres Geistes (die unter dem Flor der sichtbaren Schönheit so verführerisch sind) auf den höchsten Grad zu treiben. Die Nachmittagshitze war dieses Mahl so erträglich, daſs man über dem Vergnügen eines aufgeweckten Umgangs die gewöhnliche Sieste vergaſs; und Don Sylvio, der lauter Auge, Ohr und Seele für seine Göttin war, würde sogar das Mährchen vergessen haben, womit Don Gabriel die Gesellschaft zu beschenken versprochen hatte, wenn er, bey einem Spaziergange, den man des Abends in dem Myrtenwäldchen machte, nicht von Jacinten daran erinnert worden wäre. Weil die Absicht dabey war, eine Probe zu machen, wie weit das Vorurtheil und die Einbildung bey unserm Helden gehe, so hatte Don Gabriel die übrigen schon vorbereitet, von seinem Mährchen den höchsten Grad des Abenteuerlichen und Widersinnigen zu erwarten. Allein dieſs machte sie nur desto begieriger zu sehen, wie er sich aus der Sache ziehen würde.

Jacinte hatte also kaum des Prinzen Biribinker erwähnt, so vereinigte sich die ganze Gesellschaft, ihm anzuliegen, daſs er ihre Ungeduld nach der versprochenen Geschichte befriedigen möchte. Don Sylvio selbst erwachte, so bald er hörte daſs von einem

Feenmährchen die Rede war, aus der süſsen Träumerey, in welche ihn die schöne Donna Felicia seit einer geraumen Weile gesetzt hatte. So groſs ist die Macht der Gewohnheit! und so wenig kann der vollkommenste Gegenstand von unserer Aufmerksamkeit Meister bleiben, so bald sich uns ein anderer, wie klein und eitel er immer vergleichungsweise seyn mag, darstellt, der einmahl im Besitz ist, eine gewisse Gewalt über unsere Einbildung oder unsere Sinne auszuüben!

Nachdem sie also in einer mit Schasmin bewachsenen Sommerlaube Platz genommen, fing Don Gabriel, nach einer kurzen Vorrede zum Lobe des glaubwürdigen Geschichtschreibers Paläfatus, diejenige Erzählung an, womit wir den geneigten Leser in dem folgenden Buche zu unterhalten gedenken.

Anmerkungen.

1) S. 4. Der Prinz Kobold, oder *le Prince Lutin*, ist der Held des letzten Mährchens im ersten Theile der *Contes de Mad. D.* Sein eigentlicher Nahme ist Leander. Er ist der Nebenbuhler eines sehr kleinen, sehr dicken, sehr buckligen und sehr übel gezogenen Prinzen, Nahmens Füribon, und hat, neben tausend andern schönen Eigenschaften, die Gabe sich unsichtbar zu machen, so bald er ein kleines rothes Hütchen mit zwey Pfauenfedern aufsetzt, womit ihn die Fee Gentille beschenkt hat.

2) S. 4. Der Pantoffel der Fee Mustasche hatte die Kraft, denjenigen, dem er an die Nase gehalten wurde, in einen tiefen Schlaf zu versenken. Die schöne und tugendhafte Neadarne machte die

Probe davon an dem Genie Schonkilje, da sie sich endlich genöthigt sah, so schwer es auch ihrem Herzen fiel, sich von ihm los zu reiſsen. S. Crebillons *Ecumoire, Tom. II. p.* 274.

3) S. 4. Der Ring des Gyges hatte die nehmliche talismanische Kraft, unsichtbar zu machen, welche Ariost dem Ringe des Brünel und Mad. D. dem Hütchen des Prinzen Kobold zuschreibt. Cicero erzählt das Mährchen von diesem Ringe nach dem Plato, im neunten Kapitel des ersten Buches von den Pflichten.

4) S. 4. Die königliche Fee Trusio spielt ihre Person in dem Mährchen vom Orangenbaum und der Biene im zweyten Theile der *Contes de Mad. D.*

5) S. 10. Nahme eines *Clowns* (einer Art von Hanswurst oder Kasperle) in dem Shakspearischen Lustspiele, die zwey edeln Veroneser.

6) S. 13. Was in der zu Nürnberg heraus gekommenen Deutschen Übersetzung des so genannten

Kabinets der Feen ein Gänsemädchen ist, ist im Original eine *Dindonnière* oder ein Truthühnermädchen. Sie war eigentlich die Tochter der Königin des Landes der Freude, welche das Unglück gehabt hatte, in die Gewalt des bösen Königs des Landes der Thränen zu fallen. Der böse König sperrte sie in einen Thurm, wo es ihr ohne den Beystand der guten kleinen Maus sehr übel ergangen wäre. In diesem Thurme kam die Königin mit der Prinzessin Joliette nieder, welche ihr aber durch die böse Fee Konkaline entführt, und, da sie sich endlich den schlimmen Begegnungen der Fee durch die Flucht entzogen hatte, von dem Sohne des bösen Königes, einem sehr garstigen jungen Herrn, zu einem Hühnermädchen bestellt wurde. Der Prinz verliebte sich nach und nach sehr heftig in sein Hühnermädchen: aber das Mädchen wollte nichts von ihm sehen noch hören. „Nun begab sichs einsmahls, (sagt Mad. D.) daſs der Sohn des bösen Königs voller Unwillen gegen Jolietten sich unter einen Baum warf, wo er denn so sehr anfing zu weinen, so sehr, daſs er heulte wie ein Kalb. Sein Herr Vater hörte es; er steckte den Kopf zum Fenster hinaus, und fragte ihn: Was hast du da, daſs du so heulest? Was für eine dumme Aufführung ist das? Der Prinz antwortete schluchzend: Ich weine, weil mich unser Hühnermädchen nicht lieben will. Wie, rief der König, sie will dich nicht lieben? Das wollen wir wohl sehen! Sie soll dich lieben, oder sie soll sterben!“ u. s. w.

S. Die gute kleine Maus, im zweyten Theile der *Contes de Mad. D.*

7) S. 24. Diese Empfindung, welche, wie wir hoffen, von Kennern des Herzens der Natur sehr gemäſs befunden werden wird, ist deſswegen zu bemerken, weil sie die erste Vorbereitung zur Entwicklung, nehmlich zur Entzauberung unsers Helden ist.

8) S. 39. Nahme einer sehr liebenswürdigen Fee in *L'heureuse Peine*, einem Mährchen der *Mad. de Murat.* Eine andre gleiches Nahmens ist diejenige, welche sich die Mühe giebt, die Erziehung des berühmten Prinzen Angola zu vollenden.

9) S. 43. Die Seelen in Elysium würden nicht vollkommen glücklich seyn, glaubten die Griechischen Dichter, wenn das Andenken alles in ihrem irdischen Leben ausgestandenen Ungemachs ihre Ruhe stören könnte. Sie dichteten also, daſs jede Seele, ehe sie in Elysium übergehe, aus dem Flusse Lethe ein gänzliches Vergessen ihres vorigen Zustandes trinke. Die guten Dichter dachten nicht daran, daſs diese Seelen mit eben diesem Zuge auch das Vergessen ihrer selbst einsogen, und folglich aufhörten, die nehmlichen Personen zu seyn, welches eben so viel ist, als gar nicht mehr zu seyn.

10) S. 51. Nichts ist uns leichter (sagt der junge **Charinus** beym Terenz zu seinem Hofmeister Byrrhia, der ihn ermahnt, sich seine hoffnungslose Liebe zu der schönen Filumena aus dem Sinne zu schlagen) „Nichts ist uns leichter als kranken Leuten einen Rath zu geben, wenn wir selbst gesund sind. **An meinem Platze würdest du ganz anders denken.**“ *Andria, Act. II. Sc. I.*

11) S. 75. Die Kraft, wodurch ein Körper demjenigen widersteht, der den nehmlichen Raum, in welchem er sich befindet, einnehmen will.

12) S. 110. Dieſs wurde im Jahre 1772 geschrieben.

13) S. 137. **Paläfatus** soll ein Athener gewesen seyn und noch vor Homer gelebt haben. Ihm oder doch einem sehr alten Verfasser gleiches Nahmens schrieb man das Buch περι απιςων, **von Unglaublichen Dingen**, zu, welches sich in **Gale's** Sammlung der *Opusculorum Mythologicorum* befindet. Nach der Anzeige des **Suidas** hat dieses Werk aus fünf **Büchern** bestanden, wovon sich aber nur das erste erhalten hat. Sein Zweck war eigentlich den historischen, fysischen und moralischen Sinn in den alten Fabeln und Göttermährchen aufzuspüren;

und man glaubte, er sey darin so glücklich gewesen, daſs es zum Sprichwort wurde, denjenigen, welcher ungereimten und unglaublichen Dingen einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben wuſste, einen neuen Paläfatus zu nennen, sagt der gelehrte Ausleger Homers Eustathius *ad Odyss. XIX. p.* 688.

SECHSTES BUCH.

1. Kapitel.

Geschichte des Prinzen Biribinker.

In einem Lande, dessen weder Strabo noch Martiniere Erwähnung thut, lebte einst ein König, der den Geschichtschreibern so wenig zu verdienen gab, daſs sie aus Rachbegierde mit einander einig wurden, ihm sogar die Ehre, da gewesen zu seyn, bey der Nachwelt streitig zu machen. Allein alle ihre boshaften Bemühungen haben nicht verhindern können, daſs sich nicht einige glaubwürdige Urkunden erhalten hätten, in welchen man alles findet was sich ungefähr von ihm sagen lieſs.

Diesen Urkunden zu Folge war er eine gute Art von einem Könige, machte des Tages seine vier Mahlzeiten, hatte einen guten Schlaf, und liebte Ruhe und Frieden so sehr, daſs es bey hoher Strafe verboten war, die bloſsen Nahmen Degen, Flinte, Kanone und dergleichen in seiner Gegenwart zu nennen. Das Merkwürdigste an seiner Person war ein Wanst von einer so majestätischen Periferie, daſs ihm die gröſsten Monarchen seiner Zeit hierin den Vorzug lassen muſsten. Ob ihm der Beynahme des Groſsen, den er bey seinen Lebzeiten geführt haben soll, um dieses nehmlichen Wanstes oder einer andern geheimen Ursache willen gegeben worden, davon läſst sich nichts gewisses sagen: so viel aber ist ausgemacht, daſs in dem ganzen Umfange seines Reichs niemand war, dem dieser Beynahme einen einzigen Tropfen Bluts gekostet hätte; und dieſs ist mehr als man von Alexander dem Groſsen, Konstantin dem Groſsen, Karl dem Groſsen, Otto dem Groſsen, Ludwig dem Groſsen, und zwanzig andern, welche auf Unkosten des menschlichen Geschlechtes groſs gewesen sind, sagen kann. Wie es darum zu thun war, daſs Seine Majestät aus Liebe zu Dero Völkern und zu Erhaltung der Thronfolge in Dero Familie Sich vermählen sollte, so hatte die Akademie der Wissenschaften nicht wenig zu thun, ein genau bestimmtes Modell anzugeben, welchem eine Prinzessin gleich seyn muſste, um sich möglicher Weise versprechen zu können, daſs sie die Hoffnung der Nazion zu erfüllen fähig seyn würde. Nach einer langen Reihe von akademischen Sitzungen wurde endlich das verlangte Modell, und durch eine groſse Menge von Gesandtschaften, die an alle Höfe von Asien geschickt wurden, zuletzt auch die Prinzessin ausfündig gemacht, die mit demselben übereinstimmte. Die Freude über ihre Ankunft war auſserordentlich, und das Beylager wurde mit so groſser Pracht vollzogen, daſs wenigstens funfzig tausend Paare von den königlichen Unterthanen sich entschlieſsen muſsten unverheirathet zu bleiben, um Seiner Majestät die Unkosten der Hochzeit bestreiten zu helfen. Der Präsident der Akademie, der, ungeachtet er der schlechteste Geometer seiner Zeit war, sich alle Ehre der obgedachten Erfindung beyzulegen gewuſst hatte, glaubte mit gutem Grunde, daſs nunmehr sein ganzes Ansehen von der Fruchtbarkeit der Königin abhange; und weil er in der Experimentalfysik ungleich stärker war als in der Geometrie, so fand er man weiſs nicht was für ein Mittel, die Berechnungen der Akademie wahr zu machen. Kurz, die Königin gebar zu gehöriger Zeit den schönsten Prinzen, der jemahls gesehen worden ist, und der König hatte eine so groſse Freude darüber, daſs er den Präsidenten auf der Stelle zu seinem ersten Wessir ernannte.

So bald der Prinz geboren war, versammelte man zwanzig tausend junge Mädchen von ungemeiner Schönheit, die man zum voraus von allen Enden des Reichs zusammen berufen hatte, um eine Säugamme für ihn auszuwählen. Der erste Leibarzt hatte nicht nur verordnet, daſs die Wahl auf die Schönste fallen sollte, sondern er hatte sich auch, kraft seines Amtes, ausbedungen, die Wahl in eigner Person vorzunehmen, wiewohl er, seines blöden Gesichts wegen, eine Brille dazu vonnöthen hatte. Dieser Brille ungeachtet hatte der Herr Leibarzt, der ein Kenner war, viele Noth aus zwanzig tausend Schönen die Schönste auszusuchen; und der Tag neigte sich bereits zum Ende, eh' er es so weit gebracht hatte, die Kandidatinnen von zwanzig tausend auf vier und zwanzig zu bringen. Allein, da doch endlich eine Wahl getroffen werden muſste, so war er eben im Begriff unter den vier und zwanzig einer groſsen Brünette den Vorzug zu geben, weil sie unter allen den kleinsten Mund und den schönsten Busen hatte — Eigenschaften, die, wie er versicherte, Galenus und Avicenna schlechterdings von einer guten Amme fordern: als man unvermuthet eine gewaltig groſse dicke Biene nebst einer schwarzen Ziege ankommen sah, welche vor die Königin gelassen zu werden begehrten.

Frau Königin, sprach die Biene, ich höre, Sie suchen eine Amme für Ihren schönen Prinzen. Wenn Sie das Vertrauen zu mir haben wollten, mir vor diesen zweybeinigen Kreaturen den Vorzug zu geben, so sollte es Sie nicht reuen. Ich will den Prinzen mit lauter Honig von Pomeranzenblüthen säugen, und Sie sollen Ihre Lust daran sehen, wie groſs und fett er dabey werden soll. Sein Athem soll so lieblich riechen wie Schasmin, sein Speichel soll süſser seyn als Kanariensekt, und seine Windeln —

Gestrenge Frau Königin, fiel ihr die Ziege ins Wort, nehme Sie Sich vor dieser Biene in Acht, ich wills Ihr als eine gute Freundin gerathen haben. Wahr ists, wenn Ihr viel daran gelegen ist, daſs Ihr junges Herrchen süſs werde, so taugt sie dazu besser als irgend eine andere; aber es lauert eine Schlange unter den Blumen. Sie wird ihn mit einem Stachel begaben, der ihm viel Unglück zuziehen wird. Ich bin nur eine schlechte Ziege; aber bey meinem Bart! meine

Milch wird dem Prinzchen weit besser zuschlagen als ihr Honig; und wenn er schon weder Nektar noch Ambrosia machen wird, so versprech' ich Ihr dagegen, daſs er der tapferste, klügste und glücklichste unter allen Prinzen seyn soll, die jemahls Ziegenmilch getrunken haben.

Jedermann verwunderte sich, da man die Ziege und die dicke Biene so reden hörte. Allein die Königin merkte gleich daſs es Feen seyn müſsten, und das machte sie eine ziemliche Weile unschlüssig was sie thun sollte. Endlich erklärte sie sich für die Biene; denn weil sie ein wenig geitzig war, so dachte sie: Wenn die Biene Wort hält, so wird der Prinz allenthalben so viel Süſsigkeiten von sich geben, daſs man das Konfekt für die Tafel wird ersparen können.

Die Ziege schien es sehr übel zu nehmen, daſs sie abgewiesen wurde; sie meckerte dreymahl etwas unverständliches in ihren Bart hinein, und siehe, da erschien ein prächtig lackierter und vergoldeter Wagen von acht Fönixen gezogen; die schwarze Ziege verschwand in dem nehmlichen Augenblicke, und an ihrer Statt sah man ein kleines altes Weibchen in dem Wagen sitzen, die mit vielen Drohungen gegen die Königin und den jungen Prinzen durch die Luft davon fuhr.

Der Leibarzt war über eine so seltsame Wahl nicht wenig miſsvergnügt, und wollte eben der Brünette mit dem schönen Busen den Antrag machen, ob sie nicht Lust hätte die Stelle einer Hausmeisterin bey ihm einzunehmen; aber da ihm, zum Unglück, ein Herr vom Hofe zuvorgekommen war, so muſste er sich gefallen lassen mit einer von den übrigen neunzehn tausend neun hundert und sechs und siebzig fürlieb zu nehmen; denn die vier und zwanzig waren alle schon bestellt.

Inzwischen machten die Drohungen der schwarzen Ziege dem Könige so bange, daſs er noch an dem nehmlichen Abend seinen Staatsrath versammelte, um sich zu berathen, was bey so gefährlichen Umständen zu thun seyn möchte. Denn weil er gewohnt war sich jede Nacht mit Mährchen einschläfern zu lassen, so wuſste er wohl daſs die Feen nicht für die lange Weile zu drohen pflegen. Nachdem nun die weisen Männer alle bey einander waren und ein jeder seine Meinung gesagt hatte, so fand sichs, daſs sechs und dreyſsig Räthe in groſsen viereckigen Perükken nicht weniger als sechs und dreyſsig Vorschläge gethan hatten, wovon jeder wenigstens mit sechs und dreyſsig Schwierigkeiten behaftet war. Man stritt in mehr als sechs und dreyſsig Sessionen mit vieler Lebhaftigkeit, und der Prinz würde vermuthlich mannbar geworden seyn, bevor man eines Schlusses hätte einig werden können; wenn nicht der erste Hofnarr Seiner Majestät den Einfall gehabt hätte, daſs man eine Gesandtschaft an den groſsen Zauberer Karamussal schicken sollte, der auf der Spitze des Berges Atlas wohnte, und von allen Orten her wie ein Orakel um Rath gefragt wurde. Weil nun der Hofnarr das Herz des Königs hatte, und in der That für den besten Kopf des ganzen Hofes gehalten wurde, so fiel ihm jedermann bey, und in wenig Tagen wurde eine Gesandtschaft abgeschickt, welche (die Tagegelder zu ersparen) mit so groſser Geschwindigkeit reiste, daſs sie in drey Monaten auf der Spitze des Berges Atlas anlangte, wiewohl er beynahe zwey hundert Meilen von der Hauptstadt entfernt war.

Sie wurde sogleich vor den groſsen Karamussal gelassen, der, in einem prächtigen Sahl auf einem Throne von Ebenholz sitzend, den ganzen Tag genug zu thun hatte auf alle die wunderlichen Fragen Antwort zu geben, die aus allen Theilen der Welt an ihn gebracht wurden. Der erste Abgesandte, nachdem er sich den Bart gestrichen und dreymahl geräuspert hatte, öffnete eben einen ziemlich groſsen Mund, um eine schöne Anrede herzusagen die ihm sein Sekretär aufgesetzt hatte, als ihn Karamussal unterbrach. — „Herr Abgesandter, sagte er, ich schenke Ihnen Ihre Rede; Sie können sie vielleicht bey einer andern Gelegenheit besser nützen: denn ich habe selbst den ganzen Tag so viel zu reden, daſs mir keine Zeit zum Hören übrig bleibt; und zu dem weiſs ich schon voraus, was Sie bey mir anzubringen haben. Sagen Sie dem König Ihrem Herrn, er habe sich an der Fee Kaprosine eine mächtige Feindin gemacht; indessen sey es doch nicht unmöglich, den Zufällen, welche sie dem Prinzen angedroht hat, auszuweichen, wenn man die gehörige Vorsicht gebrauche, daſs er vor seinem achtzehnten Jahre kein Milchmädchen zu sehen bekomme. Weil es aber, aller Vorsicht ungeachtet, eine sehr schwere wo nicht unmögliche Sache ist seinem Schicksale zu entgehen, so sey mein Rath, daſs man, um auf alle Fälle gefaſst zu seyn, dem Prinzen den Nahmen Biribinker gebe, dessen geheime Kräfte allein mächtig genug sind, ihn aus allen den Abenteuern, die ihm zustoſsen könnten, glücklich heraus zu führen.“ — Mit diesem Bescheid entlieſs Karamussal die Gesandtschaft, welche nach Verfluſs abermahliger drey Monate unter allgemeinem Zujauchzen des Volks wieder in der Hauptstadt ihres Landes anlangte.

Der König fand die Antwort des groſsen Karamussal so ungereimt, daſs er nicht wuſste ob er darüber lachen oder ungehalten werden sollte. Bey meinem Bauch! rief er, (denn das war sein Schwur) ich glaube, der groſse Karamussal treibt seinen gnädigen Spaſs mit uns. — Biribinker! was für ein verwünschter Nahme das ist! Hat man auch jemahls gehört, daſs ein Königssohn Biribinker geheiſsen hätte? Ich möchte doch wissen, was für eine geheime Kraft in diesem vertrackten Nahmen stecken soll! Und, die Wahrheit zu sagen, das Verbot, ihm vor seinem achtzehnten Jahre kein Milchmädchen sehen zu lassen, ist nicht um ein Haar gescheidter. Warum denn gerade kein Milchmädchen? Seit wann sind die Milchmädchen gefährlicher als andere Mädchen? Wenn er noch gesagt hätte, keine Tänzerin, oder kein Kammerfräulein von der Königin, das wollt' ich noch gelten lassen; denn (unter uns) ich wollte nicht gut dafür seyn, daſs ich nicht selbst gelegentlich eine kleine Anfechtung dieser Art bekommen könnte. Indessen, weil es der groſse Karamussal nun einmahl so haben will, so mag denn der Prinz meinethalben Biribinker heiſsen! Er wird wenigstens der Erste dieses Nahmens seyn, und das giebt einem doch immer ein gewisses Ansehen in der Geschichte; und was die Milchmädchen betrifft, so will ich schon Anstalt machen, daſs auf funfzig Meilen um meine Residenz weder Kuh noch Ziege, Melkkübel noch Milchmädchen zu finden seyn soll.

Der König, dessen geringste Sorge zu seyn pflegte, die Folgen seiner Entschlieſsungen vorher zu überlegen, war eben im Begriff ein Edikt deſshalb ergehen zu lassen, als ihm sein Parlament durch eine zahlreiche Deputazion vorstellen lieſs, daſs es sehr hart, um nicht gar tyrannisch zu sagen, heraus kommen würde, wenn Seiner Majestät getreue Unterthanen gezwungen werden sollten, ihren Kaffee künftig ohne Milchrahm zu trinken. Und weil die vorläufige Nachricht von diesem Edikt wirklich schon ein groſses Murren unter dem Volk erregte: so muſsten Sich Seine Majestät endlich entschlieſsen, nach dem Beyspiele so vieler andrer Könige in den Feengeschichten, Dero Kronprinzen unter der Aufsicht seiner Amme, der Biene, von Sich zu entfernen, und es der Klugheit der letztern zu überlassen, wie sie ihn vor den Nachstellungen der Fee Kaprosine und vor den Milchmädchen sicher stellen wollte.

Die Biene brachte den kleinen Prinzen in einen Wald, der wenigstens zwey hundert Meilen im Umfang hatte, und so unbewohnt war, daſs man in seinem ganzen Bezirke nicht einen Maulwurf gefunden hätte. Sie baute durch ihre Kunst einen unermeſslichen Bienenkorb von rothem Marmor, und legte um denselben einen Park von Pomeranzenbäumen an, der sich über fünf und zwanzig Meilen in die Länge und Breite erstreckte. Ein Schwarm von fünfmahl hundert tausend Bienen, deren Königin sie war, beschäftigte sich für den Prinzen und den Harem der Königin Honig zu machen; und damit man seinetwegen vollkommen sicher seyn könnte, so wurden rings um den Wald alle fünf hundert Schritte Wespennester angelegt, welche Befehl hatten, die Grenzen aufs schärfste zu bewachen.

Indessen wuchs der Prinz heran, und übertraf durch seine Schönheit und wunderbaren Eigenschaften alles, was jemahls gesehen worden ist. Er spuckte lauter Rosensyrop, er piſste lauter Pomeranzenblüthwasser, und seine Windeln enthielten die köstlichsten Sachen von der Welt. So bald er zu reden anfing, lallte er Epigrammen, und sein Witz wurde nach und nach so stachlig, daſs ihm keine Biene mehr gewachsen war, obgleich die dümmste im ganzen Korbe zum wenigsten so viel Witz hatte als ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu ***.

Allein kaum hatte er sein siebzehntes Jahr erreicht, so regte sich ein gewisser Instinkt bey ihm, der ihm sagte, daſs er nicht dazu gemacht sey sein Leben in einem Bienenkorbe zuzubringen. Die Fee Melisotte (so nannte sich seine Amme) wandte zwar alles an, ihren Zögling aufzumuntern und zu zerstreuen: sie verschrieb ihm eine Anzahl sehr geschickter Katzen, die ihm alle Abend ein Französisches Koncert oder eine Oper von Lulli vormauen muſsten; er hatte ein Hündchen, das auf dem Seile tanzte, und ein Dutzend Papagayen und Elstern, die nichts zu thun hatten als ihm Mährchen zu erzählen, und ihn mit ihren Einfällen zu unterhalten. Allein das wollte alles nicht helfen; Biribinker sann Tag und Nacht auf nichts anders, als wie er aus seiner Gefangenschaft entwischen möchte. Die gröſste Schwierigkeit setzten ihm die verwünschten Wespen entgegen, die den Wald bewachten, und in der That Thierchen waren, die einem Herkules hätten bang machen können. Denn sie waren so groſs wie junge Elefanten, und ihr Stachel hatte die Figur und beynahe auch die Gröſse der Morgensterne, deren sich die alten Schweizer zu Behauptung ihrer Freyheit bedienten. Da er sich nun einsmahls voller Verzweiflung über seine Gefangenschaft unter einen Baum geworfen hatte, näherte sich ihm eine Art von Hummel, welche, wie alle übrigen männlichen Bewohner des Bienenstocks, die Gröſse eines halb gewachsenen Bären hatte.

„Prinz Biribinker, sagte die Hummel, wenn Sie lange Weile haben, so versichere ich Sie daſs es mir noch schlimmer geht. Die Fee Melisotte, unsere Königin, hat mir seit etlichen Wochen die Ehre angethan mich zu ihrem ersten Liebling zu erkiesen; aber ich gestehe Ihnen daſs ich der Last meines Amtes nicht gewachsen bin. Wenn Sie wollten, Prinz, so wäre es Ihnen ein leichtes, Sich selbst und mir die Freyheit zu verschaffen.“ — Was ist denn zu thun? fragte der Prinz. — „Ich bin nicht allezeit eine Hummel gewesen, antwortete der miſsvergnügte Liebling, und Sie allein sind im Stande mir meine erste Gestalt wieder zu geben. Setzen Sie Sich auf meinen Rücken. Es ist Abend; die Königin ist in ihrer Zelle in Geschäften begriffen; ich will mit Ihnen davon fliegen; aber Sie müssen mir versprechen, daſs Sie thun wollen, was ich von Ihnen verlange.“

Der Prinz versprach es, setzte sich ohne Bedenken auf, und die Hummel flog so schnell mit ihm davon, daſs sie in sieben Minuten aus dem Walde waren. — „Nunmehr, sprach die

Hummel, sind Sie in Sicherheit. Die Macht des alten Zauberers Padmanaba, der mich in diese Umstände gebracht hat, erlaubt mir nicht weiter mit Ihnen zu gehen; aber hören Sie was ich Ihnen sagen werde. Wenn Sie auf diesem Wege linker Hand fortgehen, so werden Sie endlich auf eine groſse Ebene kommen, wo Sie eine Herde himmelblauer Ziegen sehen werden, die um eine kleine Hütte herum weiden. Nehmen Sie Sich ja in Acht, daſs Sie nicht in die Hütte hinein gehen, oder Sie sind verloren! Halten Sie Sich immer linker Hand, und gehen fort, bis Sie endlich zu einem verfallenen Palast kommen, dessen noch übrige Pracht Ihnen beweisen wird was er ehemahls gewesen ist. Sie werden durch etliche Höfe an eine groſse Treppe von weiſsem Marmor gelangen, welche Sie in einen langen Gang führen wird, wo Sie zu beiden Seiten eine Menge prächtiger und hell erleuchteter Zimmer finden werden. Gehen Sie ja in keines derselben hinein, sonst schlieſst es sich augenblicklich von selbst wieder zu, und keine menschliche Gewalt kann Sie wieder heraus bringen. Sie werden aber eines davon verschlossen finden, und dieses wird sich öffnen, so bald sie den Nahmen Biribinker aussprechen. In diesem Zimmer bringen Sie die Nacht zu. Das ist alles, was ich von Ihnen verlange. Glückliche

Reise, gnädiger Herr! und wenn Sie Sich bey meinem Rathe wohl befinden, so vergessen Sie nicht, daſs ein Dienst des andern werth ist.“

Mit diesen Worten flog die Hummel davon, und lieſs den Prinzen in keinem mittelmäſsigen Erstaunen über alles was sie ihm gesagt hatte. Voller Ungeduld nach den wundervollen Begebenheiten die ihm bevor standen, ging er die ganze Nacht durch; denn es war Mondschein und mitten im Sommer. Des Morgens erblickte er die Wiese, die Hütte und die himmelblauen Ziegen. Er erinnerte sich des Verbots gar wohl, das die Hummel ihm so nachdrücklich eingeschärft hatte; allein er fühlte beym Anblick der Ziegen und der Hütte eine Art von Anziehung, der nicht zu widerstehen war. Er ging also in die Hütte hinein, fand aber niemand darin als ein junges Milchmädchen in einem schneeweiſsen Leibchen und Unterrocke. Sie war eben im Begriff, etliche Ziegen zu melken, die an einer diamantenen Krippe angebunden standen. Der Melkkübel, den sie in ihrer schönen Hand hielt, war aus einem einzigen Rubin gemacht, und statt des Strohes war der Stall mit lauter Schasmin- und Pomeranzenblüthen bestreut. Alles das war bewundernswürdig genug; allein der Prinz bemerkte es kaum, so sehr hatte ihn die Schönheit des Milchmädchens geblendet. In der That Venus, in dem Augenblicke da sie von den Zefyrn ans Gestade von Pafos getragen wurde, oder die junge Hebe, wenn sie halb aufgeschürzt den Göttern Nektar einschenkt, waren weder schöner noch reitzender als dieses Mädchen. Ihre Wangen beschämten die frischesten Rosen, und die Perlenschnuren, womit ihre Arme und ihre kleinen netten Füſschen umwunden waren, schienen bloſs da zu seyn um die blendende Weiſse derselben zu erhöhen. Nichts konnte zierlicher und reitzender seyn als ihre Gesichtszüge und ihr Lächeln; über ihr ganzes Wesen war ein Ausdruck von Zärtlichkeit und Unschuld verbreitet, und ihre kleinsten Bewegungen hatten den nahmenlosen Reitz, dem die Herzen beym ersten Anblick entgegen fliegen. Diese bezaubernde Person schien auf eine eben so angenehme Art über den Prinzen Biribinker betroffen, als er über sie; halb unschlüssig ob sie bleiben oder fliehen wollte, blieb sie stehen und betrachtete ihn mit einem verschämten Blicke, worin Schüchternheit und Vergnügen sich zu mischen schienen. Ja, ja, rief sie endlich aus, indem sich der Prinz zu ihren Füſsen warf, er ist es, er ist es! —

Wie? rief der entzückte Prinz, der aus diesen Worten schloſs daſs sie ihn schon kenne und daſs er ihr nicht gleichgültig sey; ist der allzu glückliche Biribinker —

Götter! schrie das Milchmädchen, indem sie bestürzt zurück bebte, was für einen verhaſsten Nahmen hör' ich! Wie sehr haben meine Augen und mein voreiliges Herz mich betrogen! Fliehe, fliehe, unglückliche Galaktine! — Mit diesen Worten floh sie wirklich so schnell aus der Hütte, als ob sie der Wind davon führte.

Der bestürzte Prinz, der den Abscheu nicht begreifen konnte, in welchen sich die anfängliche Freundlichkeit des schönen Milchmädchens so plötzlich bey Hörung seines Nahmens verwandelte, lief ihr nach so schnell als er konnte; allein sie flog, daſs ihre Fuſssohlen kaum die Spitzen des Grases berührten. Umsonst beflügelten die Schönheiten, die ihr flatterndes Gewand jeden Augenblick entdeckte, die Begierden und die Füſse des nacheilenden Prinzen; er verlor sie in einem dichten Gebüsche, wo er den ganzen Tag hin und wieder lief, und jedem Rascheln oder Flüstern, das er hörte, nachging, ohne daſs er die mindeste Spur von ihr finden konnte.

Indessen war die Sonne untergegangen, und er befand sich unvermerkt an der Pforte eines alten halb eingefallenen Schloſses. Allenthalben ragten Mauerstücke von Marmor und umgestürzte Säulen von den kostbarsten Edelsteinen aus dem Gesträuch hervor, und er stieſs sich alle Augenblicke an Trümmern, wovon der schlechteste eine Insel auf dem festen Lande werth war. Er merkte hieraus, daſs er bey dem Palaste sey, wovon ihm sein guter Freund Hummel gesprochen hatte, und hoffte, (wie die Verliebten hoffnungsvolle Leute zu seyn pflegen) sein holdseliges Milchmädchen hier vielleicht wieder zu finden. Er arbeitete sich durch drey Vorhöfe durch, und kam endlich an die Treppe von weiſsem Marmor. Zu beiden Seiten stand auf jeder Stufe, deren wenigstens sechzig waren, ein groſser geflügelter Löwe, welcher bey jedem Athemzuge so viel Feuer aus seinen Nasenlöchern schnaubte, daſs es heller als bey Tage davon wurde; aber es versengte ihm auch nicht ein Haar, und die Löwen sahen ihn nicht so bald, so spannten sie ihre Flügel aus und flogen mit groſsem Gebrülle davon.

Prinz Biribinker ging hinauf, und kam in eine lange Gallerie, wo er die offnen Zimmer fand, vor welchen ihn die Hummel gewarnt hatte. Jedes derselben führte in zwey oder drey andere, und die Pracht, womit sie eingerichtet und ausgeschmückt waren, übertraf alles was sich seine Einbildungskraft vorstellen konnte, ungeachtet ihm die Feerey nichts neues war. Allein dieſsmahl nahm er sich wohl in Acht seiner Neugier den Zügel zu lassen, und ging so lange fort, bis er an eine verschlossene Thür von Ebenholz kam, in welcher ein goldener Schlüssel steckte. Er versuchte lange vergeblich ihn umzudrehen; aber so bald er den Nahmen Biribinker ausgesprochen hatte, sprang die Thür von selbst auf, und er befand sich in einem groſsen Sahle, dessen Wände ganz mit krystallenen Spiegeln überzogen waren. Er wurde von einem diamantenen Kronleuchter erhellt, an welchem in mehr als fünf hundert Lampen lauter Zimmtöhl brannte. In der Mitte stand ein kleiner Tisch von Elfenbein mit smaragdenen Füſsen, für zwey Personen gedeckt, und zur Seiten zwey Schenktische von Lasurstein, die mit goldenen Tellern, Bechern, Trinkschalen und anderm Tischgeräthe versehen waren. Nachdem er alles, was sich in diesem Sahle seinen Augen darbot, eine gute Weile mit Erstaunen betrachtet hatte, erblickte er eine Thür, durch die er in verschiedene andere Zimmer kam, wovon immer eines das andere an Pracht der Auszierung überglänzte. Er besah alles Stück für Stück, und wuſste nicht was er davon denken sollte. Die Zugänge zu diesem Palast hatten ihm ein zerstörtes Schloſs angekündiget; das Inwendige schien keinen Zweifel übrig zu lassen daſs es bewohnt sey; und doch sah und hörte er keine lebendige Seele. Er durchging alle diese Zimmer noch einmahl, und suchte überall, und entdeckte endlich in dem letzten noch eine kleine Tapetenthür. Er öffnete sie, und befand sich in einem Kabinet, worin die Feerey sich selbst übertroffen hatte. Ein angenehmes Gemisch von Licht und Schatten erheiterte es, ohne daſs man die Quelle dieser zauberischen Dämmerung entdecken konnte. Die Wände von poliertem schwarzem Granit stellten, wie eben so viele Spiegel, verschiedene Scenen von der Geschichte des Adonis und der Venus mit einer Lebhaftigkeit vor, die der Natur gleich kam, ohne daſs man errathen konnte durch was für eine Kunst diese lebenden Bilder sich dem Stein einverleibet hatten. Liebliche Gerüche, wie von Frühlingswinden aus frisch aufblühenden Blumenstücken herbey geweht, erfüllten das ganze Gemach, ohne daſs man sah woher sie kamen; und eine stille Harmonie, wie von einem Koncerte das aus tiefer Ferne gehört wird, umschlich eben so unsichtbar das bezauberte Ohr, und schmelzte das Herz in zärtliche Sehnsucht. Ein weichliches Ruhebett, von welchem ein marmorner Liebesgott, der zu athmen schien, den wallenden Vorhang halb hinweg zog, war das einzige

Geräth in diesem anmuthsvollen Ort, und erweckte in dem Herzen unsers Prinzen ein geheimes Verlangen nach etwas, wovon er nur dunkle Begriffe hatte, ob ihm gleich die Tapeten, die er sehr aufmerksam und nicht ohne eine süſse Unruhe betrachtete, einiges Licht zu geben anfingen. In diesen Augenblicken stellte sich ihm das Bild des schönen Milchmädchens mit einer neuen Lebhaftigkeit dar; und nachdem er eine Menge vergeblicher Klagen über ihren Verlust angestimmt hatte, fing er von neuem an zu suchen bis er müde wurde. Weil er nun dieſsmahl nicht glücklicher war als vorher, so begab er sich wieder in das Kabinet mit dem Ruhebette, zog seine Kleider aus, und war im Begriff sich niederzulegen; als eines der unvermeidlichsten Bedürfnisse der menschlichen Natur ihn nöthigte, sich unter dem Bette umzusehen. Er fand wirklich ein zierliches Gefäſs von Krystall, an welchem noch Merkmahle zu sehen waren, daſs es vor Zeiten zu einem solchen Gebrauch gedient hatte. Der Prinz fing an es mit Pomeranzenblüthwasser zu begieſsen, als er, o Wunder! das krystallene Gefäſs verschwinden und an dessen Statt — eine junge Nymfe vor sich stehen sah, die so schön war, daſs er in einem wundervollen Gemisch von Schrecken und Freude auf etliche Augenblicke das Bewuſstseyn seiner selbst verlor. Die Nymfe lachte ihn freundlich an, und eh' er sich noch aus seiner Bestürzung erhohlen konnte, sagte sie zu ihm: „Willkommen Prinz Biribinker! — Lassen Sie Sichs nicht verdrieſsen, einer jungen Fee einen Dienst gethan zu haben, die ein barbarischer Eifersüchtiger über zwey Jahrhunderte lang zu einem Werkzeuge der niedrigsten Bedürfnisse gemiſsbraucht hat. Reden Sie aufrichtig, Prinz! finden Sie nicht, daſs mich die Natur zu einem edlern Gebrauche bestimmt hat?“

Diese unerwartete Frage brachte den sittsamen Biribinker ein wenig aus der Fassung. Es fehlte ihm, wie wir wissen, nicht an Witz; er hatte dessen vielmehr unendlich viel: aber weil er zum wenigsten eben so viel Unbesonnenheit hatte, so begegnete ihm nicht selten, daſs er gerade in dem Augenblicke, wo eine witzige Antwort das einzige Mittel sich zu helfen gewesen wäre, etwas höchst albernes sagte. So ging es ihm dieſsmahl, da er sich in dem Falle sah, der Fee auf eine Frage, die ihm in ihrer beider Lage gar zu naiv vorkam, auf der Stelle etwas verbindliches zu antworten. Es ist ein Glück für Sie, schönste Nymfe, antwortete er ihr, daſs ich die Absicht nicht haben konnte, Ihnen den seltsamen Dienst zu leisten, den ich

Ihnen unwissender Weise geleistet habe; denn ich versichere Sie, daſs ich sonst allzu wohl gewuſst hätte was der Wohlstand —

O machen Sie nicht so viel Komplimente, erwiederte die Fee; in den Umständen, worin sich unsere Bekanntschaft anfängt, sind sie sehr überflüssig. Ich habe Ihnen nichts geringers als mich selbst zu danken; und da wir nicht länger als diese Nacht beysammen bleiben werden, so müſste ich mir Vorwürfe machen, wenn ich Ihnen Anlaſs gäbe die Zeit mit Komplimenten zu verderben. Ich weiſs daſs Sie der Ruhe bedürftig sind; Sie sind schon ausgekleidet, legen Sie Sich immer zu Bette. Es ist zwar das einzige das in diesen Gemächern ist, aber es steht ein Kanapee im groſsen Sahl, auf dem ich die Nacht ganz bequem werde zubringen können.

Madam, versetzte der Prinz, ohne daſs er selbst recht wuſste was er sagte, ich würde in diesem Augenblicke — der glücklichste unter allen Sterblichen seyn — wenn ich nicht — der unglücklichste wäre. Ich muſs Ihnen gestehen, ich finde — was ich nicht gesucht habe — indem ich suchte was ich verloren hatte; und wenn nicht der Schmerz — Sie gefunden zu haben die Freude meines Verlusts — Nein, die Freude, wollt' ich sagen, Sie gefunden zu haben — —

Ie nun, wahrhaftig, fiel ihm die Fee ins Wort, ich glaube Sie reden im Fieber! Was wollen Sie mit allem dem Galimathias sagen? Kommen Sie, Prinz Biribinker, gestehen Sie mir in guter Prosa, daſs Sie in ein Milchmädchen verliebt sind! —

Sie rathen so glücklich, sagte der Prinz, daſs ich Ihnen gestehen muſs —

O daraus haben Sie Sich gar kein Bedenken zu machen, fuhr die Fee fort; und in ein Milchmädchen, das Sie diesen Morgen in einer schlechten Hütte angetroffen haben, in einem Stalle wie man sagen möchte?

Aber, ich bitte Sie, woher — —

„Und die auf einer Streu von Pomeranzenblüthen im Begriff war eine himmelblaue Ziege in einen Kübel von Rubin zu melken, nicht wahr?“

Wahrhaftig! rief der Prinz, für eine Person, die vor einer Viertelstunde (nehmen Sie mirs nicht ungnädig) noch — ich will nicht sagen was, war, wissen Sie erstaunlich viel —

„Und das Mädchen lief davon, so bald sie den Nahmen Biribinker hörte?“

Aber, ich bitte Sie, Madam, woher können Sie das alles wissen, da Sie doch, wie Sie sagen, schon zwey hundert Jahre in dem sonderbaren Stande gewesen sind, worin ich die Ehre gehabt habe, Sie so unverhofft kennen zu lernen?

Nicht so unverhofft auf meiner Seite als Sie Sich einbilden, antwortete die Fee. Aber heiſsen Sie Ihre Neugierde noch einen Augenblick ruhen! Sie sind abgemattet und haben den ganzen Tag nichts gegessen; kommen Sie mit mir in den Sahl; es ist schon für uns beide gedeckt, und ich hoffe, Ihre Treue gegen Ihr schönes Milchmädchen werde Ihnen doch erlauben, mir wenigstens bey Tische Gesellschaft zu leisten. — Biribinker merkte den geheimen Verweis sehr wohl der in diesen Worten lag; er that aber nicht so, und begnügte sich mit einer tiefen Verbeugung ihr in den Speisesahl zu folgen.

So bald sie hinein gekommen waren, ging die schöne Krystalline (so hieſs die Fee) zum Kamin, und bemächtigte sich eines kleinen Stabes von Ebenholz, an dessen beiden Enden ein diamantener Talisman befestiget war. Nun hab' ich nichts weiter zu besorgen, sagte sie. Setzen Sie Sich, Prinz Biribinker. Ich bin nun Meisterin von diesem Palast und von vierzig tausend elementarischen Geistern, die der groſse Zauberer, der ihn vor fünf hundert Jahren erbaute, zum Dienste desselben bestimmt hat.

Mit diesen Worten schlug sie dreymahl an den Tisch, und in drey Augenblicken sah Biribinker, daſs er sich mit den niedlichsten Speisen besetzte, und die Flaschen auf dem Schenktische sich von selbst mit Wein anfüllten.

Ich weiſs, sagte die Fee zum Prinzen, Sie essen nichts als Honig; kosten Sie einmahl von diesem hier, und sagen Sie mir Ihre Meinung von ihm! — Der Prinz aſs davon und schwor, daſs es nichts geringers als das Ambrosia der Götter seyn könne. — Er wird, sagte sie, aus den reinsten Düften der unverwelklichen Blumen bereitet, die in den Gärten der Sylfen blühen. Und was sagen Sie zu diesem Weine? fuhr sie fort, indem sie ihm eine volle Trinkschale darbot. — Ich schwöre Ihnen, rief der entzückte Prinz, daſs die schöne Ariadne dem jungen Bacchus keinen bessern eingeschenkt hat. — Er wird, versetzte sie, aus den Trauben gepreſst, die in den Gärten der Sylfen wachsen, und dem Gebrauche desselben haben diese schönen Geister die unsterbliche Jugend zu danken, die in ihren Adern wallt.

Die Fee sagte nichts davon, daſs dieser Nektar noch eine andere Eigenschaft hatte, die der Prinz bald genug zu erfahren anfing. Je mehr er davon trank, je reitzender fand er seine schöne Gesellschafterin. Beym ersten Zuge bemerkte er daſs sie sehr schönes blondes Haar hatte; beym andern wurde er von der Zierlichkeit ihrer Arme gerührt; beym dritten entdeckte er ein Grübchen in ihrem linken Backen; und beym vierten entzückten ihn andere Reitzungen, die unter dem Nebel eines dünnen Flors seinen Augen nachstellten. Ein so zauberischer Gegenstand und eine Trinkschale, die sich immer wieder von selbst anfüllte, waren mehr als nöthig war, um seine Sinne in ein süſses Vergessen aller Milchmädchen der ganzen Welt einzuwiegen. Was sollen wir sagen? Biribinker war zu höflich eine so schöne Fee auf dem Kanapee schlafen zu lassen, und die schöne Fee zu dankbar, ihm in einem Hause, wo vierzig tausend Geister spukten, ihre Gesellschaft abzuschlagen. Kurz, die Höflichkeit wurde auf der einen und die Dankbarkeit auf der andern Seite so weit getrieben als möglich, und Biribinker schien die günstige Meinung, welche Krystalline beym ersten Anblicke von ihm gefaſst hatte, so gut zu rechtfertigen, daſs sie sich, mit Hülfe einer eben so guten Meinung von sich selbst, Hoffnung machen konnte, alle ihre Leiden durch ihn geendiget zu sehen.

Die Fee erwachte, wie die Geschichte sagt, zuerst, und konnte den Übelstand nicht ertragen, einen so auſserordentlichen Prinzen an ihrer Seite schlafen zu sehen. Prinz Biribinker, sagte sie, nachdem sie ihn endlich aufgerüttelt hatte, ich habe Ihnen keine gemeine Verbindlichkeiten. Sie haben mich von der unanständigsten Bezauberung, die jemahls eine Person meines Standes erlitten hat, befreyt; Sie haben mich an einem Eifersüchtigen gerochen; nun ist nur noch Eins übrig, und Sie können Sich auf die unbegrenzte Dankbarkeit der Fee Krystalline Rechnung machen.

Und was ist denn noch übrig? fragte der Prinz, indem er sich die Augen rieb.

So hören Sie denn, antwortete die Fee. Dieser Palast gehörte, wie ich Ihnen schon gesagt habe, einem Zauberer, dem seine Wissenschaft eine fast unumschränkte Macht über alle Elemente gab. Allein seine Macht über die Herzen war desto eingeschränkter. Zum Unglück war er, trotz dem schneeweiſsen Barte, der ihm bis an den Gürtel herab hing, eine der zärtlichsten Seelen die jemahls gewesen sind. Er verliebte sich in mich; und wiewohl er die Gabe nicht hatte sich wieder lieben zu machen, so besaſs er doch Macht genug um gefürchtet zu werden. Bewundern Sie die Wunderlichkeit des Schicksals, mein Prinz! Ich versagte ihm mein Herz, welches zu gewinnen er sich alle nur ersinnliche Mühe gab, und überlieſs ihm meine Person, die ihm zu nichts nütze war. Vor langer Weile wurde er endlich eifersüchtig, aber so eifersüchtig daſs es nicht auszustehen war. Er hatte die schönsten Sylfen zu seiner Bedienung, und doch ärgerte er sich über die unschuldigsten Freyheiten die wir uns mit einander nahmen. Er brauchte einen nur in meinem Zimmer oder auf meinem Kanapee anzutreffen, so war ich schon gewiſs daſs ich ihn nicht wieder zu sehen bekommen würde. Ich verlangte er sollte sich auf meine Tugend verlassen; aber auch diese schien dem Ungläubigen keine hinlängliche Bürgschaft gegen ein Schicksal, das er so wohl zu verdienen sich bewuſst war. Kurz, er schaffte alle Sylfen ab, und nahm zu unserer Bedienung lauter Gnomen an; kleine miſsgeschaffene Zwerge, bey deren bloſsem Anblick ich vor Ekel hätte ohnmächtig werden mögen. Allein wie die Gewohnheit endlich alles erträglich macht, so versöhnte sie mich auch nach und nach mit diesen Gnomen, und machte, daſs ich zuletzt possierlich fand, was mir Anfangs abscheulich vorgekommen war. Es fand sich keiner unter allen, der nicht etwas übermäſsiges in seiner Bildung gehabt hätte. Der eine hatte einen Höcker wie ein Kamel, der andere eine Nase die ihm bis über den Mund herab hing, der dritte Ohren wie eine Horneule, und ein Maul das ihm den Kopf in zwey Halbkugeln spaltete, der vierte einen ungeheuern Wanst; kurz, eine Sinesische Einbildungskraft kann nichts abenteuerlichers erfinden als die Gesichter und Gestalten dieser Zwerge. Allein der alte Padmanaba hatte nicht bemerkt, daſs sich unter seinen Aufwärtern einer befand, der in einem gewissen Sinne gefährlicher seyn konnte als der schönste aller Sylfen. Nicht als ob er weniger häſslich gewesen wäre als die übrigen; aber durch ein seltsames Spiel der Natur war bey ihm ein Verdienst, was bey andern zu nichts diente als die Augen zu beleidigen. Ich weiſs nicht, ob Sie mich verstehen, Prinz Biribinker?

Sehr mittelmäſsig, versetzte der Prinz: aber erzählen Sie nur weiter, vielleicht werden Sie in der Folge deutlicher werden.

Es währte nicht lange, fuhr die schöne Krystalline fort, so hatte Grigri (so nannte sich der Gnom) Ursache zu glauben, daſs er mir weniger miſsfalle als seine Gesellen. Was wollen Sie? Man geräth auf allerley Einfälle wenn man lange Weile hat. — Grigri besaſs eine auſserordentliche Gabe miſsvergnügten Damen die Zeit zu vertreiben — mit Einem Wort, er wuſste meine müſsigen Stunden (und ich hatte deren in der That sehr viele) auf eine so angenehme Art auszufüllen, daſs man nicht zufriedener seyn kann als ich war. Padmanaba bemerkte endlich die ungewohnte Fröhlichkeit, die aus meinem Gesicht und aus meinem ganzen Wesen hervor schimmerte. Er zweifelte nicht, daſs sie eine andere Ursache haben müſste als das Vergnügen das er mir selbst machte; aber er konnte nicht gleich errathen, was es für eine seyn möchte. Zu meinem Unglück war er ein groſser Meister in derjenigen Art von Schluſsreden, die man Kettenschlüsse nennt; und ein solcher Kettenschluſs führte ihn endlich auf eine Vermuthung, die ihm das ganze Geheimniſs aufzuschlieſsen schien. Er beschloſs uns zu beobachten, und nahm seine Zeit so wohl, daſs er uns in eben diesem Kabinet überraschte. Hätten Sie geglaubt, mein Prinz, daſs man ein so schlimmes Herz haben könnte als der alte Zauberer bey dieser Gelegenheit zeigte? Anstatt (wie es sich für einen Mann wie er geziemte) sich leise wieder wegzuschleichen, erzürnte er ſich ohne Maſs darüber, daſs ich ein Mittel gefunden hatte mir die Zeit ohne ihn zu vertreiben. Er hätte ſich immer erzürnen mögen, daſs er nicht Grigri war, aber was konnte unbilliger ſeyn als mich deſswegen zu ſtrafen?

In der That, ſagte Biribinker, nichts unbilliger! denn ich bin gewiſs, wenn er nur in einem einzigen Stücke Grigri geweſen wäre, ſo hätten Sie ihm, ungeachtet ſeines langen weiſsen Bartes, den Vorzug vor einem kleinen häſslichen Zwerge gegeben.

Für einen ſo witzigen Kopf, als ein Zögling der Fee Meliſotte billig ſeyn ſollte, geben Sie (erwiederte Kryſtalline) ſo viele Blöſsen, daſs man alle Augenblicke in Streit mit Ihnen gerathen könnte. Was Sie zum Beyſpiel da ſagten — Doch wir haben keine Zeit um Worte zu ſtreiten. Hören Sie alſo wie es weiter ging. Padmanaba ſchüttete die ganze Wuth über uns aus, in welche ihn vermuthlich die Betrachtung, wie wenig er Grigri war, geſetzt hatte. Ich ſchäme mich Ihnen die Komplimente zu wiederhohlen, die er mir bey dieſer Gelegenheit machte. Kurz, er verwandelte mich — Sie wiſſen wohl worein, und den armen Grigri in eine Hummel.

In eine Hummel? rief Biribinker —

Ja, und mit der Bedingung, fuhr Krystalline fort, daſs ich meine Gestalt nicht eher wieder bekommen sollte, bis ich einem Prinzen Nahmens Biribinker — Verzeihen Sie meiner Schamhaftigkeit, daſs ich den Umstand nicht nenne, worin ich zuerst das Vergnügen hatte Sie kennen zu lernen; und, in der That, so sehr zu Ihrem Vortheile —

Sie erweisen mir allzu viel Ehre, fiel ihr Biribinker in die Rede: wenn ich gewuſst hätte, daſs Ihr Herz für einen so würdigen Gegenstand eingenommen wäre —

Ich bitte Sie, sagte die Fee, gewöhnen Sie Sich doch die unzeitigen Komplimente ab; Sie können nicht glauben, wie gezwungen und wunderlich sie Ihnen lassen. Ich sage Ihnen, daſs ich die beste Meinung von Ihrer Bescheidenheit habe; und ich denke ich gebe Ihnen eine sehr starke Probe davon, da ich mich so nahe bey Ihnen sicher glaube. Ich erinnere mich zwar nicht allzu wohl, wie es zugegangen ist daſs wir so vertraulich mit einander geworden sind; denn ich gestehe, daſs ich aus Vergnügen über unsere so lange gewünschte Zusammenkunft ein paar Gläser mehr getrunken habe, als ich sonst zu trinken pflege; aber ich hoffe doch Sie werden Sich in den Schranken —

In der That, schöne Krystalline, fiel ihr der Prinz ins Wort, ich finde Ihr Gedächtniſs so auſserordentlich als die Tugend, worauf Sie wollten daſs der alte Padmanaba sich verlassen sollte. Aber sagen Sie mir doch, wenn Sie es nicht auch vergessen haben, was wurde denn aus der Hummel?

Sie erinnern mich eben recht daran, antwortete die Fee; der arme Grigri! ich hatte ihn wirklich vergessen — Es thut mir Leid, aber der grausame Padmanaba hat seine Befreyung auf eine so ungereimte Bedingung gesetzt, daſs ich nicht weiſs, wie ich sie Ihnen werde entdecken können.

Und was kann denn das für eine Bedingung seyn? fragte Biribinker.

Ich begreife nicht, antwortete Krystalline, was Sie dem alten Zauberer gethan haben können, daſs er Sie in diese Händel eingemischt hat; denn das ist gewiſs, daſs damahls, da alle diese Verwandlungen vorgingen, Ihre Ältermutter noch nicht geboren war. Mit Einem Wort, Grigri soll seine vorige Gestalt nicht eher wieder bekommen, bis Sie —

Nein, Prinz Biribinker! die Delikatesse meiner Empfindungen erlaubt mir nicht es Ihnen zu sagen, und ich begreife noch weniger, wie ich fähig seyn würde mich dazu zu verstehen; denn Sie werden, denke ich, an der Röthe, womit der bloſse Gedanke daran mein Gesicht überzieht, schon errathen haben was es ist.

Ich will selbst gleich zu einer dreyfachen Hummel werden, rief Biribinker, wenn ich errathe was Sie haben wollen: ich bitte Sie, machen Sie nicht so viel Umschweife; es ist schon heller Tag, und ich kann mich nicht aufhalten —

Wie? sagte die Fee, wird Ihnen die Zeit so lang bey mir? Bin ich nicht fähig, Ihnen ein Milchmädchen nur für etliche Stunden aus dem Sinne zu bringen? Sie sollten Sich wenigstens aus Eigennutz um meine Gunst bewerben; denn ich kann mehr zu Ihrem Glücke beytragen als Sie Sich einbilden.

So sagen Sie mir denn geschwinde, was ich zu thun habe, erwiederte Biribinker.

Welche Ungeduld! rief die Fee. Wissen Sie also, daſs der arme Grigri nicht eher wieder Grigri werden soll, bis der Prinz

Biribinker — Nun! so rathen Sie doch! — Aber das versichere ich Ihnen, wenn es nicht um die Wiederherstellung eines alten guten Freundes zu thun wäre, ich könnte mich nimmermehr dazu verstehen, das Opfer der Rache zu werden, welche Padmanaba durch Ihren Beystand an dem armen Grigri nehmen will.

Er will doch nicht, daſs ich Ihnen das Leben nehmen soll? sagte der Prinz.

Ich muſs gestehen, antwortete Krystalline, daſs Sie heute mit einem auſserordentlich harten Kopfe aufgewacht sind! Glauben Sie denn nicht, daſs es etwas giebt, wogegen sogar der Tod der Geliebten in den Augen eines recht begeisterten Liebhabers das kleinere Übel wäre?

Ha, ha! Nun glaub' ich Euer Gnaden zu verstehen, sagte Biribinker ganz kaltsinnig. In der That Ihre Schamhaftigkeit hätte nicht nöthig gehabt, sich so viel Bedenken zu machen, die Sache gerade heraus zu sagen. Aber erlauben Sie mir Ihrem Gedächtniſs ein wenig nachzuhelfen, und Sie zu erinnern —

Ich glaube, Sie haben Zerstreuungen! unterbrach ihn die Fee. — Indessen müssen Sie wissen, daſs Padmanaba sehr streng über dem Recht der Wiedervergeltung hält, und daſs

Grigri nicht eher zu seiner ersten Gestalt gelangen kann, bis Sie ihm alle die Beleidigungen wieder geben, welche der Zauberer von ihm empfangen zu haben glaubt.

O Madam! rief der Prinz, indem er aus dem Ruhebette sprang, ich bin des Herrn Padmanaba gehorsamer Diener: aber wenn es nur auf diesen kleinen Umstand ankommt, so werden Sie unter den zehen tausend Gnomen, die Ihnen zu Diensten stehen, einen neuen Grigri suchen müssen, um den alten Gecken an seinem wunderthätigen Nebenbuhler zu rächen; denn daran wird Ihnen vermuthlich mehr gelegen seyn, als daſs Ihr kleiner Zwerg seine vorige *Schönheit wieder bekomme.* Was mich betrifft, so denke ich, Sie könnten zufrieden seyn daſs ich Ihnen die Ihrige wieder gegeben habe. Ich sage das nicht, als ob ich mich durch die Gütigkeiten, die Sie für mich gehabt haben, nicht überflüssig für einen Dienst belohnt hielte, der mir so wenig gekostet hat. Ich wollte Sie nur erinnern, daſs die Hauptsache doch immer in dem Umstande liegt, daſs Sie, anstatt ein krystallener Nachttopf zu seyn, wieder die Fee Krystalline sind, und daſs die Gewalt, die Ihnen der Zauberstab des alten Padmanaba giebt, Sie gar leicht wegen des Verlusts eines einzigen Verehrers sollte trösten können.

Ich hoffe doch nicht, versetzte Krystalline, daſs Sie meine Sorge für den armen Grigri irgend einer eigennützigen Absicht beymessen? Sie müſsten in der That weder die Feinheit meiner Empfindungen, noch die Pflichten der Freundschaft kennen, wenn Sie nicht begreifen könnten, daſs man sich für einen Freund beeifern kann, ohne einen andern Bewegungsgrund zu haben, als das Beste dieses Freundes; und ich müſste Sie bedauern —

Madam, erwiederte Biribinker, der sich indessen angekleidet hatte, ich bin von der Feinheit Ihrer Empfindungen so überzeugt als Sie es nur verlangen können; aber Sie sehen, wie bequem dieser Morgen zu Fortsetzung meiner Reise ist. Seyn Sie so gütig, Sie, deren Herz einer so uneigennützigen Freundschaft fähig ist, und entdecken mir, auf welchem Weg ich meine geliebte Galaktine wieder finden kann: so will ich gegen alle Welt behaupten, daſs Sie die groſsmüthigste, die uneigennützigste, und, wenn Sie wollen, auch die sprödeste unter allen Feen des Erdkreises sind.

Sie sollen befriediget werden, antwortete Krystalline: gehen Sie, und suchen Ihr Milchmädchen, weil es doch Ihr Schicksal so haben will! Ich hätte vielleicht Ursache mit Ihrer

Aufführung nicht allzu sehr zufrieden zu seyn; aber ich sehe wohl daſs man es mit Ihnen nicht so genau nehmen muſs. Gehen Sie, Prinz; Sie werden im Hof ein Maulthier antreffen, welches so lange mit Ihnen davon trotten wird, bis Sie Ihre Galaktine gefunden haben; und wofern Ihnen wider Vermuthen etwas unangenehmes zustoſsen sollte, so werden Sie in dieser Erbsenschote ein unfehlbares Mittel dagegen finden.

Wie froh bin ich, unterbrach Don Eugenio die Erzählung seines Freundes, daſs Sie Ihren Biribinker endlich aus dem verwünschten Schlosse heraus führen! Ich gestehe Ihnen, daſs ich diese Krystalline nicht einen Augenblick länger aushalten könnte. Was für eine abgeschmackte Kreatur! —

Sagen Sie nur, sie ist eine Fee, versetzte Don Gabriel, das ist alles gesagt.

Sie wollen vermuthlich, sagte Don Sylvio mit groſsem Ernste, hiermit nicht zu verstehen geben, als ob es keine hochachtungswürdige Feen gebe? denn es ist unläugbar, daſs es solche giebt. Indessen ist gewiſs, daſs vielleicht die meisten irgend etwas seltsames und ungereimtes an sich haben, wodurch sie sich von den Sterblichen unterscheiden wollen; wenn anders der Fehler nicht an uns liegt, daſs wir sie nach Regeln beurtheilen, denen sie, als Wesen von einer andern Klasse, nicht unterworfen sind.

Aber ihr Gewäsche, sagte Don Eugenio, die Delikatesse ihrer Empfindungen, ihre Tugend! — Was sagen Sie dazu?

Ich halte es für eine so kitzliche Sache von Feen zu urtheilen, daſs ich lieber nichts davon sagen will, antwortete Don Sylvio; und zwar bey dieser Gelegenheit um so mehr, als in der That die Geschichte des Prinzen Biribinker in allen Betrachtungen die auſserordentlichste Feengeschichte ist, die ich jemahls gehört habe.

Was den Karakter der Fee Krystalline betrifft, sagte Don Gabriel, so giebt ihn der Geschichtschreiber für nichts besser als er ist; und ich glaube, daſs man ihn tadelhaft finden könnte ohne der Ehrfurcht gegen die Feen zu nahe zu treten. Im übrigen werden Sie doch gestehen, Don Eugenio, daſs dem Prinzen Biribinker das Gewäsche, welches Sie so abgeschmackt finden, nicht halb so langweilig vorkommen muſste als es Ihnen in meinem Munde vorkam. Man hört eine schöne Person allemahl gern, wenn man sie sicht, und wenn sie eine wohlklingende Stimme hat; sie überzeugt und rührt, ohne daſs man darauf Acht giebt was sie sagt, und sie würde gemeiniglich nicht viel dabey gewinnen wenn man darauf Acht gäbe.

Wenn Sie unserm Geschlechte keine schönere Komplimente zu machen haben, sagte Donna Felicia, so thäten Sie besser Ihre Erzählung fortzusetzen, so langweilig sie immer seyn mag.

Don Gabriel versprach sein möglichstes zu thun um sie kurzweiliger zu machen, und fuhr also fort: Der Prinz Biribinker steckte die Erbsenschote zu sich, bedankte sich gegen die Fee für alle ihre Gütigkeiten, und stieg in den Hof hinab. Sehen Sie hier, sagte Krystalline die ihn begleitete, sehen Sie hier ein Maulthier, das vielleicht wenige seines gleichen hat. Es stammt in gerader Linie von dem berühmten Trojanischen Pferd und der Eselin des Silenus ab. Von der väterlichen Seite hat es die Eigenschaft, daſs es von Holz ist und weder Futter noch Streu noch Striegel nöthig hat; und von der mütterlichen, daſs es einen überaus sanften Trab geht und so geduldig ist wie ein Schaf. Steigen Sie auf und lassen es gehen wohin es will; es wird Sie zu Ihrem geliebten keinen andern Vorzug vor seinen miſsgeschaffnen Gesellen hatte, als daſs er auf eine kurzweilige Art ungestalt war. — Sie sehen wenigstens, versetzte Krystalline, daſs es mir nicht an Gesellschaft fehlt, die mich wegen Ihrer Unbeständigkeit trösten kann, wenn es mir jemahls einfallen sollte, getröstet seyn zu wollen.

Mit diesen Worten wünschte sie ihm eine glückliche Reise, und Biribinker trabte auf seinem hölzernen Maulthiere davon, indem er allem demjenigen nachdachte, was ihm in diesem wundervollen Schlosse begegnet war.

2. KAPITEL.

Fortsetzung der Geschichte des Prinzen Biribinker.

Ich will Ihnen, fuhr Don Gabriel in seiner Erzählung fort, die mannigfaltigen Betrachtungen erlassen, welche Biribinker unterwegs mit sich selbst anstellte, um Ihnen zu sagen, daſs er gegen Mittag, da die Hitze unerträglich zu werden anfing, an dem Eingang eines Waldes abstieg, wo er sich an den Rand eines kleinen Baches setzte, der von Bäumen und Gebüschen umschattet war. Nicht lange so erblickte er eine Schäferin, die eine kleine Herde rosenfarbner Ziegen vor sich her trieb, um sie an dem Bache zu tränken, wo Biribinker im Schatten lag.

Denken Sie, Don Sylvio, wie groſs sein Entzücken seyn muſste, als er in dieser jungen Hirtin sein geliebtes Milchmädchen erkannte! Sie kam ihm noch zehnmahl schöner vor, als da er sie das erste Mahl gesehen hatte; aber was ihn am meisten erfreute, war, daſs sie, anstatt vor ihm zu fliehen, immer näher herbey kam, und sich endlich nicht weit von ihm ins Gras setzte. Der Prinz unterstand sich nicht sie anzureden; aber er sah sie mit so durchdringend feurigen Blicken an, daſs die Steine im Bache beynahe davon in Glas verwandelt worden wären. Die schöne Schäferin, welche sehr kalter Natur seyn muſste um von so kräftigen Blicken nicht geröstet zu werden, flocht indessen ganz gelassen einen Blumenkranz, und unterlieſs nicht von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf ihn zu werfen, worin er nichts weniger als Unwillen zu entdecken vermeinte. Dieſs machte ihn so kühn, daſs er näher zu ihr rückte, ohne daſs sie es wahrnahm; denn sie spielte eben mit einer kleinen Ziege, die statt der Haare lauter Silberfaden hatte, und mit Blumenkränzen und rosenfarbnen Bändern aufs artigste geziert war. Seine Augen sagten ihr aus diesem neuen Standpunkte nicht weniger schönes als zuvor; und die ihrigen antworteten von Zeit zu Zeit so höflich, daſs er sich endlich nicht länger halten konnte, sich zu ihren Füſsen zu werfen, und ihr (nach seiner Gewohnheit) in sehr poetischen Redensarten zu wiederhohlen, was er vorher in einer weit verständlichern und überzeugendern Sprache gesagt hatte. Nachdem seine zärtliche Elegie zu Ende war, antwortete ihm die schöne Schäferin mit einem Blicke, welcher kaltsinniger anfing als aufhörte: Ich weiſs nicht, ob ich Sie recht verstanden habe; wollten Sie mir alle diese Weile her nicht sagen, daſs Sie mich liebten? — Himmel, daſs ich Sie liebe! rief der entzückte Biribinker; sagen Sie, daſs ich Sie anbete, daſs ich meine schmachtende Seele zu Ihren Füſsen aushauche. — Sehen Sie, antwortete die Schäferin, ich bin nur ein ganz einfältiges Mädchen, ich verlange nicht daſs Sie mich anbeten sollen, und Sie sollen auch Ihre Seele nicht aushauchen, denn ich denke nicht, daſs Sie deren zu viel haben: ich würde zufrieden seyn wenn Sie mich nur liebten. Aber ich gestehe Ihnen, daſs ich schwerer zu überzeugen bin als die Fee, mit der Sie die vergangene Nacht zugebracht haben. — Götter! rief der bestürzte Prinz, was höre ich? Wie ist es möglich? — Wer kann Ihnen? — Woher wissen Sie? — Ich weiſs nicht was ich sage — O! unglückseliger Biribinker!

Die schöne Schäferin that einen groſsen Schrey, eh' er diesen fatalen Nahmen noch ganz ausgesprochen hatte. Ja wohl, unglückseliger Biribinker, rief sie aus, indem sie sich mit groſser Hastigkeit vom Boden aufraſſte: müssen Sie mein Ohr schon wieder mit diesem schändlichen Nahmen beleidigen? Sie zwingen mich Sie zu hassen und zu fliehen, da ich —

Hier wurde die erzürnte Galaktine plötzlich von einem Anblick unterbrochen, der dem Prinzen und ihr selbst auf einmahl alle andre Gedanken benahm. Sie sahen einen Riesen auf sie zukommen, der anstatt eines Kranzes ein paar junge Eichbäume um den Kopf gebunden hatte, und sich unterm Gehen die Zähne mit einem Zaunpfahl ausstocherte. Er ging gerade auf die Schäferin zu, und donnerte sie mit einer so entsetzlichen Stimme an, daſs mehr als zwey hundert Dohlen, die ihre Nester in seinem krausen Barte hatten, mit groſsem Gekrächz heraus geflogen kamen. Was hast du hier, rief er, mit diesem kleinen Zwerge, Püppchen? Folge mir augenblicklich oder ich hacke dich zu kleinen Pastetchen: und du, sagte er zum Prinzen, indem er ihn in einen groſsen Sack steckte, herein in meinen Sack! — Nach diesem sehr lakonischen Gruſse schnürte er den Sack zu, nahm die Schäferin auf den Arm, und trabte davon.

Biribinker glaubte in den leeren Raum gestürzt worden zu seyn; denn er fiel und fiel immer fort, ohne daſs es ein Ende nehmen wollte. Endlich kam er doch auf den Boden, stieſs aber den Kopf so stark an einen Weberknopf an, daſs er etliche Minuten ganz betäubt da lag und die Hirnschale gebrochen zu haben glaubte. Nach und nach erhohlte er sich wieder, und nun besann er sich auf die Erbsenschote, die ihm Krystalline gegeben hatte; er brach sie auf, fand aber nichts als ein kleines Messer von Diamant mit einem Hefte von einer Greifenklaue, kaum so groſs daſs man es mit drey Fingern fassen konnte. Ist das alles, dachte er, was die Fee Krystalline für mich thut? Was will sie daſs ich mit diesem Spielzeuge machen soll? Es ist kaum groſs genug, daſs ich mir die Kehle damit abschneiden könnte, und vielleicht ist dieſs auch ihre Meinung. Aber man muſs doch alles andere vorher versuchen, ehe man sich die Kehle abschneidet. Ich kann mit diesem Messerchen ein Loch in den Sack bohren, ob es gleich Mühe kosten wird; und wenn ich schon einen Sprung wagen muſs, so will ich doch lieber alles wagen, als Gefahr laufen, daſs dieser verfluchte Popanz kleine Bratwürste für seine Popänzchen aus mir macht.

In dieser groſsmüthigen Entschlieſsung arbeitete der Prinz Biribinker, oder vielmehr das kleine Messer worauf ein Talismann eingegraben war, so nachdrücklich, daſs er in kurzer Zeit eine ziemliche Offnung in den Sack machte, ungeachtet die Fäden des Gewebes so dick waren wie Ankerseile. Er bemerkte, daſs die Reiſe durch einen Wald ging, und dachte seine Zeit so in Acht zu nehmen, daſs er, indem er sich aus dem Sack heraus stürzte, an den Wipfel eines hohen Baumes sich halten könnte. Diesen Anschlag setzte er ungesäumt ins Werk ohne daſs es der Riese gewahr wurde; allein der Ast, an den er sich halten wollte, brach mit ihm, und der gute Biribinker fiel in ein ziemlich tiefes marmornes Brunnenbecken voll Wassers, welches zu allem Glück unter ihm lag. Denn was er für einen Wald angesehen hatte, war in der That ein sehr schöner Park, der zu einem nicht weit davon gelegenen Schlosse gehörte. Er dachte, indem er untertauchte, zum wenigsten in das Kaspische Meer gefallen zu seyn, oder besser zu sagen, er dachte gar nichts, so betäubt von Schrecken lag er da; und vermuthlich würde er in seinem Leben das Trockne nicht wieder gesehen haben, wenn nicht eine Nymfe, die sich eben in diesem Brunnen badete, zu seiner Rettung herbey geschwommen wäre. Die Gefahr, worin sie einen so schönen jungen Menschen sah, machte sie vergessen, in was für einem Zustande sie selbst war; und in der That hätte er leicht ertrinken können, ehe sie ihre Kleider angezogen hätte. Kurz, Biribinker fühlte, da er zu sich selbst kam, daſs sein Gesicht an dem schönsten Busen lag, der jemahls die Stelle eines Küssens vertreten hatte; und als er die Augen aufthat, sah er sich am Rand eines groſsen Brunnen in den Armen einer Nymfe, die ihm, in dem ungekünstelten Aufzuge worin er sie sah, beym ersten Anblicke so viel und noch mehr Leben wieder gab als er nöthig hatte.

Dieses Abenteuer setzte ihn in ein so angenehmes Erstaunen, daſs er kein Wort hervor bringen konnte. Allein die Nymfe merkte kaum daſs er wieder lebte, so riſs sie sich von ihm los und sprang ins Wasser. Biribinker, der sich einbildete daſs sie ihm entfliehen wolle, erhob ein so klägliches Geschrey, als ein kleines Mädchen nur immer erheben kann, wenn man ihm eine neu geschenkte Puppe wieder nehmen will. Die schöne Nymfe war sehr weit von einem so grausamen Vorhaben entfernt; denn in wenigen Augenblicken sah er sie schon wieder mit einem Rücken, der die Lilien an Glanz übertraf, aus dem Wasser hervor ragen. Sie hob den Kopf ein wenig empor; aber kaum erblickte sie den Prinzen, so tauchte sie wieder unter und plätscherte unter dem Wasser fort, bis sie an die andere Seite des Brunnen kam, wo ihre Kleider lagen. Allein da sie sah daſs ihr der Prinz folgte, erhob sie sich mit halbem Leib, aber ganz in ihre langen gelben Haare eingehüllt, die in dichten wallenden

Locken bis zu ihren Füſsen herab flossen, und seinen lüsternen Augen den Anblick von Schönheiten entzogen, welche fähig waren einen Tithon zu verjüngen und einen Tizian zur Verzweiflung zu treiben.

Sie sind sehr unbescheiden, Prinz Biribinker, sagte sie, daſs Sie Sich in Augenblicken aufdringen, da man allein seyn will.

Vergeben Sie mir, schönste Nymfe, antwortete der Prinz, wenn mir Ihre Bedenklichkeiten ein wenig unzeitig vorkommen; nach dem Dienste, den Sie mir so groſsmüthig geleistet haben, dächte ich —

Man sehe doch, rief die Nymfe aus, was für einen Übermuth diese Mannsleute haben! Man untersteht sich nicht ihnen die mindeste kleine Höflichkeit zu erzeigen ohne daſs sie ihre Glossen darüber machen; ein bloſses Werk der Groſsmuth und des Mitleidens ist in ihren Augen schon eine Aufmunterung, wodurch sie sich berechtigt halten sich Freyheiten mit uns heraus zu nehmen. Wie? weil ich gütig genug gewesen bin Ihnen das Leben zu retten, so glauben Sie vielleicht —

Sie sind sehr grausam, unterbrach sie der Prinz, daſs Sie einem unbescheidenen Übermuthe beymessen, was eine nothwendige Wirkung der Zauberey Ihrer Reitzungen ist. Wenn Sie mir das Leben wieder nehmen wollen das Sie mir retteten, (denn wer kann Sie gesehen haben, und die Beraubung eines so entzückenden Anblicks ertragen?) so tödten Sie mich wenigstens auf eine groſsmüthige Art; machen Sie ein Denkmahl Ihrer alles bezwingenden Schönheit aus mir, und lassen mich hier in Ihrem Anschauen zum Marmorbilde erstarren!

Sie haben, wie ich höre, eine hübsche Belesenheit in den Poeten, versetzte die Nymfe: wo nahmen Sie doch diese Anspielung her? — War nicht einmahl eine gewisse Medusa — Sie haben Ihren Ovidius gelesen, dieſs ist gewiſs, und man muſs gestehen daſs Sie Ihrem Schulmeister Ehre machen!

Grausame! rief Biribinker mit Ungeduld, was für ein Belieben finden Sie daran, die Sprache meines Herzens, welches keinen Ausdruck für seine Gefühle stark genug findet, mit den Figuren eines schülerhaften Witzes zu verwechseln? — Sie nehmen Ihre Zeit sehr übel, wenn Sie disputieren wollen, fiel ihm die Nymfe ein: sehen Sie denn nicht, wie viel Vortheile ich in dem Element, worin ich bin, über Sie habe? Aber ich bitte Sie, gehen Sie hinter diese Myrtenhecken, und erlauben

Sie mir daſs ich mich ankleide, wenn Sie so gut seyn wollen. — „Würde es aber nicht groſsmüthiger von Ihnen seyn, wenn Sie mir erlaubten, daſs ich Sie ankleiden hülfe?“ — Glauben Sie das? erwiederte die Nymfe: ich danke Ihnen für Ihre Dienstfertigkeit; aber ich möchte Ihnen nicht gern Mühe machen, und Sie sehen auch, daſs ich Leute genug habe, die dieser Arbeit besser gewohnt sind als Sie.

Mit diesen Worten blies sie in ein kleines Ammonshorn, das ihr an einer Schnur der gröſsten und feinsten Perlen am Halse hing, und in einem Augenblick erfüllte sich der ganze Brunnen mit jungen Nymfen, die plätschernd aus dem Wasser herauf fuhren, und einen Kreis um ihre Gebieterin machten. Biribinker konnte sich jetzt noch weniger entschlieſsen auf die Seite zu gehen als zuvor; aber die Nymfen erblickten ihn kaum, so spritzten sie ihm eine solche Menge Wassers ins Gesicht, daſs er, aus Furcht ein anderer Aktäon zu werden, so eilfertig davon lief als ob er schon Hirschläufte hätte. Er fühlte sich alle Augenblicke an die Stirne; da er aber weder Geweih noch Sprossen merkte, schlich er sich wieder zurück, um hinter den Myrtenhecken der Ankleidung seiner schönen Nymfe zuzusehen. Allein er kam schon zu spät; die Nymfen waren wieder verschwunden, und indem er hinter der Hecke hervor gehen wollte, fehlte es nicht viel, daſs er mit dem Kopf an die Stirne seiner Erretterin angeschlagen wäre, die im Begriff war ihn aufzusuchen. Er staunte ungemein, da er sie sah. Wie? Madam, rief er aus, nennen Sie das angekleidet seyn?

Warum nicht? antwortete die Nymfe: sehen Sie denn nicht, daſs ich in einen siebenfachen Schleier von Leinewand eingewikkelt bin? — Das gesteh' ich, sagte der Prinz: wenn dieſs Leinewand ist, so möchte ich wohl die sehen, die sie gesponnen und gewebt haben! denn das feinste Spinnengewebe ist Segeltuch gegen dieses. Ich hätte geschworen, daſs es Luft wäre. — Es ist die feinste Art von gewebtem Wasser, versetzte sie, von einer Art trocknem Wasser, welches von Polypen gesponnen, und von unsern Mädchen gewebt wird; es ist die gewöhnliche Kleidung, die wir Ondinen [1] zu tragen pflegen. Was für eine andere wollen Sie daſs wir haben sollen, da wir uns weder vor Frost noch Hitze zu verwahren brauchen? — Der Himmel verhüte, sagte Biribinker, daſs ich Ihnen eine andere wünschte; aber mich däucht, wenn Sie es nicht ungnädig nehmen wollen, Sie hätten vorhin nicht nöthig gehabt so viel Umstände zu machen, wie Sie aus dem Bade steigen wollten. — Hören Sie, mein Herr, sagte die Ondine mit einem kleinen spöttischen Nasenrümpfen das ihr sehr gut lieſs; wenn ich Ihnen rathen dürfte, so gewöhnten Sie Sich das Moralisieren ab; denn es ist gerade das, worauf Sie Sich am wenigsten verstehen. Wissen Sie denn nicht, daſs der Gebrauch über das, was man anständig nennt, entscheidet? Man sieht wohl, daſs Sie die Welt nie anders als in einem Bienenkorbe gesehen haben; und Sie würden sehr wohl thun, wenn Sie, nach dem Rath des weisen Avicenna, über nichts urtheilten was Sie zum ersten Mahle sehen.... Aber lassen Sie uns von etwas anderm reden! Sie haben noch nicht zu Mittage gegessen, nicht wahr? und so verliebt Sie immer (mit gewissen Ausnahmen) in Ihr Milchmädchen seyn mögen, so weiſs ich doch wohl, daſs Sie nicht gewohnt sind von Seufzern zu leben.

Nach diesen Worten blies sie wieder in ihr kleines Ammonshorn, und augenblicklich stiegen drey Ondinen aus dem Brunnen hervor. Die erste brachte einen kleinen Tisch von Bernstein, der von drey aus einem einzigen Amethyst geschnittenen Grazien empor gehalten wurde; die andere breitete eine Matte von den feinsten gespaltenen Binsen darüber aus, und die dritte trug ein Körbchen auf dem Kopfe, woraus sie etliche verdeckte Muscheln auf den Tisch stellte. Man sagt mir, Sie essen nichts als Honig, sprach die Ondine zu Biribinkern; Sie sollen einen kosten, der nicht der schlimmste ist, ob er gleich aus lauter Seegewächsen gezogen wird. — Der Prinz versuchte ihn, und fand ihn so köstlich, daſs er beynahe die Schale mit verschluckt hätte. Wie sie abgespeist hatten, erschienen zwey andere Nixen mit einem kleinen Schenktische von Saffir, der mit einer Menge Trinkschalen besetzt war. Sie waren alle aus gediegenem Wasser geschnitzt, hart wie Diamant, durchsichtig wie Krystall, und dem Ansehen nach mit lauter Brunnenwasser angefüllt. Aber wie Biribinker davon kostete, fand sichs, daſs die besten Persischen Weine Wasser dagegen waren. Gestehen Sie, sagte die Ondine, daſs Sie hier nicht schlimmer sind, als bey der Fee Krystalline, bey der Sie die vergangene Nacht zugebracht haben?

Sie sind allzu bescheiden, schönste Ondine, antwortete der Prinz, daſs Sie Sich mit einer Fee vergleichen, die in allen Stücken so weit unter Ihnen ist.

Wieder übel geschlossen! erwiederte sie: ich sagte das nicht aus Bescheidenheit, sondern nur um zu hören, was Sie mir darauf antworten würden.

Aber ich bitte Sie, meine Göttin, sagte der Prinz, wie geht es zu, daſs Sie so gute Nachrichten von mir haben? So bald Sie mich sehen, nennen Sie mich bey meinem Nahmen. — Sie sehen daraus, antwortete die Ondine, daſs ich eine so gute Kennerin bin als die Fee Krystalline. — „Sie wissen, daſs ich in einem Bienenkorb erzogen worden bin“ — Das riecht man Ihnen auf zwanzig Schritte weit an — „Daſs ich ein Milchmädchen liebe“ — O ja! — wie man noch nie geliebt hat, und daſs Sie noch verliebter sind seitdem sie eine Schäferin geworden ist; und wer weiſs wie weit Sie Ihr Glück getrieben hätten, wenn nicht der Riese Karakuliamborix dazwischen gekommen wäre! Aber haben Sie keinen Kummer; Sie sollen sie wieder sehen, und so glücklich seyn, als man im Besitz eines Milchmädchens nur immer seyn kann.

O! rief Biribinker, (bey dem die Getränke der Ondine mächtig zu wirken anfingen) kann man etwas andres zu sehen oder zu besitzen wünschen nachdem man Sie gesehen hat, göttliche Ondine? Ich erinnere mich nicht mehr daſs ich vorher Augen hatte, und der Augenblick, da ich Sie zum ersten Mahle sah, ist der Anfang meines Daseyns. Ich kenne und wünsche mir keine andere Glückseligkeit, als zu Ihren Füſsen von dem Feuer verzehrt zu werden, das ihr erster Blick in meiner Brust entzündet hat.

Prinz Biribinker, antwortete die Ondine, Sie haben einen schlimmen Lehrmeister in der Redekunst gehabt. Ich hätte gedacht, die Fee Krystalline sollte Ihnen die lächerliche Meinung benommen haben, daſs man uns Unsinn vorsagen müsse, um uns die Heftigkeit seiner Leidenschaft zu beweisen. Ich wette was Sie wollen, es ist nicht wahr daſs Sie zu meinen Füſsen verzehrt zu werden wünschen: glauben Sie mir, ich weiſs besser was Sie wünschen, und Sie würden mehr dabey gewinnen wenn Sie natürlich mit mir reden wollten. Die schwülstige Sprache, die Sie Sich angewöhnt haben, ist vielleicht gut Milchmädchen zu rühren: aber lassen Sie Sich ein- für allemahl sagen, daſs man uns nicht nach einerley Methode behandeln muſs. Ein Frauenzimmer, das den Averroes [2]) so lange studiert hat wie ich, wird durch keine poetische Blümchen gewonnen; man muſs uns überzeugen können wenn man uns rühren will, und die Macht der Wahrheit ist das einzige, was uns nöthigen kann uns zu ergeben.

Biribinker war zu sehr gewohnt, von den Damen, denen er in die Hände fiel, gehofmeistert zu werden, als daſs er sich durch einen Verweis hätte kleinmüthig machen lassen sollen, der ihm die Mittel zeigte, wodurch man bey den Schülerinnen des Averroes glücklich werden kann; und in der That fühlte er, daſs es ihm weit weniger Mühe kosten werde, sie durch die Energie der Wahrheit, als durch spitzfindige und schwülstige Liebeserklärungen zu überwältigen. Die Reitzungen der Ondinen übertreffen, nach dem vollgültigen Zeugnisse des Grafen von Gabalis, alles, was den Besitz der schönsten unter den Töchtern der Menschen begehrenswürdig macht. Kurz, Biribinker wurde nach und nach so natürlich und überzeugend als sie es nur verlangen konnte; und ob sie gleich eine genaue Beobachterin dessen war was man Gradazionen nennt, so wuſste sie doch die Zeit so gut einzutheilen, daſs es eben Nacht wurde, wie der Prinz die Überzeugung bis zu derjenigen Evidenz trieb, die keinen Zweifel übrig läſst. Die Geschichte sagt weiter nichts von dem was zwischen ihnen vorgegangen, als daſs sich Biribinker des Morgens, da er erwachte, zu seinem nicht geringen Erstaunen, auf eben dem Ruhebette, in eben dem Zimmer, in eben dem Palast, und in eben dem Zustande befunden habe, worin er des Morgens zuvor gewesen war.

Die schöne Ondine, welche, man weiſs nicht warum, sich nicht sehr weit von ihm befand, merkte kaum daſs er erwacht war, als sie ihn — mit einer Anmuth, die ihn vor etlichen Stunden eben so sehr entzückt hatte als sie ihn jetzt gleichgültig lieſs, also anredete: Das Schicksal, mein lieber Biribinker, hat Sie dazu ausersehen, Sich unglückliche Feen verbindlich zu machen. Da ich das Vergnügen habe eine davon zu seyn, so ist es billig, daſs ich Ihnen berichte wer ich bin, und wie viel ich Ihnen zu danken habe. Wissen Sie also, daſs ich eine von denjenigen Feen bin, die man Ondinen nennt, weil sie das Element des Wassers bewohnen, aus dessen subtilsten Atomen ihr Wesen zusammen gesetzt ist. Man nannte mich Mirabella, und der Stand einer Fee mit dem Rang, den mir meine Geburt unter den Ondinen gab, hätte mich glücklich machen können, wenn irgend etwas fähig wäre, uns gegen die Einflüsse eines feindseligen Gestirns zu schützen. Das meinige verurtheilte mich, von einem alten Zauberer geliebt zu werden, dem seine tiefe Wissenschaft eine unbegrenzte Gewalt über die elementarischen Geister gab. Allein bey allem dem war er der unangenehmste Mensch von der Welt, und ohne die Freundschaft eines Salamanders, der ein Günstling des alten Padmanaba war —

Wie? rief der Prinz, Padmanaba, sagen Sie? der Mann mit dem schneeweiſsen ellenlangen Barte, der arme von langer Weile geplagte Mädchen in Nachtgeschirre, und kurzweilige Gnomen in Hummeln verwandelt?

Eben dieser, versetzte Mirabella, war es, der sich Rechte über mich anmaſste, ohne zu den Pflichten, die von diesen Rechten unzertrennlich sind, die mindeste Tauglichkeit zu haben. Eine meiner Vorgängerinnen, die er in den Armen eines häſslichen Gnomen überraschte, hatte ihn so miſstrauisch gemacht, daſs er auf seinen eigenen Schatten eifersüchtig war. Er hatte alle Gnomen abgeschafft, und dafür lauter Salamander angenommen, deren feurige Natur, wie er dachte, geschickter war Schrecken als Liebe einzuflöſsen. Sie erinnern Sich ohne Zweifel aus Ihrem Ovidius an die schöne Semele, die in der Umarmung eines Salamanders zu Asche wurde. 5) Aber der gute Alte vergaſs mit aller seiner Vorsichtigkeit, daſs die wässerige Natur der Ondinen sie vor einer solchen Gefahr vollkommen sichert, und das gedämpfte Feuer der Salamander zu einer sanften Hitze mäſsiget, die der Liebe nicht wenig günstig ist. Padmanaba verlieſs sich so völlig auf seinen Günstling, daſs er uns alle Freyheit lieſs die wir nur wünschen konnten. Sie bilden Sich vielleicht ein, Prinz Biribinker, daſs wir uns diese Gelegenheit nach der Weise materieller Liebhaber zu Nutze gemacht hätten; aber Sie irren Sich. Flox, so hieſs mein Freund der Salamander, war zu gleicher Zeit der zärtlichste und der geistigste Liebhaber von der Welt. Er merkte gleich, daſs mein Herz nur durch den Kopf gewonnen werden könne, und trieb seine Gefälligkeit gegen meine Delikatesse so weit, daſs er gar nicht einmahl zu bemerken schien, daſs ich (wie Sie sehen) eine ziemlich feine Haut, eine nicht ganz gleichgültige Figur, und ein Paar niedliche kleine Füſschen hatte, mit denen ich im Nothfall so fertig zu reden wuſste als andere mit den Augen. Mit Einem Worte, er ging mit mir um, als ob ich lauter Geist gewesen wäre. Anstatt wie andere Liebhaber mit mir zu tändeln, analysierte er mir die geheimniſsvollen Schriften des Averroes. Wir sprachen ganze Tage lang von unsern Empfindungen; und ob es gleich im Grunde immer eben dieselbigen waren, so wuſsten wir ihnen doch so vielerley Wendungen zu geben, daſs wir immer etwas neues zu sagen schienen, wenn wir in der That immer einerley sagten.

Sie sehen, mein Prinz, daſs nichts unschuldiger seyn konnte als unsere Freundschaft, oder, wenn Sie es so nennen wollen, unsere Liebe. Und doch konnte uns weder die Lauterkeit unsrer Absichten, noch die Vorsicht einer jungen Gnomide (die in meinen Diensten, und in der That ein dummes kleines Ding war) vor den boshaften Beobachtungen so vieler Augen, welche der Neid auf uns offen hielt, sicher stellen. Verschiedene Salamander, von den Vorzügen beleidigt, die ich meinem Freund vor ihnen gab, unterstanden sich, über unsern Umgang gewisse Glossen zu machen, die sich (ihrem Vorgeben nach) auf gewisse Vertraulichkeiten gründeten, die sie zwischen uns wahrgenommen haben wollten. Der eine bemerkte, daſs ich auſserordentlich munter sey, und daſs ein gewisses Feuer in meinen Augen blitze, welches lange Zeit darin erloschen gewesen war. Ein anderer konnte nicht begreifen, daſs meine Leidenschaft für die Filosofie groſs genug seyn könne, um mir sogar in meinem Schlafzimmer Unterricht darin geben zu lassen. Ein dritter wollte eine gewisse Sympathie unserer Knie und Ellenbogen, und ein vierter ich weiſs nicht was für ein geheimes Verständniſs zwischen unsern Füſsen entdeckt haben. Sie sehen, mein Prinz, daſs, wenn auch in einer von den Zerstreuungen, denen metafysische Seelen am häufigsten unterworfen sind, etwas dergleichen vorgegangen wäre, man doch die Bosheit und materielle Denkungsart unserer Feinde haben muſste, um solche Kleinigkeiten zum Nachtheil einer Tugend auszudeuten, die sich jederzeit durch die strengsten Grundsätze und die schärfste Sittenkritik in einem unbestrittenen Ansehen erhalten hatte.

Inzwischen wurde das Gemurmel unserer Miſsgünstigen so laut, daſs es endlich auch vor den alten Padmanaba kam, der nur allzu geneigt war, dergleichen Eingebungen ein aufmerksames Ohr zu leihen. Er wurde desto stärker dadurch aufgebracht, je gröſser die Meinung gewesen war, die er von meiner Tugend, oder wenigstens von der Kälte meines Blutes gefaſst hatte. Man machte einen Anschlag uns zu überraschen, und es gelang endlich unsern Feinden, uns in einer von den obgedachten Zerstreuungen anzutreffen, die zum Unglück so stark war, daſs sie das Ärgste, was unsre Feinde davon denken konnten, zu rechtfertigen schien. Die donnernde Stimme des furchtbaren Padmanaba weckte mich aus einer von diesen ekstatischen Abwesenheiten des Geistes, denen sogar der weise Sokrates unterworfen gewesen seyn soll. 4)

Stellen Sie Sich vor, ob es mir angenehm seyn konnte, mich von so vielen Augen beleuchtet zu sehen. Indeſs verlieſs mich doch die Gegenwart des Geistes nicht ganz; ich bat meinen alten Gemahl, mich nicht eher zu verurtheilen bis er meine Rechtfertigung gehört hätte, und war im Begriff, ihm aus dem siebenten Kapitel der Metafysik des Averroes zu beweisen, wie betrüglich das Zeugniſs der Sinne sey, als er mich mit diesen Worten unterbrach: Ich habe dich zu sehr geliebt, Undankbare, als daſs ich fähig wäre die Rache an dir zu nehmen, die meine beleidigte Ehre fordert. Deine Strafe soll nichts anders als eine Probe der Tugend seyn, an welche du noch Ansprüche zu machen verwegen genug bist. Ich verbanne dich (fuhr er fort, indem er mich mit seinem Stabe berührte) in die Bezirke des Parks, der dieses Schloſs umgiebt: behalte deine Gestalt und die Vorrechte deines Feenstandes; aber verliere beides, und verwandle dich in das häſslichste Krokodill, so oft du mit jemand, wer er auch sey, in eine Zerstreuung fällst, wie diejenige worin ich dich hier gefunden habe. Wie sehr bedaure ich, daſs es nicht in meiner Gewalt ist, diese Bezauberung unauflöslich zu machen! Aber die Zukunft wird, wie ich besorge, einen Prinzen hervor bringen, dessen wunderbares Gestirn aller meiner Macht Trotz bietet. Alles, was ich thun kann, ist, die Auflösung meiner Bezauberungen an die talismanische Kraft eines so seltsamen Nahmens zu binden, daſs er vielleicht in vielen Jahrtausenden in keiner Sprache des Erdbodens wird gehört werden.

Nachdem Padmanaba diese geheimniſsvollen Worte gesprochen hatte, wurde ich durch eine unsichtbare Gewalt in den Brunnen versetzt, wo Sie mich zuerst gesehen haben; und bald darauf erfuhr ich, daſs der Alte aus Verdruſs über meine vermeinte Untreue das Schloſs verlassen habe, ohne daſs man wisse, was aus ihm oder meinem geliebten Salamander geworden sey. Ich war untröstbar über den Verlust des letztern, und machte meinen Nymfen etliche Tage lang so abscheuliche Gesichter, daſs einige davon in Zuckungen fielen, und andere vor Angst auf der Stelle niederkamen. Allein, wie kein heftiger Schmerz langwierig seyn kann, so währte auch der meinige nur so lange, bis ich mich erinnerte, daſs mir Padmanaba doch ein Mittel gelassen hatte, die Ehre meiner Tugend zu retten. Was soll ich Ihnen sagen, Prinz Biribinker? Mehr als zwanzig tausend Prinzen und Ritter haben seit mehr als einem Jahrhundert das Abenteuer vergeblich unternommen, das Sie allein fähig waren zu Stande zu bringen. Von was für Klagen, was für Verwünschungen erschallte nicht dieser Wald, wenn diese

Unglücklichen statt einer reitzenden Fee plötzlich ein ungeheures Krokodill — Der Abscheu, den eine so demüthigende Erinnerung mir verursacht, läſst mich nicht weiter reden! Es ist wahr, diese häſsliche Verwandlung hörte sogleich wieder auf; aber jeder neue Versuch, den sie machen wollten die Bezauberung aufzulösen, hatte jedesmahl den nehmlichen Erfolg. Dieser Brunnen, welcher ehemahls die gewöhnliche Gröſse hatte, ist allein durch ihre Thränen so groſs und tief geworden, daſs er (wie Sie gesehen haben) einem kleinen See ähnlich sieht; und viele, welche sich aus Verzweiflung hinein stürzten, würden einen feuchten Tod darin gefunden haben, wenn meine Nymfen sie nicht aufgefangen und wieder mit dem Leben ausgesöhnt hätten. Sie allein, glücklicher Biribinker, waren mächtig genug, eine Bezauberung zu vernichten, die mich in die traurige Nothwendigkeit setzte, so viele Tausende zu Zeugen meines Unglücks zu machen.

In die Nothwendigkeit, sagen Sie? versetzte der Prinz: verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen gestehe, daſs dieſs ein Punkt ist, wovon ich mir keine rechte Vorstellung machen kann. Wozu hatten Sie alle diese Zeugen nöthig? Mich däucht, die Ehre Ihrer Tugend (wie Sie es nennen) wäre am besten gerechtfertiget worden, wenn Sie Sich nie in den Fall gesetzt hätten ein Krokodill zu werden.

So schlieſsen Sie und Ihres gleichen, erwiederte Mirabella in einem dogmatischen Tone, der unsern Prinzen in Erstaunen setzte. Sagen Sie mir einmahl, was für Ehre kann eine erzwungene Tugend machen? Welches Frauenzimmer ist nicht fähig ihren Begierden Gewalt anzuthun, wenn sie zu gleicher Zeit die Unmöglichkeit sie zu befriedigen und eine schimpfliche Strafe vor Augen sieht? Aber der Liebe zur Tugend die Furcht der Schande, ja in gewissem Sinne die Tugend selbst aufzuopfern, dieſs ist ein Grad von moralischem Heldenmuth, dessen nur die edelsten Seelen fähig sind.

Erklären Sie mir doch das deutlicher, sagte Biribinker: ich bin sonst eben nicht der dümmste, aber ich will gehangen seyn, wenn ich ein Wort von allem, was Sie da sagten, verstanden habe.

Unsere Tugend, erwiederte die Ondine, ist nur alsdann ein Verdienst, wenn es in unserer Willkühr stehet, ob wir sie behalten oder verlieren wollen. Lukrezia würde nie als ein Muster der Keuschheit aufgestellt worden seyn, wenn sie den jungen Tarquinius in die Unmöglichkeit gesetzt hätte, einen Versuch auf ihre Ehre zu machen. Eine alltägliche Tugend würde ihr Schlafzimmer verriegelt haben; die erhabene Lukrezia lieſs es offen. Sie that noch mehr: sie ergab sich sogar, um Gelegenheit zu bekommen, durch das groſse Opfer, das sie der beleidigten Tugend brachte, der Welt zu zeigen, daſs der kleinste Flecken, der ihren Glanz verdunkelt, mit Blut ausgelöscht zu werden verdient.

Sie sehen aus diesem Beyspiele, mein Prinz, wie weit die geläuterte transcendentale Denkart groſser Seelen über die gemeinen Begriffe des moralischen Pöbels erhaben ist. Um eine Bezauberung aufzulösen, die meiner Tugend ihren gröſsten Werth, die Freywilligkeit und das Vergnügen der besiegten Schwierigkeit, raubte, muſste ich mich so oft in den Fall setzen sie zu beleidigen, bis ich denjenigen gefunden hatte, der mich von jener Strafe befreyen konnte, wovon die bloſse Vorstellung meiner edlen Denkungsart unerträglich war. Nun verstehen Sie mich doch, hoffe ich?

Unvergleichlich, rief Biribinker; Sie erklären Sich immer dunkler! Aber das muſs ich gestehen, daſs Sie — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen — die allersonderbarste Preciöse sind, die man vielleicht jemahls in der Welt gesehen hat.

Was sagen Sie? versetzte die schöne Ondine sehr lebhaft; wie? eine Preciöse? — Ich? eine Preciöse, sagen Sie? Wahrhaftig Sie kennen mich sehr schlecht, oder Sie müssen in Ihrem Leben keine Preciöse gesehen haben. Was finden Sie geziertes oder gekünsteltes an meiner Person, an meinen Manieren, an meiner Kleidung, an meiner Art mich auszudrücken? Was ist gezwungenes — Mit Einem Worte, wollen Sie daſs ich Ihnen eine unwidersprechliche Probe gebe, daſs ich keine Preciöse bin?

Biribinker erschrak über diesen unverhofften Antrag so sehr daſs er drey Schritte zurück fuhr. O Madam, erwiederte er, ich glaube alles was Sie wollen! Ich brauche keine Probe, und ich sehe auch nicht wie Ihre Tugend — Meine Tugend? rief die Fee; eben meine Tugend fordert von mir, Sie zu überzeugen daſs ich keine Preciöse bin. —

Wenn Sie keine Preciöse sind, antwortete Biribinker, so schwör' ich Ihnen daſs ich kein Salamander bin, und daſs meine Natur —

Fy, sagte die **Ondine**, schämen Sie Sich nicht vor einem Frauenzimmer so unanständig zu reden? — Was bilden Sie Sich ein? Wer fordert denn etwas von Ihrer Natur? oder was geht mich Ihre Natur an? Laſsen Sie Sich sagen, daſs Sie ein Menſch ohne Delikateſse sind, der weder die Ohren noch die Wangen einer Dame zu schonen weiſs. Wiſsen Sie denn nicht, daſs es ein Verbrechen iſt, ein Frauenzimmer um einer Kleinigkeit willen erröthen zu machen? Unsere Tugend —

Madam, ſiel ihr **Biribinker** in die Rede, ich bitte Sie, nennen Sie mir dieses Wort nicht mehr! Wenn Sie nur wüſsten, wie es Ihren schönen Mund verzerrt! Und erlauben Sie mir, Ihnen mit aller Delikateſse deren ich fähig bin zu sagen, daſs ich zufrieden bin ein Abenteuer zu Stande gebracht zu haben, woran zwanzig tausend tapfere Helden zu kurz gefallen sind. Was noch mehr zu thun seyn mag, überlaſse ich den Salamandern, Sylfen, Gnomen, Faunen und Tritonen, welche nunmehr ein offnes Feld haben, eine so derbe **Tugend** wie die Ihrige bey Athem zu erhalten. Alles, warum ich Sie bitte, iſt — Ihr Schutz und meine Entlaſsung.

Was Ihre Entlaſsung betrifft, antwortete die schöne **Mirabella**, die können Sie Sich selbst geben, denn Sie wissen daſs ich Sie nicht gerufen habe. Wenn Sie aber meinen Schutz verlangen, so kann ich Ihnen nicht bergen, daſs Ihr Glück von Ihrer eigenen Aufführung abhängt. Wenn Sie so fortfahren, so wird der Schutz aller Feen der ganzen Welt an Ihnen verloren seyn. Hat man jemahls einen Liebhaber gesehen wie Sie sind? Sie ziehen den ganzen Tag in der Welt herum, Ihre Geliebte zu suchen, und bringen die ganze Nacht in den Armen einer andern zu. Den folgenden Morgen geht Ihre Liebe wieder an, und den Abend darauf Ihre Untreue. Was wollen Sie daſs aus einer solchen Aufführung endlich werden soll? Ihre Schäferin müſste auſserordentlich geduldig seyn, wenn sie sich diese neue Art zu lieben gefallen lassen wollte. — Wahrhaftig! rief der Prinz, es steht Ihnen recht wohl an mir Vorwürfe von dieser Art zu machen! Ich mag nicht reden — aber glauben Sie mir, Ihr Moralisieren fängt mir an beschwerlich zu werden, so eine groſse Meisterin Sie immer darin seyn mögen. Sagen Sie mir lieber, wie ich meine geliebte Galaktine aus den Händen des verfluchten Riesen befreyen kann, der sie gestern davon führte.

Bekümmern Sie Sich nicht um den Riesen, sagte die Fee: ein Nebenbuhler, der sich die Zähne mit einem Zaunpfahl ausstochert, ist nicht halb so fürchterlich als Sie Sich einbilden; und ich kenne einen gewissen Gnomen, der Ihnen, so klein er ist, mehr Eintrag thun könnte als Karakuliamborix, wenn er auch noch etliche hundert Ellen länger wäre als er ist. Kurz, sorgen Sie für nichts, als wie Sie Ihre Schäferin wieder besänftigen wollen; das übrige wird sich von selbst geben: und sollten Sie ja in Umstände kommen, wo Sie meiner Hülfe benöthiget wären, so zerbrechen Sie nur dieses Pfauene y, das ich Ihnen gebe; es wird Ihnen, auf mein Wort, keine geringere Dienste thun als die Erbsenschote der Fee Krystalline.

Kaum hatte Mirabella das letzte Wort ausgesprochen, so verschwand sie mit dem Kabinet und dem Palast, und Biribinker befand sich, ohne zu wissen wie es zuging, an dem nehmlichen Orte, wo ihn der Riese Karakuliamborix bey seiner Schäferin überfallen hatte. Man kann nicht erstaunter seyn, als er es über die seltsamen Dinge war, die ihm seit seiner Flucht aus dem grofsen Bienenkorbe begegnet waren. Er rieb sich die Augen, knipp sich in die Arme, zog sich bey der Nase, und hätte gern gefragt, ob er oder ein anderer der Prinz Biribinker sey, wenn er jemand hätte fragen können. Je mehr er nachdachte, desto wahrscheinlicher kam es ihm vor daſs alles nur ein Traum gewesen sey; und er fing schon an sich in dieser Meinung zu bestärken, als er eine Jägerin aus dem Gebüsch hervor kommen sah, die an Gestalt und Anstand nichts geringeres als Diana selbst zu seyn schien. Ihr grünes Gewand, mit goldnen Bienen durchwirkt, war bis an die Knie aufgeschürzt, und unter ihrem Busen mit einem Gürtel von Diamanten gebunden; ein Theil ihrer schönen Haare war mit einer Perlenschnur in einen Knoten geknüpft, der Rest flatterte in kleinen Locken um ihre weiſsen Schultern. In der Hand trug sie einen Jagdspieſs, und ein goldner Köcher hing auf ihrem Rücken. Dieſsmahl, dachte Biribinker, weiſs ich es doch gewiſs daſs ich nicht träume; und indem er das dachte, kam ihm die Jägerin so nahe, daſs er seine geliebte Galaktine in ihr erkannte. Noch niemahls war sie ihm so bezaubernd vorgekommen als in diesem Aufzuge, der ihr das Ansehen einer Göttin gab. Auf einmahl waren die Krystallinen und Mirabellen, die ihn vor kurzem so sehr bezaubert hatten, gänzlich aus seiner Erinnerung ausgelöscht, und indem er sich zu den Füſsen seiner Geliebten warf, bezeigte er sein Vergnügen sie wieder gefunden zu haben in so lebhaften Ausdrücken, daſs es der getreueste unter allen Liebhabern nicht besser hätte machen können.

Allein die schöne Galaktine wuſste mehr von seinen Begebenheiten, als er sich einbildete. Wie? sagte sie, indem sie ihr anmuthiges Gesicht mit einem Unwillen, der ihm nur neue Reitzungen gab, von ihm wegwandte; unterstehst du dich noch vor meine Augen zu kommen, nachdem du dich durch wiederhohlte Beleidigungen der Gnade verlustig gemacht hast, die ich dir schon einmahl widerfahren lieſs?

Göttliche Galaktine, antwortete ihr Biribinker auf seinen Knien, zürnen Sie nicht mit mir! wenden Sie Ihre Augen nicht von mir ab, wenn Sie nicht wollen, daſs ich auf der Stelle zu ihren Füſsen sterben soll!

Weg mit diesem Unsinn, sagte die schöne Jägerin, den du gewohnt bist an eine jede zu verschwenden, die dir in den Wag kommt! Du hast mich nie geliebt, Wankelmüthiger. Wer alle liebt, liebt keine.

Niemahls, rief Biribinker mit thränenden Augen, niemahls hab' ich eine andere geliebt als Sie; und das ist so wahr, daſs ich darauf schwören wollte, daſs alles nur ein Traum war, was mir in einem gewissen Schlosse begegnet ist. Wenigstens versichere ich Sie, daſs die Zerstreuungen, die Sie mir so übel auslegen, ein bloſses Spiel der Sinne waren, woran mein Herz nicht den geringsten Antheil hatte.

Eine feine Distinkzion! erwiederte die Jägerin. Zerstreuungen nennen Sie das? Ich sage Ihnen, daſs ich keinen Liebhaber verlange, der solchen Zerstreuungen unterworfen ist. Ich habe die Filosofie des Averroes nie studiert, und ich bin eine so materielle Kreatur, daſs ich nicht begreifen kann, wie das Herz meines Liebhabers unschuldig seyn kann, wenn mir seine Sinne untreu sind.

Vergeben Sie mir nur noch dieses einzige Mahl, sagte Biribinker schluchzend. — Ich, Ihnen vergeben? unterbrach ihn die schöne Galaktine; und warum sollt' ich Ihnen vergeben? Sehen Sie mich an: ist man vielleicht mit einem Gesichte wie das meinige zum Vergeben genöthigt? Oder meinen Sie, daſs ich, um Liebhaber zu haben, (wenn ich ihrer haben will) so geduldig seyn müsse als Sie mich gern finden möchten? Glauben Sie mir, es liegt nur an mir, unter zwanzig andern zu wählen, die den Werth eines Herzens, das Sie so muthwillig von sich werfen, besser zu schätzen wissen.

Diese Worte, ob sie gleich mit einem Blicke begleitet waren der ihre Strenge zum wenigsten um die Hälfte milderte, brachten den armen Biribinker vollends zur Verzweiflung. Was hör' ich, rief er, Grausame? So wollen Sie denn meinen Tod? Können meine Thränen Sie nicht erweichen? — Nein, bey allen Göttern! eh' ich zugeben werde, daſs ein anderer als Biribinker —

O verhaſstestes unter allen Ungeheuern, rief die ergrimmte Galaktine, lässest du mich noch einmahl diesen abscheulichen Nahmen hören, der mir schon zweymahl die Seele durchbohrt hat? Flieh auf ewig aus meinen Augen, oder erwarte das ärgste von dem immer währenden Hasse, den ich dir und deinem unseligen Nahmen geschworen habe!

Biribinker zitterte an allen Nerven, wie er seine Schöne auf einmahl in eine so heftige Wuth ausbrechen sah; er verfluchte im Übermaſs seines Schmerzens den Nahmen Biribinker, und denjenigen, der ihm denselben gegeben hatte; und er würde vielleicht (denn für gewiſs will ich es eben nicht sagen) mit dem Kopfe wider die nächste Eiche angerennt seyn, wenn er nicht in eben dem Augenblicke sechs wilde Männer erblickt hätte, die in vollem Lauf aus dem Wald hervor stürmten, und vor seinen Augen sich der schönen Jägerin bemächtigten. Diese

Wilden hatten eine mehr als menschliche Statur; um das Haupt und die Lenden waren sie mit Eichenzweigen bekränzt, auf der linken Schulter trugen sie eine stählerne Keule, und Biribinker fand sie in diesem Aufzuge so fürchterlich, daſs er, seiner angebornen Tapferkeit ungeachtet, allen Muth verlor seine Geliebte aus ihren Händen zu retten. In dieser dringenden Noth erinnerte er sich an das Pfaueney, das ihm die Fee Mirabella gegeben hatte; er zerbrach es mit bebender Hand, und erstaunte, wie man denken kann, so sehr als jemahls, da er eine unendliche Menge von kleinen Nymfen, Tritonen und Delfinen heraus wimmeln sah, die sich augenblicklich in Lebensgröſse ausdehnten, und aus ihren Wasserkrügen und Nasenlöchern eine so ungeheure Menge Wassers ausgossen, daſs in weniger als einer Minute ein See um ihn her entstand, der den ganzen Horizont erfüllte. Er selbst befand sich auf dem Rücken eines Delfins, der so sanft mit ihm davon schwamm, daſs er keine Bewegung spürte, und die Nymfen und Tritonen bemühten sich, um ihn her plätschernd, ihm durch Musik aus ihren Hörnern und allerley muthwillige Spiele eine Lust zu machen. Aber Biribinker sah nur nach dem Orte, wo er seine geliebte Galaktine den Wilden hatte überlassen müssen; und da er, so weit sein schärfster Blick reichte, um und um nichts als Wasser sah, betrübte er sich so herzlich, daſs er sich etlichemahl in die See stürzen wollte. Er würde es auch gewiſs gethan haben, wenn er nicht besorgt hätte, einer von den Nymfen, die um seinen Delfin schwammen, in die Arme zu fallen, welches ihn (wie er sehr weislich dafür hielt) leicht in eine Versuchung hätte setzen können, worin die ewige Treue, die er seiner Schönen nunmehr angelobt hatte, in Gefahr gekommen wäre. Er trieb dieſsmahl die Vorsicht so weit, daſs er sich ein seidenes Schnupftuch um die Augen band, aus Furcht von den Schönheiten zu sehr gerührt zu werden, die durch tausend verführerische Bewegungen seinen Augen nachstellten.

Auf diese Weise war er ohne den geringsten widrigen Zufall schon ein paar Stunden fortgeschwommen, als er es endlich wagte, das Schnupftuch ein wenig wegzuschieben, um zu sehen wo er wäre. Er fand zu seiner groſsen Beruhigung daſs die Nymfen verschwunden waren; hingegen gewahrete er in der Ferne etwas, das wie der Rücken eines groſsen Gebirges über die Wellen hervor ragte; er merkte auch, daſs die See auſserordentlich ungestüm wurde, und bald darauf erhob sich ein so entsetzlicher Sturmwind mit so gewaltigen Regengüssen, daſs es nicht anders war, als ob ein ganzer Ocean aus der Luft herab stürzte.

Der Urheber dieses Unwesens war ein Wallfisch, aber ein Wallfisch, dergleichen man nicht alle Tage sieht; denn diejenigen, die man an den Grönländischen Küsten zu fangen pflegt, waren in Vergleichung mit ihm nicht viel gröſser als die winzigen Thierchen, die man durch Vergröſserungsgläser bey vielen Tausenden in einem Tropfen Wasser herum schwimmen zu sehen glaubt. So oft er schnaubte, welches gemeiniglich alle Stunden einmahl geschah, so entstand ein kleiner Sturmwind, und die Wasserströme, die er aus seinen Nasenlöchern ausspritzte, verursachten Platzregen und Wolkenbrüche auf funfzig Meilen in die Runde. Die Bewegung des Meers war so heftig, daſs Biribinker sich nicht länger auf seinem Delfin erhalten konnte, sondern sich den Wellen überlassen muſste, die ihn wie einen Ball herum schleuderten, bis er zuletzt von der Luft, die der Wallfisch einathmete, wie von einem Wirbelwind ergriffen, und durch eines von den Nasenlöchern des Ungeheuers hinab gezogen wurde. Er fiel etliche Minuten lang in einem fort, ohne daſs er in der Betäubung wuſste wie ihm geschah; endlich aber merkte er, daſs er in ein groſses Gewässer fiel, womit eine Höhle im Bauche des Wallfisches angefüllt war. Es war ein kleiner See, der etwa fünf bis sechs Deutsche Meilen im Umkreis hatte; und vermuthlich würde Biribinker das Ende aller seiner Abenteuer darin gefunden haben, wenn er nicht zu gutem Glück sich so nah am Ufer einer Insel oder Halbinsel gesehen hätte, daſs er kaum zwey hundert Schritte zu schwimmen hatte, um auf dem Trocknen zu seyn.

Die Noth, die Erfinderin aller Künste, lehrte ihn dieſsmahl schwimmen, ob es gleich das erste Mahl in seinem Leben war. Er kam glücklich ans Ufer; und nachdem er sich auf einem Felsen, der zwar wie andere Felsen von Stein, aber so weich wie ein Polster war, zurecht gesetzt hatte, erquickte er sich, während seine Kleider an der Sonne trockneten, an den lieblichen Gerüchen, die ihm ein kühler Landwind aus einem Walde von Zimmtstauden entgegen wehte. Weil er aber begierig war, das Land in Augenschein zu nehmen, und sich zu erkundigen, ob und von wem es bewohnt sey, so stieg er, so bald er sich in etwas erhohlt hatte, von seinem Felsen herab, und strich eine halbe Stunde lang im Walde herum, bis er endlich in einen groſsen Lustgarten kam, worin alle mögliche Bäume, Stauden, Gewächse, Blumen und Kräuter des ganzen Erdbodens in der anmuthigsten Unordnung durch einander geworfen waren. Die Kunst war in der Anlegung desselben so versteckt, daſs alles ein bloſses Spiel der Natur zu seyn schien. Hier und da sah er Nymfen von blendender Schönheit unter Gebüschen oder in Grotten liegen, und kleine Bäche aus ihren Urnen gieſsen, die den Garten durchschlängelten, an vielen Orten in allerley Figuren in die Höhe spielten, an andern Wasserfälle machten, oder in marmorne Bekken sich sammelten. Diese Brunnen wimmelten von allen Arten von Fischen, welche, wider die Gewohnheit der Geschöpfe von ihrer Gattung, so lieblich sangen, daſs Biribinker ganz davon bezaubert wurde. Insonderheit bewunderte er einen gewissen Karpfen, der die schönste Diskantstimme von der Welt hatte, und einen Triller schlug, der einem Kaffarello Ehre gemacht hätte. Der Prinz hörte ihm eine geraume Weile mit gröſstem Vergnügen zu: da ihn aber alle diese Wunderdinge nur desto begieriger machten, zu erfahren wem diese bezauberte Insel gehöre, und ob er sich wirklich, wie er glaubte, in der unterirdischen Welt befinde; so that er deſswegen verschiedene Fragen an die besagten Fische; denn er dachte, weil sie so schön sängen, so würden sie vermuthlich auch reden können. Allein die Fische sangen immer fort, ohne ihm zu antworten, oder Acht darauf zu geben was er sagte.

Er gab es also endlich auf, und ging immer weiter fort, bis er in einen groſsen Gemüsegarten kam, der mit allen Arten von Salat, Wurzeln, Schoten- und Rankengewächsen besetzt war, welche dem Ansehen nach ohne Pflege, wiewohl so schön als nur möglich ist, in regellosem Überflusse hervor wuchsen. Indem er sich nun, so gut er konnte, einen Weg durch diese Wildniſs machte, stieſs er von ungefähr mit dem rechten Fuſs an einen groſsen Kürbiſs, der so ziemlich dem Wanst eines Sinesischen Mandarins gleich sah, und den er unter seinen breiten Blättern nicht gleich wahrgenommen hatte.

Herr Biribinker, rief ihm der Kürbiſs zu, ein andermahl seyn Sie so gut, und schauen ein wenig unter Ihre Füſse, eh' Sie einem ehrlichen Kürbiſs auf den Nabel treten.

Ich bitte sehr um Vergebung, Herr Kürbiſs, sagte Biribinker; es geschah in der That nicht aus Vorsatz, und ich würde mich gewiſs besser vorgesehen haben, wenn ich hätte vermuthen können, daſs die Kürbisse in dieser Insel so wichtige Personen sind als ich nun sehe. Indeſs bin ich erfreut, daſs mir dieſer kleine Zufall das Vergnügen verſchafft hat, mit Ihnen Bekanntſchaft zu machen; denn ich hoffe Sie werden mir die Gefälligkeit nicht verſagen, mich zu belehren wo ich bin, und was ich von allem, was ich hier ſehe und höre, denken ſoll.

Prinz Biribinker, antwortete der Kürbiſs, Ihre Gegenwart iſt mir allzu angenehm, als daſs ich mir nicht das gröſste Vergnügen daraus machen ſollte, Ihnen alle die kleinen Dienſte zu leiſten, die von mir abhangen. Sie befinden Sich im Bauch eines Wallfiſches, und dieſe Inſel —

Im Bauch eines Wallfiſches? rief Biribinker, indem er ihn unterbrach — Das übertrifft noch alles, was mir bisher begegnet iſt! Nun ſchwör' ich Ihnen, Herr Kürbiſs, daſs ich mich in meinem Leben über nichts mehr wundern will. Wahrhaftig! wenn es im Bauch eines Wallfiſches Luft und Waſſer, Inſeln und Luſtgärten, ja, wie ich merke, Sonne, Mond und Sterne giebt; wenn die Felſen darin ſo weich wie Polſter ſind, die Fiſche ſingen, und die Kürbiſse reden —

Was dieſen Punkt betrifft, unterbrach ihn der Kürbiſs gleichfalls, ſo belieben Sie Sich ſagen zu laſſen, daſs ich hierin einen Vorzug vor allen andern Kürbissen, Gurken und Melonen in diesem Garten habe; Sie hätten hundert andere mit Füſsen treten können, ohne nur einen Ton von ihnen heraus zu bringen.

Ich bitte Sie nochmals um Vergebung, erwiederte der Prinz.

Das haben Sie gar nicht nöthig, sagte der Kürbiſs; ich versichre Sie, es wäre mir leid, wenn es mir nicht begegnet wäre: ich warte hier schon lange auf Ihre Ankunft, und die Zeit wurde mir endlich so lang, daſs ich schon zu verzweifeln anfing diese glückliche Begebenheit jemahls zu erleben. Glauben Sie mir, für einen, der nicht dazu geboren ist, ist es eine verdrieſsliche Sache, hundert Jahre lang ein Kürbiſs zu seyn, zumahl wenn man den Umgang liebt und guter Gesellschaft gewohnt ist. Aber die Zeit ist nun gekommen, da Sie mich an dem verfluchten Padmanaba rächen werden.

Was sagen Sie mir von Padmanaba? rief Biribinker: meinen Sie den Zauberer, der die schöne Krystalline in einen Nachttopf verwandelte, und die noch schönere Mirabella verurtheilte, ein Krokodill zu werden, so oft sie ihre Tugend auf die Probe setzen wollte?

Diese Frage, erwiederte der Kürbiſs, versichert mich, daſs ich mich nicht betrogen habe, da ich Sie für den Prinzen Biribinker hielt: ich sehe daraus, daſs die Hälfte der Bezauberungen des alten Gecken schon vernichtet sind, und daſs der Augenblick meiner Befreyung da ist.

Haben Sie Sich also auch über ihn zu beklagen? fragte Biribinker.

Nehmen Sie mir nicht übel, antwortete der Kürbiſs, wenn mich diese Frage zu lachen macht; und in der That lachte er so laut, daſs er wegen seines kurzen Athems, der eine Folge seines gewaltigen Wanstes war, eine gute Weile keichen und husten muſste bis er wieder reden konnte. Merken Sie denn nicht, fuhr er fort, daſs ich etwas bessers seyn muſs als ich aussehe? Hat Ihnen die schöne Mirabella nicht von einem gewissen Salamander gesagt, der das Glück hatte in gewissen Umständen von dem alten Padmanaba überrascht zu werden?

Ja wohl, sagte Biribinker; sie sprach von einem gewissen geistigen Liebhaber, der ihre Seele mit den Geheimnissen der Filosofie des Averroes unterhielt, damit sie die kleinen Experimente nicht beobachten möchte, die er indessen —

Sachte, sachte, rief der Kürbiſs; ich sehe daſs Sie mehr von mir wissen als Sie allenfalls vonnöthen gehabt hätten: ich bin dieser Salamander, dieser Flox, der (wie ich sagte, und wie Sie schon wuſsten) so glücklich war die schöne Mirabella wegen der frostigen Nächte zu entschädigen, die sie mit dem alten Zauberer zuzubringen genöthiget war. Die vorerwähnte Scene, wobey er die Thorheit hatte einen ungebetenen Zuschauer abzugeben, setzte ihn in eine Art von Verzweiflung, ohne ihn von der Liebeskrankheit zu heilen, womit er lächerlicher Weise behaftet war. Sein Palast, ja ein jeder anderer Aufenthalt, den er, in welchem Element er gewollt hätte, wählen konnte, wurde ihm verhaſst; er traute weder Sterblichen noch Unsterblichen mehr; Gnomen und Sylfen, Tritonen und Salamander waren ihm alle gleich verdächtig; und er hielt sich nirgends sicher als in einer gänzlichen und unzugangbaren Einsamkeit. Nach vielen andern Projekten, die er eben so bald verwarf als er sie machte, fiel ihm endlich ein, sich in den Bauch dieses Wallfisches zurück zu ziehen, wo ihn, dacht' er, gewiſs niemand suchen würde. Er lieſs sich durch eine Anzahl Salamander einen Palast darin erbauen; und damit sie ihn nicht verrathen könnten, so verwandelte er sie, nebst mir, in eben so viele Kürbisse, mit der Bedingung, es so lange zu bleiben, bis der Prinz Biribinker uns unsere erste Gestalt wieder geben würde. Ich war der einzige von allen, dem er den Gebrauch der Vernunft und der Sprache lieſs, wovon die erste (wie er glaubte) mir zu nichts nützen könnte, als mich durch die Erinnerungen meiner verlornen Glückseligkeit zu peinigen, und die andere zu nichts als zu manchem eiteln Ach! und O! oder Gesprächen, worin ich die Mühe haben müſste, mir die Antworten selbst zu geben. Allein in diesem Stücke betrog sich der weise Mann ein wenig. Denn so ungünstig auch immer die Figur und Organisazion eines Kürbisses zu Beobachtungen seyn mag, so geschickt ist sie hingegen zu transcendentalen Betrachtungen; und mit allem dem entdeckt man doch in hundert Jahren nach und nach eines oder das andere, was entweder unsere schon gefaſsten Hypothesen bestätiget, oder uns auf die Spur einer neuen bringt. Kurz, ich bin der kleinen Angelegenheiten des Herrn Padmanaba so unkundig nicht als er vielleicht denkt, und ich hoffe Ihnen Anleitung zu geben, wodurch Sie in den Stand gesetzt werden sollen, alle seine Vorsicht zu vereiteln.

Ich würde Ihnen sehr dafür verbunden seyn, erwiederte der Prinz. Ich weiſs nicht was für einen sonderbaren Beruf ich in mir spüre, dem alten Padmanaba Streiche zu spielen: vermuthlich ist es der Einfluſs meines Gestirns, der mich dazu hinreiſst; denn ich wüſste nicht daſs er mich jemahls in seinem Leben persönlich beleidiget haben sollte.

Ist es nicht Beleidigung genug, sagte der Kürbiſs, daſs er Ursache ist, daſs Ihnen der groſse Karamussal, der auf der Spitze des Berges Atlas wohnt, den Nahmen Biribinker gegeben hat? Einen Nahmen, der Ihnen bey Ihrem geliebten Milchmädchen schon zweymahl so fatal gewesen ist?

So ist also der alte Padmanaba Schuld daran, daſs ich Biribinker heiſse? fragte der Prinz voller Verwunderung. Erklären Sie mir doch ein wenig, wie diese Dinge zusammen hängen; denn ich gestehe Ihnen, daſs ich mir den Kopf schon oft vergeblich zerbrochen habe, um hinter das Geheimniſs meines Nahmens zu kommen, welchem ich, wie es scheint, alle meine seltsamen Begebenheiten zu danken habe. Insonderheit möchte ich doch wissen, wie es zugeht, daſs jedermann wo ich hinkomme, bis auf die Kürbisse, mich gleich bey meinem Nahmen nennt, und von allen Umständen meiner Geschichte so gut benachrichtiget ist, als ob sie mir an der Stirne geschrieben ständen.

Es ist mir noch nicht erlaubt, antwortete der Kürbiſs, Ihre Neugier über diesen Punkt zu befriedigen; genug, daſs es nur von Ihnen abhängt, Sich vielleicht noch diesen Abend ins Klare zu setzen. Die gröſste Schwierigkeit ist nun einmahl überstanden; Padmanaba dachte wohl nicht, daſs Sie ihn im Bauche seines Wallfisches finden würden.

Ich bekenne Ihnen aufrichtig, unterbrach ihn Biribinker, daſs ich noch weniger daran dachte; und Sie werden gestehen müssen, daſs er wenigstens alles gethan hat was möglich war, um seinem Schicksale zu entgehen. — Aber Sie erwähnten eines Palasts, den sich Ihr Alter von Salamandern in dieser Insel habe bauen lassen: ich denke, wir sind hier in den Gärten, die dazu gehören; warum sehe ich denn nirgends einen Palast?

Die Ursache ist ganz natürlich, antwortete der Kürbiſs: Sie würden ihn unfehlbar sehen, wenn er nicht unsichtbar wäre.

Unsichtbar? rief Biribinker: so wird er doch nicht auch unfühlbar seyn, hoffe ich?

Das nicht, antwortete Flox: aber da er aus gediegenen Flammen erbaut ist —

Sie sagen mir von einem seltsamen Palast, unterbrach ihn Biribinker abermahls: wenn er aus Flammen erbaut ist, wie kann er denn unsichtbar seyn?

Darin besteht eben das Wunderbare von der Sache, antwortete der Kürbiſs; es mag nun möglich oder unmöglich seyn, so ist es nicht anders. Sie können den Palast nicht sehen, wenigstens in dem Stande worin Sie jetzt sind; aber gehen Sie nur ungefähr zwey hundert Schritte gerade fort, so wird die Hitze, die Sie empfinden werden, Sie bald genug überzeugen daſs ich Ihnen die Wahrheit sage.

Die auſserordentlichen Dinge, welche Biribinker bereits im Bauche des Wallfisches gesehen hatte, (und was kann man auch im Bauch eines Wallfisches anders erwarten als auſserordentliche Dinge?) hätten ihn billig geneigt machen sollen, alles glaubwürdig zu finden was man ihm sagte; dem ungeachtet war er dieſsmahl so eigensinnig, daſs er nur sich selbst glauben wollte. Er ging also auf den unsichtbaren Palast zu; aber kaum war er hundert Schritte fortgegangen, so spürte er bereits einen merklichen Grad von Hitze, die ihm, mit einem gewissen unsichtbaren Glanze, wovon ihm die Augen übergingen, entgegen kam. Die Wärme und der Glanz nahmen immer zu je weiter er fortging, bis beide in kurzem so durchdringend wurden, daſs es nicht länger auszustehen war. Er ging also wieder zurück, und suchte seinen Freund, den Kürbiſs, der ihm, so bald er ihn wieder kommen hörte, entgegen rief: Nun, Prinz Biribinker, werden Sie künftig glauben wenn ich Ihnen etwas sage? Wenigstens begreifen Sie doch, hoffe ich, daſs nichts natürlicher seyn kann, als daſs ein Palast von gediegenen Flammen vor Hitze unzugangbar und vor lauter Glanz und Schimmer unsichtbar ist.

Ich begreife es in der That viel besser, antwortete Biribinker, als wie ich hinein kommen werde: denn das sag' ich Ihnen, ich spüre eine unwiderstehliche Begierde in mir, in diesen Palast hinein zu gehen; und wenn es mir auch das Leben kosten sollte, so kann ich —

So viel soll es Ihnen nicht kosten, fiel ihm der Kürbiſs in die Rede. Wenn Sie Sich gefallen lassen wollen zu thun was ich Ihnen sage, so wird Ihnen der Palast sichtbar werden, und Sie werden eben so sicher hinein gehen können als ob es eine Strohhütte wäre. Sie brauchen nur ein ganz leichtes Mittel dazu, und das Ihnen nicht mehr kosten wird als einen einzigen Sprung.

Halten Sie mich nicht lange mit Räthseln auf, Herr Kürbiſs, sagte Biribinker: was ist zu thun? Es mag nun etwas leichtes oder allesschweres seyn, so sehen Sie mich bereit alles zu wagen, um in ein Schloſs zu kommen, worin mir, wenn mich meine Ahnung nicht betrügt, das angenehmste unter allen meinen Abenteuern bevorsteht.

Ungefähr sechzig Schritte hinter jenen Granatbäumen, versetzte der Kürbiſs, werden Sie in einem kleinen Labyrinthe von Schasmin- und Rosenhecken einen Brunnen finden, der sich von einem andern Brunnen durch nichts unterscheidet, als daſs er statt Wassers mit Feuer angefüllt ist. Gehen Sie, Prinz, baden Sie Sich in diesem Brunnen, und in einer Viertelstunde ungefähr kommen Sie wieder, und sagen mir, wie Ihnen das Bad zugeschlagen hat.

Sonst nichts als dieſs? sagte Biribinker mit einer Miene, die mehr verdrieſslich als höhnisch war: ich glaube Sie sind nicht klug, Herr Kürbiſs! — Ich soll mich in einem feurigen Brunnen baden, und hernach wieder kommen und Ihnen sagen wie mir das Bad bekommen ist? Hat man auch jemahls so was tolles gehört?

Ereifern Sie Sich nur nicht so, versetzte der Kürbiſs; es steht ja bey Ihnen, ob Sie in den unsichtbaren Palast kommen wollen oder nicht; und wenn Sie Sich nicht so entschlossen erklärt hätten wie Sie gethan haben, so wäre mirs in der That nie eingefallen Ihnen einen solchen Antrag zu machen.

Kürbiſs, mein guter Freund, erwiederte Biribinker, ich merke daſs Sie Sich ein wenig lustig mit mir machen wollen; aber ich muſs Ihnen sagen, daſs ich jetzt nicht in der Laune bin Spaſs zu verstehen. Ich verlange nicht als eine abgeschiedene Seele in den Palast zu kommen.

Das sollen Sie auch nicht, sagte der Kürbiſs. Das feurige Bad, das ich Ihnen vorschlage, ist nicht so gefährlich als Sie Sichs einbilden: Padmanaba selbst bedient sich desselben alle drey Tage; sonst würde er eben so wenig in einem Palast von gediegenem Feuer wohnen können als Sie. Denn ob er gleich (auſser dem groſsen Karamussal, der auf der Spitze des Berges Atlas wohnt) der gröſste Zauberer in der ganzen Welt ist, so ist er doch von eben so irdischer Natur und Abkunft als Sie. Ja er würde ohne den Gebrauch dieses Brunnens, der eines der gröſsten Geheimnisse seiner Kunst ist, nicht einmahl der kleinen Glückseligkeit fähig seyn, die er jetzt bey der schönen Salamandrin, die er in seinem Palast eingeschlossen hält, genieſst, oder doch zu genieſsen glaubt; wenn anders der Gebrauch, den ein Tithon von seiner Aurora zu machen fähig ist, ein Genuſs genannt zu werden verdient.

Er hat also eine schöne Salamandrin bey sich? fragte Biribinker.

Warum nicht? antwortete der Kürbiſs: meinen Sie, daſs man sich umsonst und um nichts in den Bauch eines Wallfisches verschlieſst?

Ist sie sehr schön? fuhr Biribinker fort.

Sie müssen wohl nie eine Salamandrin gesehen haben, erwiederte der Kürbiſs, weil Sie das fragen können. Wissen Sie denn nicht, daſs die schönste Sterbliche gegen die geringste von unsern Schönen nicht besser als wie ein Affenweibchen aussehen würde? Es ist wahr, ich kenne eine Ondine, die vielleicht der schönsten Salamandrin den Vorzug streitig machen könnte; allein es ist unter allen Ondinen nur Eine Mirabella —

O was das betrifft, unterbrach ihn Biribinker, wenn die Salamandrin des alten Padmanaba nicht schöner als Mirabella ist, so hätten Sie nicht nöthig gehabt die sterblichen Schönen so weit unter sie herunter zu setzen. Ich gestehe daſs sie reitzend ist; aber ich kenne ein gewisses Milchmädchen —

In welches Sie so verliebt sind, (fiel ihm der Kürbiſs höhnisch in die Rede) daſs Sie der schönen Mirabella beym ersten Anblick schworen, sie nie gesehen zu haben. Die Wirkung zeugt am besten von der Ursache, und wenn man Ihre Leidenschaft nach diesem Grundsatze beurtheilen wollte —

O wahrhaftig! rief Biribinker ungeduldig, ich bin, glaube ich, nur hierher gekommen, um einen Kürbiſs vernünfteln zu hören. Sagen Sie mir lieber, wie ich in den unsichtbaren Palast kommen kann; denn ich sterbe vor Ungeduld wenn es nicht geschieht. Ist denn kein andres Mittel, als das verwünschte feurige Bad, worin Sie mich gern zu einer Karbonnade gemacht sehen möchten?

Sie sind wunderlich, mit Erlaubniſs, antwortete der Kürbiſs; ich sagte Ihnen ja schon, daſs mir selbst alles daran gelegen ist daſs Sie in den unsichtbaren Palast kommen, wo, allen Umständen nach, eines der auſserordentlichsten Abenteuer auf Sie wartet. Meinen Sie denn, daſs ich zu meinem Spaſs ein Kürbiſs bin, und daſs ich mich nicht je eher je lieber von diesem verfluchten unbequemen Wanste befreyt sehen möchte, der sich so übel für einen so spekulativen Geist schickt als ich bin? Ich sage Ihnen noch einmahl, Sie haben kein andres Mittel in den Palast zu kommen ohne von der Gluth desselben verzehrt zu werden, als das feurige Bad welches ich Ihnen vorschlug. Ehe Sie vor Ungeduld sterben, wie Sie sagen, könnten Sie es ja ein paar Minuten versuchen; kommen Sie auch darin um, (wofür ich Ihnen doch gut stehe) so ist es nur eine Todesart für die andere, und das kommt zuletzt auf Eines hinaus.

Gut, sagte Biribinker, wir wollen sehen was zu thun seyn wird! Vielleicht sollt' ich nicht so viel Zutrauen in Sie setzen als ich thue; allein der Zug meines Schicksals ist stärker als meine Vernunft: ich will gehen, und wenn Sie binnen einer Viertelstunde nichts von mir hören, so ergeben Sie Sich nur geduldig darein, ein Kürbiſs zu bleiben, bis Padmanaba von sich selbst entweder verliebt oder eifersüchtig zu seyn aufhört.

Mit diesen Worten machte er dem Kürbiſs sein Kompliment, und ging auf den Labyrinth zu, wo der feurige Brunnen seyn sollte. Er fand ein groſses rundes Becken, mit breiten Steinen von Diamant ausgemauert, und mit einem Feuer angefüllt, welches, ohne von irgend einer sichtbaren Materie genährt zu werden, in schlängelnden Blitzen empor loderte, und unschädlich die dichten Büsche von Rosen leckte, die rings umher über dem Brunnen sich wölbten. Unzählige Farben spielten mit der anmuthigsten Abwechslung in diesen wundervollen Flammen, und statt des Rauchs ergoſs sich ein lauer unsichtbarer Dampf von den lieblichsten Gerüchen umher.

Biribinker betrachtete dieses Wunder eine geraume Zeit mit einer Unschlüssigkeit, die einem Feenhelden wenig Ehre macht; und er würde vielleicht noch immer am Rande des Brunnens stehen, wenn ihn nicht, da er sichs am wenigsten versah, eine unsichtbare Gewalt mitten in die Flammen geworfen hätte. Er erschrak so sehr, daſs er vor Angst nicht schreyen konnte: aber da er spürte daſs ihm dieses Feuer kein Haar versengte, und anstatt ihm nur den geringsten Schmerz zu verursachen, sein ganzes Wesen mit einer wollüstigen Wärme durchdrang; so faſste er sich bald wieder, und in kurzem gefiel es ihm so wohl darin, daſs er in den feurigen Wellen herum plätscherte, wie ein Fisch in frischem Wasser.

Vielleicht würde er weit länger als die vorgeschriebene Zeit in einem so angenehmen Bade zugebracht haben, wenn ihn nicht die immer zunehmende Hitze zuletzt heraus getrieben hätte. Er sprang also wieder heraus; aber wie sehr erstaunte er, da er sich nicht nur so leicht und unkörperlich fühlte, daſs er wie ein Zefyr über dem Boden hin schwebte, sondern auf einmahl einen Palast erblickte, dessen Glanz und Schönheit alles übertraf, was ein menschliches Auge jemahls gesehen hat!

Er stand eine gute Weile wie auſser sich selbst, und sein erster Gedanke, da er wieder denken konnte, war an die Schöne, die ein so herrlicher Palast in sich schlieſsen müsse; denn da Diamanten und Rubinen ihm nur Gassensteine gegen die Materialien däuchten, woraus dieses Schloſs erbaut war, so zweifelte er nicht, daſs die schöne Salamandrin sich gegen die Schönen, die er bisher gekannt hatte, zum wenigsten eben so verhalten würde, wie dieser Palast gegen die gewöhnlichen Feenschlösser, die man prächtig genug gebaut zu haben glaubt, wenn man die Mauern von Diamanten oder Smaragden aufführt, das Dach mit Rubinen deckt, den Fuſsboden mit Perlen einlegt, und was dergleichen mehr ist, welches doch alles in Vergleichung mit diesem feurigen Palast nichts bessers als eine elende Hütte vorgestellt hätte.

Unter diesen Gedanken näherte er sich demselben unvermerkt, und war schon durch den ersten Hof, dessen glänzende Pforte sich von selbst vor ihm aufthat, hinein gegangen, als ihm einfiel, daſs ihm der Kürbiſs ausdrücklich gesagt hatte, er sollte nach dem Bad im feurigen Brunnen wieder zu ihm kommen. Vermuthlich, dachte er, hat er mir Nachrichten zu geben, ohne die es gefährlich seyn könnte, sich in ein solches Schloſs zu wagen; und da ich mich bisher bey seinen Anweisungen so wóhl befunden habe, so würde es weder klug noch dankbar seyn, wenn ich mir einbilden wollte daſs ich seiner nicht mehr vonnöthen hätte. Man sehe doch, wie seltsam es kommen kann! Wer hätte jemahls gedacht, daſs ein Kürbiſs der Rathgeber eines Prinzen seyn würde!

Biribinker schlich sich also, nicht ohne Furcht entdeckt zu werden, zu seinem Kürbiſs zurück. — Ha! rief ihm dieser auf zwanzig Schritte entgegen, ich sehe, daſs Ihnen das Bad unvergleichlich wohl zugeschlagen hat! Sie sind ja zum Bezaubern! Ich schwöre Ihnen bey der Tugend meiner geliebten Mirabella, daſs keine Salamandrin ist, die Ihnen, so wie Sie jetzt aussehen, nur eine Minute widerstehen könnte. Aber was wird aus Ihrer Treue gegen das Milchmädchen werden?

Herr Kürbiſs, sagte Biribinker, lassen Sie Sich mit aller der Achtung, die ich Ihnen übrigens schuldig bin, sagen, daſs Sie besser gethan hätten, mich in den Umständen, worein mich Ihr Bad gesetzt hat, mit dergleichen unzeitigen Erinnerungen zu verschonen.

Ich bitte um Verzeihung, antwortete der Kürbiſs: ich wollte nur so viel sagen —

Gut, gut, unterbrach ihn der Prinz, ich weiſs wohl was Sie sagen wollen, und ich antworte Ihnen darauf: daſs ich, ohne Ihre Warnungen, die ein beleidigendes Miſstrauen in meine Standhaftigkeit setzen, durch die bloſse Erinnerung an mein himmlisches Milchmädchen gegen die vereinigten Reitzungen aller Ihrer feurigen Schönen so sicher zu seyn glaube, als ich es mitten unter den häſslichsten Gnomiden seyn könnte.

Es wird sich zeigen, sagte der Kürbiſs, ob Sie diese edlen Gesinnungen zu behaupten wissen werden. Ich habe eine so gute Meinung von Ihnen, als man, nach allem was in einem gewissen Schlosse vorgegangen ist, nur immer haben kann; aber bey allem dem kann ich doch nicht läugnen, daſs ich Ihre Treue in keiner kleinen Gefahr sehe, wenn Sie in den Palast hinein gehen. Es steht noch bey

Ihnen, ob Sie es wagen wollen oder nicht; bedenken Sie Sich wohl, oder —

Mein lieber Herr Kürbiſs, unterbrach ihn Biribinker, ich sehe daſs Sie eine eben so verzweifelte Wuth zum Räsonieren haben als die tugendhafte und preciöse Mirabella, Ihre Geliebte. Warum haben Sie denn verlangt, daſs ich in dem feurigen Brunnen baden sollte, wenn ich nicht in den Palast hinein gehen darf? Noch einmahl, mein Freund, sorgen Sie nicht für meine Treue, und sagen Sie mir lieber, wie ich mich zu verhalten habe wenn ich in den Palast komme?

Sie haben hierzu wenig Unterricht nöthig, antwortete der Kürbiſs, denn Sie werden nirgends Widerstand finden; alle Thüren werden sich Ihnen von selbst eröffnen; und wenn Sie ja etwas zu besorgen haben, so muſs es nur (wie ich schon gesagt und wie Sie Sich so ungern sagen lassen) von Ihrem eigenen Herzen seyn.

„Aber was für eine Miene, denken Sie, daſs mir der alte Padmanaba machen werde?“

So viel ich an der Bewegung der Gestirne merke, erwiederte der Kürbiſs, so ist es bereits um Mitternacht, um welche Zeit der Alte in tiefem Schlafe zu liegen pflegt. Allein gesetzt auch daſs er aufwachen sollte, so haben Sie von seinem Zorne nichts zu besorgen; alle seine Macht vermag nichts gegen die Zauberkraft Ihres Nahmens, und nach den Vortheilen, die Sie bisher über ihn erhalten haben, zu urtheilen, können Sie allerdings hoffen, auch dieſsmahl nicht weniger glücklich zu seyn.

Es mag gehen wie es will, versetzte Biribinker, so bin ich entschlossen das Abenteuer mit dem unsichtbaren Schlosse zu bestehen; denn es lieſse sich doch sonst keine vernünftige Ursache angeben, warum ich in des Wallfisches Bauch gekommen seyn sollte. Gute Nacht, Herr Kürbiſs, bis wir uns wieder sehen!

Viel Glücks, tapferer und liebenswürdiger Biribinker, rief ihm der wortreiche Kürbiſs nach; fahre wohl, du Blume und Zierde aller Feenrittter! und möge das Abenteuer, dem du so muthig entgegen gehst, einen Ausgang gewinnen, dergleichen noch kein Mährchen gehabt hat, seitdem es Feen und Ammen in der Welt giebt! Gehe, weiser Königssohn, wohin dich dein Schicksal zieht! Aber hüte dich, die Warnungen eines Kürbisses zu verachten, der dein guter Freund ist, und vielleicht tiefere

Blicke in die Zukunft thut als irgend ein Kalendermacher in der Christenheit!

Der Kürbiſs merkte nicht, indem er diese schöne Abschiedsrede hielt, daſs der Prinz schon durch den ersten Schloſshof gegangen war, eh' er noch zu reden aufgehört hatte. Biribinker war jetzt ganz und gar von dem Abenteuer eingenommen, das er vor sich hatte, und seine Einbildungskraft, die in dem feurigen Bad einen auſserordentlichen Schwung erhalten hatte, stellte ihm die schöne Salamandrin, die er bald zu sehen hoffte, mit so unwiderstehlichen Reitzungen vor, daſs er sich des Wunsches nicht enthalten konnte, seinem Milchmädchen nur dieses einzige Mahl noch ungetreu seyn zu können.

Unter diesen Gedanken kam er durch den zweyten Hof in ein Vorhaus, aus welchem ihm ein groſses Getümmel entgegen schallte. Er lauschte ein wenig, und vernahm, daſs es eine Menge von krächzenden Weiberstimmen war, die in einem heftigen Wortwechsel begriffen schienen. So neugierig als er von Kindheit auf gewesen war, konnte er sich nicht enthalten, zu sehen, wem diese anmuthigen Stimmen zugehörten. Er öffnete die Thür eines groſsen und prächtigen Sahls, und entsetzte sich nicht wenig, da er ihn mit fünfzig oder sechzig der allerhäſslichsten kleinen Zwerginnen angefüllt sah, die nur immer die burleske Einbildung eines Kallot oder Hogarth zu ersinnen fähig wäre.

Der arme Biribinker glaubte beym ersten Anblick, daſs er zu einem Hexensabbath gekommen sey, und würde unfehlbar vor Abscheu in Ohnmacht gefallen seyn, wenn er nicht zu gleicher Zeit vor Lachen über so possierliche Figuren hätte bersten mögen. Diese schönen Nymfen, die in der That nichts geringers als junge Gnomiden waren, von denen die jüngste kaum achtzig Jahre haben mochte, wurden seiner kaum gewahr, so eilten sie alle, so schnell als es ihre krummen Beine zulieſsen, auf ihn zu. Sie kommen eben recht, Prinz Biribinker, rief ihm eine von den häſslichsten entgegen, einen Streit zu entscheiden, worüber wir einander beynahe in die Haare gekommen wären. — Sie zanken Sich doch nicht, hoffe ich, welche unter Ihnen die schönste sey? sagte Biribinker. — Und warum nicht? erwiederte die Gnomide: Sie haben es ersten Streichs errathen. Aber denken Sie nur, mein schöner Prinz, nachdem ich es bereits schon dahin gebracht hatte, daſs mir alle übrige den Vorzug eingestehen, so unterfängt sich dieses Fratzengesicht, diese kleine Pagode hier, mir den goldnen Apfel noch streitig zu machen! —

O mein angenehmster junger Prinz, schrie die Angeklagte, indem sie ihn in die Waden knipp, welches vermuthlich ihrer Absicht nach eine Liebkosung seyn sollte, ich darf es kühnlich auf Ihr Urtheil ankommen lassen! Sehen Sie uns beide nur recht an, betrachten Sie uns Stück für Stück, und thun Sie dann den Ausspruch nach Ihrem Gewissen — wofern ich mir zu viel schmeicheln würde, wenn ich sagte, nach Ihrem Herzen.

Begreifen Sie, Prinz Biribinker, sagte die erste, wie man die Unverschämtheit so weit treiben kann? Fürs erste, so ist sie kaum um die Breite eines Daumens kleiner als ich, und Sie werden gestehen, daſs dieſs keinen Unterschied macht. Was ihren Höcker betrifft, so hoffe ich, der meinige darf sich noch immer neben dem ihren sehen lassen; und meine Füſse sind, wie Sie sehen, immer so breit und wohl um zwey starke Zoll länger als die ihrigen. Ich weiſs wohl, daſs sie sich sehr viel auf den Umfang und die Schwärze ihres Busens zu gut thut: aber Sie werden doch bekennen müssen, fuhr sie fort, indem sie ihr Halstuch abnahm, daſs der meinige, wo nicht völlig so ansehnlich, doch ungleich schlapper und schwärzer ist als der ihrige.

Mag er doch! rief die andere, einen so kleinen Vorzug kann ich dir leicht eingestehen, da ich in allen andern Stücken den Vortheil über dich habe. Sie lachen, mein lieber Prinz Biribinker; und es kann in der That nichts lächerlicher seyn, als die Eitelkeit dieser Meerkatze. Ich schäme mich daſs ich genöthiget seyn soll mich selbst zu loben; aber sehen Sie einmahl, um wie viel meine Beine die ihrigen an Krümme und Dicke übertreffen! Müſste man nicht blind seyn, um zu längnen daſs meine Augen viel kleiner und matter, und meine Backen um die Hälfte aufgedunsener sind als die ihrigen, und daſs meine Unterlippe viel weiter herunter hängt? Nichts von der ungleich gröſsern Länge meiner Ohren zu gedenken, und daſs ich wenigstens fünf oder sechs Warzen mehr im Gesichte habe als sie, und daſs die Haare an den meinigen länger sind. — Wir wollen auf einen Augenblick das alles bey Seite setzen, um nur von der Nase zu sprechen. Es ist wahr, die ihrige ist eine von den gröſsten die man sehen mag, und man könnte in Versuchung gerathen, sie eine der schönsten zu nennen, wenn man die meinige nicht gesehen hat. Aber ich denke doch, Sie haben keinen Maſsstab vonnöthen, um zu finden, daſs die meinige wenigstens einer halben Spanne lang weiter über den Mund herab hängt als die ihrige. Die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, setzte sie mit einem zärtlichen Blick hinzu, von andern Schönheiten zu reden, die nur einem glücklichen Liebhaber sichtbar werden dürfen; aber Sie können versichert seyn, daſs ich in diesem Stücke nicht weniger Ursache habe, mich der Freygebigkeit der Natur zu berühmen, und ich hoffe —

Mademoiselle, rief Biribinker, so bald er vor Lachen reden konnte, ich unterstehe mich nicht, mich für einen Kenner auszugeben; aber in der That, es kann Ihrer Freundin nicht Ernst seyn, wenn sie sich, was die Schönheit betrifft, mit Ihnen in einen Wettstreit einlassen will; der Vorzug, den Sie in diesem Stücke haben, ist augenscheinlich, und es ist unmöglich daſs der gute Geschmack der Herren Gnomen Ihnen hierüber nicht vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte.

Die erste Gnomide schien durch diese Entscheidung nicht wenig beleidiget zu seyn; allein Biribinker, der vor Ungeduld brannte die schöne Salamandrin zu sehen, bekümmerte sich wenig um alles was sie zwischen ihren langen Zähnen murmelte, und zog sich eilfertig wieder zurück, nachdem er der ganzen liebreitzenden Gesellschaft eine gute Nacht gewünscht hatte. Statt der Antwort schickten sie ihm ein lautes Gelächter nach, um dessen Bedeutung er sich wenig bekümmerte, da er itzt den Palast vor sich stehen sah, dessen unbegreifliche Schönheit seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Nachdem er ihn eine geraume Weile voller Bewunderung betrachtet hatte, sah er, daſs die beiden Flügel der Pforte sich aufthaten. Er konnte dieſs nicht anders als für ein Zeichen ansehen, daſs seine Unternehmung mit dem glücklichsten Ausgange bekrönt werden würde. Er ging also mit hoffnungsvollem Muth hinein, und befand sich, nachdem er eine Treppe hinauf gestiegen war, in einem groſsen Vorsahl, aus welchem er in eine Reihe von Zimmern kam, von deren Schimmer er, ungeachtet der Veränderung die das Feuerbad in seiner Natur hervorgebracht hatte, fast verblendet wurde.

Allein so mannigfaltig und auſserordentlich alle die schönen Dinge waren, die von allen Seiten seinen Augen entgegen strahlten, so vergaſs er doch alles andere über den Bildnissen einer unvergleichlich schönen jungen Salamandrin, womit alle diese Zimmer behangen waren. Er zweifelte nicht, daſs es die Geliebte des alten Padmanaba seyn werde; und diese Kopien, worin sie in allen nur ersinnlichen Stellungen, Anzügen und Gesichtspunkten, bald wachend, bald schlafend, bald als Diana, bald als Venus, Hebe, Flora, oder eine andere Göttin, vorgestellt war, gaben ihm eine solche Idee von dem Urbilde, daſs er bey der bloſsen Erwartung seiner bevorstehenden Glückseligkeit vor Entzücken und Wonne hätte zerflieſsen mögen. Insbesondere konnte er nicht satt werden, eine groſse Tafel anzuschauen, worin sie in einem Bade von Flammen saſs, von Liebesgöttern bedient, die durch das Anschauen ihrer überirdischen Schönheit auſser sich selbst gesetzt schienen. Biribinker wuſste nicht, ob er die Schönheit des Gegenstandes, oder die Kunst der Mahlerey am meisten bewundern sollte, und muſste sich selbst gestehen, daſs Korreggio und Tizian gegen die salamandrischen Mahler nur Sudler seyen. Der Eindruck, den dieses Gemählde auf ihn machte, war so lebhaft, daſs er mit äuſserster Ungeduld diejenige zu sehen wünschte, die in einem leblosen Nachbilde schon so unwiderstehliche Begierden einflöſste. Er durchsuchte also eine Menge von Zimmern ohne daſs er jemand fand; er durchsuchte den ganzen Palast von oben bis unten, und wiederhohlte es zwey-oder dreymahl; aber da war keine Seele zu hören noch zu sehen.

Sein Erstaunen und seine Ungeduld waren nun aufs äuſserste gestiegen, als er einer halb geöffneten Thür gewahr wurde, die in den auſserordentlichsten Lustgarten führte, der ihm jemahls vorgekommen war. Alle Bäume, Gewächse und Blumen, Hecken, Lauben und Springbrunnen in diesem Garten waren von lauter Feuer; jedes brannte in seiner natürlichen Farbe, mit einem eben so anmuthigen als durchdringenden Glanz, und die Wirkung, die das Ganze machte, übertraf in der That alles, was sich die Einbildungskraft Prächtiges vorstellen kann.

Biribinker warf nur einen flüchtigen Blick auf dieses majestätische Schauspiel; denn er wurde am Ende des Gartens einen Pavillion gewahr, in welchem er seine schöne Salamandrin zu finden hoffte. Er flog dahin, und die Thür öffnete sich abermahl von selbst, um ihn durch einen groſsen Sahl in ein Kabinet einzulassen, wo er niemand sah als einen Greis von majestätischem Ansehen, mit einem langen schneeweiſsen Barte, der auf einem Ruhebett in tiefem Schlafe zu liegen schien. Er zweifelte nicht, daſs es der alte Padmanaba sey; und ob er gleich versichert war, daſs er keine Gewaltthätigkeit von ihm zu besorgen hätte, so konnte er sich doch nicht erwehren ein wenig zu zittern, da er sich mit den Absichten, die er hatte, so nahe bey diesem Zauberer und an einem Orte sah, wo alles demselben zu Gebote stand. Doch der Gedanke, daſs ihn das Schicksal nun einmal dazu ausersehen habe die Bezauberungen dieses Alten zu zerstören, und das Verlangen die schöne Salamandrin zu sehen, gaben ihm in wenig Augenblicken seinen ganzen Muth wieder.

Er war im Begriff sich dem Ruhebette zu nähern, um sich eines Säbels zu bemächtigen, der neben dem Alten auf einem Küssen lag, als er merkte, daſs er mit dem Fuſs an etwas stieſs, ob er gleich nicht sah was es seyn könnte. Er stutzte, und da er die Hände zu Hülfe nahm, so fühlte er den artigsten kleinen Fuſs, der je gewesen ist, auf einem Polster ausgestreckt. Eine so unverhoffte Entdeckung machte ihn neugierig, das Bein kennen zu lernen, dem ein so artiger Fuſs zugehörte; denn Biribinker schloſs in diesem Falle wie Durandus a S. Porciano 5) selbst geschlossen haben würde, nehmlich, daſs, wo man einen Fuſs finde, man nach dem ordentlichen Laufe der Natur berechtiget sey ein Bein zu erwarten. Er setzte also seine Beobachtungen fort, und entdeckte endlich von Schönheit zu Schönheit in der unsichtbaren Figur, die er vor sich hatte, ein junges Frauenzimmer, das in einen tiefen Schlaf versenkt zu seyn schien, und (nach dem Zeugnisse des einzigen Sinnes, der ihm ihr Daseyn verrathen hatte, zu urtheilen) von einer so vollkommenen Schönheit war, daſs sie nichts geringers als entweder die Göttin der Liebe oder die schöne Salamandrin selbst seyn konnte. In dem nehmlichen Augenblicke, da er diese Entdeckung machte, liefs sich eine muntere Symfonie von allen möglichen Instrumenten hören, ohne dafs man weder Instrumente noch Musikanten sah.

Biribinker erschrak und bebte von der schönen Unsichtbaren zurück; denn sein erster Gedanke war, dafs dieses Getöse den schlafenden Zauberer aufwecken würde: aber er entsetzte sich noch weit mehr, da er sah, dafs Padmanaba verschwunden war.

Dieser Zauberer war alt genug um klug zu seyn. Er wufste schon lange, wie gefährlich ihm Biribinker einst seyn würde, und die Furcht vor einem Prinzen, der dazu geboren war seine Bezauberungen aufzulösen, war der stärkste Beweggrund gewesen, warum er seine Residenz in des Wallfisches Bauch aufgeschlagen hatte. Allein auch in dieser Freystatt hielt er sich und seine schöne Salamandrin, die nun der einzige Gegenstand seiner Sorgen war, nicht für sicher genug; und da ihm eine geheime Ahndung vorher sagte, dafs ihn Biribinker bis in des Wallfisches Bauch verfolgen würde, so glaubte er nicht genug Vorsicht gebrauchen zu können, um das

Unglück zu verhüten, womit ihn die Erscheinung eines so furchtbaren Gegners bedrohte. In dieser Absicht hatte er seine Geliebte mit einem geheimniſsvollen Talisman bewaffnet, der die gedoppelte Eigenschaft hatte, sie allen andern Augen als den seinigen unsichtbar zu machen, und so bald er berührt wurde, eine zauberische Musik hervorzubringen. Käme auch Biribinker, (dachte der alte Padmanaba) aller Schwierigkeiten ungeachtet, in den Bauch des Wallfisches, ja selbst in den unsichtbaren Palast, so würde ihm doch die schöne Salamandrin unsichtbar seyn; und entdeckte er sie auch, trotz ihrer Unsichtbarkeit, so würde doch, so bald er den Talisman berührte, das musikalische Getöse sein Daseyn verrathen, und den miſsbeliebigen Folgen dieser Entdeckung zuvorkommen. Diese Vorsicht war desto nöthiger, da der gute Alte seit mehrern Jahren mit einer Art von Schlafsucht behaftet war, die ihn nöthigte, alle Tage wenigstens sechzehn Stunden von vier und zwanzig zu verschlafen. Das geringe Zutrauen, das ihm seine vorige Liebste zu ihrem ganzen Geschlecht übrig gelassen hatte, bewog ihn die schöne Salamandrin während der ganzen Zeit seines Schlummers in einen bezauberten Schlaf zu versenken, aus welchem niemand als Er sie erwecken konnte. Der einzige Biribinker würde unter gewissen

Umständen und Bedingungen die nehmliche Macht gehabt haben, und Padmanaba (so wollt' es das Schicksal) würde in eben demselben Augenblicke die seinige (wenigstens über die schöne Salamandrin) gänzlich verloren haben: und da alles dieses, während der Alte schlief, gar leicht hätte geschehen können; so hatte er den Talisman, der ihn erwecken sollte, so weislich angebracht, daſs Biribinker (in so fern man ihm auch nur eine mittelmäſsige Neugierde zutrauen konnte) ihn nothwendig finden muſste.

Hier konnte Don Sylvio sich nicht enthalten Don Gabriel in seiner Erzählung zu unterbrechen, indem er ihn ersuchte, sich über den Umstand mit dem Talisman etwas deutlicher zu erklären. Ich finde Sie, wider Ihre Gewohnheit, eine Weile her etwas dunkel, (setzte er hinzu) und ich gestehe Ihnen, daſs ich von allem, was Sie bey Gelegenheit der Erwachung des alten Padmanaba sagten, kaum die Hälfte verstanden habe. — Die ganze Gesellschaft, selbst die schöne Jacinte nicht ausgenommen, lächelte über diese Anmerkung, und Don Gabriel wuſste sich nicht anders zu helfen, als daſs die Dunkelheit, worüber Don Sylvio sich beklagte, in der Sache selbst liege, und daſs überhaupt keine Feengeschichten gefunden würden, welche durchaus so deutlich und begreiflich wären als es zu wünschen sey. Weil nun Don Sylvio sich mit dieser Entschuldigung zu begnügen schien, so fuhr Don Gabriel in seiner Erzählung also fort:

Kaum hatte Biribinker — in dem nehmlichen Augenblicke, da er entdeckte daſs der schöne Fuſs (der zu diesem Abenteuer Anlaſs gegeben) einem eben so schönen jungen Frauenzimmer zugehöre — den fatalen Talisman berührt, so fing (wie schon gemeldet worden) der Talisman zu musicieren an, und Padmanaba erwachte. Er warf, wie leicht zu erachten ist, keine sehr freundlichen Blicke auf unsern Prinzen; allein da er mit Gewalt nichts gegen ihn vermochte, so blieb ihm nichts übrig, als sich auf der Stelle unsichtbar zu machen, und mit aller nur möglichen Eilfertigkeit auf die Verhinderung des Vorhabens bedacht zu seyn, welches er, ohne in einem übertriebenen Grad argwöhnisch zu seyn, bey Biribinkern voraussetzen konnte.

Inzwischen hatte sich dieser Prinz, dem es bey Gelegenheit nicht an Muth fehlte, wieder aus der ersten Bestürzung erhohlt, worein ihn das unsichtbare Koncert und die Verschwindung des Padmanaba gesetzt hatten. So gefährlich es ihm schien, in einem solchen

Orte gar zu neugierig zu seyn, so wollte er doch wissen was aus dem alten Zauberer geworden sey. Er suchte ihn also im Garten sowohl als in allen Zimmern und Winkeln des Schlosses, nachdem er die Vorsicht gebraucht hatte, sich vorher mit dem Säbel zu bewaffnen, welchen Padmanaba zurück gelassen, und auf dessen beiden Seiten er so viel talismanische Figuren eingegraben fand, daſs er sich mit diesem Gewehr vor dem Zauberer Merlin selbst nicht gefürchtet hätte. Da er aber weder den Alten noch jemand anders finden konnte, so zweifelte er nun nicht länger, daſs Padmanaba entflohen sey, und ihm seinen Palast und seine Schöne zur Beute überlassen habe.

In diesen Gedanken kehrte er triumfierend zurück, legte seinen Säbel neben das Ruhebett, und sich selbst zu den Füſsen der liebenswürdigen Unsichtbaren, die er zu seiner unbeschreiblichen Freude noch immer schlafend fand, ungeachtet die Musik des berührten Talismans mit der angenehmsten Abwechslung von Allegro und Andante immer fortdauerte. Man weiſs nicht, ob es den zauberischen Einflüssen eines von diesen Andante's, (welches in der That nicht zärtlicher hätte seyn können, wenn es von Jomelli selbst gewesen wäre) oder einem Zweifel, der (wie es zu gehen pflegt) bey ihm entstand, ob er auch dem Zeugniſs eines einzigen Sinnes glauben dürfte? und ob nicht diese unvergleichliche Schöne, die er auf dem Sofa gefunden zu haben glaubte, ein bloſses Blendwerk seyn möchte, dergleichen in bezauberten Palästen nicht ungewöhnlich sind? — Man weiſs nicht, sage ich, ob es der einen oder der andern von diesen Ursachen zuzuschreiben war, daſs Biribinker durch neue Beobachtungen sich der Wahrheit einer so auſserordentlichen Erscheinung zu versichern anfing. In kurzem fügte er auch noch Versuche hinzu; und beides sowohl, als die heftigsten Symptomen einer Leidenschaft, die in kurzem bis zum höchsten Grade der Schwärmerey und des Taumels stieg, lieſsen ihm endlich keinen Zweifel mehr, daſs er wirklich die schöne Salamandrin in seinen Armen habe, deren sichtbare Gestalt ihn in den Zimmern des Palastes so sehr entzückt hatte. Dieser Gedanke, und das bezaubernde Kolorit, womit sein Gedächtniſs die Unvollkommenheit des fünften Sinnes ergänzte, dessen er sich allein bedienen konnte, setzte ihn zu sehr auſser sich selbst, als daſs er sich in diesen Augenblicken seines geliebten Milchmädchens, seiner Entschlieſsungen, und der Warnungen des Kürbisses hätte erinnern können. Kurz, er wurde immer kühner, und die zunehmende Dunkelheit des Zimmers, die er für eine Aufmunterung seiner Unternehmungen hielt, mit der Musik des Talismans welche immer zärtlicher wurde, war in der That nicht geschickt, seine Entzückung auf einen mäſsigen Grad herab zu stimmen.

Es findet sich hier eine abermahlige kleine Lücke im Original dieser merkwürdigen Geschichte, deren Ausfüllung wir den Bentleyen und Burmannen unserer Zeit überlassen, ohne uns mit Vermuthungen über den Inhalt derselben aufzuhalten. Biribinker, fährt die Geschichte fort, erwachte eben aus einer Betäubung, — welche den Anhängern des Fohi in Indien so angenehm zu seyn scheint, daſs sie in eine immer währende Dauer derselben den höchsten Grad der Glückseligkeit setzen — als er gewahr wurde, daſs die schöne Unsichtbare seine Liebkosungen mit ungemeiner Lebhaftigkeit erwiederte. Er schloſs hieraus, daſs sie erwacht seyn müsse, und unterlieſs nicht, ihr in der schwülstigen Sprache, die er sich im Bienenstock der Fee Melisotte angewöhnt hatte, alle die zärtlichen Sachen zu sagen, welche Krystalline und Mirabella in ähnlichen Umständen von ihm gehört hatten. Die Unsichtbare beantwortete diese Erklärungen, Lobsprüche, Ausrufungen und Betheurungen mit Seufzern, Verkleinerung ihrer Reitzungen, und Zweifeln an seiner Beständigkeit, die ein weniger entzückter Liebhaber als Biribinker unzeitig und im Mund einer so liebenswürdigen Person unnatürlich hätte finden können. Aber er begnügte sich ihre Zweifel dadurch zu zerstreuen, daſs er die Beweise seiner Zärtlichkeit verdoppelte. Sie gab ihm alle Aufmerksamkeit die er nur immer wünschen konnte, ohne desto besser überzeugt zu seyn. — Haben Sie nicht, sagte sie ihm, Mirabellen und Krystallinen eben so geliebt wie mich? Haben Sie nicht einer jeden von ihnen eben so viel Zärtliches vorgesagt, eben so viel Betheurungen gemacht, eben so viele Beweise gegeben, ohne daſs weder die eine noch die andere, wie reitzend sie Ihnen auch in der ersten Betäubung Ihrer Sinne vorkamen, fähig war, über das Milchmädchen, das Sie Sich in den Kopf gesetzt haben, nur einen einzigen Tag lang die Oberhand zu behalten? Ach Biribinker! das Schicksal meiner Vorgängerinnen sagt mir nur allzu deutlich was das meinige seyn wird; und wie können Sie verlangen, daſs ich bey der traurigen Gewiſsheit, Sie in wenigen Stunden wieder zu verlieren, gleichgültig bleiben soll? — Biribinker antwortete ihr hierauf mit den lebhaftesten und feierlichsten Versicherungen einer ewigen und eben so unbegrenzten Liebe, als es ihre Reitzungen seyen. Er behauptete daſs sie sich selbst beleidige, indem sie sich mit den beiden Feen vergleiche, welche nie liebenswürdig genug gewesen seyen, ihm etwas mehr als einen flüchtigen Geschmack beyzubringen; und er schwor ihr bey allen Liebesgöttern, daſs von dem Augenblick an, da er so glücklich gewesen sey ihr Bild im groſsen Sahle zu erblicken, sein Milchmädchen selbst nicht mehr Gewalt über sein Herz behalten habe, als ein jedes andere Milchmädchen in der Welt. — Diese Versicherungen beruhigten die schöne Unsichtbare nur schwach, und Biribinker sah sich genöthigt alle seine Figuren zu erschöpfen, um die Hartnäckigkeit ihres Unglaubens zu überwinden. O! rief er, schönste Unsichtbare, warum kann ich nicht den ganzen Erdkreis und alle vier Elemente mit ihren Bewohnern auf einmahl zu Zeugen der unveränderlichen Treue machen, die ich Ihnen schwöre!

Wir alle sind Zeugen, rief eine Menge von weiblichen und männlichen Stimmen, die ihm von Personen, die um ihn herum standen, in die Ohren schallten.

Biribinker, der wohl nicht vermuthet hatte daſs man ihn so schnell beym Worte nehmen würde, fuhr mit einiger Bestürzung auf, um zu sehen woher diese Stimmen kämen; aber, o Himmel! welche Zunge könnte beredt genug seyn, sein Entsetzen über den Anblick auszudrücken, welchen die plötzliche Erleuchtung des Zimmers seinen weit offnen Augen darstellte? Er sah — o Wunder! o Abenteuer! o schreckenvoller Anblick! — er sah sich in eben dem Kabinet, welches schon zweymahl ein Zeuge seiner treulosen Unbeständigkeit gewesen war; austatt der schönen Salamandrin fand er sich in die Arme der miſsgeschaffnen Gnomide verwickelt, welcher er vor etlichen Stunden den Preis zuerkannt hatte; und (was seine Beschämung und seinen Schmerz hätte tödtlich machen mögen) er sah sich um und um von allen denjenigen umgeben, die er sich am wenigsten zu Zuschauern wünschen konnte; und sie waren grausam genug, in eben dem Augenblicke, da er sich mit grauenvollem Schaudern aus den Bratzen der ekelhaften Zwergin los reiſsen wollte, in ein so lautes Gelächter auszubrechen, daſs der ganze Palast davon wiederhallte. Zur Rechten des Ruhebettes sah er (o wie gern hätte er sich in diesem Augenblicke blind und unsichtbar zu seyn gewünscht!) die Fee Krystalline, welche den kleinen Grigri an der Hand hatte; zur Linken die schöne Mirabella mit ihrem geliebten Flox, der in der That als Salamander eine bessere Miene hatte als in der Gestalt eines dicken Kürbisses. Aber was die Qual des unglücklichen Biribinker auf den äuſsersten Grad vermehrte, war der Anblick der Fee Kaprosine mit dem lieblichen Milchmädchen, und des alten Padmanaba mit der schönen Salamandrin an der Hand, welche beiderseits auf einer goldfarbigen Wolke, von kleinen Sylfen getragen, mit höhnischem Lächeln auf ihn hinunter sahen.

Glück zu! Prinz Biribinker, sagte die Fee Krystalline: in der That, nun vergeb' ich Ihnen daſs Sie so ungeduldig von mir wegeilten; wer einer solchen Eroberung zueilt, kann sich nicht genug beschleunigen.

Sie erinnern Sich noch wohl, Prinz Biribinker, nahm jetzt Grigri das Wort, daſs ich eben keine Ursache habe mich Ihnen verpflichtet zu glauben; denn wenn es an Ihnen gelegen hätte, so möchte ich wohl ewig eine Hummel geblieben seyn: aber es wäre zu grausam, Ihrer in den Umständen, worin Sie sind, noch zu spotten. Sehen Sie selbige als eine Strafe an, die Sie in mehr als Einer Betrachtung wohl verdient haben.

Wenn auch die Schöne, bey der wir Sie auf eine so unvermuthete Art überraschen, Ihrer nicht von allen Seiten so würdig wäre, fuhr Mirabella mit einer boshaften Miene fort, so haben Sie wenigstens den Vortheil, daſs sie keine Preciöse ist.

Was mich betrifft, setzte der gewesene Kürbiſs hinzu, so könnte ich zwar bedauern, daſs ich meine wieder erlangte Gestalt und den Besitz der schönen Mirabella Ihrem Unglück zu danken habe: allein nachdem ich, als Kürbiſs, groſsmüthig genug gewesen war, Sie vor den Folgen einer neuen Untreue zu warnen, so werden Sie mir es nicht verdenken können, wenn ich mich, als Salamander, erfreue, daſs Sie meine Warnungen verachtet haben.

Siehe, unglücklicher aber mit Recht bestrafter Biribinker, meckerte jetzt die Fee Kaprosine, wie schlecht dich Karamussal gegen meinen Zorn geschützt hat. Siehe hier die liebenswürdige Prinzessin Galaktine, die du als Milchmädchen liebtest, und deren Besitz ein allzu günstiges Schicksal, alles meines Hasses ungeachtet, dir zugedacht hatte, wenn du durch eine dreymahl wiederhohlte Untreue dich ihrer nicht selbst unwürdig gemacht hättest!

Wenn Mitleiden dir helfen könnte, armer Prinz, sagte das schöne Milchmädchen, so würdest du, so wenig du es auch von mir verdient haben magst, weniger unglücklich seyn! Denn ich sehe wohl, daſs deine Strafe härter ist als dein Verbrechen, und daſs die Feen und Zauberer wenigstens eben so viel Schuld an deinem Unfall haben, als du selbst.

Bey diesen Worten schaute der allzu unglückliche Biribinker auf, heftete einen Blick voll unbeschreiblicher Empfindungen auf sein geliebtes Milchmädchen, und sank mit einem Seufzer, worin er seine Seele auszuhauchen schien, wieder zurück, ohne das Vermögen zu haben nur ein Wort hervorzubringen.

Lerne, rief ihm der alte Padmanaba von der andern Seite zu, lerne bewundernswürdiger Biribinker, seltnes Muster der Weisheit und Beständigkeit, daſs der alte Padmanaba nicht alt genug ist, deine Verwegenheit unbestraft zu lassen; und möge deine Geschichte, in immer währender Zeitfolge von einer Amme der andern überliefert, der späten Nachwelt zum Beyspiel dienen, wie gefährlich es ist, den groſsen Karamussal um sein Schicksal zu befragen, und vor seinem achtzehnten Jahre ein Milchmädchen zu sehen!

Kaum hatte Padmanaba den Mund wieder zugemacht, so hörte man auf einmahl ein fürchterliches Donnern, mit Sturmwind und Blitzen begleitet, wodurch der ganze Palast wie in einem Erdbeben erschüttert, und die ganze Gesellschaft, den einzigen verzweiflungsvollen Biribinker ausgenommen, in Furcht und Schrecken gesetzt wurde. Denn selbst der alte Padmanaba merkte, daſs dieses Ungewitter von einer Macht herkomme, die der seinigen überlegen war.

Auf einmahl flog die Decke des Zimmers und das ganze Dach des Palastes hinweg, und man sah unter Donnern und Blitzen, den groſsen Karamussal, auf einem Hippogryfen sitzend, herab steigen, und zwischen der Fee Kaprosine und dem alten Padmanaba seinen Platz auf einer Wolke nehmen. Der Prinz Biribinker ist genug gestraft, rief Karamussal mit majestätischer Stimme; das Schicksal ist befriediget, und ich nehme ihn in meinen Schutz. Verschwinde, nichtswürdiger Wechselbalg, fuhr er fort, indem er die Gnomide mit seinem Stabe berührte; und Sie, Prinz Biribinker, wählen Sie unter diesen vier Schönen, welche Sie wollen, die Salamandrin, die Sylfide, die Ondine, oder die Sterbliche: diejenige, welche Ihr Herz wählen wird, soll Ihre Gemahlin seyn, und Sie von der Unbeständigkeit heilen, die bisher, wie man gestehen muſs, Ihr Fehler gewesen ist.

Padmanaba würde vor Verdruſs über eine so unerwartete Entwicklung, gern mit den

Zähnen geknirscht haben, wenn er Zähne gehabt hätte. Was die Schönen betrifft, so hatten sie alle die Augen mit Erwartung auf den Prinzen geheftet; und besonders sah man der jungen Salamandrin, die noch kein Wort gesprochen hatte, ganz deutlich an, daſs sie lieber gesehen hätte, wenn der alte Padmanaba, anstatt die Gnomide an ihren Platz zu schieben, ihr erlaubt hätte ihre eigene Stelle selbst zu vertreten.

Aber Biribinker, der in diesem Augenblick von dem tiefsten Grade der Scham und der Verzweiflung auf die höchste Stufe der Glückseligkeit versetzt wurde, bedachte sich nicht welche er wählen wollte. Obgleich die elementarischen Damen sein Milchmädchen an Schönheit weit hinter sich zurück lieſsen, so konnten doch alle ihre Reitzungen in der Gegenwart seiner geliebten Galaktine nicht mehr als einen flüchtigen Blick von ihm erhalten. Er warf sich vor ihr nieder, und bat mit Ausdrücken einer so aufrichtigen Reue und einer so wahren Liebe um die Vergebung seiner Schuld, daſs sie nicht so unbarmherzig seyn konnte, ihm nicht wenigstens die Hoffnung, daſs sie sich noch erbitten lassen werde, zu erlauben.

Karamussal, dem er sich gleichfalls zu Füſsen warf, hob ihn auf, nahm ihn bey der

Hand, und führte ihn der Prinzessin Galaktine zu. — Empfangen Sie hier, liebenswürdige Prinzessin, den Prinzen Kakamiello von meiner Hand! denn dieses ist nunmehr sein Nahme, da die Absichten, warum ich ihm den andern geben lieſs, erfüllt sind. Biribinker und Milchmädchen sind nicht mehr; und nachdem beide dem Eigensinn ihres Gestirns genug gethan und der Feerey ihre Gebühr bezahlt haben, so bleibt mir nichts übrig, als den Prinzen Kakamiello seinen königlichen Ältern zurück zu geben und durch ein ewiges Band mit der Prinzessin Galaktine zu vereinigen. Ihr, schöne Feen, fuhr er fort, indem er sich zu Krystallinen und Mirabellen wandte, habt, wie ich hoffe, Ursache mit mir vergnügt zu seyn, da ihr durch meine Veranstaltung eure Gestalt und eure Liebhaber wieder erhalten habt. Weil es aber unbillig wäre, daſs Ich allein leer ausginge, so entlade ich hier den alten Padmanaba aller seiner Sorgen, indem ich die schöne Salamandrin, die bey ihm nichts zu thun hat als unsichtbar zu seyn und zu schlafen, zur Belohnung meiner Mühe für mich selbst behalte.

Mit diesen Worten schlug der groſse Karamussal mit seinem Stabe dreymahl in die Luft, und auf einmahl befand er sich mit dem Prinzen und der Prinzessin im Kabinet des Königs mit dem groſsen Wanste, der nicht wenig erfreut war, seinen Sohn und Erben so groſs und schön, mit einer so hübschen Prinzessin und mit einem so schönen Nahmen wieder zu sehen. Bald darauf wurde das Beylager mit groſser Feierlichkeit und Pracht vollzogen; das neue Ehepaar liebte sich so lange als es konnte, und zeugte Söhne und Töchter; und nachdem endlich König Wanst in die neunzehnte Welt 6) abgereist war, regierte König Kakamiello so weislich an seiner Statt, daſs die Unterthanen keinen Unterschied spürten. Er machte seinen Freund Flox, zur Belohnung der guten Dienste die er ihm als Kürbiſs geleistet hatte, zu seinem ersten Wessir; und die schöne Mirabella nebst der Fee Krystalline unterlieſsen niemahls bey Hofe zu erscheinen, so oft die Königin in die Wochen kam. Sie brachten jedesmahl den kleinen Grigri mit, welcher, ungeachtet seiner Häſslichkeit, bey den meisten Hofdamen einen Beyfall erhielt, der ihren Liebhabern nicht ganz gleichgültig war. Das muſs man gestehen, sagten sie alle aus Einem Munde, daſs Grigri mit aller seiner Häſslichkeit der kurzweiligste Gesellschafter von der Welt ist!

Und hier endet sich die eben so lehrreiche als wahrhafte Geschichte des Prinzen Biribinker, (setzte Don Gabriel lächelnd hinzu) mit welcher ich meinen Zweck vollkommen erreicht habe, wenn sie Ihnen keine lange Weile gemacht, und die schöne Jacinte von ihrem Vorurtheile gegen die Feerey zurück gebracht haben kann.

---

3. Kapitel.

Anmerkungen über die vorstehende Geschichte.

Wofern das Ihre Absicht gewesen ist, Don Gabriel, sagte Jacinte, so bedaure ich daſs Sie solche so wenig erreicht haben als nur möglich ist. Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, so halte ich es für unmöglich, das Abenteuerliche und Ungereimte weiter zu treiben; und Don Sylvio müſste gar zu glaubig seyn, wenn er nicht schon lange gesehen hätte, daſs Ihre Absicht ist, die Feen um allen ihren Kredit bey ihm zu bringen.

Sie urtheilen sehr streng, versetzte Don Eugenio: es ist wahr, daſs die Natur in dieser ganzen Geschichte vom Anfang bis zum Ende auf den Kopf gestellt ist; daſs die Karakter eben so abgeschmackt als die Begebenheiten unglaublich sind, und daſs, wenn man die einen und die andern nach den Gesetzen der Vernunft, der Wahrscheinlichkeit und der Sittlichkeit beurtheilen wollte, nichts widersinnigers erdacht werden kann. Allein das wäre nicht billiger, als wenn man das Klima von Siberien nach dem Klima von Valencia, oder die Höflichkeit der Sineser nach der unsrigen beurtheilen wollte. Das Land der Feerey liegt auſserhalb der Grenzen der Natur, und wird nach seinen eigenen Gesetzen, oder richtiger zu sagen, (wie gewisse Republiken, die ich nicht nennen will) nach gar keinen Gesetzen regiert. Man kann ein Feenmährchen nur nach andern Feenmährchen beurtheilen, und aus diesem Gesichtspunkte finde ich den Biribinker nicht nur so wahrscheinlich und lehrreich, sondern in allen Betrachtungen interessanter, (die vier Fakardins vielleicht allein ausgenommen) als irgend ein andres Mährchen in der Welt.

Ich möchte doch wissen, was Sie Lehrreiches in diesem Mährchen finden, fragte Jacinte.

Moralisten von Profession, erwiederte Don Eugenio, Leute, die im Stande sind ein ganzes System von Sittenlehre aus einer Elegie des Tibullus auszuziehen, würden ohne Zweifel geschickter seyn als ich, diese Frage zu beantworten. Aber, damit ich meinen Satz nicht gänzlich unerwiesen lasse, wird nicht in dieser Geschichte die Ausschweifung und das Laster durchgängig bestraft? Wird nicht die Unschuld in der Person des Milchmädchens am Ende belohnt? Und ist nicht das Ganze eine überzeugende Bestätigung der moralischen Maxime: daſs der Vorwitz über unser künftiges Schicksal, in der Absicht uns demselben zu entziehen, thöricht und gefährlich sey? Hätte der König mit dem majestätischen Wanste den groſsen Karamussal unbefragt gelassen, so würde man nie gewuſst haben, daſs es dem Prinzen gefährlich sey, vor seinem achtzehnten Jahre ein Milchmädchen zu sehen, und so würde er auch den Nahmen Biribinker nie bekommen haben. Er würde, wie andere Prinzen, am Hofe seines Vaters aufgewachsen seyn; und wenn es Zeit gewesen wäre ihn zu vermählen, so würde man durch Gesandte um die Prinzessin Galaktine haben werben lassen, und alles wäre den natürlichen Gang gegangen. Der Vorwitz des Königs und das fatale Orakel des groſsen Karamussal war ganz allein an allem Unheil schuld. Die Mittel, wodurch man ihn vor dem Milchmädchen verwahren wollte, dienten zu nichts als sie desto geschwinder zusammen zu bringen; und der Nahme Biribinker, der ihm freylich aus allen seinen Abenteuern heraus half, würde das nicht nöthig gehabt haben, weil der Prinz nie in diese Abenteuer verwickelt worden wäre, wenn er nicht Biribinker geheiſsen hätte.

Sie haben hierin vollkommen Recht, sagte Donna Felicia: aber eben darin besteht das Lustige von der ganzen Komödie; oder vielmehr, wenn man diesen einzigen Umstand wegthäte, so würde die ganze Geschichte des Prinzen Biribinker, anstatt eines der possierlichsten Feenmährchen, eine Alltagshistorie seyn, die aufs höchste gut genug gewesen wäre, einen Artikel in den Zeitungen oder Kalendern seiner Zeit auszufüllen. Und das wäre doch wohl Schade gewesen! Kurz, ungereimt oder nicht, ich nehme den Prinzen Biribinker in meinen Schutz; und wenn ich die Ehre hätte Hut und Degen zu tragen, so wollte ich gegen alle und jede behaupten, daſs die Liebe des Prinzen Biribinker, die Tugend der Dame Krystalline, die Delikatesse der schönen Mirabella mit ihrer Kleidung von trocknem Wasser und ihren Zerstreuungen, der Riese Karakuliamborix, der sich die Zähne mit einem Zaunpfahle ausstochert, das mit Nymfen und Tritonen gefüllte Pfauenev, der Wallfisch, die Seen, Inseln und bezauberten Schlösser, die er im Leibe hat, der Palast von gediegenem Feuer, und der redende Kürbiſs der sich auf den Lauf der Sterne versteht, mit allen andern wundervollen und unerwarteten Dingen, wovon es in diesem Mährchen wimmelt, alles hübsch unter einander gemischt, das allerdrolligste Zeug ausmachen, das ich in meinem Leben gehört habe.

Sie haben den Karpfen vergessen, der so schöne Opernarien singt, sagte Jacinte, das Hündchen, das auf dem Seile tanzt, und die feurigen Blicke, womit Biribinker die Steine am Bache, wo sein Mädchen saſs, in Glas verwandelte.

Erlauben Sie mir noch hinzu zu setzen, sagte Don Gabriel, daſs man schwerlich ein Mährchen finden wird, wo die kostbarsten Materialien so sehr verschwendet wären. Ich bin gewiſs, daſs man in keiner Raritätenkammer von Europa einen Melkkübel von Rubin antreffen wird; und ich kenne keine bezauberten Gärten, worin sogar die Brunnen mit diamantenen Quaderstücken gepflastert wären. 7)

Don Sylvio hatte bisher so ausgesehen, als ob er dem, was gesprochen wurde, sehr aufmerksam zuhöre. Als aber alle ihre Meinung gesagt hatten, und er merkte, daſs man nun auf seine Entscheidung warte, so sagte er ganz ernsthaft: Ich muſs gestehen, daſs ich gewünscht hätte, der Prinz Biribinker wäre entweder seinem Milchmädchen (das in der

That eine sehr liebenswürdige Person ist) getreuer gewesen, oder er möchte für seine Ausschweifungen schärfer gestraft worden seyn; aber (diesen einzigen Umstand und den Karakter sowohl als die Aufführung einiger anderer Personen, die niemand billigen wird, ausgenommen) sehe ich nicht, was in der ganzen Geschichte dieses Prinzen Ungereimtes, geschweige denn Unnatürliches und Unmögliches seyn sollte.

Wie, Don Sylvio? sagte Jacinte; Sie finden alle diese Wunderdinge, den Riesen, der sich den Zahn mit einem Zaunpfahl ausstochert, den Wallfisch, der auf funfzig Meilen in die Runde Wolkenbrüche aus seinen Nasenlöchern spritzt, die weichen Felsen, die singenden Fische, und die redenden Kürbisse natürlich und möglich?

Ohne Zweifel, schöne Jacinte, gab Don Sylvio zur Antwort; wenn wir anders nicht den unendlich kleinen Theil der Natur den wir vor Augen haben, oder das was wir alle Tage sich zutragen sehen, zum Maſsstabe dessen was der Natur möglich ist machen wollen. Es ist wahr, Karakuliamborix ist in Vergleichung mit einem gewöhnlichen Menschen ein Ungeheuer; aber er wird selbst zum Pygmeen, wenn wir ihn mit den Einwohnern des Saturnus vergleichen, die nach dem Bericht eines groſsen Sternkundigen mit Meilenstäben ausgemessen werden müssen. 8) Warum sollte es nicht einen Wallfisch geben können, welcher groſs genug wäre, um Seen und Inseln in sich zu halten, da es kleine Wasserthiere giebt, gegen welche ein Grönländischer Wallfisch zum wenigsten so groſs ist, als jener gegen diese?

Was den Wallfisch betrifft, unterbrach ihn Don Gabriel, so kann seine Möglichkeit keine Frage seyn, weil es allen Umständen nach der nehmliche ist, von welchem Lucian in seinen wahrhaften Geschichten eine umständliche Beschreibung macht, und worin er selbst ein groſses Land entdeckt hat, welches damahls von fünf oder sechs verschiedenen Nazionen bewohnt war, die immer gegen einander zu Felde lagen, und vermuthlich, als Padmanaba sich einen Palast in dem Bauche dieses Wallfisches bauen lieſs, einander schon aufgerieben hatten. Das einzige, was die Sache unglaublich machen könnte, ist der Umstand, daſs Biribinker Sonne, Mond und Sterne darin gesehen haben soll.

Ich glaube nicht, sagte Don Sylvio, daſs das so viel sagen will, als ob eine wirkliche Sonne und wirkliche Sterne ihren Lauf in des Wallfisches Bauche gehalten hätten, sondern nur, daſs es den Prinzen so däuchte, welches Padmanaba durch seine Kunst leicht zuwege bringen konnte. Diese Sonne und diese Sterne konnten, zum Beyspiel, eben so viele Salamander seyn, welche Padmanaba nöthigte in gewissen angewiesenen Entfernungen und Kreisen zu leuchten und ihren Lauf zu halten; und ich vermuthe aus allen Umständen, daſs es wirklich so gewesen ist.

Ich möchte wohl wissen, sagte Jacinte, was Don Sylvio unmöglich heiſst? Denn so wie Er die Grenzen der Möglichkeit ausdehnt, sollte, däucht mich, alles möglich seyn, was man sich in der Schwärmerey eines hitzigen Fiebers einbilden kann. Wenn es gediegenes Feuer und trockenes Wasser giebt, warum sollte es nicht auch bleyernes Gold und einen viereckigen Zirkel geben können?

Vergeben Sie mir, Jacinte, versetzte Don Sylvio, das schlieſst nicht so gut, wie Sie zu glauben scheinen. Die Ründe gehört zum Wesen des Zirkels, und es ist also an sich selbst unmöglich, sich einen viereckigen Zirkel einzubilden. Aber woher läſst sich erweisen, daſs die Flüssigkeit eine wesentliche Eigenschaft des Wassers und des Feuers sey?

Sehen wir nicht im Winter Eis, welches nichts anders als ſestes oder gediegenes Wasser ist? Warum sollte die Macht oder die Kunst der elementarischen Geister nicht auch trocknes Wasser oder ſestes Feuer hervor bringen können? Mich däucht, (fuhr er fort) die wahre Quelle der irrigen Urtheile, die man über alles was man wunderbare Begebenheiten nennt zu fallen pflegt, entspringe aus der falschen Einbildung, als ob alles unmöglich sey, was sich nicht aus körperlichen und in die Sinne fallenden Ursachen erklären läſst; gleich als ob die Kräfte der Geister, von welchen die körperlichen Dinge bloſs todte und grobe Werkzeuge sind, nicht nothwendiger Weise die mechanischen und geborgten Kräfte eben dieser Werkzeuge unendlich übersteigen müſsten. In dieser Betrachtung glaube ich allerdings, daſs unzählige Dinge möglich sind, die wir aus keinem bessern Grunde für unmöglich halten, als weil sie unserer Unwissenheit unbegreiflich vorkommen; worin wir ungefähr eben so weise sind, als ein Wilder, der die bezaubernde Modulazion, die ein Meister aus einer Querflöte hervorbringt, für unmöglich halten wollte, weil er selbst aus seinem Schilfrohr nur heisere und einförmige Töne erzwingen kann. Ich finde also in der Geschichte des Prinzen Biribinker nichts unmögliches, und (die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers vorausgesetzt) sehe ich nicht, warum sie nicht von einem Ende zum andern eben so gut wahr seyn und eben so viel Glauben verdienen sollte, als irgend eine andere Geschichte.

Jetzt haben Sie den rechten Punkt berührt, sagte Don Gabriel; auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen kommt alles an. Denn ob wir gleich allen den Wunderdingen, womit die Geschichtschreiber und die Dichter die Welt angefüllt haben, oder doch dem gröſsten Theil davon eine bedingte Möglichkeit einräumen können: so sind sie doch darum nichts desto weniger bloſse Schimären, so lange nicht bis zur Überzeugung der Vernunft erwiesen werden kann, daſs sie wirklich existieren oder existiert haben. Und da gestehe ich Ihnen, daſs es sehr schlecht um die historische Wahrheit der Feen- und Geistergeschichten steht, wenn sie keine bessere Gewähr ihrer Wahrheit aufzuweisen haben als Biribinkern.

Warum dieſs? fragte Don Sylvio.

Weil diese ganze Geschichte von meiner eigenen Erfindung ist, antwortete Don Gabriel.

Von Ihrer Erfindung? rief jener etwas betroffen aus. O Don Gabriel, dieſs hätte ich Ihnen nicht zugetraut! Sie nannten uns ja einen Geschichtschreiber, woraus sie hergenommen seyn sollte?

Vergeben Sie mir, Don Sylvio, erwiederte der andere, es ist nicht anders als wie ich sage. Ich wollte einen Versuch machen, wie weit Ihre Vorurtheile für die Feerey gehen könnten; ich strengte (nehmen Sie mirs nicht übel auf) allen Aberwitz, dessen ich fähig bin, an, um eine so widersinnige und ungereimte Wundergeschichte zu erdenken als man nur jemahls gehört haben möchte, und so entstand der Prinz Biribinker. Aber ich gestehe Ihnen freylich, daſs es mir nicht möglich war etwas ungereimtes zu ersinnen, das nicht in allen Feenmährchen seines gleichen hat, und ich hätte voraus sehen sollen, daſs diese Analogie Sie verführen würde. Glauben Sie mir, Don Sylvio, die Urheber der Feenmährchen und der meisten Wundergeschichten haben so wenig im Sinne, klugen Leuten etwas weiſs zu machen, als ich es haben konnte. Ihre Absicht ist die Einbildungskraft zu belustigen; und ich gestehe Ihnen, daſs ich selbst ein gröſserer Liebhaber von Mährchen als von metafysischen Systemen bin. Ich kenne unter den Alten und Neuern Leute von groſsen Fähigkeiten, und selbst Leute von Ansehen, die sich in müſsigen Stunden damit abgegeben haben, Mährchen zu schreiben; und viele gröſsere Männer als ich bin, und die einen ernsthaftern Karakter behaupteten als ich jemahls zu behaupten verlange, welche diese Spielwerke allen andern Werken des Witzes vorzogen. Wer liebt nicht, zum Beyspiele, den Orlando des Ariost, der doch in der That nichts anders, als ein Gewebe von Feenmährchen ist? — Ich könnte noch vieles zu Gunsten derselben sagen, wenn es jetzt darum zu thun wäre ihnen eine Lobrede zu halten. Aber bey dem allen bleiben Mährchen doch immer — Mährchen; und so viel Vergnügen uns unter den Händen eines Dichters, der damit umzugehen weiſs, die Salamander und Sylfiden, die Feen und Kabbalisten machen können, so bleiben sie nichts desto weniger schimärische Wesen, für deren Wirklichkeit man nicht einen einzigen bessern Grund hat, als ich für meinen Biribinker anzuführen im Stande wäre.

Sie scheinen nicht zu bedenken, sagte Don Sylvio, daſs Sie die Feen und elementarischen Geister, nebst der Kabbala, oder geheimen Filosofie, die den Weisen die Macht giebt sich diese Geister unterwürfig zu machen, — nicht läugnen können, ohne den Grund aller historischen Wahrheit umzustoſsen. Denn wie durchgängig und übereinstimmend ist nicht das Zeugniſs der ganzen Geschichte zu ihrem Vortheile?

Sie haben vermuthlich die Nachrichten von dem Grafen von Gabalis gelesen, erwiederte Don Gabriel, worin dieses Argument auf den höchsten Grad der Stärke getrieben ist die es haben kann. Aber alles was man damit beweisen kann, ist weder mehr noch minder, als daſs die Geschichte mit Fabeln und Unwahrheiten untermischt ist; ein groſses Übel, welches dem schwachen Verstand oder dem bösen Willen, oder wenigstens der Eitelkeit der Geschichtschreiber zu Schulden liegt, und in meinen Augen die wahre Quelle so vieler schädlichen Irrthümer ist, womit wir die verschiedenen Gesellschaften der Menschen behaftet sehen. Glauben Sie, zum Beyspiele, daſs Biribinker nur um den vierten Theil eines Grans glaubwürdiger wäre, wenn er von Wort zu Wort von dem Geschichtschreiber Paläfatus erzählt würde? Woher könnten wir wissen, ob ein Autor, der vor drey tausend Jahren gelebt hat, und dessen Geschichte und Karakter uns gänzlich unbekannt sind, den Willen gehabt habe uns die Wahrheit zu sagen? Und gesetzt, er hatte ihn, konnte er nicht selbst leichtgläubig seyn? Konnte er nicht aus unlautern Quellen geschöpft haben? Konnte er nicht durch vorgefaſste Meinungen oder falsche Nachrichten hintergangen worden seyn? Und gesetzt, dieſs alles fände nicht bey ihm Statt: kann nicht in einer Zeitfolge von zwey und drey tausend Jahren seine Geschichte unter den Händen der Abschreiber verändert, verfälscht, und mit untergeschobenen Zusätzen vermehrt worden seyn? So lange wir nicht im Stande sind, von jedem besondern Abenteuer des Biribinker, und so zu reden von Zeile zu Zeile zu beweisen, daſs keiner von allen diesen möglichen Fällen dabey Platz finde, so würde Livius selbst kein hinlänglicher Gewährsmann für die Wahrheit dieser anmaſslichen Geschichte seyn. Ich gestehe Ihnen, das Zeugniſs eines Xenofon oder Tacitus, oder gar eines solchen Zweiflers wie Sextus Empirikus, würde dem Daseyn der Elementargeister und eines jeden andern Dinges das nicht innerhalb des bekannten Zirkels der allgemeinen Erfahrung liegt, sehr zu Statten kommen; allein, zum Unglück für das Wunderbare, können sie sich keiner so vollgültigen Zeugen rühmen. Aber auch zugegeben, daſs sich unter der unendlichen Menge von Wunderdingen dieser Art, die seit dem Anbeginn der Welt bey allen Völkern des Erdbodens erzählt und geglaubt worden sind, einige wenige fänden, die ein unverwerfliches Ansehen für sich hätten: so würde dieses weder die übrigen glaubwürdiger machen, noch den allgemeinen Grundsatz entkräften können, „daſs alles und jedes, was keine Übereinstimmung mit dem ordentlichen Laufe der Natur, in so fern sie unter unsern Sinnen liegt, oder mit demjenigen hat, was der gröſste Theil des menschlichen Geschlechts alle Tage erfährt, eben deſswegen die allerstärkste und gewisser Maſsen eine unendliche Präsumzion der Unwahrheit wider sich hat;“ — ein Grundsatz, den das allgemeine Gefühl des menschlichen Geschlechts rechtfertiget, ob er gleich der ganzen Feerey mit allen ihren Zubehören auf einmahl das Leben abspricht.

Die Damen hatten sich zurück gezogen, so bald sie sahen daſs die Unterredung einen scientifischen Schwung nehmen würde. Don Sylvio ergab sich nicht so leicht als sein Gegner erwartet haben mochte. Er bediente sich aller Vortheile, die ihm die scheinbare Verwandtschaft dieser Materie mit andern, wo Don Gabriel, nach Husarenart, nur fliehend fechten konnte, zu geben schien. Allein, nachdem er sich durch die überwiegende Geschicklichkeit seines Gegners aus allen seinen Schlupfwinkeln heraus getrieben sah, so blieb ihm endlich nichts übrig, als sich gleichfalls auf die Erfahrung zu berufen, durch welche ihn jener zu überweisen gedacht hatte. Doch er fand bald, daſs er wenig gewinnen würde, einen Filosofen wie Don Gabriel mit seinen eigenen Waffen anzugreifen; man bewies ihm, daſs besondere und auſserordentliche Erfahrungen, so bald sie der Analogie der allgemeinen Erfahrung widersprechen, allezeit verdächtig sind; und daſs zu einer Evidenz, der sich die Vernunft ergeben müſste, ein so scharfer Beweis erfordert würde, daſs unter zehn tausend solchen auſserordentlichen Erfahrungen kaum Eine zu finden sey, die bey genauer Untersuchung nur so viel Wahrscheinlichkeit übrig behalte, als zu einer starken Präsumzion erfordert werde. Er nahm zu Erläuterung seiner Lehrsätze die Visionen der Schwester Maria von Agreda zum Beyspiel, und vertiefte sich unvermerkt in Spekulazionen, die der Übersetzer für die meisten Leser dieses Buchs zu tiefsinnig gehalten und um so lieber weggelassen hat, als aus dem Vorberichte, der dem Spanischen Manuskript voran gesetzt ist, erhellet, daſs der ehrwürdige Dominikanermönch, dem selbiges zur Censur gegeben worden, von diesem Diskurse den unschuldigen Anlaſs genommen, den Druck des ganzen Werkes zu untersagen.

Dem sey wie ihm wolle, so fand Don Eugenio selbst für gut, die Fortsetzung dieser allzu metafysischen Untersuchungen zu hemmen. Ich glaube kaum, sagte er, daſs es zum Beweis, wie leicht uns in diesem Stück unsere vorgefaſsten Meinungen oder eine allzu wirksame Fantasie hintergehen können, etwas andres braucht, als sich auf unsers jungen Freundes eigene Erfahrung zu berufen. Ich wette was man will, Don Sylvio, Sie glaubten beym Eintritt in diese Gärten, und beym Anblick dieses Pavillions, in einen Feensitz gekommen zu seyn; und doch ist nichts gewisser, als daſs Sie in eben diesem Lirias sind, welches mein Groſsvater Gil-Blas von Santillana der dankbaren Groſsmuth des Don Alfonso von Leyva zu danken hatte, und welches seitdem theils von ihm selbst, theils von meinem Vater Don Felix von Lirias erweitert und verschönert worden ist. Sie scheinen noch so wenig von der wirklichen Welt gesehen zu haben, daſs die Ähnlichkeiten, die Sie zwischen den Gärten und Gebäuden zu Lirias mit denen, womit Ihre Einbildungskraft in den Mährchen bekannt wurde, gefunden haben, Sie leicht verführen konnten, dasjenige, was von ganz alltäglichen Menschenhänden gemacht ist, für ein Werk der Geister und der Feerey zu halten. Gestehen Sie, Don Sylvio, daſs Sie bey Erblickung meiner Schwester keinen Augenblick anstanden, sie für eine Fee zu halten: und doch kann Ihnen mein Pfarrer mit dem Taufregister beweisen, daſs sie eine Sterbliche ist, und von guten alten Christen abstammt, die niemahls der Magie verdächtig gewesen sind; eine Enkelin der liebenswürdigen Dorothea von Iutella, welche bestimmt war meinem Groſsvater den Verlust seiner geliebten Antonia zu ersetzen, und mit welcher sie in der That eine so groſse Ähnlichkeit hat, daſs man das Bildniſs der einen für der andern ihres hält.

Dieses einzige Argument *ad hominem* wirkte mehr als alle subtilen Schluſsreden des Don Gabriel. Don Sylvio hatte auſser einem Kompliment, welches er bey diesem Anlasse den Reitzungen der Donna Felicia machte, so wenig gründliches darauf zu antworten, daſs er allmählich still wurde, und, wie es schien, in Gedanken verfiel, die seinen Kopf merklich verdüsterten. Zu gutem Glück war es eben Zeit, in ein Schauspiel zu gehen, welches Don Eugenio durch eine herum wandernde kleine Schauspielergesellschaft veranstaltet hatte. Diese angenehme Zerstreuung und die Gegenwart der Donna Felicia stellten nach und nach die gute Laune unsers Helden wieder her. Die aufmunternde Freundlichkeit, oder sollen wir die Zärtlichkeit sagen, die in Feliciens ganzem Betragen gegen ihn herrschte, machte ihn gar bald lebhaft, gesprächig und begierig zu gefallen; und der Ton der scherzenden Fröhlichkeit, in welchen sie über dem Nachtessen die ganze Gesellschaft stimmte, wirkte zuletzt so mächtig auf ihn, daſs er unvermerkt die Rolle vergaſs, die er zu spielen übernommen hatte, und sich über den Prinzen Biribinker und seine Feen so lustig machte, als ob er nie Feen geglaubt, und keinen Sommervogel geliebt hätte.

Anmerkungen.

---

1) S. 207. „Wissen Sie also, sagte der Graf von Gabalis, daſs das Meer und die Flüsse eben sowohl als die Luft von Elementargeistern bewohnt sind. Die Alten haben dieses Wasservolk Ondinen und Nymfen genannt. Das männliche Geschlecht ist nicht zahlreich unter ihnen; hingegen sind die Weiber in desto gröſserer Anzahl; ihre Schönheit ist ungemein, und die Töchter der Menschen kommen in keine Vergleichung mit ihnen.“ *Villars Entret. sur les sciences secrettes, Tom. I. p. 27. edit. de 1742.*

2) S. 211. Unter diesem Nahmen ist bey den Christen der berühmte Saracenische Filosof, Arzt und Ausleger des Aristoteles, Abu Walid Muhammed Ibn Ahmed Ibn Muhammed Ibn Roshd,

bekannt, welcher im sechsten Jahrhundert der Hedschra unter den Arabern in Spanien und Afrika blühete.

3) S. 214. So wenigstens versteht der Graf von Gabalis die mythologische Erzählung von der schönen Semele, welche von den Blitzen ihres Liebhabers Jupiters verzehrt wurde, weil sie die Thorheit gehabt hatte, ihn beym Styx schwören zu lassen, daſs er ihr einmahl in der ganzen feierlichen Herrlichkeit erscheinen wolle, in welcher er seiner lieben Gemahlin Juno beyzuwohnen pflegte.

4) S. 217. Ein Beyspiel davon erzählt Plato im Gastmahle. Sokrates, welcher unter den Eingeladenen war, blieb so lange aus, daſs man endlich nach ihm schickte. Man fand ihn mitten auf der Straſse in einer Art von Verzückung stehen, in welche ihn irgend eine Betrachtung, die ihm unterwegs aufgestoſsen war, gesetzt, und über welcher er vergessen hatte wo er war und wohin er gehen wollte.

5) S. 265. Ein berühmter Scholastiker des vierzehnten Jahrhunderts, und wegen seiner ungemeinen Fertigkeit die spitzfindigsten und räthselhaftesten Fragen, welche die Schulweisen damahls (wie es in diesem Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts wieder Mode geworden ist) einander aufzugeben pflegten, aufzulösen, *Doctor resolutissimus* genannt. Seine übermäſsige Spitzfindigkeit schien den nüchternen Leuten sei-

ner Zeit einen kleinen Geschmack von Heterodoxie mit sich zu führen; und daher wurde ihm diese Grabschrift gemacht:

Durus Durandus jacet hic sub marmore duro.
An sit salvandus ego nescio nec quoque curo.

6) S. 282. Ist, nach dem Bericht des Wessirs Moslem in *Ah quel Conte*, eine Welt, wohin sich die Genien, Zauberer, (und warum nicht auch die Könige in den Feenmährchen?) zurück ziehen, wenn sie müde sind, auf dieser unsrer Welt (man weiſs noch nicht die wie vielte sie ist) lange Weile gehabt zu haben.

7) S. 288. Die Verschwendung kostbarer Materialien war was der berühmte Schach-Baham an einem Mährchen am meisten liebte. *Je ne me rappelle pas*, sagt er von dem politischen und astronomischen Mährchen, welches ihm Moslem erzählt, *qu'il y en ait beaucoup, où l'or et les pierreries soient aussi libéralement employés. D'un seul article six mille lustres de diamant! Cela est d'une beauté, d'une grandeur, d'une magnificence inconcevables.* „Was mich betrifft, (setzt Seine Hoheit hinzu) so bald ich in einem Mährchen viel Edelsteine sehe, und wenn es auch nur falsche wären, so interessiert es mich unendlich; und, ernsthaft von der Sache zu reden, ich wüſste nichts andres das mich bis auf einen gewissen Grad rührte. Vergiſs es nicht, Wessir! 'Ein wenig Truthähne,

(weil sie, man sage was man will, ihren Werth haben) viel Diamanten, und laſs die Kunstrichter sagen was sie wollen!“

8) S. 290. S. den *Kosmotheoros* des Huygens, und Voltärens *Mikromegas*.

SIEBENTES BUCH.

1. Kapitel.

Merkwürdige Entdeckung. Sonderbare Verschwiegenheit des Pedrillo.

Der Spanische Autor fängt dieses Buch mit einer Art von Entschuldigung an, die er an diejenigen von seinen Lesern richtet, welche (wie er sagt) einen kleinen Unwillen darüber bezeigt haben, daſs seit dem Augenblick, da Donna Felicia und Don Sylvio sich in dem Pavillion zu Lirias so unverhofft zusammen gefunden, der gute Pedrillo bisher so gänzlich bey Seite gesetzt worden, daſs man ihn auch nicht ein einziges Mahl habe auftreten lassen, um die Gesellschaft und den geneigten Leser mit seinen Einfällen zu belustigen.

Wir halten es (sagt unser Autor) für keinen kleinen Fehler eines Schauspiels, wenn der Dichter, der es übernommen hat, die Karakter, Leidenschaften, Tugenden oder Thorheiten seiner Personen durch das Labyrinth verwickelter Zufälle zu dem vorgesetzten Ziele fortzuführen, anstatt seine ganze Aufmerksamkeit mit ihnen allein zu beschäftigen, sich alle Augenblicke an die Zuschauer erinnert für die er arbeitet, ja wohl gar durch ein *ad spectatores*, welches er bald dieser bald jener handelnden Person in den Mund legt, der schlechten Anlegung seines Plans oder einer hinkenden Entwickelung nachzuhelfen genöthigt ist. Unsers Bedünkens hat es mit einer Geschichte wie diese die nehmliche Bewandtniſs. Wäre Pedrillo, wie die lustigen Personen in Komödien, nur da die Seiten der Leser zu erschüttern; dann könnte man uns billig einen Vorwurf machen, daſs wir vielleicht mehr als Eine Gelegenheit entgehen lassen, wo wir seine Bestimmung zum Zeitvertreibe seiner Gönner hätten erfüllen können. Allein Pedrillo hat (wie man längst bemerkt haben sollte) eine weit wichtigere Rolle zu spielen: und wenn auch bey seiner Einführung in diese Geschichte unsere Absicht mit auf die Belustigung des Lesers gegangen ist; so ist doch gewiſs, daſs dieſs nur ein Nebenzweck war, der, wie man weiſs, dem Hauptzweck allemahl Platz machen muſs, wenn nicht Raum genug für beide da ist. Pedrillo kommt also oder geht, plaudert oder schweigt, ist geschäftig oder müſsig oder gar unsichtbar, je nachdem es die Natur seines Dienstes oder sein Verhältniſs gegen seinen Herrn mit sich bringt. Da er ihn auf seiner wundervollen Wanderschaft begleitete, hatte er das Recht zu plaudern wie und was er wollte, so lange Don Sylvio keine bessere Gesellschaft hatte; hingegen tritt er ab und zieht sich in die Bedientenstube, oder in das Zimmer der schönen Laura zurück, so bald sein Herr bessere Gesellschaft hat. Es ist wahr, man könnte uns das Beyspiel des Sancho Pansa anführen, welcher in dem Schlosse des Herzogs, wo sein Herr (trotz seinen Feinden, den Zauberern und Mohren) so wohl aufgenommen wurde, allezeit mit von der Gesellschaft war, allenthalben freyen Zutritt und sogar die Ehre hatte, die Frau Herzogin mehr als Einmahl unter vier Augen zu sprechen. Allein man muſs sich erinnern, daſs es dort darum zu thun war, mit der feierlichen Narrheit des Ritters und der schalkhaften Dummheit des Stallmeisters sich lustig zu machen; da hingegen in dem Schlosse zu Lirias alles angewandt wird, unsern Helden von der Bezauberung seines Gehirns je eher je lieber zu befreyen, ohne daſs man sich das mindeste darum bekümmert, ob unsere werthen

Leser, die ihn vielleicht lieber närrisch sehen würden, dabey verlieren oder nicht.

Damit man uns indessen den Vorwurf nicht machen könne, als ob wir den guten Pedrillo, so bald wir seiner nicht mehr nöthig gehabt, undankbarer Weise weggeworfen hätten, so haben wir einen Theil dieses Kapitels dazu bestimmt, seinen besagten Gönnern eine kurze Nachricht zu geben, wie er seit seiner Ankunft in Lirias seine Zeit zugebracht.

Man erinnert sich vermuthlich noch, daſs die angenehme Laura schon damahls, da sie ihm in Gestalt einer Sylfide zum ersten Mahl erschien, sein Herz mit sich hinweg nahm, ohne daſs er selbst begreifen konnte wie es zuging. Man muſs gestehen, für einen Liebhaber, der sich in der ersten Wärme einer angehenden Leidenschaft befindet, war die Zerstreuung ziemlich stark, wozu ihn noch an dem nehmlichen Abend die Dame Teresilla verleitete. Allein in diesem Stücke war Pedrillo ein zweyter Biribinker. Wenn er gleich seiner ersten Liebe nur gerade so oft untreu ward als er Anlaſs dazu hatte, so schien es doch als ob jede neue Untreue seine Neigung nur desto stärker anfache, und er brauchte die wahre Beherrscherin seines Herzens nur wieder zu sehen, um auf einmahl zu vergessen daſs ihm eine andere hätte gefallen können. Bey so bewandten Umständen wird sich niemand wundern, daſs es wenig Mühe kostete, ihn einen oder zwey Tage von seinem Herrn entfernt zu halten. Laura, welche hierzu den ausdrücklichen Befehl ihrer Gebieterin hatte, fand die Vollziehung desselben desto leichter, da Pedrillo von dem Vergnügen sie zu sehen und mit ihr zu schäkern (wie er es nannte) so berauscht war, daſs er vielleicht in einer noch längern Zeit nicht an Don Sylvio gedacht hätte, wenn die Sylfide nicht selbst die erste gewesen wäre, ihn daran zu erinnern.

Die zärtliche Neigung, welche Pedrillo so glücklich gewesen war dieser jungen Nymfe einzuflöſsen, bewog sie, den Gelegenheiten nicht auszuweichen, wo sie mit ihm allein seyn konnte ohne Aufsehen zu machen oder vermiſst zu werden; und so geschah es, daſs sie an dem andern Tage seit seiner Ankunft, zu eben der Zeit, da die Herrschaft in einem Sahle des Garten-Pavillions sich mit Gesprächen unterhielt, und der gröſste Theil des Hauses des nachmittäglichen Schlummers pflegte, beide, ohne sich bestellt zu haben, und also von ungefähr, oder durch eine Wirkung der magnetischen Kräfte deren wir an einem andern Ort Erwähnung gethan haben, in einer dicht verwachsenen Laube des Labyrinths zusammen kamen. Die beiderseitige Absicht war, die Sieste hier zu machen; da sie aber einander eben so unverhoffت antrafen als Dido und der Trojanische Held in der berühmten Höhle, so war nichts natürlicher, als daſs sie, anstatt zu schlafen, sich zusammen setzten und mit einander schwatzten. Die Hitze wirkt nicht auf alle Leute gleich; und wenn schon die Naturkündiger beweisen, daſs ein groſser Grad derselben die Lebensgeister zerstreue und die Fibern abspanne, so war doch Pedrillo noch nie in einer Verfassung gewesen, die ihn zu einem gefährlichern Liebhaber hätte machen können als damahls. Laura ward es bald gewahr; und da sie, wider die Gewohnheit der Spanischen Kammermädchen, weder galant war noch die Spröde machte; so sah sie sich endlich genöthiget ihm zu verstehen zu geben, daſs ein Liebhaber sie durch nichts als durch seine Bescheidenheit von der Wahrheit seiner Liebe überzeugen könne. Die Furcht sie erzürnt zu haben that bey dem guten Pedrillo, was nach dem System der Naturkündiger die Hitze hätte thun sollen; er ward auf einmahl so schüchtern und demüthig, als der demüthigste von den Verehrern der Königin der Krystallinseln in *Ah! quel Conte.* und versprach ihr, wenn sie ihn nur nicht gar aus ihrer Gegenwart verbannen wollte, so zahm und unschuldig zu seyn als ein Lamm. Unter dieser Bedingung willigte die schöne Laura ein, ihn bey sich zu behalten, und damit sie seine Aufmerksamkeit auf ihre Reitzungen ein wenig zerstreuen möchte, vermochte sie ihn nach und nach durch Frag' und Antwort zu einer umständlichen Erzählung alles dessen, was ihm von der Geschichte seines jungen Herrn bekannt war. Sie erfuhr also den Umstand mit dem Bildniſs der bezauberten Prinzessin, und ersah aus der Beschreibung desselben, daſs es eben dasjenige Halsgeschmeide war, welches ihre Dame vor etlichen Tagen auf einer Spazierreise nach ihrem kleinen Arkadien verloren hatte. Sie entdeckte dieses dem Pedrillo, und auf die fernere Nachricht, auf was für eine Weise Don Sylvio desselben beraubt worden war, machte sie sich in Gesellschaft ihres neuen Freundes unverzüglich auf, es wieder herbey zu schaffen. Sie zweifelten nicht, daſs es sich in den Händen einer von den Bauerdirnen befinden würde, die auf den Schloſsgütern arbeiteten; und ihre Vermuthung traf richtig ein. Das Kleinod wurde gegen ein Geschenk von etlichen Maravedi's ausgeliefert, und noch an dem nehmlichen Abend der Donna Felicia eingehändiget, welche über die Nachrichten und Erläuterungen, die ihr Laura aus Pedrillo's Munde darüber gab, noch mehr Vergnügen empfand als über das Geschmeide selbst, ob es gleich von Werthe war. Sie glaubte nunmehr den Talisman in Händen zu haben, durch welchen die Entzauberung ihres geliebten Don Sylvio vollends zu Stande gebracht werden könnte, und setzte sich vor, den Gebrauch, den sie davon machen wollte, nicht länger als bis auf den folgenden Morgen zu verschieben.

Inzwischen wurde dem Pedrillo durch seine gebietende Dame Laura aufs nachdrücklichste eingeschärft, seinem Herrn nichts von diesem Geheimnisse zu sagen; und Pedrillo konnte es folglich kaum erwarten, bis er eine Gelegenheit erschleichen würde, die alte Beobachtung zu rechtfertigen: daſs kein gewisseres Mittel ist die Leute zu etwas anzuspornen, als wenn mans ihnen verbeut. Diese Gelegenheit zeigte sich gleich des folgenden Tages. Der Herr und der Diener waren beide verliebt, und schliefen folglich beide sehr wenig. Pedrillo wurde gewahr, daſs Don Sylvio mit anbrechendem Morgen in den Alleen des Gartens tiefsinnig hin und wieder ging; und weil Laura, die sonst genau auf ihn Acht gab, damahls vermuthlich noch in angenehmen Morgenträumen lag, so schlich er sich ganz leise aus dem Zimmerchen, das man ihm unter dem Dach eingeräumt hatte, hinab, und suchte seinen Herrn auf.

Don Sylvio hatte einen guten Theil der Nacht mit Betrachtungen zugebracht, welche den Feen nicht sehr günstig waren. Die Wahrheit zu sagen, seit dem kleinen Betruge, den ihm Don Gabriel mit dem Mährchen vom Prinzen Biribinker spielte, hatte sein Glaube an diese Damen und ihre Geschichtschreiber keine geringe Erschütterung erlitten. Die Geschichte des Herrn Biribinker kam ihm jetzt selbst so abgeschmackt vor, daſs er nicht begreifen konnte, wie er den Betrug nicht augenblicklich gemerkt habe. Er fand endlich, die wahre Ursache davon könne schwerlich eine andere seyn, als die Ähnlichkeit dieses Mährchens mit allen andern, und das Vorurtheil, das er einmahl für die Wahrheit der letztern gefaſst hatte. Er konnte sich selbst nicht länger verbergen, daſs, wenn auch die Ungereimtheiten im Biribinker um etwas weiter getrieben wären als in andern Mährchen, dennoch die Ähnlichkeit noch groſs genug sey, um ihm (zumahl in Betrachtung alles dessen was Don Gabriel und Don Eugenio dagegen eingewandt hatten) alle Mährchen ohne Ausnahme verdächtig zu machen. Unter dergleichen Betrachtungen war er endlich eingeschlafen, und nach einem Schlummer von drey Stunden, in welchem er an Einem fort von Donna Felicia geträumt hatte, war er wieder aufgestanden, um bey einem einsamen Spaziergang in der

Kühle des Morgens seine Betrachtungen über eine für ihn so wichtige Sache mit desto besserm Erfolge fortsetzen zu können.

Es währte eine geraume Zeit bis ihn Pedrillo fand; denn er hatte sich, indessen daſs sich dieser ankleidete und herunter stieg, in den Alleen des Labyrinths vertieſt, welches wegen seiner Gröſse und der Mannigfaltigkeit der Gänge, Sommerlauben, kleinen Lustwäldchen, Kaskaden, Griechischen Tempel, Pagoden, Bildsäulen und hundert andern Dingen, die geschickt waren ihm ein romantisches Ansehen zu geben, den angenehmsten Ort von der Welt ausmachte. Unser Held — der nicht länger zweifeln konnte, daſs alles dieses, so sehr es einer bezauberten Gegend gleich sah, ein Werk der Kunst sey, die, von einer dichterischen Einbildungskraft geleitet, aus der geschickten Verbindung der verschiedenen Schönheiten der Natur und der nachahmenden Künste ein so angenehmes Ganzes hervor zu bringen gewuſst habe — kam beym ersten Eintritt in diesen anmuthsvollen Hain auf den Gedanken: daſs die Fantasie vielleicht die einzige und wahre Mutter des Wunderbaren sey, welches er bisher, aus Unerfahrenheit, für einen Theil der Natur selbst gehalten. Er hatte diesem Gedanken schon eine ziemliche Weile mit dem Vergnügen, womit lebhafte

Geister eine neue Entdeckung zu verfolgen pflegen, nachgehangen, als er auf einmahl den Pedrillo ansichtig wurde, der hinter einem Gebüsche von wildem Lorber, das sich um die Ruinen eines kleinen Tempels herum zog, mit groſser Freude auf ihn zugelaufen kam. — Ie, guten Morgen, Herr Don Sylvio, schrie ihm dieser entgegen so bald er ihn erblickte, leben Sie auch noch? Sapperment! gnädiger Herr, man kriegt Sie ja den ganzen Tag nicht einen Augenblick zu sehen! Wenn ich nicht von der Jungfer Laura gehört hätte, daſs Sie noch da wären, ich hätte, verzeih' mirs Gott, denken mögen, die Feen hätten Euer Gnaden durch die Luft davon geführt. — Ich habe weit mehr Ursache mich über dich zu beschweren, versetzte Don Sylvio lachend: du muſst sehr von deiner Sylfide bezaubert seyn, weil ich dich seit dem Augenblick, da du bey Ankunft der Donna Felicia aus dem Sahle weggingst, nicht wieder zu sehen bekommen habe. — Gnädiger Herr, antwortete Pedrillo, ich glaube, Sie irren Sich nicht um die Hälfte, wenn Sie denken daſs ich bezaubert bin: man sagt, die Bezauberten essen und trinken nichts, ohne daſs sie um ein Quentchen magerer werden als sie gewesen sind; ich will gleich gehangen seyn, (aber verstehen Sie mich recht, nur an meines Mädchens Hals, meine ich) wenn ich seit vorgestern so viel gegessen habe als eine Fliege auf ihren Flügeln wegtragen könnte. Sehen Sie, wenn wir bey Tische sitzen, so sitze ich allemahl der Jungfer Laura gegen über, und da gaffe ich sie halt Eines Gaffens an, und da giebt es alle Augenblicke etwas andres, und da sehe ich ihr zu wie ihr das Essen so wohl ansteht, und gucke ihr in ihr kleines Maul; denn sie hat ein Maul voll Zähne daſs es eine Lust ist, so weiſs und gleich gesetzt wie eine Schnur Perlen, und — was ich sagte, da neckt sie mich alle Augenblicke, oder winkt mir oder tritt mich mit dem Fuſs oder macht etwas an ihrem Halstuche zu rechte; und mit all dem Spaſse vergäſs' ich, meiner Six, Essen und Trinken, wenn sie mir nicht zuweilen selbst einen Bissen ins Maul steckte. Und doch bin ich, wie Euer Gnaden sieht, so frisch und stark als ob ich mit dem Bel zu Babel in die Wette fräſse. Das macht die gute Gesellschaft! Beym Velten! man sieht Euer Gnaden auch keinen Mangel an: Sie sehen so frisch und rothbäckig wie ein Bräutigam; und doch wollt' ich wetten, daſs Euer Gnaden heute Nacht nicht viel geschlafen hat.

Das macht, wie du sagst, die gute Gesellschaft, erwiederte Don Sylvio: aber wie gefällt es dir denn in diesem Schlosse, Pedrillo? Wollen wir uns nicht bald wieder auf den Weg machen?

Auf den Weg machen? rief Pedrillo, indem er einen Sprung zurück that und seinem Herrn mit einer schelmischen Miene ins Gesicht sah; beym Element! wir wollen erst recht ankommen, ehe wir wieder ans Weggehen denken. Wir haben nicht so sehr zu eilen, gnädiger Herr! man trifft nicht hinter allen Zäunen ein Quartier an wie dieses; und hernach, wenn mirs Euer Gnaden nicht übel nehmen will, die Feen mögen sagen was sie wollen, so denk' ich halt, es ist doch immer besser unter Christenmenschen zu leben, als unter solchem Zaubervolk, unter Kobolden und Geistern, wo man nie gewiſs weiſs wen man vor sich hat. Die Dame Laura gefiel mir gleich das erste Mahl, ob ich sie schon für ein Sylfenmädchen ansah, ich kann Ihnen nicht sagen wie wohl; aber seitdem ich weiſs daſs sie eine gute Christin ist und Fleisch und Blut hat wie andere ehrliche Leute, und daſs sie weder Sylfin noch Gnomin, sondern Jungfer Laura, der gnädigen Frau Donna Felicia von Kardena ihr Kammermädchen ist, seitdem ist sie mir noch tausendmahl lieber. Mit Einem Wort, Herr Don Sylvio, ich hoffe, daſs es Euer Gnaden nicht Ernst war, dieses Schloſs schon wieder zu verlassen, wo es uns so wohl geht daſs wir es nicht besser wünschen könnten. Wenn es schon weder von Saffir noch Diamantsteinen gebaut ist, so ist es doch (wie mir Laura versichert hat) eines von den schönsten in der ganzen Gegend, und mir däucht, ich wollte mir mein Leben lang kein schöners wünschen, wenn ich an Euer Gnaden Platz wäre. Ich weiſs schon was ich weiſs, ob ich schon nicht dergleichen thue; aber man findet manchmahl mehr als man sucht, und ein Feldhuhn läſst sich wohl gegen einen Fasan vertauschen. Ich will nichts gesagt haben, aber denken Sie an mich, gnädiger Herr, ob wir nicht zwey oder drey Hochzeiten erleben ehe wir aus diesem Schlosse kommen; ich bitte Euer Gnaden Sich seiner Zeit daran zu erinnern, daſs ichs vorher gesagt habe.

Ich möchte doch wohl wissen, sagte Don Sylvio, was das für Geheimnisse sind, die dich, wie es scheint, so stark drücken, daſs du es kaum erwarten kannst, bis du dich ihrer erlediget hast!

Wenn mich Euer Gnaden für einen solchen Schwätzer ansehen, erwiederte Pedrillo, so hätte ich gute Lust, daſs ich meinen Kopf auch aufsetzte und Ihnen fein hübsch nichts sagte. Sie könnten Sich leicht einbilden, als ob ich nichts bey mir behalten könnte; und hernach hab' ich noch meine besondern Ursachen; und ich denke, Jungfer Laura hatte die ihrigen auch, da sie mir so scharf verbot daſs ich Ihnen nichts davon sagen sollte daſs die Prinzessin — Sapperment! Schier wäre mirs entwischt! aber ich ertappte mich selbst noch zu rechter Zeit. — Nur noch eine kleine Geduld, gnädiger Herr! Die Birnen fallen von sich selbst wenn sie reif sind; es werden, eh' es lange währen wird, seltsame Dinge an den Tag kommen. — Aber das muſs ich gestehen, gnädiger Herr, daſs Sie in einem glückseligen Zeichen geboren sind! Sapperment! es leben die Feen und die bezauberten Schmetterlinge! Denn das ist nun einmahl richtig, wenn wir nicht Narren gewesen wären und den blauen Schmetterling gesucht hätten — Mehr sag' ich nicht! Genug, daſs ich weiſs was ich weiſs, und daſs Euer Gnaden sehen daſs ich schweigen kann. Gelt? wenn ich ein solcher Plauderer wäre, wie Sie immer sagen, so hätt' ich es sauber bey mir behalten können, daſs wir das Bild zusammt der Prinzessin gefunden haben?

Was sagst du? unterbrach ihn Don Sylvio: du hast das Bildniſs meiner Prinzessin gefunden? Wo ist es, wo ist es?

Ich bitte Euer Gnaden um Vergebung, antwortete Pedrillo mit der gröſsten Gleichmüthigkeit von der Welt; ich habe kein Bildniſs, und ich sagte auch nicht daſs ich das Bildniſs Ihrer Prinzessin gefunden habe, und ich würde auch lügen, wenn ich das sagte —

Was plauderst du denn von einem Bild und von einer Prinzessin die man gefunden habe? sagte Don Sylvio.

Sie haben mich nicht recht verstanden, gnädiger Herr, erwiederte Pedrillo; das sagt' ich gewiſs nicht! denn das ist eben das Geheimniſs, sehen Sie; und weil ich nun einmahl versprochen habe, daſs ich nichts verrathen wollte, so soll es auch nicht aus meinem Munde kommen, und wenn Sie mir goldne Berge versprächen. Ich bitte Sie, gnädiger Herr, fragen Sie mich nicht; der Teufel ist ein Schelm, es könnte einem unversehens ein Wort entwischen — Kurz und gut, Herr Don Sylvio, ich sage so viel, wenn wir gewuſst hätten was ich jetzt weiſs, so hätte uns die Fee Rademante die Mühe dem blauen Schmetterlinge durch dick und dünn nachzulaufen, und eine gute Tracht Schläge die wir um seinetwillen bekommen haben, ersparen und uns fein sauber zu Hause lassen können. — Aber bin ich nicht ein Narr? Dann hätten wir unsere Prinzessin nicht gefunden — das ist auch wahr; und man mag sagen was man will, wenn sie gleich nur eine — Sachte! da war mirs beym Element! schon wieder auf der Zunge —

Was denn, du abgeschmackter Dummkopf? rief Don Sylvio ungeduldig. Entweder schweige gar, oder rede daſs man begreifen kann was du willst.

Sey ich ein Esel, Herr Don Sylvio, sagte jener, wenn ich selbst etwas davon begreife. Wenn man die Sache auf der einen Seite ansieht, so meinte man die Fee habe Sie nur zum besten gehabt; und doch ist es auf der andern Seite richtig daſs sie ihr Wort gehalten hat: das Bildniſs ist da, das hat seine Richtigkeit, und die Prinzessin ist auch da, ob sie gleich, eigentlich zu reden, weder ein blauer Schmetterling, noch, was man sagen möchte, eine Prinzessin ist. Der Henker mag dieſs verworrene Zeug aus einander lesen! Denn Etwas muſs man doch seyn, und wenn das Bildniſs — Ich weiſs selbst nicht was ich sagen wollte, der Kopf wird mir ganz warm davon wenn ich unsern Begebenheiten nachsinne. Daſs Feerey darin ist, das laſs' ich mir nicht ausreden! denn man kann es, meiner Six, mit Händen greifen, daſs sich das alles nicht von ungefähr so wunderlich zusammen fügen konnte. — Aber wenn ich recht sehe, so kommt dort die Prinzessin — Donna Felicia wollt' ich sagen! Sapperment! sie kommt eben recht; wenn sie nur eine Minute später gekommen wäre, so hätt' ich, glaub' ich selbst, mit all dem Plaudern zuletzt das ganze Geheimniſs ausgeplaudert.

Mit diesen Worten entfernte er sich von Don Sylvio, welcher, so bald er seine Schöne erblickte, auf einmahl der Neugierde vergaſs, die der geheimniſsvolle Pedrillo in ihm erregt hatte, und mit schnellen Schritten einen andern Gang einschlug, wo er ihr zu begegnen hoffte.

---

2. Kapitel.

Anfang der Entwicklung.

Wenn Verliebte einander ausweichen, so geschieht es gemeiniglich um eifriger gesucht und eher gefunden zu werden. Donna Felicia hatte, so bald sie unsern Helden erblickte, einen entgegen gesetzten Weg genommen, aber doch nicht ohne sich mehr als Einmahl umzusehen, und so bald sie sah daſs er sie suchte, lenkte sie unvermerkt in einen Gang ein wo er sie finden muſste. Beide schienen sich zu wundern, einander so früh im Garten anzutreffen; aber Donna Felicia war nicht so aufrichtig die wahre Ursache davon zu gestehen als Don Sylvio. Sie schützte die Annehmlichkeit des Morgens vor, da hingegen dieser ganz offenherzig bekannte, daſs er sich um keiner andern Ursache willen so früh in den Garten begeben habe, als seinen Gedanken desto freyer nachzuhängen. Ein viel bedeutender Blick, den er bey diesen Worten auf sie heftete, und ein übel verhehlter Seufzer ergänzten und bestimmten was darin undeutlich war; aber Donna Felicia, die es nichts desto besser verstand oder doch nicht so thun wollte, lenkte die Unterredung auf die Feen, indem sie ihn fragte, ob ihm die Geschichte des gestrigen Abends nicht im Traume vorgekommen sey? Ich für meine Person gestehe Ihnen, sagte sie, daſs ich die ganze Nacht durch in des Wallfisches Bauche herum gewandert bin; und wenn Sie neugierig sind mehr davon zu wissen, so kann ich Ihnen vielleicht Nachrichten geben, die Ihnen nicht gleichgültig seyn werden.

Don Sylvio antwortete ihr hierauf mit dem ganzen Ernst eines Liebhabers von siebzehn Jahren, daſs, da er, seitdem er sie zum ersten Mahle gesehen, wachend nichts anders sehe als sie, seine Seele sich im Traume noch weniger mit einem andern Gegenstande beschäftigen könne. Er gestand auch, daſs das was in ihm vorgehe seitdem er sie kenne, ihn beynahe gänzlich überzeuge, daſs es keine andere Bezauberung gebe als die Liebe. O! warum kann ich keine Worte finden, rief er, Ihnen eine Beschreibung davon zu machen! Sie haben mir ein neues Wesen gegeben. Ihre Gegenwart verbreitet einen Glanz um mich her, der die ganze Natur in meinen Augen schöner und rührender macht; ich glaube in einer andern Welt zu seyn; alles was ich sehe, scheint mir einen Wiederschein Ihrer Reitzungen entgegen zu werfen; die leblosesten Dinge scheinen beseelt und athmen den Geist der Liebe aus! selbst abwesend bleibt eine Spur an jedem Orte, wo ich Sie gesehen habe, zurück, und ich glaube es zu fühlen, daſs Sie auch unsichtbar noch immer gegenwärtig sind.

Don Sylvio, unterbrach ihn Felicia mit einem zärtlichen Blicke der sich unter einem scherzhaften Lächeln zu verbergen suchte; nöthigen Sie mich nicht Ihnen zu sagen, daſs Sie in den Poeten wenigstens so belesen sind als der Prinz —

O nennen Sie ihn nicht, Donna Felicia! rief Don Sylvio — den diese Worte, so wenig sie böse gemeint waren, so sehr bewegten daſs ihm die Thränen in die Augen traten — beleidigen Sie die Aufrichtigkeit meiner Seele nicht durch eine Vergleichung, die ich so wenig verdiene! Ich sage Ihnen nichts als was ich erfahre, und ich wünschte, es Ihnen in einer Sprache sagen zu können, die nicht so weit unter der Wahrheit meiner Empfindungen wäre. Was ich empfinde, seitdem ich Sie sehe, ist unendlich weit von den Schwärmereyen einer erhitzten Fantasie unterschieden. Ihr erster Anblick hat das ganze

Feuer meiner Einbildungskraft ausgelöscht; ich erinnere mich meines vorher gehenden Lebens nur wie eines eiteln Traumes; von dem glücklichen Augenblicke, da ich Sie zum ersten Mahle sah, fängt sich mein wahres Daseyn an, und o möchte es — Hier hielt der allzu schüchterne Jüngling inne, und lieſs einen Blick, der bis in die Seele der schönen Felicia drang, vollenden was er nicht kühn genug gewesen war auszusprechen.

Vielleicht könnt' ich, erwiederte Donna Felicia, Sie mit gutem Grunde beschuldigen, daſs Sie nicht so ganz aufrichtig gegen mich sind als Sie mich bereden wollen; aber ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, und ich bin auch nicht dazu berechtiget. Sie haben mir die Ehre angethan, Don Sylvio, mich für eine Fee zu halten; erlauben Sie mir, Ihnen eine Probe zu geben, daſs ich Ihrer Radiante wenigstens in Einem Stücke gleiche: sehen Sie hier das Bildniſs Ihrer Geliebten, das Sie verloren haben; mit Vergnügen stell' ich es seinem rechtmäſsigen Eigenthümer wieder zu. Mit diesen Worten gab sie ihm die Perlenschnur mit dem Bildniſs, und ergetzte sich nicht wenig an der Bestürzung, in welche sie ihn durch ein so unerwartetes Geschenk setzte. Er nahm es mit zitternder Hand, er sah es an, dann betrachtete er Donna Felicia, sah das

Bildniſs wieder an, und rief endlich aus: Woher auch dieses Bildniſs sey oder wen es vorstelle, so sagt mir mein Auge, daſs es das Ihrige ist, und mein Herz, daſs es alle die Gewalt, die es über mich hatte, allein von dieser wunderbaren Ähnlichkeit mit Ihnen empfangen hat. Ich erhielt es nicht aus den Händen einer Fee, wie Sie sagten: ich fand es in dem Walde der an den Park von Rosalva grenzt. Dieser Umstand, und daſs es, nachdem es mir geraubt worden, wieder in Ihre Hände gekommen ist, scheint ein Geheimniſs zu verbergen. Erklären Sie mir es, schönste Felicia: es ist ganz gewiſs Ihr eignes Bildniſs; so bald ich es sah, bemeisterte es sich meiner ganzen Seele; ich fühlte es an der unaussprechlichen Liebe, die es mir einflöſste, daſs es diejenige vorstellte die mich allein glücklich machen kann; mein Herz erkannte den Gegenstand aller seiner Wünsche darin. Aber o wie unendlich lebhafter war diese Empfindung, da ich das Urbild erblickte! — Nehmen Sie Sich in Acht, sagte Donna Felicia lächelnd; Ihr Herz könnte Ihnen einen kleinen Streich gespielt haben: ich versichere Sie, daſs dieses Bildniſs, ungeachtet der Ähnlichkeit die Sie zu sehen glauben, nicht das meinige ist.

Sie waren unter diesen Gesprächen immer fortgegangen, und befanden sich, indem Felicia dieſs sagte, bey dem Pavillion. Sie bemerkte die Verlegenheit, in welche ihre Versicherung den guten Don Sylvio setzte, ob er gleich immer fortbehauptete, daſs er in diesem Bildniſs, es möchte nun auch vorstellen sollen wen es wollte, niemand als sie selbst geliebt habe. Er schrieb es der Wirkung einer geheimen Vorempfindung zu, ob er gleich gestand, daſs ihm die Umstände, worin er es bekommen habe, noch immer ein Räthsel seyen.

Donna Felicia konnte nicht so grausam seyn, ihn länger in einer Verwirrung zu lassen, die zu nichts hätte dienen können als ihre Eitelkeit zu vergnügen. Sie führte ihn also durch den Sahl des Pavillions in ein Kabinet, bey dessen Öffnung ihm sogleich zwey groſse Bildnisse in Lebensgröſse in die Augen fielen, welche neben einander hingen und einander so vollkommen ähnlich waren, daſs man sie durch nichts anders unterscheiden konnte, als eine kleine Verschiedenheit des Kolorits, die nur dem schärfsten Kenner merklich seyn konnte. Eines von diesen Bildnissen ist das meinige, sagte sie; rathen Sie, Don Sylvio, welches von beiden. — Beide sinds, rief Don Sylvio, denn es däucht mich augenscheinlich, daſs dieses hier eine Kopey von jenem ist. — Sie irren Sich, Don Sylvio, erwiederte Felicia;

dieses hier, welches Sie für das meinige ansehen, ist wenigstens sechzig Jahr älter. Es stellt meine Groſsmutter Donna Dorothea von Iutella vor, wie sie in einem Alter von sechzehn Jahren aussah. Hier, fuhr sie fort, indem sie ihm ein kleines Mignaturgemählde wies, das unter dem groſsen Porträt hing, sehen Sie ein andres, das ungefähr um die nehmliche Zeit von ihr gemacht wurde; es ist dem gröſsern vollkommen ähnlich; und nach diesem wurde das kleine Bildniſs gemahlt, das die Gelegenheit zu einer so seltsamen Intrigue gegeben hat. Die auſserordentliche Ähnlichkeit, die mein Vater zwischen mir und Donna Dorothea fand, bewog ihn, mich, da ich sechzehn Jahr alt war, in der nehmlichen Kleidung und Stellung abmahlen zu lassen; und jedermann sagt, daſs mein Bild mir eben so vollkommen gleiche als meiner Groſsmutter. Mein Groſsvater, der seine Gemahlin auſserordentlich liebte, lieſs das kleine Gemählde machen das in Ihre Hände gekommen ist, und pflegte es nach der Mode seiner Zeit an einer goldnen Kette zu tragen. Er hinterlieſs es meiner Mutter, und da es von dieser auf mich kam, so hing ich es an diese Perlenschnur, und trug es so lange als ein Halsgeschmeide, bis ich es vor etlichen Tagen in dem nehmlichen Walde verlor, wo Sie es bald darauf gefunden haben müssen. Dieſs ist die Entwicklung des ganzen Knotens, und nun (setzte sie lächelnd hinzu) überlasse ich Ihnen, da die Groſsmutter und die Enkelin gleich viel Recht an Ihre Neigung hat, für welche von beiden Sie Sich erklären wollen.

Don Sylvio war vor Freude über eine so glückliche Entwicklung auſser sich. Er warf sich zu ihren Füſsen, und sagte ihr, in der rührenden Unordnung welche die wahre Beredsamkeit der Liebe ist — Sachen, die unsern werthen Lesern eben so thöricht vorkommen würden, als sie der selbst gerührten Donna Felicia angenehm waren. In der Verfassung, worin ihr eigenes Herz war, hört man einem Liebhaber wie Don Sylvio so gern zu, daſs es eine ziemliche Weile währte bis sie sich besann, daſs sie seiner Entzückung Einhalt thun, müſste. Sie bat ihn also aufzustehen, und ihr in den Sahl zu folgen, wo sie ihre Unterredung bequemer fortsetzen könnten.

Don Sylvio erzählte ihr jetzt sein ganzes Feenmährchen, die Geschichte des Sommervogels, und die Erscheinung der Fee Radiante; und er gestand desto williger, daſs seine mit Feen-Wundern angefüllte Einbildungskraft einen groſsen Antheil an diesem vermeinten Gesichte gehabt habe, da ihm Donna Felicia sehr gern erlaubte, die andere Hälfte auf die

Rechnung einer geheimen Divinazion oder Vorwissenschaft seiner Seele zu schreiben, der es ahnete daſs er in kurzem das Urbild dieses geliebten Schattenbildes finden würde. Wenn die Feen auch nur Geschöpfe unserer Einbildungskraft sind, sagte er, so werde ich sie doch immer als meine gröſsten Wohlthäterinnen ansehen, da ich ohne sie noch immer in der Einsamkeit von Rosalva schmachtete, und vielleicht auf ewig der Glückseligkeit entbehrt hätte diejenige zu finden, die mein verlangendes Herz, seitdem es sich selbst fühlt, zu suchen schien.

Er fuhr nunmehr fort, mit der völligen Begeisterung eines wahrhaftig eingenommenen Liebhabers der aufmerksamen Felicia seine Empfindungen abzuschildern; und diese junge Dame fand sich unvermerkt so sehr davon gerührt, daſs sie, ihres Anfangs gefaſsten Vorsatzes uneingedenk, sich nicht enthalten konnte ihm zu erzählen: wie sie ihn in der Rosenlaube schlafend gefunden und von diesem Augenblick an sich nicht habe erwehren können, an diesem Unbekannten einen Antheil zu nehmen, der ihr die Gesinnungen, die ihr Bildniſs und sie selbst ihm eingeflöſst, desto angenehmer mache. Dieses Geständniſs setzte unsern Helden in eine Entzückung, welche er eine geraume Zeit durch nichts anders ausdrücken konnte, als daſs er sich zu ihren Füſsen warf und ihre schönen Hände, eine nach der andern mit Küssen überdeckte, in welchen er seine Seele hätte aushauchen mögen. Für eine zärtliche Schöne von Feliciens Alter ist vielleicht nichts gefährlicher als der Anblick der Glückseligkeit, womit ihre ersten Gunstbezeigungen ihren Liebhaber berauschen; und man muſs gestehen, die Gefahr ist nichts desto kleiner, wenn dieser Liebhaber so jung, so schön und so feurig ist, als es Don Sylvio war.

Aus dieser Betrachtung, hoffen wir, werde man es der liebenswürdigen Felicia zu gut halten, daſs sie vielleicht zu viel Nachsicht mit ihrem ekstatischen Anbeter trug. In dieser süſsen Trunkenheit der Seele, da sie, ganz in Liebe und Wonne aufgelöst, die lebhaftesten Ausdrücke ihrer Empfindung noch zu schwach findet, kann man ohne Unbilligkeit nicht fordern, daſs sie geschickt seyn soll sich völlig in dem Gleichgewichte zu erhalten, welches uns die Weisheit der Moralisten vorschreibt. Diese erhabenen Leute fordern freylich mit Recht daſs man nicht zu viel thun solle; aber die Frage ist, was in dem Falle, wovon wir reden, zu viel sey? — und durch was für, bisher noch unbekannte, Mittel möglich sey, Weisheit und Liebe in so genauen Parallellinien fortlaufen zu machen, daſs sich diese niemahls von jener entfernen könne?

Für ein paar junge Leute, wie Don Sylvio und die schöne Felicia in der vorbemeldeten Verfassung ihres Herzens waren, ist die Zeit keine Folge von Augenblicken, sondern ein einziger unbeweglicher Augenblick, welcher ganze Jahre unbemerkt verschlingen würde, wenn sie nicht von äuſserlichen Ursachen oder der Erschöpfung ihrer eigenen Lebensgeister aus einer so zauberischen Entzückung aufgeweckt würden. Sie befanden sich noch so wenig in dem letztern Falle, daſs sie sehr erstaunt waren, von der Dame Laura zu vernehmen daſs es schon Zeit zum Frühstücken sey. Dieser Anzeige zu Folge wurde beliebt, daſs sich Don Sylvio auf eine kleine Weile beurlauben sollte; und so wenig hatte ihn das Anschauen seiner geliebten Felicia in vier ganzen Stunden sättigen können, daſs es ihm fast unmöglich schien, sich nur auf etliche Augenblicke davon los zu reiſsen.

Eine Weile darauf fand sich die ganze kleine Gesellschaft beym Theetische der Donna Felicia zusammen. Don Eugenio und Don Gabriel bewunderten die sichtbare Verwandlung nicht wenig, die mit unserm Helden vorgegangen war. Der erste hatte sich schon mit einer ganzen Rüstung von Gründen gewaffnet, um die Feen aus ihren Verschanzungen in seinem Gehirn heraus zu treiben; allein er fand zu nicht geringer Beschämung seiner Filosofie gar bald, daſs alle Arbeit schon verrichtet war, und muſste sich selbst gestehen, daſs ein Paar schöne Augen in etlichen Minuten stärker überzeugen und schneller bekehren, als die Akademie, das Lyceum und die Stoa mit vereinigten Kräften kaum in eben so viel Jahren zu thun vermöchten.

---

3. Kapitel.

Abermahlige Entdeckungen.

Die Geſellſchaft hatte ſich nach genommenem Frühſtück in den Bücherſahl begeben, wo Don Gabriel ſich eben beſchäftigte ſeinem jungen Freund und den Damen verſchiedene fyſiſche Experimente vorzuzeigen, als man eine Art von Kutſche über den Schloſshof rollen hörte, welche die Aufmerkſamkeit der Schüler unſers Filoſofen unterbrach. Man denke wie angenehm die Beſtürzung des Don Sylvio war, da er nach einer kleinen Weile ſeine geliebte Tante Donna Mencia aus dem Wagen ſteigen ſah.

Damit einem künftigen Kunſtrichter, welcher ſich vielleicht die rühmliche Mühe geben wird, dieſes unſer Werk gegen den tadelſüchtigen Zahn des Zoilus und ſeiner Brüder — nehmlich, aller und jeder, welche ſich, zu empfindlicher Kränkung unſerer gerechten väterlichen Liebe zu dieſem Kinde unſers Witzes, unterfangen mögen die Mängel und Gebrechen deſſelben boshafter Weiſe aufzudecken — zu ſchützen, — damit, ſagen wir, dieſem gelehrten und vortrefflichen Manne (dem wir hiermit für seine groſsmüthige Bemühung zum voraus öffentlichen Dank abstatten) wenigstens die Arbeit erspart werde, (denn er wird ohne dieſs genug zu thun finden) uns gegen den Vorwurf zu vertheidigen, als ob wir, wider alle Wahrscheinlichkeit, die weise und ehrwürdige Donna Mencia wie einen *Deum ex machina* in einer mit zwey ausgemergelten Dorfkleppern bespannten Kalesche nach Lirias geschleppt hätten, ohne eine bessere Ursache davon anzugeben als weil wir ihrer daselbst vonnöthen haben; so sehen wir uns genöthigt, dem geneigten Leser, ehe wir weiter gehen, zu sagen: daſs diese unerwartete Erscheinung in der That nicht auf unsern Antrieb, sondern auf Veranlassung des berühmten Barbiers bewerkstelligt worden, der in dieser Geschichte schon mehr als Einmahl aufgetreten ist. Dieser hatte bey einem abermahligen Besuche, den er Tages zuvor seinem Pazienten zu Lirias machte, die Ankunft des Don Sylvio, und durch die Waschhaftigkeit des verschwiegenen Pedrillo verschiedene kleine Umstände erfahren, die ihn auf die Vermuthung brachten daſs ein Geheimniſs hinter der Sache stecke. Mit diesen Neuigkeiten war Meister Blas spornstreichs nach Rosalva gerannt, wo man bereits Anstalt machte unsern Helden in allen benachbarten Orten aufsuchen zu lassen.

Donna Mencia war dadurch in keine mittelmäſsige Unruhe gesetzt worden: denn da die Verbindung ihres Neffen mit der schönen Mergelina eine Klausel war, ohne welche die ihrige mit dem Herrn Rodrigo Sanchez von sich selbst zerfiel; so konnte sie unmöglich gleichgültig bleiben, als ihr Meister Blas mit einer geheimniſsvollen Miene in die Ohren zischelte, daſs, so viel er aus allen Umständen abnehmen könne, Don Sylvio nicht umsonst zu Lirias seyn müsse. Kurz, sie hatte die Sache wichtig genug gefunden, ihn in eigener Person zu reklamieren; und wenn man noch die tiefe Verachtung dazu nimmt, die ihr das graue Alterthum ihres eigenen Hauses gegen den neuen Adel einflöſste, so wird man sich vorstellen können, daſs die Miene, die sie beym Eintritt in das Schloſs zu Lirias machte, keine von den angenehmsten war. Allein wie sie vollends eine für ihren Neffen so gefährliche Gesellschaft sah, als Donna Felicia und Jacinte nach ihren bekannten Grundsätzen waren: so stieg ihr Unmuth auf einen Grad, der ihrem Gesichte (welches ohnehin geschickter war die Strenge der Tugend als ihre Schönheit auszudrükken) ein so furienmäſsiges Ansehen gab, daſs ihr zu ihrer hagern Gestalt nur noch etliche Schlangen um den Kopf und eine Fackel in der Hand fehlten, um eine von den grinsenden Grazien der Hölle vorzustellen. Allein da sie, aller dieser Annehmlichkeiten ungeachtet, die Tante des Don Sylvio war, so wurde sie auf eine so ehrerbietige und verbindliche Art empfangen, daſs sie sich genöthigt sah, das Fürchterliche und Drohende, womit sie ihr Angesicht bewaffnet hatte, um etliche Grade zu mildern; ja die feine Gestalt des Don Eugenio besänftigte sie endlich so sehr, daſs die beiden Damen, die sich auf den ersten Blick, den sie ihnen verlieh, gegen das andere Ende des Sahls zurück gezogen hatten, wieder Muth faſsten, und sich allmählich dem Sofa, wo Donna Mencia auf Bitten des Don Eugenio sich niedergelassen, näherten; doch nicht ohne die Vorsicht, daſs sie ihre Plätze nahe genug bey der Thür nahmen, um im Nothfall sich durch eine schleunige Flucht retten zu können. Donna Mencia eröffnete nach einer kurzen Vorrede die Ursache warum sie da sey, und bezeigte keine kleine Verwunderung, was die Ursache seyn könne, daſs sie ihren Neffen zu Lirias finde. Don Eugenio antwortete ihr, daſs er dieses Vergnügen einem bloſsen Zufalle schuldig sey, und erzählte hierauf, mit Auslassung einiger Nebenumstände, die Begebenheit, wobey ihm der tapfere Beystand des Don Sylvio den wichtigsten Dienst geleistet hatte. Donna Mencia bezeigte ihre Zufriedenheit darüber, daſs sich ihr Neffe bey einer so schönen Gelegenheit des ritterlichen Blutes, das in seinen Adern floſs, würdig bewiesen, in solchen Ausdrücken, daſs Jacinte sich aufgemuntert fand, ihren Antheil zum Lob unsers Helden beyzutragen.

Die erhabene Mencia lieſs sich jetzt zum ersten Mahl herab, dieses kleine Geschöpf mit einem zerstreuten Blick anzusehen. Wir haben schon bemerkt, daſs Jacinte weder die Gröſse, noch die Regelmäſsigkeit der Züge, noch die vollkommene Feinheit der Gesichtsfarbe hatte, die zu einem gerechten Anspruch an das Prädikat der Schönheit gehören; die ungemeine Anmuth ihrer Bildung und ihrer ganzen Person war alles, was sie beym ersten Anblick gefällig machte: und da Donna Mencia, was die Annehmlichkeit betrifft, vollkommen mit sich selbst zufrieden war, und über das noch den Vorzug einer majestätischen Gröſse vor ihr hatte; so machte dieſs alles susammen genommen, daſs Jacinte Gnade vor ihren Augen fand. Nach und nach beehrte sie dieselbe sogar mit einer Art von Aufmerksamkeit, und machte so eben die Anmerkung, daſs sie noch niemand gesehen habe, der sie so lebhaft an ihre verstorbene Schwägerin, Donna Isidora, erinnere, wie dieses junge Frauenzimmer: als Don Sylvio (der sich nicht getraut hatte ihr gleich unter die Augen zu kommen) mit Don Gabriel in das Zimmer trat. Das Lob, welches er kurz zuvor erhalten hatte, die gute Art womit er sie begrüſste, und vielleicht auch die Figur seines Begleiters, (die eine von denen war, womit man wenig Mühe hatte sich ein günstiges Auge von ihr zu erwerben) thaten eine so gute Wirkung, daſs Don Sylvio besser empfangen wurde als er gehofft hatte. Don Gabriel kannte den Karakter der Dame von langem her; und da er boshaft genug war, ihr die schönsten Dinge von der Welt in der Modesprache der Zeiten Karls des Zweyten vorzusagen, so sah er sich, zu groſser Belustigung der übrigen Gesellschaft, unvermerkt mit der kurzweiligen Rolle eines erklärten Verehrers und Günstlings beladen. Jedermann trug das seinige bey, sie durch schwülstige Lobsprüche und Komplimente im Geschmack des Amadis de Gaule zu unterhalten; die Herren hatten für niemand Augen als für sie, und die jungen Damen affektierten ein so schüchternes und kindisches Wesen, daſs sie aufgemuntert wurde sich selbst um zwanzig Jahre jünger anzusehen. Sie that es auch, und wurde wirklich nach und nach so munter, so gesprächig und so tändelnd, daſs es — kaum auszuhalten war.

Man hatte diese Komödie bereits eine gute Weile gespielt, und die nochmahlige Anmerkung, welche Donna Mencia über die Ähnlichkeit der Jacinte mit Donna Isidora von Rosalva machte, hatte sie in eine umständliche Erzählung ihrer eigenen jugendlichen Begebenheiten verwickelt: als man plötzlich ein groſses Geschrey und Getümmel hörte, das sich die Treppe herauf zu ziehen schien. Man unterschied gar bald die Stimme des Pedrillo, und einen Augenblick darauf zeigte er sich persönlich, oder vielmehr er stürmte ohne die geringste Achtung für die hohen Herrschaften in das Zimmer hinein und schrie: Freude über Freude, gnädiger Herr, Tintin ist gefunden, Tintin ist wieder da! — Meiner Six, ich kannte die verfluchte Karabosse beym ersten Anblick auf funfzig Schritte! aber sie will ihn nicht hergeben; sie hat ihn nicht gestohlen, sagt sie, und hängt mir noch lose Reden an; — ich möchte sie vor einer so ehrbaren Gesellschaft nicht wiederhohlen: aber sapperment, ich blieb ihr nichts schuldig! Wurst wider Wurst! Ich wusch ihr das Maul wie sichs gehörte. Die alte Vettel! sie hat ihn nicht gestohlen, sagt sie; sie will ihn niemand als Euer Gnaden selbst in die Hände geben, sagt sie; sie will für den T** daſs man sie selbst vor den gnädigen Herrn Don Eugenio lassen soll. Und da sagt' ich: Es ist Gesellschaft da, man hat keine Zeit sich von dir in die Hände gucken zu lassen, sagt' ich, man weiſs schon alles was man wissen soll; gieb du nur den kleinen Tintin her und packe dich, oder beym Sapperment! sagt' ich, ich will dir alle die Maulschellen und Stöſse und Fuſstritte dreyfach wieder geben, die ich vorgestern auf deine oder deiner Gevatterin, der alten Fanferlüschin, ihre Anstiftung gekriegt habe, sagt' ich. Aber es half alles nichts; und sie würde mit Gewalt in das Zimmer hinein gedrungen seyn, wenn ich sie nicht beym Flügel gekriegt und über sechs oder acht Stufen die Treppe hinunter geschmissen hätte.

Wovon ist denn die Rede, mein Freund? fragte Don Eugenio. Wer ist die alte Frau? Sagt sie denn nicht was sie anzubringen habe? — Gnädiger Herr, antwortete **Pedrillo**, wer sie ist das wird sie selbst am besten sagen können: mein gnädiger Herr Don Sylvio behauptete für den Deixel, daſs es die Fee Karabosse sey; aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, so glaube ich, daſs sie, mit Respekt vor Euer Gnaden zu sagen, eine Zigeunerin ist.

Don Eugenio hörte kaum das letzte Wort, als er hastig von seinem Sitz auffuhr und zum Zimmer hinaus eilte. Die Zigeunerin konnte vielleicht diejenige seyn die er suchte, und zu gutem Glück betrog er sich dieſsmahl nicht in seiner Hoffnung.

Die vermeinte **Karabosse**, welche unsern Helden des Morgens nach seiner Entweichung im Walde angetroffen hatte, war eben diese Zigeunerin, welche wir eine Hauptperson in der Geschichte der Jacinte haben vorstellen sehen. Der Leser erinnert sich vielleicht noch, daſs der unbescheidene Vorwitz des Korregidor von Sevilla diese würdige alte Dame genöthigt hatte, sich so weit als möglich von dieser Hauptstadt zu entfernen. Zum Unglück waren ihr Nahme, ihre Person und ihre Verdienste in jeder andern Provinz von Spanien so rühmlich bekannt, daſs sie nicht wuſste wohin sie fliehen sollte, um nicht dem nehmlichen Schicksal, dem sie entgehen wollte, in die Hände zu laufen. In dieser Noth fiel ihr Jacinte ein, von der sie durch eine von ihren alten Freundinnen erfahren hatte, daſs sie auf dem Theater zu Grenada im Besitz der allgemeinen Bewunderung sey. Sie machte sich so unkenntlich als sie konnte, und kam an dem nehmlichen Tage in Grenada an, da Jacinte abgereiset war. Sie erfuhr von einer Schauspielerin alles und einen guten Theil mehr als das, was man von des Don Eugenio Neigung und Absichten für diese Schauspielerin wuſste. Diese Nachricht zeigte ihr ein Mittel, sich durch den Dienst, den sie im Stande war diesem jungen Kavalier zu leisten, einen Beschützer und eine sichere Zuflucht zu verschaffen. Sie eilte also so sehr sie konnte, um noch vor Jacinten zu Valencia anzukommen; und sie war eben auf dieser Reise begriffen, als sie von ungefähr mit unserm Abenteurer zusammen kam. Einige Meilen über Xelva traf sie durch einen ähnlichen Zufall in dem Wirthshause, wo sie übernachtete, einen Verwalter des Don Eugenio an, der im Begriff war, von einem Gute, welches sein Herr in der Nähe von Valencia hatte, nach Lirias abzugehen. Von diesem erfuhr sie, daſs sie nichts zu thun hätte als wieder umzukehren, wenn sie seinen Herren sprechen wollte; und da sie ihm Sachen von der äuſsersten Wichtigkeit zu entdecken haben wollte, so war der Verwalter so höflich ihr seine Gesellschaft anzubieten. Sie kam also zu Lirias an, und das Schicksal wollte daſs es gerade zu einer solchen Zeit geschah, da die Anwesenheit der Donna Mencia ihre Entdeckungen gültig machen konnte.

Don Eugenio kam in wenigen Augenblikken mit der Zigeunerin zurück. Hier bringe ich Ihnen, sagte er zu Donna Mencia, eine Frau, die sich dafür ausgiebt, daſs sie Euer Gnaden eine verlorne Nichte wieder zustellen könne. Die liebenswürdige Jacinte that vor Bestürzung einen Schrey, wie sie ihrer Pflegemutter ansichtig wurde; und diese fiel, so bald sie Donna Mencia erblickte, zu ihren Füſsen, und bat um Verzeihung einer groſsen Übelthat, deren sie sich gegen diese Dame schuldig bekannte. Sie erzählte hierauf mit allen Umständen des Orts und der Zeit, auf was für eine Weise es ihr geglückt sey, ihre Nichte Donna Serafina als ein dreyjähriges Kind wegzustehlen; daſs das junge Frauenzimmer, welches sie so glücklich sey unter dem Nahmen Jacinte in dieser Gesellschaft wieder zu finden, eben diese Donna Serafina sey, und daſs sie zu dessen vollgültigem Beweise eine kleine goldne Kette mit einem Kreuz aufbewahrt habe, welches die kleine Serafina damahls am Halse getragen.

Man kann sich die Gemüthsbewegungen, die eine so glückliche Entdeckung in unserer Gesellschaft erregen muſste, leichter vorstellen als sie sich beschreiben lassen. Don Eugenio, der vor Freude auſser sich war, würde der Zigeunerin gern allen Beweis ihrer Aussage geschenkt haben. Aber Donna Mencia war nicht so voreilig. Sie examinierte die Zigeunerin über die kleinsten Umstände der Entführung mit der schärfsten Genauigkeit; und als sie durch ihre Antworten völlig befriediget war, betrachtete sie auch die Halskette, die sie für eben diejenige erkannte, womit sie selbst der kleinen Serafina ein Geschenk gemacht hatte, als sie von dem alten Don Pedro ihrer Aufſicht übergeben wurde. Kurz, nach einer Untersuchung die über eine halbe Stunde dauerte, wurde Jacinte für Donna Serafina von Rosalva erkannt, und in dieser Qualität von ihrer Tante und von unserm Helden mit so vieler Zärtlichkeit umarmt, als jede dieser beiden Personen fähig war. Diese Entdeckung verbreitete eine auſserordentliche Freude durch das ganze Haus; und Don Eugenio, welcher die seinige über die ganze Natur hätte ausgieſsen mögen, ertheilte sogleich Befehl, noch diesen Tag und etliche folgende durch alle nur ersinnliche Freudenbezeigungen zu Festtagen zu machen.

4. Kapitel.

Beschluſs dieser Geschichte.

Wir haben nunmehr, geneigter Leser, die Geschichte unsers Helden bis zu einem Zeitpunkte fortgeführt, wo sie aufhört wunderbar zu seyn, oder, welches eben so viel ist, wo sie in den ordentlichen und allgemeinen Weg der menschlichen Begebenheiten einzuschlagen anfängt, und also aufhört zu den Absichten geschickt zu seyn, welche wir uns in diesem Werke vorgesetzt haben. Don Sylvio, der nunmehr keine andere Feen erkennt als seine angebetete Felicia, und keine andere Bezauberung als die aus ihren Augen entspringt, ist auf dem Wege, glücklich, seines Glückes würdig, und, wenn er anders (wie wir hoffen) lange genug lebt, mit der Zeit auch sogar weise zu werden. Wir könnten ihn also in so angenehmen Umständen mit bestem Fug seiner Liebe und seinem glücklichen Gestirn überlassen, wenn wir nicht vermuthlich einige Leser oder Leserinnen hätten, die zu träge sind, sich die gänzliche Entwicklung dieser wundervollen Geschichte, so leicht sie auch zu errathen ist, ohne unser Zuthun selbst vorzustellen. Diesen melden wir also, daſs noch an eben diesem Tage Don Sylvio seiner gnädigen Tante sowohl von den Verdiensten, welche sich Don Eugenio um seine wieder gefundene Schwester gemacht, und von ihrer gegenseitigen Neigung, als von dem wunderbaren Anfang und glücklichen Fortgang seiner eigenen Leidenschaft für die schöne Felicia von Kardena, umständliche Nachricht gab. Es kostete wenig Mühe, die Einwilligung dieser Dame (bey welcher der Stolz über eine gewisse andere Leidenschaft ordentlicher Weise die Oberhand hatte) zu der doppelten Verbinbindung, die ihr von Don Eugenio und von ihrem Neffen vorgeschlagen wurde, zu erhalten. Sie erröthete nun vor sich selbst, daſs hundert tausend Thaler sie fähig gemacht hatten, einen Prokurator von Xelva und seine miſsgeborne Nichte einer Verbindung mit ihrer Familie würdig zu achten: und da sie eine gute Rechnerin war, so fand sie, daſs mit vierzig tausend Thalern jährlicher Einkünfte, welche Donna Felicia ihrem geliebten Don Sylvio zubrachte, der Glanz ihres Hauses viel besser wieder hergestellt werden könne. Diese Überzeugung wurde nicht wenig durch einen Artikel der Ehestiftung ihres Neffen befördert, worin ihr, so lange sie lebte, eine jährliche

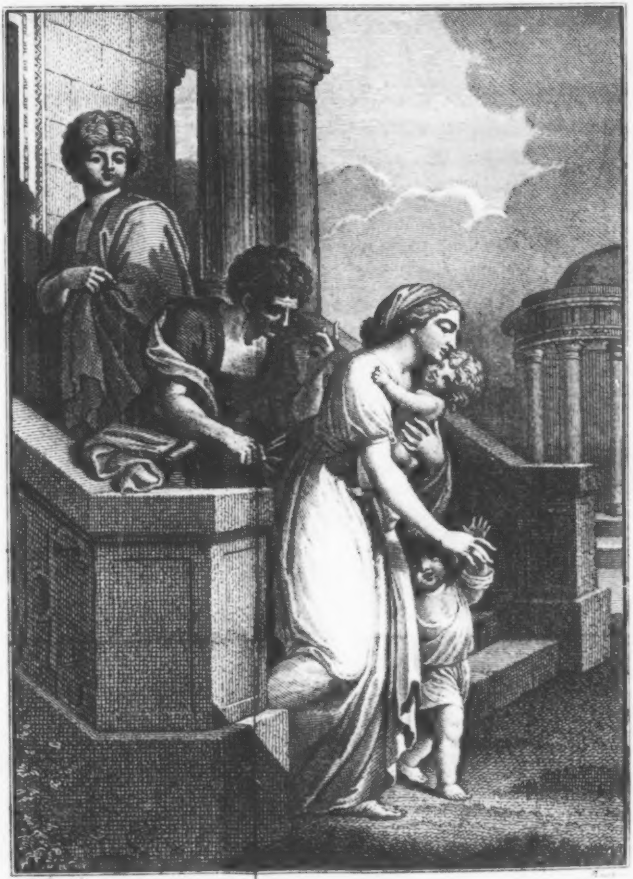
Pension von sechs tausend Thalern angewiesen wurde; ein kleines Einkommen, mit dessen Hülfe sie im Fall der Noth den Abgang des Herrn Rodrigo Sanchez würdig ersetzen zu können hoffte.

So groſse Ursache man auch hatte zu glauben, daſs unser Held von den Wirkungen, welche die Feerey auf sein Gehirn gemacht, völlig hergestellt sey, so nöthig fand man, den leeren Raum, den die Verbannung der Feen darin gelassen, nunmehr mit den Ideen wirklicher Dinge anzufüllen. Er entschloſs sich also, durch Reisen in dem vornehmsten Theile von Europa sich des Besitzes der schönen Felicia würdiger zu machen. Don Eugenio trieb die Freundschaft so weit, sich zu seinem Begleiter und Führer anzubieten; und unsre beiden Schönen waren groſsmüthig genug, in eine Trennung von zwey Jahren einzuwilligen, welche ihnen in einem Kloster zu Valencia, das sie indeſs zu ihrem Aufenthalt erwählten, durch häufige Briefe von ihren Liebhabern versüſst wurden. Diese zwey Jahre gingen endlich vorüber, und Don Eugenio und Don Gabriel brachten ihren Freund in einer Vollkommenheit zurück, die ihn für eine jede andere Person als seine Felicia unkennbar gemacht hätte; denn sie schien nichts weniger als erstaunt, da sie nun diese glücklichen Fähigkeiten entwickelt und ausgebildet sah, die ihr gleich Anfangs alles was nur liebenswürdig heiſst von ihm versprochen hatten.

Diese liebenswürdige junge Wittwe und ihre Freundin Donna Serafina, welche sich gleichfalls in dem Umgange mit Felicien und andern Personen von Verdiensten zu der vollkommenen Liebenswürdigkeit ausgebildet hatte deren sie fähig war, willigten nun mit Vergnügen ein, ihre sehnsuchtsvollen Liebhaber glücklich zu machen; und der ehrliche Pedrillo, der von seiner Wanderschaft aus fremden Ländern eben so aufgeweckt, sinnreich und spaſshaft, aber um ein gutes Theil höflicher und artiger zurück gekommen war, erhielt, zur Belohnung der Leiden, welche er um seines Herren willen auf der ehemahligen Wanderschaft nach dem bezauberten Schmetterling ausgestanden, und zur Vergeltung der getreuen Dienste die er ihm auf seinen Reisen durch Europa geleistet, die schöne und kluge Laura, mit der Stelle eines Haushofmeisters, die er vermuthlich noch jetzt, da wir dieses schreiben, in der liebenswürdigsten und glücklichsten Familie von ganz Spanien bekleidet.

ENDE DES DON SYLVIO.

Bayerische Staatsbibliothek



CHÆREA

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

DREYZEHNTER BAND

NACHLASS DES DIOGENES VON SINOPE.

GEDANKEN ÜBER EINE ALTE AUFSCHRIFT.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

VORBERICHT

DES HERAUSGEBERS.

Geschrieben im Jahre 1769.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, in einer gewissen Abtey B***** Ordens in S** Bekanntschaft zu machen, welche, Dank sey dem Genius des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts, der sie dotiert, und dem ökonomischen Geiste, der sie bisher verwaltet hat, reich genug ist, siebzig bis achtzig wohl genährte Erdensöhne in einem durch verjährte Vorurtheile ehrwürdig gemachten Müſsiggang, und in tiefer Sorglosigkeit über alles, was auſserhalb ihrer Gerichte und Gebiete vorgeht, zu unterhalten. 1)

---

1) Zur Steuer der Wahrheit können wir nicht verhalten, daſs seit den fünf und zwanzig Jahren, da alles hier gesagte historische Wahrheit war, auch in dem Reichsstifte, wovon die Rede ist, (so wie in S. überhaupt) die Gestalt der Sachen sich so mächtig geändert hat, daſs es dem inquisitivsten Reisenden unmöglich seyn würde, das ehmahlige Urbild von dem hier aufgestellten Gemählde ausfündig zu machen.

Vermöge einer wohl hergebrachten Gewohnheit hat das Kloster einen Bücherschatz, welcher sich mehr durch Weitläufigkeit als gute Einrichtung empfiehlt. Von neuen Büchern werden höchstens nur eine gewisse Art von Kanonisten, Asceten und Ordensgeschichtschreibern angeschafft. Von allen andern, besonders von den Werken des Genies, ist die Rede nicht. Diesen letztern wird der Zutritt gar nicht gestattet: und wofern sich eines derselben durch irgend einen unglücklichen Zufall in so heterogene Gesellschaft verirren sollte; so hat der Pater Bibliothekar nichts angelegners, als es sogleich in einen besondern Schrank, der allen seines gleichen zum

Gefängniſs bestimmt ist, einzuschlieſsen, und zu mehrerer Sicherheit in Ketten schmieden zu lassen. Zum Gebrauch, den diese würdigen Männer von ihrer Bibliothek machen, haben sie auch in der That keine guten Bücher, und, wenn wir die Wahrheit sagen sollen, überhaupt keine Bücher vonnöthen; welches denn vermuthlich der Grund ist, warum die Vermehrung derselben in ihren Augen unter die überflüssigen Ausgaben gehört, welche ein Abt, der den Ruhm eines guten Haushalters hinterlassen will, dem Kloster ersparen muſs. In der That vermuthe ich, daſs bloſs eine Art von Gefälligkeit gegen die Motten, welche man in ihrem unfürdenklichen Besitze zu stören Bedenken trägt, oder vielleicht die Furcht, daſs sie sich, wenn sie daraus vertrieben würden, ihres Schadens auf eine unsern guten Mönchen weniger gleichgültige Art erhohlen möchten, der Beweggrund ist, warum man die so genannte Bibliothek immer ungefähr in demjenigen Stande, worin man sie gefunden hat, den Nachkommen zu hinterlassen sucht.

Dem sey wie ihm wolle, das unbegreifliche Schicksal wollte, daſs ich in dieser nehmlichen Bibliothek etwas fand, was ich am wenigsten da gesucht hätte, und was in der That so auſserordentlich scheint, daſs ich besorge, meine ganze Erzählung dadurch verdächtig zu machen, — einen vernünftigen und wissensbegierigen Bibliothekar. Um die Sache einiger Maſsen begreiflich zu machen, muſs ich sagen, daſs er dem Ansehn nach kaum dreyſsig Jahre haben mochte. Meine Freude über diesen Fund war, wie billig, auſserordentlich; wir wurden in wenigen Minuten gute Freünde, und ich fand, daſs der wackere Pater das Recht, seine Gefangenen so oft er wollte von ihren Ketten los zu schlieſsen und sich mit ihnen in seinen Nebenstunden zu unterhalten, ziemlich wohl zu benutzen wuſste. Er war noch nicht was man eigentlich einen aufgehellten Kopf nennen kann; aber es fing doch wirklich an in seinem Kopfe Tag zu werden, und ich machte mir gute Hoffnung, bey einem zweyten Besuch im Kloster einen beträchtlichen Theil desselben schon beleuchtet zu finden. Aber ich fand mich in meiner Erwartung sehr betrogen. Seine Obern, was sie auch sonst seyn mochten, waren doch nicht so dumm, daſs sie nicht etwas von demjenigen wahrgenommen haben sollten, was diesen Mann in meinen profanen Augen schätzbar machte. Man erschrak darüber. Seit sieben oder acht Jahrhunderten hatte sich der Fall nicht ein einziges Mahl begeben, daſs ein Mönch dieses Klosters hätte klüger seyn wollen als seine Mitbrüder. Was für Folgen konnte eine solche Neuerung haben!

Man übersah sie beym ersten Blick, man erschrak davor, und glaubte nicht schnell genug eilen zu können, einem so groſsen Übel vorzubauen. Mit Einem Worte, der ehrliche * * wurde plötzlich zu einem andern Amte befördert, und der Pater Küchenmeister wurde — Bibliothekar.

Man hätte keine glücklichere Wahl treffen können; er war die beste, dümmste, und mit sich selbst und ihrer Dummheit vergnügteste Seele von der Welt. Auſser seinem Brevier und Marx Rumpels Kochbuche hatte er in seinem Leben nichts gelesen; auch konnt' er nicht begreifen, wie es Leute geben könne, die sich mit dem unnützen Bücherlesen die Augen verderben mögen. Weil man doch von allem gern eine Ursache angiebt, so half er sich damit, daſs er behauptete, die Wissensbegierde und die daher rührende Liebe zum Bücherlesen sey weder mehr noch weniger als einer von den subtilen Fallstricken, wodurch der leidige Satan die Seelen in seine Gewalt zu ziehen suche. Unwissenheit war, seiner Meinung nach, der wahre Stand jener seligen Einfalt und Armuth an Geiste, welchen die herrlichste Belohnung in jener Welt versprochen ist; und er pflegte zu sagen, daſs ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr, als ein Gelehrter in das Himmelreich eingehen könnte.

Kurz, man hätte vielleicht die Hälfte von Europa durchsuchen können, ohne noch einen Bibliothekar, wie dieser war, anzutreffen.

Meine angeborne Neigung zu allen Leuten, die in ihrer Art ungemein sind, machte, daſs ich gar bald mit dem neuen Bibliothekar eben so gut bekannt war als mit seinem Vorfahrer. Ich schmählte auf den Febronius, und lobte das alberne Buch des Herrn von * * *; mehr brauchte es nicht, mich bey ihm in die beste Meinung von der Welt zu setzen. Ich hatte aber, die Wahrheit zu sagen, noch eine andere Absicht, ohne welche ich vielleicht so gefällig nicht gewesen wäre. Es standen ein paar Schränke voll Handschriften in der Bibliothek, unter denen, der Sage nach, einige rare Stücke seyn sollten. Ich konnte mir vorstellen, was ich ungefähr zu erwarten haben möchte; allein ich wollte doch sehen. Ich machte den P. Bibliothekar, der in der That ein gutherziges Geschöpf war, so gefällig, daſs er mir seine Schränke aufschloſs. Ich fand was ich mir eingebildet hatte, schön geschriebene Gebetbücher, Legenden, magre Kroniken von Erschaſſung der Welt an, *Quaestiones metaphysicales de principio individuationis*, *de formalitatibus, etc. Commentarios in libros sententiarum*, *in parva Naturalia Aristotelis*, *Abbreviationes Decretorum*, und hundert andre dergleichen Leckerbissen, welche mich nicht sehr lüstern machten, mehr als die Titel davon zu entziffern. Ich war im Begriff alles weitere Suchen aufzugeben, als mich das moderige Aussehen eines dünnen Kodex in Quartformat, oder vielmehr der nehmliche Instinkt, welchen Sokrates seinen Genius zu nennen pflegte, auf eine beynahe bloſs maschinenmäſsige Art antrieb, ihn hervor zu ziehen, um zu sehen was es seyn möchte. Das Buch hatte weder Anfang noch Ende; aber der Nahme Diogenes, und einige andre die ich nicht darin gesucht hätte, machten mich, ungeachtet des schlechten Lateins, aufmerkſam. Ich überlas eines oder zwey von den kleinſten Kapiteln, und war nun vollkommen überzeugt, daſs ich vermuthlich auf die beſte unter allen dieſen Handſchriften geſtoſsen ſey.

Da ich mir Gewalt genug anthat, um dem ohnehin wenig auf mich Acht gebenden Kerkermeiſter dieſes litterariſchen Gefängniſſes nicht merken zu laſſen, wie wichtig mir dieſer Fund war, ſo koſtete mir es wenig Mühe, die Erlaubniſs von ihm zu erhalten, es auf etliche Tage zum Durchleſen mitzunehmen. Und nun weiſs der geneigte Leſer ſo gut als ich ſelbſt, wie ich zu der alten Handſchrift gekommen bin, davon ich ihm hiermit eine Art von Übersetzung vorlege.

Ich nenne sie eine alte Handschrift, ungefähr aus eben dem Grunde, womit der Antiquar, dessen Lady Worthley in ihrem dreyzehnten Briefe gedenkt, ihren Einwurf gegen das Alterthum der Münzen in dem damahligen kaiserlichen Kabinet ablehnte: Sie sind alt genug, sagte er; denn so viel ich weiſs, sind sie diese vierzig Jahre her immer da gewesen. So viel getraue ich mir zu behaupten, daſs sie wenigstens nicht viel jünger ist, als einige Übersetzungen von Aristotelischen Büchern aus dem Arabischen.

Denn so viel ich aus dem noch übrigen Bruchstücke der Vorrede ersehen konnte, giebt der Verfasser vor, dieses Werkchen aus einer Arabischen Handschrift, die er in der Bibliothek zu Fetz gefunden und abgeschrieben habe, in so gutes Latein, als man dámahls zu Salamanka zu lernen pflegte, gedolmetschet zu haben.

Da ich fand, daſs ein beträchtlicher Theil dieser Handschrift aus Gesprächen des Diogenes mit sich selbst und mit andern bestehe, so erinnerte ich mich aus dem Diogenes Laertius, daſs Diogenes von Sinope, genannt der Hund, unter andern auch Dialogen geschrieben haben sollte. Und nun brauchte ich nichts weiter als von den Regeln der Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche einen kleinen Gebrauch zu machen, um mir einzubilden, daſs diese Dialogen ohne Zweifel unter den Griechischen Handschriften gewesen seyen, welche der berühmte Kalif Al-Mamon zu Bagdad mit groſsen Kosten zusammen suchen und ins Arabische übersetzen lieſs; daſs ein Exemplar dieser Arabischen Übersetzung in der Folge in die prächtige Bibliothek gekommen sey, welche unter der Regierung des Maurischen Sultans Al-Mansur errichtet worden seyn soll; und daſs dieses Exemplar vielleicht das nehmliche gewesen, aus welchem mein Ungenannter seine Übersetzung verfertiget habe.

Wenn ich ein Liebhaber von Dissertazionen über Dinge, die man nicht wissen kann, wäre, sollt' es mir eben nicht schwer fallen, mir selbst eine Menge Einwürfe gegen diese Hypothese zu machen. Der beträchtlichste würde indessen doch immer derjenige seyn, der von dem Karakter, welchen Diogenes in diesen Dialogen und übrigen Aufsätzen behauptet, hergenommen werden kann.

Es ist nehmlich der gewöhnliche Begriff, den man sich, den Nachrichten des Diogenes Laertius und dem Athenäus zu Folge, von unserm Diogenes von Sinope zu machen pflegt, von demjenigen, den wir aus diesem Werke von ihm bekommen, nicht weniger verschieden, als die Komödie von dem Possenspiel, der ironische Sokrates von dem zügellosen Aristofanes, der Harlekin des Marivaux von dem Hanswurst des alten Wiener Theaters, und ein launiger, aber feiner und wohl gesitteter Spötter der menschlichen Thorheiten von einem schmutzigen und ungeschliffenen Misanthropen unterschieden ist.

Wenn dem unkritischen Kompilator der Lebensbeschreibungen der Filoſofen, und dem waſchhaften Grammatiker, der in ſeinem Gelehrten-Gaſtmahle den alten Weiſen ſo viele ungereimte Geſchichtchen anheftet, zu glauben wäre, ſo müſste Diogenes der Cyniker der verachtenswürdigſte, tolleſte, unfläthigſte und unerträglichſte Kerl geweſen ſeyn, der jemahls die menſchliche Geſtalt verunziert hätte; und es wäre ſolchen Falls nichts unbegreiflicher, als wie eben dieſer hündiſche Menſch ſo vernünftige Dinge, als die Alten von ihm melden, hätte ſagen und thun können, und woher die Hochachtung gekommen ſeyn ſollte, welche ſelbſt die Weiſeſten unter ihnen für ihn geheget haben.

Aber zum Glücke für sein Andenken verdienen die vorbemeldeten Schriftsteller, welche uns ein so häſsliches Bild von diesem Schüler und Nachfolger des Sokratischen Antisthenes machen, nicht Glauben genug, um die Gründe zu entkräften, womit die bessere Meinung unterstützt ist, welche einige neuere Gelehrte von ihm gefaſst haben. Wer diese Sache umständlich erörtert lesen will, kann seine Wissensbegierde in demjenigen, was Heumann und Brucker hierüber geschrieben haben, befriedigen. Uns genüget hier dem schwachen Ansehen jener beiden alten Griechen (deren anderweitiger Werth uns sonst ganz wohl bekannt ist) das ungleich gröſsere Gewicht zweyer weiser Männer des Griechischen Alterthums entgegen zu setzen, welche uns einen ganz andern Begriff von unserm Diogenes geben.

Der eine ist Arrian, ein Mann, den seine persönlichen Verdienste unter dem Kaiser Hadrian zur Statthalterschaft von Kappadocien beförderten, und der, was noch mehr als dieſs ist, ein Schüler und Freund des weisen Epiktet, und in der That der Xenofon dieses zweyten Sokrates war. Ich schreibe nicht gern ab: Leser, welche die Quellen selbst besuchen können, mögen das zwey und zwanzigste und vier und zwanzigste Kapitel des dritten Buches seines Epiktet nachlesen, um zu sehen, was für ein groſses und sogar liebenswürdiges Bild er von unserm Filosofen macht. Sie werden finden, daſs er in dem ersten der angezogenen Kapitel — worin er von dem echten Cynismus handelt, und denselben gegen die Vorwürfe, welche von den Sitten einiger After-Cyniker hergenommen zu werden pflegen, ausführlich rechtfertiget — an verschiedenen Stellen deutlich zu erkennen giebt, daſs Diogenes ein solcher Mann gewesen sey, wie er den wahren Cyniker schildert; — und daſs er in andern, wo er sich über den eigenen Karakter des Diogenes umständlicher ausbreitet, ihm eben diese Liebe zur Unabhängigkeit, eben diese Freymüthigkeit und Stärke der Seele, eben diese Güte des Herzens, eben diese Gesinnungen eines Menschenfreundes und Weltbürgers zuschreibt, 2) durch welche er sich in seinem gegenwärtigen Nachlaſs, bey aller seiner Singularität und Launenhaftigkeit, unsrer Zuneigung bemächtigt. Und gesetzt auch, wie wir gern gestehen, daſs ihn Arrian

---

2) Αγε, Διογενης; δ' ουκ εφιλει ουδενα; ὁ; ουτως ἡμερος ην και φιλανθρωπος, etc. — δια τουτο πασα γη πατρις ην εκεινῳ μονῳ, εξαιρετος δ' ουδεμια, etc. Arrian. L. III. c. 24. p. m. 382.

nur von der schönen Seite gemahlt hätte: so bleibt doch immer so viel gewiſs, daſs er in dem wirklichen historischen Karakter des Diogenes den Grund dazu gefunden haben muſste; denn man wählt keinen Thersites zum Urbilde, wenn man einen schönen Mann mahlen will.

Die zweyte Autorität, welche ich den Verleumdern unsers Weisen entgegen stelle, ist der Filosof **Demonax**, dessen Karakter uns Lucian (ein sehr glaubwürdiger Mann wenn er Gutes von jemand sagt, denn das begegnet ihm selten genug) in einer eignen Abhandlung mit Xenofontischem Geist und

Plutarchischer Naivität geschildert hat. Wenn dieser weise Mann gleich kein Sektenstifter noch ein groſser Verehrer metafysischer Spekulazionen war, so wird doch niemand, der gelesen hat was uns Lucian von ihm erzählt, in Abrede seyn, daſs er das günstige Urtheil verdiene, das dieser scharfe und miſstrauische Beurtheiler des moralischen Werths der menschlichen Dinge von ihm fällt. Ist aber das Ansehen dieses Demonax festgesetzt, so muſs auch sein Urtheil von Diogenes Gewicht genug haben, alle die elenden Mährchen und Gassenanekdoten zu überwiegen, auf welche die abschätzige Meinung, die man gemeiniglich von ihm hegt, gegründet ist.

Lucian führet etliche Züge an, welche die ungemeine Hochachtung des Demonax für den Diogenes beweisen. Wir begnügen uns zwey davon abzuschreiben. Die Rede war einst von den alten Filosofen, und welcher unter ihnen am meisten Hochachtung verdiene. Ich meines Orts, sagte Demonax, ich **verehre** den **Sokrates**, **bewundere** den **Diogenes**, und **liebe** den **Aristippus**. Und da man ihm zu Olympia eine Bildsäule aufrichten lassen wollte, lehnte er diese Ehre aus dem Grunde ab: „Damit es ihren Vorfahren nicht zur Schande gereiche, **weder dem Sokrates noch dem Diogenes Bildsäulen gesetzt zu haben.**“

Wenn gegen solche Zeugnisse noch immer der Einwurf übrig bleibt: man könne doch, ohne die ganze Autorität des Alterthums wider sich zu haben, nicht läugnen, daſs Diogenes überhaupt unter seinen Zeitgenossen in schlechtem Ansehen gestanden und vielmehr für einen närrischen Sonderling als für einen weisen Mann gehalten worden sey; so können wir dieses zugeben, ohne daſs er das geringste von der Achtung verlieren soll, die uns das günstige Urtheil der kleinern Zahl für ihn gegeben hat. Was für einen Begriff müſsten wir uns von Sokrates selbst machen, wenn wir ihn nach demjenigen, den Aristofanes in seinen Wolken auf die Schaubühne brachte, oder nach der Anklage des Anytus und nach dem Endurtheil seiner Richter beurtheilen wollten! Man müſste wenig Kenntniſs der Welt haben, wenn man nicht wüſste, daſs etliche wenige Züge von Sonderbarkeit und Abweichung von den gewöhnlichen Formen des sittlichen Betragens hinlänglich sind, den vortrefflichsten Mann in ein falsches Licht zu stellen. Wir haben an dem berühmten Hans Jakob Rousseau von Genf (einem Manne, der vielleicht im Grunde nicht halb so sonderbar ist als er scheint) ein Beyspiel, welches diesen Satz ungemein erläutert. Und in den vorliegenden Aufsätzen werden wir den Diogenes selbst über diesen Gegenstand an mehr als Einem Orte so gut räsonieren hören, daſs schwerlich jemanden, der sich nicht zum Gesetz gemacht hat nur seine eigene Meinung gelten zu lassen, ein unaufgelöster Zweifel übrig bleiben wird.

Bey allem dem gestehe ich doch gern, daſs der Diogenes, der in diesen Aufsätzen spricht, mir selbst ein ziemlich idealischer Diogenes zu seyn scheint: es sey nun, daſs ihn der Lateinische Übersetzer wirklich aus dem Arabischen, und der Arabische aus einem Griechischen Original gedolmetschet habe, oder daſs einer von den vorgeblichen

Übersetzern selbst der Urheber dieses Werkchens sey. Die Verschönerung einiger Züge fällt in die Augen; und, um alle mögliche Aufrichtigkeit gegen den Leser zu gebrauchen, kann und soll ich ihm nicht verhalten, daſs auch ich, eben so wohl als die beiden Übersetzer meine Vorgänger, vielleicht eben so viel aus Nothwendigkeit als aus Vorsatz, mehr Antheil daran habe, wenn dieses kleine Werk der Urschrift ziemlich unähnlich seyn sollte, als mit der Treue bestehen kann, die man ordentlicher Weise von einem Dolmetscher fordert. Ohne Umschweife, ich besorge, sie habe beynahe das nehmliche Schicksal gehabt, welches die Geschichte des Schaumlöffels, nach der Erzählung seines Französischen Herausgebers, betroffen haben soll. Es ist mehr als zu wahrscheinlich, daſs der erste Arabische Übersetzer, gesetzt auch, daſs er alle mögliche Geschicklichkeit gehabt habe, doch in der unendlichen Verschiedenheit seiner Sprache von der Griechischen eine unüberwindliche Schwierigkeit gefunden, ein Werk von dieser sonderbaren Art gut zu übersetzen. Es wird also vermuthlich von ihm geheiſsen haben: *Ex Graecis bonis fecit Arabicas non bonas.* Ich denke, es sey dem Lateinischen Dolmetscher nicht besser gegangen. Die Wahrheit zu sagen, seiner Schreibart nach muſs er ein armer

Stümper gewesen seyn; ungeachtet er, als ein Magister noster auf einer neu angehenden Universität, (wie Salamanka damahls war) in der Vorrede die Backen ziemlich aufzublasen scheint.

Er scheint, nach Art unsrer meisten neuern Übersetzer, weder die Sprache, aus welcher, noch die, in welche er übersetzte, am allerwenigsten aber den Geist seiner Urkunde recht verstanden zu haben.

Man merkt an unzähligen Orten, daſs da vermuthlich ein feiner Gedanke, oder eine glückliche Wendung, oder irgend eine andere seines gleichen unsichtbare Schönheit unter seinen plumpen Händen verloren gegangen seyn müsse; an vielen Stellen ist er sogar gänzlich unverständlich, ohne sich das mindeste darum zu bekümmern, was seine Leser dazu sagen würden. Vermuthlich hat er sich nicht vorgestellt daſs er Leser haben würde, oder (wie ein ehmahliger Französischer Übersetzer der Musarion) nur für sich und seine guten Freunde, und nicht für das Publikum — schlecht übersetzt. Dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiſs, daſs ich der Welt das elendeste Geschenk, daſs sich denken läſst, gemacht haben würde, wenn ich mich durch die Ehre, der Herausgeber einer alten Lateinischen Handschrift zu seyn, hätte verleiten lassen, die seinige, so wie sie war, abdrukken zu lassen.

Ich gab mir also, weil doch dieser Diogenes so viel zu verdienen schien, lieber die Mühe, ihn ganz umzuschmelzen, und, nach meinem besten Können und Wissen, so Deutsch reden zu lassen, wie ich mir einbildete, daſs ihn wenigstens ein erträglicher Griechischer Sofist aus Alcifrons Zeiten möchte haben Griechisch reden lassen.

ZUSATZ.

Dieses kleine Werk erschien im Jahre 1770 zum ersten Mahle unter dem Titel Dialogen des Diogenes. Man hat das Wort Dialogen hauptsächlich deſswegen unschicklich gefunden, weil die eigentlichen Gespräche nur den wenigsten Theil des Ganzen ausmachen; als welches meistens aus zufälligen Träumereyen, Selbstgesprächen, Anekdoten, dialogisierten Erzählungen und Aufsätzen, worin Diogenes bloſs aus Manier oder Laune abwesende oder eingebildete Personen apostrofiert, zusammen gesetzt ist. Der Herausgeber, der jenem Tadel nichts erhebliches entgegen zu setzen hatte, fand also für gut, bey gegenwärtiger Ausgabe von der letzten Hand den Titel der alten Lateinischen Handschrift, *Diogenis Sinopensis Reliqua*, beyzubehalten; ein Titel, wozu dieses Werkchen ein desto gröſseres Recht hat, weil in der That (da die unechten Briefe, die dem Diogenes angedichtet worden sind, nicht in Betrachtung kommen) auſser demselben sonst nichts von diesem berühmten Cyniker übrig ist.

Der ehmahlige Griechische Titel Σωκρατης μαινομενος (*Socrates delirans*, ein aberwitziggewordener Sokrates) ist aus dem zweyfachen Grunde weggeblieben, erstlich weil er Griechisch ist, und dann weil dieser halb ehrenvolle halb spöttische Spitznahme, welchen Plato dem Diogenes gegeben haben soll, auf den Diogenes, der sich uns in diesen Blättern darstellt, ganz und gar nicht zu passen scheint. Dieser ist zwar ein Sonderling, aber ein so gutherziger, frohsinniger und (mit Erlaubniſs zu sagen) so vernünftiger Sonderling als es jemahls einen gegeben haben mag; und gewiſs, wer nicht Alexander ist, könnte sich schwerlich etwas besseres zu seyn wünschen als ein solcher Diogenes.

NACHLASS

DES

DIOGENES VON SINOPE.

Aus einer alten Handschrift.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Wie ich auf den Einfall komme, meine Begebenheiten, meine Beobachtungen, meine Empfindungen, meine Meinungen, meine Träumereyen, — meine Thorheiten, — eure Thorheiten, und — die Weisheit, die ich vielleicht aus beiden gelernt habe, zu Papier zu bringen, das — sollte gleich das erste seyn, was ich euch sagen wollte, wenn ich nur erst Papier hätte, worauf ich schreiben könnte. — Doch Papier könnten wir leicht entbehren, wenn wir nur Wachstafeln oder Baumrinden, oder Häute, oder Palmblätter hätten! — und in Ermanglung deren möcht' es weiſses Blech, Marmor, Elfenbein, oder gar Backsteine thun; denn auf alle diese Dinge pflegte man ehmahls zu schreiben, als es noch mehr darum zu thun war dauerhaft als viel zu schreiben. — Aber unglücklicher Weise hab' ich von allen diesen Schreibmaterialien nichts; und wenn ich sie auch hätte, so würd' ich sie nicht gebrauchen können, weil ich weder Feder noch Griffel, noch irgend ein anderes Werkzeug dazu habe, als dieses Stückchen Kreide.

Es ist ein schlimmer Handel! — Aber wie macht' ichs, wenn gar nichts von allen diesen Dingen in der Welt wäre?

Nicht schreiben wäre wohl das kürzeste Mittel; aber schreiben will ich nun, das ist beschlossen!

In den Sand schreiben? — Es ginge an; ich kenne zwey bis drey hundert junge und alte Schriftsteller, (nichts von einigen Tausenden zu sagen, die ich nicht kenne) denen ich, weil sie doch nun einmahl schreiben wollen — oder schreiben müssen — diese Methode bestens empfohlen haben wollte. Allein sie hat bey allem dem ihre Unbequemlichkeiten. —

Dummkopf! daſs ich mich nur einen Augenblick besinne, eh' ich sehe daſs meine Tonne geräumig genug ist, eine ganze Iliade zu fassen, in so fern ich klein genug schreiben könnte. An meine Tonne will ich schreiben! — Ihre Seitenwände sind ohnehin so nackt, ohne Schnitzwerk, ohne Vergoldung, ohne Tapeten, ohne Mahlereyen; — in der That gar zu kahl. — Bin ich nicht so gut als der Wurm, aus dessen gesponnenem Schleime man diese Gewebe macht, womit unsre neuen

Argonauten ihre Sähle behängen? 1) — Der Wurm spinnt sich sein Haus selbst; ich beneide ihn darum; das ist mehr als ich kann. Aber ich kann doch mein Haus mit meinen eignen Hirngespinsten tapezieren, und das will ich, wenigstens so lange dieses Stückchen Kreide dauert.

In der That, es sollte mich verdrieſsen, wenn unter allen zweybeinigen Thieren ohne Federn auf diesem Erdenrund, oder Erdeney, oder Erdenteller — was es ist, mögen die Herren ausmachen, die sonst nichts zu thun haben, und nicht müſsig seyn können — ein einziges wäre, das weniger Bedürfnisse hätte als ich.

Es ist eine vortreffliche Sache, keine Bedürfnisse zu haben; oder, wenn man nun einmahl nicht umhin kann einige zu haben, doch wenigstens nicht mehr zu haben, als man schlechterdings haben muſs, und sich so wenig damit zu thun zu machen als nur immer möglich ist. Anfangs, in so

---

1) Wir können es keinem Kenner der Griechischen Sitten und Gebräuche in den Zeiten des Diogenes verdenken, wenn er an der Echtheit dieser Stelle zweifelt. Freylich ist es nicht die einzige in diesem Werke, die zu einem solchen Zweifel Anlaſs giebt — Aber desto schlimmer! werden die Kenner sagen.

fern ihr nicht dazu geboren seyd, kostets einige Mühe. — Aber wie viel Mühe macht sich der Thor, der sich in den Kopf gesetzt hat reich zu sterben? Wie viel Mühe giebt sich der Thor Fädrias, sein Mädchen erst zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten? Wie viel kostets einem andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden? Oder einem andern, sich in die Gunst eines Satrapen einzuschmeicheln? — Die doppelten Narren! Mit der Hälfte der Mühe, die sie anwenden, sich tausend wirkliche und eingebildete Plagen zu den natürlichen, denen sie ohnehin nicht entgehen können, zu erkaufen, könnten sie sich auf ihr ganzes Leben in den Besitz einer Glückseligkeit setzen, die so nahe als möglich an die göttliche reicht.

Denn daſs die seligen Götter es darum seyen, weil sie nichts zu thun haben als sich ewig mit Ambrosia zu füllen, ewig in Nektar zu berauschen, und den Weihrauch in die Nase zu ziehen, den wir ihnen zu Ehren verbrennen, — das glauben ihre Priester — wie ich. Sie sind selig, weil sie nichts bedürfen, nichts fürchten, nichts hoffen, nichts wünschen, alles in sich selbst finden; — und so bin ichs auch, so viel es ein armer Schelm von einem

Erdensohne seyn kann, der Brot oder Wurzeln haben muſs, um zu leben, einen Mantel, um nicht zu frieren, eine Hütte oder wenigstens ein Faſs, um sich ins Trockne legen zu können, und — ein Weibchen seiner Gattung, wenn er Menschen pflanzen will.

Bey allem dem bin ich zufrieden, es so weit gebracht zu haben, daſs ich gegen Hunger und Durst nur Wurzeln, gegen die Blöſse nur einen Mantel von Sackleinewand, gegen Wind und Wetter nur mein Faſs nöthig habe.

Was den vierten Artikel betrifft, davon hören eure ernsthaften Leute nicht gern sprechen, und ein weiser Mann denkt so wenig daran als er kann; — und muſs er daran denken, nun, so hat unsere gute Mutter Natur auch dafür Rath geschafft; wie ich euch mit einem hübschen Beyspielchen beweisen könnte, wenn ich nicht besorgte, ihr möchtet — eiferſüchtig werden.

2.

Wenn sich jemand in den Kopf setzen wollte, andern Leuten zu Gefallen weise zu werden, — als, zum Beyspiele, sein Glück dadurch zu machen, oder sich bey der Welt in Achtung zu setzen, oder sich ihrem Tadel zu entziehen, — so wollte ich ihm unmaſsgeblich gerathen haben, sich hinzusetzen und es bleiben zu lassen. Denn ich will meine Tasche und meinen Stecken, das ist, mein ganzes Vermögen, gegen eine Puffbohne (in so fern ihr keine Pythagoräer seyd) setzen, daſs ihr eure Mühe dabey auf die eine oder die andere Art verlieren würdet.

Entweder werdet ihr euch die Hochachtung der Welt erwerben; und dann müſste mich alles betrügen, oder ihr werdet diese Ehre euerm Gelde, oder euerm Stande, oder euerm Amte, oder eurer Frau, oder eurer Schwester, oder eurer guten Miene, oder eurer Kunst zu singen, zu tanzen, die Flöte zu spielen, durch einen Reif zu springen, Hirsenkörner durch einen Fingerring zu werfen, kurz, eher allem andern in der Welt als eurer Weisheit zu danken haben: — oder gelangt ihr, durch des Himmels Gunst, wirklich zu Weisheit; so wird sichs die Welt nicht ausreden lassen, euch für eine Art von Narren zu halten; welchen Falls ihr wohl thun werdet, es (wofern ihr könnet) wie Diogenes zu machen — nehmlich, gerade weil Diogenes weise ist, so ist Diogenes kein Narr und bekümmert sich darum.

Denn, meine guten Freunde, wenn er euren Beyfall suchte, er, der euch keine Gnaden auszutheilen, keine Gastmähler zu geben, keine Persischen Weine und keine schöne Frau vorzusetzen hat, — so müſste er eure Handmühlen drehen, oder in euern Bergwerken graben, oder eure Nymfen ins Gehäge treiben, oder eure Verdauung durch seine Schwänke befördern; und, mit eurer Erlaubniſs, von allem diesem und was dem ähnlich ist, findet er für gut sich selbst zu dispensieren, weil er das Mittel ausgefunden hat eures Beyfalls entbehren zu können.

Mit den guten Freundinnen hat es schon eine andere Beschaffenheit. Auch ohne eben schön oder reich oder von Stande oder in Purpur und Byssus gekleidet zu seyn, oder nach Lavendel zu riechen, oder einen frisierten Kopf, oder überhaupt einen Kopf (in so fern Witz darein gehört) oder irgend ein Talent zu haben, das ein Frauenzimmer auch haben kann, giebt es — Dank sey eurer Gutherzigkeit, ihr angenehmen Geschöpfe! — ein unfehlbares Mittel euren Beyfall zu verdienen, und — kurz, wir verstehen einander, denke ich: und wenn jemahls meine Feinde ihre Bosheit so weit treiben sollten, mir durch gewisse Verleumdungen eure gute Meinung entziehen zu wollen; so hoffe ich, es werden immer noch einige unter euch edelmüthig genug seyn, mich in ihren Schutz zu nehmen, und ihren Schwestern in die Ohren zu lispeln, daſs Diogenes — nicht ohne alle Verdienste sey.

3.

Übrigens, und was die Weisheit betrifft, meine Herren von Korinth, Athen, Sparta, Theben, Megära, Sicyon, u. s. w. — und ihr, welche ich Ehren halben zuerst hätte nennen sollen, meine werthen Mitbürger von Sinope, — so erlaubet mir euch zu sagen, daſs ich die Ehre, von Einem Stamme mit euch allen zu seyn, viel zu stark empfinde, um an mehr Weisheit Anspruch zu machen, als so viel ich zu meinem eignen nothdürftigen Gebrauche nicht entbehren kann. Sollte davon auch etwas zu euern Diensten seyn können, so gestehe ich offenherzig, daſs ich es lediglich den Beobachtungen zu danken habe, zu denen ihr mir Gelegenheit gabt, wenn ich euch handeln sah. Ich bemerkte gemeiniglich in der Folge, was ich euch, ohne ein Ödip zu seyn, hätte vorher sagen können: „daſs es euch hinten nach gereute so gehandelt zu haben;“ — und daraus schloſs ich schlechtweg: „ihr würdet besser gethan haben, es anders zu machen.“

Ich habe mir daraus einige Anmerkungen gesammelt, wovon ich euch gelegenheitlich so viel zukommen lassen werde, als ich glaube daſs ihr auf Einmahl tragen könnet.

Inzwischen aber, und um auf die Veranlassung zu dieser ganzen Betrachtung zurück zu gehen, kann ich nicht umhin, den Einfältigen zum Besten zu erinnern: daſs — seitdem es meinem Freunde Platon gefallen hat, mir die Ehre zu erweisen, mich den rasenden Sokrates zu nennen — einige Halbköpfe in den Vorstädten von Korinth, und vielleicht auch in der Stadt selbst, sich eine ordentliche Angelegenheit daraus zu machen scheinen, eine Menge Narrheiten von ihrem eigenen Gewächs auf meine Rechnung zu setzen, und denjenigen, wozu ich mich wirklich bekenne, eine Gestalt zu geben, worin ich sie nicht für mein erkennen kann.

Es sollte mir leid thun, wenn das, was ich davon sagen werde, ihnen unangenehm seyn könnte. Denn ich merke wohl, daſs sie bey dieser kleinen Kurzweil eine groſse Absicht haben. Sie können in ernsthafter Beurtheilung der Narrheiten, die sie mir andichten, ihre Vernunft, oder in Verspottung derselben, ihren Witz desto bequemer sehen lassen. Sie genieſsen dabey des Vortheils, den derjenige hat, der sich den Gegner, den er überwinden will, selbst macht: er kann ihn gerade so schwach und ungeschickt machen, als er ihn nöthig hat, um den Sieg davon zu tragen. Da es nun unfreundlich wäre, sie in dieser kleinen Ergetzlichkeit beunruhigen zu wollen: so soll alles, was ich bis zu Num. 4 sagen werde, ohne einigen Nachtheil ihrer dieſsfallsigen Zuständigkeiten, und bloſs zum Besten derjenigen gesagt seyn, welche mich gerne kennen möchten, und die Gelegenheit nicht haben deſswegen nach Korinth zu reisen.

Ich gestehe also, daſs ich vor vielen Jahren ausdrücklich darauf studiert habe, „wie ich mich so unabhängig machen könnte als möglich wäre."

Ich fand, „daſs dieſs unter gewissen Bedingungen ganz wohl angehe," und, „daſs diese Bedingungen in meiner Gewalt lägen."

Ich bedachte mich also nicht lange. Meine Theorie war nicht so bald gefunden, als ich that, was die wenigsten von euren Sittenlehrern thun. Ich fing an sie in Ausübung zu bringen, und kam darin, ohne Ruhm zu melden, binnen zwanzig Jahren so weit, daſs ich, wie ihr sehet, sehr bequem in einer Tonne wohne, von Bohnen und Wurzeln Mahlzeit halte, und meinen Nektar dazu, in Ermanglung eines Bechers, mit der hohlen Hand aus dem nächsten Brunnen schöpfe.

Dafür aber genieſse ich auch die Vortheile der Unabhängigkeit. Ich habe nicht nöthig euch zu betrügen, und bin sicher, daſs ihr mich eben so wenig betrügen werdet. Ich erwarte nichts von euch, ich fordre nichts von euch, ich besorge nichts von euch. — Denn was für ein armer Teufel müſste der seyn, der mir meinen Stecken und meine Tasche voll Bohnen und Brotkrumen stehlen wollte! Sollte sich, wider Vermuthen, jemand hervorthun, der arm genug wäre in eine solche Versuchung zu fallen, so bin ich bereit, ihm beides gutwillig abzutreten. Ich werde im nächsten Walde wieder einen Stecken finden, und mir aus einem Zipfel meines Mantels eine andere Tasche machen, so ist der Abgang ersetzt. — Kurz, ich sehe nicht, warum wir nicht die besten Freunde seyn sollten. Wornach ihr immer streben möget, findet ihr den Diogenes nie in euerm Wege. Bewerbt euch, wenn ihr wollt, — rathen werde ich euch nie dazu — um eine Archontenstelle, um eine Priesterstelle, um eine Feldherrnstelle, um eine Stelle in dem Bette einer schönen Frau, oder einer reichen Matrone, oder einer Dame, die euch für eine

Hand voll Drachmen thut, was Platons Penia dem schlafenden Plutus, — bewerbt euch um die Gunst eines Satrapen, oder eines Königs, oder einer Königin, oder um eine Krone selbst, oder gar um einen Platz unter den Göttern — (ihr wiſst daſs auch der zu kaufen ist) — kurz, bewerbt euch warum ihr wollt, Diogenes wird niemahls euer Nebenbuhler seyn. Diogenes ist der unschädlichste, unbedeutendste Mensch von der Welt, — ausgenommen, daſs er euch bey Gelegenheit die Wahrheit sagt; und wenn er auch gleich dadurch nichts zu euerm Vergnügen beyträgt, so dächte ich doch, er verdiente immer, daſs ihr ihm Luft und Sonnenschein unentgeldlich angedeihen lieſset, und erlaubtet, sich unter einen Baum hinzulegen, den vielleicht sein Groſsvater gepflanzt hat.

4.

Sagte ich euch nicht vorhin, daſs Diogenes, des Iketas Sohn von Sinope, — dessen Narrheiten ich übrigens nicht besser zu machen begehre als sie sind — nicht ganz so närrisch sey, als die Herren und Damen im Kraneon aus einigen Zügen seiner Denkungsart zu folgern belieben?

„Der Mensch affektiert ein Sonderling zu seyn,“ sprechen sie: — und Sie, meine Herren und Frauen, affektieren ehrlich und tugendhaft zu seyn.

„Er hat seinen hölzernen Becher weggeworfen, da er einen Bettler sah, der aus der hohlen Hand trank.“ — Dieser Zug ist, mit Ihrer Erlaubniſs, ein wenig verzeichnet. Der Becher muſste weggeworfen werden, weil er einen Leck bekommen hatte; und da man nicht gleich einen andern fand, so sah man zu gutem Glück einen ehrlichen Sohn der

Erde, von dem man ohne Becher trinken lernte. Ein weiser Mann findet immer Gelegenheit etwas zu lernen; und ich versichre Ihnen, Madam, daſs ich von Ihrem Schooſshündchen die ganze Filosofie des Aristipp gelernt habe.

Aber, gesetzt ich hätte den Becher weggeworfen, weil ich ihn entbehren konnte? — Kleon, der jetzt aus einem goldnen Becher trinkt, weil er den unschuldigen Nikias verurtheilen half, würde noch ein ehrlicher Mann seyn, wenn er aus der hohlen Hand trinken könnte wie ich.

„Diogenes ist ein Misogyn.“ — Ha, ha, ha —

„Er nimmt sich heraus, allen Leuten zu sagen was sie nicht gern hören.“ — Ist es meine Schuld, wenn sie die Wahrheit nicht hören mögen?

„Er wohnt in einem Fasse.“ — Es ist, wie Sie sehen, eine Tonne, und für einen Mann ohne Familie, der nichts zu thun hat, geräumig genug. Gesetzt nun, daſs ich eine Probe hätte machen wollen, daſs im Nothfall auch die engste Wohnung für einen ehrlichen Mann groſs genug ist? — Ich weiſs es, guter Xeniades, daſs, wenn mich jemahls Alter oder Krankheit einer bequemern Wohnung bedürftig machen sollte, Diogenes unter deinem freundschaftlichen gastfreyen Dache sein Kämmerchen bereitet finden wird. Jetzt, da ich es noch nicht bedarf, sey, in diesen heitern Sommertagen, der grüne Wasen mein Faulbettchen, mit weichem Gras und Blumen gepolstert, und eine Cypresse breite gesunde Schatten um mich her! Da sauge ich den erfrischenden Athem der Natur ein; der umwölbende Himmel ist meine Decke; und indem ich so liege, und mein Blick seine endlosen Tiefen durchschweift, ist mein Gemüth offen, still und unbewölkt wie er.

„Aber, was für eine Grille, sagen sie, die Wände eurer Tonne zu einer Schreibtafel zu machen?“ — Gut! Es soll eine Grille seyn: haben Sie etwa keine Grillen? Oder sind meine Grillen nicht eben so gut weil Sie die meinigen, als Ihre Grillen weil sie die Ihrigen sind?

Indessen sehen Sie hier diese Schreibtafel? Es ist eine hübsche Schreibtafel von Elfenbein, in vergoldetes Leder gebunden, deren ich mich, aus Mangel einer schlechtern, künftig vielleicht bedienen werde.

So eigensinnig bin ich nicht, die Bequemlichkeit zu fliehen wenn sie mich sucht, und ich ihr nichts beſsers aufopfern muſs. Der gute Xeniades, dem sie zugehört, glaubt, daſs sie desto beſser seyn werde, wenn ich sie ihm beschrieben zurück gebe. — Du sollst deinen Willen haben, guter Xeniades.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13005/015

5.

Sie lag, ein wenig zurück gebogen, auf einem kleinen Throne von Polstern, und spielte, wie ich sagte, mit ihrem Schooſshündchen.

Gegen über saſs ein junger Mensch, von dem die Natur viel versprach, — und der beym Xenokrates gehört hatte, man müsse die Augen zuschlieſsen, wenn man sich nicht stark genug fühle, einer schönen Versuchung mit offnen Augen Trotz zu bieten.

Der junge Mensch hatte den Muth nicht, die seinigen ganz zu schlieſsen; aber er sah auf den Boden, — und da fiel ihm (zum Unglück) ein kleiner Fuſs in die Augen, wie man sich den Fuſs einer aus dem Bade steigenden Grazie einbilden kann, jedoch nur wenig über die Knöchel aufgedeckt.

Es war Nichts für — euch oder mich; aber es war sehr viel für den jungen Menschen. Schüchtern und verwirrt zog er die Augen zurück, sah die Dame an, dann ihren Schooſshund, dann wieder den Fuſsteppich; aber der schöne kleine Fuſs hatte sich inzwischen unsichtbar gemacht.

Er bedauerte es. Er sprach, mit stotternder Stimme, von allem andern — als was er fühlte.

Die Dame streichelte ihren Schooſshund. Das Hündchen liebkosete ihr hinwieder, zerrte mit seiner kleinen Pfote an ihrem Halstuche, sah sie dann mit schalkhaftem — Lächeln, hätte ich gesagt, wenn Hunde lächeln könnten — an, zerrte wieder an ihrem Tuche, und entfesselte unter diesem Spiele — (die Dame betrachtete eben eine Leda von Parrhasius, die etwas rechter Hand gegen über hing) — die Hälfte eines sehr weiſsen und sehr reitzend geründeten Busens.

Der junge Mensch blinzelte, erröthete bis an die Ohrenläppchen, und schnappte nach Luft.

Das Hündchen stand mit den Hinterpfoten auf ihrem Schooſse, schmiegte sein rechtes

Vorderpfötchen an den schönen Busen an, und sah mit halb offnem Munde — dem Ausdruck des Verlangens — zu ihren Augen hinauf. Sie küſste das Hündchen, nannt' es ihren kleinen Schmeichler, und steckte ihm den Mund voll Honigplätzchen.

Der junge Mensch hatte keine Kraft mehr auf den Boden zu sehen, und — Ich schlich mich fort.

Unterwegs sah ich Aristippen, mit Rosen bekränzt und ganz Arabien um sich her düftend, von einem Gastmahle des reichen Klinias wohl bezecht zurückkehren. Er schwamm in einem weiten seidenen Gewande, schimmerte um und um von der Beute, die er vor einiger Zeit von Dionysen zu Syrakus gemacht hatte: ein kleiner Hof, von muntern Jünglingen schwärmte um ihn her, und, wie Bacchus unter Faunen und Satyrn, ging er in ihrer Mitte und lehrte sie — seine Weisheit.

Beym Anubis, dem Schutzgott aller Schooſshündchen! ich will meinen Stecken und meine Tasche verloren haben, wenn Aristipp seine Weisheit nicht von Danaens Schooſshunde gelernt hat!

Schmeichelt der Eitelkeit der Reichen und Groſsen, liebkoset ihren Leidenschaften, oder befördert ihre geheimen Wünsche, ohne zu thun als ob ihr sie merket; — so werden sie euch den Mund mit Honigplätzchen füllen: das ist das ganze Geheimniſs.

„Nichts mehr als das?“ — Kein Jota!

6.

Glaubet mir, Klinias, Chärea, Demarchus, Sardanapalus, Midas, Krösus, und wie ihr alle heiſset, — es ist nicht aus Neid — oder aus Verzweiflung daſs ich euch niemahls werde gleichen können, oder aus Stolz, der sich durch Verachtung dessen, was er nicht haben kann, leichter zu machen sucht; — ich habe mich genau darüber geprüft — es geschieht aus einer innern Überzeugung, welche sich nichts von mir einreden läſst, daſs ich meinen Freunden unmöglich rathen kann, sich um eine Glückseligkeit, wie die eurige, zu bewerben.

Eure Paläste sind geräumig, bequem, schön gebaut, mit den auserlesensten Werken der Kunst geschmückt, mit den wollüstigsten Geräthschaften der Üppigkeit angefüllt; — eure Gärten gleichen den Gärten des Alcinous und der Hesperiden; — eure Sähle dem Sahl, wo Homers unsterbliche Götter sich in Nektar selig trinken; — eure Knaben sind schön wie Ganymed, eure Sklavinnen wie die Gespielen der Liebesgöttin; — euer Leben ist ein immer währendes Gastmahl, mit Musik, Tänzen und Spielen abgesetzt; — euch ist keine Schöne spröde, keine Danae unzugangbar; Riegel, Mauern, hütende Drachen, nichts hält euch auf; euer Gold überwindet alles.

Ein Sofist würde vielleicht viel gegen alle dieſe Vortheile einzuwenden haben — aber von mir habt ihr keine Schikane zu beſorgen. Ich bin kein Verächter des Schönen, kein Feind des Vergnügens, wie mich die Sträuſsermädchen im Kraneon beschuldigen. Ich haſse schwache Gründe. „Die Wollust entnervt," sagt Xenokrates: — die Tugend auch, sag' ich; denn sonst würde Fryne nicht so miſsvergnügt von dir aufgeſtanden seyn. — War Alcibiades nicht tapfer? Konnt' er nicht, wenn es seyn muſste, eben so gut auf hartem Boden unter freyem Himmel schlafen, als im Schooſse der schönen Nemea? Lieſs er sich nicht die schwarze Suppe der Spartaner eben so gut schmecken als die niedlichen Gerichte des üppigen Tissafernes? — Keine Einwürfe, ich bitte euch, die nur von Einer Seite wahr sind, und die man mit tauſend Beyspielen widerlegen kann! — Gestehen wir die reine Wahrheit! Guter Wein aus Cypern ſchmeckt, in ſo fern ihr nicht durſtig ſeyd, beſſer als Brunnenwaſſer, die ſtrengen Sittenlehrer mögen einwenden was ſie wollen; und eure Tänzerinnen aus Ionien, oder eure Mädchen von Skio ſind, mit allem dem, ganz artige Geſchöpfe. Eure Gallerie mit den Gemählden der Zeuxis und Polygnotus, der Parrhaſius und Apellen behangen, bezaubert ungelehrte Augen, und befriedigt den verweilenden Kenner. — Sollte ihr denn nicht glücklich seyn? Sollten wir nicht alle nach euerm Zuſtande ſtreben? Der Genuſs alles Schönen und Angenehmen ſollte nicht glücklich machen?

Ich habe nur einen einzigen Zweifel, — es iſt, däucht mich, mehr als ein Zweifel — aber ich beſorge euch verdrieſslich zu machen wenn ich ihn ſage. Er würde zu Erörterungen führen, und mein Zweck iſt verfehlt, ſo bald ich euch lange Weile mache. — Ihr habt zu thun wie ich ſehe? — einen Beſuch bey der ſchönen Filänion abzulegen, oder bey der jungen Gemahlin des alten Strepſiades? — Ich will euch nicht aufhalten; ich lege mich indeſſen dort in den Schatten hin, und träume was, bis ihr wiederkommt.

7.

Diesen Augenblick ertappe ich mich bey einer häſslichen Unart. — O Sohn des Iketas, wie weit bist du noch entfernt so weise zu seyn, als du närrisch aussiehest! — Ungeduldig darüber zu werden, daſs du von einem Menschen, der dir Ehre anzuthun glaubt, und nicht zu wissen schuldig ist daſs du eben träumen willst, in deinen Träumereyen gestört wirst! — Fy! das hättest du von einer langbeinigen Spinne, von einer Wespe oder Hornisse leiden müssen. — Ich will euch den ganzen Handel erzählen.

„Du bist müſsig, Diogenes?“ sagte er.

Nach meiner Gewohnheit, antwortet' ich.

„So setze ich mich zu dir.“

Wenn du nichts bessers zu thun hast.

„Auf der Welt nichts, — auſser daſs ich auf dem Markte seyn sollte. Die Sache des armen Lamon wird entschieden. Sein Vater war ein guter Freund unsers Hauses. Ich denke, er wird Mühe haben, seinen Feinden dieſsmahl zu entwischen. Ich bedaure ihn. Ich hatte mir gestern vorgenommen, für ihn zu sprechen; — aber ich bin heute gar nicht aufgelegt. — —"

Nicht aufgelegt? Und Lamons Vater war ein Freund deines Hauses? — und der arme Lamon ist in Gefahr?

„Wie ich dir sagte, mein Kopf ist heute zu nichts gut. Wir schmauseten gestern beym Klinias. Es währte die ganze Nacht durch. Wir hatten Wein der Götter, Tänzerinnen, Mimen, Filosofen, die sich erst zankten, hernach besoffen, hernach den Tänzerinnen — genug, wir hatten alles was zu einer vollständigen Kurzweil gehört. —"

Das ist alles ganz hübsch, wenn du willst — aber der arme Lamon!

„Wer kann sich helfen? Er dauert mich, wie ich sage. Er ist ein ehrlicher Mann, — und hat eine tugendhafte Frau, — eine sehr tugendhafte Frau!"

Und eine schöne Frau vermuthlich?

„Sie kam gestern mir ihres Mannes Sache zu empfehlen. Sie hatte zwey Kinder, zwischen drey und fünf Jahren, bey sich — liebliche kleine Geschöpfe. Sie war nicht sehr geputzt, aber ihre Gestalt und Miene überraschte mich. Sie warf sich mir zu Füſsen; Sie sprach mit Hitze für ihren Mann: — Es ist unmöglich, daſs er schuldig seyn kann; er ist der ehrlichste Mann, der zärtlichste Vater, der beste Freund; — gewiſs, er kann nichts unedles aus Vorsatz gethan haben; helfen Sie ihm, Sie können es. — Ich machte ihr Einwendungen: sie widerlegte mich. Ich stellte ihr die Schwierigkeit vor, da er so viele Feinde hätte. — Er habe sie bloſs weil er mehr Verdienste als Vermögen habe, sagte sie. — Ich zuckte die Achseln. — Sie weinte, und die beiden artigen kleinen Geschöpfe fingen auch an, da sie ihre Mutter so heftig reden und weinen sahen, schlangen ihre kleinen Arme um ihre Knie, und fragten sie ängstlich: Wird uns dieser Mann unsern Vater nicht wieder geben? — Ich versichre dich, die Scene war rührend; ich hätte funfzig Minen 2) um einen guten

---

2) Sechzig Minen machten ein Attisches Talent, dessen Betrag man, in runder Summe, für zwölf hundert Reichsthaler unsers Geldes annehmen kann.

Mahler gegeben, der mir auf der Stelle ein Gemählde daraus gemacht hätte —"

Wirklich? — Konntest du in jenem Augenblick einen solchen Gedanken haben?

„Ich versichere dich, Diogenes, es wäre des Geldes werth gewesen. In meinem Leben sah ich die Schönheit in keiner rührendern Gestalt. Ihr Busen schlug unter ihrem Halstuche so stark empor, daſs ich ihn zu fühlen glaubte. Alles war Seele und Grazie an der reitzenden Sirene. Ich sagte ihr: Madam, ich will das möglichste versuchen; was würde man nicht für eine Frau unternehmen wie Sie sind? — Ich muſs jetzt zu Klinias; er giebt diesen Abend ein Fest: aber ich will mich vor Mitternacht los reiſsen. Kommen Sie um diese Zeit wieder; mein Kammerdiener soll Sie in mein Kabinet führen, und wir wollen dann auf ein Mittel denken, wie Ihrem Manne geholfen werden kann. Das meiste wird von Ihnen selbst abhängen. — Kannst du dir einbilden, Diogenes, was die Närrin that? — Sie raffte sich mit einem Zorne, der sie noch zehnmahl schöner machte, — ich hätte sie gleich dafür umarmen mögen — vom Boden auf, eh' ich noch ausgeredet hatte, und ein verächtlicher Blick war ihre ganze Antwort. Ich winkte meinem Kammerdiener und verlieſs sie. Ich kenne den Kerl; ich bin gewiſs, daſs er ihr alles sagte was man sagen kann; aber sie wollte ihn nicht anhören. Kommt, meine Kinder, sagte sie ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, indem sie die kleinen Geschöpfe an ihren Busen drückte: der Himmel wird für uns sorgen, — und wenn auch Er uns verläſst, so können wir sterben. — Du siehst, daſs ich Ursache hatte, sie eine sehr tugendhafte Frau zu nennen.“

Wie ich sehe, nur gar zu tugendhaft für die Erhaltung des armen Lamon! — O Chärea, Chärea — ists möglich? —

„Du bist in der Laune zu moralisieren, Diogenes! — Lebe wohl! Ich bin nicht aufgeräumt, wie ich dir sagte. Ich muſs mich zerstreuen. — Willst du mit mir zur Thryallis gehen? — Mein Mahler nimmt das Modell zu einer Venus Kallipyga von ihr. Es wird ein treffliches Stück werden!“

Ich danke für dieſsmahl. — Der arme Lamon und seine schöne tugendhafte Frau mit den zwey lieblichen Kindern hat sich meiner so sehr bemächtiget, daſs ich zu nichts anderm gut bin. Dein Mahler würde mir keinen Strich recht machen können, und könnte doch nichts dazu. — Gehe, Chärea, geh und überlaſs mich meinen einsamen Gedanken!

Nein, ich will nicht denken; unsinnig müſst' ich werden, wenn ich in diesem Augenblick den Gedanken Gehör gäbe, die sich eindrängen wollen.

Ihr wiſst doch, daſs dieser Chärea einer von den berühmten Glücklichen zu Korinth ist?

8.

Wie schön diese Grasmücke zwitschert! — Ich habe mich dort aus dem Quell erfrischt, — und nun will ich mich zu der kleinen wilden Sängerin in dieses Gebüsche legen, und mich jedem Vergnügen überlassen, womit die Natur wohlthätig die dornigen Pfade des Lebens bestreut.

Der arme Lamon! — Soll ich gehen und versuchen? — Das will ich!

Aber was wird ihm mein guter Wille helfen? Ich habe kein Ansehen, keine Anhänger, niemand, dem an meiner Freundschaft gelegen ist. — Ich bin hier fremd. — Lamons Sache betrifft sein Amt, das gemeine Wesen; — ich würde nicht einmahl die Erlaubniſs zu reden bekommen. — So könnt' ich wenigstens als Fürsprecher für ihn reden? — Aber wir sind nicht bekannt mit einander. — Was hindert das? Ich will gehen! Eine so schöne Frau soll nicht umsonst die Füſse eines Chärea mit ihren Thränen benetzt haben!

9.

Ich wuſste noch nichts eigentliches von Lamons Handel, da ich ging und meine Grasmücke allein lieſs. Unterwegs stieſs ich auf einen seiner Richter, der mir sagte warum es zu thun war. Nichts als ein Pack Schelmen, von einem andern Schelme gedungen, der auf Lamons Amt ein Auge hat. Er sollte mit öffentlichem Gelde, das er zu verwalten hatte, ungetreu umgegangen seyn. Sie konnten ihm keine wirkliche Untreue beweisen. Aber er hatte einem Freunde Geld ausgezahlt, der ihm eine Vollmacht von den Archonten vorzeigte, und dieses Geld zu den Geschäften der Republik nöthig zu haben vorgab. Lamon traute seinem Freunde, und wurde betrogen.

Das war sein ganzes Verbrechen. — Aber ihr hättet das Ungeheuer sehen sollen, das seine Ankläger daraus machten!

Lamon antwortete ihnen mit der Erschrokkenheit eines ehrlichen Mannes, der sein Schicksal in den Händen seiner Feinde sieht, und weiſs, daſs sein Urtheil schon beschlossen ist, eh' er noch zu reden anfängt. Er sprach wenig und übel. Laſs mich für dich reden, Lamon, sagte ich, und fing an.

Sie wollten Lärm machen; aber da half mir meine Brust; ich überschrie sie und fuhr fort. Ich sprach mit aller der Wärme, die mir die Idee der schönen Frau und der zwey lieblichen Kinder mitgetheilt hatte; ich schonte seine Feinde nicht, — und die Richter bestach ich mit Anpreisung ihrer Frömmigkeit, ihrer Menschlichkeit, ihres Edelmuths, ihrer Unparteylichkeit, ihres Hasses gegen die Unterdrükkung. Ein Drittel von ihnen hatte noch Wangen, welche erröthen konnten. — Das feuerte mich an — Ich verdoppelte meine Lobsprüche, und meine Zuversicht zu ihrer Billigkeit, zu ihrer Tugend; — ich brachte noch ein Drittel zum Erröthen. — Nun hatt' ich gewonnen! Ich vollendete meinen Sieg mit dem Gemählde der schönen Frau, und der zwey kleinen Jungen, die ich zu ihren Füſsen hinwarf und für ihren ehrlichen Vater bitten lieſs. — Lamon wurde losgesprochen. Ich schlich mich im Tumulte davon, und da bin ich wieder!

Wie schön der Abend ist! Wie heiter, wie lachend die ganze Natur! Ich bin mit mir selbst zufrieden, ich habe dem Rufe der Menschlichkeit gefolgt. Ich habe die Freude wieder in die schönen Augen der tugendhaften Frau und in die kleinen Herzen ihrer armen Kinder gebracht. Wie süſs werden ihre Umarmungen seyn! — Ich genieſse sie, ohne sie zu sehen.

Und wer ist nun an diesem Abend glücklich? Chärea, Klinias, Midas, Sardanapalus, Krösus, — oder ich?

10.

Gönnet mir, daſs ich mich der Empfindung überlasse die mich glücklich macht, — und überleset inzwischen die drey vorher gehenden Nummern noch einmahl — wenn ihr wollt, — und so langsam oder flüchtig ihr wollt.

11.

Wirklich ein recht poetischer Ort! — Dieser hohe Rosenstrauch voll frisch aufgeblühter Rosen, wie schön er sich über mich herab wölbt! Wie lieblich diese Quelle neben mir über die kleinen Kiesel hinrieselt! Wie eben und weich dieser Rasenplatz ist! wie frisch sein Grün, wie dicht sein kurzes Gras! Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich mir eine so wollüstige Gegend mit Fleiſs ausgesucht hätte.

Was für ein Zauber liegt in der einfältigen Natur! Selbst der unpoetische Diogenes wird von ihr begeistert. Ich sehe, ja, ich sehe die Grazien! rosenbekränzt tanzen sie auf diesem weichen Grasplatz ihre schwesterlichen Tänze. Kleine versteckte Amorn winden indeſs hinterm Gebüsche eine lange Kette von Rosen; sie winken einander lächelnd zu; nun sind sie fertig. Auf einmahl rauschen sie aus ihrem Hinterhalt hervor, und umschlingen lachend die Tanzenden mit ihrer Rosenkette. — Welch ein liebliches Gemählde!

Wenn ihr es erst so lebhaft vor euch stehen sähet, als es jetzt, von meiner Fantasie ausgemahlt, vor mir steht! Sie hat einen feinen warmen Pinsel, das versichr' ich euch, meine schönen Damen, — so unempfindlich für eure Reitzungen man mich ausruft, weil ich mir vielleicht mehr Mühe als ein andrer gegeben habe, eurer entbehren zu können; ohne daſs ich mir jedoch schmeichle, es gar weit darin gebracht zu haben. Eine Dryade, die hinter diesem Gebüsch hervor schliche, käme vortrefflich gelegen, die Probe darüber zu machen.

Aber, meine Grazien — ihr denkt, ich habe das Gemählde selbst erfunden, und das wundert euch. Ich will euch aus dem Wunder helfen; ich verachte es, mich für besser zu geben als ich bin. — Es ist eine bloſse Kopie.

Chärea hat das Original, von Apelles, den sie den Mahler der Grazien nennen, und der den Muth hatte, sich diesen Nahmen selbst zu geben, weil er fühlt, daſs ers ist.

Ich war zugegen, da es gekauft wurde. Es ist göttlich! rief der entzückte **Chärea**: ich **muſs** es haben; ich laſs' es keinem Könige. — Kennst du, Diogenes, das Myrtenwäldchen in meinem Garten, mit dem kleinen Sahle, wo ich zuweilen Mittagsruhe halte? Dort will ich diese Grazien im Gesicht haben, wenn ich ruhe.

Chärea kaufte das Gemählde um vier Attische Talente.

Vier Attische Talente! rief ich, um drey halb nackte Mädchen, und drey oder vier kleine Buben auf einem Stück Leinewand!

Aber siehe nur, wie schön sie sind! rief **Chärea**; — wie idealisch! wie ganz Grazie! Jede mit ihrem eigenen karakteristischen Reitze, jede durch sich selbst schön, und dennoch durch eine Art von Wiederschein von ihrer Nachbarin verschönert!

Es ist wahr, Chärea — Aber ihr reichen Leute habt Unrecht, diese Künstler so theuer mit ihren Werken zu machen. Zehen Minen wären immer genug für einen Mahler. Er soll auch das Vergnügen, das er unter einer ſo ſchönen Arbeit genieſst, für etwas rechnen! — Vier Talente, Chärea! für eine Augenlust, die in wenig Wochen ihren Reitz für dich verloren haben wird! Wie viel Glückliche hättest du mit dieser Summe machen können!

12.

Nach einiger Zeit kam ich auf ein groſses Gut, das dieser Chärea am Korinthischen Meere besitzt. Ich fand da einen seiner Pächter, einen wackern alten Mann mit weiſsen Haaren, der traurig vor seiner Thür saſs, und sich die Augen auswischte, wie er mich gewahr wurde.

Ich bat ihn, daſs ich mich zu ihm setzen dürfte, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers.

„Ach, Fremdling, sprach er, ich habe meine Tochter verloren! — ein Kind von vierzehn Jahren, das beste angenehmste Mädchen, das jemahls gewesen ist. Alle jungen Leute in der Gegend sagten, daſs sie einer Oreade gliche, wenn sie an Festtagen mit andern Mädchen ihres Alters im Reihen tanzte. Ich hatte meine Lust daran, sie tanzen zu sehen. — So war ihre Mutter ehmahls gewesen! — Es war ein gutes Mädchen; häuslich, arbeitsam von der besten Mutter erzogen — ach! die ich jetzt glücklich preise, daſs sie den grausamen Tag nicht erlebt hat. Seeräuber entführten mein Kind, da es am Ufer Muscheln suchte, um eine kleine Grotte in unserm Garten auszuschmükken, worin ich in der Mittagshitze zu ruhen pflege. —"

Ich erkannte den Vater in der Wärme des Gemähldes. Aber seine Tochter hätte zehnmahl weniger liebenswürdig seyn können als er sie beschrieb, ohne daſs ich weniger Antheil an seinem Schmerze genommen hätte.

Armer Vater! rief ich, und wischte die Augen: aber war denn kein Mittel, eure Tochter wieder zu bekommen? wars nicht möglich sie los zu kaufen?

„Ach! antwortete er seufzend, ich versuchte alles. Sie forderten zwey Talente. Das Mädchen ist schön, sagten sie; ein Satrape des groſsen Königs würde uns noch mehr für sie bezahlen. — Es war mir unmöglich, nur die Hälfte dieser Summe aufzubringen. Das Verlangen, mein Kind wieder zu haben, machte mich unsinnig. In dieser Verwirrung lief ich zu meinem Herrn nach Korinth. — Er ist unermeſslich reich, dacht' ich; deine Thränen, deine weiſsen Haare werden ihn erweichen. Wie oft giebt er zwey Talente aus, um sich eine vorüber rauschende Lust zu machen! Vielleicht bewegst du ihn, daſs er eben so viel thut, sich das Vergnügen zu machen, einem alten Vater sein Kind, die einzige Freude seines Alters, wieder zu schenken! — — Ich warf mich zu seinen Füſsen. Aber alles war umsonst. — Ich hätte besser auf meine Tochter Acht geben sollen, sagte er. — Es durchbohrte mir das Herz, da er es sagte; und wie kalt er dabey aussah! Ich darf nicht daran denken!“

Der alte Mann weinte, da ers sprach; und ich — wenig fehlte, daſs ich wie Ajax Oileus zu rasen angefangen hätte. Ich fluchte in der Erbitterung meines Herzens dem ersten der jemahls gemahlt hatte, und allen Mahlern, seinen Nachfolgern, und allen Angehörigen ihrer Zunft, die Farbenreiber selbst nicht ausgenommen.

Wie ich wieder allein war, und mein Blut sich abgekühlt hatte, verwandelte sich mein Zorn gegen die Reichen in Mitleiden. Ich bejammerte sie, daſs eben das, was sie glücklich machen sollte, sie für das göttliche Vergnügen Gutes zu thun unempfindlich macht. Die armen Leute! Sie haben so viel Bedürfnisse! ihre Sinne, ihre Fantasie, ihre Leidenschaften, ihre Grillen, ihre Bequemlichkeit, ihre Eitelkeit, — haben so viel Forderungen zu machen, daſs ihnen für die Forderungen der Menschlichkeit nichts übrig bleibt.

Wie gern wollt' ich euch eure Paläste, Gärten, Gemählde, Statuen, Gold, Silber und Elfenbein, eure Gastmähler, Koncerte, Schauspiele, Tänzerinnen, Affen und Papagayen gönnen, wenn es nur von mir abhinge nicht daran zu denken, daſs zehn tausend arme Geschöpfe eurer Art nicht haben, womit sie sich der Beleidigungen des Wetters und der unfreundlichen Jahrszeit erwehren können, — weil Ihr in marmornen Palästen wohnt; nicht haben, womit sie ihre Blöſse decken, — weil eure Sklaven in prächtigem Gewande schimmern; nicht genug haben, um sich zu sättigen, — weil Ihr in Einem Gastmahle den wöchentlichen Unterhalt von Tausenden verschlingt.

Ich haſs' es diese Gedanken fortzusetzen; ich besorge ich spiele mein Lied tauben Zuhörern. — Aber, was wollt' ich nicht thun, wenn ich hoffen könnte, von jedem Hundert eurer Gattung — einen Einzigen zur Menschlichkeit zu bekehren!

13.

Ich bitte dich, Chärea, dich und alle deine Brüder, sagt mir nichts davon, daſs ihr durch den Gebrauch, den ihr von euern Reichthümern macht, den Fleiſs, die Künste, die Handlung unterhaltet, und den Umlauf der Zeichen des Reichthums befördert, worin, wie ihr sagt, das Leben des Staats bestehe.

„Tausende und Zehentausende, sagt ihr, leben dadurch, daſs wir bauen, Gärten anlegen, ein groſses Haus unterhalten, eine unendliche Menge entbehrlicher Dinge nöthig haben, u. s. w.“

Darüber ist kein Streit zwischen uns. Aber, wenn ihr euch ein Verdienst daraus machen wolltet, so könnten der Seidenwurm und die Purpurschnecke mit gleichem Rechte behaupten, die vortrefflichsten und wohlthätigsten Geschöpfe in der Welt zu seyn; denn wirklich leben etliche Millionen Menschen von der Arbeit, die ihnen diese beiden Arten von Gewürme verschaffen.

Nichts ist billiger, als daſs ihr eure Reichthümer, ihr möget sie nun geerbt, erworben, erschlichen, erkuppelt, geraubt, oder gefunden haben, zur Belohnung derjenigen anwendet, die für eure Trägheit, Eitelkeit und Üppigkeit arbeiten.

Aber, mein lieber Chärea, es giebt Leute, die nun gerade nichts beytragen können, deine Sinne oder deine Fantasie zu kitzeln, und die darum nicht minder Anspruch an deinen Überfluſs haben. Der Unglückliche, dem du mit einem kleinen Theil davon die Ruhe wieder geben kannst, die sein thränenbenetztes Lager flieht; — die unschuldige Schönheit, welche du von der Schmach, einem Parrhasius zum Modell seiner leichtfertigen Täfelchen 3) zu dienen, und von einem noch schimpflichern Miſsbrauch ihrer Reitzungen, mit der Hälfte dessen, was dir ein solches Täfelchen kostet, befreyen könntest; — der verlassene Waise, dem Dürftigkeit und Verachtung den Muth niederschlägt, und aus welchem deine Hülfe dem Staat einen guten Bürger, vielleicht einen groſsen Mann, einen Aristides, einen Sokrates, erziehen

---

3) *Parrhasius — pinxit et minoribus tabellis libidines, eo genere petulantis joci se reficiens. Plin. Hist. Nat. L.* 35.

könnte; — haben diese alle kein Recht an deinen Überfluſs?

Ihr Söhne des Glücks könnt sonst sehr fertig rechnen. Rechnet doch einmahl, wie viel tausend Geschöpfe eurer Gattung darben müssen, damit Einer von euch jährlich vierzig oder funfzig Talente verzehren könne! Solltet ihr nicht Gutes thun, wenn es auch nur wäre, um den Haſs von euch abzuwälzen, den der Anblick eurer Wollüste und Verschwendungen dem gröſsten Theil eurer Mitbürger einflöſsen muſs, der mit der sauersten Arbeit seinen Kindern kaum so viel Brot erwerben kann, als ihr täglich euern Hunden zur Suppe reichen laſst? —

Denkt ein wenig hierüber nach, wenn ich bitten darf!

14.

Wie? es sollte also nicht auch schöne Seelen geben, wie es schöne Gesichter giebt, die der Kunst nichts schuldig, und gerade darum nur desto schöner sind?

Ich widerlegte einsmahls einen Sofisten, der die Bewegung aus der Welt hinaus demonstrierte, indem ich vor den Augen des Narren auf und ab ging.

Soll ich euch auf die nehmliche Art beweisen, daſs es solche schöne Seelen giebt?

Ich werde euch vielleicht zu schiefen Urtheilen Anlaſs geben: doch, denkt davon was ihr wollt; unsre Meinungen von einander können euch und mich nicht schlechter machen als wir sind. Überdieſs erkläre ich hiermit, daſs ich mein Geschichtchen allein der schönen Psyche und ihres gleichen erzähle. Ich kann niemanden verbieten zuzuhören; aber das versichre ich, daſs ich keine Sylbe darum mehr noch weniger sagen werde, und wenn mir der ganze hohe Rath der Amfiktyonen zuhörte.

Ich hielt mich ehemahls (wie ihr wiſst — oder auch nicht wiſst) zu Athen auf, um von Plato reden, und von Antisthenes leben zu lernen. Einsmahls fügte sichs, daſs ich Abends, zwischen Dämmerung und Nacht, ganz allein unter den Säulengängen des Keramikus herum schlenderte. Es war schon dunkel in der Halle, auſser daſs der stark erleuchtete Sahl eines nicht allzu nahen Gebäudes einige Stellen etwas heller machte.

Mit Hülfe dieser schwachen Helle sah ich einen Schatten auf mich zu schleichen, der sich im Annähern in eine weibliche Gestalt, und diese in die liebliche Figur eines Mädchens von sechzehn Jahren ausbildete. Sie war so leicht bekleidet, daſs einem Theil ihrer Füſse, und einem Busen wie man der Hebe zu geben pflegt, wenig zur Bedeckung blieb; und ihre langen blonden Haare flogen ungebunden um ihren Nacken.

Dieser Anblick setzte mich in einige Verwirrung; aber das war noch nichts. Das Mädchen breitete seine aufgestreiften Arme, deren Weiſse aus der Dunkelheit hervor glänzte, mit jammervoller Geberde gegen mich aus, und sank mit dem Gesicht auf meinen Arm hin. Meine Verwirrung stieg aufſs äuſserste.

Jedoch faſst' ich mich ohne langes Besinnen. Ich schlang meinen rechten Arm um ihren Leib, drehte sie zugleich mit mir selbst um, und führte sie gerades Weges in eine kleine Hütte, die ich im Keramikus gemiethet hatte. Folgsam lieſs sie sich führen, ohne ein Wort zu sagen. Sie schien ohne Kräfte und vom Kummer erdrückt.

Wir kamen in meiner Zelle an. Ich setzte sie auf eine Art vor Ruhebett, das, im Vorbeygehen zu sagen, nichts weniger als geschickt war wollüstige Ideen zu begünstigen. Ich machte Licht; und nun betrachtete ich meinen Fund mit aller Aufmerksamkeit die er zu verdienen schien.

Das Mädchen flöſste mir — ich weiſs nicht was ein, das mich weichherziger machte als ich gewöhnlich bin. Es war ein überaus angenehmes Gemisch von Mitleiden und Liebe. — Damit ich es ungestört genieſsen könne, gab ich ihr, unter dem Vorwande daſs es kühl sey, eine Art von Mantel, womit sie ihren Busen und ihre Füſse bedecken konnte.

Sie schien mich mit einiger Verwunderung anzusehen. Sie versuchte etwas zu sagen; aber ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. Ich nahm sie in meine Arme, küſste sie, bat sie mit der sanftesten Stimme, die mir möglich war, Zutrauen zu mir zu fassen. — Sie schien sich aus meinen Armen winden zu wollen, aber so schwach, daſs ein andrer es für eine Aufmunterung genommen hätte. Ich dachte anders. Ich glaubte, in ihren halb erloschnen Augen die Merkmahle einer schönen Seele zu sehen.

Ich konnte mich betrogen haben. — Denn die Umstände, — und der schöne Busen, und was Vater Homer ihre Rosenarme und Silberfüſse genannt haben würde, — arbeiteten, die Wahrheit zu sagen, gewaltig in meiner Einbildung. Allein ich überlieſs mich mit vollem Vertrauen meiner Empfindung, und ihr werdet aus dem Erfolg sehen, ob ich mich betrogen habe.

Das erste, was das Mädchen nöthig zu haben schien, war einige Erfrischung; denn sie hatte das Ansehen einer gänzlichen Erschöpfung. Ich eilte also — Aber in der That, ich bitte euch um Verzeihung; ich vergesse, daſs ich dieses Nachbild eines Originals, an dessen kleinste Züge ich mich mit

Vergnügen erinnere, nicht für mich selbst mache.

Das Mädchen kam, nachdem sie etwas Speise und ein wenig Wein gekostet hatte, so gut wieder zu sich selbst, daſs sie ihre Geschichte erzählen konnte. Mit niedergeschlagenen Augen hob sie an — Aber die Grazie in ihrem Ausdruck, in ihrer Stimme, in ihrem ganzen Wesen, kann ich zum Unglück nicht in mein Nachbild übertragen.

15.

„Die schöne Lais ist meine Mutter. Ich wurde bey ihr erzogen, und lebte in dieser frohen Unwissenheit meiner selbst, die das Vorrecht der Kindheit ist, bis ich denjenigen verlor, der die Gutherzigkeit hatte, sich für meinen Vater zu halten. Er war aus Sicilien, und man sagte daſs er reich und von edler Geburt wäre. Ich war kaum sieben Jahre alt da er starb. Nach und nach erkaltete die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich; andere Liebhaber verdrängten das Bild dessen, der nicht mehr war; und endlich hörte ihr Herz gänzlich auf, ihr etwas für die arme Laidion zu sagen. Ich grämte mich sehr darüber; aber ich muſste meine Thränen verbergen; die bloſse Spur davon in meinen Augen zog mir Ungewitter zu. Im übrigen hielt sie mich den andern Mädchen gleich die ihr aufwarteten, und wir hatten Lehrmeister im Singen, Tanzen und Lautespielen.“

Du spielst die Laute, kleine Grazie? (rief ich) und singst? — Hier ist eine Laute; ich bitte dich —

Das Mädchen hatte die Gefälligkeit ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie sang mir Anakreons süſsestes Liedchen, — rathet selbst, welches? — und begleitete es auf der Laute mit Fingern, deren jeden eine eigene Seele zu beflügeln schien.

O Weisheit! O Antisthenes! wo waret ihr damahls? — Für mich eben so, als ob nichts, das euch gliche, jemahls in der Welt gewesen wäre.

Ich suchte meine Seele auf den Lippen der schönen Sängerin.

Laſs mich in meiner Erzählung fortfahren, sagte sie lächelnd, indem eine liebliche Röthe ihr ganzes Gesicht überzog.

Ihr Erröthen brachte mich plötzlich wieder zu mir selbst, und eine natürliche Folge davon war, daſs ich wenigstens eben so sehr erröthete als das Mädchen.

Sie fuhr fort: „Ich war vierzehn Jahre alt, als ich von der schönen Lais einem jungen Athener übergeben wurde, der mich, wie er sagte, heftig liebte. Die schöne Lais sagte mir, da er mich wegführte, ich hätte ihn hinfür als meinen Gebieter anzusehen.

„Mein neuer Gebieter verbarg seine Gewalt über mich unter die zärtlichsten Liebkosungen. Meine Tage flossen unter immer abwechselnden Ergetzungen vorbey. Ich war mit meinem Zustande zufrieden, ohne an die Zukunft zu denken. Glykon hatte Ursache mit meiner Gefälligkeit vergnügt zu seyn; aber wenn die Liebe das ist, was in Saffo's Liedern glüht, so ist mein Herz unfähig, sich diese Leidenschaft mittheilen zu lassen. Glykon würde es gethan haben, wenn es möglich wäre. Oft muſst' ich ihm das Lied an Faon singen, worin die Wuth der Leidenschaft so feurig ausgedrückt ist; und allemahl wurde er unwillig, nichts von allem was ich sang in meinen Augen zu finden. Endlich ward ich gewahr, daſs seine Liebe lauer zu werden anfing. Der zärtliche Ton, auf den sie gestimmt gewesen war, verwandelte sich in einen scherzhaften und muntern, — der mir, aufrichtig zu reden, nur desto besser gefiel. Aber auch dieses dauerte nicht lange —“

Kurz, (denn ich merke, daſs ihr zu gähnen anfangt) die schöne Bacchis entführte meinem kleinen Mädchen ihren Liebhaber, und die Komödie war aus.

Das Mädchen, wie ich euch sagte, erzählte sehr artig, — weil die kunstlose Offenheit der Jugend, ihre Blicke, ihr Ton, und ein gewisses — wie nennt ihrs? das ich sehr stark empfand aber nicht beschreiben kann, ihre Geschichte interessanter machten als sie an sich selbst war. — Denn in der That, meine Herren, ihr habt Recht; es war (Dank sey euern Bemühungen!) ein sehr alltägliches Mahrchen. — Überdiefs öffnete sich zuweilen in der Hitze der Erzählung der Mantel ein wenig, den ich ihr umgeworfen hatte, und ihr begreift, dafs eine solche Kleinigkeit in gewissen Umständen keine Kleinigkeit ist.

Ich hätte ihr die ganze Nacht durch zugehört; aber euch kann es unmöglich so seyn. Ich lasse mir und euch Gerechtigkeit widerfahren, und ich wünsche, im Vorbeygehen, dafs alle Erzähler — Dichter oder Geschichtschreiber — die Gütigkeit haben möchten, sich daraus eine kleine Lehre zu nehmen.

16.

Das Mädchen fuhr fort, mir begreiflich zu machen, wie es zugegangen, daſs sie mir in dieser nehmlichen Nacht in einer Halle des Keramikus in einem so verdächtigen Aufzug in die Arme gelaufen sey.

Ich denke, ich könnte diese Lücke eurer eignen Einbildungskraft auszufüllen überlassen. Wenn ihr euch vorstellet, daſs Glykon sie endlich, seiner neuen Buhlschaft zu Gefallen, an einen seiner Freunde, — dieser, weil sie ihm nicht wohl begegnete, an einen Bildhauer, — und der Bildhauer, nachdem er etliche Modelle von ihr genommen, an einen Mädchenhändler verkauft habe, dem sie, da er sie wieder an einen alten Seefahrer von Efesus gegen Levantische Waaren austauschen wollte, gestern Nachts entlaufen sey, und sich den folgenden Tag über unter den Ruinen eines alten eingefallenen Gebäudes verborgen gehalten habe, — oder so was dergleichen, — so hättet ihr nahe zu an die Wahrheit gerathen.

Dem sey wie ihm wolle, die junge Lais befand sich nun unter meinem Schutze, und ich glaubte verbunden zu seyn, mich ihrer so gut ich immer könnte anzunehmen. Ich war damahls nicht viel reicher als ich dermahlen bin. Mitleiden und guter Rath war das beste, womit ich ihr dienen konnte.

Vielleicht kann das, was ich ihr sagte, (wenn anders eine Abschrift dieser Schreibtafel auf die Nachwelt kommen sollte) in vielen Jahrhunderten einem jungen Geschöpfe nützlich seyn; es sey nun, daſs sie sich in einer ähnlichen oder in der allgemeinen Schwierigkeit der Personen ihres Geschlechts und Alters, — in der Ungewiſsheit was sie mit ihrem Herzen anfangen solle, — befinde. In dieser Voraussetzung widme ich hiermit den nächst folgenden Abschnitt dem schönern und zärtlichern Theil der Nachwelt zu behutsamem Gebrauch, mit der Bitte, die Filosofie, die ich sie darin lehre, für sich allein zu behalten, und weder ihren Müttern, noch viel weniger ihren Liebhabern das geringste davon merken zu lassen.

17.

Das Vergangene, sagte ich zu dem Mädchen, war die Folge des Unglücks, die schöne Lais zur Mutter gehabt zu haben. Bemühe dich, es in jeder andern Absicht zu vergessen, als in so fern deine Erfahrung dir fürs Künftige nützlich seyn kann. Dieſs allein muſs nun dein Augenmerk seyn; es wird meistens von dir selbst abhangen. Ein so schönes Geschöpf — ich konnte mich nicht verhindern sie auf die Stirn zu küssen indem ich es sagte — ist ganz gewiſs zu etwas besserm gemacht, als einem Glykon zum Spielzeuge oder einem Kalamis zum Modell zu dienen. Die Natur hat viel für dich gethan, meine Liebe, das Glück nichts; aber, launisch wie es ist, wird es durch unverhoffte Zufälle seine bisherige Nachlässigkeit verbessern.

Es hat den Anfang damit gemacht, daſs es mich in deine Hände fallen lieſs, sagte das Mädchen.

Verdiente das nicht wieder einen Kuſs?

Deine Zukunft, fuhr ich fort, wird von dem Gebrauch abhangen, den du von dem einen und dem andern machen wirst. Weil es Nahmen von schlimmer Vorbedeutung giebt, so wollen wir immer damit anfangen, deinen Nahmen zu ändern. Laidion soll in Glycerion verwandelt werden; und als Glycerion will ich dich mit einem meiner Freunde bekannt machen, der (gegen eine kleine Erkenntlichkeit vielleicht) groſsmüthig genug seyn wird, dich unter der Aufſicht einer alten Freygelaſsnen aus seinem Hause nach Milet zu führen, wo du, mit allem versehen was die Anständigkeit erfordert, durch eine stille und eingezogene Lebensart am ehesten Aufmerksamkeit erregen wirst. Es giebt eine gewisse Art sich zu verbergen, um desto besser gesehen zu werden. In kurzem werden die Liebhaber so dicht, wie die Bienen um einen Rosenstrauch, um deine Hütte flattern.

Ihre Abſicht — merke dirs wohl, gutes Mädchen! — ist weder schlimmer noch besser, als dich so wohlfeil zu haben als möglich: die deinige muſs seyn, dich so theuer zu verkaufen als du kannst. Dein eigenes Herz wird dir hierin vielleicht am hinderlichsten seyn. Wehe dir, wenn es zur Unzeit oder für einen Gegenstand gerührt würde, wobey nur die Augen ihre Rechnung fänden! Eine

Schöne hat tausend Dinge zu verschenken, die von keiner Erheblichkeit sind; aber ihr Herz muſs immer in ihrer Gewalt bleiben. So lange du dieses Palladion erhältst, wirst du unbezwinglich seyn. Bemühe dich, allen deinen Liebhabern gut zu begegnen, ohne Einen zu begünstigen. Theile die Gnaden, die du, ohne dir selbst zu schaden, verschenken kannst, in unendlich kleine Theilchen. Ein Blick sey schon eine groſse Gunst; und den Zwischenraum vom gleichgültigen zum aufmunternden, und von diesem zum zärtlichen, fülle, wenn es seyn kann, — und ich dächte, ein schönes Mädchen sollte es können — mit hundert andern aus, die stufenweise sich von dem einen entfernen und dem andern nähern. Aber hüte dich, bey diesem Spiele deine Absicht merken zu lassen: das wäre so viel, als wenn du sie warntest, sich in Acht zu nehmen. Gleich schädlich würde es seyn, wenn du die Meinung von dir erwecktest, als ob dein Herz nicht gerührt werden könne. Laſs einem jeden, der es werth zu seyn scheint, einen Strahl von Hoffnung, daſs es möglich sey dich zu gewinnen; aber dabey richte alle deine Bewegungen so ein, daſs es immer in deiner Macht bleibe, denjenigen zu begünstigen, der zärtlich und schwach genug ist, sich und sein Glück deinen Reitzungen auf Gnade oder Ungnade zu ergeben; — wohl verstanden, daſs, nach bedächtlichster Abwägung aller Umstände, der Mann und sein Glück das Opfer werth sey, das du ihm dagegen von dir und deiner Freyheit machst. Einen solchen, wenn die Wunde, die ihm deine Augen geschlagen haben, zu schwären anfängt, kannst du mit gehöriger Vorsicht merken lassen, daſs du fähig bist zärtlich zu seyn. —

Aber mir fällt auf einmahl ein, daſs du mir sagtest, du könntest nicht zärtlich seyn.

Sie erröthete — Ich glaubte es, flüsterte sie.

Ich nicht, sagte der Sohn des Iketas, indem er ihr mit einem Blicke, der ein Mittelding von Zärtlichkeit und Muthwillen war, in die Augen sah.

Sein Knie berührte von ungefähr das ihrige in diesem Augenblicke.

Er fühlte es zittern.

Willst du nicht fortfahren zu reden? sagte sie.

Ich muſs vorher wissen, ob du zärtlich seyn kannst.

„Und wenn du es wüſstest?“ —

So muſs ich wissen, wie sehr du es seyn kannst.

Ihr Mantel hatte sich, indem sie ihn um ihre Knie zusammen zog, oben ein wenig aufgethan. — Eine süſse Verwirrung zitterte in ihren glänzenden Augen.

Der Sohn des Iketas war damahls fünf und zwanzig Jahre alt.

Seine Neugier hätte nun schweigen sollen. — Hatte sie nicht Ursache dazu?

18.

O Glycerion, warum bin ich nicht Herr von einer Welt, — oder, so stark der Abfall ist, — nur der Herr eines kleinen Meierhofs, der für dich und mich groſs genug wäre; der einen Garten hätte, und ein kleines Feld, uns zu nähren, und Gebüsche, unser Glück vor den Augen des Neides zu verbergen!

19.

Es ist ein schwaches Ding, lieben Leute, um unser Herz. Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre gehen macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unserer besten Triebe, unserer besten Handlungen.

Unmöglich kann ich anders, ich müſs den Mann, der das nicht verstehen kann, oder nicht verstehen will, — bedauern oder verachten.

Indessen wollte ich, daſs sich die Schönen warnen lieſsen, auf keine vermeinte Erfahrung hin jemahls zu versichern, daſs sie sich für unfähig hielten bis auf einen gewissen Grad gerührt zu werden.

Ein sanfter Schlummer unterbrach die Unterweisungen des Freundes, und die Lehrbegierde des Mädchens.

20.

Wie schwer hast du dirs gemacht, allzu schwacher Schüler des weisen Antisthenes, in deiner Unterweisung fortzufahren, wo du sie gelassen hattest!

Liebste Glycerion, sagte ich endlich, so sehr ich dich liebe, so mufs ich doch, wenn meine Liebe nicht die Wirkung des Hasses haben soll, — fortfahren. — Ach, Glycerion! morgen werden wir uns nicht mehr sehen.

„Nicht mehr sehen? — Und warum nicht?“

Weil meine Gegenwart deinem künftigen Glücke hinderlich wäre.

„Was für einem Glücke? — Ists dein Ernst? Kannst du an unsre Trennung denken?“

Ich mufs! Meine Umstände — —

„Werd' ich deinem Glücke schädlich seyn, Diogenes?“

Nein, Glycerion, das Glück und ich haben nichts mehr mit einander zu schaffen. Ich wär' es, der dem deinigen im Lichte stände.

„Wenn dieſs dein Beweggrund ist, so höre mich an, lieber Diogenes! — Ich wünsche mir kein andres Glück, als bey dir zu seyn. Du verdienst eine Freundin, an deren Busen du die Ungerechtigkeiten des Glücks und der Menschen vergessen kannst. Denke nicht daſs ich dir zur Last fallen werde; ich kann weben, sticken, spinnen —“ Vortreffliches Geschöpf! — Lange widersetzt' ich mich. Aber Glycerion blieb entschlossen.

Sagt nun, ihr, denen die Natur ein fühlendes Herz gab, hatt' ich mich geirret, da ich die Zeichen einer schönen Seele in ihren Augen wahrzunehmen glaubte?

Wir beschworen den Bund ewiger Freundschaft. Wir entfernten uns von Athen. Die Welt wuſste nichts von uns, und wir vergaſsen der Welt. Drey glückliche Jahre — Meine Augen lassen mich nicht fortfahren. —

21.

Sie ist nicht mehr, die zärtliche Glycerion! — mit ihr verlor ich alles was ich noch verlieren konnte. Ihr Grab ist das einzige Stück Boden auf der Welt, das ich mein zu nennen würdige. Niemand weiſs den Ort als ich. Ich habe ihn mit Rosen bepflanzt, die so voll blühen wie ihr Busen, und nirgends so lieblich düften. Alle Jahre im Rosenmonde besuch' ich den geheiligten Ort. Ich setze mich auf ihr Grab, pflücke eine Rose — So blühtest Du einst, denke ich, — und zerreiſse die Rose, und verstreue die Blätter auf dem Grab' umher. — Dann erinnr' ich mich des süſsen Traums meiner Jugend, und eine Thräne, die auf ihr Grab hinab rollt, befriedigt den geliebten Schatten.

22.

Wenn ihr nicht gerührt seyd, so ist es meine Schuld nicht; aber ich vergeb' es euch. Ihr habt keine Glycerion verloren, — oder habt keine zu verlieren, — oder verdient keine zu bekommen.

Ich weiſs ein hübsches Mährchen, das mir meine Amme zu erzählen pflegte, wie ich noch klein war; — vielleicht würde es euch belustigen. Es steht euch von Herzen zu Dienste.

Aber da kommt der gute Xeniades, und nimmt mir die Schreibtafel.

23.

Du bist eine so gute Art von Sterblichen, sagte Xeniades, nachdem er die Geschichte der Glycerion gelesen hatte. — Ich kann es nicht ausstehen, daſs die Welt dich in einem falschen Lichte sehen soll.

D. Und warum sieht sie mich in falschem Lichte?

X. Vergieb mir, mein Freund: ich ehre dich so herzlich, daſs ich mich selbst überzeugen möchte du habest keinen Fehler.

D. Aber warum das, guter Xeniades? — Bin ich nicht ein Mensch? Darf ich nicht so gut Thorheiten und Fehler haben als andre?

X. Du willst mich nicht verstehen, Diogenes —

D. Ich verstehe dich wohl, aber ich kann eine gewisse Art von Gleiſsnerey nicht leiden, die ich in unsrer Familie — ich meine die Familie des Deukalion und der Pyrrha — herrschen sehe. Ist die Rede überhaupt von den Schwachheiten, Fehlern und Gebrechen der menschlichen Natur, so gesteht jedermann daſs er die seinigen auch habe, daſs er deren viele habe. Aber gebt diesen Schwachheiten oder Fehlern ihren rechten Nahmen, leset das ganze Register von Stück zu Stück ab, und haltet bey jedem Umfrage; so wird sich kein Mensch auch nicht zu einem einzigen von allen bekennen wollen. Welche Ungereimtheit! — Ich hasse sie von Herzen! Ich entferne mich in vielen gleichgültig scheinenden Dingen von den Regeln der Gewohnheit. Man nennt mich deſswegen einen Sonderling, und wer nicht so höflich seyn will, einen Narren. — Gut! Ich bekenne mich dazu. Das ist nun meine Schellenkappe. Schadet sie jemanden? — Ich sehe ganz Korinth mit Thorheiten und Lastern erfüllt, die ihren Besitzern, andern ehrlichen Leuten, und dem gemeinen Wesen selbst verderblich sind. Man sieht ihnen ruhig zu; und mir will man nicht zwey oder drey Grillen zugestehen, von denen keine lebende Seele, nicht die Seele einer Schmeiſsfliege Schaden hat!

X. Aber das wirst du mir doch eingestehen, daſs ein vortrefflicher Mann es desto mehr wäre, wenn er gar keine Flecken hätte?

D. Gesetzt, Xeniades, daſs dieſs möglich wäre, so ist die Frage, ob eine so groſse Vollkommenheit nicht das unfehlbarste Mittel wäre, sich einen allgemeinen Abscheu zuzuziehen? Wehe dem Manne, der so weise wäre, um den übrigen Sterblichen in keiner Schwachheit ähnlich zu seyn! Wie sollten sie ihn erträglich finden? Wie sollten sie ihm seine Vorzüge verzeihen können? Er muſs sich die Freyheit, ihrer ungestört zu genieſsen, durch einige wirkliche oder vermeinte Thorheiten erkaufen, mit denen er gleichsam den allgemeinen Genius dieser sublunarischen Welt versöhnt, und den übrigen Thoren das Recht giebt sich über ihn lustig zu machen. — Aber wirklich räum' ich dir schon mehr ein als ich schuldig bin, mein lieber Xeniades, indem ich dir zugebe, daſs dasjenige, worin ich ein Sonderling bin, so schlechthin Thorheit oder Grille seyn müsse. Ich bin bereit, wenn du gerade nichts bessers zu thun hast, dir das Gegentheil zu beweisen. — Sage mir Stück für Stück, was die Korinthier an mir aussetzen, und ich will dir sagen, was ich darauf zu antworten habe.

X. Sie sagen, zum Beyspiel, Diogenes sucht aus Hochmuth was besondres darin, sich in Kleidung, Lebensart und Manieren von allen andern Leuten zu unterscheiden.

D. In allen diesen Punkten handelt er nach seinen Grundsätzen; er sucht also nichts — als mit sich selbst übereinzustimmen; und das ist freylich sonderbar genug! Aber wie kommen die ehrlichen Korinthier dazu, die geheime Triebfeder meines Betragens so zuverlässig angeben zu können? — Doch wir wollen nicht über einen Punkt streiten, wo es so schwer ist einander zu überzeugen. — Gesetzt sie hätten Recht, so hieſse das weder mehr noch weniger, als ihr Hochmuth finde nicht gut, daſs der meinige eine andre Maske trage als er. — Aber, gerade von der Sache zu reden, würden nicht eure reichen Wollüstigen, selbst für ihren eigenen Vortheil, besser thun, wenn sie wenigstens in der Mäſsigkeit meinem Beyspiele folgten? Wie viele von ihnen befinden sich bey der wohl schmeckenden Giftmischerey ihrer Köche so wohl, als ich bey der einfältigen Nahrung, welche die Natur überall für mich zubereitet? Welcher unter ihnen allen, wenn er dem Komus nur zehen Jahre geopfert hat, dürfte es mit mir an Stärke und Geschmeidigkeit aufnehmen, die Probe möchte nun mit den Spielen, die zu Olympia gekrönt werden, oder mit denen, wovon die Schönen Richterinnen sind, gemacht werden sollen?

Diese äuſserste Mäſsigung hat, nachdem ich ihrer einmahl gewohnt bin, nichts beschwerliches mehr für mich; und verschafft mir hingegen Vortheile, welche mit dem schalen Vergnügen, meinen Gaumen zu kitzeln, gewiſs in keine Vergleichung kommen. Denn seitdem ich diese Lebensart führe, die euch so armselig vorkommt, bin ich immer munter und zu allem aufgelegt; mein Gemüth ist unbewölkt, meine Vernunſt unbefangen, mein Herz fühlend, alle meine Kräfte stehen mir zu Gebot, und es hängt nicht von meinem Magen ab, ob ich ein Genie oder ein Dummkopf, ein angenehmer oder ein unerträglicher Gesellschafter für mich selbst und andere seyn soll. Die Schönheiten der Natur verlieren ihren Reitz nie für mich, und gegen ihre Abwechslungen bin ich abgehärtet. Ich kann Hitze und Frost ertragen, hungern und dursten, Wind und Wetter ausdauern, so lang' es die Natur eines Menschen ausdauern kann. Kurz, ich bin zu Erduldung aller Arten von Arbeit und Schmerzen geschickter, und empfinde das Reitzende der Wollust selbst desto lebhafter, je seltner ich sie koste. Laſst eure verzärtelten, mädchenhaften, nervenlosen, wetterlaunischen, kränkelnden und schmachtenden Sybariten, denen ein geknicktes Rosenblatt auf ihrem weichlichen Lager schon Schmerzen macht, laſst sie herbey schleichen, und sich in allen diesen Stücken mit mir messen! — Es ist übrigens nicht mehr als billig, mein lieber Xeniades, als daſs es so ist; die Günstlinge des Zufalls würden gar zu viel Vortheile über uns andere haben, wenn die Natur nicht auf sich genommen hätte, uns schadlos zu halten. — Und nun sprich selbst, sollte ich, dem Naserümpfen der Korinthier zu Ehren, der Stimme dieser guten Mutter ungetreu werden? — Diogenes ist zu sehr sein eigner Freund!

X. Du magst in der Hauptsache so unrecht nicht haben, Diogenes; aber was würde aus der Welt werden, wenn jedermann nach deinen Grundsätzen leben wollte? Und hat die Natur, indem sie den Erdboden mit Gegenständen des Vergnügens für uns angefüllt und den Menschen mit Witz und Geschicklichkeit ausgerüstet hat, tausend Künste zu erfinden, welche sich einzig mit Verschönerung seines Lebens beschäftigen; — hat sie dadurch nicht selbst zu erkennen gegeben, ihre Absicht sey nicht bloſs daſs wir leben, sondern daſs wir auf die angenehmste Weise leben sollen?

D. Es lieſse sich vielleicht manches gegen die Einbildung sagen, womit wir uns zu schmeicheln pflegen, als ob alles in der Welt um unsertwillen gemacht sey. Der Schluſs, „ich kann etwas zu einer gewissen Absicht gebrauchen, also ist es dazu gemacht,“ ist offenbar falsch; denn ich kann, zum Exempel, einen

Becher für einen Topf gebrauchen, ob er gleich zum Trinkgeschirr bestimmt war. Die Frage bleibt immer: ob wir nicht viele Dinge durch den bloſsen Gebrauch, den wir davon machen, schon miſsbrauchen? — Es käme auf besondere Untersuchungen an, in die wir uns jetzt nicht einlassen wollen; ich hab' es auch zu Beantwortung deines Einwurfs nicht vonnöthen. Gesetzt die Natur habe alle ihre Werke, mit allen Schöpfungen der Kunst, (welche in gewissem Sinne die Tochter der Natur genannt werden kann) zu unserm Gebrauch und Vergnügen bestimmt: so könnten wir sie hierin einem reichen Manne vergleichen, der ein groſses Gastgebot angestellt, und dazu alle Arten von Gästen aus allerley Ländern, Völkern und Zungen, von allerley Klassen, Ständen, Geschlecht und Leibesbeschaffenheit, eingeladen hätte. Natürlicher Weise würde er recht daran thun, so vielen und mannigfaltigen Gästen vielerley Gerichte, und alles in groſsem Überflusse vorzusetzen. Nun stelle dir unter diesen Gästen irgend einen starken Kerl vor, der, nicht zufrieden mit dem was vor ihm stände, auch die entfernten Schüsseln alle zu sich raffte, und, ohne zu bedenken, daſs nicht alles für ihn allein zubereitet worden, und daſs er nur Einen Magen hat, oder daſs gewisse Speisen nur für die schwachen und kränklichen Gäste aufgestellt sind, alles allein zu verschlingen suchte, bis er so voll wäre daſs er das Überflüssige wieder von sich geben müſste — was würdest du von einem solchen Menschen sagen, oder wie meinst du daſs er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde? 4)

X. Die Antwort giebt sich von selbst.

D. Und die Anwendung meines Gleichnisses auch. Eure Reichen, die ihre Speisen aus allen Elementen und Himmelsgegenden zusammen suchen lassen, sind der Gast, der das ganze Gastmahl der Natur, wenigstens so viel an ihm ist, allein verschlingen will. Laſst einen jeden nach dem greifen, was ihm zunächst liegt, und nicht mehr essen als er bedarf um seinen Hunger zu stillen: so werden wir alle von der Tafel der Natur gesättigt aufstehen, werden uns alle wohl befinden, und niemand wird über Unverdaulichkeit klagen, oder seinen Mitgästen durch unziemliche Entladungen beschwerlich fallen. Das wäre alles, was daraus entstände, wenn jedermann nach meinen Grundsätzen lebte. — Aber sey immer unbesorgt, Xeniades. Ich werde nie so viel Nachfolger bekommen, daſs die dermahlige

---

4) Die Leser Lucians werden sich erinnern wem diese Stelle zugehört.

Verfassung der Welt darunter Gefahr liefe. Und wenn wir auch den unmöglichen Fall setzen, daſs mein Beyspiel Kraft genug hätte, ein ganzes Volk zu meinem System zu bekehren: meinst du, daſs es desto schlimmer für sie wäre? — Ich habe gute Lust — Aber, was ists? Hörst du nicht ein ängstliches Geschrey vom Ufer her? — Ich will dir meine Republik schuldig bleiben, Xeniades — ich muſs sehen was es ist.

24.

Es war nichts — als eine kleine Barke, die an einer Klippe nah am Ufer umschlug. Ich ward unter den Schwimmenden einer Person gewahr, welche nicht Kräfte genug zu haben schien das Ufer zu erreichen. In einem Augenblicke lag mein Mantel im Sande; ich sprang ins Wasser — Anständigkeit oder nicht! — Es kam jetzt darauf an das Leben einer menschlichen Kreatur zu retten.

„Es war also eine Weibsperson?"

Ich kann nichts dazu, daſs es so war; indessen — glaubt mirs oder nicht — dacht' ich in diesem Augenblick nicht mehr daran, als an den Mann im Monde. — Ich lud sie auf meinen Rücken, und arbeitete mich mit ihr ans Ufer.

Sie in den Sand hinzulegen und davon zu gehen, wäre unartig gewesen; man muſs nichts Gutes halb thun. Ich trug sie also bis zum nächsten Grasplatze, der mit einigen Gebüschen bewachsen war.

Ihr könnt euch vorstellen, daſs ich während allem dem Gelegenheit hatte, die Entdeckung zu machen, daſs die Frau eine schöne Frau war. Interessiert sie euch nun weniger seitdem ihr das wiſst? — Es ging mir wie euch.

Inzwischen war ich noch immer ohne Mantel. Die schöne Frau, und die Sorge sie wieder zurecht zu bringen, beschäftigte meine Aufmerksamkeit so sehr, daſs ich nicht auf mich selbst Acht geben konnte — bis sie die Augen zu öffnen anfing.

Ich wollte wetten, daſs sie nicht viel gesehen haben konnte, so schnell schloſs sie die Augen wieder zu. Die Verwirrung, womit sie es that, machte mich stutzen; und itzt ward ich erst gewahr, daſs ich ohne Mantel war.

Ich erzähle euch die Sache mit allen ihren Umständen wie sie war, ohne das geringste zu verschönern. — Ruhe indessen hier an der Sonne, und trockne dich so gut du kannst, sagte ich; ich gehe einen Augenblick meinen Mantel zu hohlen; denn ich will und muſs deine Augen sehen, und hören wozu ich dir noch weiter gut seyn kann.

Ich lief fort. In zehn Minuten hatte ich meinen Mantel wieder. Ich kam zurück. Sie hatte indessen ihr Oberkleid ausgewunden und gegen die Sonne ausgebreitet, und war im Begriff, sich hinter dem Gesträuche auch der übrigen zu entladen. Ein groſser Busch hinderte sie mich gewahr zu werden, ungeachtet sie immer schüchtern um sich sah.

Ich blieb stehen, und — sah ihr zu. Ich sage euch weiter nichts davon, als — daſs ich unter hundert jungen Menschen neun und neunzig und einem hätte rathen wollen, anders wohin zu sehen, oder lieber gar wegzugehen. Aber ein Mann von funfzig Jahren, der seit mehr als zwanzig von Salat, Bohnen und Wasser lebt, darf eine jede schöne Statue ansehen, sie mag nun aus den Händen eines Alkamenes oder der Natur selbst gekommen seyn.

Endlich war das Oberkleid trocken. Sie wickelte sich darein ein, setzte sich an die Sonne, die sich schon zum Untergang neigte, und schien sich umzusehen wo ich bliebe.

Ich kam zum Vorschein. Sie errōthete, schlug die Augen nieder, und sah wie eine

Person aus, die in Verlegenheit ist. Ich komme wieder, schöne Fremde, sagte ich, (hier klärte sich ihr Gesicht ein wenig auf, aber die Röthe nahm zu) um zu vernehmen worin ich dir weiter dienen kann.

Sie schwieg eine Weile. Wolltest du mir, sagte sie endlich, den Gefallen thun, und sehen was aus einer alten Frau geworden ist, die bey mir in der Barke war? Sie war meine Amme; ich hoffe sie ist gerettet.

Ich flog nach dem Ufer. — Alles war gerettet; nur von der alten Amme konnte niemand Nachricht geben. Die schöne Frau weinte, da ich ihr diesen Bericht brachte; sie lief selbst ans Ufer, bat die Schiffer ihre Amme aufzusuchen versprach Belohnungen, und — weinte vielleicht noch, wenn nicht eine Kiste, die nicht weit von ihr im Sande lag, ihrer Aufmerksamkeit eine andre Richtung gegeben hätte. Sie gehörte ihr zu, und war mit Kleidern und tausend Sachen, die zur Rüstung einer schönen Frau gehören, bepackt. Zum Glücke war alles unbeschädigt. Ein Strahl von Freude entwölkte plötzlich ihr ganzes Gesicht; — es war ein sehr liebliches Gesicht, das versichr' ich euch. Aber die Amme fand sich nirgends und die Sonne ging unter.

Die schöne Frau, ziemlich getröstet daſs sie wenigstens ihre Kiste gefunden hatte, sagte mir den Nahmen einer Freundin, zu der ich sie führen sollte. Ein Schiffer, mit ihrer Kiste beladen, zeigte uns den Weg. Wir langten an; die schöne Frau dankte mir, und ich — wünschte ihr eine gute Nacht. — Zum ersten Mahle schien sie mich mit Aufmerksamkeit und einem gewissen Erstaunen zu betrachten. Ruhe wohl, schöne Fremde, sagte ich und ging fort.

25.

Nun frage ich alle ehrlichen Leute, Griechen und Barbaren, Männer und Weiber, (die Zwitter und Kastraten mit eingerechnet) „was an der Geschichte, die ich eben erzählt habe, denn so sehr ärgerliches ist?“

Auf mein Wort, ich begreife nichts davon. Alle Umstände vorausgesetzt wie sie wirklich waren, seh' ich nicht, wie ich selbst, oder die schöne Frau, oder beide zusammen, uns anders hätten betragen sollen als wir thaten.

Indessen höret was geschah! Des folgenden Tages war die Sache in ganz Korinth ruchtbar; man sprach drey Tage lang von nichts anderm als von Diogenes und der schönen Frau; man erzählte einander die Geschichte; jedes verschönerte etwas daran, oder ersetzte einen mangelnden Umstand mit einem andern von eigner Erfindung; man setzte sie sogar in Verse, und gestern Nachts hörte ich sie auf der Gasse singen.

Aber das ist noch nichts. Man urtheilte auch darüber; man untersuchte, was Diogenes und die schöne Frau gethan hatten, was sie nicht gethan hatten, aus was für geheimen Bewegursachen und zu welchem Zwecke sie es gethan hatten; was sie unter diesen oder andern gegebenen Umständen hätten thun können, oder thun sollen, u. s. w. Man sprach für und wider davon, und die Stimmen fielen einhellig dahin aus: „Daſs Diogenes in dieser ganzen Sache weder als ein weiser noch als ein tugendhafter Mann gehandelt habe."

Eine alte Dame fand sehr übel, daſs er seinen Mantel so spät gehohlt hätte. Was für eine Unvorsichtigkeit, wenn man der Sache auch den gelindesten Nahmen geben wollte! Wie war es möglich, das Vergessen seiner selbst so weit zu treiben? Er hätte die Frau, ehe sie sich noch erhohlt hatte, ans Ufer hinlegen, und erst, nachdem er seinen Mantel wieder umgehabt hätte, an einen bequemern Platz tragen sollen.

Sie sind sehr gutherzig, Madam, sagte eine Andere: sehen Sie denn nicht, daſs man etwas mit gutem Bedacht vergessen kann? — und daſs es ihm gemüthlich seyn mochte, an das Nothwendigste nicht eher zu denken als bis es zu spät war?

Bey den Eleusinischen Göttinnen, schwor eine Dritte, er hätte sich nicht mehr vor mir sehen lassen dürfen, wenn ich die Fremde gewesen wäre!

Vermuthlich, nahm die Vierte das Wort, war die Dame aus einem Lande, wo man noch im Naturstande lebt.

Oder sie sah ihn für einen Satyr an, — sagte die Fünfte, eine groſse dicke Frau, welche die Miene hatte sich vor zehen Satyrn nicht zu fürchten.

Ich weiſs nicht warum Sie rathen mögen, sprach die Sechste. Ich denke, die Sache spricht von sich selbst. Wenn es nun der Geschmack dieser Dame so ist? Allen Umständen nach war es ohnehin so eine Dame von — den Damen, bey denen es eben nicht viel zu bedeuten hat, ob man ihnen so gar regelmäſsig begegnet oder nicht.

So urtheilten die Damen von der ersten und zweyten Klasse zu Korinth; die Priesterinnen ausgenommen, welche gar nicht urtheilten, sondern sich nur nach allen Umständen erkundigten, und da sie hörten, daſs er ohne Mantel gewesen als die Dame zum ersten Mahl die Augen aufschlug, feuerroth wurden, die Hände vor die ihrigen hielten, und nichts weiter hören wollten.

In den männlichen Gesellschaften wurde die Sache aus einem andern Gesichtspunkt erörtert.

Warum erstreckte sich seine Dienstfertigkeit nur auf die schöne Frau? Warum lieſs er die ehrliche Amme zu Grunde gehen? Sie muſste doch, wie der Erfolg zeigte, seiner Hülfe eben so sehr benöthiget gewesen seyn!

Die Frage ist um so begründeter, setzte ein Andrer hinzu, da sich vermuthen läſst, daſs die schöne Frau auch ohne seine Hülfe das Ufer würde erreicht haben.

Sie sind streng, meine Herren, sprach der Dritte: als ob es nicht natürlich wäre, sich lieber um eine schöne junge Frau als um ihre alte Amme Verdienste machen zu wollen, ha, ha, he! — Der Mann lachte über seinen guten Einfall — Ha, ha, he! —

Zumahl, fügte ein Vierter mit einer spitzfindigen Miene bey, da man nicht alle Tage einen so ehrbaren Vorwand findet, mit einer schönen Nymfe *in puris naturalibus* hinter eine Hecke zu gehen.

Ich weiſs von guter Hand, lieſs sich ein Fünfter vernehmen, der erst kürzlich Rathsherr geworden war, daſs sie über zwey Stunden allein bey einander im Gebüsche waren; und es könnten Zeugen aufgeführt werden, welche seinen Mantel am Ufer und die Kleider der Dame an einem dürren Aste gegen die Sonne haben hangen sehen.

Ich denke nicht gern das Ärgste, sprach ein Priester Jupiters, ein ernsthafter Greis — von vierzig Jahren, indem er sehr emfatisch auf sein gedoppeltes Unterkinn drückte. — Aber, so wie die Menschen einmahl sind, hör' ich nicht gern von groſsmüthigen Handlungen reden, wenn ein Frauenzimmer, zumahl ein junges und schönes Frauenzimmer, dabey im Spiel ist. Es fällt so stark in die Augen, warum man sich, wie schon vor mir erinnert worden ist, um diese letzte Klasse so gern verdient macht. Ich möchte, wenn ernsthaft von der Sache gesprochen werden soll, wohl wissen, warum eine schöne Frau, in so fern sie eine schöne

Frau ist, liebenswürdiger seyn sollte als ihre Amme? Ist die Amme nicht eben so wohl ein menschliches Geschöpf? Haben wir nicht die nehmlichen Pflichten gegen sie? Ist nicht in vorliegendem Falle, die eine so hülfsbedürftig als die andere? Ist nicht Frömmigkeit und Unsträflichkeit der Sitten dasjenige, was den wahren Werth der Menschen bestimmt? Und hat eine junge oder schöne Frau dieser zufälligen Eigenschaften wegen etwa mehr Anspruch an Frömmigkeit und Tugend, als eine alte oder häfsliche? — Natürlicher Weise ist eher das Gegentheil zu vermuthen. Ein tugendhafter Mann, wenn er weise ist, — und das mufs er seyn, oder seine Tugend läuft alle Augenblicke Gefahr zu straucheln — würde in einem solchen Falle, wo er unter beiden wählen müfste, sich um so mehr für die Amme bestimmt haben, je reiner bey dieser seine Bewegungsgründe seyn konnten, je erbaulicher das Beyspiel gewesen wäre, das er dadurch gegeben hätte, und je weniger er dabey für seine eigene oder ihre Tugend zu besorgen gehabt hätte.

Vergieb mir, Vater der Götter und Menschen! — aber es ist mir unmöglich, deinen Priester länger so gravitätisch — Unsinn sagen zu hören. — Du sollst Recht haben, Priester Jupiters! Es ist nicht abzusehen, warum eine schöne junge Frau liebenswürdiger seyn sollte als ihre Amme; sie ist gar nicht liebenswürdig! — Die Tugend der alten Amme, das ist die Sache! Welch ein Kleinod! Dieses hätte gerettet werden sollen! Laſst immerhin die schönen Frauen ertrinken! Was ist daran gelegen? Die Tugend gewinnt noch dabey! Die Versuchungen vermindern sich; was für Beyspiele wollten wir geben, wenn nichts als alte Ammen in der Welt übrig wären! — Diogenes hat weder als ein weiser noch tugendhafter Mann gehandelt: man giebt dir alles zu was du willst, Priester Jupiters, — nur schweige!

gen, welche es darin auf einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit gebracht haben, durchgängig ſo geheim damit thun, als gewiſſe Ärzte mit ihren *Arcanis*, weil ſie den Nutzen, der daraus zu ziehen iſt, für ſich ſelbſt behalten wollen. — Ich wiederhohl' es, es iſt viel daraus zu lernen!

27.

Ich geſtehe dir, Xeniades, ich unterlag der Verſuchung, mich an der groſsen dicken Frau zu rächen, die mich mit einem Satyr verglichen hatte.

Du kenneſt ja die Lyſiſtrata, die Gemahlin des albernen Fokas? — Ich ging an einem dieſer Tage, um die Zeit der Mittagsruhe, zu ihr. Die Hitze war ſehr groſs. Ich fand ſie in einem kleinen Sahl ihres Gartens auf einem Faulbettchen liegen. Ein junger Sklave — ein Mittelding von Knabe und Jüngling, der einem Mahler die Idee zum ſchönſten Bacchus gegeben hätte — kniete mit einem groſsen Luftfächer neben ihr, und zog ſich zurück wie ich hinein trat. Ich ſagte ihr, daſs ich gekommen wäre, um eine von meinen Freundinnen in eine beſſere Meinung bey ihr zu ſetzen, als worin ſie, unwiſſend warum, das Unglück hätte bey ihr zu ſtehen.

Sie schien nicht zu begreifen **was** ich wollte. Ich half ihrem Gedächtniſs nach, und sagte ihr, die bemeldete Dame glaubte nicht ein so strenges Urtheil verdient zu haben, als neulich in einer gewissen Gesellschaft über sie ergangen wäre. In der That, setzte ich hinzu, wünschte ich zu wissen, wie Lysistrata in den nehmlichen Umständen sich anders hätte betragen wollen?

„Es ist meine Schuld nicht, daſs die Gesetze des Wohlstandes so streng sind,“ sagte sie —

Redest du von dem Wohlstande, der aus der innern Schönheit der Gesinnungen und Handlungen entspringt, oder von dem eingebildeten Wohlstande, der bloſs von der Meinung der Leute abhängt?

„Ich verstehe mich nicht auf eure Distinkzionen, erwiederte die Dame. — Jedermann weiſs, was man unter Wohlstand versteht, und alle Leute stimmen, glaub' ich, überein, daſs es gewisse Regeln giebt, von denen man sich nicht los zählen kann, ohne sich dem Urtheil der Welt auszusetzen.“

Du zielest vermuthlich auf den Umstand, daſs ich ohne Mantel war, wie die Dame zum ersten Mahl die Augen aufschlug. Ich gestehe, es war nicht nach den Regeln; allein die Umstände müssen mich entschuldigen, und ich dachte in der That an nichts böses.

„Die Rede ist nicht von dem, was du dachtest, sondern was du thatest,“ sagte sie lächelnd.

Ich wollte für nichts stehen, schöne Lysistrata, wenn ich mich mit einer so reitzenden Frau, als ich jetzt vor mir sehe, in so seltsamen Umständen befände.

„Ich sehe nicht warum du mich ins Spiel ziehen willst,“ versetzte sie erröthend, indem sie ihr Halstuch, welches ein wenig in Unordnung war, so nachlässig zurecht machte, daſs das Übel merklich gröſser wurde als es gewesen war.

Aber im Ernst, schöne Lysistrata, würdest du fähig gewesen seyn, einem Menschen, der dir das Leben gerettet hätte, eine solche Kleinigkeit nicht zu vergeben? Im Grunde war es doch immer die nichtsbedeutendste Sache von der Welt.

„Nicht so sehr als du dir einbildest.“

Aber warum das? — Ich müſste mir einen kleinen Begriff von der Tugend eines Frauenzimmers machen, wenn ich glaubte, daſs ein Zufall dieser Art, wobey weder auf der einen noch andern Seite die mindeste Absicht war, fähig seyn sollte sie aus ihrer Fassung zu setzen.

„Wer sagt auch das? — Ich wollte nicht, daſs ihr euch für so gefährlich hieltet: aber was würde aus der Achtung, die man uns schuldig ist, werden, wenn wir so geneigt wären, wie deine Fremde, dergleichen Freyheiten, so wenig auch Absicht dabey seyn möchte, zu verzeihen?“

Vielleicht, schöne Lysistrata, sah sie ihren Retter für einen Satyr an, von dem sich kein so zartes Gefühl erwarten läſst?

Sie erröthete zum zweyten Mahle. — „Du bist boshaft, Diogenes,“ sagte sie, indem sie sich etwas mehr auf meine Seite drehte, ohne Acht zu geben, daſs diese Bewegung die Drapperie ihres linken Fuſses in eine gewisse Unordnung brachte, welche ihrer ganzen Figur, so wie sie auf dem Ruhebette lag, zwar ein desto mahlerischeres Ansehen gab, aber doch Eindrücke machen konnte, welche sie, nach der Präsumzion die für eine tugendhafte Dame vorwaltet, vermuthlich nicht zu machen gesonnen war.

In der That, Lysistrata, sagte ich, einem Satyr ist vieles erlaubt, was man einem andern nicht vergeben würde. — Die Richtungslinie meiner Augen hätte sie aufmerksam machen sollen, wenn sie weniger zerstreut gewesen wäre. — Ich wollte dir, zum Beyspiel, nicht rathen, schöne Lysistrata, fuhr ich nach einer kleinen Pause fort, dich mit Vorsatz in die Stellung zu setzen worin ich dich wirklich sehe, wenn du dich in der mindesten Gefahr glaubtest von einem Satyr überrascht zu werden.

„Wer sollte sich einfallen lassen, sagte sie, indem sie sich mit einer angenommenen Verwirrung in sich selbst hinein schmiegte, daſs die Filosofen für solche Kleinigkeiten Augen hätten! — Du trauest mir doch zu, daſs ich nicht daran dachte, deiner Weisheit Zerstreuungen zu geben?“

Ich weiſs nicht was du dachtest; aber ich weiſs was ich zu thun hätte, wenn ich dich überreden könnte, mir die Vorrechte eines Satyrs zuzugestehen.

Die Dame sah mich mit einem kleinen Erstaunen, das nichts abschreckendes hatte, an. — Es war ein Blick, der in meinen Augen zu suchen schien, ob ich wirklich so viel fühle als ich sagte.

Da alles seine Grenzen hat, fuhr ich mit einem groſsen Seufzer fort, sollte nicht auch die Tugend die ihrigen haben? — Ich fühl' es zu sehr, schöne Lysistrata, als daſs ich nicht wünschen sollte, dich davon überzeugen zu können.

Ich gab in diesem Augenblick nicht mehr auf meinen Mantel Acht, als die Dame vor einigen Augenblicken auf ihre Tunika. — Sie hatte ihre Augen halb geschlossen, und ihr mit Gewalt aus seinen Fesseln sich drängender Busen hätte mich selbst beynahe aus meiner Fassung gesetzt.

O reitzende Lysistrata, rief ich, indem ich mich ihr mit einer Bewegung näherte, als ob ich mir kaum verwehren könne sie zu umarmen, — warum kann ich dir nicht eine gelindere Denkungsart einflöſsen! Die strenge Tugend, von der du öffentlich Profession machst, — ich verehre sie, — sie zwingt mich dazu! — aber wie würd' ich dich lieben, wenn du fähig wärest, der armen Fremden den kleinen Fehler zu vergeben, der dir so anstöſsig gewesen ist! Wie bald könntest du das, wenn du nur selbst fähiger wärest, eine Schwachheit zu begehen!

„Ich verstehe dich in der That nicht, sagte sie; aber — du würdest mir einen Gefallen thun, wenn du mich allein lassen wolltest.“

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kannst du im Ernst einen so grausamen Gedanken haben? sagte ich in einem tragischen Ton, indem ich eine ihrer Hände ergriff und mich vorwärts an den Rand ihres Ruhebettes setzte. —

Sie zog ihre Hand so unvorsichtig zurück, daſs die meinige, indem sie der ihrigen folgte, auf einen Theil des besagten Busens zu liegen kam.

„Ich will nicht mit mir spielen lassen,“ sagte sie.

Das ist es eben, was mich zur Verzweiflung treibt, rief ich: ich möchte unsinnig werden, daſs ich mich selbst in eine solche Gefahr wagte, da ich doch so viele Ursache hatte, mir von deiner Tugend die fürchterlichsten Begriffe zu machen!

Sie schwoll vor Wuth auf, ohne zu wissen, wie sie mit Anständigkeit ausbrechen könne.

Du siehst, allzu reitzende Lysistrata, wie viel mir noch fehlt, um so sehr Satyr zu seyn als ich aussehe. Aber gestehe mir, würdest du nicht selbst so gut betrogen worden seyn als meine Fremde? —

Sie brach vor Zorn in Thränen aus.

Ich fühlte, daſs ich schwach zu werden anfing, und stand auf.

In diesem Augenblick trat der Sklave herein, um der Dame etwas ins Ohr zu raunen. — So leise ich höre, so vernahm ich doch nichts als den Nahmen **Diofant**, — des Priesters, der nicht begreifen konnte, warum eine schöne Frau liebenswürdiger seyn sollte als ihre Amme. Der Knabe eilte mit einem Befehl wieder fort, von dem ich nichts verstehen konnte. Ich hatte keinen andern Wink vonnöthen. Ich hoffe, Lysistrata, sagte ich, daſs ich dich mit der Gewiſsheit verlassen darf, dir eine bessere Meinung von mir und der schönen Fremden beygebracht zu haben. Der ehrwürdige Diofant kommt so gelegen, die Gemüthsverfassung, worin ich dich verlasse, zu bearbeiten, daſs es unbillig wäre, ihn nur einen Augenblick aufzuhalten. Lebe wohl, schöne Unerbittliche! — Und damit ging ich fort, ohne eines Blicks oder einer Antwort gewürdiget zu werden.

Ich begreife nicht, sagte Xeniades, wie du so viel Gewalt über dich haben konntest, eine Rache zu nehmen, die dir wenigstens so beschwerlich seyn muſste, als der Dame selbst.

Du kannſt nicht glauben, Xeniades, wie herzlich ich dieſe Gleiſsnerinnen haſſe! — ſo ſehr, als ich Unſchuld und wahre Tugend ehre. Die Begierde, ſie die ganze Verachtung, die ſie verdiente, fühlen zu laſſen, machte mich zu allem fähig, ungeachtet ich dir geſtehe, daſs eine Art von Gutherzigkeit mir, da ich ſie ſo ſchrecklich leiden ſah, beynahe einen Streich geſpielt hätte, den ich mir in meinem Leben nicht vergeben haben würde.

28.

Wer es nicht selbſt, oder doch etwas ähnliches erfahren hat, begreift nicht, was für ein Unterschied iſt, nach dem Hafen zu gehen weil man da zu thun hat, oder auch nichts zu thun hat, und nach dem Hafen gehen zu müssen, um sich für zehen Jahre auf eine Galere schmieden zu laſsen.

Ich selbſt habe den Unterschied nie so lebhaft empfunden als dieser Tage, da ich auf einem meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölze gerieth, welches sich nicht weit von Neptuns Tempel längs dem Ufer hinzieht, und, wie ihr wiſst, den Nereiden geheiligt iſt.

Indem ich nichts weniger dachte als auf eine alte Bekanntschaft in dieser wilden Gegend zu stoſsen, erblickte ich einen Mann von ungefähr fünf und dreyſsig Jahren, übel gekleidet, ungekämmt, hager, blaſs, hohlaugig, kurz mit allen Attributen des Kummers und Elends, unter einen Baum hingeworfen. Er war im Begriff, mit einer Hand voll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etlichen Stückchen in Wasser geweichtem Zwieback seine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daſs es Bacchides von Athen war, dem kurz zuvor, eh' ich diese Stadt zum letzten Mahl verlieſs, ein Vermögen von wenigstens acht hundert Attischen Talenten von einem alten Wucherer, dessen einziger Sohn zu seyn er das Unglück hatte, erblich zugefallen war.

Wie treff' ich hier den glücklichen Bacchides an? und so allein, bey einer so frugalen Mahlzeit? — sagte ich.

„Glücklich! — Ach, Götter! rief er seufzend, diese Zeit ist vorbey, Diogenes! — denn der bist du, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen."

Ich wünsche, daſs sie dich nie mehr getäuscht haben mögen, versetzte ich.

„Du kommst sehr gelegen: ich wollte dich aufsuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben."

So hast du eine vergebliche Reise gemacht; denn ich halte keine Schule.

„Ich werde also dein erster Schüler seyn. Ich will von dir lernen, wie du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin du schon so viele Jahre lebst, glücklich zu seyn?“

Und wozu wolltest du diese Wissenschaft nützen?

„Wozu? — Ich dächte, mein bloſser Anblick sollte diese Frage beantworten.“

Ich sehe wohl, daſs einige Veränderung in deinen Umständen vorgegangen seyn muſs.

„Eine sehr groſse, bey allen Göttern, eine sehr groſse! Du kanntest mich noch, da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz genug hatte, um mich von dem gröſsten Theil meiner Mitbürger beneidet zu sehen —“

Ohne Zweifel hattest du auch Bildsäulen, Gemählde, Persische Tapeten, goldene Trinkgefäſse, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen —

„Die hatte ich, beym Jupiter! die hatte ich, und besser als jemand zu Athen.“

Ich bedaur' es.

„Ich finde nichts dabey zu bedauern, als daſs ich sie nicht mehr habe.“

Beides! Aber durch was für Unglücksfälle —

„Ich will dir die Wahrheit gestehen, Diogenes, — auch ist es mein einziger Trost, daſs ich meine Reichthümer doch genossen habe! — Keine Unglücksfälle, — Pracht, Aufwand, Feste, Gastmähler, Buhlerinnen, haben mein Vermögen aufgezehrt. Zehen glückliche Jahre — wie kann ich ohne Verzweiflung an das denken, was ich jetzt bin! — Zehen glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Komus und Bacchus und Amorn und der lachenden Venus und mit allen Göttern der Freude zu.“

Und diese freundlichen Götter halfen dir in zehn Jahren ein Vermögen von acht hundert Talenten verschlingen?

„Wenn es noch einmahl so viel gewesen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freunde und Wollüste zu vertauschen. Ich gesteh' es, ich war ein unbesonnener Mensch; ich dachte nicht an die Zukunft.“

Und jetzt, da du gezwungen bist an sie zu denken, was sind deine Anschläge?

„Ich habe keine, Diogenes, ich weiſs mir nicht zu helfen.“

Du wirst dir doch mit so vielem ausgeworfenen Gelde, so viel Festen und Gastmählern, Freunde gemacht haben?

„Freunde so viel du willst; aber seitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich keiner mehr.“

Das hättest du in der Akademie — oder, weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warest, von zwanzig ehmahligen Glücklichen, welche sich bey dir eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die eigne Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch ich will die Vorwürfe, die du dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist, was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden seyn, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlornes Vermögen wieder gäbe?

„Welch eine Frage! — Leider! kenne ich nur keine so freygebige Wesen. —“

Du irrest, Bacchides; der Fleiſs ist dieser hülfreiche Gott! Arbeit und Mäſsigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in denen der ärmste Sohn der Erde graben darf so viel er will.

„Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, so kann ich nicht; alle Arten von Arbeit wollen gelernt seyn, und ich — ich habe nichts gelernt.“

Ich will zugeben daſs du keine Kunst verstehest, die dich nähren könnte; aber du hast Verstand, du kannst reden; — widme dich der Republik; bewirb dich um das Vertrauen der Athener —

„Du scherzest gar zu bitter, Diogenes! Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte, einem Menschen anzuvertrauen, der sein eignes Erbgut nicht zu erhalten gewuſst hat?“

Es dürfte schwer halten.

„Zudem muſs man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nie bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will.“

In deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen ist freylich ordentlicher Weise kein andres Mittel sich empor zu schwingen, als Verdienste. — Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. — Aber du kannst ja Kriegsdienste nehmen.

„Als Gemeiner? — Lieber wollt' ich mich auf eine Ruderbank vermiethen! Als Officier? — Dazu gehört Geld oder Unterstützung, oder persönliches Verdienst.“

Wohlan! wenn dir von dem allen nichts gefällt, so sind noch andre Auswege übrig. — Sie sind nicht so ehrenhaft; aber wo man so wenig Wahl hat — Zum Beyspiel, reiche Damen, die zu den Jahren gekommen sind, wo man den Werken der goldnen Venus entweder entsagen, oder seine Liebhaber erkaufen mufs — Du schüttelst den Kopf?

„Ach! Diogenes! Auch diesen armseligen Ausweg hab' ich mir gesperrt. — Die Damen, von denen du sprichst, fordern viel; — du kannst dir doch einbilden, dafs ein Mensch, der in zehn Jahren acht hundert Talente durchgebracht hat, zu keinem solchen Amte taugt —“

O, die Vortheile des Reichthums! — Ich gestehe dir, ich bin am Ende meiner Anschläge.

„Du hast das alles nicht nöthig, wenn du mich lehren willst, wie Du es machst, um in eben so dürftigen Umständen als die meinigen, so glücklich zu seyn, wie du es wenigstens zu seyn scheinest.“

Ich bin es in der That; aber laſs dir sagen, daſs du irrest, wenn du mich in dürftigen Umständen glaubst. Hierin betrügt dich der Schein. Ich bin reich, mein guter Bacchides! — reicher, denk' ich, als der König von Persien — denn ich bedarf so wenig, daſs ich das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr daſs mir etwas mangle. Diese Begnügsamkeit erhält mich so gesund und stark wie du mich siehest. Nicht selten reiſs' ich, aus Mitleiden, oder um mir Bewegung zu machen, dem schwitzenden Sklaven die Mühle aus der Hand, und mahle für ihn.

„Sonderbarer Mann!“ — rief Bacchides aus.

Du glaubst nicht, Bacchides, wie viel darauf ankommt, daſs das Instrument, worauf unsre Seele spielen soll, wohl gestimmt sey. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe, — etliche Grane Narrheit ausgenommen, um die ich mich nicht desto schlimmer befinde, — ohne Sorgen, ohne Leidenschaften, ohne beschwerliche Verbindungen, ohne Abhängigkeit, wie sollt' ich nicht glücklich seyn? Ist nicht die ganze Natur mein, in so fern ich sie genieſse? Welch eine Quelle von Genuſs liegt nur allein im sympathetischen Gefühle! — Ich besorge du kennest diese Quelle nicht, Bacchides! — Und zu allem dem hab' ich einen Freund.

„Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet, und wohnest, wie man sagt, in einem Fasse —"

Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer, und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; denn für unser zwey ist meine Tonne zu enge. Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeiten darin, dürre Baumblätter zum Lager, und einen breiten glatten Stein zum Tische.

„Ich nehme dein Anbieten an, in der Hoffnung, daſs du groſsmüthig genug seyn werdest, einem Unglücklichen das Geheimniſs nicht zu versagen, das du besitzen muſst, um dir einbilden zu können, daſs du reich und glücklich seyst."

Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. — Du sprichst ja, als ob du dir einbildest, ich trage Amulete oder magische

Zeichen bey mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bacchides, mein Geheimniſs ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läſst sich nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich freylich lehren: aber um ihre Wahrheit zu fühlen wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu seyn wie ich, muſs uns die Natur eine gewisse Anlage gegeben haben, — die du vielleicht nicht hast. — Doch, machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bey mir; gut! — Wo nicht, so wird uns der Zufall etwann einen andern Ausweg zeigen.

29.

Hilf mir lachen, guter Xeniades; ich habe auf einmahl meinen Gast und einen Schüler verloren.

Die erste Nacht, die er in meiner Grotte zubrachte, konnt' er keinen Schlaf finden; und doch hatte der Homerische Ulysses selbst, da er an die Fäakische Küste geworfen wurde, kein besseres Nachtlager als ich ihm zubereitete. Man merkte wohl, daſs der Mensch auf weichen Polstern und Schwanenfellen zu liegen gewohnt war. — Eine Nachtigall sang zum Entzücken nicht weit von unsrer Höhle. Höre, sagte ich, die freundliche Sängerin, welch ein schönes Schlaflied sie uns singt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bey dem was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühstück von Brombeeren, die wir im Gebüsche pflückten; ich gab ihm ein wenig Brot aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht, und dachte mit Seufzen an die Mahlzeiten seines glücklichen Zustandes, und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden als sein Frühstück war.

Ich fing an mit ihm zu filosofieren; ich bewies ihm, daſs ein Mensch in seinen jetzigen Umständen der glücklichste von der Welt seyn könne, so bald er wolle. Er schien mir aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht. Unter diesen Reden kamen wir an einen Ort, wo ihm Gegenstände in die Augen fielen, die ihn ganz anders interessierten als meine Filosofie.

Unweit meiner Höhle hat ein alter Fischer seine Hütte. Er hat drey junge Töchter, welche meinem Athener (einem feinen Kenner schöner Formen) in ihrem schlechten Anzuge merkwürdig genug vorkamen, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Die Mädchen saſsen vor der Hütte unter einem Baum und strickten Netze. Bacchides fand, daſs die eine so schöne Arme wie Juno, die andre einen Wuchs wie eine Nymfe, und die dritte ein Paar viel versprechende Augen hatte. Ich hatte noch nie darauf Acht gegeben.

Du lächelst, Xeniades! Hab' ich dir jemahls eine Schwachheit, die ich hatte, verborgen? — Der alte Fischer hat auch eine Frau, die Mutter dieser Mädchen, welche sich, im Nothfall, nicht übel schicken würde, eine Dämäter vorzustellen; aber damahls war sie nicht zugegen.

Auf den Abend nöthigte mich Bacchides ihn in die Stadt zu führen. Er schien mit der Scharfsichtigkeit eines Habichts auf Beobachtungen auszugehen; aber er sagte mir nichts von denen die er machte. Eh' ich mirs versah, verlor ich ihn von meiner Seite. Eine Weile darauf sah ich ihn mit einem Sklaven reden. Er flog zu mir, wie er mich wieder gewahr wurde. Ich habe einen Fund gemacht, rief er mir mit einem Ausdruck von Freude und Hoffnung zu, der wieder Leben und Farbe in sein Gesicht brachte. — Und was ist das für ein Fund? fragte ich. — Ein junger Mensch, sagte er, der das Vergnügen liebt, oder, was eben so viel sagt, der ein junger Mensch ist, will sich diesen Abend mit seinen Freunden in geheim ergetzen; und sein Vater, ein reicher Filz, soll nichts davon wissen. Er hat einen vertrauten Sklaven ausgeschickt, ihm einen bequemen Ort ausfündig zu machen; aber alle, die in den Vorschlag kamen, hatten ihre Schwierigkeiten.

'Ich sagte dem Sklaven, ich wisse eine vortreffliche Gelegenheit; und nun geht er es seinem Herrn zu melden, welcher mich ohne Zweifel zu sich bitten lassen wird.

Du bist erst vier und zwanzig Stunden hier, rief ich, und kennest die Gelegenheiten schon! Darf ich fragen —

Warum nicht? fiel er mir ins Wort: ich hoffe du wirst nicht so albern seyn, eine Gelegenheit, satt zu werden und dich zu belustigen, fliehen zu wollen. Die Hütte unsers Fischers ist grofs genug zu unserm Vorhaben. Der alte Mann ist weggegangen, seine Fische ich weifs nicht wo zu verkaufen. Das Mädchen mit den versprechenden Augen sagte mir ins Ohr, er würde erst übermorgen wieder kommen.

Und wo sprachst du sie? fragte ich.

„Ich fand einen Augenblick dazu, da du auf deiner Streu ein wenig Mittagsruhe hieltest. Die Mädchen sind so lebhaft wie das Element an dem sie geboren wurden, wahre Nymfen! von der gefälligsten Art, denk' ich; und die Mutter scheint der Freude auch noch nicht entsagt zu haben."

Du bist ein guter Beobachter, Bacchides, sagte ich; und nun haben wir auf einmahl dein Talent gefunden. Gelegenheit machen ist an einem Orte wie Korinth kein unergiebiges Handwerk, und wirklich das einzige, das einem Manne von deiner Art übrig bleibt. Ich sehe, daſs du meiner nun weiter nicht bedarfst; ich werde dich den Weg, den du gehen willst, allein machen lassen. — Gehabe dich wohl, Bacchides! — Aber kaum kann ich dir verzeihen, daſs du mich durch deine neu angesponnene Intrigue um mein Sommerhaus bringst. Es hatte eine so schöne Lage! — Nun werd' ich es nicht mehr sehen; denn nicht alles, was dem Bacchides anständig seyn mag, geziemt dem Diogenes.

30.

Ja, Filomedon, ich behaupte es: der elendeste Wasserträger in Korinth ist ein schätzbarerer Mann als du! — Du wirst mir meine Freyheit vergeben, — oder wenn du böse darüber würdest, so wirst du mir doch erlauben daſs ich — nichts darnach frage.

„Das wollen wir sehen,“ sagte Filomedon mit trotziger Miene.

Ich habe so wenig zu verlieren, junger Mann, daſs es nicht der Mühe werth wäre mich vor jemand zu fürchten. — Fy, wer wollte böse darüber werden wenn man ihm die Wahrheit sagt! —

„Unverschämter Geselle!“ —

Du scherzest, Filomedon: die Wahrheit von dem, was ich sagte, fällt so stark in die Augen, daſs dich alle deine Eigenliebe nicht blind genug machen kann, sie nicht zu sehen. Der Wasserträger, so ein armer schlechter Kerl er ist, nützt doch dem gemeinen Wesen; aber wozu nützest Du? — Komm, keinen kindischen Trotz! Wir wollen freundschaftlich von der Sache sprechen. — Du verzehrest alle Jahre zwanzig Talente, das beträgt beynahe fünf hundert Drachmen auf jeden Tag.

„Und es verdrieſst dich, daſs du es nicht auch so machen kannst, Diogenes, nicht wahr? Du könntest wenigstens mein Tischgenosse seyn, wenn du wolltest; aber dazu bist du zu stolz.“

Nicht eben zu stolz, Filomedon, aber zu bequem. Seitdem ich die Beschwerlichkeiten der Sklaverey gekostet habe, wollt' ich das Glück, mein eigner Herr zu seyn, nicht gegen alle Schätze Asiens vertauschen.

„Gerade so denk' ich auch, Diogenes. Ich bin reich; ich genieſse meines Reichthums, und andre genieſsen ihn mit mir. Er verschafft mir Ansehen, oft auch Einfluſs. Ich habe nicht nöthig erst zu erwerben, was mir das Glück freywillig zugeworfen hat. Warum sollt' ich nicht eben so gut mein eigner Herr seyn dürfen als du?“

Der Schluſs von mir auf dich geht nicht an; der Unterschied ist zu groſs zwischen uns. Du ziehest jährlich zwanzig Attische Talente aus dem Staate; ich nichts.

„Ich ziehe meine Einkünfte nicht vom Staate; sie sind mein Eigenthum.“

Beides geht mit einander. Sie sind dein Eigenthum, es ist wahr; aber nur kraft des Vertrags, welcher zwischen den Stiftern der Republik getroffen wurde, da sie die erste Gütertheilung vornahmen. Deine Vorfahren bekamen ihren Antheil unter der Bedingung, daſs sie so viel, als in ihren Kräften wäre, zum Besten des Staats beytragen sollten. Dieser Vertrag dauert noch immer fort. Wer Vortheile aus dem Staate zieht, ist ihm auch Dienste schuldig.

„Ziehest du etwa keine Vortheile aus dem Staate?“

Welche zum Exempel?

„Du lebst doch, und man lebt nicht von Luft. Du gehst frey und sicher unter dem Schutze der Gesetze herum. — Rechnest du das für nichts?“

Es ist etwas, Filomedon; aber es ist doch nicht mehr als mir die Korinthier schlechterdings schuldig sind. Das wenigste, was ich nach dem Gesetze der Natur an sie zu fordern habe, ist, daſs sie mich ungekränkt leben lassen, wenigstens so lang' ich ihnen nichts böses zufüge.

„Warum sollten sie das mir nicht eben so schuldig seyn als dir, ohne daſs ich ihnen mehr Dienste zu thun brauche als du?“

Sie sind es auch; aber du würdest übel zufrieden seyn, wenn sie dich damit abfertigen wollten. Du forderst noch gar viel mehr von ihnen. Andre müssen deine Felder bauen, andre deine Herden hüten, andre in deinen Fabriken arbeiten, andre die Kleider weben die du anziehst, oder die Teppiche womit du deine Zimmer belegst, andre deine Speisen bereiten, andre den Wein pflanzen den du trinkst; kurz, alles was du nöthig hast, — und wie viel Bedürfnisse hast du nicht! — das müssen dir andre verschaffen: du allein legst dich hin und thust nichts, nichts auf der Welt als essen, trinken, tanzen, küssen, schlafen, und dir aufwarten lassen; und dieſs alles kraft deiner zwanzig Attischen Talente, an die du kein andres Recht hast, als was dir der gesellschaftliche Vertrag und die daher flieſsenden bürgerlichen Gesetze geben; ein Recht, welches, wie ich sagte, gewisse

Pflichten von deiner Seite voraussetzt, deren Beschaffenheit du vermuthlich in deinem ganzen Leben nie so ernsthaft in Überlegung genommen hast, als den Küchenzettel, über den du dich alle Morgen mit deinem Hausmeister berathschlagst.

„Mich däucht, Diogenes, du vergissest, daſs alles, was mir andre thun, entweder durch Sklaven geschieht, die ich dafür ernähre, oder durch Freywillige, die ich dafür bezahle?“

Das wickelt dich noch lange nicht heraus, mein guter Filomedon. — Wer giebt dir ein Recht, Menschen, welche von Natur deines gleichen sind, als dein Eigenthum anzusehen? — „Die Gesetze,“ wirst du sagen; — aber gewiſs nicht das Gesetz der Natur, sondern Gesetze, welche ihre Verbindlichkeit eben demjenigen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrage zu danken haben, auf den sich die ganze bürgerliche Verfassung stützet. Denn was anders als diese nöthigt deine Sklaven zu einem Gehorsam, den sie dir bald aufkündigen würden, wenn sie nicht durch eine so furchtbare Macht im Zaum gehalten würden? — Und kannst du dir einbilden, daſs unter allen den Freygebornen, welche dir um Belohnung arbeiten, nur ein einziger sey, der dessen nicht lieber überhoben wäre, wenn ihn nicht dringende Bedürfnisse, oder die Begierde sich zu bereichern, zu deinem freywilligen Sklaven machten? Meinst du nicht, die meisten, anstatt durch die beschwerliche Arbeit etlicher Tage dir kaum den zehntausendsten Theil deiner Einkünfte abzuverdienen, würden weit lieber, an deinem Platze, zwischen der lächelnden Venus und dem Bacchus, dem Geber der Freude, auf einem wollüstigen Ruhebette liegen, und für die zwanzig Talente, welche sie jährlich ohne die geringste Mühe einzunehmen hätten, — (denn auch diese überträgst du deinem Verwalter) — zehntausend andre Menschen für sich arbeiten lassen? — Ja, es ist kein Zweifel, daſs die meisten, wenn sie dürften, die ganz einfältige Überlegung machen würden, sie könnten sich diese Mühe ersparen, wenn ihrer etliche zusammen träten, und sich deines Vermögens mit Gewalt bemächtigten. Was anders sichert dich gegen diese Gefahr als die bürgerliche Polizey und der Schutz der Gesetze, von deren Handhabung die ganze Gültigkeit des Vertrags, ich arbeite dir damit du mich bezahlest, abhängt?

Und gesetzt auch, du hättest keine Gewalt zu besorgen, so würden eben diese Leute, von denen du, gegen einen kleinen Theil deines Geldes, Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Wollüste eintauschest, dir ihre Waaren oder ihre Arbeit in einem so übermäſsigen Preise verkaufen, daſs deine zwanzig Talente kaum für die Bedürfnisse einer Woche zureichten, — wenn es nicht abermahl eine Wirkung der Polizey wäre, daſs die Preise der Arbeiten und Waaren nicht von der Willkühr der Arbeiter und Verkäufer abhangen.

Gestehe also, Filomedon, daſs du von der bürgerlichen Gesellschaft, wovon du ein Mitglied bist, so groſse und wesentliche Vortheile ziehest, daſs dir ohne sie alles Gold des Königs Midas wenig helfen würde. Ist aber dieses richtig, so brauchen wir weiter keinen Beweis, daſs der erste beste Lastträger zu Korinth mehr Verdienste hat als du. Denn für den dürftigen Unterhalt, den ihm die Gesellschaft reicht, arbeitet er zu ihrem Dienste. Du hingegen, dem sie zwanzig Talente jährlich zu verzehren giebt, thust nichts für sie; oder wenigstens ist dein ganzes Verdienst um den Staat das Verdienst einer Hummel, welche den besten Theil des Honigs, den die arbeitenden Bienen mühsam zusammen tragen, verzehrt, ohne etwas andres dafür zu thun, als dem Staate junge Einwohner zu verschaffen; — und erlaube mir zu sagen, daſs du auch dieses nicht thun würdest, wenn der Reitz des Vergnügens nicht mächtiger auf dich wirkte, als das Gefühl deiner Pflichten gegen die Gesellschaft.

Laſs uns noch einen Fall setzen, Filomedon, der so möglich ist, daſs wir in der That keine Stunde völlig sicher sind, ihn nicht vorkommen zu sehen. — Zehen tausend Menschen haben unstreitig neunzehn tausend und acht hundert Arme mehr als hundert Menschen. Nun ist nichts gewisser, als daſs gegen jedes Hundert deines gleichen in ganz Achaja wenigstens zehen tausend sind, welche bey einer Staatsveränderung mehr zu gewinnen als zu verlieren hätten. Gesetzt also, diese zehen tausend lieſsen sich einmahl einfallen, die Anzahl ihrer Arme auszurechnen, und das Facit ihrer Rechnung wäre, daſs sie sich ihrer Übermacht bedienten, euch Reiche aus euern Gütern hinaus zu werfen, und eine neue Theilung vorzunehmen? So bald der Staat ein Ende hat, fängt der Stand der Natur wieder an, alles fällt in die ursprüngliche Gleichheit zurück, und — kurz, du würdest keinen gröſsern Antheil bekommen, als der ehrliche Handwerksmann, der deine Füſse bekleidet. Dieser einzige kleine Umstand würde dich in die Nothwendigkeit setzen, entweder zu arbeiten, oder — von so wenigem zu leben als Diogenes; und vermuthlich würde dir das eine so fremd vorkommen als das andere.

Es ist wahr, ich habe einen Fall geſetzt, der, ſo möglich er iſt, dennoch aus vielen Urſachen nicht ſehr zu beſorgen ſcheint. Aber, giebt es nicht noch viele andere Zufälle, die dich um dein Vermögen bringen können? Sehen wir nicht alle Tage Beyſpiele von dergleichen Veränderungen? Und wie wollteſt du dir in einem ſolchen Falle helfen?

Es iſt alſo klar, daſs deine Unnützlichkeit ein eben ſo groſses Übel für dich ſelbſt, als ſie eine Ungerechtigkeit gegen den Staat iſt, dem du für die Vortheile, die er dir gewährt, verhältniſsmäſsige Dienſte ſchuldig bleibſt, ohne dich zu bekümmern wie du deine Schuld bezahlen wolleſt; — kurz, wir mögen die Sache wenden auf welche Seite wir wollen, ſo fällt die Vergleichung zwiſchen dir und dem Waſſerträger immer zu Gunſten des letztern aus.

31.

„Bey allem dem, Diogenes, würdest du schwerlich lieber Wasserträger als Filomedon seyn wollen?“

Wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, so möcht' ich weder das eine noch das andere seyn.

„Aber, weil du doch so viel von der Gleichheit hältst, warum forderst du von mir so viel, und von dir selbst gar nichts? — Ich sehe nicht, womit Du dem Staate dientest: du treibst weder Kunst, noch Gewerbe, noch Wissenschaft, du bauest und pflanzest nicht, du verwaltest kein Amt, du thust nichts, nicht einmahl das, was du mir noch endlich zugestanden hast; du bist nicht einmahl eine Hummel im gemeinen Wesen. Womit willst du deine Unnützlichkeit rechtfertigen?“

Man ist niemanden mehr schuldig als man von ihm fordert. Ich fordre von den Korinthiern und von allen Griechen und Barbaren zusammen genommen nichts mehr, als, wie ich dir schon sagte, daſs sie mich leben lassen. Ich bin ihnen also auch nichts weiter schuldig. Ich besitze keine Güter, ich habe keine Einkünfte, ich bedarf keines Schutzes; ich sehe also nicht, was Korinth oder irgend eine andere Partikulargesellschaft in der Welt von mir zu fordern haben sollte.

„Wenigstens hat Sinope, deine Vaterstadt, ein vorzügliches Recht an deine Dienste. —“

Gerade so viel als Babylon oder Karthago. — Da die Natur einmahl wollte, daſs ich geboren werden sollte, so muſst' ich irgendwo geboren werden; der Ort selbst war dabey gleichgültig. Die Herren von Sinope wären sehr unhöflich gewesen, wenn sie meiner Mutter, die eine ehrliche hübsche Frau war, die Freyheit hätten versagen wollen, sich meiner in ihren Mauern zu entladen.

„Aber du wurdest doch zu Sinope erzogen. — Ist die Erziehung kein Vortheil? — “

Wenn sie gut ist; ich kann mich der meinigen nicht sonderlich rühmen. Meine eigentliche Erziehung empfing ich zu Athen vom Antisthenes, ohne daſs ich den Athenern desto mehr Dank dafür schuldig bin; denn er hatte nicht mehr von ihnen als ich von den Korinthiern. Das übrige, und, die Wahrheit zu sagen, das beste, hab' ich meiner Erfahrung und mir selbst zu danken.

„Aber waren nicht deine Voraltern Sinopier? Warum sollte das Vaterland kein Vorrecht an seine Bürger haben?"

An seine Bürger? Unstreitig! — Aber die Geburt macht mich zu keinem Bürger eines besondern Staats, wenn ich es nicht seyn will. Frey, unabhängig, gleich an Rechten und Pflichten, setzt die Natur ihre Kinder auf die Welt, ohne irgend eine andere Verbindung als das natürliche Band mit denen, durch die sie uns das Leben gab, und das sympathetische, wodurch sie Menschen zu Menschen zieht. Die bürgerlichen Verhältnisse meiner Ältern können mich meines Naturrechts nicht berauben. Niemand ist befugt, mich zu zwingen daſs ich mich desselben begeben soll, so lange ich keine Ansprüche an die Vortheile einer besondern Gesellschaft mache. Kurz, es hängt von meiner Wahl ab, ob ich als Bürger irgend eines einzelnen Staates, oder als ein Weltbürger leben will.

„Und was nennest du einen Weltbürger?“

Einen Menschen wie ich bin, — der, ohne mit irgend einer besondern Gesellschaft in Verbindung zu stehen, den Erdboden für sein Vaterland, und alle Geschöpfe seiner Gattung — gleichgültig gegen den zufälligen Unterschied, welchen Lage, Luft, Lebensart, Sprache, Sitten, Polizey und Privatinteresse unter ihnen machen — als seine Mitbürger oder vielmehr als seine Brüder ansieht, die ein angebornes Recht an seine Hülfe haben wenn sie leiden, an sein Mitleiden wenn er ihnen nicht helfen kann, an seine Zurechtweisung wenn er sie irren sieht, an seine Mitfreude wenn sie sich ihres Daseyns freuen.

Vorurtheile, ausschlieſsende Neigungen, gewinnsüchtige Absichten, alle in ihren eigenen Wirbel hinein ziehende Leidenschaften sind die gewöhnlichen Triebwerke unsrer Handlungen, so lange wir uns bloſs als Glieder irgend einer besondern Gesellschaft ansehen, und unsre Glückseligkeit von der Meinung, welche sie von uns hat, abhängig machen. Sogar was man in diesen besondern Gesellschaften Tugend nennt, ist vor dem Richterstuhl der Natur oft nur ein schimmerndes Laster; und derjenige, dem Athen oder Sparta Ehrensäulen setzt, wird vielleicht in den Jahrbüchern von Argos oder Megära als ein ungerechter und gewaltthätiger Mann dem Abscheu der Nachwelt übergeben.

Der Weltbürger allein ist einer reinen, unparteyischen, durch keine unechte Zusätze verfälschten Zuneigung zu allen Menschen fähig. Ungeschwächt durch Privatneigung schlägt sein warmes Herz desto stärker bey jeder Aufforderung zu einer Handlung der Menschlichkeit und Güte. Seine Zuneigung, seine Empfindlichkeit breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von zärtlichem Gefühl sieht er die Quelle an, die seinen Durst löschet, und den Baum, in dessen Schatten er liegt; und der erste der sich zu ihm hinsetzt, käm' er von den Garamanten her, ist sein Landsmann, — und, wofern sein Herz ihn liebenswürdig macht, sein Freund.

Diese Art zu denken und zu empfinden hält ihn reichlich wegen der Vortheile schadlos, die er dadurch entbehrt, daſs er sich nicht in die Leidenschaften und Absichten einer besondern Gesellschaft einflechten läſst.

Da er sich angewöhnt hat, auſser dem Nothwendigen was die Natur bedarf, alles übrige, was Gemächlichkeit und Üppigkeit den Günstlingen des Glückes zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten gemacht hat, entbehrlich zu finden, so hat er keine Mühe, allenthalben zu leben, ohne jemanden beschwerlich zu seyn. Im Nothfall verschafft ihm die Arbeit eines Tages den Unterhalt einer ganzen Woche; und die Korinthier oder Athener werden nie so unfreundlich seyn, einem harmlosen Menschen, der niemanden im Wege steht, eine Hütte oder wenigstens einen hohlen Baum, zur Wohnung zu versagen.

Übrigens ist ein Weltbürger, wie ich ihn schildre, kein so unnützlicher Mann, als man sich gemeiniglich einbildet. Es ist eure eigene Schuld, wenn ihr keinen Gebrauch von ihm macht. Er hat keine Vortheile davon euch zu schmeicheln, euch auf Abwege zu verleiten, euch in euern Thorheiten zu bestärken; er gewinnt nichts durch euern Fall: wer sollte sich also besser dazu schicken, euch die Wahrheit zu sagen, deren ihr am meisten vonnöthen habt? Und das wäre doch oft (wenn ihr klug genug wäret guten Rath anzunehmen) der wichtigste Dienst, den man euch leisten könnte.

Zum Beyspiel, damit du deine Stunde nicht ganz bey mir verloren habest, hätte ich gute Lust, Filomedon, dir eine kleine Lehre mit nach Hause zu geben, welche — wenigstens zehn Talente werth ist; und von mir könntest du sie umsonst haben.

„Laſs hören, Diogenes!“

Du bist höchstens fünf und dreyſsig Jahre auf der Welt, Filomedon; du bist also noch nicht zu alt, um ein rechtschaffener Mann zu werden. Danke die schlechten Gesellen ab, die alles bewundern was du sagst, und alles gut heiſsen was du thust, um sich alle Wochen zwey- oder dreymahl satt bey dir zu essen. Wende nur den sechsten Theil des Tages dazu an, dir die Kenntnisse zu erwerben, wodurch du dich dem gemeinen Wesen nützlich machen könntest. Da du einer der reichsten Bürger bist, so ist dir mehr als tausend andern daran gelegen, daſs es dem Staat wohl gehe, aus dem du so groſse Vortheile ziehst. — Oder trauest du deinem Kopfe nicht so viel zu, so bedenke, daſs die Natur, welche ihre übrigen Gaben, Schönheit, Stärke, Witz, Genie, austheilt wie und wem sie will, — die Güte des Herzens in unsre eigene Gewalt gegeben hat. Ein wohlthätiger Gebrauch deines Reichthums — und Gelegenheiten dazu wirst du nur zu häufig finden — würde dir die Herzen deiner Mitbürger gewinnen, und deine Erhaltung zum Gegenstand der allgemeinen

Wünſche machen. Wer wollte ſich noch lange beſinnen, ob er einen ſo groſsen Vortheil um eine arme Hand voll Goldes erkaufen wollte? —

Ob Filomedon dieſe guten Lehren des wohl meinenden Cynikers zu Herzen genommen? — Wir leſen nichts davon; es iſt möglich, aber nicht zu vermuthen.

32.

Ein weiser Mann, lieben Leute, ist nichts weniger als ein Hasser der Freude. — Schickt die finstern, hohlaugigen, milzsüchtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder den Söhnen des Hippokrates zu! — Sie haben keine Widerlegung, Niesewurz und blutreinigende Tränke haben sie vonnöthen.

Warum sollten wir die Freude hassen? Was haben uns die Götter bessers gegeben? Und warum haben sie uns überhaupt dieses vorüber rauschende Daseyn gegeben? — Wenn ihre Meinung nicht war, daſs wir uns dessen mit einander erfreuen sollten, so hätten sie uns (aufrichtig zu reden) ein sehr gleichgültiges Geschenk gemacht.

Weisheit! Tugend! — ehrwürdige Nahmen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der meisten haben! — was seyd ihr anders, als du, der sicherste Weg zur Freude? und du, die beste Art ihrer zu genieſsen?

Was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staats — als daſs sie für das Wohl ihres Volks arbeite? Und wenn sie glücklich genug ist, ihm Sicherheit und Friede verschaffen zu können; wenn sie den Fleiſs und die Künste aufmuntert, die Gewerbe befördert, die Wissenschaften ehrt, die Verdienste belohnt; wenn sie durch weise Anstalten für die Bildung derjenigen sorgt, in denen der aussterbende Staat wieder aufleben soll; wenn sie für die Gesundheit des Volks Sorge trägt; wenn sie in Zeiten des Überflusses dem künftigen Mangel zuvorkommt; wenn sie rechtschaffene Leute zu Handhabern der Gesetze und zu Beamten bestellt; wenn sie Vernunft, Sitten, Geschmack und Geselligkeit allgemein zu machen bemüht ist; — kurz, wenn sie nichts unterläſst, was ein wahrer Vater des Vaterlandes thun kann, und thun soll; — und wenn sie Weisheit, Macht, guten Willen und Glück genug hätte, alles dieses in dem höchsten Grade der Vollkommenheit, der sich denken läſst, auszuführen, — das ist, wenn es ihr möglich wäre, alles Übel von ihren Kindern zu entfernen, und ihnen den Genuſs alles Guten zu verschaffen, welches die Götter überhaupt den Sterblichen zugemessen haben: —

was hätte diese Obrigkeit anders gethan, als etliche hundert tausend oder Millionen Menschen in einen Zustand gesetzt, worin sie des Lebens froh werden könnten?

Jede öffentliche oder Privattugend hat zum Gegenstand etwas Gutes zu befördern, oder etwas Böses zu verhindern oder zu vergüten; — und analysiert ihr dieses Böse und Gute, so löset sich immer jenes in Schmerz, und dieses in Vergnügen auf.

Warum schwitzt der emsige Hausvater, mit schwerer Mühe, ganze Wochen durch über seiner Arbeit? — Um sich an einem festlichen Tage mit seinen Hausgenossen der Freude zu überlassen.

Der müde Tagelöhner versingt aus voller Brust das Gefühl seines mühseligen Lebens. Mit einer Wollust, die den Lieblingen des Plutus unbekannt ist, öffnet er, unter einen schattigen Baum hingeworfen, seinen sonnegeschwärzten Busen dem kühlenden Zefyr; und wenn ihn unverhofft das braune Grasmädchen beschleicht, vergessen beide — unter unschuldigern Scherzen vielleicht, als die eurigen sind, ihr Meister der feinsten Lebensart! — daſs es Leute in der Welt giebt, welche glücklicher scheinen als sie sich in diesen Augenblikken fühlen.

Der Nepenthe, mit dem wir ein süſses Vergessen alles gegenwärtigen Kummers, alles vergangenen Leides, aller Sorgen der Zukunft einschlürfen, ist die Freude.

Wie unglücklich würden neun und neunzig von hundert Theilen des menschlichen Geschlechts seyn, wenn die mitleidige Natur nicht von Zeit zu Zeit etliche Tropfen aus diesem ihrem Zauberbecher auf die Beschwerden ihres Lebens fallen lieſse!

Wir Griechen sind so sehr davon überzeugt, daſs Freude das höchste Gut der Sterblichen ist, daſs wir uns, so oft einer dem andern begegnet, nichts bessers zu wünschen wissen als Freude.

Was ist also der Mann, der nicht leiden will, daſs wir dieser wohlthätigen Göttin opfern? — Er ist krank, wie ich sagte, oder — er ist noch was ärgers — ein Schurke.

Wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würd' ich ihm nichts eifriger empfehlen, als — sein Volk in gute Laune zu setzen. Kurzsichtige Leute sehen nicht, wie viel auf diesen einzigen Umstand ankommt.

Ein fröhliches Volk thut alles, was es zu thun hat, muntrer und mit besserm

Willen als — ein dummes oder schwermüthiges; und (unter uns gesagt, ihr Hirten der Völker!) es leidet zwanzigmahl mehr als ein andres; Eure Majestäten dürfen es kühnlich auf die Probe ankommen lassen.

Wenn die Athener bey guter Laune sind, so vergessen sie über einer Komödie, einer neuen Tänzerin, einem neuen fröhlichen Liedchen, den Verdruſs über eine verlorne Schlacht, oder die schlimme Verwaltung ihrer öffentlichen Einkünfte. Alcibiades machte mit ihnen was er wollte, weil er das Geheimniſs besaſs, ihnen alle Augenblicke wieder einen Spaſs zu machen, über dem sie das Böse vergaſsen, das er ihnen zufügte. Drückt uns immerhin ein wenig, — wir würden es an euerm Platze eben so machen; — aber empört unsre Geduld nicht, indem ihr uns verbietet einen Theil unsrer Plagen wegzuscherzen. Das hieſse, ohne den mindesten Vortheil auf euerer Seite, unsere Last verdoppeln, — und das wäre, um ihm den gelindesten Nahmen zu geben, sehr unfreundlich.

Ein fröhliches Volk, ein Volk das für Witz und lachenden Scherz empfindlich ist, läſst sich viel leichter regieren als ein schwerfälliges, und ist unendliche Mahl weniger zu Unruhen, Widersetzlichkeit und Staatsveränderungen geneigt. Religions-Schwärmerey und politische Schwärmerey, diese Ungeheuer, welche die schrecklichsten Katastrofen zu verursachen fähig sind, finden bey einem fröhlichen Volke keinen Zugang offen, oder verlieren bey ihm alle ihre Macht zu schaden. Steigt in irgend einem trüben Kopfe eine menschenfeindliche Grille auf, so scherzt und spottet man sie weg, und sie wird vergessen. Eben diese Grille würde unter einem milzsüchtigen Volke, bey einem mäſsigen Zusammenflusse befördernder Umstände, die Gemüther in allgemeine Gährung gebracht, Unruhen und Spaltungen erweckt, die Verfassung des Staats in Gefahr gesetzt, und wenigstens ein halbes Dutzend der besten Köpfe gekostet haben!

„Es ist ein schlimmes Zeichen, sagte der alte Demokritus, wenn die Tugend unter einem Volke ein gravitätisches und aufgedunsenes Ansehen gewinnt. Irgend ein feindseliger Dämon schwebt mit unglückbeladenen Flügeln über ihm. Ich bin kein Tiresias, setzte er hinzu; aber ich weissage einem solchen Volke mit der zuversichtlichsten Überzeugung, daſs mich die Zukunft keiner Lügen strafen wird: Dumm und barbarisch wirst du werden, armes Volk! Trebern und Distelköpfe wirst du fressen, und Dinge leiden müssen, vor denen

Natur und Vernunft sich entsetzen; — und wenn du siehest, daſs die Betrüger, von deren gleiſsnerischen Miene du dich hast hintergehen lassen, ihre Tage in Müſsiggang und Wollüsten verzehren, das Mark deines Landes aussaugen, und deine Weiber und Töchter beschlafen, — wirst du die Augen zumachen und schweigen — oder mit offnen Augen zusehen, und doch schweigen, und dich bereden lassen müssen, du habest nichts gesehen!"

Glaubt mir, guten Leute! — doch was bekümmert mich das? — glaubt es eurer Empfindung — (wenn ihr euch diese abschwatzen laſst, so kann ich nichts dazu) — „Die Tugend, sie, die selbst die Mutter der besten Freuden ist, verträgt sich mit jeder schuldlosen Freude."

„Und welche Freuden sind schuldlos?"

Fragst du mich das, Diofant? — Hast du keine Sinne, keinen Witz, kein Herz, kein sympathetisches Gefühl? Bist du keiner uneigennützigen Neigung fähig? Kannst du nichts auſser dir lieben? — So will ich dir wenigstens sagen, welche Freuden nicht unschuldig sind. — Warum erröthest du? Fürchtest du, ich werde dich an das Ruhebette der tugendhaften Lysistrata erinnern? Besorge nichts! Möchten diese unter deinen geheimen Freuden die verdammlichsten seyn! — Die Schadenfreude, Diofant, die Freude, einen Unglücklichen, den du verfolgst, sich zu deinen Füſsen krümmen zu sehen; die Freude, ein aufkeimendes Verdienst, das dich eifersüchtig macht, erstickt, eine Tugend, die dich verdunkelt, angeschwärzt zu haben; die Freude, durch niedrige Kunstgriffe dich des Ohrs eines Groſsen bemächtiget, oder die Erbschaft einer alten Thörin vor dem hungrigen Munde dürftiger Verwandten listig weggeschnappt zu haben; die Freude Böses zu thun, damit, wie du uns bereden willst, Gutes daraus erfolge: ich schwöre dirs bey allen Göttern und Göttinnen, Diofant, diese Freuden, wenn es gleich die deinigen wären, sind viel weniger unschuldig, als es die Freude der jungen Bacchanten war, welche diesen Morgen vom aufgehenden Tage bey Tanz und Saitenspiel und vollen Bechern und ermüdeten Mädchen überrascht wurden.

33.

Du begreifst nicht, **Eurybates**, was ich mit dieser Schutzrede für die Freude wolle, die dir in dem Munde des Diogenes unerwartet ist? Ich würde, däucht dir, am wenigsten dabey zu verlieren haben, wenn die ernsthaften Leute, die sichs zum Verdienst anrechnen in ihrem Leben nie gelacht zu haben, die Oberhand in der Welt gewinnen sollten.

Du irrest dich vielleicht, Eurybates; — denn sie würden mir meine gute Laune nehmen wollen; und wenn sie das könnten, so möchten sie mir eben so gut auch das Leben nehmen; ich würde keine Bohne mehr darum geben.

Aber, in der That, ich dachte dabey weniger an mich selbst, als an eure Kinder und Kindeskinder. — Ich hatte bey mir selbst nachgedacht, was daraus folgen würde, wenn eine gewisse Partey von Graubärten in euerm Rathe durchdränge, welche Tag und Nacht über

Verderbniſs der Sitten klagt, und, wie ich höre, neulich den Vorschlag gethan hat, daſs man alle die Personen beiderley Geschlechts aus Korinth wegschaffen solle, deren Profession ist, andern Vergnügen zu machen. Alle Tempel und Kapellen, wo den Göttern der Freude geopfert wird, sollen geschlossen, alle Schauspieler, Mimen, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen, auf Einen Tag aus der Stadt verwiesen werden, — wenn es nach dem strengen Sinne dieser Herren ginge, welche sich ihrer eigenen Jugend nicht gerne mehr erinnern, und einen vielleicht unbilligen Haſs auf Vergnügungen geworfen haben, zu denen sie das Alter oder ihre ehemahlige Unmäſsigkeit unvermögend gemacht hat.

Ich gestehe dir, Eurybates, ich würde diese fröhliche Bande aus meiner Republik auch verbannen, oder vielmehr, ich werde sie nie hinein lassen, so bald ich Gelegenheit finde, eine Republik nach meiner Fantasie zu errichten. — Aber, ob ihr sie aus Korinth verweisen sollt, ist eine andere Frage.

Die Perikles und die Sokraten, die Weisesten und Besten zu Athen, versammelten sich des Abends bey der schönen Aspasia. Man sprach von wichtigen Dingen in dem muntern Tone der die lange Weile verbannt, und

Kleinigkeiten wurden durch Witz und Laune interessant. Aspasia war die Seele der Unterredung. Die schönsten Ideen, die klügsten Anschläge wurden in dieser Gesellschaft entworfen, welche nur Erhohlung und Zeitvertreib zum Zweck zu haben schien; und oft fand Aspasia Mittel, entfernte Gemüther unvermerkt zu vereinigen, oder kleine Miſsverständnisse zu heben, welche in der Folge der Republik hätten nachtheilig werden können. Eine niedliche Abendmahlzeit öffnete vollends die Gemüther der Geselligkeit und Freude. Kleine rosenbekränzte Becher weckten den Attischen Scherz und das feine Lachen, die Filosofie lernte von den Grazien scherzen, man sprach Dinge, welche werth waren, von einem Xenofon geschrieben zu werden; bis die Musen, unter der Gestalt lieblicher junger Mädchen, durch Gesang und Tänze die Scene beschlossen.

Sage mir nun, Eurybates, würde sich Athen besser befunden haben, wenn es die schöne Aspasia mit ihren Mädchen fortgeschickt, und die Perikles und Sokraten genöthigt hätte, ihre Abende ernsthafter zuzubringen?

Meinest du, daſs Hellas diesen mannigfaltigen Überfluſs von schönen Bildern und Gemählden, diese Meisterstücke idealischer Schönheiten, welche den Geist zu Begriffen von überirdischer Vollkommenheit erheben, besitzen würde, — wenn keine Theodoten, Frynen, Danaen und ihres gleichen gewesen wären, welchen der Wohlstand nicht verbot, ihre Schönheit zur Aufnahme der Kunst dienen zu machen?

Und was für Ergetzungen wollen wir, wenn wir die Musen und die fröhlichen Grazien aus unsern Grenzen verbannt haben, an die Stelle der ihrigen setzen? — Gar keine? — So müſsten wir die menschliche Natur umschaffen können! — Skytische Schmäuse und Thrazische Freuden werden die Stelle derjenigen einnehmen, die ihr verjaget.

In kurzem wird euer Witz plump, eure Gemüthsart rauh und ungesellig, eure Tugend wild, spröd und menschenfeindlich seyn. Ihr werdet eurer Jugend Eine Gelegenheit zu Ausschweifungen abgeschnitten haben; aber, unbekehrt von euern Sittenlehren, werden sie auf Schadloshaltungen bedacht seyn, welche ihnen selbst und dem Staate zehnmahl verderblicher seyn werden. Die Fremden werden eure Stadt fliehen, die nichts anlockendes mehr für sie haben wird; und der müſsige Theil eurer Bürger, dem ihr die unschädlichsten Mittel, seine Zeit zu verlieren, benommen habt, wird in kleine Privatgesellschaften zusammen schleichen, und aus lauter langer Weile anfangen die Regierung nach falschen Begriffen zu bekritteln, Intriguen anzuzetteln, und Staatsveränderungen zu träumen.

Ich habe, wie du sagtest, bey allem diesem nichts zu verlieren: aber, alles überlegt, dächt' ich, ihr behieltet immer eure Komödianten, Mimen, Gaukler, Flötenspielerinnen u. s. w. mit den kleinen Übeln, von welchen ihr Daseyn begleitet ist. — Es giebt zwanzig Mittel, den Ausschweifungen, wozu der Hang zum Vergnügen verleitet, Grenzen zu setzen. Aber gegen die Übel, die über euch kommen werden, wenn ihr die Musen und Huldgöttinnen, mit ihrem Gefolge von Scherzen und Freuden des Landes verwiesen habt, weiſs ich kein Mittel, als — ihr müſstet euch gefallen lassen, eure Republik nach der Spartanischen, oder Platonischen, — oder nach der meinigen umzuschaffen; und dabey würdet ihr einige Schwierigkeiten finden!

34.

Was ich von den Leuten halte, die in spekulativen Dingen immer entscheiden, nie zweifeln, nie gestehen wollen, daſs sie von gewissen Dingen nicht mehr wissen als wir andern? — Von den Leuten, welche euch ganze Wochen lang von Wesen und Naturen, von Atomen und Homöomerien, vom Vollen und Leeren, von Geist und Materie, von Ursachen und Zwecken unterhalten, und euch die unbekannten Länder, ihre Lage, Gröſse, Länge, Breite, Luftbeschaffenheit, Wärme und Kälte, ihre Produkte, Pflanzen, Thiere, Einwohner, und deren Lebensart, Polizey, ehmahlige und künftige Begebenheiten u. s. w. so genau und zuversichtlich beschreiben, als ob sie eben jetzt mit Gelegenheit eines Kometen, oder der Himmel weiſs welches andern wunderbaren Fuhrwerks, von dannen angelangt wären? — Was ich von ihnen halte?

Ich hörte einst einen solchen viel wissenden Schwätzer in der bunten Halle zu Athen zwey volle Stunden von den Geheimnissen der Pythagorischen Zahlen sprechen. Wir liehen ihm unsre Ohren mit groſser Geduld, und begriffen nichts von dem was er uns offenbarte; dem ungeachtet fand der Pythagoräer groſsen Beyfall. Er versprach, den folgenden Tag von den sieben Sfären, und von der achten Sfäre, und von den erstaunlichen Dingen, die über der achten Sfäre sind, eben so lang' und eben so gelehrt zu sprechen. Ich lachte über meine eigne Narrheit, und lieſs mich dennoch von der kindischen Neugier, was der Mann über solche Dinge werde sagen können, noch um zwey Stunden und zehen Drachmen betrügen. — Das sollen aber auch die letzten Drachmen seyn, sagte ich wie er fertig war, die ich um Nachrichten von den Dingen überm Mond ausgebe, und wenn ich älter werden sollte als Tithon!

Nach etlichen Tagen lieſs ich in ganz Athen ansagen, daſs ein Chaldäischer Weiser neu angekommen sey, welcher sich im Keramikus zu einer gesetzten Zeit öffentlich werde hören lassen.

Es versammelte sich eine erstaunliche Menge Volks. Ich hatte mich, so gut ich immer konnte, in einen Chaldäer vermummt; ein langer weiſser Bart, und ein Mantel, mit allen Thieren des Sternhimmels bemahlt, that eine vortreffliche Wirkung. Man lechzte vor Erwartung unerhörter Dinge bey meinem Anblick. Alles wurde still, wie ich mich zu räuspern anfing. Ich fing also an, und sprach —

Ich gebe euch zehen Tage, oder zehen Olympiaden, wenn ihr wollt, zu errathen wovon ich sprach; — ihr werdet eher auf alles andre rathen —

Vom Mann im Monde sprach ich.

Ich unterlieſs nicht, meine Zuhörer in dem Eingang meiner Rede mit einem so emfatischen Schwunge zu dem, was ich ihnen sagen würde, vorzubereiten, daſs sie kaum erwarten konnten, bis ich wirklich zur Sache schritt. Aber ich muſs noch jetzt lachen, wenn ich mir den Ausdruck von Erstaunen, Überraschung, Ungeduld, und zwanzig andern Leidenschaften wieder vorstelle, der mir in der possierlichsten Vermischung aus unzähligen verzerrten Gesichtern entgegen kam, wie ich ankündigte, daſs ich sie vom Mann im Monde unterhalten würde.

Einer sah den andern an, und murmelte — vom Mann im Monde! — Alle ohne Ausnahme sahen wie Leute aus, die sich gewaltig in ihrer Erwartung betrogen fänden. — Vom Mann im Monde!

Ja, vom Mann im Monde, rief ich, ohne mich aus der Fassung setzen zu lassen: von der wunderbarsten, wichtigsten und geheimniſsvollesten Materie, wovon jemahls ein Sterblicher zu Sterblichen gesprochen hat; vom Mann im Monde!

Der alte Knabe ist ein Narr, rief einer ziemlich laut, oder er hält uns für Narren. — Es könnte wohl beides seyn, dacht' ich.

Der dritte Theil der Versammelten machte Miene davon gehen zu wollen.

Seyd ihr klug? rief ihnen ein alter hohlaugiger Schuhflicker zu, der selbst so aussah, als ob er aus irgend einem Planeten ausgewandert wäre; konntet ihr von einem Weisen aus Chaldäa weniger erwarten? Sagte er nicht, daſs er von unerhörten Dingen reden würde? Man muſs ihn erst anhören eh' man urtheilen kann. Ich habe mehr Leute seiner Art gesehen; es stecken Dinge hinter ihm, die man ihm nicht an der Nase ansieht; und gerade, weil die Materie, wovon er sprechen will, närrisch scheint, wollt' ich um meinen Kopf wetten, daſs ein Geheimniſs unter der Decke liegt.

Wer weiſs — Kurz, ich will den Mann im Monde kennen lernen — ein andrer kann auch thun was er will.

Was der Schuhflicker gesagt hatte, war, dem Ansehen nach, gerade was der gröſste Theil der Versammlung dachte. Nachdem also der Lärm eine Weile gedauert hatte, kam am Ende heraus daſs jedermann da blieb, und wenigstens hören wollte, was man wohl vom Mann im Monde werde sagen können?.

Ich fuhr fort, so viel ich mich erinnern kann, ungefähr wie folget:

„Nach dem was ich euch angekündiget habe, meine Herren von Athen, scheint nichts billiger von mir erwartet werden zu können, als daſs ich euch vor allen Dingen eine solche Erklärung von dem, was unter dem Mann im Monde zu verstehen sey, gebe, vermittelst deren ein jeder, so oft die wellenförmige Bewegung der Töne, woraus dieser Nahme besteht, sein Trommelfell erschüttert, denjenigen bestimmten Begriff damit verknüpfen könne, der keinem andern Mann in der Welt zukommt, als dem Mann im Monde.

„Dem ersten Anschein nach eine sehr billige Forderung; aber in der That, meine Herren, eine Forderung, welche so schwer zu befriedigen ist, daſs ihr mir eben so leicht zumuthen könntet, den Ocean in einen Becher zu schöpfen, und — wofern es Wein von Thasos wäre — ihn auf eure Gesundheit auszutrinken.

„Es giebt viele Dinge in der Welt, die beym ersten Anblick nicht die geringste Schwierigkeit zu haben scheinen; man glaubt sie so gut zu kennen, als die Mutter die uns geboren hat. Kommt es aber dazu, daſs wir den Mund aufthun sollen, um uns deutlich darüber vernehmen zu lassen, so finden wir uns beynahe in der Nothwendigkeit, ihn unverrichteter Sachen wieder zuzuschlieſsen, so weit wir ihn aufgemacht hatten. So ist, zum Beyspiel, nichts leichter zu sagen, als: Wir wollen vom Mann im Monde reden! oder — Laſst doch hören, was man vom Mann im Monde sagen kann! Aber ich berufe mich auf euer eigenes Gefühl, wie euch zu Muthe wäre, wenn ihr euch anheischig gemacht hättet, von einem Dinge zu sprechen, das weder in die Sinne fällt, noch ohne Sinne begriffen werden kann!

„Aufrichtig zu reden, ungeachtet ich als ein Filosof verbunden bin, niemahls einiges Miſstrauen in die Allgemeinheit und Unfehlbarkeit meiner Einsichten zu verrathen: so seh' ich mich doch in keiner geringen Verlegenheit, ob ich von der Wirklichkeit des Mannes im Mond, oder von seiner Möglichkeit zuerst reden soll. Denn damit er wirklich seyn könne, muſs er möglich seyn, und damit er möglich seyn könne, muſs er wirklich seyn. Hier liegt der Knoten!

„Sag' ich, der Mann im Mond ist möglich: so denk' ich entweder nichts bey dem was ich sage, — welches freylich das bequemste ist — oder ich setze in der That voraus, daſs er sey; denn wie könnt' ich sonst sagen, er sey möglich. Es ist gerade so viel als sagt' ich, der Mann im Mond ist blau, oder groſsnasig, oder er ist ein guter Mann; — denn bey jeder dieser Behauptungen setz' ich voraus, daſs ein Mann im Mond ist, oder es wäre lächerlich zu sagen, er ist dieſs oder er ist jenes; und ich würde im Grund eben so viel sagen als: das Ding das nicht ist, ist etwas.

„Sag' ich auf der andern Seite, der Mann im Mond ist wirklich: so setze ich seine Möglichkeit voraus, wozu ich doch nicht befugt bin, eh' ich sie erwiesen habe. Will ich sie aber erweisen, flugs bin ich wieder in dem verwünschten Zirkel, in welchem ich mich so lange von Möglichkeit zu Wirklichkeit und von Wirklichkeit zu Möglichkeit herum drehe, bis mir der Kopf so schwindlig wird, daſs ich die ganze Welt, den Mann im Mond und meine eigene Wenigkeit aus dem Gesicht verliere, und am Ende nicht einmahl den Unterschied zwischen meinem eigenen kleinen Ich und dem unendlichen Nicht-Ich mehr erkennen kann.

„Bey so bewandten Umständen weiſs ich Ihnen und mir nicht anders zu helfen, als daſs wir uns entweder mit dem einfältigen Behelf, „es ist nicht klar," ausreden, — und eh' ich mich dazu bequemte, wollt' ich lieber den Kopf verlieren! — oder daſs wir einen Anlauf nehmen, und mit so vieler Dreistigkeit, als uns nur immer möglich ist, geradezu behaupten: der Mann im Mond existiere, so gut als Hermes Trismegistus oder irgend ein andrer Mann in der Welt; eine Behauptung, wobey wir den doppelten Vortheil haben, daſs unsre Gegner entweder das Gegentheil beweisen — oder schweigen müssen, und daſs alle Männer auſserhalb des Monds um ihrer selbst willen genöthigt sind, sich zu uns zu halten; denn wo lebt der Mann, gegen den sich nicht die nehmlichen Zweifel erregen lieſsen? In welchem Betracht ich gestehe, daſs mir der Beweis des tiefsinnigen Heraklitus noch immer die meiste Genüge thut, der, um auf Einmahl aus der Sache zu kommen, sagt: Der Mann im Mond ist da, denn wie könnte er sonst der Mann im Mond seyn?

„Nachdem wir uns solcher Gestalt aus dieser ersten Schwierigkeit glücklich heraus gewickelt haben, so entsteht die andre grofse Frage: Wenn der Mann im Mond ist, was ist er?

„Hier, meine Herren, öffne ich euch die Pforte des metafysischen Abgrundes. Ein undurchdringliches Dunkel scheint hier euern forschenden Blicken auf ewig Einhalt zu thun. Aber lasset euch nicht dadurch abschrecken! Wir schauen so lange hinein, bis wir etwas sehen.

„Ich verrathe euch hier ein grofses Geheimnifs: eure Filosofen werden böse auf mich werden; aber ich mache mir nichts daraus. Nur immer hinein geschaut, meine Freunde! Wir haben kein andres Mittel Entdeckungen in den unbekannten Ländern zu machen.

„Seht ihr noch nichts? — Seyd defswegen unbekümmert! Es liegt blofs daran, dafs wir unsre Augen zuvor in die gehörige Verfassung setzen. Höret an!

„Als ich zuerst anfing, mich um den Mann im Mond zu bekümmern, ohne zu wissen wie ich es anfangen sollte, ging ich bey allen euern Filosofen herum, und fragte sie, was sie davon wüſsten?

„Der Mann im Monde? — sagte der erste, an den ich mich wandte — es ist so leicht nicht ihn kennen zu lernen! Wenn ihr aber entschlossen seyd das Abenteuer zu unternehmen, so kommt alles darauf an, daſs ihr ausfündig macht, was er ist, — und wie er ist was er ist. — Das ists eben was ich wissen möchte, sagte ich. — So muſst du nun bey andern nachfragen, versetzte jener; denn ich habe dir alles gesagt was ich von der Sache weiſs.

„Nun ging ich von Haus zu Haus, um zu hören, was die Weisen im Volk auf meine Fragen antworten würden. Und hier erfuhr ich die Wahrheit des alten Sprichworts: Viel Köpfe viel Sinne; ausgenommen, daſs ich zuletzt einen guten Theil mehr Köpfe als Sinne herausbrachte.

„Der Mann im Mond ist kein eigentlicher Mann, sagten einige: man könnte eben so gut sagen, die Frau im Mond, ob er gleich, genau zu reden, weder Mann noch Frau ist. — Denn wenn er ein eigentlicher Mann wäre, so müſste er eine Frau haben, oder wo bliebe der zureichende Grund seiner Mannheit? Nun hat man aber nie von einer Frau im Monde, oder von der Frau des Mannes im Monde reden gehört: also u. s. w. —

„Die Wahrheit ist, daſs er gar nichts mit uns gemein hat, sagte ein Andrer.

„Das ist unmöglich, sprach der Dritte; er muſs uns doch immer ähnlicher seyn als einer Auster oder einer Seenessel.

„Ich beweise meinen Satz, versetzte jener. Alles was unterm Mond ist, ist nicht im Mond, und umgekehrt; und es muſs ein Grund vorhanden seyn, warum es unterm Mond und nicht vielmehr im Mond ist, wo es sich vielleicht eben so gut befände; nun stimmen alle Leute überein, daſs der Mann im Mond — im Mond ist —

„Wenn er im Mond ist, zugegeben! fiel ihm dieser ein: aber ich getraue mir zu behaupten, daſs er vielleicht zwey Drittheile vom Jahr in der Venus oder im Merkur ist, oder daſs er sich wenigstens den Winter über, der im Monde ziemlich kalt seyn mag, anderswo aufhält.

„Fy, sagte jener, wie wolltet ihr das beweisen können, da warm und kalt nichts absolutes ist? Natürlicher Weise ist die Organisazion des Mannes im Monde seinem Aufenthalte gemäſs; und weil dieser (wie alle Astronomen wissen) feucht und kalt ist, so muſs auch der Mann im Mond ein ausgemachter Flegmatikus seyn: ist er aber das, so läſst sich ohnehin nicht begreifen, was man in der Venus, welche der Planet der Liebe ist, mit ihm anfangen wollte.

„Die Herren sprechen sehr zuversichtlich von dem guten Mann im Monde, sprach ein Vierter; und doch bin ich gewiſs, daſs sie nicht mehr von ihm wissen als ich — das ist, so viel als — gar nichts. Denn ich behaupte, man müſste wenigstens Einen Sinn mehr haben, als die fünf oder sechs die wir haben, um sich eine richtige Vorstellung von ihm machen zu können. Nach unsrer Art zu reden ist er weder groſs noch klein, weder hitzig noch frostig, weder sauer noch süſs, weder weiſs noch schwarz; — er ist — er ist — das mag er selbst wissen was er ist!

„Die Meinung dieses letztern führte offenbar zum Skepticismus, der uns Dogmatikern von jeher so verhaſst gewesen ist als — die Filosofie der Gymnosofisten — der Schneidergilde. Indessen, da ich doch nach allem, was mir die weisen Männer gesagt hatten, weder mehr noch weniger von der Sache wuſste als zuvor: so beschloſs ich einen Versuch zu machen, wie weit mich mein eigenes Nachdenken in dieser äuſserst dunkeln Materie führen könnte.

„Wenn es seine Richtigkeit hat, sagt' ich zu mir selbst, daſs ein jedes Ding das ist was es ist, so kann ich ohne mindestes Bedenken zum Grunde legen, der Mann im Monde sey — der Mann im Monde. Ihr meint vielleicht, damit sey nicht viel gesagt: aber da würdet ihr euch mächtig irren, meine werthen Herren. Ich habe schon viel damit gewonnen, wenn ihr mir das zugeben müſst! — Denn wenn der Mann im Mond — der Mann im Mond ist, so ist er also

nicht der Mann im Merkur,
noch im Mars,
noch im Jupiter,
noch im Saturnus; — u. s. w. Er ist
auch

nicht der Mann im Thierkreise,
noch in der Milchstraſse,
noch im Feuerhimmel,
noch im leeren Raum,
noch im Chaos, — sondern wirklich
und wahrhaftig der Mann im Monde; und
da er das ist, so

ist er auch weder Fisch,
noch Vogel,
noch Amfibion,
noch Insekt.

„Er kann weder schwimmen noch fliegen — Wiewohl ich für die Gewiſsheit des letztern nicht gut sagen wollte. Denn vielleicht ist es im Monde möglich, ohne Floſsfedern zu schwimmen und ohne Flügel zu fliegen; oder er könnte auch Flügel und Floſsfedern haben, ohne darum weniger der Mann im Monde zu seyn.

„Eben so wenig getraue ich mir aus seiner bloſsen Identität mit sich selbst, das ist daraus, daſs der Mann im Mond — nicht der Nicht-Mann im Nicht-Mond ist — mit völliger Gewiſsheit zu bestimmen, ob er
von Essen und Trinken lebt, wie wir,
oder von der Luft, wie der Paradiesvogel,
oder von Sonnenstrahlen, wie der Fönix,
oder von Ideen, wie Platons Geister?
ob er sein Geschlecht fortpflanzt, oder nicht? und ersten Falls,
ob er ein Weibchen seiner Gattung dazu nöthig hat?
oder ob er sich mit sich selbst behelfen kann, wie unsre Schnecken?

oder ob er sich durch die Wurzel,
oder durch Zwiebeln,
oder durch Knospen,
oder durch Schöſslinge,
oder durch Eyer,
oder durch lebendige Junge fortpflanzt? —

oder vielleicht, wie der Fönix, immer der einzige von seiner Art bleibt, und nur von Zeit zu Zeit wieder aus seiner Asche hervor geht? —

ob er lang oder kurz,
fett oder mager,
blond oder braun,
gut- oder bösartig,
gelehrt oder unwissend,
ein guter oder schlechter Dichter ist?
ob er gut tanzt,
gut reitet,
gut Ball spielt, — u. s. f.

„Diese und zwanzig tausend andre Fragen dieser Art, welche ein jeder, auch mit dem mäſsigsten Grade von Witz, sich selbst machen kann, unter andern auch die nicht ganz unerheblich scheinenden:

Was kümmert uns der Mann im Mond?

Was für einen Einfluſs hat er auf unser Wohl- oder Übelbefinden?

Ist es auch wohl überall der Mühe werth, sich den Kopf um ihn zu zerbrechen?

„Alle diese Fragen werden (wie ich besorge) nicht wohl beantwortet werden können, so lange wir nicht Mittel und Wege finden — den Mann im Monde näher kennen zu lernen; ob ich gleich überhaupt nicht ungeneigt bin zu glauben, daſs er — falls er so allein im Mond ist, wie man vorauszusetzen pflegt — ziemlich oft lange Weile haben, und überhaupt kein Mann von sehr angenehmer Laune oder lebhaftem Umgang seyn mag.

„Doch, wie gesagt, meine Herren Athener, die Ehre, alle nur ersinnliche Probleme, welche sich über oft besagten Mann im Mond aufwerfen lassen, rein und aus dem Grunde aufzulösen, ist lediglich demjenigen unter unsern filosofischen Abenteurern aufbehalten, welcher sinnreich oder glücklich genug seyn wird — den Weg in den Mond zu entdecken, wofern einer ist; oder sich einen Weg dahin selbst zu machen, wofern keiner ist; und — was zum wenigsten eben so nothwendig scheint — den Weg wieder zurück zu finden, nachdem er sich lange genug da aufgehalten haben wird, um eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen machen zu können; vorausgesetzt, daſs es überhaupt möglich sey, mit Hülfe solcher Sinne wie die unsrigen, über einen Mann, wie der

Mann im Mond ist, irgend eine Entdekkung zu machen.

„Ihr seht, meine guten Athener, daſs ich eure Aufmerksamkeit — nicht gemiſsbraucht, und, alles wohl erwogen, vielleicht mehr geleistet habe, als ihr billiger Weise von mir erwarten konntet. Wenige meiner Zunftgenossen würden sich so aufrichtig herausgelassen, und so wenig Umschweife gemacht haben, um euch auf eine gelehrte Art zu erkennen zu geben, daſs sie von einem Dinge sprechen, von dem sie nichts wissen noch wissen können, das ist von einem Dinge, welches — was es auch an sich oder für die Bewohner andrer Weltkörper seyn mag, wenigstens für sie — kein Ding ist.

„Übrigens hoff' ich dem Mann im Monde selbst, wer er auch seyn mag, durch das, was ich von ihm gesagt oder vielmehr nicht gesagt habe, auf keinerley Weise zu nahe getreten zu seyn. Er hätte sich vielleicht beleidiget finden können, wenn ich unverschämt genug gewesen wäre, ein System über ihn zu machen, und euch mit der gewöhnlichen Dreistigkeit meiner Amtsbrüder seine Figur, Farbe, Bildung, Fähigkeiten, Sitten, Lebensart, Religion, kurz alle seine innerlichen und äuſserlichen Bestimmungen vorzudemonstrieren. — Aber ich — was konnt' ich unschuldigers von ihm sagen, als —— gar nichts?"

Hiermit endigte sich meine Rede, und ich schlich mich hinter die Scene, um der Wirkung, welche sie thun würde, desto ungestörter zuzusehen.

Meine Athener, welche vermuthlich geglaubt hatten das beste würde noch kommen, machten sehr alberne Gesichter, da sie sich in ihrer Hoffnung betrogen sahen. Etliche Augenblicke lang standen sie ganz betroffen da, groſse Augen und halb offne Mäuler nach der Bühne, wo der Chaldäer gestanden hatte, hingekehrt. Aber nachdem sie sich völlig überzeugt hatten, daſs nun nichts mehr zu erwarten sey, erhob sich ein vermischtes Gemurmel, welches immer lauter wurde, und zuletzt in ein allgemeines Getümmel ausbrach. Ein jeder sagte und behauptete seine Meinung von der Sache, von der Absicht die der Chaldäer bey seiner Rede gehabt haben möchte, ob er gut oder schlecht gesprochen habe, von seiner Miene, von seinem Bart, endlich vom Mann im Monde selbst, und wen er wohl darunter verstanden habe; denn daſs ein Geheimniſs unter der Sache stecke, wurde für ausgemacht angenommen. Der Tumult nahm überhand, man zankte sich, man schrie, alle gaben ihre Stimme auf einmahl; und da viele, welche mit Gründen und Schlüssen nicht so gut zurechte kommen konnten, desto stärker von Schultern und Knochen waren, so wurde man endlich handgemein — kurz, es fehlte wenig, daſs der Mann im Monde nicht einen allgemeinen Aufstand in Athen veranlaſst hätte.

Was für Kinder die Athener sind! rief einer von den Klügern, indem er sich in Zeiten auf die Seite machte? merkt ihr denn noch nicht, daſs der Chaldäer keine andre Absicht hatte, als euch und eure Filosofen zum besten zu haben?

35.

Ich lag an einem schönen herbstlichen Tag unter einer Cypresse im Kranion, und genoſs des Sonnenscheins, welcher alten Leuten in dieser Jahrszeit so angenehm ist; als ich unvermerkt in den Träumereyen, denen ich mich zu überlassen pflege, wenn ich so eben nichts zu denken habe, von einem Unbekannten gestört wurde, der in Begleitung etlicher andrer, die etwas beſsres als seine Sklaven, aber doch nicht seines gleichen schienen, auf mich zuging. Ich gab Anfangs nicht darauf Acht; aber da er mich anredete, fing ich an zu merken, daſs jemand zwischen mir und der Sonne stand.

Bist Du, sagte er, indem er mich mit einer gewissen Dreistigkeit, die bey gemeinen Leuten Unverschämtheit genannt wird, mit den Augen maſs, — bist Du dieser Diogenes, von dessen Karakter und Launen man im ganzen Griechenlande so viel zu erzählen hat?

Ich betrachtete meinen Mann nun auch etwas genauer als Anfangs. Es war ein feiner junger Mensch, mittelmäſsig von Statur, aber wohl gemacht, auſser daſs ihm der Kopf ein wenig auf die linke Schulter hing; er hatte eine breite Stirn, groſse funkelnde Augen, mit denen er euch in die Seele hinein sah, eine glückliche Gesichtsbildung, und eine Miene, worin Stolz und Selbstvertrauen, durch eine gewisse Grazie gemildert, dasjenige ausmachten, was man an Königen Majestät zu nennen pflegt. — Ich bemerkte, daſs er ein Diadem trug, welches ihn zu einer solchen Miene berechtigte; aber ich that nicht als ob ich es wahrgenommen hätte.

Und wer bist denn Du, antwortete ich ihm ganz kaltsinnig, daſs du ein Recht zu haben glaubst, mich so zu fragen?

Ich bin nur Alexander, Filipps Sohn von Macedonien, versetzte der Jüngling lächelnd: ich gestehe, es ist dermahlen nicht viel; aber was es ist, steht dem Diogenes zu Dienste. Da ich wuſste, daſs du nicht zu mir kommen würdest, so komm' ich zu dir, um dir zu sagen, daſs ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, deine Filosofie auf einen gemächlichern Fuſs zu setzen. Verlange von mir was du willst; es soll dir unverzüglich gewährt werden, oder es müſste mehr seyn als in meiner Macht steht.

Versprichst du mirs bey deinem königlichen Worte? sagte ich.

Bey meinem Worte, versetzt' er.

Nun, sagt' ich, so ersuch' ich Alexandern, Filipps Sohn von Macedonien, so gut zu seyn und mir aus der Sonne zu gehen.

Ist das alles? sagte Alexander.

Alles was ich jetzt bedarf, antwortete ich.

Die Hofschranzen erblaſsten vor Entsetzen.

Ein König muſs sein Wort halten, sagte Alexander, indem er sich mit einem gezwungenen Lächeln gegen seine Leute wandte.

Er rechtfertigt den Zunahmen, den ihm die Korinthier geben, sagten die Hofschranzen, und er verdiente, daſs ihm auch nach seinem Nahmen begegnet würde.

Das sollt ihr bleiben lassen, erwiederte der Jüngling: ich versichre euch, wenn ich nicht Alexander wäre, so möcht' ich wohl Diogenes seyn.

Und damit führten sie sich wieder ab.

Das Abenteuer wird Lärmen machen. Ich kann nichts dazu. In ganzem Ernste, was hätt' ich von ihm begehren sollen? Ich will mit seines gleichen nichts zu thun haben. — In der That, ich bedarf nichts; und, wenn ich was bedürfte, hab' ich nicht einen Freund? Sollt' ich von einem Könige Wohlthaten annehmen, da ich keine von meinem Freund annehme, den ich dadurch glücklicher machen könnte?

Aber der junge Mensch gefällt mir. — Weil man doch Könige haben muſs, so wär' es eben so gut, solche zu haben, die ihm glichen. — Ich zweifle nicht, daſs er mich auf die Probe setzen wollte; und doch schien ihm meine Bitte unerwartet. — Es ist billig, daſs er lieber Alexander als Diogenes ist; ich dächte an seinem Platz eben so: aber es macht ihm Ehre bey mir, daſs er Diogenes seyn möchte, wenn er nicht Alexander wäre.

Wie viel wird dieser einzige junge Mann den Griechen von sich zu reden geben! Er hat sich von ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Feldherrn gegen den groſsen König erwählen lassen. Ein schöner Vorwand für einen jungen Ehrgeitzigen, dem Macedonien und Griechenland ein zu kleiner Schauplatz ist!

Ich wollte daſs er über die Welt zu gebieten hätte und dächte wie Diogenes!

36.

Ich dachte an nichts weniger, als ich gestern Nachts auf meinem **Ulyssischen** Ruhebette lag, als Besuch von einem Könige zu bekommen: auf einmahl öffnete sich das hölzerne Schloſs an meiner Hütte, und **Alexander**, mit einer kleinen Laterne in der Hand, trat ganz allein in meine Zelle.

Ich stand auf und hieſs ihn willkommen. Du bist ein sonderbarer Mensch, sagte er zu mir: ich suche dich, so wenig ich Ursache habe mit dir zufrieden zu seyn; denn du hättest mich beynahe zu einem närrischen Wunsche gebracht —

Darf ich fragen zu welchem?

„Kein König zu seyn, damit ich Diogenes seyn, und Könige so demüthigen könnte wie du.“

Vergieb mir, Alexander, das war meine Absicht nicht! Ich lag in der Sonne wie du kamst; sie beschien mich so gut, daſs es mir verdrieſslich war, mir ein Vergnügen nehmen zu lassen, das in den Augen eines Königs so unbedeutend ist. Du hattest nichts bey mir zu thun, und ich hatte nichts von dir zu begehren. Ich hätte mich eine halbe Stunde besinnen können, ohne daſs mir was andres eingefallen wäre, als daſs du mir aus der Sonne gehen möchtest.

„Gut! wenn du der sonderbarste Filosof bist, den ich noch gesehen habe, so bin ich vielleicht der sonderbarste König, den du gesehen hast. Du gefällst mir; ich wollte, daſs ich dich bereden könnte, mit mir auf Abenteuer zu gehen. Ich brauche einen ehrlichen Kerl, der mir die Wahrheit sagt, — und ich denke du wärest mein Mann!“

Ein jeder Mensch muſs seine Rolle spielen, König Alexander. Ich wäre nicht mehr Diogenes, wenn ich mit dir ginge. Aber wenn du es verlangst, kann ich dir so viel Wahrheit mit auf die Reise geben als du brauchst, und wenn du Herr vom ganzen Erdboden würdest.

„Unter uns gesagt, ich gehe mit nichts geringerm um; ich habe Ideen, die ich mir nicht aus dem Kopfe bringen kann. Macedonien ist nichts; Griechenland — ist etliche Hufen mehr; — Klein-Asien, Armenien, Syrien, Medien, Indien, — das wäre wohl etwas! Aber wenn wir das haben, nehmen wir eben so wohl das übrige noch dazu. — Kurz, ich sehe den Erdboden für ein Ding an, das aus Einem Stücke gemacht ist; die Menschen darauf haben alle zusammen nicht mehr als Einen Anführer nöthig, und — ich fühle, dafs ich gemacht bin dieser Anführer zu seyn.“

Ich wollte nicht dafür stehen, dafs dir, wenn du damit fertig bist, der Einfall nicht kommen sollte, auf eine Brücke in den Mond und in die übrigen Planeten zu denken, um das ganze Sonnensystem zu erobern, welches auch aus Einem Stücke gemacht zu seyn scheint, und wozu du, nach deiner Denkungsart, ein Recht haben wirst, so bald du Meister von diesem Erdenrund bist.

„Ich werde nie Schimären verlangen, Diogenes: mein Projekt ist grofs; aber auch so so schön, so leicht auszuführen, dafs mich nur wundert, wie ich der erste bin dem es eingefallen ist.“

Du wirst über mich lachen, Alexander; aber ich versichre dich, ich würde gerade so gedacht haben, wenn ich, in deinem Alter und mit so günstigen Umständen, ein König gewesen wäre. Du hast die Herzen der Griechen in deiner Hand, und mit dreyſsig tausend Griechen muſs ein junger Mann, wie du, mit der ganzen Welt fertig werden können. Aber, wenn du sie nun hast, was willst du mit ihr anfangen?

„Welche Frage für einen Filosofen! Was ich mit Macedonien oder Epirus anfinge, wenn ich sonst nichts hätte. Es ist alles schon in meinem Kopf angeordnet. Die noch unpolicierten Völker werd' ich in neu angelegte Städte ziehen, und mit den besten Gesetzen versehen, die ich für sie nöthig finde; an allen groſsen Flüssen, an allen Seeküsten, will ich neue Kolonien und Handelsplätze anlegen; alle Provinzen des festen Landes durch brauchbare Straſsen vereinigen; dem ganzen Erdboden einerley Sprache, und mit unsrer schönen Sprache unsre Wissenschaften und Künste geben; und, damit ich alles übersehen und die Maschine im Gang erhalten kann, ungefähr in dem Herzen meiner Eroberungen eine groſse Stadt anlegen, welche der Vereinigungspunkt aller Nazionen und ihrer verschiedenen Verhältnisse und Vortheile, die Seele aller ihrer Bewegungen, der Inbegriff aller Schätze der Natur und Kunst, der Sitz der

Amfiktyonen des menschlichen Geschlechts, die allgemeine Akademie seiner auserlesensten Geister, kurz die Hauptstadt der Welt und meine Residenz seyn soll.“

Und wie lange, König Alexander, denkst du dafs dieses grofse Werk dauern werde?

„So lang' ein Alexander seyn wird, es zu regieren. — Das sieht einer Prahlerey gleich, Freund Diogenes; aber ich traue dir zu, dafs du es für das hältst was es ist. Gesetzt die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, oder vielmehr die schwindlige Beschaffenheit der menschlichen Köpfe, welche in kurzem der Glückseligkeit selbst überdrüssig werden, lasse meine Stiftung von keiner langen Dauer seyn: so wird doch der Nutzen, den ich dem menschlichen Geschlecht dadurch verschaffe, sich über viele Jahrhunderte erstrekken, und ich werde doch immer das Vergnügen haben, dem vorüber gehenden Traum meines Daseyns durch die gröfste Unternehmung, die jemahls in die Seele eines Sterblichen gekommen ist, eine Art von Unsterblichkeit gegeben zu haben.“

Aber die Schwierigkeiten der Ausführung?

„Schwierigkeiten? Dafür laſs du mich sorgen! Gieb mir nur zehn Jahre, und dann komm und sieh!“

Aber die Köpfe die es kosten wird, bis du so viele hundert Nazionen gelehrig genug gemacht haben wirst, sich von dem deinigen regieren zu lassen?

„Köpfe mag es kosten! — Es ist mir leid, denn ich bin kein Freund von Würgen und Zerstören. Aber daſs ich um dieser Köpfe willen, die doch ohnehin später oder früher der Natur ihre Schuld bezahlen müſsten, meinen Plan fahren lasse, das sollen mich alle Köpfe der Welt nicht überreden! Setz' ich nicht meinen eigenen aufs Spiel? — Zu dem sind die Weiber in Hyrkanien und Baktriane so fruchtbar, daſs der Abgang unmerklich seyn wird.“

O Alexander! (rief ich) du bist nur zwanzig Jahre alt! Andre deines gleichen verzehren ihre unrühmliche Jugend in Wollüsten und Müſsiggang, zufrieden beym Trinkfeste die ersten zu seyn, und Anschläge auf die Tugend unsrer Weiber zu machen; und Du hast in diesem Alter den Entwurf von einem allgemeinen Reiche gemacht, und gehst hin ihn auszuführen! — Ich sehe dich von der hohen Schönheit deiner Idee begeistert; du bist dazu gemacht, ins Werk zu setzen, was kleinere Seelen für eine Schimäre halten würden. Ich würde dir und mir selbst lächerlich vorkommen, wenn ich dich von deinem Vorhaben abzuziehen suchen wollte. Gesetzt auch, ich hätte einige erhebliche Einwendungen zu machen, so würd' es gerade so viel seyn, als wenn ich einem Verliebten durch eine Kette von Schluſsreden beweisen wollte, daſs er besser thäte nicht verliebt zu seyn. — Geister, wie der deinige ist, erweckt der Himmel, so oft er dem Erdboden eine neue Gestalt geben will. Die Regeln, wonach wir andre uns zu betragen haben, sind keine Gesetze für Alexandern. — Ich würde dir vielleicht in meinem Herzen fluchen, wenn ich ein Athener, oder Spartaner, oder Kappadocier, oder Mede, oder Ägypter wäre. Aber ich bin ein Weltbürger. Kein andres Interesse, als das Beste des menschlichen Geschlechts im Ganzen betrachtet, ist in meinen Augen groſs genug, um zu verdienen daſs es in Betrachtung gezogen werde. Geh, Alexander, und führe den groſsen Gedanken aus, der deine Seele schwellt! — Nur vergiſs mitten im Laufe deiner glänzenden Unternehmungen nie, daſs wir andern Erdensöhne so empſindlich für Schmerz und Vergnügen sind wie du selbst; und daſs du mit allen deinen

Vorzügen so hinfällig bist wie wir. Es braucht nichts mehr als einen elenden Pfeil vom Bogen eines nichtswürdigen Sogdianers, oder etliche Tropfen Gift von einem treulosen Meden in deinen Becher gemischt, um alle Entwürfe deiner groſsen Seele in Träume zu verwandeln. Du läufst eine gefährliche Bahn. Der Mensch kann alles eher ertragen als unumschränkte Gewalt. Der Augenblick, wo du der Versuchung unterliegen wirst, dich von deinen Schmeichlern bereden zu lassen, daſs du mehr als ein Mensch seyest, wird das Ziel deines Ruhms und der Untergang deiner Tugend seyn. Dann wirst du deine schönen Thaten durch Laster beflecken, welche deine Menschheit nur zu sehr beweisen werden. Grausamkeit und zügellose Leidenschaften werden deine Regierung verhaſst machen, dein Leben abkürzen, und dein Reich einem dieser seltnen und weit glänzenden Meteore gleich machen, welche die Welt einen Augenblick in Erstaunen setzen, aber wieder verschwunden sind, indem noch alle Augen auf ihre Betrachtung starren.

Alexander saſs mit gesenktem Haupte da, und schien in Gedanken vertieft zu seyn, während ich das alles sagte. Ich vermuthe, daſs er über meinen Sittenlehren ein wenig eingeschlummert war. Aber bald nachdem ich aufgehört hatte, erwacht' er wieder, stand auf, und sagte mir, daſs er mit Anbruch des Tages von Korinth abgehen würde. „Im Ernste, Diogenes, setzte er hinzu, kann ich dir zu nichts nütze seyn? — Die Korinthier kennen, wie ich sehe, deinen Werth nicht.“

Ich bin zufrieden, wenn sie mir nichts Übels thun. Seelen von deiner Art sind zum Wohlthun gemacht. Ach Alexander! es sind in diesem Augenblicke so viele Tausende, die in Elend und Unterdrückung schmachten! Könntest du machen, daſs diese Unglücklichen den Tag deiner Geburt segneten, so hättest du mir alles Gute gethan, das mir der gröſste der Könige zu thun vermag.

„Du bist ein glücklicher Mann, Diogenes! Ich kann nicht unwillig darüber werden, daſs du vielleicht der einzige Mensch in der Welt bist, der meine Freundschaft abweist.“

Alexander, sagt' ich ihm, ich ehre dich, wie ich niemahls einen Sterblichen geehrt habe. Aber ich kann dir nicht sagen, was ich nicht denke. Ein König kann kein Freund seyn, und kann keine Freunde haben.

„Verwünscht seyst du mit deiner Aufrichtigkeit, Diogenes! Ich will nichts mehr davon! Du würdest machen, daſs ich mich in deine Tonne wünschte, und die Welt hat genug an Einem Diogenes."

Das weiſs ich eben nicht; aber das ist gewiſs, daſs sie unter zwey Alexandern zu Trümmern gehen würde.

„Du sagst die Wahrheit, alter Mann! — Lebe wohl."

DIE
REPUBLIK DES DIOGENES.

DIE REPUBLIK DES DIOGENES.

AN XENIADES.

1.

Ich habe dir meine Republik versprochen, guter Xeniades, und der Besuch eines Macedonischen Jünglings, der auf Eroberung der Welt auszieht, hat mich in die Laune gesetzt, dir Wort zu halten.

Um den ungeheuern Einfall zu haben, aus allen Völkern des Erdbodens einen einzigen Staat zu machen, muſs man — Alexander seyn. So weit erstreckt sich meine Einbildungskraft nicht.

Ich will mir einbilden, ich wär' ein weiser Zauberer, der mit Hülfe einer magischen Ruthe alle seine Ideen realisieren könnte; und hätt' eine noch unbewohnte Insel vor mir liegen, welche groſs und fruchtbar genug wäre, einige hundert tausend Männer, mit den dazu gehörigen Weibern und Kindern, auf jeden Mann höchstens zwey Weiber und sechs Kinder gerechnet, hinlänglich zu ernähren.

Ich setze ferner voraus, daſs diese Insel — Ja, das ist eben die Frage, was ich voraussetzen soll? — Ob, zum Exempel, meine künftigen Unterthanen noch ungezeugt und ungeboren, — oder zwar erwachsen aber noch wild, — oder ob sie wirklich schon so policiert, so geschickt, so wohl erzogen und fromm seyn sollen, als wir Griechen sind?

Die Sache verdient Überlegung.

2.

Alles wohl erwogen, denke ich, ich will sie schon erwachsen nehmen; es würde mir gar zu viele Mühe machen, bis ich so viele Leute gezeugt, geboren, und so weit gebracht hätte, daſs sie ohne Führband gehen könnten.

Doch — ich vergesse, daſs ich ein Zauberer bin! Kann ich sie nicht mit einem einzigen Schlag meiner Ruthe machen wie ich sie haben will? — Das ist kein geringer Vortheil; aber bey einem solchen Geschäft ist er unentbehrlich. Der Henker möchte eine Republik machen, wenn man die Leute nehmen müſste wie man sie fände!

Ich hohle mir also ungefähr hundert tausend hübsche Mädchen aus Albanien, Iberien und Kolchis zusammen, wo man sagt daſs sie am schönsten wachsen. — Es versteht sich, daſs ich sie aus vier- oder fünfmahl hundert tausenden ausgesucht habe, — lauter groſse, starke, voll aufgeblühte Dirnen, mit langen blonden Haaren, blauen Augen, hoher Brust, vollem Busen, runden ausgeschweiften Hüften, kurz mit allem, was die Kenner zur vollkommnen Schönheit und Gesundheit — einer Kindergebärerin fordern; — von Farbe lauter Lilien und Rosen, und alle im zwanzigsten Jahre.

Diese Mädchen versetz' ich durch einen Schlag meiner Ruthe mitten im May in das anmuthigste Thal am Fuſse des Antilibanus. — Meine Geister haben indessen unter jedem Mandelbaum und Rosinenstrauch eine Tafel gedeckt, keine Niedlichkeiten von der Art, womit unsre Reichen sich langsam vergiften lassen; gute, nahrhafte, saftvolle Speisen, und frisches Quellwasser dazu, so viel sie wollen.

So bald alles fertig ist, flugs hohlt mir hundert tausend hübsche junge Bursche aus Hyrkanien und Baktriane her! — Keine Adonisse, keine glatte halb weibliche Ganymeden, wie ihr Korinthischen Herren, wer weiſs wozu, in euern Gynäceen unterhaltet; — groſse derbe Bengel, die noch alle ihre Jugendkraft beysammen haben, gewohnt in Wäldern herum zu schwärmen, und, wie lauter Herkulesse, ihren Landsleuten, den Tiegern und Pantherthieren, die Häute abzujagen, die um ihre breiten Schultern hangen.

Wie die Mädchen und die Jungen einander ansehen werden, — das könnt ihr euch vorstellen.

Die Natur mag itzt vollenden, was ich angefangen habe! — Ihr könnt euch darauf verlassen, daſs sie gute Arbeit machen wird.

„Aber, wie? sagt ihr, — nichts als Brunnenwasser dazu? Keinen Wein von Thasos, von Chios, von Cypern?“ — Keinen Tropfen! Glaubt ihr, meine Hyrkanier haben solche Stärkungsmittel vonnöthen? Meine Mädchen würden euch ein solches Miſstrauen sehr übel nehmen.

Die Morgenröthe bricht an. — Die Jünglinge wachen auf, und wollen auch die armen Kinder nicht länger ruhen lassen. — Nun, es mag seyn, weil es doch das letzte Mahl ist! und dann, meine Geister, tragt mir sie, eben so plötzlich als sie gekommen sind, wieder in ihre Wälder zurück; ich habe sie nicht mehr vonnöthen.

Juno Lucina steh' uns bey! In neun Monaten hab' ich zum wenigsten hundert und dreyſsig tausend kleine Bübchen und Mädchen zu erziehen, jedes Mädchen so lieblich wie eine Grazie, jeder Knabe so schön wie der junge Bacchus. —

Und nun laſst sehen, ob ich euch nicht eine Republik daraus machen will, wie noch keine gewesen ist!

3.

Ich weiſs es mir selber Dank, daſs ich mir die künftigen Einwohner meiner Republik nach meiner eigenen Idee habe machen lassen; — oder, richtiger zu reden, daſs ich es der bloſsen unverdorbenen Natur aufgetragen habe, sie zu machen wie sie es selbst für gut befände. Denn, die Wahrheit zu gestehen, ich würde in zwanzig Jahren nicht mit allen den Veränderungen fertig geworden seyn, die ich mit euern policierten Griechen und Asiaten hätte vornehmen müssen, bis sie nur einiger Maſsen in meinen Staat getaugt hätten.

Ich wohnte neulich den Isthmischen Spielen bey. Welch eine unendliche Menge Volks, von Königen und Königinnen, bis zu — Sklavenmäklern und Citronenmädchen, übersah ich da mit Einem Blicke! Wie viele Gattungen und Arten, in fast unzählbaren Subdivisionen! — Staatsmänner, Archonten, Räthe, Redner, Advokaten; Heerführer, Oberste, Hauptleute, bis zu den Helden, die des Tages für achtzehn Pfennige dienen; Priester, Poeten, Geschichtschreiber, Filosofen, Mahler, Bildhauer, Musikanten, Baumeister, Meister in allen nothwendigen und entbehrlichen Künsten, Wechsler, Kaufleute, Seefahrer, Juwelenhändler, Spezereykrämer, Weinhändler, Köche, Pastetenbäcker; Komödianten, Mimen, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Beutelschneider, Schmarotzer, Kuppler; — und unter allen diesen Kluge, Witzige, Dummköpfe, ehrliche Leute, Spitzbuben, Ehrgeitzige, Niederträchtige, Wucherer, Verschwender, Weichlinge, Narren und Gecken von so vielerley Arten, Gattungen, Geschlechtern, Figuren, Farben und Zuschnitt, dafs Aristoteles in seinem ganzen Leben nicht fertig würde, wenn er sie klassificieren wollte.

Was für ein mächtiger Gott ist der Zufall! dacht' ich bey mir selbst. Welcher Filosof getraute sich, aus so ungleichartigen Bestandtheilen ein erträgliches Ganzes zusammen zu setzen? — Und dieser Zufall hat alle unsre kleinen Reiche und Staaten daraus zusammen gestöbert; und doch seht ihr, dafs es nach Gestalt der Sachen noch so ziemlich erträglich darin zugeht.

Indessen gesteh' ich, der Fehler mag nun an meiner Republik oder an was anderm liegen, daſs ich die wenigsten von allen diesen wackern Leuten zu gebrauchen wüſste.

Fürs erste müſste ich die ganze Klasse der *Staatsleute* abdanken; denn meine Republik muſs *von sich selbst* gehen, wenn sie einmahl aufgezogen ist, oder ich wollte keine faule Mispel um sie geben.

Soldaten? — Meine Leute sollen *glücklich* seyn *ohne es zu scheinen.* Man soll es nicht der Mühe werth halten, sie anzufallen; und vor bloſsen Räubern fürchten sie sich nicht. Es sind starke nervige Gesellen, welche die Keule so gut zu führen wissen als Ihr einen Luftfächer; sie sollen euch gewiſs die Lust, ihre Weiber und Töchter zu entführen, beym ersten Versuche vergehen machen!

Baumeister? — Paläste, Tempel, Amfitheater werden wir nicht nöthig haben; und um uns von gutem Holze kleine saubere Häuschen zu bauen, wenn Jahrszeit und Witterung uns die freye Luft verbieten, dazu brauchen wir keine Baumeister.

Wir werden uns mit dem begnügen lassen, was *die Natur* auf unsrer Insel wachsen läſst, und das werden wir alles für uns selbst brauchen. Wir haben also nichts zu handeln noch zu tauschen: eure Seefahrer und Negocianten können nur weiter reisen; bey uns ist nichts zu thun.

Eure Wollen- und Seidenfabrikanten sollten wir auch entbehren können. — Ich werde dafür sorgen, daſs in den Wäldern unsrer Insel der Bären, Wölfe, Lüchse und Füchse so viel seyn sollen, als meine Leute zu ihrer Winterkleidung vonnöthen haben; und für Sommerkleider will ich die ganze südliche Seite mit Wollenbäumen bedecken. Unsre Weiber und Mädchen sollen die Wolle selbst sammeln, spinnen, weben, auch färben wenn sie wollen, und sich artige, niedliche Gewänder daraus machen; denn sie sind so gern geputzt als die eurigen.

„Und warum Gewänder?“ wird ein Gymnosofist fragen.

Erstlich, weil Luft und Sonne den Rosen und Lilien ihrer Haut schädlich seyn würden; und dann, weil ich nicht für gut finde, daſs sich die Augen meiner Knaben und Jünglinge mit den Schönheiten ihrer Liebsten so gemein machen sollen, um sie vom ersten Anblick auswendig zu wissen.

Den ganzen Zug der üppigen Künste, die eurer Prachtliebe und Weichlichkeit dienen, weiſs ich zu nichts zu gebrauchen. Ich denke sogar, daſs wir euch eure Mahler und Bildhauer lassen werden. Ich thu' es ungern; aber die Furcht, daſs es einem von ihnen etwann einfallen könnte, seinem Bildchen eine Kapelle zu bauen und sich selbst zum Priester davon zu weihen, überwiegt alle meine Liebe zu diesen Künsten. Im Grunde kann ich ihrer auch sehr wohl entbehren. Findet einer von meinen Jünglingen seine Geliebte so schön, daſs er ihre Gestalt verewiget zu sehen wünscht: — so mag ihm Amor helfen, eine lebendige Kopey von ihr zu machen; sie wird allemahl schöner und dauerhafter seyn, als das schönste Bild, das ein Lysippus oder Apelles von ihr machen könnte.

Eure Köche, Pastetenbäcker, Näschereyenkrämer, Parfümierer, u. s. f. — weg damit! Die Natur soll meinen Leuten entweder selbst kochen, oder sie kochen lehren. — Ihr Naschwerk soll ihnen auf Bäumen und Stauden wachsen; — und meine Weibsleute sollen die reinlichsten, niedlichsten und wohlriechendsten Dinge von der Welt seyn, ohne was andres dazu nöthig zu haben, als frisches Brunnenwasser, einen

Strauſs am Busen, und Rosenblätter auf ihre Matratzen, oder auf den weichen Grasboden, wo ich euch, unter gewissen Bedingungen, erlauben werde sie im Schlaf zu überraschen.

Eure Sofisten, Geschichtschreiber, Dichter, u. s. w. — sie werden mir vergeben; aber ich weiſs nichts mit ihnen anzufangen. Die Hälfte von ihrer Gelehrsamkeit wäre genug, meine Kolonisten unwiederbringlich um ihr Biſschen Mutterwitz zu bringen. — Zu Dichtern soll sie die Liebe oder die Freude machen. Aus euern Geschichtschreibern würden sie nur Laster kennen lernen, die sie nicht kennen sollen, oder Tugenden, die ihnen zu nichts nütze wären. Von Filosofie brauchen sie keine andre als die Filosofie des Diogenes, — und diese sollen sie von ihren Müttern und Ammen lernen! — Also, Gott befohlen, meine Herren.

Schauspieler, Mimen, Tänzer, und was unter diese Rubrik gehört; — es mögen in Republiken, wie die eurigen sind, ganz brauchbare Leute seyn! Sie machen das Volk seines Leides vergessen, und desto besser für die Regenten! Aber, bey uns taugten sie nichts. — Tanzen soll meine Jugend von der Fröhlichkeit lernen. Laſst ihnen noch was dazu auf einer ländlichen Pfeife aufspielen, um sie im Takt zu erhalten, so wette ich was ihr wollt, ihr werdet selbst kommen und ihnen ihre kunstlosen Tänze ablernen. Ihr werdet sie auf euern Tanzsählen nachmachen wollen: aber die herzliche Freude, welche die Seele davon ist, werdet ihr nicht nachahmen können; die muſs man fühlen; und um sie in ihrer ganzen Lauterkeit zu fühlen, müſstet ihr Einwohner meiner Insel seyn. — Mimen würden sich einem so einfältigen Volk als das meinige ist nicht verständlich machen können; und Schauspieler, was wollten sie uns aufführen? — Tragödien? — Warum sollte ich die schönen hellen Augen meiner jungen Weiber ohne Noth in erkünstelten Thränen baden? — Komödien? — Wir werden nicht mehr Narrheit unter uns haben, als so viel man schlechterdings braucht um weder gar zu dumm noch gar zu weise zu seyn; und das ist nicht Narrheit genug, um Fratzenbilder hervorzubringen, die ein Parterre wiehern machen. — Kurz, wir wollen schon Mittel finden uns die Zeit zu vertreiben; behaltet immerhin eure Zeitvertreiber für euch selbst! Und zu dem, womit wollten wir sie bezahlen?

„Aber, Ärzte muſs man doch haben?“ — Schlimm genug, wenn ihr sie haben müſst! — Ich ehre die Hippokraten; sie sollen willkommen seyn, wenn sie zu uns kommen wollen; aber zu thun werden sie wenig finden. — Die Luft auf unsrer Insel ist eine gesunde Luft; und bey der einfältigen Lebensart, die wir führen, bey der Mäſsigkeit unsrer Tafel, bey der Heiterkeit unsers Gemüths, ohne Sorgen, ohne Kummer, ohne Ehrgeitz, ohne andre als wohlthätige Leidenschaften und ergetzende Fantasien, die uns in einem angenehmen Gefühl unsers Daseyns erhalten, wozu sollten wir Ärzte bedürfen? — Wir wollen euch zu uns bitten, meine Herren, so bald wir einer gar zu einförmigen Gesundheit überdrüssig sind.

*

Den ganzen übrigen Troſs der Leute, welche von der Behendigkeit ihrer Hände, oder der Geschmeidigkeit ihrer Zunge, oder der Beweglichkeit ihrer Hüften, oder der Gefälligkeit gegen eure Leidenschaften, Absichten und Launen leben, — wollte Gott, daſs ihr Mittel fändet, eure Staaten von diesem Auskehricht zu reinigen! Es giebt allenfalls noch eine Menge unbewohnter Inseln, wohin ihr sie verpflanzen könnet. — Die unsrige ist schon besetzt.

4.

Sie ist gerade so wie sie **Aristoteles** haben will: nicht zu kalt und nicht zu warm, ihre Luft rein und gelinde, ihr Erdreich fruchtbar, ihre Wälder voll Wild, ihre Gehölze voll Lerchen, Nachtigallen und Distelfinken, ihre Flüsse und Bäche voll Fische, ihre Anger und Thäler mit Herden, und ihre Felder mit Reiſs und Weitzen bedeckt.

Ihr sehet, daſs ich Vorrath auf viele Jahrhunderte habe, wenn sich meine Leute nur eine kleine Mühe geben wollen, den Reichthum zu erhalten, in den ich sie einsetze.

Weil es mich nur einen Schlag mit einer Ruthe kostet, so habe ich ihnen die Hütten bauen lassen, worin sie künftig wohnen sollen.

Sie sind alle von gutem Cedernholz gebaut, mit Palmblättern bedeckt, geräumig, gleichförmig, ungekünstelt, und durch den ganzen bewohnbaren Theil meiner Insel (meistens plattes Land) in gleicher Entfernung zerstreut. Ich habe ihrer ungefähr sechzig tausend bauen lassen; wenn wir künftig mehr gebrauchen, oder wenn die alten baufällig geworden sind, so mögen meine Insulaner selbst für neue sorgen.

„Das ist bald gesagt: — aber dazu werden sie Äxte und Sägen vonnöthen haben; denn mit den Zähnen wie die Biber werden sie ihre Bäume schwerlich zu Balken und Bretern nagen; und um Äxte und Sägen zu haben, müssen sie Eisengruben, Schmelzhütten und Eisenhämmer haben; und um diese zu haben, müssen sie —"

Der Henker hohle alles was sie haben müſsten! Das würde mir meine ganze Republik zu Grunde richten. Sie sollen in Lehmhütten wohnen!

Aber das wäre zu unreinlich, und meine Leute sollen keine schmutzige Leute seyn.

Also in Höhlen und Grotten! — Aber dazu werden wir nicht Felsen genug auf der Insel haben, wenn sie auch alle in lauter Grotten ausgehauen wären; und Städte kann ich aus gewissen Ursachen schlechterdings nicht bauen lassen.

Ich weiſs mir nicht zu helfen; — anders nicht, als daſs ich sie ein- für allemahl mit Äxten, Beilen und Sägen versehe, und dafür sorge, daſs wenigstens alle zwanzig Jahre ein Schiff mit dergleichen Werkzeug — an ihrer Küste scheitern muſs.

Hab' ich mir nicht gerade solcher Fälle wegen eine Zauberruthe ausbedungen?

5.

Nun ist es Zeit, daſs ich meine Kolonie in ihre neue Wohnung einführe.

Ich habe sie, kraft meines magischen Stabes, die ersten achtzehn Jahre ihres Lebens wegschlummern lassen; und nun erwachen sie sämmtlich, Jünglinge und Mädchen, auf einmahl mit dem Wuchs, der Stärke und vollen Blüthe des achtzehnten Jahres, reif zu jedem süſsen Gefühl ihres Daseyns, und zu dem ganzen kleinen Kreise angenehmer Verrichtungen, in welchen die Natur ihre Thätigkeit einschränkt.

O Amor, und du, freundliche Venus, alles vermehrende Gottheiten, — euch ruf' ich jetzt für meine Kinder an! Euch kommt es zu, den süſsen und mächtigen Trieb, der, indem ich sie einander entgegen führe, zum ersten Mahl in ihrer Brust klopfen wird, zu entwickeln, und, was ohne euch ein bloſses Spiel der

Fibern wäre, zu Liebe und zärtlicher Empfindung zu bilden.

Man denke nicht, daſs ich hier einen Gott aus der Maschine hervor rufe; ich habe des höhern Beystandes, den ich erbitte, mehr als zu sehr vonnöthen. Es ist keine so geringe Sache, hundert und dreyſsig tausend Leute von achtzehn Jahren auf ihr ganzes Leben glücklich zu machen. Wie es nur darum zu thun war, sie machen zu lassen, dazu hatte ich nichts als den Instinkt vonnöthen; sie geriethen nur desto besser. Aber nun, da sie gemacht sind, sie auch glücklich zu machen, oder vielmehr, weil die Natur so ziemlich dafür gesorgt hat, zu verhindern, daſs sie nicht aus Unverstand und Unerfahrenheit sich selbst unglücklich machen, — das ist der Punkt!

Ich wünschte, meine Zauberkunst möchte sich so weit erstrecken, daſs ich eine andre Art, ihr Leben und ihre Gattung zu erhalten, für sie ausfündig machen könnte, als die gewöhnliche. Denn, alles ohne Vorurtheile überlegt, ist doch nicht zu läugnen, daſs das Bedürfniſs des Essens und Trinkens, und ein gewisses andres, welches sich gemeiniglich anmeldet wenn ihr wohl gegessen und getrunken habt, — die wahren Quellen der meisten Übel unter den Sterblichen sind. Lange schon vor der schönen Helena gab ein Ding, das ich nicht bey seinem rechten Nahmen nennen darf, Anlaſs zu tausend verderblichen Unordnungen; und wie wenig eigennützige und gewinnsüchtige Laster blieben übrig, wenn wir — von Luft und Sonnenstrahlen leben könnten!

Allein das ist nun nicht zu ändern! Meine armen Pflegekinder, hier nützt euch mein guter Wille nichts; ihr müſst euch nähren und begatten wie alle andre Erdenbewohner auch. Alles was ich thun kann, ist, die Natur für euch zu fragen, wie sie haben wolle daſs ihr das eine und das andre thun sollet. Denn so unverschämt bin ich nicht, daſs ich mir einbilden sollte, es besser zu wissen — als die Natur.

Fangen wir immer beym Begatten an; es ist wirklich der angelegenste Punkt: denn meine Jünglinge und Mädchen sitzen in diesem Augenblicke alle unter den Bäumen von ihren Wohnungen durch die ganze Insel zerstreut, und werden von meinen dienstbaren Geistern mit einer frugalen Mahlzeit von Reiſs und Früchten bewirthet, worin künftig ihre gewöhnliche Nahrung bestehen wird. Nach der Tafel werden sie zum Tanzen aufstehen, —

und bis dahin muſs dieser Theil unsrer Gesetzgebung ins Reine gebracht seyn. Die Sache leidet keinen Aufschub.

Plato hält die **Gemeinschaft der Weiber** für das unfehlbarste Mittel, sie unschädlich zu machen. Das mag in **seiner** Republik gut seyn, die aus **lauter Ideen** zusammen gesetzt ist, und lauter Ideen zum Endzweck hat! — In der meinigen, wo alles natürlich zugehen soll, würde diese Methode nicht gut thun. Die Bevölkerung meiner Insel würde darunter leiden; unsre Kinder würden in jedem Manne ihren Vater suchen, und ihn eben deſswegen nirgends finden, weil es ein jeder andrer eben so gut seyn könnte als dieser oder jener. Die Liebe, aus welcher die Natur, wie mir däucht, eine Quelle von Glückseligkeit für uns machen wollte, würde bloſs auf Bedürfniſs und thierischen Instinkt herab gewürdigt. — Kurz, ich begreife nicht, wie meine Leute bey dieser Einrichtung so glücklich seyn könnten, als ich sie gern machen möchte.

„Aber, sagt **Plato**, durch welches andre Mittel willst du den unzähligen Unordnungen vorbeugen, denen du durch Einführung des Eigenthums unter beiden Geschlechtern tausend Pforten öffnest? — Und siehst du nicht, daſs, indem du deine Menschen in kleine Familien absonderst, dein Staat in unzählige besondere Gesellschaften zerstückelt wird, deren jede ein näheres Interesse hat als das allgemeine?“

Das sehe ich, göttlicher Plato, — so wie ich sehe, daſs du allen den Unordnungen, die dir so fürchterlich vorkommen, dadurch abhilfst, daſs du die Nahmen der Dinge umtauschest, und die äuſserste Unordnung in deiner Republik zur Ordnung machst; — und wie ich sehe, daſs du, um das allgemeine Interesse deines idealischen Staates zu befördern, alle die Empfindungen vernichtest, wodurch das allgemeine Beste für einen jeden einzelnen interessant wird, oder, kurz zu sagen, wodurch ein allgemeines Interesse sich denken läſst.

Ich kann nichts dafür, daſs die Natur so viele Öffnungen und Ritzen am Menschen gelassen hat, durch welche sich Irrthum und Verderbniſs einschleichen kann.

Aber, bey allem dem, will ich mich zu einem Priester der Mutter Berecynthia machen lassen, wenn das nehmliche wunderliche Ding, wovon ich euch sagte, auf meiner Insel nicht tausendmahl weniger schlimme Händel veranlassen soll, als auf allen euern

Inseln, Halbinseln und festen Ländern der ganzen Welt.

Ich habe ungefähr sechzig tausend Knaben, und zehen tausend Mädchen mehr als Knaben, — die ich wahrlich nicht der Diana zu weihen gedenke! — Wie? Ich sollte zehen tausend schöne, frische, vom gesundesten Blute strotzende Mädchen brach liegen lassen? — Nicht eine einzige, so wahr ich Diogenes, meiner Mutter Sohn, bin!

Nun ist kein ander Mittel als, entweder für diese zehen tausend Mädchen eben so viel neue Jünglinge machen zu lassen; — und das ist mir jetzt gerade nicht gelegen; oder, sie unter alle sechzig tausend zu vertheilen; und das wäre wider meinen Anti-Platonismus; oder —

Dacht' ichs nicht? — Sie sind des Tanzens bald müde geworden; Paar und Paar, oder drey und drey, wie die Grazien, haben sie sich in die anmuthigen Gebüsche geschlichen, womit ich ihre Wohnungen, wie mit Kränzen durchflochten habe. — Nun kann ich mir die Müh ersparen, auf Auswege zu denken! Amor und seine Mutter würden meiner spotten, und es ginge doch weder besser noch schlimmer als sie es haben wollen. Lieber will ich mirs gutwillig gefallen lassen.

Alles, o ihr holden Götter der Liebe, sey demnach euerm Einfluſs überlassen! Stiftet an diesem Abend, dem Einweihungsfeste meiner Republik, so viele Bündnisse als ihr wollt und könnt. Weder das blinde Loos, noch ein fremder Befehl, dem das Herz sich selten unterwirft, soll der Ehestifter bey meinen Pflegekindern seyn. Ich begebe mich, für jetzt und allezeit, aller Willkühr, die ich mir, unter welchem Vorwand es sey, über sie anmaſsen könnte. Amor allein hat das Recht über ihre Herzen zu gebieten. Ich denke, er wird meine zehen tausend Mädchen nicht vergessen. Kann er zehen tausend von ihren Schwestern überreden, sich mit eben so viel Jünglingen in Güte zu vertragen, wer hat was dawider einzuwenden? —

„Aber, werden die übrigen funfzig tausend Jünglinge nicht eifersüchtig werden?“ —

Nein, wenn jeder seine Schöne so lieb hat als ich einst meine Glycerion.

„Aber wenn das nun nicht wäre?“ —

So mögen sie selbst zusehen! Ich kann nicht für alles Rath schaffen.

6.

Wenn sich doch eure Könige und Fürsten vorstellen könnten, wie angenehm es ist, eine Menge von Leuten glücklich zu machen! In meinem Leben hat mir nichts ein so vollkommnes Vergnügen gemacht, als die Vorstellung, hundert und dreyſsig tausend liebenswürdige junge Geschöpfe wenigstens auf vier und zwanzig Stunden glücklich gemacht zu haben.

Meine Ehegesetze sind nun in Ordnung gebracht; in zwanzig Jahren hoff' ich meine Insel ziemlich bevölkert zu sehen.

Ob es eine ewige Liebe giebt? — Das weiſs ich nicht. So viel ist gewiſs, daſs es unbesonnen wäre, einander ewige Liebe zu schwören, so geneigt man mit sechzehn Jahren dazu ist; aber ewige Liebe schwören müssen — Nein, meine Kinder, ich will euch keinen Anlaſs geben, einander desto eher überdrüssig zu werden!

Wem die Freyheit, die ich meinen Insulanern lasse, anstöſsig ist, der muſs (denk' ich) gewohnt seyn, die Welt mit dem halben Durchmesser des kleinen Kreises zu messen, den er um sich selbst, und den Ort wo er etwas zu bedeuten hat, eine oder zwey Stunden scheibenweise herum zieht. Es ist nichts alberner, als alles lächerlich oder ärgerlich finden, was anders ist als bey uns. Im Grunde läuft doch der ganze Unterschied darauf hinaus, daſs ihr euch die Freyheiten selbst nehmt, die ich meinen Unterthanen lasse, weil ich nicht gern Gesetze gebe, bloſs damit ich fein viel zu dispensieren und zu strafen bekomme.

Ich sehe nicht warum die Ehen in meiner Insel nicht dauerhaft seyn sollten. Ehrgeitz, Interesse, Unverträglichkeit der Gemüther, tödtliche Feindschaft, Unvermögen, oder wie die andern Ursachen eurer Ehescheidungen heiſsen, finden bey uns nicht Statt. — Doch erlaube ich meinen Leuten, in gewissen Umständen einen Tausch zu treffen, in so fern es mit gutem Willen der sämmtlichen Interessenten geschieht.

Diejenigen, welche, ohne jemahls zu tauschen, vierzig Jahre mit einander gelebt haben, werden öffentlich mit einem Kranze von Schasmin und Myrten gekrönt, und erhalten dadurch das Recht, bey allen Festen mit einem solchen Kranz um die Stirne oben an zu sitzen, und bey den Versammlungen zuerst ihre Meinung zu sagen.

Eine Schöne — (häſsliche giebt es überhaupt in meiner Insel nicht) welche überzeugt werden kann, zwey Liebhaber zugleich zu begünstigen, wird verurtheilet, drey Monate lang bey allen Festen und öffentlichen Lustbarkeiten mit sechs Daumen hohen spitzigen Schuhen, und einem achtzehn Daumen hoch aufgethürmten Aufsatz von Ziegenhaaren zu erscheinen. — Eine Strafe, die in den Augen meiner Insulanerinnen so entsetzlich ist, daſs es auf dem ganzen Erdboden — keine behutsamern Geschöpfe giebt als sie.

Übrigens ist auf meiner Insel nicht erlaubt, sich in fremde Liebesangelegenheiten einzumischen. Der oder diejenige, welche sich beygehen lieſse, einem zärtlichen Paar in eine Grotte nachzuschleichen, oder einem Manne zu verrathen, daſs man seine Frau mit einem andern hinter einem Rosenstrauche habe sitzen sehen, wird ohne die mindeste Nachsicht in einen Nachen gesetzt, und mit einem guten frischen Landwinde, unter höflicher Empfehlung an die Tritonen und Nereiden, ins hohe Meer abgeschickt. Eine einzige solche übelthätige Kreatur würde hinlänglich seyn, den Samen der Zwietracht in meiner ganzen Insel auszusäen.

Ihr werdet mir einwenden, daſs es bey so gestalten Sachen unmöglich sey, eine Schöne jemahls zu überweisen, daſs sie zwey Männer zugleich begünstige.

Schwer ist es, ich gesteh' es, aber nicht unmöglich. Denn es würde unmöglich gewesen seyn, von dem Gesetze, dessen ich eben erwähnte, den Mann oder die Frau nicht auszunehmen, welche selbst unmittelbar bey einem solchen Fall interessiert wären. Gesetzt, ich sähe meine eigene Frau mit einem andern die Einsamkeit suchen, so ist mir (falls ich unhöflich genug wäre sie zu überraschen) nicht nur erlaubt, sie zur Strafe der spitzigen Schuhe und der Pyramide von Ziegenhaaren zu ziehen: sondern ich bin auch berechtigt, ihren Liebhaber anzuhalten, mir, wofern ich anders Lust zum Tausche habe, seine Frau gegen die meinige abzutreten.

Indessen versichern mich meine Geister, welche die Gabe haben, die Begebenheiten der moralischen Welt auf etliche Jahrhunderte hinein so genau auszurechnen, als unsre Sternseher die Sonnenfinsternisse, — daſs dieser Fall sich in den ersten fünf und zwanzig Jahren meiner Republik kaum fünf- oder sechsmahl ereignen werde; welches (denke ich) fünf oder sechs tausendmahl weniger ist, als in jedem andern Staate (eine gleiche Anzahl von Einwohnern vorausgesetzt) in einem einzigen Monat geschehen könnte.

Amor (für den ich übrigens alle Ehrfurcht hege, die ich ihm schuldig bin) wird mir verzeihen, wenn ich sage, daſs er seiner Natur nach ein loser Vogel ist, der sichs schlechterdings nicht wehren läſst, von Zeit zu Zeit eine kleine Schelmerey zu begehen. Ich kann ihn nicht anders machen; und ich fordre alle eure Gesetzgeber und Sittenlehrer heraus, ihn anders zu machen wenn sie können.

Was blieb mir also übrig, als ihm entweder die Flügel gar abzuschneiden, — und wenn ihr euch dazu entschlieſsen könnt, so schneidet ihm eben so wohl auch alles andre ab, was sich abschneiden läſst, — oder die Behutsamkeit unter meinem Volke zu einer der vornehmsten Tugenden zu machen?

wie sie es auch in der That ist, ihr möchtet leben wo und in welchen Umständen ihr wolltet.

Das Wort Eifersucht habe ich aus den drey hundert und fünf und sechzig Wörtern, woraus die Sprache meiner Insel besteht, gänzlich ausgeschlossen. — Hab' ich unrecht daran gethan?

7.

Ich habe um jede Wohnung in meiner neuen Kolonie einen kleinen Hain von fruchtbaren Bäumen und Stauden, einen kleinen Garten, ein Feld mit Reiſs, und ein Wäldchen von Wollenbäumen anlegen lassen.

Jede kleine Familie hat Platz genug zum Anbau; je mehr sie sich verstärkt, je mehr Hände zum Arbeiten.

Die Männer bestellen ihr Feld und ihren Garten, oder fischen, oder jagen in den gemeinschaftlichen Wäldern; die Jünglinge und Mädchen hüten und besorgen, so lange sie in den Schäferjahren sind, die Herden; und die Frauen beschäftigen sich mit dem Innern der Haushaltung; sie pflegen den Garten, sie bereiten die Mahlzeit zu, und die Baumwolle gewinnt unter ihren schönen Händen alle die mannigfaltigen Gestalten, worin sie geschickt wird, ihnen den Mangel aller Persischen und Indischen Manufakturen zu ersetzen.

Bey allen diesen Arbeiten, welche nicht mehr sind, als meine Leute bedürfen um mit besserm Appetit zu essen und desto süſser zu schlafen, bleibt ihnen noch Zeit genug zu den Vergnügungen, in welchen eigentlich der Genuſs des Lebens besteht.

Der Vater behält Zeit genug mit seinen Kindern zu tändeln, und tändelnd seinen Knaben den Bogen gebrauchen, oder sein Frühstück mit dem Wurfpfeil verdienen zu lehren; indeſs die jungen Töchter von der schönen Mutter den Gesang der Nachtigall nachahmen, oder die Lieder irgend eines dichterischen Schäfers auf der Cither begleiten lernen.

Des Abends versammeln sich gewöhnlich etliche benachbarte Familien unter den Bäumen einer anmuthigen Gegend; Gesang und Scherz verkürzt die geselligen Stunden; sie sehen den Spielen ihrer Kinder zu, und erinnern sich dabey des süſsen Traumes ihrer eigenen Kindheit.

Ich gestehe, daſs ich viel auf Müſsiggang und Ergetzlichkeiten halte. Arbeit ist ein Mittel zum Zweck unsers Daseyns; aber sie ist nicht der Zweck selbst.

Meine guten Pflegekinder! ihr habt, wenn ich die Zeit, die ihr verschlaft, abrechne, höchstens vierzig oder funfzig Sonnenjahre zu leben; und ich sollte nicht alles in der Welt anwenden, damit ihr eures Daseyns froh würdet?

Der Stiftungstag meiner Republik, der Anfang jeder Jahrszeit und jedes Monats, und die Ernte und Weinlese, sind öffentliche Feste, wo der Geist einer allgemeinen Fröhlichkeit durch meine ganze Insel weht.

Diese Feste sind das vornehmste Mittel, wodurch ich Eintracht, Geselligkeit und allgemeines Wohlwollen unter meinem Volk erhalte. Es sind eigentlich die Tage, wonach sie ihr Leben messen. Ich habe schon dreyzehn Rosenfeste erlebt, sagt ein Mädchen, wenn sie sagen will, daſs sie dreyzehn Jahre alt sey. — Es sind die Tage, auf die man sich an allen übrigen freuet, und mit deren Erwartung man sich zum Fleiſs ermuntert. Die Mädchen und Frauen arbeiten emsiger, um am nächsten Feste in einem niedlichern Anzug zu erscheinen, und die Männer beeifern sich für einen hinlänglichen Vorrath zu sorgen, um sich nach ihrer einfältigen Art mit ihren Nachbarn gütlich thun zu können.

Überhaupt getraue ich mir zu sagen, daſs schwerlich noch ein andres Land in der Welt iſt, wo man die Glückſeligkeit, unter einem Baume zu liegen und von Nichtsthun auszuruhen, in einem höhern Grad genöſſe; oder wo an feſtlichen Tagen die Freude geſelliger, ſympathetiſcher, allgemeiner, und dabey unſchuldiger und ſittſamer wäre als in meiner Inſel. Mein Volk iſt eine gutherzige, muntre, jovialiſche Art von Geſchöpfen, die ſich mit einander freuen daſs ſie da ſind, und keinen Begriff davon haben, wie man es machen müſste um einander das Leben zu verbittern, oder warum man es thun ſollte. Ich habe ihnen alle Gelegenheit benommen auf ſo unnatürliche Gedanken zu kommen.

In der vollkommnen Überzeugung, daſs jeder Schritt, der ſie von der Einfalt und Genügſamkeit der Natur entfernte, ſie von der Glückſeligkeit entfernen würde, — hab' ich alles angewandt, um ihnen den Verluſt dieſer wohlthätigen Einfalt unmöglich zu machen.

Der Erfinder eines neuen Tanzes, eines neuen Liedchens, einer neuen Melodie, wird durch das Vergnügen belohnt, das er ſeinen Geſpielen (ſo nennen ſich meine Inſulaner unter einander) damit macht. Aber der Erfinder einer jeden andern Neuigkeit oder Neuerung, welche auf eine vermeinte Verbesserung ihrer Lebensart, ihrer Art zu wohnen, zu essen, zu schlafen, sich zu kleiden, oder ihrer Arbeiten, ihrer Sitten, und der Einförmigkeit in allem diesem abzielte, würde sich eben so, wie ein Störer der ehelichen Ruhe, die Belohnung zuziehen, in einen Nachen gesetzt und auf ewig in den weiten Ocean verwiesen zu werden.

Das Schöne und Gute flieſst in einer einzigen sanften Wellenlinie zwischen unzähligen Abweichungen fort: es ist seiner Natur nach einförmig; wenn man es einmahl besitzt, so geht jede Veränderung — ins Schlimmere, eure Sofisten mögen sagen was sie wollen.

Um sie vollkommen zu überweisen, laſst mir nur einen einzigen jungen Athener kommen, und seht, was er in acht Tagen aus meiner armen Republik gemacht haben wird.

In rauschendem Purpurgewande, mit Silberblumen durchwirkt, schwimmt mein artiger junger Herr daher, von Arabischen Öhlen und Essenzen düftend, zierlich gelockt, zierlich beschuht, kurz, um und um schimmernd wie Föbus Apollo, wenn ihm die Stunden die goldne Pforte des Morgens öffnen. —

Was für Ausrufungen er macht, indem er meine Schönen in ihrem einfältigen Putz von selbst-gesponnener Wolle sieht, die Haare kunstlos mit Blumen durchflochten, ohne Ohrengehänge, ohne Ringe, ohne Blumen von bunten Edelsteinen in den Locken! Was für Ausrufungen beym Eintritt in ihre Hütten, bey ihren Mahlzeiten, bey ihren Festen, bey ihren Tänzen! — „Götter, wie reitzend würden diese Mädchen seyn, wenn die Erziehung ihrer glücklichen Anlage zu Hülfe käme! Wie Schade, daſs so liebenswürdige Geschöpfe eine so elende Lebensart führen sollen!“—— Wir sind glücklich, junger Fremder! — „Glücklich nennt ihr das? — Arme Geschöpfe! ich bedaure eure Unwissenheit.“ — Und nun beschäftigt er sich sie aus dieser Unwissenheit zu ziehen, von welcher wirklich ihre Glückseligkeit abhing. Es wird ihnen schwer ihn zu verstehen. Aber was er ihnen nicht beschreiben kann, das zeigt er vor; sein Putz, sein Geschmeide, sein Gold, ein ganzer Hausrath von hundert kleinen artigen Geräthschaften, die er bey sich trägt, und wovon sie den Gebrauch ewig nicht errathen hätten. — Dieſs macht Eindruck; man fängt an zu merken daſs man unwissend, arm, einfältig ist. Tausend neue Begierden steigen in den betrognen Seelen auf, und stören den ruhigen Schlummer ihrer noch unentwickelten Fähigkeiten. Mein gefälliger Verführer bedient sich der unglücklichen Anlage, die er ihnen zu geben angefangen hat. Er läſst sich einen Palast unter ihnen bauen, er giebt ihnen Gold, Künste, Wissenschaften, Gewerbe, — er macht sie auf etliche Tage glücklich; sie sehen ihn für eine wohlthätige Gottheit an, und was kann ihre Dankbarkeit weniger thun, als sich ihm zu Sklaven zu ergeben?

Was wird die Folge davon seyn?

In weniger als zwanzig Jahren wimmelt es in meiner Insel von Handwerkern, Künstlern, Handelsleuten, Seefahrern, Staatsmännern, Priestern, Soldaten, Richtern, Advokaten, Finanzpachtern, Ärzten, Filosofen, Dichtern, Komödianten, Mimen, Gauklern, Taschenspielern, Beutelschneidern, Kupplern, Spitzbuben und — Bettlern, so gut als bey den Isthmischen Spielen. Der wohlthätige Athener! Sein Geschenk war die Büchse der Pandora. Wir gaben ihm unsre Freyheit, unsre Ruhe, unsre Gesundheit, unsre sorglose Fröhlichkeit, unsern glücklichen Müſsiggang; und er gab uns dafür Bedürfnisse, Leidenschaften, Thorheiten, Laster, Krankheiten, Sorgen, Kummer, hohle Augen und eingefallne Wangen. —

Wie glücklich hat er die Republik des Diogenes umgeschaffen! Seine Insel ist nun, Dank sey euern Künsten und Wissenschaften, was alle eure Inseln sind!

Das war es eben, was ich euch beweisen wollte.

8.

Ich habe euch schon so viel von meiner Denkensart merken lassen, daſs es beynahe unnöthig ist, von der Staatsverfassung meiner Republik zu sprechen. Sie ist sehr einfach; ihre Erfindung hat mich keine halbe Stunde Zeit gekostet.

Den Unterschied ausgenommen, den die Natur selbst macht, sind alle meine Leute einander gleich; — und sie ersuchen den Aristoteles durch mich, nicht übel zu nehmen, daſs sie den Satz: „der Stärkere sey der natürliche Herr des Schwächern," für einen der garstigsten Sätze halten, die jemahls von dem Gehirn eines Filosofen abgegangen sind.

Der Stärkere ist der natürliche Beschützer des Schwächern, das ist alles. Seine Stärke giebt ihm kein Recht, sie legt ihm nur eine Pflicht auf.

Bey der ungekünstelten ländlichen Lebensart meiner Insulaner, bey ihren wenigen Bedürfnissen, bey der Vorsicht, die ich gebraucht habe einer gar zu engen Vereinigung unter ihnen vorzubauen, bey dem gerechten Vertrauen, welches ich in die Güte der Natur setze, und bey den wenigen Gesetzen, die ich ihnen eben darum zu geben nöthig befunden habe, — begreif' ich nicht, warum ich einen so groſsen Grad von Verderbniſs bey ihnen besorgen sollte, daſs ich bewogen werden könnte, ihnen im Voraus eine künstliche Polizey zu geben.

Sollten sich, wider besseres Verhoffen, kleine Zwistigkeiten unter meinem Völkchen entspinnen; oder sollte jemand, es sey nun aus Muthwillen, oder Eifersucht, oder böser Laune, sich so sehr vergessen, einem andern zu thun, was er nicht haben wollte daſs man ihm thäte: so wird es so schwer nicht seyn, ohne Advokaten und Richter, ohne erste, zweyte und dritte Instanz, alles gar bald wieder in den alten Stand zu setzen.

Gemeiniglich ist der Handel so unerheblich, daſs er, mit etwas Geduld auf der einen Seite und mit einer kleinen Wiederkehr zu sich selbst auf der andern, leichtlich beygelegt werden kann.

Im Nothfall werden ein paar Nachbarn zu Schiedsrichtern erbeten, und man unterwirft sich ihrem Ausspruch ohne Widerspenstigkeit.

Gewaltthaten sind unter einem so sanften Volk, als das meinige, nicht zu besorgen; und allenfalls verlasse ich mich darauf, daſs die Empfindung des gemeinschaftlichen Besten, auf den ersten Ruf, so viele Arme bewaffnen würde, als nöthig wäre dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker beyzustehen.

Überhaupt hat ein Volk, das durch Sitten regiert wird, keine Gesetze vonnöthen, so lange es seine Sitten bewahrt. Und haben meine Insulaner einst die ihrigen verloren, so — sey ihnen der Himmel gnädig! Die Noth wird sie alsdann so gut Gesetze machen lehren, als Plato und Aristoteles: aber, was sind Gesetze ohne Sitten?

9.

Weil kein Volk ohne Religion Sitten haben kann, so hab' ich diesen Punkt bey dem meinigen nicht vergessen. Ich habe ihm eine Religion gegeben, die der ungemeinen Einfalt seiner ganzen Verfassung angemessen ist. Sie ist, ohne Ruhm zu melden, freundlich, wohlthätig, friedsam, und hat überdieſs die besondere Tugend, daſs sie sich nicht so leicht abnützt oder verdirbt als andere, und daſs sogar ihr Miſsbrauch der Gesellschaft nur in einem sehr kleinen Grade nachtheilig werden könnte.

Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, nähere Nachrichten von ihr zu geben, wenn ich nicht besorgen müſste, aus gewissen Ursachen alle Priester der Götter Jupiter, Mars, Apollo, Merkur, Vulkan und Neptun, und der Göttinnen Juno, Cybele, Diana und Minerva, unzähliger Gottheiten vom zweyten Rang und der unterirdischen nicht zu gedenken, meiner armen Republik auf den Hals zu ziehen; eine desto gerechtere Besorgniſs, da bekannt ist, daſs Diofant, der Priester Jupiters, keiner von meinen Freunden ist.

Solon, ein so weiser Mann, daſs ihr ihm unter euern sieben Weisen den ersten Platz gegeben habt, Solon, der Gesetzgeber von Athen, hatte in einem Alter, von welchem man am meisten Gravität zu fordern pflegt, Muth und Laune genug — — — —— —— —— 5)

---

5) Hier ist, zu groſsem Bedauern des Herausgebers, eine Lücke in der Handschrift, deren Ergänzung, wie er gestehen muſs, über seine Kräfte geht.

10.

„Und wie lange, Diogenes, glaubst du denn daſs das alberne Ding, das du deine Republik nennst, dauern würde?"

Die nehmliche Frage that ich an Alexandern: aber ich beantworte sie nach meiner Manier. Sie wird so lange dauern, bis meine Insulaner — es sey nun von dem vorhin gedachten Athener, oder durch irgend einen andern Zufall — mit allen den Vortheilen bekannt gemacht werden, die ihr vor ihnen voraus habt. Die Unwissenheit, die bey euch eines der gröſsten Übel ist, ist bey meinem Volke die Grundlage seiner Glückseligkeit.

„Aber, sollte es denn nicht möglich seyn, (sagt ihr) Witz und Geschmack, Bequemlichkeiten, Pracht, Überfluſs, und alle Vortheile der Üppigkeit, mit Ordnung und Sitten, mit allgemeiner Tugend und allgemeiner Glückseligkeit zu vereinigen?"

Nichts leichter — in einem Staate, der, wie die Republik des Diogenes, eine — bloſse Schimäre seyn soll.

Ich wünschte, daſs Alexander von Macedonien, oder der König von Babylon, oder der erste beste König der euch beyfällt, die Gnade haben wollte, meine Meinung durch eine Probe zu widerlegen. — Nun! wer weiſs, was in tausend oder zwey tausend Jahren geschehen kann!

Das gestehe ich, daſs für einen Zuschauer, der aus dem Mond oder Jupiter auf unsre Halbkugel herab guckte, die buntscheckige Gestalt derselben, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit von Einwohnern mit dreyeckigen, viereckigen, runden und eyförmigen Köpfen — mit gebogenen, platten und aufgestülpten Nasen — mit langen oder wollichten, weiſsen, rothen und schwarzen Haaren — mit weiſser, brauner, braungelber, olivenfarbner, oder pechschwarzer Haut — von langer, mittelmäſsiger, oder zwergichter Statur; — gekleidet in Gold- und Silberstoffe, Seide, Purpur, Leinewand, Baumwolle, Schafwolle, Ziegenfelle, Bären- oder Seehundhäute; oder ohne Kleider, mit ihren Schürzen oder Trichtern um die Hüften, oder gar ohne Trichter und Schurz; — in Häusern von Marmor, Backsteinen, Holz, Schilfrohr, Lehm oder Kühmist; — mit allen ihren Verschiedenheiten von Lebensart, Sitten, Barbarey, Polizey und Tyranney; — mit allem ihrem Glauben an unzählige Arten von wohlthätigen und übelthätigen Göttern, und mit allen ihren Larven von falschen Tugenden und eingebildeten oder erkünstelten Vollkommenheiten, vor dem Gesichte: — — ich gestehe, sag' ich, daſs dieser Anblick für den Zuschauer aus dem Monde (der weiter nichts dabey zu gewinnen noch zu verlieren hätte) ein viel angenehmeres Schauspiel wäre, als der Anblick eines so einförmigen Volkes wie meine Insulaner.

Diese Vorstellung könnte uns, durch einen einzigen Schritt vorwärts, auf den Gedanken leiten: daſs die Menschen nur dazu gemacht seyen, dem Muthwillen irgend einer mächtigern Art von Geistern zur Kurzweil zu dienen; — aber das ist ein so niederschlagender, gelbsüchtiger, hassenswürdiger Gedanke, daſs ich es nicht einen Augenblick ausstehen kann ihn für möglich zu halten.

Ich bin nichts weniger als ein Verächter eurer Künste und Wissenschaften. So bald ein Volk einmahl dahin gekommen ist, ihrer vonnöthen zu haben, so kann es nichts bessers thun, als sie so weit zu treiben als sie gehen können. Je weiter ihr euch von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt habt, je zusammen gesetzter die Maschine eurer Polizey, je verwickelter eure Interessen, je verdorbener eure Sitten sind: desto mehr habt ihr der Filosofie vonnöthen, eure Gebrechen zu verkleistern, eure streitenden Interessen zu vergleichen, euer alle Augenblicke den Umsturz drohendes Gebäude zu stützen, so gut sie kann und weiſs.

Aber dafür gesteht mir auch, daſs eben diese Filosofie, wenn ihre wohlthätige Wirksamkeit nicht durch eine unzählige Menge entgegen wirkender Ursachen gehemmt würde, euch von Grad zu Grad unvermerkt wieder zu eben dieser ursprünglichen Einfalt zurück führen würde, von der ihr euch verlaufen habt, — oder die Wiederherstellung der Gesundheit müſste nicht der Endzweck der Arzney seyn.

In eurem jetzigen Zustande, was thun eure Filosofen, als daſs sie euch ohne Aufhören beweisen, daſs ihr beynahe über alles unrichtig denkt, beynahe immer unrecht handelt, und daſs in eurer ganzen Verfassung, Polizey und Lebensart beynahe alles anders seyn sollte als es ist? — Das heiſst den Kranken überzeugen, daſs er krank ist. — Ihn gesund zu machen, das wäre der groſse Punkt! Aber ich wollte wetten, daſs es ihnen eben so wenig Ernst ist euch gesund zu machen, als es euch Ernst ist gesund zu werden. Ich könnte euch eine sehr gute Ursache sagen, warum ich es glaube; aber man muſs nicht alles sagen was man weiſs.

Ich hoffe demnach, ihr werdet mir — in Erwägung, daſs ich nichts dafür kann wenn mir der Schnee weiſs vorkommt — nicht übel nehmen, daſs ich unmöglich begreifen kann, wie man mit zehn tausend Bedürfnissen glücklich seyn könne; oder, daſs es eine so herrliche Sache sey als ihr euch einbildet, eine so ungeheure Menge Bedürfnisse zu haben.

Bloſs aus dieser Überzeugung hab' ich mich verbunden gesehen, den Einwohnern meiner Republik, da ich sie machen konnte wie ich wollte, so viel Bedürfnisse zu ersparen als möglich war. Ich hätte keine Nacht ruhig schlafen können, wenn ich mir den Vorwurf hätte machen müssen: Wär' es nicht besser gewesen sie gar nicht zu machen, als sie unglücklich zu machen?

Zu Folge dieser Zärtlichkeit für meine Geschöpfe, und damit ich ihnen, so viel an mir ist, alle Gelegenheit ihre Vervollkommbarkeit zu entwickeln abschneide, — kann ich demnach nicht umhin, zu ihrem Besten noch einen Schlag mit meiner Zauberruthe zu thun, und die ganze Insel auf immer und ewig — unsichtbar zu machen. Alle Mühe, die sich eure Seefahrer jemahls um ihre Entdeckung geben möchten, würde verloren seyn; sie werden sie in Ewigkeit nicht finden!

GEDANKEN

ÜBER EINE ALTE AUFSCHRIFT

1772.

SIE REDEN WAS SIE WOLLEN;
MÖGEN SIE DOCH REDEN! WAS KÜMMERTS MICH? 1)

Gewöhnlicher Weise sehen wir zwey Arten von Personen mit Gleichgültigkeit gegen das, was die Welt von ihnen spricht, erfüllt, — diejenigen, welche durch ihre Gröſse über das Urtheil andrer Menschen hinweg gesetzt zu seyn vermeinen, — und diejenigen, welche so wenig Forderungen als nur immer möglich ist an die Gesellschaft machen, und das Vergnügen sich unabhängig zu glauben allen Vortheilen vorziehen, die mit Bestrebungen um den Beyfall der Welt verbunden seyn können.

Diese ist die Gleichgültigkeit eines Cynikers; jene die Gleichgültigkeit eines Despoten — vom Kaiser von Monomotapa an, bis zu dem kleinen Kaligula zweyer oder dreyer unglücklicher Dörfchen, der, unter dem Schutze seiner Reichsunmittelbarkeit, von der Höhe einer alten Gothischen Burg mit allem Übermuth eines Sultans auf seine Unterthanen, und mit aller Selbstgenügsamkeit der Dummheit auf die übrige Welt herab sieht.

Es ist eben nicht unmöglich, daſs ein Sultan ein weiser und guter Fürst sey; so wie es möglich ist, daſs ein der Welt unbekannter Edelmann des Platzes eines Sülly würdig seyn könnte.

Aber wenn wir die Geschichte fragen, so wird sie uns unter zehn Sultanen leichter drey Bajazet gegen sieben Schach-Baham, als einen einzigen Almamon zeigen.

Ein Despot verlebt ordentlicher Weise sein Daseyn in der tiefsten Sorglosigkeit über den Beyfall seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Er sieht sich von lauter Sklaven umgeben, bey welchen sein Wink die Kraft eines Gesetzes hat; unzählige Geschöpfe, die nur um seinetwillen da sind, eifern in die Wette allen seinen Begierden zuvor zu kommen; alle Welt bezeigt ihm eine Verehrung, die er durch keine Anstrengung, keine Tugend, kein Verdienst zu erkaufen nöthig hat. Der Gedanke, daſs er etwas bedürfe, und in der That noch mehr von andern abhange als andre von ihm, die Bemerkung des unendlichen Unterschiedes zwischen äuſserlichen Ehrfurchtsbezeigungen und empfundener Hochachtung, können keinen Zugang in seine Seele finden. Alles hat sich zusammen verschworen, das Gefühl seiner natürlichen Schwäche in ihm zu vernichten; alles vereinigt sich, ihn zu bereden daſs er unabhängig sey.

Sultan kann nicht jeder seyn wer Lust dazu hätte; aber die Glückseligkeit sich über die Urtheile der Welt hinweg zu setzen, das stolze Glück sich unabhängig zu glauben, ist in der Gewalt des abschätzigsten Erdensohnes. Er darf nur den Muth haben den Mantel des Krates umzuhängen, oder in das Faſs des Diogenes zu kriechen, und, als ein echter Kostgänger der Natur mit dem Wenigsten was sie ihm aufsetzt zufrieden, nichts von den Groſsen, nichts von seinen Mitbürgern, nichts von der ganzen Welt verlangen: und ist er fähig den cynischen Heldenmuth bis auf den hohen Grad zu treiben, auf welchem man selbst gegen die Verachtung und die Miſshandlungen der Welt unempfindlich ist; so sehe ich nicht, wie wir ihm den Vortheil absprechen wollen, sich selbst für so groſs und unabhängig, oder wohl noch ein wenig unabhängiger zu halten, als irgend einen Sultan des Erdkreises.

Ein solcher Mann würde ein Narr seyn, sagt man.

Immerhin! Er ist nichts desto weniger Horazens König der Könige, 2) und es kann Gelegenheiten geben, wo er es die Könige, die es im Ernste sind, fühlen lassen kann. Waren nicht ehmahls die gröſsten Fürsten in Europa dem cynischen Peter von Arezzo 3) zinsbar? Und war dieser Aretiner besser als das verächtlichste unter allen

Mitgliedern der hündischen Sekte, über welchen jemahls die Peitsche Lucians geschwebet hat?

Ich sage dieſs nicht, um irgend einem Weltbürger seine Ansprüche an diese Art von Unabhängigkeit streitig zu machen, oder ihm, wenn er sich zum Cynismus berufen fühlte, deſswegen schlimmer zu begegnen, so lang' er selbst die Gesetze der Duldung gegen uns beobachtet. Es müſs in eines jeden Wahl stehen, ob er, um bey der allgemeinen Geschäftigkeit nicht allein müſsig zu seyn, wie Diogenes ein leeres Faſs auf und nieder wälzen, oder ob er an den Trauerspielen, Lustspielen, Pantomimen und Tragi-Komi-Lyriko-Pastoral-Possenspielen, die auf diesem groſsen Weltschauplatze gespielt werden, nähern Antheil nehmen will. Die meisten, wo nicht alle, welche sich im letztern Falle befinden, wissen warum sie es thun; und es giebt gewiſs wenige, welche Tugend genug hätten, die unthätige Rolle eines Sultans, wenn es in ihrer Gewalt stände, nicht der Bemühung vorzuziehen, irgend ein gröſseres oder kleineres Rad in der allgemeinen Maschine der Welt herum zu treiben. Aber wenn wir an unserm Theile so billig sind, als wir uns (im Nahmen aller biedern Leute, wie wir hoffen) erklärt haben: so werden hingegen auch diese unabhängigen Herren billig genug seyn, nicht mehr von uns zu fordern als wir von ihnen. Ansprüche an unsern Beyfall, an unsre Hochachtung, an irgend eine Art von Belohnung zu machen, wodurch die Gesellschaft die Gabe ihr zu gefallen, oder die Bemühung ihr nützlich zu seyn, aufmuntert, dieſs würde eben so lächerlich heraus kommen, als das hohe Ansehen das sich ein verdienstloser Geck von Stande gegen Leute giebt, welche seinem Stammbaum nichts als ihre eigenen Verdienste entgegen zu setzen haben.

Es giebt (im Vorbeygehen gesagt) Leute, welche sich sehr betrügen, wenn sie sich die äuſserlichen Zeichen der Ehrerbietung zueignen, die man ihrem Kleide, oder irgend einem Talisman den sie bey sich tragen, erweiset; und sie müssen sichs gefallen lassen, wenn sich der Fabeldichter die Freyheit nimmt, sie an die Geschichte des Esels, der das Bild der Isis trug, zu erinnern. Von alten Rittern abstammen — oder geerbt haben, ist zuweilen ein Vortheil, aber niemahls ein Verdienst. Die Gesellschaft erwartet nicht ohne Grund von denen, die sich in dem einen oder andern Falle befinden, daſs sie die Vortheile, welche sie vor andern haben, zu Erwerbung einiger Verdienste anwenden: auch giebt es so vielerley Arten von Verdiensten, und die Welt läſst sich meistens mit so wenigem abfinden, daſs schwerlich ein Mensch unglücklich genug geboren wird, um nicht zu irgend einer Rolle tauglich zu seyn. Wer keinen Ritter vorstellen kann, wird vielleicht einen guten Knappen machen; und fehlt alles, nun so wird er doch zum Lichtputzer gut genug seyn. Einer ist ein vortrefflicher Leiermann; ein andrer versteht die Kunst aus einer kleinen Stadt eine groſse zu machen, sagte Themistokles; und wer keines von beiden gelernt hat, verdient mit Füſsen aus der Schöpfung hinaus gestoſsen zu werden, setzt Swift hinzu; — ein strenges Urtheil, welches ich, zu Gunsten so vieler die dadurch in den leeren Raum verstoſsen würden, dahin mildern möchte: der hat kein Recht, auch nur von dem letzten aller Holzhacker in der Welt persönliche Achtung zu fordern. Zugestanden hingegen, daſs es ihm erlaubt sey sich nicht darum zu bekümmern; denn auch der elendeste Mensch hat, so gut als jeder Erdenwurm, ein angebornes Recht nach seiner eigenen Weise glücklich zu seyn.

Der eigentliche Cyniker kann noch einen Schritt weiter gehen, als derjenige, der sich bloſs begnügt keine Verdienste zu haben. Ihm ist nach seinen Grundsätzen erlaubt, sich über alle Gesetze des Wohlstandes, über alles was bloſs von der Meinung andrer abhängt, hinweg zu setzen. Er darf, wenn er will, wie Kaiser Julian, mit ungekämmtem Haar und bloſsen Füſsen herum wandeln, seinen Strumpf zur Mütze machen, seinen Bart und seine Nägel nach Belieben wachsen lassen, auf der Straſse essen, aus der hohlen Hand trinken, und zwanzig andre Dinge thun, welche kein Mensch thun wird dem etwas an der Achtung seiner Mitbürger gelegen ist. Alles kommt darauf an daſs er sich einmahl auf diesen Fuſs gesetzt habe, und in so fern sein Betragen nur einiger Maſsen leidlich ist, wird, so bald man weiſs wer er ist, niemand etwas dagegen einzuwenden haben.

Ob der ungenannte Verfasser der Inschrift, welche uns zu dieser Betrachtung veranlaſst hat, von cynischen oder sultanischen Gesinnungen bewogen worden sey, seinen Beurtheilern eine so dreiste Erklärung zu thun, ist uns unbekannt. Indessen könnte er auch wohl einen Beweggrund dazu gehabt haben, der aus einer ganz andern Quelle entspringt, und ohne die mindeste Beleidigung der gesellschaftlichen Pflichten bloſs die Erfüllung einer wesentlichen Pflicht gegen sich selbst zur Absicht hat.

Er könnte nehmlich bey der aufrichtigsten Bemühung sich um die Welt verdient zu machen, — bey aller möglichen Achtung für ihre richterliche Befugniſs, „einen entscheidenden Ausspruch zu thun, in wie weit er seinen Zweck erreicht habe," — und bey der vollkommensten Ehrerbietung gegen die Gesetze des Wohlstandes, bloſs um seiner eigenen Sicherheit willen es dahin gebracht haben, „sich ruhig um seine Achse herum zu drehen, ohne von dem Lob oder Tadel des gröſsern Theils seiner Zeitgenossen jemahls auf eine merkliche Art aus dem Gleichgewichte gesetzt zu werden.“

Wenn dieſs der Fall war worin er sich befand, so getrauen wir uns zu behaupten, daſs ihm diese Gleichgültigkeit nicht nur mit keinem Recht übel ausgedeutet werden könne; sondern daſs es in der That nicht weislich von ihm gehandelt gewesen wäre, wenn er seine Glückseligkeit von den Meinungen andrer Leute hätte abhängig machen wollen.

Für ein vernünftiges Wesen läſst sich keine Glückseligkeit ohne Zufriedenheit mit sich selbst denken. Sollte er sich im Genuſs dieser Zufriedenheit dadurch unterbrechen lassen, daſs Andere nicht mit ihm zufrieden sind?

„Aber wenn diese Andern Ursache haben es nicht zu seyn?“

Unfehlbar werden sie, wenn sie es nicht sind, allemahl glauben Ursache dazu zu haben. Aber seine Eigenliebe müſste ihre Schuldigkeit schlecht thun, wenn sie ihn nicht (in den meisten Fällen) überzeugte, **daſs sie Unrecht haben** dieſs zu glauben. Und wer soll nun **Richter** zwischen **ihm** und seinen **Tadlern** seyn? Ich sehe keinen andern Weg als, in Ermanglung eines Delfischen Apollo, **die Sache unentschieden zu lassen.**

Aber der Mann von dem die Rede ist kann in keinem unentschiedenen Gemüthszustande bleiben. Er muſs mit sich selbst zufrieden seyn, oder er muſs es **nicht** seyn. Das letzte ist ein sehr unbehaglicher Zustand. Soll er seinen Tadlern glauben, welche ihn unzufrieden machen, oder seinem eignen Gefühl, welches ihn beruhigt? — Die Antwort giebt sich von selbst. Und fehlt es ihm etwann an Gründen sie zu unterstützen? Wer kennt ihn besser als er sich selbst kennt? Wer kann richtiger von seinen Gedanken, Absichten und Handlungen urtheilen als er selbst? Wer kennt den ganzen Zusammenhang davon so gut als er? Wer weiſs so gut als er, wie viel Mühe er sich gegeben hat, in diesem oder jenem Falle recht zu handeln?

Und wer sind am Ende diese Richter, welche sich anmaſsen über ihn zu sprechen?

Die Welt ist ein Zusammenfluſs einer unendlichen Menge von Personen, deren jede sich selbst für berechtigt hält, über alles was ihr vorkommt zu urtheilen.

Gesteht man ihnen dieses Recht zu, (und was hälf' es, sich dagegen zu sträuben? sie würden es sich doch niemahls nehmen lassen) so ist eine nothwendige Folge davon, daſs man ihnen auch zugestehen muſs, nach ihren eigenen Vorstellungen und Meinungen zu urtheilen.

Das Gebiet des Menschenverstandes umfaſst alles was in die Begriffe des Schönen und Guten eingeschlossen ist, folglich alle Gegenstände des Geschmacks und der Sittlichkeit. Jeder glaubt darüber urtheilen zu können, weil er sich bewuſst ist, die dazu gehörigen Werkzeuge mit auf die Welt gebracht zu haben. Man bedenkt nicht, daſs diese Werkzeuge, ehe man sich ihrer mit Sicherheit und gutem Erfolge bedienen kann, ausgearbeitet und poliert seyn müssen; und daſs es auch alsdann noch auf die Art der Anwendung, und auf eine Menge geschickter Handgriffe ankommt, ohne welche sie entweder unbrauchbar sind, oder gar schädlich werden. Was nützt der feinste Grabstichel in der Hand eines Ungeschickten? Und wie wahrscheinlich ists, daſs ein Kind mit einem scharfen Messer Schaden thun wird!

Jedermann glaubt Geschmack und Einsichten genug zu haben, um zu sagen, dieſs ist schön, dieſs edel, dieſs recht, jenes unrecht, häſslich, lächerlich, u. s. w.

Der unerfahrenste Fähndrich urtheilt über die Maſsregeln seines Generals; der geringste Schuhflicker über die Landesregierung; der einfältigste Leser über den Werth eines Schriftstellers; der lächerlichste Geck über den Mann von Verdiensten. Unter Tausenden, welche sich täglich die Freyheit nehmen, in Vorzimmern und Kaffeehäusern, beym Aufstehen der Groſsen und beym Putztische der Damen, in Versammlungen und auf Spaziergängen, an öffentlichen Wirthstafeln und in Wochenstuben, über — Alles in der Welt abzusprechen, findet sich oft kaum Einer, der jemahls in seinem Leben überlegt hat, was dazu gehöre, um von irgend einer Sache, irgend einer Person oder irgend einer Handlung richtig zu urtheilen.

Die meisten haben ihre Logik in der ersten Kindheit gelernt; eine unvermerkt erlangte Fertigkeit wird endlich mechanisch; und sie urtheilen im dreyſsigsten Jahre auf eben die Weise wie sie im dritten urtheilten. Kinder gründen ihre Urtheile entweder auf sinnliche Gefühle von Lust und Unlust, oder auf einzelne Bemerkungen und zufällige Ähnlichkeiten, oder sie sprechen bloſs nach, was sie von andern gehört haben; und was thun die meisten unter uns ihr ganzes Leben lang anders?

Der Unwissende findet tausend Dinge sonnenklar, die dem Gelehrten dunkel scheinen; tausend den Weisen unauflösliche Aufgaben zerschneidet er ohne die geringste Mühe, und kann gar nicht begreifen, wie man ihre Auflösung so schwierig finden könne. Umgekehrt giebt es eine Menge Fragen, die dem Verständigen leicht zu beantworten sind, da es hingegen unmöglich ist sie der Dummheit oder dem Vorurtheil begreiflich zu machen. Ein kleiner Geist, der in dem kleinen Kreise, den er mit seiner Nase um sich her beschreibt, das kleinste Stäubchen wahrnimmt (eine andre Eigenschaft der kleinen Kinder) sieht nichts mehr, so bald er einen groſsen Umfang, eine Menge verschiedener Gegenstände, ein aus vielen Theilen zusammen gesetztes Ganzes übersehen soll. 4)

Leute, welche gewohnt sind, sich bloſs mit sinnlichen Gegenständen zu beschäftigen, sehen nichts in Gegenständen, welche nur gedacht werden können.

Andre, welche sich allein bemühen ihre symbolische und wissenschaftliche Erkenntniſs zu erweitern, sehen oft falsch oder gar nichts in Dingen, die eine geübte Empfindsamkeit erfordern. Ein Adler sieht ungeblendet in die Sonne; eine Motte wird von einem Talglicht geblendet — sagt Gracian.

Wie viele und tiefe Kenntnisse erfordert die leichteste politische oder moralische Aufgabe, wenn sie, unter bestimmten Umständen, gründlich aufgelöset werden soll! Wie genau müssen alle Umstände gekannt, geprüft und abgewogen werden, ehe man im Stand ist von der sittlichen Güte irgend einer Handlung zu urtheilen! Wie schwer ist es, auch alsdann wenn man alles weiſs, was der höchste Grad der menschlichen Aufmerksamkeit an einer Person entdecken kann, auch alsdann wenn man diese Person in den verschiedensten Umständen des Lebens aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, und ihre verschiedenen Seiten aufs sorgfältigste mit einander verglichen hat, wie schwer bleibt es noch immer von den Bewegursachen ihrer Handlungen zu urtheilen! Und gesetzt wir hätten diejenigen ausfündig gemacht, welche diese Person selbst dafür hält; wie weit sind wir noch immer von der Kenntniſs der wahren Triebfedern entfernt, die so tief in dem dunkeln Theil unsrer Natur verborgen liegen, daſs sie auch dem schärfsten Beobachter seiner selbst in den meisten Fällen unsichtbar bleiben!

Und gleichwohl mit welchem Leichtsinn, mit welcher Verwegenheit urtheilt man täglich über Gegenstände dieser Art! Der kleinste Schein, die flüchtigste Kenntniſs einer verwickelten Thatsache, wenige oft nur zufällige Umstände einer Begebenheit, bloſse Vermuthungen, die ihre ganze Wahrscheinlichkeit von willkührlichen Voraussetzungen empfangen, werden für hinreichend angesehen, um mit der gröſsten Dreistigkeit den Karakter einer Person festzusetzen, ihr Tugenden abzusprechen, oder Fehler und Schwachheiten zuzuschreiben, und oft (wenigstens auf einige Zeit) das öffentliche Urtheil von ihr zu bestimmen.

Weise Leute, welche geneigt sind alle mögliche Behutsamkeit gegen ihre eigene Schwäche und gegen fremde Thorheit oder Bosheit zu gebrauchen, pflegen sich zum Gesetze zu machen, „ihre Urtheile niemahls nach fremden Urtheilen oder Nachrichten, sondern lediglich nach den Handlungen einer Person zu bestimmen.“ Eine vortreffliche Regel, welche uns niemahls irren lassen würde, wenn wir — die Unparteylichkeit und die Augen einer Gottheit hätten.

Aber da wir nur Menschen sind, kann sie uns so wenig als irgend ein anderes Mittel vor den Irrthümern schützen, denen wir durch die Schranken unsers Verstandes, durch unsre Eigenliebe und andre Leidenschaften, neben tausend äuſserlichen Zufällen, die oft wider unsern Willen unser Urtheil verfälschen, ausgesetzt sind.

Ich urtheile bloſs nach Handlungen, heiſst es. — Gut! Aber (gesetzt auch, daſs ich alles durch mich selbst sehen könnte, und nicht in den meisten Fällen genöthigt wäre mich fremder Augen zu bedienen) was sehe ich von diesen Handlungen als was davon in die Augen fällt? Oft, bey aller möglichen Scharfsichtigkeit, nur so viel als man mir davon sehen lassen will!

Entscheidet nicht oft der Beweggrund den innern Werth einer Handlung? und wie will ich diesen allemahl mit Gewiſsheit angeben?

Bin ich immer gewiſs, daſs mir nicht irgend ein kleiner Umstand unbekannt geblieben ist, welcher der ganzen Sache eine andre Geſtalt geben würde? — Hängt nicht oft die Richtigkeit eines groſsen Entwurfs, die Zweckmäſsigkeit einer langen Folge von Veranſtaltungen von einem ſolchen Umſtande ab? Bin ich immer gewiſs, daſs ich die Sache in dem einzigen Geſichtspunkt gefaſst habe, woraus ſie geſehen werden muſs?

Bin ich immer gewiſs, daſs keine vorgefaſste Meinungen — eine Art von Federn, deren Spiel auch den Weiſeſten unmerklich zu ſeyn pflegt — mich verhindert recht zu ſehen?

Habe ich mir Zeit genug dazu genommen?

Habe ich keinerley Art von geheimem Vortheil die Sache ſo und nicht anders anzuſehen?

Geſchieht es nicht oft, daſs wir bloſs unſrer Scharfſichtigkeit zu Ehren genöthigt ſind, die Augen gegen das Licht, das man uns geben will, zu verſchlieſsen? — Ein

Fall worin vorzüglich solche Personen sich nur allzu oft befinden, deren Stand oder Platz nicht zu gestatten scheint, daſs sie auch nur stillschweigend eingestehen sollten sich geirret zu haben.

Wenn Personen von seltnen Verstandeskräften, von tiefster Kenntniſs des menschlichen Herzens, von geübtem und geschmeidigem Geiste, sich nichts desto weniger oft in irgend einem dieser Fälle befinden; was sollen wir von dem groſsen Haufen sagen?

Wie viele sehen wir, die keinen andern Beruf haben ihre Meinung von einer Sache zu sagen, als das Selbstvertrauen, das ihnen ihre Geburt, ihr Rang, ein Kreuz, ein Ordensband, ein D. oder M. vor ihrem Nahmen einflöſst!

Wie viele, die ihr ganzes Verdienst dem Frisierer, Sticker und Schneider zu danken haben, geben jetzt als eben so viele Apollo's ihre Urtheilssprüche in Gestalt von Orakeln von sich, da sie ohne jene Vortheile stummer als Bildsäulen seyn würden!

Wie mancher würdiget seinen Vorrath von kleinen Hof- oder Stadt-Intriguen, ärgerlichen Geschichtchen und Vorzimmer-Neuigkeiten mit dem stolzen Nahmen Kenntniſs der Welt, und glaubt kraft derselben eine wichtige Stimme bey allen Sachen zu haben, deren Beurtheilung Kenntniſs der Welt und des Menschen fordert!

Wie mancher urtheilt zuversichtlich von Dingen wovon er nichts versteht, bloſs weil er gewohnt ist seinem Urtheil in andern Dingen zu trauen, von denen er Kenntniſs und Erfahrung hat!

Wie mancher, dem sein Verstand nicht einmahl so viel Licht giebt, als vonnöthen wäre um in das unendliche Dunkel hinaus zu sehen, welches auf dem öden Leeren seiner Seele ruhet, hat keinen andern Titel seine Stimme zu geben als seine Dummheit!

Wie viele urtheilen bloſs weil sie lange geschwiegen haben, und weil sie es der Anständigkeit gemäſs halten, auch wieder den Mund aufzuthun!

Wie viele, weil sie noch von ihrer Kindheit her gewohnt sind immer etwas zu plappern!

Und wie viele sind bloſs der Nachhall von andern!

Aber auch bey der immer noch beträchtlichen Anzahl derjenigen, welche Verstand, Witz oder Geschmack genug hätten, in einem gegebenen Falle richtig zu urtheilen, wie selten ist es, daſs nicht Vorurtheile, Interesse, Parteylichkeit, Eifersucht, Neid, oder andere Leidenschaften ihnen die Gegenstände in einem falschen Licht, und mit andern als ihren eigenen Farben zeigen!

Wie allgemein sind die Vorurtheile der Völker gegen einander; und wie gewöhnlich ist sogar bey der nehmlichen Nazion die gegenseitige Verachtung einzelner Provinzen, Städte, u. s. w.

Wie schwer ist es unparteyisch von denjenigen zu urtheilen, welche andern Grundsätzen zugethan sind, oder zu einer Klasse, einem Orden, einer Gemeinheit gehören, deren Vortheile den unsrigen im Lichte stehen!

Wie selten ist es, gerecht gegen Talente und Vorzüge zu seyn, welche das gewöhnliche Maſs übersteigen! Auch alsdann, wenn kein besonderes Interesse unsere Augen für höhere Verdienste zuschlieſst, ist es oft schon genug, daſs ein andrer (der doch am Ende nur unsers gleichen oder auch wohl, in andern Rücksichten, unter uns ist) Verdienste haben soll, die uns persönliche Hochachtung für ihn abzunöthigen scheinen; uns, die wir uns vielleicht bewuſst sind, daſs wir alle Ansprüche an seine Achtung bloſs auf äuſserliche Zufälle gründen können.

Man wendet, so lang' es nur immer möglich ist, alles an, die Vorzüge einer solchen Person zu verkleinern: und sind sie so allgemein anerkannt, daſs wir, zur Ehre unsrer eigenen Urtheilskraft, Bedenken tragen müssen sie zu miſskennen; so tröstet man sich wenigstens damit, ihre Schranken ausfündig gemacht zu haben. Mit gierigen Blicken, mit bewaffneten Augen spürt man alles auf was wirklich fehlerhaft iſt, oder wenigſtens, von einer gewiſſen Seite betrachtet, Stoff zu nachtheiligen Anmerkungen und boshaften Muthmaſsungen geben kann. Iſt es unmöglich einer ſolchen Perſon von der Seite ihrer Talente beyzukommen; ſo ſindet man Mittel ihre Grundsätze zu vergiften, und ihren ſittlichen Karakter unter die öffentliche Hochachtung zu erniedrigen. Daher zum Beyſpiel der Vorwurf des Eigendünkels und der Ruhmsucht, welcher oft keinen andern Grund hat, als das Bewuſstseyn unsrer eigenen Einbildung auf unsre kleinen Vorzüge; ein Schluſs von uns auf andere, der in diesem Falle um so seltner richtig ist, je gewisser es ist, daſs groſse Talente und Einsichten ihre Besitzer natürlicher Weise bescheidener machen, als es der Eigenthümer des eingeschränktesten Verstandes oder Verdienstes seyn kann.

Denn jene, welche zur Bestimmung der Grade jeder Vollkommenheit ein idealisches Maſs zu gebrauchen gewohnt sind, sehen sich selbst immer weit unter dem Grade von Vortrefflichkeit, den sie denken können:

diesen hingegen ist kein andres Maſs bekannt als die Meinung die sie von sich selbst haben; und sie sind eben so unfähig sich von irgend einem Grade von Vollkommenheit, der über dem ihrigen steht, den mindesten Begriff zu machen, als ein Mensch unfähig ist, sich zu einer anschauenden Vorstellung von einem Geist ohne Körper, oder von den Wirkungen solcher Geister in einander zu erheben.

Ich berufe mich auf diejenigen, welche die Menschen in der Geschichte und durch ihre eigene Erfahrung am längsten und genauesten beobachtet haben, ob es nicht wahr sey: daſs man an den vollkommensten Personen immer die meisten und gröſsten Fehler findet, und zu eben der Zeit, da man ihnen überhaupt die glänzendsten Vorzüge eingesteht, stückweise wieder so viel davon abzuziehen weiſs, daſs ihnen am Ende kaum so viel übrig bleibt, als der alltäglichste Mensch vonnöthen hat um erträglich zu seyn. Wunderlich genug! Sollen wir etwann glauben, daſs diese Personen, deren Vortrefflichkeit man so willig eingesteht, wirklich mit aller dieser ungeheuern Menge von Fehlern belastet seyen? Es ist wenigstens nicht wahrscheinlich. Es scheint dem ordentlichen Laufe der Natur nicht gemäſs, daſs eine Person von groſsem Verstand und edler Seele so unzählige Mahl schlecht denke, klein, verkehrt und verachtenswürdig handle, als sie thun müſste wenn man ihren Tadlern glauben wollte. Es ist wenigstens ungleich wahrscheinlicher, daſs man die meisten dieser Fehler nur darum sieht, weil man sie sehen will, oder weil man sie durch das vergröſsernde Auge der Eifersucht und der gedemüthigten Eigenliebe betrachtet. Es ist immer eine Art von Entschädigung, welche diese dafür erhalten, fremde Vorzüge mit dem öffentlichen Beyfall gekrönt sehen zu müssen.

Man hat längst bemerkt, daſs die geringern Klassen eines Staats gemeiniglich eine merkliche Freude bey den Unglücksfällen der Groſsen äuſsern. Die Freude über die Entdeckung der Fehler an Personen von vorzüglichen Verdiensten scheint aus einerley Quelle zu flieſsen. Der Neid ist eine von den unnatürlichsten Leidenschaften, pflegt man zu sagen;

denn was gewinnt er dabey, wenn er die Vorzüge anderer verkleinert? — Er gewinnt sehr viel dabey. Er hat das Vergnügen etwas zu zerstören, das ihn nöthigen würde geringer von sich selbst zu denken; er befindet sich in dem Falle jenes Atheners, der keinen andern Grund anzugeben hatte, warum er zur Verbannung des Aristides seine Stimme gab, als weil Aristides sich den Beynahmen des Gerechten erworben hatte.

Es ist nicht allemahl Bosheit; es ist öfters, und vielleicht in den meisten Fällen, eine natürliche Unmöglichkeit anders zu handeln, was unsern Urtheilen von andern einen Schein der Bosheit giebt. Woher diese beynahe allgemeine Geneigtheit, wenn man den Handlungen einer Person nichts anhaben kann, ihr wenigstens Beweggründe anzudichten, wodurch ihr das Verdienst edel und schön gehandelt zu haben entzogen wird? Warum sucht man zu jeder groſsmüthigen That eigennützige Absichten auf? Woher dieser anscheinende Widerwille, zu glauben —

„Daſs man Gutes thun könne um Gutes zu thun?

Daſs Freunde einander zärtlich lieben können, ohne durch andre Bande als ihre gemeinschaftliche Liebe zum Schönen und Guten verbunden zu seyn?

Daſs eine reine Freundschaft zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte Statt finden könne?

Daſs man Thorheiten, welche die menschliche Natur verunzieren, Miſsbräuche, welche der Gesellschaft verderblich sind, bestreiten könne, ohne die Absicht zu haben einzelne Personen zu kränken?

Daſs man auch gegen seine liebsten Freunde unparteyisch seyn könne?

Daſs man von einem Groſsen Gutes sagen könne, ohne ein Schmeichler zu seyn?“

Mit Einem Worte, woher diese beynahe allgemeine Abgeneigtheit, in irgend einem besondern Falle an die Tugend zu glauben? — Woher anders als von der Nothwendigkeit, in welche uns die Natur selbst gesetzt hat, von andern nach uns zu urtheilen, und nicht anders als mit äuſserster Mühe, und auch alsdann nur mit schwankenden Zügen und leblosen Farben, uns eine Vorstellung von Vollkommenheiten zu machen, wovon wir das Urbild nicht in uns selbst finden? 5) Oft sagt der Tadel, womit man eine Person belegt, nichts anders, als daſs diese Person nicht dazu aufgelegt ist, oder nicht für gut befindet, eine Kopey von uns zu seyn. 6) Sie denkt anders als wir; sie handelt anders als wir an ihrem Platze gehandelt haben würden. Ihr Recht zu geben, wäre eben so viel als uns selbst zu verurtheilen. Wenn eines von beiden Unrecht haben muſs, was ist natürlicher als die Parteylichkeit für uns selbst?

Aber aus welcher Eigenschaft des menschlichen Herzens sollen wir eine andre Thatsache erklären, welche nicht weniger gemein ist als jene: „die Gewohnheit in allen Fällen, wo eine Handlung zwey Seiten zu gleicher Zeit zeigt, sich vorzüglich bey der häſslichen aufzuhalten; ja, auch alsdann, wenn die vortheilhafte Seite am ersten in die Augen fällt, die nachtheilige mit allem Fleiſs aufzusuchen, und sein Urtheil von der Sache bloſs auf diese zu gründen?“ — Sollte sich unser Herz auch hier von der Anklage der Bosheit frey sprechen lassen? Sollen wir glauben, daſs bloſs die Erinnerung, wie oft in solchen Fällen unsre gute Meinung von andern betrogen worden, der wahre Grund sey, warum der gröſste Theil der Personen, die eine Zeit lang in der Welt gelebt haben, sich zur Regel gemacht zu haben scheint, alle Handlungen andrer von der schlimmsten Seite und im nachtheiligsten Lichte zu betrachten? Hat man etwa zu oft gesehen daſs die Frömmigkeit nur die Maske eines Tartüffen war, um sich erwehren zu können, einen jeden, der einen besondern Schein dieser ehrwürdigen Tugend von sich wirft, bis auf nähern Beweis für einen Tartüff zu halten? Hat man so viele gesehen welche die Freyheit der Filosofie zum Deckmantel der Ruchlosigkeit gebraucht haben, daſs man den sichersten Weg zu gehen glaubt, wenn man einen jeden, der jene Freyheit behauptet und ausübt, für einen gefährlichen Mann, und zum wenigsten für einen heimlichen Gönner des Unglaubens und Epikurischer oder ruhestörender Grundsätze hält? — Es mag seyn! Indessen geschieht es oft genug, daſs Unschuldige das Opfer von solchen Schlüssen werden, die sich bloſs auf eine Vermuthung stützen, welche die Quelle der gröſsten Unbilligkeit wird, so bald man sie in irgend einem Falle zum Grund eines Schlusses macht.

Das Feld, worin wir diese Betrachtungen angestellt haben, ist unermeſslich, und man würde statt einiger Blätter etliche Bände schreiben müssen, wenn man vom Allgemeinen zum Besondern herunter steigen, und sich über die unzählbaren Ungerechtigkeiten ausbreiten wollte, welche jeder besondere Stand, jede besondere Abtheilung der Mitglieder der Gesellschaft von den Urtheilen der Welt zu leiden hat.

Je gröſser die Rolle ist, die wir spielen; je mehr wir durch das Verhältniſs, welches uns Stand, Beruf oder Talente gegen die Gesellschaft geben, dem öffentlichen Auge ausgesetzt sind: desto gewisser dürfen wir darauf rechnen, daſs wir von der gröſsern Zahl weder Gerechtigkeit noch Nachsicht zu gewarten haben. Tausend Augen sind in keiner andern Absicht auf uns geheftet, als um Fehler an uns zu finden; und wehe dem, welcher nicht die Klugheit hat, wie Alcibiades, zuweilen eine Thorheit zu sagen oder zu thun, um den Genius der Verleumdung durch ein freywilliges Opfer zu besänftigen! Wehe dem, der ihn durch die sorgfältigste Bemühung nicht zu fehlen zu besänftigen hofft! Der weiseste, der tugendhafteste, der tadelfreyeste Mann (sagt Plato) wäre gerade derjenige, gegen den sich endlich die ganze Welt zusammen verschwören würde; — und niemahls, göttlicher Plato, hast du eine gröſsere Wahrheit gesagt!

Meine Absicht ist erreicht, wenn ich die Leser auf den Weg gebracht habe, ihre eigenen Betrachtungen über diesen Gegenstand fortzusetzen. Auch das Wenige, was ich davon gesagt habe, scheint mir hinreichend, unsern ungenannten Alten, in so fern er vielleicht ein Mann von wirklichen Verdiensten war, wegen seiner Gleichgültigkeit gegen den Tadel der Welt zu rechtfertigen.

Aber wenn dieser Tadel nicht wichtig genug ist, zu verdienen daſs man um seinetwillen schlechter von sich selbst denke: sollte man wohl Ursache haben, besser von sich selbst zu denken, weil man von andern gelobt und gepriesen wird? — Angenehmer ist es gelobt als getadelt zu werden, dieſs ist gewiſs: 7) aber wenn wir die Sache genauer erwägen, sollten wir nicht finden, daſs die Welt selten mehr Gehör verdient wenn sie lobt, als wenn sie tadelt? Die nehmliche Leichtsinnigkeit, der nehmliche Unverstand, die nehmlichen Vorurtheile, Leidenschaften und Nebenabsichten, welche sich bey ihrem Tadel geschäftig zeigen, theilen gewöhnlich ihren Beyfall aus. Wie sollte der loben können, der nicht tadeln kann?

Wie selten ist die Hochachtung, die man andern zeigt, *gefühlte* Hochachtung! Wie selten ist das *Herz* die Quelle des Lobes, das von unsern Lippen sprudelt!

Wie oft ist der Beyfall, den man einem andern ertheilt, nur *eine feine Wendung um sich selbst zu loben!*

Wie oft bloſse niedrige *Schmeicheley* oder eigennützige *Bestechung!*

Wie oft gesteht man dem andern gewisse Vorzüge nur darum zu, um den Beschuldigungen, wodurch man seinen Ruhm zu verwunden denkt, den Schein der Unparteylichkeit zu geben!

Keine Art von Leuten hat weniger Ursache auf das, was man *allgemeinen Beyfall* nennt, stolz zu seyn als die *Schriftsteller.* Allgemeiner Beyfall ist gemeiniglich das Antheil der *Mittelmäſsigkeit.* *Horaz* begnügte sich an *wenigen Lesern*; und *wenige* hat er bis auf den heutigen Tag, wiewohl er in jedermanns Händen ist.

Schriftsteller seiner Art dürfen sichre Rechnung darauf machen, daſs der Geist ihrer Werke, oder gerade das was das Schönste und Beste darin ist, für die meisten Leser verloren geht.

Wie wenige bringen zu Lesung eines Buches den bestimmten Grad von Kenntnissen, von Vernunft, Witz, Geschmack, und Empfindsamkeit mit, den der Verfasser voraus setzt!

Wie wenige lesen bey heiterm Kopfe; in derjenigen Gemüthsstimmung und mit derjenigen Absicht, welche erfordert werden, wenn sie sich des Eigenen in der Denkart des Verfassers bemächtigen, und mit seiner Absicht zusammen treffen sollten!

Wie viele haben ein Buch, wovon sie urtheilen, ein Buch, welches zweymahl gelesen zu werden verdiente, nur durchblättert, sind nur flüchtig über einzelne Stellen hingeglitscht, nach deren halb verstandenem Inhalte sie mit einer Unverschämtheit, die nur an kritischen Tagelöhnern erträglich ist, über das Ganze absprechen!

Immittelst geben einige Leute den Ton an; der groſse Haufe stimmt ein; unvermerkt wird es Mode einen Schriftsteller zu loben, ungeachtet weder er selbst noch sonst jemand eigentlich sagen könnte, wie er zu dieser Ehre gekommen ist. Man lobt ihn, weil man gehört hat daſs er berühmt ist, und, unter tausend, die ihn gelobt haben, sind vielleicht acht hundert in dem Falle, nicht zu wissen wer er ist, oder was er geschrieben hat.

Und gesetzt, daſs unter seinen wirklichen Lesern die Hälfte aus Bewunderern bestehe, Himmel! was für Bewunderer! — Dieser lobt gerade das, was der Verfasser selbst in seinem Werke vernichten zu können wünscht. — Jener findet einen Gedanken vortrefflich, weil Er einen Sinn hinein legt, an den der Verfasser gar nicht dachte; der wohl gar das Gegentheil von dem ist, was er sagen muſste um nicht Unsinn zu sagen. — Ein andrer findet eine gewisse Stelle herrlich, und bey genauerer Nachfrage zeigt sich, daſs es eine Ironie war, die er für Ernst nahm. — Die meisten loben bloſs um einzelner Gedanken und Wendungen, um wirklicher oder vermeinter Anspielungen, oder um irgend eines zufälligen Unisono willen, den eine Bemerkung des Verfassers mit ihrer eigenen Erfahrung macht. Wenige haben einen Sinn für die feinern Schönheiten, zu deren Entdeckung und Genuſs mehr gehört als die fünf Sinne, die wir mit den Thieren des Feldes gemein haben; die allerwenigsten überschauen das Ganze, oder sind vermögend sich den Plan eines Werkes vorzuzeichnen. Dieser Plan darf nur ein wenig versteckt seyn, um oft, zugleich mit den feinsten Kunstgriffen des Verfassers, für den gröſsten Theil der Gelehrten selbst verloren zu gehen.

Eine Menge von Reflexionen drängt sich bey diesem Gegenstand auf mich zu; aber es ist zu gefährlich sich lange dabey zu verweilen. Ich würde in Versuchung kommen, zu zeigen, was für unwürdigen Leuten schon mit dem lautesten öffentlichen Beyfall zugejauchzet worden; durch was für verächtliche Wege dieser Beyfall von den meisten bald erschlichen bald erzwungen wird; wie leicht es ist, mit den wenigsten Talenten berühmt und mit den gröſsten wieder vergessen zu werden; und wie oft unzeitiges, albernes oder übertriebenes Lob demjenigen, der das Unglück hat damit verfolgt zu werden, nachtheiliger ist als alles was man mit Recht an ihm tadeln könnte.

Ich würde durch Beyspiele — *Sed Cynthius aurem vellit et admonuit.* Ich habe schon genug gesagt, um zu beweisen, daſs der Ungenannte (er mag nun ein Staatsmann oder ein Schriftsteller, ein Günstling des Kriegesgottes oder der friedsamen Musen, ein Cäsar oder — Nichts gewesen seyn) gute Ursache hatte zu sagen: Sie reden was sie wollen. Laſst sie reden! Was kümmerts mich?

Glückselig ist der Mann, der, mehr bemüht den Beyfall der Menschen zu verdienen als besorgt ihn wirklich zu erhalten, seine Pflichten gegen sie erfüllt, ohne seine Zufriedenheit von ihrer Zufriedenheit, Gerechtigkeit oder Dankbarkeit abhängig zu machen. Getreu seiner eigenen Überzeugung, gebilligt von seinem eigenen Herzen, bestätiget in beidem durch den prüfenden Beyfall der Weisesten und Besten seiner Zeitgenossen, gebessert durch ihren Tadel und durch eine immer währende Bearbeitung seiner selbst, geht er seinen eigenen Weg, unbekümmert, was alles das Gesumse, Gezische und Gequäke bedeuten könne, das in der Nähe und aus der Ferne um seine Ohren sauset. Immerhin mag der groſse Haufe sich einbilden, daſs er nach ihrem Beyfall ringe: ihm genüget sich bewuſst zu seyn, daſs Wahrheit und Tugend ihn durch ihren eigenthümlichen Reitz an sich ziehen. Er liebt das Schöne weil es schön, das Gute weil es gut ist; er liebt die Menschen weil er selbst ein Mensch ist; er lächelt, oder lacht auch wohl zuweilen, über ihre Thorheiten, aber er ist zu billig ihrer Gebrechen zu spotten, oder mit den Fehlern eines andern zu hadern, weil es — nicht die seinigen sind: 8) kurz, er liebt die Menschen — so wie man launische Schönen und eigensinnige Kinder nur immer lieben kann. Es würde ihm angenehm seyn von ihnen wieder geliebt zu werden; aber er weiſs zu gut was möglich ist, um es zu fordern; und er ist zu weise, um sich über Unmöglichkeiten zu kränken. Aus eben diesem Grunde fällt ihm nicht ein, sich jemahls über sie zu beklagen, wenn sie unbesonnen, übermüthig, unbillig, hastig, unbeständig, undankbar, neidisch, miſstrauisch und wunderlich sind; das ist, wenn sie sind was ihre Väter von Alters her gewesen, und was ihre Kinder bis ans Ende der Tage seyn werden. Sie müſsten es sehr arg machen, wenn sie ihm jemahls eine stärkere Rache abnöthigen sollten, als ihnen, mit allem Kaltsinn den man ohne Unhöflichkeit zeigen darf, zu sagen: Was kümmerts mich?

Anmerkungen.

1) S. 231. So lautet die Griechische Aufschrift, wovon die Rede ist, auf Deutsch. S. Winkelmanns Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen, S. 45.

2) S. 234. *Horat. Epist. I.* 1. 106, 7, 8.

3) S. 234. Dieser in Italien schlechtweg unter der Benennung *Il Aretino* bekannte, und sogar auf Münzen mit dem Beywort des göttlichen beehrte Cyniker des sechzehnten Jahrhunderts ist nicht weniger durch den furchtbaren Nahmen der Geiſsel der Fürsten berüchtiget, den er sich selbst in einem sei-

ner Briefe an die Base des Papsts Julius III. Ersilia de Monti an eben der Stelle beylegt, wo er damit prahlt, daſs die Fürsten der Erde ihm, ihrem Sklaven und ihrer Geiſsel, zinsbar wären, (S. *Bayle D. H. et C. Tom. I.* Artik. Aretin) und unter beiden Benennungen ist er von Ariost seinen übrigen Freunden und Freundinnen beygesellt und in dem Verse, *ecco il flagello de Prencipi, il divin Pietro Aretino*, verewiget worden, *Orlando Fur. C. XL. VI.* 14. Die Möglichkeit, die Herren der Welt auf eine so seltsame Art brandschatzen zu können, setzte eine Zeit voraus, wie die damahlige war; eine Zeit, wo, durch die sonderbarste Zusammenkunft auſserordentlicher Personen und Umstände, der ganze Erdkreis unter einer allgemeinen Veränderung seiner vorigen Gestalt arbeitete; wo auf einer Seite die Empöhrung des menschlichen Verstandes gegen verjährte und ehrwürdige Vorurtheile, auf einer andern der Streit etlicher groſser Fürsten um die Oberherrschaft, und einer Menge kleinerer um ihre Freyheit, auf allen Seiten aber der heftigste Zusammenstoſs einer unendlichen Menge entgegen gesetzter Meinungen, Leidenschaften und Vortheile, das ganze Europa in diese anhaltende Erschütterung setzten, in welcher (wie in einem allgemeinen Aufruhr) ein jeder, welcher Verwegenheit genug dazu hat, eine groſse Rolle zu spielen fähig ist; eine Zeit, wo alle Stände, Klassen, Geschlechter und Arten der Menschen aus ihrer gewöhnlichen Laufbahn getreten zu seyn schienen; wo Könige die Feder zu Schulgezänken spitzten, Mönche den Degen führten, oder mit einem Federzug fähig waren den ehrsüchtigen Plan groſser Monarchen zu durchstreichen, und mehr als Einmahl das Schicksal der Völker von der beleidigten Eitelkeit oder von den schönen Augen eines Weibleins abhing. Damahls, da ein jeder, der einige Fähigkeit in sich fühlte, zum Weltverbesserer berufen zu seyn glaubte, konnt' es auch einem Peter Aretin einfallen, sich des Amtes anzumaſsen, diejenigen (wie Gaddi sagt) mit seiner Feder zu züchtigen, welche über alle andre Züchtigungen hinweg gesetzt sind: und eine solche Zeit ward erfordert, wenn ein so gefährliches Amt einträglich seyn sollte.

4) S. 245. Daher die Fertigkeit, worauf sich die Lilliputtischen Geister so viel zu gut thun, kleine Flecken oder Fehlerchen gewahr zu werden, indessen sie unfähig sind von der Schönheit des Ganzen gerührt zu werden. Sie bedenken nicht, daſs diese Scharfſichtigkeit für Kleinigkeiten weiter nichts als eine kindische Eigenschaft ist; und daſs sie hingegen durch ihr Unvermögen, ein

Ganzes zu übersehen und richtig zu beurtheilen, eines der wesentlichsten Vorzüge ermangeln, wodurch sich ein Mann von einem Geschöpf im Gängelwagen unterscheidet.

5) S. 259. Hier scheint, um Miſsdeutungen zu verhüten, eine Anmerkung vonnöthen zu seyn. Es giebt Leute, (wiewohl sie selten sind) welche aus Grundsätzen von der menschlichen Natur überhaupt keine sehr schmeichelhafte Meinung haben, und gleichwohl, eben darum, weil es uns so natürlich ist von andern nach uns zu urtheilen, in besondern Fällen nur allzu geneigt sind, besser von den Menschen zu denken als es die meisten verdienen. Es ist billig, diesen Wenigen zu Gefallen eine Ausnahme zu machen. Die Inkonsequenz, die man ihnen mit Grunde vorwerfen kann, macht wenigstens ihrem Herzen Ehre; aber der allgemeine Satz unsers Autors wird durch diese seltnen Beyspiele vielmehr bestätiget als bestritten. Es ist wahr, eine lange Erfahrung und scharfe Beobachtung, mit der daher entspringenden Erinnerung wie oft wir in unsrer günstigen Meinung von einzelnen Personen betrogen worden, sollte natürlicher Weise die Wirkung thun, uns in jedem besondern Falle miſstrauisch und unglaubig an die Tugend zu machen, die bey den meisten eine bloſse Maske

ist. Nichts desto weniger lehrt die Erfahrung, daſs die schönsten Seelen, bey allen Warnungen die ihnen ein langer Umgang mit den Menschen geben sollte, immer leichter zu hintergehen sind als andre, und daſs sie es in der nützlichen Tugend der Klugheit nie so weit bringen als diejenigen, welche den stärksten Grund ihres Miſstrauens gegen alles, was den Schein der Uneigennützigkeit und Groſsmuth hat, in ihrem eigenen Busen finden.

6) S. 259. Unter einem freyen Volke, wo ein jedes Muth genug hat sich selbst vorzustellen, ist diese Art von Tadel seltner als da, wo alle sich nach einer gewissen gleichsam vorgeschriebenen Form bilden müssen. In jenem Falle gesteht man einander willig ein Recht zu, welches man sich selbst heraus nimmt; in diesem wird die bloſse Abweichung von der Weise derjenigen, die den Ton angeben, ohne weitere Untersuchung für hinlänglich gehalten das widrigste Urtheil zu rechtfertigen.

7) S. 263. Xenofon, in dem bekannten Apolog von der Wahl des Herkules, setzt den Vergnügungen des Gehörs, welche die Wollust (denn so pflegt man das Wort Κακία zu dolmetschen, wiewohl die Bedeutung dieses Worts im Sokratischen Sinne durch

jenes allzu unbestimmt ausgedrückt wird) dem jungen Herkules nebst andern Ergetzungen der Sinne verspricht, das Lob, als etwas das alle andre Musik übertreſſe, entgegen: τοῦ δὲ πάντων ἡδίστου ἀκούσματος, ἐπαίνου ἑαυτῆς, ἀνήκοος εἶ. Dieser Lieblingsschüler des Sokrates scheint für diesen Ohrenkitzel selbst so empfindlich gewesen zu seyn, daſs er den nehmlichen Gedanken auch dem weisen Simonides in den Mund legt, da er ihn zu dem Tyrannen Hieron sagen läſst: „Wenigstens wirst du mir gestehen müssen, daſs ihr andern Tyrannen“ (denn über die Vortheile und Nachtheile dieser Herren vor den Privatleuten wird zwischen ihnen beiden gestritten) „in Absicht der Vergnügungen des Gehörs einen Vortheil habt. Denn an dem Süſsesten unter allem was man hören kann, an Lob, fehlt es euch niemahls, u. s. w.“ *Hieron. C. I.* §. 14. Wahr ists, daſs er an diesem Orte dem Hieron bloſs Gelegenheit geben will, in seiner Antwort zu zeigen, wie wenig wahre Befriedigung den Personen seines Standes auch in diesem Stücke zu Theil werde.

8) S. 269. Niemahls in seinem Leben (sagt Lucian von seinem Demonax) sah man ihn schreyen, oder in Eifer gerathen, oder sich erzürnen, auch alsdann nicht wenn er jemand beschelten muſste; er bestrafte zwar die Fehler, aber er vergab dem Fehlenden,

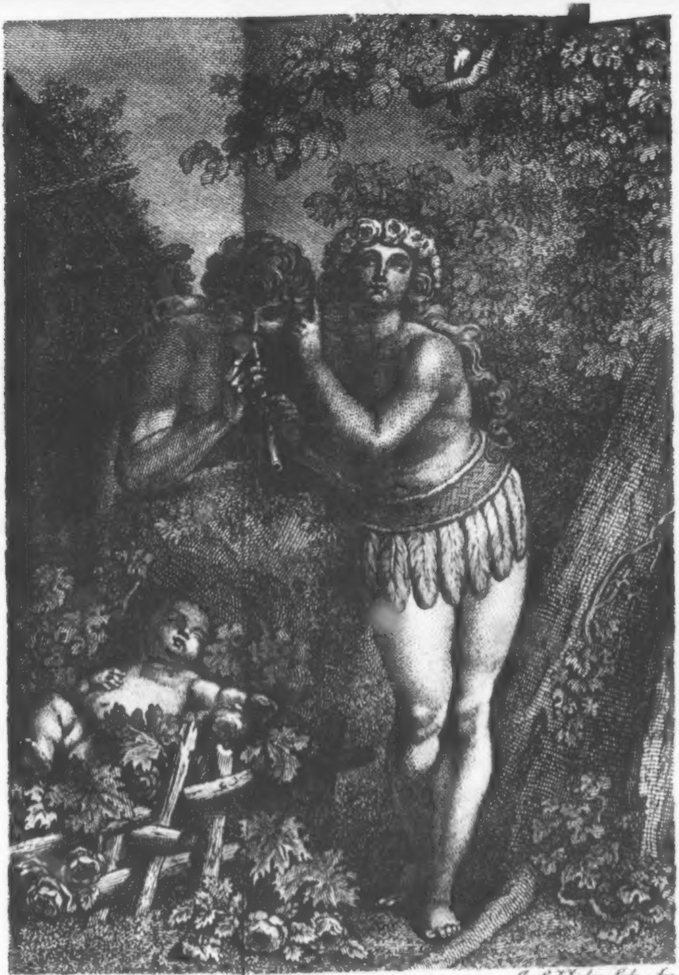
und wollte daſs man hierin die Ärzte zum Muster nehmen sollte, welche die Krankheiten heilen, aber sich nicht einfallen lassen über die Kranken ungehalten zu werden. Denn fehlen, glaubte er, sey etwas wovon kein Mensch frey ist; aber das Werk eines Gottes oder eines göttlichen Mannes sey es, den Fehler wieder gut zu machen. *Lucian. in Demon. Tom. Opp. II. p.* 378. §. 7.

ENDE DES XIII. BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Leipzig

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg invenit et delin. 1794. *J. C. Klauber Sculp. Aug.*

KIKEQUETZALI

Die Erfinderin der Muſik

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

VIERZEHNTER BAND

BEYTRÄGE ZUR GEHEIMEN GESCHICHTE DER MENSCHHEIT.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BEYTRÄGE

ZUR

GEHEIMEN GESCHICHTE DER MENSCHHEIT.

Inhalt.

1.

Koxkox und Kikequetzel, eine Mexikanische Geschichte.

2.

Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen.

3.

Über die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken. Nebst einem Traumgespräch mit Prometheus.

4.

Über die Behauptung, daſs ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung schädlich sey.

5.

Über die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts.

KOXKOX

UND

KIKEQUETZEL

EINE MEXIKANISCHE GESCHICHTE.

Ein Beytrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen.

1769 und 1770.

1.

Vor undenklichen Jahren kam, nach einer alten Mexikanischen Sage, ein groſser Komet auf seiner Reise um die Sonne — man weiſs nicht aus welcher Veranlassung — dem Planeten, welchen unsre Vorfahren bewohnten, so nahe, daſs beide Sterne, nach menschlicher Weise zu reden, handgemein mit einander werden muſsten.

Das Gefecht war eines der hartnäckigsten, welche seit langer Zeit in den Gefilden des Äthers vorgefallen waren. Die besondern Umstände davon sind, aus Mangel beglaubter Zeugnisse, unbekannt. Alles, was wir davon sagen können, ist: daſs, nachdem der Mond seiner Schwester Erde zu Hülfe gekommen, der Komet sich endlich genöthiget fand, mit Zurücklassung des gröſsten Theils von seinem Schweife die Flucht zu ergreifen, und, es sey nun aus Feigheit oder Scham über seine miſslungene Unternehmung, sich im leeren Raume so weit zu verlaufen, daſs er, nach der Meinung der besten Sinesischen Sternseher, bis auf den heutigen Tag den Rückweg noch nicht hat finden können.

Wie wichtig der Verlust seines Schweiſs für ihn gewesen sey, können wir nicht bestimmen. Aber so viel ist gewiſs, daſs die Erde wenig Ursache hatte, sich dieses erfochtenen Siegeszeichens zu erfreuen. Denn unglücklicher Weise befanden sich in diesem Schweife (welcher nach der mäſsigsten Berechnung eine Million dreymahl hundert vier und vierzig tausend fünf hundert sechs und sechzig Mexikanische Meilen lang, und verhältniſsmäſsig breit und dick war) obenhin gerechnet wenigstens hundert tausend Millionen Tonnen Wassers, welches in erschrecklichen Güssen auf die arme Erde herunter stürzte, und in wenigen Stunden eine solche Überschwemmung verursachte, daſs alle Menschen und Thiere des ganzen mittlern Theils der Halbkugel, von Luisiana und Kalifornien an bis zu der Erdenge Panama, dadurch zu Grunde gingen; wenige einzelne ausgenommen, die so unglücklich waren, in den Klüften der höchsten Gebirge einem *feuchten* Tode zu entrinnen, um aus Mangel an Lebensmitteln von einem trocknen aber unendliche Mahl grausamern aufgerieben zu werden.

Hüet und seines gleichen würden kein Bedenken tragen, uns zu versichern, daſs diese alte Mexikanische Sage nichts anders als eine durch die Länge der Zeit abgenutzte, und (nach Gewohnheit der blinden Heiden) mit Fabeln wieder unterlegte und ausgeflickte Nachricht von der Mosaischen allgemeinen Sündflut sey.

Ich bin nicht belesen genug, mit einem so belesenen Manne wie Hüet zu haberechten. Es kann seyn! — Aber da es eben so möglich ist, daſs diese Mexikanische Überschwemmung nur partikular gewesen und später erfolgt ist als jene; und da, aus Mangel zuverlässiger kronologischer Nachrichten, sich in dieser Sache nichts bestimmen läſst: so — überlasse ich diese Frage unberührt einem jeden, der sich ihrer annehmen will, — um zu derjenigen interessanten Begebenheit fortzueilen, welche der Leser, wofern er über diesem Anfang noch nicht eingeschlafen ist, im zweyten Kapitel dieses rhapsodischen Werkes, mit allen Grazien der Neuheit, deren eine so alte Geschichte nur immer fähig ist, beschrieben finden wird.

2.

Ein junger Mensch — der jedoch alt genug war, um zu wissen daſs man ihn Koxkox zu nennen pflegte, ehe dieses entsetzliche Schicksal sein Vaterland befiel, — hatte das Glück, der allgemeinen Zerstörung zu entrinnen, und das Unglück, allem Ansehen nach das einzige menschliche Wesen zu seyn, dem dieses Glück zu Theil geworden war.

Koxkox glaubte sich zu erinnern, daſs der Frühling, welcher, so bald als das Gewässer von den höher liegenden Orten abgeflossen war, wieder aufzublühen anfing, wenigstens der zehente sey, den er erlebt hätte; — ein Umstand, der zur Ehre seines Verstandes wenigstens so viel beweist, daſs er drey und ein Drittel Mahl besser zählen konnte, als die armen Einwohner von Neuholland, welche es bis auf diesen Tag noch nicht weiter als bis zur Pythagorischen Drey haben bringen können; — wenn wir so gut seyn wollen, es den Reisebeschreibern zu glauben. — Und in der That wär' es, das wenigste zu sagen, sehr unfreundlich, wenn wir Leuten, welche sich so vielen Gefahren und Beschwerden unterzogen haben, um uns andern *glebae addictis* — Wunderdinge nach Hause zu bringen, eine so wenig kostende Kleinigkeit, als ein Biſschen Glauben ist, versagen wollten.

Zu Folge der besagten Rechnung also, mochte Koxkox, wofern er sich anders nicht überzählt hatte, — welches gröſsern Kronologen als er begegnet ist, und noch täglich begegnet — ungefähr vierzehn bis funfzehn Jahre alt seyn; vorausgesetzt, daſs er sich wenigstens bis auf sein fünftes Jahr habe zurück erinnern können, welches von einem Jüngling von erträglicher Fähigkeit nicht zu viel gefordert scheint.

Man weiſs nicht wie es zugegangen, daſs er während der Überschwemmung und eine geraume Zeit hernach sich bey Leben erhalten konnte. Was seyn soll, muſs sich schicken, sagten unsre Alten, — die mit ihren Sprichwörtern gemeiniglich mehr sagten, als manche Leute zu verstehen fähig sind. — Im Nothfall sehe ich nicht, warum wir nicht unendliche Mahl befugter seyn sollten, ihn durch ein Wunder zu retten, als die Kronikenschreiber des achten und etlicher folgender Jahrhunderte es waren, Wunder auf einander zu häufen, wo man nicht begreifen kann, wozu sie dienen sollen; — denn die Rettung eines Menschen in einem Falle wie dieser scheint doch wohl ein *dignus vindice nodus* zu seyn.

Wofern aber der eine oder andere von unsern Lesern kein Liebhaber dieser Art von Entwicklung — welche, genau zu reden, in der That keine Entwicklung ist — seyn sollte: so, däucht uns, könnte man sich billig daran begnügen lassen, daſs Koxkox, besage seiner ganzer Geschichte, da war. Denn war er da, so ist die Möglichkeit seines Daseyns auſser allem Zweifel; wie jedermann zugeben wird, der seinen Aristoteles oder Baumeister nicht ganz vergessen hat.

3.

Das Land, worauf sich **Koxkox** befand, war durch die besagte Überschwemmung zu einer Insel geworden. Nach einiger Zeit hatte die Erde wieder angefangen eine lachende Gestalt zu gewinnen; junge Haine kränzten wieder die Stirne der Berge, und diese Haine wimmelten in kurzer Zeit wieder von Papagayen und Kolibri's; die Fluren, die Thäler waren voll Blumen und fruchttragender Gewächse; — kurz, da er nun immer weniger Schwierigkeiten fand sich fortzubringen, würde sich sein Herz der Freude wieder haben öffnen können: wenn die **Einsamkeit**, welche keinem Menschen gut ist, für einen Menschen von sechzehn oder siebzehn Jahren nicht beynahe eben so entsetzlich wäre, als für den einsiedlerischen **Talapoin** — welcher, um desto ruhiger der Betrachtung des geheimniſsvollen **Nichts** (des Ursprungs und Abgrunds aller Dinge, nach **Fohi's** Grundsätzen) obzuliegen, sich dreyſsig ganzer Jahre aus aller männlichen und weiblichen Geſellſchaft freywillig verbannt hatte, — der beleidigende Anblick eines nymfenähnlichen Mädchens, das sich in seine Wildniſs verirret hätte.

Die Einsamkeit — ich meine hier eine solche, welche nicht von unserm Willen abhängt, und in einer gänzlichen Beraubung aller menschlichen Gesellschaft besteht — muſs für Menschen, die an die Vortheile und Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens gewöhnt sind, ein unerträgliches Übel seyn. Freylich nicht für alle in gleichem Grade. — Der Dichter, der Platonist, der schwärmerische Liebhaber, es sey nun daſs er in eine materielle oder unsichtbare Schönheit verliebt ist, kurz die *Penserosi* aller Gattungen und Arten, entreiſsen sich oft freywillig dem Getümmel der Städte, fliehen aufs Land, in wilde Gegenden, wo überhangende Felsen, finstre Wälder, fern her schallende Wasserfälle, die ſüſse Schwermuth unterhalten, welche das Element einer begeisterten Einbildung ist. Solche Leute würden sichs, wenigstens eine Zeit lang, auf einer einsamen Insel gefallen lassen können. Wenn sie anfingen das Leere ihres Zustandes zu fühlen, wie viele Hülfsmittel würde ihnen ihre Einbildungskraft darbieten! Sie würden Berge und

Haine und Thäler mit eingebildeten Wesen anfüllen; sie würden mit den Nymfen der Bäche, mit den Dryaden der Bäume Liebesverständnisse unterhalten; und wenn auch dieses Mittel nicht immer hinlänglich wäre, die Forderungen der Natur und des Herzens zu befriedigen, so würde es doch genug seyn, um sie zuweilen einzuschläfern und durch angenehme Träume zu täuschen; — und alle Bonzen und Bonzinnen auf beiden Seiten des Ganges wissen, „daſs angenehme Träume sehr viel sind, wenn man nichts substanzielleres haben kann.“

Aber der arme Koxkox hatte keinen Begriff von diesen Mitteln sich die Einsamkeit zu verſüſsen. Das Volk, welches in den Gewässern des Kometenschweifes ersäuft worden war, hatte sich noch in den ersten Anfangsgründen des geselligen Standes befunden. Zufrieden mit den freywilligen Geschenken der Natur, hatten sie noch wenig Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten zur Kunst zu entwickeln. Ihre Einbildungskraft schlummerte noch, und ihre Sprache war nur sehr wenig reicher und wohlklingender als die Sprache der wilden Truthühner, womit ihre Wälder angefüllt waren. Die Erziehung, welche Koxkox unter einem solchen Völkchen genossen hatte, konnte ihm also wenig oder gar nichts helfen, die Beschwerlichkeiten des verlassenen Zustandes, worin er sich befand, zu erleichtern. Hingegen ersetzte sie ihm auf einer andern Seite wieder, was auf dieser abging; sie verhinderte ihn das Elend seines Zustandes zu fühlen.

4.

Indessen erinnerte er sich doch ganz lebhaft, daſs er in seinem vorigen Zustande unter andern Kindern gewesen war, daſs sie mit einander gespielt hatten, und daſs unter diesen Spielen ein Tag nach dem andern wie ein Augenblick vorbey geschlüpft war. Er merkte, daſs ihm jetzt die Tage länger vorkamen; öfters so lang, daſs es nicht auszustehen gewesen wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, sich in irgend ein dickes Gebüsche hinzulegen, und den ganzen langen Tag so gut hinweg zu schlafen, als ob es nur eine einzelne Stunde gewesen wäre. Lebhafte Träume versetzten ihn dann in die Tage seiner Kindheit; er jagte sich mit seinen Gespielen durch Gebüsche herum, sie plätscherten mit einander in kühlen Bächen, oder kletterten an jungen Palmbäumen hinauf. Keichend erwachte er darüber, und wurde nun so traurig über seine Einsamkeit, daſs er sich wieder hinlegte zu träumen. Aber weder Schlaf noch Traum war so gefällig wieder zu kommen. In dem schwermüthigen staunenden Zustande, worein ihn diese Lage setzte, blieb ihm nichts anders übrig, als mit sich selbst zu reden, — welches sich gemeiniglich damit endigte, daſs er unwillig darüber wurde, keine Antwort zu bekommen, — oder mit etlichen Papagayen zu spielen, aus welchen er sich, in Ermanglung einer bessern, eine Art von Gesellschaft gemacht hatte.

Die Papagayen hatten die schönsten Federn von der Welt, — aber eine so dumme, gleichgültige, gedankenlose Miene, so wenig Fähigkeit zu ergetzen oder sich ergetzen zu lassen, daſs sogar Koxkox bey aller seiner eigenen Einfalt verlegen war, was er mit ihnen anfangen sollte.

Ein einziger aschgrauer, den er Anfangs wegen seiner unscheinbaren Gestalt wenig geachtet hatte, entdeckte ihm endlich ein Talent, welches ihm eine Art von Zeitvertreib gab, ohne daſs er sogleich merkte, wie viel Vortheil er davon ziehen könnte. Der graue Papagay gab allerley Töne von sich, welche einige Ähnlichkeit mit gewissen Worten hatten, die er aus den Selbstgesprächen des Koxkox aufgefangen haben mochte. Koxkox merkte dieſs kaum, so machte er sich schon ein sehr angelegenes Geschäft daraus, der Sprachmeister seines Papagayen zu werden; welcher, bey seiner Lernbegierde und Fähigkeit, die ganze Kunst seines Lehrers ziemlich bald erschöpfte.

Unvermerkt sprach der Papagay so gut Mexikanisch als Koxkox selbst. Wahr ists, ein strenger Dialektiker würde oft sehr viel gegen seine Wortverbindungen einzuwenden gehabt haben. Hingegen gelangen ihm auch nicht selten die witzigsten Einfälle; und wenn er zuweilen baren Unsinn sagte, so kam es bloſs daher, weil er keine Begriffe, sondern bloſse Wörter zusammen stellte: — ein Zufall, wovon, wie man glaubt, die weisesten Männer, ja sogar ganze ehrwürdige Versammlungen von weisen Männern, nicht allezeit frey gewesen sind.

Koxkox und sein Papagay waren nunmehr im Stande Gespräche mit einander zu führen, die zum wenigsten so witzig und interessant waren, als die Unterhaltung in den meisten heutigen Gesellschaften ist, wo derjenige sehr wenig Lebensart verrathen würde, welcher mehr Zusammenhang und Sinn darein bringen wollte, als in der Unterhaltung mit einem Papagay ordentlicher Weise zu herrschen pflegt.

Tlantlaquakapatli, ein angesehener Mexikanischer Filosof, trägt kein Bedenken, den Anfang des gesellschaftlichen Lebens unter seiner Nazion von dieser Vertraulichkeit Koxkoxens mit seinem Papagay abzuleiten.

Die Dichter des Landes gingen noch weiter. Sie versicherten, — mit einer Freyheit, deren sich diese Zunft bey allen Völkern des Erdbodens zu allen Zeiten mit sehr wenig Mäſsigung bedient hat, — „daſs irgend eine mitleidige Gottheit sich den Zustand des einsamen Koxkox zu Herzen gehen lassen, und den oft besagten Papagay in das schönste Mädchen, das jemahls von der Sonne beschienen worden sey, verwandelt habe.“ Und damit die Weiber (sagen sie) ein immer währendes Merkmahl ihres Ursprungs an sich trügen, habe dieser Gott dem neuen Mädchen und allen seinen Töchtern die Schwatzhaftigkeit gelassen, welche ihm in seinem Papagayenstand eigen gewesen.

Wenn man (sagt der vorbenannte Filosof) dieses Mährchen behandelt, wie alle Mährchen, welche von Anbeginn der Welt bis auf diesen

Tag in Prosa, oder in Versen, oder in beiden zugleich erzählt worden sind, ohne Ausnahme behandelt werden sollten, — d. i. wenn man (durch eine so leichte Operazion, daſs eine jede Amme Verstand genug dazu hat) das Wunderbare darin vom Natürlichen scheidet; so wird man finden: „daſs gerade so viel Wahres daran ist, als am Boden sitzen bleibt, nachdem das Wunderbare im Rauch aufgegangen ist.“ Nehmlich — —

5.

Koxkox gerieth einst, indem er mit seinem Papagay auf der Hand spazieren ging, in eine Gegend, wohin er noch nie gekommen war, — und da fand er unter einem Rosenstrauche — ein Mädchen schlafen, von dessen Anblick er auf der Stelle so entzückt wurde, daſs er eine gute Weile nicht im Stande gewesen wäre, zu sagen ob er wache oder träume.

Den Rosenstrauch ausgenommen, — denn ich sehe nicht, warum es nicht eben so wohl ein Balsamstrauch oder ein Rosinenstrauch oder ein Kokospflaumenstrauch hätte gewesen seyn mögen — scheint in dieser Geschichte, wenigstens bis hierher, nichts zu seyn, was der Wahrheit der Natur nicht vollkommen gemäſs wäre.

Die Entzückung des armen Koxkox endigte sich mit einem Schauer, der alle seine Glieder durchfuhr, und auf welchen eben so schnell ein Strom von geiſtigem Feuer folgte, der aus ſeinem Herzen ſich in einem Augenblick durch ſein ganzes Weſen ergoſs, und jedes unſichtbare Fäſerchen davon elektriſch machte. Das Mädchen däuchte ihm das lieblichſte unter allen Dingen, die jemahls bey Tageslicht oder Mondſchein vor ſeine Augen gekommen waren.

Die ernſthaften Leute, welche ihm dieſes übel nehmen, ſollten (wie Tlantlaquakapatli ſagt) bedenken, daſs er ſeit mehr als ſechs und dreyſsig Monden nichts als Papagayen, Truthühner, Schlangen, Affen und Ameiſenbären geſehen hatte.

Dieſe Entſchuldigung (wofern es einer Entſchuldigung bedurfte) ſcheint ſehr gründlich zu ſeyn. Gleichwohl aber erklären wir hiermit und kraft dieſes, daſs wir, aus billiger Rückſicht auf unſre ſchönen Leſerinnen, an derſelben keinen Antheil nehmen.

6.

Es mag nun aus Vorurtheil, oder aus Aberglauben, oder aus wirklicher Überzeugung daſs es so und nicht anders gewesen, hergekommen seyn, — so viel ist gewiſs: daſs die Mexikanischen Tiziane, wenn sie die Göttin der Schönheit, oder, prosaischer zu reden, eine vollkommene Schöne mahlen wollten, sich dazu durch die Idee der schönen Kikequetzel (so nennen sie die Nymfe, von welcher hier die Rede ist) zu begeistern pflegten.

Sie war, sagen sie, gerade und lang wie ein Palmbaum, und frisch und saftvoll wie seine Frucht. Ihre Gestalt war nach den feinsten Verhältnissen gebildet; vom Wirbel ihres Hauptes bis zu den Knöcheln ihrer schönen Füſse war nichts eckiges zu sehen noch zu fühlen. Rabenschwarze Haare flossen ihr in natürlichen Locken um den erhabenen Busen.

Sie hatte groſse schwarze Augen, eine kleine Stirne, hochrothe etwas aufgeworfene Lippen, eine Gesichtsfarbe die ins Jonquille fiel, eine flache aufgestülpte Nase — mit Einem Worte, niemahls (sagen sie) hat die Natur etwas vollkommneres hervorgebracht.

Ein junger Sineser rümpfte die Nase bey diesem Gemählde. — Eine Schöne, rief er, mit groſsen Augen! mit einer kleinen Stirne! mit aufgestülpten Nüstern! — Ha! ha! ha!

Sie mag, beym Goldkäfer! so übel nicht gewesen seyn, schnatterte ein Hottentott — und, beym Goldkäfer! wenn sie zu ihren groſsen Augen und dicken Lippen noch kurze dicke Beine und nicht so langes Haar gehabt hätte, ich bin euch nicht gut dafür, daſs ich mich nicht selbst in sie verliebt haben könnte.

Der Grieche — Aber, ach! es giebt keine Griechen mehr, welche wissen was die Gnidische Venus war!

Wir wollen nicht streiten, lieben Leute! — Der Himmel weiſs, was für Drachen es in andern Planeten giebt, die sich selbst für

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13006/016

schön, und alle unsre Liebesgöttinnen und Grazien für — Drachen halten!

Genug, die Nymfe Kikequetzel machte auf Koxkoxen denselben Eindruck, welchen Juno mit Hülfe des Gürtels der Venus auf den Vater der Götter, und die schöne Fryne ohne Gürtel auf hundert tausend tapfre Griechen mit Einem Mahle machte; — und darum allein ist es zu thun.

Übrigens hätte ich wohl selbst wünschen mögen, daſs die schöne Kikequetzel einen andern Nahmen geführt hätte. Unsre höchst verfeinerten Ohren sind durch die musikalischen Nahmen unsrer Cefisen und Cidalisen, Adelaiden und Zoraiden, Nadinen und Aminen, Belinden und Rosalinden, so verwöhnt, daſs wir uns keine liebenswürdige Person ohne einen schönen Nahmen denken können. Es ist ein bloſses Vorurtheil. Aber was für eine Wirkung würde Kikequetzel in einer Tragödie oder in einem Heldengedicht, oder nur in einer kleinen Novelle thun? — Koxkox und Kikequetzel! — Wehe dem Dichter, der den Einfall hätte, diese Nahmen über das mühvolle Werk seiner Nachtwachen zu setzen! Alle Grazien und Liebesgötter könnten ihn nicht gegen das Lächerliche und Indecente in dem Nahmen Kikequetzel schützen. — Ich wiederhohle es, ich hätte ihr einen andern wünschen mögen; — und in der That, warum hätte sie nicht eben so gut Zilia oder Alzire heiſsen können?

Ein bloſser Zufall war Schuld daran. Als sie mit Koxkoxen bekannt wurde, hatte sie noch gar keinen Nahmen, und sie lebten eine geraume Zeit mit einander, ohne daſs es ihm einfiel ihr einen zu geben.

Die Wahrheit von der Sache ist: Kikequetzel (welches in Koxkoxens Sprache ungefähr so viel als Freude des Lebens bedeutet) war der Nahme, den er ehmahls seinem grauen Papagay gegeben hatte. Einige Sommer nach dem Tage, da er das Mädchen unter dem besagten Rosenstrauche gefunden hatte, befiel den armen Kikequetzel das Unglück, von einer Schlange gegessen zu werden. Koxkox war etliche Tage untröstbar über diesen Verlust. Endlich fiel ihm, um das Andenken seines geliebten Papagayen zu erhalten, nichts bessers ein, als seinen Nahmen auf dasjenige überzutragen, was ihm das liebste in der Welt war: und so hieſs das Mädchen Kikequetzel; — und so hat schon tausendmahl ein eben so zufälliger Umſtand Dinge von unendliche Mahl gröſserer Wichtigkeit entſchieden.

Der Umſtand iſt an ſich ſo gering, daſs wir ihn nicht berührt hätten, wenn er nicht dem Herzen des guten Koxkox Ehre machte.

7.

Sich hinsetzen und aussinnen, wie dem jungen Mexikaner, in dem Augenblicke, worin wir ihn zu Anfang des vorher gehenden Kapitels verlassen haben, zu Muthe gewesen seyn müsse, ist wahrlich keine so leichte Sache, als sich diejenigen vielleicht einbilden, die es nicht versucht haben.

Es ist noch lange nicht damit ausgerichtet, daſs man sich etwa frage: Wie würde mir an einem solchen Platze gewesen seyn? — Nichts betrügt mehr als diese Operazion; ob wir gleich gestehen müssen, daſs sie, mit gehöriger Vorsichtigkeit und zu rechter Zeit gemacht, allen Arten von Dichtern und Schauspielern — auf allen Arten von Schaubühnen gute Dienste thun kann.

Hundert verschiedene Personen würden an Koxkoxens Platze auf hunderterley verschiedene Weise empfunden und gehandelt haben. Zum Beyspiel:

Ein Mahler würde mit dem kältesten Blut einen haarscharfen Umriſs von der schlafenden Mexikanerin genommen haben.

Ein inquisitiver Reisender hätte die ganze Scene in sein Tagebuch abgezeichnet, — wenn er hätte zeichnen können; wo nicht, so hätte er wenigstens eine so genaue Beschreibung davon gemacht, als ihm seine Eilfertigkeit verstattet hätte.

Ein Alterthumsforscher würde alle alte Dichter und Prosaschreiber, Münzen, Aufschriften und geschnittene Steine in seinem Kopfe gemustert haben, um etwas darunter zu suchen, wodurch er diese Begebenheit erläutern könne.

Ein Poet hätte sich gegen über gesetzt, und indessen, bis sie erwacht wäre, ein Liedchen, oder wenigstens ein kleines Madrigal gedichtet.

Ein Platonischer Filosof hätte untersucht, wie viel ihr noch fehle, um dem Ideal eines schlafenden Mädchens gleich zu kommen?

Ein **Pythagoräer**, — was ihre Seele in diesem Augenblicke für **Visionen** habe?

Ein **Hedoniker**, — ob und wie es thunlich seyn möchte, ihren Schlummer durch eine angenehme Überraschung zu unterbrechen?

Ein **Faun** würde bey der Ausführung angefangen haben, ohne zu untersuchen.

Ein **Stoiker** hätte sich selbst bewiesen, daſs er keine Begierden habe, weil — der Weise keine Begierden hat.

Ein echter **Epikuräer** hätt' es, nach einer **kurzen** Überlegung, nicht der Mühe werth gefunden, die Sache in **längere** Überlegung zu nehmen.

Ein **Skeptiker** hätte die Gründe **für** so lange gegen die Gründe **wider** abgewogen, bis sie erwacht wäre.

Ein **Sklavenhändler** hätte sie taxiert, und, nach Berechnung der Unkosten und des Profits, auf Mittel gedacht sie sicher nach Jamaika zu bringen.

Ein **Missionar** hätte sich in die Verfassung gesetzt, sie, so bald sie erwachen würde, auf der Stelle zu bekehren.

Robert von Arbrissel würde sich so nahe als möglich zu ihr hingelegt und sie so lange unverwandt betrachtet haben, bis er, dem Satan zu Trotz, gefühlt hätte, daſs sie ihm nicht mehr Emozion mache als ein Flaschenkürbiſs.

Sankt Hilarion wäre seines Weges fortgegangen und hätte sie gar nicht angesehen.

Und so weiter — — —

Aber Koxkox — was Koxkox empfand und dachte, das verdient ein besonderes Kapitel.

8.

Koxkox war, nach der gelehrten Zeitrechnung des Filosofen Tlantlaquakapatli, — gegen welche sich vielleicht Einwendungen machen lieſsen, ohne daſs den Wissenschaften ein merklicher Nutzen aus der ganzen Erörterung zugehen würde — Koxkox, sage ich, war in dem wichtigen Augenblicke, wovon die Rede ist, achtzehn Jahre, drey Monate, und einige Tage, Stunden, Minuten und Sekunden alt.

Er war fünf Fuſs und einen halben Palm hoch, stark von Gliedmaſsen, und von einer so guten Leibesbeschaffenheit, daſs er niemahls in seinem Leben weder Husten, noch Schnupfen, noch Magendrücken, noch irgend eine andre Unpäſslichkeit gehabt hatte; — welchen Umstand der weise und vorsichtige Kornaro, in seinem bekannten Buche von den Mitteln alt zu werden, seiner Mäſsigkeit und einfältigen Lebensart zuschreibt.

Die Absonderung seiner Säfte ging also vortrefflich von Statten, und die flüssigen Theile befanden sich bey ihm mit den festen in diesem glücklichen Gleichmaſse, welches, nach dem göttlichen Hippokrates, die Bedingung einer vollkommenen Gesundheit ist.

Alle seine Sinne und sinnlichen Werkzeuge befanden sich in derjenigen Verfassung, welche — in allen Handbüchern der Wolfischen Metafysik — zum Empfinden erfordert wird. Die Kanäle seiner Lebensgeister waren nirgends verstopft, und die Fortpflanzung der äuſsern Eindrücke in den Sitz der Seele, (welcher, im Vorbeygehen zu sagen, ihm so bekannt war als irgend einem Psychologen unserer Zeit) nebst der Absendung der Volizionen und Nolizionen aus dem Kabinet der Seele in die äuſsersten Fäserchen derjenigen Werkzeuge, welche bey Ausführung derselben unmittelbar interessiert waren, ging mit der gröſsten Leichtigkeit und Behendigkeit von Statten.

Er hatte ungefähr vor zwey Stunden eine starke Mahlzeit von Früchten und geröstetem Maiz gethan, und ungefähr drey Nöſsel von einem Trank aus Wasser, Kakaomehl und Honig zu sich genommen, von welchen beiden Ingredienzien das erste bekannter Maſsen sehr nährend, und das andere, nach Boerhaave und allen die Er abgeschrieben hat und die Ihn abgeschrieben haben, ein vortreffliches Konfortativ ist, dessen Koxkox weniger als irgend einer von unsern angeblichen Mädchenfressern nöthig gehabt zu haben scheint.

Es war ungefähr um vier Uhr Nachmittags, in dem Monat, worin ein allgemeiner Geist der Liebe die ganze Natur neu belebt, alle Pflanzen blühen, tausend Arten von bunten Fliegen und Schmetterlingen, aus ihren selbst-gesponnenen Gräbern aufgestanden, ihre feuchten Flügel in der Sonne versuchen, und zehen tausend vielfarbige Wizizilis auf jungen Zweigen aus ihrem langen Winterschlummer erwachen, um unter Rosen und Orangenblüthen zu schwärmen, und ihr wollüstiges Leben, welches mit der Blumenzeit anfängt, zugleich mit ihr zu beschlieſsen.

Es ist sehr zu bedauern, daſs Tlantlaquakapatli, aus Mangel eines Reaumürschen oder irgend eines andern Thermometers, nicht im Stande war, den Grad der Wärme zu bestimmen, auf welchem sich damahls die Luft befand.

Es war ein schöner, warmer Tag, sagt er, die Luft rein, und der oberste Theil derselben lasurblau; und es wehte ein angenehmer Wind von Nord-West-West, welcher die Sonnenhitze so gut mäſsigte, daſs das Roth auf Koxkoxens Wangen, etliche Augenblicke zuvor eh' er das schlafende Mädchen erblickte, nicht höher war, als es auf den innersten Blättern einer neu aufgehenden Rose zu seyn pflegt.

Unser Filosof — welcher glaubt, daſs alle diese Umstände bey Berechnung der Ursachen und Wirkungen der menschlichen Leidenschaften mit in die Rechnung gebracht werden müssen — ist eben so genau in Angebung aller der kleinen Bestimmungen, unter welchen die schöne Kikequetzel dem jungen Mexikaner in die Augen stach.

Seiner Beschreibung nach, war sie gerade so gekleidet, wie die Grazien der Griechen oder die Töchter der Karaiben auf den Antillen, das ist in derjenigen Kleidung, wegen welcher der ältere Plinius — vermuthlich in einem Anstoſs von schlimmer Laune — mit der Natur einen Zank anfängt, der uns (alles wohl überlegt) der unbilligste unter allen scheint, welche jemahls ein miſsmüthiger Filosof mit ihr angefangen hat. 1)

---

1) *Plin. Histor. Natural. L. VII. in prooemio.*

Sie lag auf einem grünen Rasen, dessen dichtes blumenvolles Gras sie (wie Homer von seiner bekannten Göttergruppe auf dem Ida sagt) sanft empor zu heben schien. Ihr Haupt ruhte auf einem Haufen der schönsten Blumen, welche sie vermuthlich selbst (es wäre denn, daſs man glauben wollte, daſs Zefyr oder irgend ein andrer Sylfe ihr diese Galanterie gemacht habe) zu diesem Gebrauch zusammen getragen hatte. Ihr rechter Arm — dessen schöne Form unser Filosof nicht unbemerkt läſst — verbarg einen Theil ihres Gesichts, und bekam durch die Verkürzung, und den sanften Druck, den er von seiner Lage litt, einen Reitz, der — wie alle Grazien — sich besser fühlen als zeichnen, und besser zeichnen als beschreiben läſst. — Das leichte Gesträuch, welches eine Art von Sonnenschirm um sie zog, warf kleine bewegliche Schatten auf sie hin, welche die pittoreske Schönheit des Gemähldes — denn noch war es nichts mehr für unsern Mann — erheben halfen.

9.

Tlantlaquakapatli untersteht sich aus verschiedenen Ursachen nicht, zu bestimmen, wie schön das Mädchen gewesen sey; — denn

Erstlich, (sagt er) fehlen mir dazu die nöthigen Originalgemählde, Zeichnungen, Abdrücke, u. s. w.

Zweytens, haben wir kein allgemein angenommenes Maſs der Schönheit, und

Drittens, ist auch keines möglich, — bis alle Menschen, an allen Orten und zu allen Zeiten, aus einerley Augen sehen, und den Eindruck mit einerley Gehirn auffassen werden; — und das, spricht er, hoffe ich nicht zu erleben.

Indessen getraut er sich so viel zu behaupten, daſs sie, so wie sie gewesen, dem ehrlichen Koxkox das schönste und lieblichste Ding in der ganzen Natur geschienen habe; —

und wir zweifeln, ob es möglich sey ihm das Gegentheil zu beweisen.

Die Wahrheit zu sagen, bey einem Dinge, welches das einzige in seiner Art ist, hat weder Vergleichung noch Übertreibung Statt. Koxkox konnte keine Idee von etwas besserm haben als er vor sich sah. Seine Einbildungskraft hatte gar nichts bey der Sache zu thun; seine Sinne und sein Herz thaten alles. Kikequetzel hätte so schön seyn mögen als Kleopatra, Poppäa, Roxelane oder Frau von Montespan, oder, wenn ihr lieber wollt, so schön als Oriane, Magellone, Frau Kondüramur, und die Prinzessin Dulcinea selbst, ohne daſs sie ihm um ein Haar schöner vorgekommen wäre, oder um den hundertsten Theil des Drucks eines Blutkügelchens mehr Eindruck auf ihn gemacht hätte, als so wie sie vor ihm lag.

„Das ist wunderlich.“ — Es ist nicht anders, mein Herr.

Unser Autor — dessen verloren gegangene Schriften der geneigte Leser um so mehr mit mir bedauern wird, als uns diese Probe von seinem Beobachtungsgeiste keine schlechte Meinung giebt — geht noch weiter, indem er sich sogar getraut, die eigensten Empfindungen von Augenblick zu Augenblick zu bestimmen, welche Koxkox, einem so unverhofften Gegenstand gegen über, habe erfahren müssen.

Beym ersten Anblick, spricht er, schauerte der Jüngling, in einer Art von angenehmem Schrecken, zwey und einen halben Schritt zurück.

Im Zweyten Momente guckte er, mit aller Begierde eines Menschen der sich betrogen zu haben fürchtet, wieder nach ihr hin. Der Durchmesser seines Augapfels wurde um eine halbe Linie gröſser; er hielt die linke Hand etwas eingebogen vor seine Stirne, so daſs der Daumen an den linken Schlaf zu liegen kam, und schlich sich allgemach mit zurück gehaltenem Athen näher, um sie desto besser betrachten zu können.

Im Dritten Momente glaubte er einen kleinen Unterschied zwischen ihrer Figur und der seinigen wahrzunehmen, und eine Bestürzung von der angenehmsten Art, welche ihn bey dieser Entdeckung befiel, nahm

Im Vierten, und

Fünften dergestalt zu, daſs er im

Sechsten eine Art von Beklemmung ums Herz fühlte, welche sich ungefähr im

Neunten oder Zehenten mit der oben besagten Ergieſsung des subtilen elektrischen Feuers aus seinem Herzen durch alle Adern, Kanäle und Fasern seines ganzen Wesens endigte.

Dieser letzte Augenblick ist, nach der Meinung unsers Autors, der angenehmste in dem ganzen Leben eines Menschen; und dasjenige, was er darüber filosofiert, scheint uns nicht unwürdig zu seyn, in einem kleinen Auszuge zu einem eigenen Kapitel gemacht zu werden.

10.

Die ganze Natur, spricht er, zeugt von der Güte und Weisheit ihres Urhebers.

Aber in der ganzen Natur überzeugt mich, — Tlantlaquakapatli, Mixquitlipikotsohoitl's Sohn, nichts vollkommner und inniger von dieser gröſsten und besten aller Wahrheiten, als die Beobachtung der besondern Aufmerksamkeit, welche dieser unsichtbare Geist der Natur darauf gewandt hat, — den höchsten Grad des Vergnügens, dessen der Mensch fähig ist, mit denjenigen Empfindungen unauflöslich zu verbinden, welche den groſsen Endzweck seines Daseyns unmittelbar befördern.

Glaub' ich, am Ende einer feurigern Bestrebung meines Geistes durch die krummen Irrgänge der Einbildung, eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben;

Oder, unterhalt' ich mich, einsam und in mich selbst gesammelt, mit dem Anschauen eines tugendhaften Karakters; — ich seh' ihn in Handlung gesetzt, in Versuchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt; — ich zittre für ihn; — und nun, in dem groſsen Augenblicke der Entscheidung, seh' ich ihn seiner würdig handeln, und meine schüchterne Hoffnung durch die schönste der Thaten überraschen;

Oder, mein besseres Selbst hat in diesem Augenblick einen Sieg über das unedlere erhalten; — ich habe eine eigennützige Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam; — oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte eine Beleidigung zu rächen, weil ich es, ohne Besorgniſs mir selbst dadurch zu schaden, hätte thun können;

Oder, ich habe dem süſsen Zug der Menschlichkeit gefolget, und mit sanfter mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude ins bleiche Gesicht des Bekümmerten zurück gerufen:

In allen diesen, und in allen ähnlichen Fällen, fühle ich, in dem entscheidenden Augenblicke, diese göttliche Flamme sich mit einer unausſprechlichen geiſtigen Wolluſt durch mein ganzes Weſen ergieſsen, und den ſittlichen Menſchen mit dem animaliſchen wie in Eins zuſammen ſchmelzen; — und ich ſag' und ſchwöre, daſs keine andre Wolluſt ſo ſüſs, ſo befriedigend, und — wenn ihr mir dieſen Ausdruck geſtatten wollt — ſo vergötternd iſt als dieſe.

Ich habe, fährt er fort, auch unter Roſen gelegen, o Motezuma! Ich habe mich auch in den Düften des Roſenſtrauchs, im ſäuerlich-ſüſsen Nektar des Palmbaums, und in den ſüſsern Küſſen des Mädchens berauſcht. — Hab' ich nicht den Becher der Freude rein ausgetrunken, und den letzten Tropfen von meinem Nagel abgeſogen? — Aber, ich behaupte dir und ſchwöre, daſs die Wolluſt eine gute That zu thun — die gröſste aller Wollüſte iſt!

Sanft ruhe deine Aſche, weiſer und empfindungsvoller Tlantlaquakapatli! und Friede ſey mit deinem Schatten, wo er auch irren mag! Wenn ſchon dein Nahme in keinem Gelehrtenregiſter prangt, und kein hohlaugiger Kommentator, in eine Wolke von Lampendampf (das Sinnbild ſeiner viel wiſſenden Dummheit) eingehüllt, polyglottiſche Noten mit ſchwerer Arbeit zu deinen Werken zuſammen getragen hat: ſo ſoll dennoch — oder mein weissagender Genius müſste mich gänzlich betrügen — dein Gedächtniſs noch dauern, wenn ich lange, wie du selbst, Staub bin, und von dem Menschenfreunde gesegnet werden, dessen klopfendes Herz dir die groſse Wahrheit beschwören hilft: daſs die Wollust eine gute That zu thun die gröſste aller Wollüste ist.

Wenn der Urheber des Menschen (so beschlieſst mein Freund Tlantlaquakapatli seine Betrachtung) den Trieben, von welchen die Vermehrung unsrer Gattung die Folge ist, einen Theil dieser göttlichen Wollust, von welcher ich rede, eingesenkt hat: so kann ich nichts anders vermuthen, als daſs es darum geschehen sey, weil dieses Geschäft, wiewohl an sich selbst bloſs animalisch, für das menschliche Geschlecht von solcher Wichtigkeit ist, daſs er es in dieser Betrachtung würdig fand, die Menschen durch dieselbe Belohnung, die er mit den edelsten Handlungen verbunden hat, dazu einzuladen.

11.

Die Empfindungen des jungen Mexikaners waren so heftig, daſs er sich an einen Baum, der Schlafenden gegen über, lehnen muſste, um nicht unter ihrer Gewalt einzusinken.

Die Freude, eine Gesellschaft zu finden, von welcher er sich mehr Vergnügen und Vortheil versprach als von seinen Papagayen,

Die Anmuthung, welche ihm ihre Ähnlichkeit mit ihm einflöſste,

Eine andere unbekannte Regung, die gerade aus dem Gegentheil entsprang,

Das Vergnügen an ihrem bloſsen Anschauen, und die dunkle Ahnung, welche seine Brust mit noch süſsern Erwartungen schwellte —

Alle diese Regungen, welche ihm so fremd und doch so natürlich, so angenehm und doch so unverständlich waren, — konnten, (wie

Tlantlaquakapatli meint) wenn wir auch alles dasjenige, was die Umstände des Subjekts, der Zeit, des Ortes, u. s. w. dazu beytragen mochten, abziehen, nicht weniger als die angegebene Wirkung hervorbringen.

Es ist in der menschlichen Natur, daſs wir uns das wirkliche Vorhandenseyn eines Gegenstandes, den uns die Augen bekannt gemacht haben, durch einen andern Sinn zu beweisen suchen, welcher (wie alle Ammen und Kinderwärterinnen zehentausendmahl zu beobachten Gelegenheit haben) der erste ist, durch den wir unser eigenes Daseyn fühlen, und der eben dadurch zum Werkzeug wird, womit wir, von der Natur selbst dazu angewiesen, die Wirklichkeit der Fänomene, die uns umgeben, auf die Probe setzen.

Nichts war demnach natürlicher als der Zweifel, der nach einer kleinen Weile in Koxkoxen aufstieg, „ob das, was er sah, auch wirklich sey?“

Eben so natürlich war, daſs er diesen Zweifel kaum empfand, als er sich schon der schlafenden Nymfe näherte, um sich durch den vorbesagten Sinn zu erkundigen, was er von der Sache zu glauben hätte.

Er streckte schon seine rechte Hand aus, — als ein abermahliger Schauder sein Blut aus allen Adern gegen die Brust zurück drückte; und — wie ein Pfeil, der unmittelbar am Ziele alle seine Kraft verloren hat — sank der nervenlose Arm zurück.

Er betrachtete das Mädchen von neuem: und da sich mit jedem Augenblicke seine Furcht verlor, und die Begierde, sich ihrer Körperlichkeit zu versichern, zunahm; so streckte er noch einmahl seine rechte Hand aus, bückte sich mit halbem Leib über sie hin, und legte, so sacht es ihm möglich war, die zitternde Hand auf ihre linke Hüfte.

Man müſste gar nichts von der menschlichen Natur verstehen, sagt der Mexikanische Filosof, wenn man sich einbilden wollte, daſs er es bey diesem ersten Versuch habe bewenden lassen können. Die Wichtigkeit der Wahrheit von der er sich versichern wollte, und das Vergnügen, welches mit der Untersuchung unmittelbar verbunden war, vereinigten sich mit einander, ihn zu vermögen das Experiment fortzusetzen.

Unvermerkt, und mehr durch einen mechanischen Instinkt als mit Vorsatz, schweifte die forschende Hand von dem Orte, den sie zuerst berührt hatte, zum sanft gebogenen Knie herab.

Was in diesen Augenblicken in ihm vorging, läſst sich nicht beschreiben. Die Wahrheit ist, daſs er selbst unfähig gewesen wäre Rechenschaft davon zu geben. Denn (um den Leser nicht unnöthig aufzuhalten) seine Augen fingen an trüb zu werden, und vor lauter Empfindung sank er ohne Empfindung neben die schöne Kikequetzel hin, so daſs die Hälfte seines Gesichts ungefähr eine Spanne und anderthalb Daumen über ihrem besagten linken Knie aufzuliegen kam.

Das Mädchen erwachte in diesem nehmlichen Augenblicke.

12.

Tlantlaquakapatli findet, eh' er weiter geht, vor allen Dingen nöthig, uns zu berichten, daſs die schöne **Kikequetzel**, zu der Zeit, da Mexiko in den Wassern des oben besagten Kometenschwanzes unterging, ein Kind von eilf bis zwölf Jahren gewesen sey. Mit diesem armen Kinde auf dem Rücken habe sich ihre Mutter auf einen hohen Berg geflüchtet, wo sie sich, bis das Gewässer wieder abgeflossen, in einer Höhle aufgehalten, und von den Eyern einiger Vögel, die in dem Felsen nisteten, gelebt hätten.

Da diese unglückliche Mutter, auf allen ihren Herumschweifungen in dem neuen Lande, welches aus dem Wasser wieder hervor gegangen war, keine Spur von Menschen gefunden hatte: so blieb ihr nichts anders übrig, als sich an den trostlosen

Gedanken zu gewöhnen, daſs sie und ihre kleine Tochter die einzigen Geretteten seyen.

Sie waren also eines dem andern die ganze Welt. Alle ihre Empfindungen koncentrierten sich in ihre gegenseitige Liebe. Das kleine Mädchen kannte kein gröſseres Vergnügen, als ihrer Mutter die Sorge für ihre Erhaltung so gut sie konnte zu erleichtern, ihr die schönsten Blumen zu bringen, die sie auf ihren kleinen Wanderungen fand, und die Thränen, die oft wider ihren Willen dem geheimen Kummer ihres Herzens Luft machten, von ihren Wangen und von ihrem Busen wegzuküssen.

Drey Sommer hatten sie auf diese Weise mit einander verlebt, als die gute Mutter einsmahls das Unglück hatte, durch einen Fall von einem Kokosbaum, auf den sie sich, um die Früchte zu pflücken, gewagt hatte, das Leben einzubüſsen.

Das trostlose Mädchen, nachdem sie etliche Tage lang alles mögliche versucht hatte die Todte wieder zu beleben, sah sich endlich gezwungen, ihre Hoffnung aufzugeben, und entfernte sich von dem traurigen Orte. Sie gerieth in unbekannte Gegenden, deren natürliche Fruchtbarkeit ihr allenthalben anbot, was sie zu Erhaltung ihres Daseyns nöthig hatte.

Ihre Mutter hatte ihr einige unvollkommene Begriffe von dem vorigen Zustand ihres Volkes gegeben. Sie hatte sich so viel daraus gemerkt, daſs es eine Art von Menschen gegeben habe, welche nicht völlig so gewesen wie sie selbst. Sich deutlicher zu erklären hatte die Mutter für unnöthig gefunden, da das Mädchen noch ein Kind war, und bestimmtere Kenntnisse ihr ohnehin, in dem einsamen Zustande wozu sie verurtheilt schien, zu nichts dienen konnten. Indessen wuſste das Mädchen schon genug, um ein sehr lebhaftes Verlangen in sich zu fühlen, einen von diesen Menschen zu finden; wenn es auch nur gewesen wäre, um zu wissen wie sie aussähen.

Sie war in der vollen Blüthe der Jugend, als Koxkox sie zuerst antraf; und auſser der besagten Neugier, welche täglich wuchs, hatte ihr Herz, durch die Liebe zu ihrer Mutter, und die Gewohnheit, in den melankolischen Stunden der guten Frau ihr trauern und weinen zu helfen, eine stärkere Anlage zu zärtlichen Empfindungen bekommen, als die bloſse Natur den meisten ihres Geschlechts zu geben pflegt.

Sie muſste also entsetzlich zärtlich seyn, sagt Tlantlaquakapatli.

Der Abkürzer dieser anekdotischen Geschichte hält es für seine Schuldigkeit, eh' er zu demjenigen fortschreitet, was auf das Erwachen der schönen und zärtlichen Kikequetzel folgte, seine auf Europäische Manier schönen und zärtlichen Leserinnen zu ersuchen, es — nicht einer vorsetzlichen Absicht, die Delikatesse ihrer Empfindungen zu beleidigen, oder der Würde ihres Geschlechtes (dessen Verehrer er allezeit zu bleiben hofft) zu nahe zu treten, — sondern lediglich der Verbindlichkeit, den Pflichten eines getreuen Kopisten der Natur genug zu thun, beyzumessen, wenn er sich in dem folgenden Kapitel genöthiget sehen wird, das Betragen dieser jungen Mexikanerin unverschönert, so wie es war darzustellen; ein Betragen, von welchem er besorgen muſs, daſs es, ungeachtet aller seiner Bemühungen das Auffallende darin zu mildern, der besagten Delikatesse seiner schönen Gönnerinnen anstöſsig werden dürfte.

Er bittet sie indessen zu bedenken, ob es nicht gleichwohl zu einer Entschuldigung der jungen Mexikanerin diene, daſs sie — in den Umständen, worin sie sich ohne ihr Verschulden befand, und bey dem gänzlichen Mangel aller Vortheile der Ausbildung und Politur welche nur Erziehung und Welt geben können — nichts besseres seyn konnte als **ein Werk der rohen Natur**; oder, mit andern Worten, daſs es unbillig wäre den wilden Gesang einer ungelehrten Nachtigall zu verachten, weil eine ihrer Schwestern das Glück gehabt hat in einem Käficht erzogen zu werden und nach den Noten eines **Hiller** oder **Naumann** singen zu lernen.

13.

Wie sich die Crebillonische Fee Tout ou Rien, — oder die Fee Konkombre, — oder die sehr decente Dame Zulika, — oder wie sich irgend eine von den Celimenen, Julien, Belisen, Araminten, und Cidalisen des besagten Französischen Sittenmahlers — in einem ähnlichen Falle aber bey veränderten Umständen, es sey nun in irgend einem anmuthigen Bosket, oder in einem wollüstigen Kabinet auf einem rosenfarbnen Lotterbette [2] mit silbernen Blumen betragen hätte, — lieſse sich, wenn es nöthig wäre, mit der gröſsten moralischen Gewiſsheit bestimmen, ohne daſs man dazu eben ein Crebillon seyn müſste.

[2] Um dem Hrn. Campe die Verantwortung dieser Verdeutschung des Worts Sofa nicht allein aufzubürden, gestehe ich, daſs es mir hier an seinem rechten Orte zu stehen scheint. d. H.

Und wie sich unsre vorbesagten Leserinnen selbst sammt und sonders in solchen Umständen betragen würden, ist eine Sache, welche wir ihnen zu gelaſsner Überlegung in einer ernsthaften einsamen Stunde überlassen; mit der beygefügten freundschaftlichen Verwarnung, daſs diejenigen unter ihnen, welche ihr groſses Stufenjahr noch nicht zurückgelegt haben, oder (was auf Eines hinaus kommt) welche sich noch den Nachstellungen unternehmender Liebhaber ausgesetzt sehen, — ehe sie diese Selbstprüfung anstellen — sich in ihr Kabinet einschlieſsen, und Befehl ertheilen möchten daſs sie nicht zu Hause wären, wenn sich auch der ehrerbietigste unter allen Liebhabern an der Pforte melden sollte.

Was indessen aber auch das Betragen irgend einer erdichteten oder unerdichteten heutigen Dame in dergleichen Fällen seyn möchte — so kann es, wie gesagt, nicht zur Richtschnur für die liebenswürdige Kikequetzel genommen werden, welche (um ihr nicht zu schmeicheln) im Grunde weder mehr noch weniger als eine Wilde war, und — was einen wesentlichen Umstand in der Sache ausmacht — Ursache hatte, sich für das einzige Mädchen in der Welt zu halten.

Ich — der ich es, ohne eine auſserordentliche Reitzung oder eine gräſsliche Verstimmung des Instruments meiner Seele, nicht über mein Herz bringen kann, einen Wurm unter meinen Füſsen zu zertreten — verabscheue nichts so sehr, als den bloſsen Schatten des Gedankens, auch nur zufälliger Weise eines von den schwachen Geschöpfen zu ärgern, deren kakochymische Seele nichts als Molken und leichte Hühnerbrühen verdauen kann, und jede stärkere Speise, so gesund sie auch für gesunde Leute seyn mag, mit Ekel und Beschwerung ανω και κατω wieder von sich giebt. Sollte also, wider alles bessere Verhoffen, dieses unschuldige Buch — welches (wie ich schon erklärt zu haben glaube) keine Nahrung für blöde Magen ist — von ungefähr einem solchen schwachen Bruder in die Hände fallen: so ersuche ich ihn hiermit dienstlichen Fleiſses, — und nehme darüber alle meine werthen Leser zu Zeugen daſs ich es gethan habe — das Buch ohne weiteres, wenigstens beym Schlusse dieses Kapitels, wegzulegen, und, es sey nun durch Aufsagung des Griechischen Alfabets, (wie dem Kaiser August in einem ähnlichen Falle gerathen wurde) oder durch jedes andere Mittel, welches er aus Erfahrung am bewährtesten gefunden hat, alle Gedanken weiter fortzulesen sich aus dem Sinne zu schlagen. Widrigen

Falls und dafern ein solcher, oder eine solche, dieser meiner ernstlichen Warnung ungeachtet, mit Lesen weiter fortfahren, und dadurch auf irgend eine Weise zu Schaden kommen, oder durch ekelhaftes Aufstoſsen oder Erbrechen dessen, was er solcher Gestalt, naschhafter Weise, zu sich genommen hätte, andern ehrlichen Leuten, oder auch mir selbst beschwerlich fallen sollte; ich mich hiermit ein- für allemahl gegen alle daher entspringen mögende Verantwortung zierlichst verwahrt, und den besagten Leser (oder Leserin) selbst, für alles sich und andern dadurch zuziehende Übel, für jetzt und allezeit verantwortlich gemacht haben will.

14.

In dem Augenblicke, da sie erwachte, lag (wie wir wissen, — sie aber nicht wissen konnte bis sie es sah) ein Jüngling, der erste den sie in ihrem Leben sah, und der, nach unsrer Art zu reden, mehr dem jungen Herkules als dem jungen Bacchus glich, in einem dem Tod ähnlichen Zustande zu ihren Füſsen, mit der Hälfte seines Gesichts eine Spanne und anderthalb Daumen über ihrem linken Knie aufgestützt.

Damen können sichs leichter vorstellen, als ichs beschreiben könnte, wie sehr sie über diesen Anblick erschrak.

Durch die Bewegung, welche sie in der ersten Bestürzung machte, veränderte das Gesicht des armen Koxkox seine Lage ein wenig, ohne den Vortheil derselben zu verlieren — wofern es nicht gar dabey gewann;

wie sich genauer bestimmen lieſse, wenn der Filosof Tlantlaquakapatli seiner zwar sehr umständlichen aber etwas undeutlichen Beschreibung eine genaue Zeichnung beyzufügen nicht vergessen hätte; — eine Unterlassung, um derentwillen eine Menge gelehrter und mühsamer Beschreibungen des Aristoteles, Theofrast, Plinius, Avicenna und andrer Naturforscher der Welt unbrauchbar geworden sind.

Der erste Schrecken des Mädchens verlor sich im dritten oder vierten Augenblicke da sie ihn betrachtete, und verwandelte sich in das lebhafteste Vergnügen, das sie jemahls empfunden hatte, — und welches sie natürlicher Weise beym Anblick eines Wesens fühlen muſste, das ihr zu ähnlich war um kein Mensch, und nicht ähnlich genug um ein Mensch von ihrer Art zu seyn. Sollte es wohl, dachte sie, einer von den Männern seyn, von denen mir meine Mutter sprach, ohne daſs ich sie recht verstehen konnte?

Unfehlbar ist es einer, flüsterte ihr etwas in ihrem Busen auf diese Frage zur Antwort.

Des Menschen Herz hat seine eigene Logik, und — mit Erlaubniſs des ehrw.

Pater Malebranche, eine sehr gute — Dank sey dir dafür, liebe Mutter Natur! Sie thut uns unaussprechliche Dienste. Was wir wünschen ist uns wahr, so lang' es nur immer möglich ist daſs wir das Gegentheil unsern eignen Sinnen abdisputieren können.

„Wie kam er hierher? Wo war er zuvor? Warum liegt er hier zu meinen Füſsen? Warum liegt sein Gesicht eine Spanne und anderthalb Daumen über meinem linken Knie?

„Schläft er? Wie mag er wohl aussehen, wenn er wacht?

„Wie wird er sich wohl geberden, wenn er mich erblickt?

„Wird er mich auch so lieb haben wie meine Mutter mich lieb hatte?“

Dergleichen leise Stimmen lieſsen sich noch mehr in ihrem Busen hören; aber es würde kaum möglich seyn, sie in irgend eine exoterische Sprache zu übersetzen.

Aber noch gab der Schlafende kein Zeichen des Lebens von sich. Ach! rief sie mit einem ängstlichen Seufzer, sollte er todt seyn? —

Sie konnte dieſen Zweifel nicht ertragen. Sie legte zitternd ihre blaſse Hand auf ſein Herz —

Er war nicht todt — denn in dieſem Augenblick erwachte er!

Sie fuhr zuſammen, und zog mit einem Schrey des Schreckens und der Freude ihre Hand zurück.

Koxkox kam zu ſich ſelbſt, ehe ſie ſich ganz von ihrem angenehmen Schrecken erhohlt hatte.

Er hob ſeine Augen auf, und ſah ſie — mit einem ſo freudigen Erſtaunen, mit einem ſo lebhaften Ausdruck von Liebe und Verlangen an, und ſeine Augen baten ſo brünſtig um Gegenliebe; — daſs ſie — die keinen Begriff davon hatte daſs man anders ausſehen könne als es einem ums Herz iſt — ſich nicht anders zu helfen wuſste, als ihn — wieder ſo freundlich anzuſehen als ſie nur immer konnte.

Die Wahrheit iſt, daſs ſie ihn ſo zärtlich anſah, als die feurigſte Liebhaberin einen Geliebten anſehen könnte, der nach ſieben langen Jahren Abweſenheit, und nach so vielen Abenteuern als Ulysses auf seiner zehnjährigen Wanderung bestand, wohlbehalten und getreu in ihre Umarmungen zurück geflogen wäre. — Aber was das sonderbarste dabey war, ist, daſs sie weder wuſste noch wissen konnte, warum sie ihn so zärtlich ansah. In der That wuſste sie gar nicht wie ihr geschah; genug, es war ihr so wohl bey diesen Blicken und Gegenblicken, daſs ihr däuchte, sie fange eben jetzt zu leben an.

15.

Die Weisen haben längst bemerkt, daſs etwas Magisches in dem menschlichen Auge sey; und bekannter Maſsen hat man die Sache weit genug getrieben, zu glauben, es gebe Leute, welche mit einem bloſsen Blicke vergiften könnten; — ein Glaube, der zu allen Zeiten unter den Filosofen wenig Beyfall gefunden hat.

Aber daſs ein bloſser Blick zuweilen hinlänglich sey, aus einem weisen Mann einen Gecken, aus einem Masülhim einen Mann, und aus einem Bruder Luze einen Pr** p zu machen, — das sind bekannte Wahrheiten.

Koxkox sah die schöne Kikequetzel immer feuriger an;

Sie Koxkoxen immer zärtlicher.

„O! wie lieb hab' ich dich!“ — sagten ihr seine Augen.

„O! wie angenehm ist mir das!“ — antworteten die ihrigen.

„Ich möchte dich auf einen Blick aufessen,“ sagten jene.

„Ich sterbe vor Vergnügen wenn du mich länger so ansiehst,“ sagten diese.

Diese Augensprache dauerte, nach unserm Autor, ungefähr eine Minute, weniger etliche Sekunden, als **Koxkox**, der noch immer zu ihren Füſsen lag, — nicht als ob er einen bestimmten Vorsatz dabey gehabt hätte, sondern in der That aus bloſsem Instinkt, — seine beiden Arme um ihren Leib schlug.

Kikequetzel, die sich einbildete, daſs sie ihm keine Antwort schuldig bleiben dürfe, legte ganz langsam und leise ihre rechte Hand auf seine linke Schulter, — und erröthete bis an die Fingerspitzen, indem sie es that.

Koxkox drückte sein Gesicht an ihren Busen.

Das Mädchen fuhr sanft streichelnd an seiner linken Schulter bis zur Brust herab, und schien sich sehr am Pochen seines Herzens zu ergetzen.

Tantlaquakapatli, dessen Fehler überhaupt zu wenig Umständlichkeit nicht ist, fährt hier fort, uns von Umstand zu Umstand zu berichten, wie die Natur mit diesen ihren Kindern gespielt habe. Keine falsche Bescheidenheit — denn Natur ist uns in allen ihren Wirkungen ehrwürdig — sondern bloſs unser Unvermögen, die Zartheit der Sprache des Mexikanischen Filosofen in die unsrige übertragen zu können, verbietet uns, ihm weiter zu folgen.

Die guten Kinder wuſsten nichts anders.

„Sie machten also nicht mehr Umstände als dieſs?“ fragt Araminte. —

Keinen einzigen!

16.

Wenn uns nicht alles betrügt, so ist das, was wir unsern Lesern in den beiden vorher gehenden Kapiteln zu lesen gegeben haben, pure Natur. So viel ist gewiſs, die Kunst 3) hatte keinen Antheil weder an den Gefühlen dieser Alt-Mexikanischen Liebenden, noch an der Art, wie sie sich ausdrückten.

Und nun fragt sich: — „Verliert oder gewinnt die Natur dadurch, wenn sie des Beystands und der Auszierung der Kunst entbehrt?“

---

3) Das Wort Kunst wird in diesem und dem folgenden Kapitel in der weitläuftigsten Bedeutung, in so fern es gewöhnlich der Natur entgegen gestellt wird, genommen.

Eine verwickelte Frage! ein wahrer Gordischer Knoten, den wir, nach dem Beyspiele der raschen Leute die mit allem gern bald fertig sind, geradezu zerschneiden könnten, wenn wir nicht für besser hielten, vorher zu versuchen, ob er nicht mit Hülfe einer leichten Hand und mit ein wenig Flegma aufzulösen sey.

Es giebt eine Kunst, welche die Werke der Natur wirklich verschönert; und eine andere, welche sie, unter dem Vorwande der Verbesserung oder Ausschmückung, verunstaltet.

Wiewohl nun die erste allein des Nahmens der Kunst würdig ist, so wird sie ihn doch so lange mit ihrer Bastardschwester theilen müssen, bis man für diese einen eigenen Nahmen erfunden haben wird.

Einige bestimmen das Verhältniſs der Kunst gegen die Natur nach dem Verhältniſs eines Kammermädchens gegen ihre Dame; andere nach demjenigen, welches der Schneider, der Friseur, der Brodeur, und der Parfümeur — vier wichtige Erzämter! — gegen ein gewisses Geschöpf haben, welches, je nachdem man einige besondere Veränderungen damit vornimmt, unter den Händen der vorbesagten vier plastischen Naturen und nach ihrem Belieben, ein Markis oder Lord, ein Abbé oder ein Chevalier, ein Parlamentsrath oder ein Held, ein Witzling oder ein Adonis wird; im Grund aber, in allen diesen verschiedenen Kleidungen und Posituren — immer das nehmliche Ding bleibt, nehmlich ein Geck.

Nach dem Begriff der ersten, ist die Natur der Homerischen Venus gleich, welche von den Grazien gebadet, gekämmt, aufgeflochten, mit Ambrosia gesalbt, und auf eine Art angekleidet wird, wodurch ihre eigenthümliche Schönheit einen neuen Glanz erhält.

Nach dem Begriff der andern, ist die Kunst eine Alcina, die einen ungestalten, kahlen, triefäugigen, zahnlosen Unhold zu jener vollkommenen Schönheit umschafft, welche Ariost in sechs unverbesserlichen Stanzen — zwar nicht so gut gemahlt hat, als es Tizian mit Farben hätte thun können, aber doch so gut beschrieben hat, als — man beschreiben kann. 4)

Die ersten scheinen der Kunst zu wenig einzuräumen, die andern zu viel; beide

---

4) *Orlando Furioso*, *VII.* 6 — 12.

aber sich zu irren, wenn sie von Natur und Kunst als weſentlich verſchiedenen und ganz ungleichartigen Dingen reden: da doch, bey näherer Unterſuchung der Sache, ſich zu ergeben ſcheint, „daſs dasjenige, was wir Kunſt nennen,

„Es ſey nun daſs ſie die zerſtreuten Schätze und Schönheiten der Natur in einen engern Raum, oder unter einen beſondern Augenpunkt, zu irgend einem beſondern Zweck zuſammen ordnet, —

„Oder, daſs ſie den rohen Stoff der Natur ausarbeitet, und, was dieſe gleichſam ohne Form gelaſſen hat, bildet, —

„Oder, daſs ſie die Anlagen der Natur anbaut, den Keim ihrer verborgenen Kräfte und Tugenden entwickelt, und dasjenige ſchleift, poliert, zeitiget oder vollendet, was die Natur roh, wild, unreif und mangelhaft hervor gebracht hat —

„daſs, ſage ich, die Kunſt in allen dieſen Fällen im Grunde nichts anders iſt, als die Natur ſelbſt, in ſo ferne ſie den Menſchen — entweder durch die Noth, oder den Reitz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen — veranlaſst und antreibt, „entweder ihre Werke nach ſeinen beſondern Abſichten umzuſchaffen, oder ſie durch Verſetzung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel, zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwicklung aber dem Witz und Fleiſs des Menschen überlassen ist.“

Fragen wir:

Wer giebt uns die Fähigkeit zur Kunst?
Wer befördert die Entwicklung dieser Fähigkeit?
Wer giebt uns den Stoff zur Kunst?
Wer die Modelle?
Wer die Regeln? —

so können wir kühnlich alle Filosofen, Misosofen und Morosofen, welche jemahls über Natur und Kunst vernunftet 5) oder vernünftelt haben, auffordern, uns jemand andern zu nennen, als die Natur, — welche durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleich-

---

5) Auch dieses ungewohnten Ohren possierlich genug klingende Wort, wiewohl von zwey verdienstvollen Männern der eine es erfunden, und der andere empfohlen hat, ist vielleicht nur bey solchen Gelegenheiten wie hier brauchbar, und dürfte wohl schwerlich die Stelle des fremden aber bisher unentbehrlichen Wortes räsonieren im ernsthaften Styl schicklich einnehmen können.

sam nur flüchtig entworfen und angefangen hatte, unter einem andern Nahmen zur Vollkommenheit bringt.

Die natürlichen Dinge in dieser sublunarischen Welt — denn auf diese schränken wir uns ein, weil sie unter allen möglichen Welten am Ende doch die einzige ist, von der wir mit Hülfe unsrer sieben Sinne (das Selbstbewuſstseyn und den Gemeinsinn mit eingerechnet) eine erträgliche Kenntniſs haben — theilen sich von selbst in organisierte und nicht organisierte, und die ersten wieder, in

Solche, welche zwar eine bestimmte Form aber kein Leben haben,

Solche, welche zwar leben, aber nicht empfinden,

Solche, welche zwar empfinden, aber nicht denken und mit Willkühr handeln, und endlich, in

Solche, die zugleich empfinden, denken und mit Willkühr handeln können; — eine Klasse, welche sehr weitläufig ist, wenn wir dem Plotinus und dem Grafen von Gabalis glauben, von der wir aber gleichwohl, die reine Wahrheit zu gestehen, keine andre Gattung kennen, (wenigstens so gut kennen, daſs wir ohne lächerlich zu seyn darüber filosofieren dürften) als diejenige, wozu wir selbst zu gehören die Ehre haben — den Menschen, der durch die Vernunft, wodurch er über alle übrige bekannte Klassen unendlich erhoben ist, dazu bestimmt scheint,

> „die vorbesagte sublunarische Welt nach seinem besten Vermögen zu verwalten,“

und für seine Bemühung berechtigt ist,

> „sie so gut zu benutzen, als er immer weiſs und kann.“

17.

Vergleichen wir die verschiedenen Klassen der natürlichen Dinge unter einander, so zeigt sich, — daſs unter allen der Mensch am wenigsten das geboren wird was er seyn kann; daſs die Natur für seine Erhaltung, dem Ansehen nach, am wenigsten gesorgt hat; daſs sie ihn übel bekleidet, unverwahrt gegen Frost, Hitze und schlimmes Wetter, und unfähig ohne langwierigen fremden Beystand sich selbst fortzubringen, auf die Welt ausstöſst; — daſs der Instinkt, der angeborne Lehrmeister der Thiere, bey ihm allein schwach, ungewiſs und unzulänglich ist: — und warum alles das, als „weil sie ihn durch die Vernunft, die er vor jenen voraus hat, fähig gemacht, diesen Abgang zu ersetzen?“

Der Mensch, so wie er der plastischen Hand der Natur entschlüpft, ist beynahe nichts als Fähigkeit. Er muſs sich selbst entwikkeln, sich selbst ausbilden, sich selbst diese letzte Feile geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgieſst, — kurz, der Mensch muſs gewisser Maſsen sein eigener zweyter Schöpfer seyn. Oder, vielmehr —

Wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Krystall sechseckig anschieſst, in der Pflanze vegetiert, im Wurme sich einspinnt, in der Biene Wachs und Honig in geometrisch gebaute Zellen sammelt, im Biber mit anscheinender Vorsicht des Zukünftigen Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüsse baut, und in diesen sowohl als vielen andern Thierarten mit einer so zweckmäſsigen und abgezirkelten Geschicklichkeit wirkt, daſs sie den Instinkt zu Kunst in ihnen zu erhöhen scheint: warum sollte es nicht auch die Natur seyn, welche im Menschen, nach bestimmten und gleichförmigen Gesetzen, diese Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? — Dergestalt, daſs, so bald er unterläſst, in allem, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken; so bald er, aus unbehutsamem Vertrauen auf seine Vernunft, sich von dem Plan entfernt den sie ihm vorgezeichnet hat, — von diesem Augenblick an Irrthum und Verderbniſs die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folget.

Und hat nicht die Natur, eben so wie sie uns die Vollendung unser selbst anvertraut hat, auch über die andern Dinge dieser Welt uns eine solche Gewalt gegeben, daſs ein groſser Theil derselben als bloſse Materialien anzusehen ist, welche der Mensch nach seinem Gefallen umgestaltet, aus denen er so viele Welten nach verjüngtem Maſsstab, oder Welten nach seiner eignen Fantasie erschaffen kann als er will? Wohl verstanden, daſs er in allen Betrachtungen besser thäte gar nichts zu thun, als nach Regeln und Absichten zu arbeiten, welche mit denjenigen nicht zusammen stimmen, nach welchen das allgemeine System der Dinge selbst, mit oft unterbrochner, aber immer durch die innerliche Güte seiner Einrichtung von selbst wieder hergestellter Ordnung, von seinem unerforschlichen Urheber regiert wird.

Alles dieses vorausgesetzt, werden wir uns keinen unrichtigen Begriff von der Kunst machen, wenn wir sie uns als „den Gebrauch vorstellen, welchen die Natur von den Fähigkeiten des Menschen macht, theils um ihn selbst — das schönste und beste ihrer Werke — auszubilden, theils den übrigen ihm untergeordneten Dingen diejenige

Form und Zusammensetzung zu geben, wodurch sie am geschicktesten werden, den Nutzen und das Vergnügen der Menschen zu befördern.“ — Die Natur selbst ist es, welche durch die Kunst ihr Geschäft in uns fortsetzt; es wäre denn, daſs wir ihr unbesonnener Weise entgegen arbeiten, und, indem wir sie nach willkührlichen oder miſsverstandenen Gesetzen verbessern wollen, aus demjenigen, was nach dem ersten Entwurf der Natur ganz hübsche Figuren hätten werden sollen, — Ostadische Bürlesken, oder Zerrbilder in Kalots Geschmack heraus künsteln; welches, wie wir vielleicht in der Folge finden werden, zuweilen der Fall der angeblichen Verbesserer der menschlichen Natur gewesen zu seyn scheint.

Der gewöhnliche Gang der Natur in dieser Auswicklung und Verschönerung des Menschen ist langsam — und sie scheint sich darin mehr nach den Umständen als nach einem einförmigen Plan zu richten.

In der That haben diejenigen ihren Geschmack nicht der Natur abgelernt, in deren Augen die Mannigfaltigkeit in der fysischen und sittlichen Gestalt der Erdbewohner eine Unvollkommenheit ist.

Das menschliche Geschlecht gleicht in gewisser Betrachtung einem Orangenbaum, welcher Knospen, Blüthen und Früchte, und von diesen letztern grüne, halb zeitige und goldfarbne, mit zwanzig verschiedenen Mittelgraden, zu gleicher Zeit sehen laſst.

Es scheint widersinnig, zu fordern daſs die Knospe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegende Verwandlungen zu gehen: aber gar darüber ungehalten zu seyn, daſs die Knospe nicht schon der Apfel ist, — in der That, man muſs sehr wunderlich seyn, um der Natur solche Dinge zuzumuthen.

Was die Kunst, oder, mit andern Worten, was die vereinigten Kräfte von Erfahrung, Witz, Unterricht, Beyspiel, Überredung und Zwang, an dem Menschen zu seinem Vortheil ändern können, sind entweder Ergänzungen der mangelhaften Seiten, oder Verschönerungen; welche letzteren, wenn sie ihren Nahmen mit Recht führen sollen, sehr wesentlich von bloſsen Zierathen verschieden sind.

Jene setzen voraus, daſs der Mensch seine Bedürfnisse fühle, und stehen mit der Beschaffenheit und Anzahl derselben in Verhältniſs: diese sind die Früchte einer durch die Einbildungskraft erhöheten und verfeinerten Sinnlichkeit, und finden nicht eher Statt, bis wir durch die Vergleichung mannigfaltiger Schönheiten in der nehmlichen Art uns von Stufe zu Stufe zu dem Ideal dieser Art erhoben haben.

Fordern, daſs die Liebe des jungen Koxkox zu der schönen Kikequetzel so fein und romantisch wie die Liebe zwischen Theagenes und Chariklea hätte seyn sollen, hieſse ihnen übel nehmen, daſs sie das einzige Menschenpaar im ganzen Mexiko waren; und es wäre eben so weise, wenn man die arme Kikequetzel tadeln wollte, daſs sie nicht so zart-fühlend und gesittet und geistreich, wie die idealische Peruvianerin der Madame Graffigny, als wenn man sie abgeschmackt fände, weil sie nicht *à la Rhinoceros* oder *à la Comete* aufgesetzt war.

18.

Nach dieser kleinen Abschweifung über Natur und Kunst, die uns nicht weit von unserm Wege abgeführt hat, kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Koxkox und Kikequetzel, die (im Vorbeygehen zu sagen) von den alten Mexikanern für ihre Stammältern gehalten wurden, waren nun ein Paar, oder, richtiger zu reden, machten nun ein Ganzes aus, welches aus zwey Hälften bestand, die, von dem Augenblick an da sie sich gefunden hatten, sich so wohl bey einander befanden, daſs nichts als eine überlegene Gewalt fähig gewesen wäre sie wieder von einander zu reiſsen.

Sie hatten einander nie zuvor gesehen; Koxkox wuſste so wenig was ein Mädchen als Kikequetzel was ein Knabe war;

Sie stammten aus zwey ganz verschiedenen Völkerschaften ab, welche keine Gemeinschaft mit einander gehabt hatten;

Sogar ihre Sprache war so verschieden, daſs sie einander kein Wort verstehen konnten.

Offenbar trugen also diese Umstände nichts dazu bey, daſs sie einander auf den ersten Blick so lieb wurden. Die Natur that Alles.

Man kann die Art, wie sie einander ihre Gefühle ausdrückten, nicht wohl eine Sprache nennen; aber sie war beiden so angenehm, daſs sie nicht aufhören konnten bis sie muſsten. — Auch dieſs war Natur, sagt Tlantlaquakapatli.

Ein süſser Schlaf überraschte den ehrlichen Koxkox in den Armen der zärtlichen Kikequetzel. Sie schliefen bis der Morgengesang der Vögel sie weckte. Und da gingen die Liebkosungen von neuem an, bis sie es müde wurden. Pure Natur! ruft Tlantlaquakapatli aus.

Nun sahen sie einander mit so vergnügten Augen an, waren einander so herzlich gewogen, drückten jedes sein Gesicht mit so vieler Empfindung wechselsweise an des andern Brust, daſs sogar ein Teufel, der ihnen zugesehen hätte, sich nicht hätte erwehren können Vergnügen darüber zu haben, — sagt Tlantlaquakapatli.

Sie fingen beide an zu hungern. Aber Koxkox war noch immer nicht recht bey sich selbst; er tanzte um das Mädchen herum, sang und jauchzte, machte Burzelbäume, und that zwanzig andre Dinge vor Freude, die nicht klüger waren, als was Ritter Don Quischott auf dem schwarzen Gebirge aus Traurigkeit that.

Das Mädchen fühlte kaum daſs sie hungerte, als sie dachte es werde dem guten Koxkox auch so seyn. Sie hüpfte davon, suchte Früchte, pflückte Blumen, flog wieder zurück, steckte die Blumen in des Jünglings lockiges Haar, suchte die schönsten Früchte aus, und reichte sie ihm mit einem so lieblichen Lächeln und mit so reitzendem Anstand hin, — wie Hebe ihrem Herkules die Schale voll Naktar reicht — würde mein Filosof gesagt haben, wenn er ein Dichter und ein Grieche gewesen wäre. Allein da er ein Mexikaner und kein Dichter war, sagt er die Sache ohne Bild, gerade zu; aber mit einer Stärke und Proprietät des Ausdrucks, die ich nicht in unsre Sprache überzutragen vermag, — wiewohl ich gestehe, daſs die Schuld eben so leicht an mir als an unsrer Sprache liegen kann.

Meine schönen Leserinnen werden empfunden haben, was für ein Kompliment ihnen

Tlantlaquakapatli durch den angeführten Umstand macht. — Doch, ich denke nicht daſs es ein Kompliment seyn sollte; es ist wirklich bloſse Wahrheit, und einer von den Zügen, welche beweisen, wie gut er die Natur gekannt hat.

Koxkox besann sich nun, daſs er eine Grotte hatte, um welche ein kleiner Wald von fruchtbaren Bäumen und Gewächsen einen halben Mond zog. Er führte seine Geliebte dahin. Wie reitzend däuchte ihm jetzt dieser Ort, da er ihn an ihrem Arm betrat! Er fühlte sich kaum vor Freude. Alle Augenblicke überhäufte er sie mit neuen Liebesbezeigungen. Und so schlüpfte den Glücklichen ein Tag nach dem andern vorbey.

19.

Diese Blüthe von Glückseligkeit dauerte — so lange sie konnte, sagt unser Autor. Es war, nachdem sie etliche Wochen beysammen gewesen waren, unmöglich, daſs ihnen noch eben so hätte zu Muthe seyn sollen, wie damahls, da sie sich zum ersten Mahl sahen.

Die Freude des Jünglings wurde gelaſsner; er konnte sich wieder mit etwas anderm als seinem Mädchen beschäftigen; er schwatzte sogar wieder mit seinem Papagayen; ja, unser Autor sagt, daſs es Tage gegeben, wo er vonnöthen gehabt habe, durch die sanften Liebkosungen seiner jungen Freundin aus dieser Schläfrigkeit erweckt zu werden, in welche unsre Seele zu fallen pflegt, wenn wir nicht wissen was wir mit uns selbst anfangen sollen.

Alles dieſs ist in der Natur, sagt Tlantlaquakapatli. Sie liebten sich darum nicht weniger herzlich, weil diese Trunkenheit der ersten Liebe und des ersten Genusses aufgehört hatte. Ihre Liebe zog sich nach und nach aus den Sinnen in das Herz zurück. Das bloſse Vergnügen bey einander zu seyn, sich anzusehen, oder Hand in Hand durch Haine und Gefilde zu irren, war ihnen für ganze Tage genug.

Unvermerkt konnten sie auch kleine Entfernungen ertragen; die Freude, wenn sie sich wieder fanden, hielt sie schadlos: sie hatte etwas von dem Entzücken des Augenblicks, da sie sich zum ersten Mahl fanden; ihre Umarmungen waren desto feuriger, je länger die Abwesenheit gedauert hatte.

Aber daſs sie sich aus diesen Erfahrungen die allgemeinen Regeln hätten abziehen sollen, welche St. Evremond und Ninon L'Enclos den Liebenden geben; das war ihre Sache noch nicht. Die Natur, der Instinkt, das Herz that alles bey ihnen; die Vernunft beynahe nichts.

Aus dieser Sympathie ihrer Sinne und Herzen, aus der unvergeſslichen Erinnerung, wie glücklich sie einander gemacht hatten, aus dem Vergnügen welches sie noch immer eines am andern fanden, aus der Gewohnheit mit einander zu leben und sich wechselsweise

Hülfe zu leisten — bildete sich (sagt unser Filosof) diese Identifikazion, welche macht, daſs wir den geliebten Gegenstand als einen wesentlichen Theil von uns selbst eben so herzlich, aber auch eben so ruhig und mechanisch lieben als uns selbst, und „daſs es uns eben so unmöglich wird, uns ohne diesen geliebten Gegenstand als ohne uns selbst zu denken.“ — Ein Zustand, der in gewissem Sinne der höchste Grad der Liebe ist, aber natürlicher Weise auch eine gewisse Unvollkommenheit mit sich führt, deren wahre Quelle gemeiniglich miſskannt wird; — nehmlich, „daſs es in diesem Zustande eben so leicht wird, über einem neuen Gegenstande den alten zu vergessen, als wir bey jedem lebhaften Eindruck äuſserlicher Objekte uns selbst zu vergessen pflegen, so lieb wir uns auch haben.“

20.

Wir übergehen verschiedene kleine Umstände aus dem einsamen Leben dieses ersten Mexikanischen Paars, über welche sich Tlantlaquakapatli nach seiner Gewohnheit weitläufig ausbreitet — weil er für Mexikaner schrieb; um uns bey Einem zu verweilen, der uns weniger unerheblich scheint.

Unser Filosof hat, wie alle Leute die mit ihrem eigenen Kopfe denken, zuweilen sonderbare und etwas seltsame Meinungen. Uns däucht es ist eine davon, wenn er die Frage aufwirft: Ob es für die Menschen nicht besser gewesen wäre, ohne eine künstliche, aus artikulierten Tönen zusammen gesetzte Sprache zu bleiben?

Wahr ists, er behauptet den bejahenden Satz nicht schlechterdings; jedoch scheint er sich ziemlich stark auf diese Seite zu neigen, indem er alle ſeine Wohlredenheit aufbietet, um uns die Glückſeligkeit anzupreiſen, worin die Stammältern ſeiner Nazion etliche Jahre mit einander gelebt hätten, ohne ſich einer andern als der allgemeinen Sprache der Natur gegen einander zu bedienen.

Anfangs ſchien mir die Thatſache ſelbſt, worauf er ſich bezieht, verdächtig zu ſeyn. Allein bey mehrerem Nachdenken glaube ich nicht nur die Möglichkeit, ſondern auch die Wahrſcheinlichkeit derſelben ganz deutlich einzuſehen.

Sie hatten, däucht mir, keine künſtliche Sprache vonnöthen, weder um einander ihre Begriffe, noch ihre Empfindungen mitzutheilen.

Ich räſoniere — oder deräſoniere (vernunfte oder beywegvernunfte 6) — welches, mag der Leſer entſcheiden) folgender Geſtalt:

Wenn wir von unſern ausgebildeten Sprachen alles dasjenige abzögen, was Dinge oder Begriffe bezeichnet, wovon ſich Koxkox

---

6) Ein von Herrn Campe vorgeſchlagenes Wort, dem wir es nicht miſsgönnen wollen, wenn es, gegen unſer Vermuthen, ſein Glück machen ſollte.

und Kikequetzel, und jedes andre Paar das sich jemahls in ihren Umständen befunden hat, nichts träumen lassen konnten, — alle Wörter und Redensarten, welche sich auf unsre häusliche und bürgerliche Einrichtung, auf unsre Gesetze, Polizey, Gebräuche und Sitten, auf unsre Künste und Wissenschaften, und auf unzählige Bedürfnisse, welche der rohen Natur fremd sind, beziehen: so würde der Überrest eine so arme Sprache ausmachen, als irgend ein wildes Völkchen in der wildesten Insel des Südmeers haben kann.

Aber auch diese arme Sprache wäre noch mehr als die ersten Mexikaner schlechterdings vonnöthen hatten. Sie würde schwerlich andre Wörter haben, als für Gegenstände, welche man einander eben so gut zeigen, und für Empfindungen, welche man in der Sprache der Natur eben so gut oder noch besser ausdrücken kann.

Eine künstlichere Sprache würde ihnen gerade so viel genützt haben als gemünztes Geld. Was sollten sie mit Zeichen anfangen, ehe sie Begriffe hatten? und wie sollten sie Begriffe von Dingen haben, deren Beziehung auf ihre Erhaltung und Glückseligkeit ihnen noch unbekannt war? Mit so wenigen Bedürfnissen als die ihrigen, und in einer

Lage, wo die Natur alles für sie that, konnten sie sich gänzlich den angenehmen Rührungen ihrer Sinne, dem süſsen Gefühl ihres Daseyns, und den Ergieſsungen ihres Herzens überlassen, ohne daſs ihnen einfiel ihre Empfindungen zu zergliedern, den Ursachen derselben nachzuforschen, oder sie mit Nahmen belegen zu wollen. Ihre Tage flossen ungezählt und ungemessen in dieser seligen Indolenz dahin, welche der menschlichen Natur so angenehm ist, daſs ihr wirklicher Genuſs das höchste Gut der Wilden, und der letzte Zweck der unruhigen und mühvollen Bestrebungen des gröſsten Theils aller übrigen Menschen ist, welche, von einer betrüglichen Hoffnung im Lauf erhalten, immer diesem eingebildeten Gute nachjagen, ohne daſs die wenigsten von ihnen es jemahls erreichen können.

Diejenigen, welche der menschlichen Seele einen immer regen Trieb und angebornen unersättlichen Hunger nach Vorstellungen zuschreiben, haben die Natur vielleicht nicht genug in ihr selbst, oder doch nicht ohne vorgefaſste Meinungen studiert. Wenn es so wäre wie sie sagen, warum fänden wir so wenig Begierde ihre Kenntniſs zu vermehren oder aufzuklären bey den unzähligen Völkern, welche noch unter dem Nahmen der Wilden und Barbaren den gröſsten Theil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieser heftige Wissenstrieb, selbst unter gesitteten Nazionen, nur der Antheil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders als durch einen Zusammenfluſs besonderer Umstände erregt und unterhalten wird?

Mir däucht, diejenigen, die sich dieses angeblichen Grundtriebs wegen auf Wahrnehmungen an Kindern berufen, verwechseln eine Thätigkeit, deren Grund lediglich in der Organisazion des Körpers liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele seyn soll, — und die Begierde nach angenehmen sinnlichen Eindrücken mit dem Verlangen nach Begriffen, welches zwey sehr verschiedene Dinge zu seyn scheinen. Besondere seltene Beyspiele, die hiervon eine Ausnahme machen oder zu machen scheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungssatz, der sich auf unzählige einstimmige Wahrnehmungen gründet.

Die Menschen genossen Jahrtausende lang die Früchte der Stauden und Bäume, eh' es einem von ihnen einfiel, Pflanzen zu zergliedern, und zu untersuchen, was die Vegetazion sey; und wie viele Veranlassungen, Bemerkungen und Untersuchungen muſsten auch vorher gehen, bis es selbst dem spekulativsten Kopf unter ihnen einfallen konnte!

Sogar, nachdem unter scharfsinnigern Völkern die Filosofie auf dergleichen Gegenstände ausgedehnt wurde, wie lange behalf man sich nicht mit willkührlichen Begriffen und kindischen Hypothesen! — Und warum das? Vermuthlich weil es bequemer war, schimärische Welten in seinem Kabinette nach selbsterfundenen Gesetzen zu bauen, als mühsame und langwierige Beobachtungen anzustellen, um heraus zu bringen, nach welchen Gesetzen die wirkliche Welt gebauet sey.

Das System der Menschheit hat die seinigen, wie jedes andere besondre System in der Natur. Eines dieser Gesetze scheint zu seyn, daſs nichts als Bedürfniſs oder Leidenschaft den Naturmenschen zwingen kann, aus diesem müſsigen Zustande heraus zu gehen, worin er, ohne irgend eine Anstrengung seiner selbst, seine Sinne den äuſsern Eindrücken und seine Seele dem launischen Vergnügen von einer Fantasie zur andern ohne Ordnung und Absicht herum zu irren, oder beide — dem Schäferglück,

An Chloens Brust von Nichtsthun auszuruhn,

überlassen kann; — es wäre denn, daſs durch einen Zusammenfluſs besonderer Umstände (wobey jedoch Bedürfniſs oder Leidenschaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechanische Gewohnheit, unsern Geist auf eine regel- und zweckmäſsige Art zu beschäftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Fall, der sich auſser der bürgerlichen Gesellschaft nicht leicht ereignen wird. Denn nur in dieser, wo die Erwerbung nützlicher oder angenehmer Kenntnisse und Geschicklichkeiten ein Verdienst ist, welches ordentlicher Weise zu Glück oder Ansehen oder beiden führt, wecken die Leidenschaften den schlummernden Wissenstrieb; — und wie sollten in einem Stande, wo die Natur selbst den wenigen Bedürfnissen noch unentwickelter Menschen zuvor kommt, diese Bedürfnisse ihn erwecken?

Von dieser Seite war also, wie mir däucht, kein Grund, warum unsre ersten Mexikaner eine Sprache vonnöthen gehabt haben sollten.

21.

Aber vielleicht hatten sie derselben zum Ausdruck ihrer Empfindungen vonnöthen?

Ich denke, nein; es wäre denn, daſs wir uns den ehrlichen Koxkox wie einen romantischen Seladon zu den Füſsen seiner Asträa vorstellen wollten, wie er ihr in einer süſsen Sprache quintessenziierte Empfindungen vorschwatzt, bey denen wahrscheinlicher Weise Er nicht mehr denkt als Sie davon versteht: welches — wofern die Natur sich nicht auf eine andere Art ins Spiel einmischte — ungefähr der albernste Zeitvertreib wäre, den man sich im Stande der Natur, oder in irgend einem Stande von der Welt, nur immer einbilden könnte.

Die Empfindungen bey unserm ersten Mexikanischen Paare muſsten etwas ganz andres seyn, eine ganz andre Wahrheit und Stärke haben, als diejenigen, womit man zu unsern Zeiten, in einem Stande der sich so weit vom natürlichen entfernt hat, so viel Geräusche zu machen pflegt. Solche Empfindungen, wie sie hatten, auszudrücken, ist nur die Sprache der Natur fähig; diese allgemeine Sprache, die von keinem Grammatiker gelehrt, aber von allen Menschen verstanden wird, und in Sachen, wo es allein auf die Mittheilung unserer Empfindungen und Begierden ankommt, weniger der Miſsdeutung unterworfen ist, als die vollkommenste Wörtersprache von der Welt.

Diejenigen, welche diese allgemeine Sprache — diesen beynahe unmittelbaren Ausdruck der Gemüthsbewegungen in den Augen, in den Gesichtszügen und Geberden — entweder in der Natur selbst oder in den Meisterstücken der Pantomimik 7) studiert haben, wissen, in welcher bewundernswürdigen Vollkommenheit das Angesicht und überhaupt der ganze Körper des Menschen zu dieser Absicht organisiert ist. Wie viel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Gesichts, ein Blick, eine Stellung des Kopfes

---

7) Die groſsen pantomimischen Tragödien des berühmten Noverre fielen gerade in die Zeit, da dieses geschrieben wurde.

aller Ungemächlichkeiten, Zweydeutigkeiten, Miſsverständnisse, Irrthümer, Wortkriege, u. s. w. welche mit einer aus willkührlichen Zeichen bestehenden Sprache unvermeidlich verbunden sind, und es desto mehr sind, je reicher, geschmeidiger und verfeinerter sie ist, — scheint doch nichts gewisser zu seyn, als daſs ein ganzes Volk von natürlichen Pantomimen alle diese Ungelegenheiten in einem viel höhern Grade erfahren, und gar bald gezwungen seyn würde, auf ein bequemeres Mittel einer gegenseitigen Gemeinschaft zu verfallen. Auch bey der einfältigsten Lebensart lassen sich hundert Fälle denken, wo es nicht darauf ankommt mit dem Herzen des andern zu reden, sondern mit seinem Kopfe, und wo dasjenige, was man ihm zu sagen hat, durch Geberden entweder gar nicht, oder nur auf eine zweydeutige und mühsame Art zu verstehen gegeben werden kann.

Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daſs Koxkox selbst, nachdem die Trunkenheit der ersten Liebe vorbey war, sich die Mühe gegeben haben werde, seine Freundin in seiner Muttersprache zu unterrichten; und daſs diese Sprache, durch die vereinigten Bemühungen des Jünglings, des Mädchens und des Papagayen, nach und nach immer reicher und vollkommener geworden sey.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die groſse Schwierigkeit bey Erfindung einer Sprache, wie bey allen Künsten, war nicht, sie zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen, sondern den ersten Grund zu legen. Eben so war der groſse Punkt bey Erfindung der Mahlerey, einen Menschen auf den Einfall zu bringen, eine Kohle zu ergreifen und den Umriſs eines menschlichen Schattens an eine Wand hinzureiſsen. Aber die Natur sorgte gemeiniglich selbst für diese ersten Einfälle, welche den Künsten den Ursprung gaben. Der erste Zeichner war ein Liebhaber, oder, wie Plinius zur Ehre des schönen Geschlechts versichert, eine Liebhaberin.

Ich zweifle daher gar nicht, daſs Koxkox und Kikequetzel, wenn sie nicht bereits eine Art von Sprache durch ihre Erziehung gelehrt worden wären, sich selbst eine erfunden haben würden. Das natürliche Verhältniſs zwischen gewissen Tönen und gewissen Empfindungen oder Gemüthsregungen konnte ihnen nicht lange unbemerkt bleiben; und dieses hätte sie eben so natürlich auf den Gedanken gebracht, daſs Töne geschickt seyen Zeichen abzugeben. Nach und nach hätten sie bemerkt, daſs sie fähig seyen, eine Menge mannigfaltiger Töne hervorzubringen. Sie hätten sich angewöhnt, die geläufigsten dieser Töne zu Bezeichnung derjenigen Dinge, womit sie am meisten zu thun hätten, zu gebrauchen. Dieser erste Grundstoff zu einer abgeredeten Sprache würde nach und nach mit den unentbehrlichsten Zeichen ihrer Bedürfnisse, Handlungen und Leidenschaften vermehrt worden seyn. Die natürlichen Gegenstände des Gehörs, das Murmeln eines Bachs, das Säuseln oder Brausen des Windes, das Gebrüll des Löwen oder Stiers, der rollende Donner, würden durch Worte ausgedrückt worden seyn, die den Schall, welchen sie bezeichnen sollten, nachgeahmt hätten. Ähnliche Töne würden vielleicht gebraucht worden seyn, ähnliche Beschaffenheiten an den Gegenständen andrer Sinne zu benennen. So wären sie nach und nach, ohne es selbst zu wissen, die Erfinder einer Sprache geworden — und so ist es vermuthlich mit dem Ursprung einer jeden Sprache hergegangen, deren Erfinder keinen andern Lehrmeister gehabt haben als die Natur.

22.

Die **Liebe** (sagt der weise **Tlantlaquakapatli**) ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen unsern Trieben, so wie er der süſseste ist; — er redet von der Liebe in der weitläufigsten Bedeutung dieses Wortes. Sie ist die wahre **Seele** des Menschen, welche alle seine Empfindungen entwickelt, alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die sympathetischen Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt, würde der natürliche Mensch nichts zu thun haben als zu essen, zu schlafen, und sein Geschlecht zu vermehren, wie jedes andre Thier; er würde der **König der Affen** seyn, — und selbst **dieser** Vorzug würde ihm von den stärkern und muthigern **Pongo's** streitig gemacht werden.

Nicht bloſs die **Noth**, auch die **Liebe** ist die Mutter der **Künste**. Der Mensch, der die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, eine Höhle und eine Gesellin hat, wird darauf bedacht seyn, wie er diese Güter auf die bequemste und angenehmste Weise genieſsen möge. Die Natur selbst fordert ihn gleichsam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Mexiko ist eines von den Ländern, über welche die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen, und seinen Bewohnern wenig mehr übrig gelassen zu haben scheint, als ihre Gaben zu genieſsen. Die Witterung ist so gemäſsigt, daſs Kleider in diesem Lande nicht unter die unentbehrlichen Dinge gehören. Eine unzählige Mannigfaltigkeit von angenehmen und nahrhaften Früchten, welche zu allen Jahrszeiten freywillig hervorkommen, ersparte, oder erleichterte wenigstens, den ersten Einwohnern die Sorge für ihre Erhaltung so sehr, daſs selbst in den folgenden Zeiten, da sich ihre Nachkommen unendlich vermehrt hatten, nur die leichteste Anbauung nöthig war, um eine gedoppelte, öfters dreyfache Ernte zu erhalten.

Bey allen diesen besondern Vortheilen wiesen doch zufällige Umstände und Bedürfnisse, oder wenigstens die Begierde gemächlicher und angenehmer zu leben, den ersten Bewohnern ihre Geschäfte an. Sie bauten sich Hütten; sie pflanzten Obst- und Gemüsegärten; ein Zufall entdeckte ihnen den Gebrauch der Baumwolle, und die Kunst sie zu spinnen und zu Decken und Gewändern zu verarbeiten.

Tlantlaquakapatli schreibt die erste Erfindung dieser und aller andern Künste der Mexikaner dem sinnreichen Koxkox und der zärtlichen Kikequetzel zu. Wenn wir ihm glauben, so erfand jener auch die Flöte, und diese die Kunst aus den bunten Federn des Kolibri und des Sensütl Kleidungsstücke und andere feine Arbeiten zu verfertigen; eine Kunst, welche von ihren Nachkommen auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit getrieben wurde, daſs Akosta und andre Geschichtschreiber uns Wunderdinge davon erzählen. Die Begierde ihre natürlichen Reitzungen durch einen künstlichen Putz zu erheben, ist (nach der Meinung unsers Filosofen) bey den Schönen ein Naturtrieb, dessen Wirkung sich auch unter den wildesten Völkerschaften äuſsert. Blumen, schöne Federn, schimmernde Steine, scheinen ihnen zu keinem andern Endzweck da zu seyn. Eine Schöne, sagt er, putzt sich unstreitig desto lieber und desto sorgfältiger, wenn sie einem Manne dadurch zu gefallen hoffen kann; aber auch wenn sie keine andere Gesellschaft hätte, als ihr eigenes Bild in einem klaren Brunnen, würde sie sich — für ihre eignen Augen putzen.

Auch vom Gesang und vom Tanze war die schöne Kikequetzel die Erfinderin. Jenen lernte sie dem Vogel Sensütl ab, dem die Mexikaner seines lebhaften und tonreichen Gesangs wegen einen Nahmen gegeben haben, der fünf hundert Stimmen bedeutet: diesen wurde sie — wenn Koxkox an einem schönen Abend die Lieder dieses musikalischen Vogels auf seiner Flöte nachahmte, oder ihre eignen begleitete — von der Natur selbst gelehrt.

Welch ein glückliches Paar! ruft Tlantlaquakapatli aus, bey einem Leben, das ein Gewebe von Unschuld, Liebe und Vergnügen war! Wie glücklich, wenn ich sie mir unter dem süſs duftenden Schatten selbstgepflanzter Lauben, von ihren leichten Geschäften ausruhend, denke — ihn sein braunes Gesicht an ihren Busen gelehnt, beide mit älterlicher Wollust den fröhlichen Spielen ihrer Kinder zusehend, die in den anmuthigsten Gruppen ein mannigfaltiges Bild der schönen Natur und der süſsesten Unschuld darstellen! — Ich gesteh' es, setzt er hinzu, daſs ich die Gemählde, die mir meine Fantasie von diesen glücklichen Menschen macht, bis zur Schwachheit liebe: und wenn ich mich diesem reitzenden Traum eine Weile überlassen habe, und dann meine Augen aufhebe und die Urbilder dazu unter den Menschen um mich her suche, und — nicht finde; so kann ich mich nicht erwehren, in meinem ersten Unmuth auf unsere Verfassung, Gesetze und Polizey, und (wenn ich der Sache länger nachgedacht habe) auf die Natur selbst ungehalten zu werden, welche uns so gemacht hat, daſs ein so beneidenswürdiger Zustand nur in einer einzelnen kleinen Familie möglich war.

23.

„Auf die Natur selbst ungehalten zu werden?“ —

Dazu möchte Tlantlaquakapatli wohl eben so wenig Recht haben als Plinius, den es verdroſs, daſs wir keinen Pelz, oder nicht wenigstens ein hübsches warmes Schwanenfell mit auf die Welt bringen.

„Und warum sollte Unschuld der Sitten, Friede, Eintracht, Genügsamkeit, und alles was das wahre Glück des Lebens ausmacht, nicht das Antheil eines ganzen Volkes seyn können?“

Ich rede nicht von Utopia, oder einer neuen Atlantis, oder dem Lande der Severamben, oder demjenigen, wonach uns der Dichter der Basiliade gelüstig machen wollte. Es giebt wirklich ein Volk in der Welt, welches schon Jahrhunderte in einem so glücklichen Zustande lebt, und, wenn sich kein miſsgünstiger Dämon in seine Sachen mischt, noch Jahrhunderte eben so glücklich bleiben kann; — ein beneidenswürdiges und unbeneidetes Volk, welches die holden Träume der Dichter von goldnen Zeiten und unschuldigen Arkadiern realisiert, — und von dem wir unsern Lesern künftig mehr zu sagen gedenken.

Aber, ein einzelnes Beyspiel vermag nichts über unsern Filosofen, — zumahl wenn er einen Anstoſs von Milzbeschwerung hat. Ich kann mir freylich einen Zusammenhang von günstigen Umständen denken, sagt er, unter welchen Koxkox und Kikequetzel mit ihren Nachkommen vielleicht bis ins zehnte Glied unschuldig und glücklich hätten bleiben können; und wer wird es mir läugnen, daſs ein solcher Zusammenhang, unter einer Million andrer Verknüpfungen, in einer Million von Jahren, einmahl wirklich werden kann? — Aber was hilft uns das, (fährt er fort) so lang' es nur einen einzigen Umstand braucht, um eine Unschuld zu zerstören, die ihre ganze Stärke von Unwissenheit und Gewohnheit erhält?

Koxkox und Kikequetzel waren ein Paar sehr unschuldige gute Leute, so lange sie allein waren. Sie liebten einander; wie hätten sie anders können? Sie thaten einander gutes — weil sie sich liebten; und was hätten sie davon gehabt einander zu plagen? Ich wollte nicht dafür stehen, daſs es nicht zuweilen kleine Zwistigkeiten unter ihnen gegeben hätte: aber diese machten nur den Schatten im Gemählde ihrer Glückseligkeit; und das Vergnügen der Aussöhnung war desto lebhafter.

Sie liebten ihre Kinder; — denn da konnte noch keine unbillige Theilung der älterlichen Zuneigung, keine ehrgeitzige oder eigennützige Begünstigung des einen auf Unkosten der übrigen, keine Eifersucht einer eiteln Mutter über die wachsenden Reitzungen einer Tochter, in denen sie erblickt was sie nicht mehr ist, Statt finden. — Sie liebten ihre Kinder, und diese Kinder waren unschuldig, so lange sie — Kinder waren. — Aber was half ihnen alles das? Ein einziger Umstand — Doch, wir wollen die Sache, so weit es möglich seyn wird, mit Tlantlaquakapatli's eignen Worten erzählen.

24.

Neun oder zehen Jahre ungefähr hatte die Glückseligkeit der ersten Ältern von Mexiko gedauert, als Kikequetzel einsmahls, mit ihrem kleinsten Kinde an der Brust, sich etwas weiter als gewöhnlich von ihrer Wohnung entfernte. Es war in der wärmsten Jahrszeit. Ermüdet warf sie sich an den Rand eines kleinen Baches, legte das schlafende Kind auf Moos und weiche Blätter, und ging hin Früchte von nahe stehenden Stauden zu pflücken.

Indem sie an nichts weniger dachte, kam ein Mann aus dem Gebüsche hervor. — Ihr erster Gedanke war, daſs Koxkox sie habe überraschen wollen. Sie lief ihm mit offnen Armen entgegen; aber da sie ihm beynahe in die seinigen gelaufen wäre, wurde sie mit Schrekken gewahr, daſs es nicht Koxkox war.

Ein spitzfindiger Leser wird es vielleicht unwahrscheinlich finden, daſs Kikequetzel, welche so gute Augen hatte zu sehen daſs es ein Mann war, nicht zugleich gesehen haben sollte daſs es nicht Koxkox war. Wir antworten ihm aber:

Erstens, daſs wir uns auf die gröſsten Optiker unsrer Zeit berufen, ob eine Unmöglichkeit in dem Falle, wie wir ihn erzählt haben, zu erweisen sey;

Zweytens hatte sich die gute Frau keine Zeit genommen ihn genau zu betrachten; sie erblickte von fern eine menschliche Gestalt; daſs es ihr Mann sey, sagte ihr in dem nehmlichen Augenblicke ihr Herz; und so lief sie auf ihn zu, ohne eine andere Gewiſsheit davon zu haben; welches ihr desto billiger zu vergeben ist, da sie

Drittens keinen Gedanken hatte, daſs auſser ihr und Koxkoxen noch ein anderes menschliches Wesen der Überschwemmung entronnen sey.

Hierin hatte sie sich geirrt, wie wir sehen. Denn dieser Mann war einer von den wenigen Entronnenen, und, was noch seltsamer war, von ihrem eigenen Volke, wie sich in der Folge zeigen wird. Dem Ansehen nach mocht' er wenig unter vierzig Jahren seyn. Es war ein starker mächtiger Mann, welcher die

Miene hatte, sich vor keinem von den zwölf oder dreyzehn Abenteuern des Herkules zu fürchten; und, wie Herkules, war er nur mit einer Löwenhaut bekleidet. Er war in allen Betrachtungen ein fürchterlicher, wiewohl eben kein häfslicher Mann.

Wenige Leute in der Welt — einsame Talapoinen ausgenommen, welchen, nach einer zwanzigjährigen pünktlichen Beobachtung ihrer Gelübde, im vierzigsten Jahr ihres Alters ein solcher Zufall in einer Einöde begegnete — können sich, auf dem gehörigen Grade von Wahrheit, einbilden, was für eine heftige Erschütterung bey Erblickung der schönen Kikequetzel in dem ganzen animalischen System dieses Mannes erfolgte.

Der Hunger, mit welchem ein gesunder Mensch, der drey Tage lang wider seinen Willen gefastet hätte, auf einen wohl oder übel zugerichteten Rindsbraten zufiele, ist — ein unedles Bild, wir gestehen es; es ist auch nichts weniger als neu: aber es ist doch das einzige, welches einiger Mafsen die Natur und die Heftigkeit der Begierde ausdrückt, mit welcher er seine nervigen Arme ausstreckte, um die freywillig anlaufende Beute zu erhaschen.

Aber, wie gesagt, sie entdeckte noch zu rechter Zeit, dafs es nicht Koxkox war.

Ungeachtet der Mann nicht häſslich war, und nach Mexikanischer Landesart nicht mehr Bart hatte als Koxkox, das ist, wenig mehr als nichts; so hatte er doch in diesem Augenblick etwas so Gräſsliches in seiner Miene, so funkelnde Augen, einen so starken Ausdruck von heiſshungrigem Verlangen in seiner ganzen Person, — daſs die gute Frau mit einem lauten Schrey zurück fuhr. So laut schrie sie, daſs Koxkox es hätte hören müssen, wenn sie näher als eine Stunde weit von ihm entfernt gewesen wäre. Aber Koxkox lag ruhig in seiner Hütte, ihre Wiederkunft erwartend, bey seinen Kindern, und dachte — an nichts.

Als der Mann auf sie zuging, und ich weiſs nicht was sagte, worauf sie in der Angst nicht Acht gab, so suchte sie ihre Rettung in der Flucht. Sie lief wie die Virgilische Kamilla:

> Kaum wurden von ihren geflügelten Sohlen
> Die Spitzen des Grases im Laufen berührt.

Sie würde um eine halbe Stunde früher als der nacheilende Mann in ihrer Hütte angekommen seyn, wenn sie so fortgelaufen wäre. Aber mitten in ihrem Laufe hielt sie inne, blieb etliche Augenblicke stehen, und rannte nun eben so schnell wieder zurück als sie davon geflogen war.

Der strengste Kasuist wird ihren Beweggrund nicht miſsbilligen können. Sie erinnerte sich plötzlich ihres Kindes, welches sie auf Moos und Baumblättern schlafend am Bache zurück gelassen hatte; und nun wich auch auf einmahl der Furcht, ihr Kind zu verlieren, alle andre Furcht. Tlantlaquakapatli behauptet, daſs dieses im Karakter einer Mutter und eines so unschuldigen Geschöpfes sey, als Kikequetzel war.

Der Mann machte sich diesen Umstand zu Nutze. Er erhaschte sie in einem Gebüsche. Sie sträubte sich mit der Stärke einer Person, deren ganzer Ernst es ist, los zu kommen; aber sie war keine Minerva; der Mann wurde Meister.

Dieser Mann hatte — die schöne Deklamazion des berühmten Grafen von Büffon gegen das Sittliche in der Liebe nicht gelesen; aber er handelte so vollkommen nach dem Grundsatze dieses neuen Plinius, als man es von einem Wilden erwarten kann, der vierzehn Jahre lang die ganze Nord- und Westseite von Mexiko durchirrt hatte, um zu suchen, was ihm, nachdem er längst alle Hoffnung aufgegeben, auf einmahl in diesem Gebüsch von selbst in die Hände lief.

Unser Autor meint, — vermuthlich aus Parteylichkeit gegen seine Stammmutter — daſs es nicht in der Natur gewesen wäre, den Unwillen lange zu behalten, von welchem sie in den ersten Augenblicken ihrer Niederlage gegen den Mann entbrannt war. Es hatte ihm einen guten Theil seiner Haare gekostet; und Kikequetzel war doch sonst das sanftmüthigste und weichherzigste Geschöpf von der Welt. Aber eine solche Begegnung — wir halten uns versichert, daſs ihr keine wohl erzogene Dame die Wuth übel nehmen wird, in welche sie bey einer solchen Begegnung gerieth!

Aber daſs sie sich besänftigen lieſs! — Wird auch wohl mehr als Eine, oder auch nur eine Einzige seyn, welche Stärke des Geistes und Billigkeit genug hat, sich — mit gänzlichem Vergessen alles dessen, was sie ihrer Erziehung, den Gesetzen und Sitten ihres Vaterlandes, und vielleicht ihrer Religion zu danken hat, an die Stelle dieser armen wilden Mexikanerin zu setzen, und wenigstens sich selbst zu gestehen ——?

Das Beste ist, die Damen — (welches Wort ich hier, wie allezeit, in einer sehr weiten Bedeutung genommen haben will) — überschlagen das folgende Kapitel gänzlich.

Sie würden mich durch diese Gefälligkeit sehr verbinden. Ein einziges Blatt umzuschlagen ist doch keine schwere Sache. — Ich weiſs zwar wohl, daſs man, nach Hagedorns Meinung, es einem Frauenzimmer nicht verbieten soll, wenn man will daſs sie nicht in einem Entenpfuhle herum wate. Aber niemand kann eine edlere Meinung von ihrem liebenswürdigen Geschlechte haben als ich. Sollte ich hierin von der einen oder andern meiner schönen Leserinnen zu schmeichelhaft denken, — sollten einige sich durch meine Warnung verleiten lassen, das folgende Kapitel eben darum zu lesen, weil ichs ihnen verboten habe: nun, so mögen sie sichs selbst zuschreiben, wenn sie lesen — was ihnen nicht gefällt!

25.

Der Mann war durch den Anblick der ſchönen Mexikanerin, in den Umſtänden, worin er beſagter Maſsen ſich befand, in einen ſolchen Paroxyſmus geſetzt worden, daſs er in dieſer ganzen Sache bisher bloſs mechaniſch und animaliſch zu Werke gegangen war; worüber ihn Herr von Büffon rechtfertigen mag, wenn es ihm beliebt. Tlantlaquakapatli zuckt die Achſeln und fährt in ſeiner Erzählung alſo fort:

„Durch die ganze Natur pflegt auf einen heftigen Sturm eine Stille zu folgen.

„Kikequetzel — voll Unmuth und Galle, daſs ſie den Mann nicht ſo ſehr haſsen konnte als ſie gern gewollt hätte — bediente ſich des erſten günſtigen Augenblicks, ſich los zu reiſsen.

„Der Mann fühlte vermuthlich in diesem Augenblicke, trotz dem Büffonischen System, eine sittliche Regung, welche ihm sagte, daſs er einem so liebenswürdigen Geschöpfe nicht wie ein Mann, sondern wie ein Bavian begegnet sey. In dem Augenblicke, da sie ihm entfliehen wollte, warf er sich zu ihren Füſsen, umfaſste ihre Knie, und bat in einer Sprache, die ihr bekannt war, so dringend und so demüthig um Vergebung, daſs es — einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Sie war entschlossen ihm nicht zu vergeben; aber vor Erstaunen, ihre Muttersprache reden zu hören, blieb sie etliche Augenblicke stehen, und betrachtete den Mann zum ersten Mahl mit Aufmerksamkeit.

„So klein dieser Fehler scheint, sagt Tlantlaquakapatli, so war es doch — der einzige, den sie in dieser ganzen Sache machte. Die folgenden machten sich von selbst, ohne daſs sie etwas dazu konnte. — Es war ein sehr groſser Fehler, meine lieben Landsmänninnen!“

Die Figur eines Herkules oder Gladiators ist nicht allen Schönen so gefährlich, als sie es der Gemahlin des Kaisers Markus Antoninus gewesen seyn soll: aber die schöne

Faustina (wofern ihr anders durch diese Nachrede kein Unrecht geschieht) war doch auch gewiſs nicht die einzige, der sie gefährlich ist; und — wenn eine solche Figur, nach einem solchen Auftritt, in keiner genauern Kleidung als eine Löwenhaut über den Rücken, und mit so ungestümen Begierden als die seinigen waren, zu euern Füſsen liegt, — so ist alles was der übertriebenste Schmeichler euers Geschlechts sagen kann, daſs in diesem Falle unter fünfen wenigstens Eine Faustine seyn würde.

Das Beste, meine werthen Freundinnen, ist, daſs es heutiges Tages (wenigstens in den policierten Theilen von Europa) keine Herkulesse, und noch weniger so ungestüme giebt; — oder, wofern es ja unter der rohesten Menschenart einen gäbe, daſs es ganz unfehlbar eure eigene Schuld wäre, wenn er sich jemahls in einer solchen Positur zu euern Füſsen befände.

Aber der guten Mexikanerin Schuld war es nicht, daſs sie sich in diesem Falle befand. Das arme unschuldige Ding! Sie machte die Augen wieder zu. Aber es war zu spät!

26.

Tlantlaquakapatli läſst sich sehr angelegen seyn, seine erste Mutter zu rechtfertigen. Seiner Meinung nach hatte ihr Betragen in dieser ganzen Begebenheit nichts, das nicht sehr natürlich wäre. Er führt eine lange Reihe von Gründen an, wodurch er diese seine Meinung zu unterstüzen vermeint. Er behauptet, die gute Dame Kikequetzel sey in diesem Falle, unvorbereitet und unbewaffnet, gerade auf der Seite angefallen worden, wo die Natur ihr Geschlecht am wenigsten befestiget habe; und dieses leitet ihn auf eine ziemlich gründliche Betrachtung über „die Unvollkommenheit des Standes der rohen Natur, und über die Nothwendigkeit, das moralische Gefühl zu deutlichen Begriffen und Grundsätzen zu erheben, um den Schwachheiten und Blöſsen der menschlichen Natur durch die Filosofie zu Hülfe zu kommen, deren höchstes Meisterstück eine weise Gesetzgebung ist.“ — Doch wir müssen unsre Erzählung fortsetzen.

Kikequetzel hatte gar keinen Begriff davon, daſs Koxkox bey ihrer dermahligen Angelegenheit mit dem Manne im geringsten interessiert seyn könne; und sie war weit davon entfernt, einige schlimme Folgen davon vorher zu sehen. So bald es also der Mann dahin gebracht hatte, daſs sie ihm den Schrecken vergeben konnte, den er ihr verursacht hatte, so hatte er alles gewonnen. Sie vergab ihm nicht nur, sie endigte gar damit ihn liebenswürdig zu finden.

Warum hatte sie Koxkoxen geliebt als — weil er ein Mann war, und weil er ihrem Herzen und ihren Sinnen angenehme Empfindungen gemacht hatte? Hier war der nehmliche Fall. Der Mann bezeigte ihr so viel Liebe, daſs sie undankbar zu seyn geglaubt hätte, ihm zu verbergen daſs es ihr nicht unangenehm war. Ihr gutes Herz machte, daſs sie ein jedes Wesen, welches ihr Vergnügen machte, als einen Wohlthäter betrachtete; und, diesem Grundsatz zu Folge, hatte der Mann in der That Ansprüche an ihre Erkenntlichkeit.

Es ist leicht zu sehen, daſs sie hierin einen gedoppelten theoretischen Fehler beging: — einmahl darin, daſs sie dem sinnlichen Vergnügen einen allzu hohen Werth beylegte; und dann, daſs sie auf Seiten des Mannes für Liebe hielt, was bloſser animalischer Trieb war, und ihm für das Gute verbunden zu seyn glaubte das er sich selbst that. Unser Autor entschuldigt seine Stammmutter mit einer Unwissenheit, welche in ihren Umständen ihre Schuld wirklich sehr vermindert. Aber wenn unter den policiertesten Nazionen, und bey allen Vortheilen der Erziehung und der Verfeinerung, unter zwanzig Personen ihres Geschlechts auch nur Eine wäre, welche eben so falsche Schlüsse machte, womit sollten wir sie entschuldigen können?

Der Mann und die Schöne machten einander nunmehr eine kurze Erzählung ihrer Geschichte und Umstände; und da diese eben so wenig Lust zu haben schien jenen zurück zu lassen, als er Lust hatte sich von ihr zu entfernen, so wurde beschlossen daſs er sie in ihre Hütte begleiten sollte.

Sie langten also mit einander bey dem guten Koxkox an, welcher über den Anblick eines Dritten verwundert war, ohne den geringsten Verdruſs darüber zu empfinden.

Mit Vergnügen theilte er seinen Vorrath mit ihm; Kikequetzel versah das Amt eines Dolmetschers; und da der Fremde viel Vergnügen darüber bezeigte, in einem Lande, wo er der einzige Mensch zu seyn geglaubt hatte, Geschöpfe seiner Gattung anzutreffen, so brachten sie etliche Tage sehr vergnügt mit einander zu. Der ehrliche Koxkox, der allen Wesen gut war die ihm nichts Übels thaten, hatte eine so groſse Freude über seinen neuen Freund, daſs er, ohne Ausnahme, bereit war, alles was er hatte mit ihm zu theilen; und die schöne Kikequetzel schien sich hierin ohne Mühe nach seiner Denkungsart zu bequemen.

27.

Der Mexikanische Filosof behauptet, daſs die Eiferſucht, in der engern Bedeutung dieses Wortes, nur unter gewissen besondern Umständen eine natürliche Leidenschaft sey: nehmlich —

In einer Gesellschaft, wo das Eigenthum der Weiber entweder durch Gesetze oder Gewohnheit eingeführt ist; und auſserdem nur alsdann, wenn

Die Gleichheit bey der Gemeinschaft aufgehoben wird, und entweder der Mitbesitzer sich besonderer Vorrechte anmaſst, oder die Dame dem einen einen Vorzug giebt, der mit einer Geringschätzung des andern verbunden ist, welche diesem allezeit unbillig scheinen muſs.

Unglücklicher Weise glaubte der gutherzige Koxkox nach Verfluſs einiger Tage deutliche Spuren gewahr zu werden, daſs er sich über eine solche Unbilligkeit zu beklagen habe.

Geradezu von der Sache zu reden, die schöne Kikequetzel bewies eine Unbeständigkeit in ihrer Zuneigung, welche sich zwar, wie unser Autor sagt, lediglich auf ihre Standhaftigkeit in einer gewissen eigennützigen Neigung gründete, aber doch bey allem dem der Schönheit ihrer Seele wenig Ehre machte.

Tlantlaquakapatli selbst giebt alle Hoffnung auf, sie über diesen Punkt zu rechtfertigen. — Es ist wahr, sagt er, Tlaquatzin (so hieſs der Mann) hatte einige Vorzüge vor dem guten Koxkox; — aber was für einen Werth haben Vorzüge, welche zu nennen man erröthen müſste?

Ihre Liebe zu Koxkoxen hing so zu sagen noch an zwey schwachen Faden: an der Erinnerung des Vergangenen, und an dem Verhältniſs, welches er gegen ihre Kinder hatte; denn daſs er Vater zu ihnen war, konnte nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber die Unbeständige hatte wenig Mühe auch diese Faden abzureiſsen. War die Erinnerung des Vergangenen für Koxkoxen, so sprach die Empfindung des Gegenwärtigen für Tlaquatzin; — war jener der Vater der Kinder die sie hatte, so unterlieſs dieser nichts, um es von denen zu werden die sie künftig haben würde. Die Wage neigte sich also immer auf Tlaquatzins Seite.

So viel Kaltsinn von einer Person welche die Wollust seines Herzens gewesen war, und die kleinen Proben die er stündlich davon erhielt, übermochten endlich seine Geduld, und es kam zuletzt zu einem gänzlichen Bruch. Die anscheinende Geringfügigkeit der Veranlassung ist der stärkste Beweis, wie geneigt man auf beiden Seiten zu einer Trennung war.

Kikequetzel pflegte allezeit einen Kopfputz von himmelblauen Federn zu tragen, weil dieses die Lieblingsfarbe Koxkoxens war. Allein Tlaquatzin war für die hochgelbe Farbe. Sie hatte also nichts eilfertigers zu thun, als sich einen Kopfputz von gelben Federn zu machen. Er war in etlichen Stunden fertig, und der himmelblaue wurde in einen Winkel geworfen. Sie machte sich noch eine Schürze von gelben Federn, in welche kleine Blumen von allen Farben, nur keine himmelblaue, eingewebt waren.

Koxkox lieſs sich einfallen, diese Parteylichkeit für die gelbe Farbe und diese Unbilligkeit gegen die himmelblaue sehr übel zu finden. Es kam zu einem bittern Wortwechsel zwischen ihm und der schönen Kikequetzel. Tlaquatzin blieb kein müſsiger Zuschauer dabey. Er rechtfertige den Geschmack der Schönen, aber in einem so beleidigenden Ton, daſs Koxkox alle Mäſsigung vergaſs. Ein derber Schlag über die breiten Schultern des undankbaren Tlaquatzin kündigte den ersten Krieg an, der seit mehr als vierzehn Jahren den Frieden der schuldlosen Gefilde von Mexiko störte.

Koxkox blieb seinem furchtbaren Gegner keinen Streich schuldig; er wehrte sich wie eine Tiegerkatze. Endlich gelang es der Schönen, die den unglücklichen Anlaſs zu diesem Zweykampf gegeben hatte, die Streiter aus einander zu bringen. Es war hohe Zeit; denn Koxkox, der seine letzten Kräfte zusammen gerafft hatte, würde es nicht mehr lange gegen seinen überlegenen Nebenbuhler ausgehalten haben. Kikequetzel weinte bitterlich über diesen Zufall, und es schien sie zu schmerzen, daſs sie unbillig und undankbar gegen einen Freund gewesen war, der das erste Recht an ihr Herz hatte. Aber nichts war vermögend den Eindruck auszulöschen, den der gelbe Kopfschmuck auf ihn machte; und als Tlaquatzin und die Dame des folgenden Morgens aufstanden, war kein Koxkox in der ganzen Gegend mehr zu finden.

28.

Er war vor Aufgang der Sonne von seinem zum ersten Mahl schlaflosen Lager aufgestanden, und ging so weit ihn seine Füſse trugen, — um in andern Gegenden Menschen zu suchen, bey denen er die ungetreue Kikequetzel vergessen könnte. Ungern und traurig verlieſs er die Hütten die er selbst aufgerichtet, die Gärten die er mit eigner Hand gepflanzt, die Lauben von Schasmin und Akacia die er über rieselnde Quellen her gewölbt hatte, — und die Kinder zu denen er Vater war. Aber ein sehnliches Verlangen sich zu rächen erhitzte seine Lebensgeister; er hoffte Gehülfen zu finden, mit deren Beystand er den Mann, der ihm seine Frau und seine Pflanzstätte vorenthielt, wieder vertreiben könnte.

Wir übergehen die besondern Umstände seiner langen Wanderungen, weil sie nicht zu unſerm Vorhaben gehören. Genug, er fand endlich zu ſeinem groſsen Troſte in einer Höhle, worin er einsmahls übernachten wollte, zwey Mädchen, von denen die älteſte nicht über zwanzig zu ſeyn ſchien, welche ihm in ſeiner eigenen Sprache Antwort gaben, und nicht daran dachten, die Freude, zu welcher ſie nach der erſten Beſtürzung über ſeinen Anblick übergingen, vor ihm zu verbergen. Die ſeinige verminderte ſich ein wenig, als bald darauf eine Frau von ungefähr vierzig Jahren in die Höhle trat, welche, man weiſs nicht eigentlich ob die Mutter oder die Tante, der jungen Nymfen war. Sie war von der Klaſſe der Pentheſileen, groſs und ſtark von Gliedern, mit einer Tiegerhaut angethan, und mit einer Keule auf der Schulter, die ihr von ferne das Anſehen einer verkleideten Dejanira gab — in den Augen eines Antiquars nehmlich; denn Koxkox bemerkte weiter nichts, als daſs ſie ſich ſelber glich, und die Miene hatte es in allen Arten von Zweykampf nicht wohlfeil zu geben.

Wie dem auch ſeyn mochte, ein Mann, und ein ſo feiner Mann wie Koxkox zu ſeyn ſchien, war dieſer kleinen weiblichen Geſellſchaft unendlich willkommen; man bemühte ſich um die Wette, ihn durch die freundlichste Begegnung davon zu überzeugen, und Koxkox fand, wir wissen nicht wie, Mittel und Wege, die Tante und die Nichten über die Annehmlichkeiten seiner Gesellschaft gleich vergnügt zu machen.

Nichts desto weniger hatte dieser glückliche Zustand nur wenige Wochen gedauert, als Koxkox anfing sich in seine vorige Heimath und zu seiner noch immer geliebten Kikequetzel zurück zu sehnen, die bey der Vergleichung, welche er sich nicht enthalten konnte zwischen ihr und diesen drey Waldnymfen anzustellen, von Tag zu Tage mehr gewann. Sein Herz schmeichelte ihm, daſs sie sich vielleicht eben so sehr nach seiner Zurückkunft sehne; und er hoffte den mächtigen Tlaquatzin ohne groſse Mühe zum Tausch einer einzigen Frau gegen ihrer drey zu bewegen, zumahl da die Tante im Nothfall für zwey gelten konnte. Er säumte also nicht, seinen Freundinnen zu eröffnen, daſs noch mehr Personen von seinem und ihrem Geschlechte das Glück gehabt hätten der groſsen Flut zu entgehen; daſs er den Weg zu ihrer Wohnung wisse; daſs diese Leute sehr willig seyn würden, sie in ihre Gesellschaft aufzunehmen; und daſs sie dort viele kleine Annehmlichkeiten des Lebens finden würden, deren sie bisher hätten ermangeln müssen. Man hatte nicht das mindeste gegen seinen Vorschlag einzuwenden; und schon des nächsten Tages mit Anbruch der Morgenröthe waren die drey Schönen reisefertig, um mit ihm in ein Land zu ziehen, wo es — mehr Männer gab.

29.

Die schöne und unbeständige Kikequetzel hatte inzwischen ihres Orts auch Zeit gehabt, sich den Vorzug mehr als Einmahl gereuen zu lassen, den sie dem breitschultrigen Tlaquatzin vor dem sanften Koxkox gegeben hatte. Seine rauhe Gemüthsart machte einen sehr starken Abstich gegen die zärtliche Begegnung, an welche sie von Koxkoxen gewöhnt worden war: und wie dieser durch seinen Fleiſs und seine Neigung zum Pflanzen die Gegend um ihre Wohnung zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte; so war sie hingegen durch die Trägheit ihres neuen Mannes, der sich bloſs mit der Jagd beschäftigte, unvermerkt wieder eine Wildniſs geworden.

Ihre Freude über Koxkoxens Wiederkunft würde also unbeschreiblich groſs gewesen seyn, wenn sie nicht durch den Anblick seiner Begleiterinnen in etwas wäre gemäſsiget worden. Indessen war doch in der Vorstellung, Personen von ihrem eigenen Geschlecht zum Umgang zu haben, etwas Angenehmes, das ihr auf einer andern Seite die Ungemächlichkeiten der Theilung zu ersetzen schien.

Auch der Herkulische Tlaquatzin hatte eine gedoppelte Ursache, sich die Wiederkunft seines alten Freundes wohl gefallen zu lassen: denn erstlich sah er ihn für einen Menschen an, der für ihn arbeiten würde; und zweytens war es ihm ganz angenehm, einen kleinen Harem zu seiner Disposizion zu haben.

Er machte nicht die geringste Schwierigkeit den Vertrag einzugehen, den ihm Koxkox anbot; denn er verlieſs sich darauf, daſs er den Schlüssel zu Kikequetzels Herzen habe, so oft es ihm einfallen würde Gebrauch davon zu machen. Er hielt sich selbst Wort. Aber Koxkox (welcher so einfältig nicht war als er aussah) beruhigte sich damit, daſs Kikequetzel wieder einen himmelblauen Kopfputz trug, und daſs ihm die beiden Schwestern und die Tante selbst so viele Gelegenheit zur Rache gaben als er nur wollte.

30.

Die Gemeinschaft der Weiber, welche der weise **Plato** in seiner sehr idealischen Republik einzuführen beliebt hat, dürfte auſser derselben so viele Ungemächlichkeiten nach sich ziehen, und daher so vieler Einschränkungen und Präservative vonnöthen haben, daſs wir keinem Gesetzgeber rathen wollten, die Platonische Republik in diesem Stücke zum Modell zu nehmen.

Tlantlaquakapatli hält diese Gemeinschaft der Weiber — welche, wie wir nicht läugnen können, in unsrer Mexikanischen Kolonie herrschte und von den Ältern auf die Kinder erbte, — für die hauptsächlichste Quelle der Verderbniſs und Verwilderung der ältesten Mexikaner. Sie zog, sagt er, eine Menge schlimmer Folgen nach sich.

Die Werke der goldenen Venus — wie es **Homer** nennt, oder, wie es unser Autor geradezu nennt, das Geschäft der Fortpflanzung, welches nach den Absichten der Natur die Bande der zärtlichsten Liebe zwischen beiden Ältern sowohl als zwischen den Ältern und Kindern enger zusammen ziehen sollte, — wurde durch diese Vielmännerey und Vielweiberey zu einem bloſsen animalischen Spiele, wobey eine flüchtige Lust der einzige Zweck und das einzige Gute war, was man davon hatte.

Die Liebe im edlern Verstande, die Liebe die eine Empfindung des Herzens ist, hörte auf.

Eine Frau war für einen Mann — was die Hindin für den Hirsch ist, und umgekehrt.

Die Kinder waren nicht mehr das Liebste was die Ältern in der Welt hatten. Ein Kind hatte gar keinen Vater, eben darum weil so viele Männer gleich viel Anspruch an diesen Nahmen machen konnten.

Die Kinder wurden also mit sehr vieler Gleichgültigkeit der Natur und dem Zufall überlassen; und weil sich die Mütter selbst so wenig als möglich mit ihrer Erziehung zu thun machen wollten, so entstand nach und nach die unmenschliche Gewohnheit, kränkliche oder gebrechliche Kinder wegzusetzen.

Die natürliche Liebe der Kinder gegen die Ältern, welche ohnehin keiner der stärksten Naturtriebe ist, verlor sich fast gänzlich; man war seinen Ältern so wenig schuldig, daſs man sich weder verbunden noch geneigt fühlte sie mehr zu lieben als Fremde. Daher die eben so unmenschliche Gewohnheit, abgelebte Leute, welche sich ihren Unterhalt nicht mehr selbst verschaffen konnten, Hungers sterben zu lassen.

Die Ausgelassenheit der Mütter hatte, auſserdem daſs sie der Vermehrung nachtheilig war, auch natürlicher Weise die schlimme Folge, daſs die Kinder eine desto stärkere Anlage zu der nehmlichen Neigung erbten, welcher die Mütter am liebsten nachhingen. Daher eine gewisse Salacität, womit ihre Nachkommen angesteckt wurden, und welche sich bey der unverdorbenen Natur nicht findet.

Auch die natürliche Liebe eines Menschen zum andern wurde von Grad zu Grade desto schwächer, da ihre Lebhaftigkeit hauptsächlich von der Zuneigung für die Glieder der Familie, in deren Schooſs wir erzogen werden, abhängt; von der Gewohnheit geliebt zu werden und wieder zu lieben, welche unserm Herzen mechanisch und zu einem der dringendsten Bedürfnisse wird; von den Beyspielen der Liebe, der Zärtlichkeit, der gegenseitigen Aufmerksamkeit und Dienstleistung, welche uns von der Kindheit an umgeben: lauter Bedingungen, welche in einer Gesellschaft nicht Statt haben, die nur durch den kopulativen Naturtrieb beider Geschlechter, und den Trieb herdenweise mit einander zu laufen, der den meisten zahmen Thieren natürlich ist, zusammen gehalten wird.

Bey einer so groſsen Schwäche der natürlichen Zuneigungen hatten die eigennützigen Leidenschaften, die Begierlichkeit, der Zorn, die Rachsucht, kein andres Gegengewicht als das fysische Unvermögen. Ein jeder that alles was ihn gelüstete, auſser wenn er — nicht konnte.

Daher Gewaltthätigkeiten und Fehden ohne Zahl, welche sich, nachdem die Mexikaner zu vielen kleinen Horden angewachsen waren, in einem unversöhnlichen Haſs einer Horde gegen die andere und in ewigen Kriegen endigten, die so lange dauerten, als von jeder feindseligen Völkerschaft noch eine lebendige Seele übrig war.

Der emsige und erfindsame Fleiſs, die Neigung zum Pflanzen und zum Feldbau, die Begierde Gemächlichkeiten zu erfinden und sich ein angenehmeres Leben zu verschaffen, welche die Mutter der übrigen Künste ist, wurden im Keim erstickt.

Die Liebe zu einem Weibe, das wir als die Hälfte unsers Wesens ansehen, die Liebe zu Kindern, in welchen wir uns selbst wieder hervorgebracht und vervielfältigt sehen, — diese Liebe ist fähig uns der Trägheit zu entreiſsen, die den einzelnen Menschen mit jedem leidlichen Zustande zufrieden macht. Sie macht uns auf die kleinsten Bedürfnisse dieser geliebten Gegenstände aufmerksam, und setzt alle unsere Fähigkeiten in Bewegung ihnen zuvor zu kommen. Nicht zufrieden, daſs diese werthen Geschöpfe nur leben sollen, wollen wir daſs sie angenehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir bessern unsre Erfindungen aus, und gefallen uns in einer Geschäftigkeit, welche diejenigen, die wir lieben, glücklicher macht.

Alles dieſs hörte auf, so bald die zärtlichen Familienbande aufgelöst waren. Nach und nach sanken die Nachkommen von Koxkox und Tlaquatzin zur bloſsen Thierheit herab. Sie behalfen sich mit wilden Früchten und Wurzeln, wohnten in Grüften und hohlen Bäumen, und suchten in einem gedanken- und arbeitlosen Müſsiggang das höchste Gut des Lebens.

31.

So schildert uns (sagt Tlantlaquakapatli) die Geschichte den Zustand unsrer ältesten Vorfahren. Wie ungleich jener liebenswürdigen Unschuld, welche den guten Koxkox in den Armen seiner zärtlichen Kikequetzel beseligte, als sie noch die einzigen Bewohner der fruchtbaren Thäler waren, die sich am Fuſse des Gebirges Kulhuakan verbreiten! als Kikequetzel sich noch nicht träumen lieſs, daſs ein andrer Mann mehr Mann seyn könne als Koxkox, und dieser noch nicht gelernt hatte, sich für unangenehme Augenblicke in seinem Hause in den Armen einer andern zu entschädigen; als jedes dem andern noch die ganze Welt war; als Kikequetzel, wenn sie mit Emsigkeit an einem Bette von den weichsten Federn arbeitete, sich mit dem Gedanken aufmunterte, „er wird desto süſser ruhen!“ — und Koxkox, wenn er die Bäume wachsen sah, die er gepflanzt hatte, sich an der Vorstellung ergetzte, daſs seine Kinder unter ihrem Schatten spielen würden! — Und o! wie wenig, (setzt der Filosof mit einem Seufzer hinzu) wie wenig brauchte es, diese Unschuld zu vernichten! Der verwünschte Tlaquatzin! Warum muſste er sich in diese Gegenden verirren!

Doch, Tlantlaquakapatli ist Filosof genug, um sich bald wieder zu fassen, und zu gestehen, daſs, wenn auch Tlaquatzin mit der Tante und ihren zwey Nichten nicht gewesen wäre, hundert andere zufällige Begebenheiten, früher oder später, vermuthlich die nehmliche Wirkung hervorgebracht haben würden; und er beschlieſst seine Erzählung mit einer Betrachtung, welche wir aus voller Überzeugung unterschreiben.

„Die Unschuld des goldnen Alters, (sagt er) wovon die Dichter aller Völker so reitzende Gemählde machen, ist unstreitig eine schöne Sache; aber sie ist im Grunde weder mehr noch weniger als — die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind seyn? Die Menschen sind nicht dazu gemacht Kinder zu bleiben; und wenn es nun einmahl in ihrer Natur ist, daſs sie nicht anders als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften und daher entspringendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können, — wer will mit der Natur darüber hadern?"

BETRACHTUNGEN

ÜBER

J. J. ROUSSEAUS URSPRÜNGLICHEN ZUSTAND DES MENSCHEN.

1770.

1.

Die Aufſchrift über der Pforte des Delfiſchen Tempels:

„Lerne dich selbst kennen!“

enthielt ohne Zweifel ein wichtiges, und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber daſs es, wie Rousseau verſichert, — „wichtiger und ſchwerer ſey, als alles was die groſsen dicken Bücher der Moraliſten enthalten,“ — iſt (mit ſeiner Erlaubniſs) nichts geſagt.

Dieſe Moraliſten, von denen Rousseau ſo wenig zu halten ſcheint, konnten doch wohl keinen andern Zweck haben, als in ihren groſsen dicken Büchern den Inhalt dieses nehmlichen γνωϑι σεαυτον zu entwickeln. — Und daſs unter so vielen, welche, von Hermes Trismegistus Zeiten bis auf diesen Tag, an der Auflösung dieses Räthsels gearbeitet haben, auch nicht Einer es errathen haben sollte — wahrlich, das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesetzt auch sie hätten sammt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabey verloren: so begreife ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — was uns die Delfische Pforte lehrt, nehmlich — „daſs es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen.“ — Und was haben wir da gelernt?

Der groſse Punkt ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntniſs zu gelangen? — und hierüber macht uns diese Pforte nicht klüger als der elendeste Kommentar, der jemahls über die Ethik des Aristoteles geschrieben worden ist.

Der obige Ausspruch unsers Freundes *Jean-Jaques* ist also, wie viel er auch beym ersten Anblick zu sagen scheint, um nichts weiser als wenn jemand sagte: der erste Vers des ersten Buchs Mose enthalte unendliche Mahl mehr Wahrheit als die sämmtlichen

Werke aller Naturforscher; weil am Ende doch alles, was uns diese Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein sehr kleiner Theil von dem ist, was Himmel und Erde in sich fassen, und (wie Shakspeares Hamlet sagt) noch gar viel in beiden ist, wovon sich unsre Filosofen (selbst den neuesten, dem so viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen lassen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Modefilosofen unsrer Zeit schuldig sind, sey es gesagt, daſs ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, die nur so lange etwas feines oder groſses oder neues sagen, als die Leser gefällig oder bequem oder unwissend genug sind, sie für das gelten zu lassen, wofür ihr Gepräge sie ausgiebt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierde etwas neues, *novum, audax, indictum ore alio*, zu sagen, schon oft die feinsten Köpfe sagen gemacht! — Zumahl in Zeiten, wie die unsern, da Witz und Beredsamkeit einen Freybrief haben die gesunde Vernunft zu miſshandeln, wenn es nur auf eine sinnreiche Art geschieht; wo Hippiasse und Karneaden durch rhetorische Taschenspielerkünste die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erschleichen; und neuer Unsinn, in schöne Bilder gekleidet, mit spielenden Gegensätzen verbrämt, und mit den Schellen des rednerischen Wohlklangs behangen, willkommner ist, als die alte Vernunft in ihrem schlichten Sokratischen Mantel!

War es diese Begierde zu schimmern, oder war es Laune, oder Misanthropie, — oder sollen wir glauben, daſs es wirklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey, was den scharfsinnigen Schriftsteller, welchen wir vorhin zu tadeln uns die Freyheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert die Filosofie der alten Gymnosofisten wieder in Achtung bringen zu wollen, und, ohne Hoffnung auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abenteuerlichen Satz zu behaupten: „daſs der ursprüngliche Stand des Menschen der Stand eines zahmen Thieres gewesen sey;“ — und daſs man allen Nazionen, unter denen sich (nach seinem Ausdruck) die Stimme des Himmels nicht habe hören lassen, keinen bessern Rath geben könne, als „in die Wälder zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückzukehren, aus welchen sie eine unselige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke heraus gezogen habe.“

Man braucht die Schriften dieses sonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäſsigen Gabe von Gutherzigkeit gelesen zu haben, um sich gern überreden zu lassen, daſs vielleicht niemahls ein Schriftsteller von der Güte seiner Absichten und von der Wahrheit seiner Grillen so überzeugt gewesen sey als Rousseau. Man kann sich nicht erwehren dem Manne gut zu seyn, der die verhaſstesten Paradoxen mit einer so aufrichtigen Miene von Wohlmeinenheit vorbringt, — mit einer so ehrlichen Miene die seltsamsten Fehlschlüsse macht, und uns aus der Fülle seines Gefühls zuschwört, daſs alles gelb sey, ohne den kleinsten Verdacht zu haben, daſs doch wohl vielleicht er selbst mit der Gelbsucht behaftet seyn könnte.

Und gesetzt auch, der Zusammenhang seiner Grundsätze, und der dogmatische Ton, den er, aller seiner Protestazionen ungeachtet, aus so vollem Munde anstimmt, könnte einige Zweifel ——

Doch nein! Wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns Gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Loos aller Sterblichen erfahren, und sich auf seinem Wege verirrt hat. Lassen wir die Anmaſsung — die Herzen der Schriftsteller aufzureiſsen, um die geheimen Absichten derselben vor einen unbefugten Richterstuhl hervor zu ziehen, lassen wir diese verwegene Anmaſsung jener verachtenswürdigen Art von Gleiſsnern, welche unter dem scheinbaren Vorwande, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtscheuen Absichten an der Vernunft und ihre Dummheit an dem Witze, wie der Affe seine Miſsgestalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freyheit zu filosofieren, (welche, so lange wir nicht mit dem Rousseauischen Menschen in die Wälder, oder, was noch ein wenig schlimmer wäre, so lange wir nicht in die Barbarey der Gothen und Vandalen zurückzukehren gedenken, eine der stärksten Stützen der menschlichen Wohlfahrt ist) muſs sich auf alle erstrecken, welche von Gegenständen, die innerhalb des menschlichen Gesichtskreises liegen, ihre Meinung mit Bescheidenheit sagen, wie seltsam und widersinnig auch immer ihre Meinung scheinen mag. Wie oft ist etwas in der Folge als eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden worden, was Anfangs alle Stimmen gegen sich hatte! — Und auch der Irrthum selbst, diese nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, giebt Gelegenheit, den Mitteln besser nachzuforschen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menschliche Geschlecht.

3.

Ein Schauspiel, das die Menschlichkeit empört, wenn man es von der häſslichen Seite ansieht, — der Anblick der ausschweifendsten Üppigkeit und zügellosesten Verderbniſs der Sitten in einer von den Hauptstädten Europens, in diesem modernen Babylon, — welchem ein Filosof im siebenten Stockwerke, um seiner liebenswürdigen Narrheiten, um seiner artigen Talente und auf den äuſsersten Grad verfeinten Künste willen, seine Laster nicht so leicht verzeihen kann als der Filosof zu Ferney, wenn er das Glück gehabt hat wohl zu verdauen, aus seinem kleinen bezauberten Schlosse; — der Anblick des Übermuths, mit welchem die verächtliche Klasse der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, dessen Werkzeuge sie sind, spotten; — der traurig machende Anblick eines unterdrückten Volkes unter dem besten der Könige: — solche Ansichten — aus einem Dachstübchen betrachtet — sind sehr geschickt, den Betrachtungen eines filosoſischen Zuschauers über unsre Verfassungen, Künste und Wissenschaften eine solche Stärke zu geben, und ein so schwermüthiges Helldunkel über sie auszubreiten; daſs man nichts andres nöthig hat, um zu begreifen, wie dieser Filosof, mit einer schwärmerischen Einbildungskraft, einem warmen Herzen und etwas galliger Reitzbarkeit, auf den Einfall kommen konnte: „Es würde diesem Volke besser seyn, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben.“

Laſst in diesem Augenblick eine Akademie die Frage aufwerfen: „ob Wissenschaft und Kunst dem menschlichen Geschlechte mehr Schaden oder Nutzen gebracht haben?“ — wird er wohl in einer solchen Gemüthsstimmung Bedenken tragen, Wissenschaften und Künste, die er als Sklavinnen des Glücks und der Üppigkeit, als Quellen der sittlichen Verderbniſs und Beförderinnen der Unterdrückung ansieht, für die wahre Ursache alles menschlichen Elends zu erklären?

Und, noch voll von den lebhaften Gemählden, in welchen ihm seine Fantasie die Evidenz dieser vermeinten Wahrheit anzuschauen giebt, — wird er nicht, wenn eine andre Akademie seine Galle durch die Frage heraus fordert: „welches der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen sey, und in wie fern selbige durch das natürliche Gesetz berechtigt werde oder nicht?“ — die Auflösung dieses Problems schon gefunden zu haben glauben, und uns mit dem zuversichtlichsten Tone der Überzeugung überreden wollen: daſs alles Übel, wovon das menschliche Geschlecht gedrückt wird, bloſs aus dieser Ungleichheit, als der wahren Büchse der Pandora, hervor gegangen sey, und daſs es kein gewisseres Mittel davon befreyt zu werden gebe, als alle Gewänder und Ausschmükkungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Polizey, Bequemlichkeiten, Wollüste und Bedürfnisse von uns zu werfen, und nakkend — gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstich seines Buches — zu unsrer ursprünglichen Gesellschaft, den Vierfüſsigen, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieſs nicht die geheime Geschichte des Rousseauischen Systems gewesen seyn?

4.

Dieses vorausgesetzt, scheint es einiger Maſsen begreiflich zu werden, wie Rousseau auf den Einfall habe kommen können, sich den ursprünglichen Stand der Menschheit als einen solchen zu denken, worin der Mensch von dem übrigen Vieh, auſser einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die unselige Möglichkeit aus demselben heraus zu gehen“ — unterschieden gewesen sey.

„Betracht' ich, spricht er, den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, so sehe ich ein Thier, das zwar nicht so stark als einige, nicht so behend als andere, aber, alles zusammen genommen, doch unter allen am vortheilhaftesten organisiert ist; ich sehe es sein Futter unter einer Eiche suchen, aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nehmlichen Baume nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat: und so sind seine Bedürfnisse befriediget." —

Doch nicht gar alle! — Es giebt Augenblicke, — welche ich nicht so natürlich beschreiben möchte, als es der eleganteste Schriftsteller aus dem politen Zeitalter Augusts gethan hat, und die man, sogar in London, (wo so viel erlaubt ist was man anderswo für unzulässig halten würde) nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzustellen wagt, wie es Aristofanes zu Athen, dem Sitz der Griechischen Urbanität, wagen durfte — Augenblicke — Doch wir wollen unsern Schriftsteller selbst davon reden lassen.

„Zu fressen haben, (fährt Rousseau fort) schlafen, und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat." 1)

Und damit wir uns nicht etwann einbilden, er lebe mit seinem Weibchen und mit seinen Jungen in einer Art von Familiengesellschaft, wovon wir sogar bey einigen thierischen Gattungen Beyspiele sehen; setzt er — nicht ohne den Grotiussen und Puf-

---

1) S. 24 und 157.

fendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben — hinzu:

„Sich die ersten Menschen in eine Familie vereiniget vorstellen, daſs hieſse den Fehler derjenigen begehen, die, wenn sie über den Stand der Natur räsonieren, die Ideen mit hinein bringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben: da doch in diesem primitiven Stande, wo die Menschen weder Häuser noch Hütten noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein jeder sich lagerte wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefähr begegneten und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammen thaten, ohne daſs die Sprache ein sehr nothwendiger Dolmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verlieſen." 2)

Man kann sich leicht einbilden, daſs Leute, die so wenig Umstände mit einander machen, und der süſsen Werke der goldenen Venus auf eine so thierische Art pflegen, nicht sehr zärtliche Ältern seyn werden. Auch

---

2) S. 28, 29.

bekümmert sich, nach Rousseaus Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts. Und wie sollte er? da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorbey gehen, bis endlich einer von diesen maschinenmäſsigen Vätern den Verstand hat, beym Anblick solcher kleiner Geschöpfe die tiefſinnige Betrachtung anzustellen, — „daſs er vielleicht durch eine gewisse Operazion, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe.“

Was die Mutter betrifft, so ist es freylich ihre Schuld nicht, daſs sie sich gezwungen sieht sich eine Zeit lang mit ihrem Kinde abzugeben. — „Sie säugt es Anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen, (spricht Rousseau) hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen des Bedürfnisses des Kindes selbst. Aber so bald die Kinder groſs genug sind sich ihr Futter selbst zu suchen, so verlaufen sie sich von der Mutter, und so kommt es bald dahin, daſs sie einander nicht mehr kennen.“ 3)

Eh' es dahin kommt, hat also die Mutter, man weiſs nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herum zu schleppen. — „Wahr ists, (sagt unser Filosof) wenn die Mut-

3) S. 29.

ter umkommt, so läuft das Kind Gefahr mit ihr umzukommen; aber (setzt er tröstlich hinzu) diese Gefahr ist hundert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind ihre Nahrung selbst zu suchen." 4)

Der natürliche Mensch des Filosofen *Jean-Jaques* ist also (die verwünschte Vervollkommlichkeit ausgenommen) weder mehr noch weniger als ein andres Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daſs er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles, und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Karreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Inseln Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat. 5)

Der Rousseauische Mensch ist es, dem der Nahme eines Wilden — den die Spanier den Amerikanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten gegeben haben — im eigentlichen Verstande zukommt. Er überläſst sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine körperlichen Bedürfnisse hinaus; das groſse Schauspiel der Natur ist unvermögend

---

4) S. 12. 5) S. 6.

ihn aus seiner schlafsüchtigen Dummheit aufzuwecken; in seinem ganzen Leben fällt ihm nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch das letztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört in der That beynahe eben so viel dazu, diese Fragen aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber was Rousseau in der menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Ursache gegeben, nichts natürlicher zu finden als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den ursprünglichen Stand ausmacht, — kann ich nicht errathen.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „sehr wenig dafür gesorgt, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beygetragen, welche sie zum Untergang ihrer Freyheit und Glückseligkeit unter einander getroffen haben.“ 6) —

Was für wunderliche Dinge Witz und Galle einen Filosofen sagen machen können!

---

6) S. 37.

5.

Ungeachtet Rousseau sich gleich Anfangs erklärt, daſs es bey Untersuchung der akademischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Thatsachen ankomme: so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben, und beruft sich daher einigemahl auf die Hottentotten, die Karaiben und die wilden Indier in Nordamerika; wiewohl in der That niemahls, wo es auf Befestigung der Hauptsätze seines Systems ankommt. Was hätten sie ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen kleinen Völkerschaften, die man Wilde nennt, befindet sich in diesem viehischen Stande, den er zu unserm ursprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Gesellschaft; sie kennen Freundschaft, eheliche und älterliche Liebe; sie sind nicht ohne alle Kunst; und es ist mehr als zu wahrscheinlich, daſs sie erst durch das unmenschliche

Verfahren der Kastilianer in eine gewisse Wildheit hinein geschreckt worden sind, die ihnen nicht natürlich war.

Aber gesetzt auch, die Wildheit aller dieser wirklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns so viel wunderliche Dinge erzählt, von den Kyklopen des alten Vater Homer bis zu den Kaliforniern des Vater Venegas, wäre noch ein wenig gröſser als sie beschrieben wird: was könnte damit bewiesen werden, als daſs „Menschen zufälliger Weise sehr nahe zu den Thieren herunter sinken können, und daſs, wenn es einmahl so weit mit ihnen gekommen ist, ein Zusammenfluſs vieler günstiger Umstände erfordert wird, um die Menschheit wieder bey ihnen herzustellen?“ — und wem ist jemahls eingefallen hieran zu zweifeln?

6.

Bey einer Untersuchung des ursprünglichen Standes der Menschen scheint die Frage, „wo die ersten Menschen hergekommen,“ nicht ganz überflüssig zu seyn. Rousseau hat (wir wissen nicht warum) nicht für gut befunden ihrer zu erwähnen. Man kann diese Unterlassung nicht damit rechtfertigen, daſs dieser Umstand durch die Offenbarung ins Klare gesetzt sey. Denn aus diesem Grunde hätte sich Rousseau seine ganze Untersuchung ersparen können; und überhaupt bewies man vor neun hundert Jahren aus diesem Grunde, „daſs man über gar nichts filosofieren müsse, was der Mühe werth ist.“— Es ist das nehmliche weise Argument, kraft dessen der Saracenische Kalif Omar die Bibliotheken zu Alexandria, als diese Hauptstadt Ägyptens in seine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilt haben soll. — Wenn es erlaubt ist, über den ursprünglichen Stand des Menschen zu filosofieren, so muſs sich diese Freyheit auch auf seinen Ursprung selbst erstrekken; es ist für eines so viel Grund als für das andere.

Gesetzt nun, wir wollten — welches sehr weit von uns entfernt ist — die Gefälligkeit für die alten Priester zu Memfis so weit treiben, und alle die Überschwemmungen und Ausbrennungen des Erdbodens, von denen sie Nachrichten zu haben vorgaben, 7) für wahr annehmen; ja, gesetzt wir wollten den Ursprung der Menschen so weit hinaus setzen als die fabelhaften Japaner: so würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die ersten gewesen wären. Eine Reihe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metafysischen Gründen eben so möglich seyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiſs ist, daſs sie, wie sehr viele andre transcendentale Dinge, den Fehler hat, daſs sie unvorstellbar ist.

Diese Ersten also, woher kamen sie?

Sind sie aus dem Monde herab gefallen?

Oder, wie Manko-Kapak, der Orfeus der Peruvianer, aus der Sonne herab gestiegen?

---

7) S. den Timäus des Plato.

Oder, nach der gemeinen Meinung der Alten, aus dem Boden hervor gewachsen? 8)

Oder sind sie, nach der sinnreichen Hypothese des Filosofen Anaximander, aus einer Art von Fischen hervor gekrochen? 9)

Oder hat vielleicht die Natur, wie Lukrez uns glauben machen will, 10) erst eine Menge Versuche machen müssen, bis es ihr endlich gelungen einen vollständigen Menschen herauszubringen?

Wahrhaftig, meine Herren Manko-Kapak, Demokritus, Anaximander, Lukrez, und wie ihr alle heiſst, es möchte sich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu untersuchen welcher von euch die lächerlichste Meinung habe; — aber was ihr alle zugeben müſst, ist: „daſs nur derjenige den Nahmen des ersten Menschen verdienen kann, welcher — der erste Mensch war; das ist, bey dem sich zuerst die vollständige Anlage alles dessen befunden, was den wesentlichen Unterschied unsrer Gattung von den übrigen Geschöpfen ausmacht.“ Und wenn wir einmahl so weit einig sind, so wer-

---

8) *Diod. Sicul. L. I.* c. 10.

9) *Plutarch Symposiac. L. VIII.* c. 8.

10) *Lucret. L. V.*

den wir, denke ich, kein Orakel entscheiden lassen müssen: „ob die Natur (wenn anders Verstand und Absicht in ihren Wirkungen ist) nicht wenigstens ein Paar solcher Menschen, welches die Gattung zu vermehren geschickt war, habe hervorbringen müssen?“

Nun läſst sich wohl nichts andres denken, als daſs der erste Zustand dieser Protoplasten, wie vollkommen wir auch ihre Organisazion voraussetzen, wenig besser als eine Art von Kindheit seyn konnte; es wäre denn, daſs wir ihnen angeborne Kenntnisse leihen wollten, wozu wenigstens die bloſse Vernunft ihre Stimme nicht giebt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verschlungen in die Unermeſslichkeit der Natur, hatten sie ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um sich aus der ersten Betäubung so vieler auf sie zusammen drängender Eindrücke zu erhohlen. Allein Aufmerksamkeit und Übung muſsten sie bald den Gebrauch ihres Körpers und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens bestimmt schienen, kennen lehren; und es brauchte — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erschaffen wollen, welche in der Natur nirgends sind — weder Jahrtausende noch Jahrhunderte dazu.

7.

Rousseau ist nicht dieser Meinung. Er sieht den Übergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policierung als eine Sache an, die von allen Seiten mit unübersteiglichen Schwierigkeiten umgeben ist. Er kann nicht begreifen, wie Ein Mensch zuerst habe auf den Einfall kommen können, ein Weibchen für sich selbst zu behalten, eine Hütte für sie zurechte zu machen, und der Vater von seinen Kindern zu seyn? — Oder wie etliche Menschen auf den Gedanken hätten gerathen können, Gesellschaft mit einander zu machen, und anders als nach Verfluſs vieler tausend Jahre eine so tiefsinnige Wahrheit zu ergründen, als diese ist: daſs vier Arme mehr vermögen als zwey, und vier und zwanzig mehr als vier. In diesem Stücke scheint es ihm (ohne Vergleichung) wie dem berühmten Sultan Schach-Baham zu gehen, der immer über die alltäglichsten

Sachen zu erstaunen pflegte, und nichts so gut begreifen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beyspiel, dafs Witz und Dummheit auf ihrem äufsersten Grade einerley Wirkung thun.

Rousseau hätte vieler Bemühung des Geistes bey dieser Gelegenheit überhoben seyn können; denn wer in der Welt wird ihm die Folgen streitig machen, die er aus seiner Hypothese zieht? — Die Hypothese selbst ist es, was wir ihm geradezu wegläugnen. Ganz gewifs würde das wilde, ungesellige, dumme, Eicheln fressende Thier, das er seinen Menschen nennt, in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons ist. Wer wollte sich die Mühe geben, einen solchen Satz erst durch tiefsinnige Erörterungen zu beweisen? Das heifst die Gründe weitläufig aus einander setzen, warum, vermöge der Gesetze der Mechanik, ein Gichtbrüchicher schwerlich jemahls auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die schönen Antithesen, die er bey dieser Gelegenheit spielen läfst!

Doch, wir wollen ihm nicht Unrecht thun: es ist sein ganzer Ernst; er sieht alle diese ungeheuern Schwierigkeiten wirklich, von denen er spricht; und sie müssen wohl gewifs entsetzlich in seinen Augen seyn, weil sie ihn beynahe dahin bringen, seine Zuflucht zu einem *Deus ex machina* zu nehmen. Gleichwohl würden alle diese Fantomen auf einmahl verschwunden seyn, wenn er nur diese zwey Sätze, die einfachsten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„Daſs die Menschen aller Wahrscheinlichkeit nach, von Anfang an in Gesellschaft lebten — und von allen Seiten mit natürlichen Mitteln umgeben sind, die ihnen die Entwicklung ihrer Anlagen erleichtern helfen.“

8.

Man könnte übrigens unserm Filosofen den Satz: „daſs, der Vervollkommlichkeit ungeachtet, die meisten Fähigkeiten des Menschen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können,“ eingestehen, ohne daſs seine Hypothese viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvezius nicht ohne Grund eine Menge psychologischer Erscheinungen erklärt — die daher rührende Begnügsamkeit an jedem leidlichen Zustande, in welchem dieser Trägheit am wenigsten Gewalt geschieht, und die durch beides verdoppelte Macht der Gewohnheit lassen uns leicht begreifen, wie ein Volk (zumahl in einem Erdstriche, dessen Beschaffenheit die Wirkung dieser Ursachen noch verstärkt) Jahrtausende durch, wofern es sich selbst überlassen bleibt, in einem sehr unvollkommnen Zustande beharren könne.

Sittliche und politische Ursachen hemmen in Sina den Fortschritt der Wissenschaften, welche sich in diesem ungeheuern und in einigen Stücken sehr gut policierten Reiche noch immer in der Kindheit befinden. — Fysische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrornen Länder um Hudsons-Bay seit undenklicher Zeit in einem so eingeschränkten Kreise von Bedürfnissen und von Thätigkeit, daſs Reisende, welche den Geist der Beobachtung nicht empfangen haben, und den sittlichen Menschen in einem Gewande von Pelzwerk und Seehundsfellen nicht zu erkennen fähig sind, kein Bedenken tragen, ihren Zustand für viehisch zu erklären.

Aber mit der Geselligkeit, diesem wesentlichen Zuge der Menschheit, hat es eine ganz andere Bewandtniſs. Der Mensch, — wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurück gehen, und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen aufzuheben, und einen andern Menschen zu erblicken, um die süſse Gewalt des sympathetischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines gleichen zieht.

Und etwa nur zu seines gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle jener aus Bewunderung, Freude und Dankbarkeit gemischten Gefühle, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüſsen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Hang der ältesten Menschen, allem in der Natur eine Seele zu geben, und sich einzubilden, daſs alles, was uns Empfindung einflöſst, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden (sagt der gröſste Kenner des menschlichen Herzens der mir bekannt ist) mit dem Manne, der von Dan bis gen Beerseba reisen kann, und ausrufen: alles ist öde! — Ich erkläre, sagte ich, indem ich meine Hände mit einer zärtlichen Bewegung zusammen schlug, daſs ich auch in einer Wüste etwas ausfündig machen wollte, über welches ich meine Zuneigung ergieſsen könnte. — Könnt' ich nichts bessers thun, so wollt' ich sie an irgend eine holde Myrte heften, oder mir irgend eine melankolische Cypresse aussuchen, um eine Art von Freundschaft mit ihr zu machen. — Ich wollte ihrem Schatten liebkosen, und sie zärtlich um ihren Schutz begrüſsen. — Ich wollte meinen Nahmen in sie schneiden, und schwören, sie wären die liebenswürdigsten Bäume in der ganzen Wildniſs. Welkte ihr Laub, so würd' ich mit ihnen trauern, und mich mit ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aussehen mich beredete, daſs sie sich freueten.“ [11])

Stellen wir uns einen Menschen vor, der, aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet, und die Hoffnung, jemahls wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daſs in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel, oder eine Maus, oder in Ermanglung irgend eines andern lebendigen Geschöpfes, sogar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichsten Regungen werden könnte? — Daſs diese Spinne nach und nach in seinen Augen so schön werden könnte, als die reitzendste Toskanische Amaryllis in den Augen ihres Platonischen Schäfers; daſs er sie auf seinem Teller essen lassen, daſs er ganze Tage mit ihr spielen, daſs er sich, durch die anhaltendste Aufmerksamkeit eine Art von

---

[11]) *Yorick's Sentimental Journey, Vol. I. p.* 85.

Sprache mit ihr machen, sich für ihre kleinsten Bewegungen interessieren, bey der mindesten Gefahr für ihr Leben zittern, und, wenn er unglücklich genug wäre sie zu verlieren, sie mit heiſsen Thränen beweinen, und über ihren Verlust eben so untröstbar seyn würde, als er in andern Umständen über den Tod der geliebtesten Frau und des besten Freundes gewesen wäre?

Ich erinnere mich ehmahls etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lausün gelesen zu haben; und ich zweifle nicht, daſs Leute, welche in den Anekdoten der Bastille, des Donjon von Vincennes, des Königssteins und anderer Einsiedeleyen dieser Art erfahren zu seyn Gelegenheit haben, ähnliche Beyspiele zu erzählen haben werden.

Man würde vergeblich einwenden, daſs sich von einzelnen Beyspielen nicht auf die menschliche Natur überhaupt schlieſsen lasse. Denn alles, was wir seit etlichen tausend Jahren aus gemeiner Erfahrung von unserer Gattung wissen, nöthigt uns, den Trieb der Geselligkeit und das Verlangen nach Gegenständen, denen wir uns mittheilen können, für ein wesentliches Stück der Menschheit zu halten. Die Ausnahmen sind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruſs, Milzsucht, oder irgend einem andern innerlichen Beruf, sich freywillig der menschlichen Gesellschaft begeben haben.

Und wie wenig es auch dieser kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich sey, den geselligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiset die Geschichte der alten Thebaischen und andrer Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebreiche Einsiedlerinnen, um die Einsiedler in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem Teufel pflegten, daſs sie lieber die allerschlechteste Unterhaltung als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich: so haben diejenigen, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur hinein getragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Rousseau in dem Übergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Übergang in einen entgegen gesetzten, sondern ein bloſser Fortgang in dem nehmlichen Stande; ein Fortgang, dessen Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bey den Völkerschaften wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

9.

Doch, was würden alle unsre Einwendungen helfen, wenn (wie Rousseau sehr wahrscheinlich findet) „es wirklich eine Art von Menschen gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zerstreut, keine Gelegenheit ihre Fähigkeiten zu entwickeln gehabt, keinen Grad von Vollkommenheit erworben hätten, und sich, mit Einem Worte, noch dermahlen in dem ersten Stande der Natur befänden?“

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdigen Menschen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern von Majomba in der Afrikanischen Provinz Loango, und im Königreiche Kongo, welches, nach Dappers Bericht, voll von Waldmenschen ist, — die allem Ansehen nach die nehmliche Art von Geschöpfen sind, welche in Afrika überhaupt Pongo's oder Quojas-

Morro's, und in Ostindien Orang-Utang genannt werden.

Diese Geschöpfe sind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Gröſse eines Menschen, aber viel dicker, und so stark, „daſs zehen Negern nicht genug wären, um Einen davon lebendig zu fangen.“ Sie gehen auf zwey Beinen, bedienen sich der Hände wie wir, sind proporzionierlich gestaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit schwarzen Haaren bedeckt. Ihre Gesichtsbildung ist von den Negern ihrer nicht gar sehr verschieden, auſser, „daſs ihnen die Augen tief im Kopfe liegen, und daſs ihre Miene etwas wildes und gräſsliches hat.“ Ihre Weibchen haben eine volle Brust, wiewohl nicht völlig so gewölbt, — und vermuthlich auch nicht völlig so weiſs, als die schönen Ober-Walliserinnen, deren unschuldige Dienstfertigkeit dem Filosofen St. Preux so beschwerlich war. 12)

Diese Thiere sind sehr böse, wenn man ihnen zu nahe kommt, und so launisch, daſs sie nicht einmahl leiden können, wenn man ihnen ins Gesicht sieht. Indessen sind sie doch groſse Liebhaber von den Weibern und Töch-

---

12) *Nouv. Heloise, Tom. I. p. 71.*

tern der Negern, — (ein Umstand, aus welchem Rousseau hätte folgern können, daſs sie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigenen Weibchen muſs doch wohl jede Negerin eine Venus seyn) — und die besagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über diesen Artikel von ihnen. Man sieht sie truppenweise in den Wäldern ziehen, und dann sind die reisenden Schwarzen des Lebens nicht vor ihnen sicher; ob sie gleich keine andre Waffen führen als ihre Fäuste, oder einen Prügel. — Sie fressen kein Fleisch, sondern nähren sich (wie alle andre Affen) bloſs von Früchten und wilden Nüssen. Sie pflegen sich um die Feuer, welche die Negern, wenn sie durch die Wälder reisen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu versammeln, und gehen nicht eher vom Platze bis das Feuer erloschen ist; „ohne den Verstand zu haben, (sagt Battel) Holz oder Reiser herbey zu tragen, um es zu unterhalten.“ 13)

Barbot, welcher in seiner Beschreibung von Guinea dieser Geschöpfe nicht vergiſst, thut von einer ähnlichen Art Meldung, die in Sierra Leona den Nahmen Barry's

---

13) Allgemeine Beschreibung der Reisen u. s. w. im III. Theile S. 264, 280, 320, u. folg.

führen. Die Barry's lernen, wenn sie jung gefangen werden, auf zwey Beinen gehen, und werden gebraucht, Korn zu stampfen, Wasser zu tragen, und den Bratspieſs zu wenden. Die Negern lassen sich nicht ausreden, daſs diese Baviane so gut reden könnten als sie selbst, wenn sie nur wollten; aber sie wollen nicht, sagen sie, aus Furcht, man möchte sie mit noch mehr Arbeit beladen.

Ich sehe nicht, warum Rousseau, der so eifrig ist, die Grenzen der Menschheit bis auf die ungeselligen Pongo's auszudehnen, diese ehrlichen Barry's vorbey geht, welche doch in Ansehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben scheinen. — Oder ist es etwa gerade diese störrische Ungeselligkeit der Pongo's — wodurch sie so gut in seine Hypothese passen — was ihn zu dieser parteylichen Vorliebe verleitet hat?

Was hindert uns übrigens, aus ähnlichen Gründen auch die groſsen Affen an der Sanaga, von denen Le Maire in seiner Reise nach den Kanarischen Inseln spricht, den Rousseauischen Menschen beyzugesellen? Sie thun sich truppenweise zusammen wenn sie auf die Nahrung ausgehen, und unterdessen daſs die übrigen Beute machen, steht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nehmliche Weise auf dem Rücken, wie die Negernweiber die ihrigen, und bezeigen eine Zärtlichkeit für sie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewissen Kräutern, welche sie erst kauen und dann auf die Wunde legen.

Wer weiſs wie viel andre Züge von Witz, Empfindung, Geselligkeit, und Vervollkommlichkeit an diesen Geschöpfen noch zu entdecken wären, wenn sie — von Leuten, welche alles sehen was sie sehen **wollen** — von **Filosofen** beobachtet würden!

Doch Rousseau scheint sich zu begnügen, einen neuen Zweig des menschlichen Stammes in dem **Orang-Utang** oder **Pongo** entdeckt zu haben.

Indessen können wir nicht bergen, daſs die Gründe, um deren willen er uns diese Ehre erweiset, vieles (wo nicht das Ganze) von ihrer Stärke verlieren, so bald man das Interesse nicht dabey hat, das den Erfinder einer neuen Hypothese begierig macht, Erscheinungen zu Bestätigung derselben aufzutreiben.

„Die Nachrichten, (spricht er) welche Battel, Purchaſs und Dapper von ihnen geben, beweisen, daſs diese Herren keine guten Beobachter waren; sie machen falsche Schlüsse; man merkt, daſs ihnen gar nicht in den Sinn gekommen ist, daſs diese edeln Geschöpfe etwas besseres als Affen seyn könnten.“

Alles wahr; aber was gewinnen die Pongo's dabey?

„Unsre Reisebeschreiber (fährt Rousseau sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt, diese Geschöpfe, welche von den Alten unter dem Nahmen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden, zu Thieren herab zu würdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daſs sie Menschen sind: — denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte.“

Es gäbe ein gutes Mittel, meint er, wodurch auch die dümmsten Beobachter sich bis zur völligen Gewiſsheit überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und seine Brüder zur menschlichen Gattung gehörten oder nicht.

Was für ein Mittel mag das seyn? — Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt sich hierüber deutlich zu erklären; — eine Bedenklichkeit, die an einem Cyniker, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben scheinen möchte; — indessen giebt er doch hinlänglich zu verstehen, daſs man eine kleine Kolonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müſste, um zu sehen was daraus würde.

Der Gedanke ist der einfachste von der Welt, und wir bedauern nur, daſs er (wie Rousseau selbst bemerkt) nicht ausführbar ist; — wo nicht eben um des abermahligen Skrupels willen, der unserm Filosofen hier aufstöſst, doch gewiſs des höchst beschwerlichen Umstands wegen, weil diese Pongo's, seine Schutzverwandten, die brutalste Art von Liebhabern sind, die man sich einbilden kann. Nach den Erzählungen der Negern hätte sich der Fall, den Rousseau andeutet, schon oft zutragen sollen. Aber unglücklicher Weise ist noch keine einzige Negerin, die in ihre Hände fiel, mit dem Leben davon gekommen. — Und so dürfte freylich der Vorschlag einer Kolonie nicht ins Werk zu setzen seyn.

Inzwischen, und bis man durch genauere Beobachtungen im Stande seyn werde, den Bavianen in Loango, Kongo, Borneo und Java Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, glaubt Rousseau wenigstens eben so viel Grund zu haben, sich über diesen Artikel an den Kapuziner Merolla — „einen gelehrten Religiosen, welcher in dieser Sache ein Augenzeuge, und bey aller seiner Natureinfalt dennoch ein Mann von feinem Verstande gewesen sey" — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaſs, und andre Zusammenstoppler.

Und was sagt den Pater Merolla, auf dessen Zeugniſs nun die ganze Sache beruhet?

Merolla sagt: die Schwarzen fingen zuweilen auf ihren Jagden wilde Männer und Weiber.

Das ist alles was ihn Rousseau sagen läſst, und das ist wenig. Er hätte hinzu setzen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewissen Leonard gehört, ein gewisser Kapuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem Portugiesischen Statthalter zu Loanda ein Geschenk gemacht habe; — und das ist auch nicht viel mehr als nichts. Alles, was wir zur Sache dienliches daraus nehmen können, ist: „daſs die Einwohner zu Borneo und die Negern eine gewisse Art von Affen wilde

Männer nennen;" — und dieſs sagen zehen andre Reisebeschreiber (Batteln, Dappern und Purchassen mit eingerechnet) auch.

Ich würde mich bey dieser Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein stärkeres Beyspiel wüſste, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypothese thun kann."

Rousseau glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Existenz seines wilden Menschen gebrauchen zu können. Auf einmahl geht in seiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidischen weit hinter sich zurück läſst, und beynahe noch wunderbarer ist, als die Erhebung eines Affen in den Menschenstand. Merolla, der abergläubigste und einfältigste Mann, der vielleicht jemahls einen spitzigen Kapuz getragen hat, wird auf einmahl ein gelehrter Mann, und — *fidem vostram, Quirites!* — ein *homme d'esprit.* — Ein sehr entscheidendes Beyspiel wird diejenigen, welche sich überwinden können die nachstehende Erzählung zu lesen, benachrichtigen, was für eine Art von *homme d'esprit* der ehrliche Merolla war.

Ein gewisser so genannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Missionarien in dem Afrikanischen Königreiche Kongo, hatte nach dem Absterben des Königs Don Alvarez einen von den Thronprätendenten, Nahmens Simantamba, unter betrüglichem Versprechen, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben und ihm zur Krone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem gröſsten Theile seines Gefolges ermorden lassen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieser brachte gleichfalls ein groſses Heer auf, (sagt Merolla, der damahls in Kongo war) und ging gerade auf seines Gegners Hauptstadt los. Er fand sie leer; alle Einwohner waren davon gelaufen. Seinen Soldaten blieb also kein andres Mittel übrig den Feinden Abbruch zu thun, als alles aufzuessen, was sie zurück gelassen hatten. Unter andern bemächtigten sie sich auch eines ungewöhnlich groſsen Hahns, der einen starken eisernen Ring um den einen Fuſs hatte. Dieser Ring kam einem von den Klügsten (sagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er versicherte seine Kameraden, der Hahn sey bezaubert, und warnte sie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein diese rohen Leute versicherten ihn, daſs sie den Hahn essen würden, und wenn er den Teufel zehnmahl im Leibe hätte. Der Hahn wurde also erwürgt, zerstückt, und in einem groſsen Topfe so lange gekocht, bis er faſt sehr zerſotten war. Hierauf schütteten sie ihn in eine Schüſsel, sprachen ihr Tischgebet, (denn es waren so gute Christen als es die neu bekehrten Negern gewöhnlich zu seyn pflegen) und setzten sich heiſshungrig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schüſsel greifen wollten, siehe! da fingen die geſottenen Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüſsel heraus zu steigen, und sich wieder so gut zuſammen zu fügen, als ob sie nie getrennt geweſen wären. Kurz, der Hahn stand in wenig Augenblicken wieder frisch und geſund auf seinen Füſsen, ging etlichemahl im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreymahl mit den Flügeln, machte ein entſetzliches Getöſe, — und verschwand. — Ob mit Hinterlaſsung des gewöhnlichen Wahrzeichens, hat der ehrwürdige Kapuziner vergeſsen zu berichten. — „Jedermann (setzt er, nachdem er diese Geschichte mit aller möglichen Einfalt und Ernsthaftigkeit erzählt hat, hinzu) kann sich leicht einbilden, was für ein Schrecken die Anweſenden bey dieſem Anblick überfallen muſste, welche unter tauſend Ave Maria vom Platze liefen, und den meisten Umständen dieser schrecklichen Begebenheit nur von ferne zuſahen. Sie schrieben ihre Erhaltung lediglich dem Gebete zu, das sie vor Tische geſprochen hatten, ſonſt wären ſie gewiſs alle umgekommen, oder vom Teufel beſeſſen worden.“ So viel der P. **Merolla.** — Das nenn' ich einen **Augenzeugen!** einen **Gelehrten!** einen *homme d'esprit!*

10.

Man könnte sich wundern, warum Rousseau — welchem aus einer kleinen Parteylichkeit für die Orang-Utangs die schwächsten Zeugnisse und Vermuthungen, die seiner guten Meinung von ihnen günstig sind, wichtig genug scheinen, — einen Umstand von der gröſsten Wichtigkeit vorbey gegangen, den er in dem nehmlichen Buche, woraus er seine Nachrichten zog, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz andrer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieser Zeuge ist Franz Moore, Faktor der königlichen Afrikanischen Gesellschaft in England; ein Mann von schätzbarem Karakter, dessen Nachrichten überdieſs die neuesten sind, welche wir von den Ländern haben, wo der so genannte wilde Mann angetroffen wird.

Er erzählt, als er den sechsten April 1735 unweit der Faktorey zu Joar spazieren gegangen, hätte er von einem Thiere, dessen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuſs gefunden, der dem Fuſs eines Bavians ziemlich gleich gesehen, und mit Haaren eines Zolles lang bedeckt, hingegen so dick als eines Mannes seiner gewesen sey. Er hätte einige Negern darüber befragt, und von ihnen vernommen: „Es wäre der Fuſs von einem Thiere, welches sie in ihrer Sprache den wilden Mann nennten; es gäbe deren viele in diesem Lande (nehmlich um den Fluſs Gambia) sie würden aber selten gefunden; sie wären so schlank als ein Mensch, gingen eben so wie wir auf zwey Beinen, und bedienten sich einer Art von Sprache."

Dieses letzte wäre, wofern es damit seine Richtigkeit hätte, ein Umstand, der uns über unsre Verwandtschaft mit diesen Geschöpfen wenig Zweifel übrig lieſse. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon sagen, als was er von einigen Negern gehört; und was diese ihm davon sagten, (vermuthlich alles was sie ihm sagen konnten) ist zu unbestimmt, als daſs man darauf bauen könnte. Wir haben schon aus dem Barbot angeführt, daſs die Schwarzen in Sierra Leona von den Barry's das nehmliche glaubten; und es wird, wenn man alle Nachrichten zusammen stellt, sehr wahrscheinlich, daſs diese Barry's zu eben derselben Gattung gehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongo's, und die zu Borneo Orang-Utang nennen. Die Sprache, welche die Negern diesen Affen zuschreiben, scheint sich mehr auf Schlüsse als auf Beobachtung zu gründen; und so gern wir besagten Negern glauben wollen, wenn sie von dem reden was sie sehen oder hören, (in so fern es nur einiger Maſsen glaublich ist) so billig ist das Miſstrauen, das wir in ihre Schlüsse setzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniſs mit allen diesen verworrenen und zu Festsetzung eines sichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugnissen haben mag, so scheint doch so viel gewiſs zu seyn, daſs wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugsamer moralischer Gewiſsheit behaupten zu können: „daſs diese menschenähnlichen Affen keine wilde Menschen sind.“ Wären sie es, warum sollten sie sich nicht schon längst zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum sollte ein junger Orang-Utang, dergleichen schon einige gefangen worden sind, unter policierten Menschen nicht eben die Fortschritte machen, die ein junger Karaib oder Hottentotte macht, wenn er auf Europäiſche Art erzogen wird?

Doch genug, und vielleicht ſchon zu viel, von Hypotheſen, welche man an jedem minder ernſthaften Manne als Rouſſeau iſt für Ironie halten müſste!

11.

Die Thorheit des Filosofen *Jean-Jaques*, so wenig Ehre sie der Menschheit macht, ist doch am Ende weiter nichts als lächerlich; aber diejenige, welche uns Swift in Gullivers Reisen aufdringen will, ist hassenswürdig.

Die Freunde dieses auſserordentlichen Mannes — vor dessen Genius sich der meinige so tief bückt, daſs ich es kaum wage ihn zu tadeln, so sehr ers auch in diesem Stücke verdient, — möchten seine Yahoos gern dadurch rechtfertigen, daſs sie uns bereden wollen, sie für eine satirische Erfindung zu halten, wodurch er bloſs die Häſslichkeit des Lasters, und die wichtige moralische Wahrheit, daſs der Mensch dadurch unter das Vieh herab gesetzt werde, in das helleste Licht habe setzen wollen.

Aber niemand, der den dritten Theil der Reisen Gullivers mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich eine Sache überreden lassen, welcher der Augenschein auf allen Blättern widerspricht.

Swift, dessen eingewurzelter Menschenhaſs auſserdem durch so viele eigene Geständnisse in seinen vertrauten Briefen nur allzu wohl bestätiget ist, scheint nichts angelegeners gehabt zu haben, als seinen Lesern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu lassen, ob die besagte Erfindung aus einem andern Geiste geflossen seyn könnte, als dem Haſs der menschlichen Natur — einer so unnatürlichen Leidenschaft an einem Menschen, daſs Swift vermuthlich, so wie er der Erste ist, der Einzige bleiben wird, der diesen abscheulichen Triumf über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieser, nicht mit der zufälligen Verderbniſs derselben, hat er es zu thun. Seine Yahoos sind von Natur die übelartigsten, boshaftesten und unfläthigsten von allen Thieren; und diese Yahoos sind ihm gerade das, was Rousseau natürliche oder wilde Menschen heiſst. Unser ganzer Vorzug vor ihnen besteht, nach ihm, bloſs darin, daſs wir uns durch Kunst und mit der Länge der Zeit einiger Funken von Vernunft bemächtiget haben, die uns aber zu nichts dienen, als unsre natürlichen Untugenden zu vergröſsern, und sie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat. 14)

Rousseau ist also, in Vergleichung mit Swift, noch sehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Der Rousseauische Mensch ist von Natur ein harmloses gutartiges Thier, wenigstens so gutartig als irgend ein anderes von der grasfressenden Art; die Gesellschaft ist allein die Quelle seiner Verderbnisse. Der Swiftische Yahoo hingegen ist das abscheulichste unter allen Ungeheuern, von Natur und durch Kunst; die letztere vergröſsert seine angeborne Häſslichkeit, indem sie dieselbe schminken will. Rousseau formiert seinen Wilden, indem er so lange von einem Menschen herunter schnitzelt, bis nichts übrig bleibt als das Thier: Swift seinen Yahoo, indem er dem Menschen alles Schöne abstreift, alles Gute bis auf die zartesten Fasern aus seinem Herzen heraus reiſst, und aus allen möglichen Lastern und Häſslichkeiten, welche er von den verdorbensten unsrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern seltne Erscheinungen gewesen sind) abgezogen hat, ein Ungeheuer

---

14) *Voyage to the Houyhnhums*, *Ch. VII.*

zusammen setzt, dessen Daseyn, wenn es erwiesen werden könnte, ein unüberwindlicher Einwurf gegen das Daseyn Gottes wäre. Rousseau will uns überreden zu den Thieren in den Wald zu gehen, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, daſs er uns dadurch glücklich machen würde: Swift macht uns zu Scheusalen, deren sich die Natur schämt, die der Abscheu der ganzen Schöpfung sind, die sich selbst eines in dem andern verabscheuen; und wenn er eine menschenfreundliche Absicht dabey gehabt hat, nun, wahrhaftig! so hat er ein Mittel dazu gewählt, wobey es unmöglich war, seinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch, es kann keine Frage seyn, was seine Absicht war. Seine Galle, seinen von vielen Jahren her gesammelten Haſs gegen seine Landsleute, und besonders gegen die Hofpartey unter Georg dem Ersten, auszulassen, und sich auf einmahl für tausend wirkliche und eingebildete Beleidigungen zu rächen, das war seine Absicht; aber nur ein so hartes Herz, wie das seinige, war fähig, diese Rache an der menschlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicher Weise für ihn selbst hat er dieser unwürdigen Leidenschaft nicht Genüge thun können, ohne seinem eigenen Nachruhm mit dem nehmlichen Streiche, den er auf seine ganze Gattung führt, eine tödtliche Wunde beyzubringen. Er muſste ungerecht gegen seine Mitmenschen, und ein Lästerer gegen die Natur werden, um ein Geschöpf, an welchem, bey allen seinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne so viel liebenswürdiges sieht, zu einem so gräſslichen Mittelding von Affe und Teufel umzuschaffen. Er muſste erst alle Proporzionen der menschlichen Form zerstören, alle ihre Züge und Lineamente verzerren. alle die feinen Schattierungen verwischen, durch welche die Natur unsre Vollkommenheiten und unsre Mängel, wie ein geschickter Kolorist abstechende Farben, in einander verblendet, und durch tausend fast unmerkliche Mischungen im Ganzen die reitzendste Harmonie zuwege bringt; mit Einem Wort, er muſste das schönste Werk der Natur, um einen Yahoo daraus zu machen, verstümmeln, zerkratzen, übersudeln; — und wie hätte er seinen Genie, seinen Witz, seine Kenntnisse, welche vielleicht noch kein Schriftsteller in solchem Grade beysammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn seine Absicht gewesen wäre, sich selbst mitten unter dem menschlichen Geschlecht eine unzerstörbare Schandsäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des berühmten Genfer Bürgers der mindesten Zweydeutigkeit unterworfen wäre; so könnte man sich kaum verwehren zu denken, er habe eine Swiftische Absicht dabey gehabt, da er seinen primitiven Menschen in den Pongo's von Majomba und Kongo gefunden zu haben glaubt. Denn in der That, wenn etwas in der Natur ist, das dem Menschenhasser Gulliver eine Idee zu seinen Yahoos geben konnte, so müſsten es die Baviane seyn, von deren Brutalität die Reisebeschreiber aus dem Munde der Negern Beyspiele erzählen, welche sie dieses Nahmens würdig machen. — Aber der ganze Zusammenhang der Rousseauischen Theorie beweiset, daſs er keinen solchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiſtischen **Huyhnhnms** und **Yahoos** einzulassen, um dadurch zu beweisen, wie sehr er sich durch beide an der menschlichen Natur versündiget habe, würde eine wahre Beleidigung der letztern seyn.

Es bedarf keines mühsamen Beweises gegen Rousseau, daſs die Wilden in Neuholland nur Embryonen von Menschen sind, und daſs ein Embryo von der Natur nicht dazu bestimmt ist, ewig Embryo zu bleiben: aber es bedarf noch weniger eines Beweises, daſs **Homer** seine Helden, **Plutarch** seine groſsen Männer, **Xenofon** seinen Sokrates, seinen Cyrus und seine Panthea, — und die **Fidias**, **Alkamenes** und **Apelles** der Griechen, ihren Apollo, ihre Venus, ihre Grazien, von keinen **Yahoos** abkopiert haben.

Indessen schien uns doch das Unrecht, welches zwey so berühmte Misanthropen — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, diese Rüge um so mehr zu verdienen, da das Beyspiel solcher Männer, theils durch Ansteckung, theils durch die natürliche Wirkung ihres Ansehens, die ohnehin nur zu große Anzahl der Schriftsteller zu vermehren droht, die sich ohne Bedenken an der menschlichen Natur versündigen, indem sie den Menschen bald übermäßsig erhöhen, bald unter sich selbst erniedrigen.

Wenn wir die Natur nicht beschuldigen wollen, daſs ihr gerade dasjenige von allen ihren Werken, worauf sie selbst den gröſsten Werth gelegt zu haben scheint, miſslungen sey: so haben wir gewiſs keine Ursache, uns verdrieſsen zu lassen, daſs wir weder Pongo's, noch Platonische Ideen, weder Arkadische Schäfer, noch stoische Weisen, weder Feen-Helden, noch Engel, noch Huyhnhnms, sondern — Menschen sind. Aber desto gröſsere Ursache haben wir, gegen alle und jede auf unsrer Hut zu seyn, die uns zu etwas schlechterm als

Menschen, ja sogar (aus guten Gründen) gegen diejenigen, die uns, aus Hinterlist oder miſsverstandener guter Meinung, zu etwas besserem machen wollen.

Die Natur, die immer Recht hat, hat gewiſs auch recht daran gethan, daſs sie uns gerade so machte wie wir sind; und wahrlich! es ist nicht ihre Schuld, wenn gewisse Leute, aus einem ihnen selbst unbewuſsten Fehler ihrer Augen, tausend Schönheiten an der menschlichen Natur überschielen, oder (was ihnen nur gar zu oft begegnet) wirkliche Schönheiten für Fehler ansehen.

Uns däucht, man sollte die menschliche Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen lange beobachtet, und sehr fleiſsig, nicht in Systemen oder verfälschten Urkunden, sondern in der Natur selbst studiert haben, ehe man sich anmaſsen darf, ihre Auswüchse und üppigen Schöſslinge abschneiden, und zuverlässig bestimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit bestehe.

Verstümmelungen sind keine Verbesserungen, Gothische Zierathen keine Verschönerungen, — und eine moralische Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Gestalt und die wahren Proporzionen der menschlichen Natur unsichtbar werden, verstöſst eben so gröblich gegen die allgemeinen Gesetze des Schönen, als die Vertügaden, Wülste und Halskragen des sechzehnten Jahrhunderts, die der Gestalt einer Diana das Ansehen eines Ungeheuers gaben, ohne daſs sie der Tugend (deren Bollwerke sie vielleicht seyn sollten) zu sonderlichem Schutze dienen konnten.

Die Fehler der menschlichen Natur sind groſsen Theils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt, als daſs man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben. Sie hat auch liebenswürdige Schwachheiten, die man ihr lassen muſs, weil sie dazu dienen können, gewissen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann.

Alle Verderbnisse der Menschheit scheinen mir aus zwey Hauptwurzeln zu entspringen, der Unterdrückung, und der Ausgelassenheit; — wovon jene Muthlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heucheley, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränksucht, Neid und Grausamkeit, — diese alle Arten von Üppigkeit und Unmäſsigkeit, Muthwillen, fanatische Schwärmerey, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt.

Die Verderbnisse von der zweyten Klasse würden von selbst wegfallen, wenn denen von der ersten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung, vorgebauet würde. Aber ungereimt ist es, einigen dauerhaften Nutzen von den Maſsnehmungen zu erwarten, welche man gegen diesen oder jenen einzelnen Zweig der sittlichen Verderbniſs besonders nimmt, so lange man das Übel nicht in der Wurzel angreift, oder angreifen darf; das ist, so lange die menschliche Natur unter den Fesseln seufzt, in welche die Tyranney des Aberglaubens und willkührlich ausgeübter Staatsgewalt in gewissen Jahrhunderten und in gewissen Strichen des Erdbodens sie geschmiedet hat.

Bis dahin scheint alles, was die Filosofie — es sey nun auf einem Thron oder auf einem Lehrstuhl, aus dem Kabinet eines Ministers oder eines Schriftstellers, — zum Besten des menschlichen Geschlechtes, oder eines jeden Volkes, welches noch (mehr oder weniger) die Ketten des Aberglaubens und der willkührlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Linderungsmitteln, (welche das Übel meistens nur so lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und gröſserer Gefahr ausbricht) oder in Zubereitungen zu bestehen, wodurch die Sachen einer gründlichen Verbesserung näher gebracht werden.

Diese gründliche Verbesserung scheint bey einem jeden Volke, das in der Ausbildung schon so weit vorgeschritten ist, um ihrer zu bedürfen und fähig zu seyn, demjenigen aufbehalten zu seyn, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Gesetzgebung und Staatsverfassung zu bewerkstelligen, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staats sind; durch welche die möglichste Freyheit mit der wenigsten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Interesse hat als das Beste des gemeinen Wesens; wo die verschiedenen Stände und Klassen zu ihrer Bestimmung durch die zweckmäſsigsten Institute gebildet werden, und die Gesetze nicht als Gesetze sondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun; wo die Religion den groſsen Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer befördert, niemahls hemmt, und ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenstaate) keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezahlen, und dem Laster so gut vorgebauet ist, daſs die Gerechtigkeit nur selten strafen muſs; wo allgemeiner Fleiſs allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuſs der Gaben der Natur und der Kunst, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens, den Sitten unnachtheilig, und nicht bloſs der Antheil einer kleinen Anzahl privilegierter Glücklichen ist; mit Einem Worte, wo dieser letzte Wunsch eines jeden Menschenfreundes, öffentliche Glückseligkeit, nicht nur auf Gedächtniſsmünzen und Ehrenpforten, sondern in den Gesichtern aller Bürger geschrieben steht: — — eine Gesetzgebung und Staatsverfassung, deren Möglichkeit nur solche läugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt sind, zu ihrer Bewerkstelligung mitzuwirken.

Talia saecla, suis dixerunt, currite, ſusis,
Concordes stabili ſatorum numine Parcae.

Aber, dieses Befehls der Parzen an ihre Spindeln ungeachtet, schmeichle man sich nicht, diese goldnen Zeiten durch einen plötzlichen Fall vom Himmel, oder, wie man in den Schulen spricht, durch einen Sprung ankommen zu sehen. Wahr ists, der Anfang der Zubereitungen dazu ist seit dem funfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in den verflossenen drey hundert Jahren mancher Schritt auf diesem Wege gethan worden: aber wir werden die Füſse im Fortschreiten etwas weiter aus einander setzen müssen, wenn wir vor dem nächsten Platonischen Jahre beym Ziele zu seyn wünschen. Jede Pause wirft uns um etliche Schritte zurück; — was niemand unbegreiflich finden wird, der jemahls in einem schwer bepackten und schlecht bespannten Wagen einen steilen Berg hinauf gefahren ist.

Alles müſste mich betrügen, oder diese Sätze, welche, meiner Meinung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen ist, und welche (wie ich nicht zu läugnen begehre) entweder der Kern oder der Zweck, oder der Schlüssel von — oder zu allen meinen Werken, Rhapsodien, Geschichten und Mährchen in Prose und Versen sind — dürften wohl noch nicht so allgemein erkannt und angenommen seyn, daſs es überflüssig wäre, wenn sich alle, an welchen der fromme Wunsch der Juvenalischen Amme —

Sapere et fari quod sentias,

erfüllt worden ist, mit uns vereinigten, nicht müde zu werden, sie in Prose und Versen, in Scherz und Ernst, in beweisender oder überredender Form, so lange vorzutragen, zu entwickeln und einzuschärfen — bis sie endlich über lang oder kurz ihre wohlthätige Wirkung thun werden.

ÜBER DIE

VON J. J. ROUSSEAU
VORGESCHLAGENEN VERSUCHE
DEN WAHREN STAND DER NATUR
DES MENSCHEN ZU ENTDECKEN

NEBST EINEM

TRAUMGESPRÄCH MIT PROMETHEUS. 1770.

1.

Ich habe mir seit vielen Jahren (ohne Ruhm zu melden) einige Mühe gegeben, diese sonderbare Art von Menschenkindern, die man (seit der Aufwartung, welche Pythagoras bey einem kleinen Fürsten der Fliasier gemacht hat, den wir ohne diesen Umstand schwerlich zu kennen die Ehre hätten) Filosofen, zu Deutsch Weisheitsliebhaber nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleiſse zu studieren; und ich schmeichle mir, sie (den Schotten Johannes Duns und die übrigen seines Gelichters etwa ausgenommen) so ziemlich ausfündig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich die Gabe, mit den Augen zu sehen, nicht (nächst der guten Mutter Natur) den besagten Weisheitsliebhabern oder weisen Meistern gröſsten

Theils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig seyn mag, kann mich nicht verhindern zu gestehen, dafs die meisten unter ihnen zu Zeiten — sehr wunderliche Launen haben.

Das Wort, dessen ich mich bediene, ist in der That, in Rücksicht auf die Sache die ich damit bezeichnen will, sehr gelinde.

Wenn, zum Beyspiel, diese gänzliche Vertiefung in das betrachtende Leben, welche den weisen Demokritus von Abdera, unterdessen dafs er in einsamen Orten, ja wohl gar unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studieren oblag, seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachlässigen machte — wenn, sage ich, diese Vertiefung in die erhabensten oder subtilsten Spekulazionen das wunderlichste wäre, was man diesen Herren nachsagen könnte, so möchte es noch hingehen!

Aber wenn Diogenes in einer Tonne wohnt; Krates mit der schönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beylager hält; Parmenides die Bewegung läugnet; Anaxagoras behauptet, dafs der Schnee schwarz, Zeno, dafs der Schmerz kein Übel sey; Plato in seiner Republik auf Gemeinschaft der Weiber anträgt; Pyrrho das Zeugniſs der Empfindung für betrüglich ausgiebt; Plotinus versichert, daſs er den Vater der Götter und der Menschen mit leiblichen Augen gesehen habe; Julian zu gleicher Zeit den Kaiser, den Cyniker und den Zauberer spielt; die Scholastiker mit groſser Ernsthaftigkeit untersuchen, *num Deus potuerit suppositare cucurbitam;* Kardanus uns bereden will, daſs er bey hellem Tage Gespenster sehe; Kartesius der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn sie ihm zu einem neuen System verhelfen wollte, u. s. w. — so begreife ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieser Weisheitsliebhaber bessers sagen könnte, als — daſs ein Filosof seine Launen, Grillen, Abweichungen, und Verfinsterungen habe, so gut als ein andrer, und daſs, aufrichtig von der Sache zu reden, der eigentliche specifische Unterschied zwischen einem filosofischen Narren und einem gemeinen Narren lediglich darin bestehe, daſs jener seine Narrheit in ein System räsoniert, dieser hingegen ein Narr geradezu ist; ein Unterschied, wobey sich noch auf Seiten des Filosofen unter andern dieser Vorzug darstellt, daſs er, ordentlicher Weise, ein ungleich mehr belustigender Narr ist als ein gemeiner Narr.

2.

Die Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einstimmigen Glauben des menschlichen Geschlechts zu behaupten, daſs der Schnee schwarz sey, hat in unsern Tagen (unsers Wissens) keinen stärker angefochten, als den berühmten Verfasser des Emils und der neuen Heloise, des *Devin de village* und des Briefs gegen das Theater, des gesellschaftlichen Vertrags und der beiden Abhandlungen, daſs die Wissenschaften und Künste der Gesellschaft, und daſs die Geselligkeit dem menschlichen Geschlecht verderblich seyen, u. s. w. — Doch, was sag' ich von unsern Tagen? Niemahls hat ein Sterblicher die Neigung allen andern Geschöpfen seiner Gattung ins Angesicht zu widersprechen weiter getrieben, als dieser mit allen seinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daſs ich ihm Unrecht thue, wenn ich unter den letztern den Einfall oben an stelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit u. s. w. hatte, der Welt zu sagen: „Daſs eine gute Auflösung des Problems:

> Was für Erfahrungen wären erforderlich, um zu einer zuverlässigen Kenntniſs des natürlichen Menschen zu gelangen? Und wie könnten diese Erfahrungen im Schooſse der Gesellschaft angestellt werden? —

der Aristotelesse und Pliniusse unsrer Zeit nicht nur nicht unwürdig wäre; sondern daſs in der That diese Erfahrungen zu dirigieren, die gröſsten Filosofen nicht zu groſs, und die Unkosten dazu herzugeben, die mächtigsten Könige nicht zu reich seyn würden;“ — eine doppelte Bedingung, die unserm Weisen selbst so wenig unter die Dinge, auf die man Rechnung machen darf, zu gehören scheint, daſs er alle Hoffnung aufgiebt, eine dem menschlichen Geschlechte so ersprieſsliche Aufgabe jemahls aufgelöst und realisiert zu sehen.

Ich weiſs nicht, was Rousseau für Ursache hat, dem guten Willen, oder dem Vermögen aller der Kaiser, Könige, Sultane, Schachs, Nabobs, Kans, Emirs, u. s. w. welche den Erdboden beherrschen, so wenig zuzutrauen; — denn die Aristotelesse und Pliniusse unsrer Zeit kann sein Miſstrauen unmöglich zum Gegenstande haben. Ich meines Orts habe mir, des gemeinen Besten und meiner eigenen Gemächlichkeit wegen, zum Gesetze gemacht, von unsern Obern zu denken, wie der ehrliche Plutarch will daſs man von den Göttern denken soll. „Man kann unmöglich eine zu gute Meinung von ihnen haben, sagt er; und man würde sich weniger an ihnen versündigen, wenn man vorgäbe, sie seyen gar nicht, als wenn man zweifelte, daſs es ihnen an Weisheit oder Güte fehlen könnte.“ Ich glaube, sage und behaupte also, im Nothfall mit Faust und Ferse, ohne einen Häller dafür zu verlangen: daſs — „vorausgesetzt, das Rousseauische Problem, und die dazu gehörigen Erfahrungen, seyen so beschaffen, daſs dem menschlichen Geschlechte wirklich daran gelegen sey, daſs sie gemacht werden,“ — und vorausgesetzt, „daſs sonst alles, was zur Auflösung des Problems erfordert wird, vorhanden sey,“ — es an dem Könige, Sultan, Nabob oder Emir nicht fehlen solle, der sich das gröſste Vergnügen von der Welt daraus machen wird, seine Mätresse, seine

Pferde und Hunde, seine Oper, und vier oder fünf Dutzend andre entbehrliche Personen und Sachen an seinem Hofe abzuschaffen, um die Unkosten zu einer so schönen Unternehmung ohne Belästigung seines Volkes vorschieſsen zu können.

3.

Aber wie wenn alle Wissenschaft der gelehrtesten Akademisten in Europa, und alle Macht der Könige in Asien zusammen genommen, nicht vermögend wäre, zu Stande zu bringen, was bey näherer Untersuchung — unmöglich scheint?

Ohne Zweifel ist die Erfahrung das kürzeste und sicherste Mittel, hinter das Geheimniſs unsrer Natur zu kommen. Versuche sind der gerade Weg; das heiſst die Natur selbst fragen; und dieses Orakel pflegt gemeiniglich eine deutlichere Antwort zu geben als alle andre, wenn wir nur die Kunst verstehen, es recht zu fragen.

„Und welches sind denn die Mittel, diese Erfahrungen im Schooſse der Gesellschaft anzustellen?“ fragt Rousseau. —

Das mögen die Götter wissen! — Denn wenn diese Mittel so gewählt werden müssen, daſs wir gewiſs seyn können, der Natur die Antwort, welche sie uns geben soll, nicht selbst untergeschoben zu haben, so — müssen wir die menschliche Natur schon sehr genau kennen; und eben weil wir sie gern kennen möchten, sollen diese Versuche angestellt werden.

Mir däucht, es ist nur Ein Weg aus diesem Zirkel zu kommen; und er ist in der That so leicht zu finden, daſs man (mit Tristram zu reden) nur seiner Nase folgen darf; — nehmlich:

> „Weil es unmöglich ist, Versuche anzustellen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann; so müssen wir solche in Vorschlag bringen, deren Möglichkeit sich wenigstens träumen läſst.“

Ferne sey von uns die Vermessenheit, ein Problem auflösen zu wollen, an welches sich sein Erfinder selbst nicht gewagt hat! Er, der ein so groſser Meister ist, auf die verwickeltsten Fragen eine scharfsinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genug zu seyn glauben, ist, daſs wir — bis die neuesten Stagyriten und Pliniusse, denen dieses Abenteuer aufbehalten bleibt, ihre Auflösung gegeben haben werden — uns bemühen, einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, die irgend ein abgeneigter Dämon diesen nehmlichen Erfahrungen entgegen zu stellen scheint, von welchen, nach Rousseaus Meinung, die Entdeckung der wahren ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur abhängt.

4.

Diese Erfahrungen oder Versuche, wovon die Rede ist, müssen mit kleinen Kindern angestellt werden, daran ist kein Zweifel; und diese Kinder können nicht jung genug ausgehoben werden, wofern sie zu unserm Zwecke taugen sollen. Unstreitig wäre das allerbeste, wenn wir sie schon als bloſse *Homunculos* bekommen könnten; — wenigstens könnten wir dann am gewissesten seyn, daſs ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Polizey, Religion und Sitten aus dem gesellschaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich besorge, daſs dieses schlechterdings nicht möglich zu machen seyn werde.

Inzwischen fragt sich, woher diese Kinder kommen sollen? und es ist leicht zu sehen, daſs diese Frage nicht ohne Schwierigkeit ist.

In der bürgerlichen Gesellschaft werden wohl keine andre als aus der unglücklichen Zahl der Kinder der *Venus Volgivaga* zu diesen Versuchen gebraucht werden können. Denn die Filosofen haben entweder selbst keine andre, — oder, wenn sie andre haben, würde schwerlich ein einziger unter ihnen Filosof genug seyn sie zu einem solchen Versuch herzugeben, wie gemeinnützig auch die Absicht desselben immer seyn möchte.

Nun ist zwar, was die Findlinge betrifft, die günstige Meinung des Vanini von diesen armen Geschöpfen, wie ärgerlich sie auch dem Doktor Warburton ist, 1) noch immer die gemeinste: aber daran ist sehr zu zweifeln, ob in allen Findelhäusern des gröſsten und policiertesten Reiches von Europa auf einmahl eine so groſse Anzahl von gesunden und dauerhaften Säuglingen, als wir vonnöthen haben, aufzutreiben seyn würde; — und dieſs, nebst verschiedenen andern Umständen, wohl erwogen, glaube ich nicht daſs man werde vermeiden können eine eigene Fabrik zu unserm Zweck anzulegen.

---

1) S. *Jul. Caes. Vanini de Natura regina deaque Mortalium*, und Warburtons Anmerkung zum Monolog des Edmund im König Lear, *Shaksp. Vol. VI. p.* 16.

In diesem Falle wollte ich ohne Maſsgabe die Karaiben oder die Eskimo's in Amerika, oder auch die Kalifornier vorgeschlagen haben, welche, wenn wir den nicht gar zu wohl zusammen hangenden Berichten des Pater Venegas glauben, unter allen *Anthropomorphis* dem Rousseauischen Mann-Thier a) am nächsten kommen. Jedoch sehe ich auch nicht, was dagegen eingewendet werden könnte, wenn unsere Pliniusse oder Maupertuis lieber die Patagonen, mit welchen uns der Kommodor Byron bekannter gemacht hat, dazu gebrauchen möchten; — wenn sie auch gleich nicht völlig so sehr Riesen wären, als Blaubart oder der schreckliche Popanz *Petit Poucet*, — wie man uns Anfangs glauben machen wollte.

---

a) Ein Wort, das wir dem alten Froschmäuseler zu danken haben.

5.

Gesetzt nun, unsre Fabrik von Karaiben, Kaliforniern oder Patagonen — wie ihr wollt — wäre im Gange, (wiewohl so etwas im Projekt freylich schneller geht als in der Ausführung) und gesetzt, die erforderliche Anzahl von Kindern wäre fertig, — alle so gut, sauber und auf die Dauer gearbeitet, als es der Gebrauch, den wir von ihnen machen wollen, erfordert; so fragt sich nun: Wo finden wir einen bequemen Ort, unsre Versuche mit ihnen anzustellen?

Nach meinem Plane — den ich, aus schuldiger Hochachtung für den Genius unsrer Zeit, so ökonomisch gemacht habe als es nur immer möglich ist, — wird dazu wenigstens ein Umfang von hundert und zwanzig Deutschen Meilen im Durchschnitt erfordert. Denn wir haben nichts gethan, wenn wir nicht verschiedene Versuche zugleich anstellen; und ein jeder verlangt einen ziemlichen Raum; weil alles davon abhängt, daſs die verschiedenen Haufen, in welche wir die Kinder vertheilen, wenigstens dreyſsig Meilen ringsum von einander abgesondert werden. Fänden sie einander, einer so beträchtlichen Entfernung ungeachtet, dennoch, und wüchsen in Eine Gesellschaft zusammen; so dürfte dieses sodann, ohne Bedenken, für eine öffentliche Erklärung der Natur angesehen werden können:

> „Daſs sie, alles Einwendens von Seiten Rousseaus ungeachtet, zum geselligen Leben erschaffen seyen."

Aber wo, ich bitte alle Geografen und Seefahrer beider Halbkugeln, wo finden wir ein Land von vier hundert Meilen im Umfange, welches unter einem sehr milden Himmel liege, und entweder noch gänzlich unbewohnt, oder von so gutherzigen Leuten bewohnt sey, daſs sie willig und bereit wären, einer fysikomoralischen Aufgabe zu Gefallen auszuziehen, und uns ihr Land zu Versuchen zu überlassen, wobey sie, allem Ansehen nach, sehr wenig zu gewinnen haben werden?

6.

Doch, bey einem Projekt muſs man auch dem Zufall etwas zutrauen. Diese Schwierigkeit soll gehoben seyn: es werden sich bald wieder andere zeigen, die bey der Ausführung die Geduld eines Jobs ermüden könnten.

Die Kinder, welche zu unsern Versuchen gebraucht werden sollen, dürfen — weil sie in allen Betrachtungen bloſse Kinder der Natur seyn müssen — keine Eindrücke aus der Gesellschaft mitbringen, sollte es auch nur eine Kalifornische seyn. Sie müssen also so früh hinweg genommen werden, daſs sie noch Ammen vonnöthen haben. Und dieſs ist ein sehr beschwerlicher Umstand!

Ich will nichts von den allgemeinen Eigenschaften einer guten Amme sagen, welche —

nach allem dem was die Filosofen und Ärzte dazu erfordern — seltner als ein weiſser Rabe ist. Man hat uns seit einigen Jahren alles, was sich über die körperlichen und moralischen Tugenden einer Amme filosofieren läſst, so oft und auf so vielerley Art zu lesen gegeben, daſs ich meine Leser und mich selbst nicht schnell genug auf ein andres Kapitel bringen kann.

Ich sage nur so viel: Wenn diese Damen unsern Kindern Liedchen vorleiern, mit ihnen schwatzen, sie ihre eigene schöne Sprache lehren, und ihnen Mährchen meiner Mutter Gans erzählen dürfen; — so haben wir alle diese unsägliche Mühe und Ausgaben, welche schon auf unsre Anstalten verwendet worden sind, umsonst gehabt!

„Gut, sagt man; es müssen filosofische Ammen seyn —“

Ein filosofischer Fiedelbogen! — würde der alte Herr Walther Shandy ausrufen. Wissen die Herren auch was man eine unmögliche Bedingung nennt? Ihr werdet eben so leicht ganz Europa nach Rousseaus Grundsätzen umschaffen, als hundert Rousseauische Ammen bilden. — Stumm müssen sie seyn, oder alles ist verloren!

Doch, was ist für einen König der ein Filosof, oder für einen Filosofen der ein König ist, unmöglich! — Und was für unglaubliche Dinge hat nicht schon oft der launische Dämon, den man Zufall nennt, zu Tage gefördert! Gesetzt, daſs nun auch die Ammen gefunden wären, und daſs unsere Kinder —

Aber, da sticht schon wieder eine neue Schwierigkeit hervor!

7.

Die Ammen essen, trinken, gehen auf zwey Beinen, und thun zwanzig andre Dinge, welche man im Stande der Natur zwar auch, aber vielleicht auf eine andre Manier thut. Ihr Beyspiel würde unsre Kinder verführen; sie würden von den Ammen lernen, was sie allein von der Natur lernen sollen. — Rathet was zu thun ist!

Wie gefiele euch folgender Vorschlag? — ich weiſs keinen bessern! — Wir haben die Ammen — stumm gemacht; wie wär' es, wenn wir nun die Kinder — blind machten?

Man versteht schon, wie dieſs gemeint ist: nicht so stockblind, wie uns gewisse Leute, die ich nicht nennen will, gern auf unser ganzes Leben machten, — vermuthlich um uns die Mühe zu ersparen, zu sehen wie sie mit uns wirthschaften würden; denn ein

Blinder, in so fern er eine schöne Frau, eine gute Tafel, und guten Wein im Keller hat, ist der brauchbarste Mann von der Welt; — sondern nur blind, so lange wirs vonnöthen haben.

Ohne geschicktern Mechanikern als ich bin (d. i. den allerungeschicktesten unter allen mit eingeschlossen) vorgreifen zu wollen, könnte dieſs am füglichsten durch eine Art von Binden geschehen, welche eben nicht völlig so fest anschlieſsen müſsten als das magische Diadem, womit die schöne Seilerin dem Amor die Augen verbindet, die ihm die Göttin Narrheit ausgeschlagen hatte; 3) aber doch fest genug, daſs die Kinder unvermögend wären sie wegzuschieben, oder auf irgend eine Weise eher abzunehmen, bis es Zeit wäre sie wieder davon zu befreyen.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrieſslich zu werden; und dennoch ist wenigstens noch Eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als — nach König Alexanders Weise werden auflösen können.

---

3) *Oeuvres de Louise Charly, dite Labé ou la belle Cordelière, p. 15.*

8.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unsrer jungen Kolonisten hinaus setzen mag, so muſs sie endlich kommen, und die Kinder müssen ihre Nahrung selbst suchen lernen.

Es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich ohne Anweisung würden helfen können, möchte desto gefährlicher seyn, da Rousseau selbst kein Bedenken trägt, dem Menschen den Instinkt abzusprechen, womit die Natur auch das verworfenste Insekt in diesem Stücke versorgt hat; — und ihnen Anweisung zu geben, würde ein Eingriff in das Geschäft der Natur seyn, der mit unsern Absichten nicht wohl bestehen könnte. Doch, in zweifelhaften Fällen wählt man das sicherste.

Rousseau läſst seinen natürlichen Menschen seine Speise unter einer Eiche suchen. Vermuthlich muſs dieser Filosof, bey aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten. 4) Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute wohl schmeckende Art von Eicheln; mit Einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Nahmen Kastanien in ganz Europa — von den *arbitris lautitiarum* selbst — gegessen werden.

Unsre Kinder werden also wenigstens diese Eicheln (wenn es ja Eicheln seyn müssen) finden und essen lernen; und erst alsdann, wenn wir uns dieses Punkts versichert haben, wollen wirs wagen Abschied von ihnen zu nehmen, um sie, für die nächsten zwanzig Jahre, der Mutter Natur und sich selbst zu überlassen.

---

4) S. *Strabon. L. III. p.* 233. *ed. Amstelod.* 1707. und *Plin. L. XVI. c.* 6.

9.

Und so hätten also diese groſsen Filosofen, welche, nach Rousseaus Meinung, die Oberaufsicht über diese Experimente haben sollten, am Ende sehr wenig dabey aufzusehen?

Es scheint nicht anders; es wäre denn, (wenn es thunlich seyn sollte) daſs man diese Kinder, um das Spiel der Natur mit ihnen zu belauschen, in eine Art von Reaumürschem Bienenkorb einsperrte; welcher aber so eingerichtet seyn müſste, daſs die Filosofen alles sehr genau beobachten könnten, ohne selbst wahrgenommen zu werden.

Wir getrauen uns zu behaupten, daſs sich (wofern die besagten Naturforscher sich nicht etwa in Sylfen verwandeln, und aus Silbergewölken auf die Gegenstände ihrer Beobachtung herab sehen wollen) kein andres Mittel erdenken lasse, wie die Entwicklungen der Natur bey unsern Zöglingen von Tag zu Tage bemerkt werden könnten.

Es ist wahr, man kann nicht sagen, wie weit die Künste noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmsten Glasfabriken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bey allem dem kann es erlaubt seyn zu zweifeln, ob es jemahls möglich seyn werde, gläserne Glocken oder Bienenkörbe von so ungeheurer Gröſse zu machen, als wir sie zu unserm Experimente brauchen. Denn sie müſsten ohne alle Vergleichung gröſser seyn als die groſse Aquavitflasche der Feen; und wir gestehen, daſs es uns schlechterdings ungereimt scheint, ohne den Beystand aller Feen und Zauberer, welche jemahls in den Mährchen gezaubert haben, sich von einem solchen Stück Arbeit nur träumen zu lassen.

Welchemnach also, wie gesagt, für unsre Filosofen weiter nichts übrig bliebe, als — nach Hause zu gehen, und (falls sie wider Vermuthen nichts anders zu thun haben sollten) sich hinzusetzen, und *a priori* ausfündig zu machen, in was für einem Zustande sie die junge Kolonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr seht, zu Spekulazionen, Hypothesen, Theorien, und Disputen, deren Vergleichung mit der *Facti Species*, welche man nach Verfluſs der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas sehr belustigendes seyn müſste, und, wie wir nicht zweifeln, eine uralte, aber wenig geachtete Wahrheit von neuem bestätigen würde; nehmlich —

> „Daſs es eine eitle Bemühung des Geistes sey, durch alle die Dädalischen Irrgänge der Imaginazion, willkührlicher Begriffe und seichter Vermuthungen, etwas zu suchen, welches uns die Natur — unmittelbar vor die Nase hingelegt hat.“

10.

Ob nun gleich bey diesen Versuchen das meiste der Natur gänzlich überlassen werden müſste: so könnten doch unsre Filosofen vor ihrer Abreise eine Abtheilung der oft besagten Kinder vornehmen, um verschiedene Versuche zu gleicher Zeit anzustellen, durch welche der abgezielte Endzweck, den natürlichen Menschen, oder, welches auf das nehmliche hinaus zu laufen scheint, die menschliche Natur kennen zu lernen, desto vollständiger erhalten werden dürfte.

Unmaſsgeblich könnten wir das ganze Stück Landes — welches, wie gesagt, ungefähr vier hundert Meilen im Umkreis halten müſste, — in vier groſse Bezirke abtheilen.

In den ersten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder sechs einzelne Kinder von einerley Geschlecht verschlieſsen;

In den andern etliche Paare von beiderley Geschlecht, aber jedes Paar so weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine gröſsere, aber gleiche Anzahl Kinder von beiderley Geschlecht, zerstreut, doch nahe genug, daſs sie einander ohne groſse Reisen finden könnten;

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zwey abgesonderte Kolonien theilen könnte, eine merklich ungleiche Anzahl von beiderley Geschlecht; zum Beyspiel, eine Kolonie aus zwanzig Knaben und sechs oder acht Mädchen, und eine andere aus zwanzig Mädchen und sechs oder acht Knaben; — zwey sehr wichtige Kolonien, weil sie über einige Punkte des Matrimonial-Gesetzes der Natur kein geringes Licht verbreiten würden.

11.

Und nun, wenn wir, mit Überwindung so vieler unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, das ganze Projekt zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluſs von zwanzig oder dreyſsig Jahren, die **Dalambert** und **Büffon** derselben Zeit gingen, zu sehen wie die Sachen unsrer Experimental-Kolonien ständen, um dem menschlichen Geschlecht über den Befund Bericht zu erstatten — was meinen wir daſs sie **finden** würden?

Ferguson hat, wie es scheint, ein solches Experiment im Gesichte gehabt, da er sagte: „Wir haben alle Ursache, zu glauben, daſs, wenn man eine Kolonie von Kindern aus der Ammenstube verpflanzte, und sie eine ganz eigene Gesellschaft ausmachen lieſse, ohne Unterricht und ohne Erziehung, — daſs wir, sage ich, nichts als dieselben Dinge wiederhohlt finden würden, die wir schon in so verschiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. s. w. —"

Ja wohl, haben wir alle Ursache das zu glauben; und eben so viele Ursache würden wir haben uns zu verwundern, wenn unsre Leser nicht schon lange gemerkt haben sollten, daſs das groſse Problem, womit uns Rousseau so viel zu schaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger ist, als

> „zu wissen, was für Erfahrungen man anzustellen hätte, um mit überzeugender Gewiſsheit entscheiden zu können, ob der Schnee weiſs oder schwarz sey?"

In ganzem Ernst, es wäre sehr unnöthig, dem gröſsten oder kleinsten Monarchen in Europa die geringste Mühe mit Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig neues lehren würden. Das groſse Experiment wird auf diesem ganzen Erdenrunde schon viele tausend Jahre lang gemacht; und die Natur selbst hat sich die Mühe genommen, es zu dirigieren, so daſs den Aristotelessen und Pliniussen aller Zeiten nichts übrig gelassen ist, als die Augen aufzuthun, und zu sehen wie die Natur von jeher gewirkt hat, und noch wirkt, und ohne Zweifel künftig wirken wird, — und, wenn sie lange und scharf genug geguckt und das Ganze aus dem gehörigen Standpunkt aufmerksam genug übersehen haben, — zu gehen, und ihre Theorien, Kompilazionen, Systeme, Entwürfe, Inbegriffe, und wie die Dinge alle heiſsen, zu verbrennen, oder umzugieſsen, oder auszubessern, oder zu ergänzen, so gut sie immer können und wissen, — und weiter nichts!

Nein, lieber Rousseau! So arme Wichte wir immer seyn mögen, so sind wir es doch nicht in einem so ungeheuern Grade, daſs wir nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte noch vonnöthen haben sollten, neue unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren — was die Natur mit uns vorhabe.

Und wofern sich auch alle Könige und alle Filosofen des Erdbodens vereinigten solche Experimente zu machen: was für Ursache haben wir zu hoffen, daſs wir etwas andres oder besseres daraus lernen würden, als was uns die allgemeine Erfahrung, mit der unwidersprechlichsten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtschadalen, und aus dem glühenden Sande von Nigrizien zuruft: —

„Daſs der Mensch zur Geselligkeit gemacht sey;“ —

und, „daſs die vereinigten Kräfte der Barbarey, des Aberglaubens, und der Unterdrükkung, immer unvermögend geblieben, diesen kostbaren Samen jeder geſellschaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen;

„dieses sympathetische Gefühl, welches den Menschen mit einer süſsen Gewalt nöthiget, sich selbst in andern Menschen zu lieben, und welches, wie Cicero göttlich spricht, die Grundlage alles Rechts ist.“

12.

Sollte sich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daſs einmahl ein müſsiger Schach-Baham, müde immer Fliegen zu fangen oder Bilder auszuschneiden und sich Mährchen erzählen zu lassen, auf den weisen Einfall kommen sollte, sich die lange Weile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen: so wollen wir diesem edlen Vorhaben durch alles bisher gesagte nicht nur im geringsten nichts präjudiciert haben; sondern versichern Seine Sultanische Hoheit noch zum Überfluſs, daſs es, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr unterhaltend seyn müſste, in einer solchen Menagerie von Menschenkindern sich mit etlichen Dutzend Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren, und andern solchen witzigen Personen zu erlustigen; nichts davon zu gedenken, daſs es bey diesen Experimenten vermuthlich eben so ergehen würde, wie es denen, die an dem Steine der Weisen arbeiten, zu ergehen pflegt; nehmlich, daſs man am Ende immer etwas finden würde; wo nicht das, was man suchte, vielleicht etwas andres, das man nicht suchte, und das uns eben darum desto angenehmer zu seyn pflegt, sollte es gleich von allem, was wir auf den Prozeſs verwenden muſsten, kaum die Tiegel bezahlen.

13.

Der kleine Scherz, den ich mir die Freyheit genommen habe — nicht mit Rousseau — sondern bloſs mit einer von seinen Lieblingsgrillen zu treiben, hat wenigstens für mich den Vortheil gehabt, mir diese Nacht einen sehr angenehmen Traum zu verschaffen.

Wenn meine Leser Pythagoräer wären, und ich wäre — Pythagoras; — oder sie wären Ägyptische Priester und ich ihr Oberpriester: — so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen ihnen meinen Traum zu erzählen; denn diese beiden Gattungen Seher waren groſse Liebhaber von Träumen.

In unsrer Zeit ist es ein ziemlich allgemein angenommener Satz: daſs es wider die Regeln der feinen Lebensart sey, in guter Gesellschaft seine Träume zu erzählen. —

Das beste wäre also, meinen Traum nicht zu erzählen.

Und gleichwohl glaube ich wahrgenommen zu haben, daſs es mit Träumen — wofern man sich nur einige Unterhaltung davon verspricht, zumahl mit Träumen von der wunderbaren und mystischen Gattung — beynahe dieselbe Bewandtniſs wie mit den Geister- und Gespenstergeschichten hat. Niemand, der sich besser als der Pöbel dünkt, will heut zu Tage dafür angesehen seyn, daſs er solche Geschichten glaube: aber jedermann hört sie gern erzählen; und ein neues Gespenstermährchen ist das unfehlbarste Mittel, in einer groſsen Gesellschaft, in welcher man kurz zuvor kaum sein eignes Wort hören konnte, plötzlich allgemeine Stille und Aufmerksamkeit hervorzubringen.

Lassen Sie uns also aufrichtig gegen einander seyn, meine Damen und Herren! — Mein Traum könnte, denken Sie, gleichwohl des Anhörens werth seyn, sonst würde ich doch wohl so manierlich gewesen seyn, gar nichts davon zu sagen. Gestehen Sie es, ich habe Ihre Neugier rege gemacht — Sie möchten meinen Traum gerne hören, das ist gewiſs; aber — nicht gerner als ich ihn erzählte, das ist eben so gewiſs; — und also ist beiden Theilen geholfen wenn ich anfange.

So aufrichtig sind nicht alle Schriftsteller — und dann werden Sie sehen, daſs es nur an mir lag, aus meinem Traum ein so gutes, ernsthaftes und kunstmäſsig zugeschnittenes System zu machen, als irgend eines von allen denen, die binnen heut und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für ein Ansehen hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich anführen, wie manchen widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie manchen erklären, und wie manchen emendieren können! Denn warum sollte ich das alles nicht eben so wohl können, als so viele andere, die am Ende doch auch nicht gröſsere Hexenmeister sind als ich? Ich sage dieſs niemand zu Leide; bloſs um die Herren und Damen gestehen zu machen, daſs ich der gutherzigste Autor bin, der vielleicht seit undenklichen Zeiten gesehen worden ist. Andere geben ihre Träume für wirkliche Erscheinungen, oder träumen wohl bey hellem Tageslichte mit offnen Augen, und muthen uns zu, daſs wir der Himmel weiſs welche übermenschliche Weisheit in ihren Träumereyen finden sollen: ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Feige für eine Feige; und das heiſst doch, denke ich, Ehrerbietung für seine Leser tragen, und den Leuten zutrauen, daſs sie — Augen haben.

Also meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm ist!

14.

Ich weiſs nicht wie es zuging, — ein Fall worin sich gewöhnlich alle Träumer befinden, — genug, ich befand mich plötzlich mitten auf einem hohen Gebirge, welches keine andre Einwohner als Löwen und Drachen zu haben schien, und dessen oberster Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, seine Stirn in den Wolken verbarg.

„Das fängt zu poetisch an.“ — Sie haben Recht! ich muſs ein wenig niedriger stimmen.

Ächzende Töne, durch kleine Pausen unterbrochen, gleich dem Ächzen, welches die Heftigkeit des Schmerzens oder die lange Dauer eines miſsbehaglichen Zustandes endlich der Geduld selbst auspreſst, drangen durch die schreckliche Stille in mein Ohr.

Ich folgte dem Tone, wiewohl mir das Herz pochte; und nun sah ich auf einmahl — was Sie schwerlich errathen hätten, aber so bald ichs Ihnen sage sehr natürlich finden werden — den alten Menschenbildner Prometheus vor mir, in dem nehmlichen jammervollen Zustande, wie ihn der Tragödiendichter Äschylus an einen Felsen des Kaukasus angeschmiedet schildert.

Der lang' entbehrte Anblick eines Menschengesichts schien etwas linderndes für ihn zu haben. Er rief mir näher herbey zu kommen, und wir wurden, wie es in Träumen gebräuchlich ist, in einem Augenblick die besten Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menschen stehe, und wie sie sich das Daseyn zu nutze machten, welches sie seiner plastischen Kunst und seiner Gutherzigkeit zu danken hätten?

Der Gott der Träume trieb hier eines seiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwa bloſs der Fabel vom Ursprung der Menschen, wie ich sie in den alten Dichtern gelesen hatte; sie wurde in dem nehmlichen Augenblicke zur Wahrheit für mich.

Ich glaubte wirklich den Urheber meiner Gattung vor mir zu sehen; diesen Prometheus, der aus Lehm und Wasser Menschen gemacht, und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiſs nicht wie, dieses wundervolle ich weiſs nicht was zu geben, das sie ihre Seele nennen. Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die Fabelzeit versetzt, ohne darum weniger nach den Begriffen eines Menschen aus meinem Zeitalter zu sprechen.

Ich befriedigte seine Neugier durch Nachrichten — welche ich (aufrichtig zu reden) Bedenken trage öffentlich bekannt zu machen; und das aus der einfältigsten Ursache von der Welt. Es giebt übel gesinnte Leute, welche sie für eine Satire ausrufen würden, — und — gute, wohl meinende Personen, welche fähig wären, mich, wegen dessen, was ich im Traume gesagt hätte, zur Verantwortung zu ziehen; — wiewohl sie sich aus ihrem Montesquieu belehren könnten, daſs dieſs etwas sehr unbilliges ist. Indessen wirft man sich doch nicht gern mit solchen Leuten ab.

Man wird mir also vergeben, daſs ich weiter nichts davon sagen kann, als daſs Prometheus den Kopf schüttelte, und ich weiſs nicht was in seinen Bart hinein murmelte, welches, denke ich, — keine Lobrede auf seinen Vetter Jupiter war, der ihm, wie er sagte, die Freude nicht gegönnet habe, seine Geschöpfe glücklich zu machen.

Ich sagte ihm, unsre Weisen gäben sich viele Mühe der Sache abzuhelfen, und es wäre noch nicht lange, daſs uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht besser mit uns werden, bis wir uns entschlössen, in den Stand der Natur zurück zu treten.

Und was nennt dieser weise Meister den Stand der Natur? fragte Prometheus. —

Nackend, oder in eine Bärenhaut eingewickelt, unter einem Baume liegen, (versetzte ich) Eicheln oder Wurzeln fressen, Wasser aus einem Bach oder einer Pfütze dazu trinken, und mit dem ersten besten Weibchen, das einem aufstöſst, zusammen laufen, ohne sich anfechten zu lassen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne; den gröſsten Theil seines Lebens verschlafen, nichts denken, nichts wünschen, nichts thun, sich nichts um andre, wenig um sich selbst, und am allerwenigsten um die Zukunft bekümmern: — dieſs nennt der Weise, von dem ich dir sagte, den Stand der Natur. In diesem seligen Stande, spricht er, hätten wir keine Künste, keine Wissenschaften, kein Eigenthum, keinen Unterschied der Stände, keine Gesetze, keine Obrigkeit, keine Priester, keine Filosofen vonnöthen; — und so lange man dieser Dinge vonnöthen hat, ist, seiner Meinung nach, an keine Glückseligkeit zu denken.

Prometheus, — ungeachtet sein Zustand so elend war, daſs nur ein Gott fähig seyn konnte ihn erträglich zu finden — erhob über die Einfälle des anmaſslichen Weisen ein so herzliches Gelächter, daſs ich mich nicht entbrechen konnte ihm Gesellschaft zu leisten.

Ich sehe, sagte er, eure Filosofen sind noch immer — was ihre Vorgänger waren — Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abstrakzionen für Wahrheit umfangen, und nie sehen was vor ihrer Nase liegt, weil sie sich angewöhnt haben, immer wer weiſs wie weit über ihre Nase hinaus zu sehen.

Nicht alle, sagte ich; denn wir haben ihrer manche, welche die ihrigen noch mit einem halben Dutzend Brillen bewaffnen, womit sie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen so scharf sehen, daſs ein gewisser Präsident einer gewissen Akademie sich groſse Hoffnung machte, wenn er nur den Hirnschädel eines Patagonen von zwanzig bis dreyſsig Ellen in seine Gewalt bekommen könnte, die Seele selbst, so klein sie immer seyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Vorstellungen gewahr zu werden.

Eure Filosofen haben seltsame Einfälle, sagte Prometheus.

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unsere groſsen Herren, seitdem sie Filosofen um sich haben, ihre Hofnarren abgeschafft; und, unparteyisch zu reden, ich denke, sie haben beym Tausche mehr — verloren als gewonnen.

Aber wieder auf deinen Sofisten zu kommen, fuhr er fort; ich merke er hat vom goldenen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetisch vor, und da streifte er, nach Gewohnheit dieser Herren, so lange an ihr ab, bis ihm vom Menschen nichts als das bloſse Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn sehr leicht angekommen seyn mag! — Aber ich denke doch, — ich, der die Menschen gemacht hat, sollte am besten wissen, wie ich sie gemacht habe.

Das denk' ich auch, versetzte ich; und du würdest mir keine geringe Wohlthat erweisen, wenn du mir Nachrichten geben wolltest, welche mich in den Stand setzten, gewisse Filosofen zu demüthigen —

Wenn du keinen andern Beweggrund hast, unterbrach mich der Menschenmacher, so kann ich mir die Mühe ersparen. Deine Filosofen scheinen mir die Leute nicht zu seyn, die sich von Prometheus belehren lassen; und je natürlicher das, was du ihnen aus meinem Munde sagtest, wäre, desto rascher würden sie seyn, auszurufen: Ists nichts als dieſs? — Jupiter sagte das nehmliche, da ich mit meinen Menschen fertig war. Das alberne Machwerk! rief er: ich wollte in einem Nektarrausche was bessers gemacht haben! — Doch, ich habe seit langer Zeit mit keinem Menschen geschwatzt; und du kannst dir einbilden, ob einem die Weile zuletzt lang wird, wenn man etliche tausend Jahre so allein an den Kaukasus angeschmiedet ist, ohne eine andre Gesellschaft zu sehen, als einen unsterblichen Geier, der einem die Leber aus dem Leibe pickt, und so bald er sie aufgegessen hat, sich empfiehlt, bis wieder eine neue gewachsen ist. Ich bin froh, daſs du dich zu mir verirrt hast, und ich habe gute Lust mich einmahl wieder satt zu schwatzen, weil mir doch der verwünschte Geier eben Zeit dazu läſst.

Ich bezeigte ihm mein Mitleiden, und meine Lernbegierde; und Prometheus fing seine Erzählung also an.

15.

„Es ist dir vielleicht nicht unbekannt, daſs ich, so gut als Jupiter und seine Brüder, vom Geschlechte der Titanen bin, denen Hesiodus den Himmel zum Vater und die Erde zur Mutter giebt.

„Man hielt mich, ohne Ruhm zu melden, für den klügsten unter ihnen, vermuthlich weil die übrigen, auf ihre körperlichen Vorzüge stolz, es nicht der Mühe werth hielten Verstand zu haben.

„Damahls war die Erde noch ohne Bewohner; und weil ich gerade nichts bessers zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, sie mit lebenden Geschöpfen zu bevölkern. Anfangs vertrieb ich mir die Zeit damit, Thiere von allen Gattungen zu machen, unter denen manche grotesk genug aussehen, um die Laune zu verrathen, worin ich sie machte. Unzufrieden mit meiner Arbeit, fiel mir kaum eine Gattung aus der Hand, als mir die Idee einer andern kam, welche besser gerathen sollte.

„Dieſs ging so lange fort, bis mir endlich die Lust ankam, eine Gattung zu versuchen, welche eine Mittelart zwischen uns Göttern und meinen Thieren seyn sollte. Meine Absicht war die unschuldigste von der Welt; es war ein bloſses Spiel: aber unter der Arbeit fühlte ich eine Art von Liebe zu meinem eigenen Werke entstehen; und nun setzte ich mir vor, glückliche Geschöpfe aus ihnen zu machen.

„Ich glaubte, sie wegen der Ähnlichkeit, die sie mit den andern Thieren hatten, nicht schadlos genug halten zu können; und organisierte sie deſswegen an den beiden Theilen, die an den Thieren gerade das schlechteste sind, so vollkommen, als es die Materie, worin ich arbeitete, nur immer möglich seyn lieſs.

„Ich spannte die unendlich subtilen Saiten, woraus ich sie zusammen webte, so künstlich auf, daſs eine Art von musikalischem Instrumente daraus wurde, welches die schönste Harmonie von sich gab, so bald die Natur darauf zu spielen anfing. Diese Instrumente stimmte ich so gut zusammen, daſs, so wie eines davon einen gewissen Ton von sich gab, die nehmliche Saite bey dem andern mit einem gleich tönenden Laut antwortete. Meine Menschen waren die gutherzigsten Geschöpfe, die man sehen konnte. Lachte eins, so lachte das andere; weinte oder trauerte eins, so trauerte das andere auch; lief eins voran, so liefen die andern hinter drein: kurz, ich trieb diese Zusammenstimmung so weit, daſs sogar keines gähnen konnte, ohne alle übrigen mitgähnen zu machen. 5)

„Die Idee der Harmonie hatte etwas so ergetzendes für mich, daſs ich mitten unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, sie bey meinen Geschöpfen so vollkommen zu machen als möglich.

„Ich liebte damahls eine von den Töchtern des Oceanus; die schönste Nymfe, die man

---

5) Aristoteles trieb sie noch weiter. Er behauptet, kein Mensch könne den andern p*ss*n sehen, ohne augenblicklich einen Reitz zu fühlen dasselbe zu thun; und er erklärt sehr scharfsinnig wie dieſs zugehe, *Problemat. Sect. VII. quaest. 6.*

mit Augen sehen konnte. Dieser Umstand kam meinen Geschöpfen sehr zu gute.

„Um sie in diesem Stücke so glücklich zu machen als ich es selbst war, gab ich dem weiblichen Geschlecht zur Schönheit einen gewissen Reitz, dem auch derjenige unterliegen muſs, dem die Schönheit nichts anhaben kann; und meine Männer bildete ich so, daſs der männlichste, tapferste, edelmüthigste, gerade der war, der sich ihren Reitzungen am leichtesten gefangen gab.

„Ich milderte durch das sanfte Wesen und die rührende Grazie des Weibes eine gewisse Wildheit, welche den Männern unentbehrlich war, damit sie im Nothfall die Beschützer der Gegenstände ihrer süſsesten Regungen seyn könnten.

„Die Gewalt ihrer Reitze zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Scham, die holdseligste der Grazien, das anziehende Weigern, das sanfte Sträuben, welches den Werth jeder Gunst erhöht; die süſsen Thränen, deren wollüstiges Ergieſsen das von Empfindung gepreſste Herz leichter macht. Ich tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe, und machte, daſs sie ihre höchste Glückseligkeit darein setzte, geliebt zu werden und Liebe einzuflöſsen.

„Ich glaubte hierin nicht zu viel thun zu können, da meine Absicht war, den Mann dadurch von einer herum schweifenden Liebe abzuhalten, und — wenigstens so viel es meine andern Absichten erforderten — seine Zuneigung an eine einzige Schöne zu heften. Ich machte zu diesem Ende, daſs er, so bald ein Mädchen sein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Besitz mit einem andern zu theilen. Nicht als ob ich mir eingebildet hätte, Geschöpfe aus Lehm und Wasser durch ein paar ätherische Funken, wodurch ich diesen schlechten Stoff veredelt hatte, einer ewigen Liebe fähig gemacht zu haben: aber zu meinen Absichten war es auch genug, wenn die erste Liebe zwischen meinem Paare nur so lange dauerte, bis das Mädchen Mutter wurde.

„Dieser Umstand müſste nothwendig (dacht' ich) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle und einer Art von Liebe werden, welche, bey noch unausgearteten Menschen, zwar nicht so heftig und schwärmend, aber dauerhafter ist, als jene, die den Genuſs zum

Zweck hat, und im Schooſse der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter seines Kindes, oder die Mutter den Mann, der ihr diesen süſsen und ehrenvollen Nahmen verschafft hatte, ohne zärtliche Empfindung ansehen?“

Ich hatte mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen Titan nicht zu unterbrechen; aber länger konnt' ichs nicht, — und ich sehe, meine Herren, daſs es Ihnen auch so geht. Das Gewäsche des alten schwärmenden Graubarts kommt Ihnen halb kindisch vor — nicht wahr? In der That, ich fange selbst an zu muthmaſsen, daſs er sich auf seinen Vorzug vor den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu gute gethan haben könnte. — Doch, wir müssen den Prometheus meines Traums nicht dafür verantwortlich machen, daſs seine Menschen nicht die Menschen zu Paris, London, Neapel, Wien, Petersburg, Konstantinopel u. s. w. sind; das ist auch wahr! — Die Menschen, von denen Prometheus spricht, sind längst nicht mehr — oder, wofern es noch hier und da einen verborgenen Samen von dieser wunderlichen Gattung von Geschöpfen giebt: so machen sie doch keine Zahl; und — *non apparentium et non existentium est eadem ratio*, (was nicht in die Sinne fällt, kommt eben so wenig in Anschlag als ob es gar nicht wäre) sagt der alte juristische Weidspruch. Wir werden ihn also, weil er einmahl angefangen hat, schon weiter reden lassen müssen.

„Der Zug der Natur zu diesen kleinen wimmernden Geschöpfen, die ihr Daseyn von ihrer Liebe empfangen hatten, unterhielt diese Liebe, und empfing hinwieder von ihr neue Stärke. Denn das, wofür ich in der ersten Anlage der Menschheit am meisten gesorgt hatte, waren eben diese kleinen Geschöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menschlichen Gattung abhing, welche nun mein Lieblings-Gegenstand war.

„Ich machte sie zu Kindern der Liebe; das hieſs selbst für die Keime der Menschheit Sorge tragen. Konnten sie anders als wohl gerathen, da die Liebe selbst ihre erste unsichtbare Pflegung auf sich nahm?

„Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich strengte alle meine Erfindung, alle meine Bildnerkunst an, aus dem Instinkt der Mutter für ihr Kind die stärkste aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen selbst womit sie es gebar, muſsten dazu helfen;

es muſste ihr desto theurer werden, je mehr es ihr gekostet hatte. Ich setzte die Brust der Mutter nicht bloſs der Schönheit wegen dahin wo sie ist, oder damit der Säugling, auf ihrem Arme liegend, seine Nahrung desto bequemer finden möchte; sondern weil ich wollte, daſs die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichern Gefühle des Menschen gemacht hatte, dem mütterlichen Gefühl, in den Augenblicken, wenn sie ihr Kind stillt, desto mehr Wärme und Innigkeit geben sollte.

„Die immer zunehmende Schönheit des Kindes; die sanfte stufenweise Entfaltung der Menschheit, deren angeborner Adel, selbst in diesem thierischen Alter, fast allen seinen Regungen einen gewissen Schein von Sittlichkeit giebt; das süſse Lächeln, womit es die mühvolle Fürsorge der Mutter belohnt: — alles vereiniget sich, die mütterliche Zuneigung zu einem so mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leistung aller der beschwerlichen Dienste, deren das kindliche Alter bedarf, sogar Vergnügen zu finden.

„Doch, ich vergesse, — so angenehm ist mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem bloſsen Spiele mein angelegenstes

Geschäft wurde, — daſs ich dich vielleicht nicht so gut unterhalte als mich selbst.“

Ich war (wie man sich vorstellen kann) so höflich, den Enkel des Himmels und der Erde zu versichern, daſs ich mir keine bessere Unterhaltung wünschte.

16.

„Ich weiſs nicht, fuhr er fort, wie es deine Brüder, die Menschen, angefangen haben, daſs sie (wie du sagst) nicht glücklich sind. Meine Absicht wenigstens war, daſs sie es seyn sollten; und ich glaubte es ihnen so leicht gemacht zu haben, glücklich zu seyn, und so schwer, sich unglücklich zu machen, daſs ich, bey meinem Vetter Anubis! nichts davon begreife, wenn ich meine Mühe an ihnen verloren habe. — Aber die verwünschte Büchse der Pandora! Ohne sie würden meine armen Menschen noch so glücklich seyn als in ihrem ursprünglichen Stande.“

Sie waren also einmahl sehr glücklich? fragte ich.

„Ob sie es waren? rief Prometheus mit einem Tone, der mir zu erkennen gab daſs ihn meine Frage beleidigt habe. — Wie hätten sie es nicht seyn sollen? Ich setzte ihr ganzes Wesen aus Triebfedern des Vergnügens zusammen; und damit es unmöglich seyn möchte, daſs der Schmerz jemahls den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmäſsigkeit, der Miſsgunst, der Bosheit, und aller andrer Laster, welche dem Menschen ihrer Natur nach so verderblich sind, und so wenig verführerisches haben, daſs ich mir nicht einfallen lassen konnte —

„Aber die verdammte Büchse der Pandora! Das fatale Geschenk hat alles verdorben! — Tausend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfnisse, in deren Unwissenheit ein groſser Theil des Glücks meiner Menschen bestand, jedes von einem Schwarm unruhiger Begierden umflattert, stürzten heraus, als der unbesonnene Epimetheus sie in einer unseligen Stunde öffnete; und geschehen wars um meine armen Geschöpfe! — Die guten sorglosen Kinder! Ich hatte sie einfältig, unschuldig, freundlich gemacht; es floſs so reines Blut in ihren Adern, daſs sie nicht wuſsten was böse Laune war. Ich gab ihnen gerade so viel Verstand als sie nöthig hatten, um glücklicher zu seyn als sie es durch die Sinne allein gewesen wären. Meine Groſsmutter, die Erde, war so gefällig, ihren Busen mit allem auszuschmükken, womit sie meinen Geschöpfen Vergnügen zu machen glaubte. Sie wohnten unter Myrten und Rosen; sie schliefen auf Blumen; Stauden und Bäume eiferten in die Wette, ihnen eine zahllose Mannigfaltigkeit von gesunden wohlschmeckenden Früchten in den Schooſs zu schütten. Das Schaf theilte seine Wolle mit ihnen, die Ziege ihre Milch, die Biene ihren Honig. Kunstlose Hütten, mit Palmblättern gedeckt, von Weinreben umschlungen, schützten sie vor den Beleidigungen der Witterung. — Fruchtbare Haine, oder Gärten voll eſsbarer Gewächse und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen, frische Quellen durch sie hinzuleiten, ihre Herden zu weiden, Körbe zu flechten, die Wolle ihrer Lämmer zuzubereiten und zu Kleidern und Decken zu verarbeiten, — das waren, mit dem süſsen Geschäft ihre Kinder zu erziehen, die leichten Arbeiten, in welche sich die beiden Geschlechter theilten.

„Ich hatte ihnen die nöthigen Werkzeuge zu einer Sprache gegeben, wodurch sie die engen Grenzen der Augensprache, welche eigentlich die Sprache der Seelen ist, erweitern, und dasjenige, was an der Sprache der Geberden zweydeutig und unverständlich bleibt, ersetzen sollten. Ich hätte sie den Gebrauch dieser Sprachwerkzeuge lehren können; aber ich wollte das Vergnügen haben, zu sehen wie sie es ohne fremde Hülfe von der Natur selbst lernen würden; und sie lieſsen mich nicht lange auf dieses Vergnügen warten. Sie lernten von der Nachtigall singen, und der Gesang leitete sie auf die Sprache. Die ihrige war freylich sehr einfältig, aber bey aller ihrer Armuth reich genug für ein Volk, das mehr Freuden als Bedürfnisse, mehr Empfindungen als Begriffe, mehr sanfte Gefühle als Leidenschaften, und von allen euern Lastern und gekünstelten Tugenden gar keinen Begriff hatte. Sie bedienten sich derselben zu Liedern, worin sie die Freude über ihr Daseyn, die Vergnügen ihrer Sinne und ihres Herzens, die Ergieſsungen des Wohlwollens, der Liebe und der geselligen Fröhlichkeit in kunstlosen Sätzen ausdruckten. Sie hatten keine Bilder dazu vonnöthen wie eure Dichter; jedes Wort mahlte die Sache selbst. Die Liebe machte einen Jüngling zum Erfinder der Leier, einen andern zum ersten Flötenspieler; und die jugendliche Freude, oder die Grazien selbst, welche sich unerkannt in ihre Reihen mischten, lehrten die Mädchen und die

Knaben den hüpfenden Tanz, den keine Nachahmung erkünsteln kann. — O! meine Menschen waren glücklich; das kannst du mir glauben! und wenn die Büchse der Pandora —"

Hier wurde Prometheus mitten in seiner Rede durch einen verdrieſslichen Zufall unterbrochen — ich erwachte.

17.

Man kann sich leicht vorstellen, daſs mich dieser Traum, oder, wenn man lieber will, dieses Fragment von einem Traume, zu allerley Betrachtungen leitete, wovon einige vielleicht nicht unwürdiger sind, meinen Lesern mitgetheilt zu werden, als mein Traum selbst. Aber jetzt würde es unartig seyn, wenn ich eine kleine Neugier unbefriediget lassen wollte, welche — die Büchse der Pandora bey meinen — Leserinnen zurück gelassen zu haben scheint; an deren Zufriedenheit mir viel zu viel gelegen ist, daſs ich in Fällen dieser Art etwas angelegneres haben könnte, als ihren leisesten Wünschen, so fern ich sie zu errathen fähig bin, entgegen zu kommen.

Prometheus schreibt der Büchse der Pandora alles Unglück seiner Menschen zu: „Ohne sie, sagt er, würden sie noch immer so glücklich seyn, als sie es in ihrem ursprünglichen Zustande waren.“ Was für eine Büchse konnte das wohl seyn, die so viel Unglück anzurichten vermochte?

Die Gelehrten — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann — hegen auch über diesen Gegenstand sehr verschiedene Meinungen.

Einige glauben, daſs unter der Geschichte der Pandora nichts anders verborgen liege, als eine allegorische Vorstellung der wichtigen Wahrheit: „daſs der Vorwitz, oder die Begierde mehr zu wissen als uns gut ist, die erste Quelle aller menschlichen Übel gewesen sey.“ — Die Büchse der Pandora, sagen sie, war weder mehr noch weniger als die Büchse des Papsts Johannes des drey und zwanzigsten, mit welcher Seine Heiligkeit die Schwestern zu Fontevrauld — da sie das Privilegium, einander selbst Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen wollten — zu ihrer Beschämung auf die Probe stellte. 6)

---

6) S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, zweytes Buch, im zweyten Theile seiner Werke, S. 256.

Andere suchen unter der Büchse der Pandora etwas noch verborgneres: es soll, ihrer Meinung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon der gelehrte Priester Porphyrius, unter dem Nahmen „der Höhle der Nymfen," so geheimniſsvolle und hyperfysische Dinge schreibt. 7) Sie beziehen sich unter andern auf einen gewissen Vers des Horaz, 8) um dadurch zu erläutern, warum die Büchse der Pandora zur Quelle alles Übels von den Alten gemacht worden sey. — Aber wir gestehen, daſs uns sowohl diese Auslegung als der angezogene Vers unsers Lieblingsdichters zu allen Zeiten sehr miſsfallen hat.

Noch andere wollen in dieser berüchtigten Büchse eine allegorische Vorstellung der Einführung des Eigenthumsrechts unter den Menschen finden, — wovon sie sich irriger Weise einbilden, daſs sie der Zeitpunkt der sittlichen Verderbniſs der menschlichen Gesellschaft gewesen sey; — mehr andrer Meinungen zu geschweigen, welche zum Theil noch gezwungener sind als diese.

---

7) *S. Porphyr. de antro Nympharum.*

8) *Horat. Sat. L. I. Sat. 3. v. 107.*

Ohne uns bey einer wenig interessanten Prüfung aller dieser Hypothesen aufzuhalten, begnügen wir uns eine andre aus einem alten Buch ohne Titel, welches wir vor uns liegen haben, anzuführen, die uns deſswegen am besten gefällt, weil sie die natürlichste zu seyn scheint.

Der unbekannte Verfasser verwirft alle allegorische Erklärungen. Die Büchse der Pandora, sagt er, war weder mehr noch weniger als eine wirkliche Büchse, im eigentlichen Wortverstande, und zwar — eine Schminkbüchse; ein unglückliches Geschenk, wodurch die betrügerische Pandora unendlich mehr Böses gestiftet hat, als der Vorwitz, das Eigenthum, und die Grotte der Nymfen. Seitdem die verderbliche Mode, die Lilien und Rosen, welche Jugend und Schönheit aus den Händen der Natur empfangen, aus einer Schminkbüchse zu ziehen, seitdem diese unselige Mode unter Evens Töchtern überhand genommen hat: seitdem ist es um die kunstlose Unschuld und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur geschehen. Nur zu bald wurde die Mode allgemein. Scheinen und Seyn, welche Eins seyn sollten, wurden zweyerley: und weil es leichter war, gut, liebenswürdig, weise, tugendhaft, zu scheinen, als es in der

That zu seyn, und weil es, zumahl bey Kerzenlicht, die nehmliche Wirkung that; so bekümmerte sich niemand mehr darum, zu seyn, was er mit Hülfe dieser magischen Schminke scheinen konnte. Bald sah man kein natürliches Gesicht und keinen natürlichen Karakter mehr; alles war geschminkt und verfälscht; geschminkte Frömmigkeit, geschminkte Freundschaft, geschminkter Patriotismus, geschminkte Moral, geschminkte Staatskunst, geschminkte Beredsamkeit — Himmel! was wurde nicht geschminkt? — Die menschliche Gesellschaft glich nun einer groſsen Maskerade: und so wie die Nothwendigkeit die Kunst einander, dieser Mummerey ungeachtet, ausfündig zu machen, zur ersten unter allen Künsten erhob; so fand man sich durch die nehmliche Nothwendigkeit gezwungen, immer auf neue Künste zu denken, um diese Kunst zu vereiteln. Falschheit, Gleiſsnerey, betrügliche Höflichkeit, nichtsbedeutende Freundschaftsversicherungen, heuchlerische Unterwürfigkeit —

Hier recitiert unser Anonymus eine Litaney von Lastern und Untugenden die kein Ende nehmen will, und ergieſst sodann die Bitterkeit seines Herzens in eine eben so lange Strafpredigt, womit wir, weil sie nichts weiter enthält als was unsre Leser in dem ersten besten Predigtbuche finden können, ihren guten Willen nicht zur Unzeit ermüden wollen.

Wer sollte denken, daſs so viel Böses aus einer Schminkbüchse hervorgehen könnte?

18.

Bey allem dem halten wir uns versichert, daſs die Geschöpfe des Prometheus nach und nach um ihre ursprüngliche Einfalt und Unschuld gekommen seyn würden, wenn gleich Pandora und ihre Büchse nie gewesen wären; — und in der That, man muſste so sehr in sein eignes Werk verliebt seyn als Er es war, um nicht zu sehen wo der Fehler lag.

Geschöpfe, deren Unschuld und Glückseligkeit von ihrer Unwissenheit abhängt, — wie er von den seinigen selbst gesteht — befinden sich immer in einer sehr unsichern Lage; und alles wohl überlegt, war es kein groſser Schade, daſs die ganze Zucht einer so zerbrechlichen Art von belebter und beseelter Töpferarbeit in Deukalions Überschwemmung ersäuft wurde.

Ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu reden, — die Filosofen, Soſisten, Redner, oder wie sie sich sonst am liebsten nennen hören, welche uns bereden wollen, daſs —

> „die Entfernung von der *ersten* Einfalt der Natur — Entfernung von der *Natur selbst* sey;
>
> „daſs es der Natur gemäſs gewesen wäre, wenn wir immer in einem Zustande von *glücklicher Unwissenheit*, wie sie es nennen, geblieben wären;
>
> „daſs die Erweiterung unsrer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster, — und
>
> „der Genuſs aller Geschenke der Natur, und die Verfeinerung aller Künste, dasjenige sey, was den Untergang der Staaten am meisten befördere:“

Die Herren, welche *so* reden, sprechen entweder von Menschen aus der Fabrik des *Prometheus* — oder von Menschen, welche, wie Jupiters *Minerva*, aus *ihrem eigenen Gehirne* hervorgegangen, — oder wenn diese Behauptungen den wirklichen Erdebewohnern gelten sollen, so werden sie uns erlauben zu sagen, daſs sie die *menschliche* Natur, von der sie so viel reden, nicht besser zu kennen scheinen, als die Natur der Einwohner in Saturns Ringe.

Unstreitig giebt es einzelne Menschen, welche wohl daran thun, wenn sie wie Diogenes und Epiktet leben lernen.

Es giebt Fälle, wo ein allgemeiner Geist von Sparsamkeit einem ganzen Staat eine Zeit lang nützlich ist.

Es giebt Fälle, wo ein Fürst sehr zu loben ist, wenn er, wie Kaiser Markus Aurelius, sein Gold- und Silbergeschirr in die Münze schickt, um sein Kriegsheer damit zu bezahlen.

Aber alle diese Fälle sind bloſse Ausnahmen, und es bleibt darum nicht weniger wahr:

> „Daſs die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens das groſse Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, und also im Grunde der Natur eben so gemäſs sey, als die Einfalt, in so fern diese eine unzertrennliche Gefährtin der ersten Periode des Lebens bey der ganzen Gattung so wie bey dem einzelnen Menschen ist.

ÜBER

DIE BEHAUPTUNG

DASS

UNGEHEMMTE AUSBILDUNG
DER MENSCHLICHEN GATTUNG
NACHTHEILIG SEY.

1770.

1.

„Das menschliche Herz ist in immer währender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es ist ein unersättlicher Abgrund; seine Begierden gehen ins unendliche, u. s. f.“

Von wie vielen sinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerley Art ist dieſs nicht gesagt worden! — und wer hat es besser gesagt als Paskal?

Es giebt wenige gelehrte Gemeinplätze, (wenn uns erlaubt ist, das was man *locos communes* nennt, durch dieses Wort im Deutschen zu bezeichnen) welche, ungeachtet der groſse Haufe der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herum getummelt hat, so erschöpſt, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daſs sie durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen, und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten.

Vermuthlich hat es mit dem oben angezognen die nehmliche Bewandtniſs: und wiewohl diese Meinung von der Beschaffenheit unsrer Begierden seit undenklichen Zeiten zu so vielen schimmernden Gegensätzen und spruchreichen Deklamazionen Anlaſs gegeben hat; so könnte doch wohl seyn, daſs das Wunderbare, Unbegreifliche und Geheimniſsvolle, welches einige deſswegen auf die menschliche Natur geworfen haben, bey genauerer Untersuchung verschwände, und es auch hier erginge, wie es, nach Tlantlaquakapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, so haben wir Mühe, diesen Menschen zu finden, den die besagten scharfsinnigen und beredten Leute für unser allgemeines Ebenbild ausgegeben. Und sollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl sonderbarer Menschen zu finden seyn: so ist mehr als wahrscheinlich, daſs Demokritus oder Sokrates diesen letztern, ehe sie sich mit ihnen eingelassen hätten, zuvor eine gute Dosis Niesewurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, sagte ich? — Das ist freylich was man schlechterdings thun muſs, um den Menschen kennen zu lernen; und kennen sollte man ihn doch, um über ihn zu räsonieren. Aber wo ist derjenige, der in diesem wichtigen Geschäft sich nicht genöthigt sieht, über das Vergangene durchaus, und über das Gegenwärtige gröſsten Theils, aus fremden Augen zu sehen? Die wenigen Filosofen, welche seit dem alten Thales aus Wissenstrieb ausgezogen sind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu beschauen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenossen sehen können: und Gemelli Karreri, der einzige, meines Wissens, der aus besagtem Triebe den ganzen Erdboden durchwandert und alle Meere durchirret zu haben vorgiebt, — dieser Gemelli, so eine wichtige Miene er macht, war gewiſs kein Filosof.

2.

Es ist, im Vorbeygehen zu sagen, verdrieſslich, daſs alle die herrlichen Dinge, welche uns **Plotinus**, **Proklus**, **Agrippa**, die ehrwürdige **Brüderschaft vom Rosenkreuz**, und der **Graf von Gabalis**, von einer **geheimen Filosofie**, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die **Geister**, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach bloſse Träumereyen sind.

Ein bequemer Wagen, von einem Paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylfe oder ein **Sklave der wunderbaren Lampe** zur Bedienung, wäre freylich eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu setzen, die Oberfläche unsers Planeten, mit allem was darauf lebet, webet und ist, so gut kennen zu lernen als seine Studierstube; mit einbedungen, daſs er sich auch der Gabe der Sprachen bemächtigen müſste, ohne welche uns die Kondaminen selbst nur sehr unvollkommne Nachrichten von Menschen geben können, die sie nur im Vorbeygehen wenig besser gesehen haben, als man die schönen Schattenwerke in einem Savoyardenkasten sieht.

Wie viel würde dasjenige, was Bakon von Verulam die Schatzkammer der menschlichen Erkenntnisse nennt, dabey gewinnen, wenn ein Denker, der irgend ein verwickeltes moralisches Problem aufzulösen hätte, — anstatt auf etliche unvollständige und wenig sichre Angaben hin, oder (was beynahe eben so viel ist) auf gerathewohl zu räsonieren, oder (was nicht um den Werth einer hohlen Nuſs besser ist) aus willkührlichen Erklärungen und Voraussetzungen Folgerungen zu ziehen, welche immer in Gefahr schweben, von einer einzigen neuen Wahrnehmung wie Kartenhäuschen umgeblasen zu werden, — sich nur in seinen Wagen setzen und in gerader Linie dahin fahren dürfte, wo er das Orakel der Natur selbst befragen könnte; das ist, wo er weiter nichts brauchte als die Augen aufzuthun, um zu sehen was — was ist, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieses was, und die Bedingnisse dieser Möglichkeit, und die besondern Bestimmungen dieser Bedingnisse — *a priori* ausfündig zu machen.

Ich will hier dahin gestellt seyn lassen, wie viel oder wenig Hoffnung man sich zu machen habe, daſs unsre Nachkommen einen so glücklichen Zeitpunkt für die spekulativen Wissenschaften dereinst erleben werden. Gewiſs ist, daſs wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müssen, durch andrer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen wollen. Und diese Nothwendigkeit vorausgesetzt, kann man, wie es scheint, mit hinlänglichem Grunde sagen: daſs der Mensch, dessen Begierden immer ins unendliche gehen und sich an nichts Irdischem ersättigen, unter den Erdebewohnern, so wie sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beywohnung eines Mannes und eines Weibes entspringen, eine sehr seltene Erscheinung sey.

3.

Der Zustand der so genannten Wilden,

> Die, ohne zu ackern, zu pflanzen, zu säen,
> Mit Müſsiggang sich auf Kosten der Götter begehen,

wie Homer von seinen Cyklopen sagt:

Und der Zustand der groſsen Asiatischen Despoten, (eines Kalifen im alten Bagdad, oder eines Sultans von Indien, zum Beyspiel) scheinen die beiden äuſsersten Linien zu beschreiben, innerhalb welcher das, worin die Menschen ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen, eingeschlossen ist; — und beide scheinen zu beweisen, „daſs sich der Mensch mit sehr wenigem befriedigen lasse.“

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Eskimo, der Karaibe, der Hottentott, — Leute, die zum

Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn!

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darin überein, daſs diese in unsern Augen so armseligen Geschöpfe „sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten, und den bloſsen Gedanken mit uns zu tauschen verschmähen.“

Der Lappe, unter seinem beruſsten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt seine Muſse mit Tabakrauchen zu, (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerika gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat, und mehr Filosof ist als man es von einem Ordensmann erwarten oder fordern dürfte, der Jesuit Charlevoix, zu: „daſs sie glücklich seyen.“ Er versichert uns, daſs, als einige von ihnen nach Paris geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der heutigen Welt nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; daſs sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, und von allem, was sie in Paris gesehen, nichts ungern zurück gelassen hätten, als die Garküchen, wo sie immer vollauf zu essen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig hinzu zu setzen: daſs es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bey ihnen gefallen lassen, daſs sie sich nicht entschlieſsen können, in die Kolonie zurückzukehren, ob sie gleich sehr bequem darin zu leben gehabt hätten; aber daſs sich jemahls ein Wilder an die Französische Lebensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beyspiel; u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamerikaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punkt wird doch ihr Zeugniſs, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; — und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsre Bequemlichkeiten und erkünstelten Wollüste, bloſs durch Freyheit von allen Arten von Zwang, durch Müſsiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laſst den Wilden in seinem Hamak liegen und Tabak rauchen; gebt ihm, wenn ihn hungert, seine Porzion Maniok oder Bärenfleisch, und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Branntwein aus dem Schädel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will: das ist alles was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsche, und erwartet selbst von jenem Leben keine höhern Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Kalif, Sardanapal und Heliogabalus vor diesem Wilden voraus? Worin ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget als seine Nerven ihre Dienste thun, von des Huronen seiner unterschieden? Die Form macht in der That einigen Unterschied, aber der Stoff ist der nehmliche. Ein ewiger Zirkel sinnlicher Ergetzungen, mit Unabhängigkeit und sorglosem Müſsiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läſst, einen andern Wunsch zu thun, oder etwas andres zu bedauern, als daſs Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereyen der Natur und allen Hülfsmitteln der Kunst zu Trotz, endlich die wollüstige Scene schlieſsen.

Ein berühmter Englischer Dichter, der Zeitgenosse und Nebenbuhler des groſsen

Shakspeare, Ben Johnson, schildert in seinem Alchymisten die innerlichen Gesinnungen der meisten Sterblichen, unter der Person des Sir Epikur Mammon, nach dem Leben ab. Dieser Unsinnige hat sich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf setzen lassen, welche in Ben Johnsons Zeitalter manchen Kopf verrückte, und manchen Beutel ausleerte. Er hofft sich in kurzem in vollem Besitze des Steins der Weisen zu sehen. Das grofse Werk berührt beynahe den Augenblick seiner Zeitigung. In drey Stunden wird die Projekzion vor sich gehen. Welche Aussichten für den üppigen Sir Mammon! Seine Einbildungskraft wird so sehr dadurch erhöht, dafs er von seinen ausschweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er wirklich schon im Besitz habe, spricht. In drey Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, alles was er berührt in Gold verwandeln, sondern auch dieses wundervolle Elixier in seiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug sind, (wie er sagt) „aus abgelebten Greisen wieder Jünglinge zu machen, wahre Marse, fähig Liebesgötter zu zeugen!“

Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von seinem unschätzbaren Geheimnisse machen? — „Ich gedenke (spricht er in der Ergiefsung seiner Freude) eine so grofse

Menge von Weibern und Beyschläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weisen auch hatte wie ich; und vermittelst meines Elixiers will ich mir einen Rücken machen wie des Herkules seiner war, kräftig genug, um es mit funfzigen in Einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten sollen nicht gestopft seyn; aufblasen will ich sie lassen; Flaum ist zu hart. Und dann meinen groſsen ovalen Sahl, den will ich mit lauter Mahlereyen angefüllt haben, wie sie Tiberius von der Elefantis entlehnte: sie sollen ganz ein andres Leben haben als diese matten Nachahmungen des schalköpfigen Aretin! — 1) Wolken von kostbaren Gerüchen sollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder so geräumig und tief seyn, daſs wir darin schwimmen können; und wenn wir wieder heraus steigen, wollen wir uns auf Schasmin und Rosen trocken wälzen.

1) Ich habe in diesem Gemählde einen starken Zug weggelassen, weil er für Deutsche Leser zu anstöſsig wäre, wiewohl ihn die Engländer sogar auf der Schaubühne ertragen konnten. Mammon sagt im Original:

— — — Then my Glasses
Cut in more subtil Angles, to disperse
And multiply the Figures, as I walk
Naked between my Succubae — —

Meine Speisen sollen alle in Indischen Muscheln, in Schüsseln von Achat mit Golde gefaſst und mit Smaragden, Saffieren, Hyacinthen und Rubinen besetzt, aufgetragen werden; — Karpfenzungen, Haselmäuse, und Kamelsfüſse, in Spiritus Solaris und aufgelösten Perlen gesotten, 2) u. s. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen lassen, der so dünn und leicht wie Spinneweben seyn soll.“ — Mit Einem Worte, die ausschweifendsten Begierden, in welche sich Sir Epikur Mammon in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz ergieſst, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines Epikurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich selbst zu nennen beliebt.

---

2) Ben Johnson bringt hier, seiner Gewohnheit nach, seine Gelehrsamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerey der alten Römer machte aus Sinnlichkeit und Muthwillen eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehören darunter, aus denen der berüchtigte Professor der Kazianischen Filosofie, Apicius, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Leckerbissen auf seiner Tafel haben, Karpfenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner sind gut genug für seine Lakayen, sagt er —

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Protestazion vonnöthen haben, daſs ich sehr weit entfernt bin, eine so thierische Sinnesart gut zu heiſsen. Aber ich kann mich eben so wenig verhindern, zu glauben, daſs, wenn Scham oder Heucheley dem gröſsten Theile der Sterblichen erlaubte aufrichtig zu seyn, die meisten gestehen müſsten, daſs sie — die Haselmäuse und Schweinszitzen und die in Perlen gekochten Kamelsfüſse allenfalls ausgenommen — die übrigen Ingredienzien in das, was dieser komische Heliogabalus für sein höchstes Gut erklärt, sich sehr wohl gefallen lassen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Pisistratus an das feinste, witzigste und politeste Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener ein Weiser, ein Gesetzgeber, dessen Nahme uns noch jetzt Ehrerbietung gebeut: dieser einer von den seltnen Menschen, bey deren Hervorbringung die Natur sich selbst zu erschöpfen scheint; ein Mann, der (wenn jemahls einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menschlichen Geschlechts zu stehen.

Und wie dachte der eine und der andre über den groſsen Punkt, wovon hier die Rede ist? Ihre Ausübung kann uns, denke ich, das beste Licht hierüber geben.

Was ich jetzt liebe, (singt der alte Solon in einem kleinen Bruchstück eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat) das sind die Werke der Kypris, des Bacchus und der Musen, aus welchen die Freuden der Männer entspringen. — Das heiſst doch sich sehr offenherzig herausgelassen! Es ist, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergesellschaftet; aber es ist doch immer Sinnlichkeit. Und aus diesem Tone sang Solon der Weise nicht etwann in der Trunkenheit der ersten Jugend, sondern (wie der silberlockige Anakreon) in einem Alter, worin ein Mann wie Er den Werth des Lebens und der Dinge schätzen gelernt haben sollte.

Der groſse Alexander, der, in dem eigentlichen Alter der Leidenschaften, der bescheidenste, der mäſsigste, der enthaltsamste aller Sterblichen war, blieb es nur so lange, als der Durst nach Ruhm, oder, richtiger zu reden, als die Begeisterung für seinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie, alle seine übrigen Leidenschaften überwältigte. Aber so bald ein groſser Theil dieses romantischen Entwurfs ausgeführt, und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten mit jedem neuen Schritt auf ihn eindrangen, sein Blut genugsam abgekühlt war, um auf den Rest desselben Verzicht zu thun, oder wenigstens mit viel gemäſsigterm Eifer daran zu arbeiten: so legte er nur zu viele Proben ab, daſs er von der Glückseligkeit eben so denke wie die gewöhnlichen Menschen. Von diesem Augenblick an machten üppige Gastmähler, Bacchusfeste, Persische Weine und Persische Schönen den Gegenstand der Ergetzungen aus, womit er sich selbst für alle die Mühe belohnte, die er sich gegeben hatte, um (wie er einst im Scherz sagte) den Athenern eine gute Meinung von ihm beyzubringen.

Pyrrhus, nach Alexandern der ruhmsüchtigste aller Griechen, giebt in seinem berühmten Gespräche mit dem weisen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine sehr offenherzige Art zu erkennen, was in seinen Augen dasjenige war, worin sich alle Wünsche der Sterblichen verlieren. Nachdem ihn seine durch Ruhmsucht begeisterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hatte, fragt ihn Cyneas: „Und wenn wir nun mit allen diesen Eroberungen fertig sind, was fangen wir alsdann an?“ — Was wir anfangen? sagt Pyrrhus; das versteht sich! Dann bringen wir unser übriges Leben in Ruh' und

Müſsiggang, in Schmäusen und Festen und Lustbarkeiten zu, und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. — Wahrlich, ein sehr Aristippischer Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken ist, an welchem weder der weise Cyneas noch der weise Plutarch etwas anders auszusetzen haben, als daſs Pyrrhus nicht weise genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig miſsverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen: daſs Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die groſsen Männer des Alterthums wuſsten so gut als die Groſsen und Weisen unter den Neuern Geschäfte mit Ergetzungen, und das, was sie dem Staat, mit dem, was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen erweiset sich doch aus diesen Beyspielen, was für eine Vorstellung sie sich von der Glückseligkeit machten, so bald die Rede nicht von einer Idee, sondern vom wirklichen Leben war. — Und das ist was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir einzelne Beyspiele nöthig? Die hohe Meinung, welche die Erdebewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher geheget haben, liegt am Tage. Wohlleben und Schmausen ist bey allen Völkern einerley; und womit enden sich alle groſsen öffentlichen Handlungen, auch die wichtigsten und feierlichsten, als mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg einander Ehre anzuthun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen, oder sich einem Groſsen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Fest, wobey, nach Beschaffenheit der Gröſse der Person die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bey öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten angelegners zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nazion und seines Principals durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? Sogar bey Geschäften, welche den strengen Ernst der Richter am Styx und die Tugend eines Kato erfordern, nehmen Bankette und Ergetzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, wobey man nie nüchtern genug seyn kann. 5) Und wir sollten daran zweifeln, daſs die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in Essen, Trinken, Müſsiggang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses alles, und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Überflusse machen, und die Begierlichkeit, womit sich die übrigen angelegen seyn lassen reich zu werden, noch einen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben: so müſsten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeher, bey allen Völkern, denen das Christenthum keine reineren Begriffe von der Bestimmung des Menschen beygebracht, über den Zustand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elysium der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer, und das Paradies der Muhamedaner sehen einander so ähnlich, daſs sie von einerley Urbild abgeformt zu seyn scheinen. Ewige Muſse, ewiger Genuſs sinnlicher Wollüste, ohne

---

5) Dieſs wurde um die Zeit der letzten Reichs-Kammergerichts-Visitazion geschrieben, und paſste vortrefflich.

Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreyen das Ideal der Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daſs der groſse Haufe so dachte, wenn wir sehen, daſs die erhabensten Filosofen ihm hierin mit ihrem Beyspiel vorleuchteten?

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läſst Plato die seligen Geister, von Nektar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der Sokratische Äschines, einer der würdigsten Schüler des weisen Atheners, schildert, aus dem Munde des Magiers Gobryas, die bessere Welt, zu welcher er dem sterbenden Axiochus Lust machen will, als einen Ort, „über welchen die freygebigen Horen einen Überfluſs aller Arten von Gewächsen und Früchten ausschütten; wo reine Wasserquellen die blumigen Wiesen erfrischen, auf denen ewiger Frühling herrscht. — Er ziert diesen schönen Ort mit Hallen für die Filosofen, und mit Schauplätzen für die Dichter; er läſst seine Seligen an Tischen, welche sich von selbst decken, unter einer reitzenden Musik, sich gütlich thun, und von ihren Banketten zu Koncerten und Reihentänzen aufstehen; und er vollendet das lachende Gemählde mit zwey Zügen, welche den allgemeinen Wunsch aller Sterblichen zu umschreiben scheinen, und sich in seiner Sprache (der wahren Sprache der Musen) in vier Worte einschlieſsen lassen — ακηρατος αλυπια, und ἡδεια διαιτα, gänzliche Befreyung von Schmerz und Traurigkeit, und ein Leben dem kein Vergnügen fehlt.“ — In der That war dieses der gewöhnliche Begriff, den sich die Griechen von dem Zustande der seligen Schatten machten; und ich sehe zwischen diesem Elysium und dem Lande der Seelen, wohin die Nordamerikanischen Indier ihre Verstorbenen schicken, keinen andern Unterschied, als denjenigen, der sich natürlicher Weise zwischen den Vorstellungsarten eines gebildeten und eines rohen Volkes findet.

Ich weiſs wohl, daſs sich einige von den aufgeklärtesten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht, und die Glückseligkeit desselben von einer Erhöhung unsrer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmittelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieſs die eigentliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des Zoroaster, und unter den Griechen Pythagoras und Plato, von dem Zustande der

Weiſen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daſs eine ſehr kleine Anzahl erhabener Geiſter, welche in mehr als Einer Betrachtung eine Ausnahme von den übrigen Sterblichen machen, ſich, wenigſtens in der Spekulazion, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuſchwingen getrachtet habe, welche gleichwohl ſo weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menſchen erhaben iſt, daſs ſie genöthiget waren ſie in ſinnliche Bilder einzukleiden, um ſich einiger Maſsen verſtändlich und ihre Leſer oder Hörer gelüſtig zu machen, dieſer unſichtbaren Glückſeligkeiten theilhaft zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Beyspielen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daſs die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freyheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäften, und in den Genuſs angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben: so müſste (scheint es) diese *Übereinstimmung aller Völker* für die *Stimme der Natur selbst* gehalten, und daraus ganz zuversichtlich geschlossen werden können, daſs die Art von Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem Antheil bestimmt habe, eine Sache sey, die ihnen *ganz nahe* und so völlig in ihrer Gewalt liege, daſs es keiner weitläuftigen *Anstalten* bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen.

Nehmen wir hierzu noch die Betrachtung, daſs (nach dem unläugbaren Zeugnisse der allgemeinen Geschichte) der gröſste Theil der Übel, welche die Menschheit von jeher gedrückt haben und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaſst worden, womit man diesen Übeln abzuhelfen vermeint oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewissem Sinne dem menschlichen Geschlechte die äuſserste Verfeinerung der Sinnlichkeit, des Geschmacks, und gewisser spekulativer Kenntnisse gewesen, und müssen wir dem berühmten Genfer Bürger zugestehen, was sich ohne Unverschämtheit nicht wohl läugnen läſst, — daſs beides, Wissenschaften und Künste, so bald sie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwicklung einschränkt, — *μεχρι του ωφελιμου* — so weit ein wirklicher Nutzen für die menschliche Gesellschaft daher zu erwarten ist 4) — ausgeschweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich gewesen sind:

---

4) Um einer unbilligen Miſsdeutung vorzubeugen, wird hier erinnert, daſs ich das Nützliche, auf welches Sokrates die Wissenschaften und Künste einschränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der

So gewinnt es das Ansehen, als ob die Natur selbst die Entwicklung unsrer Vervollkommlichkeit nur bis auf einen gewissen Punkt gestatten wolle, und den stolzen Versuch sich höher zu schwingen, mit nichts geringerm als dem Verlust unsrer Glückseligkeit bestrafe.

Wollten wir Rousseau glauben, so müſste dieser Punkt nicht sehr weit von demjenigen Stande gesetzt werden, den er uns als unsern ursprünglichen Stand (*état primitif*) anpreist. Da wir, spricht er, unglücklich genug gewesen sind, uns von diesem zu entfernen, so wäre wenigstens zu

---

Sokratischen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier gezielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein καλος; και αγαθος; auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnteren und so weitschichtigen Sinne nehme, daſs selbst solchen gelehrten Beschäftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich kleinen Einfluſs in die Vervollkommnung des allgemeinen menschlichen Systems haben, — von des gelehrten Olaus Rudbecks *Atlantica*, bis zu Altmanns gründlichem Beweise, daſs die *Lingua Opica* eine Sprache sey, wovon weder er selbst noch irgend ein andrer Mensch ein Wort verstehe, — eine Art von Verdienst übrig bleibt.

wünschen, daſs wir nur in jenen ersten Anfängen (*rudimens*) des geselligen Standes, worin man die Amerikanischen Wilden gefunden hat, stehen geblieben wären. Dieser Stand scheint ihm das richtige Mittel zwischen der Indolenz des ursprünglichen, und zwischen der ausgelassenen Thätigkeit unsrer Eigenliebe zu halten, 5) und ist, seiner Meinung nach, dem Menschen der zuträglichste, den wenigsten gewaltsamen Abänderungen unterworfen, kurz, der dauerhafteste und glücklichste, aus dem (wie er sagt) der Mensch nicht anders heraus getrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der, um unsers allgemeinen Besten willen, sich niemahls hätte ereignen sollen.

Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daſs, wofern wir die menschliche Natur in den Karaiben und ihren Brüdern in Kanada, Kalifornien, Neuseeland, u. s. w. ohne Vorurtheile studieren wollten, wir sie in diesen ihren verwilderten Kindern sich selbst

---

5) *Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juste milieu entre l'indolence de l'état primitif et la petulante activité de notre amour propre, dut ètre l'époque la plus heureuse et la plus durable. Discours sur l'inégalité, p. 70.*

viel ähnlicher finden würden, als es beym ersten Anblick scheinen mag: aber so sehr beneidenswürdig würde uns ihr Zustand schwerlich vorkommen, als Rousseaus eigensinnige Einbildungskraft sich ihn idealisiert zu haben scheint. Die schrecklichen Gemählde, welche uns selbst der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt, so weit es die Grundsätze seines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit widerfahren läſst) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenschaften, und den wüthenden Ausbrüchen, wozu sie sich dahin reiſsen lassen, macht, — sind nicht sehr geschickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünschen zu machen, der uns von einem Zustand entfernt hat, worin unmenschliche Gewohnheiten und barbarische Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur auf die seltsamste Weise zusammen stoſsen, und für die Dauer des gemeinschaftlichen Wohlstandes so schlecht gesorgt ist, daſs das Vergehen eines Einzigen alle Augenblicke den Untergang seiner ganzen Nazion nach sich ziehen kann.

5.

Man hat Urſache ſich zu wundern, warum Rouſſeau dieſen Mittelſtand zwiſchen thieriſcher Wildheit und übermäſsiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückſeligkeit der Menſchen gebunden zu haben ſcheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins, als bey einem gewiſſen andern Volke zu finden vermeint hat, welches nur darum ſo wenig bekannt iſt, weil es, ohne es zu ſcheinen, vielleicht das glücklichſte unter allen iſt; — einem Volke, deſſen Sitten und Lebensart ein ſo reitzendes Gemählde von Unſchuld, Ordnung, Freyheit, Ruhe, und unerkünſtelten Tugenden darſtellen, daſs wir verſucht würden, die Beſchreibung deſſelben für einen ſchönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverläſſigkeit auf einem minder feſten Grunde als dem Zeugniſſe des Franz Moore beruhete; eines Augenzeugen, deſsen geſunder Verſtand und aufrichtiger Karakter keinem Zweifel in die

Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten Raum läſst. 6)

Dieses seinem Ursprunge nach ohne Zweifel Arabische oder Maurische Volk hat alle gute Eigenschaften, die man von den Beduinen rühmt, ohne einige Mischung von ihren Untugenden. Die Foleys (so nennt sie Moore) leben hordenweise, in einer Art von Städten, welche jedoch diesen Nahmen in Vergleichung mit den unsrigen nur sehr uneigentlich führen, da sie bloſs aus einer Anzahl bequemer Hütten bestehen, welche mit gemeinsamen Umzäunungen, mehr zum Schutz gegen wilde Thiere als gegen wilde Menschen, umgeben sind. Wir würden versucht zu sagen, das natürliche Gefühl, welches sich bey keinem andern Volke unverfälschter erhalten zu haben scheint, habe sie gelehrt, was für einen lächerlichen Abstich Wohnungen, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, gegen den vorüber gleitenden Traum des Menschenlebens machen, wenn nicht ein noch näherer Grund, warum sie keine festern Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäſsigen Lebensart und in der Freyheit

---

6) S. *The Wonders of Nature and Art*, *Vol. III. Part.* 3. *chap.* 3. *pag.* 560 *seqq.* und die allgemeine Historie der Reisen, Th. 3. S. 178 u. f. Moore's Buch selbst, wovon die letztere den Auszug liefert, ist mir nicht zu Gesichte gekommen.

läge, worin sie sich erhalten wollen, den Ort zu verändern, so bald sie Ursache dazu haben. Denn ungeachtet sie auf beiden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negerlandes zerstreut leben, so sind sie doch (sagt Moore) von den Königen derselben unabhängig, und brechen auf, so bald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigenen Vorsteher, welche ihr Amt mit groſser Mäſsigung verwalten, und wenig Mühe haben, ein Volk, das ohne eigentliche Gesetze, bloſs durch die Güte seiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer so sanften und friedsamen Gemüthsart ist, und ein so angewohntes Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daſs „derjenige unter ihnen, der etwas Böses thut, allen zum Abscheu ist, und niemand findet, der sich seiner gegen die Vorsteher annehmen oder sich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen.“

Da die eigentlichen Eingebornen des Landes (denn diese Foleys sind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, so sind ihre Könige willig genug, ihnen dessen so viel einzuräumen, als sie anzubauen Lust haben. Die Foleys sind die besten Viehhirten, und zugleich die emsigsten Pflanzer in ganz Nigrizien; und da sie bey so vieler Arbeitsamkeit sehr mäſsig leben, so ziehen sie viel mehr Korn und Baumwolle als sie selbst verbrauchen.

Sie leben also in einem Überfluſs des Nothwendigen, und machen eben den menschenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinschaftlicher Zug der patriarchalischen und Homerischen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter sich selbst, sondern erstrecken diese Wohlthätigkeit, so weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer, und andre Völker unter denen sie leben. Sie sind gastfrey und leutselig gegen jedermann; man braucht nur ein Mensch zu seyn und ihrer Hülfe vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daſs die Negern es für einen Segen halten, eine Pflanzstadt von Foleys in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bey aller dieser ausgebreiteten Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nazion nicht vorzüglich zu lieben. Was Einem Foley begegnet, interessiert Alle, und so bald einer von ihnen das Unglück hat in Sklaverey zu gerathen, so vereinigen sich alle übrigen ihn los zu kaufen.

Sie werden selten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Foley einem andern Scheltworte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Afrika, und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit groſser Fertigkeit zu bedienen.

Die Foleys sind ein wohl gebildetes Volk, und verdienen schön genannt zu werden, in so fern sich die Schönheit mit einer schwarzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft, (sagt der P. Labat, dessen von La Rüe gezogene Nachrichten in vielen Stücken mit Moore's seinen ziemlich zusammen stimmen) sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürlichen Reitzungen durch einen Putz zu erhöhen, der, seiner (wiewohl mangelhaften) Beschreibung nach, einen Beweis giebt, daſs die Grazien ihren geheimen Einfluſs an der Gambia — eben so gut als ehemahls am Eurotas, und noch jetzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio, und an den lieblichen Ufern des Hebrus, verspüren lassen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieses Volkes, besonders bey den Weibern; eine unter den Afrikanern nicht sehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers eben so viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstädte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäſsiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander, und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollenpflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; auſserhalb derselben ist auf der einen Seite ein groſser Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich groſser Bezirk, den sie mit Indischem Korn anbauen; und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, daſs hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, daſs sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzu thun könnte?

6.

O meine Freunde! (läſst Diderot seinen schwärmerischen Filosofen Dorval ausrufen) wenn wir jemahls nach Lampeduse gehen, um dort, fern von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen, — —

Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! Warum nach Lampeduse? — An die Gambia, zu diesem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen; dem einzigen in der Welt, bey welchem gute Menschen auſser Gefahr sind unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh wird; welches durch eine zum Naturtriebe gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt; welches niemanden beleidiget, und allen die es erreichen kann Gutes thut!

Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Nahmen Ehre machen! Bey dir bringt die Güte der Sitten ganz allein zuwege, was Gesetze und Strafen, was Erziehung, Filosofie und Religion bey dem policiertesten Volke des Erdbodens bis auf diesen Tag nicht zu bewirken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verstand, und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel, die unverfälschten Eindrücke der Natur aufzufassen! Du verfolgest, du verdammest niemand; keine blinde und grausame Parteysucht verschlieſst dein Herz der rührenden Stimme der Menschlichkeit! Kein sinnloser Schwätzer, kein Sofist, der den Unrath seines Gehirns in subtile Gewebe spinnt um die sorglos flatternde Einfalt darin zu verstrikken, kein heuchlerischer Marabu, kein feiler Kadi, kein raubgieriger Bassa, haben sich wider deine Wohlfahrt zusammen verschworen! — Glückliches, dreymahl glückliches Völkchen! wer sollte nicht in Versuchung gerathen dich zu beneiden?

Was für eine feine Satire lieſse sich bey dieser Gelegenheit über alle die Nazionen machen, welche von der Weisheit ihrer Verfassungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Polizey, von ihrem groſsen Fortgang in den Künsten und in den Wissenschaften so aufgeblasen sind!

Was für eine demüthigende Vergleichung lieſse sich zwischen uns Europäern und diesen ehrlichen schwarzbraunen Foleys anstel-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1300/017

len, welche, allen unsern bewundernswürdigen Vorzügen zu Trotz, das sind, was wir gern seyn möchten; und die es bloſs deſswegen sind, weil sie keine so mühsame Anstalten machen, keine so verwickelte, aus so unzähligen Triebfedern so gekünstelt und so zerbrechlich zusammen gesetzte Maschinen spielen lassen, um zu werden, was man so leicht seyn kann, wenn man die Natur zur Führerin nimmt!

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu schimmernden Gedanken und feinen Sprüchen! Aber wie gesagt, wir haben keine Lust, uns auf Gemeinplätzen herum zu tummeln; und so schöne Sachen sich auch immer über diesen Gegenstand sagen lieſsen, so möchte doch wohl schwerlich Eine darunter seyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir seit mehr als zwey hundert Jahren so reichlich beschenkt worden sind, schon mehr als Einmahl gesagt, und vielleicht schon so abgenutzt worden wäre, daſs sie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich ist.

Eine Mischung von Wahrheit ist freylich immer in dergleichen Deklamazionen; aber was nützen schielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerin nehmen! Nichts ist leichter gesagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk sich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in einer immer fortlaufenden Linie — von der Natur entfernt hat?

Das Beste ist, daſs dieses Volk, so gut als ein Komet der sich einmahl von seiner Sonne verlaufen hat, (wofern ihm nicht unterwegs ein auſserordentliches Unglück zustöſst) unfehlbar einmahl wieder zu ihr zurück kommen wird.

Aber, wird es nicht wenigstens eben so viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — Und diese Wiederkehr zu befördern, sie zu beschleunigen, und neue Ausschweifungen zu verhindern, dazu werden wohl ganz andre moralische Kräfte als frostige oder warme Deklamazionen erfordert werden.

7.

Übrigens können wir nicht unbemerkt lassen, daſs, ungeachtet Moore unsers Wissens ein sehr ehrlicher Mann, ein Mann von sehr gesunder Vernunft, und (was hier allerdings in Betrachtung kommt) weder Filosof noch Dichter, und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist, — dennoch seine Nachrichten von den Foleys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung beym ersten Lesen; aber beym zweyten hat man so viele Fragen zu thun, und erhält so wenig Antworten auf diese Fragen, daſs man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es Anfangs war.

Dieſs ist der Fall der allermeisten von diesen groſsen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daſs sie an nichts weniger gedacht haben, als daſs sie zu einem andern Gebrauch, als zur Zeitkürzung ihrer Leser, oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten, würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut seyn würde, wenn man mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bey einer genau prüfenden Beobachtung.

Gesetzt aber auch, wir fänden die Foleys in allen Stücken so, wie sie uns Moore schildert, so würde es doch dabey bleiben, daſs dieses Völkchen vor den meisten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als seiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gastfreyheit und Leutseligkeit gegen Fremde und Nothleidende sind auf dem ganzen Erdboden Züge, welche diejenige Klasse von Menschen bezeichnen, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlstand leben.

Eben dieſs gilt überhaupt von der Unschuld der Sitten, welche man uns von den Foleys anpreist. Diese ist allenthalben, wo Unterdrückung und Elend die Menschheit nicht zu einem Zustande, gegen den der viehische beneidenswürdig ist, herab gewürdiget hat, — verhältniſsweise auf dem Lande viel gröſser als in den Städten.

Moore giebt zu verstehen, daſs es auch unter seinen Foleys Leute giebt, welche zuweilen Böses thun. Freylich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Gesellschaft nicht so viel böse Leute geben kann als in einer groſsen; und weil eine Menge Laster, welche in der letztern, unter gewissen Umständen, nicht gänzlich ausgerottet werden können oder wohl gar geduldet werden müssen, in jener nicht einmahl moralisch möglich sind.

Im übrigen ist es sehr glücklich für die guten Foleys, daſs sie ringsum von schwachen, trägen und wenig unternehmenden Völkern umgeben sind, die überdieſs mehr dabey zu gewinnen haben, wenn sie ihnen eine Art von Freyheit lassen, als wenn sie versuchen wollten sie zu Sklaven zu machen. Sollte das letztere einmahl irgend einem Könige im Negerlande einfallen, so würde ein so kleines

Volk unfehlbar entweder auf einmahl unterdrückt, oder durch seinen Widerstand selbst nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit ist also bloſs zufällig; und was ist Glückseligkeit ohne Sicherheit? — In diesem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, sind sie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach solche Foleys waren; da sie, in unzählbare kleine Horden abgesondert, von Jagd, Viehzucht, und einer Art von Feldbau lebten, der, nach Beschaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewiesen, daſs sich das menschliche Geschlecht nicht lange in einem solchen Zustande befinden kann. Tausend unvermeidliche Zufälle machen diese kleinen Gesellschaften nach und nach in groſse zusammen flieſsen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menschen und der Dinge die ihn umgeben gewurzelt sind, als daſs man zweifeln dürfte, daſs, wofern durch eine abermahlige allgemeine Zerstörung alle Erdebewohner bis auf eine einzige Familie zusammen schmelzen würden, die Nachkommenschaft dieser Stifter einer neuen Welt mit der Zeit nicht eben diese Zufälle erfahren, und daſs diese Zufälle nicht eben solche Veränderungen veranlassen sollten, als diejenige, die mit den Abkömmlingen Sems, Chams und Jafets vorgegangen sind.

Ein kleines Volk von so einfältiger Lebensart und von so unschuldigen Sitten, als die Foleys sind, oder die Negern des Priesters Abulfauaris vor seiner Ankunft bey ihnen waren, ist unstreitig glücklich, und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genieſst, aber auch nicht vermiſst, an der ungeheuern Summe der Übel, die es nicht leidet, die es nicht einmahl kennt, und also auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher als irgend eine groſse Nazion, in dem Stande worin sich die Sachen dermahlen noch befinden, es seyn kann.

„Das ganze menschliche Geschlecht würde also glücklicher seyn als es jetzt ist, wenn es in lauter solche kleine Völkerschaften abgesondert wäre." — Ja! aber diese allgemeine Glückseligkeit würde ein Augenblick seyn.

Immer mag sie also einer poetischen Fantasie Stoff zu reitzenden Gemählden von einfaltig schöner Natur und Arkadischen Sitten darbieten: der Punkt kann sie nicht seyn, bey welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen.

Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zugedacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Ziel ihrer Bestimmung hienieden nur allzu weit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebräder der moralischen Welt arbeiten diesem groſsen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammen gestimmt, daſs ihre anscheinenden Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Äuſserste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äuſsersten Üppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese untergraben einen Staat so lange bis er endlich zusammen stürzt. Aber wenn sich dieſs in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder empor heben, und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher, aller Wahrscheinlichkeit nach, manche die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften! 7)

---

7) Dieſs wurde vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben. Der Anfang zu Erfüllung dieser damahls aus einer Art von Ahnung niedergeschriebenen Worte ist seit 1789 in Frankreich gemacht worden. Gebe der Himmel, daſs wir auch das glückliche Ende derselben erleben!

9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau, und alle weitern Progressen sind zwar, dem Anschein nach, eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That, aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, guter *Jean-Jaques!* Die Vereinigung der Menschen in groſse Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, befördert hingegen offenbar die Vollkommenheit der Gattung.

Der policierte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behend, nicht so herzhaft, nicht so frey, nicht so zufrieden mit seinem Zustande als der Wilde. —

Dieſs ist von dem gröſsten Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der policierte Mensch weiſs sich aller seiner Kräfte unendliche Mahl besser zu bedienen, ist unendliche Mahl geschickter seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiſs sich unendliche Mahl mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendliche Mahl mehr Herr über die Natur, u. s. w. — Alles dieſs ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch, und von der ganzen Gattung wahr.

Rousseau hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabey zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden, oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem ursprünglichen Stande noch nahe ist, ein Palladio, ein Rafael, ein Erasmus, ein Bakon, ein Galilei, ein Locke, ein

Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton, ein Leibnitz gebildet werden. — Und wer kann so unwissend, oder so unbillig seyn, die groſsen Vortheile zu miſskennen, welche sich nur allein von zehn solchen Männern unvermerkt über ganze Nazionen ausbreiten, und mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden?

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in groſsen oder wenigstens empor strebenden Gesellschaften, durch eine wechselsweise Wirkung in einander, ins unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde sich in Achtung zu setzen und Einfluſs zu haben, — um der Vortheile zu genieſsen die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur die Trägheit selbst, deren Gewicht den Wilden zu den Thieren herab zieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle wetteifernder Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in groſse, ohne Geselligkeit der Staaten und Nazionen unter einander, ohne die unzähligen

Kollisionen der mannigfaltigen Interessen aller dieser gröſsern und kleinern Systeme der Menschen, würden die edelsten Fähigkeiten unsrer Natur ewig im Keim eingewikkelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen nie zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer thierisch bleiben. Mit gedankenlosen Augen würde er ewig den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daſs er fähig sey die Bewegungen dieses unermeſslichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemahls ein Mittel geworden seyn, seinen geistigsten Gedanken einen Leib zu geben, und die leisesten Regungen seines Herzens andern verständlich zu machen. Tausend bewundernswürdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witz nicht entdeckt worden, und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht verschönert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich sie zu miſskennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Übel, welche mit dem gesellschaftlichen

Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daſs eben in jenen wohlthätigen Ursachen auch die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daſs, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von fysischen oder sittlichen Übeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren!

10.

Es ist wahr, alles, was, von dem Hermes der Ägypter an, durch die weiseſten und wirkſamſten Geiſter, durch die Heroen, durch die Geſetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moraliſchen Welt, zum allgemeinen Beſten der Gattung bisher gewirkt worden iſt, beſteht nur in Bruchſtücken, in Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet da liegen.

Aber es iſt eben ſo wahr, daſs dieſe Materialien nur auf die Vereinigung günſtiger Zufälle mit der zuſammen geſtimmten Thätigkeit groſser Seelen warten, um zu dem einzigen Werke, was würdig iſt jede fühlende und denkende Seele zu begeiſtern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Wissenschaften, und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereiniget, Gesetzen unterwürfig gemacht, und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das groſse Werk zur Vollendung zu bringen, und aus allen Völkern des Erdbodens, — dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All der Schöpfung — Ein Brudergeschlecht von Menschen zu machen, welche durch keine Nahmen, keine Wortstreite, keine Hirngespinste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Absichten und verächtliche Privatleidenschaften, wider einander empört, — sondern von dem seligen Gefühl der Humanität durchwärmt, und von der innigen Überzeugung, daſs die Erde Raum genug hat alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiſs, Erfahrung und Vernunft, seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt, oder durch unselige Vorurtheile entzweyt, und mit euch selbst im Streite, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen! Getheilt werdet ihr ewig, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daſs der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läſst wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Schimäre sey.

Ist es eine Schimäre — nun so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

So macht Alles zusammen genommen eine so schale, so bürleske, so sinn- und zwecklose tragi-komische Pastoral-Farce aus, daſs man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon, von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

UBER DIE

VORGEBLICHE ABNAHME

DES

MENSCHLICHEN GESCHLECHTS.

1777.

1.

Jedes gebildete Volk hat seine fabelhafte und heroische Zeit gehabt, aus welcher seine spätern Dichter den Stoff zu wundervollen Gesängen, Erzählungen und Schauspielen hergenommen haben; eine Zeit von Halbgöttern, Riesen und Helden, gegen welche wir armen Wichtchen der historischen Zeit eine so demüthige Figur machen, daſs wir (um so bald als möglich aus der Verlegenheit zu kommen) uns nicht besser zu helfen wissen, als die ganze Geschichte dieser Wundermenschen für Mährchen zu erklären.

Gleichwohl finden sich auf der andern Seite starke Gründe, zu glauben, daſs diese Heroen jeder Nazion einmahl wirklich da waren, wirklich groſse Menschen waren, und Dinge thaten, die wir — weil sie über unsre Kräfte gehen — erstaunlich finden, wiewohl sie ihnen selbst sehr natürlich vorkamen; ja, daſs sie in der That noch weit gröſser, als wohl die meisten spätern Dichter und Romanschreiber in ihrem höchsten Taumel sich einbilden konnten, — und mit allem dem doch — weder Götter noch Halbgötter, sondern bloſse Menschen waren, wie wir zu ihrer Zeit und in ihren Umständen ohne Zweifel auch gewesen wären.

Das ganze Geheimniſs liegt darin, daſs sie noch unzerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren.

Wo die Natur noch frey und ungestört wirken kann, da macht sie keine andre als solche: und wenn für jedes policierte und verfeinerte Volk einmahl eine Zeit gewesen ist, wo es noch unpoliciert und unverfeinert war; so steigt die Geschichte eines jeden solchen Volkes (seine ältesten Urkunden mögen verloren gegangen seyn oder nicht) bis zu einem Zeitalter hinauf, wo es aus einer Art Menschen bestand, deren Existenz nach einer langen Reihe von Jahrhunderten endlich fabelhaft scheinen muſs.

Ein frey stehender Mensch kann sich ausdehnen und wachsen, kann zu dem Grade von Gröſse, Stärke und Tauglichkeit gelangen, wozu er die Anlage auf die Welt gebracht hat. Damit dieſs wirklich geschehe, müssen freylich mancherley äuſsere Ursachen mitwirken. Er muſs, zum Beyspiel, weder an dem, was zur Unterhaltung und Entwicklung seiner Kräfte nöthig ist, Mangel leiden, noch muſs es ihm gar zu leicht werden, sich diese Nothwendigkeiten zu verschaffen.

Der armselige Zustand der Bewohner von Feuerland, der ewige Druck gegenwärtiger Noth ohne Hoffnung es jemahls besser zu haben, ist dem Wachsthum des Menschen zu seiner natürlichen Vollkommenheit eben so nachtheilig und noch mehr, als das allzu freygebige und wollüstige Klima von O-Tahiti, das seine Einwohner in ewiger Kindheit erhält, oder als die üppige Lebensart einer groſsen Königsstadt.

Der Mensch, der alles seyn soll wozu ihn die Natur machen wollte, muſs alles erdulden können wás ihm Natur und Nothwendigkeit auflegen; aber sein gewöhnlicher Zustand muſs überhaupt glücklich, und sein Gefühl für die Freuden des Lebens und das Vergnügen da zu seyn, muſs offen und unabgestumpft seyn. Sein Nacken muſs sich nie unter die Willkühr eines andern gebeugt haben; er muſs immer unter seines gleichen, das iſt unter Menſchen, die nichts ſind als was er auch iſt oder werden kann, gelebt haben; aber auch mit beſſern als er iſt, damit der Vorzug, den dieſen ihre gröſsere Tauglichkeit giebt, ihn immer zur Nacheiferung und zum Wettſtreit auffordere.

Alles dieſs ſetzt eine Epoche der Nazionalverfaſſung voraus, wo die Sicherheit mehr das Werk unſrer eignen Stärke und perſönlicher Verbindungen als der Geſetze iſt; wo Fürſten und Könige nur die erſten unter ihren Pairs ſind; wo jeder gilt was er werth iſt, jeder wagt was er ſich auszuführen getraut, jeder ſo gut oder böſe ſeyn darf als ihn gelüſtet; wo das Leben eines Mannes das Leben eines Kämpfers iſt, eine fortgehende Kette von Abenteuern, ein ewiges Drama, gedrängt voll von Handlung und Zufällen und Wageſtücken, voll wider einander rennender oder ſich mit groſser Gewalt an einander reibender Leidenſchaften; wo der Knoten meiſtens mit dem Schwert aufgelöſt, und die Kataſtrofe immer die Wurzel neuer Verwirrungen wird.

Eine ſolche Epoche ſindet ſich in den älteſten Jahrbüchern jeder policierten Nazion: und könnten wir heutigen Europäer, oder vielmehr unſre Abkömmlinge, (wie es denn gar nichts unmögliches ist) vor lauter grenzenloser Verfeinerung und Filosofie und Geschmack, und Verachtung der Vorurtheile unsrer Groſsmütter, und Weichlichkeit und Übermuth und Narrheit, es endlich wieder so weit bringen, in Wäldern (wenn es anders bis dahin noch Wälder giebt) einzeln und gewandlos auf allen Vieren herum zu kriechen und Eicheln zu fressen; so wird dann auch, über lang oder kurz, die Zeit wieder kommen, wo die Nachkommen dieser neuen Europäischen Wilden gerade wieder die freyen, wackern, kühnen, biederherzigen Leute seyn werden, deren Sitten und Lebensart Tacitus — seinen nervenlosen Römern zum Verdruſs, und zur Demüthigung ihrer kleinen flattrigen, gaukelnden, niedlichen Puppenseelchen — in einem so prächtigen Gemählde darstellte.

In einer solchen Zeit, unter einem solchen Volke ungeschliffner, aber freyer, edler, starker, gefühl- und muthvoller Menschenkinder, müssen freylich die stärksten, die edelsten, mit Einem Worte, die Besten, gar herrliche Menschen seyn. Ganz natürlich, daſs das Andenken dessen was sie waren und thaten sich Jahrhunderte lang unter ihrem Volke lebendig erhält; daſs der Groſsvater mit verjüngender Wärme seinen horchenden Enkeln

Geschichten davon erzählt; daſs diese Geschichten in Gesängen und Liedern von einem Geschlechte zum andern übergehen; und daſs man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die Nazion von jenem Helden-Alter entfernt, je näher sie dem Zeitlaufe der Policierung und Verfeinerung kommt, und je weiter sie darin fortschreitet. Natürlich, daſs endlich eine Zeit kommen muſs, wo man sich diesen groſsmächtigen Menschen so ungleich fühlt, daſs man an ihrem ehemahligen Daseyn zu zweifeln anfängt, und alle seine Einbildungskraft aufbieten muſs, um sich eine Vorstellung von ihnen zu machen; daſs eben deſswegen diese Vorstellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz, daſs aus den wahren, groſsen Menschen der Vorwelt — fabelhafte Götter und Göttersöhne, Riesen und Recken, Amadise und Rolande werden.

2.

Allein diese Zeit kommt nicht auf einmahl; die Ausartung kann nicht anders erfolgen als stufenweise. Die nächsten zwey oder drey Menschenalter auf jene Heroen müssen natürlich, in Vergleichung mit viel spätern noch weit mehr ausgearteten Nachkömmlingen, noch sehr groſse Menschen hervorbringen. Aber wer in solchen Zeiten etliche Generazionen überlebt hat, muſs den Unterschied schon merklich finden.

Die Ritter der Tafelrunde des Königs Artus waren gewaltige Männer in Ritterschaft, hatten noch viel von dem hohen Muthe, ja selbst noch einen Überrest von der Treue und Biederherzigkeit ihrer Vorfahren. Aber was für eine Figur machen sie mit allem dem gegen den alten Branor, der in einem Alter von mehr als hundert Jahren noch Stärke genug hatte, sie alle aus dem Sattel zu werfen! Und wie noch armseliger stehen sie vor ihm da, nachdem er ihnen an seinem Freunde, Geron dem Adelichen, ein Muster von Treue und

Aufrichtigkeit und Groſsherzigkeit vor die Stirne gestellt hat, dessen Anblick und stille Vergleichung mit sich selbst (die er, wie billig, ihrem eigenen Gewissen überläſst) ihnen das beschämendste Gefühl, wie klein sie gegen ihn sind, geben muſs!

Eine ganz ähnliche Bewandtniſs hat es mit den Helden und Menschen, die uns *Homer* in seiner Ilias und Odyssee schildert. Was für Männer gegen die spätern, durch ihre geschwätzige Filosofie, schönen Künste, Handelschaft und Reichthümer verfeinerten Griechen! Keiner, bis auf den *göttlichen Schweinhirten Eumäus*, den der Dichter nicht durch dieſs hohe Beywort (der göttliche) über die Menschen vom gemeinen Schlage seiner Zeit erheben muſste, um ihm sein Recht anzuthun.

Aber wie mit ganz andern Augen sieht die *Helden der Ilias* der alte *Nestor* an, dem seine hohen Jahre das Recht geben, einem *Agamemnon* und *Achilles* und *Diomedes* und *Ajax* ins Gesicht zu sagen: „Ich habe mit andern und bessern Männern gelebt als ihr seyd — Nein, solche Männer habe ich nie wieder gesehen, und werde keine solche wieder sehen, wie Peirithoos und Dryas, der Hirt der Völker, und Käneus, und Exadios, und der göttliche Polyfemos, und Theseus der Ägeide, der wie der Unsterblichen einer war." —

Man sieht, Homer und Nestor hatten schon einen sehr verschiedenen Maſsstab. Die Männer, die Homer göttlich nennt, sind in Nestors Augen, gegen jene, die Er dieses Beynahmens würdig hält, nur gewöhnliche Menschen. Und ganz natürlich, da sie zu den Helden des Jahrhunderts vor dem Trojanischen Kriege sich ungefähr eben so verhielten, wie die Griechen zu Homers Zeiten gegen die Zerstörer von Troja.

Dieser selbst so groſse Mann hatte in einem Zeitpunkt, der in unsern Augen noch heroisch genug ist, schon ein starkes Gefühl von der Abnahme der Menschheit in seinen Tagen. Diomedes hebt (im fünften Buche der Ilias) einen Stein auf, und schleudert ihn unter die Feinde, der so schwer war, (sagt Homer) „daſs ihn zwey Männer, wie die Menschen jetzt sind, nicht tragen könnten."

Virgil — der ungefähr neun Jahrhunderte nach Homer lebte, in einer Zeit, da die Üppigkeit und die Ausartung in Rom der höchsten Stufe schon nahe waren — fühlte die Menschen seiner Zeit gegen die Helden der

Trojanischen so klein und schwach, daſs er, um im gehörigen Verhältnisse zu bleiben, aus Homers zweyen zwölf solcher Männerchen, wie man sie im goldnen Jahrhundert Augusts sah, machen muſste. Freylich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier bloſs von der körperlichen Kraft eine gewisse Last aufzuheben die Rede ist: aber wenn seine Absicht war, das Verhältniſs jener Helden gegen die gewöhnlichen Menschen seiner Zeit überhaupt, oder nach der ganzen Summe der Naturkräfte, so weit sie in einem Menschen gehen können, anzudeuten; so möchte sich wohl behaupten lassen, daſs er nicht zu viel gesagt habe; und daſs zum Beyspiel ein Mann wie Diomedes, nackend und ohne Waffen, gegen zwölf junge Herren vom Hofe Augusts, ebenfalls *in Naturalibus*, kämpfend, die artigen Herren mit eben so weniger Mühe nach einander ins Gras hingestreckt hätte, als es ihm leicht war den Stein aufzuheben und fortzuschleudern, den keiner von ihnen nur von der Stelle hätte rücken können.

3.

Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung, die uns nicht weit von der Hauptsache führen soll.

In den Zeiten der Entnervung der Menschheit durch Üppigkeit und alle übrigen Folgen des Reichthums und der höchsten Verfeinerung oder Überspannung, 1) ist es weniger die körperliche Schwäche als die Abwürdigung und Entkräftung der Seelen, die Stumpfheit ihres innern Sinnes für das wahre Groſse, was sie gegen die herr-

---

1) Dieſs letzte war eigentlich der Fall der Römer; aber die Folgen von beiden sind am Ende ziemlich ähnlich; nur daſs Erschlaffung aus Überspannung bey weitem ein schlimmerer Zustand ist als Schwäche aus Verfeinerung.

lichen Naturmenschen der Vorwelt so klein erscheinen macht. Wie sollten sie das Vermögen haben zu thun was diese vermochten, da sie nicht einmahl fähig sind das Groſse in den edelsten Gesinnungen oder Handlungen derselben zu fühlen?

Plutarch hat uns in seinem Leben des Pompejus ein sehr auffallendes Beyspiel hiervon aufbehalten, das einen Zug von Achills Betragen in der groſsen entscheidenden Scene der Ilias betrifft. Um meine Leser darüber selbst urtheilen zu lassen, muſs ich diese Scene mit zwey Worten in ihr Gedächtniſs zurück rufen. Die Trojer alle haben sich vor der Wuth des Achilles hinter die Mauern ihrer Stadt geflüchtet; die Thore sind verschlossen; nur der einzige Hektor ist auſser den Mauern zurück geblieben, entschlossen zu sterben oder dem Zerstörer seines Volkes das Leben zu nehmen; das Griechische Heer steht in einiger Entfernung gegen über, und die Götter schauen schweigend vom Olymp herab. Hektor, unerbittlich dem Flehen seines Vaters und seiner Mutter, steht und erwartet den kommenden Feind. Aber indem Achilles, „dem Gott der Schlachten gleich, in seinem Harnisch, der wie lodernd Feuer oder wie eine Morgensonne Strahlen wirft, den furchtbaren Speer in seiner Rechten schwingend, auf ihn zugeht,“ — überfällt ein ungewohntes Entsetzen Hektorn; ihm entsinkt der Muth, der ihn zur letzten Hoffnung seines unglückseligen Volkes und Hauses machte; er kann den Anblick des Stärkern, der über ihn gekommen ist, nicht ertragen, er flieht. Dreymahl jagt ihn Achilles rund um die Mauern von Troja, und so oft der verstürzte Hektor, Hülfe von den Seinigen zu erhalten, sich innerhalb eines Pfeilschusses den Thürmen nähern will, treibt ihn jener wieder ins offne Feld gegen die Stirne des Griechischen Heeres zurück — winkt aber zugleich den Seinigen mit dem Kopfe, und wehrt ihnen, mit Pfeilen nach Hektorn zu schieſsen, „damit nicht ein andrer ihm den Ruhm wegnähme, Hektorn erlegt zu haben; und Er nur der Zweyte wäre.“

Wer die Ilias auch nur mit dem mäſsigsten Antheile von Menschensinn gelesen hat, muſs fühlen, daſs Achilles nicht Achilles hätte seyn müssen, wenn es ihm in diesem glorreichen entscheidenden Augenblicke hätte gleichgültig seyn sollen, ob die Seele seines Freundes Patroklus und aller übrigen Griechen, welche Hektor zum Orkus gesendet hatte, durch ihn oder einen andern gerochen würde, und Troja durch seine oder eines andern Hand fiele. Gleichwohl (spricht Plutarch) fanden sich Leute, 2) die in diesem Gefühl und Betragen des Achilles etwas unendlich kleines fanden. „Achilles, sagten sie, thut hier nicht die That eines Mannes, sondern eines thörichten nach Ruhm schnappenden Knaben.“ Die feinen Moralisten! Nach dem hohen Ideal dieser Schulmeister hätte es Achillen gleich viel seyn sollen, wer Hektorn erlegte, Er oder Thersites, wenn die That nur gethan würde; denn „dem Weisen ists ja nie um sich, sondern immer nur um die Sache selbst zu thun!“ — O die *Graeculi*, die *Graeculi!* Wie sehr Achill zu beklagen ist, daſs er kein Stoiker war! daſs er zu früh in die Welt kam, um bey einem Chrysippus oder Posidonius in die Schule zu gehn, und zu lernen, was für eine kindische Sache es um die Leidenschaften ist! — Freylich, in den wilden Zeiten, worin er das Unglück hatte geboren zu werden, wuſsten die Leute noch wenig von guter Lebensart. Da zankten Könige

---

2) Er sagt uns nicht, wer sie waren; die Rede ist aber von denen, die den Pompejus wegen eines gewissen wirklich unedlen Verfahrens in dem Kriege mit den Seeräubern tadelten. Wahrscheinlich waren es nicht weise Römer, wie Dacier meint, sondern *Graeculi*, Moralisten von Profession, von den scharfsichtigen Herren, die den Wald vor den Bäumen nicht sehen können.

und Feldmarschälle sich noch im bittersten Ernst um — eine hübsche Dirne, geriethen um so einer Kleinigkeit willen in solche Wuth, daſs sie, mit Hintansetzung aller Wohlanständigkeit, einander schimpften wie die Karrenschieber. — Da setzte sich der göttliche Achill ans Ufer hin und weinte wie ein kleines Mädchen, daſs ihm Agamemnon seine Puppe genommen, oder (was in den Augen eines stoischen Schulmeisters auf Eines hinaus lief) daſs ihm die Griechen seinen verdienten Antheil an der Beute, an deren Gewinnung er sein Leben gesetzt, wieder weggenommen und ihn dadurch beschimpft hatten, u. s. w. Welche Thorheiten! welche Kindereyen! Und der einfältige Homer, der selbst Kind genug war aus solchen Kindern seine Helden zu machen, lieſs sich so wenig davon träumen, wie irgend eine groſse Natur ohne Leidenschaft seyn könnte, daſs er auch sogar seine Götter mit eben so läppischen Leidenschaften begabte — wofür ihm denn auch Plato, Cicero und so viel andere groſse Männer, (die zwar weder Iliaden gethan noch Iliaden gedichtet haben) nach Verdienen den Text gelesen haben! — Doch freylich, was können am Ende Homer und seine Helden dafür? Sie trugen die Last ihrer Zeiten, wo die Menschen noch waren wie sie die bloſse Natur macht — wie sie in dem groben ungeschliffnen Zustand eines Volkes, das noch Nerven hat, seyn können. Ach! die Nerven, die Nerven! die sind immer (wie Herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem Übel schuld! Man kann daher nicht genug eilen, sie ihrer unbändigen, so viel Unheil in der Welt stiftenden Schnellkraft zu berauben! Denn, haben wir nur diese erst einmahl weggeschwelgt oder wegfilosofiert oder weggetändelt, oder auf welche Art es sey auſser Aktivität gesetzt: dann räckeln wir uns hin, und, weil wir keine Nerven mehr haben um zu lieben oder zu hassen, vernunften oder faseln wir über die Herrlichkeit der Wesen ohne Sinne und Leidenschaften; — und, weil wir keine Nerven mehr haben etwas zu unternehmen und auszuführen, beweisen wir, daſs der Weise weder Hand noch Fuſs regen, sondern bloſs zuschauen müsse; und, weil wir ohne Nerven sind, und in dem Staate, worin wir zu leben die Ehre haben, auch keine nöthig haben, sondern Drahtpuppen, *nervis alienis mobilia ligna*, sind, schwingen wir uns über die parteyischen kleinfügigen Bürgertugenden hinweg, und — schwatzen von allgemeiner Weltbürgerschaft. — Kurz, je mehr wir durch die Abschälungen und Abstreifungen, die man mit uns vorgenommen, verloren haben, je spitzfindiger werden wir, uns zu beweisen: daſs ein Mensch desto vollkommner sey, je abgestreifter er ist, das iſt, je weniger er zu verlieren hat; ſo daſs einer erſt dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlieren hätte, das iſt, wenn er gar nichts mehr wäre; — welches bekannter Maſsen das höchſte Gut gewiſſer Fakirn und Schüler des Fohi in Indien und allerdings *ultima linea rerum*, die unterſte Stufe der Abnahme des menſchlichen Geſchlechts iſt, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, ſie ſelbſt aber vermuthlich doch niemahls völlig erreichen werden.

4.

In dem Kreise, worin uns die Natur ewig herum zu drehen scheint, lassen sich gleichsam zwey Pole angeben, wovon der eine den höchsten Punkt der natürlichen Gesundheit, Gröſse und Stärke des Menschen, und der andre den tiefsten Punkt der Kleinheit, Schwäche, Erschlaffung und Verderbniſs bezeichnet. Jedes Volk in der Welt (dünkt mich) ist dazu gekommen, oder wird dazu kommen, sich erst auf dem einen und endlich auf dem andern dieser Punkte zu befinden.

Und wo suchen wir nun den ersten dieser Zeitpunkte, den Zenith der natürlichen Vollkommenheit des Menschen? — Wahrlich nicht in den gepriesenen goldnen Altern der Filosofie und des Geschmacks, nicht in den Jahrhunderten Alexanders, Augusts, Leons X. und Ludwigs XIV. Das kann wohl niemanden mehr einfallen, der diese goldnen Zeiten ein wenig genauer angesehen, und nur einen Begriff davon hat, was Mensch ist und seyn kann. Auszierung, Einfassung, Schminke und Flitterstaat machen es nicht aus; etliche gute Mahler, Bildhauer, Poeten und Kupferstecher wahrlich auch nicht! Man zeige mir in einem von diesen Jahrhunderten den Mann, der sich vor Karln dem Grofsen, dem Sohn eines barbarischen Zeitalters, (wie wirs, den Griechen nachplappernd, zu nennen pflegen) nicht zur Erde bücken müsse! Man messe (alle Umstände gegen einander gleich gewogen) die Alcibiaden, Alexander, Cäsarn, (für die ich meines Orts übrigens allen Respekt habe) und neben Ihm werden sie kleiner scheinen; wie Lanzelott vom See und seine Genossen neben dem alten Branor, der eines ganzen Hauptes länger war als sie alle, — wie die alte Geschichte sagt.

Ich vergesse nicht, dafs es unbillig wäre, Karln die Tugenden seiner Zeit, und jenen Griechen und Römern die Untugenden der ihrigen ohne Abzug anzurechnen. Aber es ist auch hier nicht vom persönlichen Vorzuge dieser grofsen Menschen, (wiewohl ich glaube, dafs Karl auch von dieser Seite der gewinnende Theil seyn würde) sondern von dem Vorzuge der Zeiten die Rede — und gewifs gebührt er derjenigen, wo man der künstlichern Ausbildung und Aufstutzung eben darum nicht bedarf, weil die Natur noch alles thut.

Ich weiſs ungefähr, was sich zum Vortheil der Verfeinerung in Sitten und Lebensart, die wir den groſsen Monarchien und Hauptstädten, dem Luxus, der Nachahmung der alten Griechen und Römer, dem Handel, der Schifffahrt, und so weiter, zu danken haben, — und was sich gegen die rohe Lebensart und die derben Sitten der Patriarchen- Helden- und Ritterzeit, sagen und nicht sagen läſst. Es ist eine ausgedroschne, erschöpfte Materie, an der ich weder mehr zu dreschen noch zu saugen Lust habe. Aber hier ist die Frage: in welcher von beiden die Menschheit lautrer, gesunder, stärker und sogar gefühlvoller gewesen sey? — Denn unsre alkoholisierte und so oft nur affektierte Empfindsamkeit, die wir voraus zu haben glauben, ist nur ein schwaches Surrogat für die lebendigen, starken, voll strömenden Gefühle der Natur. Oder vielmehr es ist keine Frage: die Sache spricht für sich selbst; und niemand, so sehr ihn auch die Last unsrer Zeit zusammen gedrückt oder der Taumel unsrer vermeinten Vorzüge verdumpft haben mag, kann nur einen Augenblick anstehen, auf welche Seite er entscheiden soll.

5.

Wir sind also, leider! nicht mehr was unsre Vorväter waren. *Fuimus Troes!* Wir gewinnen im Kleinen, und verlieren im Groſsen. Unsre Abnahme, unser Verfall, ist schon seit Jahrhunderten die allgemeine Klage. Alles dieſs ist ausgemacht. Aber, liegt die Ursache davon in der Natur selbst, die, wie Lukrez meint, als eine durch viele Geburten geschwächte Mutter, nicht mehr Kräfte genug hat so groſse Körper und gewaltige Thiere hervorzubringen wie vormahls? Oder liegt sie in äuſsern Ursachen, und ist eine nothwendige Folge des ewigen Wechsels der menschlichen Dinge? — Erstreckt sie sich auf die Menschheit überhaupt, oder trifft sie nur besondere Völker und Zeiten? Giebt es irgend einen Punkt, wo sie still steht? einen Kreislauf, der uns wieder dahin zurück bringt, wo wir schon gewesen sind? Oder hat diese fatale Abnahme keine Grenzen? Haben wir von Adam und Even an abgenommen, und werden so lange, von Generazion zu Generazion, immer kleiner, schwächer, und verkrüppelter werden, bis endlich (wie es einst der Nymfe Eccho und dem Zauberer Merlin erging) nichts als eine bloſse Stimme, und zuletzt (wenn auch diese ausgetönt haben wird) gar nichts mehr von uns übrig ist?

Eine kurze Fortsetzung meiner bisherigen Betrachtungen wird uns eine, wie mirs scheint, sehr natürliche Auflösung dieser Fragen an die Hand geben.

6.

Wie alle Meinungen der Menschen, selbst die ungereimtesten, sich immer auf irgend eine Thatsache stützen; und wie wir Sterbliche fast immer nicht durch das was wir sehen, sondern durch das was wir daraus schlieſsen, betrogen werden: so scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen Punkte bis zu einem andern eine stufenweise Abnahme; und nun schloſs man: die Menschen haben also immer abgenommen, und werden immer abnehmen; haben schon zu Homers, ja schon zu des Patriarchen Jakob Zeiten abgenommen; sind folglich desto gröſser und vollkommner gewesen je näher sie dem Ursprung der Menschheit waren, und werden desto schlechter, je weiter sie sich davon entfernen. Und nun lieſs man die Einbildungskraft ausrennen.

Ich will — um die Sache durch ein etwas kurzweiliges Beyspiel zu erläutern — nur bey einem einzigen Vorzug verweilen, den ein fast allgemeiner Glaube den Menschen der ältesten Welt einräumt — nehmlich dem Vorzug einer ungeheuern körperlichen Gröſse. Wir wollen sehen, was wohl an der Sache seyn mag, und mit welchem Grunde sich daher auf die Abnahme der menschlichen Gattung schlieſsen läſst.

Nach dem Berichte der Talmudisten war Adam, selbst nach dem leidigen Fall, (wodurch er auch in diesem Stück unendlich viel verlor) noch immer neun hundert Ellen hoch; so daſs ein Swiftischer Brobdignak gegen ihn nur ein Lilliputter gewesen wäre. Die Araber (nach der Erzählung des Wanderers Monkonys) machen sich keinen viel kleinern Begriff von der Gröſse unsrer ersten Stammältern; denn sie zeigen bis auf diesen Tag drey Berge oder Hügel in der Ebene von Mekka, auf deren einen Eva ihren Kopf, und auf die beiden andern (welche zwey Musketenschüsse weit von jenem abstehen) ihre Knie bey einer gewissen Gelegenheit gestützt haben soll. 3) — Doch man weiſs, daſs die Morgenländer starke

---

3) *Dictionaire de Bayle, article Adam.*

Liebhaber vom Vergröſsern sind. Wir wollen uns also an einen neuern abendländischen Gelehrten halten, der sich viele Mühe gegeben hat, auf den Grund der Sache zu kommen.

Herr **Nikolaus Henrion**, Mitglied der *Academie des Inscriptions* zu Paris im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, ein Mann, der eine groſse Stärke in den morgenländischen Sprachen besessen haben soll, arbeitete viele Jahre Tag und Nacht an einem groſsen Werke über Maſse und Gewichte aller Zeiten und Völker des Erdbodens. Es war seine Lieblingsbeschäftigung; aber je mehr er Entdeckungen machte, und je tiefer er sich in die alte Welt hinein grub, je mehr wuchs seine Arbeit ins unermeſsliche; und so überraschte ihn der Tod, eh' er damit zu Stande kommen konnte. Der Umstand, daſs alle Völker von jeher mit **Füſsen** gemessen haben, brachte ihn auf Untersuchung der verschiedenen Gröſse des menschlichen Fuſses, und diese auf Ausmessung der ganzen Gröſse der Menschen in verschiedenen Zeitaltern. Im Jahre 1718 brachte er der Akademie eine kronologische Tabelle der Verschiedenheiten der Länge des menschlichen Körpers, von Erschaffung der Welt an bis zur christlichen Zeitrechnung, so wie er sie nach seinen vermeinten Entdeckungen ausgerechnet hatte. Vermöge derselben hätten sich zwar die **Rab-**

binen um etwas verrechnet; jedoch bliebe unsern Stammältern immer noch eine sehr ansehnliche Länge. Adam war, nach Henrions Tabelle, ein hundert drey und zwanzig Fuſs neun Zoll Pariser Maſs, und Eva ein hundert und achtzehn Fuſs, neun und drey Viertel Zoll lang; beide also ungefähr achtzehn bis zwanzig Fuſs länger als der berühmte Koloſs zu Rhodus. Bey der neunten Generazion zeigte sich bereits eine merkliche Abnahme; Noah hatte schon zwanzig Fuſs weniger als Adam: und bey der neunzehnten schrumpfte das Menschengeschlecht vollends zu wahren Zwergen ein; denn Vater Abraham maſs nur noch sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Fuſs. Nun wurden die Zeiten immer schlechter, so daſs für Mose nur dreyzehn und für den Thebanischen Herkules 4) kaum zehen Fuſs blieben. Alexander der Groſse muſste sich an sechs Fuſs begnügen lassen; und Cäsar (zu dessen Zeiten man die Gröſse eines Mannes schon lange nicht mehr nach Füſsen ausmaſs) Cäsar konnte ein groſser Mann mit fünfen seyn.

---

4) Der nach Frerets Berechnung (*Memoir de l'Acad. des Inscr. Tom. VII. p.* 485) ungefähr zwey hundert Jahre später ist als Moses.

Schade daſs die Akademie der Aufschriften uns nicht wenigstens einen Theil der Gründe und Belege hat mittheilen wollen, womit Henrion diesen merkwürdigen Maſsstab der Menschheit ohne Zweifel zu rechtfertigen im Stande war! Man hätte sie doch wohl in seinen nachgelaſsnen Papieren finden sollen. Insonderheit hätte ich sehen mögen, aus was für Gründen er uns hätte begreiflich machen wollen, wie, zu einer Zeit, da die menschliche Gattung schon auf zwölf bis dreyzehn Fuſs eingeschrumpft war, die Kinder Enaks noch so ungeheure Popanze seyn konnten, daſs die Israelitischen Kundschafter sich selbst gegen jene nur wie Heuschrecken vorkamen. 5)

Der Abbé Tilladet hatte der Akademie, schon lange zuvor (im Jahre 1704) eine Abhandlung über die Riesen vorgelesen, worin er aus heiligen und profanen Skribenten bewies, daſs es in den ersten zwey Jahrtausenden Riesenvölker gegeben habe, und daſs nicht nur Adam und die ersten Patriarchen, sondern auch die Anführer der morgenländischen Kolonien, die nach und nach die Abendländer bevölkert haben, insgesammt Riesen gewesen.

---

5) 4 B. Mose 13.

Einige Jahre darauf nahm **Mahüdel** die Frage wieder auf, und weil ihn däuchte, daſs **Tilladet** die Sache ein wenig zu leichtgläubig und seichte behandelt habe, so untersuchte er sie, in der echten **Shandyischen** Manier, als ein Naturkundiger, Zergliederer, Mechanikus, Geschichtsforscher, Kunstrichter, Staatsmann, Moralist, Ökonomist, u. s. w. und so fand sich denn freylich, daſs die Männer, die, mit einer Fichte statt des Stabes in der Hand, über Berg und Thal daher schritten, und denen, wenn sie ins Meer hinein gingen, das Wasser kaum bis an die Kniekehlen reichte, bey genauerer Ausmessung zu ganz leidlichen Ungeheuern wurden; so wie das fürchterliche weiſse Gespenst, das uns die Haare zu Berge stehen machte, beym Lichte besehen und mit Händen betastet, zu einem unschuldigen — Hemde wird. Dieſs gilt nicht nur den Mährchen solcher Geschichtschreiber wie zum Beyspiel der Mönch **Helinand** 6) und sein

---

6) Ein Kronikschreiber aus dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, auf dessen Glaubwürdigkeit die schöne Erzählung beruht von der Entdeckung des Grabes des vom Virgil besungenen Prinzen **Pallas**, Evanders Sohn, und wie man dessen Leichnam zwey tausend drey hundert Jahre nach seiner Beerdigung noch unversehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die Stadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen Kopf

leichtgläubiger Nachschreiber Tostat; nicht nur der Höhle des Polyfemus, dieses berühmten Cyklopen, der nach Fasels Versicherung zwey hundert Ellen lang war, und zu Drepano in einer Höhle wohnte, die der Jesuit Kircher (der sie gemessen) sieben bis acht Fuſs hoch befunden; nicht nur dem sechs und vierzig Ellen langen Skelet des Orion in Kreta, (beym Plinius) welches die Kritik mit gutem Fug auf sechs Ellen herunter setzt, und das auch dann noch immer für eine Reisebeschreibers-Lüge groſs genug ist: selbst Goliath und König Og von Basan, für deren ungeheure Statur wir ein sehr ehrwürdiges Zeugniſs haben, sinken, ohne Nachtheil der Autorität desselben, nach Mahüdels Berechnung, zu einer unsre Einbildungs-

über die Mauer empor geraget habe, und so weiter. Welches alles ihm der ehrliche Alfons Tostat, Bischof von Avila, umständlich und getreulich nachsagt. Dieser Tostat ist der groſse Vielschreiber, dem man nachgerechnet hat, daſs er, um die sieben und zwanzig dicken Folianten, woraus seine Werke bestehen, bey Leibesleben zu Stande zu bringen, seine Kindheit abgerechnet, jeden Tag wenigstens fünf Bogen schreiben muſste. Wer einen so dringenden Beruf zum Schreiben hat, dem bleibt freylich keine Zeit zum Denken übrig.

kraft weniger ermüdenden Länge herab. Kurz, seiner bescheidenen Meinung nach, sind zwölf Fuſs das höchste, was man irgend einem Riesen zuzugestehen schuldig ist; und die beglaubte Geschichte stellt keinen einzigen auf, der dieses Maſs überschritten hätte.

So wenig dieſs auch denen vorkommen mag, die von einem zwey hundert Ellen langen Kerl wie von der alltäglichsten Sache von der Welt sprechen: so dünkt mich doch, Mahüdel habe den festen Punkt der wahren kolossalischen Gröſse des Menschen noch viel zu hoch gesetzt, und man habe, um der Mythologie und Geschichte alle Billigkeit zu erweisen, nicht nöthig sie über sieben Fuſs anzunehmen; denn die höchst seltnen Ungeheuer, die dieſs Maſs überschritten haben möchten, verdienen, wenn die Frage von höchster natürlicher Vollkommenheit ist, eben so wenig in Betracht zu kommen, als die zwey- oder dreyköpfigen Miſsgeburten.

7.

Was in unsern Zeiten wegen der Patagonen vorgegangen, giebt uns ein klares Beyspiel, wie es, sehr natürlicher Weise, mit den historischen und kosmografischen Vergröſserungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern Reisebeschreibern zu Folge waren diese Bewohner der westlichen Küste des Magellanischen Landes noch einmahl so hoch als Europäer von gewöhnlicher Statur; und dieſs bestätigte Frezier in seiner Reisebeschreibung von 1732 aus dem Munde verschiedener Spanier, die als Augenzeugen sprachen. Zwey und dreyſsig Jahre hernach befuhr (bekannter Maſsen) der Kommodor Byron die Küste, wo diese Titanen zu Hause seyn sollten; er sah sie, und, wiewohl sie ihm noch immer groſs genug vorkamen, um mit allem Respekt, den man seinen Höhern schuldig ist, 7) von ihnen zu sprechen, so fand er sie doch wenigstens um drey bis vier Fuſs kleiner als die Spanier (die das Groſse lieben) sie gemacht hatten. Der gröſste, den er unter etlichen hunderten sah, schien ihm, dem Augenmaſs nach, nicht viel kleiner als sieben Fuſs. Endlich lernte Kapitän Wallis zwey Jahre darauf die nehmlichen Riesen kennen, die man, weil sie fast immer zu Pferde sind, eben so wohl hätte zu neuen Centauren machen mögen. Zu gutem Glück hatte er just ein paar Meſsruthen bey sich. In solchen Fällen ist nichts über eine Meſsruthe, um hinter die eigentliche Wahrheit zu kommen. Man maſs die längsten unter ihnen, und siehe! es fand sich nur Einer der sechs Fuſs sieben Zoll maſs, und etliche wenige von sechs Fuſs fünf bis sechs Zoll; die meisten hatten nur fünf Fuſs zehn Zoll bis sechs Fuſs. — Und so schmolz eine Länge, die nach Spanischem Augenmaſs zehn bis eilf Fuſs betrug, in einem Eng-

---

7) Wie leicht die Überraschung und das Erstaunen auch den verständigsten Mann zu unmäſsigen Hyperbolen bringen können, davon kann uns Byron selbst zum Beyspiel dienen, da er sagt: sein Lieutenant, Cumming, der doch selbst sechs Fuſs zwey Zoll maſs, wäre diesen Riesen gegenüber so klein wie ein Zwerg geworden — und doch betrug der Unterschied höchstens nur drey bis vier Zoll!

ländischen Auge auf sieben, und durch die Meſsruthe auf sechs bis siebenthalb herunter.

Man muſs gestehen, dieſs ist immer noch viel, und eine ganze Nazion solcher stattlicher Männer, mit Weibern nach Proporzion, muſs für einen armen Europäer allerdings ein sonderbarer und schauerlicher Anblick seyn. Aber sehr vermuthlich ist die Gröſse dieser Patagonen auch das *non plus ultra* der menschlichen Statur: und wenn wir von der angeblichen Gröſse der Menschen in den Patriarchen - und Heldenzeiten alles abziehen, was davon auf Rechnung der verschiednen Maſse, und des Betrugs der Augen, und der Lügenhaftigkeit der Wanderer, Seefahrer und Dichter, und der Vergröſserung, die jede Sache durch das Fortwälzen aus einem Munde in den andern erhält, zu setzen ist; so wird wohl eine Länge von siebenthalb bis sieben Fuſs das höchste seyn, was die Riesengeschlechter der ältesten Zeit, und die stattlichsten Männer der heroischen und ritterlichen zu fordern haben. Herkules hatte, nach der Ausrechnung des Pythagoras, sieben Fuſs; eben so viel hatte Karl der Groſse — wiewohl er diesen Beynahmen einer andern Gröſse zu danken hat. Ich kenne aus der Geschichte keinen dritten Mann zu diesen beiden. Ihre Stärke war in Verhältniſs mit ihrer Gröſse; sie waren unermüdet in Thätigkeit, tapfer in Duldung, mächtig im Streit, und mächtig in Frauenliebe. Wie sollten wir also nicht sicher annehmen können, daſs die Statur dieser zwey gewaltigsten Söhne des Himmels und der Erde das wahre Maſs heroischer Gröſse und Majestät sey, welches, verbunden (wie bey jenen beiden) mit Stärke und Schönheit, diejenige äuſserliche Gestalt giebt, die eines Mannes würdig ist, vor dem (nach Shakspeares Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen soll: **Das ist ein Mann!**

8.

Gesetzt nun, die Natur habe in den ersten Zeiten unsrer Welt lauter Menschen von diesem Schlage, oder wenigstens viele dergleichen hervorgebracht: mit welchem Grunde kann man sagen, sie habe in der Folge die Kraft verloren, ihres gleichen hervorzubringen? Wie sehr weit sind Herkules und Karl der Groſse der Zeit nach von einander! — Oder, wollte man einwenden, dieſs wären einzelne auſserordentliche Männer gewesen: hatte Herkules nicht seinen Theseus und Peirithous? Waren nicht die Argonauten seine Spieſsgesellen? Hatte Karl nicht seine Pairs, seinen Roland, und so weiter? Sie waren die ersten unter ihren Pairs, wie Achill unter den Helden der Griechen; aber ihre Pairs waren keine gemeine Menschen. — Und finden wir nicht, noch auf diesen Tag, bey den ungebändigten

Völkern Asiens und der neuen Welt die ganze Anlage, ja selbst einen groſsen Theil der Eigenschaften und Tugenden der heroischen Zeiten? die groſsen Körper, die Stärke und Behendigkeit, die Duldsamkeit, den Muth, die Treuherzigkeit, die zu Tacitus Zeiten das Eigenthum der Germanen und andrer Nordischen Völker waren? Die edelsten unter den Westindischen Horden und Stämmen sind uns noch wenig bekannt: aber was für eine Anlage entdeckt sich, zum Beyspiel, schon in dem wenigen, was uns Kook von den Neuseeländern erzählen kann! — Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Denn, nach der Analogie zu urtheilen, geht ein unvollkommnerer Stand der Wildheit vor dem heroischen Zeitalter eines Volks vorher: weil zu diesem schon ein gewisser höherer Grad von Entwicklung und Ausbildung, ein gewisser Fortgang der Kriegskünste, und eine weniger dürftige Lebensart gehört. Ihre Zeit ist also noch nicht gekommen. Aber warum sollte sie nicht endlich eben so wohl kommen als die Zeit der alten Pelasger, Iberier, Germanen und Britten, — und (auf einer andern Seite des Erdbodens) der Saracenen, der Türken, der Mogolen Zeit gekommen ist?

9.

Wie dem auch sey, nichts bedarf wohl weniger einer ernsthaften Widerlegung, als die Meinung von einer immer zunehmenden Entkräftung der Natur und stetem Abnehmen der Menschheit. Wo man jemahls Abnahme gesehen hat, da hat man sie bey einzelnen Völkern gesehen — und immer waren es sittliche Ursachen, immer war es stufenweise Entnervung und Verderbniſs durch Tyranney, übermäſsige Ungleichheit, Hoffahrt, Üppigkeit und zügellose Sitten, was endlich im ganzen Staatskörper diese Kachexie hervorbrachte, die sich mit seinem Tod endigte. — Die Verderbniſs und Schwäche ging nie ins unendliche; sie hatte immer ihr gewisses Maſs, wie Gesundheit und Stärke auch.

Als es mit den Römern dahin gekommen war, daſs der Nahme Römer, der vormahls Königen Ehrfurcht einflöſste, bey den Gothen zu einem Schimpfnahmen wurde, den kein ehrlicher Kerl auf sich sitzen lassen konnte, — so war es auch aus mit ihnen. Diese ausschweifendsten, raubgierigsten, niederträchtigsten aller Menschen, die das Schändlichste zu thun und zu leiden fähig waren, wurden zuletzt auch die feigesten und wehrlosesten des Erdbodens. — Tiefer ist nie ein anderes Volk gesunken. Aber ihr Verderben war, gleich einer Seuche die nicht über einen gewissen Kreis hinaus kann, in die Grenzen ihrer Sitten eingeschlossen. Die Gothen, Vandalen, Longobarden, Franken, Sueven und so weiter, die ihre Herren wurden, blieben lange unangesteckt. Das groſse ungeheure Aas lag und moderte; aber was noch von gesunden Bestandtheilen übrig war, verlor sich in einer neuen Schöpfung. Neue Völker, neue Nahmen, neue Reiche, Verfassungen, Sitten und Sprachen, gingen aus den Trümmern der alten Welt hervor; und nun fing sich der Zirkel wieder an. Die Römer, denen Horaz so viel Böses weissagte, waren den Römern aus den Zeiten der Koriolanus, Kurius, Cincinnatus, nicht unähnlicher, als wir heutigen Europäer unsern Stiftern und Altvordern sind. Unser Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unsrer Palliative und Betäubungsmittel, immer sichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger ist als wir, stöſst uns immer näher gegen jenen Punkt.

der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, verderblich gewesen ist. Werden wir vielleicht allein die Ausnahme machen?

Aber, was daraus auch werden mag, die menschliche Gattung überhaupt wird nichts dabey verlieren. Andre Völker, die jetzt noch in der Wildheit ihres kindischen Alters herum laufen, werden ihre Jugendstufe besteigen; unverdorbne, kraftvolle, gutartige Menschen — wenn anders unsre kosmopolitische Neigung, auf dem ganzen Erdenrunde herum zu schwärmen, und allen Völkern, von Grönland bis in die Südseeinseln, unsre Künste zu zeigen und unsre häſslichen Krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangesteckte Menschen übrig läſst — werden die Patriarchen neuer Zeitalter werden; neue Helden, neue Argonauten, neue Orfeen und Ossiane, neue Ritter von der Tafelrunde — kurz, die ganze Geschichte, wie sie Virgil in seiner vierten Idylle in so schönen Versen weissagt, wird unter andern Formen und in andern Gegenden wieder kommen; und in dieser Ordnung der Natur wird sich die Menschheit vielleicht noch lange fortdrehen, und von Zeit zu Zeit neu geboren werden, wachsen, blühen, reifen, abnehmen, verderben, und dann wieder auferstehen, und wieder blühen, und wieder verderben; bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat, und eine Begebenheit, die alle übrigen verschlingt, die Scene schlieſsen wird.

Ich will damit nicht sagen, daſs diese kreisförmige Bewegung, womit sich die menschlichen Dinge umwälzen, ein wahrer Zirkel sey. Man hat vielmehr Ursache (wie mich däucht) zu glauben daſs es keiner sey. Kein Volk hat jemahls die Stufe wieder betreten, von der es einmahl herab gefallen, noch durch irgend ein Wunder der Kunst die natürlichen Kräfte wieder bekommen, die es einmahl verloren hatte. Die Perser sind nie wieder geworden was sie unter Cyrus waren; die Athener haben sich nie von ihrem Alcibiades, die Spartaner nie von ihrem Lysander wieder erhohlen können. Es scheint, die Reihe des Steigens und Fallens müsse nach und nach an alle Völker kommen — die nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kamtschadalen und ihres gleichen, mit eisernen Banden des Klima's gefesselt, ihr Daseyn im starren Nebel der Dumpfheit, wie halb erfrornen Menschen zukommt, hinträumen.

10.

Aber hier ist es hohe Zeit zu schweigen! — Denn der Natur heiligen Schleier aufzudecken, in ihr inneres Räderwerk zu schauen, und zu zeigen — wie eins ins andre greift, und wie, durch den ewigen Streit und die scheinbare Verwirrung der Theile, das Ganze im Gang erhalten wird; wie alles Übel gut, aller Tod Leben ist, und wie alle die tausendfachen Bewegungen der Dinge, auf und nieder, vorwärts und rückwärts, in koncentrischen und excentrischen Kreisen, am Ende doch nur Eine unmerklich fortrückende Spirallinie machen, die alles ewig dem allgemeinen Mittelpunkt nähert, — dieſs ist eine Aufgabe, deren Auflösung ganz andere Organen und einen ganz andern Gesichtskreis als den unsrigen zu erfordern scheint.

Nur Eine oder zwey Anmerkungen mögen mir noch vergönnt seyn, um (wo möglich)

Miſsverstand zu verhüten; wiewohl ich je länger je mehr lerne, daſs man dazu ganz besonders von den Feen begabt seyn müsse.

Meine Absicht ist eben so wenig, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keines der wirksamsten Mittel seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Aber sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt auch nichts.

Es ist sehr natürlich, daſs ein Mann, der dem Spiele schon eine ziemliche Weile zusieht, wenn er immer mit den Vorzügen unsrer Zeit, und den Vortheilen unsrer Aufklärung, unsrer Verfeinerung, unsrer Weltbürgerey und so weiter klappern hört, und doch nirgends sieht daſs es darum besser, wohl aber daſs es immer desto schlechter geht: — daſs ein solcher einmahl des Klapperns überdrüssig wird, und ein Wort sagt, das er (weil es doch nichts helfen wird) eben so wohl hätte ungesagt lassen können.

Wenn denn aber gleichwohl (wie das niemand wissen kann) hier oder dort jemand dadurch veranlaſst würde der Sache weiter nachzudenken, die natürlichen Folgen daraus zu ziehen, und auf die nächsten Mittel zu denken, wie ers (wenigstens für seine Person) zu machen hätte, um das Biſschen Menschensinn und Menschenkraft, und Freude an seinen Mitgeschöpfen und sich selbst, und Glauben und Liebe, Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgesteuert, so viel er noch davon übrig hätte, aus diesem groſsen Getümmel, Zusammenlauf und Jahrmarkte der Welt glücklich davon zu bringen, und in der Stille seines häuslichen Lebens, zu seinem und der Seinigen Nutzen und Frommen anzulegen: — das wäre denn gleichwohl auch so übel nicht!

Ich genieſse dankbarlich alles Gute was uns Künste und Wissenschaften gewähren; wärme mich zuweilen an ihrem Feuer, wenn mir vielleicht besser wäre ins Freye hinaus zu gehen, und mir durch tüchtige Bewegung warm zu machen; und lasse mir oft ihre Laterne leuchten, ohne gewahr zu werden daſs es heller Tag ist — wie es vielen unter euch, lieben Freunde, auch wohl gegangen seyn wird.

Insonderheit habe ich immer groſse Hochachtung für die goldnen Jahrhunderte der Musen und Künste gehabt, zumahl für das erste, — vielleicht deſswegen, weil wirs doch meistens nur von Hörensagen kennen. Mich dünkt auf der ganzen Leiter, worauf ich die Menschenkinder (wie Jakob dort die Engel in seinem Traum) ewig auf und nieder steigen sehe, sind nur zwey Stufen, wo sie zu ihrem Vortheil in die Augen fallen. Die eine ist der Zeitpunkt, wo ein Volk viel freye, edle, gute Menschen, und die besten unter ihnen an seiner Spitze hat: die andre der, wo es Künstler hat, die den Geist der heiligen Götter empfangen haben, um die Bilder der groſsen Menschen, die nicht mehr sind, aus Marmor und Elfenbein zu schnitzen, und den Göttern, an die man nicht mehr glaubt, schöne Tempel aufzubauen, und die Thaten der Helden, die niemand mehr thun kann, oder, wenn er könnte, nicht thun darf, in schönen Schauspielen, zu groſser Leibes- und Gemüthsergetzung ihrer Mitbürger und hoher Herrschaften, vorzustellen.

Es lieſse sich, wenns nöthig wäre, der acht und zwanzigste Theil zu den sieben und zwanzig Folianten des Alfons Tostat darüber schreiben, wie viel artige Vortheile, Zeitvertreib, Stoff zu Gesprächen in Gesellschaften und im Vorzimmer, Stoff zu Theorien, Kritiken, Recensionen, Epigrammen, Parodien und so weiter, wie viel Gelegenheit zu tausenderley neuen Beschäftigungen, Gewerben, Karaktern, Narrheiten, und folglich wieder zu neuen Schauspielen, neuen Kritiken, Apologien und so weiter, die verfeinerte Welt ganz allein diesen schönen Künsten zu danken hat.

Alles dieſs sehe ich, und bin weit entfernt, die Summe aller dieser Vortheile nicht gerade so viel gelten zu lassen als sie beträgt. Aber gleichwohl wird es mir erlaubt seyn zu sagen, daſs ein Held mehr werth ist als sein Bild, eine groſse That mehr als ein Schauspiel, oder als eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienstlichkeit; kurz, daſs die Zeit des Seyns vor der Zeit des Nachahmens, das ist die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunst — einen gewissen Vorzug hat, den man ihr nicht absprechen kann.

Noch wird es nicht schaden, mich über den Vorzug, den ich der Stärke und Realität vor Feinheit und Anstrich gebe, mit etlichen Worten zu erklären. Mein Glaubensbekenntniſs über Materie und Form ist dieses. Wenn ein roher Klumpen — Gold ist, so benimmt ihm freylich seine Ungestalt nichts von seinem Werthe; aber doch ist der

Klumpen nicht eher brauchbar bis er eine Form hat. Ein goldnes Gefäſs ist desto mehr werth je mehr es Masse hat; und da die Form, bey gleich viel Masse, schön oder häſslich seyn kann, so sehe ich nicht, was eine schöne Form seinem innern Werth schaden könnte: indessen ist richtig, daſs es auch mit der schlechtesten Form immer seinen innern Werth behält. Ein Stück Thon hingegen, oder ein Klümpchen gekäut Papier, da es nur durch Form und Fason einigen Werth bekommt, kann nicht schön genug gearbeitet, gemahlt, und gefirniſst seyn. Eben so kann ein groſser, edler, verdienstvoller Mann einer gewissen Politur entbehren, und verlöre vielleicht durch sie: aber ein Bengel, der, um Anspruch an Verdienst zu machen, keinen andern Titel als seine Knochen, seine Nasenwurzel, und seine Grobheit hat, muſs im Kreise der Lastträger bleiben, wenn sein Verdienst erkannt werden soll.

Eine Schöne und eine Häſsliche haben beide gleich viel Ursache gekleidet zu seyn; jene um ihre Reitzungen, diese um ihre Mängel zu verbergen. Die Nacktheit der Schönen würde eine Weile Augenweide seyn, aber bald sättigen und ermüden; mit Lumpen behangen und mit Schmutz bedeckt, würde sie ekelhaft werden. Venus selbst muſste von den Grazien angekleidet und geschmückt werden; — ein Bild, worein die Griechen eine groſse Wahrheit hüllten. Auch die kunstlosesten Töchter der rohen Natur fühlen dieſs und haben ihre Grazien. Wer nichts darnach fragt ob er gefällt oder miſsfällt, kann es halten wie er will; aber wer gefallen möchte und empfindlich darüber ist wenn es ihm fehl schlägt, hat Unrecht wenn er das verachtet, was eine nothwendige Bedingung zum Gefallen ist.

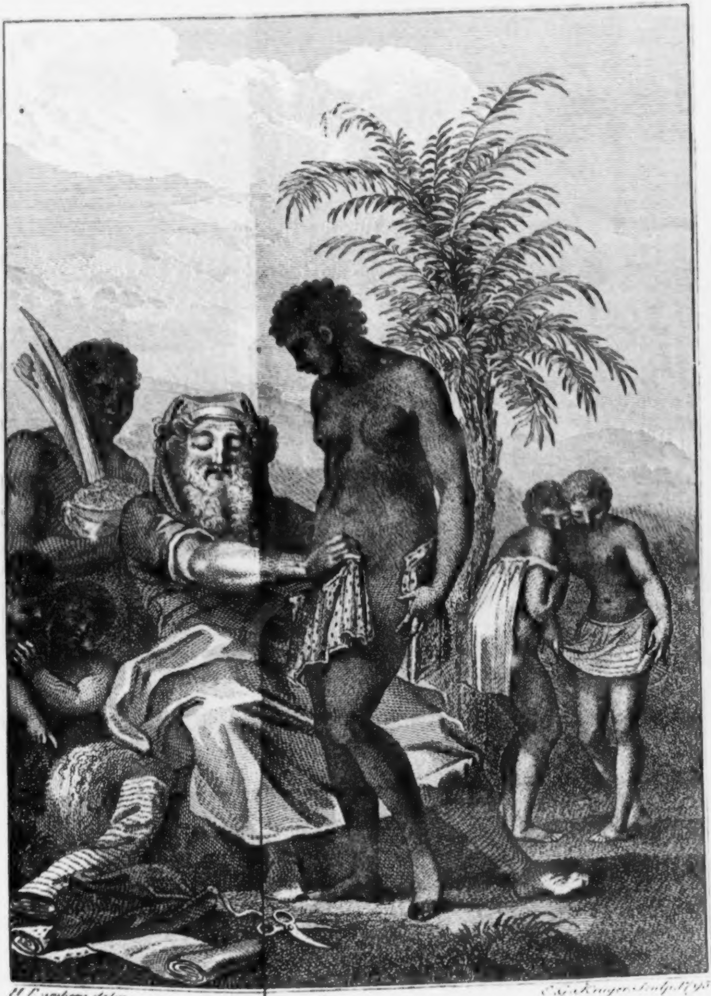
Kurz, indem ich Natur, Einfalt und Wahrheit über Künsteley, Flitterstaat und Schminke setze, verlange ich der Ungeschliffenheit und dem Cynismus, wodurch viele heutiges Tages Eindruck zu machen hoffen, das Wort eben so wenig zu reden, als es meine Absicht ist, durch den Gegensatz unsrer Schwäche mit der Stärke unsrer Altvordern den heutigen Modeton mitzuleiern. Die Prätension an Genie, Gröſse, Stärke, Kühnheit und Freyheit läuft gegenwärtig wie eine groſse Epidemie durch halb Europa. Es ist ein possierliches Schauspiel, dem Gewimmel und Gelärme in den Sümpfen da unten zuzusehen, und was sich die armen Frösche aufblasen um auch groſs zu seyn; während der majestätische Stier ruhig und sorglos auf seiner Aue daher geht, und nicht weiſs ob er groſs ist, und die Stärke seiner

Stirne nicht eher fühlt bis er ihrer vonnöthen hat.

Alle wahrhaft groſse und tapfere Männer, die ich noch gesehen habe, waren bescheiden und sanft, und sprachen am wenigsten von den Eigenschaften, worin man ihnen den Vorzug zugestand. Ein Herkules kann nur sehr selten in den Fall kommen, von seinen Schultern und Armen sprechen zu müssen. Wer aber noch immer der Einzige ist, der um das Geheimniſs seiner hohen Vorzüge weiſs, der ziehe eine Nebelkappe um sich, und rede durch Thaten!

ENDE DES XIV. BANDES.

Bayerische



H. Ramberg delin.

C. G. Kruger Sculp. 1793.

ABULFAUARIS.

[illegible]

INHALT DES XV. BANDES.

DES PRIESTERS ABULFAUARIS REISE INS INNERE AFRIKA.

DESSEN BEKENNTNISSE.

STILPON, EIN PATRIOTISCHES GESPRACH.

BONIFAZ SCHLEICHERS JUGENDGESCHICHTE.

BRIEFE ÜBER EINE ANEKDOTE AUS ROUSSEAUS GEHEIMER GESCHICHTE SEINES LEBENS.

FREYMÜTHIGE GESPRACHE ÜBER EINIGE NEUESTE WELTBEGEBENHEITEN.

PATRIOTISCHER BEYTRAG ZU DEUTSCHLANDS HÖCHSTEM FLOR.

REISE

DES PRIESTERS ABULFAUARIS

INS INNERE AFRIKA.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Es giebt harte Köpfe, welche nicht begreifen können: Daſs äuſserliche Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind; daſs gewisse lächerliche Gebräuche, womit bey gewissen Völkern, z. B. bey den Hottentotten und Kamtschadalen, gewisse ehrwürdige Handlungen begleitet werden, diesen Handlungen nicht das geringste von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daſs (unparteyisch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Kalifornien, trotz ihrer Nacktheit, wenigstens so züchtig seyn kann, als die ehrsame Dame Quintagnone, Oberhofmeisterin der Königin Genievre, (für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen) in ihrem groſsen Kragen, und ihrer wohl ausgesteiften, sehr decenten und sehr barockischen Vertügade.

Einer von diesen Leuten — doch, was hindert uns, gewissen spitzfindigen Forschern eine Mühe zu ersparen, und es gerade heraus zu sagen, daſs es ein alter Ägyptischer Priester, aus den Zeiten des Königs Psammuthis des Dritten, war? — kam, wir wissen nicht wie noch warum, in ein Land im innern Afrika, wo er eine kleine Völkerschaft von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Zum Unglück für dieſs gute Völkchen war dieser Reisende — den unsere Nachrichten Abulfauaris nennen — kein Gymnosofist. Indessen hatte er doch Augen, und, was einem jeden Priester Ehre macht, ein gewisses natürliches Gefühl, welches ihn wahrnehmen lieſs, daſs diese nackten Leute sehr unschuldige Sitten hatten.

Er gestand in dem Berichte, den er dem Könige Psammuthis nach seiner Zurückkunft von dieser Reise erstattete: — „Daſs die Ägypter — ungeachtet unter allen Nazionen des Erdbodens sie allein (wie er aus Patriotismus und — Unwissenheit meinte) sich rühmen könnten, Religion, Polizey und Sitten zu haben — dennoch in gewissen Tugenden von diesen unglücklichen Wilden unendlich übertroffen würden. Nichts gleicht, sagte er, der Sittsamkeit ihrer Töchter, als das anständige Betragen der Jünglinge, denen alle diese Ausschweifungen, welchen bey uns die strengsten Strafgesetze kaum Einhalt thun können, etwas gänzlich unbekanntes sind. Knaben und Mädchen werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins achtzehnte Jahr der ersten und ins funfzehnte der andern, von einander abgesondert zu seyn. Nur von dieser Zeit an ist es ihnen erlaubt, an festlichen Tagen, in Gegenwart ihrer Ältern, mit einander zu spielen und zu tanzen. Denn da dieses das Alter ist, worin alle junge Leute, in so fern keine natürliche Untüchtigkeit es verhindert, verbunden sind sich zu verehlichen: so sieht man es gern, daſs die Ehestandskandidaten beiderley Geschlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bey diesem Volke lediglich dem Herzen überlassen wird.

„Die Ehe (setzt er hinzu) ist in ihren Augen etwas so ehrwürdiges, daſs sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man einer solchen Verbindung ungetreu seyn könne. Ein Mann oder eine Frau, welche sich dieses Vergehens schuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten, und von aller Gesellschaft ausgeschlossen werden. Allein man hat von Menſchengedenken her kein Beyſpiel, daſs ſich dieser Fall zugetragen hätte.“ — —

Armes ehrliches Völkchen, was hatteſt du gethan, um mit einem Prieſter der Isis heimgeſucht zu werden!

2.

„Ich konnte — fuhr der Priester Abulfauaris fort, — nicht ohne inniges Erbarmen ansehen, daſs ein von Natur so harmloses und gutartiges Volk in einem so ungesitteten und thierischen Zustande leben sollte, als diese Nacktheit war, welche ich, zumahl an wohl gebildeten jungen Personen, ohne groſses Ärgerniſs nicht ansehen konnte; — und ihr Zustand schien mir desto beklagenswerther, je weniger sie die Gefahr desselben zu kennen schienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte die Hand vor die Augen zu halten, schien bey ihnen nicht die mindeste Regung zu veranlassen, und man bemerkte in ihrem Betragen unter einander nichts, was sich von den strengsten Gesetzen der Ehrbarkeit im geringsten entfernt hätte.

„Zu allem Glück hatte ich etliche Stücke Leinewand von verschiedenen Farben bey mir.

Ich stand keinen Augenblick an, sie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir diese armen verblendeten Geschöpfe einflöſsten; ich zerschnitt sie in kleine Röcke und Mäntelchen, und beschenkte die Weiber und Mädchen damit, so weit meine Leinewand reichte.

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortreffliche Anlage dieser guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ihrer Majestät nicht genug sagen, mit welcher Begierde die armen nackten Geschöpfe die Stückchen Leinewand annahmen, die ich ihnen gab, um ihre Blöſse zu decken. Ich bedauerte nur, daſs der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so geputzt seyn wollten wie ihre Nachbarinnen. In kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu seyn, unter dem ganzen Volke aus. Sie kamen von allen Enden, und boten mir um meine Leinewand mehr Goldstaub und Elefantenzähne an, als zehen Kamele hätten fortschleppen können; denn sie hatten von mir gehört, daſs ein groſser Werth in diesen Dingen läge: aber ich muſste sie abweisen, und sie schienen ganz untröstbar darüber zu seyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daſs sie sich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können. Andere zankten sich mit einander darum. Die Mütter nahmen den Töchtern, und die ältern Schwestern den jüngern, mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit groſser Mühe verhindern, daſs es nicht zu Thätlichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen, bracht' ich es, Dank sey der groſsen Isis! in wenig Tagen so weit, daſs es jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts dringenderes zu thun, als sich von gewissen breiten, wolligen Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedekken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut."

3.

Der König Psammuthis hörte der Erzählung des Priesters lächelnd zu.

Aber der Oberaufseher der Finanzen, ein Mann welcher rechnen konnte und diese Zeit über in tiefen Gedanken gestanden hatte, strich seinen Knebelbart und sprach: Gott erhalte den König Psammuthis! — Der sehr verehrliche Priester der Isis hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, einen kapitalen Einfall gehabt. Wir müssen eilen, eh' uns die Fönizier oder die von Karthago zuvorkommen, eine so schöne Gelegenheit zu benutzen — Ist diese Nazion zahlreich? fragte er den Priester.

„Sehr zahlreich, antwortete dieser: das Land wimmelt von Einwohnern; denn es ist ungemein fruchtbar, und die Leute sind friedsam, und durch groſse Gebirge und Wüsten von andern Völkern abgesondert.“

Desto besser! sagte der Oberaufseher der Finanzen. Es sind gute Leute; sie haben Goldstaub und Elefantenzähne. Seine Ehrwürden hat uns da eine treffliche Gelegenheit gemacht, unsre Leinewand, Musselinen, Schleier, Gürtel, Bänder, und hundert andre Artikel unsrer Fabriken mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Kassen Ihrer Majestät füllen, und Ihre Unterthanen bereichern wird. Die Gelegenheiten sind selten, wo man mit beiden Händen nehmen kann. Beym Anubis! ein göttlicher Einfall!

„Ich gestehe Ihrer Majestät, versetzte Abulfauaris, daſs ich keine so ökonomische Absichten dabey hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der groſsen Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, zu vollbringen; welche, da sie die Ägypter zuerst lehrte den Flachs zuzubereiten und mit dem Gewebe davon sich zu bekleiden, sich beleidiget findet, Menschen zu sehen, die durch ihre Blöſse das edle Geschenk der Göttin zu verachten und unnütz machen zu wollen scheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, diese meine geringe doch wohlgemeinte That auch noch einen politischen Nutzen: so möge dieses Beyspiel Ihrer Majestät zu einem neuen Beweise dienen, daſs wir unsern eigenen Vortheil nicht gewisser befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm ist.“

Wohl gesprochen! — sagte der König Psammuthis.

4.

Von ungefähr war ein Griechischer Filosof, welchen der König (wenn Se. Majestät lange Weile hatte) gern um sich leiden mochte, bey der Erzählung des Priesters gegenwärtig.

„Groſser König, (sagte der Grieche) was der hoch erleuchtete Oberaufſeher der Finanzen sagte, ist so gut ausgedacht, daſs der groſse Apis selbst (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm schuldig bin, gesprochen!) nichts klügeres hätte sagen können.

„Aber, ob der sehr verehrliche Priester — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihen wolle! — diesem nackten Volke, wovon die Rede ist, nicht mit seiner bunten Leinewand ein Geschenk gemacht habe, dessen sie besser hätten entbehren mögen, ist eine andre Frage.

„Vermuthlich muſs die Witterung in ihrem Lande sehr gelinde seyn; denn sonst würden sie wohl schon lange Mittel gefunden haben sich zu decken, ohne auf den Zufall zu warten, der den ehrwürdigen Abulfauaris und seine Leinewand zu ihnen geführt hat. Und daſs diese Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keusch und unschuldig lebten, daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh' uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat: aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

„Demnach sehe ich nicht was für einen Dienst er diesen Leuten geleistet zu haben meint.

„Ihre Nacktheit hatte (wie er selbst gesteht) wenigstens für sie nichts unsittliches; und mir scheint nichts natürlicher als dieſs. Unsre Griechischen Weiber lassen ohne Bedenken ihr Gesicht, ihre Hände, und einen Theil ihrer Arme nackend sehen, ohne darum unweiser zu seyn als eure Ägypterinnen, welche gleich beschämt wären, ihr Gesicht oder ihren H** sehen zu lassen. — Diese Wilden, deren Blöſse dem sehr verehrlichen Priester so anstöſsig war, sind vermuthlich am ganzen Leibe Gesicht. Die Gewonheit hat gemacht, daſs der Anblick einer vollständigen unbekleideten Figur ihnen nicht mehr zu schaffen macht, als dem Griechen der Anblick eines alltäglichen Gesichts; und auf die Gewohnheit kommt in solchen Dingen alles an.

„Abulfauaris hat also (wenn es erlaubt ist nach Menschenweise von dieser Sache zu reden) diesen guten Leuten, deren Freund er übrigens ist, einen Dienst gethan, der ihnen zu nichts dient. — Aber, daſs dieser Liebesdienst, gegen die Absicht Sr. Hochwürden, die unglücklichsten Folgen für die Unschuld ihrer Sitten haben könnte, scheint mir mehr als eine bloſse Besorgniſs zu seyn. Ich will es der Zeit überlassen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Ihrer Majestät und vor einem Priester der Isis den Weissager zu machen. Aber, um nur von dem, was schon geschehen ist, zu reden, — ist es nicht schon weit genug gekommen, da sich diese guten Leute ihrer eigenen Gestalt zu schämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon seyn? Und wie hat es der Scharfsinnigkeit des weisen Abulfauaris entgehen können, daſs er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern seine Röcke und Mäntelchen austheilte, Eitelkeit, Begierde sich heraus zu putzen, Eifersucht, Miſsgunst und Zwietracht zwischen ältern und jüngern Schwestern, Töchtern und Müttern, ausgesäet hat?

„Ich will glauben, daſs es ihm selbst in gewisser Betrachtung bequemer gewesen seyn mag, diese Töchter der kunstlosen Natur in Röcken und Mäntelchen vor sich zu sehen; aber —“

Diagoras ist ein Freydenker, wie ich höre, fiel der Priester mit einem gezwungenen Lächeln und einem sanften Kopfwiegen ein, welche dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung schienen.

Er hätte dieſs bedenken sollen, eh' er zu reden anfing.

Aber wie hätte auch ein Grieche und ein Filosof zu schweigen wissen sollen, da er eine so schöne Gelegenheit zum Reden vor sich sah?

5.

Abulfauaris hat uns keinen geringen Dienst gethan, sagte der König Psammuthis. Ich weiſs nicht, wie die Unschuld seiner Wilden sich dabey befinden wird; aber die Ägyptischen Manufakturen werden sich sehr wohl dabey befinden, und wir haben Goldstaub vonnöthen.

Mit diesen Worten winkte der König den Priester und Oberaufseher der Finanzen in sein Kabinet, und lieſs den Filosofen stehen.

Dieser verstand den Wink. Er ging gerades Weges nach dem Hafen; und da er ein Griechisches Schiff diesen Augenblick segelfertig fand, stieg er ein, und fuhr mit gutem Winde nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Priesters Abulfauaris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu stehen.

Ihre Unschuld war das erste, was darüber verloren ging.

Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daſs etwas unedles oder unziemliches darin seyn könne, sich selbst gleich zu sehen, und sich andern in seiner eigenen Gestalt zu zeigen. Ihre Schönen (wofern die unsrigen anders erlauben wollen, für möglich zu halten, daſs es unter Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unschuldigern Grund, warum sie alles sehen lieſsen, als die Perserinnen haben, alles zu verbergen, oder die christlichen Europäerinnen, ihren Busen — oder so etwas ähnliches, das sie der Kunst zu danken haben, — mit Spinneweben zu bedecken.

Dieser Gebrauch hatte bey ihnen noch einen andern sittlichen Nutzen, welchen Abulfauaris nothwendig hätte bemerken müssen, wenn das Vorurtheil sehen könnte. Die Gewohnheit machte nehmlich beide Geschlechter in einem gewissen Grade gleichgültig gegen einander. Der Geschlechtstrieb wurde bey ihnen schlafen gelegt, anstatt daſs er bey policierten Menschen immer rege gemacht wird. Die Liebe war bey ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne: aber ohne Liebe sagte die Natur einem Manne selten mehr für ein Weib als für seines gleichen.

Seit dem fatalen Geschenke des Priesters Abulfauaris veränderten sich ihre Sitten in diesem Artikel zusehens: und nachdem noch, zu allem Überfluſs, die groſsmüthige Fürsorge des Oberaufsehers der Finanzen zu Memfis Anstalten getroffen hatte, diese Negern für ihr Gold und Elfenbein mit allen Arten Ägyptischer Manufakturen zu versehen; so verfeinerte sich in kurzer Zeit ihre Lebensart so sehr, daſs Abulfauaris selbst bey seiner Wiederkunft Mühe hatte sie zu erkennen. Die schwarzen Damen eiferten in die Wette, welche sich am artigsten und glänzendsten herausputzen könne. Die neuen Reitzungen, welche sie aus den Ägyptischen Fabriken entlehnten, gaben jetzt denen, womit die Natur sie versehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In kurzem wurde die Sucht sich zu kleiden so weit getrieben, daſs die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich zu errathen, was unter dieser seltsamen Verkleidung verborgen seyn könne. Dieses erweckte die Neugier, und setzte die Einbildungskraft ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenstande der Liebe ein Gegenstand des Vorwitzes. Mancher bildete sich ein, bey einer andern Reitzungen zu finden, die er bey der seinigen nicht fand — oder nicht achtete. Tausend kleine Kunstgriffe, deren sich die Weiber bedienen lernten, um ihre natürlichen Reitzungen zu erhöhen oder ihre Mängel unsichtbar zu machen, hintergingen das Auge oder die Einbildung, und gaben zu tausend kleinen Irrungen Anlaſs, welche — desto gröſsere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniſs schlich sich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleier der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterschied zwischen Keuschheit und Sittsamkeit kennen, von dem sie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer auf ihrer Seite fingen an sich ein Geschäft daraus zu machen, ihrer Unschuld nachzustellen; und die Schönen, wiewohl sie eine Art von Vertheidigungskunst unter sich einführten, welche wenigstens dazu dienen konnte den angreifenden Theil in Athem zu erhalten, sahen doch gleich Anfangs ihrer Niederlage so gewiſs entgegen, daſs es unmöglich war sich durch ihre Gegenwehr abschrekken zu lassen.

Der weise Abulfauaris hatte also das Vergnügen, seine vermeinte Sittenverbesserung bey diesem Volke durchgängig eingeführt zu sehen: er fand aber zu gleicher Zeit, daſs es nöthig seyn werde, nunmehr auch die Strafgesetze der Ägypter gegen allerley Laster, mit deren Benennungen wir dieses Blatt nicht besudeln wollen, unter ihnen einzuführen.

Was das sonderbarste scheinen möchte, war die süſse Selbstzufriedenheit, mit welcher dieser ehrliche Priester, nachdem er glücklich mit seinem ganzen Institut zu Stande gekommen war, sich zu Memfis einen zweyten Hermes, einen Gesetzgeber und Wohlthäter der Wilden nennen lieſs; voll innerlichen Triumfes darüber, daſs er ihnen (wenn uns dieses Gleichniſs erlaubt ist) garstige und unbekannte Krankheiten eingeimpft hatte, um das Vergnügen zu haben sie wieder davon befreyen zu können.

Man glaubt, daſs ihm gleichwohl in übellaunigen Augenblicken die Weissagung des Griechischen Filosofen eingefallen sey, und daſs er bey Gelegenheit derselben sich nicht habe erwehren können, zu zweifeln: „ob er nicht vielleicht besser gethan hätte, die Negern zu lassen wie er sie gefunden.“ Jedoch habe er sich in diesem Fall allemahl mit einer Distinkzion beruhiget. — (Im Vorbeygehen, ein neues Beyspiel, was für ein vortreffliches Specifikum eine gute Distinkzion ist, die Natur und die Empfindung, in Fällen die uns selbst nicht gar zu nahe angehen, zum Schweigen zu bringen) — „Wenn ihre Unschuld nur von ihrer Nacktheit abhing, (habe er gesagt) so hatte sie nichts verdienstliches; so war es bloſser Mechanismus; so verdiente sie den Nahmen der Tugend eben so wenig als die Keuschheit eines *ſrigidi et maleficiati:* — und so habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erstens hab' ich sie gelehrt, was Tugend ist; und zweytens hab' ich ihnen Gelegenheit verschafft, sie auszuüben.“

7.

Ob der Priester Abulfauaris Recht gehabt habe, sich hinter diesem subtilen Trostgrunde vor den Vorwürfen sicher zu halten, welche ihm ein Sachwalter der Unschuld der armen Negern zu machen berechtiget war, ist eine Frage, die der besagte Anwalt, wenn er nicht ganz ungeschickt wäre, ungefähr also auflösen würde:

„Die Frage: — Ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen? — oder, ist es diesem Volke besser, mit den Reitzungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Überzeugung ausuben lerne?

„Diese Frage, meine Herren, scheint mit der folgenden einerley zu seyn: — Ist es besser, gesund zu seyn, ohne zu wissen dafs man gesund ist, und wie man es anfangen müſste um krank zu werden, — oder sich krank zu machen, damit man den Werth der Gesundheit desto besser schätzen lerne?

„Gesundheit ist der natürliche Zustand des fysischen, Unschuld der Sitten die Gesundheit des moralischen Menschen, und Glückseligkeit die gemeinschaftliche Frucht von beiden.

„Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm so lang' er sie behalten kann; so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit unglücklich zu werden. Wozu hatten die Negern eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unschuldig, und hätten es, ohne die Geschenke des ehrwürdigen Priesters vielleicht noch lange bleiben mögen."

Vielleicht auch nicht!

„Gut: so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden Arzney für eine Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hoffnung, daſs sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmahl bekommen sollte?"

8.

Dem sey wie ihm wolle, **Abulfauaris** stand zu Memfis in dem Ruhme eines sehr weisen Mannes, und der König **Psammuthis** erkannte sich ihm sehr dafür verbunden, dafs er den Schwarzen eine Moral beygebracht hatte, die den Ägyptischen Manufakturen so vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünschten sein Andenken, weil sie glaubten dafs seine Moral den Sitten und der Glückseligkeit ihres Volkes verderblich gewesen sey.

„Sollten nicht beide Theile Recht gehabt haben? **Psammuthis** beurtheilte die Güte dieser Moral nach dem **Nutzen**, welchen sein Volk von ihr zog: die **Negern** beurtheilten sie nach dem Schaden, den sie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beide Theile anders denken?“

Ja wohl! — Sie hätten nur denken dürfen wie Abulfauaris, der einen ganz andern Maſsstab des Guten und Bösen hatte, und den Nutzen oder Schaden seiner Moral für bloſse Zufälligkeiten ansah, welche, von dem erhabenen Standorte, auf den er sich in seiner Einbildung stellte, betrachtet, so klein und unbedeutend wurden, daſs ein Mann wie er sich nicht die Mühe nahm, sie in Betrachtung zu ziehen.

„Und Abulfauaris hatte auch Recht?“ —

Warum nicht? Er dachte wie ein Priester, Psammuthis wie ein König, und die alten Negern, wie ein alter Neger denken soll.

Seine Absicht war gut, sagten seine Freunde.

Kann die gute Absicht eine unweise Handlung rechtfertigen? fragten seine Tadler.

Wir haben keine Lust, ihren Streit zu entscheiden.

Seine Freunde rechtfertigten ihn, nicht weil er Recht hatte, sondern — weil sie seine Freunde waren.

Seine Tadler machten ihm Vorwürfe, nicht weil er Unrecht hatte, sondern — weil sie ihn tadeln wollten.

Und wir — aus was für einem Grunde könnten wir uns das Richteramt zwischen ihnen anmaſsen?

Oder, gesetzt auch, wir könnten es aus irgend einem Grunde; welcher Partey sollten wir den Sieg zusprechen?

Macht die Absicht eine Handlung gut: — gütiger Himmel! welche Übelthat könnte nicht auf diese Weise gerechtfertiget werden!

Behaupten wir das Gegentheil: — welch ein strenges Urtheil sprechen wir dann, wissend oder unwissend, über das ganze Geschlecht der Kinder Adams! Wer wird bestehen können?

Ich gestehe, daſs ich mich hier in der nehmlichen Verlegenheit befinde, in welche der Sultan Schach-Baham bey einem Problem von einer andern Art gerieth, und daſs ich mir eben so wenig zu helfen weiſs: — „*Jamais question plus difficile à decider ne s'étoit offerte à mon esprit, et je la laisse à resoudre à qui pourra.*“

9.

Abulfauaris also — welcher, wie gesagt, zuweilen ein weiser Mann war, und zu allen Zeiten es wenigstens zu seyn schien, auch (wie wir sehen) gute Absichten hatte, — bekam einige Zeit vor seiner Reise in die Geisterwelt (wie die Ägypter den Tod nannten) den Einfall, „die geheime Geschichte seines Lebens zu Papier zu bringen.“

Ein wunderlicher Einfall von einem Priester der Isis! wird man sagen. — Genug, er hatte ihn.

„Ich widme, sagt er, diese Bekenntnisse meinen geehrtesten Brüdern, den Priestern zu Memfis, Sais, On, Bubastos, Theben, u. s. w. und unsern Nachfolgern. — Sie sollen unter den geheiligten Schriften im Tempel der Göttin zu Memfis aufbehalten, und vor profanen Augen sorgfältig verwahrt werden. Meine Absicht ist, daſs meine Fehltritte selbst durch die Lehren, welche sich andre daraus ziehen können, wohlthätig werden, und auf diese Weise das Übel, das ich aus Irrthum oder Schwachheit gethan habe, so viel möglich vergüten sollen.“

Wir gestehen, daſs diese Stelle uns eine Hochachtung für diesen alten Priester der Isis eingeflöſst hat, deren Gröſse mit der Schönheit einer solchen Gesinnung und mit der Seltenheit derselben bey Personen seines Ordens in gehörigem Verhältniſs steht.

Diese Hochachtung, — mit dem billigen Anstande, Bekenntnisse, welche gewisser Maſsen das Ansehen eines Testamentes haben, gegen seine ausdrückliche Verordnung, der Gefahr, von profanen Augen gelesen zu werden, auszusetzen; und die Betrachtung, daſs er unter profanen Augen vermuthlich die Augen aller derjenigen gemeint habe, welche nicht in den Geheimnissen der Isis eingeweiht worden sind; welches Vortheils, allem Ansehen nach, die wenigsten von unsern Lesern sich werden rühmen können — alles dieſs scheint uns die fromme Pflicht aufzulegen, diese Bekenntnisse in der Dunkelheit, worin sie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemahligen Eigenthümers — wo sie auch liegen mag — ungestört ruhen zu lassen.

Und doch — wenn wir auf der andern Seite bedenken, daſs der Priester Abulfauaris kein Recht hatte, uns, die wir über zwey tausend Jahre später in die Welt kamen als er, eine Verbindlichkeit aufzulegen, wodurch wir einer höhern Pflicht genug zu thun verhindert werden;

Daſs er auf keine Weise berechtigt war, die Vortheile seines warnenden Beyspiels bloſs auf seine Ordensbrüder, die Isis-Priester zu Memfis, einzuschränken; und

Daſs der Nutzen, welchen wir der Nachwelt durch die Bekanntmachung seiner Bekenntnisse, so viel an uns ist, verschaffen, vermuthlich das einzige Mittel ist, den Schaden, den seine Fehler und Verirrungen der Menschheit zugefügt haben, einiger Maſsen zu vergüten: so verschwinden alle unsere Bedenklichkeiten wieder; und so übergeben wir denn — ohne Furcht die *pios manes* des ehrlichen Priesters Abulfauaris in ihrer Ruhe (die wir ihnen von Herzen gönnen) dadurch zu stören — dem geneigten Leser — seine Bekenntnisse.

DIE BEKENNTNISSE

DES

ABULFAUARIS

gewesenen Priesters der Isis in ihrem Tempel
zu Memſis in Nieder-Agypten.

AUF FÜNF PALMBLATTERN

von ihm selbst geschrieben.

ERSTES PALMBLATT.

Durch die Geburt, als der Sohn eines Priesters, zum Stande meiner Voraltern bestimmt, wurde ich in den Vorhöfen des groſsen Tempels zu Memfis in dieser strengen Regelmäſsigkeit erzogen, welche, nach der klugen Vorsicht unsrer Alten, erfordert wird einen zukünftigen Priester zu bilden.

Zugleich mit den groſsen Grundmaximen unsrer Hierarchie lernte ich die Kunst meine Leidenschaften zu verbergen; — die Kunst meine Blicke, Gesichtszüge und Geberden nach dem Modell einer unbeweglichen Ernsthaftigkeit abzuzirkeln; — die Kunst, wenn ich zornig war, zu lächeln, und wenn andre lachten, gleichgültig, oder, wofern es die Umstände mit sich brachten, feierlich auszusehen; — die Kunst allen meinen Reden einen religiöſen Schwung, allen meinen Handlungen religiöse Beweggründe zu geben, und alles was ich Gutes that der Inſpirazion des Oſiris, oder der Iſis, oder irgend einer andern Gottheit zuzuschreiben. Kurz, alle dieſe Künſte — die ich nicht nöthig habe, euch, meine ſehr werthen Mitbrüder, vollſtändig herzuzählen, und welche zur Erhaltung unſers gerechten Anſehens ſo nothwendig ſind, — wurden mir durch die Erziehung ſo eigen gemacht, daſs ſie endlich die Leichtigkeit, das Ungezwungene, und die Grazie der Natur bekamen, und mir eben ſo mechaniſch wurden, als ob ich ſie mit mir auf die Welt gebracht hätte.

Auſser dieſem wiſst ihr, meine Brüder, daſs unſre ganze Erziehung darauf eingerichtet iſt, uns eine tiefe Ehrfurcht vor der Würde unſers Standes, einen immer brennenden wiewohl äuſserlich ruhigen Eifer für die Erhaltung unſrer Verfaſsung, und eine pünktliche Anhänglichkeit an die Ceremonien, das Ritual, und den ganzen exoteriſchen Theil unſers religiöſen Syſtems einzuflöſsen.

Man bekümmert ſich nicht darum, uns zu überzeugen, daſs Iſis und Oſiris, Horus und Serapis, Hermes, Anubis und Tyfon wirklich Götter ſind: aber man gewöhnt uns an, ihnen, oder vielmehr ihren Bildern, und allem was nur die mindeste Beziehung auf ihren Dienst hat, so zu begegnen als ob sie es wären.

Diese Methode ist, wie ihr wisset, die Frucht der tiefen Politik, welche die Erfinderin unsrer ganzen Verfassung gewesen ist. Die Einsichten, zu denen wir gelangen, nachdem wir in den Mysterien des Osiris und der Isis eingeweihet worden sind, würden bey den meisten von uns sehr nachtheilige Folgen haben, wenn es uns nicht von der Kindheit an zu einer mechanischen Gewohnheit gemacht worden wäre, die äuſserste Ehrerbietung vor allen Gegenständen der öffentlichen Verehrung sehen zu lassen.

Ich gestehe freymüthig, daſs ich die Nothwendigkeit dieser Angewöhnung aus meiner eigenen Erfahrung kennen gelernt habe. Ohne sie würde es mir, nachdem ich durch die erforderlichen Vorbereitungen endlich zu der ganzen Einsicht in unsre Geheimnisse zugelassen worden war, öfters beynahe unmöglich gewesen seyn, die Rolle, welche mir meine Bestimmung im Tempel zu Memfis auferlegte, so zu spielen, daſs nicht zuweilen ein Zeichen eines geheimen Zwangs und einer gekünstelten Verstellung wider meinen Willen hätte verrathen können, daſs sie mir nicht natürlich sey.

Ich befand mich dieser Gefahr um so mehr ausgesetzt, weil mir die Natur eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens gegeben hatte, die sich zuweilen in mir empörte, und besonders bey solchen Gelegenheiten, wo mein Eifer und meine Frömmigkeit mir vorzügliche Lobeserhebungen zuzogen.

„Du bist überzeugt, sagte ich zu mir selbst, daſs alle diese Götter, in deren Anbetung du das Ägyptische Volk unterhältst, weder mehr noch weniger gewesen sind, als Menschen wie du; Menschen, die von Brot und Fleisch lebten, und, nachdem sie gestorben waren, von Würmern gegessen wurden; denn die Kunst, die Todten durch die Einbalsamierung zu erhalten, war zu ihren Zeiten noch nicht erfunden. Die Aufschlüsse sind unwidersprechlich, welche du durch die Iniziazion von dieser Wahrheit bekommen hast, von der dich schon die bloſse Vernunft hätte überzeugen sollen.

„Wer weiſs besser als du, daſs dieser Apis, dessen Tod das ganze Ägypten in die tiefste Trauer setzt, ungeachtet seines weiſsen Vierecks auf der Stirne, eben so sehr ein Stier ist als irgend ein andrer Stier; und daſs es lächerlich ist, einer Katze wie einer Göttin zu begegnen, oder vor einer Meerzwiebel sich demüthig im Staube zu wälzen? — Du gestehest dir selbst, daſs alle diese Dinge ihre vermeinte Göttlichkeit von dem dummen Aberglauben des Pöbels haben: und Du, dem es zukäme, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, um diesem Pöbel bessere Begriffe beyzubringen, du unterhältst ihn in seinem dummen Aberglauben? — O Abulfauaris Sohn des Menufis, ich besorge, du bist ein Betrüger!"

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es, — vielleicht zu meiner Schande — beunruhigten mich in den ersten Jahren meines Priesterstandes so oft, daſs es mir Mühe kostete, zu verhindern, daſs sie, bey gewissen Veranlassungen, nicht sichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es sey nun aus Leichtsinn oder Stärke des Geistes, mir eben diese Gedanken als Dünste und Wirkungen der Milzsucht sehr leicht aus dem Sinne zu schlagen.

„Wenn es jemahls möglich seyn wird, (antwortete ich mir selbst auf meine Bedenklichkeiten) daſs der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, so ist doch gewiſs, daſs es nicht in Ägypten geschehen wird; oder wenn das Ägyptische Volk jemahls zu einem so hohen Grade der Aufklärung sollte gelangen können, so ist wenigstens dieses unläugbar, daſs dermahlen dazu noch keine Anscheinungen vorhanden sind.

„Die Religion der Ägypter, so anstöſsig und widersinnig sie in den Augen eines Fremden aussiehet, ist mit dem Staate so zusammen gewachsen, daſs seine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden ist.

„Die Ägypter glauben eine besondere Vorsehung, und eine Bestrafung begangener Übelthaten nach dem Tode. Diese beiden Artikel sind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und sittlichen Ordnung unter den Menschen; denn von ihnen empfangen die Gesetze ihr Ansehen und ihre Furchtbarkeit. Selbst der Aberglaube des Ägyptischen Volkes dient dazu, die Wirkung jener groſsen Wahrheiten zu befördern. Wo sie sich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbole des unsichtbaren Wesens in die Augen, vor dessen Gegenwart und Aufsicht über ihre Handlungen sie zittern sollen. Je gröſser die Ehrfurcht ist, welche sie für diese sichtbaren Bilder der Gottheit fühlen; desto kräftiger wirkt auf diese rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche sie sich auf eine andere Art vorzustellen unfähig sind; desto heilsamer für die Gesellschaft wird die Scheu, unter den Augen so vieler Gottheiten Böses zu begehen.

„Dem Volke reinere Begriffe zu geben, ist, wenigstens in den gegenwärtigen Umständen, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen die es hat, ohne mit der vollkommensten Gewiſsheit überzeugt zu seyn, daſs es ohne sie nicht schlimmer werden wird, als es mit ihnen ist, — welcher Gefahr würde durch eine so gewagte Verbesserung das ganze System der Staatsverfassung ausgesetzt!

„Wenn es also Betrug ist, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren Glanz er nicht ertragen könnte: so ist es ein heilsamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, diesen Nahmen zu verdienen.

„Nein, Abulfauaris, du hast keine Ursache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu schämen, dem die ehrwürdigsten Geschäfte des Staates, die Erhaltung seiner Grundfeste und seines groſsen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienst, anvertrauet sind;

„Des Ordens, welchem die Ägypter alles, was sie so weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfassung, Gesetze und Künste schuldig sind;

„Dem sie es zu danken haben, daſs die königliche Gewalt, — welche zur Erhaltung der

Einheit im Staate nothwendig, und die Seele ist, durch deren Ausbreitung und Einfluſs aus den Gliedern ein wahres fortdauerndes und lebendiges Ganzes wird, aber eben deſswegen so leicht und so gern ihre Gewalt miſsbraucht, — daſs sie in Schranken eingeschlossen bleibt, durch welche die Gesetze und die bürgerliche Freyheit vor willkührlichen Anmaſsungen sicher sind.

„In diesem Lichte betrachte deine Bestimmung, Abulfauaris, und dann sprich, ob eine edlere gedacht werden kann!“

ZWEYTES PALMBLATT.

Ich besorge sehr, meine Brüder, diese Gegenvorstellungen, welche ich meinem Gewissen oder meiner Ehrlichkeit oder wie ihr es nennen wollt, machte, sind nicht gründlich genug, daſs sie mich so vollkommen hätten beruhigen sollen, als sie thaten, nachdem mich die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewisser Pflichten meines Dienstes, und gegen die Vorwürfe des besagten — wie heiſst es? unempfindlich gemacht hatten.

Ich weiſs nicht, ob ich mich irre, — aber seitdem ich die schwarze Pforte der Geisterwelt für mich aufgethan sehe, kommen mir viele Dinge anders vor als ehmahls. Zum Beyspiel, die Unterscheidung zwischen den rohen Seelen des Pöbels und den feinen und ausgebildeten, deren wir uns berühmen, scheint mir bey weitem nicht mehr so wichtig zu seyn; und ich kann mich nicht erwehren zu glauben, daſs der armseligste Tagelöhner in Memfis aus den Händen der Natur eine Seele von der nehmlichen Art empfange wie der König, oder der verehrliche Vorsteher unsers heiligen Ordens, der Oberpriester des Osiris selbst.

Warum sollte es unmöglich seyn, der Seele dieses Tagelöhners begreiflich zu machen, daſs Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen, und die Meerzwiebel eine — Meerzwiebel sey? — daſs der Stier zwar für ein symbolisches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daſs der Ibis uns nützlich sey weil er unsre Schlangen iſst, und daſs ihm unsre Ärzte vielleicht das Geheimniſs des Klystiers abgelernt haben; daſs die Meerzwiebel ein vortreffliches Mittel sey verdickte Säfte zu zertheilen: aber daſs schlechterdings kein Grund vorhanden sey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre erweisen sollten?

Ich gestehe, daſs es mir schwer fällt, von einem Geschöpfe, das einem Menschen gleich sieht, so schlecht zu denken, als ich thun müſste, wenn ich es für unfähig halten sollte, so klare Wahrheiten begreifen zu lernen; und daſs ich meines Orts viel weniger begreifen kann, warum es dem Dümmsten unter allen

Dummköpfen dieser Unterwelt nicht unendliche Mahl begreiflicher seyn sollte, daſs ein Stier ein Stier, als daſs er ein Gott sey.

Allerdings ist die Macht des Aberglaubens, wenn er einmahl von dem Gehirne des Menschen Besitz genommen hat, entsetzlich. Aber ich sage auch nicht, daſs man das Volk auf Einmahl klug machen solle. Wenn blinde Seelen sehend gemacht werden sollen, muſs man ohne Zweifel die nehmliche Vorsicht gebrauchen, wie bey Leuten denen man den Staar gestochen hat. Genug, daſs sich in zwanzig bis dreyſsig Jahren eine erstaunliche Umkehrung in den Köpfen des Volkes bewirken lieſse, wenn wir uns entschlieſsen könnten ein so edelmüthiges Werk zu unternehmen, und darin nach einem gemeinschaftlichen regelmäſsigen Plane zu verfahren. Ich denke nicht daſs wir nöthig haben, uns die Besorgniſs, „die groſsen Grundwahrheiten unsrer Religion möchten dadurch untergraben werden," davon abschrecken zu lassen. Wahrheit und Wahrheit sind zu gleichartige Dinge, als daſs sie sich nicht mit einander vertragen sollten.

Aber ich weiſs einen andern Grund, meine werthen Brüder, warum mein frommer Wunsch schwerlich jemahls aufhören wird ein Wunsch zu bleiben. Ihr werdet, das bin ich gewiſs, alle, einer nach dem andern, so denken wie ich: aber ach! wie Abulfauaris, werdet ihr erst alsdann so denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch diesen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Busen aufschlieſsen werde, um euch Geheimnisse darin sehen zu lassen, die vor jedem andern als einem allsehenden Auge verborgen geblieben sind.

Hermes, der groſse Stifter unsers Ordens und der Gesetzgeber unsers Volkes, hinterlieſs uns eine sehr einfache Religion; wie ein Volk sie nöthig hatte, welches eben erst durch ihn gesammelt worden war, und die erste Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte; und so gut, als ein solches Volk sie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenste Sorge scheint gewesen zu seyn, die künftigen Priester, als die Aufbewahrer seiner Gesetze, auf den richtigen Standpunkt zu stellen, aus welchem sie das erhabne Amt, welches er ihnen in seiner Republik anvertraute, zu übersehen hätten. Er verfaſste seine geheime Lehre theils in Hieroglyfen, theils in dem geheiligten Alfabet, wovon er der Erfinder war, und wozu wir allein den Schlüssel haben. Er lehrte uns darin: Dafs seine Religion aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet werden müsse, und dafs seine Absicht dabey keine andere gewesen, als seine neu gestiftete Republik fester zusammen zu ziehen, und durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer strengen Bestrafung des Lasters nach dem Tode der Unzulänglichkeit seiner Gesetze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu: Alles was er an den Ägyptern hätte thun können, sey nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und poliert werden müsse; welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Überdiefs seyen alle Gesetze ihrer Natur nach der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nöthig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überlasse uns defswegen —

Doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne, der seinen Vorstellungen nicht mehr so gebieten kann wie vormahls — Ich komme zur Sache.

Die älteste Religion der Ägypter war also, wie gesagt, sehr einfach.

Die Aufnahme der Heroen unsres Volkes unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung, und die Hieroglyfen gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beynahe ins unendliche zu vermehren.

Niemahls ist vielleicht ein abergläubischeres Volk, und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemüthskrankheit aufgelegt machte, gewesen als das unsrige. Ägypten ist in der That das Land der Wunder; und selbst ein Fremder, der zu uns kommt, fühlt beym Anblick so vieler geheimniſsvoller Denkmähler eines die Geburt aller andern Völker übersteigenden Alterthums, sich geneigt zu glauben, daſs unser Land ehemahls eine Wohnung der Götter gewesen sey.

Die Einwohner eines solchen Landes müssen natürlicher Weise mehr Anlage als andere haben, aus dem Dienste der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen; zumahl wenn sie überhaupt zur Melankolie geneigt sind, und ihre ganze Verfassung, anstatt diesen Naturfehler zu verbessern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung giebt. Denn wie sollte ein Volk nicht schwermüthig seyn, welchem wir aus einem spitzfindigen Begriff von religiöser Politik alle *Musik* untersagt haben? — welches sogar bey seinen Gastmählern und geselligen Ergetzungen die Gegenwart einer *Mumie* vonnöthen hat, um sich zur Freude aufzumuntern? — und bey welchem die Könige selbst den gröſsten Theil ihres Lebens damit zubringen, sich ihr *Grabmahl* zu bauen? Ein solches Volk ist dazu gemacht, in einer Religion, die zu der Düsterkeit seiner Gemüthsart paſst, zu gleicher Zeit eine Nahrung seines Trübsinns und ein Hülfsmittel gegen das Übermaſs desselben zu suchen.

Der ausschweifendste Aberglaube scheint ein Bedürfniſs der Ägypter zu seyn. Sie glauben nicht Götter genug haben zu können. Jede Stadt, jede Zeit, jede Handlung, jede Person hat ihre eigenen. Die alltäglichsten Erscheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen, die natürlichsten Übel zu besondern Strafgerichten gemacht. Ein nichtsbedeutender Zufall, ein alberner Traum ist hinlänglich die Ruhe solcher Unglücklichen zu stören. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen was sie thun sollen, und die andere, ihnen abzubitten was sie gethan haben.

Wie konnt' es anders seyn, als daſs ein solches Volk mehr Priester haben muſste als irgend ein anderes in der Welt? Es muſste ihrer schon eine unmäſsige Anzahl haben, um nur jedem Gott seinen Priester zu geben. Der ursprüngliche priesterliche Stamm reichte nicht zu, die Ägyptische Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entstand daher eine Art von Mittelorden zwischen den Priestern und dem Volke; Leute, welche Anfangs keine andre Ansprüche machten, als den Priestern in ihren Verrichtungen und den Ägyptern zu ihren häuslichen Andachten behülflich zu seyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorher sah, was so leicht vorher zu sehen war. Aber unvermerkt wuſsten sie so viel Ansehen bey dem Volke zu erschleichen, daſs es bereits unmöglich gewesen wäre sie wieder los zu werden, als man zu merken anfing, wie nachtheilig ihr Daseyn, ihre Vermehrung und ihre Bemühungen der alten Verfassung wurden. Die Liebe zum Müſsiggang, und die Bequemlichkeit sich auf andrer Unkosten füttern zu lassen, überschwemmten das Land mit diesen Mitteldingen, deren unermüdete Beschäftigung war, den Pöbel, wie eine Spinne ihren Raub, mit ihrem Hirngespinste zu umwickeln, und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu versenken, ohne den sie sich hätten gefallen lassen müssen zu graben oder zu verhungern. Endlich fanden sie Mittel, sich auch zu den Groſsen den Zugang zu öffnen, oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn diesen Leuten gilt alles gleich, Thüren, Fenster, Spalten und Katzenlöcher, — wenn sie nur hinein kommen. Und da sie es einmahl so weit gebracht hatten, wie hoch stieg nun in kurzem ihr Übermuth! Wir selbst muſsten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten; noch glücklich genug, dem ehrwürdigen Karakter unsers Standes, und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten sich verlierenden Alterthum, ein wankendes Ansehen zu verdanken, dessen tägliche Abnahme wir heimlich beseufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter fressende Übel in der Wurzel anzugreifen.

Und nun, meine Brüder, hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand der armen Ägypter nichts zu hoffen ist. Die groſse Isis möge ihnen gnädig seyn! Aber in diesem Leben werden sie niemahls einsehen lernen, daſs eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

DRITTES PALMBLATT.

Eben dieselbe Politik, meine Brüder, welche euch zurück hält, dem Aberglauben, und den vorbesagten Mitteldingen, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt auch mich zurück. Ich glaubte weislich daran zu thun; aber seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifle ich sehr ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wirs nicht wagen dürfen? wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das angelegenste ist, die Bewahrung der Gesetze, und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat!

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug diese grofse Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache nach ihrer Wichtigkeit in Überlegung zu nehmen, und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die letzten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch, ich besorge sehr, das, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muſs, nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntnisse, welches ich im Begriff bin abzulegen! — Möchte dieſs, groſse Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gericht angesehen werden, vor welchem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königin der Götter? — Ihr begreifet nicht, was dieser Abulfauaris, dessen untadeliges Leben andern zum Beyspiel vorgehalten wurde, dieser Abulfauaris, der sich durch die Ausbreitung unsers Gottesdienstes und unsrer Herrschaft über eine Afrikanische Völkerschaft, welche unserm groſsen Sesostris selbst unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienst um das Ägyptische Reich erworben hatte, — begangen haben könne, das den Glanz seines ruhmvollen Lebens verdunkeln sollte?

Ach, meine Brüder! (wenn ich anders noch würdig bin euch so zu nennen) eben dieſs, was mir von der Welt, von unserm Hofe, von unserm geheiligten Orden selbst, so viele Lobsprüche und Belohnungen zuzog, eben dieſs, was der Stolz meines Lebens seyn sollte, — ist das, was meine alten Wangen mit Schamröthe überzieht, und wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünschte, — wenn das innerliche Gefühl, daſs diese Strafe das wenigste ist was ich verdiene, einen solchen Wunsch nicht zu einem neuen Verbrechen machte!

Höret denn meine reuvollen Bekenntnisse; — und möge mein Beyspiel den Besten unter euch erzittern, und einen jeden behutsam machen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen als Feinde zu beobachten, die in seinem Busen auf seine Unschuld lauern. Ein weises Miſstrauen in uns selbst ist die sicherste Brustwehr der Tugend, sagt Hermes. Warum muſst' ich in der Sicherheit einer vierzigjährigen Tugend diesen goldnen Spruch aus den Augen verlieren!

Ich will euch von der Geschichte meiner Reise zu den Negern dasjenige nicht wiederhohlen, was aller Welt bekannt geworden ist. Die geheimen Umstände dieser Hauptepoche meines Lebens sind es, was meinem ganzen Betragen sein wahres Licht giebt; und nur von diesen wird hier die Rede seyn.

Ihr wisset, denke ich, meine Brüder, daſs diese Negern, zu jener Zeit da ihr Unstern mich zu ihnen führte, ein freyes, unschuldiges, und in seiner Unwissenheit künstlicher Bedürfnisse glückliches Volk war.

Ihr wisset nicht minder, daſs sie gegenwärtig auf Ägyptische Weise policiert, mit unsern Sitten und Lastern angesteckt, und der willkührlichen Gewalt unsrer Könige, oder vielmehr der Raubsucht und dem Übermuth ihrer Höflinge unterworfen, und unter diesem Joche vielleicht das unglücklichste Volk unter der Sonne sind.

Und wenn nun der Geitz, der Stolz, und die Üppigkeit des Priesters Abulfauaris die wahren Ursachen dieser für die armen Negern so unglücklichen Veränderung gewesen wären, — würde er nicht Ursache haben, das vermeinte Verdienst, welches ihm die ehrenvollen Nahmen eines Lehrers und Gesetzgebers dieses Volks erworben hat, für die schwärzeste That seines Lebens zu halten?

Und gerade so, meine Freunde, verhält sich die Sache!

Der Umstand, der mich in den Stand setzte der Blöſse der ehrlichen Negern zu Hülfe zu kommen, war nicht so sehr zufällig, als ich es dem Könige vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bey diesen Wilden zu hohlen wären; und, ohne den Gewinn so genau auszurechnen wie der Oberaufseher der Finanzen, wuſste ich doch sehr wohl, daſs ich bey der Vertauschung meiner Leinewand gegen ihren Goldstaub nichts verlieren würde.

Ich gestehe, daſs ich noch an keinen förmlichen Plan dieses Volk zu policieren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutseligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit, und eine gewisse Lenksamkeit, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welche dieses Volk liebenswürdig machten, und mir hätten beweisen sollen daſs es unsrer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir den ersten Gedanken gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Ägypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Dieser Gedanke arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daſs ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihm machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Polizey, für elend zu halten; das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeigten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daſs ich ihn für einen Ersatz meiner gemahlten Leinewand zu halten schien; die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch Mittheilung der übrigen Produkte unsrer Künste machen könnte: — alles dieſs wirkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Negern alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenk zu machen, abschrecken konnte; — ihre Unschuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande, die Gefahr, oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen mit unsern Bedürfnissen auch unsre Leidenschaften und mit beiden unsre Laster mitzutheilen, endlich die nur allzu gerechte Besorgniſs, wie unglücklich sie durch den Miſsbrauch der Gewalt werden könnten, deren die Ägypter, unter dem Scheine der Freundschaft, sich ohne Zweifel über sie anmaſsen würden. Die Natur hat mir ein empfindsames Herz gegeben, meine

Brüder; ich erschrak vor den Folgen meines ersten flüchtigen Entwurfs; und so sehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reitzte, den ich mir an diesem Volke verdienen konnte, so glaube ich doch, daſs ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenschaft — welche gewohnt ist den Sieg davon zu tragen, wie schwer er ihr auch gemacht wird — den Ausschlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erstaunen, — so wenig hättet ihr eine solche Schwachheit von der strengen Weisheit des Abulfauaris vermuthen können — wenn ich euch sage, daſs es die Liebe, oder, richtiger zu reden, die Leidenschaft war, welcher man mit diesem schönen Nahmen das Auffallende benehmen will, das sie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man sie mit ihrem rechten Nahmen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die priesterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Samen dieser vermeinten Schwachheit — welche in der That der Tugend günstiger ist als man gemeiniglich glaubt — in meinem Herzen erstickt. Aber den sinnlichen Trieb konnte diese Erziehung nicht ersticken; und so gut ich — Dank sey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieses unheilige Feuer zu verbergen wuſste, so brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir über diesen Punkt noch keinen sonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen sollen eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend scheitern würde, als unter diesen Negern?

VIERTES PALMBLATT.

Ich befand mich damahls noch in dem Alter, worin die Flamme, von der ich eben gesprochen habe, zumahl wenn sie durch Mäſsigkeit unterhalten worden ist, bey einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verloren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Gestalten — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinne machten, setzte meine Einbildungskraft in die Stimmung, worin sie seyn muſs, um von einem besondern Gegenstande lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Stimmung erblickte ich die schöne Mazulipa, die Frau eines Mannes, der in vorzüglichem Ansehen unter diesen Schwarzen stand; und der erste Anblick wirkte stark genug, daſs ich in weniger als vier und zwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die Syrische Göttin beschlossen hätte, mich zu einem Beyspiel der furchtbarsten Ausbrüche ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch keine Schilderung von dieser schuldlosen Verführerin machen, — denn sie hatte wohl gewiſs keinen Gedanken mich zu verführen — ohne eure Einbildungskraft in Gefahr zu setzen. Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit — stellt mir noch in diesem Augenblick ein so warmes Gemählde von diesem reitzenden Weibe vor, daſs ich, wider meinen Willen, unfähig bin, an ihren Genuſs ohne Entzücken zu denken.

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wuſste im ersten Augenblicke so gut wohin diese Leidenschaft zielte, und dachte so wenig daran mich über ihre Absichten zu betrügen, daſs ich vielmehr, von besagtem Augenblick an, keine Macht hatte auf etwas andres zu denken, als auf Erfindung eines schicklichen Mittels sie ohne Gefahr meines Karakters befriedigen zu können.

Und in eben diesem Augenblicke war es auf einmahl beschlossen: daſs die Negern policiert werden sollten.

In der ersten schlaflosen Nacht war mein Plan fertig. Unsere Polizey ist auf unsre Religion gebaut; und so sollte es auch bey meinen Negern seyn. Nichts war mir jetzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieser Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — „Es war, zum Beyspiel, keine nothwendige Folge, daſs sie mit unsern Sitten auch unsre Laster annehmen muſsten. Man konnte dieser Gefahr durch verschiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andre fehlen sollten, waren nicht die Mysterien der Isis ein unfehlbares Gegengift gegen alle sittliche Verderbniſs? das stärkste Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens?“

Die Mysterien! — Diese Vorstellung fiel stark auf mein Gemüth. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daſs der Gedanke an diese Geheimnisse — an welche keine Seele, die des Anschauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden ist, ohne Schaudern denken soll — meiner durch die Wuth der Leidenschaft begeisterten Fantasie den Stoff zu dem schändlichsten Entwurfe darbot, der jemahls den Busen eines Menschen besudelt hat?

Aber denket nicht, daſs ich, wie elend auch in diesen Augenblicken der Zustand meines Gehirnes war, fähig gewesen sey, eine so schreckliche Entheiligung des Ehrwürdigsten, was unsre Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhaftesten Abscheu zu denken! Nein, meine Brüder! Mit Entsetzen vor mir selbst verwarf ich die scheuſsliche Eingebung des unreinen Dämons, und faſste so heldenmüthige Entschlieſsungen, daſs ich Ursache zu haben glaubte, einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh' ihn seine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren sicherm Hinterhalte die versteckte Leidenschaft, indessen wir von Triumfen träumen, auf Gelegenheiten lauert, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entschlossenheit, glaubte ich nun ohne das mindeste Bedenken an dem groſsen Entwurfe der Umgestaltung meiner Negern arbeiten zu können. Die Leichtigkeit, womit sie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daſs ich eben so wenig Schwierigkeiten finden würde, sie auch in den übrigen Stücken nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unserer Religion. — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Mysterien bey ihnen einzuführen; meine Lieblings-Idee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug ins Werk setzen konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Miſsbrauch zum Vortheil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beyspiel des dreymahl groſsen Hermes vor mir; und ich glaubte die Unschuld meiner Negern, wofern sie ja von der Ansteckung unsrer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Iniziazion am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht — oder wollte ihn nicht sehen.

Ich war inzwischen nach Ägypten zurück gegangen, um dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben, und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte um dem Reiche die Vortheile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollustathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stand allenthalben vor mir; es beunruhigte — darf ich es sagen? es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft stieg auf einen Grad, der alle meine Entschlossenheit wankend machte. Aber der gute Vorsatz, dieses betrügliche Einschläferungsmittel, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünscht' ich mir Flügel, um desto schneller zu den Negern zurückkehren zu können. — Mazulipa war unter ihnen!

Ich Unglücklicher! Ihr glaubtet, daſs es ein heiliger Eifer sey, der mich so ungeduldig mache zu meinem erhabenen Geschäfte zuzückzukehren — und ich lieſs euch in euerm Irrthum!

FUNFTES PALMBLATT.

Ich war nun wieder angekommen, und beschloſs — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein groſses Opfer zu bringen, indem ich mir dasjenige, wornach mich so heftig verlangte und was meine Reise bis zum Wunder beschleunigt hatte, den Anblick der reitzenden Mazulipa, versagen wollte. — Desto eifriger wurde an dem Tempel der Isis, und den Zubereitungen desselben zu Begehung der Mysterien gearbeitet.

Es war nicht lange möglich die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daſs man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusetzen. Ihr Mann war nach der neuen Einrichtung — so wie ers auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten des Volkes; und die junge Dame brannte vor Begierde den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen sollte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daſs sie Ursache haben könnte bey einer Feierlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich, nach dem was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unsrer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabey zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich muſste mich, mit einer äuſserst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verrathen, und von den Mysterien durft' ich ihr nicht mehr sagen, als was alle Ungeweihete wissen durfen.

In der Verlegenheit womit ich sie unterhalten sollte, kam ich einsmahls, aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes, auf die Beyspiele, die wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben: aber das war mehr als die

Unvollkommenheit ihrer Sprache zulieſs. Ich muſste, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsatz, wurde mein Gemählde, so behutsam ich auch die Farben wählte, lebhaft genug um ihre Einbildungskraft zu erhitzen. Ich brach ab so bald ich es gewahr wurde; aber die Eindrücke, mit denen ich sie verlieſs, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daſs ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien kam nun immer näher, und die Erwartung der schönen und gefühlvollen Mazulipa schien auſserordentlich gespannt zu seyn. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete Frage in Erstaunen gesetzt: ob ich glaubte, daſs sie unschuldig genug sey, einem Gott liebenswürdig zu scheinen? — Denn sie hatte von mir gehört, daſs die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, daſs man sich auſserordentliche Dinge nicht wünschen müsse; aber zu gleicher Zeit war ich schwach genug hinzu zu setzen: daſs man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkühr der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, daſs ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewuſst gewesen sey; aber ich muſste doch fühlen, daſs ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht sie aus meinem Busen hervor zu ziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen — meine eiskalte Hand zittert da ich fortfahren will — Vergebens würde ich mich bemühen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beschreiben, der sich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unschuldige und fanatische Mazulipa betrat den finstern unterirdischen Gang, durch dessen mystische Krümmungen die Iniziandeu wandeln müssen. Der Boden erbebte unter ihren Füſsen; tausend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tausend eben so seltsame Gestalten, von plötzlich wieder verschwindenden Blitzen sichtbar gemacht, schlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbey: als in einem solchen Blitze — der Gott Anubis ihr erschien, und die bethörte Unschuld, welche vor Furcht und

Erwartung athemlos alles zu leiden bereit war, die Beute des sakrilegischen Betrugs wurde.

Ich würde nicht zu entschuldigen seyn, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigten Augen — durch eine umständliche Erzählung aller der Kunstgriſſe, welche der betrügerische Anubis anwandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können — länger verunreinigen wollte.

Es ist sehr unglücklich für mich, aber es ist doch zugleich das einzige, was mir bey der qualvollen Erinnerung an diesen häſslichen Auſtritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daſs ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch meine Erfahrung zu belehren: „Daſs Personen unsers Standes mehr als alle andre Klassen von Menschen Ursache haben ihr Herz zu bewahren; — und daſs eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefordert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vortheil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst, unter dem ehrwürdigen Schleier der Religion den Augen der Welt zu entziehen; oder, um Alles mit Wenigem zu sagen, weil das Heiligste und Beste, was die alles regierende Vorsicht dem menschlichen Geschlecht gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbniſs, der Unterdrückung und des allgemeinen Elendes werden kann."

Unsere Heucheley, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Ärgerniſs, und der Bösewicht von innen erbauet öfters von auſsen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie theuer muſs die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenig bedeutenden Vortheil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf eben dieselbe Weise wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht sogleich in die Sinne fallen. Er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen; und man denkt so wenig daran seinen Absichten zu widerstehen, daſs man ihm vielmehr die Mittel sie auszuführen freywillig in die Hände giebt. Ungestraft miſsbraucht er die unschuldigste unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer seiner Leidenschaften zu machen, indem sie sich den höhern Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

„Zittert, meine Brüder, vor allem dem Bösen, das ein Priester thun kann!

„Und o! möchte Abulfauaris unter allen seines Ordens der einzige seyn, der solche Bekenntnisse zu machen hat!

STILPON

EIN PATRIOTISCHES GESPRÄCH ÜBER DIE WAHL EINES
OBERZUNFTMEISTERS VON MEGARA.

Allen aristokratischen Staaten, die ihre Regenten selbst erwählen,
wohlmeinend zugeeignet. 1774.

EINLEITUNG.

Jedermann wird uns eingestehen, daſs der erste Minister des berühmten Königreichs Lilliput, um die Lilliputer und ihre Nachkommenschaft glücklich zu machen, ein Mann von eben so groſsen Talenten, Kenntnissen und Tugenden seyn muſste, als ob er Frankreich oder Spanien zu verwalten gehabt hätte. Vorausgesetzt daſs diese Lilliputer eine Art von Menschen sind, möchten sie, mit uns gemessen, so klein als die Käsemilben seyn, es würde immer ein Cecil, oder Sülly, oder Kolbert, oder eine Vereinigung mehrerer Männer von diesem Werth erfordert, um Lilliput wohl zu regieren; und in so fern nur in diesen Ministern der Geist eines Cecils, Süllys oder Kolberts wirkte, möchten sie immerhin nur fünf oder sechs Daumen hoch seyn; dieſs hätte nichts zu bedeuten.

Wenn dieſs in Abſicht der Miniſter von Lilliput richtig iſt, warum ſollte nicht das nehmliche von den Vorſtehern eines jeden kleinen Staates gelten? — Gleichwohl iſt das gemeine Vorurtheil wider die kleinen Staaten. Man pflegt ſie gewöhnlich mit Verachtung anzuſehen, bloſs weil ſie klein ſind; und wer z. B. zu Wien, Berlin oder Hannover im Ernſte von einem Ariſtides, Kato oder Cicero der Reichsſtadt Pfullendorf ſpräche, würde gewiſs von den meiſten ſeiner Zuhörer ſo angeſehen werden, als ob er etwas ſehr ungereimtes geſagt hätte.

Ich will damit weder bejaht noch verneint haben, daſs es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsſtadt jemahls einen Ariſtides, Kato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, daſs es ein möglicher Fall ſey; und daſs die kleinſte aller Republiken eben ſo gut Männer von dieſem Schlage in ihrem Schooſse hegen könne, als es möglich iſt, und ſich vermuthlich ſchon oft zugetragen hat, daſs der Herr von einem paar Dörfern ein Titus oder Antoninus geweſen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über viel zu ſetzen.

Wenn Männer von groſsem Geiſt und Herzen in kleinen Staaten, z. B. in Abdera oder

Megara verhältniſsweise seltner sind, als in groſsen, — denn selten sind sie überall und zu allen Zeiten — so lassen sich davon ein paar sehr gute Ursachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten, in einem Megara ein groſser Mann zu werden, und die andre in den Schwierigkeiten, es zu seyn.

Ordentlicher Weise wird man nur dann ein groſser Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beyspiele aufgefordert, durch Ruhmbegierde oder Hoffnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von diesen Ursachen hat gewöhnlich in sehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta (welches freylich nur eine kleine Republik war, aber einen groſsen Mann zum Gesetzgeber gehabt hatte) und das alte Rom (welches schon in seinen ersten Anfängen die ganze Anlage seiner künftigen Gröſse enthielt) ausnehmen, so ist vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beyspiel vortreffliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie sollten Belohnungen diese Wirkung thun können in einem Staate, dessen Armuth kaum für seine dringendsten Bedürfnisse hinreicht? Gewiſs eben so wenig als die Hoffnung des Nachruhms, oder wenigstens der Hochachtung seiner Zeitgenossen. Denn was für Hoffnung könnte sich der obbesagte Kato oder Aristides der Reichsstadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menschheit zu glänzen? Er, der im mindesten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen auſserhalb der Ringmauern seiner Vaterstadt für den Mann, der er ist, bekannt zu werden? Ihm gilt es also ganz eigentlich, was Cicero den alten Scipio zu seinem Enkel sagen läſst: Durch ihren eigenen Reitz muſs dich die Tugend zu edlen Thaten ziehen! Das Bewuſstseyn seines Verdienstes ist die einzige gewisse und würdige Belohnung, auf die er zählen kann. Aber was für feinen Thon muſs die Natur nehmen, um solche Herzen zu bilden! und wie selten thut sie das!

Noch gröſser sind in kleinen Republiken 1) gewöhnlich die Hindernisse, die ein Mann überwinden muſs, um wirklich groſse Dienste zu leisten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgends hartnäckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen

---

1) Das Wort Republik wird hier immer in der weitesten Bedeutung genommen, deren es fähig ist.

alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

O Abderiten, Abderiten! — pflegte Demokritus seinen geliebten Landsleuten zuzurufen: sträubt euch doch nicht so gegen Neuerungen! Alles Alte bey euch taugt nichts; alles muſs neu zu Abdera werden, wenn es gut werden soll!

Aber wie sollte diese Denkungsart in kleinen Republiken nicht Ketzerey seyn? Jeder Schritt, den man darin zum Bessern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte Miſsbräuche; und bey jedem Miſsbrauch, auf den man tritt, schreyen etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haſs, der in solchen Gemeinheiten das wahre Verdienst zu drücken pflegt. Daher, daſs es als eine Art von Hochverrath angesehen wird, wenn ein Mensch von gesundem Kopfe sich die Freyheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem guten Ovid, 2) wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit seinen Augen gesehen zu haben, was die Herren nicht wollen daſs man sehen soll. In diesem Stücke konnte der Despotismus unter den alten Cäsarn selbst nicht strenger

---

2) *Cur aliquid vidi? cur noxia lumina ſeci?*

seyn, als er es oft in dem kleinsten Städtchen oder an dem kleinsten Höfchen ist.

Die groſse Schwierigkeit einen kleinen Staat wohl zu regieren liegt nicht in seiner Kleinheit; denn wahrlich, nur tausend Männer, die mit zusammen gesetzten Kräften auf Einen Punkt los arbeiten, können schon Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt bloſs darin, „tausend Leute zu — Männern zu machen, und dann in diese Männer einen gemeinschaftlichen Geist zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach einem gemeinschaftlichen Endzweck richte." — In kleinen Staaten ist dieſs oft so schwer, als die gefabelten Wunder des Orfeus und Amfion.

Diese Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeister einer unbedeutenden Reichsstadt, oder einen Vorsteher einer kleinen Helvetischen Republik mit eben der Ehrfurcht anzusehen, womit man die Bilder der groſsen Männer des alten Griechenlandes und Roms anzusehen pflegt. Ich könnte mehr als Einen nennen, auf dessen Grab ein schlechter, von Reisenden unbesuchter Stein liegt, — dessen Bild auf Münzen und Kameen die Kabinetter der Kenner zieren, und die Alterthumsforscher beschäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in seinem kleinen Vaterlande that.

Aber wozu dieser Eingang? — Bloſs dazu, damit sich nicht manche unserer Leser abschrecken lassen, wenn sie sehen, daſs es in dem folgenden Gespräche nur darum zu thun ist, ob Lampus, oder Gorgias, oder Megillus Oberzunftmeister in der kleinen Republik Megara werden soll? — einer Republik, die schon längst Nichts mehr ist, und die in der That, als sie noch Etwas war, wenig mehr als Nichts war.

Den Megarern war an der Auflösung dieses Problems sehr viel gelegen; und wer weiſs, ob nicht an der Art, wie es in des Filosofen Stilpon kleinem Gartensahl aufgelöst wurde, mancher kleinen und groſsen Republik um ein merkliches mehr gelegen seyn möchte, als an der Frage:

Ob Skaramuz, ob Skapin besser tanze?

Stilpon befand sich eines Abends in seinem Garten, und half seinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen; — denn, wiewohl der Knabe schon sechs volle Jahre alt war, wuſste er doch noch nichts von Metafysik, Geografie, Astronomie, Weltgeschichte, Moral, Statistik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewohl er ein Filosof war, schämte sich nicht eines so unwissenden Knaben Vater zu seyn, sondern half ihm, wie gesagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm sagte, daſs die Rathsherren Kleon und Eukrates in seinem Gartensahle wären.

Diese Herren waren seine Freunde, so gut als Rathsherren Freunde eines Filosofen, der kein Rathsherr ist, seyn können; sie schätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewohl gemeiniglich erst wenn es zu spät war; und wenn es auch nicht zu spät war, folgten sie ihm doch selten. Denn (sagten sie) sein Rath ist zwar gut; es ist klar daſs man es so machen müſste, wenn mans recht machen wollte: aber — es läſst sich nicht thun; Stilpon würde das eben so gut einsehen als wir, wenn er ein Rathsherr wäre.

Der Filosof vermuthete die Ursache ihres Besuchs, und vernahm bald, daſs er sich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in groſser Verlegenheit; denn in der Lage, worin sich ihre Republik damahls befand, war dem gemeinen Wesen an der Wahl eines Oberzunftmeisters unendlich viel gelegen; und sie beide meinten es gut mit ihrem Vaterlande, zumahl wenn sie wohl verdauten, gut schliefen, und keine besondere Ursache hatten, fünf für gerade gelten zu lassen.

Rathen Sie uns, Stilpon, sagten sie: helfen Sie uns, wenn Sie können; nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschaffnen Demokles hat alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verloren; die Übelgesinnten schöpfen Hoffnung; und diejenigen, in deren Dummheit oder bösem Willen alles, was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln. Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker, die überall Gefahr sehen wo keine war, wissen sich jetzt viel mit ihrer Scharfſichtigkeit — das Schwert nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Miſsbräuche verloren haben, (und Sie wissen, Stilpon, wie groſs ihre Anzahl ist) glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fordern zu können, und arbeiten mit Eifer für denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkungsart ihnen die meiste Hoffnung giebt zu ihrem Zwecke zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen? zumahl da wir nichts weniger als zusammen stimmen. Denn einige haben den Muth nicht etwas zu wagen; andre sind schwach genug Masken für Gesichter anzusehen; einige sind es so sehr, daſs sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wohl kein so schlimmer Mensch seyn, und — zum hundert und ersten Mahle auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in unmittelbarer Gefahr in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen.

Das ist, sagte Stilpon, ungefähr so viel, als entweder an Scylla zu stranden, oder von Charybdis verschlungen zu werden. Die Wahl ist nicht die angenehmste. Lampus ist schwach, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn sie ihre Wohlfahrt von dem einen oder dem andern abhangen machten, was wären die?

Kleon. Sie kennen die Welt, Stilpon, und Ihnen sollte fremd vorkommen, was beynahe täglich geschieht? Wie oft befanden sich die ehrlichsten Leute in dem traurigen Falle, aus zweyen Übeln Eines wählen zu müssen!

Stilpon. Da bedaure ich diese ehrlichen Leute.

Kleon. So bedauern Sie uns beide. Sie kennen unsre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie Sie sagten! — Es steht nicht in unsrer Macht, zu verhindern, daſs nicht einer von diesen beiden erwählt werde: aber wir haben wenigstens so viel Einfluſs, daſs wir die Wahl auf den einen oder den andern lenken können. Und eben dieſs ist, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer gethan, daſs sie nun schlechterdings einem *Lampus* oder *Megillus* aufgeopfert werden sollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daſs eine einzige groſse Thorheit oder Übelthat, die ein solcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die sein Platz erfordert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müssen! Fehlt es denn so gänzlich an rechtschaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für einen von Ihnen beiden entschieden werden? Warum soll der Mann, der uns regieren soll, nun eben schlechterdings einen *schwachen Kopf* oder ein *schlechtes Herz* haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen werden wir uns vielleicht noch glücklich schätzen müssen, wenn es uns nicht *noch schlimmer* geht. Wissen Sie denn nicht, daſs *Gorgias* Himmel und Erde bewegt, um seine beiden Mitbewerber zu verdrängen, und daſs er, wenn keiner von diesen obsiegt, die gröſste Hoffnung hat?

Stilpon. Dieſs wäre in der That noch schlimmer als schlimm. Ein verschobenes Gehirn und ein verkehrtes Herz in Einem Menschen vereiniget — an der Spitze der Republik, wäre gerade was wir nöthig hätten, um unfehlbar verloren zu gehen. — Daſs es nur möglich seyn soll, so etwas besorgen zu müssen! — Der bloſse Gedanke empört meine Seele gegen alle eure Republiken und policierten Staaten, in welchen — und in welchen allein — solcher Unsinn möglich ist! — O ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit euch unter Zelten, oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr seyd frey, und wenn ihr einen Anführer braucht, so ist es der beste Mann unter euch! — Und wir — Vergeben Sie, meine Herren! — der Gedanke, daſs Sie der armen Republik wohl gar einen Gorgias zum Vorsteher geben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie Sie sehen. Sie wissen, daſs es mir für meine Person gleich viel seyn kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahin bringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenschen gleichgültig zu werden.

Eukrates. Wir eben so wenig, guter Stilpon; und bloſs darum, weil wir überzeugt sind, daſs der Republik kein gröſseres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gorgias zu werden, sind wir zu allem entschlossen, was ein Mittel, dieses Ärgste von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es ist wahr, **Gorgias** hat wenig Freunde. Wer sollte den Mann lieben, von dem auch der schamloseste, feileste Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wüſste, um die Schwärze seines Karakters nur durch Eine lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindseliger Dämon mit einer so unglücklichen Sinnesart gestraft hat, daſs man nur alle diejenigen, die er haſst und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienstvollesten und liebenswürdigsten Personen von Megara herzuzählen!

Eukrates. Dem ungeachtet hat er sich einen Anhang zu machen gewuſst. Ja, die meisten sind ihm gerade darum ergeben, weil sie ihn als einen übelthätigen und unversöhnlichen Mann kennen. Die Furcht thut bey vielen Menschen die Wirkung der Liebe. Darauf verläſst sich **Gorgias**: sie mögen mich immer hassen, denkt er, wenn sie mich nur fürchten! — Die übrigen halten zu ihm, weil sie selbst so dumm und unwissend sind, daſs er ein Mann von Einsicht und Geschicklichkeit in ihren Augen ist, ungeachtet ein paar Dutzend Kunstwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus irgend einer Sammlung gestohlen hat, und einige subalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten ein mittelmäſsiger Sykofant oder ein erträglicher Schreiber zu seyn, sein ganzes Verdienst ausmachen. Wie dem auch sey, genug, er hat seinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenern unterstützt; er ist reich, und hat vermittelst einer Freygebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu seinem gröſsten Verbrechen wird, einen ansehnlichen Theil des Volkes so sehr bethört, daſs sie ihn heute noch zum Oberzunftmeister machen würden, wenn die Wahl vom Volk abhinge. Gorgias ist also furchtbar. Wenn wir nicht vorsichtig sind, wird er sich zwischen Lampus und Megillus hinein drängen, und, o der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüſste wohl einen Rath, aber er ist nur für unsre Urälterväter gemacht. Leute wie wir müssen sich alles gefallen lassen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So sehr wollen wir uns selbst nicht verlassen. Da wir keine Hoffnung haben, der Republik so viel Gutes thun zu können als wir wünschten, so muſs es nun unsre Sorge seyn, ihr so wenig Böses zufügen zu lassen als möglich. Wenn man einmahl in der unseligen Nothwendigkeit ist, aus zwey oder drey Übeln eines zu erwählen, so ist da weiter nichts zu thun, als so genau als möglich abzuwägen welches das leichteste sey, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dieſs ist es auch eigentlich was uns zu Ihnen führt, Stilpon. Wir wollten Sie um Ihren Rath bitten. Unglücklicher Weise können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Übel sey. Lampus ist ein Schwachkopf, Megillus böse, Gorgias beides. Die beiden ersten zusammen genommen sind ungefähr so schlimm als der letzte allein; aber daraus folgt nicht, daſs einer von ihnen gerade so viel wiegt als der andre. Megillus, so schlimm er ist, hat Verstand, sage ich: Lampus ist arm an Geist, aber er hat ein gutes Herz, sagt Kleon. Kleon ist für das Herz, ich für den Verstand; welcher von uns beiden hat Recht? Was ist Ihre Meinung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage ist ungefähr wie diese: Wir brauchen zu einer Reise nach Syrakus einen Steuermann; wer taugt besser dazu, ein Tauber oder ein Blinder? Ich gestehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Zweifel gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verstand Ihrer Schurken. — Sie erlauben mir doch den Dingen ihren rechten Nahmen zu geben? Es ist eine böse Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes anklebt, den ich, wie Sie wissen, so lang' er lebte, als meinen Meister ehrte — Aber ich bin ein Mann, der sich berichten läſst. Lassen Sie hören!

Kleon. Wenn Sie mir zugeben, daſs es am Ende doch immer das Herz ist, was den Menschen regiert, und daſs ein Mensch, dessen Herz redlich und gut ist, so schwach er auch übrigens seyn mag, doch immer wenigstens den Willen hat gut zu handeln: so hoffe ich meine Sache noch wohl gewinnen zu können. Ein Mann von Verstand, dessen Herz schlimm ist, wird desto mehr Böses thun, je mehr er Verstand hat. Den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verstand vermehrt seine Macht, giebt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn seine Absichten geschickter verbergen, seine übelthätigen Leidenschaften besser bemänteln, setzt ihn in den Stand, sich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen, und sogar redliche wohl gesinnte Personen zu Werkzeugen seiner bösen Anschläge zu machen. Ein guter Mensch von sehr eingeschränkten Fähigkeiten wird aus Unvermögen weniger Gutes thun, als er zu thun wünscht; aber er wird doch gewiſs alles Gute thun, wozu man ihm

Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er selbst gut ist, so wird er auch die Guten lieben; und wenn unter diesen Leute von Verstand sind, so wird es ihnen nicht schwer seyn, ihn dahin zu bringen, dafs er alles das Gute thue, was sie selbst an seinem Platze thun würden; zumahl wenn sie (nach unsrer Voraussetzung) klug genug sind, ihn ihre Stärke und Überlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen. Der gute schwache Mann wird also (im glücklichen Falle wenigstens) nicht nur selbst so viel Gutes thun als er kann und weifs; er wird auch alles, oder doch einen grofsen Theil des Guten thun, was verständige Personen von rechtschaffnen Grundsätzen ihm an die Hand geben; und wissentlich wird er gewifs nichts Böses befördern. Denn diefs kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Übelgesinnten falsch berichtet ist, oder seinen eignen Vorurtheilen, oder Leuten von unzuverlässigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenschaften willen liebt, zu viel Gehör giebt; ein Fall, der sich nur selten zutragen wird, wenn die Verständigen und Rechtschaffnen so wachsam und thätig sind, als man billig von ihnen erwarten sollte. Hingegen der böse Mann, der Verstand hat, wird nicht nur alles Böse thun, wozu ihn seine eigenen Leidenschaften und schlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm sein Kopf die Mittel zeigt; er wird auch alles Böse thun, was alle übrigen Bösewichter in seinem Wirkungskreise mit seinen eigenen Anschlägen und Absichten zu verbinden wissen, und er wird mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgesinnten in Vorschlag bringen oder selbst thun wollen. Dieses letztere ist ein sehr wichtiger Umstand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegendsten Ausschlag giebt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit giebt, aus Neigung thut, und nur das Böse, wozu er unwissender Weise betrogen wird, — wird unendliche Mahl weniger Böses thun, als ein andrer, der aus eigner Bewegung alles Böse thut, was er und seine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was ehrliche und verständige Leute thun wollen. Die Sache ist, wie Sie sehen, einer Art von Berechnung fähig; und ich habe mich, bisher wenigstens, der Augenscheinlichkeit derselben nicht entziehen können. Ich glaube also nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichen Lampus erkläre, der zwar, wie wir alle wissen, leider! einen sehr schwachen und eng beschränkten Kopf, aber gewiſs kein übelthätiges Herz hat, und also, höchst wahrscheinlicher Weise, der Republik in den vorliegenden Umständen das wenigste Böse zufügen wird.

Eukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! — Wie wenn wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von gutem und bösem Herzen verstehen? — Sie wissen, daſs nichts zweydeutiger ist als ein gutes Herz, nach dem Gebrauche, den man im gemeinen Leben von dieser liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den ersten den besten, der ihm ein paar Dreyer giebt, für einen guten Mann; und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürst seine Wohlthaten verschwendet, werden (wenigstens so lange sie Hoffnung haben noch mehr zu bekommen) vom Lobe seiner Groſsmuth und Gutherzigkeit überflieſsen. Der Pöbel, der die Groſsen nur von ferne sieht, urtheilt von ihrem Inwendigen nach ihrer Miene; ein freundliches Aussehen, eine muntre Laune, eine gewisse Popularität ist oft hinlänglich, dem schändlichsten Tyrannen eine Zeit lang Liebe zu erwerben. Überhaupt wird Schwachheit der Seele und gutes Gemüth täglich von den meisten verwechselt. Wie vielen schreibt man bloſs darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, so viel Böses zu thun als sie wünschten; oder weil sie aus Trägheit, aus Furcht vor einem unangenehmen Augenblicke, sich lieber alles gefallen lassen, lieber alles übersehen, als sich die Mühe geben mögen Untersuchungen anzustellen; oder weil sie zu schwach sind, auch zu den unverschämtesten Bitten oder Forderungen Nein zu sagen! — Wie manche Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umstande zu danken, daſs man unter ihrer Regierung ungestraft ein so arger Bube seyn darf als man will! Und fehlt es etwa an Beyspielen von Heuchlern, die jenen Ruf bloſs dadurch erschlichen haben, daſs sie vorsichtig genug waren, alles Böse, was sie thun wollten, durch andre zu thun? — Lassen Sie uns also, ehe wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgesetzt, daſs ein Mensch, der gar keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht fühlt, ein höchst ungewöhnliches Ungeheuer sey, verdient (däucht mich) derjenige den Nahmen eines guten Menschen, der alles Unrecht aufrichtig verabscheut, und eben so aufrichtig wünscht immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit seiner Einsichten, eine gewisse Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit andrer Menschen bloſs stellt, oder ihn vielleicht unfähig macht seine eigenen Begierden und Leidenschaften gehörig zu regieren, — kann nur zu oft die Ursache groſser Übereilungen und Fehltritte werden: aber alles Böse, wozu er solcher Gestalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Nahmen eines guten Menschen nicht rauben. Er verdient ihn, weil er gut zu seyn wünscht, und weil er es auch allezeit ist, so oft nicht äuſsere Einflüsse, die für ihn zu stark sind, ihn aus seiner gewöhnlichen Fassung setzen, oder seinen Bewegungen eine falsche Richtung geben.

Stilpon. Was sagen Sie zu dieser Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daſs es unserm Freunde Kleon vielleicht groſse Mühe gemacht haben möchte, eine andre zu finden, wobey die blöden Seelen, die er nun einmahl in seinen Schutz genommen hat, besser davon gekommen wären. Aber, wie dem auch seyn mag, da diese Erklärung zu dem Zwecke, wozu wir sie gebrauchen, so gut als eine andre ist, so bin ich bereit es dabey bewenden zu lassen; und behaupte also, ohne weitere Vorrede, daſs ein schwacher Mensch, mit dem besten Herzen von der Welt, das unfähigste unter allen Wesen sey sich selbst und andre zu regieren. Und da mir Kleon einwenden wird, daſs ein solcher schwacher Mensch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müsse, eben so wohl durch verständige und gute Menschen als durch Narren und Bösewichter regiert werden könne, und also (wenigstens im glücklichen Falle) unendliche Mahl weniger Böses thun werde als ein Mann von bösem Willen: so behaupte ich ferner, daſs diese Art von Menschenkindern, ihrer Natur nach, unfähig sey, sich von verständigen und guten Menschen regieren zu lassen. Ich glaube mir den Beweis dieser Sätze, und Ihnen die Mühe solchen zu fassen, nicht besser erleichtern zu können, als wenn ich Ihnen, nur mit flüchtiger Hand, das Bild eines schwachen Menschen vorzeichne, so wahr und getreu nach dem Leben kopiert, als ich nur immer kopieren kann. Der Originale, die dazu gesessen haben könnten, gehen so viele in der Welt herum, daſs nichts leichter seyn wird, als sich zu überzeugen, daſs ich kein Unding gemahlt habe. Ein schwacher Mensch — lassen Sie seinen Willen so gut seyn als er kann — hat nicht Verstand genug, Wahres und Falsches von einander zu unterscheiden; und dieſs ist, wo nicht die einzige, doch gewiſs die erste und fruchtbarste Ursache alles des Bösen, was ich von ihm zu sagen gezwungen seyn werde. Seine Seele schwebt je und allezeit in einer betrüglichen Dämmerung, wo ihm beynahe alle Dinge anders vorkommen als sie sind.

Desto schlimmer für ihn, wenn er dem ungeachtet richtig zu sehen glaubt; denn desto unmöglicher wird es, ihm den Dunst von den Augen zu blasen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt voraussetzen, wünscht er in jedem vorkommenden Falle recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf ist es unmöglich, daſs man in irgend einem Falle recht handle, wenn man nicht weiſs was sich gebührt, nicht unterscheiden kann, was im gegebnen Falle recht ist. Der schwache Mensch, der dieſs nicht kann, möchte gar zu gern alles seyn was er seyn sollte; aber die beschwerlichen Fragen, wer, was, wie, wo, wann, warum und womit? — Fragen, die, zum Unglück für den blöden Kopf, alle Augenblicke wieder kommen — verderben ihm immer das Spiel. Denn entweder beantwortet er sich diese Fragen falsch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kommt es denn, leider! daſs er standhaft ist wo er nachgeben sollte, und nachgiebt wo ein weiser Mann wie eine Mauer stände; daſs er Herz hat wo er zittern sollte, und zittert wo nichts zu fürchten ist; daſs er zurückhaltend ist, wo ihm nützlich wäre offen zu seyn; streng, wo er gelinde, verschwenderisch, wo er sparsam, und sparsam, wo er freygebig seyn sollte. Daher, daſs er nie weder die

Menschen mit denen ers zu thun hat, noch die Sachen wovon die Rede ist, noch die Umstände, auf die immer alles ankommt, zu unterscheiden weiſs; daher so viele Fehler, die durch ihre Folgen oft so schädlich sind, daſs er mit allem möglichen bösen Willen nichts schlimmers hätte thun können. Daher, daſs er, weil er gehört hat daſs einige Spitzbuben Verstand haben, alle Leute von Verstand für Spitzbuben hält; daſs er Kleinigkeiten mit Ernst und als wichtige Dinge, die wirklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daſs er sich einbildet, was Einmahl gelungen oder miſslungen ist, werde immer gelingen oder miſslingen; oder eine Wirkung, die aus ihrer natürlichen Ursache sehr natürlich erfolgte, werde auch ohne Ursache erfolgen. Daher endlich das geheime Miſstrauen, das er in sich selbst setzt, und welches (so widersinnig dieſs auch scheint) beynahe immer so groſs ist, daſs es das allgemeine Miſstrauen, das er in die übrigen Menschen setzt, überwiegt, und daher die Ursache wird, warum er seinem eignen Urtheil nur selten, und dann gerade am wenigsten folgt, wenn sichs zuträgt daſs er richtig urtheilt. Gestehen wir, meine Freunde, daſs der beste Wille ohne Verstand, und (worauf hier alles ankommt) ohne den Verstand, den man gerade vonnöthen hat, seinem Besitzer in den meisten Fällen ungefähr so viel Dienste

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

thut, als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne der sich wehren soll. Ich sage, ohne den Verstand, den man dazu, was man vorstellen soll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen Lampus, um Oberzunftmeister zu seyn, daſs er sich besser als irgend eine obrigkeitliche Person in Griechenland auf die Pastetenbäckerey versteht, und in der Kunst Wachteln abzurichten seines gleichen sucht?

„Aber (wird mein Freund Kleon sagen) können nicht andre ehrliche Leute für den schwachen Lampus Verstand haben?“ — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er sich anvertrauen sollte, müſsten so schwach seyn als er selbst, und wozu würden sie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freylich eines andern Blinden Führer seyn, in so fern der Führer wieder seinen Führer hat; aber wenn nun auch des Führers Führer blind wäre, so würden alle drey gelegentlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie ihr seht, nicht besser, wenn gleich drey hundert Blinde einander führen wollten. Und von Blinden, das ist, von ihres gleichen, müssen sich die guten Schwachköpfe nun einmahl führen lassen. Sie müſsten besonders glücklich seyn, wenn sie von ungefähr auf einen Einäugigen oder Schieler stieſsen. Man hat Beyspiele davon, aber sie sind selten; und man trifft zehn Fälle gegen

Einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Ärmel haltend, von irgend einem schlauen Spitzbuben daher geführt werden, ohne zu wissen wohin. Denn was die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, betrifft, so ist erstens ausgemacht, daſs sie sich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von jeher nicht wohl haben vertragen können; und dann, gesetzt auch, daſs sie sich aus Liebe zum gemeinen Besten überwinden wollten, so könnte dieſs zu nichts helfen. Denn, wie gesagt, die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, sind zum Unglück gerade die einzigen Menschen, denen der schwache Mann nicht traut, ja vor denen er sich als vor seinen ärgsten Feinden hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, ist alles daran gelegen, einen jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrognen die Augen öffnen könnte. Sie haben also nichts angelegeners, als jedem ehrlichen Manne, der eben darum nicht von ihrer Rotte ist, den Weg zu verrennen: und sollte ein solcher zufälliger Weise dennoch Mittel finden, das Ohr des schwachen Mannes zu erreichen; so werden sie ihr Haupt nicht eher sanft legen, bis sie ihm weiſs gemacht haben, daſs der ehrliche Mann ein übel gesinnter, gefährlicher Mensch ist; ungefähr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorstellen lieſsen, daſs sie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis sie ihnen die geschwornen Feinde ihrer beiderseitigen Ruhe und Freundschaft, den Hirten und seinen Hund, ausgeliefert haben würden.

Aber gesetzt auch, der schwache Mann bliebe lediglich sich selbst überlassen, so kann man doch versichert seyn, daſs ordentlicher Weise diejenigen, die es am besten mit ihm meinen, immer die sind, die er am wenigsten leiden kann. Ein Mann von Verstand kann ihm vielleicht eine Weile zum Zeitvertreibe dienen: aber so bald er sich einfallen lassen wollte, einen ernsthaftern Gebrauch von seinem Verstande zu machen — ein Gedanke, der einem Manne von Verstand sehr leicht kommen kann — so bald er bey Gelegenheit dem schwachen Manne zu verstehen geben wollte, daſs er in dieser oder jener Sache Unrecht habe, sich irre, sich betrügen lasse, seine Neigungen oder sein Vertrauen übel anlege, und dergleichen; so würde er das Geheimniſs gefunden haben zu miſsfallen, gähnen zu machen, und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute hassen nichts so sehr als Vorstellungen, die einem versteckten Tadel oder einer indirekten Beschuldigung von Schwachheit ähnlich sehen. Der Mann von Verstand, der ihnen aus guter Meinung die Wahrheit sagt, wird ihnen überlästig; sie entledigen sich seiner je eher je lieber, und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bey denen sie wieder frey athmen, und der beschwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche sie sich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verständigen und ehrlichen Mannes zu entziehen suchen. Kurz, der schwache Mann müſste noch mehr als schwach, er müſste ein völliger Dummkopf seyn, wenn er Leute von Verdiensten zu seinen Freunden erwählen sollte. Dem Dummkopfe könnte so etwas begegnen, weil er bey allem, was er thut, bloſs in einen Glückstopf greift; aber ein Lampus hat gerade noch so viel Verstand, oder Instinkt, (wenn Sie es lieber so nennen wollen) daſs er sich zu seines gleichen hält; und wenn er jemahls, aus Übereilung oder Verführung, den Fehler begangen hätte, seine Neigung auf einen verdienstvollen Mann zu werfen, so kann man darauf zählen, daſs er bald genug von seinem Irrthum zurück kommen, und ohne Mühe über eine so unnatürliche Neigung triumfieren würde.

Es sind also nicht die Verständigen und Rechtschaffnen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem schwachen Manne, den wir an die Spitze unsrer Republik setzen wollen, zu Hülfe kommen werden. Alles, was diese für ihn thun könnten, geht in Verlust; es ist unmöglich, daſs er sie für seine Freunde ansehe, daſs er sich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, seichte Köpfe und Schwärmer, oder als eigensinnige, aufgeblasene, unruhige, auch wohl als übel gesinnte und gefährliche Leute abgemahlt. Anstatt sich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er sie so weit von sich als er immer kann. Sie selbst, überzeugt daſs sie unter einer solchen Staatsverwaltung unnütz sind, ziehen sich zurück: und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn es noch dabey bleibt; wenn das Miſstrauen, der Kaltsinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haſs und Verfolgung ausschlägt, und jede Bemühung für die gute Sache wirksam zu seyn, jeder Widerstand, den der blöde Mann und seine Genossen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeschrieben wird, wofür sie mit dem Verlust ihrer Ruhe, und vielleicht (eine Zeit lang wenigstens) selbst mit dem Verlust der öffentlichen Hochachtung bestraft werden. Denn sehr oft ist diese ein bloſser Wiederhall. Der Mächtige, auch dann, wenn seine schlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache ist, hat immer den groſsen Haufen auf seiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, desto geneigter ist man zu glauben daſs er Unrecht habe.

„Der schwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit giebt, und nur das Böse, wozu er betrogen wird,“ — spricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! dieſs ist alles, was sich von dem weisesten und besten Manne sagen läſst. Denn auch dieser bleibt doch ein Mensch, Bedürfnissen, Leidenschaften und Einflüssen äuſserer Ursachen ausgesetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überlistet werden. Aber der schwache Mann wird immer betrogen, — von andern oder von sich selbst, — und stiftet um so viel mehr Unheil an, weil er sogar alsdann Böses thut, wenn er es, seiner Meinung nach, recht gut machen will. Und da es ihm gewöhnlich eben so sehr an guten Rathgebern als an Einsicht und Überlegung mangelt: so ist es ein bloſser und in der That seltener Zufall, wenn es ihm etwa einmahl begegnet etwas Kluges zu thun, und es mit einer guten Art zu thun.

Um uns aufs stärkste davon zu überzeugen, werfen wir nur einen Blick auf die Staaten, die von einzelnen Beherrschern regiert werden. Wenn man dem Augenschein glauben darf, so werden die meisten dieser Staaten öfter übel regiert als gut; und forschen wir der Ursache nach, so finden wir sie meistens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machen unter einem solchen blöden Fürsten die Rechtschaffnen Anfangs einen Versuch sich seiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten sich blöde Fürsten vor nichts so sehr, als vor dem Gedanken von andern regiert zu werden; und da sie sich die Überlegenheit eines Mannes von Verstand nicht verbergen können, so ist natürlich, daſs sie ihn als eine Art von Hofmeister ansehen, dessen Obermacht ihnen desto unerträglicher wird, weil sie sich auf das Ansehen der Vernunft gründet, gegen welches sich, zu groſsem Verdruſs der blöden Herren, nichts erhebliches einwenden läſst. Sie möchten immer in allen Dingen bloſs nach ihrem Belieben handeln; und der rechtschaffene Mann beweist ihnen immer, daſs sie nach Grundsätzen, nach Beschaffenheit der Sache, nach einem Gesetz, das über den Fürsten ist, handeln müssen. Dieser Zwang der Vernunft, der die Freyheit des Weisen ausmacht, wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke sollen sie eine Neigung, einen Wunsch, eine Leidenschaft — der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Besten aufopfern: wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, ist nichts zu sagen; sie fühlen es und geben nach; aber sie fühlen auch, daſs nichts unlustiger ist, als immer einen andern Weg gehen müssen, als den man gehen möchte. Verlassen wir uns also darauf, daſs sie sich der beschwerlichen Leute, die immer Recht haben, so bald als möglich entledigen werden. Sie werden sich *gefälligere* Freunde wählen; die Weisen und Redlichen werden entfernt, oder so lange geplagt, bis sie selbst davon gehen; und bald werden wir Vertrauen, Gunst und Gewalt in den unwürdigsten Händen sehen. Eine Zeit lang glaubt der schwache Fürst sich wohl dabey zu befinden; es ist so angenehm immer *getreue*, *ergebene* Leute um sich zu sehen, die alles schön und gut finden was uns gefällt, alles möglich was wir wünschen, alles preiswürdig was wir thun! Aber gemeiniglich währt der süſse Wahn nicht länger, als bis diese Nichtswürdigen sich tief genug eingegraben, sich so oft und fest um ihren Raub herum geschlungen haben, daſs er sich nicht wieder von ihnen los winden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die sich, aus thörichter Furcht vor den vermeinten Fesseln des Ehestandes, von einer wetterlaunischen und unersättlichen Buhlerin tyrannisieren lassen. Sie seufzen unter einer unendliche Mahl beschwerlichern Abhängigkeit; und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen sie sich desto unglücklicher, weil sie in der Nothwendigkeit sind, ihre Plage, wie einen unheilbaren Schaden, mit sich herum zu tragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieses Zustandes ist das allgemeine Miſstrauen, welches sich endlich solcher Groſsen bemächtiget und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem sollen sie sich vertrauen? Bey wem sollen sie Rath und Hülfe suchen? — Bey den Männern von Verstand und Rechtschaffenheit? Unmöglich! Es ist nicht in der menschlichen Natur, zu jemand Vertrauen zu fassen, den man nicht lieben kann, jemand zu lieben, vor dem man sich scheuet, und den nicht zu scheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben sich bewuſst ist. Und wenn auch dieſs nicht wäre, so bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eifersüchtiger Thersites seine Frau nicht gern von einem Adonis oder Herkules besucht sieht. Sie können sich nicht entbrechen, ihn als einen Menschen zu fürchten, der auf die eine oder andere Art ihre Schwäche an den Tag bringen wird; und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon selbst zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu sehr, als daſs sie sich jemahls dazu entschlieſsen könnten.

Doch ich bin vielleicht noch viel zu freygebig, wenn ich bey einem schwachen Regenten die Fähigkeit voraussetze, Männer von Genie und Verdiensten unterscheiden zu können. Die wenigsten, die zu jener Klasse gehören, haben so viel Einsicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menschen bestimmen sich gemeiniglich nach den zweydeutigsten Gründen, und der schlechteste Erdensohn kann in ihren Augen ein groſser Mann seyn. Das findet vornehmlich bey derjenigen Statt, deren Karakter aus einer Vermischung von Gutherzigkeit und Indolenz besteht; die alles gern von der gefälligsten Seite ansehen, und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geistes, lieber jedermann für das, wofür er sich selbst giebt, gelten lassen, als sich die Mühe geben zu untersuchen, ob der vermeinte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke sey. Daher sehen wir unter guten Fürsten von diesem Schlage die besten und die schlechtesten Leute ungefähr auf einerley Fuſse. Man kann ein verdienstloser Mensch, man kann sogar ein Bösewicht seyn, ohne zu fürchten, daſs man darum weniger bey ihnen gelten werde. 3) Sie beobachten eine

---

3) Einen ungemein gut hierher paſsenden Zug find' ich so eben in einem der Briefe des Plinius. Er betrifft den Kaiser Nerva, der noch bis auf den heutigen Tag im Besitze des Ruhms ist, einer der besten Cäsarn gewesen zu seyn. Dieser gute Kaiser speiste einst mit einer kleinen Anzahl von Personen, mit denen er vorzüglich als mit seinen Freunden umging, zu Nacht. Ein gewisser Hofschranze, Nahmens Vejento — (ein so schlechter Mensch, daſs Plinius,

genaue Neutralität zwischen den Männern von Verdienst und ihren Gegenfüſslern, lächeln die einen so freundlichen als die andern, begegnen ihnen mit gleich viel oder gleich wenig Achtung, und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen schlechten Menschen so zu betrüben, um ihn merken zu lassen, daſs er weniger werth ist als ein braver Mann. Nun ist es den meisten, wenn sonst alles gleich ist, viel bequemer, schlecht zu seyn, als sich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienste zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiſs, und die bey Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anschlag kommen. Die natürlichen Folgen

um dem Freunde, dem er diese Erzählung macht, in zwey Worten den vollständigsten Begriff von seiner Verächtlichkeit zu geben, die Wendung gebraucht: ich habe alles gesagt, da ich dir den Burschen genannt habe) — dieser **Vejento** lag zunächst an dem Kaiser, und sogar an seiner Brust (*etiam in sinu recumbebat.*) Von ungefähr war die Rede von einem gewissen **Katullus Messalinus**, einem der gröſsten Bösewichter aus Domizians heillosen Zeiten; einem Menschen, der (wie Plinius sagt) nicht wuſste, was Furcht, Scham und Mitleiden war, und den der Tyrann wie ein tödtliches Geschoſs gegen jeden Rechtschaffnen, den er aus seinem Wege haben wollte, gleichsam abzuschieſsen pflegte. Man sprach, so lange hiervon sind, daſs Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, mit Einem Worte, Tugend, unter solchen Regierungen ein leerer Nahme ist; daſs Ruhmbegierde und Nacheiferung erschlaffen und endlich gar nicht mehr Statt finden; daſs Leute ohne Werth sich in Stellen einschmeicheln oder einbetteln oder einheucheln oder eindrängen, wo sie entweder durch Untüchtigkeit oder bösen Willen oder beides zugleich den gröſsten Schaden thun; daſs diese Leute sichs recht zur Pflicht machen, jedes hervor glänzende Verdienst zu verdunkeln, jedes aufkeimende Talent zu ersticken, jede gemeinnützige Unternehmung abzuschrecken; — daſs, wo die Tugend keine Ehre giebt, das Laster endlich

---

die Tafel dauerte, von diesem Messalinus, und jeder von den Anwesenden hatte irgend eine Anekdote, die seine ruchlose und blutdürstige Gemüthsart schilderte, beyzutragen. Endlich sagte der Kaiser: „Was meinen wir, wie es diesem Menschen ergangen wäre, wenn er noch lebte?" Er würde mit uns zu Nacht essen, antwortete einer von den Anwesenden. — Dieses einzige *nobiscum coenaret* ist, wenn ich nicht irre, das vollständigste Porträt des Kaisers Nerva werth. Wie schwach muſste der Fürst seyn, dem man so etwas sagen konnte? und wie gut muſst' er seyn, daſs mans ihm sagen durfte? S. *Plin. Epist. L. IV.* 22.

aufhört sich zu schämen, und ausschweifende oder niederträchtige Menschen Alles wagen, weil sie merken, daſs sie Nichts dabey wagen; kurz, daſs unter einer solchen nervenlosen Regierung just darum, weil jeder thut was ihm beliebt, entweder gar nichts, (welches oft besser ist als Etwas) oder so viel Unverständiges, Widersinniges und Verderbliches geschieht, daſs oft Menschenalter erfordert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu setzen.

Kleon. Ich weiſs nicht, ob sich unser Freund Eukrates von seinem angebornen Haſs gegen die armen Seelen, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten lieſs, uns ein Fratzenbild hinzumahlen, wozu es ihm vielleicht schwer werden sollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht schwerer, lieber Kleon, als die Augen aufzuthun, und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daſs in Staaten, wo alles von Einem abhängt, die Schwachheit dieses Einzigen einen groſsen Theil der schlimmen Folgen, die du uns vorgezählt, nach sich ziehen könnte. Aber in Republiken sehe ich nicht, wie ein schwacher Mann so groſsen Schaden sollte thun können.

Eukrates. Wir müssen nicht vergessen, daſs die Rede von einem schwachen Manne ist, den man an die Spitze der Republik gestellt hat.

Kleon. Sehr wohl! Aber kommt denn alles auf ihn allein an? Ist seine Macht nicht eingeschränkt? Werden die Verständigen und Wohlgesinnten unthätig bleiben? oder ist es in seiner Gewalt, sie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich besorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie euer Lampus ist, eben dadurch, daſs man ihn an die Spitze setzt, öffentlich für den Besten erklärt, möchten die Verständigen und Wohlgesinnten schwerlich stark genug seyn, die Thoren und Übelgesinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine solche Wahl setzt schon einen Grad von Verderbniſs in der Republik voraus, der wenig Hoffnung zur Genesung übrig läſst.

Eukrates. Sehr richtig! Eine solche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die schon lange aufgehört hat zu empfinden was Tugend ist. In dieser machen die Schlimmen gewiſs die ungleich gröſsere Zahl aus; und würden diese einen Mann wie Lampus (wenn man anders so ein Geschöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn sie nicht unter ihm alles zu vermögen hofften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir drey vielleicht schon einen groſsen Theil ausmachen, gegen ein Bündniſs zwischen Dummheit und Bosheit ausrichten? Das Ansehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken setzen könnten, müſsten uns die Gesetze geben; und sind nicht diese immer auf der überlegenen Seite? Wahrlich, die Form des Staats macht hierin keinen wesentlichen Unterschied. Lampus am ersten Platze der Republik schadet schon genug, wenn er ihr nichts nützt; wenn er den Verstand nicht hat, weder das Böse zu verhindern das die Übelgesinnten thun werden, noch die Partey der Wohldenkenden zu unterstützen, und ihrer Wirksamkeit die beste Richtung zu geben. Ich gestehe gern, daſs er an einem der untersten Plätze im gemeinen Wesen unschädlich seyn würde. Auch hab' ich, wie ihr wiſst, nichts gegen den Mann an sich selbst. Nur will ich nicht, daſs ihr den guten Menschen, wider seinen Willen, zum Werkzeug unsers Unglücks, und vermuthlich auch seines eigenen machen sollt, indem ihr ihn an einen Platz stellt, wo er durch seine Unfähigkeit nothwendig schädlich werden muſs.

„Aber, sagt Kleon, wie können wir uns entſchlieſsen eben diesen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir alle wissen daſs er ein Bösewicht ist?“ — Freylich ist es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt. Aber gesetzt, wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das Ägeische Meer nach Kreta führen sollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geschickten Steuermann kriegen als einen, der sonst in jedem andern Verhältniſs ein böser Bube wäre: würden wir uns und unser Schiff lieber einem guten, frommen Menschen anvertrauen, der von der Schiffahrt gar nichts verstände? Ich denke, Nein. Unser sind viele, würden wir denken. Wir wollen des bösen Menschen wohl Meister werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er sonst seyn mag, so ist er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerley Schicksal zu gewarten hätte wenn wir zu Grunde gingen, so können wir uns darauf verlassen, daſs er sein Möglichstes thun wird uns zu erhalten. Dieſs, däucht mich, ist nun gerade unser gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verstand und Thätigkeit. Wahr ists, sein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück andrer Menschen ist ihm fremd; er ist stolz, herrschsüchtig, geitzig, hart und grausam; niemahls hat er sich über die Sittlichkeit der Mittel zu seinen Absichten ein Bedenken gemacht; ein nützliches Bubenstück hat nichts abschreckendes für ihn, so bald er es ungestraft thun kann. Sein eigner Privatvortheil wird immer der letzte Zweck aller seiner Handlungen seyn. Er wird, wenn es ihm zugelassen würde, die Republik als sein Eigenthum behandeln, und die Gesetze nicht als Fesseln die er tragen, sondern als Schlingen denen er ausweichen muſs, ansehen. Er wird alles anwenden sich einen Anhang zu machen, durch den er alles vermöge; und ein jeder Freund seines Vaterlandes, der ihm entgegen arbeitet, wird einen unversöhnlichen Feind in ihm finden. Dieſs ist alles wahr! Aber Megillus hat Verstand, und dieser ist uns Bürge dafür, daſs er mit Bedacht und Vorsicht handeln, und nie mehr, als zu seinem Zweck schlechterdings nöthig ist, Böses thun wird. Er wird sogar, theils um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um sein Spiel desto besser zu verbergen, zu allem Guten mitwirken, oder wenigstens durch die Finger sehen, was er, ohne Nachtheil seiner besondern Absichten, thun oder zulassen kann. Sein Ehrgeitz ist die schwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgesinnten nicht selten mit gutem Erfolge werden angreifen können. Ein Mann, der Verstand hat, mag ein so schlimmes Herz haben als er will, so sieht er doch immer ein, wie nothwendig es ist, daſs er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfahrt, ein Freund der Männer von Talenten und Verdiensten zu seyn scheine; und dieſs macht, daſs er oft gerade so handeln muſs, als ob ers wäre. Auſserdem haben wir bey einem Manne von diesem Schlage noch den Vortheil, daſs wir, weil er mit Überlegung und Klugheit zu Werke geht, beynahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverlässig wissen können, was er thun wird; ein Vortheil, auf den wir bey einem Lampus, der es selbst niemahls weiſs, wenig Rechnung machen können. Mit Einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verstand und Thätigkeit an der Spitze steht, werden andre Männer, die diese Eigenschaften auch besitzen, so sehr sie in Grundsätzen und Absichten seine Gegenfüſsler seyn mögen, nie ohne Einfluſs seyn, und jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewiſsheit, daſs er bey jedem Schritt aufs schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worin die Patrioten ihres Karakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn sie zu schonen, und, da er doch zuweilen ihres Beystandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, daſs auch Er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, daſs er, auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Beweggründen handelt; aber was bekümmert uns dieſs? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meinen, daſs ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsre Seite ziehen, und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre oder werden könnte, und manches Gute, wider seine Neigung, zu befördern, nicht weil es gut, sondern weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, alles zu sagen was sich von einer Sache sagen läſst, so bald man mit Verständigen spricht. Kleon meinte, die Frage, über die wir verschieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es selbst, und überlaſs' es nun unserm Freunde Stilpon, den Ausspruch zu thun, auf welcher Seite am wenigsten zu verlieren ist.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen? Jeder, däucht mich, hat das beste für die seinige gesagt, was sich sagen lieſs, und, so fern es hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrscheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unstreitig den Vortheil: wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs es in solchen Fällen immer die zufälligen Umstände sind, die am Ende den Ausschlag geben; und diese können eben so wohl für die eine als für die andre Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: Was müssen die Megarer seyn, und was verdienen sie zu leiden, wenn sie, ohne Noth, (denn noch ist es so weit mit uns nicht gekommen, daſs wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Wesens auf eine so gefährliche Spitze setzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernstliche Überlegung zu nehmen, ob es besser sey die Republik einem guten Manne ohne Kopf, oder einem Schlaukopf ohne Herz preis zu geben! Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall sie mit einem Unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! — Aber ein Volk, das offne Augen und freye Stimmen hat, dem sogar Gesetze und Eid die Ausübung seines kostbarsten Rechtes zur Pflicht machen, ein solches Volk muſs den Menschenverstand verloren haben, wenn es sich jemahls einen andern als seinen weisesten und besten Mann zum Regenten giebt. Verzeihen Sie meine Freymüthigkeit —

Eukrates. Hier ist nichts zu verzeihen, guter Stilpon! Sie haben Recht. Aber wenn nun der gröſsere Theil sich, wie es oft zu gehen pflegt, in seinem Urtheile betrügt, und gerade den Unwürdigsten für den Besten ansieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für diesen Fall haben die Gesetze von Megara gesorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk so leicht einen Miſsgriff thun könnte, haben sie das Wahlrecht in die Hände des Senats gestellt; und von den Vormündern des Staats darf und soll man doch voraussetzen können, daſs sie Verstand genug haben, in jedem gegebenen Falle — weiſs von schwarz zu unterscheiden.

Eukrates und Kleon bedankten sich lächelnd für das Kompliment, das der Filosof ihrem ehrwürdigen Orden zu machen beliebt hatte, und gingen ihres Weges. Zwey oder drey Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara sahen so gut als irgend ein Filosof in der Welt, daſs es sich nicht schicke, der Republik einen so blöden Mann wie Lampus, oder einen so schlimmen Mann wie Megillus, zum Vorsteher zu geben. Sie verglichen sich also, und erwählten einmüthig — den Gorgias; den einzigen Mann in Megara, von dem man gestehen muſste, daſs er zugleich so unverständig und so bösartig sey, als ein und eben derselbe Mensch beides zugleich seyn kann.

Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die auſserordentlichste Weise; denn er gab gleich in den ersten vier Wochen seiner Staatsverwaltung so viel tolles und heilloses Zeug an, als zwanzig weise Männer in eben so viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können.

Bravo! rief der Filosof Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenstück oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeister Gorgias, seine Regierung verherrlichte.

Nichts war unschuldiger als Bravo zu rufen. Gleichwohl fanden sich Leute, die in dem Tone, womit er es aussprach, etwas sehr strafbares bemerkt haben wollten, und dem Oberzunftmeister einen Bericht davon erstatteten, der nicht zum Vortheil des Filosofen war.

Wer ist dieser Stilpon? fragte Gorgias. — „Ein Filosof." — Ich habe die Filosofen nie leiden können, und ich denke, wir haben sogar ein Gesetz wider sie, versetzte Gorgias. Wirklich war ein altes Gesetz gegen Müſsiggänger, Sterngucker, Marktschreyer, und Leute die mit Murmelthieren im Lande herum zogen, vorhanden. Fort mit allem diesem Geschmeiſse! sagte Gorgias.

Der Filosof Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen.

Bravissimo! rief der Filosof Stilpon, und zog nach Athen, wo die Filosofen (ausgenommen daſs man ihnen zuweilen für ihr Geld einen Becher voll Schierlingssaft zu trinken gab) überhaupt so wohl gelitten waren als an irgend einem Ort in der Welt.

BONIFAZ SCHLEICHERS
JUGENDGESCHICHTE

ODER

KANN MAN EIN HEUCHLER SEYN OHNE ES SELBST ZU WISSEN?

Eine gesellschaftliche Unterhaltung.
1776.

Die im Oktober 1775 im Deutschen Merkur aufgeworfene Frage: Ob man ein Heuchler seyn könne ohne es selbst zu wissen? wurde einige Zeit darauf, bey einem Besuche, den ich von meinem Freund und Landsmann S. erhielt, der Gegenstand unsrer Unterredung.

Die Frage hatte, wie er mir sagte, einiges Aufsehen gemacht, und es war hier und da viel dagegen und dafür gesprochen worden.

Ich selbst (sagte Herr S.) befand mich neulich in einer hübschen Gesellschaft, wo diese Materie, mit aller Seichtigkeit, womit dergleichen spekulative Dinge in allen gesellschaftlichen Gesprächen behandelt zu werden pflegen, durchgebeutelt wurde. Einer der ausgemachtesten Tartüffen, die jemahls von Sonne und Mond beschienen wurden, (wiewohl nicht eigentlich von der andächtelnden Klasse) führte das groſse Wort. Er fand die Frage überflüssig und ärgerlich. Es wäre (behauptete er) gerade als wenn man fragte, ob jemand ein Falschmünzer seyn könnte ohne es zu wissen? Da hätten die Schelme gut Schelme seyn, meinte er, wenn es noch zweifelhaft wäre, ob man wohl gar mit gutem Gewissen ein Schelm seyn könne?

Der Mann war desto unparteyischer, da er wider sich selbst zeugte; wiewohl dieſs freylich eben nicht seine Absicht seyn mochte.

Man sieht doch, — sagte eine gewisse Frau von A. (die vor fünf und zwanzig Jahren für das schönste Mädchen unsres Ortes gehalten wurde, und seitdem in einer Art von Besitz *vel quasi* geblieben war, sich für die Venus der Stadt und Landschaft * * zu halten) — Man sieht doch, sagte sie, indem sie ihre Augen mit einer anmuthsvollen Verdrehung über den gegen über hängenden Spiegel wegstreifen lieſs, und sich ein wenig in die Oberlippe biſs — wunderbare Beyspiele, wie die Menschen sich selbst betrügen können! Hält sich nicht die kleine Z. trotz ihrer Stumpfnase und ihrer groſsen Unterlippe, für die reitzendste kleine Person unter der Sonne? Kennen wir nicht alle die dicke Frau von B. die zu Kaiser Karls des Siebenten Zeiten sich so gern sagen lieſs, sie sehe der berühmten Montespan wie zwey Tropfen Wasser gleich? Thut sie nicht noch immer als ob jeder, der sie ansieht, zum Sterben in sie verliebt werden müſste? — Warum sollt' es einem Heuchler nicht eben so gehen können?

Sich für schön, oder wenigstens für liebenswürdig zu halten, (sagte Herr D.) ist ein sehr natürlicher und, wie ich vermuthe, allgemeiner Glaube junger Frauenzimmer. Diejenigen, die es nur in einigem Grade sind, hören es überdieſs so viel und oft, daſs ihre Bescheidenheit endlich gezwungen ist, sich auf die Seite der Eigenliebe zu schlagen. Indessen überschleicht ein Tag den andern. Unvermerkt werden Jahre daraus. Man wird dreyſsig, man wird vierzig, ohne es gewahr zu werden. Der Übergang von einem Augenblick zum andern ist so unmerklich, daſs man sich natürlicher Weise in jedem noch immer für das hält, was man im vorgehenden war; und so geht es ganz begreiflich zu, daſs eine Venus von zwanzig, die so nach und nach von Augenblick zu Augenblick vierzig geworden ist, noch immer die nehmliche Venus zu seyn glaubt.

Was ihre Runzeln auch dagegen einwenden mögen — schnarrte die junge Frau C. indem sie einen anspielenden Seitenblick auf die Frau von A. warf.

Die Einwendungen junger Runzeln kommen gegen das beglaubte Zeugniſs von mehr als zwanzig Jahren in keine Betrachtung, erwiederte Herr D. mit dem Tone, womit gewisse Personen oft den plattesten Einfall so geschickt hinzuwerfen wissen, daſs er wie Witz klingt, und ohne weitere Prüfung dafür genommen wird.

Ich bin vollkommen ihrer Meinung, sagte der Tartüff. Aber das von Frau von A. angezogne Beyspiel, wovon Sie uns einen so guten Grund angegeben haben, beweiset, anstatt wider, vollkommen für meine Meinung. Der Heuchler muſs nothwendig vom ersten Augenblick an, da er seine Kunst zu treiben anfängt, durch alle folgende sich eben so gut bewuſst seyn daſs er ein Heuchler ist, als die Frau von B. sich von Kindheit an ihrer Schönheit bewuſst war. Die Folge ist bey beiden die nehmliche. Je älter sie wird, desto tiefere Wurzeln schlägt bey ihr das Bewuſstseyn ihrer Reitzungen; je länger er heuchelt, desto mehr Stärke gewinnt das innerliche Bewuſstseyn, daſs er ein ganz andrer Mann ist als er scheinen will.

Sollten wir nicht lieber sagen, versetzte Herr D. es ginge dem Heuchler wie einem in seiner Profession grau gewordnen Lügner, der seine Lügen so oft für wahr erzählt, bis er sie endlich selbst glaubt?

Richtig, he, he, he, getroffen, Herr D. getroffen! rief ein ältlicher Herr, der vor kurzem zu Rathe erwählt worden war, weil ihn die gute Mutter Natur mit einem herrlichen Vollmondsgesicht und einem stattlichen Bauche begünstiget hatte, und weil er auf alles was man sagte ein Kopfnicken, ein he, he, he, und ein Exempelchen bereit hatte. Erinnern Sie Sich noch, fuhr er fort, indem er sich unhöflicher Weise an die Frau von A. wandte, des hagern lungensüchtigen Schlossers Jakob, den man gemeiniglich nur den Gadriga hieſs? Sein Sohn, bey dessen ältestem Jungen ich Gevatter war, erbte die Werkstatt und den Nahmen Gadriga; aber eigentlich schrieb sich dieser vom Groſsvater her, den sich mein seliger Vater oft erinnerte in seinem schmutzigen Lederwamms und mit seiner hohen schwarzsammtnen Pelzmütze, die er mitten in den Hundstagen nicht ablegte, als ein Knabe gesehen zu haben. Dieser alte Gadriga hatte in seinen jungen Jahren lange gewandert, war in Frankreich, und in Holland, und sogar in England gewesen; wie er denn wirklich ein so guter Schlosser war, als wir keinen wieder gehabt haben, seitdem wir alle unsre Bürgerssöhne, so bald sie sich die Nase am Armel schneutzen können, *dispensando* ins Heirathen pfuschen lassen. Aber wieder auf den alten Gadriga zu kommen, so pflegte der, wenn er an Sonn- und Feiertagen Abends mit andern Bürgern bey einem Kruge Bier im Wirthshause saſs, gemeiniglich von seiner Wanderschaft zu erzählen; und wie er in Kolmar, und zu Kölln, und in Middelburg, und in Delft und Rotterdam gearbeitet, und sich da in frischem Häring und Lachs und Austern dick gefressen, und Englisch Bier dazu getrunken habe, und wie er in einem groſsen Boote nach Harwich in England überfahren wollen, und wie das Boot mit allen darauf befindlichen Personen in einem schrecklichen Sturm jämmerlich zu Grunde gegangen sey. „Zu gutem Glücke, fuhr dann Gadriga fort, wurd' ich, just da ich vor Mattigkeit nicht einen Augenblick länger hätte schwimmen können, von einem ungeheuern Wallfisch verschluckt. Soll mich dieser und jener, wenn nicht unsre groſse Pfarrkirche mit sammt dem Thurm und den Seitenkapellen in seinem Bauche Platz gehabt hätte! Ich wollte ihn Schritt für Schritt ausgemessen haben, wenn ich vor den vielen Mastbäumen und Kabeltauen, die er im Leibe hatte, hätte fortkommen können. Nun stellt euch einmahl vor, Brüder, rief er, wie einem ehrlichen Christenmenschen so mutterseel allein in so einem Saracenischen Wallfischbauch zu Muthe seyn muſs! Wasser fand ich da genug für mein Leben lang; aber der Henker hätte trinken mögen! es war lauter Salz, Pech, Schwefel und Kolofonium. — Ich hatte zwar noch ein Endchen Tabak und einen Fingerhut voll Branntwein in der Ficke; aber das reichte nicht weit, und mich hungerte wie sechs hundert Wölfe. Da war guter Rath theuer, nicht wahr? Möchte wohl sehen, was solche Bursche, wie ihr da, hättet anfangen wollen, wenn ihr in einem solchen Gewölbe von Wallfisch-Rippen, jede dicker als ein Zimmerbalken, gesteckt hättet! Aber, potz Wetter! wozu hälf' einem ehrlichen Kerl auch der Verstand, wenn einem in solchen Umständen nichts einfiele? Der Wallfisch hatte eine Leber, wohl so groſs wie fünf oder sechs von den gröſsten Elsasser Mastschweinen, die ihr in euerm Leben gesehen habt. Es war eine schöne frische Leber, meiner Seel! Das Wasser lief mir ins Maul, wenn ich sie ansah. Ha, denk' ich, wer da eine gute Schüssel Leberklöſse von dieser Wallfischleber hätte! — Ihr hättet ihm Stücke zentnerweise wegschneiden können, ohne daſs ers gewahr worden wäre. Zu gutem Glücke find' ich eine Bauerngans [1] in meinem Hosensacke! Ein Maltersack voll Dukaten und Dublonen hätte mich nicht so gefreut." — In diesem Ton erzählte nun Gadriga fort, wie er Feuer in des Wallfisches Bauch angemacht, und sich Leberklöſse dabey gekocht hätte, besser als er sie je in seinem Leben gegessen; und auf jede Frage, die seine Zuhörer an ihn thaten, wo er dieſs und das dazu hergenommen, und wie es ihm weiter im Wallfischbauch ergangen, und wie er den Weg wieder heraus gefunden, hatte er eine Antwort in Bereitschaft; und wenn ihm dann die ältern Bürger ins Gesicht lachten, schwor er Himmel und Hölle zusammen, daſs alles Zug für Zug so wahr wäre wie Amen. — Nun, hören Sie nur weiter! denn jetzt kommt erst der rechte Spaſs von der Sache, he, he, he! weſswegen ich Ihnen nehmlich die ganze Historie erzählt habe. Denn da der ehrliche Gadriga über achtzig Jahre alt wurde, und alle Sonn- und Feiertage Jahr aus Jahr ein ins Wirthshaus ging, wo es sehr oft Gelegenheit gab von seiner Wanderschaft zu reden: so erzählte Gadriga seine Lüge von des Wallfisches Bauch, und von den Leberklöſsen die er sich darin gekocht, so viel und oft, daſs er sie zuletzt im Schlaf hätte erzählen können. Und weil die Leute, die indessen nachwuchsen, immer ungläubiger wurden: so log er binnen funfzig Jahren nach und nach so viel Umstände hinzu, und bekräftigte die Wahrheit davon bey jedem Worte mit so vielen Straf mich Gott, Sappermenten und Legionen Teufeln, daſs er sie endlich selbst zu glauben anfing, und in den letzten Jahren seines Lebens sich darauf hätte sengen und brennen lassen, daſs ihm alles von Wort zu Wort wirklich so begegnet sey. He, he, he! — Woraus denn zu ersehen ist —

---

[1] Nahme einer Art von Taschenmesser mit hölzernem Griff, in der Gegend wo Gadriga lebte.

Ihre Erzählung hätte nicht passender kommen können, Herr E. (unterbrach zu unserm Glücke Herr D. den dicken Rathsherrn, der sich in die Laune zu schwatzen hinein erzählt hatte) Friede sey mit dem alten Gadriga, wo sich seine Seele auch befinden mag! Nichts könnte geschickter seyn als sein Beyspiel, um uns begreiflich zu machen, wie ein Mann dazu kommen kann, nicht nur wider seinen eigentlichen Vorsatz ein bloſs zur Lust ersonnenes Mährchen für Wahrheit zu geben, sondern es zuletzt selbst dafür zu halten. Ich bin gewiſs, daſs er anfänglich weiter nichts als Spaſs machen wollte. Da er aber unter den Zuhörern immer einige mehr oder weniger geneigt fand seine Lüge zu glauben, oder wenigstens sich daran zu belustigen: so war nichts natürlicher, als daſs ihn die Begierde zu interessieren und zu überreden unvermerkt weiter führte, als er Anfangs zu gehen im Sinne hatte. Diese allen Erzählern so natürliche Begierde erwärmt seine Einbildungskraft; der Widerspruch erhitzt sie immer mehr; die Begierde Recht zu behalten schürt nach; man überzeugt andre nur nach dem Maſse wie man selbst überzeugt scheint; er spricht also immer aus einem stärkern Tone; erdichtet immer neue Umstände, um seine Erzählung wahrscheinlicher zu machen; sie wird es endlich für ihn selbst, wirds mit jeder Wiederhohlung mehr; und zuletzt kommt heraus, daſs er der Narr von sich selbst geworden, und der einzige ist, den er mit seiner Lüge betrogen hat. Nun dünkt mich (um wieder auf unsern vorigen Diskurs zu kommen) gerade so wie es dem ehrlichen Gadriga mit seinem Mährchen erging, könnt' es einem Menschen ergehen, der sich einige Jahre lang viel Mühe gegeben hätte, weiser und tugendhafter zu scheinen als er wirklich wäre. Je gröſsern Vortheil er davon hätte, die Welt durch diesen angenommenen Schein zu hintergehen, und je mehr es ihm Mühe und Aufmerksamkeit kostete den Tugendhaften zu spielen: um so natürlicher wär' es, wenn sich seine Einbildungskraft endlich mit einmischte, und ihn, wenigstens in gewissen Augenblicken, beredete, daſs er es wirklich sey.

Mir däucht, sagte Frau F. (die nicht gern eine Gelegenheit vorbey gehen laſst, wo sie ihre Belesenheit in Englischen Dichtern, Wochenschriften und Schauspielen anbringen kann) man könnte auf ihren Heuchler sehr schicklich eine feine Stelle anwenden, die ich heute in Kongreve's Lauf der Welt gelesen habe. Die Rede ist von einer gewissen Lady Wiſhfort, die in einem Alter, wo Ansprüche doppelt lächerlich sind, und mit einer Figur, die niemahls welche zu machen gehabt hatte, sich noch einfallen lieſs auf Eroberungen auszugehen. Sie erwartet einen Liebhaber, oder, eigentlicher zu reden, einen Heirather, den die Reitzungen ihres Vermögens herbey gelockt haben, und der sie noch nicht anders als aus ihrem Bildniſs kennt. Aber unglücklicher Weise hat ein heftiger Unwillen, in den sie eben über einen ehmahligen Ungetreuen ausgebrochen, ihre Morgenarbeit am Putztische so übel zugerichtet, daſs ihr vor sich selbst graut, wie sie die schreckliche Verwüstung im Spiegel gewahr wird. „Du muſst mich wieder zu rechte machen ehe Sir Roland kommt, sagt sie zu ihrer Kammerjungfer, oder ich werde meinem Bildnisse schlecht Wort halten." — Sorgen Sie nicht, gnädige Frau, (spricht die Jungfer) ein Biſschen Kunst machte daſs Ihr Bild Ihnen ähnlich sah; nun muſs ein Biſschen von der nehmlichen Kunst machen, daſs Sie Ihrem Bilde ähnlich sehen.

Wir waren so gerecht oder so höflich die Anwendung sinnreich und passend zu finden; und ungefähr in diesem Tone wurde das Gespräch noch eine Weile fortgesetzt, bis jemand bemerkte, daſs ich der einzige in der Gesellschaft wäre, der seine Meinung noch nicht gesagt hätte. Man wollte sich nicht damit abspeisen lassen, daſs ich versicherte, ich fände, es wäre bereits viel Gutes über die Frage gesagt worden. Ich sollte mich schlechterdings erklären, ob ich sie mit Ja oder Nein beantwortete.

Ich gestand: daſs ich kein Bedenken trüge, mich auf die Seite der Mehrheit zu stellen, die in dieser Gesellschaft sich für Bejahung der Frage zu erklären scheine.

Der Tartüff sagte: er hoffe, daſs ich schärfere Beweise zu geben haben würde als bisher auf die Bahn gekommen wären.

Ich halte es für etwas ganz ausgemachtes, erwiederte ich, daſs — (nur sehr wenige schneeweiſse Seelen, die ich für groſse Seltenheiten in der menschlichen Natur ansehe, allenfalls ausgenommen) — die allermeisten von einem geheimen Bestreben, weniger unvollkommen scheinen zu wollen als sie sind, nicht frey gesprochen werden können. Ich sehe dieses geheime Bestreben als eine Art von Instinkt an, wodurch die Natur in einem jeden unter uns arbeitet, uns mit den übrigen, von welchen wir entweder wirklich übertroffen oder unbilliger Weise übervortheilt werden, so viel möglich in wagerechten Stand zu setzen. Doch, was auch die Ursache seyn mag, das Faktum hat unstreitig seinen Grund; und in so fern möchte sich das bekannte *omnis homo mendax* ganz richtig übersetzen lassen: „alle Menschen sind Heuchler.“ — Mehr oder weniger macht wohl auch hierin, wie in allem andern, den Unterschied. Da man aber in diesem Sinne von jedem Menschen alles, was sich von irgend einem Menschen sagen läſst, sagen könnte, (denn aus dem nehmlichen Grunde, warum alle Menschen Heuchler sind, sind auch alle Menschen Narren, Wollüstige, Geitzhälse, Diebe, Mörder, u. s. w.) so enthält man sich solcher Sätze, die nach dem gemeinen Sprachgebrauche zu viel sagen, lieber gänzlich, und läſst es dabey bewenden, daſs — wiewohl alle Menschen mehr oder weniger zum Heucheln geneigt sind — doch nur derjenige ein Heuchler heiſst, der es in einem so hohen

Grade ist, daſs wir andern, mit ihm verglichen, für aufrichtige Leute gelten können; oder, der aus dem, was bey uns andern ein bloſser (ziemlich unschuldiger) Naturtrieb unsre Blöſse zu verbergen, oder zu scheinen was wir zu seyn wünschen, ist, eine Kunst gemacht hat, die er in der unedeln Absicht treibt, andre zu seinem Vortheil, und fast immer zu ihrem oder eines Dritten Schaden zu hintergehen.

Indessen scheint mir die vorerwähnte Erfahrungswahrheit hier doch zu etwas gut zu seyn; nehmlich uns einiger Maſsen begreiflich zu machen, wie man ein Heuchler werden könne ohne es zu wissen. Wir brauchen darüber niemand zu fragen als — uns selbst. Nichts ist heimlicher und leiser als die in unserm Innersten nie ruhenden Wirkungen der Eigenliebe. Es ist als ob sie sich immer fürchte über der That ertappt zu werden, und sich deſswegen in die dunkelsten Winkel des Herzens verberge, um da ihr Wesen ungestört treiben zu können. Da nun wenige Menschen Zeit und Gelegenheit haben, sie bis dahin zu verfolgen, und noch wenigere mit ihren Geistesaugen im Dunkeln sehen können: was Wunder, daſs die meisten unzählige Mahl von ihr hintergangen werden, und sich ganz treuherzig bereden lassen, „daſs es bald diese, bald jene Tugend oder edle und schöne Gesinnung sey, die dieſs oder jenes in ihnen thue oder nicht thue;“ — da es doch, beym Lichte besehen, immer nur die ewige Eigenliebe ist, die bald unter dieser bald unter jener Maske alles thut, und eben darum desto besser Spiel dabey hat, weil wir sie immer maskiert, nie in ihrer eigenen Gestalt sehen.

Es sollte mir vielleicht nicht unmöglich seyn, (setzte ich hinzu) aus diesen und einigen andern sehr bekannten Bemerkungen durch gehörige Entwicklung deutlich zu machen, wie sogar ein Mensch, dessen ganzes Leben eine immer währende Lüge wäre, es endlich dahin bringen könnte, sich selbst für einen ehrlichen Mann zu halten. Aber werden Sie nicht unruhig; ich weiſs zu wohl, was ich einer so guten Gesellschaft schuldig bin, um Sie mit metafysisch-moralischen Deduktionen, dem langweiligsten unter allen Schlaf machenden Mitteln, einzuschläfern.

Die Damen, welche glaubten, daſs ich ihrem Verstande ein schlechtes Kompliment gemacht hätte, waren die ersten, die darauf drangen, daſs ich meine so genannte Deduktion, auf Gefahr was daraus entstehen könnte, führen sollte. Die Herren, besonders der Tartüff, (der sich einbilden mochte, ich suche nur eine Ausflucht, um nicht beym Worte genommen zu werden) machten Chorus mit ihnen; den dicken Rathsherrn ausgenommen, der in Friede seine Pfeife rauchte und die Sache Gott befahl.

Lassen Sie Sich einen Vorschlag zur Güte thun, sagte ich endlich. Ich hasse die Dedukzionen in solchen Materien wie die Hölle. Aber ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich ganz vortrefflich zu unserm Gespräche schickt, und worüber Sie wenigstens viel sanfter sollen einschlummern können, als über einer akademischen Abhandlung.

Eine Geschichte? rief der Rathsherr aus seinem Lehnstuhl, indem er mit der einen Hand die Pfeife aus dem Munde nahm, und mit der andern auf seinen Bauch klopfte: — gut! die sollen Sie uns erzählen! — Ich liebe die Historie. Ein schönes Studium! Und, man sage mir was man will, es lassen sich wahrlich recht gute Moralen daraus ziehen, wenn man sie mit Bedacht liest! Erzählen Sie immer, junger Herr, erzählen Sie! Und wenn auch hier und da ein Schwänkchen mit unterliefe — Sie verstehen mich? he, he, he! Es hat nichts zu sagen! es bleibt unter uns! Und die Damen — die können ja die Augen zumachen, he, he, he!

Wir ergeben uns dem Herrn S. auf Gnade und Ungnade, sagte die Frau von A.

Alle übrigen stimmten ein. Nur vergessen Sie nicht, (raunte mir der *Tartüff* mit einem zweydeutigen Lächeln zu, wobey er gewöhnlich seine spitzige Nase ein wenig zu rümpfen pflegte) daſs es schwer seyn wird, uns auf den *Gadriga* etwas zu geben, das sich noch hören lasse.

Da ich meinen Freund S. dazu vermocht hatte mir die vorstehende Unterredung mitzutheilen: so kann man leicht denken, daſs ich ihm die Geschichte, womit er seine Gesellschaft zu unterhalten versprochen hatte, nicht geschenkt haben werde. Wie viel auch beides, indem ich es ihm hier, so viel möglich *in seiner Manier*, nacherzähle, von der Anmuth des mündlichen Vortrags verloren hat, so ist mir doch mein Gedächtniſs in allem, was die Thatsachen und Umstände betrifft, getreu geblieben; und ich bereue die Zeit, die ich aufgewandt habe sie zu Papier zu bringen, um so weniger, da ich in *Bonifaz Schleichers Jugendgeschichte* — auſser dem, daſs sie ein nicht verächtliches *Sittengemählde* aus der *Mitte unsers Jahrhunderts* (wozu die Urbilder in gewissen Deutschen Provinzen überall zu finden waren) aufstellt — eine hinlängliche und befriedigende Auflösung der Eingangs erwähnten **moralischen Aufgabe** zu finden glaube. Hier ist also die Erzählung meines Freundes.

Bonifaz Schleicher ist der jüngste von eilf Söhnen eines ritterschaftlichen Beamten zu T. im Kanton * *. Von seinen Altern ist, auſser ihrem Verhältniſs gegen ihn, eben nicht viel Merkwürdiges zu sagen. Es waren ganz alltägliche Leute, deren Begriffe sich niemahls über den engen Kreis ihrer eignen Existenz ausgedehnt hatten, und denen in ihrem ganzen Leben nicht das geringste davon ahnete, daſs, auſser dem was sie selbst unmittelbar betraf, noch etwas ihrer Theilnehmung würdiges seyn oder vorgehen könnte. Der sittliche Zustand unsers lieben Deutschen Vaterlandes und des ganzen Europa ging während dieser Zeit durch viele merkliche Verbesserungen und Verschlimmerungen; groſse Entdeckungen in Wissenschaften und Künsten wurden gemacht; neue Systeme und Hypothesen in der Filosofie auf- und abgebracht; groſse Geister in allen Arten thaten sich zugleich und nach einander hervor, rangen mit einander, verdrängten einander, wirkten mancherley gute und schlimme Veränderungen in der Denkart und dem Geschmack ihrer Zeitgenossen; alte Vorurtheile und Thorheiten wurden abgeschafft, und neue kamen an deren Stelle: kurz, der Schauplatz der Welt veränderte sich alle Augenblicke, ohne daſs der Herr Oberamtmann Schleicher zu T. im Kanton * * das mindeste von allem diesem gewahr wurde. Er wartete mit groſser Regelmäſsigkeit seine Gerichtstage ab; stellte seine Rechnungen; bezog mit der äuſsersten Genauigkeit seine Gefälle und Akzidenzien; hielt streng über Observanz und altem Herkommen; schor mit aller gebührenden Legalität seine Bauern; plagte seinen Pfarrer, und sah seinen gnädigen Junker für einen von den Groſsen dieser Welt an, an dessen Daseyn, hohem Wohlbefinden, und hochfreyherrlichen Rechten und Gerechtsamen dem ganzen Erdkreise mächtig viel gelegen sey; wohnte übrigens seiner Frau als ein guter Christ ordentlich und regelmäſsig bey; that alle Sonn- und Feiertage seinen guten Schlaf in der Predigt; lieſs zwanzig Jahre hinter einander jährlich ein bis zwey Kinder taufen; begrub die meisten davon wieder; schmauchte den ganzen Tag seine Pfeife, und brachte alle Wochen zwey Abende in Gesellschaft einiger Nachbarn damit zu, über den Korn- und Viehpreis, die Balance von Europa, die Grenzstreitigkeiten von Pohlen, und die Mark- und Jurisdikzions-Streitigkeiten des Herrn von Z. mit der Stadt Y. oder andere solche Welthändel zu sprechen — hernach den Pagad zu jagen — und endlich, bey Wildbraten und Salat, in gutem altem Landwein alle in seiner Gegend seit undenklichen Zeiten hergebrachte und observanzmäſsige politische, patriotische, ökonomische, gesellschaftliche, freundschaftliche, ernsthafte, lustige und zweydeutige Gesundheiten aufzubringen und mitzutrinken; bis gegen Mitternacht seine Gäste, sämmtlich wohl bezecht, ihren Abschied nahmen, und er selbst von seiner getreuen Penelope, mit Hülfe der Stubenmagd und des Hausknechts, zu seiner Ruhestätte gebracht wurde.

Was die Frau Oberamtmännin betrifft, so war sie eine groſse, dicke, kupfernasige Frau, die immer in Bewegung war; den ganzen Tag mit ihrem Gesinde und den Kindern keiſte; sehr scharf über ihrem Rang hielt; sich mit einer höchst lächerlichen Mischung von Eitelkeit und Sparsamkeit, aber immer (wie sie glaubte) nach der neuesten Mode kleidete, und darüber mit zwey oder drey Kammerjungfern benachbarter Damen in Briefwechsel stand; sich gern von jungen Officieren schön thun lieſs; gar züchtiglich schmunzelte wenn sie ihr galante Zweydeutigkeiten sagten; sich pikierte eine Frau von Lebensart und Verstand zu seyn; alle

Haus-Anekdoten und ärgerliche Histörchen von mehr als hundert Familien in der Runde sammelte und im Kreislauf erhielt; und übrigens gar keinen Begriff davon hatte, daſs auſser der Bibel, ihrem Gesang- und Kommunionbuche, dem Kalender, dem klugen Beamten, der Insel Felsenburg, und den Gesprächen im Reich der Todten (welche die Bibliothek ihres Mannes ausmachten) noch irgend ein andres gedrucktes Buch in der Welt seyn könnte.

Es ist nicht sehr zu vermuthen, daſs die Natur einen Menschen, mit dem sie etwas Groſses vorhätte, gerade bey solchen Leutchen, wie der Herr Amtmann Schleicher und seine Gemahlin, bestellen sollte. Bey unserm Bonifaz kam noch der Umstand hinzu, daſs er unter drey und zwanzig Kindern, welche dieses würdige Paar in rechtmäſsigem Ehebett erzeugt hatte, das letzte war. Ein Umstand, der zweyer Ursachen wegen merkwürdig ist: erstlich, weil wahrscheinlicher Weise bey solcher Bewandtniſs der Sache weder Stoff, noch Form, noch Arbeit viel an ihm taugen konnte; 2) und zweytens, weil er dem unge-

---

2) Man giebt gern zu, daſs dieſs, sonderlich bey Ältern aus dem vorigen Jahrhundert, seine Ausnahmen leiden mag.

achtet der Liebling seiner Ältern war, und daher von der Wiege an so vollständig verzärtelt wurde, als nur immer hätte geschehen können, wenn er zum Erben von Cilicia, Paflagonia, Mysia, Frygia und Pamfilia wäre geboren worden.

Der kleine Bonifaz war bey allem dem ein ganz hübsches blondes kraushaariges Bübchen; lernte bald gehen und reden, plapperte den ganzen Tag, hatte Einfälle, neckte gern seine Brüder und Schwestern; war aber dabey ein gräulicher Heuler, und schrie und winselte gleich erbärmlich, wenn ihm eines von seinen Geschwistern, die ihm an Alter die nächsten waren, etwa für die ewigen Plagen, die er ihnen anthat, einen kleinen Schlag gab, oder auch nur eine Faust gegen ihn machte.

Alle diese Eigenschaften rechtfertigten in den Augen der Frau Oberamtmännin ihre unmäſsige Liebe zu dem holden Bonifazchen, welcher (wie sie alle Augenblicke bemerkte) der artigste, gescheuteste, drolligste und sinnreichste Junge wäre, der jemahls Kindsbrey gegessen und an einem Schnuller gesuckelt hätte. Besonders rühmte man an ihm sein gutes Herz; weil er sich nie wehrte, wenn er Händel mit seinen Brüdern oder Schwestern bekam, (wozu freylich er selbst fast immer die Ursache gab) sondern sich begnügte, ihnen entweder durch sein Geheul und Wehklagen Schläge von der Mutter zuzuziehen, oder eine Gelegenheit abzulauern, wo er ihnen, ohne daſs sie wuſsten woher es kam, einen Possen spielen konnte. Auſserdem hatte seine zärtliche Mama den Trost zu sehen, daſs sich ihr lieber kleiner Bonifaz nie in einige Gefahr begeben würde, die ihr mütterliches Herz durch Besorgniſs für sein theures Leben ängstigen könnte. Denn der Bube war so hasenherzig, daſs er sich noch im sechsten Jahre vor seinem eignen Schatten fürchtete, und die Furcht zu fallen oder sich weh zu thun hielt ihn immer von allen seinem Geschlechte zuständigen Übungen ab. Über einen Graben zu springen, auf einen Baum zu klettern, oder nur über einen Zaun zu steigen, waren Herkules-Arbeiten in seinen Augen, vor deren bloſsem Anblick er an allen Gliedern zitterte.

Natürlicher Weise flöſste diese Feigheit seinen Brüdern und den übrigen Knaben im Dorfe herzliche Verachtung gegen Bonifazen ein, der sich immer von ihnen absonderte, und dafür mit den kleinen Mädchen Versteckens, Frau Sonn, Gerad oder Ungerad, und dergleichen Spielchen spielte;

oder, wenn er auch mit den Jungen lief, zu nichts in der Welt gut war, als den Spion zu machen, und Vater und Mutter alles was man getrieben hatte, und oft mehr dazu, wieder zu sagen. Allein auch diese Eigenschaften wurden ihm von seiner weisen Frau Mama als eben so viele Verdienste angerechnet, anstatt daſs eine kluge Mutter darin den Keim des künftigen Schurken entdeckt, und an dessen möglichster Erstickung gearbeitet hätte. Seine Brüder verloren immer bey der Vergleichung mit ihm; immer wurde ihnen Bonifazchen als ein Muster vorgestellt, dessen Tugenden ihre Unarten und Laster beschämten. Sie waren so leichtfertig, so wild! liefen immer im Felde herum, stellten immer etwas an worüber Klage einlief, rauften und balgten sich immer, bald aus Muthwillen bald im Ernste, mit den andern Buben, u. s. w. Er hingegen war so sittsam, so wacker, so unschuldig, so folgsam! lieſs sich nie von ihnen verführen, an ihren Bosheiten (wie mans zu nennen beliebte) Antheil zu nehmen, und bewies sein gerechtes Miſsfallen daran, indem er sie aus purer Liebe und Wohlmeinung den Ältern oder dem Hofmeister verrieth. Kurz, Bonifazchen hörte sich immer wegen solcher Handlungen loben, um derentwillen er hätte die Ruthe kriegen oder ans Katzentischchen gesetzt werden sollen.

Bey einem Jungen, den die Natur selbst schon so angelegt hatte, daſs, auch im glücklichsten Falle, höchstens ein leidlicher — Schneider aus ihm werden konnte, muſste eine so sinnlose Art von Erziehung nothwendig mancherley schlimme Folgen haben. Bey seinen Brüdern, die um seinetwillen so oft leiden muſsten, verwandelte sich die Verachtung gegen den, der nichts mitmachen konnte, endlich in Haſs gegen den Verräther. Sie schlossen ihn von allen ihren Spielen, Anschlägen und Unternehmungen gänzlich aus, jagten ihn fort wenn er sich etwann hinzu schleichen wollte, und brauchten immer alle mögliche Vorsicht, damit er nie erführe was sie vorhätten. Dieses Verfahren reitzte den Buben auf Mittel zu denken, wie er dem ungeachtet hinter ihre kleinen Geheimnisse kommen könnte. Sein Instinkt lieſs ihn nicht lange unberathen. Er hatte sich durch seine Furchtsamkeit einen schleichenden Gang angewöhnt, und war dabey von Natur mit sehr feinen Ohren begabt. Durch die Gelegenheiten, die ihm seine Brüder gaben diese Talente zu entwickeln, bracht' er es in kurzem in der Kunst auf den Zehen zu schleichen, durch Schlüssellöcher zu gucken, und vor den Thüren oder in einem Winkel, wo ihn niemand vermuthete, zu horchen, zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit; und weil Gewohnheit endlich zur andern Natur wird, so blieb ihm auch diese so lang' er lebte. Er behielt immer den schleichenden Gang, spitzte und reckte immer die Ohren auf alle Seiten, und konnte unmöglich ein paar Leute mit einander reden sehen, ohne daſs er einen unüberwindlichen Trieb in sich fühlte, zu wissen was sie redeten. In solchen Fällen wuſste er, nach der Lage des Orts und Beschaffenheit der Umstände, entweder in Spirallinien oder Asymptoten ihnen unvermerkt mit einem seiner lauschenden Ohren nahe genug zu kommen, um wenigstens so viel einzelne Worte zu erschnappen, daſs er durch muthmaſsliche Verknüpfungen (worin er ein groſser Meister war) heraus bringen konnte, wovon wohl die Rede seyn, oder was sie im Schilde führen möchten.

Die natürliche Schwäche des kleinen Bonifaz; die überschwengliche Sorgfalt womit er von der Wiege an verzärtelt worden war; und das unverständige Mitleiden, das er immer über den geringsten Zufall oder Wehklagen bey seiner Mutter fand: alles dieſs gab ihm eine unartige Reitzbarkeit, die so weit ging, daſs man ihn nicht schief ansehen noch mit dem Ellenbogen anrühren durfte, ohne daſs er gleich ein Jammergesicht zu machen und zu heulen anfing. So wie er nun heran wuchs, und die Miſshelligkeiten zwischen ihm und seinen Brüdern zunahmen, häuften sich auch die vorgeblichen oder wirklichen Beleidigungen, die ihm die letztern zufügten: und wenn er dann zu Vater oder Mutter lief, und seinen Brüdern durch sein Klagen und Weinen Strafe zuzog; so war der ganze Vortheil, den er davon hatte, dieser, daſs sie ihm alle Ohrfeigen, Schläge und Rippenstöſse, die sie um seinetwillen empfingen, bey der ersten Gelegenheit doppelt wieder gaben. Wie er nun merkte, daſs er auf diesem Wege mehr verlor als gewann: so sann er auf Mittel, seine Rachbegierde durch Hinterlist, und so daſs man ihm nicht zu Leibe gehen könnte, an ihnen auszulassen. Er lernte seinen Groll meisterlich verbergen: aber wenn sie glaubten, sie stunden am besten mit ihm; so spielte er ihnen irgend einen tückischen Streich, und wuſste es dabey immer so fein anzugeben, daſs der Verdacht auf einen andern fiel.

Diese Art sich die Wollust der Rache zu verschaffen hatte einen dreyfachen Vortheil: sie war mit Sicherheit für seine kleine Person, die er über alles liebte, verknüpft; sie gab ihm häufige Gelegenheit, sich selbst zu seinen Erfindungen Glück zu wünschen, und sich für einen sinnreichen verschmitzten Kopf in Vergleichung mit den Kalbsköpfen seinen

Brüdern zu halten, die, ehe sie sichs versahen, wieder eins auf die Nase kriegten, ohne zu sehen wo der Schlag herkam; und er erhielt sich dabey im Besitz des Ruhmes eines gutartigen, friedliebenden Knaben, und aller damit verbundenen Nutzungen und Nieſsungen, wenigstens so lange seine Mutter lebte. Es war also sehr natürlich, daſs er auch in dieser Kunst nach und nach ein eben so groſser Meister ward, als in der Kunst zu schleichen und zu horchen.

Bonifazchen war nun ein Knabe von eilf bis zwölf Jahren geworden, und, wie wir sehen, ein hoffnungsvoller Knabe: weichlich, feigherzig, einbildisch, selbstisch, rachgierig, falsch und tückisch; und dünkte sich mit allen diesen schönen Eigenschaften nicht um ein Haar schlimmer. Im Gegentheil, da er von Kindheit an seinen Brüdern vorgezogen, und unzählige Mahl um eben dieser besagten Eigenschaften willen angelächelt, geküſst, gelobt und belohnt worden war: so hatte dadurch nicht nur überhaupt das natürliche Wohlgefallen eines Menschen an sich selbst bey ihm unendlich viele Nahrung bekommen; sondern es verband sich auch nothwendig mit den niederträchtigen und strafbaren Handlungen, die an ihm gelobt wurden, der Begriff der Ehre und des Verdienstes in seinem Gehirne; er gewöhnte sich an, seine sinnliche Weichherzigkeit für Güte, seine Feigheit für Behutsamkeit, seinen Hochmuth für Ehrliebe, seine Ränkesucht und Arglist für Witz und Klugheit zu halten. Kurz, Bonifazchen war in seinem zwölften Jahre bereits ein ausgemachter kleiner Schurke, ohne daſs ihm nur der mindeste Argwohn darüber in den Sinn kam.

Noch eine böse Folge der unverständigen Liebe seiner Mutter zu ihm war diese: daſs der Junge, weil ihm in allen Händeln mit seinen Geschwistern fast immer Recht gegeben wurde, sich unvermerkt eine mechanische Fertigkeit zuzog, zu glauben daſs er immer Recht habe, und folglich bey allen Gelegenheiten immer Recht haben zu wollen. Bey der ungemeinen Lebhaftigkeit seiner Eigenliebe und der wenigen Stärke seines Kopfes, war dieſs die schlimmste aller Unarten, die er sich in seiner Kindheit angewöhnt hatte. Sie machte nicht nur alle seine übrigen Untugenden unheilbar; sondern gab ihm auch eine so verzweifelte Schiefheit, und versperrte der Wahrheit alle Zugänge zu seiner Seele so sehr, daſs er zuletzt gegen wahr und falsch völlig gleichgültig wurde, oder vielmehr, daſs es ihm zur Natur wurde, mit gänzlicher Beruhigung seiner Seele zu glauben, eine Sache sey alsbald wahr oder falsch, so bald er sie dafür halte.

Aus diesem ganz einfachen Grunde wird auf einmahl begreiflich, wie es möglich war, daſs Bonifaz Schleicher sein ganzes Leben durch, trotz allen seinen verächtlichen Eigenschaften, sich selbst für einen sehr edeln, moralischen und untadeligen Mann, und jeden, der seinen eigensüchtigen Entwürfen und Ränken im Wege stand, mit der innigsten Überzeugung seines Herzens für einen sehr schlimmen Menschen ansah. Es war seinem Eigendünkel, und seinen übrigen selbstischen Leidenschaften gemäſs, dieſs zu glauben; er glaubte es also; und weil ers glaubte, so wars so; wenigstens wars für ihn so, und sein Interesse forderte, so viel möglich jedermann auch glauben zu machen, daſs es so sey. Und wer dann nicht so denken und glauben wollte oder konnte, hatte Unrecht, war sein Feind und Widersacher, und wurde, als ein böser gefährlicher Mensch, aus allen Kräften, bey aller Gelegenheit, mit Worten und Werken von ihm verfolgt. Denn Bonifaz war (in seinem Wahne) ein tugendhafter Mann und guter Christ, der alle böse Menschen (das ist alle, die nicht so gut von ihm dachten als er selbst) haſste, als Leute, denen er, wie dem Teufel und allen seinen

Werken und Wesen, in seinem Taufbund entsagt hatte. — Doch wieder zur Geschichte seiner ersten Jugend!

Weil Herr Amtmann Schleicher auf dem Lande wohnte, und von der nächsten Stadt (die ohnehin nur eine schlechte Trivialschule hatte) über drey Stunden weit entfernt war, so hielt er seinen Kindern einen Hauslehrer, oder so genannten Hofmeister. Es war ein *Candidatus Theologiae,* wie mans nennt; ein ziemlich wohl gewachsner, gesunder, starker Bengel, der in T. und I. Logik und Metafysik, Dogmatik, Polemik, Moral, Kirchenhistorie, und, weil es damahls Mode zu werden anfing, auch ein Kollegium über die schönen Wissenschaften gehört — von allem diesem, vielleicht zu seinem Glücke, so viel als nichts gelernt — der Tochter in dem Bürgerhause wo er wohnte, die Taille verderbt — und sich übrigens, für einen *Studiosus Theologiae,* so ziemlich ehrbar aufgeführt hatte. Weil er nun, nachdem er absolviert hatte und *in patriam* zurück gekommen war, bey seinem Vater (einem ehrlichen aber mit vielen Kindern beladnen Schuhflicker in N.) nichts zu essen fand: hatte er sich, in Erwartung eines bessern, bey Herrn Amtmann Schleicher als Hauslehrer verdungen, mit der Hoffnung, durch Vorschub des letztern den Pfarrdienst zu B*** nach dem Ableben des alten *Pastoris loci* zu erhalten. Der Kandidat hieſs Thomas Schrager, ging fleiſsig mit seinem Herrn Patron, oder allein mit seinem Hund, auf die Hühner- und Äntenjagd, schäkerte gern mit den Mädchen und jungen Weibern im Dorfe wenn sie Heu und Flachs dörrten, und wurde von jedermann — den Herrn Amtmann selbst ausgenommen — (wie die Welt böse ist) in Verdacht gehalten, daſs er mit der Frau Amtmännin etwas vertrauter lebe als seine Schuldigkeit war, und wohl gar an der Fruchtbarkeit ihrer letzten Jahre einigen Antheil gehabt haben könne.

Unter diesem Hofmeister ging es nun dem kleinen Bonifaz (der etwa sechs bis sieben Jahre alt war, da er unter seine Aufſicht kam) so gut als er sichs nur wünschen konnte. Denn weil Bonifazchen der Liebling seiner Mutter und überdieſs ein sehr schmeichlerisches Bübchen war, und die kleinen Botschaften zwischen Mama und Herrn Thomas, wozu man ihn brauchte, mit groſser Schlauheit auszurichten wuſste: so war er sicher, daſs er ungestraft faullenzen, den ganzen Tag in der Küche herumnistern, mit dem Gänsemädchen Possen treiben, seine Geschwister plagen, lügen, naschen, schleichen, horchen, kurz so ungezogen seyn durfte als ihm beliebte. Indessen weil der Junge in seiner Kindheit ein gutes Gedächtniſs hatte und eine Sache leicht faſste: so bracht' er es dem ungeachtet so weit, daſs er in seinem zwölften Jahre Deutsch und Lateinisch lesen, leidlich schreiben, und in *Erasmi Colloquiis* die leichtesten ziemlich fertig exponieren konnte; welches alles ihm denn bey seinen hochwerthen Ältern und ganzer hochansehnlichen Verwandtschaft, wie leicht zu erachten, bey jeder Gelegenheit nachgerühmt und zu groſsem Verdienst angerechnet wurde.

Unglücklicher Weise für Bonifazen starb um diese Zeit seine liebe Mutter, und Thomas Schrager wurde wenige Monate darauf zum Pfarrdienst in B * * * befördert.

Herr Amtmann Schleicher befand sich nun in seinem acht und funfzigsten Jahre, mit einem sehr groſsen Wanst und sehr wenig Thätigkeit, ohne Frau mit fünf noch unerzognen Kindern, an der Spitze einer ziemlich weitläuftigen Wirthschaft. Nun hatte er zwar, auſser den fünfen, noch eine Tochter zu Hause, die bereits das achtzehnte Jahr zurück gelegt hatte, und sowohl Alters als Verstandes halben seiner Haushaltung, unter väterlicher Obsicht, ganz wohl hätte vorstehen können. Allein des Mädchens Jugend, und seine Amtsgeschäfte — die ihm (wie er seit dreyſsig Jahren zu glauben und zu sagen gewohnt war, ohne die Sache jemahls genau untersucht zu haben) nicht erlaubten sich mit seiner eigenen Ökonomie zu placken — hatten ihm zum Vorwande gedient, eine Art von Basen, Frau Garmundin genannt, zu sich zu nehmen; eine Person, die zwar bereits über funfzig Frühlinge gesehen hatte, aber doch bey einer starken und gesunden Leibesbeschaffenheit, und einer Gemüthsart, die durch Theilnehmung an irgend einem Wesen auſser ihr selbst niemahls angegriffen worden war, noch frisch genug aussah, um ohne groſse Unschicklichkeit nur zwey und vierzig zu gestehen. Diese Person erlangte in kurzem unumschränkte Gewalt über das ganze Haus. Der Herr Amtmann, der seines Lebens Rest so viel möglich in Ruhe zubringen wollte, nahm sich, gleich Epikurs Göttern, keines Dinges an; aſs, trank und schlief; rauchte, in einen wohl gepolsterten Groſsvaterstuhl hingestreckt, seine Pfeife; las die Zeitungen oder die Geschichte der Insel Felsenburg, und wies jedermann an seinen Schreiber und an Frau Garmundin. Weil er nun, nach Abgang des Herrn Thomas Schrager, einen andern Hofmeister für seine Söhne brauchte: so nahm er, auf Empfehlung der Dame Garmund, einen Bruder ihres vor einigen Jahren verstorbenen Mannes dazu an; einen alten Kandidaten des heiligen Predigtamts, der aus mancherley Ursachen bisher immer ohne Dienst geblieben war, wiewohl er in der Gegend umher für einen gelehrten Mann und für einen der besten Disputierer im ganzen Lande passierte. Er hieſs Magister Samuel Leberecht Spitzelius; war ein Mann von mittlerer Gröſse, etwas hager, hatte ein sehr langes schmales Gesicht, eine kurze flache Stirne, dicke Augenbraunen, deren Zug so ziemlich einem Griechischen Cirkumflex ähnlich sah, eine über die Lippen herab winkende Nase, grünliche, weit hervor stehende und ein wenig schielende Augen, einen Mund der gar nicht wuſste was Lächeln war — kurz, sein Gesicht hatte alles was zu einem Gesichte gehört, dem man gern aus dem Wege geht. Böse Leute sagten: Frau Garmundin, weil ihr der Ruf, worin die wohlselige Frau Amtmännin mit dem vorigen Informator gestanden, nicht unbekannt gewesen sey, hätte mit gutem Bedacht ein Subjekt ausersehen, dessen erster Anblick den Lästerzungen sogleich allen Gift benehme; und hätte es um so leichter thun können, sagten sie, weil der Schreiber ein hübscher rüstiger Mensch, zudem auch des alten Rentmeisters Substitut war, — und was dergleichen lose Reden mehr waren.

Wie dem nun seyn mochte, genug Magister Spitzelius war in diesem und allen andern Stücken der vollkommene Gegenfüſser von Thomas Schrager. Ein ernsthafter, nüchterner, förmlicher, strenger Mann, der alles sehr genau nahm, alles nach Regeln that, und den Kopf voll Definizionen, Lehrsätze, Heischesätze und Korollarien hatte, nach denen er alles was ihm vorkam, ohne Verschonen und Ausnahme, klassificierte, benahmsete, bejahete oder verneinte, billigte oder verwarf. Daher kam es nun, daſs der ehrliche Mann beynahe nichts in der Welt nach seinem Sinne fand. Alles, sonderlich die Menschen und all ihr Thun und Lassen, Dichten und Trachten, hätte — nach seinem System — anders seyn sollen als es von jeher war. Von der unendlichen Mannigfaltigkeit der innern Anlagen, vom Einfluſs der äuſsern Umstände, von den unzähligen Mitteltinten und Schattierungen, in welchen Wahres und Falsches, Gutes und Böses, ewig bey einzelnen Menschen zusammen flieſsen; von der Magie der Einbildungskraft und der Leidenschaften, und von der groſsen Wahrheit, „daſs alles was ist, gerade so ist, wie es, zur Zeit da es ist, seyn kann," — hatte Meister Samuel Leberecht Spitzelius nicht den mindesten Begriff. Für ihn war alles wahr oder falsch, gut oder böse, so wie ein metafysisches Ding entweder *A* oder nicht *A* ist. Wahr nannte er alles was er aus seinem System beweisen konnte, falsch, alles was nicht in sein System paſste, böse, alles was durch positives Gesetz im ausgedehntesten Sinne bey Strafe verboten, gut, alles was geboten und worauf eine Belohnung gesetzt war. Daher die unbiegsamste Hartnäckigkeit und Intoleranz in seinen Meinungen, und eine mehr als mönchische Austerität in seiner Moral. Den stoischen Satz, alle Sünden sind gleich, führte er immer im Munde, und gegen die Natur hatte er einen unendlichen Widerwillen. Er hielt sie für grundverderbt, zumahl im Menschen, dessen Herz, seiner Meinung nach, ein Abgrund alles Bösen war; so daſs die Hälfte der Erziehung in ewigem Jäten und Ausrotten, Abschneiden und Ausbrennen des verdammten Unkrauts von Trieben, Neigungen und Leidenschaften, die wir unseliger Weise aus Mutterleibe mitbringen, bestehen müſste. Dieſs mag genug seyn, Ihnen einen Begriff von der Denkart dieses Mannes zu machen; der übrigens ein guter Lateiner, und ein furchtbarer Kämpfer gegen alle Dissenters, Ketzer, Naturalisten und Deisten war, anbey viel von Verstopfungen im Unterleibe litt, und mit einigem Schein beschuldiget wurde, ein Weiberhasser zu seyn.

Bonifazchen spürte bald den Unterschied zwischen diesem und seinem vorigen Hofmeister, und es war ihm gar nicht heimlich dabey. Denn zum Unglück fand er in Frau Garmundin die zärtliche Beschützerin und sichre Zuflucht nicht, die er immer in seiner lieben Mama gefunden hatte. Sich unter seinen Vater zu verkriechen, daran war gar nicht zu denken; der hatte ihn, ohne Vorbehalt, der Zuchtruthe des Herrn Magister Spitzelius untergeben. „Es ist ein verzärtelter Junge, pflegte der Herr Amtmann öfters zu sagen; er war immer das Muttersöhnchen; ich mochte reden was ich wollte, alles was Bonifazchen that, war wohl gethan — es ist hohe Zeit, daſs dem Buben der Kopf gebrochen wird!“

Hierzu war nun Magister Spitzelius gerade der rechte Mann. Aber Bonifazchen war schlau, und lieſs es nicht so weit kommen. Die Furcht vor der Spitzelischen Zuchtruthe, die er etliche Mahl reichlich gekostet hatte, brachte ihn plötzlich zu einer völligen Änderung seines Lebenswandels. Er übertraf alle seine Geschwister an Fleiſs, Biegsamkeit und Gehorsam; wuſste immer seine Lekzion am ehesten auswendig; lernte bald seines Meisters Sprache, Manieren und Sittenregeln; bildete sich nach ihm; vermied ängstlich alles was ihm Verweis und Züchtigung hätte zuziehen können; war ehrbar, ernsthaft und still in seinem Betragen; und brachte es denn auch, wie natürlich, auf diesem guten Wege dahin, daſs Spitzelius sehr wohl mit ihm zufrieden war, und ihm von Zeit zu Zeit vor dem

Vater und andern Verwandten oder fremden Personen, die ins Haus kamen, Lobsprüche ertheilte, an denen sich die Eitelkeit des kleinen Bonifaz nicht wenig kitzelte. Im Grunde aber blieb er nicht nur ein so böser Bube als zuvor, sondern wurde täglich schlimmer und schlimmer. Denn nun hatte er die schönste Gelegenheit, sich vollends zum Heuchler auszubilden, indem er sich die moralische und religiöse Sprache seines Lehrmeisters angewöhnte; dessen herbe Sitten in seinem Äuſserlichen nachmachte; mit unverständiger Strenge über alles, was nicht nach seinem Leisten zugeschnitten war, urtheilen lernte; in der Geschicklichkeit, seine Laster mit dem Nahmen und Scheine der Tugend zu schminken, täglich zunahm; und überdieſs noch eine groſse Fertigkeit erlangte, Moral und Religion zu schwatzen, ohne das geringste dabey zu fühlen noch zu denken.

Auch sein Talent im Schleichen und Horchen vergrub er unter diesem neuen Mentor nicht. Denn da seine beiden Brüder wilde Jungen waren, und mit den übrigen zum Theil ältern Buben im Dorfe, auch wohl mit den gröſsern Mädchen, allerley Muthwillen und Kälberey trieben; Spitzelius aber alle diese Ausbrüche der Natur für satanische Bosheit und schreckliche Sünden hielt, die er, ohne sich deren theilhaft zu machen, nicht ungestraft lassen könne, sondern mit Einsperren, Hungern, Ruthe, Stecken und Karbatsche unermüdet bekämpfen müsse: so wurde es dem tugendhaften Bonifazchen zum Verdienst angerechnet, wenn er (durch welche Mittel es geschehen möchte) alle ihre Anschläge und Unternehmungen auskundschaftete, und seinem Meister von allem, was ihnen Strafe zuziehen konnte, getreulich Nachricht gab. Der fromme Knabe, wie er ein kleiner Schlaukopf war, merkte bald, daſs er sich sein Spionen-Amt auf mehr als Eine Art zu Nutze machen könne. Denn, auſserdem daſs Spitzelius, durch das Miſsfallen welches Bonifaz bey solchen Gelegenheiten über den Ungehorsam und die Untugenden seiner Brüder und ihrer Kameraden äuſserte, in der guten Meinung von der Frömmigkeit seines Günstlings bestärkt wurde: so hatte Bonifazchen immer in seiner Gewalt, die Sachen ärger oder besser als sie waren vorzutragen, je nachdem ihm die Verbrecher mehr oder weniger Ursache zu Bosheit und Rachbegierde gegeben hatten. Ja, er konnte sich dessen sogar zu einem Mittel bedienen, seine eignen kleinen Leidenschaften ungestraft zu befriedigen: und wenn er entweder etwas von ihnen haben wollte, oder selbst von einem unter ihnen bey einer strafbaren That ertappt worden war, so war die Drohung — „ich sage dieſs und das dem Herrn Magister,“ oder das Versprechen es nicht zu sagen — immer ein kräftiges Mittel, alles von ihnen zu erhalten was er wollte. Denn sie hattens aus vielfältiger Erfahrung, daſs sie mit Gegenklagen nichts wider Bonifazchen ausrichteten; weil dieser nun einmahl ein günstiges Vorurtheil seines Meisters für sich hatte, und Spitzelius seine Angebungen niemahls unparteyisch untersuchte, sondern immer als etwas Ausgemachtes voraussetzte, daſs Bonifaz, als ein sehr frommes Kind, immer Recht, seine Brüder hingegen, als Belialsbuben, immer Unrecht hätten.

So weit war Herr S. in seiner Erzählung gekommen, als der Gesellschaft angesagt wurde, daſs das Abendessen auf sie warte. Wie angenehm auch die Unterbrechung war, so hatte doch diese kleine Gesellschaft so viel Unterhaltung in der Art, wie Herr S. sein Mährchen vortrug, gefunden, daſs bey Tische nichts auf die Bahn gebracht werden konnte, wovon man nicht immer wieder auf Bonifazchen zurück gekommen wäre; und so bald das Essen abgetragen war, vereinigten sich alle, Herrn S. zu bitten, daſs er ihnen die Fortsetzung seiner Erzählung zum Nachtische geben möchte.

Hier muſs ich vor allen Dingen, und um meinen Freund S. gegen einen gerechten Verdacht der Leser aus der feinern Welt zu verwahren, die Anmerkung machen: daſs die Scene dieser ganzen gesellschaftlichen Unterredung in einer kleinen Reichsstadt in Oberdeutschland war, wo das, was man in der feinen Welt Lebensart nennt, noch unbekannt ist, hingegen seit wenigen Jahren ein gewisser Geschmack am Lesen, und mit diesem (da er noch so neu ist) eine gewisse Sucht in guten Gesellschaften von Litteratur und Moral, oder (wie mans in solchen kleinen Orten noch zu nennen pflegt) von interessanten Gegenständen zu schwatzen, sich eingeschlichen hat. Dieser Umstand macht es einiger Maſsen begreiflich, wie eine Gesellschaft von Herren und Frauenzimmern, worunter einige sogar ein von vor ihrem Nahmen führten, (es waren aber freylich nur Nobilitierte) fähig seyn konnte, sich so lange mit einerley Gegenstand, und (was noch das ärgste ist) mit einer moralischen Aufgabe, zu beschäftigen, und sogar Unterhaltung dabey zu finden.

In einer Gesellschaft, wo es wider allen guten Ton ist, länger als drey Minuten von irgend einer Sache zu sprechen; wo es lächerlich wäre eine spekulative Aufgabe — es müſste denn einen neuen Kopfputz oder ein eben von Paris angelangtes *Deshabillé*, oder sonst etwas von dieser Wichtigkeit betreffen — zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen; und wo einer, der von einer nur halbweg ernsthaften Sache zu reden angefangen hätte, wenn er gleich mit Engelszungen redete, nicht eine einzige Seele fände die ihm zuhörte, so bald jemand etwas andres, wie nichtsbedeutend es immer seyn mag, auf die Bahn bringt: in einer solchen Gesellschaft würde allerdings Herr S. in seiner Erzählung nicht weit gekommen seyn. Aber in so guter Gesellschaft würde auch von der Frage, die dazu Anlaſs gab, nimmermehr, oder höchstens nur etliche Augenblicke, und in dem leichten persiflierenden Tone, der alles was einer ernsthaften Untersuchung oder einem Sokratischen Gespräche ähnlich sieht schlechterdings ausschlieſst, die Rede gewesen seyn.

Ich mache diese Anmerkung nicht, als ob ich mich über den vorbesagten guten Ton, und die respektabeln Gesellschaften, wo er herrscht, aufzuhalten gedächte. — In der That sehe ich auch vollkommen ein, daſs, so wie die Welt jetzt beschaffen ist, in vornehmen und groſsen Gesellschaften, oder in dem was man die groſse Welt nennt, ordentlicher Weise die Gewohnheit von nichts zu reden, alle Augenblicke was andres auf die Bahn zu bringen, über alles nur obenhin wegzuschlüpfen, alles Ernsthafte leichtsinnig und alles Nichtsbedeutende ernsthaft zu behandeln, mit Einem Worte, eine Art von Konversazion, wozu der möglichst wenigste Aufwand von Verstand, Witz, Geschmack und Empfindung erfordert wird, ein eben so nothwendiges Übel ist, als die Kartenspiele, ohne deren wohlthätige Hulfe mehrbesagte Gesellschaften (wie jedermann gesteht) sich nicht lange bey einer leidlichen Art von Existenz erhalten können. — Meine Absicht ist bloſs, Herrn S. von der Beschuldigung einer unverzeihlichen Ungereimtheit zu retten, wenn man geglaubt hätte, er wolle uns bereden, daſs die Unterhaltung, die er uns mittheilt, unter Personen von einem gewissen Range gehalten worden sey. — Und hiermit wieder zu unserm kleinstädtischen Kränzchen!

Sie erinnern Sich doch allerseits, sagte Herr S. daſs diesen Abend die Rede davon war: Ob man ein Heuchler seyn könne, ohne es selbt zu wissen? — Ich ging in Bejahung dieser Frage so weit, daſs ich mich zu behaupten vermaſs: es könnte wohl einen Menschen geben, dessen ganzes Leben eine immer währende Lüge wäre, und der sich gleichwohl selbst für den ehrlichsten Mann von der Welt hielte. Weil ich einen solchen Menschen persönlich kannte, so konnt' ich dieſs um so zuversichtlicher behaupten. Ich versprach Ihnen also, als den überzeugendsten Beweis meines Satzes, die

Geschichte des Herrn Bonifazius Schleicher. Nun sehen Sie leicht, daſs ich — um darzuthun, wie sein ganzes Leben eine immerwährende Lüge sey — mich in keine umständliche Erzählung aller seiner Lebensumstände und Begebenheiten, und seines Betragens in denselben einlassen konnte, ohne daſs mein Mährchen wenigstens so lange gedauert hätte als eine Sinesische Tragödie. Ich glaubte also, der kürzeste Weg aus der Sache zu kommen wäre, wenn ich Ihnen bloſs die Geschichte seiner ersten Jugend erzählte. Denn so könnten Sie der Entstehung und Bildung des künftigen Selbstbetrügers gleichsam unmittelbar zusehen, und lernten die Grundlage seines Karakters so gut kennen, daſs Sie nun in jedem Verhältniſs, in welches Sie Sich mit ihm denken wollten, ganz genau voraus wissen könnten, wessen Sie Sich zu ihm zu versehen hätten. Kurz, ich glaube Ihnen gerade so viel von Schleichern gesagt zu haben, als zu Auflösung unsers Problems nöthig ist: und so, denk' ich, hätt' ich mein Versprechen erfüllt.

Man muſste gestehen, daſs Herr S. Recht hatte. Denn nach allem, was erzählter Maſsen die Natur, die Frau Amtmännin, Thomas Schrager, und Magister Spitzelius an Bonifazchen gethan, und der Herr Amtmann, sein Vater, nicht gethan hatte, konnte man nun kühnlich allen Bildnern, Schnitzlern, Anstreichern, Verzierern, Lakierern, Vergoldern, Frisierern und Parfumierern der Menschheit, kurz allen Filosofen der ganzen Welt, Trotz bieten, einen bessern Mann aus Bonifaz Schleichern zu machen, als der er war und noch ist: nehmlich ein schwachköpfiger, hasenherziger, schleichender, schielender, listiger, eigennütziger, kalter, selbstischer Schurke, der bey allen diesen schönen Qualitäten sich keinen bessern Mann als er selbst ist denken kann, und — weil er sich die Sprache und Maximen der Sittenlehrer geläufig gemacht, und sich angewöhnt hat seinen eigenen selbstsüchtigsten, kleinsten und schlechtesten Handlungen, Leidenschaften und Schwachheiten einen Anstrich von Rechtschaffenheit, Edelmuth und Güte zu geben — ein tugendhafter und frommer Mann zu seyn wähnt, ohne daſs er jemahls auch nur den geringsten Begriff davon gehabt hätte, wie einem Menschen zu Muthe sey, dessen Religion und Tugend wirkliche Gesinnung des Herzens, Erfahrung, Wahrheit und Leben ist.

BRIEFE AN EINEN FREUND

ÜBER

EINE ANEKDOTE AUS J. J. ROUSSEAUS
GEHEIMER GESCHICHTE SEINES LEBENS.

1780.

1.

Wie bald das Publikum die *Memoires de J. J. Rousseau* oder die geheime Geschichte seines Lebens, die dieser auſserordentliche Mann in der Handschrift hinterlassen hat, zu sehen bekommen wird, kann ich Ihnen nicht sagen.

Ehmahls war mein Verlangen nach diesen geheimen Nachrichten so ungeduldig als das Ihrige nur immer seyn kann. Ich erwartete ein Werk von ganz andrer Wichtigkeit, als die Εἰς Ἑαυτὸν des guten Kaisers Markus Aurelius oder die Konfessionen des heiligen Augustinus. Es würde, dachte ich, wenigstens eben so frey und offenherzig wie des weisen Narren Kardanus Buch *de vita propria*, aber um ein groſses Theil erbaulicher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die filosofische Klasse von Lesern seyn. In der That, was könnte einen denkenden

Menschen, der im ganzen Weltall nichts nähers hat, nichts gröſsers kennt als seine eigene Gattung, mehr interessieren, als von einem Menschen wie Rousseau in das Heiligthum seiner Seele eingeführt, zum Vertrauten seines Selbstbewuſstseyns gemacht, und zu den Geheimnissen eines Herzens zugelassen zu werden, das in einer Zeit, wo Tugend für die meisten ein leerer Nahme ist, so voll Glauben an die Tugend, in einer Zeit, wo der Witz alles zu Wahrheit oder Lüge stempeln darf, so voller Liebe zum Wahren und Guten gewesen war? Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten Jahrhundert mitten in Paris, den Muth hatte, mit dem Geist und der Wohlredenheit eines Seneka, ein zweyter Epiktet zu seyn — den Muth hatte, allen den Vortheilen freywillig zu entsagen, die ihm die seltensten Talente durch einige Gefälligkeit gegen den Geist und die Sitten seiner Zeit hätten verschaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, sich allen Folgen der Paradoxie auszusetzen, — in einem Zeitalter, wo ein freyer, wahrer und guter Mensch das gröſste Paradoxon ist; wo konvenzionelle Begriffe alles entscheiden; wo sogar Augen und Ohren bestochen sind, immer auf die Seite der Mode zu stimmen, und nichts für schön gilt, weil es schön ist, sondern weil es für die nächsten acht Tage dazu erwählt ist; kurz, wo reine Wahrheit, reiner gerader Menschensinn, dem feinern Theile der Welt oft lächerlich, immer anstöſsig ist.

Wer sollte nicht wünschen, diesen Mann so genau als möglich kennen zu lernen, der, ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den Menschen zu verlangen unter denen er lebte, bloſs dadurch mit jedermann in Kollision kam, weil er nach seinem eignen Herzen lebte und nach seiner innern Überzeugung schrieb; einen Verehrer des Christenthums, den alle Religionsparteyen von sich stieſsen; einen Filosofen, der allen Filosofen, einen frey denkenden Mann, der allen Freygeistern, einen frommen Mann, der allen Andächtigen verhaſst war? Einen Mann, den alle Welt viele Jahre lang verfolgte, verlästerte, verdammte und verbannte, ohne einen andern Grund angeben zu können, als weil er in seinem Leben das war, was man nun nach seinem Tode bewundert, und was sein Andenken jetzt selbst der Nazion, die ihn einst verkannte, ehrwürdig macht? Kurz, einen Mann, den man vor zehn Jahren gekreuzigt haben würde, wenn Kreuzigen noch Mode wäre, und zu dessen Grabe man jetzt wallfahrtet?

Wer wollte einen solchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm selbst hören, mit was für Anlagen, durch was für Umstände, durch welche Stufen und geheime Entwicklungen, mit welchen Gefahren, Aufopferungen, Kämpfen, Abwechselungen von moralischem Gewinn und Verlust, und so weiter, er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie interessant muſs es seyn, diesen Mann seinen Zeitgenossen und allen folgenden Jahrhunderten, mit jener ihm so ganz eigenen Freymüthigkeit, mit jener alle Eitelkeit und Selbstheit überwiegenden Wahrheitsliebe, die geheime Geschichte seines Lebens, das zarte Gewebe der Entwicklungen seines Geistes und Herzens, die unverfälschte Geschichte seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, seiner Verirrungen, Fehler und Tugenden, seiner Leiden und Freuden, kurz, die Geschichte nicht dessen was er schien oder gern gewesen wäre, sondern was er wirklich in seinem eignen Bewuſstseyn war, erzählen zu hören!

So dacht' ich ehmahls, und hätte gern alle filosofischen Werke des letzt verwichenen Jahrzehends darum gegeben, Rousseaus Memoiren nur Einen Tag früher lesen zu können.

Aber, ich geſtehe Ihnen unverhohlen, seitdem ich die unſelige Anekdote von J. J. Rouſſeau im erſten Stücke der Efemeriden der Menſchheit vom Jahre 1780 geſehen habe, hat ſich meine Ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich jetzt, aus aufrichtiger Theilnehmung an der Ehre der Menſchheit, vor der Bekanntmachung der geheimen Beichte, welche dieſer auſserordentliche Menſch von ſeinem Leben hinterlaſſen haben ſoll, eben ſo ſehr, als ich ſolche vormahls beſchleunigt zu ſehen wünſchte. Welch eine Anekdote, groſser Gott! Und was wird aus dem moraliſchen Nutzen der Schriften und des Beyſpiels des weiſeſten und tugendhafteſten Mannes unſrer Zeit (wofür ihn ſo viele gehalten haben) werden, wenn er uns — (wie nach einer ſolchen Probe nur allzu ſehr zu beſorgen iſt) — noch mehr dergleichen geheime Geſchichtchen zu vertrauen hat!

Wem kann die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur ſo unbekannt ſeyn, daſs er nicht voraus ſehen ſollte, was die Folgen dieſer Anekdote bey dem gröſsern Theil der Leſer, zumahl der jungen Leſer, der Rouſſeauiſchen Schriften ſeyn müſſen? Die Menſchen ſind nun einmahl ſo gemacht. — Der reiche Seneka, der, mit dem Vermögen eines Generalpachters, verächtlicher vom Reichthum ſpricht als Epiktet selbst, wird uns nie überzeugen; und der Mann, von dem man weiſs, daſs er sich von einer unzüchtigen Dirne los geschworen hat, wird nie mit Frucht von der Keuschheit predigen. Wir wollen, daſs der Lehrer der Tugend selbst untadelig sey. Wir verzeihen ihm (und auch dieſs nicht gern) Schwachheiten, Übereilungen, Miſstritte: aber es giebt Laster, deren uns kein guter Mensch fähig zu seyn scheint; und der widrige Eindruck, den eine überlegte, mit Falschheit und Grausamkeit verbundne Schandthat auf das allgemeine natürliche Gefühl macht, ist unauslöschlich.

Um wie viel stärker muſs dieser Eindruck erst seyn, wenn die schwarze That in einem Alter begangen wurde, wo die Menschen sonst am besten sind; wo das Herz am weichsten, das Gefühl am zartesten ist, und alle Triebe, die unsrer Seele zu Wächtern und Schutzengeln ihrer Unschuld gegeben wurden, noch mit ihrer ursprünglichen vollen Kraft wirken! Wer in diesem Alter einer überlegten Bosheit, einer Lüge, von der er weiſs daſs sie einen Unschuldigen unglücklich machen wird, fähig ist, ist ein hassenswürdiges Geschöpf. Das allgemeine Menschengefühl spricht das Urtheil über ihn, daſs er ein äuſserst bösartiges Herz haben müsse; man fühlt sich geneigt, ihn, um einer einzigen solchen Handlung willen, der Giftmischerey, des Vatermords und jeder andern Unmenschlichkeit fähig zu halten; und von diesem Augenblick an ist es um alles moralische Gute geschehen, das ein solcher Mensch, als Schriftsteller, als Sittenlehrer, als Zeuge und Beyspiel der Wahrheit und Tugend, hätte wirken können.

Ich frage einen jeden, der sich von seinen eignen innersten Gefühlen Rechenschaft geben kann — wenn er sich zum Beyspiel den Sokrates von Jugend an als den weisesten und tugendhaftesten Mann seiner Zeit gedacht, und sich (wie bey den meisten, die einige Erziehung genossen haben, der Fall seyn wird) an diese Vorstellungsart nun einmahl gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu Muthe, wenn er liest: „Der Fysionomist Zopyrus — als er (ohne zu wissen, daſs der Mann, den er vor sich hatte, Sokrates war) befragt wurde, was er, nach seiner Fysionomie, von ihm halte? — habe geurtheilt, daſs er ein der Unzucht und dem Trunk ergebnes Brutum sey?“

Die Rede ist hier nicht, ob und wie fern aus dieser Anekdote Einwürfe gegen die Zuverlässigkeit der Fysionomik gemacht werden können? — sondern bloſs davon: ob nicht bey jedem, der die besagte Anekdote in seinem Cicero (*de Fato c.* 5) oder anderswo gelesen hat, sogleich eine widrige unangenehme Empfindung und der Gedanke entstehe: „Es sey nicht wahr! Sokrates könne nicht so ausgesehen haben; Zopyrus habe sich entweder schlecht auf die Fysionomik verstanden; oder die ganze Erzählung sey eines von den albernen Mährchen, deren das lügenvolle Griechenland so viele auf Unkosten ihrer Weisen ausgeheckt hat.“ — Und ich frage ferner: ob nicht die Antwort, welche Sokrates (nach dem Zeugnisse des Filosofen Alexander von Afrodisias) gegeben haben soll: „er sey alles das, was Zopyrus von ihm sage, von Natur gewesen, und bloſs durch die Filosofie zu einem bessern Manne gemacht worden,“ einen noch widrigern Eindruck auf uns macht, als selbst das fysionomische Urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und beynahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen Mann zu denken, der von Natur, und wenn ihn die Zaubrerin Filosofie nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer Kerl gewesen wäre? — Oder, falls wir uns genöthigt sähen, die historische Wahrheit der Erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses Geständniſs nicht einen groſsen Theil unsrer Achtung und unsers Glaubens an seine Tugend verlieren würde? Und gleichwohl sind die natürlichen Laster, zu denen er sich vermöge dieser Anekdote bekannt haben soll, nicht (wie jenes dessen sich Rousseau selbst anklagt) von der schwarzen Art, die unsern ganzen innern Menschen empört, und uns an einem Wesen unsrer Gattung so unnatürlich dünkt, daſs wir sie nur mit einer durchaus bösartigen teuflischen Natur ohne Mühe zusammen denken können!

Ich gestehe Ihnen, daſs ich mich mit dieser Vorstellung, beym ersten Anblick der Rousseauischen Anekdote, in eine Verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir nicht anders zu helfen wuſste, als — daſs ich mir die Wahrheit der That geradezu wegläugnete. „Es kann nicht wahr seyn, rief ich, und ich will es nicht glauben, wenn auch zehn tausend Zeugen aufträten, und es aus Rousseaus eigenem Munde gehört zu haben versicherten!“

Allein dieser Unglaube war am Ende doch ein zu schwacher Behelf, als daſs ich, bey etwas kühlerm Blute, mich nicht genöthigt fühlen muſste anzuerkennen, es könnte doch wahr seyn, und „der merkwürdige Reisende,“ dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens „ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtung ist,“ könnte doch wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, diese häſsliche Anekdote in den Rousseauischen Memoiren selbst gelesen zu haben — und er verdiene wirklich um so mehr Glauben, da es ihm Anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein Herz sich bey Erzählung dieser Anekdote so empörte, daſs er sich geneigt fand, sogar die Existenz der Memoiren zu bezweifeln.“

Sie begreifen nun leicht, wie mir werden muſste, da ich mir den einzigen Ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich der abscheulichen Associazion zweyer so unverträglicher Ideen, wie Rousseau und ein Bösewicht, entfliehen konnte. Die Traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas schmerzhafteres als ich Ihnen zu beschreiben im Stande bin. Nicht als ob es mir just um J. J. Rousseau selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie Sie wissen, niemahls in einiger Verbindung gestanden. Aber es schmerzte mich um des schwarzen Schattens willen, den es nicht nur auf die Jugendgeschichte dieses dennoch groſsen Mannes, (wie ihn Herr B. der Erzähler der Anekdote, nennt) sondern auf seinen ganzen Karakter, und auf die wohlthätigsten seiner Schriften wirft. Was hilft es uns, daſs Rousseau dennoch ein groſser Mann war, wenn er nicht ein guter Mann war? Es kränkte mich um der Menschheit willen, für deren Zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, daſs für die Leute, die nicht an die Tugend glauben, ein Beyspiel weniger in der Welt seyn sollte, welches sie, auch wider ihren Willen, genöthigt hatte, heimlich zu glauben und zu zittern.

Nur die durch Eifersucht vergiftete Liebe hat die Art, alles begierig aufzuraffen, was den Eifersüchtigen in einem Argwohn bestärken kann, dessen Gewiſsheit er doch für sein gröſstes Unglück hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen Entdekkung, und hat doch keine Ruhe in seinen Gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da dieſs hier nicht mein Fall seyn konnte: so fing ich an mich auf allen Seiten nach einem Schimmer von Möglichkeit umzusehen, die That, die nun nicht länger zu läugnen war, auf eine nur einiger Maſsen leidliche Art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas begreiflich zu machen, wie ein Mann wie Rousseau, in seiner Jugend dazu habe gebracht werden können, so eine That zu begehen?

Natürlicher Weise war jetzt mein erster Gedanke, die Anekdote noch einmahl, mit kälterm Blute als es das erste Mahl möglich war, durchzulesen; und da muſste mir denn freylich in die Augen leuchten, daſs der Abscheu, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche Herz des Erzählers beym Anblick einer so auffallend häſslichen Handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsetzlicher Weise, sich in die Erzählung selbst ergossen, und daſs er sie also nicht mit der filosofischen Kälte, welche Lucian mit so vielem Rechte von jedem Geschichtserzähler fordert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beynahe möcht' ich sagen in dem Ton eines Advokaten, der die Sache des beleidigten Mädchens vor Gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen Sie selbst! Hier ist die Erzählung, wie sie in den Efemeriden zu lesen ist, von Wort zu Wort.

„Rousseau entwendete in seinen jüngern Jahren einem vornehmen Manne, in dessen Hause er sich befand und zum Theil erzogen wurde, ein prächtiges mit Gold gesticktes Band. Das Band wurde bald vermiſst. Man faſste Verdacht wider Rousseau; man stellte Untersuchungen an, und war wirklich so weit gekommen, es bey ihm zu entdecken. Man stellte ihn darüber zur Rede; aber er verantwortete sich mit „einer Dreistigkeit, die oft eben so gut die Larve eines sichern Bösewichts als das Geständniſs der ruhigen Unschuld ist." Rousseau schien wegen des wider ihn gehabten Verdachtes ganz befremdet, sagte mit „überzeugender Gelassenheit" aus, er habe das Band von einem Dienstmädchen des Hauses, welches sich Mariane nannte, zum Geschenk erhalten, und bürdete also dieses Laster derjenigen auf, die er liebte, und der er das nehmliche Band zugedacht hatte, „vielleicht um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen; denn eine so lasterhafte Handlung hätte sich sonst unmöglich mit einer tugendhaften Liebe vertragen können." Mariane wurde also des Diebstahls beschuldigt, und Rousseau „konnte so sehr Bösewicht seyn," seine Aussage gegen sie ihr ins Gesicht zu bestätigen. „Das arme unschuldige Mädchen, das vielleicht die edelsten Empfindungen für Rousseau gefühlt hatte, stand da wie vom Blitz gerührt; ihr Gesicht erblaſste, sie zitterte am ganzen Körper; ihre Wehmuth brach in Thränen aus, ihre schluchzende Stimme stammelte einige schwache Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld. 1) Aber das

---

1) Ein rührendes Gemählde! Aber auch alles dieſs ist bey Kreaturen dieser Art oft eben so gut die Wir-

half nichts. Mariane wurde verkannt. Ihres schuldlosen Herzens Äuſserungen von nahmenlosem Erstaunen und Entsetzen wurden für untrügliche Merkmahle eines überführten und strafbaren Gewissens angenommen. Rousseau sah Marianen leiden und schwieg. Die Bosheit siegte und die Unschuld wurde gänzlich zu Boden gedrückt. Das unglückliche Dienstmädchen wurde mit Schimpf und Schande belegt, und sogleich aus dem Hause gejagt. Es hat alsdann niemand mehr erfahren, wo sie hingekommen, noch was aus ihr geworden ist.“

Erlauben Sie mir zuförderst etliche Bemerkungen über diese Erzählung und die Art des Vortrags.

Fürs Erste fällt sogleich in die Augen, daſs die Erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne Beymischung fremder Zusätze, aus der Quelle, nehmlich aus Rousseaus Memoiren selbst, geflossen. Sie ist nicht daraus abgeschrieben; sondern scheint aus einem nicht mehr ganz getreuen Gedächtniſs erzählt, und schon durch mehr als Einen Mund, oder mehr als Eine Feder gegangen

kung der überraschten Schuld als der verschüchterten Unschuld.

zu seyn. Daher die beiden Vielleicht, welche wohl schwerlich in einer reinen und simpeln Geschichtserzählung zu billigen sind, und hier eine desto schlimmere Wirkung thun, da sie offenbar dazu dienen, weichmüthige Leser noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen und wider den jungen Bösewicht Rousseau aufzubringen.

Zweytens, ist nicht aus der Acht zu lassen, daſs wir von Marianens Unschuld keinen andern Beweis haben, als Rousseaus Selbst-Anklage und freywilliges Bekenntniſs. Wäre dieses nicht da, so hätte der Erzähler alle die rührenden Farben und Ausdrücke, womit er das Bild dieses Mädchens und ihres unglücklichen Schicksals ausgemahlt hat, gebrauchen können, und Mariane könnte doch die Diebin gewesen seyn. Ein Französischer Sachwalter, der die Vertheidigung einer schuldigen Mariane, unter den nehmlichen Umständen, übernommen hätte, würde sich eben dieser Farben, eben dieser schönen und herzrührenden Prosopopöie bedient haben, um die Richter zu ihrem Vortheil einzunehmen. Der getreue und ganz unparteyische Geschichtserzähler hätte sich also entweder dieser Farben und Figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens, auch dem sich selbst anklagenden Rousseau gleiche Gunst widerfahren lassen, und uns mit eben so starken und rührenden Bildern das Schreckliche seiner Lage schildern sollen — seine Bangigkeit am Rande des Abgrunds, in welchen er durch eine einzige, leichtsinniger Weise begangene Sünde zu stürzen so nahe war, — den entsetzlichen, vielleicht mit Höllenqualen verbundnen Kampf in seiner Seele, zwischen dem was einem edeln Gemüthe das schrecklichste ist, Furcht vor Schande und Vernichtung seiner ganzen moralisch-bürgerlichen Existenz, und dem natürlichen Abscheu vor dem Gedanken, sich auf Kosten einer armen Unschuldigen zu retten, ja, ein Mädchen das er liebte, zum Schlachtopfer für seine Selbsterhaltung zu machen. Ich meines Orts gestehe, daſs ich mir keinen entsetzlichern Gemüthszustand zu denken weiſs, als denjenigen, worin ein Mensch wie Rousseau zwischen zwey solchen wider einander drückenden Gewichten seyn muſste!

Es war um so billiger, daſs der Erzähler auf diesen gewiſs höchst natürlichen und zur Sache gehörenden Umstand hätte Rücksicht nehmen sollen, — da

Viertens, der arme Rousseau sein eigner Ankläger, d. i. zugleich Kläger und Beklagter, und also alles Schutzes, aller Vertheidigung, welche die Gesetze sonst dem Beklagten angedeihen lassen, beraubt ist; folglich auf unsrer Seite eine Art von Pflicht der Menschlichkeit obwaltet, uns seiner gegen ihn selbst anzunehmen. Ich will jetzt diesen Gedanken nicht so weit treiben, als er sich, wenn es hier nicht bloſs um reine Wahrheit zu thun wäre, treiben lieſse. Indessen können wir uns doch nicht enthalten zu denken, daſs ein Mensch — und (was die Sache noch viel bedenklicher macht) ein Mensch wie Rousseau — ein Mann von so feuriger Einbildungskraft, von so zartem und gleichsam wundem Gefühl, ein so sonderbarer, so paradoxer, dabey so äuſserst hypochondrischer Mann — wenn er sich selbst eines schändlichen und grausamen Verbrechens beschuldigt, mehr als irgend ein andrer eines Sachwalters bedarf, welcher alles geltend mache, was dem sich selbst verlassenden, sich selbst hassenden, und also nichts weniger als unparteyischen Beklagten zum Vorstand gereichen, und seine Schuld wo nicht heben, doch in etwas erleichtern kann.

Aber so sehr hatte sich der Abscheu vor der That selbst und das Mitleiden mit der armen Mariane (an deren Statt ihm seine

Einbildung, wie es scheint, ein gar rührendes Ideal unterschob) so sehr hatte sich dieser doppelte Affekt des Erzählers bemächtigt; daſs er, — anstatt nur einen Ausdruck, nur ein Wort zu Gunsten des armen Rousseau einflieſsen zu lassen, —

Fünftens, sogar den Verdacht in uns erweckt, daſs dieser die schwarze That ohne Kampf mit sich selbst, ohne innerliches Leiden, nicht im Drange der äuſsersten Noth worin sich ein junger Mensch seiner Art sehen kann, sondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer Gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden Umständen mehr teuflisch als stoisch scheinen muſs, zu begehen fähig gewesen sey — wie die Ausdrücke: Rousseau konnte so sehr Bösewicht seyn — Rousseau sah Marianen leiden und schwieg — die Bosheit siegte — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube also, liebster Freund, daſs wir vor allen Dingen das Geschehene (worauf doch alles ankommt) von allen fremden oder wenigstens die Sache gar zu einseitig vorstellenden Ausdrücken und Einschiebseln reinigen müssen; und dann möchte es wohl auch Pflicht, nicht gegen Rousseau wenn Sie wollen, aber gewiſs Pflicht gegen die Menschheit seyn, die wir an ihm so gut beleidigen können, als er sie an Marianen beleidigte — die Erzählung durch Hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psychologisch wahre Vorstellung von der Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann. Sie wird noch immer schwarz genug bleiben, um gerechten Abscheu zu erwecken, wenn ich auch alles gesagt haben werde, was sich, nach meiner Vorstellungsart, nicht sowohl zur Entschuldigung Rousseaus, als zu dem Ende sagen läſst, damit begreiflich werde, — wie Er unter diesen Umständen, ohne darum ein hartherziger Bösewicht, ein Teufel in Menschengestalt, ja, (vielleicht) wie er, ohne darum weniger Rousseau zu seyn, eine solche That habe begehen können.

2.

Sie haben, werther Freund, die Anekdote von Rousseau in den Efemeriden der Menschheit nun selbst gelesen, und Sie geben in einem Tone, worin ich ein wenig Ironie zu spüren glaube, zu erkennen, daſs Sie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde, um meinen Klienten (wie Sie sagen) von dem schwarzen Flecken, den er seiner Ehre durch die Offenbarung der abscheulichen Anekdote zugezogen, weiſs zu waschen.

Nicht weiſs zu waschen, mein Freund! dazu habe ich mich nicht anheischig gemacht! Die Frage soll auch hier nicht seyn, ob Sie oder Ich in dem nehmlichen Falle das nehmliche gethan, oder uns auf eine ehrlichere Weise aus dem Handel gezogen hätten? Vielleicht ja — wiewohl die gute Meinung, die wir von unserm eignen Herzen haben mögen, in Rücksicht auf einen besondern Fall, worin wir uns nie befunden, nichts entscheidet — also vielleicht ja, oder, wenn Sie wollen, nicht vielleicht, ohne daſs wir darum Ursache hätten uns über Rousseau zu erheben. Rousseau war nicht weniger Mensch, als irgend einer von denen, die seine That abscheulich finden. Noch mehr, Rousseau war gewiſs in einem hohen Grade mehr Mensch, das ist, hatte mehr von dem, was (in einem einzigen *Individuo* vereinbart) den edelsten und vollkommensten unsrer Gattung ausmachen würde, als neun und neunzig von hunderten, die über ihn urtheilen.

„Und doch konnte Rousseau — so sehr Bösewicht seyn?“ — Nicht Bösewicht, lieber Freund, — nur so sehr Mensch! — Und ich bitte Sie, ärgern und entsetzen Sie Sich nicht über diesen Ausdruck. Es ist der Ausdruck einer durch die Annalen der Menschheit und die Biografien der besten Menschen (in so fern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestätigten Wahrheit. — „Wer ist so weise, daſs er nicht zuweilen ein Thor sey? Wo ist der Tugendhafte der nicht zuweilen lasterhaft handle?“ sagt einer der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die jemahls gelebt haben. Eine auſs äuſserste gestiegene Leidenschaft kann jeden Menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen Leidenschaft ist, auf einen Augenblick zum Unmenschen machen. Aber ein junger Mensch, der aus Furcht der Schande die Handlung eines Bösewichts begeht, ist darum noch kein Bösewicht. „Dieselbe Kraft, die dieſs Laster hervorgebracht — gebt ihr nur eine andre Richtung, andre Gegenstände, und sie wird Wundertugenden verrichten.“ 2) — Ein wahres und wichtiges Wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter Gebrauch davon gemacht werden!

Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um so viel richtiger in die Lage des jungen Rousseau hinein denken könnten, daſs man uns von seinem eigentlichen Alter, zur Zeit, da sich diese Begebenheit zutrug, etwas bestimmteres gesagt hätte. Denn auch das ist doch wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf Jahre alt war, als er die böse That beging. Mir scheint es vermuthlich, daſs er noch sehr jung, vielleicht noch unter vierzehn gewesen; und der Umstand, daſs er in dem Hause des vornehmen Mannes, wo er sich damahls befand, „zum Theil erzogen wurde,“

---

2) Fysion. Fragmente, II. B. S. 38.

ingleichen die Entwendung eines goldgestickten Bandes um ein Dienstmädchen des Hauses, in welches er verliebt war, damit zu beschenken; ja selbst diese so genannte Liebe zu einem Dienstmädchen im Hause, scheint dieser Vermuthung keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Es braucht eben keines groſsen Aufwandes von Einbildungskraft, um zu begreifen, wie der Instinkt in einem jungen Menschen von diesem Alter sich (ohne daſs er selbst recht wuſste was es war) für ein vielleicht ganz artiges, sanftes, junges Dienstmädchen, mit dem er in Einem Hause lebte, bestimmen konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in Ermanglung genauerer Nachrichten mit dergleichen Vielleichts behelfen müssen) spielte der Instinkt dem guten Mädchen den nehmlichen Streich; eines verführte das andre ohne es zu wollen, ohne zu verstehen was sie fühlten, ohne zu wissen wohin es sie führen konnte. Kurz, der junge Mensch war dem Mädchen gut, und das Mädchen war dem jungen Menschen gut, ohne daſs man nöthig hätte zu vermuthen, daſs Zaubermittel oder besondere Verführungskünste dazu gebraucht worden wären. Der junge Mensch hätte, wie auch dieſs sehr natürlich ist, dem Mädchen gerne was schenken mögen: und weil er so arm als eine Kirchenratte war, und vermuthlich die Begriffe, die er dreyſsig oder vierzig Jahre später in seinem *Discours sur l'inégalité* entwickelte, damahls schon in ihm keimten; so glaubte er, in einem Augenblicke von Leichtsinn, vielleicht nicht sehr unrecht oder nur ein sehr kleines Sündchen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigstens in seinen Augen) reichen Leuten, bey denen er wohnte, ein goldnes Band — dessen Abwesenheit sie schwerlich vermissen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer Schachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen Mädchen zu schenken, bey dem es besser angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, daſs mich jemand beschuldigen werde, ich wolle dem Diebstahle das Wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere Erörterung einer wichtigen moralischen Erscheinung zu thun ist, so wird mir doch wohl erlaubt seyn, zu erinnern: daſs die Entwendung einer Kleinigkeit dieser Art, und überhaupt jede Zueignung einer Sache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne Rücksicht wessen Eigenthum sie sey, — nicht unter diejenigen Verbrechen gehöre, mit denen ein natürlicher Abscheu, ein natürliches Gefühl von Unrecht und Schändlichkeit verbunden ist. Im Gegentheil alle Menschen sind (wie man an den Kindern sieht) von Natur geneigt, die ganze Welt, mit allem was darin ist, für ihr Eigenthum anzusehen. Die Heiligkeit des Unterschieds zwischen Mein und Dein ist ein Gefühl, das erst durch die Associazion entsteht, erst durch die Erziehung in den Menschen gebracht wird; so wie jener Unterschied selbst, ohne die Sankzion positiver Gesetze, nur etwas sehr schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, daſs die Einwohner der Südseeinseln, weil sie noch immer in einer Art von Kindheitsstande und auf einer der ersten Stufen des geselligen Lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller Übelthätigkeit entfernt sie in andern Stücken seyn mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den Diebstahl für ein Verbrechen zu halten, oder die Idee des Unrechts und der Schande damit zu verbinden. Bloſs durch diese Associazion, an welche wir unsre Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen und gewöhnen müssen, und durch den Eindruck, den die Verknüpfung der Vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem Worte Diebstahl und jeder Verletzung der Eigenthumsrechte auf ihre Einbildungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der Otahitischen Gleichgültigkeit gegen diese Rechte abzugewöhnen.

Es ist daher begreiflich, wie sogar Kinder aus den höhern Klassen der Gesellschaft, bey denen dieser Theil der Erziehung zufälliger Weise verabsäumt worden, oder welche nie Gelegenheit gehabt, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche Eindrücke zu bekommen, (ein Fall, der, wenigstens zur Seltenheit, begegnen kann) selbst in dem Alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das Gebot, du sollt nicht stehlen, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein bösartigeres Herz zu haben als andre, sich wenig Bedenken machen werden, in einem Hause wo sie erzogen worden, — und daher gewohnt sind, tausend Dinge, deren Gebrauch ihnen frey steht, als ihr Eigenthum zu betrachten, — etwas eſsbares, oder ein Band, oder eine andre solche Kleinigkeit, sich heimlich zuzueignen, wenn sie groſse Lust dazu haben, und sich einbilden, daſs die Entwendung unentdeckt bleiben werde.

Doch wozu halte ich mich so lange bey diesem Umstande auf? Der junge Rousseau that unstreitig sehr unrecht daran, daſs er das goldgestickte Band entwendete, um sein Mädchen damit zu beschenken: aber das ist es nicht, was die Herzen aller, welche die Anekdote hören oder lesen, gegen ihn empört. Bloſs die Niederträchtigkeit, — sich, da der Verdacht der Entwendung auf ihn fiel, von der Schande und Strafe, die er zu befürchten hatte, durch falsche Anklage des armen unschuldigen Dienstmädchens los zu lügen — die Hartnäckigkeit, bey dieser Lüge im Angesicht des Mädchens zu beharren — die Hartherzigkeit und Grausamkeit, die (wie uns däucht) dazu erfordert wurde, ihn fähig zu machen Marianen — deren Unschuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorsetzlich zum Schlachtopfer für seine eigne Sicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen, und dadurch wahrscheinlicher Weise auf immer unglücklich machen zu sehen, und unbewegt zu bleiben: dieſs ists, was jedes Herz gegen den jungen Menschen aufbringen muſs, was uns mit Abscheu und Grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die That ist freylich von der häſslichsten Art, (und wehe ihm, wenn er sie jemahls in seinem ganzen Leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen wirs wenigstens, ob es uns möglich ist, uns an seine Stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, daſs er, aller Einwendungen unsers Gefühls ungeachtet, noch weit mehr mitleidens- als verdammenswürdig ist.

Es giebt von Zeit zu Zeit unglücklich geborne, die vom Schicksale recht ausdrücklich zu einem immer währenden Leiden an ihrem äuſsern und innern Menschen verurtheilt zu seyn scheinen; Leute, die man versucht ist, für lebendige Beweise des alten Brachmanischen Glaubens anzusehen, und, zu Rechtfertigung der Härte des Schicksals gegen sie, beynahe selbst zu glauben, daſs sie bloſs zur Abbüſsung ihrer in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen wieder in einen menschlichen Leib eingekerkert worden. Von ihrer Geburt an scheinen sich alle Umstände wider ihr Glück verschworen zu haben. Mit einem angebornen edeln Stolz, mit der stärksten Neigung zur Unabhängigkeit, mit der feurigsten Ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum Wohlthun, zur Freygebigkeit, zu einer gewissen Groſsheit in allen Dingen geneigten Seele, kurz, mit dem was unsre Alten ein fürstliches Herz nannten — mit Eigenschaften, die den Sohn eines Königs zieren würden, ihnen aber zu ihrem Unglücke verliehen scheinen — sind sie, von Kindheit an, zu einer Abhängigkeit und Beschränktheit verdammt, die, in dem Maſse, wie ihr Karakter sich entwickelt und erstarkt, zu einer ewigen Quelle von Demüthigungen und Leiden werden. Alle Augenblicke werden ihre innersten Gefühle bald gegen ihr Schicksal, bald gegen einander selbst empört; und ihr Leben ist ein immer währender Streit ihrer edelsten Neigungen mit ihrem Unvermögen, des lebendigsten Selbstgefühls mit einem nicht weniger mächtigen Gefühl für andre, ihres Edelmuths mit ihrer Armuth, ihres Stolzes mit ihrer Dankbarkeit, ihrer unbiegsamen Seele mit der Nachgiebigkeit, die ein Wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner Gnade leben muſs.

Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der das Unglück hat, mit einer solchen innern Anlage, ohne Ältern, ohne Freunde, auſser dem Schooſse seines Vaterlandes, in einem Zustande, wo seine ganze Existenz von fremder Wohlthätigkeit abhängt, in dem Hause eines vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden nicht zur Dienstbarkeit, sondern auf eine liberale Art, zu einer künftigen edeln Bestimmung, auf eine Art, die jede schöne und groſse Neigung in ihm entwickelt, seine Seele mit den erhabensten Ideen und Beyspielen der alten Griechen und Römer erhitzt, kurz, erzogen zu werden wie ein Sohn vom Hause — und sich gleichwohl durch tausend kleine Umstände alle

Augenblicke erinnert zu sehen, daſs dieſs alles nur fremde Wohlthat, nur Almosen ist — daſs es mit jedem Augenblick aufhören kann — daſs der kleinste Zufall, der Tod des Wohlthäters, oder eine Veränderung in seinen Umständen, eine Erkältung seiner Zuneigung gegen ihn, ein Fehltritt der ihn seiner Gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite Welt hinaus in die Klasse der Elenden zu schleudern, die nicht wissen woher sie morgen ihren Hunger stillen sollen! — Welch eine Lage für einen Jüngling von der Art, wie wir ihn vorausgesetzt haben!

Und was müssen die natürlichen Folgen dieser Abhängigkeit seines Schicksals, dieses bänglichen Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung, (denn mit sechzehn Jahren ist man noch kein Stoiker) dieses unaufhörlichen Widerspruchs zwischen seinem Herzen und seinen Umständen seyn!

Man denke nur einen Augenblick an die Kollisionen, die in einer solchen Lage bey tausend Gelegenheiten entstehen müssen! — Gesetzt auch, der Wohlthäter sey ein edler und gut gesinnter Mann, der überhaupt die Hochachtung und Liebe des jungen Menschen eben so sehr verdient als seine Dankbarkeit; am Ende ist er doch ein Mensch wie andre.

Er wird seine Fehler, Ungleichheiten, Launen und Mucken haben; sein Verstand ist vielleicht beschränkter, sein Herz enger als des jungen Menschen: und wenn das auch nicht wäre, so macht schon die Verschiedenheit des Alters und der Umstände, und der groſse entscheidende Umstand, daſs jener der Wohlthäter, dieser der Klient, jener also der agierende, dieser der leidende Theil ist, einen sehr wichtigen Unterschied. Der Fall wird also vielleicht sehr oft kommen, wo die Ehrerbietung und Dankbarkeit, die der junge Mensch seinem Wohlthäter schuldig ist, mit seiner eignen Überzeugung, seinem Gefühl, seinen Neigungen in Zusammenstoſs gerathen wird. Er wird sich zuweilen vergessen, und die Rechte seiner Vernunft, seines Herzens, hitziger und standhafter behaupten, als es jene Pflichten zulassen, oder als es die Ausdehnung zuläſst, die ihnen der Wohlthäter giebt. In solchen Fällen wird man ihn vielleicht durch Vorwürfe zur Gebühr weisen, die für seinen Stolz um so kränkender seyn müssen, da er sich bewuſst ist, daſs sein Herz keiner Undankbarkeit fähig sey. Öftere Kränkungen dieser oder ähnlicher Art werden eine gedoppelte Folge bey dem jungen Menschen haben: sie werden ihn, trotz seines natürlichen Stolzes, oder vielmehr ebendeſswegen, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme Gefühl dessen was es ihm kostet, Verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf Unkosten des empfindlichsten Theils seiner Eigenliebe erwiedern kann, wird ihm endlich die Dankbarkeit zu einer Last machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die Unentbehrlichkeit der Wohlthaten fühlt, die ihm diese Pflicht auflegen. Diese Schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen Freymüthigkeit paſst — dieses demüthigende Gefühl einer Abhängigkeit, die ihn in seinen eignen Augen erniedrigt — die Vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eigenes Herz macht, wenn er die Unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen Geist zu einer Gefälligkeit zu bringen, die er aus Liebe zu seinem Wohlthäter zu haben wünscht, wiewohl der bloſse Gedanke ihn empört, daſs sie als Schuldigkeit gefordert wird: alles dieſs wird eine Art von geheimem Unmuth, und eine Anlage zu Bitterkeit, Menschenscheu und übermäſsiger Empfindlichkeit der Eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner Seele wird sich mehr in sich selbst hinein ziehen, und das Gefühl für andre, das sonst bey edeln Gemüthern in der ersten Jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärker werdenden Selbstgefühl überwogen werden, das in seiner Lage das einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dieſs ist noch nicht alles. Der junge Mensch, von dem hier die Rede ist, bleibt, mit aller seiner herrlichen Anlage, doch allen seinem Alter und Geschlecht eigenen Fehlern unterworfen. Aber in dem Stande von Abhängigkeit, worin er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen. Man fordert mehr, und übersicht weniger. Alles was im Hause ist, bis auf die geringsten vom Gesinde, glaubt sich berechtigt, seine Aufführung zu kontrolieren; und er ist überall (und um so mehr, weil sein Stolz, seine Ungeschmeidigkeit, ihm öfters, auch unverdienter Weise, Feinde machen) von Schalksaugen und Aufpassern umgeben, welche bereit sind, seinen kleinsten Vergehungen einen häſslichen Anstrich zu geben, und ihm durch geheime Anklagen oder laute Beschwerden Verdruſs und Strafe zuzuziehen.

Auch dieser Umstand kann nicht ohne schlimme Folgen für seine Gemüthsart seyn, und sehr leicht zu einer Fertigkeit sich zu verbergen, oder im Nothfalle sich mit Läugnen zu helfen, Anlaſs geben; wie man unter ähnlichen Umständen nur allzu häufig an Kindern wahrnehmen kann, deren angeborne Aufrichtigkeit auf diese Art gleichsam erschreckt wird, den natürlichen Abscheu vor der Unwahrheit verliert, und durch unmerkliche Stufen endlich, zumahl wo es auf

Selbſtvertheidigung ankommt, der entſchloſſenſten Lüge fähig wird. Und dieſs wird bey unſerm jungen Menſchen um ſo gewiſſer der Fall ſeyn, wenn diejenigen von welchen ſeine Erziehung abhängt, vielleicht aus miſsverſtandnem Wohlmeinen, bey einem ſo eigenwilligen, ſtolzen, und der Hand, die ihn biegen will, ſo kräftig widerſtehenden Subjekt, eine Strenge vonnöthen glauben, die, wenn ſie nicht mit der behutſamſten Weisheit gebraucht wird, gerade bey einem ſolchen Subjekt äuſserſt nachtheilig und oft grundverderblich iſt.

Ich bin mit den beſondern Umſtänden von J. J. Rouſſeaus Erziehung und erſter Jugend nicht bekannt genug, um mit Zuverſicht ſagen zu können, daſs Er der junge Menſch ſey, von dem ich hier geſprochen habe. Aber auch das Wenige was ich davon weiſs, mit dem was ſich aus verſchiedenen Briefen, die er in ſeiner Jugend geſchrieben, abnehmen läſst, und mit dem Bilde ſeines Karakters, das allen ſeinen Werken eingeprägt iſt, verglichen, macht es mir ſehr wahrſcheinlich; und ich glaube, daſs wir bey dieſer Erörterung, wo ſich ſelbſt Herr B. in den Efemeriden ein paar Vielleicht erlaubt hat, wenigſtens als Hypotheſe annehmen können, daſs Rouſſeau in dem Hauſe, wo er die häſsliche That begangen, ungefähr in einer solchen Lage gewesen sey.

Dieſs vorausgesetzt, denken wir uns, wo möglich, in sein individuelles Selbst hinein, und stellen uns vor: wie, nachdem die leidige Entwendung des prächtigen goldgestickten Bandes, und die noch fatalere Entdeckung des *corporis delicti* geschehen war, einem jungen Menschen, wie J. J. Rousseau; einem Jünglinge von funfzehn oder sechzehn Jahren, in welchem der Keim von allem dem, was er in der Folge war, schon liegen muſste; — dem sein innrer Genius, wiewohl noch mit dumpfer Stimme, schon sagte was er werden könnte; — der einen angebornen Stolz (ohne den sich kein Kato, kein Epiktet, kein Ximenes, kein Rousseau, kein groſser Mensch, von welcher Art es sey, denken läſst) durch diese Entdeckung der allerschmählichsten Demüthigung ausgesetzt sah; — in einem Augenblicke, — durch eine einzige unbesonnene That, — aber eine That, an welche die eiserne Nothwendigkeit, die Erhaltung und das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft, das was einem edel gebornen Menschen das entsetzlichste ist, Schande, unauslöschliche Schande, geheftet hat; und der in diesem Einen Augenblicke, durch diese einzige Vergehung, sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glück, seine Erwartungen und Hoſſnungen, alles was er ist und noch werden kann, mit Einem Worte, seinen guten Nahmen, seine Ehre, und mit ihr seine ganze bürgerliche und moralische Existenz unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser Klemme, und stellen uns vor, wie einem Jüngling von dieser Art, mit dieser Empfindlichkeit, mit dieser äuſserst wirksamen Einbildungskraft, dabey zu Muthe seyn muſste? ob sich eine grausamere Lage für ihn denken läſst?

Und wenn er nun, im ersten Augenblicke der höchsten Verlegenheit, am Rande des Abgrunds in den er den Augenblick darauf stürzen wird, in einem Momente, wo keine Überlegung, kein Streit der edlern Seele mit der selbstigen, Statt findet — wenn er da hastig nach dem einzigen Rettungsmittel greift, das sich ihm darbeut — läugnet, und — weil er nicht läugnen kann ohne die erste Lüge mit einer zweyten zu unterstützen — eine andre Person des Vergehens beschuldiget, dessen Geständniſs ihm ärger als Tod ist — ist er (ich frage alle denkenden und fühlenden Wesen) ist er darum ein Bösewicht?

Muſs ich mich etwa noch einmahl verwahren, daſs ich durch alles dieſs seine Schuld nicht vernichten, nicht sagen will, daſs er durch einen unwiderstehlichen innern Zwang schlechterdings so habe handeln müssen? — Alles was ich abzwecke, ist bloſs: daſs man sich lebhaft genug in seine Lage hinein denke, und nichts vergesse was seine Schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem Menschen, wenn er — mitten in den Wellen sein Leben auf einem Brete rettend, das nur Eine Person tragen kann — in dieser äuſsersten Noth einen andern, der eben dieſs Bret ergreifen will, mit Gewalt in die See zurück stöſst. Alle Lehrer des Naturrechts erklären es sogar für rechtmäſsig. Soll ich Ihnen nach meinem Herzen sprechen? In meinem Inwendigen ist etwas das allen diesen Herren widerspricht; und ich kann dem Menschen nicht verzeihen, der nicht fähig ist, es darauf ankommen zu lassen, ob dieſs Bret nicht zwey Menschen retten könne? dem sein eignes Leben so wichtig ist, daſs er es nicht an die auch nur vielleicht mögliche Erhaltung eines andern setzen will.

Aber welchem edeln Menschen ist sein guter Nahme nicht lieber als sein Leben? In welchem edeln Menschen ist nicht die Furcht der Schande die heftigste, die unbezwinglichste, die grausamste aller Leidenschaften?

Freylich ist zwischen dem, der das einzige übrige Rettungsmittel seines Lebens gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewisse Folge davon ist daſs dieser letzte umkommen muſs, und zwischen unserm Jüngling, der eine unschuldige Person anklagt um sich selbst der Schande zu entziehen, ein groſser Unterschied. Aber können wir ohne Unbilligkeit vergessen, daſs die Furcht vor dieser Schande eine Leidenschaft bey ihm seyn muſste, die alle andre Gefühle unterdrückte, ihn zu jeder Betrachtung, jeder Überlegung unfähig machte? Oder, wenn er in diesem Zustande ja noch einiger Gedanken fähig war; so halfen diese Gedanken bloſs den Widerstand vernichten, welchen ohne Zweifel die Menschlichkeit in seinem Herzen gegen die Entschlieſsung that, die er in der äuſsersten Verzweiflung genommen hatte. Wenigstens war es sehr natürlich, (zumahl in Rücksicht dessen was ich vorhin von den vermuthlichen Wirkungen seiner Umstände auf seine Sinnesart gesagt habe) daſs er ein unendlich stärkeres Gefühl von der Wichtigkeit der Erhaltung seiner eignen Ehre — von welcher, in seiner Lage, seine ganze Existenz abhing — haben muſste, als von der Wichtigkeit der Ehre des Dienstmädchens. Ein Flecken dieser Art konnte von der letztern abgewaschen werden; bey ihm war er unauslöschlich.

Im Grunde betraf die Mauserey, deren er sie beschuldigte, eine Kleinigkeit. So kostbar das goldgestickte Band seyn mochte, so war es am Ende doch nur ein goldgesticktes Band. Das Mädchen stand vermuthlich bisher in gutem Ruf; dieſs war das erste Mahl daſs sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen daſs man Ihr verzeihen würde, was man Ihm nicht verziehen haben würde. Und wenn er auch Verzeihung hätte hoffen können: wer sieht nicht, daſs es einem jungen Menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem Bewuſstseyn daſs man ihm eine solche Handlung zu verzeihen gehabt habe — mit der täglichen Furcht, bey der kleinsten Gelegenheit, wo er sich das Miſsvergnügen des Wohlthäters zugezogen hätte, Vorwürfe deſswegen hören zu müssen — mit dem Gefühl, wie sehr ihn das bloſse Mitwissen des ganzen Hauses in allen Augen erniedrigen muſste — wer sieht nicht, sage ich, daſs es ihm unmöglich seyn muſste, unter solchen Umständen länger in des vornehmen Mannes Hause zu bleiben?

Freylich alles dieſs fand auch bey dem Dienstmädchen Statt; aber doch gewiſs, der mächtige Unterschied zwischen einem Jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen Dienstmädchen machte auch hier einen groſsen

Unterschied. Ich weiſs wohl, daſs dieser Unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen Richter in keine Betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem filosofischen Richtstuhl soll und muſs er in Betrachtung kommen. Ich sagte mit Bedacht einem alltäglichen Dienstmädchen; denn allerdings hätte das Mädchen, möglicher Weise, eine Pamela seyn können; und das hätte freylich ganz andre Verhältnisse gegeben. Aber dann wäre wahrscheinlich auch der Erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müſsten eine sehr schlimme Meinung von dem Verstand und Karakter des vornehmen Mannes, in dessen Hause die Scene dieser Geschichte lag, haben, oder er würde solchen Falls die Unschuld des Mädchens entdeckt, und Rousseau in dem unrechtmäſsigen Mittel, wodurch er sich zu retten hoffte, sein Verderben gefunden haben.

Doch, wie wenn der vornehme Mann sich in dieser Sache wirklich einer unverzeihlichen Übereilung schuldig gemacht, und das Mädchen wirklich eine Art von Pamela gewesen wäre?

Mich dünkt, mein Freund, ich sehe Sie sehr geneigt, Sich diese Mariane unter einem Ideale zu denken, das Ihrem Herzen nicht erlaubt ganz unparteyisch zu seyn.

Das rührende Gemählde, das Herr B. in den Efemeriden von ihr macht, hat Ihre Einbildungskraft bestochen; und wer steht mir dafür, daſs nicht sogar der sanfte liebliche Nahme Mariane, mit dem, so bald man ihn hört, so viele schöne Eindrücke von zwanzig poetischen und romantischen Marianen (die neueste Mariane im Siegwart nicht zu vergessen) in der Seele anklingen, nicht mehr als Sie selbst glauben dazu beyträgt, Sie zu Gunsten dieses Dienstmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daſs Sie nicht halb so viel für sie empfinden würden, wenn sie Ursel, oder Margot, oder Kunigunde geheiſsen hätte! — Allein (ernsthaft zu bleiben) wir müssen uns in einem Falle wie dieser vor unsrer eignen Gutherzigkeit in Acht nehmen; und dem Interesse, das uns die leidende Unschuld einflöſst, darf, wo es um unparteyische Gerechtigkeit zu thun ist, kein Einfluſs gestattet werden. Wir wissen nichts authentisches von der Person dieser Mariane, als daſs sie ein Dienstmädchen im Hause war. Selbst der Umstand, daſs der junge Rousseau eine Neigung auf sie geworfen hatte, beweist kaum, daſs sie ein hübsches Mädchen war. — „Aber sie war unschuldig." — Unschuldig an dem Diebstahle, dessen Rousseau sie beschuldigte; dieſs ist gewiſs, da er selbst es sagt: — aber so unschuldig konnte die gemeinste Stallmagd auch seyn; und dieſs ist noch kein Grund, sie für etwas mehr zu halten.

Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht so von aller Menschlichkeit entblöſst, daſs ich ein armes niedriges Dienstmädchen, deſswegen weil sie arm, oder niedrig, oder ein Dienstmädchen ist, für ein *corpus vile* halten sollte, an welchem man sich nicht versündigen, oder nur *peccatilla* begehen könne. Es giebt einen innern Adel, der sich wohl zuweilen auch bey einem armen niedrigen Dienstmädchen findet; einen Adel, der sie zwar nicht stiftsmäſsig, aber auf der Wage des Heiligthums wichtiger macht als manche Königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten Grund von der besagten Mariane so groſs zu denken; und was ich hier sagen will, ist bloſs: daſs diese Mariane, weil sie ein menschliches Geschöpf, ein Mädchen, und an dem Banddiebstahl unschuldig war, darum noch kein sehr vorzügliches, sehr liebenswürdiges und vortreffliches Mädchen seyn muſste — und, daſs die Beschaffenheit der Personen, an denen eine Sünde begangen wird, in der Sünde selbst einigen Unterschied macht. Denn das stoische „alle Sünden sind gleich“ ist ein Paradoxon, das auf willkührlichen Abstrakzionen beruht, und in der Natur und Wahrheit ungegründet ist.

Ich will gern zugeben, daſs, wenn wir alle Umstände wüſsten, und das Mädchen, von dem die Rede ist, genau kennten, Rousseaus Sünde vielleicht ungleich schwerer befunden würde, als jetzt, da wir so wenig wissen. Aber diese bloſse Möglichkeit berechtigt uns nicht, sie zum Nachtheil des armen Rousseau durch einen Dichterkunstgriff in Wirklichkeit zu verwandeln. Kurz, wir haben keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daſs Mariane N. N. etwas mehr gewesen sey als ein gewöhnliches Dienstmädchen, wie es deren bey Hunderttausenden giebt; aber wir wissen, daſs in dem jungen Rousseau schon damahls der Embryo von einem so herrlichen Menschen lag, als unter zehnmahl Hunderttausenden kaum Einer gefunden wird; und dieſs macht, nach meinem Gefühl, einen Unterschied. Ich gestehe Ihnen, daſs ich — vermöge einer Denkart, die ich für sehr menschenfreundlich halte — zwanzig solche Dienstmädchen im Nothfall darum gäbe, einen einzigen Rousseau zu erhalten; und daſs ichs also dem Rousseau selbst um so eher verzeihen kann, wenn er, in einer der verzweifeltsten Lagen, worin sich ein junger Mensch seiner Art nur immer denken läſst, den Werth seiner eignen Erhaltung so stark fühlte, daſs dieſs Gefühl selbst das Gefühl der Ungerechtigkeit des Mittels überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich; denn ich bin gewiſs, die innere Qual die er dabey ausstand, war unsäglich, wiewohl seine Furcht vor der Schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das Bewuſstseyn, seine Existenz durch eine Übelthat, vielleicht (wiewohl wider seine Absicht) mit dem gänzlichen Verderben eines armen unschuldigen Geschöpfes, erhalten zu haben, war hinlänglich, die Ruhe seines ganzen Lebens zu vergiften. Ich beklage ihn — und muſs ihm verzeihen, was ich — mir selbst, was ich vielleicht zehn tausend andern nicht verzeihen könnte.

Aber, habe ich, mit allem was ich bisher als sein Fürsprecher vorgebracht, erhalten, daſs auch Sie, mein Freund, von der Strenge Ihres Urtheils nachlassen, daſs auch Sie ihm verzeihen? daſs auch Sie finden, daſs er bey Begehung der traurigen That kein Bösewicht, sondern nur der individuelle Mensch J. J. Rousseau war?

Ich sehe Sie (däucht mich) verlegen — aber — „Nein, hör' ich Sie ausrufen — es ist unmöglich ihn zu entschuldigen! Man entschuldigt wohl zuweilen sogar einen Mörder — (und war nicht Rousseau hier ein Mörder? ermordete er nicht die Ehre des armen Mädchens, an der ihr ganzes Glück hing?) —

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND.C.M. FN. 13008/018

Aber wenn zu einer an sich selbst schon verdammenswürdigen Handlung noch ganz besonders hassenswürdige Umstände, wie zum Beyspiel Undankbarkeit, Grausamkeit, kaltblütige, fühllose Grausamkeit, hinzu kommen: so wird die That ganz abscheulich; die Menschheit empört sich gleich heftig wider den Thäter und die That. Und war dieſs nicht (fahren Sie fort) der Fall des jungen Menschen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt — und konnte das unschuldige Mädchen, das er liebte, eines Diebstahls anklagen, den er selbst begangen hatte? Er konnte ihr in die Augen sehen, konnte ihr Leiden, ihre Thränen sehen, und unbeweglich auf seiner Aussage bleiben? Konnte sehen, wie sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause ins Elend gejagt wurde, und schweigen? — Wenn derjenige, der dieſs kann, kein Unmensch ist —“

Verzeihen Sie, mein Freund, daſs ich Ihnen ins Wort falle! Lassen Sie uns das Faktum, das Wenige was wir davon wissen, gereinigt von Einschiebseln und Vermuthungen, die der Erzähler um die Sache rührender zu machen hinzu gethan, unparteyisch erwägen! Vielleicht findet sichs, daſs es bloſs unsre Einbildung ist, die diese Umstände hinzu dichtet, welche (wie Sie sagen) das

Verbrechen so äuſserst grauſam, und den Thäter ſo haſſenswürdig machen.

„Er liebte Marianen, und wurde vielleicht aufs zärtlichſte von ihr wieder geliebt.“ — Ich brauche nicht zu wiederhohlen, daſs ich eine Vermuthung, die zu nichts dient, als einen deſto ſchwärzern Schatten auf Rouſſeau zu werfen, nicht gelten laſſen kann. Daſs er ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, ſcheint ſich auf ſein eignes Bekenntniſs zu gründen, und kann alſo nicht geläugnet werden. Wenn man dieſe Art von Zuneigung, die unter jungen Leuten verſchiednen Geſchlechts ſo gewöhnlich iſt, und in dieſem Alter eben ſo leicht auf dieſen als jenen Gegenſtand fallen kann, je nachdem ſie durch die Umſtände geleitet wird — wenn man, ſage ich, dieſs Liebe nennen will, ſo muſs ichs leiden; und alles was ich dabey erinnern möchte, iſt — daſs Herr Adelung, indem er von dem alten Worte Minne in ſeinem Wörterbuche ſagt: der Miſsbrauch den man davon gemacht, habe verurſacht, daſs es mit allen ſeinen Ableitungen nach und nach verächtlich geworden, und endlich gar veraltet ſey, — groſses Recht hat hinzu zu ſetzen: daſs ein ähnliches Schickſal unſerm Worte Liebe bevorzuſtehen ſcheine. Wenn es alſo Liebe heiſsen ſoll, was der junge Rouſſeau (man vergesse nicht daſs er ein Knabe von funfzehn oder sechzehn Jahren war) für das Dienstmädchen Mariane fühlte, so war es wenigstens (wie Herr B. sehr wohl anmerkt) keine tugendhafte Liebe; wiewohl ich darum nicht gleich so weit gehen möchte zu vermuthen, daſs Rousseau das goldgestickte Band dem Mädchen Anfangs zugedacht habe, „vermuthlich um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen.“ — So arg wars doch wohl vermuthlich nicht! Denn eine Liebe, die nicht rein und edel genug ist, um den Nahmen einer tugendhaften zu verdienen, ist darum noch nicht lasterhaft. Kurz, diese Liebe war die Liebe eines jungen Menschen zu einem — Dienstmädchen im Hause; dieſs ist alles was sich davon sagen läſst, und ein Wörtchen mehr würde zu viel seyn.

Es läſst sich also von diesem Umstande keine Folgerung, um Rousseaus Verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Daſs das Mädchen „vielleicht die edelsten Empfindungen für ihn gefühlt,“ wird ohne allen Grund vorgegeben; und was Er für das Mädchen fühlte, war doch wohl nur Liebe in dem Sinne, wie dieſs Wort im sechs und zwanzigsten Buche der Deutschen Übersetzung von Hallers Fysiologie gebraucht wird. Wäre es eigentliche Liebe, Liebe in der einzigen Bedeutung, welcher dieses schöne Wort geheiligt seyn sollte, gewesen: so hätte ihm auch nur der bloſse Gedanke sie anzuklagen nie zu Sinne kommen können; er würde, sogar wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, lieber jede Todesart erlitten, eher sich selbst des Diebstahls angeklagt, als sie verrathen haben.

„Aber so war es doch abscheulich, daſs er fähig war, seine Aussage ihr ins Gesicht zu bestätigen — noch abscheulicher, daſs er sie leiden sah und schweigen konnte. Wenn sie ihm auch ganz gleichgültig, wenn sie das geringste aller menschlichen Wesen gewesen wäre — genug, er wuſste daſs sie unschuldig war. Und da er nun die unglücklichen Folgen seiner Anklage (die er in der ersten Bestürzung vielleicht nicht vorher gesehen hatte) mit Augen sah: hätten nicht ihre Thränen seine Seele schmelzen, hätte ihn ihr Leiden nicht rühren, ihre schimpfliche Verstoſsung nicht überwältigen sollen, lieber sich selbst aufzuopfern, als die Wahrheit länger zu verhehlen?“

Lassen Sie uns vergessen, mein Freund, was Sie oder ich in einem solchen Falle gethan hätten! Rousseaus Unglück war, daſs der Banddiebstahl entdeckt wurde, und sein Verbrechen, daſs er, um sich selbst von der Schande zu retten, das unschuldige Dienstmädchen anklagte. Dieſs Verbrechen ist, selbst bey allem was ich zum Behuf des Verbrechers angeführt habe, häſslich genug. Aber daſs er, nachdem ers einmahl begangen, fest bey seiner Aussage beharrte, sagt uns weiter nichts, als daſs es ihm nun moralisch unmöglich war, dadurch daſs er sich selbst Lügen strafte, seine Schande und Züchtigung zu verdoppeln. Die Furcht vor der Schande treibt ihn (in der Verzweiflung sich auf eine andre Art helfen zu können) zu einem falschen Zeugniſs; eben diese Furcht (die stärkste Leidenschaft, deren er nach seinem individuellen Karakter fähig ist) wirkt nun natürlicher Weise fort, aber wirkt mit immer wachsender Stärke, in dem Maſse wie die Umstände seine Schande vergröſsern würden, wenn er sich selbst verriethe. Stärke des Geistes war das, womit ihn die Natur am reichlichsten begabt hatte. Was Wunder, daſs er, in einer so dringenden Noth, alle seine Stärke zusammen nimmt, um sich selbst nicht zu verlassen? Was für Ursache haben wir uns einzubilden, daſs es ihm nichts gekostet habe? daſs er nicht beym Anblick des unschuldig leidenden Schlachtopfers unaussprechliche Qual in seiner Seele ausgestanden? — Wir haben keine, dieſs nicht zu glauben; denn daſs er dem ungeachtet fest bey seiner Aussage beharrte, beweiset nur, daſs diese Qual mit aller ihrer Heftigkeit nicht fähig war, seine stärkste Leidenschaft zu überwältigen.

Sagen Sie mir nicht, wir haben auch keine Ursache zu glauben, daſs ihm Marianens Leiden so viel gekostet habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unläugbare: Rousseau war ein Mensch; war in einem Alter, wo sichs sogar von demjenigen, der in der Folgezeit der entschlossenste Bösewicht wird, nicht denken läſst, daſs sein Herz schon verhärtet sey. Oder, wofern ja zuweilen solche Ungeheuer geboren werden, denen es, von Kindheit an, an allem natürlichen Gefühl für andre gebricht: so war doch Rousseau wahrlich keines von diesen Ungeheuern. Daſs ein in der Bosheit grau gewordener Straſsenräuber und Mörder bey dem Leiden der Unglücklichen, die er aufopfert, gleichgültig seyn kann, beweist nicht, daſs es der junge Rousseau auch seyn konnte; so wenig als sein Beharren auf seiner Aussage beweist, daſs er es war. Wer in sein Inwendiges hätte schauen können, würde aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden haben, daſs er bejammernswürdiger war, als das unglückliche Dienstmädchen selbst, die in ihrem Leiden doch den unverlierbaren Trost der Unschuld hatte.

Ich weiſs nur zu wohl, mein Freund, wie leicht der groſse Hauſe daher fährt, um über die Sittlichkeit der Handlungen ihrer Nebenmenschen abzusprechen, und wie wenig Bedenken die meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige, unüberlegte Urtheile dieser Art Schaden zu thun. Wir aber nicht also! — Ich erinnere dieſs nicht gegen den mir unbekannten Erzähler der Anekdote: denn dieser hat offenbar die redlichste Absicht; und der Abscheu, womit diese Anekdote jeden fühlenden Leser beym ersten Anblick erfüllen muſs, entschuldigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu sehr gegen den unglücklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende Beyspiel würde einen über alle Maſsen wichtigen moralischen Nutzen stiften, wenn auch nur einige dadurch veranlaſst würden, der ausnehmenden Schwierigkeit, eine individuelle sittliche Handlung richtig zu beurtheilen, schärfer nachzudenken, und von der tiefen Weisheit des christlichen „richtet nicht" sich besser zu überzeugen. Werfe den zweyten Stein auf den Unglücklichen wer da will! Und werfe wer Lust hat auch den dritten auf mich — der, in diesem Farisäischen Zeitalter, den Muth hat sich seiner anzunehmen, und den Edeln und Starken, den Mann, dem die billige Nachwelt einen Platz unter den Heroen unsers Jahrhunderts gewiſs nicht versagen wird, wegen eines Verbrechens, dessen ein schwächerer, kleinerer Mensch nicht fähig gewesen wäre, mehr beklagens - als hassenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen Seelen, die es ertragen können, *unter* die werthlosesten *Anthropomorfa*, die auf ihre bürgerliche Unbescholtenheit trotzen dürfen, sich gedemüthigt zu sehen; mit einem weniger scharfen Gefühl für Ehre und Schande, mit weniger Stärke und Ausdaurungskraft, würde *Rousseau* dieſs Verbrechen *nicht begangen haben* — aber auch *nicht Rousseau gewesen seyn*.

Das Buch der Schicksale ist vor uns verschlossen, mein Freund: und würde auch zuweilen einem Sterblichen ein Blick in seine geheimniſsvollen Blätter erlaubt; so würde er sich wohl hüten, ihre unaussprechlichen Worte durch *profanes Ausschwatzen* zu entheiligen.

Also nur noch Eins, mein Bester! — Auch der Umstand, daſs, nachdem die arme *Mariane* aus dem Hause des *vornehmen Mannes* gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo sie hingekommen noch was aus ihr geworden,“ ist (allem Ansehn nach) in der Absicht angeführt worden, wo nicht

Rousseaus Schuld zu vergröſsern, doch gewiſs sein Verbrechen um so viel schwärzer zu machen.

Aber gesetzt auch, diese tiefe Nacht, die von nun an auf Marianens Schicksal lag, bedecke das Ärgste — das arme verstoſsene Mädchen sey hülflos umgekommen, oder habe sich selbst ein Leid angethan, oder sey (was noch ärger wäre) aus Noth und Elend unter die Unglücklichen gerathen, deren eigentliche Benennung die keuschen Ohren so mancher Lukrezien, an denen sonst nichts keusch ist, beleidiget, und deren Anblick auch die reinsten und sanftesten Seelen ihres Geschlechts zu einem das Mitleiden überwiegenden Abscheu nöthiget — und, wenn noch was schlimmers als dieſs seyn kann, gesetzt, auch dieſs sey Marianen widerfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen Rousseau dafür zur Verantwortung zu ziehen?

So wie zwey Menschen, indem sie das nehmliche thun, eine sehr verschiedene Handlung begehen können; so hängt oft auch an dem nehmlichen Faden Glück oder Unglück. Da man von Marianens Schicksal nichts weiter erfahren hat, und also weder Böses noch Gutes davon weiſs: bleibt es nicht eben so wohl möglich, daſs es glücklich war, und daſs gerade diese unverschuldete Verstoſsung ihr, gegen alles Vermuthen und Hoffen, den Weg dazu bahnte? Wär' es etwa das erste Mahl, daſs die Vorsehung, durch eine ganz natürliche Verbindung von Mittelursachen, wieder gut gemacht hätte, was menschliche Leidenschaften und Verirrungen schlimm gemacht? Und gesetzt nun, Rousseau hätte auf solche Weise, wider Wissen und Hoffen, die erste Veranlassung zu Marianens Glücke gegeben: würden wirs ihm zum Verdienst anrechnen? Warum soll er also die unglücklichen Zufälle, die ihr vielleicht begegnet seyn mögen, zu verantworten haben? War ihre schimpfliche Verstoſsung aus dem Hause des vornehmen Mannes etwann eine nothwendige, vorher gesehene, oder abgezweckte Folge seiner Anklage? Ist es nicht im Gegentheil sehr vermuthlich, daſs Rousseau sich eingebildet haben mochte, die angebliche Entwendung des goldgestickten Bandes werde ihr um so eher verziehen werden, da sie, allem Ansehen nach, bisher immer ein gutes, unbescholtenes Mädchen gewesen war? Wenn jemand die vielleicht unglücklichen Folgen ihrer Verstoſsung vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit zu verantworten hätte, so wäre es (däucht mich) der vornehme Mann selbst, der so streng und hartherzig war, ein armes Geschöpf, das sich immer wohl aufgeführt hatte, und jetzt zum ersten Mahle der Entwendung einer solchen Kleinigkeit nicht einmahl überwiesen, sondern bloſs beschuldiget wurde, ohne alles Mitleiden, und selbst wider alles Recht, (denn das Zeugniſs des einzigen jungen Menschen machte doch keinen genugsamen Beweis wider sie) mit Schimpf und Schande ins Elend zu jagen. Soll hierbey ja etwas auf Rousseaus Rechnung kommen, so ist es wahrlich an dem, was die nächste, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, Folge seiner That war, mehr als genug: aber ihm auch noch die zufälligen, von der Dazwischenkunft andrer Ursachen, von einem Zusammenhange der Dinge, in welchem wir alle nur blinde Werkzeuge sind, und (was nicht zu vergessen ist) auch von Marianens eigner Aufführung abhangenden, entfernten Folgen zur Last zu legen, wäre wider alle Billigkeit, und wider alle gesunde Begriffe von der moralischen Zurechnung.

Ich überlasse es nun, mein Freund, dem Urtheile Ihres Verstandes und Herzens, ob und wie fern ich das, wozu ich mich anheischig gemacht, geleistet habe. Aber eh' ich Sie ganz entlasse, muſs ich Ihnen noch einen Zweifel von der erheblichsten Art bekannt machen, der mir dieser Tage gegen die Wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die Rede war, mitgetheilt worden ist.

Der Erzähler der Anekdote sagt: „Diese Begebenheit ward ihm (dem Rousseau) durch sein ganzes übriges Leben zu einer beständigen Folter; alle Freuden der Jugend die er genoſs wurden ihm verbittert, so oft ihn ein allzu getreues Gedächtniſs an das arme schuldlose Mädchen erinnerte, das er vielleicht ganz zu Grunde gerichtet; überall wo er nur hinblickte, schwebte ihm das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen."

Ist dieſs Wahrheit? — Nun, so sagen Sie mir, was wir von der folgenden Anekdote halten sollen, welche gleichwohl der Herausgeber des Christlichen Magazins würdig gefunden hat, sie aus einem Briefe eines ungenannten Freundes von Rousseau, worin die Umstände seines Todes erzählt werden, in das erste Stück des zweyten Bandes seiner Sammlung einzurücken.

„Welch ein Glück (läſst der Verfasser des Briefes den sterbenden Rousseau zu seiner Ehegattin sagen) welch ein Glück, meine Beste, zu sterben, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat! — Ewiges

Wesen, diese Seele, die ich dir nun wieder gebe, ist in diesem Augenblick eben so rein, als da sie aus deinem Schooſse kam.“

Merken Sie, mein Freund, daſs dieſs aus einer Geschichte der wahren Umstände von Rousseaus Tode genommen ist, die der Verfasser derselben den Herausgebern des Journal de Paris zusandte, um solche bekannt zu machen; wiewohl diese Bedenken trugen, sie einrücken zu lassen.

Der soll mir der groſse Apollo seyn, der diese zwey angeblichen Thatsachen als wahr zusammen denken kann! — Wie? dem Manne, dem überall wo er nur hinblickte, das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen schwebte, sollte sein allzu getreues Gedächtniſs nun auf einmahl so untreu geworden seyn, daſs er fähig wäre, dem ewigen Wesen in dem letzten feierlichsten Augenblicke seines Lebens ins Angesicht zu sagen: Ich gebe dir meine Seele so rein wieder zurück, wie ich sie von dir empfangen habe?

Wenn beide Anekdoten wahr sind, so sind nur zwey Fälle möglich, worin Rousseau das ewige Wesen so zu apostrofieren fähig seyn konnte: entweder, er war in diesem Augenblicke schon aller Besinnung beraubt, und sprach im Wahnwitz — und daſs dieſs der Fall nicht seyn konnte, beweiset der ganze Zusammenhang der Erzählung (Seite 194, 195, 196 *l. c.*) augenscheinlich — oder Rousseau, der liebenswürdige Enthusiast für Wahrheit und Tugend, war der schändlichste Heuchler und der entschlossenste Atheist, den die Erde jemahls getragen hat.

O ihr Anekdotenkrämer! welch ein schweres Gericht würde über euch ergehen, wenn ein Tag käme, wo die so oft von euch gemiſshandelte, verunstaltete, und zur Lüge gemachte Wahrheit auftreten, und um Rache wider euch schreyen würde! Wann werdet ihr, von so häufigen täglichen Erfahrungen gewarnt, endlich einmahl Behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beiden Erzählungen, die uns beide für Wahrheit gegeben werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung unverhohlen sagen, mein Freund? — Keine von beiden!

Der sterbende Rousseau hat die vorgebliche prahlerhafte Apostrofe an das ewige Wesen nicht gesagt! kann sie nicht gesagt haben! Kein Mensch, kein Tugendhafter, kein Heiliger kann das zu seinem Schöpfer sagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat seine Seele so rein zurück gegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemahls einen ganz reinen Menschen gegeben hätte, so würde Der so was nicht sagen. Der reinste Mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — Und dieſs ist wahre Reinheit!

Aber es ist eben so wenig wahr, „daſs die Begebenheit mit dem Dienstmädchen Mariane dem Rousseau sein ganzes Leben durch zur beständigen Folter geworden; daſs ihm überall wo er hingeblickt das Bild der unglücklichen Mariane vorgeschwebt.“ — Das sind rednerische sentimentalische Vergröſserungen! Das hat der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtungen ist, gewiſs nicht in Rousseaus Memoiren gelesen! Denn wenn ihm die geheime Geschichte des menschlichen Herzens so wichtig ist: so wird er wahrscheinlicher Weise auch in der natürlichen Geschichte der menschlichen Seele so unerfahren nicht seyn, daſs er nicht alles wissen sollte, was vermöge der menschlichen Natur möglich ist oder nicht. So gefühlvoll wir uns auch einen Rousseau denken müssen, so lebhaft und energisch seine Einbildung war, so war er doch — kein schwacher Mensch: seine Seele hatte inneres Leben und Kräfte genug, um eine Wunde wieder zuzuheilen, die sie in der ersten Jugend empfangen hatte, wie tief sie auch seyn mochte. Eine Narbe muſste wohl zurück bleiben; und dieſs war mehr als genug, ihm, so oft er sich dieser Begebenheit erinnerte, das Bewuſstseyn seiner selbst zu verbittern: aber so weit als es Herr B. treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre alles was man sagen könnte, wenn Rousseau das unschuldige Mädchen erst durch eine Reihe betrügerischer Kunstgriffe verführt, und dann, um seine Schande zu verbergen, ermordet hätte. — Er hatte sie, in einem Alter, wo er kaum mehr als ein Knabe war, fälschlich der Entwendung eines goldgestickten Bandes beschuldiget, und sie war deſswegen aus dem Hause, wo sie diente, gejagt worden. Dieſs war sein ganzes Verbrechen; und er muſste sich bewuſst seyn, daſs er es nicht aus muthwilliger Bosheit, sondern im Drang der Noth, und in einer Leidenschaft, die ihm die Augen vor den Folgen seiner Lüge verschloſs, begangen hatte. Das nachmahlige Schicksal des Mädchens war unbekannt. Einige Jahre lang konnte sein innerer Schmerz durch diesen Umstand geschärft werden. Aber natürlicher Weise mufsten alle diese Bilder, durch die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit so vieler nachfolgenden Scenen seines Lebens, durch den vieljährigen Aufenthalt in Paris, durch die innere Stärke und immer angestrengte Wirksamkeit seines Geistes, binnen dreyfsig, vierzig und mehr Jahren nach und nach sehr viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlieren: und, da es überdiefs eben so möglich war, dafs Mariane nicht unglücklich durch diesen Zufall geworden; so war es vermöge der Natur der Seele unmöglich, dafs ein blofses Vielleicht nach so vielen Jahren eine Wirkung auf ihn hätte thun sollen, die das Ärgste ist, was er hätte leiden können, wenn er der vorsetzliche muthwillige Mörder oder Zerstörer eines schuldlosen Geschöpfes gewesen wäre.

Vergeben Sie mir, dafs ich Sie so lange bey etwas aufgehalten habe, das kaum so vieler Aufmerksamkeit werth war. Wer weifs nicht, dafs gerade um defswillen beynahe keine einzige Begebenheit in der Welt rein erzählt wird, weil, in der sehr natürlichen Absicht, die Zuhörer desto besser zu unterhalten und die Sache desto rührender zu machen, jeder Erzähler (auch ohne sich dessen als einer ausdrücklichen Absicht bewuſst zu seyn) die Backen voller nimmt, immer desto mehr von dem Seinigen hinzu thut, je mehr die Sache seine eigne Einbildung erhitzt, — mit Einem Worte, unvermerkt zum Dichter wird? Möchten die guten Leute nur auch so billig seyn, und sich nicht der Erlaubniſs *quidlibet audendi*, die Horaz den Dichtern giebt, anmaſsen wollen; oder wenigstens nur die Bedingung nicht vergessen, wodurch er diese Freyheit in die Grenzen der Natur und Wahrheitsähnlichkeit einschlieſst!

Als ich Ihnen vorhin sagte: Rousseau könne dem lieben Gott das Farisäische Kompliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein so genannter Freund (einer von den dienstfertigen Freunden, deren Unverstand oft mehr schadet, als aller böse Wille eines Feindes) noch in seiner letzten Stunde Ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, daſs in der *Relation des derniers jours de Mr. J. J. Rousseau et des circonstances de sa mort*, welche Herr Le Begue de Presle, Doktor der Arzneywissenschaft von der Fakultät zu Paris, im abgewichnen Jahre zu Neufchatel drucken lassen, eine Stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrücklich auf jene Ausstreuung, und ähnliche, womit das Publikum hintergangen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues Gewicht giebt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswürdig. Alles was uns Herr Le Begue von den letzten Tagen des edeln und in seinem Leben so sehr gemiſskannten und gemiſshandelten Mannes sagt, scheint aus den lautersten Quellen geflossen zu seyn; und selbst die Kürze seiner Nachricht von Rousseaus letzter Stunde leistet die Gewähr für seine Glaubwürdigkeit. „Madam Rousseau, (sagt er) die in dieser Stunde ganz allein bey dem Sterbenden war, war viel zu unruhig und betrübt, um die eignen Worte und Ausdrücke der moralischen oder religiösen Gesinnungen, die ihr Mann noch äuſserte, zu behalten.“ (Von ihr kommt also die emfatische Anrede an den Ewigen nicht her, die er in dieser letzten Stunde noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie denn gehört haben, da sie, die doch allein bey ihm war, nichts davon gehört hatte?) „Ich bin, setzt der Doktor le Begue hinzu, durch die genauesten Erkundigungen, die ich noch an seinem Todestage und an den nächst folgenden eingezogen, gewiſs worden, daſs Rousseau in seinen letzten Augenblicken weder Prahlerey (*Ostentation*) noch Schwachheit von sich blicken lassen. Alles was er äuſserte, war Zuneigung zu seiner Ehegattin, Vertrauen zu Herrn Gerardin, (dem Grafen von Gerardin, auf dessen Gute Ermenonville er starb) und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes.“

Ich brauche Ihnen nun weiter nichts hierüber zu sagen, als daſs Herr Le Begue de Presle ein Mann von bekanntem Ansehen und von solchen Eigenschaften des Geistes und Herzens ist, die keinen Zweifel zulassen, ob das wahr sey, was er für historische Wahrheit giebt; und daſs seine Nachrichten, noch zu allem Überfluſs, von Herrn J. H. de Magellans, einem gelehrten Portugiesischen Edelmann, in einem denselben beygefügten sehr interessanten Anhange bekräftiget werden.

NACHTRAG

ZU DEN VORSTEHENDEN BRIEFEN

ÜBER

EINE ANEKDOTE J. J. ROUSSEAUS.

1782.

Diese Apologie für J. J. Rousseau — in so fern durch die im ersten Stücke der Efemeriden der Menschheit von 1780 publicierte Anekdote, und die Art wie ein gewisser Herr B. sie erzählte, (meiner Überzeugung nach) dem Andenken dieses grofsen Mannes ein Unrecht zugefügt worden war, das auf die menschliche Natur selbst zurück fiel, — war beynahe zwey Jahre geschrieben und im Deutschen Merkur 1780 bekannt gemacht: als endlich die zu Genf im Jahre 1782 in zwey Bänden heraus gegebenen *Confessions de J. J. Rousseau, suivies des Reveries* *du Promeneur Solitaire*, selbst erschienen, und die Sache zwischen dem so genannten merkwürdigen Reisenden, dann dem Herrn B. und dem Herausgeber der Efemeriden, an einem, und J.J. Rousseau, der Menschheit, und mir, ihrem gutherzigen Apologisten, am andern Theile, auf eine Art, die keine Ausflüchte noch Einwendungen übrig liefs, zu Ende brachten.

Der merkwürdige Reisende hatte, seinem Vorgeben nach, die Anekdote in den so genannten Rousseauischen Memoiren (den *Confessions* also) selbst gelesen.

Herr B. hatte sie dem Herausgeber der Efemeriden in einem Schreiben an denselben mit einer Wärme, die jedem unbefangenen Leser auffiel, und mit Umständen, welche die ganze Geschichte sehr verdächtig machten, mitgetheilt: und der Herausgeber der Efemeriden hatte, aus Beweggründen, wobey vermuthlich sein menschenfreundliches Herz von einem falsch beleuchteten *Raisonement* getäuschet wurde, geeilt was er konnte, dieses Schreiben mit einigen moralischen Nutzanwendungen drucken zu lassen, wodurch, meines Erachtens, die Sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Vertheidigung des armen, so übel gemiſshandelten Rousseau, damahls keine andere Hülfsmittel, als einige Kenntniſs des menschlichen Herzens (wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behülflich seyn konnte) und einige *Data* über J. J. Rousseaus Karakter, die mir seine allgemein bekannten Schriften an die Hand gaben. Beides hatte mich beynahe mit moralischer Gewiſsheit überzeugt: daſs verschiedene Umstände in der Erzählung des ungenannten Reisenden und des Herrn B. der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben seyn müſsten; daſs Rousseaus Vergehen, wofern auch die Hauptsache wahr sey, unter gewissen möglichen, wiewohl uns noch unbekannten Umständen, in einem weit mildern Licht erscheinen würde; und daſs die Vielleichts des Herrn B. (welche alle gegen Rousseau gerichtet waren) möglicher Weise durch andere Vielleichts, die zu Verminderung seiner Schuld gereichten, aufgehoben werden könnten. Da mir die Sache der genauesten und unbefangensten Prüfung höchst würdig schien, so hatte ich sie auf alle Seiten gewendet: und, weil ich es unmöglich fand, daſs ein Mensch wie J. J. Rousseau jemahls, geschweige in seiner ersten Jugend, ein so abscheulicher Bösewicht habe seyn können, als er wegen dieser That in Herrn B.s Augen erschien; so hatte sich mir eine Hypothese dargestellt, vermittelst welcher ich mir des jungen Rousseau Betragen in diesem Falle psychologisch und moralisch begreiflich machen konnte. Und das Resultat von diesem allen war: in einem hohen Grade wahrscheinlich zu finden, daſs er dieser Vergehung wegen mehr Mitleiden als Abscheu verdient habe; mehr unglücklich als verdammenswürdig gewesen; kurz, daſs er diese That nicht begangen habe weil er ein Bösewicht, sondern weil er ein Mensch war; ja, daſs er sie vermuthlich nicht begangen haben würde, wenn er schon damahls weniger Anlage zu einem edeln und groſsen Karakter in sich gehabt hätte.

Die *Confessions de J. J. Rousseau*, worin man nun diese ganze Anekdote aus der Quelle schöpfen konnte, rechtfertigten und bestätigten das *Raisonement* und die Hypothese des Apologisten auf eine Weise, wovon man vielleicht wenig Beyspiele hat. Einige individuelle Umstände ausgenommen, (wovon sich durch keine filosofische oder dichterische Divinazion errathen lieſs, daſs der Erzähler in den Efemeriden sie ganz wahrheitswidrig angegeben habe) traf alles so schön zu, daſs der Apologist niemanden, dem er persönlich unbekannt ist, den Argwohn hätte verdenken können, er habe, schon damahls als er Rousseaus Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der *Confessions* in Händen gehabt, ohne es sich merken zu lassen.

Es fand sich nun, daſs der Erzähler der Anekdote — nach dem seltsamen Ausdruck des Herausgebers der Efemeriden in einer im siebenten Stücke des Jahrgangs 1780 befindlichen Entschuldigung — 1) Rousseaus Schatten durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidiget habe. Und es

---

1) Sie kam nur ein wenig zu spät, und entschuldigte nichts; wie im August des Deutschen Merkurs 1780 S. 146 u. f. deutlich dargethan wurde. Sie war offenbar (wiewohl sich der Verfasser nicht das geringste davon merken lieſs) durch die im April und May des Deutschen Merkurs 1780 erschienene und mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Beystimmung vom Publikum aufgenommene Apologie für Rousseau veranlaſst, aber mit einer Verlegenheit geschrieben, welche sich ein Mann ersparen kann, dessen Herz sich mit seiner Eigenliebe ein-für allemahl abgefunden hat, und der aufrichtig und geradezu gestehen darf, daſs ihm was menschliches begegnet sey, ohne ängstliche Furcht, daſs er dadurch in den Augen edler und guter Menschen verlieren werde.

zeigte sich nicht minder, daſs der Apologist, in der Beschreibung des innerlichen Kampfes und Leidens, welche Rousseau (seiner Vermuthung nach) bey dieser, durch kindische Thorheit sich zugezogenen schrecklichen Verlegenheit ausgestanden haben muſste, alles so richtig getroffen, als ob er in seiner Seele gelesen hätte.

Die Umstände waren beynahe alle ganz von denen verschieden, die der Anekdoten-Mann angegeben hatte. Rousseau befand sich in einem Alter von ungefähr sechzehn Jahren zu Turin, wo er, durch die Veranstaltungen der allzu gutherzigen Madame de Warens und des frommen und bekehrsüchtigen Bischofs von Bernex auf der einen, durch seine Jugend, Unbesonnenheit und unglückliche Lage auf der andern Seite, zum Übergang in die Römische Kirche mehr betrogen als verleitet worden war. Da er, nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse, von den Vorstehern des Proselytenhauses mit zwanzig Franken abgefunden worden war, und endlich seinem Leibe keinen andern Rath wuſste, hatte er sich noch glücklich schätzen müssen, in dem Hause einer verwittweten Gräfin von Versellis als Lakay unterzukommen. Eine Zeit lang war der hauptsächlichste Dienst, den er bey dieser Dame zu verrichten hatte, Briefe zu schreiben die sie ihm diktierte; denn sie hatte eine weitläuftige Korrespondenz, und ein Krebs an der Brust, von welchem sie grausam leiden muſste, erlaubte ihr nicht ihre Briefe selbst zu schreiben. Der Karakter der Gräfin war nicht so beschaffen, daſs sie den verborgenen Werth ihres jungen Schreibers hätte ausfündig machen können; er blieb ihr immer fremd. Ihr Hausmeister Lorenzi, dessen Frau, und ihre Niece, Mademoiselle Pontal, die bey der Gräfin Kammerfrau war, wollten ihm übel, und thaten ihr möglichstes, ihn von ihrer Gebieterin zu entfernen; und kurz, als die Gräfin starb, fand sichs, daſs er von allen ihren Domestiken der einzige war, den sie in ihrem letzten Willen vergessen hatte. Ihr Neffe und Erbe, der Graf de la Roque, verbesserte indessen diese Vernachlässigung einiger Maſsen, indem er ihm bey seiner Entlassung aus dem Hause dreyſsig Livres gab, ihm das neue Kleid lieſs, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, daſs er für ihn sorgen wollte. — Ich muſste den Lesern diese kleinen Umstände wieder ins Gedächtniſs bringen, weil sie uns zu einem anschaulichern Begriffe der damahligen Lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf de la Roque war nun der vornehme Mann, von welchem in B.s Erzählung die Rede ist, und das Haus der Gräfin von Versellis war, unmittelbar nach ihrem Tode, die Scene der fatalen Anekdote, die unsre Aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die Absonderung der *Nippes* der Kammerfrau von der Garderobe der Gräfin vorgenommen wurde, daſs Mademoiselle Pontal ein kleines schon abgetragenes rosenfarbnes Band mit Silber vermiſste. Rousseau — der bey seinem ehemahligen Lehrherrn, dem Petschierstecher Ducommun, (aus Veranlassungen, die er mit einer für Ältern, Erzieher, Lehrherren und junge Leute sehr lehrreichen Umständlichkeit erzählt) sich die Gewohnheit zugezogen hatte, Naschwaaren, Obst, Kleinigkeiten, denen bloſs seine kindische Fantasie einen Werth beylegte, und zuletzt alles was ihn tentierte, 2) sich ohne Erlaubniſs des Eigenthümers zuzueignen, — lieſs sich von allem, was er eben so leicht hätte nehmen können, nichts als dieses leidige alte rosenfarbne Band mit Silber gelüs-

---

2) Geld und Sachen von Werth ausgenommen. — *Je ne bornai pas longtems ma friponnerie au comestible; je l'étendis bientot à tout ce qui me tentoit; et si je ne devins pas un voleur en ſorme, c' est que je n' ai jamais été beaucoup tenté d'argent, etc. etc. Confeſs. de J. J. R. L. I. p. 83. seqq. Edit. de Geneve de 1782.*

ten; und da er nicht daran gedacht hatte es zu verbergen, so wurde es gar bald bey ihm gefunden. Den weitern Erfolg wollen wir Rousseau selbst erzählen hören. „Man wollte wissen woher ichs hätte. Ich wurde verwirrt, ich stotterte, und sagte endlich, indem ich feuerroth wurde, Marion hab' es mir gegeben. Diese Marion (Mariechen nicht Mariane) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die seit einiger Zeit Köchin der verstorbenen Gräfin gewesen war. Sie war mehr als nur hübsch; sie hatte eine so schöne frische Farbe wie man sie nur auf den Gebirgen findet, und überdieſs ein solches *Air* 3) von Sittsamkeit und Sanftheit, daſs man sie nicht ansehen konnte ohne ihr gut zu seyn; übrigens ein wackres tugendhaftes Mädchen und von der bewährtesten Redlichkeit. Man war also sehr erstaunt da ich sie nannte; und weil man nicht weniger Zutrauen zu mir hatte als zu ihr, so hielt man es der Mühe werth die Sache zu untersuchen. Man lieſs sie auf der Stelle kommen. Die Versammlung war zahlreich und der Graf von la Roque selbst zugegen. Marion kommt, man zeigt ihr das

---

3) Dieſs ist, dünkt mich, eines von den fremden Wörtern, die unsre Sprache aufnehmen muſs, weil wir sie weder entbehren noch mit einem gleichbedeutenden ersetzen können.

Band, ich beschuldige sie mit unverschämter Dreistigkeit; sie steht bestürzt da, sie kann kein Wort heraus bringen, und wirft mir einen Blick zu, der einen Teufel hätte entwaffnen müssen, und gegen den gleichwohl mein barbarisches Herz aushielt. 4) Sie läugnete endlich mit Zuversichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; sie wandte sich an mich, ermahnte mich in mich selbst zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu Leide gethan, nicht um ihren guten Nahmen zu bringen: aber ich bekräftige mit einer höllischen Unverschämtheit meine Aussage, und behaupte ihr ins Gesicht, daſs sie mir das Band gegeben hat. Das arme Mädchen fing an zu weinen, und sagte weiter nichts zu mir als dieſs: Ach Rousseau! ich glaubte Er hätte ein so gutes Gemüth! Er macht mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an Seiner Stelle seyn. — Das war alles. Sie fuhr fort sich mit eben so

---

4) Man vergesse nicht, daſs Rousseau hier sein eigner Ankläger ist, daſs eine Fantasie wie die seinige bey einer solchen Gelegenheit sich stark ausdrückt, und daſs der beredteste Sachwalter des armen Mariechens nichts stärkers hätte sagen können. Wir, als die Richter in der Sache, müssen uns durch niemands Beredsamkeit, am allerwenigsten durch die seinige, bestechen lassen.

viel Simplicität als Standhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne sich den mindesten harten Ausdruck gegen mich zu erlauben. Diese Mäſsigung in Vergleichung mit meinem entschloſsnen Tone that ihr Schaden. 5) Es schien nicht natürlich, auf der einen Seite eine so

---

5) Aber was für Richter muſsten das seyn, die so urtheilen konnten? Also gerade das, was der stärkste Zug, der unzweydeutigste Karakter der Unschuld und Herzensgüte ist, war das, was einem Mädchen, die immer im besten Rufe gestanden hatte, gegen den entschloſsnen Ton ihres Anklägers (das zweydeutigste unter allen äuſserlichen Zeichen der Unschuld) Schaden that! — Und doch, besorge ich, ist diese Art in dergleichen Fällen zu urtheilen die gewöhnlichste. Die Ursache liegt nicht tief. Die meisten Leute gerathen wenn ihnen Unrecht geschieht, in groſse Hitze; man hat sich also mechanisch angewöhnt, die Hitze in solchen Fällen für Natursprache der gekränkten Unschuld zu halten; unvermerkt ist eine allgemeine Erfahrungsregel daraus geworden, womit man sich in vorkommenden Fällen behilft, und sich dadurch die Mühe erspart, auf das, worin ähnliche Fälle verschieden sind, Acht zu geben, um diese Differenz, auf welche oft so viel ankommt, mit in Rechnung zu bringen. In Sachen, wo es nur um anderer, zumahl geringer Leute Wohl oder Weh zu thun ist, bemuht man sich nicht gern mit so genauen Berechnungen, und macht lieber kurze Arbeit.

teuflische Keckheit, und auf der andern eine so engelmäſsige Sanftheit vorauszusetzen. Man schien unentschlossen zu bleiben wen man für schuldig halten sollte: aber die Vorurtheile neigten sich doch auf meine Seite. In der geschäftigen Unruhe, worin sich das Haus befand, nahm man sich nicht die Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen; und der Graf von la Roque, indem er uns beide fortschickte, begnügte sich zu sagen: Das Gewissen des schuldigen Theiles würde des unschuldigen strengster Richter seyn. Seine Weissagung war nicht in den Wind gesprochen: es geht kein Tag vorbey, an dem sie nicht in Erfüllung ginge."

Es ist unmöglich, diese so naive Erzählung zu lesen, ohne daſs unser Herz mit Wärme und Rührung für das gute liebenswürdige Mariechen Partey nähme. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Die Frage ist: Wie verhält sich das Faktum unter den Umständen, mit welchen es der einzige Zeuge desselben, Rousseau selbst, erzählt, zu dem, welches wir oben (im ersten Briefe) aus den Efemeriden ausgezogen haben? Ich will nichts von der Verwandlung des prächtigen goldgestickten Bandes in ein armes kleines abgeschossenes Band *Couleur de Rose et Argent* sagen. — Aber, faſste man Verdacht wider Rousseau? War es mit der Untersuchung wirklich so weit gekommen, daſs man es bey ihm entdeckte? Schien Rousseau wegen des wider ihn gehabten Verdachts ganz befremdet? Bürdete er die That derjenigen auf, die er liebte? Hatte er ihr das Band schenken wollen, um sie vielleicht zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen? Wurde das unglückliche Mädchen mit Schimpf und Schande belegt und aus dem Dienste gejagt? Hat alsdann niemand mehr erfahren was aus ihr geworden ist? — Und ist Rousseau um dieses alles willen ein Bösewicht?

Alles dieſs verhielt sich in der Wirklichkeit ganz anders. Jungfer Pontal vermiſste ihr Band; man suchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bey Rousseau; er wurde auf der Stelle gehohlt und befragt; er gerieth in Verwirrung, stockte und sagte mit Erröthen, Marion hab' es ihm gegeben. Er war dieser Marion gut; aber sie war nicht die, die er liebte. Es war ihm nie eingefallen, sie mit diesem Bande zu unedeln Gunstbezeigungen bestechen zu wollen; sie wurde nicht mit Schimpf und Schande belegt, sondern, ohne daſs der Graf de la Roque zwischen ihnen entscheiden wollte, bloſs mit Rousseau und wie Rousseau aus dem Dienst entlassen;

und wenn gleich Rousseau in der Folge nichts mehr von ihr gehört hat, der, (wie er selbst gesteht und wie aus seiner folgenden Geschichtserzählung klar genug erscheint) wenn es ihm wohl ging, wenig an die Zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakay im Hause der Gräfin Versellis gewesen war, dachte, — so folgt daraus noch keinesweges, daſs niemand mehr was von ihr gehört und gesehen habe.

Aber warum verfiel denn Rousseau, — nicht in angenommener Befremdung, sondern in der Bestürzung, in der Angst, worin er war, da er plötzlich wegen seines Banddiebstahls zur Rede gesetzt wurde, auf den unglücklichen Einfall, gerade die unschuldige Marion anzugeben?

Vor allen andern Dingen müssen wir hier zum Grunde legen, was freylich weder Herr B. noch der Apologist wissen konnte, bis es uns Rousseau, in der offenherzigen Beichte die er der Welt abzulegen für gut gefunden, selbst sagte: daſs er damahls (in seinem sechzehnten Jahre) noch ein groſser Kindskopf war. Und das darf uns um so weniger befremden, da wir sehen, daſs er es, mit allen in ihm schlummernden Talenten und groſsen schriftstellerischen Kräften, noch in seinem zwey und dreyſsigsten oft in einem beynahe unbegreiflichen Grade war. Dieſs vorausgesetzt, hören wir seine eigene Beichte. Er hatte das Band, in seiner **Otahitischen** Sinnesart, genommen, weil es ihn gelüstete. Da er es hatte, und es für sich selbst zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es **Mariechen** zu schenken; denn er, der allen lieben hübschen Mädchen und Weibern so herzlich gut war, ohne dabey Arges zu denken, [6] **war Mariechen gut,** und hätte ihr gerne was zum Andenken geben mögen. Sie lag ihm also gerade damahls im Sinne: und da er sich so plötzlich in dem Falle sah, entweder **vor so vielen Zeugen** einen Diebstahl zu gestehen, oder sich zu entschuldigen; so entschuldigte er sich, in der Angst, auf Unkosten der ersten Person die ihm einfiel, und beschuldigte sie, daſs **Sie** gethan **hätte,** was **Er** hatte thun wollen. „Als ich sie hernach kommen sah, (fährt er fort) so zerriſs mir ihr Anblick das Herz; aber die Gegenwart so vieler Leute hatte mehr Gewalt über mich als meine Reue. Ich fürchtete die Strafe wenig; ich fürchtete nichts als die Schande: aber diese fürchtete ich mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als die ganze Welt. Ich hätte auf der Stelle in die Erde versinken mögen: aber die unüberwindliche Scham wurde über alle andere Gefühle Meister; die Scham allein machte mich unverschämt; und je mehr ich mein Verbrechen erschwerte, 7) je unerschrockner machte mich das Entsetzen vor dem Gedanken es zu gestehen. Ich sah nichts mehr als den schrecklichen Zustand, öffentlich, in aller Gegenwart, für einen Dieb, Lügner, falschen Ankläger eines Unschuldigen, erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine Betäubung beraubte mich jedes andern Gefühls. **Hätte man mich zu mir selbst kommen lassen, ich würde unfehlbar alles entdeckt haben.** Hätte mich der Herr von la Roque in ein anderes Zimmer genommen, hätt' er mir gesagt: Richtet das arme Mädchen nicht zu Grunde; wenn ihr schuldig seyd, so gesteht es mir — ich hätte

---

[6] Er bekennt ja aufrichtig: daſs **auch damahls** die Ruthe, die er als Knabe von sieben oder acht Jahren von der ältlichen Mademoiselle **Lambercier** und von der kleinen Mademoiselle **Goton** (Gretchen) bekommen hatte, die einzige groſse *derniere faveur* war, wovon seine Imaginazion eine Vorstellung hatte; und daſs z. B. alles, was, seinem Wahne nach, **Armide** ihrem **Rinaldo** zu Liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm recht oft und tüchtig **die Ruthe zu geben.**

---

7) Nehmlich durch das halsstarrige Beharren auf der falschen Anklage.

mich ihm auf der Stelle zu Füſsen geworfen; deſsen bin ich vollkommen gewiſs. Aber, anstatt mir Muth zu machen, that man alles mögliche um mir Angst einzujagen. Mein Alter ist auch noch ein Umstand, der billig in Betrachtung gezogen werden muſs. Ich hatte kaum die Kinderjahre zurück gelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein Kind. In der Jugend sind schwarze Verbrechen, die es wirklich sind, noch sträflicher als in reifen Jahren: aber was an sich bloſse Schwäche ist, ist es in diesem Alter weit weniger; und mein Vergehen war im Grunde doch nichts andres. Auch quält mich die Erinnerung daran nicht sowohl um des Übels in der That selbst, als um deſsen willen, was die Folge davon (für das arme Mädchen) war.“ — Aber gerade hierüber hat ihn seine Imaginazion, (die ewige Peinigerin seines Lebens) wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinlichen Schreckbildern über alle Gebühr gequält. Die Entlaſsung der Marion aus dem Hauſe des Grafen de la Roque — wegen einer ſo armseligen Kleinigkeit als die Entwendung eines alten roſenfarbnen Bandes, die nicht einmahl auf ſie erwieſen war, sondern bloſs auf einem verdächtigen Zeugniſse beruhte — konnte für ein so gutes Mädchen schwerlich die grausamen Folgen haben, die er sich vorstellte; und der Umstand, daſs er in seinem Leben nichts wieder von ihr gehört, war mehr unglücklich für ihn selbst, weil er ihn sein ganzes Leben durch einer ängstlichen Einbildungskraft Preis gab, als daſs sich mit Grunde daraus schlieſsen lieſse, er würde traurige Nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte. 8)

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich lebhafte und geschäftige, romantische, alles aufs äuſserste treibende, und so gern ins schwarze mahlende Fantasie die bösen Folgen dieses einzigen Verbrechens, das eine Narbe in seiner Seele zurück lieſs, vergröſsert haben mochte: so war es doch von einem Herzen wie das seinige nicht anders zu erwarten, als

---

8) Rousseau sagt nicht, daſs er dieses jemahls gethan habe. Unmittelbar nach der That lieſs es ihm die mächtigste der Furien, die Scham, nicht zu; und nachdem er einmahl wieder über die Gebirge war, hatte er keine Gelegenheit mehr dazu. Auch kann man einem Menschen von seiner Gemüthsart mit moralischer Gewiſsheit zutrauen, daſs in der Folge die bloſse Furcht, traurige Nachrichten zu hören, hinlänglich gewesen wäre, ihn von genauen Nachfragen abzuhalten, wofern er auch in die Lage gekommen wäre, den Aufenthalt und die Umstände einer in der Welt so wenig bedeutenden Person auszukundschaften.

daſs er nie aufhören würde, sich selbst wegen des unglücklichen Fleckens in seinem Leben Vorwürfe zu machen. Dem ungeachtet behaupte ich ohne Bedenken, und ohne Furcht von einem tiefern Forscher des menschlichen Herzens deſswegen angefochten zu werden: daſs — alle Umstände, welche Rousseau im ersten Buche seiner *Confeſsions* von seiner Kindheit und angehenden Jugend erzählt, vorausgesetzt — er entweder dieser individuelle J. J. Rousseau nicht seyn, oder ein fysisches Wunder in ihm hätte gewirkt werden müssen, wenn er in jenem kritischen Augenblicke sich anders betragen haben sollte.

Ich überlasse nun dem Wahrheit liebenden Leser, dem alles was ihn zu genauerer Kenntniſs des menschlichen Herzens führt wichtig ist, seine eigenen Betrachtungen über die Anekdote der Efemeriden, meine Briefe über dieselbe, und Rousseaus Selbstgeständniſs und Selbstvertheidigung in den *Confeſsions* — einem an Stoff zu den interessantesten Betrachtungen so reichhaltigen Buche — anzustellen.

Wenn sich bey Vergleichung dieser drey verschiedenen Dokumente über einerley Gegenstand zeigen wird, daſs Rousseaus Apologist, durch die billige Voraussetzung daſs wenigstens nicht alle Umstände in Herrn B.s Erzählung verfälscht seyn würden, öfters von derselben irre geführt, und auf zwar an sich richtige Schlüsse, aber doch Schlüsse aus unrichtigen *Datis* geleitet worden sey: so wird man nichts desto weniger finden, daſs er seine Hauptabsicht, in so fern sie von der historischen Wahrheit des Faktums unabhängig war, nicht verfehlt habe; und daſs diese ganze Verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte, noch immer nützlich genug wäre, wenn sie auch zu weiter nichts als einem Beyspiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfordert werde, um bey Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreiſsen, die man entdecken will, und von deren oft sehr fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.

FREYMÜTHIGE GESPRÄCHE

ÜBER EINIGE NEUESTE

WELTBEGEBENHEITEN.

Gehalten im Jahre 1782.

ERSTES GESPRÄCH.

Walder.

Aus dem Munde des einzigen Protestanten, der heute an unsrer Tafel saſs, hätte ich mir eine so eifrige Vertheidigung des *Mönchswesens* und der *Hierarchie* nicht vermuthet.

Diethelm. *Eifrige* sagen Sie? — Das wäre *mehr* als meine Meinung war. Aber beynahe besorge ich selbst, der Muthwille, womit diese jungen Neulinge auf alles was ihren Voreltern heilig war losstürmten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter bescheidnern Gegnern geblieben wäre.

Walder. Dafür haben Sie auch mit aller Ihrer Beredsamkeit schwerlich mehr gewonnen, als daſs jeder Ihrer Zuhörer mit der

Überzeugung weggegangen ist, Sie könnten eine schlimme Sache gut vertheidigen.

Diethelm. Was das Gewinnen betrifft, so glauben Sie wohl, daſs ich mir von dieser Seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmahl den fatalen Zeitpunkt erlebt, wo selbst die Beredsamkeit eines Basilius, Chrysostomus und Bernardus — wenn diese Heiligen auch in Person wieder kämen und ihre Vertheidigung übernehmen wollten — zu Schanden darüber würde. Aber wir sind jetzt unter vier Augen, und niemand wehrt uns, einander unsre wahren Gedanken ohne Zurückhaltung mitzutheilen. Halten Sie die Sache, deren ich mich annahm — weil sich sonst niemand ihrer annehmen wollte, — wirklich für so schlimm, daſs sie keine gute Seite hätte?

Walder. Welche Frage! Wo ist ein Ding in der Welt, das keine gute Seite hätte?

Diethelm. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daſs eine Zeit war, wo das Mönchswesen —

Walder. (ironisch) ein vernünftiges, dem ersten aller göttlichen Gesetze — dem Geſetze der Natur, gemäſses und den weſentlichſten Endzwecken der bürgerlichen Geſellſchaft ſehr beförderliches Inſtitut geweſen? nicht wahr?

Diethelm. (gelaſſen) Nun das möcht' ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dieſs werden Sie mir doch zugeben: daſs eine Zeit war, wo das Mönchsweſen der Kirche und dem Staate viele wichtige und weſentliche Dienſte geleiſtet hat?

Walder. Ich hätte groſse Luſt Ihnen dieſs — nicht zuzugeben; und ich würde nicht verlegen ſeyn zu zeigen, wie Kirche und Staat Mittel gefunden haben könnten, ſich dieſe wichtigen und weſentlichen Dienſte durch andre Leute auf eine wohlfeilere und unſchädlichere Art leiſten zu laſſen, als durch die Mönche. Aber dieſs würde uns zu weit führen, und am Ende doch zur Entſcheidung der Frage, wie ſie jetzt geſtellt wird, wenig beytragen. Geſetzt alſo, ich hätte Ihnen zugegeben was Sie verlangt haben; geſetzt, das Mönſchsweſen habe in jenen finſtern Jahrhunderten, wo es entſtand und ſich ſo ſchnell und mächtig ausbreitete, der Welt wirklich Gutes gethan: was beweiſet dieſs für ſeinen Nutzen, für ſeine

Schicklichkeit im *unsrigen*? — Es war eine Zeit, wo die Bewohner Europens Eicheln aſsen und Büffelshörner vor der Stirne trugen, und sich wohl dabey zu befinden glaubten. Es war eine Zeit, wo der Adel, von Kopf zu Fuſs gepanzert, mit Schild und Sper auf Abenteuer auszog, um Räuber und Heiden zu bekämpfen, bedrängte Jungfrauen zu erlösen, Wittwen und Waisen zu beschützen, kurz, überall sich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen — welches wahrlich ein sehr löbliches Unternehmen war, und dem Institut der *fahrenden Ritterschaft* zu seiner Zeit groſsen Ruhm und Ansehen zuwege brachte. Wollten wir aber darum diese Zeiten wieder hergestellt sehen?

Diethelm. Warum nicht? Die Menschheit gewänne vielleicht mehr dabey als sie verlöre —

Walder. (*erstaunt*) Das Institut der alten Ritterschaft in *unsern* Zeiten?

Diethelm. Nicht doch! *die Zeiten mit dazu*, das versteht sich! Zeiten, worin dieſs Institut an seinem rechten Platze war, und auſser welchen freylich *Reinhold von Montalban* und der *groſse Roland* selbst nur *Don Quischotte* wären.

Walder. O das ist ein andres, mein Herr! Ich dachte wir sprächen im Ernste. Wenn es aber aufs Wünschen ankommen soll, warum wünschen wir nicht lieber gleich mit Einem groſsen Zauberwunsche das ganze Geschlecht Adams nach Eldorado, oder ins Severambenland? — Bis dahin lieſsen wir, dächte ich, die Zeiten wie sie sind; und da möchten denn wohl in den unsrigen die Mönche gerade so nöthig und nützlich seyn als — die Ritter von der runden Tafel.

Diethelm. Auch glauben unsre vernünftigen Leute an ihre Skapuliere, Lorettoglöckchen, Lukas- und Agatha-Zettel, Ignazius-Bleche, C † M † B †, wunderthätigen Bilder, Gespensterhistorien, Exorcismen, u. s. w. gerade so viel als an die bezauberten Waffen, Talismane, unsichtbar machenden Dinge, Hippogryfen, Wassernixen, Zauberer und Feen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein Freund, die runde Tafel, die Turnierspiele und das ganze irrende Ritterwesen ist vorbey: das Mönchswesen hingegen hat sich, trotz aller Policierung, Aufklärung und bessern Staats-Organisierung des christlichen Europa, bis Anfangs dieses 1782sten Jahres im Besitz aller seiner, wohl oder übel, erworbenen Rechte, Befreyungen, Güter und Reichthümer — und (was nicht das unbedeutendste ist) auch im Besitze seines Einflusses auf den gröſsern Theil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Popelli in der katholischen Christenheit erhalten; — und dieſs, däucht mich, macht einen groſsen Unterschied.

Walder. Sie meinen also, ein so weit ausgebreitetes, so tief eingewurzeltes Institut, wie das Mönchswesen noch bis diesen Tag ist, könne leichter verbessert als gänzlich aufgehoben werden?

Diethelm. O, was das betrifft, auch das letztere möchte in unsern Tagen leichter zu bewerkstelligen seyn, als man beym ersten Anblick denken sollte. Weder die Mönche noch die Laien sind in diesem letzten Viertel des achtzehenten Jahrhunderts mehr was sie ehmahls waren. Jene scheinen die Unfüglichkeit ihres Daseyns in einer Welt, wo der Mann im Monde kaum eine seltsamere Figur machen würde, unter Menschen, denen sie theils sehr entbehrlich, theils überlästig, theils gar verächtlich sind, selbst zu fühlen. Nichts entschädigt sie mehr für das Opfer aller ihrer Menschenrechte und Ansprüche an häusliches Glück, das sie ihrem unnatürlichen Stande bringen müssen.

Die besten unter ihnen (und wer läugnet, daſs es sehr vortreffliche, sehr ehrwürdige Männer unter ihnen giebt?) wissen sehr wohl, daſs sie das was sie sind auch in einem andern Stande seyn könnten, und seufzen heimlich unter der erdrückenden Last ihrer Gelübde, welche zu tragen man entweder ein Halbgott oder — ein Vieh seyn muſs. Überall setzt sich die Vernunft unvermerkt wieder in den Besitz ihrer unverlierbaren Rechte, und selbst von den Augen des Volks fällt eine Schuppe nach der andern ab. Wenigstens in den höhern Ständen blenden die alten Blendwerke niemand mehr. Popanze, deren bloſser Nahme sonst Helden zittern machte, werden jetzt sogar von Knaben verlacht. Der furchtbare *Fluch des Ernulfus*, der ehemahls so groſse politische Wunder wirkte, hat die magische Kraft verloren, die ihm die unwissende Einfalt unsrer Vorältern beylegte — Kurz, alles ist zu einer groſsen *Revoluzion* vorbereitet, die der Herrschaft des Aberglaubens den Untergang droht, und die Religion in ihre ursprüngliche edle Simplicität und wohlthätige Lauterkeit wieder einzusetzen verspricht.

Walder. Dank sey dem Himmel wenn es so ist! — Aber was für Aussichten giebt Ihnen dieſs für die Sache, die Sie in Ihren

Schutz genommen haben? Was meinen Sie daſs die geistliche Ritterschaft des Römischen Hofes sich von dem Tage, der in den Köpfen aller guten Katholiken aufzugehen anfängt, zu versprechen hat?

Diethelm. Wenn ich glaube, daſs die gänzliche Einziehung und Abschaffung aller religiösen Ordensstiftungen in unsern Zeiten eine sehr mögliche Sache sey, so habe ich damit noch nicht eingestanden, daſs ich sie so geradezu für billig, oder der Kirche und dem Staat für zuträglich halte.

Walder. (befremdet) Wie? Die Mönche, unter irgend einer Gestalt oder Modifikazion, bey welcher sie Mönche bleiben, der Kirche, dem Staat, nützlich? Sie machen mich auf den Beweis eines so paradoxen Satzes sehr begierig!

Diethelm. Ich sage nicht, daſs die Mönche unter irgend einer Modifikazion, bey welcher sie gerade solche Mönche bleiben wie sie bisher waren, von einigem Nutzen, der sie der Erhaltung werth machte, seyn würden. Ganz gewiſs ist das, was Sie und ich unter dem Mönchsgeiste verstehen, einer der unsaubersten Geister, die jemahls von menschlichen Leibern Besitz genommen haben. Aber, was hat die ursprüngliche Regel des heiligen Augustin oder Benedikt mit dem Mönchsgeiste zu schaffen? Und wenn nun eine Anzahl Klöster in jedem katholischen Lande auf die genaueste aber freywillige Beobachtung dieser Regeln zurück gesetzt würde, (so lang' es noch Menschen geben mag, die sich aus eigner Bewegung dazu entschlieſsen) hätten wir nicht Ursache, solche Institute, zumahl wenn sie noch alle Modifikazionen, die der Aufklärung und dem Bedürfniſs unsrer Zeit angemessen sind, erhalten hätte, für nützlich anzusehen?

Walder. Und diese Modifikazionen, worin sollen sie bestehen?

Diethelm. Ich denke mir, zum Beyspiel, eine Art von klösterlichen Stiftungen, worin eine kleine Anzahl (denn klein wird sie unter diesen Umständen immer bleiben) von Personen, die sich zu einem kontemplativen und abgeschiednen Leben berufen fühlten, mit freywilliger Begebung aller Vortheile der Welt, aber auch ohne ihre Pflichten, Sorgen und Zerstreuungen, sich lediglich der ruhigen Betrachtung der himmlischen Wahrheiten widmeten, und in ihrem Wandel die Unschuld, Einfalt und Reinigkeit des ersten Christenthums darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle Formen, Gebräuche und Übungen, die an der beschränkten Vorstellungsart jener Zeiten der Unwissenheit und Einfalt hangen, und mit den richtigen Begriffen der unsrigen unverträglich sind. Ich entbinde sie von dem Zwang ewiger Gelübde, lasse ihnen die Freyheit in die Welt zurück zu kehren —

Walder. Kurz, Sie heben die religiösen Orden mit ihrer ganzen dermahligen Verfassung, ihre Gesetze, Gebräuche und Übungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren Geist und Zweck auf, nehmen den reichen Ordensleuten ihren unnützen Reichthum, den armen ihren dem Volk überlästigen Bettelsack ab, und verwandeln durch eine Operazion, die alle Verwandlungen der Fabel übertrifft, die Klöster und ihre dermahligen Einwohner, aus dem was sie jetzt grösten Theils sind,

— fruges consumerre nati,
Remigium vitiosum Ithacensis Ulyssei,

in apostolische Christen, wie sie sich dem guten mystischen Fenelon, in den seligen Träumen seiner sanften Seele, nach dem Ideal eines Ignazius, Polykarpus u. s. w. darstellten! — Lieber Freund! was soll ich Ihnen antworten, wenn Sie die Beybehaltung des Mönchswesens auf Ovidische Metamorfosen gründen?

Diethelm. Lassen Sie mich den Ausleger meiner Meinung seyn, Walder! Ich gestehe gern, daſs die ungeheure Anzahl der Mönche, die jetzt für manchen Europäischen Staat so drückend ist, durch meinen Vorschlag im Ganzen vielleicht auf wenige hundert zusammen schmelzen würde. Desto besser! Diese Wenigen würden der Welt in zehn Jahren mehr Gutes thun, als die ganze Möncherey, wie sie bisher gewesen ist, in eben so viel Jahrhunderten. In ihren einsamen Wohnungen würden sich Menschen bilden, wie man in der Welt keine mehr sieht, und wie die Welt doch so sehr vonnöthen hat — wahre Gottesmänner, echte Weise, über welche die Verführungen und Versuchungen, denen wir Weltleute fast immer unterliegen, keine Gewalt hätten; die, zu Erduldung jedes Ungemachs, zu Entbehrung jeder Gemächlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens gewöhnt, den festen Muth und die aushaltende Stärke hätten, sich dem Strome des sittlichen Verderbens entgegen zu stellen, und Wahrheit, Gerechtigkeit, allgemeines Bestes zu ihrem einzigen Zwecke zu machen. Sagen Sie mir, wo anders als in einer solchen Lebensordnung hätte sich ein Mann wie der groſse Ximenes bilden können? Ein Mann, dessen Karakter der Menschheit so viel Ehre bringt, daſs ich (falls die Sache von mir abhinge) versucht wäre, die ganze unzählbare Familie des guten Serafischen Vaters — so wenig ihrer auch darunter sind die er für seine Söhne erkennen würde — beyzubehalten, wenn ich gewiſs wäre, daſs alle funfzig Jahre nur ein einziger Ximenes aus ihrem Schooſse hervorgehen sollte.

Walder. Ich verehre den groſsen Mann wie Sie: aber wahrlich, das hieſse einen Ximenes theuer erkauft! Und warum so theuer? Erinnern Sie Sich des eben so vortrefflichen, vielleicht im Grunde noch gröſsern und bessern Johann von Palafox! Welchem Helden der Tugend, den irgend ein Zeitalter hervorbrachte, kann man diesen Mann nicht an die Seite stellen? — Und Palafox war kein Mönch! — Männer von dieser Art sind auſserordentliche Erscheinungen in der moralischen Welt. Sie werden weder in Klöstern noch Filanthropinen gebildet; sie fallen gleichsam aus den Wolken herab. Der Himmel selbst hat sie erzogen, sie zu besondern Verrichtungen, die nur durch sie geschehen konnten, herab geschickt und ausgerüstet; sie erscheinen, führen ihren Auftrag aus, und verschwinden wieder, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen. — Lieber Freund! So wenig an der Zahl auch die Klöster seyn möchten, welche Sie beybehalten wissen wollen: so würden auch diese wenigen zu viel seyn, wenn Sie keine andre Absicht dabey hätten, als Männer Gottes, in der reinen Bedeutung dieses Wortes, darin gebildet zu sehen. Schulen, Seminarien, Institute, unter welchem Nahmen Sie wollen, können (wenns noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geschäftsmänner, Kameralisten, Negocianten, Kriegsleute, u. s. w. erziehen: aber die Ximenes, die Sarpi, die Palafox, kommen von selbst. Ich sage noch mehr. Wenn Sie die Saiten auch nicht so hoch spannen, wenn Sie in den wenigen Klöstern, auf welche Sie das Mönchswesen zurück setzen, auch nur eine gewöhnlichere Art von Menschen, aber reine Sitten, exemplarische Frömmigkeit, und den Geist des unverfälschten Christenthums sehen wollten: so würden Sie gleichwohl Ihren Zweck verfehlen; und diese wenigen, so gut auch ihr Anfang seyn möchte, würden binnen funfzig Jahren schon wieder so unlauter und verdorben seyn, als der Orden der Mindern Brüder schon bey Lebzeiten seines unschuldigen und wohlmeinenden Stifters war.

Diethelm. Die Ursachen, warum die Familie des heiligen Franciskus so bald ausartete, würden bey meinen Klöstern, unter den Abänderungen die ich voraussetze, gänzlich wegfallen.

Walder. Nun ja — ich besinne mich! Ihre Mönche würden freylich — keine Mönche seyn.

Diethelm. Eine Art von Cönobiten, christliche Pythagoräer, wenn Sie wollen, auf eine kleine Anzahl und auf das bloſse Nothwendige eingeschränkt, einer zweckmäſsigen Lebensordnung oder Regel freywillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hierarchie ganz abgeschnitten — wo sollte da die Verderbniſs herkommen?

Walder. Wo sie herkam, als nur ein Paar Menschen in der Welt war, und unschuldigere Menschen, als Sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über alles hinaus gehen, was ich sagen könnte um zu beweisen, daſs Ihre christlichen Pythagoräer sich unvermerkt entweder in bloſse Filosofen, Mathematiker, Sternseher, Sprach- und Alterthums-Forscher — oder in eine neue Art von Jesuiten — verwandeln, oder ganz aussterben würden. Ich will Ihnen die etlichen hundert Cönobiten, die Sie auf Ihre vorgeschlagene Weise beybehalten oder vielmehr neu gestiftet wissen wollen, gelten lassen. Aber, was sind diese gegen das ganze unermeſsliche Mönchswesen, welches Sie entweder abschaffen, oder wie es jetzt ist lassen müssen? Daſs das Letztere ungereimt sey, haben Sie selbst eingestanden: und das Erstere würde, wie Sie sagten, weder billig, noch dem Staat und der Kirche zuträglich seyn.

Diethelm. Sie erinnern mich, daſs ich Ihnen meine Erklärung über einen heutiges Tages so paradox klingenden Satz noch schuldig bin. Gut! — ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie ich die Sache ansehe. — Sie hat viele Seiten, und kann aus mehr als Einem Gesichtspunkte betrachtet werden. Allein unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten ist doch nur Einer, woraus sie angesehen werden muſs, wenn die Frage ist, ob die klösterlichen Stiftungen länger bestehen sollen oder nicht? Und diesen Gesichtspunkt kann doch bloſs die Gerechtigkeit und das allgemeine Beste angeben? Die religiösen Orden, sowohl diejenigen, deren

Wohl begründete fruchtbare Kapitale
Aus fetten Gütern uns entgegen glänzen,

als diejenigen, die, wie Homers Kyklopen,

— — — Sich auf die Götter verlassend,
Nimmer pflanzen noch säen und nimmer die Erde beackern,

alle diese Orden sind nun einmahl gröſsten Theils seit vielen Jahrhunderten im rechtmäſsigsten, auf landesfürstliche und päpstliche Vergünstigungen, und — was ihre Güter betrifft — entweder auf fromme Stiftungen und Schenkungen, oder auf bürgerliche Kontrakte bestens begründeten Besitz ihrer Rechte, Befreyungen, Güter und Einkünfte. Wenn ein so wohl begründeter Besitzstand nicht hinlänglich ist eine Gesellschaft oder Gemeinheit bey ihrem Eigenthume zu schützen: wer würde künftig bey dem seinigen sicher seyn? — Aber, falls auch diese Betrachtung nicht im Wege stände: wie ungewiſs ist es immer, ob der Gebrauch, den man von den Reichthümern der geistlichen Orden machen wird, den Staat für das, was er durch ihre Aufhebung verlöre, entschädigen werde? Ich verstehe unter dem Staate diejenigen, um derentwillen der Staat, oder die bürgerliche Verfassung, da ist — denn ein Grundsatz, über welchen wir hoffentlich einig sind, ist: daſs der Staat der Menschen wegen, und nicht die Menschen des Staats wegen da sind.

Walder. Ehe der Staat ist, müssen freylich Menschen seyn, und alsdann wird er allerdings um der Menschen willen errichtet: so bald er aber eingerichtet ist, kann man mit der gröſsten Richtigkeit sagen, daſs die Menschen eben so wohl des Staats wegen da sind, als dieser der Menschen wegen. Aber was wollen Sie aus Ihrem Grundsatz erweisen?

Diethelm. Ich denke, Sie werden mir zugeben, daſs es nicht bloſs Aberglauben oder dumme Ehrfurcht vor uralten Vorurtheilen ist, was die Klöster, bey den groſsen Veränderungen, die in allen übrigen Theilen der alten Verfassung Europa's vorgegangen sind, bis auf diesen Tag erhalten hat. Ohne Zweifel hat der weit ausgebreitete Vortheil, den die Bewohner der katholischen Staaten von diesen Instituten ziehen, vielleicht das meiste dazu beygetragen. Man kann sie als eine Art von Fidei-Kommissen ansehen, die eben so viele nie versiegende Quellen von Versorgung vornehmlich für den Bürger- und Bauernstand sind, welche diesen Ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr das Bedürfniſs solcher Hülfsquellen täglich zunimmt. So lange die Klöster beybehalten werden, kann doch jeder Hausvater, der sich mit einer zahlreichen Familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner Kinder auf diese Weise —

Walder. (ihm einfallend) sich mit Ehren vom Halse zu schaffen? — Bey den Sinesern wirft man die Neugebornen, wenn man nicht Lust hat sich mit ihrer Erhaltung abzugeben, in die Kanäle oder auf die Straſse; und dieſs Mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als Ihr angerühmtes Versorgungsmittel, wenigstens in manchen Fällen. Sprechen Sie im Ernste, Diethelm? oder soll ich Ihnen die Schriften nennen, worin Sie diesen angeblichen Vortheil der Klöster auf seinen wahren Werth reduciert finden können, und die — in jedermanns Händen sind?

Diethelm. Ich will Ihnen diese Mühe ersparen. Alle Stände in der Welt haben ihr Gutes und Böses. Der Klosterstand hat Ungemächlichkeiten, welche durch die bloſse Freyheit ihn wieder verlassen zu dürfen hinlänglich vergütet würden.

Walder. Die Untersuchung dieses Punkts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese Art von Kinder-Aussetzung, die man Versorgung in einem Kloster nennt, in Rücksicht auf die Ausgesetzten für eine wirkliche Versorgung gelten lassen wollten; so blieben noch immer die Fragen zu beantworten: Befinden sich die Familien desto besser dabey? Würde es für den Bürger- und Bauernstand nicht zuträglicher seyn, wenn er, für das was es ihm kostet einen Sohn in ein Kloster zu bringen, und (falls es in einen Mendikanten-Orden ist) ein lebenslänglicher Wohlthäter dieses Ordens zu seyn, — wenn er, sage ich, seinen Sohn dafür irgend eine bürgerliche Hantierung ergreifen lieſse, wobey er durch Geschicklichkeit, Fleiſs und gute Aufführung sich selbst, seiner Familie und dem Staate nützlicher seyn könnte, als in dem unfruchtbringenden Stand eines geweihten Müſsiggängers?

Daſs dieſs Wahrheit sey, davon kann sich jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er in Deutschland die Volksmenge und den Nahrungsstand der protestantischen Länder (wo man seit dritthalbhundert Jahren von dieser traurigen *Ressource* nichts weiſs) mit beiden in den katholischen vergleichen will. Wie hoch sich der geistliche Vortheil belaufen kann, den ein Staat von so oder so viel Tausenden, zehn

Tausenden oder hundert Tausenden meistens wohl genährter, gesunder und baumstarker Mönche ziehen mag, deren Seelen- und Leibeskräfte (wenigstens in so ferne sie ihren Gelübden treu bleiben) für das gemeine Wesen fast gänzlich verloren gehen, und die ihren Mitbürgern mit nichts als — Singen und Beten dienen, — will ich andern zu berechnen überlassen. Aber dieſs ist offenbar: daſs sich sowohl von den Klostergütern als von den Klostermenschen kein Gebrauch erdenken läſst, der dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen Weltverfassung unverträglicher wäre, als derjenige, der davon gemacht wird, so lange das Mönchswesen auf dem Fuſse bleibt, wie es bisher in Deutschland und einigen andern Europäischen Ländern gewesen ist.

Diethelm. Habe ich Ihnen die Nothwendigkeit einer durchgängigen gründlichen Reformazion desselben nicht schon eingestanden? Aber Reformieren ist nicht Aufheben; und alles was ich am Ende behaupte, ist bloſs: daſs die Klöster nicht aufgehoben werden sollten, so lange eine Möglichkeit ist, sie dem gemeinen Wesen nützlich zu machen. Und wer kann an dieser Möglichkeit zweifeln? Die Klosterleute leisteten ehmahls der Kirche und dem Staat gute Dienste. Warum sollten sie das, unter den gehörigen Abänderungen, nicht auch noch jetzt thun können? Man gebe ihnen eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung und Bestimmung. Man verwandle den gröſsten Theil der Klöster, nach Maſsgabe ihrer Lage, Einkünfte u. s. w. in wohl eingerichtete Hospitäler, Findelhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser u. s. w. und beschäftige die Mönche mit der Aufſicht, Besorgung und Bedienung derselben im Leiblichen und Geistlichen. Man schaffe einige andre in Erziehungs-Institute um — etwa nach dem Muster der Würtembergischen Klosterschulen, oder der Schul-Pforte, des Klosters Berga bey Magdeburg, u. a. in welchen seit ein paar Jahrhunderten so viele gelehrte und berühmte Männer ihre erste Bildung erhalten haben — so werden sie auch unsern Zeiten nützlich werden. Ihre Stiftungen, ihre Güter und Reichthümer sind nun einmahl zu frommen Verwendungen gestiftet. Die wohlmeinende aber übel berichtete Einfalt unsrer Voraltern hat sie Gott und seinen Heiligen geschenkt, und auf ewig zum unveräuſserlichen Eigenthum übergeben — Gott und seine Heiligen (sagt man) können nichts von diesen Geschenken und Vermächtnissen brauchen. — Gut! aber der Geist des

Christenthums und die klaren Vorschriften Jesu Christi sollen die Ausleger der frommen Meinung jener Stifter und Wohlthäter der Klöster seyn. Was Gott gewidmet wird, ist zu Gott gefälligen Werken gewidmet. Die Gott gefälligsten Werke sind die Werke der Menschenliebe; und die wohlthätigsten von diesen sind fortdauernde, wohl eingerichtete, wohl unterhaltene, und gewissenhaft verwaltete öffentliche Anstalten zu Versorgung Hülfsbedürftiger und Nothleidender; Anstalten, wodurch der menschlichen Gesellschaft unzählige brauchbare Glieder erhalten werden die sonst zu Grunde gehen müſsten, unzählige brauchbar gemacht werden die ihr sonst nur überlästig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere Art, und, mit verdienstvoller Verläugnung aller zeitlichen Vortheile und Weltfreuden, lediglich Gott, d. i. ihrem Nebenmenschen um Gottes willen, zu dienen verlobt haben — schikken sich am besten, den verschiedenen Ämtern und Bedienungen, welche in solchen Instituten nöthig sind, vorzustehen — da sie reinere Beweggründe als die Weltleute, und weder ihre Zerstreuungen noch Versuchungen noch eigennützigen Nebenabsichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese Weise die Klosterstiftungen für die Menschheit und für die Staaten werden, worin sie sich noch in so groſser Anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im Himmel (wie die katholische Kirche glaubt) noch immer den wärmsten Antheil an allem Guten was auf Erden geschieht nehmen: wie sehr würden sich die frommen Ordensstifter **Augustin**, **Benedikt**, **Bernhard**, **Benno**, **Norbert**, **Franciskus**, **Dominikus**, u. s. w. freuen, ihre so zahlreichen, und gröſsten Theils so wohl begüterten **Familien** aus einer anstöſsigen und verächtlichen Unbrauchbarkeit heraus gehoben, und aus *fruges consumere natis* (wie sie jetzt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehrwürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft verwandelt zu sehen!

Walder. Und glauben Sie, mein Freund, daſs die Söhne der vorbelobten heiligen Ordens-Patriarchen Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno, u. s. w. geneigt seyn würden, diese heilsame Verwandlung zu erleiden, wenn es von ihrem Willen abhinge?

Diethelm. Ich habe, wenigstens von vielen unter ihnen, eine so gute Meinung, daſs ich mir getraute, es auf ihren Willen ankommen zu lassen. Gesetzt aber auch, der Willigen wären weniger als ich mir vorstelle: sollte dieſs eine so löbliche, so gemeinnützige, so nöthige Veränderung aufhalten können? In einem solchen Falle ist die höchste Macht im Staat berechtigt, Leuten, die nicht wollen was sie sollen, den Willen zu machen.

Walder. Aber Sie scheinen vergessen zu haben, daſs alle diese ehrwürdigen Herren, aus denen Sie Spitalvorsteher, Waisenpfleger, Krankenwärter u. s. w. machen wollen, sich der Kirche und nicht dem Staate gewidmet haben; daſs die meisten unter ihnen Priester sind —

Diethelm. Was sie, nach dem Bedürfniſs der Kirche, und selbst nach der ursprünglichen Regel und Bestimmung ihres Ordens, nicht seyn sollten! — Da treffen Sie just auf den rechten Fleck, Walder! Das Priesterthum der Mönche ist gerade der erste Miſsbrauch, dessen Abschaffung in unsern Zeiten unumgänglich nöthig ist. Die Kirche braucht keine gröſsere Anzahl von Priestern, als die Handhabung des öffentlichen Gottesdienstes und das was man Seelsorge nennt, erfordern. Dieser Grundsatz macht wenigstens den gröſsten Theil der Priester-Mönche zu höchst entbehrlichen Überzähligen, die im Weinberge des Herrn müſsig, und (wie die Erfahrung lehrt) den wirklich angestellten Arbeitern öfters nur im Wege stehen. Wenn es also unläugbar ist daſs die Kirche ihrer nicht bedarf: warum sollte der Umstand, daſs sie sich der Kirche oder vielmehr dem Dienste Gottes gewidmet haben, ein rechtmäſsiges Hinderniſs seyn können, sie sammt und sonders zu solchen wohlthätigen Verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil sie dem Staate wichtig und unentbehrlich sind, dem allgemeinen Vater der Menschen gewiſs nicht weniger wohlgefällig seyn können?

Walder. Sie kommen dem Grunde der Sache immer näher, und so nahe, daſs wir unvermerkt zusammen treffen, und die Auflösung des Problems, die wir suchen, auf einmahl gefunden haben werden. Alles kommt zuförderst darauf an, daſs wir uns recht verstehen, d. i. bey den Worten, die wir gebrauchen, einerley denken, und die Frage in ihre einfachsten Bestandtheile auflösen. Fürs erste also lassen Sie uns alles Zweydeutige von den Worten Kirche und Staat entfernen. Man hört und liest nur allzu häufig, daſs von beiden so gesprochen wird, als ob sie einander entgegen stehende Dinge wären, und ganz verschiedenes Interesse hätten. Diese Art zu reden setzt sehr verworrene und irrige Begriffe voraus. In einem Christlichen Lande können Kirche und Staat unmöglich zweyerley Interesse haben: man müſste denn (durch einen offenbaren groben Miſsbrauch der Worte) Kirche und Klerisey für einerley nehmen; welches gerade so wäre, als wenn man Staat und Staatsbediente für gleichbedeutende Dinge ausgeben wollte. In einem Staate soll und darf es keine Mitglieder geben, die den allgemeinen Gesetzen nicht unterworfen sind, von demjenigen, dem die höchste Gewalt übertragen ist, nicht abhangen, und zum gemeinen Besten nichts beytragen: giebt es aber wirklich solche Glieder, so müssen sie, eben darum, als unnütze und schädliche Auswüchse, Kröpfe, Schwämme u. s. w. auf jede mögliche Art, wie es mit der mindesten Gefahr des Ganzen geschehen könnte, ausgerottet werden. Ein Christlicher Staat hat hierin vor den übrigen nichts besonders. Was man in ihm die Kirche nennt, ist kein eigner unabhängiger Staat im Staate. Sie ist die Totalsumme aller Glieder des gemeinen Wesens, in so ferne sie sich zum christlichen Glauben bekennen. Setzen Sie noch das Wort katholisch hinzu; die Natur des Staats bleibt immer eben dieselbe. Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer Ein Ganzes aus eben denselben Theilen, Eine Gesellschaft eben derselben Menschen — Staat genannt, in so fern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben, — Kirche, in so fern sie an Christum glauben. Es ist also ungereimt, die nehmliche Gesellschaft von Menschen, unter verschiedenen Benennungen und in verschiednen aber vollkommen verträglichen Ansichten, sich selbst entgegen zu stellen. — Was zur Wohlfahrt des Staates wesentlich ist, kann der Kirche eben so wenig nachtheilig seyn, als der Kirche etwas nützlich seyn kann, was dem Staate verderblich ist.

Diethelm. Setzen Sie immer voraus, daſs wir in Grundsätzen von solcher Unläugbarkeit wie diese einverstanden sind.

Walder. Gut! so lassen Sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden. Man sagt: „Es war eine Zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Staat zugleich nützlich waren.“ — Wenn je so eine Zeit war, so ist sie wenigstens schon lange vorbey. Und was für eine Zeit war das, muſste das seyn, in welcher ein solches Institut dem gemeinen Wesen wohlthätig seyn konnte? Jahrhunderte der Barbarey und Verfinsterung, die man zur Ehre der Menschheit aus ihren Jahrbüchern möchte auslöschen können, wenn sie nicht als warnendes Beyspiel für die künftigen Zeiten lehrreich wären; wenn den Völkern, die jetzt (ohne den Werth davon zu fühlen) der unendlichen Vortheile der Aufklärung genieſsen, nicht so viel daran gelegen wäre, zu wissen, durch welche Stufen Nazionen, die vor zwey tausend Jahren der halben Welt Künste, Wissenschaften, Gesetze und Sitten gaben, nach und nach zu einem so tiefen Grade von Schwäche, Verderbniſs, Unwissenheit, Aberglauben und Verwilderung herab sinken konnten, daſs die Wilden in Nordamerika, mit ihnen verglichen, für edle und glückliche Menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen Zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beygetragen haben, daſs es nicht noch schlimmer wurde: sollen wir, dieses Verdienstes ihrer Vorfahrer vor sechs oder acht hundert Jahren wegen, Institute fortdauern lassen, die so weit entfernt sind der jetzigen Weltverfassung nützlich zu seyn, daſs es nicht einmahl möglich ist, ein Mittel zu erdenken, wie sie nur unschädlich gemacht werden könnten?

Aber, wie viel geht auch bey näherer und unbefangener Überlegung von jenen vorgeblichen Verdiensten ihrer Vorfahrer in den barbarischen Jahrhunderten ab; und wie unbedeutend werden die wirklichen Dienste die sie der Welt gethan haben, gegen das unendliche Böse, das auf ihre Rechnung kommt! — „Sie haben, sagt man, so viele Wildnisse und den Händen der Mönche blieben? Wem ist unbekannt, wie sehr es in jenen Zeiten — das Interesse der Mönche war, sich aller Aufklärung, aller Ausbreitung der nützlichsten Kenntnisse, allem Geiste der Untersuchung und des Selbstdenkens, zu widersetzen? Sogar das, was sie unverschämt genug waren für Filosofie auszugeben, was war es anders als Schlingen für den Menschenverstand? Spinnengewebe, in welchen sich diejenigen verfangen sollten und muſsten, die etwas in sich fühlten, das sich dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegen bäumte?

Diethelm. Die reine Wahrheit zu sagen, die Mönche sind verloren, wenn sie keine bessern Behelfe vor sich haben, als die Verdienste ihrer Orden in den vergangnen Zeiten. Ich zweifle sehr, daſs eine genaue Prüfung derselben im Besondern ihnen vortheilhaft seyn würde. Was sie allenfalls Gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan —

Walder. — Und (was wir nie vergessen müssen) es war bloſs *zufällig*, und würde, wenn gar keine Möncherey in der Christenheit Statt gehabt hätte, durch andre Mittel und Wege eben so gut und mit unendlich wenigerm Schaden des Staats bewirkt worden seyn. Doch, ich habe dieses armseligen Behelfs nur erwähnt, weil es noch immer Leute giebt, die einen Beweis ihrer Gerechtigkeit und Unparteylichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweydeutigen Verdienste der Klöster, oder die wirklichen Verdienste einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchs-Institut überhaupt zum Verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschaffner oder aufgeklärter und mit nützlichen Talenten begabter Mann war, es nicht auch ohne Kapuz und Kutte gewesen wäre. Ich weiſs sehr wohl, daſs sich in diesem Augenblicke wo wir reden, wohldenkende, gelehrte, und brauchbare Männer, ja hier und da Subjekte von den gröſsten Fähigkeiten unter den Ordensleuten befinden. Aber gerade dieſs ist, in meinen Augen, ein groſser und dringender Beweggrund mehr, die Ordens-Institute selbst je eher je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen Ordensglieder, als Menschen betrachtet, sind; je nützlicher sie dem Staat werden könnten, wenn sie ihm wieder gegeben und jeder dazu gebraucht würde wozu er sich am besten schickt: je mehr verliert das gemeine Wesen dabey, so viele brauchbare Personen länger in einem Stande zu lassen, worin ihre besten Fähigkeiten für die menschliche Gesellschaft verloren gehen; worin sie, durch tyranniſche Gelübde gefeſſelt, unmöglich das Gute thun können, was ſie in andern Umſtänden und Verhältniſſen thun würden; ja, worin ſie entweder unwirkſam bleiben, oder, vom Geiſte ihres Standes, vom Intereſſe ihres Ordens, oder der mechaniſchen Gewalt der Subordinazion überwältigt, zum Schaden der groſsen politiſchen Geſellſchaft wirken müſſen, wie gut und redlich auch die Geſinnungen, Abſichten und Wünſche vieler einzelnen unter ihnen ſeyn mögen.

Diethelm. Wollte der Himmel, daſs dieſe letztern zahlreich genug wären, um die Mehrheit der Stimmen auf ihre Seite zu bekommen! Die Redukzion der Klöſter würde dann eine ſo leichte Sache ſeyn, als ſie jetzt ſchwer, mühſelig und vielleicht gefährlich iſt. Die Mönche ſelbſt würden die erſten ſeyn, die auf die gänzliche Abſchaffung des Mönchsweſens antragen würden. Denn wer kann und muſs von dem ungeheuern Übergewichte ſeiner Miſsbräuche überzeugter ſeyn als diejenigen, welche am erſten darunter leiden? — Wenn man bedenkt, wie klein verhältniſsmäſsig die Anzahl derjenigen iſt, die durch die höhern Grade und Dignitäten ihres Ordens für das was ſie ihm aufgeopfert eine Art von armſeliger Entſchädigung erhalten, und wie gering bey jedem einzelnen Ordensmanne die Wahrscheinlichkeit ist, eine dieser Stufen zu ersteigen: so scheint es ganz unbegreiflich, daſs nicht unter jedem Hundert Mönche wenigstens achtzig seyn sollten, die der angebotenen Freyheit nicht mit offnen Armen und mit fuſsfälligem Danke gegen den groſsmüthigen Befreyer entgegen eilen sollten.

Walder. Mir scheint dieſs nicht unbegreiflicher, als daſs es in gewissen Ländern landstreichendes Gesindel bey Tausenden giebt, die, so lange man die Wahl in ihre Willkühr stellt, lieber ohne Arbeit und Sorgen von Bettelbrot und Kapuzinersuppen leben, als durch Arbeit und wirthschaftlichen Fleiſs wie ehrliche Leute ihren Unterhalt suchen wollen. Unter hundert, lieber Diethelm, weſs Standes sie immer seyn mögen, sind gewöhnlicher Weise achtzig, die weder in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen dasjenige haben, was die edlern Menschen bey allem ihrem Thun und Lassen leitet. Mich befremdets gar nicht, wenn (ungeachtet aller anscheinenden Beweggründe zum Gegentheil) bey weitem der gröſsere Theil der Mönche, wofern ihnen die Wahl gelassen würde, lieber bleiben würde was sie sind, als daſs sie sich freywillig zu einer Standesveränderung bequemen sollten, worin sie genöthigt seyn würden, bessere Menschen zu seyn als sie jetzt sind. Die bloſse Macht der Gewohnheit; die Bequemlichkeit einer sorglosen Lebensart, deren Beschäftigung in Vergleichung mit den Anstrengungen des Landmanns, Handwerkers, Gelehrten, Künstlers, Kaufmanns u. s. f. wahrer Müſsiggang ist; die Bequemlichkeit, ohne persönlichen Werth, bloſs durch den Habit eines Religiosen, und durch den Begriff der Heiligkeit den das Vorurtheil an diesen Stand geheftet hat, sich bey dem unverständigen Theile der Laien einen Respekt zu verschaffen, an welchen der verdienstvolleste Mann in einem schlechten bürgerlichen Rocke weder Anspruch macht noch machen darf; tausend kleine persönliche Erleichterungen von der Last ihrer Gelübde, und animalische Befriedigungen von allerley Art, welche sich die meisten unter ihnen unter dem Mantel der Gleiſsnerey reichlich zu verschaffen wissen; und, was alles auf einmahl sagt, der unübersehliche Einfluſs, in dessen Besitz sie sich noch überall befinden, wo die gesunden Grundsätze der echten Regierungskunst noch nicht Wurzel gefaſst haben: — überlegen Sie nur einen Augenblick, mein Freund, wie groſs diese Vortheile in den Augen eines in Armuth und Niedrigkeit gebornen, in roher Verwilderung aufgewachsnen, in elenden Schulen zum Mönch erzognen, und von dem Augenblick seines Ausgangs aus der Welt (wie sie es nennen) mit lauter Finſterniſs und Möncherey umfangnen Erdensohnes seyn müssen, — und sagen mir dann, ob zu erwarten sey, daſs die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten werden?

Diethelm. Wenn auch der bessere Theil von ihnen, doch gewiſs nicht der gröſsere!

Walder. Es ist ihnen gar nicht zuzumuthen — so lang' es für den fleischlichen Menschen, für den Bruder Esel (wie der gute redliche Sank Franciskus seine animalische Hälfte nannte) noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist ein Mönch zu seyn.

Diethelm. Ich weiſs ein treffliches Mittel, es dem Bruder Esel ein wenig saurer zu machen. Man dürfte die Herren sammt und sonders nur im buchstäblichen Verstand auf ihre ältesten Regeln und auf die ganze Lebensordnung ihrer heiligen Ordensstifter reducieren.

Walder. Das Mittel, lieber Freund, ist schon zu oft versucht, und unwirksam, oder vielmehr unausführbar befunden worden, um noch einmahl auf gerathewohl versucht zu werden. Ich weiſs ein besseres, und wahrlich das einzige dessen Wirkung unfehlbar ist. Dem ganzen Mönchswesen muſs ohne Ausnahme gethan werden wie man dem Jesuitenwesen gethan hat! *Delenda est Carthago!*

Diethelm. Und Sie halten ein so heroisches Mittel für ausführbar? — Glauben Sie, daſs die Brut der Klements und Ravalliaks ausgestorben sey?

Walder. So lang' es noch Fanatiker in der Welt geben wird, ist kein Bubenstück so gräſslich, das nicht irgend ein betrogner Wahnsinniger *in majorem Dei gloriam* zu verüben fähig seyn sollte. Von den dicken Köpfen und runden Bäuchen besorg' ich nichts; von den Gleiſsnern und Betrügern auch nichts, als was sie durch heimliche Kabalen, Verhetzungen, indirekte Ausstreuungen, kurz unter Grund thun können. Aber von ehrlichen selbst betrognen Schwärmern, von Energumenen mit rauchendem Kopf und brennendem Herzen, ist alles zu erwarten. Zum Glück sind Menschen dieses Gelichters seltne Erscheinungen in unsern Tagen, und auf alle Fälle wird freylich Vorsicht und Behutsamkeit nöthig seyn. Mancher wäre nicht in den Fall gekommen unter Henkers

Händen zu sterben, wenn er zeitig genug im Tollhause versorgt worden wäre. — Aber weg mit solchen unglückahnenden Vorstellungen! Der Heldengeist, den die Vorsehung zum Wohlthäter seines Zeitalters, zum Schöpfer einer bessern Welt berufen hat, ist über alle Furcht erhaben; auch sind alle gute Menschen auf seiner Seite — und, lassen Sie mir immer den tröstlichen Wahn, wenn der Glaube, daſs auch unsichtbare Beschützer für ihn wachen, nur Wahn seyn sollte. Groſse Seelen haben sich noch nie durch kleinmüthige Vorstellungen und Gespenster möglicher Gefahren von Ausführung eines Plans, der für Millionen auf undenkliche Zeiten wohlthätig ist, abschrecken lassen. — Doch, mein Freund, dieſs ists nicht wovon zwischen uns die Rede war. Ich spreche nicht von dem, was geschehen wird, sondern von dem, was (meiner Überzeugung nach) über lang oder kurz geschehen muſs, wenn irgend eine mit dem Mönchswesen vorgehende Veränderung einen wahrhaft groſsen, für Religion und Staat wesentlichen Nutzen schaffen soll. Werfen Sie Ihre Augen auf den Zustand Europens im vierzehnten Jahrhunderte zurück, und vergleichen Sie ihn mit demjenigen, worin sich der gröſsere und glücklichere Theil desselben jetzt befindet. Welch eine Menge von Miſsbräuchen, von religiösen, politischen, militarischen, wissenschaftlichen und andern Ungeheuern sind schon ausgerottet worden! Wie wenig ist in manchen Ländern von der alten Barbarey der mittlern Jahrhunderte übrig! Und das Mönchswesen allein, der unschicklichste, mit der Aufklärung unsrer Zeiten, mit der Verfassung und dem Interesse unsrer heutigen Staaten unverträglichste aller Miſsbräuche — ein Institut, das, seiner Natur nach, keiner wahren dauerhaften Verbesserung fähig ist, sollte übrig gelassen werden? Und warum? — Es ist doch ausgemacht: die Kirche bedarf keiner Mönche — der Staat bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer also?

Diethelm. Auf diese Frage ist die Antwort bald gefunden. Der Römische Hof bedarf ihrer, als derjenigen, die immer die eifrigsten Verfechter seiner übertriebensten Anmaſsungen gewesen sind — der Römische Hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt was es war und ist, eine stehende Armee, die ihm keinen Häller kostet und Millionen einträgt, in den Ländern aller Römisch-katholischen Suveräns auf den Beinen hält, und also ein unläugbares Interesse hat, ihre Erhaltung zu wünschen.

Walder. (lachend) Ein vortrefflicher Beweggrund für die besagten Suveräns, ihre

Ohren vor der Stimme der gesunden Vernunft zu verstopfen! — Aber, wenn ich nun weiter fragte: Wozu braucht der Römische Hof diese stehende Armee, in Staaten, wo er (von Rechts wegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

Diethelm. Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, so bald Zeit und Gelegenheit günstig wären, sie brauchen könnte? — Die Antwort wäre zu weitläuftig: aber sie liegt in der Geschichte der Römischen Päpste, die Ihnen besser als mir bekannt ist.

Walder. Ich will Ihnen die Mühe gern schenken Sich weitläuftiger zu erklären. Es würde sehr überflüssig seyn — nachdem Sie selbst den wahren Gesichtspunkt, woraus man die Mönche betrachten mufs, so richtig angegeben haben — ein Wort mehr von den Ursachen zu sagen, die ihre Abschaffung nach allen Grundsätzen einer vernünftigen Staatskunst nothwendig machen.

Diethelm. Sie sehen, lieber Walder, dafs ich ein sehr unbefangner Sachwalter bin, und meine Klienten nicht auf Kosten der Wahrheit zu vertheidigen verlange.

Walder. Ich sehe auch, daſs Ihren Klienten mit einem so ehrlichen Sachwalter wenig gedient seyn wird.

Diethelm. Aufrichtig zu reden — ich bin von der Wichtigkeit aller Gründe, welche gegen die Mönche streiten, und von der Unzulänglichkeit aller Ausflüchte womit man ihnen durchhelfen will, so vollkommen überzeugt als Sie selbst. Ich sehe ihre Abschaffung für eine der nützlichsten Unternehmungen an, die ein Fürst zum Besten seiner Staaten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daſs das Mönchswesen dem Lernäischen Drachen auch darin gleicht, daſs es vergebens wäre, ihm nur einige Köpfe abzuhauen. Wenn der heilsame Zweck vollständig und dauerhaft erreicht werden soll, wenn man nicht nur für gegenwärtige Bedürfnisse, sondern auch gegen künftige Übel arbeiten, der Nachwelt die Mühe wieder von vorn anzufangen ersparen will: so muſs das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet werden. Wer das Recht hat ein einziges Kloster aufzuheben, hat, aus den nehmlichen Ursachen, das Recht alle aufzuheben. Dieſs alles geb' ich Ihnen zu: aber gleichwohl liegt noch immer ein Stein des Anstoſses im Wege, über den ich nicht so schnell hinweg kommen kann.

Walder. Laſsen Sie sehen!

Diethelm. Lieber Freund! Wem das Beste der Menschheit am Herzen liegt, dem kann wahrlich bey dem schnellen Anwachs des Despotismus in unserm von uralten Zeiten her so freyen Welttheile, und bey den Verfahrungsarten, wovon wir in unsern Zeiten einige sehr auffallende Beyspiele gesehen haben, nicht wohl zu Muthe seyn. Was ist in der bürgerlichen Gesellschaft wesentlicher, was soll der obersten Gewalt im Staat heiliger seyn, als das Recht des Eigenthums? — Und, da Sie mir dieſs unfehlbar zugestehen werden, warum sollen die Klöster in diesem Stücke nicht mit jedem einzelnen Bürger des Staats gleiches Recht genieſsen?

Walder. Sind die Klosterleute denn Bürger des Staats? Gehören sie zu einer Klasse, die dem Staat unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen Lasten, zu seiner Aufnahme, zu seinem Ruhme bey?

Diethelm. Es mag seyn, daſs die Beantwortung dieser Frage nicht zum Vortheil der Mönche ausfallen würde. Aber Sie glauben doch hoffentlich nicht, die meinigen dadurch beantwortet zu haben? Dem Staat nützlich oder nicht, genug die Klöster besitzen Güter im Staat, sie besitzen sie unter den rechtmäſsigsten Titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne daſs die Heiligkeit des Eigenthumsrechts angegriffen würde, auf welche sich die Sicherheit eines jeden bey dem Seinigen gründet. Was würde aus dieser Sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, jemanden seines Vermögens deſswegen zu entsetzen, weil er dem gemeinen Wesen nicht nützlich genug sey? wenn ein jeder, um im Besitz seines Erbgutes gelassen zu werden, erst beweisen müſste: „daſs er eine unentbehrliche Person sey, und daſs sein Vermögen nicht auf diese oder jene Art zu gröſserm Vortheil des Fürsten oder des Staats angewendet werden könnte?“

Walder. Dieſs geb' ich Ihnen gerne zu. Aber mit Gemeinheiten möchte es hierin eine andre Bewandtniſs haben als mit einzelnen Personen und Familien.

Diethelm. Auf keine Weise! Gemeinheiten sind als einzelne moralische Personen zu betrachten, und genieſsen als solche der nehmlichen Rechte wie andre.

Walder. So hat es wenigstens mit den Klöstern eine andre Bewandtniſs.

Diethelm. Walder, nehmen Sie Sich in Acht! Jedem das Seine, und wenns der leibhafte Baffometus selber wäre! Warum sollte, was gegen alle andere Menschen unrecht wäre, nur gegen die Klöster recht seyn?

Walder. Erlauben Sie mir, daſs ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle, die ich in einer alten Reisebeschreibung gelesen habe, und wobey es vorerst gar nicht darum zu thun seyn soll, wie viel oder wenig sie auf unser gegenwärtiges Problem passen mag.

In Kalifornien (sagt meine Nachricht) herrschte in uralten Zeiten der seltsame Aberglaube, daſs die Hamster für unverletzliche, den Göttern besonders angenehme, und aus diesem Grunde dem gemeinen Wesen sehr erſprieſsliche Thiere gehalten wurden. — So auffallend uns dieſs klingen mag, so läſst sich doch die Möglichkeit eines solchen Wahns begreifen, da wir wissen, wie weit eine ihrer Weisheit wegen einst berühmte Nazion die Verehrung ihrer heiligen Thiere trieb, und welche unermeſsliche Summen auf den Unterhalt und religiösen Dienst derselben aufgewandt wurden. Was im alten Ägypten der Stier Apis und seine Konsorten waren, das konnten ja wohl in Kalifornien die Hamster seyn.

Diethelm. O! das versteht sich — Nur weiter, wenn ich bitten darf.

Walder. Die Kalifornier waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die Filosofie hatte noch keine sonderliche Fortschritte unter ihnen gemacht, als die Hamster bey ihnen in so hohem Ansehen standen. Indessen war es nun einmahl eine ausgemachte Sache, daſs jeder Ort, um sich wohl zu befinden, seinen Hamsterbau haben müsse; und, wie man in dergleichen Dingen immer weiter zu gehen pflegt, so geschah es auch daſs sich gar bald Leute fanden, die aus besonderm Eifer, oder aus Lust zum Müſsiggange, sich lediglich der Bedienung und Verpflegung der Hamster widmeten. Unvermerkt wurde aus diesen Leuten eine besondere Klasse, deren Anzahl und Wichtigkeit eben so unvermerkt zunahm, ohne daſs den Kaliforniern geahnet hätte, welche Folgen dieſs neue Institut nothwendig nach sich ziehen müſste. Da diese Herren (die, um ihrem neuen Orden mehr Ehrfurcht zuzuziehen, selbst den Nahmen der Hamster annahmen) die Ehre, welche den gebornen Hamstern erwiesen wurde, mit ihnen theilten: so wuſsten sie es auch mit guter Art so einzurichten, daſs sie in allen übrigen Stücken einerley Interesse hatten. In wenigen Jahrhunderten war Kalifornien mit Hamsterhöfen angefüllt, die der Aberglaube des Volks so reichlich mit liegenden Gründen, Zinsen und andern Einkünften begabte, daſs endlich der vierte Theil des Ertrags vom ganzen Lande in den Pfoten der Hamster war. Es versteht sich von selbst, daſs diese letztern nicht so ungroſsmüthig dachten, um das alles umsonst zu verlangen; sie wuſsten sich vielmehr auf mancherley Art und Weise um ihre Wohlthäter und deren Nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besaſsen eine Menge Geheimnisse gegen alle Krankheiten an Menschen und Vieh, in so fern solche von Bezauberung durch böse Leute herrührten; sie verstanden die Sprache der Vögel, legten die Träume aus, hatten ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen, konnten Gespenster in einem Sacke forttragen, und präparierten aus der Losung eines Hamsters, der zwey Monate lang mit Hechtlebern und Fasanenzungen genährt werden muſste, gewisse Amulete, die den schwangern Frauen eine leichte Geburt machten und das Zahnen der Kinder beförderten. Die Kalifornier waren mit diesen guten Diensten so wohl zufrieden, daſs ihnen drey bis vier Jahrhunderte lang nichts billiger und schicklicher zu seyn schien, als das Mark ihres Landes von so nützlichen und verdienstvollen Leuten verzehren zu sehen.

Mittlerweile gingen nach und nach mit der Nazion allerley Veränderungen vor. Kultur und Policierung nahmen zu; Fleiſs und Handlung gebaren Reichthum; der Reichthum neue Bedürfnisse; und beides jene Anstrengung, wodurch neue Künste erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt schliff sich die Roheit der Kalifornier ab; es wurde heller in ihren Köpfen; sie lernten allmählich ihren Verstand brauchen, um zu sehen was ihnen gut oder schädlich war. Der lockere Grund der alten Vorurtheile senkte sich. Zuletzt fanden sich Leute, die es wagten laut zu denken, und ihren trägen oder blödsichtigen Mitbürgern die Augen über unzählige Miſsbräuche zu öffnen, die an dem schlechten Zustande der Nazion Schuld hatten, und deren Abstellung lediglich von der Belehrung der guten Kalifornier abhing.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, ob den Hamstern bey dieser Wendung der Sachen wohl zu Muthe war. Es wäre beynahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daſs sie einer Nazionalverbesserung, bey der sie nichts zu gewinnen wohl aber vermuthlich alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche Weise entgegen wirkten. Ihr Institut war ungereimt, widersinnig, lächerlich, und stieſs wider alle Begriffe des gemeinen Menschenverstandes an. Das war nicht zu läugnen. Aber eben darum hatten sie die Vorsicht gebraucht, vorlängst ein

Gesetz auszuwirken, vermöge dessen niemand als den Hamstern selbst erlaubt war, irgend etwas, das die Hamster oder ihre Höfe und Angelegenheiten betraf, in Untersuchung zu ziehen: und da es endlich dem ungeachtet, nachdem man beynahe mit allen andern Miſsbräuchen fertig war, auch über die Hamsterhöfe zur Sprache kam; so hatten ihre Gegner nichts als die gesunde Vernunft, die Hamster hingegen einen Besitzstand von mehrern Jahrhunderten und die Dummheit des Volkes für sich, dem es gar nicht in den Kopf zu bringen war, daſs Fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres Mittel gegen das kalte Fieber sey, als ein Stückchen von einem Hamsterfell auf dem Magen zu tragen. Funfzig und mehr Jahre gingen darüber hin, ehe die Kalifornier so viel Zutrauen zu ihrem eignen Menschensinn bekamen, um eine vernünftige Entschlieſsung in dieser albernen Staatsangelegenheit zu fassen. Endlich muſste es doch dazu kommen. Verschiedne zufällige Umstände begünstigten die Revoluzion; kurz, an einem schönen Morgen fand sich, daſs irgend ein mitleidiger Genius den Kaliforniern zu so viel Verstand verholfen hatte, daſs sie von den Hamstern und Hamsterhöfen ungefähr eben so dachten, wie — bey uns jedermann davon denken würde. Die Leute waren nun auf einmahl so klug, daſs sie gar nicht begreifen konnten, wie sie so einfältig hätten seyn können, den vierten Theil ihres Landes Hamstern abzutreten, und den sechsten Theil ihrer Mitbürger hungern zu lassen, um etliche Myriaden vier- und zweybeiniger Thiere von der entbehrlichsten Gattung fett zu machen.

Die Sache wurde vor eine Art von Landesgemeinde der ganzen Kalifornischen Nazion gebracht; und da die Aufhebung des Hamsterwesens mit einer groſsen Mehrheit von Stimmen durchgegangen war, so entstand nun die doppelte Frage: erstlich, was mit den Hamsterhöfen, und dann, was mit den Hamstern selbst anzufangen sey?

Die Hamster behaupteten: Die Kalifornier hätten kein Recht, sie aus dem Besitz der Höfe zu werfen, die ihrem Institut vor Jahrhunderten von den frommen Vorfahren einer ausgearteten Nachkommenschaft (wie sie sich ausdrückten) wohlmeinend, ohne Bedingung und auf ewige Zeiten geschenkt worden seyen.

Die noch lebenden Abkömmlinge der besagten Stifter und Gutthäter behaupteten: Wenn die Hamster, wie billig, abgeschafft würden, so wäre es eben so billig, die Güter, die von ihren Vorältern zu ihrem Schaden auf eine so widersinnige Art weggeschenkt worden, ihnen als den rechtmäſsigen Erben zurück zu geben.

Der Advokat des Fiskus behauptete: Die Familien der Stifter hätten nicht den mindesten Anspruch an Güter zu machen, die von ihren Vorfahren vor so langer Zeit ohne einige Bedingung von Rückfall veräuſsert worden seyen. Wenn das Institut der Hamster eingezogen werde, so seyen die besagten Güter als verlaſsne herrenlose Dinge zu betrachten, die dem Fiskus anheim fielen; welcher ihrer auch zu so vielen guten Anstalten, deren das Kalifornische gemeine Wesen aus Mangel an hinlänglichen Mitteln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benöthigt wäre.

Endlich trat auch die Kalifornische Priesterschaft hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre Deputierten, an dem ganzen bisherigen Hamsterwesen, aus bewegenden Ursachen, niemahls sonderliches Wohlgefallen getragen. Indessen sey doch unläugbar, daſs die Stifter und Wohlthäter der Hamsterhöfe bey ihren Schenkungen keine andre Absicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen Dienst zu erweisen: so wie etwa ein Liebhaber dem Schooſshund seiner Dame Zuckerbrot giebt, nicht um den Hund, sondern die Dame, deren Günstling der Hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämmtlichen Hamstergüter seyen also offenbar als heilige, den Göttern angehörige Dinge anzusehen; und wenn das Hamsterwesen aufgehoben werden sollte — wogegen sie ihres Orts nichts erhebliches einzuwenden wüſsten — so könnten doch die dazu gehörigen Güter den Göttern nicht entzogen werden; und es käme der Priesterschaft allein zu, über die künftige Verwendung derselben zu erkennen.

Dieses letztere war ein kitzlicher Punkt. Die Kalifornier waren noch nicht so weit gekommen, um die Rechte des Staats und der Priesterschaft, deren Grenzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche Grundsätze zurück zu führen, und in Gemäſsheit derselben auf einen festen Fuſs zu setzen. Die Landesgemeinde theilte sich in Parteyen. Man sprach für und wider; man erhitzte sich: und vermuthlich würden die Hamster, wiewohl ihre Aufhebung eine beschloſsne Sache war, Mittel gefunden haben, diese Uneinigkeit zu ihrem Vortheil zu wenden; wenn nicht ein alter Mann, den seine grauen Haare und vielen Verdienste um das gemeine Wesen dem Volke lieb und ehrwürdig machten, aufgestanden wäre und folgende Meinung eröffnet hätte.

„Lieben Brüder, ihr wiſst, daſs unser Land, wiewohl es von den Göttern reichlich gesegnet ist, weder so viele noch so glückliche Menschen nährt, als es seinem Umfang und seiner Fruchtbarkeit nach billig ernähren sollte. Es war ungereimt, mit dem vierten Theil unsers Landes sechzig tausend Hamster zu mästen, und dagegen eine halbe Million armer Kalifornier zu Stillung ihres Hungers an die magern Suppen zu verweisen, die vor den Pforten der Hamsterhöfe ausgetheilt werden. Die Götter haben uns endlich die Gnade verliehen, einzusehen daſs dieſs nicht länger so bestehen könne. Wir haben eine Menge armer Waisen, welche Erziehung, eine Menge dürftiger Haushaltungen, welche Arbeit und Brot, eine Menge hülfloser, alter und kranker Leute, die für den kurzen Rest eines mühseligen Lebens Versorgung nöthig haben. Wir bedürfen also höchst nothwendig Waisenhäuser, Erziehungshäuser, Arbeitshäuser und Spitäler in allen Gegenden unsers weitläuftigen Reiches; und dazu kämen uns nun, wie ihr seht, die fetten Hamsterhöfe trefflich zu Passe. Aber sie gehören, wie die ehrwürdige Priesterschaft sagt, den Göttern an; und die Götter bewahren mich, daſs ich ihnen streitig machen sollte, was ihnen angehört! Die Rede kann also nur von der Nutznieſsung dieser Güter seyn. Die Götter selbst bedürfen nichts, weil sie bereits alles haben; auch lehrt man uns, (und die Vernunft würde es uns gesagt haben, wenn uns auch die ehrwürdigen Priester ein Geheimniſs daraus hätten machen wollen) daſs die Götter den Menschen hold sind und ihnen gern Gutes thun. Sie bedürfen der Hamsterhöfe, die ihnen von unsern Vorfahren geschenkt worden, nicht: aber sie wollen, daſs unsre Waisen und Findlinge erhalten, unsre Kinder erzogen, unsre Armen versorgt, unsre Kranken und Schwachen verpflegt werden. Die Götter haben Freude an unserm Wohlstand; sie wollen, daſs die Kalifornier fleiſsig, betriebsam, wohlhabend, wohl genährt, wohl gekleidet, wohlgemuth, und mit dem Leben, das sie von ihnen empfangen, zufrieden seyen, und sich vermehren wie Sand am Meere. Sie haben keinen Gefallen am Fette der Hamster: aber sie haben Freude daran, unsre Felder wohl bestellt, unsre Anger von Schafen wimmelnd, unsern Flachs, unsre Wolle von Kaliforniern verarbeitet, unsre Städte mit emsigen Handwerkern, Künstlern und Handelsleuten angefüllt, unsre Landstraſsen mit beladnen Wagen, unsre Flüsse und Seen mit reichen Schiffen bedeckt zu sehen, die den Überfluſs und die Früchte des Fleiſses, gleich einem allbelebenden und erhaltenden Nahrungssafte, durch alle Theile unsers glücklichen Reiches tragen. Sie schenken uns zu diesem Ende den Gebrauch und die Nutznieſsung ihrer Hamsterhöfe; und wir alle nehmen ein Geschenk, dessen wir so sehr bedürfen, aus den wohlthätigen Händen, deren Eigenthum die ganze Schöpfung ist, dankbar und ohne Bedenken an; und machen uns anheischig gegen sie, diese Schenkung zu dem guten Endzwecke, wozu sie uns verliehen worden, redlich anzuwenden!"

Hier hörte der alte Mann auf zu sprechen, und alles Volk jauchzte ihm den lautesten und einmüthigsten Beyfall zu. Die Priester selbst konnten nicht so unverschämt seyn, etwas gegen einen so billigen Ausweg einzuwenden, und bekräftigten die Schenkung der Götter — mit zusammen gebissenen Lippen.

Diethelm. Und die Hamster? Was ward aus denen?

Walder. Da die meisten von ihnen zum Pfluge geboren waren, so wurde für recht und billig angesehen, daſs sie zum Pfluge zurück kehrten. Diejenigen, die dazu nicht Verstand genug zu haben schienen, wurden zum

Dreschflegel und zur Holzaxt verwiesen. Die untauglichsten lernten Wolle kämmen; und zum besten derjenigen, die im Müſsiggang und Wohlleben ihres Standes grau und unbehülflich geworden waren, wurden ein paar Hamsterhöfe in Spitäler verwandelt. — Die gebornen Hamster überlieſs man ihrem Schicksale. — Sind Sie nun befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer schärfern Erörterung?

Diethelm. Sie sind ein loser Vogel, Walder! Ihr Alter sprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden, und die Kalifornier warens vermuthlich auch. Wenigstens konnten sie das Geschenk der Götter mit gutem Gewissen annehmen. Wenn die Hamster am schlechtesten dabey wegkamen, so wars ein kleines Übel um ein groſses Gut. Wer wollte auch immer jedermann zufrieden stellen können?

ZWEYTES GESPRÄCH.

Diethelm.

Ihre Kalifornier haben mir diese Nacht den schönsten Traum gegeben, den ich in meinem Leben gehabt habe. Mir war als ob ich Flügel hätte; ich durchflog, mit jener leichten Behendigkeit die in Träumen ein so groſses Vergnügen ist, die ganze Christenheit, und sah überall — alle Klöster ohne Ausnahme in Erziehungsanstalten, Freyschulen, Gymnasien, Akademien der Wissenschaften, Waisenhäuser, Findelhäuser, Blatternhäuser, Arbeitshäuser und Spitäler verwandelt. Stellen Sie Sich mein Entzücken über diesen Anblick vor; aber auch meinen Verdruſs, als ich beym Erwachen fand, daſs ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, sollte der wahre Gott den wir anbeten, der liebreiche Vater der Menschen und aller Wesen, Er, der so gar nichts bedarf, weniger geneigt seyn als die Götter der Kalifornier, uns, die so viel bedürfen, zu einem so guten Gebrauch, ein Geschenk mit den Häusern und Gütern zu machen, die ihm in Zeiten der Unwissenheit und Verblendung von der Einfalt unsrer guten Alten wider seinen Willen aufgedrungen wurden?

Walder. Auch fehlt es gewiſs nicht an seinem guten Willen; alles kommt wohl bloſs darauf an, daſs wir, was er uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichste Quelle von so vielem Guten werden könnte — anzunehmen wissen. Keines von allen Geschenken, die er uns macht, wird auf eine andre Art gemacht. Sie sind da; wir haben Sinne, Gliedmaſsen, Vernunft, sie in Empfang zu nehmen, zu genieſsen, in unsern möglichsten Nutzen zu verwenden. Unterlassen wir dieſs, thun wir das unsrige nicht dabey: so hat er uns mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Luft, Wasser und Erde, und allem was darin ist, ja mit unsern Sinnen, unsern Gliedmaſsen und unsrer Vernunft selbst, ein vergebliches Geschenk gemacht. Es wäre ungereimt zu warten, bis ein Engel herab stiege, und den christlichen Völkern, bey denen das Mönchswesen zum unermeſslichen Schaden des gemeinen Wesens noch in seinem alten Stande ist, einen förmlichen Schenkungsbrief über die Klostergüter, oder einen ausdrücklichen Befehl sie nützlicher anzuwenden, vom Himmel brächte. Der Schenkungsbrief ist unnöthig, denn der Befehl ist schon da; wenn anders die Stimme der gesunden Vernunft, die so laut ruft daſs sie der ganze Erdboden hört, so gut ein Orakel Gottes ist als irgend ein geschriebenes.

Diethelm. Nichts ist klärer — und es ist mit den antimönchischen Grundsätzen wie mit der Epiktetischen Moral und der sentimentalischen Staatsweisheit, die unser wohlmeinender und redseliger Freund Raynal den Königen und Völkern der Erde auf allen Blättern seines voluminösen Werkes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die Grundsätze betrifft, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, daſs es menschlicher, edler, besser, vortheilhafter wäre, in allen Fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und konsequent zu seyn. Aber gleichwohl werden die Könige und Völker der Erde — so oft sie ihr besondres Interesse dabey zu finden glauben — ungerecht, gewaltthätig, grausam, inkonsequent und dem Interesse des Ganzen zuwider handeln, und, ohne unserm Freunde Raynal seine Moral streitig zu machen, immer den Fall, wo sie ihr entgegen handeln, für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten. Gerade so ists auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen Köpfe in der Welt denken so richtig darüber, als Plato und Aristoteles thun würden wenn sie von den Todten auferständen, und die feine Wirthschaft ansähen, die ein Dutzend barbarische Jahrhunderte in dem Theile des Erdbodens angerichtet haben, über welchen sie einst so viel Licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit allem ihrem Lichte den bösen Dämon des Menschengeschlechts verjagen zu können, welcher es ewig im nehmlichen Kreise von Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, Wohlstand und Elend, herum treiben und ewig verhindern wird, daſs es durch seine vergangenen Thorheiten klüger werde.

Walder. Indessen ist, wie Sie sehen, ein guter Anfang gemacht.

Diethelm. Allerdings! Ein so guter Anfang, daſs es wirklich jammerschade wäre, wenn es beym bloſsen Anfang bleiben sollte. Was schon geschah, ist in gewisser Rücksicht viel; aber was ist es gleichwohl, gegen das Gute das noch geschehen könnte?

Walder. Wir haben noch nie so viel Ursache gehabt das Beste zu hoffen als in diesem Augenblicke.

Diethelm. Die *Hyder* erschreckt mich, der für jeden abgehauenen Kopf wieder ein paar andre wachsen.

Walder. Desto gröſser das Verdienst des *Herkules*, der sie vertilgen wird! — Wir verstehen uns doch, denke ich? Die Hyder, die wir ausgerottet sehen möchten, ist ein *unsichtbares* Ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchsklöster, nicht die Mönchsorden — der *Mönchsgeist* ist es, was vertilgt werden muſs. Aber dieser *Kakodämon* ist von einer so *polypen-artigen* Natur, daſs er, man schneide so viel Stücke von ihm ab als man will, sich immer wieder ergänzen und bey Leben bleiben wird, so lange noch eine einzige runde oder spitzige Kapuz, eine einzige schwarze, weiſse, oder braune Kutte übrig ist, in die er sich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen Männern, die in diesen Masken stekken, nicht besser meinen als ich. — Wenn ich sie von dem gefährlichen *Habit*, der heutiges Tages einen so wunderlichen Kontrast mit der Auſsenseite aller übrigen ehrlichen Leute macht, befreyt sehen möchte: so möchte ich ihnen hingegen von ihren persönlichen Gerechtsamen und Ansprüchen an einen anständigen und glücklichen Platz in der menschlichen Gesellschaft nicht einen Sonnenstaub entzogen wissen.

Diethelm. Ich kenne manche unter ihnen, die bey der Veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr Verstand, ihre Talente, ihre Wissenschaft, ihre Geschicklichkeit zu Geschäften, ihre Annehmlichkeit im gesellschaftlichen Umgang, würden durch ihre Rückkehr in die Welt, durch Versetzung in einen gröſsern oder wenigstens nützlichern und freyern Wirkungskreis sich ganz anders ausnehmen, als jetzt, da ihr Licht unter einem Scheffel steht, und persönliche Vorzüge, anstatt ihnen zum Vortheil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren Brüdern und Obern nicht selten zum Verbrechen gemacht werden. In der That sind Ihre Ordensgeistlichen, was diesen Punkt betrifft, ohne alle Vergleichung besser daran als die *Kalifornischen Hamster*; und in so fern sie nur so viel Gnade vom Himmel empfangen, mit der *Kutte* auch den vorbesagten *unsaubern Geist* von sich zu werfen; so bin ich versichert, daſs es wenige unter ihnen giebt, die nicht zu den edlern Bestimmungen in der menschlichen Gesellschaft brauchbar wären.

Walder. Hier, besorge ich, lieber Diethelm, möchten Sie um ein gutes Theil zu viel gesagt haben! Aber lassen wirs auch dabey bewenden: so würde doch in dem priesterlichen Stande, der (wie Sie wissen) bey uns einen unauslöschlichen Karakter aufdrückt, immer die gröſste Schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Institut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die Stelle zu setzen, wo er dem Staat und sich selbst am nützlichsten wäre.

Diethelm. Wie selten läſst sich von irgend einem andern Subjekt sagen, daſs es gerade an dieser Stelle sey! Warum wollte mans nun mit den Mönchen so genau nehmen? Im Nothfall läſst sich ein Suppentopf für einen Kaffeetopf gebrauchen; der Kaffeetopf kann sich also im Nothfall auch wohl zum Suppenkochen gebrauchen lassen. Vorzügliche Geschicklichkeiten werden (zumahl in einem Staat wo sie selten sind, und wo man das Bedürfniſs derselben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber, zugestanden, daſs der gröſste Theil der Mönche, ihres Priesterthums wegen, zu so genannten weltlichen Geschäften und Ämtern nicht qualificiert wäre: dieſs würde mich, wenn ich ihnen ihre Bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wohl unläugbar, daſs in den meisten katholischen Staaten an der Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens — auch was das gehörige Verhältniſs der Anzahl der Kirchen- und Schuldiener zu dem Bedürfniſs der Gemeinen betrifft — noch vieles zu verbessern ist. In manchen Gegenden sind der Kirchspiele zu wenig; die Pfarreyen sind, oft bey einem kaum zureichenden Einkommen, mit mehrern Filialen belastet; und manche Dorfschaften haben zwey und mehr Stunden zur Kirche zu gehen. Unzählige haben entweder gar keine, oder so schlecht besoldete und übel versehene Schulen, daſs es eben so viel ist als ob sie keine hätten. Allen diesen Gebrechen könnte durch Aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten Klöster würden einen Fond herstellen, woraus die zu jeder solchen Verbesserung nöthigen Ausgaben bestritten würden. An Orten, wo die Pfarrey bisher durch einen Ordensgeistlichen im Nahmen seines Abts versehen worden, würde die neue Einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen seyn. An andern, wo neue Pfarrkirchen und Schulen zu dotieren wären, würden die Güter eines benachbarten Klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen Klöstern könnten Seminarien künftiger Kirchendiener, aus andern Seminarien tauglicher Schullehrer, besonders für das Landvolk, gemacht werden. Die Reichthümer der Klöster reichen zu dem allen und noch mehrerm zu.

Und wie glücklich sind die katholischen Staaten in diesem Stücke vor den protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche Anstalten müssen in vielen der letztern unterbleiben, weil es an den Mitteln zur Ausführung fehlt: jenen hingegen darf es nur an Verstand und Willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige Anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer Verbesserung bedarf; vor den Unkosten, so beträchtlich solche immer seyn mögen, dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitzt an den reichen Klöstern innerhalb seiner Grenzen ein Potosi, einen Schatz, der zu den trefflichsten Unternehmungen reichlich zureicht —

Walder. Und der, wiewohl er von allerley schwarzen und weiſsen Geistern bewacht wird, doch viel leichter und sichrer zu heben ist, als die unterirdischen Schätze, die den Sonntagskindern zuweilen von Gespenstern oder Erdgeistern gezeigt werden. Denn zu gutem Glücke sind es meistens sehr materielle Geister, die so viele Berührungspunkte haben, daſs man es wahrlich ungeschickt angehen müſste, wenn man sie nicht dahin bringen könnte ihre Schätze gutwillig herzugeben: zumahl da sie im Grunde, wie die Greifen in den alten Rittermährchen, doch nur bloſs die Hüter davon sind, und deſswegen keinen bessern Wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige seyn mag, dem ihre Güter und Schätze zugehören. — Ernsthaft zu reden, ich glaube daſs Sie auf den rechten Fleck getroffen haben, wenn Sie behaupten, man könnte die Klostergüter nicht besser und schicklicher als auf Kirchen und Schulen verwenden. Aber Ihre Meinung ist doch wohl nicht, aus den Klosterherren selbst — Pfarrer und Schuldiener zu machen?

Diethelm. Warum nicht?

Walder. Nun freylich, bey dem günstigen Vorurtheile, das Sie (wie es scheint) von der Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und Frömmigkeit unsrer Ordensgeistlichen gefaſst haben, begreife ich leicht, wie Sie Sich überreden können, daſs man Ihnen einen so groſsen Einfluſs auf die gegenwärtige und nächst künftige Generazion ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

Diethelm. Ich verstehe Ihr Aber, mein vorsichtiger Herr! Ihr Miſstrauen möchte wohl so ungegründet nicht seyn. Aber ich weiſs ein Mittel, wodurch wir uns der wackern Männer gänzlich versichern und sie so zuverlässig machen können, daſs man ihnen ohne mindeste Gefahr etwas noch wichtigers anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch wichtigers in einem Staat wäre, als die Erziehung der Jugend und die moralische Bildung und Leitung des Volks.

Walder. Das muſs ein sonderbares Arkanum seyn! Lassen Sie hören, wofern meine Neugier nicht zu unbescheiden ist!

Diethelm. Ganz und gar nicht. Mein Mittel ist so wenig ein Arkanum, daſs es sogar in Italien, ja mitten in der heiligen Stadt Rom auf den Dächern gepredigt wird; und für seine Wirksamkeit wollte ich mit meinem Leben stehen.

Walder. Ach! nun errath' ichs! Sie wollen den geistlichen Herren — Weiber geben?

Diethelm. Allerdings! und zwar ohne Ausnahme; auch den Bischöfen, nach der ausdrücklichen apostolischen Verordnung des heiligen Paulus: Ein Bischof soll eines Weibes Mann seyn!

Walder. Also — auch ohne den Papst auszunehmen?

Diethelm. Warum nicht? Als Bischof von Sankt Johann im Lateran (welches, wie Sie wissen, sein ältester, und — unter uns gesagt — sein einziger unbestreitbarer Titel ist) kann er so gut eines Weibes Mann seyn als der Erzbischof von Kanterbury, der darum nicht weniger Primas und erster geistlicher Lord von Groſsbritannien ist.

Walder. Es läſst sich hören! Alles wohl überlegt, denke ich nicht, daſs die Gemahlin und Kinder eines jeweiligen Papstes den heiligen Aposteln Peter und Paul und dem *Stato della Chiesa* lästiger fallen würden, als seine Neffen und Basen. — Es käme bloſs auf eine gute Einrichtung an.

Diethelm. Der Apostel Petrus war verheirathet, (denn er hatte eine Schwiegermutter, wie Sie aus dem Evangelium wissen) ohne daſs das Witthum seiner Gemahlin oder das Etablissement seiner Kinder der Kirche (so viel man weiſs) viel gekostet hätten. Warum sollte das bey seinem Nachfolger nicht eben so gut angehen? Aber — so weit wollen wir uns vor der Hand noch nicht versteigen. Ich sehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daſs die Bischöfe und Fürsten der Kirche schlechterdings verheirathet seyn müſsten. Ich möchte dieſs selbst bey den bloſsen Pfarrherren nicht zu einem indispensabeln Gesetze gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen wirklichen Kirchendienst mit hinlänglicher Versorgung haben — heirathen dürften, und wenn es als eine moralische Pflicht angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner Mann ohne wichtige Ursache sich selbst dispensiert. Sie wissen ohne Zweifel, wie es hierin bey uns Protestanten gehalten wird. Unsre Geistlichen sind zwar nicht bey Strafe verbunden sich zu verheirathen; aber das Volk hat überhaupt kein rechtes Zutrauen zu ehelosen Pfarrern. Selbst der höchste Grad von exemplarischer Tugend und Frömmigkeit würde kaum hinlänglich seyn, einen solchen Geistlichen mit den Vorurtheilen seiner Gemeine über diesen Punkt auszusöhnen. Man würde doch immer übel finden, daſs er sich nicht in den Stand setze, seinen Pfarrkindern auch durch die Tugenden eines Ehemannes und Hausvaters vorzuleuchten: und dieſs allein muſs die Wirkung thun, daſs wenige Geistliche unter den Protestanten ehelos bleiben; gesetzt auch, daſs die Freyheit — der Stimme der Natur und dem ersten Gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

Walder. Bey unserm Volke würde die Priesterehe, wenn unsre Klerisey auch durch den Schluſs einer allgemeinen Kirchenversammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegen gesetzte Vorurtheil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen Vergünstigung bedienen wollten, allen Respekt bey ihrer Herde verlieren; und ich glaube, sie sind hiervon so überzeugt, daſs keiner der erste seyn wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte Vorurtheile anstoſsenden Schritt dem Spotte der Weltleute und der Verachtung des gemeinen Volkes aussetzte.

Diethelm. Ich zweifle nicht, daſs die Sache, wie alle ungewöhnlichen Dinge, Anfangs Aufsehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweyten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts das Volk in den Staaten, die sich der geistlichen Oberherrschaft des Römischen Stuhls entzogen, an die Priesterehe! Wie es damahls ging, so würde es wieder gehen. Überdieſs ist auch der gemeine Mann in den katholischen Ländern so einfältig nicht mehr, daſs er den ehelosen Stand der Geistlichen *in Concreto* wirklich für etwas so heiliges und erbauliches halten sollte, wie er ihm wohl zuweilen von der Kanzel *in Abstracto* vorgespiegelt wird. Die Laien wissen über diesen Punkt zu viel von den kleinen Geheimnissen der Geistlichkeit, und denken auch überhaupt gröſsten Theils schon zu vernünftig, als daſs eine Bulle des heiligen Vaters, worin die Vortheile der Priesterehe angepriesen würden, nicht hinlänglich seyn sollte, alle etwa noch übrigen groſsmütterlichen Skrupel (*veteres avias*, wie sie Juvenal nennt) aus dem Grunde auszureuten.

Walder. Alles dieſs kommt Ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was Sie von Kindheit an gehört und gesehen haben, übereinstimmt, viel leichter vor als es in der Ausführung seyn würde. Wenn auch alle andere Hindernisse gehoben wären, so würde (dieſs bin ich gewiſs) kein Priester von einiger Delikatesse sich entschlieſsen können, das erste Beyspiel zu geben.

Diethelm. (lächelnd) So müſste es nur von oben herab gegeben werden. Aber, in ganzem Ernst, ich bin gewiſs, ein Mann wie Pius der Sechste, dem alle Verrichtungen und Feierlichkeiten des profetischen und hohenpriesterlichen Amtes so wohl anstehen, würde auch in die Ceremonie seiner öffentlichen Vermählung so viel Würde und etwas so rührendes und auferbauliches zu bringen wissen, daſs alles Volk Amen! dazu sagen, und kein einziger von denen, die sein Apostolat anerkennen, länger Anstand nehmen würde, einem so schönen Beyspiele nachzufolgen. Ich bin gewiſs, das wäre der kürzeste Weg, alle Hindernisse, die der Sache noch entgegen stehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müssen sie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie eine wahre Harmonie zwischen Kirche und Staat hergestellt, die Klerisey nie in ihre gehörigen Schranken und in das bürgerliche Verhältniſs gesetzt werden, worin sie stehen muſs, wenn sie nicht ewig ein Staat im Staate bleiben, und durch tausend Kollisionen, die alle Augenblicke wieder kommen, dem Wohlstande des Ganzen immer im Lichte stehen soll.

Walder. Ich besorge in der That, daſs es endlich, wie Sie sagen, dazu kommen wird.

Diethelm. Wie? Sie besorgen es?

Walder. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, daſs die Vortheile, die dem gemeinen Wesen durch die Priesterehe, oder (welches eben so viel ist) durch Herabwürdigung des geistlichen Standes in den bürgerlichen zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehelosen Stande der Priester entstehen, und durch den

Vorschlag, der jetzt einigen wohlmeinenden Leuten so sehr am Herzen liegt, verloren gehen würden.

Diethelm. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen die alten Gründe zu wiederhohlen, die für die Aufhebung des Verbots der Priesterehe seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften wieder aufgewärmt worden sind? Mir scheinen sie von der entscheidendsten Stärke zu seyn.

Walder. Das sind sie auch unstreitig, aus dem Gesichtspunkte, woraus Sie, mein Freund, mit allen, die — seit dem unschuldigen alten Ketzer *Vigilanzius* bis auf diesen Tag — ihre Stimme gegen den *Cölibat der Geistlichen* erhoben haben, die Sache ansehen. Ich gestehe Ihnen auch gern, daſs der Eifer, womit die Bischöfe von Rom vom vierten Jahrhundert an auf diesen Punkt der Kirchendisciplin gedrungen haben, hinlänglich seyn könnte die Absicht desselben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürsten in unsern Zeiten Macht und Mittel genug haben, die Klerisey ihrer Staaten, ehelos oder verehlichet, in gebührendem Respekte zu erhalten: so dünkt mich, *die alte Geheimabsicht des Römischen Hofes* komme gar nicht mehr in Betrachtung; und wenn ich die Aufhebung des Cölibats unsrer Geistlichkeit mehr befürchte als wünsche, so habe ich dazu Gründe, die auf einer ganz andern Seite liegen.

Diethelm. Sie erregen meine Aufmerksamkeit.

Walder. Ich setze als einen ausgemachten Grundsatz voraus, daſs gute Sitten, und eine Religion welche die Sitten unterstützt und vor der Verderbniſs möglichst verwahren hilft, die wesentlichste Angelegenheit eines Staates sind. Es braucht nur einen aufmerksamen Blick auf den Zustand der heutigen Welt, um zu sehen wie wichtig der Dienst ist, den die christliche Religion dem Staat von dieser Seite leistet. Wo wäre, ohne sie, das Gegengewicht gegen die Einflüsse der übermüthigen und unbesonnenen Modefilosofie unsrer Zeiten, die, in der wohlgemeinten Absicht uns aufzuklären und von Vorurtheilen zu befreyen, alle Bande der menschlichen Gesellschaft in ihre zartesten Faden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureiſsen? Je weniger das ist, was unsre angebliche Aufklärung uns von der Religion unsrer Väter übrig gelassen hat; je gemeiner es unter den Groſsen, unter den Gelehrten, und überhaupt unter den angesehensten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch bloſs als ein politisch-moralisches Mährchen gelten zu lassen, und je mehr sie durch diese Art zu denken täglich von ihrem Ansehen und nützlichen Einfluſs verliert: — um so nöthiger scheint es mir, daſs man bey Abstellung und Verbesserung offenbarer Miſsbräuche (wie zum Beyspiel das Mönchswesen ist) sich hüte, auch an solche Theile der kirchlichen Disciplin Hand zu legen, die, in unsern Zeiten wenigstens, vielleicht noch das kräftigste Mittel sind, die Religion bey demjenigen Ansehen und Einflusse zu erhalten, dessen Erhaltung oder Verlust keinem Wohlgesinnten gleichgültig seyn darf. So wie in unsern Tagen Miſsbrauch seyn kann, was vor einigen Jahrhunderten ein guter Brauch war: so ists auch sehr möglich, daſs jetzt, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas ein guter Brauch ist, was vormahls unter ganz andern Umständen Miſsbrauch war. Ehemahls hatte die Klerisey zu viel Ansehen und Einfluſs; jetzt hat sie zu wenig. Immerhin schaffe man alle unnütze Kleriker ab. — Aber man lasse den unentbehrlichen, denen, welchen die Seelsorge anvertraut ist, das Ansehen, ohne welches sie ihr Amt nicht mit Nutzen verwalten können. Diese Seelsorge — (ich nehme das Wort, wie billig, in seiner unverfälschten Bedeutung) macht den groſsen Unterschied zwischen echten christlichen Pfarrherren und den *Sacrificulis*, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lama's, Fufu's und Kakafu's unsrer und aller Religionen in der Welt. Ein Pfarrer ist, als Seelsorger seiner Gemeine, eine Art von moralischem Vormund und Aufseher; diefs ist es was ihn zu ihrem Hirten, sie zu seiner Herde, ihn zu ihrem geistlichen Vater, sie zu seinen geistlichen Kindern macht. Aber, wie soll er, ohne das Ansehen und die Macht eines Aufsehers, Hirten und Vaters, den Pflichten dieser ihm aufgetragnen Ämter genug thun können? Und wie kann er dieses Ansehen behaupten, ohne die möglichste Unabhängigkeit von denen, die unter seiner moralischen Aufsicht stehen?

Diethelm. Unabhängigkeit?

Walder. Sie erschrecken ja vor dem Wort Unabhängigkeit wie vor einem Popanz? — Bey euch Protestanten mag es freylich zu einem politischen Grundsatze geworden seyn, die Geistlichen so tief niederzudrükken als möglich. Aber mich däucht, eine kleine Aufmerksamkeit auf das was Religion und Sitten bey euch dadurch gewonnen haben, sollte uns Katholiken in Adoptierung eurer Grundsätze über diesen Punkt ein wenig behutsam machen. — Doch, auf diesem Wege würden wir zu weit von dem unsrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verstanden, lieber Diethelm, das Wort Unabhängigkeit soll uns nicht entzweyen! Meine

Meinung ist, wie Sie wissen, nichts weniger, als der Klerisey politische Unabhängigkeit und Exemzion von der höchsten Gewalt im Staate, welcher jedermann unterthan seyn soll, zuzugestehen. Ich will nicht daſs die Geistlichen Eingriffe in das obrigkeitliche Amt sollen thun können, noch daſs die Heiligkeit des ihrigen sie vor dem Schwerte der Gerechtigkeit schütze, wenn sie es durch Verbrechen schänden. Ich räume ihnen keine Gewalt über Vermögen, Ehre und Leben der geistlichen Schafe, deren Hirten sie sind, ein; keine Bannkeile, womit sie sogar Könige von ihren Thronen herunter donnern könnten; — kurz, ich verwandle die Nachfolger der Profeten und Apostel in keine Druiden, wie unsre rohen neu bekehrten Väter vor dreyzehn hundert Jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingestehet, wie bey uns wenigstens geschieht — daſs sie die Nachfolger und Stellvertreter der Profeten und Apostel sind: so müssen sie auch das Ansehen, die Würde und die Art von Unabhängigkeit haben, ohne welche sie das nicht seyn können was sie vorstellen sollen. Sie müssen von dem Volke nicht als seines gleichen, sondern als Diener und Gesandte desjenigen angesehen werden können, der auch die Könige der Erde richtet. Ihr Mund muſs frey seyn, die Laster des Volks und der Groſsen zu strafen. Keine

Rücksichten auf persönliche und ökonomische Nachtheile, die ihnen daraus entstehen könnten, müssen ihre Zunge binden, und die öffentlichen Vertreter der Wahrheit und Tugend nöthigen, das Interesse derselben zu verrathen oder doch nur lässig und furchtsam zu betreiben. Und, was eben so wesentlich ist, sie müssen in solchen Umständen seyn, daſs sie die erhabne Sittenlehre des Evangeliums, die Geringachtung der vergänglichen Befriedigungen dieses Lebens gegen die ewigen Güter des zukünftigen, den himmlischen Sinn, die allgemeine Liebe und Wohlthätigkeit, die Aufopferung ihrer selbst für ihre Gemeine u. s. w. noch stärker durch ihr Beyspiel und Leben als durch Lehren und Deklamazionen predigen können. Aber wie soll alles dieſs möglich seyn, wenn wir sie, bey ihrem ohnehin so mäſsigen und meistens kärglich zugemessenen Einkommen, noch mit der Sorge für Weib und Kinder beladen? sie dadurch in allerley ihrem erhabnen Beruf hinderliche Geschäfte und Zerstreuungen verwickeln? sie durch alles dieſs mit dem geringsten ihrer Untergebenen in einerley Kategorie stellen, und nicht nur von den weltlichen Herren und ihren Dienern, sondern von dem gemeinen Manne selbst in tausend Rücksichten abhängig machen? Wie soll derjenige Gastfreyheit und Wohlthätigkeit ausüben, und immer alles, was er seinem nothdürftigen Bedürfniſs entziehen kann, mit den Armen und Nothleidenden zu theilen bereit seyn können, der öfters (wie es bey euch Protestanten ganz gewöhnlich seyn soll) mit der angestrengtesten Nebenarbeit kaum noch so viel zu seinem armseligen Tagelöhnersgehalt verdienen kann, als er braucht, um seinen Kindern Brot und nothdürftige Kleidung zu schaffen? Wie soll der die Geschäfte des Reichs Gottes mit Würde treiben, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem gehörigen Eifer führen, und die Sünden des Volks mit freymüthigem Ernst und Nachdruck strafen können, oder zu einem David sagen dürfen: „du bist der Mann des Todes!“ — der dem Volke wegen seiner Dürftigkeit verächtlich ist, und dem eine Lage, worin er jedermann schonen muſs, allen Muth benimmt als einer der Gewalt hat zu sprechen? — Sehen Sie, lieber Diethelm, von dieser Seite betrachte ich den seit einiger Zeit diesseits und jenseits der Alpen so eifrig in Bewegung gebrachten Vorschlag, unsrer Geistlichkeit den Ehestand zu erlauben. In meinen Augen würde dieſs einer der tödtlichsten Stöſse seyn, den unsre Modefilosofie dem nöthigen Ansehen der Klerisey, und dadurch mittelbarer Weise der Religion selbst beybringen könnte. Und, wie sehr auch die Gebieter über unser irdisches Schicksal die Bevölkerung (aus Ursachen, über die ich mir leider! keine Illusion machen kann) auf alle mögliche Weise zu begünstigen geneigt seyn mögen: so däucht mir doch der Vortheil, der dem Staat dadurch zugehen könnte, wenn auch unsre Geistlichkeit zum Bevölkern angehalten würde, nur eine sehr schlechte Entschädigung für die nachtheiligen Folgen zu seyn, die ich aus dieser staatswirthschaftlichen Spekulazion haufenweise und in einer unendlichen Progression hervor wimmeln sehe.

Diethelm. Ich müſste groſse Lust haben den Soſisten zu spielen, wenn ich läugnen wollte, daſs in Ihrer Vorstellungsart über diesen Punkt etwas wahres ist. Aber entscheidend kann ich Ihre Einwendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, ist: Daſs die Sache mehr als Eine Seite hat; daſs sich unter den gegenwärtigen Umständen eben so wichtige Gründe für als wider den Cölibat der Geistlichen hervor thun; und daſs es also um so nöthiger wäre, auf ein Auskunftsmittel zu denken, wodurch den beiderseitigen Unfüglichkeiten geholfen werden könnte, ohne daſs man genöthigt wäre, die Geistlichen an ein für die meisten so drückendes, und für die Gemeinen, denen ihr Beyspiel vorleuchten soll, so wenig erbauliches Enthaltungsgelübde anzufesseln.

Walder. Und *dieſs* Auskunftsmittel?

Diethelm. *Ist schon gefunden!* Es liegt vor uns. Wie ists möglich, daſs Sie es übersehen können? Die *Klostergüter*, lieber Walder, *die Klostergüter reichen zu allem zu.* Sie haben doch nicht schon wieder vergessen, daſs wir *alle* Mönchsorden aufgehoben und *alle* ihre Güter und Kirchenschätze eingezogen haben? Der *dritte Theil* davon ist (wie ich gewiſs glaube) mehr als hinlänglich, um allen Pfarrherrn in jedem katholischen Lande ein so reichliches Einkommen zu stiften, daſs sie, so gut als irgend ein *Rektor in der Englischen Kirche*, mit ihren Familien standesmäſsig davon leben, ihre Kinder gebührlich erziehen und versorgen, und dennoch immer so viel übrig haben können, um die Pflichten der Gastfreyheit und Menschenliebe auf eine sehr edle Art auszuüben.

Walder. Nun, *daran hab' ich freylich nicht gedacht* — und es lag mir doch, wie Sie sagen, vor der Nase! Das muſs man Ihnen lassen, *Diethelm*, Sie haben eine glückliche Imaginazion! Ehe man sichs versieht, ist sie mit Ihnen — im *Severambenlande.* Aber, im Ernste, sollten Sie wohl eine so gutherzige Seele seyn, zu glauben, daſs auf diesem unsern armen Planeten, wo von allen politischen und patriotischen Träumen der *Menschenfreunde* und *Kosmopoliten* (seit dem Babylonischen Thurmbau bis auf diesen Tag) nicht ein *einziger* jemahls zur Wirklichkeit reif geworden ist, so viel *Weisheit* und *Tugend* wäre, daſs ein solches Projekt wie das Ihrige zu Stande kommen könnte?

Diethelm. Ich besorge beynahe selbst, daſs ich immer zu gut von den Menschen denke.

Walder. *Nicht zu gut* — denn man kann nicht zu gut von den Menschen denken: *nur zuweilen nicht schlecht genug;* denn man kann auch nicht schlecht genug von ihnen denken. Suchen Sie bey den Bewohnern unsers Erdballs alles was Sie wollen, nur *keine reine Absichten,* nur *keine Konsequenz im Kopfe,* und *kein Ausharren beym Wahren und Guten, weil es wahr und gut ist!* — Mir ist kein einziges Beyspiel bekannt, daſs Menschen jemahls ein gutes Werk unternommen hätten, ohne etwas daran *unvollendet* zu lassen oder irgend einen häſslichen Schwanz *dran zu flicken,* und *gerade durch das, was sie unvollendet lieſsen oder dran flickten, alles übrige, was sie gut gemacht hatten, wieder zu verderben.* Wissen Sie eines, *Diethelm,* so bitte ich Sie, bereichern Sie mich durch die Mittheilung einer so seltnen Seltenheit.

Diethelm. Ich will mich besinnen — Aber, ehe wir uns trennen, was halten Sie von dem Projekt, die protestantischen Kirchen mit der katholischen wieder zusammen zu schmelzen, woran (dem Vernehmen nach) einige Kosmopoliten und Menschenfreunde von neuem so eifrig arbeiten sollen?

Walder. Und was halten Sie von der neuen Menschen-Generazion, die jetzt nach dem schönen Projekt der Frau Gräfin von Genlis gezeugt, geboren und erzogen werden wird? und von den herrlichen Wundern, die durch diese Menschen, wie noch keine gewesen sind, im neunzehnten Jahrhundert werden zu Tage gefördert werden?

Diethelm. Und Sie, Walder, was halten Sie von einer Toleranz, vermöge deren (wie neulich gewisse Zeitungen versicherten) der Übergang von der herrschenden Religion zur geduldeten als ein Verbrechen gestraft werden soll?

Walder. Und von der grofsen Reformazion, die in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch zu Stande kommen soll?

Diethelm. Und von den gewaltigen Weltbegebenheiten, welche die den dritten November dieses Jahres bevorstehende groſse Zusammenkunft des Jupiters mit seinem Vater Saturnus nach sich ziehen wird?

Walder. Wissen Sie was, Diethelm? — Wenn man, wie wir, nicht jung genug ist, um alles was gleiſst gleich für Gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen Farce, die um uns her gespielt wird, gleichgültig zuzusehen, — so fühlt man zuweilen, wie dem ehrlichen Juvenal zu Muthe seyn mochte, da es ihm so schwer vorkam keine Satire zu schreiben. Aber bey dem allen ist für Leute, die gern in heiler Haut schlafen, doch nur Ein guter Rath.

Diethelm. Und der ist?

Walder. Der, den Merry Andrew beym Prior seinem Meiter giebt:

Mind neither good nor bad, nor right nor wrong,
But eat your pudding, Slave, and hold your tongue!

Sorg nicht um recht noch unrecht, gut noch faul,
Friſs deinen Pudding, Sklav, und halt dein Maul!

PATRIOTISCHER BEYTRAG
ZU
DEUTSCHLANDS HÖCHSTEM FLOR

veranlaſst durch einen unter diesem Titel
im Jahr 1780 im Druck erschienenen Vorschlag eines Ungenannten.

Dulce est pro patira — desipere.

So haben wir sie denn endlich erlebt, diese von Barden und Alraunen geweissagte, aber selbst von Barden und Alraunen nicht so nahe geglaubte Zeit! Nicht erst unsre Enkel oder Urenkel, nein, wir selbst werden sie sehen! Es nähert sich, Deutschlands goldnes Alter — ja, was sag' ich? Es ist schon da!

Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna!

Deutschland in seinem höchsten Flor! In einem Flor, worin noch kein Land, kein Volk der Erde gestanden, seitdem es Völker auf Erden giebt! In einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige Deutsche Akademie zur Königin aller Akademien, und das neue Reichs-Kammergerichts-Archiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldne, mehr als goldne Zeit!

Eilet, sagten die Parzen zu ihren Spindeln, die schönen
Tage zu spinnen!

Und dreymahl glücklich wir, daſs wir sie erlebt haben! Und o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, dessen letztes Fünftel ausersehen ist, seine zahlreichen Wunder mit dieser unsre verwegensten Wünsche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer steigender Nazionalglückseligkeit zu krönen!

Sage mir niemand: „Es ist ja nur ein Vorschlag!“ — Was Vorschlag! Alles ist so gut als ob es schon wäre. Das neue Reichs-Kammergerichts - Archiv steht schon in Altgothischer Majestät vor meinen Augen da! Schon seh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der Deutschen Akademie pragmatischer Wissenschaften ihre jährlichen Pensionen von zehn tausend Gulden einstreichen! Schon haben die Deutschen Fürsten und Herren (die Reichsstädte hoffentlich mit eingeschlossen) von dem ihnen so edelmüthig zu zwey und ein halb pro Cent vorgestreckten Kapital von zwey und siebzig Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in sechs oder zehn oder zwölf Jahren unfehlbar seyn wird, ist so viel als ob es jetzt schon wäre.

Deutschland in seinem höchsten Flor wenn es nur will! Da haben wirs mit klaren Worten! Deutschland darf nur wollen. Denn der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel [1]) sagte ja: Man kann alles was man will; und alles Volk sprach Amen! und seitdem sagen und glauben Leute mit allerley Nasenwurzeln, daſs man nur wollen dürfe!

Und, wer wollte nicht wollen? Was ist leichter und mehr in eines jeden Gewalt als wollen? Oder, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein stärkerer Antrieb zum Wollen, als alles können so bald man will? Unsre schwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, die hatten freylich von einer solchen Exaltazion der menschlichen Kräfte keine Ahnung! Die würden sich eingebildet haben, daſs dieser Vorschlag zu den süſsen patriotischen Träumen gehöre, deren man sich in guter Laune auf einen Tag bey Dutzenden und Schocken träumen lassen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die weiter nichts einzuwenden ist, als daſs sie — in dieser armen Alltagswelt — moralisch politisch und ökonomisch

---

1) Lavat. Fysiognom. Framente, III. Band, S. 161.

unmöglich sind. Aber, seitdem uns die groſse Wahrheit geoffenbart ist, daſs man alles kann was man will; seitdem kann von einer so schwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr seyn. Deutschland in seinem höchsten Flor wenn es will— Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländischer Deutscher Mann! Deutschland will. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten Flor seines Vaterlandes wollen? O ganz gewiſs es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich sehe sie schon! Sie sind da! Deutschland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerey, womit dieser eben so unverhoffte als glücklich ersonnene Vorschlag aufgenommen wurde, ist uns Bürge dafür. Kaiser und Reich, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die so offenbaren, so einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, daſs sie, so bald das Ratifikazionsgeschäft des Teschner Friedens und die Westfälische Grafensache beendiget sind, nichts dringenders haben werden als zu wollen, „daſs Deutschland die höchste Stufe seines Glücks und Ansehens erreiche.“

Man bedenke, nur mit einem Fond von hundert Millionen Gulden Rheinisch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unsrer aller Taschen (so wenig auch darin seyn mag) liegendes Mittel zu einem so groſsen Zwecke! Was sind hundert Millionen Gulden? Was sind sie für ein so reiches Land wie Deutschland? Für ein Land, dessen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens tausend Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beyspiel tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wollen, um die sämmtlichen Deutschen Reichslande in die allerblühendsten Umstände zu setzen? Hat der edle Erfinder des Vorschlags also nicht vollkommen Recht zu sagen, daſs Deutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend dieſs alles ist, so ist doch nicht zu bergen, daſs sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden soll, in der Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als sich der patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt, (spricht er) im Durchschnitte, von jedem Morgen Land fünf, sechs oder zehen Kreuzer; so geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutschland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden." — Das ist freylich leicht zu sagen; und eben so leicht ists in der Vorstellung, „die Deutschen Zins- und Zehntherren, die Juden, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser, und die gesammte Dienerschaft der Deutschen Staaten, binnen zwölf, zehen, oder sechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen." — Aber Sie glauben nicht, werthester Herr, was diese Auflage *in Concreto* in den zehn Reichskreisen, rücksichtlich auf die (wie Sie wissen) so sehr verschiedene fysisch-ökonomische und die noch ungleich verschiednere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwickelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzähligen Deutschen Staaten, in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde!

Ich habe daher, aus patriotischem Triebe das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Werkes beyzutragen, auf einen kürzern, einfachern, und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden könnten, und mein unmaſsgeblicher Vorschlag ist folgender.

Man rechnet bekannter Maſsen die Anzahl der sämmtlichen Bewohner des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nazion auf vier und zwanzig Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daſs bey einer genauern Zählung des Volkes wohl sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Übereilung beschuldiget zu werden, bey der runden Zahl der besagten vier und zwanzig Millionen lassen.

Diese vier und zwanzig Millionen Menschen *vel quasi* würden, wenn Deutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen zwanzig Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem Ort auf die bequemste Weise erhoben, und der ganze Betrag quartaliter von den höchsten und hohen Ständen an die allgemeine Reichs-Flor-Kasse frachtfrey abgeliefert würde.

Die vier und zwanzig Millionen Pfennige, welche solcher Gestalt wöchentlich erhoben werden, machen sechs Millionen Kreuzer, und diese sechs Millionen Kreuzer geben just die runde Summe von hundert tausend Gulden Rheinisch. Diese Kopfsteuer würde also in einem Jahre genau fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projekts verlangten hundert Millionen, mit einem Überschuſs von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im folgenden erklären werde.

Einem jeden muſs sogleich in die Augen leuchten, daſs die jährlichen fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das Publikum weniger belästigende Weise erhoben werden können, als durch die vorgeschlagene wöchentliche Pfennigsteuer. Einzeln lebende Personen zahlen für sich selbst; jeder Hausherr oder Hausvater für sich und seine sämmtlichen Hausgenossen. Ich gestehe, daſs dieſs bey den Personen von den obersten Klassen jährlich eine Abgabe von sechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein, wer ein groſses Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin versichert, daſs in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchsten Flor des lieben Deutschen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beytrag von etlichen Pfennigen mit tausend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit sechzehn Pfennigen und also jährlich mit drey Gulden acht und zwanzig Kreuzern betreffen: er erklärt sich aber hiermit bereit, nicht nur diese drey Gulden acht und zwanzig Kreuzer, sondern selbst das Triplum und Quintuplum, wenns nöthig seyn sollte, willigst beyzutragen, wenn dadurch auch nur der höchste Flor von Neuholland, Neuseeland, Feuerland, oder Kalifornien bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts geringers als den höchsten Flor von Deutschland zu thun ist. Und welcher Deutsche Patriot sollte nicht eben so denken, und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche fasten oder ohne Frühstück bleiben, als sich seinem Beytrage zu einem so glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen betrifft, die so arm sind, dafs sie auch nicht einmahl einen Pfennig wöchentlich entbehren können, so versteht sich von selbst, dafs ihnen (übrigens dem Betelmandate jedes Ortes in allewege unbeschadet) erlaubt seyn müsse, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln: da denn mit nichten zu zweifeln ist, daſs sich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das Vergnügen noch streitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein so geringes Almosen in den Stand zu setzen, zu Deutschlands höchstem Flor *Prästanda* zu prästieren.

Wenn nun, nach diesem meinem Vorschlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden erhoben seyn werden: so kann sogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des vorgeschlagenen Reichs-Kammergerichts-Kanzley- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straſsburg und Aschaffenburg zerstreuten Kammergerichts-Akten herbey geschafft, das Deutsche Richter- und Advokaten-Seminarium, wie auch die zwey groſsen Filanthropine in jedem der zehn Reichskreise erbaut, das Kammergericht friedensschluſsmäſsig besetzt, und das sehr respektable besondere Exekuzionsregiment zum Gebrauch desselben aufgerichtet werden.

Da alles dieſs, mit Einschluſs der zu Bezahlung der filanthropinischen Lehrer und Versorgung armer Filanthropinisten jährlich erforderlichen zwey hundert tausend Gulden, nach dem Anschlage des Herrn V. erst vier Millionen wegnehmen wird: so könnte unmaſsgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude, und das Laboratorium für die Deutsche Akademie erkauft, erbaut, und mit den nöthigen Geräthschaften versehen werden. Mit den noch übrigen zweymahl hundert tausend Gulden müſsten sich die Bedienten und Kommissarien zur Ausführung und Besorgung dieser wichtigen Geschäfte, der Kasse und Rechnungen, anstatt der ihnen ausgeworfenen zweymahl hundert und funfzig tausend einstweilen begnügen lassen; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daſs ihnen der Abgang von dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn V. S. 6. N. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen Römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bey diesem Artikel einwenden könnten, „daſs es nöthiger seyn dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumahl in gewissen bekannten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen," — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwey Arbeits- und Manufakturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Armenhäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Überschuſs, nebst dem Ertrag der Jahre 85 und 86, auf die Urbarmachung und respektive Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Distrikte verwandt würde: so würde man im Jahre 1787 bereits mit allem fertig seyn, wozu der Herr V. die ersten acht und zwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an die höchsten und hohen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein Deutsch-patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehrenvollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluſs dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Engländer uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde neigen werden: so verjüngt sich meine Seele in mir, und fange an vor Freuden zu springen und zu jubeln, und kann mich nicht enthalten, Deutschland hiermit stehendes Fuſses um Erlaubniſs zu bitten, daſs ich dem Urheber unsrer Glückseligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieses weisen und in seiner Art einzigen Vorschlags, von den ersten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Pension von 25000, sage fünf und zwanzig tausend Gulden Rheinisch, für ihn und seine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, schöpfe und auswerfe; zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nazion für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewuſstseyn des verdienstvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutschland noch überdieſs wollen, daſs ihm, etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts - Kanzley - und Archivgebäudes, dessen Stifter er ist, oder im Vorhofe der Deutschen Akademie, eine metallene kolossalische Bildsäule errichtet würde: so würde ich einer solchen Auswirkung des vaterländischen Enthusiasmus nicht anders als meinen wärmsten Beyfall zujauchzen können. Auch ist nicht zu zweifeln, daſs der Burgundische Kreis, dem der Herr V. (über alles billige Verhoffen) eben so gut wie dem Schwäbischen und Westfälischen, zwey Filanthropine, zwey Armenhäuser, zwey Arbeits- und Manufakturhäuser, zwölf tausend Gulden für Urbarmachung und Grundverbesserung, und fünfmahl hundert tausend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes, angewiesen hat, ihm für diese groſsmüthige Gleichstellung eine besondere verhältniſsmäſsige Erkenntlichkeit zuflieſsen lassen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeschlagene Pfennigsteuer in zwanzig Jahren abwirft, macht (wie schon gesagt) ein hundert und vier Millionen, und also vier bare Millionen mehr als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beyzurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche, und also ein und siebzig tausend vier hundert acht und zwanzig Gulden drey Kreuzer, und ich weiſs nicht wie viele Häller, eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Überschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der Hand nur zwey Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfasser des Projekts S. 6. seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, auſser dem oben bemeldeten besondern Exekuzionsregiment zum Gebrauch des höchstpreislichen Kammergerichts, noch ein besonderes Exekuzionsregiment zu allfallsiger Beytreibung der jährlichen Interessen, welche die Deutschen Fürsten und Herren von den ihnen zu zwey und ein halb pro Cent vorgestreckten Kapitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmaſsgeblich die jährlichen Interessen von drey Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweytens möchten wohl die noch übrigen eine Million ein und siebzig tausend vier hundert acht und zwanzig Gulden drey Kreuzer schwerlich besser und gemeinersprieſslicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotierung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäſsiger Weisheit, Deutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäſs versorgt würden.

Sollte dieser mein Bey- und Nachtrag zu Beförderung des groſsen Werkes, dessen Ausführung gewiſs jeder wackre Deutsche Landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beytragen können, wer würde glücklicher seyn als ich? — Ich muſs indessen unter der Hand gestehen, daſs ich selbst deſsfalls in gewissen Augenblicken etwas schwachgläubiger bin als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht los machen kann, Deutschland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige Gedanken machen? Daſs der Vorschlag Deutschlands höchsten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel seyn. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt' es also liegen? Ist denn Deutschland nicht eine moralische Person? Kann denn Deutschland, als eine solche, nicht wollen was zu seinem Besten dient? Und da dieser groſse moralische Koloſs acht und vierzig Millionen Arme hat, (freylich sind auch einige Millionen Ärmchen darunter!) warum sollte er nicht alles können, was er will? — Also, wer ein echter blauäugiger und goldhaariger Deutscher ist, 2) ziehe seinen Seckel, und die Spötter sollen bald zu Schanden werden!

---

2) *Caerulei Germanis oculi, rutilae comae.* *Tacitus.*

Doch nein! — In diesem Lucianischen Tone will und darf ich über einen Gegenstand wie dieser nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, Allgemeines Bestes, bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bey einzelnen Personen die Ausbrüche ihrer Vaterlandsliebe seyn mögen, so verdient doch die Quelle und die Absicht derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnsinn an den Respekt, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige Menschen tragen, Anspruch machen kann, so ist es gewiſs der patriotische. Also noch ein paar Worte in vollem Ernste.

Ein jedes Projekt, dessen Ausführung voraussetzt, daſs zwanzig oder zehn, oder fünf Millionen, oder auch nur Eine Million Menschen, uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Besten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beförderung des höchst möglichen Glükkes ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt, seyn sollte — oder, mit andern Worten, jedes Projekt, welches auch nur bey Einer Million Menschen eine Sinnes- und Denkensart voraussetzt, die man kaum bey Einem von hunderten findet, — ist ein unmögliches Projekt. Aber seine moralische Unmöglichkeit steigt auf den höchsten Grad, wenn es voraussetzt, daſs fünf Millionen Köpfe, oder auch nur fünfmahl hundert tausend, ja nur funfzig tausend denkende Köpfe unter Einen Hut gebracht, und in eine zusammen stimmende Wirksamkeit zu Ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in einen unübersehbaren Detail eingehenden, und von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringten Plans, gesetzt werden müſsten.

Kein Mensch in der Welt kann alles was er will, es sey denn, daſs er weise genug ist, nichts zu wollen als was er kann. Eine ganze groſse Nazion kann freylich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen, oder in dem Mittel, ihr den Willen zu machen. — Gebt mir wo ich stehen könne, so will ich die Erde von ihrer Stelle rücken, sagte Archimedes, ohne Furcht nicht Wort halten zu können. Aber diejenigen, denen er dieſs zumuthete, konnten eben so wohl den Mond mit den Zähnen fassen oder auf einem Sonnenstrahle nach dem Ringe des Saturns reiten, als ihm geben wo er stehen könne um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daſs einige tausend, ja nur einige hundert Privatpersonen sehr viel Gutes thun können wenn sie wollen; und daſs, so bald es bloſs um Wohlthätigkeit gegen die Armen, oder um die Errichtung eines Museums, um ein herrliches musikalisches Fest, oder nur um das Steigen eines groſsen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche Summen ohne groſse Schwierigkeit zusammen gebracht werden. Aber versuche es einmahl ein patriotischer Projektmacher zu Paris, durch freywillige Beyträge zwey hundert Millionen Livres zu Anlegung groſser Filanthropine und Arbeitshäuser, Urbarmachung wüster Plätze, und Vermehrung des Viehstandes in jeder Französischen Hauptprovinz zusammen zu bringen; und man wird sehen, ob er mit seinem Antrage mehr Eingang finden wird, als unser wohlmeinender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwohl wäre der Unterschied zwischen beiden Nazionen ganz zum Vortheil des Französischen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen suveränen Haupte nur Ein Volk, nur Einen Nazionalkörper aus, dessen Kräfte in einer groſsen Nazionalhauptstadt, wie in dem Herzen des Ganzen, koncentriert sind:

Deutschland hingegen ist ein vielköpfiges Aggregat von einer groſsen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürsten und Ständen unter einem durch Gesetze und Kapitulazionen beschränkten Wahlkönige; durch eine Staatsverfassung verbunden, die niemahls ihres gleichen gehabt hat; — durch nichts als diese Staatsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene Schriftsprache verbunden; sonst durch alles andere, Religion, Regierung, Staatswirthschaft, Polizey, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade der Kultur u. s. w. zum Theil himmelweit verschieden, getrennt und in Kollision gesetzt. Diese unsre Staatsverfassung, vermöge welcher Deutschland in gewissem Sinne, noch eben so wie das alte Germanien, in mehr als zwey hundert besondere, gröſsere, mittelmäſsige und kleine, zum Theil sehr mächtige, zum Theil sehr unmächtige Staaten zerstückelt ist, wovon der geringste, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in seinem Bezirke eben so vollkommen auszuüben berechtigt ist als der gröſste; diese Staatsverfassung ist es, welche jedem Vorschlag, jeder Bestrebung, die auf allgemeines Nazionalbestes, allgemeinen Nazionalruhm, allgemeine Nazionalreformen abzweckt, im Wege steht.

Diese Staatsverfassung ist es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nazionalinteresse zu haben als die bloſse Erhaltung derselben; wiewohl nie alle Glieder des Ganzen hiervon überzeugt seyn werden. Sie ist es, weſswegen die Deutschen nie als Ein Volk denken und handeln, nie das, was man im moralischen Sinne Nazional-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichsam für Einen Mann stehen, oder, in so fern wir Einen Staatskörper vorstellen, eine groſse thätige Rolle in Europa spielen. Um ihrentwillen werden wir niemahls einen gemeinsamen Mittelpunkt, nie einen gemeinschaftlichen Schauplatz für Talente, Künste und Wissenschaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geschmack und Urbanität, nie eine wahre Nazionalschaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptstadt Germaniens haben, von deren Daseyn jenes alles die natürlichen Folgen seyn würde. Um ihrentwillen wird unsre Sprache, unsre Litteratur, unsre Kunst, und unser Ruhm in diesem allen nie das werden, was sie vermöge unsrer Fähigkeiten werden könnten; — und ach! um ihrentwillen werden alle solche Projekte, die Deutschlands möglichsten Flor zum Gegenstande haben, ewig patriotische Träume bleiben, und niemahls, niemahls wird es dahin kommen, daſs die Ravensteiner oder Waldecker sich um den Viehstand der Ellwanger, oder die Stände von Mecklenburg um die bestmöglichste Erziehung der Bürgerskinder der Reichsstadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle diese Nachtheile unsrer Staatsverfassung werden (anderer minder wichtiger Vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschätzbaren Gewinn weit überwogen: daſs, so lange wir sie erhalten, kein groſses policiertes Volk in der Welt einen höhern Grad menschlicher und bürgerlicher Freyheit genieſsen, und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer politischer und kirchlicher Unterjochung und Sklaverey sicherer seyn wird als die Deutschen. Zwey einander immer entgegen drückende Kräfte werden das aus so ungleichartigen Theilen bestehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und selbst jede Gefahr, diese Verfassung reiſsen zu sehen, wird sie fester zusammen ziehen. Wir werden, so lange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewissensfreyheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengesangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher Freyheit filosofieren, untersuchen, reden, lesen und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche Gewalt über seine Untergebenen heraus nehmen wollte, auſserdem daſs die Gesetze Hülfe gegen ihn verschaffen, wird dem Abscheu aller übrigen Theile der Nazion ausgesetzt seyn. Unsre Schriftsteller und Künstler werden weniger belohnt, weniger träg' oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefesselt, gedrückt und eingezwängt werden; wir werden ihrer eine desto gröſsere Anzahl besitzen, und der Wetteifer unter ihnen wird Gewinn für die Nazion seyn. Alle Talente werden sich mit gröſserer Freyheit, Mannigfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abschleifen, aber den Stempel, den die Natur jedem aufgedrückt hat, desto schärfer erhalten. Wir werden keine Deutsche Akademie haben, die sich anmaſse über Werke des Genius *ex Cathedra* zu entscheiden; Hofgunst, Grille und Eigensinn der Reichen und Groſsen wird keinen so mächtigen Einfluſs auf Geschmack, Denkart und Sitten bey uns behaupten können als in einer unbeschränkten Monarchie. Selbst die Sprache wird (zu groſsem Behuf der Litteratur) an der Nazionalfreyheit Theil nehmen; man wird uns so wenig ein Wörterbuch als ein Glaubensformular aufdringen können; und ein jeder, den eine Partey, eine Kabale, unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten Theile der Nazion einen Beschützer und Rächer finden.

Dieſs sind einige der wesentlichsten Vortheile, die wir unsrer gesetzmäſsigen Konstituzion zu danken haben; und wahrlich! sie allein sind schon wichtig genug, und von unsern Vorfahren theuer genug erkauft worden, um sie über alles hoch zu achten, stolz auf sie zu seyn, und sie als das Palladium der Nazion anzusehen, an dessen Besitz oder Verlust ihre Freyheit, ihre Stärke, ihr Ruhm, ihr des Steigens noch immer fähiger Wohlstand geheftet ist.

Diese Beobachtung führt uns, meines Bedünkens, zu einem zwiefachen Resultat, wovon uns das eine zur Aufmunterung, und das andre auf alle Fälle zum Troste dienen kann.

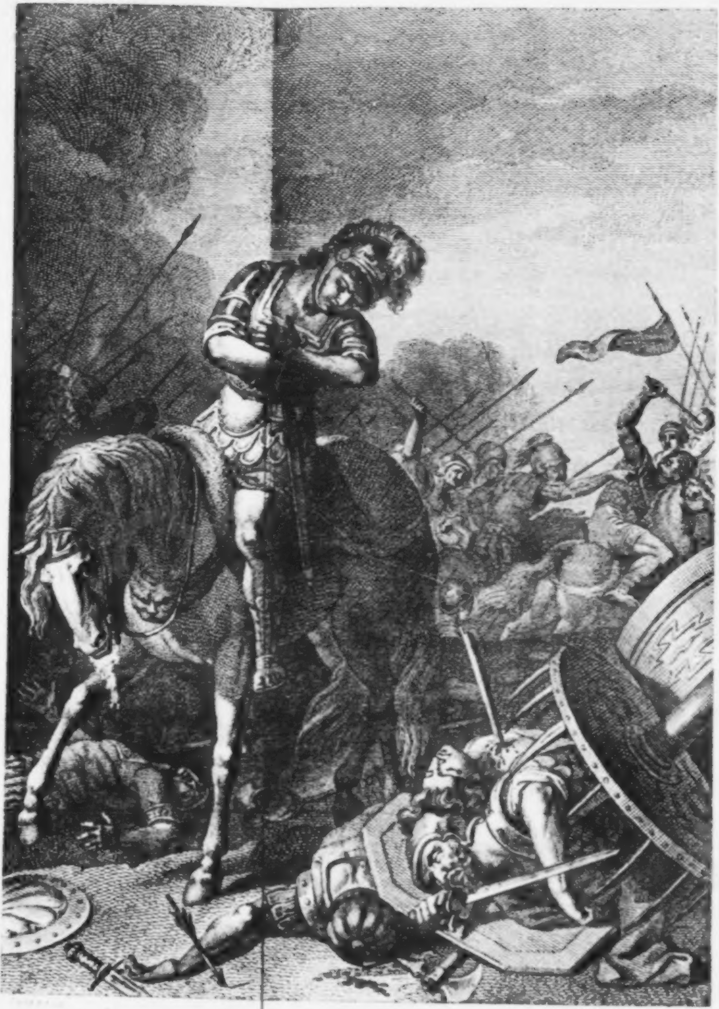
Das erste ist: unserm Patriotismus, besonders dem schriftstellerischen, — der seit geraumer Zeit wie die Taube Noahs herum flattert, und, weil er nirgends Grund finden kann, im Lande der Träume hin und her fährt, Schimären ausbrütet, auf die Erfindungen, Talente und Verdienste einzelner Mitbürger sich viel zu gute thut, oder durch Verachtung fremder Vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach Art des berühmten Fuchses in der Fabel zu helfen sucht, — seine wahre Richtung und sein echtes Geschäft anzuweisen. Wenn unsre dermahlige gesetzmäſsige Konstituzion das einzige ist was uns Deutsche zu einer Nazion macht, und wenn sie augenscheinlich der Grund unsrer wesentlichsten Vortheile ist: was kann denn also Deutscher Patriotismus anders seyn als Liebe der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens, und aufrichtiges Bestreben, zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben alles beyzutragen, was jeder, nach seinem Stande, Vermögen, und Verhältnisse zum Ganzen, dazu beyzutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutschen sagen, was der Römische Dichter von den Landleuten sagt: *Felices sua si bona norint!* Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar gegen die gröſsten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätte; wenn wir ihrer nicht genössen, wie der Gesundheit, deren hohen Werth man erst fühlt wenn man sie verloren hat!

Sollte dieſs letztere aber — wie es denn nicht unmöglich ist — jemahls bey uns oder unsern Nachkommen der Fall seyn: so würden wir, beym Verlust einer Verfassung, von welcher so mancherley Nachtheile unzertrennlich sind, uns mit dem trösten können, was wir dabey auf einer andern Seite gewinnen würden. Und da der Mensch glücklicher Weise nun einmahl so organisiert ist, daſs er sich mit der Zeit in alles finden, und seine Vorstellungsart und Lebensweise unvermerkt zu seinen Umständen umstimmen kann: so würden wir uns an die Vortheile halten müssen, die uns durch die Veränderung der Nazionalverfassung zuwachsen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schicksal gefallen zu lassen, das so manche edle Nazion schon betroffen hat, und, vermöge der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwischen Ursachen und Wirkungen, über lang oder kurz auch das unsrige werden dürfte.

ENDE DES XV. BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek

Leipzig
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



CYRUS

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SECHZEHNTER BAND

CYRUS

ARASPES UND PANTHEA.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

CYRUS

EIN UNVOLLENDETES HELDENGEDICHT

IN FÜNF GESÄNGEN

Aufgeſetzt im Jahre 1756 und 57.

ERSTER GESANG.

V. 1–8.

Singe mir, Muse, den Mann, der von den Bergen von Persis
Muthig stieg, dem dräuenden Stolz der Tyrannen entgegen,
Die vom furchtbaren Thron, auf Asiens Nacken gethürmet,
Rings um sich her die Erdebewohner mit Fesseln bedräuten;
Bis, vom ewigen König zur heiligen Rache gerüstet
Und zum Hirten der Völker geweiht, der göttliche Cyrus
Gegen sie zog, ein kühner Beschirmer der Rechte der Menschen,
Seiner Brüder. Umsonst verband sich der Könige Stärke

V. 9—21.

Wider den Helden, vergeblich erhuben sich Babylons Mauern:
Über ihm schwebte der Ruhm von seiner Weisheit, und legte
Willige Völker zu seinen Füſsen; die Weisen und Guten
Flossen ihm zu, besiegt von seiner erobernden Güte;
Denn sein zürnendes Schwert traf nur die Feinde der Menschheit.
Viel Gefahren, viel ehrenvoller unsterblicher Arbeit
Duldet' er, unüberwindlich, auf seine Tugend gestützet,
Bis er den neuen Thron, der Könige Vorbild, erhöhte,
Der vom geheimen Nil zum Rosenlager Aurorens
Welten von Menschen lockt' in seinem Schatten zu wohnen.

Dich, o Wahrheit, dich ruf' ich aus deiner glänzenden Sfäre,
Mutter der schönen Natur, zu meinen Gesängen herunter!
Wenn in der Morgenröthe des Lebens mein wankender Fuſs schon

Einsam die Pfade bestieg, die zu deinem Tempel sich winden;
Wenn mein Gesang dir immer geweiht war, so höre mich, Göttin,
Jetzt, da mein Geist von mehr als Liebe zu flüchtigem Nachruhm,
Da er von Liebe der Tugend entbrannt, in sichtbarer Schönheit
Ihre Gestalt dem Menschengeschlecht zu entwerfen gelüstet.
Zeig' o zeige sie mir, in ihrer Grazien Mitte,
Jene sittliche Venus, die einst dein Xenofon kannte,
Und dein Ashley mit ihm, die Mutter des geistigen Schönen.

Und Ihr, höret mich, Freunde der unentheiligten Musen
Und der Tugend, vor andern Ihr künftigen Herrscher der Völker,
Deren jugendlich Herz die Gewalt der Wahrheit noch fühlet:
Hört mich, und lernt von Cyrus die wahre Gröſse der Helden!

Durch die Pforte, die zwischen den Medischen Bergen sich aufthut,
War der Persische Held in die Ebnen von Assur gedrungen,

V. 36—49.

Wo durch Auen und Haine der schnelle Zerbis sich wälzet.
Unerschrocken erwarten mit ihm die Meder und Perser
Ihren trotzigen Feind, der die unabsehbaren Felder
Zwischen dem Strom und Arbela mit seinen Zelten bedeckte.
Zwar der Persischen Schaar schien jede Stunde zu träge,
Die vom Streit sie entfernt'; allein die Klugheit des Cyrus
Bändigte noch das unzeitige Feuer, und zwang sie zu warten,
Bis die Assyrer zum Angriff ihr festes Lager verlieſsen.
Unterdeſs spotteten sie von den äuſsersten Hügeln des Zagrus,
Wo er die Thäler Arbelens begrenzt, der feindlichen Mengen,
Und verkürzten mit krieg'rischen Spielen die Länge der Tage.

Ihnen war die entmannende Wollust, das üppige Gastmahl,
Und der nächtliche Tanz, und das weiche Lager auf Rosen
Unbekannt; ihnen war's Lust, in schwerer eiserner Rüstung,

V. 50–64.

Müde, nicht überdrüssig der harten Arbeit des Tages,
Unter nächtlichem Himmel auf kalter Erde zu ruhen.
Ihre gehärtete Faust, der sanften Lydischen Flöte
Ungewohnt, war geübt die wolkenstützende Fichte
Niederzufällen; ihr schlüpfender Fuſs mit fliehenden Rehen,
Leicht wie der Zefyr, durch raschelnde Büsch' in die Wette zu laufen.
Ihre Speise war Brot und bluterfrischende Kresse,
Wasser ihr Trank, mit dem blinkenden Helm aus der Quelle geschöpfet.
Ihre männliche Brust, zu Geduld und Arbeit gestählet,
Trotzte dem Schmerz, dem Hunger, dem Frost, der glühenden Sonne,
Jeder Gefahr und jeder Gestalt des blutigen Todes,
Wenn die Posaune des Ruhms in ihren Ohren ertönte;
Söhne der Freyheit, unwissend den Nacken sklavisch zu beugen,
Aber gewohnt dem Gesetz, des Vaterlands heiliger Stimme,
Und mit schneller geflügelter Eile dem Winke des Feldherrn

Freudig zu folgen. So war der kleine Persische Falanx,
Welchen du, Cyrus, den zahllosen Sklaven des Königs von Babel,
Doppelten Sklaven des Throns und der Wollust, entgegen führtest.

Diese zögerten noch in ihrem üppigen Lager,
Als mit barbarischem Pomp Gesandte des Indischen Königs
Fern vom Ufer des palmigen Indus zum Lager der Perser
Kamen, und vor den Fürsten geführt zu werden verlangten.
Mitten im Lager vertraulich von seinen Freunden umgeben,
Fanden sie ihn. Kein fürstlicher Staat, kein Tyrischer Purpur,
Kein Diadem bezeichnete ihn vor den übrigen Persern.
Cyrus verschmähte den Stolz, der mit der Beute von Muscheln
Und von Gewürmen sich schmückt. Die majestätische Schönheit
Seiner Gestalt, in welcher die göttliche Seele sich mahlte,
Lieſs die Fremden nicht zweifeln, wer unter den Männern der Held sey,

V. 79–91.

Den sie suchten. Doch blieben sie stumm mit staunenden Blicken
Stehen vor ihm, bis endlich der Älteste also begonnte:

Cyrus, dein Nahme, der Ruf von deiner erhabenen Tugend
Ist schon lange zu uns an die Ufer des Indus gedrungen.
Unser König, das strahlende Bild des Königs der Welten,
Ehret die Tugend, obgleich in seines Thrones Umschattung
Tausend Völker, geblendet von seinem Glanze, sich hüllen.
Königlich schaut sein Geist mit edelm verachtendem Zorne
Auf die Erobrer herab, die, gleich dem Schöpfer des Übels,
Nur durch Morden und Raub und allgemeine Verwüstung
Ihre verhaſste Gewalt vor bebenden Völkern enthüllen;
Aber er ehrt den Gerechten, den Freund der Menschen, den Weisen,
Wo er ihn findt, auf dem Thron und in der niedrigsten Hütte.

V. 92 — 105.

Selbst allein mit den sanfteren Künsten des Friedens beschäftigt,
Zeucht er niemahls das Schwert, als wenn die Stimme der Unschuld
Gegen den Unterdrücker ihn ruft. Der ist es, o Cyrus,
Der uns sendet, um dich mit der Stimme der Freundschaft zu fragen,
Welch ein Unrecht dich zwinge, die neue Ruhe zu stören,
Die nach langer Zerrüttung die Morgenländer beseligt?
Ihn berechtigt der Thron, auf dem er zum Schirme der Menschen
Und zum Wohlthun nur sitzt, zu dieser billigen Frage.
Und damit er dir zeige, wie tief er die Ränke der Staatskunst
Unter sich hält, entdeckt er dir, daſs der König von Babel
Lange den Indischen Hof mit seinen Klagen schon füllet,
Alles versuchend den König in einen Bund zu verstricken,
Der sich dem Anwachs des Medischen Reichs widersetzen sollte.
„Gröſster der Könige, sagten ihm oft die Assyrischen Redner,

V. 106—119.

Siehe, zu welcher Macht so kürzlich die Meder gestiegen!
Schon verbreiten sie sich von den Ufern des Kaspischen Meeres
Bis zu den Rosengärten von Susa; Armenien seufzet
Unter dem neuen Joch; schon fürchtet der tapfre Hyrkaner,
Selbst der unbändige Sazer in seinen beschneiten Gebirgen
Fürchtet Armeniens Fall. Zu welcher dräuenden Gröſse
Werden sie erst erwachsen, wenn unter dem muthigen Cyrus
Persis, die Mutter der Helden, sich mit den Medern vereinbart!
Herr, wir wissen was Cyrus zu unternehmen im Stand ist.
Seinem Ehrgeitz ist Persis zu enge. Von Ländern zu Ländern
Wird er eilen, und eher nicht ruhn, bis Menschen zum Würgen
Seinem Stolz, und Länder, sie einzunehmen, gebrechen.
Hat er sich nicht in Proben gezeigt, die den Klugen verriethen
Was für Gedanken der Stolze in seinem verschwiegenen Busen

Wälzet? Gedanken, die jetzt nur seine Schwäche noch hindert
Furchtbar hervor zu brechen. Bald wird's, o König, zu spät seyn
Ihm zu begegnen! Dich selbst wird deine furchtbare Gröſse
(Zollen dir gleich vom Indus zum dienstbaren Ganges die Völker)
Nicht vor ihm schützen, wenn Babylon erst vor Cyrus dahin sinkt,
Und der goldne Paktol sein Joch zu tragen gelernt hat."
Also sprachen, o Cyrus, mit schlauen beredenden Worten
Babels Gesandte. Sie sprachen's umsonst. Den König des Indus
Schreckt kein sterblicher Feind; er ehrt den Helden in Cyrus,
Aber er fürchtet ihn nicht. Sein unbeweglicher Schluſs ist,
Nur zum Schirme der Unschuld und zur Bestrafung des Unrechts
Seinen Arm zu entblöſsen! So bald das Gerücht uns verkündte,
Daſs du gewaffnet die Grenzen des Königs von Babel betreten,
Sandt' er uns, von dir selbst die wahre Ursach' zu hören,

Die dich bewaffnet. Wir haben Befehl, sodann auch ins Lager
Zu den Assyrern zu gehn. Sind beide Theile gehöret,
Alsdann wird sich der König zu dem mit mächtiger Hülfe
Lenken, für den die Gerechtigkeit erst den Ausspruch gethan hat.

Also sagte der Alte. Ein dunkles sumsendes Murmeln
Lief durchs ganze Gezelt, bis mit der ruhigen Hoheit,
Die ihn aus allen erhob, der Fürst den Indern versetzte:
Freunde, mein erster Wunsch bey allem, was ich beginne,
Ist der Beyfall des innern Richters, welchen die Gottheit
In die Brust uns gesetzt, — mein zweyter, der Beyfall der Guten.
Spräche mein Herz mich los, ich würd' es mit lächelnder Ruhe
Sehen, wenn sich die Welt zu meiner Verdammung empörte.
Aber ich weigre mich nie, den Mann zum Richter zu nehmen,

Der den geraden Pfad der Ehre wandelt. Ihr sollet
Alles vernehmen, und Asia sey die Zeugin der Wahrheit!
Aber ehe sich euch mein Herz vertraulich enthüllet,
Sollt ihr mit uns des Gastrechts fromme Gebräuche begehen.

Also sprach er. Da eilten, von seinem Winke beflügelt,
Persische Knaben, (kein weiblicher Fuſs betrat die Bezirke
Seines Lagers) mit Anstand die mäſsige Tafel zu rüsten.
Unterdeſs führte der Fürst die Fremden, das Lager zu schauen.
Was sie sehen, erfüllt sie mit Wunder. Die Ordnung des Lagers,
Wo, wie im Schooſse des Friedens, gesittete Mäſsigkeit herrschte,
Unter dem Heer die gesellige Eintracht, die Stärke der Krieger,
Muth und Verachtung des Todes in jedem blitzenden Auge,
Edler Wettstreit in jeder Brust, durch rühmliche Thaten

V. 160—173.

Unter dem Auge des Führers vor andern sich auszuzeichnen;
Aber vor allen die Persische Schaar, die Söhne der Freyheit,
Jeder ein Held, und Cyrus, wie unter den Helden ein Gott glänzt,
Dessen Anblick ihr Herz zu neuer Gröſse begeistert:
Alles entzückt die Fremden. Sie blicken in stummer Erstaunung
Oft auf Cyrus, und schlagen geblendet die Augen dann nieder,
Zweifelhaft, ob nicht etwa der hohen Unsterblichen einer,
Die nach dem Winke des obersten Gottes die Sfären regieren,
Sichtbar geworden, und, Cyrus genannt, die Sterblichen führe.

Jetzo rief sie die neigende Sonne zum ländlichen Gastmahl,
Wo die bescheidne Natur nichts, was sie fodert, vermiſste.
Zwar kein Nektar, am sonnigen Strande von Cypern gereifet,
Blinkt' in geschnittnem Krystall, kein Hirn von Lybischen Strauſsen,
Keine Zunge von Indischen Pfauen, noch purpurne Schnecken

Reitzten in künstlichem Golde die unverzärtelten Gaumen.
Aber es mangelte nicht an Assurs köstlichsten Früchten,
Noch an gewürztem Honig aus hohlen Fichten geraubet,
Noch an der lächelnden Ros' um die kleinen thauenden Becher.

Als sie das Mahl geendet, da wandte Cyrus sein Auge
Gegen die Inder; das frohe gesellige Murmeln des Tisches
Schweigt, es stört kein leisestes Lispeln die Rede des Helden:

Freunde, spricht er, nie kannte mein Herz ein gröſser Vergnügen,
Als im weitesten Umfang die Menschen glücklich zu sehen.
Ständ' es bey mir, so würden noch heute von Volke zu Volke
Alle Schwerter und Spere zu friedsamen Sicheln geschmiedet.
Aber so lange die Sonne mit gleich belebendem Strahle
Bösen und Guten scheint; so lange Tyrannen den Menschen,

V. 187—200.

Seines Geburtsrechts entsetzt, zu grasenden Thieren verstoſsen;
Räuber, die unersättlich nach fremdem Eigenthum schnappen,
Die der steigende Flor von freyen Völkern beleidigt,
Die es Empörung nennen, wenn Freygeborne sich weigern
Sklaven zu seyn: so lange verbeut die Pflicht den Gerechten,
Sorglos, in träger Ruh, der unersättlichen Raubsucht
Und den Fesseln sich Preis zu geben. Der Krieg ist kein Übel,
Wenn ein feiger Friede die Güter des Lebens uns raubet,
Ohne welche der Mensch des Thieres Glück zu beneiden
Ursach' hätte. Ihr kennet den Geist, der Babylons Fürsten
Seit Jahrhunderten treibt: oft haben vom Streite noch schnaubend
Ihre Rosse den Ganges getrunken. Wer nennt mir von Memfis
Bis zum Skythischen Schnee das Land, das ihr trotziger Ehrgeitz
Nicht mit blühender Jünglinge Blut und Thränen der Mütter

Überschwemmte? — Das einzige Persis (beglückter als andre,
Weil die Natur es mit Alpen vor ihrer Raubsucht umzäunte)
Schützte sich, ruhmlos und arm, bey seinem Erbgut, der Freyheit.
Medien hat, ihr wiſst es, vorlängst der tapfre Arbaces
Von dem schändlichen Joche des niedrigsten Sklaven der Wollust,
Sardanapalus, befreyt. Seitdem unabhängig von Babel,
Hat es den Neid der Stolzen durch seine wachsende Gröſse
Schuldlos gereitzt. Lang' war die beglückende Ruhe der Meder
Nur ein Geschenk der Unmacht der Babylonischen Herrscher.
Aber seit Nebukadnezar auf Ninive's goldne Ruinen
Seinen gewaltigen Thron, den Schrecken des Orients, setzte;
Seit der Araber und Syrer und Palästiner ihm dienten,
Schwoll des Eroberers Herz von grenzenlosen Entwürfen.
Jetzt beschloſs er, von hohen vergötternden Träumen berauschet,

V. 215—228.

Seinen Nahmen den glänzenden Nahmen Sesostris und Ninus
Gleich zu machen. Ihm sollten, wie jenen, die Völker des Morgens
Zitternd nachsehn, wie er, an seinen Wagen gefesselt,
Ihre Könige schleppte. In solchen Gedanken vom Tode
Plötzlich hinweg gerafft, überlieſs er den Erben des Thrones,
Sie zu vollziehen. Dieſs scheint die angelegenste Sorge
Neriglissors, zu seyn. Man sagt, am Tage der Krönung
Hab' er im Tempel Bels auf seinen Zepter geschworen,
Und von Babylons Fürsten die majestätischen Schatten
Fei'rlich zu Zeugen hervor aus ihren Gräbern gerufen
Seines Gelübds, nicht eher zu ruhen, bis alle Provinzen,
Welche Semiramis einst errang, den Assyrischen Zepter
Wieder erkennten. Ekbatana sollte die erste von allen
Seinen Donner empfinden. Dem Übermüthigen war es

V. 229—242.

Schon Verbrechen genug, daſs sich die Meder und Perser
Weigerten, Ketten zu tragen, die selbst der trotzige Baktrer
Neulich von ihm zu tragen gelernt. Jetzt dürstet er Rache!
Ungesäumt eilt der Befehl zu allen Fürsten des Reiches,
Sich zu rüsten. Schon wimmeln die Ufer des Tigris, die Auen
Ninive's wimmeln schon von Welten gewaffneter Sklaven,
Während daſs Redner mit Trug und schmeichelnden Zungen bewaffnet
Asiens Höf' umschleichen, durch Gold und goldne Versprechen
Zum Verderben der Meder die trägen Fürsten zu wecken.
Nicht vergeblich! Sie haben zu Sardes den Lydischen Krösus,
Der sein Gebiet vom reichen Gestade des Griechischen Meeres
Bis zum Taurus erstreckt, in ihren Ränken gefangen;
Einen gewaltigen Feind, von dem bis itzo die Perser
Kaum den Nahmen gekannt. Schon sind drey Jahre verflossen,

V. 243—256.

Daſs sich Asien rüstet, den stolzen Entwurf des Assyrers
Auszuführen. Sie sehen nicht, (wer auch der zürnende Gott ist,
Der sie verblendet) daſs Mediens Macht, daſs Persiens Freyheit
Ihre Sicherheit ist, und daſs die fallende Ceder
Auch die kleinern Gesträuche, die unter ihr grünen, zersplittert.
Unser Geschäft ist jetzt, der Gewalt entgegen zu gehen,
Ehe die Legionen, die selbst ihr Führer nicht zählet,
Mediens Auen zertreten. Die Sache, die wir verfechten,
Ist die Sache der Völker; in uns sind alle beleidigt.
Hört die Assyrer nun auch: dann mag der König der Inder
Zwischen ihnen und uns das Urtheil der Billigkeit sprechen!

Cyrus endigte hier. Mit stillem bewunderndem Beyfall
Hörten die Inder ihm zu, so lange die liebliche Rede
Wie ein nektarner Strom von seinen Lippen herab floſs.

V. 157—163.

Sanfte Gespräch' und Scherze, die gern um duftende Becher
Flattern, verkürzten hierauf die stillen nächtlichen Stunden,
Und betrogen den Schlaf. Der Morgen des folgenden Tages,
Und des Königs Befehl, der kein Verzögern erlaubte,
Weckte die Fremden. O wär' uns vergönnt, so sagten sie scheidend,
Dir auf der Bahn der Ehre von fern, o Cyrus, zu folgen!
Aber uns winkt der Befehl, von dem wir hangen, schon wieder
Weg von dir; wir werden die schönen Thaten nicht sehen
Die du thun wirst; uns ist nur erlaubt, den jauchzenden Nachhall
Deines Ruhms an den Ufern des Indus erschallen zu hören.

Also die Inder. Mit Reden antwortender Freundschaft entläſst sie
Cyrus, und geleitet sie selbst zum Assyrischen Lager.

V. 269—282.

Unterdeſs schwangen sich noch drey Tage mit friedsamen Flügeln
Über Arbela's Gefilde. Die äuſsersten Wachen der Perser
Sandten umsonst von den Höhen des Bergs in die neblichte Ferne,
Wo sich das feindliche Lager am Ufer des Zerbis herauf zog,
Spähende Blicke, dem Anbruch des groſsen Tages entgegen,
Der noch zögert' ihr Schwert mit Assurs Blute zu tränken.
Aber am vierten Tag, als Cyrus, vom Morgen umdämmert,
Einsam auf einem der waldigen Hügel gedankenvoll irrte,
Kam Araspes, ein Medischer Jüngling, mit fliegenden Schritten,
Und mit glänzendem Antlitz voll Freude, die Botschaft zu bringen,
Daſs beym Aufgang der Sonne das feindliche Lager sich aufthat
Fluten von Kriegern ins offne Gefild Arbela's zu schütten.

Lächelnd fragt ihn der ruhige Held: Gesteh' es, Araspes,
Schauderte nicht dein Blut in der pochenden Ader zurücke,

Als sie vor deinem Aug' aus dem unerschöpflichen Lager,
Heer' auf Heere, sich stürzten? — Mit scherzendem Blicke versetzt ihm
Rasch der Jüngling: Wenn fürchtet der Löwe die Menge der Schafe?
Deine Gefährten verlernten bey dir vor Gefahren zu beben,
Sollten die Weichlinge Babels sie schrecken? — Der heutige Tag wird
Für uns reden, sprach Cyrus. Itzt eile, versammle die Häupter
Unsers Heeres zu mir. — Araspes entweicht, und der Feldherr
Bleibt auf dem Hügel gedankenvoll stehn. Indessen durchfähret
Schnell wie ein laufender Blitz das frohe Gerüchte die Zelte,
Daſs die Feinde sich nahen. Ein lautes Frohlocken erhebt sich
Aus den Gezelten, und schallt wiederhohlt von den Felsen zurücke.
Ungestümes Verlangen ergreift die Männer, ihr Auge
Suchet den Feind; der umlorberte Sieg, der ewige Nachruhm
Schwellt mit stolzer Verachtung des Todes die ahnenden Seelen.

V. 297—309.

Aber die Führer des Heers, die Häupter von Hundert und Tausend
Und Myriaden versammeln sich schnell, von Araspes gerufen,
Um den Fürsten. Mit scharfen, die Seele durchforschenden Blicken
Überschaut er sie alle, dann spricht er: Wir haben die Feinde
Muthig durch unser Zögern gemacht, sie kommen nun selber
Uns zu suchen. Was rathet ihr mir, ihr Männer? Was fordert
Unser Vortheil, was fordert die Ehre? Wen sollen wir hören?

Cyrus sagt' es und schwieg. Ein ungeduldiges Feuer
Schien aus den Augen der meisten die kühne Antwort zu blitzen,
Als Pandates, ein Meder, an Jahren der erste, das Wort nahm:

Ist's mein Blut, das zu träg die schlaffen Adern hindurch schleicht,
Oder ist's Vorsicht, was mir das erste zu rathen gebietet?
Zwar ich kenne die Seele, die deine Perser erhitzet,

V. 310—323.

Kenne die Macht womit sie dein Nahme zu Thaten dahin reiſst,
Und das entschloſsne Vertrauen, die Frucht des groſsen Gedanken,
Daſs der Liebling der Götter sie führt. Ich weiſs es, dein Beyspiel
Könnte das feigeste Herz mit kühnen Entschlieſsungen schwellen.
Aber, ach! was vermag ein kleiner Haufe von Kriegern,
Wären sie Göttersöhne, wie am Skamander einst kämpften,
Gegen unzählbare Mengen, die, gleich dem gefabelten Drachen,
Jedes sinkende Haupt mit hundert neuen ersetzen?
Sind wir gekommen, die Medischen Grenzen vor feindlichem Anfall
Sicher zu stellen, so lasset uns hier ein Lager behaupten,
Das der bewaffneten Hälfte der Welt zu trotzen im Stand ist.
Sicher können wir hier die Pforte des Zagrus beschützen,
Bis Chaldäa und Persis mit neuen Schaaren uns stärket,
Oder die Boten des Indischen Königs den Frieden vermitteln.

V. 524—536.

Da er so sprach, umwölkte sich jede verfinsterte Stirne,
Und ein zürnend Gemurmel, wie wenn in Wolken ein Sturmwind
Fernher brauset, verrieth den edeln Unmuth der Männer
Über den feigen Rath. Vor allen ergrimmte Farnazes,
Unter den Persern der feurigsten einer. Die Seele des Jünglings
Dürstete Ruhm; ihm däuchte das Schlachtfeld ein lustiges Dafne,
Lorbern zu sammeln; Lob, durch schöne Gefahren errungen,
War für sein Ohr Sirenengesang. Mit Mühe befahl er
Seinen Zorn von der runzelnden Stirn und der Lippe zurücke,
Die sich ungestüm öffnet', als Cyrus mit mächtigem Blick ihn
An sich selber erinnert'. Erröthend sprach itzt der Jüngling:

O des unmännlichen Raths! Wie? Darf Pandates es wagen,
Ihn zu geben? Und wem? — Zwar hier beschützt dich dein Alter;

Aber nimm dich in Acht, daſs unsre Krieger nicht hören,
Daſs dein Rath vorm Feind sie in sichre Verschanzungen einſchlieſst,
Wie man zu weichen Verschnittnen die weibliche Herde verſchlieſset,
Sicher des männlichen Blicks. Wie lange lechzet das Heer schon
Ungeduldig dem Tage des Streits, des Sieges entgegen!
Oder sollen die Jünglinge Babels, die zierlich gelockten
Balsam düftenden Knaben, die, kürzlich vom üppigen Busen
Ihrer Dirnen gerissen, aus goldnen Helmen itzt lächeln,
Sollen die männlichen Weiber, geübter zu Kämpfen der Venus
Als zur blutigen Arbeit der Schlacht, (o feiger Gedanke!)
Sollen uns diese den Sieg entwenden? Der Persische Falanx
Soll erzittern? Vor wem? Vor jenen weichlichen Händen,
Einzig gewöhnt zum Lydischen Tanz auf silbernen Saiten
Und um den Nacken der Mädchen zu fingern? — Die zürnende Wange

Glüht mir vor Scham! — Doch nein! nicht diese sind es, Pandates,
Welche dich schrecken; die Sklaven sind es, die bebenden Sklaven,
Die **Neriglissor** aus hundert Provinzen zusammen getrieben,
Fremd in den Künsten des Kriegs, und besser zum Fliehen bewaffnet
Als zum Gefecht; ein nackender Haufe, den keine Belohnung,
Keine Ehre, kein Vaterland reitzt, kein Cyrus, zu siegen,
Oder den schönen Tod durch rühmliche Wunden zu suchen.

Also sagt er. Mit spottender Stimm' und trotziger Miene,
Welche sein innerstes Herz nur halb vor Cyrus verlarvten,
Rüstete sich der Meder zur stolzen künstlichen Antwort;
Aber ihm kam der Feldherr zuvor: „Es ist nicht vonnöthen,
Unsre Gesinnung durch Worte zu zeigen, wenn Thaten uns rufen.
Eure Tugend, ihr Männer, und unsre geheiligte Sache

Sind mir Bürgen des guten Erfolgs. Ich säume nicht länger,
Euch den Feinden entgegen zu führen. Ein längeres Zögern
Würd' uns in ihren Augen den Schein der Furchtsamkeit geben.
Sie vermuthen wohl nicht, daſs wir, die Schwächern an Anzahl,
Kühn genug sind sie selber zu suchen. Die heutige Sonne
Wird die Obergewalt der Tugend über die Menge,
Wird vorm Antlitz der Erde des Himmels Urtheil entdecken!
Und was soll ich den Helden itzt sagen? Was bleibet mir übrig
Als die Sorge, mich selbst der Ehre würdig zu zeigen
Euer Führer zu seyn? — Hat mir der Vater des Schicksals
Irgend ein gröſseres Glück im dunkeln Schooſse der Zukunft
Aufbehalten, so wird es mir, Freunde, nur darum ein Glück seyn,
Um es mit euch zu theilen, den würdigen, treuen Gefährten
Meiner Arbeit. Indeſs soll meinem spähenden Auge

V. 378—391.

Keiner entgehn, der sich durch edle Thaten vor andern
Eifernd hervorthut; und, tief in meinem Busen verwahret,
Soll ihr Gedächtniſs mich stets der würdigen Thäter erinnern.
Eilet itzt, und versammelt das Heer zum schleunigen Aufbruch.
Nähret die krieg'rische Flamme, die ihre Seelen erhitzet.
Redet sie einzeln an. Zeigt jenen glänzende Ehren
Winken am Ziel der rühmlichen Bahn; verbreitet vor diesen
Alle Schätze des feindlichen Lagers, die Zelte von Purpur,
Goldne Gefäſs' und Waffen von Gold, und blühende Mädchen,
Willig, die müden Sieger in ihren Arm zu empfangen.
Mahlet mit weislich gewählten Farben den Persern und Medern
Jeden die Hoffnungen vor, die ihre Sehnsucht entzünden.
Jeden locket sein Trieb. Nur wenigen Söhnen des Himmels
Ist es gegeben, den Reitz der nackten Tugend zu fühlen."

V. 392—405.

Da er so sprach, da stieg die göttliche Seele des Helden
Sichtbarer in sein Antlitz hervor, und haucht' in die Männer
Neue erhabnere Trieb', als welche sie sonst in sich fühlten;
Groſse Gedanken! sie glänzten wie Götter unter der Menge
Ihrer eignen. Ein buntes Gedräng von Scenen voll Ehre,
Goldne Trofäen, und Kronen, vom Haupt der Tyrannen gerissen,
Unter der Siegenden Fuſs — die Tyrannen, machtlos, entgöttert,
Tief in den Staub zu Würmern gedrückt — entfesselte Welten,
Völker, festlich geschmückt, zu beiden Seiten sich drängend
Ihre Retter zu schau'n, mit Palmen den Weg zu bestreuen,
Schweben um ihr begeistertes Aug'; ihr lauschendes Ohr hört,
Scharf wie Sinne der Geister, aus tiefer Ferne die Stimmen
Später Jahrhunderte tönen, und auf den Flügeln des Ruhmes
Ihre Nahmen, gesellt zum Nahmen Cyrus, erschallen.

V. 406—418.

Itzo vertheilen sie sich, von solchen Gedanken erhoben,
Schnell durchs wimmelnde Lager. Indem sie entweichen, spricht Cyrus
Zu Pandates: Dir sey die Sorge das Lager zu schützen,
Nebst Tiridates, vertraut. Nie scheucht die blendende Hoffnung
Alle Besorgniſs aus meinem Gemüth. Wir werden hier immer
Sicherheit finden, wenn irgend ein Wechsel des flüchtigen Glückes
Unsre Beständigkeit prüft. Er sprach's, und verlieſs den Meder,
Der in sich selbst triumfiert, daſs seiner brütenden Seele
Schwarzes Geheimniſs dem schärfsten Blicke des Helden zu tief lag.

Schon war alles bereit, als Cyrus ins Lager zurück kam.
Froh, voll glückweissagender Ahnung im heitern Gesichte,
Geht er mit munterm Schritt durch lange glänzende Reihen,
Die ihn zu beiden Seiten mit lautem Jauchzen empfangen;

Lobt mit belohnenden Worten den Muth des Volkes, die Ordnung
Ihrer geflügelten Eil', und die Schönheit der spiegelnden Waffen;
Lobt auch die Weisheit der Edeln, die ihre gehorchenden Schaaren
So zu bilden vermocht. Jetzt breitet der Persische Falanx
Seine Flügel um ihn, ein würdiger Haufe von Cyrus
Selber geführt zu werden. Mit Beyfall winkenden Blicken
Schaut er die Reihen hindurch, und nimmt die Stelle des Feldherrn
An der Stirne des Heers. Sie sehn ihn mit stiller Entzückung
Unverwandt an, wie er, furchtbar in seiner spiegelnden Rüstung,
Unter den Helden an hoher Gestalt und Schönheit hervorragt.
Wie auf Libanons Rücken die Ceder unter den Tannen
Ihren gekrönten Wipfel erhebt, und hoch aus den Wolken
Über die Wälder umher den Riesenschatten verbreitet;
Also stand er. Itzt schallt der silberne Klang der Trompete.

Schnell mit eilendem Fuſs und gleichen harmonischen Schritten
Geht der gewaltige Zug. Das Jauchzen der Männer, das Klingen
Ihrer Waffen, vermengt mit dem Schall der krieg'rischen Flöten,
Schlägt die bebende Luft. Die Nymfen des felsigen Zagrus
Jauchzen von fern den Eilenden nach. Nie sahe der Erdkreis
Einen glorreicheren Zug. So herrlich war nicht die Reise,
Welche Sesostris that, vor Cyrus der Könige gröſster,
Als er mit seinen Trofäen die blutende Erde zu decken
Auszog, und vom Ganges bis an den Dacischen Ister
Über bezwungne Völker einher fuhr, und Sklaven in Purpur
Durch die Thore von Memfis den Wagen des Schrecklichen zogen.
Cyrus ging nicht, vom Geist des unmenschlichen Stolzes getrieben,
Freye Völker in Bande zu werfen, nicht blühende Städte,
Goldne Tempel der Künste des Friedens, in Asche zu legen,

V. 447—460.

Nicht die Erde zum einsamen Grabe, zur Urne des Staubes
Ihrer Erwürgten zu machen. Dich rief des Vaterlands Stimme,
Göttlicher! auf, dich rief das Wimmern des zärtlichen Säuglings
An der bebenden Brust, die Unschuld der Jungfrau, der Mütter
Heilige Keuschheit, der Knabe, der schon zur Tugend des Vaters
Seinem Vaterland wuchs, die zitternde Stimme des Greises,
Rief dich, o Held, ins eiserne Feld! Vor schnöder Entehrung
Und vor sklavischen Fesseln die Freygebornen zu schützen,
Eilst du getrost den Tyrannen entgegen, ein schützender Engel!

Heilige Tugend, nur Du erfüllst die Brust des Gerechten,
Deinen Himmel, mit göttlicher Kraft. Nichts schrecket ihn, sicher
Schaut er dem blassen Verbrecher ins Aug', und fürchtet den Arm nicht,
Der zum tödtlichen Streich sich erhebt; mit freudigen Schritten
Folgt er der winkenden Pflicht, in Gefahren und Wunden und Tode.

V. 461—474.

Nunmehr hatte die Sonne des Himmels Gipfel erstiegen,
Als die Persische Schaar aus krummen Mäandrischen Pfaden,
Durchs Gebirge sich windend, ins Feld Arbela's hervor brach.
Unabsehbar, mit Rossen und Wagen und Zelten bedecket,
That es vor ihren Augen sich auf. Die feigen Assyrer
Sehn das Gewölke von Staub, das unter der Kommenden Fuſstritt
Dunkel, gleich dem Rauch aus brennenden Städten empor wallt;
Sehen's und beben! Die Nachricht, daſs Cyrus mit Flügeln am Fersen
Gegen sie eile, (sie hörten von keichenden Spähern die Nachricht)
Hatte sie wieder zurück ins sichre Lager geschrecket,
Das sie des Morgens verlassen. So flieht die hungrige Wölfin,
Die, vom fernen Geblök der wolligen Herde gelocket,
Über die Felder mit gähnendem Rachen blutdurstend einher lief;
Knirschend flieht sie zurück, vergessend des blökenden Raubes,

V. 475—488.

Wenn ſie den Löwen hört, der aus den Bergen herab ſteigt,
Und mit hohlem Gebrüll die bebenden Wälder erfüllet.

Als die Perſer itzt ſahn, daſs ihre Feinde ſich wieder
Hinter die Mauern des Walls zu ihren Weibern verbargen,
Hielten ſie ſtill. Ein jauchzend Geſchrey, mit dem Klappern der Schwerter
Und der Schilde vermiſcht, zertheilt die Wolken, und hallet
Laut im geſchreckten Ohr der Babylonier wieder.
Alſo ſtehn ſie, den Feind erwartend, in furchtbarer Ordnung.
Aber umſonſt. Schon waren drey Stunden vorüber gegangen,
Und noch hielt der Aſſyrer im ſchweigenden Lager ſich ſtille,
Und verſchlang mit geduldigem Ohre die Reden voll Spottes,
Welche die Perſer, zur Wuth ſie zu reitzen, ins Lager hinüber
Riefen. Zuletzt erlag die Geduld der Männer des Cyrus.
Glühend von heiſsem Verlangen und Unmuth, drängen die Führer

V. 489—501.

Sich um Cyrus herum, und der unerschrockne Fraortes,
Einer der Persischen Führer, erhub die geflügelte Stimme:

Cyrus, die Männer sind müd in träger unwirksamer Ruhe
Ihren wallenden Muth zu verdünsten. Was säumen wir länger?
Laſs uns, daſs wir die Feigen aus ihren Höhlen, vom Schooſse
Ihrer Mütter, wohin sie entflohn, ans Tageslicht schleppen!
Also sagt er. Mit Blicken voll Lob erwiedert der Feldherr:

Edler Jüngling, du sprichst wie deine feurige Seele
Dir es gebeut! Dieſs Feuer gefällt mir; die Göttin des Sieges
Flicht nur Kränze für deines gleichen. Doch Klugheit befiehlt itzt
(Und des Tapfern Wege soll immer die Klugheit beleuchten!)
Unsern Muth im Zügel zu halten. Der Vortheil der Feinde
Wäre zu groſs, wofern wir auf ihre feste Verschanzung

Einen Anfall versuchten. Miſslingt uns der Anfall, so sind wir
Kleiner in ihrem Aug', in unserm kleiner; ihr Herz schwillt,
Und wir lernen erzittern. Itzt sind sie, glaubt mir, nicht wenig
Wegen der Zukunft besorgt. Hat nicht das ferne Getöse
Unsrer Tritte sie heut ins Lager zurücke gescheuchet?
Aber der Stolz, der beleidigte Stolz des Tyrannen von Babel
Wird nicht lange die schimpfliche Ruhe den Feigen erlauben.
Trauet nur seinem despotischen Trotz. Dem Erdenbezwinger
Steht es nicht an, sich selbst für überwindlich zu halten.
Flohen die Sklaven, so war's, weil ihrem Muthe der Anhauch
Seiner Gegenwart fehlte. Er wird nicht säumen, sie selber
Uns entgegen zu führen. Indeſs besänftigt die Hitze
Eurer Krieger. Wofern beym Aufgang der künftigen Sonne
Sich das Lager nicht öffnet, so will ich nicht länger euch hindern

Euerm Triebe zu folgen. Er sagt's, und eilt mit den Edeln
Selbst durchs murrende Heer, das wilde Verlangen der Männer
Durch beredende Künst' und gefällige Worte zu kühlen.

Schon entfärbt sich der Tag; die abendröthliche Sonne
Strahlt aus dem nahen Hain. Itzt lagern die Meder und Perser,
Stets noch bewaffnet, sich unter die Schatten der wirthlichen Palmen,
Oder ins offne Gefild, um lodernde Feuer, von Stoppeln
Oder zerstreuten Reisern genährt, und pflegen der Ruhe.
Allenthalben sind gegen das Lager, den Feind zu bemerken,
Wachen gestellt. Indeſs durchforscht der geschäftige Feldherr
(Von Tigranes und dir, Hyperanth, und Araspes begleitet)
Rings mit denkendem Auge die ganze verbreitete Gegend,
Jeden Hügel und jede Vertiefung, die Hain' und die Ebnen,

Und die Mäander des Flusses; er sieht und zeichnet sie schweigend
Tief ins Gedächtniſs; dann kehrt er, von dämmernden Schatten umhüllet,
Unter frohem Gespräch zurück zu seinen Gefährten.

ZWEYTER GESANG.

V. 1—7.

Nunmehr deckte die Nacht die schlummerträufelnden Flügel
Über die Erde; die bräunlichen Stunden in ihrem Gefolge
Schlichen mit leisem Tritt im sanften Monde vorüber.
Unter den Palmen verstreut, doch immer in streitbarer Ordnung,
Lagen die Männer des Cyrus, die Schild' und die Länge der Spere
An die Palmen gelehnt. Der Schlummernden Häupter umflattern
Krieg'rische Träume, vom eisernen Streit, von gegebenen Wunden

Und von empfangnen; die Stimme des Fürsten, die flammende Sonne
Auf des Göttlichen Helm, erhitzt sie zu Thaten; dann folgen
Scenen des lauten Triumſs der müden blutigen Arbeit.

Also schlummert das Heer. Nicht deine wachsamen Augen,
Cyrus! Dich läſst dein thätiger Geist voll himmlischen Feuers
Noch nicht ruhen, wiewohl die ersten Sterne schon sinken.
Unbegleitet erforscht er die muntre Sorgfalt der Wachen,
Und die Stille des feindlichen Walles, und giebt die Befehle,
Welche die nächtliche Sicherheit heischt. Dann nimmt ihn im Haine
Eine Laube von Laurus, zum grünen Gezelte geflochten,
Hüllend in ihren umduftenden Schatten. Die Jünglinge hatten
Ihm von Blumen ein Lager bereitet. In sanfter Ermüdung
Legt er sich hin. Die Stille der Nacht, die elysische Dämmrung

V. 21—34.

Wiegt ihn in liebliche Ruh; wie, wenn mit webendem Fittich
Friedsame Zefyrn das Meer in den Halcyonischen Tagen,
Sanft an den kräuselnden Wellen hinschwebend, in schlummernde Stille
Wiegen. Die ruhige Still' erweckt in der Seele des Helden
Jedes zärtre Gefühl, der Zukunft traurige Bilder.
Ernst und traurig, wie Schatten der Todten, enthüllen sie langsam
Ihre Schrecken vor ihm. Zerstörte Ruinen von Städten,
Stürzende Tempel, verwüstete Auen voll Todtengebeine,
Väter, die ächzend die Urne des einzigen Sohnes umfassen!
Alle Plagen des Kriegs, gedrängte Scenen voll Jammers,
Schweben um seinen erschütterten Geist. Die zärtliche Thräne
Rollt von der Wange des Menschenfreundes, indem er voll Mitleid
Weit ins Elend hinaus schaut, das über so viele Provinzen
Kommen sollte.

V. 34–48.

Vertieſt in solchen Gedanken, bemerkt er
Nicht den kommenden Fuſs des Amitres hinter den Palmen
Ihm sich nahend. Ein Greis mit dünnem silbernem Haupthaar
War Amitres, und nahe dem Ziel des rühmlichsten Lebens:
Einst der edelste Jüngling, der tugendvollste der Männer,
Jetzt der weiseste unter den Alten. Der nüchternen Jugend
Muntre Kräfte, durch Übung und strenge Tugend gehärtet,
Hatten sein frisches Alter noch nicht verlassen; noch krümmt sich
Unter der Last des Helms die Silberlocke des Greises,
Waren gleich achtzig Jahre, mit Ruhm und Thaten belastet,
Über sein würdiges Haupt geflogen. Ihm hatte Kambyses
Und das Persische Volk die zarte Jugend des Cyrus
Einst zu bilden vertraut. Wie der beste zärtlichste Vater
Seinen einzigen Sohn, der Söhne bester den Vater,
Liebten sie sich. Amitres vermochte nicht, seinen Geliebten

V. 49–61.

In der Gefahr zu verlassen, in die ihn sein Vaterland sandte;
Und der göttliche Held, obgleich zur völligsten Tugend
Schon gereifet, hing noch, wie einst, mit Blikken voll Ehrfurcht
An den Lippen des Weisen. Ihm däucht' Amitres ein Schutzgeist,
Über sein Leben zu wachen und seiner geheimesten Thaten
Richter zu seyn. Vor ihm nur lag sein Innerstes offen;
Er nur hatte das Recht an den einsamen Stunden des Helden
Theil zu nehmen. Der war's, der jetzt im Lichte des Mondes
Leis' ins grüne Gezelt, unbemerkt von Cyrus, hinein trat.

Sanft bestürzt sah ihn Amitres in ernster tiefſinniger Stellung
Liegen, das Haupt auf dem stützenden Arm, und schleichende Thränen
Auf der männlichen Wang'! Ihn wird, indem er sich nähert,
Cyrus gewahr, und streckt mit erheitertem Auge die Arme

Gegen ihn aus. — „Wie kommst du erwünscht, (so ruft er) mein Vater!
Wie verlangte mein Herz nach deinem tröstenden Anblick!
Ach Amitres, es ist an der fühlendsten Nerve verwundet!
Aber von deinen Lippen floſs immer der heilende Balsam
Meiner Schmerzen.“ — Was ist's, o Geliebter, (fragte der Alte
Zärtlich besorgt) was ist's, das deine männliche Seele
So zu rühren vermag? Ich glaubt', in ruhigem Schlummer
Würdest du deine Kräfte zur Arbeit des Morgens erfrischen.

Ihm antwortet der beste der Helden: Mein Vater, mein zweyter
Theurerer Vater, du kennst von der Morgenröthe des Lebens
Deinen Cyrus. Der mächtige Zug zu meinen Verwandten,
Meinen Nächsten im weiten Bezirke der Schöpfung, hat immer
Ihre Leiden mir eigen gemacht. Nichts hielt ich mir fremde

V. 75—88.

Was die Menschen betraf; nichts kränkte mich tiefer, als wenn ich
Ohne Vermögen mich sah, der Leidenden Elend zu lindern.
Dieſs ist der Schmerz, der jetzt an meiner fühlenden Seele
Innerlich nagt. Gedanken, die nie so mächtig mich rührten,
Hat die Stille der Nacht und des morgenden Tages Erwartung
In mir erweckt: sie schliefen betäubt von der Stimme der Ehre!
Freudig ging ich, die Sache der Unschuld, des Vaterlands Sache
Auszufechten; mein Herz, von edeln Gefahren gereitzet,
Schlug den Feinden entgegen, und schmeckte schon ahnend die Wollust
Vieler Völker Erretter zu seyn. — Wie konnt' ich vergessen,
Daſs es Menschen sind, mir auch verbrüderte Menschen,
Gegen welche mein dräuendes Schwert zum Tödten gezückt ist?
Ach Amitres, es wälzt sich mein Herz im bebenden Busen,
Wenn ich den Jammer umschaue, das ganze Gefolge des Krieges,

Heere von Plagen, bereit wie uferlose Gewässer
Über die Länder von Assur zu stürzen! — Mein thränender Blick flieht
Weg vom Gefilde des Todes, vom leichenwälzenden Zerbis,
Von den Sterbenden weg, die winselnd dem langsamen Tode
Flehen — Wohin ich mich wende, begegnen mir Scenen des Elends,
Tiefer verwundendes Elend! Dort jammert, von blutigen Leichen
Ihrer Kinder umringt, die verlaſsne Mutter; die Gattin
Rauft auf dem Grabe des Mannes in thränenloser Verzweiflung
Wüthend die goldnen Locken, indem, mit kläglichem Wimmern
An ihr hangend, die stammelnden Kinder den Vater ihr fordern.
Schaarenweis fliehn vorm kommenden Feinde die alten Bewohner,
Greise mit wankendem Schritt, und Mütter von Schrecken entseelet,
Mit dem nackenden Kind an der Brust, (der Vater liegt ferne
Unter den Todten!) sie fliehn, und senden oft Blicke voll Wehmuth

V. 103—116.

In die Flammen zurück, die ihre Hütten verwüsten.
Ach was habt ihr gethan, das solche Rache verdienet?
Seyd ihr nicht Menschen wie wir, gleich fühlend für Schmerzen und Freuden,
Gleich bedürftig, zu jeglichem Glücke des irdischen Lebens
Gleich berechtigt, wie wir? — O sage, wie kann ich, Amitres,
Wie den Gedanken ertragen, auf unverschuldete Menschen
So viel Jammer zu häufen? — Und doch — so will es mein Schicksal!
Eine noch zärtere Liebe, von tausend Pflichten verstärket,
Zwingt mich, die gleichen Übel vom Haupte der Meder und Perser
Auf die Assyrer zu wälzen. Noch mehr, noch gröſserer Jammer
Ist dir gedräut, mein väterlich Land! Doch blutet an jeder
Klopfenden Ader mein Herz, daſs deine Rettung das Elend
Vieler Tausenden ist! — Hier schwieg er, und blickte voll Tiefsinn
Seufzend gen Himmel. Mit tröstender Stimm' erweckt ihn Amitres.

V. 117—130.

Quäle dich selbst nicht länger mit diesen Bildern, o Cyrus!
Laſs den Tyrannen sich quälen, den einzigen Schöpfer der Übel,
Die du beklagst! Ihn mögen sie rastlos in schreckenden Träumen
Nächtlich verfolgen! Ihm rausche das Röcheln der sterbenden Menschen,
Die er erwürgt, vom dampfenden Feld wie Donner entgegen!
Aber Du folgest der Stimme der Pflicht, dem Winke der Weisheit
Welche die Schickungen lenkt. Du bist zum Retter, zum Vater
Vieler Völker bestimmt. Der König der Wesen und Welten
Wirket, wiewohl dem Geiste nur sichtbar, in allem was lebet,
Ordnet der Sfären Lauf, den Flug des dienenden Engels,
Und die Geburt des Wurmes im Staub. Die Thaten der Menschen
Liegen, noch eh' sie geschehn, vor seinen Blikken enthüllet.
Unsrer Schwäche vergessend, vertieft in eignen Entwürfen,
Wähnen wir, selbst die Erfinder und unabhängigen Schöpfer

V. 131—144.

Unsrer Thaten zu seyn, und rühmen uns ihres Erfolges.
Eitler Stolz! Er ist's, der erste Beweger der Dinge,
Dessen geheime Begeistrung uns treibt. Ins Herz des Gerechten
Haucht er den edeln Entschluſs. Er straft die Sünden der Völker
Durch die Verbrechen der Fürsten, die Fürsten durch ihre Verbrechen.
Was dem sterblichen Aug' ein Übel scheinet, im Plane
Seiner Weisheit wird es ein Gut; durch göttliche Künste
Zieht sie ein gröſseres Gut selbst aus den Folgen des Bösen.
Cyrus, mir sagt's mein Herz, du wirst die traurigen Folgen,
Allen Jammer des morgenden Tages, in Wonne verwandeln;
Wirst das Seufzen der Trauer in Jubelgesänge verwandeln,
Und mit ewigem Frieden sein ganzes Schwestergefolge,
Überfluſs, Künst' und Freuden, und jede gesellige Tugend,
Jedes irdische Glück, dem frohen Orient geben.

Durch dich wird es der Himmel vollziehn! Es ist mir, ich sehe
Einen dämmernden Strahl die Nacht der Zukunft erheitern.
Cyrus, die Nazionen, der alten Dienstbarkeit müde,
Seufzen schon lange nach einem Erretter. Mit offenen Armen
Werden sie dich empfangen, dich Schutzgott nennen! Dein Nahme,
Nicht dein Schwert, dein Nahme, dein Anblick wird sie erobern.
Herrlicher Ausgang! Du gingst, nur deine Freunde zu schützen,
Und du wirst Macht erhalten, aus Feinden Freunde zu machen.
Nicht dein dankbares Persis allein, unzählbare Länder
Werden dich segnen, und, Cyrus, durch dich beseliget werden.
Zwar dieſs alles ist noch mit Dunkel umhänget. Der Weg ist
Lang und verwirrt, mit Gefahren umzäunt, auf dem du empor steigst;
Aber ein würdiger Preis und unverwelkliche Lorbern
Winken von ferne dir zu. O möchte mein dämmerndes Auge

V. 159—171.

Dich noch sehen, mein Cyrus, wie du die goldenen Tage
Wieder den Sterblichen giebst, und dann im Frieden sich schlieſsen!

Also der Greis. Mit erheitertem Antlitz umarmt ihn sein Cyrus:
„Theurer Alter, was öffnest du mir für reitzende Scenen!
Welche Aussicht in Wonne! Mir war, als hört' ich die Stimme
Eines profetischen Gottes aus heil'gen Lorbern ertönen.
O wie selig, wofern dich deine Ahnung nicht täuschet,
Wäre dein Cyrus! Wie nah der hohen Unsterblichen Wonne
Grenzte sein Glück! — Ich erröthe nicht, Vater, dir frey zu gestehen,
Daſs mein wünschendes Herz sich oft mit Träumen ergetzt hat,
Welche den Hoffnungen gleichen, wozu Amitres mich aufruft.
Als mich Astyages einst am Medischen Hofe zurück hielt,
(Wollichtes Milchhaar kränzte mir noch die blühenden Wangen)

V. 172—185.

Ja, schon damahls, wenn ich geblendet den strahlenden Pomp sah
Der den König umgab, die Knechte mit goldenen Ketten
Rasselnd, als wären sie stolz auf ihre glänzende Schande;
Wenn ich es sah, was Myriaden beneidender Sklaven
Seligkeit nannten, ein träges in Wollust schmelzendes Leben,
Theure Bankette und Salben und nektarduftende Weine,
Schaaren dienstbarer Frauen, die ihre verblendenden Reitze
Eifersüchtig enthüllten, des Einzigen Wahl zu erbuhlen;
Wenn ich es sah, dann bebte mir oft, Amitres, im Busen
Meine Seele; ich staunt' und strebte die Dinge zu fassen,
Die mir Träumen gleich schienen. Wie kann ein denkendes Wesen,
Dacht' ich, sich in den Zirkel der Sinne, ins thierische Leben
Selber verbannen? die süſsesten Freuden sich selber miſsgönnen,
Die den Menschen vom Staub zum Rang der Geister erhöhen?

V. 186—199.

Wie die Gewalt, im weitesten Kreise den Enkeln der Enkel
Gutes zu thun, ein Schöpfer, ein Vater der Völker zu werden,
Ungebraucht lassen? Wie kann er vergessen, (erinnert nicht täglich
Jedes Bedürfniſs ihn dran?) daſs auch ein Weib ihn geboren?
Daſs er ein Mensch ist, wie sie, auf die er als Sklaven herab sieht?
Daſs die Geburt nicht Könige macht; daſs höhere Tugend,
Höhere Weisheit nur, nicht Thronen, nicht Diadem ihn
Über die Völker erhöhn? — O hätt' ich, so wallte mein Herz dann
Oft in feurigen Wünschen empor, o hätt' ich die Allmacht
Eines Königs, wie sollte mein Herz mir Freuden erfinden!
Brüderlich wollt' ich mit tröstender Hand die schuldlose Thräne
Von der Wange des Kummers wischen; der stammelnde Waise
Sollte mir Vater stammeln; nur Thränen des Dankes, der Wonne
Sollten aus jedem frohen Gesicht entgegen mir glänzen.

Jede Tugend, jedes Verdienst, wohin es sich immer
Vor mir verbärge, versammelt' ich dann in glänzenden Reihen
Rings um mich her; die Besten, die Weisesten sollten mir helfen
Glückliche Völker zu machen. Wie unbegrenzt, o wie vergötternd
Würde die Wonne dann seyn, die meine Seele durchströmte!
Also dacht' ich, Amitres, und wünschte den reitzenden Träumen
Wirklich zu werden. Den einzigen Wunsch erlaubte die Tugend
Meinem Herzen; und oft, wenn einsame Schatten mich hüllten,
Glaubt' ich, mir flüstre mit Zefyrlippen der Himmlischen einer
Ein profetisches Ja zu meinen zärtlichen Wünschen.
Und was darf ich nicht hoffen, da jetzt Amitres sie billigt?
Doch ich schweige! — Der ewige Vater der Geister und Menschen
Kennt was gut ist. Vor ihm verstummen meine Begierden!
Seine Winke zu spähn, und standhaft sie zu vollziehen,

V. 213—225.

Sey mein erstes Geschäft! — Mich soll, (so hast du, Amitres,
Meine Jugend gelehrt, so ziemt's dem glücklichen Jüngling,
Den du zum Menschen gebildet!) mich soll der beste der Wünsche
Keinen Schritt dem ebenen Pfade der Tugend entlocken!“

Also besprachen die Weisen sich unter einander. Indessen
Hatte die braune sanft schleichende Nacht schon über die Hälfte
Ihres Laufes durchmessen. Itzt sahen sie zwischen den Bäumen
Einen Jüngling sich nahn. Araspes war es. Ihm hatte
Cyrus befohlen, mit seinem gehorchenden Haufen von Medern
Und Chaldäern, sich fertig um diese Stunde zu halten.
Und nun eilt' er herbey, und sprach die geflügelten Worte:
Cyrus, wir stehen bereit; die Männer glühn von Verlangen

Irgend zu einer rühmlichen That gesendet zu werden.
Sage, welch Unternehmen soll diese Stunde bezeichnen?

Ihm antwortet der Held: Du siehst den waldigen Hügel,
Der dort das Thal zur Linken beherrschet. Die Vorsicht der Feinde
Hat ihn mit Kriegern besetzt. Dir ist die Ehre bestimmet
Sie zu vertreiben, mein Freund. Die Nacht begünstigt den Anschlag.
Sieh, ein schwarzes Gewölk umhüllt den Wagen des Mondes;
Alles schläft im Assyrischen Lager. Du, eile, Geliebter,
Eile, wohin die Tugend dich ruft!

Mit dankender Freude
Fliegt der Jüngling hinweg. So fliegt ein feuriger Adler,
Wenn er vom lüftigen Wege zur Sonn' in tiefer Entfernung
Einen Drachen erblickt, der, unter den Blumen verborgen,
Schlummert; er schieſst durch den Äther herab, und faſst den erwachten

Sträubenden Feind: vergeblich schwingt er die zackige Zunge,
Hebt vergeblich den blutigen Kamm; der Sieger durchwühlt schon
Seine gespaltete Brust, und saugt die blutenden Adern.

Unter dem Schleier der Nacht und mitternächtlicher Wolken
Zieht Araspes, vertheilt in kleine schwärmende Haufen,
Zwischen dem Weidengebüsch, das die Hörner des Flusses umkränzet,
Ungesehn fort. Den Fuſs des Hügels, von dem er die Feinde
Treiben sollte, bespülte die silberne Welle des Zerbis;
Steile, verwachsene Pfade, mit dornigen Hecken verwebet,
Wanden sich unzugangbar hinauf. Die sichern Assyrer
Lieſsen sie ohne Beschützung, und lagen vom Schlafe gebunden
Über den Hügel zertreut. Nur gegen die Seite des Thales
Hatten sie Wachen gestellt. Araspes wuſst' es; auch hatt' er

Ausgeforscht, wo der seichtere Strom den Durchgang erlaube.
Dorthin führt er die Männer. Sie gleiten über den Sand hin,
Der den Boden bedeckt, nur wenig über die Knöchel
Von den Wellen umflossen. Dann schleichen sie, stets vom Gebüsche
Und von Wolken beschützt, die krummen Mäandrischen Pfade
Schweigend hinauf, und achten es nicht, dafs stechende Dornen
Ihre durchbrechende Faust und die rauhen Wangen zerritzen;
Schwierigkeit reitzt den männlichen Muth. Mit schwitzender Arbeit
Ist nun der Hügel erstiegen; Araspes erstieg ihn der erste.
Leise versammeln sie sich, von jungen Fichten verborgen,
Auf der Höh', und schöpfen begierig die blumige Nachtluft,
Die zur Arbeit sie stärkt. Dann spricht Araspes zu ihnen:

Brüder, ihr fühlet mit mir, wie sehr der göttliche Cyrus
Uns vor allen geehrt, indem er diefs kühne Geschäfte

Uns vertraute, das blutige Vorspiel des kommenden Tages.
Seine Wahl ist das herrlichste Lob, die schönste Belohnung
Unsrer Müh', um den Beyfall des Ersten der Menschen zu werben.
Möchten wir itzt, Gefährten, des Beyfalls würdig uns zeigen,
Den er uns gab! — Und ihr, die diese Schatten bewohnen,
Holde Nymfen, verzeiht, wenn wir mit feindlichem Blute
Eure geheiligten Stämme beflecken! Ein stärkerer Gott lenkt
Unsern Fuſstritt hierher; wir folgen dem Glücke des Cyrus!

Da er dieſs sagt, bewaffnet er seine nervige Rechte
Mit dem entblöſsten Schwert, mit dem scharfen Dolche die Linke.
Jeder enthüllt den mörd'rischen Stahl, und schwingt ihn dem Blitz gleich
In der schimmernden Luft. Der Mond, sein Angesicht wieder
Aus den zerflieſsenden Wolken erhebend, erheitert des Haines

V. 279—292.

Nächtliches Dunkel zu silberner Dämmrung. Nun öffnet der Wald sich.
Um und um sehen sie zwischen den Bäumen die feindlichen Krieger,
Auf die Schilde gestützt, den Boden bedecken. Aus kalten
Nordischen Wäldern, wo ewiges Eis die Gipfel bedecket,
Hatte sie Baktra gesandt, gigantische Leiber, von wilden
Trotzigen Seelen belebt; die Haut des fleckigen Panthers
Hing die fleischigen Schultern herab, Herkulische Keulen
Dräuten in ihrer sennigen Faust. So lagen sie furchtbar,
Gleich dem schlummernden Löwen. Die muthigsten unter den Medern
Schauern vor ihrem Anblick zurück. Was zaudern wir länger?
Folget mir, ruft Araspes, und stöſst den zakkigen Wurfspieſs
In die Gurgel des nächsten, der vor ihm, am knorrigen Stamme
Einer Eiche gelehnt, mit rückwärts hangendem Haupte
Schlummerte. Brüllend erwacht er, und blitzt aus grimmigen Augen

V. 293—306.

Tödtende Rach'; umsonst! er speyt in purpurnen Strömen
Seine Seele, dem blutlosen Arm entsinket die Keule
Die er dräuend noch faſst. Vom Beyspiel des Führers erhitzet,
Stürzt sich die ganze Schaar auf die ungewahrsamen Feinde.
Ungestraft wüthet ihr fressendes Schwert. Ein Augenblick würget
Hekatomben. So fielen vordem die Assyrischen Schaaren,
Als, in die Schrecknisse Gottes gehüllt, der Todesengel
Mit dem flammenden Schwert durch ihre stillen Gezelte
Unsichtbar ging, und die Feinde des Herrn bey Tausenden würgte.
Doch bald weckte das wilde Geschrey der sterbenden Baktrer
Ihre Gesellen. Sie raffen sich auf, wie ein Tieger erwachet,
Wenn er den Pfeil des Jägers im brennenden Eingeweid fühlet.
Bebend, mit neblichtem Blick, aus dem Bestürzung und Grimm blitzt,
Schau'n sie umher, und sehn die Scenen des Todes, die Leichen

Ihrer Brüder, und tausend gezückte bluttriefende Schwerter
Gegen sie blitzen. Mit lautem Geschrey ergreifen sie zitternd
Ihre Waffen, und taumeln in dichte Haufen zusammen,
Stürzen dann unter den Feind. Das erste Opfer der Rache
War Korasdes, ein Medischer Jüngling. Ihn hatte den Auen,
Die der Amardus bespült, sein feuriger Ehrgeitz entrissen.
Überdrüssig der üppigen Ruh, in welcher sein Leben
Unberühmt schmolz, entwand er sich muthig den schmeichelnden Armen
Seiner zärtlichen Braut; unerweicht von den Klagen des Mädchens,
Unerbittlich dem flehenden Blick, und den ahnenden Thränen,
Riſs er sich los, von der Zaubergewalt des Ruhmes bezwungen.
Ach! ihn weint, seitdem er entfloh, das liebende Mädchen,
Sieht im schreckenden Traume des Jünglings blutigen Schatten,
Und verschmachtet in ängstlicher Trauer. Dich täuschet dein Traum nicht,

V. 521 — 533.

Zärtliche Schöne! Du wirst ihm nicht stolz mit deinen Gespielen,
Kommt der Sieger zurück, entgegen eilen; er sinket
Unter der schmetternden Keule des riesengleichen Axandras,
Daſs sein Gehirn, mit Blute vermischt, die Meder beflecket,
Die ihm zu Hülfe sich drängen. Doch eh' der Herkulische Baktrer
Von dem gewaltigen Streich sich erhohlt, durchbohrt ihn dein Wurfſpieſs,
Schneller Hidarnes: er stürzt und erschüttert den zitternden Boden
Durch den gigantischen Fall. Itzt heben sich hundert Arme,
Die den Erschlagnen zu rächen, und die den Sieger zu schützen.
Furchtbar raset der Streit. Der Mond erblaſst und verhüllet,
Sanftern Scenen zu leuchten gewohnt, sein Antlitz in Wolken.

Unterdeſs sieht Araspes die Meder, von Siegesbegierde
Fortgerissen, zu feurig ins wilde Gedränge sich werfen.

V. 331—346.

Eilends ruft er die Streiter zurück, und sammelt die kühnsten
Rings um sich her. Sie hatte Chaldäa zum Streite gesendet;
Söhne des Kriegs, vertraut mit jeder blutigen Arbeit.
Spere von furchtbarer Länge, mit zweyfach schneidenden Eisen,
Starrten in ihrer nervigen Faust. Ein schrecklicher Falanx
Stehen sie, dicht geschlossen, und kehren die eiserne Brustwehr
Gegen den Feind. Dann stellt Araspes die Meder zur Seite,
Mit dem Schilde bedeckt, und dem krummen Säbel bewaffnet.
Jenen befiehlt er im Sturm mit vorgehaltenen Speren
Auf die Stirne des dichtesten Schwarms der Baktrer zu stoſsen,
Diesen mit flüchtiger Wendung dem Feind in die Seite zu fallen.

Plötzlich enthüllt sich die blutige Scene. So schnell wie ein Donner
Bricht die Chaldäische Schaar mit unaufhaltbarer Stärke

Unter die Riesen von Baktra; vergebens schwingen sie grimmvoll
Ihre Keulen, und drängen umsonst sich dichter zusammen,
Unwiderstehlich durchbohrt die eiserne Länge der Spere
Ihre nackende Brust, und wirft sie in Schichten zu Boden.
Auch die Medische Schaar dringt, von Araspes geführet,
Unter sie ein, und mäht mit dem breiten gesichelten Schwerte
Reihen hinweg. Entsetzliche Ströme von dampfendem Blute
Rinnen den Hügel hinab. Die Stimme der bangen Verzweiflung
Spaltet die Wolken, und heulet von fern in den Klippen zurücke.
Todesangst spornt die Wilden, sie taumeln blutlos wie Schatten
Über Hügel von Sterbenden weg. Die jauchzenden Sieger
Folgen erhitzt, und heften den Tod an der Fliehenden Fersen.
Wenigen half die günstige Nacht sich durch die Gebüsche
Wegzustehlen. Sie keichten dem Lager die schreckende Botschaft.

V. 561 — 567.

Endlich ermüdet das Schwert. Der schmetternde Klang der Trompete
Ruft die Sieger zurück. Araspes umarmt sie, belohnet
Jedes Verdienst mit feurigem Lob, und theilt sich in Sorgen
Für die Verwundeten; setzt an seine Statt Arasambes
Über das Volk. Er selbst kehrt durch die Mäandrischen Pfade
Wieder zurück, das schönste von allem, was sterblichen Ohren
Reitzend ertönt, verdientes Lob von Cyrus zu hören.

DRITTER GESANG.

V. 1—7.

Unterdeſs stieg der Herold des Tages am dämmernden Himmel
Einsam herauf. Vom Schlummer besiegt lag **Cyrus** im Haine
An der Seite des göttlichen Greises. Ihm nähert sein Schutzgeist
Sich mit leisem ätherischem Tritt; dann steht er und heſtet
Blicke voll Huld, mit Bewundrung gemischt, auf des Schlummernden Antlitz.

Sey mir gesegnet! (so dacht' er bey sich) Wie athmet die Ruhe
Deiner Seelen aus dir! Wie sanft ist der Schlaf des Gerechten!

V. 8—21.

Von Gefahren umringt, am dunkeln Rande des Todes
Schlummert er sicher, im lächelnden Traum! O sey mir gesegnet,
Bester der Menschen! Bald wirst du an Macht, wie an Güte, die Gottheit
Unter den Sterblichen bilden. Wie könnte dich, Cyrus, die Tugend
Schöner belohnen? Dein kühnstes Verlangen erreichte die Höhe
Dieser Seligkeit nicht, die aus den Wolken herab steigt,
Dich zu umfangen. Zwar kennest du noch den hohen Beruf nicht,
Der zum Vollzieher der göttlichen Schlüsse, zum Rächer des Bösen
Und zum Hirten der Völker dich weiht. Du wagst es nur furchtsam
Jener geheimen Ahnung zu trauen, die oftmahls mein Anhauch
In dir erweckte. Doch nun (so ist des Ewigen Wille!)
Soll ein Traumgesicht dir der Zukunft Scenen enthüllen.

Also denkt er und breitet itzt sanft sein goldnes Gefieder
Über den Schlummernden hin. Ambrosische, süſse Gerüche,

V. 22—35.

Süſs wie der Rosenathem des himmlischen Frühlings, entflieſsen
Seinen Schwingen. Mit englischer Kunst bereitet der Schutzgeist
Aus dem ätherischen Duft die hohen profetischen Träume,
Die er ins Haupt des Schlafenden sendet. Itzt däucht es dem Helden,
Mitten auf einem verbreiteten Feld voll Todtengerippe
Einsam zu stehn; zerstreute Gebeine, mit modernden Schädeln
Gräſslich vermengt, bedeckten die blutgeschwärzten Gefilde.
Schauernd ging er hindurch, und siehe, die dürren Gebeine
Leben rings um ihn auf, und sprossen in laubichte Stämme;
Plötzlich umgrünt ihn von Lorbern ein Hain. Unzählbare Schaaren,
Jünglinge, blühende Töchter und freudenthränende Greise,
Eilen hervor aus dem Hain, und streuen Blumen und Palmen
Ihm in den Weg, und grüſsen ihn Retter; ein freudiges Jauchzen
Füllt triumfierend die Himmel umher. Dann führt ihn die Menge

Segnend, in frohem Gedräng zu einem strahlenden Throne.
Menschen von fremder Gestalt, von fremden Sprachen und Sitten,
Eilen herbey, ein buntes Gewimmel! Vom krummen Eufrates,
Von den Traubengeländern des Margus, vom duftenden Saba
Und aus Libanons cedernen Schatten, vom waldigen Taurus,
Vom Gestade des goldnen Paktols, und den blumigen Auen,
Welche die Jonische Welle bespült, vom üppigen Cyprus,
Und vom beperlten Busen des Persischen Meeres; unzählbar
Kommen sie, sein Gesetz zu empfangen, und jauchzen ihm Vater.
Um und um scheint die Natur sich ihm zu verschönern; die Ströme
Hören von fern des Gebietenden Ruf, zu sandigen Wüsten
Ihre befeuchtenden Wellen zu tragen. Die friedsamen Meere
Schwellen von wallenden Segeln; der goldne Überfluſs strömet

Unerschöpflich umher durch alle Adern des Reiches.
Cyrus sah es, und fühlte die Wonne der Götter im Busen.

Itzo däucht ihn, er eile mit schlüpfendem Gang, die Provinzen
Seines Reiches zu schau'n; der Traum beflügelt die Reise.
Tausend wechselnde Scenen ergetzen mit ändernder Schönheit
Seinen forschenden Blick — bebaute Felder und Anger,
Weiſs von wolligen Herden, und stille elysische Haine,
Wo sich die Unschuld in Hütten gefällt; dann marmorne Städte,
Die sich am Ufer der Ström' und spiegelnder Seen verbreiten,
Mütter der Künste, vom Witze belebt, der, kühn und erfindsam,
Eifert mit der Natur. Hier sah er des Elfenbeins Weiſse
Unter der bildenden Hand in Heldengestalten erwachsen;
Dort auf Reihen kolossischer Säulen unsterbliche Tempel,

Und Obelisken von grauem Porfyr, mit redenden Bildern
Seiner Thaten bedeckt, sich in den Wolken verlieren;
Dort Myriaden geschäftiger Hände, den silbernen Kotton
Oder des Seidenwurms zähes Gespinst in bunte Tapeten
Künstlich zu weben, und Byssus im Blute der Purpurschnecke
Zweymahl zu tränken. Die Wissenschaft öffnet dem rastlosen Fleiſse
Neue Pfade; umsonst verhüllt vor den Blicken der Weisen
Sich die Natur, sie dringen in ihre geheimeste Werkstatt.
Auch den Musen gefällt's, den Schwestern der Freyheit, im Schatten
Seines beschirmenden Throns. In ihrem sanften Gefolge
Kommen die Grazien alle, die feinern sittlichen Freuden,
Und der zarte Geschmack, der Prüfer des Schönen und Edeln.
Was das gesellige Leben beglückt, die Künste, die Freuden
Zirkeln von Land zu Land. Die milde Seele des Friedens

Athmet in allen, und schmelzt unzählbare Völker in Eines,
Ein harmonisches Volk, durch Sitten, weise Gesetze,
Und das stärkste Gesetz, das Beyspiel des Fürsten, gebildet.

Alles das schildert der Traum vor seinen bezauberten Augen.
Flüchtig, wie sich am Halse der Tauben die Farben verwechseln,
Ändern die lieblichen Scenen sich ab, in bunter Verwirrung,
Doch in den hellesten Farben des Lebens. Die Seele des Helden
Schwimmt in frohen Gesichten, und staunt, ob's etwann ein Traum sey,
Was sie entzückt. Indem er noch staunt, umleuchtet sein Antlitz
Plötzlich ein himmlischer Glanz; die Gestalt des göttlichen Engels
Schwebt ihm entgegen, und spricht mit mächtig begeisternder Stimme:

Cyrus, du siehest das Reich, zu dessen unsterblichem Stifter
Dich Oromasdes erwählt: so werden die glücklichen Länder

V. 89—101.

Unter dir blühn, so wird der Friede die Völker umfassen,
So wird Ordnung und Freyheit und willige Tugend, die Tochter
Deiner Gesetze, die Menschen zu ihrer ursprünglichen Güte
Leiten; so wird die Liebe der Völker, der reitzende Anblick
Ihres Glückes, dein Herz mit Götterfreuden belohnen!
Laſs den hohen Gedanken dich stärken! Dich führet, o Cyrus,
Unsichtbar, aus den Wolken gestreckt, des Allmächtigen Rechte!

Da er dieſs sprach, entschlüpft er dem Auge des Sterblichen wieder,
Und die Bilder des Traums zerflossen in Düfte des Morgens.

Wie die Seele des Frommen, der itzt, vom letzten der Kämpfe
Mit dem Tod ermüdet, in sanftem Schlummer sein Haupt neigt;
Unterdeſs windet, von Schauern des neuen Lebens ergriffen,
Sich in süſser Betäubung sein Geist vom sterblichen Leibe;

V. 102—114.

Wenn er dann, plötzlich erweckt, sich im Arm der Unsterblichen findet,
Die mit zärtlichem Blick ihm lächeln und Bruder ihn nennen;
Um und um schimmert von Engelsgestalten der Äther, sein Auge
Schaut ins Unendliche hin, sein Ohr hört himmlische Töne,
Hört aus tiefer Entfernung die Harmonien der Sfären;
Wie er sich da in Entzückung erhebt, und seiner Empfindung
Kaum die Wirklichkeit zutraut, und zweifelt, ob's nicht ein Traum war
Als er zu leben vermeinte: so hob von seinen Gesichten
Cyrus sich auf, und schaut voll Wunder dem fliehenden Traum nach.
Noch erschüttern ihn heilige Schauer, noch schimmern die Bilder
Um sein Auge, noch rührt ein Nachklang der englischen Lippen
Säuselnd sein Ohr. Erstaunen und süſse Bestürzung und Freude
Fesseln auf Augenblicke die mächtige Seele des Helden.

V. 115—128.

Aber bald reiſst sie sich los, versammelt ihre Gedanken
Alle zu sich, und prüft die Wunder des göttlichen Traumes.
Dann erhebt er sein Auge gen Himmel, und heil'ges Entzücken
Breitet sich über sein Angesicht aus. Hier bin ich, so ruft er,
Wer du auch bist, gewiſs der Diener des Ewigen einer,
Der du vor meinem Geist der Zukunft Heiligthum aufthatst!
Welch ein Gesicht! Welch himmlisches Feuer durchglüht mich! Wer hauchet
Diese Seele mir ein? Ja, Vater der Geister, du selber
Hauchst sie in mich! Du bist's! Ich fühle deiner Umschattung
Unaussprechliche Ruh, ich hör' im innersten Busen
Deine Stimme! Sie weihet mich ein zum heil'gen Geschäfte,
Unter den Menschen dein Engel zu seyn, dein Werkzeug, der Erde
Gutes zu thun. — Wo ist, wo ist von allen Erschaffnen
Einer glücklich wie ich? Zu welcher Tugend, zu welchen

Göttlichen Pflichten, zu welchem Bestreben, dir selber von ferne
Ähnlich zu werden, berufest du mich! Mit frohem Gehorsam
Eil' ich die Wege zu gehn, wo deine Rechte mich leitet.

Also wallet sein Herz, von seiner erhabnen Bestimmung
Mächtig entzückt, in Empfindungen auf; unsterblicher Muth schwellt
Seine Adern; sein Angesicht glänzt wie die herrschende Stirne
Eines Engels. So geht er hervor, die Befehle zu geben,
Daſs sich das Heer, und mitten im Heer die Führer versammeln.

Unterdeſs ruht noch furchtsame Stille mit bleyernen Flügeln
Über dem feindlichen Lager. So sinken des Oceans Wogen
Vor dem nahen Orkan in stumme tödtliche Stille;
Ängstlich sehen die Schiffer am äuſsersten Kreise des Himmels
Sich das schwarze Gewölk mit Untergang schwanger herauf ziehn;

Eilend fleucht es, von Stürmen gejagt, schon donnert das Rauschen
Ihrer Flügel von fern, den Schiffern erstarrt vor Entsetzen
In den Adern das Blut, die Kniee schwanken, der Busen
Keicht vor Angst, die Ruder entsinken den bebenden Händen:
Also bebten vor banger Erwartung die Sklaven von Assur.

Auch du bebest, Tyrann! und todweissagende Schrecken
Stören, die Nacht hindurch, auf dem weichen seidenen Lager
Deinen wollüstigen Schlaf. Vergebens umduften dein Antlitz
Nardus und Ambra, vergeblich erschallen aus Lydischen Flöten
Schmelzende Töne, dein Herz in süſsen Schlummer zu wiegen.
Innerlich nagt in der Brust des Ungerechten die Unruh;
Kein Sirenengesang besänftigt die stürmische Zwietracht
Seiner miſshelligen Triebe; kein Lob, von sklavischen Lippen

Zugejauchzet, betäubt die innerlich strafende Stimme.
Bis ins Lager auf Rosen, in wollustathmender Weiber
Üppigen Arm, verfolgt die unerbittliche Sorge
Seine Seele. Dann bebt sein Gebein, und dunkle Gesichte,
Bilder der angstvollen Zukunft, umflattern die starrende Stirne.
Aber itzt naht im Dunkel der Nacht sein böser Dämon
Sich dem Verbrecher, und haucht ihm ins Herz betrügliche Ruhe.
Mächtig erwacht sein Stolz, und seiner gefürchteten Gröſse
Süſses Bewuſstseyn — „Ich winke, so waffnen sich Welten voll Sklaven,
Zürnt mein drohender Blick, so werden sie vor mir zu Staube“ —
Diese Gedanken erheitern ihn wieder. Sein schwellender Unsinn
Spottet der Thoren, die ihm in seinem Grimm zu begegnen
Kühn genug sind. Schon sieht er sie blutend am Boden sich wälzen;
Schon zermalmet im hohen Triumf sein goldener Wagen

Ihre Häupter, schon bebt vor seinem Nahmen der Erdkreis;
Schon erhebt sich der Thron des Königs der Könige furchtbar
Auf den Trümmern der Welt, und wirft den entsetzlichen Schatten
Über die Himmel umher. — In solche Träume gewieget
Überrascht ihn der Tag. Er rafft sich vom schlaflosen Lager
Ungestüm auf, und winkt aus tausend bepurpurten Sklaven,
Welche der Morgen im Vorgezelt sammelt, dem hohen Gadates,
Der die Assyrer führt, dem gröſsten unter den Fürsten,
Die mit entlehntem Glanze den Thron des Tyrannen umgaben.

Ehrfurchtsvoll naht sich Gadates, so wie sich heuchelnde Priester
Einem vergötterten Bilde, dem heiligen Schrekken des Pöbels,
Feierlich nahn. Die edlere Seele des fürstlichen Mannes

Sträubt sich in seiner Brust der Unterwerfung entgegen,
Welche sein Angesicht lügt. Itzt hört er die herrschende Stimme:

Hast du, Gadates, die Feinde bemerkt, wie schüchtern die Kühnen
Hinter die Schatten des Hains sich verbergen? Der Anblick des Lagers
Kühlte den feurigen Muth. Sie hatt' ihr zürnendes Schicksal
Ihrem Verderben entgegen geführt. Heut sollen sie bluten.
Rüste das Heer, Gadates, und bring den Fürsten der Völker
Meinen Befehl. So bald der Sonnenwagen den Gipfel
Jenes Hügels ersteigt, eröffnet das Lager, und führet
Eure Schaaren hervor. Ich will den trotzenden Anblick
Länger nicht dulden! — Doch ist mein ernster Wille, Gadates,
Daſs ihr des Persers schont, des Jünglings, der sich erkühnt hat,

Mir in Waffen entgegen zu gehn. Mit Fesseln belastet,
Soll er meinen Triumf durch Babylons Straſsen begleiten!

Also sagt er, von Stolze berauscht. Zu den Füſsen des Herrschers
Ausgestreckt, und sein Antlitz mit beiden Händen verhüllend,
Giebt der Satrap ihm die Antwort: Dein Wink, o Abglanz der Gottheit,
Ist mein Gesetz. Befiehl, so soll der Erdkreis in Waffen
Mich nicht schrecken. Mein feurigster Stolz, was kann er sich wünschen,
Als die Ehre, vor deinen umschauenden Blicken zu siegen,
Oder zu sterben? — Doch, zürne nicht, Herr, der bebenden Kühnheit
Deines Sklaven! — Die Feinde, die deinem erhabenen Auge
Nur wie ein Schwarm von Gewürmen erscheinen, sie sind in den Augen
Deiner Völker Unsterblichen gleich. Der Nahme des Cyrus
Macht sie zittern, der Schatten der Perser erschreckt sie von ferne.

V. 206—219.

Diese Perser, auf die nicht umsonst ihr Führer so kühn ist,
Sind Vertraute des Kriegs; sie spotten der Arbeit, der Wunden,
Spotten des Todes; der blutige Krieg ist ihnen ein Lustspiel.
Ihre Seelen, von Stolz und schwärmender Liebe des Traumes,
Den sie Tugend nennen, geschwellt, sie kennen die Furcht nicht:
Für ihr väterlich Land, für Ehre und Freyheit ihr Leben
Auszuathmen, scheint den Unbezwingbaren süſser,
Als in üppiger Ruh Unsterblicher Tage zu pflegen.
Laſs nicht Wolken des Grimms auf deiner Stirne mich schrecken,
Wenn ich es sag', o Herr, was deine schüchternen Sklaven
Alle verschweigen. Mir öffnet mein feuriger Eifer die Lippen.
Fordre mein Blut, es fleuſst! Nicht ungerochen, nicht ruhmlos
Soll es flieſsen! — Doch, Herr, ich traue dem Glücke nicht alles,
Hat es dich gleich noch niemahls getäuscht. Was haben wir nöthig

Einem einzigen Tage den Ruhm so vieler Triumfe
Anzuvertrauen? Was zwingt uns im offnen Felde zu kämpfen?
Laſs den Persischen Muth an diesen Wällen sich brechen!
Schwächer an Anzahl, werden sie über dem Angriff des Lagers
Wie der Schnee vor der Sonne zerschmelzen. Der zögernde Aufschub
Ist uns Sieg, dem Feind ein unvermeidlich Verderben.

Hier unterbricht ihn mit flammendem Blick Neriglissor: Verzagter,
Bist du gekommen mich beben zu lehren? Wen fürchtest du, Sklave?
Sind sie Götter, vor denen du mich ins Lager verschlieſsest?
Schleudern sie Blitz' in der furchtbaren Hand, und tödtet ihr Auge?
Fleuſst aus ihren Wunden kein Blut? — Und wären sie Götter,
Donnerten Blitz' in den furchtbaren Händen, so sollen sie dennoch
Meine Triumfe vermehren! — Was konnten die Götter der Syrer

Wider mich? Wer vermochte vor mir die Araber zu schützen?
Wer die Hyrkaner? Was half es dem wilden, unbändigen Sazer,
Daſs er in seiner nervigen Faust entwurzelte Tannen
Gegen uns schwang? Sie fielen, und ihre gigantische Stärke
Schützte sie nicht! Wer soll denn von mir die Perser erretten?
Ist nicht das Schnauben der Rosse, die mich unzählbar umgeben,
Sie zu verwehen genug? Die Kleinheit des schimpflichen Feindes
Kränkt mich allein! Der Ruhm, sie überwunden zu haben,
Macht den Bezwinger der Völker erröthen. — Hinweg denn, Gadates!
Fleug, den Befehl zu vollziehn, der meinen Lippen entflohn ist;
Laſs die goldne Trompet' ihn durch die Heere verbreiten.

Also sprach er, und wandte sein Antlitz. Mit stummer Verachtung
Eilt der fürstliche Sklave den stolzen Befehl zu vollziehen.

V. 246—258.

Unterdeſs hatten die Edeln, die Führer der Perser und Meder,
Mitten im Heer sich versammelt. Da trat in glänzender Rüstung
Cyrus unter sie hin, und sprach mit erhabener Stimme:

Freunde, der Tag, auf den ihr so lange mit Ungeduld harrtet,
Strahlt itzt herauf. Ein himmlischer Traum befiehlt mir den Angriff,
Und verspricht uns den Sieg. Ihr wiſst es, der Himmel begünstigt
Nur den Gerechten und Tapfern. So hab' ich in Jahren voll Proben
Euch bewähret. Ihr seyd's, und unsre vom Himmel beschützte
Redliche Sache, was mir an diesem entscheidenden Tage
Diese Sicherheit giebt, die euch mein Anblick verkündigt.
Möcht', ihr Brüder, der groſse Gedanke mit göttlicher Allmacht
Eure Seelen ergreifen: „Er selbst, der Schöpfer des Guten,
Streitet mit uns! Wir sind zu seinen Engeln geweihet.

V. 259—272.

Er errettet durch uns die Völker, die itzt ihr Leben
Unsrer Tugend vertraun, zerbricht durch uns der Tyrannen
Eisernes Joch, und sendet durch uns den himmlichen Frieden,
Daſs er auf tausend Geschlechter, durch Längen von goldenen Zeiten,
Segnend die ganze Fülle der irdischen Seligkeit gieſse!
Glückliche Tage, mit Freuden, die niemahls welken, umkränzet,
Warten auf uns!“ — O dann, dann, meine Brüder, wird's süſs seyn,
Sich der vergangnen Arbeit, der durchgekämpften Gefahren,
Wieder von fern zu erinnern, und sich am innern Bewuſstseyn
Seiner Thaten zu weiden! Die schöne Tugend bedarf nicht
Fremder Reitze, die Seelen mit unaussprechlicher Liebe
Zu entzünden; ihr fühlt es, wie ich, sie belohnet sich selber.
Dennoch ergetzt sie sich auch am Beyfall der Edeln und Guten.
Lieblich schallet das Lob, das schöne Thaten begleitet,

In die Seele, die sich des Lobes werth zu seyn zeuget;
Dann erhebt sie, von ihrer gefühlten Würde beflügelt,
Über die ersten Versuche sich weg, und ringet wetteiſernd
Mit sich selber, und steigt von einer Gröſse zur andern.
O was fühl' ich in mir, da mein befriedigtes Auge
Euch überschaut, euch alle von Einer Seele begeistert,
Freunde der Tugend, in dieser weit glänzenden groſsen Versammlung
Keinen, dem nicht im glühenden Busen ein männliches Herz schlägt!
Ja, ich bin stolz, euch Freunde zu nennen, Gehülfen des groſsen
Ehrenvollen Entwurfs, den mir ein göttlicher Engel
In die Seele gelegt. Doch diese glorreiche Aussicht
Liegt noch dämmernd vor euch, mit Ungewiſsheit umnebelt,
Wie sich Gebirge von fern im blauen Dufte verlieren.
Der die Schickungen lenkt, hat weislich die Scenen der Zukunft

Vor uns verhüllt. Sie würden uns, zög' er den Vorhang zurücke,
Bald mit Übermuth schwellen, und bald zu Zagheit entnerven.
Uns ist im engen Kreise der gegenwärtigen Stunde
Unsre Arbeit vom Himmel bestimmt. Uns, Freunde, gebührt es,
Daſs wir, für den Erfolg (das Werk unsichtbarer Hände)
Unbesorgt, selbst den Weg zur bessern Zukunft uns öffnen.

Also sagt er, und schaut mit triumfierenden Blicken
Über sie hin. So sieht ein grauer würdiger Alter
Über ein edles Geschlecht, das mit dem zärtlichen Nahmen,
Vater, ihn grüſst, und itzt zu seinem Segen sich dränget;
Söhne mit Ruhm und Verdiensten umkränzt, die Erben der Lorbern,
Die sein Vaterland einst um seine Scheitel gewunden;
Sittsame Töchter, geschmückt mit jeder weiblichen Tugend,

Und ein blühendes Volk von Enkeln, die Hoffnung der Nachwelt;
Lächelnd, mit unverdunkeltem Auge, mit segnenden Blicken
Ruht er auf ihnen, dann hüpft ihm sein Herz im Busen voll Freude
Jugendlich auf, und hält sich an Glück den Unsterblichen ähnlich.

Itzt trat aus der Versammlung der erste der Persischen Edeln,
Artabanus, hervor. O Cyrus, so ruft er, wie stolz macht
Deine Perser die Ehre, vor andern, du gröſster der Helden,
Näher verwandt dir zu seyn! Das Vaterland, welches sich deiner
Rühmet, ist unser; die Schule, die dich zur Tugend gebildet,
Bildet' auch uns; wir liefen mit dir die Rennbahn der Ehre,
Eiferten deinem geflügelten Lauf mit kürzeren Schritten
Unverwandt nach, und jeder entbrannte von kühnem Verlangen,
Dir der nächste zu seyn. Du kennest uns, Feldherr! Wir wurden

Frühe gelehrt, durch Handeln zu reden. Vom Morgen der Jahre
Wurden wir, früh der Wollust entwöhnt, durch stählende Übung,
Durch Enthaltung und Zucht zur männlichen Stärke der Seelen
Und des Leibes geformt. Das Ziel, nach welchem wir ringen,
Ist, die Kürze des Lebens mit unvergänglichen Thaten,
Und mit dem schönsten Tod ein schönes Leben zu krönen.
Führ' uns, wohin Oromasdes dich führt, o Cyrus, wir folgen!

Also sagt er. Dann spricht Teribazus, der Führer der Meder:
Laſs den heutigen Tag vor deinen Augen uns richten,
Ob wir es würdig sind, in dieser Gesellschaft von Helden
Dich zu begleiten? Auch wir gehören dem Cyrus; die Liebe,
Deine Verdienste, drey Jahr' in deiner Aufſicht verlebet,
Machten dich längst zum ersten, zum unbeschränkten Beherrscher

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

V. 326—338.

Unsrer Herzen. Auch uns erhebt dein glänzendes Beyspiel
Über uns selbst. Hier, Cyrus, auf diesem Schauplatz der Ehre —
Alle begeistert ein gleicher Entschluſs! — hier wollen wir siegen,
Oder in Wunden für dich die dankbare Seele verhauchen.

Unter Armeniens Jugend an Muth und Würde der erste,
Eilt itzt der schöne Tigranes hervor. Sein Auge voll Seele
Hängt an Cyrus, schon streckt er, entzückt von Liebe, den Arm aus,
Ihn zu umfangen; doch plötzlich enthält er aus Ehrfurcht sich wieder,
Und ein glühendes Roth färbt seine sittsamen Wangen.
Itzt ergeuſst sich sein Herz in diese feurigen Worte:

Göttlicher Freund, wie wallt mir mein Herz von erhabenem Stolze,
Mich vor dieser erhabnen Versammlung der Ehre zu rühmen,
Daſs du mich liebst — der gröſsern Ehre, (ist anders noch eine

Gröſser) daſs die Natur mein Herz so fühlend erschaffen,
Dich zu bewundern! O Cyrus, seitdem mein seliges Schicksal
Dir zum Gefährten mich gab, seitdem erst fühl' ich mich selber.
Ohne dich wäre mein Leben in trägen weiblichen Freuden
Ruhmlos vorüber gewelkt. Du lehrtest die Gottheit mich ehren,
Die im Busen uns schlägt, und, üppiger Ruhe gehässig,
Sich durch edle Versuche das Land der Götter eröffnet.
O wie entzückt mich der süſse Gedanke, wie reiſst er allmächtig
Meine Begierden dahin, mit Dir unsterblich zu werden!
Cyrus, mit dir auf den Lippen der späten Nachwelt zu schweben!
Dann, wenn andre wie Träum' in dunkles Vergessen zerflieſsen,
Durch mein Beyspiel die Sterblichen noch zur Tugend zu reitzen!
Blendende Aussicht, vor dir, der Hoffnungen schönste, verlischet
Jeder schwächere Reitz! Du hast dem Schooſse der Wollust

Mich entriſsen, der süſsen Umarmung der liebenden Gattin
Die mein Leben beglückte, dem Anblick des lächelnden Säuglings,
Der noch mit zarten Lippen, wie junge Zefyrn um Rosen,
Ihren Busen umscherzt; du haſt mich dem besten der Väter,
Allem, was mir am theuersten war, der Liebe, der Freude
Willig entriſsen! — Denn itzt hat eine stärkere Liebe
Meine Seele bezwungen; ein reineres Feuer durchwallet
Meine Adern: mit Dir, du göttlichster unter den Helden,
Thaten zu thun, den Tod in schönen Gefahren zu suchen,
Durch dein Lächeln belohnt, das nennt Tigranes itzt Wonne.

Also ergoſs sich sein feuriger Geiſt, von der Schönheit der Tugend
Mächtig entzückt. Mit brüderlich zärtlichen Blicken voll Liebe
Geht ihm Cyrus entgegen, umarmt ihn, und nennt ihn vor allen
Seinen Bruder und Freund; dann ruft er voll freudiger Ahnung:

„Heil mir! Ich sehe den Sieg in euerm Anblick, ihr Helden!
Ja, so waren sie einst, die itzt in den himmlischen Sfären
Bey den Unsterblichen sind; sie, deren göttliche Thaten
In den Gesängen der Weisen uns reitzen, die Helden der Vorwelt!
So schlug Groſsmuth, und feurige Tugend, und Liebe zum Nachruhm,
Und die erhabnere Liebe, die alle Menschen umfasset,
Mächtig in ihrer Brust! Itzt leben sie unter den Göttern,
Und bey den Sterblichen wird ihr frommes Gedächtniſs nie sterben.“

Also sagt er, und geht, an Würde den Himmlischen ähnlich,
Durch die Versammlung umher; er ruft die einen beym Nahmen,
Nimmt von andern die Hand, und spricht vertraulich mit allen,
Reitzt sie durch Lob noch mehr zu verdienen. Wohin er sich wendet,
Hört er lispelnde Stimmen der Lieb' und der leisen Bewundrung

Segnend ihm folgen. Und nun entläſst er die Führer. Sie eilen
Jeder zu seiner Schaar, und hauchen die Seele des Krieges
Unter die Männer; sie blitzt aus einem Auge zum andern
Sympathetisch! Itzt däucht es sie schön fürs Vaterland sterben;
Schön, mit Staub und Blut und rühmlichen Wunden bedecket,
Hohe Trofäen von feindlicher Beute dem Siegesgott weihen!
Also beseelt erwarten sie sehnlich das Zeichen zum Aufbruch.

Unterdeſs hatten beym Aufgang des Lichts die Persischen Weisen
Einen Altar aus Rasen von pyramidischer Bildung
Aufgethürmet, und hoch mit Reisern von Laurus und Myrten
Und mit Sabäischem Weihrauch bedeckt, das heilige Feuer
Anzuzünden, und mit dem Geruch des festlichen Opfers
Ihre Gebete gen Himmel zu senden. Der göttliche Zerdust

V. 393—405.

Hatte noch nicht aus seiner profetischen einsamen Grotte
Ihnen Gesetze gegeben; das mystische Feuer des Mithras
Brannte noch nicht auf dem ewigen Herde des magischen Tempels
In der geheiligten Stadt. Noch kannten sie keine Gesetze
Als die festlichen Sitten, von ihren Vätern geerbet,
Dafs sie die Sonne, das sichtbare Bild der unsichtbaren Gottheit,
Jeden Morgen mit Hymnen und Wolken von Weihrauch verehrten.

Alles erwartet das Opfer. Die Helme mit Laurus umkränzet,
Stand das gerüstete Heer, (so hatt' es Cyrus befohlen)
Und umschlofs den Altar. In der Mitte des feiernden Kreises
Stand der Altar, von Priestern umringt, bey ihnen der Feldherr
Und die nächsten nach ihm. Itzt brannte das Opfer. Laut schallend
Stieg mit dem süfsen Geruch der Gesang der Weisen gen Himmel:

V. 406—419.

„Sey uns gegrüſst, unſterbliche Quelle de goldenen Lichtes,
Göttlicher Mithras! Und ihr, die flammend vo ihm einherziehn,
Engel des Todes, ihr ſtrengen Vollzieher des hohen Gerichtes,
Eilet herauf, zur Rache geſandt! Hier stehn wir und weihen
Fei'rlich vor deinem Antlitz, o Mithras, der Sache der Tugend
Unser Leben! O ſchau mit milden freundlichen Blicken
Auf uns herab, vom ätheriſchen Thron, ein heiliger Zeuge,
Daſs wir für unser väterlich Land, für Freyheit und Ehre
Unsre Seelen nicht ſparen. Geuſs ſanfte balſamiſche Strahlen
Auf die Wunden der Männer, die rühmlich ihr Leben verſchwenden!
Aber den Feinden des Rechts, den Unterdrükkern der Menschen,
Zeige dich ihnen mit Schrecken umhüllt! Dein Sonnenglanz werde
Siebenfältige Nacht um ihre Augen, und jeder
Deiner Strahlen zum Blitz, der ihre Häupter zerſchmettre!

V. 420—433.

Und Du, dessen verborgenen Nahmen kein Endlicher nennet,
Den kein Engel je sah, den deine Geschaffnen von ferne
Schauernd nur ahnen, mit heiligen Schauern der ernsten Entzückung;
Ja! wir fühlen dich, Schöpfer des Guten. Allgegenwärtig
Gieſsest du Schönheit und Wonn' und Licht und lächelnde Freude
Durchs Unendliche aus. Du hauchtest die Geister ins Leben
Glücklich zu seyn! Du schufst die Welten zu heiligen Tempeln,
Die du mit deinen Wundern erfüllst. Den reineren Wesen
Gabst du die Sterne, dem Menschen die Erde. Nur Gutes, nur Wonne
Flieſset aus dir. O gieb den goldnen seligen Tagen
Flügel der Engel, den Tagen, wornach die Erde sich sehnet,
Die den unsterblichen Frieden, den Sohn der Liebe, vom Himmel
Zu uns herab, begleitet von jeder Seligkeit, bringen!
Laſs sie eilen, die Zeit, da deine Schöpfung, der Spiegel

Deiner Güte, durchs Feuer von allen Flecken gereinigt,
Neu erschaffen, unsterblich, in göttlicher Schönheit hervorgeht.
Da der unbändige Krieg, in diamantene Ketten
Ewig verstrickt, mit knirschendem Zahn und flammenden Augen,
Ewig umsonst, die selige Ruh der Schöpfung bedräuet.
Dann, o Ewiger, dann wird aus den unendlichen Räumen,
Die du mit Seligkeit füllst, aus tausend harmonischen Welten,
Und von allen Geschlechtern der Geister, von allem was lebet,
Dank und Jubel dein göttliches Ohr unaufhörlich umschallen.“

Also ertönte der Weisen Gesang, von Andacht beflügelt,
Durch die azurne Luft. Und Mithras (so schien es den Männern)
Bückte sich über den Wagen, von flammenden Rossen gezogen,
Lächelnd herab, und strahlt' in siegweissagender Klarheit
Ihnen entgegen. Ein Schauer des gegenwärtigen Gottes

V. 448—460.

Faſst sie; ihr Herz, von heiliger Furcht der Gottheit durchdrungen,
Fürchtet sonst nichts, und schwillt von nie gefühlten Gedanken.

Nun erlosch allmählich die heilige Flamme. Die Weisen
Traten zurück. Sogleich, vom Winke des Feldherrn beherrschet,
Fügen die Schaaren sich wieder in krieg'rische Ordnung zusammen.
Und ein glänzender Schwarm der edelsten Jünglinge sammelt
Sich um Cyrus. Er hebt sich in majestätischer Schönheit
Über sie alle. So glänzet der Mond am nächtlichen Himmel
Unter den Sternen. Ein Kranz von Lorbern, mit Rosen durchflochten,
Schlingt sich um seinen ehernen Helm. Sein feuriges Schlachtroſs
Freut sich der edeln Last; es wirft den Schwanenhals schüttelnd
Hoch in die Luft, und schieſst aus feurig rollenden Augen
Adlersblicke, und stampft mit tanzenden Füſsen den Boden.

V. 461—473.

Fliegend trägt es den Fürsten, von seinen Edeln begleitet,
An die Spitze des Heers. Armeniens flüchtige Rosse
Eilen voran; dann folgen, zu beiden Seiten geordnet,
Mediens Flügel, und zwischen den Flügeln der Persische Falanx,
Von den Chaldäischen Schaaren bedeckt. Mit freudigen Schritten
Ziehn sie daher. So eilet ein Trupp von blühenden Hirten
Hüpfend zum festlichen Tanz, wenn auf den Auen der Frühling
Jugendlich scherzt, von Freuden und Liebesgöttern umflattert,
Alle rosenbekränzt; sie fliegen mit schlüpfenden Tritten
Über die Blumen, es winkt ein Kor von lieblichen Mädchen
Gegen über, den Grazien gleich mit den Armen verschlungen.

Also eilen sie freudig einher. Ein lautes Gemurmel
Rauschet durchs Heer, wie wenn mit sausenden Schwingen ein Südwind

Über den Tannenwald rauscht. Sie rufen einer dem andern
Laut Ermunt'rungen zu, und scherzen, des Sieges versichert,
Über den Feind, der fern, durchs weite Gefilde verbreitet,
Ihnen entgegen glänzt, und bebend den Angriff erwartet.

VIERTER GESANG.

V. 1–8.

Nenne mir itzt, Xenofontische Muse, die Menge der Völker,
Mannigfaltig an Sprach' und Gestalt, an Sitten und Waſſen,
Die, aus entlegnen Zonen der Erde vom herrschenden Winke
Babels gerufen, sich neben einander zu sehen erstaunten:
Nenne sie, melde die Sitten der Männer, dann gieb sie, o Göttin,
Ihrem Schicksal! — Erhöht auf dem elfenbeinernen Wagen
Sitzt der Tyrann, die bunten unzählbaren Schaaren zu schauen,
Wie sie vor seinem Aug' in sklavischer Stille vorbey ziehn.

V. 9—22.

Aus den beblümten Gefilden, durch die der Tigris sich wälzet,
Kamen zuerst die Assyrer. Ein leichter beflügelter Wurfspieſs
Schimmert in jeder schwingenden Hand, ein stählerner Köcher
Tönt auf der Schulter, ein farbiger Schild beschützet die Linke.
Einst ein mächtiges Volk, das seine gefürchteten Waffen
Bis zum Ganges oft trug; itzt kaum die Schatten von ihren
Krieg'rischen Ahnen, die einst mit Ninus die Hälfte der Erde
Unter Trofäen verbargen. — Die Schaaren, die Babylon sandte,
Folgen, von Intafernes geführt. In den Künsten des Krieges
Fremdlinge, besser geübt am frohen Trinkfest zu siegen,
Und im Mäandrischen Tanz das weibliche Lob zu erringen.
Jeder regiert ein Parthisches Roſs, mit Purpur bedecket
Und mit starrendem Gold; auf jedem vergoldeten Helme,
Der die gekräuselten Locken, von Salben triefend, umfasset,

Schwimmt ein purpurner Busch; ein Rock von Ägyptischem Byssus,
Bunt mit der mahlenden Nadel gestickt, umflattert leicht wallend
Ihre Schultern: so ziehn sie, auf ihre weit schimmernde Rüstung
Weibisch eitel, daher, und zeigen den Feinden die Beute.

Leicht, mit dem runden Schild und der schwachen Lanze bewaffnet,
Ziehen die Syrer, ein schüchternes Volk, zu Künsten des Friedens
Von der Natur bestimmt. Sie wohnen in Libanons Schatten,
In den bezauberten Hainen von Dafne, und unter den Rosen
Von Damaskus; in Gegenden, wo der Herbst mit dem Lenzen
Brüderlich herrscht. Dort glänzen die Blumen in höherem Schmelze,
Ewig grünen die Hügel von Myrten, dort kühlen nur Weste
Säuselnd die üppige Luft, und hauchen die Seele der Wollust
Durch die Natur in Menschen und Thiere. — Zu ihnen gesellen

V. 36—48.

Sich die Araber, geübt den eisernen Wagen zu lenken,
Oder vom Rücken des schnellen Kamels den Bogen zu spannen,
Oder ums Haupt die Schleuder zu schwingen. Sie wohnen in Zelten,
Weit durch Wüsten zerstreut, wo keine Quelle durch Blumen
Rieselt, in felsigen Klippen, die, unzugangbar, den Nachbarn
Ihre Räuber verbergen. — Mit ihnen strömen die Horden,
Welche die blühende Küste des Persischen Meeres bewohnen;
Mild, wie ihr Himmel, verbreiten sie sich an den Myrrhengebirgen
Und den umduftenden Hainen von Saba, durch lachende Fluren;
Friedsame Hirten, im Schooſs der Natur zur Einfalt erzogen,
Ungebildet, gesetzlos und fremd in den Künsten des Witzes,
Hatte sie Neriglissor dem ländlichen Frieden entzogen,
Daſs sie den Persischen Sper mit ihrem Blute befleckten.

V. 49—62.

Fern von den Ufern des Ochus, der unte Gewölben von Eichen
Dunkel entflieſst, wo Schwärme von Bienen de Nektar ergieſsen,
Den sie dem Frühling entwandt, aus überflieſsenden Auen,
Wo die Natur verschwendrisch dem Fleiſse de Menschen zuvoreilt,
Kam die Hyrkanische Schaar, unwillig de ruhigen Hütten
Ihrer Väter entrissen. Noch blitzt in den Auge der Männer
Dunkler verschwiegner Grimm, der neue Knechtschaft gehässig,
Welche sie Neriglissor gelehrt. Der muthig Sarkan
Führt sie, der letzte Spröſsling des alten vergötterten Stammes
Ihrer Fürsten. Tief naget der Schmerz an de Seele des Jünglings,
Die sich empört, die Fesseln des Überwinders zu tragen;
Traurig geht er mit Wangen voll Scham und sinkenden Blicken,
Aber sein männliches Herz pocht Rache. — Kadusiens Söhne
Kommen mit ihm, aus den kalten Gebirgen des grauen Nifates,

V. 63—75.

Wo die rohe Natur die unverzärtelten Leiber
Nerviger bildet, und stark und freyheitathmend die Seelen.
Dennoch gelang's dem Bezwinger der Völker, sie, gleich den Hyrkanern,
Dienstbar zu machen: er würgte die edlere Hälfte des Volkes,
Daſs er die andre beherrschte. Die Herzen durch Liebe zu fesseln
Unbesorgt, hielt sich der Thor des Leibes Meister. Der Ausgang
Strafte die Thorheit. — Dann ziehen die Baktrischen Haufen, in Felle
Fleckiger Tieger gehüllt, die Zähne und Klauen vergoldet.
Frey geboren verlieſsen die Wilden den fruchtbaren Boden,
Den der Jaxart bespült, wo die fetten Auen vergebens
Ihre Bewohner zum Bauen einladen. Nach Skythischer Sitte
Nährt sie der Raub und die Jagd, unkundig der sanfteren Künste,
Welche das Leben zugleich mit den Sitten der Menschen verschönern.

V. 76—89.

Ihnen rauschen die rauhen Gandarer, der Dadiker Schaaren,
Und die Korasmier nach; unbändige Skythische Horden,
Alle geübt mit sennigem Arme die eiserne Keule
Mächtig zu schwingen, gewohnt in der tiefen Wüste den Löwen
Oder den Pardel zu suchen, und unter der zottigen Beute
Ihre Brust zu verbergen. Sie lockt die räubrische Mordlust
Und der Gewinn von fern aus ihren Gebirgen, den Fahnen
Neriglissors zu folgen. — Die Myriaden Ägyptens
Kommen nunmehr, von den Ufern des Nils, dem Lande der Wunder.
Itzt noch betrachtet mit heiligem Schauer der Fremde die alten
Unvergänglichen Werke, und glaubt in der ersten Entzückung,
Werke der Götter zu sehn. Lang' füllte der Ruhm von Ägypten
Alle Zonen der Erde. Freygebig verpflanzt' es den Reichthum
Seiner Künste in Gräciens Boden; der Weise von Kreta

V. 90—102.

Hohlt' im Tempel der Sonne das Urbild der heil'gen Gesetze,
Die ihm das Richteramt im Reiche der Schatten erwarben.
Lang' war Ägypten die Mutter der Helden, der Musen und Künste
Sängerin. Aber nicht länger! Ihr Glück verschwand mit der Einfalt
Ihrer Sitten. Die Lorbern der Ahnen, in besseren Zeiten
Mit Sesostris erkämpft, verdorrten am werthlosen Haupte
Üppiger Enkel. Unfähig, ihr väterlich Erbe zu schützen,
Schmiegten sie sich ins Joch der Könige Babels. Itzt fordert
Neriglissor, zum Dienst des menschenfeindlichen Stolzes,
Ihren unmächtigen Arm. Zwar ziehn sie in stählerner Rüstung
Schimmernd einher, mit Speren und langen Schilden beladen;
Aber die Seele, die einst in ihren würdigen Vätern
Wallte, begeistert nicht mehr die ausgearteten Söhne.

V. 103—116.

Endlich erscheinen, von Krösus gesandt, die Lydischen Schaaren,
Zart von Gefühl, mit ſeinem Geschmack in den Künsten des Witzes
Und der Wollust begabt. Sie verlieſsen den üppigen Tmolus,
Wo der reiche Paktol durch Traubengeländer sich schlängelt,
Und den Kayster, von Schwanen bewohnt, und die reitzenden Ufer,
Welche die goldene Welle des ſanften Hermus benetzet.
Ihnen folget ein buntes Gemeng Asiatischer Völker,
Alle dem Lydier zinsbar; unzählbare nackte Barbaren,
Einzig die Flucht zu vergröſsern geschickt. Die Muse verschmähet
Ihre unrühmlichen Nahmen. — Die Kappadocischen Haufen
Machen den Schluſs des gewaltigen Zugs; vom waldigen Taurus
Bis zum Euxin verstreut, ein Volk von knechtischer Seele,
Blinde Verehrer des Throns, vom unbedingten Gehorsam
Unter die Würde des Menschen hinab erniedrigt; zu blöde,

V. 117—129.

Nur an weisen Monarchen der Gottheit Bild zu erkennen.
Aribeus, der zinsbaren Fürsten des Lydiers einer,
Führt sie, ein thörichter Jüngling, im Schooſse der Weiber gebildet,
Und von Schmeichlern beherrscht. Gewöhnt, die Gröſse der Fürsten
Nach dem Schimmer zu messen, womit sie den Pöbel betäuben,
Äfft er mit eitelm Bemühn der Pracht des Sardischen Königs
Lächerlich nach, und schämt sich, an Glanz und üppigem Aufwand
Übertroffen zu seyn. Der krieg'rische Klang der Trompete
Weckte den Üppigen auf. Er hüllt die duftenden Locken
In den goldenen Helm, vertraut dem schuppigen Panzer
Seine verzärtelte Brust, und eilt, die Rennbahn der Ehre
Mit den Assyrern zu laufen. Schon träumt er glänzende Siege,
Neue Kronen, und Macht und Unabhängigkeit schmeicheln

Seinem weibischen Stolz, schon zieht er, zu früh, im Triumfe;
Aber sein Dämon lacht der unprofetischen Träume.

Solch ein Gewimmel von Menschen, und Völkerschaften, und Waffen,
Füllt' unabsehbar verbreitet die Ebnen zwischen Arbela
Und dem Gebirg'. Ein ungeheurer gigantischer Körper,
Ungeschmeidig in jeder Bewegung, aus wilden Barbaren,
Üppigen Völkern, unwilligen Sklaven und friedsamen Hirten
Unharmonisch zusammen gefügt; ein Pöbel in Waffen!
Keiner Ordnung gehorsam, in jeder krieg'rischen Übung
Ungeübt, wuſsten sie nicht, mit rascher Wendung in Haufen
Sich zu vertheilen, dann schnell sich wieder zusammen zu fügen,
Nicht mit der Macht von tausend vereinigten Armen zu wirken,
Nicht den erwarteten Blick des Führers schnell zu vollziehen;

V. 143—157.

Itzt, wie ein Schwarm von Bienen, sich dicht zusammen zu schmiegen,
Itzt mit langsamem Takt, und itzt mit geflügelten Schritten
Sich zu bewegen, doch stets als ob die Menge von Leibern
Eine Seele nur rege. Wie ungleich dem Persischen Falanx,
Cyrus, von dir in den Künsten geübt, mit welchen der Römer
Später die Erde bezwang! — Welch ein fanatischer Unsinn,
Welche Furien spornten die Feigen zum Streite mit Helden?
Eines Einzigen Stolz. Ihn zu besänftigen fallen
Alle die Opfer! O blinde, der Zukunft unwissende Seelen!
Dich, Tyrann, dich treibt dein Verhängniſs! Die Furien reiſsen
Dich unsichtbar dahin, wo deine Strafe dir wartet.
Zwar, sie werden auch fallen, die jetzt in dummer Betäubung
Ihren Erretter verkennen, nicht für ihr väterlich Erbe,
Nicht für Freyheit, für Ketten und Elend ihr Leben verschwenden;
Aber dein strömendes Blut wird ihre Schatten versöhnen!

V. 158—171.

Nunmehr hatte **Gadates** mit schwerer Bemühung die Völker
Angeordnet, drey Heere von unabsehbarer Länge —
Erst die flüchtigen Schaaren des leicht bewaffneten Fuſsvolks,
Alle mit Reitern vermengt; dann mit den Hyrkanern die Baktrer
Und die Assyrer, bedeckt von hundert gesichelten Wagen,
Jeder mit Streitern belastet. Die Myriaden Ägyptens
Stehen in schwerer Rüstung zuletzt. Von stolzer Entzückung
Schwillt der Tyrann, indem er herab von der schimmernden Höhe
Seines Wagens die Längen des dreyfachen Heeres umschauet;
Zahlreich genug, so denkt er, zwey Erden in Flammen zu setzen.
Muthvoll wirſt er alsdann auf die ferne Schlachtordnung des Cyrus
Einen spottenden Blick. Sie naht sich, kleiner zu scheinen,
Dicht ins Gevierte zusammen gedrängt. Die Assyrer erblicken
Frecher den unbeträchtlichen Feind, und wagen es wieder,

Seiner zu spotten. Die Blöden, die kürzlich der Nahme des Helden
Halb entseelte, athmen itzt wieder mit freyeren Zügen,
Beben nicht mehr, und lachen nun selbst, vom Auge getäuschet,
Ihrer vergeblichen Furcht. Indeſs durchreitet Gadates
Muthig, mit heiterm entschloſsnem Gesicht, die Längen der Reihen,
Giebt den Führern Befehl, und erhitzt die Streiter zum Siege.

Nunmehr kommen die Perser dem wartenden Feinde so nahe,
Daſs nur dreymahl der Raum, den ein Pfeil vom Bogen durcheilet,
Beide Heere noch trennt. Schnell hemmt die Stimme des Cyrus
Ihren harmonischen Schritt. Sie stehn. Ein heiliges Schweigen
Bindet das lauschende Heer, des Göttlichen Rede zu hören:

Itzt, ihr Männer, erhebet den Muth! Itzt denkt mit Entzückung
Euer väterlich Land! Itzt ruft die liebende Gattin,

V. 185—198.

Und das stammelnde Kind, und den alten würdigen Vater,
Alle vor eure Stirn! Für sie, ihr Brüder, für alles,
Was die Natur uns theurer als selbst das Leben gemacht hat,
Stehen wir hier, von der Tugend gesandt, den schönsten der Siege
Uns zu ersiegen; wo nicht, den schönsten der Tode zu sterben.
Und was sollten wir scheu'n? Wem schlägt im männlichen Busen
Tugend und Ehre, der nicht viel lieber rühmlich zu sterben,
Als in Fesseln ein schändliches Leben zu schleppen, erwähle?
Goldne Freyheit, du bestes Geschenk der allmächtigen Güte,
Inbegriff aller Freuden des Lebens, du Vorrecht der Menschen
Und der Götter, dir sollte der Mensch unedel entsagen?
Sollte mit dir, mit dem Recht an jede irdische Wonne,
Seinem erhabneren Recht an Ewigkeiten entsagen?
Frey geboren, im Schooſs der strengen Tugend erzogen,

V. 199 – 212.

Nur der Vernunft zu gehorchen gelehrt und den Trieben der Menschheit,
Nur zu den sanften Banden der Lieb' und Treue gewöhnet,
Sollten wir unsern Nacken vor einem Wüthenden beugen,
Der ein Säugling einst war, dem sterbliches Blut in den Adern
Rinnet, der athmet wie wir? In Fesseln sollten wir zusehn,
Wie er trotzig das Erbe von unsern Vätern verwüstet,
Unsre Weiber entehrt, und unsre Söhne zu Hütern
Seiner Sklavinnen stümmelt? — Wir sollten's sehen und leben?
O der bloſse Gedank' empört die Menschheit! O lieber
Laſst uns sterben, den Tod durch Heldenthaten verdienen,
Und ein unbefleckt Leben aus tausend Wunden ergieſsen!
Heil euch, Brüder! ich seh' die groſse Entschlieſsung in euern
Funkelnden Augen! — Doch wisset, nicht uns, den Häuptern der Feinde
Schwebt ihr Verhängniſs bevor. Der Sieg ist unser; wir gehen

Unserm Triumf entgegen. So hat im nächtlichen Traume
Mich der Unsterblichen einer belehrt. — Ja, himmlische Mächte,
Ihr, ihr schützet die Tugend! Mit euerm still wirkenden Beystand
Ist sie allmächtig wie ihr! Wir folgen euch, heilige Führer,
Die ihr, dem sterblichen Auge verhüllt, mit schirmenden Flügeln
Über uns schwebt! Ihr führt uns den Weg des Sieges; wir folgen.

Also rief er. Die Engel, die stets den Helden umschweben,
Tragen den Schall der mächtigen Worte auf säuselnden Schwingen
Durch die Reihen des Heers. Der Geist des göttlichen Führers
Fasset die Männer, er schwellt mit unbezwingbarer Stärke
Jeden gewaltigen Arm, mit triumfierender Hoffnung
Jede Seele. Nun winkt der Feldherr. Die Schaaren verstehen,
Unterrichtet, den Wink. Schnell, wie ein feuriger Blick fleugt,

V. 226—259.

Dehnt vorm Auge des Feinds der dicht geschlossene Falanx
Schrecklich sich aus. So verbreitet, mit Donner und Untergang schwanger,
Eine Wolke, die kaum in der Ferne der Wandrer bemerkte,
Plötzlich herbey von Stürmen gewälzt, am schauernden Himmel
Ihre schreckliche Nacht. Entnervt von bangem Entsetzen
Sehn die Assyrer den Haufen, der ihren betrogenen Augen
Kaum so verächtlich erschien, durchs weite Gefilde verbreitet;
Glänzende Schaaren von ehernen Kriegern, und Haufen von Rittern
Zwischen den Schaaren. Ein Wald von hohen Chaldäischen Speren
Deckt die Stirne des Heers, Armeniens feurigste Jugend
Jeden enthüllten Flügel. Sie stehn in krieg'rischer Schönheit,
Majestätisch im Antlitz des Feindes. So stehet ein Kämpfer
Auf dem Olympischen Sand, und sucht, mit Augen voll Feuers,
Einen, der kühn genug sey, mit ihm die Kräfte zu messen;

V. 240—252.

Einsam steht er, und zeigt im Triumf die
schigen Schultern
Und den sennigen Arm; ihn sieht mit Entset
und Wunder
Schauernd die Menge. So standen die Per
so sahn mit Entsetze
Babylons Sklaven sie an. Auf einmahl
sinkt den Verzagten
Jede Hoffnung des Siegs; sie rollen die d
mernden Augen
Schüchtern umher, und ziehen den Fuſs z
Fliehen zurücke.
Ungesäumt fliegt der Persische Held an
Spitze der Schaaren
Denen Tigranes befiehlt. Wo sind
Tapfern? so ruft er;
Folget mir, Brüder! Er ruft's, und spornt
wieherndes Schlacht
Gegen den Feind. Ihm folgen die Schaa
Der Zuruf des Held
Schallet von Munde zu Munde. Wo sind
Tapfern? so rufet
Einer dem andern. Die leicht bewaffne
Mengen der Feinde
Warten den Anfall nicht aus. Sie fliehn
furchtsamem Taumel,

V. 255—265.

Werfen die Waffen zurück, und flattern wie Stoppeln im Sturme
Über das Feld, und Todesangst spornt der Schüchternen Füſse.

Unterdeſs eilen mit hurtigem Lauf die Chaldäischen Reihen,
Dicht geschlossen, die Spere gefällt, den Raum zu erfüllen,
Welchen die Flucht geöffnet. Ergrimmt, die Araber und Syrer
Fliehen zu sehn, befiehlt der Tyrann, die gesichelten Wagen
Gegen den Feind zu treiben. Er winkt. Mit blitzendem Donner
Stürzen sie über die Ebnen daher. Die rauhen Chaldäer
Trotzen dem kommenden Tod, vom eisernen dreyfachen Walle
Ihrer Spere beschützt. In undurchdringbarer Ordnung
Stehen sie, jeder ein Held. Die Führer der tödtenden Wagen
Sehen's, und ziehn mit bebender Hand die wallenden Zügel
Ängstlich zurück. Zu spät; die flammenschnaubenden Rosse

V. 266—279.

Stürzen unbändig dahin. Noch lassen die Söh
Chaldäa's
Ruhig sie nahen; dann dringen sie schnell m
lautem Gejauchze
Unter sie ein, und stoſsen zugleich mit eisern
Stärke
Jeder den stämmigen Sper in die Brust der w
thenden Rosse.
Reihenweis stürzen sie nieder, und schnaube
fürchterlich wiehernd,
Ströme von dampfendem Blut; verwundet bä
men sich andre
Ungestüm auf, entschütteln die Führer den ta
melnden Wagen,
Stampfen und wiehern und drehn sich im Krei
Hier sinken die Streite
Zwischen den Rädern hinab, die von geschlif
fenen Eisen
Um und um starren. Dort liegen vom stam
pfenden Hufe der Ross
Andre gequetscht, und Wagen und Roſs un
zappelnde Glieder
Wälzen sich über einander. Das Heulen de
wilden Verzweiflung
Spaltet die Luft. Nichts schreckt die erhitzten
Sieger. Sie stürmen
In das Getümmel, und fühlen im Feuer der blu-
tigen Arbeit

Ihre Wunden nicht eher, bis endlich den kraftlosen Armen
Plötzlich die Waffen entsinken. Nicht wenige fallen. Ihr Anblick
Spornt die Brüder, und schärft die Siegesbegierde mit Rache.
Unwiderstehlich dringen sie ein. Die blutenden Rosse
Wenden sich um, und rennen gesetzlos, der Führer beraubet,
Mitten ins Heer der Assyrer zurück. Verwirrung und Schrecken
Zeichnen die Spur der tödtenden Räder. Die feindlichen Haufen
Trennen sich, zittern und fliehn. Die Baktrischen Legionen
Stehen allein, und trotzen dem Stoſs des Medischen Flügels,
Den Teribazus führt.

Indeſs verbreitet die Flucht sich
Bis zum Herzen des Heers, wo, von Satrapen und Edeln
Neriglissor umringt, umsonst Befehle versendet,
Denen die Furcht zu gehorchen verbeut. Von der Höhe des Wagens

Sieht er das wilde Getümmel, das Würgen, de feurigen Sieger,
Und die schimpfliche Flucht. Itzt fühlt er, zu ersten Mahl schamroth
Daſs er ein Sterblicher ist. Die Gefahr, di Schande bezwingen
Seinen monarchischen Stolz. Er springt vo Wagen, und wirft sich
Unter die Fliehenden, bittet, verspricht un dräuet und schmeichel
Er, der kürzlich sich über das Loos der Mensch heit erhaben
Wähnte, der Stolze, sieht itzt sein Diadem un sein Leben
In der Gewalt des niedrigsten Pöbels. Von ihnen verlassen,
Ist er ein nackender Flüchtling, wie einer au ihnen; sie sind es,
Die der Verächter der Götter um seine Rettung itzt anfleht;
Glücklich, hätten Worte, die fürstlichen Lippen entflieſsen,
Magische Kräfte, den bebenden Sklaven zum Helden zu zaubern.
Aber umsonst verschwendet er itzt die beredenden Künste,
Goldne Versprechen umsonst; die taube Todesangst stopfet

V. 307—320.

Ihre Ohren. Die Tugend allein, die Tochter der Freyheit,
Zeugt den heroischen Sinn; entadelte knechtische Seelen
Streben umsonst dem Leib zu gebieten. Nur wenige Haufen
Sammeln sich hinter dem Heer von zehnmahl tausend Trabanten,
Welches den König umgiebt. Verzweifelnd und grimmiger Wuth voll
Kehrt er zurück, und tritt, entschlossen dem Schicksal zu trotzen,
Vor die Stirne des schimmernden Falanx. In goldenen Waffen
Stehen die Krieger, und blenden das Auge der Söhne Chaldäa's,
Die im Triumfe sich nahn. Ein schwacher Funke von Ehre
Glimmt in den Sklaven auf, für ihren König ihr Leben
Muthig zu wagen; doch unter der Pracht des schuppigen Panzers
Klopft das schüchterne Herz. Farnuch (er zittert allein nicht)
Glänzt in der ersten Reih', und spornt sie mit feurigen Worten
Mächtig zum Streit. Mit lautem Geschrey und klappernden Schilden

Fallen sie auf die Chaldäer. So stürmen die rasenden Wellen,
Wenn der Südwind das Meer aus seinen Tiefen empor wühlt,
Gegen den Felsen, der hoch am unbewegten Gestade
Ihren Empörungen trotzt. Nicht unbewegter an Muthe
Beut der Chaldäer die männliche Brust den feindlichen Lanzen
Unerschreckt dar. Von neuem entflammt sich der Streit; die Trompete
Weckt die krieg'rische Wuth; das Schwirren der fliegenden Lanzen
Und der Schwerter Getön, die blitzend einander durchkreuzen,
Mischt sich dem Klang des schmetternden Erzes. Der Boden erzittert
Unter dem wilden Tumult. **Orontes**, das Haupt der Chaldäer,
Sinket zuerst, von dir, verwegner Farnuchus, durchbohret.
Prahlerisch setzt der Sieger den Fuſs auf den blutigen Nacken
Seines Erschlagnen, und ruft: Ihr seht es, Krieger, sie sind nicht
Unverwundbar, sie fallen wie wir vom tödtlichen Eisen!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1309/019

V. 535—548.

Traut es euch selbst nur zu, sie überwinden zu können,
Und der Triumf ist unser. So ruft er, und wirft sich von neuem
Mitten unter den Feind. Von seinem Beyspiel ergriffen
Strömen die Schaaren ihm nach, und doppeln die blutigen Streiche
Auf die Chaldäer. Nicht ungerochen fallen die Tapfern,
Ganz von Wunden durchbohrt, auf Hügel von feindlichen Leichen.
Jeder entfliehende Geist geht in den Busen der Brüder
Über, und waffnet die rächenden Arme mit doppelter Stärke.
Niemahls strahltest du, Sonn', auf kühnere Thaten! Die Liebe,
Rühmlich zu sterben, ergriff die kleine Schaar der Chaldäer.
Dreymahl stürzten sie sich, mit den Schilden zusammen geschlossen,
In die Assyrer, und warfen die dichtesten Reihen zu Boden;
Dreymahl flohen die Feinde. Doch, unerschöpflich an Menge,
Setzt Neriglissor stets dem Muthe der keichenden Sieger

Friſche Streiter entgegen. Itzt wären ſie, müde vom Siegen
Und von Wunden erſchöpft, dem Schwall der Menge gewichen,
Hätte nicht Cyrus von fern die Gefahr der Helden erblicket.
Eilends ſchickt er Araſpes mit tauſend Mediſchen Roſſen
Ihnen zu Hülfe; ihm folgen, geführt vom kühnen Farnazes,
Tauſend bepanzerte Perſer, mit Schild und Säbel bewaffnet.
Schnell, wie der azurnen Luft ein himmliſcher Engel zum Schutze
Eines Gerechten entſinkt, erſcheint Araſpes. Ein lautes
Siegesgeſchrey, der Nahme des göttlichen Cyrus, verkündigt
Ihn den Bedrängten von fern. Heil euch, ihr Helden, ſo ruft er
Ihnen entgegen, ihr habt die Ehre der Tugend behauptet!
Ruhet itzt aus! Mich ſendet vom rechten Flügel des Heeres,
Wo Gadates nur ſchwach die Gewalt des Siegers noch aufhält,
Cyrus, daſs ich, erhitzt von euerm ſtrahlenden Beyſpiel,

V. 365—374.

Was ihr begannet vollende. So spricht er, und wirft sich voll Feuer
In die Assyrer. Der erste, der unter den Streichen des Jünglings
Fiel, indem er zu rasch ins wilde Getümmel sich wagte,
War Merodach, ein Bruder des Königs; ihm folgten im Tode
Datis und Ixabates, und du, der Jünglinge schönster,
Die sich dem schmeichelnden Arme der Töchter Babels entwanden,
Auch du fielest, Belesis, und deine blumigen Wangen
Schützten dich nicht; du sinkst, und befleckst mit blutigem Staube
Deinen entpurpurten Mund, und die myrrhenduftenden Locken.

Rings um Araspes gedrängt, von edler Eifersucht brennend
Würgen die Meder. Es fallen die Feinde, wie unter der Sense
Seufzendes Gras. Die Perser, die Intafernes herbey führt,

V. 375—386.

Trennen mit Macht die Reihen des Feinds. Auch stehen Chaldäa's
Söhne nicht müſsig; noch wallet ihr Muth, noch schwingen sie dräuend
Ihre bluttriefenden Sper', und glühen, den Sieg zu vollenden.
Alle stürmen vereint, vom Geiste des Cyrus gespornet,
Auf den Assyrischen Falanx. Er weicht, die schimmernden Reihen
Werden zersprengt, der Sieger verdoppelt die rastlosen Streiche.
Dunkel umnebelt ihr Auge, die Furcht des Todes verschlinget
Alle Gedanken, sie wenden in dummer Betäubung den Rücken.
Taub den Bitten der Führer, dem donnernden Ruf des Tyrannen
Taub, entfliehn sie, und werfen die goldnen Waffen weit von sich.

Einsam steht Neriglissor; nur seine getreuesten Sklaven
Kämpfen noch um ihn her. Mit jedem Augenblick schmelzen

Etliche weg. Itzt fühlt er sein Loos. Der Engel des Todes
Schwingt das flammende Schwert um seine Scheitel. Verzweifelnd
Stürzt der Tyrann, an der Stirne der Wenigen die ihm getreu sind,
Unter die Meder. Sein Schwert, mit siebenfältiger Stärke
Von der Verzweiflung geführt, verschafft dem Sterbenden Rache.
Aber indem er den Arm auf deine Stirne gezückt hält,
Kühner Araspes, durchbohrt zum Tode beflügelt ein Wurfpfeil,
Von der geübten Faust des tapfern Farnazes geschwungen,
Seine vergebens umpanzerte Brust. Blutathmend entsinkt er
Seinem Wagen, der Boden erklingt von der goldenen Rüstung.
Heulend entfliehn die Sklaven, die ihn noch einzeln umgaben,
Da sie den Fallenden sehn. Er liegt verlassen im Staube.
Dreymahl rafft er sich auf und öffnet die sterbenden Augen;

V. 400—402.

Dreymahl sinkt er zurück. Die Nacht des Todes umhüllet
Seinen erlöschenden Blick, die Quellen des Lebens versiegen,
Und mit Seufzen entflieht die zürnende Seele dem Leibe.

FÜNFTER GESANG.

V. 1—8.

Unterdeſs hielt mit ermüdetem Arm Gadates den Helden
Siegesbegierig noch auf. Im ersten Sturme des Treffens
Hatt' er den Anschlag gefaſst, mit seinen Mengen die Perser
Um und um einzuschlieſsen. Die Söhne des Nils, die Hyrkaner,
Und die Kadusier sollten mit ihm die schönste der Thaten
Rühmlich versuchen, den Krieg mit Einem Streiche zu enden.

Aber der Göttliche spähte von fern des Assyrischen Führers
Stolzen Entwurf; und ruhig und schnell, wie Götter im Stillen

V. 9—22.

Wirkend den nahen Erfolg der menschlichen Schlüsse zernichten,
Kommt er dem Sichern zuvor. Er schickt mit Armeniens Rossen
Seinen Tigranes, die feindlichen Flügel zu trennen: er selber
Eilet indeſs mit den Persern, dem trägern Gegner die Flanke
Abzugewinnen. Es fleugt der Persische Falanx. Der Panzer
Und der Schwerter Gewicht und die Last des ehernen Schildes
Hält die Geübten nicht auf. Dann dreht er mit mächtigem Schwunge
Plötzlich sich um, und dehnt im bestürzten Antlitz der Feinde
Seine Linien aus. Erbittert, die Hoffnung des Sieges
Sich entrissen zu sehn, verdoppelt der kühne Gadates
Seinen Eifer. Sein Muth, sein Beyspiel, sein feuriger Zuruf
Hemmt den Schrecken, der schon die ersten Reihen verwirrte.
Auch dich, Sarkan, ergreift die Gewalt der Siegesbegierde,
Ob sich dein Herz gleich sträubt, für deinen Tyrannen zu kämpfen.

V. 25–36.

Muthig stellst du dein Heer, die wohl gewachsnen Hyrkaner,
Söhne der freyen Natur, dem ersten Angriff entgegen.
Schnell, mit flüchtigem Schritt und unerschrokkenen Blicken,
Nahen die Perser, die Brust mit dem runden Schilde bedecket,
In der Rechten das Schwert, zu blutigen Werken gezücket.
Aber noch ruhn, so befahl es der Held, die tödtlichen Waffen
In der dräuenden Faust. Auf einmahl ergieſst sich ein Regen
Schwirrender Pfeile den Männern entgegen. Doch immer geschlossen
Stürmen sie fort, und lachen der leichten Wunden. Itzt schallet,
Cyrus, dein mächtiger Ruf! Sogleich in schrecklichem Anlauf
Stürzt sich der Falanx, die dichten Schilde zusammen gedränget,
In die Hyrkaner. So rauscht aus heulenden Wolken ein Sturmwind
Auf den Tannenwald zu, und wirft die krachenden Stämme
Reihenweis nieder. Itzt hätte die Flucht und der Taumel des Schreckens

V. 37—50.

Schnell, wie in einem entzündeten Haine die wallende Flamme
Durch die Gesträuche sich wälzt, die Söhne des Ochus ergriffen,
Hätte nicht Sarkan der weichenden Schaar und dem folgenden Sieger
Mitten im wilden Gedränge sich selbst entgegen geworfen.
Wüthend, vor seiner Stirn Hyrkaniens edelste Blüthe
Unter dem Persischen Schwert ungerochen fallen zu sehen,
Rennt er, die Seelen der Brüder zu rächen, mit wallenden Zügeln
Unter den Feind. Sein einzelner Arm, von der feurigen Seele
Wie mit Allmacht geschwellt, hält ganze Schaaren zurücke.
Rastlos blitzet sein Schwert auf ihre Häupter herunter,
Schlag auf Schlag. Schon liegen Peucest und der trotzige Smerdis
Blutend im Staub; bald fallen Argast und Atys und Zedar,
Würdige Brüder, die blühenden Söhne des grauen Argantes;
Jeder, indem er voll Edelmuth sich dem Bruder zum Schilde

V. 51—63.

Vorwirft, der eignen Gefahr und der strömenden Wunden vergessend!
Um sie wird der untröstbare Greis die silbernen Haare
Raufen, und jeden Morgen und jeden traurigen Abend
Einsam mit jammernden Thränen den leeren Aschenkrug netzen.

Aber itzt naht sich dem kühnen Hyrkaner ein stärkerer Gegner,
Arasambes, der schönste nach Cyrus von Persiens Söhnen,
Und von Cyrus geliebt. Ihm hatten die Grazien alle,
Als ihn die Mutter gebar, gelächelt, die schönste der Musen
Selbst die nektarne Brust ihm unter Lorbern gereichet.
Früh entflog Arasambes den leichten Freuden der Jugend,
Weisheit im Schooſs der Natur, und in den Thaten der Helden
Dich, o göttliche Tugend, zu suchen. Oft hörten die Haine
Und der entzückte Hirt, und das rosenwangige Mädchen,

V. 64—77.

Unten im blumigen Thal bey ihren Schafen gelagert,
Wenn er vom Gipfel des Felsen, im morgenröthlichen Schimmer,
Seinen erhabnen Gesang aus silbernen Saiten beseelte.
Mit den sanftern Künsten der keuschen Musen verband er
Jede krieg'rische Tugend. Ihm pflegte Cyrus zu rufen,
Wenn die Zeit den Behenden, den Klugen, den Tapfern verlangte.
Dieser war's, der sich den siegenden Arm des Hyrkaners
Aufzuhalten getraut'. In silbernen spiegelnden Waffen
Tritt er ihm kühn entgegen. Sie schauen schweigend einander
Mit Bewunderung an, und jeder wünscht sich den Gegner
Lieber zum Freund. Doch fordert die Pflicht itzt andre Gedanken.
Hartes Geschick! Die Tugend, die ihren verschwisterten Seelen
Liebe gebeut, befeuert sie selbst zu feindlichen Thaten.
Ungesäumt rüsten sie sich, den edeln Kampf zu beginnen.

V. 78–91.

Jeder umfaſst den Schild, und hebt zu tödtlichen Streichen
Hoch den schimmernden Stahl. So laufen sie gegen einander.
Unter der Kämpfenden Fuſs ertönt die Erde, die Schilde
Stoſsen zusammen, die mächtigen Hiebe durchkreuzen sich klappernd,
Prallen vom Schilde zurück, und glitschen am schlüpfrigen Helme
Fruchtlos herab. Dir, Sarkan, gelingt's, den Persischen Jüngling,
Da er zu feurig dich preſst, zuerst an der wächsernen Schulter
Leicht zu verwunden. Erhitzt vom Anblick des sprudelnden Blutes
Das vom Arme herab ihm rieselt, rafft Arasambes
Jede zerstreute Kraft zu Einem Streiche zusammen,
Den er dem Haupt des Hyrkaners bestimmt. Doch, Sarkan, dein Schutzgeist
Wacht, zur Seite dir schwebend, den mörd'rischen Schlag zu verhindern.
Eh' noch das Persische Schwert den Helm des Hyrkaners berühret,
Wirft sich, für beider Leben besorgt, ein Haufen von Streitern

Zwischen die Helden. Sie zürnen umsonst, die Wellen des Krieges
Reiſsen sie stürmisch hinweg, und öffnen dem Muthe der Kämpfer
Andre Scenen zum Sieg.

Dort, wo der göttliche Perser
Mit Gadates noch ringt, enthüllt sich die blutigste. Sarkan
Eilet dahin, den Bedrängten zu Hülfe. Die Tapfern verschwenden
Fruchtlos ihr Blut, das besser die Sache der Freyheit zu schützen
Angewandt wäre; sie toben umsonst dem Helden entgegen,
Den der Himmel beschützt, für den die Unsterblichen streiten!
Alles weicht der unsichtbaren Macht. Sein furchtbares Schwert blitzt
Tod und Verderben umher. — Doch, Muse, ziehe den Vorhang
Über die blutigen Thaten! Verhülle den Todesengel,
Dessen rächenden Arm die strenge Gerechtigkeit führet.
Oder bezwingt dich der Reitz, den Unerschrocknen zu sehen,

V. 105—117.

Wie er mit ruhigem Blick die Blitze des Donnerers schleudert,
Wie er, mitten im Sturm, des Heeres Bewegungen lenket,
Alles umschaut und alles besorgt und alles beseelet:
Göttin, so laſs den Augen, die voll entzückter Bewundrung
Deinen Liebling beschaun, mitleidige Thränen entfallen;
Thränen, daſs den Gerechten, den liebenden Bruder der Menschen,
Wider sein Herz die eiserne Noth zum Würgen gezwungen!

Doch nicht dann nur allein, wenn sein wohlthätiges Lächeln
Wonne den Völkern verheiſst, auch wenn er zürnet und tödtet,
Ist er des Ewigen Bild. Dich selbst, o Vater der Wesen,
Geber der Freude, die sich aus deiner unendlichen Fülle
Durch die Welten umher zu allen Erschaffnen ergieſset,
Dich selbst nöthigt die Wuth der Störer deiner Gesetze,

V. 118—131.

Wenn sie das Zögern der Strafe zu neuen Empörungen anreitzt,
Oftmahls von der entheiligten Erde dein Antlitz zu wenden.
Dann erblasset der Tag, dann beben die Pfeiler der Erde
Und die Inseln des Meers, dann schwellen die siegenden Wogen
Über die Ufer empor, die berstenden Felsen zerschmelzen,
Flammend thut sich der Acheron auf, und sündige Städte
Taumeln mit ihren Bewohnern hinab. Die goldnen Paläste,
Wo mit der Wollust der Geitz und die unersättliche Raubsucht
Wohnten, die marmornen Tempel, wo vor vergötterten Lastern
Seiner Priester ein schwärmendes Volk im Staube sich wälzte,
Stürzen krachend hinab. Das Heulen der Todesangst winselt
Aus den Ruinen herauf. Umsonst, der zürnende Himmel
Höret sie nicht! Vergeblich entfliehn die nackenden Schaaren,
Bleichen Gespenstern gleich, dem tausendfältigen Tode,

Der sie von allen Seiten umstürmt, in wüthenden Flammen
Lodert, in Wassern braust, und aus den Wolken herab stürzt.

Schon wich alles dem Persischen Sieger. Die Schaaren von Babel
Waren zertrennt, und deckten in blutigen Schichten den Boden:
Als das Geschrey vom Tode des Königs gegen die Seite,
Wo Gadates noch stritt, sich wälzte. Die schreckende Nachricht
Eilet von Mund zu Mund, verkündigt den Sieger Araspes,
Und des Tyrannen Fall, und die Niederlage der Baktrer.
Plötzlich entsinkt den Männern der Muth; das Schicksal des Königs
Und der Hälfte des Heers verkündigt ihnen ihr eignes.
Alle fliehen. Vergebens bemüht sich Gadates, mit Ordnung
Sie zurücke zu ziehn; die taumelnde taube Bestürzung

Höret den Führer nicht mehr. Auf blutbezeichneten Wegen
Fliehn sie, verstreut, wie der Zufall sie treibt, zum bebenden Lager.

Aber nicht minder vom Sieg, als jene vom Schrecken beflügelt,
Setzt **Teribazus** den Fliehenden nach. Armeniens Rosse,
Leicht geschenkelt wie die, die, von Frühlingswinden empfangen,
Thraciens lüftige Höh'n mit ihrem Wiehern erfüllen,
Rennen wetteifernd den Medischen vor. Selbst Persiens Söhne
Folgen dem reiſsenden Schwall, wiewohl des Panzers und Schildes
Eherne Last sie hemmt. Nur Cyrus bleibet noch einsam
Auf dem Schauplatz des Todes zurück. Mit trauernden Blicken
Sieht er sich um und seufzt, und stille Thränen, von Engeln
Aufgefasset, entschleichen den braunen Wangen des Siegers.
Schauernd, mit bleicher Stirn, von der der Heldenschweiſs träufelt,

Steht er und schaut umher, vergiſst des Sieges und jammert
In sich selber verhüllt. Itzt wollten in heiligem Zorne
Seine Lippen sich öffnen, dem Ungerechten zu fluchen,
Dessen versöhnendes Blut itzt mit dem Blute der Opfer
Seines unseligen Stolzes sich mischte. Doch faſst' er sich plötzlich
Wieder, und schwieg, und sah mit tiefen Blicken gen Himmel
Und mit gefaltetem Arm. — „O Vater der Götter und Menschen,
Schaue herab! — O laſs die bessern tröstenden Tage
Eilen, die Wiederbringer der Ruh und der friedsamen Ordnung,
Ganz dem heil'gen Geschäfte, die Menschen glücklich zu machen,
Ganz dem Frieden geweiht! — —
Aber noch sind sie fern. Dein unerforschliches Schicksal
Fordert noch Blut. Noch ruft der Tugenden schwerste, der Pflichten
Strengste mich auf." — So denkt er, und steht in traurigem Tiefsinn

Und in Wehmuth versenkt. Ihm schwebt sein himmlischer Führer
Ungesehen zur Seiten, und haucht balsamische Lüfte
Um sein Antlitz, und Ruh und belohnende Freuden der Tugend
Tief ins besänftigte Herz. Der Held erhebt itzt sein Auge
Wieder, dann senkt es sich auf die edeln Leichen der Perser,
Die um ihn her, von Wunden erschöpft, die muthigen Seelen
Ausgehaucht hatten. Bewundrung und sanfte Trauer vermischt sich
Glänzend im thränenden Blick. Wie sind, so ruft er, die Helden,
Ach! wie sind sie gefallen, die würdigen Schützer der Freyheit!
Doch ich klage nicht Euch! Ihr fielet edel, mit Wunden
Für die gerechte Sache geschmückt. Den schönsten der Tode
Gab euch das Schicksal zu sterben: itzt öffnet die Wohnung der Götter
Sich im Triumf den Söhnen der Tugend, unsterbliche Feste
Mit den Geistern zu feiern, die auch durch göttliche Thaten,

V. 185—198.

Würdig des Danks der Erde, des Himmels würdig sich machten.
Nein! ich klage nicht euch! Für dich, mein Vaterland, flieſsen
Meine Thränen. Du hast die würdigsten deiner Söhne,
Deine Beschirmer, verloren. Verzeiht, glorwürdige Schatten,
Daſs wir den Jubel, die Freuden des Siegs, die glänzenden Früchte
Euers wohlthätigen Todes, mit menschlichen Thränen beflecken!
Hier auf diesem geheiligten Boden, hier, wo ihr geblutet,
Soll den Wolken entgegen gethürmt ein marmornes Denkmahl,
Ringsum mit goldnen Waffen behangen, der dankbaren Nachwelt
Ihre Retter erzählen! So oft die Sonne zurück kommt,
Soll ein festlicher Tag mit Spielen der krieg'rischen Jugend,
Euerm Gedächtniſs geweiht, die späten bewundernden Enkel
Reitzen, die Bahn der Ehre in euern Tritten zu laufen!
Also sprach er, und blieb in ernsten Betrachtungen stehen.

Unterdeſs wälzt sich die Flucht, und das laute Jauchzen der Sieger
Bis zum Lager. Zu Tausenden stehn die Assyrischen Mütter
Auf dem thürmenden Wall, und werfen ängstliche Blicke
Über die Ebnen, woher aus neblichter Ferne des Streites
Gräſsliches Antlitz sie schreckt. Ein krieg'risches wildes Getümmel
Schlägt ihr lauschendes Ohr: wie wenn aus felsigen Wüsten
Mit dem Sausen des Sturms und dem Schalle des fallenden Waldstroms,
Der, von zerborstenen Wolken geschwellt, sich über die Felsen
Stürzet, des Donners Gebrüll im Ohre des Wandrers sich mischet.
Aber itzt wächst das Getös', und kommt den Bebenden näher.
Unglückselige! welch ein Gesicht enthüllt sich auf einmahl
Euern Augen! Das Feld von Fliehenden wimmelnd, die Schaaren
Alle zerstreut, der Boden bedeckt von Assyrischen Schilden!
Wüthend raufen sie sich den Schmuck der goldenen Locken,

Heulen und schlagen die schuldlose Brust. Ein schwärmender Schrecken
Faſst sie, die Furcht ersetzt den Mangel der Stärke, und schwellet
In der Verzweiflung mit männlicher Wuth die weiblichen Busen.
Zitternd, mit nacktem Fuſs und offnen fliegenden Haaren,
Drängt die wehrlose Schaar sich aus den Thoren des Lagers,
Unter die Fliehenden. Zürnender Spott und bittre Verweise
Schallen aus jedem Mund, und blitzen im wüthenden Auge.
Suchet ihr hier den Feind, Unmännliche? Kehret ihr also
Im Triumfe zurück? Soll euch die wallende Länge
Unsrer Schleier dem dräuenden Antlitz des Siegers verbergen?
Oder sollen wir, daſs ihr indeſs gemächlicher fliehet,
Unsern Busen für euch den feindlichen Pfeilen entblöſsen?

Solche Reden entstürzten den scharfen weiblichen Lippen.
Scham und vermischter Zorn entflammet die Männer, sie stehen

Unentschloſsen: doch bald vollendet die flehehende Thräne,
Was der ſtrenge Verweis nicht auszurichten vermochte;
Denn itzt werfen ſie ſich zu den Füſsen der Männer und weinen,
Schlingen um ihre Kniee die wächſernen Arme, und ſchauen
Gegen ſie auf mit flehendem Blick. Beym Tage voll Schmerzen,
Der ihn gebar, beſchwöret den Sohn die jammernde Mutter,
Sie vor der Schmach der Bande zu ſchützen. Mit zärtlichem Wüthen
Reiſst die Gattin ihr Kind von der Bruſt, den wimmernden Erſtling
Ihrer Umarmungen, ſtreckt es verſtummend dem Vater entgegen,
Und durchbohrt ihm ſein Herz mit unausſprechlichen Blicken.
Nicht vergeblich! Die Muthloſen fühlen die Allmacht der Schönheit
Und der Natur, die Zaubergewalt des holden Geſchlechtes,
Das die Anmuth allein ſtatt aller Waſſen empfangen,
Feige zu Helden erhitzt, und Helden durch Thränen entwaſſnet.

Was dein Beyspiel, dein Muth, was deine beredenden Künste
Nicht vermochten, Gadates, das wirkt die weinende Schönheit.
Haufenweis sammeln sie sich, und füllen die Pforten des Lagers
Und den gethürmten Wall, den Feind zu erwarten entschlossen.

Sarkan allein, von andern geheimen Gedanken getrieben,
Hatte sich unter der Flucht mit seinen Hyrkanern von ihnen
Abgesondert, und wich, stets fechtend, mit langsamen Schritten
Gegen das nahe Gebirge zurück. Die übrigen alle,
Deren das Schwert geschont, verschloſs das schirmende Lager.

Aber dem Persischen Muth und deinem Schicksal, o Cyrus,
Thürmten sich Alpen selbst nicht unersteiglich entgegen.
Sengte gleich Lybischer Sand die brennenden Sohlen, verwehrten
Reiſsende Ströme den Weg und schneebeladne Gebirge;

Nichts, nichts hemmet der Siegenden Lauf, sie lachen der Arbeit
Und der bekannten Gefahr, und schämen sich leichter Triumfe.
Tausend der kühnsten von Persiens Söhnen, mit Cyrus erzogen,
Jünglinge, denen der Nahme der Furcht leer tönender Schall war,
Hatten sich an die Stirne des wartenden Heeres gedränget,
Ungeduldig, bis Cyrus, den Sturm zu erlauben, sich zeigte.

Cyrus erschien. Schon neigte die Sonne den Wagen nach Westen
Als er dem Heere sich zeigt'. Ein lautes Frohlocken der Männer
Hohlt siegprangend ihn ein. Nur Eine Arbeit noch, ruft er
Ihnen entgegen, so ist der Siege schönster vollendet.
Diese Wälle verbergen uns nur die Belohnung des Sieges.
Haben wir nicht die keichenden Feinde, wie schüchterne Rehe,
Daſs uns keiner entrinn', hierher zusammen getrieben?

Laſst den Erschrocknen nicht Zeit, sich aus der Betäubung zu sammeln.
Eilet, ersteiget den Wall, ergetzt mein begleitendes Auge
Durch den Anblick wetteifernder Thaten! —

So spornt er mit Worten
Voll Vertrauen die Willigen an. Die goldne Trompete
Hallt den Befehl umher; die wilden krieg'rischen Seelen
Hüpfen in jedem Busen empor, indem der bekannte
Siegweissagende Schall die horchenden Ohren bezaubert.
Reihenweis rücken sie gegen den Wall; ein Sturmdach von Schilden
Schlägt die Pfeile zurück, die aus den hölzernen Thürmen
Über sie regnen. Dann klettern die kühnsten von Persiens Jugend,
Auf das eherne Dach von ihren Freunden gehoben,
Muthig den neigenden Hügel hinauf. Der Zuruf der Brüder
Feu'rt die Wetteifernden an. In wenigen Augenblicken

Ist im bestürzten Antlitz des Feindes das Bollwerk erstiegen.
Seellos, der letzten Hoffnung beraubt, der flehenden Weiber
Und des gegebnen Worts uneingedenk, fliehn die Assyrer
Taumelnd zurück, und lassen dem würdigern Sieger die Beute.
Schon durchbricht er die Thore des Lagers, schon fallen die Baktrer,
Die sie beschützen, von Speren durchbohrt. Wie Wogen des Meeres
Durch den zerborstnen Damm sich über die Felder ergieſsen,
Strömen die Sieger hinein, indem die flüchtigen Schaaren,
Über einander gewälzt, aus der westlichen Pforte sich drängen.

Schamvoll und unentschlossen entweicht auch Gadates, und fluchet
Seinem Gestirn, das ihn zu Babylons Sklaven verdammte.
Soll er entfliehn, um sich her die irrenden Flüchtlinge sammeln,
Und mit dem Rest des zertrümmerten Heers sich unter die Mauern

V. 293—306.

Babylons ziehn, den Staub vor dem neuen Beherrscher zu küssen,
Den aus dem innern Palast der Tod Neriglissors zum Thron ruft?
Soll er ein neues Heer, von den Persern geschlachtet zu werden,
Aus den entvölkerten Ländern erzwingen, damit dem Tyrannen
Wüsten doch übrig bleiben, die seinen Zepter erkennen?
Oder soll er, vom Beyspiel des Glücks und der Götter entschuldigt,
Sich für Cyrus erklären? Das letzte räth ihm die Klugheit,
Jenes befiehlt die herrschende Ehre! Auf einmahl entschlossen,
Drängt er sich aus der Verwirrung der Flucht zum benachbarten Walde,
Wo, von den wachsenden Schatten begünstigt, die flüchtigen Haufen
Sicherheit suchen. Ihm gönnt der ruhebedürftige Sieger,
Sich zu verstärken, die Stunden der Dämmrung. Hier sammeln in kurzem
Sich Myriaden um ihn. Sein hohes königlichs Ansehn,
Und sein verwegener Geist, der stolz dem Unglück entgegen

V. 307—314.

Kämpft und mitten im Sturm sich über den Wellen empor hält,
Macht ihn in ihren Augen zum Gott. Sie schwören ihm Treue.

Also zieht er, verhüllt in mitternächtliches Dunkel,
Babylons Gegenden zu. Verheerung und flammende Hütten
Zeichnen des Fliehenden Weg. Den Lauf des Siegers zu hemmen,
Setzt er ihm Wüsten entgegen. Er eilt, vom folgenden Feinde
Nicht erreicht, und wächst, indem er verwüstend sich fortwälzt,
Bis er am vierten Tage die Ufer des Tigris ereilet.

ARASPES UND PANTHEA

EINE GESCHICHTE
IN DIALOGEN NACH DEM XENOFON. 1758.

VORBERICHT.

Die Geschichte des Araspes und der Panthea, die schönste Episode der Xenofontischen Cyropädie, sollte, wenn das Heldengedicht Cyrus zur Vollendung gekommen wäre, ebenfalls als Episode in dasselbe eingewebt werden.

Als der Dichter (aus Ursachen, die an einem andern Ort angegeben werden sollen) den Gedanken, jenes groſse Werk auszuführen, aufgab, war er noch so voll von Araspes und Panthea, daſs er dem Drange, diesen eben so lehrreichen als unterhaltenden Beytrag zur Geschichte des menschlichen Herzens, in Form von Gesprächen, zu einem besondern Werke auszuarbeiten, nicht widerstehen konnte. Er verwendete dazu die schönsten Stunden seines Aufenthalts in Bern im Jahre 1758; und die Gemüthsstimmung, in welcher ihn seine damahligen Verhältnisse unterhielten, war nicht nur der Ausführung dieses kleinen Werkes besonders günstig, sondern machte auch die Grundlage derjenigen aus, in welcher die Idee der Geschichte Agathons in seiner Seele lebendig zu werden anfing und sich nach und nach ausbildete, wiewohl (äuſserer Umstände wegen) noch einige Jahre verflossen, ehe er an die wirkliche Ausarbeitung derselben Hand anzulegen vermögend war.

PERSONEN

DIESER DRAMATISCHEN GESPRÄCHE.

CYRUS.
ARASPES.
ARASAMBES.
PANTHEA.
MANDANE.

SCHERISTANI. ZELIS. GULINDY.
Sklavinnen der Panthea.

ERSTE ABTHEILUNG.

1.

Cyrus. Araspes.

Cyrus.

Ich bin deines freundschaftlichen Dienstes benöthigt, Araspes. Kennst du die junge Königin von Susiane, die der Sieg über die Assyrer in unsere Gewalt gebracht hat? Eine wichtige Beute, wenn das Gerücht ihre Vorzüge nicht vergröſsert.

Araspes. O Cyrus, von Panthea kann selbst das Gerücht nicht lügen. Sie sehen und bewundern ist unzertrennlich. Aber es scheint, mein Prinz, die höhern Sorgen, die deine ganze

Aufmerksamkeit beschäftigen, haben dir noch nicht erlaubt, dich mit eignen Augen hiervon zu überzeugen.

Cyrus. Ich habe sie nicht gesehen, aber ich liebe schöne Gemählde; und du wurdest von deinen Freunden allezeit für einen Meister in der Kunst zu mahlen gehalten.

Araspes. Wenn ich es auch wäre, so würde doch hier meine Kunst weit zurück bleiben. Urtheile nach dem Schatten, wie schön das Urbild seyn muſs. Ich kam zuerst in ihr Gezelt, da das Assyrische Lager von den Deinigen erobert wurde. Ein klägliches Getön von weinenden Stimmen, mit lautem Wehklagen vermischt, rief meine irrenden Schritte dahin. Welch eine rührende Scene fiel mir ins Auge, als ich hinein trat! Ich fand sie auf einem verbreiteten Teppich am Boden liegen; denn ihre hervor glänzende Gestalt und die sanfte Majestät ihrer Geberden lieſs mich keinen Augenblick zweifeln, welche unter der weiblichen Menge, die das Zelt erfüllte, die Gebieterin sey. Ihr schönes Haupt hing, gleich einer geknickten Rose, auf den Busen einer ältlichen Frau, die, nach der bekümmerten Zärtlichkeit ihrer Blicke und Worte zu urtheilen, ihre Pflegemutter zu seyn schien. Sanfte Thränen gleiteten über die blassen Wangen der jungen Königin herab; ihr Schmerz konnte nur weinen und seufzen, und mich däuchte, selbst in ihrem Seufzen sey Harmonie. Ihre Sklavinnen schwebten, einige sprachlos, andere laut jammernd, um sie her, in gedankenloser Traurigkeit vergeblich beschäftigt; einige rauften sich ungeduldig die Haare aus, andere zerritzten ihre Wangen und gossen Ströme von Klagen aus, indem sie öfters einen Abradates nannten, dessen Schicksal sie am meisten zu beklagen schienen. Langsam eilte ich hinzu, und drängte mich sanft durch die furchtsame Schaar. Du leidende Unschuld, sagte ich, (denn nur die echte Hoheit des Gemüths kann so wie Du im Unglück ihre Würde erhalten) stille den Kummer, der diese Augen in Thränen verhüllt, welche gewohnt scheinen, nur Freude und Wonne um sich her zu lächeln. Traure nicht, du Ebenbild der himmlischen Milde! Die Götter haben dich dem Schutz eines groſsmüthigen Fürsten anvertraut. Wir hören zwar, du seyest die Gemahlin eines schönen und tugendhaften Prinzen gewesen; aber derjenige, dem dich dein gütiges Schicksal zuerkannt hat, wird dir nichts unersetzt lassen, was du an jenem liebtest. Glaub es dem allgemeinen Gerüchte: in allen Morgenländern ist niemand, der an Schönheit des Leibes und Gemüthes und an jeder friedsamen und kriegerischen Tugend mit Cyrus zu vergleichen wäre. So sagte ich;

aber meine Rede, anstatt sie zu beruhigen, vermehrte die allgemeine Traurigkeit. Die königliche Schöne, die bisher den sprachlosen Kummer groſsmüthig in ihrer Brust verschlossen hatte, raffte sich mit einer heftigen Bewegung vom Boden auf, zerriſs ihren Schleier und brach in wehmüthige Klagen aus, die aber durch das Geschrey ihrer Aufwärterinnen unhörbar wurden. Die Bewegung, die sie machte, indem sie ihren Schleier zerriſs, entdeckte die schöne Bildung und blendende Weiſse ihres Halses und ihrer Arme; selbst die zürnende Ungeduld, deren wilde Zuckungen sonst den Menschen entstellen, wurde in ihrem anmuthigen Gesichte holdselig, und gab allen ihren Bewegungen einen lebhaften Reitz. Ich versichre dich, Cyrus, es däuchte mich damahls, ich hätte in ganz Asien keine Frau gesehen, die an Schönheit und Lieblichkeit mit dieser Susianerin streiten könnte. Du selbst würdest sie bewundern, wenn du sie sehen solltest.

Cyrus. Behüte mich der Himmel, daſs ich sie zu sehen verlange!

Araspes. Welch ein seltsamer Wunsch, mein Gebieter! Warum wolltest du dir das Vergnügen versagen, eine Sklavin zu sehen, welche zu besitzen das einmüthige Urtheil des Heers niemand würdig fand als dich? Dein

Herz ist zu menschlich, zu freygebig mit Gefühl und ſeinem Geschmack am Schönen von der Natur begabt, als daſs du einen Gegenstand deines Anblicks unwürdig achten solltest, der auch den Flug eines Unsterblichen zurück hielte, sich an seinem Anschauen zu ergetzen.

Cyrus. Wenn ich ja vorher einige Lust gehabt hätte sie zu sehen, so hätte deine Erzählung mich genöthigt, diese Begierde zu unterdrücken.

Araspes. Du sagst mir ein Räthsel —

Cyrus. Dessen Auflösung leicht ist. Wenn ich jetzt meinem neugierigen Wunsch erlaubte, mich zu dieser Schönen zu locken, zu einer Zeit, da jede meiner Stunden eignen Geschäften zugezählt ist, was meinst du, daſs daraus entstehen würde? Könnte ich anders von ihr scheiden, als mit dem Verlangen sie wieder zu sehen? Und würde mich nicht ihre Schönheit und die Annehmlichkeit ihres Umgangs in kurzer Zeit so sehr fesseln, daſs ich sie auch alsdann besuchen würde, wenn ich noch weniger Muſse hätte; bis mir zuletzt das Anschauen der schönen Panthea gar keine Muſse übrig lieſse, mich demjenigen zu widmen, was der wohlthätige Geist, der die Welten beherrschet, mir zur Pflicht gemacht hat?

Araspes. Verzeih es, mein Prinz, dem Gespielen deines jugendlichen Alters, daſs ich über deine Furcht lachen muſs. Hältst du denn die Liebe (denn diese scheinst du zu scheuen) für eine so mächtige Gottheit, daſs sie vermögend wäre, eine freye Seele wider ihren Willen zu besiegen, sie mitten in ihrem muthigen Lauf von einer schönen That zur andern aufzuhalten, zu fesseln, und zahm und girrend, gleich den Tauben der Venus, vor ihren Wagen zu spannen? Nein, Cyrus! Sie liebt zwar jede ihr verwandte Vollkommenheit: aber wie sollte es möglich seyn, daſs der, dessen weit ausgebreitete Liebe ganze Völker, ja das ganze Geschlecht der Menschen umfaſst, einer einzelnen Schönheit die Macht über sich geben könnte, ihn seinen heiligsten Verbindungen, seinen süſsesten Pflichten zu entreiſsen?

Cyrus. Du glaubest also, Araspes, die Liebe hange gänzlich von unserm Willen ab, und sey so gelehrig, jedem Winke der gebietenden Vernunft zu folgen, daſs es nur an uns liege, sie einzuschränken oder zu unterdrücken, wie es uns gefällt?

Araspes. Und warum das nicht? wofern nicht unsere Gedanken und Neigungen, die doch im Schooſs unserer Seele unter der Aufsicht der Vernunft geboren werden, weniger in unsrer Gewalt sind, als dieser uns fremde, von der Erde geborgte Leib; als unsere Augen oder Hände, die wir nach unserm Wohlgefallen öffnen oder schlieſsen, ausstrecken oder zurück ziehen. Aber die Liebe, die sich am bloſsen Anschauen der Vollkommenheit begnügt, kann nie von der Weisheit verdammt werden. Sie ergetzt sich an Tugend und innrer Güte, an Schönheit, dem Leibe der Tugend, und an Anmuth, ihrer sichtbaren Ausstrahlung, ohne daſs dieses Wohlgefallen eine andere Wirkung haben sollte, als den angebornen Trieb der Seele nach Vollkommenheit auf sich selbst zu richten, damit sie sich bestrebe, die Schönheit, die sie auſser sich bewundert, auch in sich hervorzubringen.

Cyrus. Du redest von einer sehr geistigen Liebe, mein Freund; aber ich befürchte, es sey noch eine andre von nicht so edler Art, die zuweilen die Gestalt ihrer schönen Schwester entlehnt, um sich in unverwahrte Herzen einzustehlen. Und diese wird es wohl seyn, über die sich so viele Liebende beklagen, daſs sie von ihr zu den niedrigsten Thaten und der unmännlichsten Sklaverey genöthiget werden. Eine Leidenschaft, die den Unglücklichen, welche sie einmahl bezaubert hat, so wenig Macht über sich selbst läſst, daſs sie, des Gegenstands ihrer Liebe beraubt, wie blutlose Schatten umher schweben, und an weinenden Quellen oder in einöden Wüsten den Überrest von Leben, der noch in ihren Adern schleicht, in Seufzer aushauchen. Meinst du, Araspes, diese Elenden, denen (nach ihrem eignen Geständniſs) das Leben und die Empfindlichkeit, die ſüſse Quelle aller Wonne, Marter ist, meinst du, sie würden einen Augenblick säumen, sich in einen bessern Zustand zu versetzen, wenn es in ihrer Gewalt stände, zu lieben oder nicht zu lieben? Giebt es nicht solche, die ihre unedle Schwachheit verwünschen, ja mit zusammen gerafften Kräften ihre unrühmlichen Fesseln schon abgeschüttelt haben; aber durch einen einzigen Blick, eine einzige wahre oder falsche Thräne überwältiget, sich sofort als willige Sklaven in die gewohnten Bande zurück schmiegen? Und was anders als die tyrannische Gewalt der Liebe zwingt den Greis, zu den Füſsen eines buhlerischen Mädchens ein geheucheltes Lächeln zu erbetteln? Was anders zwingt den wilden Krieger, wollüstige Klagen zu girren, und den ruhmdürstenden Jüngling, die gelegene Zeit zu ehrenvollen Versuchen an ihrem Busen zu verschlummern?

Araspes. Setze noch hinzu, wenn du willst, was zwingt den Ruchlosen, das ehrwürdige

Lager seines Freundes zu besteigen, oder die geheiligte Unschuld der Jungfrauen zu verletzen? Alles dieſs, und wenn noch etwas schändlichers ist, ich gestehe es, Cyrus, wirkt die Liebe in feigen unmännlichen Seelen, die zu schwach sind ihren Begierden zu gebieten, zu thierisch eine andere als eine eigennützige Wollust zu schmecken. Aber warum soll der Nahme der Liebe, die diese ganze majestätische Schöpfung, ihr groſses Werk, mit Leben und beseelenden Sympathien erhitzt, warum soll er gemiſsbraucht werden, die vorbey rauschende Raserey des Schwelgers zu entsündigen, der, von üppigen Hoffnungen berauscht, jede Pflicht abschüttelt, um ungezähmt in grenzenlose Thorheit hinaus zu rennen? Oder soll das Liebe seyn, wenn der müſsige rosenbekränzte Weichling, in dessen enger Brust keine groſsmüthige Gesinnung, kein edles Unternehmen Platz hat, sein unrühmliches Leben unter die wollustwinkende Buhlerin und den schwärmenden Bacchus vertheilt? Sollte der lieben können, den diese göttliche alles beherrschende Ordnung des Weltbaues, den das Menschengeschlecht, dieser groſse Gegenstand der zärtlichsten Empfindungen und der nie still stehenden Bestrebung des Weisen, nicht zur Liebe reitzen kann? Doch wir streiten nicht um Worte. — Laſs es Liebe heiſsen, was diese Niederträchtigen leiden; aber erlaube ihnen nicht, die unschuldige

Liebe anzuklagen, wenn ihre eigene Thorheit sie zu Thaten verdammt, welchen die Schande auf dem Fuſse nachfolgt, oder die den gerechten Zorn der Gesetze entflammen. Zwar der Strafe zu entgehen, wünschen sie die Liebe zu ihrer Mitschuldigen zu machen, oder gar die ganze Last der Schande ihr allein aufzubürden. Sie muſs dann eine Tyrannin der Herzen, eine Zaubrerin, ein feindseliger Dämon, eine unwiderstehliche Gottheit heiſsen. Aber umsonst! Die Gesetze würden keine Strafen auf die Verbrechen setzen, wenn es nicht in unsrer Macht stände zu sündigen oder recht zu handeln. Sie fordern unsern Gehorsam, weil sie voraussetzen, daſs der Mensch ein frey gebornes Wesen sey, sein eigner Beherrscher, der durch keine äuſsere Macht gezwungen werden kann, etwas zu begehren oder zu verabscheuen, zu lieben oder zu hassen; und der also, gleich einem Fürsten, den seine Diener zu unbilligen Thaten verleiten, über seine eigene Trägheit und das schändliche Vergessen seiner Rechte zürnen sollte, wenn er sich von diesen Begierden beherrschen läſst, welche die Natur zu Sklaven seiner Vernunft, und zu Triebfedern für erhabne und gemeinnützige Absichten bestimmt hat.

Cyrus. Es scheint also, Araspes halte es für unmöglich, daſs die Liebe einer Schönen so viel Gewalt über eine edle Seele gewinne, sie wider ihren Willen, mit einer zugleich verhaſsten und angenehmen Gewaltthätigkeit, zu Begierden, ja sogar zu Handlungen anzutreiben, welche, so bald die eingewiegte Vernunft aus dem bezaubernden Traum erwacht, von ihr selbst gemiſsbilligt und verachtet werden! Du hältst es für unmöglich, daſs die Liebe zu einer so vollkommnen Frau, wie du mir Panthea beschreibst, selbst in einer von Tugend beseelten Brust zu einer so heftigen Leidenschaft aufwalle, daſs sie die ganze Seele in weiche Empfindungen und schmachtende Sehnsucht auflösen, jede Begierde nach Ruhm, jede groſsmüthige Entschlieſsung auslöschen, alle Nerven der Seele abspannen, und die vergeblich entgegen kämpfende Vernunft durch ein süſses Vergessen verhaſster Pflichten berauschen könnte? — O mein Freund, du scheinst weder die Schwäche des menschlichen Herzens, noch die Gewalt dieser allzu reitzenden Leidenschaft zu kennen, welche, wie sanft und schmeichelnd sie auch Anfangs ist, doch den ungezähmten Sturmwind und den schmetternden Blitz an wilder Heftigkeit übertrifft.

Araspes. Nein, Cyrus, diese Liebe kenne ich nicht; und doch liebte ich von dem ersten Augenblick an, da ich den Unterschied des Guten und Bösen fühlte. Alles Schöne, alles Erhabne, alles was in seiner Art vollkommen ist, oder dem Urbild der Vollkommenheit, das in meiner Seele schwebt, sich nähert, ziehet meine Liebe an. Die ganze Schöpfung nährt die heilige Flamme. Von Schönheit zu Schönheit in ewig steigenden Graden fortgezogen, verliere ich mich oft in sprachloser Entzückung, die alle Gedanken verschlingt, und die Seele in süſses Erstaunen und wundervolle Ahnungen versenkt, die ich nicht zu enthüllen vermag. Aber wie könnte ich bey diesen Empfindungen still stehen, die sich auch der unbeträchtlichsten Geschöpfe bemeistern? Der bunte Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, ihre geistigen Düfte einzusaugen, selbst der kriechende Wurm schwimmt in Wollust, in süſser Betäubung, von den grenzenlosen Schönheiten der göttlichen Natur überströmt. Aber dem Menschen, dessen aufgerichtetes Antlitz den Himmel anschauet, dessen unermüdeter Gedanke, vom sinnlichen Schönen unaufgehalten, ins Innere der Wesen eindringt, und an Wahrheit, Ordnung und Vollkommenheit sich ergetzt, einem solchen Geschöpfe wäre es Frevel, nur zu empfinden. Ihm kommt es zu, die Regeln zu erforschen, aus welchen diese Schönheiten flieſsen, die Verhältnisse zu erspähen, wodurch diese endlose Reihe von Wesen und Geschlechtern der Wesen in einen harmonischen Plan verwebt sind, und alle seine Kräfte zu dem erhabnen Ziel anzustrengen, daſs in der moralischen Welt eine eben so schöne Eintracht und Zusammenstimmung erhalten werde, wie diese ist, die in den harmonischen Bewegungen des Himmels, in der unveränderlichen Folge der Jahrszeiten, in der Anordnung und Ausschmükkung der ganzen Körperwelt, den anschauenden Geist in Bewundrung setzt. Kann ich mich als einen Theil dieses wundervollen Ganzen ansehen, ohne an der Vollkommenheit desselben Antheil zu nehmen, und mich zu bestreben, daſs es durch mich vielmehr einen Zuwachs an Schönheit erhalte, als verunstaltet werde? Kann ich mich als ein Glied des menschlichen Geschlechts betrachten, ohne einen mächtigen Zug von sympathetischer Liebe zu meinen Brüdern zu empfinden, ihren Wohlstand zu meinem eignen zu machen, und den süſsen Pflichten entgegen zu eilen, welche mir die gemeinschaftliche Natur, gemeinschaftliche Bedürfnisse, gemeinschaftliche Vortheile und Erwartungen auflegen? So gesinnt, o Cyrus, übte ich mich bisher unter deinen Augen in edeln Versuchen. Sollte in einem Herzen, das einer so erhabnen Liebe voll ist, diese fanatische Leidenschaft Raum finden, die alle ihre demüthigen Wünsche an einen einzigen Gegenstand heftet? Sollte die weibliche Schönheit mächtig genug seyn, mich zu entwaffnen, und der süſsen Freyheit zu berauben, die mir bisher erlaubt hat, jeder Aufforderung der Pflicht, jedem Winke der Tugend zu folgen? Ich kann mir dieses Zutrauen desto weniger versagen, da ich die Gefahr wirklich bestanden habe. Ich habe sie gesehen, vielleicht von der reitzendsten Seite, womit die Schönheit unser Herz überraschen kann; ich bewundere sie; und doch hab' ich seitdem immer entweder vor deinem Gezelt gewacht, oder deine Befehle vollzogen, oder andere mir zukommende Verrichtungen gethan, eben so frey und munter, als eh' ich diese zauberische Schöne gesehen habe.

Cyrus. Vielleicht hast du sie noch nicht lange und nahe genug gesehen, um deiner Stärke so gewiſs zu seyn. Die Schönheit wirft zuerst nur einen flüchtigen Schimmer auf das Herz; aber je näher du ihr kommen wirst, desto mehr wird sie erhitzen, bis du, von der angenehmen Wärme belebt, die Flügel begierig entfaltest, und, in immer nähernden Kreisen um die schöne Flamme flatternd, zuletzt mit versengten Schwingen zu Boden taumelst.

Araspes. Sey unbesorgt, mein königlicher Freund! Und wenn ich sie auch unaufhörlich anschauen müſste, so soll mich doch ihre Schönheit nie bereden, etwas zu thun, was dem Freunde der Tugend und des Cyrus nicht geziemt.

Cyrus. Deine Gesinnungen, Araspes, und selbst diese edle Kühnheit, die dir das Bewuſstseyn eines groſsmüthigen Herzens eingiebt, gefallen mir. Wem könnte ich das Amt, die schöne Panthea zu bewachen, sicherer anvertrauen als dir? Ich befehle dir also, immer bey ihr zu bleiben, und dafür zu sorgen, daſs ihr nichts mangle, was ihrem Rang und ihren eigenthümlichen Vorzügen gebührt. Du kannst sie versichern, daſs ich mich des Rechts nicht bedienen werde, das mir die Gewalt über sie geben könnte, und daſs ich vielleicht Mittel finde, sie wieder mit ihrem Gemahle zu vereinigen.

2.

Mandane. Panthea.

Mandane.

Seufzer und Thränen, o Königin, vermehren wohl deinen Kummer und den meinigen; aber sie können weder die Freyheit noch deinen Gemahl zurück weinen. Dein Unglück ist nicht so groſs, daſs es dir nicht noch die Hoffnung übrig lieſse, wieder glücklich zu werden. Gönne deinem Herzen diese Hoffnung, die nicht ungewisser ist als deine zärtlichen Besorgnisse. Abradates lebt, und die Vorsicht, die Beschützerin der Tugendhaften, wird ihn wieder in deine treuen Arme bringen, und in diesen entzückungsvollen Augenblicken wird das Andenken der vergangenen Schmerzen wie ein Traum vor dir hinschwinden.

Panthea. O Mandane, ich erkenne deine mütterliche Sorgfalt. Ich fühle die heilende Kraft deiner Tröstungen. Aber ach! selbst diese reitzenden Vorstellungen dienen nur die schwarze Farbe meines Schicksals zu erhöhen. Wie kann ich mich bereden, meine Besorgnisse für unzeitig zu halten? Ist nicht das Assyrische Heer geschlagen? Hat nicht das Schwert die Blüthe von Babylon gemäht? War nicht Abradates derselben Gefahr ausgesetzt? Oder meinst du, sein unerschrockenes Herz habe ihm beym Anblick der heraus fordernden Gefahr erlaubt, gleich diesen feigen, weichlichen Assyrern die Flucht zu nehmen? Es ist wahr, das Gerücht hätte uns den Tod schon gebracht, wenn er auf dem Schlachtfelde gefallen wäre. Aber vielleicht hat ihn, als er der unaufhaltbaren Macht weichen muſste, der nacheilende Feind eingeholt. Vielleicht hat er seinen allzu heroischen Muth, ungeduldig sich in Fesseln zu schmiegen, durch tausend edle Wunden ausgehaucht. Vielleicht liegt er in diesem Augenblicke, der blühende Held, dem meine liebevollen Augen so oft mit stillem Triumf nachsahen, wenn er in seiner goldenen Rüstung einher zog, vom tausendfachen Echo des lauten Beyfalls begleitet — ach! der tapfre, anmuthsvolle Jüngling! gebildet Liebe einzuflöſsen, der zärtliche Ehemann, der Vater seines Volks, seellos, unkennbar, von Blut und Wunden entstellt, liegt er vielleicht im Staube! Weder seine Jugend, noch seine Schönheit, noch sein Muth, noch die ohnmächtige Liebe seiner Panthea haben ihn retten können. Vielleicht rief noch sein letzter Laut, Panthea. Aber ach! die Unglückselige hörte ihn nicht, war nicht da, seine Wunden zu waschen, seinen letzten Hauch aufzufassen, und auf seinem Grabe, ein werthes Todtenopfer! zu sterben. — Wo irrest du, geliebter Schatten? Zeige mir, wo die theuern Überbleibsel meines Abradates liegen, daſs ich sie der mütterlichen Erde anvertraue, und dir folge! — Wie schwärmet meine fiebrische Fantasie! — Verachte meine Schwachheit nicht, Mandane! Ermüde nicht, mich gegen mich selbst zu beschützen. Vielleicht sind, wie du sagst, meine Besorgnisse eitel! — Schwacher Schimmer von Hoffnung! du bist Wonne für meine leidende Brust. Vielleicht fliegt er schon mit einer racheschnaubenden Schaar auf die unbesorgten Feinde zurück, seine Panthea zu befreyen; ungeduldige Liebe blitzt aus seinen Augen, und beseelt seine Arme mit unüberwindlicher Stärke. — Oder irgend ein Friedensengel hat seinem groſsmüthigen Herzen den Gedanken eingehaucht, lieber ein Freund des Persischen Fürsten zu werden, als einen ungleichen Streit mit den Göttern und ihrem Liebling zugleich fortzusetzen. Allzu schmeichelnde Hoffnungen! wie leicht betrügt ihr das willige Herz! Aber, ach! wie flüchtig ist eure Linderung! Kann ich aufhören zu fürchten, so lange mir noch das ärgste droht?

Mandane. Ich fühle dein ganzes Leiden, Panthea! Aber laſs es nicht gesagt werden, dein groſsmüthiges Herz sey kleiner als sein Unglück gewesen! Wie viel goldne selige Tage voll unvermischter Wonne, Tage der fröhlichen Jugend und der Liebe, hast du genossen, ehe dieser düstre Tag kam, der nur deine Geduld prüfet, nicht deine Glückseligkeit tödtet! Wollten wir, überströmt von Erfahrungen einer wohlthätigen Vorsehung, frage dein edles Herz, wollten wir sogleich zagen, so bald das Glück seine Stirne runzelt, als ob der ewige Geist, der die Welt beseelt, nur alsdann gütig wäre, wenn wir lächeln? Wird es ihm nicht angenehm seyn, wenn wir, seiner unbegrenzten Macht und unbegrenzten Güte sicher, desto mehr Muth beweisen, je härter wir geprüft werden? desto mehr hoffen, je zweifelhafter unser Schicksal scheint? Entweder muſs der trostvolle Strahl, den der göttliche Urquell des Lichts in unsre Seele wirft, verlöschen, wir müssen vergessen, daſs Gott ist, oder wir müssen nie aufhören zu hoffen, und alle unsere Besorgnisse sind Träume.

Panthea. Meine Vernunft erkennt die Stimme der Wahrheit, die von deinen Lippen wiederhallt; mein Herz fühlt sie: aber ach! wie stark empört sich die leidende Natur gegen sie! Wer kann auf der Folter gefühllos seyn? Wer kann sich die gröſsten Güter des Lebens, Freyheit und eheliche Glückseligkeit, und das königliche Vermögen Gutes zu thun, ohne Schmerz entreiſsen lassen? Kann ich den Schreckbildern den Zugang versperren, die mit jedem Gedanken an Abradates sich haufenweise in meine Seele drängen? O Mandane, kein Schmerz, der die Quellen des Lebens auftrocknet, ist mit diesem zu vergleichen, wenn die zweifelhafte Seele, in einer furchtbaren Dämmerung von ängstlichen Sorgen und täuschenden Hoffnungen, zwischen Tod und Leben hin und her geschleudert wird. Ein entschiedenes Schicksal, selbst das entsetzlichste, ist viel erträglicher, als diese Ungewiſsheit. Wir raffen dann alle unsere Stärke zusammen, und thürmen sie der Last des Elends entgegen; und es bleibt uns zum wenigsten dieser Trost, daſs wir nichts schlimmers fürchten können. Aber diese langsam tödtende Ungewiſsheit —

Mandane. Eben diese ist es, die deine herum geworfene Seele an die einzige Hoffnung antreibt, woran die bedrängte Unschuld sich halten kann. Fasse Muth, meine Panthea! Vielleicht arbeitet jetzt eine unsichtbare Hand an der freudigsten Entwicklung deines Schicksals. -- Aber siehe! wer nähert sich dort? — Mich dünkt, es ist der Medische Jüngling, der zuerst in unser Zelt kam, da das Lager erobert wurde. Sein Antlitz scheint eine freudige Nachricht vor sich her zu strahlen.

3.

Araspes. Panthea. Mandane.

Araspes.

Königin von Susiane, als ich dir jüngst die Tugenden des erhabnen Prinzen anpries, dessen Gefangne du wurdest, wuſste ich selbst noch nicht, zu was für einer Gröſse sich seine Heldenseele empor schwingen kann. Obgleich deine Schönheit auch Götter zu einem menschlichen Wunsch reitzen möchte, so entsagt er doch dem Rechte, welches ihm der Sieg über dich giebt, und will daſs du als seine Schwester gehalten werdest, bis ein günstigeres Geschick sich aufthut, und ihm erlaubt dich wieder mit deinem Abradates zu vereinigen.

Panthea. So lebt denn Abradates noch? — Ja, er lebt; ich lese die frohe Bekräftigung in deinen Augen! — Entschuldige die zärtliche Bekümmerniſs eines Weibes, das die bessere Hälfte seiner Seele vermisset. Wenn Abradates lebt, so hat mein Schicksal nichts unerträgliches, da der groſsmüthige Cyrus seine Gefangne in seinen Schutz zu nehmen würdigt.

Araspes. Abradates lebt, schöne Königin, und Cyrus hat mich der Ehre gewürdigt, in seiner Abwesenheit dein Beschützer zu seyn, und dafür zu sorgen, daſs dir so begegnet werde, wie dein eigner unerborgter Werth mit Recht forderte, wenn gleich eine unbemerkte Strohhütte seinen aufgehenden Glanz der Welt und dem Ruhm verhehlt hätte. Dieses reich geschmückte königliche Zelt bleibt dein, deine Sklavinnen und Aufwärter haben keinen Gebieter als dich, und ich selbst habe Befehl, deine leisesten Winke zu vollziehen. So sehr ehret Cyrus den Ruf deiner Tugend! — Und du, (zu Mandanen) deren Blicke mütterliche Zärtlichkeit auf deine Königin glänzen, ohne Zweifel die Pflegemutter ihrer kindlichen Jahre, dein eigenes Herz wird dir gebieten, meine Bemühung zu unterstützen, ihre Sorgen zu zerstreuen, und ihr Auge auf die schönern Aussichten zu lenken, die ihr entgegen sehen.

Panthea. Schon erfahre ich die Wahrheit deiner glückweissagenden Tröstungen, Mandane! Was konnte der Himmel in diesen Umständen, die ein unvermeidliches Verhängniſs in mein Leben eingeflochten hat, mehr für mich thun, als mich die Gefangne eines so groſsmüthigen Mannes werden zu lassen, der mich seine Gewalt nur durch Beweise seiner Huld empfinden läſst? Ob es gleich meiner unabhängigen Seele schmerzlich ist einen Gebieter zu haben, so ist doch einige Süſsigkeit in diesem Schmerz; denn es ist angenehm, dem Menschenfreunde verpflichtet zu seyn. Und, was mir noch angenehmer ist, vielleicht ist es, da Abradates noch lebt, künftig in meiner Gewalt, deinem Fürsten zu zeigen, daſs Panthea kein unerkenntliches Herz hat.

Araspes. Das Glück, dir öfters nähern zu dürfen, wird es mir nicht an Gelegenheit mangeln lassen, dich mit dem Karakter des Besten der Fürsten bekannt zu machen, und deine Erkenntlichkeit zur Bewunderung zu erhöhen. — Aber jetzt dünkt mich, ich sehe in diesem holdseligen Gesichte, dem getreuen Spiegel deiner Empfindungen, daſs du mehr Nachrichten von dem Könige von Susiane zu hören verlangest. Ich sah ihn auf dem blutigen Felde, und mein jugendlicher Muth wünschte voll Ungeduld diesem Helden zu begegnen, den seine von unerschrocknem Geist erhöhte Schönheit aus Myriaden hervor glänzen machte. Erst jetzt danke ich dem Geschicke, welches mir den unbesonnenen Wunsch versagte. Das wilde Getümmel trennte uns; nur von fern sah ihn mein ungeduldiges Auge ruhmvolle Thaten thun, und wie eine Donnerwolke auf die Perser daher stürmen. Hätte das Assyrische Heer nur sieben gehabt, die mit ihm zu vergleichen wären, so würde der zweifelhafte Sieg gewankt haben. Aber die Susianer, obgleich von dem Beyspiel ihres tapfern Anführers entzündet, waren zu schwach, die Gewalt der Perser allein aufzuhalten. Doch zogen sie sich rühmlich zurück, nicht als Flüchtlinge, sondern wie Männer, die sich auf eine bessere Gelegenheit sparen. Sie nahmen ihren Weg nach Babylon, von Medischen Reitern verfolgt, die noch nicht wieder zurück gekommen sind.

Panthea. Noch sind nicht alle meine Besorgnisse gehoben. Aber der heitre Strahl, den **Mithras** heut auf mich fallen läſst, hat meine Seele zur Hoffnung aufgeklärt. — Wie süſs tönte mir sein Lob von deinem Munde! Wisse, edler Jüngling, selbst die Nachricht, daſs er umgekommen sey, würde in dem Augenblick, da sie mich tödtete, meinen Schmerz mit Wonne versüſsen, wenn ich hörte daſs er wie ein Held gefallen sey. Ich würde dann gehen, den geliebten Leichnam aufzusuchen, bey ihm niedersinken, und mit dem lauen Dampf seiner rühmlichen Wunden meine nacheilende Seele vermischen. Aber Dank sey dem Himmel! noch lebt er, und lebt meiner Liebe würdig, ob er gleich seine Panthea in fremder Gewalt zurück lassen muſste. — Wie freue ich mich, daſs das Glück eben den zu meinem Aufseher bestellte, der ihn gesehen hat, der ein Zeuge seiner ruhmwürdigen Thaten war, und durch eignen Werth sein Lob beglaubigt! Wie angenehm werden uns die schnellen Stunden entschlüpfen, wenn wir uns wechselsweise mit Hören und Erzählen beschäftigen, du von deinem Prinzen, ich von einem Manne, der würdiger ist ein Freund als ein Gegner des Cyrus zu seyn!

Araspes. Was für eine schmeichelnde Hoffnung giebst du mir, schöne Königin! Wie verlangt mich nach den goldnen Stunden! Eine Seele, die von Ruhmbegierde glühet, kann nichts lieblichers hören, als die Thaten der Helden, die der Himmel den übrigen zu Vorbildern herab schickt. Obgleich meine Zunge im Lobe des Cyrus nie ermüdet, so werde ich doch lauter Gehör seyn, wenn du von Abradates reden wirst. — Aber ich scheue mich, die Freyheit, um dich zu seyn, unbescheiden zu gebrauchen. Dein Befehl wird mich allezeit in der Nähe finden, wofern du meine Dienste anzunehmen würdigst.

4.

ARASPES allein.

Was für eine Göttin ist vom Himmel zu uns herab gestiegen? Oder kann die eine Tochter der Erde seyn, die an Gestalt und Seele alle sterblichen Schönen so sehr übertrifft? Welch eine angeborne Majestät glänzt auf ihrer Stirne, mit Güte und diesem bezaubernden Lächeln gemildert, das der Kummer selbst nicht aus ihrem reitzenden Gesichte vertreiben kann! Noch schwebt ihr Bild vor meinen Augen, noch säuselt ihre Stimme um mein Ohr; kaum etliche Augenblicke von ihr entfernt, verlangt mich schon wieder sie zu sehen. Wie lang scheinen mir diese Augenblicke! — Eine süſse Unruhe —

Still, mein Herz! Schweiget einen Augenblick, ihr süſsen Empfindungen, die sich aus der Schönheit in die schauende Seele ergieſsen! — Mir ist, als ob mir eine leise Stimme den Nahmen des Cyrus zulisple. — Wie, wenn er die

Liebe besser kennte als ich? — Warum vermisse ich den Anblick der schönen Panthea? Warum ist meine erhitzte Fantasie so geschäftig mir ihre kleinsten Reitze vorzumahlen? Warum scheinen mir die Augenblicke langsamer als ehmahls? Warum? — Wie wenn dieses der Anfang —

Götter! welch ein niedriger Gedanke! Ich verachte dieses kleinmüthige Miſstrauen in mich selbst. Fordert denn die Weisheit Unempfindlichkeit? Oder soll ich sogleich an meiner Tugend zweifeln, wenn mein Herz der Vollkommenheit den Tribut bezahlt, der ihr gehört? Es ist in der Natur unsrer Seele, sich nach dem was das Beste ist zu sehnen. — Gesegnet seyst du, mütterliche Natur, die du mein Herz zu diesem zarten Gefühl, dem höchsten Vorzug der Menschheit vor der thierischen Welt, gebildet hast! Soll ich den glücklich nennen, der diesen hellblauen himmlischen Bogen ohne Lächeln anstarret? den die Morgenröthe, wenn sie die Hügel und Thäler mit Rosen bestreut, den die in Gold zerflieſsende Abendsonne nicht entzückt? dessen Blick eine einfarbige Feldblume nicht anzulocken vermag, oder den der Anblick eines unschuldsvollen Kindes ohne Zärtlichkeit läſst? Aber das schönste aller sichtbaren Geschöpfe ist das liebreitzende Weib: was das Aug' ergetzen und das

Herz gewinnen kann, was die Natur holdes und liebliches hat, ist in ihr, wie in einem Auszug, vereinbart! Schöner ist ihr Auge als der entwölkte Himmel, schöner die keusche Röthe ihrer Wangen als der junge Frühling, wenn er, vom Morgen angestrahlt, unter Rosen erwacht. Wo ist der Weise, wo ist der Held, der nicht die erweichende Gewalt der Schönheit fühle? Aber wenn ein himmlischer Geist die schöne Sfäre bewegt; wenn die glänzende Heiterkeit ihres Angesichts den innern Frieden, die Unschuld und Milde ihres Herzens verkündigt; wenn Weisheit von den Rosenlippen flieſst, und Groſsmuth und Dankbarkeit und Ehre und Zärtlichkeit den keuschen Busen beleben: o dann ist es billig, daſs ein solcher Werth unsre ganze Seele erfülle! —

Soll ich dich denn nicht bewundern, Panthea? Soll ich nicht an dir lieben, was Götter ohne Schwachheit lieben müssen? Die entwölkte Luft ist nicht reiner als meine Liebe. Kein unedler Wunsch, keine Begierde, die sich vor der Tugend scheuen muſs, beunruhiget meine Seele; gleich der befriedigten See, die im Sonnenglanz von säuselnden Zefyrn gestreichelt wird, wallt sie nur in sanften Empfindungen, die schnell zu Gedanken empor wachsen, und meiner Tugend neue Schwingen geben. Sollte nicht eine edle Eifersucht in mir entbrennen, da ich unter dieser zarten Schönheit eine Groſsmuth, eine Stärke der Seele sehe, die mit der Schwäche ihres weicher gebildeten Leibes ringet? Nein, schöne Panthea, es soll nicht von Araspes gesagt werden, daſs sein männliches Herz von einer kleinen Seele angefeuert werde, die zu schwach sey, ihren Leib zu beherrschen!

Ich begreife nicht, warum Cyrus mich erschrecken wollte. — Er liebt den freundschaftlichen Scherz. Aber warum trieb er ihn so weit, bis zu dem ungütigen Zweifel, ob ich auch Stärke genug habe, dem Anblick einer Schönen unversengt zu entrinnen? Wahrlich, auf dem Fechtplatze, wo unsre Jugend zu nerviger Stärke geübt wurde, oder im harten Lager, jeder Beleidigung der Jahrszeit und der Witterung ausgesetzt, und im Angesicht der blutigen Schlacht, um und um von Gefahren umgeben, in deren jeder der Tod dräuete, hat er mich nicht so feigherzig kennen gelernt, daſs mich ein Weib zu ihren Füſsen sollte legen können! — Aber vielleicht ist es schwerer, diese süſsen reitzenden Gefahren zu besiegen. — Noch habe ich nichts davon empfunden! Die Liebesgötter, die auf ihren Augenbraunen lauern oder um ihren Nacken flattern, müssen ihre Pfeile nicht scharf genug gespitzt haben, daſs sie so unschädlich an meinem Herzen abgleiten. — Oder soll vielleicht der nähere Umgang, der jede Vortrefflichkeit ihrer göttlichen Seele auf mich strahlen lassen wird, die sinnliche Gluth anfachen? — Weg mit diesem Unsinn! Der bloſse Schatten einer solchen Furcht beleidigt die erhabne Panthea und mich. Wenn Schönheit mit Weisheit vermählt ist; wenn Unschuld und keuscher Anstand ihre Sitten schmücken; wenn sie Tugenden hat, die uns zur Bewunderung reitzen: so müſste der ein Insekt seyn, oder doch würdig in einen Wurm zusammen geschrumpft auf der Erde zu kriechen, der, anstatt die Liebe ihrer Seele zu verdienen, mit schändlicher Demuth sich begnügte an ihrer äuſsern Schale zu kleben! — O Cyrus, wie konntest du deinen Freund einer solchen Verwandlung fähig glauben? Wäre Panthea nur schön, so hättest du mir mit keiner gröſsern Gefahr eine schöne Bildsäule zu bewahren geben mögen. Ist sie geistvoll, groſsmüthig, tugendhaft, warum sollen diese Vollkommenheiten gefährlich werden, weil sie durch den Flor der Schönheit hervor scheinen? — Nein! von einer Panthea hat selbst das schwächste Herz nichts zu besorgen! Muthig sehe ich den holden Stunden entgegen, die mich zu ihr führen werden, um neben ihr zu sitzen, sie anzuschauen, die Musik ihrer Lippen zu hören, und die höhere geistige Harmonie ihrer beredten Worte; oder sie, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, unter ihren Sklavinnen zu sehen, die, obgleich jede von der Liebe selbst gebildet scheint, in bleichem Schimmer um sie her sitzen, gleich den Sternen, die den vollen Mond umschweben.

ZWEYTE ABTHEILUNG.

1.

PANTHEA. ARASPES.

Panthea.

Das Bild, das du mir von Cyrus gemacht hast, ist so schön, als es ein muntrer Geist entwerfen kann, wenn die Freundschaft den Pinsel führt; und wofern es sich auch unter den Händen der Liebe verschönert hätte, so wäre es mir doch ein Beweis deines ruhmwürdigen Eifers für einen Fürsten, den du zugleich als deinen Freund liebst und als deinen zukünftigen Herrn verehrest. Vielleicht geziemt es mir am wenigsten, einigen Zweifel merken zu lassen, da ich in seinem Betragen gegen mich die stärkste Beglaubigung deiner Worte finden sollte. Aber vergieb mir, Araspes, ich kann denjenigen für keinen wahren Helden halten, der im Streiten und Erobern eine Belustigung findet, anstatt durch die menschenfreundlichen Künste des Friedens einen ewig dauernden Ruhm auf das Glück der Völker zu gründen.

Araspes. Du scheinst den Persischen Prinzen von dieser Seite nicht recht zu kennen. Du bist durch falsche Nachrichten getäuscht, wenn du ihn mit diesen wilden Helden vermengest, denen das rauchende Schlachtfeld ein lieblicher Anblick, und das Ächzen der Sterbenden Musik ist. Er sucht in der Glückseligkeit der Menschen seine eigene; und wenn er das Schwert zieht, so geschieht es um dem Frieden mit seinem ganzen segensvollen Gefolge einen dauerhaften Sitz zu erstreiten.

Panthea. Aber ist nicht dieses, was du sagst, der schöne Schleier, womit auch Tyrannen die Ungerechtigkeit ihrer Gewaltthaten zu verhüllen suchen? Wenn Gewinnsucht oder blinde Ruhmbegierde den Krieg beschlossen hat, so wird es niemahls an einem Vorwande fehlen, wodurch wenigstens der Wohlstand geschonet wird, mit dem sich diejenigen am stärksten zu verschanzen pflegen, die sich am wenigsten gutes bewuſst sind. Ich zweifle aber sehr, ob sich der Fall öfters ereigne, daſs der Krieg das einzige Mittel ist, sich vor dem Untergang, oder vor dem, was noch ärger ist als der Tod, von Sklaverey, zu schützen. Wie viel gelindere Mittel sind in jedem Falle möglich! Und sollte nicht ein Menschenfreund geneigt seyn, selbst mit Aufopferung groſser Vortheile, das Leben so vieler Tausende, die Wohlfahrt ganzer Völker, zu erhalten? Was hat der ehrwürdige, friedsame Landmann verschuldet, dessen rastloser Fleiſs der kargen Erde unsern Unterhalt abzwingt? Was haben die wehrlosen Weiber und die Säuglinge an ihrer blutenden Brust verschuldet, daſs sie der Raubbegierde, dem Stolz, oder der Rachsucht etlicher Unmenschen aufgeopfert werden sollen? Rufe nur die schrecklichen Scenen, die du besser als ich kennest, vor deine Augen! — Menschen gegen Menschen, Brüder, die, ihrer Blutsfreundschaft uneingedenk, Wuth und Verderben gegen einander schnauben; das Schlachtfeld mit Sterbenden bedeckt; die Ströme von Blut aufgeschwollen; die schauernde Luft vom Winseln der Verwundeten erregt, die dem langsamen Tode flehen, daſs er sie von einem quälenden Überrest von Leben befreyen wolle! O wie jammert jetzt die verlaſsne Mutter, von den Leichen ihrer Kinder umgeben, um die verwelkten Hoffnungen ihrer Jugend, die gelichen Menschen wimmelten. — Es wäre Grausamkeit ein so unmenschliches Gemählde zu vollenden. — Aber laſs mich die Frage erneuern, Araspes, wie kann sich ein Menschenfreund entschlieſsen, über ein friedsames Volk allen diesen Jammer aufzuhäufen? und, wofern auch sein Zorn gereitzt ist, den Übermuth eines Einzigen an Hunderttausenden zu strafen?

Araspes. Wenn keine Lasterhaften wären, o Panthea, so würde der rechtschaffene Mann nie genöthigt seyn, sein Vaterland, seine Freyheit und sein Leben gegen gesetzlose Gewaltthaten zu schützen. Aber so lang' es Tyrannen giebt, die den Menschen seiner angebornen Rechte berauben, ihn zu den grasenden Thieren herab stoſsen, oder mit unersättlicher Begierde nach dem Eigenthum ihrer Nachbarn geitzen, und den steigenden Flor eines freyen Volks als eine Beleidigung ansehen, die nur das rächende Schwert aussöhnen kann: so lange ist es unmöglich, den Krieg aus der Menge der menschlichen Übel hinweg zu thun. Der eigne Vortheil eines Fürsten entscheidet hier nichts. Die Würde, die ihm zu behaupten auferlegt ist, erlaubt ihm nicht, den Wohlstand seines Volks einem Tyrannen Preis zu geben, oder sich, gleich einem unmenschlichen Vater, derjenigen zu entsagen, die durch die engesten Bande an seine Seele gebunden sind. Das Gemählde des Kriegs, das du so rührend entworfen und durch den gefühlvollen Ausdruck deiner Augen noch rührender gemacht hast, ist nur allzu ähnlich. Der Menschenfreund beklagt das Elend, welches er zu verursachen gezwungen wird, um ein gröſseres abzuwenden; und mitten im lauten Gepränge des Sieges schleichen sich mitleidige Thränen seine Wangen herab, die sich eines Lobes, das so theuer erkauft werden muſs, schämen. Aber sage mir, sollten die Meder und Perser gleichgültig zusehen, wenn der Assyrische König ihre Grenzen verwüstet? wenn er mächtige Fürsten durch erdichtete Klagen wieder sie erhitzt? wenn er einen geheimen verrätherischen Bund gegen sie anzettelt, und sich mit seinen schändlichen Mitverschwornen, von übermüthiger Hoffnung gebläht, schon eh' er gesiegt hat, in ihre Beute theilt? Sollten sie dem heran nahenden Untergang gleichgültig entgegen sehen; oder befiehlt nicht Pflicht, Ehre und Klugheit, einem solchen Feinde zuvorzukommen, und den abgewandten Streich auf sein eignes Haupt zu führen? Wenn Cyrus alle Drangsale des Kriegs über seine Feinde herwälzt, so errettet er in dem gleichen Augenblick ganze Völker, mit denen er durch engere Bande verknüpft ist, von eben diesen oder von noch gröſsern Übeln, die er nur durch dieses Mittel von ihnen abwenden kann. Sein Glück, welches mit seinen Verdiensten einen Bund gemacht zu haben scheint, iſt selbſt seinen Feinden vortheilhaft. Er siehet nur diejenigen für Feinde an, deren Ehrgeitz und Raubsucht ihn genöthigt haben das Schwert zu ziehen, welches er nur zum Schutz der Unschuldigen und Hülflosen, und zur Züchtigung der Bösen führt. Daher schont er der Assyrischen Provinzen so sehr, als es die gesetzlose Nothwendigkeit erlaubt; er hält die Gefangenen gnädig, und beschirmt einen jeden, der lieber seine Gnade als seinen Zorn verdienen will, im Besitze seines Eigenthums. Ich versichere dich, Panthea, selbſt die Assyrer, die ihn gesehen haben, lieben ihn, und sind bereit gegen einen so groſsmüthigen Feind einen Landsherrn zu vertauschen, an den sie nur durch Auflagen und gewaltthätige Bedrückungen erinnert werden.

Panthea. Ich geſtehe dir, Araspes, daſs ich, ehe du mich besser belehrteſt, diesen jungen Helden für einen hochfahrenden, ruhmsüchtigen Jüngling hielt, der, von schimmernden Dunſtbildern einer falschen Ehre angelockt, dem unbesonnenen Wunsche nachjage, sich ein grenzenloses Reich zu erſtreiten, und seinen Thron auf den Nacken der bezwungenen Welt zu setzen. Ich hielt seine Klagen gegen den König von Assyrien für einen eiteln

Vorwand, in welchen er seine wahren Absichten einhüllen wolle. Sowohl das allgemeine Gerücht, als sein letztes Betragen gegen die Armenier und Chaldäer, bestärkte meine Vermuthung. Denn was ist glaublicher, als daſs sich derjenige das gröſste Ziel vorstecke, der einen so königlichen Geist in sich fühlt; dem Hindernisse und Gefahren nur Reitzungen sind; der jede Gelegenheit zum Streiten für einen Ruf des Sieges ansiehet, und dem sein angeborner Muth und die rauhe Persische Erziehung den Krieg eher zu einem Lustspiel, als zu einer beschwerlichen Arbeit gemacht haben?

Araspes. Erlaube mir nur, schöne Königin, mein Gemählde von Cyrus zu vollenden, so wirst du, anstatt ihn einiges Tadels schuldig zu finden, eher anstehen, ob du den für einen bloſsen Sterblichen halten sollest, der in jeder Vollkommenheit so wenige, und in vereinigtem Besitz derselben keinen seines gleichen hat. Ich kenne ihn zu wohl, als daſs ich zu viel versprechen sollte. Von dem Tage an, da er als ein noch junger Knabe an den Hof des Königs von Medien, seines Groſsvaters, kam, bin ich nie von seiner Seite gewichen. Mein günstiges Glück gab mir seine vorzügliche Liebe, und die Erlaubniſs ein vertrauter Zeuge aller seiner Handlungen, ja selbst ein Theilnehmer seiner geheimern Gedanken zu seyn. Schon damahls entwickelte sich der erhabne Karakter, der jetzt durch jeden neuen Anlaſs zur Vollkommenheit ausgebildet wird. Sein Geist schien allzu feurig, die Grade langsam zu durchschleichen, durch welche der schwache Leib zur Blüthe und männlichen Stärke heran wächst. Er zeigte in seinem Betragen eine Güte und Zärtlichkeit des Herzens mit einer unbiegsamen Standhaftigkeit und mit einer Kühnheit vereint, die nichts zu erschrecken vermochte; und die Vereinigung dieser sonst widerwärtigen Eigenschaften versprach schon damahls unsern weisesten Alten einen zukünftigen Helden, der die Welt mit seinem Ruhm beschäftigen würde. Wie sehr hat er seitdem selbst unsere gröſsten Erwartungen übertroffen, nachdem er die Jahre erreicht hat, in welchen der reife Jüngling sich in den Mann verliert! Seine groſsmüthige Seele umfasset das menschliche Geschlecht. Sein Mitleiden eilt unerbeten jedem Hülfsbedürftigen entgegen. Seine Seele ergetzt sich am Anblick der Ordnung und des Wohlstands, die er gestiftet hat. Wie oft sah ich ein göttliches Lächeln über sein majestätisches Gesicht herab glänzen, wenn er diejenigen um ihre Gegenliebe als die einzige Belohnung ersuchte, die er, ohne daſs sie es um ihn verdienten, glücklich gemacht hatte! Wie viel darf die Welt von einer solchen Güte erwarten, die von einem so mächtigen und thätigen Geiste regiert wird! Seine Erfindungskraft ist unerschöpflich an Mitteln, seine Absichten zu befördern. Er entschlieſst sich selten ohne eine langsame Berathschlagung mit sich selbst; obgleich, wenn es die Noth erfordert, die Schnelligkeit seiner Gedanken dem Blitze gleich ist. Aber in der Ausführung eines Vorhabens däucht er mir nur mit den Göttern zu vergleichen, deren stille unsichtbare Wirksamkeit zu schlummern scheint, bis ihre geheime Arbeit uns unvermuthet überrascht, und vollendet vor unserm erstaunten Auge da steht, ohne daſs wir die Triebfedern wahrnehmen, wodurch sie herbey gebracht worden. Wenn ich alle diese Vorzüge, die ihn so weit über andre erheben, überdenke, so weissagt ihm meine Hoffnung ein Glück, das seiner würdig ist; und er scheint mir von dem obersten Beherrscher der Geister dazu bestimmt zu seyn, einen groſsen Theil des menschlichen Geschlechts zu beglücken, und den Königen, die auf ihn folgen werden, ein Vorbild zu seyn. Vielleicht ahndet seiner groſsen Seele etwas von den Absichten des Himmels mit ihm. Wie könnte er der einzige seyn, der die Obermacht nicht merkte, die seine Weisheit, seine Beredsamkeit, seine Groſsmuth, über die Herzen der Menschen ausübt? Cyrus hat nicht nöthig die Völker mit Waffen zu bezwingen; seine unwiderstehliche Güte, und die durch so viel

Anmuth gemilderte Hoheit seiner Person wird sie mit sanfter Gewalt in den Schatten seines Thrones locken. Eine Reihe Begebenheiten, von denen ich vor kurzem Zeuge war, bestätigt meine Hoffnung. Du erwähntest ihrer, Panthea; aber mich dünkt, das Gerücht habe dir das Betragen des Cyrus in einem falschen Lichte gezeigt.

Panthea. Mich verlangt sehr, besser von dir berichtet zu werden, obgleich deine Erzählung mich schon ganz für deinen Helden eingenommen hat. Wie gefällt mir diese freundschaftliche Hitze, die deine Ausdrücke belebt und auf deinen Wangen glüht, wenn du von Cyrus redest! Die Liebe, die du für seine Tugend fühlst, ist mir ein Beweis von deiner eignen. Die Thaten der Tugendhaften, von Freunden der Tugend gepriesen, sind die angenehmste Musik für meine Seele.

Araspes. Und ich, schöne Panthea, kenne kein Vergnügen, welches dem gleich wäre, deine Aufmerksamkeit mit dem Lobe des Cyrus zu unterhalten. Was ich dir jetzt erzählen will, wird dir in vollem Lichte zeigen, wie er sich seiner Obermacht über die geringern Menschen bedient. Der König von Armenien, welchen Astyages, der Vater des jetzigen Königs von Medien, als einen ungerechten Störer der nachbarlichen Eintracht, zum Vasallen gedehmüthiget hatte, weigerte sich, so bald ihm die Absichten der Assyrer bekannt wurden, den jährlichen Tribut zu bezahlen, und die Hülfsvölker zu schicken, die er dem Medischen Könige schuldig war. Diese Untreue schien bey den gegenwärtigen Umständen gefährlich; denn man sah wohl, dafs der König von Armenien nur auf einen günstigen Wink des Glücks warte, um sich mit den Feinden der Meder und Perser zu vereinigen. Die Mittel, ihn zum Gehorsam zu bringen, waren entweder zu langsam oder zu gefährlich. Unentschlossen wankte Cyaxares schon etliche Tage von einem Vorsatz zum andern; als sich endlich Cyrus, der den kleinsten Aufschub in wichtigen Geschäften hasset, freywillig anbot, den rebellischen König nicht nur zu seiner Pflicht zu nöthigen, sondern ihn sogar zu einem getreuen Freunde des Cyaxares zu machen. Mit keinem gröfsern Haufen, als der Vorwand einer Jagd auf den Armenischen Grenzen unverdächtig machen konnte, rückte er, so unvermuthet als eine erscheinende Gottheit, bis vor die Hauptstadt des Rebellen, der, ohne einen vergeblichen Widerstand zu wagen, kaum Muth genug behielt, auf die Flucht zu denken. Allein Cyrus hatte schon alle Auswege versperrt; die Gemahlin und die Kinder des Armeniers, welche mit seinen Schätzen ins

Gebirge geflüchtet werden sollten, kamen in seine Gewalt. Der König selbst, auf einem Hügel, wohin er geflohen war, von allen Seiten eingeschlossen, muſste sich ohne Bedingung ergeben. Cyrus richtete ihn im Angesicht der Perser und Armenier, und fing ihn so geschickt in einem unsichtbaren Netze künstlicher Fragen, daſs er sich selbst wider seine Absicht das Todesurtheil sprach. Der Sieger schien Anfangs zu zweifeln, ob er nicht der strafenden Gerechtigkeit den Lauf lassen sollte. Nicht als ob er wirklich unentschlossen gewesen wäre: er wollte ihm nur durch den Anblick des Todes einen tiefern Eindruck von seinem Verbrechen geben; und überdieſs war es ihm lieber, daſs seine Gemahlin und Kinder die Begnadigung ihres Ehemanns und Vaters mehr ihren vorbittenden Thränen, als seiner Willkühr, zuschreiben möchten. Er vergab endlich dem König von Armenien auf eine Art, worin Ernst mit Güte gemischt war; und doch so edel, daſs er aus einem treulosen wankenden Vasallen einen Freund machte, der sich durch Dankbarkeit stärker gebunden hielt, als Furcht und Verträge binden können. Die Weisheit seiner Reden und die Billigkeit seiner Art zu handeln gewannen das Herz des überwundnen Königs, den die gefühlte Obermacht allein nur mit Miſstrauen und Abscheu erfüllen konnte. Er entdeckte dem groſsmüthigen Überwinder die ganze Stärke seines Reichs, und überlieſs seine Schätze und sein Heer seiner Willkühr; aber Cyrus bediente sich beider mit der weisen Mäſsigung, die ihn im Glücke nie verläſst. Er lieſs dem König die Hälfte seiner Völker, so bald er vernahm daſs er mit den Chaldäern in Feindschaft lebe. Und so schied er, nachdem er in einem einzigen Tag alles in Ordnung gebracht, von Tigranes, dem ältesten Sohne des Königs, und einem Theile der Armenischen Truppen begleitet, und lieſs jedermann von seiner Groſsmuth und Klugheit und von der männlichen Schönheit und Majestät seiner Gestalt entzückt.

Indessen arbeitete sein immer geschäftiger Geist schon wieder an einem groſsen Vorhaben. Er beschloſs, die Wurzel der Zwietracht zwischen den Chaldäern und Armeniern auszureuten, welche beiden Völkern gleich verderblich war. Die Chaldäer, die nächsten Nachbarn der Armenier, sind ein streitbares Volk, rauh von Sitten, und Liebhaber der Freyheit. Sie bewohnen ein gebirgiges undankbares Land; glücklich, wenn sie es zu seyn glaubten, da ihre Armuth mehr in einer Unwissenheit der überflüssigen Dinge besteht, die unsere Wollust zu Nothwendigkeiten gemacht hat, als in einem Mangel des Wenigen, was die Natur fordert. Indessen machte sie doch sowohl die Unfruchtbarkeit ihres Landes als ihre Streitbarkeit zu beschwerlichen Nachbarn für die Armenier, die in den Künsten des Friedens geübter sind. Sie hielten die Berge, wodurch sie von Armenien abgesondert sind, beständig besetzt, und waren auf diesen Vortheil so trotzig, daſs sie von keinem billigen Frieden hören wollten. Cyrus bediente sich seiner gewöhnlichen Behendigkeit, die dem Gerüchte von seinem Vorhaben immer vorzueilen pflegt. Er bemächtigte sich ohne Schwierigkeit dieser Berge; denn die Chaldäer, so bald sie geübtere Widersacher fanden als die unkriegerischen Armenier, sahen sich nicht zahlreich genug, einen langen Widerstand zu thun. Einige verloren das Leben, einige wurden verwundet; die meisten aber kamen unbeschädigt in die Gewalt der Perser.

Panthea. Mich wundert, Araspes, wie du deinen Prinzen ohne Verletzung seiner Gerechtigkeit und Güte aus dieser Unternehmung heraus wickeln wirst, die beym ersten Anblick sehr unregelmäſsig erscheint.

Araspes. Ich zweifle sogar, ob man sie unregelmäſsig nennen kann, da Cyrus, der die Stelle des Cyaxares vertrat, ein Recht hatte, den Armeniern, seinen Schutzverwandten, Sicherheit zu verschaffen. Aber höre nur den Verfolg. Er befahl sogleich, die Verwundeten aufs sorgfältigste zu pflegen und den Gefangnen die Fesseln abzunehmen. Er ging selbst zu ihnen, und sagte ihnen mit der Miene der Wahrheit, die niemand an seinen Worten zweifeln läſst: 1)

„Ich bin nicht gekommen, euch zu zerstören, oder der Freyheit zu berauben, die das angeborne Recht des Menschen ist; sondern im Gegentheil einen dauerhaften Frieden zwischen euch und den Armeniern auf euern gemeinschaftlichen Vortheil zu gründen. Die Erfahrung wird euch überzeugen, daſs ich dadurch euere Rechte nicht verletze, wenn ich euch die Macht Böses zu thun benehme. Ehe ich mich dieser Berge bemächtigt hatte, wolltet ihr von keinem Frieden hören, weil ihr selbst von den Armeniern bedeckt waret, und so oft als es euch beliebte ihre Felder des goldenen Schmucks, und ihre Vorrathskammern des Überflusses berauben konntet, den die Natur zur Belohnung ihrer Arbeit bestimmt hatte. Jetzt sehet ihr selbst, was euer eigner Vortheil fordert. Ich setze euch wieder in Freyheit. Fraget euere Landsleute, ob sie lieber in Streit oder in Freundschaft mit uns leben wollen. Wählet ihr das erste, so

---

1) Die folgende Stelle ist wörtlich aus dem Xenofon übersetzt.

kommt nicht anders als mit den Waffen in der Faust zurück; verlanget ihr aber, wie wir, nach dem Frieden, so sollet ihr Ursache finden, euch dieser Wahl zu erfreuen."

Als ihm die Chaldäer für diese gütige Begegnung danken wollten, setzte er hinzu: „Danket mir nicht für ein Betragen, welches ich euch als frey gebornen Menschen schuldig bin, und das der Absicht gemäſs ist, weſswegen ich euch so unvermuthet überrascht habe. Ich hasse alle Gewaltthaten; und wofern ihr es nicht selbst verwehret, so sollet ihr mich niemahls anders als euern Freund erfahren."

Indessen daſs die Chaldäer, voll vom Lobe des Cyrus, zu ihren Landsleuten reiseten, kam eine Menge Arbeiter an, die er von dem Armenischen König verlangt hatte, um eine feste Schanze auf diesen Bergen anzulegen. Sie war schon halb fertig, als die Chaldäer zurück kamen, und diesen seltsamen Fremdling, den ihre Einbildungskraft beynahe vergötterte, um den Frieden baten. Ohne Zweifel, sagte er zu ihnen, verlanget ihr Frieden, weil ihr mehr Sicherheit im Frieden findet als im Kriege? Und wie, wenn euch der Friede noch gröſsere Vortheile mitbringt, als ihr erwartet? — Desto mehr wird er uns willkommen seyn, versetzten die Chaldäer. — Haltet ihr euch, fuhr er fort, nicht deſswegen für arm, weil es euch an fruchtbarem Boden mangelt? — Sie gestanden es ein. — „Wäret ihr also nicht zufrieden, wenn euch erlaubt würde, einen Theil der Armenischen Felder zu bauen, unter der Bedingung, dem König die gleichen Abgaben zu entrichten wie seine Unterthanen?“ — Allerdings, antworteten die Chaldäer; wenn wir nur sicher sind, daſs wir keine Gefahr daher zu besorgen haben. — Hier befragte Cyrus den König, ob er es zufrieden sey, den Chaldäern unter der gedachten Bedingung die Nutzung derjenigen Felder zu verstatten, welche, wie der Prinz unterwegs beobachtet hatte, ungebaut lagen? Warum nicht? antwortete der König; meine Einkünfte würden dadurch beträchtlich wachsen. — Und ihr, fuhr er fort, indem er sich zu den Chaldäern wandte, wolltet ihr nicht dagegen den Armeniern erlauben, ihre Herden auf euern fetten Gebirgen weiden zu lassen, wofern sie versprechen, euch dafür einen billigen Zins zu bezahlen? — Wie sollten wir uns, antworteten sie, eines beträchtlichen Vortheils weigern, den wir nicht mit der geringsten Arbeit erkaufen müſsten? — Auch der König von Armenien lieſs sich diesen Vorschlag gefallen, wofern seine Leute keine Gefahr dabey liefen. — Wärest du nicht sicher, fragte ihn Cyrus, wenn du auf diesen Bergen eine Besatzung hieltest? — Der König säumte nicht ja zu sagen; aber die Chaldäer widersetzten sich, und behaupteten, daſs sie in diesem Falle nicht sicher wären. — So werdet ihr also, sagte Cyrus, Meister von den Bergen bleiben wollen? — Die Chaldäer gestanden, daſs sie dieses wünschten; allein der König von Armenien konnte dieses, seiner eignen Sicherheit wegen, eben so wenig zugestehen. — So höret denn, sagte Cyrus, was ich thun will: ich will diese Berge keinem von euch beiden zurück geben, sondern sie selbst bewachen lassen; und wenn ihr künftig mit einander zerfallen solltet, so soll der Unrecht leidende allezeit meines Schutzes gewiſs seyn können.

Dieser Vorschlag wurde von beiden Seiten gebilliget. Sie gestanden, daſs er das einzige Mittel zu einem sichern Frieden sey. Beide Völker vereinigten sich hierauf in das engeste Bündniſs, und beschlossen durch Vermählungen in Ein Volk zusammen zu wachsen, dessen Vortheile, so eng in einander verschlungen, keine Zwietracht mehr zulassen. Die Freude über diesen Vergleich verbreitete sich schnell durch beide Länder. Ein Geist des Friedens schien sie plötzlich angehaucht zu haben; alles erschallte von Lobsprüchen und Segnungen des jungen Helden, der unter ihnen erschienen war, ihre Glückseligkeit zu befestigen, und die Wohlthaten des Friedens über sie auszuschütten.

Seine groſsmüthigen Gesinnungen bemeisterten sich auch der kleinsten Seelen, und die ehmahls von der unedelsten Selbstheit getrieben wurden, begriffen jetzt, daſs wir nur dann für unsern eignen Vortheil arbeiten, wenn wir andern nützlich sind, und daſs nur der allgemeine Wohlstand das Glück einzelner Menschen sicher stellt. — Wie erfreue ich mich, Panthea, in deinem schönen Gesichte die Wirkungen zu lesen, die ich von meiner Erzählung hoffte!

Panthea. Ja, sie hat ihre Wirkung gethan, Araspes! Ich erkenne in dem Betragen deines Fürsten die unzweydeutige Miene eines wahrhaft groſsen Mannes. Diese Chaldäer hatten wohl Recht, ihn für einen menschenfreundlichen Gott zu halten; denn es ist ein göttliches Geschäft, Eintracht und Ordnung unter den Menschen zu stiften, und eine göttliche Wollust, Glückliche zu machen. Der groſse Haufe der Sterblichen gleicht einem unbeseelten Leibe, wofern er nicht von einem Geist aus einer höhern Ordnung regiert wird, der seine Bewegungen lenket, seine Aufwallungen mäſsigt, und seinen Bedürfnissen abhilft. Ohne einen Cyrus hätte die Zwietracht vielleicht diese beiden Völker aufgerieben, obgleich das Mittel, wodurch er sie in Harmonie stimmte, so leicht und einfältig scheint, daſs es sich einem jeden von selbst hätte anbieten sollen. So schmiegen sich die heilsamsten Pflanzen unbemerkt unter unsern Füſsen, bis ein Weiser, vertraut mit der Natur, ihre wohlthätigen Kräfte entdeckt, und das erstaunte Volk belehrt, daſs die Genesung unter seinen Tritten keime. Jetzt preise ich diesen erhabnen Stolz, wenn es Stolz ist, dieses edle Bewuſstseyn, wodurch er sich geboren fühlt die Angelegenheiten der Völker zu schlichten, ihnen Gesetze zu geben, und die Ungehorsamen mit liebreicher Gewalt zu nöthigen, sich ihrer unerkannten Vortheile zu bedienen. Nur einem solchen Geist ist die Begierde zu herrschen anständig, den seine höhere Weisheit zum Rathgeber, und seine vorsorgende Güte zum Vater der Menschen macht.

Araspes. Ich kenne keine heftigere Begierde in seiner groſsmüthigen Seele, als die Begierde von allen Menschen geliebt zu seyn; eine Begierde, die ihn unaufhörlich anspornt, die Liebe zu verdienen, in welche er sein Glück und seine Ehre setzt. Was für Vortheile, hörte ich ihn einst sagen, hat ein König vor dem unbillig verachteten Bewohner der Strohhütte, wenn es nicht der ist, daſs er einen jeden so zu sagen nöthigen kann, ihn zu lieben? Welch ein Vergnügen ist es, in jedem Gesichte, das uns umgiebt, Zufriedenheit und stille Hoffnung lächeln zu sehen! Was für ein süſser Anblick ist mir die trunkne Freude eines Menschen, den ich mit einer unvermutheten Wohlthat überrasche! Ich würde keine Ruhe haben, wenn ich auf der Stirn irgend eines Redlichen einen geheimen Kummer beobachtet hätte, ohne ihn zerstreut zu haben ehe die Sonne untergeht. Glaubet mir, meine Freunde, fuhr er fort, — doch ihr werdet es selbst erfahren — es ist eine Wollust im Wohlthun, von welcher der König von Assyrien mitten unter seinen schönen Beyschläferinnen nichts weiſs. Wenn ihn die süſsesten Gerüche aus Arabien umduften, wenn die niedlichsten Speisen und die geistigsten Weine seinen Gaum, und die lieblichsten Symfonien sein Ohr kitzeln; wenn seine lüsternen Augen unter tausend blühenden Schönen ungewiſs irren, um diejenige zu suchen, welche sein ermüdetes Gefühl aufwecken soll: so genieſst er Freuden, welche ein unangesehener Wurm, den doch die Natur vielleicht prächtiger geschmückt hat als ihn aller Übermuth der Kunst schmücken kann, viel lauterer genieſst, ohne von Ekel und ungesättigten Begierden zugleich gequälet zu werden. Aber die Freuden des Menschenfreundes und die Wonne eines Gottes strömen, nur im Grade verschieden, aus der gleichen Quelle. Ja, meine Freunde, ich fühle es, daſs etwas vergötterndes in diesen Empfindungen ist; mich dünkt, meine eignen Bedürfnisse nehmen ab, je mehr ich die eurigen vermindre, und meine Glückseligkeit werde immer unbegrenzter, je mehr ich andre glücklich mache. — Du staunest, Panthea? dein Gesicht glänzt von tugendhafter Entzückung, sanfte Thränen gleiten deine glühenden Wangen hinab? Was für Rührungen —

Panthea. O Abradates, diese Züge bringen dein geliebtes Bild vor meine Augen! Wer hat dich jemahls gesehen, ohne dich zu lieben? In welchem Auge glänzte dir nicht Beyfall und Dank entgegen, wo du gingest? Stolz auf den süſsen Vaternahmen, verschmähtest du die eiteln Titel und das sklavische Gepränge, womit unwürdige Könige den Haſs eines unterdrückten Volkes zum Heucheln zwingen wollen. Sollte so viel Tugend, ein so königliches Herz — Nein! meine frevelhafte Furcht beleidiget den Himmel! Abradates lebt ein Freund des Cyrus zu werden. Cyrus mag ihn in andern Vollkommenheiten übertreffen; aber Groſsmuth, Araspes, und jede menschenfreundliche Tugend haben sie in gleichem Maſs aus den Händen der Natur empfangen. — Welch ein glorreiches Werk, wenn ich diese verschwisterten Seelen einander nähern könnte! Ja, wenn das Schicksal meine Hoffnung nicht täuscht, so hoffe ich ein Mittel zu werden, die edle Sehnsucht des Cyrus nach Liebe durch die Freundschaft eines Mannes zu bereichern, der es würdig ist an seinem Herzen und an seinen Thaten Antheil zu haben. — Aber mich dünkt, ich höre ein Getümmel wie von wieder kommenden Siegern — Ihre muthigen Rosse scheinen Triumf zu wiehern — Ach! mein pochendes Herz! —

Araspes. Sey unbesorgt, o du, für welche der Himmel selbst, als für das schönste seiner Werke, sorget! Vielleicht bringen dir diese Ankommenden eine willkommene Botschaft. Mich dünkt, es sind die Meder, die von Verfolgung der flüchtigen Assyrer zurück kommen. Mein Freund Arasambes ist unter ihnen. Ich fliege, schöne Königin, um von ihm Nachrichten zu hohlen, die, wie ich hoffe, alle deine zärtlichen Sorgen in sanfte Ruhe wiegen werden.

2.

ARASAMBES. ARASPES.

Arasambes.

Ein glücklicher Zufall hat meine dich suchenden Schritte auf deine Spur gebracht. Dank sey den himmlischen Beschützern der Freundschaft! ich sehe meinen Geliebten, meinen Araspes wieder. Wie süſs ist nach vollbrachter Arbeit diese frohe Umarmung!

Araspes. Willkommen, edler ruhmvoller Jüngling, den ich stolz bin, meinen Freund zu nennen. Laſs uns dort unter jenen umschattenden Palmen ausruhen, und unsere begierigen Seelen ungestört mit freundschaftlichen Gesprächen sättigen! O wie viel angenehme Neuigkeiten schweben dir auf meinen ungeduldigen Lippen entgegen! — Aber vergnüge du zuerst meine Neugier. Sage, durch was für Thaten ihr den Ruhm unsers Feldherrn behauptet habet, und was für neue Ehren um die glorreiche Stirne meines Arasambes blühen!

Arasambes. Du kennst mich, mein Freund. Ob ich es gleich für eine heilige Pflicht halte, für unser Vaterland oder für die gerechte Sache der Unterdrückten zu streiten: so haben doch die Lorbern, die vom Blute meiner Brüder triefen, keinen Reitz für mich. Du weiſst, daſs uns Cyrus befahl, die Assyrer so weit zu verfolgen als wir könnten. Der gröſste Theil von uns setzte auf verschiedenen Wegen den zerstreuten Flüchtlingen nach. Ich war unter dem Haufen, welchem befohlen war, den Abradates einzuhohlen, der sich mit einer ansehnlichen Schaar Susianischer Reiter in langsamer Eile zurück zog. An der Zahl überlegen, gelang es uns ihn endlich zu umringen. Aber sein königlicher Geist verschmähte sich in Ketten zu schmiegen. Seine Gefahr schien jeden Susianer mit der ganzen unbändigen Wuth des Kriegs zu beseelen. Sie schlugen sich mit blutiger Arbeit durch unsern ermüdeten Haufen, bis die friedsame Nacht dazwischen kommend dem wilden Gefecht Einhalt that. Ich gestehe dir, Araspes, mein aufgehobner Arm blieb wie erstarrt schweben, da ich diesen Helden sah, dessen zarte, jugendlich blühende Schönheit keinen solchen Muth versprach.

Sein Liebe einhauchender Anblick schien über unsere Krieger die gleiche Macht zu haben. Wir wurden zum Weichen genöthigt. Allein unser Befehlshaber bestand darauf, nicht ohne Abradates zurück zu kehren. Der folgende Morgen erneuerte das Gefecht. Warum, dachte ich, soll ein so ruhmwürdiger Prinz nicht vielmehr ein Freund als ein Gegner des Cyrus seyn? Die Hoffnung dieser glücklichen Veränderung machte mich seine Gefangenschaft mit feurigem Eifer wünschen. Aber sein Widerstand ermüdete unsere streitbarsten Arme. Er entrann uns mit den auserlesensten, die ihm übrig geblieben waren, und muſste uns nur diejenigen unwillig zurück lassen, die aus Ermüdung, oder von ihren Wunden geschwächt, seiner Behendigkeit nicht folgen konnten. Die Gefangnen sagten uns, daſs er nach Susiane zurückkehre, um ein neues Heer zu bewaffnen, und wenigstens sein eignes Reich vor Gewaltthaten und Unterdrückung zu schützen.

Araspes. Er hat uns eine Beute zurück lassen müssen, die uns Bürge für seine eigne Person ist. Hast du nichts von der schönen Panthea gehört? von dieser göttlichen Schönheit, die nur der Umarmung eines Unsterblichen würdig ist? Sie ist eine Gefangene des Cyrus, und meiner Aufsicht von ihm übergeben worden.

Arasambes. Du hast ein gefährliches Amt übernommen, mein Freund, wenn gleich das Gerücht ihre Schönheit um die Hälfte vergröſsert.

Araspes. Glaube mir, wenn ich auch mit der honigtriefenden Zunge eines begeisterten Dichters ihre Reitzungen beschriebe, so würdest du doch, so bald du sie selbst sähest, meine stärksten Ausdrücke zu niedrig, meine lebhaftesten Farben zu matt, und mein ganzes Gemählde unkenntlich finden; so sehr ist sie über alle Beschreibung erhaben.

Arasambes. Dein Beyspiel, mein Freund, macht mich nicht ungeduldig, die Wahrheit deiner Versicherung mit meinen eignen Augen zu erkundigen.

Araspes. Es wird nicht nöthig seyn, daſs du sie sehest, wenn du so wenig Empfindung von dem Werth eines solchen Glücks hast. — Aber warum sagst du, mein Beyspiel ersticke dein Verlangen? Ich begreife nicht, was du damit sagen willst.

Arasambes. Vielleicht täuscht mich eine allzu sorgsame Freundschaft. Aber mich däucht, liebster Araspes, wenn ich aus dem Feuer deiner Ausdrücke und deiner noch beredtern

Augen schlieſsen darf, die Schönheit dieser Susianerin habe allzu tiefe Eindrücke auf dein Herz gemacht, als daſs es für mich, dessen Herz minder-stark ist als deines, sicher seyn könnte sie zu sehen.

Araspes. Was nennst du allzu tiefe Eindrücke, Arasambes? Soll es nicht erlaubt seyn, für die erhabensten Vorzüge empfindlich zu seyn? Diese Empfindlichkeit ist mein Ruhm! Kann ich ungetadelt eine Blume des Feldes bewundern: warum soll ich getadelt werden, wenn ich eine Panthea bewundere, deren Anblick selbst deine marmorne Kälte zu Entzückung glühen machen würde? Ja, ich bewundere sie; ich bin stolz darauf daſs mir nicht Einer ihrer nahmenlosen Reitze unempfunden entgeht, ob sie gleich tausend bey tausend sich in meine Augen drängen. Ich will dir noch mehr sagen, Arasambes: ich liebe sie, ich brenne vor Verlangen, sie so glücklich zu sehen als sie zu seyn verdient; und ich würde meine Seele selbst hingeben, wenn ich sie dadurch glücklich machen könnte.

Arasambes. Deine Hitze macht mich zittern, Araspes. Ich bin weit entfernt, dich anzuklagen, oder deine Liebe zu beleidigen, wenn es auch Liebe ist, was du für Panthea empfindest. Aber laſs mich nicht um der schönen

Panthea willen einen Freund verlieren, der mir so theuer als mein Leben ist; und verstatte meiner Zärtlichkeit das Recht, sich um alles zu bekümmern, was deine Ruhe befördern oder stören kann.

Araspes. Laſs mich dich umarmen, mein Arasambes, mein allezeit redlicher Freund, und vergieb meiner unbesonnenen Aufwallung. Deine Sorgfalt verdient meine dankbarsten Regungen, wenn sie gleich bey diesem Anlaſs allzu ängstlich wäre. Ich sehe, dünkt mich, alles was du mir sagen willst — von der Gewalt der Schönheit, von dem süſsen Gift der Liebe, von der Gefahr mich in ihren Reitzungen so zu verstricken, daſs ich selbst meine Tugend zurück lassen muſs, ehe ich wieder entkommen kann. Aber wenn du dieſs besorgest, mein Freund, so kennst du weder die Reinigkeit meiner Liebe, noch die Vollkommenheit, von der sie entzündet ist. Wer könnte Panthea wie eine Sterbliche lieben? Bey ihr verliert sich das liebreitzende Weib in die holde Majestät des Engels. Sie ist so ganz Seele, daſs ihr Leib nur ein Abglanz derselben scheint, oder ein ätherischer Schleier, die blendende Schönheit zu mildern, welche kein sterbliches Auge unverhüllt ertragen könnte. Wenn ich sie sehe, so ist mir als ob mich die Gegenwart einer Gottheit umstrahle. Ein sanfter lieblicher

Schauer wallt durch mein Wesen, meine Natur scheint sich zu erhöhen, mein Leib wird ätherisch, ich empfinde mit neuen Sinnen und athme eine reinere Luft. Wenn sie spricht, wird alles Musik um mich her; ihr zauberisches Lächeln scheint sich allem, was um sie ist, mitzutheilen; alles glänzt und blühet und erfreuet sich, wo sie zugegen ist. Jüngst lud uns der Mond ein, diese lustreiche Gegend bey seinem dämmernden Lichte zu durchwandeln. Mandane begleitete ihre Königin. O mein Freund, mir war, — ich finde keine Worte, meine Gefühle auszudrücken! So, glaube ich, ist den frommen Geistern zu Muthe, die, vom Leib entfesselt, sich zu den Unsterblichen empor geschwungen haben; so glänzen die bezauberten Auen, wo sie in süſser Geselligkeit umher schweben, wie mir an ihrer Seite der verschönerte Frühling entgegen glänzte. Die Blumen und balsamblühenden Stauden schütteten ihr süſsere Gerüche zu, der Mond schaute mit hellerm Antlitz auf sie herab, die ganze Natur schien auf die Empfindung stolz zu seyn, die sie ihrer himmlischen Seele einflöſste. Welch eine Lieblichkeit, sagte sie, verbreitet dieses milde weibliche Mondlicht über die schlafende Natur! Welch ein anmuthiger Abstich dieser entfärbten Schatten gegen die scharfen ermüdenden Farben, dieser sanften Stille gegen das laute Getümmel des Tages! Das ungewisse

Auge glaubt nur die Schatten der Dinge zu sehen, die kurz zuvor, vom Sonnenglanz vergoldet, in mannigfaltiger Pracht hervorragten. Allenthalben herrscht ein heiliges Stillschweigen, auſser wenn fernher eine Quelle über sanft neigende Hügel schläfrig murmelnd herab schleicht, oder irgend ein Zefyr, der unter jungen Blumen schlummerte, erwacht, und umher flatternd ihre süſsesten Gerüche von seinen Schwingen schüttelt. Fühlest du auch, Mandane, und du, Araspes, diese zauberische Ruhe, dieses Einschlummern aller Sorgen, dieses angenehme Staunen, welches ich jetzt fühle? Jetzt, da meine Sinne nur wie von leichten Träumen gerührt sind, scheinen alle meine Bekümmernisse eingewiegt, und die besänftigte Seele ist lauter Hoffnung. Wunderbare Ahnungen steigen in mir auf, und schwellen mein Herz mit stiller Sehnsucht nach Scenen von reiner unvermischter Wonne, die in blendendem Glanze schnell vor meinem Geiste vorüber blitzen. Was ich jetzt empfinde, Mandane, giebt allen deinen tröstenden Reden neue Stärke. Mir ist als ob ich, vom Getümmel der Sinne ungestört, die gegenwärtige Gottheit fühle. Wie süſs ruht die Natur unter ihren umschattenden Flügeln, indem der ganze Himmel seine strahlenden Heere vor dem Auge ihres Beherrschers aufführt! — So floſs ihr lieblicher Mund von den Gefühlen des schönsten

Herzens über, die durch ihre melodiereiche Stimme und durch ihre sanft begeisterte Miene noch mehr verschönert wurden!

Arasambes. Wie beredt ist die Sprache der Zärtlichkeit! Fahre fort, mein Freund; mich dünkt, ich wollte dir zuhören, bis uns die nächtlichen Schatten von hier vertreiben.

Araspes. O Arasambes, ich fühle hier ich weiſs nicht was für eine süſse Erleichterung, wenn ich die Empfindungen in deinen vertrauten Busen ausgieſse, von denen ich mich noch nicht erkühnt habe mit ihr selbst zu reden. — Und doch warum diese Furchtsamkeit? Was ist in allem was ich fühle, das sich selbst vor ihrer unbefleckten Unschuld verbergen müſste? Es wäre mir eben so unmöglich anders zu empfinden, als diesen azurnen Himmel ohne das Gefühl eines aufheiternden Behagens anzuschauen, oder die weiche erquikkende Luft ohne Vergnügen einzuathmen. Es ist nicht die Schönheit des Leibes, nicht diese untadelige Symmetrie ihrer Bildung, nicht dieses harmonische Gemisch von ergetzenden Farben und sanft wallenden Linien, was mich entzückt. O mein Freund, es ist eine höhere ursprüngliche Schönheit in ihr, von welcher alle diese äuſserlichen Reitze und Grazien ausflieſsen! Es ist ihre Seele, die eine so süſse Gewalt über die meinige hat! — Weg mit diesem zweifelnden Lächeln, Arasambes! Wenn du auch meines Herzens, welches du nicht unedel kennest, nicht schonen willst, so beleidige doch diese göttliche Schöne nicht! Ich bin noch nicht so lange um sie, daſs mich die Gewohnheit gegen ihre Vortrefflichkeiten stumpf hätte machen können. Jede Stunde entdeckt mir neue Ursachen sie zu bewundern; ihr Betragen ist Güte und Klugheit, mit liebenswürdiger Bescheidenheit geschmückt. In ihrem Reden und Thun ist die ungekünstelte Freyheit, die aus dem Bewuſstseyn der Unschuld entspringt. Heroische Groſsmuth, mit der sanftesten Zärtlichkeit gemildert, erhitzt ihren Busen. Ihre Gestalt, ihre Worte, ihre Handlungen, alles ist Harmonie. Selbst in ihrer Bildung ist kein feineres Ebenmaſs, sind keine richtigere Verhältnisse als in ihren Neigungen und Thaten. Sollte mich dieser Himmel von Tugenden nicht entzücken? O mein Freund, dieſs sind Schönheiten, die ins innerste Herz dringen. Die äuſsere Gestalt allein, wenn sie gleich alles hat, was die Sinne bezaubern kann, würde nur sanft schmeichelnd über meine Seele hinwallen: aber diese schwesterliche Vereinigung der Schönheit und Güte bemeistert sich des willigen Herzens, und selbst die Vernunft befiehlt mir ganz Liebe zu werden, um dem Werth einer solchen Vollkommenheit durch meine Empfindungen genug zu thun.

Arasambes. Glaube nicht, du edelmüthiger Jüngling, daſs ich diese Gefühle tadle, die mir vielmehr der stärkste Beweis von der Gesundheit und innern Güte deiner Seele sind. Diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne und Vollkommne ist die Grundanlage zu allem, was der Mensch Groſses und Bewundernswürdiges thun kann, die echte Mutter des Heldengeistes und der Tugend! Ich liebe meinen Freund um dieser Empfindlichkeit willen, die weit über die kriechende Seele thierischer Menschen erhaben ist. Doch erlaube mir eine Frage, Araspes —

Araspes. Frage was du willst, mein Freund; mein Herz scheuet sich nicht vor deinen schärfsten Blicken, oder es müſste sich selbst unbekannt seyn.

Arasambes. Merkst du nicht, daſs deine Liebe schon durch mehr als Einen Grad gestiegen ist, und mit jedem Grade sich die Vollkommenheiten ihres Gegenstands gröſser und glänzender vorstellt?

Araspes. Wie kann es anders seyn, als daſs mir der nähere Zutritt mehr Vortrefflichkeit enthüllen muſste, als der erste flüchtige Anblick?

Arasambes. Und findest du nicht, daſs deine erhitzte Fantasie arbeitet, dir jeden ihrer Vorzüge wie unendlich vorzustellen? Dünkt dich nicht ihre Schönheit schöner, als alles was die ganze Natur Reitzendes hat? Dünkt dich nicht, als ob alles, was sie sagt oder thut, nicht besser gesagt und gethan werden könne? Glaubst du nicht, auch wenn du von den geringsten ihrer Reitzungen sprichst, von den kleinsten Grazien, die um ihre Lippen herum flattern, daſs alles, was du sagen kannst, matt und unzulänglich sey, obgleich in deinen Ausdrücken die ganze Hitze der Liebe glühet?

Araspes. Ich gestehe dir dieses, Arasambes; und nichts als ihre ungewöhnliche Liebenswürdigkeit kann mich rechtfertigen. Du würdest sie so sehr bewundern als ich, wenn du sie gesehen hättest.

Arasambes. Und doch wird dich ein einziger Augenblick ruhiger Überlegung nicht zweifeln lassen, daſs, wenn sie auch eine von den ätherischen Nymfen, von den rosenfarbenen Sylfiden wäre, von welchen unsere Dichter fabeln, dennoch alle ihre Vollkommenheiten mit Mängeln umgrenzt seyn müssen, wofern es anders ein Vorrecht der obersten Gottheit ist, ohne Mängel zu seyn.

Araspes. Wer wird hieran zweifeln? Ich will mit diesen feurigen Ausdrücken, die du mir beylegst, nichts andres sagen, als daſs ihre Schönheit und Tugend solche Eindrücke auf mich macht, die ich mit keinen Worten würdig zu beschreiben vermag.

Arasambes. Du hast dich noch nicht heraus gewickelt, mein liebster Freund. Ist es nicht etwas unbegreifliches, daſs ihre mit Mängeln beschattete Vollkommenheit so starke Eindrücke auf dich macht, als ob sie unendlich wäre?

Araspes. Was kann ich sagen, Arasambes, als daſs mein Gefühl deinen kalten Schlüssen widerspricht? — O Panthea! für dich sollte ich zu viel empfinden können? Kann ich denn meinen Empfindungen gebieten, wie stark sie seyn sollen? Sind sie nicht die Stimme der unbetrügerischen Natur? Wenn Panthea mich anlächelt, so dünkt mich, es sey keine Schönheit, die mich ihrem Anschauen einen Augenblick entlocken könnte. Ihr Athem ist mir lieblicher als der ganze Frühling, den die Arabischen Hügel ausduften; und es ist unmöglich, daſs mich selbst die Harmonie der Sfären mehr bezaubern könnte, als ihre süſse Stimme.

Arasambes. Ich glaube dir gern, daſs du alles dieses empfindest! Aber die Folge, die du daraus ziehen willst, ist darum nicht richtiger. Es ist immer noch unaufgelöst, warum deine Empfindungen gröſser sind als ihr Gegenstand. O mein Freund! es ist etwas geheimniſsvolles in unsrer Natur, das sich vielleicht erst in einer noch unbekannten Zukunft enthüllet. Die Weisheit, der ich meine früheste Jugend widmete, die mit der Morgenröthe mich weckte und in der stillen Nacht die Gespielin meiner Einsamkeit war, hat mir manchen kühnen Blick in das Heiligthum unsrer Seele und in das unsichtbare Reich der Geister erlaubt. Wenn sie mich nicht mit glänzenden Träumen getäuscht hat: so ist alles, was wir sehen, nur der Schatten dessen was wahrhaftig ist; so sind wir zu den erhabensten Hoffnungen berechtigt, und alle unsre Neigungen, alle unsre stolzen Arbeiten, sind die Frucht einer dunkeln Ahnung, daſs wir für gröſsere Gegenstände und Verrichtungen gemacht sind, als die, worauf uns diese irdische Sfäre einschränkt. Alles was wir bewundern und lieben, diese Pracht der Natur, diese Harmonie der Dinge, alles was wir edel und anständig und groſs in menschlichen Sitten und Handlungen nennen, das alles sind nur mangelhafte Nachahmungen eines vollkommnen Urbildes, trübe Ausflüsse einer reinen Urquelle der Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit, die wir mit andern Worten die oberste Gottheit, das Wesen der Wesen, die Seele der Welt und den König der Geister nennen. Die Blödigkeit unsers Verstandes erlaubt uns nur in dunkeln Bildern von dieser geheimniſsreichen Sache zu reden. Wie wenn die Sonne sich auf den zitternden Wellen abbildet, oder wie sie allen sichtbaren Dingen ihr eignes holdes Licht und ihre tausendfältigen Farben mittheilet: so strahlet alles was ist, etwas Göttliches aus, und pranget mit einer Schönheit und Güte, die nicht sein eigen ist. Rührt nicht diese körperliche Welt, nur von dem letzten fast verloschnen Schimmer der Gottheit angestrahlt, unsre ganze Seele mit heiliger Bewunderung? Die gefühlte Gottheit ist es, was wir so sehr bewundern — was Myriaden höherer Geister, die weit über uns in jenen lichtquellenden Gestirnen wohnen, noch mehr als wir bewundern. Und vielleicht genoſs unsere Seele, ehe sie in diesen irdischen Schlamm gestürzt ward, schon jenes höhern Lebens, pflegte mit Göttern Umgang, und brachte diesen unbegrenzten Hang zum Vollkommnen als ein Merkmahl ihrer himmlischen Abkunft mit sich. Oder woher dieser stolze wunderbare Trieb nach dem Unendlichen, welchen doch unsre Schwäche zu verdammen scheint? Woher anders, als weil wir uns dunkel bewuſst sind, — es mag nun entweder Wiedererinnerung oder weissagendes Vorgefühl seyn — daſs wir bestimmt sind, auf endlosen Stufen zu demjenigen hinauf zu klimmen, dessen nähere Gegenwart mit jeder Stufe neue Wunder, reineres Licht und göttlichere Scenen um sich her strahlet? Und können wir jetzt nicht auch jene nur scheinbare Ungereimtheit auflösen, die ich in deiner Liebe entdeckte? Unsere mit unendlicher Liebe befruchtete Seele, aber von Sinnlichkeit umnebelt, irret entweder im Gegenstand oder im Maſse der Liebe. In allem was die Natur unsern Sinnen oder unserm Verstande darbeut, in der körperlichen und geistigen Schönheit, athmet etwas Göttliches; die angezogene Seele flattert ihm entgegen, von innrer Ahnung und Begierde beflügelt; und wenn tausend Lieblichkeiten, tausend mannigfaltige schwesterliche Schönheiten die betrügliche Vergötterung rechtfertigen, so träumt sie den wahren Gegenstand ihrer Sehnsucht gefunden zu haben, und ergieſst ihre ganze Fülle von Liebe über ihn. Und wie könnte sie anders als lauter Entzückung seyn, so lange der gefällige Irrthum währet? — Erlaube mir nun, Araspes, zu dieser Entdeckung eine Erinnerung hinzu zu thun. Du liebest die vortreffliche Panthea; die Weisheit selbst billigt deine Liebe: aber sie kann sie nicht billigen, wenn du nicht glauben willst, daſs man selbst eine Panthea zu viel lieben könne. Hefte nicht eine Neigung, die so unbegrenzt ist als die Natur und ihr göttliches Urbild, auf einen einzelnen Gegenstand, wie schön er auch seyn mag. Deine Freunde, dein Vaterland, und dieses grenzenlose Ganze, von dem wir Glieder sind, haben stärkere Ansprüche an deine Liebe, als das vollkommenste Weib. Und vor allen Dingen — darf ich es sagen ohne deinen Unwillen zu reitzen? — glaube nicht, daſs deine Freyheit bey einer solchen Reitzung zu der einzigen Sklaverey, die uns angenehm ist, auſser Gefahr sey!

Araspes. Es ist etwas in mir, das deinen Gedanken Beyfall giebt und selbst deine Warnung billigt. Und doch empfinde ich ohne mein Wollen, daſs mir die bloſse Vermuthung einer solchen Gefahr, wovor du mich warnest, unerträglich ist. Was für eine Gefahr kann da seyn, wo Tugend und Weisheit mit der Schönheit und allen Grazien in vertraulicher Eintracht die gerechteste Liebe fordern?

Arasambes. Ehe du, vom Leib entfesselt, ganz Seele wirst und nur zu Seele dich näherst, schmeichle dir mit keiner Liebe, an die nicht auch der Leib seine Anforderungen mache. Der einzige Beweis, daſs du von ihrer Tugend am meisten gerührt bist, wird dieser seyn, wenn du deine eigne bewahrest.

Araspes. Ich danke dir, Arasambes! — Die Freundschaft giebt auch bittern Erinnerungen etwas von ihrer Süſsigkeit. Laſs es mir niemahls an deinem leitenden Winke fehlen, und halte mich, wenn du mich auf schlüpfrigen Wegen gleiten siehest! — Aber unter diesen Gesprächen vergesse ich, die schöne Panthea der Unruhe zu entreiſsen, welche eure Ankunft erneuert hat. Vielleicht schärft mein langes Verweilen alle ihre erwachten Besorgnisse. Laſs mich eilen, Arasambes, ihr liebendes Herz zu beruhigen — Oder willst du ihr nicht lieber selbst die angenehme Botschaft bringen?

Arasambes. Eile du zu ihr, mein Freund. Mich nöthigt gleichfalls die Liebe — zu einer Mutter zu eilen, die weder ihre grauen Haare noch mein dringendes Flehen zurück halten konnten, mich in dieses rauhe Lager und in die Gefahren und Abwechslungen des Kriegs zu begleiten. Ich sah sie nur einen Augenblick, um dich wieder zu umarmen. Nun fordert sie mich zurück. Ihr ehrwürdiges Antlitz, von mütterlicher Liebe glänzend, wird mir ein süſserer Anblick seyn, als wenn die Göttin der Schönheit selbst mit allen ihren unverhüllten Reitzungen vor meine Augen träte.

3.

ARASPES allein.

Ich kann nicht begreifen, was diese Leute träumen, daſs mich alle vor Gefahren warnen, die nirgends vorhanden sind. Wahrlich, wenn es gefährlich ist sie anzuschauen, und in ihrem Umgang die schnellen Stunden vorbey schlüpfen zu lassen, so ist es eine so süſse Gefahr, daſs sie viel eher reitzen als erschrecken könnte, und die Natur hat unbesonnen eine so süſse Wollust damit verbunden! — Aber diesen Leuten, deren weises Blut so gelassen durch die trägen Adern dahin schleicht, glühet jeder Affekt zu stark. Ihre eiskalte Fühllosigkeit soll das Maſs unsrer Empfindungen seyn; und weil ihre Nerven stumpf und unreitzbar sind, wünschen sie sich selbst zu ihrer Weisheit Glück. Nach ihren Reden sollte man zum wenigsten glauben, Panthea athme Flammen aus, oder verwandle, gleich der Gorgone, den, der sie ansieht, in Stein! Nein! ich fürchte keine Gefahr, Panthea, so lange mein Herz deinen Werth empfinden kann. Was kann bey dir meine Tugend verlieren? Ein einziger deiner Blicke wäre genug, mich durch tausend Hindernisse und Gefahren zu jeder edlen That zu beflügeln. Dein Lächeln wäre mir die reichste Belohnung für Herkulische Arbeiten, mehr als Kronen und Welten voll Sklaven der kleinen Seele des Eroberers! — Aber warum beschuldige ich meinen Freund? Er billigt, er rechtfertigt ja meine Liebe! — Wie könnt' er anders? Was verdient unsre Liebe, wenn Weisheit, und gefälliger Witz, und zärtliche Güte, und harmonische Schönheit, und eine Anmuth, die selbst die Ungestaltheit reitzend machen kann, nur Gleichgültigkeit verdienen sollten? — Aber er befiehlt mir, die Hitze der heiligen Flamme zu mäſsigen. Laſs doch sehen, worin meine Liebe ihren Werth überwiegt! — Vielleicht hat die Schönheit mein Auge gegen ihre Fehler verblendet? Vielleicht wird der öftere Umgang mir irgend einen Mangel an Groſsmuth, irgend einen Übelstand in ihrem Betragen, irgend ein Gebrechen ihrer Seele entdecken, das der täuschende Schein mir noch verborgen hat. — Ich verachte diesen unwürdigen Verdacht — aber ich bin mir selbst die Gerechtigkeit schuldig, meine Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Mit Adlersblicken will ich ihre kleinsten

Handlungen, ihre geheimsten Regungen ausspähen: das wird die Bestätigung ihres unvergleichlichen Werths und der Triumf meiner Liebe seyn! — Aber schon bin ich vor dem Eingang ihres Gezelts. Welch ein süſser Schauer durchwandelt mein ganzes Wesen, indem ich mich ihr nähere! — Melde mich, Farnuchus, deiner Königin — Mich dünkt, ich höre ihre Stimme, sie bespricht sich mit Mandanen — Wie lieblich ist dieser halb zerfloſsne Klang! So tönt von ferne dem Ohr des halb schlummernden Schäfers der Gesang der Nymfen, die mit verschlungnen Armen im sanften Mondschein tanzen.

4.

Panthea. Mandane. Araspes.

Panthea.

Sage nichts mehr, Mandane! der nächste Augenblick wird mein Schicksal entscheiden. Meine Seele erwartet ihn getrost, und doch pocht dieſs ungehorsame Herz, mein Athem wird immer kürzer, und meine Lippen beben. — Hier kommt er — Was bringst du uns für Nachrichten, Araspes?

Araspes. Laſs dein holdseliges Antlitz in Freude ausstrahlen, meine Königin! Ich bringe die angenehmsten Nachrichten. Abradates ist frey, unbezwungen, und würdig dich zu besitzen, wofern es ein Sterblicher seyn kann. Die Tugend erscheint nie in herrlicherm Triumf, als wenn sie selbst Feinden ein unverdächtiges Lob abnöthiget.

Panthea. Ich fürchte mich beynahe deinen Worten zu glauben, so groſs ist die

Freude, zu der sie mich berechtigen. Ist er gewiſs in Sicherheit? Von wem hast du die beglückende Botschaft?

Araspes. Von meinem Freunde, von einem würdigen Zeugen und Bewundrer der Tapferkeit des Königs von Susiane. Zweymahl hat Abradates unser verfolgendes Heer mit unbezwingbarem Muth aufgehalten; zweymahl hat seine heldenmäſsige Schönheit die gezückten Arme unsrer Kriegsleute entnervet. Durch eine Flucht, die so ruhmwürdig ist als ein Sieg, ist er ihrer überlegnen Anzahl entgangen, und rüstet sich jetzt in Susa zu neuen Unternehmungen.

Panthea. O womit kann ich dir das erneuerte Leben vergelten, du edelmüthiger Jüngling, das mir deine Botschaft wieder geschenkt hat? Wie kann eine arme Gefangene ihre Dankbarkeit zeigen, da sie selbst das ungewisse Leben, das sie athmet, der Gnade eines Gebieters danken muſs? Zwar deine freudigen Blicke sagen mir, daſs du an meinem Glück Antheil nimmst. Hierin ist schon Belohnung für den Groſsmüthigen. Aber wenn der Himmel, der mir jetzt Hoffnung und Vertrauen zulächelt, mich jemahls wieder zu meinem Gemahl bringt, und ein gewogneres Geschick über uns aufgehen heiſst; so soll der

Nahme Araspes oft auf unsern Lippen seyn, und Abradates soll dem tugendvollen Jüngling den zweyten Platz in seinem Herzen geben, der in der Zeit meiner Erniedrigung mit so edelmüthigem Eifer mein Tröster, mein Beschützer und mein Freund gewesen ist.

Araspes. O göttliche Panthea! du beklemmst mein Herz durch eine so unverdiente Güte. Was habe ich noch für dich thun können, das mit einem einzigen deiner Blicke nicht zu viel belohnt wäre? Ständ' es in meiner Macht dich glücklich zu machen, o mit welcher glühenden Begierde würd' ich einer solchen Ehre entgegen fliegen, die selbst mit meinem Leben zu wohlfeil erkauft wäre! Aber meine eigenen Empfindungen erinnern mich an das, was jetzt Abradates leiden muſs. Welch ein Schmerz muſs es seyn, der jetzt an seinem Herzen naget! Die Freyheit selbst, von der das Leben allen seinen Werth empfängt, kann für ihn keinen Reitz haben, so lang' er dich in fremder Gewalt lassen muſs. Vielleicht besorgt er, dein Schicksal sey härter als es ist. O laſs mich die Qual seiner liebenden Seele verkürzen! Laſs mich zu ihm eilen, und ihm Nachricht geben daſs du lebst, und daſs dir als der Schwester, nicht als einer Sklavin des Cyrus begegnet wird.

Panthea. Dieſe menschenfreundliche Hitze gefällt mir. Aber sie macht dich vergeſsen, Araspes, daſs die Befehle deines königlichen Freundes dich hier zurück halten, wenn ich auch gestatten könnte, daſs du, aus allzu groſsmüthiger Liebe zu einem dir fremden Manne, dich selbst den Gefahren der Reise aussetztest.

Araspes. Mein Freund Arasambes wird dich indeſsen meine Gegenwart nicht vermiſsen laſsen; und ich bin gewiſs, Cyrus würde mein Vorhaben billigen, wenn seine Entfernung mir erlaubte ihn zu befragen. Laſs mich meinem Herzen folgen, schönste Panthea! laſs mich das deinige erleichtern, indem ich deinem Gemahl die Ruhe wieder gebe, die ihm mit dir geraubt ist. Mich dünkt ich sehe ihn, wie der zärtlichste Kummer seine freye Stirne bewölkt und das heroische Feuer seiner Augen trübe macht. Ich sehe ihn traurig und ungeduldig in den verhaſsten Zimmern seines Palasts umher irren, die mit Dir alle ihre Zierde verloren haben. Wo er hinblickt, dünkt ihn den Schatten seiner Panthea dahin schlüpfen zu sehen. Die liebeskranke Einbildung erhöht sein wirkliches Leiden durch erträumte Übel. Vielleicht glaubt er, du seyest im Tumulte der Eroberung von einer unmenschlichen Hand umgekommen; oder du schmachtest in der

Gewalt eines Barbaren, der, fühllos für die höhere Schönheit der Tugend, nur für das reitzende Weib brennen kann. Selbst auf seinem einsamen Lager, wenn ein mitleidiger Schlummer seine Schmerzen einzuwiegen scheint, begegnet ihm in Träumen dein Bild, und zwingt Thränen aus seinen geschloſsnen Augen; bald scheint dein Schatten, bleich und mit Blut befleckt, vor ihm vorüber zu gehen; oder er sieht dich in flehender Stellung, mit zerstreuten Haarlocken und glühendem Antlitz, in Thränen gebadet, zu den Füſsen eines barbarischen Herren, der mit dem Dolch in der Hand von seiner allzu bezaubernden Gefangenen eine Liebe erzwingen will, die ihrem Abradates heilig ist. — O Panthea! ich fühle, wie ihn diese Besorgnisse martern, die der Traum zu Wirklichkeit erhebt, und deren bloſse Möglichkeit die wachende Seele ängstigt. Kannst du mich zurück halten, seinem Herzen den Frieden und die süſseste Hoffnung zu bringen? Die Freundschaft wird mir Flügel ansetzen; der Weg nach Susa wird unter meinen Füſsen verschwinden; ich werde —

Panthea. Selbst der unausgeführte Vorsatz verdient alle meine Erkenntlichkeit. Aber ich kann nicht einwilligen, daſs du dich ohne Befehl deines Prinzen von hier entfernest.

Die rührenden Bilder, womit du meine Thränen hervor gelockt hast, schweben nur allzu oft vor meiner Stirne. Bisher wartete ich nur auf eine sichere Nachricht von dem Aufenthalte meines Gemahls. Jetzt, da mich deine Sorgfalt hierüber beruhiget hat, fehlt es mir nicht an einem Mittel, den Endzweck deines freundschaftlichen Anerbietens zu erhalten, ohne daſs du selbst mich verlassen müssest. Ich will ungesäumt an meinen Gemahl schreiben, und, wenn du es erlaubst, soll einer meiner getreusten Sklaven der Bote seyn. Das gleiche Blatt soll ihn mit der Nachricht von meiner Gesundheit, und mit dem Lobe des edelsten Freundes erfreuen, den jemahls eine unglückliche Gefangene gefunden hat, ihres Kummers zu vergessen, und mitten in ihrem Unglück die Leitung einer mitleidigen Gottheit zu erkennen.

Araspes. O Schönste und Beste unter den Weibern! du legst meinen unbeträchtlichen Diensten einen allzu groſsen Werth bey! Niemahls, ach niemahls! werd' ich mein Herz befriedigen können, das von allen Empfindungen überwallt, die deine Vortrefflichkeit in jeder tugendhaften Brust erschaffen muſs! Nur das sympathetische Gefühl der Sorgen, die jetzt deinen Abradates bestürmen müssen, konnte mir einen Vorsatz eingeben, der mich von dir entfernt hätte. Ich gehe jetzt, um dich keinen Augenblick an der süſsen Arbeit zu stören. So bald die morgende Sonne dich geweckt hat, will ich bereit seyn deine ferneren Befehle zu empfangen.

5.

ARASPES allein.

Was für eine Macht ist in den Blicken dieser Zaubrerin! Mit welcher Güte, mit welchem unwiderstehlichen Lächeln sah sie mich an! Nie sah ich so viel Zärtlichkeit in ihren Blikken. O, wie schlug mir das Herz vor trunkner Freude! Kaum konnte ich meine von selbst sich ausbreitenden Arme zurück halten, sie in feurig aufwallender Inbrunst an mein Herz zu drücken, und meine von Entzückung aufgesprengten Lippen jedes Gefühl der dankbaren Seele ertönen zu lassen. Schon oft glaubte ich in ihrem Betragen Gleichgültigkeit, in ihren Blicken zu viel Kälte zu fühlen. Wie krümmte sich meine Seele unter dem Gedanken, daſs ich nicht Werth genug besitze ihre Zärtlichkeit zu verdienen! Laſs unsere Liebe noch so rein und edel seyn, es ist doch Marter ungeliebt zu lieben. Nun ist diese Furcht verschwunden; lauter schmeichelnde

Hoffnungen, in den goldnen Schimmer ihrer Blicke gekleidet, umflattern meine bezauberte Fantasie. Gewiſs war Liebe in ihren Blicken, erhabne, unschuldsvolle Liebe, wie herab lächelnde Engel für Sterbliche empfinden. — O meiner groſsmüthigen Thorheit! mich selbst aus ihrer Gegenwart verbannen zu wollen, um fremde Schmerzen zu stillen, die sich bald in vollerm Maſs über mich selbst ergieſsen werden. Eitle, sinnlose, schimärische Groſsmuth! Warum soll ich diesen Abradates mehr als mich selbst lieben? Ist es ein so kleines Glück um Panthea zu seyn, daſs ich so fertig war sie zu verlassen, mir selbst ganze Tage ihres süſsen Umgangs zu stehlen? Und wofür. — Um die Zeit zu beschleunigen, welche sie ganz aus meinen Augen nehmen wird! Vergebens würde dann meine reuvolle Seele um einen einzigen der Augenblicke, die ich so verscherzt hätte, Welten dahin geben. — O wie hasse ich meine Unbesonnenheit! — Nur zu bald, ach! nur zu bald wird seine Glückseligkeit mich der Wonne berauben, die ich jetzt so wenig entbehren kann, als ich ohne zu athmen leben könnte! Was wird dann mein Schicksal seyn, wenn Er, der Glücklichste aller Menschen, in ihrer Umarmung jedes Leidens vergiſst! wenn sein schmelzendes Herz vor sprachloser Entzückung an ihrem Herzen zerflieſst! wenn paradiesische Tage einen Kreis um ihn her schlieſsen, durch den kein Schmerz, keine Sorge, kein Wunsch dringen kann! — Ach! dann wird eine traurige Erinnerung und kummervolles Staunen alles seyn, was mir übrig gelassen ist! — Zurück, meine Seele, von dieser schrecklichen Aussicht! Täusche dich selbst, so lang' es möglich ist; vergälle nicht dein gegenwärtiges Glück mit quälenden Vorempfindungen. — Aber wie kann ich mir verbergen, daſs dieses Glück nur ein süſser Traum ist? Vielleicht noch wenige Tage, so ist für mich keine Panthea mehr! Der bloſse Gedanke hüllt mich in Finsterniſs, löscht die ganze Schöpfung vor mir aus. — Was ist für mich das Leben, wenn sich der Sonnenschein deiner Blicke zurück zieht? Welche Wildniſs, welche menschenfeindliche Einöde wird dann für meinen verfinsterten Geist wild und einöde genug seyn? Ja! in Wildnisse will ich fliehen, die nie ein menschlicher Fuſs betreten hat, wo die Natur nie lächelte, wo alles todt um mich her ist, verlassen und einsam; es sey denn, daſs in den schrecklichen Stunden der Mitternacht das blasse Gespenst eines Unglücklichen, den vor mir die Liebe hier verzehrt hat, bey mir vorüber rausche. Dort, wo von einem überhangenden Felsen die traurige Cypresse ihren Todesschatten auf mich herab wirft, dort will ich liegen, von den unbeweglichen Bildern meiner ehmahligen Wonne umgeben, wie ein

Todter von starren Marmorbildern, die um sein Grabmahl versteinerte Thränen weinen. So will ich in stummer schwermüthiger Entzükkung der süſsen Erinnerung jener Tage nachhangen, die mir wie schnelle Augenblicke in ihrem Umgang entschlüpften. Kein Gesichtszug, keine redende Geberde, kein Blick, der aus ihrer Seele hervor brach, soll dem getreuen Bildniſs fehlen, welches immer vor mir schweben wird. O die Zukunft kann mir nichts geben, wenn ich Deiner beraubt bin! Wo Du nicht bist, ist alles Einöde für mich; jeder Anblick entweihet diese Augen, die gewohnt waren Dich anzuschauen. Deiner beraubt — Hinweg mit dem schwarzen Gedanken! zehnfacher Tod ist in ihm! Der Frühling meiner Liebe ist noch zu zart seinen Anhauch zu ertragen. — Komm, komm du holder Genius der Liebe, sinke herab auf umduftenden Wolken, und wehe mir Trost und erquickende Hoffnung zu! Bring sanftere Gedanken, frohe Erwartungen und gefällige Träume mit dir, die fiebrische Hitze der kranken Seele abzukühlen, und die wilde Ungeduld in Ruhe einzuwiegen. Nur die Liebe kann die Wunden heilen, die sie geschlagen hat. O Panthea, ein einziger deiner milden Blicke kann es! Von dir geliebt kann ich nicht unglücklich seyn, obgleich von dir getrennt. — Wie verschmähe ich jetzt den romantischen Unsinn, den meine aufwallende Hitze ausschäumte! — Wohin war ich verirrt! Ich erröthe vor mir selbst, daſs mein edleres Herz nur einen Augenblick zu einer so zaghaften Feigheit herab sinken konnte. — Soll ich mich darüber in Verzweiflung verlieren, wenn das würdigste Paar, das die Liebe jemahls vereinigt hat, wieder glücklich ist? wenn Panthea glücklich ist, für die ich jeder Gestalt des Todes entgegen eilen würde? Ist die Freundschaft, die sie mir gewidmet hat, von so geringem Werth, daſs sie mir noch einen gerechten Wunsch übrig lassen kann? Oder bist du fähig, meine Seele, den Glücklichen zu beneiden, dem allein erlaubt ist, in ihren keuschen Armen das ganze Glück einer geheiligten Liebe zu empfinden? Wer ist dessen würdig, wenn es nicht Abradates ist? — Nein, Panthea, so tief soll deine Schönheit mich nicht erniedrigen! Ich bewundere deine Gestalt, und liebe deine Seele. Dieſs würde ein Engel thun, der dich erblickte! O du bist so vortrefflich, daſs Cyrus selbst mir vielleicht vergeben würde, wenn der Gedanke von dir entfernt zu werden, mit allen seinen Schrecknissen umringt, etliche Augenblicke meinen Muth zu Boden schlüge. Aber jetzt soll sich meine Tugend zu einer groſsen That rüsten; zu einer gröſsern That, als wenn eine gefesselte Welt an den Rädern meines Siegeswagens rollte! — Deine Liebe, göttliche

Panthea, soll mein eigenes Selbst verzehren; ich will mich im Anblick deiner Glückseligkeit für glücklich halten! Ich will so eifrig, als ob es für mich selbst wäre, für deinen Abradates arbeiten! Diese Hand soll ihm ein Kleinod wieder geben, das allen Preis übersteigt, wenn gleich jedes Sandkorn am Meer eine goldene Welt würde es zu erkaufen. Wenn sie dann beym entzückten Wiedersehen das Herz des geliebten Mannes an ihre hüpfende Brust drückt; dann soll mein Geist in stillem Triumf über ihnen schweben, und von sympathetischer Freude ergriffen seiner eigenen Wünsche vergessen!

DRITTE ABTHEILUNG.

1.

PANTHEA. MANDANE.

Panthea.

Sage mir offenherzig, Mandane, was meinst du mit dieser geheimniſsreichen Art, womit du von der Krankheit unsers Freundes Araspes redest? Was wollen diese bedeutenden Blicke? Was sagt die erröthende Wange?

Mandane. Theure Königin, wenn mich nicht Zeichen und Anscheinungen täuschen, so ist Araspes weder des geheiligten Nahmens, den du ihm giebst, noch dieser zärtlichen mitleidigen Sorgfalt würdig, die du an seine vielleicht nur geheuchelte Krankheit verschwendest.

Panthea. Und was könnte ihn denn bewegen sich krank zu stellen?

Mandane. Meine theure Gebieterin, ich wundere mich nicht, daſs Argwohn einem Herzen wie das deinige fremd ist — Aber — ich habe Ursache zu glauben, Araspes sey der groſsmüthige Freund nicht, der er zu seyn vorgiebt. Vielleicht ist es nur eine schöne Larve, in die er sich verhüllt, um sich unvermerkt in dein Herz einzustehlen.

Panthea. Halt ein, Mandane! Welch ein schwarzer Verdacht befleckt deine reine Seele! — Was kannst du an Araspes entdeckt haben, das die angeborne Tugend verläugne, die sein ganzes Betragen regiert? Er müſste ein Ungeheuer seyn, und die Natur müſste mit ihm eins geworden seyn uns zu betrügen, wenn unter seiner edeln kunstlosen Miene Verstellung, und unter seinen honigflieſsenden Worten irgend ein schlimmes Vorhaben lauern könnte.

Mandane. Es ist wahr, Araspes ist schön, nur zu schön, um die Augen eines gewöhnlichen Weibes zu blenden. Selbst die meinigen, obgleich das Alter mir jede Schönheit in matterm Lichte zeigt, verweilen mit Vergnügen auf ihm; mit unschädlichem Vergnügen; denn mein Herz hat lange die hüpfenden Schläge verlernt, womit ein jugendlicher Busen den Eindruck verräth, den die aufblühende Schönheit des Jünglings, von Stärke und feurigem Muth erhöht, auf ein unbesonnenes Mädchen macht. Aber Schönheit und Güte sind bey diesem arglistigen Geschlechte selten verschwistert.

Panthea. Meine liebe Mandane, wozu sollen mich alle diese Vorreden vorbereiten?

Mandane. Zu etwas, das deine Wangen mit zürnender Röthe bedecken wird. Ich habe Ursachen zu vermuthen, daſs deine schuldlose Schönheit eine strafbare Flamme in dem Herzen dieses Jünglings angezündet habe.

Panthea. Und wie hast du diese Entdekkung gemacht, Mandane?

Mandane. Schon seit etlichen Tagen bemerkte ich eine übel zurück gehaltene Unruhe in seinen düsternen Blicken, die irgend ein böses Bewuſstseyn zu verrathen schienen. Umsonst zwang er seine Miene in unwilliges Lächeln. Oft, wenn du es nicht gewahr wurdest, hing er mit so scharfen lüsternen Blikken an dir, als ob er etwas von dir abätzen wollte; und dann flüsterte ein halb unterdrückter Seufzer die geheimen Wünsche seiner Seele.

Panthea. Ich bemerkte wohl eine ungewohnte Dunkelheit in seinen Mienen. Aber wo lebt der Weise oder der Glückliche, der in allen Abwechslungen und Zufällen dieses Lebens immer ein unbewölktes Antlitz zeigen könnte? Sollte die Tugend keine Sorge haben? Sie hat die meisten! Denn sie macht uns empfindlicher für andere als für uns selbst; sie vermindert zwar unsre eigenen Übel, aber dafür belastet sie uns mit fremden Leiden und der allgemeinen Noth des menschlichen Geschlechtes. Vielleicht sind es Leiden von einer edeln Art, die das Angesicht unsers Freundes verdunkeln.

Mandane. Wie ich sagte, meine Tochter, die Güte deines Herzens macht dich ungeneigt, von andern böses zu vermuthen. Aber glaube mir, es ist nicht allemahl Mangel an Güte, wenn wir dem Menschen, dem fehlerhaftesten und unbeständigsten aller Geschöpfe, böses zutrauen. Ein langer Umgang mit der Welt zwingt die redlichsten Gemüther zum Mifstrauen, wie fremd es auch ihrer Natur ist, und begabt uns mit einer Art von geheimer Auslegungskunst, welche die Herzen der

Menschen vor uns entziffert, und aus gewissen Anscheinungen ihre verborgnen Bewegungen, ihre aufsteigenden Leidenschaften und den zukünftigen Sturm mit besserm Grunde vorher sagen lehrt, als die Magier aus der Ordnung der Gestirne, die auf unsere Geburtsstunde herab geleuchtet haben, die mannigfaltigen Scenen unsers Lebens weissagen. Aber was ich dir von Araspes sagte, ist mehr als Muthmaſsung. Gestern in der mitternächtlichen Stunde hört' ich ihn, da er sich allein glaubte, laute Gespräche mit sich selbst führen. Seine Seele schien in einem heftigen innerlichen Aufruhr, ungewiſs auf welche Seite sie sich schlagen sollte. Ich war nicht nahe genug, alle Worte zu verstehen, die in ungestümer Verwirrung von seinen Lippen stürzten: ich hörte nur, daſs er die Nahmen Panthea und Abradates zu wiederhohlten Mahlen ausrief, und über die Unmöglichkeit klagte, seine strafbare Leidenschaft, die er Liebe nannte, zu vergnügen. Hätte ich nicht von ungefähr diese Entdeckung gemacht, so würde ich wie du, meine Königin, der geheimen Schwermuth, die schon etliche Tage um seine Stirne hängt, eine edlere, obgleich uns unbekannte Ursache geliehen haben. Allein er hat sich selbst verrathen, und ich hätte die Liebe zu meiner Panthea und meine Pflicht verrathen müssen, wenn ich dir etwas verhehlt hätte, das dich so nahe angeht, und die vorsichtige Klugheit deines eigenen Betragens verdoppeln wird.

Panthea. Ich danke deiner allezeit sorgfältigen Treue, meine mütterliche Freundin. Aber ich kann den Gedanken nicht unterdrükken, daſs dich vielleicht ein Traum oder irgend ein übel gesinnter Dämon mit einem eiteln Geflüster verworrner Stimmen getäuscht habe, die der Stimme des Araspes nachäffeten; wo nicht, so kann doch seine edel gesinnte Seele keiner niederträchtigen Bosheit schuldig seyn. Die Liebe zur Tugend schützt nicht allemahl vor der Gewalt der Leidenschaften. Auch heroische Seelen haben eine verletzliche Seite. Die Schwachheit eines Menschen, den ich meiner Freundschaft würdig gefunden, soll keine Änderung in meinem Herzen machen, als meine übrigen gerechten Empfindungen mit zärtlichem Mitleiden zu vermehren.

Mandane. Ich überlasse dich ohne Sorge deiner Klugheit. Aber vergieb mir, meine theuerste Panthea, wenn ich einige Verwunderung über die Gleichgültigkeit bezeige, womit du die Nachricht von der schändlichen Leidenschaft eines unbesonnenen Jünglings aufnimmst, der in bessern Zeiten sich nicht hätte unterstehen dürfen, die Augen zu der Gemahlin des Abradates aufzuheben.

Panthea. Du wirst dich nicht betrogen finden, Mandane, wenn du mich hierin ohne Sorge meinem Herzen überlässest. Kennte ich nicht die Güte des deinigen, so würde mich die Verwunderung, von der du redest, befremden. Hast du jemahls diese rauschende Tugend an mir gekannt, die mit ihren eigenen Thaten, oder vielleicht nur mit dem, was sie sich einbildet thun zu können, wie mit einem Raube pranget, und jede Schwachheit anderer Menschen im Triumf aufführt? Wenn sich, wie du sagst, eine solche Leidenschaft der Seele dieses edeln Jünglings bemächtiget hat, so ist er gestraft genug! Es würde zu viel seyn, wenn die Freundschaft ihm auch noch ihren heilenden Balsam entziehen wollte. Er hat um Erlaubniſs bitten lassen mich zu sehen. Gehe, Mandane, sie ihm zu bringen. Er selbst soll mir die Ursache seiner Schwermuth entdecken, und die Freundschaft soll ihre besten Versuche thun, sie zu heilen.

2.

MANDANE allein.

O Panthea, bisher ist der reine Spiegel des saffirnen Himmels nicht unbefleckter gewesen als deine Tugend! Die niedrigste Bosheit durfte sich nicht erfrechen, deinen Ruhm nur mit dem Schatten eines Argwohns zu beflecken! — Ich sehe noch jetzt, so lebhaft als ob jede Scene vor mir stände, wie du dich von der zarten Knospe bis zu dieser vollen Bluthe entfaltet hast. Ich sehe dich noch, in lächelnder Rosenfarbe glühend, meine mütterliche Brust umscherzen! Schon damahls weissagte, wer dich sah, deinem Geschlechte das vollkommenste Weib. Wie frühzeitig kam jede deiner Seele angeborne Schönheit unserm pflegenden Fleiſse zuvor! Deine Neigungen bildeten sich ohne Mühe in freywillige Tugenden aus. Jede Gottheit schien sich gefallen zu haben, dich mit ihrer eigenen Gabe auszuschmücken. Untadelig war deine Unschuld, gefällig deine Tugend, und deine Zärtlichkeit keusch. Und sollte es möglich seyn, daſs eine solche Vortrefflichkeit — daſs eine Panthea — Ich zittre, den grausamen Gedanken fortzusetzen. Nein, es ist unmöglich! Mein allzu zärtlicher Eifer für ihren Ruhm wird ungerecht. Sie, die beste der Frauen, das Weib eines Abradates, kann nicht so schwach seyn. — Aber wer rauscht dort gegen mich her? Mich dünkt, es ist der Freund des unbesonnenen Jünglings — Ich will ihn anreden!

3.

ARASAMBES. MANDANE.

Mandane.

Irre ich mich, Arasambes, oder willst du deinen Freund besuchen?

Arasambes. Eben zu ihm wollte ich, ehrwürdige Mandane!

Mandane. Du wirst berichtet seyn daſs er sich übel befinde?

Arasambes. So sagte mir einer seiner Sklaven, und mich däucht, ich wollte fast errathen, daſs er sich besser befände, wenn deine Gebieterin weniger reitzend —

Mandane. Oder weniger tugendhaft wäre. — Höre, Arasambes! Eine gleich zärtliche Freundschaft verbindet mich mit Panthea, dich mit Araspes. Dieses Verhältniſs berechtigt mich deinen Beystand zu erbitten; denn wenn jemand vermögend ist, ihn auf den rechten Weg zurück zu lenken, so ist es Arasambes, von dessen Weisheit er die höchste Meinung hat, die ein Sterblicher verdienen kann. Gefällt es dir, so wollen wir unter jenem Gang von Palmen unsere Gedanken über diese Sache gegen einander auswechseln.

Arasambes. Wie es dir beliebt, Mandane! Es verlangt mich selbst, dir meine Gedanken über einen Zufall zu eröffnen, der mich für Panthea und Araspes gleich bekümmert macht. Ich verehre in Panthea die Tugend, die ich in Araspes bedaure. Die Gefahr war allzu groſs, allzu reitzend, und ganz allein auf seiner Seite. Wie leicht ist der Übergang von freundschaftlicher Liebe zur Leidenschaft, wenn der Gegenstand eine Panthea ist! Gewiſs! er verdient unser Mitleiden und allen Beystand, den die Freundschaft seiner kranken Seele gewähren kann.

4.

ARASPES allein.

O Cyrus, Cyrus! du kanntest mich besser als ich selbst. Meine thörichte Vermessenheit verachtete deine Warnungen — Ach! nun bist du strenger gerochen, als mein bitterster Feind wünschen könnte. Umsonst streite ich wider eine Leidenschaft, an der die Vernunft selbst nur das Übermaſs tadeln darf. Aber wer kann eine Panthea lieben ohne ihren Besitz zu wünschen? — Und ohne einen Strahl von Hoffnung zu lieben! — Ach! meine ganze Natur erschüttert unter dieser entsetzlichen Vorstellung. Alle Ruhe ist aus meinem Herzen gewichen; alle blühende Hoffnungen meines Lebens sind dahin! Was ist aus dir geworden, meine Seele? Ein Spiel fieberischer Träume; ein Ball, von streitenden Leidenschaften hin und her geschlagen; ein Nachen, den der brausende Orkan und die schäumende Wuth der Wogen bald an die Wolken schleudert, bald in schwindlige Tiefen hinab stürzt! Wie bin ich unter mich selbst hinab gesunken! Wo ist mein Stolz? Wo ist der vermessene Geist, der seiner Stärke so gewiſs war? Armer Faethon! Die wilden flammenhauchenden Rosse schleppen dich unaufhaltbar fort durch Wildnisse von regellosen Träumen, von Begierde zu Begierde, von Unsinn zu Unsinn! — Allzu reitzende Panthea! Ist es dazu gekommen, daſs ich wünschen muſs, dich nie gesehen zu haben? — Verflucht sey dieser Wunsch! Laſs mich dich nur noch Einmahl sehen, und zu deinen Füſsen meine Seele aushauchen! — O meine sterbende Tugend, raffe alle deine zerstreuten Kräfte zusammen, dieſs allzu schwache Herz vor der Tyranney seiner Begierden zu schützen. Jetzt ist es noch Zeit den gröſsten der Siege zu erstreiten. — Elender! wen rufest du zu Hülfe? Wo ist deine Tugend? Wo ist die Weisheit, die ehmahls mitten in meiner Seele ihren strahlenden Thron aufgerichtet hatte? Ach! sie ist herab gestürzt; alles ist Aufruhr; die fieberische Wuth meiner Lebensgeister ist nur ein schwaches Bild des gesetzlosen Sturms, der in meinem Innern tobt.

O wer bringt mich in den kühlen Hain, wo aromatische Myrten über den murmelnden Brunnquell sich wölben, und freundliche Zefyrn, über die Violenbank daher schwebend, meiner lechzenden Brust Erquickung zufächeln! —

Ja, ich will diesen verhaſsten Kerker fliehen; in deinen Schooſs will ich fliehen, stille Natur! Ich will deinen Athem, die frische blumige Luft einziehen, und in deinen mitleidigen Schatten ungetadelt meine Thränen mit der weinenden Quelle vermischen. Dort klagt die zärtliche Nachtigall ihren Gatten, dort seufzen sympathetische Weste mit mir! Vielleicht daſs dann die himmlische Tugend die Gestalt der Beherrscherin meines Herzens annimmt, mich mit schützenden Armen zu umfassen, und süſse Ruhe in mein leidendes Herz zu gieſsen. — Eile, mein Fuſs! — O gesegnet sey mir dieser heitre umwölbende Himmel, und du, balsamisches Sonnenlicht! Schon fühle ich deine heilende Kraft durch meine besänftigten Adern rinnen. —

Aber sehe ich nicht hier meinen Arasambes? Ja er ist es! — O mein Freund! eine geneigte Gottheit hat in dieser Stunde deine Tritte hierher geleitet!

5.

ARASAMBES. ARASPES.

Arasambes.

Wem sollt' ich die ersten Augenblicke, die wieder mein eigen sind, widmen, als meinem Freunde? — Aber, mein liebster Araspes, wie sehr haben diese wenigen Tage dich verändert! Woher diese Blässe, mit plötzlich auflodernder Röthe abgewechselt? diese verdunkelten Augen, dieser seufzende Ton der Stimme? — Ganz anders glänzte dein Gesicht, als wir neulich mit Panthea die Gegenden dieses Schlosses besahen, in welches die Sorgfalt des Cyrus sie zu bringen befahl. Der blumige May ist nicht fröhlicher, als ich dich damahls sah. Ist Liebe die Quelle dieser schleunigen Veränderung, so grenzt ihre Lust allzu nahe an den Schmerz.

Araspes. O mein Arasambes! — Kannst du mit meiner Schwachheit Mitleiden haben? —

Verachtest du mich nicht? Deine Verachtung würde mein Elend vollkommen machen. Ich erröthe vor deinen Blicken; aber glaube mir, ich erröthete schon zuvor vor mir selbst. Ach! ich bin überwältiget! So viel Schönheit, so viel Güte, so viel herzbezwingende Holdseligkeit, waren mehr als mein allzu zärtliches Herz ertragen konnte. Vielleicht verdient meine Schwachheit Verachtung. Ich hielt mich einst unfähig, in den Fesseln eines Weibes zu liegen, und wenn sie eine himmlische Göttin wäre; ich trotzte auf meine Stärke — Dieſs rechtfertigt deinen Spott. Aber, o schone deines leidenden Freundes, Arasambes! Ich bin ganz verloren, wenn diese unselige Liebe, die mir meine Freyheit, meine Ruhe, den Beyfall meines eigenen Herzens, und warum nicht auch dieses unwürdige schmachtende Leben? raubt, — wenn sie mir auch noch deine Freundschaft rauben würde!

Arasambes. Laſs diese Thränen von der Zärtlichkeit zeugen, mit der ich dein Leiden empfinde. — Ich sollte dich verachten können? Verbanne einen so niedrigen Gedanken! Nein, du edler Jüngling! ich liebe dich, mehr als jemahls liebe ich dich! — Fasse Muth, Araspes! Der Tugendhafte wird nicht eher über alle Leidenschaften erhaben, bis er auch über jene Wolken empor steigt, und seine angeborne Luft athmet. Groſse Seelen wallen auch in groſse Leidenschaften auf. — Aber nie soll es zur Schande der Tugend gesagt werden, daſs sie sich ganz überwinden, und gefesselt hinter dem Triumfwagen des Lasters nachschleppen lassen!

Araspes. Ich liebe die Tugend, Arasambes! Ich fühl' es in diesem Augenblicke daſs ich sie liebe! Aber ach! sie ist unvermögend mich zu schützen! Meine Seele ist nicht mehr mein. Sie ist ein Sammelplatz schrecklicher Fantomen und stürmischer Begierden, unter deren grimmigem Streit meine Ruhe zertrümmert ist. — Glaube nicht, daſs ich wehrlos meine Freyheit dahin gegeben habe. Aber es war zu spät als ich zu kämpfen anfing. Allzu lange hatte ich das ſüſse Gift eingesogen; da ich seine Wirkung fühlte, hatte es schon mein ganzes Wesen durchdrungen. Alles was ich noch thun konnte, war, mich selbst zu beklagen, und eitle Entschlieſsungen zu fassen, die ein einziger ihrer Blicke wieder vernichtete. Und doch weiſs sie nichts von meiner Leidenschaft; nie haben meine Lippen das nagende Geheimniſs meines Herzens verrathen; dieſs ist alle Gewalt, die mir über mich selbst übrig geblieben ist. Aber ach! meine Blicke, meine Unruhe, meine übel verhaltnen Seufzer hätten mich längst verrathen, wenn ihre eigne Unschuld nur die schwächste

Vermuthung meiner Thorheit gestattete. — Die Fröhlichkeit, die du jüngst an mir sahest, war die wurmstichige Frucht einer eiteln Hoffnung, der eingebildeten Aussicht in glückliche Tage, die ich in dieser schönen Einsamkeit mit Panthea zu leben meinte. Wie bald welkte diese hinfällige Freude weg! Je öfter ich sie sah; je vertraulicher der Zutritt war, den sie mir erlaubte; je mehr die Güte ihres allezeit offnen Herzens, dessen sich selbst bewuſste Unschuld alle Zurückhaltung verachtet, meiner Liebe mit der voreiligen Hoffnung wieder geliebt zu werden zu schmeicheln schien: — desto schneller wuchsen diese Begierden, die Anfangs so verschämt, so leise ihre allzu kühnen Wünsche lispelten. Ich verbarg es mir nun selbst nicht mehr, (wie konnt' ich?) daſs meine Liebe sich mit nichts wenigerm als dem völligen Genuſs befriedigen könnte. Ich erschrak vor der Entdeckung; und doch zerfloſs meine ganze Seele in Sehnsucht, und billigte in geheim die Begierden, die vor der Tugend sich verbergen muſsten. Ach! welch ein gewaltiger Kampf von Leidenschaft und Pflicht, Vernunft und Liebe, hat seitdem meine Brust zerrüttet! Was ist das Getümmel fallender Welten und das Brüllen des Chaos gegen den einheimischen Krieg einer Seele, die mit ihrer ganzen furchtbaren Macht auf sich selbst losstürmt! Eine brennende Seele — O Arasambes, wären ihre

Kräfte nicht durch den Leib eingeschränkt, sie würde, wüthender als ein zügelloser Komet, alle Elemente in ihren Streit verwickeln, und diesen göttlichen Bau harmonischer Sfären rings um sich her zu Staub zertrümmern!

Arasambes. Ich bedaure meinen Freund, ich beweine seine Schmerzen, und noch mehr seine Tugend, die am schwindligen Rande des tiefsten Falles schwankt. Aber ich wäre nicht dein Freund, wenn ich mich begnügte meine Klagen mit den deinigen zu vermischen. O laſs mich dich bitten, laſs mich dich beschwören, daſs du dich nicht selbst verloren gebest, so lange der ruhmwürdige Sieg noch in deiner Gewalt ist. Liebst du wirklich die Tugend, wie ich weiſs daſs du sie liebst, so ist der Sieg unser! Fasse nur einen standhaften Entschluſs. Keine Macht, kein Gott, selbst nicht der Unnennbare, dessen allmächtiger Finger die unermeſsliche Schöpfung bewegt, ist vermögend den Willen eines denkenden Wesens zu zwingen. Aber wenn du selbst heimlich deine Niederlage wünschest, wenn du dein williges Ohr der Sirenenstimme entgegen reckest die dich zu einem wollüstigen Verderben einladet, so ist deine Tugend schon verrathen. Und was wäre Araspes, wenn er seine Tugend überlebt hätte?

Araspes. Ein Unglücklicher, dem nichts übrig gelassen ist, als zu sterben! Ach Arasambes! wie soll ich die Augen zu dir aufheben? Aber ich will dir nichts verhehlen. So unglücklich mich die Liebe macht, so ist es mir doch unmöglich nicht zu lieben. Ich fühle die ganze Schwere meiner Ketten, und doch wünsche ich nicht frey zu seyn. Ich weiſs selbst nicht was ich wünsche. Ich verdamme in jedem Augenblicke den Wunsch des vorigen. — Was redest du mir von standhaften Entschlüssen? Ach mein Freund, du hast vergessen, daſs ich nicht mehr Araspes bin. Was vermag der Steuermann, wenn der unbändige Sturm mit tausend Donnern daher rauscht, und das mastlose Schiff durch stürzende Wassergebirge wälzt? — Ich finde keine Bilder stark genug, dir die Gestalt meines inwendigen Zustandes begreiflich zu machen! Glückseliger, daſs du keine Erfahrung von dem, was ich leide, hast! Bald ist mein ganzes Wesen nur Liebe, von glühender Sehnsucht und reitzenden Hoffnungen aufgeschwellt; bald, wenn die kurze Bezauberung verschwindet, entbrenne ich in ohnmächtigem Zorn wider mein Schicksal, und sinke vom Kampf mit dem Himmel zu winselnder Verzweiflung herab: bald ist meine ganze Seele in Panthea entzückt; bald verwünsche ich Panthea, die Welt und mich selbst. Umsonst hoffe ich vom mitternächtlichen Lager eine kurze Rast; umsonst rufe ich dem erquikkenden Schlaf! oder wenn er mich zu erhören scheint, so ängstigt er mich durch fürchterliche Träume, oder spottet gar meines Elends mit reitzenden Bildern einer Glückseligkeit, die mir niemahls, ach niemahls! nur zu wünschen erlaubt ist. Ich wandle dann in elysischen Auen, wo alle Gegenstände Liebe und Fröhlichkeit hauchen; dann steigt Amor auf einer Wolke von Seufzern der Verliebten herab, unsterbliche Rosen duften um seine gelben Locken, die ganze Natur hüpft bey seinem Anblick in Entzückung auf; schmeichelnd nimmt er meine Hand, und führt mich durch Myrtengänge in die Laube von Schasmin, wo Panthea gleich einer müden Waldnymfe schlummert. Indem ich mit stummer Entzückung sie betrachte, erwacht sie, und streckt mit süſsem einladendem Lächeln ihre willigen Arme nach mir aus. — Plötzlich verwandelt sich der treulose Traum. Eine unsichtbare Gestalt reiſst sie von mir weg; keichend eil' ich ihr nach; fürchterliche Wildnisse, schroffe Felsen und jähe Abgründe eröffnen sich vor mir; eine siebenfache Nacht umzieht den Himmel, mit feurigen Wolken durchkreuzt; sie flieht umsonst und ringt zurück schauend ihre um Hülfe bittenden Arme gegen mich; ein Regen von Flammen stürzt auf sie herab, und verzehrt sie vor meinen verzweifelnden Augen zu Asche! — Oder mich dünkt, ich sehe den Abradates von Cyrus geführt herbey kommen; ich stehe von fern, und sehe der sprachlosen Umarmung der Liebenden zu; tausend Furien zerreiſsen mein Herz bey diesem Anblick; meine Seele wälzt sich in wilden Gedanken, indem der ohnmächtige Zorn meinen Arm entnervt. — Dann dünkt mich, ich sehe den Wagen der Liebesgöttin auf rosenfarbnen Wolken herab steigen, das liebende Paar aufzunehmen; girrende Tauben ziehen ihn, und Schwanen, deren Gesang weit umher die ambrosische Luft bezaubert. Plötzlich schweben sie, von tausend Liebesgöttern umflattert, aus meinen Augen hinweg, indem ich einsam, gleich dem steinernen Bilde der Verzweiflung, am Boden angefesselt stehe, und dem schwachen Reste von Empfindung fluche, der noch in meinen Adern glimmt. So raubt mir die innerliche Zerrüttung meiner Seele selbst das schwache vorüber gehende Labsal, welches die Natur den Unglücklichsten erlaubt, das süſse Vergessen unsers Elends, das wenigstens einen Theil unsers Lebens dem nagenden Kummer entreiſst. — Ach! ich bin unglücklich, mein Freund! so unglücklich, daſs alles, was ich dir gesagt habe, nur einen kleinen Theil meiner Leiden umfaſst. O diese fatale Leidenschaft hat mich betrogen! Rette mich, Arasambes, rette deinen Freund von der Liebe und von sich selbst!

Arasambes. Du allein kannst dich retten, Araspes! Ich sehe nur ein einziges Mittel, und das ist in deiner Gewalt. Eine Liebe, wie die deinige, kann nur durch Fliehen besiegt werden. Es ist vergeblich, mit einem Gegner zu kämpfen, dessen Wunden Vergnügen machen. Fliehe, fliehe, mein Freund! fliehe diese allzu reitzende Schöne. So bald du von ihren Augen entfernt bist, wird die ungenährte Flamme sich selbst verzehren, die jetzt deine Seele ausdörrt, und die Blüthe deines Lebens zu verzehren droht.

Araspes. Was verlangst du von mir, grausamer Freund? Ich soll von Panthea fliehen? soll mich selbst aus ihren Augen verbannen? gleich als ob der schwarze Tag nicht schnell genug daher rauschte, der sie mir auf ewig entreiſsen wird! O nenne dieſs entsetzliche Mittel nicht mehr, das viel ärger ist als das Übel, wovon du mich befreyen willst. Ihr bloſser Anblick, ach! ihr bloſses Angedenken, ihr Schatten ist genug meine Schmerzen zu versüſsen. Es ist Wonne, sie sogar hoffnungslos zu lieben. Lehre mich, wie meine Seele von sich selbst scheiden kann, so will ich deinem Rathe folgen. O sie ist die Seele meiner Seele; ihr Blick, ihr Lächeln ist meinem Herzen was die Frühlingssonne den Blumen, was die thauende Morgenröthe dem welken Grase, was die kühle Quelle dem lechzenden Wandrer. O Panthea, du bessere Hälfte meiner selbst, wie könnt' ich von dir scheiden? Dich fliehen? Warum sollt' ich dich fliehen? Du bist ja keine Schlange, die unter dem Glanze der goldgefleckten Haut tödtliches Gift verbirgt. Du bist ganz Unschuld und Güte. Ach! was sind die Schmerzen, die du unwissend mir machst, gegen den Verlust deiner Gegenwart? In dem bloſsen Gedanken dich zu verlieren ist etwas das an Vernichtung grenzt. Aber Wonne ist in dem süſsen Gedanken, daſs eben dieselben Mauern Panthea und mich einschlieſsen; daſs uns derselbe Himmel umflieſst; daſs sie vielleicht diese Luft geathmet hat, die ich in diesem Augenblick einziehe! Welche sanfte lindernde Kraft in der Hoffnung, daſs ihr Herz nicht für Abradates allein zärtlich ist! daſs ihr mildes Auge vielleicht auch für den unglücklichen Araspes eine stille Thräne weint! — Keine so ungütigen Blicke, Arasambes! Verachte meine Schwachheit nicht, wenn es Schwachheit seyn kann, diese unvergleichliche Schöne zu lieben. Überlaſs mich lieber meinen Schmerzen, wenn du sie nur durch den Tod heilen kannst.

Arasambes. Ist es mein Araspes den ich höre? — Nein, so tief kann die Seele meines Araspes nicht herab sinken! — Angenehme Täuschung! warum kann ich dich nicht unterhalten? Aber ach! wie kann ich mir verbergen, daſs es mein Freund, daſs es Araspes ist, den alle seine Stärke, alle seine Tugend, alle die männliche Entschlossenheit, die ihn ehmahls unter den Jünglingen erhob, so sehr verlassen hat, daſs er zu den Füſsen eines Weibes schmachtet, und die Pein, die sie ihm verursacht, noch für Glückseligkeit nimmt? Wo sind nun jene Aussichten in ehrenvolle Tage? Wo die Unternehmungen, die deine von jeder Tugend befruchtete Seele versprach, und die nur auf Gelegenheit warteten, um zu groſsen Thaten empor zu wachsen? Ist Cyrus vergessen? der Gespiele, der Freund deiner Jugend, mit dem du die ersten Lorbern gesammelt hast, die jetzt unter der Gluth einer thörichten Liebe welken? Ist das groſse Vorhaben vergessen, zu welchem ihn dein Geist und dein muthiger Arm begleiten wollte? Das glorreiche Vorhaben, eine barbarische Welt umzuschaffen, gesetzlose Horden zu Menschen zu adeln, oder üppige Völker, von der glühenden Sonne und von träger Wollust entnervt, mit neuen Gefühlen von Ehre zu begeistern, und in diesen morgenländischen Provinzen ein Reich aufzurichten, dessen majestätische Gröſse den Erdboden in Ehrfurcht halten, und dem Frieden mit den Künsten des Friedens eine bleibende Wohnung bey den Sterblichen verschaffen sollte? — Ich erröthe für dich. — Es ist mir unerträglich, daſs Araspes seine hoffnunglose Liebe den tauben Felsen vorgirren soll, indessen wir, von Cyrus geführt, das geheiligte Geschäft vollbringen, welches ihm ein Gott ins Herz gelegt hat. — O Schande! Was nennest du Liebe, Araspes? Hast du keine Liebe für deine Freunde? keine für den Helden, der dich selbst des königlichen Nahmens seines Freundes würdigte? keine Liebe für die Tugend und für deine Anverwandten die Menschen, und für alles, was die vom Himmel entsprungene Seele der Zurückberufung in die lichtvollen Gegenden, woraus sie verbannt ist, würdig macht? — Oder soll diese feige unmännliche Sklaverey, die alle deine Gedanken an die Schönheit eines Weibes, alle deine Begierden an ihren Genuſs heftet, alle deine groſsen Bestrebungen in Seufzer auflöst — soll das dich zu den Thaten vorbereiten, von denen deine Seele schwellen sollte? —

Araspes. O schone, schone deines Freundes, Arasambes! Ich kann die furchtbare Wahrheit nicht ertragen, die von deinen Lippen donnert. Nein, ich will deine Verachtung nicht verdienen! Sie würde mich unglücklicher machen, als die bittersüſse Qual der Liebe thun kann. Verwünscht sey der unwürdige Gedanke, daſs ich, wie ein weinender schändlicher Sklave, von der Schönheit gefesselt den Staub lecken sollte, während Ihr die erstaunte Welt mit

Denkmählern euerer Tugend belastet! Nein, Arasambes, ich fühle meine ganze Seele wieder durch meine Nerven strömen. Ich will dahin, wohin mich die Ehre ruft, und mit noch stärkerer Stimme die Liebe! Du sollst sehen, jedes Auge soll sehen, daſs Panthea mich mit siebenfachem Muth begeistern kann, und die Welt soll mich eines bessern Schicksals würdig erklären! — Wie dank' ich dir, Arasambes, daſs du mir diese Aussichten gezeigt hast! — Aber hüte dich, Freund, meine Liebe zu schmähen, oder deine Lippen zum Spott über die erhabne Raserey, den enthusiastischen Taumel zu öffnen, worin meine Seele aufbrauset, wenn sie, ganz vom Gott der Liebe voll, nicht ihre eignen Gefühle hervor treibt! Hüte dich, eine Liebe zu schmähen, die, von der göttlichen Panthea entzündet, eben so wenig Grenzen hat als die Vollkommenheit ihres Gegenstandes.

Arasambes. Welch ein Gemisch von Schwulst und Thorheit! Ja, ich kenne eine Liebe, die keine Grenzen haben soll; aber eine weit andre als dieses lächerliche Ungethüm, die Tochter des Müſsiggangs und der Wollust! diese buntscheckige Thörin, die in gleichem Augenblick weint und lächelt, frohlocket und verzweifelt, zu Stein erstarrt und in leichten Schaum aufsprudelt. Weg mit ihr! Ehmahls brannte eine andere Liebe in deiner Brust, Araspes! die Ernährerin der Tugend, von der Weisheit selbst entzündet, ohne welche noch keine schöne That vollbracht worden ist, noch kein Held mit den Unsterblichen in die Wette geeifert hat. Erwache doch einmahl aus deinem Taumel, Freund! Erkenne dich selbst wieder! Tritt in deine eigene Gestalt zurück! — O! giebt es denn keine Zauberworte, (weil doch die Vernunft in diesem Aufruhr der Sinne nichts vermag) keinen geheimniſsvollen Talisman, der meinen Freund sich selbst wieder geben kann? Oder hat die Musik, die Bezwingerin der Herzen, keine magischen Töne, die Gewalt der Liebe einzuschläfern und die entflohene Weisheit zurück zu locken?

Ein Sklave. (zu Araspes.) Herr, die Königin kommt mit Mandane aus dem Myrtenwäldchen — sie befahl mir, dir ihre Ankunft anzukündigen.

Araspes. Was hör' ich? Ein Besuch von Panthea? Sie selbst, sagst du, befahl dir sie anzukündigen? — Was für eine neue Gestalt nimmt mein Schicksal an!

Arasambes. Ich verlasse dich voll froher Hoffnung, am nächsten Morgen meinen Araspes wieder zu finden. Von den Lippen der schönen

Panthea werden die Zaubertöne fließen, die deine Seele wieder in Harmonie zu stimmen vermögen.

Araspes. (allein.) Sie selbst sucht mich? Sie selbst? — Warum pochst du so zaghaft, mein thörichtes Herz? Sonst pflegtest du ihr so fröhlich entgegen zu hüpfen! — Hat sie vielleicht die wahre Ursache meiner Krankheit entdeckt? — Aber würde sie denn selbst zu mir kommen, eine Leidenschaft durch ihren Anblick noch mehr zu erhitzen, welche sie nicht befriedigen will? — Oder soll ich — darf ich es hoffen, daſs sie mir günstiger sey, als ich bisher zu glauben wagte? Eitle Einbildung! Hinweg Schmeichlerin! — Sie nähert sich. — Diese Stunde wird das Schicksal meiner Liebe entscheiden. Ich will Muth fassen. Warum sollt' ich meine Leidenschaft der Einzigen verhehlen, die sie befriedigen, oder, wenns möglich ist, heilen kann? — Sie kommt, von Mandane begleitet — O mein feiges Herz!

6.

PANTHEA. MANDANE. ARASPES.

Panthea.

Wie befindet sich Araspes? Dein Anblick bekräftigt nur zu sehr, daſs sich meine Freundschaft nicht umsonst für dich beunruhigt hat.

Araspes. O schöne Panthea, wie sehr rührt mich diese gütige Herablassung! Deine Gegenwart hat schon ihre heilende Kraft an mir bewährt. Dein Mitleiden — Ach! wenn du wüſstest, was mein Herz gelitten hat, du könntest mir dein Mitleiden nicht versagen!

Mandane. (leise zu Panthea.) Sind meine Besorgnisse vergeblich gewesen?

Panthea. (ohne auf Mandane Acht zu geben.) Und warum sollte ich das? Mein Herz ist empfindlicher für fremde Leiden als für meine eignen. Selbst die Schmerzen eines Thieres, die Krümmungen eines sterbenden Wurmes, rühren mich; wie sollte ich bey dem Leiden eines Freundes ungerührt bleiben? Aber entdecke mir, Araspes, wenn in meiner Freundschaft ein Trost für dich seyn kann, entdecke mir die Ursache deiner Schmerzen.

Araspes. So feindselig, o Panthea, ist mein Schicksal, daſs die süſse Quelle der seligsten Freuden für mich nur unbeschreibliche Schmerzen quillt. — Die Liebe, Panthea — das fatale Wort ist von meinen Lippen entflohen — die Liebe macht mich elend.

Panthea. Die Liebe kann den Tugendhaften nicht elend machen. Sie hat ihre Schmerzen; aber es ist etwas Tröstendes darin, für diejenigen zu leiden, die wir lieben. Der Tod des Geliebten ist vielleicht das einzige, was uns elend machen könnte, wenn wir nicht in unsrer eigenen Sterblichkeit ein bewährtes Mittel hätten, unsrer Qual ein Ende zu machen.

Araspes. Es ist etwas, das noch entsetzlicher ist als der Tod des Geliebten. Was könnten die unerbittlichen Erynnien selbst, verdammte Sünder zu quälen, schrecklichers erfinden, als die Pein, ungeliebt und ohne Hoffnung zu lieben?

Panthea. Eine Liebe ohne Hoffnung, ohne Gegenliebe, setzt, wie mich dünkt, einen übel gewählten Gegenstand voraus.

Araspes. Ach Panthea! es ist unmöglich, diejenige, die ich anbete, nicht zu lieben, oder weniger inbrünstig zu lieben, als ich thue. Sie ist die Schönste unter allen, die jemahls unsterbliche Göttinnen eifersüchtig gemacht haben. Ihr erster Anblick würde eine schwache Seele überwältigen. Aber stille Bewunderung war alles, was ich für sie empfand, bis ein näherer Umgang die Schönheit ihres Geistes, tausend strahlende Vollkommenheiten, vor mir entfaltete. — Ganz in ihr Anschauen entzückt, vergaſs ich Anfangs meiner selbst; ich liebte ohne Wunsch, ich hoffte nichts, ich war glücklich. Aber diese ſüſse Bezauberung konnte nicht lange dauern. Ich erwachte; ich sah daſs ich geträumt hatte; ich fühlte, daſs nur die Gegenliebe, nur der Besitz des Geliebten, glücklich machen kann. Auf einmahl entdeckte ich das Entsetzliche meines Zustandes. Ich habe nichts zu hoffen! — Selbst der Trost, von ihr bedauert zu werden, nach welchem ich schmachte, ist mir versagt. Sie weiſs nichts von meiner Liebe. Noch nie durft' ich es wagen zu reden. Ach! die einzige Hoffnung, die mir übrig bleibt, ist, im Übermaſs meiner Qual das Ende meines Daseyns zu finden.

Panthea. Ich bedaure dich, Araspes.

Araspes. Du bedauerst mich, göttliche Panthea? O so bin ich nicht so elend, als ich fürchtete!

Panthea. Die Freundschaft hat nur einen einzigen Rath für dich. Entferne dich von dem Gegenstande deiner Leidenschaft. Nur die Entfernung kann dir die Vernunft und die verlorne Ruhe wieder geben. Lebe wohl, Araspes.

Araspes. (Er hält sie zurück, und wirft sich zu ihren Füſsen.) Du willst dich entfernen? — O bleibe, bleibe, entziehe mir den Anblick nicht, der mein fliehendes Leben noch zurück hält! — Du zürnest, Panthea — Dein ernstliches Auge — Doch zürne nur! vernichte mit strafenden Blicken den Verwegnen, der dich anbetet! — Hier zu deinen Füſsen will ich sterben — glücklich genug, wenn dann eine zu spät mitleidige Thräne, die ich nicht mehr fühle, auf meine Leiche von deinen Wangen sinkt.

Panthea. Steh auf, Araspes, und höre mich! Vielleicht verbieten mir die strengen Gesetze der Sittsamkeit, nach einer solchen Erklärung meinen Besuch zu verlängern. Aber du hast ehmahls meine Freundschaft verdient, du hast dir meine Dankbarkeit verpflichtet, und der Zustand, worin du bist, verdient Mitleiden. Ich sehe dich als einen Kranken an; es wäre zu verhaſst, dich als einen Verbrecher anzusehen. Überzeuge mich, Araspes, daſs ich mich nicht betrogen habe, da ich dich groſs und edel glaubte. Stelle dich selbst wieder her, bezwing eine Leidenschaft, die dich der Ruhe und mich eines Freundes beraubt; die uns beide erröthen macht, dich sie zu fühlen, mich sie erregt zu haben. Die Gemahlin des Abradates darf kein Gegenstand deiner Begierden seyn. So sehr kann Araspes nicht sich selbst vergessen haben. Ich bin zwar eine Gefangene; aber nur gefüllose Barbaren können gereitzt werden, die leidende Unschuld um dessentwillen zu höhnen, was sie gesitteten Menschen ehrwürdig macht.

Araspes. Denke nicht, göttliche Panthea, daſs meine Liebe verwegen genug sey, die kleinste Hoffnung zu wagen. Wie lange hat die Ehrfurcht, die dein Stand, deine Tugend und dein Unglück mir einflöſste, meinen Mund verschlossen? Wenn haben selbst meine Blicke sich erkühnt, die Ausleger meines Herzens zu seyn? Wie oft habe ich sie, wenn sie in Thränen schwammen, von dir abgewandt? Wenn haben meine unbescheidenen Seufzer dein Ohr beleidigt? Ach! nur die nächtliche Stille einöder Schatten hat sie gehört; nur mein vom Schlaf verlassenes Lager ist von meinen Thränen befeuchtet worden. Aber verbiete mir nicht, schönste Panthea, in schweigender Stille um dich zu seufzen! Warum haben die Götter, in ihr eigenes Werk verliebt, dich so schön gebildet, wenn sie nicht wollten, daſs dein Anschauen jedes Auge bezaubern, jede Seele in Liebe und Verlangen auflösen soll? Dulde meine Liebe! dieſs ist alles, was der unglückliche Araspes von dir zu flehen wagt. Verbanne mich nicht aus deinen Augen; laſs mir den einzigen Trost, den auch die strengste Tugend erlauben kann, dich zu sehen, und von dir bedauert, das Opfer einer hoffnungslosen Liebe, meine Seele zu deinen Füſsen auszuseufzen.

Panthea. Araspes, ich verstehe diese Sprache nicht. Wenn dein Zustand wirklich so ist, wie du ihn beschreibst, so bitte den Cyrus, dich von mir zu entfernen. Du wirst leicht einen Vorwand finden, der deinen Ruhm retten kann. Willst du mich aber nicht verlassen, so verbanne deine Leidenschaft. Alle meine Freundschaft könnte dich nicht gegen die Verachtung schützen, die ihre Fortdauer mir einflöſsen würde. — Bedenke dich, Araspes. Ist Pantheens Freundschaft so geringschätzig in deinen Augen, daſs du sie nicht werth achtest, ihr einen eiteln Traum der Einbildung, einen blinden Trieb aufzuopfern?

Araspes. Wie tief muſs ich in deinen Augen gefallen seyn, schönste Panthea! Du zweifelst? — O tausendmahl wollte ich, um Einen gütigen Blick von dir zu verdienen, mein Leben wagen! Aber wenn deine Freundschaft schon unschätzbar ist, was würde deine Liebe seyn!

Panthea. Höre mein letztes Wort, Araspes. Ich bedaure die Ausschweifungen deiner Leidenschaft. Ich weiſs, daſs deine Seele zur Tugend gemacht ist. Ich beklage ihre Erniedrigung; und ich würde mich strafbar halten, wenn ich eine Strenge gegen dich gebrauchen wollte, die dir den Muth benehmen könnte meine Achtung wieder zu verdienen. Es ist in deiner Gewalt! Der Sieg über eine Leidenschaft, die unser besseres Selbst entehrt, ist der schönste Sieg. Gieb mir meinen Freund und dem erhabnen Cyrus seinen Nacheiferer wieder. Nur tugendhafte Triebe sind deines Herzens würdig! Liebe mich als eine Schwester! Liebe meinen Abradates! Komm, in unserer Freundschaft der dritte zu seyn! In wenigen Tagen hoffe ich ihn zu sehen, und ihn als einen Freund des Cyrus zu sehen. Gönne mir die Freude, meinem Abradates mit seiner wieder gefundenen Panthea ihren Beschützer seiner Freundschaft würdig vorzustellen! Dann will ich euch, wenn ihr, von edlem Wetteifer glühend, den Persischen Helden zu unsterblichen Thaten begleitet, mit frohlockenden

Blicken nachsehen; durch wilde Feldlager und barbarische Provinzen will ich euch begleiten; und wenn ihr aus der Schlacht gegen die Unterdrücker der Menschen zurück kommt, will ich mit gleich freundschaftlicher Hand den edeln Schweiſs von euerer Stirne wischen, und euere Schläfe mit friedsamen Rosen umkränzen.

Araspes. O du — mit welchem Nahmen soll ich dich nennen? — Die Weisheit hat deine Gestalt entlehnt, meiner kämpfenden Seele den Sieg über sich selbst zu geben! Mit welcher Entzückung fühle ich deine Gewalt über mich! — O Panthea, gesegnet sey der mitleidige Genius, der deinen Gang hierher leitete! Du allein konntest mir die Ruhe geben, die in diesem Augenblick mein lechzendes Herz erfrischet. Ich fühle mich selbst wieder. Ich will sie verdienen, die Freundschaft, die du mir mit einer so göttlich gütigen Groſsmuth anbietest. Welch eine Würde giebt sie mir! Welch eine Einladung zu schönen Thaten! Bald wird sich der weite Schauplatz vor uns aufthun, wo ich allen diesen Überfluſs von Liebe, der in meiner Brust zu enge verschlossen ist, in edle Bestrebungen ausströmen lassen kann. Aber, wohin uns auch der geflügelte Ungestüm der Ruhmbegierde führen mag, nie wird dein Bild aus meinen

Augen kommen! Deine Liebe soll die begeisternde Seele, und dein Beyfall die glorreiche Belohnung meiner Tugend seyn!

Panthea. Ich erkenne wieder die Stimme meines Freundes. Aber hüte dich vor diesen brausenden Aufwallungen, die deinem Herzen so natürlich sind! Es bedarf der Ruhe. Lebe wohl, Araspes! Die kommende Nacht träufle ihren sanftesten Balsam auf dich herab, damit der Morgen deine geheilte Seele zu einem neuen Leben erwecke!

Araspes. Wie schnell eilest du weg, schöne Panthea! — Ach! schon ist sie wie eine Göttin meinen Augen entschwunden! Aber noch glänzt dieser Ort von ihren Blicken; noch schwebt die zerfloſsne Musik ihrer Worte um die glatten Marmorwände. — Unwiderstehliche Schöne! wie schnell zauberst du mich aus einer Gestalt in die andre! — Aber Ruhe hast du mir nicht wieder gegeben! Welche Schwärme von streitenden Gedanken und Entschlüssen drängen sich in taumelnder Verwirrung durch mein Haupt! — Ich will gehen, und unter jenen einsamen Bäumen die liebliche Abendluft schöpfen, und in der schattigen Stille mich über alle diese Dinge mit mir selbst besprechen.

7.

PANTHEA. MANDANE.

Panthea.

Was denkst du, meine mütterliche Freundin, von diesem Auftritte, zu welchem ich deine Gegenwart verlangte, damit du eine Zeugin und Richterin meines Betragens seyn möchtest? Bin ich zu gelinde gewesen? Und hat sich Araspes nicht zu schnell verwandelt?

Mandane. Deine Groſsmuth, meine Königin, und der mütterliche Nahme, dessen du mich würdigest, befehlen mir, deine Frage freymüthig zu beantworten. Obgleich dein Betragen bey diesem Auftritte der Würde einer Panthea gemäſs war, so hättest du doch den Schritt nicht wagen sollen, einem so feurigen Liebhaber Gelegenheit zu einer Erklärung zu geben, welche vorher von der Ehrfurcht für deine Hoheit und Tugend, so oft sie hervor zu brechen bereit war, auf seinen bebenden

Lippen erstickt wurde. Der längere Aufenthalt unter den Menschen hat mich ihre Leidenschaften kennen gelehrt. Glaube mir, Panthea, Araspes seufzte schon lange nach einem glücklichen Augenblick, dir sein Herz zu entdecken. Die erste Erklärung, hoffte er, würde ihm die Freyheit geben, sie so oft zu erneuern als er wollte; so würde er dich unvermerkt angewöhnen, seine Liebe zu dulden; er würde sich eine Art von Recht erwerben, sie zu vertheidigen und deine Einwürfe zu beantworten; das Ungeheuer würde durch öfteres Anschauen seine Häſslichkeit verlieren, es würde vielleicht endlich gar gefallen, und eine günstige Stunde — Kurz, ich fürchte du habest ihm, wider deine Absicht, zu Hoffnungen Anlaſs gegeben, die er nicht wagen dürfte, wenn dich deine allzu groſse Güte nicht bereits in seinen Augen erniedriget hätte. Es ist unmöglich, behutsam genug gegen diese kühnen Männer zu seyn, die immer geneigt sind uns mehr Schwäche zuzutrauen als wir wirklich haben, und die selbst aus den bittersten Vorwürfen und Abweisungen die süſsesten Hoffnungen zu saugen wissen.

Panthea. Ich gestehe dir, Mandane, daſs ich die Männer sehr wenig kenne. Ehe mich unser gemeinschaftliches Unglück diesem jungen Meder überlieferte, hatte ich auſser meinen Brüdern und meinem Gemahl kaum einen Mann in der Nähe gesehen. Ohne Zweifel kommt es von meiner Unerfahrenheit her, daſs ich nicht so schlimm von Araspes denken kann als du verlangst. Ich kann kein Verbrechen darin sehen daſs er mich liebt. Es ist sein eigener Vortheil, seiner Liebe Grenzen zu setzen. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu beruhigen, indem ich ihm offenherzig alles entdeckte was er von mir zu erwarten hat. Wenn ich ihm, dachte ich, meine Freundschaft so frey und willig anbiete, so müſste er das unedelste Herz haben, wenn er sie verachten könnte. Wenn er also gleich in der Hitze des schwärmenden Affekts seine Wünsche weiter getrieben hat, so wird er jetzt in sich selbst gehen, und den Genuſs eines wirklichen Gutes einem gröſsern, das ihm versagt ist, vorziehen. Setze nun voraus daſs Araspes edelmüthig sey, so hab' ich nicht zu viel gethan. Warum soll ich ihn aber niederträchtig glauben? einen Menschen, an dem du selbst die Gröſse seines Geistes oft bewundert hast; dessen Reden und Handlungen uns eine lange Zeit in der guten Meinung stärkten, die uns sein erster Anblick von ihm beybrachte; von dem wir unläugbare Proben eines guten Herzens gesehen haben, und, was mehr als dieses alles ist, einen Freund des Cyrus! — Entschuldige mich, Mandane! ich kann keine schlimme

Folgen davon sehen, daſs ich, dieser gerechten Meinung gemäſs, als seine Freundin gehandelt habe. Denn setze auch das ärgste, daſs er sich meiner nicht unbedingten Freundschaft unwürdig zeige: so würde meine Güte, anstatt einigen Vorwurf auf mich zu laden, nur die Schwärze seiner Niederträchtigkeit erhöhen. Aber laſs uns nicht allzu miſstrauisch seyn, Mandane! Araspes kann nicht unedel, nicht arglistig und undankbar handeln.

Mandane. Gewiſs kann er es nicht, so lang' er derselbe Araspes ist, der unsere Hochachtung verdiente. Aber, meine liebste Panthea, eine einzige Leidenschaft, wenn sie die Seele bezwungen hat, macht in kurzem den ganzen Menschen unkennbar. Diese inwendigen Tyrannen können Tugend und Vernunft nicht neben sich leiden. Daſs er dich liebt, verdient keinen Tadel. Seine Liebe war vielleicht schön und lobenswürdig, ehe sie zu einer heftigen Leidenschaft wurde. Aber je vortrefflicher der Gegenstand unserer Neigung ist, desto gefährlicher ist ihr Übermaſs. Ich erinnere mich einer Stelle aus einem unserer Dichter, der die wahre Natur dieser Krankheit, welche die Männer Liebe nennen, nach dem Leben abmahlet: „Traue nicht, junge Schöne, (sagt das Lied) der schmeichelnden Zunge des Jünglings! Erst wenn sie siegt, zeigt sie ihr wahres Antlitz. Müſsten seine Gedanken laut ertönen, wie würde seine Zunge zum Lügner werden! Indem er dich vergöttert, spottet er heimlich deiner Erniedrigung. Wie sanft schlüpfen seine glatten Worte in dein leichtsinniges Herz! Du meinst, er liebe dich? Thörichte! Wenn er im Sonnenschein deiner Blicke hüpft, wenn er die Röthe deiner Lippen, die Weiſse deines Halses, die runden wächsernen Arme, und die schlanke leicht schwebende Gestalt bewundert, so liebt er sich selbst. Begierde, lüsterne Begierde ist seine Liebe. Schmeichlerisch schmiegt sich die Anfangs liebkosende Schlange unter deinen Füſsen; aber bald wird sie sich unvermerkt an dem schönen Stamm hinauf winden, bis sie, fest um dich geschlungen, dein innerstes Mark mit tödtlichem Biſs vergiftet."

Panthea. Ob mich gleich Abradates, der meinem Herzen immer gegenwärtig ist, versichert, daſs ich nichts zu fürchten habe, so geziemt es doch meiner Jugend nicht, deine Warnungen zu verachten. Sage mir denn, Mandane, was soll ich thun?

Mandane. Es ist ein einziges unfehlbares Mittel, dich vor allen Folgen der ausschweifenden Liebe dieses Jünglings sicher zu stellen. Erlaube mir, dein Geheimniſs dem

Cyrus zu entdecken; er weiſs viel zu wohl was für eine Achtung der fräulichen Würde gebührt, als daſs er nur einen Augenblick anstehen sollte, ihn zurück zu berufen. — Aber ich sehe, daſs du meinen Vorschlag allzu streng findest.

Panthea. Bedenke, Mandane, daſs es unbillig seyn würde, wenn wir den Araspes in Gefahr setzten, die Achtung des Cyrus zu verlieren. Wie leicht könnte ihm deine Anklage eine schlimmere Meinung von diesem Jüngling beybringen, als er verdient! Wie leicht könnte diesem eine harte Begegnung von einem Prinzen, der ihn bisher an die freundschaftlichste gewöhnt hatte, allen Muth niederschlagen! Er würde aufhören, ihm mit dem freudigen Eifer zu dienen den die Liebe einflöſst; er würde sich jetzt vor den Blicken scheuen, die ehmahls seine Belohnung waren. Wie könnte mein Herz den Vorwurf ertragen, eine so schöne Harmonie, wie ihre Freundschaft war, unterbrochen zu haben? Und warum? Aus einer vielleicht ganz eiteln Besorgniſs. Araspes ist nicht unedelmüthig, Mandane! Er hat einen früh erworbnen Ruhm zu behaupten, er hat groſse Aussichten, er lebt unter den aufsehenden Augen eines Cyrus. Was für mächtige Stützen, selbst eine sinkende Tugend aufzuhalten! — Aber, wenn er auch wieder in einen fieberischen Anstoſs zurück fiele, was hab' ich zu fürchten? In deiner Gesellschaft, Mandane, von meinen Weibern und Sklaven umgeben, und unter dem königlichen Schutze des Cyrus, was kann ich fürchten?

Mandane. Vielleicht machen mich diese grauen Haare geneigter, als recht ist, zu Besorgnissen, die manchmahl eitel seyn mögen. Jedes Alter hat seine eigenen Krankheiten. Leute, die lange gelebt haben, kennen die Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur; sie wissen Beyspiele von unangenehmen Folgen, die ein allzu groſses Zutrauen oder allzu wenig Vorsicht bestraft haben; man hat sie gelehrt, ja gezwungen, furchtsam zu seyn! Desto nöthiger ist es, daſs uns die Jugend etwas von ihrem Muthe, von ihrer Geneigtheit zum Hoffen, als ein Gegengift wider unsre Zaghaftigkeit, einflöſse. Der Ausgang möge meine Besorgnisse zu Träumen machen!

8.

Araspes allein.

O Hoffnung, holde Schmeichlerin, dürft' ich deinen Eingebungen trauen! Dürft' ich es glauben, daſs meine Liebe, mein Flehen, meine Thränen einst sie rühren könnten! — Ach! umsonst, umsonst schmeichelst du dir, verlangendes Herz! Ein andrer herrscht in ihrer Brust. Meine Liebe beleidigt sie. Welch ein schrekkender Ernst war in ihren Augen, da ich zu ihren Füſsen lag! — Aber — wie? verlor er sich nicht bald wieder in mildere Majestät, und diese selbst in sanftes Mitleiden? Besorgte sie nicht, mich zu sehr erschreckt zu haben? Trug sie mir nicht freywillig ihre Freundschaft an? „Liebe mich als eine Schwester." — Der bezaubernde Ton, womit sie es sagte, erklingt noch in meiner Seele! — War nicht Zärtlichkeit in ihrem Blick, als sie mich verlieſs? Was verspricht mir dieſs? — O Panthea, ich will, ich will mich dieser entzückenden Hoffnung überlassen! Der gefährlichste Schritt ist gethan. Sie kann sich nicht mehr weigern, die Erklärungen meiner Liebe anzuhören! Nach und nach wird ihr gewöhntes Ohr sich willig zu den gefallenden Tönen neigen, und sympathetische Triebe werden in ihrem erweichten Herzen erbeben. In Freundschaft verkleidet, wird die unverdächtige Liebe ihr Vertrauen gewinnen; sie wird die feurige Beredsamkeit meiner Lippen, sie wird das bedeutende Schmachten meiner Blicke, und selbst meine Liebkosungen dulden; das angenehm beschäftigte Herz wird des abwesenden Abradates vergessen, von Freuden und Scherzen herbey geführt, wird die günstige Stunde kommen, und — O Araspes, du wirst glücklich seyn!

VIERTE ABTHEILUNG.

1.

Araspes allein.

Wie frisch und lieblich ist dieser Morgen! Wie reitzend die nachlässige Schönheit der halb verhüllten Natur! Dank sey dem heilenden Schlummer, der so lange meine Nächte verlassen hat! ich fühle das munterste Leben wieder in meinen Adern hüpfen. Alle meine Sorgen sind in lachende Hoffnungen verwandelt. — Ich erstaune über meine Trägheit. — Wie lange hab' ich mich umsonst gequält! In Wahrheit, der verdient unglücklich zu seyn, der sich selbst verloren giebt. — Wer peinigte dich so, Araspes? — „Die Liebe?“ — Die Liebe kann nur einen Thoren peinigen. —

„War es die strenge Panthea?“ — O sie ist ja lauter einladende Güte, lauter reitzende Holdseligkeit. Kam sie nicht selbst, mit tröstenden Reden meinen eiteln Kummer zu besänftigen? Wie undankbar wäre ich, sie der Strenge zu beschuldigen! — „Aber sie liebt mich nicht?“ — Dieſs ist noch ungewiſs! Vielleicht ist meine Schüchternheit, nicht ihr Kaltsinn, die Ursache, daſs ich noch zweifeln muſs. Warum soll ich nicht hoffen? Könnte ein so sanftes Geschöpf, so ganz gemacht Liebe einzuhauchen, unfähig seyn, die Begierden selbst zu fühlen die es erweckt? Wie lange soll mir denn meine eigene Feigheit schaden? Nur den kühnen Liebhaber belohnt Amor mit seinen Freuden, und bestraft den mit verdienten Schmerzen, der nur Seufzer wagt. — Hab' ich sie denn schon auf die Probe gesetzt? Hab' ich ihr zärtliches Ohr angewöhnt, die freyen Erklärungen meiner Liebe zu dulden? Hab' ich etwann einen der gewogenen Augenblicke gehascht, da die Seele in einer süſsen Vergessenheit ihrer selbst einschläft, und die erhitzte Sinnlichkeit sich nach bekannten Freuden sehnt? Was verzage ich denn? Nein, eine so blühende Jugend, eine so belebte, gefühlvolle, liebeathmende Schönheit kann nicht unbezwingbar seyn! O was für Entzückungen verspricht sie dem Glücklichen, dem sie mit glühenden, sich selbst bewuſsten Wangen, mit halb geschlossenen Blicken und klopfendem Busen, wollüstig seufzend seinen Sieg bekennen wird! — O daſs in diesem Augenblick ein der Liebe günstiger Genius sie herbey lockte, daſs der junge rosenbekränzte Tag sie zum Morgengesange der Vögel in diese Schatten lockte! — Aber was hoffst du, Unbesonnener? Ihre Unschuld — O laſs sie so unschuldig seyn als der erste Seufzer eines halb aufgeblühten Mädchens, so keusch als Diana, ehe sie ihren silbernen Wagen zu Endymion herab lenkte: was schadet das meinen Hoffnungen? Ihre Unschuld wird durch den sanft sträubenden Widerstand meinen Sieg nur angenehmer machen. — Stille! — Was rauscht durch jenes Gebüsche? — Ist es, oder täuscht mich das verlangende Herz — Ist es nicht die Gestalt der Panthea, oder ist es eine Waldnymfe, die ihre Schwestern sucht? — Ich will ihr, so leise wie ein Schatten, nachschlüpfen — Vielleicht hat die Liebe meinen Wunsch erhört.

2.

ZWEY SKLAVINNEN DER PANTHEA.

Erste Sklavin.

Hier, Scheristany, werden wir genug Blumen finden. Die Morgenröthe hat hier ihren ganzen Vorrath verschüttet.

Zweyte Sklavin. Siehe dort jene volle stolz aufgeblühte Rose, wie schön sie aus dem dunkeln Busche hervor lacht! Noch reitzender soll sie aus den braunen Locken der schönen Panthea hervor lachen, und, von ihren Wangen übertroffen, noch mehr erröthen. — Oder meinst du, Zelis, sie würde lieber an meinem Busen glänzen?

Erste Sklavin. (lachend.) Warum nicht? Sie wird stolz auf einen so schönen Platz seyn. Laſs sie mich anheften. Wir wollen für Panthea bald eine andre finden. — Hier habe ich schon einen ganzen Frühling in meinem

Korbe. Laſs uns auf diese Veilchenbank nieder sitzen, und den schönsten Kranz flechten.

Zweyte Sklavin. Du willst die Königin heute recht reitzend ausschmücken. Weiſs auch Scheristany, wer ihr am meisten dafür danken wird?

Erste Sklavin. O ich errathe was du sagen willst. Es ist kein Geheimniſs mehr, daſs Araspes für die Königin seufzet.

Zweyte Sklavin. Und vielleicht nicht lange mehr seufzen wird? Was meinst du, Zelis? Hast du nicht —

Erste Sklavin. Die Blicke gesehen, die zärtlichen Blicke, die man über den glücklichen Jüngling ausgieſst, die vertrauten Gespräche, die Spaziergänge im Myrtenwäldchen, die groſsmüthige Besorgniſs für seine Gesundheit! Alles, alles verkündigt das Glück des neuen Günstlings. Was für seltsame Geschöpfe sind wir doch!

Zweyte Sklavin. So? Findest du etwann einige kleine Unrichtigkeiten in dir selbst, daſs du so fertig bist über das ganze Geschlecht zu schmähen?

Erste Sklavin. Höre, Scheristany, wenn wir aufrichtig sind und uns selbst kennen, so wird sich keine für unüberwindlich halten.

Aber doch könnte ich es der Königin nicht vergeben, wenn sie —

Zweyte Sklavin. Ey wie streng, Zelis! Was, denkst du, sollte eine Frau, der alle Morgen ihr Spiegel und die weit offnen Augen eines jeden, der sie siehet, ihre Schönheit vormahlen; der die ganze Natur sagt, daſs sie zum Vergnügen erschaffen sey; der es ihr inneres Gefühl noch lauter sagt; — soll sie sich selbst im Frühling ihres Lebens zu einer ewigen Wittwenschaft verdammen? Und warum? Um des albernen Ruhmes willen, von irgend einem zukünftigen Dichter mit der Turteltaube verglichen zu werden, die ewig trostlos, auf einem verdorrten Aste sitzend, den Verlust ihres Gatten beweint? O gewiſs, eine Schönheit, wie Panthea, ist nicht gemacht, ungeliebt und ungenossen, von Seufzern und hartnäckiger Schwermuth zu verwelken. Was ist hierin tadelnswerth? Wenn auch Abradates noch lebt, so hat er ihrer vergessen; und ihre Gefangenschaft, die alle vorigen Verbindungen auflöst, giebt ihr das Recht, ihn hinwieder zu vergessen.

Erste Sklavin. Du sprichst, als ob du niemahls eines getreuen Liebhabers werth seyn werdest. Ist es denn gewiſs, daſs Abradates sie vergessen hat? Vielleicht ist er schon auf dem Wege sie zu befreyen. Welch ein Schmerz würde dem seinigen gleichen, wenn er seine geliebte und treu geglaubte Panthea in eines andern Armen fände!

Zweyte Sklavin. Er fände dann, meine gute Zelis, daſs er nicht der einzige sey, der das Geheimniſs besitze der schönen Panthea zu gefallen. — Aber im Ernste, dünkt dich nicht auch, die Männer seyen unbillig, uns wie ihr Eigenthum zu behandeln? Gleich als ob wir nur da wären, ihre Leidenschaften und nicht die unsrigen zu vergnügen! Sollten wir nicht eben so wohl ein Recht haben, für unsre kleinen Bedürfnisse zu sorgen, als sie für die ihrigen? Was meinst du, Mädchen?

Erste Sklavin. Daſs du eine leichtsinnige Thörin bist. Aber stille! ich höre Mandane rufen. — Siehe, unter deinem Geplauder ist mein Kranz fertig geworden. Laſs uns gehen.

3.

ARASPES. ARASAMBES.

ARASPES noch allein.

Wo bin ich? Bin ich Araspes? War es ein Traum? War es wirklich? O wie schwimmt mein ganzes Wesen in Entzückung! — Es war kein Traum! — Alles was die Natur bezauberndes hat — Nein, keine Worte sind vermögend zu beschreiben, was ich gesehen habe! — Wie schön stand sie da, in schamhafte Rosenfarbe gekleidet, wie holdselig in sich selbst geschmiegt! Wie glänzte das dunkle Gebüsch um sie her! — Mich däuchte, ich sahe ganze Schwärme von Zefyrn, um sie her gaukelnd, die lieblichsten Düfte des Morgens auf sie herab schütten. Wie leicht schien ich mir selbst! Ich glaubte in der Luft zu schweben; kaum hielt ich mich, daſs ich nicht, selbst ein Zefyr, auf sie zuflatterte. — O ist denn niemand hier, über den ich meine Freude ausgieſsen kann? Möchte ich doch meinen

Arasambes finden! — Diese Bäume sind so stumm, so unempfindlich; ich muſs einen Zuhörer haben, der mein Entzücken mitempfinden kann.

Arasambes. Wohin Araspes? Siehest du mich nicht? Höre wenigstens, wenn du nicht mehr sehen kannst!

Araspes. Wer ruft mir? Woher? — Ha! dich sucht' ich eben! Willkommen, Arasambes! Nie bist du mir erwünschter gekommen! Nie hast du mich so glücklich gesehen als ich jetzt bin!

Arasambes. Was kann vorgegangen seyn, lieber Araspes, das dich so fröhlich macht? Welch ein Sprung von der gestrigen Schwermuth zu diesem Übermaſs der Freude! Die funkelnden Augen, die wallenden Muskeln, der hüpfende Gang, alles verkündigt Entzückung und Wonne. Was kann dir begegnet seyn? Bist du eben jetzt aus einem süſsen Morgentraum erwacht? — Oder

Araspes. Ich hätte groſse Lust, dich rathen zu lassen, wenn ich nicht vor Ungeduld zitterte, dir mein glückliches Abenteuer zu erzählen. Aber ich sage dir, Arasambes, wenn du mein Freund bist, so heitre diese schläfrige Miene auf und lächle. Alles was Leben und Gefühl hat, die ganze Natur soll sich mit mir freuen! Verwünscht seyen diese Bäume hier, weil sie nicht aufhüpfen, und jeder eine Dryade hervor läſst, durch gaukelnde Tänze und Freudengesänge diesen Hain zu beleben!

Arasambes. Ich würde vielleicht fröhlicher seyn, wenn ich dich weniger liebte! — Aber sage mir nur erst, worüber ich mit dir frohlocken soll.

Araspes. So höre denn, du kalter unempfindlicher Mensch! Die Morgenröthe weckte mich heute aus dem sanftesten Schlaf. Ich stand auf, so vergnügt, so froh, als ob ich ein andrer Mensch sey, als der, den du gestern wie einen Thoren seufzen und winseln hörtest. Diese Verwandlung brachte die Unterredung mit Panthea hervor. Ihre sanften Tröstungen bezauberten die Wuth meiner Schmerzen, ihre Blicke strahlten Hoffnung in meine Seele. So war ich eingeschlummert, und der Gott der Liebe, der meinen unbesonnenen Trotz und die Verachtung seiner Macht genug bestraft hatte, zeigte mir in reitzenden Träumen was ich thun sollte. Der angenehmste von ihnen weckte mich. Ich stand auf, und ging in diesen Myrtenhain, von niemand bemerkt. Eine geheime Ahnung führte mich. Meine Sklaven schliefen noch alle. — Ohne Zweifel glaubte mich auch Panthea noch im Schlummer begraben: denn indem ich hier unter einer Rosenlaube den schmeichelndsten Hoffnungen nachhänge, höre ich durch die halb schlummernde Stille im nahen Gesträuch etwas vorüber rascheln. Ich stehe auf, und schleiche dem Rauschen nach, so leiſe wie wenn ein Lüftchen über die Spitzen des Grases hinschwebt. Zuletzt kam ich an den Ort; und o mit welchem Gemisch von Erstaunen und Freude — Aber du siehest gar nicht munter aus, Arasambes?

Arasambes. Fahre nur fort, Araspes! Ich besorge, deine Erzählung werde mich nur zu sehr rechtfertigen.

Araspes. Und was meinst du wen ich sah? Es war Panthea, die schöne Panthea, die mit Mandane und zwey Sklavinnen gekommen war sich zu baden. Sie kam so früh, in der Meinung, desto gewisser allein zu seyn. Es scheint, sie habe dieſs schon öfters gethan, und darum war sie jetzt desto sichrer. Aber Amor hatte Lust, ihr einen Streich zu spielen.

Arasambes. Ich will doch nicht hoffen —

Araspes. Und was? daſs ich zugesehen habe? O Bildsäule von einem Menschen! Dann wäre ich gewesen was du und deine Brüder, die Felsen und Bäume dieser Gegend, sind! Ich sollte wie ein Thor die Augen zugeschlossen haben, wenn die Natur ihre gröſste Schönheit, ihr vollkommenstes Werk vor mir enthüllte?

Arasambes. Du erräthst meine Gedanken sehr scharfsinnig. Aber antworte mir nur auf dieſs: War es nicht unedel, unzärtlich, daſs du einen verstohlnen Zuschauer abgabest, wo du wuſstest daſs Panthea keinen Zuschauer verlangte?

Araspes. Wuſst' ich das? Meinst du, diese schönen Geschöpfe seyen im Ernst erzürnt, wenn ein verrätherischer Zufall ihrer angebornen Begierde zu gefallen zu Hülfe kommt? Meinst du, es sey ihre eigene Erfindung, daſs sie sich so vor uns verbergen? — Aber ich habe jetzt keine Lust zu streiten; ich will erzählen. Kennst du die Grotte am Ende des Myrtenhains?

Arasambes. Ich erinnere mich nicht sie gesehen zu haben.

Araspes. Es ist eine hohe gewölbte Grotte, in einen Felsen von Porfyr gehauen, und von beiden Seiten mit Myrten und Balsamstauden dicht umkränzt. Aus hundert Spalten sprudelt, oder rieselt, oder thauet krystallnes Wasser hervor, und sammelt sich in einem weiten Becken von schwarzem Marmor, das mit einem Kranze der schönsten Blumen rund umher verbrämt ist. Hierher begab sich Panthea von der Alten begleitet. Die beiden Sklavinnen entwichen. Sie blieb allein mit Mandane, unwissend, daſs ihr Liebhaber, von der günstigen Schwärze der Myrtenhecken und von der Dämmerung versteckt, so nahe war, und, selbst unsichtbar, mit geitzigen Blicken zusah, wie ihre untadelige Schönheit sich nach und nach enthüllte, bis sie nur mit sich selbst geschmückt da stand; ein Anblick, der auch ein Steinbild, ja sogar dich, mit Leben erschüttert hätte. Denke nicht, daſs ich sie durch eine Beschreibung entweihen werde. Niemahls, niemahls würde ich dir nur den kleinsten Theil aller dieser nahmenlosen Reitzungen begreiflich machen, die meine schauende Seele bezauberten.

Arasambes. Aber wie konntest du dich, so feurig und entzückt als du warst, enthalten, aus deiner Dunkelheit, wie ein Faun, hervor zu rauschen und die reitzende Nymfe zu haschen?

Araspes. Ach mein Freund! ich war lauter Auge oder vielmehr lauter Seele, die, in Bewunderung verloren, vergaſs daſs sie einen Körper habe. Vergeblich würde ich mich bemühen, dir auszudrücken was ich fühlte. Es war etwas festliches in meiner Entzückung, wie wenn eine Göttin des Himmels in strahlender Glorie vor mein Auge herab gestiegen wäre.

Arasambes. Ich bewundre dich, Araspes. Dein Herz verläugnet, selbst wenn es ausschweift, seine angeborne Gröſse nicht. Dieses bescheidne Betragen bey einem so gefährlichen Anlasse versichert mich, daſs meinem Araspes keine Tugend unmöglich ist. Nun zweifle ich nicht mehr, du werdest dir selbst gleich bleiben, und die schöne Panthea niemahls ohne diese heilige keusche Ehrfurcht anschauen, die einer Göttin gebührt.

Araspes. Du scherzest, Arasambes. Diese feierlichen Empfindungen, die Frucht der vergötternden Erstaunung, sind eben so vergänglich als hochfahrend. Wie, meinst du, ich sollte mir selbst verbergen können, daſs Panthea eben so irdisch ist als die übrigen Weiber? Glaube mir, sie hat keine Ursache sich der Menschheit zu schämen; und da ich jetzt mehr als jemahls empfinde wie schön es ist ein Mensch zu seyn, so kommt es mir nicht zu, sie anders als nach menschlicher Weise zu lieben.

Arasambes. Ey, wie bald haben sich deine so geistigen Empfindungen verkörpert! Noch vor wenigen Tagen liebtest du nur ihre

Seele, so rein, so begierdenfrey, wie ein Sylfe die junge Schöne liebt, deren gleitende Unschuld er bewachen soll. Schämst du dich nicht, deinem ersten Gegenstande so bald ungetreu zu werden? Und für wen? Ich erröthe es zu sagen. Es ist als ob du Panthea um eine ihrer Sklavinnen vertauschtest.

Araspes. O schweige von diesen hochfliegenden Einbildungen! Die Erfahrung ist meine Lehrerin gewesen. Der Mensch ist nicht zur ätherischen Liebe gemacht. Meinst du, diese anmuthigen Geschöpfe würden es zufrieden seyn, wenn uns irgend eine himmlische Macht in Sylfen auflösen wollte? Oder kannst du glauben, eine Frau würde jemahls einen Liebhaber haben, wenn ihr Geist, ihre Tugend, ihre Sitten, das einzige wären, was sie reitzendes hätte?

Arasambes. Ich erstaune über die neue Denkart, die dir dieser Morgen eingegeben hat. Und was sind nun deine Absichten? Was hat Panthea von einem so irdischen Liebhaber zu erwarten, als du zu seyn dich rühmest?

Araspes. Alles was die schönste unter den Frauen von den Entzückungen des feurigsten Jünglings erwarten kann. Falte deine Stirne nicht zu vergeblichen Verweisen, Arasambes! Fürchte nicht, daſs ich mich zu unedeln

Mitteln herab lassen werde. Mein Herz verschmäht den wilden Zwang und die kriechende List. Wenn mich meine Hoffnung nicht betrügt, so werde ich von ihrer gefälligen Güte erhalten, was nur trunkne Faunen, die an einem Bacchusfest unter frechen Mänaden auf den Thracischen Bergen rasen, mit Gewalt zu nehmen fähig sind. Sie wird mich lieben, Arasambes! sie wird meiner überredenden Sehnsucht weichen, und — in ihren willigen Armen werde ich glücklich seyn!

Arasambes. Hast du vergessen, mein Freund, wer diese Panthea ist, die du mit so frevelhaften Hoffnungen beleidigest? Du hoffest ihre Klugheit zu bethören, ihre Tugend einzuschläfern? Aber Araspes! wie bedaur' ich dich! Wo ist dein Verstand hingeflogen? Wahrlich, wenn du schöner wärest als Adonis, für den die Göttin der Schönheit in den Syrischen Hainen seufzte, schöner als die Liebesgötter die ihren Wagen durch die Rosen von Damaskus ziehen; wenn alle die Zauberkräfte, alle die anziehenden Liebreitze und schmeichelnden Künste, die in ihren Gürtel gewebt sind, in deinen Augen funkelten und auf deinen Lippen lockten: — die Tugend einer Panthea würde deiner ohnmächtigen Versuchung spotten.

Araspes. Wenn Panthea mehr oder weniger wäre als eine Frau, so würdest du meiner

Hoffnung mit besserm Grunde spotten. Aber glaube mir, diese anmuthsvolle Schöne ist weder aus Marmor gehauen, noch aus Äther zusammen geronnen; sie ist ganz Gefühl, ganz dazu gemacht, die Liebe zu erwiedern die sie einhaucht. Ich sah sie, gleich der badenden Diana, von aller Strenge, aller dieser angenommenen Feierlichkeit entwaffnet, womit die weibliche Kunst unentschloſsne Liebhaber in Ehrfurcht hält; seit diesem Augenblicke bin ich lauter Hoffnung. Laſs nur die günstige Stunde kommen, — in diesen beseelenden Tagen, da die ganze Natur, von der schwach fühlenden Pflanze bis zum königlichen Menschen, Liebe athmet — laſs sie kommen die günstige Stunde, und die strenge geglaubte Göttin wird zu einer milden Sterblichen zerschmelzen. Mich dünkt, ich sehe sie unter jenen Schatten, dort wo die hohen Lauben häufige Blumen zum weichen Lager herab schütten; halb schlummernd seh' ich sie ins junge Gras hingegossen. Lüsterne Mittagswinde spielen mit ihrem leicht schwebenden Gewande. Wie willig athmet sie den Geist des Frühlings ein! Das süſse Gift wallet durch ihre Adern, sie staunt; tausend glänzende Träume von Entzückung und Wonne schwimmen um ihr Auge. — O laſs mich eine dieser glücklichen Stunden haschen; und wenn ihre Tugend diese Probe bestanden hat, dann sage, daſs sie unüberwindlich sey!

Arasambes. Halt ein, Araspes! Meine Geduld und dein Muthwille geht zu weit. Ich bedauerte dich, so lange nur dein Verstand angegriffen war; aber es ist unmöglich deiner Krankheit länger zu schonen. Das Übel hat sich zu deinem Herzen durchgefressen; deine Denkungsart, deine Sitten sind angesteckt. Unglückseliger! was für einen Entwurf hast du gemacht! Wie sehr muſs deine Seele schon zerrüttet seyn, daſs sie ihn nur zu denken fähig war! Zittre vor dir selbst, Araspes! Es ist die Gemahlin des Abradates, die du von der glänzenden Höhe der unbefleckten Ehre zu den niedrigsten ihres Geschlechts herab stürzen willst. Panthea kann niemahls, niemahls die Deinige seyn. Abradates allein hat ein Recht an den Besitz dieser Schönheiten, die deine unreine Leidenschaft entweihet.

Araspes. Und was meinst du also daſs ich thun soll?

Arasambes. Was du thun würdest, wenn die Erfüllung aller deiner Wünsche die Hitze deiner Flammen abgekühlt hätte. Glaube mir, Araspes, dieser Taumel der berauschten Vernunft kann nicht lange dauern. Eine so sinnlich schwärmerische Liebe erstickt am Genuſs. Sey zu rechter Zeit weise! Denke, wie du gewiſs alsdann, aber zu spät denken würdest, wenn deinen entzauberten Begierden nichts mehr zu wünschen übrig wäre.

Araspes. Wie schändlich lästerst du meine Liebe! Ich sollte aufhören Panthea zu lieben? Sie, deren Reitzungen alle anzuschauen und zu bewundern kaum die Unsterblichkeit zureichte? — Ich bitte dich, höre auf, mein Ohr mit deinem Unsinn zu beleidigen. Der müſste meine Seele versteinern können, der mir verbieten wollte für diese göttliche Schöne zu brennen. Überlaſs mich mir selbst, wenn du nur gekommen bist meine Freuden zu stören.

Arasambes. Ich werde dich in diesem Zustande nicht verlassen, Araspes. Wann bedürfen wir des freundschaftlichen Beystandes mehr, als wenn eine Leidenschaft uns unser selbst beraubt hat? — Meine Sinne sind nicht bezaubert; meine Einbildung ist nicht in Flammen; mein Verstand ist nicht geblendet. Ich sehe deinen Zustand wie er ist. Ich sehe dich mit trunkner Seele am Rand eines furchtbaren Abgrundes schwanken, und ich sollte dich nicht zurück ziehen?

Araspes. Laſs mich, Arasambes, laſs mich immer in diesen Abgrund stürzen, der dir so furchtbar scheint. In meinen Augen ist er eine See von Wonne und Freuden der Götter.

O Panthea! ein einziger Augenblick in deinen Armen verdiente mit tausend Gefahren, mit dem Tode selbst erkauft zu werden! Aber diese Gefahren, diese Abgründe, mein Freund, sind nirgends als in deiner trübsinnigen Einbildung. Höre nur meinen Entwurf, und urtheile dann, ob mein Verstand so benebelt sey als du wähnst. Wenn ich das Herz der schönen Panthea gewonnen habe, so ist nichts übrig, das sich meinen Wünschen widersetzen könnte. Abradates hat kein Recht an Panthea mehr; sie ist eine Gefangene, eine Sklavin des Cyrus. Alle ihre vorigen Verbindungen sind aufgelöst. Cyrus allein hat das Recht, das Schicksal seiner Sklavin zu bestimmen. Ich will ihn suchen, ich will seine Knie umfassen, ich will ihm flehen daſs er meine Liebe billige. Er wird seinem Freunde diese einzige Bitte nicht versagen. O durch was für Thaten will ich sie verdienen! Ich will ihn bis an den Ocean begleiten; ich will ihn in andere Welten begleiten; er mag die Beuten von Königen, ganze Provinzen, die goldne Atlantis selbst unter seine Gefährten austheilen; meine Belohnung soll Panthea seyn!

Arasambes. Wie jammert mich deine Verblendung, mein unglücklicher Freund! Ists möglich, daſs du hoffest Cyrus werde deine Leidenschaft billigen? Du hoffest, er werde die Königin von Susiane der Brunst eines schwärmenden Jünglings Preis geben; sie, durch die er den mächtigen Abradates zu seinem Freund und zu einem feurigen Verfechter seiner Sache zu machen gedenkt? Du kannst eine so thörichte Gefälligkeit von Cyrus hoffen? Verachtung wird alles seyn, was deine sinnlose Liebe von ihm zu erwarten hat!

Araspes. Ach Arasambes! was für eine Erinnerung rufst du in meine Seele. — Hinweg von mir, grausamer Feind meiner Freude! Verlaſs mich! Überlaſs mich meinem Schicksal! Aus was für einer ſüſsen Bezauberung hat mich deine verhaſste Gegenwart erweckt!

Arasambes. Höre mich erst, Araspes! Du suchst mir umsonst zu entrinnen. Wie eine Plagegöttin will ich dich verfolgen. Du sollst die strafende Stimme der Tugend hören, die du beleidiget hast! Sie wird aus dem Munde eines Freundes nicht so furchtbar tönen, als sie, wenn du dein Verbrechen vollendet hättest, aus den Tiefen deiner Seele donnern würde. Laſs es seyn, daſs Cyrus deine Leidenschaft billige. Noch mehr, Panthea selbst soll schwach genug seyn, in deinen Entwurf einzuwilligen. Würdest du darum minder sträflich, minder des Abscheus aller menschlichen Wesen würdig seyn? — Denke einen Augenblick nach, und sprich dir dann dein Urtheil selbst. Würdest du es wagen dürfen, mit dieser von dir erniedrigten, entehrten Panthea vor die Augen der Tugend zu treten, wenn sie sichtbar würde, über dich zu richten? — Ich weiſs wohl, daſs eine unsittliche Gewohnheit, die ihr Alterthum befestigen aber nicht rechtfertigen kann, dem Sieger ein barbarisches Recht über seine Gefangenen giebt. Aber seit wann bedient sich der Groſsmüthige der Vortheile, die ihm ungerechte Gesetze über die Unschuld geben? Seit wann handelt der Tugendhafte nach den Regeln der Gewohnheit einer verderbten Welt? Seit wann bildet er seine Aufführung nach dem Beyspiel der Menge? — Sein eigenes angebornes Gefühl von dem was recht und edel ist, das Bild der Schönheit und der Ordnung, das die Natur in seine Seele eingegraben hat, dieſs allein ist sein Gesetz. Er würde das Gute thun, wenn gleich eine ganze Welt sich zusammen verschworen hätte das Gute zu strafen; er verschmähte eine unedle That, wenn gleich alle Thronen Asiens ihre Belohnung, und Nazionen von Sklaven schändlich genug wären, seine Übelthat durch marmorne Aufschriften der Nachwelt als eine Groſsthat anzupreisen. Du, Araspes, den die Natur zur Tugend bildete, der ihre göttliche Schönheit gesehen, ihre Freuden geschmeckt, ihre Hoffnungen voremfunden hat, — kannst du schon so tief herab gestürzt seyn, eine schändliche That zu thun, weil du sie ungestraft zu thun hoffest? — Doch vielleicht verbarg dir die angenehme Schwärmerey der Leidenschaft ihre ganze Häſslichkeit. Aber laſs dich erinnern, daſs die Bande, welche Panthea mit Abradates verknüpfen, so heilig sind, als die ewige Eintracht und Harmonie der Schöpfung. Was würde die Gesellschaft der Menschen werden, wenn diese Bande aufhörten unverletzlich zu seyn? Ein schamloser viehischer Hauſe, wild und gesetzlos, gleich denen, die die Baktrischen Wälder durchbrüllen. Die keusche Liebe, die süſse Quelle des häuslichen Glücks, würde zum thierischen Bedürfniſs eines Augenblicks erniedriget; alle diese zärtlichen und huldreichen Empfindungen, die sie einflöſst, würden verschwinden, und statt milder gefälliger Sitten würde eine zaumlose Wildheit den Menschen zum ungeheuersten der Thiere machen. Der Elende, der nach der geheiligten Schönheit einer Vermählten wiehert, ist ein Wüthender, der die Bande zerreiſsen will, womit die Natur selbst, die oberste Gesetzgeberin der Wesen, die Menschen zu einem Brüdergeschlecht verwebt hat. Seine schnöde Lust stiehlt einem rechtschaffnen Manne den süſsen Trost, den er gewohnt war in den Armen einer zärtlichen Gattin zu finden, und beraubt das unschuldige Kind einer tugendhaften Mutter. Sollte sich

Araspes einer solchen That schuldig machen können? Sollte er der Welt ein solches Beyspiel geben, und auf eine so schändliche Art die Erwartung seiner Freunde betrügen?

Araspes. Ach Arasambes!

Arasambes. Dieſs ist noch nicht alles! Denke was für ein Anschlag das ist, den du auf die schöne Panthea gemacht hast. Du liebst sie, sagst du, und du willst auf ewig den Ruhm, den Frieden, die Glückseligkeit derjenigen zerstören, die du liebst. Welch ein glorreiches Geschöpf war Panthea, ehe du sie kanntest! Die Natur kann nichts vollkommneres erfinden als ihre Gestalt, die Tugend nichts schöneres bilden als ihre Seele. Selbst die Farben der Entzückung, womit du mir sie mahltest, eh' ich sie selbst gesehen hatte, haben ihr nicht schmeicheln können. Und diese preiswürdige Schöne willst du des Glanzes berauben, ohne den die Schönheit eine welke Blume ist? des Schatzes, den alle Reichthümer des Ganges und Indus nicht ersetzen können? dieser innerlichen Ruhe, dieses tröstenden Bewuſstseyns eines untadeligen Werthes, das den Verlust aller irdischen Güter zu bezahlen und jedes Ungemach des Lebens zu besänftigen vermag; der schönen Unschuld, die, wenn sie von einem Throne verstoſsen in einer strohbedeckten Hütte wohnen müſste, die strohbedeckte Hütte zu einem Tempel des Friedens und zum Augenmerk herab schauender Götter machte? Sie, deren reine Seele sich in allen ihren Zügen mahlte, die gewohnt war, mit dem edlen ruhigen Stolze, den die sich selbst bewuſste Unschuld giebt, in jedem Auge den Ausdruck der bewundernden Ehrfurcht zu lesen, — sie soll, von dir entweiht, von dir zur Mitschuldigen deines Verbrechens gemacht, gezwungen seyn, die Augen niederzuschlagen und vor dem Blick eines Sterblichen zu beben? Ihre keuschen Wangen sollen von einer verbrecherischen Röthe glühen? Ihr schüchterner Blick soll in jedem Gesicht das Urtheil lesen, das ihre Seele über sich selber fällt? Oder bist du, Unglückseliger, bist du fähig zu wünschen, daſs sie mit der Unschuld sogar die Scham, die letzte Spur der ehmahls gegenwärtigen Tugend, verlieren sollte? Umsonst würdest du es wünschen! So ist das unveränderliche Gesetz der Natur: Scham und Reue und zitternde Furcht zeichnen den Verbrecher aus, und verfolgen ihn bis in die Finsterniſs, wohin er den Augen der Menschen, aber nicht sich selbst entfliehen kann; von immer währender Angst erschüttert, fürchtet er die ganze Natur; sein Schatten wird ein Gespenst für seine schreckenvolle Seele, und der Bäume rauschende Blätter murmeln ihm seine

Verbrechen vor. Ist dieser Zustand entsetzlich? Es ist noch nicht das ärgste, was du der unglücklichen Panthea zubereitest. Die Elenden, die niemahls den Reitz der Tugend gekannt haben, die, in unsittlicher Wildheit aufgewachsen, zum Laster gewöhnt und zur Schande abgehärtet sind, mögen vielleicht endlich zu der unseligen Ruhe gelangen, die denjenigen betäubt, für den das Böse durch eine lange Übung zum Gut geworden ist. Aber hoffe nicht, eine Panthea im Schooſse des Lasters einzuschläfern. Ihre Seele ist zur Tugend gemacht. Vielleicht kann sie eingeschläfert werden; aber sie wird bald erwachen, und das Andenken dessen, was sie war, wird ihr die Vorwürfe dessen, was sie ist, unerträglich machen. Eine Seele, die sich selbst verachten, sich selbst verdammen muſs, ist das elendeste aller Wesen. Und o mit welchem Haſs, mit welchem schauervollen Abscheu würde sie denjenigen ansehen, der sie dahin gebracht hätte, sich selbst verachten zu müssen! Siehe, Araspes, dieſs sind die Folgen von dem was deine Seele brütet! So liebst du die schöne Panthea!

Araspes. Höre auf, Arasambes, verschone mich! Höre auf meine Seele zu zerreiſsen! Grausamer Freund! was für ein fürchterliches Heer von Schreckgespenstern hast du gegen mich aufgeführt! — Verflucht sey der bloſse Gedanke des Frevels, dessen du mich fähig hältst! Kannst du, der Zeuge meines vergangenen Lebens, mich für einen so verworfenen Elenden halten, als ich seyn müſste, um deine unglückweissagenden Besorgnisse zu rechtfertigen?

Arasambes. Ich kenne dein Herz, Araspes, und ich kann, ohne ungerecht oder vergeſslich zu seyn, glauben, daſs die Trunkenheit der Leidenschaft dich fähig machen könne zu thun, was nur geübte und gefühllose Vertraute des Lasters bey kaltem Blute zu thun im Stande sind. Der Abgrund, an dessen Rande du wankest, ist mit Freuden und Entzückungen umnebelt. Die Vernunft hat für etliche Augenblicke den magischen Nebel zerstreut. Es sind kostbare Augenblicke, Araspes! säume nicht sie anzuwenden. Fliehe, mein Freund, fliehe vor Panthea und vor dir selbst. Eine zweyte Gefahr könnte die Versuchung unwiderstehlich machen.

Araspes. Ich bedarf der Einsamkeit, Arasambes. Verlaſs mich! Ich will mich von diesem Ort entfernen, auf dem die Bilder der Freuden schweben, die du aus meiner Seele verscheucht hast. Ich will mein Herz erforschen, und wenn ich es so niedrig, so hassenswürdig finde, als du voraussetztest daſs es seyn könne, so soll diese rächende Hand es aus meiner Brust reiſsen!

Arasambes. Ich bin genöthiget dich zu verlassen. Ein Befehl, den ich gestern von Tigranes erhalten habe, trägt mir ein Geschäft auf, das keinen Verzug leidet. Ich kam nur, dich zu umarmen; der Zustand, worin ich dich fand, hielt mich länger bey dir auf als die Zeit mir erlaubte. Nun wirst du dir selbst überlassen seyn. Ich muſs eilen. Wollte der Himmel, daſs du mich begleiten dürftest!

4.

ARASPES allein.

Arasambes verachtet mich — Ja! er verachtet mich, und ich selbst gab ihm die Ursache dazu! Ich Unvorsichtiger! warum mufste ich mich ihm in einem Augenblick zeigen, worin nur leblose Zuhörer unnachtheilig sind? Warum konnte ich mich nicht ohne Zeugen freuen? — Aber es war mir unmöglich zu schweigen. Eine Entzückung, wie die meinige war, hätte die Lippen eines Stummen aufgesprengt. Mich dünkt, ich bin viel ruhiger, seitdem ich das Übermafs meiner Freude ausgesprudelt habe. — Es ist wahr, Arasambes hatte Recht, mir Verweise zu geben. Das erste Feuer des Affekts verblendete mich. Ich sah die Folgen des Entwurfs nicht, womit das verlangende Herz mich betrog. Arasambes hat mich an mich selbst erinnert. Nein, Panthea, mein Glück soll dir nicht die Tugend und die Ruhe deines Lebens kosten. Aber soll ich darum aufhören dich zu lieben? Wie könnte ich? Es ist unmöglich! Dein bezauberndes Bild erfüllt meine ganze

Seele! — Und warum sollte ich dem Vergnügen entsagen, dich zu lieben? Ich fühl' es, daſs ich unfähig bin, eine unedle schändliche That zu thun. Ich kenne mein Herz. Feigere Seelen mögen sich durch Fliehen retten! Habe ich nicht die reitzende Gefahr bestanden? und welch eine Gefahr! Ein Unsterblicher hätte ohne zu erröthen unterliegen können. Welche Tugend hätte an meinem Platz untadeliger gehandelt? — Wie ungütig war Arasambes, die ersten Aufwallungen einer überströmenden ungewohnten Freude so streng zu beurtheilen, als ob es die Entwürfe der kalten Überlegung wären! Mein Anschlag war das Werk der Entzückung, die unreife Geburt eines Augenblicks. Bey gelaſsnerem Blute würd' ich ihn selbst verworfen haben. — O Panthea, erst jetzt fühl' ich, wie sehr ich dich liebe! Preiswürdige Schöne! über alles erhaben, was die Natur und die zaubernden Kräfte der Fantasie reitzendes erfinden können! du verdienest das Opfer, das ich dir bringen will. Ohne Hoffnung, ohne Belohnung will ich dich lieben. Ist nicht das Anschauen des Geliebten schon Genuſs? — Wo bist du, anmuthsvolle Königin meiner Seele? Ich will dich suchen; ich will dich unverwandt anschauen, und an deinem Anblick gesättigt jeden andern Wunsch vergessen!

5.

DREY SKLAVINNEN DER PANTHEA.

Scheristany.

Hier ist ein bequemer Ort uns zu setzen, meine Schwestern; hier am Rande der silbernen Quelle, die über den gelben Sand durch Blumen rieselt. Hier wird die Arbeit unvermerkt unter unsern Fingern wachsen, indem frische Kühlung und liebliche Düfte von diesen Rosenbüschen auf uns herab triefen.

Gulindy. Höre, wie anmuthig dieser Vogel singt — Und jener im benachbarten Busch, er antwortet ihm. Wie zärtlich war dieser Ton! Gewiſs, sie singen einander ihre Liebe zu.

Zelis. Wollen wir nicht mit ihnen in die Wette singen, ihr Mädchen? Ich werde ganz musikalisch, wenn ich diese kunstlosen Sänger höre. Mir fällt etwas ein: wir wollen den Wechselgesang der drey Schwestern singen, den der König so gern zu hören pflegte.

Scheristany. Ich bins zufrieden. Aber wir müssen erst die Rollen austheilen. Mich dünkt, Zelis, du hast mehr Ursache über die Liebe zu klagen, als wir —

Zelis. Du betrügst dich, Kind. Die Untreue meines Liebhabers hat mich keine halbe Stunde schwermüthig machen können. Warum soll ich mich kränken, wenn ein Sommervogel von mir weg zu einer andern Blume flattert? Das Übel ist nur, daſs wir nicht auch umher flattern dürfen. Ach! den Blumen nur allzu ähnlich, müssen wir im Boden eingewurzelt stehen, und warten, bis es einem dieser gaukelnden Schmetterlinge gefällt —

Gulindy. Still mit deinen ungereimten Einfällen, Mädchen! Fange den Gesang an.

Zelis. Wohl denn! Ich schicke mich am besten, der Liebe zu spotten.

„Wie froh flieſsen meine Tage dahin! Durch schuldlose Freuden und sanfte Scherze flieſsen sie lauter und glänzend dahin, von keiner Sorge beschattet. Nie hat mein junges Herz Liebe geseufzt. Nie sank mein geblendeter Blick vom Anblick des Jünglings nieder.

Ich lache ihrer Klagen. Ihr schmeichelndes Lob fährt wie das Sumsen gaukelnder Mücken vor meinen Ohren vorbey. Munter und frey hüpf' ich im Kore der schönen Gespielen, wie ein sorgloses Reh auf blumigen Bergen hüpft."

Gulindy. „Ach Schwester! so fröhlich wie du, so sorgenfrey hüpft' ich umher, eh' Amor mein Herz verwundete. Aber seitdem hat mich die Ruhe mit der lächelnden Freude verlassen! Nicht mehr für mich blüht der Frühling, und der Hain hört meine Seufzer nur. Mein Auge schwimmt in trübem Feuer, der Blumenkranz welkt um meine glühende Stirne; träge schleich' ich zum geselligen Tanze; und kommt die schlummerthauende Nacht, ach! dann wälz' ich mich schlaflos auf dem einsamen Lager, und strecke meinen Arm nach fliehenden Schatten aus."

Scheristany. „Gesegnet sey der goldne Tag, da Hymen mich dem besten Jüngling gab. Sey gesegnet, Hymen, du Geber der Freude, und du keusche geheiligte Liebe, holdes Band, das die befreundeten Menschen zu Einem Geschlechte verknüpft, Quelle der süſsesten Pflichten und der besten Freuden! O Zemin, du Urheber meiner Glückseligkeit, die Stunde, da ich zuerst dich sah, da du die schlummernde Liebe in meinem Busen wecktest, war der

Anfang meines Lebens. Lieblicher sind mir deine Blicke als die aufgehende Sonne, süſser dein Kuſs als die ersten Gerüche der Rosengärten von Susa. Deine Winke sind mein Gesetz, und dein Lächeln die Belohnung meiner zärtlichen Sorgen."

Zelis. „Hinweg kriechende Schlange, schmeichelnder Betrüger, der mich zu lieben vorgiebt, wenn er, nach meiner Schönheit lüstern, nur seine Befriedigung sucht! Ich bedarf deiner nicht. Dieser glatte umschattete Brunnen mahlt mir besser als du, wie reitzend meine Lippen lächeln, wie lieblich um den Marmornacken die schwarzen Locken schweben. Sollt' ich erst von dir hören, daſs ich schlank bin wie eine Gespielin der Waldgöttin? Mein Schatten sagte mirs längst. Auch seufzen Zefyrn um mich, und kühlen, wo ich gehe, die glühende Luft mit ihrem Rosenſittich. Nicht ungeliebt, nur ohne Sorgen und frey, genieſs' ich so den Frühling meines Lebens."

Gulindy. „Ihr, deren zärtliches Herz ein blühender Busen umwölbt, o hütet euch vor dem schmeichelnden Mann! Erstickt den verrätherischen Seufzer, der bey den Klagen des Jünglings sich hebt. So wehklagt die tükkische Hyäne, ihren Raub herbey zu locken. O könnt' ich dich, allzu fühlendes Herz, aus meinem Busen reiſsen! Ich glaubte dem Verführer, da seine glatten Überredungen mir eine Liebe einflöſsten, die er nicht empfand. Ohne Mitleid hört er jetzt meine Seufzer, sieht die versengte Wange welken, und die Blume meiner Jugend verdorren. Ungerührt sieht ers, und spottet in andern Armen meiner leichtgläubigen Zärtlichkeit.“

Scheristany. „Wohlthätiger Hymen! was ist das Mädchen ohne dich? Eine fruchtlose Blume! Sie welkt, und läſst dem künftigen Frühling keinen Spröſsling zurück. In thörichter Freyheit hüpft sie ungebändigt umher, und vertändelt ihr unbrauchbares Leben. Oder wenn sie sich unbesonnen im Netze der Liebe verstricken läſst, dann nagt ungestillte Sehnsucht ihr Herz, das verhaltne Feuer schleicht in ihren Adern, und verzehrt die blühende Pracht der Schönheit, ja, oft giebt sie, von der mächtigen Natur bezwungen, Tugend und Ehre um verbotne Freuden hin.“

Zelis. „Was für Freuden, o Amor, hast du mir anzubieten? Süſse Pein, gefallende Schmerzen, wollüstige Seufzer, verliebte Tändeley, und was sonst die leichte Seele schwindliger Dirnen reitzt. Sollt' ich für diesen Schaum dich hingeben, holder Friede des jungfräulichen Herzens, und dich edle, Freyheit, du

Seele des Lebens? Sollt' ich meine frohen Tage dem trotzigen Manne verkaufen? Soll meine Zufriedenheit von seinem Lächeln abhangen? Soll ich den Sklaven, der sich jetzt zu meinen Füſsen krümmt, zu meinem Gebieter erheben? Nein, Amor, so theuer kauf' ich deine Freuden nicht!“

Gulindy. „So lange die Liebe mich berauschte, träumt' ich unverwelkliche Seligkeit. Bezauberte Auen, Felsen von Ambra, und nektarne Seen schwammen um mein fanatisches Auge. Die bethörte Seele flatterte in grenzenloser Wonne umher, und ahnete kein Übel, bis sie der entfliehende Traum aus der süſsen Raserey erweckte. Jetzt ist Schmerz und bittrer Gram mein Antheil. Von Scham und Reue verfolgt flieh' ich umsonst vor mir selbst, wie ein gejagtes Wild keichend vor wüthenden Hunden flieht.“

Scheristany. „Süſs ist, ihr Töchter, die keusche Umarmung der Liebenden, wenn Natur und harmonische Tugend das Band geknüpft haben, womit sie Hymen vereinigt. Entzückend ist der Anblick der lächelnden Jugend, die um uns her aufblüht, und ihr glückliches Daseyn unsrer keuschen Liebe dankt. Süſs ist die Arbeit, ihr weiches Herz zur Tugend zu bilden; süſs die Sorge für ihr künftiges Glück. Jeder frohe Tag öffnet uns schönere Aussichten. Und wenn ich einst verwelkt bin, wenn ein künftiges Geschlecht, jetzt noch ungeboren, auf den Blumen tanzt, die aus meinem Staube sprossen: dann lebt noch ein werther Überrest von mir; dann blühen noch Enkel, die das Leben aus meiner Brust gesogen haben, und mein Andenken segnen. Sagt jetzt, sagt, ihr Schwestern, macht mich die Liebe nicht glücklich?“

Zelis. „Fühlt' ich nicht den Werth der jungfräulichen Freyheit, ja, Schwester, dann könnte dein Glück meinem Herzen einen Wunsch entlocken. Doch mag selbst die Freyheit ihren Reitz verlieren, wenn Hymen, mit der Glückseligkeit verschwistert, ihr Nebenbuhler wird.“

Gulindy. „Ach! warum lieſs mich mein Schicksal keinen Zemin finden! Ach! daſs ich den nicht fand, für den mein Herz so zärtlich gebildet war! Unbesonnen glaubt' ich dem Rath meiner Augen, und dem süſsen Betrug, der von purpurnen Lippen floſs. Ach! zu spät lern' ich jetzt, daſs nur die weise Liebe glücklich macht!“

Alle drey. „Ihr Mädchen, verstopft das willige Ohr dem lockenden Amor. Wenn

Weisheit und Tugend mit der zärtlichen Sympathie den holden Hymen herbey führen, dann möge euer Herz der süſsen Beredung weichen, und von geheiligter Liebe wallen, der Quelle des Lebens und des häuslichen Glücks!"

Scheristany. Wir sind keine von den Sängern, von denen die Dichter erzählen, daſs sie mit ihrem Gesange die Sterne in ihrem Laufe zurück halten. Indem wir singen, hat die Sonne schon den Gipfel des Himmels erreicht. Kommt, Schwestern, jetzt rufen uns andere Geschäfte.

6.

PANTHEA allein.

Der Niederträchtige! — O wie klopft mein Herz! — Dank sey den Göttern, daſs ich ihm entgangen bin! — So belohnt er meine allzu willige Freundschaft! So liebt er die Tugend, mit der seine Lippen so vertraut sind! — Wie verschmäht ihn mein Herz! (Sie erblickt Mandanen.) O Mandane! —

7.

MANDANE. PANTHEA.

Mandane.

Wie bestürzt, meine Königin? Woher diese zürnende Miene, die deinem sanften Gesichte so fremd ist? Ich erzittre dich zu fragen — Woher kommt meine Panthea?

Panthea. Dieser Araspes —

Mandane. Himmel! hat er meine Besorgnisse gerechtfertiget? — Aber es sind Züge von innerer Ruhe und sich selbst bewuſster Gröſse in deinem Gesichte! Dank sey den Göttern!

Panthea. Sey ruhig, meine Freundin! Ich bin ihm entgangen. Aber der Elende war fähig — Ich bin noch zu athemlos zu reden. Was machte ihn glauben, daſs ich eine solche Begegnung ertragen werde? — Doch mein Herz macht mir keine Vorwürfe. — Eile, Mandane, sende zu Cyrus; bitte ihn, daſs er seinen Freund schleunig hinweg rufe. Der Unglückselige unterstand sich — ich sehe noch seine funkelnden Augen — mich mit Gewalt zu bedräuen, da sein kriechendes Schmeicheln vergeblich war.

Mandane. Weg mit dem Nichtswürdigen! Ich gehe — Aber erlaube mir, Königin, daſs ich ihn zuvor aufsuche. Er soll gestehen, daſs er ein nichtswürdiger Elender ist! — O daſs er mir doch in den Weg käme!

Panthea. Er fand mich unter den Myrten. Du wirst ihn vielleicht noch daselbst antreffen. Wenn du zurück kommst, werde ich geschickter seyn, dir die schändliche Geschichte zu erzählen.

8.

ARASPES. MANDANE.

Araspes.

Ich suchte dich, Mandane —

Mandane. Du suchtest mich, Elender? Du unterstehest dich noch mit deinem Verbrechen zu prahlen? — Wir sind hier in deiner Gewalt; aber wenn es mir auch das Leben kosten sollte, so könnte ich dir nicht verbergen, wie sehr ich dich verachte.

Araspes. Du kannst mich nicht mehr verachten, als ich selbst mich verachte — Aber ich begreife nicht, wie du wissen kannst, womit ich deinen Unwillen verdient habe. Panthea ist mir kaum entflohen; es ist unmöglich, daſs sie dir schon erzählt habe, was zwischen uns vorgegangen ist.

Mandane. Der Zustand, worin ich sie antraf, sagte mir viel stärker als Worte thun können, wie unedel du gegen sie gehandelt haben muſstest. Die Veranlassung muſs auſserordentlich seyn, wenn Zorn aus ihren gütigen Augen blitzen soll.

Araspes. Kannst du Geduld haben, Mandane, mich zu hören? Ich suchte dich, nicht (wie du sagtest) mit meiner Schande zu prahlen, nicht mich zu entschuldigen — ich verabscheue mich selbst zu sehr, um dieſs zu versuchen. — Ich wollte dir nur zeigen, daſs, wenn gleich eine unbescheidene Entzückung mich fähig machen konnte, die Achtung zu vergessen die einer Panthea gebührt, mein Herz doch noch nicht verderbt genug ist, ihre Tugend weniger zu bewundern, weil sie meine kühnen Wünsche vereitelt hat. Höre mich! ich will dir die ganze Geschichte mit der getreuesten Wahrhaftigkeit erzählen. Niemahls hat eine Schöne die Probe besser gehalten als Panthea.

Mandane. Es war sehr überflüssig, eine Tugend, die noch niemand in Zweifel gezogen hat, auf die Probe zu stellen. Die Ehre, die sie dadurch erhalten hat, ist deine Schande. Doch was sag' ich? Welche armselige Ehre für die Gemahlin des Abradates, gegen einen jungen Unsinnigen wie du ausgehalten zu haben! Was für eine lächerliche Eitelkeit, daſs du dir schmeichelst, man müsse eine Heldin seyn, um Dir zu widerstehen! — Aber erzähle nur, wenn du durch das Geständniſs deiner Übelthat deine Schuld zu erleichtern glaubst.

Araspes. Ich ging diesen Morgen unter den Myrten, kühlere Luft zu schöpfen. Ich war ungewöhnlich zur Freude gestimmt. Panthea begegnete mir. Ich erzählte ihr die angenehme Veränderung, die ihr gestriger Besuch bey mir gemacht. Sie schien darüber vergnügt zu seyn. Ich lenkte bald das Gespräch auf ihre Reitzungen, aber mit einer so anständigen und kaltsinnigen Art, daſs sie meine Lobpreisungen nur scherzend abwies. Allmählich ward ich belebter; ich fing an, mit Entzükkung von der schönen Natur und der noch schönern Panthea zu reden. Sie bat mich, mit ihr zurück zu gehen. Ich fiel zu ihren Füſsen, ich umfaſste ihre Knie. — Sie erschrak; ihre Augen blitzten Zorn mit Verachtung vermischt auf mich herab. Sie wollte sich los reiſsen; ich hielt sie fest, indem ich mit Blikken und mit einer Stimme voll Ehrfurcht sie beschwor, mich anzuhören. — O wie beredt machte mich da die Liebe!

Mandane. Verwünscht sey das, was du Liebe nennst, mit ihrer Beredsamkeit! — Aber fahre fort!

Araspes. Alles, was Entzückung und schmachtende Sehnsucht zärtliches eingeben kann, strömte von meinen Lippen. Umsonst sträubte sie sich — ich erröthe, dir meine ganze Thorheit zu gestehen — aber ich verdiene diese Strafe! — Allmählich wurde ich so unbescheiden, daſs sie einen stärkern Versuch machte, sich von mir los zu reiſsen. Aber Amor hatte meinen Armen siebenfältige Stärke gegeben. Mit sanfter Gewalt zog ich sie auf eine blumige Bank. Ich war auſser mir selbst. Sie erhaschte diesen Augenblick meiner Schwachheit, sich von mir los zu machen. O wie flog sie davon! Aber das häufige Gesträuch hielt sie auf, ich hohlte sie ein, ich fiel von neuem zu ihren Füſsen. Sie sah, daſs Zorn oder Gewalt für einen entschlossenen Liebhaber nur Reitzungen sind. Sie fing an zu flehen; noch tönen ihre melodiereichen Klagen in meinem Ohr! Wie unwiderstehlich baten ihre Augen, von Thränen schimmernd, die nur der Schrecken zurück hielt! Beynahe hätt' ich, durch ihre erweichende Beredsamkeit besiegt, sie freywillig entwischen lassen. Aber wie ich meine Augen aufhob, wie ich sie sah — O Mandane, sie hatte im Fliehen ihren Schleier verloren — Wie schön war sie! Die Bewegungen, in die ich sie setzte, der Schmerz, die unschuldsvolle Angst, die flehende Miene, alles zusammen machte ihre Reitzungen unwiderstehlich. Ich wuſste nicht mehr, was ich that. Ich schwor, daſs sie die Meinige seyn müſste; ich rang mit ihr, und mischte die zärtlichsten Liebesversicherungen mit Gewalt und Drohung. Aber in diesem Augenblick hättest du die Obermacht der Tugend sehen sollen. Mit der Stärke eines Engels riſs sie sich los, und trat langsam zurück; ein feierlicher ernster Glanz breitete sich um ihr Gesicht; ihre Gestalt schien gröſser zu werden. Wie majestätisch stand sie da, mit dem Gefühl der Erhabenheit bewaffnet, die ihr die Tugend über mich gab! Zurück, Elender! sprach sie mit heiligem Zürnen; hinweg aus meinen Augen! Hinweg aus den Augen des rächenden Gottes, der aus dieser umleuchtenden Sonne auf dich herab sieht! Hinweg! Dein Anblick ist mir unerträglich, schändlicher Heuchler! Wenn sich deine Hände in Tiegerklauen verwandelt hätten, mich zu zerfleischen, so könnte ich dir vergeben haben! Aber die himmlischen Mächte lassen die Unschuld nicht den Raub des Lasters werden! Verbirg dich, wenn du kannst, vor ihrem zürnenden Blick! — Indem sie so sprach, — wirst du es glauben, Mandane? — lag ich von Furcht und Scham betäubt am Boden, und zitterte wie ein nichtswürdiger Sklave, unfähig zu reden oder eine Nerve zu rühren; und so ging die Göttin mit langsamen feierlichen Schritten bey mir vorbey, und war schon aus meinen Augen, eh' ich wieder meiner selbst mächtig war. O wie verfinsterte sich jetzt der Tag um mich her! In Verzweiflung warf ich mich auf den Rasen, dessen weiches Gras unter mir zu Dornen wurde. Ich lag etliche Augenblicke, wie vom Donner betäubt, am Boden, und als ich mich selbst wieder fand — Ha! was will dieser keichende Sklave, der auf uns zueilt? — Ihr Götter, ich erkenne ihn! Er kommt von Arasambes!

Der Sklave. Herr, ich verkündige dir die Ankunft des Cyrus. Er ist kaum noch eine Parasange von hier entfernt. Arasambes, der ihm begegnete, schickte mich, dich zu benachrichtigen, damit du dem Prinzen entgegen eilest.

Araspes. Ich bin verloren! — Fliehe, Unglückseliger! — Cyrus kommt, ich bin verloren!

Mandane. Ich eile, meine Königin mit dieser Botschaft zu entzücken.

9.

ARASPES allein.

Ich soll ihm entgegen eilen? — Ach! ihm zu entfliehen ist der einzige Wunsch, die einzige Hoffnung, die mir übrig ist! Wie könnt' ich den Muth haben, die Schärfe seiner Blicke auszuhalten? — Aber er weiſs mein Verbrechen nicht; er weiſs nicht, wie sehr der übermüthige Araspes seine Vorhersagung gerechtfertiget hat! — Ich Unglückseliger! Ehmahls war es mein Stolz, jede meiner Thaten dem hellesten Tage auszusetzen. Ich suchte deine Augen, o Cyrus! Ich forderte jedes andere Auge auf, und las in jedem das Zeugniſs meines Werthes! — O marterndes Bewuſstseyn der Schande! Wie unerträglich bist du demjenigen, dessen Ohr an die süſseste aller Melodien, an verdientes Lob seiner Tugend, gewöhnt ist! — Und wie, wie sollt' ich mein Verbrechen vor ihm verbergen? Warum sollten sie meiner schonen? Panthea, die mich verabscheut; Mandane, die ihre Königin rächen will;

warum sollten sie meiner schonen? Ich bin ein Ungeheuer in ihren Augen! — Soll ich dich suchen, beleidigte Schöne? soll ich zu deinen Füſsen fallen, und dir flehen, daſs du mir vergebest? Ach! sie kann, sie wird mir nicht vergeben; sie ist zu sehr beleidigt! Die Zärtlichkeit, die sie einst für den tugendhaften Araspes fühlte, verdoppelt jetzt ihren Abscheu vor dem Elenden, der ihren Werth nicht zu schätzen wuſste. — Soll ich Mandanen flehen? — Ihr Götter! wozu bin ich gebracht! Das Mitleiden einer Sklavin anzuflehen! nur diese Niederträchtigkeit fehlte noch, meine Schande zu vollenden! — Und wenn ich sie erbitten könnte, was hälf' es mir? Mein furchtbarster Ankläger ist in meinem eignen Busen! O Cyrus, ich kann dich nicht betrügen! Du wirst mein Verbrechen in meinen Augen lesen — Ich bin verloren!

Welch ein plötzlicher fürchterlicher Wechsel! Vor wenigen Augenblicken war noch alles Entzückung um mich her! — O Liebe, verwünscht sey deine Zauberey! Unselige Leidenschaft, was giebst du mir für alles, was ich dir aufgeopfert habe! Mein Ruhm, der errungne Lohn meiner schönsten Jahre, meine Hoffnungen, meine Tugend, Cyrus, Panthea — welche Opfer! Was hast du mir übrig gelassen, als dieſs elende nackte Leben, von allem ausgezogen, was es begehrenswürdig macht, das kriechende Daseyn eines Wurms, zu ewigem Gefühl der Schande verdammt! — Aber, wen klag' ich an? — Unsinniger! Du selbst, du selbst hast dein Verderben beschleunigt! Von Panthea gewarnet, von Arasambes geschreckt, was für eine Entschuldigung bleibt mir übrig? Göttliche Schöne! auf ewig bist du für mich verloren! Nicht mehr wird mein Gesicht von deinem Lächeln wieder glänzen! Nicht mehr wird deine Zauberstimme mein Ohr umsäuseln! Nicht mehr wird uns in vertraulichen Gesprächen der Abendstern behorchen! — Ach! ich besaſs ihre Freundschaft, ihr Zutrauen! — Vielleicht hätte sie mich geliebt, wenn die ungestüme Hitze meiner Leidenschaft der zärtlichen Empfindung Zeit gelassen hätte, sich in ihrer schönen Brust zu entwickeln. Vielleicht hätte sie mich geliebt! Vielleicht — Entsetzlicher Gedanke, zurück! Aus welchem Paradiese von Hoffnungen und künftiger Wonne hat mich mein lasterhafter Taumel herab gestürtzt!

Wo bin ich? — O verhaſste Gegend! ich erkenne dich. Was für Bilder schweben um dich her! — Unter dieser Laube lag ich zu ihren Füſsen! Auf diesen zerknickten Blumen rang ich mit ihr! — O hinweg, allzu reitzende Erinnerungen! Mischet nicht eure giftige Wollust in meine Qual! Zwinget mich nicht zu wünschen, daſs ich noch mehr zu bereuen haben möchte! — Aber indeſs ich hier irre, naht sich derjenige, dessen Anblick mir furchtbarer ist als der versteinernde Blick der Gorgone. Nein, ich kann, ich will nicht wie ein schamloser Elender vor dem gröſsten der Sterblichen stehen! Ich kann mein Verbrechen nicht vor ihm verbergen. Aber seinem strafenden Aug' entfliehen — Elender Trost! du bist alles, was mir übrig ist!

FÜNFTE ABTHEILUNG.

1.

ARASPES allein.

Ich bin noch hier — Eine geheime Kraft hält meinen fliehenden Fuſs zurück. — O Cyrus! ist es dein Genius, der, stärker als der meinige, mich zurück hält? Oder ist es Panthea? — Ach, welch einen Nahmen sprichst du aus, Elender! Sie ist verloren! auf ewig verloren! — Und was bleibt mir, wenn sie verloren ist? Wenn auch Cyrus mir vergeben könnte, die Wiederkehr seiner Freundschaft kann ich nicht verdienen! Mein Muth ist dahin; ich habe nichts mehr zu hoffen; ich bin ein entseelter Schatten, dem von der Wirklichkeit nichts als eine traurige Erinnerung des Vergangenen übrig ist. Ich Elender! wie gänzlich hat mich diese Leidenschaft zu Grunde gerichtet!

2.

ARASAMBES. ARASPES.

Arasambes.

Warum verbirgst du dich, Araspes? Cyrus ist gekommen, und du hast ihn noch nicht gesehen? Du scheuest dich vor seinem Blick? Unglücklicher! du hast Ursache dich zu verbergen! Aber es ist vergeblich; deine ganze Schande ist entdeckt. Du selbst hast dich verrathen. Was anders als das Bewuſstseyn irgend einer Übelthat könnte dich zurück halten, ihm entgegen zu eilen? Und o ihr Götter! welch einer Übelthat konntest du fähig seyn! — Ein Wilder, ein Ungeheuer, von Baktrischen Tiegern erzogen, würde vom Anblick dieser göttlichen Schöne zum Menschen erhöht worden seyn. Rede, Unglücklicher! was kannst du zu deiner Entschuldigung anführen? Ihre Schönheit; ihre Unschuld, die Hoheit ihres Standes, ihr Unglück, alles was Panthea ist, vereinigt sich, dein Verbrechen unverzeihlich zu machen. Und was war Araspes! Zu welcher Tugend erzogen! Zu welchen Aussichten berechtigt! Zu welcher beneidenswürdigen Stufe der Hoheit und des Glücks bestimmt! Ein Freund des Cyrus, ein Gefährte seines Heldenzuges, ein Theilnehmer seiner Arbeiten und ihrer glänzenden Belohnungen! Alle diese glorreichen Nahmen, und den frühzeitigen Ruhm, den du auf der Laufbahn der Tugend schon errungen hattest, hat ein einziger schändlicher Augenblick vernichtet. Fühlest du jetzt, wie furchtbar die Rache der beleidigten Tugend ist? Es ist zu spät. Damahls, da ich dich warnte, da ich dir alle diese unseligen Folgen deiner lasterhaften Leidenschaft ankündigte, damahls war es Zeit!

Araspes. Unbarmherziger Freund! kommst du nur meiner Erniedrigung zu spotten? Nur diese Qual fehlte mir noch, meinen Zustand unerträglich zu machen. Du siehst mich unglücklich, und anstatt mich zu bedauern, rächst du noch deine verachteten Warnungen an mir.

Arasambes. Der leidenden Unschuld gebührt Mitleiden, nicht dem bestraften Laster. Ich ehre den Unglücklichen, den die Hand des Schicksals drückt; seine Thränen machen die meinigen fließen; aber ein Verräther der Sache der Tugend, der sein Unglück selbst gewirkt hat und nur darum wehklagt, weil er nicht ungestraft Böses thun kann, ein solcher verdient mein Mitleiden nicht!

Araspes. Danke dem Himmel, du, der du so sehr auf deine Tugend trotzest, daſs er dich aus einem härtern Thone gebildet hat als mich! Mit dem Grade von Empfindlichkeit, mit dem die Natur mich strafte, würdest du in meinen Umständen nicht weiser gewesen seyn. Du bist nie auf die Probe gesetzt worden; du kennst die Versuchung nicht, der ich untergelegen bin. Du schmeichelst deiner Weisheit mit dem Gebrechen deiner Nerven, und forderst mehr von der Seele, als sie zu thun vermag. Vielleicht ist es glücklich, so gebaut zu seyn wie du; aber es ist keine gerechte Ursache, diejenigen zu verachten, deren Tugend mit allzu reitzbaren Fibern und allzu lebhaften Begierden kämpfen muſs, und selbst wenn sie endlich der Gewalt der Versuchung nachgeben muſs, durch den muthigen Widerstand, den sie that, schätzbarer ist, als diejenige, die nur darum niemahls überwunden wurde, weil sie niemahls einen Feind gesehen hat.

Arasambes. Eitle, nichtswürdige Ausflüchte! Schäme dich, deine Verbrechen durch Grundsätze zu entschuldigen, welche zu behaupten ein neues Verbrechen ist; Grundsätze, die das Laster aufmuntern, und dem Tugendhaften mit dem Anspruch an gerechtes Lob zugleich den mächtigsten Antrieb zu schönen Thaten, und die süſseste Belohnung derselben rauben. Welche verruchte That könnte nicht durch diese spitzfindige Art zu denken von ihrem Thäter abgewälzt, und der Natur oder ihrem weisen Urheber aufgebürdet werden? Aber es bedarf keiner Widerlegung: dein eigenes inneres Gefühl, das durch diese Spiele des gaukelnden Witzes nicht gestillt werden kann, antwortet dir für mich. Warum würdest du dich selbst anklagen, warum würdest du fliehen, warum würdest du die Augen eines Cyrus scheuen, wenn du dir nicht bewuſst wärest, daſs du schuldig bist? Komm, wenn du es wagen darfst, zeige dich dem Cyrus! Versuch' es, deine schnöde Rechtfertigung seinem prüfenden Ohr auszusetzen; er soll den Ausspruch thun!

Araspes. Ich Unglücklicher! warum zaudre ich noch, einem zu Schande und Qual verdammten Leben ein Ende zu machen? — Ich hatte einen Freund. Wie oft dachte ich, wenn mich die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge vor der Zukunft beben machte; wenn ich den Glücklichen ächzen hörte und Könige in Fesseln sah: dann dachte ich, was auch mein Verhängniſs seyn mag, ich habe einen

Freund, ich kann niemahls ganz unglücklich seyn! Wenn mich alles verlassen hätte, so wird Er mir übrig bleiben, mitleidige Thränen in die Thränen meines Kummers zu mischen, und meinen sinkenden Muth durch den Gedanken aufzurichten, daſs noch ein Rechtschaffener übrig ist, der mich liebt! — Du warst dieser Freund, Arasambes — Er ist verloren! Er sieht mich in einem Zustande, der den Haſs eines Todfeindes versöhnen würde, und ist fähig meiner zu spotten! — Wenn Arasambes mich bis zu diesem äuſsersten Grade verachtet, was kann ich von Cyrus hoffen? — Er war auch mein Freund; aber er war zugleich mein Fürst, mein Befehlshaber und mein Richter — Was für ein Geräusch? Welche Stimme schreckt mein Ohr! — Er ist es! Er ist es selbst! Es ist Cyrus! Ich kann ihm nicht entfliehen — Er sucht mich — O daſs der Grund unter mir im schrecklichsten Erdbeben bis zu den finstern Grüften der Hölle sich öffnete, mich vor seinem Anblick zu verbergen!

Arasambes. Erinnere dich an das, was eine Panthea von dir leiden muſste, und unterwirf dich den Folgen deiner Niederträchtigkeit!

3.

CYRUS. ARASPES.

Cyrus.

Du fliehst mich, Araspes? Deine Blicke weichen den meinigen aus? Womit habe ich das Zutrauen meines Freundes verloren?

Araspes. O Cyrus! du kannst mich nicht so sehr verachten, als ich mich selbst verabscheue. Wie soll ich, mit Scham und Unehre belastet wie ichs bin, die Blicke des Gröſsten unter den Menschen aushalten?

Cyrus. Siehe mich an, Araspes! Sagen dir meine Augen etwas andres, als daſs ich dich liebe? Du hast keine Verweise zu befürchten. Wenn einer von uns zu tadeln ist, so bin ichs. Ich kannte die Gewalt der Schönheit, wenn sie durch die Reitze einer vollkommnen Seele unwiderstehlich gemacht wird.

Wie sehr bereue ich jetzt, daſs ich, wiew in unschuldiger Absicht, dein Peiniger gewesen bin! Denn ich schlieſse von dem, wozu die Gewalt der Leidenschaft dich getrieben, auf das was du gelitten hast. Eine Seele, wie die deinige, konnte nur von einem langen schmerzhaften Kampf entkräftet unterliegen.

Araspes. O Bester der Menschen, wie sehr beschämt mich deine Groſsmuth! Das Bewuſstseyn meiner Schuld weissagte mir einen ganz andern Auftritt, wenn ich dich sehen würde. Ach! wenns möglich gewesen wäre, ich hätte mich in die Eingeweide der Erde verborgen, deinem Anblick zu entrinnen. Es ist entsetzlich, mit der schamrothen Wange des Verbrechens vor die Augen der unbefleckten Tugend zu treten.

Cyrus. Und wie, wenn ich diese Tugend, die du so unnöthig gefürchtet hast, bloſs der Flucht zu danken hätte? — So ist es, Araspes! An deinem Platze, wie Du dem täglichen Anschauen der schönen Panthea ausgesetzt, würde ich das gleiche gelitten haben. Deine Erfahrung lehrt dich jetzt, daſs ich Ursache hatte, die schöne Gefahr zu meiden. Alles was dir begegnet ist, war die natürliche Folge der Wirkungen der Schönheit und Liebe.

Ehmahls kanntest du die Liebe nur als eine Tugend, nicht als eine Leidenschaft. Die Erfahrung allein konnte dich überzeugen, daſs dieser angenehmste und mächtigste von unsern Trieben nicht allezeit in unserer Gewalt bleibe. Ich setzte dich der Probe aus; aber ich zittre, wenn ich denke, daſs der allzu theure Versuch mir den liebenswürdigsten meiner Freunde hätte kosten können. Ich hätte alles, was geschehen ist, vorher sehen sollen. Ich hätte es wissen sollen, daſs die Verrichtung, die ich dir auftrug, über die Kräfte eines Sterblichen war. Ich allein bin zu tadeln; Du verdienest Mitleiden. Erst alsdann würdest du strafbar seyn, wenn du, nachdem du erfahren hast was die Liebe vermag, dich zum zweyten Mahl in den Fall setztest überwunden zu werden.

Araspes. Hierin, wie in jeder andern Handlung deines Lebens, o Cyrus, zeigest du diese erhabene Güte, die dich in den Augen aller, die dich kennen, den höhern Wesen ähnlich macht. Du kannst Nachsicht gegen die Schwäche der gebrechlichen Menschheit haben. Du vergiebst mir — was ich mir selbst nie vergeben werde. Aber in den Augen aller übrigen Menschen bin ich nichts desto weniger auf ewig entehrt. Meine Freunde machen mir Vorwürfe, meine Feinde frohlocken über meinen Fall. Alle sehen mich als einen Elenden an, der die Gesellschaft der Helden schändet, die mit Cyrus ausgezogen sind, ein Werk zu vollenden, das nur von den Edelsten des Menschengeschlechts ausgeführt zu werden würdig ist. Eine immer währende Verbannung aus deiner Gegenwart ist die unvermeidliche Strafe, die ich mir zugezogen habe.

Cyrus. Denke nicht an eine Verbannung auf immer. Da ich der Urheber aller der Übel bin, die du von der Liebe gelitten hast, so gebührt es auch Mir, ihren Folgen zuvorzukommen, und dich wider in deinen ehmahligen Zustand zu setzen. Ich will solche Anstalten machen, dafs du, nach einer kurzen Entfernung, mit allem dem Beyfall, mit allem dem Glanze zurück kommen sollst, dessen deine frühzeitige Tugend gewohnt ist. Selbst diejenigen, die jetzt deine Feinde sind, sollen gewonnen werden, wenn sie sehen was für einen wichtigen Dienst du ihnen und mir geleistet haben wirst. Ich bedarf zu einer geheimen Verrichtung, von welcher der ganze Erfolg unserer Unternehmungen abhängt, eines Jünglings, der mit allen einnehmenden Eigenschaften den geschmeidigsten Geist und den entschlossensten Muth verbinde. Auf welchen würdigern könnte ich meine Augen werfen, als auf meinen Araspes?

Araspes. Gleich einer gegenwärtigen Gottheit hauchest du neues Leben in meine Seele, die in muthloser Entnervung aller ihrer Kräfte zu einem ewigen Tode eingeschlummert war. O sage, Du der allein verdient alle Zonen der Erde zu beherrschen, sage, was kann ich thun, das der Güte würdig sey die du mir beweisest? Wem anders als dir sollte ich die Erstlinge des erneuerten Daseyns aufopfern, das du mir geschenkt hast? Es giebt keine Gefahr, die mich erschrecken, kein Hinderniſs, das meinem Muth unübersteiglich seyn kann, wenn Cyrus mich seines Zutrauens würdiget.

Cyrus. Der König von Babylon ist gedemüthigt. Aber wir haben noch einen weit furchtbarern Gegner vor uns, den König von Lydien, der uns, an der Spitze der gesammten Kräfte des kleinern Asiens, die Blüthe des heroischen Griechenlandes entgegen stellen wird. Ich bin im Begriff, mich durch die Cilicischen Pforten seinen Grenzen zu nähern. Aber eh' ich tiefer in Provinzen, die uns nicht bekannt genug sind, einzudringen suche, ist es unumgänglich nöthig, daſs ich durch einen Kundschafter, auf dessen Tüchtigkeit und Treue ich mich verlassen kann, sowohl die Stärke und Schwäche als die geheimen Anschläge und Veranstaltungen unsrer Feinde ausspähe. Es ist nicht genug, daſs derjenige, den ich zu diesem wichtigen Geschäft gebrauche, mit allen den Gaben der Natur und mit allen den Künsten versehen sey, die dazu erfordert werden; er muſs auch einen Nahmen führen, der ihm Ansehen gebe; er muſs sich stellen, als ob er zu unsern Feinden übergehe, damit sie ihm Gelegenheit geben, sie auszukundschaften; und er muſs uns unter solchen Umständen verlassen, die seiner Verstellung den Schein der Wahrheit geben, und die Lydier überreden, daſs ihn ein unversöhnlicher Haſs gegen uns zu ihrem Freunde mache, und daſs ihr Untergang der seinige seyn würde. Alle diese Erfordernisse finden sich durch einen glücklichen Zufall bey dir zusammen. Deine Begebenheit mit der schönen Königin von Susiane ist, ich weiſs nicht wie, so ruchtbar geworden, daſs sie in kurzem dem ganzen Heere bekannt seyn wird. Dieser Zufall, der in andern Umständen deinem Ruhme schädlich gewesen wäre, wird ihm durch den Gebrauch, den ich davon machen will, und durch den Erfolg deiner Unternehmung einen neuen Glanz verschaffen. Man wird es natürlich finden, wenn du zu unsern Gegnern übergehest; deine Flucht wird einer Furcht vor der

Strafe beygemessen werden; sie wird die Unsrigen eben so wohl als die Feinde betrügen, und unser Geheimniſs wird desto sichrer seyn. Scheue dich nicht, Araspes, in den Augen deiner Freunde für eine kurze Zeit ein Verräther zu scheinen. — Deine Zurückkunft, die Entdeckung des Geheimnisses, und der glückliche Ausgang wird nicht nur den täuschenden Nebel von deiner Ehre wischen, sondern dich dem ganzen Heer in einem Lichte darstellen, welches das Andenken deines ehmahligen Fehlers in jeder Seele auslöschen wird. Dieſs ist der Vorschlag, den ich dir zu thun gekommen bin. Frage nun dein Herz, ob es willig ist, so viel für die Beförderung unserer Sache zu wagen.

Araspes. Ehmahls, da ich es wagen durfte, mich den Freund des Cyrus zu nennen, schien mir keine Unternehmung schwer, die ein geringerer als ein Gott verrichten konnte. Jetzt da deine groſsmüthige Güte das niederschlagende Gefühl meiner Schmach aus meiner Seele vertrieben hat, fühle ich meine ganze Stärke wieder. Du hättest aus vielen wählen können, die mich an den Vorzügen übertreffen, die nur die Natur geben kann; aber es ist keiner, der mir an Muth und Treue und Eifer für deine Sache, welche die allgemeine Sache der Völker ist, überlegen seyn könnte. Mein Herz schwillt von dem Gedanken auf, daſs du mich, ungeachtet des Falls meiner Tugend, nicht unwürdig hältst, an dem glorwürdigen Werke zu arbeiten, wozu der Himmel dich gerufen hat. Dieser mächtige Beweggrund, unterstützt vom Verlangen mich deines Zutrauens wieder würdig zu machen, und einen Flecken von meinem Nahmen abzuwischen, der nur durch eine lange Reihe rühmlicher Bestrebungen ausgelöscht werden kann, wird meine Kräfte verdoppeln. Laſs mich eilen, o Cyrus, ein Vorhaben auszuführen, von dem bereits meine ganze Seele voll ist.

Cyrus. Ich erkenne dich wieder, mein Freund; und dieser edle Eifer, der in deinen Augen glühet, würde dir meine ganze Zuneigung wieder gegeben haben, wenn es möglich gewesen wäre, daſs du sie durch einen Anfall von fieberischer Leidenschaft hättest verlieren können. — Aber denke zurück, Araspes — Kannst du dich so leicht entschlieſsen, die reitzende Panthea zu verlassen?

Araspes. Ach Cyrus! was für einen Nahmen hast du ausgesprochen! Vergieb meiner Verwirrung! — O wie verachte ich mich selbst in diesem Augenblicke!

Cyrus. Die Wunde ist noch zu frisch, als daſs sie schon geheilt seyn könnte; die Luft, die um Panthea flieſst, ist dir gefährlich. Du siehest jetzt einen neuen Vortheil der Entfernung, die ich dir vorschlage.

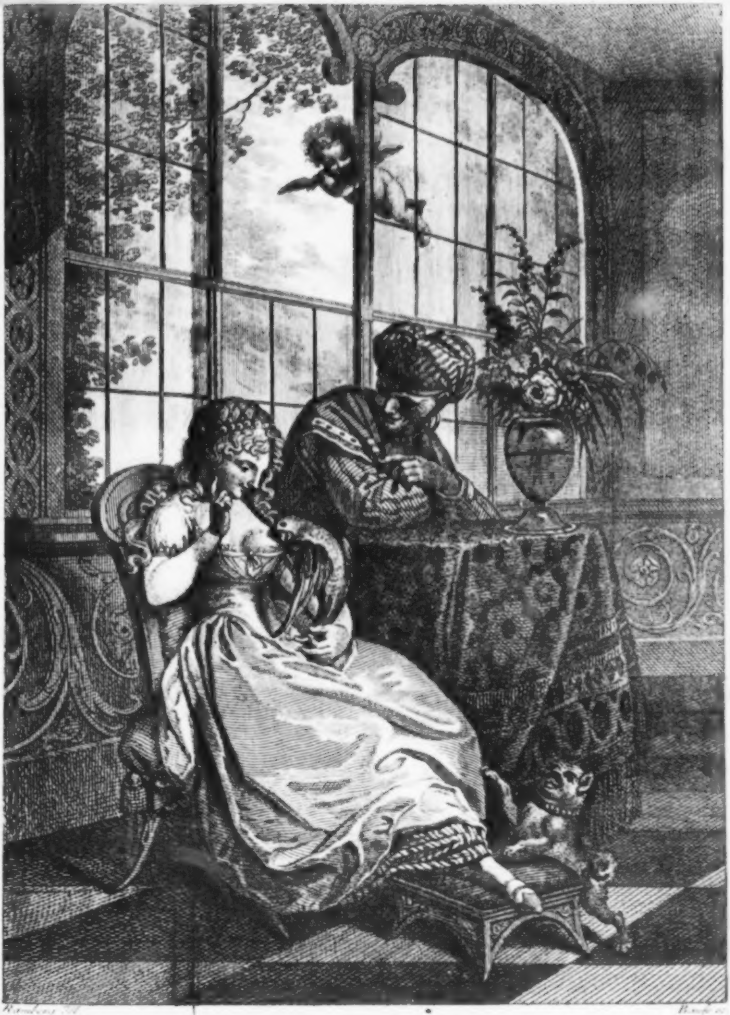
Araspes. Entschuldige, mein Fürst, diese Thränen, die unwillig meine schamrothen Wangen decken! — Ach! in diesem Augenblick erfahre ich die Wahrheit, daſs ich zwey ganz verschiedne Seelen in mir habe. Denn es ist unmöglich zu glauben, daſs, wenn ich nur Eine Seele hätte, sie zu gleicher Zeit gut und schlimm, zugleich für so widersprechende Dinge als Tugend und Laster, eingenommen seyn könnte. Nein! es müssen nothwendig zwey seyn. Wenn die gute die Oberhand hat, dann handeln wir edel; wenn die böse, niederträchtig und schändlich. Die Erfahrung hat mich diese Wahrheit auf Unkosten meiner Ruhe und meiner Ehre gelehrt. Ach! vor kurzem war die böse Seele gänzlich Meister. Jetzt schwingt sich, von deinem Beystand erweckt, die gute wieder empor, und kämpft mit ihrer Feindin in meiner Brust! Ohne die Obermacht deines stärkern Genius würde sie den Sieg kaum behauptet haben. Aber ich fühle den Einfluſs deiner Gegenwart, o Cyrus! Die schändliche

Seele weicht; — umſonst ſträubt ſie ſich — ſie taumelt mit gelähmten Flügeln zu Boden — die beſſere Seele hat geſiegt! Ich eile, ohne zurück zu ſehen, wohin Cyrus und die Tugend mich rufen!

ENDE DES XVI. BANDES.

Bayerische

Leipzig
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



Ramberg del. Bock sc.

IDRIS

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SIEBZEHNTER BAND

IDRIS UND ZENIDE

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

IDRIS UND ZENIDE

EIN ROMANTISCHES GEDICHT

IN FÜNF GESÄNGEN 1767.

VORREDE.

Das folgende Gedicht ist der erste Versuch, den der Verfaſser in einer Art von Stanzen, die den *Ottave rime* der Italiäner ähnlich sind, gewagt hat.

Der Unterschied besteht darin, daſs in den Stanzen, worin *Bojardo*, *Ariost*, die beiden *Tasso's*, *Marino*, und so viele andere gedichtet haben, alle Zeilen gleich viel Sylbenfüſse zählen, daſs alle Reime weiblich sind, und daſs die beiden Reime, an welche die ersten sechs Zeilen gebunden sind, immer auf einerley Art abwechseln, so daſs immer die dritte und fünfte Zeile auf die erste, die vierte und sechste aber auf die zweyte reimt: da hingegen in den Stanzen des Idris 1) Jamben von acht und neun, zehn und eilf, zwölf und dreyzehn Sylben, nach Gutbefinden gebraucht werden; 2) die zwey Reime der sechs ersten Zeilen, ebenfalls nach Willkühr, bald wechselsweise verschränkt, bald auf jede andre mögliche Art zusammen geordnet sind, und endlich 3) männliche und weibliche Reime abwechseln und nach Belieben die erste oder letzte Stelle der Stanze einnehmen können.

Diese Freyheit, welche die Natur unsrer etwas ungeschmeidigen Sprache bey einem erſten Verſuche wo nicht nothwendig zu machen, doch wenigſtens zu entſchuldigen ſchien, kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt iſt, zu einer reichen Quelle muſikaliſcher Schönheiten werden, wodurch dieſe freyere Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor den ſtrengern *Ottave rime* erhält. Die Monotonie der letztern, die in einem groſsen Gedicht endlich ſehr ermüden müſste, wird dadurch vermieden, und ein weit ſchönerer Periodenbau, mit einer ſehr mannigfaltigen, oft nachahmenden, immer dem Ohre gefälligen Eurythmie und Singbarkeit (wenn ich ſo ſagen darf) in dieſe Verſart gebracht; Vortheile, wovon ganz gewiſs kein geringer Theil des Vergnügens abhängt, welches auch solche Leser, die der Prosodie und Versifikazion ganz unkundig sind, an Idris und Oberon gefunden haben.

Was das Gedicht selbst betrifft, so erhielt es sein Daseyn gröſsten Theils in den Jahren 1766 und 67 — oft nach langen Unterbrechungen, und unter dem Druck eines öffentlichen Amtes, dessen Geschäfte geschickter waren die Musen und Grazien zu verscheuchen als anzulocken. Die Dichtkunst war damahls für den Verfasser eine Art von *Nepenthe*, womit er, wie sein Horaz, von Zeit zu Zeit ein süſses Vergessen der Mühseligkeiten des geschäftigen Lebens einschlürfte. Die Besuche, die ihm seine Muse nur verstohlner Weise geben durfte, waren selten und kurz; es war ihm alſo auch dabey mehr um ſein eigenes Vergnügen als um fremden Beyfall und Ruhm zu thun, und dieſs hatte ohne Zweifel in die Wahl des Stoffs und die Art der Behandlung desſelben (worüber er ſich in den erſten Stanzen hinlänglich erklärt hat) einen Einfluſs, der dieſes Gedicht vielleicht zu mehr Nachſicht berechtiget als es unter andern Umſtänden fordern könnte.

Wirklich führte der Geiſt Capriccio,

— ille sciens animos et pectora versans
Spiritus, a capreis montanis nomen adeptus,

den Verfaſser unvermerkt weiter als er Anfangs zu gehen gedachte. Was erſt ein bloſser Einfall war, wurde durch das Vergnügen, das mit einer nicht ganz unglücklichen Bekämpfung unzähliger Schwierigkeiten verbunden ist, unvermerkt zu einer angenehmen Beschäftigung. Indessen war doch schon bey der ersten Ausgabe dieser fünf Gesänge seine Meinung, daſs sie eine Art von Gegenstück zu den Vier Fakardins der Grafen Anton Hamilton bleiben sollten: und es war bloſser Scherz, als er versprach, den Idris zu vollenden, so bald drey Kunstrichter und drey Prüden sich zu einer Bittschrift um Vollendung desselben unterzeichnen würden. Er bildete sich damahls wenig ein, daſs man ihn jemahls beym Worte nehmen würde, und kann sich jetzt (was auch seine Freunde sagen mögen) noch weit weniger vorstellen, daſs jemand, nach Verfluſs von beynahe dreyſsig Jahren, noch grausam genug seyn könnte, ein solches Versprechen gegen ihn geltend zu machen.

Alles, wozu er sich verbunden hielt, war, von den vielen und mannigfaltigen Flecken, womit die erste Ausgabe behaftet war, die folgenden nach und nach, so viel ihm möglich war, zu reinigen. Indessen hat es ihm mit aller auf die letzte Auspolierung verwendeten Zeit und Mühe dennoch nicht gelingen wollen, sich selbst ein Genüge zu thun; und Leser, die in ihren Forderungen an einen Dichter strenger sind als die meisten es zu seyn pflegen, werden hier und da noch genug kleine Unregelmäſsigkeiten finden, die sich nicht wegpolieren lassen wollten, und die an einem ersten Versuch in einer so schwierigen Versart vielleicht zu übersehen sind, aber keinem andern zur Entschuldigung gereichen können.

ERSTER GESANG.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Für welchen Gott, für welchen Göttersohn,
O Muse, stimmest du, in Kalliopens Schleier
Vermummt, die ungelehr'ge Leier
Zum Heldenlied in kriegerischen Ton?
Versuch' es nicht! Sie bleibt den Grazien getreuer.
Wenn du Rinaldo singst, tönt sie Endymion:
Sie weigert sich, Kastilischen Guitarren
Den Ruhm der Amadis und Cide nachzuschnarren.

2.

Die Welt ist längst der Kurzweil satt,
Den zornigen Achill, die zärtlichen Aneen
Mit andern Nahmen auferstehen
Und lächerlich verkappt in neuer Tracht zu sehen.
Was im Homer das Recht uns zu gefallen hat,
Wird in der Neuern Mund oft schwülstig, öfter platt;
Und doch — sich neue Bahnen brechen,
Heiſst in ein Nest gelehrter Wespen stechen.

3.

Schreckt diese Furcht dich nicht, und fühlt
Dein Busen Muth genug, so wage dich in Welten,
Worin die Fantasie als Königin befiehlt,
Wo alle Dinge nur so viel wir wollen gelten.
Dem allgemeinen Ohr, für das der Dichter spielt,
Miſsfällt die Wahrheit oft, das Ungereimte selten:
Bedien' einmahl die Welt nach ihrer Art,
Und zeige, daſs Vernunft sich auch mit Thorheit paart.

4.

Von dummen Ernst wird zwar dieſs Bündniſs angeschwärzet:
Doch sey es! Steht dir nur die Laune zu Gebot
Von deinem Hamilton, dem Zärtlichkeit und Spott
Aus schwarzen Augen lacht, halb Faun, halb Liebesgott;
Der, Zefyrn gleich, um alle Blumen scherzet,
Um alle buhlt, doch nur die schönsten herzet,
Und, daſs sein kleines Horn die Nymfen nicht erschreckt,
Es unter Rosen schlau versteckt.

5.

Durch ein verwickeltes Gewinde
Von Feerey und Wundern fortgeführt,
Sey, wer dich liest, besorgt, wie er heraus sich ſinde,
Und nahe stets dem Ziel — indem er es verliert;
Er fühle, daſs Natur sogar in Mährchen rührt,
Und daſs Geschmack und Witz mit allem sich verbinde.
Er folge sonder Zwang, wohin die Fantasie
Ihm winket, lächle oft, und gähn', ist's möglich, nie.

6.

Verbirg ihm stets die unwillkommnen Züge
Der strafenden Satir' in schlaue Tändeley:
Man lese dich, man suche nichts dabey
Als wie man angenehm sich um die Zeit betrüge,
Und finde, still beschämt, daſs deine Schilderey
Nicht halb so viel als die Erfindung lüge.
Ergetzen ist der Musen erste Pflicht,
Doch spielend geben sie den besten Unterricht.

7.

Es dürfe was du mahlst, die schöne Unschuld lesen,
Trotz aller Furcht, die schüchternen Agnesen
Hans Jakob Rousseau eingejagt.
Die ist gewiſs vorher verführt gewesen,
Die dich, getreuer Hirt, der Kuppeley verklagt. 1)
Die wahre Tugend ist nicht trotzig, nicht verzagt,
Und wagt es, ohne sich zu wenig zuzutrauen,
Den keuschen Idris — selbst im Bade anzuschauen.

8.

Gesetzt, sie fühlt bey dem Gemählde schon
Was menschliches: so dient es ihr zur Lehre;
Sie denkt: Wie ging' es erst, wenn ich die Nymfe wäre?
Und läuft, im Falle selbst, nur hurtiger davon.
Was Itifalln betrifft, der spricht nur Spröden Hohn,
Und diese wehren sich mit Recht um ihre Ehre.
Vielleicht daſs ihn, von seinem Spott bewegt,
Brigittens 2) Zunft durch Beſsrung widerlegt.

9.

Die Tadler, Muse, scheue nicht;
Das Schöne selbst gefällt nicht allen.
Wie? wenn dich auch Pantil, die Wanze, sticht? 3)
Was hälfe dir das Lob der Buden und der Hallen?
O, möchtest du, wenn dir die Menge Lorbern flicht,
Dem echten Kenner nicht miſsfallen,
Der ohne Schalkheit prüft, zum Tadel langsam ist,
Und jede Schwierigkeit, die du besiegt, ermiſst!

10.

Den Aristarchen liegt die Pflicht des Tadelns ob;
Sie sitzen zu Gericht, und dürfen nichts verzeihen.
Dem Züchtling zwar dünkt stets die Peitsche grob,
Doch lacht die Welt nur mehr, je mehr die Dunse schreyen.
Verdiene, wenn du kannst, des strengen Richters Lob,
Doch, ohne dich vor seinem Ernst zu scheuen.
Sein Tadel nützt der Kunst, und ging' er auch zu weit,
So schadet ihm, nicht dir, die Unbescheidenheit.

11.

Gefällst du endlich nicht, stimmt Welt und Kenner ein,
Dich deines Diensts zu überheben:
So mag dein Trost in diesem Unfall seyn,
Daſs du, bey süſser Müh, mir viele Lust gegeben.
Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.

Und so beginne nun in ungestörtem Frieden
Das schöne Abenteu'r von Idris und Zeniden.

12.

Es sank aus unbewölkten Lüften,
Nach einem schwülen Tag, der Abend sanft herab;
Die Blumen, denen er das Leben wieder gab,
Durchbalsamten die Flur mit süſsen Frühlingsdüften;
Die Weste kühlten sich an Silberbächen ab,
Und luden hier und da die Nymfen in den Grüften
Bey Lunens jüngferlichem Schein
Zum stillen Bad und leichten Tänzen ein.

13.

Um diese Zeit, da Tag und Nacht sich gattet,
Stieg, wie die Kronik sagt, in einem Myrtenwald
Ein junger Ritter ab. Er schien sehr abgemattet:
Doch hätte, wie er war, an Anstand und Gestalt
Don Galaor, Jocondo und Rinald,

Ja selbst Medor den Preis ihm ohne Kampf gestattet.
Er glich in Stahl dem Freund der Göttin von Cythere,
Und ohne Rüstung schien's, als ob er Amor wäre.

14.

Er hatte, seit Aurorens goldne Pforten
Dem Tag sich aufgethan, bis itzt in einem fort
Die Reise fortgesetzt, die ihm gerathen worden.
Sein Pferd, ein edles Thier vom ritterlichen Orden,
Flog Rehen gleich, und doch im schnellsten Flug
Des Ritters Ungeduld nicht schnell genug:
Er ritte noch, wofern ihn Raspinette,
Die keinen Fuſs mehr fühlt, nicht abgemahnet hätte.

15.

Herr Ritter, sagte Raspinette,
Die Trägheit, wie ihr wiſst, ist sonst mein Fehler nicht,
Ich lauf' im Fall der Noth mit Greifen in die Wette;

Allein ihr spannt bis Senn' und Bogen bricht.
Wir rennen, seit aus ihres Alten Bette
Aurora stieg, bis bald zum Sternenlicht:
Mehr ist zu viel; mir klebt die Zung' am Rachen;
Wir könnten, dächt' ich, hier wohl eine Pause machen.

16.

Seht ihr die Quellen dort, die durch den jungen Hain,
Beblümt an jedem Bord, sich, Kränzen ähnlich, winden?
Bequemer kann kein Platz, selbst in den stillen Gründen
Elysiums, zum Übernachten seyn.
Ich würde frisches Gras an dieser Quelle finden,
Und ihr, Herr Ritter, schlieft bey ihrem Murmeln ein.
Ihr könntet, unterm Duft von jenen Myrtenbäumen,
Recht angenehm von eurem Fräulein träumen.

17.

Der schöne Ritter hört des klugen Pferdes Wort,
Steigt ab, läſst Raspinetten grasen,

Und sucht am blumenvollen Bord
Des flieſsenden Krystalls, auf sammetweichem Rasen,
Zur Lagerstatt sich einen schönen Ort,
Wo, sanft von Zefyrn aufgeblasen,
Sich volle Rosenbüsch' in wilde Lauben ziehn
Und wie Rubin im Abendschimmer glühn.

18.

Im Mittel dieser Rosenhecken
Ergoſs das Wasser sich auf goldbestäubtem Sand
Aus manchem kleinen Arm in ein geraumes Becken,
Mit Marmor ausgelegt, doch nicht von Menschenhand.
Es schien gemacht die Badlust zu erwecken.
Der Ritter hatte kaum die Augen hingewandt,
So fiel ihm ein, sich hier ein wenig abzukühlen,
Und seinen schönen Leib vom Sommerstaub zu spülen.

19.

Er schnallt den Harnisch ab, legt Helm und Lanze nieder,
Und überläſst der lauen Flut
Den frischen Reitz der jugendlichen Glieder.

Ihr unbefleckter Schnee, getuscht mit Rosenblut,
Scheint aus den Spiegelwellen wieder,
So wie der Sonne Bild von glattem Marmor thut.
Ihm hätte kaum (die Wahrheit zu gestehen)
Die alte Vesta selbst kaltblütig zugesehen.

20.

Der keusche Ritter glaubt allein und unbelauscht
Zu seyn in diesem stillen Bade;
Er plätschert wie ein Aal; als plötzlich vom Gestade
Ein raschelndes Getös' ihm in die Ohren rauscht.
Es war — was rathet ihr? — die lieblichste Najade,
An deren Anblick je ein Triton sich berauscht:
Es hatte sie, auf Klee am Ufer hingestrecket,
Aus einem leichten Traum sein Plätschern aufgewecket.

21.

Ihr kennt doch die Ondinen schon
Aus Gabalis glaubwürdigen Berichten?
Auch Rubens liebte, sie um Amfitritens Thron

In groſsen Gruppen aufzuschichten,
So wohl genährt, so üppig, und (mit Züchten)
So nackt, daſs einem Mann davon
Die Augen übergehn. Wir sollten also denken,
Ihr könntet uns die Müh ihn zu kopieren schenken.

22.

Viel Tritons hatten ihr vergeblich nachgetrachtet,
Viel Faunen manche Nacht umsonst für sie durchwacht;
Der schönste ward von ihr nicht schön genug geachtet;
Zevs hätte sich umsonst zum Schwan für sie gemacht.
Doch ungerochen wird Kupido nie verachtet!
Ihr Stündchen kam, da sie's am wenigsten gedacht:
Und freylich dürft' es auch der Sprödesten auf Erden
Gefährlich seyn, so überrascht zu werden.

23.

Sie stutzt, erröthet, will entfliehn,
Und bleibt, indem sich schon die schönen Knöchel heben,

Wie in der Flucht versteint, halb überm Boden schweben:
Ein fremder Zauber scheint auf unsern Paladin
Den abgewandten Blick mit Macht zurück zu ziehn;
Sie muſs dem stärkern Gott sich überwunden geben;
Sie steht und saugt mit gierig offnen Blicken
Der Liebe süſses Gift und schmerzendes Entzücken.

24.

Der Augenblick, da uns ein schöner Gegenstand
Die ersten Seufzer lehrt, giebt uns ein neues Wesen;
Er macht die Wunder wahr, die wir in Dichtern lesen,
Flöſst Klötzen Seelen ein, nimmt Weisen den Verstand;
Ein Busen sey so kalt wie Alpenschnee gewesen
Und härter als der Diamant,
So zwingt ihn Amors Hauch in Flammen aufzuwallen
Und sehnsuchtsvoll zu steigen und zu fallen.

25.

Ja, Liebe, deine Macht ist groſs und wunderbar!
Wer darf im Kampf mit dir zu siegen sich getrauen?
Die Nymfe, die noch kaum so unempfindlich war,
Vor jungen Faunen floh, und ohne Frost und Grauen
Nicht fähig war den Fluſsgott anzuschauen,
Der, hingestreckt auf Schilf, in seinem Schlaf sogar
Ihr schrecklich schien, — wünscht itzt sich hundert Augen,
Den Reitz, der sie bethört, auf einmahl einzusaugen.

26.

Der schöne Paladin, in seinem Wahn allein,
(Denn unsre Lauscherin verbargen noch die Hecken)
Denkt nicht daran, ihr etwas zu verstecken;
Und mehr als nöthig war, in einer Brust von Stein,
In Hektors Mutter selbst, Begierden aufzuwecken,
Ist ihrem Blick erlaubt, als glatt wie Elfenbein

Sich aus der Flut die schönen Hüften heben,
Schön, wie die Mahler sie dem jungen Bacchus
geben.

27.

Es wallt der schwarzen Locken Nacht
Entfesselt um den Marmornacken;
Bey seines Rückens Glanz, der Schwanen
schamroth macht,
Scheint spiegelnd Silber grau wie Schlacken;
Die ungeschwächte Jugend lacht
Aus seinem schwarzen Aug' und glüht auf
seinen Backen;
Sein Arm, voll Kraft, bespannt mit straffen
Sehnen,
Beut Männern Trotz und — Schutz bedrängten Schönen.

28.

Der Nymfe trüber Blick erlischt in feuchter
Gluth,
Ihr Busen athmet schwer von pressendem Verlangen;
Ein geistig Feuer schleicht durch ihr elektrisch
Blut,
Und giebt dem ganzen Leib die Farbe ihrer
Wangen;

Des Liebesgottes voll und seiner süſsen Wuth
Eilt sie hervor, den Jüngling zu umfangen.
Er hört ein Rascheln, stutzt, erschrickt,
Und plötzlich wird von ihm die schöne Nymf erblickt.

29.

Man konnte nichts verführerischers sehen,
Und mancher Heil'ge ward von weniger berückt;
Zumahl, da das Kostum der Töchter von Nereen
Sie, als zum Überfluſs mit eignem Reitz geschmückt,
Gar wenig mit geborgtem drückt.
Doch Idris, unser Held, bewaffnet mit Ideen,
Blieb kalt, und sah — aus Tugend oder Wahn —
Die schöne Nixe gar mit Widerwillen an.

30.

Aus Tugend oder Wahn? Ist nicht ein Drittes möglich?
Vielleicht macht Treue bloſs, mit etwas Stolz gepaart,
Den jungen Mann so unbeweglich?

Vielleicht ist's Liebe selbst, und von der schönsten Art,
Was seine Brust vor schwächerm Reitz verwahrt?
Genug, ihr Anblick wird ihm plötzlich unerträglich;
Er wendet sich und flieht. Mit thränenvollem Blick
Eilt sie ihm nach und ruft den Fliehenden zurück.

31.

O fliehe nicht, (so ruft aus ihrer süſsen Kehle
Der Liebesgott mit zauberischem Ton)
Verweile, schöner Göttersohn;
Beweise nicht durch Sprödigkeit und Hohn,
Daſs deinem Reitz die höchste Zierde fehle!
Ein schöner Leib verspricht auch eine schöne Seele.
O fliehe nicht aus nie berührten Armen,
Die itzt zum ersten Mahl von Amors Gluth erwarmen!

32.

Nie hat an dieser Brust, die dir entgegen wallt,
Ein Gott noch Sterblicher gelegen.
Vergeblich suchten sie durch Jugend und Gestalt,

Durch Schmeicheln, Flehn und ganze Thränenregen
Mein Mitleid wenigstens statt Liebe zu erregen:
Ihr Bitten fand mich taub, ihr Feuer spröd und kalt;
Sie nannten mich ein Bild, zum Sehn allein zu brauchen,
Denn es bedurfte Dich mir Liebe einzuhauchen.

33.

Und, o wie dank' ich itzt dem seligen Geschick
Das deinen Anblick mir gegeben!
Erst seit ich lieb', erst seit dem Augenblick
Da ich dich sah, begann mein wahres Leben.
Wie wünsch' ich itzt die öde Zeit zurück,
Da ich den Pflanzen glich, die an der Erde kleben!
Mir ist, ich sey erst itzt aus jener kalten Nacht,
Dich anzuschauen, aufgewacht.

34.

Komm, fährt sie fort, und streckt mit reitzenden Geberden
Die Arme nach ihm aus vor zärtlicher Begier,

Komm, theil' Unsterblichkeit und Götterglück mit mir!
Empfang und gieb das Glück, geliebt zu werden!
O, fliehe nicht, du zögest mich nach dir,
Flögst du bis an den Saum der Erden:
Flieh, wenn du willst, zum schwarzen Höllenbach,
Ich folge dir ins Reich der Schatten nach.

35.

Der Jüngling steht und hört was Götter zu bethören
Vermögend war, und fühlt sich unbewegt!
Die Schöne, die ihr Herz mir selbst entgegen trägt,
Die fähig ist sich selbst so zu entehren,
Wird eh' ein Bild, in dessen Brust nichts schlägt,
Als mich (so spricht er stolz) aus meiner Ruhe stören:
Wo Augen ohne Scham in offne Arme winken,
Läſst die Begierde stracks die Flügel sinken.

36.

Doch wär' auch dieses nicht, so würde doch von mir
Die Liebesgöttin selbst nicht mehr als Du erhalten.

Du bist so schön als sie; mein Mund gesteht es dir,
Mein Herz fühlt nichts davon. Die lieblichsten Gestalten
(Und machten sie Aurorens schwachen Alten
Von neuem jung, und Jupitern zum Stier)
Sind ohne Reitz für mich, seit ich die Schöne kenne,
Für die ich, ungeliebt und ohne Hoffnung, brenne.

37.

Er spricht's und flieht auſs neu; allein sie hält ihn schon
Mit Armen, weiſs wie Schnee und weich wie Flaum, umschlungen.
Aus Fesseln dieser Art hätt' auch Alkmenens Sohn
Sich nicht so leicht, als aus des Riesen Geryon
Dreyfachen Armen, los gerungen;
Hier wird der Stärkste nur am leichtesten bezwungen!
Wo Tugend und Natur sich bis ans Leben gehen,
Verzehrt der Widerstand die Kraft zum Widerstehen.

38.

Zwar bleibt sein Wille unverführt;
Doch alles, was er sieht, und höret, und berührt,
Er wolle oder nicht, berauschet seine Sinnen:
Ihr wollustschwerer Blick, ihr süſser Athem schürt
Die Flammen an, die schon in seinen Adern rinnen;
Wie Xenofons Arasp wird er zwey Seelen innen,
Bey deren ungelegnem Zwist
Die schöne Feindin siegt, und er verrathen ist.

39.

Er rafft in dieser Noth die letzte Kraft zusammen,
Und ruft, so laut er nur vor kurzem Athem kann,
Den Gegenstand von seinen keuschen Flammen,
Nach ritterlichem Brauch, um schnellen Beystand an.
Ob sie ihn hörte, zweifelt man;
Doch wird darum kein Weiser ihn verdammen:

Sein brünstiges Gebet hielt ihm ihr Bildniſs vor,
Und dieses half sogleich der bessern Seel' empor.

40.

Ihn däucht er sehe sie, von Götterglanz umgeben,
Gleich einem Genius, mit ausgereckter Hand,
Zu seinem Schutz auf einer Wolke schweben.
Mehr braucht' es nicht ihm Kraft zu neuem Widerstand
Und einen andern Lauf dem regen Blut zu geben.
Er ringet, bis es ihm vom zauberischen Band,
Worein die Nais ihn verstricket,
Auf einen Augenblick sich los zu machen glücket.

41.

Sie stutzt; allein sie war bereits zu weit gegangen
Um bey so schönem Spiel gleich muthlos still zu stehn;
Der Kampf scheint ihre Gluth nur stärker aufzuwehn,

Giebt ihren Augen Feu'r, Karmin den Rosenwangen,
Entwickelt jeden Reitz, und macht sie noch so schön.
Sie rüstet sich, den Streit von neuem anzufangen,
Und Amor weiſs zu wessen Ehre,
Wenn nicht ein Mittelsmann dazu gekommen wäre.

42.

Ein Jüngling zeigte sich, der an Gestalt und Tracht,
An stolzem Wuchs und männlich starken Sehnen
Dem Halbgott glich, dem Sohn der Wundernacht,
Die dreyfach war und doch der zärtlichen Alkmenen
Nur Eine schien; ein Hektor in der Schlacht,
Ein Faun beym Schmaus, ein Paris bey den Schönen;
Dem ersten Anblick nach die Pest der Ungeheuer,
Doch weit ein gröſsrer Freund der sanften Abenteuer.

43.

Ein fleckig Tiegerfell mit Klauen von Smaragd
Ist sein Gewand und schlägt die starken Lenden;
Und was sein Putz dem Auge nicht versagt,
Ist blühend, jugendlich, voll Kraft, und zum Verblenden;
Aus seinen Augen strahlt ein Muth, der alles wagt
Und von Begierde schwillt sein Leben zu verschwenden;
Ihm war an Willen und Vermögen
Im Dienst um Minnesold kein Ritter überlegen.

44.

Er reiste seinen Weg durch unsern Wald, nicht weit
Von da, wo wir die Kämpfenden gelassen;
Als das Getös' von diesem seltnen Streit
Ihm würdig schien, den Fuſsweg zu verlassen.
Zu einer Heldenthat den Anlaſs zu verpassen
War seine Sache nicht, zumahl um Abendszeit.

Er eilt, er kommt, er sieht — Ist's möglich? Soll er trauen?
Ist es ein Blendwerk nicht, was seine Augen schauen?

45.

Die Nymf' erschrickt vor einem Mann
Der hier nicht nöthig war, daſs ihr die Haare stehen;
Sie hätte wohl das Thier vom Ländchen Gevaudan, 4)
Den Schrecken Galliens, so gern als ihn gesehen.
Zu gutem Glück war ihr die Kunst der Feen
Nicht unbekannt; hilft nichts, so hilft ein Talisman.
Sie spritzt mit hohler Hand ihm Wasser an die Hüfte,
Und ruft: Erhebe dich als Uhu in die Lüfte!

46.

Sie ruft's, und zweifelt nicht an einer Zauberkraft,
Der Luft und See gehorsam waren.
Allein, hier hätte selbst Urgandens Wissenschaft
Die Grenzen ihrer Macht erfahren.

Der Held bleibt wie er war, steht unbesorgt und gafft
Die Reitzungen, die sie mit ihren langen Haaren
Verbergen will und nicht verbergen kann,
Mit Lüsternheit und feuchten Augen an.

47.

Inzwischen hat, aus ihrem Arm entronnen,
Ihr spröder Liebling Luft gewonnen.
Sie schickt ihm ans Gestad' (allwo er, in der Hut
Des rosigen Gesträuchs, am letzten Strahl der Sonnen,
Halb angekleidet, matt und keichend ruht)
Mit thränenvollem Aug' und Wangen ohne Blut
Noch einen Seufzer nach, wie wenn von Amors Bogen
Ein Pfeil die Luft durchzischt, und stürzt sich in die Wogen.

48.

Der Mann im Tiegerfell, nachdem er lang' geharrt,
Und nach dem Ort, wo ihm ihr Reitz unsichtbar ward,

Mit unverwandtem Blick vergebens hingestarrt,
Sucht itzt auf seinem Rasenbette
Den Jüngling auf, an dessen Stätte
Er klüger, wie ihn däucht, sich aufgeführet hätte.
Sie grüſsen sich, sie geben sich die Hand,
Und thun, als Ritter, gleich beym ersten Blick bekannt.

49.

Herr Ritter, (spricht zu unserm Paladine
Sein neuer Freund, und streckt sich neben ihn ins Grüne)
Was eurer Herrlichkeit in ihren Adern fleuſst,
Ist wohl kein Blut? — Verzeiht, ich rede dreist;
Allein, ihr haltet nicht, was eure gute Miene
Die Kennerinnen hoffen heiſst.
Sich aus dem schönsten Arm mit Abscheu los zu reiſsen,
Kann euer Plato selbst, fürwahr! nicht Tugend heiſsen.

50.

Verbindet uns die Ritterpflicht,
Für jedes schöne Kind, das unsern Schutz bespricht,

Gefahr und Wunden zu verlachen,
Und, Damen zu befreyn, mit kühnem Angesicht
Durch Riesen, flammenschwangrè Drachen,
Ja durch die Hölle selbst uns einen Weg zu machen:
Wie kann es sich mit ihr vertragen,
Den angebotnen Kampf der Liebe auszuschlagen?

51.

Ein Abenteuer fliehn, dem sich die Blödigkeit
Von jedem unversuchten Knaben
Gewachsen fühlt, ist einem Mann von Gaben
Und Muth, wie ihr, Herr Ritter, seyd,
Nicht zu verzeihn; es müſste denn der Neid
Von einer Zaubrerin die Hand im Spiele haben.
Wenn dieses ist, bedaur' ich euch von Herzen;
Die Menschlichkeit verbeut in solchem Fall zu scherzen.

52.

Der schöne Held, beleidigt durch den Ton
Womit der Fremde spricht, miſst ihn mit Wuth im Blicke

Vom Wirbel bis zum Fuſs. Nichtswerther Erdensohn,
Ruft er ergrimmt und faſst ihn am Genicke:
Wenn nicht ein Strom von Blut den pöbelhaſten Hohn
In deinem Hals erstickt, so dank' es deinem Glücke!
Die Nacktheit ist dein Schirm; du solltest dich entblöden
In ritterlichem Schmuck aus diesem Ton zu reden!

53.

Eh' du so trotzig thust, spricht jener lächelnd nur,
Lern deinen Mann erst besser kennen!
Versuch's! Ich kann dir leicht der Waffen Vortheil gönnen;
Die Nymfen sollen doch nicht minder diese Flur
Das Grab des neuen Atys nennen.
Vernimm, daſs Itifall, so wie ihn die Natur
Bewaffnet hat, und ohne Sper und Degen,
Die Helden deiner Art ins Grüne pflegt zu legen.

54.

Nimm deine Keul', es ist genug geprahlt!
Versetzt der Held, und zieht mit ruhigern Geberden
Sein diamantnes Schwert, das gleich der Sonne strahlt;
Und nun begann ein Kampf, wie auf der weiten Erden
Noch nie gesehen ward und nie gesehn soll werden
So lang' der Tag die Welt mit sieben Farben mahlt.
Sie schienen sich an Muth, an Kraft und Kunst zu gleichen,
Und gleich entschlossen, eh' zu fallen als zu weichen.

55.

Ein Kieselregen, der den Tag
Uns zu vermauern scheint, fällt nicht so rasch und dichte
Auf eine Flur voll goldner Sommerfrüchte,
Des Schnitters Reichthum, hin, der kaum zu fliehn vermag;
Als mit zerschmetterndem Gewichte,
Ergrimmt und rastlos, Schlag auf Schlag
Die Streiter wechselsweis erschüttert,
Und rings umher den halben Hain zersplittert.

56.

Allein, trotz ihrer Wuth, die jeder neue Streich
Mehr anzuflammen scheint, will's keinem doch gelingen,
Die kleinste Wunde nur dem Gegner anzubringen.
Umsonst erschöpfet ihr, erboſste Kämpfer, euch!
Des Sieges Wage steht auf beiden Seiten gleich:
Hält Idris durch den Schwung der stärksten aller Klingen
Den schweren Stahl wie Binsenrohr von sich,
So sieht er Itifalln fest gegen Hieb und Stich.

57.

Sie sehn erstaunt sich an, indeſs für neue Kräfte
Der Kampf verschnaubt, und trau'n den Sinnen kaum.
Mischt Zauberey sich ins Geschäfte?
Ist's Blendwerk? Wäre nicht der mattre Lauf der Säfte,
Der steife Arm, der ausgesogne Gaum,
Sie hielten's beide schier für einen bloſsen Traum.

Doch, was es sey, sie sind entschlossen
Noch einen Gang zu thun, trotz allen
Karabossen! 5)

58.

Wie wenn aus Äols wildem Heer
Zwey von den wildesten, mit aufgeblasnen
Backen,
Auf offner See sich bey den Flügeln packen;
Sie schütteln sich; es weht, von Ungewittern
schwer,
Ihr wirbelnd Haar um Stirn und Nacken,
Und unter ihnen braust das aufgeschwollne
Meer;
Die Nymfen fliehn in schüchternem Gewimmel,
Und aus dem Schlaf geschreckt schau'n Götter
aus dem Himmel:

59.

So stoſsen, unerschöpft an Muth,
Mit angestrengtem Arm die Kämpfer auf
einander.
Es fochten nicht mit gröſsrer Wuth
Um ein entlaufnes Weib die Helden am
Skamander;
Kein Amadis, kein Kaloander 6)

That mehr, als Itifall und als sein Gegner
thut,
Um durch den Fall von einem unter beiden
Den edeln Wettstreit zu entscheiden.

60.

Umsonst! Auf beider Schutz bedacht,
Scheint eine höh're Macht des Schattenkriegs
zu spotten;
Sie kämpfen noch, da schon die braune
Nacht
Die halbe Welt von Mohnsaft trunken
macht,
Und Titans Zug, in Amfitritens Grotten,
Von seinem Tagewerk den Himmel durchzutrotten
Auf einer Lilienstreu verschnaubt,
Und aus der Nymfen Hand ambrosisch Futter
raubt.

61.

Doch, welch ein Wunder unterbricht
Das eitle Fechterspiel? — Ein Glanz, wovon
die Quelle
Verborgen bleibt, ein überirdisch Licht,
Macht plötzlich um sie her die falben Schatten
helle.

Bestürzt schaut Idris auf; doch Der im
Tiegerfelle
Reicht lächelnd ihm die Hand und spricht:
Herr Ritter, wie ihr seht, taugt unser Streit
zum Lachen
So wenig als zum Ernst; wir wollen Friede
machen!

62.

Wir kennen uns nunmehr, und (stimmt ihr
anders ein)
Soll diese Nacht, wiewohl mit Zwietracht
angefangen,
Weil Amor euch misſfällt, der Freundschaft
heilig seyn!
Wischt nur den Heldenschweiſs von euern
schönen Wangen
Und ruhet aus: ihr seht, wir haben Wein
Und was die Augen nur verlangen.
Auf Reisen, wo das Essen schmeckt,
Ist's sehr bequem, wenn sich der Tisch von
selber deckt.

63.

Kaum spricht er aus, so steht, wie auf sein
Winken,
Ein aufgeschmücktes Gastmahl da;

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13010/020

Die Schüſseln Gold aus Angola,
Die Tafel Elfenbein, der Fuſs Korallenzinken;
Und, was Herr Itifall hierbey am liebsten sah,
Ein Schenktisch von Krystall, wo friſche Weine blinken.
Die Helden setzen sich, nachdem sie sich geküſst,
Und essen ohne Scheu was aufgetragen ist.

64.

Um ihre Tafellust zu mehren,
Läſst unsichtbar, vermuthlich aus den Sfären,
Sich ein Koncert von Instrumenten hören.
So war das Glück der guten Feenzeit!
Die ganze Geisterwelt stand auf den Wink bereit,
Man ritt in einem Tag wohl tausend Meilen weit,
Nachts stieg ein Gnom herauf, im Wald euch aufzutischen,
Und Nymfen gab's in allen Büschen.

65.

Der muntre Itifall, zur Freude stets gefaſst,
Und durch sein Glück verwöhnt mit Amorn nur zu scherzen,

Bemerkt an seinem schönen Gast
Den unverhehlbaren Kontrast
Erzwungner Fröhlichkeit und innerlicher Schmerzen.
Zwar Idris lächelt auch, doch nur mit halbem Herzen;
Er scheint zerstreut, er seufzt und weiſs es nicht,
Und starrt aus offnem Aug' als säh' er ein Gesicht.

66.

Nun, junger Freund, was drückt euch auf der Brust?
Ruft Itifall ihm zu: wer wird bey vollen Flaschen
Von Perserwein, dem Geber froher Lust,
Die Stirn in Falten ziehn und magre Grillen haschen?
Quält euch vielleicht ein zärtlicher Verlust,
So müſst ihr euer Hirn in diesem Lethe waschen!
Kein Seneka heilt halb so gut
Die Schmerzen des Gemüths als süſses Traubenblut.

67.

Indeſs begreif' ich nicht was euch bekümmern kann.
Die junge Welt pflegt sonst aus schönen Augen
Das wollustreiche Gift verliebter Qual zu saugen,
Und gegen dieses Gift verwahrt kein Talisman.
Doch euch, den Nymfen selbst nicht zu verführen taugen,
Sogar im Bade nicht, was ficht euch Amor an?
Er wetzt umsonst an runden Marmorklippen
Den schärfsten Pfeil auf euch; der ritzt euch kaum die Rippen.

68.

Wer mich für unempfindlich hält,
Betrügt sich, Itifall; (erwiedert unser Held
Und seufzt so schön dazu wie eine Turteltaube)
Mein Herz war, seit es schlägt, das zärtlichste der Welt,
Und meiner Amme Milch war Liebe, wie ich glaube:

Du weiſst's, die mit mir wuchs, einsiedlerische Laube!
Ihr Grotten wiſst's, in deren stillen Schooſs
Mein junges Herz die ersten Thränen goſs!

69.

Wenn vor Auroren her die leichten Träume fliegen,
Besuchte mich im Schlaf ein überirdisch Bild,
Worin ein Gott, sich selber zu vergnügen,
Was jenseits unsrer Welt die Allmacht kann, enthüllt.
Die ganze Schöpfung schien, von ihrem Glanz vergüldt,
Wie ein Elysium, rings um mich her zu liegen.
Ihr Athem, däuchte mich, goſs Steinen Seelen ein,
Und ich — ich schien mir selbst nicht sterblich mehr zu seyn.

70.

Stell' etwas schöners als die Tiziane kennen,
Mehr als den schönsten Traum der Fantasie dir vor,
Schwing dich zu einem Grad von Reitzungen empor,

Wovon die Seelen sich von ihren Leibern trennen,
Und alles, was wir schön und groſs und göttlich nennen,
Das strahl' aus jedem Blick hervor;
So hast du doch von der, die meine Brust beseelet,
Nur einen Schattenriſs, dem Farb' und Ausdruck fehlet.

71.

Dieſs himmlische Gesicht lieſs andern Gegenständen
In meiner Seele keinen Raum:
Ich dachte nichts, ich sah an allen Enden,
Ich hört' und fühlte nichts, als meinen Göttertraum.
Wie vielmahl saſs ich nicht, den Kopf in beiden Händen,
Beym Mondschein unter einem Baum,
Und überlieſs mich dem Entzücken
In meiner Fantasie ihr Nachbild anzublicken!

72.

Die Ungeduld das Urbild selbst zu sehn
Stahl mich zuletzt der Vorsicht des Druiden,
Der mich erzog. Ich strich durch Thal und Höh'n,

Vom Abendmeer zum Ost, vom Nord zum schwülen Süden;
Der Hoffnungstrieb, sie endlich auszuspäh'n,
Verkürzte meinen Weg und lieſs mich nicht ermüden:
Ulysses hat in seinen Wanderjahren
Nicht mehr, als ich in mindrer Zeit, erfahren.

73.

Doch, kurz zu seyn, nachdem der Frühling sich
Dreymahl verjüngt seitdem ich ausgezogen,
Nachdem ich manchen Himmelsstrich,
Manch fabelhaftes Land und manche See durchflogen,
Und sich mein zweifelnd Herz kaum mit sich selbst verglich,
Ob mich kein eitler Traum, ein Kind des Schlaſs, betrogen,
Da mich die Hoffnung schon verlieſs;
Erschien der Augenblick, der mir die Göttin wies.

74.

Zu mahlen was ich da empfunden,
Dazu hat kein Homer die Farben noch erfunden:

Ich stand, als würde mir der Himmel aufgethan.
O Tag, o froher Tag! o mehr als goldne Stunden,
In euch sahn Götter nur mich ohne Miſsgunst an!
Mein ganzes Wesen schien in einem Ocean
Von Freuden, welche noch kein Dichtermund besungen,
Kein Glücklicher gefühlt, zerflossen und verschlungen.

75.

Ich sah sie, Itifall! — welch eine Wonn' umfaſst
Dieſs einz'ge Wort! — und sie erlaubte meinen Blicken,
Ja meinen Lippen selbst, Bewundrung und Entzücken
Zu ihren Füſsen auszudrücken!
Man zeigte mir sogar, ich werde nicht gehaſst.
Zu meiner Wohnung ward ein schimmernder Palast
Von Sylfen aufgebaut, und bey den Lustbarkeiten
Sah mich der Hof fast stets an ihrer Seiten.

76.

Wie neidenswürdig schien mein Glück!
Doch, unterm Mond ist, leider! nichts vollkommen.
Ein unerbittliches Geschick
Hat mir sogar der Hoffnung Trost benommen.
Ach! warum muſste doch, Natur, dein Meisterstück
Aus deiner Hand nicht ganz vollendet kommen?
Um aller Götter Thron zu seyn,
Fehlt ihrer schönen Brust — der Liebesgott allein.

77.

Nie liebte sie, und ach! nachdem ich sie erblickt
Und nicht gerührt, so wird sie niemahls lieben.
So ist es im Gestirn geschrieben;
Nie wird in ihrem Arm ein Sterblicher beglückt.
Ganz Geist, ganz frey von körperlichen Trieben,
Von nichts gequält, von nichts entzückt,
Gleicht sie, in einem Leib den Venus selbst beneidet,
Den Wesen die kein Stoff bekleidet.

78.

Nie hat das stürmische Getümmel
Der Leidenschaft ihr Herz aus seiner Ruh geweckt,
Nie den entwölkten Geist mit ihrem Dunst befleckt.
Wie dem, der vom Olymp, benachbart mit dem Himmel,
Auf eine halbe Welt den freyen Blick erstreckt,
Die Schlacht bey Akzium ein lächerlich Gewimmel
Von Fröschen scheint, die eine warme Nacht
Aus ihrem Teich die Köpfe recken macht:

79.

So wird, indem vor ihr das unbegrenzte Ganze
Verbreitet liegt, der Erdenkinder Stand
Und emsiges Gewühl zu Puppenspiel und Tand;
Der Unterschied verschwind't von Cäsars Lorberkranze
Und einem Blumenkranz, womit ein Hirt beym Tanze
Sich König dünkt, weil ihn sein Mädchen wand;

Gleich achtlos sieht sie uns zu ihren Füſsen liegen
Und einen Schmetterling um junge Rosen fliegen.

80.

Wahr ist's, sie unterschied die nahmenlosen Triebe,
Die mir im Traume schon ihr Schatten eingehaucht,
Vom schnöden Brand gemeiner Liebe,
Die von Begierden lebt und im Genuſs verraucht:
Ein ewig brennend Feu'r, das keine Gegenliebe,
Das auſser ihrem Blick sonst keine Nahrung braucht,
War allzu schön und unterm Mond zu selten,
Es mit Verachtung zu vergelten.

81.

Ach Itifall! wie manches Mahl,
Wenn sie voll sanfter Huld die Augen auf mich kehrte,
Mit süſser Stimme mir mich stets zu grämen wehrte,

Und durch Ergetzungen mein Herz dem Kummer stahl;
Ach Freund! wie oft, und o wie sehr bethörte
Mein gern betrognes Herz ein falscher Hoffnungsstrahl!
Wie bald lieſs wieder mich ihr ruhig Auge lesen,
Was ich für Liebe hielt, sey Freundschaft nur gewesen!

82.

Aus* Mitleid irrte sie oft Sommertage lang
Allein mit mir in schattenreichen Hainen,
Und ohne, wenn mein Arm sie wehmuthsvoll umschlang,
Wie keusche Furien, sich in Gefahr zu meinen,
Erlaubte sie mir, sonder Zwang,
Den bangen Trost, an ihrer Brust zu weinen;
Sie sah mich gütig an und seufzte mir zu Lieb',
Daſs durch der Sterne Schuld ihr Herz gelassen blieb.

83.

Herr Ritter, fiel ihm hier sein Hörer lachend ein,
Das Stück ist weinerlich; doch duldet, daſs ich lache.
Ey, lehrt mich doch, ich bitte, wie man's mache,
So tapfer, so verliebt, und doch so neu zu seyn!
(Denn Winseln, ich gesteh's, war niemahls meine Sache)
Um Amors willen! Herr, wer schwatzt von Qual und Pein
An seiner Göttin Brust? — Sie läſst euch ruhig liegen,
Und ihr beklagt euch noch, sie sey nicht zu besiegen?

84.

Ja, sprecht ihr, sagte sie nicht selbst ihr Herz sey kalt,
Zur Freundschaft nur gemacht, und ungeschickt zum Lieben?
Welch Mädchen spricht nicht so? und doch ist nichts so bald
Als diese Fantasie vertrieben.
O! sie verzeihen viel, zumahl in einem Wald!

Ihr braucht ja nur die Schuld auf ihren Reitz zu schieben.
Durch Feuer, Freund, und nicht durch feige Thränen
Erweichet sich und schmilzt das Marmorherz der Schönen.

85.

Nach einem unbekannten Gut
Kann der beredtste Mund uns wenig Lust erwecken:
Gieb ihr der Liebe Glück zu schmecken,
Und siehe dann wie lang' die Sprödste spröde thut.
Laſs Amorn Anfangs sich in Tand und Scherz verstecken,
Entflamme nach und nach das jugendliche Blut,
Und wenn ihr Auge schwimmt, wenn im halb offnen Munde
Die blasse Zunge lechzt, dann schlägt die Schäferstunde.

86.

Vor Zorn und Scham erröthend, fällt
Ihm Idris hier ins Wort: Ich weiſs nicht was mich hält,

(Spricht er mit Stolz) dein freches Maul zu lehren,
Daſs Götter selbst ihr Bild in dieser Tugend ehren,
Die dein verdorbnes Herz den Dirnen beygesellt,
Die sich mit stumpfen Nägeln wehren.
Wie? ist die Unschuld nichts als Kunst und schlauer Tand,
Weil Itifall — bequeme Nymfen fand?

87.

So trotzt, von feilen Buhlerinnen
In den Geheimnissen von Pafos eingeweiht,
Der Gecken blödes Volk euch, Schönen, ungescheut,
Höhnt euern schönsten Reitz, die keusche Sittsamkeit,
Und prahlt, weil Lais wich, euch alle zu gewinnen.
Unzärtlich, stumpf an innern Sinnen,
Ist ihre Lieb' ein bloſses Fibernspiel,
Und ihre höchste Lust ein kitzelndes Gefühl.

88.

Ich Thor! wie konnt' ich auch so sehr mich übereilen,
Mein Innerstes dem ersten besten Faun,

Der mir in einem Wald begegnet, zu vertrau'n?
Empſindungen mit dem, der ohne Herz ist, theilen,
Heiſst Schlösser auf die Wellen bau'n,
Und eines Tauben Milz durch Symfonien heilen. —
Sagt alles, was ihr denkt, erwiedert Itifall,
Und nennt mich rund heraus ein Thier aus Circens Stall.

89.

Ich bin in euerm Sinn ein Majestätenschänder,
Weil mir ein Weib — ein Weib, und keine Göttin scheint.
Vielleicht war eine Zeit, wo ich wie ihr gemeint:
Allein, ich sah seitdem viel Weiber und viel Länder;
Und ohne Prahlerey, mein Freund,
Sie gaben mir zu unzweydeut'ge Pfänder
Von ihrer Fehlbarkeit, um jemahls vor Grimassen
Und groſsen Wörtern mir den Muth vergehn zu lassen.

90.

Es wäre, däucht mich, unerträglich,
Wenn ich mir schmeichelte, sie könnten mir allein
Nicht widerstehn; man muſs bescheiden seyn;
Drum schlieſs' ich so: Ich bin von Fleisch und Bein
Wie andre auch, was mir, ist jedem möglich;
Nun fand ich keine unbeweglich,
Vom goldnen Throne bis zum Stalle
Nicht Eine; jede wich, und also — weichen alle.

91.

Ich weigre zwar mich nicht, die Gaben,
Womit mich die Natur begünstigt, zu gestehn:
Man schmeichelt mir, ich sey, für einen Knaben
Von Fechterart, noch ganz erträglich schön;
Doch, glaubet mir, wir alle haben,
Mehr oder weniger, was sie am liebsten sehn.
Die Damen zwar gestehn nicht gerne dieſs Gebrechen,
Allein die Kenner sollen sprechen!

92.

Was ich beschwören kann, ist, daſs Kupido's Pfeil
Durch eine Marmorbrust wie durch die weichste dringet,
Und daſs es uns mit Witz, Geduld und Weil'
Bey strengen Tugenden am sichersten gelinget.
Zwar wird (wie man im Liede singet)
Die Schönste gern dem Tapfersten zu Theil;
Doch pflückt auch oft Medor die Frucht von Rolands Thaten,
Und was dem Riesen fehlt kann seinem Zwerg gerathen.

93.

Ein Neuling nur klagt über Grausamkeit;
Ich wiederhohl' es, Herr, sie lassen sich erbitten.
Die Unschuld? — Gut! die wohnt in Schäferhütten,
Und dort verirrt sie sich aus Unerfahrenheit.
Der andern Tugend lau'rt nur auf gelegne Zeit,
Und streckt die Waffen oft, eh' man sie noch bestritten.

Im sichern Hain, in stiller Grotten Nacht,
Hab' ich Vestalen schon zu was ihr wollt gemacht.

94.

Scheint euch, mein Herr, aus allem was ich sage,
Daſs Itifall fürs reitzende Geschlecht,
Wie sehr es ihn entzückt, sehr wenig Ehrfurcht trage;
So denkt ihr wahr, und mir giebt die Erfahrung Recht.
Sie ist der Talisman, durch den ich alles wage,
Und den kein Stolz, kein Frost, kein Dräu'n noch Bitten schwächt:
Man muſs im Siege nur fein nachzugeben wissen;
Ihr Zorn verzehrt sich selbst, und stirbt zuletzt in Küssen.

95.

Doch zum Beweis, daſs meine Theorie
Zu meinen Thaten stimmt, will ich euch was gestehen.
Gemeine Siege, Freund, Prinzessinnen und Feen,

Verloren längst den Reitz für meine Fantasie;
Sie kosten mir zu wenig Müh:
Mein Stolz hat sich ein Abenteu'r ersehen,
Wovor dem Tapfersten das Blut im Leib erstarrt,
Und welches zu bestehn mir aufgehoben ward.

96.

Die Dame, die mich reitzt, ist eine schöne Wilde,
So schön, als eine noch ein menschlich Aug' entzückt;
Doch so gefährlich auch, daſs niemand sie erblickt,
Der auf der Stelle nicht zum seelberaubten Bilde
Erstarrt, und marmorgleich die Gärten und Gefilde
Um ihr bezaubert Schloſs bey tausend andern schmückt,
Die auf Gestellen von Rubinen
Der schönen Grausamen zu Siegesmählern dienen.

97.

So furchtbar die Gefahr, so groſs ist auch ihr Lohn.
Denn, wem es glückt sie ungestraft zu küssen,

Der träget, nach des Schicksals Schlüssen,
Den Feenthron mit ihrer Hand davon.
Von einem solchen Preis zur Hoffnung hingerissen,
Lieſs mancher blöde Königssohn
Sein Leben hier, um sich die Ehre zu verschaffen,
Aus Augen von Achat die Göttin anzugaffen.

98.

Ihr seht das zweifelhafte Glück,
Dem ich mit diesem Schritt getrost entgegen gehe;
Denn Itifalln hält keine Furcht zurück,
Und wenn er eine Welt versteinert vor sich sähe.
Ihr denkt vielleicht, daſs ich zu viel mich blähe;
Allein, wer kann dafür? Es ist nun mein Geschick,
Gleich hundert andern solchen Drachen
Von Tugend, auch Zeniden zahm zu machen.

99.

Zeniden? (ruft, aus halbem Schlaf erwacht,
Der Paladin betroffen aus) Zeniden? —
Sie selbst, fährt jener fort und lacht.

Es scheint, daſs euch mein Muth für mich bekümmert macht?
Ihr seht mich schon versteint; doch gebt euch nur zufrieden!
Die Sterne haben mir der Sprödsten Gunst beschieden!
Ich kenne mich; mir widersteht allein
(So sagt mein Horoskop) ein Bild von Elfenbein.

100.

Zeniden? ruft noch einmahl, mit Geberden
Worin Verwundrung sich mit Stolz und Hohn vermischt,
Der schöne Ritter aus, und rafft sich von der Erden:
Es lebe Itifall, und wer ihn angefrischt,
Durch seinen Fall berühmt zu werden!
Nehmt meinen Dank daſs ihr mir aufgetischt!
Der Tag bricht an; mich rufen andre Sorgen;
Sucht ihr Zeniden! — guten Morgen!

101.

Herr Ritter, wie so schnell? (versetzt
Der Held im Tiegerfell) und, wie es scheint, entrüstet?
Hat euer edles Ohr was ich gesagt verletzt?

Man dächte, daſs ihr mehr von meiner Schönen wüſstet
Als mir gelegen ist? — Gut, thut was euch gelüstet,
Spricht Idris, der indeſs zu Pferde sich gesetzt:
Laſst euch auf allen Fall die Reise nicht gereuen,
Und grüſset mir Zenidens Papagayen.

102.

Mit diesen Worten spornt er Raspinetten an,
Und eh' noch Itifall Erläutrung fordern kann,
Hat ihn sein Auge schon im Horizont verloren.
Und nun erwacht, so frisch wie neu geboren,
Der junge Tag, und aus den goldnen Thoren
Des Osten fährt mit flammendem Gespann
Der Gott des Lichts, beschwert mit Abenteuern.
Doch, eh' wir weiter gehn, soll hier die Muse feiern.

Anmerkungen.

1) Seite 6. Die Rede ist hier von dem berühmten **Pastor Fido** des **Guarini**, der von einem gewissen **Nicius Erythraeus** beschuldigt wird, der Unschuld der Sitten **vielleicht** nicht sehr zuträglich zu seyn: „Denn man sage, daſs die Tugend vieler Jungfrauen und Ehefrauen an den Reitzungen dieses Gedichtes, als an eben so vielen Sirenenfelsen, Schiffbruch gelitten habe.“ (S. *Dictionaire de P. Bayle, Article Guarini.*) Wenn sich dieses wirklich ereignet hätte, so könnte es, däucht uns, schwerlich (ohne groſse Ungerechtigkeit gegen den guten **Guarini**) anders, als durch diese zwey Verse erklärt werden.

2) S. 7. Nicht der sehr respektabeln **Heiligen Brigitte**, sondern der **Miſs Bridget** (Brigitte) **Alworthy**, nachmahligen **Mistriſs Blifil**, deren Karakter vermuthlich allen, die dieses Gedicht lesen, aus der *History of Tom Jones* bekannt ist.

3) S. 7. Anspielung auf Horazens *Men' moveat cimex Pantilius?*

4) S. 27. Ein Wolf, der um die Zeit, da dieses geschrieben wurde, viele Wochen lang ganz Frankreich, unter dem Nahmen der *Bète de Gevaudan*, ängstigte, und eine Menge Mädchen und Kinder fraſs, bis sich endlich ein Gallischer Herkules fand, der den Muth hatte sein Vaterland von diesem Ungeheuer zu befreyen.

5) S. 34. Nahme einer häſslichen bösen Fee in einem Mährchen der Gräfin *D' Aulnoy*.

6) S. 34. So heiſst der Held eines berühmten und in seiner Art vortrefflichen heroischen Romans des Marini, der mit dem berühmten Dichter Marino nicht verwechselt werden muſs.

ZWEYTER GESANG.

1.

Indeſs daſs Itifall, vom räthselhaften Ton
Der Drohungen des Ritters unbekümmert,
Zenidens Hofstatt sucht, und in Gedanken schon
Ein Diadem um seine Stirne schimmert,
Schieſst Idris wie ein Pfeil durch Berg und Thal davon:
Als ihm aus einem Wald ein Ton entgegen wimmert,
Ein klägliches Getön, das seine Brust zerreiſst,
Und ihn dem Leidenden zu Hülfe fliegen heiſst.

2.

Dem Schreyen einer Frau, der man den
Mund verhält,
Schien der gedämpfte Ton zu gleichen.
Wer wagt solch eine That? — Doch, dieses
fragt kein Held;
Zum Schutz des schönen Volks durch seinen
Stand bestellt,
Eilt er der Stimme nach, die immer scheint
zu weichen,
Bis **Raspinett'** und er das offne Feld
erreichen.
Und hier, welch ein Gesicht durchbohrt ihm
Seel' und Leib!
Der häſslichste **Centaur** entführt das schönste
Weib.

3.

Ihr goldnes Haupthaar fliegt in aufgelösten
Locken
Ums hangende Gesicht, in dessen holdem
Rund
Vor Angst bereits die Purpursäfte stocken;
Es macht der starre Blick, der welke Rosen-
mund,
Die halb entblöſste Brust, wie heftig sie
erschrocken,

Und die Gewalt des schnöden Räubers kund:
Vergeblich zappelt sie, in seinen Arm geschlossen,
Und strebt mit schwachem Fuſs ihn von sich wegzustoſsen.

4.

Nicht ferne zeigt ein Schloſs aus hell poliertem Stahl
Von einer Felsenhöh' der Thürme goldne Zinnen;
Der Harem einer feinen Zahl
Von Königstöchterchen und jungen Königinnen,
Die, zu Belebung stumpfer Sinnen,
Des Unholds Zauberkunst hierher zusammen stahl.
Er eilet, seinen Raub in dieses Schloſs zu tragen,
Als ans gespitzte Ohr ihm diese Worte schlagen:

5.

Steh, Unthier, steh! entlade dich, so schnell
Als du dein Leben liebst, von deiner schönen Beute;

Wo nicht, so wehre dich um dein behaartes Fell!
So ruft der Held, und spornt sein Leibpferd in die Seite.
Doch jener schaut nur nicht was dieser Gruſs bedeute,
Und trabt in vollem Lauf dem stählernen Kastell,
Der sichern Freystatt, zu, wo seine Geisterwachen
Der ganzen Ritterschaft der runden Tafel lachen.

6.

Es hätt' ihm auch geglückt, wenn Raspinette nicht
Die Blitze Jupiters im Nothfall überflöge.
Der Halbmensch fühlt bereits das schmetternde Gewicht
Des ritterlichen Schwerts und seine Donnerschläge,
Eh' er begreifen kann, wer sich so sehr verwäge.
Er schnaubt mit flammendem Gesicht
Den Ritter an, läſst seine Beute fallen,
Und wiehert, daſs davon die Felsen wiederhallen:

7.

Wer bist du, der mit mir zu kämpfen sich vermiſst?
Du, dessen Kinn durch seine feige Glätte
Beweist, daſs Ammenmilch in deinen Adern flieſst;
Flieh, sag' ich dir — und wenn in einer Göttin Bette
Ein Gott an dir sich selbst erschöpfet hätte,
So flieh und rette dich, wenn dir zu rathen ist,
Eh' dieser Arm, vor dem Giganten schon gezittert,
Zu Brey dich schlägt und Maden mit dir füttert.

8.

So prahlet der Centaur und schnaubt,
Wie wenn im krummen Thal ein dumpfes Ungewitter
Von ferne braust; er schwingt den Kolben um sein Haupt,
Womit er weit umher viel untröstbare Mütter
Gemacht, und mancher Braut den Hochzeittag geraubt:
Doch kaum berühret ihn der unerschrockne Ritter

Mit seinem Schwert von Diamant,
So fallt der Kolben ihm zersplittert aus
der Hand.

9.

Der Unhold schwankt zurück, starrt mit
erschrocknem Blicke
Den Ritter an, und findet, da er ihn
Für den erkennt, mit dem ihn sein Geschicke
Vorlängst bedräut, für rathsam abzuziehn:
Laut wiehernd dreht er sich, läſst seinen
Raub zurücke,
Und trabt dem Walde zu. Der Ritter läſst
ihn fliehn,
Und eilt, der schönen Frau, die starr und
ohne Leben
Am Boden lag, wo möglich Trost zu geben.

10.

In diesem Augenblick stellt sich ein Hirt
ihm dar,
Der an Gestalt Bathyllen und Kombaben
Den Vorzug nahm, und einen kleinen
Knaben
Im Arme trug, so schön, wie Amor war
Als ihm die Grazien noch Brust und Nektar
gaben.

Der blonde Schäfer wird der Dame kaum gewahr,
So eilt er auf sie zu, wirft sich zu ihren Füſsen,
Und deckt den blassen Mund mit feuervollen Küssen.

11.

Er wärmet und begieſst mit einem Thränenbach
Die kalte Brust, die blassen Wangen;
Umarmt und drücket sie, bis endlich allgemach
Von seinem zärtlichen Umfangen
Die Wangen und der Mund mit neuen Rosen prangen,
Der schöne Busen steigt und ein erleichternd Ach
Aus seiner Wölbung preſst. Sie hebt die Augenlieder,
Erkennt den Hirten, schlieſst sie vor Entzücken wieder.

12.

Nichts rührenders ward jemahls auf der Scene
Bethränten Augen dargestellt,
Als wie sich wechselsweis der Schäfer und die Schöne,

Das treue Herz an Herz, umschlossen hält:
Sie sehn sich schweigend an, indem die Freudenthräne
Aus jedem schönen Aug' in groſsen Perlen fällt;
Die Lippen öffnen sich, und wissen vor Entzücken
Die Gröſse ihres Glücks nur stammelnd auszudrücken.

13.

Das schöne Schauspiel zu vollenden,
Theilt, der vergangnen Noth sich kindisch unbewuſst,
Der kleine Liebesgott die mütterliche Lust.
Sie drückt ihn mit gefaltnen Händen
Bald an den Mund, bald an die frohe Brust,
Und kann von ihm die Augen nicht verwenden;
Ihr ist, nachdem sie ihn verloren
Und wieder fand, sie hab' ihn erst geboren.

14.

Von ihrer Freude ganz verschlungen,
Bemerken sie den Helden nicht,
Der ihnen diese Lust des Wiedersehns errungen;

Den Liebestrunknen zeigt das helle Sonnenlicht
Nichts als sich selbst; die angenehme Pflicht
Des Danks wird noch durch Regungen verschlungen,
Die, eh' sie wieder sanft in ihrem Ufer flieſsen,
Vom vollen Herzen sich zuvor ergieſsen müssen.

15.

Indessen steht der Held, auf seinen Sper gelehnt,
Dem süſsen Lustspiel zuzuschauen;
Sein mitempfindend Herz voll Menschlichkeit verschönt
Sein Antlitz; edle Lust, der Lohn der Tugend, dehnt
Den Heldenbusen aus und macht die Augen thauen.
Indem entdeckt ein Blick der schönen Frauen
Den Schöpfer ihres Glücks; sie zeigt ihn ihrem Mann,
Und rühmet ihm den Muth, der sie errettet, an;

16.

Und beide werfen sich zu seinen Füſsen hin,
Und können keinen Ausdruck finden,
Der ihm genug beweist was sie für ihn empfinden.
Zu dem was ich gethan, (versetzt der Paladin
Und hebt sie zärtlich auf) verbinden
Des Ordens Pflichten mich, von dem ich Mitglied bin,
Ja schon die Menschlichkeit. Das schwächere Geschlecht
Hat an des stärkern Schutz ein angebornes Recht.

17.

Zudem war leichter nie ein Gegner zu besiegen;
Sein Kolben wurde kaum von meinem Schwert berührt,
So sah man ihn zu Sonnenstaub verfliegen,
Und ihn, den Pocher, selbst vom Winde weggeführt.
Doch, hätte gleich der Kampf mit Wunden mich geziert,
So hielt' ich, Freunde, das Vergnügen,
Das mir aus euern Augen strahlt,
Mit meinem Herzensblut zu theuer nicht bezahlt.

18.

Nur werdet ihr die Frage mir erlauben,
Mit welchem Nahmen ihr von mir zu ehren seyd?
So mögen uns des Glücks bewährter Zärtlichkeit
(Erwiedert ihm der Hirt) die Götter nie berauben,
Wie Lila und Zerbin sich euch verbunden glauben.
Mein ganzes Leben, Herr, zu euerm Dienst geweiht,
Kann eure Wohlthat nicht vergelten;
Was ihr mir wieder gebt, ersetzten keine Welten.

19.

Nach tausendfacher Noth, und einem Prüfungsstand,
Worin wir Jahre lang mehr Ungemach erfahren
Als Psyche mit den goldnen Haaren,
Nachdem ihr Vorwitz sie aus Amors Arm verbannt,
Hat uns der Liebesgott, dem wir geweihet waren,
Ein lächelnd Antlitz zugewandt;

Und würdigt, zum Ersatz der Qual die wir erlitten,
Mit aller seiner Gunst uns nun zu überschütten.

20.

In ungestörter Ruh, uns selbst die ganze Welt,
Und, gleich den Seligen im Elyseerfeld,
Vergessen von der Welt und von ihr abgeschieden,
Mit einem stillen Glück zufrieden
Das keine Zeugen sucht und aus uns selber quellt,
Durch Göttermacht beschützt, von Sylfen und Sylfiden
Bedient, bemerken wir, in einem steten Traum
Von Seligkeit, den Fluſs der Stunden kaum.

21.

Die Macht, durch deren Gunst wir dieses Glück besitzen,
Fand nöthig unsern Aufenthalt,
Den um und um ein stiller See umwallt,
Durch einen Talisman vor Überfall zu schützen:

Um die vereinigte Gewalt
Der ganzen Welt zu Boden hinzublitzen,
Wird eine Lampe nur gedrückt,
Die einst Aladdins 1) war, und mich nunmehr beglückt.

22.

Mit diesem Beystand hielt ich sonder Wall und Mauren
Mich sichrer als ein Kind auf seiner Mutter Schooſs;
Wir setzten unbesorgt den Augen des Centauren
Uns, Arm an Arm, am Gegenufer bloſs.
Doch zur Behutsamkeit ist keine Macht zu groſs;
Ein übermannter Feind kann hinter Hecken lauren:
Was niemand offenbar zu wagen sich vermiſst,
Gelang dem Wolkensohn 2) durch List.

23.

Sein Anschlag, über mich in Lila's Arm zu siegen,
War, wie der Ausgang wies, auf dieses Kind gebaut;

Dieſs Püppchen, unsre Lust, in dessen weichen Zügen
Ein jedes unter uns mit doppeltem Vergnügen
Des andern Bild in seinem eignen schaut.
Zwey Sylfen ward es heut von Lila anvertraut,
Die im Citronenwald, wo sich die Lüfte kühlten,
Der Kindheit frohes Spiel mit ihm im Grase spielten.

24.

Auf einmahl hören sie mit wirbelndem Getön
Den lieblichsten Gesang aus nahen Zweigen dringen:
Sie schauen auf, woher die süſsen Töne klingen,
Und sehn vor sich den schönsten Vogel stehn.
Es war ein Kolibri, mit Gold - und Purpurschwingen;
Man konnte schöners nichts als sein Gefieder sehn.
Sein bunter Schimmer reitzt den Knaben,
Er zittert vor Begier das Vögelchen zu haben.

25.

Der kleine Sänger merkt's, fliegt willig zu ihm hin,
Und stellet sich als lieſs' er gern sich haschen;
Er thut so zahm, den blühenden Schasmin
Aus seiner Hand mit losem Pick zu naschen,
Und scherzt, und buhlt so frey als kennt' er ihn
Von langem her; doch ihn zu überraschen
War keine Möglichkeit, und eh' sie sich's versahn,
Blitzt sie sein funkelnd Aug' am andern Ufer an.

26.

Der Knabe weint und hört nicht auf zu klagen,
So sehr bezaubert ihn des bunten Vogels Pracht,
Bis seine Sylfen ihn ans andre Ufer tragen.
Die Unbehutsamen! Sie hatten nicht bedacht,
Daſs es gefährlich sey, sich auſserhalb der Macht
Des Talismans, der uns beschützt, zu wagen.

Kaum hat ihr leichter Fuſs des Feindes Park berührt,
So fühlen sie im Sturm sich durch die Luft entführt.

27.

Indeſs der Knabe nun des kleinen Spielgesellen
Sich kindisch freut und alles sonst vergiſst,
Wird seine Wiederkunft vermiſst.
Die Mutter sucht ihn selbst, wo nur zu suchen ist,
Im Hof, im Blumenhain, in allen Gartenstellen,
In Grotten, im Gebüsch, bey allen Quellen,
Kein Platz bleibt undurchsucht in unserm Lustrevier;
Doch weder Kind noch Sylfe zeigt sich ihr.

28.

Zuletzt besinnt sie sich, daſs man auf einem Nachen
Zum Schwanenhaus ihn oft zu führen pflegt.
Sie schaut am Wasser hin; da wird sie einen Drachen
Jenseits des Sees gewahr, der im weit offnen Rachen

Den Liebling ihrer Brust tief ins Gebüsche trägt.
Es war ein Blendwerk nur, durch Zauberey erregt,
Ein Luftgespenst, das ihre Augen täuschte;
Doch Lila hörte nichts als was die Mutter heischte.

29.

Das Leben, das die starren Glieder
Vor Schrecken schon verlieſs, giebt ihr die Liebe wieder;
Sie stürzt sich in die Flut und schwimmt ans andre Bord;
Doch, da sie es erreicht, war Kind und Drache fort.
Sie rennt auf seiner Spur im Walde auf und nieder,
Und denkt vor Angst nicht eher, welchem Ort
Sie sich vertraut, bis, vom Gebüsch verstecket,
Ein wiehernd Lachen ihr den nahen Feind entdecket.

30.

Indessen hallt, da Kind und Mutter fehlt,
Mein kleines Haus von lautem Jammer wieder.

Ich flieh' der Lampe zu; der Geist, der sie beseelt,
Erscheint im Donner, und erzählt
Mir alles, was geschah, wirft drauf sich vor mir nieder,
Und weiht, nach seinem Brauch, sich selbst und seine Brüder
Zu meinem Dienst; doch schwört er mir dabey,
Daſs des Centauren Sitz ihm unzugangbar sey.

31.

Er spricht: Kein Zauberer, selbst den nicht ausgenommen
Der auf dem Atlas wohnt, vermag ihm beyzukommen;
Die ganze Geisterwelt wird nur von ihm verlacht:
Ein junger Ritter ist's, dem das Gestirn die Macht
Ihn zu vertilgen zugedacht,
Und dieser ist zum Glück itzt eben angekommen.
Sey gutes Muths! dein Sohn ist unversehrt,
Und dem Centauren wird bereits die Flucht verwehrt.

32.

Mit diesem schlang der Geist den Arm um meine Hüften,
Und plötzlich fand ich mich in diesen Park versetzt.
Das erste, was darin mein suchend Aug' ergetzt,
War Zerbinet, mein Sohn, der frisch und unverletzt
Auf Asfodilen schlief, die sonst den Schlaf vergiften;
Doch Weste wehten ihm mit süſsen Balsamdüften
Gesunden Schlummer zu: ich hob erfreut ihn auf,
Und eures Zweykampfs Lärm beschwingte meinen Lauf.

33.

Das andre wiſst ihr selbst. Und, o! gebenedeiet
Sey Stund' und Augenblick, in welchem euer Muth
Mein andres Ich aus dieser Noth befreyet!
Der Wohlthat Gröſse gleicht dem Gut
Das ihr mir wieder schenkt, und jeder Tropfen Blut,
Der diese Adern schwellt, sey euch dafür geweihet!

Geliebt zu seyn braucht ihr euch nur zu zeigen;
Doch unsre Herzen macht euch Pflicht und Neigung eigen.

54.

Soll aber dieses Tags Verdienst vollkommen seyn,
So lasset euch die edle Müh nicht dauren,
Die Königstöchter zu befreyn,
Die noch im Zauberschloſs des üppigen Centauren,
Als Opfer seiner Lust, um ihre Freyheit trauren:
Denn dieses Abenteu'r gehört für euch allein.
Herr Ritter, folget mir! Mein Weib besorgt indessen
Auf unsre Wiederkunft ein ländlich Abendessen.

55.

Der Paladin, den nichts so sehr erhitzt
Als schöner Thaten Reitz, läſst sich nicht zweymahl laden.
Sie wandern lang' auf ungebahnten Pfaden,
Bis ihnen auf der Höh' das Schloſs entgegen blitzt,

Das seiner Thürme Last auf goldne Pfeiler stützt.
Das Feldgeschrey der Satyrn und Mänaden
Scheint ihnen schon von fern Bewohner anzukünden,
Die ihre Fröhlichkeit an keine Regeln binden.

36.

Kaum stieſs ans erste Thor, das ihm entgegen stand,
Des Ritters Wunderschwert, so war es aufgeschlossen.
Sie gehn hinein; da kommen zwey Molossen, 3)
Aus Silbererz durch Zauberkunst gegossen,
In voller Wuth laut bellend angerannt:
Der Löwen Grimm, die durch den glüh'nden Sand
Numidiens mit dürrem Rachen streichen,
Und Plutons Hofhund selbst muſs diesen Hunden weichen.

37.

Doch Idris zückte nur den Degen gegen sie,
So blieben sie erstarrt und unbeweglich stehen;
Nichts wehrt ihm nun durch Hof und Gallerie
Ins innre Schloſs hinein zu gehen.
Was zügellose Fantasie,

Was Zauberey vermag, war hier vereint zu sehen:
Ein jeder Gegenstand, ein jeder Winkel beut
Versuchungen zu schnöder Üppigkeit.

38.

Dem Gott des Weins, und dem, auf dessen Pfahl
Einst üblich war die Bräute Roms zu wiegen,
Wird hier ein groſses Bacchanal
Gefei'rt: man singt, und jauchzt, und stampft den Marmorsahl;
Es rauschen Bäche Weins aus umgestürzten Krügen
Den Überwundnen zu, die schon zu Boden liegen;
Selbst Freuden, welche sonst verschämt in Grotten fliehn,
Bekümmert man sich nicht den Augen zu entziehn.

39.

Die Sitten dieser wilden Herde
Erhebt bey vielen noch die zwittrische Figur;
Den Menschen gleichen sie bis an den Gürtel nur,
Die andre Hälfte stampft mit hartem Huf die Erde:

Auch zeigt die freche Stirn und üppige Geberde
Mehr von der wiehernden als menschlichen Natur.
Ihr Frauenvolk sogar, erhitzt von Tanz und Wein,
Scheint stolz auf seine Schmach, anstatt beschämt zu seyn.

40.

Die Schönste dieser Mitteldinge
Von Menschen und von Vieh wirft auf den Paladin
Mit offnen Armen sich wie eine Trunkne hin;
Doch weder ihres Haars gelockte schwarze Ringe,
Noch die gewölbte Brust erschüttern seinen Sinn.
Kaum zieht er sich bestürzt aus dieser Schlinge,
Als eine andre schon, gefühlt bevor erblickt,
Ihn brünstiglich an ihren Busen drückt.

41.

Er ringet noch mit ihr, da schon ein neuer Schwarm
Bezechter Nebenbuhlerinnen
Ihn um und um bestürmt. Die Menge macht ihm warm

Und wärmer noch ihr üppiges Beginnen;
Er sucht umsonst die Thüre zu gewinnen,
Ihm bleibt zum Schirm allein sein Degen und sein Arm.
Gezwungen zieht er itzt das Flammenschwert der Feen:
Sie sehen's, wollen fliehn, und bleiben plötzlich stehen.

42.

Sie bleiben stehn, und keines rührt sich mehr
Als sich ein Todter rührt; sie scheinen nur zu leben;
Von Athem ist die Brust, von Gluth das Auge leer,
Und in den Stellungen, worin sie ungefähr
Der Zauber überfiel, muſs jedes ewig schweben.
Der Sieger kann sich nun, wohin er will, erheben;
Das ganze Schloſs gleicht einer Todtengruft,
Und nur der Wiederhall antwortet, wenn er ruft.

43.

Itzt führet ihn Zerbin durch viele offne Zimmer,
Von denen eines stets an Aufputz, Pracht und Schimmer

Das andre überstrahlt, durch manchen Säulengang,
Und manchen Sahl, so hoch und lang
Und reich an goldnem Glanz, als immer
Augusta's 4) Fürstensahl. Bald wird dem Ritter bang,
Aus dieses Labyrinths Dädalischen Gewinden
Zuletzt den Ausgang nicht zu finden.

44.

Doch geht er fort, bis ihm ein Thurm von schwarzem Stein
Den Weg versperrt. Hier muſs, spricht sein Begleiter,
Dem Ansehn nach, ein Kerker seyn;
Der Tag ist hier verbannt, kaum macht der todte Schein
Von einer Lampe noch den finstern Zugang heiter;
Auch seh' ich keine Thür. Doch, hier ist eine Leiter!
Wir wollen — Nein, spricht Idris, laſs sie stehn,
Erspare dir die Müh, ich kann durch Mauern gehn.

45.

Er sagte nicht zu viel: so bald der Zauberdegen
Den Thurm berührt, so gähnt der Stein und springt.
Beym schwachen Schein, der in die Öffnung dringt,
Däucht sie als sähen sie im Dunkeln was sich regen.
Sie nähern sich, bis sie erkennen mögen,
Es sey ein Frauenbild, das seine Hände ringt.
Erschrocken fährt sie auf, indem die schwarzen Mauren
Sich öffnen, denn sie meint sie sehe den Centauren.

46.

Sie fällt, ganz auſser sich, auf ihre Knie und faltet
Die Hände auf die Brust; ihr banges Auge rollt,
Und ungeflochten fliegt der langen Haare Gold
Um Stirn und Nacken her. — Ist deine Wuth erkaltet,
Ruft sie mit einen Ton, der fast die Felsen spaltet,
So sey nur dieses Mahl dem Flehn der Unschuld hold;

Gieb mir den Tod, Tyrann! Du kannst mir sonst nichts geben
Das mir erträglich ist; ich will nicht länger leben.

47.

Sey ruhig, schönes Kind, antwortet ihr der Held,
Dein Leiden ist vorbey und dein Tyrann gefällt;
Dieſs Schwert, das nur den Bösen schrecklich blitzet,
Hat Unschuld stets gerächt und Schönheit oft geschützet.
Er spricht's, indeſs sein Arm sie freundlich unterstützet.
Die Schöne, die beynah für einen Gott ihn hält,
Beginnet nun sich allgemach zu fassen,
Und wagt's, auf sein Gesicht, sich ihm zu überlassen.

48.

Sie folgt, doch wankend noch, dem Ritter in den Sahl,
Wo, wie er es verlieſs, das ganze Bacchanal
Gleich Bildern schwebt, die Püget oder Nahl

Aus Stein zum Daseyn aufgewecket,
Und sie, bis ihre Hand der Augen Wahn entdecket,
Mit nachgeahmtem Leben schrecket.
Nun schaut sie dreister auf; doch gleiten ihre Augen
Sogleich von Gruppen ab, die nicht für Mädchen taugen.

49.

Allein wie stutzet Idris nicht,
Da sie auf der Centauren einen
Mit offnen Armen eilt, und einem Angesicht,
Worin ein Freudenstrahl mit Thränenwolken ficht!
Wie sie ans Herz ihn drückt! Ihr solltet wirklich meinen,
Sie werde sich mit ihm versteinen.
So find' ich, ruft sie aus, so find' ich, noch zuletzt
Dich, ohne den ich mir zu sterben vorgesetzt!

50.

Doch, Götter! ach, wie findet Dejanire
Den Liebling ihrer Brust? — Verwandelt und erstarrt?
Wie? kalt in meinem Arm? entseelt? — und ich verliere

Das Leben nicht, das mir zur Qual erhalten ward?
Unsel'ger Prinz von Kaschemire!
O warum wurd' ich nicht im Meeresgrund verscharrt!
O warum raubtet ihr mit grausamem Erbarmen,
Verhaſste Sterne, mir den Tod in seinen Armen!

51.

So ruft sie kläglich aus, indem ein Thränenguſs
Sein starres Auge wäscht und seine Marmorwangen.
Umsonst! Er fühlet nicht den liebesvollen Kuſs,
Erwiedert nicht ihr brünstiges Umfangen!
Den Ritter schmerzt so sehr was sie erdulden muſs,
Daſs groſse Tropfen ihm an beiden Backen hangen;
Jedoch Zerbin haucht ihnen Hoffnung ein:
Das Übel, spricht er, kann vielleicht noch heilbar seyn.

52.

Der Prinz von Kaschemir', wie ihn Madame nennet,
Ward, wie es scheint, von ihr durch einen Sturm getrennet?

So ist es! schluchzt die Frau: ihm hatte mich zur Braut
Der Sultan von Katay, mein Vater, angetraut.
Zu unsrer Reise ward das schönste Schiff gebaut;
Der Abschied war betrübt; doch, wie ihr denken könnet,
Verkehrte noch vor Untergang der Sonne
Die Aussicht unsers Glücks die Traurigkeit in Wonne.

53.

Im Anfang ging es gut, das Schiffsvolk sang und schrie,
Die Luft war hell, die Winde günstig;
Drey Tage flohn vorbey wir wuſsten selbst nicht wie,
Denn niemahls liebten wohl Verlobte sich so brünstig.
Allein, am vierten Tag (den Tag vergeſs' ich nie!)
Umzog der Himmel sich, die Luft war schwül und dünstig
Und still wie eine Gruft. — Wir dachten noch an nichts,
Da raubt' auf einmahl uns ein Sturm den Quell des Lichts.

54.

Die Dichter haben ſchon ſo manchen Sturm beſchrieben,
Daſs ein Gemählde hier euch wohl entbehrlich däucht!
Wir wurden Tag und Nacht von Winden umgetrieben;
Doch, Herzen, die ſich zärtlich lieben,
Wird, ſind ſie nur vereint, das gröſste Unglück leicht.
Inzwiſchen hatten wir das Ufer faſt erreicht;
Wir unterſchieden ſchon den Himmel und die Flur,
Als plötzlich unſer Schiff an eine Sandbank fuhr.

55.

In dieſer Noth war unter unſern Leuten
Auf eigne Sicherheit ein jedes nur bedacht:
Mein Prinz allein wich nicht von meiner Seiten,
Und ſchwor, bis in die ew'ge Nacht
Des Todtenreichs mich freudig zu begleiten.
Er hatte mich am Maſtbaum feſt gemacht,
Und hoffte neben mir durch Schwimmen
Das nahe Ufer zu erklimmen.

56.

Wir nahten schon dem Strand, der einer Zunge glich
Die weit hervor ins Meer sich reckte,
Als plötzlich ein Gebirg gezackter Wellen sich
Auf uns herunter stürzt' und mich und ihn bedeckte:
Es riſs den Prinzen fort; vergebens kämpft' er, streckte
Vergebens aus der Flut die Arme gegen mich;
Er wurde durch den Schwall der aufgebrachten Wogen
Lang' auf und ab gewälzt, und meinem Aug' entzogen.

57.

Vor Angst und Schmerz entseelt, empfand
Ich itzt mich selbst nicht mehr, und weiſs sonst nichts zu sagen,
Als daſs ich mich am muschelvollen Strand,
Wohin die Wellen mich vermuthlich hingetragen,
In eines Ungeheu'rs behaarten Armen fand.
Bey meinem Jammer kalt und stumm zu meinen Fragen,
Doch (schwor er) desto mehr von meinem Reitz gerührt,
Hat er mich mit Gewalt in dieses Schloſs entführt.

58.

Hier sah ich Frauenvolk durch Hof und Gärten streichen,
Geraubt, wie ich, und nun des Unholds Zeitvertreib:
Der obre Theil bis zu den schmalen Weichen
Versprach ein anmuthsvolles Weib;
Von ihrem Falle trug der Rest die schnöden Zeichen,
Ein langer Roſsschweif schloſs den viergebeinten Leib.
An jeder, welche sich zu seinem Willen schmieget,
Wird die verrathne Zucht auf diese Art gerüget.

59.

Das Ungeheuer lieſs kein Mittel unversucht,
Zu seinem Willen mich zu bringen:
Liebkosung und Gewalt blieb beides ohne Frucht;
Er ſand, es lassen sich Prinzessinnen nicht zwingen.
Einst wollt' ich, weil er mir zur Flucht
Sonst jeden Weg versperrt, aus einem Fenster springen;
Zum Unglück hascht' er mich im Fallen noch beym Bein,
Und schloſs mich in die Gruft, wo ihr mich ſandet, ein.

60.

Gut! rief **Zerbin**, was **Dejanire** ſagt,
Scheint mir das Abenteu'r des Prinzen aufzuſchlieſsen.
Vermuthlich hat er ſich in dieſes Schloſs gewagt,
Und ſeine Noth den Damen mit vier Füſsen,
Die vor uns ſtehn, ſo rührend vorgeklagt,
Daſs ſie zu ſeinem Troſt ſich milder finden lieſsen
Als dem Centaur gefiel. So etwas muſs es ſeyn! —
Ihr rathet unverſchämt, fiel die Prinzeſsin ein:

61.

Mein Prinz mir ungetreu? Er, der ſo oft geſchworen,
Daſs er für mich allein geboren,
Daſs ich allein ſein Herz zu rühren fähig ſey,
Er, **Dejaniren** ungetreu?
Und hätt' ihn auch das ſchweſterliche Drey
Der Grazien zum Liebling auserkohren,
Ja **Meluſine** ſelbſt ihr Netz für ihn geſpannt,
Sie hätten mir ſein Herz, das glaubt mir, nicht entwandt.

62.

Prinzeſsin, wie man ſagt, ſo giebt's beſondre Fälle,
Erwiedert lächelnd unſer Hirt:

Das Herz kann schuldlos seyn, indem der Sinn verirrt.
Dieſs trügt euch Damen oft, und manche Mirabelle 5)
Miſskennt der Inbrunst echte Quelle,
Durch deren süſse Wuth sie hingerissen wird.
Die Schönen dieses Hofs sind von bekannter Güte,
Und ihre Forderung ging schwerlich — an's Gemüthe.

63.

Auf allen Fall kann uns des Ritters Schwert
Der Sachen wahren Grund entdecken:
Ist euer Prinz getreu und eurer Liebe werth,
Und blieb sein Herz zum mindsten ohne Flecken,
So ist es leicht vom Schlaf ihn aufzuwecken.
Berührt ihn nur, Herr Ritter, wo das Pferd
Sich in den Mann verliert, dreymahl mit eurer Klinge,
Und wenn er schuldlos ist, so sehn wir Wunderdinge.

64.

Die schöne Dejanir' erblaſst,
Da unser Held den Griff des Zauberdegens faſst.
Ihr schaudert innerlich. — Wie, wenn er Marmor bliebe?
Welch Unglück! welche Schmach für ihre reinen Triebe!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Sie zieht ihr Kopftuch von Damast
Vor ihr Gesicht, und ruft im Übermaſs der Liebe:
Könnt ihr ihn ja nicht ganz mir wieder geben,
So schenkt, ihr Götter, ihm — nur wenigstens das Leben!

65.

Solch ein Gebet verdient erhört zu seyn.
Kaum rührt das Schwert ihn an, so reget sich der Stein,
Das neue Leben rauscht durch die erwärmten Glieder,
Die Lungen dehnen sich, die Augen sehen wieder,
Und sehn — Ah! täuschet mich ein Schein?
Ihr Götter! ruft er aus, und wirft beschämt sich nieder.
Doch Dejanire sieht (die holde Kreatur!)
Nicht den Centaur in ihm, sieht ihren Liebling nur.

66.

Sie fliegt in seinen Arm und drückt ihn mit Entzücken
An ihr hoch schlagend Herz, so zärtlich, so verliebt,
Daſs sie dem Prinzen Sorge giebt,

Sie möchte sich und ihn vor Zärtlichkeit ersticken.
Indem er mit der Hand sie sanft zurücke schiebt,
Beschaut er seitwärts sie mit halb geschloſsnen Blicken
Vom Gürtel bis zum Fuſs, und sieht (beschämt vielleicht,
Doch ohne Gram) wie wenig sie ihm gleicht.

67.

Und nun beginnt er ihr umständlich zu erzählen,
Wie er den Strand erreicht, und dreymahl Tag und Nacht
Mit einem Schmerz, wozu ihm Worte fehlen,
Sein Liebstes auf der Welt zu suchen zugebracht;
Wie er hierher verirrt, und wie durch Zaubermacht
Sich eine Fee bemüht ihr seine Treu' zu stehlen;
Wie stark sie ihn versucht, wie streng er sie behandelt,
Wie grausam sie getobt, und — wie sie ihn verwandelt.

68.

Ob sein Bericht durchaus so zuverlässig war
Als Dejanir' ihn nahm, das können wir nicht wissen.

Zwar hätte sich Zerbin die Lippen faſt zerbiſſen,
Und lächelnd zog den Mund der Paladin ſogar:
Allein das gute Kind fand alles ſonnenklar,
Und gab ſich viele Müh ihn gutes Muths zu küſſen:
Sie ſchwor bey Amors Pfeil und bey Dionens Taube,
Daſs ſie zufrieden ſey, und daſs ſie alles glaube.

69.

Ihr däucht ſogar daſs ihm ſein Schweif recht artig ſtand,
Und daſs kein Hirſch ſo ſchlanke Beine habe:
Kurz, ihrem Urtheil nach, war er ein feiner Knabe;
Je mehr ſie ihn beſah, je mehr ſie Reitze fand.
Was iſt ſo ungeſtalt, das Amors Zauberband,
So lang' der Irrthum dau'rt, mit Anmuth nicht begabe?
Sah nicht Titania in liebeskrankem Wahn
Den Eſel Klaus für einen Sylfen an? 6)

70.

Daſs ſeine Pferdgeſtalt den Prinzen mächtig ziere,
Geſteht Zerbin der Dame höflich ein;

Doch, ob der Hof zu Kaschemire
Bey seiner Wiederkunft die gleiche Meinung führe,
Das, meint er, möchte wohl noch eine Frage seyn.
Zum Wechsel eines Staats sey oft die Ursach' klein;
Ein Roſsschweif, welcher einst das Waffenglück der Türken
Entschieden, könnte leicht des Prinzen Fall bewirken.

71.

Mir scheint (so fuhr er fort) zu eurer Sicherheit
Der beste Rath, die Füſse nicht zu sparen,
Zumahl da ihr so wohl beritten seyd.
Es wohnt ein Zauberer mit silbergrauen Haaren
Auf dem bewölkten Haupt des Atlas eingeschneyt;
Ein Mann der alles weiſs, im Himmel so erfahren
Als wär' er da zu Haus; ihm sind im Ocean,
In Feuer, Erd' und Luft die Geister unterthan.

72.

Den sucht und fragt um Rath: wenn der es thunlich findet,
Ist die Entzauberung des Prinzen leicht geschehn.

Dem fürſtlichen Centaur ſcheint dieſer Rath gegründet,
Und ohne Zeitverluſt entſchlieſst er ſich zu gehn.
Die Schöne, von Begier entzündet,
Den alten Zauberer und ſeinen Bart zu ſehn,
Dankt ihren Rettern ſehr, ſpringt auf des Prinzen Rücken,
Schlingt jeden Arm um ihn, und fliegt aus ihren Blicken.

73.

Der Paladin, der nun ſein ritterliches Amt
In dieſem Schloſs vollbracht zu haben glaubet,
Läſst alle übrigen der Wirkſamkeit beraubet.
Von lechzender Begier, wie Tantalus, entflammt,
Wie Tantalus zum Durſt am Quell der Luſt verdammt,
Bewegungslos am Boden angeſchraubet,
Stehn oder liegen ſie, und warten ſehnſuchtsvoll
Bis einſt der Ritter kommt der ſie erlöſen ſoll.

74.

Hier ſtreckt ein Faun den vollen Becher
Der Nymfe dar, die ihm zu Küſſen winkt:
Vergeblich leert Kupido ſeinen Köcher

Aus ihrem Aug' auf ihn; der ungereitzte Zecher,
Dem Cyperns Most entgegen blinkt,
Gafft lachend ihr ins Aug' und — trinkt,
Doch in Gedanken nur; denn unvermuthet wehren
Die starren Nerven ihm den Becher auszuleeren.

75.

Dort tanzen in vermischten Reih'n
Mit Chirons Brüderschaft halb nackende Mänaden,
Indeſs nicht weit davon in frisch gepreſstem Wein
Zwey Satyrn ihre Kehlen baden:
Schnell stürzt des Weingotts Wuth sie in den Tanz hinein,
Und jeder faſst bey ihren runden Waden
Zwey Nymfen auf, hebt sie so hoch er kann,
Und lacht aus weitem Maul der That die er gethan.

76.

Schnell überrascht, entgeistert sie
Des Zauberdegens Blitz: mit eitelm Widerstreben
Bleibt, Bildern gleich, die ganze Gruppe schweben;

Doch, glühendern Affekt und nachgeahmtes Leben
Gab Buonarotti selbst dem Stein von Paros nie.
Die Tänzer fliegen noch; mit angestrengtem Knie
Scheint jede Nymfe sich noch zappelnd los zu machen,
Und das getäuschte Ohr hört fast den Satyr lachen.

77.

Dort hält ein junger Faun, von Sehnsucht glühend heiſs,
Auf weichem Kanapee das schönste Kind umfangen:
Wie sträubt sie sich, die Blöde, die nicht weiſs,
Daſs Faunen nur durch Sträuben mehr erlangen!
Sie dreht den Kopf, und giebt, um Mund und Wangen
Ihm zu entziehn, den vollen Busen Preis:
Der Faun, mit diesem Tausch zufrieden,
Scheint eher sie als sich mit Küssen zu ermüden.

78.

Sie seufzt, sie windet sich; doch mitten im Bemühn,
Den Unternehmungen des Feinds sich zu entziehn,

Der immer kühner wird, gebricht es ihr am — Willen.
Der Schlaue weiſs die Kunst der Spröden Zorn zu stillen,
Und siegt, nach Parther Art, im Fliehn:
Schon sieht er matte Gluth ihr sterbend Aug' erfüllen,
Schon glitschen ihr die Knie, schon sinkt ihr Arm zurück,
Und seinem Siege fehlt nur noch ein Augenblick. 7)

79.

In diesem Augenblick entführt der Zauberdegen,
Der hier kein Leben übrig läſst,
Der Nymfe das Gefühl, dem Jüngling das Vermögen.
Ein Anblick, Herzen von Asbest,
Und nicht Schach-Baham nur, zum Weinen zu bewegen!
Der Ritter, von Natur und Ahnungen gepreſst,
Miſsbilligt bey sich selbst die Härtigkeit der Feen,
Und bleibt gedankenvoll bey dieser Gruppe stehen.

80.

Er setzet sich an ihre Stelle hin:
Wie, wenn nun endlich sich Sie, deren Sklav' ich bin,
Um die ich schon so lang' im stillen Gram zerflieſse,
Wie, wenn Zenide sich dereinst erweichen lieſse,
Ihr schmelzend Auge mich nun alles hoffen hieſse
Was so viel Treu' verdient, und irgend ein Merlin,
Wenn ich bereits mich halb vergöttert fühlte,
Uns einen Streich wie diesen beiden spielte?

81.

Indem er sich in diesem Traum verliert,
Macht ihn sein Freund den Abendstern bemerken,
Der schon zum Sfärentanz die Sterne aufgeführt.
Nach allen ritterlichen Werken,
Womit ihr diesen Tag geziert,
Ist's, spricht er, Zeit, den Leib durch Pfleg' und Ruh zu stärken.

So schnell verschlingt ihr Flug die kaum berührte Erde.
Ein Sylfenpaar, gelblockig, goldbeschwingt,
Schwebt nebenher, der Pferde Flug zu leiten,
Und Raspinette trabt mit stolzem Gram zur Seiten.

84.

Sie sitzen ein, der Wagen fleugt
In sanftem Sturm davon: nach wenigen Sekunden
Ist Schloſs und Wald aus ihrem Blick verschwunden;
Schon nahen sie dem See aus dem die Insel steigt,
Worin Zerbin vor dem der ihn gezeugt
(Dem Feinde seines Glücks) geheimen Schutz gefunden;
Der holde Sitz, den, ohne fremde Pracht,
Natur und Liebe schon zum Paradiese macht.

85.

Nichts schöners hat, nach tausendfacher Noth,
Erschöpft vom langen Kampf mit nie geprüften Wellen,
In deren jeder euch ein neuer Tod bedroht,

Standhafter Anson, dir und deinen Schiffsgesellen,
Vom Mast herab entdeckt, verschönt vom Morgenroth,
Das zaubrische Gemisch von Felsen, Wasserfällen,
Leicht schattendem Gebüsch, und Thal und Blumenfeld
In Juan Fernandez dargestellt:

86.

Nichts schöners, machte gleich die lechzende Begierde
Nach frischer Luft und lang' entbehrtem Grün,
Daſs mancher Gegenstand, der sonst kaum rühren würde,
Dem freudetrunknen Sinn ganz überirdisch schien;
Die Quelle trinkbar Gold, der Auen grüne Zierde
Smaragd, der Lüfte Hauch Violen und Schasmin;
Däucht den Entzückten gleich, daſs Hügel und Gefilde
Was glänzenders als Sonnenschein vergülde.

87.

Ein neuer nachgeahmter Tag
War durch der Sylfen Kunst der Insel aufgegangen;
Mit Lampen ohne Zahl war jeder Baum behangen,
Bey deren buntem Schein, verstärkt vom Wiederschlag,
Wie ein Elysium den Augen offen lag:
Erweckt vom ersten Schlummer sangen
Die Vögel überall zum neuen Tag hinauf,
Und jede Blume schloſs den holden Busen auf.

88.

Der Paladin, wiewohl das Herrlichste auf Erden
Zu hören und zu sehn von Kindheit an gewöhnt,
Scheint doch entzückt hiervon zu werden,
Weil die Erinnerung der zauberischen Gärten,
Wo seine Augen oft Zenidens Brust bethränt,
Ihn unvermerkt beschleicht, und was er sieht verschönt:
Er glaubt halb träumend sich dahin versetzt zu sehen,
Und überläſst sich ganz den täuschenden Ideen.

89.

Ihn däucht, die Göttin sitz' an einer Myrtenwand
Von Rosen überwölbt, und er zu ihren Füſsen.
Er zittert fast, des Anblicks zu genieſsen
Der ihn zur Qual entzückt. Wie scharf, wie unverwandt
Sucht er in ihrem Blick der Gegenliebe Brand!
Umsonst! Ihr Lächeln kann die Marter nicht versüſsen
Sich ungeliebt zu sehn; sie liebt ihn nur aus Pflicht,
Und ihr gelaſsnes Herz theilt sein Entzücken nicht.

90.

Kann nichts, (so ruft er aus, und hat vor Schmerz vergessen
Daſs ihn ein fremder Zeuge hört)
Kann all mein Leiden denn nur Mitleid dir erpressen,
Und ist der Liebe Glück auf ewig mir verwehrt?
Hier bricht er ab — läſst gleich sein Freund ihn ungestört

In seinem Traum versenkt. Der Wagen hält indessen
Am Ufer, wird ein goldner Kahn,
Und jedes Pferd ein lang gehalster Schwan.

91.

Das Abenteurlichste was Arioste dichten
Lieſs alles, was bisher dem Ritter widerfuhr,
So weit zurück, als jenes die Natur;
Drum weckt ihn auch aus seinen Traumgesichten
Dieſs neue Wunder nicht. Die schöne Lila nur
Hat Reitz genug den Zauber zu vernichten,
Der seine Sinne schwächt: bey aller seiner Treu'
Gestand sein Herz sich doch wie liebenswerth sie sey.

92.

Sie war, um ihren Gast und Retter zu empfangen,
Vor einer Stunde schon ans Ufer ausgegangen.
Der Nachen, der ihn führt, erreichte nun den Strand.
Sie beut ihm anmuthsvoll die Hand,

Da er ans Ufer steigt, und ohne Widerstand
Bewilligt sie den Kuſs, der ihre Wangen
Vertraut doch ehrerbietig grüſst,
Indeſs Zerbin sie beid' in seine Arme schlieſst.

93.

Das Liebesbündniſs schöner Seelen
Knüpft oft der erste Augenblick:
Wenn andre, eh' sie Freunde wählen,
Was sich dabey gewinnt erst emsig überzählen,
Vermählet jene schon ein Wort, ein stiller Blick;
Gleich Spiegeln strahlet eins des andern Bild zurück;
Sie wählen nicht, sie fühlen sich getrieben,
Und lieben ihren Freund wie sie sich selber lieben.

94.

So war die schöne Sympathie
Die diese drey verband. Sechs Stunden machten sie,
Sie, die sich nie gekannt, zu Bruder und zu Schwester.
Es schien, daſs die Natur sie selbst zusammen zieh',

Und jeder Anblick zog die sanfte Kette fester.
Sie gingen Hand in Hand. Ein himmlisches Orkester
(Dem ein geheimer Wink hierzu Befehle gab)
Schallt aus der goldnen Luft, indem sie gehn, herab.

95.

Zehn tausend engelgleiche Kehlen
Wetteifern einzeln und im Kor
Mit Stimmen, deren Klang Neapels Filomelen
Zu Raben macht, dem überraschten Ohr
Von der, die Idris liebt, die Wunder zu erzählen.
Der Ritter stutzt, bleibt stehen, schaut empor,
Sieht seine Freunde an, und sieht, noch mehr betroffen,
Auch ihren Augenstern so weit als seinen offen.

96.

Die gleiche Frage schwebt auf jedem Mund, indem
Der Paladin auch seinen Nahmen höret.
„Zenide? — Idris? — Wie? von wem,

Von welchem Helden sieht sich unser Haus beehret?
Nie überraschte uns das Glück so angenehm!
So hat die Hoffnung denn, die wir so lang' genähret,
Uns nicht getäuscht, und ist die Stunde nah,
Die unsre Kleinmuth noch in trüber Ferne sah?"

97.

Man kennet mich, (so ruft der Held dazwischen)
Mann kennt Zeniden hier? Erklärt mir, Herr Zerbin,
Wie dieses möglich ist? — Erlauchter Paladin,
Versetzt sein Wirth, so gern ich auch gehorsam bin,
So nöthig ist's, uns erst ein wenig zu erfrischen:
Die Tafel ladet uns in jenen Rosenbüschen
Zu einem leichten Gastmahl ein,
Und was ihr wissen wollt soll unser Nachtisch seyn.

98.

In einem kleinen Wald von Pomeranzenbäumen
Erhob sich ein Gezelt von duftendem Schasmin,

Mit Rosen untermischt, in denen Gold, Rubin
Und unbefleckter Schnee zu keimen
Und aus smaragdnem Laub beynah zu brennen schien;
Ein Ort zu Amors Spiel und zu vergnügten Träumen;
Mit hundertfachem Licht erhellt
Ein Leuchter von Krystall dieſs liebliche Gezelt.

99.

Den sanften Boden deckt, gestickt mit Perlenkränzen,
Ein reicher Stoff, ringsum belegt
Mit Polstern von Damast; ein goldner Amor trägt
Den aufgesetzten Tisch, und Nektarflaschen glänzen
Aus kühlem Eis, das hier im Reich des Lenzen
Des Winters Bild, allein zur Lust, erregt:
Auch siehet man, den Dienst bey Tische zu versehen,
Drey rosenwangige Sylfiden seitwärts stehen.

100.

Der Ritter tritt, an Lila's Hand,
In diesen schönen Ort. Doch alle Niedlichkeiten,
Womit im Überfluſs der Tisch beladen stand,
Der Wirth und sein Gemahl, die in die Wette streiten
Auch über ihren Gast die Freude auszubreiten,
Wofür ihr zärtlich Herz sich ihm verbunden fand,
Kein Wein, kein Scherz, kein Saitenspiel vermochte
Die Neugier aufzuziehn, die ihm im Busen pochte

101.

Welch ein geheimes Band verflicht
Das Schicksal dieses Paars mit meinen Abenteuern?
So, scheint es, frage stets sein staunendes Gesicht;
Bis, seiner Ungeduld zu steuern,
Zerbin den Becher füllt, und spricht:
Heil diesem Tag! — ihn soll mein spätster Enkel feiern! —
Der uns den Helden finden lieſs,
Den das Orakel uns so bald nicht hoffen hieſs!

102.

Von Schmerzen, die vielleicht unheilbar sind, zerrissen,
(Versetzt der Paladin) was könnte mir die Pein,
Wozu die Sterne mich verdammen, sonst versüſsen,
Als meiner Freunde Glück beförderlich zu seyn?
Mein fühlend Herz macht ihr Vergnügen mein.
Allein, was kann Zerbin in Lila's Armen missen?
Er, der geliebt sich sieht, und was er liebt genieſst?
Was können Götter selbst für den der glücklich ist?

103.

Dem Glücke, das ihm lacht, den Unbestand verwehren,
Erwiedert ihm Zerbin. Doch, wenn es euch gefällt,
Die seltnen Wunder anzuhören
Die unser Lebenslauf enthält,
So wird euch mein Bericht die Sorge kennen lehren,
Die meine Ruhe, selbst in Lila's Arm, vergällt.

Vielleicht daſs wir dadurch ergründen,
Was wir noch räthselhaft in unserm Schicksal finden.

104.

Ihr kommt, versetzt der Held, dem leisen Wunsch zuvor
Der lange schon auf meinen Lippen schwebet:
Vertraut euch ohne Scheu der Freundschaft sicherm Ohr,
Und glaubt gewiſs, daſs Idris nicht mehr lebet,
Wenn niemand ist der sich zu eurem Dienst bestrebet.
Itzt schweigt die Symfonie; ein flatternd Sylfenkor
Setzt goldne Körbchen auf voll auserlesner Früchte;
Und nun beginnt Zerbin die folgende Geschichte.

Anmerkungen.

1) Seite 75. S. die **Wunderlampe** in den Arabischen Erzählungen.

2) S. 75. Die Centauren waren (nach einigen Mythologen) Söhne des **Ixion** und einer **Wolke**, welcher **Juno** ihre eigene Gestalt gegeben hatte, um sich den Unternehmungen dieses verwegnen Sterblichen zu entziehen.

3) S. 83. Groſse Schafhunde, nach dem Distrikt **Molossis** in **Epirus**, wo ihre Rasse einheimisch war, so genannt.

4) S. 87. Der groſse Sahl auf dem Rathhause zu Augsburg.

5) S. 97. Nahme einer Fee in dem bekannten Mährchen **Biribinker**.

6) S. 100. Shakspeares **Titania** im St. Johannis Nachtstraum.

7) S. 105. Das Original von diesem Gemählde befindet sich ungleich stärker gezeichnet und koloriert in Marino's **Adone**, C. VIII. 55. 59. 60.

DRITTER GESANG.

1.

Da, wo der Kaukasus sein fabelhaftes Haupt
Den Sternen zeigt, da liegt, von steilen Felsenwällen
Vermau'rt, ein stilles Thal, voll leicht bekränzter Quellen,
Vom Herbste stets begabt, vom Frühling stets belaubt;
Dem dichterischen gleich, wo einst der Gott der Höllen
Der blonden Ceres Kind, das Blumen las, geraubt;
Lau wie der Hain wo sich Dionens Tauben gatten,
Und dämmernd wie das Land der Schatten.

2.

Hier ruht, umgrenzt von Gärten und von Hainen,
Auf Pfeilern von Smaragd des Gnomenkönigs Sitz,
Statt Marmor und Porfyr erbaut aus Edelsteinen;
Gemacht, den lächerlichen Blitz
Der Erdengötter auszuscheinen,
Die stolze Armuth, die vom Witz
Des Reichthums Miene borgt, die sich in Flittern blähet,
Den Lehm zu Marmor macht, und Holz zu Gold erhöhet.

3.

Hier war es, wo ich mir bewuſst zu seyn begann;
Hier wuchs ich, ohne zu erfahren
Wer mir das Leben gab, vom Säuglingsalter an
Von menschlicher Gestalt gesondert, unter Schaaren
Grotesker Gnomen auf, und war mit achtzehn Jahren
Vor allen Höflingen des Königs Kormoran,
Der Damen Urtheil nach, geziert mit allen Gaben,
Die ein Verjährungsrecht an ihre Gnade haben.

4.

Bey Gnomen ein Adon zu seyn,
Bewies für meinen Reitz sehr wenig;
Man sagt, ein Schielender ist unter Blinden König,
Und niemahls traf dieſs Sprichwort besser ein.
Indessen machte doch, zu meiner gröſsten Pein,
Der kleine Vorzug mir mehr Herzen unterthänig,
Als je ein junger Herr, der aufs Erobern zog,
Mit Einem Blick erlegt zu haben log.

5.

Man kennt die Reitzungen, womit Gnomiden prangen;
Zum mindsten waren sie, mein junges Herz zu fangen,
Sich einen Überfluſs von Lieblichkeit bewuſst;
Hier trotzten mir zwey kupferfarbne Wangen,
Hier ein gespaltnes Kinn, dort eine breite Brust.
Für einen Dritten war ihr Wettstreit eine Lust;
Doch mich, den unverletzt so viele Pfeile trafen,
Mich hinderten ganz andre Träum' am Schlafen.

6.

Wer bin ich? fragt' ich mich — kein Gnom! dieſs sagen mir
Der Brunnen flüssigs Glas, des Schlosses Spiegelwände;
Mein Herz bekräftigt es; es sagt mir's die Begier
Nach Wesen meiner Art, für die ich das empfände,
Was diesen sich versagt. Wie find' ich mich denn hier?
Was brachte mich in dieser Zwergen Hände?
So fragt' ich stets mich selbst, und sann vergebens nach,
Bis meine Ungeduld zuletzt das Schweigen brach.

7.

Ich fiel dem Könige zu Füſsen,
Und bat ihn, mir ein Räthsel aufzuschlieſsen,
Das mir die Ruhe stahl. Er nannte mich nicht klug:
Wie? rief er, ist dir's nicht genug
Von Kormoran den Liebling dich zu wissen?
O hätte, da ich dich noch auf den Armen trug,

Da du durch Lächeln mir die ersten Triebe zolltest,
Hätt' ich gedacht, daſs du mich einst so fragen solltest?

8.

Doch, was der König sprach und that
War ohne Kraft mich wieder einzuwiegen.
Nichts, was ich sonst geliebt, nichts gab mir mehr Vergnügen;
Gleichgültig sah ich itzt den ganzen Gnomenstaat
(Mein Erbtheil, sagten sie) zu meinen Füſsen liegen.
Ich zog mein Herz allein zu Rath,
Und glaubte viel zu gern den Schlüssen, die es machte,
Als daſs ich den Beweis ihm abzufordern dachte.

9.

Nein, sagt' ich einst zu einem Spielgesellen
Dem ich gewogner war, beredet mich nur nicht,
Daſs hinter jenem Berg, der in die Wolken sticht,
Nichts sey als Luft und uferlose Wellen;

Sagt mir's so oft ihr wollt, ich nenn' es ein Gedicht:
Vergebens zwing' ich mich, mir selber vorzustellen,
Ich sey ein Gnom und euers Königs Sohn;
O sagt mir wer ich bin, und nehmt dafür den Thron!

10.

Der junge Gnom, der nie von Menschen was gehört,
Verlachte mich mit meinen Träumereyen:
Er stritt mit mir; doch blieb ich unbekehrt;
Die Stimme der Natur läſst sich nicht überschreyen.
Ist's, dacht' ich, auch ein Traum, der schmeichelnd mich bethört,
Dem Hoffnung und Begier der Wahrheit Farbe leihen,
Es sey! Ich lieb' ihn doch! Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.

11.

Wenn unser Herz erwacht, dann scheint was uns umgiebet
In die Empfindungen, wovon wir glühn, versenkt:

In des Verliebten Auge liebet
Luft, Wasser, Baum und Kraut; der Ungeliebte denkt
Daſs sich des Himmels Stirn um seinetwillen trübet,
Und daſs Aurora weint, wenn sie die Blumen tränkt;
Wie dem, der glücklich ist, die ganze Schöpfung lächelt,
Seufzt jenem Zefyr selbst, der Florens Busen fächelt.

12.

So ging es mir! Ich suchte meinen Stand,
Und alles, was empfand und nicht empfand,
Schien mir in das, was mich betraf, verschlungen,
Von Sympathie mit meinem Gram durchdrungen,
Und besser als ich selbst mit mir bekannt.
Mein sehnend Herz gab selbst den Bäumen Ohr und Zungen;
Ich fragte sie, und dem getäuschten Ohr
Kam ihr Gelispel oft wie eine Antwort vor.

13.

Ich weiſs nicht was für eine Sache
Von Wichtigkeit den Gnomen Arbeit gab:
Ich schweifte täglich ohne Wache

Im Hain umher, ich stieg ins Thal hinab,
Und eh' ich wiederkam, lief oft die Sonne ab;
Doch fragte niemand was ich mache.
Durch diese Freyheit wurde bald
Der grauenvollste Wald mein liebster Aufenthalt.

14.

Die Ruhe der Natur, das allgemeine Schweigen,
Das hier aus dicht verflochtnen Zweigen
Allein die Waldmusik der Vögel unterbrach,
Schien die wollüstige Melankolie zu säugen,
Worin mein Geist so gern sich mit sich selbst besprach;
Der äuſsre Sinn entschlief, das Herz allein blieb wach,
Geschäftig seine Wünsch' in seltsame Gestalten
Von Zärtlichkeit und Wonne zu entfalten.

15.

Ein kleiner Zufall lehrte mich
Um diese Zeit, mein Herz noch besser kennen.
Der junge Gnom, mein Freund, (das heiſst, den ich
Genöthigt war aus Mangel so zu nennen)

Fing an, für ein Geschöpf, das einem Äffchen glich,
(Doch nur in meinem Aug') in voller Gluth zu brennen;
Denn in der Gnomenwelt gestand ihr selbst der Neid
Den Preis der Liebenswürdigkeit.

16.

Wir stritten oft, wenn er mit aller Schwärmerey
Der Leidenschaft mir schwor, daſs ihre Adlersnase
Der Thron des Liebesgottes sey,
Und daſs kein Frühlingswind aus rundern Backen blase;
Mir schien es, wenn ich ihn so reden hört', er rase;
Ihm schien mein Urtheil Raserey:
Wir sahen uns nie ohne uns zu zanken;
Doch mir erweckte dieſs besondere Gedanken.

17.

Wie, dacht' ich, müſst' ein Mädchen seyn,
Mir Aug' und Herz zugleich zu rühren?

Kann diesen Gnom die Häſslichkeit verführen?
Und ist ein Miſsgeschöpf ihm eine Venus? — Nein!
Ihn überwältigt bloſs ein Trieb der allen Thieren
Gemein ist; jegliches nimmt seines gleichen ein:
Der Pfau gefällt dem Pfau, die ungestalte Eule
Find't ihren Gatten schön, glaubt daſs er lieblich heule.

18.

Bin ich's allein, für den kein Wesen meiner Art,
Kein Gegenstand der unstillbaren Triebe,
Die ich in mir empfind', erschaffen ward?
In Luft und Flut seh' ich den Geist der Liebe,
Der alles, was sich fühlet, paart:
Vergaſs mich die Natur, nur mich allein? Wo bliebe
Ihr mütterlicher Sinn? Nein, nein! Mein Herz sagt nein!
Es ahnet mir, mein Wunsch muſs wirklich seyn.

19.

Itzt bracht' ich oft vom frühen Morgen
Bis in die Nacht mit eitelm Suchen zu:
Wohin, rief ich, wohin, Natur, hast du
Die Göttliche vor mir verborgen?
So stahlen meines Herzens Sorgen
Bey Tag mir alle Zeit, bey Nacht mir alle Ruh:
Wohin ich meine Augen wandte,
Sah ich in wachem Traum die holde Unbekannte.

20.

Einst, da ich mich von ungefähr
(Es hatte kaum zu tagen angefangen)
Im tiefsten Hain verlor, da kam ein groſser Bär
Aus dem Gestrüpp' 1) auf mich gerade zugegangen.
Ihm zu entfliehen war so schwer,
Als wehrlos, wie ich war, die Oberhand erlangen:
Allein, der grimmigste vom ganzen Bärenstamm,
Dem Anseln nach, war frommer als ein Lamm.

21.

Sein Brummen glich dem Murren einer Katze
Der man den Rücken streicht; er blieb von meinem Platze
Drey Schritte stehn, und lächelte mich an
So gut ein Bär nur immer lächeln kann;
Es schien, er winke mir mich ihm getrost zu nahn,
Zu sehen was er mir in seiner rauhen Tatze
Entgegen hielt. Ich weiſs nicht was mich zog;
Genug, daſs mein Instinkt auch hier mich nicht betrog.

22.

Ich nahte mich, ich sah, und schauerndes Entzücken,
Indem ich stand und schaute, fuhr
Schnell durch mich hin — ich sah — welch eine Kreatur!
So lieblich, (zwar vielleicht in meinen Augen nur)
Daſs, mich vollkommen zu beglücken,
Mir sonst nichts nöthig schien als stets sie anzublicken.

O Götter! rief ich aus, sie ist's, die ich gesucht,
Sie ist's! — Hier hemmte mich des Bären schnelle Flucht.

23.

Er lief, als ob er sich vor zwanzig Jägern rette,
Und ich, ganz auſser mir, ich lief ihm nach, als hätte
Der Liebesgott mir Flügel angesetzt:
So flieht ein Reh, aus seinem grünen Bette
Von Cynthiens Gespielen aufgehetzt.
Der Räuber schien durch meinen Schmerz ergetzt,
Hielt, wenn ich hinter ihm mit kürzern Schritten keichte,
Oft lange still, und lief so bald ich ihn erreichte.

24.

Schon war ich viele Meilen weit
Durch einen Labyrinth von ungebahnten Wegen
Dem Bären nachgerannt, als endlich das Vermögen

Dem Willen unterlag; erschöpft von Mattigkeit
Von Durst gebrannt, unfahig mich zu regen,
Sank ich zu Boden hin, und lieſs dem Gegner Zeit,
Mit dem geliebten Bild im Rachen,
Indeſs ich lechzend lag, sich unsichtbar zu machen.

25.

Zu gutem Glücke war mein Ruheplatz nicht ferne
Von einer moosigen Cisterne,
An deren Rand ein alter Palmbaum stieſs,
Der seine reife Frucht freywillig fallen lieſs.
Hier war's, wo mir die Noth bewies
Daſs man durch sie aus Pfützen trinken lerne.
Nie schmeckte mir aus Gold der Wein von Alikant
So wohl, wie dieser Schlamm aus meiner hohlen Hand.

26.

Nachdem ich mich erquickt, so fing ich an, bey mir
Den Wundern dieses Tags gelaſsner nachzuspähen.

Nein, dacht' ich, dieser Bär ist kein gemeines Thier;
Und die er mir gezeigt — hier steht der Abdruck, hier
In dieser Brust, und wird hier ewig stehen! —
Ist mehr als ein Geschöpf erfindender Ideen:
Von solchen Kindern kann allein
Die unverschönbare Natur die Mutter seyn.

27.

Ja, Amor flüstert mir daſs ich dich finden werde,
Du meines Herzens Königin!
Ich suche dich, so weit die Sonnenpferde
Des Tages goldnen Wagen ziehn.
Bist du zu schön, um die Bewohnerin
Zu seyn von dieser niedern Erde:
So soll, dich in vollkommnern Sfären
Zu suchen, Amor mich des Äthers Pfade lehren.

28.

So rief ich; denn, ihr wiſst, verliebte Schwärmerey
Denkt gerne laut. Drauf fiel mir plötzlich bey,
Daſs, bald zu meinem Zweck zu kommen,

Ein Talisman das beste Mittel sey,
Den ich im Gnomenschatz einst heimlich weggenommen.
Was nur für Thiersgestalt ihr wünschet zu bekommen,
Sprecht ihr ein Wort, das auf den Talisman
Gegraben ist, nur aus, so ist's gethan.

29.

Mit Flügeln, dacht' ich, kommt man weiter,
Als Kastor selbst, der Schutzpatron der Reiter.
Ich trat sogleich die neue Reise an,
Ward, wie es mir gefiel, zum Adler, zum Fasan,
Zum Papagay, und, war die Nacht nicht heiter,
Zur Eule, die im Dunkeln sehen kann:
So flog ich Tag und Nacht, die Seele meines Lebens
Zu suchen, durch die Welt, und suchte sie vergebens.

30.

Hier war Zerbin, als Lila schicklich fand,
Sich unbemerkt vom Tische wegzuschleichen,
Vielleicht dem kleinen Übelstand,

Ihr eignes Lob zu hören, auszuweichen.
Sie winkte dem Gemahl ein Zeichen,
Und Idris wurde nicht gewahr wie sie verschwand;
Zerbin fuhr fort; sein Feuer im Erzählen
Lieſs es dem Ritter nicht an Lust zum Hören fehlen.

31.

Einst früh an einem Sommertag
Verweilte sich mein Aug' auf einem groſsen Garten,
Der unter mir im Morgenschimmer lag;
So schön, so aufgeblüht, und reich an allen Arten
Von Wohlgeruch, als wären, ihn zu warten,
Die Zefyrn selbst bestellt: ein ewiger Vertrag
Verband Pomonen hier mit Floren,
Die dieses Tempe sich zugleich zum Sitz erkohren.

32.

Ein Anblick, zauberisch genug
Den eilenden Merkur im Fliegen aufzuhalten;
Und ein ich weiſs nicht was, wie ein geheimer Zug,

Verwehrte mir zu weiterm Flug
Die bunten Flügel zu entfalten.
Durch Lüfte, die von Zimmt- und Amberdüften wallten,
Lieſs ich, weil ein Gesang mir plötzlich Neugier gab,
Auf einen Tulpenbaum mich unbemerkt herab.

33.

Ich horcht' umher, und fand, der Vogelbauer,
Aus dem der süſse Schall sich wand,
Sey ein Gezelt von Myrten und Akanth,
Durch dessen dicht verwebte Mauer
Die Sonne selbst zu sehn nicht möglich fand.
Ich flog hinzu: ein nie gefühlter Schauer
Ergriff mein Herz indem ich näher kam,
Und deutlicher der Stimme Reitz vernahm.

34.

Ich gab ihr einen Leib, und weil die Ungenannte,
Für deren holdes Bild ich brannte,
Die einz'ge Schöne war, die ich von allen kannte,
So hatte die von ihr erfüllte Fantasie

Mich zu bereden wenig Müh,
Die schöne Sängerin im grünen Zelt sey sie.
Denkt die Entzückung selbst, in die mein Herz gerathen,
Als was ihm vor geahnt die Augen itzt bejahten.

35.

Ein Mädchen, leicht verhüllt in rosenfarbnen Tafft,
Trat aus dem Zelt hervor, so schön, so nymfenhaft,
So schlank von Wuchs und lieblich von Geberden,
Wie Hebe pflegt gemahlt zu werden.
Ihr gelbes Haar floſs ringelnd bis zur Erden,
In ihren Busen hätt' ein Engel sich vergafft;
Den schönsten Fuſs verrieth ihr flatterndes Gewand,
Und weiſser war als Wachs die kleine runde Hand.

36.

Von Wollust halb entseelt und blind von Schauen, wandte
Mein Auge sich von ihr zurück:
Allein, bey wiederhohltem Blick

Wie ward mir, Götter! wie, als ich die Unbekannte,
Die ich gesucht, von Zug zu Zug erkannte!
Mein Herz erlag der Last von seinem Glück.
Glaubt ihr, Herr Paladin, es können
Vor Übermaſs von Lust sich Leib und Seele trennen?

37.

Ob ich es glaube? spricht der schöne Paladin:
Der Augenblick wird immer vor mir schweben,
Da ich hiervon beynah ein Beyspiel abgegeben.
O warum nur beynah? Warum, Gebieterin
Von dieser Brust, befahlst du mir zu leben?
Warum zerfloſs ich nicht in deinem Anschau'n hin?
Doch, ich vergesse mich, euch so zu unterbrechen:
Ich pflege, wie es scheint, manchmahl im Traum zu sprechen.

38.

Zerbin, der zu bescheiden war
Von dieser Apostrof' Erläut'rung zu begehren,
Fuhr also fort: Mein Herr, daſs ich nicht in der Schaar

Der Wesen bin die wir mit Weihrauch nähren,
Gereicht allein dem Liebesgott zu Ehren.
Mein Beyspiel macht die Wahrheit offenbar:
Der süſse Tod, den Amor uns gegeben,
Erwecke nur zu einem schönern Leben.

39.

Als ich mich wieder selbst empfand,
War sie bereits aus meinem Aug' entwichen.
Wie ängstlich ward von mir der ganze Hain durchstrichen!
Wo sucht' ich nicht, bis ich sie wieder fand!
Auf einem Blumenfeld, von lieblichen Gerüchen
Umflossen, saſs sie da, und wand
Sich einen Kranz, und ihre Blumen schienen
Von Eifersucht beseelt, den Vorzug zu verdienen.

40.

Dieſs liebliche Gemisch von Unschuld, Zärtlichkeit
Und nichts besorgendem Vergnügen,
Dem Herzen voll Gefühls so schnell entgegen fliegen;

Der Jugendgeist, den eine Kleinigkeit,
Ein Blumenstrauſs, ein Schmetterling erfreut,
Dem alles lacht, gab allen ihren Zügen
Und Regungen ich weiſs nicht was, das sich
Mit nahmenloser Lust' in meine Seele schlich.

41.

Noch seh' ich, halb verdeckt von blumigen Gesträuchen,
Als Papagay ihr zu, ganz Auge, ganz Gefühl:
Als plötzlich Ruh' und Scherz aus ihrem Antlitz weichen.
Ich sah den Rosenmund erbleichen,
Ihr Aug' umwölkte sich, der schönen Hand entfiel
Der Blumenkranz, ihr jugendliches Spiel:
Sie will entfliehn, und wird von einem Alten
Mit langem Silberbart beym runden Arm gehalten.

42.

Sein übrig Ansehn schien so jung, daſs man vergaſs
Wie alt sein weiſser Bart ihn machte.

Lang war er, mehr als das gemeine Maſs
Der Männer ist; sein schwarzes Auge lachte,
Und auf der breiten Stirne saſs
Was Majestätisches, das euch zum Schauern brachte;
In seiner Rechten lag ein langer schwarzer Stab,
Und bis zur Erde floſs sein Purpurkleid herab.

43.

Ich merkte bald, nicht ohne Schrecken,
Daſs dieser Greis mein Nebenbuhler sey.
Sein Ansehn, und noch mehr sein langer schwarzer Stecken
Schien meiner Liebe nicht viel günstigs zu entdecken;
Denn beides, däuchte mich, verrathe Zauberey.
Der Graubart sprach von Leidenschaft und Treu',
Und klagte bitterlich, daſs so bewährte Triebe
Ihr Herz noch nicht erweicht, kurz, daſs sie ihn nicht liebe.

44.

Mir ward aus ihrer Antwort klar,
Sie fürcht' ihn mehr als sie ihn hasse.
Sie warf ihm vor, (mit vielem Feuer zwar,

Doch daſs es schien als ob sie schnell sich fasse)
Daſs er zur Morgenzeit sogar,
Noch eh' man sichtbar sey, sie nicht in Ruhe lasse:
Sie schwor ihm, daſs er sie mit seinen Seufzern plage,
Und daſs ihr Herz ihr nichts von Liebe sage.

45.

Dieſs gab ihm zwar zu heftigen Beschwerden
Den reichsten Stoff; doch endlich sah ich ihn
Mit einem Kuſs, dem sie die Wange zu entziehn
Vergebens kämpfte, sich vergnügt zurücke ziehn.
Kaum war er fort, so stieg euch aus der Erden
Ein kleines Weib von mürrischen Geberden
Hervor, und schleppte, ohn' ein Wort
Zu sprechen, mit Gewalt die junge Schöne fort.

46.

Ich folg' ihr, bis sich mir ein herrlicher Palast
Von weiſsem Marmor zeigt mit goldbelegtem Dache,
Wohl werth, daſs Zevs, wenn ihn der Sorgen Last

Vom Himmel treibt, hier seine Wohnung mache;
Im Hofe, den ein Säulengang umfaſst,
Hält eine Riesenschaar bey Tag und Nacht die Wache;
Ein prächtig Thor von funkelndem Saffir
Thut sich der Schönen auf, und schlieſst sich hinter ihr.

47.

Wie kläglich sah ich ihr, indem die stolzen Flügel
Mit donnerndem Geräusch sich schlossen, hinten nach!
Die ganze Macht der sieben Hügel,
Von denen Rom dem Erdkreis Urtheil sprach,
War gegen den, der hier befahl, zu schwach.
Doch scheut sich Amor selbst vor Salomonis Siegel?
Die Pforte mag bewacht, gesperrt, gesiegelt seyn,
Im Nothfall bringt er euch durchs Schlüsselloch hinein.

48.

Zwey Stunden flog ich hin und wieder
Um den Palast, bis ich den Aufenthalt
Von meiner Schönen fand. Draur lieſs ich in Gestalt

Des schönsten Papagays mich vor ihr Fenster nieder,
Aufs goldne Gitter hin. Sie sah mich nicht so bald,
So schlug ich schon mit klatschendem Gefieder
Das Fensterglas, pickt' in den Rahm hinein,
Und wollte mit Gewalt hinein gelassen seyn.

49.

Sie that's, beschaute mich erstaunt, und ihre Freude
Schien fast der meinen gleich. Wie wenig träumte sie
Was unter meinem Federnkleide
Verborgen war! Doch zog bereits die Sympathie
Ihr unbewuſstes Herz. Welch eine Augenweide
War mir erlaubt! Ich saſs auf ihrem Knie,
Begaffte jeden Reitz mit liebestrunknen Blicken,
Und durfte mich sogar an ihren Busen drücken.

50.

Die Lust, die sie an meinem Schmeicheln fand,
Verführte mich zuletzt mit unbescheidnen Picken
Das niemahls ruhige Gewand

Von ihrem weiſsen Hals allmählich wegzurücken.
Sie sah mit halb verwirrten Blicken
Mir lächelnd zu, bis ihre sanfte Hand
Mit kleinen tändelhaften Schlägen
Mir zu verstehen gab, ich werde zu verwegen.

51.

Dieſs war genug, den Papagay,
Der mich zu frey gemacht, mir aus dem Sinn zu bringen.
Ich legte mich mit Blicken voller Reu
Zu ihren Füſsen hin, und mit gesenkten Schwingen,
Und lieſs nicht ab mich fest um ihren Fuſs zu schlingen,
Bis mir ihr Mund bewies, daſs ich begnadigt sey.
Sie gab mir einen Kuſs, und schien bey diesen Spielen
Was neues, das ihr selbst ein Räthsel war, zu fühlen.

52.

So glücklich wirkte bald der zärtliche Betrug!
Sie liebte nichts wie mich; ich aſs aus ihren Händen

Und schlief auf ihrem Schooſs; sie konnte nie genug
Liebkosungen an mich verschwenden.
War je ein Papagay so freundlich und so klug?
Die Sprache fehlte nur das Wunder zu vollenden:
Sie gab sich viele Müh, doch blieb ihr Papchen stumm;
Es sprach mit Blicken nur, und wuſste wohl warum.

53.

Verstehen was sie sprach, und doch nicht reden können,
Das schien der Schönen wunderlich.
Komm, rief sie oft, sprich nur: Ich liebe dich!
Das wird dir doch die Zunge nicht verbrennen!
Versuch's mir zu Gefallen! sprich
Nur meinen Nahmen aus, du hörst so oft ihn nennen!
Umsonst, ich blieb bey allem Zuspruch stumm,
Und ihre Kammerfrau entschied nun, ich sey dumm.

54.

So schlüpften, ohne daſs der bärtige Verliebte
Sich sehen lieſs, drey Tage schnell vorbey.
Allein, am vierten schien's, daſs ihre Fantasey

Ich weiſs nicht welche Wolke trübte.
Nichts gab ihr Freude mehr was sie noch kürzlich liebte,
Nicht ihr Klavier, auch nicht ihr Papagay:
Umsonst bestrebt' ich mich ihr Übel wegzuscherzen;
Es war als lieg' ihr was sehr wichtigs auf dem Herzen.

55.

Den nächsten Morgen schien ihr Unmuth sich vielmehr
Noch zu verdoppeln als zu legen.
Bald ging sie, von Gedanken schwer
Und in sich selbst gekehrt, im Zimmer hin und her;
Bald saſs sie, ohne sich zu regen,
Auf ihrem Sofa da; nichts hatte das Vermögen,
Sie aus der andern Welt, wo sie verirret schien,
In ihren Leib zurück zu ziehn.

56.

Von Kummer fast entseelt saſs ich zwar neben ihr;
Allein sie sah mich nicht, und wollte mich nicht sehen.

Indem wir nun so saſsen, ging die Thür
Mit beiden Flügeln auf, und plötzlich sahen wir
Den alten Weiſsbart vor ihr stehen.
Kaum lieſs er mir noch Zeit ihm aus dem Weg zu gehen;
Doch Er sah Lila nur. Er warf sich auf die Knie,
Und sprach von seiner Gluth viel feuriger als nie.

57.

Du liebest mich? — (hört' ich sie endlich sagen)
Schon lange sagst du mir's, doch sag' es noch einmahl!
Du liebst mich also? — Wie? kann Lila das noch fragen?
(Erwiedert' er) Wohlan! es steht in deiner Wahl,
Mir zum Beweis was schwerers aufzutragen
Als ihrem Ritter je die Grausamste befahl.
Dir meine Liebe zu beweisen,
Zieh' ich, wenn du's befiehlst, die Stern' aus ihren Kreisen.

58.

Willst du, es soll des Meeres Strand
Mit Perlen sich, anstatt des Sandes, decken?

Soll sich der Ocean ins feste Land verstecken?
Soll jeder Fels dein Bild von Diamant
Kolossisch in die Wolken strecken?
Soll von Katay bis zum heiſsen Mohrenland
Die Welt dir zinsbar seyn, und die auf Thronen prangen
Ihr Diadem aus deiner Hand empfangen?

59.

Befiehl's, es soll geschehn! — Nein, (fiel sie lächelnd ein)
Vor meinem Ehrgeitz mag der Mogol sicher leben:
Mein Wunsch fliegt nicht so hoch, und durch ihr Herz allein,
Nicht durch den Thron der Welt, kann Lila glücklich seyn.'
Kurz, was ich will ist nicht so schwer zu geben
Als nur den kleinsten Berg aus seinem Sitz zu heben.
Gieb mir den Jüngling nur, der schon die zweyte Nacht
An meiner Seite zugebracht.

60.

„Den Jüngling? Wie? Sprichst du im Fieber?
Und wen, ich bitte dich? Den Jüngling sagst du?“ — Ja,

Ihn, den ich schon zwey Nächte bey mir sah,
Und wachend immer seh', und der bereits mir lieber
Als alles ist. Wofern's im Traum geschah,
O dau'rte dieser Traum mein ganzes Leben über!
Liebst du mich, Astramond? Ich will die Probe sehn;
Laſs diesen Augenblick den Jüngling vor mir stehn.

61.

Ihn lieb' ich, ihn allein, und werd' ihn ewig lieben,
Und sein, sonst niemands, will ich seyn.
Er schwor mir, unser Bund sey im Gestirn geschrieben;
Wir lieben uns, mein Herz ist sein, und seines mein. —
Hier schien sich Astramond so heftig zu betrüben,
Als dräng' in jedem Wort ein Dolch in ihn hinein.
Der Schmerz schien ihm die Sinne selbst zu schwächen,
Und lieſs die Kraft ihm nicht, sie nur zu unterbrechen.

62.

Urtheilet, Herr, was ich, indem sie sprach, empfand!
Doch, da sie nun begann den Jüngling abzumahlen,
Und ich (verschönert zwar) mich selbst geschildert fand,
So wie die Liebe mahlt, mit Farben nicht, mit Strahlen,
Doch kennbar, daſs ein Miſsverstand
Kaum möglich war — o denkt, von welchen Qualen
Zu welchem Übermaſs von Wonn' ich überging,
Indeſs daſs Astramond nun an zu klagen fing.

63.

Du liebest, rief er, Undankbare?
Du liebst? — und wen? — ein eitles Traumgesicht!
Und wäre was du liebst mehr als ein Hirngedicht,
Glaubst du, daſs ich den Lohn so vieler Jahre,
So vieler Zärtlichkeit, für einen Fremden spare?
Nein, Lila, täusche dich mit solchem Unsinn nicht.

Eh' mische sich der Himmel mit der Erde,
Eh' ich selbst einem Gott dich überlassen werde!

64.

Wie? soll ein Herz, das mir, beym zärtlichsten Bemühn
Es zu erwärmen, kalt geblieben,
Für ein Fantom beym ersten Anblick glühn?
Lehrt' ich dich darum nur die süſse Kunst zu lieben,
Sie, da du sie gefaſst, mit andern auszuüben,
Und mir, was ich verdient, was mein ist zu entziehn?
Von wem sind alle deine Gaben?
Wer kann ein nähers Recht dich zu besitzen haben?

65.

Wer war es, Ungetreue, sprich,
Der dich als Kind an seinen Busen drückte?
Sprich, wer erzog, besorgte, pflegte dich?
Wer war's, der deinen Geist entwickelte und schmückte?
Miſskenn' ihn wenn du kannst! — Und alles das hätt' ich
Gethan, damit ein andrer pflückte,

Was ich für mich gepflanzt? Nein, **Lila**, hoff' es nicht!
Mein bist du, sey es nun aus Neigung oder Pflicht.

66.

Weh dem, ihn treffe Blitz und tödtendes Verderben,
Der dich mir zu entziehn unsinnig sich getraut!
Den schrecklichsten der Tode soll er sterben,
Zu längrer Qual mit Lebensgeist bethaut;
Durch Martern neuer Art, wovor der Menschheit graut,
Soll, tropfenweis erpreſst, sein Blut die Erde färben!
Doch was entrüst' ich mich? Verdient ein Schattenbild,
Ein bloſser Traum, daſs mir die Galle schwillt?

67.

Vergebens hoffest du dein Traum soll wirklich werden;
Wir sind allein: wie vielmahl sag' ich's dir?
Wir, und die Vögel, und die Herden,
Und was in Teichen schwimmt, und tief im Schooſs der Erden
Und in der Luft die Geister, die nur mir,

Dir niemahls, sichtbar sind. — Entsage der Begier
Nach fremden wesenlosen Dingen,
Die, von Betrug gezeugt, in deinem Hirn entspringen.

68.

Ein Blick, ein Wort, o Lila, wird zugleich
Dein Schicksal und das mein' entscheiden;
Sprich nur ein Wort, so sind uns beiden
An Wonne nur die Götter gleich:
Ergieb dich mir, beherrsch' als Königin ein Reich
Von Liebesgöttern und von Freuden;
Du kennest meine Macht; entschlieſs, o Schönste, dich,
Beherrsche mich, so bist du gröſser noch als ich.

69.

Hier hielt er ein, durch das beredte Schweigen
Entflammter Sehnsucht sie zum frohen Ja zu neigen.
Du sprichst, versetzte sie, sehr gut, ich muſs gestehn;
Allein, was hälf' es dir, sprächst du auch noch so schön?
Mich kann mein Herz nur überzeugen.

Ach, Astramond! Ich hab', ich habe den gesehn,
Ihn, den, so bald er nur die Augen auf mich wandte,
Mein überzeugtes Herz für seinen Herrn erkannte.

70.

Sag' und beweise mir, was ich vor wenig Stunden
Gesehn, gehört, sey ein Geschöpf der Nacht,
Von ungefähr entstanden und verschwunden,
Ein Wolkenbild, aus Morgenduft gemacht:
Ich sage Nein! Ich weiſs was ich empfunden;
Und schlief mein Leib, so hat mein Herz gewacht.
Doch, war es nur ein Traum, was hast du zu befahren?
Du könntest, dächte man, dein Drohen weislich sparen.

71.

Du rückst mir alles vor was du für mich gethan:
O Astramond, du kennst mein Herz, es kann
Nicht unerkenntlich seyn — ich bin dir sehr verpflichtet.

Zwar, was du thatest, war auf einen Zweck gerichtet,
Der weder edel war noch billig; doch vernichtet
Der Zweck die Wohlthat nicht: ich nehm' als Wohlthat an,
(Und küsse dir die Hand, aus der ich sie empfangen)
Was nur ein Anschlag war, mich sicherer zu fangen.

72.

Doch, sage mir, (denn kein Verhältniſs schwächt
Die Rechte der Natur) wer hat mir dieses Leben,
Und dir, so groſs du bist, ein Recht an mich gegeben?
Die Macht allein giebt Göttern selbst kein Recht.
Nein, Astramond! der war gewiſs kein Knecht,
Der mir die Triebe gab, die diese Brust erheben.
Gieb mich zurück, und sey durch eine solche That
Der Achtung werth, die dir mein Herz gewidmet hat!

73.

So, Lila, spottest du, rief Astramond ergrimmt,
Der grenzenlosen Huld womit ich dich beehrte?
So wird das Glück geschätzt, wozu ich dich bestimmt?
Dieſs nennst du Dankbarkeit? Erfahre denn, Verkehrte,
Daſs diese Leidenschaft, die mich zu lang' bethörte,
Von diesem Augenblick ihr End' in Abscheu nimmt.
Hinweg mit ihr! — Ihr, die ihr meinen Willen
In meinen Augen lest, herbey, ihn zu erfüllen!

74.

Kaum donnert' er das letzte Wort,
So trugen, wie es schien, unkörperliche Hände
Sie durch die Luft aus meinen Augen fort.
Verzweifelnd stieſs ich, meiner Qual ein Ende
Zu machen, mit dem Kopf des Zimmers Marmorwände:
Doch jedesmahl miſslang der abgezielte Mord;
Ein unsichtbarer Schutz schien über mir zu walten,
Und Lila rief mir zu, für sie mich zu erhalten.

75.

Ich faſste wieder Muth, und sann
Auf schnelle Flucht, eh' noch die Kammerfrau dem Alten
Verdacht auf mich zu geben Zeit gewann.
Schnell muſste mich mein Talisman
Zum kleinsten Eulchen umgestalten;
Ich fand zu gutem Glück ein Fensterglas gespalten;
Und als die Zwergin kam, wo ihr Gefangner sey
In voller Hast zu sehn, weg war der Papagay!

76.

Ich flog dem Garten zu, und tauschte
Wohl hundertmahl die magische Figur:
Der Büsche grüne Nacht, wo ich verborgen lauschte,
Vermehrte meine Furcht; ich fuhr
Bey jedem Lüftchen auf, das durch die Blätter rauschte;
Und als das Auge der Natur
Sich endlich schloſs und sich die Stille mehrte,
Schien mir's, aus tiefer Fern', als ob ich weinen hörte.

77.

Ich hielt den Athem an und horchte scharf empor;
Da däuchte mich ich höre Lila's Stimme,

Als ob sie halb erstickt in Thränengüssen schwimme;
Und immer näher schlug der Jammerton mein Ohr.
Ich machte mich zum Löwen, brach im Grimme
Aus meinem Hinterhalt hervor,
Und lief durch Hain und Flur, zur Rach' an dem entschlossen,
Durch den so schöne Thränen flossen.

78.

Doch, alles, was ich fand, war dieses, daſs die Nacht
Der Sinnen Urtheil trüglich macht.
Bald war's ein Quell, der klatschend aus der Nische
Von einer Nymfe fiel; bald Winde, die, erwacht
Vom leichten Schlaf, durch Grotten und Gebüsche
Sich jagten; bald im Gras das brünstige Gezische
Von Schlangen, die, in Liebesknoten
Verschränkt, vor heiſser Lust sich zu ersticken drohten.

79.

Ihr süſses Spiel erhöhte meine Qual.
Von Angst gespornt durchlief ich Berg und Thal

Auf viele Meilen weit, um eine Spur zu finden,
Den Aufenthalt der Schönen zu ergründen.
Allein, da jetzt zum sechsten Mahl
Die Nacht den Tag vertrieb, lieſs ich die Hoffnung schwinden.
Ein See, der vor mir lag, schien mir gemacht zu seyn
Von meinem Leiden mich auf ewig zu befreyn.

80.

Ich sprang hinein; doch kaum benetzte meine Glieder
Die kühle Flut, so kam die Lust zum Leben wieder,
Und machte, daſs es mir Verrath an Lila schien,
Was ihr gewidmet war, ihr treulos zu entziehn.
Drey Worte braucht' es nur, so fuhr ich als Delfin
Im neuen Element bis in die Tiefe nieder.
Nicht lange trieb ich noch das ungewohnte Spiel,
Als mir aus einer Gruft ein Schein ins Auge fiel.

81.

Es war ein ungeheurer Bogen
Vom Finger der Natur in einen Berg gesprengt;

Und unten schoſs ein Strom, in Felsen eingezwängt,
Mit tobendem Gebrüll die dick beschäumten Wogen.
Von einer Welle stets der andern zugedrängt,
Fühlt' ich mich mit Gewalt durch diese Gruft gezogen:
Des Stromes schneller Lauf, das Donnern um mein Ohr
Betäubte mich so sehr, daſs ich mich selbst verlor.

82.

Denkt, wie mir war, als ich in einem weiten Becken
Vom hellesten Saffir mich beym Erwachen fand!
Umringt mit blüthenreichen Hecken,
Aus deren grüner Nacht, wie von des Zufalls Hand,
Hier eine Urne ragt, dort Bilder sich entdecken.
Ich glaubte mich im Elyseerland;
Und was den Irrthum glaublich machte,
War, daſs ich unbeschuppt erwachte.

83.

Allein, zugleich mit dem Delfin
War auch der Talisman, mein ganzer Schatz, dahin.

Gesucht, beklagt, beweint, war er und blieb verloren.
Ward jemahls ein Geschöpf unglücklicher geboren?
Rief ich, und sank ins Gras, wo den erschöpften Sinn
Zuletzt der Schlaf beschlich. Ermuntert von Auroren
Und durch den Balsamschlaf gestärkt,
Entwölkte mit dem Tag mein Geist sich unvermerkt.

84.

Die Neugier trieb mich itzt, die Örter zu besehen,
Wohin, unwissend wie, ich mich bezaubert fand.
Der Blumenschmelz, die Pracht Mäandrischer Alleen,
Der Boden überall, statt Sand,
Mit Perlen überstreut, kurz, jeder Gegenstand
Bewies den Ort bewohnt von Feen;
Und ein Palast, von dem das Funkeln kaum
Erträglich war, liefs keinem Zweifel Raum.

85.

Doch, wunderbarer noch als alles war die Stille,
Die auf der ganzen Gegend lag:

Von Filomelen an zum Laubfrosch und zur Grille
War alles hier verbannt, was einen Laut vermag;
Kaum rauschte noch ein Blatt. Erst glaubt' ich, daſs der Tag
Sich später im Palast als auſserhalb enthülle;
Doch endlich wich die Furcht zu kühn zu seyn
Der Ungeduld; ich wagte mich hinein.

86.

Ein Labyrinth von Sählen, Kabinetten
Und Zimmern, lieſs mich sehn, wie weit die Feerey
Die Kunst zurücke läſst. Lack, Schnitzwerk, Mahlerey,
Tapeten, Spiegel, Tische, Betten,
Kurz, alles war so reich, das Uzim-Oschantey *)
Und Gengiskan beym Tausch gewonnen hätten.
Wie? dacht' ich, solch ein Sitz, und von Bewohnern leer?
Dieſs alles machte sich doch nicht von ungefähr?

87.

Ich war zum Abzug schon entschlossen,
Als mir ein Kabinet, an dessen Thür ich stieſs,

Den Anblick, den ich mir am wenigsten verhieſs,
Die schöne Lila selbst, auf Polster hingegossen,
In allen Reitzungen des Mittagsschlummers wies.
Vom silbernen Gewölk des feinsten Flors umflossen,
Die Locken aufgelöst, den Busen halb entdeckt,
Lag sie, die schöne Stirn im weiſsen Arm versteckt.

88.

So schön fand nicht Adon im Hain von Amathunt
Die eingeschlafne Venus liegen:
Ein süſses Lächeln floſs um ihren Rosenmund;
Ihr Busen schien den Liebesgott zu wiegen;
Und jede Muskel that durch sanftes Schwellen kund,
Es müsse sie der schönste Traum vergnügen.
Ganz Auge stand ich da, und wünschte so zu stehn
Äonenlang, bis ich mich müd' an ihr gesehn.

89.

Ein Faun, dem junger Most und feurige Begierde
Die Sehnen schwellt, daſs der, bey Lunens Schein,

Ein Nymfchen, das im wilden Hain
Auf seiner Urne schläft, nicht schlafen lassen
würde,
Gesteh' ich unerröthend ein:
Der wahren Liebe nur ist Keuschheit
keine Bürde.
Sehn, was man liebt, giebt's denn ein gröſser
Glück?
Mehr als dem Faun ein Kuſs, ist ihr ein
bloſser Blick.

90.

O! die Geliebte sehn, sich neben ihr
befinden,
Den Athem in sich ziehn, der ihrer Brust
entfloh,
Ist eine gröſsre Lust für Seelen, die
empfinden!
Die letzte Gunst entzückt den Faun nicht so.
Ein Band, das einst sich um ihr Knie zu
winden
So glücklich war, ein Ring von ihrem Haar,
wie froh,
Wie reich macht solch ein Tand, den, der
wahrhaftig glüht!
Nichts ist ihm Kleinigkeit, was sich auf sie
bezieht.

91.

Noch stand ich aufgelöst in zärtliches Entzücken,
Als sie im Schlaf sich sanft zu mir herüber wand.
Ihr liebliches Gesicht, das meinen gier'gen Blicken
In süſser Rosenfarb' itzt völlig offen stand,
Schien plötzlich ein Gefühl von Wonne auszudrücken;
Ihr Busen hob die kleine schlaffe Hand,
Die ihn bedeckt', und aus den zarten Leinen
Sah ich das schönste Knie Narcissen überscheinen.

92.

Zerbin! O mein Zerbin! — rief sie entzückt, und schloſs
Den Mund von lebenden Korallen
Gleich wieder, dem der süſse Ton entfloſs.
Nun hielt ich mich nicht mehr, die Wonne war zu groſs!
Wer wäre nicht in vollem Überwallen
Der Dankbarkeit an ihre Brust gefallen?
Wer hätte nicht in süſser Trunkenheit
Solch einen Mund mit Küssen überschneyt?

93.

„Gewiſs nicht ich!“ — rief Idris schwärmerlich. —
So könnt ihr, was ich that, euch selbst statt meiner sagen.
Doch eben diese Flut von Zärtlichkeit, die mich
Auf einen Mund und eine Brust verschlagen,
Um welche noch der Ton von meinem Nahmen schlich,
Verwehrte mir, zu viel zu wagen.
Ich lieſs dem Herzen nur, nicht der Begier, den Lauf.
Doch, was ich auch begann, so wachte sie nicht auf.

94.

Bey solchen Küssen unbeweglich!
Sie muſs bezaubert seyn, es ist nicht anders möglich!
O Astramond, ich kenne dich hierin!
Bey dir allein ist Lieb' und Grausamkeit verträglich.
Doch hoffe nicht, du werdest den Gewinn
Von deiner Bosheit ziehn eh' ich vernichtet bin.

Verlaſs dich immerhin auf deine Zauber-
waffen,
Die Liebe und mein Arm soll Rache mir
verschaffen!

95.

Indem zog meinen Blick ein ungeheurer
Hahn,
Auf einem Fuſsgestell von schwarzem Mar-
mor, an.
Er schien zum Flug mit nachgeahmtem
Leben
Die Purpurflügel zu erheben,
Und unten ward in Gold dem Leser kund
gethan:
Wem Amor Muth genug gegeben,
Der schwinge sich, um diese Dame hier
Des Zaubers zu befreyn, auf dieses edle
Thier.

96.

Mir schien mit Recht die Sache sehr ver-
dächtig;
Der alte Kabbalist liegt hier im Hinterhalt,
Dacht' ich: vielleicht ist diese Hahnsgestalt,
Zu meinem Untergang, mit Blitz und Donner
trächtig?

Vielleicht — Doch, laſs es seyn! Verrätherey, Gewalt —
Ich scheue nichts, die Liebe macht allmächtig!
Ein Blick auf meine Schläferin
Bestärkte mich in diesem kühnen Sinn.

97.

Noch einmahl warf ich mich zu ihren Füſsen, küſste
Noch einmahl Stirn und Mund, und fühlt' itzt Muth genug,
Auch wenn ich mich für sie mit Riesen schlagen müſste.
Ob Astramond mich überliste,
War das, wofür ich itzt die mindste Sorge trug.
Ich schwang mich auf, der Zaubervogel schlug
Die Wolken schon mit segelgleichem Flügel,
Und plötzlich däuchte mich der Atlas nur ein Hügel.

93.

Wie damahls mir geschah, scheint itzt mir selbst ein Traum.
Genug, ich fing schon an die Himmelsluft zu hauchen,

Und sah, in einer See von Sonnenstrahlen, kaum
So viel als Liebende zu stillen Küssen brauchen.
Wir nahten, glaubt' ich, uns bereits dem leeren Raum,
Als itzt mein Hahn begann sich allgemach zu tauchen.
Drauf schoſs er senkrecht wie ein Pfeil herab,
Und warf mich unverhofft in einem Brunnen ab.

99.

Er warf mich ab, fing an zu krähen,
Schwang im Triumf die Flügel und verschwand.
Wie stutzt' ich, da ich mich am alten Orte fand,
Und alles wieder sah was ich noch kaum gesehen:
Den grünen Labyrinth, den Boden, statt mit Sand,
Mit Perlen überstreut, die thürmenden Alleen,
Und, was an meinem Witz und meinem Daseyn fast
Mich zweifeln hieſs, den nehmlichen Palast.

100.

Mein Wunder stieg, als sich der kleine Weiher
Mit einer Schaar von Nymfen ohne Schleier
(Der diese Tracht nicht allzu reitzend lieſs)
Erfüllt', und jede mich vertraut willkommen hieſs.
„Willkommen, Herr Zerbin, zu einem Abenteuer,
Das weniger gefährlich ist als süſs!“
So sangen sie, und machten im Gedränge
Um mich herum den feuchten Raum zu enge.

101.

Wie schön er ist! rief eine — In der That,
Figuren dieser Art pflegt man nicht sehr zu hassen —
Es mag ganz hübsch sich von ihm wecken lassen,
Fiel eine dritte ein. Dieſs dau'rte, bis ich bat,
Die Damen möchten nicht so sehr zur Unzeit spaſsen.
Der Herr zieht, wie es scheint, hier die Fysik zu Rath,

Sprach eine Alte drauf: er könnte sich erkälten,
Und, ging' ein Fehler vor, so müſsten wir's entgelten.

102.

Drauf stieſs sie in ein Horn, und plötzlich trugen mich
Die Nymfen im Triumf ans blumige Gestade.
Ich stutzt' in keinem kleinen Grade,
Die Kurzweil däuchte mich nicht halb so lächerlich.
Hofft, sprach ich zu mir selbst, der Alte, daſs er sich
Auf diese Art von mir entlade?
Er denkt doch nicht, durch diese Wasserdrachen
Mir Lust zum Unbestand zu machen?

103.

Kaum trat ich auſs Gestad', als eine andre Schaar
Von Nymfen hinter den Schasminen
Hervor geschlichen kam, die mir, so treu ich war,
Gefährlicher als ihre Schwestern schienen.
Sie näherten sich tanzend, Paar und Paar,

Und winkten mir herbey. Mit Zittern folgt' ich ihnen:
Sie sprachen nicht ein Wort und tanzten stets voran,
Bis wir das schönste Bad vor uns eröffnet sahn.

104.

Hier (fing ein Nymfchen an mir leis' ins Ohr zu raunen)
Möcht' unser Dienst vielleicht beschwerlich seyn;
Doch sorget nicht, wir lassen euch allein.
Statt ihrer wimmelten wohl zwanzig junge Faunen,
Mit goldnem Horn auf krauser Stirn, herein;
Denkt euch, Herr Ritter, mein Erstaunen!
Sie kleideten mich aus, ich saſs im Bade da,
Und wuſste nicht wie mir geschah.

105.

Ist, fing ich endlich an, ist euch so viel zu sagen
Erlaubt, so bitt' ich, sagt, wohin das alles zielt?
Allein sie blieben stumm; ich mochte zehnmahl fragen,

Ein schalkhaft Lächeln war was ich dafür erhielt.
Nachdem sie mich genug gerieben, abgespült,
In warme Tücher eingeschlagen,
Beräuchert und gesalbt, dann zierlich angekleid't,
Eröffnete die Tuür sich plötzlich angelweit.

106.

Ein Sahl empfing mich itzt, dem in der Geisterwelt
An Schimmer gleich worin die Götter speisen,
Auch war die Tafel schon bestellt,
Und eine Symfonie, die Stern' aus ihren Kreisen
Herab zu ziehn geschickt, und wechselsweis gesellt
Zum lieblichsten Gesang, fing an das Glück zu preisen
Das mir beschieden sey. Beglückte Schläferin!
(So schloſs sich jede Strof') und glücklicher Zerbin!

107.

Nun schien mir's ausgemacht, daſs irgend eine Fee,
Die meiner Liebe gnädig sey,

Mit meinen Sternen sich zu meinem Glück verstehe.
Dieſs machte mich so froh und sorgenfrey
Als ob ich Lila schon an meiner Seite sähe.
Ich setzte mich und aſs für ihrer drey:
Denn, laſs die Seladons so viel sie wollen sagen,
Wer liebt sey lauter Herz; man hat auch einen Magen!

108.

Zwey Ganymede machten sich
Sehr viel zu thun mir fleiſsig einzuschenken;
Ihr schlaues Lächeln lockte mich
Den trüben Gram, das zweifelnde Bedenken
In einem Nektar zu ertränken,
Der sich wie Öhl den Gaum hinunter schlich:
Vom ersten Glase war mein Blut zu Geist geläutert,
Die Stirn entwölkt, das Herz erweitert.

109.

Wie Rosen, buhlerisch vom Zefyr aufgehaucht,
That sich mein Busen auf; die Wünsche wurden freyer,
Die Fantasie, in Wollust eingetaucht,

Weissagte sich die schönsten Abenteuer.
Dieſs seelenschmelzende, unkörperliche Feuer,
In dessen süſser Gluth die Weisheit sanft verraucht,
Fing an mit lieblich bangem Sehnen
Und süſser Ungeduld die Brust mir auszudehnen.

110.

Doch, wie beschreib' ich euch den Glanz, den Lila's Bild
Von Amors Fackel übergüld't
In meine Augen warf? Dieſs kennt nur wer's empfunden!
Wie ward ich gegen mich mit Ungeduld erfüllt,
Daſs ich was dringenders, als sie zu sehn, gefunden!
Sekunden däuchten mich itzt tödtlich lange Stunden.
Allein, kaum hatt' ich mich vom Lehnstuhl aufgerafft,
So war in einem Wink das Gastmahl weggeschafft.

111.

Banket und Saitenspiel, und Nymfen, Sängerinnen,
Und Knaben, kurz, den ganzen Speisesahl

Sah ich in Finſterniſs zerrinnen;
Kaum lieſs mir noch ein halb erloschner Strahl
Von ferne zu, die Thüre zu gewinnen.
Denkt, ob ich andachtsvoll mich meiner Dam' empfahl.
Ich tappte nun so gut ich konnte weiter,
Und fand zuletzt ein Zimmer wieder heiter.

112.

Ich schlich mich auf den Zehn, nicht ohne Furcht, hinein,
Indeſs, beym ungewissen Schein
Von Rosenöhl, das träg' in goldnen Lampen brannte,
Mein Auge rings umher Kundschaftersblicke sandte.
Allein der erste Blick, beym Eintritt schon, erkannte
Dieſs Zimmer, eben das zu seyn,
Was mich das erste Mahl zu Lila eingelassen.
Nun wuſst' ich mich vor Freude kaum zu fassen.

113.

Und wie ich bald hernach im gleichen Kabinette
Ein schlafend Frauenbild mit halb entdecktem Knie

Und offnem Busen fand, auf einem Ruhebette
Von nelkenfarbnem Sammt, wie Lila lag — wer hätte
An meinem Platze nicht geglaubt, er sähe sie?
Was ihr zur Ähnlichkeit noch fehlen konnte, lieh
Der Schlafenden die Schwärmerey der Liebe:
Ich glaubte meinem Aug', und mehr noch meinem Triebe.

114.

Das matte zweifelhafte Licht,
Das Amor selbst zu seinen süſsen Scherzen
Erfunden hat, (wie wenn im frühen Märzen
Aurorens Glanz mit grauen Nebeln ficht)
Beglückte den Betrug, und fälschte mein Gesicht.
Empfindungen, wie oft belügt ihr unsre Herzen!
O Lila, seh' ich dich? Ist's möglich? ist's gewiſs?
War alles, was der Strom der Lust mich stottern lieſs.

115.

In diesem Mittelstand, da, zwischen Tod und Leben,
Ganz aufgelöst in ideale Lust,

Die Seelen, kaum sich selbst bewuſst,
In mystischer Entzückung schweben,
In dieser Trunkenheit, wovon ein Bild zu geben
Unmöglich ist, lag ich an ihrer Brust:
Als meine Schläferin, der ich's zu lange machte,
Durch ihrer Küsse Wuth mich zu mir selber brachte.

116.

Von einem Arme, dem selbst Junons schöner Arm
An Form und Weiſse wich, fühlt' ich so stark, so warm,
So brünstiglich mich an die halbe Sfäre
Woran ich lag gedrückt, als ob der ganze Schwarm
Der losen Götter von Cythere
Und Venus selbst in ihn gefahren wäre:
Der andre Arm verbarg ihr abgewandt Gesicht;
Allein, mir gab bereits mein Herz ein traurig Licht.

117.

So wenig Zärtlichkeit, so buhlerische Küsse,
So viel Behutsamkeit bey so viel Gluth, bewies,

Daſs mich die Hoffnung sehr betrogen haben müsse.
Der Schutzgeist reiner Liebe blies
Mir warnend ein: hier sey Gefahr; es wisse
Die Dame, die sich mir so gütig überlieſs,
Die Rolle, welche sie vermuthlich mit dem Alten
Zu spielen abgeredt, nicht lange auszuhalten.

118.

Ich fuhr bestürzt zurück, beschaute sie genau,
Und wurde fast zum Stein vor Wunder,
Mit einer unbekannten Frau
Mich so verstrickt zu sehn. Der Angstschweiſs stand wie Thau
Mir auf der Stirne. Nicht, als hätt' es ihr am Zunder
Zur Üppigkeit gefehlt; denn blendender und runder
Als ihre Brust, und reitzender gedreht,
Hat unter Amors Hand sich keine je gebläht.

119.

Gleich lockend war was unter Nebeldecken
Zu lauern schien, und was sie miſslich fand

Aus übertriebner Scham dem Blöden zu verstecken,
Der, ängstlich zwar, doch matt, sich ihrem Arm entwand.
Kurz, fehlt' ihr gleich der Glanz vom ersten Jugendstand,
So hatte sie, Begierden zu erwecken,
Nur allzu viel, genug, die Tugend umzuwälzen,
Und das Gefühl der Pflicht in Wollust hinzuschmelzen.

120.

Die Tugend umzuwälzen? — rief
Der Paladin; o Freund, so war sie wohl nicht tief
In eurer Brust gewurzelt! — Mit Erröthen
Versetzt Zerbin: Es scheint, ihr habt in solchen Nöthen
Euch nie gesehn, worin die meine sich verlief.
Herr Ritter, ungeprüft giebt's tausend Epikteten!
Der Stärkste reitze nicht die Rache der Natur!
Was unsern Fall verwehrt ist oft ein Zufall nur.

121.

Ich kämpfte, Freund! dieſs war mein Untergang.
Vor einem Fall, zu dem ein innerlicher Hang

Die Sinne zieht, kann nur die Flucht uns retten.
Die Wollust, Spinnen gleich, umwindet ihren Fang
Im Sträuben selbst mit unsichtbaren Ketten;
Und gaukeln einmahl Amoretten
Und Scherz und Freuden dicht um unser Aug' und ziehn
Die Schlinge lächelnd zu, dann ist's zu spät zum Fliehn!

122.

Die Zaubrerin! wie wohl war ihr die Kunst zu siegen
Bekannt! Zudem gab ihr in einem solchen Streit
Selbst meine Unerfahrenheit
Den Vortheil über mich. Doch dau'rte das Vergnügen
Sich selbst und mich und Amorn zu betrügen
Nicht länger als bey mir die erste Trunkenheit.
Kaum fing mein Busen an sich matter auszudehnen,
So spielte Reu und Zorn die schrecklichste der Scenen.

123.

Die Fee selbst erfuhr von meiner Raserey
Den ersten Sturm. Wie man sich einem Ungeheuer

Entreiſst, wie aus Medeens Schleier,
Durchdrungen bis aufs Mark von unlöschbarem Feuer,
Kreusa — riſs ich mich aus ihren Armen frey.
Wie rast' ich! — Kaum daſs noch die Scheu,
Die dem Geschlecht gebührt, das sie so sehr entehrte,
Sie meiner Wuth zu opfern mir verwehrte.

124.

Vergebens rief sie alle Macht
Der schlauen Reitzungen zusammen,
Die kurz zuvor in mir so starke Flammen
Vermeinter Liebe angefacht:
Ich hörte nimmer auf, mein Schicksal zu verdammen,
Und sie, und mich, und den, der mich zu ihr gebracht.
Was sprach, was that sie nicht! — wo nicht, mein Herz zu rühren,
Mich wenigstens noch länger zu verführen!

125.

Durch Überraschung nur, nicht durch Verführung, kann
Die Unschuld, ungewarnt — gewarnet niemahls — fallen.
Vergebens schmiegte sie an meine Knie sich an,

Vergebens schmolz ihr Aug' in tröpfelnde Krystallen,
Vergebens war des schönen Busens Wallen!
Das Mitleid fühlt ein Stein, das sie mir abgewann.
Auch da sie endlich ohne Leben
Dahin sank, fiel mir's nur nicht ein, sie aufzuheben.

126.

Nun hielt sie sich nicht mehr, denn alles war versucht,
Natur und Kunst, und alles ohne Frucht.
Die Wuth half bald ihr auf. — Was gleicht der Wuth der Feen? —
Ein Wirbelwind schien ihr die Augen umzudrehen,
Die kurz zuvor mich noch so schmachtend angesehen;
Und was ihr schöner Mund mir Böses angeflucht,
War fürchterlich genug den Furien der Höllen
Die Schlangen auf dem Haupt vor Angst empor zu schwellen.

127.

Auch dieses half ihr nichts! Gleich unvermögend war
Die schmeichelnde und die ergrimmte Miene.

Das Ärgste was mir Salmacine
(So hieſs sie) angedroht, der bittre Tod sogar,
Schien mir nicht mehr als meine That verdiene.
Ich bot ihr selbst mein Blut zum Opfer dar.
Nein, rief sie wüthend aus, das hieſse dir vergeben;
Nichtswürdiger! du sollst für meine Rache leben!

128.

In ein morastiges, lichtleeres Loch gesperrt,
Umheult, umzischt von Kröten und von Schlangen,
Siech von gefäulter Luft, von Kummer ausgedörrt,
Mit hohlem Aug' und eingefallnen Wangen,
Lag ich viel Tage lang gefangen.
Die Fee selbst zuletzt fand mich bedauernswerth.
Sie hofft', ich würde nun, statt gänzlich zu verschmachten,
In ihren Armen mich noch allzu glücklich achten.

129.

Man lieſs mich frey; ich sah zum zweyten Mahl
Von Nymfen mich bedient, die nun ihr Bestes thaten

Mir mehr Gefälligkeit, aus Noth wo nicht aus Wahl,
Für ihre Dame anzurathen.
Doch, was sie sagten, was sie baten,
Wie sehr mein Vortheil auch mir ihren Rath empfahl,
Nie wollte sich mein stolzes Herz bequemen
Um einen solchen Preis das Leben anzunehmen.

130.

Sie fanden diesen Stolz zur Unzeit angebracht.
Die Fee, sagten sie, hat alles was die Dienste,
Die sie von euch erwartet, rühmlich macht,
Und angenehm dazu. Ihr kennet ihre Künste
Noch lange nicht; versucht's noch eine Nacht!
Was hält euch auf? Schimären, Hirngespinste!
Bleibt eurer Lila nicht, wenn Salmacine gleich
Die Nieſsung hat, das Eigenthum von euch?

131.

Hinweg mit den Bedenklichkeiten
Der grillenhaften Treu'! Der Fee Forderung
Geht nicht so weit: sie wird den hohen Schwung
Von eurer Fantasie für Lila nie bestreiten;
Seyd feurig, Herr Zerbin, das ist für sie genug;
Aus Liebe, oder nicht, hat wenig zu bedeuten!

Beständigkeit ist ihre Tugend nicht,
Und eh' ihr's müde seyd entläſst sie euch der Pflicht.

132.

Kurz, was uns Tugend ist, das nannten sie Grimassen.
Mit welchem Grund, erfuhr die Fee bald.
Die ganze magische Gewalt
Von ihren Reitzungen ward auf mich los gelassen;
Vertumnus wechselte nicht öfter die Gestalt
Bis ihm's gelang Pomonen zu umfassen:
Doch ihr gelang es nicht. Ich wand mich glücklich los,
Und stellt' ein festes Herz gereitzter Rache bloſs.

133.

Die schöne Furchtbarkeit kann nur ein Rubens mahlen,
Die ihr der Zorn bey diesem Anlaſs gab.
Ihr rollend Auge schoſs erst wüthend Strahl auf Strahlen,
Dann schaut' es stolz auf mich als einen Wurm herab.
Nichtswerther, bebe nicht vor wohl verdienten Qualen,

Rief sie, und hob den schwarzen Zauberstab:
Du bist zu klein fur meine Rache;
Entfleuch aus meinem Blick, entfleuch und sey ein Drache!

134.

Ein Drache sey und bleib' es ewiglich,
Bis du ein Mädchen findst, das fähig seyn kann, dich
So wie du bist aus Zärtlichkeit zu küssen.
So viele Groſsmuth find't nicht alle Tage sich,
Du wirst vielleicht ein wenig warten müssen.
Sie spricht's, läſst einen Blick voll Grimms noch auf mich schieſsen,
Und sieht, so bald sie mich mit ihrem Stab berührt,
Mit schadenfroher Lust, den strengen Fluch vollführt.

135.

Und schnell entzieht die dickste Mitternacht
Die Fee mir; es bricht ein schreckliches Gewitter
Von allen Seiten aus, des Himmels Achse kracht,
Als schmettert' in erboſster Schlacht

Der Stürm' und Donner Heer das Firmament in Splitter.
Wie mir zu Muthe war, Herr Ritter,
Ist zu errathen leicht: ich fand die Scene schön,
Und hoffte unterm Schutt des Weltbaus zu vergehn.

136.

Doch, plötzlich schwieg der Sturm, die schnell entwölkten Lüfte
Vergüldete aufs neu der Morgensonne Strahl,
Und ich befand mich selbst in einem öden Thal,
Und nichts rund um mich her als Wald und Felsenklüfte.
Mir kam zu Sinn, als ich zum ersten Mahl
Mich ansah, daſs man sagt, den Basilisk vergifte
Ein Spiegelglas durch seine eignen Blicke,
Und nun erbat ich nichts als Spiegel vom Geschicke.

137.

Ich guckte stundenlang in einen dunkeln Bach,
Mir den erwünschten Tod zu geben.
Allein, der Götter Schluſs bestimmte mich zum Leben.

Die Zeit versöhnte nach und nach
Mich mit mir selbst und meinem Ungemach;
Ich fühlt' in meiner Brust ich weiſs nicht
was sich heben,
Das mich, so wenig auch mein Zustand Hoffnung
lieſs,
Das Ende meiner Noth von Lila hoffen hieſs.

138.

Was bis hierher mit mir sich zugetragen,
Ist zwar, Herr Idris, euern Fragen
Genug zu thun noch nicht geschickt;
Allein, ich seh' daſs euer Auge nickt:
Und da den Osten schon ein Kranz von Rosen
schmückt,
Wird itzt die Morgenruh uns beiden mehr
behagen,
Als alles, was in Tausend einer Nacht
Scheherezade selbst dem Sultan weiſs
gemacht.

139.

Kommt, wenn es euch gefällt, geliebter Paladin;
Vier Stunden Schlafs sind mehr als Goldtinktur
zu schätzen.
Die Sterne schwinden schon; und findet ihr
Ergetzen

An meinem Lebenslauf, so bin ich willig, ihn
Beym Frühstück wieder fortzusetzen.
Der Ritter dankt, und folgt dem führenden Zerbin
Gedankenvoll ins stille Schlafgemach;
Und — meine Muse gähnt und folgt dem Beyspiel nach.

Anmerkungen.

1) Seite 133. Ob das Wort Gestrüppe nur in Oberdeutschland gebräuchlich sey, (wie in Adelungs Wörterbuch versichert wird) soll von Rechts wegen keinen Dichter kümmern, sondern ob es mit Gesträuch völlig gleichbedeutend sey, oder nicht vielmehr (wie beynahe alle Synonymen) eine besondere Bedeutung habe, welche eine Beschaffenheit bezeichnet, die nicht allen Gesträuchen zukommt. Nun gilt von diesem Worte das letztere; denn Gestrüppe bedeutet ein struppiges, d. i. verwachsenes, verwirrtes und verwildertes Gesträuch; es ist also ein Wort, dessen die Dichtersprache nicht ohne Nachtheil entbehren kann. Eben dieſs ist von allen brauchbaren Wörtern des Oberdeutschen und Niedersächsischen Dialekts zu sagen, für welche der Meiſsnische kein gleichbedeutendes hat.

2) S. 167. Ein Prinz, der in einem Mährchen in den *Contes Tartares* oder *Mille et un quart d'heure* seine Rolle spielt.

VIERTER GESANG.

1.

Den Schlummer kann gar leicht, wer ein geliebtes Weib
Zur Seite liegen hat, an ihrem Busen finden.
Ein andres ist's wenn ihr, für eure Sünden,
Bey einer Juno liegt; das ist kein Zeitvertreib!
Das bannt den Schlaf, erhitzt die Galle, schwächt den Leib,
Und machte selbst den feisten Komus schwinden.
Indeſs fand Vater Zevs, den dieses Unglück traf,
Bey guten Nymfen oft ein Mittel für den Schlaf.

2.

Allein, wer liebt, und sieht durch Alpen und durch Meere
Von seiner Dame sich getrennt,
Laut mit ihr spricht als ob er bey ihr wäre,
Und erst, nachdem er lang' manch Ach! und O! verschwend't,
Gewahr wird daſs sie ihn nicht höre:
Kurz, wer die Liebe nur aus ihren Qualen kennt,
Den wiegt kein Saitenspiel, kein Wein,
Kein Opiat, kein Feenmährchen ein.

3.

Der gute Paladin, den wir ganz abgemattet
Auf seinen Polstern sehn, macht den Beweis hiervon.
Indeſs Zerbin, so süſs wie ein Endymion,
Bey seiner Lila schläft, von Hymen überschattet,
Wird jenem von Cytherens Sohn
Kein Stündchen Schlaf, kein Morgentraum gestattet:
Unruhig wälzt er sich in einem finstern Meer
Sich selbst bekämpfender Gedanken hin und her.

4.

Er ändert oft den Platz, wirft bald auf diese Seite
Auf jene bald sich hin, der Breite,
Der Länge nach, drückt fest die Augen zu,
Und hofft, sie komme nun, die lang' entbehrte Ruh;
Umsonst! die fänd' er eh' im Bauch der glüh'nden Kuh
Als wo die Seele glüht; eh' im erboſsten Streite
Der Winde mit der Flut zu oberst auf dem Mast,
Als bey empörtem Blut auf Küssen von Damast.

5.

Verdrossen, ohne Schlaf sein Lager zu zerwühlen,
Rafft er sich auf, läſst ein zefyrisches Gewand,
Das er auf einem Sofa fand,
Um seine weiſsen Schultern spielen,
Und schleicht dem Garten zu, um seinen innern Brand
In frischer Morgenluft zu kühlen.
Kaum athmet er der Blumen süſsen Geist,
So fühlt er, daſs sein Blut in sanftern Wellen fleuſst.

2.

Allein, wer liebt, und sieht durch Alpen und durch Meere
Von seiner Dame sich getrennt,
Laut mit ihr spricht als ob er bey ihr wäre,
Und erst, nachdem er lang' manch Ach! und O! verschwend't,
Gewahr wird daſs sie ihn nicht höre:
Kurz, wer die Liebe nur aus ihren Qualen kennt,
Den wiegt kein Saitenspiel, kein Wein,
Kein Opiat, kein Feenmährchen ein.

3.

Der gute Paladin, den wir ganz abgemattet
Auf seinen Polstern sehn, macht den Beweis hiervon.
Indeſs Zerbin, so süſs wie ein Endymion,
Bey seiner Lila schläft, von Hymen überschattet,
Wird jenem von Cytherens Sohn
Kein Stündchen Schlaf, kein Morgentraum gestattet:
Unruhig wälzt er sich in einem finstern Meer
Sich selbst bekämpfender Gedanken hin und her.

8.

Im fernen Horizont, wo die azurne Luft
Die See zu küssen scheint, glaubt er im Morgenduft
Ein leicht getuschtes Land zu sehen;
Bald macht darin die mächtigste der Feen,
Die Fantasie, ein schimmernd Schloſs entstehen;
Zuletzt däucht ihn sogar, es ruft
Ihm jemand zu, es lispeln ihm die Winde,
Daſs seine Göttin sich in diesem Schlosse finde.

9.

Ihm ist's unmöglich, diesen Wahn
Und den Begierden die ihn pressen
Zu widerstehn; er denkt nicht mehr daran
Warum er schon so manches Land durchmessen;
Orakel, Statue, und alles ist vergessen:
Er will Zeniden sehn! „O, fänd' ich einen Kahn!
Um einen Augenblick Zeniden anzuschauen,
Würd' ich dem Ocean in einem Korbe trauen!"

10.

Kaum hat er diesen Wunsch andächtig angestimmt,
So sieht er einen goldnen Nachen,

6.

Aurora sieht ihn durch die Lauben
In deren Duft er irrt; sie seufzt, und findet ihn
(Wenn wir der losen Muse glauben)
So werth als Cefaln einst, ihn heimlich wegzurauben.
Man sah sie wenigstens in ihrem Lauf verziehn,
Mit Rosen ihn bestreu'n die im Olympus blühn,
Und sich herab von ihrem Wagen bücken,
Ihm, im Entfernen noch, die Augen nachzuschicken.

7.

Wenn sie's, die seinigen auf sich zu ziehn, gethan,
So war's umsonst: er ging ganz ruhig seine Bahn;
Was im Olymp geschah lieſs ihn in stolzem Frieden.
In süſser Träumerey beschäftigt mit Zeniden,
Dem Gegenstand, der ohne zu ermüden
Ihn Tag und Nacht erfüllt, langt er am Ufer an,
Und fühlt sich, wie sein Blick auf den gekräusten Wogen
Dahin schwimmt, wundersam gerührt und angezogen.

Er wünscht es nicht so bald, so steht, aus Einem Stücke
Von adrigem Porfyr, die schönste Brücke da.
Braucht' er ein stärkres Pfand von seinem nahen Glücke?
Er hielt Zeniden schon in seinen Armen, sah
Sich schon gekrönt, und unumschränkten Meister
Der ganzen Welt der Elementengeister.

13.

Er läſst den Fluſs zurück, und tritt in einen Hain,
Den ich, weil Lessing mich beym Ohr zupft, nicht beschreibe;
Genug, er schien zum Zeitvertreibe
Der Götterchen von Gnid mit Fleiſs gemacht zu seyn.
Die Sonne schlief bereits; allein, ihr Wiederschein,
Mit voller spiegelheller Scheibe
Von Lunen aufgefaſst, goſs einen mildern Tag
Auf die Natur herab, die eingeschlummert lag.

14.

Durch schlangengleich gewundne Pfade
Ging Itifall, bis er an einen Garten stieſs,

Der schöner war, als der am Kolchischen Gestade,
Wo Jason einst des goldnen Widders Vlieſs
Dem Drachen stahl. Rings um dieſs Paradies
Herrscht eine goldne Balüstrade,
Worauf in Urnen von Rubin
Die seltensten Gewächs' und schönsten Blumen blühn.

15.

Herr Itifall, von Freuden ganz berauschet,
Verschlingt bereits sein eingebild'tes Glück;
Sein schwellend Herz wird noch einmahl so dick;
Er hätte was er hofft in diesem Augenblick
Um sechs Bengalen nicht vertauschet.
Indem er nun so steht, und um sich schaut und lauschet,
Schlägt ein vermischt Getön, wie wenn ein ganzes Kor
Von Fröschen fernher quakt, an sein betroffnes Ohr.

16.

So tönt's, wenn eine Schaar Gevatterinnen, Basen,
Und Ahnfrau'n sich um einen Säugling drängt,

Ihn schön find't, allerliebst, und zwanzig solcher Frasen,
Indeſs den Zappelnden die Amm' in Windeln zwingt,
Sein Horoskop ihm stellt, und an der klugen Nasen
Ihm ansieht, daſs er einst den Doktorhut empfängt;
Zu schweigen wäre hier Verbrechen,
Und keine wird gehört, weil alle sprechen.

17.

Der Abenteurer horcht, und steht ein wenig an,
Was diese Nachtmusik von Elstern und von Krähen
(Wie ihn von ferne däucht) hier wohl bedeuten kann?
Sie schwatzen was, nur kann er nichts verstehen.
Das Beste, dessen sich der weise Mann besann,
War also näher hinzugehen.
Er schleicht hinzu, und steht euch wie bethört
Und nebeltrunken da, so bald er deutlich hört.

18

Du seufzest, Göttliche? ruft jemand ihm entgegen;
O! — Venus seufzte selbst nicht um Adon so schön!
Sieh, wie die Sfären all' in tiefer Stille stehn,
Und Götter weinend sich zu deinen Fuſsen legen!
Hier war's! hier sah ich sie in Balsamwolken gehn,
Hier seufzte sie, und — ach! — nicht meinetwegen!
Wer war, o sprich, daſs ich ihm fluchen mag,
Der Glückliche, der jüngst an deinem Busen lag?

19.

Auf Rosen scherzten wir, (so singen zwey zusammen)
Als aus dem schönsten Traum dein Affe mich geweckt.
Der Eifersüchtige! er hatte sich versteckt,
Und schielt' uns neidisch an als wir im Bade schwammen.
Hier Semele — hier bin ich, Zevs in Flammen!
Wozu die seidne Luft die deinen Busen deckt?

Wir sehen doch auf ihm die Liebesgötter gaukeln
Und mit den Grazien sich auf und nieder schaukeln.

20.

Die Sonn' ist ausgebrannt! (rief eine andre Stimme)
Und ach! der arme Mond! was half's ihm daſs er rang?
Sah't ihr, wie ihn der Drach' in seinem Grimme
Gleich einem Frosch hinunter schlang?
Welch' allgemeine Nacht! Kein Sternchen das noch glimme!
Ihr auf der Welt da unten, ist euch bang?
Ihr Thoren, höret auf zu weinen!
Bald wird ein neuer Tag aus ihren Augen scheinen.

21.

Wie? (schrie es anderswo) bey mir vorüber gehn
Und thun als ob du mich nicht kenntest? O du Spröde!
Mich, den der Götter Schaar bey dir im Netz gesehn,

In deinen Arm verstrickt! Nennst du den Undank schön?
Du kennst mich nicht? Warst du nicht meine Lede,
Und ich dein Schwan? Besorge daſs ich rede! —
Doch komm nur diese Nacht und sey noch einmahl mein,
So schwör' ich dir beym Styx, ich will's verzeihn!

22.

Bestürzt horcht Itifall mit allen seinen Ohren.
Wo bin ich? ruft er endlich aus:
Hat sich das groſse Narrenhaus,
Die Welt, vom Ausbund ihrer Thoren
Hierher entladen? wie? was wird zuletzt hieraus?
Ist alles hier verliebt und hat den Witz verloren?
Wo sind die Sprecher denn? Unsichtbar? — Götter! wie?
Jetzt lache, Itifall, jetzt, oder künftig nie!

23.

Er lachte wirklich so, daſs er den Bauch zu halten
Genöthigt war — Warum denn? fragt ihr mich:

Was sah er denn? was war so lächerlich?
Wir legen schon den Mund in Falten —
Ihr Herrn, der Spaſs verliert durch die Beschreibung sich.
Der Ort, woher die Stimmen schallten,
War ein ovaler Platz, mit Bäumen rings umsetzt,
An denen Blüth' und Frucht zwey Sinne stets ergetzt.

24.

An jedem Baume hängt ein groſser Vogelbauer
Von goldnem Draht, und jeder ist das Nest
Von einem Königssohn, der, zärter oder rauher,
Nachdem die Liebesnoth ihm Brust und Gurgel preſst,
Bey Tag und Nacht sich rastlos hören läſst.
Den kühnen Itifall befiel ein kleiner Schauer,
Indem er die Entdeckung machte,
Und an den Abschiedsgruſs des schönen Idris dachte.

25.

Er sann der Sache nach; doch, Itifalle sind
Zu lebhaft sich mit Denken zu ermüden.
Er merket was; allein er fasset sich geschwind.
„Gesetzt, es fehlt mir bey Zeniden,
So ist die Strafe doch gelind.

Wohlan! sein Schicksal hat noch keiner je vermieden!
Ich wag's! mir wird nicht gleich vorm Auge grün und blau;
Ein feiges Herz freyt keine schöne Frau!

26.

„Ein Cäsar, oder nichts! Ist's nicht mit einer Krone
Und in Zenidens Schooſs, was frag' ich wo ich wohne?
So ist ein Käficht mir so gut als ein Palast.
Und nach dem schwärmerischen Tone
Von diesen Vögeln hier zu schlieſsen, wünscht' ich fast
Was sie zu seyn. — Verrückt, ist glücklich! Bald ein Gast
Bey Jupitern, bald in Dionens Bette,
Genieſst er beides nicht als ob er's wirklich hätte?

27.

„Ixion, sagt man, küſst' an Dame Junons Statt
Ihr Kammermädchen einst — und war er zu beklagen?
Gab ihm sein Irrthum nicht das nehmliche Behagen?

War ihre Wange minder glatt,
Ihr Busen minder voll? Es ist vielleicht zu fragen,
Ob er beym Tausche nicht noch gar gewonnen hat?
Ich wollte wenigstens für diese Narren schwören,
Daſs sie durch Niesewurz ihr bestes Glück verlören.

28.

„Doch, was besorg' ich hier? als kennt' ich nicht den Schluſs
Der Sterne die zu meiner Zeugung schienen,
Und daſs mir jede weichen muſs
Die Blut in Adern hat. Ist dieser Göttin Kuſs
Ein Abenteu'r, so wird, uns dessen zu erkühnen,
Uns nur zu gröſserm Ruhme dienen. —
Ihr Königssöhnchen, gute Nacht!
Vielleicht, daſs eurer Noth mein Glück ein Ende macht!"

29.

So wohl gefaſst geht unser Held
Mit muntern Schritten immer weiter.
Der Vollmond macht nunmehr die ganze Gegend heiter,

Es schwimmen Bäume, Laub und Kräuter
In ungewissem Glanz, halb schattig, halb erhellt;
Das Auge glaubet sich in einer andern Welt;
Ein zärtlich Herz pocht hier mit sanftern Schlägen,
Ein Faun fühlt doppelt sich verwegen.

30.

So fühlt sich Itifall, als ihn
Ein klatschendes Geräusch zu einem Brunnen führet,
Um den in weitem Kreis sich Hecken von Schasmin,
Akazien und Amaranthen ziehn.
Ein groſser Liebesgott von weiſsem Marmor zieret
Den Mittelpunkt, und zeigt der Welt wer sie regieret;
Er steht, und schwingt zum allgemeinen Brand
Die Fackel lächelnd stolz in seiner rechten Hand.

31.

Rings um den Brunnen sieht man in den Hecken
Zwölf Nischen angebracht; zwölf Nymfen liegen drin,

Mit Urnen unterm Arm, und jede Schwimmerin
Spritzt einen Wasserstrahl auf Amors Fackel hin,
Die Flamme, die sie scheut und liebt, zu überdecken;
Das Wasser klatscht herab, von einem groſsen Becken
Aus Jaspis aufgefaſst: doch, Amor, lächelnd, sieht
Der eiteln Arbeit zu, und seine Fackel glüht.

32.

Dieſs mochte, denkt ihr, schön zu sehen
Gewesen seyn; doch wisset, unser Mann
Sah nichts davon; ihn zog ein andres Schauspiel an:
Auch werdet ihr mir gern gestehen,
Es sey nicht leicht die Augen wegzudrehen,
Wenn, mit gewebter Luft leicht flatternd angethan,
Ein schönes Mädchen euch erscheinet,
Das baden will und unbelauscht sich meinet.

33.

Sie hatte, wie es scheint, in einem Kahn mit Fahren
In diesem kleinen See sich eine Lust gemacht,

Als ihr die Wärm' und Lieblichkeit der Nacht,
Da Zeit und Ort der Kurzweil günstig waren,
Den Einfall, sich zu baden, beygebracht.
Schon stand sie, nur von ihren langen Haaren
Umschattet, da, bey deren Schwärze sich
Die Weiſse ihrer Haut dem friſchen Schnee
verglich.

34.

Sie steht mit halbem Leib um Amors Arm
gekrümmt,
Und läſst die klatschenden Krystallen
Um Arm und Brust und einen Rücken wallen,
Der liliengleich im weiſsen Mondschein
schwimmt.
So wie sie stand, war Itifallen
Zwar ihr Gesicht geraubt; doch, was er sieht,
benimmt
Die Hoffnung und den Wunsch, was schöners
zu erblicken,
Und hemmt dem Lüsternen den Athem vor
Entzücken.

35.

Hier leih, o Tizian, den Zauberpinsel mir,
Damit, was unsern Mann so mächtiglich
gerühret,

Nichts in der Schilderey von seinem Reitz verlieret:
Der Sprache Macht ermattet hier;
Dem Pinsel nur der Grazien gebühret
Das, was dem offnen Blick der flammenden Begier
Im höchsten Grad der idealen
Vollkommenheit sich darbot, abzumahlen.

36.

Er sah — was lässig — sträubend nur
Die überwundne Scham dem Blick der Liebe wehret,
Was, unverhofft erblickt, die Weisesten bethöret,
Das Meisterstück der scherzenden Natur,
Wovon uñs Lucian den lächelnden Kontur
An jener Venus preis't, die man zu Gnid verehret;
Kurz, was in aller Welt Liebhaber immer fand,
Doch einen Tempel nur im alten Griechenland.

37.

Bey Itifalln war Sehn, Entbrennen, Unternehmen
Und Siegen immer einerley.
Sein Grundsatz war, (und er befand sich wohl dabey)

Der Nymfen Blödigkeit durch Bitten zu beschämen
Sey weder klug noch schön. Er raubte sonder Scheu,
Und wuſst' am Ende stets den Frevel zu verbrämen:
Er schob die That auf Amors Ungeduld,
Und Rousseau, wie ihr wiſst, vermindert seine Schuld.

38.

Wie wenig fällt in diesem Augenblicke
Der Nymf' ein Argwohn ein, daſs sie verrathen ist,
Und daſs, durch Amors Hinterlist,
Was Zefyr nur bisher gesehen und geküſst,
Das unbescheidne Aug' von einem Mann entzücke!
Hier, lieben Leute, zeigt sich eine kleine Lücke
Im Manuskript. — „Warum denn eben hier?" —
Das weiſs ich nicht, allein wer kann dafür?

39.

Daſs was begegnet sey, läſst leichtlich sich ermessen,
Und, in Schach Bahams Sinn, was rührendes vielleicht.

Ob es die Ratten aufgegessen,
Ob der Kopist gefehlt, ist, wie dem Dichter däucht,
So ein Problem — das manchen andern gleicht,
Bey denen Nächte durch die Burmann aufgesessen;
Genug, daſs ihr das mangelnde Fragment
Nach eigner Fantasie nunmehr ersetzen könnt.

40.

Sie schrie, und fiel (so fährt die Handschrift fort) vor Schrecken
In Ohnmacht rücklings ans Gestad.
Was Angola in gleichem Falle that,
Ist euch bekannt. — Die Schöne zu erwecken,
Wuſst' euch der Knabe keinen Rath,
Als daſs er in der Angst ein ganzes Wasserbecken
Ihr übern Busen goſs. — Es war sein erstes Mahl;
Doch weiſs man wie es ihn der schönen Welt empfahl.

41.

Für Itifalln sey niemand bange!
Der wuſste, was die gute Lebensart
In jedem Fall erheischt. Er säumte sich nicht lange;

In solchen Dingen war sein Sinn unendlich zart.
Wie viele Zeit, wie viel Ovid'sche Kunst erspart'
Ihm diese Ohnmacht nicht! Von wie viel Prunk und Zwange
Sah er durch diese Ziererey
Der schönen Dame sich mit Einem Mahle frey!

42.

Die Ohnmacht, die er zu besiegen
Für leichter hielt, war ungewöhnlich tief.
Zwar ihrer Röthe nach, und nach den Wellenzügen
Der vollen Muskeln schien's, sie schlief;
Doch, unbeweglicher kann keine Säule liegen.
Sie lag nicht anders da, als lief'
Ihr Schatten schon am Stygischen Gestade:
Doch endlich seufzte sie, sah auf, und bat um Gnade.

43.

Zum Zürnen lieſs der Held ihr keine Zeit:
Zürnt, wenn man euch den Mund mit Küssen schlieſset!
So sehr euch die Vermessenheit

Die keine Ohren hat verdrieſset,
Wie schwer borgt euer Mund den Ton der Bitterkeit,
Wenn ihr, gern oder nicht, zum Schmählen lächeln müsset!
Sie hielt demnach mit ihrem Zorn zurück:
Doch endlich kam ein günst'ger Augenblick.

44.

Es folgten nun zu beiden Seiten
Was stets in solchem Fall bey wohl gezognen Leuten
Der Wohlstand mit sich bringt. Man riſs sich von ihm los;
Man ras'te, dräute, rieb die Augen, und zerfloſs
In Thränen, schwor der Frevel sey zu groſs,
So was verzeih' sich nicht, und läg' er Ewigkeiten
Zu ihren Füſsen! Kurz, man spielte Schmerz und Wuth
Und Unversöhnlichkeit, und — spielte gut.

45.

Doch, da nichts heftig's dau'rt, so war es der Natur
Gemäſs, daſs endlich sich der Zorn der Schönen kühlte;

Zumahl, da Itifall, ein Meister in der Kur
Verletzter Sprödigkeit, so schlau mit ihr verfuhr,
So gut den Reuigen und den Entzückten spielte,
Daſs sie sich unvermerkt von ihm besänftigt fühlte.
Es wurzeln Haſs und Groll in schönen Seelen nicht;
Zudem entstellt der Zorn ein reitzendes Gesicht.

46.

Der Ausgang war, daſs sie, von seinen Schmeicheleyen
Und Bitten überwunden, sich
Groſsmüthiglich entschloſs, ihm endlich zu verzeihen:
Ein Kuſs versiegelte den gütlichen Verglich.
Und nun befliſs er sich die Zweifel zu zerstreuen,
Er liebe sie nicht mehr, womit gemeiniglich,
So bald bey uns der Puls gelaſsner schlägt,
Der Damen zärtlich Herz sich selbst zu quälen pflegt.

47.

Du zweifelst noch, mein angenehmstes Leben?
Sprach lächelnd Itifall; das nenn' ich Eigensinn!

Ein andrer würde dir das nicht so leicht vergeben;
Doch, stolz, wie ich auf deinen Beyfall bin,
Find' ich mehr Schmeichelndes als Mühsames darin
Bedenken dieser Art zu heben.
Er überzeugte sie mit einem solchen Grad
Von Nachdruck, daſs sie ihn bald um Verzeihung bat.

48.

Nur Eins gestehe mir, sprach sie, doch unverhohlen
Und ohne Schmeicheley — Was war es, Freund, das dir
Beym ersten Anblick mich empfohlen?
Gesteh' es sonder Scheu. — Die Frag', erwiedert ihr
Der Held, ist kitzlich; doch, es hört uns niemand hier:
Du bist zwar schön vom Haupt bis zu den Sohlen,
Doch, ich gesteh', was mich an dir entzückt
Wird nur von Glücklichen erblickt.

49.

Wie? rief sie aus, und warf mit Inbrunst beide
Schneeweiſse Arm' um ihn — ist's möglich? Welche Freude!

Doch, hoff' ich recht? Bin ich zu schnell vielleicht?
Erkläre dich. — Madam, mit etwas Kreide,
Und, weil mir diese fehlt, mit einem Kuſs ist's leicht. —
Ist jemand, rief sie aus, der mir an Wonne gleicht?
O schwöre mir es sey, und nimm dafür die Krone
Des Geisterreichs und meine Hand zum Lohne!

50.

Herr Itifall, der sich zuvor kaum halten kann
Ihr berstend ins Gesicht zu lachen,
Fängt an beym letzten Wort ein langes Kinn zu machen,
Und starret sie aus groſsen Augen an:
So sieht euch einer aus, der eben itzt begann
Aus einem Traum noch zweifelnd aufzuwachen.
Wie? denkt er, ist sie's selbst? Zenide? — Welch ein Glück!
Das nenn' ich, wenn es ist, des Zufalls Meisterstück!

51.

Du zauderst, (fuhr sie fort) du schweigst, du bist betroffen?
Hat falsche Hoffnung mich gewiegt?

Sag' noch einmahl es sey, und sagst du wahr, so liegt
Die Welt zu deinem Fuſs. — Und ich, wofern mein Hoffen
(Ruft Itifall) mich dieſsmahl nicht betrügt,
Ich sehe gar den Sitz der Götter offen! —
„So rede denn!“ — Madam, es ist wie ich gesagt.
Doch, was bedeutet denn, daſs ihr so ernstlich fragt?

52.

Für dich, (erwiedert sie) den, wie ich seh', die Schlüsse
Des Götterraths mir zum Gemahl erkiest,
Darf kein Geheimniſs seyn, was in die Finsternisse
Der Zukunft jedem Aug' sonst eingewickelt ist.
Du wunderst dich, du staunst? — So wisse,
Daſs auf des Atlas Stirn ein alter Kabbalist,
Des Himmels Nachbar, wohnt, der alles weiſs und siehet
Was je geschehen ist und künftig noch geschiehet.

53.

Er sagt den Sterblichen vorher
Was ihnen widerfahrt; ob euch die Sterne hassen,

Ob sie euch günstig sind. Es braucht dazu nicht mehr,
Als euch dem Umriſs nach ins Auge scharf zu fassen.
Nur muſs man ihm ein wenig Freyheit lassen;
Denn, seiner Meinung nach, ist's nicht von ungefähr,
Daſs sich zwey Nasen nie in allen Stücken gleichen;
Kurz, jede Muskel hat für ihn geheime Zeichen.

54.

Er sah mich wie ihr mich gesehn,
Und fand ich weiſs nicht was so wundervoll und schön,
Daſs nur ein Thron damit erfüllt zu seyn verdiene;
Kurz, so viel Majestät in seiner ganzen Miene,
Daſs selbst die ernste Musseline
Von Astrakan, dem Drachen zu entgehn
Der unverhofft im Bade sie gestöret,
Nichts prächtigers dem Ufer zugekehret.

55.

Ihr haltet mich vielleicht für eitler als ich bin;
Doch, was ich sage kommt aus seinem eignen Munde;
Und alle Welt gesteht, daſs in der Sternenkunde

Ihm keiner gleicht. Genug, er sah darin
Den Anfang und das Glück von unserm Liebesbunde.
Ich bin bestimmt der Feen Königin
Zu seyn, so bald durch das, was euch an mir gerühret,
Der Prinz von Trebisond sein tapfres Herz verlieret.

56.

Wie? ruft der schlaue Gast; der Prinz von Trebisond?
Der bin ich selbst. — Ich bin es überzeuget,
Versetzt die Nymf'; es lebet unterm Mond
Kein Sterblicher, zu dem, so bald er sich gezeiget,
Ein inn'rer Zug mein Herz, als wie zu euch, geneiget.
Ja, Prinz, ihr seyd's, den mir der alte Astramond
Verhieſs. Doch, fühlt ihr auch, erlaubet mir zu fragen,
Den Muth in euch, um Alles was zu wagen?

57.

Madam, spricht Itifall, (den noch der Wahn bethört
Daſs sie Zenide sey) wem könnt' an Muth es fehlen,

Den euer Mund so göttlich hoffen lehrt?
Gebietet mir, den Blitz des Donnerers zu stehlen;
Wenn eure Augen mich beseelen,
So wag' ich's. — Gut, mein Prinz, so seyd ihr meiner werth!
(Erwiedert sie) ich liebe dieses Feuer:
Doch, ich bestimm' euch weit ein schön'res Abenteuer.

58.

Liebt ihr mich, Prinz? Davon hängt alles ab!
Wie? ruft er, läſst zu einer solchen Frage
Die Königin der Reitze sich herab?
Verdient' ich sie? — Hiermit setzt er sich in die Lage,
Ihr auf die Art, die ihm die mindste Mühe gab,
Zu zeigen, daſs sie sich mit eiteln Zweifeln plage.
Glaubt ihr, erwiedert sie, indem sie sich entreiſst,
Daſs dieser Ungestüm viel Zärtlichkeit beweist?

59.

Nein, Prinz, ich schlieſse nicht, wie manche Spröden schlieſsen,
Die, eurer Trunkenheit noch länger zu genieſsen,

Sich stellen, ob sie sich dadurch betrügen lieſsen,
Und, Kindern ähnlich, schreyn, daſs ihr sie wiegen sollt.
Die Art wie ihr beweist, ist höchstens, wenn ihr wollt,
Gut für den Augenblick; sie zollt
Der Eitelkeit. Ihr sucht in solchen Proben Ehre;
Wir denken: wäre das, wenn ich nicht reitzend wäre?

60.

Allein, so denk' ich nicht, mein Prinz! ich fordre mehr.
Man kennt euch andre schon: es fällt euch gar nicht schwer,
Für jede, die euch ungefähr
In Gährung setzt, (und so viel zu gewinnen
Braucht's eben keine Huldgöttinnen)
Ganz in Entzückungen und Flammen zu zerrinnen;
Ihr glaubt wohl selbst ihr liebt, so lang' das Fieber schäumt;
Den andern Tag ist's euch ihr habt geträumt.

61.

Mich aller Sorgen zu entheben,
Daſs ihr so flatterhaft wie andre Männer seyd,

Müſst ihr von eurer Zärtlichkeit
Mir unzweydeutige und neue Proben geben.
Fürs erste, Prinz, muſs euer Leben
In meiner Hand, und meine Sicherheit
Für eure Treue seyn! Entflieht ihr meinen Ketten,
So kann euch keine Macht von meiner Rache retten.

62.

„Ich schwöre, Königin“ — Ihr schwört? Nein, schwöret nicht!
Fragt euer Herz, versprecht so viel es euch verspricht,
Nicht eine Sylbe mehr; hier gilt kein Übereilen!
Denn, bey Dianens keuschem Licht!
Ich will dein Herz mit keiner andern theilen.
Du spieltest sicherer mit Jovis Donnerkeilen,
Als mit dem Wort das du mir giebst;
Du stirbst, so bald du mich nicht über alles liebst.

63.

Wofern, spricht Itifall, hieran von meinem Glücke
Die Dauer hängt, so borget nur für mich

So bald ihr wollt des alten Tithons Krücke,
So sterb' ich nie! — Doch sagt, wie nennt die Probe sich
Die ich bestehen soll? Sie sey so fürchterlich
Sie will, was wagt' ich nicht um Einen eurer Blicke?
Prinz, spricht sie, lernt mein Herz erst kennen, dem vielleicht
Kein andres in der Welt an hohem Stolze gleicht.

64.

Die Damen fordern sonst, es soll, wer sie verehret,
Für alle andern stumpf und ohne Nerven seyn.
Für mich ist diese Art von Eitelkeit zu klein:
Der Schönsten Gunst wird euch von mir gewähret.
Genieſst sie alle, Prinz, nehmt alle stürmend ein;
Doch, wenn ihr im Triumf aus ihren Armen kehret,
Bringt euer Herz mir unverletzt zurück,
Und findet gröſsre Lust an meinem bloſsen Blick.

65.

Besiegt Göttinnen selbst! Mir wird's zum Ruhm gereichen,
Wenn jede dem, der mich bezwungen, weichen muſs.

Allein, der reitzendste Genuſs
Soll eure Sinne nur, nie euer Herz erweichen;
Er schwäche nie den Reitz von meinem Kuſs,
Und diene mir zuletzt zum Siegeszeichen.
Kurz, treibet wenn ihr wollt mit allen euern Scherz;
Nur Ich allein herrsch' über euer Herz!

66.

Madam, ihr setzt mich in Erstaunen,
Ihr liebet mich, und fordert — „Ja, mein Freund;
Ich lief're sie euch aus, die Blonden und die Braunen!
So seltsam diese Probe scheint,
So ist sie, glaubet mir, vernünft'ger als ihr meint:
Sie unterscheidet Amors Launen
Am sichersten von dieser reinen Gluth,
Die meinem Stolz allein Genüge thut.

67.

„Denkt nicht, es sey so leicht was ich von euch verlange.
Itzt macht mich der Genuſs in euern Augen schön;
Doch, Prinz, vielleicht bin ich es nur so lange,

Als euer Taumel dau'rt. — Ich muſs es euch gestehn,
Die Probe, die ich euch bereite, macht mir bange;
Allein das Schicksal will's: ihr müſst Zeniden sehn!" —
Nun werden Itifalln die Augen aufgezogen;
Doch läſst er Sie nicht sehn, wie sehr er sich betrogen.

68.

Zeniden? ruft er aus, von welcher Fama sagt,
Daſs wer sie sieht sogleich den Witz verlieret?
Ich denke, mancher hat das Abenteu'r gewagt
Der den Verlust nicht sonderlich gespüret.
Was mich betrifft, Madam, ich bin nicht so verzagt.
Die Neugier, ich gesteh's, hat mich hierher geführet;
Allein, was ich bereits gesehn
Macht jeden andern Wunsch auf ewig mir vergehn.

69.

Ihr seyd ein Schmeichler, Prinz, (versetzt die schöne Dame)
Doch nein! mein Herz verschmäht den niedrigen Verdacht!

Sey dieses Herzens werth, das dir dein edler Nahme,
Das Schicksal und mein Hang auf ewig eigen macht!
O könntest du, nach dem was diese Nacht
Geschah, mich hintergehn, ich stürbe, Prinz, vor Grame. —
Dich hintergehn? Ist's möglich, ruft der Held,
Daſs unser Glück solch eine Furcht vergällt?

70.

Doch, wenn ihr zweifeln könnt, warum von mir begehren
Daſs ich Zeniden seh'? — „Ich fordre wohl noch mehr;
Besiegen sollst du sie! Das Abenteu'r ist schwer;
Ja, wenn nicht deinen Muth ein glücklichs Ungefähr
Begünstigt, könnt' es leicht die Hoffnung ganz zerstören
Die meinen Busen schwellt. — Dir dieses zu erklären
Verbeut Aurora mir, die schon den Morgen weckt;
Wir sind verloren, Prinz, wenn jemand uns entdeckt."

71.

Grausame, ruft er aus, es ist noch weit vom Morgen,
Wie könnt' ich schon — „Still! Nichts von Zärtlichkeit!
Entweicht in jenen Wald, und haltet euch verborgen
Bis uns die Mitternacht den Schleier wieder leiht.
Ein Umstand quält mich nur — ich habe nichts bereit
Euch zu erfrischen.“ — Seyd hierüber ohne Sorgen,
Spricht Itifall; hier ist ein Talisman,
Mit dessen Beystand ich ein wenig zaubern kann.

72.

Den besten Wein, die niedlichsten Gerichte
Setzt er in Wüsten mir, so bald ich winke, vor,
Belustigt mit Musik aus stiller Luft mein Ohr,
Vertreibt die Nacht mit zauberischem Lichte,
Und weiset mich zurecht wenn ich den Weg verlor.
Ihr glaubt vielleicht, ich scherze oder dichte;
Allein er kann noch mehr: dieſs Stückchen Feengold
Verwandelt mich in welche Form ihr wollt.

73.

Was sagt ihr, Prinz? ruft Rahimu, vor Freuden
Ganz auſser sich: ihr könnt durch euern Talisman
Euch, wie ihr wollt, in fremde Formen kleiden?
Nun können wir uns ohne Kummer scheiden!
Ich seh', ihr habt den Ring des Königs Kormoran;
Und nun ist nichts, das uns den Sieg entziehen kann!
Umarme mich, mein Prinz! Eh' jene Sterne scheinen,
Soll dieser Liebesgott uns wieder hier vereinen.

74.

Der Prinz von Trebisond, er wolle oder nicht,
Muſs ihren Armen sich entreiſsen,
Und, bis in nächster Nacht die spätern Sterne gleiſsen,
Die Ungeduld der Neugier schweigen heiſsen,
Die kaum erwarten kann bis ihm ihr Unterricht
Ein Räthsel löst, das vieles zwar verspricht,
Doch wenig Anschein zeigt. Hier lassen wir ihn gehen,
Um wieder uns nach Idris umzusehen.

FÜNFTER GESANG.

1.

Warum und wie der schöne Paladin,
In einem Überfall von schwärmendem Verlangen,
Um seines Herzens Königin
Zu sehn und ihre Knie fuſsfällig zu umfangen,
Uneingedenk des Freunds Zerbin,
Früh, da noch alles schlief, zu Schiff davon gegangen,
Und Amorn sich dabey zum Steuermann erwählt,
Hat euch bereits das vierte Buch erzählt.

2.

Es fährt sich schnell und sanft in einem Zaubernachen:
In zehn Minuten stieg Herr Idris schon ans Land.
Doch wie erschrak der Mann, da, statt der schönen Sachen
Die ihn dahin gelockt, er eine Wildniſs fand!
Ein felsiges Geripp', bewohnbar nur für Drachen,
Und öde Gegenden, wo nicht ein Bäumchen stand!
Er sucht das Feenschloſs, das aus der Insel Mitte
Zu steigen schien, und sieht nicht eine Fischerhütte.

3.

Mit jedem neuen Schritt entdeckt
Sich ihm ein Gegenstand der neue Furcht erweckt.
Doch, Idris wandelt fort, obgleich die öde Stille
Ein todweissagendes Gebrülle
Der Ungeheuer bricht, die diese Wildniſs heckt.
Auf einmahl wirft der Sturmwind eine Hülle
Von siebenfacher Nacht um den erstickten Tag,
So daſs der Ritter kaum sich selbst erkenen mag.

4.

Erwartungsvoll, was alles dieſs
Am Ende werden soll, doch ohne sich zu scheuen,
Bleibt Idris stehn, als schnell der Schlund der Finsterniſs
Entsetzlich gähnt, um Flamm' auf Flammen auszuspeyen;
Der Donner ras't, ein allgemeiner Riſs
Scheint jeden Augenblick des Himmels Fall zu dräuen,
Die Erde schwankt, ein ungeheurer Spalt
Zerreiſst sie, und entdeckt der Schatten Aufenthalt.

5.

Und aus dem Abgrund steigt ein Heer von Amfisbänen
Und Höllenlarven auf, grotesker ekelhaft,
Als durch der Milzsucht Schöpfungskraft
Schlaflose Mütterchen, bethaut vom Zaubersaft
Der Fee Mab, 1) zu sehen wähnen;
Sie athmen Flammen aus, und grinsen mit den Zähnen.
Man weiſs, Herr Idris hatte Muth;
Doch dieses Mahl gerann sein ritterliches Blut.

6.

Was soll er thun? — Den diamantnen Degen,
Der itzt so nöthig war, lieſs er im Schlafgemach
Beym Freund Zerbin zurück — und nur mit O! und Ach!
Läſst ein Gespensterheer sich nicht zu Boden legen.
In dieser Noth war alles viel zu schwach
Was Kräfte der Natur vermögen.
Was thut, wenn alles fehlt, ein echter Rittersmann?
Er ruft den Schutz von seiner Göttin an.

7.

Der Ritter rufet kaum Zeniden, so zerflieſsen
Die Ungeheu'r in Luft, der Donner rollt nicht mehr,
Es flieht der Stürme wüthend Heer;
Die Wolken hören auf zu gieſsen,
Und plötzlich macht der Sonne Wiederkehr
Des schönsten Anblicks ihn genieſsen
Der einem Wanderer sich jemahls dargestellt;
Kurz, ihn bedünkt, er sey in einer andern Welt.

8.

Die Luft, die Yemens bezauberte Gefilde
Durchwürzt, ist nicht so rein und milde

Und so balsamisch nicht, als die er in sich zieht;
Der Bäume glänzend Laub, der Schmelz der Blumen glüht
Als ob die Sonne sich in so viel Spiegeln bilde.
Er steht entzückt und übersieht
Ein unbegrenztes Feld, das einem Garten gleichet,
Dem alles, was er noch gesehn, an Schönheit weichet.

9.

Gut! — aber doch wird ihm das leichte Nachtgewand,
Worin er Morgenluft zu schöpfen ausgegangen,
Gebadet wie er sich durch jenen Sturm befand,
Sehr unbequem um seine Schultern hangen. —
Ihr Herrn, erinnert euch, wir sind im Feenland:
Der Sturm, der ihn so ungeneigt empfangen,
Der Wolkenbruch, das ganze Höllenfest,
War lauter Zauberwerk, das keine Spuren läſst.

10.

Nun fürchtet er nicht mehr daſs ihn sein Herz betrogen.
Voll ſüſser Hoffnungen irrt er getrost wohin

Sein Fuſs ihn führt, und wird durch tausend grüne Bogen
Und Rosenbüsch' und Lauben von Schasmin
In einen Labyrinth, der ohne Ausgang schien,
So unvermerkt hinein gezogen,
Daſs ihm die reitzende Gefahr
Nicht sichtbar wird, bis er gefangen war.

11.

Der Ausgang, ja sogar der Wunsch ihn auszufinden,
Wird immer schwieriger, je mehr er sieht und hört;
Ein wollustgirrendes Getön von Flöten stört
Der Sinne Ruh, und schleicht in schlängelnden Gewinden
Ins Herz sich ein; er glaubt sich zärtlich zu empfinden,
Da doch allein des Blutes Lauf sich mehrt;
Es wird bey dessen Reitz und wollustreichem Pressen
Auf einen Augenblick Zenide selbst vergessen.

12.

Ihn laden überall gewogne Schatten ein;
Hier binden Zefyrn ihn mit einer Rosenkette,
Dort reicht von einem Blumenbette

Die schönste Nymf ihm lächelnd Götterwein;
Wie reitzend winkt sie ihm! Der müſste Marmor seyn,
Der ihr zu nahn sich nicht versucht gefühlet hätte.
Der Ritter fühlt's, hebt mit verstohlnem Blick
Den Fuſs, hält plötzlich ein, und zieht ihn scheu zurück.

13.

Er flieht — die Flucht allein kann uns vor Amorn schützen —
Als eine schönere, vom kühnsten Faun gejagt,
Ihm in die Arme läuft. — Hier galt's, sich zu besitzen!
Die Nymfe weiſs vor Angst nicht was sie thut noch sagt;
Doch Idris, eh' er noch sie anzuschauen wagt,
Fühlt sie bereits bis in den Fingerspitzen.
Wie ward ihm erst zu Muth', als ihn sein Auge lehrte,
Es sey die nehmliche, die ihn im Bade störte!

14.

Er will sich mit Gewalt aus ihren schwanenweiſsen
Ihn fest umschlingenden gedrehten Armen reiſsen:

Sein eigner Arm versagt ihm die Gewalt!
Er schlieſst die Augen zu, die reizende Gestalt
Nicht mehr zu sehn: doch was an seinem Busen wallt
Und sympathetisch klopft, kann er nicht ruhen heiſsen;
Er will sie sanft zurücke schieben;
Die ungelehr'ge Hand folgt angenehmern Trieben.

15.

Was ihn aus mancher Noth schon riſs,
Wozu in Fährlichkeit mit Drachen und mit Damen
Die Galaor und Amadis
Und Don Quischotten stets die fromme Zuflucht nahmen,
Dieſs Mittel, oder sonst kein andres, hilft gewiſs!
Sein Schutzgeist raunt ihm's zu. Er ruft Zenidens Nahmen,
Und plötzlich fühlt er Kraft; er reiſst sich los und läuft,
Daſs Nymfen, die so fliehn, gewiſs kein Faun ergreift.

16.

Der Lohn der Tugend folgt dem edeln Unterfangen.
Er floh aus diesem Zaubergrund

Die Hälfte kaum von sieben Parasangen, [2])
So war er der Gefahr entgangen,
Und sah auf einmahl sich in einem weiten Rund,
In dessen Mitt' ein Dom von edler Bauart stund,
Doch ohne Schmuck, gestützt auf Jaspissäulen,
An deren Einfalt sich die Augen nicht verweilen.

17.

Wie freudig klopft sein Herz, da er das Ziel erblickt
Das von Zeniden ihn vertrieben!
O Göttin, ruft er aus, (vielleicht zu früh entzückt)
Ich hoffte nicht umsonst! Du wirst, du wirst mich lieben!
Hier ist der Ort, den mir dein schöner Mund beschrieben;
Sein Bild ist allzu tief in meine Brust gedrückt:
Er ist's, ich kann mich nicht betrügen;
Hier soll der Liebe Macht des Schicksals Neid besiegen!

18.

Zwar kühn und mehr als kühn, unmöglich scheint was ich
Mich unterfing hier zu erstreben.

Ein Bild, das fühllos ist, beleben?
So etwas nur zu dichten, lieſse sich
In einem Mährchen kaum vergeben.
Doch was vermag ich nicht durch Amorn und durch dich?
Kann's mehr als eine Gluth so wie die meine brauchen,
Dem Marmor selbst den Geist der Liebe einzuhauchen?

19.

So denkt der Paladin, und naht mit Zuversicht
Dem wundervollen Abenteuer,
Von dem er sich Zenidens Herz verspricht —
Dem Bilde, das, verhüllt in einen seidnen Schleier,
Hier einsam steht. Bald wankt sein Muth, es ficht
Begier und Furcht in ihm; bald wird er wieder freyer,
Er wagt's; doch schaudert ihm, indem er sich erkühnt
Die Seide wegzuziehn, die ihr zum Kleide dient.

20.

O wag' es nicht, wenn du, anstatt es zu beseelen,
Nicht selbst zum Felsen werden willt!

Doch der Verwegne wagt's, enthüllt
Kühn den fatalen Stein, und sieht — O warum fehlen
Mir Farb' und Pinsel hier, statt frostig zu erzählen,
Zu mahlen, wie ihm ward, als er **Zenidens** Bild
Erblickt! — Ihr Bild? O nein; **sie selbst!** So warmes Leben
Vermag die Kunst dem Marmor nicht zu geben!

21.

So, wie die Holde stand, entstieg dem blauen Meere,
Mit eigner Schönheit nur geschmückt,
Ans Cyprische Gestad die Göttin von Cythere,
Und um sie drängte sich der Götter Schaar entzückt,
Und jeder wünscht, daſs er der erste wäre,
Den dieser Mund, den diese Brust beglückt.
Vollkommners hat die Sonne nie bestrahlet,
Besungen kein Poet, kein Tizian gemahlet.

22.

Doch, wäre dieses Bild auch minder schön gewesen:
In **Idris** Augen war nichts schöners in der Welt;

Es war Zenidens Bild! — Ist nicht was uns gefällt
Das liebenswürdigste der Wesen?
Von Amors Zauberlicht erhellt,
Däucht uns an ihm sogar ein Fehler auserlesen.
Er steht entzückt, und glaubt, je mehr er sieht,
Daſs warmes Blut in diesem Marmor glüht.

23.

Sehr selten oder nie betrügt uns, was man fühlt;
Der Irrthum liegt allein in übereilten Schlüssen.
Der Ritter sieht, daſs Geist in diesen Augen spielt,
Fühlt durch ihr Lächeln sich versuchet sie zu küssen,
Und wuſste nicht, (wie konnt' er's wissen?)
Daſs eine Nymf' im Stein unsichtbar Wache hielt.
So nenn' ich sie, damit der Reim sich füllen lasse,
Doch war sie in der That von einer andern Klasse.

24.

Ihr kennt die Geisterart, womit Graf Gabalis
Den Feuerkreis (wofern ein solcher wäre)
Bevölkert hat? Sie macht, das ist gewiſs,

Der Fantasie des Kabbalisten Ehre.
Nichts schöners, zärtlichers, geistreichers überdieſs
Als (seinem Urtheil nach) die Damen dieser Sfäre. 3)
Ihr Blick ist Sonnenschein, ihr Athem Rosenduft,
Ihr ganzes Wesen Licht, und ihr Gewand von Luft.

25.

Von dieser Gattung war Amöne,
In deren Schutze sich Zenidens Bild befand.
Zum Unglück warf die feuerfarbne Schöne
Die Augen kaum auf unsern Mann, so stand
Durch einen Pfeil von Amors straffer Sehne
Ihr zärtlich Herz bereits in vollem Brand,
So fühlte sie den stärksten Trieb erwachen,
Mit diesem Sterblichen unsterblich sich zu machen.

26.

Zenidens Bild war sehr von jenen unterschieden,
An denen sich die Affen der Natur,
Die Fidias, in hartem Stein ermüden,
Was unser Aug' an jenen täuscht, ist nur
Die äuſsre Form, der wallende Kontur;

Das Innre bleibet roh: doch dieses glich Zeniden
Sogar im innern Bau; es hatte Fleisch und Bein;
Die Seele fehlt' ihm nur, um ganz sie selbst zu seyn.

27.

Ihr wundert euch wie dieses zugegangen?
Geduld! die Zeit macht alles offenbar.
Genug, daſs dieser Punkt dem zärtlichen Verlangen
Der Salamandrin günstig war.
Sie macht ihn sich zu Nutz. Schon glühn die blassen Wangen,
Schon spielt der Liebe Geist im blauen Augenpaar;
Die neue Seele macht schon jede Nerve beben,
Und schwellt die schöne Brust mit jugendlichem Leben.

28.

Amöne wuſste selbst, als sie dieſs alles that,
Nicht, oder doch nicht deutlich, was sie wollte;
Sie sah nicht, oder sah zu spat,
Daſs, was in Idris Augen rollte,

Am Platze, den sie hier vertrat,
Vermuthlich Folgen haben sollte.
Wie leicht geschieht's, wenn Amor euch berückt,
Daſs ihr verwickelt seyd eh' ihr das Netz erblickt?

29.

Sie ward es erst gewahr, als Idris, hingerissen
Von sympathetischer Gewalt,
Der eingebildeten Zenide sich zu Füſsen
Vergeistert wirft, und unter feur'gen Küssen,
Auf ihre Hand gedrückt, gebrochne Sylben lallt.
Jetzt stutzte sie, erröthete, beschalt
Sich selbst, und übersah mit innerlichem Grauen,
Wie übel sie gethan, zu viel sich zuzutrauen.

30.

Ihr flüstert Amor zu: es wäre Seltsamkeit,
Wenn sie den Vortheil nicht aus seinem Irrthum zöge,
Den Zufall und Gelegenheit
Ihr ungesucht so nahe lege.

Der Anblick seiner Gluth und süſsen Trunkenheit
Benebelt ihr Gesicht, macht ihre Sinne rege:
Sie scheut und wünschet doch die unbekannte Lust,
Und ein verhaltnes Ach! erhebt die Rosenbrust.

31.

Begeistert, auſser sich, verloren in Entzücken,
Vergiſst der Paladin der Ehrfurcht strenge Pflicht,
Erkühnt sich schon mit liebetrunknen Blicken
Sein thränendes Gesicht an diese Brust zu drücken,
Der's immer mehr an Kraft zum Widerstehn gebricht;
Stets lässiger und matter ficht
Die holde Scham mit Amors süſsem Triebe:
Zu gutem Glück erwacht der Stolz der Eigenliebe.

32.

Er, der so oft der Tugend Schutzgeist ist,
Entreiſst sie plötzlich Amors Netzen.
Wie nun? sie sollte nicht sich selber höher schätzen,

Als sich durch schnöde Hinterlist
An einer andern Platz zu setzen?
„Der schöne Ritter glaubt daſs er **Zeniden**
küſst,
Und ich — mir graut es nur zu denken —
Ich sollt' an einen mich, der mich nicht liebt,
verschenken?

33.

„Ich sollt' ihm die Gestalt, worin ich sicher bin
Daſs keine mir den Vorzug raubt, verhehlen,
Und eine Nebenbuhlerin,
Die mir an Reitzen weicht, beseelen?
Liebkosungen, die sein getäuschter Sinn
Nicht mir bestimmt, ihm heimlich abzustehlen?
Nein, Amor! was man auch von deiner All-
macht spricht,
So tief erniedrigst du Amönen ewig nicht!"

34.

So denkt sie, und indem von Grad zu Grade
freyer
Sein Arm allmählich sich um ihre Hüften
schlingt,
Steht plötzlich um und um der ganze Dom
in Feuer;

Drauf folgt ein Donnerschlag, der Mark und Bein durchdringt;
In Flammen eingewickelt, springt
Aus deinem Arm, Zenide, dein Getreuer
Bestürzt, doch unversehrt, zurück,
O Wunder! — und verschwind't im gleichen Augenblick!

35.

Weg ist er, keine Spur wird mehr von ihm gesehen!
Denn wer nicht doppelt ist kann nur an Einem Ort
Auf einmahl seyn. Ihn nahm, die Wahrheit zu gestehen,
Die Salamandrin mit sich fort.
Erstaunt, wie ihm dabey geschehen,
Find't Idris sich an einer Quelle Bord,
Die, statt gemeiner Flut, ein trinkbar Gold ergieſset,
Und über Perlen hin durch Rosenbüsche flieſset.

36.

Durch Rosen zwar, doch denen wenig gleich
Die in der Unterwelt an jungen Busen blühen:
Ein einz'ger Rosenstock, wie hier viel hundert glühen,

Ein einz'ger gälte wohl bey euch,
Ihr Leutchen unterm Mond, ein kleines Königreich;
Allein er läſst sich nicht in unsern Grund verziehen.
Hier, wo die reinste Gluth den Stoff veredelt hat,
Blüht duftender Rubin, sproſst Türkis und Granat.

37.

Hier sieht man, was uns Armen kaum in Träumen
Zu sehen wird, die Edelsteine keimen;
Von Blumen solcher Art vermischt auf jeder Flur
Den farbenreichen Schmelz die chymische Natur;
Eſsbares Gold reift auf smaragdnen Bäumen;
Der Wein ist trinkbar Feu'r, zu dem Tokayer nur
Wie Wasser sich verhält, worin besorgte Schenken
Die scharfe Jugendkraft des Neckarweins ertränken.

38.

Wie unserm Helden war, vermuthet jedermann,
Der sich im Geist an seine Stelle,

In Büsche von Smaragd, an eine frische Quelle
Von *Aqua d'Oro* setzen kann.
Er starrt erstaunt die neuen Wunder an,
Zählt sich die wunderbarsten Fälle,
Die ihm begegnet, vor, und muſs sich selbst gestehn,
Er habe nichts unglaublichers gesehn.

39.

Er hätt' auch seinen eignen Sinnen
Für dieses Mahl vermuthlich nicht getraut;
Allein, was er beym ersten Schritte schaut,
Läſst zu Betrachtungen ihn keine Zeit gewinnen.
Denn plötzlich schimmern ihm die Zinnen
Des herrlichsten Palasts, den Geister je erbaut,
In sein geblendet Aug', und aus der Pforte gehen
Drey Fräulein, reitzender als Feen.

40.

Es mangelt ihnen nichts um Grazien zu seyn,
Als daſs sie nicht ein wenig nackter waren;
Denn, das Gesicht des Paladins zu sparen,
Umschatteten leicht wallende Simaren 4)
Von himmlischem Azur, durchwebt mit Sonnenschein,

Den schönen Leib; auch hüllt die Stirn ein Schleier ein,
Der, wenn er fällt, die dickste Mitternacht
Durch ihre Blicke gleich zum hellsten Mittag macht.

41.

Es wallt ein Meer von lieblichern Gerüchen,
Als die von Ceylons Strand in meilenlangen Strichen
Den Schiffenden der Ost entgegen weht,
Von ihnen her. Mit sanfter Majestät,
Und Reitzen, die sich schon ins Herz hinein geschlichen
Eh' sich das Herz besinnt und widersteht,
Gehn sie auf Idris zu, begrüſsen ihren Gast,
Und führen ihn zum schimmernden Palast.

42.

Er folgt den unbekannten Dreyen
Mit ritterlicher Höflichkeit.
Beym Eintritt in den Hof erwarten ihn zwey Reihen
Von Nymfen, alle jung und lauter Lieblichkeit,
Ihm Blumen in den Weg zu streuen
Mit Körbchen theils, theils mit Musik bereit,
Und in der neuen Welt, in die er eingegangen,
Ihn im Triumfe zu empfangen.

43.

So wird, von allem dem was Aug' und Ohr ihm rührt
Bezaubert und verwirrt, durch stolze Säulengänge
Und Sähle voller Glanz, im festlichen Gepränge,
Zur Königin die dieses Land regiert
Der schöne Ritter eingeführt.
Auf einmahl schweigen nun die himmlischen Gesänge,
Indem der reiche Vorhang steigt
Und dem Geblendeten — Amönens Schönheit zeigt.

44.

Itzt, edler Paladin, itzt rufe deine Kräfte
Zusammen, itzt beweise deine Treu'!
Du machtest, es ist wahr, dich einmahl oder zwey
Von den Umhalsungen der Wassernymfe frey;
Hier findest du ein schwereres Geschäfte!
Behutsam, schöner Ritter! — Hefte,
O hefte nicht so lang' dein kühnes Augenpaar
Auf die zu reitzende Gefahr!

45.

Gesteh, daſs dir das Land der Feen,
Obgleich dein Vaterland, nichts schöners je gezeigt!

Gesteh, hätt'st du zuvor Amönens Reitz gesehen,
Eh' du Zeniden sahst — Doch, nur zu sehr gestehen:
Dein Aug' und selbst dein Herz, das ganz ins Auge steigt,
Du fühlst zur Untreu' dich zum ersten Mahl geneigt;
Versucht zum wenigsten; denn auch die treuste Liebe
Schützt uns nicht allemahl vor einem raschen Triebe.

46.

Was sie gefährlich macht, ist nicht die Symmetrie
Der himmlischen Gestalt, der Glanz der schönsten Farben;
Die bloſse Schönheit zeugt Bewundrung, Liebe nie,
Und läſst, auch wenn sie uns verwundet, keine Narben:
Der Geist, die Seele war's, die ihr die Herzen warben,
Die alldurchdringende Magie
Die ein gefühlvoll Herz um sich herum ergieſset,
Was ihr nicht nennen könnt und tief empfinden müsset.

47.

Herr Idris fühlt's — Doch, ein Gedanke bloſs
An seine Statue, 5) an die geliebten Züge,
An diesen Blick von dem sein Herz zerfloſs,
Macht aus dem magischen unsichtbarn Netz ihn los;
Worin es schien daſs sich sein Geist verfliege.
Du selbst, Amöne, hast voreilig dir zum Siege
Den Weg gesperrt! Den Reitz, wodurch er sich
Vor dir beschützt, erhielt Zenidens Bild durch dich!

48.

Gleich unempfindlich war die göttliche Sylfide
Und ihre Statue. Wie viel verlorne Müh
Verschwendete der Ritter nicht an sie!
Wie ward er oft der eiteln Arbeit müde!
Nichts, als die Zauberey von einer Sympathie
Die ihm zu mächtig war, erhielt ihn bey Zenide.
Nie las er das gesehnte Glück
Geliebt zu seyn in ihrem kalten Blick.

49.

Nur dann, wenn er das Bild beseelen könnte,
Das Werk der Zauberkunst, woran der Sterne Schluſs

Ihr Schickſal band und ſeines, dann vergönnte
Die Hoffnung ihm der ſpröden Schönen Kuſs,
Von der er ſich, es aufzuſuchen, trennte.
Amöne, die dieſs Bild im Dom bewachen muſs,
Läſst ſich, da Idris kommt, vom Liebesgott erhaſchen,
Und will, zu beider Luſt, den Ritter überraſchen.

50.

Aus allem ſcheint, daſs jene Klauſel ihr
Verborgen war. Doch, dem ſey wie ihm wolle,
Uneingedenk, daſs man vollenden ſolle
Was man begann, ſah ſie zu ſpät die Ungebühr
Der allzu raſch auf ſich genommnen Rolle.
Stolz war's, nicht Tugend, was die lockende Begier
In dieſem Buſen übermochte,
Der unter Idris Mund von ihren Seufzern pochte.

51.

Nun büſst ſie ihr Vergehn. Der Ritter, dem die Liebe
Zenidens Bild ſo warm, ſo glühend, ſo beſeelt,

Mit Augen, deren Feu'r dem Sieger kaum verhehlt
Daſs nur die Scham sein nahes Glück verschiebe,
Stets vor die Stirne mahlt, und durch die stärkern Triebe
Sein tapfres Herz zu jeder Probe stählt,
Der Ritter fühlt nur schwach, was seine Treu', ich wette,
Zu einer andern Zeit ganz überwältigt hätte.

52.

Amöne sieht, (denn ihr Geschlecht
Hat, wie man weiſs, für solche Dinge
Den sechsten Sinn) sie sieht was ihre Reitze schwächt,
(Ihr eignes Werk!) und zürnt mit bestem Recht
Auf sich allein; sie liegt in ihrer eignen Schlinge.
Doch, daſs sie nach und nach ihn zum Gehorsam bringe
Zu zweifeln, fällt ihr gar nicht ein;
Sie kennt das Herz zu gut, so kleines Muths zu seyn.

53.

Mit schlauer Kunst verbirgt sie ihm, und allen
Die um sie sind, den Zweck ihm zu gefallen:

Zwar folget Fest auf Fest; man höret nichts als Scherz,
Musik und Tänz' in ihrem Schloſs erschallen,
Doch ohne daſs es schien, man wolle an sein Herz.
Den Vorwand gab der Trübsinn und der Schmerz
Der auf der Stirn ihm saſs, und welchen zu verhehlen,
So sehr er sich bemüht, ihm oft die Kräfte fehlen.

54.

Die Freundschaft beut ihm alles was sie kann,
Um seinen Unmuth zu zerstreuen,
Aus ihrem schönen Mund mit so viel Anmuth an,
Versichert ihn so oft, es würde sie erfreuen,
Wofern das was ihn drückt vielleicht ein kühner Plan
Zu Abenteuern ist, ihm ihre Macht zu leihen:
Daſs **Idris** sich zuletzt entschlieſst,
Und sein Geheimniſs ganz in ihren Schooſs ergieſst.

55.

Unstreitig ist's, daſs euch ein schönes Weib
Mit ihrem Schooſshund oder Affen
Weit lieber reden hört, den schalsten Zeitvertreib,

Sogar — euch, pfeifend, selbst im Spiegel anzugaffen,
Ja, auf den Sofa hin mit halbem Leib
Gelagert, neben ihr zu gähnen und zu schlafen,
Viel eher euch verzeiht, als eine Litanie
Von dem was euer Herz erfahrt und — nicht für sie.

56.

Kein schlechters Mittel ist um seinen Hof zu machen,
Das ist gewiſs! — Erzählt so schön ihr wollt,
Ihr macht die Weil' ihr lang, und sprächt ihr lauter Gold;
Sie gähnt, wenn ihr mit euern schönen Sachen
Das Gegentheil von dem, was ihr beweisen sollt,
Ihr noch so stark beweist. Sprecht ihr vom grünen Drachen,
Vom goldnen Pferd, vom blauen Vogel vor;
Mit fremdem Lobe nur verschont ihr zärtlich Ohr!

57.

Herr Idris sündigte sehr wider diese Regel;
Allein Amöne macht die Ausnahm' auch von ihr.
Aufmerksam sitzt sie da, gerader als ein Kegel,

Mit unverwandtem Aug' und lauschender Begier;
Und unterlag auch oft die sanfte Langmuth schier,
So nagt sie lächelnd sich die rosenfarbnen Nägel,
Besieht die Linien in ihrer weiſsen Hand,
Dreht ihren Ring herum, und spielt mit einem Band.

58.

Der Ritter spricht ihr von Zeniden
Und seiner Leidenschaft, entzückt wie ein Poet,
Und mit sich selbst wie ein Poet zufrieden;
Er glaubt, weil ihm dabey die Zeit so schnell vergeht,
Die schöne Hörerin so wenig zu ermüden
Als sich, und sorget nur, wie schwärmend und gebläht
Auch seine Sprache tönt, daſs er zu matt erzähle,
Daſs seinen Farben Kraft, dem Ausdruck Feuer fehle.

59.

Die stärkste Schwärmerey erschöpfet sich zuletzt,
Und endlich hört auch Idris auf zu sprechen.
Amöne, welche sich inzwischen vorgesetzt,

So bald er fertig ist, (denn endlich muſs es brechen)
Für den Roman, womit er sie ergetzt
Und abgekühlt, vollständig sich zu rächen,
Rühmt seine Treu', lobt ihren Gegenstand,
Und zeigt, Zenidens Werth sey ihr nicht unbekannt.

60.

So sehr sie ihn deſswegen glücklich preiset,
So ändert unvermerkt ihr Ton sich in *Be moll.*
Sie sieht, indem sie ihn mit schwacher Hoffnung speiset,
Bedenklich aus, sie seufzt, und spricht geheimniſsvoll;
Kurz so, daſs was sie sagt und nicht sagt ihm beweiset
Es sey nicht alles wie es soll.
Er dringt so stark in sie, sich näher zu erklären,
Daſs sie genöthigt ist, die Bitte zu gewähren.

61.

Wie ungern, fängt sie an, entschlieſst die Freundschaft sich
Den süſsen Irrthum dir auf ewig zu benehmen!
Die Hoffnung, die du nährst, dein Schicksal zu bezähmen,

Die Ungewiſsheit selbst war noch ein Gut für dich.
Doch, Idris ist ein Held — und sich zu Tode grämen,
Was auch die Ursach' sey, ist niemahls ritterlich!
Ich rede denn, und zwar erfordert dein Verlangen
Vom Ey die Sache anzufangen.

62.

Der weise Astramond, der auf des Atlas Höh'
Ein Zauberſchloſs bewohnt, war, eh' des Alters Schnee
Auf seiner Scheitel lag, einst jung, wie zu erachten,
Und lieſs um seine Gunst kein hübsches Mädchen schmachten.
Nur Eine, und zum Unglück eine Fee,
Sah man umsonst nach seinem Beyfall trachten.
Schön war sie nicht, noch jung, doch jugendlich genug,
Daſs sie an Stirn und Brust die hellsten Farben trug.

63.

Allein, so rosenfarb die gute Frau sich kleid'te,
So dick sie sich mit Schminke überzog,

So künstlich ihr Gesicht bey Licht und in die
Weite
Sich dreyſsig Jahre jünger log,
So oft und ernstlich sie den Angriff auch
erneute,
So wenig half es ihr! — Natürlich überwog
Der ewig frische Reitz der lieblichsten Sylfide,
Und diese wurde bald zur Mutter von Zenide.

64.

Die Alte wüthet wie ein Drache,
Kratzt sich die Schminke ab, und rauft ihr dünnes Haar;
Allein was blieb bey so bewandter Sache
(Da jene nun geliebt und im Besitze war)
Ihr übrig, als die Lust, die eitle Lust der
Rache?
Sie schwor so schrecklich, daſs sogar
Die Furien vor Angst in ihre Ketten bissen,
Er soll den Frevel ihr erschrecklich büſsen
müssen!

65.

Der Alten Macht war groſs, doch gröſser nicht
Als Astramonds, der ihrer Wuth nur lachte:
Sie überlegte dieſs bey kühlerm Blut, und
dachte,

Der Zorn sey lächerlich, der mit dem Winde ficht.
Die Schlaue zeigte nun ein ruhiger Gesicht,
Und that so viel, bis sie ihn sicher machte.
Man glaubte, daſs die Zeit ihr Blut besänftigt hätte;
Und die Sylfide kam nunmehr ins Wochenbette.

66.

Nichts schöners als das Kind von welchem sie genas
Ward, seit es Mütter giebt, geboren.
Der Weise, der sich selbst vor Freude kaum besaſs,
Stellt seiner Tochter gleich das Horoskop, und las,
Sie sey zur Königin im Feenland erkohren.
Der Trude, welche ihr den Untergang geschworen,
War nicht im Horoskop gedacht;
Allein sie blieb nicht aus, und gab auf alles Acht.

67.

Als Astramond Zeniden zu begaben
Nun fertig war, brach sie mit Wuth hervor und schrie:

Ja, ja, dieſs alles soll sie haben,
Und mehr noch, wenn du willst; doch, lieben soll sie nie!
Schön sey sie, lauter Reitz, reich an Minervens Gaben,
Und wer sie anschaut, liebe sie,
Und wer sie anschaut, soll mit Seufzern sie betäuben,
Und sie allein soll unempfindlich bleiben!

68.

Ein jeder sehne sich nach dem fatalen Glück
Zu ihren Füſsen sich zum Schatten abzugrämen;
Ihr Anblick soll, gefährlich wie der Blick
Des Basilisk, den Witz des klügsten lähmen,
Dem die Vernunft, und dem das Leben nehmen!
Und immer bleib' ihr Herz hart wie ein Felsenstück;
Und der, den sie allein von andern unterscheidet,
Sey, der am heftigsten durch ihren Kaltsinn leidet!

69.

So sprach sie, sprang auf ihren Drachenwagen,
Und fuhr im Blitz davon, nach böser Feen Art.
Nun, Idris, kannst du selbst am allerbesten sagen,

Ob an **Zeniden** sich der Alten Fluch erwahrt.
Du liebest sie, und hast vermuthlich nichts gespart
Der Treue Sold bey ihr davon zu tragen.
Die Freundschaft schmeichelt nicht — allein,
Wenn **Du** sie nicht gerührt, so muſs sie fühllos seyn.

70.

Ein stiller Seufzer hob, indem ihr dieſs entfiel,
Das Luftgeweb, der Liebesgötter Spiel,
Das ihren schönen Busen küſste.
Ein **Itifall**, und wer zu leben wüſste,
Bedächte sich nicht lang' was er erwiedern müſste:
Doch **Idris** merkte nichts. Von seiner Wünsche Ziel,
Dem er sich kaum so nah gesehen,
So weit entfernt als je, verwünscht' er alle Feen.

71.

Indessen wird durch das, was ihm **Amön'** erzählt,
Doch sein Orakel nicht vernichtet.
Mir scheint (erwiedert er) Amöne nicht berichtet,

(Sonst hätte sie es mir vermuthlich nicht verhehlt)
Daſs ein Orakel mich zu Hoffnungen verpflichtet.
Wofern mein Kuſs das Marmorbild beseelt
Das sich im Dom des Labyrinths befindet,
So bricht die Zauberey, die jetzt Zeniden bindet.

72.

Und diese Statue, das Ende meiner Pein,
Und meiner Reisen Ziel, sie hab' ich nicht allein
Nach langem Suchen ausgefunden;
Sie wurde — Nein! es kann nicht Blendwerk seyn,
Was ich gesehen und empfunden —
Warm wurde sie von diesem Arm umwunden!
Ich sah Gefühl in ihren Augen glühn,
Und Amors Farbe hoch auf ihren Wangen blühn.

73.

Hier war es glücklich für Amönen,
Daſs Idris zu entzückt, sie zu betrachten, war;
Das Kolorit der guten Schönen
War wirklich sehenswerth, es brannte nur nicht gar.

Allein sie faſst sich schnell, und ein verstelltes Gähnen
Entzieht sie, hinter'm Schirm des Fächers, der Gefahr
Ihm mehr als rathsam ist von ihren eignen Thaten
Durch diese plötzliche Verwirrung zu verrathen.

74.

Ist's möglich? kann das Herz so sehr uns hintergehen?
Ist's möglich, ruft sie, nicht zu sehen —
Daſs dein Orakelspruch und dein beseeltes Bild
Und deine Fantasie dir eine Nase drehen?
Wenn eine Klausel nur in so fern etwas gilt
Als ihr Beding sich durch ein Wunderwerk erfüllt,
Ist's nicht so viel als ob sie gar nicht wäre?
Doch, Sie verzeihen mir daſs ich — Sie Logik lehre!

75.

Die Logik, (ruft er aus) Madam, die Logik soll
Mir mein Gefühl nicht streitig machen!
Mirakel oder nicht, das sind nicht meine Sachen!

Genug, ich fühlt' — und war nicht süſsen Weines voll —
Wie unter meinem Kuſs ihr Busen seufzend schwoll.
„Wir glauben auch im Traum, erwiedert sie, zu wachen,
Und selbst indem man wirklich fühlt,
Wird unvermerkt uns oft ein Streich gespielt.

76.

„Ich könnte dir davon ein kleines Beyspiel geben
Das meine Zweifel dir vielleicht
Begreiflich machte — Doch, mir däucht,
Du wirst mich gern des Dienstes überheben:
Wir lieben allzu sehr, in einem Wahn zu schweben,
Der uns gefällt und unsern Wünschen gleicht!“
Hier schwieg sie, ohne sich darüber zu erklären,
Und lieſs in seinem Kopf die neuen Zweifel gähren.

77.

Er fleht umsonst. Amöne bleibt dabey,
Der näheren Erklärung auszuweichen.
Er zehrt sich ab mit Gram; sie billigt seine Treu',

Theilt seinen Schmerz mit ihm, und giebt ihm tausend Zeichen
Wie sehr sie seine Freundin sey,
Und so gelingt es ihr, sein Herz zu überschleichen.
Er denkt an keine List, indem der Zärtlichkeit
Die Freundschaft ihren Schleier leiht.

78.

Oft schwatzen sie im stillen Hain zusammen,
Und von Zeniden stets, und von der Triebe Macht
Die aus der Sympathie verwandter Seelen stammen.
Allmählich schmilzt in wollustvollen Flammen
Das weiche Herz dahin; kein warnender Verdacht
Stört seine Sicherheit; der Lauben grüne Nacht
Entwickelt zärtliche unnennbare Gefühle,
Und der Instinkt spielt auch ganz heimlich seine Spiele.

79.

Ein zweifelhaftes Licht verdüstert
Unmerklich die Vernunft; sie schlummert, sanft gewiegt,
Auf Rosen ein — und Amor ist vergnügt!

Wer sieht die Natter nun, die in den Blumen liegt?
Wer merkt, Er sey's, der in die Seele flüstert?
Sie sehn sich staunend an und fühlen sich verschwistert;
Man nimmt indeſs, ganz in Gefühl entzückt,
Nicht wahr, wie zärtlich man die Hand einander drückt.

80.

Wohlan, Madam, wofern es je geschah,
Daſs Ihre Tugend sich in einem stillen Haine,
Von Rosen überwölbt — zur Abendzeit — alleine —
Mit einem Freund befangen sah —
Vielleicht beym zärtlichen verführerischen Scheine
Des Silbermonds — nicht wahr es pochte da
Ich weiſs nicht was, wozu der Dialekt der Musen
Noch keinen Nahmen hat, in Ihrem sanften Busen?

81.

Sie fühlten Sich — und wuſsten selbst nicht wie —
So zärtlich! so gerührt! — tiefsinnig, möcht' ich sagen,

Wollüstiglich verirrt in Ihrer Fantasie,
Und doch — wenn's Ihnen einfiel, Sich zu fragen:
Was denk' ich wohl? — in Ihrem Leben nie
Zur Antwort weniger geschickt; geneigt zu klagen,
Und doch vergnügt; die Augen thränenvoll,
Und traurig, selbst durch das, was Sie erfreuen soll.

82.

In diesen nehmlichen seltsamen Augenblicken,
In diesem Mittelstand von Wehmuth und Entzücken,
Bey diesem schwärmerischen Schwung
Der Fantasie, in dieser Dämmerung,
Die in der Seele herrscht, verliert ein Herz, das jung
Und fühlend ist, in Amors seidnen Stricken
Sich gar zu leicht. Es wäre falsche Scham,
Wenn wir es läugneten, Madam.

83.

Gesteh'n Sie, (unter uns) ein jugendlicher Freund
Voll Zärtlichkeit, und der nichts Böses meint,

(Wie Idris damahls war) wird, ohne unser Wollen,
Gefährlicher als ein erklärter Feind.
Man flieht vor einem Faun; doch, jenen Unschuldsvollen,
Wie fiel' es Ihnen ein, daſs Sie den fliehen sollen?
Indeſs geschieht doch oft, daſs er, bey warmem Blut,
Was Faunen faunisch thun — nach Platons Weise thut.

84.

Was aus Amönens Freund zuletzt geworden wäre,
Nimmt jede Kennerin leicht aus dem Anfang ab.
Wahr ist's, sie war kein Mädchen aus Cythere,
Hingegen war auch Idris kein Kombab.
Zum Glück für seine Treu' begab
Die Dam', aus zärtlichen Begriffen von der Ehre,
Sich ihres Vortheils selbst: sie dachte viel zu fein
Den Feen Krebilljons an Künsten gleich zu seyn.

85.

Dadurch gewann er Zeit, und fragte sich so lange
Warum? und wie? und wo er dieſs und das empfand?
Und kurz, er grübelte so tief, bis er die Schlange
In seinem Busen schlummern fand.
Bestürzt sieht er von diesem süſsen Hange,
Der ihm so schuldlos schien, sich an den jähen Rand
Der Untreu' unvermerkt gezogen.
So hatte ihn sein Herz noch nie betrogen!

86.

Mit Abscheu schaudert er zurück;
Es war ihm neu sich vor sich selbst zu schämen.
Er sucht die Einsamkeit, um über das Geschick,
Das ihn verfolgt, sich ungestört zu grämen.
Flieh, Unbesonnener, eh' dir Amönens Blick
Zu fliehen wehrt! Allein woher die Flügel nehmen?
Denn aus dem Feuerkreis, der ihn gefangen hält,
Geht weder Weg noch Steg in diese Unterwelt.

87.

Er weinte, wie man sagt daſs ehmahls Alexander
Den Mangel einer Brück' ins Himmelreich beweint:
Als unverhofft in Flox, dem schönsten Salamander,
(Der für Amönen brennt) ein Helfer ihm erscheint.
Zwar Flox war bis hierher des neuen Günstlings Feind;
Doch der gemeine Schmerz versöhnt sie mit einander.
Gleich ist ihr Schmerz, verschieden seine Quelle,
Denn jeder wünscht sich an des andern Stelle.

88.

Dem Salamander zwar däucht's bloſse Heucheley,
Wenn Idris sich erklärt, ihm gern die Gunst zu gönnen
Die seinen Neid gereitzt. Wie sollt' er glauben können,
Daſs sie zu sehn, und nicht wie ein Vesuv zu brennen,
Dem Sohn der Erde möglich sey?
Doch, Idris setzt ihn bald von allen Zweifeln frey,

Da er, so ſlehentlich als bät' er um sein Leben,
Ersucht, ihm einen Rath zur schnellsten Flucht zu geben.

89.

Zur Flucht? Von Herzen gern, und mehr als einen Rath,
Erwiedert **Flox**; ein Freund hilft mit der That.
Sprich nur, wohin? Auf meinen eignen Schwingen
Will ich — und wär' es auch ans äuſserste Gestad
Des Äthers, wo die Welt ans Unding grenzt — dich bringen.
Nichts angenehmers kann in **Idris** Ohren klingen:
Er nimmt den **Genius** beym Wort,
Und schneller als der Blitz schieſst dieser mit ihm fort.

90.

In weniger als vier Sekunden
Ist **Idris** wieder da, woselbst er sich befunden,
Als ihn, in Flammen eingehüllt,
Amöne mit sich nahm. Allein, — so schlecht vergilt

Das Schicksal seine Treu'! — Weh ihm! Zenidens Bild
(Das erste, was er denkt und aufsucht) ist verschwunden!
Daſs man von ihr ihn schon so lange trennt,
Ist nicht genug; sogar ihr Bild wird ihm miſsgönnt!

91.

Um den erhabnen Dom, wo einst Zenide stand,
Zieht sich ein halber Mond von lieblichen Gebüschen;
Akazien und Myrtenbäume mischen
Hier Licht und Dunkelheit zu diesem Mittelstand,
Worin, bey schwüler Sonnen Brand,
In sichern dicht verwebten Nischen
Die Nymfe gern dem schmeichelhaften West
Den heiſsen Leib entfesselt überläſst.

92.

Hier warf sich, übermannt von Gram,
Der Ritter hin ins Gras. Die Ungeduld benahm
Ihm allen Muth sein Glück noch länger zu versuchen,
Und er begann die Stunde zu verfluchen,
In der er auf den Einfall kam,

Von einem Traum das Urbild aufzusuchen.
Er zweifelt nun nicht mehr, daſs er durch Zauberey
Geäfft, der Gegenstand von Amors Kurzweil sey.

93.

Im stärksten Anfall seiner Schmerzen
Wird selbst **Zenide** nicht verschont.
Wie? die ich so geliebt, die ich in meinem Herzen
Als meine Königin und Göttin eingethront,
Sie hat die Grausamkeit mit meiner Qual zu scherzen?
So täuscht sie mich? **So** wird die reinste Gluth belohnt?
Dieſs ist die Frucht von ihrer falschen Güte?
Und ich verzehr' um sie der Jugend beste Blüthe?

94.

In ihres Angesichts bezaubertes Oval
Als wie in einen Kreis gebannet,
Zu jedem rühmlichen Bestreben abgespannet
Und nervenlos, verseufzt in lächerlicher Qual
Mein Geist sich selbst, von Amorn ganz entmannet!

Wo ist mein Ritterſchmuck, der goldbeſchuppte Stahl?
Wem dürft' ich, wie ich bin, die feige Stirne bieten?
Mein bloſser Aufzug zeigt ſchon einen Sybariten!

95.

Nein, Amor! länger will ich nicht
Dein niederträchtig Joch ertragen,
Und um ein reitzendes Geſicht
Der Tugend meinen Muth und dieſen Arm verſagen!
Der Unſchuld Rächer ſeyn, ſich mit Tyrannen ſchlagen,
Und ſteuern aller Fehd', iſt wahrer Ritter Pflicht.
Beſeele, wer da will, undankbare Zenide,
Dein Bild, und dich! Ich bin des Abenteuers müde.

96.

Er ſagt's und rafft ſich auf, entſchloſſen als ein Held
Den Dienſt Zeniden aufzukünden:
Als aus des Hains Mäandriſchen Gewinden
Ihm etwas in die Augen fällt,

Das seinem Heldenthum und allen Weisheitsgründen
Der Stoa selbst die Wage hält,
Und was er kaum verachtenswerth geschätzet
In ein bezaubert Licht auf einmahl wieder setzet.

97.

Er sieht — die Statue, auf sammetweiches Moos
Im Schatten hingegossen liegen:
So läſst sich Pafia mit Amorn auf dem Schooſs
Im Hain zu Amathunt von süſsen Träumen wiegen.
Sie ist's, von Kopf zu Fuſs, mit allen ihren Zügen,
Ihr Schleier um sie her, nur Arm und Busen bloſs.
Entzückt erkennt er sie: doch kann er gar nicht fassen,
Wie es geschah daſs sie den Dom verlassen.

98.

Er denkt: „Sie ist belebt — das lehrt der Augenschein,
Amöne sage mir so viel sie will dagegen!

Wo können Bilder sich von ihrem Ort bewegen?“
Vollkommen überzeugt zu seyn,
Nimmt er die Freyheit, ihr die Hand aufs Herz zu legen,
Und unelastisch ist der schöne Busen — Stein.
Er stutzt, er wiederhohlt die Proben, und befindet
Amönens Logik — ach! nur allzu sehr gegründet.

99.

Der Erdkreis wäre bald an Narr'n und Helden leer,
Wenn wir zur Führerin die Logik nehmen müſsten.
Allein, wohl recht nennt Platon, oder wer?
Den Liebesgott den gröſsten der Sofisten!
Erfahrung und Vernunft bestreite noch so sehr
Was wir recht brünstiglich gelüsten;
Erfahrung und Vernunft wird nur nicht angehört;
Wir nennen falsch, was uns in süſsem Irrthum stört.

100.

So ging's dem Jüngling hier: er kann und will nicht glauben
Wovon ihn sein Gefühl so lebhaft überführt;

Er lieſse sich den Wahn von keinem Gotte rauben,
Mit dem sein Herz so viel verliert;
Und weil sich etwas mehr, als sich bey ihr gebührt,
Bey ihrem Bilde zu erlauben
Ihm billig däucht, gehorcht er ohne Zwang
(Er ist ja ganz allein) des Herzens süſsem Drang.

101.

Es wär' an halb so vielen Küssen,
Als er, um seine Seel' in sie hinein zu gieſsen,
Auf ihren Mund und starren Busen drückt,
Die derbste aller Sacharissen,
So gut sie auch bey Athem wär', erstickt.
Doch Idris drückt so lang' bis ihm das Mittel glückt:
Er schlieſset sie so fest in seine Arme,
Daſs ihn bedünkt, ihr kaltes Herz erwarme.

102.

Daſs Fantasie, von Schwärmerey erhitzt,
Die Sinne selbst verfälscht, ist längst bemerket worden.
Man weiſs, daſs sonderlich der priesterliche Orden

Geheimniſse von dieser Art besitzt.
Der Aberglaube sieht (und läſst sich drauf ermorden
Er hab's gesehn) ein Bild das Blut geschwitzt.
Was kann nicht die Marien von Agreden 6)
Religion, vermischt mit Liebeswuth, bereden?

103.

Allein was Idris fühlt ist weder Wahn noch Traum:
Er glaubt den Wolken zu entfallen,
Da unter seinem Kuſs, was kaum
Noch Marmor schien, so weich wie Schwanenflaum,
Dem Druck itzt nachgiebt, itzt mit vollem Überwallen
Entgegen drückt, der blasse Mund Korallen
An Röthe gleicht, und (was von einem Bild
Sehr zärtlich war) ihm Kuſs mit Kuſs vergilt.

104.

Wir kennen Skeptiker, vor denen
Kein Wunder Gnade find't, das nicht begreiflich ist;
Und diese Herren werden wähnen,
Es stecke ganz gewiſs hierunter eine List.
Ihr Argwohn fallt vermuthlich auf Amönen.

Doch, daſs die Statue, so bald sie athmet, küſst,
Däucht uns, aus dem was wir vorhin gelesen,
Beweis genug, sie sey es nicht gewesen.

105.

Amöne war es nicht, und konnt' es auch nicht seyn.
Man kann den edlen Stolz nur stufenweis verlieren,
Der rühmlich siegen will, nicht buhlerisch verführen.
Doch, fällt euch nicht die schöne Nymfe ein,
Die jüngst, gejagt vom häſslichsten Satyren,
Ihm in die Arme lief? Die dachte nicht so fein!
Der Einfall schon, dem Ritter nachzureisen,
Scheint gegen sie ein wenig zu beweisen.

106.

Ihr wiſst, wie Idris einst, nicht ohne Müh, sich frey
Aus ihren schönen Armen machte;
Und, da sie bald durch Kunst der Feerey
Entdeckte, daſs die Sie, um die er sie verachte,
Nicht eine Göttin, wie sie dachte,
Nur eine Statue, und Er verurtheilt sey

Die Seele, die ihr fehlt, ihr selbst erst mitzutheilen,
Beschloſs sie ungesäumt dem Flüchtling nachzueilen.

107.

Sie wuſste, daſs ein Dom von schwarzem Marmorstein
Die Nebenbuhlerin verwahre,
Und daſs der Dom in einem Zauberhain
Auf einer Insel steh' wohin kein Schiffer fahre.
Die Hoffnung, sie so bald zu finden, war sehr klein;
Denn wo? das setzten ihr die Bücher nicht ins klare.
Allein Verliebte täuscht gar selten ihr Instinkt;
Man find't im Dunkeln selbst den Ort, wo Amor winkt.

108.

Sie fand ihn — und noch mehr; denn in den krummen Büschen
Des Labyrinthes lag, in jungem Most bezecht,
Ein alter Satyr, alt, doch nicht an Muth geschwächt
Die Nymfen, die ihn fliehn, im Laufe zu erwischen.

Die unsre kommt ihm eben recht
Sich auf den Trunk ein wenig zu erfriſchen.
Er setzt ihr nach, sie läuft, er macht ihr warm,
Und jagt sie, wie ihr wiſst, zuletzt in Idris Arm.

109.

Kaum hatte Der sich von ihr los gewunden,
So ging die Jagd von neuem an,
Bis ihr der Satyr, überwunden
Und athemlos, nicht weiter folgen kann.
Indessen war sie ihm für seine Müh verbunden,
Weil sie allein dabey gewann.
Was sie gewann war werth sich zu ermüden;
Sie fand den Aufenthalt der marmornen Zeniden.

110.

Sie säumt sich nicht, von dem fatalen Stein
Eh' Idris kommt Besitz zu nehmen.
Warum, erräth sich leicht. Sie schmieget sich hinein,
Und denkt gar nicht daran, so delikat zu seyn,
Der Hinterlist, womit sie umgeht, sich zu schämen.
Sie braucht nicht für sich selbst die Sache zu verbrämen;
Wird Idris nur in ihren Arm gebracht,
Das Mittel ist was ihr den kleinsten Skrupel macht.

111.

Sie spielt vollkommen nun den Meister
In ihrem neuen Leib, (ein Vorrecht echter Geister!)
Wacht oder schläft, ist wirksam oder still
Im Kopf, im Fuſs, im Herzen, wo sie will.
„Ob das begreiflich ist?“ — Vermuthlich keinem Heister:
Doch stehen Paracels und Iben Thofail
Dem Dichter bey. Die Zunft der scharfen Geisterseher
Treibt, wie bekannt, die Sachen oft noch höher.

112.

Genug, die Nixe lauscht in ihrem neuen Leib,
Entschlossen, wenn er kommt, das Abenteu'r zu wagen,
Und Anfangs, wie es einem Weib
Von Marmor ziemt, sich zu betragen,
Allein zu gröſstem Miſsbehagen
Der armen Nymfe, die sehr wenig Zeitvertreib
In ihrer Stellung fand, lieſs sich kein Idris sehen,
Und ihr verging die Lust, so müſsig da zu stehen.

113.

Drey lange Tage sind vorbey,
Noch will der Flüchtling sich nicht zeigen.
Aus Langweil macht sie sich zuletzt vom Zwange frey,
Erlaubt sich selbst herab vom Fuſsgestell zu steigen,
Und sucht im Hain umher, wo er geblieben sey.
Nur, wenn der Tag beginnet sich zu neigen,
Kehrt sie zurück und nimmt, nicht ohne Überdruſs,
Die Stelle wieder ein, die sie behaupten muſs.

114.

An welchem Ort und wie Herr Idris sie gefunden,
Ist schon gesagt. Sie hielt sich Anfangs gut:
Kein Stein ist steinerner; was auch der Ritter thut,
Der sie beseelen will, gefroren bleibt ihr Blut:
Doch endlich giebt sie sich, wie billig, überwunden.
Sie fühlet nun in wenigen Sekunden
Bereits so gut, und ist so sehr beseelt,
Daſs sie vielleicht im Übermaſse fehlt.

115.

Wenn das ein Fehler heiſst, so müssen wir gestehen
Daſs es ein schöner Fehler ist.
Herr Idris, fest beglaubt Zeniden selbst zu sehen,
Die in Empfindungen an seiner Brust zerflieſst,
Find't nichts zu viel. Sie kann, wie feurig sie auch küſst,
Doch nie zu weit in einer Tugend gehen,
Der (wie ihn däucht, so lang' der Taumel währt)
Vor allen übrigen der erste Platz gehört.

116.

Was er in diesen Augenblicken
Bey diesem Kuſs, bey diesem süſsen Drücken
An ihre Brust, was er empfinden muſs,
Begreift nur wer geliebt. Der völligste Genuſs
Der Liebesgöttin selbst könnt' ihn nicht so beglücken
Als nach so langer Qual Zenidens erster Kuſs.
Zenide — ruft er aus, und sinkt zu ihren Füſsen,
Weil Mund und Augen sich entseelt vor Wollust schlieſsen.

117.

„Zenide — stammelt er, aus dieser süſsen Nacht,
Worin sich stufenweis die Seele sanft verlieret,
Durch ihren Kuſs zurück gebracht;
Ist's möglich? bin ich's selbst? bist du es? Welche Macht
Hat dieses Wunderwerk so unverhofft vollführet?
Zenide, neu beseelt, von Sympathie gerühret,
Drückt zärtlich sich an ihres Idris Brust —
Und ich zerflieſse nicht, ich sterbe nicht vor Lust?

118.

„O sieh mich an, noch einmahl — Würd' ich nicht
Mit meinem Blut solch einen Blick bezahlen?
Noch einmahl, noch zu tausend Mahlen —
Entzieh mir niemahls mehr dieſs himmlische Gesicht!“ —
Doch, Muse, was Verliebte dahlen
Rührt niemand als sie selbst. Daſs Idris Unsinn spricht,
An einem Platze, wo wir selbst wohl gerne wären,
Ist seine Schuldigkeit, nur wollen wir's nicht — hören.

119.

Den weisen Leuten, welche nie
Wie unserm Helden war erfuhren,
Nicht den Katonen nur, sogar den Epikuren
Von kaltem Blut und träger Fantasie,
Klingt nichts so schal, als die Figuren
Verliebter Schwärmerey. Gut, ich verschone sie;
Der Pinsel fällt mir willig aus den Händen;
Wer Lust hat mag das Bild und — dieses Werk vollenden!

Anmerkungen.

1) Seite 241. **Shakspeares** *Queen Mab*, welche Merkuzio in Romeo und Juliet beschreibt.

2) S. 247. Persische Meilen, deren ehemahls fünf und zwanzig auf einen Grad gerechnet wurden.

3) S. 251. *Les femmes des Salamandres sont belles et plus belles même que toutes les autres, puis qu'elles sont d'un Element plus pur.*

Entretiens sur les Sciences secrettes, *Tom. I. p.* 28.

4) S. 258. Simare, ein aus dem Französischen entlehntes Wort, womit vor etlichen Jahrhunderten eine Art von langem, schleppenden Kleide vornehmer Damen bezeichnet wurde.

5) S. 262. Wir zweifeln sehr, ob dieses zwar ursprünglich fremde, aber schon so lange bey uns einheimische Wort (ungeachtet wir gelegentlich auch die Wörter, Bild, Steinbild, Marmorbild u. s. w. statt desselben gebrauchen können) dem Deutschen Dichter (dem es oft bequemer als jene ist) mit Recht genommen werden könne. Nur erinnern wir, daſs es nicht wie das Französische Statüe, sondern als ein Deutsches Wort, das in der Aussprache einen Daktylus hören läſst, ausgesprochen werden müsse.

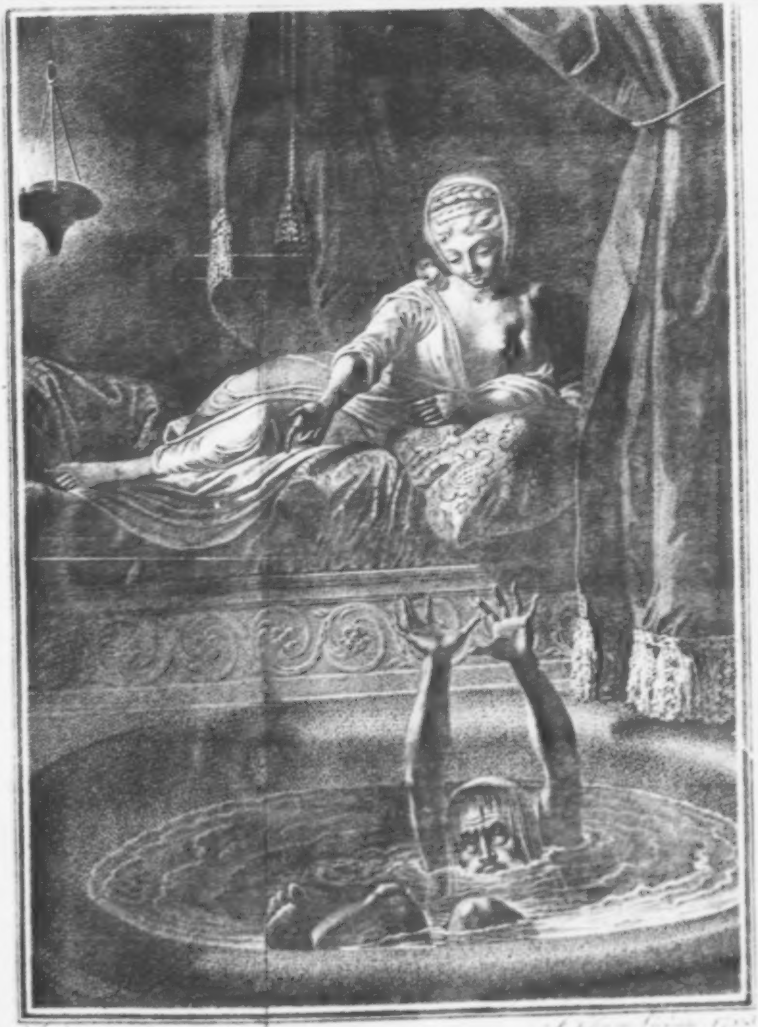
6) S. 290. Diese durch die seltsamsten Visionen bekannte Spanische Nonne, steht hier für eine jede andere ihres gleichen. Sie lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und ist die Verfasserin eines Lebens der Heiligen Jungfrau, welches ihr (ihrem Vorgeben nach) diese selbst, mit-

telst einer langen Reihe von Erscheinungen und Offenbarungen, in die Feder diktierte. P. Crozet, ein Mönch ihres Ordens, übersetzte es ins Französische unter dem Titel: *La mystique Cité de Dieu, Miracle de sa Toute-puissance, abyme de la Grace de Dieu, Histoire divine de la Vie de la trés-sainte Vierge Marie, Mere de Dieu, manifestée dans ces derniers Siecles par la Sainte Vierge à la Soeur Marie de Jesus, Abbesse du Couvent de l'immaculée Conception de la Ville d'Agreae*, und kam zu Brüssel im Jahre 1717 in drey Quart- und acht Oktav-Bänden heraus. Zu einer kleinen Probe von der Stärke der Einbildungskraft dieser Spanischen Dame wird folgendes hinlänglich seyn. So bald Maria geboren war, befahl der Allmächtige den Engeln, dieses holdselige Kind ins Empyreum zu tragen, um es den Bewohnern desselben als die Königin des Himmels vorzustellen. Es wurden ihr neun hundert Engel (hundert von jeder der neun Ordnungen oder Köre) zur Bedienung angewiesen; zwölf andere wurden dazu bestellt, ihr in sichtbarer Gestalt aufzuwarten; noch achtzehn vom ersten Rang (die nehmlichen, welche Jakob auf der Himmelsleiter auf und nieder steigen sah) richteten die wechselseitigen Bestellungen zwischen der Königin und dem Könige des Himmels aus, und der Erzengel Michael wurde zum Oberbefehlshaber dieses ganzen himmlischen Hof-Etats gesetzt, u. s. w.

ENDE DES XVII. BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek

Leipzig
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg del. [illegible]

DIE WASSERKUFFE.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ACHTZEHNTER BAND

ERZÄHLUNGEN UND MÄHRCHEN.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

AN DEN LESER.

Der Inhalt gegenwärtiger Erzählung ist aus einem alten Französischen Ritterbuche, genannt *Le Roman de Gyron le Courtois*, gezogen, aus dessen Stoffe schon der Toskanische Dichter Luigi Alamanni, auf Veranlassung Franz des Ersten, Königs von Frankreich, ein Heldengedicht in vier und zwanzig Gesängen verfertiget hat, das aus nicht weniger als drey tausend vier hundert neun und siebzig achtzeiligen Stanzen besteht, und unter den romantischen Gedichten der Italiäner noch immer seinen Platz behauptet, wiewohl es an poetischen Schönheiten und Interesse dem Orlando des Ariost, und selbst dem Amadigi des Bernardo Tasso sehr weit nachsteht. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daſs es hauptsächlich die Poesie des

Styls, und die Harmonie der Verse ist, was das Glück eines Gedichtes macht: so würde dieser *Girone il Cortese* des Alamanni, dem es an beiden fehlt, den stärksten Beweis davon abgeben können. Unter tausend, die den Ariost zweymahl gelesen haben, ist schwerlich Einer, der die Geduld gehabt hätte, es in dem gereimten Ritterbuche des andern bis auf die Hälfte zu bringen.

Neuerlich ist der alte Roman von *Gyron le Courtois*, der (nächst

Tristan von Leonnois) der vorzüglichste unter allen denen ist, die sich mit den Thaten der Ritter von der Tafelrunde beschäftigen, durch einen Auszug wieder in Umlauf gebracht worden, womit der vor kurzem der Litteratur entrissene Graf von Tressan die *Bibliotheque Universelle des Romans* im Oktober 1776 bereichert hat; ein Auszug, der um so schätzbarer ist, da der geschmackvolle Verfasser an den interessantesten Stellen den alten Romandichter in seiner eigenen naiven und kräftigen, wiewohl veralteten, Sprache reden läſst.

Die Geschichte zwischen Geron und der Dame von Maloank, die nach meinem Gefühl das Schönste in diesem und vielleicht in jedem andern Dichterwerke des mittlern Zeitalters ist, machte beym ersten Lesen einen so starken Eindruck auf mich, daſs ich dem Gedanken nicht widerstehen konnte, sie auszuheben, und meinen Freunden, in einer dem alten Originale so nahe als möglich kommenden Manier, vorzuerzählen. Jede Verschönerung oder Modernisierung des Originals würde in meinen Augen Entweihung gewesen seyn: eine Geschichte, die nur ein Dichter aus den Zeiten *Louis le Jeune* erfinden konnte, muſste auch in dem Tone dieser Zeiten vorgetragen werden. Zwar ist die von mir gebrauchte Versart nicht diejenige, in welcher beynahe alle Gedichte unsrer alten Meister- und Minnesänger geschrieben sind; aber ich wählte sie, weil sie mir besser zu der Würde des Sujets zu stimmen, und den Eindruck, den es bey der simpelsten Erzählung machen muſs, zu begünstigen geschickter schien, als die vierfüſsigen Jamben, die der komischen Erzählung angemessener sind.

Hingegen suchte ich, indem ich mir, nach unsrer Sprache im sechzehnten Jahrhundert, eine Art von Deutschem Gaulois bildete, eine Dikzion heraus zu bringen, welche, ohne unverständlich oder abgeschmackt zu werden, der Täuschung, als ob man den alten

Branor selbst reden höre, so wenig als möglich hinderlich wäre. Ob es mir geglückt sey, muſs das Gefühl des Lesers entscheiden!

Ich will es lieber errathen lassen, warum ich bey dieser neuen Ausgabe meinem Helden den alten Beynahmen, der Adeliche, wieder gegeben habe, als Gefahr laufen, durch ausführliche Aufzählung meiner Beweggründe langweilig zu werden. Unläugbar sind *courtois* und biederherzig keine gleich viel bedeutende Wörter. Will man sich hingegen bey dem Beyworte adelich einen Mann denken, der eben so edel von Sinnesart und Sitten als von Geburt ist; so drückt es den ganzen Sinn des Altfranzösischen *courtois* aus: und wofern adelich in dieser Bedeutung (nach Herrn Adelungs Vermuthung) nur deſswegen zu veralten angefangen hätte, weil die Sache selbst bey unserm heutigen Adel aus der Gewohnheit gekommen; so können wir um so gewisser hoffen dieses Wort in seiner alten und echten Bedeutung wieder aufleben zu sehen, da in einer Zeit wie die unsrige nur vorzüglicher Adel in Gesinnungen, Sitten und Thaten, dem von veralteten Vorurtheilen nur schwach beschützten Geburtsadel noch zur Brustwehre dienen kann.

INHALT DES XVIII. BANDES.

GERON DER ADELICHE.
DIE WASSERKUFE.
PERVONTE.
DAS WINTERMÄHRCHEN.
HANN UND GULPENHEH.
DAS SOMMERMÄHRCHEN.
DER VOGELSANG.

GERON DER ADELICHE

EINE ERZÄHLUNG.

GERON DER ADELICHE.

Der groſse Artus hielt, vor seiner Burg
Zu Kramalot, von dreyſsig edlen Rittern
Umgeben, unter einem offnen Zelt
Von goldgewirktem Sammet seinen Hof;
Und zwischen ihm und ihrem Lanzelot
Saſs Genievra, seine Königin;
Zwölf Jungfraun, die der Minne süſsen Sold
Dem, der's um sie verdiente, wohl zu geben
Vermochten, standen züchtiglich zur Seiten
Der königlichen Frau; und ums Gezelt,
An hohen Eichen, hingen Schild' und Speere
Im Sonnenglanz; und dreyſsig Knaben hielten
Im Schatten, jeder an der rechten Hand
Ein aufgeschmücktes Roſs: — und siehe da,
Ein schwarzer Ritter kam vom Walde her,
Er ganz allein, und ritt dem Zelte zu;

Und wie er schier heran gekommen, stieg er ab,
Lieſs vor der Königin auſs rechte Knie
Sich nieder, richtete sich wieder auf,
Und eines Hauptes länger als die Ritter alle
Stand er vor König Artus, neigte sich und sprach:
„Herr König, wollet einer Gabe mich gewähren,
Um die ich bitte, wie ein Rittersmann
Von einem Ritter sie begehren mag.“

Der König sah den Fremden wundernd an,
Und alle die zugegen waren sah'n ihn an,
Voll Wunders über seine stattliche
Gestalt und seine Red', und warteten
Der Gabe schweigend, die er bitten würde.

Und Artus sprach: Herr Ritter, heischet frey,
Ich sag' es zu.

Der Ritter neigte sich
Zum zweyten Mahl und sprach: Durchlauchter Herr,
So mög' es euch, und diesen wackern Rittern
An eurer Seite, nicht entgegen seyn,
Zu Ehren aller minniglichen Frauen
Und holden Jungfrau'n, hier und überall,
Und zu Bewährung, wem in Ritterschaft

Der Preis gebühre, ob den alten, oder
Den jungen Rittern, einer nach dem andern
Im Grünen einen Ritt mit mir zu thun.

Der König Artus, und die dreyſsig Ritter
Die um ihn standen, allesammt Genossen
Der Tafelrunde, waren nicht die Männer
Die sich um so was zweymahl bitten lieſsen;
Und statt der Antwort liefen alle stracks
Den Bäumen zu, wo ihre Lanzen hingen, und
Die Knappen bey den hohen Rossen standen.

Und Artus und die Ritter alle schwungen
Auf ihre Rosse sich, den Schild am Arm,
Den Speer gefällt, und ritten nach dem Plan,
Wo seinen Stand der fremde Ritter schon
Genommen hatte. König Artus ritt
Der erste. Beide legten ihre Lanzen ein,
Bedeckten mit dem Schilde sich, und rennten
Die Rosse spornend auf einander los,
So mächtig daſs die Erde unter ihrem Stampfen
Erbidmete; und, wie sie nun im Sturm
Zusammen treffen sollten — hielt
Der Fremde seinen Speer hoch in die Luft,
Und fing den derben Stoſs des Königs auf
Mit seinem festen Schilde, daſs die Lanze
Vom Gegenschlag in tausend Splitter brach,
Und König Artus kaum mit Arbeit sich
Im Bügel fest hielt. Aber unerschüttert ſaſs

Der schwarze Ritter, und, so bald sein Roſs
Sich ausgelaufen, schwenkt' er, ritt zum König
Hinan, und sprach gar ehrbar: Edler Herr,
Das wolle Gott nicht, daſs ich meinen Speer
Gebrauche gegen euch! Gebietet mir
Als einem, der zu euerm Dienst aus Pflicht
Und gutem Willen sich gewidmet hat.

Der hohe Artus sieht ihn staunend an
Und wendet nach dem Zelt. Und Galherich,
Sein Neſſe, König Loths von Orkan zweyter Sohn,
Tritt rasch hervor; kampflustig und gewiſs
Des leichten Sieges, faſst mit starker Faust
Er seinen Speer, wirft vor die breite Brust den Schild
Auf dem ein goldner Adler Blitze wirft,
Und sprengt im Sturm auf seinen Gegner an.
Fest war sein Stoſs und kraftvoll; aber mit
Behender Beugung wich ihm jener aus;
Der Speer fuhr unterm linken Arme durch,
Unschädlich, und im gleichen Augenblick
Rührt' ihn des Schwarzen Schaft mit solcher Macht
Daſs ihm die Sinne schwinden und die Kniee brechen —
Er stürzt, und deckt so lang er ist den Boden.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1301/021

Des Bruders Fall zu rächen drängte sich
Herr Galban, Loths von Orkan Erstgeborner, vor.
Man nennte Galbans Nahmen allezeit
Wenn von den Unbezwinglichen die Rede war:
Doch dieses Mahl vergaſs er seiner Dame
Sich zu empfehlen, oder treulos ward
Das Glück an ihm; der schwarze Ritter that
Ihm, wie er Galherich zuvor gethan.

Das gleiche Loos fiel auf die andern Neffen
Des Königs, Egerwin und Galheret,
Und auf Bliomberis und Lionel,
Des Königs Boort von Gannes edle Söhne,
Und auf Herrn Dinadel von Estrangor,
Den Unverzagten, Immerlustigen.
Sie hatten manchen braven Mann wohl eher
Ins Gras gestreckt; itzt kam die Reih' an sie.

Ha! rief Herr Gries, des Königs Seneschall,
Der Höflingsart mit Rittersitten paarte,
Das soll, bey Gott! von Artus Rittern nicht
Gesungen werden noch gesagt im fremden Lande,
Daſs einer nach dem andern, Kegeln gleich,
Vom ersten, den der Wind herbey geweht,

Sich so zu Boden habe werfen lassen!
Der fremde Ritter ist doch wohl so sehr
Nicht Teufel als er schwarz ist! Laſs ihn kommen!

Mit diesen Worten, halb im Schimpf und halb
Im Ernst gesprochen, spornte seinen Klepper
Herr Gries, der Seneschall. Er hatte wohlbesonnen
Aus einem groſsen Haufen Speere, der
Beym Zelte lag, den schwersten ausgewogen.
Allein, nichts mocht' ihm seine Vorsicht frommen, nichts
Sein frecher Muth und seiner spitzen Zunge
Behendigkeit: der schwarze Ritter hob
Ihn hoch empor, und lieſs ihn unsanft fallen.
Ihm half sein Knappe wieder auf die Beine,
Und brummend hinkt' er nach dem Zelte hin.

Die andern folgten nun der Reihe nach;
Muthvolle Kämpfer, die den besten nicht
Zu weichen pflegten, und kein Abenteuer noch,
Wie schlimm es aussah, von der Hand gewiesen.
Ein Spiel war ihnen Lanzenbrechen nur;
Sie hätten Wälder arm an Holz gemacht.
Doch unter ihnen allen keiner hielt
Den strengen Stoſs des Unbekannten aus:
Sie räumten alle nach der Reih' den Sattel.

So zuzusehn der Tafelrunde Schmach
Verdroſs den edeln Lanzelot vom See,
Den einzigen, der von den dreyſsig noch
Zu überwinden war. Der eigne Ritter
Der schönen Königin war Lanzelot;
Viel Thaten hatt' er ihr zu Lieb' gethan,
Und manchen süſsen Kuſs und manche glühende
Umhalsung in geheim zum Sold empfangen.
Kein anderer Genoſs der Tafelrunde
That's ihm zuvor an Mannheit und an Schöne.
In seiner holden Dame Gegenwart
Däucht's ihm ein leichtes, alle Lanzenbrecher
Und Prahler auf dem weiten Erdenrund
Herab zu stechen. Gleichwohl wundert ihn
Des schwarzen Ritters. Denn was itzt geschah,
War, seit die Tafelrunde stand, noch nie geschehn.
„Ist's schwarze Kunst was diesen Heiden schützt,
(So spricht Herr Lanzelot mit leiser Stimme
Zur Königin) so bitt' ich, schönste Frau,
Verlasset euern treuen Ritter nicht;
Die ganze Hölle steh' dem Schwarzen bey,
Lacht euer Auge mir, so ist auf meiner Seite
Der ganze Himmel.“

Als er dieſs gesagt,
Läſst ihn die Königin in ihren Augen

(Den schönen Mund versiegelte die Zucht
Vor so viel Zeugen) eine Antwort lesen,
Die ihm das Herz im Busen schwellen macht.
Und mit verhängtem Zügel, hoch den Schild,
Die Lanz' an seine Seite fest gedrückt,
Rennt er dahin; und beide Ritter stoſsen
So kräftig auf einander, Roſs und Mann,
Daſs sie die Stange vor der Faust zersprengen.
Und Helm' und Schilde laut zusammen schlagen.
Doch wenig halfen itzt die Augen seiner Dame
Dem edeln Lanzelot: ihn überwiegt
Des schwarzen Ritters stürzendes Gewicht;
Er schwankt, verliert den Zügel, taumelt, sinkt
Und liegt wo seine Spieſsgesellen lagen.

Der Unbekannte steigt gelassen ab
Von seinem Rosse, streichelt freundlich ihm
Den feuchten Rücken und die heiſse Brust,
Nimmt ihm den Sattel ab und das beschäumte
Gebiſs, und läſst mit einem sanften Schlag
Es gehn ins Grüne, wo es ihm beliebt;
Kehrt dann, als wär's von einem Lustritt, wohlgemuth
Und unbefangen, seinen ältlichen
Gewohnten Schritt zum goldnen Zelt zurück.

Mit schelen düstern Blicken weichen ihm
Die Ritter aus; sie sehn einander an,

Als fragten sie sich mit den Augen, kannst
Du's leiden? — Aber König Artus tritt
Aus dem Gezelt, und reicht dem Kommenden
Die Hand mit Anstand, sprechend: Edler Ritter,
Wir haben, däucht mich, theu'r genug das Recht
Erkauft, des Mannes Angesicht zu sehen, und
Zu wissen, wer es ist, der so behend
An Einem Abend dreyſsig Schildgenossen
Der Tafelrunde aus dem Sattel hob.

Und alsbald, wie der König dieses Wort
Gesprochen, löst der Fremde seinen Helm:
Und siehe! wie er ab ihn nimmt, so kraust
Schneeweiſses Haar sich rings um seine Scheitel,
Und offenbar in aller Herrlichkeit
Des ungeschwächten hohen Alters steht
Der Edle da, ein schöner alter Mann,
Wiewohl die graue Zeit der Furchen viel
Auf seine breite Stirn gegraben, stark
Und ungekrümmt, wiewohl auf seinem Nacken
Die Last von hundert arbeitvollen Jahren lag.
Dem König Artus und den Rittern wird's
Bey seinem Anblick wieder warm ums Herz;
Sie drängen wundernd sich hinzu, sie fassen
Ihn bey der Hand, und schau'n ihn an, und ruh'n
Auf seinem Antlitz, liebevoll, wie Söhne
Die unverhofft den Vater wieder sehen.

Mein Nahm' ist Branor, sprach der alte Ritter:
Branor, der Braun'. Dein Vater, König Artus,
Der edle Ritter Uther Pandragon,
War noch ein Knabe der sein Steckenpferd
Im Hofe tummelte, da Branor schon
Durch Berg und Thal nach Abenteuern ritt.
Die alten moosbedeckten Eichen dort,
Ich sah sie alle einer Lanze hoch!
Dein Vater, König Artus, war mein guter Herr
Und Freund, wir haben manchen Ritt zusammen
Gethan, und manchen Speer in Schimpf und Ernst
Gebrochen. Segen sey mit seinem edlen Sohne!
Und wohl mir Alten, daſs ich junge Männer sehe
Die noch nicht völlig aus der Väter Art geschlagen!

Indem sie also sich besprachen, ging
Die Sonne unter. König Artus und die Königin,
Und ihre Jungfrau'n und die dreyſsig Ritter,
Der alte Branor in der Mitte, kehrten nach
Der Burg zu Kramalot zurück. Da stand
Ein köstlich Mahl bereitet in der Halle.

Ein reicher Baldachin bezeichnete
Den Sitz des Königs und der Königin;
Und zwischen ihnen ward dem guten Branor
Ein Stuhl von Elfenbein gesetzt; und als
Sie Platz genommen, setzten sich die übrigen
In ihrer Ordnung um die Tafel her.
In Schüsseln aus getriebnem Golde ward
Das Mahl von zwanzig Knappen aufgetragen;
Zur Seite glänzte hoch empor gethürmt
Der reiche Schenktisch; zwanzig andre pflegten
Des Diensts dabey, und zwanzig bey der Tafel;
Und Pauken schallten und Trompeten klangen
So oft der groſse funkelnde Pokal
Herum ging. Als sie nun die Essenslust
Gestillt, ward ritterlichen höflichen
Gespräches viel gepflogen bis um Mitternacht.
Und aller Augen waren auf den Alten
Geheftet, wenn er seinen Mund zum Reden aufthat.
So stille ward es dann, man hätt' im Sahl
Das Weben einer Spinne hören mögen.

Und König Artus nahm des Alten Hand und sprach:
Herr Branor, einen Mann von euerm Schrot und Korn
Gesehen hab' ich nie vor diesem Tage.
So helf' mir Gott, als ich die Väter möchte
Gesehen ha'n, die solche Söhne zeugten!

Ihm gab der alte Ritter diese Antwort:
Herr König, hundert Jahre schon und drüber
Hab' ich erlebt, hab' manchen guten Mann
Auf seiner Amme Schooſs gesehen, manchen bessern
Begraben helfen. Noch gebricht es nicht
An wackern Rittern, und an schönen Frauen
Die ihres Dienstes werth sind. Aber Männer wie
Zu meinen Zeiten werd' ich nimmer sehn!
Von solcher Mannheit, solchem festen Sinn,
So über Ehr' und Recht und Wahrheit haltend,
So bieder, und dem Freund so treu und hold,
So offnen Angesichts und offnen Herzens,
So ohne Falsch, wie König Meliad, und Hektor
Der Braun', und Danayn der Roth', und Geron
Der Adeliche! — Nein, bey meinem Gott!
Nie werd' ich solche Männer wieder sehn!

Hier brach dem edeln Greis die Stimm'; er senkte
Sein weiſses Haupt und schwieg. Und alles schwieg,
Und niemand wagt' es eine gute Weile
Die heil'ge Stille zu entweihn. Zuletzt
Winkt Genievra heimlich ihrem Ritter zu,
Und Lanzelot verstand den Wink, und sprach

Zu Branorn: Alter Herr, wir alle sind
Zu jung, der Ritter, die ihr nanntet, einen
Gesehn zu haben: nur in euch noch leben sie,
Der sie gekannt, dem einz'gen ihres gleichen
Der unsre Zeit erreichte. Wolltet ihr
Von ihren Thaten uns erzählen was ihr wiſst,
Wir alle würden euch die Gabe danken.

Der König Artus und die Königin
Und alle Ritter stimmten laut zur Bitte
Des schönen Lanzelot. Die Jungfrau'n schwiegen;
Doch bat ihr züchtiglich gesenktes Aug'
Und ihrer Wangen Röthe, die Verrätherin
Des jungferlichen schüchternen Verlangens.

Und Branor sah sie freundlich nickend an
Und sagte: Was ihr bittet ist Gefälligkeit;
Das Alter ist geschwätzig, wie ihr wiſst,
Es liebt zu reden von den guten Zeiten
Die nicht mehr sind, in denen es, als wie
In einem sel'gen Traum, allein noch lebt.
Ich will von Geron, von dem edelsten
Der Männer die ich sah, euch was erzählen.

Wohl siebzig Jahre mögen's seyn und mehr,
Seit ihn und mich ein wunderbarer Zufall
Zusammen bracht'! Ich zog im Land umher
Auf Abenteuer. Eines Tages überfällt

Ein Sturm mich tief im Holz. Ich suche Schirm
In einer Felsenhöhl'. Ein enger Gang,
Der in den Berg hinein sich windet, lockt mich an
Zu sehn, wohin er führe. Immer abwärts,
Und immer dunkler, tiefer geht's hinab.
Auf einmahl wendet sich der Gang, und nun
Steht offen eine Höhle vor mir da,
Von Menschenhand gehauen und gewölbt,
Gleich einer Todtengruft — und in der Gruft,
Beym schwachen Glimmer einer Lampe vom Gewölb'
Herunter, seh' ich, wie zwey heil'ge Leiber,
Einander gegenüber, still und hehr
Zwey alte Ritter sitzen. Jetzund noch,
Nach siebzig Jahren, da ich euch davon
Erzähle, fährt mir's kalt durchs Rückenmark hinauf.
Es war als weckete mein Anblick sie
Aus einem sanften Schlummer. Unbefremdet, mild
Und freundlich sahen sie mich an, und wohl
Zu thun schien's ihnen, wieder einen Menschen
Zu sehn. Sie hieſsen mich mit dumpfer Stimme
Willkommen, sagten mir, sie wären beide,
Nachdem sie auf dem Lebensmeere lang'
Herum getrieben, alt und ruhesehnend

In diese stille Gruft herab gestiegen, da
In ihrem Grab des Todes zu erwarten.
Sie würden in der Welt, wo man sie suchte
Und nirgends fand, schon längst für todt gehalten:
Erdgeister pflegten ihrer, brächten ihnen auch
Zuweilen Kundschaft was die Lebenden
Auf Erden machten. Brehus war der Nahme
Des einen, Geron hieſs der andre,
Geron der ältere. Vor Zeiten hatte der
In Gallien geherrscht, drauf seinem ältsten Sohne
Das Reich gelassen, um der Ritterschaft
Sich ganz zu widmen. Bald ergriff den Sohn
Der gleiche Trieb. Er übergab sein Reich
Dem jüngern Bruder, zog auf Abenteuer
Viel Jahre lang, kam endlich auch in diese Gruft,
Sein mühvoll Leben hier mit seinem alten Vater
In strenger Buſse zu beschlieſsen. — Hier,
So sprach der Alte, der mir dieſs erzählte,
Hier ist sein Grab! Wo meines zweyten seines ist,
Weiſs Gott. Ihm raubte Faramund, der Franke, Thron
Und Leben. Noch ein einziger ist übrig
Von meinem Blut und Stamm, mein Enkel, Geron
Der Adeliche. Was von Zeit zu Zeit

Die Geister von ihm melden, ist die Nahrung, glaub' ich,
Die mich nicht sterben läſst. Er ist ein Mann!
Und Gott vergelt's ihm, daſs er meinem Blut
Und Nahmen Ehre macht! — Hier schwieg der Greis.

In diesem Augenblick entschloſs ich mich
Den Ritter Geron aufzusuchen, und ich zog
An Uthers Hof. Da hört' ich Rühmens viel
Von Gerons Tugenden; er selbst war nicht
Zugegen. Und ich zog ihm nach,
Fand ihn, und wunderte mich seiner Schöne,
Der Stärke seines Arms, und seines Muths, doch mehr
Der Treue seines Herzens; und er ward mir hold,
Und ich begleitet' ihn auf mancher Fahrt,
Und war der Zeuge seiner letzten Thaten.

Noch Knabe war er, als sein Vater Kron'
Und Leben gegen Faramund verlor.
Ein alter Freund von Geron seinem Anherrn,
Hektor der Braune, rettete den Knaben,
Floh nach Britannien mit ihm, und ward
Der Führer seiner Jugend, und sein Meister in
Der Ritterschaft; und Geron war ihm wie
Sein eigner Sohn. Und als in einer groſsen Schlacht

Der Alte schwer verwundet fiel, empfing ihn Geron
In seine Arme, schlug mit Löwenwuth
Zu Boden jeden der an seinen Freund
Hand legen wollt', und trug ihn auf dem Rücken
In sein Gezelt; allein das Leben ihm zu fristen
Vermocht' er nicht. Und sterbend reichte Hektor
Sein gutes Schwert ihm hin: „Da, sprach er, nimm!
Ich kenne keinen andern, der's nach mir
Zu führen werth ist!“ — Groſs und selten war
Des Schwertes Tugend, reich der goldne Griff,
Und reicher viel die fest gestählte Klinge;
Und auf der Klinge stand in goldner Schrift:

Vermeſs sich keiner, untugendlich
Dieſs Schwertes anzumuthen sich!
Treu geht über alles,
Untreu schändet alles;
Hohn dem Mann, der seinen Schalk
Verbergen will in Löwenbalg!

Der edle Jüngling nahm das heil'ge Schwert
Mit nassem Aug' aus seines sterbenden
Pflegvaters Hand, und hielt sich reicher drum
Als wär' ein Königreich ihm zugefallen.
Wie er's verwaltete, deſs will ich euch

Ein Beyspiel geben — wenn ihr zuzuhören
Nicht müde seyd. —

Und Lanzelot vom See und seine Dame,
Die schöne Königin, betheuerten
Im Nahmen aller Gegenwärtigen,
Sie würden ihm den ganzen Rest der Nacht
So zuzuhören nimmer müde werden.
Der Alte, unter seinen grauen Augenwimpern
Hervor, schieſst einen scharf gespitzten Blick
Auf Lanzelot und auf die Königin,
Und beider Augen sinken vor dem Blick
Des Edeln. Eine kurze Stille folgt,
Und fort fuhr Branor: „In denselben Tagen lebte
Im Brittenland ein edler Ritter, Danayn
Der Rothe, Herr der Burg zu Maloank.
Geron der Adeliche ward sein Spieſsgesell
Und Freund; sie schworen sich den Todesbund,
Und ihrer beider Liebe ward im Land umher
Zum Sprichwort. Und die Frau zu Maloank,
Des Danayns Vermählte, war das schönste Weib
Im ganzen Brittenland, das schöner Weiber
Vor allen Landen sich berühmen mag.
Sie ohne Liebesregung anzuschauen war

Unmöglich. Geron, wie er sie zum ersten Mahl
Erblickte, dacht' in seinem Herzen: „Ah!
Der thäte wahrlich keinen theuern Kauf,
Der eine Nacht in dieses Weibes Arm
Mit seinem Leben kaufte!“ — Und von diesem Nu
Vermied er streng ins Auge ihr zu sehn,
Sprach selten bey ihr an, und nie allein,
Noch anders als in seines Freundes Gegenwart,
In dessen treues Herz und Biederauge
Kein Argwohn kam. Sie zogen Monden lang
Und länger oft zusammen aus, auf Abenteuer
In fremden Landen, oder an die Höfe
Der Fürsten, wo in Ritterspielen Ruhm
Zu hohlen war: und wenn nach Maloank
Sie wieder kamen, blieb Herr Geron fest
Bey seiner Weise, haltend ob dem Bund
Den er gemacht mit seinen Augen; so,
Daſs wer ihn sah geschworen hätt', ihm sey
Die schöne Frau von Maloank nicht mehr
Noch weniger als jedes andre Weib.

Zum Unglück war das Herz der schönen Frau
So nicht verwahrt wie seines. Ihr erschien
Beym ersten Anblick Geron als der Mann
Aus allen Männern, dem ein edles Weib
Den Sold der Minne nicht versagen könnte;
Und ungewahrsam läſst sie auf und ab

Die Augen schweifen auf der stattlichen
Gestalt, und schaut ihn an und wieder an
Wie schön er ist, berauscht ihr Aug' und Herz
An ihm, nichts böses ahnend; nennt es Freundschaft
Und Höflichkeit, und täuschet sich mit Nahmen
So lange bis sie sich nicht länger täuschen kann,
Und nun zu heiſs die Wunde brennt, sie dem
Zu bergen, der allein sie heilen mag.

Des Weibes Liebe hat ein Falkenauge.
Wie sehr sich Geron ihr verbergen will,
So bald sein Auge mit dem ihrigen
Zusammen trifft, so sieht sie, oder glaubt zu sehn,
Es glimm' in seinem trüben Feuer — Liebe.
In dieser Hoffnung lau'rt sie auf Gelegenheit
Allein mit ihm zu seyn, und wie es ihr
Gelingt, bekennt sie ihm ihr Liebesweh.
In schönerer Gestalt versuchte nie
Die Sünde ein Geschöpf von Fleisch und Blut.
Von ihren Lippen floſs der ersten Schlange
Beredsamkeit, Verführung athmete
Aus ihrem Busen, lockt' in ihrem Arm.
Nie kämpfte Geron einen schwerern Kampf:
Doch Freundschaft, Treue, Hektor, Danayn,

Stehn zwischen ihm und seines Freundes Weib,
Wie Engel Gottes mit dem Flammenschwert.
Das wolle Gott nicht, daſs ich fähig sey
Den Augenblick von Schwäche zu miſsbrauchen,
Der meines Freundes Weib in meine Hände giebt!
Rief er und wand aus ihrem Arm sich los.

Verwirrt und sprachlos stand, von ihrer Hoffnung
So arg getäuscht, indem er ihr entfloh,
Die Schuld'ge da, und wäre gleich vor Scham
Und Schmerz gestorben, wär' ihr's zweifelhaft
Nur einen Augenblick gewesen, ob der Mann
Sie aus Verachtung also abgewiesen.
Doch ihre Augen hatten ihr zu wohl gedient.
„Er liebt mich, denkt sie, sah ich nicht den Kampf
In seiner Seele? O gewiſs, sein Herz
Hat keine Schuld!“ — Und nun erscheint ihr Geron
Der Adeliche seiner Treue wegen
Nur herrlicher, gerechter ihre Liebe
Zu solchem Manne! Ja sie rühmt sogar
Sich ihrer schönen Schwachheit in sich selbst,
Und zeigt sie immer unverhohlner ihm
In ihren Augen. Geron wurde dieſs ein Wink,
Sich der gefährlichen Versucherin
Nicht länger auszusetzen. Und er zog hinweg

Von Maloank, und kam nach Braunenthal
Zu einem Ritter, dessen Burg daselbst
Gelegen war. Da gingen viele Tage
Mit Jagen, Lanzenbrechen, Sang und Tanz
Vorüber. Aber Geron wurde deſs
Bald überdrüssig. — „Wäre Danayn
Doch auch da! dacht' er: ohne meinen Freund
Zu leben unter diesem fremden kalten Volke,
Das duld' ich länger nicht!“ — Wie viel die Frau
Von Maloank an seinem Überdruſs
Theil haben könnte, mocht' er so genau
Sich selbst nicht fragen; kurz, er lieſs sich waffnen,
Bestieg sein Roſs und zog zurück nach Maloank.

Groſs war die Freude seiner Wiederkunft
Bey Danayn dem Rothen, seinem Freund,
Der so ihn liebte, daſs sich Zwillingsbrüder
Nicht besser lieben könnten. Und wiewohl sie schon
So lange Spieſsgesellen waren und so selten
Sich trennten, dennoch lebte weder Ritter
Noch Jungfrau in der Burg, die Gerons Nahmen
Zu nennen wuſsten, auſser Danayn
Und seiner Dame: alles nannt' ihn bloſs
Den guten Ritter; andern Nahmen wuſsten
Die Leute in der Burg ihm nicht zu geben.

Begab sich's nun, daſs, während Geron sich
Zu Maloank enthielt, ein Schildknapp kam,
Und ging zu Danayn, ihm meldend, daſs
In sieben Tagen vor der beiden Schwestern Burg
Ein groſs Turnier gehalten werden sollte.
So helf' mir Gott, spricht Danayn, als ich
Dabey bin, wenn ich anders kommen kann!

Und stracks ging Danayn der Rothe seinen Freund
Zu suchen; und sie wurden eins, zusammen
Hinauf zu reiten nach der Schwestern Burg,
Doch unbekannt und nur in schlechten Waffen.

Und das Gerücht davon ging in der Burg,
Und kam bald vor die Frau von Maloank.

Und wie die Dame das vernahm, gefiel
Ihr's sehr. Denn weil der Schwestern Burg
Nur eines halben Tages Weg von Maloank
Entfernt lag, hoffte sie, Herr Danayn
Der Rothe würde (wie es Sitte war
In solchem Falle) zum Turnier sie führen.
Denn in denselben Tagen war an Schönheit wohl
Kein Weib in allen Landen gleich der Frau
Von Maloank. — „Und Geron (dachte sie)

Wird mit uns ziehn, und mir die Freude werden
Zu sehen, wie er unter allen Königen
Und Rittern aus der ganzen Welt der wackerste
Und schönste ist." — Denn immer hing ihr Herz
An Geron noch, wiewohl er ihre Liebe so
Zurück gewiesen. Geron war und blieb
Der einz'ge Mann in ihren Augen. Ihn
Allein nur kann sie lieben, mag bey Tag und Nacht
An nichts als seine Schönheit und sein adelich
Gemüth und seine Tapferkeit und treuen Sinn
Gedenken; wollte lieber seine Dame seyn
Als Frau der ganzen Welt; gelobt sich heilig, nie
Ihr Herz von ihm zu wenden. Sollte sie
Mit ihrem Leben ihre Liebe büſsen,
Mit tausend Freuden wollte sie es ihm
Zu Liebe thun, sich's noch zur Ehre schätzen.

So war der Frau von Maloank zu Muth
Als nach der Burg zu gehen sie beschloſs.
Denselben Abend noch sprach sie davon
Mit ihrem Manne; und Herr Danayn
Gab ihr gefällig lächelnd zum Bescheid:
Frau, weil ihr's wollt, so bin ich's wohl zufrieden;

Ich will zur Schwesternburg mit solchem Staat
Euch führen lassen, wie für eine Frau
Von eurem Stand und Wesen ziemlich ist;
Will Jungfrau'n viel euch zur Gesellschaft geben,
Und Ritter, die euch sicher hin und her
Geleiten sollen: nur ich selber kann es nicht
Für dieſsmahl; weil wir beide, ich und Geron, nur
In schlechten Waffen zum Turnier zu kommen
Und unerkannt zu bleiben Willens sind.

Als nun die Zeit heran kam, machten sich
Die beiden Ritter, nur mit Einem Knappen
Der Schild' und Schwerter nachtrug, auf die Fahrt,
Und kamen, durch viel Nebenwege, unerkannt
Zur Schwesternburg; indeſs die Frau von Maloank
In groſsem Staat, von sechs und zwanzig Rittern
Geleitet, den geraden Heerweg zog.

Und nahe bey der Burg begegnete
Den beiden Freunden auf dem Plan Herr Flaunz;
Ein junger Schalk und Prahler, der in Ritterschaft
Kein kleiner Wicht zu seyn sich dünken lieſs,

Und der zur Zeit und Unzeit gar zu gern
Hochmuthete und neckte männiglich
Der ihm in Wurf kam und es leiden mochte.
Wie er die beiden Ritter so daher
Gelassen traben sieht, in schwarzen Waffen, schwarz
Die Schild' und Speer', ihr ganzer Aufzug schlecht
Und scheinlos: sprengt er auf sie zu, und fordert sie
Heraus, gleich auf der Stelle einen Speer
Mit ihm zu brechen. Dessen wehrten sie
Gar höflich sich, als solche, die auf morgen
Sich sparen wollten; aber all' umsonst:
Je ehrlicher sie sprachen, desto gröber ward
Herr Flaunz, der Schalk; und da sie, ohne sein
Zu achten, ihres Weges zogen, spottet' er
Zu einem Ritter von der Tafelrunde, der
Zur Seite stand, der beiden schwarzen Knechte,
Und sprach so laut, dafs sie es hören mochten.
Darob entbrannte Danayn in Zorn
Und sprach zu Geron: Bruder, hörst du da
Die Ritter, die vermeinen ungestraft
Uns hochzumuthen? Was bedünkt dich? —
„Mach's wie ich,
Versetzt Herr Geron, lafs sie klaffen! Ihr Geschwätz
Wird uns nicht schlechter und nicht besser machen;

Und höhnen sie uns heute, leicht mag's seyn
Es reut sie morgen, halten dann sich selbst
Für Gecken drum, und wollten gern ihr Maul
Gehalten haben. Ihrer laufen viel
Herum im Lande, die sich groſs damit
Bedünken strenge Späſslinge zu seyn,
Und alles kurz und lang heraus zu geifern
Was ihnen in die Zähne schieſst. Ich meines Orts
Nehm' keine Kundschaft dessen was sie sagen,
Und wenn sie reden ist mir's eben so
Als schwiegen sie." — Bey Gott, Herr Bruder, du hast Recht,
Erwiedert Danayn: von Stund' an mögen sie
Was ihnen lüstet gackeln, bis sie's müde sind;
Sey eine Memme der sich dessen kümmert!

Herr Irwin, einer von den adelichsten Rittern
Der Tafelrunde, hörte mit Verdrieſs die Reden
Des jungen Knechts, der also ohne Sache
Die unbekannten Ritter geckte; und
Er straft' ihn deſs mit harten Worten. Aber Flaunz,
Zu zeigen, daſs er keinen fürchte, fing
Von neuem an. Deſs hatt' er wenig Frucht:
Denn beide Ritter zogen ihre Straſse seiner
Nicht achtend, dachten: „Morgen wird sich's weisen."

Und wie das Herz es ihnen vorgesagt,
Erging's am Tag des Turneys. Danayn
Und Geron warfen alle Ritter aus dem Sattel,
Und keiner war der ihnen wehren mochte
Den Dank davon zu tragen. — Und es war
Des Fragens viel von Mund zu Munde, wer
Die Ritter wären: aber niemand kannte sie
Als nur allein die Frau von Maloank,
Die ihres Herzens Lust an Geron sah
Und seinen Thaten. Denn wiewohl er nur
In schlechten Waffen aufzog, dennoch war
Der andern keiner ihm an Anstand gleich;
Und sah sie ihn, den schwarzen Schild am Halse,
Das blanke Schwert gezückt in seiner Faust,
Im Trupp der Ritter, die in hellen Farben
Und goldgestickten Wappenröcken strotzten,
Bey ihr vorüber ziehn, dann dünkte ihr
Sie sehe niemand auf dem Plan als ihn.

Der schönen Frau'n und Jungfrau'n waren viel,
Die zu der Schwestern Burg auf diesen Tag
Gekommen waren, um zu sehen und
Gesehn zu werden. Aber alle standen um
Die Frau von Maloank wie Wiesenblumen
Um einen vollauf blüh'nden Rosenbusch.
Und allen Rittern, die so schön sie sahn,

Schlug hoch das Herz; doch höher keinem schlug's
Als Lak, dem Freund des Königs Meliad,
Der, wie durch einen Zauberspruch gebunden,
Sein Angesicht nicht von ihr wenden konnte.
Der ist gefangen, sprach der König zu sich selbst.
Und zu erforschen wie ihm wäre, hub er an
Von ihrem Staat und ihrem fürstlichen
Geschmeid' und von den sechs und zwanzig Rittern
Die zum Geleit' ihr dienten. Und Herr Lak
Erwiedert' ihm: die sechs und zwanzig Ritter,
Wie mannhaft sie sich dünkten, wären nur
Ein schwacher Schirm für so ein schönes Weib.
„So helf' mir Gott, Herr König Meliad,
Wo diese Frau in einem Walde mir
Begegnete, und hätte zum Geleit'
Nur diese sechs und zwanzig, als ich mir
Getraute, sie von ihnen zu gewinnen!"

Herr Danayn, den Spielen zuzusehn erpicht,
Vernahm von dieser Rede nichts. Allein
Von ungefähr stand Geron nah genug
Um Wort für Wort zu hören was Herr Lak
Zum König sprach. Und ob sein Herz ihm schon

Entbraunte, daſs ein Mann von seines Freundes Weibe
So sprechen sollte, dennoch daucht' es ihm,
Der Ritter, dessen Seele solcher That
Sich werthen durfte, muſste wohl von Noth
Der besten einer seyn. Und Geron trat
Zu ihm, und redet' ihn mit höflichen
Geberden an, ihm zu erkennen gebend,
Er habe wohl verstanden was Herr Lak
Zum Könige gesprochen. Ich bekenne mich
Dazu, versetzte Lak, und dessen mich
Zu unterstehen sollte mich nicht hindern, wenn
Ihr selbst der sechs und zwanzig einer wär't.

Wenn dieſs ist, sagte Geron, und ihr traut euch zu
Bloſs einer Frau zu Lieb' mit sechs und zwanzig Rittern
Es aufzunehmen; sollt' euch wohl, den Dank
Des Turneys zu gewinnen über uns,
Ein leichtes seyn?

Das ist ein Wort, sprach Lak,
Ich bin dabey. Und König Meliad
Und Danayn, der auch dazu kam, nahmen Theil
An ihrer Wette, und sie wurden eins,
Dreymahl zu rennen, Geron gegen Lak,
Und König Meliad an Danayn.

Zum ersten Mahle rennten Danayn
Und Geron jeder seinen Gegner nieder;
Beym zweyten Rennen drehte sich das Glück,
Die beiden Freunde wurden aus dem Sattel
Gehoben; doch im dritten trugen sie
Mit hohem Lob des Turneys Dank davon.

Und als die Nacht herein brach, kam in Hast
Zu Danayn ein Schildknapp, meldend: daſs
Die Mörder seines Neffen, die er überall
Aufsuchen lieſs, sich wenig Stunden weit
Von dannen sehen lassen. Alsbald machte sich
Der Ritter auf, sie zu verfolgen. Und er sprach
Zu Geron: Bruder, ein Geschäfte ruft mich ab,
Das keinen Aufschub leidet; ziehe du
Nach Maloank, und harre mein daselbst.
Das lieſs er auch der Frau von Maloank
Entbieten; und so kehrte sie mit ihrem Zug
Des Morgens drauf nach ihrer Burg zurück.

Herr Geron hatte nicht des Worts vergessen
Das Lak gesprochen; und so bald die Frau
Von Maloank die Burg der Schwestern wieder
Verlassen, folgt' er ihr von ferne nach.
Allein Herr Lak, der schönen Beute nicht
Zu fehlen, hatte früh sich aufgemacht,

Und tief in einem holzbewachsnen Thale,
Wodurch sie ziehen muſste, sich in Hinterhalt
Gelegt; und als der Zug heran kam, fiel
Er, wie ein Blitz aus hellem Himmel, über
Die sechs und zwanzig, trieb sie in die Flucht,
Und nahm die Frau und ritt mit ihr davon.

Herr Geron hatte durch ein Abenteuer
Von ungefähr den Weg verloren, den
Die Dame zog. Und wie er ihre Spur
Zu suchen, wieder seitwärts lenkte, lieſs
Sein gutes Glück ihn auf den Räuber stoſsen,
Der wohlgemuth mit seiner schönen Beute
Einher getrabet kam. Das Kleinod war
Wohl eines Kampfs um Tod und Leben werth.
Und ängstlich ringend ihre schönen Arme, that
Die Frau zu allen Heiligen im Himmelreich
Gelübde, mehr für ihren Freund als sich.
Doch bald entriſs der Tapfre sie der Furcht
Des Ausgangs; denn mit Löwengrimm
Umschlang er seinen rauhen Gegner, warf
Zu Boden ihn, und zwang ihn von der Milde
Der Frau von Maloank sein Leben anzunehmen.

Wie groſs die Freude war der schönen Frau,
Als sie befreyt sich sah, und durch die Hand
Des Mannes, den sie über alles liebt!

Geringer kaum des Ritters, seine Dame
Ersiegt zu haben, und bestraft den Trotz
Des frechen Nebenbuhlers! — Beide sehn sich an,
Und bleiben sprachlos; ihre ganze Seele ist
In ihren Augen. Alles um sie her
Ist Wald, und still und einsam; Sie und Er
Die Einz'gen in der Welt. Welch Augenblick
Des Freundes zu vergessen! — Aber Geron kam
Bald wieder zu sich selber, trat zurück und sprach
Zur Frauen: Dame, ledig seyd ihr nun
Des Ritters, möget nun nach Maloank
In Frieden ziehn, nach euerm eignen Willen.

Ihm giebt die Frau zur Antwort: Edler Herr,
Daſs ich befreyt bin, deſs sey Gott gedankt
Und euerm Arme! Denn gehöhnt auf ewig
Und aller Ehren bar wär' ich geblieben,
Hätt' euer Muth die Schmach mir nicht vergaumt.
Allein, was nun beginnen? Meine Reisigen
Und Knappen sind entflohn, desselben gleichen
Auch meine Jungfrau'n alle haben mich
Allein gelassen. Spricht zu ihr der Ritter: Frau,
Seyd unbekümmert; eure Leute können nicht

So ferne seyn; sie werden wieder sich
Zu euch versammeln. Reiten wir indeſs
In diesem Pfade fort, der ohne Fehl
Uns wieder in den Heerweg bringen wird.
Und mit dem Worte ritten sie von dannen.

Als nun die schöne Frau von Maloank
Sich ihres Schreckens quitt, und mit dem Manne,
Der über alles lieb ihr war, so ganz allein
Sich sah, und dachte bey sich selbst, wie im Turnier
Er allen es zuvorgethan, und wie
So adelich und schön und hold er war
In allen Dingen, über alle Männer die
Ihr jemahls vorgekommen: da bewegte sich
Ihr Herz so stark in ihr, sie wuſste nicht
Wie ihr geschah, und was sie sagen oder wie
Sie schweigen sollte. — Noth ist ihr zu reden:
Allein die Furcht, noch einmahl abgewiesen
Zu werden, schreckt sie. Liebe setzt ihr zu
Ihm frey zu offenbaren, was ihr Herz
Gelüstet: aber Scham hält ihren Mund
So bald sie reden will. Auf einer Seite
Spricht Liebe: „Dame, redet ohne Scheu,
Er weiset euch gewiſs nicht wieder ab.
Ihr seyd so wohlgethan von Leib und Angesicht,
Der wäre nicht des Ritternahmens werth,

Der eine Frau wie ihr zum dritten Mahl
Abweisen könnte; waget's nur getrost!“
Doch Scham spricht auf der andern: „Dame, hütet euch
Zu reden! Geron liebet Danayn
So stät und treu, er würd' um alles in der Welt
An ihm nicht fehlen. Rechnet sicher drauf,
Ihr werdet abgewiesen.“ — So verstummte denn
Die Dame zwischen beiden, und sie ritten
Noch eine gute Weile schweigend fort.

Indessen hatt' auf seiner Seite Geron
In seinem Herzen keinen leichtern Kampf
Zu kämpfen. Denn so oft er auf die Frau
Die Augen warf, war ihm so weh nach ihr,
Und dachte: sollt' er nur ein einzigs volles Mahl
Sein Herz an ihres drücken, seine Seele gäb'
Er drum! — Zu kämpfen länger däucht ihn weder möglich
Noch ehrlich gegen ein so schönes Weib
Das ihm so hold ist. Alles schicket sich
Zu ihrer beider Wünschen. Zeit und Ort,
So still, so einsam, werden nimmermehr
So wieder kommen! — „Aber, deines Freundes Weib,
Des Waffenbruders, der dich höher liebt,
Als seiner Augen eines! Das verhüte Gott,
Daſs so ein wackrer Ritter durch den Mann

Geschändet werde, gegen dessen Treu' er sich
Den kleinsten Zweifel nie verzeihen würde!
Wie wolltest du in deinem Leben wieder
Ihm in die Augen schauen? welchem andern, der
Auf Ehre hält? und wie dich selbst ertragen,
Nach solcher That? —"

In diesen wechselnden
Gedanken ritt er schweigend hinter ihr;
Doch konnt' er sich nicht wehren, dann und wann
Sie anzusehen, und je öfter er
Sie ansah, desto schöner däucht sie ihm.
Zwey-oder dreymahl war ihm's auf der Zunge
Es ihr zu sagen, wenn die Scham ihm nicht
Den Mund verschlossen hätte.

Endlich hob die Frau
(Der Noth war ihrem Herzen Luft zu schaffen)
Von selber an, und sprach zu Geron: Lieber Herr,
So gebe Gott euch gute Abenteuer!
Sagt mir, was ist in aller Welt das Ding
Das einen Ritter Kühnheit zu beweisen
Und hohen Muth am stärksten treiben kann?

Erwiedert Geron: „Dame, zweifelt nicht,
Es ist die Minne. Rechte Minne hat
So hohe wundersame Kraft, sie könnte wohl

Aus einem feigen Menschen einen waglichen
Beherzten Ritter machen.“

Gott behüte!
Versetzt die Dame: wenn dem also ist,
Welch ein gewaltig Wesen müſste dann von Noth
Die Minne seyn!

Erwiedert ihr Herr Geron:
„Ja, wahrlich, dem ist also wie ihr sagt!
Und wisset, Dame, nie und nimmermehr
In meinem Leben wär' ich das gewesen
Was diesen Tag Herr Lak erfahren, hätte mich
Die Minne nicht gestärkt: noch hätte Lak,
Obschon der besten Ritter einer, je
Die sechs und zwanzig Reisigen von Maloank
Zur Flucht gebracht, wie er gethan, wo nicht
Die Minne ihm die Kraft zu solcher That
Gegeben hätte.“

Wie? (versetzt die Frau)
Aus euern Reden scheint's ihr selber liebt
Mit rechter Minne?

„Dame, ganz gewiſs
Sagt ihr die Wahrheit, war des Ritters Antwort:
Auch acht' ich dessen mich für hoch beglückt,

Weil ich mich kühnlich rühmen mag, daſs an
Die schönste Frau, die in der Welt ist, ich
Mein Herz gesetzt; und drum allein vermag
Ich Dinge, die ich andrer Weise nie
Bestehen könnte. Denn das glaubt mir, Dame,
War's nicht in dieser übergroſsen Minnekraft,
Ich hätt' in diesem Turney nicht gethan
Was ihr gesehen habt; und hab' ich Lob
Damit verdient, so bin ich's lediglich
Der Lieb' und meiner Dame schuldig; ihnen ganz
Allein gebührt der Dank."

Die edle Frau
Von Maloank, indem sie ihren Ritter
So reden hört, erfreut sich ohne Maſs.
Denn wohl sagt ihr das Herz: wenn Geron liebt,
So liebt er dich und keine andre in der Welt.
Und wie er aufgehört zu reden, nahm sie wieder
Das Wort und sprach: Mein Herr, so gebe Gott
Euch gute Abenteuer! sagt mir ohne Scherz,
Wer ist die Dame, die so lieb euch ist
Und über alle andre Frauen in der Welt
Euch schön zu seyn bedünkt?

„So helf' mir Gott,
Versetzt er, als die schönste aller Frauen in
Der ganzen Welt kein' andre ist als Ihr;
Und wohl versichert müſst ihr dessen selbst
In euerm Herzen seyn. Ja, liebe Frau,
Ihr seyd es, die ich minne, so wie baſs
Kein Ritter seine Dame minnen mag."

Herr, (spricht zu ihm die Frau) was soll ich denken
Von euern Reden? Sicher ist's nicht euer Ernst:
Ich seh', ihr harret meiner Antwort nur
Um meiner dann zu spotten. Denn es ist
So lange nicht, und ich erinnre mich's
Sehr wohl, wie ich das alles, was ihr mir
Da sagtet, Euch gesagt, und wie ihr härtiglich
Mich abgewiesen. Jetzo wollt ihr mich bereden,
Ihr liebtet mich so mächtig. Guter Herr,
Was wollt ihr, daſs ich glaube?

„Liebste Frau,
(Erwiedert Geron) pflegt, um Gottes willen,
Nicht solcher Reden mehr. Daſs damahls ich bethört
Und blind war, laſst mich dessen jetzund nicht
Entgelten! Nehmet mich zu euerm Ritter an,
Und seyd versichert, Herzenskönigin,
Daſs keine Minne in der Welt aufrichtiger
Als meine ist."

Die Frau von Maloank
Hat solche Freude, ihren Ritter also reden
Zu hören, daſs ihr ist, sie hör' ihn immer noch
Auch da er wieder schweigt. Sie zweifelt nun
Nicht mehr an seiner Liebe, weidet sich
Daran so innig, daſs ihr ist, sie athme, schwimme
In lauter Liebe; ist so voll von ihm
Und ihrem Glück, und kann doch nichts
Zu Worten bringen, horchet nur und schweigt,
Als ob sie fürchte sie verliere was davon
Durch Reden.

Wie sie eine Weile nun
So fortgeritten, zeigte sich ein kleiner Pfad,
Der mitten durch den Wald geraden Wegs
Zu einem Brunnen führte. Geron lenkt dahin,
Und spricht zu seiner Lieben: „Dame, Müdigkeit
Vom Turney und der Arbeit dieses Morgens
Befällt mich; hieltet ihr's genehm, so möcht' ich wohl
Ein wenig Ruhens pflegen an dem Brunnen dort
Der vor uns liegt."

Mein Herr, (versetzt die Frau
Erröthend) thut nach euerm Willen. Und er nahm

Den Weg zum Brunnen, und die Dame ritt
Ihm schweigend nach. Und als sie nun dahin
Gekommen waren, stieg Herr Geron ab,
Und band sein Roſs an einen Baum, ging dann
Der Frau von Maloank herab zu helfen.

Ein frischer Rasen, lustig überschattet
Von Bäumen, war daselbst, umschlossen rund
Mit Büschen, still und lieb und heimlich, als sie sich
Zum Ruhen einen Platz nur wünschen mochten.
Hier setzt er seine Dame, wie er sie
Vom Pferd herab in seinen Arm empfangen,
Im Schatten hin; beginnt dann Stück für Stück
Sich zu entwaffnen, nimmt die Haube ab,
Und schnallt den Harnisch von den Schultern und
Den schwarzen Schild, und legt es alles auf
Den Brunnen hin; und oben drauf sein gutes Schwert,
Das einst der unbescholtne Ritter Hektor Braun
Geführt und sterbend ihm zum Erbe lieſs,
Und das, um seines ersten Herren willen, ihm
So lieb war, daſs er nicht das beste Schloſs
Des Königs Uther drum genommen hätte.
Allein in diesem Augenblick der Trunkenheit
Itzt dacht' er wenig an sein Schwert, und an
Die Ritterpflicht, wozu es den verband,

Der nach dem wackern Hektor es zu führen sich
Vermaſs. Verlassen hatten ihn zum ersten Mahl
In seinem Leben Ehr' und Biedertreu',
Und heiſser Hunger nach der süſsen Frucht
Der Minne jedes edlere Gefühl in seiner Brust
Verdrungen. Geron ist nicht Geron mehr,
Hat seines Danayns vergessen, seiner selbst
Vergessen, eilt mit rascher Ungeduld
Sich vollends zu entwaffnen; während daſs
Die schöne Frau, in süſser Scham, die Augen
Gesenkt auf ihren Schooſs, verstummt, und kaum
Zu athmen sich getraut.

Und siehe da,
Als Geron eben ihr sich nähern wollte,
Begab sich's, daſs vom Rand des Brunnens, wo
Er seine Waffen auf einander hingelegt,
Sein gutes Schwert herab ins Wasser fiel;
Und wie er's platschen hört, verläſst er stracks
Die schöne Frau, und läuft, sein liebes Schwert
Zu retten, zieht's heraus, und trocknet's ab,
Wischt's fleiſsig wieder blank; und als er's um
Und um betrachtet, ob es unbeschädigt ist,
Fällt ihm die goldne Aufschrift ins Gesicht,
Die Hektor in die Klinge graben lassen.
Er bebt und liest, und liest es wieder und

Zum dritten Mahl, als ob er nie zuvor die Worte
Gesehen; und auf einmahl ist's, es fall'
Ein Zauber von ihm ab. Er steht, das gute Schwert
In seiner Hand, und sinkt tief in sich selbst.

„Wo bin ich? — Gott im Himmel! welche That
Zu thun kam ich hierher?“ Die Knie erschlaffen ihm
Von dem Gedanken. Und, sein Schwert noch in der Hand,
Setzt auf den Brunnen er sich hin, der Frau
Den Rücken kehrend, kummervoll, und sinkt
Aus einem traurigen Gedanken in den andern.
Und wie die Dame, die noch kaum zuvor
Ihn froh und wacker sah, so plötzlich ihn
In solche wunderbare Schwermuth fallen sieht,
Erschrickt sie deſs, und weiſs nicht was davon
Sie denken soll. Und um zu sehen, was ihm ist,
Geht sie mit leisen Schritten furchtsam hin
Und spricht zu ihm: Mein Herr, was sinnet ihr?

Und Geron, ohne ihr zu achten, blickt
Mit starren Augen auf sein Schwert, und giebt
Ihr keine Antwort. Lange harret deren
Die holde Frau, und da er keine giebt,

Tritt sie noch näher hin und wiederhohlt
Mit sanfter Stimme: Lieber Herr, was sinnet ihr?

Und tief erseufzend: Was ich sinne? spricht
Der Ritter: so erbarme Gott im Himmel
Sich meiner Seele, Frau, als ich nach dem,
Was ich an meinem Bruder Danayn
Begangen, länger nicht zu leben würdig bin!

Und als er dieſs gesagt,
Begann sein Schwert er wieder anzuschau'n,
Und sprach mit tiefem Schmerz: Du gutes Schwert,
In wessen Hand bist du gefallen! Wie so gar
Ein andrer Mann war der, der ehmahls dich
Geführt! Verrath noch Untreu' kam sein Leben lang
Nicht in sein Herz — Vergieb mir! — Führen darf
Ich dich nicht länger, aber rächen will ich dich
Und ihn — der bessers von mir hoffte, da er dich
Mir anvertraute! — Mit dem Worte zückt'
Er seinen Arm, und eh' die Frau, vor Schrecken starr,
Es hindern mochte, stieſs er mit dem Schwert
Sich durch und durch, zog's mit Gewalt dann wieder
Heraus und hätte sich noch einen Stoſs

Gegeben, wäre nicht die Frau von Maloank
Mit aller Stärke der Verzweiflung und der Liebe
Ihm in den Arm gefallen. Guter Ritter,
Um Gottes willen, schonet euer selbst,
(Rief sie ihm weinend zu) ermordet nicht
So grausamlich euch selbst und mich in euch —
Um nichts! —

O, rief er, Dame, laſst
Mir meinen Willen. Ich verdiene nicht
Zu leben, und so will ich sterben, lieber als
In Schande leben! — Aber lauter weinend hielt
Die Frau mit aller ihrer Stärke ihm den Arm.

In diesem Augenblick kam Danayn
Zurück von seiner Fahrt. Gefunden und bestraft
Hatt' er die Mörder seines Neffen; beide waren sie
Gefallen unter seinem Schwert. Nun eilet er
Zurück nach Maloank zu seinem Freund;
Und wie, nicht fern vom Brunnen, er im Wald
Daher zieht, trifft ein Klageton sein Ohr
Vom Brunnen her; und alsbald lenket er
Dahin, und siehe! Geron liegt in seinem Blut,
Und blutig überall, in stummer Angst,
Die Frau von Maloank bey ihm, allein,
Die Hände ringend. — Danayn, anstatt
Zu fragen, springt vom Roſs und eilt dem Freund
Zu Hülfe. Aber Geron weigert sich

Sie anzunehmen, will nicht leben, klagt
Sich selber an vor seinem Freund, verbirgt
Ihm nichts als seines Weibes Schwachheit, nimmt
Auf sich allein die ganze Schuld. Und wie
Er alles ihm bekannt hat, reicht er ihm
Die Hand und spricht: Vergieb mir, Bruder, wenn
Du kannst, und laſs mich sterben: aber hasse nicht
Mein Angedenken — denn die Reue kam
Der That zuvor. In meinem Herzen war
Die Untreu' nur: so laſs mein Herzensblut
Sie löschen!

Aber Danayn, der Edle, fühlt'
In diesem Augenblick die Herrlichkeit
Der Tugend seines Freundes mehr als er
Sie je zuvor gefühlt; so offenbar
Liegt Gerons Herz und Wesen, wie sein eignes,
Vor seinen Augen da. Er fleht
Ihm dringentlich, sich selber zu verzeihn,
Beschwört bey ihrer heil'gen Freundschaft ihn
Zu leben, schwört ihm, daſs er mehr als je
Ihn ehr' und liebe!

Überwältiget
Von solcher Liebe, willigt Geron endlich ein
Für seinen Freund zu leben, überläſst

Sich seiner Pfleg', und wird auf einer Bahre nach
Dem nächsten Schloſs getragen, wo
Ein guter alter Ritter sich enthielt,
Ein Freund von Danayn. Der lebte da
Mit einer Tochter, die an Schönheit kaum
Der Frau von Maloank den Vorzug lieſs,
Und viel verborgner Mittel kundig war
Die schwersten Wunden bald und wohl zu heilen.
Die edle Jungfrau liebte heimlich Geron
Den Adelichen, und durch ihre Kunst
Und Pflege ward er heil in wenig Wochen
Von seiner Wunde. Aber tödtlich war
Die Wunde, die das Abenteu'r am Brunnen
Der Frau zu Maloank geschlagen. Solchen Wechsel,
So plötzlich, so gewaltsam, zu ertragen, war
Ihr weiches Herz zu schwach. In schwerer Angst
Lag sie die ganze Nacht als wie in Feuer;
Und gleich am andern Morgen brach die Wuth
Des Fiebers aus, und wuchs mit solcher Macht,
Daſs keine Rettung war. Sie starb am dritten Tage,
Und Gerons Nahme war ihr letzter Laut.

Hier schwieg der alte Ritter. Und mit ernstem Blick
Sah er die Frauen und die Ritter alle,
Die um die Tafel saſsen, schweigend an;
Und allen Jungfrau'n schlichen stille Thränen

Die glüh'nde Wang' herab, und alle Ritter schlugen
Die Augen nieder. Und Frau Genievra,
Die Königin, die, während er erzählte,
Bald todtblaſs worden war, bald feuerroth,
Rief, ihre Unruh zu verbergen, seufzend aus:
„'s ist eine traurige Geschichte!“ — Und wie ging's
Nun euerm Geron weiter? — fragte Lanzelot.
Nach der Geschichte, spricht der alte Branor, hab'
Ich nichts mehr zu erzählen. —

Und der König Artus
Stand von der Tafel auf, und alle standen auf,
Und Artus sprach zu Branorn: Ritter, ein Gemach
Ist euch bereitet in der Burg, für diese Nacht
Und alle Tage, die ihr bey uns bleiben wollt.

Herr König, gab der alte Mann zur Antwort,
So gebe Gott euch Ruhm und guten Muth,
Als ich gelobet hab', an keinem Hof
In meinem Leben über Nacht zu bleiben.

Die Ritter sahn einander schweigend an;
Und Branor neigte vor dem König sich
Und vor der Königin, nahm seine Waffen,
Bestieg sein Roſs, und ritt bey Sternenlicht
Zurück in seinen Wald.

DIE WASSERKUFE

ODER

DER EINSIEDLER UND DIE SENESCHALLIN VON AQUILEGIA

DIE WASSERKUFE. 1)

„Wer fest auf seinen Füſsen steht,
Der sehe zu daſs er nicht falle!“
Die Warnung, lieben Brüder, geht
Euch an und mich, und, ohne Ausnahm', alle:
Nur ist das „Siehe zu“ zwar leicht gesagt,
Allein, das Wie? ist was die Weisen plagt.
Wer freylich stets in einem hohlen Baume,
Mit einem Klotz an jedem Bein,
Sich aufhält, stöſst den Fuſs gewiſs an keinen Stein,
Und kommt nicht leicht zu Fall — es wäre denn im Traume:
Gesorgt ist für die Sicherheit
Dadurch; allein wo bleibt die Thätigkeit?
Der Mensch ist nicht zum stehn, er ist zum wandeln,

---

1) Nach einer alten Erzählung in *Le Grand's Contes devots pour servir de Suite aux Fabliaux et Contes du treizième Siecle*, etc.

Zum laufen, wenn es gilt, zum unternehmen, handeln
Und wagen, auf der Welt, und *gehn*
Ist sein Beruf, trotz allen groſsen, kleinen,
Vieleckigen und runden Anstoſssteinen,
Die überall in seinem Wege stehn.
Gebraucht er dann die Augen nicht — zum *sehn*,
So ist es *seine* Schuld! — Er gehe fest und munter
(Nicht sorglos) seinen Weg; und stolpert er mitunter,
Ja, fiel' er siebenmahl in einer einz'gen Nacht
Den Kopf zuerst in einen Wasserkübel,
Nun, immerhin, auch das ist nicht so übel!
Er wird dadurch vielleicht behutsamer gemacht,
Und findet, ihn heraus zu ziehn, am Ende
Wohl gar, wie *Bruder Lutz*, zwey Alabasterhände.

Ihr nickt schon, wie ich seh' — Ihr wollt (und das mit Recht)
Der Dichter soll, statt zu moralisieren,
(Dieſs könnt ihr selbst, gut oder schlecht)
Euch, wie Homer, frisch in die Sache führen.
So hört denn an! — In einer engen Schlucht
Im Pyrnerwald lebt' einst (wofern es leben
Zu nennen ist) ein Mann, der auf der Flucht
Aus einer Welt, wo alles, vor und neben
Und hinter ihm, zum Bösen ihn versucht,
In diese Wildniſs sich begeben,
Um seinen thier'schen Theil durch strenge Klausnerzucht,
Durch fasten und kastei'n und übern Wolken schweben
Zur geistigen Natur, wo möglich zu erheben.
Schneewasser war sein Trank, sein Brot der Eiche Frucht,
Und Wurzeln seine Leckerbissen;
Ein glatter Stein lag, wenn er schlief, als Küssen
Ihm unterm Haupt — Kurz, Bruder Lutz
(So hieſs der Biedermann) bringt über dreyſsig Jahre
Bereits, dem Höllenwurm und seinem Fleisch zu Trutz,
In dieser Felsenkluft als wie in seiner Bahre

Ein traurig Leben hin, das (wie er glaubensvoll
Versichert ist) ihm einst zum Halbgott machen soll.

Natürlich schlummerten in seinem öden Winkel
In solcher Zeit und bey so magerer Diät
Die bösen Lüste ein: doch desto ärger bläht
Den guten Mann der leid'ge Eigendünkel,
Der in der Abgeschiedenheit
Bey fasten und kastei'n gewöhnlich wohl gedeiht.
Schon schmeichelt Bruder Lutz sich selbst, den Sankt Antonen
Und Paulen an Verdienst beynahe gleich zu seyn;
Schon sieht er einen goldnen Schein
Um seine Scheitel ihm für eine Tugend lohnen,
Vor welcher, was die Welt mit diesem Nahmen ehrt,
In seinem Wahn, wie Rauch im Sonnenglanz, zerfährt.

In diesem süſsen Trug stört, wider sein Verhoffen,
Ihn einst ein göttlich Traumgesicht.
Ihm däucht, er seh' den Himmel plötzlich offen,
Ihn überschütt' ein Strom von empyre'schem Licht,

Und, gleich gebrochnen Donnerschlägen,
Schall' eine Stimm' ihm diese Wort' entgegen:

Wer hoch zu stehen wähnt, ist seinem Falle nah!
Willst du an Tugend dich weit übertroffen sehen,
So brauchst du nicht sehr weit zu gehen,
Geh nur zum Seneschall von Aquilegia.

Der arme Bruder Lutz erwacht in kaltem Schweiſse
Bey diesen Worten. Welch ein Fall!
Mich, spricht er, der mit solchem Ernst und Fleiſse
Sein Heil geschafft, mich soll ein Seneschall,
Ein schnödes Kind der Welt an Tugend übertreffen?
Und gleichwohl hör' ich noch im Ohr den Widerhall
Des Schreckenswortes Seneschall!
Wie könnte mich die Himmelsstimme äffen?

Entschlossen greift er stracks nach seinem Knotenstab,
Und, einem wandernden Gespenste ziemlich ähnlich,

Steigt er aus seinem Felsengrab
(Nachdem er mit Gebet und Kreuzen, wie gewöhnlich,
Sich wohl verwahrt) hervor, und wallet ohne Ruh,
Von Wasser bloſs und hartem Brot gelabet,
Dem stolzen **Aquileja** zu.

Und nah am Stadtthor kommt ein prächt'ger Zug getrabet,
Ein groſser schöner Mann, mit Scharlach angethan,
Auf einem reich geschmückten Gaule
In seiner Mitte. **Lutz** spricht einen Bürger an,
Und hört mit aufgesperrtem Maule,
Bestürzt, als donnert' ihm aufs neu'
Die Himmelsstimm' ins Ohr: der Mann im Scharlachpelze
Und mit der schweren Kettenlast von Schmelze
Wohl sechsfach um den Hals, der stolze Weltling — sey
Der **Senesohall von Aquilej.**

Nun wohl! wenn Pracht und Hoffart [illegible]cht verdammen,
So geht man, denkt er, leicht ins Reich der Himmel ein,
Und Satans Schwefelpfuhl mag schlecht bevölkert seyn!
Indessen raſſt er sich zusammen,

Drängt durch die Menge sich an diesen stolzen Mann,
Nennt sich als Bruder Lutz, und spricht, um Gottes willen,
Um Dach und Fach in seinem Haus ihn an.

„Mein Bruder, müſst' ich nicht gleich eine Pflicht erfüllen,
Erwiedert ihm mit Ehrerbietigkeit
Der Seneschall, gern nähm' ich mir die Zeit
Dich selber in mein Haus zu führen;
Allein mich rufen Amtsgebühren.
Nimm diesen Fingerreif, trag' ihn zu meiner Frau,
Und sag': ich bitte sie, dich ganz so aufzunehmen
Als wär' ich's selbst. Nimm hin, und trau
Mir auf mein Wort, sie wird dich nicht beschämen.“

Der Ritter reicht aus seinem Scharlachpelz
Den Ring ihm dar, und giebt dann seinem Gaul die Sporen,
Und Lutz sagt kaum sein Gott vergelt's!
So hat er schon den Herrn aus dem Gesicht verloren.

Betroffen, aber nicht von seinem Wahn bekehrt,
Trabt Bruder Lutz nun schnurstracks nach dem Hause

Des Seneschalls. — Was er da sieht, empört
Sein düstres Auge, was er hört
Sein ungewohntes Ohr; er denkt: „In diesem Hause
Lebt alles ja in Saus und Brause!
Von Gold und Silber, Elfenbein
Und Marmor schimmern alle Wände,
Das Hausgeräth glänzt wie polierter Stein;
Für einen Erzbischof wär' hier nichts zu gemein,
Auch nimmt der Diener Zahl kein Ende.
Du lieber Gott! soll das das Haus des Mannes seyn,
Vor dessen Tugend sich die meine
So tief zur Erde bücken muſs?
Ich traue kaum dem Augenscheine!
Und gleichwohl hab' ich erst den Fuſs
Herein gesetzt — Lutz, Lutz, wie wird das enden?
Das beste wäre wohl gleich wieder umzuwenden.“

Indem der Eremit so mit sich selber spricht,
Kommt eine Frau, gar fein von Angesicht,
So weiſs wie frischer Schnee, wie Rosen roth von Wangen,
Von hohem Wuchs, von Armen zart und rund,
Die Augen himmelblau, Rubin der kleine Mund.

In silbernem Gewand, mit Ringen und mit Spangen
Geschmückt an Ohr und Hals und Hand,
Aus einer Thür hervor gegangen,
Den Fremden, der im Vorsahl wartend stand,
Als Frau des Hauses zu empfangen.
Bey ihrem Anblick bleibt ihm kaum so viel Verstand,
Den Fingerring ihr zitternd in die Hand
Zu geben, und mit Stottern herzusagen
Was ihr Gemahl ihm aufgetragen.

Die Seneschallin spricht: Mein Bruder! dein Empfang
In diesem Hause soll dich lehren,
Wie wir den Mann, der dich empfohlen, ehren;
Komm nur, der Speisesahl erwartet dich schon lang'.

Und mit dem Wort ergreiſt sie seine rauhe Tatze,
Und führet ihn in einen schönen Sahl,
Wo er die Tafel schon mit einem reichen Mahl
Belastet sieht, gerade zu dem Platze
Des Seneschalls. Hier, spricht sie, setze dich
Als Herr vom Hause neben mich,
Und wähle dir aus diesen Speisen,

Und von den Weinen dort, wie sie mein Keller giebt,
(Weinkenner pflegen sie zu preisen)
Ohn' allen Zwang was dir beliebt.

Bey Sankt Hilarion, denkt Lutz, ich bin betrogen!
Mit einem falschen Traumgesicht
Hat mich der böse Geist belogen.
Wie? dieser Mann, der so dem Glück im Schooſse sitzt,
So üppig Tafel hält, ein solches Haus besitzt
Und solch ein Weib, — er soll nach funfzig Jahren,
In lauter Wollust Tag und Nacht
So Epikurisch zugebracht,
Gerades Wegs gen Himmel fahren?
Da wäre ja kein ärg'rer Thor als ich!
Ich, der, um meine arme Seele
Zu retten, dreyſsig Jahre mich
In einer wahren Bärenhöhle
Mit Fasten und mit Geiſseln quäle!

Weil Lutz so mit sich selber spricht,
Sieht ihm die Dame lächelnd ins Gesicht;
Laſs, sagt sie, dir's belieben! wähle!
Was ist dir, Freund? Du siehst ja aus
Als wärst du noch nicht recht zu Haus!

Frau, spricht der Klausner, laſst euch weisen,
Daſs einen solchen Tisch kein Diener Gottes führt,
Der, seine Seele baſs zu speisen,
Sein Fleisch mit Lust mortificiert.
Ich leb' in meinem Wald von Mispeln und von Nüssen,
Wie meinem Klausnerstand gebührt,
Und mache wirklich mir schon daraus ein Gewissen,
Daſs ich, indem ich Athem zog,
Den Dunst so vieler Leckerbissen
Nicht ohne Wollust in mich sog.

Verzeihe, heil'ger Mann, daſs ich zu streng dich finde,
Versetzt die Frau: die Kreatur
Ist doch zu unserm Dienste nur
Geschaffen, und gewiſs, nicht alle Lust ist Sünde;
Wohin du blickst im Umfang der Natur,
Da siehst du ihre Quellen flieſsen,
Und nichts entheiligt uns was wir mit Zucht genieſsen.
Indeſs, wenn dir gering're Kost behagt,
So iſs — von diesem Kohl mit deiner Magd!
Du wirst dich so nur desto besser schicken
Den Lehnstuhl meines Herrn hier neben mir zu drücken.

Wir leben beide, ich und er,
Bloſs von Gemüs' und Brot seit manchem Jahre her.

Ist's möglich? ruft der Waldmann; ich erstaune!
Wie kämet ihr zu einer solchen Laune?

„Ein fei'rliches Gelübd', vielleicht zu rasch gethan,
Als, von zwey Kindern wir das eine auf der Bahre
Das andre schon dem Tod im Rachen sahn,
Verbindet uns auf sieben Jahre
Zu dieser Lebensart."

Wozu denn also (fällt
Der Klausner ein) wozu in aller Welt
Der Unrath da von üppigen Gerichten,
Pasteten, Fischen, Wildbret, und so fort?
Ihr Anblick, glaubt mir auf mein Wort,
Ist nicht geschickt die Eſslust zu vernichten.

Und wär' es, spricht die Frau, so übel denn gethan,
Wenn's bloſs zu einer kleinen Übung wäre?
Du weiſst, es liegt gar viel daran,
Daſs man, was uns die Pflicht verbietet, leicht entbehre.

Wie mancher Hungrige, erwiedert Bruder Lutz,
Hätt' aus dem Überfluſs gesättigt werden mögen!

Auch kommt er jedesmahl den Dürftigen zu Nutz,
Versetzt die schöne Frau. Wir haben viel Vermögen,
Und dieſs und unser Stand scheint uns die kleine Last
Von einer Tafel aufzulegen,
An welcher jeder fremde Gast,
Den uns der Zufall schickt, sich wohl bewirthet finde.

Der Klausner fühlt die Stärke ihrer Gründe
Und schweigt; indeſs von Zeit zu Zeit sein Blick
Mit Lüsternheit in jede Schüssel tauchet,
Die würzhaft ihm entgegen rauchet.
Kaum hält er mit Gewalt der Düfte Reitz zurück,
Die so verführerisch um seine Nüstern weben,
Daſs an der rechten Hand mit einer Art von Krampf
Die Finger vor Begier sich zu verlängern streben.
Die Dame sieht den schweren Kampf

Des Stolzes mit der Lust, und kommt dem schier Besiegten
Mit einem Blick zu Hülf'. Er spiegelt sich beschämt
In ihrem heitern still vergnügten
Begierdenfreyen Aug', und zähmt
Zuletzt doch mit Gewalt das Gieren
Der Sinnlichkeit, durch die er nahe war
Auf einmahl dreyſsig lange Jahr'
Enthaltung und Verdienst so schändlich zu verlieren.

Sie speisen beide nun stillschweigend ihren Kohl,
Und trinken klares Brunnenwasser
Dazu — ein Trank, der keine Weiberhasser
Zu machen pflegt. Auch thut der Klausner wohl,
Der schönen Wirthin in die blauen
Lammfrommen Augen nicht zu oft hinein zu schauen:
Denn schuldlos möchten sie zuletzt Gelegenheit
Zu Ärgerniſs der armen Seele geben!
Ein Sinn beginnt bereits allmählich aufzuleben,
Der in der Abgeschiedenheit
Durch stetes Ringen — sich vom Leibe los zu streben,
Durch magre Kost und strenge Disciplin
Schon gänzlich abgetödtet schien.

Zum Glück war's eben Zeit die Tafel aufzuheben.
Lutz spricht ein langes Grazias,
Und freundlich giebt ihm beym Entlaſs
Die Seneschallin zu verstehen,
Er habe nun bis Abend freyen Paſs
Die — heil'gen Leiber zu besehen,
Woran die Patriarchenstadt
(Wie billig) keinen Mangel hat.

Mein Lutz, nachdem er sich in Aquilejens Gassen
Nach allen Kirchen und Kapellen umgeschaut
Und auf dem Grab der heil'gen Hermonassen
Und Chrysogonen [2] sich nach Möglichkeit erbaut,
Kommt ziemlich matt von seinen frommen Reisen,
Kurz eh' die Dämmerung begann,
Zurück, und sucht in Demuth an
Ihm einen Winkel anzuweisen,
Ein Obdach nur, wo ihm, damit er ruhen kann,
Der Wind nicht um die Ohren sause.
Das schlechtste Kämmerchen in diesem Fürstenhause
Ist, spricht er, schon zu gut für mich.

---

[2] S. Hermonas und S. Chrysogonus waren unter den ersten Nachfolgern des heiligen Markus, den die Tradizion zum ersten Bischof von Aquilegia machte.

Ich kenne meine Pflicht, erwiedert
Die edle Frau, indem sie sich
Zu einem Diener kehrt; es heiſst, wer sich erniedert
Der wird erhöhet — Zeigt dem Herrn sein Schlafgemach.

Der Diener Gottes dankt, von seines Herren wegen,
Der edeln Frau, ertheilt ihr seinen Segen,
Und folgt getrost dem Menschendiener nach.
Doch wie bestürzt, bey einer Lampe Schimmer
Auf einmahl in ein prächtig Zimmer
Sich vor ein Bette von Damast
Geführt zu sehn, worin für viere seines gleichen
Raums übrig war einander auszuweichen!
Bis an des Zimmers Decke fast
Mit leichten aufgedunsnen Pfühlen
Und Küssen aufgeschmückt, steht es, gleich einem Thron
Des Hymens da, für einen Königssohn
Ein schöner Tummelplatz zu süſsen Liebesspielen.

Verblüfft, als würde ihm die Kehle zugeschnürt,
Spricht Bruder Lutz zu dem, der ihn geführt:
Hier ist gewiſs ein Irrthum vorgefallen;

So bettet man nur Seneschallen!
Ich weiſs recht gut was mir gebührt.

Der Diener bleibt dabey, er hab' ihn recht geführt,
Und schleicht sich weg. Mein Waldmann lehnet
Sich an das Bett und denkt: Was ist zu thun?
Ziemt's einem Mann wie ich in Eiderdon zu ruhn?
Daſs Satanas mich hier aufs Eis zu führen wähnet
Ist klar genug. Sey denn auf deiner Hut, Freund Lutz!
Und doch — wie, wenn ich nun, dem Höllenwurm zum Trutz,
Den Kopf zu oberst mich in diese Grube stürzte?
Bey meinem spitzigen Kapuz!
Ich will es thun — Und mit dem Wort entschürzte
Der Bruder sein Gewand, zieht Schuh' und Strümpfe aus,
Und thut, mit Einem Wort, als wär' er hier zu Haus.
„Warum auch machtest du dir ein Gewissen draus?
Dem Teufel seinen Spaſs zu rauben,
Darfst du ja nur auf Stein zu liegen glauben!
Der Glaube machte dir schon manche bittre Pein

Zur Lust: sollt' es nicht möglich seyn,
Dich, umgekehrt, durch Wollust zu kasteien?"

Lutz scheint des Einfalls sich zu freuen,
Und ist schon im Begriff sich vollends auszuziehn,
Als etwas, wie ein knisternd Rauschen, ihn
Auf einmahl stutzen macht. Er sieht was es bedeute,
Und plötzlich öffnet an der Seite
Sich eine Teppichthür, und — täuscht ihn nicht der Schein
Der Lampe? sollt' es gar ein teuflisch Blendwerk seyn? —
Die Seneschallin tritt in leichtem Nachtgewande
So zuversichtlich in ihr Schlafgemach herein,
Als wüſste sie gewiſs sie sey allein.

Lutz — der beynahe schon im Stande
Der Urnatur sich zeigt — in seinem Werk gestört
So bald er jemand kommen hört,
Bekreuzigt sich mit beiden Tatzen,
Reiſst schnell die Decke auf, und plumpet wie ein Stein
In lauter Flaum bis übers Ohr hinein:
Doch durch die Federkraft der schwellenden Matratzen

Taucht er bald wieder auf, und steckt den
Kopf heraus.
Die Lampe leuchtet hell, es ist — er kann
nicht zweifeln —
Es ist die schöne Frau vom Haus,
Allein für ihn (er sagt ihr's g'rad heraus)
Der furchtbarste von allen Teufeln.
Was willst du? schreyt er ihr, sich kreuzend
in die Quer
Und in die Läng', im Exorcisten-Ton
entgegen,
Was, Satanskind, ist dein Begehr?
Kommst du in mir den Reitz der Sünde auf-
zuregen,
So hebe dich von hier! —

Ereifre dich
Nicht ohne Noth, versetzt mit unbefangnem
Blicke
Die schöne Frau, indem sie sich
Am Bett in einen Armstuhl senkt,
Und, unbekümmert was der Klausner von
ihr denkt,
Sich nach und nach von jedem Kleidungs-
stücke,
Das noch entbehrlich ist, befreyt.
Was hast du? fährt sie fort, was setzt dich
so in Flammen?
Hier, denk' ich, ist nichts zu verdammen.
Es ist um Schlafengehens Zeit,

Dieſs ist mein Schlafgemach, dieſs, wo du
liegst, mein Bette.
Du, dem dein Stand die Lieb' als Pflicht
gebeut,
Wie dachtest du nicht gleich, ich hätte
Nicht, was ich that, gethan, hätt' ich dazu
kein Recht?

Verzeihung! spricht mein Lutz in einem
ſanftern Tone;
Sey billig, edle Frau, und schone
Auch meiner! Alle Schuld trägt ganz allein
der Knecht
Der mich in dieses Zimmer führte!
Ich sagt' ihm gleich, daſs es sich nicht
gebührte!

Sich nicht gebührt? — Und was gebührt
sich dann,
Versetzt die Frau, wenn dieſs sich nicht gebührt?
— Mein Mann
Hat (wie du sagtest) mir ausdrücklich anbefohlen,
Dir so zu thun als wär' er selbst an deiner
Statt:
Was thu' ich nun, als was er mir befohlen
hat?
Ich bin in meiner Pflicht; und könnten wir
ihn hohlen,

Um Richter zwischen uns zu seyn,
Gewiſs, ich würde Recht bekommen!

Allein wo bleibt die Zucht? fällt Bruder
Lutz ihr ein.

„Die Zucht? Wie könnte die bey uns
gefährdet seyn?
Ich räume dir, als einem biedern, frommen
Und heil'gen Mann, nach deinem Ruf und
Schein,
Des Mannes Platz, den alle die ihn kennen
Den bravsten aller Männer nennen,
An meinem Tisch, auf meinem Lager ein,
Und sollte mich in dir betrogen haben können?
Doch, deine Sach' ist das, nicht meine,
Bruder Lutz!
Ich lege mich, wie jede Nacht, an meinen
Gewohnten Platz; — leg' du dich ruhig in
dem deinen
Zu recht, empfiehl dich in den Schutz
Der heil'gen Engel, Freund, und schlafe sanft
bis morgen!
Von mir hast du nichts zu besorgen.“

Gereitzt durch dieses Wortes stolzen Sinn,
Gewohnt in seinen kleinen Kriegen
Mit Satanas fast immer obzusiegen,
Und durch zwey Ellen Raum von der Ver-
sucherin

Hinlänglich, wie er hoſſt, geschieden,
Giebt Bruder Lutz sich endlich auch zufrieden,
Legt sich auſs rechte Ohr, und kehrt in stolzer Ruh
Der schönen Frau die blinde Seite zu.
Sie, ihres Orts — ihr Recht ihr widerfahren
Zu lassen — liegt (wiewohl ein Weib in besten Jahren)
So still auf ihrem Platz, und athmet euch so leicht,
Ihr Bettgenoſs hätt' ihrentwegen
Von einem Fliegenfuſs die Tritte hören mögen.
„Wacht oder schlummert sie vielleicht?
Es ist doch sonderbar auch nicht ein Glied zu regen!“
Lutz, dem der holde Schlaf sich immer noch versagt,
Fühlt sich vom Vorwitz stark geplagt
Nach ihrer Seite hin sein linkes Ohr zu spitzen.
Ihr denkt, was kann es ihm verschlagen oder nützen
Zu wissen ob sie wacht? — Er selber denkt vielleicht
Sich nichts dabey; allein in seiner Lage
Ist Vorwitz keine kleine Plage.
Genug, er horcht so lange, bis ihn däucht
Sie rege sich. Zu sehn was es bedeute,
Dreht Lutz so leis' er kann sich auf die linke Seite,

Und hält den Athem — Doch die Dame regt sich nicht,
Er irrte sich. — Indeſs ist Wachen seine Pflicht;
Zumahl, da er, wie still er auch zu liegen
Sich vorsetzt, doch, aus Furcht, der schlaue Höllenwicht
Könnt' unvermerkt ihn in die Kluppe kriegen,
Noch nicht zum Schlafen kommen kann.

Die Wahrheit ist, dem armen Mann
War wohl noch nie so eng in seinem Felle.
Man denke sich an seine Stelle!
Fünf Spannen nur entfernt von einem solchen Weib
So stille wie im Sarg zu liegen,
Ist wahrlich nur ein schlechter Zeitvertreib,
Und mehr Kasteiung als Vergnügen.
Ihm däucht er lieg' auf lauter Kannenkraut,
Ihm kröchen zwischen Fleisch und Haut
Zehn tausend Ämsen, die wie Nadelspitzen stechen;
Er kann zuletzt sich länger nicht entbrechen
Sich hin und her zu wälzen, überlaut
Gleich einem Büſsenden zu seufzen und zu stöhnen,
Und Arm und Fuſs so lange auszudehnen,
Bis endlich sich der Zwischenraum verliert,
Und sein gebognes Knie die Dame sanft berührt.

Sie thut beym ersten Mahl, als ob sie nichts bemerke:
Doch, wie sie fühlt daſs ihre Nachsicht ihn
Verwegner mach' und seinen Wahn bestärke,
Beginnt sie schnell sich weiter wegzuziehn.

Er fühlt den Wink. Sein Stolz eilt der bedrängten Tugend
Zu Hülf'; er ruft in seiner Noth sogar
Die ganze Eremitenschaar
Der Thebaide an. — Von seiner frühen Jugend
Schon dreyſsig Jahre ward er öfters zwar versucht
Doch nie besiegt, und sollte nun die Frucht
So vieler Büſsungen, Nachtwachen, Fasten, Schmerzen,
So kindisch, wie ein unbekielter Gauch,
In einem Augenblick verscherzen?
Doch freylich hatte Satan auch
Ihm nie den Streich gespielt, und sich zu ihren Kämpfen
So einen Kampfplatz, und — den Muth, der ihn beseelt,
Durch Zartgefühl und Menschlichkeit zu dämpfen —
So eine Maske sich gewählt!
Vergebens raffet er die letzte Kraft zusammen;
Auch die ist nun erschöpft und ganz' dahin.

Hört nicht ihr Bitten, fürchtet nicht ihr
Dräun.
Vergebens sucht sie ihn mit Macht zurück zu
drücken;
Nichts hemmt sein ſtrafbares Entzücken:
Er will, er muſs, betheu'rt er, glücklich seyn.

Ein altes Sprichwort ſagt: Oft glaubt ein
Mann zu fiſchen
Und krebst. Des Wortes Wahrheit fand
Mein Eremit bewährt. — Aus weiser Vorsicht
stand
Ein tiefes Marmorbecken zwiſchen
Dem Bette und der Seitenwand,
Mit Wasser angefüllt bis an den hohlen Rand.
Wie nun mein Lutz die frevelhafte Hand
An ihren Busen legt, faſst sie mit starken
Armen
Ihn um den Leib, und ſchleudert ohn' Erbarmen
Ihn in den Wassertrog hinab.

Es war nach Niklastag als dieses sich begab.
Vor Schrecken halb entseelt, aus einem warmen
Und prallen Schwanenbett in dieses nasse Grab
So plötzlich sich gestürzt zu finden,
Versucht er, eh' ihm noch die Sinne vollends
schwinden,
Aus der verwünschten Kufe sich

Durch eigne Kraft empor zu winden.
Vergebens müht und quält der Tropf sich jämmerlich;
Sie ist zu tief, und er an Armen und an Füſsen
Zu sehr erstarrt. — Hier magst du eine Weile büſsen,
Ruft ihm die schöne Dame zu,
Und legt sich ruhig hin. — O! (wimmert er) wenn du,
Wie an Gestalt, ein Engel bist an Sitten,
So laſs dich, edle Frau, erbitten,
Und reiche mir die Hand! Dir schwör' ich's heilig zu,
Von nun an hast du gute Ruh
Vor mir; ich bin vom Frost am ganzen Leib betäubet.
Hilf mir heraus! Es ist die höchste Zeit.

Wir kennen nun bereits die Frau des Seneschallen;
Aus Unschuld, Unbefangenheit
Und Güte glich ihr weit und breit
Nicht Eine schöne Frau von allen.
Thut sie ihm gleich nicht Alles zu Gefallen,
So reicht sie ihm doch willig ihre Hand,
Hilft freundlich ihm heraus, und treibet
Die Menschlichkeit so weit, daſs sie mit Leinewand
Ihn trocknet, ihm die starren Glieder reibet,

Mit ihrer warmen Hand ihn streichelt, drückt und preſst,
Und ihn so nah an sich, als schicklich, liegen läſst.
Der alte Klosterherr, dem wir dieſs nacherzählen,
Läſst sie (wir wollen es dem Leser nicht verhehlen)
Noch weiter gehn. Sie selber, sagt er, schlang
Sich um den halb erfrornen so gedrang
Mit Arm und Beinen her, so wie in brünst'gen Ringen
Verliebte Drachen sich umschlingen,
Wie Venus beym Lukrez sich um den Kriegsgott schmiegt:
Allein ich wette gleich der Klosterbruder lügt.
Die Seneschallin ist gewiſs zu klug und bieder,
Zu viel in dem zu thun, was sie aus Pflicht nur thut.
So bald sie also merkt, sein aufgethautes Blut
Erweiche die gewärmten Muskeln wieder,
So schiebt sie ihn zurück, und wünscht ihm gute Nacht.
Allein die Flamme war nun wieder angefacht,
Und eh' sie dreymahl zehn Minuten älter waren,
Zeigt sich's, sie habe viel zu gut von ihm gedacht,
Und durch die Art, wie sie mit ihm verfahren,

Aus übel ärger noch gemacht.
Kurz, Teufel-Amor ist mit seiner ganzen Macht
Dem Klausner in den Leib gefahren;
Kein Schelten treibt ihn mehr zu Paaren.
Er stürmt, mit Bitten erst, und endlich gar mit Dräun
Noch heft'ger als zuvor auf ihre Langmuth ein;
Und, will sie nicht des Satyrs Opfer seyn,
So muſs sie abermahl ihn um den Gürtel fassen
Und in die Kuf' ihn springen lassen.

Da liegt der arme Wicht nun wieder winselnd da,
Und alles was bereits geschah
Geschieht von Wort zu Wort nun wieder:
Er steigt an ihrer Hand aus seinem nassen Grab,
Sie trocknet mit Flanell ihn ab,
Wärmt ihn in ihrem Arm, reibt die erstarrten Glieder,
Schiebt ihn sodann an seinen Platz zurück,
Und spricht mit mildem Ton und Blick:
Nun, Bruder, gute Nacht, und komme mir nicht wieder!

Ein solches Übermaſs von Güte und Geduld
Brächt' einen wilden Karaiben,
Denkt ihr, zurück zum Pflichtgefühl:

Bey unserm Klausner, meine Lieben,
Bewirkte sie das Widerspiel.
Der Böse, der, (zur Warnung aller Frommen)
Seitdem die Seneschallin sich
Zu ihm gelegt, ihn in Besitz genommen,
Treibt nun sein Werk gar meisterlich
In Lutzens Kopf, — wiewohl so einem schwachen
Verblüfften Kopf aus X ein U zu machen,
Kein groſses Kunststück ist. — „Lutz, noch verzage nicht,
Spricht er, (und Lutz glaubt mit sich selbst zu sprechen,
Indem Asmodi zu ihm spricht)
Was Liebe wagt ist stets ein läſsliches Verbrechen.
Wie? sollte sie den Frevel nicht verzeihn
Der ihrer Reitze Macht bezeuget,
Und nicht dem Frevler selbst zuletzt gewogen seyn,
Den Sprödigkeit nicht kühlt und Widerstand nicht beuget?
Gewiſs, sie sträubt sich nur aus Wohlstand und zum Schein.
Denkst du, sie finde sich nicht innerlich geschmeichelt,
Daſs sich ein Mann wie Du so weit bey ihr vergiſst?
Verlaſs dich drauf, ihr Kaltsinn ist geheuchelt!
Denn, wenn sie dir nicht heimlich günstig ist,

Wofür denn hätte sie so liebreich dich gestreichelt,
An ihrem Busen dich gewärmet und gepflegt?
Wie kalt sie auch zu scheinen trachtet,
(Und jede, die sich selbst ein wenig achtet,
Nimmt diese Larve vor) in diesem Busen schlägt
Ein Herz, das nur nach Anlaſs schmachtet,
Für alles, was sie dir zu leiden aufgelegt,
Dich zu entschädigen." — Mit solcherley Gedanken
Setzt ihm der Feind so lange zu,
Bis sein Entschluſs, nicht mehr der Seneschallin Ruh
Zu stören, allgemach zu wanken
Beginnt. Daneben stellt er ihm (ihr wiſst
Was für ein Bildner Teufel-Amor ist!)
Die Reitze, die noch frisch ihm im Gedächtniſs liegen,
So warm und wollustathmend dar,
Daſs, wer so nah dem Urbild war,
Um die Versuchung zu besiegen
Gewiſs ein zweyter Sankt Anton
Und etwas mehr gewesen wäre.
Lutz, weit entfernt von einer solchen Ehre,
War ein alltäglicher gemeiner Menschensohn,
Und lieſs zum dritten Mahl sich von Asmodi fangen.
Nur denkt er itzt, als ein erfahrner Mann,
Die Sache feiner anzufangen.

Er schraubt allmählich sich hinzu, so leis' er kann,
Und schmiegt, kaum fühlbar, sich an ihren weichen Rücken.
Sie merkt ihn nicht — unfehlbar schlummert sie.
Gewiſs zu seyn, legt er so leise, wie
Der West ein Veilchen küſst, den Athem bis zum Sticken
Verhaltend, Anfangs nur drey Finger auf ihr Knie,
Und wagt's, es erſt unendlich sanft zu drücken,
Dann stärker nach und nach, und, da sie sich nicht regt,
Zuletzt die ganze Hand allmählich fortzurücken.
„Nur herzhaft, Bruder Lutz! sie wacht mit Fleiſs nicht auf,"
Raunt Amor mit dem Pferdehufe
Ihm zu. Und dreister wagt, von einer kleinen Stufe
Zur andern, sich die kühne Hand hinauf.
Auf einmahl wacht die Seneschallin auf,
Und Bruder Lutz — liegt in der Kufe.

„Unsinniger und undankbarer Gast,
So ist denn alles ganz an dir verloren
Was du in dieser Nacht bereits erfahren hast?
Schon zweymahl bist du fast

Für deine Lüsternheit in dieser Kuf’ erfroren,
Schon zweymahl hab’ ich deiner Reu’ getraut,
Dich aus mitleidigem Gemüthe
An meinem Busen aufgethaut,
Und so vergiltst du meine Güte?
Ich warnte dich zum letzten Mahl;
Du konntest, wie ich’s dir empfahl,
Den Rest der Nacht in Unschuld dich am Schlafe
Erhohlen; doch, du wolltest’s noch einmahl
Versuchen; leide nun die Strafe
Der schwer verletzten Pflicht des Gastrechts und der Zucht,
Der bösen Lüste bittre Frucht!
Ich seh’, an dir wird Güte schlecht verwendet.
Du hast mein Haus, hast deinen Stand geschändet,
Hast einen edlen Mann, dem du nicht würdig bist
Der Schuhe Riemen aufzulösen,
Gehöhnt, so viel in deinen Kräften ist;
Denn wär’ ich stärker nicht gewesen
Als du, wie dürft’ ich ihm, der morgen wieder kommt,
Je wieder in die Augen schauen?“

O, schrie der starre Lutz zähnklappernd, all’ dieſs frommt
Mir itzt nicht! Rette mich, du beste aller Frauen,

Erst aus des kalten Todes Klauen,
Dann sprich so viel du willst!

Die Seneschallin stand
Ein wenig an, bis sie in ihrem Herzen fand,
Gerade, weil sie ihn zu hassen
Versucht war, dürfe sie ihn nicht verderben lassen.
Sie reicht zum dritten Mahl ihm ihre starke Hand,
Und eingedenk des Worts, das ihr Gemahl gesprochen,
Fängt sie, so bald der Tropf, wie ein begoſsner Hahn,
Aus seinem Bad hervor gekrochen,
Ihn, wie sie zweymahl schon gethan,
Zu trocknen und zu reiben an,
Doch ohne daſs aus ihrem schönen Munde
Ein einzig Wort des Trosts noch Vorwurfs geht.
Es brauchte dieses Mahl wohl eine halbe Stunde
Bis Lutz, von ihr gerieben und gebäht,
Sogar in ihren weichen Rosenarmen
Vermögend ist zum Leben zu erwarmen.
Doch endlich als es ihr mit vieler Müh' gelang,
Spricht der erstaunte Lutz aus vollem Herzensdrang:
Frau, wenn du nicht vielmehr, wie alles mir zu glauben

Befiehlt, ein heil'ger Engel bist,
Ich bin, nun seh' ich's, nur ein armer sünd'ger Christ,
Kaum so zu heiſsen werth, und lieſs durch Satans List
Und meinen stolzen Wahn mir meine Krone rauben.
Doch wolltest du, bevor ich dich von mir
Befreye, mir nur Eine Frag' erlauben? —

So frage, spricht die Frau.

„Du bist so gut und mild,
So keusch und fromm, wie ein lebendig Gnadenbild,
Was konnte dich (verzeihe mir!) bewegen,
So grausam über mein Vermögen
Mich zu versuchen? Einen fremden Mann,
Von dessen Tugend du nicht mehr erwarten solltest
Als man von Fleisch und Blut mit Recht erwarten kann,
Wenn du ihm so begegnen wolltest,
So traulich in dein Bett und selbst in deinen Arm
Zu nehmen? — Sehr verzeihlich ist mein Frevel!
Ein Heil'ger würd' an meinem Platze warm
Geworden seyn! Was Wunder wenn sich Schweſel

Entzündet, der zu nah am Feuer steht?
Auf eine Probe, die kein Mann besteht,
Die Tugend eines Mannes stellen,
Und wenn sie, wie natürlich, sich vergeht,
In schwere Strafe sie verfallen,
Das nenn' ich — edle Frau, verzeiht —
Beleidigung der Menschlichkeit."

Und du, (erwiedert ihm die Frau) von früher Jugend
Zu Übungen der reinsten Engelstugend
Gewöhnt, du nennst die Probe, der ich mich
Heut unterwarf, zu schwer, nicht nur für dich,
Für jeden, der auf keiner höhern Stufe
Als der des Menschen steht? — Wohlan, so wisse dann,
Die dir mit Recht verhaſste Wasserkufe
Ist sieben Jahre schon bestimmt für einen Mann,
Den, funfzig Meilen weit im Umkreis, wer ihn kennet
(Ich sagte dir's bereits) der Männer bravsten nennet,
Mit Einem Wort, für meinen eignen Mann.
Das nehmliche Gelübd, auf unsers Kindes Bahre
Mit Thränen angelobt, das uns auf sieben Jahre

Enthaltung auferlegt, schlieſst auch die Klausel ein,
Die dich, mein Bruder, so empöret.
Der Einfall mit der Wasserkuf' ist sein;
Und wenn ihm ja was menschlichs widerfähret,
So hat er mir's zur Pflicht gemacht,
Daſs ich durch eben diese Kufe,
Die dreymahl dich zu recht gebracht,
Ihn wieder zur Besinnung rufe.
Dir that ich pünktlich was er mir befohlen hat:
Ich nahm dich auf als käm' er selbst an deiner Statt,
Wie du, dem Anschein nach, es werth zu seyn verhieſsest;
Und da du dich zu groſser Ungebühr
Von Satans Engel reitzen lieſsest,
Da widerfuhr nicht mehr noch minder dir
Als ihm in solchem Fall. Auch zeigt' ich mich, wie billig,
Zu diesen kleinen Diensten willig,
Die ich dem Seneschall zu leisten schuldig bin.
In diesem allen, Freund, find' ich in meinem Sinn
Nichts das mit Recht zu tadeln wäre:
Aus Weibespflicht und Menschenpflicht
That ich was ich gethan, und meine Schuld ist's nicht,

Daſs du dem Klausnerstand so wenig Ehre
Gemacht. Wer hätte das von dir sich vorgestellt?
Dem heil'gen Mann, der sich der argen Welt
Schon dreyſsig Jahr' entzog, um bloſs im Geist zu leben,
Kann, dacht' ich, solch ein Kampf (wenn Kampf auch nöthig ist)
Erwünschten Anlaſs nur zu leichtem Siege geben.
Daſs du so weit zurück geblieben bist,
Beweiset just nicht viel fürs abgeschiedne Leben.

Hier schweigt die schöne Frau. Bey ihrer Rede hängt
Mein Klausner, von Gedanken, die einander
Verklagen und entschuldigen, gedrängt,
Den Kopf, und ziemlich lange fand er
Die Sprache nicht, so voll und so verengt
War seine Brust. Ihm rollen dicke Zähren
In seinen Bart, er seufzt und blickt empor
Und kann sich länger nicht erwehren
Die Seneschallin zu belehren,
Was für ein Wort, vom Himmel in sein Ohr
Gedonnert, ihn aus seiner lieben
Einsiedeley heraus getrieben:

Was ich erfuhr beweiset nur zu klar,
Setzt er hinzu, daſs es ein Wort vom Himmel war.

Mein Bruder, spricht die Frau, wenn dich in deinem Winkel
Beym Drang zur Heiligung ein wenig Eigendünkel
Beschlich, so hat vielleicht ein Stand, worin ein Mann,
Um seine Tugend recht zu schätzen,
Sich selbst nicht auf die Probe setzen,
Sich nicht an Bessern messen kann,
Die Abgeschiedenheit, nicht wenig Schuld daran.
Der Seneschall und ich, wir leben
Auf unserm Posten in der Welt;
Fest überzeugt, wir sind dahin gestellt,
Mit stillem redlichem Bestreben
Nicht mehr noch weniger als unsre Pflicht zu thun:
Und wenn wir uns verbunden schätzten
Zu halten, was ein rasches Wort zur Pflicht
Uns machte, so geschah' es nicht
Als ob wir groſsen Werth in diese Opfer setzten;
Genug, ein Biedermann erfüllt was er verspricht.

Wenn's möglich ist. Mit gleich einfalt'gem Willen
Sind wir, wie uns Gelegenheit
Gegeben wird, nicht weniger bereit
Gemein're Pflichten zu erfüllen.
Wir, die uns um den Ruf und Schein der Heiligkeit
In unsrer Einfalt nie bewarben,
Wir theilen unsern Überfluſs
Mit allen gern, die unverschuldet darben;
Und was wir uns für sie entziehn, ist uns Genuſs.
Nie sieht man uns den Anlaſs meiden
Uns mit den Fröhlichen zu freun,
Und mit den Leidenden zu leiden.
Wer unsre Hülfe braucht, kann ihrer sicher seyn;
Und, während wir uns dieſs und das versagen,
Ergetzen wir uns oft an fremden Hochzeittagen.
Denn, unter uns, ich bin die Juno Pronuba
Von manchem wackern Paar in Aquilegia,
Das ohne mich den Weg zum Ehebette
Aus Armuth nie gefunden hätte.
In allem diesem thun wir nichts als unsre Pflicht,
Und spiegeln uns in unsrer Tugend nicht.
An eitelm Ruhm ist wenig uns gelegen.

Auch sind wir nicht für unsre Mängel blind:
Denn alles, Bruder, was wir auch zu thun vermögen,
Ist immer weniger als was wir schuldig sind.

Hier schweigt sie abermahl. Lutz läſst die Ohren hängen,
Sein hageres Gesicht scheint sich noch zu verlängen,
Allein sein Dünkel schrumpft in sich hinein.
Lutz, denkt er, Lutz! du bist doch nur ein armer Sünder,
Und wahr das Wort: So ihr nicht werdet wie die Kinder,
So geht ihr nicht ins Reich der Himmel ein.

Die Seneschallin kann nunmehr den Rest der Nacht
In tiefer Ruh an seiner Seite liegen,
Und wie's der erste Strahl im Zimmer dämmern macht,
Sieht Lutz sie durch die Teppichwand sich schmiegen.
Er selber kriecht in seinen Pilgerrock,
Wirft einen Blick, mit dem ein kleines Fieber

Ihn schüttelt, auf die Kufe gegenüber,
Nimmt eilend seinen Knotenstock,
Läſst bey der gnäd'gen Frau sich melden,
Empfiehlt, demüthiger als einem Tugendhelden
Geziemt, sich selbst in ihr Gebet,
Und wandert nun, viel weniger gebläht
Als da er kam, mit manchem Wurm in seiner Seele
Und manchem Pfahl im Fleisch, nach seiner Bärenhöhle.

PERVONTE

ODER DIE WÜNSCHE

ERSTER THEIL.

PERVONTE.[1]

Es war einmahl, ich denke zu Salern,
Ein König, Nahmens — ja! die Nahmen,
Die Nahmen, die vergeſs' ich gar zu gern!
Am Ende sind's ja auch nur Rahmen
Und Schalen, — das Gemähld', der Kern
Macht alles aus. Nennt ihn Astolfo, Holofern,
Hengst oder Horst — genug daſs in Salern
Ihm niemand gern den Preis der Schönheit streitig machte.
Was mancher in geheim vor seinem Spiegel dachte,

---

[1] Der Grundstoff dieses Mährchens ist aus dem Pentamerone oder *Cunto delli Cunti di Gian Alesio Abbatutis*, einer Sammlung von Neapolitanischen Volks- und Ammen-Mährchen genommen, wovon sich in der *Biblioth. Univers. des Romans* vom Jun. und Septemb. 1777 ein Auszug befindet.

Ging zollfrey durch. Indessen, wie es geht,
Kam eine Zeit, und kam mit schnellen Flügeln,
Worin bey Seiner Majestät
Von allen einst so treudevoten Spiegeln
Nicht Einer mehr den Dienst so gut wie sonst versah.
Zum Troste blieb ihm noch, sich täglich zu bespiegeln,
Die Erbprinzessin Vastola,
Die ihm — der ganze Hof beschwor's — so ähnlich sah
Als wäre sie ihm aus den Augen ausgeschnitten.
Dieſs war gewiſs: aus Kappadocia
Und Pontus bis zum Land der wilden Britten
Und Hersen, hatte sich der schönen Vastola
Von allen die auf Abenteuer ritten
Noch keiner ungestraft genaht,
Und wer ins Aug' ihr sah, that eine kühne That.
So, (dachten sie) so sah die Heldenzucht der Alten,
So sah'n die Omfale's, die Dejaniren aus,
Die eines Herkules Umarmung auszuhalten
Vermochten; forderten mit solchem trotzig kalten
Sich selbst bewuſsten Blick die Herrn der Welt heraus;

Und tändelten, indeſs im Kreis der Mägde
Der Göttersohn Flachs an den Rocken legte,
In seine Löwenhaut gehüllt,
Mit seiner Keul' als wär's ein Sonnenfächer.
Gott steh' uns bey! uns arme Schächer
Der Afterwelt, uns wirft ein bloſses Bild
In Gyps von Weibern dieses Schlages
Zehn Schritte weit! — Doch freylich, dazumahl,
Ihr lieben Herrn, war's nicht wie heutigs Tages.

Umringt von Freyern ohne Zahl
Ging Vastola daher, sah ganze Legionen
Markgrafen, Grafen und Baronen
Erbötig, sollt' es auch ums bare Leben gehn,
Das Abenteuer zu bestehn.
Indessen war von diesen Freyern allen
Doch keiner schön genug der Stolzen zu gefallen,
Geschweig' als Ehgemahl zur Rechten ihr zu stehn.
Zwar daſs die Herrn, vom Hoffnungsgeist belogen,
Sich athemlos an ihrem Wagen zogen,
Stand ihnen frey; mitunter wurden sie,
Um ihnen Athem zuzufächeln,
Wohl gar mit einem kaum bemerkbarn Lächeln
Zum Fortziehn gnädigst angefrischt:

Doch immer war darein ich weiſs nicht was gemischt,
Das ihm die Kraft, die Anmuth, kurz, was Lächeln
Zum Lächeln macht, auf einmahl wieder nahm,
So daſs den Herrn nicht viel davon zu Gute kam.

Der König, der sich Groſspapa begrüſsen
Zu hören eben noch nicht mächtig lüstern war,
Lieſs bis ins zweymahl zehnte Jahr
Der mädchenhaften Lust sein Töchterchen genieſsen;
Und Vastola, der Abgott von Salern,
Indem sie rings umher die liebessiechen Herrn
An ihrer Sonnengluth, Schneemännchen gleich, zusammen
Hinschmelzen sah, blieb mitten in den Flammen,
Nach wahrer Salamanderart,
Stets unversengt, eiskalt, und felsenhart.

Wir lassen nun, um weiter vorzugehen,
Die schöne Vastola mit ihrem Zauberstab,
Und hören was im Walde sich begab,
Den wir dort rechter Hand die Höhen
Der Gegend von Salern mit Schatten decken sehen.

Da steht bey einem Bündel Reis
Ein junger Kerl. — Wer doch, zu Lob und Preis
Der Bildnerin Natur, den Burschen mahlen könnte!
So wie er da, im Kopfe kratzend, stund,
Im dicksten Kopf, den je der weite Sund
Von einem Ochsenmaul in zwey Halbkugeln trennte,
Mit rothem Haar garniert, das kurz und borstig stund
Und um die platte Stirne rund
Wie angezünd'te Stoppeln brennte;
Die Ohren ellenlang, die Nase flach und weit,
Der Nacken kurz, die Schultern breit,
Der Rücken hoch, und etwas krumm die Beine;
Mit Einem Wort, der Kruditäten eine
Des alten Mütterchens; ein Kauz, für dessen Glück
Ich Bürge bin! — Denn wahrlich, das Geschick,
Sagt was ihr wollt, verfährt doch immer billig,
Und nimmt Figuren dieser Art
In seinen sondern Schutz, stets gut zu machen willig
Was Mutter Isis dran gespart.

Der junge Kerl, so schön als wir ihn eben
Geschildert, war der einz'ge Erb' und Sohn

Von einer guten Frau, die manchen Winter schon
Im Wittwenstande sich und ihrem Sohn das Leben
Mit Spinnen fristete; ein braves flinkes Weib,
Das früh und spät sich Müh zu geben
Gewohnt ist, keinen Zeitvertreib
Als ihres Haspels Knarren kennet,
Und sehr zufrieden ist, wenn auf dem kleinen Herd
Ein wenig dürres Reis zur Mittagssuppe brennet,
Wirthschaftlich dann den Rest zusammen kehrt
Und in den Wärmer thut, der in der morschen Hütte
Dem Winterfrost nur dürftig wehrt.

Bey dieser Lebensart und Sitte
War ihre einz'ge Plage die,
Daſs sie, mit aller ihrer Müh,
Aus ihrem lieben Sohn Pervonte
Nichts ziehen, und zu nichts den Lümmel brauchen konnte.
Da war auch keine Spur von Neugier und Verstand,
Nichts ging in seinen Kopf, nichts ging ihm von der Hand;
Sein Werk war, Tage lang, mit halb geschloſsnen Augen,

Am Ofen, auf die Streu der Länge nach gestreckt,
An seinen kurzen Fingern saugen,
Und, wenn die Mutter ihn zur Arbeit scheltend weckt,
Sich über Rückenweh beklagen.
Drey Späne Holz zur Küche stöhnend tragen,
Auch dann und wann, wenn's Mutter ihm gebot,
Die Gänse aus dem Garten jagen,
War alles, was das Faulthier sich mit Noth
Bereden lieſs zum Haushalt beyzutragen:
Im übrigen ein gutes Vieh,
Den nie der Kitzel stach nach wann, warum und wie
Bey irgend einem Ding zu fragen,
Und den, ist nur sein Wanst, womit es sey, gefüllt,
Nichts weiter in der Welt bekümmert;
Das wahre Seitenstück zum Bild
Des Weisen beym Horaz, dem's mächtig gleich viel gilt,
Wozu die Götter wohl dieſs schöne Rund gezimmert;
Dem Sonne, Mond und Stern stets unbewundert schimmert;
Kurz, der, fein warm und dicht in — Dummheit eingehüllt,
Nichts liebt und haſst, nichts billigt und nichts schilt.

Als eines Morgens nun die Mutter
Den Topf zum Feuer setzen will,
Gebrach's an Holz. Mein Flegel, mäuschenstill,
Saſs auf der Schwell' und aſs sein Brot und Butter.
Pervonte, sprach sie, sey einmahl zu etwas gut!
Du siehst, der Topf kann ohne Holz nicht kochen;
Frisch auf, mein Sohn! nimm deinen Hut,
Lauf in den Wald; da liegt vom Sturm gebrochen
Des dürren Reisigs viel umher;
Mach einen Bündel draus, so schwer
Du tragen kannst! Auf! rege deine Glieder,
Und mach es hübsch, und komm bald wieder.

Pervonte, der an diesem Morgen just
Bey guter Laune war, wie wenig Lieb' und Lust
Er auch zur Arbeit hat, so rafft er doch am Ende
Sich auf, und schlendert in den Wald;
Steht da und gafft, als ob er gar besonders fände
Wie so viel Bäume in den Wald
Gekommen; schreitet drauf zum Werk, spuckt in die Hände,
Kriecht im Gesträuch herum, und bringt so ziemlich bald

Sein Bündel dürres Holz zusammen;
Stellt sich dann hin dazu, und denkt: Ja wer mich nun
Mit meinem Bündel da in einem Huy zu Ammen
Nach Hause trüg'! — Allein, da war nun nichts zu thun
Als selbst den Bündel frisch auf seinen breiten Rücken
Zu nehmen und zu gehn. Die Sonne fing schon an,
Als er aus dem Gebüsch hervor kam, stark zu drücken.

Von ungefähr erblickt er auf dem Plan
Drey Frauen, jung und schön von Farbe, Wuchs und Zügen,
Die schlafend an der Sonne liegen;
Bleibt stehn, betrachtet sie vom Haarband bis zum Schuh,
Drückt vor Behaglichkeit die kleinen Augen zu,
Guckt abermahl, und denkt so bey sich selber:
's ist Schade doch für diese Dirnen da,
So in der Sonne, wie die Kälber,
Zu liegen, unbeschirmt! Ist doch der Busch so nah;
Ich geh' und schneide Holz, und steck' es in die Erde,
Und mach' ein Obdach um sie her.

Nun sagt mir noch, daſs auch der dümmste Bär
Nicht durch die Zaubermacht der Schönheit menschlich werde!

Gedacht, gethan! Er haut sechs Stangen oder acht,
Befestigt sie so gut ihm möglich, macht
Ein grünes Dach um diese schönen Kinder,
Und spreitet dann sein Wams und Halstuch drüber hin.
Nie ging ihm, weil er lebt, geschwinder
Die Arbeit von der Faust. Und nun, in seinem Sinn
Sehr mit sich selbst vergnügt, schlägt er ein herzlich Lachen
Ob seinem Einfall auf, und gähnt aus vollem Rachen
So laut als eine Eselin,
Daſs unsre Nymfen dran erwachen.

Bist du's, fragt ihn die eine, der so gut
Gewesen ist, uns dieses Dach zu machen?
Pervonte schmunzelt, läſst den abgegriffnen Hut
Im Kreis um seinen Daumen treiben,
Und spricht kein Wort, wie sanft ihm auch die Frage thut.

Dein gutes Herz soll unbelohnt nicht bleiben,
Fährt jene fort, das ist nun unsre Pflicht.
Vernimm, Pervonte, wir sind Feen.
Man legt uns viel zur Last; allein, das sollst du sehen,
Undankbar mindstens sind wir nicht.
Verlange was du willst, es soll sogleich geschehen!

Mit diesem Wort verschwanden alle drey.
Pervonte guckt noch immer nach dem Orte
Wo nichts mehr ist, und brummt bey sich: Ey, ey!
Um dieses Edelvolk! — Was sie mir gute Worte
Und Augen gab! ich dachte, wie geschwind
Sie mir den Sack mit Thalern füllen würde!
Nun seh' ich wohl, 's war alles lauter Wind.

Mein Bursche kehrt zu seiner Bürde
Zurück, lupft auf, kratzt hinterm Ohr, beginnt
Am Ende doch den Bündel aufzupacken,
Und wie er ihn so ziemlich drückend find't,
Spricht er: Da mufs ich mich dich heim zu tragen placken!
Ich wollte wohl, du müfstest mich
Nach Hause tragen!

Kaum entschlich
Pervonten dieses Wort, so scheint ein thierisch Leben
Auf einmahl in dem Holz zu weben:
Der Bündel schlüpft, so sanft wie Flaum,
Dem Burschen zwischen seine Beine,
Hebt ihn empor, und läuft euch über Stock und Steine
Mit ihm davon, so hurtig als ihn kaum
Der schnellste Klepper tragen konnte.
Ha, ha! das geht ja schön, ihr Feen! ruft Pervonte;
Ich sagt' es nur im Spaſs, und ihr macht Ernst daraus!
Nun, weil's denn so ist, hott! mein Gäulchen, g'rad nach Haus!

Der nächste Weg nach seiner Mutter Hütte
Ging durch die Stadt, am Schloſs vorbey.
Nun denket euch den Lärm, den solche Reiterey
Da machen muſs! Bey jedem Schritte
Nimmt Zulauf, Drang, Gelächter und Geschrey
So überhand, daſs man sein eigen Wort nicht hörte.
Pervonte, den das alles wenig scherte,
Trabt ruhig seines Weges fort.
Der Bündel, dem das Volk zu nah kommt, schlägt auf Mord

Bald links bald rechts, und weiſs sich Platz zu machen.
So langt denn, unter lautem Lachen
Der ganzen Stadt, mein Kauz am Schloſsplatz an.
Prinzessin Vastola und ihre Damen sah'n
Durchs Fenster, wie der neue Reiter
Vorüber trabt: und weil nun Ihre Hoheit just
Nicht mit dem rechten Fuſs heut aus dem Bette stiegen,
Macht ihr die allgemeine Lust
Verdruſs und Laune statt Vergnügen.
„Ha! (ruft sie laut genug, daſs hört wer Ohren hat)
Das lohnt sich auch der Müh', daſs eine ganze Stadt
Um einen solchen Bärenhäuter
So närrisch thut!
Sein Pferd ist schlecht, und doch für solchen Reiter,
Den Wechselbalg, den Unhold, noch zu gut!“

Pervontens wohl gestreckte Ohren,
So dumm er sonsten war, verloren
Kein Wort von diesem Lob. — „So? Fräulein Jesabell,
So bin ich nicht nach Ihrem kleinen Schnabel?
Ich bin ein Wechselbalg, ein Unhold? — Wohl, Mamsell

Prinzessin, wär' ich gar der groſse Bel zu Babel,
So wollt' ich daſs Sie gleich von mir
Mit Zwillingen zur Stelle schwanger ginge!
Dann sollte man doch sehn, eh' Sie von Thür zu Thür
Mit Ihren Krabben betteln ginge,
Ob Sie dem Wechselbalg, der Ihr
So miſsbehagt, nicht selbst Sich an den Gürtel hinge!"

Mit diesen Worten sprengt mein Krauskopf stolz davon,
Verliert in drey Minuten schon
Die Stadt aus dem Gesicht, und reitet wohlbehalten,
Zu groſsem Schrecken seiner Alten,
Auf seinem Bündel Reis in ihre Wohnung ein.
Die gute Frau erschöpft sich ganz mit Fragen;
Allein der Gänsekopf weiſs wenig drauf zu sagen,
Bringt klaren Unsinn auf die Bahn,
Fängt, weil er schon den Handel halb vergessen,
Sein Mährchen stets von vornen wieder an,
Und, kurz, verwickelt sich in Bündeln und Prinzessen,
Bis er nicht mehr heraus sich helfen kann.

Die Mutter hört zuletzt zu fragen
Und er zu trätschen auf; man denkt nicht weiter dran;
Pervont bleibt was er war, lebt ohne Zweck und Plan,
Gelüstet nichts, als täglich seinen Magen
Zu füllen und auf seinem Schragen
Zu flacken wie bisher, macht gutes Blut dabey,
Und alles andre ist ihm völlig einerley.

Indessen zu Salern im Schlosse stand es, leider!
So ruhig nicht. Vier Monden waren kaum
Vorbey, so muſs bereits der Kammerschneider
Der schönen Vastola, ganz in geheim, mehr Raum
Für Ihrer Hoheit Weichen machen.
Zwar mit den Freyern spielt sie immer noch den Drachen;
Von allen keiner, der sich nur
Der kleinsten Gunst von ihr zu rühmen hätte.
Nichts desto minder schwillt zusehens ihr Kontur,
Und, kurz, man bringt (nicht ohne viel Gespötte
Und Achselzuckerey des Hofes und der Stadt)
Sie, die den Ruf der sprödsten Kälte hat,
Bey hohem Wohl — mit Zwillingen zu Bette.

Des Königs Wuth, und der Prinzessin Scham,
Die billig es sehr übel nahm
Daſs gegen ihren Ruhm, so rein, so unbescholten,
Die Zwillinge als Zeugen gelten sollten;
Das wicht'ge Air der jungen Herrn
Markgrafen, Grafen und Baronen von Salern,
Als ob ein jeder hier viel zu verschweigen hätte,
Der seine Unschuld doch ganz in geheim bedau'rt,
Und auf den Schuldigen an diesem Wochenbette
In jedem andern hämisch lau'rt;
Die Stille in den Vorgemächern,
Der inhaltschwere Blick, das Zischeln hinter Fächern,
Das Ärgerniſs der tugend - ehr - und zucht-
Begabten Raths - und Bürgersweiber;
Der Jungfern Angst vor gleicher Wassersucht;
Die Scherze platter Zeitvertreiber,
Und all' die undankbare Müh
Der Herren der Akademie,
Um durch verschiedne Hypothesen,
Mit A † B und Kupfern ausstaffiert,
Ganz klärlich darzuthun: daſs der Begriff vom Wesen
Des Dings die Möglichkeit unläugbar in sich führt,

Wie Vastola zwey Keimchen aufgelesen,
Die ihr, Gott weiſs woher, ein Zefyr zugeführt,
Und die, in ihrem Leib allmählich evolviert,
So weit gediehn, bis sie, wie sich's gebührt,
Der holden Töchterchen zu' rechter Zeit genesen:
Dieſs alles, und was jedermann
Bey einem solchen Fall moralisieren kann;
Und daſs der Groſspapa vor Gift und Galle gelber
Wie eine Quitte wird, und nicht verschmerzen kann
Von einem ungenannten Mann
Sich so gefoppt zu sehn — versteht sich von sich selber.
Genug, die Hauptperson dabey
Betheu'rt mit reinestem Gewissen,
Daſs die Begebenheit ihr unbegreiflich sey:
Und damit wird man sich für jetzt begnügen müssen.

Die beiden Töchterchen, die (wie wir alle wissen)
Ein bloſser Wunsch gezeugt, die wuchsen nun heran.
Sie waren lieblich anzuschauen,
Und hätten Ammen, Kammerfrauen
Und Guvernanten nicht gethan,

So hätten sie, mit Gottes Segen,
Ganz wackre Madchen werden mögen.

Und als sie nun zum sechsten Mahl
Die Rosen bluhen sahn, da trat der Seneschall
(Ein Mann von groſsem Kopf) zum König,
Strich seinen Bauch und sprach: „Ich lese ziemlich wenig, —
Denn unser einem läſst die Amtsgeschäftigkeit
Zum Bücherlesen keine Zeit —
Indessen fallt mir bey, daſs ich vorlängst gelesen,
(Wo? weiſs ich nicht — ich denk' in einem Versebuch —
Ja, ja, so etwas ist's gewesen,
Sie nannten's, ist mir recht, Terenziens Eunuch)
„Es sey — wie heiſsen's doch auf Griechisch die Doktoren? —
So ein — so ein — Instinkt den Kindern angeboren,
Der sie vermögend macht aus einem ganzen Heer
Von Vätern flugs den wahren auszuspüren.“

Der Einfall, spricht der König, ist nicht leer,
Herr Seneschall, wir können's ja probieren.

Und ein Gebot geht aus, es soll am nächsten Fest
Vom kleinsten Junker an bis zu den Herrn mit Stäben,
Was Ahnen hat, nach Hofe sich erheben.
Die Zwillinge, die man nicht merken läſst
Warum, erscheinen auch. Man läſst bey offnen Thüren
In einem ungeheuern Sahl
Die Herren allerseits vor ihnen defilieren,
Zum ersten, andern, dritten Mahl:
Doch, von Instinkt ist nicht das mindeste zu spüren.

Gut, spricht der Seneschall, wir sehen also klar
Daſs es von diesen keiner war;
Doch, gegen mein System kann das noch nichts probieren.
Wir gäben, dächt' ich, nun den Bürgern einen Ball,
Vielleicht — Ey, ey, Herr Seneschall!
Ihr denkt nicht was ihr sagt, (fällt ihm sein Herr, der König,
Ins Wort) so tief kann meine Tochter nicht
Gesunken seyn! — Ich bitte unterthänig,
Versetzt der Seneschall; zu glauben ist es nicht —
Allein — was wollen wir? — Gelegenheit macht Diebe,

Das Fleisch ist schwach und blind die Liebe,
Spricht mein Ovidius. — Da spricht er freylich wahr,
Versetzt der Fürst. Wohlan, den Ball gegeben!
Wir tanzen mit, Herr Seneschall, nicht wahr?
Man findet im gemeinen Leben
Oft manches feine Augenpaar,
Und Busen, die sich noch aus eigner Kraft im Schweben
Zu halten wissen — kurz, erschlafften Magen thut
Auch grobe Kost mitunter gut.

Der Ball versammelt nun was innerhalb der Pfahlen
Der Stadt Salern zur schönen Welt sich zählt:
Allein der groſse Zweck wird abermahl verfehlt.
Die beiden Grazien, mit Flinkern und Juwelen
Reich ausgeziert, sind, wie man schlieſsen kann,
Zuerst dabey: umsonst! für keinen einz'gen Mann
Spricht die Natur ein Wort zu ihren jungen Seelen.

Nun, sagt der Seneschall, ist nichts was auf die Spur
Uns bringen kann, als ein Kokanje nur:

Dieſs, Gnädigster, dieſs muſs den Ausschlag geben!
Top, ruft der Fürst, ich lieb' es für mein Leben:
Nur Anstalt gleich dazu gemacht,
Und daſs nichts fehl' an Überfluſs und Pracht,
Herr Seneschall!

Sogleich, am Fuſs der groſsen Treppe,
Wird's bey Trompetenschall dem Volke kund gethan.
Man fährt was eſsbar ist, Gans, Ente, Truthahn, Schneppe,
Kaninchen, Rebhuhn und Fasan,
Rindszungen, Schinken, Brezeln, Wecken,
Und Würste aller Art zu ganzen Fudern an,
Die Pyramide zu umstecken,
Die man an diesem Freudenfest
Dem Volk zu plündern überläſst.

Als nun, erharret mit Verlangen
Von jung und alt, der groſse Freudentag
Erschienen war, an dem, noch eh' er aufgegangen,
In ganz Salern kein Mensch im Bette lag,
Die Trommeln trommelten, Trompet' und Cymbeln klangen,
Rings um den groſsen Platz die Fenster überall
Schon mit geputzten Köpfen prangen,

Die ganze Stadt von Jubelschall
Ertönt, und wogenweis in wimmelndem Gedränge
Aus allen Gassen schon die Menge
Sich auf den Platz ergoſs, mit Augen voller Durst
Den Raub verschlang, und kaum erwarten konnte
Bis man zum Angriff blies; spricht zu Pervonte
Die Mutter: Geh du auch! Du wirst doch eine Wurst
Zum wenigsten von diesem Spaſs erhaschen;
Lauf was du kannst!

Der Hof, der gern bey jedem Fest,
Um desto reitzender zuletzt zu überraschen,
Fein lange auf sich warten läſst,
Der Hof war eben angekommen,
Und hatte schichtenweis auf einem Schaugerüst,
Zu groſsem Trost des Volkes, Platz genommen;
Und was dem Volk dabey das Liebste ist,
Das sind die Zwillinge, die in gar schönen Mützen
Am Fuſs der Pyramide sitzen.

Wie nun zum groſsen Reihentanz
Die Jugend hin sich stellt in einen bunten Kranz,
Kommt plötzlich mitten in den Haufen

Mein Rothkopf keichend angelaufen.
Und nun hört alle was geschah!
Kaum werden sein, so schmutzig als er da
In seiner Jacke steht, mit ungekämmtem Haar
Und ohne Schuh',
Kaum werden sein die Kinderchen gewahr,
So laufen sie zu aller Welt Erstaunen
Mit offnen' Armen auf ihn zu.

Hm! sagt' ich's nicht? beginnt in groſser Ruh
Der alte Seneschall dem König zuzuraunen,
Hält mein Instinktus sich nicht gut?

Verdammt sey dein Instinkt! fährt in der gröſsten Wuth
Der König auf. — Was? Ich den Schimpf erleben?
Ha! meine Tochter! Mir! von einem solchen Strolch!
Von einem Schuft mir Enkelchen zu geben!
Das ist zu grob! — Gift, Feuer, Strang und Dolch
Sind zu gelinde noch, die Majestät zu rächen
Die so entheiligt wird!

Die arme Vastola,
Sich keiner Schuld bewuſst, will sprechen:
Allein der König droht ihr Arm und Bein zu brechen.

Es war ihr Glück, daſs er das Faſs ersah,
Das, nach Gebrauch des Festes, neben
Der Pyramide stand, voll ziemlich sauerm Wein,
Den man gesonnen war, die Herzen zu erfreu'n,
Dem Pöbel gnädigst Preis zu geben.
Man schlag' den Boden aus, und werfe sie hinein,
Ruft der ergrimmte Fürst: fort! ohne Widerstreben!
Sie, und den herrlichen Galan,
Und ihr Gezücht! fort, in den Ocean!

Des Königs strenges Wort wird ungesäumt vollzogen.
Man steckt die Kinderchen, die ganz erbärmlich schrey'n,
Und Vastola, und ihn, den man, vom Schein betrogen,
Für ihren Buhler hält, stracks in das Faſs hinein,
Und überlässet sie den Winden und den Wogen.

ZWEYTER THEIL.

Man denke nun sich eine Omfale,
Alkmene, Danae, Latone,
Kurz, Dame Vastola, von ihrem Schönheitsthrone
Herab gestürzt, der unwirthbaren See
In einer Tonne Preis gegeben,
Mit Zwillingen, wozu sie um ihr Leben
Sich nicht bekennen kann, und doch ein Mutterherz
Zu ihnen fühlt, und — was vor Scham und Schmerz
Sie zur Medea machen möchte —
Gesperrt zu einem solchen Hechte!
Und diesen feinen Seladon
(Das Ideal von einem Besenbinder)
So öffentlich zum Vater ihrer Kinder
Erklärt! — die Situazion
War neu und einzig, sollt' ich meinen;
Zumahl wenn ihr den Raum bedenkt,

Der die Prinzessin und die Kleinen
Und unsern Kauz so nah zusammen schränkt,
Daſs sie mit Armen und mit Beinen
Bey jedem neuen Wellenstoſs
Sich mehr verwickeln, — seine Nase
All' Augenblick' in ihres Halstuchs Gase
Behangen bleibt, und oft zwey Linien bloſs
Den schönen Mund von seinem Rüssel trennen:
Das alles sollte wohl die Obermeisterin
Der Spröden murbe machen können!
Doch Vastola's erhabner Fürstensinn
Zeigt just im Unglück, wo die Blöſse
Gemeiner Seelen sich am schnellsten offenbart,
Die Majestät der angestammten Art
In ihrer ganzen Heldengröſse;
Zeigt durch den kalten Stolz, womit
Ihr Blick Pervonten niedertritt,
Daſs Kränkungen ihr Herz nur höher schwellen.
„Pfuy des Gedankens! ruft sie: Ich,
Bey einem solchen Alp mir Zwillinge bestellen?“

O meiner Treu! das könnt ihr sicherlich
Mir glauben, Frau, (versetzt der ungeschlachte Lümmel)
Den groſsen Spaſs,
Gesperrt zu seyn mit euch in dieses muff'ge Faſs,
Und zwischen Wasser, Luft und Himmel

Zu ſchaukeln, hätt' ich auch entbehren können. — Dumm!
Zu euern Zwillingen als Vater ſtehn zu müſſen!
Wenn ihr nicht beſſer wiſst warum
Als ich —

„Was ſoll ich beſſer wiſſen,
Ich, die dich nie in meinem Leben ſah?“

Was das betriſſt, Frau Vastola,
Da möchtet ihr die Wahrheit ziemlich ſparen.

„Ah, nun beſinn' ich mich — an deinen rothen Haaren
Und an dem weit geſpaltnen Maul —
Biſt du vielleicht der Schuft, der auf dem Steckengaul
Bey unſerm Schloſs vor ſieben Jahren
Vorbey geritten kam?“

Ey freylich bin ich der!
Ich weiſs es noch als wär's von geſtern her;
Beſinne mich gar wohl, wie ihr die Naſe rümpftet
Und wie ein Rohrſpaz auf mich ſchimpftet,
Und hieſst mich Wechſelbalg und Kauz und Murmelthier
Und was vors Maul euch kam. Es kroch mir übern Magen,

Das läugn' ich nicht; und, mit Respekt zu sagen,
Da wünscht' ich euch, ihr möchtet stracks von mir
Mit Zwillingen ein wenig schwanger gehen.
Ihr solltet, dacht' ich, Spaſs verstehen:
Wie ihr draus Ernst gemacht und zu den Püppchen hier
Gekommen seyd, da mögt ihr selber sehen!
Ich, wie ihr wiſst, bin rein von ihnen und von euch.
Genug, ich hatt' es von den Feen,
Daſs damahls was ich wünschte gleich
Geschehen muſste.

„Wie? das hattest du von Feen?“

Nicht anders. Meine Reiterey
Auf einem Bündel Holz bey euerm Schloſs vorbey
Kam bloſs daher.

„So hast du diese Gabe
Wohl immer noch?“

Nicht daſs ich wüſste.

„Wie?
Du hast es nie erforscht?“

Der Anlaſs gab sich nie.
Mag seyn es ist vorbey, mag seyn vielleicht, ich habe
Sie noch, mir stieg es nie zu Kopf
Das Ding erkundigen zu wollen:
An Suppe fehlt' es nie in meiner Mutter Topf,
Und nie dem Topf an Holz; was hätt' ich wünschen sollen?

„Ein Filosof von feinem Schrot!
Die Dummheit, wie ich seh', macht auch Diogenesse
So gut und besser als die Noth,
Ruft Vastola: doch in der Presse
Worin wir sind, da uns ein nasser Tod
Bey jedem Athemzug in jeder Welle droht,
Wird deine Weisheit wohl nicht länger Anstand nehmen,
Zu sehn, daſs Feen uns itzt sehr zu Statten kämen.
Versuch es! wünsche dir —“

Ich, wünschen? und wofür?
Ich bin ein Alp, ein Schuft, ein dummes Thier,
Ein Filosof, hab' Eselsohren
Und hinten einen Sterz, nicht wahr?
Zum Wetter auch! die Schmeicheley'n sind rar!

Wenn ihr nichts beſsers habt, so laſst mich ungeschoren!
Zum Wünschen, ja, da bin ich gut genug!

„Ey, ey, Pervonte, bist du klug?
Wer wird den Worten gleich die schlimmste Deutung geben?
Es war nicht so gemeint. Komm, Männchen, sey so gut!
Laſs dich erbitten!“

So? nun, da es Noth euch thut,
Nun könnt ihr gute Worte geben!
Ich dachte ja wir würden's noch erleben!
Allein, Pervonte hat sein Köpfchen auch, mein Schatz!
Wohlfeiler als um einen derben Schmatz
Wird meiner Mutter Sohn sich nimmermehr ergeben.

Schwer lag die Hand des Schicksals einmahl nun
Auf Vastola: die Wahl, was hier zu thun,
Ist hart für eine Dejanire.
Allein, wiewohl sich Magen, Herz und Niere
Entgegen sträubt — gut daſs der Grobian
Noch so begnügsam ist! eh' sie die Wasserspinnen
Zu füttern sich bequemt, was hätte sie gethan?

Kurz, da dem Tode zu entrinnen
Kein ander Mittel war, hielt sie den Athem an,
Die Augen zu, und that was sie nicht lassen konnte.

Ah! nur noch Einen, ruft Pervonte:
Und nun, Madonna, eh' die alte Tonne voll
Mit Wasser ist, sagt was ich wünschen soll.

„Daſs sie sich in die schönste kleine Barke
Verwandle, wohl versehn mit allem was uns Noth
Zur Seefahrt ist, und zwanzig tücht'ge starke
Matrosen drin, und ein Pilot,
An Bajens Ufer uns zu führen.“

Pervonte, wie ihr wiſst, ein wenig schwach
Von Kopfe, läſst sich's repetieren,
Und spricht den Wunsch von Wort zu Wort ihr nach.
Und wie er's sprach, verwandelt sich die Tonne
Ins schönste Schiff, worauf die liebe Sonne
Geschienen, seit Kleopatra
In einer Glorie von Reitz und Liebeswonne
Der Cydnus dem Anton entgegen schwimmen sah.

Von ihren Sinnen hielt sich Vastola belogen
Da sie die seidnen Wimpel sah,
Die, Zefyrflügeln gleich, hoch in die Lüfte flogen;
Die Ruder ganz mit Silber überzogen,
Die Segel Purpur, Gold die Stangen sammt dem Rah,
Und jede Stang' umwebt mit einem Blumenkranze;
Das Rudervolk geputzt als wie zum Tanze,
Belebten Bildern gleich, die, ohne auszuruhn,
Die Arbeit nach dem Takt in tiefster Stille thun;
Kurz, alles so wie man's erwarten konnte
Von einem Feenwerk.

Prinzessin Vastola,
Vor deren Augen hier geschah
Was ihr ein Mährchen däucht, begonnte
Pervonten nun für etwas mehr,
Als was er schien und war, zu halten.
Doch Er, er bleibt in seinen vor'gen Falten,
Und bildet sich nicht minder und nicht mehr
Auf eine Gabe ein, die ihm so fremde sitzet
Wie jener Eselin die Redeseligkeit.
Der groſse Schild, der ihn zu aller Zeit
Vor Fragen und vor Wünschen schützet,

Ist Wolfens goldnes: Ist was ist!
Das Schiff ist einmahl da, und weil es ist, ist gegen
Sein Daseyn mit Gebühr kein Zweifel zu erregen.
Es scheint nur, dächt' ein Platonist;
Allein Pervont, der keiner ist,
Hält steif und fest sich, gegen zehn Platonen,
An die Realität der Mundprovisionen
Womit das Schiff versehen war:
Die Möglichkeit, die kümmert ihn kein Haar;
Genug, wo Futter ist, da ist für ihn gut wohnen.

Indessen nun Pervont, für den nichts existiert
Als was er schmeckt, das Magazin durchnistert,
Und Vastola, die alles gleich verliert
So bald sie's hat, nach neuen Wünschen lüstert,
Schwimmt unvermerkt die Barke fort, dubliert
Ein Vorgebirg, und langt bey gutem Wind und Wetter
Vor Abend noch am schönsten Ufer an.

Es schien im Abendroth ein Sitz der Frühlingsgötter,
Ein Zaubergrund, ein wahres Tinian;

Doch wie sie's in der Nähe sahn,
Da war's ein einsam Thal, von Hügeln eingeschlossen,
Mit Wäldchen hier und da und Büschen untermischt,
Wo Bäche unter Rosen flossen
Und ungestört im Gras die Sommergrille zischt.

Hier, spricht die Dame, laſs uns länden,
Der Ort gefällt mir; doch um leidlich hier zu seyn,
Mein guter Freund, fehlt, wie du siehst, allein,
Die Feen noch um einen Wunsch zu pfänden.

„Ha! ich versteh' euch — meiner Treu!
Der Wunsch ist gut, ich bin dabey!
Daſs alle Zweige hier so bald wir es verlangen
Voll Brezeln und voll Leberwürste hangen,
Das wäre drollig! Meint ihr nicht?“

Still, Dummkopf! Muſs ich denn mich ewig deiner schämen?
Ruft Vastola mit glühendem Gesicht.
Laſs, eh' die Feen dir die Gabe wieder nehmen,
Die du so schlecht verwaltest, mich
Im Wünschen deinen Platz vertreten;

Begnüge dich mir nachzubeten:
Das Schiff verwandle — Hörst du? sprich
Mir jede Sylbe nach! — Das Schiff verwandle sich
Flugs in das schönste Schloſs das Augen sehen mögen!
Es sey mit Pracht und Eleganz möbliert,
Die Decken und die Fensterbögen
Mit Stuckatur und Mahlerey geziert,
Die Wände reich vergoldet und lackiert;
Nichts fehle drin, Gemählde, Marmorköpfe,
Bildsäulen, Basreliefs, Kampan'sche Blumentöpfe,
Japanisches Geschirr, kurz, nichts was sich gebührt
Wenn unser eines für möbliert
Sich halten soll; und, weil's nur wünschen gilt, so ziehe
Sich rings ums Schloſs ein groſser Garten her,
Wo alles ewig grün' und blühe
Und dufte wie ein Balsammeer.
Auch wünsch' ich mir im dunkelsten der Büsche
Ein Marmorbad, so schön daſs Venus selbst sich gleich
D'rin baden möcht', und einen Schwanenteich,
Und einen Schmerlenbach, der sanft durch Blumen zische,
Und einen Hühnerhof, und eine Meierey,

Und hübsches Schäfervolk, dieſs alles zu verwalten,
Und Jungfern wie aus Leda's Ey
Gekrochen, und Lakey'n, und — kurz, was Hof zu halten
Erfordert wird —

„He! ist's nicht bald vorbey?
Die Feen können's ja nicht all im Kopf behalten!
Ihr wollt auch gar zu viel auf einmahl!" —

Aber eh'
Pervonte noch das letzte Wort vollendet,
Hebt ein Palast vor ihm sich luftig in die Höh',
Woran die Feerey all' ihre Kunst verschwendet.
Selbst die Prinzessin steht von seinem Glanz verblendet;
Der zu Salern, den sie zum Muster nahm,
War nur ein Bürgerhaus dagegen.
Pervonte starrt und gafft. Nun seh' ich, spricht Madam,
Nichts, was ich wünschen kann, geht über dein Vermögen.

Sie tritt hinein, die Kinder an der Hand,
Und auf der Treppe schon schallt ihr Musik entgegen;

Doch, was bey diesem neuen Segen
Pervonte weit das Schönste fand,
War, daſs für Viere schon gedeckt die Tafel stand.
Sie setzten sich; er aſs bis ihm das Athemhohlen
Beschwerlich ward, und schien von all' dem Glanz,
Und von dem neuen Tag, den hundert Girandolen
Durch zwanzig Zimmer strahlten, ganz
Verblüfft und auſser sich. Oft lacht' er überlaut
Vor Freuden, rief: Die Feen sollen leben!
Lieſs noch ein Glas sich auf ihr Wohlseyn geben,
Und that mit seiner künft'gen Braut
Beym Nachtisch schon so heimlich und vertraut,
Daſs Vastola, vor seiner plumpen Hände
Zu ausdrucksvoller Zärtlichkeit
Den Sessel nach und nach bis an des Tisches Ende
Zu rücken nöthig fand. Und gleichwohl war es Zeit
Sich zu gestehn, was alle Sprödigkeit
Und aller Stolz der Welt ihr nicht verbergen konnte.
Des Lustspiels Ausgang war zu klar.
So plump, so ungestalt Pervonte,

So dick sein Kopf, so roth sein struppicht Haar,
So eseltreiberhaft sein ganzes Ansehn war,
Was half es ihr? Die Zwillinge, die Tonne
Entschieden ein - für allemahl
Ihr Schicksal; kurz, entweder eine Nonne,
Wo nicht, Pervonten zum Gemahl.
Nun freylich, eine Morgengabe
Wie Er zu geben hat, erleichtert sehr die Wahl.
Allein dann wieder ein Gemahl
Wie Er, für Vastola? — Ein Rabe
Am Wagen Cypriens gespannt zu einem Schwan!
Es war zu arg, es ging unmöglich an!

Pervonte, spricht zuletzt die Dame, deine Feen
Sind sehr gefällig: aber doch,
Mein guter Freund, fehlt, däucht mich, etwas noch.
Du hast wohl nie im Spiegel dich gesehen?
Da, schau hinein, und sey so billig zu gestehen,
Wofern sie dich von Fuſs auf um und um
Verwandelten, du könntest nichts verlieren!

„Verwandeln? mich? verwandeln! und warum?“
— Um schön zu seyn. — „Mein feines Lieb, darum,

Das glaubt mir, möcht' ich euch nicht einen Finger rühren.
Ich war mir selber immer recht.
Indessen, wenn euch ein Gefallen
Damit geschieht, meinthalben! Laſst vom Ballen
Zum Schopf mich seyn wie ihr mich haben möcht."

Nicht gar zu schön ist oft nur desto besser,
Denkt Vastola: sey immer ein Adon,
Nur muskelhaft dabey, wie Milo von Kroton;
Nicht allzu schlank; zwey Daumen höchstens gröſser
Als ich — kurz, minder zart als derb und ritterlich,
So bist du schön genug für mich.

Daſs Vastola nicht laut so offenherzig dachte,
Versteht sich. Rathet nun was sie für Augen machte,
Da sie, von Wort zu Wort, Pervonten, wie sie sich
Ihn in Gedanken zugeschnitten,
Leibhaftig vor sich sah! so ganz aus Einem Guſs!

Ein Ideal, worin Antinous
Und Herkules so um den Vorzug stritten,
Daſs jeder siegt und keiner weichen muſs.

Ein lauter Schrey entfuhr ihr, von den Feen
Bey Wünschen, deren sie sich selber kaum bewuſst
Zu seyn gewagt, sich so ertappt zu sehen.
Sie wurde roth bis an die Brust.
Sah hin und her, unruhig und verlegen,
Und hätte gern ein wenig trotzen mögen.
Allein der Undank schrie zu laut.
Das beste war, in seiner neuen Haut
Den jungen Herrn stillschweigend anzunehmen
Und sich der Mildigkeit der Götter nicht zu schämen.

Wir wollen's nur geradezu gestehn,
(Bedungen daſs ihr guter Nahme
Nicht drunter leiden soll) die liebe junge Dame
Schien in der Dankbarkeit beynah zu weit zu gehn.
Drey̅ Tage lang (und, wie wir schier besorgen,
Die Nächte auch) vom frühsten Sommermorgen,
(Daſs Feerey dabey im Spiele war
Ist sonnenklar!)

Drey Tage, wie gesagt, vom Morgen
Bis in die Nacht, war alle ihre Zeit
Dem holden Korydon geweiht.
Sie trug ihn, wie ein Kind die neu bescherte Puppe,
In ihrem neuen Eigenthum
Von Platz zu Platz wie im Triumf herum;
Wohin man sah, stand die verliebte Gruppe,
Strich Arm in Arm durchs Grüne, oder saſs
In Lauben, oder lag beysammen tief im Gras,
Mit Küssen nur den Fluſs der Stunden messend,
Sich selbst genug, sonst alles rein vergessend.

Pervonte, der nunmehr der Prinz Pervonte hieſs,
War übrigens so dumm geblieben
Als wie er war, eh' ihn zum Amadis
Die Feen umgeschmelzt. Für seine Art zu lieben
Schien in gewissem Sinn
Der Schade klein, beträchtlich der Gewinn.
Hätt' er ihr etwa baſs mit Witz die Zeit vertrieben?
Was uns in dieser Meinung stärkt
Ist, daſs acht Tage rein verflossen
Eh' Vastola den Mangel nur bemerkt.
Doch immer einerley wird endlich ausgenossen!

Die Spitze der Begier erstumpſt sich im Genuſs,
Dieſs bringt Ersättigung, und dann folgt Überdruſs;
Kurz, Amors Köcher war verschossen.
Ein Herkules der ruhen muſs
Giebt wenig Trost; und ein Antinous
Der nur die Zähne weist, ist, jenen abzulösen,
Nicht das geschickteste der Wesen.

Jetzt endlich merkt die Dame, wo es fehlt.
Ich dächte, spricht sie einst zu ihrem Cicisbeen,
Ich dächte, Freund, es wäre Zeit, die Feen
Um etwas anzugehn, woran dir's stark gebricht. —

„Was wäre das?“

Verstand! — Ein wenig mehr Gehirne,
Pervonte, sollte, dächt' ich, nicht
So übel gehn zu dieser schönen Stirne?

„Ein toller Wunsch! versetzt der Haubenstock:
Ich glaube gar, verzeih mir meine Sünden!
Ihr haltet mich für einen Sägeblock?
Warum nicht gar Verstand! Was gilt davon das Schock?

Ich hatte ſtets genug um meinen Mund zu
finden,
Und, wie ihr wiſst —

Still! ruft ſie, ſtill! (und hält
Aus Furcht was albernes zu hören
Die Hand ihm vor den Mund) Freund, dieſe
Waare fällt
Nicht ins Gewicht; du kannſt die Doſe zehn-
fach mehren,
Je mehr du haſt, je leichter trägſt du dran.

„Nun gut, mein Schatz, ich laſſe mich
belehren.
Was ſoll ich wünſchen? Gebt mir's an.“

Nichts als Verſtand, Verſtand um zu
verſtehen!
Dieſs einz'ge Wort ſagt alles.

„Nun wohlan,
So gebt mir denn Verſtand, ihr Feen,
Und zwar vom guten; denn es heiſst,
Es ſey nicht alles Gold was gleiſst.“

Ihr ſeht, beym erſten Wort erhörten ihn
die Feen,
Und mehr vielleicht als Vaſtola
Am Ende ſelber gerne ſah.

Prinzessin, spricht **Pervont**, wir haben
Der Wünsche nun genug. Der Feen Gütigkeit
Ist groſs; doch immer neue Gaben
Erpressen, wäre Geitz und Unbescheidenheit.
Nichts ist nunmehr uns Noth als die Begnügsamkeit;
Allein mit dieser muſs der Mensch sich selbst begaben.
Laſs durch Genuſs uns nun verdienen was wir haben!
Uns lieben, **Vastola**, und alles um uns her
Mit unserm Glück erfreuen und beleben,
Sey unser Loos! Was könnten wir noch mehr
Uns wünschen, oder was die Feen mehr uns geben?

DRITTER THEIL.

Fürs erste Probestück bewährte, dächten wir,
Pervont die neue Feengabe
Nicht übel durch dieſs Wort. Auch ihr,
Der schönen Vastola, bedünkt es selbst, sie habe
Nun nichts zu wünschen mehr, als was Horaz sich dort
Genügsam von Merkur erbittet.
An diesem zauberischen Ort
Mit jeder Gunst des Glückes überschüttet,
An einen schönen Mann von Amorn angeküttet,
Der fast bis zur Abgötterey
Sie liebt, und nun auch klug ist und gesittet,
Und von Gefühl so zart, als hätten statt mit Brey
Mit lauter Rosen ihn die Grazien aufgefüttert;
Von allem was bey Hof das Leben uns verbittert,
Von Zwang und langer Weile frey;
Kurz, glücklich wie man es auf Erden
Gewöhnlich nur im Traume pflegt zu werden,
Was könnte Vastola, wie weit ihr Herz auch sey,

Noch wünschen, daſs ein Gott zu ihrem Glücke lege,
Als daſs es ewig dauern möge?

Vier Wochen lang, bey Tage wie bey Nacht,
(Wir müssen es zu ihrem Ruhm gestehen)
Vier ganzer Wochen lang wird an die guten Feen
Nicht mehr als an den Mann im Mond gedacht:
So sinnreich weiſs Pervonte das Vergnügen,
Das jeder neue Tag ihr macht,
Der Fantasie der Schönen anzuschmiegen,
So leise jeden Wunsch gleich wieder einzuwiegen
Bevor er recht in ihrer Brust erwacht.

Allein — wie könnten wir's verhehlen? —
Am ersten Tag der fünften Woche schon
Begann ich weiſs nicht welch ein matter Farbenton
Dem Glück der Liebe was von seinem Glanz zu stehlen.
Zwar machte die Natur auch dieſsmahl keinen Sprung,
Und, wie vom Mittagslicht zum Schein der Dämmerung,
Schlich sie bey Vastola durch unmerkbare Grade
Vom Vollgenuſs zur Sättigung.
Kurz, es entdeckte sich, daſs eine eigne Gnade

Dazu gehört, um fern von Hof und Stadt
In einem Dörfchen sich bey Laune zu erhalten.
Wie viel Verdienste auch der Prinz Pervonte hat,
Wie weislich (nach der Warnung unsrer Alten)
Er mit der süſsen Schwärmerey
Der Hochgefühle hauszuhalten
Versteht, wie mancherley Gestalten
Er auch dem ew'gen Einerley
Zu geben weiſs, — ein Glück, das schon so lange neu
Zu scheinen aufgehört, wie sollt' es nicht ermatten?
Wie konnte sie, mit einem Gatten,
Wär's auch im Paradies, allein,
Beständig ihm und sich genugsam seyn?
Gewohnt sich stets von mehr als hundert
Verehrern, deren Zahl tagtäglich sich erneut,
Gefolgt, geschmeichelt und bewundert
Zu sehn, wie käme nicht in dieser Einsamkeit
(Wo von den ewigen einschläfernden Gefühlen
Ununterbrochner Zärtlichkeit
Nichts neues, fremdes, sie zerstreut)
Die Lust sie wieder an, der Jugend Rosenzeit
Ein wenig muntrer zu verspielen?

Das Schäferleben hier verdient den Nahmen kaum,
(Spricht sie bey sich) es gleicht dem Schattenleben,

Elysiums, und ist, um ihm sein Recht zu geben,
Sehr wenig besser als ein Traum.
Der schönste Hirt, der unterm schönsten Baum
Mir ewig gegenüber sitzet
Und seine Zärtlichkeit mir in die Augen blitzet,
Sagt mir zuletzt kein Sterbenswörtchen mehr
Als wenn's ein Bild von Alabaster wäre.
Wo nimmt es wohl Pervonte her,
Daſs unser eine sich von Zartgefühlen nähre?
Er, der so klug sich dünkt, er will
(Ich muſs des närr'schen Einfalls lachen)
Zu einer Hirtin in Arkadien mich machen?
Doch, länger halt' ich ihm nicht still!
Ich bin des Schattenreichs der Linden und der Buchen,
Des Wiesendufts, des Schlafs am rieselnden Krystall,
Des Mondscheins und der Nachtigall
Von Herzen satt. Man muſs, zumahl in meinem Fall,
Ja wohl von allem was versuchen,
Wenn sich der Anlaſs giebt und bessers uns gebricht:
Es war ein hübscher Traum, Pervont, ich läugn' es nicht,
Man träumt nicht stets so angenehme Sachen;
Nur sey es mir erlaubt auch wieder aufzuwachen!

Ihr seht, der Monolog verspricht
Pervontens Glücke wenig Dauer.
Seit sein Palast ihr nur ein Vogelbauer
Und sein Arkadien ein Bauergütchen däucht,
Hat seine Seligkeit den Mittagspunkt erreicht,
Und wird nun schnellen Schritts zum Untergang sich neigen.
Schon fängt sie an, bey einem Hirtenfest,
Wo sein Geschmack mit Glanz sich sehen läſst,
Ein schläfriges Gesicht zu zeigen,
Das mitten im erzwungnen Lächeln gähnt
Und nach des Festes Schluſs sich unverhohlen sehnt.
Der arme Mann beklagt sich selber
Und sie noch mehr: doch schickt er sich darein
Und wird darum nicht magerer noch gelber.
„Ein schönes Weib kann auch nicht stets ergetzbar seyn,
Ein andermahl vielleicht wird's besser mir gelingen:“
So tröstet er sich selbst; allein
Die Zeit will dieses Mahl ihm keine Rosen bringen.
Die Launen nehmen überhand
Und täuschen seinen besten Willen.
Oft werden aus den Launen Grillen,
Die er, auch wenn er sie verstand,
Zu schwichtigen nicht immer rathsam fand.
Um Vastola's Gelüste zu vergnügen,

Müſst' einer, denkt er, Tag und Nacht
Den Feen in den Ohren liegen,
Und wen sein Herz nicht glücklich macht,
Den kann man nicht ins Glück hinein betrügen.

Von diesem Augenblick beschlieſst
Pervonte, der nicht gern ins Faſs der Danaiden
Vergebens volle Eimer gieſst,
Mit dieser Frohne sich nicht länger zu ermüden.
Ich, denkt er, war mit meinem Loos zufrieden;
Des reinsten Glückes Quelle flieſst
Für sie und mich: will sie sich glücklich machen lassen,
Wohl ihr! — wo nicht, so seh' sie selber zu!
Ich kann mit diesem Amt mich länger nicht befassen;
Ich sorge nun für meine eigne Ruh.

In diesem Selbstgespräch war etwas üble Laune.
Man weiſs sie mahlt die Dinge gern ins Braune.
Im Grunde war Pervont ein guter Mann,
Das heiſst, so eine fromme zahme
Weichherz'ge Kreatur, aus welcher eine Dame
Wie Vastola was ihr bequem ist machen kann.
Kaum merkt sie also daſs der Wärmemesser
Von seiner Liebe bis auf lau
Zu fallen droht, so stimmt die schlaue Frau

Die Saiten um. — „Pervont, du siehst heut blässer,
(Spricht sie mit einem Blick der wärmsten Zärtlichkeit)
Es ist als ob ich weiſs nicht was dir fehle,
Dein Auge wölket sich, du scheinst zerstreut
Und anderswo, du suchst die Einsamkeit;
Am Ende, Freund, ist's nichts als Atonie der Seele,
Die leicht zu heben ist. Du kommst seit ein'ger Zeit
Kaum aus dem Hause; Luftveränderung, mein Lieber,
Vertreibt vielleicht dieſs kleine Nervenfieber.
Ich statt' in unserm Dorf ein hübsches Bräutchen aus,
Der Bräut'gam ist ein feiner Junggeselle,
Ich selbst vertrete Mutterstelle
Und sorge für den Hochzeitschmaus:
Darf ich zu diesem Fest dich bitten?"

Der Blick, der Ton, womit die Zaubrerin
Dieſs sagt, erheitert stracks Pervontens düstern Sinn.
Wer liebt wohl mehr als er den Sitz der milden Sitten
Der goldnen Zeit, die frohen Schäferhütten,
Für ihn das schätzbarste von allem seinem Gut!
Und daſs ihm Vastola aus eignem freyen Triebe

Den Antrag thut, so freundlich an der Liebe
Des jungen Brautpaars Antheil nimmt,
Sich selbst mit ihrem Glück beschäftigt,
Und sich dabey das Mutteramt bestimmt;
Wie mächtig wird dadurch der ſüſse Wahn bekräftigt,
Daſs, trotz der Eitelkeit, die sich zuweilen regt,
Ein gutes Herz in ihrem Busen schlägt!
Wie schnell entwölken sich die finstern Augenbrauen!
Wie dankt sein Blick, sein Mund ihr diese reine Lust!
Wie innig presset sich sein Herz an ihre Brust!

Mit stillem Jubel sieht die listigste der Frauen
Den leichten Sieg, den über Manneskraft
Und Mannesklugheit ihr die Weiberlist verschafft.
Das Hirtenfest geht nun nach Herzenslust von Statten.
Pervonte, den das Glück der neuen Gatten
Kaum minder als sie selber glücklich macht,
Fei'rt seine eigne Hochzeitnacht.
Und hängt mit wonnevollem Blicke
An Vastola. Die Schlaue hascht im Flug
Den günstigsten der Augenblicke
Und spricht zu ihm: Mein Schatz, wir haben lang' genug

Den Feen nichts mehr vorgetragen;
Sie können sich, zumahl da sie so willig sind,
Nicht über unsere Bescheidenheit beklagen.
Nun aber hab' ich was, mein Kind;
Und wär' es auch nur eine von den Grillen
Die einer jungen Frau das leichte Hirnchen drillen,
So weiſs ich doch, du bist ein zu getreuer Hirt,
Um ein Verlangen nicht zu stillen
Das nur ein Wort dir kosten wird.

Sag' an, Geliebte, spricht Pervonte,
(So kirr' in diesem Nu, als Juno einst den Herrn
Der Welt auf Ida machen konnte)
Dein Wink ist mein Gesetz. Wofern
Was du begehrst die Macht der guten Feen
Nicht übersteigt, so nimm es für geschehen.

Mich plagt, erwiedert sie, die Sehnsucht, mein Salern,
Woraus ich schon so lang' verstoſsen bin, zu sehen.
Heut ist des Königs Fest; er giebt ein prächtig Mahl,
Und dann ist Tanz im groſsen Rittersahl.
Nun, Männchen, thu mir den Gefallen
Und wünsche dich mit mir zur Stunde nach Salern,
So prächtig ausgeschmückt, daſs allen

Den steifen Damen und den unverschämten
Herrn,
Die uns ins Weiſse sehen wollen,
Die Augen übergehen sollen;
Und wenn wir uns an ihrem Vorwitz satt
Erlustigt, und, uns auszufinden,
Der König selbst was nur am Hofe Athem hat
Uns auf den Hals schickt, plötzlich schwinden
Wir wieder weg, und sind in heiler Haut
Schon wieder hier, noch eh' der Morgen graut.

Pervonte, der sich noch vor kurzem schlecht
erbaut
Durch diesen Wunsch gefunden hätte,
In diesem Augenblick vergnügt und liebetraut
Mit Vastola auf einem Ruhebette,
Wie könnt' er itzt den rein gestimmten Ton
Des Einklangs ihrer Herzen stören,
Und einem solchen Weib die kleine Freude
wehren?

Kaum ist der rasche Wunsch aus seinem
Mund entfloh'n,
So däucht ihn auch, die Hörner schon
Im Schlosse zu Salern zu hören.
Sie sehen einen Sahl, mit allen Zubehören
Zu einem Königsfest, sich selber mitten drin,
Er einem Sultan gleich, Sie einer Kaiserin
Von Hindostan, mit blitzenden Karfunkeln

So dicht besät, daſs sie der Kerzen Schein verdunkeln.
Das Hofgesind sperrt Mund und Augen auf,
Drängt sich hinzu, drückt wieder auf die Seite,
Fragt flüsternd was die Vision bedeute,
Begreift es nicht, und niemand fällt darauf,
Den Lümmel, dem noch itzt die treuen Bürger fluchen,
In diesem Groſssultan, und Fräulein Vastola,
Die man in einem Faſs im Meere schaukeln sah,
In dieser Kaiserin zu suchen,
Der, wo sie geht, gleich alles schüchtern weicht,
Und die, im leichten Tanz von ihm daher geführet,
An Wuchs und Majestät mehr einer Göttin gleicht
Als einem Erdenkind.

Der Hof indeſs verlieret,
Vor Ungeduld zu wissen wer sie sind
Und welche Windesbraut sie nach Salèrn geführet,
Beynahe den Verstand. Die Sache wird zuletzt
Ein Staatsgeschäft, nachdem aus gnädigstem Befehle
Der Seneschall, so fein als eine dicke Seele,
Wie er, nur immer kann, dem Sultan zugesetzt
Und nichts von ihm als Wendungen und Schrauben
Zurück erhielt. Der Fürst verliert nun ganz

Die königliche Kontenanz.
Ihr Schranzen, fangt er an den Alten anzuschnauben,
Ihn selbst, mit Gunst, Herr Oberschranz,
Mit eingeschlossen, habt nicht mehr Verstand als Kälber;
Ich sehe wohl am Ende muſs ich selber
Das beste thun. Und nun, nachdem er einen Tanz
Mit Vastola gethan und alle seine Künste
Und Grazien, zu Majestät geprägt,
In einer zierlichen Schakonne ausgelegt,
Entbietet er der Göttin seine Dienste
Mit so galantem Schwung, und macht es ihr so schwer
Mit guter Art sich von ihm los zu winden,
Daſs sie genöthigt ist, ihn auf die Frage, Wer?
Mit einer Antwort zu verbinden.
Wie? spricht sie, kennen Sie von zwanzig Wochen her
Die arme Vastola nicht mehr?

Der König prallt zurück, und Augenblicks verschwinden
Die Fremden aus dem Sahl. So grimmig als ein Bär
Tobt Seine Majestät im ganzen Schloſs umher,
Und droht, sein Hofgesind mit eigner Hand zu schinden,
Entdeckt man nicht die Spuren ihrer Flucht

Bevor die letzten Sterne schwinden.
Allein umsonst wird Schloſs und Stadt durchsucht;
Sie sind Gespenstern gleich verschwunden
Und nirgendswo wird ihre Spur gefunden.

Prinzessin Vastola hingegen fand den Spaſs
Zu lustig, es dabey verbleiben
Zu lassen. Sollte sie die Zeit sich nicht vertreiben,
Da sie nur wollen darf? Und alles also, was
Pervont damit gewann, die erste ihrer Grillen
Zu füttern, war, daſs nun das vorbesagte Faſs
Der Danaiden voll zu füllen
Noch eher möglich schien, als seiner Dame Willen.
Was sie begehrt ist immer — nur ein Spaſs,
Ihm ist's so leicht ihr diesen Spaſs zu machen,
Ihm, der nur wünschen darf. Vernunft wird ohne Frucht
An einem Köpfchen, wie das ihre war, versucht:
So bald er ernsthaft spricht, erwiedert sie mit Lachen;
Und gute Laune, Fröhlichkeit,
Muthwille selbst (dieſs hat sie ausgefunden)
Macht ihre Stärke aus; sein Ernst wird jederzeit
Mit diesen Waffen überwunden,
Denn immer lohnt Gefälligkeit
Ihr jede kleine Lust, die er durch sie empfunden.

Ein Kranz, von ihrer Hand gebunden,
Mit Freundlichkeit gereicht, ein Blümchen, eine Frucht,
Von ihrem schönen Aug' in goldnen Morgenstunden
Für ihn im Garten ausgesucht,
Und noch versüſst durch einen dieser Küsse
Die sie allein nur küssen kann,
Was braucht es mehr, damit der gute Mann
Zu allem was sie wünschen kann
Sich dankbarlich verbunden halten müsse?

Der erste Wunsch, den wenig Tage drauf
Die schöne Vastola vom Stapel
Der Wünsche laufen lieſs, flog in geradem Lauf
Zur stolzen Königsstadt Neapel.
Hier läſst sie sich als Erbin von Salern
Mit ihrem schönen Mann in solchem Glanze sehen,
Daſs selbst die Königin nicht gern
Wo Sie ist sichtbar wird. Der Werth von ganz Salern
Schien im Juwelenbusch auf ihrem Hut zu wehen,
Und jeder Knopf an ihrem Kleide war
Der bare Preis von einem kleinen Lehen.
Auch muſste sich Pervont, wiewohl sich jedes Haar
An ihm dagegen sträubt, zu gleicher Pracht verstehen.

Mit Gold bedeckt umrauscht sie, wo sie gehen,
Das Wimmeln einer Heeresschaar
Von groſsen zierlichen und schmucken
Leibdienern aller Art, von Laufern und Heiducken.
Der prächtigste Palast, das schönste Gartenhaus
Zu Pausilipp, war nicht für sie zu theuer;
An jedem Galatag, bey jeder Kirchenfeier,
Sticht Vastola die andern Fürsten aus,
Ist ihr Gefolg das schimmerndste von allen,
Macht ihrer Wagen Glanz die Pracht der andern fallen,
Ist ihr Geschirr das reichste und ihr Zug
Der schönste, aber gleichwohl beides
Für ihre Eitelkeit nie ungemein genug.

Ob alles dieſs den Zahn des Neides
Auf Vastola gewetzt, kann keine Frage seyn.
Auch wendete Pervont gar viel dagegen ein,
Sie stritten öfters sich selbst hinter den Gardinen;
Wiewohl sich leicht errathen läſst,
Daſs Fehden dieser Art, wie hitzig sie auch schienen,
Der Dame Regiment nur zu befesten dienen.

Inzwischen nahte sich ein weltberühmtes Fest,
Der Hochzeittag des Doge von Venedig,
Der sich das Meer von Adria vermählt.
Natürlich wird sie hier noch eines Wunsches ledig.

„Es wird so viel von diesem Fest erzählt:
Es nicht zu sehn, mein Schatz, in meinem ganzen Leben,
So lieb du mir auch bist, könnt' ich dir's nicht vergeben.“

Was soll Pervonte thun? Um eine Kleinigkeit
Wie diese mit dem holden Weibe brechen?
Es geht nicht an! — „Befiehl, es ist die höchste Zeit,
Der Barke in die See zu stechen
Die uns vor einem Jahr an Bajens Strand gebracht!
Sie segelt leicht und schnell, und bringt noch diese Nacht
Dem Markusplatz uns gegenüber.“

Pervont, wiewohl er zehnmahl lieber
In sein Arkadien, wo ihm so wohl ist, sich
Mit ihr (zusammt dem prallen Schwanenbette
Worauf er eben lag) zurück gewünschet hätte,
Fügt sich mit guter Art, und wird auch dankbarlich,
Nach ihrem Brauch, dafür mit einem Kuſs beseligt.

Die Barke wird sogleich befehligt.
Sie steigen ein, sie langen an.
Das Fest beginnt. Schon füllt mit aufgeschmückten Nachen

Sich der Kanal, schon drängt sich Kahn an Kahn:
Da schwimmt, begrüſst aus hundert Feuerrachen
In träger Majestät der Bucentaur heran;
Die Reihen trennen sich, dem Stolzen Raum zu machen,
Und fei'rlich-lustig wird die launenvolle Braut,
Die unbezähmbarste der Widerbellerinnen,
Dem alten Herrn im Horne angetraut.
Vor Wonne kommt der Pöbel fast von Sinnen,
Wiewohl man ihn bey diesem Hochzeitfest
(Wie überall) die Geiger zahlen läſst.

Prinzessin Vastola ergetzte sich nicht wenig
An diesem prächt'gen Possenspiel:
Doch was dabey am besten ihr gefiel,
War, daſs ihr Feenschiff an Form und Pracht der König
Der Gondeln, deren wimmelndes Gewühl
Das Meer verdeckt, und Sie allein die Schöne
Des Festes schien; so unverwandt
Und gierig hielten stets Veneziens blonde Söhne
Die Augen nur auf Sie gespannt.
Frau Vastola, Dank sey den unerschöpfbarn Feen,
Wird bald genug auch hier von jedermann gekannt.

Venedig hatte, seit Sankt Markus Thürme stehen,
Noch keine fremde Frau wie Vastola gesehen;
Noch keine die so prächt'ge Assambleen
Und Bälle gab, das Gold für bloſsen Kies
Zu achten schien, den hungrigen Harpyen
Von Brokantierern so freygebig sich erwies,
Und mittelmäſsige Kopien
So theuer sich für echt verkaufen lieſs.
Die Dame muſs den Stein der Weisen haben,
(So dachte man) und gieriger als Raben
Fällt alles zu, und friſst so lang' sich satt
Als die Verschwenderin noch was zu geben hat.

Pervonten wird zuletzt dieſs Leben unerträglich.
Oft denkt er, wie Horaz: O wer bey magerm Kohl
In seiner Hütte säſs' und fühlte sich behäglich!
Frau Vastola bemerkt es nur zu wohl
Daſs ein Gewitter sich um seine Stirne ziehet,
Und eh' die Wolke platzt und Blitze sprühet,
Wär's, däucht ihr, klüger ihm den Antrag selbst zu thun.
Pervonte, (spricht sie einst, und schlingt die runden Arme
Um seinen Nacken) auszuruhn
Von diesem langen Fastnachtsschwarme
Ist's hohe Zeit; ich fühl's so sehr als du!
Komm, eilen wir der Freystatt wieder zu,

Wo wir, geheilt von diesem ew'gen Streben
Der Fantasie, uns selbst und unsrer Liebe leben.

Wo ist in diesem Augenblick
Ein Mann so froh wie Er? Was gleichet seinem Glück?
Er glaubt das holde Weib von allem eiteln Wesen
Auf immer aus dem Grund genesen.
Wie segnet er den löblichen Entſchluſs!
Wie dankbar drückt er sie an seinen Busen!
Komm, mein Pervont, spricht sie mit einem Kuſs;
Die reine Landluft sey für uns was Lethens Fluſs
Den frommen Schatten! Dort im Schooſse stiller Musen,
Am Mutterbusen der Natur
Und an dem deinen, mein Pervonte, soll in ſüſsen
Schuldlosen Freuden nun mein Leben, wie ein Bach
Durch stille Rosenbüsche, flieſsen!

Die Freude preſst ein wollustvolles Ach
Ihm aus der Brust, von ihrem schönen Munde
Zu hören was er hört; und zu derselben Stunde
Trägt sie das Zauberschiff zurück nach ihrem Gut.

Sechs Tage machte nun der glückliche Pervonte
In seiner Vastola Gesellschaft gutes Blut;
Sechs Tage lang bleibt sie bey frohem Muth,
Sich selber gleich, empfindsam, sanft und gut:
Allein, das war auch alles was sie konnte!
Am siebenten fällt ihr auf einmahl ein,
Sie habe — Gäste eingeladen.
Man kann doch, spricht sie, auch nicht stets in einem Hain
Zu lauter Nymfen, Oreaden
Und Schäfern eingeschlossen seyn!
Auch siehst du leicht, da mir so viele Ehre
Zu Napel und Venedig widerfuhr,
Daſs es von mir nicht schön gewesen wäre,
Zu thun als lebten wir auf unserm Gute nur
Für uns allein. Es muſste *dich* beschämen
Wie mich, mein Schatz, hätt' ich dem leisesten Verdacht,
Als wären wir zu karg um Gäste aufzunehmen,
Bey unsern Freunden Raum gemacht.
Ich hab' indeſs mit gutem Vorbedacht
Nur bloſs die Wichtigsten gebeten,
Den Kern der schönen Welt an Alter, Geist und Rang.

Pervonte hört dieſs alles sehr betreten
Mit Achselzucken an, sein Kinn wird ellenlang,

Die Lippe bebt, schon fängt der Kamm sich an zu röthen;
Allein ein liebevoller Blick
Aus diesen Augen, die noch niemahls fehl gebeten,
Bringt plötzlich zur Besinnung ihn zurück:
Ein Blick, so arglos, sanft und unbefangen,
Als wäre, was sie angestellt,
Das tadelloseste Benehmen von der Welt.
Was ist mit einem Weib wie dieses anzufangen?

Mein Kind, versetzt der arme Herr Gemahl,
Wenn du mich kennst, so weiſst du, das Getümmel
Der groſsen Welt ist niemahls meine Wahl:
Mit Dir allein in diesem schönen Thal
Bin ich, so fern ich Dich zufrieden seh', im Himmel.
Du denkst in diesem Stücke nicht
Wie dein Pervont: du findest mehr Behagen
An höfischem Geräusch, und ihm ist's immer Pflicht
Dir keinen Wunsch, den du gerecht nennst, abzuschlagen.

Der Dame scheint dieſs Wort ein Stich;
Sie fühlt es wenigstens, und also glaubt sie, sich
Mit Ernst vertheidigen zu müssen.
Ihr halb erwachendes Gewissen

Will eingeschläfert seyn; kurz, Vastola beweist,
Sie habe Recht, mit so viel Witz und Geist,
Daſs sich mit ihr herum zu fechten
Pervonten wenig edel däucht,
Und sie mit ihrem Haberechten,
Zu künft'gem Präjudiz in ähnlichen Gefechten,
Was sie gesucht im Wege Rechts erreicht.
Im Hauptwerk übrigens (ein Punkt worauf vielleicht
Pervonte Rücksicht nahm) war nichts dadurch verloren.
Denn kurz und gut, bevor die schönen Horen
Dem Sonnenwagen zwier die Pforten aufgethan,
Langt eine Ladung schon von feinen Herrn und Damen,
Die von Neapel her mit gutem Winde kamen,
In Vastola's prachtvollem Vorhof an.

Das Leben, das nunmehr erfolgte, zu beschreiben,
Das würde mir und euch die Zeit gar schlecht vertreiben.
Genug, die Damen und die Herrn
Sind (wie uns Vastola sie angerühmt) der Kern
Der schönen Welt in Parthenopel,
Und hatten, Paar und Paar an Amors seidner Koppel,
Sich in geheim hierher bestellt,

Im Vollgenuſs von allen guten Dingen
Bey Vastola den Sommer zuzubringen.

Natürlich hatten sie nicht dazu sich bestellt,
Um ihre edle Zeit sich thöricht zu betrügen.
Das Land war hier nur als Verzierung da,
Und auch nicht Eine dieser Schönen
Schien nach der Grabschrift sich zu sehnen:

„Auch ich lebt' in Arkadia!“

Man will in diesen stillen Gründen
Die Stadt (die man aus langer Weile zwar
Verlassen hat) vollständig wieder finden.
Beym Auszug wähnte wohl die ganze hohe Schaar,
Die in der Stadt nicht länger zu gedeihen
Vermocht', unsäglich auf die Landlust sich zu freuen,
Die ihnen was ganz neues war.
Die reine frische Luft, der Duft der Blüthenhaine,
Der Wiesen Schmelz, der Wälder grüne Nacht,
Der Nachtigallen Sang im stillen Mondenscheine,
Kurz, alles das, wonach Guarini lüstern macht,
(Der diese Dinge uns so zauberisch ins Feine
Zu mahlen weiſs) im lieblichsten Vereine,
Wer glaubte nicht ins Feenland

Zu ziehn? — Allein das alles fand
Sich in der Wirklichkeit ganz anders. Denn bey Tage
War Sonnenglanz der blöden Augen Plage,
Auch kränkt der Blumen Duft die ekeln Nasen sehr;
Daſs Morgenthau an zarten Wangen nage
Ist ausgemacht; der Brust ist Abendluft zu schwer,
Und, dem Triumf der Sonn' im Aufgang zuzusehen,
Wär's Noth, nach durchgewachter Nacht,
Sechs Stunden früher aufzustehen
Als man vom ersten Schlaf erwacht.

Man fliegt demnach in Tag und Nacht
Die Freuden alle durch, auf die man sich gefreuet,
Und nun, wie billig, wird nicht weiter dran gedacht.
Das vor'ge Leben wird an ihrer Statt erneuet.
Hier träte nun der Fall der alten Seelenpein,
Der Langweil', augenscheinlich ein:
Allein dafür weiſs Vastola zu sorgen.
Den armen Feen wird vom Morgen
Zur Mitternacht, von Mitternacht zum Morgen,
Nicht eine Stunde Ruh vergönnt.
Die Stadt hat nichts was man Vergnügen nennt,

Das nicht bey Vastola sich besser wieder fände;
Theater und Koncert, Ballet und Opera,
Was Aug' und Ohr von einem Ende
Der Welt zum andern je kurzweiligs hört' und sah,
Mit einem Wunsch ist alles da!
Und bis zur Sättigung der Gäste
Folgt Spiel auf Spiele, Fest auf Feste.
Auch hielten sie den ew'gen Sinnenschmaus,
Der Feenkunst zu Trotz, nicht in die Länge aus,
Thät' Amor nicht dabey das beste.

Pervont, an dem von seinem ersten Stand
Noch manche Überbleibsel kleben,
Und welcher, als er um Verstand
Zu bitten sich gemüſsigt fand,
Die Feen bat vom besten ihm zu geben,
Pervonte, der Natur getreu,
Fand diese Art, sich selbst zu überfüllen
Und in dem bunt'sten Einerley
Von Sinnenrausch den Geist herum zu drillen,
So lästig, daſs er sich dem alten Sisyfus
Den Felsen, den er schon so lange wälzen muſs,
Für diese ganze Zeit viel lieber abzunehmen
Entschlossen hätte, als zum tödtlichen Verdruſs
Der Rolle, die sein Weib um einen schalen Kuſs
Ihn spielen macht, sich länger zu bequemen.

Er zieht allmählich sich mit guter Art zurück,
Gewiſs man werde sich nicht mächtig nach ihm sehnen.
Sein platter Ernst, sein finstrer Blick,
Der Zwang den Herrn und Frau'n nicht ins Gesicht zu gähnen,
Kurz, alles was ihn lächerlich
In ihren Augen macht und ihrer Lust gefährlich,
Macht seine Gegenwart für alle sehr entbehrlich
Noch eh' der zwölfte Tag verstrich:
Zumahl nachdem, getäuscht von seinem Äuſserlichen,
Zwey Damen oder drey (sich schwesterlich in ihn
Zu theilen in geheim verglichen)
Den Gimpel in ihr Garn zu ziehn
Vergebens Mühe sich gegeben;
Ein Unfall, der in ihrem Leben
Zum ersten Mahl sie traf, und den ein hübscher Mann
Durch schnelle Flucht allein vergüten kann.

Selbst seine Vastola scheint ihn mit höflich kalten
Formalitäten mehr zu scheuchen als zu halten.
Im Grunde hielt sie ihn aus bloſser Weiberlist.
Denn, leider! können wir euch länger nicht verhalten,
Daſs es ganz richtig nicht mit ihrem Herzen ist.

Daſs Sympathie sie mit Pervonten nicht verbunden
Habt ihr schon ohne uns vermuthlich ausgefunden;
Daſs sie dem wundervollen Mann,
In welchen durch der Feen Gunst Pervonte
Verwandelt ward, sich nicht versagen konnte,
Begreift sich: doch daſs dann und wann
Der gute Hausverstand, womit besagte Feen
Auf sein Begehren ihn versehen,
Ihr lästig fiel, ist auch nicht zweifelhaft.
Zwar liebt' er sie mit einer Leidenschaft
Die ziemlich nah an Schwäche grenzte;
Und gleichwohl hieſs er ihr nicht selten grillenhaft;
Auch war es nicht der Witz wodurch Pervonte glänzte.
Was Wunder denn, wenn ihre Neigung sich
In Jahr und Tag ein wenig abgemattet
Befand, und ein Adon in ihre Gunst sich schlich,
Dem ihr Gemahl an jedem Vorzug wich,
Worin sich Witz und feiner Weltsinn gattet;
Ein junger Mann, der die Verführungskunst
Seit manchem Frühling schon zu seinem einz'gen Fache
Gemacht, die Liebe nicht als eine Herzenssache,
Sie bloſs als Spiel der Fantasie,

Als Sache des Geschmacks und einverstandner Sinne
Behandelt, und — zwar immer spät und früh
Darauf bedacht wie er ihr Herz gewinne —
Stets ohne Anspruch scheint, sich nie
Zur Unzeit aufdringt, nie im Styl der hohen Minne
Von seiner Liebe spricht, kurz, sie wie eine Spinne
So fein umwebt und an sich zieht,
Daſs sie, indem sie nur zu scherzen
Vermeint, sich unvermerkt mit überraschtem Herzen
In — seinem Arm gefangen sieht.

War's ihre Schuld, daſs unter den Adonen,
Die ihr Neapel zugesandt,
Zum Unglück sich ein solcher Mann befand?
Und daſs sie schon acht Tag' in Freyheit auf dem Land
Stets unter Einem Dache wohnen?
Daſs täglich sich ein neuer Zug entdeckt
Der die Befreundung ihrer Seelen
Bestätigt, jeden Tag ein Reitz, der noch versteckt
Geblieben war, sich zeigt, daſs niemand im Erzählen
Ihn übertrifft, daſs niemand feiner lacht

Als Signor Klaudio, noch schöner tanzt und singet,
Gewandter reitet, höher springet,
Die Cither besser spielt und schneller Verse macht?
Wo lebte wohl vom Arno bis zur Brente
Die Vastola, die solchem Übermaſs
Gefälliger und reitzender Talente
Acht Tage widerstehen könnte?
Die unsrige, die selbst nicht wenige befaſs,
Fand desto leichter durch die seinen sich gewonnen.

Von allem diesem wurde zwar
Vor lauter Ehrlichkeit Pervonte nichts gewahr,
Doch sind die Vastolen zuweilen unbesonnen;
Und wirklich ist es hohe Zeit
Daſs eine Reis' in dringenden Geschäften
Von seinen Augen sie befreyt,
Seitdem, so oft sie sich lang' auf die ihren heften,
Sie Zeugen ihrer Schuld darin zu sehn sich scheut.

Pervont ist nun entfernt, und hat den Scherzen, Freuden
Und Liebesgöttern Platz gemacht,
In voller Freyheit sich zu letzen und zu weiden.

Auf jeden schönen Tag folgt eine schöne Nacht,
Vergnügen wechselt mit Vergnügen,
Genuſs wird von Genuſs gepreſst,
Und Amor, der hier niemand seufzen läſst,
Belustigt sich mit leichten Siegen.

Er ruft auch unsern Mann zu Vastola zurück.
Allein ihr kalter Gruſs schlägt gleich beym ersten Blick
Ihm alle Lebensgeister nieder.
Er sieht in ihm den Urlaub, schnurstracks wieder
Zu gehen, sieht, indem er um sich schaut,
Sein Miſsgeschick an jeder Stirn geschrieben,
Und das Gefühl, das ihn von Hause weggetrieben,
Treibt ihn beynah aus seiner Haut.

Man hatte seiner sich so bald noch nicht versehen,
Sein Anblick stört der Gäste frohen Muth;
Indeſs, da er zum Schatz der guten Feen
Den Schlüssel hat, so ist er doch zu etwas gut.
Es gänzlich mit ihm zu verderben
Wär' unklug. Vastola läſst also sich herab,
Beym ersten Anlaſs, der sich gab,
Durch einen süſsen Kuſs um seine Gunst zu werben;

Durch einen Kuſs, den für die halbe Welt,
Gäb' ihn das Herz, er nicht zu theuer hält.

„Mein Schatz, spricht sie zu ihm, ich bin, wie du, der Feste
Von Herzen satt; der Landlust nur allein
Werd' ich, wie du, nie überdrüssig seyn.
Es ladet einer unsrer Gäste
Uns nach Sorrent zum Traubenlesen ein:
Meinst du nicht auch, es wär' an uns nicht fein
Ihm diese Freude zu versagen?
Ich mache dann in den Novembertagen
Von da wohl einen kleinen Flug
Nach Rom, vielleicht auch nach Venedig
Aufs Karneval. — Nur ist nicht Gold genug
In meinem kleinen Schatz zu einem solchen Zug.
Noch Einen Wunsch, mein Kind, so bist du meiner ledig!
Ein mäſsig Beutelchen, das von Zechinen schwillt
Und wenn es leer ist stets von selbst sich wieder füllt.
Mir würd' ein groſser Dienst durch diesen Wunsch geschehen,
Mir, der nichts ärgern Überdruſs
Als rechnen macht; und was verschlüg's den Feen?“

Von Herzen gern, versetzt, indem er sie umarmt,
Pervont mit nassem Blick: ich hoffe, meine Feen
(Wiewohl wir sie, die Wahrheit zu gestehen,
Nicht sehr geschont) sind noch nicht so verarmt,
Mir diesen letzten Wunsch für Dich nicht nachzusehen.

Kaum spricht Pervont ihn aus, so ist er schon erfüllt.
Der goldgewirkte Beutel schwillt
Von lauter wichtigen Zechinen,
Und schrumpft, wie oft und ernstlich ihnen
Auch zugesprochen wird, doch niemahls wieder ein.

Die Reisezeit bricht nun herein.
Pervonte sieht mit ziemlich schiefen Mienen
Der Anstalt zu, und rührt euch keinen Finger nicht.
Ich sehe wohl, mein Bester, spricht
Frau Vastola mit halb verbiſsnem Lachen,
Du hast nicht groſse Lust die Reise mit zu machen;
Ich hätte dich zwar gern dabey,
Allein von Pflichten spricht mein Herz dich immer frey:

Ergetze dich nach deiner eignen Weise,
Mein Schatz, und bleibe, (raunt sie leise
Mit Lächeln ihm ins Ohr) und bleibe mir getreu!

Adieu, Madam! Glück auf die Reise!
Erwiedert ihr Pervont, eilt in sein Kämmerlein
Und schiebt den Riegel vor — Ihr denkt vielleicht, den Kragen
Sich abzuschneiden — aber, nein!
Er geht — dem Himmel Dank zu sagen;
Und kaum ist Vastola mit sechs gestopften Wagen
Und ihrem Sack voll Feengold
Im groſsen Trott zum Thor hinaus gerollt,
So wirft sich, ohn' ihr nachzusehen,
Der Mann auf beide Kniee hin,
Und spricht aus voller Brust: Hört mich, ihr guten Feen,
An denen ich, trotz meinem bessern Sinn,
So oft durch Wünschen mich vergangen,
Hört meinen letzten Wunsch! Nehmt alles wieder hin
Was ich von eurer Huld empfangen,
Und setzt in diesem Augenblick
Mich in den Stand, worin ich war, zurück
Als ich zu wünschen angefangen!

Kaum hat er diesen Wunsch gethan,
So fängt das Schloſs zu beben an;
Es blitzt und kracht, und vor ihm stehen
Die nehmlichen drey schönen Feen,
Die für sein freundliches Bemühn
Die Wünschelgabe ihm verliehn.

„Du sollst was du begehrest haben,
Spricht ihn der Feen eine an,
Es ist die beste unsrer Gaben,
Und du verdienst sie zu empfahn!
Nur den Verstand, den du gehörig zu verwalten
Gelernt hast, sollst du, uns zu Ehren, noch behalten!“

Und mit den Feen sieht er Haus
Und Hof und Gärten, Buchen, Linden,
Und Meierey und Dorf verschwinden;
Er sieht in blaches Feld hinaus,
Und — die Komödie ist aus.

Auf einmahl steht er in der Mitte
Der alten mütterlichen Hütte,
Sieht wieder fast so plump und kraus
Wie an demselben Morgen aus,
Da scheltend, einer Wurst zu Lieb',

Die Mutter nach der Stadt ihn trieb.
Er findet sie an ihrem Rocken.
Vor Wunder will das Blut ihr stocken.
Ihm däucht, was ihm in Jahres - Frist
Und drüber widerfahren ist,
Ein langer wunderlicher Traum,
Und er besinnt sich dessen kaum.
Ich hatt' es, spricht er, von den Feen;
Ich wünschte nur, so war's geschehen.
Auch wünscht' ich euch, zum Zeitvertreib
Von einem launenvollen Weib,
Den Tag lang, Gott verzeih' mir's! viel
Gar tolles Zeug; ein Schattenspiel
Von kunterbunten Siebensachen,
Ihr müſstet krank euch drüber lachen!
Genug, ich wünschte mich zuletzt
So wie ich bin zu euch versetzt,
Und hoff', es nun nicht schlimm zu machen:
Ich bring' euch aus dem Feenland
Gesunden derben Hausverstand,
Nothfeste Schultern, tücht'ge Hände,
Und mit dem Wünschen hat's ein Ende.

„Gut! Aber noch ist jemand da,
Von dessen Schicksal wir was näheres zu wissen
Berechtigt sind. Die arme Vastola
Wird, da sie sich's am wenigsten versah,
Pervontens letzten Wunsch zu grausam büſsen müssen!
Denn, daſs sie, seit die guten Feen
Die andern Wünsche ungeschehen
Gemacht, beym ersten Pferdewechsel
Wie sie den Beutel zog, nur Häcksel
Statt funkelnder Dukaten fand,
Das giebt schon jedem sein Verstand.
Ihr prächt'ges Reisekleid sogar,
Ja alles, bis aufs Hemde, war
(So wie Pervontens ganze Habe)
Bekanntlich bloſse Feengabe,
Und fiel demnach dem armen Weib
Auf einmahl wie versengt vom Leib." —
Doch, sorget nicht, so weit soll's niemahls mit ihr kommen!
Wir haben ihr mit gutem Vorbedacht
Schon einen Rückenhalt an Klaudio gemacht;
Der hätt' auf allen Fall sich ihrer angenommen.
Allein sie braucht auch diesen Schützer nicht.

Denn kurz, (um euch nicht aufzuhalten)
So bald der Feenzauber bricht,
So stellt sich alles in den alten
Naturstand her, und Vastola
Ist was sie war, bevor der Possen
Ihr durch Pervontens Wunsch geschah;
Sieht sich, vom vor'gen Glanz umflossen,
Umringt von Damen und von Herrn,
Die Zier des Hofes zu Salern;
Ist ihres Vaters Liebling wieder,
Ist wieder, oder gilt für eine reine Magd,
So gut als eh' ihr klaffend Mieder
Verletzter Zucht 'sie angeklagt;
Die Zwillingstöchter fliegen wieder
Zurück ins luft'ge Feenland;
Kurz alles setzet sich in seinen alten Stand.
Nur hielten es die Feen, die so willig
Ein volles Jahr des Fräuleins Übermuth
Gefröhnt, zu ihrer Besserung für gut,
Und wenigstens zur Züchtigung für billig,
Von jenem Glück, womit ihr Leichtsinn solch
ein Spiel
Getrieben, ihr gerade noch so viel
Erinnerung und Nachgefühl zu lassen,
Als nöthig war, sich selbst dafür zu hassen,
Daſs sie aus eigner Schuld verlor
Was Fürstenstand und Hof ihr nicht ersetzen
können.
Stets schwebt ihr, mitten in dem ew'gen Ringelrennen

Nach wesenloser Lust, das schöne Traumbild
vor,
Wovon die Farben nie ermatten;
In ihrem gröſsten Glanz, beym üppigsten Genuſs
Der Welt, dem Zwang und Überdruſs
In kurzer Zeit den Reitz genommen hatten,
Scheint sie sich selber oft ein abgeschiedner
Schatten,
Und ruft mit Wehmuth aus: Du arme Vastola,

Auch du warst in Arkadia!

DAS

WINTERMÄHRCHEN.

Nach einer Erzählung im erſten Theile von
Tauſend und Einer Nacht 1776.

PROLOG.

Mein Schwesterchen, sprach Dinarzade,
Wenn ihr nicht schlaft, (denn um den Schlaf wär's Schade!)
Erzählt uns doch, weil's noch so dunkel ist,
Der schönen Mährchen eins, die ihr uns guten Seelen,
Die alles freut, so lebhaft zu erzählen
Und sonderlich so gut zu dehnen wiſst.
Des Sultans Hoheit hat die Gnade

Und hört euch, zwischen Schlaf und Wachen, gerne zu:
Denn was sein Herz dabey empfind't
Wird seine Seelenruh
Nicht unterbrechen.
Schach Riar gähnt: Das will ich euch versprechen!
Und seine junge Frau beginnt.

DAS
WINTERMÄHRCHEN.

ERSTER THEIL.

DER FISCHER UND DER GEIST.

Ein guter alter Fischer stand
Frühmorgens einst am Meeresstrand;
Sein dünnes Haar, bereift mit Duft,
Weht in der kalten Morgenluft;
Er steht, und blickt mit schwerem Sinn
Starr auf die grauen Wellen hin,
Und wischt sich seufzend Stirn und Wangen.
„Du lieber Gott! die ganze Nacht
In Frost und Nässe durchgewacht,
Und keine Gräthe noch gefangen!
Vier arme Kinder und mein Weib
Erwarten mein mit hungrigem Leib:
Ach! heim zu kommen mit leeren Händen,
Wird mir das Herz im Leib umwenden!
Vier Kinder und keinen Bissen Brot!
Laſs dich's erbarmen, lieber Gott!
Nur diesen einz'gen letzten Zug!
Auch wenig ist mir schon genug."

Er wirft sein Netz noch einmahl aus,
Und harret zwischen Angst und Hoffen;

Versucht's nun, zieht, und zieht betroffen
Mit Müh die frohe Last heraus.
„Gottlob! das heiſs' ich wohl beschwert!
Ist mir doch endlich ein Glück beschert!
Wie wird mein Weib mit unsern Kleinen
Vor Freude springen und lachend weinen,
Wenn Vater so reich nach Hause kehrt!"
So dankt er froh gen Himmel auf:
Doch bald folgt Ach und Weh darauf;
Denn wie er's besieht, der arme Tropf,
So ist's — ein kahler Eselskopf,
Vermengt mit Rippen, Schlamm und Steinen.

Itzt sinkt dem Alten Arm und Muth.
Da steht er auf der nassen Klippe,
Starrt vor sich hin in stiller Wuth,
Dann seufzend nieder aufs Gerippe,
Dann himmelwärts mit bitterm Blick,
Dann wieder auf sein Netz zurück.
Mittrauernd murmeln die Wellen empor,
Mittrauernd seufzt der Wind im Rohr.
Was stehst du da und ringst die Hände?
(So murmelt's ihm ins dumpfe Ohr)
Stürz dich hinein, so hat's ein Ende!

Indem so blitzt der erste Strahl
Der Sonne, wie in eine Höhle
Voll Nacht und Grau'n, in seine Seele.
Er fühlt den allbelebenden Strahl
Ihm fröhlich zucken durch alle Glieder;

Wie Nebel sinkt sein Kummer nieder;
Auf einmahl glaubt und hofft er wieder,
Und wäscht sein Netz zum dritten Mahl.

Er harret lange mit wechselndem Muth,
Die Augen geheftet auf die Flut;
Und nun versucht er's. Schwerer als nie
Daucht ihm das Netz. Er zieht mit Müh;
Erwartung spannt die hagern Wangen;
Er zieht's ans Land, guckt voll Verlangen,
Doch Fische hat er nicht gefangen:
Nichts zeigt sich, als von Rost geschwärzt
Ein länglich rundes Gefäſs von Erzt.
Er kann es kaum vom Boden heben.
„Ein Schatz, ein Schatz, bey meinem Leben!
Ein Schatz!“ — und aus der schlaffen Hand
Fällt's ihm vor Freuden in den Sand.
Wär' auch am Ende nichts darin,
(Denkt er) trag' ich's zum Gieſser hin,
So wird mir doch so viel Gewinn
Auf sieben Tage Brot zu kaufen.
Er setzt sich hin um zu verschnaufen,
Beguckt den Fund, und sieht am Rand
Ein groſses Siegel aufgedrücket.
Dieſs hebt er auf, doch unzerknicket,
Und setzt den Deckel in den Sand.
Er guckt hinein, er leert es aus;
Wo nichts ist, kommt auch nichts heraus.
Deſs wundert ihn gar mächtiglich;
Was wird das werden? fragt er sich.

Auf einmahl steigt ein schwarzer Rauch
Aus des Gefäſses hohlem Bauch,
Verbreitet sich immer weiter umher,
Liegt wie ein Berg auf Land und Meer.
Der Tag erlischt, es donnert und stürmt,
Das Meer sich bis zum Himmel thürmt.
Der Fischer, mit kalter Angst erfullt,
Steht leblos wie ein steinern Bild.
Plötzlich folgt eine Todesstille.
Der Nebel überwälzt sich, ballt
Zusammen sich, gewinnt Gestalt,
Und aus der grauen Wolkenhülle,
Die links und rechts herunter wallt,
Streckt ungeheure Riesenglieder
Ein fürchterlicher Geist hernieder.
Aus seinem Fuſstritt fahren Flammen,
Die Ufer zittern unter ihm.
Dem Fischer schlagen ungestüm
Vor Todesangst die Knie zusammen;
Er unterliegt der Gegenwart
Des Wesens einer höhern Art.

Da faſst der Genius ihn beym Arm.
Stracks wird's ums Herz ihm wieder warm,
Und Muth und Leben kehrt zurück.
Drauf spricht der Geist mit milderm Blick:
Du bist mein Retter! — Eblis ist
Mein Nahme. Sieben tausend Geister
Gehorchten mir als ihrem Meister,
Bis durch verdammte Hinterlist

Mich Salomon — nicht überwand —
Nein, dazu konnt' er mich nicht bringen!
Den Willen kann kein Gott bezwingen!
Selbst, als im Sturm mich seine Hand
In dieſs verfluchte Erz verschlossen,
Fühlt' er noch meinen Widerstand!
Doch diesen Deckel aufzustoſsen,
Den seines Siegels Allmacht schloſs,
Vermocht' ich nicht. Ein Geisterstoſs
Kann eine Welt zu Staub zerschmeiſsen,
Dieſs Siegel nur kann nichts zerreiſsen.
Du schwaches Gefäſs von Fleisch und Blut,
Du hobst es, oder durch deine Hände
Das Schicksal — gleich viel! — Fasse Muth!
Nun mach' ich deiner Noth ein Ende.
Dir ward auch übel mitgespielt;
Hast nie des Lebens Freuden gefühlt;
Komm, Alter, ich will dich glücklich machen,
Auf, folge mir!

Der Fischer steht
Betäubt von allen den Wundersachen;
Geht mit, und weiſs kaum daſs er geht;
Berg auf, Berg ab, durch Sumpf und Rohr,
Durch dick und dünn, über Feld und Moor
Trabt er, und traut sich kaum zu schnaufen.
Und als sie ziemlich weit gelaufen,
Langt müd und matt der gute Mann
An einem See mit Eblis an;
An einem See, der, wie ein Spiegel,

Längs eines öden Thals sich streckt,
Auf jeder Seite von einem Hügel
Umgrenzt, den Fichtenschatten deckt.

Der **Fischer** stutzt. Ich sollte doch
(So denkt er) diese Gegend kennen,
Und sah in meinem Leben noch
Dieſs Wasser nie, noch hört' ich's nennen.
Wie geht dieſs zu? Gott steh' mir bey!
Es ist doch wohl nicht Zauberey?

Der **Geist** las alles was er dacht'
Als stänđ's ihm auf der Stirn gegraben;
Doch sprach er nichts als dieſs: Gieb Acht!
Hier sollst du was zu fischen haben!
Präg' Ort und Weg den Sinnen ein!
Doch merk's; nur **Einmahl** jeden Morgen
Darfst du mit Fischen dich hier versorgen,
Sonst würdest du des Todes seyn!

So sprach mit einer Donnerstimme
Der **Geisterkönig**, und verschwand.
Und lange noch bebt Meer und Land,
Und von den Hügeln hallt die Stimme
(Gleich einem Wasser, das mit Grimme
Stürzend von Fels zu Fels sich brach)
Dem längst verschwundnen Geiste nach.

„War das ein Traum? Wo bin ich? ruft
Der gute Mann, und reibt die Stirne;

Gaukelt vielleicht im Morgenduft
Ein Truggesicht mir ums Gehirne?
Doch dieser See, so tief und klar,
Und wimmelnd voll der schönsten Fische!
Wie üppig sie scherzen! — O fürwahr,
Die sollen auf unsers Sultans Tische
In goldner Schüssel herrlich stehn!
Nie sah ich Fische so groſs und schön!“

Mit diesem Wort wirft er voll Freuden
Sein Netz hinein; hat seiner Leiden
Vergessen ganz, thut einen Zug,
Und seht, vier groſse Fische zappeln!
Für dieſsmahl, denkt er, sey's genug,
Bricht grüne Zweige von den Pappeln
Am Ufer, deckt den Zuber zu,
Und, reich wie ein Emir in seinem Sinn,
Steu'rt er, mit Flügeln an jedem Schuh,
Zur hochgethürmten Hauptstadt hin.

Was ihm am meisten wundert und freut,
Ist seiner Fische buntes Kleid.
Gelb ist der eine, der andre blau,
Der dritte roth, und silbergrau
Der vierte; jeder vom Kopf zum Schwanz
Einfarbig, aber so fein von Glanz,
Als ob's das schönste Schmelzwerk wär'.
Wo kommen alle die Wunder her?
Doch, komm' das Glück woher es will,
Nimm's an mit Dank, und mausestill!

Der gute Fischer, ziemlich matt,
Hat nun erreicht die Königsstadt.
Er eilt nach Hofe dem Sultan zu;
Der hält im Divan — Morgenruh;
Und als der Divan zu Ende war,
Stellt er dem Herrn die Fische dar.
Der Sultan (wie alle großen Geister)
Macht wenig draus; doch freut er sich
Im Herzen druber kindelich,
Und schickt sie stracks zum Küchenmeister;
Geruht auch gnädigst zu befehlen,
Dem Fischer alsbald auf dem Platz
Vier hundert Bahams aufzuzählen.

Vier hundert Bahams, welcher Schatz
Für einen armen nackten Fischer!
Denkt ob er in seinem Leben frischer
Der Hütte zugetrabt seyn mag!
„Der Geist hat doch sein Wort gehalten,
Das nenn' ich einen guten Tag!“

Lassen wir nun den guten Alten,
Umringt von seinem häuslichen Kor,
An seinen vier hundert Bahamsd'or
Sich satt sehn, gegen die Sonne sie halten,
Und zählen, wie viel er Bahams hätte,
Gäb's alle Morgen so eine Mette
Acht Tage nur — Wir müssen sehn,
Wie nun die Sachen bey Hofe gehn.

Der Groſswessir, als erster Rath
In Küchensachen wohl beschlagen,
Und überzeugt, in einem Staat
Sey immer das groſse Rad — der Magen,
Hatte mit eigner hoher Hand
Die Fische (die ihm sehr behagen,
Wiewohl er sie etwas theuer fand)
Dem ersten Mundkoch zugetragen,
Und ihm was sich dabey gebührt
Mit allem Ernst zu Gemüth geführt.

Der Mundkoch keine Zeit verliert;
Er schuppt sie ab, leert ihnen die Bäuche,
Wäscht sie in Essig und rothem Wein,
Reibt sie mit Spezereyen ein,
Kurz, wartet aller heil'gen Gebräuche
Des Küchendienstes, wohl berühmt,
Wie einem Priester des Komus ziemt.

Schon war das doppelte Fischepaar
Auf einer Seite gebraten und gar;
Schon steht er, mit der Gabel in Händen,
Sie in der Pfanne umzuwenden;
Da fährt ihm plötzlich ein kalter Schauer
Durch Mark und Bein; ein heller Glanz
Erfüllt die schwarzen Gewölbe ganz,
Und aus der unversehrten Mauer
Springt eine Dame, so schön und zart,
Als je die schönste von Feenart;
So majestätisch von Gestalt,

Im Auge solche Allgewalt!
Ein weiſsatlaſsnes Prachtgewand
Floſs von den Hüften in leichten Falten,
Mit einem Gürtel von Diamant
Dicht an der Brust zusammen gehalten,
Und wie in goldnen Strömen wallten
Lichtgelbe Locken um einen Hals,
Den zu umhalsen allenfalls
Ein Schach vier Städte gegeben hätte;
Um ihren Busen hing eine Kette
Von Perlen, wie groſse Tropfen Thau,
Doch gegen den Schnee des Busens grau,
Und um die runden Arme wand
Sich ein rubinbesetztes Band.

Der Koch, der starr vor Wunder stand,
Wünscht sich von Gott zehn tausend Augen,
Um alle die Schönheit einzusaugen.

Die Dame achtet seiner nicht.
Sie tritt voll Ernst zur Pfanne hin,
Schlägt dreymahl auf die Fische drin
Mit einem Myrtenreis, und spricht:
Ihr Fische, thut ihr eure Pflicht?
Die Fische, schwiegen und mucksten nicht.

Zum andern Mahl die Dame spricht:
Fische, thut ihr eure Pflicht?
Die Fische schwiegen und mucksten nicht.

Zum dritten Mahl die Dame spricht:
Fische, thut ihr eure Pflicht?

Da reckten die Fische die Köpf' empor,
Und sangen alle in hellem Kor:

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie;
Haben viel Müh
Und karg zu essen,
Bau'n spät und früh
Uns luft'ge Schlösser,
Hätten's gern besser
Statt immer schlimmer,
Und rathen immer
Und treffen's nie.

Die Fische, da sie dieſs gesungen,
Senkten die Köpfe und blieben stumm.
Die Dame stieſs die Pfanne um,
Und durch die Wand, wo sie hervor gesprungen,
Verschwand sie wiederum.

Der Mundkoch steht versteinert da,
Glaubt kaum sich selber was er sah,
Und fasset kaum noch so viel Muth,
Die Fische zu retten aus der Gluth;
Doch wie er sie mit der Gabel handelt,

Sind sie — o Wunder! — in Kohlen verwandelt.
Der arme Mann begann wie toll
Die Küche auf und ab zu laufen!
In seiner Verzweiflung bey händenvoll
Die Haare sich aus dem Kopfe zu raufen?
„Was kann ich sagen? wer wird mir's glauben?
Des Sultans Grimm ist Löwengrimm;
Es ist kein Räsonieren mit ihm;
Er läſst mir den Hals zusammen schrauben!“

Indem erscheint der Groſswessir
Die Fische zur Tafel abzuhohlen,
Und findet, welche Ungebühr!
Statt einer leckern Schüssel — Kohlen.
Der Koch ihm weinend zu Fuſse fällt,
Erzählt die ganze Wundergeschicht
So treu — es hätte seinem Bericht
Ein Freygeist Glauben zugestellt.
Ich lese die Wahrheit in deinem Gesicht,
(Spricht der Wessir) doch, um die Welt
Erzählt' ich sie dem Sultan nicht;
Er hielt's, bey Gott! für ein Gedicht.
Es können wohl seltsame Dinge geschehen,
Allein — man muſs sie selber sehen.
Ich trag' ihm etwas andres vor,
Das er nur hört mit halbem Ohr;
Und wenn er die Fische morgen kriegt,
Ist er für heute schon vergnügt.

Befehligt wird der Fischer gleich,
(Bey hoher Straf') im nehmlichen Teich
Zum Frühmahl für den nächsten Morgen
Vier andre Fische zu besorgen.

Dem Mann wird's eng' in seiner Haut:
„Wie wenn ich den Ort nicht wieder fände?
Das nähme wohl gar ein klatrigs Ende!
Ein Narr, der einem Geiste traut!“
So denkt er, und doch, so bald es graut,
Nimmt er sein Netz, trabt auf und nieder,
Durch Hecken und Büsche, durch Sumpf und Rohr,
Durch dick und dünn, über Feld und Moor,
Und findet See und Fische wieder;
Fängt ihrer vier, gelb, silbergrau,
Und blau und roth, wie jene genau;
Kehrt um, trägt sie nach Hof, erhält
Vier hundert Bahams bares Geld,
Und überläſst die weit're Gebühr
Dem Mundkoch und dem Groſswessir.

Um seiner Sache gewiſs zu seyn,
Schlieſst dieser mit dem Koch sich ein.
Der Koch, dem solche Ehre nie
Geworden, erschöpft sein ganzes Genie,
Sein Amt an diesen Fischen heute
Pflichtmäſsiger noch als jüngst zu thun.
Alles gelingt. Und wie sie nun
Gebraten sind auf einer Seite,

Kehrt er sie um. Im nehmlichen Nu
Springt aus der Mauer am Kamine
Die schöne Dame von gestern herzu,
Mit ihrer majestätischen Miene,
In ihrem weiſsatlaſsnen Gewand,
Vom Gürtel mit Edelsteinen gebunden,
Und ein rubinbesetztes Band
Um jeden runden Arm gewunden,
Und in der kleinen weiſsen Hand
Ein Myrtenreis. So tritt sie hin
Zur Pfanne, schlägt die Fische drin
Mit ihrem Myrtenreis, und spricht:

Fische, thut ihr eure Pflicht?

Und als sie die Worte zum dritten Mahl
Gesprochen, reckten allzumahl
Die Fische geduldig die Häupter empor,
Und sangen alle in hellem Kor:

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie;
Haben viel Müh
Und karg zu essen,
Bau'n spät und früh
Uns luft'ge Schlösser,
Hätten's gern besser
Statt immer schlimmer,
Und rathen immer
Und treffen's nie.

Die Fische, da sie dieſs gesungen,
Senkten die Köpfe, und blieben stumm.
Die Dame stieſs die Pfanne um,
Und durch die Wand, der sie entsprungen,
Verschwand sie wiederum.

Nun, rief der Wessir, bey meinem Bart,
Das ist zu arg! wer darf gestehen,
Er habe so was mit Augen gesehen?
Was einem vor der Nase geschehen
Nicht glauben dürfen, bey Gott, ist hart!
Und doch, gesehen ist gesehen!
Und käme die Filosofie
In eigner Person, mir vorzukrähen
Ich hätte nichts gehört und gesehen,
Ich gäb' ihr, mit Respekt! ein Knie
Vor'n Hintern. Gleichwohl weiſs ich schon,
Der Sultan, wenn wir's ihm berichten,
Glaubt uns kein einzig Wort davon,
Und ich verdenk' es ihm mit nichten.
Man glaubt so was sich selber kaum,
So sehr gleicht's einem Fiebertraum.
Indeſs, die Anzeig' muſs geschehen;
Er mag dann kommen und selber sehen!

Der Sultan, ein kluger Herr — wie leicht
Zu glauben — rümpft die Stirne, streicht
Unglaubig seinen Knebelbart,
Und spricht: Ich will es selber sehen!

Dem Fischer sogleich befohlen ward,
Stracks wieder nach dem See zu gehen.
Der bat sich, weil die Reise weit,
Nur vier und zwanzig Stunden Zeit;
Ging dann zum dritten Mahle, bevor
Der Morgen graute, hinaus zum Thor,
Berg auf, Berg ab, über Feld und Moor,
Durch dick und dünn, durch Sumpf und Rohr,
Sah voller Freuden, Alles steh'
Am alten Ort, kam an den See,
Warf aus sein Netz, und fing euch wieder
Vier Fische, wie die vorigen, blau,
Und gelb und roth, und silbergrau.
Traun! denkt er, der Genie ist bieder,
Ich hätt' es ihm nicht zugetraut!
Und kehrt mit seiner Beute wieder,
Und wohl ist ihm in seiner Haut!
Er trägt die Fische nach Hof, erhält
Vier hundert Bahams schönes Geld,
Hat nun zwölf hundert bar, und ist
Ein reicher Mann zu dieser Frist.

Der Sultan beginnt, nicht ohne Grauen,
Die Fische an Rücken und Bauch beschauen,
Kopf, Floſs und Schwanz examinieren,
Und ob sie reden können, probieren:
Wiewohl er am Ende nichts dran findt
Als eben, daſs es Fische sind.

Um nun zu sehn, wie's weiter geht,
Schließt er sich ein mit dem Wessir,
Den Fischen und allem Kochgeräth,
Verriegelt eigenhändig die Thür,
Läßt Feuer auf dem Herde machen,
Stirbt vor Erwartung der Dinge schier,
Und schwört beym Bel zu Babylon,
Er glaube nicht ein Wort davon.

Und nun gebt Acht! Der Großwessir,
Stets seines Herren Wink gewärtig,
Macht sich zum neuen Dienste fertig;
Bind't eine weiße Schürze für,
Geht frisch ans Werk, nach Küchenbrauch,
Schuppt ab die Fische, leert ihnen den Bauch,
Wäscht sie in Essig und rothem Wein,
Legt sie dann in die Pfanne fein,
Thut Öhl und Salz und Pfeffer hinein,
Und was sich sonst hinein gebührt,
Setzt's auf die Gluth, und bläst und schürt.
Der Sultan, erfreut die neuen Gaben
An seinem Diener entdeckt zu haben,
Spricht: Sag' ich nicht immer, ein großer Mann
Ist halt ein Mann — der alles kann!

Wie nun die Fische ganz gelind
Auf einer Seite gebraten sind,
Faßt der Wessir die goldne Kelle
Und kehrt sie um. Da springt zur Stelle

Ein Mohr in feuerfarbnem Gewand
Anstatt der Dame aus der Wand.
Mit grünem Stab in seiner Hand
Tritt er ergrimmt zur Pfanne hin,
Schlägt dreymahl auf die Fische drin,
Und trotzig mit donnernder Stimme spricht:

Fische, thut ihr eure Pflicht?

Die lassen sich nicht dreymahl fragen,
Vermuthlich weil das Mohrengesicht
Sie etwas derb auf die Nasen geschlagen.
Sie recken die offnen Mäuler empor,
Und singen alle in hellem Kor
Von Wort zu Wort den alten Sang,
Der zweymahl schon ums Ohr uns klang,
Schweigen dann wieder, und bleiben stumm.
Der Neger stöſst die Pfanne um,
Die Fische liegen schwarz wie Kohlen
Am Herd', und durch des Zimmers Wand
Hat, schneller als ihr eure Hand
Umkehrt, der Mohr sich weggestohlen.

„Nun, sagt' ich's Eurer Hoheit nicht? —
Den Mohren bey Seite, die gleiche Geschicht!
Die Dame, mit ihrem schönen, warmen,
Schneeweiſsen Busen und runden Armen,
That einem freylich in Augen besser
Als dieser schwarze Kinderfresser;
Und doch am End' ist's einerley,
Sind beide verschwunden, so ist's vorbey."

Der Sultan spricht: Was ich gesehen,
Scheint über die Möglichkeit zu gehen;
Es raubt mir alle Seelenruh,
Und, bis wir's aus dem Grund verstehen,
Schlieſs' ich, bey Gott! kein Auge zu.

Er läſst sogleich den Fischer kommen:
„Es geht da mit den Fischen, die du
Uns brachtest, nicht ganz richtig zu;
Sag' an, wo hast sie hergenommen?“

Der Fischer spricht: Aus einem See
Dort hinter jenes Berges Höh',
Auf den ich mit dem Finger weise.

„Ich weiſs in diesem ganzen Kreise
Zehn Meilen weit von keinem See,
Und doch sind's so viel Jahr' und Tage
Daſs ich in dieser Gegend jage.
Kennst Du den See vielleicht, Wessir?“

Ich hörte nie in meinem Leben
Daſs es hier einen See gegeben.

„Sprich, Fischer, liegt er weit von hier?“

Drey Stunden, Herr König, höchstens vier.

„So führe mich dahin! — Wessir,
Sag's eilig allen meinen Leuten!
Der ganze Hof soll mich begleiten.“

Der ganze Hof in kurzer Frist
Gestiefelt und beritten ist.
Ein hehrer Zug! Aus allen Straſsen
Lief stromweis alles Volk herbey,
Voll Neugier was die Sache sey;
Sie gafften aus groſsen Augen, vergaſsen
Essens und Trinkens, vergaſsen des Schlafs,
Riethen und stritten, und niemand trafs.

Fort geht der Zug; der Fischer voran:
Und als sie den Berg herab gekommen,
Und itzt vier Hügel vor sich sahn,
Die niemand zuvor je wahrgenommen,
Und zwischen den Hügeln den groſsen See,
Und in dem See die Menge von blauen,
Gelben, rothen und silbergrauen
Fischen; da däucht's der ganzen Schaar
Sie guckten durch eine Zauberbrille;
Sie schrien aus Einem Munde: Fürwahr,
Hier stehen einem die Sinne stille!

Der Sultan schwört den gröſsten Schwur,
Bis er dem Wunder auf die Spur
Gekommen, nicht von dannen zu weichen,
Und sollten Jahre drüber verstreichen.

Stracks werden für den ganzen Hof
Am Ufer Zelte aufgeschlagen.
Zu allerseitigem Behagen
Stand bald auch eine Küche da.

Denn der Wessir — der was geschah
Weislich vorher im Geiste sah —
Hatte vor allem für den Magen
(Sein groſses *Fac Totum*) Sorge getragen.
Da komme mir (pflegt' er oft zu sagen)
Kein Doktor mit seinen Sprüchen daher,
Und spreche was andres! Bey leerem Magen
Sind alle Übel doppelt schwer.

Als nun der Hof zwey Stunden vor Tag
In Wein und Schlaf begraben lag,
Berief der Sultan den Groſswessir,
Und sprach zu ihm: Vor allen Dingen
Nichts remonstriert, Herr Groſswessir!
Mein Schluſs steht feste, die Wunder, die mir
Den Kopf verwüsten, ins Klare zu bringen,
Es mag nun wohl oder übel gelingen;
Ich geh' allein, und du bleibst hier.
Komm' ich nicht wieder in sieben Tagen,
So kehrt gelassen zur Stadt zurück.
Den Leuten, die etwa nach mir fragen,
Ist leicht was scheinbars vorzusagen;
Bald hab' er Halsweh, bald Kolik,
Bald Podagra, bald Krampf im Magen.
Regiert im übrigen mit Glück!
Verschiebt so viel ihr könnt auf morgen;
Sorgt immer für den Augenblick,
Und Gott laſst für die Zukunft sorgen.

Nach diesem weisen Abschiedswort
Macht er sich auf die Füſse, betet
Sein Morgengebet, und wandert fort,
Bis sich der graue Himmel röthet;
Wandert mit unerschrocknem Sinn
Am öden einsamen Ufer hin.

Traurig und still, wie eine Gruft,
Liegt Hügel, Thal und Hain umher;
Alles, sogar die freye Luft,
Wie vor der Schöpfung, wüst und leer!

So geht er wohl zwey Stunden lang;
Schier wird ihm vor dem Ausgang bang:
Als bey dem ersten Morgenstrahl,
Der hin am östlichen Himmel flimmert,
Ein Schloſs von hell poliertem Stahl
Ihm fernher in die Augen schimmert.

DAS

WINTERMÄHRCHEN

ZWEYTER THEIL.

DER KÖNIG DER SCHWARZEN INSELN.

Der Sultan, (fuhr Scheherezade
In ihrer Wundergeschichte fort)
Wie ihm an einem so öden Ort
Vom schönsten Palast die hohe Fassade
Auf einmahl in die Augen stach,
Voll Freuden zu sich selber sprach:

Nun werden wir bald, will's Gott! verstehen
Was uns seit gestern den Kopf zerbrach;
Den See, den niemand zuvor gesehen,
Die Fische gelb, roth, blau und grau,
Den Mohren, und die schöne Frau,
Die aus der Wand hervor gesprungen,
Die armen Fische angebohrt,
Und was die Fische, halb geschmohrt,
Pflichtschuldigst in der Pfanne gesungen:
Unfehlbar liegt von allem dem
In diesem Schlosse das *Quamobrem.*

Von solcher Hoffnung angeschüret,
Verdoppelt er die Schritte mit Hast.
Allein je näher dem Zauberpalast,
Je stärker Seine Hoheit spüret
Daſs etwas ihn bey der Kehle faſst;

Zumahl da auſsen und innen, im Hofe
Und in den Hallen, um und um,
Alles so öd' ist, alles so stumm,
Und nirgends weder Schranz noch Zofe,
Noch Katze noch Hund sich sehen läſst.
Kein Mäuschen schleicht, kein Käfer summt,
Kein Sperling zirpt, keine Hummel hummt.
Alles gestorben! sogar im Dache
Auch nicht ein armes Käuzchennest!

Dem Sultan je länger je mehr die Sache
Bedenklich wird. Doch geht er zu;
Sieht Königspracht an allen Enden,
Viel Gold verschmiert an Decken und Wänden,
Kurz, alles köstlich und zum Verblenden,
Nur überall die tiefste Ruh.
Er schleicht sich horchend hin und wieder,
Steigt Treppen auf, steigt Treppen nieder,
Ruft endlich laut, wohl siebenmahl;
Umsonst! ihm schallt aus Gang und Sahl
Stets seine eigne Stimme wieder.

Wie er nun endlich herunter steigt,
Ein Garten sich seinen Augen zeigt;
Der schönste Garten, den je die Feen
Gepflanzt, und Augen je gesehen:
Die Wege mit kleinen Perlen bestreut,
Die Luft ein Meer von Balsamwellen,
Und Blumen von jeder Monatszeit,
Und Myrtenwäldchen und Silberquellen,
Und grauenvolle Dunkelheit

Mahl'risch versetzt mit lichten Stellen;
Bäume mit Blüthen und Frucht beladen,
Teiche zum Fischen, Grotten zum Baden,
Lauben zum Schlummern — mit Einem Wort,
Ein Gott erkieste sich solchen Ort
Zum Aufenthalt. Nur Eines fehlet:
Dieſs Paradies ist unbeseelet.
Überall Fülle und Überfluſs,
Nur nichts lebendiges zum Genuſs.
Kein Fischchen regt den stillen Teich,
Der Hain ist einem Grabmahl gleich,
Kein Vogel singt aus Zweig noch Luft,
Kein Schmetterling saugt Liliendu̇ft,
Kein Laubfrosch zwischen den Blumen hüpft,
Kein' Eidechs durch die Hecken schlüpft;
Was lebt, was Leben lügt sogar,
Verbannt aus diesem Garten war.

In dumpfem Sinnen ganz verloren
Irrt unser Sultan hin und her:
So (denkt er) hat mich noch nichts geschoren!
Und dennoch glaub' ich je länger je mehr,
Daſs mir die Geister hier Esel bohren;
Daſs aller dieser Schein nur trügt,
Und etwas unter der Decke liegt.

Indem er dieses Lied sich singt,
Ein Ton ihm in die Ohren dringt,
Dem Achzen eines Menschen gleich
Der, langsam unter Todesqualen
Sein Leben verhaucht. Der Sultan gleich

Dem Tone nach! — Aus einem ovalen
Mit Quadern ausgemau'rten Teich,
Den ringsum hohe Linden krönen,
Ragt fern ein Dom von schwarzem Stein
Hervor; dort schien es her zu tönen.
Er eilt zum Teiche; das bange Stöhnen
Ächzt immer lauter durch den Hain.
Der Sultan leidet groſse Pein
Vor Eifer zu sehen und zu retten;
Erblickt an einer goldnen Ketten
Am Ufer einen kleinen Kahn,
Setzt über, steigt die Stufen hinan,
Und durch die halb geöffnete Pforte
Stürzt er sich in den Dom hinein.
Da steht er — Aber, wo nehm' ich Worte
Für sein Erstaunen? — Beym blassen Schein,
Der dieses weiten Grabes Nacht
Sichtbar und schauerlicher macht,
Sieht er auf einem reichen Thron
Den Schatten von einem Königssohn,
Auf seiner Stirne die Krone blitzend,
In einen Scharlachmantel gehüllt,
Die Augen mit starren Thränen erfüllt,
In regungloser Stellung sitzend;
So todtenfarb, so abgezehrt,
Als hätt' er sich seit vielen Jahren
Von Gram und Thränen bloſs genährt.

Begierig von diesem wunderbaren
Geheimniſs die Deutung zu erfahren,

Mitleiden und Hülf' im Angesicht,
Naht sich der Sultan ihm und spricht:
Vergieb mir, wer du auch bist! dein Klagen
Drang mir zu Ohr. Vertraue mir
Die Ursach' deiner Noth! und hier
Sieh mich das Äuſserste zu wagen
Für dich bereit!

„Welch ein Gesicht?
(Ruft jener, wie vom Blitz getroffen)
Welch eine Stimme, die mir zu hoffen
Befehlen darf? O täusche mich nicht!
Bist du ein Gott?“

Der Sultan, betroffen
Von dieser Frage, fährt zurück,
Betrachtet den Jüngling mit starrem Blick,
Und spricht, indem er die breite Stirne
Sich reibt: Bin zwar ein Sterblicher nur,
Und auch ein Sklave vom Gestirne
Wie du, doch alles was Visapur
Vermag, so weit es reicht, erbiet' ich
Zu deinem Dienste!

„Du bist sehr gütig,
(Erwiedert seufzend, mit schwachem Ton,
Der lebende Schatten auf dem Thron)
Geholfen kann mir nimmer werden!
Mein Elend ist so wunderlich,
So einzig in seiner Art auf Erden,
Daſs ihm, ich glaub' es festiglich,

Noch nie ein ander Elend glich!
Unglücklich durch alles, was ich fühle,
Unglücklicher noch durch das, was ich
Nicht fühle!“

Der Sultan denkt bey sich:
Dem müssen wahrlich die Wörterspiele
Geläufig seyn, der übel sich fühlt
Und noch mit Gegensätzen spielt!
Allein, da jener von Brust und Rücken
Den Mantel hebt, — Gott! welch ein Bild
Entblöſst sich seinen starrenden Blicken! —
Welch kläglich *Ecce-Homo*-Bild! —
Sein Leib, bis an die Hüften enthüllt,
Ist, wie von tausend Schlangenbissen,
Von Geiſseln jämmerlich zerrissen,
Von Striemen geschwollen, und ganz in Blut!
Ein Anblick, eines Teufels Wuth
In Thränen zu schmelzen! —

Der Sultan bedeckt
Sich schauernd die Augen mit beiden Händen.
Gott! (ruft er) und solch ein Anblick weckt
Nicht deinen Donner?

Der Jüngling spricht:
„Noch siehest du das ärgste nicht!“
Hebt nun auch von den bedeckten Lenden
Den Mantel auf. „Da schaue her!
So hat die Liebe mich miſshandelt!“

Der Sultan, mit Augen von Thränen schwer,
Schaut hin! — „Was seh' ich? In Stein verwandelt!
Verwandelt in schwarzen Marmorstein!
Nein, das muſs wahrlich ein Blendwerk seyn!“
Und er betastet's. — „Gott! deine Gerichte!
Ist's möglich? — Was für arme Wichte
Wir Menschen sind! — Denn, könnte das mir
Nicht eben so wohl begegnen als dir?
Doch gut! wenn wir das ärgste wissen,
Folgt doch nichts ärgers! Fasse Muth!
Daſs Geister hier im Spiel seyn müssen
Ist klar, auch ohne was nähers zu wissen:
Doch meinen letzten Tropfen Blut
Weih' ich hiermit, dein Elend zu wenden,
Wo nicht, mein Leben mit dir zu enden.“

Mit Thränen und hoch gefalteten Händen
Dankt ihm der Jüngling seine Huld!
„Du siehst, es ist nicht meine Schuld,
(Spricht er) daſs deine Knie zu umfassen
Gezwungen bin zu unterlassen!“
Traulich Gespräch nunmehr begann.
Der Sultan erzählt dem jungen Mann
Was mit den Fischen vorgegangen,
Und wie ein unbezwinglich Verlangen
Ihn hergeführt an diesen Ort,
Um über dieſs Wunder Licht zu empfangen.
Vermuthlich wird es (fuhr er fort)
Mit eurer' Geschichte zusammen hangen.

Doch ist's itzt mehr als Neubegier,
Es ist zu euerm Nutzen und Frommen,
Was mich zu fragen zwingt, wie ihr
In diesen kläglichen Stand gekommen?

Der Jüngling, nachdem er ihn ersucht,
Sich auf den Sofa niederzulassen,
Beginnt tief seufzend folgender Maſsen:

„Was uns von jeher zum Bösen versucht,
Von jeher unsre Ruh vergiftet,
Und alles Übel angestiftet
Wozu ein Gott die Erde verflucht;
Der holde Unhold, die Schlange der Schlangen,
In deren Zauberknoten wir
Uns ewig wider Willen fangen;
Der ewige Abgott unsrer Begier,
Der ewige Teufel der uns peinigt,
Mit Einem Worte, das Himmel und Hölle
In vier unselige Töne vereinigt,
Ein Weib — ist meines Jammers Quelle.

„Mein Nahm' ist Uzim-Oschantey;
Und eh' ich noch das Licht gesehen,
Begabten mich drey gute Feen
Mit Zärtlichkeit, Geduld und Treu'.
Wer hätt' in diesem Geschenk der Feen
Verborgnes Gift voraus gesehen?
Wer dachte, mein Schicksal würde seyn,
Vom Morgen bis zum Sternenschein
Dem Himmel Klagen vorzuwinseln?

„Ich war der König der schwarzen Inseln,
Und dieser See, um den sie sich itz,
Verwandelt in vier Hügel, winden,
War einst mein königlicher Sitz.

„Kaum nahm ich von meinem Thron Besitz,
So eilt' ich (leider! für meine Sünden!)
Das schönste Weib mir zu verbinden;
Ein Weib, (so dacht' ich im Rausch der Lust)
Worin die Liebe sich selbst gebildet!

„Wie glücklich ich war! wie übergüldet
Mir alles schien! — An ihrer Brust
Lag ich im Himmel, in ihren Küssen
Schwamm meine Seele in Wonneflüssen;
So hatte sich die Zaubrerin
Bemächtigt von allem was ich bin!
Ich lebte nur von ihren Blicken.
Fünf Jahre flossen so dahin,
Fünf einzelne Tage in meinem Sinn,
Gewebt aus ewigem Entzücken.

„Wem fällt des Himmels Einsturz ein?
Ich liebte, glaubte geliebt zu seyn,
Und meinte, so müſst' es ewig währen!
O Götter! warum muſstet ihr
Mich jemahls eines bessern belehren?
Warum miſsgönntet ihr Glücklichen mir
Mit einem Irrthum mich zu nähren?

„Mein Schicksal wollt's! wer kann ihm wehren?
Einst da ich — es war ein warmer Tag,
Der heiſseste Tag in meinem Leben!
Leicht träumendem Schlummer hingegeben,
Im Garten auf einem Sofa lag;
Zwey Mägde der Königin, die eben
Vorüber schlenderten, hatten's gesehn,
Und sachte sich herzu begeben,
Mir Luft mit Blumen zuzuwehn;
Sie setzten dazu sich auf die Knie,
Und glaubten ich schliefe. — Da hört' ich sie
Mit leiser Stimme zusammen flüstern:
„Wie reitzend unser Sultan ist!
Wie schön er liegt! Bald würd' eins lüstern!
Wer Königin wär'!“ — Ich sehe du bist
Nicht wohl berichtet, sagte die zweyte,
Fürsten sind nicht wie andre Leute.
Wer dächte, so jung und wohlgemacht
Der König ist, daſs Nacht für Nacht
Ein andrer sich mit ihr erfreute?
„Was sagst du? Wie ginge das wohl zu?“
Sie reicht ihm, so oft sie sich zur Ruh
Begeben, in einer goldnen Tasse
Frisch Wasser (glaubt er) rein und hell,
Ich weiſs nicht aus welchem Wunderquell,
Auf den sich's herrlich schlafen lasse.
Nur gar zu herrlich! Der gute Mann
Denkt wenig in seiner Unschuld dran,

Es sey ein Trank, der während der Nacht
Sie sicher bey ihrem Buhlen macht.

„Wie mir hierbey zu Muthe gewesen,
Ist — was ich nicht beschreiben mag
Noch kann; denn Himmel und Erde lag
Mir auf dem Herzen: mein ganzes Wesen
Schien sich im Innersten aufzulösen.
Und gleichwohl hatt' ich noch die Kraft,
Den Todeskampf der Leidenschaft
Vor fremden Zeugen zu verhehlen;
Ich that als schlief' ich ungestört,
Und lieſs, erwacht, die guten Seelen
Im Wahn, ich hätte nichts gehört.

„Kaum sah ich wieder mich allein,
So drang ich in den dicksten Hain;
Die ganze Natur stand schwarz vor mir,
Mir brachen die Knie im Gehen schier;
Ich sank an einen Felsenbach
Und sann in dumpfer Betäubung nach.
Es ist unmöglich, rief ich endlich;
Es kann nicht seyn! 's ist gar zu schändlich!
Zu ungeheuer! — Und dennoch — Gut!
Die Nacht wird sich erleben lassen!
Ich werde sehen was sie thut,
Und bis dahin will ich mich fassen.

„Sie kam, mir allzu träge, die Nacht.
Wir speisten allein. Wie voller Reitze

Sie war! Mit welchem verschlingenden Geitze
Ich an ihr hing! die ganze Macht
Der Liebe in ihren Augen empfand!
Mit jedem Blick sie unschuldiger fand!
Wie unter ihrem süſsen Geschwätze
Aller Verdacht so ganz verschwand!
So ganz, daſs, wie sie zu guter Letze
Den goldnen Becher mir bot, ich fast
Den Schluſs vergaſs, den ich gefaſst.
Besann mich doch, erhaschte mit Glück
Am Fenster stehend den Augenblick,
Des Tranks, den ich zum Schein genommen,
Unbemerkt wieder los zu kommen;
Gab ruhig ihr dann deh Becher zurück,
Und wir verfügten uns zu Bette.

„Kaum glaubte die Betrügerin,
Daſs mich der Schlaf gefesselt hätte,
So stand sie auf. Der Vollmond schien
Durchs goldne Gitter tief ins Zimmer.
Sie bückte lauschend sich über mich hin,
Und schlaf, sprach sie, und möchtest du
nimmer
Erwachen! warf mit eilender Hand
Um ihre Schultern ein leichtes Gewand,
Und schlich davon.

„Kaum war sie entwichen,
Ich auf, als trieb mich ein Wespenschwarm,
Fahr' in den Kaftan, untern Arm

Den Säbel, und komm' ihr nachgeschlichen.
Sie flog im Garten schon weit voran,
Der Liebe Schwingen an ihren Sohlen:
Ich Armer schlich auf glühenden Kohlen,
Schmiegte mich an den Hecken hinan,
Wagt's nur mit Blicken sie einzuhohlen.
Sie taucht' oft unter, kam wieder hervor,
Bis ich sie ganz aus den Augen verlor.
Ich suchte sie lange durch Lauben und Sähle,
In Büschen und Grotten, am Wasserfall,
Im Rosenwäldchen und überall.
Da hört' ich — noch klingt's in meiner Seele —
Im Dunkeln eine Nachtigall.
Sie klagte, mit so geschmeidiger Kehle,
Mit so gefühlvoll wachsendem Schall,
Dann mit so sanft hinsterbendem Fall,
So rührend! — mir ward dabey ganz bange!
Ich hätte weinen mögen, allein
Ich konnte nicht, so hing wie Stein
Das Herz im Busen mir. — Nicht lange,
So klang aus dem Gebüsch hervor
Der Königin Stimme mir ins Ohr.

„Behutsam schleich' ich bis zur Nähe
Von funfzehn Schritten hinzu, und sehe,
Und sehe — Herr Sultan, rathet — was?
An einem Rosenbusch im Gras
Die Schnöde, die dem häſslichsten Mohren,
Den je der Gambia geboren,

Vertraulich kosend im Schooſse saſs;
Sah wie sie sich selbst bey ihm vergaſs;
Sah ihn mit ihren Locken spielen,
In ihres Busens Fülle wühlen —
Sah nichts mehr! mir verging das Gesicht,
Der Mond verschwand mit seinem Licht;
Doch hört' ich durch die unendliche Nacht
Zu meiner Qual die süſsen Töne
Der allbezaubernden Sirene.

„Er hatt' ihr, schien's, den Vorwurf gemacht,
Sie lieb' ihn nicht — das Ungeheuer!
Und kannst du (sprach sie mit einem Ton!
Mir selbst zerschmolzen die Nieren davon)
Ein Herz, das sich in ewigem Feuer
Für dich verzehrt — ein Herz, das nur
Für dich lebt, in der ganzen Natur
Nichts sieht als dich, von dir getrennt
Nicht eine einzige Freude kennt —
Nur dann mit Wonne sich überfüllt,
Wenn's wieder an deinem Busen schwillt —
Du, dem's allmächtig in jeder Fieber
Erklingen muſs, daſs du mir lieber
Als alles bist! — kannst du mit Klagen
Und Zweifeln so ein Herz zernagen?
Tyrann, was thu' ich nicht für dich?
Was kann ich mehr thun? Rede, sprich!
Schau um zur Rechten und zur Linken,
Dein Wille ist Gesetz für mich!

Soll plötzlich unter Donner und Blitz
Hier dieser alte Königssitz
Vor deinen Augen in Trümmer sinken?
Soll ich den Mond herunter winken,
Verwandeln der ganzen Erde Gestalt,
Dich, mich, mit aller Könige Schätzen,
Stracks auf des Atlas Spitze versetzen?
Befiel! du kennest meine Gewalt!

„Hier konnt' ich mich nicht länger halten;
Ich muſste bersten auf dem Platz
Oder dem Unhold den Kopf zerspalten,
Der diesen ganzen unendlichen Schatz
Von Liebe, ihr Herz, mir weggestohlen.
Ihr Schrecken (wer hätte mich hier geglaubt?)
Lieſs mir den Augenblick, auszuhohlen;
Und plötzlich mit gespaltetem Haupt
Sank der Verräther zu ihren Füſsen.
Flieh, rief ich mit wildem Ungestüm,
Rette dich eilends vor meinem Grimm,
Laſs diesen allein für beide büſsen!

„Sie schoſs nur einen Blick auf mich;
Doch der entnervte mir alle Glieder.
Dann warf sie in Verzweiflung sich
Bey ihrem sterbenden Buhlen nieder.
Bald brüllte sie laut, daſs ihr Geschrey
Ringsum die Hügel und Thäler füllte;
Bald wieder mit aller Schwärmerey
Der Liebe sank sie auf ihn, verhüllte

In ihrem Buſen ſein Todesgeſicht,
Drückt's an ihr Herz mit ängſtlichem Stöhnen,
Wuſch es mit Strömen von heiſsen Thränen,
Rief ihm — (vergebens! er hörte ſie nicht) —
Mit allen den ſüſsen vertraulichen Nahmen
Die je aus den Lippen der Liebe kamen;
Und wenn ſie dann ſah, er hörte ſie nicht,
Stürmte ſie wüthend in ihre Locken,
Zerkratzte, zerfleiſchte ſich Wangen und Bruſt,
Und ſchwor, daſs ſich der Mond erſchrocken
In Wolken verbarg, der Rache Luſt
Am Räuber von einem ſo theuern Leben
Sich bis zu Sättigung zu geben!

„Dieſs alles muſst' ich hören und ſehn,
Und konnte nicht von der Stelle gehn;
Bezaubert ſtand ich, ohne Vermögen
Am ganzen Leib ein Glied zu regen.
Schafft ihn hinweg aus meinem Geſicht,
(Schrie ſie mit Wuth zu unſichtbaren
Geiſtern, die ihre Diener waren)
Und hütet ſein bis zum Gericht!

„Stracks fühlt' ich von ungeſehenen Händen
Mich aufgehoben und weggebracht.
In eines finſtern Kerkers Wänden
Verſeufzt' ich den Reſt der ſchrecklichſten Nacht.

Könnt' einer durch Wünsche sein Leben enden,
Ich hätte mich selber umgebracht!

„Des folgenden Tages rief sie mich
Aus meinem Kerker. Ich sah sie mit Schauer
Von Fuſs zu Kopf in tiefster Trauer.
Ihr Anblick gab mir einen Stich
Ins Herz. Ich muſste, sollte sie hassen,
Und doch! — so rührend, so mächtig schön
Stand sie vor mir, ich konnte nicht lassen
Sie mit Entzücken anzusehn.
Allein in ihren Augen rollte
Der Rache Wuth, ein loderndes Roth
Brannt' auf den Wangen. — Du (rief sie) todt?
Für meine Liebe auf ewig todt!
Und hier, hier wo ich schmachte, sollte
Noch etwas leben, noch einer sich freu'n?
Sich freu'n, Geliebter, an deinem Grabe,
Und meines Elends spotten? — Nein,
Ringsum soll alles elend seyn!
Und du, dem ich's zu danken habe,
Verhaſster, dich vertilg' ich nicht!
In Martern sollst du als eine Gabe
Den Tod von mir erwinseln, und nicht
Empfangen! —

„Indem sie dieses spricht,
Schlägt sie mit ihrem Zauberstabe
Dreymahl den Boden, — und plötzliche Nacht

Verschlingt den Tag, die Erde kracht,
Es rollen Donner in den Lüften,
Und Flammen fahren aus gähnenden Klüften!
Ich steh' betäubt, des Zaubers Macht
Stürzt auf mich ein, mir starren die Glieder,
Und bey der Sinne Wiederkehr
Find' ich, o Schrecken! nur halb mich
wieder;
Find' alles verödet weit umher,
Und meine Königsstadt nicht mehr,
Um deren Gunst die Inseln im Meer
Und Schiffe von fernen Ufern warben;
An ihrer Stätte ein wallender See,
Und ihre Bewohner, wie Flocken Schnee
Unzählbar, in Fische von viererley Farben
Verwandelt; die Moslems silbergrau,
Die Juden gelb, die Christen blau,
Und roth die Heiden. — Welch ein Fall!
Von welchem Glück! in so wenig Stunden!
Alles als wie ein Traum verschwunden!

„Und doch war dieſs von meiner Noth
Das bitterste nicht! Was ärgers als Tod
Erwartete mein in diesem Grabe,
Wo ich, von aller Hülfe bloſs,
In Leiden zum Ertragen zu groſs
So lange schon geschmachtet habe;
So lange, daſs die Tage zu zählen
Mir Zahlen und Gedächtniſs fehlen!
An jedem Morgen — kann solche Wuth

In einem so holden Busen brennen? —
Kommt sie, mich grausam bis aufs Blut
Zu geiſseln mit unerbittlicher Wuth,
Bis ihre Arme nicht mehr können.
Vergebens schrey' ich zum Himmel empor,
Vergebens fleh' ich ihr mit Thränen;
Mein Winseln, mein erschöpftes Stöhnen
Ergetzt ihr rachedurstiges Ohr."

Hier brach dem König die Stimm'; er weinte
Als wie ein Kind und mit ihm weinte
Der gute Sultan bitterlich.
Und als sie des Weinens müde waren,
Da fuhr der Sultan auf, und schwur
In seinem Grimme, beym Gott der Schaaren,
Noch einmahl seinen groſsen Schwur:
Nichts Nasses noch Trocknes von dieser Stund'
Jemahls zu bringen in den Mund,
Zu schlafen in keinem Federbette,
Nimmer zu waschen sein Angesicht,
Und Frauenliebe zu pflegen nicht,
Noch je zu weichen von der Stätte,
So lange, bis er das Lebenslicht
Der Zaubrerin ausgeblasen hätte!
„Sagt mir nur, wo ich sie finden kann,
Für alles übrige bin ich Mann." —

„Um ewig ihren Gram zu nähren,
Schuf sie in einem finstern Wald

Sich einen traurigen Aufenthalt;
Sie nennt ihn den Palast der Zähren.
Dort liegt ihr Buhle — in armer Gestalt;
Kann weder sterben, weder leben,
Denn ihres mächtigsten Zaubers Gewalt
Erhält in ewig zitterndem Schweben
Den Ärmsten zwischen Tod und Leben.
Er liegt sich selber unbewuſst,
Mit offnen Augen die nicht sehen,
Fühlt nicht ihr ängstlich liebendes Flehen
Um einen Seufzer, um einen Blick
Der daſs er sie noch lieb' ihr sage!
Stündlich kommt sie bey Nacht und Tage,
Zu sehn, ob nicht das strenge Geschick
Sich endlich ihrer Noth erbarme:
Und wenn sie sich, wie's immer geschieht,
Betrogen in ihrer Hoffnung sieht,
Erhebt sie so traurige Klagen, die Arme! — “

Wie? (ruft der Sultan) ich glaube schier
Ihr habt noch gar Mitleiden mit ihr?
Das fehlte! — Mich soll sie nicht bethören!
Lebt wohl inzwischen, guter Schach,
Ihr sollt bald wieder von mir hören!

Der König schreyt umsonst ihm nach.
Wir müssen dem Ding ein Ende machen,
Ruft jener zurück, springt in den Nachen,
Setzt über, läuft, und findet bald
Am Gartenende den finstern Wald,

Im Walde den Palast der Zähren
Sammt allen seinen Zubehören,
Erleuchtet mit Kerzen von gelbem Wachs;
Und über ihrem langweiligen Mohren
Die Dame in Liebesschmerzen verloren.
Mit bloſsem Säbel eilt er stracks,
(Ohne sich, gleich dem zärtlichen Laffen
Von Ehgemahl, an ihrem schlaffen
Busen, an ihren Haaren von Flachs
Und Augen von Mondschein zu vergaffen)
Wie ein Donnerwetter auf sie zu,
Und, eh' sie sich umsieht, in Einem Nu,
Zischt ihr der Säbel um die Ohren,
Und schlieſst mit Einem Streich dem Mohren
Und seiner Getreuen — die Augen zu.

Siegreich, mit beiden Köpfen in Händen,
Und sicher er hab' es gut gemacht,
Der Zaubrerin Tod müſs' alles enden,
Kehrt nun mein Sultan ohn' allen Verdacht
Zum Dom zurück. Herr Bruder, Freude!
Ruft er, und hält die Köpf' empor,
Wir sind geborgen! da bring' ich beide!

Nun stellt euch sein Erstaunen vor,
Da er den Schach, statt Gegenfreude
Und Jubel und Dank, mit einem Schrey,
Als ob nun alles verloren sey,
In Ohnmacht fallen sieht. — Je länger
Je besser! — ruft er zornig aus:

Was hat nun wieder der Rattenfänger?
Ist's wieder nicht recht? — Ich bleibe zu
Haus
Ein andermahl! Der Teufel mische
Sich mehr in Lieb' und Zauberey,
Und hohle meinetwegen die Fische,
Den See, und diesen Kerl von Brey
Mit seinen schwarzen Marmorspindeln!
Bey meinem Säbel! ein Kind in Windeln
Machte mir minder Plackerey
Als dieser Uzim-Oschantey!

Der gute Schach, der sich indessen
Erhohlt hat, fängt nun erst fürbaſs
Zu jammern an: „Nun ist das Maſs
Des Elends voll! Das Beste vergessen
Habt ihr! Was helfen die Köpfe mir?
Ich bleibe Marmor für und für!
Der See bleibt See, die Fische — Fische,
Und weder Urgande noch Fanferlüsche
Kann helfen! die Königin konnt's allein,
Und die ist todt! — Ach! ihr Erblassen
Raubt mir den letzten Hoffnungsschein.
Wer weiſs? — Sie hatte kein Herz von
Stein —
Sie hätte sich endlich erweichen lassen.
Nun ist sie hin, auf immer hin,
Dank eurer allzu raschen Hitze!
Was ist mir eure Hülfe nun nütze?
Ich bleib' auf ewig wie ich bin."

Der Sultan, so sehr bey diesen Klagen
Die Gall' ihm stieg, fand doch in sich,
Er hätte nicht viel darauf zu sagen.
Herr Bruder, sprach er, ihr dauert mich!
Ich dachte wie herrlich gut ich's mache!
Mein. Wille war's; allein es scheint
Ihr habt im Himmel keinen Freund!
Der Ausgang ist nicht meine Sache.
Doch, sollt' in aller Welt denn nicht
Ein Mittel seyn? —

„Thut erst die Köpfe
(Versetzt der Schach) mir aus dem Gesicht!
Will gern euch meine Schwäche gestehn;
Ich kann das holdeste aller Geschöpfe
In solchem Stande nicht vor mir sehn.
Und ach! was helfen mir alle Köpfe
Der ganzen Welt? — Der einzige, der
Noch helfen könnte, ist auch nicht mehr!"

Was meint ihr damit? Was für ein Kopf?

„Hört ein Geheimniſs! Seit alten Zeiten
Befand sich (erwiedert der gute Tropf)
In meinem Schatz ein Eselskopf!"

Ein Eselskopf? ruft jener, ey, ey!
Herr Bruder Uzim-Oschantey,
Wenn ihr's nicht wäret, bey meinem Leben!
Ich dächte ihr faselt! Ein Eselskopf
In einem Schatz? —

„Dieſs ist es eben!
Ein Eselskopf an solchem Platz,
Da muſs sich's doch von selbst ergeben,
Man legt so etwas nicht in Schatz
Wenn's nichts besonders ist.“ —
Verzeiht,
Ich seh' nun meine Blödigkeit;
Herr Bruder, beliebet fortzufahren!

„Der Schädel also (kurz zu seyn)
Lag, reich geschmückt mit Edelgestein;
Seit vielen vielen hundert Jahren
In einem schönen krystallnen Schrein;
Und neben ihm ein dicker Band,
Mit goldnen Deckeln, zierlich getrieben,
In einer uralten Sprache geschrieben,
So alt, daſs längst im ganzen Land
Kein Mensch ein Wort davon verstand.
Darin war alles ausführlich geschrieben,
Woher, warum, und wann und wie
Der Schädel in unsern Schatz gerathen,
Kurz, seine ganze Biografie;
Nebst vielen Gemählden, wo seine Thaten
Gepinselt standen auf goldnem Grund,
Mit hohen Farben, fein und bunt.
Weil nun an diesem besagten Schädel
(Wie eine alte Sage ging)
Das Schicksal unsers Hauses hing:
So könnt ihr denken, wie groſs und edel,
Ja heilig, darf ich wohl sagen, gar

Der Eselskopf dem Volke war.
Um alles mit Einem Zug zu sagen:
Er wurde je im siebenten Jahr
Auf einem blumenbekränzten Wagen
Durch Stadt und Landschaft Schau getragen;
Und alles Volk lief hinter drein,
Und glaubte nun satt und selig zu seyn.

„Ihr werdet mich vermuthlich fragen,
Worin denn seine geheime Kraft
Bestanden? Laſst euch also sagen:
Er hatte die groſse Eigenschaft,
Durch seine bloſse Gegenwart
Alle Bezauberung aller Art
Mit allem Geister- und Feen-Wesen
Auf einmahl gänzlich aufzulösen.
Genien, alles Feuers und Lichts
Beraubt in seiner Atmosfäre,
Zusammen gedrückt von bleyerner Schwere,
Standen vor ihm und — konnten nichts.

„Nach allem was ihr itzo wiſst,
Das übrige bald errathen ist.
Die Königin (die es gleichfalls wuſste)
Sah, daſs sie, um ihre Rachbegier
Nach Herzenslust zu büſsen an mir,
Erst dieſs Palladion rauben muſste.
Sie that's — wie ich zu spät erfuhr —
(Konnt' ich so arges von ihr denken?)
Und da, ihr weder durch Kraft der Natur

Noch Zauberworte möglich war
Den Schädel zu vertilgen gar,
So lieſs sie ihn — ins Meer versenken;
Und so liegt bis zu dieser Stund'
All meine Hoffnung im Meeresgrund!"

Das ist ein böser Handel! (rief
Der Sultan aus) das Meer ist tief;
Dort einen Eselskopf zu fischen,
Und just den rechten zu erwischen,
Ist keine Sache, worauf ein Mann
Sich groſse Rechnung machen kann:
Doch, eh' wir ganz den Muth verlieren,
Geziemt sich, alles zu probieren.
Ich lasse sogleich Befehl ergehen,
An allen Küsten, in allen Seen,
Flüssen und Teichen von Visapur
Nach Eselsköpfen zu fischen nur!
Ihr bleibt indessen bezaubert stehen;
Und daſs ihr, bis es besser wird,
Euch etwas leidlicher ennuyiert,
Schick' ich noch heut euch Zofen und Schranzen
Von meinem Hof, ein ganzes Heer;
Die sollen, bis ich wiederkehr',
In Einem fort mit Singen und Tanzen
Pflichtschuld'ger Maſsen euch kuranzen.

Der edle Schach der schwarzen Inseln
Fängt nach Gewohnheit an zu pinseln,

Trennt ungern sich von seinem Freund;
Doch, da kein andres Mittel erscheint,
Läſst er dem Schicksal seinen Lauf
Und hört allmählich zu weinen auf.

Kaum ist der Sultan wieder zu Haus,
So gehn ins Reich Befehle aus.
Die Leute schütteln mächtig die Ohren:
„Was geht der Eselskopf uns an?“
Ich sorge, denkt mancher weise Mann,
Der Sultan hat den seinen verloren.

Allein der alte Fischer geschwind
Des kahlen Schädels sich besinnt,
Der neulich ihm ins Netz gegangen.
Ha! denkt er, wenn's der rechte wär'!
Da lieſsen sich wieder Bahams fangen!
Und brennend läuft er nach dem Meer.
Er sucht mit Fleiſs dem Schädel nach
Der neulich schier das Herz ihm brach,
Und findet ihn, mit Schlamm bedeckt,
Am alten Ort im Sand versteckt.
Kurz, Freunde — (denn die Zeit ist edel!)
Es findet sich in kurzer Frist,
Daſs dieser nehmliche Eselsschädel
Der groſse Wunderschädel ist.

Der Sultan und der Fischer eilen
Die Freude mit dem Schach zu theilen.
Der Schach den Schädel kaum berührt,

So wird er flugs entmarmoriert;
Die Königsstadt steht wieder da,
Den See kein Auge ferner sah;
Die Fische werden zu Bürgern wieder,
Wimmeln die Straſsen auf und nieder
Bey Sonnen - und bey Mondes - Licht,
Des alten Schlenders unvergessen;
Haben viel Müh und karg zu essen,
Bau'n Tag und Nacht viel Böhmische Schlösser
Ins Blaue hinein, hätten's gern besser,
Und rathen immer und treffen's nicht:
Kurz, alles ist wieder in seiner Pflicht.

HANN UND GULPENHEH

ODER

ZU VIEL GESAGT IST NICHTS GESAGT.

Eine morgenländische Erzählung.

Es war einmahl zu Samarkand
Ein junger Schneider, Hann genannt:
Der hatt' ein feines junges Weib
Sich zugelegt für seinen Leib;
Die liebt' er wie sein Augenpaar;
Denkt, weil sie schwarz von Augen war
Und schlanker als ein Lilienstängel,
Und hatte langes seidnes Haar,
Und glatte rosenrothe Wängel,
Und überdieſs kaum zwanzig Jahr,
Sein Weibchen sey ein ganzer Engel.

„Das ist nun — was man heiſsen kann
Gedacht — als wie ein junger Schneider,“
Ruft mancher hier; denkt nicht daran,
Daſs es Minuten giebt, wo, leider!
Ein Salomon mit aller seiner List
Nicht weiser als ein junger Schneider ist.

In einem solchen Augenblicke
Spricht Hann zu seinem Schatz: Du trautes liebes Weib!

Was würd' aus mir, wenn ich erleben müſste,
Daſs dieser schöne warme Leib,
Von Todesfrost in eine Büste
Verwandelt, kalt und athemlos
In meinen Armen läg'! O beym Gedanken bloſs
Rinnt mir's wie Eis durch Adern und Gebeine!
Das schwör' ich dir — erleb' ich armer Mann
Den Jammer einst — auf deinem Grabesteine
Lieg' ich neun Tage lang und weine,
Und weine — bis ich nicht mehr kann!

„Und ich, mein trauter, süſser Mann,
Versetzt das junge Weib, sollt' ich das Unglück haben
Und dich verlieren, bester Hann,
Lebendig lieſs' ich mich mit meinem Hann begraben!"

Das ist ein Weib! — denkt Hann entzückt,
Indem er an sein Herz sie drückt:
Zu zweifeln fällt ihm gar nicht ein;
Sie sagt's ja — also muſs es seyn!

Seitdem sich beide so verglichen,
War ungefähr ein Jahr verstrichen:
Und eines Abends, wie sie so

Allein bey ihrem Pilau [1] saſsen,
Und, auf die Nacht zum voraus froh,
Des Lebens Sorgen ganz vergaſsen,
Geschah's, daſs Gulpenheh, die schöne Schneiderin,
Indem sie in verliebtem Sinn
Mehr nach dem Mann als in die Schüssel guckte,
Ein kleines Bein hinunter schluckte.

Groſs war die Noth! — Der arme Hann
Springt ängstlich zu, thut was er kann,
Klopft mit der Faust ihr auf den Rücken,
Versucht's heraus zu ziehn,
Versucht's hinab zu drücken;
Umsonst ist alles sein Bemühn!
Das schöne Weibchen muſs ersticken.

Verzweifeln will der arme Mann;
Allein, da ist kein Rath noch Mittel.
Schon liegt sie da im Sterbekittel,
Zwar etwas blau, doch noch so schön;
Er hält's nicht aus, sie anzusehn!

Frau Gulpenheh ruht nun in kühler Erde,
Und Hann mit wüthender Geberde

---

[1] Reiſs mit klein zerhacktem Hammelfleisch gekocht, die gewöhnlichste Speise der Türken, Perser, u. s. w.

Wälzt sich auf ihrem Grab, und ächzt so laut und bang,
Daſs man auf tausend Schritt' ihn hörte;
Entschlossen festiglich, neun ganzer Tage lang
(Nach seinem Schwur) auf ihrem Grab zu weilen.

Und es begab sich, daſs Aissa, der Profet,
Vorüber ging: und wie das laute Heulen
Vom Grabe her ihn störet im Gebet,
Tritt er hinzu, und fragt den Mann, der auf dem Grabe
Sich wälzt und heult, was Leides ihm geschah?

Der Schneider spricht: Ach Herr! in diesem Grabe da,
Da liegt ein Schatz den ich verloren habe;
Das beste Weib! ein Weib das mich so sehr geliebt!
Ein Weib — ach! Herr, ein Weib wie's nun kein andres giebt!
Und heute hab' ich sie begraben!

Spricht der Profet zu ihm: Nun, weil so bang dir ist
Nach deinem Weibe, Hann — so habe
Was du zu haben würdig bist!
Und wie er's sprach, schlug er mit seinem Stabe

Aufs Grab, und siehe da! es öffnet seinen Schlund,
Und Gulpenheh, frisch und gesund,
Steigt aus dem Grab und wirft sich mit Entzücken
Dem Männchen an die Brust. Das war ein Wiedersehn!
Ein Freudenrausch! ein Herzen und ein Drücken!
Ihr dächtet, hättet ihr's gesehn,
Sie würden beide sich mit Küssen gar ersticken.
Und danken will nun auch das liebestrunkne Paar
Dem Wundermann, durch den ihm solches Heil geschehen;
Allein, der ward nicht mehr gesehen.

Nun erst wird Hann gewahr
Daſs Gulpenheh, in ziemlich lüftigs Leinen
Kaum übers Knie gehüllt, nicht so gekleidet war,
Um in der Stadt (wiewohl's schon dunkelt) zu erscheinen.
„Licht meiner Augen, spricht der gute Mann zu ihr,
Verbirg dich hinter diesen Steinen,
Indessen ich nach Hause lauf' und dir

Die Kleider hohle. — Der Mond beginnt zu scheinen —
Sey ohne Furcht! ich bin gleich wieder hier."

Dem Winde gleich lief **Hann** davon.
Indem so kam des **Sultans Sohn**
Von ungefähr des Wegs gezogen,
Und vieler Fackeln greller Schein
Glänzt vor ihm in die Nacht hinein.
Und bey der Fackeln Schein gewahren
Die Diener eine Frau mit los gebundnen Haaren,
Halb nackend — die, um nicht gesehn zu seyn,
Sich schüchtern hinter dem Gemäuer
Verbirgt, und das Gesträuch so gut sie kann zum Schleier
Von derben **Nuditäten** macht,
Die durch das Dunkelhell der Fackeln und der Nacht
Noch zehnmahl nackender und zehnmahl weiſser scheinen
Als wie sie sind.

Der **Königssohn** macht Halt,
Und nähert sich allein der reitzenden Gestalt,
Die, um zum wenigsten den Busen zu verzäunen,
Genöthigt ist den Alabasterglanz
Von zwey untadeligen Beinen
Der Lüsternheit der Männeraugen ganz,
Wiewohl erröthend, Preis zu geben.

Der Königssohn, anstatt die Hand vors Aug' zu heben,
Verschlingt das schöne Weib mit seinen Blicken schier.
Wie? spricht er, wie? so viele Schönheit hier,
Zu solcher Zeit, in solchem Stand und Orte?

„Mein Herr, versetzt die Schneiderin,
Das Neglige, worin ich bin,
Gestattet nicht so viele Worte.“

Der Prinz erkennt die Billigkeit
Der Weigerung in einer solchen Lage,
Und reicht ihr stracks sein eignes Überkleid;
Und — „Schöne Frau, nur Eine Frage!
Bist du vermählt? — Denn, falls du ledig bist,
So komm, und geh wie eine Morgensonne
In meinem Harem auf! Mach' eines Prinzen Wonne,
Der ohne dich nicht mehr zu leben fähig ist!“

Die schöne Gulpenheh bedarf nur Eines Blickes,
Den Umfang und Gehalt des angebotnen Glückes,
Und wie es sich zur Schneiderey
Des armen Hann verhält, zu sehen und zu messen:
Und ach! mit diesem Blick ist Hann, und Lieb' und Treu'
Und Schwur und Grab und alles rein vergessen!

Herr, spricht sie, ich bin frey, und thut wie ihr gesagt
Mit eurer dienstergebnen Magd!
Sie ist bereit für euch allein zu leben.
Top! ruft der Königssohn, läſst ihr ein Handpferd geben,
Und fröhlich zieht bey Fackelschein
Die schöne Gulpenheh in seinen Harem ein.

Kaum ist sie fort, so kommt, in vollen Freuden,
Mein Hann, bringt alles mit, was seine Frau zu kleiden
Vonnöthen war — und keine Frau ist da!
Er sucht, er ruft, er will von Sinnen kommen.
Ein Räuber hat sie weggenommen,
Denkt er, und trifft so ziemlich nah;
Doch, daſs sie selbst darein gewilligt hätte,
Der Argwohn kam in seine Seele nicht.
„O warum führt' ich sie nicht lieber von der Stätte
So nackt sie war! O weh mir armen Wicht!
In welchem Jammer wird sie schweben,
Das treue Weib! dem ohne mich zu leben
So schrecklich war, daſs sie lebendig sich
Mit mir begraben lassen wollte!
Dich, Fönix aller Weiber, sollte
Ein fremder Arm umfahn? — O sicherlich
In diesem Augenblick zerfleischt sie ihre Wangen,

Zerrauft ihr schönes seidnes Haar,
Was sag' ich? ist der Schmach wohl gar
Durch einen Dolch in ihre Brust entgangen!"

Betrogner Hann! dein trautes Weibchen war
Nichts weniger als in Gefahr
Sich selbst so grausam mitzuspielen:
Die lag gar angenehm und warm
Dem schönen Königssohn im Arm,
Und dachte, ganz von neuen Lustgefühlen
Betrunken, wahrlich nicht an dich und deinen Harm.

Hann sucht zu Samarkand indessen
Und rings umher, mit Angst und Müh,
Und mit Gefahr oft ohne Essen
Zu Bett zu gehn, sein Liebchen spät und früh;
Hofft immer noch, Aissa werde sie
Zurück zu ihm zu bringen nicht vergessen.
Zuletzt erkundigt er von einem, der dabey
Gewesen war, wie alles sich begeben,
Und daſs sein trautes Weib, mit wenig Widerstreben,
Dem Sohn des Sultans sich ergeben,
Und seines Harems Krone sey.

Hann, immer noch von ihrer Treu'
Im Herzen überzeugt, läuft brennend, wie ein echter

Enthusiast,
In Einem Sprung bis zum Palast,
Drückt keichend durch Trabanten, Wächter
Und Knaben sich hindurch, fragt ängstlich jedermann
Nach seinem Weibe wie nach seinem Leben,
Sprengt endlich selbst den Prinzen an,
Und fleht, das treue Weib ihm doch zurück zu geben.

Der Prinz, ein guter Herr, — vielleicht auch wohl bereits
Der schönen Gulpenheh (nachdem von ihrem Reitz
Genuſs und Zeit die Blüthe abgestreift)
Ein wenig satt — so bald er nur begreift
Was ihm der Schneider will, erzählt ihm die Geschichte
Mit mildem Ton und gnädigem Gesichte.

Sie war vielleicht vor Angst nicht recht bey sich,
Und hat im Schrecken euch für ihren Hann genommen,
Erwiedert Hann: genug, man laſs' sie kommen!
Sie ist mein Weib! Sie wird — o sicherlich!
Ihr werdet's sehn! mit brünstigem Vergnügen,
So bald sie mich erblickt, mir in die Arme fliegen.

Gut, spricht der Prinz, ihr sollt einander sehn,
Und ich will nur von ferne stehn.

Die Dame kommt. Der gute Schneider,
Geblendet durch die Pracht der goldgestickten Kleider
Und den Juwelenglanz, erkennt sein Weibchen kaum,
Und alles scheint dem armen Mann ein Traum.
Doch Gulpenheh beym ersten Blick
Erkennt ihn nur zu wohl, fährt einen Schritt zurück,
Wird wechselnd blaſs und feuerroth;
Allein der Witz, den sie als Weib zum Loos bekommen,
Verläſst sie nicht in dieser Noth.
Der Prinz, so bald er wahrgenommen
Daſs sie erblaſst, rückt schnell heran,
Und fragt sie: Kennest du den Mann?

Ja wohl (versetzt die zärtlichste der Weiber)
Erkenn' ich ihn! Es ist derselbe Räuber,
Der, als ich ungefähr im Fuſsweg' auf ihn stieſs,
Mit Fäusten, die ich lange noch empfunden,

Mich nach den Gräbern schleppt' und nackend
stehen lieſs,
Als Eure Hoheit mich gefunden.

Der arme Hann, wie er sein trautes Weib
So reden hört, wird kalt am ganzen Leib;
Sein Blick erstarrt, die Kniee schwanken,
Die Haare richten sich auf seinem Kopf empor,
Der offne Mund verstummt, ihm schwinden
die Gedanken.

Der ganze Hof, in Einem Kor,
Erkennt die offenbaren Zeugen
Der überwiesnen Schuld in seinem Blick und
Schweigen.
Man führ' ihn stracks zum Kadi, spricht
Der Königssohn. Hann wird gebunden
Und abgeführt. Der Richter hält Gericht:
Die schöne Dame zeugt; Hann widerspricht
ihr nicht;
Was soll das Leben ihm? Kurz, schuldig wird
erfunden
Der arme Mann, und, wie es sich gebührt,
Gleich vom Gerichtshof weg zum Galgen hingeführt.

Was schützte nun des Armen Hals und
Ehre,
Der zitternd an der Leiter steht,

Wenn nicht — Aissa, der Profet,
Zu gutem Glück vorbey gegangen wäre?
Wie eines Engels Glanz ist seine Gegenwart.
Der Mann ist ohne Schuld, ruft er, an dessen Leben
Man sich vergreifen will, deſs kann ich Zeugniſs geben!
Die 'Asa's 2) halten ein, und alles Volk erstarrt,
Da es dieſs Wort aus einem Munde höret
In welchem nie Betrug erfunden ward;
Und alles Volk mit Hann und dem Profeten kehret
Zurück nach dem Palast. Das goldne Thor
Eröffnet sich; der Sultan tritt hervor,
Sein Sohn mit ihm. Aissa, hoch geehret
Bey Hof und in der Stadt, spricht mit Profetenmacht;
Herbey wird Gulpenheh gebracht;
Um sie und den Profeten schlieſsen
Die andern einen Kreis. Von ihrer Schuld gedrückt
Hebt sie die Augen auf, erblickt
Den Wundermann, und sinkt entseelt zu seinen Füſsen.

---

2) Gerichtsdiener.

Hann wird mit Gold und Ehren überhäuſt,
Frau **Gulpenheh** ins Grab zurück geschleiſt;
Dort mag sie bis zum jüngsten Tage rasten!
Ihr lieber Mann fühlt keinen Drang
Im Herzen mehr, nur neun Sekunden lang
Auf ihrer Gruft zu weinen und zu ſasten.

DAS
SOMMERMÄHRCHEN.

ERSTER THEIL.

DES MAULTHIERS ZAUM.

EINE ERZÄHLUNG.[1]

Als einst zur Morgenstunde
Fürst Artus lobesam
an seiner Tafelrunde
sein Frühstück nahm:
da stand mit ihren Frauen
die Königin
im Erker, auszuschauen
ins Grüne hin,
und sich zu freuen
des holden Mayen.

Sie standen da und sogen
mit offner Brust,

---

[1] Nach einem *Fabliau* des *Chretien de Troyes.*

halb angezogen,
den frischen Balsamduft
der Morgenluft,
und sahn
so ihre Lust
daran,
wie Zweig an Zweig gebogen
voll Blüthen hing,
und wie sie flogen
so oft ein Lüftchen ging.

Da war noch gute Zeit, ihr lieben Leute,
da man bey Hofe sich an so was freute!

Auf einmahl rief der Jungfrau'n eine:
O seht die feine
geputzte Reiterin,
(sie wies dahin
mit ihrem Zeigefinger)
vom Anger dort herab
kommt sie in vollem Trab.

Die muntern Jünger
von Artus Ritterthum,
um ihren Herrn herum
gelagert in der Halle,
dieſs hörend, sprangen auf aus ihrer Ruh,
und liefen alle
dem Erker zu.

Die ſchöne Reit'rin kam
auf einem Maul geritten,
und (was die edeln Britten
ſehr Wunder nahm)
ritt ohne Zaum und Zügel
mit ſolchem Schuſs,
als hätt' ihr Maulthier Flügel
wie Pegaſus.

Und als ſie nun im Hofe
des Schloſſes hielt,
kam Ritter, Knapp und Zofe
herbey gewühlt,
die Fremde zu empfangen,
die in der Näh'
ſo glänzend war von Wangen
wie eine Fee.

Man führt auf ihr Verlangen
ſie in den Sahl,
wo Artus, ſein Gemahl,
und Frau'n- und Ritterſchaaren
beyſammen waren.

Da wirft die Schöne ſich
auf ihre Knie,
und weinet bitterlich.
Mir iſt, ſpricht ſie,
genommen worden,

was lieber mir
als dieses Augenpaar,
ja als mein Leben war:
und find' ich hier
in euerm edlen Orden
nicht jemand, dem mein Gram
zu Herzen dringt,
und der, was man mir nahm,
mir wieder bringt;
so ist, dem Himmel sey's geklagt!
auf Erden keine ärm're Magd.

Nennt uns (erwiedert ihr
der Fürst) die Ungebühr
die euch geschehen:
wir alle stehen
für Einen Mann.
Ist's wieder zu bekommen,
was euch kein Biedermann
genommen,
so komm', als lang' ihr dessen harrt,
kein Messer über meinen Bart!

Sie spricht: Ihr werdet denken
ich red' im Traum,
und es verlohne kaum
die Müh, sich so zu kränken
um einen — Zaum:
doch, liebe Herren, mir

liegt an dem Zaum
mehr als ihr glaubt.
Der Zaum von meinem Thier
ward mir geraubt;
und krieg' ich ihn nicht wieder,
so ist, dem Himmel sey's geklagt!
auf Erden keine ärm're Magd.

Der fromme König sagt:
Laſst eure Augenlieder
vom Weinen ruhn;
den schönen Augen
möcht's Schaden thun
sie so zu laugen!
Traun! wär' ich nicht zu alt
zum Abenteuern,
ich selber wollte bald
dem Unheil steuern!
Doch, fasset Muth!
ich bin euch gut
für euern Zaum.
Mein Neffe Gawin zwar
ritt kaum
zwey Stunden lang von hier;
allein, in dieser Heldenschaar
wird, glaubet mir,
sich jeder glücklich schätzen,
euch wieder in Besitz des Zaums zu setzen.

Ihm spricht sie, der den Zaum mir wieder giebt,
gelob' ich feierlich,
wie's ihm beliebt,
entweder — abzutreten
das Maul, das mich
in meinen Nöthen
hierher trug, oder — ich
will all mein Lebelang allein
zum Dank sein treues Liebchen seyn.

Die Jungfrau stund
bey diesen Worten
wie eine Rose da,
und wer sie sah
dem wässerte der Mund.
Allein der ganze Orden
der Tafelrund
war, auſser zween,
mit Liebchen schon versehn;
und einer von den zween,
der Gawin hieſs,
zog damahls auf der Fahr;
der andre war
der Seneschall, Herr Gries.

Herr Gries, der Seneschall,
ist euch bekannt.
So war kein Springinsfeld
im ganzen Land;

auch hieſs er überall
der Mädchenheld.
Denn wenn er bey den Zofen saſs
im Vorgemach,
war Staat darauf zu machen,
daſs Junker Gries
die weiſsen Zähne wies,
und zwischen Ernst und Lachen
von seinen Heldenthaten sprach.
Wenn man ihm glaubte, saſs
kein Ritter baſs
als er zu Pferd; im Tanze
blieb ihm der beste nach,
und keiner brach
so zierlich eine Lanze;
Sankt Görge, der den Lindwurm stach
mit seiner Gabel,
war gegen Ritter Gries
ein purer Skies.
Auch bild'te sich der Gauch
auf seinen Schnabel
und seinen Bauch
und seine glatte Hand
nicht wenig ein,
und wo ein Spiegel stand,
guckt' er hinein.

Daneben war bey Hofe
sein Tagewerk,
daſs er von Frau und Zofe,

von Ritter und Gezwerg
stets was erdachte
das wenig Ehre brachte.
Stadt - Anekdoten
gar zierlich zu brodieren,
mit fremden Pfoten
in jedem Quark zu rühren,
und jeden zu vexieren
der nicht beschlagen war im Replicieren:
in solchen freyen Künsten wies
als einen Helden sich Herr Gries.

Indessen hatte doch
mit allen seinen Künsten
Herr Gries es noch
in Diensten
des schönen Volks nicht hoch
gebracht. Wohin der Hase
sein Herzchen trug,
da schlug
man vor der Nase
die Thür ihm zu.

Nun dacht' er: Nähmest du
des Dings dich an, das wären
zwey Würfe, wie man spricht, mit Einem
Stein.
Der Zaum wird doch wohl einem Bären
nicht abzujagen seyn!

A bottle o' wine,
wofern ich nicht
in eins, zwey, drey,
wie aus der Tasche,
euch ohne Zauberey
ein Liebchen hasche,
und traun! ihr Eselein
noch oben drein!

Herr **Gries** kräht wie ein Gockelhahn
die Thaten, die er thun will, an.
„Der Zaum ist euer,
mein Fräulein! nehmt mein Wort
auf alle Fälle.
Das ist ein Abenteuer
für mich
ganz eigentlich.
Bringt mich nur flugs an Ort
und Stelle:
und wär's der Mann im Mon
der ihn gestohlen,
ich will ihn wieder hohlen;
es ist ihr habt ihn schon!
Gries ist kein Freund vom Prahlen.
Drum, Liebchen, dächt' ich schier,
du könntest wohl an meinem Lohn
ein Küſschen mir
voraus bezahlen?“

Herr Ritter, spricht die Meyd,
an Ort und Stelle
wird Eure Herrlichkeit
mein Maulthier tragen.
Kein Feenwagen
geht halb so sanft und schnelle.
Nur unverzagt,
und alles dran gewagt!
Den Kuſs — den spar' ich euch
aufs Wiedersehen;
er soll ganz frisch sogleich
zu Diensten stehen!

Der Junker zieht
(wie Bruder L.)
sich aus der ersten
Impertinenz
durch — eine zweyte:
doch, weil er heute
noch etlich tausend Wersten
zurück zu legen denkt,
verbeugt er vor der Jungfrau sich
und rings herum
gar ehrbarlich,
macht dann linksum,
und schwenkt
nicht faul
sich auf des Fräuleins Maul.

Das Fräulein blieb indessen
im Frauenzimmer
der Königin;
doch steckt ihr immer
der Zaum im Sinn;
kann seiner nie vergessen!
Bis sie ihn wieder hat,
schmeckt ihr kein Essen
und kein Muskat.

Nun höret alle, wie's
dem Seneschallen Gries,
erging auf seiner Fahrt.

Sein Thier, ein Eselein
von Feenart,
bracht' ihn in Ja und Nein
an einen Wald.

Kaum riecht Herr Gries hinein,
so schallt
und wiederhallt
aus tausend Felsenhöhen
ein fürchterlich Gebrüll
von tausend Löwen
ihm um die Ohren 'rum,
und prallt
ans Tympanum.

Erschrocken hält er still,
fängt wie ein Laub
euch an zu beben,
und ist im Geist
bereits der Löwen Raub;
denkt: O ich lobe mir
das Leben!
Ein solcher Löwe weist
nichts von Manier;
er braucht nur einen Schluck
und einen Druck,
so ist ein Mann gespeist
als wär's ein Bübchen!
Was hälfen dann
mir alle Liebchen
der ganzen Welt,
von Kardigan
bis an den groſsen Belt?

Er war im Fliehn,
da kamen groſse Haufen
von Löwen gegen ihn
mit offnem Schlund gelaufen.
Der arme Herr
testiert *mentaliter.*

Das Maulthier ohne Zaum
war jetzt sein Glück;
die Löwen sehn es kaum,

so werden sie zu Hasen;
sie fliehn zurück,
und sind im Augenblick
wie weggeblasen.

Herr Gries bekam
nun wieder frischen Muth.
„So geht's noch gut!
Die wurden ja so zahm
wie Turteltauben!
Das Maulthier, wie ich sehe,
ist eine Fee.“

Indem mit diesem Glauben
sich Junker stärkt,
geht's immer fort im groſsen Trab
Berg auf, Berg ab;
bis sie sich unvermerkt
in einem tiefen dunkeln Thal
verfangen sehen,
so eingezwängt
in himmelhohe Pyreneen,
daſs kaum ein Sonnenstrahl
hindurch sich drängt.

Von tausend Drachen
ist dieses Thal bewacht,
die Tag und Nacht

aus immer offnen Rachen
braunrothe Flammen sprühn.
O weh! wohin nun fliehn,
Herr Seneschall?
In einen dicken Schwall
von Rauch und Funken eingehüllt,
sieht er der Hölle wahres Bild
rings um sich her. Das war ein Zischen
aus Felsenkluft und dürren Büschen!
All' Augenblicke schnaubt
ein Lindwurm, dicker als sein Arm,
bald rechts bald links ihn an.
„Ach! (schreyt er was er schreyen kann)
daſs Gott erbarm'!"
und glaubt,
es sey um ihn gethan.

Indeſs war unbefangen
und unverletzt
sein Maulthier mitten
durch Würm' und Schlangen
hindurch geschritten,
und hatt' in eine offne Au
ihn schon versetzt,
eh' noch Herr Gries,
dem's grün und blau
vor'n Augen hing,
sie aufzuthun sich unterfing.

Ein zweytes Paradies
schien diese Au;
die ganze Fläche,
so weit sie sich erstreckt,
mit Blumen überdeckt,
und kleine Bäche,
die himmelblau
aus ihrer grünen
Einfassung schienen,
und Gruppen hier und dort
von schlanken Bäumen:
ein hold'rer Ort
läſst kaum sich träumen.

Herr Gries trabt hohen Muths
das Thal hinab,
denkt: „Nun ist's überstanden!
Daſs ich für meinen Hals
gezittert hab',
was thut's?
Kein Zeug' ist ja vorhanden!
Dem Maulthier allenfalls
dem läugn' ich's ab.

Und als er nun so fürder ritt,
da ragt ein schönes Schloſs,
kaum tausend Schritt'
(auch hundert drüber)

ihm gegenüber,
hervor aus hohen Büschen.
Deſs ward er kaum
gewahr, so schoſs
ihm's in den Sinn, der Zaum
sey dort. Nun ging's troſs troſs;
allein es floſs
ein tiefer Strom dazwischen.
Gries sieht sich um
nach einer Brücke,
trabt auf und ab,
da zeigt ein schmaler Eisenstab
sich seinem Blicke.

Der Junker steht ein wenig dumm
an dieser Brücke;
ihm schwindelt schon
beym Anblick; sie passieren
ist eine That, wovon
er nichts versteht.
Man kann da, wie ihn weislich däucht,
so leicht
das Gleichgewicht verlieren.
Kurz, Junker sagt kein Wörtchen, dreht
sich um, und denkt: Ein Narre
erkauf' ein Liebchen sich auf diesen Fuſs!
Und brächte sie mir Bearn und Navarre
zum Brautschatz — einen schönen Gruſs!
sie ist für mich zu theuer!

Madam such' einen andern Freyer;
mich sticht
der Haber nicht!

Und also, um es kurz zu machen,
kehrt unverrichter Sachen
Herr Gries zurück woher er kam.
Das Maulthier nahm
den kürzern Weg, und trug den tapfern
Mann
frisch und gesund
um Tafelzeit zurück nach Kardigan.

Genevra stund,
am Fenster just, da er,
beym groſsen Lindenbaum
vorbey,
den Weg zum Schloſs daher
geritten kam.
„Ey, ey,
da kommt Herr Gries schon wieder,
der, däucht mich, kaum
noch Abschied nahm:
nun sag' mir einer mehr,
er sey nicht bieder!“

Die fremde Jungfrau schaut
und spricht: „Ja, leider!
er kommt mit heiler Haut,

doch ohne Zaum.
Der beste Schneider
in Kardigan,
was hätt' er mehr gethan?"

Inzwischen langt im groſsen Trab
Herr Gries, der Seneschall, im Schloſshof an,
steigt ab,
wird feierlich empfangen,
wie sich's gebührt,
und in den Sahl geführt
mit groſsem Prangen.
Ihm machen,
wie er einher stolziert,
mit kaum
verbiſsnem Lachen
die Knappen Raum.
Die ganze ritterliche Zunft
erfreut sich seiner Wiederkunft,
allein — der Zaum?
Wo bleibt der Zaum, Herr Gries?
fragt jedermann
der ihn willkommen hieſs.

„Der Zaum, (spricht eine von den Frauen,
die ihn von Fuſs zu Kopf beschauen)
der Zaum bleibt — wo er kann.

Wie bald ist eine Kleinigkeit
wie die vergessen!
Allein aus solcher Fährlichkeit,
noch eh' wir recht vernommen
daſs er gegangen sey, zurück zu kommen
mit ganzer Haut, und just zu rechter Zeit
zum Mittagsessen:
das nenn' ich eine Ritterthat
die sich gewaschen hat!"

Der hohe Sahl erscholl
von lautem Lachen.
„Nur nicht so toll
gethan! schrie Junker Gries.
Versucht's nun auch! Ich wette meinen Spieſs,
daſs euch das Lachen
vergehen soll.
Ja, was die Löwen und die Drachen
und solch Geschmeiſs
betrifft, die — machten mir nicht heiſs;
wiewohl der kleinste meiner Drachen
euch, ohne Rallierie,
aus seinem kleinen Rachen
mehr Rauch und Flammen spie
als Ätna und Vesuvius
im gröſsten Feuerguſs.
Doch, übern Themseſluſs

auf einem Draht
zu traben,
und das — *pardonnez-moi,*
um einen Kuſs,
das sollte sich
der groſse Mithridat,
ma foi,
verbeten haben
so gut als ich!“

Indessen daſs in seinem Dünkel
Herr Gries so gaskonnierte, saſs
die schöne Magd in einem Winkel
und weinte ohne Maſs.
Der Zaum, um den sie kläglich thut,
ist ach! ihr ganzes Erb' und Gut;
und sich noch an der Nasen
mit solchem Übermuth
herum geführt zu sehn
von diesem Hasen —
man muſs gestehn,
es war zum Rasen!

Zu allem Glück
kam Ritter Gawin eben,
von seiner Fahrt zurück,
als sie ihr Miſsgeschick
nicht überleben

zu können schwur,
und schon mit wildem Blick
sich in die Locken fuhr.

Er kam gerade
noch früh genug, um Gnade
zu bitten für ihr gelbes Haar,
das in Gefahr
ein Raub der Winde
zu werden war.
Er fiel geschwinde
ihr in die Hand,
und sprach so adelich,
und schien so ganz der Mann
der helfen kann,
daſs sie beym ersten Anblick sich
ihm gleich gewogen fand,
und ohne Widerstand
sich und ihr Liebstes in der Welt,
den Zaum, in seine Hände stellt.

Herr Gawin spricht:
„Von vielen Worten bin ich nicht;
doch, holdes Mädchen, schau
mir ins Gesicht!
Da steht es wie mit einer Kohle
gezeichnet da: ich hohle
dir deinen Zaum, und du
bist meine Frau.

Verschämt mit halb geschloſsnem Blick
nickt ihm's das Mädchen zu:
„Geh, spricht sie, meines Lebens Ruh
steht nun bey dir.“

Und alle Frauen wünschen ihr
zu solchem Ritter Glück.

DAS
SOMMERMÄHRCHEN

ZWEYTER THEIL.

DES MAULTHIERS ZAUM.

Herr Gawin eilt von dar,
wiewohl's schon Abend war,
besteigt das Maulthier ohne Zügel,
und ist, indem die Jungfrau'n gehn
ihm hoch vom Söller nachzusehn,
schon über alle Hügel.

Der Mond schien hell
zu seiner Reise;
sein Maul nach Feenweise,
lief vogelschnell.
Der Löwenwald, das Schlangenthal
wird ohne Furcht passiert;
und wie der erste Morgenstrahl
die Welt illuminiert,
entdeckt das Schloſs sich seinem Blicke,
das Schloſs, der Strom, und auch die Brücke

von glatt geschliffnem Stahl,
so schmal
daſs, wie ihr wiſst, Herr Gries
(der doch sich Ritter schelten lieſs)
vom Ansehn schon das kalte Fieber
bekam.

Herr Gawin war dem Zaudern gram.
Er denkt: „Wer sich den Teufel zu verschlucken
entschlossen hat, muſs ihn nicht lang' begucken.
Und wär's ein Pferdehaar,
nur frisch hinüber!
Wenn wir erst drüben sind, ist's Zeit genug
zu sehn, wie's möglich war.“

Das nennt ihr klug
gedacht,
nicht wahr? und denkt: Ich hätte
es eben so gemacht.
In euerm Kabinette,
da laſs' ich's gelten, Herr!
doch an der Stätte,
da ging's wohl langsamer!
Genug,
Herr Gawin ritt hinüber —
Sprecht wenn ihr wollt: „Ihn trug
sein Maul hinüber;
so was zu thun durch Feengunst

ist keine Kunst:“
und dennoch setz' ich zwanzig Mark
an einen Stüber,
auf eben diesem Maul
wär't ihr zurück geblieben.
In solchen Fällen, meine Lieben,
macht nur der Glaube stark.
Selbst Mahomeds berühmtes Maul
ist ohne ihn nur ein gemeiner Gaul;
und Glauben, wo nur Glauben helfen kann,
den hat nicht jedermann!

Herr Gawin also war nun drüben,
und ritt getrost in vollem Lauf
bis an das Schloſs hinan.
Auf einmahl that ein Thor sich auf,
und ihrer sieben
zu Pferd
und wohl bewehrt
die sprengten ihn mit ihren Speeren an.
Mein Ritter stellt
sich stracks vor einen Baum,
und ruft: „Ihr Herrn,
von allem was dieſs Schloſs enthält
verlang' ich nichts, nichts in der Welt,
als meines Maulthiers Zaum.“

„Der Zaum ist dein, so fern
du ihn von uns gewinnst,“ erwiedern
die Ritter ihm sogleich. —

Von euch
und allen euern Brüdern,
ruft Gawin; nur herbey,
zwey oder drey,
ja alle sieben meinetwegen
gleich auf einmahl!
Der Schafe Zahl
macht nie den Wolf verlegen.

Mit Hohngelächter
erwiedert ihm
der sieben Wächter
des Zaumes einer: „Glaubet mir,
Herr Isegrimm,
nehmt einen guten Rath:
kehrt ohne Zaum zurück
auf euerm Thier,
und sprecht von Glück
daſs ihr
mit euern Ohren weggekommen
von solcher That!
Schon mancher arme Tropf,
der's unternommen,
ist ohne Kopf
zurück geschwommen."

Da, nimm
die Antwort! — schreyt im Grimm
der Ritter, setzt sein Maul in Flug,
hohlt aus, und spaltet

auf Einen Zug
des Prahlers Kopf
bis an den Sattelknopf;
und eh' der Streich erkaltet
fliegt hier ein Arm und dort ein Schopf,
und, auf mein Wort,
so ging's in Einem fort;
Köpf', Arm' und Bein'
und Schulterblätter fliegen,
bis alle sieben kurz und klein
auf einem Häufchen liegen.

Wie nun nach solchem schweren Kampf
der Ritter sich die Stirne wischt,
und sich erfrischt
mit einem Mundvoll Luft,
wird aus der Leichen blut'gem Duft
ein dicker schwarzer Dampf,
und — was geschah?
Flugs stehn, mit ungeheuern Rachen
voll blauer Flammen, sieben Drachen
anstatt der sieben Ritter da.

Herr Gawin stutzt,
allein verliert darum
die Lust zur Sache nicht;
er haut und sticht
um sich herum,
und trutzt
dem ganzen Höllenheer;

auch ist sein Maul
in diesem Strauſs nicht faul,
sprengt muthig durch dieſs Feuermeer,
und stöſst und schlägt mit Kopf und Füſsen.
Vergebens gieſsen
die Drachen Flut auf Flut
von Rauch und Gluth;
ihr Feuer ist zum Glück nur kalt,
und bald
erstickt's in ihrem Blut;
in drey bis vier Sekunden
ist alles rein verschwunden.

Was wehrt dem Ritter nun
die Burg sich aufzuthun?
Ein Wunderding
wie ihr noch keins gesehen!
Die ganze Burg auf einmahl fing
sich an zu drehen,
und so geschwind
als drehte sie ein Wirbelwind.

Hinein zu kommen
stand eine Pforte offen zwar;
doch da sie so im Drehen war,
was mocht's dem Ritter frommen?
So wie er sie erblickt
ist sie entrückt.
Das Vorderhaupt sich zu zerschellen
war hier Gefahr.

In solchen Fällen
ging Gawin nicht zu Rath
mit Fleisch und Blut.
Der Mann, der über
die Brücke ritt, hat Muth
für jede That.
Er stellt dem Schloſs sich gegenüber,
und im Moment,
wie er die Pfort' erkennt,
sprengt er hinein.

Drin ist er, und wird drinnen seyn
trotz allen Feen!
Das Zauberschloſs hört auf zu drehen,
und Gawin schaut empor.
Da steht auf einem Elefanten
ein himmellanger Mohr
mit einer Keule vor ihm da,
fast dicker als der groſse Rah
des gröſsten Schiffs. — Man muſs gestehen,
so ein Giganten-
gesicht
beym Eintritt in ein Schloſs zu sehen
wünscht man sich eben nicht.

Dem Ritter galt's
gleich viel. Er grüſst den Enakssohn,
und spricht
im sanft'sten Ton:

„Was mich zu dieser Pfalz
zu reisen trieb, Herr Thorwart, däucht
euch eine Kleinigkeit vielleicht:
ich komme gar nicht groſse Beute
zu machen; langet mir
den Zaum von meinem Thier,
so sind wir gleich geschiedne Leute.“

Wie? was? was willst du? — fährt
der Mohr ihn schnaubend an:
ein Kerlchen mit getünchten Wangen,
ein Ding von Marzipan,
kommt und begehrt
ich soll den Zaum ihm langen?
Wenn ward so was erhört?
Verlang' die Welt von mir;
was mein daran ist, schenk' ich dir;
allein den Zaum, mein Kind,
verschenkt man hier
nicht so geschwind.

„So werd' ich mir ihn selber hohlen,
versetzt der Paladin:
ich bin
bloſs darum hier, Herr Zwerg;
und müſst' ich ihn
aus einem Berg
von glüh'nden Kohlen
mit meinen Fingern hohlen!
Vor deinem Weberbaum

fürcht' ich mich nicht.
Nur nicht viel Zauderns! Meinen Zaum,
und kein Gesicht!"

Das ist ein andres — spricht
so höflich wie ein Hochzeitbitter
der Goliath:
wenn's die Bewandtniſs hat,
Herr Ritter,
so muſs er euer seyn,
das merk' ich schon.
Doch freylich ohn'
ein wenig Arm'- und Beine - brechen
läuft's wohl nicht ab, mein Sohn!
Indessen
bemühn Sie Sich herein!
Das Essen
wird angerichtet seyn.
Nach Tafel ist's noch Zeit, davon
ein Wort zu sprechen.

Sie gehn hinein,
und setzen sich in einem goldnen Sahl
zum Mittagsmahl.
Der Wirth legt dienstbereit
von allem vor, schenkt fleiſsig ein,
schwatzt lang und breit,
und sucht nach Möglichkeit
mit plattem Scherz und gutem Wein
den Gast vergnügt zu machen.

Allein
der bleibt bey Ja und Nein,
iſst mäſsig, trinkt von Einem Wein,
läſst seinen Wirth auf eigne Kosten lachen
so viel als ihm behagt,
und kaum
ist abgetischt, so steht er auf und fragt:
Wo ist mein Zaum?

„Geduldet euch,
versetzt der Schaumigrem mit schiefem Mund.
Nach Tafel gleich
zum Werk zu schreiten
ist nicht gesund.
Was hat der Aufschub zu bedeuten?
Ihr seyd hier gern gesehn:
die Kleinigkeit,
auf die ihr so versessen seyd,
die — wird euch nicht entgehn.“

Der Ritter steht ein wenig stier
und schweigt. — „Es ist ein Garten hier
am Schlosse, spricht der Mohr:
gehn wir spazieren!
Der Himmel ist mit einem Flor
von Duft bedeckt;
ins Gras gestreckt
läſst's da sich herrlich — digerieren.“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13012/022

Herr Gawin schlendert mit, und, seiner los
zu werden, wirft er bald
sich hin auf Mutter Erde Schooſs
und thut als schlief' er ein.
Ein kleiner Wald
mit Schlangen-
Alleen war nicht weit,
da sangen
viel tausend Vögelein.
Die Luft war warm, und unterm Zischen
und Sumsen überall
im Gras und aus den Büschen,
und beym *Unisono* von einem Wasserfall,
der aus dem Hain
von ferne plätschert, schlief
er wirklich ein.

Die Sonne stand schon tief
als er erwacht.
Sein erstes war, er rief:
Wo ist mein Zaum?
Der Mohr, nicht weit davon im Grünen
gelagert, lacht.
Das nenn' ich, sprach er, einen Zaum!
Er ist euch, glaub' ich, gar im Traum
erschienen?

Indem lieſs aus dem Gartensahl
ein liebliches Koncert sich hören.

„Herr Ritter, alles dieſs geschieht
bloſs euch zu Ehren!
Auf, wenn's euch nicht zu viel bemüht,
und folgt mir in den Sahl.“

Dem Paladin bleibt keine Wahl
als mitzugehn. Und wie die Musika
zu End' ist, steht schon wieder
das Abendessen da.
Man setzt sich nieder.
Herr Gawin, der den Goliath
und seinen dicken Witz
in allen Gliedern hat,
sitzt taub und stumm auf seinem Sitz,
und, weil er sich
nicht anders helfen kann,
so friſst
der gute Mann
vor langer Weile
ganz jämmerlich,
und nagt an einer Hammelskeule,
bis nur der Knochen übrig ist.

Noth war's, zu so viel *Solidis*
die Gurgel oft und stark zu netzen.
An unserm Wirth war mind'sten dieſs
für was zu schätzen:
sein Wein
war alt und rein.

Nun (spricht Herr Gawin) dächt' ich doch,
es wäre Zeit
den Zaum zum Nachtisch aufzusetzen?

„Wenn Eure Herrlichkeit
nur noch
bis morgen sich gedulden mag!
(wird ihm zur Antwort) morgen
ist auch ein Tag;
und einem Mann wie ich
läſst (ohne mich
zu rühmen) sich's ganz sicher borgen.“

Nicht ohne Pein
muſs unser Ritter schon
sich zwingen
die Nacht hier zuzubringen.
Man räumt das schönste Zimmer
vom Schloſs ihm ein.
Da glänzt in reichem Schimmer
ein Bette, wie ein Thron.

Herr Gawin schickt die Knaben
die ihn geleitet haben,
und bleibt allein.
Flugs trippeln euch drey oder vier
Sylfiden
durch eine Seitenthür

vom Sahle
zu ihm herein,
an Anzug und Gestalt verschieden,
doch alle jung und frisch.
Die erste setzt in goldner Schale
den Schlaftrunk auf den Tisch;
die zweyte hält ihm ein Lavor
von Silber und ein Handtuch vor;
drauf schürzen sich die andern beiden
ihn auszukleiden.

Ins Ohr gesagt — die Dirnen waren
zum Mahlen schön,
von schwarzen Augen, gelben Haaren,
und Arm und Fuſs so fein,
man kann's aus Elfenbein
nicht schöner drehn.
Warum der Mohr sie schickte
das leuchtet ein:
und nehmt dazu, daſs sie
ein Nachtkleid schmückte,
wodurch man ohne Müh
bald dieſs bald das erblickte,
wonach man gerne schielt;
und dann
das groſse seidne Bette
im Hintergrund — ihr fühlt
was alles dieſs bey manchem Ehrenmann
für Folgen hätte.

Doch Gawin war ein eigner Mann:
er sagte nichts; lieſs sich, so lang' es ihnen
gefällig war, mit groſsem Ernst bedienen,
und öffnet drauf die Thür.
„Die Jungfern (spricht er) werden mir
zu meinem Zaum wohl nicht verhelfen können.
Die Hitze war heut scharf —
ich will die Ruh
euch länger nicht miſsgönnen.
Bon soir! — und, wenn ich bitten darf,
die Thüre zu!"

Als nun der Tag gekommen,
steht Gawin auf und wapnet sich.
Der Ries' erscheint; das Frühstück wird genommen,
— „Und nun, Herr Schloſsvogt, laſs' ich mich
nicht länger necken;
den Zaum, mit Einem Wort,
und wieder fort!"

„Von Herzen gern,
(erwiedert ihm der schwarze Holofern)
nur muſs ich euch entdecken,
die Sache hängt an einer Kleinigkeit,
zu der
ihr, wenn's beliebt, vorher
gehalten seyd."

Was ist's? Heraus
damit! nur kurz und klar!

„Nichts, als — um einen Kopf
mich kürzer als ich bin zu machen.
Bey unser einem zwar
macht just ein Kopf
so viel nicht aus:
allein — (ihr werdet meiner lachen)
wie jeder Potentat
so seine Grillen hat —
der Schopf, mein Herr, der Schopf,
der ginge mit,
und den zu missen
kann ich sogleich
ohn' einen Ritt
mit euch
mich nicht entschlieſsen."

Herr Schäker, (ruft voll Ungeduld
der Ritter) weil nun doch für meine Sündenschuld
mit einem Thier
wie du herum mich zu scharmützeln
mein Schicksal ist, hör' auf mich zu bewitzeln,
und sieh dich für!

Der Heide schreyt:
„Nun, wenn's denn gelten soll,
so nimm!" —

Es war ein Streich, so ungestüm,
daſs, traf er voll,
den ganzen Streit
zu enden
kein zweyter nöthig war.
Doch Gawin wuſste sich aufs Haar
so schnell zu wenden,
daſs ihm die Keule nur
ein wenig grob am Schulterblatt
herunter fuhr;
und eh' der Goliath
den Arm zurück zieht, faſst
mein Ritter kräftiglich mit beiden Händen
sein gutes Schwert, und haut, wie einen Ast
vom Baum, die Hand zusammt der Keule
auf Einen Hieb dem Pocher ab.

Das Unthier flieht mit gräſslichem
Geheule;
ihm wird für seinen Schädel bang,
und, ihn so lang'
er kann zu sparen,
versucht er's wie vor Jahren
der Fluſs
Achelous,
der (wie aus euerm Hederich
euch noch erinnerlich)
einst mit Alciden
um Dejanira rang.
Er hofft den Gegner zu ermüden

indem der Streit
in tausendfalten
stets schrecklichern Gestalten
sich ohne Rast erneut.

Drey lange Morgenstunden kämpft
Herr Gawin so;
zwar immer Sieger,
doch nie des Sieges froh.
Denn, ist sein Feind als Einhorn oder Tieger
beynah gedämpft,
flugs steht er als Hyäne
schon wieder da,
und blökt drey Reihen Zähne,
wie Büffon keine sah.

Bey allem dem behielt
der Ritter Muth,
zielt immer seinem Feind nur nach dem Hut,
und zielt
zuletzt so gut,
daſs, wie der Unhold eben
zum Greif sich log,
sein Kopf
zusammt dem Schopf
auf dreyſsig Schritte flog.

Man hört den Grund
von seinem Fall erbeben,
als stürzt' ein Berg

in einen tiefen Schlund;
und wie Herr Gawin um sich sah,
weg waren Ries' und Greif, und ein Gezwerg
stand vor ihm da,
der bückte sich und sprach:
„Gott geb' euch langes Leben,
Herr Ritter, folgt mir nach;
die Frau vom Schloſs läſst eure Gnaden
zur Tafel laden.“

Dem Ritter räth nach solcher Mozion
sein leerer Magen,
die Invitazion
nicht auszuschlagen.
Er folgt dem Ganymed
in einen Sahl,
wo schon ein köstlich Mahl
für zwey gerüstet steht;
und eh' er's recht in Augenschein
genommen,
tritt eine schöne Frau herein,
macht ihren Knicks
und heiſst den Herrn willkommen.

Mein Paladin, wiewohl er sonst so leicht
nicht Feuer fing, bleibt sprachlos vor ihr stehen;

ihm däucht
gleich ersten Blicks,
was schöners hab' er nie gesehen.

Beschreiben läſst sich, wie ihr wiſst,
kein Ding das — unbeschreiblich ist;
drum sag' ich nichts als — alles was er sah
war hoch zu loben,
und noch zum Überfluſs
durch jede schlaue Kunst erhoben,
die sonst den Reitz ersetzen muſs.
Die Dame stand so ganz
wie eine Göttin da,
daſs unser Mann vor lauter Glanz
nicht wuſste
wie ihm geschah,
und bis er seine Anred' fand
wohl dreymahl husten muſste.
Doch faſst er endlich sich, küſst eine Hand
so weich als Flaum
und weiſser als der Schnee,
und spricht: Verzeiht mir, schöne Fee,
ich bitt' — in Unterthänigkeit —
um meinen Zaum.

„Davon zu sprechen hat's noch Zeit,"
Versetzt die Frau. — Es ist nur fürs Vergessen,
erwiedert Gawin ihr.

Sie spricht: „Setzt euch zu mir,
mein Herr, ihr habt das Mittagsessen
heut wohl verdient.“

Für dieses Mahl erkühnt
der Biedermann sich nicht
noch stärker anzuhalten;
doch legt er sein Gesicht
in weise Falten,
und nimmt sich vor, wiewohl er gegenüber
der Schönen sitzt, sein schwarzes Augenpaar
so selten aufzuheben
als möglich war.

Die Dame schien vom bloſsen Duft zu leben,
nach Götterart.
Zusehens ward
ihr Ansehn trüber,
die Rosenwange blaſs,
das Auge naſs,
und unterm leicht gewebten Flor
schlug sichtbarlich ihr Herz hervor.

Herr Gawin — aſs
und merkte nichts. Nach einer Weile
verändert sie

die Batterie,
wird lebhaft, reitzend — kurz, verbraucht
auf einmahl alle Pfeile,
die Amors Hinterliſt
in Nektar taucht.

„Und Gawin?“ — Gut! der iſst
und trinkt für zwey,
läſst ſich's recht wohl behagen,
vergiſst
jedoch das Hauptwerk nicht dabey;
denn kaum
daſs man den Nachtiſch aufgetragen,
ſo ſtimmt er ſchon ſein altes Liedchen an:
Wo bleibt mein Zaum?

Mit unverhaltnem Schmerz
fährt jene wild heraus:
„Grauſamer Mann,
was hab' ich dir gethan?
Du ſiehſt ſo fromm und bieder aus,
und haſt ein Herz
das — meinen Tod verlangen kann?“

Wie, euern Tod?
Ihr ſprecht im Traum!
Ich will ja nichts, bey Gott!
als meinen Zaum!

„Ihr wiſst, versetzt sie, wie ich sehe,
nicht was ihr wollt. — Wohlan,
so hört mich an!
Ich bin die Fee
von diesem Schloſs,
und meine Macht ist groſs.
Ringsum sind all' die schönen Hügel
und Auen mein; und geht
noch etwas ab,
so schafft's mein Zauberstab.
Jung bin ich, wie ihr seht,
und, wenn mein Spiegel
mich nicht belügt,
nicht ohne Grund mit meiner
Gestalt vergnügt:
kurz, Herr, ich weiche keiner
in allem was ein Mann
bey einem Weibe wünschen kann;
und eine Gabe,
die ich voraus vor andern habe,
ist diese: wie ich bin
so werd' ich immer seyn.
Und doch — so will's des Schicksals Eigensinn —
ist, wenn ihr drauf besteht, nichts mein
von allem was ich bin:
kurz, (setzte sie hinzu, mit einem Blick
der einen Stein

zu rühren fähig war) mein Glück,
mein Leben selbst steht nun bey euch allein.“

Erklärt mir dieses Räthsel, (spricht
der Ritter) ich versteh' euch nicht.

„So hört. Mein Vater, ein Druid
und groſser Zaub'rer, als er schied,
lieſs keinen Erben hinter sich,
als meine Schwester nur
und mich.
Das Schwesterchen war schön
geboren; aber — ich —
Herr, die Natur
empöret sich
so etwas zu gestehn —
Errathet's selbst! — Der Alte, mich
nach Möglichkeit zu trösten, gab
mir dieses Schloſs mit allen seinen Schätzen,
und seinen Zauberstab;
vermeinte jenen Mangel mir
dadurch gar reichlich zu ersetzen:
hingegen ihr
vermacht' er nichts von aller seiner Habe
als nur das Feenthier
das euch hierher gebracht, und seinen Zaum.

Allein, an diesem Zaum
hängt eine Gabe
von gröſserm Werth als eine ganze Welt.
Der Zaum erhält
die ihn besitzt bey ewig schöner Jugend,
und ist sie nicht schon wohlgestalt,
so macht er sie dazu.
Und nun, ermesset selbst — in einem Nu
ist's kalkuliert, Herr Ritter — ew'ge Jugend
und ew'ger Reitz! — Was ist die Allgewalt
des Zauberstabs, verglichen mit der Tugend
des Wunderzaums? — Was nützt
mir sonder ihn
dieſs Schloſs und alles Gold wovon es blitzt?
Die Folgerung, mein Herr, ist leicht zu ziehn.
Ich war so klug
und that — was alle Weiber thäten
an meinem Platz.
Die Jungfer Schwester ist für sich schon hübsch genug,
sie hat des Zaumes nicht vonnöthen:
und fordert sie Ersatz;
hier ist mein ganzer Schatz!
ich will ihr alles geben,
den Zaum nur laſs' sie mir;

wer den mir nimmt, nimmt mir das
Leben!
Und ihr, Herr Ritter, könntet ihr
euch selber solchen Mord vergeben?
O, lieber bleibet hier!
Ihr habt der Abenteuer
genug bestanden — bleibet hier,
und theilt des Zaumes Frucht mit mir;
was ich besitz' und bin — ist euer!“

Herr Gawin küſst der Dame dank-
barlich
die Hand und spricht: Auf welche Seite
die Billigkeit sich neig' in diesem
Schwesternstreite,
das ist ein Punkt, womit ich mich
nicht gern befasse;
ich lasse
die Frag' in *Statu quo*:
und, habt ihr Unrecht nach der Schärfe,
so werfe
die Frau, die um den Zaum nicht eben so
zu freveln fähig wäre,
den ersten Stein auf euch!
Allein dieſs alles gilt mir gleich:
der groſse Punkt ist — Gawins Ehre
steht auf dem Spiel!
Den Zaum zu hohlen
ward mir befohlen.
Ich gab mein Wort: das ist so viel

als hätt' ich tausend Leben
zum Pfand gegeben.
Des Zaumes wegen kam ich an,
und was ich that, ward um den Zaum
gethan.
Ist jemand, der ihn mir an eurer Stelle
noch streitig machen will,
Ries' oder Krokodill
und Teufel aus der Hölle,
so komm' er her! — Wo nicht,
so küſs' ich eures Rockes Saum,
und — fordre meinen Zaum.

Die Dame ruft mit glühendem Gesicht
und einem lauten Schrey:
So bringt ihm seinen Zaum herbey!

Ab geht der Zwerg. — Die Dame
wendet sich
und weinet bitterlich.

Der Zwerg kommt wieder,
beladen mit der goldnen Last,
und wirft sie vor dem Ritter nieder.
Der faſst
mit beiden Händen stracks die wohl verdiente Beute,
kehrt drauf sich nach der Frau — allein,
die hatte sich indessen auf die Seite

gemacht. Von ihm gesehn zu seyn
wär' ärger itzt als Todespein;
denn ach! verschwunden ist bereits,
fataler Zaum mit dir — ihr ganzer Reitz!

Mein Ritter, ohn' ein Wort zu sagen,
eilt nach dem Stalle, zäumt sein Thier,
(das, närrisch schier
vor Freude, seinen Schmuck zu tragen,
bis an die Decke springt)
und schwingt
sich auf, und fliegt mit seinem Zaum
so leicht davon, daſs auf der grünen Erden
von seinem Tritt des Grases Spitzen kaum
gebogen werden.

Der Dame wird nach ihres Zaums Verlust
die weite Welt zum dumpfen Kerker;
sie rauft ihr Haar, zerkratzt sich Wang' und Brust,
läuft hin und her, kommt endlich in den Erker,
und sieht,
entsetzliches Gesicht!
den Mann, der ihren Reitz entführt,
sieht wie er flieht —
erträgt den Anblick nicht!
Das arme Weib verliert
vor Wuth und Schmerz

die Sinne ganz, und — was sie that,
nachdem's der Reim euch schon verrathen hat,
verdrieſst mich euch zu sagen;
denn, macht nicht, ohne was zu wagen,
der dümmste stracks ein witziges Gesicht,
und wettet was man will, es folge nun: und sticht
sich einen Dolch ins Herz.

Herr Gawin auf dem Rückweg fand
nichts bis nach Artus Hof als schönes ebnes Land.
Von Fluſs und Brücke, Schlangenthal
und Löwenwald kein Wort!
Die waren allzumahl
verschwunden!
Kurz, ruhig trabt er fort,
und langt in wenig Stunden
zu Kardigan
bey seinem — Liebchen an.

Die hatte kaum aus seiner tapfern Hand,
im Angesicht
des Hofs, der rings um beide stand,
den Zaum empfangen,
so glänzt' um ihre Wangen
ein neues Licht.
Sie war vorher schon hübsch zu nennen,

doch itzt vor lauter Schönheit kaum
noch zu erkennen.
Die Damen und die Ritter sahn
Sie neidisch — Ihn mit Miſsgunst an.
Allein Herr Gawin lacht.
Komm, Liebchen, spricht er, laſs uns
wandern!
nimmt flugs mit einer Hand den Zaum,
das Mädchen mit der andern,
und gute Nacht!

DER VOGELSANG

ODER

DIE DREY LEHREN.

DER VOGELSANG

ODER DIE DREY LEHREN. 1)

Vor ungefähr fünf hundert Jahren
Und drüber, lebt' in meinem Schwabenland
Ein reicher Erdensohn, von Nahmen unbekannt,
(Weil seine Ahnen stets geheim geblieben waren)
Und drum kurzweg der reiche Hans genannt.

Von Gottes Gnaden hatte der
Ein schönes Schloſs, — das bessern einst als er
Zum Aufenthalt gedient — man weiſs nicht wie, gewonnen;
Wie nun einmahl in dieser Unterwelt
Nichts lange seinen Herrn behält,

1) Nach dem *Lays de l'Oiselet* in den *Fabliaux et Contes* etc. *Vol. I. p.* 179.

Und, was ein braver Mann begonnen,
Durch einen schlechten wieder fällt;
Genug, Hans hatt' es nun gewonnen,
Das schönste Schloſs, das von der lieben Sonnen
Je angeschienen ward, seitdem
Es Schlösser giebt. Es lag gar wunderangenehm,
Gebaut von schönen Quadersteinen,
Geräumig, stattlich und bequem;
Von ferne konnt's das schönste Kloster scheinen.
Ich sage nichts von all dem feinen
Geräthe drin, den langen Reih'n
Von Sählen, Zimmern, groſs und klein,
Und wie da ringsum alles schimmert
Und wiederscheint und blitzt und flimmert
Von Silber, Gold und edlem Stein;
Nichts von den Kellern voller Wein,
Von weiſsen, purpurnen und gelben,
Aus Wälschland, Frankreich und vom Rhein,
Noch von den Kammern und Gewölben,
Bis oben an mit allem voll,
Was, nach dem alten Spruch, ein Weiser
Gern haben, leicht entbehren soll.
Ein Wort für tausend, selbst der Kaiser
Zu Wien in seinem alten Schloſs
(Geleit' ihn Gott auf seinen Reisen!)
Hat kaum mehr Reichthum aufzuweisen
Als Hans in seiner Burg verschloſs.

Wie er's handhabte und genoſs,
Das wird sich in der Folge weisen.

Und eine schöne Treppe ging
Vom Schloſs herab in einen Garten,
Der hundert Morgen wohl umfing.
Den wie ein Gärtner zu beschreiben,
Damit geschäh' euch, wie ich weiſs,
Kein groſser Dienst; drum laſs' ich's bleiben:
Genug, es war ein Paradeis.
Alles, was Aug' und Gaum und Nase
Gelüsten kann, das fand man hier,
Nicht bloſs im Treibhaus hinter Glase;
Frey stand es da im frischen Grase,
Und blüht' und reifte für und für.
Auch war in diesem Blumenreich
Die Luft so heilsam, rein und weich,
Daſs Leute, die zum Sterben lagen,
Auf ihrem Bette hierher getragen
Und unter Bäume auf den Rasen
Gelegt, in Einer Nacht genasen.

Es geht doch, sagt mir was ihr wollt,
Nichts über Wald- und Gartenleben,
Und schlürfen ein dein trinkbar Gold,
O Morgensonn', und sorglos schweben
Daher im frischen Blumenduft,
Und, mit dem sanften Weben
Der freyen Luft,

Als wie aus tausend offnen Sinnen
Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in dir zerrinnen!

— — — —

Wo war ich? — Gutes Volk, verzeiht!
Ich lieſs euch doch nicht lange warten?
Der Abweg ist zum Glück nicht weit;
Wir sind ja noch in Hansens Garten.

Der war nun, wie gesagt, ein zweytes Paradeis;
Und mitten drinnen stand ein siebenfacher Kreis
Von alten himmelhohen Linden,
Die ihre Äste wechselsweis
So vielfach in einander winden,
So dicht, daſs ihre grüne Nacht
Den hellen Tag zur Dämmrung macht.

Im engsten Kreise zog ein Kranz von Rosenhecken
Sich her um einen vollen Quell,
Der, kalt wie Eis und spiegelhell,
Sein perlend Wasser in ein Becken
Von grünem Marmor goſs. Des Sommers strengste Gluth,
Der schärfste Strahl der schwülen Mittagsstunde,
Erlosch in diesem kühlen Grunde;
Ein lieblich scharfer Geist erfrischet hier das Blut,

Friſcht Laub und Gras, und nährt mit ew'ger Fülle
Den immer grünen Hain; und wie in ſeine Stille
Ein Denker tritt, ſo freut er ſich, allein,
Und iſt's ein Liebender, ſo wünſcht er zwey zu ſeyn.

Nun merket auf! — Ein Vögelein
Kam jeden Abend, jeden Morgen,
Und füllte dieſen Ort mit lieblichem Geſang.
Es ſang in dichtem Laub verborgen,
Und aller Vögel Sang und Klang
Verſtummte flugs ſo bald es ſang.

Der Vogel ſchien, ſo anzuſehen,
An Federn ein gemeiner Spaz,
Und kleiner noch: doch, zum Erſatz
Für beides, hatten ihn die Feen
Begabt, zu ſingen frank und froh
Ballade, Virelay, Rondeau,
Und tauſend ſchöne Melodeyen,
Die einem Leib und Seel' erfreuen.
Da war kein Schmerz noch Gram ſo groſs,
Der nicht in ſeinem Sang zerfloſs;
Ihn ſingen hören, oder trinken
Aus Lethe's Flut, war einerley.
Sang er von Liebe, (zumahl im May)
So war's unmöglich nicht zu ſinken
In wonnigliche Träumerey;
Und ſang er Freud' im bunten Kranz,

Gleich hob sich jeder Fuſs zum Tanz;
Und wenn er Ritterthaten sang,
Ward einem stracks nach Kämpfen bang.

Der Vogel hatte noch was sonderlichs an sich;
Denn, wie er von dem Garten wich,
Fiel alles Laub, die schönen Bäume
Verdorrten um die Quelle her,
Die schöne Quelle sprang nicht mehr,
Und jede Blum' erstarb im Keime;
Das ganze Paradeis verschwand,
Nichts blieb als Fels und dürrer Sand.

Hans, dem dieſs alles zugehörte,
Kam täglich einmahl, zweymahl auch,
Gewackelt in den Haín, und hörte
Dem Vogel zu. Das war sein Brauch,
So bald er Morgens aus dem Bette
Gestiegen war, und kurz vor Licht;
Doch, daſs er was empfunden hätte,
Das war nun seine Sache nicht.
Denn essen und trinken zum zerplatzen,
Und schlafen, und im — Kopfe kratzen,
Und täglichstags sein Porzellan
Und seine goldnen Becher wischen,
Und mit dem Amtmann und Kaplan
Die Dame ziehn und Karten mischen,
Auch dann und wann in Wintertagen
Ein Häschen durch die Saaten jagen,

Und flacken auf dem Ruhebett,
Und, wenn ihm alles sonst will fehlen,
Sich schlieſsen in sein Kabinet
Und seine Rosenobel zählen —
Dieſs Hansens Thun und Lassen war
Zwölf Monat lang in jedem Jahr.

Einst stand der lappichte Geselle
Und wusch die Augen aus der Quelle;
Da wirbelt aus dem Laub hervor
Dieſs Liedchen in sein dickes Ohr:

„Ihr Ritter und ihr Frauen zart,
So roth von Mund und Wang',
Und junge Knappen edler Art,
Horcht alle meinem Sang!
Seyd euerm Liebchen treu und hold;
Und dient ihr um der Minne Sold,
So sey's auf lebenslang!

„Dem Mann, der ohne Liebe bleibt,
Und doch vor innerm Drang
Sich rastlos hin und wieder treibt,
Ist's in der Haut so bang!
Ist alles ihm so kalt, so todt!
Er ist wie Wangen ohne Roth
Und Geigen ohne Klang.

„Doch Liebe sonder Ehre wär'
Ein Feuer ohne Glanz,
Ein Sommerwölkchen, bunt und leer,
Ein welker Blumenkranz.
Ein Biederherz ist wahr und frey,
Und wenn es liebt, so liebt es treu,
Und giebt sich rein und ganz.

„Was hebt uns bis zum Götterrang?
Das thut die Liebe, traun!
Drum horchet alle meinem Sang,
Ihr Ritter und ihr Frau'n!
Wollt ihr den echten Minnesold?
Seyd eurem Liebchen treu und hold,
Und liebt auf lebenslang!“

Hans, der nicht fern am Brunnen stand,
Horcht nach dem Sänger unverwandt;
Denkt bey sich selbst: Potz Stern, das wäre
Ein Tausch! Der König, wie ich höre,
Liebt die Musik; er gäbe mir,
Wenn ich den Vogel ihm verehre,
Wohl einen Meierhof dafür!
Zwar singt er hübsch; allein, was schere
Ich mich um seine Dudeley?
Kommt doch zuletzt nichts 'raus dabey!

Der Vogel hörte Wort für Wort
Was jener mit sich selbst gesprochen,
Und sang aus voller Kehle:

„O du holder Ort,
Was so arges hast du wohl verbrochen,
Daſs du einem dienst, der deinen Werth nicht fühlt,
Der, so lang' er lebt, nie in den Ring gestochen,
Nie des Ruhmes, nie der Liebe Preis erhielt?
Fallt, ihr schönen Erker, Thürme, Hallen,
Und ihr grünen dichten Bäume, laſst es fallen
Euer Laub! und du, die zwischen Blumen spielt,
Kühle Quelle, höre auf zu wallen,
Und vertrockne, daſs dieſs Immergrün
Sterb' und alle Blumen stracks verblühn!
Unter euern Schatten, hohe Linden,
Gingen wackre Ritter einst und edle Herrn,
Und aus euch, ihr Rosen, Kränze binden
Sah ich Frauen, schöner als der Morgenstern!
Und sie hörten meine Lieder gern;

Denn sie hatten Lieb' im Herzen! desto lieber
War ich ihnen und mein Liederspiel,
Und vor wonniglichem pressendem Gefühl
Gingen manche klare Äuglein über;
Und der liederwerthen Thaten wurden
Viel gethan, und mancher Dank erstritten,
Und sie lohnten deſs der Lieb' und mir;
Denn noch wohnten adeliche Sitten,
Ritterschaft, Gesang und Minne hier.
Und es sollte nun mich nicht verdrieſsen,
Daſs mich so ein Schuft besitzen soll?
Der dieſs alles hat, und vom Genieſsen
Nichts versteht — ein roher grober Knoll,
Der sich selbst nur lebt und seinen Lüsten,
Nichts begehrt als ewig Bauch und Kisten
Anzufüllen, fühllos bey Gesange bleibt,
Und die Zeit dabey mit Gähnen sich vertreibt.“

So sang das Vögelein und flog davon.
Gut, schimpfe nur, du kleiner Hurensohn,
(Denkt Hans) du sollst mir jedes Wort bezahlen,
Und mit Provision!

Als nun der Abend kam, kam mit den letzten Strahlen
Auch, wie gewohnt, mein Vögelein

Zurück in seinen lieben Hain,
Sein frohes Abendlied zu singen.
Indessen hatte Hans die Linde und den Ast,
Wo es zu sitzen pflag, sehr wohl ins Aug' gefaſst,
Und überall so viel geheime Schlingen
Im Laub versteckt, daſs sich das arme Ding,
So wie's geflogen kam, in einer Schleife fing.

Der Schalk, von einer grünen Mauer
Verborgen, eilt herzu, so bald er's zappeln hört,
Macht den Gefangnen los, der tausend Kronen werth
Ihm unter Brüdern däucht, und steckt ihn in ein' Bauer.

Der Sänger spricht: Ich seh' es schon,
So wie der Herr, so auch der Lohn.
Das hab' ich nun für all' mein Singen!
Doch, dürft' ich's sagen, wohl gethan
War's eben nicht mich so zu fahn;
Es wird euch wenig Rosen bringen.

„Du sollst nur desto baſs mir singen!
Sonst sangst du oder schwiegst auch still:
Itzt sollst du singen wann ich will.“

Da (sprach der Vogel) irrt er sich!
Der Käfig ist mir stark zuwider.
Ich liebe freyen Himmel, ich,
Und Wald und Wiesen; setze mich

Wo mir's beliebt im Grünen 'nieder,
Und wiege mich nach Herzenslust
Auf meinem Ast; und, sing' ich Lieder,
So sing' ich sie aus freyer Brust.
Drum, lieber Herr, seyd nun so bieder
Und schenkt mir meine Freyheit wieder:
Denn, glaubt mir, da geht nichts davon,
Im Bauer sing' ich keinen Ton.

„Dem (spricht der Laur) ist bald
geratthen;
So dreh' ich dir den Hals, mein Sohn,
Und esse dich für einen Braten.“

O Herr, das lohnte wahrlich nicht
Die Mühe, nur den Tisch zu decken;
Bin gar ein kleiner magrer Wicht,
Ich blieb' euch zwischen den Zähnen stecken,
Bis in den Magen käm' ich nicht.
Mein guter Junker, laſst mich leben!
Was hättet ihr von meinem Tod?
Euch kann er wenig Vortheil geben,
Und mir ist länger leben noth.
Am End' ist doch nichts über leben!

„Hör' auf zu bitten, sag' ich dir,
Mit Bitten kriegt man nichts von mir.“

Nun (spricht der Vogel) seh' ich wohl,
Das alte Sprichwort ist nicht hohl:
Mit groben Leuten höflich seyn,

Heiſst Waſser gieſsen auf einen Stein;
Der Stein wird nicht durch Waſser weich,
Der Laur nicht mild durch Höflichkeit.
Doch sagt ein andrer Spruch zugleich:
Der Weise schickt sich in die Zeit.
Drum, Lieber, macht den Bauer auf,
Und laſst mir wieder meinen Lauf:
Will euch zum Dank drey Dinge lehren,
Die nie ein Mann von euerm Stamm
Gewuſst, von Sinn gar wundersam;
Die sollen euch groſs Gut gewähren!

„Was giebst du mir zum Unterpfand?“

Mein Ehrenwort, versetzt der Sänger;
Es gilt für bar im ganzen Land.

Wohl, denkt der schlaue Vogelfänger,
Es kann doch was dahinter seyn;
Ich nehm' es mit, kann alles brauchen:
Und du, hochweises Vögelein,
Sollst dir die Füſschen bald verstauchen;
Bis Morgen bist du wieder mein!

Somit schiebt er den Bauer auf
Und läſst dem Vogel seinen Lauf.

Der schnurrt heraus aus seiner Höhle,
So froh wie eine arme Seele,
Die aus des Fegfeu'rs Flammennacht

Ein frommer Klausner frey gemacht.
Er hüpft und tanzt im Kreis umher,
Als ob er neu geboren wär',
Setzt dann, indeſs der Junker paſst,
Sich wohlgemuth auf einen Ast.

Nun spitz' die Ohren, edler Knecht!
Merk' jedes Wort und faſs' es recht,
So wird dir's bringen viel Gewinn;
Es liegt darin ein groſser Sinn!
Glaub' nicht gleich alles was du hörst!

„Daſs du dem Geier im Schnabel wär'st!
Versetzt der Junker grimmiglich:
Das wuſst' ich lange ohne dich!“

Gut, bis du's brauchst, halt's warm indessen!
So etwas ist gar leicht vergessen.

„Nun seh' ich wohl, mein saubrer Gast,
Daſs du mich nur zum besten hast.
Das erste was du mich gelehrt,
Ist keinen rothen Häller werth!
Du hast den Lohn umsonst genommen.
Doch sey's! laſs nur das andre kommen!“

Merk' wohl aufs Wort, (der Vogel spricht)
Du wirst es brauchen! — Weine nicht
Um etwas das du nicht gehabt!

Hans schreyt: „Da haben wir's ertappt!
Ein fein Arkanum, Gott verdamm' es!
Daſs ich der erste meines Stammes
Seyn sollte, der von dir das noch
Erst lernen müſste! Hätt' ich doch
Den Schelmenhals dir umgedreht!“

Der Wunsch (spricht jener) kommt zu spät,
Indessen daſs du sehen magst
Wie ungerecht du mich verklagst,
Sey nochmahls beides dir empfohlen!
Soll ich dir's etwa wiederhohlen?
Von Herzen gern! —

„Du muſst mich wohl,
(Schreyt Hans) um so mit mir zu walten,
Für einen groſsen Esel halten!
Denn hätt' ich auch ein Haupt von Kohl
Mit Spreu gefüllt, so kahler Lehren,
Zum Henker! könnt' ich doch entbehren.
Doch, weil du nun im Vortheil bist,
Laſs immer noch das letzte hören!
Wer weiſs, ob's nicht das beste ist?“

Das, spricht der Vogel, könnte seyn.
Nur faſs' es wohl! — Es gleicht dem Stein
Der Weisen. Wer den machen kann,
Der wird gewiſs kein armer Mann!
Merk' auf mit Fleiſs! Wiewohl es heut

Zu spät kommt, kann's zu andrer Zeit
Dir viel vergebliche Reu' ersparen.
Narr, was du in den Händen hast,
Halt fest, und laſs es nimmer
fahren!

Wie Hans dieſs hört, ergrimmt er fast.
„So, schreyt er, hältst du dein Versprechen?
O! könnt' ich dir die Beine brechen!
Ist dieſs dein Wort? ist dieſs mein Dank?“

Nun, guter Freund, was soll der Zank?
Gab ich dir nicht drey goldne Lehren?
Was kannst du wohl noch mehr begehren?

„Ein fein Geschenk, bey meiner Treu'!
Man dächte was dahinter sey!
Ich wuſst' in meinen Kindertagen
Dergleichen schockweis' aufzusagen.“

So gut als irgend eine Gans,
Versetzt der Vogel. Mein guter Hans,
Die Augen aus dem Kopf gegeben
Mit Freuden hättest lieber du,
Und beide Ohren noch dazu,
(Wär'st du gescheid) als mir das Leben.

„Wie so? wie so? Was hätte mir's
Geholfen, dich zum Koch zu tragen?“

Gar viel geholfen hätte dir's,
Unglücklicher! In meinem Magen
Hätt'st du gefunden einen Stein,
Drey Unzen schwer, und hell an Schein
Wie Diamant, der auf der Stätte
Zum reichsten Mann gemacht dich hätte.
Denn wer den Stein besitzt, der weiſs
Was künftig ist und was vergangen;
Die Geister kommen auf sein Geheiſs;
Er darf nur wünschen, nur verlangen,
So steht es da, ist alles sein!
Dein guter Engel gab dir ein
Mich heute noch am Spieſs zu braten;
Hätt'st du gefolgt, der Stein war dein!
Doch einem Narr'n ist nicht zu rathen.

Hans, wie er diese Nachricht hört,
Sich wüthend in die Haare fährt,
Schlägt mit der Faust sich vor den Magen,
Zerreiſst sein Wamms und seinen Kragen
Von Spitzen, hundert Thaler werth,
Und füllt den Wald mit lauten Klagen.

Der Vogel sieht in groſser Ruh
Dem Spuk von seinem Baume zu;
Sagt nicht ein Wort, bis Mantel, Kragen
Und Wamms und Wange, Bart und Haar
Sich Hans zerfetzt hat ganz und gar.
Drauf ruft er: Narr, hör' auf zu zagen;

Der Schade darf dich so nicht plagen;
Es ist kein Wort von allem wahr
Was ich vom Stein dir vorgetragen.

„Wie? was? So wär's nur Lug und Trug?“

Du sagtest ja, du seyst so klug,
Man könne dir nichts neues sagen?
Du wissest alles schon vorher?
Als du mich fingst, du dummer Bär,
Da war ich keine Unze schwer;
Wo käme denn in meinem Magen
Ein Kiesel von drey Unzen her?

„Nun seh' ich's freylich nur zu sehr,
Erwiedert Hans mit nassem Blicke;
Wer aber hätt' auch solche Tücke
Dir zugetraut?“

Begreifst du nun,
Wie Narren sich selber Schaden thun?
Thor! Worte sind nur leere Schalen;
Der Sinn ist alles, der Sinn, der Sinn!
Allein für dich ist keiner drin!
Die Lehre magst du nun bezahlen,
Du wuſstest alles längst zuvor —
Was half dein Wissen? Pinsel, Thor,
Hätt'st du verstanden es auszuüben,
Dein Kragen und Wamms wär ganz geblieben!

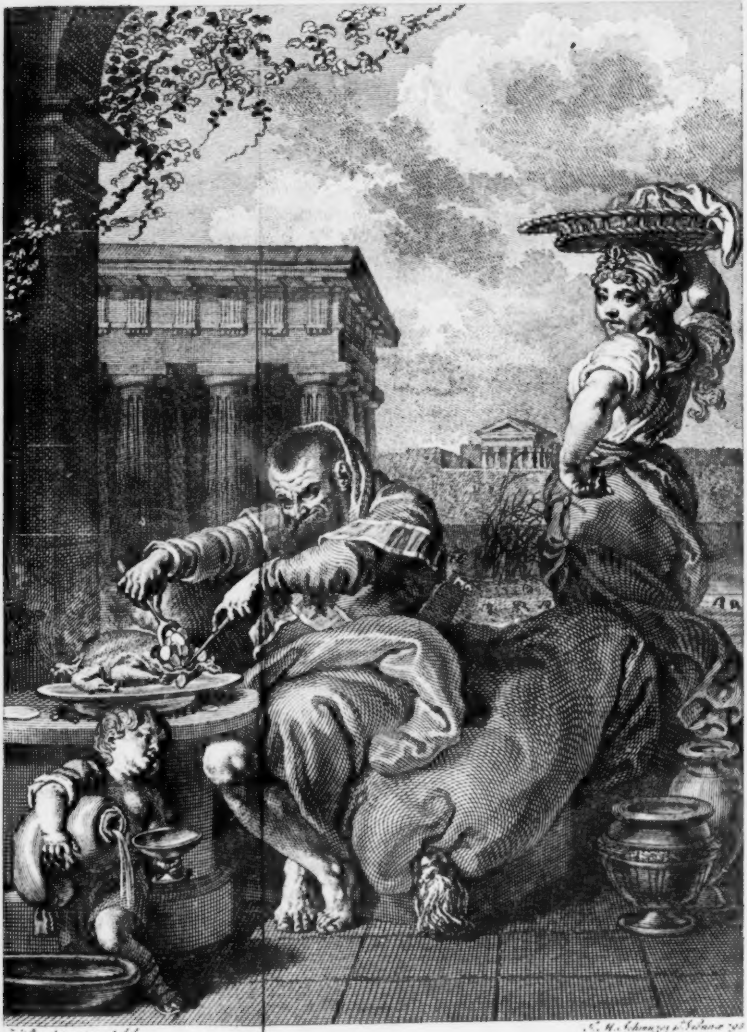
So merk' nun meine Lehren dir,
Und sieh dich künftig besser für.
Sie kommen dir hoch genug zu stehen!
Hiermit leb' wohl, auf Wiedersehen!

Der Vogel flog davon und soll
Noch wieder kommen. Dumm und toll
Steht Hans; ihm ist als ob ihm träume:
Und, wie er steht, o wundervoll!
Fällt alles Laub, die schönen Bäume
Verdorren plötzlich rings umher,
Die schöne Quelle springt nicht mehr,
Die Blumen sterben all' im Keime,
Weg ist das ganze Feenland,
Und ihm bleibt nichts als dürrer Sand.

ENDE DES XVIII. BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Leipzig
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



J. Ramberg inv. et del.

J. M. Schmuzer sc. Viennae 93

STROBYLUS.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

NEUNZEHNTER BAND

GESCHICHTE DER ABDERITEN.

ERSTER THEIL

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

VORBERICHT.

Diejenigen, denen etwann daran gelegen seyn möchte, sich der Wahrheit der bey dieser Geschichte zum Grunde liegenden Thatsachen und karakteristischen Züge zu vergewissern, können — wofern sie nicht Lust haben, solche in den Quellen selbst, nehmlich in den Werken eines Herodot, Diogenes Laerzius, Athenäus, Älian, Plutarch, Lucian, Paläfatus, Cicero, Horaz, Petron, Juvenal, Valerius, Gellius, Solinus, u. a. aufzusuchen — sich aus den Artikeln Abdera und Demokritus in dem Baylischen Wörterbuche überzeugen, daſs diese Abderiten nicht unter die wahren Geschichten im Geschmacke der Lucianischen gehören. Sowohl die Abderiten, als ihr gelehrter Mitbürger Demokritus, erscheinen hier in ihrem wahren Lichte: und wiewohl der Verfasser, bey Ausfüllung der Lücken, Aufklärung der dunkeln Stellen, Hebung der wirklichen und Vereinigung der scheinbaren Widersprüche, die man in den vorbemeldeten Schriftstellern findet, nach unbekannten Nachrichten gearbeitet zu haben scheint; so werden doch scharfsinnige Leser gewahr werden, daſs er in allem diesem einem Gewährsmanne gefolgt ist, dessen Ansehen alle Äliane und Athenäen zu Boden wiegt, und gegen dessen einzelne Stimme das Zeugniſs einer ganzen Welt, und die Entscheidung aller Amfiktyonen, Areopagiten, Decemvirn, Centumvirn und Ducentumvirn, auch Doktoren, Magistern und Backalaureen, sammt und sonders ohne Wirkung ist, nehmlich der Natur selbst.

Sollte man dieses kleine Werk als einen, wiewohl geringen, Beytrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes ansehen wollen: so läſst sichs der Verfasser sehr wohl gefallen; glaubt aber, daſs es auch unter diesem so vornehm klingenden

Titel weder mehr noch weniger sey, als was alle Geschichtbücher seyn müssen, wenn sie nicht sogar unter die schöne Melusine herab sinken, und mit dem schalsten aller Mährchen der Dame D' Aulnoy in einerley Rubrik geworfen werden wollen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

INHALT DES I. THEILS.

ERSTES BUCH.

Demokritus unter den Abderiten.

1. Kapitel.

Vorläufige Nachrichten vom Ursprung der Stadt Abdera und dem Karakter ihrer Einwohner. Seite 3.

2. Kap.

Demokritus von Abdera. Ob und wie viel seine Vaterstadt berechtigt war, sich etwas auf ihn einzubilden? S. 13.

3. Kap.

Was Demokrit für ein Mann war. Seine Reisen. Er kommt nach Abdera zurück. Was er mitbringt, und wie er aufgenommen wird. Ein Examen, das sie mit ihm vornehmen, welches zugleich eine Probe einer Abderitischen Konversazion ist. S. 24.

4. Kap.

Das Examen wird fortgesetzt, und verwandelt sich in eine Disputazion über die Schönheit, wobey Demokriten sehr warm gemacht wird. S. 34.

5. Kap.

Unerwartete Auflösung des Knotens, mit einigen neuen Proben von Abderitischem Witz. S. 51.

6. Kap.

Eine Gelegenheit für den Leser, um sein Gehirn aus der schaukelnden Bewegung des vorigen Kapitels wieder in Ruhe zu setzen. S. 59.

7. Kap.

Patriotismus der Abderiten. Ihre Vorneigung für Athen, als ihre Mutterstadt. Ein paar Proben von

ihrem Atticismus, und von der unangenehmen Aufrichtigkeit des weisen Demokrit. S. 63.

8. Kap.

Vorläufige Nachricht von dem Abderitischen Schauspielwesen. Demokrit wird genöthigt, seine Meinung davon zu sagen. S. 69.

9. Kap.

Gute Gemüthsart der Abderiten, und wie sie sich an Demokrit wegen seiner Unhöflichkeit zu rächen wissen. Eine seiner Strafpredigten zur Probe. Die Abderiten machen ein Gesetz gegen alle Reisen, wodurch ein Abderitisches Mutterkind hätte klüger werden können. Merkwürdige Art, wie der Nomofylax Gryllus eine aus diesem Gesetz entstandene Schwierigkeit auflöst. S. 80.

10. Kap.

Demokrit zieht sich aufs Land zurück, und wird von den Abderiten fleifsig besucht. Allerley Raritäten, und eine Unterredung vom Schlaraffenlande der Sittenlehrer. S. 90.

11. Kap.

Etwas von den Abderitischen Filosofen, und wie Demokrit das Unglück hat, sich mit ein paar wohlgemeinten Worten in sehr schlimmen Kredit zu setzen. S. 108.

12. Kap.

Demokrit zieht sich weiter von Abdera zurück. Wie er sich in seiner Einsamkeit beschäftigt. Er kommt bey den Abderiten in den Verdacht daſs er Zauberkünste treibe. Ein Experiment, das er bey dieser Gelegenheit mit den Abderitischen Damen macht, und wie es abgelaufen. S. 122.

13. Kap.

Demokrit soll die Abderitinnen die Sprache der Vögel lehren. Im Vorbeygehen eine Probe, wie sie ihre Töchter bildeten. S. 140.

ZWEYTES BUCH.

Hippokrates in Abdera.

---

1. KAPITEL.

Eine Abschweifung über den Karakter und die Filosofie des Demokritus, welche wir nicht zu überschlagen bitten. S. 151.

2. KAP.

Demokrit wird eines schweren Verbrechens beschuldigt, und von einem seiner Verwandten damit entschuldigt, daſs er seines Verstandes nicht recht mächtig sey. Wie er das Ungewitter, welches ihm der Priester Strobylus zubereiten wollte, noch zu rechter Zeit ableitet. S. 167.

3. KAP.

Eine kleine Abschweifung in die Regierungszeit Schach-Bahams des Weisen. Karakter des Rathsherrn Thrasyllus. S. 176.

4. Kap.

Kurze, doch hinlängliche, Nachrichten von den Abderitischen Sykofanten. Ein Fragment aus der Rede, worin Thrasyllus um die Bevogtung seines Vetters ansucht. S. 182.

5. Kap.

Die Sache wird auf ein medicinisches Gutachten ausgestellt. Der Senat läſst ein Schreiben an den Hippokrates abgehen. Der Arzt kommt in Abdera an, erscheint vor Rath, wird vom Rathsherrn Thrasyllus zu einem Gastgebot gebeten, und hat — lange Weile. Ein Beyspiel, daſs ein Beutel voll Dariken nicht bey allen Leuten anschlägt. S. 195.

6. Kap.

Hippokrates legt einen Besuch bey Demokriten ab. Geheimnachrichten von dem uralten Orden der Kosmopoliten. S. 204.

7. Kap.

Hippokrates ertheilt den Abderiten seinen gutächtlichen Rath. Groſse und gefährliche Bewegungen, die darüber im Senat entstehen, und wie, zum Glück für das Abderitische Gemeinwesen, der Stundenrufer alles auf einmahl wieder in Ordnung bringt. S. 211.

DRITTES BUCH.

Euripides unter den Abderiten.

---

1. KAPITEL.

Die Abderiten machen ſich fertig in die Komödie zu gehen. S. 225.

2. KAP.

Nähere Nachrichten von dem Abderitiſchen Nazionaltheater. Geſchmack der Abderiten. Karakter des Nomofylax Gryllus. S. 231.

3. KAP.

Beyträge zur Abderitiſchen Litterargeſchichte. Nachrichten von ihren erſten theatraliſchen Dichtern, Hyperbolus, Paraſpaſmus, Antifilus und Thlaps. S. 244.

4. Kap.

Merkwürdiges Beyspiel von der guten Staatswirthſchaft der Abderiten. Beſchluſs der Digression über ihr Theaterwesen. S. 256.

5. Kap.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Groſser Sukzeſs des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beygetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Köre und die Dekorazion. S. 262.

6. Kap.

Sonderbares Nachspiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden spielten, und dessen höchst unvermuthete Entwicklung. S. 273.

7. Kap.

Was den Euripides nach Abdera geführt hatte, nebst einigen Geheimnachrichten von dem Hofe zu Pella. S. 291.

8. Kap.

Wie sich Euripides mit den Abderiten benimmt. Sie machen einen Anschlag auf ihn, wobey sich ihre

politische Betriebsamkeit in einem starken Lichte zeigt, und der ihnen um so gewisser gelingen muſs, weil alle Schwierigkeiten, die sie dabey sehen, bloſs eingebildet sind. S. 297.

9. Kap.

Euripides besieht die Stadt, wird mit dem Priester Strobylus bekannt, und vernimmt von ihm die Geschichte der Latonenfrösche. Merkwürdiges Gespräch, welches bey dieser Gelegenheit zwischen Demokrit, dem Priester und dem Dichter vorfällt. S. 310.

10. Kap.

Der Senat zu Abdera giebt dem Euripides, ohne daſs er darum angesucht, Erlaubniſs, eines seiner Stücke auf dem Abderitischen Theater aufzuführen. Kunstgriff, wodurch sich die Abderitische Kanzley in solchen Fällen zu helfen pflegte. Schlaues Betragen des Nomofylax. Merkwürdige Art der Abderiten, einem, der ihnen im Wege stand, allen Vorschub zu thun. S. 321.

11. Kap.

Die Andromeda des Euripides wird endlich trotz aller Hindernisse von seinen eignen Schauspielern aufgeführt. Auſserordentliche Empfindsamkeit der Abde-

riten, mit einer Digression, welche unter die lehrreichsten in diesem ganzen Werke gehört, und folglich von gar keinem Nutzen seyn wird. S. 527.

12. KAP.

Wie ganz Abdera vor Bewunderung und Entzücken über die Andromeda des Euripides zu Narren wurde. Filosofisch - kritischer Versuch über diese seltsame Art von Frenesie, welche bey den Alten insgemein die Abderitische Krankheit genannt wird, — den Geschichtschreibern ergebenst zugeeignet. S. 333.

DIE ABDERITEN.

ERSTER THEIL

ERSTES BUCH.

Demokritus unter den Abderiten.

1. Kapitel.

Vorläufige Nachrichten vom Ursprung der Stadt Abdera und dem Karakter ihrer Einwohner.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien verliert sich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns sehr gleichgültig seyn, ob sie ihren Nahmen von Abdera, einer Schwester des berüchtigten Diomedes, Königs der Bistonischen Thracier, — welcher ein so groſser Liebhaber von Pferden war, und deren so viele hielt, daſs er und sein Land endlich von seinen Pferden aufgefressen wurde, 1) —

1) Paläfatus in seinem Buche von Unglaublichen Dingen erklärt auf diese Weise die Fabel, daſs dieser Fürst seine Pferde mit Menschenfleisch gefüttert habe, und ihnen endlich selbst von Herkules zur Speise vorgeworfen worden sey.

oder von Abderus, einem Stallmeister dieses Königs, oder von einem andern Abderus, der ein Liebling des Herkules gewesen seyn soll, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhunderte nach ihrer ersten Gründung, vor Alter wieder zusammen gefallen: als Timesius von Klazomene, um die Zeit der ein und dreyſsigsten Olympiade, es unternahm, sie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarschaft aufkommen lassen wollten, lieſsen ihm nicht Zeit, die Früchte seiner Arbeit zu genieſsen. Sie trieben ihn wieder fort, und Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis (ungefähr um das Ende der neun und funfzigsten Olympiade) die Einwohner der Ionischen Stadt Teos — weil sie keine Lust hatten, sich dem Eroberer Cyrus zu unterwerfen — zu Schiffe gingen, nach Thracien segelten, und, da sie in einer der fruchtbarsten Gegenden desselben dieses Abdera schon gebauet fanden, sich dessen als einer verlassenen und niemanden zugehörigen Sache bemächtigten, auch sich darin gegen die Thracischen Barbaren so gut behaupteten, daſs sie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hieſsen, und einen kleinen Freystaat ausmachten, der (wie die meisten Griechischen Städte) ein zweydeutiges Mittelding von Demokratie und Aristokratie war, und regiert wurde — wie kleine und groſse Republiken von jeher regiert worden sind.

„Wozu (rufen unsre Leser) diese Dedukzion des Ursprungs und der Schicksale der Stadt Abdera in Thracien? Was kümmert uns Abdera? Was liegt uns daran, zu wissen oder nicht zu wissen, wann, wie, wo, warum, von wem, und zu was Ende eine Stadt, welche längst nicht mehr in der Welt ist, erbaut worden seyn mag?“

Geduld! günstige Leser, Geduld, bis wir, eh' ich weiter forterzähle, über unsre Bedingungen einig sind. Verhüte der Himmel, daſs man euch zumuthen sollte die Abderiten zu lesen, wenn ihr gerade was nöthigeres zu thun oder was besseres zu lesen habt! — „Ich muſs auf eine Predigt studieren. — Ich habe Kranke zu besuchen. — Ich hab' ein Gutachten, einen Bescheid, eine Leuterung, einen unterthänigsten Bericht zu machen. — Ich muſs recensieren. — Mir fehlen noch sechzehn Bogen an den vier Alfabeten, die ich meinem Verleger binnen acht Tagen liefern muſs. — Ich hab' ein Joch Ochsen gekauft. — Ich hab' ein Weib genommen.“ — In Gottes Nahmen! Studiert, besucht, referiert, recensiert, übersetzt, kauft und freyet! — Beschäftigte Leser sind selten gute Leser. Bald gefällt ihnen alles, bald nichts; bald verstehen sie uns halb, bald gar nicht, bald (was noch schlimmer ist) unrecht. Wer mit Vergnügen und Nutzen lesen will, muſs gerade sonst nichts andres zu thun noch zu denken haben. Und wenn ihr euch in diesem Falle befindet: warum solltet ihr nicht zwey oder drey Minuten daran wenden wollen, etwas zu wissen, was einem Salmasius, einem Bayle, — und, um aufrichtig zu seyn, mir selbst (weil mir nicht zu rechter Zeit einfiel, den Artikel Abdera im Bayle nachzuschlagen) eben so viele Stunden gekostet hat? Würdet ihr mir doch geduldig zugehört haben, wenn ich euch die Historie vom König in Böhmenland, der sieben Schlösser hatte, zu erzählen angefangen hätte.

Die Abderiten also hätten (dem zu Folge, was bereits von ihnen gemeldet worden ist) ein so feines, lebhaftes, witziges und kluges Völkchen seyn sollen, als jemahls eines unter der Sonne gelebt hat.

„Und warum dieſs?“

Diese Frage wird uns vermuthlich nicht von den gelehrten unter unsern Lesern gemacht. Aber, wer wollte auch Bücher schreiben, wenn alle Leser so gelehrt wären als der Autor? Die Frage warum dieſs? ist allemahl eine sehr vernünftige Frage. Sie verdient, wo die Rede von menschlichen Dingen ist, (mit den göttlichen ists ein anderes) allemahl eine Antwort; und wehe dem, der verlegen oder beschämt oder ungehalten wird, wenn er sich auf warum dieſs? vernehmen lassen soll! Wir unsers Orts würden die Antwort ungefordert gegeben haben, wenn die Leser nicht so hastig gewesen wären. Hier ist sie!

Teos war eine Athenische Kolonie, von den zwölfen oder dreyzehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kodrus Sohns, in Ionien gepflanzt wurden.

Die Athener waren von jeher ein muntres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athener, nach Ionien versetzt, gewannen unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur verzärtelte Land umflieſst, wie Burgunder Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebirge der guten Hoffnung. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Ionischen Griechen die Günstlinge der Musen. Homer selbst war, der gröſsten Wahrscheinlichkeit nach, ein Ionier. Die erotischen Gesänge, die Milesischen Fabeln (die Vorbilder unsrer Novellen und Romane) erkennen Ionien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcäus, die glühende Saffo, Anakreon, der Sänger — Aspasia, die

Lehrerin — Apelles, der Mahler der Grazien, waren aus Ionien; Anakreon war sogar ein geborner Tejer. Dieser letzte mochte etwa ein Jüngling von achtzehn Jahren seyn, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat) als seine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweise, daſs er seine den Liebesgöttern geweihte Leier nicht zurück gelassen, sang er dort das Lied an ein Thracisches Mädchen, (in Barnesens Ausgabe das ein und sechzigste) worin ein gewisser wilder Thracischer Ton gegen die Ionische Grazie, die seinen Liedern eigen ist, auf eine ganz besondere Art absticht.

Wer sollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem ersten Ursprung Athener — so lange Zeit in Ionien einheimisch — Mitbürger eines Anakreon — sollten auch in Thracien den Karakter eines geistreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Ursache davon gewesen seyn mag) das Gegentheil ist auſser Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, so schlugen sie aus der Art. Nicht daſs sie ihre vormahlige Lebhaftigkeit ganz verloren und sich in Schöpse verwandelt hätten, wie Juvenal sie ungerechter Weise beschuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; denn ihre Einbildung gewann einen so groſsen Vorsprung über ihre

Vernunft, daſs es dieser niemahls wieder möglich war, sie einzuhohlen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen: aber selten paſsten ihre Einfalle auf die Gelegenheit wo sie angebracht wurden, oder kamen erst wenn die Gelegenheit vorbey war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daſs sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich diese schlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich schlossen sie den Käfig erst, wenn der Vogel entflogen war. Dieſs zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daſs es ihnen nicht besser ging wenn sie sich besannen. Machten sie (welches sich ziemlich oft zutrug) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernstliche Berathschlagungen hielten, so konnte man sicher darauf rechnen, daſs sie unter allen möglichen Entschlieſsungen die schlechteste ergreifen würden.

Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein Abderitischer Einfall, ein Abderitenstückchen, war bey diesen ungefähr, was bey uns ein Schildbürger- oder bey den Helveziern ein Lalleburgerstreich ist; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit sinnreichen Zügen dieser Art zu versehen. Für itzt mögen davon nur ein paar Beyspiele zur Probe dienen.

Einsmahls fiel ihnen ein, daſs eine Stadt wie Abdera billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres groſsen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie lieſsen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymfen, Tritonen und Delfinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delfinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervor spritzen. Aber wie alles fertig stand, fand sich daſs kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delfins zu befeuchten; und als man das Werk spielen lieſs, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delfinen den Schnupfen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, lieſsen sie also die ganze Gruppe in den Tempel des Neptuns bringen; und so oft man sie einem

Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln ob sich ein Zug denken läſst, der ihren Karakter stärker zeichnen könnte als dieser: daſs sie (nach dem Zeugnisse des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen lieſsen, daſs sie endlich selbst genöthiget wurden, ihren quäkenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander von Macedonien an einen dritten Ort zu begeben.

Dieſs Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daſs es endlich so kommen würde. Der Fehler lag in der That bloſs an den Mitteln, wodurch sie dem Übel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten dieſs einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war: daſs sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankam, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegputzte, daſs eine Meile rings um Abdera nicht Einer übrig blieb, der dem wieder kommenden Frühling *Brekekek Koax Koax* entgegen gesungen hätte.

2. Kapitel.

Demokritus von Abdera. Ob und wie viel seine Vaterstadt berechtigt war, sich etwas auf ihn einzubilden?

Keine Luft ist so dick, kein Volk so dumm, kein Ort so unberühmt, daſs nicht zuweilen ein groſser Mann daraus hervor gehen sollte, sagt Juvenal. Pindar und Epaminondas wurden in Böotien geboren, Aristoteles zu Stagira, Cicero zu Arpinum, Virgil im Dörfchen Andes bey Mantua, Albertus Magnus zu Lauingen, Martin Luther zu Eisleben, Sixtus der Fünfte im Dorfe Montalto in der Mark Ankona, und einer der besten Könige, die jemahls gewesen sind, zu Pau in Bearn. Was Wunder, wenn auch Abdera, zufälliger Weise, die Ehre hatte, daſs der gröſste Naturforscher des Alterthums, Demokritus, in ihren Mauern das Leben empfing!

Ich sehe nicht, wie ein Ort sich eines solchen Umstandes bedienen kann, um Ansprüche an den Ruhm eines groſsen Mannes zu machen. Wer geboren werden soll, muſs irgendwo geboren werden: das übrige nimmt die Natur auf sich; und ich zweifle sehr, ob, auſser dem **Lykurgus**, ein Gesetzgeber gewesen, der seine Fürsorge bis auf den *Homunculus* ausgedehnt, und alle mögliche Vorkehrungen getroffen hätte, damit dem Staate wohl organisierte, schöne und seelenvolle Kinder geliefert würden. Wir müssen gestehen, in dieser Rücksicht hatte **Sparta** einiges Recht, auf die Vorzüge seiner Bürger stolz zu seyn. Aber in Abdera (wie beynahe in der ganzen Welt) lieſs man den Zufall und den Genius walten,

— *natale comes qui temperat astrum*;

und wenn ein **Protagoras** 2) oder **Demokritus** aus ihrem Mittel entsprang, so war die gute Stadt Abdera gewiſs eben so unschuldig daran, als Lykurgus und seine Gesetze, wenn in Sparta ein Dummkopf oder eine Memme geboren wurde.

Diese Nachlässigkeit, wiewohl sie eine dem Staat äuſserst angelegene Sache betrifft, möchte

2) Ein berühmter Sofist von Abdera, (etwas älter als Demokritus) welchen Cicero dem Hippias, Prodikus, Gorgias, und also den gröſsten Männern seiner Profession, an die Seite setzt.

noch immer hingehen. Die Natur, wenn man sie nur ungestört arbeiten läſst, macht meistens alle weitere Fürsorge für das Gerathen ihrer Werke überflüssig. Aber wiewohl sie selten vergiſst, ihr Lieblingswerk mit allen den Fähigkeiten auszurüsten, durch welche ein vollkommner Mensch ausgebildet werden könnte; so ist doch eben diese Ausbildung das, was sie der Kunst überläſst; und es bleibt also jedem Staate noch Gelegenheit genug übrig, sich ein Recht an die Vorzüge und Verdienste seiner Mitbürger zu erwerben.

Allein auch hierin lieſsen die Abderiten sehr viel an ihrer Klugheit zu vermissen übrig; und man hätte schwerlich einen Ort finden können, wo für die Bildung des innern Gefühls, des Verstandes und des Herzens der künftigen Bürger weniger gesorgt worden wäre.

Die Bildung des Geschmacks, d. i. eines feinen, richtigen und gelehrten Gefühls alles Schönen, ist die beste Grundlage zu jener berühmten Sokratischen Kalokagathie oder innerlichen Schönheit und Güte der Seele, welche den liebenswürdigen, edelmüthigen, wohlthätigen und glücklichen Menschen macht. Und nichts ist geschickter, dieses richtige Gefühl des Schönen in uns zu bilden, als — wenn alles, was wir von Kindheit an sehen und hören, schön ist. In einer Stadt, wo die Künste der Musen in der gröſsten Vollkommenheit getrieben werden, in einer mit Meisterstücken der bildenden Künste angefüllten Stadt, in einem Athen geboren zu seyn, ist daher allerdings kein geringer Vortheil; und wenn die Athener zu Platons und Menanders Zeiten mehr Geschmack hatten als tausend andere Völker, so hatten sie es unstreitig ihrem Vaterlande zu danken.

Abdera führte in einem Griechischen Sprichworte (über dessen Verstand die Gelehrten, nach ihrer Gewohnheit, nicht einig sind) den Beynahmen, womit Florenz unter den Italiänischen Städten prangt — die Schöne. Wir haben schon bemerkt, daſs die Abderiten Enthusiasten der schönen Künste waren; und in der That, zur Zeit ihres gröſsten Flors, das ist, eben damahls, da sie auf einige Zeit den Fröschen Platz machen muſsten, war ihre Stadt voll prächtiger Gebäude, reich an Mahlereyen und Bildsäulen, mit einem schönen Theater und Musiksahl (Ὠδεῖον) versehen, kurz, ein zweytes Athen — bloſs den Geschmack ausgenommen. Denn zum Unglück erstreckte sich die wunderliche Laune, von welcher wir oben gesprochen haben, auch auf ihre Begriffe vom Schönen und Anständigen. Latona, die

Schutzgöttin ihrer Stadt, hatte den schlechtesten Tempel; Jason, der Anführer der Argonauten, hingegen (dessen goldenes Vlies sie zu besitzen vorgaben) den prächtigsten. Ihr Rathhaus sah wie ein Magazin aus, und unmittelbar vor dem Sahle, wo die Angelegenheiten des Staats erwogen wurden, hatten alle Kräuter - Obst - und Eyerweiber von Abdera ihre Niederlage. Hingegen ruhte das Gymnasium, worin sich ihre Jugend im Ringen und Fechten übte, auf einer dreyfachen Säulenreihe. Der Fechtsahl war mit lauter Schildereyen von Berathschlagungen und mit Statuen in ruhigen oder tieſsinnigen Stellungen ausgeziert. 3) Dafür aber stellte das Rathhaus den Vätern des Vaterlandes eine desto reitzendere Augenweide dar. Denn wohin sie in dem Sahl ihrer gewöhnlichen Sitzungen ihre Augen warfen, glänzten ihnen schöne nackende Kämpfer, oder badende Dianen und schlafende Bacchanten entgegen; und Venus mit ihrem Buhler, im Netze Vulkans allen Einwohnern des Olymps zur Schau ausgestellt, (ein groſses Stück, welches dem Sitze des Archons gegenüber hing) wurde den Fremden mit einem

---

3) Was hier von den Abderiten gesagt wird, erzählen andere alte Schriftsteller von der Stadt Alabandus. S. *Coel. Rhodog. Lect. Ant. L. XXVI. Cap.* 25.

Triumfe gezeigt, der den ernsten **Focion** selbst genöthiget hätte, zum ersten Mahl in seinem Leben zu lachen. Der König **Lysimachus** (sagten sie) habe ihnen sechs Städte und ein Gebiet von vielen Meilen dafür angeboten: aber sie hätten sich nicht entschlieſsen können, ein so herrliches Stück hinzugeben, zumahl da es — gerade die Höhe und Breite habe, um eine ganze Seite der Rathsstube einzunehmen; und überdieſs habe einer ihrer Kunstrichter in einem weitläuftigen, mit groſser Gelehrsamkeit angefüllten Werke die Beziehung des allegorischen Sinnes dieser Schilderey auf den Platz, wo sie stehe, sehr scharfsinnig dargethan.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle Unschicklichkeiten, wovon diese wundervolle Republik wimmelte, berühren wollten. Aber noch eine können wir nicht vorbey gehen, weil sie einen wesentlichen Zug ihrer Verfassung betrifft, und keinen geringen Einfluſs auf den Karakter der Abderiten hatte. In den ältesten Zeiten der Stadt war, vermuthlich einem **Orfischen** Institut zu Folge, der **Nomofylax** oder **Beschirmer der Gesetze** (eine der obersten Magistratspersonen) zugleich Vorsänger bey den gottesdienstlichen Kören und Oberaufseher über das Musikwesen. Dieſs hatte damahls seinen guten Grund. Allein mit der Länge der Zeit ändern sich die Gründe der Gesetze; diese werden alsdann durch buchstäbliche Erfüllung lächerlich, und müssen also nach den veränderten Umständen umgegossen werden. Aber eine solche Betrachtung kam nicht in Abderitische Köpfe. Es hatte sich öfters zugetragen, daſs ein Nomofylax erwählt wurde, der zwar die Gesetze ganz leidlich beschirmte, aber entweder schlecht sang, oder gar nichts von der Musik verstand. Was hatten die Abderiten zu thun? Nach häufigen Berathschlagungen machten sie endlich die Verordnung: Der beste Sänger aus Abdera sollte hinfür allezeit auch Nomofylax seyn; und dabey blieb es so lange Abdera stand. Daſs der Nomofylax und der Vorsänger zwey verschiedene Personen seyn könnten, war in zwanzig öffentlichen Berathschlagungen keiner Seele eingefallen.

Es ist leicht zu erachten, daſs die Musik bey so bewandten Sachen zu Abdera in groſser Achtung stehen muſste. Alles in dieser Stadt war musikalisch; alles sang, flötete und leierte. Ihre Sittenlehre und Politik, ihre Theologie und Kosmologie, war auf musikalische Grundsätze gebaut; ja, ihre Ärzte heilten sogar die Krankheiten durch Tonarten und Melodien. So weit scheint ihnen, was die Spekulazion betrifft, das Ansehen der gröſsten Weisen des

Alterthums, eines Orfeus, Pythagoras und Plato, zu Statten zu kommen. Aber in der Ausübung entfernten sie sich desto weiter von der Strenge dieser Filosofen. Plato verweist alle sanften und weichlichen Tonarten aus seiner Republik; die Musik soll seinen Bürgern weder Freude noch Traurigkeit einflöſsen; er verbannt mit den Ionischen und Lydischen Harmonien alle Trink - und Liebeslieder; ja die Instrumente selbst scheinen ihm so wenig gleichgültig, daſs er vielmehr die vielsaitigen und die Lydische Flöte als gefährliche Werkzeuge der Üppigkeit ausmustert, und seinen Bürgern nur die Leier und die Cither, so wie den Hirten und dem Landvolke nur die Rohrpfeife, gestattet. So streng filosofierten die Abderiten nicht. Keine Tonart, kein Instrument war bey ihnen ausgeschlossen, und — einem sehr wahren, aber sehr oft von ihnen miſsverstandenen Grundsatze zu Folge — behaupteten sie: daſs man alle ernsthaften Dinge lustig, und alle lustigen ernsthaft behandeln müsse. Die Ausdehnung dieser Maxime auf die Musik brachte bey ihnen die widersinnigsten Wirkungen hervor. Ihre gottesdienstlichen Gesänge klangen wie Gassenlieder; allein dafür konnte man nichts feierlichers hören, als die Melodie ihrer Tänze. Die Musik zu einem Trauerspiele war gemeiniglich komisch; hingegen klangen ihre Kriegslieder so schwermüthig, daſs sie sich nur für Leute schickten die an den Galgen gehen. Ein Leierspieler wurde in Abdera nur dann für vortrefflich gehalten, wenn er die Saiten so zu rühren wuſste, daſs man eine Flöte zu hören glaubte; und eine Sängerin muſste, um bewundert zu werden, gurgeln und trillern wie eine Nachtigall. Die Abderiten hatten keinen Begriff davon, daſs die Musik nur in so fern Musik ist, als sie das Herz rührt; sie waren über und über glücklich, wenn nur ihre Ohren gekitzelt, oder wenigstens mit nichts sagenden, aber vollen und oft abwechselnden Harmonien gestopft wurden. Diese Widersinnigkeit erstreckte sich über alle Gegenstände des Geschmacks; oder, richtiger zu reden, mit aller ihrer Schwärmerey für die Künste hatten die Abderiten gar keinen Geschmack; und es ahndete ihnen nicht einmahl, daſs das Schöne aus einem höhern Grunde schön sey, als weil es ihnen so beliebte.

Indessen konnte gleichwohl Natur, Zufall und gutes Glück mit zusammen gesetzten Kräften einmahl so viel zuwege bringen, daſs ein geborner Abderit Menschenverstand bekam. Aber wenigstens muſs man gestehen, wenn sich so etwas begab, so hatte Abdera nichts dabey geholfen. Denn ein Abderit war ordentlicher Weise nur in so fern klug als er kein Abderit war; — ein Umstand, der uns ohne Mühe begreifen läſst, warum die Abderiten immer von demjenigen unter ihren Mitbürgern, der ihnen in den Augen der Welt am meisten Ehre machte, am wenigsten hielten. Dieſs war keine ihrer gewöhnlichen Widersinnigkeiten. Sie hatten eine Ursache dazu, die so natürlich ist, daſs es unbillig wäre, sie ihnen zum Vorwurf zu machen.

Diese Ursache war nicht, (wie einige sich einbilden) weil sie z. B. den Naturforscher Demokrit — lange zuvor eh' er ein groſser Mann war — mit dem Kreisel spielen, oder auf einem Grasplatze Burzelbäume machen gesehen hatten —

Auch nicht, weil sie aus Neid oder Eifersucht nicht leiden konnten, daſs einer aus ihrem Mittel klüger seyn sollte als sie. Denn — bey der untrüglichen Aufschrift der Pforte des Delfischen Tempels! — dieſs zu denken hatte kein einziger Abderit Weisheit genug, oder er würde von dem Augenblick an kein Abderit mehr gewesen seyn.

Der wahre Grund, meine Freunde, warum die Abderiten aus ihrem Mitbürger Demokrit nicht viel machten, war dieser: weil sie ihn für — keinen weisen Mann hielten.

„Warum das nicht?“

Weil sie nicht konnten.

„Und warum konnten sie nicht?“

Weil sie sich alsdann selbst für Dummköpfe hätten halten müssen. Und dieſs zu thun waren sie gleichwohl nicht widersinnig genug.

Auch hätten sie eben so leicht auf dem Kopfe tanzen, oder den Mond mit den Zähnen fassen, oder den Zirkel quadrieren können, als einen Menschen, der in allem ihr Gegenfüſsler war, für einen weisen Mann halten. Dieſs folgt aus einer Eigenschaft der menschlichen Natur, die schon zu Adams Zeiten bemerkt worden seyn muſs, und gleichwohl, da Helvezius daraus folgerte — was daraus folgt, vielen ganz neu vorkam; die seit dieser Zeit niemanden mehr neu ist, und dennoch im Leben — alle Augenblicke vergessen wird.

---

3. KAPITEL.

Was Demokrit für ein Mann war. Seine Reisen. Er kommt nach Abdera zurück. Was er mitbringt, und wie er aufgenommen wird. Ein Examen, das sie mit ihm vornehmen, welches zugleich eine Probe einer Abderitischen Konversazion ist.

Demokrit — ich denke nicht, daſs es Sie gereuen wird, den Mann näher kennen zu lernen —

Demokrit war ungefähr zwanzig Jahre alt, als er seinen Vater, einen der reichsten Bürger von Abdera, beerbte. Anstatt nun darauf zu denken, wie er seinen Reichthum erhalten oder vermehren, oder auf die angenehmste oder lächerlichste Art durchbringen wollte, entschloſs sich der junge Mensch, solchen zum Mittel — der Vervollkommnung seiner Seele zu machen.

„Aber was sagten die Abderiten zum Entschlusse des jungen Demokrit?“

Die guten Leute hatten sich nie träumen lassen, daſs die Seele ein anderes Interesse habe, als der Magen, der Bauch und die übrigen integranten Theile des sichtbaren Menschen. Also mag ihnen freylich diese Grille ihres Landsmannes wunderlich genug vorgekommen seyn. Allein, dieſs war nun gerade was er sich am wenigsten anfechten lieſs. Er ging seinen Weg fort, und brachte viele Jahre mit gelehrten Reisen durch alle festen Länder und Inseln zu, die man damahls bereisen konnte. Denn wer zu seiner Zeit weise werden wollte, muſste mit eignen Augen sehen. Es gab noch keine Buchdruckereyen, keine Journale, Bibliotheken, Magazine, Encyklopädien, Realwörterbücher, Allmanache, und wie alle die Werkzeuge heiſsen, mit deren Hülfe man itzt, ohne zu wissen wie, ein Filosof, ein Naturkundiger, ein Kunstrichter, ein Autor, ein Alleswisser wird. Damahls war die Weisheit so theuer, und noch theurer als — die schöne Lais. Nicht jedermann konnte nach Korinth reisen. Die Anzahl der Weisen war sehr klein; aber die es waren, waren es auch desto mehr.

Demokrit reiste nicht bloſs um der Menschen Sitten und Verfassungen zu beschauen, wie Ulysses; nicht bloſs um Priester und Geisterseher aufzusuchen, wie Apollonius;

oder um Tempel, Statuen, Gemählde und Alterthümer zu begucken, wie **Pausanias**; oder um Pflanzen und Thiere abzuzeichnen und unter Klassen zu bringen, wie Doktor **Solander**: sondern er reiste, um Natur und Kunst in allen ihren Wirkungen und Ursachen, den Menschen in seiner Nacktheit und in allen seinen Einkleidungen und Verkleidungen, roh und bearbeitet, bemahlt und unbemahlt, ganz und verstümmelt, und die übrigen Dinge in allen ihren Beziehungen auf den Menschen, kennen zu lernen. Die Raupen in Äthiopien (sagte **Demokrit**) sind freylich nur — Raupen. Was ist eine Raupe, um das erste, angelegenste, einzige Studium eines Menschen zu seyn? Aber, da wir nun einmahl in Äthiopien sind, so sehen wir uns immer, nebenher, auch nach den Äthiopischen Raupen um. Es giebt eine Raupe im Lande der **Seren**, welche Millionen Menschen kleidet und nährt: wer weiſs ob es nicht auch am **Niger** nützliche Raupen giebt.

Mit dieser Art zu denken hatte **Demokrit** auf seinen Reisen einen Schatz von Wissenschaft gesammelt, der in seinen Augen alles Gold in den Schatzkammern der Könige von Indien und alle Perlen an den Hälsen und Armen ihrer Weiber werth war. Er kannte von der Ceder Libanons bis zum Schimmel eines Arkadischen Käses eine Menge von Bäumen, Stauden, Kräutern, Gräsern und Moosen; nicht etwa bloſs nach ihrer Gestalt und nach ihren Nahmen, Geschlechtern und Arten; er kannte auch ihre Eigenschaften, Kräfte und Tugenden. Aber, was er tausendmahl höher schätzte als alle seine übrigen Kenntnisse, er hatte allenthalben, wo er es der Mühe werth fand sich aufzuhalten, die Weisesten und die Besten kennen gelernt. Es hatte sich bald gezeigt, daſs er ihres Geschlechtes war. Sie waren also seine Freunde geworden, hatten sich ihm mitgetheilt, und ihm dadurch die Mühe erspart, eignen Fleiſses, Jahre lang und vielleicht doch vergebens, zu suchen, was sie mit Aufwand und Mühe, oder auch wohl nur glücklicher Weise, schon gefunden hatten.

Bereichert mit allen diesen Schätzen des Geistes und Herzens kam Demokrit, nach einer Reise von zwanzig Jahren, zu den Abderiten zurück, die seiner beynahe vergessen hatten. Er war ein feiner stattlicher Mann; höflich und abgeschliffen, wie ein Mann, der mit mancherley Arten von Erdensöhnen umzugehen gelernt hat, zu seyn pflegt; ziemlich braungelb von Farbe; kam von den Enden der Welt, und hatte ein ausgestopftes Krokodill, einen lebendigen Affen, und viele andere sonderbare Sachen mitgebracht. Die Abderiten sprachen etliche Tage von nichts anderm, als von ihrem Mitbürger Demokrit, der wieder gekommen war und Affen und Krokodille mitgebracht hatte. Allein in kurzer Zeit zeigte sichs, daſs sie sich in ihrer Meinung von einem so weit gereiseten Manne sehr verrechnet hatten.

Demokrit war von den wackern Männern, denen er indessen die Besorgung seiner Güter anvertraut hatte, um die Hälfte betrogen worden, und gleichwohl unterschrieb er ihre Rechnungen ohne Widerrede. Natürlicher Weise muſste dieſs der guten Meinung von seinem Verstande den ersten Stoſs geben. Die Advokaten und Richter wenigstens, die sich zu einem einträglichen Prozesse Hoffnung gemacht hatten, merkten mit einem bedeutenden Achselzucken an, daſs es bedenklich seyn würde, einem Manne, der seinem eigenen Hause so schlecht vorstehe, das gemeine Wesen anzuvertrauen. Indessen zweifelten die Abderiten nicht, daſs er sich nun unter die Mitwerber um ihre vornehmsten Ehrenämter stellen würde. Sie berechneten schon, wie hoch sie ihm ihre Stimme verkaufen wollten; gaben ihm eine Tochter, Enkelin, Schwester, Nichte, Base, Schwägerin zur Ehe; überschlugen die Vortheile, die sie zur Erhaltung dieser oder jener Absicht von seinem Ansehen ziehen wollten, wenn er einmahl Archon oder Priester der Latona seyn würde, u. s. w. Aber Demokrit erklärte sich, daſs er weder ein Rathsherr von Abdera noch der Ehegemahl einer Abderitin seyn wollte, und vereitelte dadurch abermahl alle ihre Anschläge. Nun hoffte man wenigstens durch seinen Umgang in etwas entschädiget zu werden. Ein Mann, welcher Affen, Krokodille und zahme Drachen von seinen Reisen mitgebracht hatte, muſste eine ungeheure Menge Wunderdinge zu erzählen haben. Man erwartete, daſs er von zwölf Ellen langen Riesen und von sechs Daumen hohen Zwergen, von Menschen mit Hunds- und Eselsköpfen, von Meerfrauen mit grünen Haaren, von weiſsen Negern und blauen Centauren sprechen würde. Aber Demokrit log so wenig, und in der That weniger, als ob er nie über den Thracischen Bosporus gekommen wäre.

Man fragte ihn, ob er im Lande der Garamanten keine Leute ohne Kopf angetroffen habe, welche die Augen, die Nase und den Mund auf der Brust trügen? und ein Abderitischer Gelehrter (der, ohne jemahls aus den Mauern seiner Stadt gekommen zu seyn, sich die Miene gab, als ob kein Winkel des Erdbodens wäre den er nicht durchkrochen hätte) bewies ihm in groſser Gesellschaft, daſs er entweder nie in Äthiopien gewesen sey, oder dort nothwendig mit den Agriofagen, deren König nur Ein Auge über der Nase hat, mit den Sambern, die allezeit einen Hund zu ihrem König erwählen, und mit den Artabatiten, die auf allen Vieren gehen, Bekanntschaft gemacht haben müsse. Und wofern Sie bis in den äuſsersten Theil des abendländischen Äthiopien eingedrungen sind, (fuhr der gelehrte Mann fort) so bin ich gewiſs, daſs Sie ein Volk ohne Nasen angetroffen haben, und ein anderes, wo die Leute einen so kleinen Mund führen, daſs sie ihre Suppe durch Strohhalmen einschlürfen müssen. 4)

Demokrit betheuerte bey Kastor und Pollux, daſs er sich nicht erinnere diese Ehre gehabt zu haben.

Wenigstens, sagte jener, haben Sie in Indien Menschen angetroffen, die nur ein einziges Bein auf die Welt bringen, aber dem

---

4) **Solinus**, C. XXX. auch **Plinius**, **Mela**, und andere Alte und Neuere, welche uns alle die Wundermenschen, von denen hier die Rede ist, für wirkliche Geschöpfe Gottes zu geben kein Bedenken tragen.

ungeachtet wegen der auſserordentlichen Breite ihres Fuſses so geschwind auf dem Boden fortrutschen, daſs man ihnen zu Pferde kaum nachkommen kann. 5) Und was sagten Sie dazu, wie Sie an der Quelle des Ganges ein Volk antrafen, das ohne alle andre Nahrung vom bloſsen Geruche wilder Äpfel lebt? 6)

O erzählen Sie uns doch, riefen die schönen Abderitinnen, erzählen Sie doch, Herr Demokrit! Was müſsten Sie uns nicht erzählen können, wenn Sie nur wollten!

Demokrit schwor vergebens, daſs er von allen diesen Wundermenschen in Äthiopien und Indien nichts gesehen noch gehört habe.

Aber was haben Sie denn gesehen, fragte ein runder dicker Mann, der zwar weder einäugig war wie die Agriofagen, noch eine Hundsschnautze hatte wie die Cymolgen, noch die Augen auf den Schultern trug wie die Omofthalmen, noch vom bloſsen Geruche lebte wie die Paradiesvögel, aber doch gewiſs nicht mehr Gehirn in seinem groſsen Schädel trug als ein Mexikanischer Kolibri,

---

5) Solinus aus dem Ktesias.

6) Ebenderselbe.

ohne darum weniger ein Rathsherr von Abdera zu seyn — Aber was haben Sie denn gesehen, sagte Wanst, Sie, der zwanzig Jahre in der Welt herum gefahren ist, wenn Sie nichts von allem dem gesehen haben, was man in fernen Landen wunderbares sehen kann?

Wunderbares? versetzte Demokrit lächelnd. Ich hatte so viel mit Betrachtung des Natürlichen zu thun, daſs ich fürs Wunderbare keine Zeit übrig behielt.

Nun, das gesteh' ich, erwiederte Wanst: das verlohnt sich auch der Mühe, alle Meere zu durchfahren und über alle Berge zu steigen, um nichts zu sehen als was man zu Hause eben so gut sehen konnte!

Demokrit zankte sich nicht gern mit den Leuten um ihre Meinungen, am allerwenigsten mit Abderiten; und gleichwohl wollt' er auch nicht, daſs es aussehen sollte als ob er gar nichts sagen könne. Er suchte unter den schönen Abderitinnen, die in der Gesellschaft waren, eine aus, an die er das richten könnte was er sagen wollte; und er fand eine mit zwey groſsen Junonischen Augen, die ihn, trotz seiner fysiognomischen Kenntnisse, verführten, ihrer Eigenthümerin etwas mehr Verstand oder Empfindung zuzutrauen als den übrigen. Was wollten Sie, sagte er zu ihr, daſs ich, zum Beyspiel, mit einer Schönen, welche die Augen auf der Stirn oder am Ellbogen trüge, hätte anfangen sollen? Oder was würde mirs nun helfen, wenn ich noch so gelehrt in der Kunst wäre, das Herz einer — Menschenfresserin zu rühren? Ich habe mich immer zu wohl dabey befunden, mich der sanften Gewalt von zwey schönen Augen, die an ihrem natürlichen Platze stehen, zu überlassen, um jemahls in Versuchung zu kommen, das groſse Stierauge auf der Stirn einer Cyklopin zärtlich zu sehen.

Die Schöne mit den groſsen Augen, zweifelhaft was sie aus dieser Anrede machen sollte, guckte dem Manne, der so sprach, mit stummer Verwunderung in den Mund, lächelte ihm ihre schönen Zähne vor, und sah sich zur rechten und linken Seite um, als ob sie den Verstand seiner Rede suchen wollte.

Die übrigen Abderitinnen hatten zwar eben so wenig davon begriffen; weil sie aber aus dem Umstande, daſs er sich gerade an die Groſsäugige gewendet hatte, schlossen, er habe ihr etwas schönes gesagt, so sahen sie einander jede mit einer eignen Grimasse an. Diese rümpfte eine kleine Stumpfnase, jene zog den

Mund in die Länge, eine dritte spitzte den ihrigen, eine vierte riſs ein Paar kleine Augen auf, eine fünfte brüstete sich mit zurück gezogenem Kopfe, u. s. w.

Demokrit sah es, erinnerte sich daſs er in Abdera war — und schwieg.

4. Kapitel.

Das Examen wird fortgesetzt, und verwandelt sich in eine Disputazion über die Schönheit, wobey Demokriten sehr warm gemacht wird.

Schweigen — ist zuweilen eine Kunst; aber doch nie eine so groſse, als uns gewisse Leute glauben machen wollen, die dann am klügsten sind wenn sie schweigen.

Wenn ein weiser Mann sieht daſs er es mit Kindern zu thun hat, warum sollt' er sich zu weise dünken, nach ihrer Art mit ihnen zu reden?

Ich bin zwar (sagte **Demokrit** zu seiner neugierigen Gesellschaft) aufrichtig genug gewesen, zu gestehen, daſs ich von allem, was man will daſs ich gesehen haben sollte, nichts gesehen habe: aber bilden Sie Sich darum nicht ein, daſs mir auf so vielen Reisen zu Wasser und zu Lande gar nichts aufgestoſsen sey, das Ihre Neubegierde befriedigen könnte. Glauben Sie mir, es sind Dinge darunter, die Ihnen vielleicht noch wunderbarer vorkommen würden, als diejenigen wovon die Rede war.

Bey diesen Worten rückten die schönen Abderitinnen näher und spitzten Mund und Ohren. Das ist doch ein Wort von einem gereisten Manne, rief der kurze dicke Rathsherr. Des Gelehrten Stirn entrunzelte sich durch die Hoffnung, daſs er etwas zu tadeln und zu verbessern bekommen würde, Demokrit möchte auch sagen was er wollte.

Ich befand mich einst in einem Lande, fing unser Mann an, wo es mir so wohl gefiel, daſs ich in den ersten drey oder vier Tagen, die ich darin zubrachte, unsterblich zu seyn wünschte, um ewig darin zu leben.

„Ich bin nie aus Abdera gekommen, sagte der Rathsmann; aber ich dachte immer, daſs es keinen Ort in der Welt gäbe, wo es mir besser gefallen könnte als in Abdera. Auch geht es mir gerade wie Ihnen mit dem Lande, wo es Ihnen so wohl gefiel; ich wollte mit Freuden auf die ganze übrige Welt Verzicht thun, wenn ich nur ewig in Abdera leben könnte! — Aber warum gefiel es Ihnen nur drey Tage lang so wohl in dem Lande?“

Sie werden es gleich hören. Stellen Sie Sich ein unermeſsliches Land vor, dem die angenehmste Abwechslung von Bergen, Thälern, Wäldern, Hügeln und Auen unter der Herrschaft eines ewigen Frühlings und Herbstes, allenthalben wohin man sieht, das Ansehen des herrlichsten Lustgartens giebt: alles angebaut und bewässert, alles blühend und fruchtbar; allenthalben ein ewiges Grün, und immer frische Schatten und Wälder von den schönsten Fruchtbäumen, Datteln, Feigen, Citronen, Granaten, die ohne Pflege, wie in Thracien die Eicheln, wachsen; Haine von Myrten und Schasmin; Amors und Cytheräens Lieblingsblume nicht auf Hecken, wie bey uns, sondern in dichten Büscheln auf groſsen Bäumen wachsend, und voll aufgeblüht, wie die Busen meiner schönen Mitbürgerinnen —

(Dieſs hatte Demokrit nicht gut gemacht; und es kann künftigen Erzählern zur Warnung dienen, daſs man sich vorher wohl in seiner Gesellschaft umsehen muſs, ehe man Komplimente dieser Art wagt, so verbindlich sie auch an sich selbst klingen mögen. Die Schönen hielten die Hände vor die Augen und errötheten. Denn zum Unglück war unter den Anwesenden keine, die dem schmeichelhaften Gleichniſs Ehre gemacht hätte; wiewohl sie nicht ermangelten sich aufzublähen so gut sie konnten.)

— und diese reitzenden Haine, fuhr er fort, vom lieblichen Gesang unzähliger Arten von Vögeln belebt, und mit tausend bunten Papagayen erfüllt, deren Farben im Sonnenglanz die Augen blenden. Welch ein Land! Ich begriff nicht, warum die Göttin der Liebe das felsige Cythere zu ihrem Wohnsitz erwählt hätte, da ein Land wie dieses in der Welt war. Wo hätten die Grazien angenehmer tanzen können, als am Rande von Bächen und Quellen, wo, zwischen kurzem dichtem Gras vom lebhaftesten Grün, Lilien und Hyacinthen, und zehen tausend noch schönere Blumen, die in unsrer Sprache ohne Nahmen sind, freywillig hervor blühen, und die Luft mit wollüstigen Wohlgerüchen erfüllen?

Die schönen Abderitinnen waren, wie leicht zu erachten, mit einer nicht weniger lebhaften Einbildungskraft ausgestattet als die Abderiten; und das Gemählde, das ihnen Demokrit, ohne dabey an arges zu denken, vorstellte, war mehr als ihre kleinen Seelchen aushalten konnten. Einige seufzten laut vor Behäglichkeit; andere sahen aus, als ob sie die wollüstigen Gerüche, die in ihrer Fantasie dufteten, mit Mund und Nase einschlürfen wollten; die schöne Juno sank mit dem Kopf auf ein Polster des Kanapees zurück, schloſs ihre groſsen Augen halb, und befand sich unvermerkt am blumigen Rand einer dieser schönen Quellen, von Rosen- und Citronenbäumen umschattet, aus deren Zweigen Wolken von ambrosischen Düften auf sie herab wallten. In einer sanften Betäubung von süſsen Empfindungen begann sie eben einzuschlummern: als sie einen Jüngling, schön wie Bacchus und dringend wie Amor, zu ihren Füſsen liegen sah. Sie richtete sich auf, ihn desto besser betrachten zu können, und sah ihn so schön, so zärtlich, daſs die Worte, womit sie seine Verwegenheit bestrafen wollte, auf ihren Lippen erstarben. Kaum hatte sie —

Und wie meinen Sie (fuhr Demokrit fort) daſs dieses zauberische Land heiſst, von dessen Schönheiten alles, was ich davon sagen könnte, Ihnen kaum den Schatten eines Begriffs geben würde? Es ist eben dieses Äthiopien, welches mein gelehrter Freund hier mit Ungeheuern von Menschen bevölkert, die eines so schönen Vaterlandes ganz unwürdig sind. Aber eine Sache, die er mir für wahr nachsagen kann, ist: daſs es in ganz Äthiopien und Libyen (wiewohl diese Nahmen eine Menge verschiedener Völker umfassen) keinen Menschen giebt, der seine Nase nicht eben da trüge wo wir, nicht eben so viel Augen und Ohren hätte als wir, und kurz —

Ein groſser Seufzer von derjenigen Art, wodurch sich ein von Schmerz oder Vergnügen gepreſstes Herz Luft zu machen sucht, hob in diesem Augenblicke den Busen der schönen Abderitin, welche, während Demokrit in seiner Rede fortfuhr, in dem Traumgesichte, worin wir sie zu belauschen Bedenken trugen, (wie es scheint) auf einen Umstand gekommen war, an welchem ihr Herz auf die eine oder andre Art sehr lebhaft Antheil nahm. Da die übrigen Anwesenden nicht wissen konnten, daſs die gute Dame einige hundert Meilen weit von Abdera unter einem Äthiopischen Rosenbaum, in einem Meere der süſsesten Wohlgerüche schwamm, tausend neue Vögel das Glück der Liebe singen hörte, tausend bunte Papagayen vor ihren Augen herum flattern sah, und zum Überfluſs einen Jüngling mit gelben Locken und Korallenlippen zu ihren Füſsen liegen hatte — so war es natürlich, daſs man den besagten Seufzer mit einem allgemeinen Erstaunen empfing. Man begriff nichts davon, daſs die letzten Worte Demokrits die Ursache einer solchen Wirkung gewesen seyn könnten. Was fehlt Ihnen, Lysandra? riefen die Abderitinnen aus Einem Munde, indem sie sich sehr besorgt um sie stellten. Die schöne Lysandra, die in diesem Augenblicke wieder gewahr wurde wo sie war, erröthete, und versicherte daſs es nichts sey. Demokrit, der nun zu merken anfing was es war, versicherte, daſs ein paar Züge frische Luſt alles wieder gut machen würden; aber in seinem Herzen beschloſs er, künftig seine Gemählde nur mit Einer Farbe zu mahlen, wie die Mahler in Thracien. Gerechte Götter! dacht' er, was für eine Einbildungskraft diese Abderitinnen haben!

Nun, meine schönen Neugierigen, fuhr er fort, was meinen Sie, von welcher Farbe die Einwohner eines so schönen Landes sind?

„Von welcher Farbe? — Warum sollten sie eine andre Farbe haben als die übrigen Menschen? Sagten Sie uns nicht, daſs sie die Nase mitten im Gesicht trügen, und in allem Menschen wären wie wir Griechen?“

Menschen, ohne Zweifel; aber sollten sie darum weniger Menschen seyn, wenn sie schwarz oder olivenfarb wären?

„Was meinen Sie damit?“

Ich meine, daſs die schönsten unter den Äthiopischen Nazionen (nehmlich diejenigen, die nach unserm Maſsstabe die schönsten, das ist, uns die ähnlichsten sind) durchaus olivenfarb wie die Ägypter, und diejenigen, welche tiefer im festen Lande und in den mittäglichsten Gegenden wohnen, vom Kopf bis zur Fuſssohle so schwarz und noch ein wenig schwärzer sind als die Raben zu Abdera.

„Was Sie sagen! — Und erschrecken die Leute nicht vor einander, wenn sie sich ansehen?“

Erschrecken? Warum dieſs? Sie gefallen sich sehr mit ihrer Rabenschwärze, und finden daſs nichts schöner seyn könne.

„O das ist lustig! — riefen die Abderitinnen. — Schwarz am ganzen Leibe, als ob sie mit Pech überzogen wären, sich von Schönheit träumen zu lassen! Was das für ein dummes Volk seyn muſs! Haben Sie denn keine Mahler, die ihnen den Apollo, den Bacchus, die Göttin der Liebe und die Grazien mahlen? Oder könnten sie nicht schon von Homer lernen, daſs Juno weiſse Arme, Thetis Silberfüſse, und Aurora Rosenfinger hat?“

Ach, erwiederte Demokrit, die guten Leute haben keinen Homer; oder wenn sie einen haben, so dürfen wir uns darauf verlassen, daſs seine Juno kohlschwarze Arme hat. Von Mahlern habe ich in Äthiopien nichts gehört. Aber ich sah ein Mädchen, dessen Schönheit unter seinen Landsleuten beynahe eben so viel Unheil anrichtete, als die Tochter der Leda unter den Griechen und Trojanern; und diese Afrikanische Helena war schwärzer als Ebenholz.

„O beschreiben Sie uns doch dieſs Ungeheuer von Schönheit!“ — riefen die Abderitinnen, die, aus dem natürlichsten Grunde von der Welt, an dieser Unterredung unendlich viel Vergnügen fanden.

Sie werden Mühe haben Sich einen Begriff davon zu machen. Stellen Sie Sich das völlige Gegentheil des Griechischen Ideals der Schönheit vor: die Gröſse einer Grazie und die Fülle einer Ceres; schwarze Haare, aber nicht in langen wallenden Locken um die Schultern flieſsend, sondern kurz und von Natur kraus wie Schafwolle. Die Stirne breit und stark gewölbt; die Nase aufgestülpt, und in der Mitte des Knorpels flach gedrückt; die Wangen rund wie die Backen eines Trompeters, der Mund groſs —

Filinna lächelte, um zu zeigen, wie klein der ihrige sey.

Die Lippen sehr dick und aufgeworfen, und zwey Reihen von Zähnen wie Perlenschnuren —

Die Schönen lachten insgesammt, wiewohl sie keine andre Ursache dazu haben konnten, als ihre eignen Zähne zu weisen; denn was war sonst hier zu lachen?

„Aber ihre Augen?“ fragte Lysandra. —

O was die betrifft, die waren so klein und so wasserfarbig, daſs ich lange nicht von mir erhalten konnte, sie schön zu finden —

„Demokrit ist für Homers Kuhaugen, wie es scheint,“ sagte Myris, indem sie einen höhnischen Seitenblick auf die Schöne mit den groſsen Augen warf.

In der That, (versetzte Demokrit, mit einer Miene, woraus ein Tauber geschlossen hätte daſs er ihr die gröſste Schmeicheley sage) schöne Augen müſsten sehr groſs seyn, wenn ich sie zu groſs finden sollte; und häſsliche können, däucht mich, nie zu klein seyn.

Die schöne Lysandra warf einen triumfierenden Blick auf ihre Schwestern, und schüttete dann eine ganze Glorie von Zufriedenheit aus ihren groſsen Augen auf den glücklichen Demokrit herab.

„Darf man wiſsen, was Sie unter schönen Augen verstehen?“ — fragte die kleine Myris, indem sich ihre Nase merklich spitzte.

Ein Blick der schönen Lysandra schien ihm zu sagen: Sie werden nicht verlegen seyn die Antwort auf diese Frage zu finden.

Ich verstehe darunter Augen, in denen sich eine schöne Seele mahlt, sagte Demokrit.

Lysandra sah albern aus, wie eine Person, der man etwas unerwartetes gesagt hat, und die keine Antwort darauf finden kann. — „Eine schöne Seele!“ — dachten die Abderitinnen alle zugleich. — „Was für wunderliche Dinge der Mann aus fernen Landen mitgebracht hat! Eine schöne Seele! Dieſs ist noch über seine Affen und Papagayen!“

„Aber mit allen diesen Subtilitäten, sagte der dicke Rathsherr, kommen wir von der Hauptsache ab. Mir däucht, die Rede war von der schönen Helena aus Äthiopien, und ich möchte doch wohl hören, was die ehrlichen Leute so schönes an ihr finden konnten.“

Alles, antwortete Demokrit.

„So müssen sie gar keinen Begriff von Schönheit haben,“ sagte der Gelehrte.

Um Vergebung, erwiederte der Erzähler; weil diese Äthiopische Helena der Gegenstand aller Wünsche war, so läſst sich sicher schlieſsen, daſs sie der Idee von Schönheit glich, die jeder in seiner Einbildung fand.

„Sie sind aus der Schule des Parmenides?“ sagte der Gelehrte, indem er sich in eine streitbare Positur setzte. 7)

Ich bin nichts — als ich selbst, welches sehr wenig ist, erwiederte Demokrit halb erschrocken. Wenn Sie dem Wort Idee gram sind, so erlauben Sie mir mich anders auszudrücken. Die schöne Gulleru — so nannte man die Schwarze, von der wir reden —

„Gulleru? riefen die Abderitinnen, indem sie in ein Gelächter ausbrachen, das kein Ende nehmen wollte; Gulleru! welch ein Nahme!“ — „Und wie ging es mit Ihrer schönen Gulleru?“ fragte die spitznäsige Myris

---

7) Parmenides von Elea wird für den Erfinder der Lehre von den Ideen oder wesentlichen Urbildern gehalten, welche Plato in sein System aufgenommen, und sich so eigen gemacht hat, daſs man sie gewöhnlich nach seinem Nahmen zu nennen pflegt.

mit einem Blick und in einem Tone, der noch dreymahl spitziger als ihre Nase war.

Wenn Sie mir jemahls die Ehre erweisen mich zu besuchen, antwortete der gereiste Mann mit der ungezwungensten Höflichkeit, so sollen Sie erfahren, wie es mit der schönen Gulleru gegangen ist. Jetzt muſs ich diesem Herrn mein Versprechen halten. Die Gestalt der schönen Gulleru also —

(Der schönen Gulleru, wiederhohlten die Abderitinnen und lachten von neuem, aber ohne daſs Demokrit sich dieſsmahl unterbrechen lieſs.)

— flöſste zu ihrem Unglück den Jünglingen ihres Landes die stärkste Leidenschaft ein. Dieſs scheint zu beweisen, daſs man sie schön gefunden habe; und ohne Zweifel lag der Grund, weſswegen man sie schön fand, in allem dem, warum man sie nicht für häſslich hielt. Diese Äthiopier fanden also einen Unterschied zwischen dem was ihnen schön und was ihnen nicht schön vorkam; und wenn zehn verschiedene Äthiopier in ihrem Urtheile von dieser Helena übereinstimmten, so kam es vermuthlich daher, weil sie einerley Begriff oder Modell von Schönheit und Häſslichkeit hatten.

„Dieſs folgt nicht! sagte der Abderitische Gelehrte. Konnte nicht unter zehn jeder etwas anderes an ihr liebenswürdig finden?“

Der Fall ist nicht unmöglich; aber er beweist nichts gegen mich. Gesetzt, der eine hätte ihre kleinen Augen, ein anderer ihre schwellenden Lippen, ein dritter ihre groſsen Ohren bewundernswürdig gefunden: so setzt auch dieſs immer eine Vergleichung zwischen ihr und andern Äthiopischen Schönen voraus. Die übrigen hatten Augen, Ohren und Lippen sowohl wie Gulleru. Wenn man also die ihrigen schöner fand, so muſste man ein gewisses Modell der Schönheit haben, mit welchem man zum Beyspiel ihre Augen und andre Augen verglich; und dieſs ist alles, was ich mit meinem Ideal sagen wollte.

„Indessen (erwiederte der Gelehrte) werden Sie doch nicht behaupten wollen, daſs diese Gulleru schlechterdings die Schönste unter allen schwarzen Mädchen vor ihr, neben ihr und nach ihr gewesen sey? Ich meine, die Schönste in Vergleichung mit dem Modelle, wovon Sie sagten.“

Ich wüſste nicht, warum ich dieſs behaupten sollte, versetzte Demokrit.

„Es konnte also eine geben, die zum Beyspiel noch kleinere Augen, noch dickere Lippen, noch gröſsere Ohren hatte?“

Möglicher Weise, so viel ich weiſs.

„Und in Absicht dieser letztern gilt ohne Zweifel die nehmliche Voraussetzung, und so ins unendliche. Die Äthiopier hatten also kein Modell der Schönheit; man müſste denn sagen, daſs sich unendlich kleine Augen, unendlich dicke Lippen, unendlich groſse Ohren denken lassen?“

Wie subtil die Abderitischen Gelehrten sind! dachte Demokrit. Wenn ich eingestand, sagte er, daſs es ein schwarzes Mädchen geben könne, welche kleinere Augen oder dickere Lippen hätte als Gulleru, so sagte ich damit noch nicht, daſs dieses schwarze Mädchen den Äthiopiern darum schöner hätte vorkommen müssen als Gulleru. Das Schöne hat nothwendig ein bestimmtes Maſs, und was über solches ausschweift, entfernt sich eben so davon, wie das, was unter ihm bleibt. Wer wird daraus, daſs die Griechen in die Gröſse der Augen und in die Kleinheit des Mundes ein Stück der vollkommenen Schönheit setzen, den Schluſs ziehen: eine Frau, deren Augäpfel einen Daumen im Durchschnitt hielten, oder deren

Mund so klein wäre, daſs man Mühe hätte einen Strohhalm hinein zu bringen, müſste von den Griechen für desto schöner gehalten werden?

Der Abderit war geschlagen, wie man sieht, und fühlte daſs ers war. Aber ein Abderitischer Gelehrter hätte sich eher erdrosseln lassen, als so was einzugestehen. Waren nicht Filinnen und Lysandren, und ein kurzer dicker Rathsherr da, an deren Meinung von seinem Verstand ihm gelegen war? Und wie wenig kostete es ihm, Abderiten und Abderitinnen auf seine Seite zu bringen! — In der That wuſste er nicht sogleich, was er sagen sollte. Aber in fester Zuversicht, daſs ihm wohl noch was einfallen werde, antwortete er indessen durch ein höhnisches Lächeln; welches zugleich andeutete, daſs er die Gründe seines Gegners verachte, und daſs er im Begriff sey den entscheidenden Streich zu führen. „Ists möglich, rief er endlich in einem Ton, als ob dieſs die Antwort auf Demokrits letzte Rede sey, 8) können Sie die Liebe zum Paradoxen so weit treiben, im Angesicht dieser Schönen zu behaupten, daſs ein Geschöpf, wie Sie uns diese Gulleru beschrieben haben, eine Venus sey?“

---

8) Ein sehr gewöhnlicher Griff der Abderitischen Gelehrten und Kunstrichter.

Sie scheinen vergessen zu haben, versetzte Demokrit sehr gelassen, daſs die Rede nicht von mir und dieser Schönen, sondern von Äthiopiern war. Ich behauptete nichts; ich erzählte nur was ich gesehen hatte. Ich beschrieb Ihnen eine Schönheit nach Äthiopischem Geschmack. Es ist nicht meine Schuld, wenn die Griechische Häſslichkeit in Äthiopien Schönheit ist. Auch seh' ich nicht, was mich berechtigen könnte, zwischen den Griechen und Äthiopiern zu entscheiden. Ich vermuthe es könnte seyn daſs beide Recht hätten.

Ein lautes Gelächter, dergleichen man aufschlägt wenn jemand etwas unbegreiflich Ungereimtes gesagt hat, wieherte dem Filosofen aus allen anwesenden Hälsen entgegen.

„Laſs hören, laſs doch hören, rief der dicke Rathsherr indem er seinen Wanst mit beiden Händen hielt, was unser Landsmann sagen kann, um zu beweisen daſs beide Recht haben! Ich höre für mein Leben gern so was behaupten. Wofür hätte man auch sonst euch gelehrte Herren? — Die Erde ist rund; der Schnee ist schwarz; der Mond ist zehnmahl so groſs als der ganze Peloponnes; Achilles kann keine Schnecke im Laufen einhohlen. — Nicht wahr, Herr Antistrepsiades? — Nicht wahr, Herr Demokrit? — Sie ſehen, daſs ich auch ein wenig in Ihren Mysterien eingeweiht bin. Ha, ha, ha!“

Die sämmtlichen Abderiten und Abderitinnen erleichterten sympathetischer Weise ihre Lungen abermahls, und Herr Antistrepsiades, der einen Anschlag auf die Abendmahlzeit des jovialischen Rathsherrn gemacht hatte, unterstützte gefällig das allgemeine Gelächter mit lautem Händeklatschen.

5. Kapitel.

Unerwartete Auflösung des Knotens, mit einigen neuen Beyspielen von Abderitischem Witz.

Demokrit war in der Laune, sich mit seinen Abderiten und den Abderiten mit sich Kurzweile zu machen. Zu weise, ihnen irgend eine von ihren Nazional- oder Individual-Unarten übel zu nehmen, konnt' er es sehr wohl leiden, daſs sie ihn für einen überklugen Mann ansahen, der seinen Abderitischen Mutterwitz auf seiner langen Wanderschaft verdünstet hätte, und nun zu nichts gut wäre, als ihnen mit seinen Einfällen und Grillen etwas zu lachen zu geben. Er fuhr also, nachdem sich das Gelächter über den witzigen Einfall des dicken Rathsherrn endlich gelegt hatte, mit seinem gewöhnlichen Flegma fort, wo ihn der kleine jovialische Mann unterbrochen hatte:

Sagt' ich nicht, wenn die Griechische Häſslichkeit in Äthiopien Schönheit sey, so könnte wohl seyn daſs beide Theile Recht hätten?

„Ja, ja, das sagten Sie, und ein Mann steht für sein Wort.“

Wenn ich es gesagt habe, so muſs ichs wohl behaupten; das versteht sich, Herr Antistrepsiades.

„Wenn Sie können.“

Bin ich etwann nicht auch ein Abderit? Und zudem brauch' ich hier nur die Hälfte meines Satzes zu beweisen, um das Ganze bewiesen zu haben: denn daſs die Griechen Recht haben, darf nicht erst bewiesen werden; dieſs ist eine Sache, die in allen Griechischen

Köpfen schon längst ausgemacht ist. Aber daſs die Äthiopier auch Recht haben, da liegt die Schwierigkeit! — Wenn ich mit Sofismen fechten, oder mich begnügen wollte meine Gegner stumm zu machen, ohne sie zu überzeugen, so würd' ich, als Anwalt der Äthiopischen Venus, die ganze Streitfrage dem innern Gefühl zu entscheiden überlassen. Warum, würd' ich sagen, nennen die Menschen diese oder jene Figur, diese oder jene Farbe, schön? — Weil sie ihnen gefällt. — Gut; aber warum gefällt sie ihnen? — Weil sie ihnen angenehm ist. — Und warum ist sie ihnen angenehm? — O mein Herr, würde ich sagen, Sie müssen endlich aufhören zu fragen, oder — ich höre auf zu antworten. Ein Ding ist uns angenehm, weil es — einen Eindruck auf uns macht der uns angenehm ist. Ich fordre alle Ihre Grübler heraus, einen bessern Grund anzugeben. Nun würd' es lächerlich seyn, einem Menschen abstreiten zu wollen, daſs ihm angenehm sey was ihm angenehm ist; oder ihm zu beweisen, er habe Unrecht sich wohlgefallen zu lassen, was einen wohlgefallenden Eindruck auf ihn macht. Wenn also die Figur einer Gulleru seinen Augen wohl thut, so gefällt sie ihm, und wenn sie ihm gefällt, so nennt er sie schön, oder es müſste gar kein solches Wort in seiner Sprache seyn.

„Und wenn — und wenn ein Wahnwitziger Pferdeäpfel für Pfirschen äſse?“ sagte Antistrepsiades.

„Pferdeäpfel für Pfirschen! — Gut gesagt, bey meiner Ehre! gut gesagt, rief der Rathsherr. Knacken Sie das auf, Herr Demokrit!“ —

„Fi, Fi, doch, Demokrit, lispelte die schöne Myris, indem sie die Hand vor die Nase hielt; wer wird auch von Pferdeäpfeln reden? Schonen Sie wenigstens unsrer Nasen!“

Jedermann sieht, daſs sich die schöne Myris mit diesem Verweise an den witzigen Antistrepsiades hätte wenden sollen, der die Pferdeäpfel zuerst aufgetragen hatte, und an den Rathsherrn, der Demokriten gar zumuthete sie aufzuknacken. Aber es war nun einmahl darauf abgesehen, den gereisten Mann lächerlich zu machen. Der Instinkt vertrat bey den sämmtlichen Anwesenden hierin die Stelle einer Verabredung, und Myris konnte diese schöne Gelegenheit zu einem Stich, der die Lacher auf ihre Seite brachte, unmöglich entwischen lassen. Denn gerade der Umstand, daſs Demokrit, der ohnehin an den Äpfeln des Antistrepsiades genug zu schlucken hatte, noch oben drein einen Verweis deſswegen erhielt, kam den Abderiten und Abderitinnen so lustig vor, daſs sie alle zugleich zu lachen anfingen, und sich völlig so geberdeten, als ob der Filosof nun auſs Haupt geschlagen sey und gar nicht wieder aufstehen könne.

Zu viel ist zu viel. Der gute Demokrit hatte zwar in zwanzig Jahren viel erwandert: aber seitdem er aus Abdera gegangen war, war ihm kein zweytes Abdera aufgestoſsen; und nun, da er wieder drin war, zweifelte er zuweilen auf einen oder zwey Augenblicke, ob er irgendwo sey? Wie war es möglich, mit solchen Leuten fertig zu werden?

„Nun, Vetter? — sagte der Rathsherr, kannst du die Pferdeäpfel des Antistrepsiades nicht hinunter kriegen? Ha, ha, ha!“

Dieser Einfall war zu Abderitisch, um die Zärtlichkeit der sämmtlichen gebogenen, stumpfen, viereckigen und spitzigen Nasen in der Gesellschaft nicht zu überwältigen.

Die Damen kicherten ein zirpendes Hi, hi, hi, in das dumpfe donnernde Ha, ha, ha, der Mannspersonen.

Sie haben gewonnen, rief Demokrit; und zum Zeichen daſs ich mein Gewehr mit guter

Art strecke, sollen Sie sehen, ob ich die Ehre verdiene Ihr Landsmann und Vetter zu seyn. Und nun fing er an, mit einer Geschicklichkeit worin ihm kein Abderit gleich kam, von der untersten Note, stufenweise *crescendo*, bis zum *Unisono* mit dem Hi, hi, hi, der schönen Abderitinnen, ein Gelächter aufzuschlagen, dergleichen, so lange Abdera auf Thracischem Boden stand, nie erhört worden war.

Anfangs machten die Damen Miene als ob sie Widerstand thun wollten; aber es war keine Möglichkeit gegen das verzweifelte *Crescendo* auszuhalten. Sie wurden endlich davon wie von einem reiſsenden Strom ergriffen; und da die Gewalt der Ansteckung noch dazu schlug, so kam es bald so weit, daſs die Sache ernsthaft wurde. Die Frauenzimmer baten mit weinenden Augen um Barmherzigkeit. Aber Demokrit hatte keine Ohren, und das Gelächter nahm überhand. Endlich lieſs er sich, wie es schien, bewegen, ihnen einen Stillstand zu bewilligen; allein in der That bloſs, damit sie die Peinigung, die er ihnen zugedacht hatte, desto länger aushalten könnten. Denn kaum waren sie wieder ein wenig zu Athem gekommen, so fing er die nehmliche Tonleiter, eine Terze höher, noch einmahl zu durchlachen an, aber mit so vielen eingemischten Trillern und Ruladen, daſs sogar die runzligen Beysitzer des Höllengerichts, Minos, Äakus und Rhadamanthus, in ihrem höllenrichterlichen Ornat, aus der Fassung dadurch gekommen wären.

Zum Unglück hatten zwey oder drey von unsern Schönen nicht daran gedacht, ihre Personen gegen alle mögliche Folgen einer so heftigen Leibesübung in Sicherheit zu setzen. Scham und Natur kämpften auf Leben und Tod in den armen Mädchen. Vergebens flehten sie den unerbittlichen Demokrit mit Mund und Augen um Gnade an; vergebens forderten sie ihre vom Lachen gänzlich erschlafften Sehnen zu einer letzten Anstrengung auf. Die tyrannische Natur siegte, und in einem Augenblick sahe man den Sahl, wo sich die Gesellschaft befand, u**** W***** g****.

Der Schrecken über eine so unversehene Naturerscheinung (die desto wunderbarer war, da das allgemeine Auffahren und Erstaunen der schönen Abderitinnen zu beweisen schien, dafs es eine Wirkung ohne Ursache sey) unterbrach die Lacher auf etliche Augenblicke, um sogleich mit verdoppelter Gewalt wieder los zu drücken. Natürlicher Weise gaben sich die erleichterten Schönen alle Mühe, den besondern Antheil, den sie an dieser Begebenheit hatten, durch Grimassen von Erstaunen und Ekel zu verbergen, und den Verdacht auf ihre schuldlosen Nachbarinnen fallen zu machen, welche durch unzeitige, aber unfreywillige Schamröthe den unverdienten Argwohn mehr als zu viel bestärkten. Der lächerliche Zank, der sich darüber unter ihnen erhob; Demokrit und Antistrepsiades, die sich boshafter Weise ins Mittel schlugen, und durch ironische Trostgründe den Zorn derjenigen, die sich unschuldig wuſsten, noch mehr aufreitzten; und mitten unter ihnen allen der kleine dicke Rathsherr, der unter berstendem Gelächter einmahl über das andere ausrief, daſs er nicht die Hälfte von Thracien um diesen Abend nehmen wollte: alles dieſs zusammen machte eine Scene, die des Griffels eines Hogarth würdig gewesen wäre, wenn es damahls schon einen Hogarth gegeben hätte.

Wir können nicht sagen, wie lange sie gedauert haben mag: denn es ist eine von den Tugenden der Abderiten, daſs sie nicht aufhören können. Aber Demokrit, bey dem alles seine Zeit hatte, glaubte, daſs eine Komödie, die kein Ende nimmt, die langweiligste unter allen Kurzweilen sey; — eine Wahrheit, von welcher wir (im Vorbeygehn gesagt) alle unsre Dramenschreiber und

Schauspielvorsteher überzeugen zu können wünschen möchten — er packte also alle die schönen Sachen, die er zur Rechtfertigung der Äthiopischen Venus hätte sagen können, wofern er es mit vernünftigen Geschöpfen zu thun gehabt hätte, ganz gelassen zusammen, wünschte den Abderiten und Abderitinnen — was sie nicht hatten, und ging nach Hause, nicht ohne Verwunderung über die gute Gesellschaft, die man anzutreffen Gefahr lief,' wenn man — einen Rathsherrn von Abdera besuchte.

---

6. KAPITEL.

Eine Gelegenheit für den Leser, um sein Gehirn aus der schaukelnden Bewegung des vorigen Kapitels wieder in Ruhe zu setzen.

Gute, kunstlose, sanftherzige Gulleru, — sagte Demokrit, da er nach Hause gekommen war, zu einer wohlgepflegten krauslockigen Schwarzen, die ihm mit offnen Armen entgegen eilte — komm an meinen

Busen, ehrliche Gulleru! Zwar bist du schwarz wie die Göttin der Nacht; dein Haar ist wollicht und deine Nase platt; deine Augen sind klein, deine Ohren groſs, und deine Lippen gleichen einer aufgeborstnen Nelke. Aber dein Herz ist rein und aufrichtig und fröhlich, und fühlt mit der ganzen Natur. Du denkst nie arges, sagst nie was albernes, quälst weder andre noch dich selbst, und thust nichts was du nicht gestehen darfst. Deine Seele ist ohne Falsch, wie dein Gesicht ohne Schminke. Du kennst weder Neid noch Schadenfreude; und nie hat sich deine ehrliche platte Nase gerümpft, um eines deiner Nebengeschöpfe zu höhnen oder in Verlegenheit zu setzen. Unbesorgt, ob du gefällst oder nicht gefällst, lebst du, in deine Unschuld eingehüllt, im Frieden mit dir selbst und der ganzen Natur; immer geschickt Freude zu geben und zu empfangen, und werth, daſs das Herz eines Mannes an deinem Busen ruhe! Gute, sanftherzige Gulleru! Ich könnte dir einen andern Nahmen geben; einen schönen, klangreichen, Griechischen Nahmen, auf ane oder ide, arion oder erion: aber dein Nahme ist schön genug, weil er dein ist; und ich bin nicht Demokrit, oder die Zeit soll noch kommen, wo jedes ehrliche gute Herz dem Nahmen Gulleru entgegen schlagen soll!

Gulleru begriff nicht allzu wohl, was Demokrit mit dieser empfindsamen Anrede haben wollte; aber sie sah, daſs es eine Ergieſsung seines Herzens war, und so verstand sie gerade so viel davon, als sie vonnöthen hatte.

„War diese Gulleru seine Frau?“

Nein.

„Seine Beyschläferin?“

Nein.

„Seine Sklavin?“

Nach ihrem Anzug zu schlieſsen, nein.

„Wie war sie denn angezogen?“

So gut, daſs sie ein Ehrenfräulein der Königin von Saba hätte vorstellen können. Schnüre von groſsen feinen Perlen zwischen den Locken und um Hals und Arme; ein Gewand voll schön gebrochner Falten, von dünnem feuerfarbnem Atlaſs mit Streifen von welcher Farbe Sie wollen, unter ihrem Busen von einem reich gestickten Gürtel zusammen gehalten, den eine Agraffe von Smaragden schloſs; und — was weiſs ich alles —

„Der Anzug war reich genug.“

Wenigstens können Sie mir glauben, daſs, so wie sie war, kein Prinz von Senegal, Angola, Gambia, Kongo und Loango sie ungestraft angesehen hätte.

„Aber —“

Ich sehe wohl, daſs Sie noch nicht am Ende Ihrer Fragen sind. — Wer war denn diese Gulleru? War es eben die, von welcher vorhin gesprochen wurde? Wie kam Demokrit zu ihr? Auf welchem Fuſs lebte sie in seinem Hause? — Ich gesteh' es, dieſs sind sehr billige Fragen; aber sie zu beantworten, seh' ich vor der Hand keine Möglichkeit. Denken Sie nicht, daſs ich hier den Verschwiegnen machen wolle, oder daſs ein besonderes Geheimniſs unter der Sache stecke. Die Ursache, warum ich sie nicht beantworten kann, ist die allereinfachste von der Welt. Tausend Schriftsteller befinden sich tausendmahl in dem nehmlichen Falle; nur ist unter tausend kaum Einer aufrichtig genug, in solchen Fällen die wahre Ursache zu bekennen. Soll ich Ihnen die meinige sagen? Sie werden gestehen, daſs sie über alle Einwendung ist. Denn, kurz und gut, — ich weiſs selbst kein Wort von allem dem, was Sie von mir wissen wollen; und da ich nicht die Geschichte der schönen Gulleru schreibe, so begreifen Sie, daſs ich in Absicht auf diese Dame zu nichts verbunden bin. Sollte sich (was ich nicht vorher sehen kann) etwa in der Folge Gelegenheit finden, von Demokrit oder von ihr selbst etwas näheres zu erkundigen: so verlassen Sie Sich darauf, daſs Sie alles von Wort zu Wort erfahren sollen.

7. KAPITEL.

Patriotismus der Abderiten. Ihre Vorneigung für Athen, als ihre Mutterstadt. Ein paar Proben von ihrem Atticismus, und von der unangenehmen Aufrichtigkeit des weisen Demokrit.

Demokrit hatte noch keinen Monat unter den Abderiten gelebt, als er ihnen, und zuweilen auch sie ihm schon so unerträglich waren, als Menschen einander seyn müssen, die mit ihren Begriffen und Neigungen alle Augenblicke wider einander stoſsen.

Die Abderiten hegten von sich selbst und von ihrer Stadt und Republik eine ganz auſserordentliche Meinung. Ihre Unwissenheit alles dessen, was auſserhalb ihres Gebiets in der Welt merkwürdiges seyn oder geschehen möchte, war zugleich eine Ursache und eine Frucht dieses lächerlichen Dünkels. Daher kam es denn durch eine sehr natürliche Folge, daſs sie sich gar keine Vorstellung machen konnten, wie etwas recht oder anständig oder gut seyn könnte, wenn es anders als zu Abdera war, oder wenn man zu Abdera gar nichts davon wuſste. Ein Begriff, der ihren Begriffen widersprach, eine Gewohnheit, die von den ihrigen abging, eine Art zu denken oder etwas ins Auge zu fassen, die ihnen fremd war, hieſs ihnen, ohne weitere Untersuchung, ungereimt und belachenswerth. Die Natur selbst schrumpfte für sie in den engen Kreis ihrer eigenen Thätigkeit zusammen; und wiewohl sie es nicht so weit trieben, sich, wie die Japaner, einzubilden, auſser Abdera wohnten lauter Teufel, Gespenster und Ungeheuer, so sahen sie doch wenigstens den Rest des Erdbodens und seiner Bewohner als einen ihrer Aufmerksamkeit unwürdigen Gegenstand an; und wenn sie zufälliger Weise Gelegenheit bekamen etwas fremdes zu sehen oder zu hören, so wuſsten sie nichts damit zu machen, als sich darüber aufzuhalten, und sich selbst Glück zu wünschen, daſs sie nicht wären wie andre Leute. Dieſs ging so weit, daſs sie denjenigen für keinen guten Bürger hielten, der an einem andern Orte bessere Einrichtungen oder

Gebräuche wahrgenommen hatte als zu Hause. Wer das Glück haben wollte ihnen zu gefallen, muſste schlechterdings so reden und thun, als ob die Stadt und Republik Abdera, mit allen ihren zugehörigen Stücken, Eigenschaften und Zufälligkeiten, ganz und gar untadelig und das Ideal aller Republiken gewesen wäre.

Von dieser Verachtung gegen alles, was nicht Abderitisch hieſs, war die Stadt Athen allein ausgenommen; aber auch diese vermuthlich nur deſswegen, weil die Abderiten, als ehmahlige Tejer, ihr die Ehre erwiesen, sie für ihre Mutterstadt anzusehen. Sie waren stolz darauf, für das Thracische Athen gehalten zu werden; und wiewohl ihnen dieser Nahme nie anders als spottweise gegeben wurde, so hörten sie doch keine Schmeicheley lieber als diese. Sie bemühten sich, die Athener in allen Stücken zu kopieren, und kopierten sie genau — wie der Affe den Menschen. Wenn sie, um lebhaft und geistreich zu seyn, alle Augenblicke ins Possierliche fielen; wichtige Dinge leichtsinnig, und Kindereyen ernsthaft behandelten; das Volk oder ihren Rath um jeder Kleinigkeit willen zwanzigmahl versammelten, um lange, alberne Reden für und wider über Sachen zu halten, die ein Mann von alltäglichem Menschenverstand in einer Viertelstunde besser als sie entschieden hätte; wenn sie unaufhörlich mit Projekten von Verschönerung und Vergröſserung schwanger gingen, und, so oft sie etwas unternahmen, immer erst mitten im Werke ausrechneten, daſs es über ihre Kräfte gehe; wenn sie ihre halb Thracische Sprache mit Attischen Redensarten spickten; ohne den mindesten Geschmack eine ungeheure Leidenschaft für die Künste affektierten, und immer von Mahlerey und Statuen und Musik und Rednern und Dichtern schwatzten, ohne jemahls einen Mahler, Bildhauer, Redner oder Dichter, der des Nahmens werth war, gehabt zu haben; wenn sie Tempel bauten die wie Bäder, und Bäder die wie Tempel aussahen; wenn sie die Geschichte von Vulkans Netz in ihre Rathsstube, und den groſsen Rath der Griechen über die Zurückgabe der schönen Chryseis in ihr Gymnasion mahlen lieſsen; wenn sie in Lustspiele gingen, wo man sie zu weinen, und in Trauerspiele, wo man sie zu lachen machte, und in zwanzig ähnlichen Dingen glaubten die guten Leute Athener zu seyn, und waren — Abderiten.

Wie erhaben der Schwung in diesem kleinen Gedicht ist, das Fysignatus auf meine Wachtel gemacht hat! sagte eine Abderitin. — Sehen Sie, sprach der erste

Archon von Abdera, die Faſsade von diesem Gebäude, welches wir zu unserm Zeughause bestimmt haben? Sie ist von dem besten Parischen Marmor. Gestehen Sie, daſs Sie nie ein Werk von gröſserm Geschmack gesehen haben!

Es mag der Republik schönes Geld kosten, antwortete Demokrit.

Was der Republik Ehre macht, kostet nie zu viel, erwiederte der Archon, der in diesem Augenblick den zweyten Perikles in sich fühlte. Ich weiſs, Sie sind ein Kenner, Demokrit; denn Sie haben immer an allem etwas auszusetzen. Ich bitte Sie, finden Sie mir einen Fehler an dieser Faſsade!

Tausend Drachmen für einen Fehler, Herr Demokrit, rief ein junger Herr, der die Ehre hatte ein Neffe des Archon zu seyn, und vor kurzem von Athen zurück gekommen war, wo er sich aus einem Abderitischen Bengel für die Hälfte seines Erbgutes zu einem Attischen Gecken ausgebildet hatte.

Die Faſsade ist schön, sagte Demokrit ganz bescheiden; so schön, daſs sie es auch zu Athen oder Korinth oder Syrakus seyn würde. Ich sehe, wenns erlaubt ist, so was zu sagen, nur Einen Fehler an diesem prächtigen Gebäude.

„Einen Fehler?“ — sprach der Archon, mit einer Miene, die sich nur ein Abderit, der ein Archon war, geben konnte.

Einen Fehler! Einen Fehler! wiederhohlte der junge Geck, indem er ein lautes Gelächter aufſchlug.

„Darf man fragen, Demokrit, wie Ihr Fehler heiſst?“

Eine Kleinigkeit, verſetzte dieſer; nichts als daſs man eine ſo ſchöne Faſsade — nicht ſehen kann.

„Nicht ſehen kann? Und wie ſo?“

Nun, beym Anubis! wie wollen Sie daſs man ſie vor allen den alten übel gebauten Häuſern und Scheunen ſehen ſoll, die hier ringsum zwiſchen die Augen der Leute und Ihre Faſsade hingeſetzt ſind?

„Dieſe Häuſer ſtanden lang' ehe Sie und ich geboren wurden,“ ſagte der Archon.

Dergleichen Dialogen gab es, ſo lange Demokrit unter ihnen lebte, alle Tage, Stunden und Augenblicke.

„Wie finden Sie dieſen Purpur, Demokrit? Sie ſind zu Tyrus geweſen, nicht wahr?“

Ich wohl, Madam, aber dieser Purpur nicht; dieſs ist Kokzinum, das Ihnen die Syrakuser aus Sardinien bringen und sich für Tyrischen Purpur bezahlen lassen.

„Aber wenigstens werden Sie doch diesen Schleier für Indischen Byssus von der feinsten Art gelten lassen?"

Von der feinsten Art, schöne Atalanta, die man in Memfis und Pelusium verarbeiten läſst.

Nun hatte sich der ehrliche Mann zwey Feindinnen in Einer Minute gemacht. Konnte aber auch was ärgerlicher seyn als eine solche Aufrichtigkeit?

8. Kapitel.

Vorläufige Nachricht von dem Abderitischen Schauspielwesen. Demokrit wird genöthigt, seine Meinung davon zu sagen.

Die Abderiten wuſsten sich sehr viel mit ihrem Theater. Ihre Schauspieler waren gemeine Bürger von Abdera, die entweder von ihrem Handwerke nicht leben konnten, oder zu faul waren eines zu lernen. Sie hatten keinen gelehrten Begriff von der Kunst, aber eine desto gröſsere Meinung von ihrer eignen Geschicklichkeit; und wirklich konnt' es ihnen an Anlage nicht fehlen, da die Abderiten überhaupt geborne Gaukler, Spaſsmacher und Pantomimen waren, an denen immer jedes Glied ihres Leibes mit reden half, so wenig auch das, was sie sagten, zu bedeuten haben mochte.

Sie besaſsen auch einen eignen Schauspieldichter, Hyperbolus genannt, der (wenn man ihnen glaubte) ihre Schaubühne so weit gebracht hatte, daſs sie der Athenischen wenig nachgab. Er war im Komischen so stark als im Tragischen, und machte überdieſs die possierlichsten Satyrenspiele 9) von der Welt, worin er seine eignen Tragödien so schnakisch parodierte, daſs man sich, wie die Abderiten sagten, darüber bucklig lachen muſste. Ihrem Urtheile nach vereinigte er in seiner Tragödie den hohen Schwung und die mächtige Einbildungskraft des Äschylus mit der Beredsamkeit und dem Pathos des Euripides, so wie in seinen Lustspielen des Aristofanes

9) Griechische Possenspiele, die mit der *Opera buffa* der Wälschen einige Ähnlichkeit hatten, und wovon uns der Kyklops des Euripides, das einzige übrig gebliebene Stück dieser Art, einen Begriff giebt.

Laune und muthwilligen Witz mit dem feinen Geschmack und der Eleganz des Agathon. Die Behendigkeit, womit er von seinen Werken entbunden wurde, war das Talent, worauf er sich am meisten zu gute that. Er lieferte jeden Monat seine Tragödie, mit einem kleinen Possenspielchen zur Zugabe. Meine beste Komödie, sprach er, hat mir nicht mehr als vierzehn Tage gekostet; und gleichwohl spielt sie ihre vier bis fünf Stunden wohl gezählt.

Da sey uns der Himmel gnädig! dachte Demokrit.

Nun drangen die Abderiten immer von allen Seiten in ihn, seine Meinung von ihrem Theater zu sagen; und so ungern er sich mit ihnen über ihren Geschmack in Wortwechsel einlieſs, so konnt' er doch auch nicht von sich erhalten, ihnen zu schmeicheln, wenn sie ihm sein Urtheil mit gesammter Hand abnöthigten.

„Wie gefällt Ihnen diese neue Tragödie?“

Das Süjet ist glücklich gewählt. Was müſste der Autor auch seyn, der einen solchen Stoff ganz zu Grunde richten sollte?

„Fanden Sie sie nicht sehr rührend?“

Ein Stück könnte in einigen Stellen sehr rührend und doch ein sehr elendes Stück seyn, sagte Demokrit. Ich kenne einen Bildhauer von Sicyon, der die Wuth hat, lauter Liebesgöttinnen zu schnitzen. Diese sehen überhaupt sehr gemeinen Dirnen gleich; aber sie haben alle die schönsten Beine von der Welt. Das ganze Geheimniſs von der Sache ist, daſs der Mann seine Frau zum Modelle nimmt, die, zum Glück für seine Venusbilder, wenigstens sehr schöne Beine vorzuweisen hat. So kann dem schlechtesten Dichter zuweilen eine rührende Stelle gelingen, wenn es sich gerade zutrifft, daſs er verliebt ist, oder einen Freund verlor, oder daſs ihm sonst ein Zufall zustieſs, der sein Herz in eine Fassung setzte, die es ihm leicht machte, sich an den Platz der Person, die er reden lassen sollte, zu stellen.

„Sie finden also die Hekuba unsers Dichters nicht vortrefflich?“

Ich finde, daſs der Mann vielleicht sein Bestes gethan hat. Aber die vielen, bald dem Äschylus, bald dem Sofokles, bald dem Euripides ausgerupften Federn, womit er seine Blöſse zu decken sucht, und die ihm vielleicht in den Augen mancher Zuhörer, denen jene Dichter nicht so gegenwärtig sind als mir, Ehre machen, schaden ihm in den meinigen. Eine Krähe, wie sie von Gott erschaffen ist, dünkt mich so noch immer schöner, als wenn sie sich mit Pfauen - und Fasanenfedern ausputzt. Überhaupt fordre ich von dem Verfasser eines Trauerspiels mit gleichem Rechte, daſs er mir für meinen Beyfall ein vortreffliches Trauerspiel, als von meinem Schuster, daſs er mir für mein Geld ein Paar gute Stiefeln liefere: und wiewohl ich gern gestehe, daſs es schwerer ist ein gutes Trauerspiel als gute Stiefeln zu machen, so bin ich darum nicht weniger berechtiget, von jedem Trauerspiele zu verlangen, daſs es alle Eigenschaften habe die zu einem guten Trauerspiel, als von einem Stiefel, daſs er alles habe was zu einem guten Stiefel gehört.

„Und was gehört denn, Ihrer Meinung nach, zu einem wohl gestiefelten Trauerspiele?“ — fragte ein junger Abderitischer Patricius, herzlich über den guten Einfall lachend, der ihm, seiner Meinung nach, entfahren war.

Demokrit unterhielt sich über diesen Gegenstand mit einem kleinen Kreise von Personen die ihm zuzuhören schienen, und fuhr, ohne auf die Frage des witzigen jungen Herrn Acht zu haben, fort. „Die wahren

Regeln der Kunstwerke, sprach er, können nie willkührlich seyn. Ich fordre nichts von einem Trauerspiele, als was Sofokles von den seinigen fordert; und dieſs ist weder mehr noch weniger, als die Natur und Absicht der Sache mit sich bringt. Einen einfachen, wohl durchdachten Plan, worin der Dichter alles voraus gesehen, alles vorbereitet, alles natürlich zusammen gefügt, alles auf Einen Punkt geführt hat; worin jeder Theil ein unentbehrliches Glied, und das Ganze ein wohl organisierter, schöner, frey und edel sich bewegender Körper ist! Keine langweilige Exposizion, keine Episoden, keine Scenen zum Ausfüllen, keine Reden deren Ende man mit Ungeduld herbey gähnt, keine Handlungen die nicht zum Hauptzwecke arbeiten! Interessante, aus der Natur genommene Karaktere, veredelt, aber so, daſs man die Menschheit in ihnen nie verkenne; keine übermenschliche Tugenden, keine Ungeheuer von Bosheit! Personen, die immer ihren eigenen Individual-Begriffen und Empfindungen gemäſs reden und handeln; immer so, daſs man fühlt, nach allen ihren vorhergehenden und gegenwärtigen Umständen und Bestimmungen müssen sie im gegebenen Falle so reden, so handeln, oder auſhören zu seyn was sie sind.

„Ich fordre, daſs der Dichter nicht nur die menschliche Natur kenne, in so fern sie das Modell aller seiner Nachbildungen ist; ich fordre, daſs er auch auf die Zuschauer Rücksicht nehme, und genau wisse durch welche Wege man sich ihres Herzens Meister macht; daſs er jeden starken Schlag, den er auf solches thun will, unvermerkt vorbereite; daſs er wisse wenn es genug ist, und, eh' er uns durch einerley Eindrücke ermüdet, oder einen Affekt bis zu dem Grade, wo er peinigend zu werden anfängt, in uns erregt, dem Herzen kleine Ruhepunkte zur Erhohlung gönne, und die Regungen, die er uns mittheilt, ohne Nachtheil der Hauptwirkung zu vermannigfaltigen wisse.

„Ich fordre von ihm eine schöne und ohne Ängstlichkeit mit äuſserstem Fleiſse polierte Sprache; einen immer warmen kräftigen Ausdruck, einfach und erhaben, ohne jemahls zu schwellen noch zu sinken, stark und nervig, ohne rauh und steif zu werden, glänzend, ohne zu blenden; wahre Heldensprache, die immer der lebende Ausdruck einer groſsen Seele und unmittelbar vom gegenwärtigen Gefühl eingegeben ist, nie zu viel nie zu wenig sagt, und, gleich einem dem Körper angegoſsnen Gewand, immer den eigenthümlichen Geist des Redenden durchscheinen läſst.

„Ich fordre, daſs derjenige, der sich unterwindet Helden reden zu lassen, selbst eine groſse Seele habe; und indem er durch die Allgewalt der Begeisterung in seinen Helden verwandelt worden ist, alles, was er ihm in den Mund legt, in seinem eignen Herzen finde. Ich fordre —

„O Herr Demokrit, — riefen die Abderiten, die sich nicht länger zu halten wuſsten — Sie können, da Sie nun einmahl im Fordern sind, alles fordern was Ihnen beliebt. In Abdera läſst man sich mit wenigerm abfinden. Wir sind zufrieden, wenn uns ein Dichter rührt. Der Mann, der uns lachen oder weinen macht, ist in unsern Augen ein göttlicher Mann, mag er es doch anfangen wie er selbst will. Dieſs ist seine Sache, nicht die unsrige! Hyperbolus gefällt uns, rührt uns, macht uns Spaſs; und gesetzt auch, daſs er uns mitunter gähnen machte, so bleibt er doch immer ein groſser Dichter! Brauchen wir eines weitern Beweises?“

Die Schwarzen an der Goldküste, sagte Demokrit, tanzen mit Entzücken zum Getöse eines armseligen Schaf-Fells und etlicher Bleche, die sie gegen einander schlagen.

Gebt ihnen noch ein paar Kuhschellen und eine Sackpfeife dazu, so glauben sie in Elysium zu seyn. Wie viel Witz brauchte eure Amme, um euch, da ihr noch Kinder waret, durch ihre Erzählungen zu rühren? Das albernste Mährchen, in einem kläglichen Tone hergeleiert, war dazu gut genug. Folgt aber daraus, daſs die Musik der Schwarzen vortrefflich, oder ein Ammenmährchen gleich ein herrliches Werk ist?

„Sie sind sehr höflich, Demokrit!“

Um Vergebung! Ich bin so unhöflich, jedes Ding bey seinem Nahmen zu nennen; und so eigensinnig, daſs ich nie gestehen werde, alles sey schön und vortrefflich was man so zu nennen beliebt.

„Aber das Gefühl eines ganzen Volkes wird doch mehr gelten, als der Eigendünkel eines Einzigen?“

Eigendünkel? Das ist es eben, was ich aus den Künsten der Musen verbannt sehen möchte. Unter allen den Forderungen, wovon die Abderiten ihren Günstling Hyperbolus so gütig los zählen, ist keine einzige, die nicht auf die strengste Gerechtigkeit gegründet wäre. Aber das Gefühl eines ganzen Volkes, wenn es kein gelehrtes Gefühl ist, kann und muſs in unzähligen Fallen betrüglich seyn.

„Wie, zum Henker! (rief ein Abderit, der mit seinem Gefühl sehr wohl zufrieden schien) Sie werden uns am Ende wohl gar noch unsre fünf Sinne streitig machen!“

Das verhüte der Himmel! antwortete Demokrit. Wenn Sie so bescheiden sind keine weitere Ansprüche zu machen als auf fünf Sinne, so wär' es die gröſste Ungerechtigkeit, Sie im ruhigen Besitze derselben stören zu wollen. Fünf Sinne sind allerdings, zumahl wenn man alle fünf zusammen nimmt, vollgültige Richter in allen Dingen, wo es darauf ankommt, zu entscheiden, was weiſs oder schwarz, glatt oder rauh, weich oder hart, widerlich oder angenehm, bitter oder süſs ist. Ein Mann, der nie weiter geht, als ihn seine fünf Sinne führen, geht immer sicher; und in der That, wenn Ihr Hyperbolus dafür sorgen wird, daſs in seinen Schauspielen jeder Sinn ergetzt und keiner beleidiget werde, so stehe ich ihm für die gute Aufnahme, und wenn sie noch zehnmahl schlechter wären als sie sind.

Wäre Demokrit zu Abdera weiter nichts gewesen, als was Diogenes zu Korinth war, so möchte ihm die Freyheit seiner Zunge vielleicht einige Ungelegenheit zugezogen haben. Denn so gern die Abderiten über wichtige

Dinge spaſsten, so wenig konnten sie ertragen, wenn man sich über ihre Puppen und Steckenpferde lustig machte. Aber Demokrit war aus dem besten Hause in Abdera, und, was noch mehr zu bedeuten hat, er war reich. Dieser doppelte Umstand machte, daſs man ihm nachsah, was man einem Filosofen in zerriſsnem Mantel schwerlich zu gut gehalten hätte. Sie sind auch ein unerträglicher Mensch, Demokrit! schnarrten die schönen Abderitinnen, und — ertrugen ihn doch.

Der Poet Hyperbolus machte noch am nehmlichen Abend ein entsetzliches Sinngedicht auf den Filosofen. Des folgenden Morgens lief es an allen Putztischen herum, und in der dritten Nacht ward es in allen Gassen von Abdera gesungen; denn Demokrit hatte eine Melodie dazu gesetzt.

---

9. KAPITEL.

Gute Gemüthsart der Abderiten, und wie sie sich an Demokrit wegen seiner Unhöflichkeit zu rächen wissen. Eine seiner Strafpredigten zur Probe. Die Abderiten machen ein Gesetz gegen alle Reisen, wodurch ein Abderitisches Mutterkind hätte klüger werden können. Merkwürdige Art, wie der Nomofylax Gryllus eine aus diesem Gesetz entstandene Schwierigkeit auflöst.

Es ist ordentlicher Weise eine gefährliche Sache, mehr Verstand zu haben als seine Mitbürger. Sokrates muſst' es mit dem Leben bezahlen; und wenn Aristoteles noch mit heiler Haut davon kam, als ihn der Oberpriester Eurymedon zu Athen der Ketzerey anklagte, so kam es bloſs daher, weil er sich in Zeiten aus dem Staube machte. Ich will den Athenern keine Gelegenheit geben, sagte er, sich zum zweyten Mahle an der Filosofie zu versündigen.

Die Abderiten waren bey allen ihren menschlichen Schwachheiten wenigstens keine sehr bösartigen Leute. Unter ihnen hätte Sokrates so alt werden können als Homers Nestor. Sie hätten ihn für eine wunderliche Art von Narren gehalten, und sich über seine vermeintliche Thorheit lustig gemacht; aber die Sache bis zum Giftbecher zu treiben, war nicht in ihrem Karakter. Demokrit ging so scharf mit ihnen zu Werke, daſs ein weniger jovialisches Volk die Geduld dabey verloren hätte. Gleichwohl bestand alle Rache, die sie an ihm nahmen, darin, daſs sie (unbekümmert mit welchem Grunde) eben so übel von ihm sprachen als er von ihnen, alles tadelten was er unternahm, alles lächerlich fanden was er sagte, und von allem, was er ihnen rieth, gerade das Gegentheil thaten. „Man muſs dem Filosofen durch den Sinn fahren, sagten sie; man muſs ihm nicht weiſs machen, daſs er alles besser wisse als wir.“ — Und, dieser Maxime zu Folge, begingen die guten Leute eine Thorheit über die andre, und glaubten wie viel sie dabey gewonnen hätten, wenn es ihn verdrösse. Aber hierin verfehlten sie ihres Zweckes gänzlich. Denn Demokrit lachte dazu, und ward aller ihrer Neckereyen wegen nicht einen Augenblick früher grau. — „O die Abderiten, die Abderiten! rief er zuweilen; da haben sie sich wieder selbst eine Ohrfeige gegeben, in Hoffnung, daſs es mir weh thun werde!“

Aber (sagten die Abderiten) kann man auch mit einem Menschen schlimmer daran seyn? Über alles in der Welt ist er andrer Meinung als wir. An allem, was uns gefällt, hat er etwas auszusetzen. Es ist doch sehr unangenehm, sich immer widersprechen zu lassen!

Aber wenn ihr nun immer Unrecht habt? antwortete Demokrit. — Und laſst doch einmahl sehen, wie es anders seyn könnte! — Alle eure Begriffe habt ihr eurer Amme zu danken; über alles denkt ihr noch eben so, wie ihr als Kinder davon dachtet. Eure Körper sind gewachsen, und eure Seelen liegen noch in der Wiege. Wie viele sind wohl unter euch, die sich die Mühe gegeben haben, den Grund zu erforschen, warum sie etwas wahr oder gut oder schön nennen? Gleich den Unmündigen und Säuglingen ist euch alles gut und schön, was eure Sinne kitzelt, was euch gefällt. Und auf was für kleinfügige, oft gar nicht zur Sache gehörende, Ursachen und Umstände kommt es an, ob euch etwas gefallen soll oder nicht! Wie verlegen würdet ihr oft seyn, wenn ihr sagen solltet, warum ihr dieſs liebt und jenes hasset! Grillen, Launen, Eigensinn, Gewohnheit euch von andern Leuten gängeln zu lassen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören, und, was sie euch vorgepfiffen haben, nachzupfeifen, — sind die Triebfedern, die bey euch die Stelle der Vernunft ersetzen. Soll ich euch sagen, woran der Fehler liegt? Ihr habt euch einen falschen Begriff von Freyheit in den Kopf gesetzt. Eure Kinder von drey oder vier Jahren haben freylich den nehmlichen Begriff davon; aber dieſs macht ihn nicht richtiger. Wir sind ein freyes Volk, sagt ihr; und nun glaubt ihr, die Vernunft habe euch nichts einzureden. „Warum sollten wir nicht denken dürfen, wie es uns beliebt? lieben und hassen wie es uns beliebt? bewundern oder verachten was uns beliebt? Wer hat ein Recht uns zur Rede zu stellen, oder unsern Geschmack und unsre Neigungen vor seinen Richterstuhl zu fordern?" — Nun denn, meine lieben Abderiten, so denkt und faselt, liebt und haſst, bewundert und verachtet, wie, wenn und was euch beliebt! Begeht Thorheiten so oft und so viel euch beliebt! Macht euch lächerlich wie es euch beliebt! Wem liegt am Ende was daran? So lang' es nur Kleinigkeiten, Puppen und Steckenpferde betrifft, wär' es unbillig, euch im Besitze des Rechtes, eure Puppe und euer Steckenpferd nach Belieben zu putzen und zu reiten, stören zu wollen. Gesetzt auch, eure Puppe wäre häſslich, und das, was ihr euer Steckenpferd nennt, sähe von vorn und von hinten einem Öchslein oder Eselein ähnlich: was thut das? Wenn eure Thorheiten euch glücklich und niemand unglücklich machen, was geht es andre Leute an daſs es Thorheiten sind? Warum sollte nicht der hochweise Rath von Abdera, in feierlicher Procession, einer hinter dem andern, vom Rathhause bis zum Tempel der Latona — Burzelbäume machen dürfen, wenn es dem Rath und dem Volke von Abdera so gefällig wäre? Warum solltet ihr euer bestes Gebäude nicht in einen Winkel, und eure schöne kleine Venus nicht auf einen Obelisk setzen dürfen? — Aber, meine lieben Landsleute, nicht alle eure Thorheiten sind so unschuldig wie diese; und wenn ich sehe, daſs ihr euch durch eure Grillen und Aufwallungen Schaden thut, so müſst' ich euer Freund nicht seyn, wenn ich still dazu schweigen könnte. Zum Beyspiel, euer Frosch- und Mäusekrieg mit den Lemniern, der unnöthigste und unbesonnenste der jemahls angefangen wurde, um einer Tänzerin willen? — Es fiel in die Augen, daſs ihr damahls unter dem unmittelbaren Einfluſs eures bösen Dämons waret, da ihr ihn beschlosset; alles half nichts, was man euch dagegen vorstellte. Die Lemnier sollten gezüchtigt werden, hieſs es; und, wie ihr Leute von lebhafter Einbildung seyd, so schien euch nichts leichter, als euch von ihrer ganzen

Insel Meister zu machen. Denn die Schwierigkeiten einer Sache pflegt ihr nie eher in Erwägung zu nehmen, als bis euch eure Nase daran erinnert. Doch dieſs alles möchte noch hingegangen seyn, wenn ihr nur wenigſtens die Ausführung eurer Entwürfe einem tüchtigen Mann aufgetragen hättet. Aber den jungen Afron zum Feldherrn zu machen, ohne daſs sich irgend ein möglicher Grund davon erdenken lieſs, als weil eure Weiber fanden, daſs er in seiner prächtigen neuen Rüstung so schön wie ein Paris sey; und — über dem Vergnügen, einen groſsen feuerfarbenen Federbusch auf seinem hirnlosen Kopfe nicken zu sehen — zu vergessen, daſs es nicht um ein Lustgefecht zu thun war: dieſs, läugnets nur nicht, dieſs war ein Abderitenstreich! Und nun, da ihr ihn mit dem Verlust eurer Ehre, eurer Galeren und eurer besten Mannschaft bezahlt habt, was hilft es euch, daſs die Athener, 10) die ihr euch in ihren Thorheiten zum Muster genommen habt, eben so sinnreiche Streiche, und zuweilen mit eben so glücklichem Ausgang zu spielen pflegen?

---

10) Die Athener hatten zu ihrem Kriege mit Megara keinen bessern Grund, (wenn man dem Aristofanes glauben dürfte) als daſs etliche junge Herren von Megara, um die Entführung einer Mega-

In diesem Tone sprach Demokrit mit den Abderiten, so oft sie ihm Gelegenheit dazu gaben; aber, wiewohl dieſs sehr oft geschah, so konnten sie sich doch unmöglich gewöhnen, diesen Ton angenehm zu finden. „So geht es, sagten sie, wenn man naseweisen Jünglingen erlaubt, in der weiten Welt herum zu reisen, um sich ihres Vaterlandes schämen zu lernen, und nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem Kopfe voll ausländischer Begriffe als Kosmopoliten zurück zu kommen, die alles besser wissen als ihre Groſsväter, und alles anderswo besser gesehen haben als zu Hause. Die alten Ägypter, die niemand reisen lieſsen eh' er wenigstens funfzig Jahre auf dem Rücken hatte, waren weise Leute!“

Und eilends gingen die Abderiten hin, und machten ein Gesetz: daſs kein Abderitensohn hinfort weiter als bis an den Korinthischen Isthmus, länger als ein Jahr, und anders als unter der Aufsicht eines bejahrten Hofmeisters von Altabderitischer Abkunft, Denkart und Sitte, sollte reisen dürfen. „Junge Leute müssen zwar die Welt sehen, sagte das

---

rischen Hetäre zu rächen, ein paar junge Dirnen von der nehmlichen Profession aus Aspasiens Pflanzschule entfürt hatten. Aspasia vermochte alles über den Perikles, Perikles alles in Athen, und so wurde den Megarern der Krieg angekündigt.

Dekret: aber eben darum sollen sie sich an jedem Orte nicht länger aufhalten, als bis sie alles, was mit Augen da zu sehen ist, gesehen haben. Besonders soll der Hofmeister genau bemerken, was für Gasthöfe sie angetroffen, wie sie gegessen, und wie viel sie bezahlen müssen; damit ihre Mitbürger sich in der Folge diese erſprieſslichen Geheimnachrichten zu Nutze machen können. Ferner soll, (wie das Dekret weiter sagt) zu Ersparung der Unkosten eines allzu langen Aufenthalts an Einem Orte, der Hofmeister dahin sehen, daſs der junge Abderit in keine unnöthige Bekanntschaften verwickelt werde. Der Wirth oder der Hausknecht, als an dem Orte einheimische und unbefangene Personen, können ihm am besten sagen, was da merkwürdiges zu sehen ist, wie die dasigen Gelehrten und Künstler heiſsen, wo sie wohnen, und um welche Zeit sie zu sprechen sind: dieſs bemerkt sich der Hofmeister in sein Tagebuch; und dann läſst sich in zwey oder drey Tagen, wenn man die Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenschein nehmen."

Zum Unglück für dieses weise Dekret befanden sich ein paar Abderitische junge Herren von groſser Wichtigkeit eben auſser Landes, als es abgefaſst und (nach alter Gewohnheit) dem Volk auf den Hauptplätzen der Stadt vorgesungen wurde. Der eine war der Sohn eines Krämers, der durch Geitz und niederträchtige Kunstgriffe in seinem Gewerbe binnen vierzig Jahren ein beträchtliches Vermögen zusammen gekratzt, und kraft desselben seine Tochter (das häſslichste und dümmste Thierchen von ganz Abdera) kürzlich an einen Neffen des kleinen dicken Rathsherrn, dessen oben rühmliche Erwähnung gethan worden, verheirathet hatte. Der andere war der einzige Sohn des Nomofylax, und sollte, um seinem Vater je eher je lieber in diesem Amte beygeordnet werden zu können, nach Athen reisen und sich mit dem Musikwesen daselbst genauer bekannt machen; während daſs der Erbe des Krämers, der ihn begleiten wollte, mit den Putzmacherinnen und Sträuſsermädchen allda genauere Bekanntschaft zu machen gesonnen war. Nun hatte das Dekret an den besondern Fall, worin sich diese jungen Herren befanden, nicht gedacht. Die Frage war also, was zu thun sey? Ob man auf eine Modifikazion des Gesetzes antragen, oder beym Senat bloſs um Dispensazion für den vorliegenden Fall ansuchen sollte?

Keines von beiden, sagte der Nomofylax, der eben mit Aufsetzung eines neuen Tanzes auf das Fest der Latona fertig und auſserordentlich mit sich selbst zufrieden war. Um etwas am Gesetze zu ändern, müſste man das Volk deſswegen zusammen berufen; und dieſs würde unsern Miſsgünstigen nur Gelegenheit geben die Mäuler aufzureiſsen. Was die Dispensazion betrifft, so ist zwar an dem, daſs man die Gesetze meistens um der Dispensazionen willen macht; und ich zweifle nicht, der Senat würde uns ohne Schwierigkeit zugestehen, was jeder in ähnlichen Fällen kraft des Gegenrechts fordern zu können wünscht. Indessen hat doch jede Befreyung das Ansehen einer erwiesenen Gnade; und wozu haben wir nöthig, uns Verbindlichkeiten aufzuhalsen? Das Gesetz ist ein schlafender Löwe, bey dem man, so lang' er nicht aufgeweckt wird, so sicher als bey einem Lamme vorbey schleichen kann. Und wer wird die Unverschämtheit oder die Verwegenheit haben, ihn gegen den Sohn des Nomofylax aufzuwecken?

Dieser Beschirmer der Gesetze war, wie wir sehen, ein Mann, der von den Gesetzen und von seinem Amte sehr verfeinerte Begriffe hatte, und sich der Vortheile, die ihm das letztere gab, fertig zu bedienen wuſste. Sein Nahme verdient aufbehalten zu werden. Er nannte sich Gryllus, des Cyniskus Sohn.

---

10. Kapitel.

Demokrit zieht sich aufs Land zurück, und wird von den Abderiten fleiſsig besucht. Allerley Raritäten, und eine Unterredung vom Schlaraffenlande der Sittenlehrer.

Demokrit hatte sich, da er in sein Vaterland zurück kam, mit dem Gedanken geschmeichelt, demselben, mittelst alles dessen um was sich sein Verstand und sein Herz indessen gebessert hatte, nützlich werden zu können. Er hatte sich nicht vorgestellt, daſs es mit den Abderitischen Köpfen so gar übel stände, als er es nun wirklich fand. Aber da er sich einige Zeit unter ihnen aufgehalten, sah er augenscheinlich, daſs es ein eitles Unternehmen gewesen wäre, sie verbessern zu wollen. Alles war bey ihnen so verschoben, daſs man nicht wuſste wo man die Verbesserung anfangen sollte. Jeder ihrer Miſsbräuche hing an zwanzig andern; es war unmöglich, Einen davon abzustellen, ohne den ganzen Staat umzuschaffen. Eine gute Seuche, (dacht' er) welche das ganze Völkchen — bis auf etliche Dutzend Kinder, die gerade groſs genug wären um der Ammen entbehren zu können — von der Erde vertilgte, wäre das einzige Mittel, das der Stadt Abdera helfen könnte; den Abderiten ist nicht zu helfen!

Er beschloſs also sich mit guter Art von ihnen zurück zu ziehen, und ein kleines Gut zu bewohnen, das er in ihrer Gegend besaſs, und mit dessen Benutzung und Verschönerung er sich die Stunden beschäftigte, die ihm sein Lieblingsstudium, die Erforschung der Naturwirkungen, übrig lieſs. Aber zum Unglück für ihn lag dieſs Landgut zu nahe bey Abdera. Denn weil die Lage desselben ungemein schön, und der Weg dahin einer der angenehmsten Spaziergänge war: so sah er sich alle Tage Gottes von einem Schwarm Abderiten und Abderitinnen (lauter Vettern und Basen) heimgesucht, welche das schöne Wetter und den angenehmen Spaziergang zum Vorwande nahmen, ihn in seiner glücklichen Einsamkeit zu stören.

Wiewohl Demokrit den Abderiten wenigstens nicht besser gefiel als sie ihm, so war doch die Wirkung davon sehr verschieden. Er floh sie, weil sie ihm lange Weile machten; und sie suchten ihn, weil sie sich die

Zeit dadurch vertrieben. Er wuſste die seinige anzuwenden; sie hingegen hatten nichts bessers zu thun.

„Wir kommen Ihnen in Ihrer Einsamkeit die Zeit kürzen zu helfen," sagten die Abderiten.

Ich pflege in meiner eigenen Gesellschaft sehr kurze Zeit zu haben, sagte Demokrit.

„Aber wie ist es möglich, daſs man immer so allein seyn kann? rief die schöne Pithöka. Ich würde vor langer Weile vergehen, wenn ich einen einzigen Tag leben sollte ohne Leute zu sehen."

Sie versprachen Sich, Pithöka; von Leuten gesehen zu werden, wollten Sie sagen.

„Aber, (fuhr einer heraus) woher nehmen Sie, daſs unser Freund lange Weile hat? Sein ganzes Haus ist mit Seltenheiten angefüllt. Mit Ihrer Erlaubniſs, Demokrit — Lassen Sie uns doch die schönen Sachen sehen, die Sie auf Ihrer Reise gesammelt haben."

Nun ging das Leiden des armen Einsiedlers erst recht an. Er hatte in der That eine schöne Sammlung von Naturalien aus allen Reichen der Natur mitgebracht: ausgestopfte Thiere und Vögel, getrocknete Fische, seltne

Schmetterlinge, Muscheln, Versteinerungen, Erze u. s. w. Alles war den Abderiten neu, alles erregte ihr Erstaunen. Der gute Naturforscher wurde in einer Minute mit so viel Fragen übertäubt, daſs er, wie Fama, aus lauter Ohren und Zungen hätte zusammen gesetzt seyn müssen, um auf alles antworten zu können.

„Erklären Sie uns doch, was dieses ist? wie es heiſst? woher es ist? wie es zugeht? warum es so ist?“

Demokrit erklärte so gut er konnte und wuſste: aber den Abderiten wurde nichts klärer dadurch; es war ihnen vielmehr als begriffen sie immer weniger von der Sache je mehr er sie erklärte. Seine Schuld war es nicht!

„Wunderbar! Unbegreiflich! Sehr wunderbar!“ — war ihr ewiger Gegenklang.

So natürlich als etwas in der Welt! erwiederte er ganz kaltsinnig.

„Sie sind gar zu bescheiden, Vetter! oder vermuthlich wollen Sie nur, daſs man Ihnen desto mehr Komplimente über Ihren guten Geschmack und über Ihre groſsen Reisen machen soll?“

Setzen Sie Sich deſswegen in keine Unkosten, meine Herren und Damen! Ich nehme alles für empfangen an.

„Aber es mag doch eine angenehme Sache seyn, so tief in die Welt hinein zu reisen?“ — sagte ein Abderit.

„Und ich dächte gerade das Gegentheil, erwiederte ein anderer. — Nehmen Sie alle die Gefahren und Beschwerlichkeiten, denen man täglich ausgesetzt ist, die schlimmen Straſsen, die schlechten Gasthöfe, die Sandbänke, die Schiffbrüche, die wilden Thiere, Krokodille, Einhörner, Greifen und geflügelte Löwen, von denen in der Barbarey alles wimmelt! —“

„Und dann, was hat man am Ende davon, (fiel ein Matador von Abdera ein) wenn man gesehen hat wie groſs die Welt ist? Ich dächte, das Stück, das ich selbst davon besitze; käme mir dann so klein vor, daſs ich keine Freude mehr daran haben könnte.“

„Aber rechnen Sie für nichts, so viel Menschen zu sehen?“ — erwiederte der erste.

„Und was sieht man denn da? Menschen! Die konnte man zu Hause sehen. Es ist allenthalben wie bey uns.“

„Ey, hier ist gar ein Vogel ohne Füſse!“ rief ein junges Frauenzimmer.

„Ohne Füſse? — Und der ganze Vogel nur eine einzige Feder! das ist erstaunlich! — sprach eine andere. Begreifen Sie das?“

„Ich bitte Sie, lieber Demokrit, erklären Sie uns, wie er gehen kann da er keine Füſse hat?“

„Und wie er mit einer einzigen Feder fliegt?“

„O, was ich am liebsten sehen möchte, sagte eine von den Basen, das wäre ein lebendiger Sfinx! — Sie müssen deren wohl viele in Ägypten gefunden haben?“

„Aber ists möglich, ich bitte Sie, daſs die Weiber und Töchter der Gymnosofisten in Indien — wie man sagt — Sie verstehen mich doch, was ich fragen will?“

Nicht ich, Frau Salabanda!

„O Sie verstehen mich gewiſs! Sie sind ja in Indien gewesen? Sie haben die Weiber der Gymnosofisten gesehen?“

O ja, und Sie können mir glauben, daſs die Weiber der Gymnosofisten weder mehr noch weniger Weiber sind als die Weiber der Abderiten.

„Sie erweisen uns viel Ehre. Aber dieſs ist nicht, was ich wissen wollte. Ich frage, ob es wahr ist, daſs sie —“ Hier hielt Frau Salabanda eine Hand vor ihren Busen, und die andere — kurz, sie setzte sich in die Stellung der Mediceischen Venus, um dem Filosofen begreiflich zu machen, was sie wissen wollte. „Nun verstehen Sie mich doch?“ sagte sie.

Ja, Madam, die Natur ist nicht karger gegen sie gewesen als gegen andre. Welch eine Frage das ist!

„Sie wollen mich nicht verstehen, loser Mann! Ich dächte doch, ich hätte Ihnen deutlich genug gesagt, daſs ich wissen möchte, ob es wahr sey daſs sie — weil Sie doch wollen, daſs ichs Ihnen unverblümt sage — so nackend gehen als sie auf die Welt kommen?“

„Nackend! — riefen die Abderitinnen alle auf einmahl. Da wären sie ja noch unverschämter als die Mädchen in Lacedämon! Wer wird auch so was glauben?“

Sie haben Recht, sagte der Naturforscher: die Weiber der Gymnosofisten sind weniger nackend als die Weiber der Griechen in ihrem vollständigsten Anzuge; sie sind vom Kopf bis zu den Füſsen in ihre Unschuld und in die öffentliche Ehrbarkeit eingehüllt.

„Wie meinen Sie das?“

Kann ich mich deutlicher erklären?

„Ach, nun versteh' ich Sie! Es soll ein Stich seyn! Aber Sie scherzen doch wohl nur mit Ihrer Ehrbarkeit und Unschuld. Wenn die Weiber der Gymnosofisten nicht haltbarer gekleidet sind, so — müssen sie entweder sehr häſslich, oder die Männer in ihrem Lande sehr frostig seyn.“

Keines von beiden. Ihre Weiber sind wohl gebildet, und ihre Kinder gesund und voller Leben; ein unverwerfliches Zeugniſs zu Gunsten ihrer Väter, däucht mich!

„Sie sind ein Liebhaber von Paradoxen, Demokrit, sprach der Matador; aber Sie werden mich in Ewigkeit nicht überreden, daſs die Sitten eines Volks desto reiner seyen, je nackender die Weiber desselben sind.“

Wenn ich ein so groſser Liebhaber von Paradoxen wäre als man mich beschuldigt, so würd' es mir vielleicht nicht schwer fallen, Sie dessen durch Beyspiele und Gründe zu überführen. Aber ich bin dem Gebrauch der Gymnosofisten nicht günstig genug, um mich

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen. Auch war meine Meinung gar nicht, das zu sagen was mich der scharfsinnige Kratylus sagen laſst. Die Weiber der Gymnosofisten schienen mir nur zu beweisen, daſs Gewohnheit und Umstände in Gebräuchen dieser Art alles entscheiden. Die Spartanischen Töchter, weil sie kurze Röcke, und die am Indus, weil sie gar keine Röcke tragen, sind darum weder unehrbarer noch gröſserer Gefahr ausgesetzt, als diejenigen, die ihre Tugend in sieben Schleier einwickeln. Nicht die Gegenstände, sondern unsre Meinungen von denselben, sind die Ursachen unordentlicher Leidenschaften. Die Gymnosofisten, welche keinen Theil des menschlichen Körpers für unedler halten als den andern, sehen ihre Weiber, wiewohl sie bloſs in ihr angebornes Fell gekleidet sind, für eben so gekleidet an, als die Skythen die ihrigen, wenn sie ein Tiegerkatzenfell um die Lenden hangen haben.

„Ich wünschte nicht, daſs Demokrit mit seiner Filosofie so viel über unsre Weiber vermöchte, daſs sie sich solche Dinge in den Kopf setzten,“ — sagte ein ehrenfester steifer Abderit, der mit Pelzwaaren handelte.

„Ich auch nicht,“ — stimmte ein Leinwandhändler ein.

Ich wahrlich auch nicht, sagte Demokrit, wiewohl ich weder mit Pelzen noch Leinwand handle.

„Aber Eins erlauben Sie mir noch zu fragen, lispelte die Base die so gern lebendige Sfinxe gesehen haben möchte: Sie sind in der ganzen Welt herum gekommen; und es soll da viele wunderbare Länder geben, wo alles anders ist als bey uns —“

„Ich glaube kein Wort davon,“ — murmelte der Rathsherr, indem er, wie Homers Jupiter, das ambrosische Haar auf seinem weisheitschwangern Kopfe schüttelte.

„Sagen Sie mir doch, fuhr die Base fort, in welchem unter allen diesen Ländern gefiel es Ihnen am besten?“

Wo könnt' es einem besser gefallen, als — zu Abdera.

„O wir wissen schon daſs dieſs Ihr Ernst nicht ist. Ohne Komplimente! antworten Sie der jungen Dame wie Sie denken,“ — sagte der Rathsherr.

Sie werden über mich lachen, erwiederte Demokrit: aber weil Sie es verlangen, schöne Klonarion, so will ich Ihnen die reine Wahrheit sagen. Haben Sie nie von einem

Lande gehört, wo die Natur so gefällig ist, neben ihren eigenen Verrichtungen auch noch die Arbeit der Menschen auf sich zu nehmen? Von einem Lande, wo ewiger Friede herrscht? wo niemand Knecht und niemand Herr, niemand arm und jedermann reich ist; wo der Durst nach Golde zu keinen Verbrechen zwingt, weil man das Gold zu nichts gebrauchen kann; wo eine Sichel ein eben so unbekanntes Ding ist als ein Schwert; wo der Fleiſsige nicht für den Müſsiggänger arbeiten muſs; wo es keine Ärzte giebt weil niemand krank wird, keine Richter weil es keine Händel giebt, keine Händel weil jedermann zufrieden ist, und jedermann zufrieden ist, weil jedermann alles hat was er nur wünschen kann; — mit Einem Worte, von einem Lande, wo alle Menschen so fromm wie die Lämmer, und so glücklich wie die Götter sind? — Haben Sie nie von einem solchen Lande gehört?

„Nicht, daſs ich mich erinnerte.“

Das nenn' ich ein Land, Klonarion! Da ist es nie zu warm und nie zu kalt, nie zu naſs und nie zu trocken; Frühling und Herbst regieren dort nicht wechselsweise, sondern, wie in den Gärten des Alcinous, zugleich in ewiger Eintracht. Berge und Thäler, Wälder und Auen sind mit allem angefüllt, was des Menschen Herz gelüsten kann. Aber nicht etwa daſs die Leute sich die Mühe geben müſsten die Hasen zu jagen, die Vögel oder Fische zu fangen, und die Früchte zu pflücken, die sie essen wollen; oder daſs sie die Gemächlichkeiten, deren sie genieſsen, erst mit vielem Ungemach erkaufen müſsten. Nein! alles macht sich da von selbst. Die Rebhühner und Schnepfen fliegen einem gespickt und gebraten um den Mund, und bitten demüthig daſs man sie essen möchte; Fische von allen Arten schwimmen gekocht in Teichen von allen möglichen Brühen, deren Ufer immer voll Austern, Krebse, Pasteten, Schinken und Ochsenzungen liegen. Hasen und Rehböcke kommen freywillig herbey gelaufen, streifen sich das Fell über die Ohren, stecken sich an den Bratspieſs, und legen sich, wenn sie gar sind, von selbst in die Schüssel. Allenthalben stehen Tische, die sich selbst decken; und weich gepolsterte Ruhebettchen laden allenthalben zum Ausruhen vom — Nichtsthun und zu angenehmen Ermüdungen ein. Neben denselben rauschen kleine Bäche von Milch und Honig, von Cyprischem Wein, Citronenwasser und andern angenehmen Getränken; und über sie her wölben sich, mit Rosen und Schasmin untermengt, Stauden voller Becher und Gläser, die sich, so oft sie ausgetrunken werden, gleich von selbst wieder anfüllen. Auch giebt es da Bäume, die statt der Früchte kleine Pastetchen, Bratwürste, Mandelkrapfen und Buttersemmeln tragen; andere, die an allen Ästen mit Geigen, Harfen, Cithern, Theorben, Flöten und Waldhörnern behangen sind, welche von sich selbst das angenehmste Koncert machen, das man hören kann. Die glücklichen Menschen, nachdem sie den wärmern Theil des Tages verschlafen und den Abend vertanzt, versungen und verscherzt haben, erfrischen sich dann in kühlen marmornen Bädern, wo sie von unsichtbaren Händen sanft gerieben, mit feinem Byssus, der sich selbst gesponnen und gewebt hat, abgetrocknet, und mit den kostbarsten Essenzen, die aus den Abendwolken herunter thauen, eingebalsamt werden. Dann legen sie sich auf schwellende Polster um volle Tafeln her, und essen und trinken und lachen, singen und tändeln und küssen die ganze Nacht durch, die ein ewiger Vollmond zum sanftern Tage macht; und — was noch das angenehmste ist —

„O gehen Sie, Herr Demokrit, Sie haben mich zum besten! Was Sie mir da erzählen, ist ja das Mährchen vom Schlaraffenlande, das ich tausendmahl von meiner Amme gehört habe, wie ich noch ein kleines Mädchen war.“

Aber Sie finden doch auch, Klonarion, daſs sichs gut in diesem Lande leben müſste?

„Merken Sie denn nicht, daſs unter allem diesem eine geheime Bedeutung verborgen liegt? sagte der weise Rathsmann; vermuthlich eine Satire auf gewisse Filosofen, welche das höchste Gut in der Wollust suchen.“

Schlecht gerathen, Herr Rathsherr! dachte Demokrit.

„Ich erinnere mich in den Amfiktyonen des Teleklides eine ähnliche Beschreibung des goldnen Alters gelesen zu haben,“ sagte Frau Salabanda. 11)

---

11) Frau Salabanda sagte die Wahrheit. Lange vor dem Hammel der Madame Daulnoy machte Lucian in seiner wahren Geschichte, und lange vor Lucian machten die Griechischen Komödiendichter, Metagenes, Ferekrates, Teklides, Krates und Kratinus, Beschreibungen vom Schlaraffenlande und vom Schlaraffenleben, worin sie sich in die Wette beeiferten, der ausschweifendsten Einbildungskraft eines neuern Mährchenmachers nichts übrig zu lassen. Die kühnsten Züge im Gemählde, welches Demokrit davon macht, sind aus den Fragmenten genommen, die uns Athenäus im sechsten Buche seines Gastmahls davon aufbehalten hat.

Das Land, das ich der schönen Klonarion beschrieb, sprach der Naturforscher, ist keine Satire: es ist das Land, in welches von jedem Dutzend unter euch weisen Leuten zwölf sich im Herzen hinein wünschen und nach Möglichkeit hinein arbeiten, und in welches uns eure Abderitischen Sittenlehrer hinein deklamieren wollen; wenn anders ihre Deklamazionen irgend einen Sinn haben.

„Ich möchte wohl wissen, wie Sie dieſs verstehen!“ — sagte der Rathsherr, der (vermög' einer vieljährigen Gewohnheit, nur mit halben Ohren zu hören, und sein Votum im Rathe schlummernd von sich zu geben) sich nicht gern die Mühe nahm einer Sache lange nachzudenken.

Sie lieben eine starke Beleuchtung, wie ich sehe, Herr Rathsmeister, erwiederte Demokrit. Aber zu viel Licht ist zum Sehen eben so unbequem als zu wenig. Helldunkel ist, däucht mich, gerade so viel Licht, als man braucht, um in solchen Dingen weder zu viel noch zu wenig zu sehen. Ich setze zum voraus, daſs Sie überhaupt sehen können. Denn wenn dieſs nicht wäre, so begreifen Sie wohl, daſs wir beym Lichte von zehen tausend

Sonnen nicht besser sehen würden, als beym Schein eines Feuerwurms.

„Sie sprechen von Feuerwürmern? — sagte der Rathsherr, indem er bey dem Worte Feuerwurm aus einer Art von Seelenschlummer erwachte, in welchen er über dem Gaffen nach Salabandens Busen, während Demokrit redete, gefallen war. — Ich dachte wir sprächen von den Moralisten.“

Von Moralisten oder Feuerwürmern, wie es Ihnen beliebt, versetzte Demokrit. Was ich sagen wollte, um Ihnen die Sache, wovon wir sprachen, deutlich zu machen, war dieſs: Ein Land, wo ewiger Friede herrscht, und wo alle Menschen in gleichem Grade frey und glücklich sind; wo das Gute nicht mit dem Bösen vermischt ist, Schmerz nicht an Wollust und Tugend nicht an Untugend grenzt, wo lauter Schönheit, lauter Ordnung, lauter Harmonie ist, — mit Einem Wort, ein Land, wie Ihre Moralisten den ganzen Erdboden haben wollen, ist entweder ein Land, wo die Leute keinen Magen und keinen Unterleib haben, oder es muſs schlechterdings das Land seyn, das uns Teleklides schildert, aus dessen Amfiktyonen ich (wie die schöne Salabanda sehr wohl bemerkt hat) meine Beschreibung genommen habe. Vollkommene Gleichheit, vollkommene Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, immer währende Eintracht — kurz, die Saturnischen Zeiten, wo man keine Könige, keine Priester, keine Soldaten, keine Rathsherren, keine Moralisten, keine Schneider, keine Köche, keine Ärzte und keine Scharfrichter braucht, sind nur in dem Lande möglich, wo einem die Rebhühner gebraten in den Mund fliegen, oder (welches ungefähr eben so viel sagen will) wo man keine Bedürfnisse hat. Dieſs ist, wie mich däucht, so klar, daſs es demjenigen, dem es dunkel ist, durch alles Licht im Feuerhimmel nicht klärer gemacht werden könnte. Gleichwohl ärgern sich Ihre Moralisten darüber, daſs die Welt so ist wie sie ist: und wenn der ehrliche Filosof, der die Ursachen weiſs warum sie nicht anders seyn kann, den Ärger dieser Herren lächerlich findet; so begegnen sie ihm als ob er ein Feind der Götter und der Menschen wäre; welches zwar an sich selbst noch lächerlicher ist, aber zuweilen da, wo die milzsüchtigen Herren den Meister spielen, einen ziemlich tragischen Ausgang nimmt.

„Aber was wollen Sie denn, daſs die Moralisten thun sollen?“

Die Natur erst ein wenig kennen lernen, ehe sie sich einfallen lassen es besser zu wissen als sie; verträglich und duldsam gegen die Thorheiten und Unarten der Menschen seyn, welche die ihrigen dulden müssen; durch Beyspiele bessern, statt durch frostiges Gewäsche zu ermüden oder durch Schmähreden zu erbittern; keine Wirkungen fordern wovon die Ursachen noch nicht da sind, und nicht verlangen daſs wir die Spitze eines Berges erreicht haben sollen, ehe wir hinauf gestiegen sind.

„So unsinnig wird doch niemand seyn?“ — sagte der Abderiten einer.

So unsinnig sind neun Zehntheile der Gesetzgeber, Projektmacher, Schulmeister und Weltverbesserer auf dem ganzen Erdenrund alle Tage! — sagte Demokrit.

Die zeitverkürzende Gesellschaft, welche die Laune des Naturforschers unerträglich zu finden anfing, begab sich nun wieder nach Hause, und dahlte unterwegs, beym Glanz des Abendsterns und einer schönen Dämmerung, von Sfinxen, Einhörnern, Gymnosofisten und Schlaraffenländern; und so viel Mannigfaltigkeit auch unter allen den Albernheiten, welche gesagt wurden, herrschte, so stimmten doch alle darin überein: daſs Demokrit ein wunderlicher, einbildischer, überkluger, tadelsüchtiger, wiewohl bey allem dem ganz kurzweiliger Sonderling sey. — Sein Wein ist das Beste, was man bey ihm ſindet, sagte der Rathsherr.

Gütiger Anubis! dachte Demokrit, da er wieder allein war: was man nicht mit diesen Abderiten reden muſs, um sich — die Zeit von ihnen vertreiben zu lassen!

11. Kapitel.

Etwas von den Abderitischen Filosofen, und wie Demokrit das Unglück hat, sich mit ein paar wohlgemeinten Worten in sehr schlimmen Kredit zu setzen.

Daſs man sich aber gleichwohl nicht einbilde, als ob alle Abderiten ohne Ausnahme durch ein Gelübde oder durch ihren Bürgereid verbunden gewesen seyen, nicht mehr Verstand zu haben als ihre Groſsmütter, Ammen und Rathsherren! Abdera, die Nebenbuhlerin von

Athen, hatte auch Filosofen, das heiſst, sie hatte Filosofen — wie sie Mahler und Dichter hatte. Der berühmte Sofist Protagoras war ein Abderit gewesen, und hatte eine Menge Schüler hinterlassen, die ihrem Meister zwar nicht an Witz und Beredsamkeit gleich kamen, aber ihm dafür auch an Eigendünkel und Albernheit desto überlegener waren.

Diese Herren hatten sich eine bequeme Art von Filosofie zubereitet, vermittelst welcher sie ohne Mühe auf jede Frag' eine Antwort fanden, und von allem was unter und über der Sonne ist so geläufig schwatzten, daſs — in so ferne sie nur immer Abderiten zu Zuhörern hatten — die guten Zuhörer sich festiglich einbildeten, ihre Filosofen wüſsten sehr viel mehr davon als sie selbst; wiewohl im Grunde der Unterschied nicht so groſs war, daſs ein vernünftiger Mann eine Feige darum gegeben hätte. Denn am Ende lief es doch immer darauf hinaus, daſs der Abderitische Filosof, etliche lange nichts bedeutende Wörter abgerechnet, gerade so viel von der Sache wuſste, als derjenige unter allen Abderiten, der — am wenigsten davon zu wissen glaubte.

Die Filosofen, vermuthlich weil sie es für zu klein hielten, in den Detail der Natur herab zu steigen, gaben sich mit lauter Aufgaben ab, die auſserhalb der Grenzen des menschlichen Verstandes liegen. Bis in diese Region, dachten sie, folgt uns niemand, als — wer unsers gleichen ist; und was wir auch den Abderiten davon vorsagen, so sind wir wenigstens gewiſs, daſs uns niemand Lügen strafen kann.

Zum Beyspiel, eine ihrer Lieblingsmaterien war die Frage: „Wie, warum, und woraus die Welt entstanden sey?“

„Sie ging aus einem Ey hervor, sagte Einer: der Äther war das Weiſse, das Chaos der Dotter, und die Nacht brütete es aus.“ 12)

---

12) Um denjenigen Lesern, welche weder den Diogenes Laerzius, noch des Deslandes oder Bruckers kritische Geschichte der Filosofie, noch die Kompendien des Herrn Formey oder D. Büschings, gelesen haben, irrige Vermuthungen zu ersparen, erinnert der Verfasser, daſs alle hier vorkommende Hypothesen sich eines sehr ehrwürdigen Alterthums, und zum Theil einer Menge Verfechter und Anhänger rühmen können. Die Meinung unsers Demokrit ist die einzige, welche, vermuthlich bloſs weil sie die vernünftigste ist, keine Sekte gemacht hat.

„Sie ist aus Feuer und Wasser entstanden," sagte ein Andrer.

„Sie ist gar nicht entstanden, sprach der Dritte. Alles war immer so wie es ist, und wird immer so bleiben wie es war."

Diese Meinung fand in Abdera wegen ihrer Bequemlichkeit vielen Beyfall. Sie erklärt alles, sagten sie, ohne daſs man nöthig hat, sich erst lange den Kopf zu zerbrechen. Es ist immer so gewesen, war die gewöhnliche Antwort eines Abderiten, wenn man ihn nach der Ursache oder dem Ursprung einer Sache fragte; und wer sich daran nicht ersättigen wollte, wurde für einen stumpfen Kopf angesehen.

„Was ihr Welt nennt, sagte der Vierte, ist eigentlich eine ewige Reihe von Welten, die, wie die Häute einer Zwiebel, über einander liegen, und sich nach und nach ablösen."

Sehr deutlich gegeben, riefen die Abderiten, sehr deutlich! Sie glaubten den Filosofen verstanden zu haben, weil sie sehr gut wuſsten, was eine Zwiebel war.

„Schimäre! sprach der Fünfte. Es giebt freylich unzählige Welten; aber sie entstehen aus der ungefähren Bewegung untheilbarer

Sonnenstäubchen, und es ist viel Glück, wenn, nach zehntausendmahl tausend übel gerathenen, endlich eine heraus kommt, die noch so leidlich vernünftig aussieht wie die unsrige."

„Atomen geb' ich zu, sprach der Sechste; aber keine Bewegung von ungefähr und ohne Richtung. Die Atomen sind nichts, oder sie haben bestimmte Kräfte und Eigenschaften, und, je nachdem sie einander ähnlich oder unähnlich sind, ziehen sie einander an, oder stoſsen sich zurück. Daher machte der weise Empedokles (der Mann, der, um die wahre Beschaffenheit des Ätna zu erkundigen, sich weislich in den Schlund desselben hinein gestürzt haben soll) Haſs und Liebe zu den ersten Ursachen aller Zusammensetzungen; und Empedokles hat Recht."

„Um Vergebung, meine Herren, ihr habt alle Unrecht, sprach der Filosof Sisamis. In Ewigkeit wird weder aus euerm mystischen Ey, noch aus euerm Bündniſs zwischen Feuer und Wasser, noch aus euern Atomen, noch aus euern Homöomerien, eine Welt heraus kommen, wenn ihr keinen Geist zu Hülfe nehmt. Die Welt ist (wie jedes andre Thier) eine Zusammensetzung von Materie und Geist. Der Geist ist es, der dem Stoffe Form giebt; beide sind von Ewigkeit her vereinigt: und, so wie einzelne Körper aufgelöst werden, so bald der Geist, der ihre Theile zusammen hielt, sich zurück zieht; so würde, wenn der allgemeine Weltgeist aufhören könnte das Ganze zu umfassen und zu beleben, Himmel und Erde im nehmlichen Augenblick in einen einzigen, ungeheuern, gestaltlosen, finstern und todten Klumpen zusammen fallen."

Davor wolle Jupiter und Latona seyn! riefen die Abderiten, nicht ohne sich zu entsetzen, wie sie den Mann eine so fürchterliche Drohung ausstoſsen hörten.

Es hat keine Gefahr, sagte der Priester Strobylus: so lange wir die Frösche der Latona in unsern Mauern haben, soll es der Weltgeist des Sisamis wohl bleiben lassen, solchen Unfug in der Welt anzurichten.

„Meine Freunde, sprach der Achte, der Weltgeist des weisen Sisamis ist mit den Atomen, Homöomerien, Zwiebeln und Eyern meiner Kollegen von gleichem Schlage. Einen Demiurg müssen wir annehmen, wenn wir eine Welt haben wollen: denn ein Gebäude setzt einen Baumeister oder wenigstens einen Zimmermeister voraus; und nichts macht sich von sich selbst, wie wir alle wissen."

Aber man spricht doch alle Tage: Dieſs wird schon von sich selbst kommen, oder von sich selbst gehen — sagten die Abderiten.

„Man spricht wohl so, antwortete jener: allein, wo habt ihr jemahls gesehen, daſs es wirklich so erfolgt wäre? Ich habe freylich unsre Archonten wohl tausendmahl sagen hören: Es wird sich schon geben! es wird schon kommen! dieſs oder jenes wird sich schon machen! Aber wir hatten gut warten: es gab sich nicht, kam nicht, und machte sich nicht.“

Nur allzu wahr, was die Werke unsrer Archonten betrifft; (sagte ein alter Schuhflicker, der für einen Mann von Einsicht beym Volke galt, und groſse Hoffnung hatte bey der nächsten Wahl Zunftmeister zu werden) aber mit den Werken der Natur, wie die Welt ist, mag es doch wohl anders bewandt seyn. Warum sollte die Welt nicht eben so gut aus dem Chaos hervor wachsen können, wie ein Pilz aus der Erde wächst?

„Meister Pfriem, versetzte der Filosof, zum Zunftmeister soll er Er meine und aller meiner Vettern Stimme haben; aber keine Einwürfe gegen mein System, wenn ich bitten darf! Die Pilze wachsen freylich von selbst aus der Erde hervor, weil — weil — weil sie Pilze sind: aber eine Welt wächst nicht von selbst, weil sie kein Pilz ist. Versteht Er mich nun, Meister Pfriem?“

Alle Anwesende lachten von Herzen, daſs Meister Pfriem so abgeführt war. „Die Welt ist kein Pilz; dieſs ist klar wie Tageslicht, riefen die Abderiten; da ist nichts einzuwenden, Meister Pfriem!“ —

Verzweifelt! murmelte der künftige Zunftmeister: aber so geht es, wenn man sich mit den Herren abgiebt, welche beweisen können, daſs der Schnee weiſs ist.

„Schwarz ist, wolltet ihr sagen, Nachbar.“

Ich weiſs, was ich gesagt habe und was ich sagen wollte, antwortete Meister Pfriem; und ich wünsche nur, daſs die Republik —

„Vergeſs' Er die vierzehn Stimmen nicht, die ich Ihm verschaffe, Meister Pfriem!“ rief der Filosof. —

Wohl, wohl! alles wohl! Aber Demiurg — das klingt mir bald so wie Demagog; und ich will weder Demagogen noch Demiurgen haben: ich bin für die

Freyheit; und wer ein guter Abderit ist, der schwinge seinen Hut und folge mir!

Und hiermit ging Meister Pfriem davon, (denn der Leser merkt von selbst, daſs alles dieſs in einer Halle von Abdera gesprochen wurde) und einige müſsige Tölpel, die ihn allerwegen zu begleiten pflegten, folgten ihm.

Aber der Filosof, ohne zu thun als ob er es gewahr werde, fuhr fort: „Ohne einen Baumeister, einen Demiurg, oder wie ihr ihn nennen wollt, läſst sich vernünftiger Weise keine Welt bauen. Aber, merket wohl, es kam auf den Demiurg an, ob und wie er bauen wollte; und laſst sehen wie er es anfing. Stellt euch die Materie als einen ungeheuern Klumpen von vollkommen dichtem Krystall vor; und den Demiurg, wie er mit einem groſsen Hammer von Diamant diesen Klumpen auf Einen Schlag in so viele unendlich kleine Stückchen zerschmettert, daſs sie durch den leeren Raum viele Millionen Kubikmeilen herum stieben. Natürlicher Weise brachen sich diese unendlich kleinen Stückchen Krystall auf verschiedene Art; und indem sie, mit der ganzen Heftigkeit der Bewegung, die ihnen der Schlag mit dem diamantenen Hammer gab, auf tausendfache Art wider einander fuhren, und sich unter einander auf allen Seiten stieſsen, schlugen und rieben, so entstand daraus nothwendig eine unzählige Menge Körperchen von allerley unregelmäſsigen Figuren: dreyeckige, viereckige, achteckige, vieleckige und runde. Aus den runden wurde Wasser und Luft, welche nichts anders als verdünntes Wasser ist; aus den dreyeckigen Feuer; aus den übrigen die Erde; und aus diesen vier Elementen setzt die Natur, wie ihr wiſst, alle Körper in der Welt zusammen."

Das ist wunderbar, sehr wunderbar! aber es begreift sich doch, sagten die Abderiten. Ein Klumpen Krystall, ein diamantener Hammer, und ein Demiurg, der den Krystall so meisterhaft in Stücken schlägt, daſs aus den Splittern, ohne seine weitere Bemühung, eine Welt entsteht! In der That die scharfsinnigste Hypothese, die man sehen kann, und gleichwohl so simpel, daſs man dächte, man hätte sie alle Augenblicke selbst erfinden können!

„Ich erkläre mittelst dieser so simpeln Voraussetzung alle mögliche Wirkungen der Natur," — sagte der Filosof mit selbstzufriednem Lächeln.

Nicht ein Wespennest, rief ein Neunter, Dämonax genannt, der den Behauptungen seiner Mitbrüder bisher mit stillschweigender Verachtung zugehört hatte. Es gehören andre Kräfte und Anstalten dazu, ein so groſses, so schönes, so wundervolles Werk, als dieses Weltgebäude ist, zu Stande zu bringen. Nur ein höchst vollkommner Verstand konnte den Plan davon erfinden; wiewohl ich gern gestehe, daſs zur Ausführung geringere Werkmeister hinlänglich waren. Er überlieſs sie verschiedenen Klassen der subalternen Götter, wies einer jeden Klasse ihren besondern Kreis an, in welchem sie arbeitet, und begnügte sich, die allgemeine Aufsicht über das Ganze zu führen. Es ist lächerlich, den Ursprung der Weltkörper, des Erdbodens, der Pflanzen, der Thiere, und alles dessen, was in Luft und Wasser ist, aus Atomen oder Sympathien oder ungefährer Bewegung, oder einem einzigen Hammerschlag erklären zu wollen. Geister sind es, welche in den Elementen herrschen, die Sfären des Himmels drehen, die organischen Körper bilden, das Fruhlingsgewand der Natur mit Blumen stikken, und die Früchte des Herbstes in ihren Schooſs ausgieſsen. Kann etwas faſslicher und angenehmer seyn als diese Theorie? Sie erklärt alles; sie leitet jede Wirkung aus einer ihr angemessenen Ursache ab; und durch sie begreift man die, in jedem andern System unerklärbare, Kunst der Natur eben so leicht, als man begreift, wie Zeuxis oder Parrhasius mit ein wenig gefärbter Erde eine bezaubernde Landschaft oder ein Bad der Diana erschaffen kann.

Was für eine schöne Sache es um die Filosofie ist! sagten die Abderiten. Alles, was man daran aussetzen möchte, ist, daſs einem unter so viel feinen Theorien die Wahl sauer wird.

Indessen machte doch der Pythagoräer, der alles durch Geister bewerkstelligte, das meiste Glück. Die Poeten, die Mahler, und alle übrige Schutzverwandten der Musen, mit dem sämmtlichen Frauenzimmer von Abdera an ihrer Spitze, erklärten sich für — die Geister; doch unter der Bedingung, daſs es ihnen erlaubt seyn müsse, sie in so angenehme Gestalten, als jedem gefällig sey, einzukleiden.

Ich bin nie ein besonderer Freund der Filosofie gewesen, (sagte der Priester Strobylus) und aus Ursache! Aber weil doch die Abderiten ihr Grübeln über das Wie und Warum der Dinge nun einmahl nicht lassen können: so habe ich gegen die Fysik des Dämonax noch immer am wenigsten einzuwenden; unter den gehörigen Einschränkungen verträgt sie sich noch so ziemlich mit —

„O sie verträgt sich mit allem in der Welt, sagte Dämonax; dieſs ist eben die Schönheit davon!“

Endlich nahm Demokrit das Wort: Soll ich euch, lieben Freunde, nach allen den feinen und kurzweiligen Sachen, die ihr bereits gehört habt, nun auch meine geringe Meinung sagen? Wenn es euch etwa wirklich darum zu thun seyn sollte, die Beschaffenheit der Dinge, die euch umgeben, kennen zu lernen, so däucht mich ihr nehmt einen ungeheuern Umweg. Die Welt ist sehr groſs; und von dem Standorte, woraus wir in sie hinein gucken, nach ihren vornehmsten Provinzen und Hauptstädten, ist es so weit, daſs ich nicht wohl begreife, wie sich einer von uns einfallen lassen kann, die Karte eines Landes aufzunehmen, wovon ihm (sein angebornes Dörfchen ausgenommen) alles übrige, ja sogar die Grenzen unbekannt sind. Ich dächte, ehe wir Kosmogonien und Kosmologien träumten, setzten wir uns hin und beobachteten, zum Beyspiel, den Ursprung einer Spinnewebe; und dieſs so lange, bis wir so viel davon heraus gebracht hätten, als fünf Menschensinne, mit Verstand angestrengt, daran entdecken können. Ihr werdet zu thun finden, das könnt ihr mir auf mein Wort glauben. Aber dafür werdet ihr auch erfahren, daſs euch diese einzige Spinnewebe mehr Aufschluſs über das groſse System der Natur, und würdigere Begriffe von seinem Urheber geben wird, als alle die feinen Weltsysteme, die ihr zwischen Wachen und Schlaf aus eurem eignen Gehirn heraus gesponnen habt.

Demokrit meinte dieſs im ganzen Ernst; aber die Filosofen von Abdera glaubten, daſs er ihrer spotten wolle. Er versteht nichts von der Pnevmatik, sagte der eine. Von der Fysik noch weniger, sagte der andere. Er ist ein Zweifler — er glaubt keine Grundtriebe — keinen Weltgeist — keinen Demiurg — keinen Gott! — sagte der dritte, vierte, fünfte, sechste und siebente. Man sollte solche Leute gar nicht im gemeinen Wesen dulden, sagte der Priester Strobylus.

12. Kapitel.

Demokrit zieht sich weiter von Abdera zurück. Wie er sich in seiner Einsamkeit beschäftigt. Er kommt bey den Abderiten in Verdacht daſs er Zauberkünste treibe. Ein Experiment, das er bey dieser Gelegenheit mit den Abderitischen Damen macht, und wie es abgelaufen.

Bey dem allen war Demokrit ein Menschenfreund in der ächtesten Bedeutung des Wortes. Denn er meinte es gut mit der Menschheit, und freute sich über nichts so sehr, als wenn er irgend etwas Böses verhüten, oder etwas Gutes thun, veranlassen oder befördern konnte. Und wiewohl er glaubte, daſs der Karakter eines Weltbürgers Verhältnisse in sich schlieſse, denen im Kollisionsfall alle andre weichen müſsten: so hielt er sich doch darum nicht weniger verbunden, als ein Bürger von Abdera, an dem Zustande seines Vaterlandes Antheil zu nehmen, und, so viel er könnte, zu dessen Verbesserung beyzutragen. Allein, da man den Leuten nur in so fern Gutes thun kann, als sie dessen fähig sind: so fand er sein Vermögen durch die unzähligen Hindernisse, die ihm die Abderiten entgegen setzten, in so enge Grenzen eingeschlossen, daſs er Ursache zu haben glaubte, sich für eine der entbehrlichsten Personen in dieser kleinen Republik anzusehen. Was sie am nöthigsten haben, dacht' er, und das Beste was ich an ihnen thun könnte, wäre, sie vernünftig zu machen. Aber die Abderiten sind freye Leute. Wenn sie nicht vernünftig seyn wollen, wer kann sie nöthigen?

Da er nun bey so bewandten Umständen wenig oder nichts für die Abderiten als Abderiten thun konnte, so hielt er sich für hinlänglich gerechtfertigt, wenn er wenigstens seine eigene Person in Sicherheit zu bringen suchte, und einen so groſsen Theil als immer möglich von derjenigen Zeit rettete, die er der Erfüllung seiner weltbürgerlichen Pflichten schuldig zu seyn meinte.

Weil nun seine bisherige Freystätte entweder nicht weit genug von Abdera entfernt war, oder wegen ihrer Lage und anderer Bequemlichkeiten so viel Reitz für die Abderiten hatte, daſs er, ungeachtet seines Aufenthalts auf dem Lande, sich doch immer mitten unter ihnen befand: so zog er sich noch ein paar Stunden weiter in einen Wald, der zu seinem Gute gehörte, zurück, und bauete sich in die wildeste Gegend desselben ein kleines Haus, wo er die meiste Zeit — in der einsamen Ruhe, die das eigene Element des Filosofen und des Dichters ist — dem Erforschen der Natur und der Betrachtung oblag.

Einige neuere Gelehrte — ob Abderiten oder nicht, wollen wir hier unentschieden lassen — haben sich von den Beschäftigungen dieses Griechischen Bakons in seiner Einsamkeit wunderliche, wiewohl auf ihrer Seite sehr natürliche Begriffe gemacht. — „Er arbeitete am Stein der Weisen, sagt Borrichius, und er fand ihn, und machte Gold.“ — Zum Beweis davon beruft er sich darauf, daſs Demokrit ein Buch von Steinen und Metallen geschrieben habe.

Die Abderiten, seine Zeitgenossen und Mitbürger, gingen noch weiter; und ihre Vermuthungen — die in Abderitischen Köpfen gar bald zur Gewiſsheit wurden — gründeten sich auf eben so gute Schlüsse, als jener des Borrichius. Demokrit war von Persischen Magiern erzogen worden; 13) er war zwanzig Jahre in den Morgenländern herum gereist; hatte mit Ägyptischen Priestern, Kaldäern, Brachmanen und Gymnosofisten Umgang gepflogen, und war in allen ihren Mysterien eingeweiht; hatte tausend Arkana von seinen Reisen mit sich gebracht, und wuſste zehn tausend Dinge, wovon niemahls etwas in eines Abderiten Sinn gekommen war. — Machte dieſs alles zusammen genommen nicht den vollständigsten Beweis, daſs er ein ausgelernter Meister in der Magie und allen davon abhängenden Künsten seyn muſste? — Der ehrwürdige Vater Delrio hätte Spanien, Portugall und Algarbien auf die Hälfte eines Beweises wie dieser zu Asche verbrennen lassen.

Aber die guten Abderiten hatten noch nähere Beweisthümer in Händen, daſs ihr gelehrter Landsmann — ein wenig hexen

---

13) Xerxes, der bey seinem Kriegszuge gegen die Griechen einige Tage zu Abdera bey Demokrits Vater sein Hauptquartier gehabt, hatte den damahls noch sehr jungen Demokrit lieb gewonnen, und zu dessen besserer Erziehung ein paar von den Magiern, die er bey sich hatte, zurück gelassen.

Diogen. Laert.

könne. Er sagte Sonnen- und Mondfinsternisse, Miſswachs, Seuchen und andre zukünftige Dinge zuvor. Er hatte einem verbuhlten Mädchen aus der Hand geweissagt, daſs sie — zu Falle kommen, und einem Rathsherrn von Abdera, dessen ganzes Leben zwischen Schlafen und Schmausen getheilt war, daſs er — an einer Unverdaulichkeit sterben würde; und beides war genau eingetroffen. Überdieſs hatte man Bücher mit wunderlichen Zeichen in seinem Kabinette gesehen; man hatte ihn bey allerley, vermuthlich magischen, Operazionen mit Blut von Vögeln und Thieren angetroffen; man hatte ihn verdächtige Kräuter kochen sehen; und einige junge Leute wollten ihn sogar in später Nacht — bey sehr blassem Mondschein — zwischen Gräbern sitzend überschlichen haben. „Um ihn zu schrecken, hatten wir uns in die scheuslichsten Larven verkleidet, sagten sie: Hörner, Ziegenfüſse, Drachenschwänze, nichts fehlte uns, um leibhafte Feldteufel und Nachtgespenster vorzustellen; wir bliesen sogar Rauch aus Nasen und Ohren, und machten es so arg um ihn herum, daſs ein Herkules vor Schrecken hätte zum Weibe werden mögen. Aber Demokrit achtete unser nicht; und, da wir es ihm endlich zu lange machten, sagte er bloſs: Nun, wird das Kinderspiel noch lange währen?“

Da sieht man augenscheinlich, sagten die Abderiten, daſs es nicht recht richtig mit ihm ist! Geister sind ihm nichts neues; er muſs wohl wissen, wie er mit ihnen steht!

„Er ist ein Zauberer; nichts kann gewisser seyn, sagte der Priester Strobylus; wir müssen ein wenig besser Acht auf ihn geben!“

Man muſs gestehen, daſs Demokrit, entweder aus Unvorsichtigkeit, oder (welches glaublicher ist) weil er sich wenig aus der Meinung seiner Landsleute machte, zu diesen und andern bösen Gerüchten einige Gelegenheit gab. Man konnte in der That nicht lange unter den Abderiten leben, ohne in Versuchung zu gerathen, ihnen etwas aufzuheften. Ihr Vorwitz und ihre Leichtgläubigkeit auf der einen Seite, und die hohe Einbildung, die sie sich von ihrer eignen Scharfsinnigkeit machten, auf der andern, forderten einen gleichsam heraus; und überdieſs war auch sonst kein Mittel, sich für die lange Weile, die man bey ihnen hatte, zu entschädigen. Demokrit befand sich nicht selten in diesem Falle: und da die Abderiten albern genug waren, alles, was er ihnen ironischer Weise sagte, im buchstäblichen Sinne zu nehmen; so entstanden daher die vielen ungereimten Meinungen und

Mährchen, die auf seine Rechnung in der Welt herum liefen, und noch viele Jahrhunderte nach seinem Tode von andern Abderiten für bares Geld angenommen, oder wenigstens ihm selbst unbilliger Weise zur Last gelegt wurden.

Er hatte sich, unter andern, auch mit der Fysiognomik abgegeben, und theils aus seinen eigenen Beobachtungen, theils aus dem was ihm andere von den ihrigen mitgetheilt, sich eine Theorie davon gemacht, von deren Gebrauch er (sehr vernünftig, wie uns däucht) urtheilte, daſs es damit eben so wie mit der Theorie der poetischen oder irgend einer andern Kunst beschaffen sey. Denn so wie noch keiner durch die bloſse Wissenschaft der Regeln ein guter Dichter oder Künstler geworden sey, und nur derjenige, welchen angebornes Genie, emsiges Studium, hartnäckiger Fleiſs und lange Übung zum Dichter oder Künstler gemacht, geschickt sey, die Regeln seiner Kunst recht zu verstehen und anzuwenden: so sey auch die Theorie der Kunst, aus dem Äuſserlichen des Menschen auf das Innerliche zu schlieſsen, nur für Leute von groſser Fertigkeit im Beobachten und Unterscheiden brauchbar, für jeden andern hingegen eine höchst ungewisse und betrügliche Sache; und eben darum müsse sie, als eine von den geheimen Wissenschaften oder groſsen Mysterien der Filosofie, immer nur der kleinen Zahl der Epopten [14] vorbehalten bleiben.

Diese Art von der Sache zu denken bewies, daſs Demokrit kein Scharlatan war: aber den Abderiten bewies sie bloſs, daſs er ein Geheimniſs aus seiner Wissenschaft mache. Daher lieſsen sie nicht ab, ihn, so oft sich die Rede davon gab, zu necken und zu plagen, daſs er ihnen etwas davon entdecken sollte. Besonders drückte dieser Vorwitz die Abderitinnen. Sie wollten von ihm wissen — an was für äuſserlichen Merkmahlen ein getreuer Liebhaber zu erkennen sey? ob Milon von Krotona [15] eine sehr groſse Nase gehabt habe? ob eine blasse Farbe ein nothwendiges Zeichen eines Verliebten sey? — und hundert andere Fragen dieser Art, mit denen sie seine Geduld so sehr ermüdeten, daſs er endlich, um ihrer los zu werden, auf den Einfall kam, sie ein wenig zu erschrecken.

---

[14] Epopten (Anschauer) hieſsen diejenigen, welche nach ausgestandner Prüfung zum Anschauen der groſsen Mysterien zu Eleusis zugelassen wurden.

[15] Ein Mann, von dessen wunderbarer Leibesstärke und Gefräſsigkeit die fabelhaften *Graeculi* erstaunliche Dinge zu erzählen wissen; zum Beyspiel, daſs er einen wohl gemästeten Ochsen drey hundert Schritte weit auf den Schultern getragen, und, nachdem er ihn mit einem einzigen Faustschlag todt gemacht, in Einem Tage aufgegessen habe.

Aber das haben Sie Sich wohl nicht vorgestellt, sagte Demokrit, daſs die Jungferschaft ein untrügliches Merkzeichen in den Augen haben könnte?

„In den Augen? riefen die Abderitinnen. O das ist nicht möglich! Warum just in den Augen?“

Es ist nicht anders, versetzte er; und was Sie mir gewiſs glauben können, ist, daſs mir dieses Merkmahl schon öfters von den Geheimnissen junger und alter Schönen mehr entdeckt hat, als sie Lust gehabt haben würden mir von freyen Stücken anzuvertrauen. 16)

Der zuversichtliche Ton, womit er dieſs sagte, verursachte einige Entfärbungen; wiewohl die Abderitinnen (die in allen Fällen, wo es auf die gemeine Sicherheit ihres Geschlechts

16) Eine der Hälfte des menschlichen Geschlechts verhaſste Sagacität — nennt dieſs Joh. Chrysostomus Magnenus in seinem Leben des Demokrit.

ankam, einander getreulich beyzustehen pflegten) mit groſser Hitze darauf bestanden, daſs sein vorgebliches Geheimniſs eine Schimäre sey.

Sie nöthigen mich durch Ihren Unglauben, daſs ich Ihnen noch mehr sagen muſs, fuhr der Filosof fort. Die Natur ist voll solcher Geheimnisse, meine schönen Damen; und wofür sollt' ich auch, wenn es sich der Mühe nicht verlohnte, bis nach Äthiopien und Indien gewandert seyn? Die Gymnosofisten, deren Weiber — wie Sie wissen — nackend gehen, haben mir sehr artige Sachen entdeckt.

„Zum Beyspiel?“ — sagten die Abderitinnen.

Unter andern ein Geheimniſs, welches ich wenn ich ein Ehemann wäre, lieber nicht zu wissen wünschen würde.

„Ach, nun haben wir die Ursache, warum sich Demokrit nicht verheirathen will!“ — rief die schöne Thryallis.

„Als ob wir nicht schon lange wüſsten, sagte Salabanda, daſs es seine Äthiopische Venus ist, die ihn für unsre Griechische so unempfindlich macht. — Aber Ihr Geheimniſs, Demokrit, wenn man es keuschen Ohren anvertrauen darf?“

Zum Beweise, daſs man es darf, will ich es den Ohren aller gegenwärtigen Schönen anvertrauen, antwortete der Naturforscher. Ich weiſs ein unfehlbares Mittel, wie man machen kann, daſs ein Frauenzimmer, im Schlafe, mit vernehmlicher Stimme alles sagt was sie auf dem Herzen hat.

„O gehen Sie, riefen die Abderitinnen, Sie wollen uns bange machen; aber — wir lassen uns nicht so leicht erschrecken.“

Wer wird auch an erschrecken denken, sagte Demokrit, wenn von einem Mittel die Rede ist, wodurch einer jeden ehrlichen Frau Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, daſs sie keine Geheimnisse hat, die ihr Mann nicht wissen dürfte?

„Wirkt Ihr Mittel auch bey Unverheiratheten?“ — fragte eine Abderitin, die weder jung noch reitzend genug zu seyn schien, um eine solche Frage zu thun.

Es wirkt vom zehnten Jahr an bis zum achtzigsten, erwiederte er, ohne Beziehung auf irgend einen andern Umstand, worin sich ein Frauenzimmer befinden kann.

Die Sache fing an ernsthaft zu werden. — Aber Sie scherzen nur, Demokrit? sprach die

Gemahlin eines Thesmotheten, nicht ohne eine geheime Furcht des Gegentheils versichert zu werden.

Wollen Sie die Probe machen, Lysistrata?

„Die Probe? — Warum nicht? — Voraus bedungen, daſs nichts Magisches dazu gebraucht wird. Denn mit Hülfe Ihrer Talismane und Geister könnten Sie eine arme Frau sagen machen was Sie wollten.“

Es haben weder Geister noch Talismane damit zu thun. Alles geht natürlich zu. Das Mittel, das ich gebrauche, ist die simpelste Sache von der Welt.

Die Damen fingen an, bey allen Grimassen von Herzhaftigkeit wozu sie sich zu zwingen suchten, eine Unruhe zu verrathen, die den Filosofen sehr belustigte. — „Wenn man nicht wüſste, daſs Sie ein Spötter sind, der die ganze Welt zum besten hat. — Aber darf man fragen, worin Ihr Mittel besteht?“

Wie ich Ihnen sagte, die natürlichste Sache von der Welt. Ein ganz kleines unschädliches Ding, einem schlafenden Frauenzimmer aufs Herzgrübchen gelegt, das ist das ganze Geheimniſs: aber es thut Wunder, Sie können mirs glauben! Es macht reden, so lange noch im innersten Winkel des Herzens was zu entdecken ist.

Unter sieben Frauenzimmern, die sich in der Gesellschaft befanden, war nur Eine, deren Miene und Geberde unverändert die nehmliche blieb wie vorher. Man wird denken, sie sey alt, oder häſslich, oder gar tugendhaft gewesen; aber nichts von allem diesem! Sie war — taub.

„Wenn Sie wollen, daſs wir Ihnen glauben sollen, Demokrit, so nennen Sie Ihr Mittel.“

Ich will es dem Gemahl der schönen Thryallis ins Ohr sagen, sprach der boshafte Naturkündiger.

Der Gemahl der schönen Thryallis war, ohne blind zu seyn, so glücklich, als Hagedorn einen Blinden schätzt dessen Gemahlin schön ist. Er hatte immer gute Gesellschaft, oder wenigstens was man zu Abdera so nannte, in seinem Hause. Der gute Mann glaubte, man finde so viel Vergnügen an seinem Umgang, und an den Versen die er seinen Besuchen vorzulesen pflegte. In der That hatte er das Talent, die schlechten Verse, die er machte, nicht übel zu lesen; und weil er mit vieler Begeisterung las, so wurde er nicht gewahr, daſs seine Zuhörer, anstatt auf seine Verse Acht zu geben, mit der schönen Thryallis liebäugelten. Kurz, der Rathsherr Smilax war ein Mann, der eine viel zu gute Meinung von sich selbst hatte, um von der Tugend seiner Gemahlin eine schlimme zu hegen.

Er bedachte sich also keinen Augenblick, dem Geheimniſs sein Ohr darzubieten.

Es ist weiter nichts, flüsterte ihm der Filosof ins Ohr, als die Zunge eines lebendigen Frosches, die man einer schlafenden Dame auf die linke Brust legen muſs. Aber Sie müssen Sich beym Ausreiſsen wohl in Acht nehmen, daſs nichts von den daran hängenden Theilen mitgeht, und der Frosch muſs wieder ins Wasser gesetzt werden.

„Das Mittel mag nicht übel seyn, sagte Smilax leise; nur Schade daſs es ein wenig bedenklich ist! Was würde der Priester Strobylus dazu sagen?“

Sorgen sie nicht dafür, versetzte Demokrit: ein Frosch ist doch keine Diana, der Priester Strobylus mag sagen was er will. Und zudem geht es dem Frosche ja nicht ans Leben.

„Ich darf es also weiter geben?“ — fragte Smilax.

Von Herzen gern! Alle Mannspersonen in der Gesellschaft dürfen es wissen; und ein jeder mag es ungescheut allen seinen Bekannten entdecken; nur mit der Bedingung, daſs es keiner weder seiner Frau noch seiner Geliebten wieder sage.

Die guten Abderitinnen wuſsten nicht was sie von der Sache glauben sollten. Unmöglich schien sie ihnen nicht; und was sollte auch Abderiten unmöglich scheinen? — Ihre gegenwärtigen Männer oder Liebhaber waren nicht viel ruhiger; jeder setzte sich heimlich vor, das Mittel ohne Aufschub zu probieren, und jeder (den glücklichen Smilax ausgenommen) besorgte, gelehrter dadurch zu werden als er wünschte.

„Nicht wahr, Männchen, — sagte Thryallis zu ihrem Gemahl, indem sie ihn freundlich auf die Backen klopfte, du kennst mich zu gut, um einer solchen Probe nöthig zu haben?“

„Der meinige sollte sich so etwas einfallen lassen, sagte Lagiska. Eine Probe setzt Zweifel voraus, und ein Mann, der an der Tugend seiner Frau zweifelt —“

— Ist ein Mann, der Gefahr läuft seine Zweifel in Gewiſsheit verwandelt zu sehen, setzte Demokrit hinzu, da er sah, daſs sie einhielt. — Das wollten Sie doch sagen, schöne Lagiska?

„Sie sind ein Weiberfeind, riefen die Abderitinnen allzumahl; aber vergessen Sie nicht, daſs wir in Thracien sind, und hüten Sie Sich vor dem Schicksal des Orfeus!“

Wiewohl dieſs im Scherz gesagt wurde, so war doch Ernst dabey. Natürlicher Weise läſst man sich nicht gern ohne Noth schlaflose Nächte machen; eine Absicht, von welcher wir den Filosofen um so weniger frey sprechen können, da er die Folgen seines Einfalles nothwendig voraus sehen muſste. Wirklich gab diese Sache den sieben Damen so viel zu denken, daſs sie die ganze Nacht kein Auge zuthaten; und da das vorgebliche Geheimniſs den folgenden Tag in ganz Abdera herum lief, so verursachte er dadurch etliche Nächte hinter einander eine allgemeine Schlaflosigkeit.

Indessen brachten die Weiber bey Tage wieder ein, was ihnen bey Nacht abging: und weil verschiedene sich nicht einfallen lieſsen, daſs man ihnen das Arkanum, wenn sie am Tage schliefen, eben so gut applicieren könne als bey Nacht, und daher ihr Schlafzimmer zu verriegeln vergaſsen; so bekamen die Männer unverhofft Gelegenheit, von ihren Froschzungen Gebrauch zu machen. Lysistrata, Thryallis, und einige andere, die am meisten dabey zu wagen hatten, waren die ersten, an denen die Probe, mit dem Erfolg den man leicht voraus sehen kann, gemacht wurde.

Aber eben dieſs stellte in kurzem die Ruhe in Abdera wieder her. Die Männer dieser Damen, nachdem sie das Mittel zwey- oder dreymahl ohne Erfolg gebraucht hatten, kamen in vollem Sprunge zu unserm Filosofen gelaufen, um sich zu erkundigen, was dieſs zu bedeuten hätte. — So? rief er ihnen entgegen; hat die Froschzunge ihre Wirkung gethan? Haben Ihre Weiber gebeichtet? — Kein Wort, keine Sylbe, sagten die Abderiten. — Desto besser! rief Demokrit: triumfieren Sie darüber! Wenn eine schlafende Frau mit einer Froschzunge auf dem Herzen nichts sagt, so ist es ein Zeichen, daſs sie — nichts zu sagen hat. Ich wünsche Ihnen Glück, meine Herren! Jeder von Ihnen kann sich rühmen, daſs er den Fönix der Weiber in seinem Hause besitze.

Wer war glücklicher als unsre Abderiten! Sie liefen so schnell als sie gekommen waren wieder zurück, fielen ihren erstaunten Weibern um den Hals, erstickten sie mit Küssen und Umarmungen, und bekannten nun freywillig was sie gethan hatten, um sich von der Tugend ihrer Hälften (wiewohl wir davon schon gewiſs waren, sagten sie) noch gewisser zu machen.

Die guten Weiber wuſsten nicht ob sie ihren Sinnen glauben sollten. Aber, wiewohl sie Abderitinnen waren, hatten sie doch Verstand genug sich auf der Stelle zu fassen, und ihren Männern ein so unzärtliches Miſstrauen, als dasjenige war dessen sie sich selbst anklagten, nachdrücklich zu verweisen. Einige trieben die Sache bis zu Thränen; aber alle hatten Mühe die Freude zu verbergen, die ihnen eine so unverhoffte Bestätigung ihrer Tugend verursachte; und wiewohl sie, der Anständigkeit wegen, auf Demokriten schmählen muſsten, so war doch keine, die ihn nicht dafür hätte umarmen mögen, daſs er ihnen einen so guten Dienst geleistet hatte. Freylich war dieſs nicht was er gewollt hatte. Aber die Folgen dieses einzigen unschuldigen Scherzes mochten ihn lehren, daſs man mit Abderiten nicht behutsam genug scherzen kann.

Indessen (wie alle Dinge dieser Welt mehr als Eine Seite haben) so fand sich auch, daſs aus dem Übel, welches unser Filosof den Abderiten wider seine Absicht zugefügt hatte, gleichwohl mehr Gutes entsprang, als man vermuthlich hätte erwarten können, wenn die Froschzungen gewirkt hätten. Die Männer machten die Weiber durch ihre unbegrenzte Sicherheit, und die Weiber die Männer durch ihre Gefälligkeit und gute Laune glücklich. Nirgends in der Welt sah man zufriednere Ehen als in Abdera. Und bey allem dem waren die Stirnen der Abderiten so glatt, und — die Ohren und Zungen der Abderitinnen so keusch, als bey andern Leuten.

13. KAPITEL.

Demokrit soll die Abderitinnen die Sprache der Vögel lehren. Im Vorbeygehen eine Probe, wie sie ihre Töchter bildeten.

Ein andermahl geschah es, daſs sich unser Filosof an einem schönen Frühlingsabend mit einer Gesellschaft in einem von den Lustgärten befand, womit die Abderiten die Gegend um ihre Stadt verschönert hatten.

„Wirklich verschönert?“ — Dieſs nun eben nicht: denn woher hätten die Abderiten nehmen sollen, daſs die Natur schöner ist als die Kunst, und daſs zwischen künsteln und verschönern ein Unterschied ist? — Doch davon soll nun die Rede nicht seyn.

Die Gesellschaft lag auf weichen mit Blumen bestreuten Rasen, unter einer hohen Laube, im Kreise herum. In den Zweigen eines benachbarten Baums sang eine Nachtigall. Eine junge Abderitin von vierzehn Jahren schien etwas dabey zu empfinden, wovon die übrigen nichts empfanden. Demokrit bemerkte es. Das Mädchen hatte eine sanfte Gesichtsbildung und Seele in den Augen. Schade für dich, daſs du eine Abderitin bist! dacht' er. Was sollte dir in Abdera eine empfindsame Seele? Sie würde dich nur unglücklich machen. Doch es hat keine Gefahr! Was die Erziehung deiner Mutter und Groſsmutter an dir unverdorben gelassen hat, werden die Söhnchen unsrer Archonten und Rathsherren, und was diese verschonen, wird das Beyspiel deiner Freundinnen zu Grunde richten. In weniger als vier Jahren wirst du eine Abderitin seyn wie die andern; und wenn du erst erfährst, daſs eine Froschzunge auf dem Herzgrübchen nichts zu bedeuten hat —

Was denken Sie, schöne Nannion? sagte Demokrit zu dem Mädchen.

„Ich denke, daſs ich mich dort unter die Bäume setzen möchte, um dieser Nachtigall recht ungestört zuhören zu können.“

Das alberne Ding! sagte die Mutter des Mädchens. Hast du noch keine Nachtigall gehört?

„Nannion hat Recht, sagte die schöne Thryallis; ich selbst höre für mein Leben gern den Nachtigallen zu. Sie singen mit einem solchen Feuer, und es ist etwas so eigenes in ihren Modulazionen, daſs ich schon oft gewünscht habe, zu verstehen was sie damit sagen wollen. Ich bin gewiſs, man würde die schönsten Dinge von der Welt hören. Aber Sie, Demokrit, der alles weiſs, sollten Sie nicht auch die Sprache der Nachtigallen verstehen?“

Warum nicht? antwortete der Filosof mit seinem gewöhnlichen Flegma: und die Sprache aller übrigen Vögel dazu!

„Im Ernste?“

Sie wissen ja, daſs ich immer im Ernste rede.

„O das ist allerliebst! Geschwind, übersetzen Sie uns was aus der Sprache der Nachtigallen! Wie hieſs das, was diese dort sang, als Nannion so davon gerührt wurde?“

Das läſst sich nicht so leicht ins Griechische übersetzen als Sie denken, schöne Thryallis. Es giebt keine Redensarten in unsrer Sprache, die dazu zärtlich und feurig genug wären.

„Aber wie können Sie denn die Sprache der Vögel verstehen, wenn Sie nicht auf Griechisch wieder sagen können, was Sie gehört haben?“

Die Vögel können auch kein Griechisch, und verstehen einander doch.

„Aber Sie sind kein Vogel, wiewohl Sie ein loser Mann sind, der uns immer zum besten hat.“

Daſs man in Abdera doch so gern arges von seinem Nächsten denkt! Indessen verdient Ihre Antwort, daſs ich mich näher erkläre. Die Vögel verstehen einander durch eine gewisse Sympathie, welche ordentlicher Weise nur unter gleichartigen Geschöpfen Statt hat. Jeder Ton einer singenden Nachtigall ist der lebende Ausdruck einer Empfindung, und erregt in der zuhörenden unmittelbar den *Unisono* dieser Empfindung. Sie versteht also, vermittelst ihres eignen innern Gefühls, was ihr jene sagen wollte; und gerade auf die nehmliche Weise versteh' ich sie auch.

„Aber wie machen Sie denn das?“ — fragten etliche Abderitinnen.

Die Frage war, nachdem Demokrit sich bereits so deutlich erklärt hatte, gar zu Abderitisch, als daſs er sie ihnen so ungenossen hätte hingehen lassen können. Er besann sich einen Augenblick.

Ich verstehe ihn, — sagte die kleine Nannion leise.

„Du verstehst ihn, du naseweises Ding? — schnarrte ihre Mutter das arme Mädchen an: — nun, laſs hören, Puppe, was verstehst du denn davon?“

Ich kann es nicht zu Worte bringen; aber ich empfind' es, däucht mich, erwiederte Nannion.

„Sie ist, wie Sie hören, noch ein Kind, sagte die Mutter; wiewohl sie so schnell aufgeschossen ist, daſs viele Leute sie für meine jüngere Schwester angesehen haben. Aber halten wir uns nicht mit dem Geplapper eines läppischen Mädchens auf, das noch nicht weiſs was es sagt!“

Nannion hat Gefühl, sagte **Demokrit**; sie findet den Schlüssel zur allgemeinen Sprache der Natur in ihrem Herzen, und vielleicht versteht sie mehr davon als —

„O mein Herr, ich bitte Sie, machen Sie mir die kleine Närrin nicht noch einbildischer! Sie ist ohnedieſs naseweis und schnippisch genug —“

Bravo, dachte **Demokrit**; nur so fortgefahren! Auf diesem Wege möchte noch Hoffnung für den Kopf und das Herz der kleinen **Nannion** seyn.

„Bleiben wir bey der Sache! (fuhr die Abderitin fort, die, ohne jemahls recht gewuſst zu haben wie und warum, die **unerkannte Ehre** hatte Nannions **Mutter** zu seyn) Sie wollten uns ja erklären wie es zuginge, daſs Sie die Sprache der Vögel verstehen?“

Wir sind den Abderitinnen die Gerechtigkeit schuldig, nicht zu bergen, daſs sie alles, was Demokrit von seiner Kenntniſs der Vögelsprache gesagt hatte, für bloſse **Prahlerey** hielten. Aber dieſs hinderte nicht, daſs die Fortsetzung dieses Gesprächs nicht etwas sehr unterhaltendes für sie gehabt hätte: denn sie hörten von nichts lieber reden, als von Dingen, die sie **nicht** glaubten und **doch** glaubten; als da ist von Sfinxen, Meermännern, Sibyllen, Kobolden, Popanzen, Gespenstern, und allem was in diese Rubrik gehört; und die Sprache der Vögel gehörte auch dahin, dachten sie.

Es ist ein Geheimniſs, erwiederte Demokrit, das ich von dem Oberpriester zu Memfis lernte, da ich mich in die Ägyptischen Mysterien einführen lieſs. Er war ein langer hagerer Mann, hatte einen sehr langen Nahmen, und einen noch längern eisgrauen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte. Sie würden ihn für einen Mann aus der andern Welt gehalten haben, so feierlich und geheimniſsvoll sah er in seiner spitzigen Mütze und in seinem schleppenden Mantel aus.

Die Aufmerksamkeit der Abderiten nahm merklich zu. Nannion, die sich ein wenig weiter zurück gesetzt hatte, lauschte mit dem linken Ohre der Nachtigall entgegen; aber von Zeit zu Zeit schoſs sie einen dankvollen Seitenblick auf den Filosofen, welchen dieser, so oft die Mutter auf ihren Busen sah oder ihren Hund küſste, mit aufmunterndem Lächeln beantwortete.

Das ganze Geheimniſs, fuhr er fort, besteht darin: Man schneidet unter einer gewissen Konstellazion sieben verschiedenen

Vögeln (deren Nahmen ich nicht entdecken darf) die Hälse ab, läſst ihr Blut in eine kleine Grube, die zu dem Ende in die Erde gemacht wird, zusammen flieſsen, bedeckt die Grube mit Lorberzweigen, und — geht seines Weges. Nach Verfluſs von ein und zwanzig Tagen kommt man wieder, deckt die Grube auf, und findet einen kleinen Drachen von seltsamer Gestalt, der aus der Fäulpiſs des vermischten Blutes entstanden ist. — 17)

---

17) **Plinius**, der in seiner Natur- und Kunstgeschichte Wahres und Falsches ohne Unterschied zusammen getragen hat, erzählt, im neun und vierzigsten Kapitel seines zehnten Buchs, in ganzem Ernste: Demokrit habe in einer seiner Schriften gewisse Vögel benennet, aus deren vermischtem Blut eine Schlange entstehe, welche die Eigenschaft habe, daſs derjenige, der sie esse, (ob mit Essig und Öhl, sagt er nicht) von Stund' an alles verstehe, was die Vögel mit einander reden. Wegen dieser und anderer ähnlicher Albernheiten, wovon (wie er sagt) die Schriften des Demokrit wimmeln, liest er ihm an einem andern Orte seines Werkes den Text sehr schulmeisterhaft. Aber **Gellius** (*Noct. Atticar. L. X. Cap.* 12.) vertheidigt unsern Filosofen mit besserm Grund, als Plinius ihn verurtheilt. Was konnte Demokrit dafür, daſs die Abderiten dumm genug waren, alles, was er im Ernste sagte, für Ironie, und alles, was er scherzweise sagte, für Ernst zu nehmen? Oder wie konnt' er verbin-

„Einen Drachen!“ — riefen die Abderitinnen mit allen Merkmahlen des Erstaunens.

Einen Drachen, wiewohl nicht viel gröſser als eine gewöhnliche Fledermaus. Diesen Drachen nehmen Sie, schneiden ihn in kleine Strücke, und essen ihn mit etwas Essig, Öhl und Pfeffer, ohne das mindeste davon übrig zu lassen; gehen darauf zu Bette, decken Sich wohl zu, und schlafen ein und zwanzig Stunden in Einem Stücke fort. Darauf erwachen Sie wieder, kleiden Sich an, gehen in Ihren Garten oder in ein Wäldchen, und erstaunen nicht wenig, indem Sie Sich augenblicklich auf allen Seiten von Vögeln umgeben und gegrüſst finden, deren Sprache und Gesang Sie so gut verstehen, als ob Sie alle Tage Ihres Lebens nichts als Elstern, Gänschen und Truthühner 18) gewesen wären.

---

dern, daſs nicht lange nach seinem Tode Abderitische Köpfe tausend Albernheiten, an die er nie gedacht hatte, unter seinem Nahmen und Ansehen an andre Abderiten verkauften? Was für klägliches Zeug lieſs ihn nicht erst im Jahre 1646 Magnenus in seinem *Democritus redivivus* sagen! Und was müssen nicht die Leute in der andern Welt von sich sagen lassen!

18) Dieſs ist wohl ein Irrthum des Übersetzers. Denn wer weiſs nicht, daſs die Truthühner dem Aristoteles selbst unbekannt waren, und unbekannt

Demokrit erzählte den Abderitinnen alles dieſs mit einer so gelassenen Ernsthaftigkeit, daſs sie sich um so weniger entbrechen konnten ihm Glauben beyzumessen, da er (ihrer Meinung nach) die Sache unmöglich mit so vielen Umständen hätte erzählen können, wenn sie nicht wahr gewesen wäre. Indessen wuſsten sie jetzt doch gerade nur so viel davon als nöthig war, um desto ungeduldiger zu werden alles zu wissen. —

„Aber, fragten sie, was für Vögel sind es denn, die man dazu braucht? Ist der Sperling, der Finke, die Nachtigall, die Elster, die Wachtel, der Rabe, der Kiebitz, die Nachteule, u. s. f. auch darunter? Wie sieht der Drache aus? Hat er Flügel? Wie viele hat er deren? Ist er gelb, oder grün, oder blau, oder rosenfarben? Speyt er Feuer? Beiſst oder sticht er nicht, wenn man ihn anrühren will? Ist er gut zu essen? Wie schmeckt er? Wie verdaut er sich? Was trinkt man dazu?“ — Alle diese Fragen, womit der gute Naturforscher von allen Seiten bestürmt wurde, machten ihm so warm, daſs er sich

seyn muſsten, weil sie erst aus Westindien zu uns und in die übrigen Theile unsrer Halbkugel gekommen sind! S. *Buffon Histoire naturelle des Oiseaux*, *T. III. p.* 187. u. f.

endlich am kürzesten aus dem Handel zu ziehen glaubte, wenn er ihnen gestände, er habe die ganze Historie nur zum Scherz ersonnen.

„O, dieſs sollen Sie uns nicht weiſs machen! — riefen die Abderitinnen: Sie wollen nur nicht daſs wir hinter Ihre Geheimnisse kommen. Aber wir werden Ihnen keine Ruhe lassen, verlassen Sie Sich darauf! Wir wollen den Drachen sehen, betasten, beriechen, kosten, und mit Haut und Knochen aufessen, oder — Sie sollen uns sagen, warum nicht!“

ZWEYTES BUCH.

Hippokrates in Abdera.

1. KAPITEL.

Eine Abschweifung über den Karakter und die Filosofie des Demokritus, welche wir den Leser nicht zu überschlagen bitten.

Wir wissen nicht, wie Demokrit es angefangen, um sich die neugierigen Weiber vom Halse zu schaffen. Genug, daſs uns diese Beyspiele begreiflich machen, wie ein bloſser zufälliger Einfall Gelegenheit habe geben können, den unschuldigen Naturforscher in den Ruf zu bringen, als ob er Abderit genug gewesen sey, alle die Mährchen, die er seinen albernen Landsleuten aufheſtete, selbst zu glauben. Diejenigen, die ihm dieſs zum Vorwurf nachgesagt haben, berufen sich auf seine Schriften. Aber schon lange vor den Zeiten des Vitruvius und Plinius wurden eine Menge unechter Büchlein mit viel bedeutenden Titeln unter seinem Nahmen herum getragen. Man weiſs, wie gewöhnlich diese Art von Betrug den müſsigen *Graeculis* der spätern Zeiten war. Die Nahmen Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orfeus, Pythagoras, Demokritus, waren ehrwürdig genug, um die armseligsten Geburten schaler Köpfe verkäuflich zu machen; insonderheit nachdem die Alexandrinische Filosofenschule die Magie in eine Art von allgemeiner Achtung, und die Gelehrten in den Geschmack gebracht hatte, sich bey den Ungelehrten das Ansehen zu geben als ob sie gewaltige Wundermänner wären, die den Schlüssel zur Geisterwelt gefunden hätten, und für die nun in der ganzen Natur nichts geheimes sey. Die Abderiten hatten den Demokrit in den Ruf der Zauberey gebracht, weil sie nicht begreifen konnten, wie man ohne ein Hexenmeister zu seyn so viel wissen könne, als sie — nicht wuſsten; und spätere Betrüger fabricierten Zauberbücher in seinem Nahmen, um von jenem Ruf bey den Dummköpfen ihrer Zeit Vortheile zu ziehen.

Überhaupt waren die Griechen groſse Liebhaber davon, mit ihren Filosofen den Narren zu treiben. Die Athener lachten herzlich, als ihnen der witzige Possenreiſser Aristofanes weiſs machte, Sokrates halte die Wolken für Göttinnen, messe aus, wie viele Flohfüſse hoch ein Floh springen könne, 1) lasse sich, wenn er meditieren wolle, in einem Korbe aufhängen, damit die anziehende

---

1) Nichts ist möglicher, als daſs Sokràtes wirklich einmahl etwas gesagt haben konnte, das zu diesem Aristofanischen Spaſs Anlaſs gegeben. Er durfte nur in einer Gesellschaft, wo die Rede von Gröſse und Kleinheit war, den Irrthum angemerkt haben, den man gewöhnlich begeht, da man von Groſs und Klein als von wesentlichen Eigenschaften spricht, und nicht bedenkt, daſs es bloſs auf den Maſsstab ankommt, ob eben dasselbe Ding groſs oder klein seyn soll. Er konnte nach seiner scherzhaften Art gesagt haben: man habe Unrecht, den Sprung eines Flohs nach der Attischen Elle zu messen; man müsse, um die Schnellkraft des Flohs mit derjenigen eines Luftspringers zu vergleichen, nicht den menschlichen Fuſs, sondern den Flohfuſs zum Maſs nehmen, wenn man anders den Flöhen Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle — und dergleichen. Nun brauchte nur ein Abderit in der Gesellschaft zu seyn, so können wir sicher darauf rechnen, daſs er es als eine groſse Ungereimtheit, die dem Filosofen entfahren sey, nach seiner eignen Art wieder erzählt haben werde: und wenn gleich Aristofanes klug genug war zu begreifen,

Kraft der Erde seine Gedanken nicht einsauge, u. s. w. und es dünkte sie überaus kurzweilig, den Mann, der ihnen immer die Wahrheit und also oft unangenehme Dinge sagte, wenigstens auf der Bühne platte Pedantereyen sagen zu hören. Und wie muſste sich nicht Diogenes (der unter den Nachahmern des Sokrates noch am meisten die Miene seines Originals hatte) von diesem Volke, das so gern lachte, miſshandeln lassen! Sogar der begeisterte Plato und der tiefsinnige Aristoteles blieben nicht von Anklagen frey, wodurch man sie zu dem groſsen Haufen der alltäglichen Menschen herab zu setzen suchte. Was Wunder also, daſs es dem Manne nicht besser ging, der so verwegen war mitten unter Abderiten Verstand zu haben!

Demokrit lachte zuweilen, wie wir alle, und würde vielleicht, wenn er zu Korinth

daſs Sokrates etwas kluges gesagt haben werde; so war es doch für einen Mann von seiner Profession und zu seiner Absicht, den Filosofen lächerlich zu machen, schon genug, daſs man diesem Einfall eine Wendung geben konnte, wodurch er geschickt wurde, die Zwerchfelle der Athener, welche (den Geschmack und den Witz abgerechnet) ziemlich Abderiten waren, einen Augenblick zu erschüttern.

oder Smyrna oder Syrakus oder an irgend einem andern Orte der Welt gelebt hätte, nicht **mehr** gelacht haben, als jeder andre Biedermann, der sich, aus Gründen oder von Temperaments wegen, aufgelegter fühlt die Thorheiten der Menschen zu belachen als zu beweinen. Aber er lebte unter **Abderiten.** Es war einmahl die Art dieser guten Leute, immer etwas zu thun, worüber man entweder lachen oder weinen oder ungehalten werden muſste: und **Demokrit lachte**, wo ein **Focion** die Stirne gerunzelt, ein **Kato** gepoltert, und ein **Swift** zugepeitscht hätte. Bey einem ziemlich langen Aufenthalt in Abdera konnte ihm also die Miene der Ironie wohl eigenthümlich werden: aber daſs er im buchstäblichen Verstande immer aus vollem Halse gelacht habe, wie ihm ein Dichter, der die Sachen gern übertreibt, nachsagt, 2) dieſs hätte wenigstens niemand in **Prosa** sagen sollen.

Doch diese Nachrede möchte immer hingehen, zumahl da ein so gepriesener Filosof wie **Seneka** unsern Freund Demokrit über diesen Punkt rechtfertigt, und sogar nachah-

---

2) *Perpetuo risu pulmonem agitare solebat Democritus.* — *Juvenal. Sat. X.* 33.

menswürdig findet. „Wir müssen uns dahin bestreben, sagt Seneka, daſs uns die Thorheiten und Gebrechen des groſsen Haufens sammt und sonders nicht hassenswürdig, sondern lächerlich vorkommen; und wir werden besser thun, wenn wir uns hierin den Demokrit als den Heraklit zum Muster nehmen. Dieser pflegte, so oft er unter die Leute ging, zu weinen; jener, zu lachen: dieser sah in allem unserm Thun eitel Noth und Elend; jener eitel Tand und Kinderspiel. Nun ist es aber freundlicher, das menschliche Leben anzulachen als es anzugrinsen; und man kann sagen, daſs sich derjenige um das Menschengeschlecht verdienter macht, der es belacht, als der es bejammert. Denn jener läſst uns doch noch immer ein wenig Hoffnung übrig; dieser hingegen weint alberner Weise über Dinge, die er bessern zu können verzweifelt. Auch zeigt derjenige eine gröſsere Seele, der, wenn er einen Blick über das Ganze wirft, sich nicht des Lachens — als jener, der sich der Thränen nicht enthalten kann; denn er giebt dadurch zu erkennen, daſs alles, was andern groſs und wichtig genug scheint um sie in die heftigsten Leidenschaften zu setzen, in seinen Augen so klein ist, daſs es nur den leichtesten und kaltblütigsten unter allen Affekten in ihm erregen kann.“ 3)

Im Vorbeygehen däucht mich, die Entscheidung des Sofisten Seneka habe Verstand; wiewohl er vielleicht besser gethan hätte, seine Gründe weder so weit herzu-

---

3) Bey allem dem erklärt sich doch Seneka bald darauf, daſs es noch besser und einem weisen Manne anständiger sey, die herrschenden Sitten und Fehler der Menschen sanft und gleichmüthig zu ertragen, als darüber zu lachen oder zu weinen. Mich dünkt, er hätte mit wenig Mühe finden können, daſs es — noch was bessers giebt als dieſs Bessere. Warum immer lachen, immer weinen, immer zürnen, oder immer gleichgültig seyn? Es giebt Thorheiten, welche belachenswerth sind; es giebt andere, die ernsthaft genug sind um dem Menschenfreunde Seufzer auszupressen; andre, die einen Heiligen zum Unwillen reitzen könnten; endlich noch andre, die man der menschlichen Schwachheit zu gut halten soll. Ein weiser und guter Mann *(nisi pituita molesta est*, wie Horaz weislich ausbedingt) lacht oder lächelt, bedauert oder beweint, entschuldigt oder verzeiht, je nachdem es Personen und Sachen, Ort und Zeit mit sich bringen. Denn lachen und weinen, lieben und hassen, züchtigen und los lassen, hat seine Zeit, sagt Salomon, welcher älter, klüger und besser war als Seneka mit allen seinen Antithesen.

hohlen, noch in so gekünstelte Antithesen einzuschrauben. Doch, wie gesagt, der bloſse Umstand, daſs Demokrit unter Abderiten lebte, und über Abderiten lachte, macht den Vorwurf, von welchem die Rede ist, (wie übertrieben er auch seyn mag) zum erträglichsten unter allem, was unserm Weisen aufgebürdet worden. Läſst doch Homer die Götter selbst über einen weit weniger lächerlichen Gegenstand — über den hinkenden Vulkan, der aus der gutherzigen Absicht, Friede unter den Olympiern zu stiften, den Mundschenken macht — in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen! Aber das Vorgeben, daſs Demokrit sich selbst freywillig des Gesichts beraubt habe, und die Ursachen, warum er das gethan haben soll, dieſs setzt auf Seiten derjenigen, bey denen es Eingang finden konnte, eine Neigung voraus, die wenigstens ihrem Kopfe wenig Ehre macht.

Und was für eine Neigung mag denn das seyn? — Ich will es euch sagen, lieben Freunde, und gebe der günstige Himmel, daſs es nicht gänzlich in den Wind gesagt seyn möge!

Es ist die armselige Neigung, jeden Dummkopf, jeden hämischen Buben für einen unverwerflichen Zeugen gelten zu lassen, so bald er einem groſsen Manne irgend eine überschwengliche Ungereimtheit nachsagt, welche sogar der alltäglichste Mensch bey fünf gesunden Sinnen zu begehen unfähig wäre.

Ich möchte nicht gern glauben, daſs diese Neigung so allgemein sey als die Verkleinerer der menschlichen Natur behaupten: aber dieſs wenigstens lehrt die Erfahrung, daſs die kleinen Anekdoten, die man von groſsen Männern auf Unkosten ihrer Vernunft zirkulieren zu lassen pflegt, sehr leicht bey den meisten Eingang finden. Doch vielleicht ist dieser Hang im Grunde nicht sträflicher als das Vergnügen, womit die Sternseher Flecken in der Sonne entdeckt haben? Vielleicht ist es bloſs das Unerwartete und Unbegreifliche, was die Entdeckung solcher Flecken so angenehm macht? Auſserdem findet sich auch nicht selten, daſs die armen Leute, indem sie einem groſsen Manne Widersinnigkeiten andichten, ihm (nach ihrer Art zu denken) noch viel Ehre zu erweisen glauben; und dieſs mag wohl, was die freywillige Blindheit unsers Filosofen betrifft, der Fall bey mehr als Einem Abderitischen Gehirne gewesen seyn.

„Demokrit beraubte sich des Gesichtes, sagt man, damit er desto tiefer denken könnte. Was ist hierin so unglaubliches? Haben wir nicht Beyspiele freywilliger Verstümmelungen von ähnlicher Art. Kombabus — Origenes —“

Gut! — Kombabus und Origenes warfen einen Theil ihrer selbst von sich, und zwar einen Theil, den wohl die meisten (im Fall der Noth) mit allen ihren Augen, und wenn sie deren so viel als Argus hätten, erkaufen würden. Allein sie hatten auch einen groſsen Beweggrund dazu. Was giebt der Mensch nicht um sein Leben! Und was thut oder leidet man nicht, um der Günstling eines Fürsten zu bleiben, oder gar eine Pagode zu werden! — Demokrit hingegen konnte keinen Beweggrund von dieser Stärke haben. Es möchte noch hingehen, wenn er ein Metafysiker oder ein Poet gewesen wäre. Dieſs sind Leute, die zu ihrem Geschäfte des Gesichts entbehren können. Sie arbeiten am meisten mit der Einbildungskraft, und diese gewinnt sogar durch die Blindheit. Aber wenn hat man jemahls gehört, daſs ein Beobachter der Natur, ein Zergliederer, ein Sternseher, sich die Augen ausgestochen hätte, um desto besser zu beobachten, zu zergliedern und nach den Sternen zu sehen?

Die Ungereimtheit ist so handgreiflich, daſs Tertullian die angebliche That unsers

Filosofen aus einer andern Ursache ableitet, die ihm aber zum wenigsten eben so ungereimt hätte vorkommen müssen, wenn er nicht gerade vonnöthen gehabt hätte, die Filosofen, die er zu Boden legen wollte, in Strohmänner zu verwandeln. „Er beraubte sich der Augen, sagt Tertullian, 4) weil er kein Weib ansehen konnte, ohne ihrer zu begehren.“ — Ein feiner Grund für einen Griechischen Filosofen aus dem Jahrhunderte des Perikles! Demokrit, der sich gewiſs nicht einfallen lieſs weiser seyn zu wollen als Solon, Anaxagoras, Sokrates, hatte auch vonnöthen zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen! Wahr ists, der Rath des letztern 5) (der Demokriten gewiſs nichts unbekanntes war, weil er Verstand genug hatte, sich ihn selbst zu geben) verfängt wenig gegen die Gewalt der Liebe; und einem Filosofen, der sein ganzes Leben dem Erforschen der Wahrheit widmen wollte, war allerdings sehr viel daran gelegen, sich vor einer so tyrannischen Leidenschaft zu hüten. Allein von dieser hatte auch Demokrit, wenigstens in Abdera, nichts zu besorgen. Die Abderi-

---

4) *Apolog. C.* 46.

5) *Memorab. Socrat. Lib. I. Cap.* 3. *Num.* 14.

tinnen waren zwar schön; aber die gütige Natur hatte ihnen die Dummheit zum Gegengift ihrer körperlichen Reitzungen gegeben. Eine Abderitin war nur schön bis sie — den Mund aufthat, oder bis man sie in ihrem Hauskleide sah. Leidenschaften von drey Tagen waren das Äuſserste, was sie einem ehrlichen Manne, der kein Abderit war, einflöſsen konnte; und eine Liebe von drey Tagen ist einem Demokrit am Filosofieren so wenig hinderlich, daſs wir vielmehr allen Naturforschern, Zergliederern, Meſskünstlern und Sternsehern demüthig rathen wollten, sich dieses Mittels, als eines vortrefflichen Recepts gegen Milzbeschwerungen, öfters zu bedienen, wenn nicht zu vermuthen wäre, daſs diese Herren zu weise sind eines Rathes vonnöthen zu haben. Ob Demokrit selbst die Kraft dieses Mittels zufälliger Weise bey einer oder der andern von den Abderitischen Schönen, die wir bereits kennen gelernt, versucht haben möchte, können wir aus Mangel authentischer Nachrichten weder bejahen noch verneinen. Aber daſs er, um gar nicht oder nicht zu stark von so unschädlichen Geschöpfen eingenommen zu werden, und weil er auf allen Fall sicher war daſs sie ihm die Augen nicht auskratzen würden, — schwach genug gewesen sey, sich solche selbst auszukratzen: dieſs mag Tertullian glauben so lang' es ihm beliebt; wir zweifeln sehr, daſs es jemand mitglauben wird.

Aber alle diese Ungereimtheiten werden unerheblich, wenn wir sie mit demjenigen vergleichen, was ein sonst in seiner Art sehr verdienter Sammler von Materialien zur Geschichte des menschlichen Verstandes die Filosofie des Demokritus nennt. Es würde schwer seyn, von einem Haufen einzelner Trümmer, Steine und zerbrochner Säulen, die man als vorgebliche Überbleibsel des groſsen Tempels zu Olympia aus unzähligen Orten zusammen gebracht hätte, mit Gewiſsheit zu sagen, daſs es wirklich Trümmer dieses Tempels seyen. Aber was würde man von einem Manne denken, der — wenn er diese Trümmer, so gut es ihm in der Eile möglich gewesen wäre, auf einander gelegt, und mit etwas Lehm und Stroh zusammen geflickt hätte — ein so armseliges Stückwerk, ohne Plan, ohne Fundament, ohne Gröſse, ohne Symmetrie und Schönheit, für den Tempel zu Olympia ausgeben wollte?

Überhaupt ist es gar nicht wahrscheinlich, daſs Demokrit ein System gemacht habe. Ein Mann, der sein Leben mit Reisen, Beobachtungen und Versuchen zubringt, lebt selten lange genug, um die Resultate dessen was er gesehen und erfahren in ein kunstmäſsiges Lehrgebäude zusammen zu fügen. Und in dieser Rücksicht könnte wohl auch Demokrit, wiewohl er über ein Jahrhundert gelebt haben soll, noch immer zu früh vom Tod überrascht worden seyn. Aber, daſs ein solcher Mann, mit dem durchdringenden Verstande und mit dem brennenden Durste nach Wahrheit, den ihm das Alterthum einhellig zuschreibt, fähig gewesen sey, handgreiflichen Unsinn zu behaupten, ist noch etwas weniger als unwahrscheinlich. „Demokrit (sagt man uns) erklärte das Daseyn der Welt lediglich aus den Atomen, dem leeren Raum, und der Nothwendigkeit oder dem Schicksal. Er fragte die Natur achtzig Jahre lang, und sie sagte ihm kein Wort von ihrem Urheber, von seinem Plan, von seinem Endzweck? Er schrieb den Atomen allen einerley Art von Bewegung zu, und wurde nicht gewahr, [6] daſs aus Elementen, die sich in parallelen Linien bewegen, in Ewigkeit keine Körper entstehen können? Er läugnete, daſs die Verbindung der Atomen nach dem Gesetze der Ähnlichkeit geschehe; er erklärte alles in der Welt aus einer unendlich schnellen aber blinden Bewegung: und behauptete gleichwohl daſs die Welt ein Ganzes sey?" u. s. w. Diesen und andern ähnlichen Unsinn setzt man auf seine Rechnung; citiert den Stobäus, Sextus, Censorinus; und bekümmert sich wenig darum, ob es unter die möglichen Dinge gehöre, daſs ein Mann von Verstand (wofür man gleichwohl den Demokrit ausgiebt) so gar erbärmlich räsonieren könnte. Freylich sind groſse Geister von der Möglichkeit sich zu irren, oder unrichtige Folgerungen zu ziehen, eben so wenig frey als kleine; wiewohl man gestehen muſs, daſs sie unendlichemahl seltener in diese Fehler fallen, als es die Lilliputter gern hätten: aber es giebt Albernheiten die nur ein Dummkopf zu denken oder zu sagen fähig ist, so wie es Unthaten giebt die nur ein Schurke begehen kann. Die besten Menschen haben ihre Anomalien, und die Weisesten leiden zuweilen eine vorüber gehende Verfinsterung; aber dieſs hindert nicht, daſs man nicht mit hinlänglicher Sicherheit von einem verständigen Manne sollte behaupten können: daſs er gewöhnlich, und besonders bey solchen Gelegenheiten, wo auch die Dümmsten allen den ihrigen zusammen raffen, wie ein Mann von Verstand verfahren werde.

---

[6] *Brucker, Histor. Crit. Philos. T. I. p.* 1190.

Diese Maxime könnte uns, wenn sie gehörig angewendet würde, im Leben manches rasche Urtheil, manche von wichtigen Folgen begleitete Verwechslung des Scheins mit der Wahrheit ersparen helfen. Aber den Abderiten half sie nichts. Denn zum Anwenden einer Maxime wird gerade das Ding erfordert — das sie nicht hatten. Die guten Leute behalfen sich mit einer ganz andern Logik als vernünftige Menschen; und in ihren Köpfen waren Begriffe associiert, die, wenn es keine Abderiten gäbe, sonst in aller Ewigkeit nie zusammen kommen würden. Demokrit untersuchte die Natur der Dinge, und bemerkte Ursachen gewisser Naturbegebenheiten ein wenig früher als die Abderiten: also war er ein Zauberer. — Er dachte über alles anders als sie, lebte nach andern Grundsätzen, brachte seine Zeit auf eine ihnen unbegreifliche Art mit sich selbst zu: — also war es nicht recht richtig in seinem Kopfe; der Mann hatte sich überstudiert, und man besorgte, dafs es einen unglücklichen Ausgang mit ihm nehmen werde. — Solche Schlüsse machen die Abderiten aller Zeiten und Orte!

2. KAPITEL.

Demokrit wird eines schweren Verbrechens beschuldigt, und von einem seiner Verwandten damit entschuldigt, daſs er seines Verstandes nicht recht mächtig sey. Wie er das Ungewitter, welches ihm der Priester Strobylus zubereiten wollte, noch zu rechter Zeit ableitet.

Was hört man von Demokriten? — sagten die Abderiten unter einander. — „Schon sechs ganzer Wochen will niemand nichts von ihm gesehen haben. — Man kann seiner nie habhaft werden; oder wenn man ihn endlich trifft, so sitzt er in tiefen Gedanken, und ihr habt eine halbe Stunde vor ihm gestanden, habt mit ihm gesprochen, und seyd wieder weggegangen, ohne daſs er es gewahr worden ist. Bald wühlt er in den Eingeweiden von Hunden und Katzen herum; bald kocht er Kräuter, oder steht mit einem groſsen Blasebalg in der Hand vor einem Zauberofen, und macht Gold, oder noch was ärgers. Bey Tage klettert er wie ein Steinbock die steilsten

Klippen des Hämus hinan, um — Kräuter zu suchen, als ob es deren nicht genug in der Nähe gäbe; und bey Nacht, wo sogar die unvernünftigen Geschöpfe der Ruhe pflegen, wickelt er sich in einen Skythischen Pelz, und guckt, beym Kastor! durch ein Blaserohr nach den Sternen.“

Ha, ha, ha! Man könnte sichs nicht närrischer träumen lassen! Ha, ha, ha! — lachte der kurze dicke Rathsherr.

Es ist bey allem dem Schade um den Mann, sagte der Archon von Abdera; man muſs gleichwohl gestehen daſs er viel weiſs.

Aber was hat die Republik davon? — versetzte ein Rathsherr, der sich mit Projekten, Verbesserungsvorschlägen, und Dedukzionen veralteter Ansprüche eine hübsche runde Summe von der Republik verdient hatte, und in Kraft dessen immer aus vollen Backen von seinen Verdiensten um das Abderitische Wesen prahlte, wiewohl das Abderitische Wesen sich durch alle seine Projekte, Dedukzionen und Verbesserungen nicht um hundert Drachmen besser befand.

Es ist wahr, (sprach ein andrer) mit seiner Wissenschaft läuft es auf lauter Spielwerk hinaus; nichts gründliches! *In minimis maximus!*

Und dann sein unerträglicher Stolz! seine Widersprechungssucht! sein ewiges Vernünfteln und Tadeln und Spötteln!“

Und sein schlimmer Geschmack!

Von der Musik wenigstens versteht er nicht den Guckuck, sagte der Nomofylax.

Vom Theater noch weniger, rief Hyperbolus.

Und von der hohen Ode gar nichts, sagte Fysignatus.

Er ist ein Scharlatan, ein Windbeutel —

Und ein Freygeist obendrein, schrie der Priester Strobylus; ein ausgemachter Freygeist, ein Mensch der nichts glaubt, dem nichts heilig ist! Man kann ihm beweisen, daſs er einer Menge Frösche die Zungen bey lebendigem Leibe ausgerissen hat.

Man spricht stark davon, daſs er deren etliche sogar lebendig zergliedert habe, sagte jemand.

Ists möglich? rief Strobylus mit allen Merkmahlen des äuſsersten Entsetzens; sollte dieſs bewiesen werden können? Gerechte Latona! wozu diese verfluchte Filosofie einen Menschen nicht bringen kann! Aber, ſollt' es wirklich bewieſen werden können?

Ich geb' es wie ich es empfangen habe, erwiederte jener.

Es muſs unterſucht werden, ſchrie Strobylus, hochpreiſlicher Herr Archon! Wohlweiſe Herren! — ich fordre Sie hiermit im Nahmen der Latona auf! Die Sache muſs unterſucht werden!

Wozu eine Unterſuchung? ſagte Thraſyllus, einer von den Häuptern der Republik, ein naher Anverwandter und vermuthlicher Erbe des Filoſofen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Aber ſie beweiſt weiter nichts, als was ich, leider! ſchon ſeit geraumer Zeit an meinem armen Vetter wahrgenommen habe, — daſs es mit ſeinem Verſtande nicht ſo gut ſteht als zu wünſchen wäre. Demokrit iſt kein ſchlimmer Mann; er iſt kein Verächter der Götter: aber er hat Stunden da er nicht bey ſich ſelber iſt. Wenn er einen Froſch zergliedert hat, ſo wollt' ich für ihn ſchwören daſs er den Froſch für eine Katze anſah.

Deſto ſchlimmer! ſagte Strobylus.

In der That, deſto ſchlimmer — für ſeinen Kopf und für ſein Hausweſen! — fuhr

Thrasyllus fort. Der arme Mann ist in einem Zustande, wobey wir nicht länger gleichgültig bleiben können. Die Familie wird sich genöthiget sehen die Republik um Hülfe anzurufen. Er ist in keiner Betrachtung fähig sein Vermögen selbst zu verwalten. Er wird bevogtet werden müssen.

Wenn dieſs ist — sagte der Archon mit einer bedenklichen Miene — und hielt inne.

Ich werde die Ehre haben, Ihre Herrlichkeit näher von der Sache zu unterrichten, versetzte der Rathsherr Thrasyllus.

Wie? Demokrit sollte nicht bey Verstande seyn? rief einer aus den Anwesenden. Meine Herren von Abdera, bedenken Sie wohl was Sie thun! Sie sind in Gefahr, dem ganzen Griechenland ein groſses Lachen zuzubereiten. Ich will meine Ohren verloren haben, wenn Sie einen verständigern Mann diesseits und jenseits des Hebrus finden, als diesen nehmlichen Demokrit! Nehmen Sie Sich in Acht, meine Herren! die Sache ist kitzlicher als Sie vielleicht denken.

Unsre Leser erstaunen — aber wir wollen ihnen sogleich aus dem Wunder helfen. Derjenige, der dieſs sagte, war kein Abderit. Er war ein Fremder aus Syrakus, und (was die Rathsherren von Abdera in Reſpekt erhielt) ein naher Verwandter des ältern Dionysius, der sich vor kurzem zum Fürsten dieser Republik aufgeworfen hatte.

Sie können versichert seyn, antwortete der Archon dem Syrakuser, daſs wir nicht weiter in der Sache gehen werden als wir Grund finden.

Ich nehme zu viel Antheil an der Ehre, welche der erlauchte Syrakuser meinem Vetter durch seine gute Meinung erweist, sagte Thrasyllus, als daſs ich nicht wünschen sollte, sie bestätigen zu können. Es ist wahr, Demokrit hat seine hellen Augenblicke; und in einem solchen wird ihn der Prinz gesprochen haben. Aber leider! es sind nur Augenblicke —

So müssen die Augenblicke in Abdera sehr lang seyn, fiel der Syrakuser ein.

Hoch- und Wohlweise Herren, sagte der Priester Strobylus, die Umstände mögen beschaffen seyn wie sie wollen, bedenken Sie daſs die Rede von einem lebendig zergliederten Frosche ist! Die Sache ist wichtig, und ich dringe auf Untersuchung. Denn davor sey Latona und Apollo, daſs ich fürchten sollte —“

Beruhigen Sie Sich, Herr Oberpriester, fiel ihm der Archon ins Wort — der (unter uns gesagt) selbst ein wenig im Verdachte stand, von den Fröschen der Latona nicht so gesund zu denken, wie man in Abdera davon denken muſste. — Auf die erste Anregung, welche von Seiten der Vorsteher des geheiligten Teiches beym Senat gemacht werden wird, sollen die Frösche alle gebührende Genugthuung erhalten!

Der Syrakuser benachrichtigte Demokriten unverzüglich von allem, was in dieser Gesellschaft gesprochen worden war.

Laſs den fettesten jungen Pfau 7) im Hühnerhofe würgen, und an den Bratspieſs stecken, sagte Demokrit zu seiner Haushälterin, und benachrichtige mich wenn er gar ist.

---

7) Hier scheint sich eine Unrichtigkeit in den Text eingeschlichen zu haben. Der Pfau war vor Alexanders Eroberung des Persischen Reiches ein unbekannter Vogel in Griechenland. Und da er nachmahls aus Asien nach Europa überging, war er anfangs so selten, daſs man ihn zu Athen um Geld sehen lieſs. Jedoch wurde er in kurzer Zeit (nach dem Ausdruck des Komödienschreibers Antifanes) so gemein als die Wachteln. In der üppigen Epoche von Rom wurde deren eine unendliche Menge

Des nehmlichen Abends, als sich Strobylus zu Tische setzte, ward der gebratne Pfau in einer silbernen Schüssel, als ein Geschenk von Demokritus, aufgetragen. Als man ihn öffnete, siehe, da war er mit hundert goldnen Dariken 8) gefüllt. Es muſs doch nicht so gar übel mit dem Verstande des Mannes stehen, dachte Strobylus.

---

daselbst erzogen, und der Pfau machte ein vorzügliches Gericht auf den Römischen Tafeln aus. Woher der Herr von Büffon genommen hat, daſs die Griechen keine Pfauen gegessen, weiſs ich nicht; das Gegentheil hätte ihm eine Stelle aus dem Poeten Alexis beym Athenäus beweisen können. Indessen wäre doch, wenn es vor Alexandern keine Pfauen in Europa gegeben hätte, gewiſs, daſs Demokrit dem Priester Strobylus keinen gebratnen Pfau hätte schicken können; man müſste denn voraussetzen, daſs dieser Naturforscher unter andern Seltenheiten auch Pfauen aus Indien mitgebracht hätte. Und warum sollte man dieſs nicht voraussetzen können? Im Nothfall könnten uns auch die alten Samischen Münzen, auf denen man neben der Juno einen Pfau abgebildet sieht, aus der Schwierigkeit helfen — wenn es der Mühe werth wäre.

8) Eine Persische Goldmünze, die von Cyaxares II. oder Darius aus Medien, nach der Eroberung Babylons zuerst soll geschlagen worden seyn.

Das Mittel wirkte unverzüglich was es wirken sollte. Der Oberpriester liefs sich den Pfau herrlich schmecken, trank Griechischen Wein dazu, strich die hundert Dariken in seinen Beutel, und dankte der Latona für die Genugthuung, die sie ihren Fröschen verschafft hatte.

Wir haben alle unsre Fehler, sagte Strobylus des folgenden Tages in einer grofsen Gesellschaft. Demokrit ist zwar ein Filosof; aber ich finde doch, dafs er es so übel nicht meint als ihn seine Feinde beschuldigen. Die Welt ist schlimm; man hat wunderliche Dinge von ihm erzählt: aber ich denke gern das Beste von jedermann. Ich hoffe sein Herz ist besser als sein Kopf! Es soll nicht gar zu richtig in dem letztern seyn, und ich glaub' es selbst. Einem Menschen in solchen Umständen mufs man viel zu gut halten. Ich bin gewifs, dafs er der feinste Mann in ganz Abdera wäre, wenn ihm die Filosofie den Verstand nicht verdorben hätte!

Strobylus fing durch diese Rede zwey Fliegen mit Einer Klappe. Er entledigte sich seiner Verbindlichkeit gegen unsern Filosofen, da er von ihm als von einem guten Manne sprach, und machte sich ein Verdienst um den Rathsherrn Thrasyllus, indem er es auf Unkosten seines Verstandes that. Woraus zu ersehen ist, daſs der ehrwürdige Priester Strobylus, bey aller seiner Einfalt oder Dummheit (wenn man es so nennen will) ein schlauer Gast war.

3. KAPITEL.

Eine kleine Abschweifung in die Regierungszeit Schach-Bahams des Weisen. Karakter des Rathsherrn Thrasyllus.

Es giebt eine Art von Menschen, die man viele Jahre lang kennen und beobachten kann, ohne mit sich selbst einig zu werden, ob man sie in die Klasse der schwachen oder der bösen Leute setzen soll. Kaum haben sie einen Streich gemacht, dessen kein Mensch von einiger Überlegung fähig zu seyn scheint, so überraschen sie uns durch eine so wohl ausgedachte Bosheit, daſs wir, mit allem gutem Willen von ihrem Herzen das Beste zu denken, uns in der Unmöglichkeit befinden, die Schuld auf ihren Kopf zu legen.

Gestern nahmen wir es für ausgemacht an, daſs Herr Quidam so schwach von Verstand sey, daſs es Sünde wäre ihm seine Ungereimtheiten zu Verbrechen zu machen: heute überführt uns der Augenschein, daſs der Mann zu übelthätig ist um ein bloſser Dummkopf zu seyn; wir sehen keinen Ausweg, ihn von der Schuld eines bösen Willens frey zu sprechen. Aber kaum haben wir hierüber unsre Partey genommen: so sagt oder thut er etwas, das uns wieder in unsre vorige Hypothese zurück wirft, oder wenigstens in eine der unangenehmsten Seelenlagen, in die Verlegenheit setzt, nicht zu wissen, was wir von dem Manne denken, oder — wenn unser Unstern will daſs wir mit ihm zu thun haben müssen — was wir mit ihm anfangen sollen.

Die geheime Geschichte von Agra sagt, daſs der berühmte Schach-Baham sich einsmahls mit einem seiner Omrahs in diesem Falle befunden habe. Der Omrah wurde beschuldigt, daſs er Ungerechtigkeiten ausgeübt habe.

So soll er gehangen werden, sagte Schach-Baham.

„Aber, Sire, hielt man ihm entgegen, der arme Kurli ist ein so schwacher Kopf, daſs noch die Frage ist, ob er den Unterschied zwischen Recht und Link deutlich genug einsieht, um zu wissen ob er eine Ungerechtigkeit begeht oder nicht.“

Wenn dieſs ist, sagte Schach - Baham, so schickt ihn ins Narrenhospital!

„Gleichwohl, Sire, da er Verstand genug hat einem Wagen mit Heu auszuweichen, und bey einem Pfeiler, an dem er sich den Kopf zerschellen könnte, vorbey zu gehen, weil er wohl merkt daſs der Pfeiler nicht bey ihm vorbey gehen werde —“

Merkt er das? rief der Sultan; beym Barte des Profeten, so sagt mir nichts weiter. Morgen soll man sehen, ob Justiz in Agra ist.

„Indessen giebt es Leute, die Ihre Majestät versichern werden, daſs der Omrah — seine Dummheit ausgenommen, die ihn zuweilen boshaft macht — der ehrlichste Mann von der Welt ist.“

„Um Vergebung! (fiel ein andrer von den anwesenden Höflingen ein) gerade das Gegentheil! Kurli hat alles, was noch gut an ihm ist, seiner Dummheit zu danken. Er würde zehnmahl schlimmer seyn als er ist, wenn er Verstand genug hätte zu wissen wie ers anfangen sollte.“

Wiſst ihr auch, meine Freunde, daſs in allem, was ihr mir da sagt, kein Menschenverstand ist? versetzte Schach-Baham. Vergleicht euch erst mit euch selbst, wenn ich bitten darf! Kurli, spricht dieser, ist ein böser Mann, weil er dumm ist. — Nein, spricht jener, er ist dumm, weil er boshaft ist. — Gefehlt, spricht der dritte; er würde ein schlimmerer Mann seyn, wenn er nicht so dumm wäre. — Wie wollt ihr, daſs unser einer aus diesem Galimatias klug werde? Da entscheide mir einmahl jemand, was ich mit ihm anfangen soll! Denn entweder ist er zu boshaft fürs Narrenhospital, oder zu dumm für den Galgen.

„Dieſs ist es eben, sagte die Sultanin Darejan. Kurli ist zu dumm um sehr boshaft zu seyn; und doch würde Kurli noch weniger boshaft seyn als er ist, wenn er weniger dumm wäre.“

Der Henker hohle den räthselhaften Kerl! rief Schach-Baham. Da sitzen wir und zerbrechen uns die Köpfe, um ausfündig zu machen ob er ein Esel oder ein Schurke sey; und am Ende werdet ihr sehen daſs er beides ist. — Alles wohl überlegt, wiſst ihr was ich thun will? — Ich will ihn laufen lassen! Seine Bosheit und seine Dummheit werden einander die Wage halten. Er wird, in so fern er nur kein Omrah ist, weder durch diese noch jene groſsen Schaden thun. Die Welt ist weit; laſs ihn laufen, Itimaddulet! Aber vorher soll er kommen und sich bey der Sultanin bedanken! Nur noch vor drey Minuten hätt' ich ihm keine Feige um seinen Hals geben wollen!

Man hat lange nicht ausfündig machen können, warum Schach-Baham den Beynahmen des Weisen in den Geschichtbüchern von Hindostan führt. Aber nach dieser Entscheidung kann es keine Frage mehr seyn. Alle sieben Weisen aus Griechenland hätten den Knoten nicht besser auflösen können, als ihn Schach-Baham — zerhieb.

Der Rathsherr Thrasyllus hatte das Unglück, einer von diesen (zum Glück der Welt) nicht so gar gewöhnlichen Menschen zu seyn, in deren Kopf und Herzen Dummheit und Bosheit, nach dem Ausdruck des Sultans, einander die Wage halten. Seine Anschläge auf das Vermögen seines Verwandten waren nicht von gestern her. Er hatte darauf gezählt, daſs Demokrit nach einer so langen Abwesenheit gar nicht wieder kommen würde; und auf diese Voraussetzung hatte er sich die Mühe gegeben, einen Plan zu machen, den die Wiederkunft desselben auf eine sehr unangenehme Art vereitelte.

Thrasyllus, dessen Einbildung schon daran gewöhnt war, das Erbgut Demokrits für einen Theil seines eignen Vermögens anzusehen, konnte sich nun nicht so leicht gewöhnen anders zu denken. Er betrachtete ihn also als einen Räuber, der ihm das Seinige vorenthalte. Aber unglücklicher Weise hatte dieser Räuber — die Gesetze auf seiner Seite.

Der arme Thrasyllus durchsuchte alle Winkel in seinem Kopfe, ein Mittel gegen diesen ungünstigen Umstand zu finden, und suchte lange vergebens. Endlich glaubte er in der Lebensart seines Vetters einen Grund, auf den er bauen könnte, gefunden zu haben. Die Abderiten waren schon vorbereitet, dachte Thrasyllus; denn daſs Demokrit ein Narr sey, war zu Abdera eine ausgemachte Sache. Es kam also nur noch darauf an, dem groſsen Rath *legaliter* darzuthun, daſs seine Narrheit von derjenigen Art sey, welche den damit behafteten unfähig macht sein eigner Herr zu seyn. Dieſs hatte nun einige Schwierigkeiten. Mit seinem eignen Verstande würde Thrasyllus schwerlich durchgekommen seyn. Aber in solchen Fällen finden seines gleichen für ihr Geld immer einen Spitzbuben, der ihnen seinen Kopf leiht; und dann ist es so viel als ob sie selbst einen hätten.

---

4. Kapitel.

Kurze, doch hinlängliche, Nachrichten von den Abderitischen Sykofanten. Ein Fragment aus der Rede, worin Thrasyllus um die Bevogtung seines Vetters ansuchte.

Es gab damahls zu Abdera eine Art von Leuten, die sich von der Kunst nährten, schlimme Händel so zurechte zu machen, daſs sie wie gut aussahen. Sie gebrauchten dazu nur zwey Hauptkunstgriffe: entweder sie verfälschten das Faktum, oder sie verdrehten das Gesetz. Weil diese Lebensart sehr einträglich war, so legte sich nach und nach eine so groſse Menge von müſsigen Leuten darauf, daſs die Pfuscher zuletzt die Meister verdrängten. Die Profession verlor dadurch von ihrem Ansehen. Man nannte diejenigen, die sich damit abgaben, Sykofanten, vermuthlich weil die meisten so arme Schelme waren, daſs sie für eine Feige alles sagten was man wollte. 9)

---

9) Es lieſse sich hier eine gelehrte Anmerkung über den Unterschied zwischen den Athenischen

Indessen, da die Sykofanten wenigstens den zwanzigsten Theil der Einwohner von Abdera ausmachten, und die Leute gleichwohl nicht bloſs von Feigen leben konnten: so reichten die gewöhnlichen Gelegenheiten, wobey die Rechtshändel zu entstehen pflegen, nicht mehr zu. Die Vorfahren der Sykofanten hatten gewartet, bis man sie um ihren Beystand ansprach. Aber bey dieser Methode hätten ihre Nachfolger hungern oder graben müssen: denn betteln war in Abdera nicht erlaubt; welches (im Vorbeygehen zu sagen) das einzige war, was die Fremden an der Abderitischen Polizey zu loben fanden. Nun waren die Sykofanten zum Graben zu faul; folglich blieb den meisten kein andres Mittel übrig, als — die Händel, die sie führen wollten, selbst zu machen.

Weil die Abderiten Leute von sehr hitziger Gemüthsart und von geringer Besonnenheit waren, so fehlt' es dazu nie an Gelegenheit. Jede Kleinigkeit gab also einen Handel; jeder Abderit hatte seinen Sykofanten: und so wurde wieder eine Art von Gleichgewicht hergestellt, wodurch sich die Profession um

---

Sykofanten und den Abderitischen anbringen; aber sie gehört nicht hierher. Genug, daſs wir jetzt nicht zu Athen sondern zu Abdera sind.

so mehr in Ansehen erhielt, weil die Nacheiferung groſse Talente entwickelte.

Abdera gewann dadurch den Ruhm, daſs die Kunst Fakta zu verfälschen und Gesetze zu verdrehen in Athen selbst nicht so hoch gebracht worden sey; und dieser Ruhm wurde in der Folge dem Staat einträglich. Denn wer einen ungewöhnlich schlimmen Handel von einiger Wichtigkeit hatte, verschrieb sich einen Abderitischen Sykofanten; und es müſste nicht natürlich zugegangen seyn, wenn der Sykofant eher von einem solchen Klienten abgelassen hätte, bis nichts mehr an ihm abzunagen war.

Doch dieſs war noch nicht der gröſste Vortheil, den die Abderiten von ihren Sykofanten zogen. Was diese Leute in ihren Augen am vorzüglichsten machte, war — die Bequemlichkeit, eine jede Schelmerey ausführen zu können, ohne sich selbst dabey bemühen zu müssen oder sich mit der Justiz abzuwerfen. Man brauchte die Sache nur einem Sykofanten zu übergeben, so konnte man, gewöhnlicher Weise, des Ausgangs wegen ruhig seyn. Ich sage gewöhnlicher Weise; denn freylich gab es mitunter auch Fälle, wo der Sykofant, nachdem er sich erst von seinem Klienten tüchtig hatte bezahlen lassen, gleichwohl heimlich dem Gegentheil zu seinem Rechte verhalf: aber dieſs geschah auch niemahls, als wenn dieser wenigstens zwey Drittel mehr gab als der Klient.

Übrigens konnte man nichts erbaulichers sehen als das gute Vernehmen, worin zu Abdera die Sykofanten mit den Magistratspersonen standen. Die einzigen, die sich übel bey dieser Eintracht befanden, waren — die Klienten. Bey allen andern Unternehmungen, so gefährlich und gewagt sie auch immer seyn mögen, bleibt doch wenigstens eine Möglichkeit mit ganzer Haut davon zu kommen. Aber ein Abderitischer Klient war immer gewiſs um sein Geld zu kommen, er mochte seinen Handel gewinnen oder verlieren. Nun rechteten die Leute zwar darum weder mehr noch weniger; allein ihre Justiz kam dabey in einen Ruf, gegen welchen nur Abderiten gleichgültig seyn konnten. Denn es wurde zu einem Sprichwort in Griechenland, demjenigen, dem man das ärgste an den Hals wünschen wollte, einen Prozeſs in Abdera zu wünschen.

Aber, beynahe hätten wir über den Sykofanten vergessen, daſs die Rede von den Absichten des Rathsherrn Thrasyllus auf das Vermögen unsers Filosofen, und von den

Mitteln war, wodurch er seinen vorhabenden Raub unter dem Schutze der Gesetze zu begehen versuchen wollte.

Um den geneigten Leser mit keiner langweiligen Umständlichkeit aufzuhalten, begnügen wir uns zu sagen, daſs Thrasyllus die Sache seinem Sykofanten auftrug. Es war einer von den geschicktesten in ganz Abdera; ein Mann, der die gemeinen Kunstgriffe seiner Mitbrüder verachtete, und sich viel darauf zu gut that, daſs er, seitdem er sein edles Handwerk trieb, ein paar hundert schlimme Händel gewonnen hatte, ohne jemahls eine einzige direkte Lüge zu sagen. Er steifte sich auf lauter unläugbare Fakta; aber seine Stärke lag in der Zusammensetzung und im Helldunkeln. Demokrit hätte in keine bessern Hände fallen können. Wir bedauern nur, daſs wir, weil die Akten des ganzen Prozesses längst von Mäusen gefressen worden, auſser Stande sind, jungen neu angehenden Sykofanten zum besten, die Rede vollständig mitzutheilen, worin dieser Meister in der Kunst dem groſsen Rathe zu Abdera bewies, daſs Demokrit seines Vermögens entsetzt werden müsse. Alles, was von dieser Rede übrig geblieben, ist ein kleines Bruchstück, welches uns merkwürdig genug scheint, um, zur Probe wie diese Herren eine Sache zu wenden pflegten, ein paar Blätter in dieser Geschichte einzunehmen.

„Die gröſsten, die gefährlichsten, die unerträglichsten aller Narren (sagte er) sind die räsonierenden Narren. Ohne weniger Narren zu seyn als andre, verbergen sie dem undenkenden Haufen die Zerrüttung ihres Kopfes durch die Fertigkeit ihrer Zunge, und werden für weise gehalten, weil sie zusammenhangender rasen als ihre Mitbrüder im Tollhause. Ein ungelehrter Narr ist verloren, so bald es so weit mit ihm gekommen ist daſs er Unsinn spricht. Bey dem gelehrten Narren hingegen sehen wir gerade das Widerspiel. Sein Glück ist gemacht und sein Ruhm befestiget, so bald er Unsinn zu reden oder zu schreiben anfängt. Denn die meisten, wiewohl sie sich ganz eigentlich bewuſst sind daſs sie nichts davon verstehen, sind entweder zu miſstrauisch gegen ihren eigenen Verstand, um gewahr zu werden daſs die Schuld nicht an ihnen liegt; oder zu dumm um es zu merken; oder zu eitel, um zu gestehen daſs sie nichts verstapden haben. Je mehr also der gelehrte Narr Unsinn spricht, desto lauter schreyen die dummen Narren über Wunder; desto emsiger verdrehen sie sich die Köpfe, um Sinn in dem hoch tönenden Unsinn zu finden.

Jener, gleich einem durch den öffentlichen Beyfall angefrischten Luftspringer, thut immer desto verwegnere Sätze, je mehr ihm zugeklatscht wird: diese klatschen immer stärker, um den Gaukler noch gröſsere Wunder thun zu sehen. Und so geschieht es oft, daſs der Schwindelgeist eines Einzigen ein ganzes Volk ergreift, und daſs, so lange die Mode des Unsinns dauert, dem nehmlichen Manne Altäre aufgerichtet werden, den man zu einer andern Zeit, ohne viele Umstände mit ihm zu machen, in einem Hospital versorgt haben würde.

„Glücklicher Weise für unsere gute Stadt Abdera ist es so weit mit uns noch nicht gekommen. Wir erkennen und bekennen alle aus Einem Munde, daſs Demokrit ein Sonderling, ein Fantast, ein Grillenfänger ist. Aber wir begnügen uns über ihn zu lachen; und dieſs ist es eben worin wir fehlen. Jetzt lachen wir über ihn; aber wie lange wird es währen, so werden wir anfangen etwas auſserordentliches in seiner Narrheit zu finden? Vom Erstaunen zum Bewundern ist nur ein Schritt; und haben wir diesen erst gethan, — Götter! wer wird uns sagen können wo wir aufhören werden? — Demokrit ist ein Fantast, sprechen wir jetzt und lachen. Aber was für ein Fantast ist Demokrit? Ein eingebildeter starker Geist, ein Spötter unsrer uralten Gebräuche und Einrichtungen; ein Müſsiggänger, dessen Beschäftigungen dem Staate nicht mehr Nutzen bringen als wenn er gar nichts thäte; ein Mann, der Katzen zergliedert, der die Sprache der Vögel versteht, und den Stein der Weisen sucht; ein Nekromant, ein Schmetterlingsjäger, ein Sterngucker! — Und wir können noch zweifeln, ob er eine dunkle Kammer verdient? Was würde aus Abdera werden, wenn seine Narrheit endlich anstekkend würde? Wollen wir lieber die Folgen eines so groſsen Übels erwarten, als das einzige Mittel vorkehren, wodurch wir es verhüten könnten? Zu unserm Glücke geben die Gesetze dieses Mittel an die Hand. Es ist einfach, es ist rechtmäſsig, es ist unfehlbar. Ein dunkles Kämmerchen, Hochweise Väter, ein dunkles Kämmerchen! so sind wir auf einmahl auſser Gefahr, und Demokrit mag rasen so viel ihm beliebt.

„Aber, sagen seine Freunde — denn so weit ist es schon mit uns gekommen, daſs ein Mann, den wir alle für unsinnig halten, Freunde unter uns hat — aber, sagen sie, wo sind die Beweise, daſs seine Narrheit schon zu jenem Grade gestiegen sey, den die Gesetze zu einem dunkeln Kämmerchen erfordern? — Wahrhaftig! wenn wir, nach allem was wir schon wissen, noch Beweise fordern: so wird er glühende Kohlen für Goldstücke ansehen, oder die Sonne am Mittag mit einer Laterne suchen müssen, wenn wir überzeugt werden sollen. Hat er nicht behauptet daſs die Liebesgöttin in Äthiopien schwarz sey? Hat er unsre Weiber nicht bereden wollen, nackend zu gehen wie die Weiber der Gymnosofisten? Versicherte er nicht neulich in einer groſsen Gesellschaft, die Sonne stehe still, die Erde überwälze sich drey hundert und fünf und sechzigmahl des Jahrs durch den Thierkreis; und die Ursache, warum wir bey ihren Burzelbäumen nicht ins Leere hinaus fielen, sey, weil mitten in der Erde ein groſser Magnet liege, der uns, gleich eben so vielen Feilspänen, anziehe, wiewohl wir nicht von Eisen sind?

„Doch, ich will gern zugeben, daſs dieſs alles Kleinigkeiten sind. Man kann närrische Dinge reden, und kluge thun. Wollte Latona, daſs der Filosof sich in diesem Fall befände! Aber (mir ist es leid, daſs ich es sagen muſs) seine Handlungen setzen einen so ungewöhnlichen Grad von Wahnwitz voraus, daſs alle Niesewurz in der Welt zu wenig seyn würde, das Gehirn zu reinigen worin sie ausgeheckt werden. Um die Geduld des erlauchten Senats nicht zu ermüden, will ich aus unzähligen Beyspielen nur zwey anführen, deren Gewiſsheit gerichtlich erwiesen werden kann, falls sie ihrer Unglaublichkeit wegen in Zweifel gezogen werden sollten.

„Vor einiger Zeit wurden unserm Filosofen Feigen vorgesetzt, die, wie es ihm däuchte, einen ganz besondern Honiggeschmack hatten. Die Sache schien ihm von Wichtigkeit zu seyn. Er stand vom Tisch auf, ging in den Garten, lieſs sich den Baum zeigen von welchem die Feigen gelesen worden waren, untersuchte den Baum von unten bis oben, lieſs ihn bis an die Wurzeln aufgraben, erforschte die Erde worin er stand, und (wie ich nicht zweifle) auch die Konstellazion, in der er gepflanzt worden war. Kurz, er zerbrach sich etliche Tage lang den Kopf darüber, wie und welchergestalt die Atomen sich mit einander vergleichen müſsten, wenn eine Feige nach Honig schmecken sollte. Er ersann eine Hypothese, verwarf sie wieder, fand eine andre, dann die dritte und vierte; und verwarf alle wieder, weil ihm keine scharfsinnig und gelehrt genug zu seyn schien. Die Sache lag ihm so sehr am Herzen, daſs er Schlaf und Eſslust darüber verlor. Endlich erbarmte sich seine Köchin über ihn. Herr, sagte die Köchin, wenn Sie nicht so gelehrt wären, so hätte Ihnen wohl längst einfallen müſsen, warum die Feigen nach Honig ſchmeckten. — Und warum denn? fragte Demokrit. — Ich legte ſie, um ſie friſcher zu erhalten, in einen Topf, worin Honig geweſen war, ſagte die Köchin; dieſs iſt das ganze Geheimniſs, und da iſt weiter nichts zu unterſuchen, dächt' ich. — Du biſt ein dummes Thier, rief der mondſüchtige Filoſof. Eine feine Erklärung, die du mir da giebſt! Für Geſchöpfe deines gleichen mag ſie vielleicht gut genug ſeyn; aber meinſt du daſs wir uns mit ſo einfältigen Erklärungen befriedigen laſſen? Geſetzt, die Sache verhielte ſich wie du ſagſt, was geht das mich an? Dein Honigtopf ſoll mich wahrlich nicht abhalten, nachzuforſchen, wie die nehmliche Naturbegebenheit auch ohne Honigtopf hätte erfolgen können. Und ſo fuhr der weiſe Mann fort, der Vernunft und ſeiner Köchin zu Trotz, eine Urſache, die nicht tiefer als in einem Honigtopfe lag, in dem unergründlichen Brunnen zu ſuchen, worin (ſeinem Vorgeben nach) die Wahrheit verborgen liegt; bis eine andre Grille, die ſeiner Fantaſie in den Wurf kam, ihn zu andern vielleicht noch ungereimtern Nachforſchungen verleitete.

„Doch, wie lächerlich auch dieſe Anekdote iſt, ſo iſt ſie doch nichts gegen die

Probe von Klugheit, die er ablegte, als im abgewichenen Jahre die Oliven in Thracien und allen angrenzenden Gegenden miſsrathen waren. Demokrit hatte das Jahr zuvor (ich weiſs nicht, ob durch Punktazion oder andre magische Künste) heraus gebracht, daſs die Oliven, die damahls sehr wohlfeil waren, im folgenden Jahre gänzlich fehlen würden. Ein solches Vorwissen würde hinlänglich seyn, das Glück eines vernünftigen Mannes auf seine ganze Lebenszeit zu machen. Auch hatte es Anfangs das Ansehen, als ob er diese Gelegenheit nicht entwischen lassen wollte; denn er kaufte alles Öhl im ganzen Lande zusammen. Ein Jahr darauf stieg der Preis des Öhls (theils des Miſswachses wegen, theils weil aller Vorrath in Demokrits Händen war) viermahl so hoch als es ihm gekostet hatte. Nun gebe ich allen Leuten, welche wissen, das Vier viermahl mehr als Eins sind, zu errathen, was der Mann that. — Können Sie Sich vorstellen, daſs er unsinnig genug war, seinen Verkäufern ihr Öhl um den nehmlichen Preis, wie er es von ihnen erhandelt hatte, zurück zu geben? 10) Wir wissen auch, wie weit

---

10) Wie ungleich sich doch die nehmliche Sache erzählen läſst! Von eben dieser That, die unser Sykofant für den vollständigsten Beweis eines verrückten Gehirns hält, spricht Plinius als von einer

die Groſsmuth bey einem Menschen, der seiner Sinne mächtig ist, gehen kann. Aber diese That lag so weit auſser den Grenzen der Glaubwürdigkeit, daſs die Leute, die dabey gewannen, selbst die Köpfe schüttelten, und gegen den Verstand des Mannes, der einen Haufen Gold für einen Haufen Nuſsschalen ansah, Zweifel bekamen, die, zum Unglück für seine Erben, nur zu wohl gegründet waren."

---

höchst edeln und der Filosofie Ehre machenden Handlung. Demokrit war viel zu gutherzig, um sich auf Unkosten andrer, die nicht so viel entbehren konnten wie er, bereichern zu wollen. Ihre ängstliche Unruhe und Verzweiflung, einen so groſsen Gewinst verfehlt zu haben, rührte ihn; er gab ihnen ihr Öhl, oder das daraus gelöste Geld zurück, und begnügte sich den Abderiten gezeigt zu haben, daſs es nur von ihm abhange Reichthümer zu erwerben, wenn er es der Mühe werth hielte. In diesem Lichte sieht Plinius die Sache an; und in der That muſs man ein Abderit, ein Sykofant und ein Schurke zugleich seyn, um so wie unser Sykofant davon zu sprechen.

5. KAPITEL.

Die Sache wird auf ein medicinisches Gutachten ausgestellt. Der Senat läſst ein Schreiben an den Hippokrates abgehen. Der Arzt kommt in Abdera an, erscheint vor Rath, wird vom Rathsherrn Thrasyllus zu einem Gastgebot gebeten, und hat — lange Weile. Ein Beyspiel, daſs ein Beutel voll Dariken nicht bey allen Leuten anschlägt.

So weit geht das Fragment; und wenn man von einem so kleinen Theile auf das Ganze schlieſsen könnte, so hätte der Sykofant allerdings mehr als einen Korb voll Feigen von dem Rathsherrn Thrasyllus verdient. Seine Schuld war es wenigstens nicht, wenn der hohe Rath von Abdera unsern Filosofen nicht zu einem dunkeln Kämmerchen verurtheilte. Aber Thrasyllus hatte Miſsgönner im Senat; und Meister Pfriem, der inzwischen Zunftmeister geworden war, behauptete mit groſsem Eifer: daſs es wider die Freyheiten von Abdera laufen würde, einen

Bürger für wahnsinnig zu erklären, eh' er von einem unparteyischen Arzte so befunden worden sey.

„Wohl, rief Thrasyllus, meinetwegen kann man den Hippokrates selbst über die Sache sprechen lassen! Ich bins wohl zufrieden.“

Sagten wir nicht oben, daſs die Dummheit des Rathsherrn Thrasyllus seiner Bosheit die Wage gehalten habe? — Es war ein dummer Streich von ihm, sich in einer so miſslichen Sache auf den Hippokrates zu berufen. Aber freylich fiel es ihm auch nicht ein, daſs man ihn beym Worte nehmen würde.

Hippokrates, sagte der Archon, ist allerdings der Mann, der uns am besten aus diesem bedenklichen Handel ziehen könnte. Zu gutem Glücke befindet er sich eben zu Thasos; vielleicht läſst er sich bewegen, zu uns herüber zu kommen, wenn wir ihn im Nahmen der Republik einladen lassen.

Thrasyllus entfärbte sich ein wenig, da er hörte, daſs man Ernst aus der Sache machen wollte. Aber die Mehrheit der Stimmen fiel dem Archon bey. Man schickte unverzüglich Deputierte mit einem Einladungsschreiben 11) an den Arzt ab, und brachte den Rest der Session damit zu, sich über die Ehrenbezeigungen zu berathschlagen, womit man ihn empfangen wollte.

„Dieſs war doch so Abderitisch nicht,“ — werden die Ärzte denken, die sich vielleicht unter unsern Lesern befinden. Aber wo sagten wir denn, daſs die Abderiten gar nichts gethan hätten, was auch einem vernünftigen Volke anständig seyn würde? Indessen lag doch der wahre Grund, warum sie dem Hippokrates so viel Ehre erweisen wollten, keinesweges in der Hochachtung, die sie für ihn empfanden; sondern lediglich in der Eitelkeit, für Leute gehalten zu werden, die einen groſsen Mann zu schätzen wüſsten. Und überdieſs, merkten wir nicht schon bey einer andern Gelegenheit an, daſs sie von jeher auſserordentliche Liebhaber von Feierlichkeiten gewesen?

11) Es befindet sich noch etwas unter dieser Rubrik in den Ausgaben der Werke des Hippokrates. Es ist aber ohne allen Zweifel untergeschoben, und die Arbeit irgend eines schalen *Graeculus* späterer Zeiten, so wie die ganze Erzählung von der Zusammenkunft dieses Arztes mit Demokrit, in einem der unechten Briefe, die den Nahmen des erstern führen.

Die Abgeordneten hatten Befehl, dem Hippokrates nichts weiter zu sagen, als daſs der Senat von Abdera seiner Gegenwart und seines Ausspruchs in einer sehr wichtigen Angelegenheit vonnöthen habe; und Hippokrates konnte sich, mit aller seiner Filosofie, nicht einbilden, was für eine wichtige Sache dieſs seyn könnte. Denn wozu (dacht' er) haben sie nöthig, ein Geheimniſs daraus zu machen? Der Senat von Abdera kann doch schwerlich *in corpore* mit einer Krankheit befallen seyn, die man nicht gern kund werden läſst?

Indessen entschloſs er sich um so williger zu dieser Reise, weil er schon lange gewünscht hatte, Demokriten persönlich kennen zu lernen. Aber wie groſs war sein Erstaunen, da ihm — nachdem er mit groſsem Gepräng' eingehohlt und vor den versammelten Rath geführt worden war — von dem regierenden Archon in einer wohl gesetzten Rede zu wissen gethan wurde: „Daſs man ihn bloſs darum nach Abdera berufen habe, um die Wahnsinnigkeit ihres Mitbürgers Demokrit zu untersuchen, und gutächtlich zu berichten, ob ihm noch geholfen werden könne, oder ob es nicht schon so weit mit ihm gekommen sey, daſs man ihn ohne Bedenken für bürgerlich todt erklären könne?“

Dieſs muſs ein andrer Demokrit seyn, dachte der Arzt Anfangs. Aber die Herren von Abdera lieſsen ihn nicht lange in diesem Zweifel. — Gut, gut, sprach er bey sich selbst: bin ich nicht in Abdera? Wie man auch so was vergessen kann!

Hippokrates lieſs ihnen nichts von seinem Erstaunen merken. Er begnügte sich, den Senat und das Volk von Abdera zu loben, daſs sie eine so groſse Empfindung von dem Werth eines solchen Mitbürgers hätten, um seine Gesundheit als eine Sache, woran dem gemeinen Wesen gelegen sey, anzusehen. „Wahnwitz (sagte er mit groſser Ernsthaftigkeit) ist ein Punkt, worin die gröſsten Geister und die gröſsten Schöpse zuweilen zusammen treffen. Wir wollen sehen!“

Thrasyllus lud den Arzt zur Tafel ein. und hatte die Höflichkeit, ihm die feinsten Herren und die schönsten Frauen in der Stadt zur Gesellschaft zu geben. Aber Hippokrates, der ein kurzes Gesicht und keine Lorgnette 12) hatte, wurde nicht gewahr, daſs die Damen schön waren; und so kam

---

12) Denen, welche sich etwa hierüber wundern möchten, dienet zur Nachricht, daſs die Lorgnetten damahls — noch nicht erfunden waren.

es denn, ohne Schuld der guten Geschöpfe, die sich (zum Überfluſs) in die Wette heraus geputzt hatten, daſs sie nicht völlig den Eindruck auf ihn machten, den sie sich sonst versprechen konnten. Es war wirklich Schade daſs er nicht besser sah. Für einen Mann von Verstand ist der Anblick einer schönen Frau allemahl etwas sehr unterhaltendes; und wenn die schöne Frau etwas dummes sagt, (welches den schönen Frauen zuweilen so gut begegnen soll als den häſslichen) macht es einen merklichen Unterschied, ob man sie nur hört oder ob man sie zugleich sieht. Denn im letzten Falle ist man immer geneigt, alles, was sie sagen kann, vernünftig oder artig oder wenigstens erträglich zu finden. Da die Abderitinnen diesen Vortheil bey dem kurzsichtigen Fremden verloren; da er genöthiget war, von ihrer Schönheit durch den Eindruck, den sie auf seine Ohren machten, zu urtheilen: so war freylich nichts natürlicher, als daſs der Begriff, den er dadurch von ihnen bekam, demjenigen ziemlich ähnlich war, den sich ein Tauber mittelst eines Paars gesunder Augen von einem Koncerte machen würde. —

Wer ist die Dame, die jetzt mit dem witzigen Herrn sprach? — fragte er den Thrasyllus leise. — Man nannte ihm die

Gemahlin eines Matadors der Republik. — Er betrachtete sie nun mit neuer Aufmerksamkeit. Verzweifelt! (dacht' er bey sich selbst) daſs ich mir die verwünschte Austerfrau nicht aus dem Kopfe bringen kann, die ich neulich vor meinem Hause zu Larissa mit einem Molossischen Eseltreiber scherzen hörte!

Thrasyllus hatte geheime Absichten auf unsern Äskulap. Seine Tafel war gut, sein Wein verführerisch, und zum Überfluſs lieſs er Milesische Tänzerinnen kommen. Aber Hippokrates aſs wenig, trank Wsaser, und hatte in Aspasiens Hause zu Athen weit schönere Tänzerinnen gesehen. Es wollte alles nichts verfangen. Dem weisen Manne begegnete etwas, das ihm vielleicht in vielen Jahren nicht begegnet war: er hatte lange Weile, und es schien ihm nicht der Mühe werth, es den Abderiten zu verbergen.

Die Abderitinnen bemerkten also, ohne groſsen Aufwand von Beobachtungskraft, was er ihnen deutlich genug sehen lieſs; und natürlicher Weise waren die Glossen, die sie darüber machten, nicht zu seinem Vortheil. Er soll sehr gelehrt seyn, flüsterten sie einander zu. Schade daſs er nicht mehr Welt hat! — Was ich gewiſs weiſs ist dieſs, daſs mir der

Einfall nie kommen wird, ihm zu Liebe krank zu werden, sagte die schöne Thryallis.

Thrasyllus machte inzwischen Betrachtungen von einer andern Art. So ein groſser Mann dieser Hippokrates seyn mag, dacht' er, so muſs er doch seine schwache Seite haben. Aus den Ehrenbezeigungen, womit ihn der Senat überhäufte, schien er sich nicht viel zu machen. Das Vergnügen liebt er auch nicht. Aber ich wette, daſs ihm ein Beutel voll neuer funkelnder Dariken diese sauertöpfische Miene vertreiben soll!

So bald die Tafel aufgehoben war, schritt Thrasyllus zum Werke. Er nahm den Arzt auf die Seite, und bemühte sich, (unter Bezeigung des groſsen Antheils, den er an dem unglücklichen Zustande seines Verwandten nehme) ihn zu überzeugen: daſs die Zerrüttung seines Gehirns eine so kundbare und ausgemachte Sache sey, daſs nichts, als die Pflicht allen Formalitäten der Gesetze genug zu thun, den Senat bewogen habe, eine Thatsache, woran niemand zweifle, noch zum Überfluſs durch den Ausspruch eines auswärtigen Arztes bestätigen zu lassen. „Da man Sie aber gleichwohl in die Mühe gesetzt hat, eine Reise zu uns zu thun, die Sie vermuthlich ohne diese Veranlassung nicht unternommen haben würden: so ist nichts billiger, als daſs derjenige, den die Sache am nächsten angeht, Sie wegen des Verlustes, den Sie durch Verabsäumung Ihrer Geschäfte dabey erleiden, in etwas schadlos halte. Nehmen Sie diese Kleinigkeit als ein Unterpfand einer Dankbarkeit an, von welcher ich Ihnen stärkere Beweise zu geben hoffe. —"

Ein ziemlich runder Beutel, den Thrasyllus bey diesen Worten dem Arzt in die Hand drückte, brachte diesen aus der Zerstreuung zurück, womit er die Rede des Rathsherrn angehört hatte.

„Was wollen Sie, daſs ich mit diesem Beutel machen soll? fragte Hippokrates mit einem Flegma, welches den Abderiten völlig aus der Fassung setzte: Sie wollten ihn vermuthlich Ihrem Haushofmeister geben. Sind Ihnen solche Zerstreuungen gewöhnlich? Wenn dieſs wäre, so wollt' ich Ihnen rathen, mit Ihrem Arzte davon zu sprechen. — Aber Sie erinnerten mich vorhin an die Ursache, warum ich hier bin. Ich danke Ihnen dafür. Mein Aufenthalt kann nur sehr kurz seyn, und ich darf den Besuch nicht länger aufschieben, den ich, wie Sie wissen, dem Demokritus schuldig bin." Mit diesen Worten machte der Äskulap seine Verbeugung und verschwand.

Der Rathsmann hatte in seinem Leben nie so dumm ausgesehen, als in diesem Augenblicke. — Wie hätte sich aber auch ein Abderitischer Rathsherr einfallen lassen sollen, daſs ihm so etwas begegnen könnte? Das sind doch keine Zufälle, auf die man sich gefaſst hält!

6. Kapitel.

Hippokrates legt einen Besuch bey Demokriten ab. Geheimnachrichten von dem uralten Orden der Kosmopoliten.

Hippokrates traf, wie die Geschichte sagt, unsern Naturforscher bey der Zergliederung verschiedener Thiere an, deren innerlichen Bau und animalische Ökonomie er untersuchen wollte, um vielleicht auf die Ursachen gewisser Verschiedenheiten in ihren Eigenschaften und Neigungen zu kommen. Diese Beschäftigung bot ihnen reichen Stoff zu einer Unterredung an, welche Demokriten nicht lange über die Person des Fremden ungewiſs lieſs. Ihr gegenseitiges Vergnügen über eine

o unvermuthete Zusammenkunft war der
röſse ihres beiderseitigen Werthes gleich,
ber auf Demokrits Seite um so viel lebhaf-
er, je länger er in seiner Abgeschiedenheit
on der Welt des Umgangs mit einem Wesen
einer Art hatte entbehren müssen.

Es giebt eine Art von Sterblichen, deren
chon von den Alten hier und da unter dem
ahmen der Kosmopoliten Erwähnung
ethan wird, und die — ohne Verabredung,
hne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten, und
hne durch Eidschwüre gefesselt zu seyn —
ine Art von Brüderschaft ausmachen,
elche fester zusammen hängt als irgend ein
nderer Orden in der Welt. Zwey Kosmo-
politen kommen, der eine von Osten, der
ndere von Westen, sehen einander zum ersten
ahle, und sind Freunde; — nicht vermöge
iner geheimen Sympathie, die vielleicht nur
n Romanen zu finden ist; — nicht, weil
eschworne Pflichten sie dazu verbinden; —
ondern weil sie Kosmopoliten sind.
n jedem andern Orden giebt es auch falsche
der wenigstens unwürdige Brüder: in die-
em hingegen ist dieſs eine völlige Unmög-
ichkeit; und das ist, däucht uns, kein
eringer Vorzug der Kosmopoliten vor
llen andern Gesellschaften, Gemeinheiten,
nnungen, Orden und Brüderschaften in der

Welt. Denn wo ist eine von allen diesen, welche sich rühmen könnte, daſs sich niemahls ein Ehrsüchtiger, ein Neidischer, ein Geitziger, ein Wucherer, ein Verleumder, ein Prahler, ein Heuchler, ein Zweyzüngiger, ein heimlicher Ankläger, ein Undankbarer, ein Kuppler, ein Schmeichler, ein Schmarotzer, ein Sklave, ein Mensch ohne Kopf oder ohne Herz, ein Pedant, ein Mückensauger, ein Verfolger, ein falscher Profet, ein Gaukler, ein Plusmacher und ein Hofnarr in ihrem Mittel befunden habe? Die Kosmopoliten sind die einzigen, die sich dessen rühmen können. Ihre Gesellschaft hat nicht vonnöthen, durch geheimniſsvolle Ceremonien und abschreckende Gebräuche, wie ehmahls die Ägyptischen Priester, die Unreinen von sich auszuschlieſsen. Diese schlieſsen sich selbst aus; und man kann eben so wenig ein Kosmopolit scheinen wenn man es nicht ist, als man sich ohne Talent für einen guten Sänger oder Geiger ausgeben kann. Der Betrug würde an den Tag kommen, so bald man sich hören lassen müſste. Die Art, wie die Kosmopoliten denken, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen, ihre Sprache, ihr Flegma, ihre Wärme, sogar ihre Launen, Schwachheiten und Fehler, lassen sich unmöglich nachmachen, weil sie für alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, ein wahres Geheimniſs sind. Nicht ein Geheimniſs, das von der Verschwiegenheit der Mitglieder, oder von ihrer Vorsichtigkeit nicht behorcht zu werden, abhängt; sondern ein Geheimniſs, auf welches die Natur selbst ihren Schleier gedeckt hat. Denn die Kosmopoliten könnten es ohne Bedenken bey Trompetenschall durch die ganze Welt verkündigen lassen, und dürften sicher darauf rechnen, daſs auſser ihnen selbst kein Mensch etwas davon begreifen würde. Bey dieser Bewandtniſs der Sache ist nichts natürlicher, als das innige Einverständniſs und das gegenseitige Zutrauen, das sich unter zwey Kosmopoliten sogleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft festsetzt. Pylades und Orestes waren, nach einer zwanzigjährigen Dauer ihrer durch alle Arten von Prüfungen und Opfern bewährten Freundschaft, nicht mehr Freunde, als es jene von dem Augenblick an, da sie einander erkennen, sind. Ihre Freundschaft hat nicht vonnöthen durch die Zeit zur Reife gebracht zu werden; sie bedarf keiner Prüfungen: sie gründet sich auf das nothwendigste aller Naturgesetze, auf die Nothwendigkeit, uns selbst in demjenigen zu lieben der uns am ähnlichsten ist.

Man würde etwas wo nicht unmögliches, doch gewiſs ungereimtes von uns verlangen, wenn man erwartete, daſs wir uns über das Geheimniſs der Kosmopoliten noch deutlicher heraus lassen sollten. Denn es gehört (wie wir deutlich genug zu vernehmen gegeben haben) zur Natur der Sache, daſs alles, was man davon sagen kann, ein Räthsel ist, wozu nur die Glieder dieses Ordens den Schlüssel haben. Das einzige, was wir noch hinzu setzen können, ist, daſs ihre Anzahl zu allen Zeiten sehr klein gewesen, und daſs sie, ungeachtet der Unsichtbarkeit ihrer Gesellschaft, von jeher einen Einfluſs in die Dinge dieser Welt behauptet haben, dessen Wirkungen desto gewisser und dauerhafter sind, weil sie kein Geräusch machen, und meistens durch Mittel erzielt werden, deren scheinbare Richtung die Augen der Menge irre macht. Wem dieſs ein neues Räthsel ist — den ersuchen wir lieber fortzulesen, als sich mit einer Sache, die ihn so wenig angeht, ohne Noth den Kopf zu zerbrechen.

Demokrit und Hippokrates gehörten beide zu dieser wunderbaren und seltnen Art von Menschen. Sie waren also schon lange, wiewohl unbekannter Weise, die vertrautesten Freunde gewesen; und ihre Zusammenkunft glich vielmehr dem Wiedersehen nach einer langen Trennung, als einer neu angehenden Verbindung. Ihre Gespräche, nach welchen der Leser vielleicht begierig iſt, waren vermuthlich intereſſant genug um der Mittheilung werth zu ſeyn. Aber Sie würden uns zu weit von den Abderiten entfernen, die der eigentliche Gegenſtand dieſer Geſchichte ſind. Alles, was wir davon zu ſagen haben, iſt: daſs unſre Kosmopoliten den ganzen Abend und den gröſsten Theil der Nacht in einer Unterredung zubrachten, wobey ihnen die Zeit ſehr kurz wurde; und daſs ſie ihrer Gegenfüſsler, der Abderiten und ihres Senats, und der Urſache warum ſie den Hippokrates hatten kommen laſſen, ſo gänzlich darüber vergaſsen, als ob niemahls ſo ein Ort und ſolche Leute in der Welt geweſen wären.

Erſt des folgenden Morgens, da ſie nach einem leichten Schlaf von wenigen Stunden wieder zuſammen kamen, um auf einer an die Gärten Demokrits grenzenden Anhöhe der Morgenluft zu genieſsen, erinnerte der Anblick der unter ihnen im Sonnenglanz liegenden Stadt den Hippokrates, daſs er in Abdera Geſchäfte habe. „Kannſt du wohl errathen, ſagte er zu ſeinem Freunde, zu welchem Ende mich die Abderiten eingeladen haben?“

Die Abderiten haben dich eingeladen? rief Demokrit. Ich hörte doch dieſe Zeit her von keiner Seuche, die unter ihnen wüthe! Es ist zwar eine gewisse Erbkrankheit, mit der sie alle sammt und sonders, bis auf sehr wenige, von alten Zeiten her behaftet sind: aber —

„Getroffen, getroffen, guter Demokrit, dieſs ist die Sache!“

Du scherzest, erwiederte unser Mann: die Abderiten sollten zum Gefühl, wo es ihnen fehlte, gekommen seyn? Ich kenne sie zu gut. Darin liegt eben ihre Krankheit, daſs sie dieſs nicht fühlen.

„Indessen, sagte der andre, ist nichts gewisser, als daſs ich jetzt nicht in Abdera wäre, wenn die Abderiten nicht von dem nehmlichen Übel, wovon du sprichst, geplagt würden. Die armen Leute!“

Ach! nun versteh' ich dich! Deine Berufung konnte eine Wirkung ihrer Krankheit seyn, ohne daſs sie es selbst wuſsten. Laſs doch sehen! — Ha! da haben wirs. Ich wette, sie haben dich kommen lassen, um dem ehrlichen Demokrit so viel Aderlässe und Niesewurz zu verordnen, als er vonnöthen haben möchte, um ihres gleichen zu werden! Nicht wahr?

„Du kennst deine Leute vortrefflich, wie ich sehe, Demokrit: aber um so kaltblütig von ihrer Narrheit zu reden, muſs man so daran gewöhnt seyn wie du.“

Als ob es nicht allenthalben Abderiten gäbe.

„Aber Abderiten in diesem Grade! Vergieb mir, wenn ich deinem Vaterlande nicht so viel Nachsicht schenken kann als du. Indessen versichre dich, sie sollen mich nicht umsonst zu sich berufen haben!“

7. Kapitel.

Hippokrates ertheilt den Abderiten seinen gutächtlichen Rath. Groſse und gefährliche Bewegungen, die darüber im Senat entstehen, und wie, zum Glück für das Abderitische Gemeinwesen, der Stundenrufer alles auf einmahl wieder in Ordnung bringt.

Die Zeit kam heran, wo der Äskulap dem Senat von Abdera seinen Bericht erstatten sollte. Er kam, trat mitten unter die versammelten Väter, und sprach mit einer Wohlredenheit, die alle Anwesende in Erstaunen setzte:

„Friede sey mit Abdera! Edle, Veste, Fürsichtige und Weise, liebe Herren und Abderiten! Gestern lobte ich Sie wegen Ihrer Fürsorge für das Gehirn Ihres Mitbürgers Demokrit; heute rathe ich Ihnen wohlmeinend, diese Fürsorge auf Ihre ganze Stadt und Republik zu erstrecken. Gesund an Leib und Seele zu seyn, ist das höchste Gut, das Sie Sich selbst, Ihren Kindern und Ihren Bürgern verschaffen können; und dieſs wirklich zu thun, ist die erste Ihrer obrigkeitlichen Pflichten. So kurz mein Aufenthalt unter Ihnen ist, so ist er doch schon lang genug, um mich zu überzeugen, daſs sich die Abderiten nicht so wohl befinden als es zu wünschen wäre. Ich bin zwar zu Kos geboren, und wohne bald zu Athen, bald zu Larissa, bald anderswo; jetzt zu Abdera, morgen vielleicht auf dem Wege nach Byzanz: aber ich bin weder ein Koer noch ein Athener, weder ein Larisser noch Abderit; ich bin ein Arzt. So lang' es Kranke auf dem Erdboden giebt, ist meine Pflicht so viele gesund zu machen als ich kann. Die gefährlichsten Kranken sind die, die nicht wissen daſs sie krank sind; und dieſs ist, wie ich finde, der Fall der Abderiten. Das Übel liegt für meine Kunst zu tief; aber was ich rathen kann, um die Heilung vorzubereiten, ist dieſs! Senden Sie mit dem ersten guten Winde sechs groſse Schiffe nach Anticyra. Meinethalben können sie, mit welcherley Waaren es den Abderiten beliebt, dahin befrachtet werden; aber zu Anticyra lassen Sie alle sechs Schiffe so viel

Niesewurz laden, als sie tragen können ohne zu sinken. Man kann zwar auch Niesewurz aus Galazien haben, die etwas wohlfeiler ist; aber die von Anticyra ist die beste. Wenn die Schiffe angekommen seyn werden: so versammeln Sie das gesammte Volk auf Ihrem groſsen Markte; stellen Sie, mit Ihrer ganzen Priesterschaft an der Spitze, einen feierlichen Umgang zu allen Tempeln in Abdera an, und bitten die Götter, daſs sie dem Senat und dem Volke zu Abdera geben möchten, was dem Senat und dem Volke zu Abdera fehlt. Sodann kehren Sie auf den Markt zurück, und theilen den sämmtlichen Vorrath von Niesewurz, auf gemeiner Stadt Unkosten, unter alle Bürger aus; auf jeden Kopf sieben Pfund; nicht zu vergessen, daſs den Rathsherren, welche (auſser dem was sie für sich selbst gebrauchen) noch für so viele andre Verstand haben müssen, eine doppelte Porzion gereicht werde! Die Porzionen sind stark, ich gesteh' es; aber eingewurzelte Übel sind hartnäckig, und können nur durch lange anhaltenden Gebrauch der Arzney geheilt werden. Wenn Sie nun dieses Vorbereitungsmittel, nach der Vorschrift die ich Ihnen geben will, durch die erforderliche Zeit gebraucht haben werden: dann überlasse ich Sie einem andern Arzte. Denn, wie gesagt, die Krankheit der Abderiten liegt zu tief für meine Kunst. Ich kenne funfzig Meilen rings um Abdera nur einen einzigen Mann der Ihnen von Grund aus helfen könnte, wenn Sie Sich geduldig und folgsam in seine Kur begeben wollten. Der Mann heiſst Demokritus, Damasippens Sohn. Stoſsen Sie sich nicht an den Umstand, daſs er zu Abdera geboren ist! Er ist darum kein Abderit, dieſs können Sie mir auf mein Wort glauben; oder wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie den Delfischen Gott. Er ist ein gutherziger Mann, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen seine Dienste zu leisten. Und hiermit, meine Herren und Bürger von Abdera, empfehle ich Sie und Ihre Stadt den Göttern. Verachten Sie meinen Rath nicht, weil ich ihn umsonst gebe; es ist der beste, den ich jemahls einem Kranken, der sich für gesund hielt, gegeben habe.“

Als Hippokrates dieſs gesagt hatte, machte er dem Senat eine höfliche Verbeugung, und ging seines Weges.

Niemahls — sagt der Geschichtschreiber Hekatäus, ein desto glaubwürdigerer Zeuge, weil er selbst ein Abderit war 13) — niemahls

---

13) Zum Unglück sind alle seine Werke verloren gegangen. S. antiq. *Recherches sur Hecatée de Milet*, *Tom. IX. des Mém. de Litterat.*

hat man zwey hundert Menschen, alle zugleich, in einer so sonderbaren Stellung gesehen, als diejenige des Senats von Abdera in diesem Augenblicke war; es müſsten nur die zwey hundert Fönicier seyn, welche Perseus durch den Anblick des Kopfs der Medusa auf einmahl in eben so viele Bildsäulen verwandelte, als ihm ihr Anführer seine theuer erworbene Andromeda mit Gewalt wieder abjagen wollte. In der That hatten sie alle mögliche Ursachen von der Welt, auf etliche Minuten versteinert zu werden. Beschreiben zu wollen, was in ihren Seelen vorging, würde vergebliche Mühe seyn. Nichts ging in ihnen vor; ihre Seelen waren so versteinert als ihre Leiber. Mit dummem sprachlosem Erstaunen sahen sie alle nach der Thür, durch welche der Arzt sich zurückgezogen hatte; und auf jedem Gesichte drückte sich zugleich die angestrengte Bemühung und das gänzliche Unvermögen aus, etwas von dieser Begebenheit zu begreifen.

Endlich schienen sie nach und nach, einige früher einige später, wieder zu sich selbst zu kommen. Sie sahen einander mit groſsen Augen an; funfzig Mäuler öffneten sich zugleich zu der nehmlichen Frage, und fielen wieder zu, weil sie sich aufgethan hatten, ehe sie wuſsten was sie fragen wollten. Zum Henker, meine Herren, rief endlich der Zunftmeister Pfriem, ich glaube gar, der Quacksalber hat uns mit seiner doppelten Porzion Niesewurz zu Narren! — Ich versah mir gleich vom Anfang nichts gutes zu ihm, sagte Thrasyllus. — Meiner Frau wollt' er gestern gar nicht einleuchten, sprach der Rathsherr Smilax. — Ich dachte gleich es würde übel ablaufen, wie er von den sechs Schiffen sprach die wir nach Anticyra senden sollten, sagte ein anderer. — Und die verdammte Ernsthaftigkeit, womit er uns alles das vordeklamierte, rief ein fünfter; ich gestehe, daſs ich mir gar nicht einbilden konnte, wo es hinaus laufen würde. — Ha, ha, ha! ein lustiger Zufall, so wahr ich ehrlich bin! mekkerte der kleine dicke Rathsherr, indem er sich vor Lachen den Bauch hielt. Gestehen wir, daſs wir fein abgeführt sind! Ein verzweifelter Streich! Das hätt' uns nicht begegnen sollen! Ha, ha, ha! — Aber wer konnte sich auch zu einem solchen Manne so etwas versehen? rief der Nomofylax. — Ganz gewiſs ist er auch einer von euern Filosofen, sagte Meister Pfriem. Der Priester Strobylus hat wahrlich so Unrecht nicht! Wenn es nicht wider unsre Freyheiten wäre, so wollt' ich der erste seyn, der darauf antrüge, daſs man alle diese Spitzköpfe zum Lande hinaus jagte.

„Meine Herren, fing jetzt der Archon an, die Ehre der Stadt Abdera ist angegriffen, und anstatt daſs wir hier sitzen und uns wundern oder Glossen machen, sollten wir mit Ernst darauf denken, was uns in einer so kitzlichen Sache zu thun geziemt. Vor allen Dingen sehe man wo Hippokrates hingekommen ist!“

Ein Rathsdiener, der zu diesem Ende abgeschickt wurde, kam nach einer ziemlichen Weile mit der Nachricht zurück, daſs er nirgends mehr anzutreffen sey.

Ein verfluchter Streich! riefen die Rathsherren aus Einem Munde; wenn er uns nun entwischt wäre! — Er wird doch kein Hexenmeister seyn, sagte der Zunftmeister Pfriem, indem er nach einem Amulet sah, das er gewöhnlich zu seiner Sicherheit gegen böse Geister und böse Augen bey sich zu tragen pflegte.

Bald darauf wurde berichtet, man habe den fremden Herrn auf seinem Maulesel ganz gelassen hinter dem Tempel der Dioskuren nach Demokrits Landgute zutraben sehen.

Was ist nun zu thun, meine Herren? sagte der Archon.

Ja — allerdings! — was nun zu thun ist — was nun zu thun ist? — dieſs ist eben die Frage! riefen die Rathsherren indem sie einander ansahen. Nach einer langen Pause zeigte sich, daſs die Herren nicht wuſsten, was nun zu thun war.

Der Mann steht in groſsem Ansehen beym König von Macedonien, fuhr der Archon fort; er wird in ganz Griechenland wie ein zweyter Äskulap verehrt! Wir könnten uns leicht in böse Händel verwickeln, wenn wir einer, wiewohl gerechten, Empfindlichkeit Gehör geben wollten. Bey allem dem liegt mir die Ehre von Abdera —

Ohne Unterbrechung, Herr Archon! fiel ihm der Zunftmeister Pfriem ein; die Ehre und Freyheit von Abdera kann niemanden näher am Herzen liegen als mir selbst. Aber, alles wohl überlegt, seh' ich wahrlich nicht, was die Ehre der Stadt mit dieser Begebenheit zu thun haben kann. Dieser Harpokrates oder Hypokritus, wie er sich nennt, ist ein Arzt; und ich habe mein Tage gehört, daſs ein Arzt die ganze Welt für ein groſses Siechhaus und alle Menschen für seine Kranken ansieht. Ein jeder spricht und handelt wie ers versteht; und was einer wünscht das glaubt er gern. Hypokritus möcht' es, denk' ich, wohl leiden wenn wir alle krank wären, damit er desto mehr zu heilen hätte. Nun denkt er, wenn ich sie nur erst dahin bringen kann daſs sie meine Arzneyen einnehmen, dann sollen sie mir krank genug werden. Ich heiſse nicht Meister Pfriem, wenn dieſs nicht das ganze Geheimniſs ist!

Meiner Seele! getroffen! rief der kleine dicke Rathsherr; weder mehr noch weniger! Der Kerl ist so närrisch nicht! — Ich wette, wenn er kann, schickt er uns alle mögliche Flüsse und Fieber an den Hals, bloſs damit er den Spaſs habe, uns für unser Geld wieder gesund zu machen! Ha, ha, ha!

„Aber vierzehn Pfund Niesewurz auf jeden Rathsherrn! rief einer von den ältesten, dessen Gehirn, nach seiner Miene zu urtheilen, schon völlig ausgetrocknet seyn mochte. Bey allen Fröschen der Latona, das ist zu arg! Man muſs beynahe auf den Argwohn kommen, daſs etwas mehr dahinter steckt!“

Vierzehn Pfund Niesewurz auf jeden Rathsherrn! wiederhohlte Meister Pfriem, und lachte aus vollem Halse —

Und für jeden Zunftmeister, setzte Smilax mit einem bedeutenden Ton hinzu.

Das bitt' ich mir aus, rief Meister Pfriem; er sagte kein Wort von Zunftmeistern.

Aber das versteht sich doch wohl von selbst, versetzte jener; Rathsherren und Zunftmeister,

Zunftmeister und Rathsherren; ich sehe nicht, warum die Herren Zunftmeister hierin was besondres haben sollten.

Wie, was? rief Meister **Pfriem** mit groſsem Eifer: Sie sehen nicht was die Zunftmeister vor den Rathsherren besondres haben? — Meine Herren, Sie haben es gehört! — Herr Stadtschreiber, ich bitt' es zum Protokoll zu nehmen!

Die Zunftmeister standen alle mit groſsem Gebrumm von ihren Sitzen auf.

„Sagt' ich nicht, rief der alte hypochondrische Rathsherr, daſs etwas mehr hinter der Sache stecke? Ein geheimer Anschlag gegen die **Aristokratie** — Aber die Herren haben sich ein wenig zu früh verrathen."

Gegen die **Aristokratie**? schrie **Pfriem** mit verdoppelter Stimme: gegen welche Aristokratie? Zum Henker, Herr Rathsmeister, seit wenn ist Abdera eine Aristokratie? Sind **wir Zunftmeister** etwa nur an die Wand hingemahlt? Stellen wir nicht das Volk vor? Haben wir nicht seine Rechte und Freyheiten zu vertreten? Herr Stadtschreiber, zum Protokoll, daſs ich gegen alles Widrige protestiere, und dem löblichen Zunftmeisterthum sowohl als gemeiner Stadt Abdera ihre Rechte vorbehalte.

Protestiert! protestiert! schrien die Zunftmeister alle zusammen.

Reprotestiert! reprotestiert! schrien die Rathsherren.

Der Lärm nahm überhand. „Meine Herren, rief der regierende Archon so laut er konnte, was für ein Schwindel hat Sie überfallen? Ich bitte, bedenken Sie wer Sie sind und wo Sie sind! Was werden die Eyerweiber und Obsthändlerinnen da unten von uns denken, wenn sie uns wie die Zahnbrecher schreyen hören?“

Aber die Stimme der Weisheit verlor sich ungehört in dem betäubenden Getöse. Niemand hörte sein eigen Wort.

Zu gutem Glück war es seit undenklichen Zeiten in Abdera gebräuchlich, auf den Punkt zwölf Uhr durch die ganze Stadt zu Mittag zu essen; und vermöge der Rathsordnung mufste, so wie eine Stunde abgelaufen war, eine Art von Herold vor die Rathsstube treten, und die Stunde ausrufen.

Gnädige Herren, rief der Herold mit der Stimme des Homerischen Stentors, die zwölfte Stunde ist vorbey!

„Stille! der Stundenrufer!“ — Was rief er? — „Zwölfe, meine Herren, zwölfe vorbey!“ — Schon zwölfe? — Schon vorbey? — So ist es hohe Zeit!

Der gröſste Theil der gnädigen Herren war zu Gaste gebeten. Das glückliche Wort Zwölfe versetzte sie also auf einmahl in eine Reihe angenehmer Vorstellungen, die mit dem Gegenstand ihres Zankes nicht in der mindesten Verbindung standen. Schneller als die Figuren in einem Guckkasten sich verwandeln, stand eine groſse Tafel, mit einer Menge niedlicher Schüsseln bedeckt, vor ihrer Stirn; ihre Nasen weideten sich zum voraus an Düften von bester Vorbedeutung; ihre Ohren hörten das Geklapper der Teller; ihre Zunge kostete schon die leckerhaften Brühen, in deren Erfindung die Abderitischen Köche mit einander wetteiferten: kurz, das unwesentliche Gastmahl beschäftigte alle Kräfte ihrer Seelen; und auf einmahl war die Ruhe des Abderitischen Staats wieder hergestellt.

„Wo werden Sie heute speisen?“ — Bey Polyfonten. — „Dahin bin ich auch geladen.“ — Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gesellschaft! — „Sehr viel Ehre für mich!“ — Was werden wir diesen Abend für eine Komödie haben? — „Die Andromeda des Euripides.“ — Also ein Trauerspiel! — „O mein Lieblingsstück! — Und eine Musik!

Unter uns, der Nomofylax hat etliche Köre selbst gesetzt. Sie werden Wunder hören!“

Unter so sanften Gesprächen erhoben sich die Väter von Abdera in eilfertigem aber friedsamem Gewimmel vom Rathhause, zu groſser Verwunderung der Eyerweiber und Obsthändlerinnen, welche kurz zuvor die Wände der Rathsstube von echtem Thracischem Geschrey wiederhallen gehört hatten.

Aber dieſs hatte man dir zu danken, wohlthätiger Stundenrufer! Ohne deine glückliche Dazwischenkunft würde wahrscheinlicher Weise der Zank der Rathsherren und Zunftmeister, gleich dem Zorn des Achilles, (so lächerlich auch seine Veranlassung war) in ein Feuer ausgebrochen seyn, welches die schrecklichste Zerrüttung, wo nicht gar den Umsturz der Republik Abdera hätte verursachen können.

Wenn jemahls ein Abderit mit einer öffentlichen Ehrensäule belohnt zu werden verdient hatte, so war es gewiſs dieser Stundenrufer. Zwar muſs man gestehen, der groſse Dienst, den er in diesem Augenblick seiner Vaterstadt leistete, verliert seine ganze Verdienstlichkeit durch den einzigen Umstand, daſs er nur zufälliger Weise nützlich wurde. Denn der ehrliche Mann dachte, da er zur gesetzten Zeit maschinenmäſsig Zwölfe rief, an nichts weniger als an die unabsehbaren Übel, die er dadurch von dem gemeinen Wesen abwendete. Aber dagegen muſs man auch bedenken, daſs seit undenklichen Zeiten kein Abderit sich auf eine andre Weise um sein Vaterland verdient gemacht hatte. Wenn es sich daher zutrug, daſs sie etwas verrichteten, das durch irgend einen glücklichen Zufall der Stadt nützlich wurde, so dankten sie den Göttern dafür; denn sie fühlten wohl, daſs sie als bloſse Werkzeuge oder gelegentliche Ursachen mitgewirkt hatten. Indessen lieſsen sie sich doch das Verdienst des Zufalls so gut bezahlen als ob es ihr eigenes gewesen wäre; oder, richtiger zu reden, eben weil sie sich keines eignen Verdienstes dabey bewuſst waren, lieſsen sie sich das Gute, was der Zufall unter ihrem Nahmen that, auf eben den Fuſs bezahlen, wie ein Mauleseltreiber den täglichen Verdienst seines Esels einzieht.

Es versteht sich, daſs die Rede hier bloſs von Archonten, Rathsherren und Zunftmeistern ist. Denn der ehrliche Stundenrufer mochte sich Verdienste um die Republik machen so viel oder so wenig er wollte; er bekam seine sechs Pfennige des Tags in guter Abderitischer Münze, und — Gott befohlen!

DRITTES BUCH.

Euripides unter den Abderiten.

1. KAPITEL.

Die Abderiten machen sich fertig in die Komödie zu gehen.

Es war bey den Rathsherren von Abdera eine alte hergebrachte Gewohnheit und Sitte, die vor Rath verhandelten Materien unmittelbar darauf bey Tische (es sey nun daſs sie Gesellschaft hatten oder mit ihrer Familie allein speisten) zu rekapitulieren und zu einer reichen Quelle entweder von witzigen Einfällen und spaſshaften Anmerkungen, oder von patriotischen Stoſsseufzern, Klagen, Wünschen, Träumen, Aussichten u. d. gl. zu machen; zumahl wenn etwa in dem abgefaſsten Rathsschlusse die Verschwiegenheit ausdrücklich empfohlen worden war.

Aber dieſsmahl — wiewohl das Abenteuer der Abderiten mit dem Fürsten der Ärzte sonderbar genug war, um einen Platz in den Jahrbüchern ihrer Republik zu verdienen — wurde an allen Tafeln, wo ein Rathsherr oder Zunftmeister obenan saſs, des Hippokrates und Demokritus eben so wenig gedacht, als ob gar keine Männer dieses Nahmens in der Welt gewesen wären. In diesem Stücke hatten die Abderiten einen ganz besondern *Public - Spirit*, und ein feineres Gefühl, als man ihnen in Betracht ihres gewöhnlichen Eigendünkels hätte zutrauen sollen. In der That konnte ihre Geschichte mit dem Hippokrates, man hätte sie wenden und kolorieren mögen wie man gewollt, auf keine Art, die ihnen Ehre machte, erzählt werden. Das Sicherste war, die Sache auf sich beruhen zu lassen, und zu schweigen.

Die heutige Komödie machte also dieſsmahl, wie gewöhnlich, den Hauptgegenstand der Unterhaltung aus. Denn seitdem sich die Abderiten, nach dem Beyspiel ihres groſsen Musters, der Athener, mit einem eignen Theater versehen, und (ihrer Gewohnheit nach) die Sache so weit getrieben hatten, daſs den gröſsten Theil des Jahres hindurch alle Tage irgend eine Art von Schauspiel bey ihnen zu sehen war: so wurde in Gesellschaften, so bald die übrigen Gemeinplätze, Wetter, Putz und Stadtneuigkeiten, erschöpft waren, unfehlbar entweder von der Komödie die gestern gespielt worden war, oder von der Komödie die heute gespielt werden sollte, gesprochen — und die Herren von Abdera wuſsten sich (besonders gegen Fremde) nicht wenig damit, daſs sie ihren Mitbürgern eine so schöne Gelegenheit zu Verfeinerung ihres Witzes und Geschmacks, einen so unerschöpflichen Stoff zu unschuldigen Gesprächen in Gesellschaften, und besonders dem schönen Geschlecht ein so herrliches Mittel gegen die Leib und Seele verderbende lange Weile verschafft hätten.

Wir sagen es nicht um zu tadeln, sondern zum verdienten Lobe der Abderiten, daſs sie ihr Komödienwesen für wichtig genug hielten, die Aufsicht darüber einem besondern Raths-Ausschusse zu übergeben, dessen Vorsitzer immer der zeitige Nomofylax, folglich einer der obersten Väter des Vaterlandes, war. Dieſs war unstreitig sehr löblich. Alles, was man mit Recht an einer so schönen Einrichtung aussetzen konnte, war, daſs es darum nicht um ein Haar besser mit ihrem Komödienwesen stand. Weil nun die Wahl der Stücke von der Rathsdeputazion abhing, und die Erfindung der Komödienzettel unter die ansehnliche Menge von Erfindungen gehört, die den Vorzug der Neuern vor den Alten auſser allem fernern Widerspruch setzen: so wuſste das Publikum — ausgenommen wenn ein neues Abderitisches Originalstück aufs Theater gebracht wurde — selten vorher, was gespielt werden würde. Denn, wiewohl die Herren von der Deputazion eben kein Geheimniſs aus der Sache machten: so muſste sie doch, ehe sie publik wurde, durch so manchen schiefen Mund und durch so viele dicke Ohren gehen, daſs fast immer ein *Qui pro quo* heraus kam, und die Zuhörer, wenn sie zum Beyspiel die Antigone des Sofokles erwarteten, die Erigone des Fysignatus für lieb und gut nehmen muſsten — woran sie es denn auch selten oder nie ermangeln lieſsen.

Was werden sie uns heute für ein Stück geben? war also jetzt die allgemeine Frage in Abdera — eine Frage, die an sich selbst die unschuldigste Frage von der Welt war, aber durch einen einzigen kleinen Umstand erzabderitisch wurde; nehmlich, daſs die Antwort schlechterdings

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13013/023

von keinem praktischen Nutzen seyn konnte. Denn die Leute gingen in die Komödie, es mochte ein altes oder ein neues, gutes oder schlechtes Stück gespielt werden.

Eigentlich zu reden gab es für die Abderiten gar keine schlechten Stücke; denn sie nahmen alles für gut: und eine natürliche Folge dieser unbegrenzten Gutmüthigkeit war, daſs es für sie auch keine guten Stücke gab. Schlecht oder gut, was ihnen die Zeit vertrieb war ihnen recht, und alles was wie ein Schauspiel aussah, vertrieb ihnen die Zeit. — Jedes Stück also, so elend es war, und so elend es gespielt worden seyn mochte, endigte sich mit einem Geklatsche das gar nicht aufhören wollte. Alsdann ertönte auf einmahl durchs ganze Parterre ein allgemeines: Wie hat Ihnen das heutige Stück gefallen? und wurde stracks durch ein eben so allgemeines: Sehr wohl! beantwortet.

So geneigt auch unsre werthen Leser seyn mögen, sich nicht leicht über etwas zu wundern, was wir ihnen von den Idiotismen unsers Thracischen Athens erzählen können: so ist doch dieser eben erwähnte Zug etwas so ganz besondres, daſs wir besorgen müssen keinen Glauben zu finden, wofern wir ihnen nicht begreiflich machen, wie es zugegangen, daſs die Abderiten mit einer so groſsen Neigung zu Schauspielen es gleichwohl zu einer so hohen unbeschränkten dramatischen Apathie oder vielmehr Hedypathie bringen konnten, daſs ihnen ein elendes Stück nicht nur kein Leiden verursachte, sondern sogar eben (oder doch beynahe eben) so wohl that als ein gutes.

Man wird uns, wenn wir das Räthsel auflösen sollen, eine kleine Ausschweifung über das ganze Abderitische Theaterwesen erlauben müssen.

Wir sehen uns aber genöthigt, uns von dem günstigen und billig denkenden Leser vorher eine kleine Gnade auszubitten, an deren groſsmüthiger Gewährung ihm selbst am Ende noch mehr gelegen ist als uns. Und dieſs ist: aller widrigen Eingebungen seines Kakodämons ungeachtet, sich ja nicht einzubilden, als ob hier, unter verdeckten Nahmen, die Rede von den Theaterdichtern, den Schauspielern, und dem Parterre seiner lieben Vaterstadt die Rede sey. Wir läugnen zwar nicht, daſs die ganze Abderitengeschichte in gewissem Betracht einen doppelten Sinn habe: aber ohne den Schlüssel zu Aufschlieſsung des geheimen Sinnes, den unsere Leser von uns selbst erhalten sollen, würden sie Gefahr laufen, alle Augenblicke falsche Deutungen zu machen. Bis dahin also ersuchen wir sie

Per genium, dextramque, Deosque Penates,

sich aller unnachbarlichen und unfreundlichen Anwendungen zu enthalten, und alles was folgt, so wie dieſs ganze Buch, in keiner andern Gemüthsverfassung zu lesen, als womit sie irgend eine andre alte oder neue unparteyische Geschichtserzählung lesen würden.

2. KAPITEL.

Nähere Nachrichten von dem Abderitischen Nazionaltheater. Geschmack der Abderiten. Karakter des Nomofylax Gryllus.

Als die Abderiten beschlossen hatten, ein stehendes Theater zu haben, wurde zugleich aus patriotischen Rücksichten festgesetzt, daſs es ein Nazionaltheater seyn sollte. Da nun die Nazion, wenigstens dem gröſsten Theile nach, aus Abderiten bestand: so muſste ihr Theater nothfolglich ein Abderitisches werden. Dieſs war natürlicher Weise die erste und unheilbare Quelle alles Übels.

Der Respekt, den die Abderiten für die heilige Stadt der Minerva, als ihre vermeinte Mutter, trugen, brachte es zwar mit sich, daſs die Schauspiele der sämmtlichen Athenischen Dichter, nicht weil sie gut waren, (denn das war eben nicht immer der Fall) sondern weil sie von Athen kamen, in groſsem Ansehen bey ihnen standen. Und Anfangs konnte auch, aus Mangel einer genugsamen Anzahl einheimischer Stücke, beynahe nichts andres gegeben werden. Allein eben deſswegen hielt man, sowohl zur Ehre der Stadt und Republik Abdera, als mancherley anderer Vortheile wegen, für nöthig, eine Komödien- und Tragödienfabrik in ihrem eigenen Mittel anzulegen, und diese neue poetische Manufaktur, — in welcher Abderitischer Witz, Abderitische Gefühle, Abderitische Sitten und Thorheiten, als eben so viele rohe Nazionalprodukte, zu eigenem Gebrauch dramatisch verarbeitet werden sollten, — wie guten und weisen Regenten und Patrioten zusteht, auf alle mögliche Art aufzumuntern.

Dieſs auf Kosten des gemeinen Seckels zu bewerkstelligen, ging aus zwey

Ursachen nicht wohl an: erstens, weil dieser Seckel, vermöge der Art wie er verwaltet wurde, fast immer weniger enthielt als man heraus nehmen wollte; und zweytens, weil es damahls noch nicht Mode war die Zuschauer bezahlen zu lassen, sondern das Ärarium die Unkosten des Theaters tragen muſste, und also ohnedieſs bey diesem neuen Artikel schon genug auszugeben hatte. Denn an eine neue Auflage auf die Bürgerschaft war, vor der Hand und bis man wuſste wie viel Geschmack sie dieser neuen Lustbarkeit abgewinnen würde, nicht zu denken. Es blieb also kein ander Mittel, als die Abderitischen Dichter auf Unkosten des Geschmacks gemeiner Stadt aufzumuntern; d. i. alle Waaren, die sie gratis liefern würden, für gut zu nehmen — nach dem alten Sprichworte: Geschenktem Gaul sieh nicht ins Maul; oder, wie es die Abderiten gaben: Wo man umsonst iſst, wird immer gut gekocht.

Was Horaz von seiner Zeit in Rom sagt:

Scribimus indocti doctique poemata passim,

galt nun von Abdera im superlativsten Grade. Weil es einem zum Verdienst angerechnet wurde wenn er ein Schauspiel schrieb, und weil schlechterdings nichts dabey zu wagen war: so machte Tragödien wer Athem genug hatte, ein paar Dutzend zusammen geraffte Gedanken in eben so viele von Bombast strotzende Perioden aufzublasen; und jeder platte Spaſsmacher versuchte es, die Zwerchfelle der Abderiten, auf denen er sonst in Gesellschaften oder Weinhäusern getrommelt hatte, jetzt auch einmahl vom Theater herab zu bearbeiten.

Diese patriotische Nachsicht gegen die Nazionalprodukte hatte eine natürliche Folge, die das Übel zugleich vermehrte und fortdauernd machte. So ein gedankenleeres, windiges, aufgeblasenes, ungezogenes, unwissendes, und aller Anstrengung unfähiges Völkchen auch die jungen Patricier von Abdera waren, so lieſs sich doch gar bald einer von ihnen, wir wissen nicht ob von seinem Mädchen oder von seinen Schmarotzern, oder auch von seinem eignen angestammten Dünkel, weiſs machen, daſs es nur an ihm liege, dramatische Efeukränze zu erwerben so gut als ein anderer. Dieser erste Versuch wurde mit einem so glänzenden Erfolge gekrönt, daſs Blemmias, (ein Neffe des Archon Onolaus) ein Knabe von siebzehn Jahren, und, was in der Familie des Onolaus nichts ungewöhnliches war, ein notorisches Ganshaupt, ein unwiderstehliches

Jucken in seinen Fingern fühlte auch ein Bocksspiel zu machen, wie man damahls das Ding hieſs, das wir jetzt ein Trauerspiel zu schelten pflegen. Niemahls, seitdem Abdera auf Thracischem Boden stand, hatte man ein dümmeres Nazionalprodukt gesehen: aber der Verfasser war ein Neffe des Archon, und so konnt' es ihm nicht fehlen. Der Schauplatz war so voll, daſs die jungen Herren den schönen Abderitinnen auf dem Schooſse sitzen muſsten; die gemeinen Leute standen einander auf den Schultern. Man hörte alle fünf Akte in unverwandter dumm wartender Stille an; man gähnte, seufzte, wischte sich die Stirne, rieb die Augen, hatte hündische lange Weile — und hörte zu; und wie nun endlich das lang' erseufzte Ende kam, wurde so abscheulich geklatscht, daſs etliche zartnervige Muttersöhnchen das Gehör darüber verloren.

Nun wars klar, daſs es keine so groſse Kunst seyn müsse eine Tragödie zu machen, weil sogar der junge Blemmias eine gemacht hatte. Jedermann konnte sich ohne groſse Unbescheidenheit eben so viel zutrauen. Es wurde ein Familien-Ehrenpunkt, daſs jedes gute Haus wenigstens mit einem Sohne, Neffen, Schwager oder Vetter muſste prangen können, der die Nazional-Schaubühne mit einer Komödie oder einem Bocksspiel, oder wenigstens mit einem Singspielchen beschenkt hatte. Wie groſs dieſs Verdienst seinem innern Gehalte nach etwa sey, daran dachte niemand; gutes, mittelmäſsiges und elendes lief in Einer Herde unter einander her. Es bedurfte, um ein schlechtes Stück zu schützen, keiner Kabale. Eine Höflichkeit war der andern werth. Und weil die Herren allerseits Eselsöhrchen hatten: so konnte keinem einfallen, dem andern das berühmte *Auriculas asini Mida rex habet* zuzuflüstern.

Man kann sich leicht vorstellen, daſs die Kunst bey dieser Duldsamkeit nicht viel gewonnen haben werde. Aber was kümmerte die Abderiten das Interesse der Kunst? Genug, daſs es für die Ruhe ihrer Stadt und das allerseitige Vergnügen zuträglicher war, dergleichen Dinge friedlich und schiedlich abzuthun.

Da kann man sehen, pflegte der Archon Onolaus zu sagen, wie viel darauf ankommt, daſs man ein Ding beym rechten Ende nimmt! Das Komödienwesen, das zu Athen alle Augenblicke die garstigsten Händel anrichtet, ist zu Abdera ein Band des allgemeinen guten Vernehmens und der unschuldigste Zeitvertreib von der Welt. Man geht in die Komödie, man ergetzt sich auf die eine oder andere Art, entweder mit Zuhören, oder mit seiner Nachbarin, oder mit Träumen und Schlafen, wie es einem jeden beliebt; dann wird geklatscht, jedermann geht zufrieden nach Hause, und gute Nacht!

Wir sagten vorhin, die Abderiten hätten sich mit ihrem Theater so viel zu thun gemacht, daſs sie in Gesellschaften beynahe von nichts als von der Komödie gesprochen: und so verhielt sichs auch wirklich. Aber wenn sie von Theaterstücken und Vorstellungen und Schauspielern sprachen, so geschah es nicht, um etwa zu untersuchen was daran in der That beyfallswürdig seyn möchte oder nicht. Denn, ob sie sich ein Ding gefallen oder nicht gefallen lassen wollten, das hing (ihrer Meinung nach) lediglich von ihrem freyen Willen ab; und, wie gesagt, sie hatten nun einmahl eine Art von schweigender Abrede mit einander getroffen, ihre einheimischen dramatischen Manufakturen aufzumuntern. „Man sieht doch recht augenscheinlich, (sagten sie) was es auf sich hat, wenn die Künste an einem Orte aufgemuntert werden. Noch vor zwanzig Jahren hatten wir kaum zwey oder drey Poeten, von denen, auſser etwa an Geburtstagen oder Hochzeiten, kein Mensch Notiz nahm. Jetzt, seit den zehn bis zwölf Jahren daſs wir ein eignes Theater haben, können wir schon über sechs hundert Stücke, groſs und klein in einander gerechnet, aufweisen, die alle auf Abderitischem Grund und Boden gewachsen sind.“

Wenn sie also von ihren Schauspielen schwatzten, so war es nur, um einander zu fragen, ob, zum Beyspiel, das gestrige Stück nicht schön gewesen sey? und einander zu antworten: ja, es sey sehr schön gewesen — und was die Schauspielerin, welche die Ifigenia oder Andromache vorgestellt; (denn zu Abdera wurden die weiblichen Rollen von wirklichen Frauenzimmern gespielt, und das war eben nicht so Abderitisch) für ein schönes neues Kleid angehabt habe? Und das gab dann Gelegenheit zu tausend kleinen interessanten Anmerkungen, Reden und Gegenreden, über den Putz, die Stimme, den Anstand, den Gang, das Tragen des Kopfs und der Arme, und zwanzig andre Dinge dieser Art, an den Schauspielern und Schauspielerinnen. Mitunter sprach man auch wohl von dem Stücke selbst, sowohl von der Musik als von den Worten, (wie sie die Poesie davon nannten) das ist, ein jedes sagte, was ihm am besten oder wenigsten gefallen hätte; man hob die vorzüglich rührenden und erhabnen Stellen aus; tadelte auch wohl hier und da einen Ausdruck, ein allzu niedriges Wort, oder einen Gedanken, den man übertrieben oder anstöſsig fand. Aber immer endigte sich die Kritik mit dem ewigen Abderitischen *Refrein:* **Es bleibt doch immer ein schönes Stück — und hat viel Moral in sich. Schöne Moral!** pflegte der kurze dicke Rathsherr hinzu zu setzen — und immer traf sichs, daſs die Stücke, die er ihrer schönen Moral wegen selig pries, gerade die elendesten waren.

Man wird vielleicht denken: da die besondern Ursachen, die man zu Abdera gehabt habe, alle einheimische Stücke, ohne Rücksicht auf Verdienst und Würdigkeit, aufzumuntern, bey auswärtigen nicht Statt gefunden, so hätte doch wenigstens die groſse Verschiedenheit der Athenischen Schauspieldichter, und der Abstand eines Astydamas von einem Sofokles etwas dazu beytragen sollen, ihren Geschmack zu bilden, und ihnen den Unterschied zwischen gut und schlecht, vortrefflich und mittelmäſsig, — besonders den mächtigen Unterschied zwischen natürlichem Beruf und bloſser Prätension und Nachäfferey, zwischen dem muntern, gleichen, aushaltenden Gang des wahren Meisters, und dem Stelzenschritt oder dem Nachkeichen, Nachhinken und Nachkriechen der Nachahmer —

anschaulich zu machen. Aber, fürs erste, ist der Geschmack eine Sache, die sich ohne natürliche Anlage, ohne eine gewisse Feinheit des Seelenorgans, womit man schmekken soll, durch keine Kunst noch Bildung erlangen läſst; und wir haben gleich zu Anfang dieser Geschichte schon bemerkt, daſs die Natur den Abderiten diese Anlage ganz versagt zu haben schien. Ihnen schmeckte Alles. Man fand auf ihren Tischen die Meisterstücke des Genies und Witzes mit dem Abgang der schalsten Köpfe, den Tagelöhnerarbeiten der elendesten Pfuscher, unter einander liegen. Man konnte ihnen in solchen Dingen weiſs machen was man wollte; und es war nichts leichter, als einem Abderiten die erhabenste Ode von Pindar für den ersten Versuch eines Anfängers, und umgekehrt das sinnloseste Geschmier, wenn es nur den Zuschnitt eines Gesangs in Strofen und Antistrofen hatte, für ein Werk von Pindar zu geben. Daher war bey einem jeden neuen Stücke, das ihnen zu Gesicht kam, immer ihre erste Frage: Von wem? und man hatte hundert Beyspiele, daſs sie gegen das vortrefflichste Werk gleichgültig geblieben waren, bis sie erfahren hatten daſs es einem berühmten Nahmen zu gehöre.

Dazu kam noch der Umstand, daſs der Nomofylax Gryllus, des Cyniskus Sohn, der an der Errichtung des Abderitischen Nazionaltheaters den meisten Antheil gehabt hatte und der Oberaufseher über ihr ganzes Schauspielwesen war, Anspruch machte ein groſser Musikverständiger und der erste Komponist seiner Zeit zu seyn — ein Anspruch, gegen welchen die gefälligen Abderiten um so weniger einzuwenden hatten, weil er ein sehr popularer Herr war, und weil seine ganze Komposizionskunst in einer Anzahl melodischer Formen oder Leisten bestand, die er allen Arten von Texten anzupassen wuſste, so daſs nichts leichter war, als seine Melodien zu singen und auswendig zu lernen.

Die Eigenschaft, auf welche sich Gryllus am meisten zu gut that, war seine Behendigkeit im Komponieren. — „Nu, wie gefällt Ihnen meine Ifigenia, Hekuba, Alceste, (oder was es sonsten war) he?“ — O, ganz vortrefflich, Herr Nomofylax! — „Gelt! da ist doch reiner Satz! flieſsende Melodie! hä, hä, hä! Und wie lange denken Sie daſs ich daran gemacht habe? — Zählen Sie nach! — Heute haben wir den 13ten — Den 4ten Morgens um fünf Uhr — Sie wissen ich bin früh auf — setzt' ich mich an mein Pult und fing an — und gestern Punkt zehn Uhr Vormittags macht' ich den letzten Strich! — Nun zählen Sie nach, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, — macht, wie Sie sehen, nicht volle 9 Tage, und darunter zwey Rathstage, und zwey oder drey wo ich zu Gaste gebeten war; andre Geschäfte nicht gerechnet — Hm! was sagen Sie? Heiſst das nicht fix gearbeitet? — Ich sag' es eben nicht um mich zu rühmen: aber das getrau' ich mir, wenns eine Wette gälte, daſs kein Komponist im ganzen Europäischen und Asiatischen Griechenland eher mit einem Stücke fertig werden soll als ich! — Es ist nichts! Aber es ist doch so eine eigne Gabe die ich habe, hä, hä, hä!" —

Wir hoffen, unsre Leser sehen den Mann nun vor sich, und wenn sie einige Anlage zur Musik haben, so muſs ihnen seyn, sie hätten ihn bereits seine ganze Ifigenia, Hekuba und Alceste herunter orgeln gehört.

Nun hatte dieser groſse Mann noch nebenher die kleine Schwachheit, daſs er keine Musik gut finden konnte als — seine eigene. Keiner von den besten Tonsetzern zu Athen, Theben, Korinth u. s. w. konnt' es ihm zu Danke machen. Den berühmten Damon selbst, dessen gefällige, geistreiche und immer zum Herzen sprechende Art zu komponieren auſserhalb Abdera alles was eine Seele hatte bezauberte, nannte er unter seinen Vertrauten nur den Bänkelsängerkomponisten. Bey dieser Art zu denken, und vermöge der unendlichen Leichtigkeit womit er seinen musikalischen Leich von sich gab, hatte er nun binnen wenig Jahren zu mehr als sechzig Stücken von berühmten und unberühmten Athenischen Schauspieldichtern die Musik gemacht. Denn die Abderitischen Nazionalprodukte überlieſs er meistens seinen Schülern und Nachahmern, und begnügte sich bloſs mit der Revision ihrer Arbeit. Freylich fiel seine Wahl, wie man denken kann, nicht immer auf die besten Stücke; die Hälfte wenigstens waren miſslungene bombastische Nachahmungen des Äschylus, oder abgeschmackte Possenspiele, Jahrmarktsstücke, die von ihren Verfassern selbst bloſs für die Belustigung des untersten Pöbels bestimmt waren. Aber genug, der Nomofylax, ein Haupt der Stadt, hatte sie komponiert; sie wurden also unendlich beklatscht; und wenn sie denn auch bey der öftern Wiederhohlung mitunter gähnen und hojahnen machten daſs die Kinnladen hätten aus einander gehen mögen, so versicherte man einander doch beym Herausgehen sehr tröstlich: es sey gar ein schönes Stück und gar eine schöne Musik gewesen!

Und so vereinigte sich denn alles bey diesen griechenzenden Thraciern, nicht nur gegen die Arten und Stufen des Schönen, sondern gegen den innern Unterschied des Vortrefflichen und Schlechten selbst, jene mechanische Kaltsinnigkeit hervorzubringen, wodurch sie sich als durch einen festen Nazionalkarakterzug von allen übrigen policierten Völkern des Erdbodens auszeichneten; eine Kaltsinnigkeit, die dadurch desto sonderbarer wurde, weil sie ihnen gleichwohl die Fähigkeit lieſs, zuweilen von dem wirklich Schönen auf eine gar seltsame Art afficiert zu werden — wie man in kurzem aus einem merkwürdigen Beyspiel ersehen wird.

3. Kapitel.

Beyträge zur Abderitischen Litterargeschichte. Nachrichten von ihren ersten theatralischen Dichtern, Hyperbolus, Paraspasmus, Antifilus und Thlaps.

Bey aller dieser anscheinenden Gleichgültigkeit, Toleranz, Apathie, Hedypathie, oder wie mans nennen will, müssen wir uns die Abderiten gleichwohl nicht als Leute ohne allen Geschmack vorstellen. Denn ihre fünf Sinne hatten sie richtig und voll gezählt: und wiewohl ihnen unter den angegebnen Umständen Alles gut genug schmeckte; so däuchte sie doch, dieses oder jenes schmecke ihnen besser als ein andres; und so hatten sie denn ihre Lieblingsstücke und Lieblingsdichter so gut als andre Leute.

Damahls, als ihnen der kleine Verdruſs mit dem Arzt Hippokrates zustieſs, waren unter einer ziemlichen Anzahl von Theaterdichtern, welche Handwerk davon machten, (die Freywilligen nicht gerechnet) vornehmlich zwey im Besitz der höchsten Gunst des Abderitischen Publikums. Der eine machte Tragödien und eine Art Stücke, die man jetzt komische Opern nennt; der andere, Nahmens Thlaps, fabricierte eine Art von Mitteldingen, wobey einem weder wohl noch weh geschah, wovon er der erste Erfinder war, und die deſswegen nach seinem Nahmen Thlapsödien genannt wurden.

Der erste war eben der Hyperbolus, dessen schon zu Anfang dieser eben so wahrhaften als wahrscheinlichen Geschichte als des berühmtesten unter den Abderitischen Dichtern gedacht worden ist. Er hatte sich zwar auch in den übrigen Gattungen hervorgethan; die auſserordentliche Parteylichkeit seiner Landsleute für ihn hatte ihm in allen den Preis zuerkannt: und eben dieser Vorzug erwarb ihm den hochtrabenden Zunahmen Hyperbolus; denn von Haus aus hieſs er Hegesias.

Der Grund, warum dieser Mensch ein so besondres Glück bey den Abderiten machte, war der natürlichste von der Welt — nehmlich eben der, weſswegen er und seine Werke an jedem andern Orte der Welt als in Abdera ausgepfiffen worden wären. Er war unter allen ihren Dichtern derjenige, in welchem der eigentliche Geist von Abdera, mit allen seinen Idiotismen und Abweichungen von den schönern Formen, Proporzionen und Lineamenten der Menschheit, am leibhaftesten wohnte; derjenige, mit dem alle übrigen am meisten sympathisierten; der immer alles gerade so machte wie sie es auch gemacht haben würden, ihnen immer das Wort aus dem Munde nahm, immer das eigentliche Pünktchen traf wo sie gekitzelt seyn wollten; mit Einem Worte, der Dichter nach ihrem Sinn und Herzen: und das nicht etwa kraft eines auſserordentlichen Scharfsinns, oder als ob er sich ein besondres Studium daraus gemacht hätte, sondern lediglich, weil er unter allen seinen Brüdern im Marsyas am meisten — Abderit war. Bey ihm durfte man sich darauf verlassen, daſs der

Gesichtspunkt, woraus er eine Sache ansah, immer der schiefste war woraus sie gesehen werden konnte; daſs er zwischen zwey Dingen allemahl die Ähnlichkeit gerade da fand; wo ihr wesentlichster Unterschied lag; daſs er je und allezeit feierlich aussehen würde wo ein vernünftiger Mensch lacht, und lachen würde wo es nur einem Abderiten einfallen kann zu lachen, u. s. w. Ein Mann, der des Abderitischen Genius so voll war, konnte natürlicher Weise in Abdera alles seyn was er wollte. Auch war er ihr Anakreon, ihr Alcäus, ihr Pindar, ihr Äschylus, ihr Aristofanes, und seit kurzem arbeitete er an einem groſsen Nazional-Heldengedicht in acht und vierzig Gesängen, die Abderiade genannt — zu groſser Freude des ganzen Abderitischen Volkes. Denn, sagten sie, ein Homer ist das einzige was uns noch abgeht; und wenn Hyperbolus mit seiner Abderiade fertig seyn wird, so haben wir Ilias und Odyssee in Einem Stücke beysammen; und dann laſs die andern Griechen kommen, und uns noch über die Achseln ansehen, wenn sie das Herz haben! Sie sollen uns dann einen Mann stellen, dem wir nicht einen aus unserm Mittel gegenüber stellen wollen!

Indessen war doch die Tragödie das eigentliche Fach des Hyperbolus. Er hatte deren hundert und zwanzig (vermuthlich auch groſs und klein in einander gerechnet) verfertigt — ein Umstand, der ihm bey einem Volke, das in allen Dingen nur auf Anzahl und körperlichen Umfang sah, allein schon einen auſserordentlichen Vorzug geben muſste. Denn von allen seinen Nebenbuhlern hatte es keiner auch nur auf das Drittel dieser Zahl bringen können. Ungeachtet ihn die Abderiten wegen des Bombasts seiner Schreibart ihren Äschylus zu nennen pflegten, so wuſste er sich selbst doch nicht wenig mit seiner Originalität. Man weise mir, sprach er, einen Karakter, einen Gedanken, ein Gefühl, einen Ausdruck, in allen meinen Werken, den ich aus einem andern genommen hätte! — Oder aus der Natur, setzte Demokrit hinzu. — „O! (rief Hyperbolus) was das betrifft, das kann ich Ihnen zugeben, ohne daſs ich viel dabey verliere. . Natur! Natur! Die Herren klappern immer mit ihrer Natur, und wissen am Ende nicht was sie wollen. Die gemeine Natur — und die meinen Sie doch — gehört in die Komödie, ins Possenspiel, in die Thlapsödie, wenn Sie wollen! Aber die Tragödie muſs über die Natur gehen, oder ich gebe nicht eine hohle Nuſs darum.“ Von den seinigen galt dieſs im vollesten Maſs. So wie seine Personen hatte nie ein Mensch ausgesehen, nie ein Mensch gefühlt, gedacht, gesprochen noch gehandelt. Aber das wollten die Abderiten eben — und daher kam es auch, daſs sie unter allen auswärtigen Dichtern am wenigsten aus dem Sofokles machten. „Wenn ich aufrichtig sagen soll, wie ich denke, — sagte einst Hyperbolus in einer vornehmen Gesellschaft, wo über diese Materie auf gut Abderitisch räsoniert wurde — ich habe nie begreifen können, was an dem Ödipus oder an der Elektra des Sofokles, besonders was an seinem Filoktet so auſserordentliches seyn soll. Für einen Nachfolger eines so erhabnen Dichters wie Äschylus, fällt er wahrlich gewaltig ab! Nun ja, Attische Urbanität, die streit' ich ihm nicht ab! Urbanität so viel Sie wollen! Aber der Feuerstrom, die wetterleuchtenden Gedanken, die Donnerschläge, der hinreiſsende Wirbelwind — kurz, die Riesenstärke, der Adlersflug, der Löwengrimm, der Sturm und Drang, der den wahren tragischen Dichter macht, wo ist der?" — Das nenn' ich wie ein Meister von der Sache sprechen, sagte einer von der Gesellschaft. — O, über solche Dinge verlassen Sie Sich auf das Urtheil des Hyperbolus, rief ein andrer; wenn ers nicht verstehen sollte! — Er hat hundert und zwanzig Tragödien gemacht, flüsterte eine Abderitin einem Fremden ins Ohr; er ist der erste Theaterdichter von Abdera!

Indessen hatte es doch unter allen seinen Nebenbuhlern, Schülern und Kaudatarien ihrer zweyen geglückt, ihn auf dem tragischen Thron, auf den ihn der allgemeine Beyfall hinauf geschwungen, wanken zu machen — Dem einen durch ein Stück, worin der Held gleich in der ersten Scene des ersten Akts seinen Vater ermordet, im zweyten seine leibliche Schwester heirathet, im dritten entdeckt daſs er sie mit seiner Mutter gezeugt hatte, im vierten sich selber Ohren und Nase abschneidet, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schwester erdrosselt, von den Furien unter Blitz und Donner in die Hölle gehohlt wird — Dem andern durch eine Niobe, worin auſser einer Menge Ω! Ω! Αι, Αι! Φεῦ, Φεῦ, Φεῦ, Ελελελελεῦ, und einigen Blasfemien, wobey den Zuhörern die Haare zu Berge standen, das ganze Stück in lauter Handlung und Pantomime gesetzt war. Beide Stücke hatten den erstaunlichsten Effekt gethan. — Nie waren binnen drey Stunden so viele Schnupftücher voll geweint worden, seit ein Abdera in der Welt war. — Nein, es ist nicht zum Aushalten, schluchzten die schönen Abderitinnen. — Der arme Prinz! wie er heulte, wie er sich herum wälzte! — Und die Rede, die er hielt, da er sich die Nase abgeschnitten hatte, rief eine andere. — Und die Furien, die Furien! schrie eine dritte — ich werde vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zuthun können! — Es war schrecklich, ich muſs es gestehen, sagte die vierte; aber, o die arme Niobe! wie sie mitten unter ihren über einander hergewälzten Kindern da steht, sich die Haare ausrauft, sie über die dampfenden Leichen hinstreut, dann sich selbst auf sie hinwirft, sie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopf herum rollt, dann mit ihren eigenen Nägeln sich die Brust aufreiſst, und Hände voll Bluts unter entsetzlichen Verwünschungen gen Himmel wirft! — Nein, so was rührendes muſs nie gesehen worden seyn! Was das für ein Mann seyn muſs, der Paraspasmus, der Stärke genug hatte, so eine Scene aufs Theater zu bringen! — Nun, was die Stärke anbetrifft, sagte die schöne Salabanda, darauf läſst sich eben nicht immer so sicher schlieſsen. Ich zweifle, ob Paraspasmus alles halten würde was er zu versprechen scheint; groſse Prahler, schlechte Fechter. — Man kannte die schöne Salabanda für eine Frau, die so was nicht ohne Grund sagte; und dieser geringfügige Umstand brachte so viel zuwege, daſs die Niobe des Paraspasmus bey der zweyten Vorstellung nicht mehr die Hälfte der vorigen Wirkung that; ja der Dichter selbst konnte sich in der Folge nicht wieder von dem Schlag erhohlen, den ihm Salabanda durch ein einziges Wort in der Einbildungskraft der Abderitinnen gegeben hatte.

Indessen blieb ihm und seinem Freunde Antifilus doch immer die Ehre, der Tragödie zu Abdera einen neuen Schwung gegeben zu haben, und die Erfinder zweyer neuer Gattungen, der griesgrammischen, und der pantomimischen, zu seyn, in welchen den Abderitischen Dichtern eine Laufbahn eröffnet wurde, wo es um so viel sichrer war Lorbern einzuernten, da im Grunde nichts leichter ist als — Kinder zu erschrecken, und seine Helden vor lauter Affekt — gar nichts sagen zu lassen.

Wie aber die menschliche Unbeständigkeit sich an allem, was in seiner Neuheit noch so angenehm ist, gar bald ersättiget, so fingen auch die Abderiten bereits an es überdrüssig zu werden, daſs sie immer und alle Tage gar schön finden sollten, was ihnen in der That schon lange gar wenig Vergnügen machte: als der junge Thlaps auf den Einfall kam, Stücke aufs Theater zu bringen, die weder Komödie noch Tragödie noch Posse, sondern eine Art von lebendigen Abderitischen Familiengemählden wären; wo weder Helden noch Narren, sondern gute ehrliche hausgebackne Abderiten auftreten, ihren täglichen Stadt - Markt - Haus - und Familiengeschäften nachgehen, und vor einem löblichen Spektatorium gerade so handeln und sprechen sollten, als ob sie auf der Bühne zu Hause wären, und es sonst keine Leute in der Welt gäbe als sie. Man sieht, daſs dieſs ungefähr die nehmliche Gattung war, wodurch sich Menander in der Folge so viel Ruhm erwarb. Der Unterschied bestand bloſs darin: daſs er Athener und jener Abderiten auf die Bühne brachte; und daſs er Menander, und jener Thlaps war. Allein da dieser Unterschied den Abderiten nichts verschlug, oder vielmehr gerade zu Thlapsens Vortheil gereichte: so wurde sein erstes Stück 1) in dieser Gattung mit einem Entzücken aufgenommen, wovon man noch kein Beyspiel gesehen hatte. Die ehrlichen Abderiten sahen sich selbst zum ersten Mahl auf der Schaubühne *in puris Naturalibus*, ohne Stelzen,

---

1) Es hieſs Eugamia, oder die vierfache Braut. Eugamia war von ihrem Vater an einen, von der Mutter an den andern, und von einer Tante, an deren Erbschaft ihr gelegen war, an den dritten Mann versprochen worden. Am Ende kam heraus, daſs das voreilige Mädchen sich selbst in aller Stille bereits an einen vierten verschenkt hatte.

ohne Löwenhäute, ohne Keule, Zepter und Diadem, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, ihre gewöhnliche Sprache redend, nach ihrer angebornen eigenthümlichen Abderitischen Art und Weise leiben und leben, essen und trinken, freyen und sich freyen lassen, u. s. w. und das war eben was ihnen so viel Vergnügen machte. Es ging ihnen wie einem jungen Mädchen, das sich zum ersten Mahl in einem Spiegel sieht; sie konntens gar nicht genug bekommen. Die vierfache Braut wurde vier und zwanzigmahl hinter einander gespielt, und eine lange Zeit wollten die Abderiten nichts als Thlapsödien sehen. Thlaps, dem es nicht so frisch von der Faust ging wie dem groſsen Hyperbolus und dem Nomoſylax Gryllus, konnte deren nicht so viele fertig machen, als sie von ihm zu haben wünschten. Aber da er seinen Mitbrüdern einmahl den Ton angegeben hatte, so fehlte es ihm nicht an Nachahmern. Alles legte sich auf die neue Gattung; und in weniger als drey Jahren waren alle mögliche Süjets und Titel von Thlapsödien so erschöpft, daſs es wirklich ein Jammer war die Noth der armen Dichter zu sehen, wie sie drucksten und schwitzten, um aus dem Schwamme, den schon so viele vor ihnen ausgedrückt hatten, noch einen Tropfen trübes Wasser heraus zu pressen.

Die natürliche Folge davon war, daſs unvermerkt alle Dinge wieder ins gehörige Gleichgewicht kamen. Die Abderiten, die, nach ziemlich allgemeiner menschlicher Weise, Anfangs für jede Gattung eine ausschlieſsende Neigung faſsten, fanden endlich, daſs es nur desto besser sey, wenn sie dem Überdruſs durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit wehren könnten. Die Tragödien, gemeine, griesgrammische und pantomimische, die Komödien, Operetten und Possenspiele kamen wieder in Umlauf; der Nomofylax komponierte die Tragödien des Euripides; und Hyperbolus (zumahl da ihm das Projekt Abderitischer Homer zu werden im Kopfe steckte) lieſs sichs, weils doch nicht zu ändern war, am Ende gern gefallen, die höchste Gunst des Abderitischen Parterre mit Thlapsen zu theilen; zumahl, da dieser durch die Heirath mit der Nichte eines Oberzunftmeisters seit kurzem eine wichtige Person geworden war.

---

4. KAPITEL.

Merkwürdiges Beyspiel von der guten Staatswirthschaft der Abderiten. Beschluſs der Digression über ihr Theaterwesen.

Ehe wir von dieser Abschweifung zum Verfolg unsrer Geschichte zurückkehren, möchte es nöthig seyn, dem geneigten Leser einen kleinen Zweifel zu benehmen, der ihm während vorstehender kurzen Abschattung des Abderitischen Schauspielwesens aufgestoſsen seyn möchte.

Es ist nicht wohl zu begreifen, wird man sagen, wie das Ärarium von Abdera, dessen Einkünfte eben nicht so gar beträchtlich seyn konnten, eine so ansehnliche Nebenausgabe, wie ein tägliches Schauspiel mit allen seinen Artikeln ist, in die Länge habe bestreiten können; gesetzt auch, daſs die Dichter ohne Sold noch Lohn, aus purem Patriotismus, oder um die bloſse Ehre gedient hätten. Wofern aber dieſs letztere war, wird man kaum glaublich finden, daſs es so manchen Theaterdichter von Profession in Abdera gegeben, und daſs der groſse Hyperbolus, mit allem seinem Patriotismus und Eigennutz, es bis auf ein hundert und zwanzig dramatische Stücke sollte getrieben haben.

Um nun den günstigen Leser nicht ohne Noth aufzuhalten, wollen wir ihm nur gleich unverhohlen gestehen, daſs ihre Theaterdichter keineswegs umsonst arbeiteten, (denn das groſse Gesetz, „dem Ochsen, der da drischt, sollst du nicht das Maul verbinden!“ ist ein Naturgesetz, dessen allgemeine Verbindlichkeit auch sogar die Abderiten fühlten) und daſs, vermöge einer besondern Finanzoperazion, das Stadtärarium des Theaters halben eigentlich keine neue Ausgabe zu bestreiten hatte, sondern dieser Aufwand gröſsten Theils an andern nöthigern und nützlichern Artikeln erspart wurde.

Die Sache verhielt sich so. So bald die Gönner des Theaters sahen, daſs die Abderiten Feuer gefaſst hatten, und Schauspiele zum Bedürfniſs für sie geworden waren, ermangelten sie nicht, dem Volke durch die Zunftmeister vorstellen zu lassen: daſs das Ärarium einem so groſsen Zuwachs von Ausgaben ohne neue Einnahmsquellen oder Einziehung andrer Ausgaben nicht gewachsen sey. Dieſs veranlaſste denn, daſs eine Kommission niedergesetzt wurde, welche, nach mehr als sechzig zahlbaren Sitzungen, endlich einen Entwurf einer Einrichtung des gemeinen Abderitischen Theaterwesens vor Rath legte, den man so gründlich und wohl ausgesonnen fand, daſs er stracks in einer allgemeinen Versammlung der Bürgerschaft zu einem Fundamentalgesetz der Stadt Abdera gestempelt wurde.

Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, dieses Abderitische Meisterstück auch vor unsre Leser zu legen, wenn wir ihnen Geduld genug zutrauen dürften es zu lesen. Sollte aber irgend ein gemeines Wesen in oder auſser dem heiligen Römischen Reiche die Mittheilung desselben wünschen: so ist man erbötig, solche auf erfolgte Requisizion, gegen bloſse Erstattung der Schreibauslagen, unentgeldlich mitzutheilen. Alles, was wir hier davon sagen können, ist: daſs, vermöge dieser Einrichtung, *sine aggravio Publici*, — durch bloſse Ersparung einer Menge anderer Ausgaben, die man freylich in jedem andern Staate für nöthiger und nützlicher als die Unterhaltung eines Nazionaltheaters angesehen hätte — hinlängliche Fonds ausgemacht wurden, „die Abderiten wöchentlich viermahl mit

Schauspielen zu traktieren; sowohl Dichter, Schauspieler und Orchester, als die Herren Deputierten und den Nomofylax gehörig zu remunerieren; und überdieſs noch die beiden untersten Klassen der Zuschauer bey jeder Vorstellung *viritim* mit einem Pfennigbrot und zwey trocknen Feigen zu gratificieren." — Der einzige Fehler dieser schönen Einrichtung war, daſs die Herren von der Kommission sich in Berechnung der Einnahme und Ausgabe (wegen deren Richtigkeit man sich auf ihre bekannte Dexterität verlieſs) um achtzehn tausend Drachmen (ungefähr drey tausend Thaler schwer Geld) verrechnet hatten, die das Ärarium mehr bezahlen muſste, als die angewiesenen Fonds betrugen. Das war nun freylich kein ganz gleichgültiger Rechnungsverstoſs! Indessen waren die Herren von Abdera gewohnt, so glattweg und *bona fide* bey ihrer Staatswirthschaft zu Werke zu gehen, daſs etliche Jahre verstrichen, bis man gewahr wurde, woran es liege, daſs sich alle Jahre ein Deficit von drey tausend Thalern in der Hauptrechnung ergab. Wie man es endlich mit vieler Mühe heraus gebracht hatte, fanden die Häupter für nöthig, die Sache vor das gesammte Volk zu bringen, und *pro forma* auf Einziehung der Schaubühne anzutragen. Allein die Abderiten geberdeten sich zu diesem Vorschlag, als ob man ihnen Wasser und

Feuer nehmen wolle. Kurz, es wurde ein Plebiscitum errichtet, daſs die jährlich abgängigen drey Talente aus dem gemeinen Schatz, der im Tempel der Latona niedergelegt war, genommen werden sollten; und derjenige, der sich künftig unterfangen würde, auf Abschaffung der Schaubühne anzutragen, sollte für einen Feind der Stadt Abdera angesehen werden.

Die Abderiten glaubten nun ihre Sache recht klug gemacht zu haben, und pflegten gegen Fremde sich viel darauf zu gut zu thun, daſs ihre Schaubühne jährlich achtzig Talente (achtzig tausend Thaler) und gleichwohl der Bürgerschaft von Abdera keinen Häller koste. „Es kommt alles auf eine gute Einrichtung an, sagten sie. Aber dafür haben wir auch ein Nazionaltheater, wie kein andres in der Welt seyn muſs!“ — Das ist eine groſse Wahrheit, sagte Demokrit: solche Dichter, solche Schauspieler, solche Musik, und wöchentlich viermahl, für achtzig Talente! Ich wenigstens habe das an keinem andern Ort in der Welt angetroffen.

Was man ihnen lassen muſste, war, daſs ihr Theater für eines der prächtigsten in Griechenland gelten konnte. Freylich hatten sie dem Könige von Macedonien ihr bestes Amt versetzt, um es bauen zu können. Aber da ihnen der König zugestanden, daſs der Amtmann, der Amtsschreiber und der Rentmeister allezeit Abderiten bleiben sollten, so konnte ja niemand was dagegen einzuwenden haben.

Wir bitten es den Lesern ab, wenn sie mit dieser allgemeinen Nachricht von dem Abderitischen Theaterwesen zu lange aufgehalten worden sind. Die Schauspielstunde ist inzwischen herbey gekommen, und wir versetzen uns also ohne weiters in das Amfitheater dieser preiswürdigen Republik, wo der geneigte Leser nach Gefallen, entweder bey dem kleinen dicken Rathsherrn, oder bey dem Priester Strobylus, oder bey dem Schwätzer Antistrepsiades, oder bey irgend einer von den schönen Abderitinnen, mit welchen wir sie in den vorigen Kapiteln bekannt gemacht haben, Platz zu nehmen belieben wird.

---

5. KAPITEL.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Groſser Sukzeſs des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beygetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Köre und die Dekorazion.

Das Stück, das diesen Abend gespielt wurde, war die Andromeda des Euripides; eines von den sechzig oder siebzig Werken dieses Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen sind. Die Abderiten trugen, ohne eben sehr zu wissen warum, groſse Ehrerbietung für den Nahmen Euripides und alles was diesen Nahmen trug. Verschiedne seiner Tragödien oder Singspiele (wie wir sie eigentlich nennen sollten) waren schon öfters aufgeführt, und allemahl sehr schön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neuesten, wurde jetzt zum ersten Mahl auf die Abderitische Schaubühne gebracht. Der Nomofylax hatte die Musik dazu gemacht, und (wie er seinen Freunden ziemlich laut ins Ohr sagte) dieſsmahl sich selbst übertroffen; das heiſst, der Mann hatte sich vorgesetzt, alle seine Künste auf einmahl zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte sich selbst komponiert; unbekümmert, ob seine Musik den Text, oder der Text seine Musik zu Unsinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigsten kümmerte. Genug, sie machte groſsen Lärm, hatte (wie seine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten, als sämmtliche Kenner, versicherten) sehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lautesten entschiedensten Beyfall aufgenommen. Nicht als ob nicht sogar in Abdera noch hier und da Leute gesteckt hätten, die — weil sie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil sie anderswo was bessers gehört haben mochten — einander unter vier Augen gestanden: daſs der Nomofylax, mit aller seiner Anmaſsung ein Orfeus zu seyn, nur ein Leiermann, und das beste seiner Werke eine Rhapsodie ohne Geschmack und meistens auch ohne Sinn sey. Diese Wenigen hatten sich ehmahls sogar erkühnt, etwas von dieser ihrer Heterodoxie ins Publikum erschallen zu lassen: aber sie waren jedesmahl von den Verehrern der **Gryllischen Muse** so übel empfangen worden, daſs sie, um mit heiler Haut davon zu kommen, für gut befanden, sich in Zeiten der Majorität zu submittieren; und nun waren diese Herren immer die, die bey den elendesten Stellen am ersten und lautesten klatschten.

Das Orchester that dieſsmahl sein Äuſserstes, um sich seines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben,“ sagte Gryllus, und schien sich viel darauf zu gut zu thun, daſs die armen Leute schon im zweyten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeygehen gesagt, das Orchester war eins von den Instituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erste, was sie einem Fremden davon sagten, war: daſs es hundert und zwanzig Köpfe stark sey. „Das Athenische, pflegten sie mit bedeutendem Akzent hinzu zu setzen, soll nur achtzig haben: aber freylich mit hundert und zwanzig Mann läſst sich auch was ausrichten!“ — Wirklich fehlte es unter so vielen nicht an geschickten Leuten, wenigstens an solchen, aus denen ein Vorsteher, wie Z— in Abdera keiner war noch seyn konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Musikwesen? Es war nun einmahl im Götterrathe beschlossen, daſs im Thracischen Athen nichts an seinem Platze, nichts seinem Zweck entsprechend, nichts recht und nichts ganz seyn sollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, so glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem jeden zufrieden war, der sein Bestes that, (wie sies nannten,) so that Niemand sein Bestes. Die Geschickten wurden lässig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den Muth und zuletzt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten sie sich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben sollen, da sie für Abderitische Ohren arbeiteten? — Freylich hatten die leidigen Fremden auch Ohren: aber sie hatten doch keine Stimme zu geben, fandens auch nicht einmahl der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politisch, gegen den Geschmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomofylax, so dumm er war, merkte zwar selbst so gut als ein andrer, daſs es nicht so recht ging wie es sollte. Aber auſserdem, daſs er keinen Geschmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daſs ihm nichts schmeckte was er nicht selbst gekocht hatte, und er also immer die rechten Mittel, wodurch es besser werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeschmeidig, sich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daſs er, wenn sein Leierwerk (wie wohl zuweilen geschah) sogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orchester schieben, und die Herren und Damen, die ihm Ehren halber ihr Kompliment deſswegen machten, versichern konnte: daſs nicht eine Note, so wie er sie gedacht und geschrieben habe, vorgetragen worden sey. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naserümpfenden Tone, womit er von allen andern Orchestern zu sprechen pflegte, und aus den Verdiensten die er sich um das Abderitische beylegte, muſste man schlieſsen, daſs er so gut damit zufrieden war, als es — einem patriotischen Nomofylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Musik dieser Andromeda und ihrer Ausführung beschaffen seyn mochte: gewiſs ist, daſs in langer Zeit kein Stück so allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perseus spielte, wurde so gewaltig zugeklatscht, daſs er mitten in der schönsten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops sich verirrete. Andromeda — in der Scene, wo sie, an den Felsen gefesselt, von allen ihren Freunden verlassen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angstvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — muſste ihren Monolog dreymahl wiederhohlen. Der Nomofylax konnte seine Freude über einen so glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzusammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen schallte; und mitten unter der Versichrung, daſs ihm zu viel Ehre widerfahre, gestand er, daſs er selbst mit keinem seiner Spielwerke (wie er seine Opern mit vieler Bescheidenheit zu nennen beliebte) so zufrieden sey wie mit dieser Andromeda.

Indessen hätt' er doch, um sich selbst und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweisen, wenigstens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis setzen müssen, die zwar vorher schon im Besitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, sich in einem so vortheilhaften Lichte zu zeigen, daſs die jungen und alten Herren von Abdera sich gar nicht satt an ihr — sehen konnten. Denn da war so viel zu sehen, daſs ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine groſse wohl gedrehte Figur — zwar um ein nahmhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erforderte — aber in diesem Stücke waren die

Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thracier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwey gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaſs ein Wunder von einer Nymfenfigur. Da die Andromeda nur sehr dünn angezogen seyn durfte, so hatte Eukolpis, die sich stark bewuſst war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von rosenfarbnem Koischem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daſs der Wohlstand sich allzu sehr beleidigt finden konnte, von den schönen Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuschauer verloren ging. Nun hatte sie gut singen. Die Komposizion hätte, wo möglich, noch abgeschmackter, und ihr Vortrag noch zehnmahl fehlerhafter seyn können; immer würde sie ihren Monolog haben wiederhohlen müssen, weil das doch immer der ehrlichste Vorwand war, sie desto länger mit lüsternen Blicken — betasten zu können. Wahrlich, beym Jupiter, ein herrliches Stück! sagte einer zum andern mit halb geschloſsnen Augen; ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daſs Eukolpis heute wie eine Göttin singt? — „O über allen Ausdruck! Es ist, beym Anubis! nicht anders als ob Euripides das ganze Stück bloſs um ihrentwillen gemacht hätte!“ — Der junge Herr, der dieſs sagte, pflegte immer beym

Anubis zu schwören, um zu zeigen daſs er in Ägypten gewesen sey.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz so wundervoll als die Mannspersonen. — „Nicht übel! Ganz artig! sagten sie. Aber wie kommts, daſs die Rollen dieſsmahl so unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauschen und die Mutter der dicken Eukolpis geben sollen! Zu einer Kassiopeia hätte sie sich trefflich geschickt.“ — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. s. w. war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgesetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu stark geschürzt — und besonders fand man die Ziererey ärgerlich, immer ihren Fuſs zu zeigen, auf dessen unproporzionierte Kleinheit sie sich ein wenig zu viel einbilde, — sagten die Damen, die aus dem entgegen gesetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indessen kamen doch Frauen und Herren sämmtlich darin überein, daſs sie überaus schön singe, und daſs nichts niedlicher seyn könne als die Arie, worin sie ihr Schicksal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegsame Stimme; aber was sie eigentlich zur Lieblingssängerin der

Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die sie sich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewisse Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen sie sich selbst und ihren Zuhörern so wohl gefiel, daſs sie solche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit, einmischte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was sie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand sie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiſs beklatscht zu werden, wenn sie gleich die besten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Personen, die den Perseus als den ersten Liebhaber, den Agenor, vormahligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Priester des Neptuns vorstellten, finden wir nicht viel mehr zu sagen, als daſs man im Einzelnen zwar sehr viel an ihnen auszusetzen hatte, im Ganzen aber sehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perseus war ein schön gewachsner Mensch, und hatte ein groſses Talent einen — Abderitischen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenspiele dieses Nahmens, war seine Meisterrolle. Er spielt den Perseus gar schön, sagten die Abderitinnen; nur Schade daſs ihm immer unvermerkt der Kyklops dazwischen kommt. — Kassiopeia, ein kleines zieraffiges Ding, voll angemaſster Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber sie galt alles bey der Gemahlin des zweyten Archon, hatte eine gar drollige Manier kleine Liedchen zu singen, und that ihr Bestes. — Der Priester des Neptuns brüllte einen ungeheuern Matrosenbaſs; und Agenor — sang so elend als einem zweyten Liebhaber zusteht. Er sang zwar auch nicht besser, wenn er den ersten machte; aber weil er sehr gut tanzte, so hatte er eine Art von Freybrief erhalten, desto schlechter singen zu dürfen. Er tanzt sehr schön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daſs sein Krächzen unerträglich sey; indessen tanzte Agenor nur selten, und sang hingegen in allen Singspielen und Operetten.

Um die Schönheit dieser Andromeda ganz zu übersehen, muſs man sich noch zwey Köre, einen von Nereiden, und einen von den Gespielinnen der Andromeda, einbilden, beide aus verkleideten Schuljungen bestehend, die sich so ungeberdig dazu anschickten, daſs die Abderiten (zu ihrem groſsen Troste) genug und satt zu lachen bekamen. Besonders that der Kor der

Nereiden, durch die Erfindungen, die der Nomofylax dabey angebracht hatte, die schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervor ragend, mit falschen gelben Haaren, und mit mächtigen falschen Brüsten, die von fern recht natürlich wie — ausgestopfte Bälle und also sich selbst vollkommen gleich sahen. Die Symfonie, unter welcher diese Meerwunder heran geschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten *Wreckeckeck Koax Koax* in den Fröschen des Aristofanes; und, um die Illusion vollkommner zu machen, hatte Herr Gryllus verschiedene Kuhhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen, um die auf ihren Schneckenmuscheln blasenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorazionen wollen wir, beliebter Kürze halber, weiter nichts sagen, als daſs sie — von den Abderiten sehr schön gefunden wurden. Insonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den sie vermittelst eines mit langen Schwefelhölzern besteckten Windmühlenrades zuwege brachten; welches einen guten Effekt gethan hätte, sagten sie, wenn es nur ein wenig schneller umgetrieben worden wäre. Bey der Art, wie Perseus mit seinen Merkurstiefeln aufs Theater angeflogen kam, wünschten die Abderitischen Kenner, daſs man die Stricke, in denen er hing, luftfarbig angestrichen hätte, damit sie nicht so gar deutlich in die Augen gefallen wären.

6. Kapitel.

Sonderbares Nachspiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden spielten, und dessen höchst unvermuthete Entwicklung.

So bald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatschen ein wenig nachlieſs, fragte man einander, wie gewöhnlich: Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen? und erhielt überall die gewöhnliche Antwort: Sehr wohl! Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner galt, richtete die groſse Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen saſs, und dem Ansehen nach kein gemeiner Mann zu seyn schien. Der Fremde, der sichs vielleicht schon gemerkt hatte was man zu Abdera auf eine solche Frage antworten muſste, war so ziemlich bald mit seinem Sehr wohl heraus: aber weil seine Miene diesen Beyfall etwas verdächtig machte, und sogar eine unfreywillige, wiewohl ganz schwache Bewegung der Achseln, womit er ihn begleitete, für ein Achselzukken ausgedeutet werden konnte, so lieſs ihn der junge Abderitische Herr nicht so wohlfeil durchwischen. — „Es scheint, sagte er, das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es passiert doch für eine der besten Piecen von Euripides!“

Das Stück mag nicht so übel seyn, erwiederte der Fremde.

„So haben Sie vielleicht an der Musik etwas auszusetzen?“

An der Musik? — O was die Musik betrifft, die ist eine Musik — wie man sie nur zu Abdera hört.

„Sie sind sehr höflich! In der That, unser Nomofylax ist ein groſser Mann in seiner Art.“

Ganz gewiſs!

„So sind Sie vermuthlich mit den Schauspielern nicht zufrieden?“

Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden.

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle scharmant gemacht?“

O sehr scharmant!

„Sie thut einen groſsen Effekt, nicht wahr?“

Das werden Sie am besten wissen; ich bin dazu nicht mehr jung genug.

„Wenigstens gestehen Sie doch, daſs Perseus ein groſser Schauspieler ist?“

In der That, ein hübscher wohl gewachsner Mensch!

„Und die Köre? das waren doch Köre, die dem Meister Ehre machten! Finden Sie zum Beyspiel den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?“

Der Fremde schien des Abderiten satt zu seyn. Ich finde, versetzte er mit einiger Ungeduld, daſs die Abderiten glücklich sind, an allen diesen Dingen so viel Freude zu haben.

„Mein Herr, sagte der Gelschnabel in einem spöttelnden Tone, gestehen Sie nur, daſs das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beyfall zu erhalten.“

Was ist Ihnen an meinem Beyfall gelegen? Die Majora entscheiden.

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders willen hören, was Sie denn gegen unsre Musik oder gegen unsre Schauspieler einwenden könnten."

Könnten? sagte der Fremde etwas schnell, hielt aber gleich wieder an sich. — Verzeihen Sie mir, ich mag niemand sein Vergnügen abdisputieren. Das Stück, wie es da gespielt wurde, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?

„Nicht so allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!"

Ich bin ein Fremder —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi! Ihre Gründe, mein Herr, Ihre Gründe! Die werden doch wenigstens keine Fremde seyn! Hi, hi, hi, hi!"

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. Junger Herr, sagte er, ich habe für meinen Antheil an Ihrem Schauspiel bezahlt; denn ich habe geklatscht wie ein andrer. Lassen Sies damit gut seyn! Ich bin im Begriff wieder abzureisen. Ich habe meine Geschäfte.

Ey, ey, sagte ein andrer Abderitischer junger Mensch der dem Gespräch zugehört hatte, Sie werden uns ja nicht schon verlassen wollen? Sie scheinen ein grofser Kenner zu seyn; Sie haben unsre Neugier, unsre Lehrbegierde (er sagte dieſs mit einem dumm-naseweisen Hohnlächeln) gereitzt; wir lassen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns gesagt haben, was Sie an dem heutigen Singspiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten sagen; ich bin kein Kenner: aber die Musik, dächt' ich, war doch unvergleichlich?

Das müſsten am Ende doch wohl die Worte entscheiden, wie Sies nennen, sagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke, Musik ist Musik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören was schön ist.“

Ich gebe Ihnen zu, wenn Sie wollen, erwiederte jener, daſs schöne Stellen in dieser Musik sind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunst zugeschnittene, schulgerechte, artikelmäſsige Musik seyn: ich habe dagegen nichts; ich sage nur, daſs es keine Musik zur Andromeda des Euripides ist!

„Sie meinen, daſs die Worte besser ausgedrückt seyn sollten?“

O die Worte sind zuweilen nur zu sehr ausgedrückt; aber im Ganzen, meine Herren, im Ganzen ist der Sinn und Ton des Dichters verfehlt. Der Karakter der Personen, die Wahrheit der Leidenschaften und Empfindungen, das eigene Schickliche der Situazionen — das, was die Musik seyn kann und seyn muſs, um Sprache der Natur, Sprache der Leidenschaft zu seyn — was sie seyn muſs, damit der Dichter auf ihr wie in seinem Elemente schwimme, und empor getragen, nicht ersäuft werde — das alles ist durchaus verfehlt — kurz, das Ganze taugt nichts! — Da haben Sie meine Beichte in drey Worten!

„Das Ganze, schrien die beiden Abderiten, das Ganze taugt nichts? Nun, das ist viel gesagt! Wir möchten wohl hören, wie Sie das beweisen wollten?“

Die Lebhaftigkeit, womit unsre beiden Verfechter ihres vaterländischen Geschmacks dem graubärtigen Fremden zusetzten, hatte bereits verschiedne andre Abderiten herbey gezogen; jedermann wurde aufmerksam auf einen Streit, der die Ehre ihres Nazionaltheaters zu betreffen schien. Alles drängte sich hinzu; und der Fremde, wiewohl er ein langer stattlicher Mann war, fand für nöthig sich an einen Pfeiler zurückzuziehen, um wenigstens den Rücken frey zu behalten.

Wie ich das beweisen wollte? erwiederte er ganz gelassen; ich werde es nicht beweisen!

Wenn Sie das Stück geleſen, die Aufführung geſehen, die Muſik gehört haben, und können noch verlangen, daſs ich Ihnen mein Urtheil davon beweiſen ſoll: ſo würd' ich Zeit und Athem verlieren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einlieſse.

Der Herr iſt, wie ich höre, ein wenig ſchwer zu befriedigen, ſagte ein Rathsherr, der ſich ins Geſpräch miſchen wollte, und dem die beiden jungen Abderiten aus Reſpekt Platz machten. — Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren! Man läſst zwar jedem ſeine Freyheit; aber gleichwohl —

Wie? was? was giebts da? ſchrie der kurze dicke Rathsherr, der auch herbey gewatſchelt kam: hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören! ha, ha, ha! Eins der beſten Stücke, mein Treu! die ſeit langem aufs Theater gekommen ſind! Viel Akzion! Viel — ä! — ä! — Was ich ſage! Ein ſchön Stück! Und ſchöne Moral!

Meine Herren, ſagte der Fremde, ich habe Geſchäfte. Ich kam hierher, um ein wenig auszuraſten; ich habe geklatſcht wie der Landesgebrauch es mit ſich bringt, und wäre ſtill und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich diese jungen Herren hier nicht auf die zudringlichste Art genöthigt hätten, ihnen meine Meinung zu sagen.

„Sie haben auch vollkommnes Recht dazu, erwiederte der andre Rathsherr, der im Grunde kein groſser Verehrer des Nomofylax war, und aus politischen Ursachen seit einiger Zeit auf Gelegenheit lauerte, ihm mit guter Art weh zu thun. Sie sind ein Kenner der Musik, wie es scheint, und —“

Ich spreche nach meiner Überzeugung, sagte der Fremde.

Die Abderiten um ihn her wurden immer lauter.

Endlich kam Herr Gryllus, der von fern gehört hatte daſs die Rede von seiner Musik war, in eigner Person dazu. Er hatte eine ganz eigne Art die Augen zusammen zu ziehen, die Nase zu rümpfen, die Achseln zu zucken, zu grinsen und zu meckern, wenn er jemand, mit dem er sich in einen Wortwechsel einlieſs, seine Verachtung zum voraus zu empfinden geben wollte. — „So? sagte er, hat meine Komposizion nicht das Glück dem Herren zu gefallen? — Er ist also ein Kenner? Hä, hä, hä! — Versteht ohne Zweifel die Setzkunst? Ha?“

Es ist der Nomofylax, — sagte jemand dem Fremden ins Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von dessen Werke er so ungünstig geurtheilt hatte, auf einmahl zu Boden zu schlagen.

Der Fremde machte dem Nomofylax sein Kompliment, wie es in Abdera Sitte war, und schwieg.

„Nun, ich möchte doch hören, was der Herr gegen die Komposizion vorzubringen hätte? Für die Fehler des Orchesters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Komposizion! Hä, hä, hä! Nun! Lassen Sie hören!“

Ich weiſs nicht was Sie Fehler nennen, sagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Musik, wovon die Rede ist, nur Einen Fehler.

„Und der ist?“ grinste der Nomofylax naserümpfend —

Daſs der Sinn und Geist des Dichters durchaus verfehlt ist, antwortete der Fremde.

„So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte also den Dichter nicht verstanden? Und das wissen Sie? Denken Sie daſs wir hier nicht auch Griechisch verstehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe gesessen? Hi, hi, hi!“

Ich weiſs was ich sage, versetzte der Fremde; und wenns denn seyn muſs, so erbiet' ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande zu beweisen.

Das möchte zu viel Umstände machen, sagte der politische Rathsherr.

„Es brauchts auch nicht, rief der Nomofylax. Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich schreibe an den Euripides, an den Dichter selbst; schicke ihm die ganze Musik! Der Herr wird das Stück doch wohl nicht besser verstehen wollen als der Dichter selbst? — Sie alle hier unterschreiben Sich als Zeugen. — Euripides soll selbst den Ausspruch thun!“

Diese Mühe können Sie Sich ersparen, sagte der Fremde lächelnd; denn, um dem Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie appellieren — bin ich selbst.

Unter allen möglichen schlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomofylax von

Abdera hätte spielen können, war unstreitig der schlimmste, daſs er — in dem Augenblicke, da man an ihn als an einen Abwesenden appellierte — in eigner Person da stand. Aber wer konnte sich auch einen solchen Streich vermuthen? Was, zum Anubis! hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblicke, wo man lieber den Lernäischen Drachen gesehen hätte als ihn? Wär' er, wie man doch natürlicher Weise glauben muſste, zu Athen gewesen, wo er hin gehörte — nun so wäre alles seinen ordentlichen Weg gegangen. Der Nomofylax hätte seine Musik mit einem hübschen Briefe begleitet, und seinem Nahmen alle seine Titel und Würden beygefügt. Das hätte doch wirken müssen! Euripides hätte eine urbane Attische Antwort gegeben; Gryllus hätte sie in ganz Abdera lesen lassen: und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden streitig machen wollen? Aber daſs der Fremde, der naseweise kritische Fremde, der ihm so frisch ins Gesicht gesagt hatte, was in Abdera niemand einem Nomofylax ins Gesicht sagen durfte, Euripides selbst war: das war einer von den Zufällen, auf die ein Mann wie er sich nicht gefaſst gehalten hatte, und die vermögend wären, jeden andern als — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Nomofylax wuſste sich zu helfen; indessen betäubte ihn doch der erste Schlag auf einen Augenblick. Euripides! rief er und prallte drey Schritte zurück; und Euripides! riefen im nehmlichen Augenblicke der politische Rathsherr, der kurze dicke Rathsherr, die beiden jungen Herren und alle Umstehende, indem sie ganz erstaunt herum guckten, als ob sie sehen wollten, aus welcher Wolke Euripides so auf einmahl mitten unter sie herab gefallen sey.

Der Mensch ist nie ungeneigter zu glauben, als wenn er von einer Begebenheit überrascht wird, an die er gar nicht als eine mögliche Sache gedacht hatte. — Wie? Das sollte Euripides seyn? Der nehmliche Euripides, von dem die Rede war? der die Andromeda gemacht? an den der Nomofylax zu schreiben drohte? — Wie konnte das zugehen?

Der politische Rathsherr war der erste, der sich aus dem allgemeinen Erstaunen erhohlte. — Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig, rief er, beym Kastor! ein glücklicher Zufall, Herr Nomofylax! So brauchen Sie Ihre Musik nicht abschreiben zu lassen, und ersparen einen Brief.

Der Nomofylax fühlte die ganze Wichtigkeit des Moments: und wenn der ein groſser Mann ist, der in einem solchen entscheidenden Augenblick auf der Stelle die einzige Partey ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann; so muſs man gestehen, daſs Gryllus eine starke Anlage hatte, ein groſser Mann zu seyn. — Euripides! rief er — Wie? Der Herr sollte so auf einmahl Euripides geworden seyn? Hä, hä, hä! Der Einfall ist gut! Aber wir lassen uns hier in Abdera nicht so leicht Schwarz für Weiſs geben.

Das wäre lustig, sagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinen Nahmen streitig machen lassen müſste.

„Verzeihen Sie, mein Herr, fiel der Sykofant des Thrasyllus ein, nicht das Recht an Ihren Nahmen, sondern das Recht, Sich für den Euripides auszugeben, auf den der Nomofylax provocierte. Sie können Euripides heiſsen; ob Sie aber Euripides sind, das ist eine andere Frage.“

Meine Herren, sagte der Fremde, ich will alles seyn was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen lassen wollen. Ich verspreche Ihnen, mit diesem Schritte gehe ich den geradesten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem

Thore hinaus, und der Nomofylax soll mich — komponieren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!

„Nä, nä, nä, rief der Nomofylax, das geht so hurtig nicht! Der Herr hat sich für den Euripides ausgegeben, und nun da er sieht daſs es Ernst gilt, tritt er auf die Hinterbeine. — Na! so haben wir nicht gewettet! Er soll nun beweisen daſs er Euripides ist, oder — so wahr ich Gryllus heiſse —“

„Erhitzen Sie Sich nicht, Herr Kollege, sagte der politische Rathsherr. Ich bin zwar kein Fysiognomist: aber der Fremde sieht mir doch völlig darnach aus daſs er Euripides seyn könnte; und ich wollte unmaſsgeblich rathen, piano zu gehen.

„Mich wundert, fing einer von den Umstehenden an, daſs man hier so viel Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entschieden seyn könnte. Da, oben über dem Portal, steht ja die Büste des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu sehen ob der Fremde der Büste gleich sieht.“

„Bravo, bravo! schrie der kleine dicke Rathsherr; das ist doch ein Wort von einem gescheuten Manne! Ha, ha, ha! Die

Büste! das ist gar keine Frage, die Büste muſs den Ausspruch thun — wiewohl sie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!“

Die umstehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halse über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles was Füſse hatte dem Portale zu. Der Fremde ergab sich mit guter Art in sein Schicksal, lieſs sich von vorn und hinten betrachten, und Stück für Stück mit seiner Büste vergleichen so lange sie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu seinem Vortheil ausfallen; denn besagte Büste sah jedem andern Menschen oder Thier ähnlicher als ihm.

„Nun, schrie der Nomofylax triumfierend — was kann der Herr nun zu seinem Vorstand sagen?“

Ich kann etwas sagen, (versetzte der Fremde, den die Komödie nach gerade zu belustigen anfing) woran von Ihnen allen keiner zu denken scheint: wiewohl es eben so wahr ist, als daſs Sie — Abderiten und ich Euripides bin.

„Sagen, sagen! grinste der Nomofylax; man kann freylich viel sagen wenn der Tag lang ist, hä, hä, hä! — Und was kann der Herr sagen?“

Ich sage, daſs diese Büste dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich sieht.

„Nein, mein Herr, rief der dicke Rathsherr, das müssen Sie nicht sagen! Die Büste ist eine schöne Büste; sie ist von weiſsem Marmor wie Sie sehen, Marmor von Paros, straf' mich Jupiter! und kostet uns hundert bare Dariken Species, das können Sie mir nachsagen! — Es ist ein schönes Stück von unserm Stadtbildhauer — Ein geschickter berühmter Mann! — nennt sich Moschion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! — Und, wie gesagt, alle Fremden, die noch zu uns gekommen sind, haben die Büste bewundert! Sie ist echt, das können Sie mir nachsagen! Sie sehen ja selbst, es steht mit groſsen goldnen Buchstaben drunter ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ.“

Meine Herren, sagte der Fremde, der alle seine angeborne Ernsthaftigkeit zusammen nehmen muſste um nicht auszubersten, darf ich nur eine einzige Frage thun?

„Von Herzen gern,“ riefen die Abderiten.

Gesetzt, fuhr jener fort, es entstände zwischen mir und meiner Büste ein Streit darüber, wer mir am ähnlichsten sehe — wem wollen Sie glauben, der Büste oder mir?

„Das ist eine kuriose Frage,“ sagte der Abderiten einer, sich hinter den Ohren kratzend. — „Eine kapziose Frage, beym Jupiter! rief ein andrer: nehmen Sie Sich in Acht, was Sie antworten, Hochgeachter Herr Rathsherr!“

Ist der dicke Herr ein Rathsherr dieser berühmten Republik? — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — so bitte ich sehr um Verzeihung! Ich gestehe, die Büste ist ein schmuckes glattes Werk, von schönem Parischen Marmor; und wenn sie mir nicht ähnlich sieht, so kommt es wohl bloſs daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büste schöner gemacht hat als die Natur — mich. Es ist immer ein Beweis seines guten Willens, und der verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieses Kompliment that eine groſse Wirkung; denn die Abderiten hattens gar zu gern, wenn man fein höflich mit ihnen sprach. — Es muſs doch wohl Euripides selber seyn, murmelte einer dem andern ins Ohr; und der dicke Rathsherr selbst bemerkte, bey nochmahliger Vergleichung der Büste mit dem Fremden, daſs die Bärte einander vollkommen ähnlich wären.

Zu gutem Glück kam der Archon Onolaus und sein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmahl gesehen und öfters gesprochen hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und seine positive Bejahung, daſs der Fremde wirklich der berühmte Euripides sey, hieb den Knoten auf einmahl durch; die Abderiten versicherten nun einer den andern: sie hättens ihm gleich beym ersten Blick angesehen.

Der Nomofylax, wie er sah, daſs Euripides gegen seine Büste Recht behielt, machte sich seitwärts davon. — Ein verdammter Streich! brummte er zwischen den Zähnen vor sich her: wozu brauchte er aber auch so hinterm Berge zu halten? Wenn er wuſste daſs er Euripides war, warum lieſs er sich mir nicht präsentieren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung genommen!

Der Archon Onolaus, der in solchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte, lud den Dichter mit groſser Höflichkeit ein, das Gastrecht bey ihm zu nehmen, und bat sich zugleich von dem politischen und dicken Rathsherren die Ehre auf den Abend aus; welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht' ichs nicht gleich? (sagte der dicke Rathsherr zu einem der Umstehenden)

Der leibhafte Euripides! Bart, Nase, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbrauen, alles auf ein Haar! Man kann nichts gleichers sehen! Wo doch wohl der Nomofylax seine Sinne hatte? Aber, — ja, ja, er mochte wohl ein Biſschen zu tief — Hm! Sie verstehen mich? — *Cantores amant humores* — Ha, ha, ha, ha! — Basta! Desto besser, daſs wir den Euripides bey uns haben! Was ich sage, ein feiner Mann, beym Jupiter! und der uns viel Spaſs machen soll! Ha, ha, ha!“

7. KAPITEL.

Was den Euripides nach Abdera geführt hatte, nebst einigen Geheimnachrichten von dem Hofe zu Pella.

So möglich es an sich selbst war, daſs sich Euripides zu Abdera befinden konnte, und eben so gut in dem Augenblicke, wo der Nomofylax Gryllus auf ihn provocierte, als in jedem andern — und so gewohnt man dergleichen unvermutheter Erscheinungen auf dem Theater ist: so begreifen wir doch wohl, daſs es eine andre Bewandtniſs hat, wenn sich eine solche Erscheinung im Parterre ereignet; und es ist solchen Falls der Majestät der Geschichte [2] gemäſs, dem Leser zu verständigen, wie es damit zugegangen sey. Wir wollen alles was wir davon wissen getreulich berichten: und sollte dem scharfsinnigen Leser dem ungeachtet noch einiger Zweifel übrig bleiben; so müſste es nur die allgemeine Frage betreffen, die sich bey jeder Begebenheit unter und über dem Monde aufwerfen läſst; nehmlich, warum zum Beyspiel gerade von einer Mücke, und gerade von dieser individuellen Mücke, gerade in dieser Sekunde — dieser zehnten Minute — dieser sechsten Nachmittagsstunde, dieses 10ten Augusts — dieses 1778sten Jahres gemeiner Zeitrechnung, gerade diese nehmliche Frau oder Fräulein von *** nicht ins Gesicht, nicht in den Nacken, Ellnbogen, Busen, nicht auf die Hand, noch in die Ferse, u. s. w. sondern gerade vier Daumen hoch über der linken Kniescheibe gestochen worden, u. s. w. — und da bekennen wir ohne Scheu, daſs wir auf

---

2) Ein Ausdruck, der vor kurzem von einem Französischen Schriftsteller bey einer solchen Gelegenheit gebraucht worden ist, daſs er nun für unwiederbringlich ruiniert angesehen werden kann, und allein noch in einem Possenspiel auszustehen ist.

dieses Warum nichts zu antworten wissen. — Fragt die Götter! könnten wir allenfalls mit einem grofsen Manne sagen: aber weil dieses offenbar eine heroische Antwort wäre, so halten wirs für anständiger, die Sache lediglich auf sich beruhen zu lassen.

Also — was wir wissen. Der König Archelaus in Macedonien, ein grofser Liebhaber der schönen Künste und der schönen Geister, (wie man damahls gewisse verzärtelte Kinder der Natur nicht nannte, und wie man heutiges Tages einen jeden nennt, von dem man nicht sagen kann was er ist) — dieser König Archelaus war auf den Einfall gekommen ein eignes Hofschauspiel zu haben; und vermöge einer Zusammenkettung von Umständen, Ursachen, Mitteln und Zwecken, woran niemanden mehr viel gelegen seyn kann, hatte er den Euripides unter sehr vortheilhaften Bedingungen vermocht, mit einer Gesellschaft ausgesuchter Schauspieler, Virtuosen, Baumeister, Mahler und Maschinisten, kurz mit allem, was zu einem vollständigen Theaterwesen gehört, nach Pella an sein Hoflager zu kommen, und die Aufsicht über die neue Hofschaubühne zu übernehmen.

Auf dieser Reise war jetzt Euripides mit seiner ganzen Gesellschaft begriffen; und wiewohl der Weg über Abdera weder der einzige noch der kürzeste war, so hatte er ihn doch genommen, weil er Lust hatte, eine wegen des Witzes ihrer Einwohner so berühmte Republik mit eignen Augen zu sehen. Wie es aber gekommen, daſs er gerade an den nehmlichen Tage eingetroffen, da der Nomofylax seine Andromeda zum ersten Mahle gab; davon können wir, wie gesagt, keine Rechenschaft geben. Dergleichen Apropo's tragen sich häufiger zu als man denkt; und es ist wenigstens kein gröſseres Mirakel, als daſs, zum Beyspiel, der junge Herr von ** eben im Begriff war seine Beinkleider hinauf zu ziehen, als unvermuthet seine Nähterin' ins Zimmer trat, die seidnen Strümpfe, die er ihr zu stopfen geschickt hatte, zu überbringen — welches, wie Sie wissen, die Veranlassung zu einer zufälligen Begebenheit war, die in seiner hohen Familie wenigstens eben so groſse Bewegungen verursachte, als die unvorbereitete Erscheinung des Euripides in dem Abderitischen Parterre. Wer sich über so was wundern kann, muſs sich nicht viel auf die ΔΑΙΜΟΝΙΑ verstehen, wie eben dieser Euripides sagt.

Übrigens, wenn wir sagten, daſs der König Archelaus ein groſser Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister gewesen sey, so muſs das eben nicht so genau und im strengsten Sinne der Worte genommen werden;

denn es ist eigentlich nur so eine Art zu reden, und dieser Herr war im Grunde nichts weniger als ein Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister. Das Wahre davon war: daſs besagter König Archelaus seit einiger Zeit öfters lange Weile hatte — weil ihn alle seine vormahligen Belustigungen, als da sind — F**, G**, H**, I**, K**, L**, M**, u. s. w. nicht länger belustigen wollten. Überdem war er ein Herr von groſser Ambizion, der sich von seinem Oberkammerherrn hatte sagen lassen, daſs es schlechterdings unter die Zuständigkeiten eines groſsen Fürsten gehöre, Künste und Wissenschaften in seinen Schutz zu nehmen. Denn, sagte der Oberkammerherr, Ihre Majestät werden bemerkt haben, daſs man niemahls eine Statue, oder ein Brustbild eines groſsen Herrn auf einer Medallie u. s. w. sieht, an dessen rechter Hand nicht eine Minerva stände, neben einem Trofee von Panzern, Fahnen, Spieſsen und Morgensternen — zur Linken knieen immer etliche geflügelte Jungen oder halb nackte Mädchen, mit Pinsel und Palet, Winkelmaſs, Flöte, Leier und einer Rolle Papier in den Händen, die Künste vorstellend, die sich dem groſsen Herren gleichsam zur Protekzion empfehlen; oben drüber aber schwebt eine Fama mit der Trompete am Mund, anzudeuten, daſs Könige und Fürsten sich durch den Schutz, den sie den Künsten angedeihen lassen, einen unsterblichen Ruhm erwerben, u. s. w.

Der König Archelaus hatte also die Künste in seinen Schutz genommen; und dem zu Folge wissen uns die Geschichtschreiber ein Langes und Breites davon zu erzählen, wie viel er gebaut habe, und wie viel er auf Mahlerey und Bildhauerey, auf schöne Tapeten und andre schöne Möbeln verwandt; und wie alles, bis auf die Kommodität, bey ihm habe Hetrurisch seyn müssen; und wie er berühmte Künstler, Virtuosen und schöne Geister an seinen Hof berufen habe, u. s. w. welches alles (sagen sie) er um so mehr that, weil ihm daran gelegen war, das Andenken der Übelthaten auszulöschen, durch die er sich den Weg zum Throne, zu dem er nicht geboren war, gebahnt hatte — wie Euer Edeln aus Ihrem Bayle mit mehrerm ersehen können.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu unserm Attischen Dichter zurück, den wir in einem schimmernden Zirkel von Abderiten und Abderitinnen vom ersten Range, unter einem grünen Pavillion im Garten des Archon Onolaus antreffen werden.

---

8. Kapitel.

Wie sich Euripides mit den Abderiten benimmt. Sie machen einen Anschlag auf ihn, wobey sich ihre politische Betriebsamkeit in einem starken Lichte zeigt, und der ihnen um so gewisser gelingen muſs, weil alle Schwierigkeiten, die sie dabey sehen, bloſs eingebildet sind.

Es ist oben schon bemerkt worden, daſs Euripides schon lange, wiewohl unbekannter Weise, bey den Abderiten in groſsem Ansehen stand. Jetzt, so bald es erschollen war, daſs er in Person zugegen sey, war die ganze Stadt in Bewegung. Man sprach von nichts als von Euripides. — „Haben Sie den Euripides schon gesehen? — Wie sieht er aus? — Hat er eine groſse Nase? Wie trägt er den Kopf? Was hat er für Augen? Er spricht wohl in lauter Versen? Ist er stolz?“ — und hundert solche Fragen machte man einander schneller als es möglich war auf Eine zu antworten. Die Neugier, den Euripides zu sehen, zog noch auſser denen, die der Archon hatte bitten laſsen, verschiedene herbey die nicht geladen waren. Alles drängte sich um den guten klatzköpfigen Dichter her, um zu beaugenscheinigen ob er auch so aussehe, wie sie sich vorgestellt hatten daſs er aussehen müsse. Verschiedne, insonderheit unter den Damen, schienen sich zu wundern, daſs er am Ende doch gerade so aussah wie ein andrer Mensch. Andre bemerkten, daſs er viel Feuer in den Augen habe; und die schöne Thryallis raunte ihrer Nachbarin ins Ohr, man seh' es ihm stark an daſs er ein ausgemachter Weiberfeind 5) sey. Sie machte diese Bemerkung mit einem Ausdruck von anticipiertem Vergnügen über den Triumf, den sie sich davon versprach, wenn ein so erklärter Feind ihres Geschlechts die Macht ihrer Reitzungen würde bekennen müssen.

Die Dummheit hat ihr Sublimes so gut als der Verstand, und wer darin bis zum Absurden gehen kann, hat das Erhabne in dieser Art erreicht, welches für gescheute Leute immer eine Quelle von Vergnügen ist. Die Abderiten hatten das Glück im Besitz dieser Vollkommenheit zu seyn. Ihre Unge-

---

5) Es ist bekannt, daſs dieses häſsliche Laster dem Euripides, wiewohl unverdienter Weise, Schuld gegeben wurde.

kurz, man war ganz von ihm bezaubert, und bedauerte nur, daſs man die Ehre und das Vergnügen, ihn in Abdera zu sehen, nicht länger haben sollte. Denn Euripides blieb dabey, daſs er sich nicht aufhalten könne.

Endlich nahm Frau Salabanda den politischen Rathsherrn und den jungen Onobulus auf die Seite. „Was meinen Sie, sagte sie, wenn wir ihn dahin bringen könnten, daſs er uns seine Andromeda gäbe? Er hat seine eigne Truppe bey sich. Es sollen ganz auſserordentliche Virtuosen seyn.“ — Onobulus fand den Einfall göttlich. — Ich hatte ihn eben selbst gehabt, sagte der politische Rathsherr, und war im Begriff es Ihnen vorzutragen. Aber es wird Schwierigkeiten absetzen. Der Nomofylax — „O, dafür lassen Sie mich sorgen, fiel Salabanda ein; ich will ihm schon warm machen!“

Für meinen Oheim steh' ich, sagte Onobulus; und noch in dieser Nacht will ich unter unsern jungen Leuten eine Partey zusammen trommeln, die Lärms genug in der Stadt machen soll.

„Nur nicht zu hitzig, munkelte der politische Rathsherr mit dem Kopfe wackelnd; wir wollen uns nichts merken lassen! Erst das Terrain sondiert, und fein leise aufgetreten! Das ist was ich immer sage.“

„Aber, wir haben keine Zeit zu verlieren, Herr Froschpfleger! 4) Euripides geht fort —“

Wir wollen ihn schon aufhalten, erwiederte Salabanda; er soll morgen bey mir seyn! — Eine Gartenpartie, und alle unsre hübschen Leute dazu eingeladen — Lassen Sie nur mich machen; es soll gewiſs gehen.

Frau Salabanda galt in Abdera für eine gar weise Frau. Sie war stark *in Politicis* und hatte groſsen Einfluſs auf den Archon Onolaus. Der Oberpriester war ihr Oheim, und fünf oder sechs Rathsherren, die sie in ihrer Freundschaft zählte, gaben selten eine andre Meinung im Rathe von sich, als die sie ihnen des Abends zuvor eingetrichtert hatte. Überdieſs standen ihr die Liebhaber der schönen Thryallis, mit der sie im engsten Vertrauen lebte, gänzlich zu Gebote; nichts

---

4) Der Rathsherr war einer von den Fürsorgern des geheiligten Froschgrabens, welches in Abdera eine sehr ansehnliche Stelle war. Man nannte sie die Batrachotrofen, welches zu Deutsch sehr füglich durch Froschpfleger gegeben werden kann.

von ihren eignen zu sagen, deren sie immer einige hatte die auf Hoffnung dienten, und also so geschmeidig waren wie Handschuhe. Ihr Haus, das unter die besten in der Stadt gehörte, war der Ort, wo alle Geschäfte vorbereitet, alle Händel geschlichtet, und alle Wahlen ins Reine gebracht wurden: mit Einem Worte, Frau Salabanda machte in Abdera was sie wollte.

Euripides, ohne die mindeste Absicht, Gebrauch von der Wichtigkeit dieser Frau zu machen, hatte sich diesen Abend so gut bey ihr insinuiert, als ob er zum wenigsten eine Froschpflegerstelle auf dem Korn gehabt hätte. Brachte sie ein politisches Weidsprüchlein als einen Gedanken vor, so fand er, daſs es eine sehr scharfsinnige Bemerkung sey; citierte sie den Simonides oder Homer, so bewunderte er ihr Talent Verse zu deklamieren. Sie hatte ihn mit einigen Stellen seiner Werke aufgezogen, die ihn zu Athen in den bösen Ruf eines Weiberfeindes gesetzt; und er hatte, indem er sich gegen sie und die schöne Thryallis verbeugte, versichert, daſs es sein Unglück sey nicht eher nach Abdera gekommen zu seyn. Kurz, er hatte sich so aufgeführt, daſs Frau Salabanda bereit war einen Aufstand zu erregen, falls ihr mit dem politischen Rathsherrn eingefädeltes Projekt durch kein gelinderes Mittel hätte durchgesetzt werden können.

Man säumte nicht, sich vor allen Dingen des Archons zu versichern, der gewöhnlich bald gewonnen war, wenn man ihm sagte, daſs eine Sache der Republik Abdera zu groſsem Ruhm gereichen und dem Volke sehr angenehm seyn werde. Aber, weil er ein Herr war der seine Ruhe liebte, so erklärte er sich: er überlasse es ihnen, alles in die gehörigen Wege einzuleiten; er seines Orts möchte sich mit niemand deſswegen überwerfen, am wenigsten mit dem Nomofylax, der ein Grobian sey und unter dem Volk einen starken Anhang habe. — „Wegen des Volkes machen Sich Eure Herrlichkeit keine Sorge, flüsterte ihm der Rathsherr zu; das will ich durch die dritte Hand schon stimmen lassen wie wirs nur wünschen können.“ — Und ich, sagte Salabanda, nehme die Rathsherren auf mich. — Wir wollen sehen, sprach der Archon, indem er zur Gesellschaft zurückkehrte.

Seyn Sie ruhig, sprach die Dame zum politischen Rathsherrn, indem sie ihn auf die Seite nahm: ich kenne den Archon. Wenn man ihn haben will, so muſs man ihm nur des Abends von einer Sache sprechen, und, wenn er Nein gesagt hat, des Morgens wieder kommen, und, ohne den Mund zu verkrümmen, so reden als ob er Ja gesagt habe, und ihm dabey zeigen daſs man des Erfolgs gewiſs ist, so kann man sich auf ihn verlassen wie auf Gold. Es ist nicht das erste Mahl, daſs ich ihn auf diese Art dran gekriegt habe.

„Sie sind eine schlaue Frau, versetzte der Herr Froschpfleger, indem er sie sachte auf den runden Arm klopfte. — Was Sie leise auftreten! — Aber man wird merken daſs wir etwas vorhaben — und das könnte nachtheilig seyn. — Wir müssen piano gehn!“

In diesem Augenblicke trippelten ein paar Abderitinnen herbey, denen bald alle übrigen von der Gesellschaft folgten, um zu hören wovon die Rede sey. Der politische Rathsherr schlich sich weg.

„Nun, wie gefällt euch Euripides? sagte Frau Salabanda: nicht wahr, das ist ein Mann?“

O ein scharmanter Mann! riefen die Abderitinnen.

Nur Schade, daſs er so kahl ist — setzte eine hinzu; und daſs ihm ein paar Zähne fehlen, sagte die andre.

Närrchen, desto weniger kann er dich beiſsen, sagte die dritte; und weil dieſs ein witziger Einfall war, so lachten sie alle herzlich darüber.

Ist er schon verheirathet? fragte ein junges Ding, das so aussah, als ob es, wie ein Pilz, in einer einzigen Nacht aus dem Boden aufgeschossen wäre.

Möchtest Du ihn etwa haben? antwortete ein andres Fräulein spöttisch; ich denke, er hat schon Urenkel zu verheirathen.

O die will ich Dir überlassen, sagte jene schnippisch; und der Stich war desto wespenartiger, weil das besagte Fräulein, wiewohl sie so jung that als ein Mädchen von achtzehn, wenigstens ihre vollen fünf und dreyſsig auf dem Nacken trug.

„Kinder, unterbrach sie Frau Salabanda, von dem allen ist jetzt die Rede nicht. Es ist was ganz andres auf dem Tapet. Wie gefiel' es euch, wenn ich den fremden Herrn beredete etliche Tage hier zu bleiben, und uns mit der Truppe, die er bey sich hat, eine seiner Komödien zu geben?“

O das ist herrlich! riefen die Abderitinnen alle vor Freuden aufhüpfend; o ja, wenn Sie das machen könnten!

„Das will ich schon machen können, versetzte Salabanda; aber ihr müſst alle dazu helfen!“

O ja, o ja! schnatterten die Abderitinnen; und nun liefen sie in hellem Haufen auf den Euripides zu, und schrien alle auf einmahl: O ja, Herr Euripides, Sie müssen uns eine Komödie spielen! Wir lassen Sie nicht gehen, bis Sie uns eine Komödie gespielt haben. Nicht wahr? Sie versprechens uns?

Der arme Mann, dem diese Zumuthung auf den Hals kam wie ein Kübel Wassers auf den Kopf, trat ein paar Schritte zurück, und versicherte sie, es sey ihm nie in den Sinn gekommen in Abdera Komödie zu spielen, er müsse seine Reise beschleunigen, u. s. w. Aber das half alles nichts. — O Sie müssen, schrien die Abderitinnen; wir lassen Ihnen keine Ruhe; Sie sind viel zu artig, als daſs Sie uns was abschlagen sollten. Wir wollen Sie so schön bitten —

„Im Ernst, sagte Frau Salabanda, wir haben einen Anschlag auf Sie gemacht —“ Und der nicht zu Wasser werden soll, fiel Onobulus ein, oder ich will nicht Onobulus heiſsen.

Was giebts? Was giebts? fragte der politische Rathsherr, der den Unwissenden machte, indem er langsam und mit unstetem Blick hinzu schlich; was haben Sie mit dem Herrn vor? — Der kurze dicke Rathsherr kam auch herbey gewatschelt. „Ich glaube gar, straf' mich! sie wollen alle auf einmahl sein Herz mit Arrest beschlagen, ha, ha, ha!" — schrie er und lachte, daſs er sich die Seiten halten muſste. Man verständigte ihm, wovon die Rede sey. — „Ha, ha, ha, ha! Ein schöner Gedanke! 'straf' mich Jupiter!' Da komm' ich gewiſs auch, das versprech' ich Ihnen! Der Meister selbst! das muſs der Mühe werth seyn! Wird recht viel Ehre für Abdera seyn, Herr Euripides, groſse Ehre! Haben uns glücklich zu schätzen, daſs unsre Leute von so einem geschickten Manne profitieren sollen!" — Noch ein paar Herren von Bedeutung machten ihm ungefähr das nehmliche Kompliment.

Euripides, wiewohl er den Einfall nicht so übel fand sich diese Lust mit den Abderiten zu machen, spielte noch immer den Erstaunten, und entschuldigte sich damit, daſs er dem König Archelaus versprochen habe seine Reise zu beschleunigen.

„Ey, was! sagte Onobulus, Sie sind ein Republikaner, und eine Republik hat ein näheres Recht an Sie."

„Sagen Sie dem Könige nur, schnarrte die schöne Myris, daſs wir Sie so gar schön gebeten haben. Er soll ein galanter Herr seyn. Er wird Ihnen nicht übel nehmen, daſs Sie sechs Frauenzimmern auf einmahl nichts abschlagen konnten.“

O du, Tyrann der Götter und der Menschen, Amor! rief Euripides im Ton der Tragödie, indem er zugleich die schöne Thryallis ansah.

„Wenn das Ihr Ernst ist, sagte Thryallis, mit der Miene einer Person, die nicht gewohnt ist weder abzuweisen noch abgewiesen zu werden; wenn das Ihr Ernst ist, so beweisen Sie es dadurch daſs Sie Sich von mir erbitten lassen.“

Dieſs von mir verdroſs die andern Abderitinnen. Wir wollen nicht unbescheiden seyn, sagte eine, indem sie die Lippen einzog, und auf die Seite sah. — Man muſs dem Herrn nichts zumuthen was ihm unmöglich ist, sagte eine andre.

Um Ihnen Vergnügen zu machen, meine schönen Damen, sprach der Dichter, könnte mir das Unmögliche möglich werden.

Weil dieſs Unsinn war, so gefiel es allgemein. Onobulus war hurtig mit seiner

Schreibtafel heraus, um sich den Gedanken aufzunotieren. Die Weiber und Mädchen warfen einen Blick auf Thryallis, als ob sie sagen wollten: Ätsch! er hat uns auch schön geheiſsen! Madam braucht sich eben nicht so viel auf ihre Atalantenfigur einzubilden; er bleibt so gut um unsertwillen hier als um ihrentwillen.

Salabanda machte endlich dem Handel ein Ende, indem sie sich bloſs die Gefälligkeit ausbat, daſs er ihr und ihren Freunden, die alle seine groſsen Verehrer seyen, nur noch den morgenden Tag schenken möchte. Weil Euripides im Grunde nichts zu eilen hatte und es ihm in Abdera sehr wohl gefiel, so lieſs er sich nicht lange bitten, eine Einladung anzunehmen, die ihm hübsche Beyträge zu — Possenspielen für den Hof zu Pella versprach. Und so ging denn die Gesellschaft, auf die Ehre sich morgen bey Frau Salabanda wieder zu sehen, gegen Mitternacht in allerseitigem Vergnügen aus einander.

9. KAPITEL.

Euripides besieht die Stadt, wird mit dem Priester Strobylus bekannt, und vernimmt von ihm die Geschichte der Latonenfrösche. Merkwürdiges Gespräch, welches bey dieser Gelegenheit zwischen Demokrit, dem Priester und dem Dichter vorfällt.

Inzwischen führte Onobulus, in Begleitung etlicher junger Herren seines Schlages, seinen Gast in der Stadt herum, um ihm alles was darin sehenswürdig wäre zu zeigen. Unterwegs begegnete ihnen Demokrit, mit welchem Euripides schon von langem her bekannt war. Sie gingen also mit einander; und da die Stadt Abdera ziemlich weitläufig war, so hatten die beiden Alten Gelegenheit genug, von den jungen Herren zu profitieren, die immer den Mund offen hatten, über alles entschieden, alles wuſsten, und sich gar nicht zu Sinne kommen lieſsen, daſs es ihres gleichen in Gegenwart von Männern anständiger sey, zu hören als sich hören zu lassen.

Euripides hatte also diesen Morgen genug zu hören und zu sehen. Die jungen Abderiten, die nie weiter als bis an die äuſsersten Schlagbäume ihrer Vaterstadt gekommen waren, sprachen von allem, was sie ihm zeigten, als von Wundern die gar nicht ihres gleichen in der Welt hätten. Onobulus hingegen, der die groſse Reise gemacht hatte, verglich alles mit dem, was er in eben dieser Art zu Athen, Korinth und Syrakus gesehen, und brachte in einem albernen Tone von Entschuldigung eine Menge lächerlicher Ursachen hervor, warum diese Dinge in Athen, Korinth und Syrakus schöner und prächtiger wären als in Abdera.

Junger Herr, sagte Demokrit, es ist hübsch daſs Sie Ihre Vater- und Mutterstadt in Ehren haben; aber wenn Sie uns einen Beweis davon geben wollen, so lassen Sie Athen, Korinth und Syrakus aus dem Spiele. Nehmen wir jedes Ding wie es ist, und keine Vergleichung, so brauchts auch keine Entschuldigung.

Euripides fand alles, was man ihm zeigte, sehr merkwürdig; und das war es auch. Denn man zeigte ihm eine Bibliothek, worin viele unnütze und ungelesene Bücher, ein Münzkabinet, worin viel abgegriffene Münzen, ein reiches Spital, worin viel übel verpflegte Arme, ein Arsenal, worin wenig Waffen, und einen Brunnen, worin noch weniger Wasser war. Man zeigte ihm auch das Rathhaus, wo die gute Stadt Abdera so wohl berathen wurde, den Tempel des Jason, und ein vergoldetes

Widderfell, welches sie, wiewohl wenig Gold mehr daran zu sehen war, für das berühmte goldne Vlies ausgaben. Sie nahmen auch den alten rauchigen Tempel der Latona in Augenschein, und das Grabmahl des Abderus, der die Stadt zuerst erbaut haben sollte, und die Gallerie, wo alle Archonten von Abdera in Lebensgröſse gemahlt standen, und einander alle so ähnlich sahen, als ob der folgende immer die Kopie von dem vorher gehenden gewesen wäre. Endlich, da sie alles gesehen hatten, führte man sie auch an den geheiligten Teich, worin auf Unkosten gemeiner Stadt die gröſsten und fettesten Frösche gefüttert wurden die man je gesehen hat, und die, wie der Oberpriester Strobylus sehr ernsthaft versicherte, in gerader Linie von den Lycischen Bauern abstammten, die der umher irrenden, nirgends Ruhe findenden, und vor Durst verschmachtenden Latona nicht gestatten wollten, aus einem Teiche, der ihnen zugehörte, zu trinken, und dafür von Jupiter zur Strafe ihrer Ungeschlachtheit in Frösche verwandelt wurden.

O Herr Oberpriester, sagte Demokrit, erzählen Sie doch dem fremden Herren die Geschichte dieser Frösche, und wie es zugegangen, daſs der geheiligte Teich aus Lycien über das Ionische Meer herüber bis nach Abdera versetzt worden ist; welches, wie Sie wissen, eine ziemliche Strecke Wegs über Länder und Meere ausmacht, und (wenn man so sagen darf) beynahe ein noch gröſseres Wunder ist, als die Froschwerdung der Lycischen Bauern selbst.

Strobylus sah Demokriten und dem Fremden mit einem bedenklichen Blick unter die Augen. Weil er aber nichts darin sehen konnte, das ihn berechtigt hätte sie für Spötter zu erklären, welche nicht verdienten zu so ehrwürdigen Mysterien zugelassen zu werden: so bat er sie, sich unter einen groſsen wilden Feigenbaum zu setzen, der eine Seite des kleinen Latonentempels beschattete, und erzählte ihnen hierauf mit eben der Treuherzigkeit, womit man die alltäglichste Begebenheit erzählen kann, alles was er von der Sache zu wissen glaubte.

„Die Geschichte des Latonendienstes in Abdera, sagte er, verliert sich im Nebel des grauesten Alterthums. Unsre Vorfahren, die Tejer, die sich vor ungefähr hundert und vierzig Jahren von Abdera Meister machten, fanden ihn bereits seit undenklichen Zeiten eingeführt; und dieser Tempel hier ist vielleicht einer der ältesten in der Welt, wie Sie schon aus seiner Bauart und andern Zeichen eines hohen Alterthums schlieſsen können. Es ist, wie Sie wissen, nicht erlaubt, mit strafbarem Vorwitz den heiligen Schleier aufzuheben, den die Zeit um den Ursprung der Götter und ihres Dienstes geworfen hat. Alles verliert sich in Zeiten, wo die Kunst zu schreiben noch nicht erfunden war. Allein die mündliche Überlieferung, die von Vater zu Sohn durch so viele Jahrhunderte fortgepflanzt wurde, ersetzt den Abgang schriftlicher Urkunden mehr als hinlänglich, und macht, so zu sagen, eine lebendige Urkunde aus, die dem todten Buchstaben billig noch vorzuziehen ist. Diese Tradizion sagt: als die vorerwähnte Verwandlung der Lycischen Bauern vorgegangen, hätten die benachbarten Einwohner und einige von den besagten Bauern selbst, welche an dem Frevel der übrigen keinen Theil genommen, als Zeugen des vorgegangenen Wunders, Latonen mit ihren noch an der Brust liegenden Zwillingen, Apollo und Diana, für Gottheiten erkannt, ihnen an dem Teiche, wo die Verwandlung geschehen, einen Altar errichtet, auch die Gegend und das Gebüsche, das den Teich umgab, zu einem Hain geheiligt. Das Land hieſs damahls noch Milia, und die in Frösche verwandelten Bauern waren also, eigentlich zu reden, Milier; als aber lange Zeit hernach Lycus, Pandions des Zweyten Sohn, sich mit einer Attischen Kolonie des Landes bemächtigte, bekam es von ihm den Nahmen Lycia, und der ältere Nahme verlor sich gänzlich. Bey dieser Gelegenheit verlieſsen die Einwohner der Gegend, wo der Altar und Hain der Latona stand, weil sie sich der Herrschaft des besagten Lycus nicht unterwerfen wollten, ihr Vaterland, setzten sich zu Schiffe, irrten eine Zeit lang auf dem Ägeischen Meere herum, und lieſsen sich endlich zu Abdera nieder, welches kurz zuvor durch die Pest beynahe gänzlich entvölkert worden war. Bey ihrem Abzuge schmerzte sie, wie die Tradizion sagt, nichts so sehr, als daſs sie den geheiligten Hain und Teich der Latona zurück lassen muſsten. Sie sannen hin und her, und fanden endlich, das beste wäre, einige junge Bäume aus dem besagten Haine mit Wurzeln und Erde, und eine Anzahl von Fröschen aus dem besagten Teich in einer Tonne voll geheiligten Wassers mitzunehmen. So bald sie zu Abdera anlangten, war ihre erste Sorge einen neuen Teich zu graben, welches eben dieser ist, den Sie hier vor Sich sehen.

„Sie leiteten einen Arm des Flusses Nestus in denselben, und besetzten ihn mit den Abkömmlingen der in Frösche verwandelten Lycier oder Milier, die sie in dem geweihten Wasser mit sich gebracht hatten. Um den neuen Teich her, dem sie sorgfältig die völlige Gestalt und Gröſse des alten gaben, pflanzten sie die mitgebrachten heiligen Bäume, weiheten sie aufs neue der Latona zum Hain, bauten ihr diesen Tempel, und verordneten einen Priester, der den Dienst desselben versehen, und des Hains und Teiches warten sollte, welche sich auf diese Weise, ohne ein so groſses Wunder als Herr Demokrit für nöthig hielt, aus Lycien nach Abdera versetzt fanden. Dieser Tempel, Hain und Teich erhielt sich, vermöge der Ehrfurcht welche sogar die benachbarten wilden Thracier für denselben hegten, durch alle Veränderungen und Unfälle, denen Abdera in der Folge unterworfen war, bis die Stadt endlich von den Tejern, unsern Vorfahren, zu den Zeiten des groſsen Cyrus wieder hergestellt, und (wie man ohne Ruhmredigkeit sagen kann) zu einem Glanz erhoben wurde, daſs sie keine Ursache hat irgend eine andre in der Welt zu beneiden.“

Sie reden wie ein wahrer Patriot, Herr Oberpriester, sagte Euripides. Aber wenn es erlaubt wäre, eine bescheidene Frage zu thun —

„Fragen Sie was Sie wollen, fiel ihm Strobylus ein; ich werde, Gott Lob! nie verlegen seyn Antwort zu geben.“

Mit Euer Ehrwürden Erlaubniſs also, fuhr Euripides fort; die ganze Welt kennt die edle

Denkart und die Liebe zur Pracht und zu den schönen Künsten, die den Tejischen Abderiten eigen ist, und wovon ihre Stadt überall die merkwürdigsten Beweise darstellt. Wie kommt es also, da zumahl die Tejer schon von alten Zeiten her im Ruf einer besondern Ehrfurcht für Latonen stehen, daſs die Abderiten nicht auf den Gedanken gekommen sind, ihr einen ansehnlichern Tempel aufzubauen?

„Ich vermuthete mir diesen Einwuf,“ sagte Strobylus mit einem Lächeln, wobey er die Augenbrauen in die Höhe zog und mächtig weise aussehen wollte.

Es soll kein Einwurf seyn, versetzte Euripides, sondern bloſs eine bescheidene Frage.

„Ich will sie Ihnen beantworten, sagte der Priester. Ohne Zweifel wäre es der Republik leicht gewesen, der Latona als einer Göttin vom ersten Rang einen so prächtigen Tempel aufzubauen, wie sie dem Jason, der doch nur ein Heros ist, gebaut hat. Aber sie hat mit Recht geglaubt, daſs es der Ehrfurcht, die wir der Mutter des Apollo und der Diana schuldig sind, gemäſser sey, ihren uralten Tempel zu lassen wie sie ihn gefunden; und er ist und bleibt dem ungeachtet der oberste und heiligste Tempel von Abdera, was auch immer der Priester Jasons dagegen einwenden mag.“

Strobylus sagte dieses letzte mit einem Eifer und einem *Crescendo il Forte*, daſs Demokrit für nöthig fand ihn zu versichern, daſs dieſs wenigstens bey allen gesund denkenden eine ausgemachte Sache sey.

„Indessen, fuhr der Oberpriester fort, hat die Republik gleichwohl solche Beweise ihrer besondern Devozion für den Tempel der Latona und dessen Zubehörden gegeben, daſs gegen die Lauterkeit ihrer Absichten nicht der geringste Zweifel übrig seyn kann. Sie hat zu Versehung des Dienstes nicht nur ein Kollegium von sechs Priestern, deren Vorsteher zu seyn ich unwürdiger Weise die Ehre habe, sondern auch aus dem Mittel des Senats drey Pfleger des geheiligten Teichs angeordnet, von welchen der erste allezeit eines von den Häuptern der Stadt ist. Ja, sie hat, aus Beweggründen, deren Richtigkeit streitig zu machen nicht länger erlaubt ist, die Unverletzlichkeit der Frösche des Latonenteichs auf alle Thiere dieser Gattung in ihrem ganzen Gebiet ausgedehnt, und zu diesem Ende das ganze Geschlecht der Störche, Kraniche und aller andern Froschfeinde aus ihren Grenzen verbannt.“

Wenn die Versicherung, daſs es nicht länger erlaubt ist an der Richtigkeit dieses Verfahrens zu zweifeln, mir nicht die Zunge bände, sagte Demokrit, so würde ich mir die

Freyheit nehmen zu erinnern, daſs selbiges mehr in einer, zwar an sich selbst löblichen, aber doch aufs äuſserste getriebenen Deisidämonie, 5) als in der Natur der Sache, oder der Ehrfurcht, die wir der Latona schuldig sind, gegründet zu seyn scheint. Denn in der That ist nichts gewisser, als daſs die Frösche zu Abdera und in der Gegend umher, die den Einwohnern bereits sehr beschwerlich sind, mit der Zeit sich unter einem solchen Schutze so überschwenglich vermehren werden, daſs ich nicht begreife, wie unsre Nachkommen sich mit ihnen werden vergleichen können. Ich rede hier bloſs menschlicher Weise, und unterwerfe meine Meinung dem Urtheile der Obern, wie einem recht gesinnten Abderiten zukommt.

Daran thun Sie wohl, sagte Strobylus, es mag nun Ihr Ernst seyn oder nicht; und Sie würden, nehmen Sie mirs nicht übel, noch besser thun, wenn Sie dergleichen Meinungen gar nicht laut werden lieſsen. Übrigens kann

---

5) Der Apostel Paul bedient sich des von diesem Worte abgeleiteten Beywortes, da er die Athener, ironischer oder wenigstens zweydeutiger Weise, wegen ihrer unbegrenzten Religiosität zu loben scheint. Apostelgeschichte, XVII, 22. Mann könnte es Götterfurcht oder Dämonenfurcht übersetzen.

nichts lächerlicher seyn als sich vor Fröschen zu fürchten; und unter dem Schutze der Latona können wir, denke ich, gefährlichere Feinde verachten, als diese guten unschuldigen Thierchen jemahls seyn könnten, wenn sie auch unsre Feinde würden.

Das sollt' ich auch denken, sagte Euripides. Mich wundert, wie einem so groſsen Naturforscher als Demokrit unbekannt seyn kann, daſs die Frösche, die sich von Insekten und kleinen Schnecken nähren, dem Menschen vielmehr nützlich als schädlich sind.

Der Priester Strobylus nahm diese Anmerkung so wohl auf, daſs er von diesem Augenblick an ein hoher Gönner und Beförderer unsers Dichters wurde. Die Herren hatten sich kaum von ihm beurlaubt, so ging er in einige der besten Häuser, und versicherte, Euripides sey ein Mann von groſsen Verdiensten. Ich habe sehr wohl bemerkt, sagte er, daſs er mit Demokriten nicht zum besten steht; er gab ihm ein - oder zweymahl tüchtig auf die Kolbe. Er ist wirklich ein hübscher verständiger Mann — für einen Poeten.

10. KAPITEL.

Der Senat zu Abdera giebt dem Euripides, ohne daſs er darum angesucht, Erlaubniſs, eines seiner Stücke auf dem Abderitischen Theater aufzuführen. Kunstgriff, wodurch sich die Abderitische Kanzley in solchen Fällen zu helfen pflegte. Schlaues Betragen des Nomofylax. Merkwürdige Art der Abderiten, einem, der ihnen im Wege stand, allen Vorschub zu thun.

Nachdem Euripides die Wahrzeichen von Abdera sämmtlich in Augenschein genommen hatte, führte man ihn nach dem Garten der Salabanda, wo er den Rathsherrn ihren Gemahl, (einen Mann, der bloſs wegen seiner Gemahlin bemerkt wurde) und eine groſse Gesellschaft von Abderitischem *Beau-Monde* fand, alle sehr begierig zu sehen, wie man es machte, um Euripides zu seyn.

Euripides sah nur Ein Mittel sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen; und das war — in so guter Abderitischer Gesellschaft nicht Euripides — sondern so sehr Abderit zu seyn als ihm nur immer möglich war. Die wackern Leute wunderten sich, ihn so gleichartig mit ihnen selbst zu finden. Es ist ein scharmanter Mann, sagten sie; man dächte, er wäre sein Leben lang in Abdera gewesen.

Die Kabale der Dame Salabanda ging inzwischen tapfer ihren Gang, und des folgenden Morgens war schon die ganze Stadt des Gerüchtes voll, der fremde Dichter würde mit seinen Leuten eine Komödie aufführen, wie man in Abdera noch keine gesehen habe.

Es war ein Rathstag. Die Herren versammelten sich, und einer fragte den andern, wenn Euripides sein Stück geben würde? Keiner wollte was davon wissen, wiewohl jeder positiv versicherte, daſs bereits die Zurüstungen dazu gemacht würden.

Als der Archon die Sache in Vortrag brachte, formalisierten sich die Freunde des Nomofylax nicht wenig darüber. „Wozu, sagten sie, brauchts uns noch zu fragen, ob wir erlauben wollen was schon beschlossen ist, und wovon jedermann als von einer ausgemachten Sache spricht?“

Einer der hitzigsten behauptete, daſs der Senat eben deſswegen Nein dazu sagen, und dadurch zeigen sollte daſs Er Meister sey.

„Das wäre mir ein sauberes *Participium*, rief der Zunftmeister Pfriem, weil die ganze Stadt für die Sache bordiert ist, und die fremden Komödianten zu hören wünscht, so soll der Senat Nein dazu sagen? Ich behaupte gerade das Gegentheil. Eben weil das Volk sie zu hören wünscht, so sollen sie aufspielen! *Fox populus, Fox Deus!* Das ist immer mein Simplum gewesen, und soll es bleiben, so lange ich Zunftmeister Pfriem heiſsen werde!"

Die meisten traten auf des Zunftmeisters Seite. Der politische Rathsherr zuckte die Achseln, sprach dafür und dawider, und beschloſs endlich: Wenn der Nomofylax nichts dabey zu erinnern hätte, so glaubte er, man könnte für dieſsmahl *connivendo* geschehen lassen, daſs die Fremden in dem Stadttheater spielten.

Der Nomofylax hatte bisher bloſs die Nase gerümpft, gegrinst, seinen Knebelbart gestrichen, und einige abgebrochene Worte mit untermischtem Hä, hä, hä, gemeckert. Er mochte nicht gern dafür angesehen werden, als ob ihm daran gelegen sey die Sache zu hintertreiben. Allein, je mehr er's verbergen wollte, desto stärker fiels in die Augen. Er schwoll zusehens auf, wie ein Truthahn dem man ein rothes Tuch vorhält; und endlich, da er entweder bersten oder reden muſste, sagte er: „Die Herren mögen nun glauben was sie wollen — aber ich bin wirklich der erste, der das neue Stück zu hören wünscht.

Ohne Zweifel hat der Poet den Text und die Musik selbst gemacht, und da muſs es ja wohl ein ganzes Wunderding seyn. Indessen, weil er sich nicht aufhalten kann, wie man sagt, so seh' ich nicht, wie man mit den Dekorazionen wird fertig werden können. Und wenn wir zu den Kören unsre Leute hergeben sollen, wie zu vermuthen ist: so bedaur' ich, daſs ich sagen muſs, vor vierzehn Tagen wird nicht daran zu denken seyn."

Dafür lassen wir den Euripides sorgen, sagte einer von den Vätern, aus deren Sprachröhren die Stimme der Dame Salabanda sprach; man wird ihm ohnehin Ehren halber die ganze Direkzion seines Schauspiels überlassen müssen. — Den Rechten eines zeitigen Nomofylax und der Theater-Kommission in alle Wege unpräjudicierlich, setzte der Archon hinzu.

„Ich bin alles zufrieden, sagte Gryllus: die Herren wollen was neues — Gut! wünsche daſs es wohl bekomme! Bin selbst begierig das Ding zu hören, wie gesagt. Es kommt freylich alles bloſs darauf an, ob man Glauben an die Leute hat — verstehen Sie mich? — Indessen wird Recht Recht, und Musik Musik bleiben; und ich wette was die Herren wollen, die Terzen und Quinten und Oktaven der Herren Athener werden gerade so klingen wie die unsrigen, hä, hä, hä, hä!"

Es ging also mit einem groſsen Mehr durch: „Daſs den fremden Komödianten, ein- für allemahl, und ohne daſs dieser Fall zu einiger Konsequenz sollte gezogen werden können, erlaubt seyn sollte, eine Tragödie auf der Nazional - Schaubühne aufzuführen, und daſs ihnen hierzu von Seiten der Theater - Deputazion aller Vorschub gethan, und die Kosten von der Kassa bestritten werden sollten.“ — Allein, weil der Ausdruck „erlaubt seyn sollte“ dem Euripides, der nichts verlangt hatte, sondern sich bloſs erbitten lassen, hätte anstöſsig seyn können: so veranstaltete Frau Salabanda, daſs der Rathsschreiber (der ihr besonderer Freund und Diener war) im Bescheid die Worte erlaubt seyn sollte in ersucht werden sollte, und die fremden Komödianten in den berühmten Euripides verwandelte — Alles übrigens dem Rathsschluſs und der Kanzley unpräjudicierlich und *citra consequentiam.*

So wie der Senat aus einander ging, begab sich der Nomofylax zum Euripides, überschüttete ihn mit Komplimenten, bot ihm seine Dienste an, und versicherte ihn, daſs ihm aller möglicher Vorschub gethan werden sollte, um sein Stück recht bald aufführen zu können. Die Wirkung dieser Versicherung war, daſs ihm, ohne daſs jemand

Schuld daran haben wollte, alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und daſs es immer an allem fehlte was er nöthig hatte. Beschwerte er sich, so wies ihn immer einer an den andern, und jeder betheuerte seine Unschuld und seinen guten Willen, indem er ganz deutlich zu verstehen gab, daſs der Fehler bloſs an diesem oder jenem liege, der eine Viertelstunde zuvor seinen guten Willen eben so stark betheuert hatte.

Euripides fand die Abderitische Art, allen möglichen Vorschub zu thun, so beschwerlich, daſs er sich nicht entbrechen konnte, der Dame Salabanda am Morgen des dritten Tages zu erklären: seine Meinung sey, sich mit dem ersten Winde, woher er auch blasen möchte, wieder einzuschiffen, wofern sie nicht einen Rathsschluſs auswirkte, der den Herren von der Kommission anbeföhle ihm keinen Vorschub zu thun. Da der Archon, wiewohl eigentlich alle exekutive Gewalt von ihm abhing, kein Mann von Exekuzion war, so war das einzige Mittel in dieser Noth, den Zunftmeister Pfriem und den Priester Strobylus, welche sehr viel beym Volke vermochten, in Bewegung zu setzen. Salabanda übernahm beides mit so guter Wirkung, daſs binnen Tag und Nacht alles, was von Seiten der Theater-Kommission besorgt werden muſste, fertig und bereit war; welches um so leichter geschehen konnte, da Euripides seine eignen Dekorazionen bey sich hatte, und also beynahe nichts weiter zu thun war, als sie dem Abderitischen Schauplatze anzupassen.

11. KAPITEL.

Die Andromeda des Euripides wird endlich trotz aller Hindernisse von seinen eignen Schauspielern aufgeführt. Ausserordentliche Empfindsamkeit der Abderiten, mit einer Digression, welche unter die lehrreichsten in diesem ganzen Werke gehört, und folglich von gar keinem Nutzen seyn wird.

Die Abderiten hatten ein neues Stück erwartet, und waren daher übel zufrieden, da sie hörten, daſs es eben die Andromeda war, die sie vor wenig Tagen schon gesehen zu haben glaubten. Noch weniger wollten ihnen Anfangs die fremden Schauspieler einleuchten, deren Ton und Akzion so natürlich war, daſs die guten Leute — gewohnt ihre Helden und Heldinnen wie Besessene herum fahren zu sehen, und schreyen. zu hören wie der verwundete Mars in der Iliade — gar nicht wuſsten was sie daraus machen sollten. Das ist eine wunderliche Art zu agieren, flüsterten sie einander zu; man merkt gar nicht daſs man in der Komödie ist; es klingt ja ordentlich als ob die Leute ihre eignen Rollen spielten. Indessen bezeigten sie doch ihr Erstaunen über die Dekorazionen, die zu Athen von einem berühmten Meister in der Theaterperspektiv gemahlt waren; und da die meisten in ihrem Leben nichts gutes in dieser Art gesehen hatten, so glaubten sie bezaubert zu seyn, wie sie das Ufer des Meers, den Felsen wo Andromeda angefesselt war, und den Hain der Nereiden an einer kleinen Bucht auf der einen Seite, und den Palast des Königs Cefeus in der Ferne auf der andern, so natürlich vor sich sahen, daſs sie geschworen hätten, es sey alles wirklich und wahrhaftig so wie es sich darstellte. Da nun überdieſs die Musik vollkommen nach dem Sinne des Dichters, und also das alles war, was die Musik des Nomofylax Gryllus — nicht war; da sie immer gerad aufs Herz wirkte, und ungeachtet der gröſsten Einfalt und Singbarkeit doch immer neu und überraschend war: so brachte alles dieſs, mit der Lebhaftigkeit und Wahrheit der Deklamazion und Pantomime und mit der Schönheit der Stimmen und des Vortrags vereinigt, einen Grad von Täuschung bey den guten Abderiten hervor, wie sie noch in keinem

Schauspiel erfahren hatten. Sie vergaſsen gänzlich, daſs sie in ihrem Nazionaltheater saſsen, glaubten unvermerkt mitten in der wirklichen Scene der Handlung zu seyn, nahmen Antheil an dem Glück und Unglück der handelnden Personen, als ob es ihre nächsten Blutsfreunde gewesen wären, betrübten und ängstigten sich, hofften und fürchteten, liebten und haſsten, weinten und lachten, wie es dem Zauberer, unter dessen Gewalt sie waren, gefiel; — kurz, Andromeda wirkte so auſserordentlich auf sie, daſs Euripides selbst gestand, noch niemahls des Schauspiels einer so vollkommnen Empfindsamkeit genossen zu haben.

Wir bitten — in Parenthesi — die empfindsamen Frauenzimmerchen und Jünkerchen unsrer vor lauter Empfindsamkeit höchst unempfindsamen Zeit 6) sehr um Verzeihung! — Aber es war in der That unsre Meinung nicht, durch diesen Zug der auſserordentlichen Empfindsamkeit der Abderiten — Ihnen einen Stich zu geben — und gleichsam dadurch einigen Zweifel gegen ihren guten Verstand bey ihnen selbst oder bey andern Leuten zu erwecken. — In ganzem Ernst, wir erzählen die Sache bloſs wie sie sich zutrug; und wem eine so groſse Empfindsamkeit

---

6) Man vergesse nicht daſs dieſs im Jahre 1777 geschrieben worden.

an Abderiten befremdlich vorkommt, den ersuchen wir höflichst — zu bedenken, daſs sie, bey aller ihrer Abderitheit, am Ende doch Menschen waren wie andre; ja, in gewissem Sinne, nur desto mehr Menschen — je mehr Abderiten sie waren. Denn gerade ihre Abderitheit machte, daſs es eben so leicht war sie zu betrügen, als die Vögel, die in die gemahlten Trauben des Zeuxis hinein pickten; indem sie sich jedem Eindruck, besonders den Täuschungen der Kunst, viel ungewahrsamer und treuherziger überlieſsen, als feinere und kältere, folglich auch gescheidere Leute zu thun pflegen, welche man so leicht nicht verhindern kann, durch jeden Zauberdunst, den man um sie her macht, durchzusehen.

Übrigens macht der Verfasser dieser Geschichte hier die Anmerkung: „Die groſse Disposizion der Abderiten, sich von den Künsten der Einbildungskraft und der Nachahmung täuschen zu lassen, sey eben nicht das, was er am wenigsten an ihnen liebe.“ Er mag aber wohl dazu seine besondern Ursachen gehabt haben.

In der That haben Dichter, Tonkünstler, Mahler, einem aufgeklärten und verfeinerten Publikum gegenüber, schlimmes Spiel; und gerade die eingebildeten Kenner, die unter einem solchen Publikum immer den gröſsten Haufen ausmachen, sind am schwersten zu befriedigen. Anstatt der Einwirkung still zu halten, thut man alles was man kann um sie zu verhindern. Anstatt zu genieſsen was da ist, räsoniert man darüber was da seyn könnte. Anstatt sich zur Illusion zu bequemen, 7) wo die Vernichtung des Zaubers zu nichts dienen kann als uns eines Vergnügens zu berauben, setzt man ich weiſs nicht welche kindische Ehre darein, den Filosofen zur Unzeit zu machen; zwingt sich zu lachen, wo Leute, die sich ihrem natürlichen Gefühl überlassen, Thränen im Auge haben, und, wo diese lachen, die Nase zu rümpfen, um sich das Ansehen zu geben als ob man zu stark oder zu fein oder zu gelehrt sey, um sich von so was aus seinem Gleichgewicht setzen zu lassen.

Aber auch die wirklichen Kenner verkümmern sich selbst den Genuſs, den sie von

---

7) Es versteht sich von selbst, daſs der Dichter das Seinige gethan haben muſs, um die Illusion zu bewirken und zu unterhalten; denn sonst hat er freylich kein Recht, von uns zu verlangen, daſs wir, ihm zu Gefallen, thun sollen als ob wir sähen, was er uns nicht zeigt, fühlten, was er uns nicht fühlen macht, u. s. w.

tausend Dingen, die in ihrer Art gut sind, haben könnten, durch Vergleichungen derselben mit Dingen anderer Art; Vergleichungen, die meistens ungerecht und immer wider unsern eignen Vortheil sind. Denn das, was unsre Eitelkeit dabey gewinnt, ein Vergnügen zu verachten, ist doch immer nur ein Schatten, nach welchem wir schnappen indem uns das Wirkliche entgeht.

Wir finden daher, daſs es allezeit unter noch rohen Menschen war, wo die Söhne des Musengottes jene groſsen Wunder thaten, wovon man noch immer spricht ohne recht zu wissen was man sagt. Die Wälder in Thracien tanzten zur Leier des Orfeus, und die wilden Thiere schmiegten sich zu seinen Füſsen, nicht weil Er — ein Halbgott war, sondern weil die Thracier — Bären waren; nicht, weil Er übermenschlich sang, sondern weil seine Zuhörer wie bloſse Naturmenschen hörten; kurz, aus eben dem Grunde, warum (nach Forsters Bericht) eine Schottische Sackpfeife die guten Seelen von Otaheite in Entzücken setzte.

Die Anwendung dieser nicht sehr neuen, aber sehr praktischen Bemerkung, die man so oft gehört hat und doch fast immer aus der Acht läſst, wird der geneigte Leser selbst machen, wenns ihm beliebt. Unser eignes

Gewissen mag uns sagen, ob und in wie fern wir in andern Dingen mehr oder weniger Thracier und Abderiten sind: aber wenn wirs in diesem einzigen Punkte wären, so möcht' es nur desto besser für uns — und freylich auch für den gröſsten Theil unsrer poetischen Sackpfeifer, seyn.

---

12. KAPITEL.

Wie ganz Abdera vor Bewunderung und Entzücken über die Andromeda des Euripides zu Narren wurde. Filosofisch - kritischer Versuch über diese seltsame Art von Frenesie, welche bey den Alten insgemein die Abderitische Krankheit genannt wird, — den Geschichtschreibern ergebenst zugeeignet.

Als der Vorhang gefallen war, sahen die Abderiten noch immer mit offnem Aug' und Munde nach dem Schauplatze hin; und so groſs war ihre Verzückung, daſs sie nicht nur ihrer gewöhnlichen Frage: Wie hat Ihnen das Stück gefallen? vergaſsen, sondern sogar des Klatschens vergessen haben würden, wenn Salabanda und Onolaus (die bey der allgemeinen Stille am ersten wieder zu sich selbst kamen) nicht eilends diesem Mangel abgeholfen, und dadurch ihren Mitbürgern die Beschämung erspart hätten, gerade zum ersten Mahle, wo sie wirklich Ursache dazu hatten, nicht geklatscht zu haben. Aber dafür brachten sie auch das Versäumte mit Wucher ein. Denn so bald der Anfang gemacht war, wurde so laut und so lange geklatscht, bis kein Mensch mehr seine Hände fühlte. Diejenigen, die nicht mehr konnten, pausierten einen Augenblick, und fingen dann wieder desto stärker an, bis sie von andern, die inzwischen ausgeruht hatten, wieder abgelöst wurden.

Es blieb nicht bey diesem lärmenden Ausbruch ihres Beyfalls. Die guten Abderiten waren so voll von dem, was sie gehört und gesehen hatten, daſs sie sich genöthiget fanden, ihrer Überfüllung noch auf andere Weise Luft zu machen. Verschiedene blieben im nach Hause gehen auf öffentlicher Straſse stehen, und deklamierten überlaut die Stellen des Stücks, wovon sie am stärksten gerührt worden waren. Andre, bey denen die Leidenschaft so hoch gestiegen war daſs sie singen muſsten, fingen zu singen an, und wiederhohlten, wohl oder übel, was sie von den schönsten Arien im Gedächtniſs behalten hatten. Unvermerkt wurde (wie es bey solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt) der Paroxysmus allgemein; eine Fee schien ihren Stab über Abdera ausgestreckt, und alle seine Einwohner in Komödianten und Sänger verwandelt zu haben. Alles was Odem hatte sprach, sang, trallerte, leierte und pfiff, wachend und schlafend, viele Tage lang nichts als Stellen aus der Andromeda des Euripides. Wo man hin kam, hörte man die groſse Arie — O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor u. s. w. und sie wurde so lange gesungen, bis von der ursprünglichen Melodie gar nichts mehr übrig war, und die Handwerksbursche, zu denen sie endlich herab sank, sie bey Nacht auf der Straſse nach eigner Melodie brüllten.

Wenn der Rath nicht (wie so viele andre, die uns von den Weisen gegeben werden) den einzigen Fehler hätte — daſs er nicht praktikabel ist, so würden wir eilen was wir könnten, allen Menschen den Rath zu geben; „niemahls von irgend einer Begebenheit, die ihnen erzählt wird, ein Wort zu glauben.“ Denn unzählige Erfahrungen, die wir hierüber seit mehr als dreyſsig Jahren gemacht, haben uns überzeugt, daſs an solchen Erzählungen ordentlicher Weise kein Wort wahr ist; und wir wissen uns in ganzem Ernst nicht eines einzigen Falles zu besinnen, wo eine Sache, wiewohl sie sich erst vor wenigen Stunden zugetragen hatte, nicht von jedem, der sie erzählte, anders, und also (weil doch ein Ding nur auf Eine Art wahr ist) von jedem falsch erzählt worden wäre.

Da es diese Bewandtniſs mit Dingen hat, die zu unsrer Zeit, an dem Ort unsers Aufenthalts, und beynahe vor unsern sichtlichen Augen geschehen sind: so kann man leicht ermessen, wie es um die historische Treue und Zuverlässigkeit solcher Begebenheiten stehen müsse, die sich vor langer Zeit zugetragen, und für die wir keine andre Gewähr haben, als was uns davon in geschriebenen oder gedruckten Büchern vorgespiegelt wird. Weiſs der liebe Gott, wie sie da der armen ehrlichen Wahrheit mitspielen, und was von ihr übrig bleiben kann, wenn sie ein paar tausend Jahre lang durch alle die verfälschenden Fortpflanzungsmittel von Tradizionen, Kroniken, Jahrbüchern, pragmatischen Geschichten, kurzen Inbegriffen, historischen Wörterbüchern, Anekdotensammlungen u. s. w. und durch so manche gewaschne oder ungewaschne Hände von Schreibern und Abschreibern, Setzern und Übersetzern, Censoren und Korrektoren u. s. w. durchgebeutelt, geseigt und gepreſst worden ist! Ich meines Orts bin durch die genauere Betrachtung dieser Umstände schon lange bewogen worden ein Gelübde zu thun, keine andre Geschichte zu schreiben, als von Personen, an deren Existenz — und von Begebenheiten, an deren Zuverlässigkeit — keinem Menschen in der Welt etwas gelegen seyn kann.

Was mich zu dieser kleinen Expektorazion veranlaſst, ist gerade die Begebenheit die wir vor uns haben, und die von den verschiedenen Schriftstellern, welche ihrer Erwähnung thun, so seltsam behandelt und miſshandelt worden ist, als ein gutherziger nichts arges wähnender Leser sich vorstellen kann.

Da ist nun, zum Beyspiel, dieser Yorick, dieser Erfinder, Vater, Protoplastus und Prototypus aller empfindsamen Reisen und empfindelnden Wandersleute, die ohne Beutel und Tasche, ja ohne nur ein Paar Schuhsolen darüber abgenutzt zu haben, empfindsame Reisen, wer weiſs wohin, bloſs in der Absicht gethan haben, um mit deren Beschreibung ihre Bier- und-Tabaksrechnung zu saldieren — ich sage, da ist nun dieser Yorick, der, um ein hübsches Kapitelchen in sein berühmtes *Sentimental Journey* daraus zu machen, diese nehmliche Begebenheit so zubereitet hat, daſs sie zwar so wunderbar und abenteuerlich als ein Feenmährchen geworden ist, aber auch darüber alle ihre individuelle Wahrheit, und sogar alle Abderitische Familienähnlichkeit verloren hat.

Man höre nur an! — „Die Stadt Abdera (sagt er) war die schändlichste und gottloseste Stadt in ganz Thracien — wimmelte und brudelte von Giftmischerey, Verschwörungen, Meuchelmord, Schmähschriften, Pasquillen und Tumult. Bey hellem Tage war man seines Lebens nicht sicher; bey Nacht wars noch ärger. Nun begab sichs, (fährt er fort) als der Gräuel aufs höchste gestiegen war, daſs man zu Abdera die Andromeda des Euripides vorstellte. Sie gefiel allen Zuschauern; aber von allen Stellen, die dem Volke gefielen, wirkte keine stärker auf seine Imaginazion als die zärtlichen Naturzüge, die der Dichter in die rührende Rede des Perseus verwebt hatte —

> O du, der Götter und der Menschen Herrscher,
> Amor!

Alle Welt sprach den folgenden Tag in Jamben, und von nichts als der rührenden Anrede des Perseus: O Amor, du der Götter und der Menschen Herrscher! 8) — In jeder Gasse von Abdera, in jedem Hause: O Amor, o Amor! — In jedem Munde u. s. w. nichts als: O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!

---

8) Aufrichtig zu reden, dieser Vers ist der einzige rührende in dem ganzen Fragment der Rede des Perseus, das zufälliger Weise noch vorhanden ist, wie

Das Feuer griff um sich, und die ganze Stadt, gleich dem Herzen eines einzigen Mannes, öffnete sich der Liebe. Kein Drogist konnte einen Skrupel Niesewurz los werden — kein Waffenschmid hatte das Herz, ein einziges Werkzeug des Todes zu schmieden — Freundschaft und Tugend begegneten sich auf den Gassen — das goldne Alter kehrte zurück, und schwebte über der Stadt Abdera. Jeder Abderit nahm sein Haberrohr, und jede Abderitin verlieſs ihr Purpurgewebe, und setzte sich keusch und horchte auf den Gesang.“

In der That ein sehr schönes Kapitelchen! Alle junge Knaben und Mädchen fanden es deliciös — „O Amor, Amor! der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!“ — Und daſs ein einziger Vers aus dem Euripides — ein Vers, wie wahrlich, bey beiden Ohren des Königs Midas! der geringste unter euern Haberrohrsängern sich alle Augen-

---

unsre des Griechischen kundige Leser selbst urtheilen mögen — denn so lauten die Worte:

Αλλ' ω τυραννε Θεων τε κ'ανθρωπων, Ερως,
Η μη διδασκε τα κακα φαινεσθαι καλα,
Η τοις ερωσιν, ὧν συ δημιουργος ει,
Μοχθουσι μοχθους ευτυχως συνεκπονει, κ. τ. λ.

blicke zwanzig auf Einem Beine stehend zu machen getrauen kann, — ein Wunder gewirkt haben soll, das alle Priester, Profeten und Weisen der ganzen Welt mit gesammter Hand nicht im Stande gewesen sind nur ein einziges Mahl zu bewirken, — das Wunder, eine so schändliche, heillose und gottesvergessene Stadt und Republik, wie Abdera gewesen seyn soll, auf einmahl in ein unschuldiges, liebevolles Arkadien zu verwandeln: das gefällt freylich den gauchhaarigen, empfindsamen, gelbschnäbligen Turteltäubchen und Turteltaubern! Nur Schade, wie gesagt, daſs am ganzen Histörchen, so wie es Bruder Yorick erzählt, kein wahres Wort ist.

Das ganze Geheimniſs ist: der wunderliche Mensch war verliebt als er sich das alles einbildete; und so schrieb er (wie es jedem ehrlichen Amoroso und Virtuoso, Steckenpferdler und Mondritter zu gehen pflegt) alles was er sich einbildete für Wahrheit hin. Nur ists nicht hübsch an ihm, daſs er — um seinem Leibgötzen und Fetisch, Amor, ein desto gröſseres Kompliment zu machen — den armen Abderiten das ärgste nachsagt, was sich von Menschen denken und sagen läſst. Aber das ganze Griechische und Römische Alterthum soll auftreten und zeugen, ob jemahls so etwas auf die guten

Leute gebracht worden sey! Sie hatten freylich, wie man weiſs, ihre Launen und Mukken, und, was man im eigentlichen Verstande Klugheit und Weisheit nennt, war nie ihre Sache gewesen: aber ihre Stadt deſswegen zu einer Mördergrube zu machen, das geht ein wenig über die Grenzen der berüchtigten Dichterfreyheit, die (so einen groſsen Tummelplatz man ihr auch immer zugestehen will) doch am Ende, wie alle andere Dinge in der Welt, ihre Grenzen haben muſs.

Lucian von Samosata, im Eingang seines berühmten Büchleins, wie man die Geschichte schreiben müſste — wenn man könnte, erzählt die Sache ganz anders, wiewohl, mit seiner Erlaubniſs, nicht viel richtiger als Yorick. Er muſs, wie es scheint, etwas vom König Archelaus, und von der Andromeda des Euripides, und von der seltsamen Schwärmerey, die sich der Abderiten bemächtigte, gehört haben; und daſs man zuletzt genöthiget war, den Hippokrates zu Hülfe zu rufen, damit er alles zu Abdera wieder ins alte Geleis setzen möchte — Und nun sehe man einmahl, wie der Mann das alles durch einander wirft! — „Der Komödiant Archelaus (der damahls so viel war, als wenn man bey uns Brockmann, oder Schröter, oder der Deutsche Garrick sagt) —

dieser Archelaus kam in den Tagen des Königs Lysimachus nach Abdera, und gab die Andromeda des Euripides. Es war gerade ein auſserordentlich heiſser Sommertag. Die Sonne brannte den Abderiten auf ihre Köpfe, die wahrlich ohnehin schon warm genug waren. Die ganze Stadt brachte ein starkes Fieber aus dem Theater nach Hause. Am siebenten Tage brach sich bey den meisten die Krankheit entweder durch heftiges Nasenbluten oder einen starken Schweiſs; hingegen blieb ihnen eine seltsame Art von Zufall davon zurück. Denn wie das Fieber vorbey war, überfiel sie allesammt ein unwiderstehlicher Drang, tragische Verse zu deklamieren. Sie sprachen in lauter Jamben, schrieen wo sie standen und gingen, aus vollem Halse ganze Tiraden aus der Andromeda daher, sangen den Monolog des Perseus," u. s. w.

Lucian, nach seiner spöttischen Art, macht sich sehr lustig mit der Vorstellung, wie närrisch es ausgesehen haben müsse, alle Straſsen in Abdera von bleichen, entbauchten, und vom siebentägigen Fieber ausgemergelten Tragikern wimmeln zu sehen, die aus allen ihren Leibeskräften, Du aber, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor, u. s. w. gesungen; und er versichert, diese Epidemie habe so lange gedauert, bis der

Winter und eine eingefallne groſse Kälte dem Unwesen endlich ein Ende gemacht.

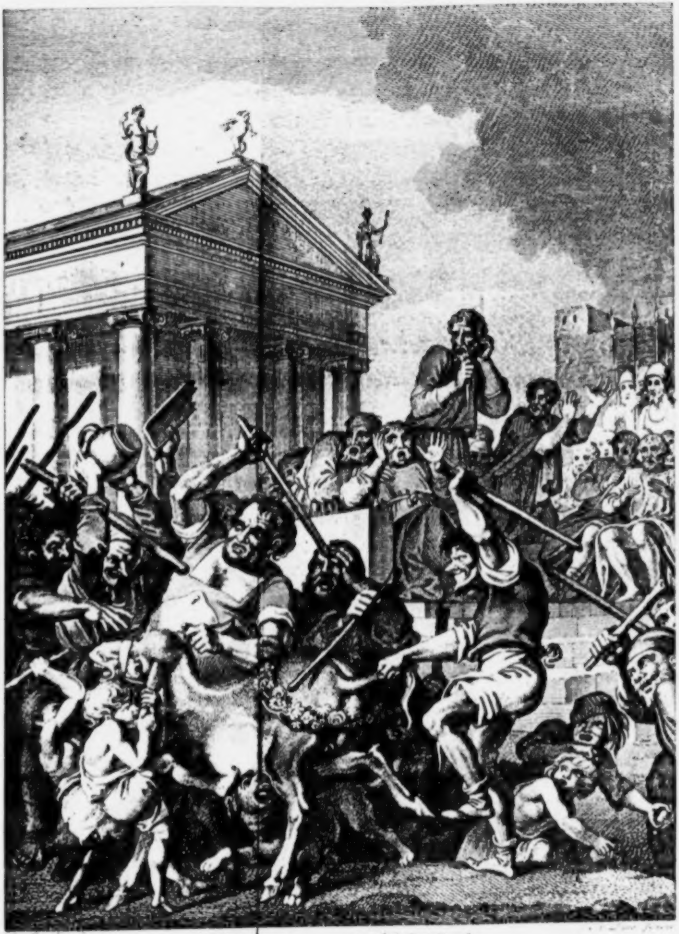
Man muſs gestehen, Lucians Art den Hergang zu erzählen hat vor der Yorickschen vieles voraus. Denn so seltsam dieses Abderitische Fieber scheinen mag, so werden doch alle Ärzte gestehen, daſs es wenigstens möglich, und alle Dichter, daſs es karaktermäſsig ist. Es gilt also davon, was die Italiäner zu sagen pflegen: *Se non è vero, è ben trovato.* Aber wahr ists freylich nicht; wie schon aus dem einzigen Umstand erhellt, daſs um die Zeit, da sich diese Begebenheit in Abdera zugetragen haben soll, eigentlich kein Abdera mehr war, weil die Abderiten schon einige Jahre zuvor ausgezogen waren, und ihre Stadt den Fröschen und Ratten überlassen hatten.

Kurz, die Sache begab sich — wie wir sie erzählt haben: und wenn man den Paroxysmus, der die Abderiten nach der Andromeda des Euripides überfiel, ein Fieber nennen will; so war es wenigstens von keiner andern Art als das Schauspielfieber, womit wir bis auf diesen Tag manche Städte unsers werthen Deutschen Vaterlandes behaftet sehen. Das Übel lag nicht sowohl im Blute, als in der Abderitheit der guten Leute überhaupt.

Indessen ist nicht zu läugnen, daſs es bey einigen, bey denen es mehr Zunder und Nahrung als bey andern finden mochte, ernsthaft genug wurde um des Arztes zu bedürfen; woraus denn vermuthlich in der Folge der Irrthum Lucians entstanden seyn mag, die ganze Sache für eine Art von hitzigem Fieber zu halten. Zum Glück befand sich Hippokrates noch in der Nähe: und da er die Natur der Abderiten schon ziemlich kennen gelernt hatte; so setzten etliche Zentner Niesewurz alles in kurzem wieder in den alten Stand — das ist, die Abderiten hörten auf: O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! zu singen, und waren nun sammt und sonders wieder — so weise als zuvor.

ENDE DES ERSTEN THEILS

Bayerische Staatsbibliothek



Heyda schrie ein Kesselflicker,
Wer ein braver Abderit ist, über den Esel her

Abderiten 2. T.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ZWANZIGSTER BAND

GESCHICHTE DER ABDERITEN

ZWEYTER THEIL.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT DES II. THEILS.

VIERTES BUCH.

Der Prozeſs um des Esels Schatten.

1. Kapitel.

Veranlassung des Prozesses und *Facti Species*. S. 3.

2. Kap.

Verhandlung vor dem Stadtrichter Filippides. S. 9.

3. Kap.

Wie die Parteyen sich höhern Orts um Unterstützung bewerben. S. 16.

4. Kap.

Gerichtliche Verhandlung. Relazion des Beysitzers Miltias. Urthel, und was daraus erfolgt. S. 26.

5. Kap.

Gesinnungen des Senats. Tugend der schönen Gorgo und ihre Wirkungen. Der Priester Strobylus tritt auf, und die Sache wird ernsthafter. S. 35.

6. Kap.

Verhältniſs des Latonentempels zum Tempel des Jason. Kontrast in den Karakteren des Oberpriesters Strobylus und des Erzpriesters Agathyrsus. Strobylus erklärt sich für die Gegenpartey des letztern, und wird von Salabanda unterstützt, welche eine wichtige Rolle in der Sache zu spielen anfängt. S. 39.

7. Kap.

Ganz Abdera theilt sich in zwey Parteyen. Die Sache kommt vor Rath. S. 51.

8. Kap.

Gute Ordnung in der Kanzley von Abdera. Präjudicialfälle, die nichts ausmachen. Das Volk will das Rathhaus stürmen, und wird von Agathyrsus besänftigt. Der Senat beschlieſst, die Sache dem groſsen Rath zu überlassen. S. 59.

9. Kap.

Politik beider Parteyen. Der Erzpriester verfolgt seinen erhaltenen Vortheil. Die Schatten ziehen sich zurück. Der entscheidende Tag wird festgesetzt. S. 72.

10. Kap.

Was für eine Mine der Priester Strobylus gegen seinen Kollegen springen läſst. Zusammenberufung der Zehnmänner. Der Erzpriester wird vorgeladen, findet aber Mittel, sich sehr zu seinem Vortheil aus der Sache zu ziehen. S. 85.

11. Kap.

Agathyrsus beruft seine Anhänger zusammen. Substanz seiner Rede an sie. Er ladet sie zu einem groſsen Opferfest ein. Der Archon Onolaus will sein Amt niederlegen. Unruhe der Partey des Erzpriesters über dieses Vorhaben. Durch was für eine List sie solches vereiteln. S. 100.

12. Kap.

Der Entscheidungstag. Maſsregeln beider Parteyen. Die Vierhundert versammeln sich, und das Gericht nimmt seinen Anfang. Filanthropisch - patriotische Träume des Herausgebers dieser merkwürdigen Geschichte. S. 112.

13. Kap.

Rede des Sykofanten Fysignatus. S. 122.

14. Kap.

Antwort des Sykofanten Polyfonus. S. 138.

15. Kap.

Bewegungen, welche die Rede des Polyfonus verursachte. Nachtrag des Sykofanten Fysignatus. Verlegenheit der Richter. S. 146.

16. Kap.

Unvermuthete Entwicklung der ganzen Komödie und Wiederherstellung der Ruhe in Abdera. S. 153.

FÜNFTES BUCH.

Die Frösche der Latona.

1. Kapitel.

Erste Quelle des Übels, welches endlich den Untergang der Abderitischen Republik nach sich zog. Politik des Erzpriesters Agathyrsus. Er läſst einen eignen öffentlichen Froschgraben anlegen. Nähere und entferntere Folgen dieses neuen Instituts. S. 161.

2. Kap.

Karakter des Filosofen Korax. Nachrichten von der Akademie der Wissenschaften zu Abdera. Korax wirſt in derselben eine verfängliche Frage in Betreff der

Latonenfrösche, und sich selbst zum Haupt der Gegenfröschler auf. Betragen der Latonenpriester gegen diese Sekte, und wie sie bewogen wurden, selbige für unschädlich anzusehen. S. 172.

3. Kap.

Ein unglücklicher Zufall nöthigt den Senat von der unmäſsigen Froschmenge in Abdera Notiz zu nehmen. Unvorsichtigkeit des Rathsherrn Meidias. Die Majora beschlieſsen ein Gutachten der Akademie einzuhohlen. Der Nomofylax Hypsiboas protestiert gegen diesen Schluſs, und eilt den Oberpriester Stilbon dagegen in Bewegung zu setzen. S. 183.

4. Kap.

Karakter und Lebensart des Oberpriesters Stilbon. Verhandlung zwischen den Latonenpriestern und den Rathsherren von der Minorität. Stilbon sieht die Sache aus einem eignen Gesichtspunkt an, und geht dem Archon selbst Vorstellungen zu machen. Merkwürdige Unterredung zwischen den Zurückgebliebnen. S. 193.

5. Kap.

Was zwischen dem Oberpriester und dem Archon vorgefallen — eines der lehrreichsten Kapitel in dieser ganzen Geschichte. S. 207.

6. Kap.

Was der Oberpriester Stilbon that, als er wieder nach Hause gekommen war. S. 219.

7. Kap.

Auszüge aus dem Gutachten der Akademie. Ein Wort über die Absichten, welche Korax dabey gehabt, mit einer Apologie, woran Stilbon und Korax gleich viel Antheil nehmen können. S. 230.

8. Kap.

Das Gutachten wird bey Rath verlesen, und nach verschiednen heftigen Debatten einhellig beschlossen, daſs es den Latonenpriestern kommuniciert werden sollte. S. 251.

9. Kap.

Der Oberpriester Stilbon schreibt ein sehr dickes Buch gegen die Akademie. Es wird von niemand gelesen; im übrigen aber bleibt vor der Hand alles beym Alten. S. 259.

10. Kap.

Seltsame Entwicklung dieses ganzen tragikomischen Possenspiels. S. 267.

Der Schlüssel zur Abderitengeschichte. S. 277.

DIE ABDERITEN.

ZWEYTER THEIL

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

VIERTES BUCH.

Der Prozeſs um des Esels Schatten.

1. KAPITEL.

Veranlassung des Prozesses und *Facti Species.*

Kaum hatten sich die guten Abderiten von dem wunderbaren Theaterfieber, womit sie des ehrlichen, arglosen Euripides Götter- und Menschenherrscher Amor heimgesucht hatte, wieder ein wenig erhohlt; kaum sprachen die Bürger wieder in Prosa mit einander auf den Straſsen, kaum verkauften die Drogisten wieder ihre Niesewurz, schmiedeten die Waffenschmiede wieder ihre Rappiere und Transchiermesser, machten sich die Abderitinnen wieder keusch und emsig an ihr Purpurgewebe, und warfen die Abderiten ihr leidiges Haberrohr weg, um ihren verschiednen Berufsarbeiten wieder mit ihrem gewöhnlichen guten Verstande obzuliegen: als die Schicksalsgöttinnen, ganz ingeheim, aus dem schalsten, dünnsten, unhaltbarsten Stoffe, der jemahls von Göttern oder Menschen versponnen worden ist, ein so verworrenes Gespinst von Abenteuern, Händeln, Erbitterungen, Verhetzungen, Kabalen, Parteyen, und anderm Unrath heraus zogen, daſs endlich ganz Abdera davon umwickelt wurde, und, da das heillose Zeug durch die unbesonnene Hitze der Helfer und Helfershelfer nun gar in Flammen gerieth, diese berühmte Republik darüber beynahe, und vielleicht gänzlich, zu Grunde gegangen wäre, wofern sie nach des Schicksals Schluſs durch eine geringere Ursache als — Frösche und Ratten hätte vertilgt werden können.

Die Sache fing sich (wie alle groſse Weltbegebenheiten) mit einer sehr geringfügigen Veranlassung an. Ein gewisser Zahnarzt, Nahmens Struthion, von Geburt und Voraltern aus Megara gebürtig, hatte sich schon seit vielen Jahren in Abdera häuslich niedergelassen; und weil er vielleicht im ganzen Lande der einzige von seiner Profession war, so erstreckte sich seine Kundschaft über einen ansehnlichen Theil des mittäglichen Thracien.

Seine gewöhnliche Weise, denselben in Kontribuzion zu setzen, war, daſs er die Jahrmärkte aller kleinen Städte und Flecken auf mehr als dreyſsig Meilen in der Runde bereiste, wo er, neben seinem Zahnpulver und seinen Zahntinkturen, gelegentlich auch verschiedene Arkana wider Milz- und Mutterbeschwerungen, Engbrüstigkeit, böse Flüsse u. s. w. mit ziemlichem Vortheil absetzte. Er hatte zu diesem Ende eine wohlbeleibte Eselin im Stalle, welche bey solchen Gelegenheiten zugleich mit seiner eignen kurzdicken Person, und mit einem groſsen Quersack voll Arzneyen und Lebensmittel beladen wurde.

Nun begab sichs einsmahls, da er den Jahrmarkt zu Gerania besuchen sollte, daſs seine Eselin Abends zuvor ein Füllen geworfen hatte, folglich nicht im Stande war, die Reise mitzumachen. Struthion miethete sich also einen andern Esel, bis zu dem Orte, wo er sein erstes Nachtlager nehmen wollte, und der Eigenthümer begleitete ihn zu Fuſse, um das lastbare Thier zu besorgen und wieder nach Hause zu reiten. Der Weg ging über eine groſse Heide. Es war mitten im Sommer und die Hitze des Tages sehr groſs. Der Zahnarzt, dem sie unerträglich zu werden anfing, sah sich lechzend nach einem schattigen Platz um, wo er einen Augenblick absteigen und etwas frische Luft schöpfen könnte. Aber da war weit und breit weder Baum noch Staude, noch irgend ein andrer Schatten gebender Gegenstand zu sehen. Endlich, als er seinem Leibe keinen Rath wuſste, machte er Halt, stieg ab, und setzte sich in den Schatten des Esels.

Nu, Herr, was macht ihr da, sagte der Eseltreiber, was soll das?

Ich setze mich ein wenig in den Schatten, versetzte Struthion, denn die Sonne prallt mir ganz unleidlich auf den Schädel.

Nä, mein guter Herr, erwiederte der andre, so haben wir nicht gehandelt! Ich vermiethete euch den Esel, aber des Schattens wurde mit keinem Worte dabey gedacht.

Ihr spaſst, guter Freund, sagte der Zahnarzt lachend; der Schatten geht mit dem Esel, das versteht sich.

Ey, beym Jason! das versteht sich nicht, rief der Eselmann ganz trotzig; ein andres i[illegible] der Esel, ein andres ist des Esels Schatten. Ihr habt mir den Esel um so und so viel abgemiethet. Hättet ihr den Schatten auch dazu miethen wollen, so hättet ihrs sagen müssen. Mit Einem Wort, Herr, steht auf und setzt eure Reise fort, oder bezahlt mir für des Esels Schatten was billig ist.

Was? schrie der Zahnarzt, ich habe für den Esel bezahlt, und soll jetzt auch noch für seinen Schatten bezahlen? Nennt mich selbst einen dreyfachen Esel wenn ich das thue! Der Esel ist einmahl für diesen ganzen Tag mein, und ich will mich in seinen Schatten setzen so oft mirs beliebt, und darin sitzen bleiben so lange mirs beliebt, darauf könnt ihr euch verlassen!

Ist das im Ernst eure Meinung? fragte der andre mit der ganzen Kaltblütigkeit eines Abderitischen Eseltreibers.

In ganzem Ernste, versetzte Struthion.

So komme der Herr nur gleich stehenden Fuſses wieder zurück nach Abdera vor die Obrigkeit, sagte jener, da wollen wir sehen wer von uns beiden Recht behalten wird. So wahr Priapus mir und meinem Esel gnädig sey, ich will sehen, wer mir den Schatten meines Esels wider meinen Willen abtrotzen soll!

Der Zahnarzt hatte groſse Lust, den Eseltreiber durch die Stärke seines Arms zur Gebühr zu weisen. Schon ballte er seine Faust zusammen, schon hob sich sein kurzer Arm: aber als er seinen Mann genauer ins Auge faſste, fand er für besser den erhobnen Arm allmählich wieder sinken zu lassen, und es noch einmahl mit gelindern Vorstellungen zu versuchen. Aber er verlor seinen Athem dabey. Der ungeschlachte Mensch bestand darauf, daſs er für den Schatten seines Esels bezahlt seyn wollte; und da Struthion eben so hartnäckig dabey blieb nicht bezahlen zu wollen, so war kein andrer Weg übrig, als nach Abdera zurückzukehren, und die Sache bey dem Stadtrichter anhängig zu machen.

---

2. KAPITEL.

Verhandlung vor dem Stadtrichter Filippides.

Der Stadtrichter **Filippides**, vor welchen alle Händel dieser Art in erster Instanz gebracht werden muſsten, war ein Mann von vielen guten Eigenschaften; ein ehrbarer, nüchterner, seinem Amte fleiſsig vorstehender Mann, der jedermann mit groſser Geduld anhörte, den Leuten freundlichen Bescheid gab, und in allgemeinem Rufe stand daſs er unbestechlich sey. Überdieſs war er ein guter Musikus, sammelte Naturalien, hatte einige Schauspiele gemacht, die, nach Gewohnheit der Stadt, **sehr wohl** gefallen hatten, und war beynahe gewiſs, beym ersten Erledigungsfalle **Nomofylax** zu werden.

Bey allen diesen Verdiensten hatte der gute Filippides nur einen einzigen kleinen Fehler, und der war: daſs, so oft zwey Parteyen vor ihn kamen, ihm allemahl derjenige Recht zu haben schien, der zuletzt gesprochen hatte.

Die Abderiten waren so dumm nicht, daſs sie das nicht gemerkt hätten: aber sie glaubten, einem Manne, der so viele gute Eigenschaften besitze, könne man ja wohl einen einzigen Fehler zu gut halten. Ja, sagten sie, wenn Filippides diesen Fehler nicht hätte, er wäre der beste Stadtrichter, den Abdera jemahls gesehen hat!

Indessen hatte doch der Umstand, daſs dem ehrlichen Manne immer beide Parteyen Recht zu haben schienen, natürlicher Weise die gute Folge, daſs ihm nichts angelegner war, als die Händel, die vor ihn gebracht wurden, in Güte auszumachen; und so würde die Blödigkeit des guten Filippides ein wahrer Segen für Abdera gewesen seyn, wenn die Wachsamkeit der Sykofanten, denen mit seiner Friedfertigkeit übel gedient war, nicht Mittel gefunden hätte, ihre Wirkung fast in allen Fällen zu vereiteln.

Der Zahnarzt Struthion und der Eseltreiber Anthrax kamen also wie brennend vor diesen würdigen Stadtrichter gelaufen, und brachten beide zugleich mit groſsem Geschrey ihre Klage vor. Er hörte sie mit seiner gewöhnlichen Langmuth an; und, da sie endlich fertig oder des Schreyens müde waren, zuckte er die Achseln, und der Handel däuchte ihm einer der verworrensten von allen die ihm jemahls vorgekommen. Wer von euch beiden ist denn eigentlich der Kläger? fragte er.

Ich klage gegen den Eselmann, antwortete Struthion, daſs er unsern Kontrakt gebrochen hat.

Und ich, sagte dieser, klage gegen den Zahnarzt, daſs er sich unentgeldlich einer Sache angemaſst hat die ich ihm nicht vermiethet hatte.

Da haben wir zwey Kläger, sagte der Stadtrichter, und wo ist der Beklagte? Ein wunderlicher Handel! Erzählt mir die Sache noch einmahl mit allen Umständen — aber einer nach dem andern — denn es ist unmöglich klug daraus zu werden, wenn beide zugleich schreyen.

Hochgeachteter Herr Stadtrichter, sagte der Zahnarzt, ich habe ihm den Gebrauch des Esels auf einen Tag abgemiethet. Es ist wahr, des Esels Schatten wurde dabey nicht erwähnt. Aber wer hat auch jemahls gehört, daſs bey einer solchen Miethe eine Klausel wegen des Schattens wäre eingeschaltet worden? Es ist ja, beym Herkules! nicht der erste Esel, der zu Abdera vermiethet wird.

Da hat der Herr Recht, sagte der Richter.

Der Esel und sein Schatten gehen mit einander, (fuhr Struthion fort) und warum sollte der, der den Esel selbst gemiethet hat, nicht auch den Nieſsbrauch seines Schattens haben?

Der Schatten ist ein *Accessorium*, das ist klar, versetzte der Stadtrichter.

Gestrenger Herr, schrie der Eseltreiber, ich bin nur ein gemeiner Mann, und verstehe nichts von euern Arien und Orien. Aber das geben mir meine vier Sinne, daſs ich nicht schuldig bin, meinen Esel umsonst in der Sonne stehen zu lassen, damit sich ein andrer in seinen Schatten setze. Ich habe dem Herrn den Esel vermiethet, und er hat mir die Hälfte voraus bezahlt; das gesteh' ich. Aber ein andres ist der Esel, ein andres ist sein Schatten.

Auch wahr, murmelte der Stadtrichter.

Will er diesen haben, so mag er halb so viel dafür bezahlen als für den Esel selbst; denn ich verlange nichts als was billig ist, und ich bitte mir zu meinem Rechte zu verhelfen.

Das Beste, was ihr hierbey thun könnt, sagte Filippides, ist, euch in Güte mit einander abzufinden. Ihr, ehrlicher Mann, laſst immerhin des Esels Schatten, weil es doch nur ein Schatten ist, mit in die Miethe gehen; und ihr, Herr Struthion, gebt ihm eine halbe Drachme dafür: so können beide Theile zufrieden seyn.

Ich gebe nicht den vierten Theil von einem Blaffert, schrie der Zahnarzt, ich verlange mein Recht!

Und ich, schrie sein Gegenpart, besteh' auf dem meinigen. Wenn der Esel mein ist, so ist der Schatten auch mein, und ich kann damit als mit meinem Eigenthum schalten und walten: und weil der Mann da nichts von Recht und Billigkeit hören will; so verlang' ich jetzt das Doppelte, und ich will doch sehen ob noch Justiz in Abdera ist!

Der Richter war in groſser Verlegenheit. Wo ist denn der Esel? fragte er endlich, da ihm in der Angst nichts andres einfallen wollte, um etwas Zeit zu gewinnen.

„Der steht unten auf der Gasse vor der Thüre, gestrenger Herr!“

Führt ihn in den Hof herein, sagte Filippides.

Der Eigenthümer des Esels gehorchte mit Freuden; denn er hielt es für ein gutes Zeichen, daſs der Richter die Hauptperson im Spiele sehen wollte. Der Esel wurde herbey geführt. Schade, daſs er seine Meinung nicht auch zu der Sache sagen konnte! Aber er stand ganz gelassen da, schaute mit gereckten Ohren erst den beiden Herren dann seinem Meister ins Gesicht, verzog das Maul, lieſs die Ohren wieder sinken, und sagte kein Wort.

Da seht nun selbst, gnädiger Herr Stadtrichter, rief Anthrax, ob der Schatten eines so schönen, stattlichen Esels nicht seine zwey Drachmen unter Brüdern werth ist, zumahl an einem so heiſsen Tage wie der heutige?

Der Stadtrichter versuchte die Güte noch einmahl, und die Parteyen fingen schon an, es allmählich näher zu geben: als, unglücklicher Weise, Fysignatus und Polyfonus, zwey von den nahmhaftesten Sykofanten in Abdera, dazu kamen, und, nachdem sie gehört wovon die Rede war, der Sache auf einmahl eine andere Wendung gaben.

Herr Struthion hat das Recht völlig auf seiner Seite, sagte Fysignatus, der den Zahnarzt für einen wohlhabenden und dabey sehr hitzigen und eigensinnigen Mann kannte. Der andre Sykofant, wiewohl ein wenig verdrieſslich, daſs ihm sein Handwerksgenosse so eilfertig zuvor gekommen war, warf einen Seitenblick auf den Esel, der ihm ein hübsches wohl genährtes Thier zu seyn schien, und erklärte sich sogleich mit dem gröſsten Nachdruck für den Eseltreiber. Beide Parteyen wollten nun kein Wort mehr vom Vergleichen hören, und der ehrliche Filippides sah sich genöthigt, einen Rechtstag anzusetzen. Sie begaben sich hierauf jeder mit seinem Sykofanten nach Hause; der Esel aber mit seinem Schatten, als dem Objekt des Rechtshandels, wurde bis zu Austrag der Sache in den Marstall gemeiner Stadt Abdera abgeführt.

---

3. Kapitel.

Wie die Parteyen sich höhern Orts um Unterstützung bewerben.

Nach dem Stadtrechte der Abderiten wurden alle über Mein und Dein unter den gemeinen Bürgern entstandne Händel vor einem Gerichte von zwanzig Ehrenmännern abgethan, welche sich wöchentlich dreymahl in der Vorhalle des Tempels der Nemesis versammelten. Alles wurde, aus billiger Rücksicht auf die Nahrung der Sykofanten, schriftlich vor diesem Gerichte verhandelt; und weil der Gang der Abderitischen Justiz eine Art von Schneckenlinie beschrieb, und sich auch mit der Geschwindigkeit der Schnecke fortbewegte; zumahl die Sykofanten nicht eher zum Beschlieſsen verbunden waren, bis sie nichts mehr zu sagen hatten: so währte das Libellieren gemeiniglich so lange, als es die Mittel der Parteyen wahrscheinlicher Weise aushalten konnten. Allein dieſsmahl kamen so viele besondere Ursachen zusammen, der Sache einen schnellern Schwung zu geben, daſs man sich nicht darüber zu verwundern hat, wenn der Prozeſs über des Esels Schatten binnen weniger als vier Monaten schon so weit gediehen war, daſs nun am nächsten Gerichtstage das Endurtheil erfolgen sollte.

Ein Rechtshandel über eines Esels Schatten würde sonder Zweifel in jeder Stadt der Welt Aufsehen machen. Man denke also, was er in Abdera thun muſste!

Kaum war das Gerücht davon erschollen, als von Stund' an alle andre Gegenstände, der gesellschaftlichen Unterhaltung fielen, und jedermann mit eben so viel Theilnehmung von diesem Handel sprach, als ob er ein Groſses dabey zu gewinnen oder zu verlieren hätte. Die einen erklärten sich für den Zahnarzt, die andern für den Eseltreiber. Ja, sogar der Esel selbst hatte seine Freunde, welche dafür hielten, daſs derselbe ganz wohl berechtigt wäre, *interveniendo* einzukommen, da er durch die Zumuthung, den Zahnarzt in seinem Schatten sitzen zu lassen und unterdessen in der brennenden Sonnenhitze zu stehen, offenbar am meisten prägraviert worden sey. Mit Einem Worte, der besagte Esel hatte seinen Schatten auf ganz Abdera geworfen, und die Sache wurde mit einer Lebhaftigkeit, einem

Eifer, einem Intereſse getrieben, die kaum gröſser hätten seyn können, wenn das Heil gemeiner Stadt und Republik auf dem Spiele geſtanden hätte.

Wiewohl nun dieſe Verfahrungsweiſe überhaupt niemanden, der die Abderiten aus der vorgehenden wahrhaften Geſchichtsdarſtellung kennen gelernt hat, befremden wird: so glauben wir doch ſolchen Leſern, welche eine Geſchichte nur alsdann recht zu wiſsen glauben, wenn ihnen das Spiel der Räder und Triebfedern mit dem ganzen Zuſammenhange der Urſachen und Folgen einer Begebenheit aufgeſchloſsen wird, keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ihnen etwas umſtändlicher erzählen, wie es zugegangen, daſs dieſer Handel — der in ſeinem Urſprunge nur zwiſchen Leuten von geringer Erheblichkeit und über einen äuſserſt unerheblichen Gegenſtand vorwaltete — wichtig genug werden konnte, um zuletzt die ganze Republik in ſeinen Strudel hinein zu ziehen.

Die ſämmtliche Bürgerſchaft von Abdera war (wie von jeher die meiſten Städte in der Welt) in Zünfte abgetheilt, und vermöge einer alten Obſervanz gehörte der Zahnarzt Struthion in die Schuſterzunft. Der Grund davon war, wie die Gründe der Abderiten immer zu seyn pflegten, mächtig ſpitzfindig. In den erſten

Zeiten der Republik hatte nehmlich diese Zunft bloſs die Schuster und Schuhflicker in sich begriffen. Nachmahls wurden alle Arten von Flickern mit dazu genommen; und so kam es, daſs in der Folge auch die Wundärzte, als Menschenflicker, und zuletzt (*ob paritatem rationis*) auch die Zahnärzte zur Schustergilde geschlagen wurden. Struthion hatte demnach (bloſs die Ärzte ausgenommen, mit denen er immer stark über den Fuſs gespannt war) die ganze löbliche Schusterzunft, und besonders alle Schuhflicker auf seiner Seite, die (wie man sich noch erinnern wird) einen sehr ansehnlichen Theil der Bürgerschaft von Abdera ausmachten. Natürlicher Weise wandte sich also der Zahnarzt vor allen andern sogleich an seinen Vorgesetzten, den Zunftmeister Pfriem; und dieser Mann, dessen patriotischer Eifer für die Freyheiten der Republik niemanden unbekannt ist, erklärte sich sogleich mit seiner gewöhnlichen Hitze: daſs er sich eher mit seiner eigenen Schusterahle erstechen, als geschehen lassen wollte, daſs die Rechte und Freyheiten von Abdera in der Person eines seiner Zunftverwandten so gröblich verletzt würden.

„Billigkeit, sagte er, ist das höchste Recht. Was kann aber billiger seyn, als daſs derjenige, der einen Baum gepflanzt hat, wiewohl es dabey eigentlich auf die Früchte angesehen war, nebenher auch den Schatten des Baums genieſse? Und warum soll das, was von einem Baume gilt, nicht eben so wohl von einem Esel gelten? Wo, zum Henker, soll es mit unsrer Freyheit hinkommen, wenn einem zünftigen Bürger von Abdera nicht einmahl frey stehen soll, sich in den Schatten eines Esels zu setzen? Gleich als ob ein Eselsschatten vornehmer wäre als der Schatten des Rathhauses oder Jasontempels, in den sich stellen, setzen und legen mag wer da will. Schatten ist Schatten, er komme von einem Baum oder von einer Ehrensäule, von einem Esel oder von Sr. Gnaden dem Archon selbst! Kurz und gut, setzte Meister Pfriem hinzu, verlaſst euch auf mich, Herr Struthion; der Grobian soll euch nicht nur den Schatten, sondern zu eurer gebührenden Saxfazion den Esel noch obendrein lassen, oder es müſste weder Freyheit noch Eigenthum mehr in Abdera seyn; und dahin solls, beym Element! nicht kommen, so lang' ich der Zunftmeister Pfriem heiſse!"

Während daſs der Zahnarzt sich der Gunst eines so wichtigen Mannes versichert hatte, lieſs es der Eseltreiber Anthrax seines Orts auch nicht fehlen, sich um einen Beschützer zu bewerben, der jenem wenigstens das Gleichgewicht halten könnte. Anthrax war eigentlich kein Bürger von Abdera, sondern nur ein Freygelassener, der sich in dem Bezirke des Jasontempels aufhielt; und er stand als ein Schutzverwandter desselben unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Erzpriesters dieses bekannter Maſsen zu Abdera göttlich verehrten Heros. Natürlicher Weise war also sein erster Gedanke, wie er dazu gelangen könnte, daſs der Erzpriester Agathyrsus sich seiner mit Nachdruck annehmen möchte. Allein der Erzpriester Jasons war zu Abdera eine sehr groſse Person, und ein Eseltreiber konnte schwerlich hoffen, ohne einen besondern Kanal den Zutritt zu einem Herrn von diesem Range zu erhalten.

Nach vielen Berathschlagungen mit seinen vertrautesten Freunden wurde endlich folgender Weg beliebt. Seine Frau, Krobyle genannt, war mit einer Putzmacherin bekannt, deren Bruder der begünstigte Liebhaber des Kammermädchens einer gewissen Milesischen Tänzerin war, welche (wie die Rede ging) bey dem Erzpriester in groſsen Gnaden stand. Nicht als ob er etwa — wie es zu gehen pflegt — — sonderlich weil die Priester des Jason unverheirathet seyn muſsten — Kurz, wie die Welt argwöhnisch ist, man sprach freylich allerley; aber das

Wahre von der Sache ist: der Erzpriester Agathyrsus war ein groſser Liebhaber von pantomimischen Solotänzen; und weil er die Tänzerin, um kein Ärgerniſs zu geben, nicht bey Tage zu sich kommen lassen wollte, so blieb ihm nichts andres übrig, als sie — mit der erforderlichen Vorsicht — bey Nacht durch eine kleine Gartenthür in sein Kabinet führen zu lassen. Da nun einst gewisse Leute eine dicht verschleierte Person in der Morgendämmerung wieder heraus gehen gesehen hatten: so war das Gemurmel entstanden, als ob es die Tänzerin gewesen sey, und als ob der Erzpriester eine besondere Freundschaft auf diese Person geworfen habe, welche in der That fähig gewesen wäre, in jedem andern als einem Erzpriester noch etwas mehr zu erregen. — Wie nun dem auch seyn mochte, genug, der Eseltreiber sprach mit seiner Frau, Frau Krobyle mit der Putzmacherin, die Putzmacherin mit ihrem Bruder, der Bruder mit dem Kammermädchen; und, weil das Kammermädchen alles über die Tänzerin vermochte, von welcher vorausgesetzt wurde daſs sie alles über den Erzpriester vermöge, der alles über die Magnaten von Abdera und — ihre Weiber vermochte, so zweifelte Anthrax keinen Augenblick, seine Sache in die besten Hände von der Welt gelegt zu haben.

Aber unglücklicher Weise zeigte sichs, daſs die Favoritin der Tänzerin ein Gelübde gethan hatte, ihre Allvermögenheit eben so wenig unentgeldlich auszuleihen, als Anthrax den Schatten seines Esels. Sie hatte eine Art von Taxordnung, vermöge deren der geringste Dienst, den man von ihr verlangte, wenigstens eine Erkenntlichkeit von vier Drachmen voraussetzte; und im gegenwärtigen Falle war ihr um so weniger zuzumuthen, auch nur eine halbe Drachme nachzulassen, da sie ihrer Schamhaftigkeit eine so groſse Gewalt anthun sollte, eine Sache zu empfehlen, worin ein Esel die Hauptfigur war. Kurz, die Iris bestand auf vier Drachmen, welches gerade doppelt so viel war, als der arme Mann im glücklichsten Falle mit seinem Prozeſs zu gewinnen hatte. Er sah sich also wieder in der vorigen Verlegenheit. Denn wie konnte ein schlechter Eseltreiber hoffen, ohne eine haltbarere Stütze als die bloſse Gerechtigkeit seiner Sache gegen einen Gegner zu bestehen, der von einer ganzen Zunft unterstüzt wurde, und sich überall rühmte daſs er den Sieg bereits in Händen habe?

Endlich besann sich der ehrliche Anthrax eines Mittels, wie er vielleicht den Erzpriester ohne Dazwischenkunft der Tänzerin und ihres Kammermädchens auf seine Seite bringen könnte. Das Beste daran däuchte ihm, daſs er es nicht weit zu suchen brauchte. Ohne Umschweife — er hatte eine Tochter, Gorgo genannt, die, in Hoffnung auf eine oder andre Weise beym Theater unterzukommen, ganz leidlich singen und die Zither spielen gelernt hatte. Das Mädchen war eben keine von den schönsten. Aber eine schlanke Figur, ein Paar schwarze groſse Augen, und die frische Blume der Jugend ersetzten (seinen Gedanken nach) reichlich was ihrem Gesicht abging; und in der That, wenn sie sich tüchtig gewaschen hatte, sah sie in ihrem Festtagsstaat, mit ihren langen pechschwarzen Haarzöpfen und mit einem Blumenstrauſs vor dem Busen, so ziemlich dem wilden Thracischen Mädchen Anakreons ähnlich. Da sich nun bey näherer Erkundigung fand, daſs der Erzpriester Agathyrsus auch ein Liebhaber vom Zitherspielen und von kleinen Liedern war, deren die junge Gorgo eine groſse Menge nicht übel zu singen wuſste: so machten sich Anthrax und Krobyle groſse Hoffnung, durch das Talent und die Figur ihrer Tochter am kürzesten zu ihrem Zwecke zu kommen.

Anthrax wandte sich also an den Kammerdiener des Erzpriesters, und Krobyle unterrichtete inzwischen das Mädchen, wie sie sich zu betragen hätte, um wo möglich die Tänzerin auszustechen, und von der kleinen Gartenthür ausschlieſslich Meister zu bleiben.

Die Sache ging nach Wunsch. Der Kammerdiener, der durch die Neigung seines Herrn zum Neuen und Mannigfaltigen nicht selten ins Gedränge kam, ergriff diese gute Gelegenheit mit beiden Händen; und die junge Gorgo spielte ihre Rolle für eine Anfängerin meisterlich. Agathyrsus fand eine gewisse Mischung von Unschuld und Muthwillen und eine Art wilder Grazie bey ihr, die ihn reitzte weil sie ihm neu war. Kurz, sie hatte kaum zwey- oder dreymahl in seinem Kabinette gesungen, so erfuhr Anthrax schon von sichrer Hand, Agathyrsus habe seine gerechte Sache verschiedenen Richtern empfohlen, und sich mit einigem Nachdruck verlauten lassen: wie er nicht gesonnen sey, auch den allergeringsten Schutzverwandten des Jasontempels den Schikanen des Sykofanten Fysignatus und der Parteylichkeit des Zunftmeisters Pfriem Preis zu geben.

---

4. KAPITEL.

Gerichtliche Verhandlung. Relazion des Beysitzers Miltias. Urthel, und was daraus erfolgt.

Inzwischen war der Gerichtstag herbey gekommen, an dem dieser seltsame Handel durch Urthel und Recht entschieden werden sollte. Die Sykofanten hatten in Sachen geschlossen, und die Akten waren einem Referenten, Nahmens Miltias, übergeben worden, gegen dessen Unparteylichkeit die Miſsgönner des Zahnarztes verschiednes einzuwenden hatten. Denn es war nicht zu läugnen, daſs er mit dem Sykofanten Fysignatus sehr vertraut umging; und überdieſs wurde ganz laut davon gesprochen, daſs die Dame Struthion, 1) die für eine von den hübschen Weibern in ihrer Klasse galt,

---

1) Wir wissen wohl daſs dieſs nicht *à la Grecque* gesprochen ist; aber die Dame Struthion ist wie Frau Damon in unsern Komödien: und was liegt dem Leser daran, wie die Zahnärztin mit ihrem eignen Nahmen geheiſsen haben mag?

ihm die gerechte Sache ihres Mannes zu verschiedenen Mahlen in eigner Person empfohlen habe. Allein da diese Einwendungen auf keinem rechtsbeständigen Grunde beruhten, und der Turnus nun einmahl an diesem Miltias war, so blieb es bey der Ordnung.

Miltias trug die Geschichte des Streits so unbefangen, und beides, sowohl Zweifels - als Entscheidungsgründe, so ausführlich vor, daſs die Zuhörer lange nicht merkten wo er eigentlich hinaus wolle. Er läugnete nicht, daſs beide Parteyen vieles für und wider sich hätten. Auf der einen Seite scheine nichts klärer, sagte er, als daſs derjenige, der den Esel, als das *Principale*, gemiethet, auch das *Accessorium*, des Esels Schatten, stillschweigend mit einbedungen habe; oder, (falls man auch keinen solchen stillschweigenden Vertrag zugeben wollte) daſs der Schatten seinem Körper von selbst folge, und also demjenigen, der die Nutznieſsung des Esels an sich gebracht, auch der beliebige Gebrauch seines Schattens ohne weitere Beschwerde zustehe; um so mehr, als dem Esel selbst dadurch an seinem Seyn und Wesen nicht das mindeste benommen werde. Hingegen scheine auf der andern Seite nicht weniger einleuchtend: Daſs, wiewohl der Schatten weder als ein wesentlicher noch auſserwesentlicher Theil des Esels anzusehen sey, folglich von dem Abmiether des letztern keineswegs vermuthet werden könne, daſs er jenen zugleich mit diesem stillschweigend habe miethen wollen, gleichwohl, da besagter Schatten schlechterdings nicht für sich selbst ohne besagten Esel bestehen könne, und ein Eselsschatten im Grunde nichts andres als ein Schattenesel sey, der Eigenthümer des leibhaften Esels mit gutem Fug auch als Eigenthümer des von jenem ausgehenden Schattenesels betrachtet, folglich keineswegs angehalten werden könne, letztern unentgeldlich an den Abmiether des erstern zu überlassen. Überdieſs, und wenn man auch zugeben wollte, daſs der Schatten ein *Accessorium* des mehr eröfterten Esels sey, so könne doch dem Abmiether dadurch noch kein Recht an denselben zuwachsen; indem er durch den Miethkontrakt nicht jeden Gebrauch desselben, sondern nur denjenigen, ohne welchen die Absicht des Kontrakts, nehmlich seine vorhabende Reise, unmöglich erzielt werden könne, an sich gebracht habe. Allein, da sich unter den Gesetzen der Stadt Abdera keines finde, worin der vorliegende Fall klar und deutlich enthalten sey, und das Urtheil also lediglich aus der Natur der Sache gezogen werden müsse: so komme es hauptsächlich auf einen Punkt an, der von den beiderseitigen Sykoſanten aus der Acht gelassen, oder wenigstens nur obenhin berührt worden, nehmlich auf die Frage: Ob dasjenige, was man Schatten nenne, unter die gemeinen Dinge, an welche jedermann gleiches Recht hat, oder unter die eigenthümlichen, zu welchen einzelne Personen ein ausschlieſsendes Recht haben oder erwerben können, zu zählen sey? Da nun, in Ermangelung eines positiven Gesetzes, die Übereinstimmung und allgemeine Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, als ein wahres Orakel der Natur selbst, billig die Kraft eines positiven Gesetzes habe; vermöge dieser allgemeinen Gewohnheit aber die Schatten der Dinge (auch derjenigen, die nicht nur einzelnen Personen, sondern ganzen Gemeinheiten, ja den unsterblichen Göttern selbst eigenthümlich zugehören) bisher aller Orten einem jeden, wer er auch sey, frey, ungehindert und unentgeldlich zur Benutzung überlassen worden: so erhelle daraus, daſs, *ex Consensu et Consuetudine Generis Humani*, besagte Schatten, eben so wie freye Luft, Wind und Wetter, flieſsendes Wasser, Tag und Nacht, Mondschein, Dämmerung, und dergleichen mehr, unter die gemeinen Dinge zu rechnen seyen, deren Genuſs jedem offen stehe, und auf welche — in so fern etwa besagter Genuſs, unter gewissen Umständen, etwas Ausschlieſsendes bey sich führe —

der erste, der sich ihrer bemächtige, ein momentanes Besitzrecht erhalten habe. — Diesen Satz (zu dessen Bestätigung der scharfsinnige Miltias eine Menge Indukzionen vorbrachte, die wir unsern Lesern erlassen wollen) — diesen Satz zum Grunde gelegt, könne er also nicht anders als dahin stimmen: daſs der Schatten aller Esel in Thracien, folglich auch derjenige, der zu vorliegendem Rechtshandel unmittelbaren Anlaſs gegeben, eben so wenig einen Theil des Eigenthums einer einzelnen Person ausmachen könne, als der Schatten des Berges Athos, oder des Stadtthurms von Abdera; folglich mehr besagter Schatten weder geerbt, noch gekauft, noch *inter vivos* oder *mortis causa* geschenkt, noch vermiethet, noch auf irgend eine andre Art zum Gegenstand eines bürgerlichen Kontrakts gemacht werden könne; und daſs also aus diesen und andern angeführten Gründen, in Sachen des Eseltreibers Anthrax, Klägers, an einem, entgegen und wider den Zahnarzt Struthion, Beklagten, am andern Theil, *pcto.* des von Beklagten zu Klägers angeblicher Gefährde und Schaden angemaſsten Eselsschattens (*salvis tamen melioribus*) zu Recht zu erkennen sey: Daſs Beklagter sich des besagten Schattens zu seinem Gebrauch und Nutzen zu bedienen, wohl befugt gewesen; Kläger aber, Einwendens ungeachtet, nicht nur mit seiner unbefugten Forderung abzuweisen, sondern auch in alle Kosten, wie nicht weniger zum Ersatz alles dem Beklagten verursachten Verlusts und Schadens, nach vorgängiger gerichtlicher Ermäſsigung, zu verurtheilen sey. V. R. W.

Wir überlassen es dem geneigten und rechtserfahrnen Leser, über dieses (zwar nur auszugsweise) mitgetheilte Gutachten des scharfsinnigen Miltias nach Belieben seine Betrachtungen anzustellen. Und da wir in dieser Sache uns keines Urtheils anzumaſsen, sondern bloſs die Stelle eines unparteyischen Geschichtschreibers zu vertreten entschlossen sind: so begnügen wir uns zu berichten, daſs es seit undenklichen Zeiten Observanz bey dem Stadtgerichte zu Abdera war, das gutächtliche Urtheil des Referenten, wie es auch beschaffen seyn mochte, jedesmahl entweder einhellig, oder doch mit einer groſsen Mehrheit der Stimmen zu bestätigen. Wenigstens hatte man seit mehr als hundert Jahren kein Beyspiel vom Gegentheil gesehen. Es konnte auch, nach Gestalt der Sachen, nicht wohl anders seyn. Denn während der Relazion, welche gemeiniglich sehr lange dauerte, pflegten die Herren Beysitzer eher alles andre zu thun, als auf die *Rationes dubitandi et decidendi* des Referenten Acht zu geben. Die meisten standen auf, guckten zum Fenster hinaus, oder gingen weg, um in einem Nebenzimmer Kuchen oder kleine Bratwürste zu frühstücken, oder machten einen fliegenden Besuch bey einer guten Freundin; und die wenigen, welche sitzen blieben und einigen Theil an der Sache zu nehmen schienen, hatten alle Augenblicke etwas mit ihrem Nachbar zu flüstern, oder schliefen wohl gar über dem Zuhören ein. Kurz, es waltete eine Art von stillschweigendem Kompromiſs auf den Referenten vor, und es geschah bloſs um der Form willen, daſs einige Minuten, eh' er zur wirklichen Konklusion kam, sich jedermann wieder auf seinem Platz einfand, um mit gehöriger Feierlichkeit das abgefaſste Urthel bekräftigen zu helfen.

So war es bisher immer, auch bey ziemlich wichtigen Händeln, gehalten worden. Allein dem Prozeſs über des Esels Schatten widerfuhr die unerhörte Ehre, daſs das ganze Gericht beysammen blieb, und (drey bis vier Beysitzer ausgenommen, welche dem Zahnarzt ihre Stimme schon versprochen hatten, und ihr Recht, in der Session zu schlafen, nicht vergeben wollten) jedermann mit aller Aufmerksamkeit zuhörte, die eines so wundervollen Prozesses würdig war; und als die Stimmen gesammelt wurden, fand sich, daſs das Urthel nur mit einem Mehr von zwölf gegen acht bekräftiget wurde.

Sogleich nach geschehener Publikazion ermangelte **Polyfonus**, der klägerische Sykofant, nicht, seine Stimme zu erheben, und gegen das Urthel, als ungerecht, parteyisch und mit unheilbaren Nullitäten behaftet, an den **groſsen Rath von Abdera** zu appellieren. Da nun der Prozeſs über eine Sache geführt wurde, die der Kläger selbst nicht höher als zwey Drachmen geschätzt hatte, und dieses (auch mit Einschluſs aller billig mäſsigen Kosten und Schäden) noch lange nicht *Summa appellabilis* war: so erhob sich hierüber ein groſser Lärm im Gerichte. Die **Minorität** erklärte sich, daſs es hier gar nicht auf die Summe, sondern auf eine **allgemeine Rechtsfrage** ankomme, die das Eigenthum betreffe und noch durch kein Gesetz in Abdera bestimmt sey, folglich, vermöge der Natur der Sache, vor den Gesetzgeber selbst gebracht werden müsse, als welchem allein es zukomme, in zweifelhaften Fällen dieser Art den Ausspruch zu thun.

Wie es zugegangen, daſs der Referent, bey aller seiner Zuneigung zur Sache des Beklagten, nicht daran gedacht, daſs die Gönner des Gegentheils sich dieses Vorwandes bedienen würden die Sache vor den groſsen Rath zu spielen — davon wissen wir keinen andern Grund anzugeben, als **daſs er ein Abderit** war, und, nach der allgemeinen alt hergebrachten Gewohnheit seiner Landsleute, jedes Ding nur von Einer Seite, und auch da nur ziemlich obenhin, anzusehen pflegte. Doch kann vielleicht noch zu seiner Entschuldigung dienen, daſs er einen Theil der letzten Nacht bey einem groſsen Gastmahle zugebracht, und, als er nach Hause gekommen, der Dame Struthion noch eine ziemlich lange Audienz hatte geben müssen, und also vermuthlich — nicht ausgeschlafen hatte. Genug, nach langem Streiten und Lärmen erklärte sich endlich der Stadtrichter Filippides: daſs er, bewandten Umständen nach, nicht umhin könne, die Frage, ob die von Klägern eingewandte Appellazion Statt finde? vor den Senat zu bringen.

Hiermit stand er auf; das Gericht ging ziemlich tumultuarisch aus einander; und beide Parteyen eilten, sich mit ihren Freunden, Gönnern und Sykofanten zu berathen, was nun weiter in der Sache anzufangen sey.

5. Kapitel.

Gesinnungen des Senats. Tugend der schönen Gorgo und ihre Wirkungen. Der Priester Strobylus tritt auf, und die Sache wird ernsthafter.

Der Prozeſs über des Esels Schatten, der Anfangs die Abderiten bloſs durch seine Ungereimtheit belustigt hatte, fing nun an eine Sache zu werden, in welche die Gerechtsamen, die vermeinte Ehre, und allerley Leidenschaften und Interessen verschiedner zum Theil ansehnlicher Glieder der Republik verwickelt wurden.

Der Zunftmeister Pfriem hatte seinen Kopf darauf gesetzt, daſs sein Zunftangehöriger gewinnen müſste; und da er sich meistens alle Abende in den Versammlungsorten der gemeinen Bürger einfand, hatte er schon beynahe die Hälfte des Volks auf seine Seite gebracht, und sein Anhang nahm täglich zu.

Der Erzpriester hingegen hatte den Handel bisher nicht für wichtig genug gehalten, sein ganzes Ansehen zu Gunsten seines

Beschützten anzuwenden. Allein da die Sachen zwischen ihm und der schönen Gorgo ernsthafter zu werden anfingen, indem sie, anstatt einer gewissen Gelehrigkeit die er bey ihr zu finden gehofft hatte, einen Widerstand that, dessen man sich zu ihrer Herkunft und Erziehung nicht hätte vermuthen sollen, ja sich sogar vernehmen lieſs: „Wie sie Bedenken trage, ihre Tugend noch einmahl den Gefahren eines Besuchs durch die kleine Gartenthür auszusetzen;“ — so war es ganz natürlich, daſs er nun nicht länger säumte, durch den Eifer, womit er die Sache des Vaters zu unterstützen anfing, sich ein näheres Recht an die Dankbarkeit der Tochter zu erwerben.

Der neue Lärm, den der Eselsprozeſs durch die Provokazion an den groſsen Rath in der Stadt machte, gab ihm Gelegenheit, mit einigen von den vornehmsten Rathsherren aus der Sache zu sprechen. „So lächerlich dieser Handel an sich selbst sey, sagte er, so könne doch nicht zugegeben werden, daſs ein armer Mann, der unter dem Schutze Jasons stehe, durch eine offenbare Kabale unterdrückt werde. Es komme nicht auf die Veranlassung an, die oft zu den wichtigsten Begebenheiten sehr gering sey; sondern auf den Geist, womit man die Sache treibe, und auf die Absichten, die man im Schilde oder wenigstens *in Petto* führe. Die Insolenz des Sykofanten Fysignatus, der eigentlich an diesem ganzen Skandal Schuld habe, müsse gezüchtigt, und dem herrschsüchtigen, unverständigen Demagogen Pfriem noch in Zeiten ein Zügel angeworfen werden, eh' es ihm gelinge die Aristokratie gänzlich über den Haufen zu werfen, u. s. w.“

Wir müssen es zur Steuer der Wahrheit sagen, Anfangs gab es verschiedene Herren des Raths, welche die Sache ungefähr so ansahen wie sie anzusehen war, und es dem Stadtrichter Filippides sehr verdachten, daſs er nicht Besonnenheit genug gehabt, einen so ungereimten Zwist gleich in der Geburt zu ersticken. Allein unvermerkt änderten sich die Gesinnungen; und der Schwindelgeist, der bereits einen Theil der Bürgerschaft auf die Köpfe gestellt hatte, ergriff endlich auch den gröſsern Theil der Rathsherren. Einige fingen an die Sache für wichtiger anzusehen, weil ein Mann wie der Erzpriester Agathyrsus sich derselben so ernstlich anzunehmen schien. Andre setzte die Gefahr, die der Aristokratie aus den Unternehmungen des Zunftmeisters Pfriem erwachsen könnte, in Unruhe. Verschiedene ergriffen die Partey des Eseltreibers bloſs aus Widersprechungsgeist; andre aus einem wirklichen Gefühl daſs ihm Unrecht geschehe; und noch andre erklärten sich für den Zahnarzt, weil gewisse Personen, mit denen sie nie Einer Meinung seyn wollten, sich für seinen Gegner erklärt hatten.

Mit allem dem würde dennoch dieser geringfügige Handel, so sehr die Abderiten auch — Abderiten waren, niemahls eine so heftige Gährung in ihrem gemeinen Wesen verursacht haben, wenn der böse Dämon dieser Republik nicht auch den Priester Strobylus angeschürt hätte, sich, ohne einigen nähern Beruf als seinen unruhigen Geist und seinen Haſs gegen den Erzpriester Agathyrsus, mit ins Spiel zu mischen.

Um dieſs dem geneigten Leser verständlicher zu machen, werden wir die Sache (wie jener alte Dichter seine Ilias) *ab ovo* anfangen müssen; um so mehr, als auch gewisse Stellen in unsrer Erzählung des Abenteuers mit dem Euripides, und gewisse Ausdrücke, die dem Priester Strobylus gegen Demokrit entfielen, ihr gehöriges Licht dadurch erhalten werden.

6. KAPITEL.

Verhältniſs des Latonentempels zum Tempel des Jason. Kontrast in den Karakteren des Oberpriesters Strobylus und des Erzpriesters Agathyrsus. Strobylus erklärt sich für die Gegenpartey des letztern, und wird von Salabanda unterstützt, welche eine wichtige Rolle in der Sache zu spielen anfängt.

Der Dienst der Latona war (wie Strobylus den Euripides versichert hatte) so alt zu Abdera, als die Verpflanzung der Lycischen Kolonie; und die äuſserste Einfalt der Bauart ihres kleinen Tempels konnte als eine hinlängliche Bekräftigung dieser Tradizion angesehen werden. So unscheinbar dieser Latonentempel war, so gering waren auch die gestifteten Einkünfte seiner Priester. Wie aber die Noth erfindsam ist, so hatten die Herren schon von langem her Mittel gefunden, zu einiger Entschädigung für die Kargheit ihres ordentlichen Einkommens, den Aberglauben der Abderiten in Kontribuzion zu setzen; und da auch dieses nicht zureichen wollte, hatten sie es endlich dahin gebracht, daſs der Senat (weil er doch von keiner Besoldungszulage hören wollte) zu Unterhaltung des geheiligten Froschgrabens gewisse Einkünfte aussetzte, deren gröſsten Theil die genügsamen und billig denkenden Frösche ihren Versorgern überlieſsen.

Eine ganz andre Beschaffenheit hatte es mit dem Tempel des Jason, dieses berühmten Anführers der Argonauten, welchem in Abdera die Ehre der Erhebung in den Götterstand und eines öffentlichen Dienstes widerfahren war, ohne daſs wir hiervon einen andern Grund anzugeben wissen, als daſs verschiedne der ältesten und reichsten Familien in Abdera ihr Geschlechtsregister von diesem Heros ableiteten. Einer von dessen Enkeln hatte sich, wie die Tradizion sagte, in dieser Stadt niedergelassen, und war der gemeinsame Stammvater verschiedener Geschlechter geworden, von welchen einige noch in den Tagen unserer gegenwärtigen Geschichte in voller Blüthe standen. Dem Andenken des Helden, von dem sie abstammten, zu Ehren, hatten sie Anfangs, nach uraltem Gebrauch, nur eine kleine Hauskapelle gestiftet. Mit der Länge der Zeit war eine Art von öffentlichem Tempel daraus geworden, den die Frömmigkeit der Abkömmlinge Jasons nach und nach mit vielen Gütern und Einkünften versehen hatte. Endlich, als Abdera durch Handelschaft und glückliche Zufälle eine der reichsten Städte in Thracien geworden war, entschlossen sich die Jasoniden, ihrem vergötterten Ahnherrn einen Tempel zu erbauen, dessen Schönheit der Republik und ihnen selbst bey der Nachwelt Ehre machen könnte. Der neue Jasontempel wurde ein herrliches Werk, und machte mit den dazu gehörigen Gebäuden, Gärten, Wohnungen der Priester, Beamten, Schutzverwandten u. s. w. ein ganzes Quartier der Stadt aus. Der Erzpriester desselben mufste allezeit von der ältesten Linie der Jasoniden seyn: und da er, bey sehr beträchtlichen Einkünften, auch die Gerichtsbarkeit über die zu dem Tempel gehörigen Personen und Güter ausübte; so ist leicht zu erachten, dafs die Oberpriester der Latona alle diese Vorzüge nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnten, und dafs zwischen diesen beiden Prälaten eine Eifersucht obwalten mufste, die auf die Nachfolger forterbte, und bey jeder Gelegenheit in ihrem Betragen sichtbar wurde.

Der Oberpriester der Latona wurde zwar als das Haupt der ganzen Abderitischen Priesterschaft angesehen; allein der Erzpriester Jasons machte mit seinen Untergebenen ein besonderes Kollegium aus, welches zwar unter dem Schutze der Stadt Abdera stand, aber von aller Abhängigkeit, wie sie Nahmen haben mochte, frey war. Die Feste des Latonentempels waren zwar die eigentlichen groſsen Festtage der Republik; allein da die Mäſsigkeit seiner Einkünfte keinen sonderlichen Aufwand zulieſs, so war das Fest des Jason, welches mit ungemeiner Pracht und groſsen Feierlichkeiten begangen wurde, in den Augen des Volks wo nicht das vornehmste, wenigstens das worauf es sich am meisten freute; und alle die Ehrerbietung, die man für das Alterthum des Latonendienstes hegte, und der groſse Glaube des Pöbels an den Oberpriester desselben und seine heiligen Frösche, konnte doch nicht verhindern, daſs die gröſsere Figur, die der Erzpriester machte, ihm nicht auch einen höhern Grad von Ansehen hätte geben sollen. Und wiewohl das gemeine Volk überhaupt mehr Zuneigung zu dem Latonenpriester trug: so wurde doch dieser Vorzug dadurch wieder überwogen, daſs der Priester Jasons mit den aristokratischen Häusern in einer Verbindung stand, die ihm so viel Einfluſs gab, daſs es einem ehrgeizigen Manne an diesem Platz ein leichtes gewesen wäre, einen kleinen Tyrannen von Abdera vorzustellen.

Zu so vielen Ursachen der alt hergebrachten Eifersucht und Abneigung zwischen den beiden Fürsten der Abderitischen Klerisey, kam bey Strobylus und Agathyrsus noch ein persönlicher Widerwille, der eine natürliche Frucht des Kontrastes ihrer Sinnesarten war.

Agathyrsus, mehr Weltmann als Priester, hatte in der That vom letztern wenig mehr als die Kleidung. Die Liebe zum Vergnügen war seine herrschende Leidenschaft. Denn, wiewohl es ihm nicht an Stolz fehlte, so kann man doch von niemand sagen daſs er ehrgeitzig sey, so lange sein Ehrgeitz eine andre Leidenschaft neben sich herrschen läſst. Er liebte die Künste und den vertraulichen Umgang mit Virtuosen aller Arten, und stand in dem Ruf, einer von den Priestern zu seyn, die wenig Glauben an ihre eignen Götter haben. Wenigstens ist nicht zu läugnen, daſs er öfters ziemlich frey über die Frösche der Latona scherzte; und es war jemand, der es beschwören wollte, aus seinem eignen Munde gehört zu haben: „Die Frösche dieser Göttin wären schon längst alle in elende Poeten und Abderitische Sänger verwandelt worden.“ — Daſs er mit Demokriten in ziemlich gutem Vernehmen lebte, war auch nicht sehr geschickt, seine Orthodoxie zu bestätigen. Kurz, Agathyrsus war ein Mann von munterm Temperament, hellem Kopf und ziemlich freyem Leben, beliebt bey dem Abderitischen Adel, noch beliebter bey dem schönen Geschlecht, und, wegen seiner Freygebigkeit und Jasonmäſsigen Figur, beliebt sogar bey den untersten Klassen des Volks.

Nun hätte die Natur in ihrer launigsten Minute keinen völligern Gegenfüſsler von allem, was Agathyrsus war, hervorbringen können, als den Priester Strobylus. Dieser Mann hatte (wie viele seines gleichen) ausfündig gemacht, daſs eine in Falten gelegte Miene und ein steifes Wesen unfehlbare Mittel sind, bey dem groſsen Haufen für einen weisen und unsträflichen Mann zu gelten. Da er nun von Natur ziemlich sauertöpfisch aussah, so hatte es ihm wenig Mühe gekostet, sich diese Gravität anzugewöhnen, die bey den meisten weiter nichts beweist als die Schwere ihres Witzes und die Ungeschliffenheit ihrer Sitten. Ohne Sinn für das Groſse und Schöne, war er ein geborner Verächter aller Talente und Künste die diesen Sinn voraussetzen; und sein Haſs gegen die Filosofie war bloſs eine Maske für den natürlichen Groll eines Dummkopfes gegen alle, die mehr Verstand und Wissenschaft haben als er. In seinen Urtheilen war er schief und einseitig, in seinen Meinungen eigensinnig, im Widerspruch hitzig und grob, und, wo er entweder in seiner eignen Person oder in den Fröschen der Latona beleidigt zu seyn glaubte, äuſserst rachgierig; aber nichts desto weniger bis zur Niederträchtigkeit geschmeidig, so bald er eine Sache, an der ihm gelegen war, nicht ohne Hülfe einer Person die er haſste durchsetzen konnte. Überdieſs stand er mit einigem Grund in dem Rufe, daſs er mit einer gehörigen Dose von Dariken und Filippen zu allem in der Welt zu bringen sey, was mit dem Äuſserlichen seines Karakters nicht ganz unverträglich war.

Aus so entgegen gesetzten Gemüthsarten und aus so vielen Veranlassungen zu Neid und Eifersucht auf Seiten des Priesters Strobylus, entsprang nothwendig bey beiden ein wechselseitiger Haſs, der den Zwang, den ihnen ihr Stand und Platz auferlegte, mit Mühe ertrug, und nur darin verschieden war, daſs Agathyrsus den Oberpriester zu sehr verachtete, um ihn sehr zu hassen, und dieser jenen zu sehr beneidete, um ihn so herzlich verachten zu können als er wohl gewünscht hätte.

Zu diesem allen kam noch, daſs Agathyrsus, kraft seiner Geburt und ganzen

Lage, für die Aristokratie, Strobylus hingegen, ungeachtet seiner Verhältnisse zu einigen Rathsherren, ein erklärter Freund der Demokratie, und nächst dem Zunftmeister Pfriem derjenige war, der durch seinen persönlichen Karakter, seine Würde, seine schwärmerische Hitze, und eine gewisse populare Art von Beredsamkeit den meisten Einfluſs auf den Pöbel hatte.

Man sieht nun leicht voraus, daſs die Sache mit dem Eselsschatten oder Schattenesel nothwendig eine ernsthafte Wendung nehmen muſste, so bald ein paar Männer wie die beiden Hohenpriester von Abdera darein verwikkelt wurden.

Strobylus hatte, so lange der Prozeſs vor den Stadtrichtern geführt wurde, nicht anders Theil daran genommen, als daſs er sich gelegentlich erklärte, er würde an des Zahnarztes Platz eben so gehandelt haben. Aber kaum erfuhr er durch die Dame Salabanda, seine Nichte, daſs Agathyrsus die Sache seines in der ersten Instanz verurtheilten Schutzverwandten zu seiner eignen mache: so fühlte er sich auf einmahl berufen, sich mit an die Spitze der Partey des Beklagten zu stellen, und die Kabale des Zunftmeisters mit allem Ansehen, das er bey den Rathsherren sowohl als bey dem Volke hatte, zu unterstützen.

Salabanda war zu sehr gewohnt ihre Hand in allen Abderitischen Händeln zu haben, als daſs sie unter den letzten gewesen seyn sollte, die in dem gegenwärtigen Partey nahmen. Auſser ihrem Verhältnisse zu dem Priester Strobylus hatte sie noch eine besondere Ursache, es mit ihm zu halten; eine Ursache, die darum nicht weniger wog, weil sie solche *in Petto* behielt. Wir haben bey einer andern Gelegenheit erwähnt, daſs diese Dame, es sey nun aus bloſs politischen Absichten, oder daſs sich vielleicht auch ein wenig Koketterie — und wer weiſs, ob nicht auch zuweilen das, was man in der Sprache der neuern Französischen feinen Welt das Herz einer Dame nennt, mit einmischen mochte: genug, ausgemacht war es, daſs sie immer eine Anzahl demüthiger Sklaven an der Hand hatte, unter denen (wie man glaubte) doch immer wenigstens der eine oder andre wissen müsse, wofür er diene. Die geheime Kronik von Abdera sagte, der Erzpriester Agathyrsus hätte eine geraume Zeit die Ehre gehabt, einer von den letztern zu seyn; und in der That kamen eine Menge Umstände zusammen, warum man dieses Gerücht für etwas mehr als eine bloſse Vermuthung halten konnte. So viel ist gewiſs, daſs die vertrauteste Freundschaft seit geraumer Zeit unter ihnen obgewaltet hatte, als die Milesische Tänzerin nach Abdera kam, und dem flatterhaften Jasoniden in kurzem so merkwürdig wurde, daſs Salabanda endlich nicht länger umhin konnte sich selbst für aufgeopfert zu halten.

Agathyrsus besuchte zwar ihr Haus noch immer auf dem Fuſs eines alten Bekannten, und die Dame war zu politisch, um in ihrem äuſsern Betragen gegen ihn die geringste Veränderung durchscheinen zu lassen. Aber ihr Herz kochte Rache. Sie vergaſs nichts, was den Erzpriester immer tiefer in die Sache verwickeln und immer mehr in Feuer setzen konnte; heimlich aber beleuchtete sie alle seine Schritte und Tritte, und alle groſsen und kleinen Vorder- und Hinterthüren, die zu seinem Kabinet führen konnten, so genau, daſs sie seine Intrigue mit der jungen Gorgo gar bald entdeckte, und den Priester Strobylus in den Stand setzen konnte, den Eifer des Erzpriesters für die Sache des Eseltreibers in ein eben so verhaſstes Licht zu stellen, als sie selbst unter der Hand bemüht war, ihm einen lächerlichen Anstrich zu geben.

Agathyrsus, so wenig es ihm kostete, politische und ehrgeitzige Vortheile dem Interesse seiner Vergnügungen aufzuopfern, hatte doch Augenblicke, wo der kleinste Widerstand in einer Sache, an der ihm im Grunde gar nichts gelegen war, seinen ganzen Stolz aufrührisch machte; und so oft dieſs geschah, pflegte ihn seine Lebhaftigkeit gemeiniglich unendlich weiter zu führen, als er gegangen wäre, wenn er die Sache einiger kühlen Überlegung gewürdiget hätte. Die Ursache, warum er sich Anfangs mit diesem abgeschmackten Handel bemengt hatte, fand jetzt zwar nicht länger Statt. Denn die schöne Gorgo hatte, ungeachtet des Unterrichts ihrer Mutter Krobyle, entweder nicht Geschicklichkeit oder nicht Ausdaurungskraft genug gehabt, den anfänglich entworfnen Vertheidigungsplan gegen einen so gefährlichen und erfahrnen Belagerer gehörig zu befolgen. Allein er war nun einmahl in die Sache verwickelt; seine Ehre war dabey betroffen; er empfing täglich und stündlich Nachrichten, wie unziemlich der Zunftmeister und der Priester Strobylus mit ihrem Anhang wider ihn loszögen, wie sie drohten, wie übermüthig sie die Sache durchzusetzen hofften, und dergleichen — und dieſs war mehr als es brauchte, um ihn dahin zu bringen, daſs er seine ganze Macht anzuwenden beschloſs, um Gegner, die er so sehr verachtete, zu Boden zu werfen, und für die Verwegenheit, sich gegen ihn aufgelehnt zu haben, zu züchtigen. Der Kabalen der Dame Salabanda ungeachtet, (die nicht fein genug gesponnen waren, um ihm lange verborgen zu bleiben) war der gröſste Theil des Senats auf seiner Seite; und wenn gleich seine Gegner nichts unterlieſsen, was das Volk gegen ihn erbittern konnte, so hatte er doch, zumahl unter den Zünften der Gerber, Fleischer und Bäcker, einen Anhang von derben stämmichten Gesellen, die eben so hitzig vor der Stirne als nervig von Armen, und auf jeden Wink bereit waren, für ihn und seine Partey, je nachdem es nöthig wäre, zu schreyen oder zuzuschlagen.

7. Kapitel.

Ganz Abdera theilt sich in zwey Parteyen. Die Sache kommt vor Rath.

In dieser Gährung befanden sich die Sachen, als auf einmahl die Nahmen Schatten und Esel in Abdera gehört, und in kurzem durchgängig dazu gebraucht wurden, die beiden Parteyen zu bezeichnen.

Man hat über den wahren Ursprung dieser Übernahmen keine zuverlässige Nachricht. Vermuthlich, weil doch Parteyen nicht lange ohne Nahmen bestehen können, hatten die Anhänger des Zahnarztes Struthion unter dem Pöbel den Anfang gemacht, sich selbst, weil sie für sein Recht an des Esels Schatten stritten, die Schatten, und ihre Gegner, weil sie den Schatten gleichsam zum Esel selbst machen wollten, aus Spott und Verachtung, die Esel zu nennen. Da nun die Anhänger des Erzpriesters diese Benennung nicht verhindern konnten, so hatten sie (wie es zu gehen pflegt) sich unvermerkt daran gewöhnt, sie, wiewohl anfänglich bloſs zum Scherz, selbst zu gebrauchen; nur mit dem Unterschied, daſs sie den Spieſs umdrehten, und das Verächtliche mit dem Schatten, und das Ehrenvolle mit dem Esel verknüpften. Wenn es ja eins von beiden seyn soll, sagten sie, so wird jeder brave Kerl doch immer lieber ein wirklicher leibhafter Esel mit allem seinem Zubehör, als der bloſse Schatten von einem Esel seyn wollen.

Wie es auch damit zugegangen seyn mag, genug, in wenig Tagen war ganz Abdera in diese zwey Parteyen getheilt; und so wie sie einen Nahmen hatten, nahm auch der Eifer auf beiden Seiten so schnell und heftig zu, daſs es gar nicht mehr erlaubt war, neutral zu bleiben. Bist du ein Schatten oder ein Esel? war immer die erste Frage, welche die gemeinen Bürger an einander thaten, wenn sie sich auf der Straſse oder in der Schenke antrafen; und wenn einen Schatten gerade das Unglück traf, an einem solchen Orte der einzige seines gleichen unter einer Anzahl von Eseln zu seyn, so blieb ihm, wofern er sich nicht gleich mit der Flucht rettete, nichts übrig, als entweder auf der Stelle zu apostasieren, oder sich mit tüchtigen Stöſsen zur Thür hinaus werfen zu lassen.

Wie viele und groſse Unordnungen hieraus entstehen muſsten, kann man sich ohne unser Zuthun vorstellen. Die Erbitterung ging in kurzem so weit, daſs ein Schatten sich lieber vor Hunger zum wirklichen Gespenst abgezehrt, als einem Bäcker von der Gegenpartey für einen Dreyer Brot abgekauft hätte.

Auch die Weiber nahmen, wie leicht zu erachten, Partey, und gewiſs nicht mit der wenigsten Hitze. Denn das erste Blut, das bey Gelegenheit dieses seltsamen Bürgerkriegs vergossen wurde, kam von den Nägeln zweyer Hökerweiber her, die einander auf öffentlichem Markte in die Fysionomie gerathen waren. Man merkte indessen, daſs bey weitem der gröſste Theil der Abderitinnen sich für den Erzpriester erklärte; und wo in einem Hause der Mann ein Schatten war, da konnte man sich darauf verlassen, die Frau war eine Eselin, und gemeiniglich eine so hitzige und unbändige Eselin, als man sich eine denken kann. Unter einer Menge theils heilloser theils lächerlicher Folgen dieses Parteygeistes, der in die Abderitinnen fuhr, war keine der geringsten, daſs mancher Liebeshandel dadurch auf einmahl abgebrochen wurde, weil der eigensinnige Seladon lieber seine Ansprüche als seine Partey aufgeben wollte; so wie hingegen auch mancher, der sich schon

Jahre lang vergebens um die Gunst einer Schönen beworben und ihre Antipathie gegen ihn durch nichts, was gewöhnlich von einem unglücklichen Liebhaber versucht wird, hatte überwinden können, jetzt auf einmahl keines andern Titels bedurfte um glücklich zu werden, als seine Dame zu überzeugen daſs er — ein Esel sey.

Inzwischen wurde die Präjudicialfrage, ob die von Klägern eingewandte Abberufung an den groſsen Rath Statt finde oder nicht? vor den Senat gebracht. Wiewohl dieſs das erste Mahl war, daſs es über die Eselssache vor diesem ehrwürdigen Kollegium zur Sprache kam: so zeigte sich doch bald, daſs jedermann schon seine Partey genommen hatte. Der Archon Onolaus war der einzige, der in Verlegenheit zu seyn schien, wie er der Sache einen leidlichen Anstrich geben könnte. Denn man bemerkte daſs er viel leiser als gewöhnlich sprach, und am Schlusse seines Vortrags in die merkwürdigen und ominosen Worte ausbrach: er besorge sehr, der Eselsschatten, über welchen jetzt mit so vieler Hitze gestritten werde, möchte den Ruhm der Republik auf viele Jahrhunderte verfinstern. Seine Meinung war, man würde am besten thun, die eingelegte Appellazion als unstatthaft abzuweiſen, den Spruch des Stadtgerichts (bis auf den Punkt der Koſten, die gegen einander aufgehoben werden könnten) zu beſtätigen, und beiden Parteyen ein ewiges Stillſchweigen aufzulegen. Indeſſen ſetzte er doch hinzu: wofern die *Majora* dafür hielten, daſs die Geſetze von Abdera nicht zureichend wären einen ſo geringfügigen Handel auszumachen, ſo müſſe er ſich gefallen laſſen daſs der groſse Rath den Ausſpruch darüber thue; jedoch wollte er darauf angetragen haben, vorher im Archiv nachſuchen zu laſſen, ob ſich nicht etwa ſchon in ältern Zeiten dergleichen ungewöhnliche Fälle ereignet, und wie man ſich dabey benommen habe.

Dieſe Mäſsigung des Archon — die ihm von der unparteyiſch richtenden Nachwelt einſtimmig als ein Beweis von wahrer Regentenweisheit zum Verdienſt angerechnet werden wird — wurde damahls, da der Parteygeiſt alle Augen verblendet hatte, als Schwachheit und flegmatiſche Gleichgültigkeit ausgelegt. Verſchiedene Senatoren von der Partey des Erzprieſters lieſsen ſich weitläuftig und mit groſsem Eifer vernehmen: Man könne nichts geringfügig nennen, was die Rechte und Freyheiten der Abderiten betreſſe; wo kein Geſetz ſey, finde auch kein gerichtliches Verfahren Statt; und das erſte Beyſpiel, wo den

Richtern gestattet würde einen Handel nach einer willkührlichen Billigkeit zu entscheiden, würde das Ende der Freyheit von Abdera seyn. Wenn der Streit auch noch was geringeres beträfe, so komme es nicht auf die Frage an, wie viel oder wenig er werth sey, sondern welche von den Parteyen Recht habe: und da kein Gesetz vorhanden sey, welches in vorliegendem Fall entscheide, ob des Esels Schatten stillschweigend in der Miethe begriffen sey oder nicht; so könne sich weder das Untergericht noch der Senat selbst ohne die offenbarste Tyranney anmaſsen, dem Abmiether etwas zuzusprechen, woran der Vermiether wenigstens eben so viel Recht habe; oder vielmehr ein ungleich besseres, da aus der Natur ihres Kontrakts keineswegs nothwendig folge, daſs die Meinung des letztern gewesen sey, jenem auch den Schatten seines Esels zu vermiethen, u. s. w. Einer von diesen Herren ging so weit, daſs er in der Hitze heraus fuhr: Er sey jederzeit ein eifriger Patriot gewesen; aber eh' er zugeben würde, daſs einer seiner Mitbürger sich anmaſsen sollte, nur den Schatten einer tauben Nuſs dem andern willkührlich abzusprechen, ehe wollt' er ganz Abdera in Feuer und Flammen sehen.

Jetzt verlor der Zunftmeister Pfriem alle Geduld. Das Feuer, sagte er, womit man die ganze Stadt mit solcher Verwegenheit bedrohe, sollte mit demjenigen angezündet werden, der sich so zu reden unterstehe. „Ich bin kein studierter Mann, fuhr er fort; aber, bey allen Göttern, ich lasse mir Mäusedreck nicht für Pfeffer verkaufen! Man muſs den Verstand verloren haben, um einem gesunden Menschen weiſs machen zu wollen, daſs es ein eignes Gesetz brauche, wenn die Frage ist, ob sich einer auf eines Esels Schatten setzen dürfe, der mit barem Geld das Recht erkauft hat, auf dem Esel selbst zu sitzen. Überhaupt ist es Schande und Spott, daſs so viel ernsthafte und gescheide Männer sich den Kopf über einen Handel zerbrechen, den jedes Kind auf der Stelle entschieden haben würde. Wenn ist denn jemahls in der Welt erhört worden, daſs Schatten unter die Dinge gehören, die man einander vermiethet?“

Herr Zunftmeister, fiel der Rathsherr Bufranor ein, ihr schlagt euch selbst auf den Mund, wenn ihr das behauptet. Denn wenn des Esels Schatten nicht vermiethet werden konnte, so ist klar, daſs er nicht vermiethet worden ist; denn *a non posse ad non esse valet consequentia.* Der Zahnarzt kann also, nach eurem eignen Grundsatze, kein Recht an den Schatten haben, und das Urthel ist an sich null und nichtig.

Der Zunftmeister stutzte; und weil ihm nicht gleich einfiel was sich auf dieses feine Argument antworten lieſse, so fing er desto lauter an zu schreyen, und rief Himmel und Erde zu Zeugen an, daſs er eher seinen grauen Bart Haar für Haar ausraufen, als sich noch in seinen alten Tagen zum Esel machen lassen wollte. Die Herren von seiner Partey unterstützten ihn aus allen Kräften: allein sie wurden überstimmt; und alles, was sie endlich, mit Beyhülfe des Archon und des Rathsherrn der immer leise auftrat, erhalten konnten, war: „Daſs die Sache einstweilen *in statu quo* bleiben sollte, bis man im Archiv nachgesehen hätte, ob sich kein Präjudicium fände, wodurch dieser Handel ohne gröſsere Weitläuftigkeit entschieden werden könnte.

---

8. KAPITEL.

Gute Ordnung in der Kanzley von Abdera. Präjudicialfälle, die nichts ausmachen. Das Volk will das Rathhaus stürmen, und wird von Agathyrsus besänftigt. Der Senat beschlieſst, die Sache dem groſsen Rath zu überlassen.

Die Kanzley der Stadt Abdera — weil es doch die Gelegenheit mit sich bringt, ihrer hier mit zwey Worten zu erwähnen — war überhaupt so gut eingerichtet und bedient, als man es von einer so weisen Republik erwarten wird. Indessen hatte sie doch mit vielen andern Kanzleyen zwey Fehler gemein, über welche zu Abdera schon seit Jahrhunderten fast täglich Klage geführt wurde, ohne daſs jemand auf den Einfall gekommen wäre: ob es nicht etwa möglich seyn könnte, dem Übel auf eine oder andre Weise abzuhelfen?

Das eine dieser Gebrechen war, daſs die Urkunden und Akten in einigen sehr dumpfen und feuchten Gewölben verwahrt lagen, wo sie aus Mangel der Luft verschimmelten, vermoderten, von Schaben und Würmern gefressen, und nach und nach ganz unbrauchbar wurden; das andre, daſs man, alles Suchens ungeachtet, nichts darin finden konnte. So oft dieſs begegnete, pflegte irgend ein patriotischer Rathsherr, meistens mit Beystimmung des ganzen Senats, die Anmerkung zu machen: „Es komme bloſs daher, weil keine Ordnung in der Kanzley gehalten werde.“ In der That lieſs sich schwerlich eine Hypothese erdenken, vermittelst welcher diese Erscheinung auf eine leichtere und begreiflichere Weise zu erklären gewesen wäre. Daher kam es nun, daſs fast allemahl, wenn bey Rath beschlossen wurde daſs in der Kanzley nachgesehen werden sollte, jedermann schon voraus wuſste und meistens sicher darauf rechnete, daſs sich nichts finden würde. Und eben daher kam es auch, daſs die gewöhnliche Erklärung, die bey der nächsten Rathssitzung erfolgte, „es habe sich, alles Suchens ungeachtet, nichts in der Kanzley gefunden,“ mit der kaltsinnigsten Gelassenheit, als eine Sache die man erwartet hatte und die sich von selbst verstand, aufgenommen wurde.

Dieſs war nun auch dermahlen der Fall gewesen, da die Kanzley den Auftrag erhalten hatte: in den ältern Akten nachzusehen, ob sich nicht vielleicht ein Präjudicium finde, das der Weisheit des Senats bey Entscheidung des höchst beschwerlichen Handels über den Eselsschatten zur Fackel dienen könnte. Es hatte sich nichts gefunden, ungeachtet verschiedene Herren in der letzten Session ganz positiv versicherten: es müſsten unzählige ähnliche Fälle vorhanden seyn.

Indessen hatte gleichwohl der Eifer eines Rathsherrn von der Partey der Esel die Akten von zwey alten Rechtshändeln aufgetrieben, die einst vielen Lärm in Abdera gemacht, und mit dem gegenwärtigen einige Ähnlichkeit zu haben schienen.

Der eine betraf einen Streit zwischen den Besitzern zweyer Grundstücke in der Stadtflur, über das Eigenthumsrecht an einen zwischen beiden gelegnen kleinen Hügel, der ungefähr fünf oder sechs Schritte im Umfang betrug, und mit Verlauf der Zeit aus etlichen zusammen geflossenen Maulwurfshaufen entstanden seyn mochte. Tausend kleine Nebenumstände hatten nach und nach eine so heftige Erbitterung zwischen den beiden im Streite befangenen Familien erregt, daſs jeder Theil entschlossen war, lieber Haus und Hof als sein vermeintes Recht an diesen Maulwurfshügel zu verlieren. Die Abderitische Justiz wurde dadurch in eine desto gröſsere Verlegenheit gesetzt, da Beweis und Gegenbeweis von einer so ungeheuern Kombinazion unendlich kleiner, zweifelhafter und unaufklärbarer Umstände abhing, daſs nach einem Prozeſs von fünf und zwanzig Jahren die Sache nicht nur der Entscheidung nicht um einen Schritt näher gekommen, sondern im Gegentheil gerade fünf und zwanzigmahl verworrener geworden war als Anfangs. Wahrscheinlicher Weise würde sie auch nie zu Ende gebracht worden seyn, wenn sich nicht beide Parteyen endlich gezwungen gesehen hätten, die Grundstücke, zwischen welchen das *Objectum litis* lag, mit allen Zubehören, Gerechtsamen und Ansprüchen, worunter auch das im Streite befangene Recht an den Maulwurfshügel war, ihren Sykofanten für Prozeſskosten und Advokatengebühren abzutreten. Denn nunmehr verglichen sich die Sykofanten noch selbigen Tages in Güte, dieses Hügelchen der groſsen Themis zu heiligen, einen Feigenbaum darauf zu pflanzen, und unter denselben, auf gemeinschaftliche Kosten, die Bildsäule besagter Göttin aus gutem Förenholz, mit Steinfarbe angestrichen, setzen zu lassen. Auch wurde, unter Garantie des Abderitischen Senats, festgesetzt, daſs die Besitzer beider Grundstücke zu ewigen Zeiten schuldig seyn sollten, besagte Bildsäule nebst dem Feigenbaume gemeinschaftlich zu unterhalten. Gestalten denn auch beide, und zwar der Feigenbaum in sehr ansehnlichen, die Bildsäule aber in sehr verfallnen und wurmstichigen Umständen, zum ewigen Gedächtniſs dieses merkwürdigen Handels, noch zur Zeit des gegenwärtigen zu sehen waren.

Der andre Prozeſs schien mit dem vorliegenden noch eine nähere Verwandtschaft zu haben. Ein Abderit, Nahmens Pamfus, besaſs ein Landgut, dessen vornehmste Annehmlichkeit darin bestand, daſs es auf der südwestlichen Seite eine herrliche Aussicht über ein schönes Thal hatte, welches zwischen zwey waldigen Bergen hinlief, in der Ferne immer schmäler wurde, und sich endlich in das Ägeische Meer verlor. Pamfus pflegte oft zu sagen, daſs ihm diese Aussicht nicht um hundert Attische Talente feil wäre; und er hatte um so mehr Ursache, sie so hoch zu taxieren, da das Gut an sich selbst so unerheblich war, daſs ihm niemand, der bloſs auf den Nutzen sah, fünf Talente dafür würde gegeben haben. Unglücklicher Weise fand ein ziemlich begüterter Abderitischer Bauer, der auf eben dieser südwestlichen Seite sein Nachbar war, sich veranlaſst, eine Scheune bauen zu lassen, die dem guten Pamfus einen so groſsen Theil seiner Aussicht entzog, daſs sein Landgütchen, seiner Rechnung nach, wenigstens um achtzig Talente dadurch schlechter wurde. Pamfus wandte alles mögliche an, den Nachbar in Güte und Ernst von einem so fatalen Bau abzuhalten. Allein der Bauer bestand auf seinem Rechte, seinen erbeigenthümlichen Grund und Boden zu überbauen wo und wie es ihm beliebte. Es kam also zum Prozeſs. Pamfus konnte zwar nicht erweisen, daſs die streitige Aussicht ein nothwendiges und wesentliches Pertinenzstück seines Gutes sey; oder, daſs ihm Luft und Licht durch den neuen Bau entzogen werde; oder, daſs sein Groſsvater, der es käuflich an seine Familie gebracht, um besagter Aussicht willen nur eine Drachme mehr bezahlt habe, als das Gut nach damahligem Preise an sich selbst werth war; noch, daſs ihm sein Nachbar, der Bauer, mit einiger Servitut verhaftet sey, kraft deren er ein Recht hätte ihm den Bau niederzulegen. Allein sein Sykofant behauptete, daſs die Entscheidungsgründe dieser Sache viel tiefer lägen, und aus der ersten ursprünglichen Quelle alles Eigenthumsrechts unmittelbar geschöpft werden müſsten. Wäre die Luft nicht ein durchsichtiges Wesen, sagte der Sykofant, so möchte Elysium und der Olympus selbst dem Landgute meines Principals gegenüber liegen, er würde so wenig jemahls davon zu sehen bekommen haben, als ob unmittelbar vor seinen Fenstern eine Mauer stände, die bis an den Himmel reichte. Die durchsichtige Natur und Eigenschaft der Luft ist also die erste und wahre Grundursache der schönen Aussicht, die das Gut meines Principals beseligt. Nun ist aber die freye durchsichtige Luft, wie jedermann weiſs, eines von den gemeinen Dingen, an welche ursprünglich alle ein gleiches Recht haben; und eben darum ist jede noch von niemand in Besitz genommene Porzion derselben als eine *res nullius*, als eine Sache, die noch niemanden eigenthümlich zugehört, anzusehen, und wird folglich ein Eigenthum des ersten der sich ihrer bemächtiget. Seit unfürdenklichen Zeiten haben die Vorfahren meines Principals an diesem Gute die dermahlen im Streit verfangne Aussicht inne gehabt, besessen und genossen, von männiglichen ungehindert und unangefochten. Sie haben also die dazu erforderliche Porzion der Luft mit ihren Augen ockupiert, und sie ist durch diese Ockupazion sowohl, als durch einen ununterbrochnen Besitz seit unfürdenklicher Zeit, ein eigenthümlicher Theil des mehr besagten Gutes geworden, wovon solchem nicht das geringste entzogen werden kann, ohne die Grundgesetze aller bürgerlichen Ordnung und Sicherheit umzustoſsen. — Der Senat von Abdera fand diese Gründe ganz bedenklich; es wurde lange für und wider mit groſser Subtilität gestritten; und da Pamfus einige Zeit darauf in den Rath gewählt worden war, schien die Sache um so viel verwickelter und seine Gründe von Zeit zu Zeit immer bedenklicher zu werden. Der Bauer starb ohne den Ausgang des Handels zu erleben; und seine Erben, welche zuletzt merkten, daſs gemeine Bauersleute wie sie gegen einen so groſsen Herrn, als ein Rathsherr von Abdera war, nichts gewinnen könnten, lieſsen sich endlich von ihrem Sykofanten zu einem Vergleich bereden: vermöge dessen sie die Prozeſskosten bezahlten, und von dem Bau der streitigen Scheune um so mehr abstanden, da sie — kein Geld mehr dazu hatten, und der Prozeſs von ihrem Erbgute so viel weggefressen hatte, daſs sie keiner neuen Scheune mehr bedurften, um die wenigen Früchte, die ihnen noch zu bauen übrig blieben, aufzubehalten.

Nun war es zwar ziemlich klar, daſs diese beiden Rechtshändel zu Entscheidung des vorliegenden sehr wenig Licht geben konnten; zumahl da in keinem von beiden definitiv gesprochen worden war, sondern beide durch gütlichen Vergleich ihre Endschaft erreicht hatten: allein der Rathsherr, der sie producierte, schien auch keinen andern Gebrauch davon machen zu wollen, als dem Senat zu zeigen: daſs diese beiden Händel, die sowohl in Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes als die Subtilität der Rechtsgründe sehr viele Ähnlichkeit mit dem Eselsprozeſs zu haben schienen, so viele Jahre lang vor dem Abderitischen kleinen Rath geführt und verhandelt worden seyen, ohne daſs sich jemand habe beygehen lassen an den groſsen Rath zu provocieren, oder nur zu zweifeln, ob der kleine auch wohl Fug und Macht habe in Sachen dieser Art zu erkennen.

Die sämmtlichen Esel unterstützten diese Meinung ihres Parteyverwandten mit desto gröſserm Eifer, da sie die Stimmenmehrheit in Händen hatten, wofern die Sache vor Rath abgethan worden wäre. Allein eben darum beharrten die Schatten desto hartnäckiger bey ihrem Widerspruch.

Der ganze Morgen wurde mit Streiten und Schreyen zugebracht; und die Herren würden endlich (wie ihnen öfters zu begegnen pflegte) um Essenszeit unverrichteter Dinge aus einander gegangen seyn, wenn eine groſse Anzahl gemeiner Bürger von der Schattenpartey, die sich auf Veranstaltung des Zunftmeisters Pfriem vor dem Rathhause versammelt hatte und durch eine Menge herbey gelaufnen Pöbels von der niedrigsten Gattung verstärkt worden war, der Sache nicht endlich den Ausschlag gegeben hätte. Die Partey des Erzpriesters legte in der Folge dem Zunftmeister zur Last, daſs er geflissentlich ans Fenster getreten sey und das Volk durch gegebne Zeichen zum Aufruhr angereitzt habe. Allein die Gegenpartey läugnete diese Beschuldigung schlechterdings, und behauptete: das unziemliche Geschrey, das einige Esel auf einmahl erhoben hätten, habe die unten versammelten Bürger auf die Gedanken gebracht, als ob den Herren von ihrem Anhang Gewalt geschehe, und dieser Irrthum habe den ganzen Lärm veranlaſst.

Wie dem auch seyn mochte, auf einmahl schallte ein brüllendes Geschrey zu den Fenstern des Rathhauses hinauf: Freyheit, Freyheit! Es lebe der Zunftmeister Pfriem! Weg mit den Eseln! Weg mit den Jasoniden! u. s. w.

Der Archon kam ans Fenster und gebot den Aufrührern Ruhe. Aber ihr Geschrey nahm überhand; und einige der frechsten drohten das Rathhaus auf der Stelle anzuzünden, wenn die Herren nicht unverzüglich aus einander gehen, und die Sache dem groſsen

Rath und dem Volk anheim stellen würden. Etliche lose Buben und Häringsweiber drangen wirklich mit Gewalt in die benachbarten Häuser, rissen Brände von den Feuerherden, und kamen damit zurück, um den gnädigen Herren zu zeigen, daſs es mit ihrer Drohung im Ernste gemeinet sey.

Indessen hatte der Auflauf, der hierdurch verursacht wurde, eine Anzahl Esel herbey gerufen, die den Herren von ihrer Partey mit Knitteln, Feuerzangen, Hämmern, Fleischmessern, Mistgabeln, und dem ersten dem besten was ihnen in die Hände gefallen war, zu Hülfe kommen wollten: und wiewohl sie von den Schatten bey weitem übermehrt waren; so trieb sie doch ihre Herzhaftigkeit und die Verachtung, womit sie die ganze Partey der Schatten ansahen, die wörtlichen Beleidigungen mit so nachdrücklichen Hieben und Stöſsen zu erwiedern, daſs es blutige Köpfe absetzte, und das Handgemeng in wenig Augenblicken allgemein wurde.

Bey so gestalten Sachen war nun freylich in der Rathsstube nichts andres zu thun, als einhellig zu beschlieſsen: daſs man, lediglich aus Liebe zum Frieden und um des gemeinen Besten willen, für dieſsmahl *citra praejudicium* sich gefallen lassen könne, daſs der

Handel wegen des Eselsschattens vor den groſsen Rath gebracht, und der Entscheidung desselben überlassen würde.

Inzwischen war den guten Rathsherren so eng in ihrer Haut, daſs sie, so bald man sich (wiewohl auf eine sehr tumultuarische Weise) zu diesem Schlusse vereiniget hatte, den Zunftmeister Pfriem mit aufgehobnen Händen baten, sich herunter zu begeben und das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Der Zunftmeister, dem es mächtig wohl that die stolzen Patricier so tief unter die Gewalt des Knieriemens gedemüthiget zu sehen, zögerte zwar nicht, ihnen diese Probe seines guten Willens und seines Ansehens bey dem Volke zu geben; aber der Tumult war schon so groſs, daſs seine Stimme, wiewohl eine der besten Bierstimmen von ganz Abdera, eben so wenig gehört wurde, als das Geschrey eines Schiffjungen im Mastkorb unter dem donnernden Geheul des Sturms und dem Brausen der zusammen prallenden Wellen. Er würde sogar in der ersten Wuth, in welcher der Pöbel (der ihn nicht sogleich erkannte) bey seinem Anblick aufbrannte, seines eignen Lebens nicht sicher gewesen seyn, wenn nicht glücklicher Weise der Erzpriester Agathyrsus, — der diesen zufälligen Tumult für den geschicktesten Augenblick hielt der Gegenpartey in die Flanke zu fallen — mit seinem vergoldeten Hammelsfell an einer Stange vor sich her und mit seiner ganzen Priesterschaft hinterdrein, in eben diesem Augenblick herbey gekommen wäre, dem Aufruhr Einhalt zu thun; indem er dem Pöbel die Versicherung gab, daſs ihnen genug geschehen sollte, und daſs er selbst der erste sey, der darauf antrage, daſs die Sache vor dem groſsen Rath abgethan werden müsse.

Diese öffentliche Versicherung des Prälaten, und seine Herablassung und Leutseligkeit, nebst der Ehrfurcht, die das Abderitische Volk für das vergoldete Hammelsfell zu tragen gewohnt war, that eine so gute Wirkung, daſs in wenig Augenblicken alles wieder ruhig war, und der ganze Markt von einem lauten: Es lebe der Erzpriester Agathyrsus! erschallte. Die Verwundeten schlichen sich ganz ruhig nach Hause, um sich ihre Köpfe verbinden zu lassen; der übrige Troſs strömte hinter dem zurückkehrenden Erzpriester her; der Zunftmeister aber hatte den Verdruſs zu sehen, daſs ein groſser Theil seiner sonst so treu ergebenen Schatten, von der Ansteckung des übrigen Haufens hingerissen, den Triumf seines Gegners vergröſsern half, und in diesem Augenblick des Taumels leicht dahin hätte gebracht werden können, allen den wilden Muthwillen, den sie kurz zuvor an ihren vermeintlichen Feinden, den Eseln, auszuüben bereit waren, nun an ihren eignen Freunden, den Schatten, auszulassen.

9. KAPITEL.

Politik beider Parteyen. Der Erzpriester verfolgt seinen erhaltenen Vortheil. Die Schatten ziehen sich zurück. Der entscheidende Tag wird festgesetzt.

Dieser unvermuthete Vortheil, den der Erzpriester über die Schatten gewann, kränkte diese um so viel empfindlicher, da er ihnen nicht nur die Freude und Ehre des Sieges, den sie im Senat erhalten hatten, verkümmerte, sondern ihre Partey selbst merklich schwächte, und ihnen überhaupt zu erkennen gab, wie wenig sie sich auf die Unterstützung eines leichtsinnigen Pöbels verlassen dürften, der von jedem Wind auf eine andere Seite geworfen wird, und selten recht weiſs was er selbst will, geschweige was diejenigen mit ihm machen wollen, von denen er sich treiben läſst.

Agathyrsus, der nun das erklärte Haupt der Esel war, hatte durch seine Emissarien erfahren, daſs die Gegenpartey durch nichts mehr bey der gemeinen Bürgerschaft gewonnen habe, als durch den Widerstand, den die Beschützer des Eseltreibers anfänglich thaten, da die Sache vor den groſsen Rath gespielt werden sollte.

Da dieser Rath aus vier hundert Männern bestand, welche als die Repräsentanten der gesammten Bürgerschaft von Abdera angesehen wurden, und wovon die Hälfte wirklich bloſse Krämer und Handwerksleute waren: so glaubte sich jeder gemeine Mann durch die vermeinte Absicht, die Vorrechte desselben einschränken zu wollen, persönlich beleidigt; und die Vorspieglung des Zunftmeisters Pfriem, daſs es auf einen gänzlichen Umsturz ihrer demokratischen Verfassung abgezielt sey, fand desto leichter Eingang.

In der That war es auch um das, was in der Abderitischen Staatseinrichtung demokratisch schien, bloſses Schattenwerk und politisches Gaukelspiel. Denn der kleine

Rath, dessen zwey Drittel aus alten Geschlechtern bestanden, machte im Grunde alles was er wollte; und die Fälle, wo die Vierhundert zusammen berufen werden muſsten, waren in dem Abderitischen Grundgesetz auf solche Schrauben gestellt, daſs es beynahe gänzlich von dem Urtheil des kleinen Raths abhing, wann und wie oft sie die Vierhundertmänner zusammen berufen wollten, um zu dem, was jener schon beschlossen hatte, ihre treugehorsamste Beystimmung zu geben. Denn gewöhnlich war dieſs alles, was man diesen wackern Leuten zumuthete, die (nach einer billigen Voraussetzung) zu viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun hatten, um sich über Gesetzgebungs- und Staatsverwaltungssachen die Köpfe zu zerbrechen. Aber eben darum, weil dieses Vorrecht der Abderitischen Gemeinen nicht viel zu bedeuten hatte, waren sie desto eifersüchtiger darauf; und um so nöthiger war es, dem Volke das Gängelband zu verbergen, an welchem man es führte, indem es allein zu gehen glaubte.

Es war also ein wahrer Meisterstreich von dem Erzpriester, daſs er sich nun auf einmahl und in einem Augenblicke, wo die Wirkung davon plötzlich und entscheidend seyn muſste, dem Volk in einer Sache zu Willen erklärte, auf die es einen so hohen Werth legte. Und da er, anstatt etwas dabey zu wagen, vielmehr dadurch einen starken Riſs in den Plan der Gegenpartey machte: so hatte diese nunmehr alle Ursache, auf neue Mittel und Wege zu denken, wie sie den Erzpriester und seinen Anhang wieder aus dem Vortheil heben, und den günstigen Eindruck auslöschen möchte, den er auf das gemeine Volk gemacht hatte.

Die Häupter der Schatten kamen noch an selbigem Abend in dem Hause der Dame Salabanda zusammen, und beschlossen: daſs man, anstatt die Ernennung eines nahen Tages zur Zusammenberufung der Vierhundert bey dem Archon zu betreiben, sich vielmehr (falls es nöthig seyn sollte) verwenden wolle, solche zu verzögern, um dem Volke Zeit zu geben sich wieder abzukühlen. Inzwischen wollte man die Bürgerschaft unter der Hand und mit aller Gelassenheit zu überzeugen suchen: wie thöricht sie wären, sich von dem Erzpriester und seinen Miteseln als etwas verdienstliches anrechnen zu lassen, was doch nichts weniger als guter Wille, sondern eine bloſse Folge ihrer Schwäche sey. Wenn die Esel es in ihrer Gewalt gehabt hätten die Sache dem groſsen Rath aus den Händen zu reiſsen, so würden sie es gethan, und sich wenig darum bekümmert haben, ob es dem

Volke lieb oder leid sey. Dieser plötzliche Absprung von ihrem vorigen stadtkundigen Betragen sey ein allzu grober Kunstgriff die Volkspartey zu trennen, als daſs man sich dadurch betrügen lassen könne. Vielmehr habe man um desto mehr Ursache auf seiner Hut zu seyn, da es augenscheinlich darauf angesehen sey, das Volk durch süſse Worte einzuschläfern, und unvermerkt dahin zu bringen, daſs es unwissender Weise ein Werkzeug seiner eignen Unterdrückung werde.

Der Oberpriester Strobylus, der bey dieser Berathschlagung zugegen war, billigte zwar alles, was man thun könnte, um das Ansehen seines Nebenbuhlers bey der Bürgerschaft zu vermindern und seine Absichten verdächtig zu machen: „Allein ich zweifle sehr, setzte er hinzu, daſs wir die gehofften Früchte davon erleben werden. Ich bereite ihm aber eine andere und schärfere Lauge zu, die desto besser wirken wird, weil sie ihm ganz unversehens über den Kopf kommen soll. Es ist noch nicht Zeit, mich deutlicher zu erklären. Laſst mich nur machen! Mag er sich doch eine Weile mit der Hoffnung schmeicheln, den Priester Strobylus im Triumf hinter sich her zu schleppen! Die Freude soll ihm übel versalzen werden, darauf verlaſst euch! Inzwischen, wenn wir (wie ich hoffe) ehrlich an einander handeln, und wenn es uns Ernst ist den Sieg über unsre Feinde zu erhalten, so müssen wir reinen Mund über das halten, was ich euch von meinem geheimen Anschlag habe merken lassen und seiner Zeit davon entdecken werde. Agathyrsus muſs sicher gemacht werden. Er muſs glauben, daſs wir nur noch mit Einem Flügel schlagen, und daſs alle unsre Hoffnung auf unserm Vertrauen, das Übergewicht im groſsen Rathe zu machen, beruhe."

Jedermann fand, daſs der Oberpriester die Sache richtig gefaſst habe, und die Gesellschaft trennte sich, sehr neugierig was das wohl für ein Anschlag seyn könne, den er gegen den Erzpriester *in Petto* behalte, aber auch sehr überzeugt, daſs, wenn es auf den Sturz des letztern angesehen sey, die Sache in keine bessere als in des Priesters Strobylus Hände gestellt werden könne.

Agathyrsus ermangelte inzwischen nicht, aus dem kleinen Siege, den er durch eine ihm eigene Gegenwart des Geistes zu so gelegener Zeit über seine Gegner erhalten hatte, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Er hatte unter den Haufen des gemeinen Volks, der ihn bis in den Vorhof des erzpriesterlichen Palastes begleitete, Brot und Wein austheilen lassen, bevor er sich mit einer ernstlichen Vermahnung, ruhig zu seyn, wieder nach Hause gehen lieſs; wo sie nun vom Lobe seiner Person, seiner Leutseligkeit und Freygebigkeit gegen ihre Nachbarn und Bekannten überflossen. Aber, wiewohl er den Geist der Republiken zu gut kannte um die Gunst des Pöbels für Nichts zu achten, so wuſste er doch wohl, daſs er damit noch nicht viel gewonnen hatte. Das Nothwendigste war, sich der Zuneigung des gröſsten Theils der Vierhundert gänzlich zu versichern; theils weil jetzt auf diese Alles ankam, theils weil man, wenn sie einmahl gewonnen waren, mehr Staat auf sie machen konnte als auf das übrige Volk. Er hatte zwar bereits einen ansehnlichen Anhang unter ihnen: aber, auſser einer Anzahl erklärter und eifriger Schatten, mit denen er sich nicht einlassen mochte, befanden sich noch sehr viele, — und sie bestanden meistens aus den Vermöglichsten und Angesehensten von der Bürgerschaft — die sich entweder noch gar nicht erklärt hatten, oder nur darum gegen die Partey der Schatten hin schwankten, weil ihnen die Häupter der Gegenpartey als herrschsüchtige, gewaltthätige Leute beschrieben worden waren, die diese ganze lächerliche Onoskiamachie bloſs darum angezettelt hätten, um die Stadt in Verwirrung zu setzen, und Unruhen, wovon sie selbst die Urheber wären, zum Vorwand und Werkzeug ihrer ehrgeitzigen Absichten zu gebrauchen.

Diese Leute auf seine Seite zu bringen, schien ihm nun eben so leicht, als es für den Triumf seiner Partey entscheidend war. Er lieſs sie alle noch an selbigem Abend zu Gaste bitten. Die meisten erschienen; und der Erzpriester, der eine besondere Gabe hatte seiner Politik einen Firniſs von Offenheit und aufrichtigem Wesen anzustreichen, machte ihnen kein Geheimniſs daraus, daſs er sie zu sich gebeten habe, um mit Hülfe so braver und verständiger Männer die Vorurtheile zu zerstreuen, die (wie er höre) der Bürgerschaft wider ihn beygebracht worden. „Daſs man, sagte er, in dem Handel zwischen einem Eseltreiber und einem Zahnarzt, und in einem Handel, wo es bloſs um den Schatten eines Esels zu thun sey, einen Mann seines Standes zum Haupt einer Partey machen wolle, komme ihm allzu lächerlich vor, als daſs er sich jemahls einfallen lassen werde, eine so alberne Beschuldigung von sich abzulehnen. Indessen sey der arme Anthrax ein Schutzverwandter des Jasontempels, und er habe ihm also nicht versagen können, sich seiner, so weit es die Gerechtigkeit erfordre, anzunehmen. Ohne die bekannte auffahrende Hitze des Zunftmeisters Pfriem, der sich etwas unzeitig zum Sachwalter des Zahnarztes aufgeworfen, — nicht weil dieser Recht habe, sondern bloſs weil er bey den Schustern zünftig sey — würde eine so unbedeutende Sache unmöglich zu solcher Weitläuftigkeit gekommen seyn. Sey aber einmahl ein Feuer angezündet, so fänden sich immer Leute, denen damit gedient sey es anzublasen und zu nähren. Er seines Orts habe sich immer zum Gesetz gemacht, sich in nichts zu mischen das ihn nichts angehe. Daſs er sich aber dazu verwendet habe, den gefährlichen Tumult, der diesen Morgen von den Anhängern des Zunftmeisters vor dem Rathhause erregt worden, durch seine Dazwischenkunft und gütliches Zureden zu stillen, werde ihm hoffentlich von keinem billig denkenden als eine ungeziemende Anmaſsung, sondern vielmehr als die That eines guten Bürgers und Patrioten ausgelegt werden; zumahl, da es dem Karakter eines Priesters immer anständiger sey, Friede zu stiften und Unordnungen zu verhüten, als Öhl ins Feuer zu gieſsen, wie von manchen bekannt sey, die er nicht zu nennen nöthig habe. Im übrigen läugne er nicht, daſs er — da die Sache mit dem Eselsschatten nun einmahl in erster Instanz verdorben worden, und zu einem Handel erwachsen sey, an welchem ganz Abdera Antheil zu nehmen sich gleichsam genöthigt sehe —

immer gewünscht habe, daſs die Sache je eher je lieber vor den groſsen Rath gebracht würde; nicht sowohl, damit der arme Anthrax die gebührende Genugthuung erhalte, (wiewohl nicht zu zweifeln sey, daſs ihm solche bey dieser hohen Gerichtsstelle nicht entstehen könne) als damit dem zügellosen Muthwillen der Sykofanten endlich einmahl durch irgend ein angemeſsnes Gesetz Schranken gesetzt, und dergleichen schnöden Händeln, die der Stadt Abdera zu schlechter Ehre gereichten, fürs künftige nach Möglichkeit vorgebaut werden möchte."

Agathyrsus brachte alles dieſs mit so vieler Gelassenheit und Mäſsigung vor, daſs seine Gäste sich nicht genug über die Ungerechtigkeit derjenigen verwundern konnten, welche einen so gut denkenden Herrn zum vornehmsten Anstifter dieser Unruhen hätten machen wollen. Sie hielten sich nun alle von dem Gegentheil vollkommen überzeugt; und es gelang ihm in wenigen Stunden, diese wakkern Leute, ohne daſs sie es selbst merkten und indem sie noch immer ganz unparteyisch zu seyn glaubten, zu so guten Eseln zu machen als es vielleicht in ganz Abdera gab; zumahl nachdem die köstlichen Weine, womit er sie bey der Abendmahlzeit beträufte, jeden Schatten des Miſstrauens vollends ausgelöscht, und jede Seele zur Empfänglichkeit aller Eindrücke, die er ihnen geben wollte, geöffnet hatten.

Man kann sich leicht vorstellen, daſs dieser Schritt des Agathyrsus die Gegenpartey nicht wenig beunruhigen muſste. Da die Revoluzion, welche unter demjenigen Theile der Bürgerschaft, der bisher gleichgültig geblieben, dadurch bewirkt worden war, bald darauf sehr merklich zu werden anfing, und alle Batterien, die man mit verdoppeltem Eifer dagegen spielen lieſs, nicht nur ohne Wirkung blieben, sondern gerade die gegentheilige Wirkung thaten, und die Übelgesinntheit der Schatten, durch die Vergleichung mit der Mäſsigung und patriotischen Gesinnung des Prälaten, nur desto auffallender machten: so würden die besagten Schatten äuſserst verlegen gewesen seyn, was sie anfangen wollten, um ihrer beynahe ganz gesunkenen Partey wieder einen Schwung zu geben, wenn der Priester Strobylus sie nicht bey Muth erhalten, und versichert hätte, daſs er, so bald der Gerichtstag festgesetzt sey, dem kleinen Jason (wie er ihn zu nennen pflegte) ein Gewitter über den Hals schicken wolle, dessen er sich mit aller seiner Schlauheit gewiſs nicht versehe, und wodurch die Sache sogleich ein ganz anderes Ansehen gewinnen werde.

Die Schatten schienen sich nun so ruhig zu halten, daſs Agathyrsus und sein Anhang diese anscheinende Niedergeschlagenheit ihrer Geister sehr wahrscheinlich der wenigen Hoffnung zuschreiben konnte, welche ihnen nach dem über sie erhaltenen zwiefachen Vortheil übrig geblieben. Sie verdoppelten daher ihre Bemühungen bey dem Archon Onolaus, (dessen Sohn ein vertrauter Freund des Erzpriesters und einer der hitzigsten Esel war) einen nahen Tag zur Versammlung des groſsen Raths anzuberaumen; und sie erhielten endlich durch ihr ungestümes Anhalten, daſs diese Feierlichkeit auf den sechsten Tag nach der letzten Rathssitzung festgesetzt wurde.

Diejenigen, welche die Weisheit eines Plans oder einer genommenen Maſsregel nach dem Erfolg zu beurtheilen pflegen, werden vielleicht in der Sicherheit des Erzpriesters bey der plötzlichen Unthätigkeit seiner Gegenpartey einen Mangel an Klugheit und Vorsicht finden, von welchem wir ihn allerdings nicht gänzlich frey sprechen können. Ganz gewiſs würde es behutsamer von ihm gewesen seyn, diese Unthätigkeit vielmehr irgend einem wichtigen Anschlag, über welchem sie in der Stille brütete, als einem zu Boden gesunknen Muthe zuzuschreiben. Allein es war einer von den Fehlern dieses Jasoniden, daſs er, aus allzu lebhaftem Gefühl seiner eignen Stärke, seine Gegner immer mehr verachtete als die Klugheit erlaubt. Er handelte fast immer wie einer, der es nicht der Mühe werth hält, zu berechnen was ihm seine Feinde schaden können, weil er sich überhaupt bewuſst ist, daſs es ihm nie an Mitteln fehlen werde, das ärgste, was sie ihm thun können, von sich abzutreiben. Indessen ist doch im gegenwärtigen Falle zu vermuthen, daſs tausend andre, an seinem Platz und bey so günstigen Anscheinungen, eben so gedacht, und, wie er, geglaubt hätten sehr wohl daran zu thun, wenn sie sich den guten Willen ihrer neuen Freunde zu Nutze machten, bevor er wieder erkaltete, und ihren Feinden keine Zeit lieſsen, wieder zu sich selbst zu kommen.

Daſs der Erfolg seiner Erwartung nicht gemäſs war, kam von einem Streiche des Priesters Strobylus her, den er mit aller seiner Klugheit nicht voraus sehen konnte; und der, so sehr er auch in dem Karakter dieses Mannes gegründet seyn mochte, doch so beschaffen war, daſs man nur durch die unmittelbare Erfahrung dahin gebracht werden konnte, ihn dessen für fähig zu halten.

10. KAPITEL.

Was für eine Mine der Priester Strobylus gegen seinen Kollegen springen läſst. Zusammenberufung der Zehnmänner. Der Erzpriester wird vorgeladen, findet aber Mittel, sich sehr zu seinem Vortheil aus der Sache zu ziehen.

Tages vorher, ehe der Prozeſs über den Eselsschatten, der seit einigen Wochen die unglückliche Stadt Abdera in so weit aussehende Unruhen gestürzt hatte, vor dem groſsen Rath entschieden werden sollte, kam der Oberpriester Strobylus, mit zwey andern Priestern der Latona und verschiedenen Personen aus dem Volke, in groſser Gemüthsbewegung und Eilfertigkeit früh Morgens zu dem Archon Onolaus, um Seiner Gnaden ein Wunderzeichen zu berichten, welches (wie man die höchste Ursache habe zu fürchten) die Republik mit irgend einem groſsen Unglück bedrohe.

Es hätten nehmlich schon in der ersten und zweyten Nacht vor dieser letztern einige zum Latonentempel gehörige Personen zu hören geglaubt, daſs die Frösche des geheiligten Teiches — anstatt des gewöhnlichen *Wreckeckeck Koax Koax*, welches sie sonst mit allen andern natürlichen Fröschen, und selbst mit denen in den Stygischen Sümpfen (wie aus dem Aristofanes zu ersehen) gemein hätten — ganz ungewöhnliche und klägliche Töne von sich gegeben; wiewohl besagte Leute sich nicht getraut hätten, so nahe hinzu zu gehen, um solche genau unterscheiden zu können. Auf die Anzeige, die ihm, dem Oberpriester, gestern Abends hiervon gemacht worden, habe er die Sache wichtig genug gefunden, um mit seiner untergebnen Priesterschaft die ganze Nacht bey dem geheiligten Teiche zuzubringen. Bis gegen Mitternacht habe die tiefste Stille auf demselben geruht: allein um besagte Zeit habe sich plötzlich ein dumpfes, unglückweissagendes Getön aus dem Teich erhoben; und da sie näher hinzu getreten, hätten sie insgesammt die Töne: Weh! Weh! Feu! Feu! Elelelelelen! ganz deutlich unterscheiden können. Dieses Wehklagen habe eine ganze Stunde lang gedauert, und sey, auſser den Priestern, noch von allen denen gehört worden, die er als Zeugen eines so unerhörten und höchst bedenklichen Wunders mit sich gebracht habe. Da nun gar nicht zu bezweifeln sey, daſs die Göttin ihr bisher geliebtes Abdera durch dieses drohende und wundervolle Anzeichen vor irgend einem bevorstehenden groſsen Unglück habe warnen, oder vielleicht zur Untersuchung und Bestrafung irgend eines noch unentdeckten Frevels auffordern wollen, der den Zorn der Götter auf die ganze Stadt ziehen könnte: so wolle er, kraft seines Amtes und im Nahmen der Latona, Seine Gnaden hiermit ersucht haben, das ehrwürdige Kollegium der Zehnmänner unverzüglich zusammen berufen zu lassen, damit die Sache ihrer Wichtigkeit gemäſs erwogen, und die weitern Vorkehrungen, die ein solcher Vorfall erfordere, getroffen werden könnten.

Der Archon, der in dem Rufe stand sich in Betreff der geheiligten Frösche ziemlich stark auf die freyen Meinungen Demokrits zu neigen, schüttelte bey diesem Vortrage den Kopf, und lieſs die Priester eine ziemliche Weile ohne Antwort. Allein der Ernst, womit diese Herren die Sache vorbrachten, und der seltsame Eindruck, den solche bereits auf die gegenwärtigen Personen aus dem Volke gemacht zu haben schien, lieſsen ihn leicht voraus sehen, daſs in wenig Stunden die ganze Stadt von diesem vorgeblichen Wunder voll seyn und in schreckenvolle Ahndungen gesetzt werden dürfte, bey welchen ihm nicht erlaubt seyn würde gleichgültig zu bleiben. Es blieb ihm also nichts übrig, als sogleich in Gegenwart der Priester den Befehl zu geben, daſs die Zehnmänner sich wegen eines auſserordentlichen Vorfalles binnen einer Stunde in dem Tempel der Latona versammeln sollten.

Inzwischen hatte, durch Veranstaltung des Oberpriesters, das Gerücht von einem furchtbaren Wunderzeichen, welches seit drey Nächten in dem Haine der Latona gehört werde, sich bereits durch ganz Abdera verbreitet. Die Freunde des Erzpriesters Agathyrsus, die nicht so einfältig waren sich durch ein solches Gaukelwerk täuschen zu lassen, wurden dadurch erbittert, weil sie nicht zweifelten daſs irgend ein böser Anschlag gegen ihre Partey darunter verborgen liege. Verschiedene junge Herren und Damen von der ersten Klasse affektierten über das vorgegebene Wunder zu spotten, und machten Partien, in der nächsten Nacht der neumodischen Trauermusik im Froschteiche der Latona beyzuwohnen. Aber auf das gemeine Volk und auf einen groſsen Theil der Vornehmern, die in Sachen dieser Art allenthalben gemeines Volk zu seyn pflegen, that die Erfindung des Oberpriesters ihre vollständige Wirkung. Das Feu! Feu! Elelelelelelu! der Latonenfrösche unterbrach auf einmahl alle bürgerliche und häusliche Beschäftigungen. Alte und Junge, Weiber und Kinder liefen auf den Gassen zusammen, und forschten mit erschrocknen Gesichtern nach den Umständen des Wunders. Und da beynahe ein jedes die Sache aus dem eignen Munde der ersten Zeugen gehört haben wollte, und der Eindruck, den man dergleichen Erzählungen auf die Zuhörer machen sieht, eine natürliche Anreitzung für den Erzähler zu seyn pflegt, immer etwas das die Sache interessanter macht hinzu zu thun: so wurde das Wunder in weniger als einer Stunde in den verschiedenen Gegenden der Stadt mit so furchtbaren Umständen gefüttert, daſs den Leuten beym bloſsen Hören die Haare zu Berge standen. Einige versicherten, die Frösche, als sie den fatalen Gesang angestimmt, hätten Menschenköpfe aus dem Teich empor gereckt; andere, daſs sie ganz feurige Augen von der Gröſse einer Wallnuſs gehabt hätten; noch andere, daſs man zu eben der Zeit allerley fürchterliche Gespenster, ungeheure heulende Töne von sich gebend, im Hain umher fahren gesehen; wieder andere, daſs es bey hellem Himmel ganz erschrecklich über dem Teich geblitzt und gedonnert habe; und endlich betheuerten einige Ohrenzeugen, daſs sie ganz deutlich die Worte: Weh dir

Abdera! zu wiederhohlten Mahlen hätten unterscheiden können. Kurz, das Wunder wurde (wie gewöhnlich) immer gröſser je weiter es sich fortwälzte, und fand desto mehr Glauben, je ungereimter, widersprechender und unglaublicher die Berichte waren, die davon gegeben wurden. Und da man bald darauf die Zehnmänner zu einer ungewöhnlichen Zeit in groſser Hast und mit bedeutungsvollen Gesichtern dem Tempel der Latona zueilen sah: so zweifelte nun niemand mehr, daſs Begebenheiten von der gröſsten Wichtigkeit in dem Becher des Abderitischen Schicksals gemischt würden, und die ganze Stadt schwebte in zitternder Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Das Kollegium der Zehnmänner war aus dem Archon, den vier ältesten Rathsherren, den zwey ältesten Zunftmeistern, dem Oberpriester der Latona, und zwey Vorstehern des geheiligten Teiches zusammen gesetzt, und stellte das ehrwürdigste unter allen Abderitischen Tribunalen vor. Alle Sachen, bey denen die Religion von Abdera unmittelbar betroffen war, standen unter seiner Gerichtsbarkeit, und sein Ansehen war beynahe unumschränkt.

Es ist eine alte Bemerkung, daſs verständige Leute durchs Alter gewöhnlich weiser, und Narren mit den Jahren immer alberner werden. Ein Abderitischer Nestor hatte daher selten viel dadurch gewonnen, daſs er zwey oder drey neue Generazionen gesehen hatte; und so konnte man ohne Gefahr voraussetzen, daſs die Zehnmänner von Abdera, im Durchschnitt genommen, den Ausschuſs der blödesten Köpfe in der ganzen Republik ausmachten. Die guten Leute waren so bereitwillig, die Erzählung des Oberpriesters für eine Thatsache, die gar keinem Einwurf ausgesetzt seyn könne, anzunehmen, daſs sie die Abhörung der Zeugen für eine bloſse Formalität anzusehen schienen, womit man so schnell als möglich fertig zu werden suchen müsse. Da nun Strobylus die Herren von der Richtigkeit des Wunders schon zum voraus so wohl überzeugt fand: so glaubte er um so weniger zu wagen, wenn er ohne Zeitverlust zu demjenigen fortschritte, weſswegen er sich die Mühe genommen die ganze Fabel zu erfinden.

„Von dem ersten Augenblick an, sagte er, da meine eignen Ohren Zeugen dieses Wunderzeichens gewesen sind, welches (wie ich wohl sagen kann) in den Jahrbüchern von Abdera niemahls seines gleichen gehabt hat, stieg der Gedanke in mir auf: daſs es eine Warnung der Göttin seyn könnte vor den Folgen ihrer Rache, die, wegen irgend eines geheimen unbestraften Verbrechens, über unsern Häuptern schweben möchte; und dieſs setzte mich in die Nothwendigkeit, des Archons Gnaden zu gegenwärtiger Versammlung des sehr ehrwürdigen Zehnmännergerichts zu veranlassen. Was damahls bloſs Vermuthung war, hat sich seit einer einzigen Stunde zur Gewiſsheit aufgeklärt. Der Frevler ist bereits entdeckt, und das Verbrechen durch Augenzeugen erweislich, gegen deren Wahrhaftigkeit um so weniger einiger Zweifel vorwaltet, da der Thäter ein Mann von zu groſsem Ansehen ist, daſs etwas geringeres als die Furcht der Götter Leute von gemeinem Stande dahin bringen könnte, als Zeugen wider ihn aufzutreten. Sollten Sie es jemahls für möglich gehalten haben, Hochgeachtete Herren, daſs jemand mitten unter uns verwegen genug seyn könne, unsern uralten, von den ersten Stiftern unsrer Stadt auf uns angeerbten, und durch so viele Jahrhunderte unbefleckt erhaltenen Gottesdienst und dessen Gebräuche und heilige Dinge zu verachten, und, ohne Ehrerbietung weder für die Gesetze noch den gemeinen Glauben und die Sitten unsrer Stadt, muthwilliger Weise zu miſshandeln, was uns allen heilig und ehrwürdig ist? Mit Einem Worte, können Sie glauben, daſs ein Mann mitten in Abdera lebt, der, dem Buchstaben des Gesetzes zu Trotz, Störche in seinem Garten unterhält, die sich täglich mit Fröschen aus dem Teiche der Latona füttern?“

Erstaunen und Entsetzen drückte sich bey diesen Worten auf jedem Gesicht aus. Wenigstens muſste der Archon, um nicht der Einzige zu seyn der die Ausnahme machte, sich eben so bestürzt anstellen als es seine übrigen Kollegen wirklich waren. Ists möglich? schrieen drey oder vier von den ältesten zugleich: und wer kann der Bösewicht seyn, der sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht hat?

„Verzeihen Sie mir, erwiederte Strobylus, wenn ich Sie bitte diesen harten Ausdruck zu mildern. Ich meines Orts will lieber glauben, daſs nicht Gottlosigkeit, sondern bloſser Leichtsinn, und was man heut zu Tage, zumahl seit Demokrit sein Unkraut unter uns ausgestreut hat, Filosofie zu nennen pflegt, die Quelle dieser anscheinenden Verachtung unsrer heiligen Gebräuche und Ordnungen sey. Ich will und muſs dieſs um so mehr glauben, da der Mann, der des besagten Frevels durch das einhellige Zeugniſs von mehr als sieben glaubwürdigen Personen überwiesen werden kann, selbst ein Mann von geheiligtem Stande, selbst ein Priester, mit Einem Worte, da es — der Jasonide Agathyrsus ist.“

Agathyrsus? riefen die erstaunten Zehnmänner aus Einem Munde. Drey oder vier von ihnen erblaſsten, und schienen verlegen zu seyn, einen Mann von solcher Bedeutung, und mit dessen Hause sie immer in gutem Vernehmen gestanden, in einen so schlimmen Handel verwickelt zu sehen.

Strobylus lieſs ihnen keine Zeit sich zu erhohlen. Er befahl, die Zeugen herein zu rufen. Sie wurden einer nach dem andern abgehört; und es ergab sich: daſs Agathyrsus allerdings seit einiger Zeit zwey Störche in seinen Gärten unterhielt; daſs man sie öfters über dem geheiligten Teiche schweben sehen, und daſs wirklich einer seiner quakenden Bewohner, der sich eben am Ufer sonnen wollte, von einem derselben verschlungen worden sey.

Wiewohl nun hierdurch die Wahrheit der Beschuldigung auſser allem Zweifel gesetzt schien: so glaubte der Archon Onolaus dennoch, die Klugheit erfordere, zu Verhütung unangenehmer Folgen, mit einem Manne wie der Erzpriester Jasons säuberlich zu verfahren. Er trug also darauf an, daſs man sich begnügen sollte, ihm von Seiten der Zehnmänner freundlich bedeuten zu lassen: „Man sey geneigt für dieſsmahl zu glauben, daſs die Sache, worüber man sich zu beklagen habe, ohne sein Vorwissen geschehen sey; man verspreche sich aber von seiner bekannten billigen Denkart, er werde keinen Augenblick Anstand nehmen, die verbrecherischen Störche an die Vorsteher des heiligen Teiches auszuliefern, und den Zehnmännern sowohl als der ganzen Stadt hierdurch eine gefällige Probe seiner Achtung gegen die Gesetze und religiösen Gebräuche seiner Vaterstadt zu geben."

Drey Stimmen von neunen bekräftigten den Antrag des Archon: aber Strobylus und die übrigen setzten sich mit groſsem Eifer dagegen. Sie behaupteten: auſserdem, daſs es auf keine Weise zu billigen sey eine so übermäſsige Gelindigkeit gegen einen Bürger von Abdera zu gebrauchen, der eines Verbrechens von solcher Schwere überwiesen sey, so erfordere auch die Gerichtsordnung, daſs man ihn nicht eher verurtheile, eh' er gehört und zur Verantwortung gelassen worden. Diesem zu Folge trug Strobylus darauf an: daſs der Erzpriester vorgeladen werden sollte, unverzüglich vor den Zehnmännern zu erscheinen, und sich auf die wider ihn angebrachte Klage zu verantworten; und dieser Antrag ging, alles Einwendens der Minorität ungeachtet, mit sechs Stimmen gegen viere durch. Der Erzpriester wurde also mit allen in solchen Fällen üblichen Förmlichkeiten vorgeladen.

Agathyrsus war nicht unvorbereitet, als die Abgeordneten der Zehnmänner in seinem Haus erschienen. Nachdem er sie über eine Stunde hatte warten lassen, wurden sie endlich in einen Sahl geführt, wo der Erzpriester, in seinem ganzen Ornat, auf einem erhöhten elfenbeinernen Lehnstuhle sitzend, das stotternde Anbringen ihres Worthalters mit groſser Gelassenheit anhörte. Als sie damit fertig waren, winkte er mit der Hand einem Bedienten, der seitwärts hinter seinem Stuhle stand. Führe die Herren, sagte er zu ihm, in die Gärten, und zeige ihnen die Störche von denen die Rede ist, damit sie ihren Principalen sagen können, daſs sie solche mit eignen Augen gesehen haben; hernach bringe sie wieder hierher.

Die Abgeordneten machten groſse Augen; aber die Ehrfurcht vor dem Erzpriester band ihre Zungen, und sie folgten dem Diener stillschweigend, als Leute denen nicht ganz wohl bey der Sache war. Als sie wieder zurück gekommen, fragte sie Agathyrsus, ob sie die Störche gesehen hätten? und da sie insgesammt mit Ja geantwortet hatten, fuhr er fort: Nun so geht, macht dem sehr ehrwürdigen Gericht der Zehnmänner mein Kompliment, und sagt denen, die euch geschickt haben: ich lasse ihnen wissen, daſs diese

Störche, wie alles übrige was in dem Umfang des Jasontempels lebt, auch unter Jasons Schutze stehen; und daſs ich die Anmaſsung, einen Erzpriester dieses Tempels vorzuladen und nach den Abderitischen Gesetzen richten zu wollen, sehr lächerlich finde. Und damit winkte er ihnen, sich wegzubegeben.

Diese Antwort — deren sich die Zehnmänner um so mehr hätten versehen sollen, da ihnen nicht unbekannt seyn konnte, daſs der Jasontempel mit seiner Priesterschaft von der Gerichtsbarkeit der Stadt Abdera gänzlich befreyt war — setzte sie in eine unbeschreibliche Verlegenheit; und der Oberpriester Strobylus gerieth darüber in einen so heftigen Zorn, daſs er vor Wuth gar nicht mehr wuſste was er sagte, und endlich damit endigte, der ganzen Republik den Untergang zu drohen, wofern dieser unleidliche Stolz eines kleinen aufgeblasenen Pfaffen, der (wie er sagte) nicht einmahl als ein öffentlicher Priester anzusehen sey, nicht gedemüthigt, und der beleidigten Latona die vollständigste Genugthuung gegeben werde.

Allein der Archon und seine drey Rathsherren erklärten sich: daſs Latona (für deren Frösche sie übrigens alle schuldige Ehrerbietung hegten) nichts damit zu thun habe, wenn die Zehnmänner die Grenzen ihrer Gerichts-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

barkeit überschritten. „Ich hab' euchs vorher gesagt, sprach der Archon, aber ihr wolltet nicht hören. Würde mein Vorschlag angenommen worden seyn, so bin ich gewiſs, der Erzpriester hätte uns eine höfliche und gefällige Antwort gegeben; denn ein gut Wort findet eine gute Statt. Aber der ehrwürdige Oberpriester glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seinen alten Groll an dem Erzpriester auszulassen; und nun zeigt es sich, daſs er und diejenigen, die sich von seinem unzeitigen Eifer hinreiſsen lieſsen, dem Gericht der Zehnmänner einen Schandfleck zugezogen haben, den alles Wasser des Hebrus und Nestus in hundert Jahren nicht wieder abwaschen wird. Ich gesteh' es, (setzte er mit einer Hitze hinzu, die man in vielen Jahren nicht an ihm wahrgenommen hatte) ich bin es müde, der Vorsteher einer Republik zu seyn, die sich von Eselsschatten und Fröschen zu Grunde richten läſst, und ich bin sehr gesonnen, mein Amt, eh' es Morgen wird, niederzulegen; aber so lang' ich es noch trage, Herr Oberpriester, sollt ihr mir für jede Unordnung haften, die von diesem Augenblick an auf den Straſsen von Abdera entstehen wird.“ — Und mit diesen Worten, die mit einem sehr ernstlichen Blick auf den betroffnen Strobylus begleitet waren, begab sich der Archon mit seinen drey Anhängern hinweg, und lieſs die übrigen in sprachloser Bestürzung zurück.

Was ist nun anzufangen? sagte endlich der Oberpriester, den die Wendung, die das Werk seiner Erfindung wider alles Vermuthen genommen hatte, nicht wenig zu beunruhigen anfing; was ist nun zu thun, meine Herren?

Das wissen wir nicht, sagten die beiden Zunftmeister und der vierte Rathsherr, und gingen ebenfalls davon; so daſs Strobylus und die beiden Vorsteher des geheiligten Teiches allein blieben, und, nachdem sie eine Zeit lang alle drey zugleich gesprochen hatten ohne selbst recht zu wissen was sie sagten, endlich des Schlusses eins wurden: vor allen Dingen bey dem einen der Vorsteher — die Mittagsmahlzeit einzunehmen, und sodann mit ihren Freunden und Anhängern zu Rathe zu gehen, wie sie es nun anzufangen hätten, um die Bewegung, worein das Volk diesen Morgen gesetzt worden war, auf einen Zweck zu lenken, der den Sieg ihrer Partey entscheiden könnte.

---

11. Kapitel.

Agathyrsus beruft seine Anhänger zusammen. Substanz seiner Rede an sie. Er ladet sie zu einem groſsen Opferfest ein. Der Archon Onolaus will sein Amt niederlegen. Unruhe der Partey des Erzpriesters über dieses Vorhaben. Durch was für eine List sie solches vereiteln.

Inzwischen lieſs Agathyrsus, so bald die Abgeordneten der Zehnmänner sich wieder wegbegeben hatten, unverzüglich die Vornehmsten von seinem Anhang im Rath und unter der Bürgerschaft nebst allen Jasoniden zu sich berufen. Er erzählte ihnen, was ihm so eben auf Anstiften des Priesters Strobylus mit den Zehnmännern begegnet war, und stellte ihnen vor, wie nothwendig es nun, für das Ansehen ihrer Partey sowohl, als für die Ehre und selbst für die Erhaltung der Stadt Abdera sey, die Anschläge dieses ränkevollen Mannes zu vereiteln, und dem Volke, welches er durch die lächerliche Fabel von der Wehklage der Latonenfrösche in Unruhe gesetzt, wieder einen entgegen gesetzten Stoſs zu geben. Es falle einem jeden von selbst in die Augen, daſs Strobylus dieses armselige Mährchen nur deſswegen ersonnen habe, um die eben so ungereimte, aber wegen der abergläubischen Vorurtheile des Volkes desto gefährlichere Anklage, die er gegen ihn, den Erzpriester, bey den Zehnmännern angebracht, vorzubereiten, und eine wichtige, die Wohlfahrt der ganzen Republik betreffende Sache daraus zu machen. Aber auch dieſs sey im Grunde doch nur ein Mittel, wozu er in der Verzweiflung gegriffen habe, um seiner darnieder gesunkenen Partey wieder auf die Füſse zu helfen, und von den Bewegungen, welche in der Stadt dadurch erregt worden, bey bevorstehender Entscheidung des Eselsschatten - Handels Vortheil zu ziehen. Weil nun aus eben diesem Grunde leicht voraus zu sehen sey, daſs der unruhige Priester aus dem, was diesen Morgen mit den Zehnmännern vorgegangen, neuen Stoff hernehmen werde, ihn, den Erzpriester, bey dem Volke verhaſst zu machen, und im Nothfalle wohl gar einen abermahligen noch gefährlichern Aufstand zu erregen: so habe er für nöthig gehalten, seine und des gemeinen Wesens zuverlässigsten Freunde in den Stand zu setzen, dem Volke und allen die dessen bedürften richtigere Begriffe von dem heutigen Vorgang und dessen etwannigen Folgen geben zu können. Was also die Störche anbelange, so wären solche ohne sein Zuthun von selbst gekommen, und hätten sich auf einem Baume seines Gartens ein Nest gebaut. Er habe sich nicht für berechtigt gehalten sie darin zu stören; theils weil die Störche seit undenklichen Zeiten bey allen gesitteten Völkern im Besitz einer Art von geheiligtem Gastrechte ständen; theils weil die Freyheit des Jasontempels und der Schutz dieses Gottes alle lebende und leblose Dinge angehe, die sich in dem Umfang seiner Mauern befänden. Das Gesetz, wodurch die Zehnmänner vor einigen Jahren die Störche aus dem Gebiet von Abdera verwiesen hätten, gehe ihn nichts an; indem die Gerichtsbarkeit dieses Tribunals sich nur über dasjenige erstrecke, was auf den Dienst der Latona und die Gebräuche desselben Bezug habe. Und überhaupt sey bekannt, daſs der Jasontempel nur in so fern, als die Republik bey dessen Stiftung versprochen habe, ihn gegen alle gewaltsame Unternehmungen einheimischer oder auswärtiger Feinde zu beschützen, mit derselben in Verbindung stehe, übrigens aber von allem Gerichtszwange der Abderitischen Tribunale und von aller Oberherrlichkeit der Republik vollkommen und auf ewig befreyt sey. Er habe also, indem er die unbefugte Vorladung von sich abgewiesen, nichts gethan als was seine Würde von ihm erfordere; die Zehnmänner hingegen hätten durch diesen unbesonnenen Schritt, wozu die Mehrheit derselben von dem Priester Strobylus verleitet worden, ihn in den Fall gesetzt, von der Republik wegen einer so groben Verletzung seiner erzpriesterlichen Vorrechte im Nahmen Jasons und aller Jasoniden die strengste und vollständigste Genugthuung zu fordern. Die Sache wäre von wichtigern Folgen, als die Anhänger des Zunftmeisters Pfriem und Strobylus mit seinen Froschpflegern sich vielleicht vorstellten. Das goldne Vlieſs, welches die Jasoniden als ihr wichtigstes Erbgut in diesem Tempel aufbewahrten, wäre seit Jahrhunderten als das Palladium von Abdera betrachtet und verehrt worden. Die Abderiten hätten sich also wohl vorzusehen, keine Schritte zu thun noch zuzulassen, wodurch sie vielleicht durch eigne Schuld desjenigen beraubt werden könnten, an welches, nach einem uralten und zur Religion gewordnen Glauben, das Schicksal und die Erhaltung ihrer Republik gebunden sey.

Der Erzpriester empfing auf diesen Vortrag von allen Anwesenden die stärksten Versicherungen ihres Eifers sowohl für die gemeine Sache als für die Rechte und Freyheiten des Jasontempels. Man besprach sich über die verschiednen Maſsregeln, die man nehmen wollte, um die Bürgerschaft in ihren guten Gesinnungen zu befestigen, und diejenigen wieder zu gewinnen, die entweder das vorgegebne Wunderzeichen mit den Fröschen der Latona irre gemacht, oder Strobylus gegen die Störche des Erzpriesters aufgewiegelt haben würde. Die Versammlung trennte sich hierauf, und jeder begab sich an seinen Posten, nachdem Agathyrsus sie alle zu einem feierlichen Opfer eingeladen hatte, welches er diesen Abend dem Jason in seinem Tempel bringen wollte.

Während dieſs im Palaste des Erzpriesters vorging, war der Archon, äuſserst miſsvergnügt über die nicht allzu ehrenfeste Rolle die er wider Willen hatte spielen müssen, nach Hause gekommen, und hatte alle seine Verwandten, Brüder, Schwäger, Söhne, Tochtermänner, Neffen und Vettern zu sich berufen lassen, um ihnen anzukündigen: wie er fest entschlossen sey, morgendes Tages vor dem groſsen Rath seine Würde niederzulegen, und sich auf ein Landgut, das er vor einigen Jahren auf der Insel Thasus gekauft hatte, zurück zu ziehen. Sein ältester Sohn und noch etliche von der Familie waren bey diesem Familienkonvent nicht zugegen, weil sie eine halbe Stunde zuvor zu dem Erzpriester waren gebeten worden. Da nun die übrigen sahen, daſs Onolaus, aller ihrer Bitten und

Vorstellungen ungeachtet, unbeweglich auf seinem Vorsatz beharrte: so schlich sich einer von ihnen weg, um der Versammlung im Jasontempel Nachricht davon zu geben, und sie um ihren Beystand gegen einen so unverhofften widrigen Zufall zu ersuchen.

Er langte eben an, da die Versammlung im Begriff war aus einander zu gehen. Diejenigen, denen die Gemüthsart des Archons von langem her bekannt war, fanden die Sache bedenklicher als sie beym ersten Anblick den meisten vorkam. Seit zehn Jahren, sagten sie, ist dieſs vielleicht das erste Mahl, daſs der Archon eine Entschlieſsung aus sich selbst genommen hat. Gewiſs ist sie ihm nicht plötzlich gekommen! Er brütet schon eine geraume Zeit darüber, und der heutige Vorgang hat nur die Schale gesprengt, die über kurz oder lang doch hätte brechen müssen. Kurz, diese Entschlieſsung ist sein eignes Werk; man kann also sicher darauf rechnen, daſs es nicht so leicht seyn wird, ihn davon zurück zu bringen.

Die ganze Versammlung gerieth darüber in Unruhe. Man fand, daſs dieser Streich in einem so schwankenden Zeitpunkte, wie der gegenwärtige, der ganzen Partey und der Republik selbst sehr nachtheilig werden könnte.

Es wurde also einhellig beschlossen: daſs man zwar so viel von diesem Vorhaben des Archons unter das Volk kommen lassen müſste, als vonnöthen sey solches in Furcht und Ungewiſsheit zu setzen; zugleich aber wollte man auch veranstalten, daſs noch vor dem Opfer im Jasontempel die angesehensten von den Räthen und Bürgern beider Parteyen sich zu dem Archon begeben, und ihn im Nahmen des ganzen Abdera beschwören sollten, das Ruder der Republik nicht mitten in einem Sturme zu verlassen, wo sie eines so weisen Steuermanns am meisten vonnöthen hätten.

Der Gedanke, die Vornehmsten von beiden Parteyen hierin zu vereinigen, wurde dadurch nothwendig, weil man voraus sah, daſs ohne dieses Mittel alle ihre Arbeit an dem Archon fruchtlos seyn würde. Denn wiewohl er von Jugend an der Aristokratie eifrig ergeben war, so hatte er sich doch zu einem Grundsatz gemacht, nicht dafür angesehen seyn zu wollen; und die Popularität, die er zu diesem Ende schon so lange spielte, daſs sie ihm endlich ganz natürlich lieſs, war es eben, was ihn beym Volke so beliebt gemacht hatte, als noch wenige von seinen Vorfahren gewesen waren. Besonders hatte er, seitdem sich die Stadt in die zwey Parteyen der Esel und der Schatten getheilt fand, einen ordentlichen Ehrenpunkt darein gesetzt, sich so zu betragen, daſs er keiner von beiden Parteyen Ursache gäbe, ihn zu der ihrigen zu zählen; und wiewohl beynahe alle seine Freunde und Anverwandten erklärte Esel waren, so blieben die Schatten doch überzeugt, daſs sie nichts dadurch bey ihm verlören, und die Esel nichts dabey gewännen; indem diese letztern genöthigt waren, alle ihre Schritte vor ihm zu verbergen, und bey jedem Vortheil, den sie über die Schatten erhielten, sich darauf verlassen konnten, daſs er, um die Sachen wieder ins Gleichgewicht zu bringen, sich auf die Seite ihrer Gegner neigen würde, wiewohl er keinen einzigen von ihnen persönlich liebte.

Die Bekanntmachung der Entschlieſsung des Archons hatte alle die Wirkung, die man sich davon versprochen hatte. Das Volk gerieth darüber in neue Bestürzung. Die meisten sagten: man brauche nun weiter nicht nachzuforschen was die Wehklage der geheiligten Frösche vorbedeute; wenn der Archon die Republik in dem betrübten Zustande, worin sie sich befinde, verlasse, so sey alles verloren.

Der Priester Strobylus und der Zunftmeister Pfriem erhielten die Nachricht von dem groſsen Opfer, das der Erzpriester veranstalte, und das Gerücht von dem Entschlusse des Archons, seine Stelle niederzulegen, zu gleicher Zeit. Sie übersahen beym ersten Blick die Folgen dieses gedoppelten Streichs, und eilten den einen zu erwiedern und dem andern zuvor zu kommen. Strobylus lieſs das Volk zu einer Expiazion einladen, welche auf den Abend in dem Tempel der Latona mit groſsen Feierlichkeiten angestellt werden sollte, um die Stadt von geheimen Verbrechen zu reinigen, und die schlimme Vorbedeutung des Eleleleleleu der geheiligten Frösche abzuwenden. Meister Pfriem hingegen ging, die Räthe, Zunftmeister und angesehensten Bürger von seiner Partey aufzusuchen, und sich mit ihnen zu berathen, wie der Archon auf andere Gedanken zu bringen seyn möchte. Die meisten waren schon durch die geheimen Werkzeuge der Gegenpartey vorbereitet, welche als ein groſses Geheimniſs herum geflüstert hatten: man wüſste ganz gewiſs, daſs die Esel sich alle mögliche Mühe gäben, den Archon unter der Hand in seinem Entschluſs zu bestärken. Die Schatten hielten sich dadurch überzeugt, daſs ihre Gegner einen aus ihrem Mittel zu der höchsten Würde in der Republik zu erheben gedächten, und also der Mehrheit im groſsen Rath, bey welchem die Wahl stand, schon ganz gewiſs seyn müſsten. Diese Betrachtung setzte sie in so groſsen Allarm, daſs sie, mit einer Menge Volks hinter ihnen her, zur Wohnung des Onolaus eilten, und, während der Pöbel ein Vivat nach dem andern erschallen lieſs, hinauf gingen, um Seine Gnaden im Nahmen der ganzen Bürgerschaft flehentlich zu bitten, den unglücklichen Gedanken an Resignazion aufzugeben, und sie niemahls, am wenigsten zu einer Zeit zu verlassen, wo seine Weisheit zu Beruhigung der Stadt unentbehrlich sey.

Der Archon zeigte sich über diesen öffentlichen Beweis der Liebe und des Vertrauens seiner werthen Mitbürger sehr vergnügt. Er verhielt ihnen nicht, daſs kaum vor einer Viertelstunde der gröſste Theil der Rathsherren, der Jasoniden, und aller übrigen alten Geschlechter von Abdera, bey ihm gewesen, und eben diese Bitte in eben so geneigten und dringenden Ausdrücken an ihn gethan hätten. So groſse Ursache er auch habe, der beschwerlichen Regierungslast müde zu seyn, und zu wünschen daſs sie auf stärkere Schultern als die seinigen gelegt werden möchte: so habe er doch kein Herz, das diesem so lebhaft ausgedrückten Zutrauen beider Parteyen widerstehen könne. Er sehe diese ihre Einmüthigkeit in Absicht auf seine Person und

Würde als eine gute Vorbedeutung für die baldige Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe an, und werde seines Orts alles mögliche mit Vergnügen dazu beytragen.

Als der Archon diese schöne Rede geendigt hatte, sahen die Schatten einander mit groſsen Augen an, und fanden sich, zu ihrem empfindlichsten Miſsvergnügen, auf einmahl um die Hälfte klüger als zuvor; denn sie merkten nun, daſs sie von den Eseln betrogen und zu einem falschen Schritte verleitet worden waren. Sie hatten, in der Meinung daſs sie diesen Schritt allein thäten, den Archon ganz dadurch auf ihre Seite zu ziehen gehofft; und nun fand sichs, daſs er ihren Gegnern eben so viel Verbindlichkeit hatte als ihnen; welches gerade so viel war als ob er ihnen gar keine hätte. Aber dieſs war noch nicht das ärgste. Das hinterlistige Betragen der Esel war ein offenbarer Beweis, wie viel ihnen daran gelegen sey daſs die Stelle des Archons nicht ledig würde. Nun konnte ihnen aber an der Person des Onolaus nicht viel gelegen seyn; denn er hatte nie das geringste für ihre Partey gethan. Wenn sie also so eifrig wünschten daſs er seinen Platz behalten möchte, so konnt' es aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie sich versichert hielten, daſs die Schatten Meister von der Wahl des neuen Archon bleiben würden. Diese Betrachtungen, die sich ihnen jetzt mit Einem Blicke darstellten, waren von einer so verdrieſslichen Art, daſs die armen Schatten alle Mühe von der Welt hatten ihren Unmuth zu verbergen, und sich, zu groſsem Vergnügen des Archons, ziemlich eilfertig wegbegaben, ohne daſs es diesem eingefallen wäre sich darüber zu wundern, oder die Veränderung in ihren Gesichtern wahrzunehmen.

Der heutige Tag war ein groſser Tag für den weisen und ziemlich schwer beleibten Onolaus gewesen, und er war nun vollkommen wieder mit Abdera ausgesöhnt. Er befahl also daſs seine Thür geschlossen werden sollte, zog sich in sein Gynäceum zurück, warf sich in seinen Lehnstuhl, schwatzte mit seiner Frau und seinen Töchtern, aſs zu Nacht, ging zeitig zu Bette, und schlief, wohl getröstet und unbesorgt um das Schicksal von Abdera, bis an den hellen Morgen.

12. Kapitel.

Der Entscheidungstag. Maſsregeln beider Parteyen. Die Vierhundert versammeln sich, und das Gericht nimmt seinen Anfang. Filanthropisch-patriotische Träume des Herausgebers dieser merkwürdigen Geschichte.

Die verschiedenen Maschinen, welche man diesen Tag über auf beiden Seiten hatte spielen lassen, brachten den Abderitischen Staatskörper, bey dem Anschein der gröſsten innerlichen Bewegung, durch die Stöſse, die er nach entgegen gesetzter Richtung erhielt, in eine Art von wagerechtem Schwanken, vermöge dessen um die Zeit, da die Vierhundert zu Entscheidung des Eselsschatten-Handels zusammen kamen, sich alles ungefähr in eben dem Stande befand, worin es einige Tage zuvor gewesen war, das ist, daſs die Esel den gröſsten Theil des Raths, die Patricier und die Ansehnlichsten und Vermöglichsten von der Bürgerschaft auf ihrer Seite hatten, die Schatten hingegen ihre meiste Stärke von der gröſsern

Anzahl zogen. Denn, seit dem feierlichen Umgang um den Froschteich der Latona, welchen Strobylus den Abend zuvor veranstaltet, und dem die sämmtlichen Schatten, mit dem Nomofylax Gryllus und dem Zunftmeister Pfriem an ihrer Spitze, sehr andächtig beygewohnt hatten, war der Pöbel wieder gänzlich für die letztere Partey erklärt.

Es würde bey Gelegenheit dieses Umgangs dem Priester Strobylus und den übrigen Häuptern derselben ein leichtes gewesen seyn, mittelst ihres Ansehens über einen fanatischen Haufen Volkes, welcher gröſsten Theils bey gänzlicher Zerrüttung der Republik mehr zu gewinnen als zu verlieren hatte, noch an selbigem Abend viel Unheil in Abdera anzurichten. Allein — auſserdem, daſs der Oberpriester im Nahmen des Archons noch einmahl nachdrücklichst angewiesen worden war, den Pöbel in gehöriger Ordnung zu erhalten, und dafür zu sorgen, daſs der Tempel und alle Zugänge zu dem geheiligten Teiche noch vor Sonnenuntergang geschlossen wären — so waren sie auch selbst weit entfernt, die Sache ohne höchste Noth aufs äuſserste treiben, oder die ganze Stadt in Blut und Flammen setzen zu wollen; und so klug waren sie doch, trotz ihrer übrigen Abderitheit, um einzusehen, daſs, wenn ihnen der Pöbel einmahl die Zügel aus den Händen gerissen hätte, es nicht mehr in ihrer Gewalt seyn würde, der ungestümen Wuth eines so blinden reiſsenden Thiers wieder Einhalt zu thun. Der Zunftmeister begnügte sich also, da der Umgang vorbey war und die Thüren des Tempels geschlossen wurden, dem aus einander gehenden Volke zu sagen: er hoffe, daſs sich alle redliche Abderiten morgen um neun Uhr auf dem Markte bey dem Urtheil über den Handel ihres Mitbürgers Struthion einfinden, und, so viel an ihnen wäre, dazu mit helfen würden, daſs seine gerechte Sache den Sieg davon trage.

Die Einladung war zwar, ungeachtet der glimpflichen und (seiner Meinung nach) sehr behutsamen Ausdrücke worin er sie vorbrachte, nicht viel besser als ein höchst gesetzwidriges Verfahren eines aufrührischen Zunftmeisters, der im Nothfall die Richter durch die unmittelbare Gefahr eines Tumults nöthigen wollte, das Urtheil nach seinem Sinn abzufassen. Allein dieſs war es auch, worauf es ankommen zu lassen die Schatten fest entschlossen waren; und da die andere Partey hiervon völlig überzeugt war, so hatten sie ihrerseits alle mögliche Maſsregeln genommen, sich auf das äuſserste, was geschehen könnte, gefaſst zu halten.

Der Erzpriester lieſs, so bald das Gericht den Anfang nahm, alle Zugänge zum Jasontempel von einer Schaar handfester Gerber und Fleischer, die mit tüchtigen Knitteln und Messern versehen waren, besetzen; und in den Häusern der vornehmsten Esel hatte man sich in eine Verfassung gesetzt, als ob man eine Belagerung auszuhalten gedenke. Die Esel selbst erschienen mit Dolchen unter ihren langen Kleidern auf dem Gerichtsplatze; und einige von denen, die am lautesten sprachen, hatten die Vorsicht gebraucht, sogar einen Panzer unter ihrem Brustlatze zu tragen, um ihren patriotischen Busen mit desto gröſserer Sicherheit den Stöſsen der Feinde der guten Sache entgegen setzen zu können.

Die neunte Stunde kam nun heran. Ganz Abdera stand in zitternder Bewegung, erwartungsvoll des Ausgangs, den ein so unerhörter Handel nehmen würde; niemand hatte sein Frühstück ordentlich zu sich genommen, wiewohl alles schon mit Tagesanbruch auf den Füſsen war. Die Vierhundert versammelten sich auf dem erhöhten Vorplatze der Tempel des Apollo und der Diana, (dem gewöhnlichen Orte, wo der groſse Rath unter freyem Himmel gehalten wurde) dem groſsen Marktplatze gegenüber, von welchem man auf einer breiten Treppe von vierzehn Stufen zur Terrasse hinauf stieg. Auch der Kläger und Beklagte mit ihren nächsten Anverwandten und mit ihren beiden Sykofanten hatten sich bereits eingefunden, und ihren gehörigen Platz eingenommen; indessen sich der ganze Markt mit einer Menge Volks anfüllte, dessen Gesinnungen durch ein lärmendes Vivat, so oft ein Rathsherr oder Zunftmeister von der Schattenpartey einher gestiegen kam, sich deutlich genug verriethen.

Alles wartete nun auf den Nomofylax, der, nach den Gewohnheiten der Stadt Abdera, in allen Fällen, wo die Versammlung des groſsen Rathes nicht unmittelbare Angelegenheiten des gemeinen Wesens betraf, den Vorsitz bey demselben führte. Die Esel hatten zwar alles angewandt, den Archon Onolaus dahin zu bringen, daſs er, weil es doch um ein neues Gesetz zu thun wäre, den elfenbeinernen Lehnstuhl (der, um drey Stufen über die Bänke der Räthe erhöht, für den Präsidenten gesetzt war) mit seiner eignen ehrwürdigen Person ausfüllen möchte. Aber er erklärte sich: daſs er lieber das Leben lassen, als sich dazu verstehen wolle, über ein Eselsschatten-Gericht zu präsidieren. Man hatte sich also gezwungen gesehen seiner Delikatesse nachzugeben.

Der Nomofylax — als ein groſser Anhänger der Etikette, gewohnt, bey dergleichen Gelegenheiten auf sich warten zu lassen — hatte dafür gesorgt, daſs die Versammlung indessen mit einer Musik von seiner Komposizion unterhalten, und (wie er sagte) zu einer so feierlichen Handlung vorbereitet würde. Dieser Einfall, wiewohl er eine Neuerung war, wurde dennoch sehr wohl aufgenommen, und that (gegen die Absicht des Nomofylax, der seine Partey dadurch in verstärkte Bewegungen von Muth und Eifer hatte setzen wollen) eine sehr gute Wirkung. Denn die Musik gab denen von der Partey des Erzpriesters zu einer Menge spaſshafter Einfälle Anlaſs, über welche sich von Zeit zu Zeit ein groſses Gelächter erhob. Einer sagte: Dieses Allegro klingt ja wie ein Schlachtgesang — zu einem Wachtelkampfe, fiel ein anderer ein. Dafür tönt aber auch, sagte ein dritter, das Adagio, als ob es dem Zahnbrecher Struthion und Meister Knieriemen, seinem Schutzpatron, zu Grabe singen sollte. Die ganze Musik, meinte ein vierter, verdiene von Schatten gemacht, und von Eseln gehört zu werden, u. s. w. Wie frostig nun auch diese Scherze waren, so brauchte es doch bey einem so jovialischen und so leicht anzusteckenden Völkchen nichts mehr, um die ganze Versammlung unvermerkt in ihre natürliche komische Laune umzustimmen; eine Laune, die der Parteywuth, wovon sie noch besessen waren, unvermerkt ihren Gift benahm, und vielleicht mehr als irgend etwas andres zur Erhaltung der Stadt in diesem kritischen Augenblicke beytrug.

Endlich erschien der Nomofylax mit seiner Leibwache von armen, ausgemergelten und bresthaften Handwerkern, welche, mit stumpfen Hellebarten und mit einer friedsamen Art von eingerosteten Degen bewaffnet, mehr das Ansehen der lächerlichen Figuren hatten, womit man in Gärten die Vögel schreckt, als von Kriegsmännern, die dem Gerichte beym Pöbel Würde und Furchtbarkeit verschaffen sollten. Wohl indessen der Republik, die zu Beschirmung ihrer Thore und innerlichen Sicherheit keiner andern Helden nöthig hat als solcher!

Der Anblick dieser grotesken Milizer, und die ungeschickte possierliche Art, wie sie sich in dem kriegerischen Aufzuge, worein man sie nicht ohne Mühe verkleidet hatte, geberdeten, erweckte bey dem zuschauenden Volke einen neuen Anstoſs von Lustigkeit, so daſs der Herold viele Mühe hatte, die Leute endlich zu einer leidlichen Stille, und zu dem Respekt, den sie dem höchsten Gerichte schuldig waren, zu bringen.

Der Präsident eröffnete nunmehr die Sitzung mit einer kurzen Rede; der Herold gebot ein abermahliges Stillschweigen; und die Sykofanten beider Theile wurden nahmentlich aufgefordert, sich mit ihrer Klage und Verantwortung mündlich vernehmen zu lassen.

Den Sykofanten, welche für groſse Meister in ihrer Art galten, muſste die Gelegenheit, ihre Kunst an einem Eselsschatten sehen zu lassen, an sich allein schon eine groſse Aufmunterung seyn. Man kann also leicht denken, wie sie sich nun vollends zusammen genommen haben werden, da dieser Eselsschatten ein Gegenstand geworden war, woran die ganze Republik Antheil nahm, und um dessen willen sie sich in zwey Parteyen getrennt hatte, deren jede die Sache ihres Klienten zu ihrer eignen machte. Seit ein Abdera in der Welt war, hatte man noch keinen Rechtshandel gesehen, der so lächerlich an sich selbst, und so ernsthaft durch die Art wie er behandelt wurde, gewesen wäre. Ein Sykofant müſste auch ganz und gar kein Genie und keinen Sykofantensinn gehabt haben, der bey einer solchen Gelegenheit nicht sich selbst übertroffen hätte.

Um so mehr ist es zu beklagen, daſs der übel berüchtigte Zahn der Zeit, dem so viele andere groſse Werke des Genies und Witzes nicht entgehen konnten noch künftig entgehen werden, leider! auch der Originale dieser beiden berühmten Reden nicht verschont hat! — wenigstens so viel uns bekannt ist. Denn wer weiſs, ob es nicht vielleicht einem künftigen Fourmont, Sevin, oder Villoison, der auf Entdeckung alter Handschriften ausgeht, dereinst gelingen mag, eine Abschrift derselben in irgend einem bestaubten Winkel einer alten Klosterbibliothek aufzuspüren? Oder, wenn dieſs nicht zu hoffen stände, wer kann sagen, ob nicht in der Folge der Zeiten Thracien selbst wieder in die Hände Christlicher Fürsten fallen wird, die sich eine Ehre daraus machen werden, mächtige Beförderer der Wissenschaften zu seyn, Akademien zu stiften, versunkne Städte ausgraben zu lassen, u. s. w. Wer weiſs, ob nicht alsdann diese gegenwärtige Abderitengeschichte selbst, (so unvollkommen sie ist) in die Sprache dieses künftigen bessern Thraciens übersetzt, die Ehre haben wird Gelegenheit zu geben, daſs ein solcher Neuthracischer Musaget auf den Einfall kommt, die Stadt Abdera aus ihrem Schutte hervor zu rufen? da denn ohne Zweifel auch die Kanzley und das Archiv dieser berühmten Republik, und in demselben die sämmtlichen Originalakten des Prozesses um des Esels Schatten, nebst den beiden Reden, deren Verlust wir beklagen, sich wieder finden werden. —

Es ist wenigstens angenehm, auf den Flügeln solcher patriotisch-menschenfreundlicher Träume sich in die Zukunft zu schwingen, und seinen Antheil an den Glückseligkeiten voraus zu nehmen, die unsern Nachkommen noch bevorstehen; Glückseligkeiten, für welche die immer steigende Vervollkommnung der Wissenschaften und Künste, und die von ihnen sich über alles Fleisch ergieſsende Erleuchtung, Verschönerung und Sublimierung der Denkart, des Geschmacks und der Sitten, uns augenscheinliche Bürgschaft leisten!

Inzwischen gereicht es uns doch zu einigem Troste, aus den Papieren, aus welchen gegenwärtige Fragmente der Abderitengeschichte genommen sind, wenigstens einen Auszug dieser Reden liefern zu können, dessen Echtheit um so unverdächtiger ist, da kein Leser, der eine Nase hat, den Duft der Abderitheit, der daraus empor steigt, verkennen wird. Ein innerliches Argument, das am Ende doch immer das beste zu seyn scheint, welches sich für das Werk irgend eines Sterblichen, er sey nun ein Ossian oder ein Abderitischer Feigenredner, geben läſst!

13. KAPITEL.

Rede des Sykofanten Fysignatus.

Der Sykofant Fysignatus, der als Sachwalter des Zahnarztes Struthion zuerst sprach, war ein Mann von Mittelgröſse, starken Muskeln und mächtiger Lunge. Er wuſste sich viel damit, daſs er ein Schüler des berühmten Gorgias gewesen war, und machte Ansprüche, einer der gröſsten Redner seiner Zeit zu seyn. Aber in diesem Stücke war er, wie in vielen andern, ein offenbarer Abderit. Seine gröſste Kunst bestand darin, daſs er, um seinem wortreichen Vortrag durch die mannigfaltige Modulazion seiner Stimme mehr Lebhaftigkeit und Ausdruck zu geben, in dem Umfang von anderthalb Oktaven von einem Intervall zum andern wie ein Eichhorn herum sprang, und so viel Grimassen und Gestikulazionen dazu machte, als ob er seinen Zuhörern nur durch Geberden verständlich werden könnte.

Indessen wollen wir ihm doch das Verdienst nicht abläugnen, daſs er mit allen den Handgriffen, womit man die Richter zu seinem Vortheil einnehmen, ihren Verstand verwirren, seinen Gegentheil verhaſst, und überhaupt eine Sache besser, als sie ist, scheinen machen kann, ziemlich fertig umzuspringen, auch bey Gelegenheit keine unfeine Gemählde zu machen wuſste; wie der scharfsinnige Leser aus seiner Rede selbst ohne unser Erinnern am besten abnehmen wird.

Fysignatus trat mit der ganzen Unverschämtheit eines Sykofanten auf, der sich darauf verläſst daſs er Abderiten zu Zuhörern hat, und fing also an.

„Edle, Ehrenfeste und Weise, Groſsmögende Vierhundertmänner!

„Wenn jemahls ein Tag war, an welchem sich die Vortrefflichkeit der Verfassung unsrer Republik in ihrem gröſsten Glanz enthüllt hat, und wenn jemahls ich mit dem Gefühl, was es ist ein Bürger von Abdera zu seyn, unter euch aufgetreten bin: so ist es an diesem groſsen Tage, da vor dieses ehrwürdige höchste Gericht, vor dieser erwartungsvollen und theilnehmenden Menge des Volks, vor diesem ansehnlichen Zusammenfluſs von

Fremden, die der Ruf eines so auſserordentlichen Schauspiels schaarenweise herbey gezogen hat, ein Rechtshandel zur Entscheidung gebracht werden soll, der in einem minder freyen, minder wohl eingerichteten Staate, der selbst in einem Theben, Athen oder Sparta, nicht für wichtig genug gehalten worden wäre, die stolzen Verwalter des gemeinen Wesens nur einen Augenblick zu beschäftigen. Edles, preiswürdiges, dreymahl glückliches Abdera! Du allein genieſsest unter dem Schutz einer Gesetzgebung, der auch die geringsten, auch die zweifelhaftesten und spitzfindigsten Rechte und Ansprüche der Bürger heilig sind, Du allein genieſsest das Wesen einer Sicherheit und Freyheit, wovon andere Republiken (was auch sonst die Vorzüge seyn mögen, womit sich ihre patriotische Eitelkeit brüstet) nur den Schatten zum Antheil haben.

„Oder, saget mir, in welcher andern Republik würde ein Rechtshandel zwischen einem gemeinen Bürger und einem der geringsten aus dem Volke, ein Handel, der dem ersten Anblick nach kaum zwey oder drey Drachmen beträgt, über einen Gegenstand, der so unbedeutend scheint, daſs die Gesetze ihn bey Benennung der Dinge, welche ins Eigenthum kommen können, gänzlich vergessen haben, ein Handel über etwas, dem ein subtiler

Dialektiker sogar den Nahmen eines Dinges streitig machen könnte, — mit Einem Wort, ein Streit über den Schatten eines Esels — saget mir, in welcher andern Republik würde ein solcher Rechtshandel zum Gegenstand der allgemeinen Theilnehmung, zur Sache eines jeden, und also, wenn ich so sagen darf, gleichsam zur Sache des ganzen Staats geworden seyn? In welcher andern Republik sind die Gesetze des Eigenthums so scharf bestimmt, die gegenseitigen Rechte der Bürger vor aller Willkühr der obrigkeitlichen Personen so sicher gestellt, die geringfügigsten Ansprüche oder Forderungen selbst des ärmsten, in den Augen der Obrigkeit so wichtig und hoch angesehen, daſs das höchste Gericht der Republik selbst es nicht unter seiner Würde hält, sich feierlich zu versammeln, um über das zweifelhaft scheinende Recht an einen Eselsschatten zu erkennen?

„Wehe dem Manne, der bey diesem Worte die Nase rümpfen, und, aus albernen kindischen Begriffen von dem was groſs oder klein ist, mit unverständigem Hohnlächeln ansehen könnte, was die höchste Ehre unsrer Justizverfassung, der Ruhm unsrer Obrigkeit, der Triumf des ganzen Abderitischen Wesens und eines jeden guten Bürgers ist! Wehe dem Manne, ich wiederhohl' es zum zweyten und dritten Mahle, der keinen Sinn hätte, dieſs zu fühlen! Und Heil der Republik, in welcher, so bald es auf die Gerechtsame der Bürger, auf einen Zweifel über Mein und Dein, die Grundfeste aller bürgerlichen Sicherheit, ankommt, auch ein Eselsschatten keine Kleinigkeit ist!

„Aber, indem ich solchergestalt auf der einen Seite, mit aller Wärme eines Patrioten, allem gerechten Stolz eines echten Abderiten, fühle und erkenne, welch ein glorreiches Zeugniſs von der vortrefflichen Verfassung unsrer Republik sowohl, als von der unparteyischen Festigkeit und nichts übersehenden Sorgfalt, womit unsre ruhmwürdigst regierende Obrigkeit die Wage der Gerechtigkeit handhabet, dieser vorliegende Handel bey der spätesten Nachkommenschaft ablegen wird: wie sehr muſs ich auf der andern Seite die Abnahme jener treuherzigen Einfalt unsrer Voraltern, das Verschwinden jener mitbürgerlichen und freundnachbarlichen Sinnesart, jener gegenseitigen Dienstbeflissenheit, jener freywilligen Geneigtheit, aus Liebe und Freundschaft, aus gutem Herzen, oder wenigstens um des Friedens willen, etwas von unserm vermeinten strengen Rechte fahren zu lassen, — wie sehr, mit Einem Worte, muſs ich den Verfall der guten alten Abderitischen Sitten beklagen, der die wahre und einzige Quelle des unwürdigen, schamvollen Rechtshandels ist, in welchem wir heute befangen sind! — Wie werd' ichs ohne glühende Schamröthe heraus sagen können? — O du einst so berühmte Biederherzigkeit unsrer guten Alten, ist es dahin mit dir gekommen, daſs Abderitische Bürger — sie, die bey jeder Gelegenheit, aus vaterländischer Treue und nachbarlicher Freundschaft, bereit seyn sollten das Herz im Leibe mit einander zu theilen — so eigennützig, so karg, so unfreundlich, was sag' ich, so unmenschlich sind, einander sogar den Schatten eines Esels zu versagen?

„Doch — verzeiht mir, werthe Mitbürger! ich irrte mich in dem Worte — verzeiht mir eine unvorsetzliche Beleidigung! Derjenige, der einer so niedrigen, so rohen und barbarischen Denkart fähig war, ist keiner unsrer Mitbürger. Es ist ein bloſs geduldeter Einwohner unsrer Stadt, ein bloſser Schutzverwandter des Jasontempels, ein Mensch aus den dicksten Hefen des Pöbels, ein Mensch, von dessen Geburt, Erziehung und Lebensart nichts bessers zu erwarten war, mit Einem Wort, ein Eseltreiber — der, auſser dem gleichen Boden und der gemeinsamen Luft, die er athmet, nichts mit uns gemein hat, als was uns auch mit den wildesten Völkern der Hyperboreischen Wüsten gemein ist. Seine Schande klebt an ihm allein; uns kann sie nicht besudeln. Ein Abderitischer Bürger, ich unterstehe michs zu sagen, hätte sich keiner solchen Unthat schuldig machen können.

„Aber — nenn' ich sie vielleicht mit einem zu strengen Nahmen, diese That? — Stellet euch, ich bitte, an den Platz eures guten Mitbürgers Struthion, und — fühlet!

„Er reiset in seinen Geschäften, in Geschäften seiner edeln Kunst, die es bloſs mit Verminderung der Leiden seiner Nebenmenschen zu thun hat, von Abdera nach Gerania. Der Tag ist einer der schwülsten Sommertage. Die strengste Sonnenhitze scheint den ganzen Horizont in den hohlen Bauch eines glühenden Backofens verwandelt zu haben. Kein Wölkchen, das ihre sengenden Strahlen dämpfe! Kein wehendes Lüftchen, den verlechzten Wandrer anzufrischen! Die Sonne flammt über seiner Scheitel, saugt das Blut aus seinen Adern, das Mark aus seinen Knochen. Lechzend, die dürre Zung' am Gaumen, mit trüben, von Hitze und Glanz erblindenden Augen, sieht er sich nach einem Schattenplatz, nach irgend einem einzelnen mitleidigen Baum um, unter dessen Schirm er sich erhohlen, er einen Mund voll frischerer Luft einathmen, einen Augenblick vor den glühenden Pfeilen des unerbittlichen Apollo sicher seyn könnte.

„Umsonst! Ihr kennet alle die Gegend von Abdera nach Gerania. Zwey Stunden lang, zur Schande des ganzen Thraciens sey es gesagt! kein Baum, keine Staude, die das Auge des Wandrers in dieser abscheulichen Fläche von magern Brach- und Kornfeldern erfrischen, oder ihm gegen die mittägliche Sonne Zuflucht geben könnte!

„Der arme Struthion sank endlich von seinem Thier herab. Die Natur vermocht' es nicht länger auszudauern. Er lieſs den Esel halten, und setzte sich in seinen Schatten. — Schwaches, armseliges Erhohlungsmittel! Aber so wenig es war, war es doch etwas!

„Und welch ein Ungeheuer muſste der Gefühllose, der Felsenherzige seyn, der seinem leidenden Nebenmenschen, in solchen Umständen, den Schatten eines Esels versagen konnte! Wär' es glaublich, daſs es einen solchen Menschen gebe, wenn wir ihn nicht mit eignen Augen vor uns sähen? — Aber hier steht er, und, was beynahe noch ärger, noch unglaublicher als die That selbst ist — er bekennt sich von freyen Stücken dazu, scheint sich seiner Schande noch zu rühmen; und, damit er keinem seines gleichen, der künftig noch geboren werden mag, eine Möglichkeit, ihm an schamloser Frechheit gleich zu kommen, übrig lasse, treibt er sie so weit, nachdem er schon von dem ehrwürdigen Stadtgericht in erster Instanz verurtheilet worden, sogar vor der Majestät dieses höchsten Gerichtshofes der Vierhundertmänner zu behaupten, daſs er recht daran gethan habe. — „Ich versagte ihm den Eselsschatten nicht, spricht er, wiewohl ich nach dem strengen Recht nicht schuldig war ihn darin sitzen zu lassen; ich verlangte nur eine billige Erkenntlichkeit dafür, daſs ich ihm zu dem Esel, den ich ihm vermiethet hatte, nun auch den Schatten des Esels überlassen sollte, den ich nicht vermiethet hatte.“ — Elende, schändliche Ausflucht! Was würden wir von dem Manne denken, der einem halb verschmachteten Wandrer verwehren wollte, sich unentgeldlich in den Schatten seines Baumes zu setzen? Oder wie würden wir denjenigen nennen, der einem vor Durst sterbenden Fremdling nicht gestatten wollte, sich aus dem Wasser zu laben, das auf seinem Grund und Boden flösse?

„Erinnert euch, o ihr Männer von Abdera, daſs dieſs allein, und kein andres, das Verbrechen jener Lycischen Bauern war, die der Vater der Götter und der Menschen, zur Rache wegen einer gleichartigen Unmenschlichkeit, welche diese Elenden an seiner geliebten Latona und ihren Kindern ausübten — zum schrecklichen Beyspiel aller Folgezeiten, in Frösche verwandelte. Ein furchtbares Wunder, dessen Wahrheit und Andenken mitten unter uns in dem heiligen Hain und Teich der Latona, der ehrwürdigen Schutzgöttin unsrer Stadt, lebendig erhalten, verewigt, und gleichsam täglich erneuert wird! Und du, Anthrax, du, ein Einwohner der Stadt, in welcher dieses furchtbare Denkmahl des Zorns der Götter über verweigerte Menschlichkeit ein Gegenstand des öffentlichen Glaubens und Gottesdienstes ist, du scheutest dich nicht, ihre Rache durch ein ähnliches Verbrechen auf dich zu ziehen?

„Aber, du trotzest auf dein Eigenthumsrecht. — „Wer sich seines Rechts bedient, sprichst du, der thut niemand Unrecht. Ich bin einem andern nicht mehr schuldig, als er um mich verdient. Wenn der Esel mein Eigenthum ist, so ist es auch sein Schatten.“

„Sagst du das? Und glaubst du, oder glaubt der scharfsinnige und beredte Sachwalter, in dessen Hände du die schlimmste Sache, die jemahls vor ein Götter - oder Menschengericht gekommen, gestellt hast, glaubt er, mit aller Zauberey seiner Beredsamkeit, oder mit allem Spinnengewebe sofistischer Trugschlüsse unsern Verstand dergestalt zu überwältigen und zu umspinnen, daſs wir uns überreden lassen sollten, einen Schatten für etwas wirkliches, geschweige für etwas an welches jemand ein direktes und ausschlieſsendes Recht haben könne, zu halten?

„Ich würde, groſsmögende Herren, eure Geduld miſsbrauchen und eure Weisheit beleidigen, wenn ich alle Gründe hier wiederhohlen wollte, womit ich bereits in der ersten Instanz, aktenkundiger Maſsen, die Nichtigkeit der gegnerischen Scheingründe dargethan habe. Ich begnüge mich für jetzt, nach Erforderniſs der Nothdurft, nur dieſs Wenige davon zu sagen. Ein Schatten kann, genau zu reden, nicht unter die wirklichen Dinge gerechnet werden. Denn das, was ihn zum Schatten macht, ist nichts wirkliches und positives, sondern gerade das Gegentheil; nehmlich, die Entziehung desjenigen Lichtes, welches auf den übrigen, den Schatten umgebenden Dingen liegt. In vorliegendem Fall ist die schiefe Stellung der Sonne und die Undurchsichtigkeit des Esels (eine Eigenschaft, die ihm nicht, in so fern er ein Esel, sondern in so fern er ein dichter und dunkler Körper ist, anklebt) die einzige wahre Ursache des Schattens, den der Esel zu werfen scheint, und den jeder andre Körper an seinem Platze werfen würde; denn die Figur des Schattens thut hier nichts zur Sache. Mein Klient hat sich also, genau zu reden, nicht in den Schatten eines Esels, sondern in den Schatten eines Körpers gesetzt; und der Umstand, daſs dieser Körper ein Esel, und der Esel ein Hausgenosse eines gewissen Anthrax aus dem Jasontempel zu Abdera war, ging ihn eben so wenig an, als er zur Sache gehörte. Denn, wie gesagt, nicht die Eselheit, (wenn ich so sagen darf) sondern die Körperlichkeit und Undurchsichtigkeit des mehr besagten Esels ist der Grund des Schattens, den er zu werfen scheint.

„Allein, wenn wir auch zum Überfluſs zugeben, daſs der Schatten unter die Dinge gehöre: so ist aus unzähligen Beyspielen klar und weltbekannt, daſs er zu den gemeinen Dingen zu rechnen ist, an welche ein jeder so viel Recht hat als der andre, und an die sich derjenige das nächste Recht erwirbt, der sie zuerst in Besitz nimmt.

„Doch, ich will noch mehr thun; ich will sogar zugeben, daſs des Esels Schatten ein Zubehör des Esels sey, so gut als es seine

Ohren sind: was gewinnt der Gegentheil dadurch? Struthion hatte den Esel gemiethet, folglich auch seinen Schatten. Denn es versteht sich bey jedem Miethkontrakt, daſs der Vermiether dem Abmiether die Sache, wovon die Rede ist, mit allem ihrem Zubehör und mit allen ihren Nieſsbarkeiten zum Gebrauch überläſst. Mit welchem Schatten eines Rechts konnte Anthrax also begehren, daſs ihm Struthion den Schatten des Esels noch besonders bezahle? Das Dilemma ist auſser aller Widerrede: Entweder ist der Schatten des Esels ein Zubehör des Esels, oder nicht. Ist er es nicht: so hat Struthion und jeder andre eben so viel Recht daran als Anthrax. Ist er es aber: so hatte Anthrax, indem er den Esel vermiethete, auch den Schatten vermiethet; und seine Forderung ist eben so ungereimt, als wenn mir einer seine Leier verkauft hätte, und verlangte dann, wenn ich darauf spielen wollte, daſs ich ihn auch noch für ihren Klang bezahlen müſste.

„Doch wozu so viele Gründe in einer Sache, die dem allgemeinen Menschensinn so klar ist, daſs man sie nur zu hören braucht, um zu sehen auf welcher Seite das Recht ist? Was ist ein Eselsschatten? Welche Unverschämtheit von diesem Anthrax, wofern er kein Recht an ihn hat, sich dessen anzumaſsen, um Wucher damit zu treiben! Und, wofern der Schatten wirklich sein war, welche Niederträchtigkeit, ein so weniges, das Wenigste was sich nennen oder denken läſst, etwas in tausend andern Fällen gänzlich unbrauchbares, einem Menschen, einem Nachbar und Freunde, in dem einzigen Falle zu versagen, wo es ihm unentbehrlich ist!

„Lasset, Edle und Groſsmögende Vierhundertmänner, lasset nicht von Abdera gesagt werden, daſs ein solcher Muthwille, ein solcher Frevel, vor einem Gerichte, vor welchem (wie vor jenem berühmten Areopagus zu Athen) Götter selbst nicht erröthen würden, ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen, Schutz gefunden habe! Die Abweisung des Klägers mit seiner unstatthaften, ungerechten und lächerlichen Klage und Appellazion, die Verurtheilung desselben in alle Kosten und Schäden, die er dem unschuldigen Beklagten durch sein unbefugtes Betragen in dieser Sache verursacht hat, ist jetzt das wenigste, was ich im Nahmen meines Klienten fordern kann. Auch Genugthuung, und wahrlich eine ungeheure Genugthuung, wenn sie mit der Gröſse seines Frevels im Ebenmaſse stehen soll, ist der unbefugte Kläger schuldig! Genugthuung dem Beklagten, dessen häusliche Ruhe, Geschäfte, Ehre und Leumund von ihm und seinen Beschützern während des Laufs dieses Handels auf unzählige Art gestört und angegriffen worden! Genugthuung dem ehrwürdigen Stadtgerichte, von dessen gerechtem Spruch er, ohne Grund, an dieses hohe Tribunal appelliert hat! Genugthuung diesem höchsten Gerichte selbst, welches er mit einem so nichtswürdigen Handel muthwilliger Weise zu behelligen sich unterstanden! Genugthuung endlich der ganzen Stadt und Republik Abdera, die er bey dieser Gelegenheit in Unruhe, Zwiespalt und Gefahr gesetzt hat!

„Fordre ich zu viel, Groſsmögende Herren? fordre ich etwas unbilliges? Sehet hier das ganze Abdera, das sich unzählbar an die Stufen dieser hohen Gerichtsstäte drängt, und im Nahmen eines verdienstvollen, schwer gekränkten Mitbürgers, ja im Nahmen der Republik selbst, Genugthuung erwartet, Genugthuung fordert. Bindet die Ehrfurcht ihre Zungen, so funkelt sie doch aus jedem Auge, diese gerechte, diese nicht zu verweigernde Forderung! Das Vertrauen der Bürger, die Sicherheit ihrer Gerechtsame, die Wiederherstellung unsrer innerlichen und öffentlichen Ruhe, die Begründung derselben auf die Zukunft, mit Einem Worte, die Wohlfahrt unsers ganzen Staats, hängt von dem Ausspruch ab, den ihr thun werdet, hängt von Erfüllung einer gerechten und allgemeinen Erwartung ab. Und wenn in den ersten Zeiten der Welt ein Esel das Verdienst hatte, die schlummernden Götter bey dem nächtlichen Überfall der Titanen mit seinem Geschrey zu wecken, und dadurch den Olympus selbst vor Verwüstung und Untergang zu retten: so möge jetzt der Schatten eines Esels die Gelegenheit, und der heutige Tag die glückliche Epoke seyn, in welcher diese uralte Stadt und Republik nach so vielen und gefahrvollen Erschütterungen wieder beruhiget, das Band zwischen Obrigkeit und Bürgern wieder fest zusammen gezogen, alle vergangne Miſshelligkeiten in den Abgrund der Vergessenheit versenkt, durch gerechte Verurtheilung eines einzigen frevelhaften Eseltreibers der ganze Staat gerettet, und dessen blühender Wohlstand auf ewige Zeiten sicher gestellt werde!“

14. Kapitel.

Antwort des Sykofanten Polyfonus.

So bald Fysignatus zu reden aufgehört hatte, gab das Volk, oder vielmehr der Pöbel, der den Markt erfüllte, seine Beystimmung mit einem lauten Geschrey, welches so heftig und anhaltend war, daſs die Richter endlich zu besorgen anfingen, die ganze Handlung möchte dadurch unterbrochen werden. Die Partey des Erzpriesters gerieth in sichtbare Verlegenheit. Die Schatten hingegen, wiewohl sie im groſsen Rath die kleinere Zahl waren, faſsten neuen Muth, und versprachen sich von dem Eindrucke, den dieses Vorspiel auf die Esel machen müſste, einen günstigen Erfolg.

Indessen ermangelten die Zunftmeister nicht, das Volk durch Zeichen zur Ruhe zu vermahnen; und nachdem der Herold endlich durch einen dreymahligen Ruf die allgemeine Stille wieder hergestellt hatte, trat Polyfonus, der Sykofant des Eseltreibers, ein untersetzter stämmichter Mann, mit kurzem krausem Haar und dicken pechschwarzen Augenbrauen, auf, erhob eine Baſsstimme, die auf dem ganzen Markt wiederhallte, und lieſs sich folgender Maſsen vernehmen.

„Groſsmögende Vierhundertmänner!

„Wahrheit und Licht haben das vor allen andern Dingen in der Welt voraus, daſs sie keiner fremden Hülfe bedürfen um gesehen zu werden. Ich überlasse meinem Gegenpart willig alle Vortheile, die er von seinen Rednerkünsten zu ziehen vermeint hat. Dem, der Unrecht hat, kommt es zu, durch Figuren und Wendungen und Fechterstreiche und das ganze Gaukelspiel der Schulrhetorik Kindern und Narren einen Dunst vor die Augen zu machen. Gescheide Leute lassen sich nicht dadurch blenden. Ich will nicht untersuchen, wie viel Ehre und Nachruhm die Republik Abdera bey diesem Handel über einen Eselsschatten gewinnen wird. Ich will die Richter weder durch grobe Schmeicheleyen zu bestechen, noch durch versteckte Drohungen zu schrecken suchen. Noch viel weniger will ich dem Volke durch aufwiegelnde Reden das Signal zu Lärmen und Aufruhr geben. Ich weiſs, warum ich da bin und zu wem ich rede. Kurz, ich werde mich begnügen zu beweisen, daſs der Eseltreiber

Anthrax Recht, oder, um mich genauer und billiger auszudrücken als von einem Sachwalter gefordert werden könnte, weniger Unrecht hat, als sein unbefugter Widersacher. Der Richter wird alsdann schon wissen was seines Amtes ist, ohne daſs ich ihn daran zu erinnern brauche.“

Hier fingen einige wenige vom Pöbel, die zunächst an den Stufen der Terrasse standen, an, den Redner mit Geschrey, Schimpfreden und Drohungen zu unterbrechen. Da aber der Nomofylax sich von seinem elfenbeinernen Thron erhob, der Herold abermahls Stille gebot, und die Bürgerwache, die an den Stufen stand, ihre langen Spieſse lupfte: so ward plötzlich alles wieder still, und der Redner, der sich nicht so leicht aus der Fassung bringen lieſs, fuhr also fort.

„Groſsmögende Herren, ich stehe hier nicht als Sachwalter des Eseltreibers Anthrax, sondern als Bevollmächtigter des Jasontempels, und von wegen des erlauchten und hochwürdigen Agathyrsus, zeitigen Erzpriesters und Obervorstehers desselben, Hüters des wahren goldnen Vlieſses, obersten Gerichtsherrn über Alle dessen Stiftungen, Güter, Gerichte und Gebiete, und Oberhaupts des hochedeln Geschlechts der Jasoniden, um im Nahmen Jasons und seines

Tempels von euch zu begehren, daſs dem Eseltreiber Anthrax Genugthuung geschehe, weil er im Grunde doch am meisten Recht hat; und daſs ers habe, hoffe ich, trotz allen den Kniffen, die mein Gegner von seinem Meister Gorgias gelernt zu haben sich rühmt, so klar und laut zu beweisen, daſs es die Blinden sehen und die Tauben hören sollen. Also, ohne weitere Vorrede, zur Sache!

„Anthrax vermiethete dem Zahnarzte Struthion seinen Esel auf einen Tag; nicht zu selbstbeliebigem Gebrauch, sondern um ihn, den Zahnarzt mit seinem Mantelsack, halben Weges nach Gerania zu tragen, welches, wie jedermann weiſs, acht starke Meilen von hier entfernt liegt.

„Bey der Vermiethung des Esels dachte natürlicher Weise keiner von beiden an seinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abstieg, und den Esel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte als er, in der Sonne zu stehen nöthigte, um sich in dessen Schatten zu setzen, war es ganz natürlich, daſs der Herr und Eigenthümer des Esels dabey nicht gleichgültig blieb.

„Ich begehre nicht zu läugnen, daſs Anthrax eine alberne und eselhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daſs er ihn für des Esels Schatten deſswegen bezahlen sollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermiethet habe. Aber dafür ist er auch nur ein Eseltreiber von Vorältern her, d. i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Eseln aufgewachsen ist und mehr mit Eseln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, selbst nicht viel besser als ein Esel zu seyn. Im Grunde wars also bloſs — der Spaſs eines Eseltreibers.

„Aber in welche Klasse von Thieren sollen wir den setzen, der aus einem solchen Spaſs Ernst machte? Hätte Herr Struthion wie ein verständiger Mann gehandelt, so brauchte er dem Grobian nur zu sagen: „Guter Freund, wir wollen uns nicht um eines Eselsschattens willen entzweyen. Weil ich dir den Esel nicht abgemiethet habe um mich in seinen Schatten zu setzen, sondern um darauf nach Gerania zu reiten: so ist es billig, daſs ich dir die etlichen Minuten Zeitverlust vergüte die dir mein Absteigen verursacht; zumahl da der Esel um so viel länger in der Hitze stehen muſs und dadurch nicht besser wird. Da, Bruder, hast du eine halbe Drachme; laſs mich einen Augenblick hier verschnaufen, und dann wollen wir uns, in aller Frösche Nahmen! wieder auf den Weg machen.“ —

„Hätte der Zahnarzt aus diesem Tone gesprochen, so hätt' er gesprochen wie ein ehrliebender und billiger Mann. Der Eseltreiber hätte ihm für die halbe Drachme noch ein Gott vergelts! gesagt; und die Stadt Abdera wäre des ungewissen Nachruhms, den ihr mein Gegentheil von diesem Eselsprozeſs verspricht, und aller der Unruhen, die daraus entstehen muſsten, so bald sich so viele groſse angesehene Herren und Damen in die Sache mischten, überhoben gewesen. Statt dessen setzt sich der Mann auf seinen eignen Esel, besteht auf seinem bodenlosen Rechte, sich vermöge seines Miethkontrakts in des Esels Schatten zu setzen so oft und so lang' er wolle, und bringt dadurch den Eseltreiber in die Hitze, daſs er vor den Stadtrichter läuft, und eine Klage anbringt, die eben so abgeschmackt ist als die Verantwortung des Beklagten.

„Ob es nun nicht, zu Statuierung eines lehrreichen Beyspiels, wohl gethan wäre, wenn dem Sykofanten Fysignatus, meinem werthesten Kollegen — als dessen Aufhetzung es ganz allein zuzuschreiben ist, daſs der Zahnbrecher den von dem ehrwürdigen Stadtrichter Filippides vorgeschlagnen billigen Vergleich nicht eingegangen — für den Dienst, den er dem Abderitischen gemeinen Wesen dadurch geleistet, die Ohren gestutzt, und allenfalls, zum ewigen Andenken, ein Paar Eselsohren dafür angesetzt würden; ingleichen, was für einen öffentlichen Dank der ehrwürdige Zunftmeister Pfriem, und die übrigen Herren, die durch ihren patriotischen Eifer Öhl ins Feuer gegossen, für ihre Mühe verdient haben möchten: überlaſst der erlauchte Erzpriester, mein Principal, dem eignen einsichtsvollen Ermessen des höchsten Gerichts der Vierhundert. Er seines Ortes wird, als angeborner Oberherr und Richter des Eseltreibers Anthrax, nicht ermangeln, ihm, zu wohl verdienter Belohnung seines in diesem Handel bewiesenen Unverstands, unmittelbar nach geendigtem Prozeſs fünf und zwanzig Prügel zuzählen zu lassen. Da aber darum das Recht des mehr besagten Eseltreibers, wegen der von dem Zahnarzte Struthion erlittnen Ungebühr, wegen des Miſsbrauchs den dieser von seinem Esel gemacht, und wegen der Weigerung einer billigen Vergütung des verursachten Zeitverlusts und Deteriorazion seines lastbaren Thieres, Genugthuung zu fordern, nichts desto weniger in seiner ganzen Kraft besteht: so begehret und erwartet der erlauchte Erzpriester von der Gerechtigkeit dieses hohen Gerichts, daſs seinem Unterthanen, ohne längern Aufschub, die gebührende vollständigste Entschädigung und Genugthuung verschafft werde.

„Euch aber (setzte er hinzu, indem er sich umdrehte und gegen das Volk kehrte) soll ich im Nahmen Jasons ankündigen, daſs alle diejenigen, die auf eine ungebührliche und aufrührische Art an der bösen Sache des Zahnbrechers Antheil genommen, so lange bis sie dafür gebührenden Abtrag gethan haben werden, von den Wohlthaten, die der Tempel Jasons alle Monate den armen Bürgern zufliеſsen läſst, ausgeschlossen seyn und bleiben sollen.“

15. KAPITEL.

Bewegungen, welche die Rede des Polyfonus verursachte. Nachtrag des Sykofanten Fysignatus. Verlegenheit der Richter.

Diese kurze und unerwartete Rede brachte auf einige Augenblicke ein tiefes Stillschweigen hervor. Der Sykofant Fysignatus schien zwar groſse Lust zu haben, sich über die Stelle, die ihn persönlich betroffen hatte, mit Hitze vernehmen zu lassen. Allein, da er die Niedergeschlagenheit bemerkte, die der Inhalt der letzten Periode seines Gegners unter dem gemeinen Volk hervorgebracht zu haben schien: so begnügte er sich, gegen die ehrenrührige Stelle von Ohrenabschneiden und andre Anzüglichkeiten sich *quaevis competentia* vorzubehalten, zuckte die Achseln, und schwieg.

Das Licht, in welches der Sykofant Polyfonus den wahren *Statum controversiae* gestellt hatte, that einen so guten Effekt, daſs unter den sämmtlichen Vierhundertmännern kaum ihrer zwanzig übrig blieben, die, nach

Abderitischer Gewohnheit, nicht versicherten, daſs sie die Sache gleich vom Anfang an eben so angesehen; und es wurde in ziemlich lebhaften Ausdrücken gegen diejenigen gesprochen, welche Schuld daran hätten, daſs eine so simple Sache zu solchen Weitläuftigkeiten getrieben worden sey. Die meisten schienen darauf anzutragen: Daſs dem Erzpriester nicht nur die für seinen Angehörigen verlangte Entschädigung und Genugthuung zugesprochen, sondern auch eine Kommission aus dem groſsen Rath niedergesetzt werden sollte, um nach der Schärfe zu untersuchen, wer die ersten Anstifter und Verhetzer dieses Handels eigentlich gewesen seyen.

Dieser Antrag brachte den Zunftmeister und diejenigen, die ihre Partey mit ihm gegen allen Erfolg zum voraus genommen hatten, auf einmahl wieder in Harnisch. Der Sykofant Fysignatus, der dadurch wieder Muth bekam, verlangte von dem Nomofylax noch einmahl zum Gehör gelassen zu werden, weil er auf die Rede seines Gegentheils etwas neues vorzubringen habe; und da ihm dieses den Rechten nach nicht versagt werden konnte, so lieſs er sich folgender Maſsen vernehmen.

„Wenn das gerechte Vertrauen zu einem so ehrwürdigen Gericht, wie das gegenwärtige, den verhaſsten Nahmen einer bestechenden

Schmeicheley, womit mein Gegentheil solches zu belegen sich nicht gescheut hat, verdient, so muſs ich mich darein ergeben, einen Vorwurf auf mir sitzen zu lassen den ich nicht vermeiden kann; und ich glaube allenfalls durch eine allzu hohe Meinung von euch, Groſsmögende Herren, weniger zu sündigen, als mein Gegner durch die Einbildung, eure Gerechtigkeit und Einsicht in einer so groben Schlinge zu fangen, als diejenige ist die er euch gelegt hat. Der Schein von gesunder Vernunft, womit er seine plumpe Vorstellungsart der Sache überstrichen, und ein Ton, den er seinem Klienten abgeborgt zu haben scheint, können höchstens eine augenblickliche Überraschung wirken: aber daſs sie die Weisheit des obersten Raths von Abdera ganz umzuwerfen vermögend seyn könnten, wäre an mir Lästerung zu fürchten, und war Unsinn an ihm zu hoffen.

„Wie? Polyfonus, anstatt die gerechte Sache seines Klienten zu behaupten, wie er vor dem ehrwürdigen Stadtgerichte und bisher immer hartnäckig gethan hat, gesteht nun auf einmahl selbst ein, daſs der Eseltreiber unrecht und unsinnig daran gethan habe, seine gegen den Zahnarzt Struthion erhobne Klage auf sein vermeintes Eigenthumsrecht an den Eselsschatten zu gründen; er bekennt öffentlich, daſs der Kläger eine unbefugte, ungegründete, frivole Klage erhoben habe; und er untersteht sich von Recht an Schadloshaltung zu schwatzen, und in dem trotzigen Ton eines Eseltreibers Genugthuung zu fordern? Was für eine neue unerhörte Art von Rechtsgelehrsamkeit, wenn der Unrecht habende Theil damit durchkäme, daſs er am Ende, wenn er sich nicht mehr anders zu helfen wüſste, selbst gestände, er habe Unrecht, und mit fünf und zwanzig Prügeln, die er sich dafür geben lieſse, und die ein Kerl wie Anthrax schon auf seinen Buckel nehmen kann, sich noch ein Recht an Entschädigung und Genugthuung erwerben könnte! Gesetzt auch, des Eseltreibers Fehler bestände bloſs darin, daſs er nicht die rechte Akzion instituiert hätte: was geht das den unschuldigen Gegentheil oder den Richter an? Jener muſs sich mit seiner Verantwortung nach der Klage richten; und dieser urtheilt über die Sache, nicht wie sie vielleicht in einem andern Licht und unter einem andern Gesichtspunkt erscheinen könnte, sondern wie sie ihm vorgetragen worden. Ich verspreche mir also im Nahmen meines Klienten, daſs, der gegentheiligen Luftstreiche ungeachtet, die vorliegende Sache nicht nach dem neuen und allen bisherigen Verhandlungen zuwider laufenden Schwunge, den ihr Polyfonus zu geben gesucht, sondern nach

Beschaffenheit der Klage und des Beweises abgeurtheilt werde. Die Rede ist in gegenwärtigem Rechtsstreite nicht von Zeitverlust und Deteriorazion des Esels, sondern von des Esels Schatten. Kläger behauptete, daſs sein Eigenthumsrecht an den Esel sich auch auf dessen Schatten erstrecke, und hat es nicht bewiesen. Beklagter behauptete, daſs er so viel Recht an des Esels Schatten habe als der Eigenthümer, oder, was allenfalls daran abgehen könnte, hab' er durch den Miethkontrakt erworben; und er hat seine Behauptung bewiesen.

„Ich stehe also hier, Groſsmögende Herren, und verlange einen richterlichen Spruch über das, was bisher den Gegenstand des Streits ausgemacht hat. Um dessentwillen allein ist gegenwärtiges höchstes Gericht niedergesetzt worden! Dieſs allein macht jetzt die Sache aus, worüber es zu erkennen hat! Und ich unterstehe michs vor diesem ganzen mich hörenden Volke zu sagen: Entweder ist kein Recht in Abdera mehr, oder meine Forderung ist gesetzmäſsig, und die Rechte eines jeden Bürgers sind darunter befangen, daſs meinem Klienten das seinige zugesprochen werde!"

Der Sykofant schwieg, die Richter stutzten, das Volk fing von neuem an zu murmeln und unruhig zu werden, und die Schatten reckten ihre Köpfe wieder empor.

Nun, sagte der Nomofylax, indem er sich an Polyfonus wandte, was hat der klägerische Anwalt hierauf beyzubringen?

„Hochgeachteter Herr Oberrichter, erwiederte Polyfonus, nichts — als alles von Wort zu Wort, was ich schon gesagt habe. Der Prozeſs über des Esels Schatten ist ein so böser Handel, daſs er nicht bald genug ausgemacht werden kann. Der Kläger hat dabey gefehlt, der Beklagte hat gefehlt, die Anwälte haben gefehlt, der Richter der ersten Instanz hat gefehlt, ganz Abdera hat gefehlt! Man sollte denken, ein böser Wind habe uns alle angeblasen, und es sey nicht so ganz richtig mit uns gewesen als wohl zu wünschen wäre. Käm' es schlechterdings darauf an, uns noch länger zu prostituieren: so sollte mirs wohl auch nicht an Athem fehlen, für das Recht meines Klienten an seines Esels Schatten eine Rede zu halten, die von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang reichen sollte. Aber, wie gesagt, wenn die Komödie die wir gespielt haben, so lange sie bloſs Komödie blieb, noch zu entschuldigen ist: so wär' es doch, dünkt mich, auf keine Weise recht, sie vor einem so ehrwürdigen Gerichte, wie der hohe Rath von Abdera ist, länger fortzuspielen. Wenigstens habe ich keinen Auftrag dazu, und überlasse euch also, Groſsmögende Herren, unter nochmahliger Wiederhohlung alles dessen, was ich im Nahmen des erlauchten und hochwürdigen Erzpriesters zu Recht gefordert habe, den Handel nun abzuurtheln und auszumachen — wie es euch die Götter eingeben werden.“

Die Richter befanden sich in groſser Verlegenheit, und es ist schwer zu sagen, was für ein Mittel sie endlich ergriffen haben würden, um mit Ehren aus der Sache zu kommen; wenn der Zufall, der zu allen Zeiten der groſse Schutzgott aller Abderiten gewesen ist, sich ihrer nicht angenommen, und diesem feinen bürgerlichen Drama eine Entwicklung gegeben hätte, deren sich einen Augenblick vorher kein Mensch versah noch versehen konnte.

---

16. KAPITEL.

Unvermuthete Entwicklung der ganzen Komödie und Wiederherstellung der Ruhe in Abdera.

Der Esel, dessen Schatten zeither (nach dem Ausdruck des Archon Onolaus) eine so seltsame Verfinsterung in den Hirnschädeln der Abderiten angerichtet hatte, war bis zu Austrag der Sache in den öffentlichen Stall der Republik abgeführt, und bisher daselbst nothdürftig verpflegt worden.

Das beste, was man davon sagen kann, ist, daſs er nicht fetter davon geworden war.

Diesen Morgen nun war es den Stallbedienten der Republik, welche wuſsten daſs der Handel zu Ende gehen sollte, auf einmahl eingefallen: der Esel, der gleichwohl eine Hauptperson bey der Sache vorstellte, sollte doch billig auch von der Partie seyn. Sie hatten ihn also gestriechelt, mit Blumenkränzen und Bändern heraus geputzt, und brachten ihn nun, unter der Begleitung und dem Nachjauchzen unzähliger Gassenjungen, in groſsem Pomp herbey geführt.

Der Zufall wollte, daſs sie in der nächsten Gasse, die in den Markt auslief, anlangten, als Polyfonus eben seinen Nachtrag geendigt hatte, und die armen Richter sich gar nicht mehr zu helfen wuſsten, das Volk hingegen, zwischen der Furcht vor dem Erzpriester, und dem neuen Stoſs den ihm die zweyte Rede des Sykofanten Fysignatus gegeben, in einer ungewissen und miſsmuthigen Art von Bewegung schwankte.

Der Lärm, den die besagten Gassenjungen um den Esel her machten, drehte jedermanns Augen nach der Seite, woher er kam. Man stutzte und drängte sich hinzu.

Ha! rief endlich einer aus dem Volke, da kommt der Esel selbst! — Er wird den Richtern wohl zu einem Ausspruch helfen wollen, sagte ein andrer. — Der verdammte Esel, rief ein dritter, er hat uns alle zu Grunde gerichtet! Ich wollte, daſs ihn die Wölfe gefressen hätten, eh' er uns diesen gottlosen Handel auf den Hals zog! —

Heyda! schrie ein Keſselflicker, der immer einer der eifrigſten Schatten geweſen war; was ein braver Abderit iſt, über den Esel her! Er soll uns die Zeche bezahlen! Laſst nicht ein Haar aus seinem schäbichten Schwanz von ihm übrig bleiben!

In einem Augenblick stürzte sich die ganze Menge auf das arme Thier, und in wenig Augenblicken war es in tausend Stücke zerriſsen. Jedermann wollte auch einen Biſsen davon haben. Man riſs, schlug, zerrte, kratzte, balgte und raufte sich darum mit einer Hitze, die gar nicht ihres gleichen hatte. Bey einigen ging die Wuth so weit, daſs sie ihren Antheil auf der Stelle roh und blutig auffraſsen; die meiſten aber liefen mit dem, was sie davon gebracht, nach Hause; und da ein jeder eine Menge hinter sich her hatte, die ihm seinen Raub mit groſsem Geschrey abzujagen suchte, so wurde der ganze Markt in wenig Minuten so leer als um Mitternacht.

Die Vierhundertmänner waren im erſten Augenblick dieses Aufruhrs, wovon sie die Ursache nicht sogleich sehen konnten, in so groſse Beſtürzung gerathen, daſs sie alle, ohne selbst zu wiſsen was sie thaten, die Mordwerkzeuge hervor zogen, die sie heimlich unter ihren Mänteln bey sich führten; und die Herren sahen einander mit keinem kleinen Erstaunen an, da auf einmahl, vom Nomofylax bis zum untersten Beysitzer, in jeder Hand ein bloſser Dolch funkelte. Als sie aber endlich sahen und hörten was es war, steckten sie geschwinde ihre Messer wieder in den Busen, und brachen allesammt, gleich den Göttern im ersten Buche der Ilias, in ein unauslöschliches Gelächter aus.

Dank sey dem Himmel! rief endlich, nachdem die sehr ehrwürdigen Herren wieder zu sich selbst gekommen waren, der Nomofylax lachend aus: mit aller unsrer Weisheit hätten wir der Sache keinen schicklichern Ausgang geben können. Wozu wollten wir uns nun noch länger die Köpfe zerbrechen? Der Esel, der unschuldige Anlaſs dieses leidigen Handels, ist (wie es zu gehen pflegt) das Opfer davon geworden: das Volk hat sein Müthchen an ihm abgekühlt; und es kommt jetzt nur auf eine gute Entschlieſsung von unsrer Seite an, so kann dieser Tag, der noch kaum so aussah als ob er ein trübes Ende nehmen würde, ein Tag der Freude und Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe werden. Da der Esel selbst nicht mehr ist, was hälf' es noch lange über seinen Schatten zu rechten? Ich trage also darauf an: daſs diese ganze Eselssache hiermit öffentlich für geendigt und abgethan genommen, beiden Theilen, unter Vergütung aller ihrer Kosten und Schäden aus der Stadt-Renterey, ein ewiges Stillschweigen auferlegt, dem armen Esel aber auf gemeiner Stadt Kosten ein Denkmahl aufgerichtet werde, das zugleich uns und unsern Nachkommen zur ewigen Erinnerung diene, wie leicht eine groſse und blühende Republik sogar um eines Eselsschattens willen hätte zu Grunde gehen können.

Jedermann klatschte dem Antrag des Nomofylax seinen Beyfall zu, als dem klügsten und billigsten Auswege, den man nach Gestalt der Sachen treffen könne. Beide Parteyen konnten damit zufrieden seyn, und die Republik erkaufte ihre Beruhigung und Verhütung gröſseren Schimpfs und Unheils noch immer wohlfeil genug. Der Schluſs wurde also von den Vierhundertmännern einhellig diesem Vortrage gemäſs abgefaſst, wiewohl es einige Mühe kostete, den Zunftmeister Pfriem dahin zu bringen daſs er nicht den Ungeraden machte; und der groſse Rath, mit seiner marzialischen Bürgerwache im Vor- und Hintertreffen, begleitete den Nomofylax bis vor seine Wohnung zurück, wo er die Herren Kollegen sammt und sonders auf den Abend zu einem groſsen Koncert einlud, welches er ihnen zu Befestigung der wieder hergestellten Eintracht zum besten geben wollte.

Der Erzpriester Agathyrsus erlieſs dem Eseltreiber nicht nur die versprochnen fünf und zwanzig Prügel, sondern schenkte ihm noch obendrein drey schöne Maulesel aus seinem eignen Stalle, mit dem ausdrücklichen Verbot, keine Schadloshaltung aus dem Abderitischen Stadtseckel anzunehmen. Des folgenden Tages gab er den sämmtlichen Schatten aus dem kleinen und groſsen Rath ein prächtiges Gastmahl; und am Abend lieſs er unter die gemeinen Bürger von allen Zünften eine halbe Drachme auf den Mann austheilen, um dafür auf seine und aller guten Abderiten Gesundheit zu trinken. Diese Freygebigkeit gewann ihm auf einmahl wieder alle Herzen: und da die Abderiten ohnehin (wie wir wissen) Leute waren, denen es nichts kostete von einer Extremität zur andern überzugehen; so ist es, bey einem so edeln Betragen des bisherigen Oberhauptes der stärkern Partey, nicht zu bewundern, daſs die Nahmen von Eseln und Schatten in kurzem gar nicht mehr gehört wurden. Die Abderiten lachten jetzt selbst über ihre Thorheit, als einen Anstoſs von fiebrischer Raserey, der nun, Gottlob! vorüber sey. Einer ihrer Balladenmänner (deren sie sehr viele und sehr schlechte hatten) eilte was er konnte, die ganze Geschichte in ein Gassenlied zu bringen, das sogleich auf allen Straſsen gesungen wurde; und der Dramenmacher Thlaps ermangelte nicht, binnen wenigen Wochen sogar eine Komödie daraus zu verfertigen, wozu der Nomofylax eigenhändig die Musik komponierte.

Dieses schöne Stück wurde öffentlich mit groſsem Beyfall aufgeführt, und beide vormahlige Parteyen lachten so herzlich darin, als ob die Sache sie gar nichts anginge.

Demokrit, der sich von dem Erzpriester hatte bereden lassen mit in dieſs Schauspiel zu gehen, sagte beym Herausgehen: Diese Ähnlichkeit mit den Athenern muſs man den Abderiten wenigstens eingestehen, daſs sie recht treuherzig über ihre eignen Narrenstreiche lachen können. Sie werden zwar nicht weiser darum: aber es ist immer schon viel gewonnen, wenn ein Volk leiden kann daſs ehrliche Leute sich über seine Thorheiten lustig machen, und mitlacht, anstatt, wie die Affen, tückisch darüber zu werden.

Es war die letzte Abderitische Komödie, in welche Demokrit in seinem Leben ging: denn bald darauf zog er mit Sack und Pack aus der Gegend von Abdera weg, ohne einem Menschen zu sagen wo er hinginge; und von dieser Zeit an hat man keine weitere Nachrichten von ihm.

FÜNFTES BUCH.

Die Frösche der Latona.

1. Kapitel.

Erste Quelle des Übels, welches endlich den Untergang der Abderitischen Republik nach sich zog. Politik des Erzpriesters Agathyrsus. Er läſst einen eignen öffentlichen Froschgraben anlegen. Nähere und entferntere Folgen dieses neuen Instituts.

Die Republik Abdera genoſs einige Jahre auf die eben so gefährlichen als — Dank ihrem gutlaunigen Genius! — so glücklich abgelaufnen Bewegungen wegen des Eselsschattens der vollkommensten Ruhe von innen und auſsen; und wenn es natürlicher Weise möglich wäre daſs Abderiten sich lange wohl befinden könnten, so hätte man, dem Anschein nach, ihrem Wohlstande die längste Dauer versprechen sollen. Aber, zu ihrem Unglück, arbeitete eine ihnen allen verborgene Ursache, ein geheimer Feind, der desto gefährlicher war weil sie ihn in ihrem eignen Busen herum trugen, unvermerkt an ihrem Untergange.

Die Abderiten verehrten (wie wir wissen) seit undenklichen Zeiten die Latona als ihre Schutzgöttin.

So viel sich auch immer mit gutem Fug gegen den Latonendienst einwenden läſst, so war es nun einmahl ihre von Voraltern auf sie geerbte Volks- und Staatsreligion; und sie waren in diesem Stücke nicht schlimmer daran, als alle übrigen Griechischen Völkerschaften. Ob sie, wie die Athener, Minerven, oder Juno wie die von Samos, oder Dianen wie die Efesier, oder die Grazien wie die Orchomenier, oder ob sie Latonen verehrten, darauf kams nicht an: eine Religion muſsten sie haben, und in Ermangelung einer bessern war eine jede besser als gar keine.

Aber der Latonendienst hätte auch ohne den Froschgraben bestehen können. Wozu hatten sie nöthig, den einfältigen Glauben der alten Tejer, ihrer Voraltern, durch einen so gefährlichen Zusatz aufzustutzen? Wozu die Frösche der Latona, da sie die Latona selbst hatten?

Oder, wenn sie ja ein sichtbares Denkmahl jener wundervollen Verwandlung der Lycischen Bauern zur Nahrung ihres Abderitischen Glaubens bedurften; hätte ein halbes Dutzend ausgestopfte Froschhäute, mit einer schönen goldnen Inschrift in einer Kapelle des Latonentempels aufgestellt, mit einem brokatnen Tuch umschleiert, und alle Jahre mit gehörigen Feierlichkeiten dem Volke vorgezeigt, ihrer Einbildungskraft nicht die nehmlichen Dienste gethan?

Demokrit, ihr guter Mitbürger, — aber zum Unglück ein Mann dem man nichts glauben konnte, weil er in dem bösen Rufe stand daſs er selbst nichts glaube — hatte, während er sich unter ihnen aufhielt, bey Gelegenheit zuweilen ein Wort davon fallen lassen: daſs man des Guten, zumahl wo Frösche mit im Spiele wären, leicht zu viel thun könne. Und da seine Ohren, nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit, an das liebliche Wreckeckeck Koax Koax, das ihm zu Abdera Tag und Nacht um die Ohren schnarrte, nicht so gewöhnt waren, als

die etwas dicken Ohren seiner Landsleute: so hatte er ihnen einigemahl nachdrückliche Vorstellungen gegen ihre Deisibatrachie (wie ers nannte) gethan, und ihnen öfters bald im Scherz, bald im Ernst, vorher gesagt, daſs, wenn sie nicht in Zeiten Vorkehrung thäten, ihre quakenden Mitbürger sie endlich aus Abdera hinaus quaken würden. Die Vornehmern konnten über diesen Punkt sehr gut Scherz vertragen; denn sie wollten wenigstens nicht dafür angesehen seyn, als ob sie mehr von den Fröschen der Latona glaubten als Demokrit selbst. Aber das Übel war, daſs er sie weder durch Schimpf noch Ernst dahin bringen konnte, die Sache aus einem vernünftigen Gesichtspunkte zu beherzigen. Scherzte er darüber, so scherzten sie mit; sprach er ernsthaft, so lachten sie über ihn, daſs er über so was ernsthaft seyn könne. Und so blieb es denn, Einwendens ungeachtet, wie in allen Dingen so auch hierin zu Abdera immer — beym alten Brauch.

Indessen wollte man doch bereits zu Demokrits Zeiten eine gewisse Lauigkeit in Absicht auf die Frösche unter der edeln Abderitischen Jugend wahrgenommen haben. Wenigstens stimmte der Priester Strobylus öfters groſse Klaglieder darüber an, daſs die meisten guten Häuser die Froschgräben, die sie von Alters her in ihren Gärten unterhalten hätten, unvermerkt eingehen lieſsen, und der gemeine Mann beynahe der einzige sey, der in diesem Stücke noch an dem löblichen alten Brauch hange, und seine Ehrfurcht für den geheiligten Teich auch durch freywillige Gaben zu Tage lege.

Wer sollte nun bey so bewandten Sachen vermuthet haben, daſs gerade unter allen Abderiten derjenige, auf den am wenigsten ein Verdacht, daſs er an der Deisibatrachie krank sey, fallen konnte, — daſs der Erzpriester Agathyrsus der Mann war, der, bald nach Endigung der Fehde zwischen den Eseln und Schatten, dem erkalteten Eifer der Abderiten für die Frösche wieder ein neues Leben gab?

Gleichwohl ist es unmöglich, ihn von diesem seltsamen Widerspruch zwischen seiner innern Überzeugung und seinem äuſserlichen Betragen frey zu sprechen; und wenn wir nicht bereits von seiner Art zu denken unterrichtet wären, würde das letztere kaum zu erklären seyn. Aber wir kennen diesen Priester als einen ehrsüchtigen Mann. Er hatte sich während der letzten Unruhen an der Spitze einer mächtigen Partey gesehen, und hatte keine Lust, dieses Vergnügen gegen ein geringeres Äquivalent zu vertauschen, als einen fortdauernden Einfluſs auf die ganze wieder beruhigte Republik; eine Sache, die er nunmehr durch kein gewisseres Mittel erhalten konnte, als durch eine groſse Popularität und eine Gefälligkeit gegen die Vorurtheile des Volks, die ihm um so weniger kostete, da er (wie so viele seines gleichen) die Religion bloſs als eine politische Maschine ansah, und im Grunde äuſserst gleichgültig darüber war, ob es Frösche oder Eulen oder Hammelsfelle seyen, was ihm die freyeste und sicherste Befriedigung seiner Lieblingsleidenschaften gewährte.

Diesem nach also, und um sich auf die wohlfeilste Art bey dem Volke in Ansehen und Einfluſs zu erhalten, verbannte er bald nach Endigung des Schattenkriegs nicht nur die Störche, über welche die Froschpfleger Klage geführt hatten, aus allen Gerichten und Gebieten des Jasontempels; sondern er trieb die Gefälligkeit gegen seine neuen Freunde so weit, daſs er mitten auf einer Esplanade (die einer seiner Vorfahren zu einem öffentlichen Spazierplatz gewidmet hatte) einen Teich graben lieſs, und sich zu Besetzung desselben auf eine sehr verbindliche Art einige Fässer mit Froschleich aus dem geheiligten Teiche von dem Oberpriester

Strobylus ausbat; welche ihm denn auch, nach einem der Latona gebrachten feierlichen Opfer, in Begleitung des ganzen Abderitischen Pöbels mit groſsem Prunk zugeführt wurden.

Von diesem Tage an war Agathyrsus der Abgott des Volks, und ein Froschgraben, zu rechter Zeit angelegt, verschaffte ihm, was er sonst mit aller Politik, Wohlredenheit und Freygebigkeit nie erlangt haben würde. Er herrschte, ohne die Rathsstube jemahls zu betreten, so unumschränkt in Abdera als ein König; und weil er den Rathsherren und Zunftmeistern alle Wochen zwey- oder dreymahl zu essen gab, und ihnen seine Befehle nie anders als in vollen Bechern von Chierwein insinuierte, so hatte niemand etwas gegen einen so liebenswürdigen Tyrannen einzuwenden. Die Herren glaubten nichts desto weniger auf dem Rathhause ihre eigne Meinung zu sagen, wenn ihre Vota gleich nur der Wiederhall der Schlüsse waren, welche Tages zuvor im Speisesahl des Erzpriesters abgefaſst wurden.

Agathyrsus war der erste, der sich unter vertrautern Freunden über seinen neuen Froschgraben lustig machte. Aber das Volk hörte nichts davon. Und da sein Beyspiel auf die Edeln von Abdera mehr wirkte als seine Scherze: so hätte man den Wetteifer sehen sollen, womit sie, um ebenfalls Proben von ihrer Popularität abzulegen, entweder die vertrockneten Froschgräben in ihren Gärten wieder herstellten, oder neue anlegten wo noch keine gewesen waren.

Wie in Abdera alle Thorheiten ansteckend waren, so blieb auch von dieser niemand frey. Anfangs war es bloſse Mode, eine Sache die zum guten Ton gehörte. Ein Bürger von einigem Vermögen würde sichs zur Schande gerechnet haben, hierin hinter seinem vornehmern Nachbar zurück zu bleiben. Aber unvermerkt wurde es ein Erforderniſs zu einem guten Bürger; und wer nicht wenigstens eine kleine Froschgrube innerhalb seiner vier Pfähle aufweisen konnte, würde für einen Feind Latonens und für einen Verräther am Vaterlande ausgeschrien worden seyn.

Bey einem so warmen Eifer der Privatpersonen ist leicht zu erachten, daſs der Senat, die Zünfte und übrigen Kollegien nicht die letzten waren, der Latona gleiche Beweise ihrer Devozion zu geben. Jede Zunft lieſs sich ihren eignen Froschzwinger graben. Auf jedem öffentlichen Platze der Stadt, ja sogar vor dem Rathhause (wo die Kräuter- und Eyerweiber ohnehin Lärms genug machten) wurden groſse mit Schilf und Rasen eingefaſste Wasserbehälter zu diesem Ende angelegt; und das Polizey-Kollegium, welches hauptsächlich die Verschönerung der Stadt in seinen Pflichten hatte, kam endlich gar auf den Einfall, durch die Spaziergänge, womit Abdera rings umgeben war, zu beiden Seiten schmale Kanäle ziehen und mit Fröschen besetzen zu lassen. Das Projekt wurde vor Rath gebracht und ging ohne Widerspruch durch; wiewohl man sich genöthigt sah, um diese Kanäle und die übrigen öffentlichen Froschteiche mit dem benöthigten Wasser zu versehen, den Fluſs Nestus beynahe gänzlich abgraben zu lassen. Weder die Kosten, die durch alle diese Operazionen der Stadtkasse aufgeladen wurden, noch der vielfältige Nachtheil, der aus dem Abgraben des Flusses entstand, wurden in die mindeste Betrachtung gezogen; und als ein junger Rathsherr nur im Vorbeygehn erwähnte, daſs der Nestus nahe am Eintrocknen wäre, rief einer von den Froschpflegern: Desto besser! so haben wir einen groſsen Froschgraben mehr, ohne daſs es der Republik einen Häller kostet.

Wer sich bey diesem (freylich nur in Abdera möglichen) Enthusiasmus für die Verschönerung der Stadt durch Froschgräben am besten befand, waren die Priester des Latonentempels. Denn, ungeachtet sie den Leich aus dem heiligen Teiche sehr wohlfeil, nehmlich den Abderitischen Cyathus (der ungefähr ein Nöſsel unsers Maſses betragen mochte) nur für zwey Drachmen verkauften: so wollte doch jemand berechnet haben, daſs sie in den ersten zwey bis drey Jahren, da die Schwärmerey am wirksamsten war, über fünf tausend Dariken damit gewonnen hätten. Die Summe scheint uns bey allem dem zu hoch angesetzt; wiewohl nicht zu läugnen ist, daſs sie sich für den Leich, den sie der Republik ablieferten, das Doppelte aus der Baukasse bezahlen lieſsen.

Übrigens dachte in ganz Abdera niemand an die Folgen dieser schönen Anstalten. Die Folgen kamen, wie gewöhnlich, von sich selbst. Aber weil sie nicht auf einmahl da standen, so währte es nicht nur eine geraume Zeit bis man sie bemerkte; sondern da sie endlich auffallend genug wurden, um nicht länger, sogar von Abderiten, übersehen zu werden, so konnten diese noch, trotz ihrem bekannten Scharfsinn, die Quelle derselben nicht ausfündig machen. Die Abderitischen Ärzte zerbrachen sich die Köpfe, um zu errathen woher es käme, daſs Schnupfen, Flüsse und Hautkrankheiten aller Arten von Jahr zu Jahr so mächtig überhand nahmen, und so hartnäckig wurden, daſs sie aller ihrer Kunst und aller Niesewurz von Anticyra Trotz boten. Kurz, Abdera mit der ganzen Gegend umher war beynahe in einen allgemeinen unabsehbaren Froschteich verwandelt, eh' es einem ihrer politischen Spitzköpfe einfiel, die Frage aufzuwerfen: Ob eine grenzenlose Vermehrung der Froschmenge dem Staat nicht vielleicht mehr Schaden thun könnte, als die Vortheile, die man sich davon versprach, jemahls wieder gut zu machen vermöchten?

---

2. Kapitel.

Karakter des Filosofen Korax. Nachrichten von der Akademie der Wissenschaften zu Abdera. Korax wirft in derselben eine verfängliche Frage in Betreff der Latonenfrösche, und sich selbst zum Haupt der Gegenfröschler auf. Betragen der Latonenpriester gegen diese Sekte, und wie sie bewogen wurden, selbige für unschädlich anzusehen.

Der merkwürdige Kopf, der zuerst die Wahrnehmung machte, daſs die Menge der Frösche in Abdera in der That übermäſsig sey, und mit der Anzahl und dem Bedürfniſs der zweybeinigen unbefiederten Einwohner ganz und gar in keinem Verhältniſs stehe, nannte sich Korax. Es war ein junger Mann von gutem Hause, der sich etliche Jahre zu Athen aufgehalten, und in der Akademie (wie die von Plato gestiftete Filosofenschule bekannter Maſsen genannt wurde) gewisse Grundsätze eingesogen hatte, die den Fröschen der

Latona nicht allzu günstig waren. Die Wahrheit zu sagen, Latona selbst hatte durch seinen Aufenthalt zu Athen so viel bey ihm verloren, daſs es kein Wunder war, wenn er ihre Frösche nicht mit aller der Ehrfurcht ansehen konnte, die von einem orthodoxen Abderiten gefordert wurde. — „Eine jede schöne Frau ist eine Göttin, pflegte er zu sagen, wenigstens eine Göttin der Herzen; und Latona war unstreitig eine sehr schöne Frau: aber was geht das die Frösche an? und — die Sache bloſs menschlich und im Lichte der Vernunft betrachtet — was gehen am Ende die Frösche Latonen an? Gesetzt aber auch, die Göttin — für die ich übrigens alle Ehrfurcht hege, die einer schönen Frau und einer Göttin gebührt — gesetzt, sie habe die Frösche vor allem andern Geziefer und Ungeziefer der Welt in ihren besondern Schutz genommen: folgt denn daraus, daſs man der Frösche nie zu viel haben könne?“

Korax war, als er so zu vernünfteln anfing, ein Mitglied der Akademie, welche in Abdera zur Nachahmung der Athenischen gestiftet worden war. Diese Akademie war ein kleiner in Spaziergänge ausgehauener Wald, ganz nahe bey der Stadt; und da sie unter dem Schutze des Senats stand und auf gemeiner

Stadt Kosten angelegt worden war: so hatten die Herren von der Polizey-Kommission nicht ermangelt, sie reichlich mit Froschgräben zu versehen. Die Glieder der Akademie fanden sich zwar nicht selten durch den eintönigen Korgesang dieser quakenden Filomelen in ihren tiefsinnigen Betrachtungen gestört. Allein, da dieſs an jedem andern Orte in und um die Stadt Abdera eben so wohl der Fall gewesen wäre: so hatten sie sich immer in Geduld darein ergeben; oder, richtiger zu reden, man war des Froschgesangs in Abdern so gewohnt, daſs man nicht mehr davon hörte, als die Einwohner um Katadupa von dem groſsen Nilfall, in dessen Nachbarschaft sie leben, oder als die Anwohner irgend eines andern Wasserfalls in der Welt.

Allein mit Korax, dessen Ohren durch seinen Aufenthalt zu Athen die Empfindlichkeit, die allen gesunden menschlichen Ohren natürlich ist, wieder erlangt hatten, war es eine andre Sache. Man wird es also nicht befremdlich finden, daſs er gleich bey der ersten Sitzung, welcher er beywohnte, die spitzige Anmerkung machte: er glaube, das Käuzlein der Minerva qualificiere sich ungleich besser zu einem auſserordentlichen Mitgliede der Akademie als die Frösche der Latona. — „Ich weiſs nicht, meine Herren, wie Sie die Sache ansehen, setzte er hinzu: aber, mir däucht, die Frösche haben seit einigen Jahren auf eine ganz unbegreifliche Art in Abdera zugenommen."

Die Abderiten waren ein dumpfes Völklein, wie wir alle wissen; und es gab vielleicht (eine einzige berühmte Nazion allenfalls ausgenommen) kein andres in der Welt, das in der sonderbaren Eigenschaft, einen Wald vor lauter Bäumen nicht sehen zu können, ihnen den Vorzug streitig machen konnte. Aber dieſs muſste man ihnen lassen, so bald es nur Einem unter ihnen einfiel, eine Bemerkung zu machen, die jedermann eben so gut hätte machen können als er, wiewohl sie niemand vor ihm gemacht hatte; so schienen sie allesammt plötzlich aus einem langen Schlaf zu erwachen, sahen nun auf einmahl — was ihnen vor der Nase lag, wunderten sich über die gemachte Entdeckung, und glaubten demjenigen sehr verbunden zu seyn der ihnen dazu verholſen hatte. In der That, antworteten die Herren von der Akademie, die Frösche haben seit einiger Zeit auf eine ganz unbegreifliche Art zugenommen.

„Wenn ich sagte, auf eine ganz unbegreifliche Art, (versetzte Korax) so will ich damit keineswegs gesagt haben, daſs etwas übernatürliches in der Sache sey. Im Grunde ist nichts begreiflicher, als daſs die Frösche sich an einem Orte vermehren müssen, wo man solche Anstalten zu ihrer Unterhaltung vorkehrt wie zu Abdera: das Unbegreifliche liegt (meiner geringen Meinung nach) bloſs darin, wie die Abderiten einfältig genug seyn können diese Anstalten vorzukehren?"

Die sämmtlichen Mitglieder der Akademie stutzten über die Freyheit dieser Rede, sahen einander an, und schienen verlegen zu seyn was sie von der Sache denken sollten.

„Ich rede bloſs menschlicher Weise," sagte Korax.

Wir zweifeln nicht daran, versetzte der Präsident der Akademie, der ein Rathsherr und einer von den Zehnmännern war; allein die Akademie hat sichs bisher zum Gesetz gemacht, dergleichen schlüpfrige Materien, auf welchen die Vernunft so leicht ausglitschen kann, lieber gar nicht zu berühren —

„Die Akademie zu Athen hat sich kein solches Gesetz gemacht, fiel ihm Korax ein:

wenn man nicht über alles filosofieren darf, so wärs eben so gut man filosofierte über — gar nichts."

Über alles, sagte der Präsident-Zehnmann mit einer bedenklichen Miene, nur nicht über Latonen und —

„Ihre Frösche?" — setzte Korax lächelnd hinzu. Dieſs wars auch wirklich, was der Präsident hatte sagen wollen: aber bey dem Wörtchen und überfiel ihn eine Art von Beklemmung, als ob er wider Willen fühlte, daſs er im Begriff sey eine Albernheit zu sagen; und so hielt er plötzlich mit offnem Munde ein, und überlieſs es Koraxen, die Periode zu vollenden.

„Ein jedes Ding kann von sehr vielerley Seiten und in mancherley Lichte betrachtet werden, fuhr Korax fort; und dieſs zu thun, ist (däucht mir) gerade was dem Filosofen zukommt, und was ihn von dem dummen undenkenden Haufen unterscheidet. Unsere Frösche, zum Beyspiel, können als Frösche schlechtweg, und als Frösche der Latona betrachtet werden. Denn in so fern sie Frösche schlechtweg sind, sind sie weder mehr noch weniger Frösche als andre. Ihr Verhältniſs gegen die Abderiten ist in so fern ungefähr das nehmliche, wie das Verhältniſs aller übrigen Frösche zu allen übrigen Menschen; und in so fern kann nichts unschuldiger seyn, als zu untersuchen, ob die Froschmenge in einem Staate mit der Volksmenge in gehörigem Verhältniſs stehe oder nicht? — und, wofern sich fände daſs der Staat einen groſsen Theil mehr Frösche ernähren müſste als er nöthig hätte, die diensamsten Mittel vorzuschlagen, wodurch ihre übermäſsige Menge vermindert werden könnte.“

Korax spricht verständig, sagten etliche junge Akademisten.

„Ich rede bloſs menschlicher Weise von der Sache,“ sagte Korax.

Ich wollte lieber daſs wir gar nicht davon angefangen hätten, sagte der Präsident.

Dieſs war der erste Funke, den Korax in die schwindligen Köpfe einiger naseweisen jungen Abderiten warf. Unvermerkt wurde er zum Haupt und Worthalter einer Sekte, von deren Grundsätzen und Meinungen in Abdera nicht allzu vortheilhaft gesprochen wurde. Man beschuldigte sie nicht ohne Grund, daſs sie nicht nur unter sich, sondern sogar in groſsen Gesellschaften und auf den öffentlichen Spazierplätzen behaupteten: „Es lasse sich mit keinem einzigen triftigen Grunde beweisen, daſs die Frösche der Latona etwas besseres als gemeine Frösche wären; die Sage, daſs sie von den Milischen Froschbauern oder Bauerfröschen abstammten, wäre ein albernes Volksmährchen; und selbst die alte Tradizion, daſs Jupiter die besagten Bauern, weil sie Latonen mit ihren Zwillingen nicht aus ihrem Teiche hätten trinken lassen wollen, in Frösche verwandelt habe, sey etwas woran man allenfalls zweifeln könnte, ohne sich eben darum an Jupitern oder Latonen zu versündigen. Es möchte aber auch damit seyn wie es wollte, so sey es doch ungereimt, aus Devozion gegen die schöne Latona die ganze Stadt und Republik Abdera zu einer Froschpfütze zu machen;“ — und was dergleichen Behauptungen mehr waren, die, so simpel und vernunftmäſsig sie auch uns heutiges Tages vorkommen, zu Abdera gleichwohl (zumahl in den Ohren der Latonenpriester) sehr übel klingend gefunden wurden, und dem Filosofen Korax und seinen Anhängern den verhaſsten Nahmen Batrachomachen oder Gegenfröschler zuzogen; einen Titel, dessen sie sich jedoch um so weniger schämten, weil es ihnen gelungen war, beynahe die ganze junge und schöne Welt mit ihren freyen Meinungen anzustecken.

Die Priester des Latonentempels und das hohe Kollegium der Froschpfleger ermangelten nicht, bey jeder Gelegenheit ihr Miſsfallen an dem muthwilligen Witze der Gegenfröschler zu zeigen; und der Oberpriester Stilbon vermehrte aus dieser Veranlassung sein Buch, von den Alterthümern des Latonentempels, mit einem groſsen Kapitel über die Natur der Latonenfrösche. Indessen hatten sie einen sehr wesentlichen Beweggrund es dabey bewenden zu lassen; und dieser war: daſs, ungeachtet der freygeisterischen Denkart über die Frösche, welche Korax in Abdera zur Mode gemacht hatte, nicht ein einziger Froschgraben in und um die Stadt weniger zu sehen war als zuvor. Korax und seine Anhänger waren schlau genug gewesen, zu merken, daſs sie sich die Freyheit, „von den Fröschen überlaut zu denken was sie wollten,“ nicht wohlfeiler erkaufen könnten, als wenn sie es, was die Ausübung betraf, gerade eben so machten wie alle andre Leute. Ja, der weise Korax, als derjenige auf den man am meisten Acht gab, und der es für sicherer hielt, lieber zu viel als zu wenig zu thun, hatte, gleich nach seiner Aufnahme in die Akademie, auf seinem angeerbten Grund und Boden einen der schönsten Froschgräben in ganz Abdera angelegt, und mit einer beträchtlichen Menge schöner wohl beleibter Frösche aus dem geheiligten Teiche besetzt, wovon er den Priestern jedes Stück mit vier Drachmen bezahlte. Dieſs war eine Höflichkeit, für welche diese Herren, so wenig sie sich ihm auch sonst dafür verbunden halten mochten, doch um des guten Beyspiels willen nicht umhin konnten dankbar zu scheinen; zumahl da diese nehmliche Handlung des so genannten Filosofen hinlänglichen Vorwand gab, diejenigen, die sich an seinen freyen Meinungen und witzigen Einfällen hätten ärgern mögen, zu überzeugen, daſs es ihm nicht Ernst damit sey. Seine Zunge ist schlimmer als sein Gemüth, pflegten sie zu sagen: er will dafür angesehen seyn, als ob er zu viel Witz hätte um zu denken wie andre Leute; aber im Grund ists bloſse Ziererey. Wenn er nicht im Herzen eines bessern überzeugt wäre, würde er wohl seine freygeisterischen Meinungen durch seine Handlungen widerlegen? Man muſs solche Leute nicht nach dem was sie sprechen beurtheilen, sondern nach dem was sie thun.

Bey allem dem ist nicht zu läugnen, daſs Korax unter der Hand mit keinem geringern Anschlag umging, als — gleich einem neuen Herkules, Theseus oder Harmodius — sein Vaterland von den Fröschen zu befreyen; von welchen es, wie er zu sagen pflegte, mit gröſserm Unheil bedroht würde, als alle die Ungeheuer, Räuber und Tyrannen, von denen jene Heroen das ihrige befreyten, jemahls in ganz Griechenland angerichtet hätten.

3. Kapitel.

Ein unglücklicher Zufall nöthigt den Senat von der unmäſsigen Froschmenge in Abdera Notiz zu nehmen. Unvorsichtigkeit des Rathsherrn Meidias. Die Majora beschlieſsen ein Gutachten der Akademie einzuhohlen. Der Nomofylax Hypsiboas protestiert gegen diesen Schluſs, und eilt den Oberpriester Stilbon dagegen in Bewegung zu setzen.

Das Ungemach, das die Abderiten von der ungeheuern Vermehrung ihrer heiligen Frösche erduldeten, wurde inzwischen von Tag zu Tag drückender, ohne daſs der damahlige Archon Onokradias (ein Schwestersohn des berühmten Onolaus, und, die Wahrheit zu sagen, der lockerste Kopf, der jemahls am Ruder von Abdera gewackelt hatte) vermocht werden konnte, die Sache vor den Senat zu bringen — bis bey einer groſsen Feierlichkeit, wo der Rath und die ganze Bürgerschaft in Procession durch die Hauptstraſsen ziehen muſste, das Unglück geschah, daſs ein paar Dutzend Frösche, die sich zu weit aus ihren

Gräben heraus gewagt hatten, im Gedränge des Volks zertreten wurden, und, aller schleunig vorgekehrten Hülfe ungeachtet, jämmerlich ums Leben kamen.

Dieser Vorfall schien so bedenklich, daſs sich der Archon genöthiget fand eine auſserordentliche Rathsversammlung ansagen zu lassen, um zu berathschlagen, was für eine Genugthuung die Stadt für dieses zwar unvorsetzliche aber nichts desto weniger höchst unglückliche Sakrilegium der Latona zu leisten hätte, und durch was für Vorkehrungen einem ähnlichen Unglücke fürs künftige vorgebaut werden könnte?

Nachdem eine gute Weile viel Abderitische Plattheiten über die Sache vorgetragen worden waren, platzte endlich der Rathsherr Meidias, ein Verwandter und Anhänger des Filosofen Korax, heraus: „Ich begreife nicht, warum die Herren um ein halb Schock Frösche mehr oder weniger ein solches Aufheben machen mögen. Jedermann ist überzeugt, daſs die Sache ein bloſser Zufall war, den uns Latona unmöglich übel nehmen kann; und, weil das Schicksal, das über Götter, Menschen und Frösche zu befehlen hat, doch nun einmahl den Untergang einiger quakenden Geschöpfe bey dieser Gelegenheit verhängen wollte, möchtens doch anstatt vier und zwanzig eben so viele Myriaden gewesen seyn!" -

Es waren unter allen Rathsherren vielleicht nicht fünf, die in ihrem Hause oder in Privatgesellschaften (wenigstens seit Korax zuerst die Entdeckung gemacht) nicht tausendmahl über die allzu grofse Vermehrung der Frösche geklagt hätten. Gleichwohl, da es in vollem Senat noch nie darüber zur Sprache gekommen war, stutzte jedermann über die Kühnheit des Rathsherrn Meidias, nicht anders als ob er der Latona selbst an die Kehle gegriffen hätte. Einige alte Herren sahen so erschrocken aus, als ob sie erwarteten, dafs ihr Herr Kollege für diese verwegene Rede auf der Stelle zum Frosch werden würde.

„Ich hege alle gebührende Achtung für den geheiligten Teich, (fuhr Meidias, der alles wohl bemerkte, ganz gelassen fort) aber ich berufe mich auf die innere Überzeugung aller Menschen deren Mutterwitz noch nicht ganz eingetrocknet ist, ob jemand unter uns ohne Unverschämtheit läugnen könne, dafs die Menge der Frösche in Abdera ungeheuer ist?"

Die Rathsherren hatten sich indessen von ihrem ersten Schrecken wieder erhohlt; und wie sie sahen, dafs Meidias noch immer in seiner eignen Gestalt da saſs, und ungestraft hatte sagen dürfen was sie im Grunde allesammt als Wahrheit fühlten, so fing einer nach dem andern an zu bekennen; und nach einer kleinen Weile zeigte sichs, daſs der ganze Senat einhellig der Meinung war: es wäre zu wünschen, daſs der Frösche in Abdera weniger seyn möchten.

Man ist in seinem eignen Hause nicht mehr vor ihnen sicher, sagte einer. — Man kann nicht über die Straſse gehen, ohne Gefahr zu laufen einen oder ein paar mit jedem Tritte zu zerquetschen, sagte ein andrer. — Man hätte der Freyheit, Froschgräben anzulegen, gleich Anfangs Schranken setzen sollen, sagte ein dritter. — Wär' ich damahls im Senat gewesen, da die Stiftung der öffentlichen Froschteiche beschlossen wurde, ich würde meine Stimme nimmermehr dazu gegeben haben, sagte ein vierter. — Wer hätte aber auch gedacht, daſs sich die Frösche in wenig Jahren so unmenschlich vermehren würden? sagte ein fünfter. — Ich sah es wohl vorher, sagte der Präsident der Akademie; aber ich habe mir zum Gesetz gemacht, mit den Priestern der Latona in Frieden zu leben.

Ich auch, sagte Meidias; aber unsre Umstände werden dadurch nichts gebessert.

Was ist also bey so gestalten Sachen anzufangen, meine Herren? fragte endlich in seinem gewöhnlichen nieselnden Tone der Archon Onokradias.

Da sitzt eben der Knoten! antworteten die Rathsherren aus Einem Munde. Wenn uns nur jemand sagen wollte was anzufangen ist?

Was anzufangen ist? rief Meidias hastig, und hielt plötzlich wieder ein.

Es erfolgte eine allgemeine Stille in der Rathsstube. Die weisen Männer lieſsen ihre Häupter auf die Brust fallen, und schienen mit Anstrengung aller ihrer Gesichtsmuskeln nachzusinnen was anzufangen sey?

Aber wofür haben wir denn eine Akademie der Wissenschaften in Abdera? rief nach einer Weile der Archon zu allgemeiner Verwunderung aller Anwesenden. Denn man hatte ihn seit seiner Erwählung zum Archontat noch nie seine Meinung in einer rhetorischen Figur vorbringen hören.

Der Gedanke Seiner Hochweisheit ist unverbesserlich, versetzte der Rathsherr Meidias: man trage der Akademie auf, ihr Gutachten zu geben, durch was für Mittel —

Das ists eben, was ich meine, unterbrach ihn der Archon: wofür haben wir eine Akademie, wenn wir uns mit dergleichen subtilen Fragen die Köpfe zerbrechen sollen?

Vortrefflich! rief eine Menge dicker Rathsherren, indem sie sich alle zugleich mit der flachen Hand über ihre platten Stirnen fuhren. — Die Akademie! die Akademie soll ein Gutachten stellen!

Ich bitte Sie, meine Herren, rief Hypsiboas, einer der Häupter der Republik; denn er war zur Zeit Nomofylax, erster Froschpfleger, und Mitglied des ehrwürdigen Kollegiums der Zehnmänner. Aller dieser Würden ungeachtet lebte schwerlich in ganz Abdera ein Mann, der an Latonen und ihren Fröschen im Herzen weniger Antheil nahm als er. Aber weil ihm der Jasonide Onokradias bey der letzten Archonswahl vorgezogen worden war, so hatte er sichs zum Grundsatz gemacht, dem neuen Archon immer und in allem zuwider zu seyn. Er wurde daher von den Jasoniden und ihren Freunden nicht unbillig beschuldiget: daſs er ein unruhiger Kopf sey, und mit nichts geringerm umgehe als eine Partey im Rathe zu formieren, die sich allen Absichten und Schlüssen der Jasoniden (welche freylich seit langer Zeit den Meister in der Stadt gespielt hatten) entgegen setzen sollte. — „Ich bitte Sie, meine Herren, übereilen Sie Sich nicht, rief Hypsiboas: die Sache gehört nicht vor die Akademie, sie gehört vor das Kollegium der Froschpfleger. Es wäre wider alle gute Ordnung, und würde von den Priestern der Latona als die gröbste Beleidigung aufgenommen werden müssen, wenn man eine Frage von dieser Natur und Wichtigkeit der Akademie auftragen wollte!“

Es betrifft aber keine bloſse Froschsache, Herr Nomofylax, sagte Meidias mit seiner gewöhnlichen spöttischen Gelassenheit; leider! ist es, Dank sey den schönen Anstalten die man seit einigen Jahren getroffen hat, eine Staatssache —

Und vielleicht die wichtigste, die jemahls ein allgemeines Zusammentreten aller vaterländisch gesinnten Gemüther nothwendig gemacht hat, fiel ihm Stentor ins Wort; Stentor, einer der heiſsesten Köpfe in der Stadt, der seiner polternden Stimme wegen viel im Senat vermochte. Die Jasoniden hatten ihn, wiewohl er nur ein Plebejer war, durch die Vermählung mit einer natürlichen Tochter des verstorbenen Erzpriesters Agathyrsus auf ihre Seite gebracht, und pflegten sich gewöhnlich seiner guten Stimme zu bedienen, wenn etwas gegen den Nomofylax Hypsiboas durchzusetzen war, der eine eben so starke, wiewohl nicht völlig so polternde Stimme hatte als Stentor.

Wohl bekam es dieſsmahl den Ohren der Abderitischen Rathsherren, daſs sie durch das ewige Koax Koax ihrer Frösche ein wenig dickhäutig geworden waren; sie würden sonst in Gefahr gewesen seyn, bey dieser Gelegenheit völlig taub zu werden. Aber man war solcher Artigkeiten auf dem Rathhause zu Abdera schon gewohnt, und lieſs also die beiden mächtigen Schreyer, gleich zwey eifersüchtigen Bullen, einander so lange anbrüllen, bis sie — vor Heiserkeit nicht mehr schreyen konnten.

Da es von diesem Augenblick an nicht mehr der Mühe werth war ihnen zuzuhören, so fragte der Archon den Stadtschreiber: wie viel die Uhr sey? — und auf die Versicherung, daſs die Mittagsessenszeit heran nahe, wurde unverzüglich zur Umfrage geschritten.

Hier beliebe man sich zu erinnern, daſs es auf dem Rathhause zu Abdera bey Abfassung eines Schlusses niemahls darum zu thun war, die Gründe, welche für oder wider eine

Meinung vorgetragen worden waren, kaltblütig gegen einander abzuwägen, und sich auf die Seite desjenigen zu neigen der die besten gegeben hatte: sondern man schlug sich entweder zu dem der am längsten und lautesten geschrien hatte, oder zu dem dessen Partey man hielt. Nun pflegte zwar die Partey des Archons in gewöhnlichen Sachen fast immer die stärkere zu seyn; aber dieſsmahl, da es (mit dem Präsidenten der Akademie zu reden) einen so schlüpfrigen Punkt betraf, würde Onokradias schwerlich die Oberhand erhalten haben, wenn Stentor seine Lunge nicht ganz auſserordentlich angegriffen hätte. Es wurde also mit acht und zwanzig Stimmen gegen zwey und zwanzig beschlossen: daſs der Akademie ein Gutachten abgefordert werden sollte, durch was für Mittel und Wege der übermäſsigen Vermehrung der Frösche in und um Abdera (jedoch der schuldigen Ehrfurcht für. Latonen und den Rechten ihres Tempels in alle Wege unbeschadet) Einhalt gethan werden könnte?

Die Klausel hatte der Rathsherr Meidias ausdrücklich einrücken lassen, um der Partey des Nomofylax keinen Vorwand zu lassen, das Volk gegen die Majorität aufzuwiegeln. Aber Hypsiboas und sein Anhang versicherten, daſs sie nicht so einfältig wären sich durch Klauseln eine Nase drehen zu lassen. Sie protestierten gegen den Schluſs zum Protokoll, lieſsen sich davon *Extractum in forma probante* ertheilen, und begaben sich unverzüglich in Procession zu dem Oberpriester Stilbon, um Seiner Ehrwürden von diesem unerhörten Eingriffe in die Rechte der Froschpfleger und des Latonentempels Nachricht zu geben, und die Maſsnehmungen mit ihm abzureden, welche zu Aufrechthaltung ihres Ansehens schleunigst ergriffen werden müſsten.

4. Kapitel.

Karakter und Lebensart des Oberpriesters Stilbon. Verhandlung zwischen den Latonenpriestern und den Rathsherren von der Minorität. Stilbon sieht die Sache aus einem eignen Gesichtspunkt an, und geht dem Archon selbst Vorstellungen zu machen. Merkwürdige Unterredung zwischen den Zurückgebliebnen.

Der Oberpriester Stilbon war bereits der dritte, der dem ehrwürdigen Strobylus (dessen Asche in Frieden ruhe!) in dieser Würde gefolgt war. In den Karaktern dieser beiden Männer war, den Eifer für die Sache ihres Ordens ausgenommen, sonst wenig ähnliches. Stilbon hatte von Jugend an die Einsamkeit geliebt, und sich in den unzugangbarsten Gegenden des Latonenhains, oder in den abgelegensten Winkeln ihres Tempels mit Spekulazionen beschäftigt, die desto mehr Reitz für seinen Geist hatten, je weiter sie sich über die Grenzen der menschlichen Erkenntniſs zu erheben schienen, oder (richtiger zu reden) je weniger sich der mindeste praktische Gebrauch zum Vortheil des menschlichen Lebens davon machen lieſs. Gleich einer unermüdeten Spinne ſaſs er im Mittelpunkt seiner Gedanken- und Wortgewebe, ewig beschäftigt, den kleinen Vorrath von Begriffen, den er in dem engen Bezirke des Latonentempels bey einer so abgeschiedenen Lebensart hatte erwerben können, in so klare und dünne Fäden auszuspinnen, daſs er alle die unzählbaren leeren Zellen seines Gehirns über und über damit austapezieren konnte.

Auſser diesen metafysischen Spekulazionen hatte er sich am meisten mit den Alterthümern von Abdera, Thracien und Griechenland, besonders mit der Geschichte aller festen Länder, Inseln und Halbinseln, die (nach uralten Tradizionen) einst da gewesen, aber seit undenklichen Zeiten nicht mehr da waren, zu schaffen gemacht. Der ehrliche Mann wuſste kein Wort davon was zu seiner eignen Zeit in der Welt vorging, und noch weniger was funfzig Jahre vor seiner Zeit darin vorgegangen; sogar die Stadt Abdera, an deren einem Ende er lebte, war ihm noch weniger bekannt als Memfis oder Persepolis. Dafür aber war er desto einheimischer in dem alten Pelasgerlande, wuſste genau, wie jedes Volk, jede Stadt und jeder kleine Flecken geheiſsen ehe sie ihren gegenwärtigen Nahmen führten, wuſste, wer jeden in Ruinen liegenden Tempel gebauet hatte, und zählte die Reihen aller der Könige an den Fingern her, die vor der Überschwemmung Deukalions unter den Thoren ihrer kleinen Städte saſsen, und jedem Recht sprachen, der — sichs nicht selbst zu verschaffen im Stande war. Die berühmte Insel Atlantis war ihm so bekannt, als ob er alle ihre herrlichen Paläste, Tempel, Marktplätze, Gymnasien, Amfitheater u. s. w. mit eignen Augen gesehen hätte; und er würde untröstbar gewesen seyn, wenn ihm jemand in seinem dicken Buche von den Wanderungen der Insel Delos, oder in irgend einem andern von den dicken Büchern die er über eben so interessante Materien hatte ausgehen lassen, die kleinste Unrichtigkeit hätte zeigen können.

Mit allen diesen Kenntnissen war Stilbon freylich ein sehr gelehrter, aber auch, ungeachtet derselben, ein sehr beschränkter, und in allen Sachen, die das praktische Leben betrafen, höchst einfältiger Mann. Seine Begriffe von den menschlichen Dingen waren fast alle unbrauchbar, weil sie selten oder nie auf die Fälle paſsten wo er sie anwandte. Er urtheilte immer schief von dem was gerade vor ihm stand, schloſs immer richtig aus falschen Vordersätzen, wunderte sich immer über die natürlichsten Ereigniſse, und erwartete immer einen glücklichen Erfolg von Mitteln die seine Absichten nothwendig vereiteln muſsten. Sein Kopf war und blieb, so lang' er lebte, ein Sammelplatz aller populären Vorurtheile. Das blödeste alte Mütterchen in Abdera war nicht leichtgläubiger als er; und, so ungereimt es vielen unsrer Leser scheinen wird, so gewiſs ist es, daſs er vielleicht der einzige Mann in Abdera war, der in vollem Ernst an die Frösche der Latona glaubte.

Bey allem dem wurde der Oberpriester Stilbon durchgehens für einen wohlgesinnten und friedliebenden Mann gehalten — und in so ferne man ihm die negativen Tugenden, die eine nothwendige Folge seiner Lebensart, seines Standes und seiner Neigung zum spekulativen Leben waren, für voll anrechnete, so konnte er allerdings für weiser und besser gelten als irgend einer seiner Mitabderiten. Diese letztern hielten ihn für einen Mann ohne Leidenschaften, weil sie sahen, daſs nichts von allem, was die Begierden andrer Leute zu reitzen pflegt, Gewalt über ihn hatte. Aber sie dachten nicht daran daſs er auf alle diese Dinge keinen Werth legte: entweder weil er sie nicht kannte; oder weil er durch eine lange Gewohnheit, bloſs in Spekulazionen zu leben, sich Abneigung und

Untüchtigkeit zu allem, was andre Gewohnheiten voraussetzt, zugezogen hatte.

Indessen hatte der gute Stilbon, ohne es selbst zu wissen, eine Leidenschaft, welche ganz allein hinreichend war so viel Unheil in Abdera anzustiften, als alle übrigen die er nicht hatte; und das war die Leidenschaft für seine Meinungen. Selbst aufs vollkommenste von ihrer Wahrheit überzeugt, konnte er nicht begreifen, wie ein Mensch, wenn er auch nichts als seine bloſsen fünf Sinne und den allgemeinsten Menschenverstand hätte, über irgend etwas eine andre Vorstellungsart haben könne als er. Wenn sich also dieser Fall zutrug, so wuſste er sich die Möglichkeit desselben nicht anders zu erklären, als durch die Alternative: daſs ein solcher Mensch entweder nicht bey Sinnen — oder daſs er ein boshafter, vorsetzlicher und verstockter Feind der Wahrheit, und also ein ganz verabscheuenswürdiger Mensch seyn müsse. Durch diese Denkart war der Oberpriester Stilbon, mit aller seiner Gelehrsamkeit und mit allen seinen negativen Tugenden, ein gefährlicher Mann in Abdera; und würde es noch ungleich mehr gewesen seyn, wenn seine Indolenz und sein entschiedener Hang zur Einsamkeit nicht alles, was um ihn her geschah, so weit von ihm entfernt hätte, daſs es ihm selten bedeutend genug vorkam, um die mindeste Kenntniſs davon zu nehmen.

Ich habe nie gehört, daſs man Ursache haben könnte sich über eine allzu groſse Menge der Frösche zu beklagen, sagte Stilbon ganz gelassen, als der Nomofylax mit seinem Vortrag zu Ende war.

Davon soll jetzt die Rede nicht seyn, Herr Oberpriester, versetzte jener. Der Senat ist über diesen Punkt so ziemlich Einer Meinung, und, ich denke, die ganze Stadt dazu. Aber daſs der Akademie aufgetragen worden, die Mittel und Wege, wodurch der übermäſsigen Froschmenge am füglichsten abgeholfen werden könne, vorzuschlagen, das ists was wir niemahls zugeben können.

Hat der Senat der Akademie einen solchen Auftrag gegeben? fragte Stilbon.

„Sie hören ja, rief Hypsiboas etwas ungeduldig; das ists ja eben was ich Ihnen sagte, und warum wir da sind.“

So hat der Senat einen Schritt gethan, wobey ihn seine gewöhnliche Weisheit gänzlich verlassen hat, erwiederte der Priester eben so kaltblütig wie zuvor. Haben Sie den Rathsschluſs bey Sich?

„Hier ist eine Abschrift davon!“

Hm, hm, sagte Stilbon und schüttelte den Kopf, nachdem er dieselbe sehr bedächtlich ein- oder zweymahl überlesen hatte; hier sind ja beynahe so viel Absurditäten als Worte! Erstens, soll noch erwiesen werden daſs zu viel Frösche in Abdera sind; oder vielmehr, dieſs kann in Ewigkeit nicht erwiesen werden. Denn, um bestimmen zu können was zu viel ist, muſs man erst wissen was genug ist; und dieſs ist gerade was wir unmöglich wissen können, es wäre denn daſs der Delfische Apollo oder seine Mutter Latona selbst uns durch ein Orakel darüber verständigen wollte. Die Sache ist sonnenklar. Denn, da die Frösche unmittelbar unter dem Schutz und Einfluſs der Göttin stehen: so ist es ungereimt zu sagen, daſs ihrer jemahls mehr seyen als der Göttin beliebt; und also braucht die Sache nicht nur gar keiner Untersuchung, sondern sie läſst auch keine Untersuchung zu. Zweytens, gesetzt daſs der Frösche wirklich zu viel wären, so ist es doch ungereimt von Mitteln und Wegen zu reden, wodurch ihre Anzahl vermindert werden könnte. Denn es giebt keine solche Mittel und Wege, wenigstens keine die in unsrer Willkühr stehen, welches eben so viel ist als ob es gar keine gebe. Drittens, ist es ungereimt der Akademie einen solchen Auftrag zu geben. Denn die Akademie hat nicht nur kein Recht über Gegenstände von dieser Wichtigkeit zu erkennen, sondern sie besteht auch, wie ich höre, gröſsten Theils aus Witzlingen und seichten Köpfen, die von solchen Dingen gar nichts verstehen; und zum klaren Beweis daſs sie nichts davon verstehen, sollen sie, wie ich höre, sogar albern genug seyn darüber zu scherzen und zu spotten. Ich traue diesen armen Leuten zu, daſs es aus Unverstand geschieht. Denn, hätten sie mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels mit Bedacht gelesen: so müſsten sie entweder aller Sinne beraubt oder offenbare Bösewichter seyn, wenn sie der Wahrheit, die ich darin sonnenklar dargelegt habe, widerstehen könnten. Das Senatuskonsultum ist also, wie gesagt, durchaus ungereimt, und kann folglich von keinem Effekt seyn, indem ein absurder Satz eben so viel ist als gar kein Satz. Sagen Sie dieſs unsern gnädigen Herren in der nächsten Session, hochgeachteter Herr Nomofylax! Unsre gnädigen Herren werden sich unfehlbar eines bessern besinnen; und solchen Falls werden wir am besten thun die Sache auf sich beruhen zu lassen.

„Herr Oberpriester, antwortete ihm Hypsiboas, Sie sind ein grundgelehrter Mann, das wissen wir alle. Aber, nehmen Sie mirs nicht übel, auf Welthändel und Staatssachen verstehen Sich Euer Ehrwürden nicht. Die Majora im Senat haben einen Schluſs gefaſst, der den Gerechtsamen der Batrachotrofen präjudicierlich ist. Indessen nach der Regel bleibts bey diesem Rathsschlusse, und der Archon wird ihn zur Exekuzion gebracht haben, eh' ich in der nächsten Session Ihre logischen Einwendungen vortragen könnte, wenn ich mich auch damit beladen wollte.“

Es kommt aber ja in solchen spekulativen Dingen nicht auf die *Majora*, sondern auf die *Saniora* an, sagte Stilbon.

„Vortrefflich, Herr Oberpriester, versetzte der Nomofylax. Das ist ein Wort! Die *Saniora*! die *Saniora* haben unstreitig Recht. Die Frage ist also jetzt nur, wie wir es anzugreifen haben daſs sie auch Recht behalten. Wir müssen auf ein schleuniges Mittel denken die Vollstreckung des Rathsschlusses aufzuhalten.“

Ich will Seiner Gnaden, dem Archon, augenblicklich mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels schicken. Er muſs es noch nicht gelesen haben. Denn in dem Kapitel von den Fröschen ist alles, was über diesen Gegenstand zu sagen ist, ins klare gesetzt.

Der Archon hat in seinem Leben kein Buch gelesen, Herr Oberpriester, sagte einer von den Rathsherren lachend; dieſs Mittel wird nicht anschlagen, dafür bin ich Ihnen gut!

Desto schlimmer! erwiederte Stilbon. In was für Zeiten leben wir, wenn das wahr ist! Wenn das Oberhaupt des Staats ein solches Beyspiel giebt — Doch ich kann unmöglich glauben, daſs es schon so weit mit Abdera gekommen sey.

„Sie sind auch gar zu unschuldig, Herr Oberpriester, sagte der Nomofylax. Aber lassen wir das auf sich beruhen! Es stände noch gut genug, wenn das der gröſste Fehler des Archons wäre.“

Ich sehe nur Ein Mittel in der Sache, sprach jetzt einer von den Priestern, Nahmens Pamfagus: das hochpreisliche Kollegium der Zehnmänner ist über dem Senat — folglich —

Um Vergebung, fiel ihm ein Rathsherr ins Wort, nicht über dem Senat, sondern nur —

Sie haben mich nicht ausreden lassen, sagte der Priester etwas hitzig. Die Zehnmänner sind nicht über dem Senat in Justiz - Staats- und Polizeysachen. Aber da alle Sachen, wobey der Latonentempel betroffen ist, vor die

Zehnmänner gehören, und von ihrer Entscheidung nicht weiter appelliert werden kann: so ist klar, daſs —

Die Zehnmänner nicht über dem Senat sind! fiel jener ein; denn der Senat behängt sich mit Latonensachen gar nicht, und kann also nie mit den Zehnmännern in Kollision kommen.

Desto besser für den Senat, sagte der Priester. Aber, wenn sich denn ja einmahl der Senat beygehen lieſse, über einen Gegenstand, der dem Dienst der Latona wenigstens sehr nahe verwandt ist, erkennen zu wollen, wie dermahlen wirklich der Fall ist: so sehe ich kein ander Mittel als die Zehnmänner zusammen berufen zu lassen.

Das kann nur der Archon, wandte Hypsiboas ein, und natürlicher Weise wird er sich dessen weigern.

Er kann sich nicht weigern, wenn er von der gesammten Priesterschaft darum angegangen wird, sagte Pamfagus.

Herr Kollege, ich bin nicht Ihrer Meinung, fiel der Oberpriester ein. Es wäre wider die Würde der Zehnmänner, und sogar wider die Ordnung, wenn wir in vorliegendem Fall auf ihre Zusammenberufung dringen wollten. Die Zehnmänner können und müssen sich versammeln, wenn die Religion wirklich verletzt worden ist. Wo ist aber hier die Verletzung? Der Senat hat einen absurden Schluſs gefaſst, das ist alles. Es ist schlimm, aber nicht schlimm genug; Sie müſsten denn erweisen können, daſs die Zehnmänner darum da seyen, den Senat zu syndicieren wenn er ungereimte Schlüsse macht.

Der Priester Pamfagus biſs die Lippen zusammen, drehte sich nach dem Sitze des Nomofylax, und murmelte ihm etwas ins linke Ohr.

Stilbon, ohne darauf Acht zu geben, fuhr fort: Ich will stehenden Fuſses selbst zum Archon gehen. Ich will ihm mein Buch von den Alterthümern des Latonentempels bringen. Er soll das Kapitel von den Fröschen lesen! Es ist unmöglich, daſs er nicht sogleich von der Ungereimtheit des Rathsschlusses überzeugt werde.

So gehen Sie denn und versuchen Sie Ihr Heil, versetzte der Nomofylax. — Der Oberpriester ging unverzüglich.

Was das für ein Kopf ist! sagte der Priester Pamfagus, wie er weggegangen war.

Er ist ein sehr gelehrter Mann, versetzte der Rathsherr Bucefalus; aber — —

Ein gelehrter Mann? fiel jener ein. Was nennen Sie gelehrt? Gelehrt in lauter Dingen, die kein Mensch zu wissen verlangt!

Davon können Euer Ehrwürden besser urtheilen als unser einer, erwiederte der Rathsherr; ich verstehe nichts davon: aber es ist mir doch immer unbegreiflich vorgekommen, daſs ein so gelehrter Mann in Geschäftssachen so einfältig seyn kann wie ein kleines Kind.

Es ist unglücklich für den Latonentempel, sagte ein andrer Priester — —

Und für den ganzen Staat, setzte ein dritter hinzu.

Das weiſs ich eben nicht, sprach der Nomofylax mit einem spitzfindigen Naserümpfen; wir wollen aber bey der Sache bleiben. Die Herren scheinen mir sämmtlich der Meinung zu seyn, daſs die Zehnmänner zusammen berufen werden müſsten — —

Um so mehr, sagte einer der Rathsherren, weil wir gewiſs sind die Majora gegen den Archon zu machen.

Wenn wir uns nicht besser helfen können, fuhr der Nomofylax fort, so bin ichs zufrieden. Aber sollten wir uns denn in einer Sache, wobey Latona und ihre Priesterschaft auf unsrer Seite sind, nicht besser helfen können? Machen wir nicht beynahe die Hälfte des Raths aus? Wir sind bloſs mit sechs Stimmen majorisiert worden; und wenn wir fest zusammen halten — —

Das wollen wir, schrien die Rathsherren aus voller Kehle.

„Ich habe einen Gedanken, meine Herren; aber ich muſs ihn reifer werden lassen. Erkiesen Sie zwey oder drey aus Ihrem Mittel, mit denen ich mich diesen Abend auf meinem Gartenhause näher von der Sache besprechen könne. Es wird sich inzwischen zeigen, wie weit es der Oberpriester mit dem Archon Onokradias gebracht haben wird.“

Ich wette meinen Kopf gegen eine Melone, sagte der Priester Charox, er wird aus arg ärger machen.

Desto besser! versetzte der Nomofylax.

5. KAPITEL.

Was zwischen dem Oberpriester und dem Archon vorgefallen — eines der lehrreichsten Kapitel in dieser ganzen Geschichte.

Während dieſs in dem Vorsahl des Oberpriesters verhandelt wurde, hatte sich dieser in eigner Person zum Archon erhoben, und über eine Sache, woran dem Archon viel gelegen sey, Audienz verlangt.

O das wird ganz gewiſs die Frösche betreffen, sagte der Rathsherr Meidias, der eben allein bey dem Archon war, und ihm berichtet hatte, daſs man den Nomofylax mit seinem ganzen Anhang nach dem Latonentempel habe gehen sehen.

Daſs doch der Henker — verzeih' mirs Latona! — alle Frösche hätte! rief Onokradias ungeduldig: da wird mir der sauertöpfische Pfaffe die Ohren so voll Warums und Darums schwatzen, daſs ich am Ende nicht wissen werde wo mir der Kopf steht! Helfen Sie mir, ich bitte Sie, von dem gespenstmäſsigen alten Kerl!

Meidias lachte über die Verlegenheit des Archons. Hören Sie ihn immer an, sagte er; aber halten Sie fest über Ihrem Ansehen, und an dem Grundsatze, daſs Noth kein Gesetz hat. Wir können uns doch wahrlich nicht von Fröschen auffressen lassen; und wenns so fortgehen sollte wie bisher, so möchte uns Latona eben so wohl allzumahl in Frösche verwandeln. Es wäre immer noch das glücklichste was uns widerfahren könnte, wenn uns nicht bald auf andre Weise geholfen wird. Allenfalls kanns auch nicht schaden, wenn Euer Gnaden dem Priester zu verstehen geben, daſs Jason auch einen Tempel zu Abdera hat, und daſs Götter nur in so fern Götter sind als sie Gutes thun.

Schön, schön, sagte der Archon. Wenn ich nur alles so behalten könnte, wie Sie mirs da gesagt haben! Aber ich will mich schon zusammen nehmen. Laſst den Priester nur anrücken! — Gehn Sie indessen in mein Kabinet, Meidias. Sie werden eine feine Anzahl kleiner Stücke von Parrhasius darin finden, die man nicht überall sieht. — Aber sagen Sie meiner Frau nichts davon! Sie verstehen mich doch?

Meidias schlich sich in das Kabinet; der Archon stellte sich in Positur, und Stilbon wurde vorgelassen.

„Gnädiger Herr Archon, sagte er, ich komme Euer Gnaden einen guten Rath zu geben, weil ich eine groſse Meinung von Dero Weisheit hege und gern Unheil verhüten möchte.“

Ich danke Ihnen für beides, Herr Oberpriester! Ein guter Rath findet, wie Sie wissen, eine gute Statt. Was haben Sie anzubringen?

„Der Senat, fuhr Stilbon fort, hat sich, wie ich höre, in Sachen die Frösche der Latona betreffend eines übereilten Schlusses schuldig gemacht —“

Herr Oberpriester! — —

„Ich sage nicht daſs Sie es aus bösem Willen gethan haben. Die Menschen sündigen bloſs, weil sie unwissend sind. Hier bringe ich Euer Gnaden ein Buch, woraus Sie Sich belehren können was es mit unsern

Fröschen für eine Bewandtniſs hat. Es hat mir viele Mühe und Nachtwachen gekostet. Sie können daraus lernen, daſs die Akademie, die von gestern her ist, kein Recht haben kann über Frösche zu erkennen, die so alt sind als die Gottheit der Latona. Die Frösche zu Abdera sind, wie wir alle wissen sollten, ganz ein ander Ding als die Frösche andrer Orte in der Welt. Sie gehören der Latona an. Sie sind niemahls aussterbende Zeugen und lebendige Dokumente ihrer Gottheit. Es ist Unsinn, zu sagen daſs ihrer zu viel seyn könnten, und ein Sakrilegium, von Mitteln zu reden wodurch ihre Anzahl vermindert werden soll.“

Ein Sakrilegium, Herr Oberpriester?

„Ich verdiente nicht Oberpriester zu seyn, wenn ich zu solchen Dingen schweigen wollte. Denn, wenn wir einmahl zugelassen hätten, daſs die Anzahl der Latonenfrösche vermindert werden dürfe: so möchten unsre noch schlimmern Nachkommen wohl gar so weit verfallen, sie gänzlich ausrotten zu wollen. Wie gesagt, in diesem Buche werden Euer Gnaden alles finden, was von der Sache zu glauben ist. Sorgen Sie dafür, daſs Abschriften davon gemacht und jedes Haus mit einem Exemplar versehen werde. Ist dieſs geschehen, dann wird das sicherste seyn gar nicht mehr über die Sache zu räsonieren. Die Akademie mag sonst Gutachten stellen worüber sie immer will. Die ganze Natur liegt vor ihr offen. Sie kann reden vom Elefanten bis zur Blattlaus, vom Adler bis zur Wassermotte, vom Wallfisch bis zur Schmerle, und von der Ceder bis zum Lykopodion: aber von den Fröschen soll sie schweigen!"

Herr Oberprieſter, sagte der Archon, die Götter sollen mich bewahren daſs ich mir jemahls einfallen lasse, zu untersuchen was es mit Ihren Fröschen für eine Bewandtniſs hat. Ich bin Archon, um alles in Abdera zu lassen wie ich es gefunden habe. Indessen liegt am Tage, daſs wir uns vor lauter Fröschen nicht mehr rühren können; und diesem Unwesen muſs gesteuert werden. Denn schlimmer darfs nicht mit uns werden, das sehen Sie selbst. Unsre Voraltern begnügten sich den geheiligten Teich zu unterhalten, und wer seinen eignen Froschgraben haben wollte, dem stands frey. Dabey hätte mans lassen sollen. Da es aber nun einmahl so weit mit uns gekommen ist, daſs wir nächstens in Gefahr sind lebendig oder todt von Fröschen gefressen zu werden: so werden uns Euer Ehrwürden doch wohl nicht zumuthen wollen, daſs wirs darauf ankommen lassen sollen? Denn, wenn einer von Fröschen gefressen würde, so möchts ihm wohl ein schlechter Trost seyn, zu denken daſs es keine gemeine Frösche seyen. Kurz und gut, Herr Oberpriester, die Akademie soll ihr Gutachten stellen weil ihrs vom Senat aufgetragen worden ist; und — mit aller Achtung die ich Euer Ehrwürden schuldig bin, ich werde Ihr Buch nicht lesen; und es soll mir ein - für allemahl ausgemacht werden, ob die Frösche um der Abderiten willen, oder die Abderiten um der Frösche willen da sind. Denn so bald die Republik durch die Frösche in Gefahr gesetzt wird, sehen Sie, so wird eine Staatssache daraus, und da haben die Priester der Latona nichts drein zu reden, wie Sie wissen. Denn Noth hat kein Gesetz, und — mit Einem Wort, Herr Oberpriester, wir wollen uns nicht von Ihren Fröschen fressen lassen. Sollten Sie aber wider Verhoffen darauf bestehen: so thäte mirs leid, wenn ich Ihnen sagen müſste, daſs der Latonentempel nicht der einzige in Abdera ist, und das goldne Vlies, dessen Verwahrung die Götter meiner Familie anvertraut haben, könnte vielleicht eine bisher noch unerkannte Tugend äuſsern, und Abdera auf einmahl von — aller Noth befreyen. Mehr will ich nicht sagen. Aber merken Sie Sich das, Herr Oberpriester! Der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht.

Der gute Oberpriester wuſste nicht ob er wache oder träume, da er den Archon, den er immer für einen wohldenkenden und exemplarischen Regenten gehalten hatte, eine solche Sprache führen hörte. Er stand eine Weile da, ohne ein Wort hervorbringen zu können; nicht weil er nichts zu sagen wuſste, sondern weil er so viel zu sagen hatte, daſs er nicht wuſste wo er anfangen sollte. — Das hätte ich nimmermehr für möglich gehalten, fing er endlich an, daſs ich die Zeit erleben sollte, wo der Oberpriester der Latona aus dem Munde eines Archons hören müſste was ich gehört habe!

Dem Archon fing bey diesen Worten an unheimlich zu werden. Denn, weil er selbst nicht mehr so eigentlich wuſste was er dem Oberpriester gesagt hatte, so wurde ihm bang, er möchte mehr gesagt haben als sich geziemte. Er sah mit einiger Verlegenheit nach der Kabinetthür, als ob er seinen geheimen Rath Meidias gern zu Hülfe gerufen hätte. Da er sich aber dieſsmahl allein helfen muſste, so zupfte er sich wechselsweise bald an der Nase bald am Bart, hustete, räusperte sich, und erwiederte endlich dem Oberpriester mit aller Würde, die er sich in der Eile geben konnte: Ich weiſs nicht wie ich das nehmen soll was Sie mir da sagten. Aber das weiſs ich, wenn Sie was gehört zu haben glauben das Sie nicht hätten hören sollen, so müssen Sie mich ganz unrecht verstanden haben. Sie sind ein sehr gelehrter Mann, und ich trage alle mögliche Achtung für Ihre Person und Ihr Amt —

„Sie wollen also mein Buch lesen?“ fragte Stilbon.

Das eben nicht; aber — wenn Sie darauf bestehen — wenn Sie glauben daſs es schlechterdings —

„Man soll das Gute niemand aufdringen, sagte der Priester mit einer Empfindlichkeit über die er nicht Meister war. Ich will es Ihnen da lassen. Lesen Sie es oder nicht! Desto schlimmer für Sie, wenn es Ihnen gleichgültig ist ob Sie richtig oder unrichtig denken —“

Herr Oberpriester, fiel ihm der Archon, der endlich auch warm zu werden anfing, ins Wort, Sie sind ein empfindlicher Mann wie ich sehe. Ich verdenk' es Ihnen zwar nicht daſs Ihnen die Frösche am Herzen liegen, denn dafür sind Sie Oberpriester: Sie sollten aber auch bedenken, daſs ich Archon über Abdera und nicht über einen Froschteich bin. Bleiben Sie in Ihrem Tempel und regieren Sie dort wie Sie wollen und können; auf dem Rathhause lassen Sie uns regieren. Die Akademie soll ihr Gutachten über die Frösche stellen, dafür geb' ich Ihnen mein Wort! — und es soll Ihnen kommuniciert werden ehe der Senat einen Schluſs darüber faſst, darauf können Sie Sich auch verlassen!

Der Oberpriester verschlang seinen Unwillen über den unerwarteten schlechten Erfolg seines Besuchs so gut er konnte, machte seinen Bückling, und zog sich zurück, mit der Versicherung, daſs er vollkommen überzeugt sey, der Senat werde nichts in Sachen verfügen, ohne mit den Priestern des Latonentempels vorher einverstanden zu seyn. Der Archon versicherte ihm dagegen zurück, daſs ihm die Rechte des Latonentempels so heilig seyen als die Rechte des Senats und das Beste der Stadt Abdera; und somit schieden sie, nach Gestalt der Sachen, noch ziemlich höflich von einander.

Der Pfaffe hat mir warm gemacht, sagte der Archon zum Rathsherren Meidias, indem er sich mit seinem Schnupftuche die Stirne wischte.

Sie haben Sich aber auch tapfer gehalten, versetzte der Rathsherr. Das Pfäffchen wird Gift und Galle kochen; aber seine Blitze sind nur von Bärenlappen. Man braucht sich nur auf seine Distinkzionen und Syllogismen nicht einzulassen, so ist er geschlagen, und weiſs weder wo aus noch wo an.

Ja, wenn der Nomofylax nicht hinter ihm stäke, erwiederte der Archon. Ich wollte daſs ich mich nicht so weit heraus gelassen hätte. Aber was das auch für eine Zumuthung ist, das dicke Buch zu lesen, woran sich der hohläugige alte Kerl blind geschrieben hat!. Wer hätte nicht ungeduldig werden sollen!

Sorgen Sie für nichts, Herr Archon! Wir haben die Akademie für uns, und in wenig Tagen sollen auch die Lacher in ganz Abdera auf unsrer Seite seyn. Ich will Liedchen und Gassenhauer unter das Volk streuen. Der Balladenmacher Lelex soll mir die Geschichte der Lycischen Froschbauern in eine Ballade bringen, über die sich die Leute krank lachen sollen. Man muſs die Herren mit ihren Fröschen lächerlich machen. Auf eine feine Art, versteht sich; aber Schlag auf Schlag, Gassenhauer auf Gassenhauer! Euer Gnaden sollen sehen, wie das Mittel anschlagen wird.

Ich will es herzlich wünschen, sagte der Archon; denn Sie können Sich kaum vorstellen, wie mir die verwetterten Frösche diesen Sommer über meinen Garten zugerichtet haben! Ich kann den Jammer gar nicht mehr ansehen. Es fehlt uns nichts, als daſs nächstens ein trocknes Jahr käme und uns noch eine Armee von Feldmäusen und Maulwürfen über den Hals schickte.

Fürs erste wollen wir uns die Frösche vom Leibe schaffen, versetzte Meidias: für die Mäuse, die noch kommen sollen, wirds dann auch Mittel geben.

Aber was, zum Henker, soll ich mit dem dicken Buche machen, das mir der Oberpriester zurück gelassen hat? sagte der Archon. — Sie werden mir doch nicht zumuthen wollen daſs ichs lesen soll?

Da sey Jason und Medea vor, Herr Archon, versetzte Meidias. Geben Sie mirs. Ich wills meinem Vetter Korax bringen, dem ohne Zweifel die Ausfertigung des Gutachtens von der Akademie aufgetragen werden wird.

Er wird guten Gebrauch davon machen, dafür bin ich Ihnen Bürge.

Es mag schönes Zeug drin stehen — sagte der Archon.

Wenn es sonst zu nichts zu gebrauchen ist, erwiederte der Rathsherr, so machen wirs zu Pulver, und gebens den Ratten ein, die, nach Euer Gnaden Weissagung, noch kommen sollen. Es muſs ein herrliches Rattenpulver geben!

6. Kapitel.

Was der Oberpriester Stilbon that, als er wieder nach Hause gekommen war.

So bald der Oberpriester Stilbon wieder in seiner Zelle angelangt war, setzte er sich an sein Schreibepult und nahm sein Werk von den Alterthümern des Latonentempels vor die Hand, in der Absicht, das Kapitel von den Fröschen (welches das gröſste Kapitel in dem ganzen Buche war) wieder durchzulesen; und zwar, wie er sich schmeichelte, mit aller Unparteylichkeit eines Richters, der kein andres Interesse bey der Sache hat als die Entdeckung der Wahrheit. Denn so überzeugt er auch von den Resultaten seiner Untersuchungen war, so hielt er doch für billig und nöthig, eh' er sich weiter einlieſse, sein ganzes System und die Beweise desselben noch einmahl Punkt für Punkt zu prüfen; in der Absicht, wenn es sich auch bey dieser neuen und scharfen Untersuchung wahr befände, es desto zuversichtlicher gegen alle Anfechtungen des Witzes und der Modefilosofie seiner Zeit behaupten zu können.

Armer Stilbon! wenn du (wie ich lieber glauben als nicht glauben will) aufrichtig warst, was für ein betrügliches Ding ist es um eines Menschen Vernunft! und was für eine glatte verführerische Schlange ist die Erzzaubrerin Eigenliebe!

Stilbon durchlas sein Kapitel von den Fröschen mit aller Unparteylichkeit deren er fähig war; prüfte jeden Satz, jeden Beweis, jeden Syllogismus mit der Kaltblütigkeit eines Arkesilas, und — fand: „Daſs man entweder dem allgemeinen Menschensinn entsagen, oder von seinem System überzeugt werden müsse.“

Das kann nicht möglich seyn, sagt ihr? — Um Verzeihung, das kann sehr möglich seyn; denn es ist geschehen und geschieht noch immer alle Tage. Nichts ist natürlicher. Der gute Mann liebte sein System wie sein eigen Fleisch und Blut. Er hatte es aus sich selbst gezeugt. Es war ihm statt Weib und Kind, statt aller Güter, Ehren und Freuden der Welt, auf die er bey seinem Eintritt in den Latonentempel Verzicht gethan hatte; es war ihm über Alles. Als er sich hinsetzte es von neuem zu prüfen, war er bereits so vollkommen von der Wahrheit und Schönheit desselben überzeugt als von seinem eignen Daseyn. Es ging ihm also natürlicher Weise eben so, als wenn er sich hingesetzt hätte, um mit aller Kaltblütigkeit von der Welt zu untersuchen, ob der Schnee auf dem Gipfel des Hämus weiſs oder schwarz sey.

„Daſs die Milischen Bauern, die der durstenden Latona aus ihrem Teiche zu trinken verwehrten, in Frösche verwandelt worden, (sagte Stilbon in seinem Buche) das ist Thatsache.

„Daſs eine Anzahl dieser Frösche, auf die Art und Weise, wie die Tradizion berichtet, nach Abdera in den Teich des Latonenhains versetzt worden, ist Thatsache.

„Beide Fakta gründen sich auf das worauf sich alle historische Wahrheit gründet, auf menschlichen Glauben an menschliches Zeugniſs; und so lange Abdera steht, hat sich kein Vernünftiger einfallen lassen, dem allgemeinen Glauben der Abderiten an diese Fakta zu widersprechen. Denn wer sie läugnen wollte, müſste ihre Unmöglichkeit beweisen können; und wo ist der Mensch auf Erden der dieſs könnte?

„Aber, ob die Frösche, die sich zu unsern heutigen Zeiten in dem geheiligten Teiche befinden, eben diejenigen seyen, die von Latonen, oder (was auf Eines hinaus läuft) von Jupitern auf Latonens Bitte, in Frösche verwandelt worden: darüber sind bisher verschiedene Meinungen gewesen.

„Unsre Gelehrten haben gröſsten Theils dafür gehalten, daſs die Unterhaltung des geheiligten Teichs als bloſses Institut unsrer Voraltern, und die darin aufbewahrten Frösche als bloſse Erinnerungszeichen der Macht unsrer Schutzgöttin mit gebührender Ehre anzusehen seyen.

„Das gemeine Volk hingegen hat von diesen Fröschen immer eben so gesprochen und geglaubt, als ob sie die nehmlichen wären, an denen das bekannte Wunder geschehen sey.

„Und ich — Stilbon, aus Jupiters und Latonens Barmherzigkeit zur Zeit Oberpriester von Abdera, habe nach reiflicher Erwägung der Sache befunden, daſs dieser Glaube des Volks sich auf unumstöſsliche Gründe stützt; und hier ist mein Beweis! —“

Der geneigte Leser würde sich wahrscheinlicher Weise schlecht erbaut finden, wenn wir ihm diesen Beweis, so weitläuftig als er in besagtem Buche des Oberpriesters Stilbon vorgetragen ist, zu lesen geben wollten; zumahl da wir alle von dem Ungrunde desselben zum voraus wenigstens eben so vollkommen überzeugt sind, als es der gute Stilbon von dessen Gründlichkeit war. Wir begnügen uns also nur mit zwey Worten zu sagen: daſs sich sein ganzes System über die mehr besagten Frösche um eine heutiges Tages sehr gemeine, damahls aber (in Abdera wenigstens) ganz neue, und, nach Stilbons ausdrücklicher Versicherung, von ihm selbst erfundene Hypothese drehte, nehmlich um die Lehre: „daſs alle Zeugung nichts andres als Entwicklung ursprünglicher Keime sey.“ — Stilbon fand diese Entdeckung, als er sie zuerst machte, so schön, und wuſste sie mit so vielen dialektischen und moralischen Gründen (denn die Fysik war seine Sache nicht) zu unterstützen, daſs sie ihm mit jedem Tage wahrscheinlicher vorkam.

Endlich glaubte er sie auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit gebracht zu haben. Da nun von dieser zur Gewiſsheit nur noch ein leichter Sprung zu thun ist: was Wunder, daſs ihm eine so sinnreiche, so subtile, so wahrscheinliche Hypothese — eine Hypothese, die er selbst erfunden, mit so vieler Mühe ausgearbeitet, mit allen seinen übrigen Ideen in Verbindung gesetzt, und zur Grundlage eines neuen durchaus räsonierten Systems über die Latonenfrösche gemacht hatte — zuletzt eben so gewiſs, anschaulich und unzweifelhaft vorkam als irgend ein Lehrsatz im Euklides?

„Als die Milischen Bauern verwandelt wurden, (sagte Stilbon) führten sie die Keime aller Bauern und Nichtbauern, die von damahls an bis auf diesen Tag, und von diesem Tage bis ans Ende der Tage nach dem ordentlichen Lauf der Natur von ihnen entspringen konnten und sollten, in eben so vielen in einander geschobenen Keimen bey sich; und in dem Augenblicke, da besagte Milischen Bauern zu Fröschen wurden, wurden auch die sämmtlichen Menschenkeime, die jeder bey sich führte, in Froschkeime verwandelt. Denn, (sagte er) entweder wurden diese Keime vernichtet, oder sie wurden ranificiert, oder sie wurden gelassen wie sie waren. Das erste ist unmöglich, weil aus Etwas eben so wenig Nichts als aus Nichts Etwas werden kann. Das dritte läſst sich auch nicht denken; denn, wären die besagten Keime Menschenkeime geblieben, so müſsten die Milischen Ανθρωποβατραχοι, oder Menschenfrösche, wirkliche Menschen gezeugt haben, welches wider die historische Wahrheit und an sich selbst in alle Wege ungereimt ist. Es bleibt also nur das zweyte übrig, nehmlich: sie sind ranificiert, das ist in Froschkeime verwandelt worden; und man kann also mit vollkommner Richtigkeit sagen: daſs die Frösche, die sich auf diesen Tag in dem geheiligten Teiche befinden, und alle übrigen, deren Abstammung von denselben erweislich ist, folglich die sämmtlichen Frösche in Abdera, eben diejenigen sind welche von Latonen in Frösche verwandelt wurden; nehmlich in so fern sie damahls in den froschwerdenden Bauern im Keim vorhanden waren, und zugleich *uno eodemque actu* mit ihnen verwandelt wurden.“

Dieſs nun ein- für allemahl als erwiesene Wahrheit angenommen, schien dem ehrlichen Stilbon nichts sonnenklarer (wie er zu sagen pflegte) als die Folgerungen, die gleichsam von selbst daraus abflossen. „So wie, zum Beyspiel, eine vom Strahl getroffne Eiche, als eine *Res sacra*, als dem Donnerer Zevs angehörig und geheiligt, mit schaudernder Ehrfurcht angesehen wird: eben so müssen, sagte er, die von Latonen oder Jupitern verwandelten Menschenfrösche, nebst allen ihren im Keim mit verwandelten Abkömmlingen bis ins tausendste und zehntausendste Glied, als eine Art wundervoller, der Latona angehöriger Mittelwesen angesehen, und also auch als solche behandelt und geehret werden. Sie sind zwar dem Äuſserlichen nach Frösche wie andre; aber sie sind gleichwohl auch keine Frösche wie andre. Denn, da sie von Geburt und Natur Menschen gewesen waren, und alles was wir von Natur und Geburt sind uns einen unauslöschlichen Karakter giebt: so sind sie nicht sowohl Frösche als Froschmenschen, und also in gewissem Sinne noch immer unsers Geschlechts, unsre Brüder, unsre verunglückten Brüder, zu unsrer Warnung mit dem furchtbaren Stempel der Rache der Götter bezeichnet, aber eben darum unsers zärtlichsten Mitleidens würdig. — Doch nicht nur unsers Mitleidens, (setzte Stilbon hinzu) sondern auch unsrer Ehrerbietung; da sie fortdauernde unverletzliche Denkmähler der Macht unsrer Göttin sind, an denen man sich nicht vergreifen kann ohne sich an ihr selbst zu vergreifen; indem ihre Erhaltung durch so viele Jahrhunderte der redendste Beweis ist, daſs sie solche erhalten wissen wolle.“

Der gute Oberpriester — ein Mann, der unsern Lesern so gar verächtlich, wie er ihnen vermuthlich ist, nicht vorkommen würde, wenn sie sich recht in seine Seele hinein zu denken wüſsten — hatte den ganzen Abend mit Durchlesung und Prüfung seines Kapitels über die Frösche zugebracht, und sich in das Bestreben, sein System mit neuen Gründen zu befestigen, dermaſsen vertieft, daſs ihm sein Versprechen, dem Nomofylax von dem Erfolg seines Besuchs bey dem Archon Nachricht zu geben, gänzlich aus dem Sinne gekommen war. Er erinnerte sich dessen nicht eher, als da er um die Dämmerungszeit die Thür seiner Zelle aufgehen hörte, und diesen Herren in eigner Person vor sich stehen sah.

Ich habe Ihnen nicht viel tröstliches zu berichten, rief er ihm entgegen; wir sind in schlechtern Händen als ich mir jemahls vorgestellt hätte. Der Archon weigerte sich mein Buch zu lesen, vielleicht weil er überhaupt gar nicht lesen kann —

Dafür wollt' ich nicht Bürge seyn, sagte Hypsiboas.

„Und er sprach in einem Tone, dessen ich mich zu einem Oberhaupte der Republik nimmermehr versehen hätte.“

Was sagte er denn?

„Ich danke dem Himmel, daſs ich das meiste wieder vergessen habe was er sagte. Genug, er bestand darauf daſs die Akademie ihr Gutachten geben müſste —“

Das soll sie wohl bleiben lassen müssen, fiel der Nomofylax ein; die Gegenfröschler sollen mehr Widerstand finden als sie sich vermuthen werden! Aber, damit man uns nicht beschuldigen könne, daſs wir gewaltthätig zu Werke gehen ehe wir die gelindern Mittel versucht haben, ist die sämmtliche Minorität entschlossen, dem Senat ungesäumt eine schriftliche Vorstellung zu thun, wofern die Latonenpriesterschaft geneigt ist gemeine Sache mit uns zu machen.

„Von Herzen gern, sagte Stilbon — ich will die Vorstellung selbst aufsetzen; ich will ihnen darthun —“

Vor der Hand, unterbrach ihn der Nomofylax, kann es an einem kurzen Promemoria, welches ich bereits, *sub spe rati et grati*, aufgesetzt habe, genug seyn. Wir müssen eine so gelehrte Feder wie die Ihrige auf den letzten Nothfall aufsparen.

Der Oberpriester lieſs sich zwar berichten; setzte sich aber vor, noch in dieser Nacht an einem kleinen Traktätchen zu arbeiten, worin er sein System über die Latonenfrösche in ein neues Licht setzen, und auf eine noch subtilere Art, als es in seinem Werke von den Alterthümern des Latonentempels geschehen war, allen Einwendungen zuvor kommen wollte, welche der Filosof Korax dagegen machen könnte. Vorgesehene Pfeile schaden desto weniger, sagte er zu sich selbst. Ich will die Sache so klar und deutlich hinlegen, daſs auch die Einfältigsten überzeugt werden sollen. Es müſste doch wahrlich nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Wahrheit ihre natürliche Macht über den Verstand der Menschen nur gerade in diesem Falle verloren haben sollte!

---

7. KAPITEL.

Auszüge aus dem Gutachten der Akademie. Ein Wort über die Absichten, welche Korax dabey gehabt, mit einer Apologie, woran Stilbon und Korax gleich viel Antheil nehmen können.

Inzwischen hatte, während aller dieser Bewegungen unter der Minorität des Senats und unter den Latonenpriestern, die Akademie eine Weisung bekommen, ihr Gutachten, „durch was für diensame Mittel der übermäſsigen Froschmenge (den Gerechtsamen der Latona unbeschadet) aufs schleunigste gesteuert werden könnte," binnen sieben Tagen an den Senat abzugeben.

Die Akademie ermangelte nicht, sich den nächst folgenden Morgen zu versammeln. Da die Gegenfröschler zur Zeit den gröſsten Theil derselben ausmachten: so wurde die Ausfertigung des Gutachtens dem Filosofen Korax aufgetragen; jedoch von Seiten des Präsidenten mit der ausdrücklichen Erinnerung, daſs er sich aufs sorgfältigste hüten möchte, die Akademie in keine böse Händel mit dem Latonentempel zu verwickeln.

Korax versprach, er wolle alle seine Weisheit aufbieten, die Wahrheit, wo möglich, auf eine unanstöſsige Art zu sagen. Denn zum Unmöglichen, setzte er hinzu, ist, wie meine hochgeehrten Herren wissen, niemand in irgend einem Falle verbunden.

Darin haben Sie Recht, versetzte der Präsident: meine Meinung ging auch bloſs dahin, daſs Sie Sich möglichst in Acht nehmen sollten. Denn der Wahrheit darf die Akademie freylich — so viel möglich — nichts vergeben.

Das ists was ich immer sage, erwiederte Korax.

In was für eine seltsame Lage doch ein ehrlicher Mann kommen kann, so bald er das Unglück hat, ein Abderit zu seyn! — sagte Korax zu sich selbst, da er sich anschickte, das Gutachten der Akademie über die Froschsache zu Papier zu bringen. — In welcher andern Stadt auf dem Erdboden würde man sichs einfallen lassen, einer Akademie der Wissenschaften eine solche Frage vorzulegen? — Und gleichwohl ists dem Senat noch zum Verdienste anzurechnen, daſs er noch so viel Verstand und Muth gehabt hat, die Akademie zu fragen. Es giebt Städte in der Welt, wo man so was nicht auf die Akademie ankommen läſst. Man muſs gestehen, daſs die Abderiten zuweilen vor lauter Narrheit auf einen guten Einfall stoſsen!

Korax setzte sich also an seinen Schreibtisch, und arbeitete mit so viel Lust und Liebe zum Dinge, daſs er noch vor Sonnenuntergang mit seinem Gutachten fertig war.

Da wir dem geneigten Leser eine, wo nicht ausführliche, doch hinlängliche Nachricht von dem System des Oberpriesters Stilbon gegeben haben: so erfordert die Unparteylichkeit, als die erste Pflicht eines Geschichtschreibers, daſs wir ihm auch von dem Inhalte dieses akademischen Gutachtens wenigstens so viel mittheilen, als zum Verständniſs dieser merkwürdigen Geschichte vonnöthen zu seyn scheint.

„Der hohe Senat, sagte Korax im Eingang seiner Schrift, setzt in dem der Akademie zugefertigten verehrlichen Rathsschlusse voraus, daſs die Froschmenge in Abdera die Volksmenge dermahlen in einem unmäſsigen Grad überſteige; und überhebt dadurch die Akademie der unangenehmen Arbeit, erſt beweiſen zu müſſen, was, als eine ſtadt- und weltkündige Thatſache, vor jedermanns Augen liegt.

„Es gewinnt demnach das Anſehen, als ob die Akademie, bey ſo bewandter Sache, ſich bloſs über die Mittel zu erklären hätte, wodurch dieſem Unweſen am ſchleunigſten abgeholfen werden könne.

„Allein, da die Fröſche in Abdera, vermöge eines uralten und ehrwürdig gewordnen Inſtituts und Glaubens unſrer Voraltern, Vorrechte erlangt haben, in deren Beſitze ſie zu ſtören vielen bedenklich, manchen ſogar unerlaubt ſcheinen mag; und da es, vermöge der Natur der Sache, leicht geſchehen könnte, daſs die einzigen dienſamen Mittel, welche die Akademie in dem gegenwärtigen äuſserſten Nothſtande des gemeinen Weſens vorzuſchlagen hat, jenen wirklichen oder vermeinten Gerechtſamen der Abderitiſchen Fröſche Abbruch zu thun ſcheinen könnten: ſo wird es eben ſo zweckmäſsig als unumgänglich ſeyn, eine hiſtoriſch-pragmatiſche Beleuchtung der Frage: was es mit unſern beſagten Fröſchen für eine beſondere Bewandtniſs habe, voraus zu ſchicken.

Seite unmöglich sey ihre Glaubwürdigkeit durch historische Zeugnisse umzustoſsen, und auf der andern kein Naturforscher in der Welt im Stande sey ihre absolute Unmöglichkeit zu erweisen: so werde jeder Verständige sich um so lieber enthalten sie zu bezweifeln, da er doch weiter nichts dagegen sagen könnte, als die gemeinen Plattheiten, es ist unglaublich, es ist wider den Lauf der Natur, und dergleichen Formeln, die auch dem schalsten Kopfe beym ersten Anblick eben so gut einfallen müſsten. Er betrachte also die Umgestaltung der Milischen Bauern in Frösche als eine auf sich beruhende Sache; behaupte aber, daſs ihre Wahrheit bey der vorliegenden Frage vollkommen gleichgültig sey. Denn es werde doch wohl niemand läugnen wollen, daſs diese Milischen Menschenfrösche schon ein paar tausend Jahre wenigstens todt und abgethan seyen. Gesetzt aber auch, daſs die Abderitischen Frösche ihre Abstammung von denselben genüglich erweisen könnten: so würden sie damit doch weiter nichts erwiesen haben, als daſs sie seit undenklichen Zeiten von Vater zu Sohn wahre echt gebrochne Frösche seyen. Denn so wie die mehr besagten Milischen Bauern durch ihre Verwandlung und von dem Augenblick ihrer Einfroschung an aufgehört hätten, Menschen zu seyn, so hätten sie auch von diesem Augenblick an nichts andres als ihres gleichen, nehmlich leibhafte natürliche Frösche zeugen können. Mit Einem Worte, Frösche seyen Frösche, und der Umstand, daſs ihre ersten Stammväter vor ihrer Verwandlung Milische Bauern gewesen, verändre eben so wenig an ihrer gegenwärtigen Froschnatur, als wenig ein von zwey und dreyſsig Ahnen her geborner Bettler für einen Prinzen angesehen werde, wenn gleich erweislich wäre, daſs der erste Bettler seines Stammbaums in gerader Linie von Ninus und Semiramis entsprossen sey. Die Anhänger der entgegen stehenden Meinung schienen dieſs auch selbst so gut einzusehen, daſs sie, um die vorgebliche höhere Natur der Abderitischen Frösche zu begründen, ihre Zuflucht zu einer Hypothese nehmen müſsten, deren bloſse Darstellung alle Widerlegung überflüssig mache.

Der scharfsinnige Leser (und es versteht sich von selbst, daſs ein Werk wie dieſs keine andre Leser haben kann) wird sogleich ohne unser Erinnern bemerkt haben, daſs Korax durch diese Einlenkung auf des Oberpriesters Stilbon System von den Keimen kommen wollte, welches er — eh' er es wagen durfte, mit seinem Vorschlage wegen Verminderung der Frösche hervor zu rücken —

entweder widerlegen oder lächerlich machen muſste.

Da von diesen zwey Wegen der letzte zugleich der bequemste und der Fähigkeit der Hoch - und Wohlweisheiten, mit denen er es zu thun hatte, der angemessenste war: so begnügte sich Korax, das Unbegreifliche dieser Hypothese durch eine komische Berechnung der unendlichen Kleinheit der angeblichen Keime zum Ungereimten zu treiben.

„Wir wollen, sagte er, um die Aufmerksamkeit des hohen Senats nicht ohne Noth mit arithmetischen Subtilitäten zu ermüden, annehmen, der Sohn des gröſsten und dicksten von den froschgewordnen Miliern habe sich in seinem Keimstande zu seinem Vater verhalten wie Eins zu hundert Millionen. Wir wollen es, bloſs um der runden Zahl willen, so annehmen; wiewohl ohne groſse Mühe zu erweisen wäre, daſs der gröſste unter allen *Homunculis*, als Keim, wenigstens noch zehnmahl kleiner ist, als ich angegeben habe. Nun steckt, nach des Priesters Stilbon Meinung, in diesem Keim, nach gleicher Proporzion verkleinert, der Keim des Enkels, im Keim des Enkels der Keim des Urenkels, und so in jedem folgenden Abkömmling bis ins zehntausendste Glied, immer mit jedem Grad hundert - millionenmahl kleiner, der Keim des nächst folgenden; so daſs der Keim eines jetzt lebenden Abderitischen Frosches, gesetzt daſs er auch nur im vierzigsten Grade von seinem Stammvater, dem Milischen Froschmenschen, entfernt wäre, damahls da er sich als Keim in seinem besagten Stammvater befand, um so viele Millionen von Billionen, von Trillionen u. s. w. kleiner als eine Käsemilbe hätte gewesen seyn müssen, daſs der geschwindeste Schreiber, den der hohe Senat von Abdera in seiner Kanzley hat, schwerlich in seinem ganzen Leben mit allen den Nullen, die er, um diese Zahl zu bezeichnen, schreiben müſste, fertig werden könnte, und das ganze Gebiet der preiswürdigen Republik (so viel nehmlich davon noch nicht in Froschgräben verwandelt ist) schwerlich Raum genug für das Papier oder Pergament hätte, welches diese ungeheure Zahl zu fassen groſs genug wäre. Die Akademie überläſst es dem Ermessen des Senats, ob das allerwinzigste aller kleinen Thierchen in der Welt winzig genug sey, um sich von einer solchen unaussprechlich winzigen Kleinheit einen Begriff zu machen? und ob man also anders glauben könne, als daſs dem ehrwürdigen Oberpriester etwas menschliches begegnet seyn müsse, da er die Hypothese von den Keimen erfunden, um der vorgeblichen Heiligkeit der Abderitischen Frösche eine zwar nicht sehr scheinbare, aber wenigstens doch sehr dunkle und unbegreifliche Unterlage zu geben?

„Die Akademie hat mit allem Fleiſs die Einbildungskraft der erlauchten Väter des Vaterlandes nicht über die Gebühr anstrengen wollen. Wenn man aber bedenkt, wie kurz das natürliche Leben eines Frosches ist, und daſs unsre dermahligen Frösche (nach der Voraussetzung) wenigstens im fünfhundertsten Grade von den Milischen Bauern abstammen: so verliert sich die Hypothese des sehr ehrwürdigen Oberpriesters in einem solchen Abgrund von Kleinheit, daſs es ungereimt und grausam wäre, nur ein Wort weiter davon zu sagen.

„Die Natur ist (wie die berühmte Aufschrift zu Sais sagt) alles was ist, was war und was seyn wird, und ihren Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt. Die Akademie, von dieser groſsen Wahrheit tiefer als sonst irgend jemand durchdrungen, ist weit entfernt, sich einiger besondern und genauern Einsicht in Geheimnisse, welche unergründlich bleiben sollen, anzumaſsen. Sie glaubt, daſs es vergebens sey, von der Entstehungsart der organisierten Wesen mehr wissen zu wollen, als was die

Sinne bey einer anhaltenden Aufmerksamkeit davon entdecken. Und wenn sie es ja für erlaubt hält, dem angebornen Triebe des menschlichen Geistes — sich alles begreiflich machen zu wollen — durch Hypothesen nachzuhängen: so findet sie diejenige noch immer die natürlichste, vermöge deren die Keime der organischen Körper durch die geheimen Kräfte der Natur erst alsdann gebildet werden, wenn sie ihrer wirklich vonnöthen hat. Dieser Erklärungsart zu Folge, ist der Keim eines jeden jetzt lebenden quakenden Geschöpfes in allen Sümpfen und Froschgräben von Abdera nicht älter als der Moment seiner Zeugung, und hat mit dem individuellen Frosche, der zur Zeit des Trojanischen Krieges quakte, und von welchem der jetzt lebende in gerader Linie abstammt, weiter nichts gemein, als daſs die Natur beide nach einem gleichförmigen Modell, durch gleichförmige Werkzeuge und zu gleichförmigen Absichten gebildet hat."

Der Filosof Korax, nachdem er ein langes und breites zu Befestigung dieser Meinung vorgebracht, zieht endlich die Folgerung daraus: Daſs die Abderitischen Frösche eben so natürliche, gemeine und alltägliche Frösche seyen als alle übrige Frösche in der Welt; und daſs also die sonderbaren Vorrechte, deren sie sich in Abdera zu erfreuen hätten, nicht auf irgend einer Vorzüglichkeit ihrer Natur und ihrer vorgeblichen Verwandtschaft mit der menschlichen, sondern bloſs auf einem populären Glauben beruheten, welchen man, zu gröſstem Nachtheil des gemeinen Wesens, allzu lange unbestimmt und in einem Dunkel gelassen habe, unter dessen Begünstigung die Einbildungskraft der einen und der Eigennutz der andern freyen Spielraum gehabt habe, mit diesen Fröschen eine Art von Unfug zu treiben, wovon man auſserhalb Ägypten schwerlich etwas ähnliches in der Welt finden werde.

„Die Alterthümer von Abdera (fährt er fort) liegen, ungeachtet alles Lichtes, welches der ehrwürdige und gelehrte Stilbon so reichlich über sie ausgegossen, noch immer — wie die Alterthümer aller andern Städte in der Welt — in einem Nebel, dessen Undurchdringlichkeit dem wahrheitsbegierigen Forscher wenig Hoffnung läſst, seine Begierde jemahls befriediget zu sehen. Aber, wozu hätten wir denn auch vonnöthen, mehr davon zu wissen als wir wirklich wissen? Was es auch mit dem Ursprung des Latonentempels und seines geheiligten Froschgrabens für eine Bewandtniſs haben mag, würde etwa, wenn wir diese Bewandtniſs wüſsten, Latona mehr oder weniger

Göttin, ihr Tempel mehr oder weniger Tempel, und ihr Froschteich mehr oder weniger Froschteich seyn? — Latona soll und muſs in ihrem uralten Tempel verehrt, ihr uralter Froschteich soll und muſs in gebührenden Ehren gehalten werden. Beides ist Institut unsrer ältesten Vorfahren, ehrwürdig durch das graueste Alterthum, befestigt durch die Gewohnheit so vieler Jahrhunderte, unterhalten durch den ununterbrochnen fortgepflanzten allgemeinen Glauben unsers Volkes, geheiligt und unverletzlich gemacht durch die Gesetze unsrer Republik, welche die Bewachung und Beschutzung desselben dem ansehnlichsten Kollegium des Staats anvertraut haben. Aber, wenn Latona, oder Jupiter um Latonens willen, die Milischen Bauern in Frösche verwandelt hat: folgt denn daraus, daſs alle Frösche der Latona heilig sind, und sich des priesterlichen Vorrechts persönlicher Unverletzlichkeit anzumaſsen haben? Und, wenn unsre wackern Vorfahren für gut befunden haben, zum ewigen Gedächtniſs jenes Wunders, im Bezirk des Latonentempels einen kleinen Froschgraben zu unterhalten: folgt denn daraus, daſs ganz Abdera in eine Froschlache verwandelt werden muſs?

„Die Akademie kennt sehr wohl die Achtung, die man gewissen Meinungen und Gefühlen des Volks schuldig ist. Aber dem Aberglauben, in welchen sie immer auszuarten bereit sind, kann doch nur so lange nachgesehen werden, als er die Grenzen der Unschädlichkeit nicht gar zu weit überschreitet. Frösche können in Ehren gehalten werden: aber die Menschen den Fröschen aufzuopfern ist unbillig. Der Zweck, um dessentwillen die Abderiten, unsre Vorfahren, den geheiligten Froschteich einsetzten, hätte freylich auch durch einen einzigen Frosch erreicht werden können. Doch, laſs es seyn daſs ein ganzer Teich voll gehalten wurde; wenn es nur bey diesem einzigen geblieben wäre! Abdera würde darum nicht weniger blühend, mächtig und glücklich gewesen seyn. Bloſs der seltsame Wahn, daſs man der Frösche und Froschteiche nicht zu viel haben könne, hat uns dahin gebracht, daſs uns nun wirklich keine andre Wahl übrig bleibt — als, uns entweder dieser überlästigen und allzu fruchtbaren Mitbürger ungesäumt zu entladen, oder alle insgesammt mit bloſsen Häuptern und Füſsen nach dem Latonentempel zu wallen, und mit fuſsfälligem Bitten so lange bey der Göttin anzuhalten, bis sie das alte Wunder an uns erneuert, und auch uns, so viel unser sind, in Frösche verwandelt haben wird.

„Die Akademie müſste sich sehr gröblich an der Weisheit der Häupter und Väter des Vaterlandes versündigen, wenn sie nur einen Augenblick zweifeln wollte, daſs das Mittel, welches sie in einer so verzweifelten Lage vorzuschlagen aufgefordert worden — das einzige welches sie vorzuschlagen im Stande ist — nicht mit beiden Händen ergriffen werden sollte. Dieses Mittel hat alle von dem hohen Senat erforderten Eigenschaften; es ist in unsrer Gewalt, es ist zweckmäſsig und von unmittelbarer Wirkung; es ist nicht nur mit keinem Aufwand, sondern sogar mit einer nahmhaften Ersparniſs verbunden; und weder Latona noch ihre Priester können, unter den gehörigen Einschränkungen, etwas dagegen einzuwenden haben."

Und nun rathe der geneigte Leser, was für ein Mittel das wohl seyn konnte? — Es ist, um ihn nicht lange aufzuhalten, das einfachste Mittel von der Welt. Es ist etwas in Europa von langen Zeiten her bis auf diesen Tag sehr gewöhnliches; eine Sache, worüber in der ganzen Christenheit sich niemand das mindeste Bedenken macht, und wovor gleichwohl, als diese Stelle des Gutachtens im Senat zu Abdera abgelesen wurde der Hälfte der Rathsherren die Haare zu Berge standen. Mit Einem Worte, das Mittel, das die Akademie von Abdera vorschlug, um der überzähligen Frösche mit guter Art los zu werden, war — sie zu essen.

Der Verfasser des Gutachtens betheuerte, daſs er auf seinen Reisen zu Athen und Megara, zu Korinth, in Arkadien und an hundert andern Orten Froschkeulen essen gesehen und selbst gegessen habe. Er versicherte, daſs es eine sehr gesunde, nahrhafte und wohl schmeckende Speise sey, man möchte sie nun gebacken oder frikassiert oder in kleinen Pastetchen auf die Tafel bringen. Er berechnete, daſs auf diese Weise die übermäſsige Froschmenge in kurzer Zeit auf eine sehr gemäſsigte Zahl gebracht, und dem gemeinen und Mittelmann, bey dermahligen klemmen Zeiten, keine geringe Erleichterung durch diese neue Eſswaare verschafft werden würde. Und wiewohl der daher entstehende Vortheil sich vermöge der Natur der Sache von Tag zu Tage vermindern müſste: so würde hingegen der Abgang um so reichlicher ersetzt werden, indem man nach und nach einige tausend Froschteiche und Gräben austrocknen und wieder urbar machen könnte; ein Umstand, wodurch wenigstens der vierte Theil des zu Abdera gehörigen Grund und Bodens wieder gewonnen werden und den

Einwohnern zu Nutzen gehen würde. Die Akademie (setzt er hinzu) habe die Sache aus allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, und könne nicht absehen, wie von Seiten der Latona oder ihrer Priester die mindeste Einwendung dagegen sollte gemacht werden können. Denn was die Göttin selbst betreffe, so würde sie sich ohne Zweifel durch den bloſsen Argwohn, als ob ihr an den Fröschen mehr als an den Abderiten gelegen sey, sehr beleidiget finden. Von den Priestern aber sey zu erwarten, daſs sie viel zu gute Bürger und Patrioten seyen, um sich einem Vorschlage zu widersetzen, durch welchen dasjenige, was bisher das gröſste Übel und Drangsal des Abderitischen gemeinen Wesens gewesen, bloſs durch eine geschickte Wendung in den gröſsten Nutzen desselben verwandelt würde. Da es aber nicht mehr als billig sey, sie, die Priester, um des gemeinen Besten willen nicht zu beeinträchtigen: so hielte die Akademie unmaſsgeblich dafür, daſs ihnen nicht nur die Unverletzlichkeit des uralten Froschgrabens am Latonentempel von neuem zu garantieren, sondern auch die Verordnung zu machen wäre, daſs von dem Augenblick an, da die Abderitischen Froschkeulen für eine erlaubte Eſswaare erklärt seyn würden, von jedem Hundert derselben eine Abgabe von einem oder zwey Obolen an den Latonentempel bezahlt werden müſste. Eine Abgabe, die, nach einem sehr mäſsigen Überschlag, in kurzer Zeit eine Summe von dreyſsig bis vierzig tausend Drachmen abwerfen, und also den Latonentempel wegen aller andern kleinen Vortheile, die durch die neue Einrichtung aufhörten, reichlich schadlos halten würde.

Endlich beschloſs der Filosof Korax sein Gutachten mit diesen merkwürdigen Worten: „Die Akademie glaube durch diesen eben so nothgedrungnen als gemeinnützigen Vorschlag ihrer Schuldigkeit genug gethan zu haben. Sie sey nun wegen des Erfolgs ganz ruhig, indem sie dabey nicht mehr betroffen sey als alle übrige Bürger von Abdera. Aber da sie überzeugt sey, daſs nur ganz erklärte Batrachosebisten fähig seyn könnten, sich einer so unumgänglichen Reformazion entgegen zu setzen: so hoffe sie, die preiswürdigen Väter des Vaterlandes würden nicht zugeben, daſs eine so lächerliche Sekte die Oberhand gewinnen, und vor den Augen aller Griechen und Barbaren den Abderitischen Nahmen mit einem Schandflecken beschmitzen sollte, den keine Zeit wieder ausbeitzen würde.“

Es ist schwer, von den Absichten eines Menschen aus seinen Handlungen zu urtheilen, und hart, schlimme Absichten zu argwohnen, bloſs weil eine Handlung eben so leicht aus einem bösen als guten Beweggrunde hergeflossen seyn konnte: aber einen jeden, dessen Vorstellungsart nicht die unsrige ist, bloſs darum für einen schlimmen Mann zu halten, ist ungerecht und unvernünftig. Wiewohl wir also nicht mit Gewiſsheit sagen können, wie rein die Absichten des Filosofen Korax bey Abfassung dieses Gutachtens gewesen seyn mochten: so können wir doch nicht umhin zu glauben, daſs der Priester Stilbon in seiner Leidenschaft zu weit gegangen sey, da er besagten Korax dieses Gutachtens wegen für einen offenbaren Feind der Götter und der Menschen erklärte, und ihn einer augenscheinlichen Absicht alle Religion über den Haufen zu werfen beschuldigte. So überzeugt auch immer der Hohepriester Stilbon von seiner Meinung seyn mochte, so ist doch, bey der groſsen und unwillkührlichen Verschiedenheit der Vorstellungsarten unter den armen Sterblichen, nicht unmöglich, daſs Korax von der Wahrheit der seinigen eben so aufrichtig überzeugt war; daſs er die Abderitischen Frösche im Innersten seines Herzens für nichts mehr als bloſse natürliche Frösche hielt, und durch seinen Vorschlag seinem Vaterlande wirklich einen wichtigen Dienst zu leisten glaubte. Indessen bescheidet sich Schreiber dieses ganz gern, daſs es für uns jetzt lebende, und in Betrachtung daſs die allgemein in Europa angenommenen Grundsätze den Fröschen wenig günstig sind, eine äuſserst zarte Sache ist, über diesen Punkt ein vollkommen unparteyisches Urtheil zu fällen.

Wie es also auch um die Moralität der Absichten des Filosofen Korax stehen mochte, so viel ist wenigstens gewiſs, daſs er eben so wenig ohne Leidenschaften war als der Oberpriester, und daſs er sich die Vermehrung seiner Anhänger viel zu eifrig angelegen seyn lieſs, um nicht den Verdacht zu erwecken, die Eitelkeit das Haupt einer Partey zu seyn, die Begierde über Stilbon den Sieg davon zu tragen, und der stolze Gedanke in den Annalen von Abdera dereinst Figur zu machen, habe wenigstens eben so viel zu seiner groſsen Thätigkeit in dieser Froschsache beygetragen, als seine Tugend. Aber daſs er alles, was er gethan, aus bloſser Näscherey gethan habe, halten wir für eine Verleumdung schwachköpfiger und leidenschaftlicher Leute, woran es bekannter Maſsen bey solchen Gelegenheiten (zumahl in kleinen Republiken) nie zu fehlen pflegt.

Korax hatte solche Maſsregeln genommen, daſs sein Gutachten bey der zweyten Zusammenkunft der Akademie einhellig genehmigt wurde. Denn der Präsident, und drey oder vier Ehrenmitglieder die sich nicht bloſs geben wollten, hatten Tages zuvor eine Reise aufs Land gethan.

8. Kapitel.

Das Gutachten wird bey Rath verlesen, und nach verschiednen heftigen Debatten einhellig beschlossen, daſs es den Latonenpriestern kommuniciert werden sollte.

Das Gutachten wurde in der vorgeschriebnen Zeit dem Archon eingehändigt, und bey der nächsten Sitzung des Senats von dem Stadtschreiber Pyrops, einem erklärten Gegenfröschler, aus voller Brust, und mit ungewöhnlich scharfer Beobachtung aller Komma's und übrigen Unterscheidungszeichen, abgelesen.

Die Minorität hatte zwar indessen bey dem Archon groſse Bewegungen gemacht, um ihn dahin zu bringen die Vollziehung des Rathsschlusses aufzuschieben, und es in einer auſserordentlichen Rathsversammlung noch einmahl auf die Mehrheit ankommen zu lassen, ob die Sache nicht, mit Vorbeygehung der Akademie, den Zehnmännern übergeben werden sollte. Onokradias hatte auch diesen Antrag auf Bedenkzeit angenommen, aber, ungeachtet des täglichen Anhaltens der Gegenpartey, seine Antwort um so mehr aufgeschoben, da er versichert worden war, daſs das Gutachten bis zum nächsten gewöhnlichen Rathstage fertig seyn sollte.

Der Nomofylax Hypsiboas und seine Anhänger fanden sich also nicht wenig beleidigt, als, nach Beendigung der Geschäfte des Tages, der Archon ein groſses Heft unter seinem Mantel hervor zog, und dem Senat berichtete, daſs es das Gutachten sey, welches, vermöge des letzten Rathsschlusses, der Akademie in der bekannten leidigen Froschsache aufgetragen worden. Sie standen alle auf einmahl mit Ungestüm auf, beschuldigten den Archon, hinterlistig zu Werke gegangen zu seyn, und erklärten sich, daſs sie die Verlesung des Gutachtens nimmermehr zugeben würden.

Onokradias, der unter andern kleinen Naturfehlern auch diesen hatte, immer hitzig zu seyn wo er kalt, und kalt wo er hitzig seyn sollte, war im Begriff eine sehr hitzige Antwort zu geben, wenn ihn der Rathsherr

Meidias nicht gebeten hätte, ruhig zu seyn und die Herren schreyen zu lassen. Wenn sie alles gesagt haben werden, flüsterte er ihm zu, so werden sie nichts mehr zu sagen haben, und dann müssen sie wohl von selbst aufhören.

Dieſs war auch was geschah. Die Herren lärmten, krähten und fochten mit den Händen bis sie es müde waren; und da sie endlich merkten daſs ihnen niemand zuhörte, setzten sie sich brummend wieder hin, wischten den Schweiſs von der Stirne, und — das Gutachten wurde verlesen.

Wir kennen die Art der Abderiten, so schnell wie man die Hand umdreht vom Tragischen zum Komischen überzugehen, und über der kleinsten Gelegenheit zum Lachen die ernsthafte Seite eines Dinges gänzlich aus den Augen zu verlieren. Kaum war der dritte Theil des Gutachtens gelesen, so zeigte sich schon die Wirkung dieser jovialischen Laune sogar bey denjenigen, die kurz zuvor so laut dagegen geschrieen hatten. Das nenn' ich doch beweisen, sagte einer der Rathsherren zu seinem Nachbar, während Pyrops inne hielt, um, nach damahliger Gewohnheit, eine Prise Niesewurz zu nehmen. — Man muſs gestehen, sagte ein andrer, das

Ding ist meisterhaft geschrieben. — Ich will gern sehen, sagte ein dritter, was man gegen den Beweis, daſs Frösche am Ende doch nur Frösche sind, wird einwenden können? — Ich habe schon lange so was gemerkt, sagte ein vierter mit einer schlauen Miene; aber es ist doch angenehm, wenn man sieht daſs gelehrte Leute mit uns Einer Meinung sind.

Nur weiter, Herr Stadtschreiber, sagte Meidias, denn das beste muſs noch erst kommen.

Pyrops las fort. Die Rathsherren lachten daſs sie die Bäuche halten muſsten über die Berechnung der Kleinheit der Keime des Priesters Stilbon; wurden aber auf einmahl wieder ernsthaft, da die traurige Alternative vorkam, und sie sich vorstellten, was für ein Jammer das wäre, wenn sie *in Corpore*, mit dem regierenden Archon an der Spitze, nach dem Latonentempel ziehen und sichs noch zur besondern Gnade anrechnen lassen müſsten, in Frösche verwandelt zu werden. Sie reckten die dicken Hälse und schnappten nach Odem bey dem bloſsen Gedanken, wie ihnen bey einer solchen Katastofe zu Muthe seyn würde, und waren von Herzen geneigt jedes Mittel gut zu heiſsen, wodurch ein solches Unglück verhütet werden könnte.

Aber als das Geheimniſs nun heraus war; als sie hörten, daſs die Akademie kein anderes Mittel vorzuschlagen hätte, als die Frösche, deren sie einen Augenblick zuvor um jeden Preis los zu werden gewünscht hatten, zu essen: — welche Zunge vermöchte das Gemisch von Erstaunen, Entsetzen und Verdruſs über fehl geschlagene Erwartung zu beschreiben, das sich auf einmahl in den verzerrten Gesichtern der alten Rathsherren mahlte, welche beynahe die Hälfte des Senats ausmachten? Die Leute sahen nicht anders aus, als ob man ihnen zugemuthet hätte ihre eignen leiblichen Kinder in kleine Pastetchen hacken zu lassen. Auf einmahl von der unbegreiflichen Macht des Vorurtheils überwältigt, fuhren sie alle mit Entsetzen auf und erklärten: daſs sie nichts weiter hören wollten, und daſs sie sich einer solchen Gottlosigkeit zu der Akademie nimmermehr versehen hätten.

Sie hören aber ja, daſs es nur gemeine natürliche Frösche sind die wir essen sollen, rief der Rathsherr Meidias. Essen wir doch Pfauen und Tauben und Gänse, ungeachtet jene der Juno und Venus, und diese dem Priapus selbst heilig sind. Bekommt uns denn etwa das Rindfleisch schlechter, weil Jupiter sich selbst in einen Stier und die

Prinzessin Io in eine Kuh verwandelte? Oder machen wir uns das mindeste Bedenken alle Arten von Fischen zu essen, wiewohl sie unter dem Schutz aller Wassergötter stehen?

Aber die Rede ist weder von Gänsen noch Fischen, sondern von Fröschen, schrieen die alten Rathsherren und Zunftmeister; das ist ganz was andres! Gerechte Götter! die Frösche der Latona zu essen! Wie kann ein Mensch von gesundem Kopfe sich so etwas nur zu Sinne kommen lassen?

So fassen Sie Sich doch, meine Herren, schrie ihnen der Rathsherr Stentor entgegen; Sie werden doch nicht solche Batrachosebisten seyn wollen —

Lieber Batrachosebisten als Batrachofagen, rief der Nomofylax, der diesen glücklichen Augenblick nicht entwischen lassen wollte, sich zum Haupt einer Partey aufzuwerfen, auf deren Schultern er sich in kurzem zum Archontat erhoben zu sehen hoffte.

Lieber alles in der Welt als Batrachofagen, schrieen die Rathsherren von der Minorität, und ein paar graubärtige Zunftmeister, die sich zu ihnen schlugen.

„Meine Herren, sagte der Archon Onokradias, — indem er mit einiger Hitze von seinem elfenbeinernen Stuhl auffuhr, da die Batrachosebisten so laut zu schreyen anfingen, daſs ihm um sein Gehör bang wurde — ein Vorschlag der Akademie ist noch kein Rathsschluſs. Setzen Sie Sich und hören Sie Vernunft an, wenn Sie können! Ich will nicht hoffen, daſs hier jemand ist, der sich einbildet daſs mir so viel daran gelegen sey Frösche zu essen. Auch werd' ich noch wohl Rath zu schaffen wissen, daſs sie mich nicht fressen sollen. Aber die Akademie, die aus den gelehrtesten Leuten in Abdera besteht, muſs doch wohl wissen was sie sagt —

(Nicht immer, murmelte Meidias zwischen den Zähnen.)

„Und da das gemeine Beste allem vorgeht, und nicht billig ist daſs die Frösche den Menschen — daſs die Menschen, sage ich, den Fröschen aufgeopfert werden, wie die Akademie sehr wohl erwiesen hat: so ist meine Meinung, — daſs das Gutachten ohne weiters — der ehrwürdigen Latonenpriesterschaft kommuniciert werde. Können Sie einen bessern Vorschlag thun, so will ich der erste seyn der ihn unterstützen hilft. Denn ich habe für meine Person nichts gegen die Frösche, in so fern sie keinen Schaden thun."

Da der Antrag des Archons nichts andres war, als worauf beide Parteyen ohnehin hätten antragen müssen, so wurde die Kommunikazion des Gutachtens zwar einhellig beliebt: aber die Ruhe im Senat wurde dadurch nicht hergestellt; und von dieser Stunde an fand sich die arme Stadt Abdera wieder, unter andern Nahmen, in Esel und Schatten getheilt.

---

9. KAPITEL.

Der Oberpriester Stilbon schreibt ein sehr dickes Buch gegen die Akademie. Es wird von niemand gelesen; im übrigen aber bleibt vor der Hand alles beym Alten.

Jedermann bildete sich ein, daſs der Oberpriester über das Gutachten der Akademie Feuer und Flammen sprühen werde, und man war nicht wenig verwundert, da er, dem Anschein nach, so gelassen dabey blieb als ob ihn die Sache gar nichts anginge.

Was für armselige Köpfe! sagte er den seinigen schüttelnd, indem er das Gutachten mit flüchtigem Blick überlief: und gleichwohl sollte man denken, sie müſsten mein Buch von den Alterthümern gelesen haben, worin alles so augenscheinlich dargelegt ist. Es ist unbegreiflich, wie man mit fünf gesunden Sinnen so dumm seyn kann! Aber ich will ihnen noch wohl das Verständniſs öffnen. Ich will ein Buch schreiben — ein Buch, das mir alle Akademien der Welt widerlegen sollen wenn sie können!

Und **Stilbon**, der Oberpriester, setzte sich hin und schrieb ein Buch, dreymahl so dick als das erste das der Archon Onokradias nicht lesen wollte, und bewies darin: daſs der Verfasser des Gutachtens keinen Menschenverstand habe; daſs er ein Unwissender sey, der nicht einmahl gelernt habe daſs nichts groſs und nichts klein in der Natur sey; nicht wisse, daſs die Materie ins unendliche getheilt werden könne, und daſs die unendliche Kleinheit der Keime (wenn man sie auch noch unendlich kleiner annehme als **Korax** in seiner ganz lächerlich übertriebnen Berechnung gethan habe) gegen ihre **Möglichkeit** nicht ein *Minimum* beweise. Er unterstützte die Gründe seines Systems von den Abderitischen Fröschen mit neuen Gründen, und beantwortete mit groſser Genauigkeit und Weitläuftigkeit alle mögliche Einwürfe die er sich selbst dagegen machte. Seine Einbildung und seine Galle erhitzte sich unterm Schreiben unvermerkt so sehr, daſs er sich sehr bittere Ausfälle gegen seine Gegner erlaubte, sie eines vorsetzlichen und verstockten Hasses gegen die Wahrheit anklagte, und ziemlich deutlich zu verstehen gab, daſs solche Menschen in einem wohl policierten Staate gar nicht geduldet werden sollten.

Der Senat von Abdera erschrak, da der Archon nach etlichen Monaten (denn eher hatte Stilbon, wiewohl er Tag und Nacht schrieb, nicht mit seinem Buche fertig werden können) die Gegenschrift des Oberpriesters vor Rath brachte, die so voluminös war, daſs er sie, um die Sache kurzweiliger zu machen, durch zwey von den breitschultrigsten Sackträgern von Abdera auf einer Trage herein schleppen und auf den groſsen Rathstisch legen lieſs. Die Herren fanden, daſs es keine Möglichkeit sey ein so weitläuftiges Werk verlesen zu lassen. Es wurde also durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen, es geraden Wegs dem Filosofen Korax zuzuschicken, mit dem Auftrage, dasjenige, was er etwa dagegen zu erinnern hätte, schriftlich und so bald als möglich an den regierenden Archon gelangen zu lassen.

Korax stand eben mitten unter einem Haufen naseweiser Abderitischer Jünglinge in der Vorhalle seines Hauses, als die Sackträger mit ihrer gelehrten Ladung bey ihm anlangten. Als er nun von dem mitkommenden Rathsboten vernommen hatte warum es zu thun sey, entstand ein so unmäſsiges Gelächter unter der gegenwärtigen Versammlung, daſs man es über drey oder vier Gassen bis in die Rathsstube hören konnte. Der Priester Stilbon hat einen schlauen Genius, sagte Korax; er hat gerade das unfehlbarste Mittel ergriffen, um nicht widerlegt zu werden. Aber er soll sich doch betrogen finden! Wir wollen ihm zeigen, daſs man ein Buch widerlegen kann ohne es gelesen zu haben.

Wo sollen wir denn abladen? fragten die Sackträger, die schon eine gute Weile mit ihrer Trage da gestanden hatten, und von allen den scherzhaften Einfällen der gelehrten Herren nichts verstanden.

In meinem Häuschen ist kein Platz für ein so groſses Buch, sagte Korax.

Wissen Sie was, fiel einer von den jungen Filosofen ein: weil das Buch doch geschrieben ist um nicht gelesen zu werden, so stiften Sie es auf die Rathsbibliothek. Dort liegt es sicher, und wird unter dem Schutz einer Kruste von fingerdickem Staub ungelesen und wohlbehalten auf die späte Nachwelt kommen.

Der Einfall ist trefflich, sagte Korax. Gute Freunde, fuhr er fort sich an die Sackträger wendend, hier sind zwey Drachmen für eure Mühe; tragt eure Ladung auf die Rathsbibliothek, und bekümmert euch weiter um nichts; ich nehme die ganze Sache auf meine Verantwortung.

Stilbon, dem das Schicksal eines Buches, das ihm so viele Zeit und Mühe gekostet hatte, nicht lange verborgen bleiben konnte, wuſste vor Erstaunen und Ingrimm weder was er denken noch thun sollte. Groſse Latona, rief er einmahl übers andre aus, in was für Zeiten leben wir! Was ist mit Leuten anzufangen die nicht hören wollen! — Aber sey es darum! Ich habe das Meinige gethan. Wollen sie nicht hören, so mögen sies bleiben lassen! Ich setze keine Feder mehr an, rühre keinen Finger mehr für ein so undankbares, ungeschliffnes und unverständiges Volk.

So dachte er im ersten Unmuth: aber der gute Priester betrog sich selbst durch diese anscheinende Gelassenheit. Seine Eigenliebe war zu sehr beleidigt um so ruhig zu bleiben. Je mehr er der Sache nachdachte, (und er konnte die ganze Nacht an nichts andres denken) je stärker fühlte er sich überzeugt, daſs es ihm nicht erlaubt sey, bey einer so langen Aufforderung für die gute Sache still zu sitzen.

Der Nomofylax und die übrigen Feinde des Archons Onokradias ermangelten nicht, seinen Eifer durch ihre Aufhetzungen vollends zu entflammen. Man hielt fast täglich Zusammenkünfte, um sich über die Maſsregeln zu berathschlagen, welche man zu nehmen hätte, um dem einreiſsenden Strom der Unordnung und Ruchlosigkeit (wie es Stilbon nannte) Einhalt zu thun.

Aber die Zeiten hatten sich wirklich sehr geändert. Stilbon war kein Strobylus. Das Volk kannte ihn wenig, und er hatte keine von den Gaben, wodurch sich sein besagter Vorgänger mit unendliche Mahl weniger Gelehrsamkeit so wichtig in Abdera gemacht hatte. Beynahe alle jungen Leute beiderley Geschlechts waren von den Grundsätzen des Filosofen Korax angesteckt. Der gröſsere Theil der Rathsherren und angesehenen Bürger neigte sich ohne Grundsätze auf die Seite wo es am meisten zu lachen gab. Und sogar unter dem gemeinen Volke hatten die Gassenlieder, womit einige Versifexe von Koraxens Anhang die Stadt anfüllten, so gute Wirkung gethan, daſs man sich vor der Hand wenig Hoffnung machen konnte, den Pöbel so leicht als ehmahls in Aufruhr zu setzen. Aber, was noch das allerschlimmste war, man hatte Ursache zu glauben, es gebe unter den Priestern selbst einen und den andern, der ingeheim mit den Gegenfröschlern in Verbindung stehe. Es war in der That mehr als bloſser Argwohn, daſs der Priester Pamfagus mit einem Anschlag schwanger gehe, sich die gegenwärtigen Umstände zu Nutze zu machen, und den ehrlichen Stilbon von einer Stelle zu verdrängen, welcher er (wie Pamfagus unter der Hand zu verstehen gab) wegen seiner gänzlichen Unerfahrenheit in Geschäften in einer so bedenklichen Krisis auf keine Weise gewachsen sey.

Bey allem dem machten gleichwohl die Batrachosebisten eine ansehnliche Partey aus, und Hypsiboas hatte Geschicklichkeit genug, sie immer in einer Bewegung zu erhalten, welche mehr als Einmahl gefährliche Ausbrüche hätte nehmen können, wenn die Gegenpartey — zufrieden mit ihren erhaltenen Siegen, und ungeneigt das Übergewicht, in dessen Besitz sie war, in Gefahr zu setzen — nicht so unthätig geblieben, und alles, was zu ungewöhnlichen Bewegungen Anlaſs geben könnte, sorgfältig vermieden hätte. Denn, wiewohl sie sich des Nahmens der Batrachofagen eben nicht zu weigern schienen, und die Frösche der Latona den gewöhnlichsten Stoff zu lustigen Einfällen in ihren Gesellschaften hergaben: so lieſsen sie es doch, nach echter Abderitischer Weise dabey bewenden, und die Frösche blieben, trotz dem Gutachten des Filosofen Korax, noch immer ungestört und ungegessen im Besitz der Stadt und Landschaft Abdera.

---

10. Kapitel.

Seltsame Entwicklung dieses ganzen tragikomischen Possenspiels.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würden die Frösche der Latona dieser Sicherheit noch lange genossen haben, wenn nicht zufälliger Weise im nächsten Sommer eine unendliche Menge Mäuse und Ratten von allen Farben auf einmahl die Felder der unglücklichen Republik überschwemmt, und dadurch die ganz unschuldige und ungefähre Weissagung des Archons Onokradias unvermuthet in Erfüllung gebracht hätte.

Von Fröschen und Mäusen zugleich aufgefressen zu werden, war für die armen Abderiten zu viel auf einmahl. Die Sache wurde ernsthaft.

Die Gegenfröschler drangen nun ohne weiters auf die Nothwendigkeit, den Vorschlag der Akademie unverzüglich ins Werk zu setzen.

Die Batrachosebisten schrieen: die gelben, grünen, blauen, rothen und flohfarbnen Mäuse, die in wenig Tagen die gräulichste Verwüstung auf den Abderitischen Feldern angerichtet hatten, seyen eine sichtbare Strafe der Gottlosigkeit der Batrachofagen, und augenscheinlich von Latonen unmittelbar abgeschickt, die Stadt, die sich des Schutzes der Göttin unwürdig gemacht habe, gänzlich zu verderben.

Vergebens bewies die Akademie, daſs gelbe, grüne und flohfarbne Mäuse darum nicht mehr Mäuse seyen als andre; daſs es mit diesen Mäusen und Ratten ganz natürlich zugehe; daſs man in den Jahrbüchern aller Völker ähnliche Beyspiele finde; und daſs es nunmehr, da besagte Mäuse entschlossen schienen den Abderiten ohnehin nichts andres zu essen übrig zu lassen, um so nöthiger sey, sich des Schadens, welchen beiderley gemeine Feinde der Republik verursachten, wenigstens an der eſsbaren Hälfte derselben, nehmlich an den Fröschen, zu erhohlen.

Vergebens schlug sich der Priester Pamfagus ins Mittel, indem er den Vorschlag that, die Frösche künftig zu ordentlichen Opferthieren zu machen, und, nachdem der Kopf und die Eingeweide der Göttin geopfert worden, die Keulen als Opferfleisch zu ihren Ehren zu verzehren.

Das Volk, bestürzt über eine Landplage, die es sich nicht anders als unter dem Bilde eines Strafgerichts der erzürnten Götter denken konnte, und von den Häuptern der Froschpartey empört, lief in Rotten vor das Rathhaus, und drohte kein Gebein von den Herren übrig zu lassen, wenn sie nicht auf der Stelle ein Mittel fänden die Stadt vom Verderben zu erretten.

Guter Rath war noch nie so theuer auf dem Rathhause zu Abdera gewesen als jetzt. Die Rathsherren schwitzten Angstschweifs. Sie schlugen vor ihre Stirne; aber es hallte hohl zurück. Je mehr sie sich besannen, je weniger konnten sie finden was zu thun wäre. Das Volk wollte sich nicht abweisen lassen, und schwor, Fröschlern und Gegenfröschlern die Hälse zu brechen, wenn sie nicht Rath schafften.

Endlich fuhr der Archon Onokradias auf einmahl wie begeistert von seinem Stuhl auf. — Folgen Sie mir, sagte er zu den

Rathsherren, und ging mit groſsen Schritten auf die marmorne Tribüne hinaus, die zu öffentlichen Anreden an das Volk bestimmt war. Seine Augen funkelten von einem ungewöhnlichen Glanz; er schien eines Hauptes länger als sonst, und seine ganze Gestalt hatte etwas majestätischers als man jemahls an einem Abderiten gesehen hatte. Die Rathsherren folgten ihm stillschweigend und erwartungsvoll.

„Höret mich, ihr Männer von Abdera, sagte Onokradias mit einer Stimme die nicht die seinige war: Jason, mein groſser Stammvater, ist vom Sitz der Götter herab gestiegen, und giebt mir in diesem Augenblicke das Mittel ein, wodurch wir uns alle retten können. Gehet, jeder nach seinem Hause, packet alle eure Geräthschaften und Habseligkeiten zusammen, und morgen bey Sonnenaufgang stellet euch mit Weibern und Kindern, Pferden und Eseln, Rindern und Schafen, kurz mit Sack und Pack vor dem Jasontempel ein. Von da wollen wir, mit dem goldnen Vliese an unsrer Spitze, ausziehen, diesen von den Göttern verachteten Mauern den Rücken wenden, und in den weiten Ebnen des fruchtbaren Macedoniens einen andern Wohnort suchen, bis der Zorn der Götter sich gelegt haben, und uns oder unsern Kindern wieder vergönnt seyn wird, unter glücklichen Vorbedeutungen in das schöne Abdera zurück zu kehren. Die verderblichen Mäuse, wenn sie nichts mehr zu zehren finden, werden sich unter einander selbst auffressen, und was die Frösche betrifft — denen mag Latona gnädig seyn! — Geht, meine Kinder, und macht euch fertig! Morgen, mit Aufgang der Sonne, werden alle unsre Drangsale ein Ende haben."

Das ganze Volk jauchzte dem begeisterten Archon Beyfall zu, und in einem Augenblick athmete wieder nur Eine Seele in allen Abderiten. Ihre leicht bewegliche Einbildungskraft stand auf einmahl in voller Flamme. Neue Aussichten, neue Scenen von Glück und Freuden tanzten vor ihrer Stirne. Die weiten Ebnen des glücklichen Macedoniens lagen wie fruchtbare Paradiese vor ihren Augen ausgebreitet. Sie athmeten schon die mildern Lüfte, und sehnten sich mit unbeschreiblicher Ungeduld aus dem dicken froschsumpfigen Dunstkreise ihrer ekelhaften Vaterstadt heraus. Alles eilte sich zu einem Auszug zu rüsten, von welchem wenige Augenblicke zuvor kein Mensch sich hatte träumen lassen.

Am folgenden Morgen war das ganze Volk von Abdera reisefertig. Alles, was sie von ihren Habseligkeiten nicht mitnehmen konnten, lieſsen sie ohne Bedauern in ihren Häusern zurück; so ungeduldig waren sie an einen Ort zu ziehen, wo sie weder von Fröschen noch Mäusen mehr geplagt werden würden.

Am vierten Morgen ihrer Auswanderung begegnete ihnen der König Kassander. Man hörte das Getöse ihres Zugs von weitem, und der Staub, den sie erregten, verfinsterte das Tageslicht. Kassander befahl den Seinigen Halt zu machen, und schickte jemand aus, sich zu erkundigen was es wäre.

Gnädigster Herr, sagte der zurück kommende Abgeschickte, es sind die Abderiten, die vor Fröschen und Mäusen nicht mehr in Abdera zu bleiben wuſsten, und einen andern Wohnplatz suchen.

Wenns dieſs ist, so sinds gewiſs die Abderiten, sagte Kassander.

Indem erschien Onokradias an der Spitze einer Deputazion von Rathsmännern und Bürgern, dem König ihr Anliegen vorzutragen.

Die Sache kam Kassandern und seinen Höflingen so lustig vor, daſs sie sich, mit aller ihrer Höflichkeit, nicht enthalten konnten, den

Abderiten überlaut ins Gesicht zu lachen; und die Abderiten, wie sie den ganzen Hof lachen sahen, hielten es für ihre Schuldigkeit mit zu lachen.

Kassander versprach ihnen seinen Schutz, und wies ihnen einen Ort an den Grenzen von Macedonien an, wo sie sich so lange aufhalten könnten, bis sie Mittel gefunden haben würden, mit den Fröschen und Mäusen ihres Vaterlandes einen billigen Vergleich zu treffen.

Von dieser Zeit an weiſs man wenig mehr als nichts von den Abderiten und ihren Begebenheiten. Doch ist so viel gewiſs, daſs sie einige Jahre nach dieser seltsamen Auswanderung (deren historische Gewiſsheit durch das Zeugniſs des von Justinus in einen Auszug gebrachten Geschichtschreibers Trojus Pompejus B. 15. k. 2. auſser allem Zweifel gesetzt wird) wieder nach Abdera zurück zogen. Allem Vermuthen nach müssen sie die Ratten in ihren Köpfen, die sonst immer mehr Spuk darin gemacht hatten als alle Ratten und Frösche in ihrer Stadt und Landschaft, in Macedonien zurück gelassen haben. Denn von dieser Epoke an sagt die Geschichte weiter nichts von ihnen, als daſs sie, unter dem Schutze der

Macedonischen Könige und der Römer, verschiedene Jahrhunderte durch ein stilles und geruhiges Leben geführt, und, da sie weder witziger noch dümmer gewesen als andre Municipalen ihres gleichen, den Geschichtschreibern keine Gelegenheit gegeben weder Böses noch Gutes von ihnen zu sagen.

Um übrigens unsern geneigten Lesern eine vollkommne Probe unsrer Aufrichtigkeit zu geben, wollen wir ihnen unverhalten lassen, daſs — wofern der ältere Plinius und sein aufgestellter Gewährsmann Varro hierin Glauben verdienten — Abdera nicht die einzige Stadt in der Welt gewesen wäre, die von so unansehnlichen Feinden, als Frösche und Mäuse sind, ihren natürlichen Einwohnern abgejagt wurden. Denn Varro soll nicht nur einer Stadt in Spanien erwähnen, die von Kaninchen, und einer andern, die von Maulwürfen zerstört worden, sondern auch einer Stadt in Gallien, deren Einwohner, wie die Abderiten, den Fröschen hätten weichen müssen. Allein, da Plinius weder die Stadt, welcher dieses Unglück begegnet seyn soll, mit Nahmen nennt, noch ausdrücklich sagt, aus welchem von den unzähligen Werken des gelehrten Varro er diese Anekdote genommen habe: so glauben wir der Ehrerbietung, die man diesem groſsen Manne schuldig ist, nicht zu nahe zu treten, wenn wir vermuthen, daſs sein Gedächtniſs (auf dessen Treue er sich nicht selten zu viel verlieſs) ihm für Thracien Gallien untergeschoben habe; und daſs die Stadt, von welcher beym Varro die Rede war, keine andre gewesen als unser Abdera selbst.

Und hiermit sey denn der Gipfel auf das Denkmahl gesetzt, welches wir dieser einst so berühmten und nun schon so viele Jahrhunderte lang wieder vergeſsnen Republik zu errichten ohne Zweifel von einem für ihren Ruhm sorgenden Dämon angetrieben worden: nicht ohne Hoffnung, daſs es, ungeachtet es aus so leichten Materialien, als die seltsamen Launen und jovialischen Narrheiten der Abderiten, zusammen gesetzt ist, so lange dauern werde, bis unsre Nazion den glücklichen Zeitpunkt erreicht haben wird, wo diese Geschichte niemand mehr angehen, niemand mehr unterhalten, niemand mehr verdrieſslich und niemand mehr aufgeräumt machen wird; mit Einem Worte, wo die Abderiten niemand mehr ähnlich sehen, und also ihre Begebenheiten eben so unverständlich seyn werden als uns Geschichten aus einem andern Planeten seyn würden; ein Zeitpunkt, der nicht mehr weit entfernt seyn kann, wenn die Knaben der ersten Generazion des neunzehnten Jahrhunderts nur um eben so viel weiser seyn werden, als die Knaben im letzten Viertel des achtzehnten sich weiser als die Männer des vorher gehenden dünken — oder wenn alle die Erziehungsbücher, womit wir seit zwanzig Jahren so reichlich beschenkt worden sind und täglich noch beschenkt werden, nur den zwanzigsten Theil der herrlichen Wirkungen thun, die uns die wohlmeinenden Verfasser hoffen lassen.

DER SCHLÜSSEL

ZUR ABDERITENGESCHICHTE.

1781.

Als die **Homerischen Gedichte** unter den Griechen bekannt worden waren, hatte das Volk — das in vielen Dingen mit seinem schlichten Menschenverstande richtiger zu sehen pflegt als die Herren mit bewaffneten Augen — gerade Verstand genug, um zu sehen daſs in diesen groſsen heroischen Fabeln, ungeachtet des Wunderbaren, Abenteuerlichen und Unglaublichen, womit sie reichlich durchwebt sind, mehr Weisheit und Unterricht fürs praktische Leben liege, als in allen Milesichen Ammenmährchen; und wir sehen aus Horazens Brief an Lollius, und aus dem Gebrauch, welchen Plutarch von jenen Gedichten macht und zu machen lehrt, daſs noch viele Jahrhunderte nach Homer die verständigsten Weltleute unter Griechen und Römern der Meinung waren, daſs man, was recht und nützlich, was unrecht und schädlich sey, und wie viel ein Mann durch Tugend und Weisheit vermöge, so gut und noch besser aus Homers Fabeln lernen könne, als aus den subtilsten und beredtesten Sittenlehrern. Man überlieſs es alten Kindsköpfen, (denn die jungen belehrte man eines bessern) an dem bloſsen materiellen Theil der Dichtung kleben zu bleiben; verständige Leute fühlten und erkannten den Geist der in diesem Leibe webte, und lieſsen sichs nicht einfallen, scheiden zu wollen was die Muse untrennbar zusammen gefügt hatte, das Wahre unter der Hülle des Wunderbaren, und das Nützliche, durch eine Mischungskunst die nicht allen geoffenbart ist, vereinbart mit dem Schönen und Angenehmen.

Wie es bey allen menschlichen Dingen geht, so ging es auch hier. Nicht zufrieden, in Homers Gedichten warnende oder aufmunternde Beyspiele, einen lehrreichen Spiegel des menschlichen Lebens in seinen mancherley Ständen, Verhältnissen und Scenen zu finden, wollten die Gelehrten späterer Zeiten noch tiefer eindringen, noch mehr sehen als ihre Vorfahren; und so entdeckte man (denn was entdeckt man nicht, wenn man sichs einmahl in den Kopf gesetzt hat etwas zu entdecken?) in dem was nur Beyspiel war Allegorie, in allem, sogar in den bloſsen Maschinen und Dekorazionen des poetischen Schauplatzes, einen mystischen Sinn, und zuletzt in jeder Person, jeder Begebenheit, jedem Gemählde, jeder kleinen Fabel, Gott weiſs was für Geheimnisse von Hermetischer, Orfischer und Magischer Filosofie, an die der gute Dichter gewiſs so wenig gedacht hatte, als Virgil, daſs man zwölf hundert Jahre nach seinem Tode mit seinen Versen die bösen Geister beschwören würde.

Immittelst wurde es unvermerkt zu einem wesentlichen Erforderniſs eines epischen Gedichtes, (wie man die gröſsern und heroischen poetischen Fabeln zu nennen pflegt) daſs es auſser dem natürlichen Sinn und der Moral, die es beym ersten Anblick darbot, noch einen andern geheimen und allegorischen haben müsse. Wenigstens gewann diese Grille bey den Italiänern und Spaniern die Oberhand; und es ist mehr als lächerlich, zu sehen, was für eine undankbare Mühe sich die Ausleger oder auch wohl die Dichter selbst geben, um aus einem Amadis und Orlando, aus Trissins befreytem Italien oder

Kamoens **Lusiade**, ja sogar aus dem **Adone** des **Marino**, alle Arten metafysischer, politischer, moralischer, fysischer und theologischer Allegorien heraus zu spinnen.

Da es nun nicht die Sache der Leser war, in diese Geheimnisse aus eigner Kraft einzudringen: so mufste man ihnen, wenn sie so herrlicher Schätze nicht verlustig werden sollten, nothwendig einen **Schlüssel** dazu geben; und dieser war eben die Exposizion des allegorischen oder mystischen Sinnes; wiewohl der Dichter gewöhnlicher Weise, erst wenn er mit dem ganzen Werke fertig war, daran dachte, was für versteckte Ähnlichkeiten und Beziehungen sich etwa aus seinen Dichtungen heraus künsteln lassen könnten.

Was bey vielen Dichtern blofse Gefälligkeit gegen eine herrschende Mode war, über welche sie sich nicht hinweg zu setzen wagten, wurde für andre wirklicher **Zweck** und **Hauptwerk**. Der berühmte ***Zodiacus vitae*** des so genannten **Palingenius**, die **Argenis** des **Barkley**, **Spencers Feenkönigin**, die **neue Atlantis** der Dame **Manley**, die **Malabarischen Prinzessinnen**, das **Mährchen von der Tonne**, die Geschichte von **Johann Bull**, und eine Menge andrer Werke dieser Art, woran besonders das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert fruchtbar gewesen ist, waren ihrer Natur und Absicht nach allegorisch, und konnten also ohne Schlüssel nicht verstanden werden; wiewohl einige derselben, z. B. Spencers Feenkönigin und die allegorischen Satiren des D. Swift, so beschaffen sind, daſs eine jede verständige und der Sachen kundige Person den Schlüssel dazu ohne fremde Beyhülfe in ihrem eignen Kopfe finden kann.

Diese kurze Dedukzion wird mehr als hinlänglich seyn, um denen, die noch nie daran gedacht haben, begreiflich zu machen, wie es zugegangen sey, daſs sich unvermerkt eine Art von gemeinem Vorurtheil und wahrscheinlicher Meinung in den meisten Köpfen festgesetzt hat, als ob ein jedes Buch, das einem satirischen Roman ähnlich sieht, mit einem versteckten Sinn begabt sey, und also einen Schlüssel nöthig habe.

Daher hat denn auch der Herausgeber der gegenwärtigen Geschichte, wie er gewahr wurde, daſs die meisten unter der groſsen Menge von Lesern, welche sein Werk zu finden die Ehre gehabt hat, sich fest überzeugt hielten, daſs noch etwas mehr dahinter stecken müsse als was die Worte beym ersten Anblick zu besagen scheinen, und also einen Schlüssel zu der Abderitengeschichte, als ein unentbehrliches Bedürfniſs zu vollkommner Verständniſs des Buches, zu erhalten wünschten, sich dieses ihm häufig zu Ohren kommende Verlangen seiner Leser keineswegs befremden lassen; sondern er hat es im Gegentheil für eine Aufmerksamkeit die er ihnen schuldig sey gehalten, demselben, so viel an ihm lag, ein Genüge zu thun, und ihnen, als einen Schlüssel, oder statt des verlangten Schlüssels, (welches im Grunde auf Eins hinaus läuft) alles mitzutheilen, was zu gründlicher Verständniſs und nützlichem Gebrauch dieses zum Vergnügen aller Klugen und zur Lehre und Züchtigung aller Narren geschriebenen Werkes dienlich seyn kann.

Zu diesem Ende findet er nöthig, ihnen vor allen Dingen die Geschichte der Entstehung desselben, unverfälscht und mit den eignen Worten des Verfassers (eines zwar wenig gekannten, aber seit dem Jahre 1753 sehr stark gelesenen Schriftstellers) mitzutheilen.

„Es war (so lautet sein Bericht) — es war ein schöner Herbstabend im Jahre 177*; ich befand mich allein in dem obern Stockwerk meiner Wohnung und sah — (warum sollt' ich mich schämen zu bekennen wenn mir etwas menschliches begegnet?) vor langer Weile zum Fenster hinaus; denn schon seit vielen Wochen hatte mich mein Genius gänzlich verlassen. Ich konnte weder denken noch lesen. Alles Feuer meines Geistes schien erloschen, alle meine Laune, gleich einem flüchtigen Salze, verduftet zu seyn. Ich war oder fühlte mich wenigstens dumm; aber ach! ohne an den Seligkeiten der Dummheit Theil zu haben, ohne einen einzigen Gran von dieser stolzen Zufriedenheit mit sich selbst, dieser unerschütterlichen Überzeugung, welche gewisse Leute versichert, daſs alles was sie denken, sagen, träumen und im Schlaf reden, wahr, witzig, weise, und in Marmor gegraben zu werden würdig sey — einer Überzeugung, die den echten Sohn der groſsen Göttin, wie ein Muttermahl, kennbar und zum glücklichsten aller Menschen macht. Kurz, ich fühlte meinen Zustand, und er lag schwer auf mir; ich schüttelte mich vergebens; und es war (wie gesagt) so weit mit mir gekommen, daſs ich durch ein ziemlich unbequemes kleines Fenster in die Welt hinaus guckte, ohne zu wissen was ich sah, oder etwas zu sehen das des Wissens oder Sehens werth gewesen wäre.

„Auf einmahl war mir, als höre ich eine Stimme — ob es Wahrheit oder Täuschung war, will ich nicht entscheiden — die mir zurief: Setze dich und schreibe die Geschichte der Abderiten!

„Und plötzlich ward es Licht in meinem Kopfe. — Ja, ja, dacht' ich, die Abderiten! Was kann natürlicher seyn? Die Geschichte der Abderiten will ich schreiben! Wie war es doch möglich, daſs mir ein so simpler Einfall nicht schon längst gekommen ist? Und nun setzte ich mich auf der Stelle hin, und schrieb, und schlug nach, und kompilierte, und ordnete zusammen, und schrieb wieder; und es war eine Lust zu sehen, wie flink mir das Werk von den Händen ging.

„Indem ich nun so im besten Schreiben war, (fährt unser Verfasser in seiner treuherzigen Beichte fort) kam mir in einem *Capriccio*, oder Laune, oder wie mans sonst nennen will, der Einfall, meiner Fantasie den Zügel schieſsen zu lassen, und die Sachen so weit zu treiben als sie gehen könnten. Es betrifft ja nur die Abderiten, dacht' ich, und an den Abderiten kann man sich nicht versündigen: sie sind ja doch am Ende weiter nichts als ein Pack Narren; die Albernheiten, die ihnen die Geschichte zur Last legt, sind groſs genug, um das Ungereimteste, was du ihnen andichten kannst, zu rechtfertigen.

„Ich gesteh' es also unverhohlen, — und wenns unrecht war, so verzeihe mirs der Himmel! — ich strengte alle Stränge meiner Erfindungskraft bis zum Reiſsen an, um die Abderiten so närrisch denken, reden und sich betragen zu lassen, als es nur möglich wäre. Es ist ja schon über zwey tausend Jahre, daſs sie allesammt todt und begraben sind, sagte ich zu mir selbst; es kann weder ihnen noch ihrer Nachkommenschaft schaden, denn auch von dieser ist schon lange kein Gebein mehr übrig.

„Zu diesem allem kam noch eine andre Vorstellung, die mich durch einen gewissen Schein von Gutherzigkeit einnahm. Je närrischer ich sie mache, dacht' ich, je weniger habe ich zu besorgen, daſs man die Abderiten für eine Satire halten, und Anwendungen davon auf Leute machen wird, die ich doch wohl nicht gemeint haben kann, da mir ihr Daseyn nicht einmahl bekannt ist. — Aber ich irrte mich sehr, indem ich so schloſs. Der Erfolg bewies, daſs ich unschuldiger Weise Abbildungen gemacht hatte, da ich nur Fantasien zu mahlen glaubte."

Man muſs gestehen, dieſs war einer der schlimmsten Streiche, die einem Autor begegnen können, der keine List in seinem Herzen hat, und, ohne irgend eine Seele ärgern oder betrüben zu wollen, bloſs sich selbst und seinem Nebenmenschen die lange Weile zu vertreiben sucht. Gleichwohl war dieſs, was dem Verfasser der Abderiten schon mit den ersten Kapiteln seines Werkleins begegnete. Es ist vielleicht keine Stadt in Deutschland, und so weit die natürlichen Grenzen der Deutschen Sprache gehen, (welches, im Vorbeygehen gesagt, eine gröſsere Strecke Landes ist, als irgend eine andre Europäische Sprache inne zu haben sich rühmen kann) wo die Abderiten nicht Leser gefunden haben sollten; und wo man sie las, da wollte man die Originale zu den darin vorkommenden Bildern gesehen haben.

„In tausend Orten, (sagt der Verfasser) wo ich weder selbst jemahls gewesen bin noch die mindeste Bekanntschaft habe, wunderte man sich, woher ich die Abderiten, Abderitinnen und Abderismen dieser Orte und Enden so genau kenne; und man glaubte, ich müſste schlechterdings einen geheimen Briefwechsel oder einen kleinen Kabinetsteufel haben, der mir Anekdoten zutrüge, die ich mit rechten Dingen nicht hätte erfahren können. Nun wuſste ich (fuhr er fort) nichts gewisser, als daſs ich weder diesen noch jenen hatte: folglich war klar wie Tageslicht, daſs das alte Völkchen der

Abderiten nicht so gänzlich ausgestorben war, als ich mir eingebildet hatte.“

Diese Entdeckung veranlaſste den Autor Nachforschungen anzustellen, welche er für unnöthig gehalten, so lang' er bey Verfassung seines Werkes mehr seine eigne Fantasie und Laune als Geschichte und Urkunden zu Rathe gezogen hatte. Er durchstöberte manche groſse und kleine Bücher ohne sonderlichen Erfolg, bis er endlich in der sechsten Dekade des berühmten Hafen Slawkenbergius S. 864 folgende Stelle fand, die ihm einigen Aufschluſs über diese unerwarteten Ereignisse zu geben schien.

„Die gute Stadt Abdera in Thracien, (sagt Slawkenbergius am angeführten Orte) ehmahls eine groſse, volkreiche, blühende Handelsstadt, das Thracische Athen, die Vaterstadt eines Protagoras und Demokritus, das Paradies der Narren und der Frösche, diese gute schöne Stadt Abdera — ist nicht mehr. Vergebens suchen wir sie in den Landkarten und Beschreibungen des heutigen Thraciens; sogar der Ort, wo sie ehmahls gestanden, ist unbekannt, oder kann wenigstens nur durch Muthmaſsungen angegeben werden.

„Aber nicht so die Abderiten! Diese leben und weben noch immer fort, wiewohl ihr ursprünglicher Wohnsitz längst von der Erde verschwunden ist. Sie sind ein unzerstörbares, unsterbliches Völkchen; ohne irgendwo einen festen Sitz zu haben, findet man sie allenthalben; und wiewohl sie unter allen andern Völkern zerstreut leben, haben sie sich doch bis auf diesen Tag rein und unvermischt erhalten, und bleiben ihrer alten Art und Weise so getreu, daſs man einen Abderiten, wo man ihn auch antrifft, nur einen Augenblick zu sehen und zu hören braucht, um eben so gewiſs zu sehen und zu hören daſs er ein Abderit ist, als man es zu Frankfurt und Leipzig, Konstantinopel und Aleppo einem Juden anmerkt daſs er ein Jude ist.

„Das Sonderbarste aber, und ein Umstand, worin sie sich von den Israeliten, Beduinen, Armeniern und allen andern unvermischten Völkern wesentlich unterscheiden, ist dieses: daſs sie sich ohne mindeste Gefahr ihrer Abderitheit mit allen übrigen Erdbewohnern vermischen, und, wiewohl sie allenthalben die Sprache des Landes, wo sie wohnen, reden, Staatsverfassung, Religion und Gebräuche mit den Nichtabderiten gemein haben, auch essen und trinken, handeln und wandeln, sich kleiden und putzen, sich frisieren und parfümieren, purgieren und klysterisieren lassen, kurz, alles was zur Nothdurft des menschlichen Lebens gehört ungefähr eben so machen — wie andre Leute; daſs sie, sage ich, nichts desto weniger in allem, was sie zu Abderiten macht, sich selbst so unveränderlich gleich bleiben, als ob sie von jeher durch eine diamantne Mauer, dreymahl so hoch und dick als die Mauern des alten Babylon, von den vernünftigen Geschöpfen auf unserm Planeten abgesondert gewesen wären. Alle andre Menschen-Rassen verändern sich durch Verpflanzung, und zwey verschiedne bringen durch Vermischung eine dritte hervor. Aber an den Abderiten, wohin sie auch verpflanzt wurden und so viel sie sich auch mit andern Völkern vermischt haben, hat man nie die geringste wesentliche Veränderung wahrnehmen können. Sie sind allenthalben immer noch die nehmlichen Narren, die sie vor zwey tausend Jahren zu Abdera waren: und wiewohl man schon längst nicht mehr sagen kann, siehe hie ist Abdera oder da ist Abdera; so ist doch in Europa, Asia, Afrika und Amerika, so weit diese groſsen Erdviertel policiert sind, keine Stadt, kein Marktflecken, Dorf noch Dörfchen, wo nicht einige Glieder dieser unsichtbaren Genossenschaft anzutreffen seyn sollten.“ — So weit besagter Hafen Slawkenbergius.

„Nachdem ich diese Stelle gelesen hatte, fährt unser Verfasser fort, hatte ich nun auf einmahl den Schlüssel zu den vorbesagten Erfahrungen, die mir ersten Anblicks so unerklärbar vorgekommen waren; und so wie der Slawkenbergische Bericht das, was mir mit den Abderiten begegnet war, begreiflich machte, so bestätigte dieses hinwieder die Glaubwürdigkeit von jenem. Die Abderiten hatten also einen Samen hinterlassen, der in allen Landen aufgegangen war, und sich in eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft ausgebreitet hatte: und da man beynahe allenthalben die Karakter und Begebenheiten der alten Abderiten für Abbildungen und Anekdoten der neuen ansah; so erwies sich dadurch auch die seltsame Eigenschaft der Einförmigkeit und Unveränderlichkeit, welche dieses Volk, nach dem angeführten Zeugnisse, von andern Völkern des festen Landes und der Inseln des Meeres unterscheidet.

„Die Nachrichten, die mir hierüber von allen Orten zukamen, gereichten mir aus einem doppelten Grunde zu groſsem Trost: erstens, weil ich mich nun auf einmahl von allem innerlichen Vorwurf, den Abderiten vielleicht zu viel gethan zu haben, erleichtert fand; und zweytens, weil ich vernahm, daſs mein Werk überall (auch von den Abderiten selbst) mit Vergnügen gelesen, und besonders die treffende Ähnlichkeit zwischen den alten und neuen bewundert werde, welche den letztern, als ein augenscheinlicher Beweis der Echtheit ihrer Abstammung, allerdings sehr schmeichelhaft seyn muſste. Die Wenigen, welche sich beschwert haben sollen daſs man sie zu ähnlich geschildert habe, kommen in der That gegen die Menge derer, die zufrieden sind, in keine Betrachtung; und auch diese Wenigen thäten vielleicht besser, wenn sie die Sache anders nähmen. Denn da sie, wie es scheint, nicht gern für das angesehen seyn wollen was sie sind, und sich deſswegen in die Haut irgend eines edlern Thieres gesteckt haben: so erfordert die Klugheit, daſs sie ihre Ohren nicht selbst hervor strecken, um eine Aufmerksamkeit auf sich zu erregen, die nicht zu ihrem Vortheil ausfallen kann.

„Auf der andern Seite aber lieſs ich mir auch den Umstand, daſs ich die Geschichte der alten Abderiten gleichsam unter den Augen der neuern schrieb, zu einem Beweggrunde dienen, meine Einbildungskraft, die ich Anfangs bloſs ihrer Willkühr überlassen hatte, kürzer im Zügel zu halten, mich vor allen Karikaturen sorgfältig zu hüten, und den Abderiten, in allem was ich von ihnen erzählte, die strengste Gerechtigkeit widerfahren zu laſsen. Denn ich sah mich nun als den Geschichtschreiber der Alterthümer einer noch fortblühenden Familie an, welche berechtigt wäre, es übel zu vermerken, wenn man ihren Vorfahren irgend etwas ohne Grund und gegen die Wahrheit aufbürdete."

Die Geschichte der Abderiten kann also mit gutem Fug als eine der wahresten und zuverläſsigsten, und eben darum als ein getreuer Spiegel betrachtet werden, worin die neuern ihr Antlitz beschauen, und, wenn sie nur ehrlich gegen sich selber seyn wollen, genau entdecken können, in wie fern sie ihren Vorfahren ähnlich sind. Es wäre sehr überflüſsig, von dem Nutzen, den das Werk in dieser Rücksicht so lange als es noch Abderiten geben wird — und dieſs wird vermuthlich lange genug seyn — stiften kann und muſs, viele Worte zu machen. Wir bemerken also nur, daſs es beyläufig auch noch diesen Nutzen haben könnte, die Nachkömmlinge der alten Deutschen unter uns behutsamer zu machen, sich vor allem zu hüten was den Verdacht erwecken könnte, als ob sie entweder aus Abderitischem Blute stammten, oder aus übertriebner Bewundrung der Abderitischen Art und Kunst und daher entspringender Nachahmungssucht sich selbst Ähnlichkeiten mit diesem Volke geben wollten, wobey sie aus vielerley Ursachen wenig zu gewinnen hätten.

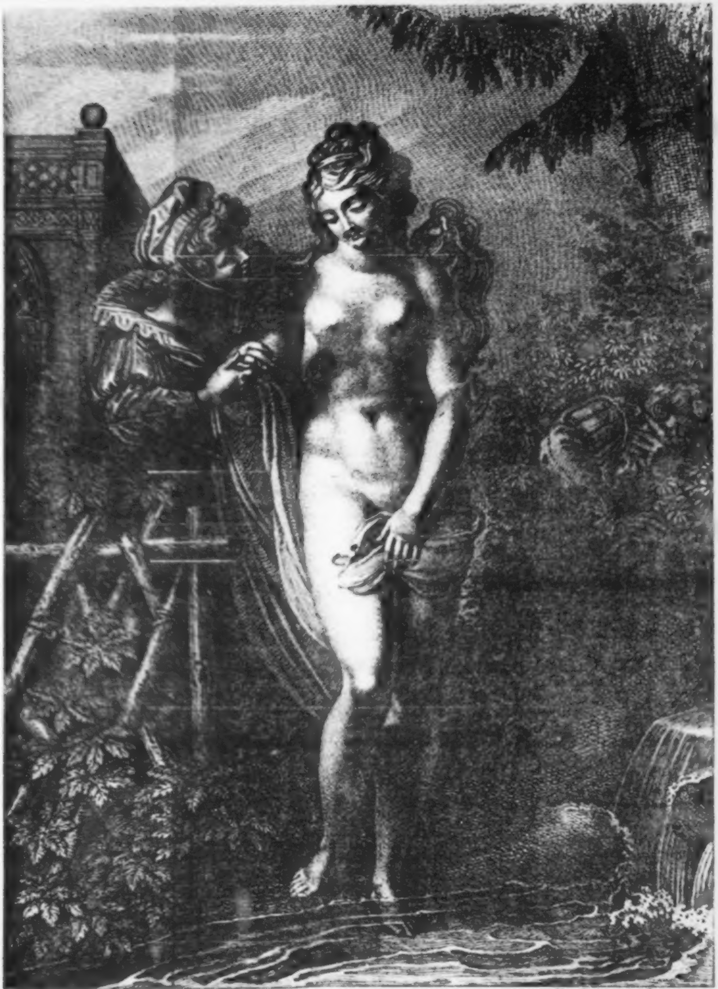
Und dieſs, werthe Leser, wäre also der versprochne Schlüssel zu diesem merkwürdigen Originalwerke, mit beygefügter Versicherung, daſs nicht das kleinste geheime Schubfach darin ist, welches Sie mit diesem Schlüssel nicht sollten aufschlieſsen können; und wofern Ihnen jemand ins Ohr raunen wollte daſs noch mehr darin verborgen sey, so können Sie sicherlich glauben, daſs er entweder nicht weiſs was er sagt, oder nichts Gutes im Schilde führt.

— SAPIENTIA PRIMA EST STULTITIA CARUISSE —

ENDE DER ABDERITENGESCHICHTE.

Bayerische
[illegible]
München

Leipzig
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg del. 1798. A. Kohl sc. Vienne 1799.

SONNEMON.

Immer und immer stieg sie im goldnen Abendschimmer so lieblich erröthend vor seinen Gesicht

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

EIN UND ZWANZIGSTER BAND

GANDALIN ODER LIEBE UM LIEBE.

KLELIA UND SINIBALD.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

GANDALIN

ODER

LIEBE UM LIEBE.

Ein Gedicht in 8 Büchern. 1776.

SCHEMA DER VERSE.

⏑ —	⏑ —	⏑ —	⏑ —	⏑
⏑—⏑	⏑—⏑	⏑—⏑	⏑ —	⏑
⏑—⏑	⏑—⏑	— ⏑	⏑ —	⏑
⏑ —	⏑—⏑	⏑ —	⏑ —	
⏑ —	⏑—⏑	⏑—⏑	⏑ —	⏑
⏑—⏑	⏑—⏑	— ⏑	— ⏑	
⏑ —	⏑—⏑	⏑ —	— ⏑	⏑
⏑ —	⏑ —	⏑—⏑	⏑—⏑ }	
—⏑⏑	—⏑⏑	—⏑⏑	— ⏑ }	
			⏑	
—⏑⏑	— ⏑	—⏑⏑	— ⏑ }	
—⏑⏑	— ⏑	— ⏑	— ⏑ }	
	—⏑⏑		⏑	

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

PROLOG.

V. 1—18.

„Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe!“
Ja wohl! was wär' auch unterm Mond
Wohl mehr der Rede werth als Liebe?
Und unterm Mond und überm Mond
Was anders ist's als Liebe und Liebe
Was überall athmet, wirkt und webt,
Und alles bildet, alles belebt?
Ihr Weisen sagt, was sonst als Liebe
Ist dieser schöne Zusammenklang
Der Wesen? Dieser allmächtige Drang
Der Gleich an Gleiches drückt? Wie bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beym andern? — Auch die Macht der Kunst
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Rafael seine Galathee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'

V. 19—42.

Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
Du Gott in uns? — Doch stille, Gesang!
Verletze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Schauen
Von diesem Geheimniſs empfangen haben!
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das herzerfreuende Licht;
Wir leben das wahre Leben; athmen
In reinen Lüften mit freyer Brust,
Und sehen was ist mit unbefangnen
Augen, und hören Götterstimmen,
Und durch die tiefe Nacht der Wesen
Den Schwung der alles bewegenden Räder,
Und fürchten nichts! und schwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns, immer getroster,
Die ewigen Wogen der Zeit hinab —
Nichts mehr! Ich schweige! — da wackeln Ohren
Die nicht verstehn —

Nun, wieder dahin
Zu kommen, wovon wir uns verloren —
Brüder und Schwestern, die Hand ans Kinn,
Und fragt euch: Ist es nicht die Liebe,
Der ihr in dieser Zeitlichkeit
Die besten Minuten schuldig seyd?

Und floſs mitunter auch manche trübe,
Seyd billig! Zieht mir von der Liebe
Das alles was nicht Liebe ist
Rein ab, und dann sprecht was ihr wiſst!

„Ja, sagt ihr, zwischen Lieb' und Liebe
Ist doch ein mächtiger Unterscheid!
Wie viele Thorheit, Eitelkeit
Und Selbstbetrug mischt sich mit unter?
Wie oft ist sie des Lasters Zunder?
Der Lüste Sklavin, und" —

Haltet ein!
Verdorben Gefäſs, wir wissen's alle,
Verfälscht den reinsten, besten Wein:
Allein, wer schmählt in solchem Falle
Auf seinen Wein? Und würd' er Gift,
Glaubt ihr, ihn würden drum die Weisen
Aus ihrer Republik verweisen?
Was eure übrigen Klagen betrifft,
So sagt: was haben Dunkel und Helle,
Jedes für sich, denn wohl gemein?
Kann eine Feindschaft gröſser seyn?
Und doch, vermischt, sind sie die Quelle
Der ganzen Magie der Mahlerin
Natur! — Weh dem der keinen Sinn
Für dieſs empfing! — Und also rieth' ich,
Wenn euch zu rathen ist, ihr Herr'n

Weltbeſsrer mit und ohne Stern,
Nach Standesgebühr, — ihr wäret so gütig
Und lieſst es gehn wie's immer ging
Seit Chaos den ersten Funken fing,
Gucktet, anstatt zu widersprechen,
Wenn's euch nicht ansteht, anders wohin,
Und lieſset die groſse Mahlerin
Fein ruhig ihre Farben brechen,
Und Licht und Schatten, nach ihrem Sinn,
Gatten, verstärken oder schwächen;
Und so — zumahl ihr doch daran
Nichts bessern werdet — mit eignen Händen
Ihr göttliches Liebesgemählde vollenden,
Und gönntet uns unsre Freude daran.

Und weil denn also Liebe und Liebe
Das ewige Mährchen der ganzen Natur,
Das Sehnen aller Kreatur,
Das Glück der Menschen und der Engel,
Kurz, Freunde, weil Liebe — Liebe ist:
Wie sollte sie nicht, trotz ihrer Mängel,
Uns lieber seyn als — Hader und Zwist,
Als Neid und Haſs und Blutvergieſsen,
Mord, Aufruhr, brennen, stechen und schieſsen,
Nicht lieber uns seyn als Trug und List,
Als Ränke schmieden und schikanieren,
Verleumden, heucheln und hofieren,
Kurz, sollte sie uns nicht lieber seyn

Als alle die häſslichen Betriebe,
Wodurch die Antichristen der Liebe
Ihr Freudenparadies entweihn?
Lassen wir dem Geschichteklittrer
Den leidigen Stoff, die Balgereyn
Und Heldenthaten der Erderschüttrer,
Wozu wir Armen die Haare leihn!
Der Held, von dem wir singen und sagen,
Ist keiner von dieser schwarzen Zunft.
Kein Mensch hat über ihn zu klagen;
Ist einer von unsern Freunden und Magen,
Die, selten einig mit ihrer Vernunft,
Ihr Herz im Busen offen tragen;
Immer das beste was sie thun
Durch etwas verderben was sie sagen;
Den Hasen oft zur Unzeit jagen,
Und dann, wenn's Jagenszeit ist, ruhn;
Immer sich selbst für andre plagen,
Alles mit Liebesaugen sehn,
Immer ihr Herz zu wohlfeil geben,
Sich selber ewig Nasen drehn,
Und nur, wo kluge Leute schweben,
So fest wie eine Mauer stehn.

Für einen Helden (ich muſs gestehn)
Ein seltsamer Mann! Doch laſst ihn kommen
Weil er nun da ist! Wir haben den Wicht
Nun einmahl in unsern Schutz genommen,

Und glücklich, (eher lassen wir nicht
Von ihm) sehr glücklich soll er werden,
Oder es müſste kein Glück auf Erden
Zu finden seyn! — Zwar etwas schwer
Wollen wir's ihm schon machen, und theuer
Erkaufen soll er's; das ist nicht mehr
Als billig! — Und stieſse von ungefähr
Uns einer auf, der wackrer, treuer
Und biederherziger wär' als er:
So soll ihm alles Vergangne nichts nützen;
Wir lassen ihn auf der Stelle sitzen,
Und schlagen uns (unbesorgt ob man
Uns Wankelmuths bezücht'gen kann)
Stracks auf des bessern Mannes Seite.
Und nun zur Sache, lieben Leute!

ERSTES BUCH.

V. 1 — 21.

Vor alter Zeit ein Fräulein war,
Die hatte ihres gleichen wenig.
Sie machte mit ihrem Augenpaar
Sich alle Herzen unterthänig.
Der Ruf von ihrer Wohlgestalt
Zog Mahler herbey von allen Enden;
Mit Pinsel und Palet in Händen
Lag immer einer im Hinterhalt,
In allen Ecken, an allen Mauern,
Wo sie nur stand und ging und saſs,
In Mette und Vesper, dieſs und das
Von ihrer Schönheit abzulauern.
Wenn dann ihr Halstuch sich verschob,
Ein Fuſs sich wies, ein Arm sich hob:
Das war ein Jubel, ein Gott Lob,
Als hätten sie Mexiko gewonnen!
Zogen nun wohlgemuth nach Haus,
Und machten Even und Madonnen,
Susannen und Magdalenen d'raus.

Das Fräulein, Sonnemon genannt,
War Erbin des Grafen von Brabant,

V. 22—48.

Und hatten viel Knappen und edle Herr'n
An ihrem Hof. Auch kam von fern
Manch blonder schmucker Muttersohn
Von altem Nahmen und jungen Sitten,
Zu werben um Fräulein Sonnemon.
Die Junkern eiferten, buhlten, stritten,
Liebten und liebelten, tanzten und ritten
Rings um die holde Zaubrerin,
Wie Hummeln um ihre Königin,
Bey Tag und Nacht, auf allen Tritten;
Versuchten's, jeder nach seinem Sinn,
Mit Lachen und Weinen, Trotzen und Bitten;
Doch alles mit wenigem Gewinn.

Die Schelmin hatte so ihre Freude
Mit ihnen zu spielen, wie mit der Maus
Ein junges Kätzchen. Ging sie aus,
So schwärmten in reichem buntem Kleide
Die Finkenritter groſs und klein
Zur Seite, voran, und hinterdrein.
Blieb sie zu Hause, so wimmelt's immer
Von solchen Vögeln in ihrem Zimmer.
Der sang ihr was — um einen Mund
Voll breiter Schaufelzähne zu weisen;
Ein andrer fütterte ihren Hund;
Ein dritter log von seinen Reisen;
Ein vierter schnittelt' eine Maus
Aus einem Apfelkern ihr aus;

V. 49—75.

Ein fünfter, an der Trommel, stickte
Ein Blümchen in ihre Stickerey.
So schlenderte dann der Tag vorbey,
Und wenn sie die Herr'n nach Hause schickte,
Und zur Belohnung ihrer Treu'
Dem einen freundlich ins Auge blickte,
Den andern mit einem Lächeln beglückte:
Ging jeder wonneselig davon,
Glaubte sein Hoffnungsschiff geborgen,
Schlief sanft, und träumte bis zum Morgen
Von nichts als Venus und Adon.

Doch an demselben Morgen fanden
Die Herr'n ihr Schiffchen mächtig weit
Von seiner Rechnung, die Rosenzeit
Vorbey, und keine Spur vorhanden
Von jenes Abends Heiterkeit.
Das Fräulein ist düster aufgestanden.
Nichts liegt ihr recht, nichts steht ihr an
Was einer thun und sagen kann,
Kein Spaſs, kein neues Lied behagt.
Sie hat nicht wohl geschlafen, klagt
Viel über Kopf und Magen, jagt
Den kleinen Hund zur Thür hinaus,
Schmählt ihre Kammerjungfern aus,
Findt ihren Kopfputz ungeheuer,
Und ihre Augen ohne Feuer,
Und ihre besten Spitzen schlecht,

Und nichts als ihre Laune recht.
Kommt einer mit etwas angestochen,
Als etwa vom Wetter, (das offenbar
Das schönste Sommerwetter war)
So wird ihm schlechtweg widersprochen;
Spricht er was kluges, so ist es dumm;
Schweigt er — „Seit wann, mein Herr, so stumm?“
Seufzt er, so weiſs er nicht warum;
Lacht er, was war denn da zu lachen?
Kurz, lieber hätte sich einer mit Drachen
Und Haselwürmern herum gezaust,
Als, wenn's ihr die Tyrannin zu machen
Einfiel, mit Sonnemon gehaust.
Und doch, (was für die guten Jungen
Das schlimmste war) nie fühlten sie sich
In ihre Reitze mehr verschlungen,
Als wenn sie der schönen Meduse glich.
Nie war ihr Blick so mörderlich,
Als wenn sie spöttisch die Nase rümpfte,
Ihr Mündchen nie so küsserlich,
Als wenn sie Mäuler zog und schimpfte;
Was jeder andern übel stand,
Ein jedes an ihr bezaubernd fand.
Und wenn auch einer in die Kette
Vor Ungeduld zuweilen biſs,
Sie noch so gern zerrissen hätte,
Ja wirklich aus Ingrimm sie zerriſs,

Und laufen wollte, so weit der Himmel
Blau ist, oder sein Apfelschimmel
Ihn trüge: so zog sie mit Einem Blick
Den armen Flüchtling wieder zurück,
Sich willig zu ihren Füſsen zu schmiegen
Und ewig an der Kette zu liegen.

In diesem kläglichen Zustand lag
Herr Gandalin schon Jahr und Tag.
Der war euch ein so hübscher Ritter
Als jemahls einer um Minnesold
Gedienet hatte; treu wie Gold,
Blauaugig, zärtlich, lieb und hold,
Und doch in Kampfesungewitter
So muthig wie ein junger Widder:
Wiewohl noch seinem weiſsen Kinn
Die Hoffnung des künftigen Bartes so dünn
Entkeimte, daſs ihn bey einer Wette,
Im langen Rock, mit Spangen und Kette,
Die allererfahrenste Kennerin
Aus Mädchen kaum erwittert hätte.

Vor allen, die um das Fräulein sich
Bewarben, war der giftige Stich
Des Liebeswurms dem armen Jungen
Am tiefsten in die Leber gedrungen.
Die andern Junkern insgesammt
Waren mit einem leichten Hiebe

Davon gekommen; ein wenig geschrammt
Wenn's hoch kam. Aber die Art von Liebe,
Die tief im Eingeweid brennt und nagt,
Die alle Lust zu Spiel und Scherzen,
Die Schlaf und Eſslust euch versagt,
Und ohne Rast, den Pfeil im Herzen,
Durch Berg und Thal euch treibt und jagt,
Bis ihr, erschöpft von Angst und Schmerzen,
Verblutet, lechzend, athemlos
Der schönen Feindin vor die Füſse
Hinsinkt, das Köpfchen in ihren Schooſs
Verbergt und sterbt, und glaubt wie ſüſse
Der Tod euch schmecke, wenn allenfalls
Ihr glattes Pfötchen um Brust und Hals
Euch noch zur Letze freundlich krabbelt,
Und euer gebrochnes Herzchen wohl gar
An ihrem Busen sich verzabbelt:
Das nenn' ich lieben! Nur ist's rar!
In Flandern und in Brabant war
Dergleichen nie gesehen worden.
Der erste daselbst von diesem Orden
War unser Junker. Schade nur,
Daſs er dabey nicht besser fuhr!
Denn Sonnemon, unangefochten
Von allem Spuk und Ungemach,
Das ihre Augen stiften mochten,
Lieſs alle seine och! und ach!
Sich wenig in ihrem Schlummer stören;

V. 157—182.

Und wenn er Winternächte lang
Vor ihrem Fenster fror und sang,
Hielt sie ihn nicht so viel in Ehren
Ihm durch die Scheiben zuzuhören.
Er hätte Teiche voll geweint
Und Mühlen mit seinen Seufzern getrieben,
Sie wäre so ruhig dabey geblieben
Als wär' es nicht auf sie gemeint.
Kurz, den, der seinem ärgsten Feind
Ein solches Leben könnte gönnen,
Ich würd' ihn einen Nero nennen!
Doch trug er alles mit Geduld,
Immer noch hoffend an ihre Huld
Durch Leiden ein Recht sich zu erwerben!
Das schlimmste was mir begegnen kann,
(Dacht' er) ist doch zuletzt nur Sterben;
Und besser gestorben, als unterm Bann
Der Liebe aus diesen Zauberaugen
Ewig zum Leiden nur Kraft zu saugen!

In diesem Muth hielt Gandalin
Ein ganzes unendliches Jahr sich hin,
Wo immer das Schicksal seines Lebens
An einem ihrer Blicke hing;
Hoffte, verzweifelte, gleich vergebens!
Der einzige Trost, der noch verfing,
War, daſs es andern nicht besser erging.

Allein als jetzt der Frühling wieder
Gekommen war, durch alle Glieder
Der guten alten Mutter Natur
Ein neuer Jugendschauer fuhr,
Und mildere Lüſte und wärmere Sonnen
Das süſse Gefühl zu leben, zu streben,
Und Leben aus ihrer Fülle zu geben
In allen Wesen zu wecken begonnen;
Die Auen ergrünten, die Vögelein
Aus sich belaubenden Zweigen sangen,
Und alles, was ist, sich freute zu seyn;
Um Majens verjüngte Blumenwangen
Der wieder verliebte Westwind spielt,
Und selbst das Mädchen, das nie gefühlt
Wie Amor verwundet, ein seltsam Bangen,
Drücken und Sehnen in sich fühlt,
Etwas zu lieben und zu umfangen:
Da wuſste der arme Gandalin
Sein Leiden nicht länger zu bestehen.
Er warf sich ihr zu Füſsen hin
Und schwor, nicht eher aufzustehen,
Bis sie ihm sage, sie brenne für ihn
Wie er für sie. „So laſs mich gehen!“
Rief Sonnemon, und wollt' entfliehn.
Allein er hielt sie bey beiden Knien,
Und bat so kläglich! in seiner Stimme
War etwas das so zu Herzen drang!
Er wurde so schön, ihr wurde so bang!

V. 211—235.

Doch riſs sie sich los. — Wie? welch ein Zwang?
(Rief sie im jüngferlichen Grimme)
Was hab' ich denn zu schaffen mit dir?
Du liebst mich, sagst du? Meinetwegen!
Lieb' immer, ich habe nichts dagegen;
Nur meine Freyheit laſs du mir!

„O Sonnemon, dieſs kannst du sagen?
Du? — Du, die Allem Liebe giebt
Was dir sich nähert? In diesen Tagen,
Da Alles Gefühl ist, Alles liebt?
Nein, Falsche! Dir sind die süſsen Triebe
Nicht fremde, dein ganzes Wesen ist Liebe,
Du athmest, strahlest, zauberst Liebe
Und Liebenswonne rings um dich,
Und Haſs — den hast du allein für mich!“

Ich? (spricht das Fräulein, spöttiglich
Ihr Näschen rümpfend) ich hasse dich?
Muſs man, um nicht zu hassen, lieben?
Mein schöner Herr, wo steht's geschrieben,
Daſs wir, wenn einen die Liebessucht
Befällt, für seine Narrheit büſsen
Und flugs ihn wieder lieben müssen?
Warum ergreift ihr nicht die Flucht,
Wenn's euch in unsrer Atmosfäre
Nicht wohl ist?

V. 235 – 258.

„Fragst du, Zaubrerin?
Als ob es in meiner Willkühr wäre
Zu laufen wenn ich gefesselt bin!
Die Flucht ergreifen! Und wohin? —
Könnt' ich auch wie ein Adler fliegen,
Würd' ich nicht ewig deinem Bild
Wohin ich flög' entgegen fliegen?"

Die Schwarmer! wie sie sich selbst betrügen!
Wie würde so bald mit meinem Bild
Sogar mein Angedenken verfliegen!
Ich kenn' ein wenig der Männer Art;
Bey euch thut alles die Gegenwart.
Weh der abwesenden Geliebten!
Die möcht' ich sehen, die aus Treu'
Die Grausamkeit an sich verübten
Und lieſsen ein gutes Glück vorbey!

„O Sonnemon, wie wenig, wie wenig
Kennst du mein Herz und deine Macht!
Und sollte mir eine einzige Nacht,
Mit einer Göttin zugebracht,
Das Glück erkaufen, der erste König
Der Welt zu seyn —"

Halt! — Schon zu viel
In Einem Athem! Das alles ist Spiel
Der Fantasie. Wir kennen euch besser!

V. 259—284.

Die Welt ist in der Nähe gröſser
Als du jetzt denkest.

„Willst du (schrie
Der Ritter entzückt) die Probe machen?
Versprich mir's; ich bestehe sie!“
Bald sollt' ich (versetzte sie mit Lachen)
Zur Strafe deiner Vermessenheit
Beym Wort dich fassen! — „O fasse, fasse
Mich gleich beym Wort!“ — Es hat noch Zeit.
„Noch Zeit, wenn ich mein Leben lasse
Beym kleinsten Verzug?“ — Herr Gandalin,
Ich glaubte dich nie so waglich kühn;
Doch, der Erfolg? — „Den überlasse
Der Liebe!“ — Du wagest alles, Freund!
Denn Sonnemon, so leicht sie scheint,
Ist schwerer zu täuschen als man meint;
Drey Jahre sind lang! — „Und wären's sieben,
Um Dich sind's sieben Tage nur!“
Und keine andre Kreatur
Noch Göttin in dieser Zeit zu lieben?
Und mir zu schwören den heiligsten Schwur,
Kommst du zurück, mir nichts zu schweigen,
Dein ganzes Herz mir offen zu zeigen,
Um keine Sylbe die Wahrheit zu beugen?
Getraust du dir's? — „Und Sonnemon
Verspricht mir dafür der Minne Lohn?“
Ihr Herz mit allen Zubehören!

V. 235—3 5

„Hier bin ich, bereit dir zuzuschwören
Was du verlangst! — Drey Tag' allein
Vergönne mir noch hier zu seyn,
Von deinen Blicken meine Seele
Durchstrahlen zu lassen!“ — Herzlich gern!
Doch merke was ich dir befehle!
Man muſs sich vorsehn mit euch Herr'n.
Du könntest dich in eine Höhle
Drey Jahre verkriechen. Dieſs wäre List,
Herr Gandalin! Die Meinung ist,
Auf Abenteuer auszuziehen,
Und während aller dieser Frist
Vor keiner Liebesgefahr zu fliehen!
„Ich schwör' es!“ — Hier ist meine Hand,
Des Gegenschwures Unterpfand!

Der Ritter küſst auf seinen Knieen
Die kleine lilienweiſse Hand,
Ganz auſser sich vor Freud' und Wonne:
Ihm däucht, es schein' eine andre Sonne,
Die Erde sey neu geschaffen ringsum,
Und alles tanz' um ihn herum.

ZWEYTES BUCH.

V. 1—20.

Zwey lieben Augen gegenüber
Wie fliegen drey Tage so schnell vorüber!
Der dritte Abend war vorbey
Und Gandalin hätte geschworen, es sey
Noch immer der erste, hätte lieber
Minuten zu so viel Tagen gemacht:
Wiewohl das Fräulein wenig Acht
Auf ihn zu haben schien, und selten
Die Blicke, womit er sie beschoſs,
Mit einem der ihrigen zu vergelten
Würdigte. Aber die Hexe goſs
Dafür auch so viel Nektar in diesen
Verstohlnen einzigen Gegenblick!
Ihm wurde so viel zukünftig Glück
In lieblicher Dämmerung drin gewiesen!
Er hätte so einen einzigen Blick
Um zwanzig Algarben und Sobradisen
Nicht ausgetauscht. Indessen kam
Die letzte Nacht. Der Ritter nahm
Den Urlaub mit einem unendlichen Kusse

Auf ihre hingegebene Hand;
Lief dann als stände sein Kopf in Brand,
Um einem gewaltigen Regengusse
Aus seinen Augen zuvorzukommen
Eh's einer vom Hofe wahrgenommen.

Er schwang sich auf sein edles Roſs
Und ritt mit schwerer Brust von dannen;
Sah oft zurücke nach dem Schloſs
Woraus ihn Stolz und Liebe bannen;
Schritt langsam fort, verstürzt und stumm,
Die Wélt so eng um ihn herum
Als könnt' er sie mit der Hand umspannen.
Die Sonne bey Tage, bey Nacht der Mond
Schien heiter und mild zu seiner Reise;
Ihm kürzte die Amsel und die Meise
Mit Singen den Weg: doch weder der Mond
Bey Nacht, noch des Tages die helle Sonne,
Noch Vogelsang noch Mayenwonne
Ergetzte sein Leid. Nichts war ihm nah,
Er sah und wuſste nicht was er sah,
Kam immer weiter und war nie da,
Hatte sein Herz zurück gelassen
Bey Sonnemon, und mit dem blassen
Entgeisterten Schatten lief sein Roſs
Wohin es wollte. Der Tag verfloſs,
Es wurde Nacht und wieder Morgen
Ohne daſs Ritter Gandalin

Aus seinem Traum zu erwachen schien;
Lieſs seinen Knappen für alles sorgen,
Und wuſste von allem just so viel
Als einer der im Fieber tobet.

Allmählich (Gott sey drum gelobet!)
Spielte ihr altes wohlthätiges Spiel
Die Fantasie, taucht' ins Gefühl
Des Gegenwärtigen alle Bilder
Der schmerzlich süſsen Vergangenheit;
Alles wird dumpfer, dämmernder, milder,
Und schwimmt in lieblicher Ungewiſsheit;
Bis aus den sanft verworrenen Schatten
Sich jene magische Welt erhebt,
Wo Wirklichkeit und Traum sich gatten,
Und Geist der Liebe um alles webt.
Statt, wo er hinsah, sie nicht zu sehen,
Sieht er jetzt durch dieſs Zauberglas
Sein Fräulein überall vor ihm stehen;
Aus jedem Tropfen an Laub und Gras
Glänzt ihm ihr sonnichter Blick entgegen;
Sie sieht er ruhn an diesem Bach,
Sie stellt er in diesen Blüthenregen;
Ihr weiht er dieses grüne Dach
Zur Laube; aus diesem alten Gemäure,
Wo Eulen brüten, baut er ihr
Ein Feenschloſs. — „O daſs ich nicht hier,
In diesem einsamen Thale, von Dir

Allein gekannt, geliebt, du Theure,
Von dir — o Wonne! geliebt von dir,
Das ewige Leben der Liebe feire!“
So ruft er aus mit schwellender Brust,
Und findet selbst im Seufzen Lust:
Denn seufzend zieht er in Frühlingsdüften
Den Athem seiner Lieben ein;
Glaubt alle Windchen, die ihn lüften,
Von Sonnemon geschickt zu seyn,
Durchwandelt mit ihr den stillen Hain,
Und schlummert sogar in Felsengrüften,
Träumend, an ihrem Busen ein.

Nun stimmte sich, unvermerkt und immer
Schneller, sein innerer Farbenton
Herunter. Fräulein Sonnemon
Blieb zwar der Inhalt; allein der Schimmer,
Das Lichtgewölke, der Nektardunst,
Worin sie durch der Liebe Gunst
Ihm dar sich stellte, ward immer fahler
Und schwächer, ihr Lichtsaum immer schmaler
Und schmaler, bis er beynahe ganz
Verschienen war. Dagegen gewannen
Die Dinge vor ihm an Farb' und Glanz
Was jene zu verlieren begannen.
Die Sinne (ein widerspänstig Geschlecht!)
Setzten sich wieder ins alte Recht;

Und seinem Biederherzen dräuten
Viel schöner Gefahren von allen Seiten.

Es ging nun weit ins dritte Jahr,
Daſs Gandalin auf der Wallfahrt war.
Er hatte in Deutschen und Wälschen Landen
Viel Abenteuer überstanden,
Und seine Treu' aus mancher Schlacht
So ziemlich ganz davon gebracht;
Höchstens mit solchen leichten Wunden
Die, wie man weiſs, sich bey Gesunden
Von selber heilen: als zu Paris
Der Prüfungen schwerste auf ihn stieſs.

Es war in Filipp Augusts Tagen,
Von denen die Dichter uns Wunder sagen.
Kein Fürstenhof derselben Zeit
Glich seinem Hof an Herrlichkeit.
Da waren Ritter ohne Zahl,
Da waren auch Frauen und Jungfrauen
Von allen Farben, nach der Wahl,
Stattlich geschmückt, und lieblich (zumahl
Bey Licht) von weitem anzuschauen,
Wie Tulpen im Flor. Die hatten nun
Bekannter Maſsen nichts zu thun
Als Männerherzen aufzupassen,
Und ihre Augen spät und früh
Nach allen Ecken spielen zu lassen.

V. 127—154.

Der fremde Ritter dünkte sie
Beym ersten Anblick gute Beute.
Nun solltet ihr die Jagd auf ihn
Gesehen haben. Allein er schien
Gar nicht zu wissen was das bedeute.
Mit solcher Gewiſsheit im Liebesstreite
Stets obzusiegen, so wenig kühn
Hatte man keinen noch gesehen.
Was war zu thun? Gleich abzustehen?
Dazu stand unsern Penthesileen
Der Muth zu hoch. Je blöder er war,
Je minder liefen sie Gefahr
Im Approschieren zu weit zu gehen.
Sie lieſsen sich also in Gnaden herab
Durch Blicke seinen Muth zu stärken,
Denen, aus Furcht er möchte nicht merken,
Man alle mögliche Klarheit gab.
Mein Ritter, immer ehrerbietig,
Spielte gelassen den Kombab,
Fand immer die Damen allzu gütig,
Verstand kein Lächeln, keinen Blick,
Zog immer weiter sich zurück
Je näher man ihm zu Leibe rückte;
Sprach ewig von nichts als Politik,
Moral und Wetter, Metafysik
Und Moden, und jeder andern Rubrik
Als der, wo's unsre Schönen drückte:
Kurz, trieb's so lange, bis ihm's glückte.

Daſs man den Herrn, mit seinem Verstand
Und seiner hohen Adlersnase,
Und seinen Augen von blauem Glase,
Ganz unerträglich albern fand.

Vermuthlich leitet ihr dieſs Betragen
Des Ritters von seiner Treue her?
Gewiſs ist, er liebte noch so sehr
Als jemahls, und immer desto mehr,
Je näher von seinen Prüfungstagen
Das Ende rückte. Doch, alles zu sagen,
Ein kleiner fremder Umstand kam
Hinzu, der seiner Tugend ein wenig
Von ihrem reinen Verdienste nahm.

Hört an! — Als Gandalin einst vom König
(Der von der Hirschjagd wieder kam)
Nach Hause trabte, dem Roſs den Zügel
Lassend, die Augen auf den Stern
Der Liebe gesenkt: da kam nicht fern
Von einem mit Bäumen besetzten Hügel
Ihm eine Jungfrau (dem Ansehn nach)
Auf einem Zelter entgegen geritten.
Die hielt auf einmahl, stellte sich mitten
In seinen Weg, grüſst' ihn und sprach:
Herr Ritter, nach euers Ordens Sitten
Darf ich um eine Gab' euch bitten;

Und was ein Mädchen bitten kann
Versagt doch wohl kein Biedermann?

Herr Gandalin hält mit seinem Pferde,
Sieht spähend (so scharf bey Sternenlicht
Nur möglich) der Jungfrau ins Gesicht,
Und findet sie an Gestalt und Geberde
So züchtig, daſs er, ohne Gefährde,
Ihr viel versprechen zu können glaubt.
Jungfrau, ihr könnet frey begehren!
Alles was Lieb' und Ehr' erlaubt
Deſs will ich sträcklich euch gewähren.

„So sagt mir, Herr Ritter, in allen Ehren,
Ist euer Nahme Gandalin?“

Ich muſs es (erwiedert er) gestehen.

„Was frag' ich auch? Närrin die ich bin!
War's nicht genug euch anzusehen?
(Versetzt die Magd) Man sagte mir gleich
Ich könnt' unmöglich irre gehen.“

Gut! (spricht der Ritter) Ihr schadet euch
So in der Nachtluft, da zu stehen.
Was wollt ihr meiner?

Die Jungfrau spricht:
Erst schwöret mir bey Ritterspflicht
Zu thun was ich euch sagen werde.

Ich schwör's euch zu, bey Ritterspflicht,
Und müſst' ich ins Eingeweide der Erde
Hinunter steigen im Angesicht
Der Höllengeister, und Weg mir machen
Durch Riesenkolben und Löwenrachen,
Ich schwör's!

„So arg ist's nicht, (versetzt
Die Dirne) ihr werdet unverletzt,
Hoff' ich, das Abenteuer bestehen.
's ist nichts, mein Herr, als — mit zu gehen
Wohin ich euch geleiten will.“

Der Ritter hält ein wenig still
Und sinnt. —

„Nu? heiſst das sein Versprechen
Halten? Sollt' es dem Herrn an Muth
Mit einem Mädchen zu gehn gebrechen?
Für Riesen und Drachen bin ich gut!
Was zögern wir?“ — Mit diesem Worte
Spornt sie ihr Gäulchen, und Gandalin
Folgt, ohne zu wissen wozu? wohin?
Der unbekannten Führerin.

Sie hält vor einer verschloſsnen Pforte.
„Hier, spricht sie, endet unser Lauf!“
Knack, knack! Die Pforte thut sich auf

Und ſchlieſst sich hinter ihnen wieder.
„Da sind wir nun, Herr Ritter. Friſch!
Was hängt ihr so die Kolbe nieder?
So kleinlaut? so verdroſsen? Riſch
Vom Pferd herab! mir nachgegangen!
Man wartet euer mit Verlangen.“

Er, immer ſchweigend, ſteigt vom Roſs,
Sieht vor ſich ſtehn ein altes Schloſs,
Mit Pfeilern, dick wie Himmelsſtützen,
Mit hundert Ecken, Thürmen und Spitzen,
Kurz, ſo daſs einem ungeſäumt
Von ſchönen Meluſinen träumt,
So wie man's anblickt. — „Nun! Herr Degen,
Die Augen zu, und mir die Hand!
(Spricht lachend die Magd) In euerm Stand
Geht man oft gröſsrer Fahr entgegen.
's iſt finſter hier; nur mir die Hand!
Hier ſteigen wir eine Wendeltreppe.“
Der Ritter folgt, ſo träg und ſchwer,
Ihr iſt's, als ob ſie hinter ſich her
Den gröſsten Wollſack keichend ſchleppe.
„Ey, ey, Herr Ritter, ſo blank und bar
An Mannheit? — Mich däucht, ich höre gar,
Wie euch das Herz im Leibe ſchweppe!“

Die Wahrheit von der Sache war,
Mit allem ſeinem Heldenblute

V. 251 – 267.

War unserm Manne nicht wohl zu Muthe.
Es war ein schwanendes dumpfes Gefühl,
Das ihm zickzack bald heiſs bald kühl
Den Rücken hinab lief, bald in Flammen
Ihn tauchte, bald in Alpeneis.
Doch rappt er wie er kann und weiſs
Sich oben an der Treppe zusammen,
Und folgt der Jungfrau sonder Zwang
Durch einen langen dunkeln Gang,
Dann links, dann wieder ein Treppchen hinauf.
Nun kam ein Vorsahl, und ein Zimmer,
Erhellt durch matten Lampenschimmer;
Und nun that eine Thür sich auf.
„Hier! (raunt' die Magd und schob ihn sachte
Zur Thür hinein) Ihr seht, ich brachte
Euch glücklich an Ort und Stelle. Nun
Seht selber zu was weiter zu thun.“

DRITTES BUCH.

V. 1—19.

Da steht nun mächtiglich betroſſen
Mein Ritter, wie einer der eben itzt
Den Flammen in einem Traum entloſſen,
Halb aufgefahren im Bette sitzt,
Noch zweifelnd, wiewohl die Augen oſſen,
Ob Wahrheit oder Fantasey
Ihn aufgeschreckt. — Zwar, daſs er wache
War eine ausgemachte Sache;
Nur riecht so alles nach Feerey
Um ihn herum! — man kann nicht wissen!
Wohl! dacht' er, wir werden's wagen müssen;
Ich bin auf alle Fälle dabey!

Die Wahrheit war, man brauchte nun eben
Kein groſser Eisenfresser zu seyn,
Sich muthig in diese Gefahr zu geben;
Denn alles sah ganz freundlich drein.
Es kurz zu machen — denkt euch, beliebig,
Ein groſses Gemach, altfränkisch verziert,
Die Decke von Schnitzwerk, sehr ergiebig

V. 20—46.

Mit goldnen Blumenkörben staffiert,
Die Wände stattlich tapeziert
Mit schönen biblischen Geschichten,
Als — Mose im Kästlein, und Fräulein viel
In steifen Miedern, entblöſst (mit Züchten)
Bis über die Knie, um aus dem Nil
Das Knäblein an den Strand zu lichten;
Dann Simson der Delila im Schooſs,
Und Bathseba in der Badewanne,
Und zwischen den Greisen nackt und bloſs
Die schöne keusche Frau Susanne,
Mit einem Busen, dessen Pracht
Die gute Frau mit Armen und Händen
Den Augen der Sünder zu entwenden
Bemüht nur desto herrlicher macht.

Dann seht auf einem kleinen Tische
Zwey Kerzen und einen Schirm davor,
Und in der Mauer eine Nische
Wie ein Gezelt von reichem Mohr,
Und in der Nisch' ein Türkisch Bette
Von gelbem silberbeblümtem Damast,
Und nun — und nun wie weiter? — Ich wette
Zu rathen worauf ihr Herren paſst?
Da, denkt ihr, soll zu euerm Vergnügen
So eine schlafende Venus liegen,
In Tizianischem Nachtgewand,
Die obere Hälfte mit Luft umwoben,

V. 47—72.

Und, wo die Decke sich verschoben,
Ein rundes Knie heraus gehoben,
Ein Knie — die Sieben aus Griechenland
Zu Narren zu machen! — und was des Dinges
Mehr ist, das freylich ein geringes
Zu mahlen wäre. — Allein, verzeiht
Wenn dieſsmahl eure Erwartung betrogen
Sich findet. Alles zu seiner Zeit!
Die Dame war völlig angezogen
Die auf dem Ruhebettlein lag,
Und in der That so angezogen
Als keine bis auf diesen Tag.
So steif! so voller Dürerscher Falten!
Alles so recht drauf angelegt
Selbst den Gedanken aufzuhalten,
Der weiter als hundert Augen trägt!
Unmöglich war's von ihrer schönen
Gestalt das mindeste nur zu wähnen.
Die Arme, die Hände, — sie mochte (wer weiſs?)
Sie wohl so schön als Juno haben;
Allein sie lagen mit allem Fleiſs
In weiten Ärmeln nach Türkischer Weis'
Bis über die Fingerspitzen begraben.

So heimlich zu thun mit Gottes Gaben
Däucht unserm Ritter sonderbar.
Sonst sind die Damen nicht so gar

V. 73—93.

Miſsgünstig, die was zu zeigen haben!
Und (was hier am verdächtigsten war)
Ein dicht gewebter doppelter Schleier
Verbirgt sogar ihr Angesicht;
Läſst auch das Wenige nicht ans Licht,
Was durch die zarte weiſse Hülle,
Von ihres Busens Jugendfülle
Wie eine berstende Knospe bricht.
Kurz, undurchdringlicher kann sich nicht
Die Schönheit gegen den Feind verschanzen.
So gar nichts, das zu Gunst des Ganzen
Die zweifelnde Fantasie besticht!
Und doch, wie nenn' ich's geschwinde, bricht
So ein geheimer — Gottheitsschimmer
Durch alle die Wolken, daſs Gandalin
Sich kaum enthält auf seinen Knien
Sie anzubeten.

„Desto schlimmer!
(Denkt ihr) das fängt verdächtig an!
Und seine Treu'?" — Darüber entscheide
Die Zeit; die werde was sie kann!
Genug, die Dame im Maskenkleide
Hieſs unsern Mann (der ehrfurchtsvoll
Noch immer weiter als man soll
Zurück stand) etwas näher treten.
Herr Ritter, sprach sie, daſs ich euch
So auſser der Zeit zu mir gebeten,

V. 99—125.

Sieht ziemlich den Abenteuern gleich,
Die euers gleichen jungen Degen
Wohl häufig aufzustoſsen pflegen.
Doch, darf ich euch was bitten, so sey's
Fürs erste, bis wir uns besser kennen,
Mich weder schwarz zu glauben noch weiſs,
Und, eh' die Lerchen uns wieder trennen,
Mir bloſs ein günstig Ohr zu gönnen.

Der Klang von ihrer Stimme, wiewohl
Gedämpft durch ihren doppelten Schleier,
Tönt ihm als wirbelte hoch vom Pol
Der Nachklang einer Engelsleier
In seine Seele. „Welch Angesicht,
Wenn's dieser Sirenenstimm' entspricht!“
Denkt er, und weiſs ein Weilchen nicht
Wie ihm geschieht; faſst doch sich wieder
So bald als möglich, läſst vor ihr
Züchtiglich auf ein Knie sich nieder
Und: Dame, (spricht er) glaubet mir
Auf mein Gesicht, mein Herz ist bieder,
Und Arges zu denken von der Zier
Der Schöpfung war mir stets zuwider.
Drum heget keine Bedenklichkeit
Mich euers Anschauns zu gewähren.
Ich wollte, so eingesponnen ihr seyd,
Auf eure bloſse Stimme schwören,
Ihr könntet des Schleiers wohl entbehren.

V. 126—146.

Die Dame bittet ihn aufzustehn,
Und, ohne Schmeichelreden zu drehn
Die ihre Sittsamkeit beschämen,
Von einem Schemel Besitz zu nehmen
Der neben ihm steht. Herr Gandalin,
Gehorsam, setzt sich gegenüber,
Und Sie beginnt:

„Ich lasse vorüber
Von welchem Haus und Stand ich bin.
Mein Blut flieſst weder heller noch trüber
Darum. So was, in meinem Sinn,
Kommt nicht in Anschlag. Genug, ich bin;
Da giebt's nichts drunter und nichts drüber.

„Ich weiſs nicht welche Gevatterin
Gab mir den Nahmen Je länger je lieber
Bey meiner Geburt —"

Je länger je lieber?
Rief Gandalin. — Je länger je lieber?
Ruft (wie ich bereits verständigt bin)
Einhellig Leser und Leserin.

„Nicht anders, mein Herr, Je länger je lieber!
Und (was ich nicht bergen kann) man fand
Ganz deutlich in meiner rechten Hand,

V. 147—172.

Von allen **Helenen** aus Griechenland
Und allen **Julien** an der Tiber
Würde nun neben **Je länger je lieber**
Künftig so wenig die Frage seyn,
Als von den Sternen bey Sonnenschein.

„Kaum war die kleine **Je länger je lieber**
Über ihr zwölftes Jahr hinüber,
So kriegte, wer ihr ein wenig zu nah
Und lang' ins Augenkindlein sah,
Gleich auf der Stelle das Liebesfieber.
Da half nichts, weder graues Haar
Noch gelbes, je klüger einer war
Je eher schnappte der Witz ihm über.
Ein Blick, so war's um ihn gethan!
Doch ging die rechte Noth erst an,
Als nun mit sechzehn Jahren ihr Busen
In seiner vollen Blüthe stund,
Aus ihren Augen alle neun Musen
Sprachen, um ihren Rosenmund
Die Grazien tanzten, und wie es weiter
Lautete, wenn der Liebesdrang
Die armen Narren zum — **Reimen** zwang.
Der Jude sah Jakobs Himmelsleiter
In ihrem Antlitz; der Heide schwur,
Mit ihr verglichen, sey Venus — nur
Ein Weib. So ging kein Tag vorüber,

Daſs nicht die gute Je länger je lieber
(Wiewohl sie sich immer nur leidend dabey
Verhielt) zwey Narren oder drey
Ins Tollhaus schickte. Ein eignes Gebäu
Muſste dazu gestiftet werden.
Bald setzte man einen Flügel, und dann
In kurzer Frist — noch einen dran.
Doch sah man ganze Narrenherden
Aus Mangel an Platz in Wälder ziehn,
In Felsenklüften und hohlen Weiden
Hauern, und Reim' in Bäume schneiden,
Im Märzenfrost vor Liebe glühn,
In Hundstagsgluth vor Liebe frieren,
Durch Büsch' und Hecken auf allen Vieren
Kriechen, und Eicheln fressen und Gras,
Und drohen, lieſs' ich nicht bald mich rühren,
So würden sie gar — den Verstand verlieren,
Und was des Unsinns mehr noch was.

„Mir, Gott verzeih' mir's! machte das Wesen
Zwey bis drey Sommer vielen Spaſs.
Ich brauchte keinen Roman zu lesen,
Hatte den ganzen Amadis
In meinem Narrenparadies,
Und alle Tage geschahen Sachen
Um einen neuen draus zu machen.
Doch immer dasselbe Fastnachtsspiel
Wird endlich ungeschmackt und kühl.

Zwar gab's mit unter auch Trauerspiel:
Bald stieſs sich einer vor die Stirne;
Bald lieſs ein andrer das Biſschen Gehirne,
Das ihm die Liebe nicht ausgebrannt,
Auf einer Felsenspitze sitzen;
Ein dritter kam, den Dolch in der Hand,
Mit feurigen Augen angerannt,
Sein Blut mir ins Gesicht zu spritzen.
Tagtäglich gab's so eine Scen'!
Allein, sie mochte zu weinen, zu lachen,
Oder auch beides auf einmahl machen,
So war's — nicht länger auszustehn.

„Nun fand sich endlich, daſs eine Fee,
Mit der mein Vater Tändeley
Vor Zeiten getrieben, an all dem Wehe
Mehr als mein Schnäutzchen Ursach' sey.
Mein Vater (einer der besten Kalifen
Die jemahls aſsen, tranken und schliefen)
Schickte zur Stunde Gesandte aus
Nach Osten und Westen, um aller Enden
Zu suchen, ob sie ein Mittel fänden
Dieſs Unheil von uns abzuwenden.
Allein es wurde nichts daraus;
Sie kamen alle mit leeren Händen
Und groſsen Rechnungen wieder nach Haus.

„Zuletzt erfuhr er, auf einem Berge,
Nah bey der Wüste am Bache Krit,

V. 227 — 251.

Da wohn' ein alter Eremit,
Ein Mann, dem Geister, Elfen und Zwerge
Gehorsam wären allzumahl;
Er kenne genau der Sterne Zahl
Und jede Kraft in Kräutern und Steinen,
Er mache Wetter, Regen und Wind,
Lasse bey Nacht die Sonne scheinen
Wenn's ihm beliebe, sey taub und blind
Vor hohem Alter, und hör' und sehe
Doch alles was auf der Welt geschehe.

„Da sandte der Kalif geschwind
Zum Eremiten, dem Geister, Elfen
Und Zwerge gehorchten, am Bache Krit.
Die kamen, und brachten die Antwort mit:
„Dem Fräulein wäre nicht zu helfen,
Sie müſste denn sich keinem Mann
Von Stund' an unverschleiert weisen,
Und immer von Osten nach Westen reisen,
So lange bis sie den Biedermann
Fände, dem sie je länger je lieber
Würde, wiewohl er unverhüllt
Sie nie, leibhaftig noch im Bild',
Gesehen hätte." —

„Mein Vater (der über
Kein Ding in seinem Leben sich
Besonnen) flugs und ohne Säumen

V. 252—275.

Befahl mein Leibkamehl zu zäumen,
Warf selbst den Schleier über mich,
Und schickte mich mit seinem Segen
Dem unwahrscheinlichen Mann entgegen.
Drey Jahre reis' ich westwärts fort,
Und zeige mich und meinen Schleier
In jedem lustigen Meeresport,
Bey Ritterspielen, bey jeder Feier,
An Fürstenhöfen, und da und dort:
Alles vergebens! Man sieht sein Wunder
An meiner Figur, hätt's gern entdeckt
Was hinter dieser Vermummung steckt,
Und das ist alles!" —

Ist's möglich? rief
Herr **Gandalin**, und seufzte tief.

Nun müſst ihr wissen, ein schöner, runder,
Milchweiſser Arm, den immer bisher
Des Ärmels Länge dem Aug' entzogen,
Enthüllte sich hier von ungefähr,
Indem das Fräulein einen Bogen
Mit beiden Armen beym Ausruf zog.
Herr **Gandalin** (bey dem die Empfindung
Sehr leicht die Klugheit überflog)
Rief aus: Ist's möglich? — Nun hatte die Ründung
Und blendende Weiſse, die eben itzt

V. 276–300.

So unverhofft ins Aug' ihm blitzt,
Vermuthlich an dieser Ideenverbindung
Mehr Antheil, als er im Allarm
Des Herzens und der Sinne dachte.
Allein die Dame — die ihren Arm
So schnell, als sie ihn sichtbar machte,
In seine vorige Lage brachte,
(Und beides ohn' es zu wissen) — dachte,
Ihm mach' ihr — das ist alles! so warm:
Und also schien ihr sein — ist's möglich?
In tragischem Tone so herzbeweglich
Geseufzt, ein wenig lächerlich.

„So finden Sie das so seltsam? Mich,
Mich nimmt die Möglichkeit nicht Wunder,
Erwiedert sie. Die Neugier schlägt
Den Funken vielleicht: allein der Zunder,
Der ihn ernährt und hegt und pflegt,
(Was auch ihr Männer sagen mögt)
Bleibt ewig Schönheit, Blume der Jugend —“

Und Seelenschönheit, Geist und Jugend
Käm' also nicht in Anschlag? — spricht
Der Ritter mit Eifer.

„Wenigstens nicht
(Versetzt sie) gegen ein Maskengesicht,
Das, weil es so ernstlich sich versteckt,
Natürlicher Weise Verdacht erweckt.

Gesichter, die, sorglos, wie sie sind
Sich zeigen, auch wenn sie häſslich sind,
Sieht man zuweilen, so hinter die Seelen
Geduckt, ganz sacht ins Herz sich stehlen;
Das ihnen um so leichter geräth,
Weil ihr sie ohne Anspruch seht.
Just, weil man ihnen nichts dergleichen
Zutraute, nie auf seiner Hut
Mit ihnen ist, sind sie so gut
Euch unversehens zu überschleichen.
Man weiſs wie viel Gewohnheit thut.
Das Auge versöhnt sich mit den Mängeln
Die es so unverhohlen sieht:
Erst seht ihr nur ihr schön Gemüth,
Zuletzt ist alles behängt mit Engeln.
Just umgekehrt in meinem Fall,
Wenn eine immer und überall
In Hüllen und Häuten wie eine Zwiebel
Gewickelt erscheint. Wer dächte nicht übel
Von einer Schönheit, die das Licht,
Das Element der Schönheit, fliehet?
Das Herz glaubt was das Auge siehet,
Und wagt sich so leicht im Dunkeln nicht;
Und soll es ja verlieren müssen,
So will es genau die Summe wissen."

Und doch (fällt **Gandalin** ihr ein)
Möchte, wenn ich nicht irrig wähne,

V. 328—352.

In euerm Falle die Ausnahm seyn.
Es ist so etwas in wahrer Schöne,
Ein geistiger alldurchdringender Schein,
Den keine Schleier verbergen können!
Man kann es besser fühlen als nennen:
Es stellt sich, wie unmittelbar,
Den innern Schönheitssinnen dar;
Man fühlt's, wie man — im Seelengrunde
Die unsichtbare Gottheit fühlt.

„Von alle dem hab' ich keine Kunde,
Versetzt die Dame; zuweilen spielt
Die Fantasie uns heimliche Tücke
Wo man's am wenigsten sich versieht.“

Der Ritter mit gesenktem Blicke
Erseufzt und schweigt.

Ob sie errieth
Was dieser Seufzer sagen sollte,
Ist nicht bekannt. Mag seyn, sie wollte
Nichts wissen. Sie lieſs es an seinen Ort
Gestellt, und fuhr, nach einer kleinen
Pause, gelassen also fort:
„Es wird euch etwas seltsam scheinen,
Herr Ritter, daſs ich nicht Anfangs gleich
So klug gewesen als itzt. Was kann ich
Sagen? — Wir fehlen alle mannig-
faltig! — Es war kein weiser Streich,

Drey Jahre vermummt herum zu schlendern
Den Mann im Monde zu suchen! —
Genug,
Es ist geschehn und nicht zu ändern.
Der Eremit, so alt und klug
Er war, mein Vater, seine Räthe,
Sein Seneschall, alles war dabey;
Besorgten nur, ich möchte zu späte
Kommen: — kurz, es ist vorbey;
Und übermorgen, so bald es taget,
Reis' ich mit Gott und meinem Glück
Geraden Zuges nach Hause zurück.
Und nun, Herr Gandalin, rathschlaget
Mit euerm Herzen: wofern euch hier
Nichts Liebes fesselt, wolltet ihr mir
Auf meiner Reise zum Schirmer dienen?
Kein andrer Ritter in diesem Revier
Hat des Vertrauens mir werth geschienen."

Mit diesem Wort erhebt sie sich,
Und steht auf einmahl so königlich
Und groſs und hehr vor Gandalinen
Wie eine Göttin. Der edle Knecht
Gleich nieder auf beide Knie, wie recht,
Und schwört ihr, bey allem was ihr Schleier
Anbetenswürdiges deckt, ihm sey
Sein liebes Leben nicht halb so theuer,
Als solches Dienstes in aller Treu'

Bey ihr zu pflegen. Doch unverhohlen
Müſs' er ihr lassen, ihm sey befohlen
Unfehlbar an einen gewissen Ort
In sechzig Tagen zurückzukehren;
Ihm binde dazu sein Ehrenwort.
Doch sollte nichts in der Welt ihm wehren
Sie zu begleiten, so lang' und weit
Als ihm die vorgeschriebne Zeit
Erlaube. Auch schwor er beym heiligen Grabe,
Sie nicht zu verlassen, bis und dann
Er einen biedern Rittersmann
Statt seiner für sie gefunden habe.

Die Dame willigt sonder Zwang
In sein Beding. Und nun begannen
Die Lerchen ihren Frühgesang,
Und sangen den guten Ritter von dannen.
Sie reicht mit hoher Majestät
Die Hand ihm dar, indem er geht.
Er nahm sie, küſste sie ehrfurchtsvoll;
Ein süſser Schauer fuhr ihm über
Den Rücken dabey, sein Busen schwoll,
Und seufzend verlieſs er Je länger je lieber.

VIERTES BUCH.

V. 1—18.

Es war just um die Dämmerungszeit,
Kurz eh' den Weg der Sonnenpferde
Der junge Morgen mit Rosen bestreut,
Als unser Ritter, allein und still,
Wie einer der nicht bemerkt seyn will,
Durch Seitenwege nach Hause kehrte.
Der Fluſs, das Thal um ihn herum,
Die Hügel, alles um und um
Lag noch in ungewissem Schatten;
Verworren Erdreich, Wasser und Luft,
Und tausend Formen auf Angern und Matten
Schwimmend, die sich im grauen Duft
In wunderbare Gestalten gatten.
Der Ritter hatte deſs wenig Acht,
So gut es zu seinem Zustand paſste.
Das Abenteuer dieser Nacht
(Wovon er immer je minder faſste
Je mehr er sann) stand wie ein Gesicht

Vor seiner Stirn und blieb da stehen;
Er mochte sich wie er wollte drehen,
Die Augen schlieſsen oder nicht,
Er muſst' es immer vor sich sehen.

Allein als itzt das siegende Licht,
Aus Osten herab ein Meer von Klarheit
Schüttend, auf einmahl die ganze Natur
Entzauberte, wieder das Reich der Wahrheit
Herstellt', und Hügeln, Thal und Flur,
Flüssen und angestrahlten Hainen
In ihrer wahren Gestalt zu erscheinen
Gebot: da wurde dem Ritter, als ob
Ein Traum vor seinen Augen platzte.
„War's nur ein Nachtgeist, der ihn fatzte,
Aus Mohnduft alle die Täuschungen wob
Und ihm für Wahrheit unterschob?
Was soll er glauben? — So unwahrscheinlich
So traumhaft alles von Anbeginn!
Und gleichwohl seinem eignen Sinn
Nicht trauen dürfen, ist gar zu peinlich!“

Drum fängt er wieder von vornen an,
Mahlt alles vom ersten Augenblicke
Sich wieder vor, von Stück zu Stücke:
Die Jungfrau, die ihn seiner Bahn
Entführte, das Gothenschloſs, die enge
Wendeltreppe, die langen Gänge,

V. 45—71.

Das Zimmer das sich ihm aufgethan
Und wieder sich hinter ihm zugeschlossen,
Die Decke von der sich Blumen ergossen
Aus goldnen Körben, die keusche Susann'
Mit ihrem Busen, das Ruhebette,
Von zweyer Kerzen Silberschein
Beleuchtet, — kurz, nichts war so klein,
Worauf er sich nicht besonnen hätte;
Auch wie, so bald er ins Zimmer hinein
Getreten, beym Anblick der Unsichtbaren
Ein Schauer ihm übern Rücken gefahren,
Als trät' er in einen Keller ein,
Und wie bey ihren erſten Worten
Ihm's wieder auf einmahl so heimlich und warm
Und lieblich bang ums Herz geworden,
Und alles das — (den schönen Arm
Nicht zu vergessen, an dessen Ründung
Und Lilienglanz sich ohn' Entzündung
Nicht denken lieſs) kurz, was er sah
Und nicht sah, was er gehört und gesprochen,
Stand alles vor seiner Stirne da,
So rein als wie in Kupfer gestochen.
Das träumt sich nicht, so viel ist klar!
Allein, ob's sonst so richtig war?
Er hatte doch, seines Wissens, an Feen
Sich nie vergangen? — „Wir werden sehen,
Denkt er; doch immer ist's wunderbar!“

V. 72—97.

Er war nun mittler Weile wieder
Nach Hause gekommen, und hatte kaum,
Um etwas Ruhe zu pflegen, sich nieder-
gelegt, als Sonnemon im Traum
Ihm dar sich stellt, mit strafenden Blicken
Ihm seine Untreu' vorzurücken.
Sie ist's in ihrer Schöne! so ganz
Wie Sie nur ist, in allem Glanz
Der reinsten Jugend, in aller Fülle
Von Lieblichkeit! — Und über ihr
Der blaueste Himmel, und unter ihr
Das frischeste Grün; und alles so stille,
Wie in Entzückung, um sie her,
Als ob's in sie verschlungen wär'!

Der Traumgott, um ihn baſs zu quälen,
Zeigte sie ihm im Morgenkleid,
Dem tausend Kleinigkeiten fehlen,
Die, nach der strengern Sittsamkeit,
Gerade das Reitzendste verhehlen.
In freyen Locken spielt ihr Haar
Um einen schwanenweiſsen Nacken;
Die Brust beschattet ein Zwillingspaar
Vollblühender Rosen, von ihren Backen
An Röthe beschämt. So nymfenhaft
Schwebt sie in ihrem Röckchen von Taft
Im Grase daher, als schwämme sie oben,

Oder würde vom sanften Hauch
Der Amoretten empor gehoben.

O Reim! den werd' ich nimmer loben
Der dich erfand! Zum Henker auch!
Da muſs nun hinter einem Strauch,
Bloſs dir zu Gefallen, mein Träumer stehen,
Um seine Prinzessin kommen zu sehen!
Und stand er (wie's doch möglich war)
Auch wirklich hinter einer Laube,
Wie kann ich hoffen daſs man's glaube?
„Der Reim, spricht jeder, hat offenbar
Die Laube gepflanzt; und wenn es Ranken
Von Reben oder Geiſsblatt sind,
So haben wir's wieder dem Reim zu danken.“
Sey's! wollen uns nicht darüber zanken!
Genug, wie oft der Zufall, so blind
Er seyn soll, die beste Auster findt,
So hat auch dieſsmahl, wider Hoffen,
Der Reim sich mit der Wahrheit getroffen.
Herr Gandalin, in seinem Traum,
Stand wirklich hinter wilden Ranken,
Als über den ebnen grünen Raum
In stillen jungfräulichen Gedanken
Sein holdes Mädchen vorüber ging.
Schier wär' er vor Freuden eingesunken,
Wie er sie sah; stand wonnetrunken
Im Boden eingewurzelt, hing

V. 125—150.

Ganz Aug' an jedem ihrer Reitze,
Und schlürfte sie ein mit lüsternem Geitze.
Je näher (in ihrer einsamen Ruh
Ihn nicht gewahrend) sie kam, je enger
Ward ihm sein Busen, bis er nicht länger
Sich halten kann, und auf sie zu
Mit offnen Armen stürzt. Das Rauschen
Der Blätter weckt sie, sie zittert auf,
Wie Rehe mitten im sorglosen Lauf
Auf einmahl stutzen und witternd lauschen,
Und als sie Gandalinen erblickt,
Wird einer von den schrecklichsten Blitzen,
Die Amor jemahls abgedrückt,
Aus ihren Augen auf ihn gezückt.
Er fühlt ihn bis in den Fingerspitzen;
Will vieles sagen, doch jeder Ton
Bleibt stecken im Halse; sie will entfliehen,
Er hält sie bittend bey den Knieen,
Und — weg ist Traum und Sonnemon!

Träume (das Sprichwort sagt's) sind
Schäume.
Freydenkerey! — Von Alters her
Dachte man anders. Im Vater Homer
Und weiter hinauf sind immer Träume
Der Götter Werk, nicht Gaukelspiel
Der Fantasie. So war's am Nil
So war's am Ganges; ist so gewesen

Bey allen, die nie im Hume gelesen:
Mit Einem Wort, es ist Menschengefühl!
Kein Wunder also, daſs unserm Ritter,
Der noch den Kopf voll Urgroſsmütter
Hatte, die Deutung des Traumgesichts
Zu schaffen machte. „Er hatte doch nichts
Sich vorzuwerfen! Zärtlicher, treuer,
Gewissenhafter (dieſs Zeugniſs giebt
Sein Herz ihm) hatte noch keiner geliebt.
Anlangend die Dame im Doppelschleier,
Die hatt' er gesehn als säh' er sie nicht;
Ihr eine Gabe zu versagen,
Verbot bekanntlich die Ritterpflicht:
Und wenn er nun in sechzig Tagen
Vor Sonnemon sich wieder stellt,
Und bringt von seiner Reis' um die Welt
Sein Herz ihr unversehrt zurücke;
Verdient er mit diesem zürnenden Blicke
Empfangen zu werden? — Doch wie? wenn mich
Mein Schutzgeist warnte? (fuhr er mit sich
Zu reden fort) In sechzig Tagen
Kann viel begegnen; und offenbar
Vermehrt der Schleier nur die Gefahr,
Wenn eine ist. Im letzten Jahr,
Noch in den letzten sechzig Tagen,
Am Rande des Ziels, noch alles zu wagen?
Verlör' ich? — Aber dieſs denken nur

Ist Frevel! Was hat der Mann zu wagen,
Der Sonnemon davon zu tragen
Gewiſs ist? — Und bindt mich nicht mein Schwur,
Und was noch heiligers, Lieb' und Ehre,
Keiner Gefahr, so groſs sie wäre,
Nicht auszuweichen? — O Sonnemon,
Ich sollt' auf deinen Lippen den Lohn
Der Treu', als Sieger, mich erkühnen
Zu nehmen, und ihn nicht verdienen?
Würde dein erster Liebesblick
Sich nicht in tödtenden Blitz verkehren?
Mich nicht in deinen Armen verzehren?
Nein! nimmer siehst du mich wiederkehren,
Als deiner würdig! — Doch, zurück
Mit solchen Gedanken! Wer wird sich über
Gefahren ängsten, wo keine sind?
Wir reisen ohnehin geschwind,
Und sieben Wochen sind bald vorüber."

Indem er bey sich selbst dieſs spricht,
Erscheint mit fröhlichem Angesicht
Die Iris der Dame Je länger je lieber,
Zu fragen wie er geruht, und ihn
Auf diesen Abend zu ihrer Frauen
Zu bitten. „Sie wissen, Herr Gandalin,
Den Weg nun selbst; und, im Vertrauen,
Die Reise wird sich wohl verziehn.

V. 204 — 226.

Dem Fräulein bekam das *Tête à Tête*
Nicht gar zu wohl. Auch, nehmen Sie mir
Nicht übel, bis zur Morgenröthe,
Das geht ein wenig über Gebühr!"

Wie? sollte sie sich nicht wohl befinden?
Fragt Gandalin. — „Ein wenig blaſs,
Und Kopfweh — was bedeutet das?
Es wird bis Abend schon verschwinden!"

Nun, weil wir hier allein sind, (spricht
Der Ritter) sage mir — unterm Siegel
Der Freundschaft — ist denn ihr Gesicht
So gar gefährlich, wie man spricht?
Ich zweifle an ihrer Schönheit nicht;
Doch, unter uns, es giebt so Spiegel,
Die manchmahl — Du verstehst mich schon!

„Wie? (ruft das Mädchen) nach einer so langen
Beichte, noch fragen aus diesem Ton?
Die Zweifel wären Ihnen vergangen,
Dacht' ich?" — Wie so? (spricht Gandalin)
Du kannst mir sicher glauben, ich bin
Nach allem, was ich von ihr gesehen,
Um nichts gelehrter als vorhin.
Ich habe Schleier und Röcke gesehen,

Sonst nichts — (hier ward er feuerroth,
So zärtlich war er von Gewissen!)

„Um so viel besser! Danken Sie Gott!
Mehr hätten Sie theuer bezahlen müssen;
Sie können mir's glauben, ungestraft
Hat noch kein Mann sie angegafft;
Schwör' Ihnen bey meiner Jungferschaft,
Es ist noch keinem wohl bekommen,
Der sie in Augenschein genommen!"

Wenn's so ist, sollte mich's fast gereun
Zum Schirmer mich erboten zu haben,
Versetzt mein Held. Stets um sie zu seyn,
Und eine Dame von solchen Gaben
Nie anders als in Decken begraben
Zu sehen, wird zuletzt zur Pein.
Die Augen wollen doch auch was haben!

„In ihrem Anschaun glücklich zu seyn,
Ist einem Einzigen aufgehaben,
Herr Ritter. Das Vorrecht ist nicht klein!
Es lohnt sich der Mühe, der Eine zu seyn!
Wer weiſs — vielleicht — die Zeit wird's lehren!
(Hier macht die Iris einen Knicks)
Doch, ich verspäte mich — Viel Glücks!
Bin Ihre Dienerin in Ehren!"

V. 251—278.

Der übrige Theil des Tages verstrich
Sich auf den Abend anzuschicken;
Und mit den letzten Sonnenblicken
Trabt euch mein Ritter, endelich,
Wohin ihn Pflicht und — Neugier führten.
Denn diese, so sehr er seiner Begierden
Sonst Herr war, plagt' ihn doch fürbaſs.
Zwar, daſs die Dame so sehr ein Drache
Von Schönheit wäre, schien ihm Spaſs:
Doch, etwas war doch an der Sache;
Und just genau zu wissen was,
Das war's! Auch warf ihm Satanas
Ganz leise den Einfall in die Quere,
Es diene schlechterdings zur Ehre
Der unvergleichlichen Sonnemon,
Gewiſs zu seyn, (zwar war er's schon)
Welche von beiden die Schönste wäre.
Wenn's gleich bey ihm entschieden war,
Die Welt ist launisch! Immer besser
Wenn solche Punkte ganz und gar
Im Klaren sind! — Ein wenig gröſser
Als Sonnemon mochte die Fremde seyn,
Das gab unläugbar der Augenschein;
Es mochte drey Finger breit betragen;
Und für das, was man Majestät,
Dianenschaft, Junonität
Benahmset, hat das was zu sagen.
Doch bleibt der andern, wär' auch dieſs,

V. 279 – 293.

Der Preis der Grazie gewiſs!
Und alle die tausend Charitinnen,
Die einem so unvermerkt das Herz
Wie im Vorbeygehn abgewinnen,
Der schimmernde Witz, der kitzelnde Scherz,
Die Laune, womit sie an Einem Tage
In tausend Gestalten dar sich stellt,
Stets überrascht und immer gefällt,
Stets Liebe giebt in jeder Lage,
In jedem Licht — in allem dem,
Da ist doch keine Frage, wem
Der Preis gebühre? — „Ich bin der Junonen
Gehorsamer Knecht! Respekt so viel
Sie wollen; ich find' es nie zu viel:
Allein — es leben die Sonnemonen!“

FÜNFTES BUCH.

V. 1—17.

In solchen Gedanken erreichte mein Held
Das Schloſsthor, ohn' es zu gewahren.
Das haben Verliebte von zwanzig Jahren
Voraus! Sie könnten die weite Welt
Umgehn, umtrotten und umfahren:
An guter Gesellschaft leiden sie
(Zumahl in Wüsten) niemahls Mangel;
Sie kämen, mit ihrer Fantasie
Allein, von Goa nach Archangel
Und Lissabon, und wüſsten nicht wie.

Die Iris that hier wieder das beste.
Das Thor ging auf. Mein Paladin,
Geputzt als wie zu einem Feste,
Geht ein, durchwandert wie letzthin
Viel Gäng' und Sähle, und findet — (ich wette,
Ohne den Reim da hättet ihr's nie
Errathen) das Fräulein — schon im Bette.

Im Bette! — Daſs heiſst die Galanterie,
Denkt ihr, ein wenig weit getrieben!
Dem Ritter selbst, beym ersten Blick,
Wollte der Umstand nicht belieben.
Er stolpert' einen Schritt zurück,
Wiewohl der Vorhang auf allen Seiten
Gezogen war. — „Wie soll er's deuten?
Was kann sie meinen?“ — Kurz, ihm war
Nicht heimlich dabey. — Doch hätt' er den Staar
An beiden Augen haben mögen,
Er hätte nicht mehr als itzt gesehn,
So richtig schloſs der Vorhang, so schön
War alles in Ordnung. — Ungesehn
Und ohne sich (wie es schien) zu regen,
Entschuldigte sich die Dame wegen
Dem ungewöhnlichen Empfang
Mit einer Migräne vom ersten Rang,
Bat ihn, am Bette ungescheut
In eine Bergere sich zu pflanzen,
Und lieſs trotz ihrer Unpäſslichkeit
Gar weidlich ihre Zunge tanzen;
Erzählt mit Laune, satirisiert,
Mahlt Porträts, wie Marivaux nicht feiner
Sie mahlt', und macht (wie sich's gebührt,
Damit die Erzählung interessiert)
Das Kleine gröſser, das Groſse kleiner.
Das ging wie ein Wetter! Blitz auf Blitz,

Einfall auf Einfall! Empfindung und Witz,
In ewigem Wechsel! Und solch ein Leben
In ihrem Ausdruck! die Farben so warm!
Die Schatten so sanft, man sah sie schweben!
Alles so leicht, so ohne Bestreben
Zu schimmern, und doch so fein gegeben!
Und selbst ihr Spott so ohne Harm!

Herr Gandalin, mit verschränktem Arm,
Und Augen, die seinen Ohren hören
Helfen möchten, (auch wär' es Kunst
Was andres hier zu thun als hören)
Sitzt da, als wie in Nektardunst
Ein Gott beym Lustgesang der Sfären,
Und wünscht, es möchte so ewig währen.
Und gleichwohl, Freunde, wollt' ich schwören,
In minder als einer Stunde lang
War ihm — vor lauter Wohlseyn bang.

Wie sollt's auch anders? Natur bleibt immer
Natur! — Ein junges Frauenzimmer
Im Bette — Da denkt sich die Fantasey
Gleich allerley Nebendinge dabey;
Und Er, so nah in seiner Bergere,
Dem Zug der magischen Atmosfäre
So ausgesetzt! — Wir wissen zwar
Wie gut der Vorhang gezogen war:

V. 70—96.

Doch, wär' er auch mit Nadeln verriegelt,
Mit Distelköpfen garniert, ja gar
Mit Salomons groſsem Ringe versiegelt;
Das bessert die Sache nicht um ein Haar.
In solcher Verfassung ist eine Schöne,
Und wäre sie bis an die Zähne
Wie eine Mumie einballiert,
Dem innern Auge nicht mehr drappiert
Als Venus Anadyomene;
Das heiſst — nicht allzu gut verwahrt!

Wenn dann noch, wie bey Gandalinen,
Die Neugier mit dem Instinkt sich paart;
Die Dame hinter den Gardinen
Ein Wesen gar von höherer Art,
Ein Wunder der Welt, die zehnte Muse,
Die vierte Charis, die zweyte Meduse,
Kurz, etwas ist, woran die Natur
Sich ungewöhnliche Mühe gegeben,
Und ihren Schleier aufzuheben
Von allen Sterblichen Einem nur
Vergönnt ist; und dem Manne neben
Dem Bette flüstert Satan ein:
„Er könnte vielleicht der Einzige seyn“ —
Gesteht, bey so bewandten Sachen
Hätt' es euch selbst, so klug ihr seyd,
Begegnen können, aus Menschlichkeit
Wohl einen dummen Streich zu machen!

V. 97–124.

Dem Ritter wurde zum Schwitzen warm;
Er streckt bald dieses Bein, bald jenes,
Stemmt sich auf diesen und jenen Arm,
Und hört von allem was sie ihm Schönes
Und Witziges sagt, wie zwischen Traum
Und Wachen, wohl die Hälfte kaum;
Hat immer auf Einfäll' oder Fragen
Nichts — oder was ungeschicktes zu sagen;
Scheint viel zu denken, an seinem Daum
Nagend, und immer sich selbst zu fragen:
Was dacht' ich da? — Man will gar sagen,
Er hätte des Vorhangs äuſsersten Saum,
Zun Häupten, mit Zeigefinger und Daum
Ganz sacht ein wenig weggeschoben:
Allein zu einer Beschuldigung
Von solcher Schwere gehören Proben!
Herr Gandalin war freylich jung;
Und, alles erwogen was wir oben
In Rechnung gebracht — genug, zum Glück
Erzählte im nehmlichen Augenblick,
Da die Gefahr sich zu vergessen
Aufs höchste stieg, die Dame just:
„Wie ein Französchen sich einst vermessen
Wollen, und wie sie ihm die Lust
Dazu vertrieben.“ — Nicht anders als zücke
Ein Blitz gerad an ihm vorbey,
Schnappten beym ersten Worte die drey
Schon ausgestreckten Finger zurücke:

Und so ersparte ihm dieses Mahl
Der gütige Zufall eine Qual —
Wovon die mächtig groſse Zahl
Der Leutchen, die sich nichts übel nehmen,
Nie was begreifen konnten — die Qual
Sich seiner vor sich selbst zu schämen.

Was konnte der gute Ritter nun
Für seine Sicherheit klügers thun,
Als stracks, wie Fräulein im Erzählen
Pausierte, nach der Uhr zu sehn,
Sich ihr zu Gnaden zu empfehlen,
Und sachte seiner Wege zu gehn?
Nun lieſs er's zwar daran nicht fehlen;
Er ging. Allein ich weiſs nicht was
Ging mit, so bald er den Rücken wandte,
Das ihn wie Feuer im Busen brannte.
Es war nicht Liebe — es war nicht Haſs —
Denn, wenn er sie liebte: warum denn nannte
Er ihren Nahmen sich selber nie?
Die Unsichtbare, die Unbekannte,
Das Fräulein wie heiſst sie schon? — und nie
Je länger je lieber! — Haſst' er sie:
Woher die tödtliche Langeweile
Wo Sie nicht war? — und ewig: „Was mag

Die Glocke seyn?“ den ganzen Tag,
Und immer geklagt, die Sonne theile
So ungleich mit der Nacht! — und dann,
So bald sie untergeht, die Eile,
Die Ungeduld! — und die Laune, wann
Der König ihn ungefähr bey Hofe
Zurück hält, oder die Kammerzofe
Des Fräuleins (wie sich's dann und wann
Begab) die leidige Nachricht brachte,
Sie sey aufs Land, sie übernachte
Bey einer Freundin, oder so was,
Das seine Hoffnung zu Wasser machte!

Ich weiſs nicht — aber alles das
Macht seinen Zustand schier verdächtig.
Doch muſs man sagen, (so wenig der Schein
Ihm schmeichelt) er blieb doch seiner mächtig;
Blieb immer standhaft bey seinem Nein,
Wenn Fragen an sein Gewissen pochten
Die ihm verfänglich scheinen mochten.
Die Schwüre, die er von Zeit zu Zeit
In dieser versuchungsvollen Lage
Der holden Sonnemon erneut,
Gewannen nun mit jedem Tage
Um so viel mehr Verdienstlichkeit,
Weil eine kleine Begebenheit
Die vorbesagte Lage ziemlich
Verschlimmert hatte. Die Sache ist zwar

Des Ritters Klugheit nicht sehr rühmlich;
Allein, was thut das? Wahr ist wahr!

Gewohnheit, Vorsatz, oder beide
Hatten die oberwähnte Begier
Nach unerlaubter Augenweide
(Wovon er mehr als Einmahl schier
Das Opfer geworden) unmerklicher Weise
Eingeschläfert; doch freylich so leise,
Daſs auch der leiseste Mückenstich
Sie weckte. Nun hatte des Fräuleins Zofe
Die Art von vielen Mädchen bey Hofe,
Die gern in alles, sonderlich
In Herzenssachen, ihr Schnäutzchen stecken,
Und, wär's auch nur für andre, sich
Mit Amorn gar zu gerne necken.
Besonders nahm sie die schönen Knaben
Gelegenheitlich in ihren Schutz,
Die über Kaltsinn oder Trutz
Von ihrer Göttin zu klagen haben.
Sie hörte sie voller Mitleid an,
That was sie konnte, den armen Sündern
Die Schmerzen mit ihrem Troste zu lindern,
Und hätt' oft gerne noch mehr gethan.

Mit solcher Neigung zu Liebeswerken
Fiel's ihr nicht eben schwer, zu merken
Daſs unsern Ritter der ewige Zwang,

Das Fräulein nur hinter Wolken zu sehen,
Zu manchem stillen Seufzer drang.
Das lieſs sie sich so zu Herzen gehen,
Daſs sie zu etwas sich entschloſs,
Das unter allen Zofen auf Erden
Nicht zwey — der dritten verzeihen werden.

Urtheilet selbst! — Des Fräuleins Schloſs
Stieſs hinten an einen groſsen Garten,
Und schlängelnd durch den Garten floſs
Ein Bach, mit Büschen aller Arten
Umgeben, Hohlunder und Schasmin,
Rosen, Akacia, und so weiter —
Auf glatten Kieseln, still und heiter
Rieselt' er zwischen den Büschen hin
Sich windend, blinkte wie ein Spiegel
Bald da bald dort durch wankendes Rohr
Und dünn gewebte Zweige, verlor
Allmählich sich hinter einem Hügel
Voll Bäume, kam anderswo hervor,
Machte bald kleine Wasserfälle,
Bald unter Felsen und wildem Gesträuch
Zum Baden eine sichre Stelle,
So heimlich, still und dunkel, daſs euch,
So wie ihr den Ort betratet, gleich
Die Lust zu baden ergriff. —

— „Herr Ritter,
(Sagte die Zofe) Sie dauern mich!
Mein Fräulein macht Ihnen das Leben bitter.
Sie ist auch gar zu wunderlich! —
Auf ihre Gefahr! — Zum wenigsten, ich,
Ich habe kein Herz den armen Nächsten
So leiden zu sehn! gestehe gern,
Ich bin auf diesem Fleck am schwächsten,
Und denke, schöne junge Herr'n
Sind drum nicht weniger unsre Nächsten
Als andre Leute — kurz und gut,
Sie sind doch unser Fleisch und Blut!
Und, Gott verzeih' mir's! die armen Seelen
So heidnisch zu plagen und zu quälen,
Ist wahrlich Sünde; ich legte dafür
Die Hand ins Feuer! — Wohlan, Herr Ritter,
Ich schaffe Rath. Was geben Sie mir,
Wofern ich Ihre Neubegier —
So viel als hinter einem Gitter
Von Laub und Buschwerk möglich ist —
Noch diesen nehmlichen Abend stille?“

Der gute Ritter, in der Fülle
Der trunknen Freude, herzt und küſst
Das Mädchen, und leeret seine Säcke
In ihre Schürze! — Kurz, noch heut
Verspricht die Zofe ihm ohne Decke
Ihr Fräulein zu zeigen. Ort und Zeit,

Mittel und Weg, Gelegenheit
Des Bades, und alles lang und breit
Wird ihm aufs klärste vorgespiegelt;
Anbey, zu mehrerer Zierlichkeit,
Der Handel mit einem Kuſs versiegelt.

„O Ritter, Ritter Gandalin!
Wo kommt's mit eurer Treu' noch hin?
Wer hätte sich deſs zu euch versehen?“ —
Es ist, ich muſs es selbst gestehen,
Abscheulich! — „So geht's! — wie oft ist's euch
Seit Adam und Eve bewiesen worden! —
So geht's, wenn Menschen — die doch zum Orden
Vernünftiger Wesen gehören — sich gleich
Bey jeder Versuchung von ihren Begierden
Hinreiſsen lassen! Moralisierten
Die Leute nur sieben Minuten lang
Mit kaltem Blut erst über die Sachen,
Sie würden solche Streiche nicht machen!
Allein da läſst man sich vom Hang
Der sinnlichen Lüste“ — Herr Sittenlehrer,
So dankt dem Himmel doch dafür
Daſs es so ist! Was wolltet denn Ihr
Beginnen, ihr andern Weltbekehrer,
Wenn's anders würde? — Ich wette, dann

Wär's wieder nicht recht! An aber und wann
Wird's euers gleichen nimmer fehlen.
Itzt, da wir nicht klüger sind — als ihr,
Ist ewiger Hader: würden wir
Weiser, (wiewohl die Natur dafür
Gesorgt hat!) so ging' es an ein Schmählen
Auf unsre Weisheit. — Ich sag' es auch,
Es ist ein gar garstiger böser Brauch
Daſs sich die Leute so gern vergaffen,
So sorglos in jede Grube hinein
Stolpern, und immer, wie wahre Laffen,
Erst räsonieren hinter drein!
Die ersten Menschen, die wir erschaffen,
Die sollen ganz andre Leute seyn!
Inzwischen sparen wir unsre Lunge!
Was hilft das ewige Hadern und Schrey'n?
Wir schrey'n am Ende doch nichts hinein
Und nichts heraus!

Der gute Junge
(Um wieder nach diesem Seitensprunge
Auf ihn zu kommen) hatte kaum
Nach Zöfchens Abschied ein wenig Raum
Sich zu besinnen, flugs erwachte
Die bessere Seele aus ihrem Schlaf,
Und sah was ihre Rivalin machte.
Anfangs guckte sie wie ein Schaf,
Bestürzt und mächtiglich verlegen.

V. 303—316.

Der Streich war gleichwohl zu verwegen!
Doch stritt sie, nach ihrer guten Art,
Zuerst gelassen mit Gründen dagegen.
Allein da jene, nach ihrer Art,
Statt Gründe bey Gränen abzuwägen,
Nur platt auf ihrem Sinn beharrt,
So kam's von Worten zuletzt zu Schlägen.
Die Heldin kämpfte ritterlich
Auf Leben und Tod, auf Hieb und Stich;
Nur für den Erfolg kann niemand stehen,
Zumahl in diesem Seelenkrieg!
Die blonde Seele verdiente Trofeen:
Allein — was ihr vorher gesehen
Geschah — die braune behielt den Sieg.

SECHSTES BUCH.

V. 1—17.

Sie nahte nun, die furchtbare Stunde,
Da Gandalin weit gröſsere Fahr,
Als alle Ritter der Tafelrunde
Je untergangen, bestehen war.

Ein säuselnd Abendlüftchen kühlte
Die lechzende Au', und durchs Gebüsch
Und um die schlanken Pappeln spielte
Die sinkende Sonne zauberisch.
Die Schatten wuchsen, wurden immer
Nächtlicher um das stille Bad;
Nur einzeln funkeln am Gestad
Vergüldete Rosen im warmen Schimmer
Des Abendstrahls. — In sich hinein
Geschmiegt, umlauschend, und über und über
Jungfräulich erröthend, wiewohl allein,
Sitzt schon auf weich bemoostem Stein
Die neue Diana Je länger je lieber,

Die Füſse weiſser als Elfenbein,
Im Wasser. Und nun — O flieh, wenn Fliehen
Noch möglich ist! Wo schaust du hin,
Verirrter, armer Gandalin?
Zu spät! — Da blinzt er, auf den Knien,
In Rosen, wo sie am dicksten blühen,
Versteckt, so unbeweglich hin,
Als hätt' er Medusens Haupt gesehen,
Und müſste nun zum Denkmahl stehen.

Das Schauspiel freylich war so schön!
So schön, daſs von benachbarten Zweigen
Mitten in ihrem Lustgetön
Die kleinen Vögelein plötzlich schweigen,
Bis auf die dünnsten Äste steigen,
Und mit gestrecktem Hälschen sich
Es anzuschauen herunter beugen.
Die grüne Nacht, so schauerlich,
Die Luft, wie Athem der Liebe, die Sonne
In Gold zerflieſsend, — alles mehrt,
Erhebt, vollendet des Anblicks Wonne,
Und macht ihn eines Gottes werth.

Dergleichen Scenen auszuhalten
Ist einem jeden nicht beschert.
Ich laſs' es gelten von alten, kalten
Heil'gen Roberten von Arbrissel!
Die durften, den Satan baſs zu plagen,

Sich wohl in gröſsre Gefahren wagen.
Allein ein armer Junggesell,
Wie unser Ritter, ist zu beklagen,
Der, durch sein eigen Fleisch und Blut
Und einer Zofe Schlangenzunge
Verführt, in unbesonnenem Muth
Mitten in eine solche Gluth
Gefallen ist. Der arme Junge!
Nun, da er nicht mehr fliehen kann,
Nun werden die Augen ihm aufgethan!

„Und konnt' er (denkt ihr) gegenüber
So einem Schauspiel noch an Fliehn
Gedenken? — Er ist nun einmahl über
Den Rubikon! Die That war kühn!
Allein, jetzt ist Je länger je lieber
Das Wort!" — So denk' ich selbst — gewiſs
Fühlt's auch der Ritter; und eben dieſs
Drang ihn zur Flucht. — Er war verloren,
Hätt' ihn nicht Sonnemon noch beym Ohren-
Läppchen gezupft. „Flieh, Gandalin!"
Hört' er sie flüstern — und eilig fliehn
Wollt' er. Allein wie kann er weichen?
Das kleinste Rauschen in den Sträuchen
Entdeckt ihn. — Gott! Eh' stürze ihn
Ein Donnerkeil zu ihren Füſsen!
Eh' hätt' er mit eigner wüthender Hand
Sich beide Augen ausgerissen!

V. 71—94

Gut, daſs sich noch ein Mittel fand,
Das, wenigstens ohne Blutvergieſsen,
Ihn noch im Sinken oben hält.
„Das war?" — Das simpelste von der Welt;
Nichts als die Augen zuzuſchlieſsen.

„Das konnt' er thun?" — Er that's. —
„Dieſs kann
Nicht möglich seyn! Wer soll das glauben?"
Genug, er that's. Und welcher Mann
In seiner Lage das nicht kann,
Ist allenfalls ein Biedermann,
(Ich will ihm seinen Ruhm nicht rauben)
Ein frommer, orthodoxer Mann,
Ein guter, unbescholtner Filister,
Und alles was ihr wollt, — nur ist er
Kein Held. Und freylich ein Held zu seyn
Ist keine Sache zum Erzwingen;
Es würde manchem nicht gelingen,
Der es versuchen wollte. Allein
Ein Held bleibt Mensch — (von Wundergaben
Ist nicht die Rede) Der unsre hier
Mochte wohl einmahl oder zwier
(Nur durch den Daumen) geblinzelt haben;
Doch drückt' er die Augen im nehmlichen Nu
Nach jedem Mahle fester zu.

Die Dame hatte nun ausgebadet,
Und, ihrer Würde unbeschadet,
Dem armen Lauscher viel Augenlust
Um einen theuern Preis gewähret.
Denn ach! der Unglücksel'ge kehret
Mit einem brennenden Pfeil in der Brust
Zurück nach Hause. Immer und immer
Steht sie, im goldnen Abendschimmer,
So lieblich erröthend, vor seinem Gesicht!
Immer in diesem magischen Licht,
Das zwischen Rosen und grünen Büschen
Sich in die zärtlichsten Farben bricht.
Vergebens strebt er's auszuwischen,
Das unauslöschliche Zauberbild!
Vergebens in seiner Seele das Bild
Der schönen Sonnemon aufzufrischen!
Dieſs sieht er schwinden mit jedem Tag,
Und seufzt, und ängstigt sich, und mag
Nicht helfen! kann weder sich selbst belügen,
Noch über Je länger je lieber siegen.
Sie meiden darf er nicht; ihm fehlt
Ein Vorwand, den er ihr gestehen
Könnte; und täglich sie zu sehen,
Und zu verbergen was ihn quält,
Mit keinem Wörtchen sich zu vergehen,
Verhehlen des Feuers Ungestüm
Das ihn verzehrt, indem vor ihm
Sich täglich das Badgesicht erneuert —

V. 123—148.

Das ist zu viel! — Denn, Drapperie
Und Mäntel und Schleier, was können die
Nun helfen? Ein Augenblick hat Sie
Auf ewig und immer für ihn entschleiert.
Die Damen in der Tapisserie
Stehn barer nicht vor ihm als Sie.

Und sollt' ich erst die Qualen beschreiben,
Die, wie die Furien den Orest,
Mit Schlangenpeitschen herum ihn treiben,
Wenn ihn das Liebesgötternest
In seinem Busen, auf nächtlichem Lager,
Nicht eine Minute ruhen läſst;
Und wie gesunken, wie blaſs und hager
Er aussieht, wie ewige Reu' ihn zwickt,
Und Gram, der, auf den Lippen erstickt,
Aus hohlen Augen verräth'risch blickt:
Gewiſs, ihr könntet euch kaum erwehren,
Sein Leiden — wiewohl die bittre Frucht
Der Sünde — mit einem Thränchen zu ehren;
Denn, ach! wer wurde nie versucht?

Oft wenn das brennende Gewissen,
Die Qual sich selbst verachten zu müssen,
Er länger nicht ertragen kann,
Fällt wüthend der Gedank' ihn an,
Sein treulos Herz sich aus dem Leibe
Zu reiſsen, und dem geliebten Weibe,

V. 149—175.

Dem's angehört, an seiner Statt
Es zuzuschicken — um ihr zu zeigen
Wie sie die Liebe gerochen hat.
„O Sonnemon, dir nichts zu schweigen
Gelobt' ich — Sieh, dieſs Herz, das Dich
Nur lieben sollte! — In wenig Wochen
Warst du gewonnen — O Götter! und ich,
Ich Schwacher — hatte zu viel gesprochen!
Dieſs Herz verrieth, verführte mich;
Allein, so hab' ich dich gerochen!“

Sein weiſser Dämon, zu gutem Glück
Wachsam, hielt ihm die Hand zurück.
„Wozu dich selbst so quälen? flüstert
Der Engel ihm zu: du bist aus Thon
Gebildet wie jeder Erdensohn,
Bist mit den Thieren des Felds verschwistert,
Und unterworfen dem Geräusch
Der Leidenschaften, wie alles Fleisch.
Nur laſs den Kampf dich nicht ermüden!
Der Sieg ist zwar noch unentschieden;
Doch, wolle nur, so ist er dein!“
Kurz, (denn euch kann nichts fremdes seyn
Wie Engel in solchen Fällen sprechen)
So wie der Ritter sein Verbrechen
In einem mildern Lichte sieht,
Legt sich der Sturm in seinem Geblüt.
Er fühlt sich noch nicht ganz verlassen,

Beginnet wieder Muth zu fassen;
Dem Muthe folgt Entschlossenheit,
Und nun wird's auch im Vorhaupt heller.
Was ist zu thun? Die furchtbare Zeit
Der Wiederkehr rückt täglich schneller
Ihm auf den Leib: er muſs noch heut
Das Fräulein nöthen Paris zu verlassen,
Und dann den ersten Rittersmann
Zwingen, den er bezwingen kann,
Statt seiner mit ihr sich zu befassen.

Unstreitig war kein andrer Rath;
Zumahl bey Hof und in der Stadt,
Und, wenig fehlte, auf allen Gassen,
Von nichts als Gandalins Avantür
Gesprochen wurde. — Ich bitte, die Zofe
Nicht in Verdacht zu ziehn. Von ihr
Entwischte nichts. Allein bey Hofe
Waren auf unsern Helden zu viel
Augen gespannt, um ihnen sein Spiel
So lange verheimlichen zu können;
Zumahl Verschwendung in Vorsicht nie
Sein Fehler war. Es ging ihm wie
Dem Strauſs: er meinte, weil er sie
Nicht sah, sie könnten auch ihn nicht sehen;
Und dachte wenig, wie groſse Müh
Die Rache-dürstenden bösen Feen
Sich gaben, überall spät und früh

Spionen auf jeden seiner Tritte
Ihm nachzuschicken. Nun denkt, wenn ihn
Die Fanferlüschen in die Mitte
Kriegten, (ihr kennt ja Hofessitte)
Wie's da dem guten Paladin
Ergehen mochte! Zehn tausend Bienen
Hätten ihn nicht so arg bedienen
Können; alles war über ihn!
So daſs zuletzt das Feld zu räumen
Das einzige Rettungsmittel schien.

Noch einen Grund, sich nicht zu säumen,
Darf ich nicht schweigen, wie gern ich's thät',
Um nicht der beleidigten Majestät
Des schönen Geschlechts verdächtig zu werden.
Zwar ist es gegen den Respekt,
Aus Ton der Stimme, Blicken, Geberden,
Auf das was eine im Herzen versteckt
Zu schlieſsen. Allein von einer Schönen
Nicht eher, daſs sie liebt, zu wähnen,
Als bis sie's vor Notarius
Und Zeugen förmlich eingestanden,
Das machte, durch einen simpeln Schluſs,
Alle Filosofie zu Schanden;
Und (unter uns) das schöne Geschlecht
Käm' immer am schlimmsten dabey zurecht.

V. 228–254

Es bleib' euch also unverhohlen,
Daſs auch in unsers Fräuleins Herz
Die Liebe sich endlich eingestohlen;
Die Liebe, mit der sie immer nur Scherz
Getrieben. Nun that sie freylich alles
Was ehrbarn Mädchen solchen Falles
Geziemt, damit der Ritter ja
Nichts von der Sache merken sollte;
Und was dann immer geschieht, geschah
Auch hier: ein Blinder nehmlich sah,
Sie trug was, das sie verbergen wollte;
Und daſs es bare Liebe sey
Errieth sich ohne Zauberey.
Sagt, einer habe Feuer im Busen
Heimlich getragen; ich stell's dahin,
Wiewohl ich's zu glauben nicht schuldig bin:
Allein daſs einer Liebe im Busen
Heimlich getragen — sagt mir nichts
Davon! Das sieht man Angesichts,
Es kann nicht seyn! Am allermindsten
Verbirgt sich das vor dem es gilt.
Ah, Mädchen, just mit deinen Künsten
Verräthst du, was du verbergen willt!

Es ist nicht ohne, daſs kleine Meister
Der Liebeskunst sich oft und gern
Hierin betrügen. Den jungen Herr'n
Steigen sogleich die Lebensgeister,

V. 255–282.

Wenn etwann in ihrer Gegenwart
Ein Seufzer (oft nichts bey einer Schönen
Als eine höfliche Art zu gähnen)
Ein Halstuch hebt. Doch dieser Art
War unser Ritter nicht. Beweise
Von groſser Stärke gehörten dazu,
Damit der Gedank' in ihm nur leise
Entstehen konnt', er sey der Ruh
Von einer schönen Dame gefährlich.
Alle Beweise, die ihr davon
Entwischten und jedem andern es klärlich
Bewiesen hätten, — der kränkelnde Ton,
Der Wellen werfende Busen, das Feuer
In ihren Augen, durch sieben Schleier
Unaufgehalten, und daſs sie sich
Mitten in einem zärtlichen Blicke
Schnell von ihm wandt', und oft und dicke
Ihr ganz zur Unzeit ein Seufzer entschlich,
Der, wie zwey Tropfen Wassers, einem
Neu ausgekrochnen Amor glich,
Und hundert solche Zeichen, die keinem
Erfahrnen unverständlich sind,
Hätt' er so wenig als ein Kind
Verstanden, wenn eigne Liebesschmerzen
Ihm nicht den Schlüssel zu ihrem Herzen
Gegeben hätten. Indessen bin
Ich doch nicht Bürge für seine Schlüsse.
Ihn könnte doch sein sechster Sinn

Betrogen haben. Allein darin,
Daſs er durch Fliehn sich retten müsse
In jedem Falle, betrog er sich
Gewiſs nicht! Die Flucht ist sicherlich
(Das Unterliegen ausgenommen)
Der einzige Weg, aus einem Streit
Mit Amorn leidlich wegzukommen.

Nunmehr verlor er keine Zeit
Das Fräulein von der Nothwendigkeit,
Ihr Leibkamehl flugs zu besteigen,
Durch viele Gründe zu überzeugen;
Oder, was einerley Wirkung that,
Sie wenigstens zum Gehorchen und Schweigen
Zu bringen. Auf seinen guten Rath
Reiste sie nur mit wenig Staat,
Den Laurern möglichst vorzubeugen.
Vorsicht, wiewohl sie zuweilen sich
Verrechnet, ist immer löbelich.

So zogen nun, in tiefer Stille,
Den Kopf vorhängend, Sie und Er
Im Morgenrothe gemach daher,
Gedrückt von ihrer Gedankenfülle.
Sie waren kaum zwey Stunden gereist,
Als ihnen aus einem nahen Holze,
Den Speer gefällt, mit groſsem Stolze,
Ein blauer Ritter entgegen sich spreiſst.

Er hatte hinter seinem Rücken
Ein altes Weiblein aufgepackt,
Eins von den seltsamsten Hausrathsstücken
Womit sich je ein Ritter geplackt:
Ein Weibchen von solchem Schrot und Korne,
Daſs die berühmte Maritorne,
Mit ihrem feuerfarbnen Haar
Und allen übrigen Zugehören
Den Magen ganz sanft euch umzukehren,
An ihrer Seite — Venus war.

Warum mit einer solchen Megäre
Der blaue Ritter seine Mähre
Beladen mögen, wundert euch?
Es war ein angelegter Streich,
Dem Gandalin eine Gegenehre
Im Nahmen der Schönen von Paris
Für seine Galanterie zu erweisen,
Daſs er sie sämmtlich sitzen lieſs,
Mit einer Maske davon zu reisen.

Der Ritter, ein langer Damenknecht,
Der zwischen Nägel- und Lanzengefecht
Den Unterschied, in den vierzehn Jahren
Seit er die ersten Hosen trug,
Vermuthlich noch nicht sehr erfahren,
Hatte sich selber stark genug
Gefühlt, mit seinem ersten Speere,

Mit dem er lief, gewaltige Ehre
Einzulegen an Gandalin;
Und (wie er den Damen voraus verkündigt)
Das Bürschchen ein wenig überzuziehn,
Das sich an ihren Reitzen versündigt.

In solchem Vorsatz stellt' er sich,
So wohlgemuth als ging's zum Tanze,
Dem kommenden Ritter trotziglich
Entgegen mit eingelegter Lanze,
Und schrie von ferne schon: Halt ein!
Hier ist der Weg gesperrt, Herr Reiter!
Und so ihr etwa Lust habt weiter
Zu reisen mit euerm Jüngferlein,
So nehmt den Helm ab und bekennet,
Daſs diese Prinzessin, für die ihr brennet
Und die mit euch die Welt durchstreicht,
Der meinen, hinten auf meinem Schimmel,
An Schönheit nicht das Wasser reicht;
Bekennt es laut vor Erd' und Himmel,
Und zieht dann meinetwegen wohin
Ihr wollt mit eurer Königin!

Mein Ritter sieht mit kaltem Blicke
Ihn seitwärts an, und: „Herr Pennal,
Tragt eure Dame ins Spital,
Woher ihr sie gehohlt, zurücke,
(Spricht er) ich habe keine Zeit
Mich aufzuhalten.“

Das ist mir leid,
(Erwiedert jener) desto schlimmer!
Denn ohne Fechten kommt ihr nimmer
Von hier; es sey denn ihr bekennt
Wie obsteht. — „Das möchte vor meinem End'
Wohl schwerlich geschehn, mein Herr!“

So sprechen
Wir mit einander. — „Nun, (versetzt
Mein Ritter) wenn etliche Rippen zu brechen
Euch denn so übermäſsig ergetzt,
So kommt! Euch aus dem Sattel zu stechen
Braucht's eben keine groſse Zeit.
Nur her!“ — Und so begann der Streit.
Die Alte sprang in groſser Eile
Vom Pferd, und kroch auf ihrem Bauch
Vor Angst in einen Brombeerstrauch;
Und beide Ritter ohne Weile
Spornten die Rosse, hohlten aus,
Stieſsen zusammen in hartem Strauſs,
Und krack! da liegt auf allen Vieren
Mein Prahler, ohne sich zu rühren.

Herr Gandalin, an dessen Schild
Sein schwacher Stoſs leicht abgeglitten,
Springt ab vom Roſs, hebt freundlich und mild

Den Gegner auf, nach Rittersitten.
„Der Fall war unsanft! es thut mir leid!
Allein ihr wolltet's.“ — Kleinigkeit!
Mein Gaul ist nicht zum Ritter geschlagen,
(Erwiedert jener etwas schel)
Doch wenn ihr noch einen Gang zu wagen
Lust habt, so hängt zu euerm Befehl
Hier ein Geschmeid' an meiner Linken.

„Von Herzen gern — (spricht unser Held)
Ich seh' euch zwar ein wenig hinken,
Ein wenig viel! Wenn's euch gefällt,
So warten wir noch.“ — Nicht eine Minute. —
Ich fühle mich an Arm und Muthe
Für einen Amadis stark genug.

„Das freut mich herzlich zu vernehmen;
Doch werdet ihr, vor dem Degenzug,
Zu einer Bedingung euch bequemen.“ —
Die ist? — „Wenn ich (spricht Gandalin)
Euch zu entwaffnen so glücklich bin,
Die Dame in euern Schutz zu nehmen,
Die bey mir ist.“

Die Dame? (spricht
Rings um sich schauend der blaue Ritter)
Ich sehe keine Dame nicht.
Wo ist sie? — Ha! die wird ein Dritter,
Indessen das kleine Lustgestech
Uns aufhielt, weggeblasen haben!
Der Streich, Herr Bruder, ist etwas frech,
Ich muſs gestehn! — Ich hörte was traben,
(Däuchte mir) aber hatte nicht Zeit
Mich umzusehen. Es scheint, ihr seyd
In ihrer Gunst noch nicht gar weit
Vorgerückt, daſs sie euch so zu grämen
Über ihr Herz erhalten kann?
Ey, ey! auch nur nicht Abschied zu nehmen!

„Wie? Sie ist fort? (ruft unser Mann
Bestürzt) Verschwunden, oder es kann
Nicht möglich seyn! — Welch Abenteuer!
Ich muſs ihr nach! Ein andermahl,
Herr Ritter! jetzt ist keine Wahl!
Die alte Freundschaft geht vor neuer!“

Indem springt er mit Einem Sprung
In seinen Sattel, und, wie er den Schwung
Nehmen will, glänzt im Gras ein Schleier
Ihm in die Augen. Sein Herz erkennt

V. 428—433.

Den Schleier, eh' ihm sein Aug' ihn nennt:
Er ist des Fräuleins! — Und ohne vom Pferde
Zu steigen, rafft er im Flug ihn auf,
Küſst ihn und drückt ihn, giebt dem Pferde
Die Sporen, und unter seinem Lauf
Verschwindet rings um ihn die Erde.

SIEBENTES BUCH.

V. 1—17.

Vier lange Tage sind nun vorüber,
Seit Gandalin die verlorne Spur
Der wundervollen Je länger je lieber
Berg auf Berg ab im hitzigsten Fieber
Der Ungeduld sucht, durch Wald und Flur
Bey Tag und Nacht Je länger je lieber
Rufet, sie von der ganzen Natur
Vergebens fordert, und gleich von Sinnen
Kommen möchte, daſs überall
Die Leute so ruhig sitzen, spinnen,
Ihr Feld bestellen, Haus und Stall
In trägem angewohntem Trabe
Beschicken, und wenn er keichend fragt,
„Ob niemand die Dame gesehen habe?“
Der rohe Knecht, die dicke Magd
Mit klotzenden Augen und offnem Maule
Den tollen Herrn auf seinem Gaule

V. 18–45.

Begaffen, und was er da geſagt
So wenig verſtehn als wär' es Böhmiſch.

Bey ſolchem Erfolg vergeht der Drang
Zum Suchen endlich. Mild und grämiſch
Wirft er nach Sonnenuntergang
Am fünften Abend ſich vom Pferde,
Legt ſich an eines Hügels Hang
Der Länge nach auf Gottes Erde,
Und bleibt wohl eine Stunde lang
So liegen, indeſs ſein treuer Schimmel
Im Graſe geht! Und wie am Himmel
In ſtiller Pracht die Cherubin,
Jeder in ſeine Strahlenſfäre
Gehüllt, beginnen aufzuziehn,
Denkt er: Ach, wer da droben wäre!

Zuletzt erbarmt der Schlaf ſich ſein
Und riegelt alle ſeine Sinnen
Dem Unmuth zu von auſsen und innen.
Er ſchläft, wiewohl ein bloſser Stein
Sein Küſſen iſt, gar lieblich ein,
Schläft ruhig bis zum Sonnenſchein,
Und hätte den Tag dazu verſchlafen:
Wenn nicht ein Schäfer, nah dabey
Vorüber ziehend mit ſeinen Schafen,
Den ſchönen Morgen auf ſeiner Schalmey
Aus voller Bruſt bewillkommt hätte.

V. 44—66.

Jetzt wacht von seinem steinernen Bette
Mein Ritter auf, schaut um sich her,
Und sieht als wie ein grünes Meer
Von Auen und Wiesen vor ihm verbreitet,
Mit Gruppen von Bäumen gar mahlerisch
Erhoben, alles lebend und friſch
Im Morgenlichte, das drüber gleitet,
Und zwischen Schilf und krausem Gebüsch
Ein schimmernd Flüſschen in sanften Schlangen
Sich längs der Ebne hinunter ziehn.

Wie nennt ihr den Fluſs? fragt Gandalin.
Die Senn', antwortet unbefangen
Der Schäfer. — Und, wie wenn hart am Baum,
In dessen Schatten ein Wandrer kaum
Entschlummert war, mit schmetterndem Krachen
Der Donner aus einem schweren Traum
Den Schläfer weckt, und im Erwachen
Der Schrecken, der ihm durch sein Gebein
Noch schaudert, die Freude gerettet zu seyn
Erst übertäubt, doch beym Besinnen
Bald Dank und Freude den Sieg gewinnen:
Nicht anders trifft des Schäfers Wort
Auf Gandalins Herz. — „Die Senn'! o Götter!"

Denkt er, und schaudert, wie dürre Blätter
In herbstlicher Luft — erkennt den Ort,
Den Sonnemons Blicke zum Himmel
machen:
Und o was für Gefühl' erwachen
Auf einmahl drängend in seiner Brust!
So nah! O Überschwang von Lust!
Auf einmahl ist der Zauber zerbrochen:
Was ihn in diesen letzten Wochen
Gefangen hielt, war nur ein Traum,
Ein Feenspiel, ein magischer Traum;
Allein der Zauber ist zerbrochen,
Wie Wolkengemählde im Sonnenglanz
Zerronnen! — Er ist zum vorigen Leben
Erwacht, sich selber wiedergegeben!
Sein Herz, sein Wesen wieder ganz
In Sonnemon, ganz, ganz verschlungen
Von wonnevollen Erinnerungen
Und Ahnungen! — O so nahe! (ruft
Er freudetrunken) so nahe! Die Zinnen
Von ihrer Burg sind's, was im Duft
Dort schimmert! Ihr Athem ist in der Luft
Die an mich weht! Auf, auf, von hinnen!
Was säum' ich? Diese Wellen rinnen
Zu ihr hinunter, kommen von mir
Hinab zu jenen Schlangenbüschen,
Wo sie in diesem Nu vielleicht

Einsam durch junge Rosen schleicht,
Im Morgenduft sich anzufrischen.

Dieſs denken, und auf sein wiehernd Roſs
Sich schwingen, und mit verhängtem Zügel
Schnell wie ein Vogel hinunter den Hügel
Schieſsen, war Eins. Kurz, Sonnemons Schloſs
Ist wirklich erreicht, eh' Titans Pferde
Von ihrer Tagreis' um die Erde
Den sechsten Theil zurück gelegt.
Nun denkt, ob, wie er über die Brücke
Hinreitet, sein armes Herz ihm schlägt!
Die Stunde, die seinem Liebesglücke
Das Urtheil sprechen sollte, sie war
Nun da, sein dreyfach Prüfungsjahr
Vorüber! Er hatte in fernen Landen,
Vom Abgott seiner Seele verbannt,
Manch schweres Abenteuer bestanden!
Doch Sie — die ihm mit Mund und Hand,
Wofern er nie die Treue gebrochen,
Sich selbst zum Minnesold versprochen:
Hatte sie auch, in all der Zeit,
Nie seiner und ihres Schwurs vergessen?
Ihr Leichtsinn! Ihre Flüchtigkeit!
Gott! hätt' ein andrer sich indessen
In ihre Gunst zu stehlen gewuſst!
Drey Jahre, belagert von allen Seiten,

V. 119—145.

Es auszuhalten hat Schwierigkeiten!
Die Narben an seiner eignen Brust
Sind, leider! Zeugen. — Tausend solche
Aber und Wenn durchkreuzen sich
Und wühlen und nagen, wie tausend Molche
An seinem Busen jämmerlich,
So wie sich ihm die Pforte vom Himmel
Aufthat. Selbst sein treuer Schimmel
Nahm Theil an seines Herren Pein,
Und senkte, so munter er kaum geflogen,
Die Ohren wie ein Eselein,
Indem sie übern Schloſshof zogen.

Indeſs, so bald vom Thurm herab
Das übliche Zeichen, wenn ein Ritter
Sich einfand vor dem ersten Gitter,
Der Zwerg mit seinem Horne gab,
Kamen vier Knaben aus dem Schlosse
Hervor, vier Knaben wie Milch und Blut,
Mit Federbüschen auf dem Hut,
Den Ritter auf ihres Fräuleins Schlosse
Willkommen zu heiſsen. Sie bückten sich
Zur Erde, halfen ihm hurtig vom Rosse,
Und führten ihn dann gar sittiglich
In einen mit groſsen Hirschgeweihen
Gezierten Sahl. Da traten im Reihen
Vier schöne Jungfrau'n in den Sahl,
In steifen Röcken mit hohen Kragen;

Die neigten sich vor ihm zumahl,
Schnallten ihm, ohn' ein Wort zu sagen,
Die Rüstung ab mit zarter Hand,
Warfen ein scharlachroth Gewand
Ihm an, das bis zum Boden nieder
Wallte, und zogen, nachdem sie sich
Vor ihm verneigt, gar züchtiglich
Und still, in voriger Ordnung wieder
Zur Thür hinaus. Die schloſs sich kaum,
So kommen vier neue Ganymeden,
Ihn, gleichfalls ohn' ein Wort zu reden,
Ins Bad zu führen. — Ein schöner Traum
Scheint alles, was mit ihm geschiehet,
Dem staunenden Ritter, wiewohl ein Traum
Worin ihm gute Hoffnung blühet.
Im Bade lieſsen die Knäbelein
Ihn sechs Minuten kaum allein,
So kamen sie alle beladen wieder
Mit goldnen Büchsen und feinem Tuch,
Trocknen ihn, reiben ihm sanft die Glieder
Mit Salben von köstlichem Wohlgeruch,
Und, wie jetzt alle die heil'gen Gebräuche
Des Bades vollbracht sind, helfen sie ihn
Von Fuſs auf anziehn, legen reiche
Kleider ihm an, und Gandalin
Geht nun (mit Vater Homer zu reden)
Gleich einem Gott hervor, und wer
Ihn ansieht, zischelt den Ganymeden,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

V. 174—201.

Voll süſsen Wunders, wer ist der?
Und schaut ihm nach. — So stattlich gezieret,
Schön wie ein Stern im Morgengrau,
Und frischer als eine Rose im Thau,
Tritt er, von seinen Knaben geführet,
Den Sahl hinein, wo Sonnemon,
Wie Venus auf ihrem Rosenthron,
Auf einem Sofa, rings umgeben
Von Liebessklaven, Tod und Leben
Aus ihren Augen austheilt. Kaum
Läſst sie — und o mit welchen süſsen
Blicken, die Augen auf ihn schieſsen:
So sieht sie ihn schon zu ihren Füſsen,
Die Lippen an ihres Rockes Saum
Drückend, in Reden sich ergieſsen,
Die ohne Zusammenhang, ohne Sinn,
Nur desto stärker sein Entzücken
Mahlen. Sie reicht mit freundlichem Nicken,
Wie billig, die schöne Hand ihm hin,
Und sagt, indem sie ihm aufzustehen
Befiehlt und seinem berauschten Mund
Die Hand entzieht mit sanftem Drehen,
Es sey ihr lieb, so frisch und gesund
Nach so viel Zeit ihn wiederzusehen.
„Däucht Ihnen, (spricht sie zu zwey bis drey
Umstehenden Herren vom seufzenden Orden)
Däucht Ihnen nicht auch, Herr Gandalin sey
Auf seinen Reisen fetter geworden?“

Es war ein wenig Schelmerey
In dieser Frage: doch freudetrunken
Wie Gandalin war, empfand er nichts
Davon; so ganz hinein gesunken
In jeden Reitz des Wonnegesichts
War sein Gefühl, so lauter Augen
Sein ganzes Wesen, es einzusaugen!
Das Fräulein, als er zum letzten Mahl
Sie sah, glich einer Rosenknospe,
Die eben im warmen Sonnenstrahl
Sich schamhaft öffnet: itzt war die Knospe
Zur wollustathmenden, reifen, vollen
Blume Cytherens aufgequollen!
Stand vor ihm da, so engelgleich,
Und zog sein Seelchen so ganz hinüber
Auf Einen Zug ins Himmelreich!
War jemahls eine Je länger je lieber
Gewesen? — Er wuſste nichts davon;
Sie hatte sich in Sonnemon
Verloren! Der Lethe selber hätte
Mit allem Wasser in seinem Bette
Sie reiner aus seinem Gedächtniſs nicht
Ausspülen können. —

Indessen spricht
Das Fräulein, frey und unbefangen,
Von vielerley; wirft dann und wann
Wohl einen Blick auf unsern Mann,

Den er gefällig deuten kann,
Doch ohne daſs ihre Rosenwangen
Sich höher färben; fragt, „wie ihm Rom
Gefallen habe? wie hoch der Dom
Zu Mailand sey?“ und zwanzig Fragen
In diesem Geschmack, die offenbar
Ihr eben so wenig als ihm verschlagen:
Doch nur ein Wort von dem zu sagen
Was seinem Herzen so wichtig war —
Nicht eine Sylbe! Die redendsten Blicke
Gab sie ihm ohne Antwort zurücke;
Vergebens seufzt' er etlichemahl
Als wollte das Herz im Leib ihm brechen;
Und da er endlich den Augenblick stahl
Sie ganz von ferne an ihr Versprechen
Zu mahnen, wuſste sie wie ein Aal
Ihm durch die Finger zu entwischen.

Sogar das Lächeln und heimliche Zischen
Ins Ohr des Nachbars — der jungen Herr'n
Um Sonnemon, war Gandalinen
Ein Zeichen, es habe kein günstiger Stern
Zu seiner Wiederkunft geschienen.
Unmuthig, und seinen Gram in sich
Verschlingend, ergriff er endlich das beste
Mittel in solchen Fällen — er schlich
(Ohne das Ende von einem Feste,
Das Sonnemon ihrem Hofe gab,

V. 255—280.

Auszuwarten) die Treppen hinab,
Und eilends hinaus zur Schloſsespforte,
Wie schaudernd aus einem verpesteten Orte
Ein Wandrer flieht — wankt hin und her,
Kommt endlich vom Instinkt geleitet,
In seine alte Wohnung, die leer
Und auf sein Wiederkommen bereitet
Geblieben war.

Kaum hatt' er hier
Sich hingeworfen, der Ungebühr
Die ihm geschehen, der Liebe, dem Hofe
Fluchend — so klopft was an die Thür.
Er läſst's wohl dreymahl oder vier
Klopfen; und wie er endlich, der Thür
Zu schonen, öffnet — so steht die Zofe —
(Denkt, ob ihm nicht die Sinne schier
Vergingen?) — Je länger je liebers Zofe
Steht vor ihm da! Er fährt zurück;
Doch, um ihn keinen Augenblick
Im Zweifel zu lassen, läuft sie mit warmen
Aus Fleisch und Bein gedrehten Armen
Ihm an den Hals, erfreut sich sehr,
Nach langem Hin- und Wiedertraben
Und Suchen im ganzen Land umher,
Ihn endlich wieder gefunden zu haben.
„Mein Fräulein“ — Wie? ruft Gandalin,
Auch die ist hier? — „Zu dienen.“ — Ich bin

Verwirrt! Ihr müsset hexen können!
„Ein wenig, so was man ins Haus gebraucht,
Ich muſs gestehn.“ — Bey Gott, mir raucht
Der Kopf! Wie soll ich das alles nennen
Was mir begegnet! — Dein Fräulein hier! —
Gut! und was will sie denn von mir?

„Wie? was sie will? Welch eine Frage!
Sie sind, verzeihen Sie, daſs ich's sage,
Nicht wohl bey Laune, mein Herr! — Schon gut!
Behalten Sie immer Ihr kaltes Blut
Wofern Sie können! Wir wollen sehen!“

Und was denn? was denn werden wir sehen?

„So hören Sie an! — Was noch vor Jahr
Und Tag bey Menschen unmöglich war,
Ich sag', unmöglich — das ist geschehen!
Ich meines Orts, ich hätte mir klar
Weit eher des Himmels Sturz versehen.
Mein Fräulein, die alles was Liebe heiſst
Nicht ausstehn konnte, die lauter Geist
Und Göttin war, vom Frauenzimmer
Nichts hatte als bloſs den äuſsern Schein,
Der Herren, die um sie buhlten, immer
Nur spottete, und bey ihrer Pein

So wenig als ein Kieselstein
Fühlte — mein Fräulein — Ich kann ermessen,
Herr Ritter, Sie kennen mein Fräulein noch,
Sie haben den Abend noch nicht vergessen,
Den schönen Abend —“

So mache doch
Ein Ende! —

„Nur nicht so hitzig! Sie hören
Ja nicht! — Mein Fräulein also dann —
Hat endlich den wundervollen Mann
Gefunden, der sie zur Liebe bekehren
Sollte, und kurz — Sie sind der Mann!
Mein Fräulein liebt Sie — in allen Ehren
Versteht sich — was man lieben kann,
Und bittet, wofern Sie noch an sie denken,
Heut' Abends um gewöhnliche Zeit
Ihr Dero werthe Gesellschaft zu schenken.
Um zehn Uhr halten Sie Sich bereit,
Ich komme Sie abzuhohlen.“ —

Verlegen,
Bestürzt, verwirrt, unschlüssig schien
Bey diesem Antrag Gandalin;
Saſs lange da, den Kopf zurücke
Gelehnt, die Augen geschlossen, den Mund
Zusammen gedrückt. Auf einmahl stund

V. 326—346.

Er auf, schoſs unruhvolle Blicke
Umher, und knirscht' in sich hinein:
Nein, nimmermehr! es kann nicht seyn!

„Nun, reden Sie! Soll ich meiner Dame
Sagen, Sie kommen?“ —

Es kann nicht seyn!

„Sie sagen mir das? Es kann nicht seyn!
Sie sind's doch? Oder ist Ihr Nahme
Nicht Gandalin? — Und, es kann nicht seyn,
Das wäre die Antwort? — Die arme Dame!
Sie hält's nicht aus! es ist zu viel!
Herr Ritter! wie konnten Sie alles Gefühl,
Alles Gedächtniſs so schnell verlieren?“

Weg, Satan! du sollst mich nicht verführen,
Ruft Gandalin wüthend — Fort! hinaus! —
Die Zofe lächelt seiner Hitze;
Es sind doch, denkt sie, nur Schauspielsblitze;
Verneigt sich, und eilet aus dem Haus.

Kaum hört er auf den untersten Stufen
Noch ihren Absatz, so wandelt ihn
Der Einfall an, sie zurück zu rufen.
Weg war sie! — Armer Gandalin!

V. 547—574.

Unglücklicher! mit dir selbst schon wieder
Im Krieg! — Kaum sieht er sich allein,
So fährt's ihm kalt durch alle Glieder.
Er sinkt auf seinen Schragen nieder,
Und: Sollt' es (denkt er) möglich seyn?
Wie trifft denn das Orakel ein?
Sie sollte ja nicht eher lieben,
Als bis sie einen aufgetrieben,
Dem sie, wiewohl er unverhüllt
Sie nie erblickt, je länger je lieber'—
„Elender! du zweifelst noch? und willt
Dir's läugnen, wie oft dein Gewissen dich über
Der brennenden That ertappte? willt
Dir's läugnen, daſs sie dir immer lieber
Und lieber wurde? Ach! nur zu wahr
Ist das Orakel! bey den Ohren
Halt' ich den Wolf — 's ist offenbar,
Seh' ich sie wieder, so bin ich verloren!
Ihr, deren bloſser Nahme mich schon
Zum Kinde macht, zu widerstehen?
Unmöglich! — Und käm' ich auch davon
Mit halbem Herzen — o Sonnemon,
Wie dürft' ich, könnt' ich dir's gestehen?
Wie dir nur wieder ins Auge sehen
Nach solcher That? — Nein, nimmermehr!
Nein, Engel, Abgott meines Herzens,
Und hättest du mich noch so sehr
Beleidigt, gespottet meines Schmerzens

V. 375—384.

Und meiner Liebe — du herrschest doch
In meiner Brust! Ich trage dein Joch
So schwer es ist, und will es tragen
Bis Würmer an diesem Herzen nagen!“

So spricht er zu sich selbst, und stärkt
Zur Treue sich durch tausend Schwüre.
Darüber beschleicht ihn unvermerkt
Die Nacht; und plötzlich thut die Thüre
Sich auf, und siehe! im Vollmondsschein
Tritt Fräulein Je länger je lieber herein.

ACHTES BUCH.

V. 1—17.

Nun setzt den Fall, ihr läget, allein,
Um Mitternacht, auf euerm Lager,
Und wiegtet euch bey Mondesschein
Mit schlafbefördernden Bildern ein;
Auf einmahl träte bleich und hager
Ein langer weiſser Geist herein,
Mit Leichentüchern über und über
Behangen, setzte sich gegenüber,
Und starrte aus hohlen Augen voll Gluth,
Die Zähne fletschend, zu euch herüber:
Wie wär' euch wohl dabey zu Muth?
Ich wett' euch würde mächtig bange
Ums Herz! allein gewiſslich lange
So bang als unserm Helden nicht,
Wie er auf einmahl, sich nichts versehend,
Je länger je lieber vor seinem Gesicht
In ihrer ganzen Gröſse stehend

Erblickt. — Und gleichwohl zeigte sie sich
Nichts weniger als gespensterlich.
Kein Engel hätt' in einer mildern,
Holdern, gefälligern Gestalt
Erscheinen können. Sie war — „Halt! halt!
Nur keine Beschreibung. — Das ewige Schildern!
Es macht den Dichter und Hörer kalt!“ —
Ich schweige. Genug, ihr kennt die Dame,
Und mögt sie selbst nach Herzensgier
Euch mahlen in eurer eignen Manier,
Gefaſst in eine so schöne Rahme
Als euch behaget — allenfalls
In langem weiſsem Atlaſskleide;
Nur, bitt' ich, nicht zu viel Geschmeide!
Bloſs Perlenschnüre um Arm' und Hals;
Den Schleier ja nicht zu vergessen;
(Denn noch ist ihr verboten, dessen
Sich abzuthun) doch deck' er bloſs
Das Angesicht, und durch doppeltes Leinen
Mag etwa einer Erbse groſs
Von ihrem steigenden Busen scheinen!

Des Ritters Lage bey allem dem
War weder sicher noch bequem.
Im plötzlichen Aufruhr aller Sinnen
Was kann er sagen, was beginnen?
Vermeiden wollt' er die Zaubergestalt,

Aus seinem Herzen mit Gewalt
Sie reiſsen, und sollt' es dran verbluten!
Dieſs hatt' er noch vor wenig Minuten
Geschworen. Was konnt' ihm ärgers geschehn,
Als dieser Nothzwang, sie zu sehn?

Sein erster Gedank' auch itzt war — Fliehen,
Fliehn, wie der keusche Josef dort
Der Sünd' entfloh — Allein Ein Wort,
Ein Ton — den Mond vom Himmel zu ziehen,
Hemmt seinen Fuſs. Er steht erschlafft,
Gelähmt und zitternd, und ohne Kraft
Nur Athem zu hohlen.

„Du kannst mich fliehen?“
War alles, was sie selbst vor Schmerz
Zu sagen vermochte.

Ein Dolch ins Herz
Ist ihm der Ton womit sie's sagte;
Ihm brechen die Knie, er sinkt betäubt
An einem Stuhl zu Boden — bleibt
Wohl eine halbe Viertelstunde
So liegen — lüftet dann und wann
Die Augen nach ihr, will reden, und kann
Nicht reden, ihm stockt die Luft im Munde;
Indeſs die Dame, ihr Haupt gestützt

Auf beide Arme und über die Stirne
Die Hände verschränkt, am Fenster sitzt
Und schweigt. — Sein einzig Hoffen itzt
Iſt, daſs sie grimmig auf ihn zürne.
Allein er hört sie von Zeit zu Zeit
Erseufzen, mit solcher Zärtlichkeit,
Daſs tausend Nadeln sein Herz durchstechen.
Zuletzt — um es ihm gar zu brechen —
Scheint, wie im Drang der Liebe dahin
Gezogen, sich eine von ihren Händen,
Als suchte sie ihn, nach ihm zu wenden.

Dieſs war zu viel für Gandalin!
Auf rafft er sich, im heftigsten Sturme
Der Leidenschaft, wirft neben sie
Sich nieder, verbirgt auf ihrem Knie
Sein weinend Auge, hätte zum Wurme
Verschrumpfen mögen, um sein Vergehn
Und was sie durch ihn leiden müssen,
Im Staube zertreten, abzubüſsen.

Die Dame schien zu ihren Füſsen
Mit Wonnegefühl ihn liegen zu sehn.
„Ist's möglich? rief sie in Entzücken,
Er liebt mich? Seine Lippen drücken
Den Schwur der Liebe, das heil'ge Pfand
Der ewigen Treu', auf meine Hand?
Mein ist das Recht ihn zu beglücken,

V. 92—117.

Sein Herz mein Königreich, mein Thron,
Mein Himmel! und keine Sonnemon
Soll mir's entreiſsen?“ —

Mit was für Blicken
Der Ritter beym Nahmen Sonnemon
Zusammen fuhr; das ängstliche Zücken,
Nicht anders als ob ein Skorpion
Aus ihren Lippen in seinen Busen
Gefahren wäre — das sollt' ein Mann
Wie Rubens anders, als ich's kann,
Euch mahlen, und wenn auch alle Musen
Mir mahlen hälfen! — Ha, welch ein Wort,
Unglückliche, (ruft er mit Ergrimmen,
Und schleudert die Hand weit von sich fort,
Auf der noch seine Thränen schwimmen)
Welch einen Nahmen wagtest du
Zu nennen! — O, daſs der nehmliche Nu,
Da ich in deine Atmosfäre
Gerieth, mein letzter gewesen wäre!
O Zaubrerin, laſs ab von mir!
Was hilft es dir Gewalt zu üben?
Mein Wille schwört sich los von dir,
Warum mich zwingen dich zu lieben? —
Gut! triumfiere! du siegst — doch klein
Soll deines Sieges Freude seyn!
Ich will zu Sonnemon dich führen,
In deiner Gegenwart alles ihr

V. 118—141.

Bekennen, und dann, vor deinen und ihren
Augen, die Liebe an ihr und dir
Rächend, dieſs schwache Herz durchbohren,
Das dich verrieth, ihr falsch geschworen! —

Die Dame, statt vor Gift und Wuth
(Wie ihr vermuthet) zu Boden zu sinken,
Schien alles dieſs mit frohem Muth
Wie Nektar in sich hinein zu trinken.
Und wie sie glaubte der erste Jast
Sey ausgeschäumt, sprach sie mit süſsen
Geberden: „Gleich! zu meinen Füſsen
Nieder, und was du gelästert hast
Mir abgebeten! Das muſs ich wissen
Ob du mich liebst! Dein innerster Sinn
Liegt vor mir aufgeschlossen; ich bin
Zufrieden, ich bin geliebt und liebe!
Unglücklicher Mensch, was quälest du
Dich selbst und die du liebst? Wozu
Entgegen kämpfen dem süſsen Triebe?
Gieb dich gefangen! Lieb' um Liebe!
Und Freuden ohne Maſs!" —

O Du —
Antwortet er ihr mit zitterndem Munde,
Die Hände ringend — Du hast mich zu Grunde
Gerichtet! weg ist meine Ruh

Auf ewig, und Schande und Verderben
Mein Antheil. Laſs mich, laſs mich sterben!
Ich kann in deinem Zauberbann
Nicht dauern, du unnennbares Wesen!
Wer bist du? Flieh', verschwind'! ich kann
Dich nicht ertragen, nicht genesen
Wo Du bist! Meine Lieb' ist Haſs,
Nicht Liebe; sie brennt wie Höllenfeuer
In meinem Busen. Laſs mich, laſs
Mich sterben! — Oder reiſs den Schleier
Von diesen Zauberaugen, und laſs
Dich anschau'n, und im ersten Blicke
Verzehre mich! —

Aus Furcht, er zücke
Den Arm nach ihrem Schleier, wich
Das Fräulein ein wenig erschreckt zurücke;
Indessen sah man sichtbarlich,
Es kämpfe was in ihrem Herzen.
Doch faſste sie sich, und: „Gandalin,
(Sprach sie) ich müſste was ich bin
Nicht seyn, um kalt bey deinen Schmerzen
Zu bleiben. Allein, sprich selber, sprich,
Was könnte Sonnemon und ich,
Jede mit einem halben Herzen
Machen? Es muſs zum letzten Entschluſs,
Zum Wählen zwischen uns, kommen — es muſs!

Itzt schwebst du schwankend zwischen beiden.
Nimm, Lieber, diese Nacht dazu,
Bring erst dein tobendes Blut zur Ruh,
Und morgen — laſs dein Herz entscheiden!“ —

Dieſs sagen, und, ohne daſs er das Wie
Wahrnahm, aus seinen Augen schwinden,
War Eins. Er suchte mit eifriger Müh
Oben und unten, vorn und hinten
Im Hause — sie war nicht mehr zu finden.

Nun denket was für eine Nacht
Der gute Ritter in solcher Lage,
So trostlos einsam, zugebracht!
Es war die längste bitterste Nacht
Die je vor seinem Todestage
Ein armer Sünder durchgewacht.
Dem Manne, der mir Schaf' und Rinder
Und Haus und Hof und Weib und Kinder
Geraubt, geschändet und umgebracht
Hätte, — ich wünscht' ihm weder Acht
Noch Kirchenbann, auch nicht von Mäusen
Gefressen zu werden im Mäusethurm
Wie Bischof Hatto, noch von Läusen
Wie König Herodes, noch im Sturm,
Von tausend grinsenden Toden umgeben,
Sechs Tage in einer mastlosen Jacht

V. 192—217.

Auf Wogenspitzen im Meer zu schweben:
Ich wünscht' ihm — eine solche Nacht!

Als nun die goldne Sonne wieder
Zu scheinen begann, sprang Gandalin
Von seinem Lager, so bleich und grün
Wie liebessieche Mädchen, und müder
Als hätt' er in einer Novembernacht
In Regen und Sturm, durch tiefe Felder
Und Sumpf und Moor und träufelnde Wälder,
Sechs Meilen in Einem Zug gemacht.

Er öffnet ein Fenster, schlürft und sauget
Den Sonnengeist in sich hinein,
Der alle Leibes- und Seelenpein
Unendlich mehr zu lindern tauget
Als Paracelsens Laudanum,
Und alle Essenzen, Elixiere
Und schmerzbetäubende Klystiere
Im grofsen Dispensatorium.
Ihm ist als wehe im jungen Morgen
Ein Gott ihn an, und seine Sorgen
Verlieren im Ocean des Lichts
Die Hälfte des drückenden Gewichts;
Und, wie er da steht, im Überrocke,
Mit offner Brust und fliegender Locke,
Greift er mechanisch nach Stock und Hut
Und eilt hinaus in dumpfem Muth

V. 218—243.

Ins Freye, — läuft mit groſsen Schritten
Den Lindengang hinab, dann mitten
Die Wiesen durch, dann übern Steg,
Den Rain hinauf, dann linker Seite
Quer übers holprige Brachfeld weg,
In solcher Hast, daſs alle Leute,
An denen er so vorüber schwirrt,
Stillstehend gaffen und denken müssen:
„Der läuft, wie Kain, vor seinem Gewissen!“

So war er lange herum geirrt,
Als er zuletzt, wie einem Traume
Entwachend, in Sonnemons Park sich fand.
Da warf er neben einem Baume
Sich nieder, streckte Fuſs und Hand,
Und lechzte wie ein Fisch im Sand.
Doch macht' ihm das Gefühl Vergnügen
Auf Sonnemons Grund und Boden zu liegen.
Allmählich, wie des Morgens früh
Halb geistige leichte Dunstgestalten
Am röthlichen Himmel sich entfalten,
Dämmern in seiner Fantasie
Die Bilder auf von jenen Tagen
Und Stunden der ersten süſsen Plagen
Der Liebe, da er in diesem Hain
So manchen Abend bey Mondesschein
Den stillen Bäumen sein Leid zu klagen

Verweilte, so manchen halben Tag
In einer Hecke verborgen lag,
Um Sonnemon im Vorübergehen
Durchs Laub verstohlen nachzusehen;
Und unter diesen Träumereyn
Schläft er in süſser Ermattung ein.

Ihm hatten die freundlichen Waldesgötter
Zwey Stunden sein gesenktes Haupt
Auf ihren Schooſs zu legen erlaubt,
Als — eine Hand voll Rosenblätter,
An seine Wangen mit leichter Hand
Geworfen, ihn weckte. Sein Erstaunen,
Da Sonnemon im Morgengewand,
Reitzend wie Flora, die langen braunen
Locken halb mit einem Band
Gefesselt, halb am weiſsen Nacken
Hinwallend, mit hold erröthenden Backen
Und lieblichen Blicken, vor ihm stand —
Sein süſses Erschrecken, und was er empfand
Indem sie ihm ihre Grazienhand
Zum Aufstehn reichte, — und sein Entzücken
Und seine Angst — o Mutter Natur,
Wie könnt' ich das alles in Worte drücken?
So eine Scene fühlt sich nur.

Mit ungewöhnlicher Huld und Milde
In ihrem Wesen, Blick und Ton,

Führt ihn die schöne Sonnemon
Zu einem Sitz, wo Efeu und wilde
Reben, zum selbst gewachsnen Dach
Verwebt, der Sonne den Paſs versagen.
Im Gehen bat sie ihn, ihr Betragen
Bey seinem Empfang im Vorgemach
Dem leidigen Zwang der Etikette
Und dem beschwerlichen Mückenschwarm
Der Höflinge beyzumessen. — „Sie hätte
So gerne sich ihm mit offnem Arm
Entgegen gestürzt, den lieben Getreuen
So gern an ihren Busen gedrückt!
Allein vor so viel Zeugenreihen
Hätte sich's freylich nicht wohl geschickt.
Doch nun, da keine Laurer uns stören,
Itzt hör' und laſs von dir mich hören
Was nach so langer Trennung das Herz
Uns eingiebt! — Nichts von altem Schmerz,
Nichts das den süſsen Augenblick trüben
Könnte! von Zweifeln und Fragen nichts,
Ob du auch immer treu geblieben!
Die Antwort steht mit Zügen des Lichts
Auf deiner offnen Stirne geschrieben."

Dieſs war zu viel! — Mit jedem Blick,
Mit jedem Wort ein feuriger Zwick
In seine schuldbewuſste Seele!
Es war zu viel! — Wie grauer Duft

Schwamm's ihm ums Aug'; er schnappte nach Luft,
Ihm schlug das Herz bis an die Kehle;
Und wär' ihm der gute Genius
Der Liebe mit einem Thränenguſs
Nicht eilends noch zu Hülfe gekommen,
Es hätt' ein trauriges Ende genommen.

Was ist dir? rief sie: — Gandalin!
Du weinst? Du ächzest? — Gandalin!
Was ist dir? Rede! Woher dieſs Zagen?

„O nichts mehr, Sonnemon! — Ich kann,
Du Engel, ich kann dich nicht ertragen,
Nicht diesen Blick, nicht diesen Ton!
O daſs ich leben muſs, zu sagen,
Es dir zu sagen: Sonnemon,
Du irrst dich, ich bin deiner Liebe
Nicht werth! — Und doch — O Gott der Liebe,
Du weiſst, wie bis ins dritte Jahr
Jeder auch meiner geheimsten Triebe,
Mein Wachen und Schlaf, ihr heilig war!
Wie alle Reitze der schönsten Gestalten
Zurück von diesem Herzen prallten,
Worin sie unverrückt gethront!
Und wie ich bis zum zehnten Mond

Des dritten Jahres ausgehalten.
Armsel'ger Ruhm! was hilfst du mir?
Ein Augenblick hat dich vernichtet!
Und wie? — Du hieltest's für erdichtet,
Wenn jeder andre, als ich, es dir
Erzählte." —

Und nun begann er treulich
Ihr alles zu beichten, Stück für Stück,
Wie's mit Je länger je lieber ihm neulich
Ergangen, vom ersten Augenblick
Bis zu der unverhofften Erscheinung
Der gestrigen Nacht.

Mit groſser Ruh
Hört sie ihm bis zum Ende zu,
Und: Soll ich (spricht sie) meine Meinung
Dir sagen? — Du warst nie ungetreu,
Und bist es noch nicht, hast mich immer
Geliebt, und alles ist Feerey
Was dir mit diesem Frauenzimmer
Begegnet ist.

„Ach, könnt' ich hiervon
Mich überzeugen! ruft der Ritter.
Oft dacht' ich's auch — und täuschte mich
Damit. Zumahl, wenn sie zur Cither
So lieblich sang; dann glaubt' ich Dich

Zu hören, und ach! ihr gegenüber
Empfand ich alles was ich für Dich
Empfinde — quälte mich selbst darüber,
Verbannte, so bald ich von ihr ging,
Ihr Bild aus meinem Herzen, — und fing
Gleich wieder Feuer, so wie ich wieder
In ihren Zauberzirkel trat.“

Sehr abenteu'rlich in der That!
(Rief Sonnemon, erröthend, und nieder
Die Augen schlagend) Doch, sage mir frey,
Wenn ich die kleine Schwärmerey
Nun übersehe, (denn Hexerey
That augenscheinlich das meiste dabey)
Und wenn ich, zufrieden mit deiner Treu',
Mit diesem Kusse dir verzeihe:
Was sagst du? —

„Daſs ich zu elend bin
Das Leben länger zu ertragen!
Du Engel von Güte! was kann ich sagen?
Noch schwebt sie mir zu stark im Sinn,
Die gestrige Nacht — Ach! Ihr zu Füſsen
Lag ich, wie jetzt zu deinen hier,
Wünschte die Liebe, die ich ihr
Bekannte, mit meinem Blute zu büſsen,
Und liebte sie doch! — und fühlte mich

V. 366—385.

Mit Allmacht zu ihr hingezogen! —
Ach, Sonnemon! — ich habe dich,
Und ach! — mich hat mein Herz betrogen!
Und nun, was bleibt mir übrig, als
Zu sterben?"

Das gute Fräulein konnte
Sich kaum enthalten ihm an den Hals
Zu fallen, so mächtiglich begonnte
Die Liebe für ihn in ihrer Brust
Zu sprechen; doch hielt sie noch die Lust
Ihm was sie fühlte zu gestehen
Zurück, und: Höre mich, sagte sie;
Die Dame wird dich wiederzusehen
Wünschen —

„O! — (unterbricht er) nie
Soll dieſs mit meinem Willen geschehen!"

Es soll! ich will's! (erwiedert sie)
Das Zauberwesen muſs vergehen!
Ja, Gandalin, du sollst sie sehen
Und mich dazu! — und wenn alsdann
Dein Herz sich nicht entscheiden kann,
So müſst' ich — nichts davon verstehen.

V. 386–412.

Mit diesem Worte verlieſs sie ihn
Verräth'risch lächelnd, und — war verschwunden
Eh' Gandalin von seinen Knien
Sich zu erheben Kraft gefunden.
Ihr Lächeln, und wie sie sich betrug
Beym ganzen Handel, war Lichts genug:
Allein, ihm blieben die Augen gebunden.
Verwirrter als je in seinem Sinn
Kommt er nach Hause — irrt aus einem
Zimmer ins andre — weiſs in keinem
Was er gewollt — steht auf, sitzt hin,
Wird ausgekämmt und angezogen,
Setzt sich zu Tische, iſst, und — weiſst
So wenig davon, als wäre sein Geist
Zum Mann im Mond hinauf geflogen.
Nie ward ihm, seit er Luft gesogen,
Ein Abend so unerträglich lang.
Bald hofft er von der Katastrofe
Alles, bald wird ihm wieder so bang
Als naht' er seinem Untergang
Mit jeder Sekunde. — Wo bleibt die Zofe?
Was säumt sie? fragt er wohl hundertmahl
In Einer Stunde, (wie wartende Kinder
Am Niklasabend) und schaudert nicht minder,
So oft ein Fuſstritt auf dem Sahl
Sich hören läſst. — Und wie sie endlich,
Ein Blendlaternchen in der Hand,

Sich einstellt, ward er wie die Wand
So weiſs, und zitterte so schändlich,
Wie Doktor Faust im Fastnachtsspiel,
Da seine letzte Viertelstunde
Zu Ende läuft, sein schreckliches Ziel
Nun da ist, und zum Höllenschlunde
Ihn unter Blitz und Donnergeroll
Der böse Feind nun hohlen soll.

„So machen Sie doch? Was soll das Zaudern?
Herr Ritter! ich glaube gar Sie schaudern?
Ha, ha! nun merk' ich's! Sie wissen's schon? —
Man möcht' uns gern die Volte schlagen.
Die schöne Gräfin **Sonnemon** —
Sie komme nur! hat nichts zu sagen!
Sie wird an unserm Siegeswagen
Gar stattlich ziehn! — Nur frisch gewagt,
Herr Ritter, und sprecht, ich hab's gesagt:
So bald mein Fräulein **Je länger je lieber**
Den Schleier fallen lassen wird,
So ist auf einmahl der Streit vorüber,
Oder — ich hätte mich sehr geirrt!"

Der Ritter, ohne der Klappermühle
Ein Ohr zu leihn, steht, wie beym Spiele
Ein Mann der viel verloren hat,

V. 437—463.

Und nun versucht ist, auf ein Blatt
Sein ganzes Hab' und Gut zu wagen.
Tiefsinnig, in sich hinein gekehrt,
Steht er im Zweifel — Plötzlich fährt
Er auf und denkt: Ich will es wagen!
Ein einz'ger Augenblick voll Muth
Macht alles Geschehene wieder gut.
Ja, Sonnemon, ich will dich rächen!
Die Stolze, die dir Hohn zu sprechen
Vermeint — entschleiert soll sie stehn,
Und im Moment, wo sie zu siegen
Gewiſs ist — sich verworfen sehn!

Ein schnell aufloderndes Vergnügen
Blitzt über seine Wangen hin,
Indem er Muth und festen Sinn
Sich zutraut, diesen Sieg zu siegen.
Er folget nun im groſsen Trab
Der führenden Iris auf und ab,
Durch unbekannte Winkelgassen,
Die wenig Gutes vermuthen lassen;
Auch half das Blendlaternchen mehr
Zum Dunkelmachen als zum Leuchten.
So ging's nun lange hin und her,
Bis sie ein Hinterpförtchen erreichten.
Die Zofe klopft. Es thut sich auf
Und schlieſst sich wieder. Der Ritter tappt

V. 464—486.

Die lange Wendeltreppe hinauf,
Und dumpfe Ahnungen hemmen den Lauf
Von seinem Blut, er hustet, schnappt
Nach Athem, und bleibt wohl dreymahl
stehen,
Indem sie durch die lange Reih'
Von schwach beleuchteten Zimmern gehen.

„Viel Glücks! die Reis' ist nun vorbey,“
Spricht Iris, indem sie ein groſses Zimmer
Ihm öffnet, und hinter ihm wieder schlieſst.

Nun denket, — da ein Strom von Schimmer
Aus hundert Kerzen entgegen ihm schieſst,
Und vor ihm steht das nehmliche Zimmer,
Worin sich, nahe bey Paris,
Je länger je lieber zuerst ihm wies,
Die Decke mit goldnen Körben, Früchten
Und Blumen just wie dort staffiert,
Und mit den nehmlichen Bibelgeschichten
Die Wände ringsum tapeziert,
Und neben einem kleinen Tische
Das nehmliche Ruhbett in der Nische,
Und drauf im nehmlichen Überzug
Je länger je lieber mit ihrem Schleier;
Nun, bitt' ich, denkt, ob unserm Freyer
Das Herz im Busen höher schlug?

V. 487—510.

Er wurde so überrascht von allen
Den Wunderdingen, so überhäuft,
Daſs er, um nicht zu Boden zu fallen,
Kaum einen Lehnstuhl noch ergreift.

Die Dame, nachdem sie ihm, sich zu fassen,
Ein paar Minuten Zeit gelassen,
Dankt ihm im sanftesten Liebeston
Für diesen letzten Beweis von Achtung,
Und daſs er aus Liebe zu Sonnemon
Doch wenigstens nicht mit kalter Verachtung
Ein Herz, das ihm zu widerstehn
Nicht Kraft gehabt, bestrafen wollen.

„Ich will nicht klagen — nicht mein Vergehn
Durch Bitten um Mitleid noch erhöhn:
Du hättest in dein Herz zu sehn
Mir eher vielleicht gestatten sollen;
Mir sagen sollen mit guter Art.
Es sey versagt — wer weiſs, wir hätten
Uns beide vielleicht viel Schmerz erspart!
Ich hätte mich vielleicht noch retten
Können! — Doch all dieſs, Gandalin,
Ist Schicksal; wir konnten ihm nicht entfliehn.
Ich weiche — (sie sagte dieſs mit immer
Gerührterer Stimme) ich weiche der Noth.

Und täusche mich nicht! Ich seh's, kein Schimmer
Von Hoffnung bleibt mir — als vom Tod.
Du scheinst gerührt? — Dich zu betrüben
War nicht mein Wille; doch, laſs noch dieſs
Mich sagen — den Trost dich ewig zu lieben,
Den süſsen Trost, raubt mir gewiſs
Kein Schicksal! Und auch der Wahn ist süſs:
Laſs Sonnemon den Wahn mir gönnen,
Den Traum der schmeichelnden Fantasey,
Du hättest, wäre dein Herz noch frey
Gewesen, vielleicht mich lieben können!“

Hier wird sie so von Empfindung gedrückt,
Daſs ihr die Rede im Mund erstickt.

Ich hätte vielleicht dich lieben können?
(Ruft Gandalin ängstlich, als ob sein Herz
Zerspringen wollte vor Lieb' und Schmerz)
O könnt' ich diese Brust zerreiſsen
Und in mein Herz dich schauen heiſsen!
Ob ich dich liebe? Wie ängstigt mich
Dieſs grausame Zweifeln! Wohlan, so höre,
Was ich zu deinen Füſsen schwöre —
Wiewohl ich nicht begreife, wie
Dieſs alles möglich ist, und wie,
Durch welche allmächtige Sympathie,
Du mich bezaubert hältst — doch, höre,

Was ich bey dieser Hand, die ich
Hier fasse, bey jeder brennenden Zähre
Die auf sie fällt, gelob' und schwöre:
Ich liebe Sonnemon und Dich;
Ihr beide herrscht in meiner Seelen
Als hätt' ich nur für euch allein
Ein Herz, und zwischen euch zu wählen
Wird ewig mir unmöglich seyn!
O laſst mich! — Unwerth euch zu lieben,
Unwerth von euch geliebt zu seyn,
Unfähig mit getheilten Trieben
Euch glücklich zu machen, zu meiner Pein
Und zu der eurigen — euch zu lieben
Verdammt — o laſst mich, laſst mich fliehn,
Mich fern von euch in Gram verzehren,
Und möchte der Nahme Gandalin
Nie wieder eure Ruhe stören!

So spricht er liegend auf seinen Knien,
Und Thränen, wie glühende Tropfen, stürzen
Auf ihre Hand. — Das Fräulein kann
Nicht länger seine Qual zu kürzen
Sich säumen. — „Du wunderbarer Mann!
Und hättest du vor Sonnemons Ohren
Uns beiden all dieſs auch geschworen?“

O! ruft er, wäre sie doch hier!

„Da ist sie! — Siehe sie vor dir!“

V. *562—566.*

Und siehe! Mantel und Schleier wallen
Von ihren Schultern — und — Sonnemon
(O Lieb' um Liebe! o süſser Lohn
Der schwersten Prüfung!) Sonnemon
Läſst sich in seine Arme fallen!

KLELIA UND SINIBALD

ODER

DIE BEVÖLKERUNG VON LAMPEDUSE.

Ein Gedicht in zehn Büchern. 1783.

EINLEITUNG.

V. 1 — 10.

Für dieses Mahl — doch ohne Präjudiz —
Soll keine Muse sich mit unserm Spiel bemühen,
Kein Hippogryf, behender als der Blitz,
Mit uns davon ins Land der Elfen fliehen:
Der Dichter mag mit seinem Biſschen Witz
So gut er selber kann sich aus der Sache ziehen!
Es soll ein Gott, wie Flakkus lehrt, nur dann
Ex Machina dem Stück entgegen springen,
Wenn der Poet mit rechten Dingen
Dem Helden und sich selbst nicht weiter helfen kann.

V. 11—27.

Hier ist demnach von Feen und von Zwergen,
Von Lilienstab und Horn und Becher keine Spur;
Den Orthodoxen der Natur
Zu groſsem Trost! Doch können wir nicht bergen,
Daſs zweymahl wenigstens (wiewohl im Traume nur,
Und ohne selbst persönlich auf die Bühne
Hervor zu gehn) die heilige Kathrine
Mit ihrem Schwert, und einem Kranz von Myrt'
Und Rose um die Stirn, sich sehen lassen wird.
In einem Traum (der, wie ihr wiſst, im Magen
Erzeugt wird) läſst sich das noch allenfalls ertragen:
Das Faktum übrigens weicht keinem im Homer,
Und Caviceo, (im Vertrau'n zu sagen)
Wenn ihr ihn kennet, leistet die Gewähr.

Doch, käm' auch allenfalls ein Geist von jenen braunen,
Die stets geschäftig sind auf Unheil auszugehn,
Dabey ins Spiel, wer wird darob erstaunen?

V. 28–46.

Dergleichen pflegt ja täglich zu geschehn!
Zumahl in jener Zeit und jenem Strich der Erden
Wohin wir euch versetzen werden.
Da macht sich nichts, wie groſs, wie klein es sey,
Beelzebub ist immer auch dabey.
Wer weiſs, ist's nicht, wenn wir's genau erfragen,
Noch eben so in diesen unsern Tagen?
Nur sehn wir oft was Satanas gethan,
Aus falschem Stolz, für eigne Arbeit an.

Indessen scheint, die Wahrheit rund zu sagen,
Ein Dichter, der mit solchem kalten Blut,
Aus eigner Kraft und ohne Musenwuth,
Zu Werke geht, sehr viel dabey zu wagen.
Verbänd' er auch mit einem scharfen Blick,
Die Linie des Schönen nie zu fehlen,
Das leiseste Gefühl im Prüfen und im Wählen,
Und mit der Kunst, durch rhythmische Musik
Sich in die Herzen einzustehlen,
Die Leichtigkeit, der Grazien letzte Gunst;

V. 47–65.

Und (wenn sie spröde sind) zum wenigsten die Kunst
Den strengen Fleiſs der Feile zu verhehlen:
Dieſs alles, ohne jenen Strahl,
Den Japets Sohn am Quell des Lichtes stahl,
Was hälf' es ihm, sein Kunstwerk zu beseelen?
Von diesem Feuer sey des Dichters Busen warm!
Nichts andres kann den Frost der Kunst besiegen;
Und ewig kalt wird in Pygmalions Arm
Zu seiner Qual die Marmornymfe liegen,
Wird nie den Kuſs, den er mit heiſsen Zügen
Aus ihren todten Lippen schlürft,
Erwiedern, nie an seine Brust gesunken
Zerschmelzen in Gefühl, wenn Amor einen Funken
Aus seiner Fackel nicht in ihren Busen wirft.

O sagt mir denn, ihr Meister jener Werke,
Aus welchen, ewig schön und jung,
In frischer unerschlaffter Stärke
Der Genius der Begeisterung
Uns noch entgegen weht, o sagt mir an, wo ſandet

Ihr seinen Sitz? Durch welchen Talisman,
Durch welche Zauberworte bandet
Ihr seine Flüchtigkeit? — Wer kann
Im Ocean der Luft des Windes Pfade spähen?
Wir hören wohl sein brausend Wehen,
Allein wer ist der ihn in Fesseln schloſs?
Wer leitet ihn, wie ein gebändigt Roſs?
Er kommt! man fühlt in Mark und Adern
Des Gottes Gegenwart, allein er kommt und geht
So bald er will, und wer darf mit ihm hadern?
Vergebens ruft ihr ihm; kein stürmendes Gebet
Hat jemahls seine Gunst erfleht,
Kein Starker hat ihn je gebunden:
Wie die Gelegenheit ist er auf einmahl da,
Und wer sich sein am wenigsten versah
Hat ihn sogar im Schlafe schon gefunden.

Wohlan, so sey es denn gewagt!
Der Dichter mache nur (wie den Pygmalionen
Geziemt) sich frisch ans Werk und unverzagt,
Und sey der Kunst zu hold, um seiner selbst zu schonen:
Vielleicht setzt unvermerkt ein freundlicher Genie

V. 87—89.

(Mich däucht, ich spüre schon von fern sein leises Schweben!)
Sich bey der Arbeit ihm aufs Knie,
Und macht sich selbst die Lust die Gruppe zu beleben.

ERSTES BUCH.

V. 1—12.

Schon hatten Morgens früh, beym festlichen Gelärm
Der Glocken, schaarenweis' die Bürger von Palerm
An Sankt Kathrinens Tag zur Mette sich versammelt;
Die Glocken hatten ausgebammelt,
Vorüber war der Zug mit Kreuz und Fahn',
Und Priester stimmten schon, der Heiligen zu Ehren
Mit reichen Stolen angethan,
An wohl beräucherten Altären
Ihr *Dominus vobiscum* schnarrend an:
Als Sinibald, ein junger Pflastertreter
Aus Tankreds edlem Blut, (sonst nicht der gröſste Beter)
An Guido's Arm, in seinem Sonntagsstaat,

Von Neugier angelockt mit in die Kirche trat.
Man merkte wenigstens an seiner Weltkinds-Miene
Ihn ziehe nicht die heilige Kathrine,
Wie schön sie auch von eines Taffi Hand, 1)
In einem Kranz von goldnen Engelsköpfen,
Am Hochaltar in Lebensgröſse stand.
Wiewohl die Kunst in ihm sonst einen Gönner fand,
Jetzt schien er wenig Lust aus Taffi's Werk zu schöpfen;
So sehr beschäftigte die schönere Natur
Den Kennerblick, der hier sich gern verwirrte,
Und, gleich dem Schmetterling auf einer Blumenflur,
Um hundert fromme Schönen irrte,
Die, sitzend oder auf den Knien,
Ihn wechselsweis', unwissend, an sich ziehn;
Denn jede schien allein die Sorge zu beseelen
An ihrem Rosenkranz sich nicht zu überzählen.

Noch hatte, dem Narciſs an Selbstgefallen gleich
Und unbekannt mit Amors süſsen Wunden,
Der junge Sinibald in Rogers 2) schönem Reich
Nichts schöners als sich selbst gefunden,
Und, knabenhaft auf seinen Kaltsinn stolz,

V. 34—54.

Sich immer für so fest gehalten
Als schlüg' in seiner Brust ein Herz von Eiſenholz.
Er sah die reitzendsten Gestalten
Am Hofe zu Palerm so kalt und unverletzt
Wie Tulpen an, an deren Wuchs und Farben
Und buntem Glanz das Auge sich ergetzt,
Und ihre Blicke lieſsen nicht mehr Narben
In seinem Aug', als eine Rose läſst,
Die man mit Lust an Nas' und Lippen preſst,
Doch bald, indem der Busch mit zwanzig frischern pranget,
Sie fallen läſst und nach der nächsten langet.

So schwärmt sein Leichtsinn kühn und wild
Von Bank zu Bank an dieser heil'gen Stätte;
Und Köpfe, die für ein Madonnenbild
Ein Giotto 3) zum Modell genommen hätte,
Erhielten hier und da das Glück
Von ihm bemerkt zu seyn kaum einen Augenblick,
Und dieſs sogar nur im Vorübergehen.

Von ungefähr — doch, ist von ungefähr
In Narrenschädeln selbst wohl jemahls was geschehen?
Sogar, wenn wir am irrsten gehen,

V. 55—71.

Führt eine Wolkenhand uns ungesehn einher —
Indem er also — nicht von ungefähr
Im Kreuzgang irrt, fällt eine starke Helle
Aus einer schimmernden Kapelle
Ihm ins Gesicht, wohin der Zulauf gröſser war
Als anderswo, weil hier, dem Christenvolk zur Freude,
Die Heilige des Tags in ihrem reichsten Kleide,
Mit goldner Kron' auf ihrem flächsnen Haar,
Von Perlen schwer und funkelnd von Geschmeide,
Im Galastaat zu sehn und heute gnädig war.

Der Jüngling geht hinein, tritt nahe zum Altar,
Und wird, indem er sich nach neuer Augenweide
Herum sieht, im Gedräng der andachtsvollen Schaar,
In einem offnen Betstuhl knieend,
Bey eines Wachsstocks Schein ein schönes Kind gewahr.
Den Engeln Guido's gleich von lauter Himmel glühend,
Lag sie auf ihren Knien, der schönen Hände Paar

Empor gefaltet, da; die groſsen blauen Augen
Zu ihrer Heiligen entzückt und angelweit
Eröffnet — um in frommer Kindlichkeit
Die Gnaden dieses Tags auf einmahl einzusaugen.

Wiewohl ein dünner Flor ihr liebliches Gesicht,
Den Lilienhals, und selbst die schönen Hände deckte,
So schien doch alles was er nicht
Verhüllte, oder doch verräth'risch nur versteckte,
Von einer Schönheit, die so wenig als das Licht
Sich selbst verbergen kann, und durch bescheidnes Schweigen
Am würdigsten gepriesen wird, zu zeugen.

Aus jedem Zuge sprach das zarteste Gefühl,
Von künft'gen Küssen schien ihr kleiner Mund zu schwellen,
Und stets verrieth der Gase leichtes Spiel
Des jungen Busens sanfte Wellen!
Ein Amor schien, ihr selber unbewuſst,
In süſse Träume sich auf ihnen einzuwiegen,
Und, unbekannt mit seinen Siegen,
Ihr Auge, wo im reinsten Blau die Lust

Gleich einem Wölkchen schwimmt, wenn's euch nur angesehen
Zu haben glaubt, euch Liebe zu gestehen.

Von allem dem sah unser Jüngling — nichts!
Und wenn, im Glanz der reinsten Feuersfäre,
Von tausend Engelchen des Lichts
Umschwommen, wie in einem Flammenmeere,
Den Mond zu ihrem Fuſs, ums Haupt den Sternenkranz,
Die Mutter Gottes selbst vor ihm erschienen wäre:
Ihn hätte kaum, mit allem ihrem Glanz,
Die himmlische Erscheinung mehr geblendet,
Als, bloſs von eines Wachsstocks mattem Licht
Beleuchtet, ihm dieſs irdische Gesicht
Besonnenheit und Selbstgefühl entwendet.
Er stand, wie einer der nicht hörte und nicht sah,
Bezaubert und vergeistert da;
Und ob er gleich aus tausend Augen schaute,
Mit jedem Blick sie ganz in sich hinein zu ziehn,
Dann wieder ganz in sie sich einzusenken schien,
Und kaum zu athmen sich getraute,
So hätt' er doch, wenn's auch sein Leben galt,

Von ihrer Bildung und Gestalt
In seinem Taumel nichts genaues sagen können.
Genug, ihm war, so bald er sie
Erblickt, nicht möglicher sich von sich selbst zu trennen,
Als von dem zweyten Ich, der lebenden Kopie,
Die sich von ihr in seine Seele drückte,
Indem er Sie, indem sie Ihn erblickte.
Denn, o des Wunderwerks der schönen Sympathie!
Kaum glitschte, ohne daſs sie wuſste
Warum, ihr warmer Blick von Sankt Kathrinen ab,
Und tauchte (weil er doch auf etwas tauchen muſste)
Auf Sinibald, — der, wie von Merlins Stab
Versteinert, nur durchs Feuer seiner Blicke
Ein Zeichen daſs er lebe gab —
So zog sie diesen Blick so hastig schnell zurücke,
So schnell und so beschämungsvoll
Als hätte sie gesehn was man nicht sehen soll:
So wie ein Kind zurück das Händchen ziehet,
Wenn es im Gras nach einem Blümchen greift
Und unverhofft an eine Nessel streift.
Ihr reitzendes Gesicht, von Andacht sanft durchglühet,

Wird plötzlich lilienweiſs, und lodert gleich geschwind
Noch röther auf. Ein Stich scheint ihr durchs Herz zu fahren,
Doch ein so süſser Stich! Das gute fromme Kind,
Dem nie in ganzen sechzehn Jahren
Dergleichen widerfuhr, ist für die Ursach' blind,
Und denkt, was kann mir das bedeuten?
Ein heimlicher Instinkt scheint gleichwohl sie zu leiten,
Und, ungewarnt von ihrer Schützerin,
Blickt sie erröthend wieder hin,
Und heilt den ersten Stich — sogleich mit einem zweyten:
Mit jedem neuen Blick versüſset sich der Schmerz,
Und was sie schrecken sollte, macht ihr Herz.

Bey allem Taumel seiner Sinnen
Läſst Sinibald — der sie so brünstiglich
Als wär' an ihr ein Ablaſs zu gewinnen
Betrachtet — keinen Blick entrinnen,
Der sich von ihr zu ihm hinüber schlich:
Und, da zu Lind'rung seines Schmerzens
Die Augensprache hier das einz'ge Mittel war,
So stellt' er ihr die Triebe seines Herzens

So nachdrucksvoll in dieser Sprache dar,
Daſs sie, wiewohl darin noch gänzlich unerfahren,
Doch schnell (kraft einer wunderbaren
Geheimen Deutungskunst) so viel davon verstand,
Zu fühlen, daſs sie ihn nicht merken lassen dürfe,
Wie angenehm sie seine Sprache fand.
Ein strenger Blick (ihr schien's zum wenigsten, sie werfe
Den strengsten, der ihr möglich war, ihm zu)
Setzt nun ihr kleines Herz in eine kurze Ruh;
Und, aller ferneren Zerstreuung zu entgehen,
Fängt sie mit Eifer an den Rosenkranz zu drehen.

Welch eine Heldin sich das sanfte Mädchen dünkt,
Da, seit sie nicht mehr hingesehen,
Bereits das dritte Ave sinkt!
Die groſse Thräne, die in seinem Auge blinkt,
Mag unbemerkt um Mitleid flehen!
Getreu dem warnenden jungfräulichen Instinkt
Schaut sie noch immer unbeweglich
Auf ihren Rosenkranz, und hält's in Einem Stück

Bis an den Glauben aus: doch länger war's nicht möglich!
Nur einen kleinen Seitenblick
Beym Athemziehn, bevor sie ihren Glauben
Beginnt, den kann ihr doch die Andacht noch erlauben?
Nur, ob der Mann noch da ist? noch so scharf
Sie anzuschaun sich unterstehen darf?

Solch einer Absicht sich zu schämen
War Kinderey; allein, wer kann für sein Gefühl?
Der scheue Blick anstatt gerad ans Ziel
Zu gehn, muſst' einen Umweg nehmen,
Erst auf dem goldbelaubten Fries
Des Pfeilers ruhn wo Sinibald gestanden,
Eh' er allmählich sich auf ihn herunter lieſs.
Zum Glück war unterwegs ein Sankt Baptist vorhanden,
Der ihm, bevor er noch an Ort und Stelle kam,
Die Hälfte seines Feuers nahm.
Und dennoch, ob sie gleich damit nichts eingestanden
Zu haben glaubt', und im Momente, da
Ihr Aug' auf seines stieſs, stracks wieder vor sich nieder
Gar züchtiglich auf ihre Schürze sah,

So schlug doch unter ihrem Mieder
Ihr kleines Herz so sichtbarlich empor,
Und eine solche Gluth bedeckte bis ans Ohr
Ihr liebliches Gesicht, als ob sie einer Sünde
Die nur der Papst vergiebt sich selber schuldig
finde.

„Gewiſs, es ist mit mir nicht wie es soll,
Spricht sie zu sich, bestürzt und unruhvoll;
Ich werde doch nicht etwa gar erkranken?
So laulich, so zerstreut, von weltlichen
Gedanken
So angefochten und gepreſst,
So — daſs ich's selbst nicht weiſs — war ich in
meinem Leben
An keinem Sankt-Kathrinenfest:
Die Heil'ge mög' es mir vergeben!“

Zu ihrem groſsen Trost entläſst
In diesem Augenblick das *Ite missa est*
Für dieses Mahl die sämmtlichen Verwandten
Der Brüderschaft, die Sankt Kathrinens Fest
Zu Ehren hier ihr Wachs verbrannten.
Unruhig lief nach ihrem Unbekannten
Rosinens Auge hin und her,
Und fand ihn nicht; er war auf einmahl weggeschwunden.
Ihn hatte, kurz zuvor ein alter Zeidelbär

Von einem Oheim aufgefunden,
Und, eh' er noch mit einem Abschiedsblick
Der Schönen sich empfehlen konnte,
Ihn mit sich fortgeschleppt. Sein widriges Geschick
Begnügt sich nicht so hastig sie zu trennen;
Es muſs ihm auch sogar das Glück
Zu wissen wen er liebt miſsgönnen!

Rosine, die (vielleicht der Möglichkeit zu Lieb'
Den Flüchtling irgend aufzuspähen)
Von allem Volk beynah die letzte blieb,
(Wiewohl aus bloſsem Rachetrieb,
Wenn sie ihn fände, stracks sich von ihm wegzudrehen)
Muſs, da der Küster schon mit seinen Schlüsseln klirrt,
Doch endlich, ernst und stumm und in sich selbst verirrt,
Mit ihrer Magd nach Hause gehen;
Wo König Salomon, wie er das Jungfernkind
Zu theilen winkt, mit einer rothen Nase,
Auf Holz gemahlt, und — eine alte Base,
Gichtbrüchig, taub, an einem Auge blind,
Ihr Zeitvertreib in langen Nächten sind.

V. 233—255.

Doch, ich besinne mich — die Ahnen ungezählet,
Die, um und um gewapnet und gestählet,
In langer Reih' im Vorsahl Wache stehn,
War noch ein altes Stück von Hausrath hier zu sehn.
Es war die Magd, die sich Frau Klare nannte,
Die Amme erst, hernach die Guvernante,
Nun, da das Fräulein einem Mann
Entgegen reift und selbst ihr Halstuch stecken kann,
Geheimer Herzensrath der reitzenden Infante;
Ein gutes, flinkes, rundes Weib,
Von Kopfe leicht, doch etwas schwer von Leib;
Den Rosenkranz zwar immer in den Händen
Zu drehn gewohnt, allein noch von der Jugend her
Für junger Herzen Noth an Mitleid selten leer,
Und willig sie zu enden und zu wenden
So viel in Ehren möglich ist;
Der Tugend hold, (die geht doch über alles!)
Doch so, daſs immer nöth'gen Falles
Ihr eine kleine Weiberlist,
Um einem guten Zweck zu dienen,
Das Herz nicht schwerer macht; im übrigen Rosinen,

Bey der sie von der Wiegen an
Der Mutter Platz vertrat, die ihre Milch gesogen,
Und die sie, Gott sey Dank! so schön und groſs gezogen,
Mit Leib und Seele zugethan.

So lieb nun auch der guten Frau ihr Bette
Um diese Jahrszeit war, so ist gewiſs, sie hätte
Um vieles Gold ihr Fräulein nicht allein
Zur Kirche lassen gehn, zumahl in eine Mette.
„Sie ist ein frommes Kind; doch, selbst in heil'ge Stätte
Schleicht der Versucher oft sich unvermuthet ein;
Man kann nicht zu behutsam seyn!“
Kurz, wo Rosine ging, da watschelte Frau Klare,
Mit ihrem Rosenkranz am Gürtel, hinter drein.

Der junge Herr im langen gelben Haare
Und goldnen Wamms, der heute linker Hand
Am zweyten Pfeiler vom Altare
Die ganze Messe durch ihr gegenüber stand,
War ihrem Scharfblick nicht entgangen.
Sie hatte, wie ihr däucht, sogar
Verschiedne Blicke aufgefangen,
Wobey ihr Herz nicht ohne Argwohn war.

V. 275—295.

Herr Sinibald, und Guido, sein Begleiter,
(Der neben ihm, wiewohl ein wenig weiter
Zurück gelehnt, ihr in die Augen stach)
Ein paar Figuren wie gedrechselt,
Bey deren Anschaun oft der Andachtsfaden brach,
Sind beide ihr dem Nahmen nach
Bekannt; nur daſs sich stets, wenn sie von einem sprach,
Der Nahm' in ihrem Kopf verwechselt,
Und, ohne daſs sie sich von Irrthum träumen lieſs,
Ihr Guido Sinibald, und dieser Guido hieſs.
Die Ursach' können wir nicht sagen;
Genug, daſs selbst zu London und Paris
Wohl eher sich dergleichen zugetragen.

Rosinens vorgebogner Hals
Und unruhvoller Blick, als nach gesungner Messe
Der junge Herr auf einmahl in der Presse
Verloren ging, war Klaren ebenfalls
Nicht unbemerkt und unglossiert geblieben;
Doch that sie nicht als ob sie was gesehn;
Und, während dem nach Hause gehn
Sprach keine nicht ein Wort, (wiewohl sie vor Verlangen

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND, C.M. FN. 13015/025

Zu fragen dürsteten) weil jede anzufangen
Und ihren Vorwitz zu gestehn
Sich schämte. — „Sahst du ihn an meinen Augen hangen?
Wer war's? Wie nennt er sich? Begreifst du einen Grund,
Warum er ohne Gruſs so schnell davon gegangen?“
Dieſs schien Rosinens Blick, dieſs schien ihr Rosenmund
(Der immer halb zum Fragen offen stund
Und immer schwieg) die Amme stets zu fragen;
Und, o was hätte diese nicht zu sagen,
Verböt' es nicht der Tante Gegenwart!
Der Tante, die, aus Mangel guter Säfte
Lebendig todt für alle Weltgeschäfte,
Indessen sie der Mittagstafel harrt,
Im Sorgestuhl, zu Schonung ihrer Kräfte,
Begraben liegt und Litaneyen schnarrt,
Wobey, das Spinnrad vor den Füſsen,
Das Fräulein und Frau Klar' den Korus machen müssen.

Kathrinentag, der sonst im ganzen Jahr
Von Alters her der kürzsten einer war,
Wird für ein schönes Kind, das mit dem nächsten Lenzen
Erst sechzehn zählt, durch einen solchen Zwang,

V. 317—336.

Bey solchem Zeitvertreib, nun freylich mächtig lang.
Zusehens wird auch ihr Gesichtchen länger,
Und von erstickter Seufzer Drang
Das knappe Mieder immer enger.
Es war ich weiſs nicht was, das einem seltsam bang
Und schwer macht, in der Luft. Bey Tische
War auch nichts wie es soll, die Makkaroni kalt,
Das Frikassee ein ekelhaft Gemische,
Das Rebhuhn zäh, und die Oliven alt.
Des Abends, wie dem trägen Stundenglase
Der Sand entschlupfte, nahm das Übel sichtbar zu:
Miſsmuthiger als Jo, da Zevs in eine Kuh
Sie eingesperrt, und auf die rothe Nase
Des Königs Salomon hinstarrend, saſs sie da
Und wuſste nicht was neben ihr geschah.
„Was ist dem Mädchen? fragt die alte taube Base;
Was fehlt dir, Kind?“ — Ein gräulich Kopfweh, spricht
Das Fräulein. — „Armes Ding! So nimm das kleine Licht
Und geh und lege dich zu Bette!
Frau Klare soll so lange bey dir seyn

Bis du entschläfst. Das sind die Früchte von der Mette!
Du weiſst, ich gab nicht gern den Willen drein.
Frau Klare, führe Sie das liebe Kind zu Bette,
Und geb' ihr siebenzig von meinen Tropfen ein;
Und schwitzt sie drauf und schläft, ich wette,
Bis morgen wird ihr besser seyn!"

Dies war es just, (die Tropfen ausgenommen)
Was beiden fehlt; der Rath kann nicht erwünschter kommen.
Das Fräulein ist mit Klaren kaum allein,
So fühlt sie sich schon weniger beklommen.
Man zieht sich aus; die Amme präludiert;
Der Zwang wird mit dem Mieder aufgeschnürt,
Das Herz kriegt Luft, die Schüchternheit verschwindet,
Und, wie man erst den rechten Faden findet,
Wird, ohne Schlaf, beynah die halbe Nacht
Mit süſsem Plaudern hingebracht.
Von wem, als von dem Herrn, im langen gelben Haare
Und goldnen Wamms, der heute linker Hand
Am zweyten Pfeiler vom Altare
Die Messe durch ihr gegenüber stand?

Frau **Klare** kennt ihn gut: er ist ein Herr von Stand,
Und reich dabey, und **Guido** ist sein Nahme;
Und, daſs der Mann für ihre junge Dame
Bis an den Hals in Liebe steckt,
Hat sie beym ersten Blick entdeckt.
Der **Oheim** nur, der nach dem Amt 4) sich seiner
Bemächtigte, und ihn im ersten Strom
Des Volkes mit sich zog, ist zwar ein alter, feiner,
Verschmitzter Kauz, und geitzig wie ein **Gnom**,
Und **Guido**, der ihn einst zu erben
Gedenkt, muſs allerdings *pian' piano* mit ihm gehn:
Allein davon läſst sich das Ende sehn;
Der Oheim wird zuletzt wie andre Menschen sterben,
Und dann — wer weiſs — dann könnte was geschehn!
„Kurz, gnäd'ges Fräulein, ich, ich hoffe mit zu erben.
Den Brautkranz flecht' ich selbst! Er soll mir wunderschön
Auf diesem art'gen Köpfchen stehn,

Ich hoffe rechten Dank beym Bräut'gam zu erwerben.
Da soll's zum letzten Mahl noch an ein Tanzen gehn!
Bey meiner Treu'! so alt ich bin, ich springe
Bis mir kein Faden trocken bleibt.“

Fy! (lispelt ganz in Gluth das Fräulein) solche Dinge
Zu sagen! Dein Geplauder treibt
Mir alles Blut wie Feuer in die Wangen!

„Ey, ey, mein Schatz, was Arges sagt' ich dann?
Wer wird von einem Wort auch gleich so Feuer fangen?
Der Mädchen innerstes Verlangen,
Wie fromm sie sind, ist doch zuletzt — ein Mann;
Was hat sich's da zu schämen und zu prangen?
Die Ehen werden ja im Himmel selbst gemacht;
Und, ist der Tag erst aufgegangen,
So folgt dem Tag natürlich eine Nacht.
Doch — eine Nacht, worin wir nichts versäumen,
Wird billiger verschlafen als verwacht:

Drum, trautes Kind, für heute gute Nacht,
Und laſs Sie Sich was angenehmes träumen!“

Ob diesen Wunsch **Rosine** wahr gemacht,
Ist unbekannt. Von **Sinibald** hingegen
Sagt die **Legend'**: er habe ihrentwegen,
So bald er seinen Öhm vom Halse sich geschafft,
Den ganzen Tag verwandt, bey Nebelduft und Regen
Die Straſsen auf und ab zu fegen,
Und, wo ein Haus Vermuthung zu erregen
Und halbweg würdig schien solch einen Schatz zu hegen,
Hab' er beynah sich blind und steif gegafft,
Ob seiner hungernden Begierde
Ein günstig Fenster nicht sich endlich öffnen würde;
Und, da zuletzt bey später Tageszeit
Der *Angelus* 5) ihm laut ins Ohr geschlagen,
Hab' er, erschöpft von Müdigkeit,
Mit schwerem Haupt und leerem Magen,
Sich heim geschleppt, auf einen sammtnen Schragen
Sich hingestürzt, wie **Dido beym Virgil**,
Und ach! (wie sie) der Liebesgötter Spiel,
Nach Ruh für seine Herzenswunden
Zum Himmel aufgeschaut, und leider! nichts gefunden. 6)

V. 413—433.

Doch, sparet immer noch, ihr Mädchen von Gefühl,
Die Thräne, die bereits in euerm Auge zittert,
Für jemand auf, der Mitleids mehr bedarf!
Der Schlange Biſs ist wahrlich nicht so scharf
Die man mit Lust im Busen hegt und füttert!
Der Sinibald, der dort verzweiflungsvoll
Vom Schragen 7) in den Stuhl, vom Lehnstuhl auf den Schragen
Sich wirft, nicht schlafen kann, sein Schicksal anzuklagen
Nicht müde wird, ist zwar — ein wenig toll;
Allein sein Übel macht ihm allzu viel Behagen
Als daſs er euch im mindsten dauern soll.
Ihr denket, eine Nacht von vierzehn langen Stunden,
Worin kein Schlaf in seine Augen kam,
Sey eine schlimme Nacht; er hab' in seinem Gram
Sie ganz gewiſs unendlich lang gefunden?
Nichts weniger! Sie flog mit ihren vierzehn Stunden
Ihm wie in einem Traum vorbey.
Ein Mensch, der in der Schwärmerey
Des Liebeswahnsinns einen Stollen
An seinem Bett umarmt, und heilig glaubt, er sey
An seiner Göttin liebevollen

Milchweiſsen Busen, wie die schöne Galathee
An Acis Hals, in Wonne hingequollen,
Begehrt wohl nicht, daſs wir mit seinem Weh
Noch groſses Mitleid tragen sollen!

Preiswerthe Schwärmerey! wohlthätige Magie!
Sein Glück ist zwar nur Fantasie;
Allein es füllt den Platz der Wahrheit die ihm mangelt,
Und seine Schöne steht so lebend vor ihm da
Wie er sie heut im Betstuhl knieen sah,
Da sie mit Einem Blick sein Herz ihm weggeangelt.
Er spricht mit ihr von seiner Gluth so frey
Als mit sich selbst; er glaubt sogar zu sehen
Daſs sie nicht ungerührt bey seinem Leiden sey.
Ihr redend Auge scheint ihm etwas zu gestehen,
Und, wenn sie es erröthend wegzudrehen
Versuchen will, mit unsichtbarer Hand
Ein Amor es auf ihn zurück zu drehen.
So nährt die Fantasie den süſsen Liebesbrand:
Und wenn dann auch, so bald ihr Zauberband
Von seiner Stirne fällt, das holde Luftbild wieder

In nichts zerflieſst; so läſst, im stillen Mondenschein,
Die Panacee für alle Seelenpein,
Die Hoffnung, sich auf seinen Busen nieder,
Und webt ihn unvermerkt in neue Träume ein.

Anmerkungen.

---

1) S. 140. V. 16. Ein Mahler aus dem zwölften Jahrhundert, in welchem sich die gegenwärtige Geschichte zugetragen. Er beschäftigte sich mehr mit musaischer Arbeit als Staffeley-Gemählden; und der Legendenschreiber könnte sich wohl in der Person des Meisters geirrt haben.

2) S. 140. V. 31. Roger II. aus dem Stamme des Normanns Tancred von Hauteville, nahm zuerst im Jahre 1130 den Titel eines Königs von Sicilien an, und erwählte Palermo zu seinem Sitze.

3) S. 141. V. 48. Auch ein Florentinischer Mahler dieser Zeiten, (doch später als diese Geschichte) ein Freund des groſsen Dante, (dessen Bildniſs er mahlte) und noch jetzt allen Künstlern und Dilettanten bekannt durch das bewundernswürdige Mosaik über der groſsen Pforte der Peterskirche in Rom, welches nach ihm *la nave del Giotto* genannt wird.

4) S. 157. V. 362. Dem Hochamt, wie die laut gesungenen Messen genannt werden.

5) S. 159. V. 405. Ein Zeichen den englischen Gruſs zu beten, das in der katholischen Kirche Mittags und Abends mit der Glocke gegeben wird.

6) S. 159. V. 412. Anspielung an das Virgilische — *quaesivit coelo requiem ingemuitque negata.*

7) S. 160. V. 419. Ein altes Wort für das Französische *Grabat.*

ZWEYTES BUCH.

V. 1—12.

Der Dämon, der in tausend Truggestalten
Muthwillen treibt mit Jungen und mit Alten;
Bald wie ein lächelnd Kind um Hebe's Busen spielt,
Bald fröhlich-wild, gleich einem rohen Knaben,
Den Bogen spannt und gar nach Göttern zielt;
Bald zahm und schmeichelhaft durch tausend art'ge Gaben
Zum Zeitvertreiber sich der schönen Welt empfiehlt,
Doch, eh' sie sich's zu ihm versehen haben,
Hier einen Kuſs und dort ein Herzchen stiehlt:
Mit Einem Wort, der Schalk, den die Poeten
(Ein leichtes Volk!) so reitzend, schön und hold,
Mit Rosen um die Stirn und Flügelchen von Gold,

V. 13—33.

Uns vorzumahlen nicht erröthen;
Wiewohl ein Ehrenmann, der ihn bey Lampenlicht
In *puris putis* einst gesehen,
Aus seinem eignen Mund ein andres von ihm spricht; 1)
Kurz — mit dem Wort einmahl heraus zu gehen,
Asmodi, der nicht leichtlich unterläſst
Zur Mettenzeit in Kirchen und Kapellen
Auf gutes Glück sich heimlich einzustellen,
War seinem Brauch auch am Kathrinenfest
Nicht ohne Vorsatz treu geblieben,
Ein Stückchen seiner Kunst im Dunkeln auszuüben.
Ob unsre Heilige (mit ihrem Ehrentag
Bemüht genug) ihn hinterm goldnen Schilde
Von einem Sankt-Georgen-Bilde
(Wo er auf Unheil lauernd lag)
Nicht wahrnahm, oder ihn mit Wissen
Geduldet, weil die Bösen doch zuletzt
Durch jene Mittel selbst das Gute fördern müssen,
Wodurch sie sich's zu hindern vorgesetzt,
Dieſs sey dahin gestellt! Genug, der Dämon lau'rte
In seinem Hinterhalt so lang' die Mette dau'rte;

V. 34—49.

Und daſs er dort nicht ungeschäftig war,
Macht was nun folgt, wird uns deutlich offenbar.

Nah an Rosinens Stuhl und schier in gleicher Weite
Von Sankt Kathrinens Hochaltar
Stellt' an der Wand sich noch ein Betstuhl dar,
Wo (einem alten Molch, der sie bewacht, zur Seite)
Ein andres schönes Kind, nach Art der Geister zwar
Von Menschen ungesehn, doch gegenwärtig war.
Der Betstuhl, vorn mit goldnem Laub vergittert,
War ganz aus festem Holz gezimmert und geschnitzt,
So daſs der matte Schein, der durch das Laubwerk zittert,
Die Schöne, die dahinter sitzt
Um ihren Rosenkranz mit schwerem Muth zu käuen,
Vor aller Möglichkeit beschützt,
Durch ihre Augen — sich und andre zu zerstreuen.
Weil dieses Fräulein (zwar ganz ohne ihre Schuld)

V. 50—69.

Zum Knoten unsers Stücks nicht wenig beygetragen,
So bitten wir den Leser um Geduld,
Ihm, eh' wir weiter gehn, ein Wort von ihr zu sagen.

Sie wurde Klelia von Montapert genannt,
War reich, von gutem Haus, in ihren schönsten Tagen,
Und mit Rosinen nah verwandt:
Und, weil nur eine Wand die beiden Häuser trennte,
(Die ehmahls zu des Ahnherrn Zeit
Ein einzigs ausgemacht) und dieſs Gelegenheit
Den beiden jungen Fräulein gönnte,
Durch einen Kammerladen sich
Im Haushabit vertraut und nachbarlich
Zu sehn, und oft, bis sie vor Kälte schaudern,
Die halbe Nacht im Mondschein zu verplaudern;
So waren sie, beynah von Kindheit an,
Mit aller Sympathie von leiblichen Geschwistern
(Nach junger Mädchen Art) einander zugethan,
Und hatten, ob sie gleich sich alle Tage sahn,
Viel angelegnes stets einander zuzuflüstern.
Was sonst bey Mädchen pflegt die Freundschaft zu verdüstern,

Erobrungssucht und Nebenbuhlerey,
Lieſs ihre Seelen noch von Neid und Argwohn frey;
In zweyen Busen schien ein einzig Herz zu wallen,
Und jede, unbelehrt wie schön sie selber sey,
In ihrer Freundin nur sich selber zu gefallen.

Zu dieser Sympathie kam noch die Ähnlichkeit
In ihrer äuſserlichen Lage;
Denn beide drückt der Jugend gröſste Plage,
Gezwungne Abgeschiedenheit.
Die Kirche ist (Dank sey der Wachsamkeit
Und strengen Zucht worunter beide stehen!)
Der einz'ge Ort
Wo sie *Gesellschaft* sehen;
Und, wenn ihr guter Engel dort
Nichts zu vermitteln weiſs, bleibt für die armen Dinger
Kein andrer Trost in ihrem Waisenstand,
Als *Klelien* die überkalchte Hand
Von einem *Vormund*, der die langen dürren Finger
Sechs Jahre schon nach ihrem Golde krümmt,
Und, wenn die *Tante* Abschied nimmt,
Rosinen der Prospekt — in einen Jungfernzwinger.

V. 91—110.

Das sanfte Mädchen schien in stiller Zuversicht
Ihr Loos dem Himmel heimzustellen:
Allein so leidsam war die feur'ge Freundin nicht;
Und ihren Leib, den Reitz und Jugend schwellen,
Zu einem Leichnam zu gesellen
Der nur noch als Gespenst um seine Kisten klirrt,
Ist eine Möglichkeit, wovon ihr übel wird.
Was wollte sie nicht lieber untergehen,
Als lebenslang zu Podagra und Gicht
Und Eifersucht sich eingescharrt zu sehen! —
Doch, leider! zeigt sich ihr bisher kein Ausweg nicht;
So wachsam weiſs die anvertraute Pflicht
Pantaleon, ihr Vormund, zu verwalten,
Die Rose, die bereits durch ihre Knospe bricht,
Zu hüten, daſs sie im Entfalten
Kein böser Hauch versengt, kein Kanker sticht,
Um — für sich selbst sie zu behalten.
Daſs ganz Palerm von ihr als einem Räthsel spricht,
Ist für den schadenfrohen Alten
Ein täglicher Triumf. Sogar, wenn sie bey Licht

V. 111—129.

Zur Kirche geht, verhüllt die schönste der Gestalten
Ein weites Regentuch in Dürerische Falten,
Und eine Maske deckt ihr reitzendes Gesicht.
Allein auch dieser traut der alte Sünder nicht.
Kein Schleier, pflegt er oft zu sagen, ist so dicht,
Durch den nicht, trotz der giftigsten Tarantel,
Der freche Blick der Pflastertreter sticht.
Drum schleicht er selbst in seinem rothen Mantel
Ihr auf der Ferse nach, macht selbst des Betstuhls Thür
Ihr auf, guckt rings herum, und riegelt hinter ihr
Sie wieder zu, dreht dann mit knot'gen Händen
Sein Paternoster um, und murmelt, ohne doch
Von Klelien ein Auge zu verwenden.

Natürlich ist's, wenn unter solchem Joch
Ein Mädchen müde wird mit Kügelchen zu spielen,
Und ihren Hals verlängt, um irgend durch ein Loch
Des Gitterwerks hinaus zu schielen,
Und wär' es nur — am heiligen Sankt Roch,
Der gegenüber steht, sich etwas abzukühlen.

V. 130—151.

Der Alte, (wie es öfters geht
Wenn uns zwey Leidenschaften theilen)
Just im Begriff, auf einem Rechenbret
In seinem Kopf ein Plänchen auszufeilen,
Womit ein ehrliches *pro Cent* zu haschen steht,
Giebt, während er es noch um anderthalb erhöht,
Dem Fräulein Zeit am Gitter zu verweilen.
Doch, da ihr Hals sich gar zu merklich dreht,
Wird er's zuletzt gewahr, zieht sie beym Arm zurücke,
Und winkt ihr, daſs sich das nicht schicke,
Mit ernsten Runzeln zu: allein er kam zu spät;
Ihr Herz war weg, weg mit dem ersten Blicke.
Der Teufel-Amor mit der Krücke,
Der hinter Sankt Georgens Schild
Von böser Lust wie eine Kröte schwillt,
Hat zwischen ihr und Guido's braunen Wangen
Und schwarzem Aug', wo Lieb' und Trotz sich mischt,
Ein unsichtbares Netz, gleich jenem, aufgehangen,
Worin Vulkan einst seine Frau gefischt,
Und auf den ersten Zug ihr zappelnd Herz gefangen.
Denn Guido, (der ganz schuldlos linker Hand
Vom Hochaltar an Sinibalden stand)

Den schönen Guido sehn, und plötzlich sich entzünden,
Und alles das für ihn noch feuriger empfinden
Was ihre Nachbarin für Sinibald empfand,
War nur das Werk von einem Augenblicke;
Wiewohl sein freyer Blick, der hin und wieder irrt,
Durchs bloſse Ungefähr zu ihr geleitet wird,
Und, weil der ihrige sein Auge nicht erreichet,
Nichts weiſs von seinem Sieg, und arglos weiter schleichet.

Der Liebe ist vor manchem andern Gift
Die sonderbare Tugend eigen,
Daſs, je nachdem sie einen Körper trifft,
Sich ihre Wirkungen ganz widersprechend zeigen.
Sie gleicht hierin der Tonkunst und dem Wein:
Dem Frohen gieſst sie Lust, dem Traur'gen Schwermuth ein;
Stärkt dem Beherzten Mark und Bein,
Schlägt den Verzagten vollends nieder;
Für jenen lauter Sonnenschein
Und Lebensluft, die ihm durch alle Glieder
Die leichten Geister tanzen macht;
Für diesen eine Mitternacht,
Durch deren dicken Flor kein freundlich Sternchen glimmert,

V. 173—191.

Wo ihm sogar das zweifelhafte Licht
Des bleichen Monds ein trostlos Grau verkümmert,
Und, wenn noch ja ein Laut die todte Stille bricht,
Der West im Laube seufzt, die Felsenquelle wimmert.
Dem Feigen wird das kleinste Hinderniſs
Zum Berg: er steht bestürzt und ungewiſs
Vor jedem selbst gemachten Zweifel,
Und Amor ist für ihn ein wahrer Teufel;
Da er im Gegentheil dem Tapfern allezeit
Ein guter Dämon ist, ihm Witz, Entschlossenheit
Und Stärke giebt das ärgste zu ertragen;
Und, weil er in den schwersten Lagen
Sich und die Hoffnung nie verliert,
Und immer fertig ist das äuſserste zu wagen,
Am Ende doch, wie weit der Sturm ihn auch verschlagen,
Ihn glücklich in den Hafen führt.

Das Wort des Räthsels, lieben Leute,
Ist — unter uns — (doch, sagt es nicht zu laut,
Damit die böse Welt es nicht zum Argen deute)

Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut.
Du selber bist dein Teufel oder Engel;
Und Oberon sogar, mit seinem Lilienstängel
Und seinem Horn, (das sonst sehr wohl zu brauchen ist)
Hilft dir zu nichts, wenn du kein Hüon bist.

Die schöne Klelia war eine von den Seelen
Der fosforischen Art, die lauter Flamme sind
Wie Amor sie berührt; die, überhaupt, im Wählen
Und im Beschlieſsen sehr geschwind,
Mehr durch zu viel als durch zu wenig fehlen,
Und zwischen einem Wunsch worauf ihr Herz besteht
Und dem Moment worin er in Erfüllung geht
Minuten gern für Tage zählen.
Indeſs entschuldigt sie vielleicht
Die traurige Klausur, worin bey ihrem Alten
Ihr Frühling unbenutzt verstreicht,
Und die Gefahr als Jungfer zu veralten,
(Was ihr das schrecklichste von allen Übeln däucht)
Zumahl da der Susannenbruder,

Vor dessen Athem ihr nicht minder als vor Pest
Und Aussatz graut, sie täglich stärker preſst.
Was Wunder, wenn ein Schiffchen ohne Ruder
Dem ersten Winde sich auf Willkühr überläſst?
Allein, daſs just am Sankt-Kathrinenfest
Ein Unbekannter in der Mette
Ihr gegenüber stehn, und auf den ersten Schuſs
Ihr unbesorgtes Herz so tief verwunden muſs!
„Ist's nicht, gesteh mir's frey, Laurette,
(Spricht sie zu ihrer Magd) als ob ein Genius
Die Sache recht mit Fleiſs so eingefädelt hätte?“

Laurette, die ein gutes Mädchen war,
Fand nichts dagegen einzuwenden:
Bey ihr war Klelia in sehr gefäll'gen Händen;
Sie glich in diesem Stück Frau Klaren auf ein Haar.
Die Schwierigkeit ist bloſs den Junker zu erfragen,
Den Klelia von Kopf zu Fuſs ihr zwar
Zum Sprechen mahlt, und wie er sich getragen
Vom Absatz bis zum ausgezackten Kragen
Genau beschreibt, nur, leider! wie der Mann
Sich nennt, und wer er ist, ihr nicht berichten kann.
Doch Laure ist (zum Glück) gewandt und wohl beschlagen;
Und was geläng' auch einem Mädchen nicht,

Das Dienste dieser Art als seine Pflicht betrachtet,
Sich selbst davon viel Zeitvertreib verspricht,
Und lange schon nach einem Handel schmachtet,
Der ihre Gaben weckt und ihre Tugend übt,
Wobey es immer was zu haspeln und zu spinnen,
Ins Ohr zu flüstern, auszusinnen,
Zu theidigen und abzureden giebt?

Erwünschter konnte nichts dem guten Mädchen kommen;
Und kurz, vermittelst Ort und Zeit, Gestalt
Und Kleidung, wird, nach vieler Müh, entnommen,
Der Mann sey Guido von Ripalt;
Ein Ritter von der fröhlichen Gestalt,
Der — statt in blanken Stahl von Fuſs auf sich zu kleiden,
Und ohne Noth mit Mohren und mit Heiden
Sich zu entzweyn, auf Abenteu'r zu gehn
Und wilde Hünen zu bestehn,
Und blöde Jungfrau'n zu beschirmen —
Sich in der Kunst die letztern zu bestürmen
Den schönen Galaor 2) zum Muster ausersehn.
Laurette hört gefährlich von ihm sprechen.
Ihm, heiſst es, ist's ein Spiel ein zartes Herz zu brechen;

V. 255—262.

Sein unplaton'scher Sinn sucht nichts als Zeitvertreib,
Und liebt an schönen Seelen bloſs den Leib.

„Und keine wagt es, an dem Frechen
Die Lieb' und ihr Geschlecht und beider Ruhm zu rächen?“
Die tapfre Klelia, in unbesorgter Ruh
Für eigne Sicherheit, traut diesen Sieg sich zu;
Sie brennt vor Ungeduld sein Herz bald aufzumahnen,
Und Laure schickt sich an, den Weg dazu zu bahnen.

Anmerkungen.

1) S. 166. V. 16. Siehe das erste Kapitel von Le Sages hinkendem Teufel.

2) S. 177. V. 252. Der Bruder des Amadis von Gallien.

DRITTES BUCH.

V. 1—15.

Die beiden Freunde, Sinibald
Von Villador und Guido von Ripalt,
Seit jener Zeit, da sie den stillen Musen
Als Knaben zu Salern und Padua
Den Hof gemacht, Ein Herz in zweyen Busen,
Gerade wie Rosin' und Klelia,
Sie hatten, als sie müde waren
Auf Glück und ohne Zweck im Land herum zu fahren,
Palerm (wo Sinibald auf eine Erbschaft zählt)
Vor kurzer Zeit zum Aufenthalt erwählt.
Nun war durch eine feine Kette
Von Fragen zwar der forschenden Laurette
Das Haus wo Guido wohnt, allein
Nicht auch zugleich der Umstand kund geworden,
Daſs noch ein Herr von seinem Schlag und Orden

Darin zu finden sey. — Man hatt' es aus der Acht
Gelassen — kurz, es muſste sich so schicken.
Nun bitt' ich, seht, was Amor mit den Krücken
Aus dieser Kleinigkeit für ein Stück Arbeit macht!

Laurette kommt dem Guido nachzufragen;
Das Haus ist offen; niemand zeigt
Sich bey der Thür um ihr Bescheid zu sagen;
Und, da sie eine Weil' umsonst gewartet, steigt
Sie allgemach die lange Wendelstiege,
Als ob sie zentnerschwer an ihrer Sendung trüge,
Hinauf, und, stets der kleinen Nase nach,
Geräth sie in ein Vorgemach.

Da öffnet sich ein Zimmer, und ein netter
Bildschöner junger Herr, tritt, wie bey heiterm Wetter
Der Gott des Tags aus seinem goldnen Thor,
In vollem Glanz aus dem Gemach hervor,
Und fragt sie freundlich, was sie wolle?

Das Mädchen, das die Hälfte seiner Rolle
In diesem Augenblick verlor,

Setzt in der Angst voraus, der schöne Ritter könne
Kein andrer seyn als just der Herr vom Haus,
Zu dem sie will, und der sich Guido nenne;
Und bittet ein geneigtes Ohr sich aus,
Um in geheim ihm etwas vorzutragen.

Die Jungfer sah so gut und ehrlich aus,
Daſs ihr die Bitte abzuschlagen
Nicht möglich war. Der Herr faſst ihre Hand,
Führt sie hinein, und heiſst sie niedersitzen.
Sie, die den Rücken anzustützen
So nöthig als nach Luft zu schnappen fand,
Schwieg immer noch, indeſs der Junker wartend stand,
Und, ahnungsvoll, bey Frost und schnellen Hitzen
Am ganzen Leib zu schaudern und zu schwitzen
Begann. Der Zustand beiderseits
War sonderbar genug, und hatte nun bereits,
Seit dem der Herr auf ihren Vortrag lauert,
Zwey oder drey Minuten fortgedauert:
Als endlich mit erröthendem Gesicht,
Den Blick auf ihre Schürze, sich Laurette
Zusammen rafft, und ihm (nach einem Vorbericht,
Der durch Method' und Klarheit eben nicht
Sich sehr empfahl) von Sankt Kathrinens Mette

V. 58—76.

Und einem jungen Herrn und einem Fräulein spricht,
Die er in ihrer Andachtspflicht
Durch seiner Blicke Gluth beynah gestöret hätte.

Der Herr — der (wie der schlaue Leser bald
Vermuthet hat) der schöne Sinibald
Leibhaftig war, und dem seit jener Mette
Rosinens holdes Bild in einem steten Traum
Vor Augen schwebt — hält sich beym ersten Worte kaum,
Die Rednerin zu unterbrechen.
Natürlich kann das Mädchen ja
Von niemand als von ihm und seinem Engel sprechen!
In diesem Wahn zerdrückt er ihr beynah
Die runde Hand vor fröhlichem Entzücken,
Hat Athems kaum genug, das Feuer auszudrücken
Worein der erste Blick des Fräuleins ihn gesetzt,
Und überflieſst von Dank, daſs sie ihn würdig schätzt,
Ihn der Verzweiflung zu entrücken
Womit er sich drey Tage schon gequält,
Da alle seine Müh den Weg zu ihr verfehlt.

V. 77—92.

So geht es in der Welt! Wenn man's aufs allerbeste
Gemacht zu haben meint, so hat man sich verzählt!
Laurette glaubt ihr Kredo nicht so feste,
Als daſs der Herr, der so entzückt
Von seiner Liebe spricht, und ihr die Hand zerdrückt,
(Vermuthlich weil er, vor Entzücken
Ein wenig toll, des Fräuleins Hand zu drücken
Vermeint) der Guido ist, zu dem man sie geschickt:
Hingegen Sinibald hegt nicht den kleinsten Zweifel
Daſs die, für die sein Herz in lichter Lohe brennt,
Ihm diese Botschaft schickt und Klelia sich nennt.
So hatte denn der kleine Hinketeufel
Sein Ziel erreicht, und sieht, in schadenfroher Ruh
Die Hand im Schooſse, nun dem weitern Fortgang zu.

Der Ritter schwört, zu Handen ihrer Dame,
Lauretten ew'ge Lieb' und Treu',

Schwört, daſs von nun an Kleliens schöner Nahme
Das Losungswort von seinen Trieben sey;
Und bittet sie (indem ein Regen von Zechinen
Auf ihren Schooſs ihm durch die Finger fällt)
So schön um ihren Schutz, daſs sie für Pflicht es hält
So einem feinen Herrn nach Möglichkeit zu dienen.
Das weitere soll morgen zwischen ihnen
Aus einem Hinterhaus, wohin sie ihn bestellt,
Durchs Fenster abgehandelt werden.
„Der Schatz wird ohne viel Beschwerden
Zwar nicht zu heben seyn, da ihn bey Tag und Nacht
Ein alter Greif, der selten schläft, bewacht:
Doch, gnä'dger Herr, kommt Zeit und Stunde
So kommt auch Rath; es bleibt bey unserm Bunde!
Sie finden, wie gesagt, nach zehn, bey Sternenschein,
(Wenn auf den Gassen alles schweiget)
Sich morgen Nachts vor unserm Garten ein,
Und, wenn was weibliches sich dann am Fenster zeiget,
So nahn Sie Sich getrost, ich werd' es selber seyn.“

V. 112—128.

So spricht Laurett', und eilt, so guter Dingen
Als eine Hand voll Gold und ein gelungner Streich
Nur immer machen kann, um Klelien sogleich
Den glücklichen Erfolg zu hinterbringen.

Das Fräulein glaubt kaum ihrem eignen Ohr,
So wunderlich kommt ihr die Sache vor.
„Er liebt mich, sagst du?“ — O das hat sich noch zu fragen!
Er schwärmt vor Lieb', er ist verrückt,
Ist auſser sich, ist — kurz, was kann ich stärkers sagen?
Da sehn Sie, wie er mir die Hände blau gedrückt,
Bloſs weil ich Ihre Magd zu seyn die Ehre habe!

„Unmöglich konnt' er doch mich durch ein Gitter sehn!“

Wer weiſs? Er hat vielleicht so eine eigne Gabe,
Wie Christnachts-Kinder Geister sehn.
Es konnt' auch nach der Mess', auch unterwegs geschehn.
Genug, er spricht er habe Sie gesehn;
Er wird es doch am besten wissen können.

V. 129 — 146.

Und nicht vor langer Weil' wie Mongibello brennen!
Er nahm, noch eh' er recht verstund
Wovon ich sprach, das Wort mir aus dem Mund,
Und mahlte Sie als ob Sie vor ihm ständen;
Sprach so entzückt von Ihren Lilienhänden,
Von Ihrem blauen Aug' — „Sind meine Augen blau?
Du faselst!“ — Nun, das konnt' er so genau,
Zumahl bey Licht, von ferne nicht erkennen:
Genug, er hörte mich kaum Ihren Nahmen nennen,
So that er wie verrückt, schwor Ihnen ew'ge Treu',
Und, sage, sprach er, deiner Dame,
Das nun auf ewig Kleliens schöner Nahme
Das Losungswort von meinen Trieben sey.
Und Guido ist gewiſs ein Mann von Stand und Ehre:
Ich sehe nicht was hier noch zu bedenken wäre.

Man glaubt so gern was unsre Wünsche kirrt,
Daſs man, in Kleliens Fall, leicht abergläubig wird.
Zufrieden mit der seichtesten Erklärung,

Giebt das bestochne Herz den ersten besten Schein
Von einem Grund die selbstbeliebte Währung,
Und geht so gern in alle Fallen ein
Die ihm die Neigung stellt! — Was Wunder,
Wenn Klelia den dünnen Liebeszunder
Begierig hascht, den ihr Laurette reicht,
Sich mit der Möglichkeit der Sache bald vergleicht,
Und dem Betrug, von Guido, den sie liebet,
Verehrt zu seyn, mit Freuden sich ergiebet!

Wir haben schon von ihrer raschen Art
Vorhin ein Wörtchen fallen lassen.
Sie pflegte nichts so sehr wie Langsamkeit zu hassen,
Und Rath und That war stets bey ihr gepaart.
Kein Pulverfaſs kann schneller Feuer fangen;
Und, hätt' ein Zauberer noch in derselben Nacht
In einem Luftschiff ihr den Guido hergebracht,
Sie wäre, glaub' ich, stracks mit ihm davon gegangen.
Zum Glücke war die Noth so dringend nicht.
Ihr ruhiges gleichgültiges Gesicht
Läſst ihren Alten nichts von Hochverrath besorgen:
Und, ob er gleich sehr viel von Hochzeit spricht,

Und Anstalt macht als wär's auf nächsten Morgen,
Herzstärkungen und Kräuterbäder braucht,
Den Kopf, der wie ein Espenwipfel zittert,
Dreymahl des Tags in kaltes Wasser taucht,
Und weit're Hosen trägt, und seine Waden füttert;
So ist er doch, hält nur ihr Guido Stich,
Mit allem dem ihr wenig fürchterlich.

Allein, wie ging's indeſs der guten kleinen Muhme
Rosinen? fragt ihr mich. — Nicht eben allzu gut!
Sie hatte schon drey Nächte schlecht geruht,
Und hing ihr schönes Haupt wie eine Mayenblume
Nach einem Frost. Ihr After-Guido lag
Seit Sankt Kathrinens Nahmenstag
Ihr stets im Sinn. Er hatte, seinen Mienen
Und Blicken nach, von ihr entzückt geschienen,
Und lieſs doch, ohne sich um sie
Zu kümmern, einen, zwey, drey Tage schon verstreichen.
Drey Tag', und nicht das kleinste Lebenszeichen!
„Nun (denkt sie) seh' ich wohl, ich hatte mir zu früh

V. 187—204.

Geschmeichelt, ihn gerührt zu haben!
(Und der Gedanke weckt auf einmahl ihren Stolz)
Es zeigt sich nun, er ist aus keinem bessern Holz
Geschnitzt als andre leichte Knaben:
Ein schöner Kopf, und keine Seele drin!
Wohl hat die Tante Recht! So sind die Ungeheuer,
Die Männer, insgesammt! Ein Blick setzt sie in Feuer,
Doch, aus den Augen, aus dem Sinn!
Was hält mich, daſs ich nicht mich seiner auch entschlage,
Und das verhaſste Bild wie ein Gespenst verjage?“

Verhaſst? — Sie irrte sich im Wort:
Solch ein Gespenst jagt sich so schnell nicht fort!
Es hatte sich an ein zu schönes Ort
Bey ihr versteckt. Da half kein Ave sagen,
Und würde sie dazu auf harten Erbsen knien;
Es will vor keinem Kreuz, vor keinem Weihbrunn fliehn;
Gern oder nicht, sie muſs es tragen!
Auch trägt sie es in schweigender Geduld,

Und nimmt's als Büſsung auf für ihre Sündenschuld.
Frau Klare selbst, und sollt' ihr Herz zerspringen,
Darf nicht ein Wörtchen mehr vom schönen Guido singen;
Genug, daſs sie in Ruh des Schlafes Nektar schlürft,
Indeſs Rosine, grambeladen,
Sich hin und her auf ihrem Lager wirft,
Und ihre Augen sich in stillen Thränen baden.

Sonst, wenn nur eine Kleinigkeit
Ihr zustieſs, eilte sie an ihren Kammerladen;
Da fand sie stets ein Schwesterherz, bereit
Den kleinen Schmerz mit ihr zu theilen
Und oft durch Mitgefühl zu heilen.
Jetzt, ob sie schon sich zur gewohnten Zeit
Noch täglich sehn, ist doch die Offenheit
Der vor'gen Unschuld weg; man hat sich viel zu sagen
Und sagt sich nichts; man möchte manches fragen,
Und immer hält die Furcht, wiewohl kein Grund
Zu fürchten ist, den unentschloſsnen Mund.
Man hatte sich gesucht und scheut sich zu verweilen,

V. 224—243.

Und immer findet sich ein Vorwand wegzueilen;
Kurz, seit der Schelm Asmodi sie beschlich,
Hat jede Freundin nun ihr eigen Herz für sich,
Und beide sind (wiewohl die Ursach' ihren Sinnen
Ein Räthsel ist) schon Nebenbuhlerinnen.

Inzwischen sank auf die Palermer Welt
Die Nacht herab, worin, zur Stunde der Gespenster,
Den schönen Sinibald, den sie für Guido hält,
Laurette Tags zuvor ans Fenster
Im Hinterhaus zur Konferenz bestellt.
Die Liebe, wie ihr wiſst, verzählt sich leicht in Stunden
Und rechnet gern Minuten für Sekunden.
So ging's auch itzt dem edeln Villador.
Er stellte sich beym angewiesnen Garten
Zwar richtig ein, allein er kam der Zeit zuvor.
Voll Ungeduld so lang' umsonst zu warten,
Trabt er, indeſs die Milz ihm mächtig schwillt,
Bis an die Augen eingehüllt,
Mit groſsem Schritt in einer kleinen Ferne
Vom Haus im Dunkeln auf und ab,

Und hält, weil weder Mond noch Stern ihm Helle gab,
Von Zeit zu Zeit die kleine Blendlaterne
Aus seinem Mantel durch die nebelvolle Nacht
Am Haus' empor. Auf einmahl wird ganz leise
Ein kleines Fenster aufgemacht,
Und eine Weibsgestalt steckt wie verstohlner Weise
Den Kopf heraus. Das muſs Laurette seyn,
Denkt Sinibald, und nähert sich; allein,
Wiewohl er fest darauf geschworen hätte
Sie sey's, so irrt' er sich, es war doch nicht Laurette.
Frau Klare war's, die, vom Laternenschein
Geblendet, was es sey aus Neugier sehen wollte.
Ich weiſs nicht, was die Frau in ihrem Hinterhaus,
Das hart an Kleliens stieſs, zur Wirthschaft hohlen sollte:
Genug, der böse Feind, in eine Fledermaus
Versteckt, der seinen Spaſs mit beiden treiben wollte,
Zog auf der Stelle Vortheil draus.

Frau Klare hatte kaum verstohlen
(Nachdem sie sich dem ganzen Himmelsheer
Und seiner Königin empfohlen)
Das Fenster aufgemacht, hinaus zu sehn woher

Der Schimmer käm', als ihr — o Wunder über Wunder!
Beym ersten Blick der Mann ins Auge fällt,
Den ihre Dame liebt und für verloren hält.
Vor Freud' und Schrecken sinkt die Lampe sammt dem Plunder,
Den sie zu hohlen kam, ihr aus der schlaffen Hand.
„Ist's möglich, oder hab' ich Sand
Im Auge? Seh' ich recht? Sind Sie es?" — Welche Fragen!
(Spricht jener) Ist die Jungfer nebelblind?
Die Glocke wenigstens scheint nicht für sie zu schlagen.
Doch, das ist nun vorbey, mein Kind!
Wir haben uns doch wohl was wichtigers zu sagen!
Wie ist dein Fräulein gegen uns gesinnt?
Was darf ich hoffen? — „Hoffen? — Ist von Hoffen
Die Rede schon? (erwiedert ihm betroffen
Frau Klar', für die er lauter Räthsel spricht)
Mein schöner Herr, so weit sind wir noch nicht!
Bewährte Treu' kann freylich alles hoffen:
Allein" — Was hör' ich? (ruft der junge Herr betrübt)
Dein Fräulein kann ein Herz verkennen,

Das sich beym ersten Blick auf ewig ihr ergiebt?
O wie ich liebe ward kein Mädchen je geliebt,
Und Engel können nicht von reinern Flammen brennen!
„Sie sprechen alle so; doch kommt's zur Probe“ — Gut!
(Ruft Sinibald) wiewohl dein Zweifelmuth
Mich kränkt, so ist die Treue doch zu loben,
Die aus dir spricht. Gut! setze mich auf Proben!
Ich selbst verlang' es — Sag' was ich ihr opfern soll;
Ich bin bereit! und hätt' ich Kaiserkronen,
Ich legte sie — Nun ja! wir sehn, sein Herz war voll:
Man schenkt an seinem Platz nichts leichter weg als Kronen.
Doch, uns gebührt des Lesers zu verschonen;
Man kennt ja die Imaginazionen
Die Ätna's Nachbarschaft durchglüht!
Der junge Mann geräth in solches Feuer
Daſs er Frau Klaren bald in seinen Wirbel zieht.
Sie war ein gutes Herz; und dann geht so ein Freyer
Wie Er nicht alle Tag' ins Netz!
Gelind regieren ist das erste Grundgesetz
Des Regiments unausgesteu'rter Schönen,

Und selten frommt's, sein Recht so weit man kann zu dehnen.
Die schlaue Amme macht zwar viele Schwierigkeit,
Doch nur den Werth des Kleinods zu erheben,
Und weiſs, recht auf den Punkt von Zeit
Da noch Verdienst dabey ist, nachzugeben.
Kurz, Sinibald, in den sie selbst beynah
Verliebt ist, bat so schön, daſs ihr das Herz zu brechen
Begann; und, da er sie gleichwohl noch wanken sah,
Zieht er den Dolch und droht sich zu erstechen,
Wenn sie sich länger sträubt ihm eidlich zu versprechen,
Daſs ihn ein heilig Band (geheim, doch ehrenvoll)
In künft'ger Nacht — er kann nicht länger warten —
Im Sahl von eben diesem Garten
Zum glücklichen Gemahl des Engels machen soll.

Frau Klare (die hier immer für Lauretten
Gehalten wird) vermag sich nicht zu retten,
Und, zwischen Freud' und Angst sich selber kaum bewuſst,

Legt sie, wie er's verlangt, drey Finger auf die Brust,
Und schwört ihm zu, nach äuſserstem Vermögen
Zu diesem Schritt ihr Fräulein zu bewegen.
Ein Beutel, schwer von Genueser Gold,
(Des künft'gen Dienst's voraus bezahlter Sold)
Kommt, ihrem äuſsersten Vermögen,
Zum Überfluſs, noch etwas zuzulegen.
„Der liebenswürd'ge Herr! er hat so eine Art,
Daſs man mit ihm das Herz im Leibe theilen möchte.
Gewiſs, ist nur Rosinchen erst gepaart,
Ist sie die glücklichste vom weiblichen Geschlechte!“
So denkt Frau Klar', und eh' sie Abschied nimmt
Wird Ort und Zeit und alles wohl bestimmt,
Und beide gehen dann so fröhlich aus einander,
Und fröhlicher, als Hero und Leander.

Gut! aber eh' wir weiter gehn,
Muſs unsrer Seits zuvor noch was geschehn.
Wir sehen rings herum sich manche Stirne falten,
Daſs Sinibald, der doch zwey helle Augen hat,
Mit Klaren an Laurettens Statt

V. 341—361.

So lange sich am Fenster unterhalten
Und seinen Irrthum nicht gemerkt,
Da doch Figur und Ton und andre Nebensachen
Vermuthlich ihn nicht sehr darin bestärkt.
Ein Nasenrümpfer wird vielleicht mit schiefem Lachen
Die Wahrheit der Legende gar
Aus diesem Grund verdächtig machen.
Allein, fürs erste, ist aus dem Berichte klar,
Daſs damahls just die Nacht entsetzlich dunkel war:
Dazu kam noch ein Nebel, dick zum Greifen,
Der (wie ein Blinder weiſs) die Formen zu ersäufen
Und zu verschwemmen pflegt. Dasselbe gilt
Vom Tone, der im Nebel schwillt
Und dumpfer wird. Auch war besagten Nebels wegen
Frau Klarens Kopf (der freylich den Verstoſs
Bey vollerm Lichte hätt' entdecken mögen)
So eingepackt, daſs kaum noch einer Linse groſs
Davon zu sehen war; und weil sie, klüglich, bloſs
Mit halber Stimme sprach, den Horchern zu entgehen,
(Denn immer lieſsen hin und her
Sich Leute, die des Weges gingen, sehen)

So half auch dieſs zur Täuschung so viel mehr.
Nicht minder ist vor allen Dingen
Der Umstand noch in Anschlag mit zu bringen,
Daſs Sinibalden nicht der leiseste Verdacht
An eine Irrung kam, und daſs Laurettens Züge
Viel Eindruck eben nicht auf seinen Sinn gemacht.

Thut alles dieſs dem Leser kein Genüge,
So sehn wir nicht was uns zu glauben hindern mag,
Daſs Satanas, der in der Nähe lag,
Mit blauem Dunst des Junkers Aug' umzogen;
Und weil sich (alles wohl erwogen)
Nicht läugnen läſst, daſs diese Art
Von Schwierigkeiten los zu kommen
Die leichtste ist, und viel Filosofie erspart,
So bleib' es denn dabey! — Doch jedem Frommen
Sein Recht, kein Wort davon zu glauben, unbenommen!

Kaum hatte Sinibald, berauscht von seinem Glück,
Sich selbst und sein Entzücken heim getragen,
So hörte man vom Thurm die eilfte Stunde schlagen.

V. 581—599.

Nicht lange drauf, so fügt es das Geschick,
Daſs Guido, der von einem Hochzeitschmause
Mit einem kleinen Hieb sich leise heimwärts schlich,
Von ungefähr bey Kleliens Gartenhause
Vorüber ging. Auf einmahl, da er sich
Der Mauer naht, bedünkt ihn eine Stimme
Zu hören, die gar sanft und zefyrlich
An seinem Ohr vorüber schwimme,
Und ihn beym Nahmen ruf'. Er blieb verwundert stehn,
Und sah sich um, und glaubte nichts zu sehn.
„Sind Sie's?“ ruft's abermahl aus einem niedern Fenster.
Mein Guido (der kein Mann war, der Gespenster
In seinem Kredo führt) spricht Ja, und schaut empor,
Und glaubt, so viel als durch den Flor
Des Nebels möglich ist, ein Mädchen zu erblicken.

„Ey, ey, (so fährt sie fort vertraut sich auszudrücken)
Nach Ihrem gestrigen Entzücken
Wer hätte das zu Ihnen sich versehn?
Ein andrer würde hier seit zehn Uhr Wache stehn,

V. 400—418.

Und Ihnen muſs man einen Boten schicken.
Es ist ihr Glück daſs mir's an Muſse fehlt,
Sonst hätt' ich Sie nach Würden ausgeschmählt.
Itzt hab' ich kaum das nöthigste zu sagen.
Mein Fräulein will's auf Ihre Ehre wagen.
Sie stellen (flüstert sie geheimniſsvoll ihm zu)
Sich morgen Mitternachts, wenn alle Welt zur Ruh
Gegangen, hier vor unserm Garten
(Nur etwas pünktlicher als Sie gewohnt sind) ein:
Die Thür wird unverschlossen seyn,
Und Klelia im Sahle Sie erwarten.
Die Noth entschuldigt uns. — Man ruft mir — ich muſs fort.
Genug, mein Herr, Sie wissen Zeit und Ort,
Und werden, schmeichl' ich mir, Laurettens Eifer loben."

Mit diesem Worte wird das Fenster zugeschoben,
Und Guido hört und sieht nichts weiter mehr.
Er denkt: Mir ist der Kopf doch nicht von Weindunst schwer?
Bey meiner Ehr'! ein drollig Abenteuer!
Ein Guido, seh' ich wohl, ist einmahl zum Befreyer

Der Dame auserſehn; und was kann ich dafür,
Wenn jener Langſame die goldne Zeit verſäumte?
Ein andrer übernimmt mit Freuden ſeine Pflicht;
Und kurz — wofern ich anders nicht
Das alles aus dem Stegreif wachend träumte —
So wag' ich's auf mein unverſchämt Geſicht!
Es iſt der erſte Handel nicht
Aus dem es mich heraus gezogen.
Dem Tapfern bleibt die Braut! — Was meine Pünktlichkeit
Betrifft, die hat noch nie ein ſchönes Kind betrogen.
Ich weiſs — Dank ſey der groſsen Eiligkeit
Des Kammermädchens! — Ort und Zeit,
Und komm' um Mitternacht unfehlbar angeflogen!

Indem er ſo ſich mit ſich ſelbſt beſpricht,
Faſst er, ſo gut beym matten Licht,
Das hier und da von fern durch Fenſterſcheiben bricht,
Ihm möglich iſt, von Gaſſe, Haus und Garten
Figur und Lage ins Geſicht,

V. 437—439.

Und wandert dann nach Haus, in ruhigem Erwarten
Des Ausgangs, der ihm stets, es glücke oder nicht,
Für eine Winternacht Kurzweile g'nug verspricht.

VIERTES BUCH.

V. 1—12.

Wir zählen seit Kathrinentage
Den fünften Abend erst, und gleichwohl sind bereits
Die Sachen unsrer vier Verliebten allerseits,
Für solche kurze Zeit, in einer feinen Lage!
Zwey Klelien, (dem Schwindelgeist sey Dank,
Der in die Zofen und die Ammen
Gefahren!) beide liebeskrank
Für Einen Guido; und zwey Guido's voller Flammen
Für Eine Klelia; und, alle auf einmahl
Der Himmel weiſs in welchen Gartensahl
Von zwey Lauretten, deren keine
Der andern sich versieht, auf Eine

V. 13—34.

Verdächt'ge Zeit, beſtellt! — Wie endlich alles dieſs
Sich ohne Wunderwerk und ohne Ärgerniſs
Entwickeln ſoll, ist ſchwer zu faſsen.
Das Ärgerniſs insonderheit,
(Wiewohl die ſchwarze Zunft der Bauny's und Garaſsen 1)
Die Feigenblätter uns zu ganzen Körben beut)
Das Ärgerniſs der werthen Chriſtenheit
Macht meinen Dichtermuth erblaſsen.
Indeſsen, da die Sachen ſchon ſo weit
Gekommen ſind, iſt keine Möglichkeit
Als ihnen ihren Gang zu laſsen.
Die Heilige (ihr ſey dafür der Kiel geweiht
Womit wir dieſes Werk verfaſsen!)
Wird in der Noth, womit uns Teufel-Amor dräut,
Uns hoffentlich nicht ſtecken laſsen.

Bekannter Maſsen war in jener Ritterzeit
Die, ſeit wir mit Cervantes lachen,
Zu nichts mehr taugt als Mährchen draus zu machen,
Die Heimlichkeit in Liebeſsachen
Ein Punkt woran der Männer Ehre lag.
Man wurde gleich beym Ritterſchlag
Dazu in Eid und Pflicht genommen;

V. 35–54.

Es war der schönste Zug, der einen wackern, frommen,
Groſsherz'gen Mann von adlichem Gemüth
Von einem Mammeluck und Heiden unterschied;
Und selbst die Bastardart vom echten Ritterbunde,
Die Höflinge im langen Ringelhaar,
Bey denen Sinibald und Guido zünftig war,
Behielten vom Gesetz der alten Tafelrunde
Dieſs, wenigstens als Aberglauben, bey:
Daſs Damengunst sorgfältig zu verbergen
Die erste Pflicht verliebter Ritter sey.
Die Noth allein gab den getreuen Zwergen
Und trauten Brangiens ein Privilegium. 2)
Man frag' uns also nicht, warum
Zwey Freunde, die sich sonst wohl gröſsre Opfer brachten,
Aus ihrem Liebesglück sich ein Geheimniſs machten!
Auf diesen Punkt war selbst ein Galaor so stumm
Als der verschwiegenste von Lanzelots Gefährten. 3)
So platt auch dieſs in unsern aufgeklärten,
Von keinem Vorurtheil des Alterthums beschwerten,
Und rein vom Staub der Vorwelt abgekehrten

Rauschgoldnen Zeiten scheinen wird,
In jener rohen Welt, in die wir uns verirrt,
War die Kultur noch nicht so hoch gestiegen:
Wer Amors Farbe trug, war ein getreuer Hirt,
Und jeder Glückliche — verschwiegen.

Doch, ohne länger um den Brey
Herum zu gehn, zu unserm Doppelpaare!
Was also zwischen Dame Klare
Und ihrem Fräulein, seit der kleinen Meuterey
Die jene mit dem Herrn im langen blonden Haare
Im Dunkeln angelegt, verhandelt worden sey,
(Wiewohl der Autor sich darüber
Nicht ausgebreitet hat) ermiſst
Ein jeder leicht von selbst, dem diese Art von Fieber,
Woran Rosinchen litt, schon vorgekommen ist.
Sie will und will auch nicht; und dennoch — kurz, sie wollte
Wohl gerne, wenn nur nicht so ein — ich weiſs nicht was,
Just hier, durch sein Gepoch ihr ohne Unterlaſs
Zu sagen schien', ein armes Mädchen sollte

Nicht wollen was es will. Doch, (wie es immer geht,
Wenn mit dem Feind von auſsen ein Verräther
Im Herzen selbst sich in geheim versteht)
Ein wenig früher oder später
Erfolgt, wie frisch man auch zur Wehre sich gesetzt,
Die Übergabe doch zuletzt.
Frau Klare (die den Beutel voll Zechinen,
Von dem ihr wiſst, gewissenhaft verdienen,
Vielleicht verdoppeln will) hielt' ihre Hand dafür
Ins Feuer, daſs der junge Herr Rosinen
Wie seine Augen liebt. „Und was für Ungebühr
Ist denn am Ende drin, den lieben Mann, der ihr
So augenscheinlich von der heiligen Kathrinen
Unmittelbar zum Ehgemahl
Erkohren ward, in einem Gartensahl
Bey Nacht (weil's doch bey Tag nicht schicklich ist) zu sprechen?
Herr Guido hat ein viel zu ehrliches Gesicht
Sich eines Unfugs zu erfrechen;
Und allenfalls bin ich mit einem Licht
Im Kabinet zur Hand, und stelle mich zur Wehre,
(Nur schrey' Sie laut genug) so bald ich schreyen höre.“

V. 95–113.

So kräftig unterstützt, hielt unsrer Heldin Muth
Sich immer noch, wiewohl nicht ohne Schwanken,
Bis gegen Abend ziemlich gut.
Zwar sprach sie kaum ein Wort, schien immer in Gedanken,
Und hörte nur, wie halb im Schlafe, was
Die taube Tante sprach, jedoch bald roth bald blaſs,
Wenn ihr getroffnes Herz ein Wort zum Vorwurf machte,
Wobey vielleicht die Alte gar nichts dachte:
Doch rief der Amme Wink und Blick
Den Muth von Zeit zu Zeit in ihre Brust zurück.

Allein als nun Frau Kunigunde,
Nach einem Rosenkranz der gar kein Ende nahm,
Zu Bette kroch, und nun die zwölfte Stunde
Wie ein Gespenst heran geschritten kam,
Entfiel dem guten Kind auf einmahl alle Stärke;
Sie fühlte sich an allen Nerven lahm,
Ihr schlug das Herz als wie vor einem Werke
Der Finsterniſs. Sie war sich selbst deſswegen gram,
Und hätte doch so zwischen Gehn und Bleiben

Die ganze Nacht geschwebt, wenn nicht, trotz ihrem Sträuben,
Die Amme, der davon der Kopf ein wenig warm
Geworden war, mit nervenvollem Arm
Die Widerspenstige auf ihrer Lagerstätte
Umfaſst, und Eines Zugs, zwey hundert Schritte lang
Durch manchen finstern Bogengang
Bis in den Gartensahl davon getragen hätte.

Frau Klare hatte hier auf einem Ruhebette
Die holde Last kaum abgelegt,
Und, unter manchem Kuſs, mit Schelten und mit Dräuen
Ihr etwas Ruh und Kühnheit eingeprägt:
Als plötzlich sich die Thüre regt,
Und ziemlich rasch (wie Mars zu Afroditen
Erwartet eilt) ein feiner junger Mann,
Den man, bey schwachem Licht durch alte Florgardinen,
Für Sinibalden halten kann,
Herein fliegt, und voll Feuers sich Rosinen
Zu Füſsen wirft. Die Amme, ohne sich
Recht nach ihm umzusehn, entwich
Ins Kabinet, indeſs, vom Schein betrogen,
Der junge Herr, als ein willkommner Gast,

(Wie er nicht zweifeln kann) doch etwas ungezogen
Rosinens beide Knie umfaſst;
Und, um so schnell als möglich sich der Last
Der Dankbarkeit und Sehnsucht zu entladen,
In Wort und Werk sich, leider! so beträgt,
Wie nur ein Faun mit taumelnden Mänaden
Im dicksten Hain sich kurz zu fassen pflegt.

Der Leser wittert schon, (wir können sicher wetten)
Daſs Guido, gestern von Lauretten
(Durch einen Irrthum zwar) auf diese Zeit bestellt,
Beym Mondschein, der nur schwach die Mitternacht erhellt,
Die rechte Thür, den rechten Garten,
(Der an Rosinens grenzt) und auch den Sahl verfehlt
Wo Klelia und Amor ihn erwarten.
Zum Unglück hatt' er auch, aus einem wenig zarten
Gefühl, Kupido's Gluth mit Bacchischer vermählt.
Und, um das Abenteu'r recht glorreich zu bestehen,
Auf alle Fälle sich mit Cypernwein gestählt.

V. 153—170.

Das Fräulein glaubt vor Scham und Schrecken zu vergehen,
Im ersten Manne, dem ihr junger Busen schlug,
Der so viel Zärtlichkeit im schönen Auge trug,
Der sich mit ihr auf ewig zu verbinden
So heilig schwor, und ihres Lebens Glück
Zu machen fähig schien — im ersten Augenblick,
Wo ihr Vertrau'n in ihm die reinste Gluth entzünden,
Ihn ganz verengeln soll — den frechsten Faun zu finden.
Der Abfall war zu stark, und schien bey einem Haar
Sie in ein Steinbild zu verwandeln.
Doch Guido, der so leicht nicht zu erschrekken war,
Vermeinte noch gar ritterlich zu handeln,
Indem er alle Schuld auf seine Rechnung nahm.
Er hielt's für einen Rest von jugendlicher Scham,
Wo nicht für einen Wink, noch mehr sich zu erlauben:
Und eh' sie zu sich selber kam,
Gelang es ihm den Arm um ihren Leib zu schrauben,
Und einen Kuſs dem schönsten Mund zu rauben.

V. 171—188.

Die Unthat facht auf einmahl Heldengluth
Und Heldenkraft in allen Adern
Des frommen Mädchens auf; sie windet sich mit Wuth
Aus seinem Arm, und fängt so gräſslich an zu schreyen,
Daſs Dame Klar' aus ihrem Hinterhalt
Wie eine Furie mit Schimpfen und mit Dräuen
Heraus stürzt, gegen den vermeinten Sinibald
Dem Fräulein eine Faust zu leihen,
Von welcher Guido schon fünf scharfe Klauen fühlt,
Eh' er die Hand entdeckt, die in Gesicht und Locken
Ihm, wie ein Mayenschnee in Blüth' und Zweigen, wühlt.

Rosine rennt davon. Herr Guido, halb erschrocken
Halb lachend, läſst ein Drittel seiner Locken
In Klarens Händen, sucht, vollkommen abgekühlt,
Die Thüre, ohne Licht in Sachen zu begehren,
Und giebt der guten Frau, die vor Erstaunen kaum
Zu Athem kommt, durch sein Entfliehen Raum
Sich die Begebenheit (wo möglich) zu erklären.

V. 189—206.

Indeſs der Zufall hier dem armen Villador
(Der alles dieſs nun wird entgelten müssen!)
Durch seinen besten Freund (zwar ohne Schuld und Wissen)
So schlimme Dienste that, ging, leider! unterm Flor
Der Mitternacht, zwey hundert Schritte weiter
Mit Sinibalden selbst ein andrer Irrthum vor.

Auch diesem ward der Mond zum ungetreuen Leiter,
Indem er Kleliens Thür, die an Rosinens stieſs,
Im Dunkeln ihn, statt dieser, wählen hieſs.
Sein Schicksal war auch itzt, zu spät zu kommen;
Und hätte Guido im Entfliehn
Vor lauter Eile nicht den falschen Weg genommen,
So traf er unterwegs auf ihn.
Mein Sinibald, voraus in Wonne schon zerflossen,
Kommt an den Ort eilfertig angeschossen
Wo ihm die Himmelsthür geöffnet stehen wird,
Sieht eine Gartenthür halb offen vor sich stehen,
Und, ohne viel sich umzusehen,

Dankt er's der Liebe die ihn leitet, und — verirrt,
Indem er bey Rosinen einzugehen
Vermeint, in Kleliens Gartensahl.

Noch regt sich nichts, und Lunens matter Strahl,
Der mit der Nacht nur schwach und sterbend kämpfet,
Wird durchs bemahlte Glas der Fenster so gedämpfet,
Daſs Sinibald die Hand zum Auge machen muſs.
„Wo bist du, Wonne meines Lebens,
Wo bist du?“ ruft er leis', allein er ruft vergebens,
Und leere Luft verschlingt den warmen Kuſs,
Den, ohne daſs er sie erblickte,
Sein Mund auf Kleliens gehoffte Lippen drückte.
In unmuthsvollem Wahn (selbst einem Tantalus
Kaum zu verzeihn) daſs sie vielleicht Versteckens spiele,
Durchtastet er vom Boden bis zur Diele
Den ganzen Sahl mit Fuſs und Hand und Kopf:
Allein ein Bettgestell mit einem sammtnen Pfuhle,

Ein halb zerbrochner Blumentopf,
Ein kleiner Tisch, und drey geflochtne Stühle
In etwas krüppelhaftem Stand,
War alles was sich hier von dichten Körpern ſand.
Von Klelien keine Spur! — Wo säumt sie? seufzt beklommen
Mein Sinibald. — „Geduld! raunt ihm der Genius
Der Hoffnung zu: sie kommt gewiſs, sie muſs
Nun alle Augenblicke kommen.
Erwartung, Freund, verlängert den Genuſs,
Und, auch getäuscht, hat man doch etwas vorgenossen!“
Der Genius hat Recht! und also — weil er muſs,
Wird vor der Hand sich zur Geduld entschlossen.
Er wirft sich auf den Pfühl und wartet unverdrossen:
Doch, wie er just so lang' gewartet hat
Als ein Sekundenrad gebraucht sich umzudrehen,
Wird ihm die Zeit schon lang, däucht ihm die Lagerstatt
Ein Nesselnbett; es treibt ihn aufzustehen,
Und durch die Thür, des ew'gen Wartens satt,
Ob sie denn noch nicht kommt, zu sehen.

V. 243–264.

Er hält den Athem an und lauschet: nicht ein Blatt
Kann im Gebüsche sich bewegen,
So flattert ihr mit zweymahl schnellern Schlägen
Sein taumelnd Herz aus seiner Brust entgegen.
„Wie? abermahl getäuscht! Treibt man wohl gar nur Spiel
Mit mir? Und könnten so die frömmsten Augen lügen?
Weg Satan! — Athmet nicht aus allen ihren Zügen
Der reinste Sinn, das zärtlichste Gefühl?
Unmöglich kann der Engel mich betrügen!
Sie ist die Unschuld selbst. — Allein,
Kann nicht vielleicht die Magd bestochen seyn
Mir eine Falle hier zu stellen?“ —
Was bilden nicht in solchen Fällen
Verliebte sich als möglich ein?

Nachdem er dergestalt sich eine gute Weile
Gequält, däucht ihm, daſs jemand durch den Gang,
Der um den Sahl sich schneckenförmig schlang,
Mit flücht'gen Schritten herwärts eile.
Zum deutlich sehn gebrach's an Licht,
Allein sein Ohr betrog ihn dieſsmahl nicht.
„Sie ist's! Sie ist's! So grazienmäſsig streichen
Im Boden hin nur Engel ihres gleichen!“

V. 265—281.

Denkt er, und springt mit offnem Arm hervor,
Und drückt an seine Brust — o Wonne sondergleichen!
Wen anders als — Lauretten hoch empor,
Die (ohne gar zu rasch dem Irrthum auszuweichen
Der den verliebten Herrn betrog)
Die eine Hand mit halb verbiſsnem Lachen
Ihm vor die Lippen hielt, um keinen Lärm zu machen,
Und in den Sahl ihn mit der andern zog.

Halt! nicht so rasch, mein Herr! Erkennen Sie Lauretten!
Spricht sie, indem sie sich, wiewohl ein wenig spät,
Aus seinen Armen lachend dreht.
Wie, wenn wir Mädchen nun nicht mehr Gewissen hätten
Als junge Herr'n Behutsamkeit?
Ein feines Unglück hätt' im Schirm der Dunkelheit
Aus allem dem entstehen können! —

„So? — Schmeichelt dieſs Laurettens Eitelkeit?
Den Dieb macht freylich oft bloſs die Gelegenheit,

Und wie das Öhl ist, muſs die Flamme brennen.
Mein Irrthum, schönes Kind, war deine Sicherheit!
Doch, sage, wo, um aller Heil'gen willen!
Das Fräulein bleibt? Mir springt das Herz vor Ungeduld!
Was hindert sie, die Hoffnung zu erfüllen
Die du mir gabst? An wem, Laurette, liegt die Schuld?"

O sicher nicht an Kleliens gutem Willen!
Ihr Herzchen klopfte nicht mit minder Ungeduld
Als Ihres, gnäd'ger Herr, nach dieser Geisterstunde.
Mir ist's zu hoch, ich muſs es frey gestehn,
Wenn hier nicht Zauberey im Spiel ist; denn im Grunde
So haben Sie Sich ja kaum ins Gesicht gesehn.
Unfehlbar wirkt an Ihrem Liebesbunde
Der Himmel selbst, und so wird alles herrlich gehn!
Indessen fällt auf diesem Erdenrunde
Der böse alte Greif, von dem
Ich Ihnen neulich sprach, uns äuſserst unbequem.
Der machte sich, kraft seiner Vormundsstelle,
Von langem her ein kleines Haussystem

V. 301—319.

Das nicht in unsers paſst. Nun weiſs ich nicht von wem
(Wenn nicht vom Satan in der Hölle)
Der Alte Wind bekam, es spinne in geheim
Sich etwas widrig's an. Er lieſs sich zwar nichts merken,
Und (in der Sicherheit vermuthlich uns zu stärken)
War er bey Tische heut so süſs wie Honigseim;
War tändelnd, schmeichelhaft, und steckte seinen Rüssel
(Die Brille drauf) in jede kleine Schüssel,
Um mit dem Besten stets das Fräulein zu versehn.
Allein, wie's nun um Schlafengehn
Zu thun war, denken Sie! so zog der Molch den Schlüssel
Von Fräuleins Kammer ab, und schloſs sie lachend ein.
Es soll zeither bey Nacht nicht gar zu sicher seyn,
Sprach er, indem er noch ein Schlöſschen vorzulegen
Beschäftigt war. — Der alte Bösewicht!
Ich hätt' ihn gleich erdrosseln mögen,
Ein solches schelmisches zähnfletschendes Gesicht
Zog er dabey! — Das beste war indessen,
Das er an *meiner* Kammerthür

Das nehmliche zu thun vergessen.
Doch trau' ich seinem Schlaf nicht viel; und sollt' er hier
Uns unversehens überraschen,
O Jemini! das gäb' ein garstig Spiel!
Eh' möchte mich ein Krokodill
Im Bad, als Er bey Ihnen, mich erhaschen!
Drum, gnäd'ger Herr, (um Sie mit Einem Wort
Von unsrer Noth zu unterrichten)
Den Hochzeitplan des Unholds zu vernichten
Bleibt uns kein andrer Rath als — von Palermo fort!
Das Fräulein muſs vor übermorgen flüchten!
Wir wissen einen sichern Ort
Um unsern Lauf dahin zu richten.
Auf Ihren Beystand wird gezählt; doch, wie und wann,
Ist was ich selbst noch nicht bestimmen kann;
Das muſs ich noch vor allen Dingen
Mit Klelien zuvor ins Reine bringen:
Und sollte morgen mich der alte Pantalon
Verhindern, Ihnen in Person
Auf Ihrem Zimmer aufzuwarten,
So kommt ein Brief von mir, und unser Plan dabey;
Nur übersehen Sie die schlechte Schreiberey!

V. 342—361.

Laurette spricht's, begleitet ihn zum Garten
Hinaus, drückt ihm die Hand, wünscht angenehme Ruh,
Und schlieſst die Thür ihm vor der Nase zu;
Und alles dieſs (aus Furcht, daſs er zu lange weile)
In solchem Sturm und Drang von Eile,
Daſs Sinibald, der vor Bedürfniſs glüht
Sein Herz durch Reden zu entladen,
Mit einem „Gute Nacht, Ihr Gnaden!“
Er weiſs nicht wie, sich auf der Gasse sieht.

Freund Guido hatt' indeſs auf seinem Pfühl, so gut
Als wäre nichts begegnet, ausgeruht.
Der leichte Ritz, den Amor seinem Herzen
Im Dunkeln beygebracht, mit Morfeus Zaubersaft
Beträufelt, hatte (statt zu brennen und zu schmerzen)
Ihm gegentheils den schönsten Traum verschafft.
Erfrischt durch Schlaf und Traum sprang er nun desto freyer
Vom Lager auf, mit aller Jugendkraft
Und Wohlgestalt, und all dem raschen Feuer
Von einem, den Urgande 4) zum Befreyer
Bezauberter Infanten auserkohr.

V. 362—380.

Indessen sagt ihm doch sein Dämon nichts zuvor:
Als, eben da er auszugehen
Begriſſen ist, ein kleiner Mohr
Nach Guido fragt, ihm (wie sich's findet
Er sey es selbst) ein Briefchen überreicht,
Und wieder unverseh'ns aus seinen Augen schwindet.

Der Anfang wenigstens, denkt Guido lächelnd, gleicht
Dem ersten Akt von einem Abenteuer,
Wenn's nicht vom gestrigen vielleicht
Der zweyte ist. Laſs sehn! — Mit einem Dreyer
Gesiegelt und mit einem Krähenfuſs
Geschrieben — das verspricht — Und dennoch wollt' ich wetten,
Die Hand, die dieſs gekratzt, ist eine schöne Hand!
„Mein Herr, wenn Klelien von einem Eheband,
Das ihr verhaſster als die Hölle ist, zu retten,
Nach einem Wagestück Sie so gelüstig macht
Als ich, die dieses schreibt, die Dintenkleckse hasse:
So finden Sie Sich diese Nacht
Um zwey Uhr in der engen Gasse,

Der Mann zu seyn, für den die Klelia mich nimmt.
Von mir soll keine Dame sagen
Ich hätte mich bedacht den Hals für sie zu wagen.
Vielleicht ist alles nur auf Muthwill abgesehn:
Genug, ich nehm's für Ernst; und ist (wie zu vermuthen)
Das Fräulein hübsch genug um mit ihr durchzugehn,
So folg' ich ihr durch Feuer und durch Fluten!

Das Glück begünstigte die Unbesonnenheit,
Und alles ging nach Wunsch. Ein Fahrzeug lag bereit
Sie stündlich nach Salerno über
Zu führen. Zur bestimmten Zeit
Stand auch mein Guido schon dem Fenster gegenüber,
Wo eine Hand wie Schnee ihm bald ein Zeichen gab.
Das Fräulein, eingehüllt in mehr als Einen Schleier,
Läſst mit Laurettens Hülf' am Bettuch sich herab,
Und wird (indeſs den alten Freyer
Sein Vorlegschloſs ganz sicher schnarchen macht)

V. 416—420.

Von ihrem Amadis beglückt an Bord gebracht.
Nun geht's, als säſs' ein Liebesgott am Steuer!
Ein günst'ger Wind von Süd gen Osten bläth
Die Segel auf, und, falls er sich nicht dreht,
So sehn wir zu Salern bald eine Hochzeitfeier.

Anmerkungen.

1) S. 205. V. 17. Die ehrwürdigen Väter **Bauny** und **Garasse**, ein Paar zu ihrer Zeit berüchtigte Mitbrüder der **Karamuel** und **Busenbaum**, die durch ihre Gewandtheit in der Kunst die Gewissen zu erleichtern und durch **Paskals Provincialbriefe** unsterblich geworden sind.

2) S. 206. V. 46. Der Zwerg **Ardan** im Amadis aus Gallien, und Fräulein **Brangien**, die Vertraute der schönen Yselde *(Yseult la blonde)* sind, nebst den übrigen hier genannten Personen, aus den romantischen Werken des Herrn Grafen von Tressan bekannt genug.

3) S. 206. V. 51. Den ihrer Biederkeit wegen wohl berühmten Rittern von der runden Tafel des Königs **Artus**.

4) S. 222. V. 360. *Urgande la Déconnue*. die Beschützerin der ganzen Familie des *Amadis de Gaule*, und Obervorsteherin der Maschinen des Ritterbuches dieses Nahmens.

FÜNFTES BUCH.

V. 1—11.

Wir überlassen nun die Flüchtlinge dem Glück,
Und kehren wieder zu Rosinen
Und ihrem, ohne sein Verdienen,
Aus ihrer Gunst gefallnen Freund zurück.

Der Irrthum mit dem Gartensahle,
Und wie Asmodi, nun bereits zum zweyten Mahle,
Die Zofe Kleliens (die ihn für Guido hielt)
An Klarens Statt ihm in die Hand gespielt;
Und wie der Brief, den ihm Laurette angekündigt,
Den wahren Guido fand, der jüngst so freventlich
Auf seine Rechnung an Rosinen sich versündigt:

V. 12—31.

Dieſs alles ist euch noch erinnerlich.
Dem guten Sinibald, der in der ganzen Sache
Ein Spiel der bösen Geister war,
War, leider! nichts bekannt; und, statt der schweren Rache,
Die ihm Rosinchen und Frau Klar'
Bereiten, bringt (als er, von langer Wache
Ermüdet, kurz vor Tag entschlief)
Ein falscher Traum ihm den versprochnen Brief.

Und welchen Brief! Der Glückliche! Noch heute,
Noch diese Nacht, so bald der erste Schlaf die Leute,
Die nicht, wie er, auf Abenteuer gehn,
Gebunden hat, wird am bewuſsten Orte
Laurette bey der kleinen Pforte
Im Garten auf der Wache stehn,
Durch schweigende leicht angelehnte Thüren
Ins Brautgemach ihn heimlich einzuführen;
Denn Hymen soll und muſs des Festes Priester seyn!
Doch, weil sich seiner Fackel Schein
Nicht füglich zum Geheimniſs schickte,
Wird Amor ihm sein Blendlaternchen leihn.

V. 32—51.

Nun denkt, wie unsern Mann des Briefchens Styl entzückte!
Wie oft und warm er's an die Lippen drückte,
Wie oft er's las und wieder las,
Und immer nach der Sonne blickte
Die (däucht ihn) heute gar nicht von der Stelle rückte,
Und, recht ihm zum Verdruſs, wie angenagelt ſaſs!
Zum Glücke lieh ihm Morfeus Schwingen
Die Zwischenzeit zu überspringen.
Der Sonne Lauf war noch nicht halb vollbracht,
So war's in seinem Traum auf einmahl Mitternacht;
Und, an der Hand der schleichenden Laurette,
Befand er sich, durch eine Seitenthür,
Auf einmahl in Rosinens Kabinette.
Die Schöne liegt auf einem Ruhebette,
Und er, vor Lieb' und Wonne schier
Entseelt, auf seinen Knien, zerdrückt, zerküsset ihr
Die kleine Lilienhand, als wollt' er sie verschlingen.
Die Holde bücket sich auf ihn
Mit Blicken, die in Amors zartste Schlingen
Ihr unbewuſst den trunknen Jüngling ziehn.

V. 52—73.

Wie reitzend Lieb' und Scham auf ihren Wangen ringen!
Wie mächtig lockt die stumme Redekunst
Der Seufzer die den keuschen Busen heben!
Ihr Auge schwimmt in zauberischem Dunst,
Indem noch matt die Hände widerstreben;
Ihr Zorn verspricht ihm Alles zu vergeben,
Und selbst ihr Widerstand ist eine Gunst.

War's Teufel-Amors Neid, war's Sankt Kathrinens Auge
Und unsichtbarer Schutz, (der nicht
Gestatten will, daſs nur im Traumgesicht
Ein Schmetterling an dieser Rose sauge)
Was unsers Träumers Glück auf einmahl unterbrach?
Aus beiden bleibt die Wahl euch unbenommen.
Daſs so zu rechter Zeit ihn eine Mücke stach,
Das war wohl nicht von ungefähr gekommen,
Denn, um ein Ave später war's zu spat. 1)
Asmodi oder Sankt Kathrine,
Uns gilt es gleich wer von der That
Den Tadel oder Ruhm verdiene;
Genug, der Traum verschwand, gerettet war Rosine!
Der arme Tantalus schlang die begier'ge Hand
Um einen Leib von weichem Alabaster,

Verhoffte süſsen Widerstand,
Und griff — nach Luft mit ungefüllter Hand.
In seinem Leben war der Tag ihm nie verhaſster!
Doch faſst er sich den Augenblick,
Dankt es des Traumgotts Zauberspiegel,
Der diesen Vorgenuſs von seinem nahen Glück
Ihm gönnt', und nimmt als Pfand und Siegel
Ihn an, daſs bald, vielleicht in nächster Nacht,
Rosinens Huld den Traum zu Wahrheit macht.

Von dieser süſsen Hoffnung trunken
Schlief er von neuem ein, und lag (indeſs der Brief
In Guido's Hände kam) noch tief
In weichen Schwanenflaum versunken,
Als ihn der *Angelus* zur Mittagstafel rief.
Stracks sprang er auf, warf sich in seine Kleider,
Und, wie natürlich, war der Brief
Sein erstes Wort. Allein von dem weiſs, leider!
Kein Mensch im Hause was. Er schwört, es müſs' ein Brief
Gekommen seyn: ihm wird in beide Ohren
Das Gegentheil beherzt zurück geschworen.
So, denkt er, hat ein Hinderniſs
Den Vormittag Lauretten weggenommen:
Allein ihr Wort ist mir gewiſs,

Das Briefchen muſs noch vor der Vesper
kommen.
Die Vesper kam, der Brief blieb aus.
Vergebens hütet' er den ganzen Tag das Haus
Und lag erwartungsvoll bis in die Nacht im
Fenster;
Die Glocke schlug acht, neun und zehn,
Schon nahte sich die Stunde der Gespenster,
Und weder Brief noch Mädchen lieſs sich sehn.
„Das ist zu arg! So wär' ich gar betrogen?
Man hätte mich nun zweymahl aufgezogen?
Zwar hieſse das — sich selber hintergehn,
Allein wer kann für Mädchenlaunen stehn?"

Er gürtet sich, schleicht um die eilfte Stunde
Sich weg, Rosinens Wohnung zu,
Und ging wohl zwanzigmahl die Runde
Ums ganze Haus: allein da herrscht die tiefſte
Ruh.
Der arme Mensch verdreht mit Dehnen und mit
Recken
Sich Hals und Fuſs, den Schein von einer Lampe
noch
An einem Fenster zu entdecken,
Drückt an die Thür sich an, legt hart vors
Schlüsselloch
Sein lauschend Ohr, ob irgend was sich rege?
Wagt endlich gar verschiedne leise Schläge,

Dem Mädchen (die vielleicht im Dunkeln seiner harrt)
Ein Zeichen seiner Gegenwart
Zu geben. All umsonst! Wenn er die Glocke zöge,
Es hälfe nichts. So bald Frau Klare schlief,
So schliefen euch die heil'gen Siebenschläfer
Von Efesus nicht halb so tief.

Was war zu thun? Dem armen treuen Schäfer
(Zumahl er schon der Schaarwach' Eisentritt
Im nächsten Gäſschen glaubt zu hören)
Bleibt nichts, als halb erstarrt und mit
Gesenkten Ohren heim zu kehren,
Und nun, indem er sich im Bette wechselsweis'
In Flammen bald herum wälzt, bald in Eis,
Sein Seelenfieber noch durch Denken zu vermehren.

Der nächste Tag ging ihm nicht günst'ger auf.
Kaum hatt' er aus den Federn sich gelichtet,
So wirft er seinen Mantel um, und richtet
Gerade nach Sankt Peter seinen Lauf.
Er hofft Rosinen dort zu finden,
Und dieses Mahl lügt ihm die Hoffnung nicht.

Er stellt sich ihr so nahe vors Gesicht
Als möglich war, und strengt bis zum Erblinden
Die Augen an, nur einen Seitenblick
Die Messe durch dem Engel abzulauschen.
Allein er mag den Standpunkt tauschen
So oft er will — bald vorwärts bald zurück
Bald bey ihr stehn, bald ihr vorüber rauschen,
Ihr lieblicher Madonnenblick
Bleibt immer niederwärts in stiller Demuth hangen:
Und wenn die Gluth der sanft geblähten Wangen
(Die doch vielleicht ein boſser Wiederschein
Der Andachtsflamme war, die ihr im Busen brannte)
Ihn hoffen lieſs nicht unbemerkt zu seyn,
Was half es ihm? Ihr Blick, ihr Herz bekannte
Sich nicht dazu; und, eh' die Messe ganz
Gesungen war, ging sie, nach jüngferlicher Sitte
Die Augen stets auf ihren Rosenkranz
Herab gesenkt, mit leichtem kurzem Schritte
So harmlos neben ihm vorbey
Als ob Herr Sinibald ein Kirchenpfeiler sey.
Bestürzt und kummervoll, die Querhand vor der Stirne,
Folgt er von ferne nach, sieht sie (doch ohne ihn

Zu würd'gen eines Blicks) durch ihre Thür entfliehn,
Und bleibt mit starrem Aug' und schwindelndem Gehirne,
Als hätt' er einen Geist bey hellem Tag gesehn,
Dem Hause gegenüber stehn.

Das Wunder übersteigt den Glauben!
Es ist genug, um einem weisern Mann
Als Er ist den Verstand zu rauben!
Was sie so ganz und gar verwandelt haben kann?
Sie, die im zärtsten Netz, das Amor je gewoben,
Zugleich mit ihm sich fing, ihm schon die stärksten Proben
Der Zärtlichkeit zu geben willig war,
Nur vor zwey Tagen noch bereit war, ihm sogar
Die Rechte des Gemahls verstohlen einzuräumen;
Sie würdigt ihn nicht eines leisen Nicks,
Nicht eines Winks, nicht eines Seitenblicks?
So arg kann's einem doch in keinem Fieber träumen!
„Und doch — sollt's etwa Scham, sollt's bloſse Laune seyn?
Will sie vielleicht mich auf die Probe stellen?

V. 178—197.

Ein guter Geist giebt dieſs vielleicht mir ein!
Nun wohl! Geduld! es muſs sich bald erhellen.“

In dieser Hoffnung pflanzt der treue Sinibald
Sich abermahl in einen Hinterhalt
Rosinens Fenster gegenüber,
Und harret in Geduld. Der Wind blies scharf und kalt:
Allein (Dank dem verliebten Fieber
Das sein elektrisch Blut ihm durch die Adern jagt!)
In seinen Überrock bis an die Nasenspitze
Gewickelt, hätt' er über Hitze
Sich mehr als über Frost beklagt,
Hätt' ihm die Pein vergebens aufzupassen
Für andres Ungemach Empfindlichkeit gelassen.
Das Fensterglas (wiewohl von ihr bestrahlt)
War etwas matt, auch hier und da bemahlt.
Doch däucht ihn, da er schon zwey Stunden — nichts gesehen,
Er sehe sie, ihr Strickzeug in der Hand,
Schier drey Sekunden lang am Fenster seitwärts stehen;
Ein Trostgesicht, wodurch, so schnell es wieder schwand,
Sein armes Herz sich sehr erleichtert fand.

Zuletzt, nachdem er bis zur Vesper gegenüber
Gestanden, unverwandt nach dem verbotnen Haus
Den trüben Blick gekehrt, geht endlich gar der Schieber
Des Fensters auf. Rosine schaut heraus,
Wird ihn gewahr — Unglücklicher, Elender!
So ist's denn auch für diese Nacht
Um deinen Schlaf geschehn? — und schiebt zehnmahl behender
Das Fenster wieder zu als sie es aufgemacht.

Er rennt in Wuth davon, schwört, für sein ganzes Leben
Der Melusinenbrut den Scheidebrief zu geben.
Seit Even (brummt er wie ein Bär
Den ganzen Weg nach Hause vor sich her)
Sind sie für uns die Wurzel alles Bösen!
O! wäre nie ein Weib gewesen,
Wir lebten, frey vom Sündenjoch,
Wie Kinder, allesammt in Edens Garten noch!

Die ganze lange Nacht vergeht ihm unter Schwüren,
Dem undankbaren Ding zu Lieb'
Nicht einen Schritt mehr zu verlieren;

V. 217—237.

Und, wenn er was der Zorn ihm eingab niederschrieb',
Es wär' ein feines Werk, um an die Zungensünden
Von Juvenal und Pop' es hinten anzubinden.

Allein kaum ruft der frühe Glockenlaut
Das Christenvolk Palerms im Sonntagsstaate
Aus allen Ecken ins Rorate [2]
So wird's ihm schon zu eng in seiner Haut.
Er hielt's euch länger nicht um tausend Rosenobel
Im Bette aus. In einem Nu
Ist er gekämmt, beschuht, wirft seinen Zobel
Sich um, und frisch Sankt Peters Kirche zu!
Sie war bereits von tausend Kerzen helle,
Und in noch weniger als drey
Minuten war nicht Eine lichte Stelle
Im Schiff, im Kor und in der Sakristey
Von Sinibalds weit offnen Augen frey.
Um jede dämmernde Kapelle
Schleicht er herum, und wo zu einem Beyaltar
Das Volk sich drängt. Doch, was er suchte, war
Nicht hier. — „Sie wird bey Sankt Kathrinen
Zu finden seyn!“ Er kommt, er sucht —
Auch hier

V. 238—255.

Ist, leider! wenigstens von Ihr,
Nach der so bang ihm ist, kein Ablaſs zu verdienen!

Sie hatte, wie es scheint, auf diesen Sturm gezählt,
Und, unbefleckt von seinem Blick zu bleiben,
Das fernste Klösterlein zur Andacht sich erwählt:
Doch freylich war's nicht schwer auch dort sie aufzutreiben.
Genug, er sucht so lang' vergebens, bis er sie
Da findet, wo sie ist. Auf einmahl, wie
Aus freyer Luft herab, fällt der vermeinte Guido
In einem Betstuhl ihr vorüber auf die Knie;
Und unverzüglich läſst der hinkende Kupido
Aus seinen Augen, Strahl auf Strahl,
Der Liebe ganzes Arsenal,
Wie Elliots Feuerkugeln, spielen;
Nur zünden sie, wie Elliots Kugeln, nicht, 3)
Und ihr wird nichts davon zu sehen noch zu fühlen.
Ein Muttergottesbild, worauf ihr schön Gesicht
In frommer Andacht ruht, scheint selbst für sie zu streiten,

Und bloſs zu ihrem Schutz den Mantel auszuspreiten.
Er mag sich noch so sehr bemühn,
Durch Blicke, Seufzer und Geberden
Von dem Madonnenbild ihr Aug' auf ihn zu ziehn,
Er scheint gar nicht von ihr bemerkt zu werden.
Erst nach dem Segen, da das Volk sich schnell vertheilt,
Und jedermann mit rother Nasenspitze
Und blauen Lippen heimwärts eilt,
Zückt im Vorübergehn, gleich einem raschen Blitze,
Ein stolzer Augenstrahl auf ihn,
(Ein Strahl, wie Miltons Serafin
Auf die empörten Engel schieſsen)
Und wirft ihn schier zu Boden hin.

Das Wahre ist, er blieb auf seinen Füſsen,
So stark der Schlag auch war, noch ziemlich aufrecht stehn;
Ihn däucht sogar der Zorn in ihren Augen schön:
Kurz, diese seltsamste der Launen,
Wovon er nichts begreifen kann,
Erweckt ihm minder Schmerz als Wunder und Erstaunen,
Und reitzt nur desto mehr ihn an,

Um endlich doch den Grund der Sache auszuspähen,
Ihr auf dem Fuſse nachzugehen.

Sein Unstern will, daſs schon beym vierten Schritt
Ein dunkler Körper, dick wie eine kleine Säule,
Ein wahres Mittelding von Kupplerin und Eule,
Auf einmahl zwischen ihn und seine Sonne tritt.
Es war die Amme, die seit einer guten Weile
Die Augen nie von ihm verwandt.
Sie hatte ihn beym ersten Blick erkannt,
Und alles wohl bemerkt was vorgegangen,
Auch, als Rosine sich aus ihrem Kirchensitz
Erhob, die Hälfte von dem Blitz,
Den sie auf Sinibald geschossen, aufgefangen.
Doch, wie sie ihn so übermüthig sieht,
Dem Fräulein dennoch nachzugehen,
Da reiſst ihr die Geduld, und ihre Nase glüht
Wie eines Truthahns Kamm. Er, der sie nie gesehen,
Kann, ob er's gleich bemerkt, doch nichts davon verstehen.
Was, denkt er, will denn die Zigeunerin,
Die ihren Schnabel so zum Ohr des Engels rücket,
Und stets dabey den Hals, so viel ihr doppelt Kinn

V. 297—315.

Verstattet, rückwärts dreht, und funkelnd nach mir blicket?
Das Weib hat wohl viel gutes nicht im Sinn!

Sie nahten, während er dieſs denkt, sich einer Stelle,
Wo eine halb verfallene Kapelle
(Durch ein mit Spinneweb' umhangnes Fenster kaum
So viel erhellt, um — nichts darin zu sehen)
Frau Klaren den bequemsten Raum
Zu bieten scheint, dem Herrn den Kopf zurecht zu drehen.
Sie läſst vom Fräulein ab, und winkt
(Geheimniſsvoll, wie Sinibalden dünkt)
Ihm mit der Hand, ihr nachzugehen.

„Wie leicht man sich an jemand irren kann,
Zumahl bey Licht! (denkt unser Biedermann)
Dieſs läſst uns bessern Ausgang hoffen
Als vor der Anschein war.“ — Er folgt getrost ihr nach;
Des Ortes Dunkelheit versprach
Viel günstiges. Doch denket, wie betroffen
Mein Junker stand, da man, mit einer Pantomim'
Als wollte man ihm in die Haare fahren,

Ihn dergestalt begrüſst: „Verhaſstes Ungethüm,
Ich weiſs nicht was mich hält die Augen dir zu sparen?
Wie? du erfrechest dich, du falsche Kreatur,
Nach solcher That, dem Fräulein noch dein Schlangen-
Gesicht zu zeigen, du? Nach einer That, die nur
Zu nennen, mir vor Scham die Lippen und die Wangen
Zu Asche brennten! —“

Frau, mich soll der Antichrist
Verschlingen, (ungekocht, wofern er hungrig ist)
Spricht Sinibald, wenn ich von dieser Keife
Und eurer Wuth ein einzigs Wort begreife.

„O unverschämt! Denkst du durch diese List
Zum zweyten Mahl uns in dein Garn zu locken?
Eh' spännen wir beym trocknen Brot, am Rocken,
Ich und mein Fräulein, uns die Finger wund und weh!
Da, nimm dein Gold, den Sündenlohn, und geh
Zum Galgen, wo ich dich, will's Gott, noch hangen seh'!“

V. 332—351.

Frau Isabell, erwiedert ihr der Ritter,
Bey Sankt Georg, warum ihr dieſs Gewitter
Mir auf den Nacken schickt, ist zu errathen schwer.
Ich war ja stets mit herzlichem Vergnügen
Bereit, und bin es noch, und wünsche ja nichts mehr,
Als diesen Augenblick (hohlt nur den Pfarrer her!)
Dem holden Fräulein beyzuliegen.
Was schmählt ihr denn? Ich hätte bessern Grund
Mich über euch recht bitter zu beklagen.
Mir einen Brief so heilig zuzusagen,
(Wiewohl durch einen kleinern Mund
Als eurer ist) und bis auf diese Stund'
Ihn schuldig seyn, und mich, wie einen armen Hund
In später Nacht, auf offnen Gassen
Vor eurer Thür vergebens wimmern lassen,
Ist, dächt' ich doch, nicht wohl an mir gethan? —

„Wie? (schreyt sie) siehst du mich für eine Närrin an?
Was schwatzest du von Briefen und von Nächten
Und kleinem Mund? Entweder faselst du
Im Fieber, oder füllst uns noch mit Spott dazu?

V. 352—372.

Das fehlte noch! — Allein, was soll das Haberechten?
A dato an laſs' uns der Herr in Ruh,
Und trage seine böse Waare,
Sein Herz sammt Zubehör, und seine gelben Haare
Wohin er will: nach dem was jüngst geschehn
Hat sich mein Fräulein hoch verschworen,
Nichts mehr von ihm zu hören noch zu sehn."

Mit diesem Kompliment läſst sie den Junker stehn
Und läuft davon als brennten ihr die Ohren.
Der gute Sinibald greift an die seinen sich,
Und fragt sich, ob er träume oder wache?
„Es waltet, denkt er, sicherlich
Ein Miſsverstand in dieser Sache.
Nach dem was jüngst geschehn, spricht die Gevatterin,
Und wirft mein Geld mir vor die Füſse?
Zuletzt kommt gar heraus daſs ich bezaubert bin
Und hier für fremde Sünden büſse.
Was soll denn jüngst geschehen seyn?
Was kann geschehen seyn, um ohne mein Verschulden
Dergleichen Unfug zu erdulden?
Je mehr ich's überleg' je minder seh' ich's ein.

V. 373—389.

Doch, kann ich **Klelien** mich anzuhören zwingen,
So wird der Knoten wohl sich ohne Schnitt entschlingen.“

Er läſst drey Tage lang kein Mittel unversucht:
Allein **Frau Klar'** hält allzu gute Zucht,
Und Fenster, Thür und Thor ist alles so verriegelt
Als wär's mit Salomons Petschierring zugesiegelt.
Verzweiflungsvoll, von Lieb' und Eifersucht,
Von Rache, und Begier zu siegen
Gespornt, (auch wohl aus Überdruſs,
Mit einem leeren Bild, das weder Druck noch Kuſs
Zurück giebt, alle Nacht auf Kohlen da zu liegen)
Folgt er zuletzt dem Rath **des schwarzen Genius**,
(Der Einfall war, wie man gestehen muſs,
Asmodi's werth) nun selbst der **heiligen Kathrinen**
Zur Mittlerin sich zu bedienen.

Ein schlauer Kopf mit einer fert'gen Hand,
Ein Künstler, (wer dafür ihn wollte gelten lassen)

Vielleicht ein Fidias, als noch, die Fidiassen
Zu schätzen, dann und wann sich ein Perikles fand,
Itzt freylich nur der krumme Ralf genannt,
War zu Palerm vor kurzem angekommen.
Sein Handwerk war, zum Seelenheil der Frommen,
Madonnen, oder was von Bildern dieser Art
Ihm etwa angefertigt ward,
Um sehr civilen Preis aus Pappe zu erschaffen.
Das beste war dabey die wenige Gefahr
An seinen lieben Frau'n sich etwa zu vergaffen,
Wie eher wohl der Fall bey neuern Meistern war;
Wofür ihm unsre Frau im Himmel lohnen wolle!
Genug, der gute krumme Ralf,
Dem (wie die Sage ging, Sankt Lukas, kraft der Rolle
Die er als Künstler spielt, zuweilen pappen half)
Ralf übernahm's, um dreymahl acht Zechinen
Ein lebensgroſses Bild der heiligen Kathrinen,
Mit einem Wachsgesicht, ein Krönchen auf dem Rand

Des Scheidelhaars, und Schwert und Palmen in der Hand,
Kurz, im Kostum, — aus Pappe, Silberschaum
Und Knistergold, gar stattlich zu staffieren.
Das Bild war hohl, und hatte sattsam Raum,
Um einen Mann der keinen Weberbaum
Zum Speere führt bequem darin zu bergen.
Herr Sinibald, wiewohl an feinem Bau ihn kaum
Sankt Lorenz übertraf, war doch nur unter Zwergen
Ein langer Mann, und reicht der Jungfrau-Märtrerin,
Auf gleichen Füſsen, kaum bis an ihr rundes Kinn;
Auch findet er in ihren breiten Hüften,
Von einem groſsen Wulst geschwellt
Und ringsum aufgepufft, ein ziemlich weites Feld
Nach Nothdurft sich zu rühren und zu lüften.
Er trieb die Arbeit scharf, kam alle Tag' und sah
Dem Fortgang zu und half zur Sache rathen;
Und in acht Tagen stand das Kunstwerk fertig da!

Die Kenner fanden es ganz ungemein gerathen;
Man hatte zu Palerm so etwas nie gesehn:

Nur Schade, sagten sie, es aus dem Lande gehn
Zu lassen; denn ihm war, wie Meister **Ralf** berichtet,
Zu Rom im **Lateran** bereits ein Platz gemacht;
Ein Umstand, der den leisesten Verdacht
Von ferne schon im ersten Keim vernichtet.

Des Bildes Ruf erfüllt die ganze Stadt,
Man singt davon auf Märkten und auf Brücken;
Man läuft hinzu, man gafft und wird's nicht satt,
Die Kinder trägt man hin, die Alten gehn an Krücken;
Und weil nicht jedes Zeit zu ihm zu kommen hat,
Ist Meister **Ralf** von freyen Stücken
Erbötig, es dem Adel in der Stadt
Sogar umsonst ins Haus zu schicken.

Die Sache kommt, nachdem der erste Lärm
Vorüber war, zuletzt in ganz Palerm,
Als eine Neuigkeit **Rosinen** auch zu Ohren.
Ihr Eifer für **Sankt Thrinen** ist bekannt:
Sie war zwar nicht nach ihr genannt,
Jedoch an ihrem Tag geboren,
Und hatte bey der Firmlung schon,
Nächst unsrer lieben Frau, zu ihrem Schutzpatron

Aus eigner Wahl und Neigung sie erkohren.
Wer hatte bey so viel Devozion
Ein nähers Recht als sie, die Heilige zu sehen?
Doch unter so viel Volks, so weit,
Und in ein Haus wie Ralfs zu gehen,
Verwehrt ihr Stand und ihre Sittsamkeit.
Denkt wie sie glücklich ist, noch selben Tags von Klaren
Des Meisters Dienstgefalligkeit
Aus seinem Munde zu erfahren.
Die blinde Tante zwar erinnert viel dabey:
„Es fehl' an Platz, es mache nur Beschwerden,
Es könnte leicht was dran zerbrochen werden;“
Allein das goldne Wort, daſs nichts zu zahlen sey,
Weiſs alle Schwierigkeit zu heben;
Zumahl Rosine sich recht gern verbindlich macht,
Auf alle Fälle über Nacht
In ihrem Schlafgemach der Heil'gen Platz zu geben.

Die Sache wird nun ohne Zeitverlust
Bestellt; die Stunde kommt, und, ohne fremde Zeugen,
Hilft der bestochne Ralf, des Handels mitbewuſst,

(Nachdem er eidlich sich zu einem ew'gen Schweigen
Verlobt, und Sinibald, daſs seine Absicht rein,
Ja selbst kanonisch sey, hinwieder ihm geschworen)
Dem jungen liebeskranken Thoren
In Sankt Kathrinens Bauch hinein.
Sie stand in einer Art von Blenden
Mit Rauschgold ausgelegt (um einen Strahlenschein
Bey Kerzenlicht umher zu spenden)
Auf einem Fuſsgestell von hartem Holze fest;
Und, wie die Dämmerung nichts mehr erkennen läſst,
So fassen sie mit vier Herkulschen Händen
Andächtiglich zwey Sänftenträger auf,
Und steuern nun in vollem Lauf
Mit ihr nach Dame Kunigunden,
Wo Röschen und Frau Klar' schon an der Thüre stunden.
Man trägt sie frisch die Wendeltrepp' hinauf,
Und setzt sie ab in Fräuleins kleiner Kammer.
Dem Junker pocht's im Busen wie ein Hammer
Da er zum ersten Mahl des Engels Stimme hört,
Die wie ein Silberglöckchen klinget;

Und, daſs er nicht heraus ihr in die Arme springet,
Ist was mit Mühe kaum die Klugheit ihm verwehrt.

Das Fräulein labt mit kindisch reiner Freude
Ihr kleines Herz an dieser Augenweide.
Frau Naseweis beguckt die Heil'ge um und an,
Und wundert sich, wie Menschenwitz aus Pappe
Ein solches Werk zu Stande bringen kann.
Die alte Tante selbst in ihrer Nebelkappe
Kriecht allgemach aus Neugier auch heran,
Mit ihrem einz'gen Aug' das Wunder anzuschielen,
Und, aus Instinkt, doch nur ganz leise, zu befühlen.
Ihr Beyspiel steckt bald auch die andern alle an;
Doch keine von den drey Marien wittert
Wie Meister Ralf den heil'gen Leib gefüttert.
Und nun, nachdem sie noch, zu guter Letz', am Schrein
Der Unschuldskönigin drey Ave auf den Knieen
Gebetet, winkt das alte Mütterlein
Ans Spinnrad sich mit ihr zurückzuziehen,
Und Sankt Kathrine bleibt bis Schlafenszeit allein.

Anmerkungen.

1) S. 232. V. 67. Spat anstatt spät ist eine (nach Adelungs Zeugniſs) auch im Hochdeutschen nicht ungewöhnliche Oberdeutsche Form dieses Wörtchens. Reimenden Dichtern müssen beide frey stehen.

2) S. 240. V. 222. So nennt man in der katholischen Kirche die Frühmette in der Adventszeit.

3) S. 241. V. 252. Des Generals Elliot tapfre Vertheidigung von Gibraltar gegen die Spanier und Franzosen war zur Zeit, da dieses Gedicht geschrieben wurde, der Stoff aller Gespräche.

SECHSTES BUCH.

V. 1—12.

Schon senkte sich der Schlaf auſs halbe Rund
der Erden,
Die Wächter riefen zehn, und unserm jungen
Herrn
Begannen allgemach die Zähne lang zu werden.
Fünf Stunden schon, gleich einem Mandelkern
In seiner Schal', in Pappe eingescheidet
Zu stecken, hätt' ihm schier das ganze Spiel
verleidet:
Zumahl, von langer Weil' erzeugt,
Manch Aber ihm nunmehr zu Kopfe steigt,
Wovon er sich im Feuer der Erfindung
Nichts träumen lieſs. — Es war ein närrscher
Wahn,
Allein, wer ist stets Herr der dunkelen Empfindung?
Ihn kommt ein heimlich Grauen an,

Die Heil'ge könnte leicht den Einfall übel nehmen.
Er muſste vor sich selbst sich seiner Schwäche schämen,
Und hätte gerne sich darüber ausgelacht.
So eine Kinderey soll ihm die Nerven lähmen?
Und doch, so bald ein Bret im alten Hause kracht,
Ein Fenster klirrt, so fährt's ihm übern Rücken
Eiskalt hinab, und macht ihm Magendrücken.

Allein, wie jetzt von fern aus einem stillen Gang
Rosinens Silberton ihm in die Seele klang,
Ihr leichter Fuſs mit jedem Schritt im Zimmer
Hörbarer wird, und nun, so wie die Thüre knarrt,
Durchs Dunkel des Gemachs der erste Lampenschimmer
Auf **Sankt Kathrinen** fällt: wie da zu Muth' ihm ward,
Wie hoch sein Herz ihm schlug, und wie im süſsen Schwindel
Sich sein Gehirn als wie um eine Spindel
Im Kreise schwang, sein Blut zu Schnee gerann,
Dann wieder, Blitz auf Blitz, der Feuergeist der Liebe
In raschen Wirbeln ihm durch alle Nerven rann,

V. 31 — 49.

Das mahl' euch wer es mahlen kann!
Ich rühre keinen Pinsel an,
Und wenn Sankt Lukas mir dazu die Farben riebe.

Es war ein Glück, daſs dieser Drang und Sturm
Die Heilige nicht aus der Fassung brachte:
Allein die stand so feste wie ein Thurm;
Und wenn auch Sinibald sie etwas schwanken machte,
So wurde doch davon, weil ein geheimer Wurm
Des Fräuleins zartes Herz benagte,
Und gleich beym Eintritt Dame Klar'
Sich über Schläfrigkeit beklagte,
Von beiden keine was gewahr.

Ob (in Parenthesi zu sagen)
Der Schwarze, der hier in der Nähe war,
Zu Klarens Schlafsucht nicht ein wenig beygetragen,
Davon sagt die Legende nichts.
Hingegen ist gewiſs, Rosinens Atmosfäre
Stieſs immer ihn zurück; und an der stillen Zähre,
Die von den Lilien des lieblichsten Gesichts

V. 50—67.

Verstohlen schlich, den halb geschloſsnen Blicken,
Den Seufzern die in ihrer Brust ersticken,
Kurz an dem leisen Gram der schweigenden Geduld
Hat **Teufel-Amor** keine Schuld,
So angenehm ihm auch die schöne Sünde wäre.
Zwar Liebe rinnt in ihrer stillen Zähre,
Und Liebe seufzt, sich selber kaum bewuſst,
(Ein neu gebornes Kind) aus ihrer sanften Brust:
Doch könnte, zum Besuch auf unsern Erdgefilden,
Ein Engel selbst sich seine Luftgestalt
Aus keinem reinern Stoff, als solchen Seufzern, bilden.

Seit jener Nacht, die ihr mit schmerzlicher Gewalt
Des schönen Jünglings Bild aus offner Brust gerissen,
Seit jener Unglücksnacht, wo **Guido** (wie wir wissen)
Unwissend die Person des armen **Sinibald**
So schlecht gespielt, daſs ihn der Amme Faust von dannen
Zu fliehen zwang, — war das geliebte Bild,
Das ihr die Pflicht zu hassen, zu verbannen

Befiehlt, noch nie so anmuthsvoll und mild
Ihr vorgeschwebt als jetzt. Denn ach! mit ihm erschienen,
Bey jedem Blick auf Sankt Kathrinen
Erschienen sie, wie holde Schatten, ihr,
Die lieblichen Erinnerungen
Der Zeit, des Orts, des Augenblicks, die ihr
So unvergeſslich sind! — „Das Sanktus war gesungen;
Hier kniete Ich — und Er, am zweyten Pfeiler, hier! —
Warum, o Heil'ge, muſsten wir
Vor deinem Bild, an deinem eignen Feste,
Recht wie in deinem Schutz, zum ersten Mahl uns sehn?
Warum erschien er mir gleich ersten Blicks der beste
Der Jünglinge, so edel und so schön,
Wenn's bloſse Larve war, um mich zu hintergehn?
So war's ein Wink von Dir was mir das Herz so preſste?
Verzeih', o Schützerin, daſs der Verführer dir
Mein Aug' entzog! Ich büſse nun dafür.
Ich widerstand nicht wie ich sollte;
Mein Herz verrieth mich, ach! und du warst mir so nah!

V. 87 — 106.

Mein war die Schuld daſs ich den Wink nicht sah,
Den Warnungswink, der mich noch retten wollte.
Allein, er schien mich auch so gut,
Beynah mit Andacht, anzuschauen!
Sein Auge bat so schön! Ich hatte nicht den Muth,
Hielt's fast für Sünd', ihm miſszutrauen:
Und so betrog er mich!“ — Hier hielt sie ein; der Schmerz
Zerriſs der traurigen Gedanken zarte Kette.
Die schönen Augen niederwärts
Gesenkt, die Arme auf ihr Herz
Gefaltet, lehnte sie, im bloſsen Nachtkorsette
Und Unterrock, die Haare aufgelöst,
Drey Finger breit vom Busen schier entblöſst,
In dumpfem Gram an ihrem schmalen Bette.
Frau Klare schnarchte schon aus einem Kabinette,
Wovon die Thür in Fräuleins Schlafgemach
Halb offen stand; die Lampe brannte schwach,
Und Röschen, als sie sich vor aller List des Bösen
Noch mit dem Engelsgruſs, nach christlichem Gebrauch,
Verwahrt, fing eben an ihr Knieband aufzulösen;

V. 107—128.

Als eine sanfte Stimm' aus Sankt Kathrinens Bauch
Zu der Erstaunten und Erschrocknen
Herüber tönt: „Erschrick, o Holde, nicht!
Sey gutes Muths, laſs deine Thränen trocknen!
Des Herzens süſsen Hang macht dir mein Schutz zur Pflicht.
Ich komme deinen Gram zu enden.
Empfange den, der mehr als seiner Augen Licht
Dich liebt, aus einer Freundin Händen,
Die was sie anfing zu vollenden
Dir durch dieſs Wunderwerk verspricht.“

Kaum war das letzte Wort gesprochen,
So schiebt sich schnell ein Blatt vom Silberstück,
Womit die Heilige bekleistert war, zurück,
Und sieh! ein junger Herr kommt euch hervor gekrochen,
Der einem wahren Sankt Baptist
In Röschens Augen ähnlich ist.
Marie und Josef! ruft mit Schrecken,
Indem sie ihn erkennt, (wiewohl vor Schrecken nur
Mit schwachem Laut) die holde Kreatur,
(Der halbe Josef bleibt ihr in der Kehle stecken)
Und blickt — wohin sich zu verstecken? —
In schöner Angst umher. Allein der Jüngling liegt

Ihr schon zu Fuſs, zwar flehend, doch die kecken
Kraftvollen Arme dicht um ihre Knie geschmiegt.

Das nöthigste (so lehrt sie, trotz dem Schrecken,
Der Engel **Scham**, der immer in Gefahr
Der Mädchen Schutzgeist ist) war, eine von den Decken
Des Bettes herzuziehn, und was ihr wallend Haar
Kaum halb verbarg eilfertig zu bedecken:
Und nun erst trat der Zweifel ein,
Ob nicht die Amme aufzuwecken
Vonnöthen sey? sogar durch lautes Schrey'n,
Wofern der junge Mensch sie länger halten wollte.
Ihr raunte was ins Ohr, sie **sollte**:
Allein ich weiſs nicht was in ihrer Brust, sprach Nein!
Der Jüngling bat so ehrerbietig,
So wehmuthsvoll, nur einen Augenblick
Ihn anzuhören — „all sein Glück,
Sein Leben hange dran“ — und ach! ihr Herz war gütig!
Zwar sie erlaubte nichts, allein sie blieb zurück
Und unterlieſs zu schrey'n. Ihr däucht' es edelmüthig,

Und ihre Sicherheit verlor ja nichts dabey.
Gesetzt, es fände sich daſs er's nicht würdig sey,
So war's noch immer Zeit zum Schreyen.
Jetzt sprach ihr Herz zu laut dafür
Dem was er sagen kann ein ruhig Ohr zu leihen.
Sein Blick, sein Ton reitzt ihre Neubegier:
Wie? sollt' es möglich seyn (denkt sie) die Ungebühr
Im Gartensahl ihm jemahls zu verzeihen?

Asmodi, der drey Schritte weit von ihr
(Denn näher war er ihr bisher noch nie gekommen)
Als Flieg' auf einem Weihbrunnkessel ſaſs,
Jedoch als Geist in ihren Augen las,
Hofft, nach dem Schluſs den sie genommen,
Nun für gewiſs bald näher ihr zu kommen.
„Wie? (spricht er zu sich selbst und jauchzt beynah zu laut)
Man wirft, den jungen Herrn bequemer zu verhören,
Den Pelzrock um? Setzt sich, wo nicht vertraut,
Doch traulich, an den Rand vom Bette?
Ihm weiset man so nah den kleinen Schemel an?
Ha, Mädchen, hab' ich dich? Ich wette,

V. 168—186.

Noch eh' der Hahn kräht ist's — um deinen Stolz gethan.
Wie sollt' auch seinem schönen Flehen,
Zumahl er, wie du hörst, die Unschuld selber ist,
Ein sanftes offnes Herz, so rein von aller List,
So ganz Natur, wie deines, widerstehen? —
Nur nicht zu hastig, Herr! Gieb ihrem Köpfchen Frist
Die Sache klärlich einzusehen!
Schon fängt sie an, daſs du der Mann nicht bist
Auf den sie zürnt, sich selber zu gestehen —
Gut, junger Herr! es wird auf diesem Wege gehen!
Ich merke wohl daſs ihr die Schliche wiſst.
Sie fühlt schon daſs sie euch noch Schmerzgeld schuldig ist,
Nur laſst das Eisen nicht verglühen!
Wie sanft ihr Auge schmilzt! — Nur keck die Hand geküſst!
Man wagt es nicht sie wegzuziehen.
Laſst mir das Pfötchen ja nicht mehr aus eurer Hand!
Sehr ehrerbietig! gut! — der Junge hat Verstand!
Wie kurz ihr Athem wird! wie ihre Wangen glühen!
Wie groſse Perlen ihr in beiden Augen stehn!

Nun frisch aus allen Batterieen!
In fünf Minuten muſs die weiſse Fahne wehn!“

Indem auf seines Weihbrunnkessels Rande,
In fliegenähnlichem Gewande,
Die Nase in der Luft, vielleicht zu früh entzückt,
Nach der Belagerung mit schadenfrohem Auge
Der böse Feind hinüber blickt:
Wird er, ich weiſs nicht wie, dem Gleichgewicht entrückt,
Glitscht ab und stürzt in die geweihte Lauge;
Ein Element, das Vögeln seiner Art
Verhaſster ist als Sodoms Schwefelflammen.
Schnell wie vom Blitz sind Flügel, Haar und Bart
Ihm weggesengt; er krümmt erbärmlich sich zusammen,
Und heult (wiewohl von Geistern nur gehört)
Vor wildem Schmerz so ungeheurer Weise,
Daſs es in Dante's neuntem Kreise
Den Teufeln in die Zähne fährt.

Indeſs daſs alles dieſs im Geisterreich geschiehet,
Und, in die eigne Miſsgestalt
Zurück geschnellt durch mystische Gewalt,
Der schwarze Liebesgott, so übel abgebrühet,

V. 228—231.

In groſser Angst durchs Schlüsselloch entfliehet,
Geht bey den Liebenden, am Bord
Des Bettes, das Gespräch mit vielem Eifer fort.
Doch freylich (um uns an Rosinen
Nicht zu versünd'gen) darf Asmodi's Kommentar
Uns keineswegs zum Texte dienen,
So scharf auch sonst sein Blick in solchen Sachen war:
Das heiſst, in Sachen seiner Frynen
Und Fulvien und Agrippinen,
Und Messalinen und Faustinen,
Und Ysabeaus und Jaquelinen,
Und hundert schöner Melusinen
Von diesem und modernerm Schlag,
Die euch der Reimgeist nennen mag;
Da sah er scharf. Allein, von ihnen
Und ihres gleichen auf Rosinen
So rasch zu schlieſsen, wie er that,
Gab hier ein falsches Resultat.
Mit Einem Wort: wie schöne Seelen lieben
War immer ein Geheimniſs ihm geblieben,
So lang' er auch den Amor schon gespielt.
Der Thor vermengte stets Gefühle mit Grimassen.
Rosinens Stärke wächst (kann dieſs ein Teufel fassen?)
In gleichem Grad, je schwächer sie sich fühlt;

Nie konnte sie sich mehr auf sich verlassen
Als da er sie für überwältigt hielt.

Der Punkt des Gartensahls war nun so weit im Klaren,
Daſs Sinibald und Sie am Irrthum schuldlos waren,
Für den nun bloſs der Zufall haften muſs:
Ein junger Geck von freyem Lebenswandel,
Vermuthlich dort herum in einem Liebeshandel
Befangen, fremd, und noch zum Überfluſs
Betrunken, hatte (wie es scheinet)
Die rechte Thür verfehlt, und (weil von ungefähr
Sonst alles zutraf) da wo er
Erwartet ward zu seyn vermeinet.
Der Zufall wurde nun vom Fräulein selbst belacht,
Und ihrem schönen Freund was er in ihrer Meinung
Dadurch verlor (wie billig) gut gemacht:
Allein die plötzliche Erscheinung
In ihrem Schlafgemach, und wie die Heil'ge Frau
Sankt Käthe fähig war, — sie, die gewiſs nicht lau
Im Punkt des Wohlstands ist — dazu sich zu bequemen,

Ihn unter ihren Rock zu nehmen,
Schien noch ein Umstand, der genau
Zu untersuchen sey. Die unverhoffte Frage
Warf den verliebten Herrn in eine schlimme Lage;
Und wirklich stand er bey sich an,
Ob nicht das beste sey das Wunder zu behaupten?
Ein Wunder war zu jener Zeit so plan
Als gute Leute noch so gerne Wunder glaubten!
Die Heil'ge hatte wohl noch gröſsere gethan!
Jedoch, auf einen Blick in seines Fräuleins Auge,
Fühlt er sogleich daſs dieser Kniff nichts tauge.
Das holde Kind sieht ihm so redlich ins Gesicht,
Daſs er um eine Welt sie nicht
Zum zweyten Mahl betrügen könnte.
Kurz, er gesteht die List, wozu der Liebe Macht,
Die Noth und die Verzweiflung ihn gebracht;
Doch ruft er alle Elemente
Zu Rächern auf, wofern sein Herz dabey
An etwas sonst gedacht, als sie zu unterrichten
Wie schuldlos er an ihrem Zorne sey,
Und ihr, in Gegenwart der Heil'gen, seine Treu'
Mit Mund und Hand auf ewig zu verpflichten.

Dieſs alles trug der Mann so überzeugend vor,
Daſs Röschen allen Muth verlor
Die That der Strenge nach zu richten.
Was Liebe fehlt, verzeiht die Liebe gern.
Und doch vermag sie ohne Beben
Ihr Angesicht nicht mehr zur Heil'gen zu erheben;
Sie glaubt, sie seh' in ihrem Augenstern
Was drohendes, wie Feuerflamme, schweben.
Die Lampe freylich warf nur einen düstern Schein,
Auch mischte sich ein Biſschen Mond darein,
Gerade nur so viel, mit täuschenden Reflexen
Des Fräuleins Furcht noch stärker zu behexen.
Vielleicht zu ihrem Glück! Denn unser Seladon
Begann in Worten und Geberden
Eindringlicher, und nach dem Minnelohn
Zusehens lüsterner zu werden;
Zumahl sie unbesorgt die Hand ihm überlieſs,
Und durch den sanftsten Blick ihn kühner werden hieſs;
So deutet's wenigstens der junge Geck zum Bösen:
Denn Sie, die lebenslang, anstatt im Amadis
(Der unsre heutigen Agnesen
Gelehrter macht) im Psalter nur gelesen,

Sie wuſste freylich nicht, wie viel ein junger Mann,
Der ihr zu Füſsen lag, durch solchen Blick gewann.
Ihr war der Mann im Mond kein unbekannter Wesen;
Und was bey Guten oder Bösen
Ein frommes Mädchen wagen kann,
Wiewohl sie oft darum die Stirne sich gerieben,
War stets ein Räthsel ihr geblieben.
Auch dachte sie, indem ihr Blick so gut
Und liebevoll auf Sinibalden ruht,
An keinen Mann: er wird in ihrem Wahn zum Engel,
(Ihm fehlte nur ein hübsches Flügelpaar)
So ähnlich däucht er ihr in seinem gelben Haar
Dem Engel Gabriel mit seinem Lilienstängel,
Der auf Sankt Peters Hochaltar
In einem groſsen Bild schon lang' ihr Liebling war.
So schön getäuscht (zumahl durch eine Fensterscheibe
Das Mondlicht ihm just auf die Stirne fiel)
Wie hätte sie gemerkt, daſs Fee Mab 1) ihr Spiel
Mit ihren frommen Augen treibe?

V. 314—335.

Der Himmel weiſs, wie weit bey diesem Truggefühl
Rosinens Fantasie vielleicht gegangen wäre,
Kam ihr Asmodi nicht zur Unzeit in die Quere,
Und brach aus Ungeduld den zarten Faden ab,
Den die Natur, falls er ihr Freyheit gab,
Ganz leise fortgesponnen hätte.
Er lag schon eine Weil' in Klarens Kabinette
Im Hinterhalt; und da sein junger Freund
Zu viele Zeit ihm zu verzaudern scheint,
Verwandelt er sich stracks in eine kleine Motte,
Und schwebt hinzu und flüstert ihm ins Ohr:
„Wozu dieſs Zaudern, junger Thor?
Die Nacht entschlüpft, und Du wirst einem Kind zu Spotte.
Laſs zwischen Ja und Nein ihr länger keine Wahl,
Und sprich und thu als wirklicher Gemahl.
Frau Sankt Kathrine ist sechs Zeugen gleich zu schätzen,
Und kann zur Noth den Pfarrer selbst ersetzen.
Verlangst du sie um einen leichtern Preis?
Schwör' ihr Gemahl zu seyn — und sey's!"

Herr Sinibald befolgt mit Lust und Feuer
Den wohlgemeinten Rath, doch mit so schlauer Kunst
Zugleich, daſs jede kleine Gunst

Die er allmählich raubt, vom faltenreichen Schleier
Des Wohlstands dem Gefühl der zarten Scham versteckt,
Sie eher vollends noch einschläfert als erweckt.
Allein, (worin der dumme Hinketeufel
Sich selbst und ihn betrog) das ernste Wort Gemahl
Schreckt plötzlich, wie ein Donnerstrahl,
Sie aus der Sicherheit, und stöbert alle Zweifel
In ihrem Busen auf, die kaum das Opiat
Der Liebesfantasie betäubte.
Das bloſse Wort Gemahl zerstäubte
Den ganzen Zauberdunst. Ein Priester im Ornat,
Mit zwey Diakonen zur Seiten,
Erschien, wie ihr das Wort ans Trommelhäutchen schlug,
Mit Kerzen, Sang und Klang, und einem langen Zug
Von schönen Trauungsfei'rlichkeiten,
Vor ihrer Stirn, und ohne alles dieſs
War ihr das Wort ein wahres Ärgerniſs.
Sie ist bereit ihr Herz ihm aufzuheben
So lang' er will, und gleich vom Augenblick
Der Trauung soll ihr ganzes Glück
Darin bestehn für ihn zu sterben und zu leben;

V. 357—374.

Allein, nur einen Kuſs ihm auf den Kauf zu geben,
Ist was kein Flehn, kein Schmeicheln und kein Dräun
Von ihr erhalten kann. Sie bleibt auf ihrem Nein;
Nichts macht den kleinen Trotzkopf wanken.

Gehemmte Liebesgluth wird endlich Raserey.
Der Jüngling, wie er sieht, daſs sonst kein Mittel sey,
(Vermuthlich that der Feind das Seine auch dabey)
Bricht in verliebter Wuth zuletzt durch alle Schranken.
Erhitzter schieſst von einer Alpenhöh'
Kein Adler auf ein zitternd Reh,
Als er an ihren Hals. Allein das Unterfangen
Schlug zu Rosinens Ehre aus.
Die Heldin zog sich unverletzt heraus,
Und der Besiegte muſs, nach einem stundenlangen
Reuvollen Flehn auf seinen Knien,
Mit wohl zerzaustem Haar und aufgekratzten Wangen,
Noch groſse Reverenzen ziehn,
Für seine Missethat nur Ablaſs zu erlangen.

V. 375 — 393.

Ein guter Theil der Nacht war unterdeſs vergangen.
Die Siegerin, vom ungewohnten Streit
Entgeistert, kann vor Müdigkeit
Des Schlafs sich länger nicht erwehren.
Auch kam ein neu gefallner Schnee,
Die Kälte, die bisher noch leidlich war, zu mehren.
Allein, wohin indeſs mit ihrem Cicisbe?
So viel sie Ursach' hat, so kann sie doch sein Weh
Durch Grausamkeit nicht noch erschweren.
Ihm wird demnach ein alter Kanapee,
Mit dem Beding, den Rücken ihr zu kehren,
Zum Lager eingeräumt: doch muſs er heilig schwören,
Stumm wie im Grab zu seyn, sich nicht herum zu drehn,
Nicht laut zu seufzen, noch viel minder aufzustehn,
Kurz, ihren Schlaf auf keine Art zu stören.

Der arme Junker schwört's, bey Strafe, jede Schuld
Mit ihrem Haſs auf ewig zu entgelten.
Drauf deckt das fromme Kind (aus angeborner Huld
Besorgt, er möchte sich verkälten)

V. 394—402.

Mit ihrem langen Pelz ihn eigenhändig zu,
Bleibt dann, schon im Begriff zu gehen,
Halb abgewandt noch drey Sekunden stehen,
Und nickt ihm eine sanfte Ruh.

Mit leichter Brust und fröhlichem Gewissen
Schmiegt sie im Röckchen nun sich in ihr Bett
hinein,
Legt, sanft beglänzt vom schwachen Mondes-
schein,
Ihr Engelsköpfchen auf ihr Küssen,
Empfiehlt sich unsrer Frau, und schlum-
mert ruhig ein.

Anmerkung.

1) S. 271. V. 312. Man kennt diese Fee aus Shakspeares Romeo und Juliette.

SIEBENTES BUCH.

V. 1—13.

Indeſs mit deckenden schneeweiſsen Schwanenflügeln
Ein goldner Engel Platz zu Röschens Häupten nimmt,
Liegt, in ein Griechisch S gekrümmt,
Herr Sinibald (bey dem mit Kantharidenflügeln
Der schwarze Geist ein ander Plätzchen nimmt)
Auf seinem Sofa wie auf Igeln.
Zwar, auſser daſs ihm dann und wann
Ein schwerer Seufzer unwillkührlich
Entfährt, verhält er sich im Anfang so manierlich,
Daſs ein gewickelt Kind nicht stiller liegen kann:
Nur Schlafen war — für einen jungen Mann
In seiner Lage — nicht natürlich;
Zur Abstinenz so wenig vorgeübt,

V. 14—33.

Und ach! so nah bey allem was er liebt,
Daſs ihre Decke, auch vom leisesten Bewegen,
Nicht eines Daumens breit sich ungehört verschiebt —
Ein Todter hätte kaum, so nahe, still gelegen!
Und gleichwohl hielt fast über sein Vermögen
Der arme Schelm wohl eine Stunde lang
Die Buſse aus, die ihm das Fräulein aufzulegen
Für nöthig hielt, den peinlich strengen Zwang,
In gleicher Positur, die Nasenspitze gegen
Die Rückenwand des Kanapees gekehrt,
Mit Brust und Knie zusammen sich zu schmiegen,
Und, von Begierden aufgezehrt,
So still wie eine Maus zu liegen.

Asmodi, der aus Neugier sehen will
Wie lang' er's treiben wird, hält ebenfalls sich still.
Kaum aber hat die Glocke zwey geschlagen,
So reiſst dem jungen Herrn der Faden der Geduld:
Und sollt' er mehr als ihre Rache wagen,
Die Straf' ist offenbar zu grausam für die Schuld!
Er wendet (ängstlicher als hielt' er sich von Glase)

Sich um, so daſs er nun der Wand den Rücken kehrt,
Reckt sein gespitztes Ohr, und hebt die luft'ge Nase;
Und wie er sie ganz ruhig athmen hört,
Schiebt er von seiner Lagerstätte
Behutsam sich herab, und schleicht,
Als ob er Bley an wollnen Füſsen hätte,
Allmählich sich bis an **Rosinens** Bette.
Zu ihrer beider Glück vielleicht
Knarrt eine Diel', auf die er eben,
Um desto sicherer den rechten Fuſs zu heben,
Den linken aufgedrückt, noch eh' er einen Blick
Auf sie gewagt. Ein plötzlich Erderbeben
Hätt' ihn kaum mehr erschreckt. Er fährt bestürzt zurück,
Und mit zwey weit gereckten Schritten
(Eh' eine Hand sich wenden mag)
Liegt er auch wieder schnarchend mitten
Auf seinem Kanapee, just wie er Anfangs lag.

Nach einer Weile. lauscht er wieder;
Und, da sie ungefähr im Schlafe von der Wand
Sich vorwärts kehrt, sinkt ihre linke Hand
Vom Haupt, auf dem sie lag, am Seitenbrete nieder.
Sogleich fängt seine Nachtmusik
Von vornen an: doch da er nichts mehr höret,

Und, wie es scheint, nichts ihren Schlummer störet,
Zudem der Mond den letzten Abschiedsblick
Auf **Röschens** Lager wirft — läſst ihn **die Kantharide**
Asmodi eher nicht mit Friede,
Bis er, von blindem Drang gepreſst,
Den Kanapee zum zweyten Mahl verläſst.

Er schleicht heran, und sieht — (so blieb in seinem Leben
Ihm nie der Athem aus, so schlug das Herz ihm nie!)
Und sieht — ein Stück von einem schönern Knie,
Als einer **Magdalen'** ein Mahler je gegeben,
In holder Rundung sanft sich aus der Decke heben.
Rosine schlummert fort. Der Jüngling steht entzückt,
Und blickt, und fühlt, (schon ſchoſs **Asmodi** wieder neben
Sein Ziel) und fühlt, indem er blickt und blickt,
So rein als ob er nichts als Auge sey, wie göttlich
Das Schöne ist. Ihm wird ganz wunderbar
Dabey zu Muth; allein, das Aug' ist unersättlich,

V. 74—91.

Sagt Salomon; und kurz, da sie so ruhig war,
Fühlt er zuletzt sich ein Verlangen regen,
Auf diesen reitzenden Altar
Nur einen leisen Kuſs zum Opfer hinzulegen.

Schon nähert sich dem zauberischen Rund
Mit zitternder Begier sein zugespitzter Mund,
Als, plötzlich aufgeschreckt, Rosine
Mit einem Schrey erwacht, und ihn (der nicht entflieht
Weil er zu Marmor wird) vor ihrem Bette sieht.

Hier, Freunde, eh' ich euch mit weitrer Nachricht diene,
Wird nöthig seyn, daſs Muse Cölestine
(Uraniens Kammermagd) euch aus der andern Welt
Ein Wort ins Ohr zu flüstern sich erkühne.
Wir lieſsen's neulich zwar, zum Schein, dahin gestellt,
Wie wenig oder viel die heilige Kathrine
Sich durch den Liebesdienst, den unsers Junkers Witz
Von ihr erschlich, beleidiget gefunden:
Allein die Wahrheit ist, er wurde hoch empfunden;

V. 92—110.

Und ihre Freundinnen, die Bärbchen, Rhadegunden
Und Urseln, die um ihren goldnen Sitz
(Als diese That erscholl) mit den Eilftausend stunden,
Erklärten sämmtlich sie für wahres Malefiz —
Doch halt! Verwegne, halt! eh' dir Sankt Ernulfs Blitz
Die Zunge schlitzt! — Von überird'schen Dingen
Geziemt sich's nicht in diesem Ton zu singen!
Laſs unenthüllt, was, einem Schleier gleich,
Die Lüfte die den Erdenball umweben
Dem gröbern Sinn entziehn — das unsichtbare Reich,
Worin (wiewohl ringsum von ihm umgeben)
Mit allem Blinzeln und Verdrehn
Kein irdisch Augenpaar je einen Stich gesehn;
Und kurz, begnüge dich historisch uns zu sagen,
Was sich im Schlafgemach mit Röschen zugetragen.

Nach einem Schlaf, so sanft als insgemein
Bey leichter Brust und unbeschwertem Magen
Der Frommen Schlummer ist, weckt sie (ich kann nicht sagen
War's Täuschung oder nicht) wie eines Blitzes Schein.

V. 111—131.

Zum weiten Sahl wird ihre kleine Zelle,
Und stufenweise wächst die ungewohnte Helle,
Mit einem Wohlgeruch, so unbeschreiblich fein
Und angenehm, daſs Rosenöhl wie ranzig
Dagegen roch. „Was wird hiervon das Ende seyn?“
Denkt sie erstaunt. — Da treten vier und zwanzig
Jungfrauen, Paar und Paar, in hohem Ernst, herein,
Gekleidet allesammt in schleppende Talare
Von feiner Wolle, weiſs wie Schnee im Sonnenschein;
Das reine Gold der ausgeflochtnen Haare
Wallt längs dem Rücken dicht hinab,
Und breite goldne Gürtel halten
Das himmelblaue Kleid, das ihren Leib umgab,
Dicht an der Brust in tausend engen Falten.
So gingen sie jungfräulich, Paar und Paar,
Mit Blumen um die Schläf' und Palmen
In ihrer Hand, und sangen hohe Psalmen,
So rein, so lieblich, voll und klar,
Daſs Röschen auſser sich vor Lieb' und Wonne war.

Und, gleich dem vollen Mond, ging mitten in der Schaar
Der empyreischen Vestalen

V. 132—149.

Ein königliches Weib in purpurnem Gewand,
Um ihre Stirn ein Kreis von Strahlen,
Ein Krönchen auf dem Haupt, und in der rechten Hand
Ein bloſses Schwert, woran, wie funkelnde Rubinen,
Noch Blut in Tropfen glänzt. Sie ziehen längs der Wand
Im Sahle hin, und wie sie bey Rosinen
Vorbey ziehn, wird der Kor der Jungfrau'n plötzlich stumm;
Sie stellen sich im Kreis um ihre Frau herum,
Und diese spricht mit Huld in Ton und Mienen:

„Du, die von zarter Kindheit an
Nie lässig war was ich für dich gethan
Durch Frömmigkeit und Unschuld zu verdienen;
Erkenn', o Tochter, Katharinen,
Die dich beschützt, in mir, und daſs ich dir erschienen
Sey dir ein Pfand der mütterlichen Huld.
Mit Schwachheit tragen gern die Himmlischen Geduld:
Nur gieb dich nie der bösen Lust gefangen,
Und halte stets dich rein vom Gifte fremder Schuld.

V. 150 — 163.

Ein Mann (ihn nenne dir das Lodern deiner Wangen!)
Hat freventlich sich gegen uns vergangen.
Des Frevels bittre Frucht, Verderben, harrt auf ihn!
Doch ihn verleitete die List der Höllenschlangen,
Und für ein reuig Herz ist Gnade zu erlangen:
Drum laſs als Büſser stracks ihn aus Palerm entfliehn;
Denn ungebüſst wird Sünde nicht verziehn!“

Sie sprach's, und schnell verschwand mit seinem Lichte
Und Wohlgeruch das himmlische Gesichte.
Erwachend schaut durchs leere Schlafgemach
Den Fliehenden Rosine schaudernd nach,
Und statt der Heil'gen steht erschrocken
Und schamvoll, daſs sie ihn so nah
An ihrem Bett' ertappt, in seinen Cherubslocken
Der schöne Frevler vor ihr da.

Unglücklicher! Was suchst du? ruft die Schöne,
Was willst du? Schreckten dich vielleicht die Donnertöne
Der Heil'gen auch? „Laſs, rief sie, stracks ihn fliehn,
Denn ungebüſst wird Sünde nicht verziehn!“

V. 169—187.

Ich hörte dich im Schlafe plötzlich schreyen,
Spricht Sinibald, und lief (selbst noch im Schlaf) herbey,
Zu sehn was dir begegnet sey,
Um, thät' es Noth, dir meinen Arm zu leihen.

Du selbst, versetzt das fromme Mädchen, du,
Seit Sankt-Kathrinentag der Würger meiner Ruh,
Bist einzig Schuld an meinem Schrecken!
Hier, setze dich, ich will dir alles rein entdecken.
Und als sie ihm hierauf, daſs nicht ein Titel fehlt,
Was ihr begegnet war erzählt,
So fährt sie fort: Der Noth, worin wir beide schweben,
Uns zu entziehn ist nur ein einz'ger Rath.
Hier, schwöre mir, dem allen nachzuleben,
Was mir zu Büſsung deiner That
Die Heil'ge selbst vermuthlich eingegeben.
Allein, dieſs sag' ich dir, gleich mit dem ersten Licht
Geht deine Buse an, so wie du dieses Zimmer
Verlassen hast; und nun und nimmer
Als wenn du sie vollbracht, sollst du mein Angesicht

In Liebe wieder sehn. Schwörst und erfüllst du nicht
Von Wort zu Wort was du mir zugeschworen,
So hast du, glaube mir, auf ewig mich verloren!

Rosine sprach dieſs Wort mit solcher Energie,
Daſs er (zumahl so nah an ihrem Bette)
Ihr tropfenweis' sein Blut verschworen hätte.
Er fiel auf seine beiden Knie
Und schwor ihr, (was es sey und wer ihr's eingegeben)
Dem was sie ihm befiehlt getreulich nachzuleben.

Wohlan, (so fährt sie drauf in sanfterm Tone fort)
Jenseits des Meeres, weit von diesem Ort,
Steigt aus Arabiens Wüsteneyen,
In Wolken eingehüllt, die ew'gen Winter schneyen,
In grauser Majestät der Sankt-Kathrinenberg.
Man sagt, der Ätna selbst sey gegen ihn ein Zwerg.
Denn, wenn sein Gipfel dir zum ersten Mahl erschienen,

Steigst du fünf Tage lang, und wenn der sechste graut,
Ist erst sein Fuſs erreicht, auf dem die Himmelsbraut,
Sankt Helena, der heiligen Kathrinen
Vor grauer Zeit ein Gotteshaus erbaut.
So bald du dein Gebet an diesem Ort verrichtet,
Und allem dem genug gethan
Wozu die heil'ge Kirch' uns Glaubige verpflichtet,
Trittst du, mit Gott! den steilen Buſsweg an.
Mit manchen schweren Athemzügen
Steigst du in Einem fort vier saurer Stunden lang,
Und hast alsdann den Horeb erst erstiegen.
Ein kleines Kloster, zum Empfang
Der Pilgrime versehn, an dieses Berges Hang,
Gewähret allenfalls dir eine Lagerstelle.
Sodann beginnt dein letzter schwerster Gang.
Nachdem du eine Stunde lang
Gestiegen, an der Rebhuhnsquelle
Ein wenig ausgeruht, dann wieder ohne Rast
Von Fels zu Felsen dich hinauf gewunden hast,
(Sankt Rafael ſey dein Geselle
Und bringe dich gesund dahin!)
Dann ist dein Ziel erreicht, die heilige Kapelle
Der sel'gen Jungfrau-Märtrerin,
Worin, so bald dein Knie die Schwelle

Berührt, ihr heil'ger Leib, dem Boden eingedrückt,
Des matten Pilgers Herz mit Himmelstrost erquickt.
Hier wirst du, deine Schuld zu büſsen,
(So ungern Fleisch und Blut sich auch dazu versteht)
In Fasten, Wachen und Gebet
Neun Tage lang verharren müssen.
So oft die Sonn' erwacht, so oft sie niedergeht,
Soll unter Geiſseln dort dein Blut zum Opfer flieſsen!
Groſs war die Schuld, hart muſs die Buſse seyn.
Doch laſs dich nichts von dieser Wallfahrt schrecken!
Dich wird die Heil'ge selbst mit ihrem Mantel decken,
Und deinen Dornenweg mit Rosen oft bestreun.

Hier schwieg das schöne Kind. Der Jüngling, aus den Wolken
Herab gefallen, stumm und bleich
Als hätt' ein Vampyr ihm die Adern ausgemolken,
Steht ganz vernichtet von dem Streich,
Den ihm die heilige Kathrine
Durch Röschens fromme Einfalt spielt.

Doch, was zu thun? Des Fräuleins Ton und Miene
Bewies ihm, wie gewiſs sie ihres Wahns sich hielt.
Nach ihrer ganzen Denkungsweise
Schien ihr, in seinem Fall, nichts simpler als die Reise
Zum Sankt-Kathrinenberg. Es war der einz'ge Rath,
Der einz'ge Weg von seiner Missethat
Sich zu entledigen; der Schatten eines Zweifels
War offenbar ein Werk des leid'gen Teufels.

Gut! ruft er endlich aus, du bist Gebieterin
Und ich dein Sklav; ich habe keinen Willen
Als, deinen Wunsch und selbst (verzeihe!) deine Grillen
Mit schweigendem Gehorsam zu erfüllen.
Doch, holde Herzenskönigin,
Versprichst auch du, falls ich so glücklich bin
Von dieser Wallfahrt mit dem Leben
Zurück zu kommen, mir dich selbst zum Lohn zu geben?

Mit einem süſsen Blick versetzt sie: Mein Gebet
Soll, wie dein Engel, dich auf deinem Weg begleiten:

Mir sagt mein Herz daſs alles glücklich geht;
Das andre wird der liebe Himmel leiten!
Kommst du zurück, und bringst vom Erzmandrit
Des Klosters Brief und Siegel mit
Daſs du gebüſst, und hat die Heil'ge dir verziehen,
So wird — Hier hält sie ein, und ihre Wangen glühen
Wie Rosen glühn im Abendroth.
Doch, setzt sie gleich hinzu, jetzt ist nur Eines Noth!
Dich drückt Kathrinens Zorn; ihr Auge blitzt, es droht
Ihr funkelnd Schwert; sie heiſst dich eilends fliehen.
So fliehe denn, gehorch dem furchtbaren Gebot,
Denn ungebüſst wird Sünde nicht verziehen!

War jemahls wohl ein Glied der werthen Christenheit
Mehr um Geduld als Sinibald verlegen?
Er hätte rasend werden mögen!
Allein was half's? Und welche Möglichkeit,
Dem holden Engel zu Gefallen
Nicht, wenn sie will, noch siebenmahl so weit
Als zum Kathrinenberg zu wallen?
Zwar sträubt er sich wie ein gefangner Aal,

Häuft Wenn und Aber ohne Zahl,
Und hat (so kann der Böse uns verblenden!)
Selbst gegen ihren Traum verschiednes einzuwenden:
„Es sey ein Traum, kein wirkliches Gesicht,
Und daſs sie alles das *re vera* so gesehen,
Werd' ihr so leicht kein Doktor eingestehen.“
Allein Rosine, treu der echten Glaubenspflicht,
Steckt, nicht zu hören was er spricht,
Sich beide Daumen in die Ohren,
Und immer ist ihr Schluſswort: Hältst du nicht
Buchstäblich was du mir geschworen,
Versöhnst die Heil'ge nicht, so hast du mich verloren.

Gehorsam und Geduld war hier der einz'ge Rath.
Es ist doch hart, für eine Übelthat
Zu leiden, (murmelt er) wovon man nichts genossen!
Indessen war die Nacht beynahe ganz verflossen.
Der Augenblick des bangen Abschieds naht.
Ein einz'ger Kuſs, um den er sehnlich bat,
Wird ihm, zum Labsal auf die lange
Dornvolle Pilgrimschaft, wiewohl nur auf die Wange,
Mit vieler Schwierigkeit erlaubt.

V. 305—321.

Wer hätte sich nicht auch von allem fernern Zwange
Durch solche Strenge quitt geglaubt,
Und was die Geitzige nicht geben will — geraubt?
Und grinste ihn mit klappernden Gerippen
Der ganze Todtentanz Hans Hohlbeins an, er schraubt
Mit beiden Armen sich, trotz ihren blanken Hippen,
Um Röschens Leib, drückt sie mit festem Schluſs
An seine Brust, und saugt den längsten Kuſs,
Den Sehnsucht je geküſst, aus ihren warmen Lippen.
Das überraschte Kind, erduldet was sie muſs,
Und wird (wiewohl ihr jüngferlich Gewissen
Sie nicht verdammen kann) den unvergeſsbarn Kuſs
Auf ihrem Pfühl noch lange büſsen müssen!

Natürlich kann, bey allem Widerstand
Des Fräuleins, Sinibald, der hier sich wohl befand,
Zum Abschied weniger als jemahls sich entschlieſsen.
Es schien sogar ihr halb versöhnter Blick

Für einen zweyten Kuſs, ja selbst für ein Verbrechen
Von gröſsrer Tax, ihm Ablaſs zu versprechen.
Allein, Gott Lob! — zu gutem Glück
Kräht diesen Augenblick Frau Klar' im Kabinette
Den Tag durch Husten an. Mein Junker, gleich als hätte
Sie ihn bereits beym Schopf, flieht von Rosinens Bette,
Kriecht eilends in Sankt Thrinens Wulst zurück,
Und wird, so bald die frühe Mette
Geläutet ist, noch zwischen Tag und Nacht,
Zu unaussprechlichem Behagen
Des Fräuleins, eben so wie man ihn hergebracht
Und ohne mindesten Verdacht
Zu Meister Ralf zurück getragen.

ACHTES BUCH.

V. 1—13.

Der launenvolle Gott, (wenn anders nicht der Titel
Für ihn zu vornehm ist) der, ohne Zweck und Mittel,
Von Vorbedacht und Regeln ungezwängt,
Sich unterm Mond so gern in alles mengt;
Der den Montgolfiers erfinden,
Dem Zeuxis mahlen half, und Cäsarn überwinden;
Ein Kobold, der zu eurer Weisheit lacht,
Und, eh' ihr seine Hand im Spiel erblicket,
Euch bald den feinsten Plan verrücket,
Bald einen dummen Streich zum Wurf der Venus macht;
Mit Einem Wort, der Zufall, lieben Leser,
(Uns Reimern oft Apollo's Amtsverweser)
Hat unverhofft euch einen Dienst gethan,

V. 14—33.

Wofür ihr euch bey ihm bedanken werdet.
Denn, daſs ihr gähnt und übel euch geberdet,
Ist billig, ich gesteh's. Es fing so artig an,
Da habt ihr Recht; allein es nimmt kein Ende!
„Von einer albernen Legende
Schon sieben Bücher, ohne daſs der Plan
Um einen Daumen rückt!“ — Gott gnad's dem Sakristan
Zu Sankt Kathrinen in Palermo, dessen Hände
Ein spannendickes Buch in rothem Korduan
Damit gefüllt! Wofern er's nicht als Buſse
Und im Gehorsam that, so war er wohl bey Muſse,
Und rechnete auf Leser von Geduld:
Denn, kurz, wenn dieses Werk sich nicht in eine Länge
Von vier Centurien Bojardischer Gesänge
Vor euern Augen dehnt, so ist's nicht Seine Schuld.

Zu euerm Troste, lieben Leute,
Ward unser Manuskript, in einem magern Jahr
Wo andre Nahrung selten war,
Bedrängter Klosterratten Beute.
Zwey volle Drittel sind davon

Verzehrt, und selbst der Rest (den wir mit anderm alten
Verschimmelten Papier aus einer Aukzion
Um wenig Paoli's erhalten)
Ist gröſsten Theils von Motten so benagt,
Daſs nur ein Ödipus sich an die Räthsel wagt,
Die ihre Zähne übrig lieſsen.

Ein Glück, daſs, nebst dem Theil womit das Werk beginnt,
Vier ganze Blätter, die es schlieſsen,
Von seinem Genius uns noch erhalten sind;
So daſs, mit einem Sprung von sechs bis sieben Jahren,
(Dem Leser zweifelsfrey ein sehr willkommner Sprung!)
Wir gleichwohl die Entknotigung [1])
Des frommen Mönchs-Romans erfahren.
Wir alle sind vermuthlich im Besitz
Von so viel Dichtungskraft und Witz
Als nöthig ist, die Lücke auszufüllen:
Indeſs, um unsern guten Willen
Dem Leser (der sich gern die Müh erleichtern läſst)
Zu zeigen, wollen wir, was aus dem Überrest

V. 53—72.

Des Motten-Gastmahls noch sich wird enträthseln lassen,
seinem Dienst hier kurz zusammen fassen.

Wie Klelia, in einer düstern Nacht,
Aus ihres Vormunds Haus mit Guido, ihrem Helden,
Sich nach Salern zu Schiffe fortgemacht,
Lieſs unser Autor euch im vierten Buche melden.
Erst da der Tag in die Kajütte fiel,
Entdeckte sich sein Glück (des Zufalls Spiel)
Dem jungen Herrn in seiner ganzen Schöne;
Und da er sich in seinem Leben nie
Für Tisch und Bett' in seiner Fantasie
Was reitzenders geträumt als diese Dulcimene,
Die Amor unverhofft ihm in die Arme spielt,
Wer zweifelt noch ob er sich glücklich hielt?

Er war's; und Sie, wofern ich richtig wähne,
Sie war es wenigstens so sehr
Vielleicht auch noch weit mehr als Er.
Zwar Sie muſs wohl an dem, was andre Herzensdiebe
Ihr übrig lieſsen, sich begnügen, wenn sie kann;
Hingegen Er war ihre erste Liebe:

V. 73–94.

Wer nun dabey im Grunde mehr gewann,
Das mag ein Liebeshof z) entscheiden!
Genug, es fehlt zum letzten Wunsche beiden
Nichts als ein heil'ger Mann, der bey geweihtem Licht
Die treuen Hände fügt und *benedicat* spricht:
Und dieser wird, bey stets gewognen Winden,
Noch bald genug sich zu Salerno finden.

Doch eitel ist der Menschen bestes Glück!
Ein Nordwind kam auf schnell empörten Wogen
Dem Wind von Süd zum Gegner angeflogen:
Sie faſsten grimmig sich einander beym Genick;
Und hätte man nicht stracks die Segel eingezogen,
So war's mit einem Paar von unsern Helden aus,
So sank das Schiff mit Mann und Maus.
Drey Tage, die sechs langen Nächten glichen,
Trieb, trotz der angestrengten Müh
Des Rudervolks, der Sturm in ungewissen Strichen
Sie hin und her, und warf am vierten früh,
Von Nässe, Frost und Angst schon halb verblichen,
Sie an den Strand von Tripoli.
Sie scheiterten; allein man fischte sie
Noch glücklich auf, und brachte sie zum Leben.

V. 95—113.

Was weiter drauf mit ihnen sich begeben
Ist aus der Handschrift, weil sie hier
Fast ganz zerfressen ist, nicht möglich zu erheben;
Und unsers Thuns ist nicht, euch Lügenwerk dafür,
Nach andrer Dichter Art, zu geben.
Doch so viel lässet sich aus manchem einzeln Wort,
Dergleichen hier und da, wie Inseln, einsam stehen,
Errathen: daſs, getrennt an vorbesagtem Ort,
Die armen Liebenden hinfort
Mit keinem Auge sich sechs Jahre lang gesehen.
Sie muſsten, scheint's, bald da bald dort
In dieser Zwischenzeit, mit schweren Herzenswehen,
Manch Abenteuer untergehen,
Und gaben endlich ganz die süſse Hoffnung auf
Das schönste noch dereinst zusammen zu bestehen.

Inzwischen trug ein ungehemmter Lauf
Den schönen Sinibald, die Buſse zu vollenden
Die seines Liebchens Traum und frommer Eigensinn
Ihm auferlegt, nach Horebs Gipfeln hin.

V. 114—131.

Die Heilige, die ihn mit unsichtbaren Händen
Zu leiten würdigt, lieſs, nach einer langen Fahrt,
Frisch und gesund ihn zu Kairo länden.
Hier ruht er aus, kauft sich nach Landesart
Ein höckrig Thier, und gürtet nun die Lenden,
Um nach der Wüste Sin von Suez sich zu wenden.

Er zog mit groſsem Ungemach
Wohl neunzehn Tage lang, gelangt erschöpft und schwach
Am zwanzigsten an Ort und Stelle,
Ruht bey den Mönchen aus, ersteigt die Rebhuhnsquelle,
Klimmt immer höher auf, von scharfer Luft gezwickt,
Und rutscht auf seinen Knien noch vollends zur Kapelle;
Umarmt mit einem Strom von Thränen, an der Schwelle,
Des heil'gen Leibes Bild, in harten Stein gedrückt;
Verharret, wie ihm von Rosinen
Geboten war, neun Tag' und Nächte hier
In Fasten und Gebet, und geiſselt, Sankt Kathrinen
Zu Ehren, ordentlich sich alle Tage zwier;

V. 132—152.

Je mehr er peitscht, je heiſser vor Begier
Den vollen Ablaſs bald — an Röschen zu verdienen..

Vollendet war das strenge Buſswerk nun:
Doch Sinibald hat Lust ein übriges zu thun,
Und macht sich auf, Rosinen zu Gefallen
Noch nach Jerusalem zum heil'gen Grab zu wallen.
Das Ungemach der strengen Seelenkur,
Gehäuft mit aller Noth der neuen Pilgrimsreise,
Wird seiner zärtlichen Natur
Zuletzt zu stark; und, kaum zu Salem angekommen,
Wirft ihn ein Fieber hin. Er wird ins Hospital
Von Sankt Johann als Pilger aufgenommen,
Und bringt daselbst, bey schlechter Pfleg' und Ruh,
Ein halbes Jahr bis zur Genesung zu.
Nachdem er wieder aufgestanden,
Treibt ihn ins Kreuz und in die Quer
Sein Schicksal in den Morgenlanden,
Gleich einem Luftball, hin und her.
Drey Jahre schmachtet er in Banden
Als eines Emirs Sklav, der ihn gefangen nahm.
Ein Tempelherr ward sein Befreyer.

Mit diesem ritt er nun, zum Dank, auf Abenteuer,
Bis im Gefecht sein Freund ums Leben kam.
Es war im fünften Jahr, seit Sankt Kathrinens Rache
Ihn von Palermo weggebannt;
Und, daſs ich's kurz mit seinen Thaten mache,
Das übrige — ist unbekannt.

Wie aber ging's indeſs Rosinen, unsrer Lieben?
Der frommen Unschuld kann's nie gar zu übel gehn:
Sie pflegt im Glück sich nie zu sehr zu blähn,
Sich über nichts unmäſsig zu betrüben.
Doch blieb des Jünglings Bild ihr tief ins Herz geschrieben,
Und kaum — sie konnt's aus ihrem Fenster sehn —
Sah sie von seinem Schiff die bunten Wimpel wehn,
So pocht ihr kleines Herz: Ach, wär' er da geblieben!
In Einfalt fromm, verdoppelt sie nunmehr
Die Andacht zu Kathrin' und unsrer lieben Frauen,
Und lebt in gänzlichem Vertrauen,
Für des Geliebten Wiederkehr

V. 171—193.

In Jahresfrist der Heiligen zu danken.
Sie bringt indeſs die lange Zwischenzeit
In stiller Abgeschiedenheit
Mit ihrer Nadel zu; pflegt liebreich ihrer kranken
Betagten Base Tag und Nacht,
Hilft Klaren für die Wirthschaft sorgen,
Und, auſser daſs sie alle Morgen
Zur Messe geht, lebt kaum im tiefſten Schacht
Ein Bergmann mehr der Welt verborgen.
Ihr süſsestes Geschäft ist eine Stickerey,
Ein reicher, buntbeblümter Schleier,
Der Heil'gen angelobt, wofern sie ihren Freyer
Gesund, entsündigt und getreu
Ihr wiederbringt. Die schönsten Morgenstunden
Sind diesem guten Werk geweiht.
Kein Vogel wird des Schlafs so früh entbunden,
Und wacht mit gröſsrer Munterkeit
Zu Liebesspielen auf, als sie zu ihrem Rahmen;
Sie schonet ihrer besten Perlen nicht,
Und selbst ein goldnes Herz, mit ihrer Mutter Nahmen
In Schmelz, (so lieb ihr's war) muſs, weil's an Gold gebricht,
Zum Juden gehn, mit andern Siebensachen,
Um das Versprochne nur recht schön und reich zu machen.

Ein langes Jahr war nun vorbey,
Der schöne goldne Schleier fertig,
Rosinchen jeden Tag in stiller Träumerey
Des Wiederkommenden gewärtig,
Und ach! kein Guido kam! — (Denn daſs es Guido sey
Dem sich ihr Herz verlobt, war ihr noch unbenommen.)
Jetzt wankt ihr Muth, und ihrer Nächte Ruh
Stört mancher bange Traum; doch spricht sie Trost sich zu.
„Er muſs nun ganz gewiſs im nächsen Monat kommen!
Ihn hielt ein Gegenwind vielleicht im Hafen auf;
Er fand nicht gleich ein Schiff das in geradem Lauf
Palermo sucht'; auf einer solchen Reise
Hemmt einen dieſs und das im vorgesetzten Gleise.“
So hält sie sich mit ziemlich festem Sinn,
Sich selber ihrer Zagheit wegen
Bescheltend, immer noch mit leisem Hoffen hin,
Und jedem Segel klopft ihr Herzchen laut entgegen.

Zum dritten Mahl, seit sie ihn fliehen sah,
Ist nun Kathrinens Festtag nah;

Ist schon vorbey, und noch kein Guido da!
Dieſs ist zu lang'! Noch länger Muth zu hegen
Wird ihr zu schwer, geht über ihr Vermögen.
Bey Tage drückt sie zwar, sofern ihr trüber Blick
Sie nicht verräth, den Gram in ihre Brust zurück,
Die nur durch Seufzer sich der schweren Last entladet:
Allein bey Nacht, — wenn alles um sie ruht,
Nur sie allein, wie zwischen Schnee und Gluth,
Sich schlaflos wälzt, — auf ihrem Lager, badet
Ein unverhaltner Thränenguſs
Die kummervolle Brust, die abgebleichten Wangen.
Zwar ohne Murren beugt das fromme Lamm dem Schluſs
Des Himmels seinen Hals: doch gräbt der Schmerz im bangen
Gepreſsten Busen nur sich desto tiefer ein;
Und, scheint dem harrenden Verlangen
Auf einen Augenblick der Schlummer hold zu seyn,
So wird der Schlummer selbst die Quelle gröſsrer Pein.
In grauenvollen Wüsteney'n
Sieht sie den Jüngling, bald gejagt von feur'gen Schlangen,

Bald in den heiſsen Sand verschmachtend hingestreckt,
Bald eines Tiegers Raub, von Räubern bald gefangen,
Bald im empörten Meer an Wogenspitzen hangen.
Mit kaltem Angstschweiſs überdeckt
Fährt sie empor aus ihrem Traum und weckt
Durch ängstlichs Schrey'n die Amm' im Kabinette.
Was ist's? was fehlt dir, liebes Kind?
Ruft Klar' und springt erschrocken aus dem Bette;
Doch jene, (wie die jungen Mädchen sind)
Beschämt ihr zu gestehn, was sie ihr (aus Besorgen
Vor ihrem Tadel) nun drey Jahre schon verborgen,
Glitscht, wie ein Aal aus nasser Hand entschlüpft,
Den Fragen aus, womit die schlaue Amme
Ihr Herz wie mit der Fingerspitze tüpft.

Indessen leckt die eingeschloſsne Flamme
Ihr zartes Mark; der Jugend Rosenglanz
Erlischt; mit Wolken ist ihr Auge stets umhangen,
Und ihre Lippen, ihre Wangen

Sind wie ein abgewelkter Kranz.
Der Tante Tod, der jetzt erfolgt, befeuert
Den ältern Schmerz, indem er ihn umschleiert;
Wiewohl es Klaren nicht so ganz natürlich scheint
Daſs man um eine alte, blinde,
Gichtbrüch'ge Frau so lang' untröstbar weint.
Die Wunden dieser Art verheilen sonst geschwinde.
Indeſs arbeitet (wie sie meint)
In ihres Fräuleins Brust ein mächtiges Geheimniſs,
Und drückt und preſst sie sichtbarlich.
„Es zu verheimlichen ist bloſse Zeitversäumniſs,
Denkt Klare bey sich selbst; denn mich
Wird sie dabey doch nicht entbehren können.
Wir wollen uns die Lippen nicht verbrennen.
Sie kommt, es sey nun was es sey,
Noch wohl von selbst, und öffnet mir die Pforte,
Und giebt um Rath und That mir noch die besten Worte.“

Die Amme war ganz nah' dabey;
Denn wirklich brütete die fromme Schwärmerey,
Von Liebesgluth erhitzt, das wunderbarste Ey
In Röschens Busen aus, das Schwärmerey und Liebe
Je ausgeheckt; wiewohl ums erste Jubeljahr

Ein Mondkalb dieser Art nicht unnatürlich war.
Kurz, sie erlag, nach langem Kampf, dem Triebe,
Sich in Person nach dem geliebten Mann
Auf Sinai bey Sankt Kathrinen zu befragen.
Was ihr Frau Klar' dagegen sagen kann
Ist just so viel, als es dem Winde vorzusagen.
So bald ihr Herz, aufs äuſserste gebracht,
Vom Kopfe Meister sich gemacht,
Stand ihr Entschluſs unwankbar wie ein Pfeiler.
Und wär' es siebenmahl so weit
Bis zum Kathrinenberg, und stieg' er zehnmahl steiler
Bis in die Wolken auf, sie fühlet Tapferkeit
In ihrer Brust, das ärgste zu bestehen:
Ja, müſste sie auf Erbsen barfuſs gehen,
Beschlossen ist's, sie muſs den Jüngling, dessen Bild
Ihr ganzes Herz, ihr ganzes Wesen füllt,
Noch einmahl, eh' sie stirbt, todt oder lebend sehen.

Von Stund' an kehrt mit diesem Schluſs
Der Augen schöner Glanz, der Lippen Purpur wieder.
Frau Klare, die sich endlich geben muſs,
Schwört ihr, so lang' als etwas auf und nieder
In ihrem Mieder geht, ihr hold und treu zu seyn,

V. 294—314.

Und überall durch alle Fährlichkeiten
Bis an den Rand der Welt sie herzhaft zu begleiten.
Sie packen nun eilfertig alles ein
Was man auf einer solchen weiten
Jahrlangen Fahrt zu Wasser und zu Land
Vonnöthen haben kann, an Kleidung, Bettgewand
Und tausend andern kleinen Waaren
Wovon wir euch die Note hier ersparen.
Die Erbschaft geht beynahe ganz darauf.
Für jeden Tag, so lang' ihr Reiselauf
Berechnet ist, sind eben so viel Messen
Voraus bezahlt; auch wird (wie viel man sonst vergiſst)
Der Schleier für die Heil'ge nicht vergessen.
Ein Schiff, das nach Alepp' verdungen ist,
Nimmt unsre beiden Pilgerinnen
An Bord; ein Wind vom Lande her
Schwellt ihre Segel auf, und sie gewinnen
In kurzer Zeit beglückt das hohe Meer.

Allein den Sankt-Kathrinenberg zu sehen,
Der Trost, du holdes Kind, war dir nicht zugedacht!
Umsonst lieſs eine günst'ge Macht

V. 315—331.

Auf deiner langen Fahrt erwünschte Winde wehen:
In einer schwarzen Unglücksnacht
Bemächtigt sich ein Raubschiff ihrer Pinke,
Nach einem Widerstand, wie wenn ein armer Finke
Mit Klau' und Schnabel, angstbetäubt,
Sich in des Habichts Griffen sträubt.
Vergebens schreyen um Erbarmen
Und Beystand mit gerungnen Armen
Die Pilgerinnen himmelwärts,
Und bieten in der Angst den rauhen Wasserschlangen
Mehr als sie haben an, um Freyheit zu erlangen:
Die Räuber sind von Stein, der Himmel ist von Erz.
Im ganzen Schiffe wird was christlich heiſst gefangen,
Und Röschen nebst Frau Klar' (die lieber jeden Tod
Sich anzuthun, als sie zu lassen, droht)
Vertauschen zu Damask im Saracenenlande
Die Freyheit mit dem Sklavenstande.

Anmerkungen.

1) S. 297. V. 45. Dieses komische Wort ist keineswegs von der Erfindung unsers Dichters, wie irgendwo gesagt wird, es scheint aber hier an seinem rechten Orte zu stehen.

2) S. 299. V. 74. Die *Cours d'Amour* sind aus der Litteratur der vier Jahrhunderte bekannt, die der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften im sechzehnten Jahrhunderte vorgingen.

NEUNTES BUCH.

V. 1—13.

Rosinen also nebst der Amme hätten wir
In Sicherheit gebracht, indefs die andern vier,
Auf einem Ocean von Widerwärtigkeiten,
Sechs Jahre lang mit ihrem Schicksal streiten;
Bis sie, nach Ormus von Kair,
Von Ormus bis ins Land der Bramen,
Von da zurück nach Mosambik
Herum gejagt, zuletzt, vom leitenden Geschick
In seinem unsichtbaren Hamen
Gefangen, zu Damask erstaunt zusammen kamen.

Die Handschrift fängt, (wie schon gesagt)
Nach einer ziemlich grofsen Lücke,
Hier wieder an, und eilt nunmehr in Einem Stücke,

V. 14—29.

So ziemlich leserlich und wenig angenagt,
Zum Ausgang fort, auf den wir alle warten.
Die Scene liegt in einem Rosengarten
Der Mutter Saladins, die, (wie die Handschrift sagt)
Nachdem sie den Gemahl in einer Schlacht verloren,
Dieſs Paradies der Welt zum Wittwensitz erkohren.
Es ist um Mitternacht, der Mond hat seinen Lauf
Beynah vollbracht, und — Sinibald tritt auf.

Doch, eh' wir weiter gehn, ist nöthig zu berichten,
Daſs, wie die Handschrift sagt, (denn freylich zu erdichten
Was man kaum einem Mönch auf sein Gelübde glaubt,
Ist, nach Horaz *de Arte*, unerlaubt)
Daſs nicht Rosine nur, mit einer Sklavenkette
Die ihr der Fürstin Gunst aus seidnen Blumen wand,
Daſs auch, seit kurzem, nebst Laurette
Sich Klelia als Sklavin hier befand.

V. 30—40.

Ein Zufall, wir gestehn's, auf den man keine Wette
Zu bieten pflegt! Genug, es war nun in der Kette
Der Dinge so gefügt, und machte der Natur
Nicht einen Dreyer mehr Faktur
Als wenn sich's nicht gefüget hätte;
Und nahm sich, wie man glaubt, Kathrine dessen an,
So war nun vollends gar nichts wunderbares dran.
Denn, daſs die Heil'ge sie nie gänzlich aus den Augen
Verloren, scheint gewiſs. Sie legte ihren Plan
Vermuthlich in geheim drauf an,
Sie, bis sie recht zu ihrer Absicht taugen,
Durch Trübsal aller Art erst tüchtig auszulaugen.

Unfehlbar nimmt die werthe Leserschaar,
Auch ohne uns, viel Antheil an der Freude
Von einem schwesterlichen Paar,
Das immer sich so lieb, so nah gewesen war,
Und, nach so viel erlittnem Leide,
So langer Trennung, nun, vom väterlichen Land
Entfremdet und in Sklavenbanden,
An Libans Fuſse sich auf einmahl wiederfand.

V. 50—68.

Sie hatten nun von dem, was jede ausgestanden
Seitdem sie sich zum letzten Mahl gesehn,
Einander vieles zu erzählen.
Rosinen Klelia: wie sie, dem ew'gen Quälen
Des alten Vormunds zu entgehn,
Und da der Geck bereits die Hochzeit zugerichtet,
In gröſster Eil' und Angst sich nach Salern geflüchtet,
Wie, nahe beym erwünschten Port,
Ein Sturmwind sie nach Tripoli geschmissen,
Wie sie in Sklaverey gerathen, und so fort;
Kurz, sie erzählten sich, mit untermischten Küssen,
Einander alles was wir wissen,
Und vieles noch, um das die Ratten uns gebracht.
Allein der Quelle aller ihrer Schmerzen
(So viel vermag die Scham in jungfräulichen Herzen!)
Des armen Guido ward mit keinem Wort gedacht;
Von Guido, dem vermeinten und dem wahren,
Lieſs keine, bis der Drang sie endlich reden macht,
Nicht eine Sylbe sich entfahren.

V. 69—88.

Nun wieder in der Gärten grüne Nacht
Zurück, wo Sinibald, halb schwärmend vor Verlangen
Sein holdes Liebchen zu umfangen,
Das hier von ihm erwartet wird,
Beym Silbermond in Büschen irrt
Die voller Muskusrosen hangen.
Noch zögert sie, nach der sein Herz sich sehnt,
Und o! mit welchen lauten Schlägen,
Die seine Ungeduld in so viel Stunden dehnt,
Klopft ihr dieſs Herz aus offner Brust entgegen!

Jetzt hört er endlich was sich im Gebüsche regen.
Er lauscht, er bricht hervor, vermeint
Sie ist's, und sieht — da just der Mond die Stelle
Mit ungehemmtem Licht bescheint —
Wofern kein Geist aus Himmel oder Hölle
Sein Auge täuscht — wen sonst als Guido, seinen Freund?

„Wie? Guido? — Sinibald? — von dem in sieben Jahren
Ich nichts gesehen, nichts erfahren?“
So rufen im *Unisono*
Zu gleicher Zeit, bestürzter schier als froh,

Die beiden Freunde aus: „Nach sieben langen Jahren
Von Trennung uns auf einmahl hier
Zu finden, hier!“ — Wo du, gesteh es mir,
Mich auf der ganzen Welt am wenigsten erwartet!
Spricht Guido. — In der That, erwiedert Sinibald,
Das Schicksal hat dieſs wunderlich gekartet!
Denn, was in diesem Rosenwald
Dich mir entgegen führt — Ist dir nicht wunderbarer
Als mir, was dich? fällt Guido ein. — S. doch hier,
Just hier! um diese Zeit! Dieſs, ich bekenn' es dir,
Verwirrt mich. G. Freund, ein Wort macht alles klarer:
Was führte dich hierher? S. Die Liebe! G. Dacht' ich's doch!
Die führt auch mich. S. Allein, was nennst du lieben?
Nie, Guido, trug ein Mann ein edler Joch,
Nie schlug ein Herz von reinern Trieben!
Auch freylich häufte die Natur,
Die ihre Gaben sonst mit Geitze
Zu theilen pflegt, noch nie in einer Kreatur

So vielen Zauber auf. Und doch, beym wahren Kreuze!
Es ist ihr kleinster Werth! Ihr Geist, ihr Herz hat Reitze
Wobey man selbst wie schön sie ist vergiſst.
G. Mir ist — doch ohne Unterbrechen —
Ich höre dich von meiner Dame sprechen.
S. — Und, was das sonderbarste ist,
Sechs Lenze sind bereits verblichen
Seit unsre Zärtlichkeit sich zu Palerm entspann.
G. Just so viel Zeit ist seit dem Tag verstrichen
Da ich das schönste Kind Siciliens gewann.
S. Ist's möglich? G. Denkst du denn, daſs seit die Welt begann
Noch nie zwey Fälle sich geglichen?
S. So höre nur, (fällt jener hastig ein)
Die Ähnlichkeit wird bald am Ende seyn.
Ich sah sie beym Altar am Sankt-Kathrinentage
Zum ersten Mahl, und auf den ersten Blick
Ergab sich ihr mein Herz.

G. Von eben diesem Tage
Datiert sich auch mein Liebesglück.
Die Schöne, deren Bild ich tief im Busen trage,
Sah in der Kirche mich, und (wenn ich nicht zu viel

Aus ihrem eignen Munde sage)
War mein beym ersten Blick. — Ein seltsam Würfelspiel
Des Zufalls! (spricht ein wenig trocken
Herr Sinibald, nach einem kurzen Stocken,
Wiewohl der Handel ihm noch unverdächtig scheint)
Doch basta! höre weiter, Freund!
Ich lieſs beynahe schon mir allen Muth vergehen
Ihr Wohnhaus, ihren Stand und Nahmen auszuspähen:
Als unverhofft ein günst'ger Zufall kam
Und alles (kurz zu seyn) die schönste Wendung nahm.
Die Zofe kam den Puls mir zu befühlen,
Und da sie mich entschlossen fand
So hoch als möglich war um Amors Gunst zu spielen,
Kurz, da ich schwor nach ihres Fräuleins Hand
Auf ehrenvolle Art zu streben,
Ward mir ein *Rendez-vous* im Gartensahl gegeben.

Im Gartensahl? ruft Guido. — Auf mein Wort,
Erstaunlich! — Doch, verzeih' und fahre fort,
Ich bitte dich! S. Nein, Guido, erst erkläre

Dich deutlicher; was ist an diesem Gartensahl
Denn so erstaunliches? — G. Nichts, Freund, bey meiner Ehre,
Sonst nichts, als daſs der Zufall abermahl
Mit dir und mir sich gleichen Spaſs zu machen
Belieben trug. — S. Ich sehe nichts zu lachen:
Sprich ernsthaft! — G. Gut! Ich ward in einen Gartensahl
Um Mitternacht bestellt; ich fand das Pförtchen offen,
Ich schlich hinein, lag vor der Göttin schon
Auf meinen Knien, — als, wider alles Hoffen,
Uns etwas unterbrach. Sie lief bestürzt davon,
Und mir blieb nichts als mich zurückzuziehen.

Ein gräſslich Licht geht Sinibalden auf;
Ein Fieber schüttelt ihn, die trüben Augen glühen:
Doch hemmt er noch mit Müh den allzu raschen Lauf
Der Leidenschaft. — Nur weiter, ruft er, weiter!

Ein kleiner Brief, fährt Guido fort,
Ein alter Pantalon, und eine seidne Leiter,
Bracht' alles zwischen uns gar bald
Ins Reine. — Halt! ein Brief? (ruft hastig Sinibald,

Der nun die Wuth der eifersücht'gen Flammen
In seiner Brust nicht länger zähmen kann)
Ein jeder Umstand trifft zusammen:
Nur ihren Nahmen noch — nenn' ihren Nahmen, Mann!
G. Sprich leiser, Freund! — Mir däucht, ich höre
Ein Rauschen im Gebüsch — Ich bin von Klelien
Hierher bestellt. — S. Bestellt? von Klelien?
Dieſs ist ihr Nahme? — G. Ja. — So setze dich zur Wehre,
Verräther! — schreyt der andre wutherhitzt,
Indem sein Degen schon um Guido's Stirne blitzt,
Was Guido seinen Grimm zu stillen
Ihm sagen kann, ist in den Wind gesagt.
Der hat kein Ohr den dieser Teufel plagt!
Er schreyt so laut, daſs man bis im Serai sein Brüllen
Vernehmen muſs: „Stirb, Feiger, oder zieh!"
Und Guido, der sich sonst zu solchem Spiele nie
So lange bitten lieſs, zieht endlich wider Willen.

Sein Degen und sein kaltes Blut
Ist, während wir vom Kampfplatz wegzueilen
Genöthigt sind, trotz seines Gegners Wuth,

Uns hoffentlich für alles Unglück gut.
Denn nun ist's höchste Zeit, dem Leser mitzutheilen
Was unterdeſs sich im Serai begab.

Schon lief vor Mitternacht das letzte Viertel ab,
Als aus dem Schlafgemach der hohen Zoraide
Die Basen in ihr Kämmerlein
Zurück sich zogen, herzlich müde
Von Ihrer Hoheit mehr begünstiget zu seyn
Als zwanzig andre, die sich alle Mühe gaben,
Auch lange Weil' um diesen Preis zu haben.

Die alte Dame war vielleicht
Das beste aller Sultansherzen
Im ganzen Orient, und wenig war so leicht
Als ihre Gunst gewinnen und — verscherzen.
Die Reihe, aus der ganzen Zahl
Der Zofen, traf die Basen dieses Mahl
In Gunst zu seyn; und weil die Fürstin viel Belieben
An Kleliens Gesang und Röschens Cither fand,
So muſsten sie an ihres Sofa's Rand
In beidem sich seit manchen Nächten üben.

Sie waren übrigens, zumahl um Mitternacht
Wenn alles schlafen soll, nicht eben scharf bewacht:

Denn die verhaſste Brut der Schwarzen war (wie billig)
Aus einem Schloſs verbannt, wo alles weiblich war,
Hingegen die Kombabenschaar
Von mildrer Farb' und Art zu allen Diensten willig.
Kurz, unserm schwesterlichen Paar
War, aus besondrer Gunst, im Garten
Bey Nacht sich zu ergehn erlaubt.
Sie hatten dieser Lust zwar selten sich beraubt,
Doch dieſsmahl konnten sie die Stunde kaum erwarten.

Kaum war der Dienst im Schlafgemach vollbracht,
Und beide kaum ins ihrige getreten,
So spricht zu Klelien Rosine: Gute Nacht,
Mein Schwesterchen, ich seh' du hast des Schlafs vonnöthen.

Nicht sonderlich, mein Engel; aber du
(Spricht Jene) sehnest dich vermuthlich sehr nach Ruh.
So schläfrig sah ich dich nie bey der Fürstin spielen;
Du dau'rtest mich, mein Schatz; die Augendeckel fielen
Dir ja bey jedem Griffe zu.

V. 225—241.

R. Nun wirklich, wenn du dieſs gesehen,
So gabst du besser, als ich selber, auf mich
Acht.
Vielleicht hat's auch die Hitze nur gemacht;
Denn, wirklich Klelie, zum Schlafengehen
Ist's heute mächtig warm. —

Im Park wird's kühler seyn:
Willst du? — versetzt, mit einer Miene
Als wünschte sie ein rundes Nein,
Die schlaue Klelia. — Du zauderst? — Gut,
Rosine,
Schenire ja dich nicht, ich gehe gern allein.

Sie geht, und Röschen, halb verdrossen,
halb mit Lächeln,
Hängt sich an ihren Arm. Sie irren, dichtend,
stumm
Und schneckenhaft im Garten lang' herum.
Rosine, die kaum Luft genug sich zuzufächeln
Vermag, denkt bey sich selbst: In aller Welt,
warum
Seufzt Klelie so oft? und Diese denkt von jener
Das nehmliche. — Ich hielt die Nacht für
schöner,
Fängt endlich Klelie an. Ich auch, tönt
Röschen nach;

Und mit dem Tone, wie sie's sprach,
Schien jede mehr, als was sie sagte, sagen
Zu wollen, aber selbst dieſs Wollen kaum zu wagen.
Sie blicken sich verstohlen an,
Und gleich, aus Furcht ertappt zu werden,
Sinkt der verschämte Blick zur Erden,
Und immer wird der Mund zum — Schweigen aufgethan.

Auf einmahl bleiben sie im Gehen
An einer Stelle, wo des Mondes blasses Licht
Ein hoher Baum verschlingt, wie unfreywillig stehen;
Und wie sie beide ins Gesicht
Sich schauen, öffnen sich die Arme, beide fallen
Einander um den Hals; ein Strom von Thränen bricht,
Indem mit vollem Überwallen
Ihr Busen sich an Kleliens Busen drängt,
Aus Röschens Aug' hervor, und Herz und Lippen sprengt
Die Allmacht des Gefühls. Sie läſst die Arme fallen,
Blickt Klelien ins Aug', und — Kannst du mir verzeihn?
Zu lange hat die Furcht vor deinen Spötterey'n

V. 261—278.

Der Freundschaft Recht in meiner Brust
bestritten:
Vergieb mir, Klelie! — Kl. Ich, Engel, dir
verzeihn?
Ruft Jene: hab' ich nicht das nehmliche zu
bitten?
Vergieb du mir! Mein Kind, ich seh', uns
beide preſst,
Was länger sich nicht mehr verbergen läſst.

R. Ja, Freundin! Schwester! — schilt mich,
nur verachte
Dein Röschen nicht! — Warum verbarg ich's
dir?
Der theure Mann für den ich schmachte,
Der auch um mich nun sieben Jahre schier,
Im Elend irrend, fern von mir,
Geschmachtet hat, der — (lispelt sie ihr sachte
Und feuerroth ins Ohr) o Klelie! er ist hier,
Und wartet mein nicht weit von dieser Stätte!

Kl. Ein ähnliches Geständniſs hätt' ich
schier
In letzter Nacht auf unserm Ruhebette,
(Wenn falsche Scham mir nicht den Mund ver-
schlossen hätte)
Mein bestes Röschen, dir gethan.
Es schwebte mir beständig auf den Lippen.

Nun, da ich's los bin, ist's als wög' es keinen Gran,
Was kaum zuvor mir zentnerschwer die Rippen
Zusammen bog. Komm, setz' dich und hör' an.
Sechs Jahre waren's jüngst am Sankt-Kathrinentage,
Seit deine Klelie ihr Herz, ich weiſs nicht wie,
An einen Mann verlor, — von dem ich dir nichts sage;
Du wirst ihn sehn! — Gewiſs war's Sympathie,
Was ihn und mich frühmorgens in die Mette
Zu Sankt Kathrinen zog; und nach so manchem Jahr
Ist mir's als ob ich ihn, so wie er beym Altar,
Schön wie ein Gabriel, im lang gelockten Haar
Am zweyten Pfeiler stand, ganz in den Augen hätte.

Bey diesem Anfang fährt's Rosinen kalt wie Schnee
Durchs Rückenmark; doch rafft sie sich zusammen,
Und Klelia, die nichts von ihrem Weh
Bemerkte, fähret fort: Der Anfang unsrer Flammen
Versprach uns reines Wechselglück;
Allein auf kurzen Sonnenblick

V. 297–316.

Erfolgte langer Sturm. Er ward von meiner Seite
Geriſsen; ich, sechs Jahre lang die Beute
Des feindlichsten Gestirns, blieb ohne Schutz und Stab,
Und jede Hoffnung starb allmählich in mir ab.
Nun denke dir was ich empfunden,
Als Laura gestern mir die erste Botschaft gab,
Er lebe noch, er sey gefunden,
Sey in Damask, sey wieder frey,
Sey meinem Angedenken treu.
Du weiſst, ich bin im Wünschen und im Lieben
Ein wenig warm, und eine ganze Welt
Hätt' ich dafür getauscht, das Glück nicht aufzuschieben
Das mich erwartet. Komm! Mein Guido ist bestellt.
Auch dein Geliebter, sagst du, harret
An diesem Ort auf dich — Komm, laſs uns nicht verziehn!

Dein Guido? ruft erstaunt und halb erstarret
Rosine aus — und du erblicktest ihn
Zum ersten Mahl in Sankt Kathrinens Mette? —
Sahst ihn am zweyten Pfeiler stehn?
Und Guido nennt er sich, Er, dessen Wiedersehn

Dich wonnetrunken macht? — O laſs mich, laſs mich gehn!
O daſs ich nicht bis jetzt geathmet hätte!
Was brauch' ich mehr zu hören und zu sehn?
Wir sind getäuscht, betrogen, alle beide!

Was ist dir, Kind? ruft Klelia bestürzt,
Was that in aller Welt sein Nahme dir zu Leide?
R. Wir sind betrogen alle beide!
Er hat sich bloſs die Zeit mit uns gekürzt,
Hat bloſs sein Spiel mit dir und mir getrieben:
Mit Einem Wort — es ist — o würd' ich gleich zum Stein!
O sänk' ich in den Grund hinein!
Es ist — Ein Guido, den wir lieben!

Kl. Weg mit dem Zweifel, Kind! Trifft gleich der Nahme ein,
Wie? könnten's drum nicht zwey verschiedne Guido's seyn?
Ist je was alberners, sich selber zu betrügen,
In eines Mädchens Kopf gestiegen?
Komm — fasse dich — sey klug!

R. Ach! könnt' ich mich betrügen!
Wär's nur der Nahme bloſs! Doch, Zeit und Ort, sogar
Der Pfeiler, wo er stand, macht alles nur zu klar!

Der Augenschein soll uns Gewiſsheit geben,
Spricht Jene — Komm! — Und aus dem Park hervor
Trifft mit dem letzten Wort des Zweykampfs Lärm, der eben
Im Ausbruch war, auf ihr erschrocknes Ohr,
Und heiſst sie schnell die Fersen heben.
Sie unterscheiden bald zwey Stimmen im Geschrey
Des wilden Sinibald, und glauben sie zu kennen.
Ihr Heil'gen alle, steht uns bey,
Schreyt Röschen auf — und beide rennen
Wie sinnlos durchs Gebüsch, die Kämpfenden zu trennen.

Der Mond schien eben hell genug,
Auf dreyſsig Schritte schon in ihrem raschen Flug
Die holden Nymfen zu erkennen.
Erstaunt, verwirrt, fahrt Sinibald zurück,
Aus Guido's Hand entfällt der blanke Degen,

V. 351—363.

Noch ungefärbt zu gutem Glück!
Und alle vier, durch einen einz'gen Blick
Verständigt, fliegen sich mit offnem Arm entgegen,
Dem Guido Klelia, Rosinen Sinibald.
Ihr Jubel füllt den ganzen Rosenwald,
Und wird bis im Serai vernommen:
Und, da nun auch Laurette und Frau Klar',
Zu sehn was Schuld an diesem Lärmen war,
Schier athemlos herbey gesprungen kommen;
So löset sich der völlige Verlauf
Der Sachen ganz natürlich auf.
Ihr wiſst, es pflegt gewöhnlich so zu gehen,
Wenn wir den Wundern nur recht in die Augen sehen.

ZEHNTES BUCH.

V. 1—11.

In dieser allgemeinen Lust
Des Wiedersehns, zerschmelzend in Entzücken,
Und unermüdlich, Brust an Brust
Und Arm in Arme, sich zu herzen und zu drücken,
Wird von dem guten Doppelpaar
Der einz'ge Umstand nicht ermessen,
Daſs von dem Wonnefest worin sie sich vergessen
Die Scene zu Damask, nicht zu Palermo, war.

Ein Heer von Hämmlingen mit Schwertern und mit Stangen,
Von dem sie ringsum sich umfangen
Und plötzlich überwältigt sahn,

Erinnert sie nur gar zu bald daran.
Es fiel den Rittern hart sich wehrlos zu ergeben;
Doch, unbewehrt und übermannt,
Was giebt der Mensch nicht um sein Leben?
Das gute Herz der Fürstin war bekannt:
„Sie wird des Mitgefühls sich nicht enthalten können,
Und, wenn sie alles ihr gestehn,
Gerührt von ihrer Noth, erweicht von ihrem Flehn,
Sie nicht zum zweyten Mahle trennen!“

Es läge nur an uns, wie jeder Leser sieht,
So möchten sie sich sehr betrogen haben können.
Allein wir haben selbst ein zärtliches Gemüth,
Und mögen gern (wer will, kann unsrer Schwachheit lachen!)
Die Leute, wenigstens in Versen, glücklich machen.
In Prosa, freylich, geht's so leicht nicht immer an!

Die Fürstin also that was die verliebten Seelen
Zu ihrer Güte sich versahn,

Und that noch mehr. Sie lieſs, was jedes zum Roman
Von Anfang beygesteu'rt, gelitten und gethan,
Sich alles haarklein vorerzählen,
Und hatte groſse Freude dran.
Sie will sogar, es soll bis auf die Nachwelt bleiben,
Und lieſs es in ein Buch mit goldnen Lettern schreiben,
Das man auf diesen Tag im Schatz zu Ispahan
(Setzt unser Mönch hinzu) vielleicht noch sehen kann.
„Das Schicksal, spricht die Frau, indem es Zoraiden
Zu euerm Richter macht, hat euer Glück entschieden;
Das Wie? soll meine Sorge seyn.
Von Stund' an bis zum Abschiedsfeste
Betrachtet euch als meine Gäste.“

Ein jeder bildet leicht sich ein
Welch eine freudentrunkne Scene
Auf dieses Wort erfolgt, wie alles glücklich ist,
Sich ihr zu Füſsen wirft, ihr Rock und Hand zerküſst,
Und, statt des Danks, nur abgebrochne Töne
Ihr stammeln kann. Es war recht schön zu sehn,

V. 48–67.

Und selbst der Königin trat eine Freudenthräne
Dabey ins Aug', und macht' es doppelt schön.

Nun (um euch nicht mit warmen oder kalten
Abschildrungen von Dingen aufzuhalten
Die immer sich von selbst verstehn)
Nehmt, wenn ihr wollt, das alles sey geschehn.
Denkt euch die Glücklichen, zur Reise wohl versehn
Und mehr als königlich beschenkt von Zoraiden,
Wie im Triumf zu Schiffe gehn.
Schon fliegen sie im Reich der Nereiden
Lepanto zu, wohin vorerst ihr Lauf
Gerichtet ist. Ihr setzt die Stängen auf,
Und (ungeduldiger, als sie es selber waren,
Sie angelangt zu sehn) laſst ihr mit gutem Wind
Bey Negrepont sie schon vorüber fahren.
Doch, wenn ihr glaubt daſs wir am Ende sind,
So habt ihr falsch gerechnet, lieben Leute.
Ihr seht die schwarze Wolke nicht,
Die, leider! dort sich an der Nordwestseite
Des Horizontes zeigt und wenig Trost verspricht!

V. 68—87.

Der wackre Sakristan, dem wir, bekannter Dingen,
Verpflichtet sind dieſs alles nachzusingen,
Ist überzeugt, der Sturm, der uns bedräut,
Sey (ohne Widerspruch) Asmodi's Werk gewesen.
Er hatte, spricht er, schon so manche Fährlichkeit
Auf unsre Liebenden gehäuft, und sie zum Bösen
So vielmahl schon versucht, daſs beides (wie er nun
Besorgen muſs) umsonst gethan zu haben
Ihn wüthend macht. Er will nicht eher ruhn,
(Und schwört's beym groſsen feur'gen Raben,
Auf dem Beelzebub zu Sankt Walpurgis Nacht
Zum Blocksberg fliegt) bis er's dahin gebracht,
Sie alle, sammt dem Schiff, im Abgrund zu begraben!

Der Sturm, der jetzt auf einmahl sich erhob,
War seines Meisters werth, sagt unser Mönch. Der Teufel
(Gott schirm' uns!) konnt' allein so grob
Zu Werke gehn, daran ist gar kein Zweifel.
Die Heiden selbst entsetzten sich darob,
Die doch so manchen Sturm gesehen;
Er wüthete als sey die ganze Hölle los,

Und alles glaubt die Welt wird untergehen.
Zersplittert waren schon die Masten klein und groſs,
Die Anker alle abgerissen,
Der Boden leck, der Bug vom Blitz geschlissen.
Die Heiden schrieen laut zu ihrem Baffomet,
Das Christenvolk zu Gott und seiner lieben Mutter:
Doch alle sahn bereits ihr Bett
Im Ocean, und sich der Stachelrochen Futter.

Rosine nur, in einem Winkel, liegt
Auf ihren Knien, von Kleinmuth unbesiegt,
Und betet still zu Sankt Kathrinen.
Und Sankt Kathrine hört Rosinen,
Schaut aus der Himmelsburg mit mildem Blick herab,
Und schickt, um ihr Vertrauen zu verdienen,
Zu ihrer Rettung stracks den groſsen Christof ab.
Zu Trümmern geht das Schiff, zu Grunde gehn die Heiden,
Und selbst die Unsrigen bereiten sich zum Scheiden:
Doch Sie, zu deren Schutz Sankt Christof sich geschürzt,
Zu tödten, wird Asmodi's Arm verkürzt;
Schnell, wie der feurigste Gedanke,

V. 108—126.

Wird er gefaſst und in den Pfuhl gestürzt.
Die Unsrigen, auf einer eignen Planke
Ein jedes, lebend zwar, doch kalt und ohne Sinn,
Treibt sanft die schnell bezähmte Welle
An eine niedre Uferstelle
Von einem nahen Eiland hin.

Das Eiland war ein Fels, rings um, doch ziemlich dünn,
Mit lockerm Grund verbrämt; im Felsen eine Zelle,
Wo Bruder Paul, ein guter Eremit,
Wohl in der winzigsten Kapelle
Der ganzen Christenheit, der heil'gen Petronelle
Gewidmet, wie er kann, den Gottesdienst versieht.
Zu seinem eignen Dienst springt eine frische Quelle
Nicht weit davon; und um die Zelle blüht
Ein kleiner selbst-gebauter Garten,
Der, wenn des Tages Fleiſs die Eſslust aufgeweckt,
Mit Schoten, Kohl und Wurzeln aller Arten
Der G'nügsamkeit wollüst'ge Tafel deckt.
Zuweilen schieſst auch wohl, im stillen Busch versteckt,

Sein Neffe, der die Wirthschaft hilft berathen,
Mit seinem Blaserohr ihm einen Sonntagsbraten.

Wie alles dieſs mit Sankt Kathrinens Plan
Zusammen hing, und wie die beiden Eremiten
Für unsrer Liebenden Erhaltung sich bemühten,
Das reihet nun von selbst sich eins ans andre an.
Wir hätten wenig in der Seherkunst gethan,
Wenn wir es nicht auf Einen Blick erriethen.
Natürlich muſste hier (wie überall) das beste
Der Himmel thun, sagt unser Sakristan.
Die Klausner, die in ihrem Felsenneste
So eines Funds sich wahrlich nicht versahn,
Sind über ihre schönen Gäste
Vor Freuden auſser sich. Die Gäste haben zwar
Ihr reich beladnes Schiff verloren:
Allein was giebt der Mensch nicht gern für Haut und Haar?
Aus solcher Noth so wunderbar
Erhalten, sehen sie sich nun wie neu geboren,
Und, gleich dem ersten Menschenpaar,
In diesem Paradies (für ihr Palerm verloren)
Zu Pflanzern einer neuen Schaar
Von Dienern Gottes auserkohren.

V. 149—167.

„Von ungefähr ist's nicht geschehn,
Spricht Paul der Eremit, ihr Lieben,
Daſs auf dieſs Eiland euch der Sturm uns zugetrieben!
Und daſs wir an der Zahl uns just vier Paare sehn,
Steht ganz gewiſs im Lebensbuch geschrieben!
Von ungefähr ist's nicht geschehn!
Mein wackrer Neffe und Laurette
Erkennen, wie ihr seht, gehorsam den Beruf
Wozu der liebe Gott die Menschen zweyfach schuf.
Was kann man bessers thun in ihren grünen Jahren?
Ich selbst erkläre mich, wofern zu einem Mann
Mit langem Bart und halb bereiften Haaren
Frau Klare sich entschlieſsen kann,
Daſs ich ins siebente der heil'gen Sakramente
Ganz willig mit ihr treten könnte.
Ich bin ein Priester zwar, doch hindert das die Kron'
Auf meiner Scheitel nicht; und, statt nach Rom zu laufen
Und die Erlaubniſs dort Sankt Petern abzukaufen,
Giebt mir Gott Vater selbst die Dispensazion.

Non bonum est, spricht Er mit dürren Worten,
Es ist dem Mann nicht gut allein zu seyn
Und sein Geschlecht im Keime zu ermorden;
Um nicht zu brennen, sollt ihr frey'n!
Und sagten gleich die Patres alle Nein:
Der liebe Gott, der uns (trotz ihren Schlüssen)
So wie wir sind gemacht, muſs das am besten wissen!“

So sprach der alte Paul, und, schweigend oder laut,
Erkläret sich die winzigste Gemeine
Der Christenheit,, daſs sie es auch so meine.
Das ganze Volk, das nun dieſs neue Eden baut,
Wird, vierfach, noch in dieser Nacht getraut;
Damit der nächste Tag, wenn er herunter schaut,
Auf lauter Glückliche in dieser Insel scheine.

Die groſse Meisterin der Tugend und der Kunst,
Die Noth, ergieſset nun die Früchte ihrer Gunst
Auf unsre edlen Müſsiggänger.
Dem ältesten Naturgebot

Gehorsam, essen sie mit Schweiſs errungnes Brot;
Dafür macht auch ein reicher Fliegenfänger
Bey seiner Sultanskost nicht halb so frisches Blut.
Die Lieb' entflammt im Manne Heldengluth
Das möglichste zu thun, das äuſserste zu wagen;
Die Liebe giebt dem sanften Weibe Muth
Was Männer schauern macht mit Lächeln zu ertragen.

Vollkommnes Glück ist nicht der Menschheit Loos.
Du gäbst es uns Natur, wenn wir's zu tragen wüſsten!
Dein weisestes Gesetz ist: „Laſs dich nicht gelüsten!“
Zufrieden liegt in deinem Mutterschooſs
Der gute Mensch, vergnügt mit seinem Loos;
Stets glücklicher durch mitgetheilte Freude,
Getroster stets bey mitgefühltem Leide.

Nach diesem Maſse war vielleicht von einem Pol
Zum andern keinem Volk in seiner Haut so wohl

Als unserm — (Nenne doch, o Muse,
Den Sitz der kleinen Kolonie,
Die hier so glücklich war, und selbst nicht wuſste wie?)
Als unserm Volk — auf Lampeduse.

Rosinen, der die Schuld an ihre Schützerin
Stets schwerer auf dem Herzen lieget
Seit sie auf ihrem Schooſs ein klein Kathrinchen wieget,
Der frommen Seele fällt's auf einmahl in den Sinn,
Zur guten heil'gen Petronellen,
Die, ziemlich schlecht aus weichem Holz gedreht,
Auf dem Altar des kleinen Kirchleins steht,
Die heilige Kathrine zu gesellen.

Was wird ein Mann nicht seiner Frau zu Lieb'?
Herr Sinibald, der schon den Tischler und den Schlösser
Zu machen lernte, greift, von angebornem Trieb
Gelehrt, sogleich mit Axt und Messer
Das Kunstwerk an; er zimmert, schnitzt und bohnt

Treufleiſsig, Tag und Nacht, mit manchem Kuſs belohnt.
In kurzem steht es da, vollendet, und — Rosinen
Wie aus dem Aug' heraus geschnitzt;
Doch, mit dem Krönchen, das ihr auf der Scheitel sitzt,
Und mit dem Schwerte, Sankt Kathrinen,
Wie sie mit ihrer Jungfrau'n-Schaar
Dem Fräulein einst im Traum erschienen war,
So gleich, als hätte sie ihm in Person gesessen.

Ihr Nahmensfest erschien indessen,
Und, während ohne Rast die kleine Glocke schellt,
Wird sie der heil'gen Petronelle
(Die ohne Neid die Oberstelle
Der Fremden überläſst) zur Rechten aufgestellt.
Rosine legt den angelobten Schleier,
(Von einem Engel, wie man glaubt,
Gerettet aus dem Sturm) um ihrer Heil'gen Haupt;
Kniet betend dann vor ihr, in stiller Feier,
Bis die Versicherung, die Schuld sey nun bezahlt,
Ein Gnadenblick ihr in die Seele strahlt.

V. 238–245.

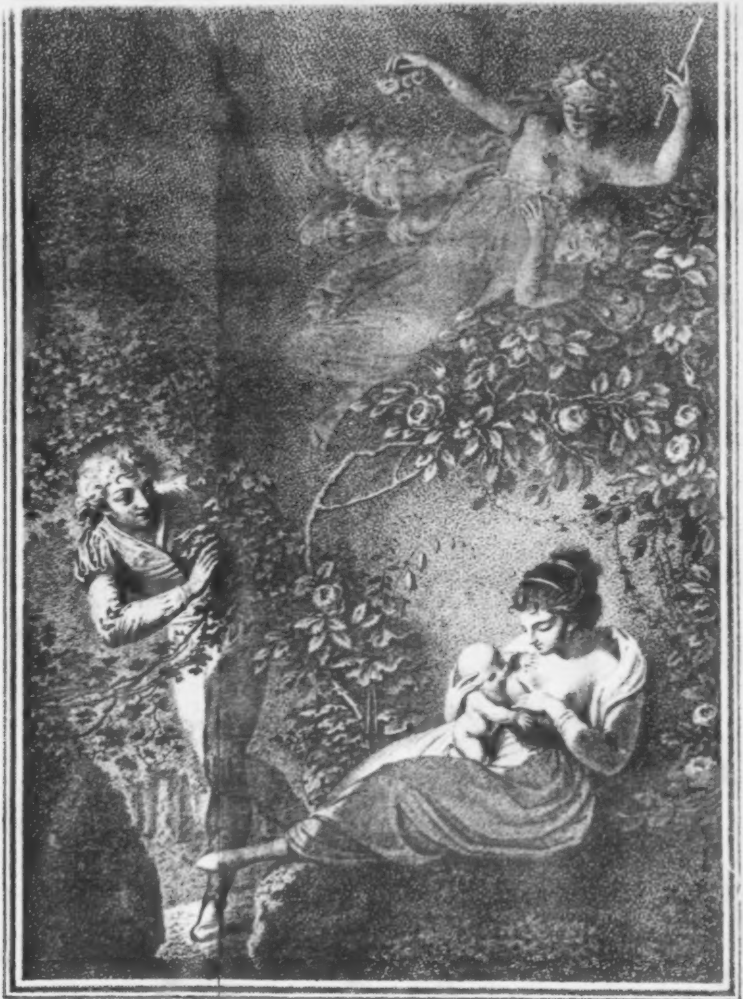
Mit seiner besten Festtagskrause,
Der Heiligen zu Ehren, angethan,
Stimmt Vater Paul ein laut *Te Deum* an;
Das glaub'ge Völkchen eilt nach Hause,
Und alles endet sich mit einem frohen Schmause.

Ein gleiches (ruft zum Schluſs der gute Sakristan)
Woll' uns der liebe Gott mit allen Frommen geben,
Hier in der Zeit, und dort im ew'gen Leben!

ENDE DES XXI. BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek

LEIPZIG
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg del.

F. John sc. Viennae 1790

OBERON

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ZWEY UND ZWANZIGSTER BAND

OBERON

I. – VI. GESANG.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

OBERON

EIN ROMANTISCHES HELDENGEDICHT
IN ZWÖLF GESANGEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

AN DEN LESER.

Die Romanzen und Ritterbücher, womit Spanien und Frankreich im zwölften, dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert ganz Europa so reichlich versehen haben, sind, eben so wie die fabelhafte Götter- und Heldengeschichte der Morgenländer und der Griechen, eine Fundgrube von poetischem Stoffe, welche, selbst nach allem was Bojardo, Ariost, Tasso, Allemanni, und andere daraus gezogen haben, noch lange für unerschöpflich angesehen werden kann.

Ein groſser Theil der Materialien zu gegenwärtigem Gedichte, besonders dessen was man in der Kunstsprache die Fabel nennt, ist aus dem alten Ritterbuche von *Huon de Bordeaux* genommen, welches durch einen der *Bibliotheque Universelle des Romans* einverleibten freyen Auszug, aus der Feder des verstorbenen Grafen von Tressan, allgemein bekannt ist. Aber der Oberon, der in diesem alten Ritterromane die Rolle des *Deus ex machina* spielt, und der Oberon, der dem gegenwärtigen Gedichte seinen Nahmen gegeben, sind zwey sehr verschiedene Wesen. Jener ist eine seltsame Art von Spuk, ein Mittelding von Mensch und Kobold, der Sohn Julius Cäsars und einer Fee, der durch eine sonderbare Bezauberung in einen Zwerg verwandelt ist; der meinige ist mit dem Oberon, welcher in Chaucers *Merchant's - Tale* und Shakspeares *Midsummer-Night's-Dream* als ein Feen - oder Elfenkönig (*King of Fayries*) erscheint, eine und eben dieselbe Person; und die Art, wie die Geschichte seines Zwistes mit seiner Gemahlin Titania in die Geschichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, scheint mir (mit Erlaubniſs der Kunstrichter) die eigenthümlichste Schönheit des Plans und der Komposizion dieses Gedichtes zu seyn.

In der That ist Oberon nicht nur aus zwey, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drey Haupthandlungen zusammen gesetzt: nehmlich, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia, und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon: aber diese drey Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daſs keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beystand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können: ohne seine Liebe zu Rezia, und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eignen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daſs sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputieren könnte.

OBERON

ERSTER GESANG.

ERSTER GESANG.

1.

Noch einmahl sattelt mir den Hippogryfen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel
Der auf der Vorwelt Wundern liegt? -
Ich seh', in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

2.

Vergebens knirscht des alten Sultans Zorn,
Vergebens dräut ein Wald von starren Lanzen:
Es tönt in lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn,
Und, wie ein Wirbel, ergreift sie alle die Wuth zu tanzen;
Sie drehen im Kreise sich um bis Sinn und Athem entgeht.
Triumf, Herr Ritter, Triumf! Gewonnen ist die Schöne.
Was säumt ihr? Fort! der Wimpel weht;
Nach Rom, daſs euern Bund der heil'ge Vater kröne!

3.

Nur daſs der süſsen verbotenen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Geduld! der freundlichste Wind begünstigt eure Flucht,
Zwey Tage noch, so winkt Hesperiens goldne Küste.
O rette, rette sie, getreuer Scherasmin,
Wenn's möglich ist! — Umsonst! die trunknen Seelen hören

Sogar den Donner nicht. Unglückliche, wohin
Bringt euch ein Augenblick! Kann Liebe so bethören?

4.

In welches Meer von Jammer stürzt sie euch!
Wer wird den Zorn des kleinen Halbgotts schmelzen?
Ach! wie sie Arm in Arm sich auf den Wogen wälzen!
Noch glücklich durch den Trost, zum wenigsten zugleich
Eins an des andern Brust zu sinken ins Verderben.
Ach! hofft es nicht! Zu sehr auf euch erbost
Versagt euch Oberon sogar den letzten Trost,
Den armen letzten Trost des Leidenden, zu sterben!

5.

Zu strengern Qualen aufgespart
Seh' ich sie hülflos, nackt, am öden Ufer irren:
Ihr Lager eine Kluft, mit einer Hand voll dürren

Halb faulem Schilf bestreut; und Beeren wilder Art,
Die kärglich hier und dort an kahlen Hecken schmoren,
All' ihre Kost! In dieser dringenden Noth
Kein Hüttenrauch von fern, kein hülfewinkend Boot,
Glück, Zufall und Natur zu ihrem Fall verschworen!

6.

Und noch ist nicht des Rächers Zorn erweicht,
Noch hat ihr Elend nicht die höchste Stuf' erreicht;
Es nährt nur ihre strafbar'n Flammen,
Sie leiden zwar, doch leiden sie beysammen.
Getrennt zu seyn, so wie in Donner und Blitz
Der wilde Sturm zwey Bruderschiffe trennet,
Und ausgelöscht, wenn im geheimsten Sitz
Der Hoffnung noch ein schwaches Flämmchen brennet:

7.

Dieſs fehlte noch! — O du, ihr Genius einst,
ihr Freund!
Verdient, was Liebe gefehlt, die Rache sonder
Grenzen?
Weh euch! Noch seh' ich Thränen in seinen
Augen glänzen;
Erwartet das ärgste wenn Oberon weint! —
Doch, Muse, wohin reiſst dich die Adlersschwinge
Der hohen trunknen Schwärmerey?
Dein Hörer steht bestürzt, er fragt sich was
dir sey,
Und deine Gesichte sind ihm geheimniſsvolle
Dinge.

8.

Komm, laſs dich nieder zu uns auf diesen
Kanapee,
Und — statt zu rufen, ich seh', ich seh,
Was niemand sieht als Du — erzähl' uns fein
gelassen
Wie alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem Mund
Und weit geöffnetem Auge die Hörer alle passen,

Geneigt zum gegenseitigen Bund,
Wenn du sie täuschen kannst sich willig täuschen zu lassen.
Wohlan! so höret denn die Sache aus dem Grund!

9.

Der Paladin, mit dessen Abenteuern
Wir euch zu ergetzen (wofern ihr noch ergetzbar seyd)
Entschlossen sind, war seit geraumer Zeit
Gebunden durch sein Wort nach Babylon zu steuern.
Was er zu Babylon verrichten sollte, war
Halsbrechend Werk, sogar in Karls des Groſsen Tagen:
In unsern würd' es, auf gleiche Gefahr,
Um allen Ruhm der Welt kein junger Ritter wagen.

10.

Sohn, sprach sein Oheim zu ihm, der heil'ge Vater in Rom,
Zu dessen Füſsen, mit einem reichlichen Strom

Buſsfert'ger Zähren angefeuchtet,
Er, als ein frommer Christ, erst seine Schuld gebeichtet;
Sohn, sprach er, als er ihm den Ablaſs segnend gab,
Zeuch hin in Frieden! Es wird dir wohl gelingen
Was du beginnst. Allein vor allen Dingen,
Wenn du nach Joppen kommst, besuch das heil'ge Grab!

11.

Der Ritter küsset ihm in Demuth den Pantoffel,
Gelobt Gehorsam an, und zieht getrost dahin.
Schwer war das Werk, wozu der Kaiser ihn
Verurtheilt hatte; doch, mit Gott und Sankt Christoffel
Hofft er zu seinem Ruhm sich schon heraus zu ziehn.
Er steigt zu Joppen aus, tritt mit dem Pilgerstabe
Die Wallfahrt an zum werthen heil'gen Grabe,
Und fühlt sich nun an Muth und Glauben zwiefach kühn.

12.

D'rauf geht es mit verhängtem Zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er, kommt es bald?
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüsteney und mancher dicke Wald
Dazwischen. Schlimm genug, daſs in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Ok was unerhörtes war:
Ist dieſs der nächste Weg nach Bagdad, fragt er zwar
An jedem Thore, doch von keiner Seele verstanden.

13.

Einst traf der Weg der eben vor ihm lag
Auf einen Wald. Er ritt bey Sturm und Regen
Bald links bald rechts den ganzen langen Tag,
Und muſst' oft erst mit seinem breiten Degen
Durchs wilde Gebüsch sich einen Ausgang hau'n.
Er ritt Berg an, um freyer umzuschau'n.
Weh ihm! Der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

14.

Was ganz natürlich war däucht ihm ein Zauberspiel.
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war bey Tage sich zu finden,
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.
Kein Sternchen glimmt durch die verwachsnen Wipfel;
Er führt sein Pferd so gut er kann am Zaum,
Und stöſst bey jedem Tritt die Stirn an einen Baum.

15.

Die dichte rabenschwarze Hülle
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald,
Und, was zum ersten Mahl in seine Ohren schallt,
Der Löwen donnerndes Gebrülle
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen wiederhallt:

Der Mann, der nie gebebt in seinem ganzen Leben,
Den machte alles dieſs zum ersten Mahl erbeben!

16.

Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemahls zittern sah, fühlt doch bey diesem Ton
An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken,
Und wider Willen läuft's ihm eiskalt übern Rücken.
Allein den Muth, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken;
Und mit gezognem Schwert, sein Roſs stets an der Hand,
Ersteigt er einen Pfad, der sich durch Felsen wand.

17.

Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt er in der Fern' den Schein von Feuer zu sehn.
Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen,

Und, zwischen Zweifel, und Verlangen
Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höh'n
Zu finden, fährt er fort dem Schimmer nachzugehn,
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeiget
So wie der Pfad sich senket oder steiget.

18.

Auf einmahl gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herab nickt, und im Wiederschein
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

19.

Indem ſchallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!
Und plötzlich ſtand vor ihm ein Mann von rauher Geſtalt,
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Katzenfellen,
Der, grob zuſammen geflickt, die rauhen Schenkel ſchlug;
Ein graulich ſchwarzer Bart hing ihm in krauſen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Cedernaſt, als Keule, ſchwer genug
Den gröſsten Stier auf Einen Schlag zu fällen.

20.

Der Ritter, ohne vor dem Mann
Und ſeiner Ceder und ſeinem Bart zu erſchrecken,
Beginnt in der Sprache von Ok, der einz'gen die er kann,
Ihm ſeinen Nothſtand zu entdecken.
Was hör' ich? ruft entzückt der alte Waldmann aus:

O süſse Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehnmahl durchläuft den Sternenkreis die Sonne,
Und alle die Zeit entbehr' ich diesen Ohrenschmaus.

21.

Willkommen, edler Herr, auf Libanon, willkommen!
Wiewohl sich leicht erachten läſst
Daſs ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus, und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobey die Freundlichkeit des Wirths das beste thut.
Mein Wein (er springt aus diesem Felsenkeller)
Verdünnt das Blut, und macht die Augen heller.

22.

Der Held, dem dieser Gruſs gar groſse Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab,

Und steht entwaffnet da, gleich einem jungen Gotte.
Dem Waldmann wird als rühr' ihn Alquifs Stab,
Da jener itzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in groſsen Ringen wallet.

23.

Wie ähnlich, ruft er, o wie ähnlich, Stück für Stück!
Stirn, Auge, Mund und Haar! — Wem ähnlich? fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann! Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus beſsrer Zeit! so süſs, und auch so bitter!
Es kann nicht seyn! — Und doch, wie euch dieſs schöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's ich seh' Ihn selber
Von Kopf zu Fuſs. Bey Gott! sein Abdruck, ganz und gar;
Nur Er von breit'rer Brust, und eure Locken gelber.

24.

„Ihr seyd, der Sprache nach, aus meinem Lande; vielleicht
Ist's nicht umſonst, daſs ihr dem guten Herrn ſo gleicht,
Um den ich hier in dieſem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, ſchon ſechzehn Jahre weine.
Ach! ihn zu überleben war
Mein Schickſal! Dieſe Hand hat ihm die Augen geſchloſſen,
Dieſs Auge ſein frühes Grab mit treuen Zähren begoſſen,
Und itzt, ihn wieder in euch zu ſehn, wie wunderbar!"

25.

Der Zufall ſpielt zuweilen ſolche Spiele,
Verſetzt der Jüngling. — Sey es dann,
Fährt jener fort: genug, mein wackrer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu euch gezogen fühle,
Ist traun! kein Wahn; und gönnet ihr den Lohn

Daſs Scherasmin bey euerm Nahmen euch
nenne?
„Mein Nahm' ist Hüon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs
von Guyenne.“

26.

O! ruft der Alte, der ihm zu Füſsen fällt,
So log mein Herz mir nicht! O tausendmahl
willkommen
In diesem einsamen unwirthbarn Theil der
Welt,
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit
Ich manches Abenteu'r in Schimpf und Ernst
bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten Flügelkleid,
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.

27.

Wer hätte dazumahl gedacht,
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?

Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
Doch, Herr, verzeiht daſs mich die Freude plaudern macht.
Laſst mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind euch in dieses Land verschlagen?

28.

Herr Hüon läſst am Feuerherd
Auf einer Bank von Moos sich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reisemüden Glieder
Mit einem Trunk, so frisch die Quelle ihn beschert,
Und etwas Honigseim gestärket,
Beginnt er seine Geschichte dem Wirth erzählen, der sich
Nicht satt an ihm sehen kann, und stets noch was bemerket
Worin sein vor'ger Herr dem jungen Ritter glich.

29.

Der junge Mann erzählt, nach Art der lieben Jugend,
Ein wenig breit: wie seine Mutter ihn

Bey Hofe (dem wahren Ort um Prinzen zu erziehn)
Gar fleiſsig zu guter Lehr' und ritterlicher Tugend
Erzogen; wie schnell der Kindheit lieblicher Traum
Vorüber geflogen; und wie, so bald ihm etwas Flaum
Durchs Kinn gestochen, man ihn zu Bordeaux von den Stufen
Des Schlosses, mit groſsem Pomp zum Herzog ausgerufen;

30.

Und wie sie drauf in eitel Lust und Pracht,
Mit Jagen, Turnieren, Banketten, Saus und Brause,
Zwey volle Jahre wie einzelne Tage verbracht;
Bis Amory, der Feind von seinem Hause,
Beym Kaiser (dessen Huld sein Vater schon verscherzt)
Ihn hinterrücks gar böslich angeschwärzt;
Und wie ihn Karl, zum Schein in allen Gnaden,
Nach Hofe, zum Empfang der Lehen, vorgeladen;

31.

Wie sein besagter Feind, der listige Baron
Von Hohenblat, mit Scharlot, zweytem Sohn
Des groſsen Karls, dem schlimmsten Fürstenknaben
Im Christenthum, (als der schon lange Lust gehegt
Zu Hüons Land) es heimlich angelegt
Auf seinem Zuge nach Hof ihm eine Grube zu graben;
Und wie sie, eines Morgens früh,
Ihm aufgepaſst im Wald bey Montlery.

32.

Mein Bruder, fuhr er fort, der junge Gerard, machte,
Mit seinem Falken auf der Hand,
Die Reise mit. Aus frohem Unverstand
Entfernt der Knabe sich, da niemand arges dachte,
Von unserm Trupp, läſst seinen Falken los,
Und rennt ihm nach: wir andern alle zogen
Indessen unsern Weg, und achteten's nicht groſs
Als Falk' und Knab' aus unserm Blick entflogen.

33.

Auf einmahl dringt ein klägliches Geschrey
In unser Ohr. Wir eilen schnell herbey,
Und siehe da! mein Bruder liegt, vom Pferde
Gestürzt, beschmutzt und blutend auf der Erde.
Ein Edelknecht (von keinem unsrer Schaar
Erkannt, wiewohl es Scharlot selber war)
Stand im Begriff ihn weidlich abzuwalken,
Und seitwärts hielt ein Zwerg mit seinem Falken.

34.

Von Zorn entbrannt rief ich: Du Grobian,
Was hat der Knabe dir gethan,
Der wehrlos ist, ihm also mitzuspielen?
Zurück, und rühr ihn noch mit einem Finger an,
Wofern dich's jückt mein Schwert in deinem Wanst zu fühlen.
Ha! schrie mir jener zu — bist du's? Dich sucht' ich just;
Schon lange dürst' ich nach der Lust
Mein racheglühend Herz in deinem Blut zu kühlen.

35.

Kennst du mich nicht, so wiſs', ich bin der Sohn
Des Herzogs Dietrich von Ardennen:
Dein Vater Siegewin (mög' er im Abgrund brennen!)
Trug über meinen einst bey einem offnen Rennen
Mit Hinterlist den Dank davon,
Und durch die Flucht allein entging er seinem Lohn.
Doch, Rache hab' ich ihm geschworen,
Du sollst mir zahlen für ihn! Da, sieh zu deinen Ohren!

36.

Und mit dem Worte rennt er gegen mich,
Der, unbereit zu solchem Tanze,
Sich dessen nicht versah, mit eingelegter Lanze.
Zum Glück pariert' ich seinen Stich
Mit meinem linken Arm, um den ich in der Eile
Den Mantel schlug, und auf der Stell' empfing

Mit meinem Degenknopf der Unhold eine Beule
Am rechten Schlaf, wovon der Athem ihm entging.

37.

Er fiel, mit Einem Wort, um nimmer aufzustehen.
Da lieſsen plötzlich sich im Walde Reiter sehen
In groſser Zahl; doch des Erschlagnen Tod
Zu rächen, war dem feigen Troſs nicht Noth.
Sie hielten, während wir des Knaben Wunde banden,
Sich still und fern, bis wir aus ihren Augen schwanden;
Drauf legten sie den Leichnam auf ein Roſs
Und zogen eilends fort zum kaiserlichen Schloſs.

38.

Unwissend, wie bey Karl mein Handel sich verschlimmert,
Verfolg' ich meinen Weg, des Vorgangs unbekümmert.
Wir langen an. Mein alter Oheim, Abt

Zu **Saint Denys**, ein Mann mit Weisheit hochbegabt,
Führt beym Gehör das Wort. Wir werden wohl empfangen,
Und alles wär' erwünscht für uns ergangen:
Doch, wie man eben sich zur Tafel setzen will,
Hält **Hohenblat** am Schloſs mit **Scharlots** Leiche still.

39.

Zwölf Knappen tragen sie, in schwarzen Flor vermummet,
Die hohen Stufen hinan, und wer sie sieht verstummet
Und steht erstarrt. Sie nehmen ihren Lauf
Dem Sahle zu. Die Thüren springen auf:
Da tragen zwölf Gespenster eine Bahre,
Mit blut'gen Linnen bedeckt, bis mitten in den Sahl.
Der Kaiser selbst erblaſst, uns andern stehn die Haare
Zu Berg, und mich trifft's wie ein Wetterstrahl.

40.

Indem tritt Amory hervor, hebt von der Leiche
Das blut'ge Tuch, und — „Sieh! (ruft er dem Kaiser zu)
Dieſs ist dein Sohn! und hier der Frevler, der dem Reiche
Und dir die Wunde schlug, der Mörder unsrer Ruh!
Weh mir! ich kam zu spät dazu!
Sich nichts versehend fiel dein Scharlot im Gesträuche,
Durch Meuchelmord, nicht wie in offnem Feld
Von Rittershand ein ritterlicher Held."

41.

Wie viel Verdrieſs dem alten Herrn auch täglich
Sein böser Sohn gebracht, so blieb er doch sein Sohn,
Sein Fleisch und Blut. Erst stand er unbeweglich;
Dann schrie er laut vor Schmerz, mein Sohn! mein Sohn!

Und warf sich in Verzweiflung neben
Den Leichnam hin. Mir war der bange Vaterton
Ein Dolch ins Herz; ich hätt' um Scharlots Leben
In diesem Augenblick mein bestes Blut gegeben.

42.

Herr, rief ich, höre mich! Mein Will' ist ohne Schuld;
Er gab sich für den Sohn des Herzogs von Ardennen,
Und was er that, bey Gott! es hätte die Geduld
Von einem Heil'gen morden können!
Er schlug den Knaben dort, der ihm kein Leid gethan,
Sprach lästerlich von meines Vaters Ehre,
Fiel unverwarnt mich selber mörd'risch an —
Den möcht' ich sehn, der kalt geblieben wäre!

43.

Ha! Bösewicht! schreyt Karl mich hörend, springt entbrannt
Vom Leichnam auf, mit Löwengrimm im Blicke,
Reiſst einem Knecht das Eisen aus der Hand,

Und, hielten ihn mit Macht die Fürsten nicht
zurücke,
Er hätt' in seiner Wuth mich durch und durch
gerannt.
Auf einmahl rüttelt sich der ganze Ritter-
stand;
Ein wetterleuchtender Glanz von hundert
bloſsen Wehren
Scheint stracks in jeder Brust die Mordlust auf-
zustören.

44.

Die Hall' erdonnert von Geschrey,
Das Ästrich bebt, die alten Fenster klirren.
Aus jedem Mund schallt Mord! Verräthe-
rey!
Die Sprachen scheinen sich aufs neue zu ver-
wirren.
Man schnaubt, man rennt sich an, man zückt
die drohende Hand.
Der Abt, den noch allein Sankt Benedikts
Gewand
Vor Frevel schützt, hält endlich unsern Degen
Mit aufgehobnem Arm sein Skapulier entgegen.

45.

Ehrt, ruft er laut, den heil'gen Vater in mir
Deſs Sohn ich bin! Im Nahmen des Gottes, dem ich diene,
Gebiet' ich Fried'! — Er rief's mit einer Miene
Und einem Ton, der Heiden zur Gebühr
Genöthigt hätt'. Und stracks auf einmahl legen
Des Aufruhrs Wogen sich, erhellt sich jeder Blick,
Und jeder Dolch und jeder nackte Degen
Schleicht in die Scheide still zurück.

46.

Nun trug der Abt den ganzen Verlauf der Sache
Dem Kaiser vor. Die Überredung ſaſs
Auf seinen Lippen. Allein, was half mir das?
Die Leiche des Sohns liegt da und schreyt um Rache.
Hier, ruft der Vater, sieh, und sprich
Dem Mörder meines Sohns das Urtheil! Sprich's für mich!

Ja, rachedürstender Geist, dein Gaumen soll sich laben
An seinem Blut! Er sterb' und mäste die Raben!

47.

Itzt schwoll mein Herz empor. Ich bin kein Mörder, schrie
Ich überlaut. Der Richter richtet nicht billig
In eigner Sache. Der Kläger Amory
Ist ein Verräther, Herr! Hier steh' ich, frey und willig,
Will in sein falsches Herz, mit meines Lebens Fahr,
Beweisen, daſs er ein Schalk und Lügner ist, und war
Und bleiben wird, so lange sein Hauch die Luft vergiftet.
Sein Werk ist alles dieſs, Er hat es angestiftet!

48.

Ich bin, wie er, von fürstlichem Geschlecht,
Ein Pär des Reichs, und fordre hier mein Recht;
Der Kaiser kann mir's nicht versagen!

Da liegt mein Handschuh, laſst ihn's wagen
Ihn aufzunehmen, und Gott in seinem Gericht
Entscheide, welchen von uns die Stimme dieses Blutes
Zur Hölle donnern soll! Die Quelle meines Muthes
Ist meine Unschuld, Herr! Mich schreckt sein Donner nicht.

49.

Die Fürsten des Kaiserreichs, so viel von ihnen zugegen,
Ein jeder sieht sich selbst in meiner Verdammung gekränkt.
Sie murmeln, dem Meere gleich, wenn sich von fern zu regen
Der Sturm beginnt: sie bitten, dringen, legen
Das Recht ihm vor. Umsonst! den starren Blick gesenkt
Auf Scharlots blutiges Haupt, kann nichts den Vater bewegen:

Wiewohl auch Hohenblat, der's für ein leichtes hält
Mir obzusiegen, selbst sich unter die Bittenden stellt.

50.

Herr, spricht er, laſst mich gehn, den Frevler abzustrafen,
Ich wage nichts wo Pflicht und Recht mich schützt.
Ha! rief ich laut, von Scham und Grimm erhitzt,
Du spottest noch? Erzittre! immer schlafen
Des Rächers Blitze nicht. — Mein Schwert, ruft Hohenblat,
Soll, Mörder, sie auf deine Scheitel häufen!
Doch Karl, den meine Gluth nur mehr erbittert hat,
Befiehlt der Wache, mich zu greifen.

51.

Dieſs rasche Wort empört den ganzen Sahl
Von neuem; alle Schwerter blitzen,

Das Ritterrecht, das Karl in mir verletzt, zu schützen.
Ergreift ihn, ruft der Kaiser abermahl;
Allein er sieht, mit vorgehaltnen Klingen,
In dichtem Kreis die Ritter mich umringen.
Vergebens droht, schier im Gedräng erstickt,
Der geistliche Herr mit Bann und Interdikt.

52.

Des Reiches Schicksal schien an einem Haar zu schweben.
Die grauen Räthe flehn dem Kaiser auf den Knien,
Dem Recht der Ritter nachzugeben:
Je mehr sie flehn, je minder rührt es ihn;
Bis endlich Herzog Nayms (der oft in seinem Leben,
Wenn Karl den Kopf verlor, den seinen ihm geliehn)
Den Mund zum Ohr ihm hält, dann gegen uns sich kehret,
Und zum begehrten Kampf des Kaisers Urlaub schwöret.

53.

Herr Hüon fuhr dann zu erzählen fort:
Wie stracks auf dieses einz'ge Wort
Der Aufruhr sich gelegt, die Ritter alle zurücke
Gewichen, und Karl, wiewohl im Herzen ergrimmt,
Mit stiller Wuth im halb entwölkten Blicke,
Den achten Tag zum Urtheilskampf bestimmt;
Wie beide Theile sich mit groſser Pracht gerüstet,
Und, des Triumfs gewiſs, sich Amory gebrüstet.

54.

Der stolze Mann, wiewohl in seiner Brust
Ein Kläger pocht der seinen Muth erschüttert,
War eines Arms von Eisen sich bewuſst,
Der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert.
Er hatte nie vor einem Feind gezittert,
Und Kampf auf Tod und Leben war ihm Lust.
Doch all sein Trotz und seine Riesenstärke
Betrogen ihn bey diesem blut'gen Werke. —

55.

Gekommen war nunmehr der richterliche Tag,
Versammelt alles Volk. Mit meinem silberblanken
Turnierschild vor der Brust, und, wie ich sagen mag,
Von allen mit Liebe begrüſst, erschien ich in den Schranken.
Schon stand der Kläger da. In einem Erker lag
Der alte Karl, umringt von seinen Fürsten,
Und schien, in offenem Vertrag
Mit Amory, nach meinem Blut zu dürsten.

56.

Die Sonne wird getheilt. Die Richter setzen sich.
Mein Gegner scheint vor Ungeduld zu brennen
Bis die Trompete ruft. Nun ruft sie, und wir rennen,
Und treffen so gewaltiglich
Zusammen, daſs aufs Knie die Rosse stürzen, und ich
Und Hohenblat uns kaum im Sattel halten können.

Eilfertig machen wir uns aus den Bügeln los,
Und nun, in einem Blitz, sind beide Schwerter bloſs.

57.

Daſs ich von unserm Kampf dir ein Gemählde mache
Verlange nicht. An Grimm und Stärke war,
Wie an Erfahrenheit, mein Gegner offenbar
Mir überlegen; doch die Unschuld meiner Sache
Beschützte mich, und machte meine Kraft
Dem Willen gleich. Der Sieg blieb lange zweifelhaft;
Schon floſs aus manchem Quell des Klägers Blut herunter,
Und Hüon war noch unverletzt und munter.

58.

Der wilde Amory, wie er sein dampfend Blut
Den Panzer färben sieht, entbrennt von neuer Wuth,
Und stürmt auf Hüon ein, gleich einem Ungewitter
Das alles vor sich her zertrümmert und verheert,

Blitzt Schlag auf Schlag, so daſs mein junger Ritter
Der überlegnen Macht mit Mühe sich erwehrt.
Ein Arm, an Kraft mit Rolands zu vergleichen,
Bringt endlich ihn, nach langem Kampf, zum Weichen.

59.

Des Sieges schon gewiſs faſst Amory sogleich
Mit beiden angestrengten Händen
Sein mächtig Schwert, den Kampf auf Einen Schlag zu enden.
Doch Hüons gutes Glück entglitscht dem Todesstreich,
Und bringt, eh' jener sich ins Gleichgewicht zu schwingen
Vermag, da wo der Helm sich an den Kragen schnürt,
So einen Hieb ihm bey, daſs ihm die Ohren klingen,
Und die entnervte Hand den Degengriff verliert.

60.

Der Stolze sinkt zu seines Gegners Füſsen,
Und Hüon, mit gezücktem Schwert,

Dringt auf ihn ein. Entlade dein Gewiſsen,
Ruft er, wenn noch das Leben einen Werth
In deinen Augen hat. Gesteh es auf der Stelle —
Bandit, schreyt Amory, indem er alle Kraft
Zum letzten Stoſs mit Grimm zusammen rafft,
Nimm dieſs und folge mir zur Hölle!

61.

Zum Glücke streift der Stoſs, mit ungewisser Hand
Vom Boden auf geführt, durch eine schnelle Wendung
Die Hüon macht, unschädlich nur den Rand
Des linken Arms; allein, mein Ritter, in der Blendung
Des ersten Zorns, vergiſst, daſs Hohenblat,
Um öffentlich vor Karln die Wahrheit kund zu machen,
Noch etwas Athem nöthig hat,
Und stöſst sein breites Schwert ihm wüthend in den Rachen.

62.

Der Frevler speyt in Wellen rother Flut
Die schwarze Seele aus. Der Sieger steht, entsündigt

Und rein gewaschen in seines Klägers Blut,
Vor allen Augen da. Des Herolds Ruf verkündigt
Es laut dem Volk. Ein helles Jubelgeschrey
Schallt an die Wolken. Die Ritter eilen herbey
Das Blut zu stillen, das an des Panzers Seiten
Herab ihm quillt, und ihn zum Kaiser zu begleiten.

63.

Doch Karl (so fährt der junge Ritter fort
Dem Mann vom Felsen zu erzählen)
Karl hielt noch seinen Groll. Kann dieser neue Mord
Mir, rief er, meinen Sohn beseelen?
Ist Hüons Unschuld anerkannt?
Lieſs Hohenblat ein Wort von Widerruf entfallen?
Auf ewig sey er denn aus unserm Reich verbannt,
Und all sein Land und Gut der Krone heimgefallen!

64.

Streng war dieſs Urtheil, streng der Mund
Aus dem es ging; allein, was konnten wir dagegen?

Das einzige Mittel war aufs Bitten uns zu legen.
Die Pärs, die Ritterschaft, wir alle knieten, rund
Um seinen Thron, uns schier die Kniee wund,
Und gaben's endlich auf, ihn jemahls zu bewegen;
Als Karl zuletzt sein langes Schweigen brach:
Wohlan, ihr Fürsten und Ritter, ihr wollt's, wir geben nach.

65.

Doch höret den Beding, den nichts zu widerrufen
Vermögend ist! — Hier neigt' er gegen mich
Herunter zu des Thrones Stufen
Den Zepter — Ich begnadige dich:
Allein, aus allen meinen Reichen
Soll dein verbannter Fuſs zur Stunde stracks entweichen,
Und, bis du Stück für Stück mein kaiserlich Gebot
Vollbracht, ist Wiederkunft unmittelbarer Tod.

66.

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde,

Mit seinen Emirn sich beym hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daſs sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dieſs gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küſs' als deine Braut sie dreymahl öffentlich.

67.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle, hin, nach Morgenländer-Art,
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Hand voll Haar aus seinem grauen Bart.

68.

Geh hin, und, wie gesagt, eh' du auſs Haar vollzogen
Was ich dir hier von Wort zu Wort gebot,
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir gewogen.
Der Kaiser sprach's und schwieg. Allein wie uns dabey
Zu Muthe war, ist nothlos zu beschreiben.
Ein jeder sah, daſs so gewogen bleiben
Nichts besser als ein Todesurtheil sey.

69.

Ein dumpfes Murren begann im tiefen Sahl zu wittern.
Bey Sankt Georg! (sprach einer von den Rittern
Der auf der Lanzelot und Tristan rauher Bahn
Manch Abenteu'r mit Ehren abgethan)
Sonst pfleg' ich auch nicht leicht vor einem Ding zu zittern;
Setz' einer seinen Kopf, ich setz' ihm meinen dran:
Doch was der Kaiser da dem Hüon angesonnen
Hätt' auch, so brav er war, Herr Gawin nicht begonnen!

70.

Was red' ich viel? Es war zu offenbar
Daſs Karl durch dieſs Gebot mir nach dem Leben trachte.
Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung, oder Trotz, was mich so tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn und sprach mit Zuversicht:
Was du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen.
Ich bin ein **Frank**! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seyd ihr alle Zeugen!

71.

Und nun, kraft dieses Worts, mein guter **Scherasmin**,
Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen
Entschlossen. Willst du mir dahin
Den nächsten Weg aus diesen Bergen weisen,
So habe Dank; wo nicht, so mach' ich's wie ich kann.
Mein bester Herr, versetzt der Felsenmann,
Indem die Zähren ihm am Bart herunter beben,
Ihr ruft, wie aus dem Grab, mich in ein neues Leben!

72.

Hier schwör' ich euch, und da, zum heil'gen Pfand,
Ist diese alte zwar doch nicht entnervte Hand,
Mit euch, dem theuren Sohn und Erben
Von meinem guten Herrn, zu leben und zu sterben.
Das Werk, wozu der Kaiser euch gesandt,
Ist schwer, doch ist damit auch Ehre zu erwerben!
Genug, ich führ' euch hin, und steh' euch festen Muths
Bis auf den letzten Tropfen Bluts.

73.

Der junge Fürst, gerührt von solcher Treue,
Fällt dankbarlich dem Alten um den Hals.
Drauf legen sich die beiden auf die Streue,
Und Hüon schläft als wär' es Flaum. Und als
Der Tag erwacht, erwacht mit muntern Blicken
Der Ritter auch, schnallt seine Rüstung an,
Der Alte nimmt den Quersack auf den Rücken,
Den Knittel in die Hand, und wandert frisch voran.

Varianten.

(*a*) bezeichnet die erste Ausgabe des Oberon, im Deutschen Merkur 1780. (*b*) die Leipz. Ausg. von 1785. (*c*) die Leipz. Ausg. von 1792, welche bis zum VIII. Gesange mit jener übereinstimmend ist. Die Verse ohne diese Zeichen sind in den drey Ausgaben gleich, erscheinen aber in der gegenwärtigen verändert. Die in ( ) eingeschloſsnen Wörter sind die Lesart der Ausgabe von 1785, die vorstehenden die der ersten Ausgaben.

Stanze 4. Vers 7.

— — — — den armen Trost.

St. 7. V. 5.

(*a*) Doch, Muse, wohin trägt dich u. s. w.
(*b*) Doch, Muse, wohin, wohin reiſst dich

St. 7. V. 7, 8.

— — er fragt sich, wie ihm sey,
Und was du siehst sind ihm geheimniſsvolle Dinge.

St. 10. V. 1.

Sohn, sprach zu ihm sein Öhm, der heil'ge Vater zu Rom,

St. 12. V. 5 — 8.

(*a*) — Und schlimm genug, daſs ihm die Sprache des Landes
So fremd als die von Ok den armen Heiden war:
Ist dieſs der nächste Weg nach Bagdad? fragt er zwar
An jedem Thor, allein kein Mensch verstand es.

St. 15. V. 2.

— — — — der unbekannte Wald

V. 8.

Den machte dieſs zum ersten Mahl u. s. w.

St. 16. V. 1.

(*a*) — — — wiewohl kein Menschensohn

V. 8.

Erreicht er einen Pfad u. s. w.

St. 17. V. 1.

(*a*) Er war auf diesem Weg nicht lange fortgegangen

St. 19. V. 7.

(*a*) — — — — Keule, dick genug

St. 20. V. 2.

Und seinem Cedernbaum u. s. w.

St. 21. V. 5 — 8.

Kommt, ruhet aus, und nehmt vorlieb, so gut
Als Mutter Natur uns hier mit eignen Händen thut.
(*a*) Die Sonne ist mein Koch, und hier in diesem Keller
Springt Tag und Nacht mein Wein, und macht u. s. w.
(*b*) Mein Wein (er springt in diesem Keller)
Verdünnt das Blut, u. s. w.

St. 22. V. 6.

(*a*) Da jener itzt den Lör des blanken Helms u. s. w.

St. 23. V. 3.

(*a*) Verzeiht mir, junger Mann! u. s. w.

St. 23. V. 7.

(*a*) — — Bey Gott! sein Bildniſs u. s. w.

St. 24. V. 3, 4.

Den ich in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn Jahre beweine.

St. 27. V. 2, 3.

Daſs wir nach achtzehn Jahren, in diesen Felsengründen
Auf Libanon uns würden wiederfinden?

V. 6.

— — — Die Freude schwatzhaft macht.

St. 28. V. 1 — 5.

(*a*) Herr Hüon läſst auf einen Sitz von Moos
Beym Feuerherd sich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reisemüden Glieder
Mit einem Trunk, so frisch er aus dem Felsen floſs,
Und etwas Honigseim und trocknen Datteln gestärket,

St. 29. V. 1, 2.

Der Ritter erzählt, nach Art der lieben Jugend,
Ein wenig breit: wie seine Frau Mutter ihn

St. 31. V. 2 — 5.

(*a*) — — — zweytem Sohn
Des Kaisers, und dem schlimmsten Fürstenknaben
(*a. b*) Im Christenthum, der lange Lust gehegt
Zu Hüons Land, u. s. w.

St. 32.

(*a*) Mein Bruder Gerard, der die Reise mit uns machte,
(So fuhr er fort) ein muntrer Fant,
Mit seinem Falken auf der Hand,
Entfernt' im Wald, aus kind'scher Lust, sich sachte
Von unserm Trupp, läſst seinen Falken los,
Und rennt ihm nach; wir andern zogen
Ganz arglos unsern Weg, und achteten's nicht groſs,
Als Falk u. s. w.

St. 33. V. 1 — 4.

(*a*) Auf einmahl schlägt ein klägliches Geschrey
An unser Ohr; u. s. w.
(*a. b*) Und finden Gerardin vom Pferde
Gestürzt, u. s. w.

St. 35. V. 7.

(*a*) Allein, ich hab' ihm Rache geschworen.

St. 36. V. 8.

So derb, daſs ihm (davon) der Athem stracks entging.

St. 37. V. 2.

Und plötzlich lieſsen sich im Walde Reiter sehen

V. 8.

Und zogen ebnen Wegs zum kaiserlichen Schloſs.

St. 38. V. 3, 4.

— — Mein alter Öhm, der Abt
Von Saint Denys, u. s. w.

V. 6, 7.

Und alles wäre recht erwünscht für uns ergangen:
Allein just wie man sich zur Tafel setzen will,

St. 39. V. 7.

Der Kaiser erblaſst, uns allen stehn die Haare

St. 43. V. 1.

Ha! schreyt der alte Karl mich hörend, u. s. w.

V. 4.

Und hielten die Fürsten ihn nicht mit aller Macht zurücke,

St. 44. V. 1.

Die Hall' erdonnert von wildem Geschrey,

St. 51. V. 5, 6.

Allein, mit vorgehaltnen Klingen,
Sieht er (und knirscht vor Zorn) die Ritter mich umringen.

St. 53. V. 1.

Herr Hüon fuhr in seiner Erzählung fort:

St. 58. V. 3 — 8.

Er stürmt auf Hüon ein, als wie ein Ungewitter
Das alles vor sich her zertrümmert und verheert,
Blitzt Schlag auf Schlag, so daſs der junge (mein junger) Ritter
Der überlegnen Macht sich nur mit Müh erwehrt.
Er weicht, doch stets im Kreis, und hält, mit festem Blicke
Und rastlos schnellem Arm, des Gegners Schwert (Stahl) zurücke.

St. 59. V. 1 — 4.

Kaum sieht ihn Der erschöpft und athemlos und bleich,
So faſst er stracks mit beiden Händen
Sein mächtig Schwert, (Eisen,) den Kampf auf Einen Schlag zu enden.
Doch Hüons Glück entglitscht dem fürchterlichen Streich,

St. 61. V. 3.

— — — Nur an dem fleischigen Rand
(*a*) Des linken Arms; allein, der Ritter in der Blendung
(*b*) — — — — mein Ritter, aus Verblendung

St. 66. V. 5.

— — daſs sein Blut die Tafel überspritzet.

V. 7.

Der Erbin seines Throns, die ihm zur Rechten
sitzet.

St. 68. V. 1, 2.

(*a*) — — — eh' du gestracks vollzogen
Was ich dir hier von Stück zu Stück gebot,

St. 72. V. 6.

Ist schwer, allein dafür auch Ehre zu erwerben!

OBERON

ZWEYTER GESANG.

ZWEYTER GESANG.

1.

So zieht das edle Paar, stets fröhlich, wach und munter,
Bey Sonnenschein und Sternenlicht
Drey Tage schon den Libanon hinunter;
Und wenn die Mittagsgluth sie auf die Scheitel sticht,
Dient hohes Gras im Schatten alter Cedern
Zum Ruheplatz; indeſs in bunten Federn
Das leichte Volk der Luft die Silberkehlen stimmt,
Und traulich Theil an ihrer Mahlzeit nimmt.

2.

Am vierten Morgen läſst ein kleiner Haufen Reiter
Sich ziemlich nah auf einer Höhe sehn.
Es sind Araber, spricht zu Hüon sein Begleiter,
Und aus dem Wege dem rohen Volke zu gehn,
Wo möglich, wäre wohl das beste:
Ich kenne sie als unverschämte Gäste.
Ey, ey, wo denkst du hin? erwiedert Siegwins Sohn,
Wo hörtest du, daſs Franken je geflohn?

3.

Die Söhne der Wüste, magnetisch angezogen
Von Hüons Helm, der ihnen im Sonnenglanz
Entgegen blitzt, als wär' er ganz
Karfunkel und Rubin, sie kommen mit Pfeil und Bogen,
Den Säbel gezückt, in Sturm heran geflogen.
Ein Mann zu Fuſs, ein Mann zu Pferd
Scheint ihnen kaum des Angriffs werth;
Allein sie fanden sich betrogen.

4.

Der junge Held, bedeckt mit seinem Schild,
Sprengt unter sie, und wirft mit seinem Speere
Den, der ihr Führer schien, so kräftig von der Mähre,
Daſs ihm ein blutiger Strom aus Mund und Nase quillt.
Nun stürzen alle zumahl, des Hauptmanns Fall zu rächen,
Auf seinen Sieger zu, mit Hauen und mit Stechen;
Allein von Scherasmin, der ihm den Rücken deckt,
Wird auf den ersten Schlag ein Pocher hingestreckt;

5.

Und auf den andern Troſs arbeitet unser Ritter
So unverdrossen los, daſs bald ein Zweyter und Dritter
Den Sattel räumt. Auf jeden frischen Zug
Fliegt hier ein Kopf, und dort ein Arm, den Säbel
Noch in der Faust. Nicht minder kräftig schlug

Der Alte zu mit seinem schweren Hebel.
Zu ihrem Mahom schrey'n die Heiden
fluchend auf,
Und wer noch fliehen kann, der flieht in vollem
Lauf.

6.

Das Feld liegt grauenhaft mit Leichen und
mit Stümmeln
Von Roſs und Mann bedeckt, die durch einander wimmeln.
Der Held, so bald sein neuer Spieſsgesell
Das beste Roſs, das seinen Herrn verloren,
Nebst einem guten Schwert sich aus der Beut'
erkohren,
Spornt seinen schnaubenden Hengst und eilet
vogelschnell
Den Thälern zu, die sich in unabsehbarn
Weiten
An des Gebirges Fuſs vor ihrem Blick verbreiten.

7.

Es schien ein wohl gebautes Land,
Mit Bächen überall durchschnitten,

Die Anger mit Schafen bedeckt, die Auen im Blumengewand,
Und zwischen Palmen die friedlichen Hütten
Der braunen Bewohner verstreut, die froh ihr Tagwerk thun,
In ihrer Armuth reich sich dünken,
Und, wenn sie hungrig und müd' in kühlen Schatten ruhn,
Zum rohen bäurischen Mahl dem Pilger freundlich winken.

8.

Hier läſst der Ritter, da ihn die Sonne zu drücken begann,
Sich Brot in frische Milch von einer Hirtin brocken.
Das gute Volk begafft zur Seite, halb erschrokken,
Wie er im Grase liegt, den fremden eisernen Mann;
Allein da Blick und Ton ihm schnell ihr Herz gewann,
So wagen bald Kinder sich hin und spielen mit seinen Locken.

Den tapfern Mann ergetzt ihr traulich frohes Gewühl,
Er wird mit ihnen Kind, und theilt ihr süſses Spiel.

9.

Wie selig, denkt er, wär's in diesen Hütten wohnen!
Vergeblicher Wunsch! ihn ruft sein Schicksal anderwärts.
Der Abend winkt. Beym Scheiden wallt sein Herz,
Und, um dem guten Volk das freundliche Mahl zu lohnen,
Wirft Hüon eine Hand voll Gold
Der Wirthin in den Schooſs. Allein die Glücklichen wuſsten
Nicht was es war, und übten das Gastrecht ohne Sold,
So daſs die Herren ihr Gold nur wieder nehmen muſsten.

10.

Nun ritten sie zu, bis endlich, da der Tag
Zu dämmern begann, ein Wald vor ihnen lag.
Freund, spricht der Paladin zum Alten,

Mich brennt's wie Feuer bis ich dem Kaiser Wort gehalten.
Den nächsten Weg nach Bagdad wolltest du
Mich führen? Mir ist's, ich sey vier Jahre schon geritten.
Der nächste Weg, versetzt sein Spieſsgesell, geht mitten
Durch diesen Wald; allein, ich rath' euch nicht dazu.

11.

Man spricht nicht gut von ihm, zum wenigsten noch keiner,
Der sich hinein gewagt, kam jemahls wieder 'raus.
Ihr lächelt? Glaubt mir's, Herr, ein übellauniger kleiner
Boshafter Kobold hält in diesem Walde Haus.
Es wimmelt drin von Füchsen, Hirschen, Rehen,
Die Menschen waren so gut als wir.
Der Himmel weiſs in welches wilde Thier
Wir, eh' es Morgen wird, uns umgekleidet sehen!

12.

Geht nur, erwiedert Siegwins Sohn,
Durch diesen Wald der Weg nach Babylon,

So fürcht' ich nichts. — „Herr, laſst auf meinen Knieen
Euch bitten! Es ist, bey Gott! mir mehr um euch als mich:
Denn gegen diesen Geist, das glaubt mir sicherlich,
Hilft weder Gegenwehr noch Fliehen.
Mit fünf, sechs Tagen später ist's gethan;
Und ach! ihr kommt noch stets zu früh in Bagdad an!"

13.

Wenn du dich fürchtest, spricht der Ritter,
So bleibe du, ich geh', mein Schluſs ist fest.
Das nicht, ruft Scherasmin: der Tod schmeckt immer bitter,
Allein, ein Schelm der seinen Herrn verläſst!
Wenn ihr entschlossen seyd, so folg' ich ohne Zaudern,
Und helf' uns Gott und Unsre Frau zu Acqs!
Wohlan, spricht Hüon, komm! und reitet, bleich wie Wachs,
Den Wald hinein. Der Alte folgt mit Schaudern.

14.

Kaum war er in der Dämmerung
Zwey hundert Schritte fortgetrottet,
Als links und rechts in vollem Sprung
Ein Heer von Hirschen und Rehen sich ihm entgegen rottet.
Sie schienen, mit Thränen im warnenden Blick,
(Wie Scherasmin, wiewohl bey wenig Lichte,
Bemerken will) aus Mitleid sie zurück
Zu scheuchen, als sprächen sie: O flieht, ihr armen Wichte!

15.

Nun! merkt ihr, (flüstert er zum Ritter) wie es steht?
Und werdet ihr ein andermahl mir glauben?
Trifft's nicht ganz wörtlich ein? Die Thiere, die ihr seht,
Die aus Erbarmen uns so stark entgegen schnauben,
Sind Menschen, sag' ich euch; und wenn ihr weiter geht,
Glaubt mir, so haben wir den Kobold auf der Hauben.
Seyd nicht so hart und rennt aus Eigensinn,
Trotz eines Freundes Rath, in euer Unglück hin!

16.

Wie, Alter? spricht der Held, ich geh' mit diesen Schritten
Nach Bagdad, den Kalif um eine Hand voll Haar
Aus seinem Bart und vier von seinen Zähnen zu bitten,
Und du verlangst, ich soll von ungewisser Fahr
Mich schrecken lassen? Wo ist dein Sinn geblieben?
Wer weiſs, der Kobold ist vielleicht mein guter Freund.
Mit diesen wenigstens ist's nicht so schlimm gemeint;
Sieh, wie sie all' in einem Huy zerstieben!

17.

Indem er's sagt, so sprengt er auf sie zu,
Und alles weicht wie Luft und ist im Huy verflogen.
Herr Hüon und sein Führer zogen
Nun eine Weile fort in ungestörter Ruh,
Stillschweigend beide. Der Tag war nun gesunken,

Und ihren Mohnsaft goſs die braune Nacht herab;
Rings um sie lag schon alles schlummertrunken,
Und durch den ganzen Wald war's stille wie im Grab.

18.

Zuletzt kann länger sich der Alte nicht entbrechen.
Herr, spricht er, stör' ich euch in einem Grillenplan,
So haltet mir's zu gut; 's ist eine meiner Schwächen,
Ich läugn' es nicht; allein, im Dunkeln muſs ich sprechen,
Das war so meine Art von meiner Kindheit an.
Es ist so stille hier als sey der groſse Pan
Gestorben. Tönte nicht der Hufschlag unsrer Pferde,
Ich glaube daſs man gar den Maulwurf scharren hörte.

19.

Ihr denkt ich fürchte mich; doch ohne Prahlerey,
(Denn, was der Mensch auch hat, so sind's am Ende Gaben,
Auch leben manche noch, die es gesehen haben)
Wo Schwerter klirren, im Feld und im Turney,
Mann gegen Mann, auf Stechen oder Hauen,
Wär's auch im Nothfall zwey und drey
An fünf bis sechs, ich bin dabey!
Da kann man doch auf seine Knochen trauen.

20.

Kurz, hat ein Feind nur Fleisch und Blut,
Ich bin sein Mann! Allein, das muſs ich frey gestehen,
Um Mitternacht an einem Kirchhof gehen
Das lupft ein wenig mir den Hut.
Gesetzt, so einem Geist, der querfeld mir begegnet,
Steht meine Fysionomie
Nicht an: was hilft mir Arm und Degen, *ventregris!*
Wenn's unsichtbare Schläg' auf meinen Rücken regnet?

21.

Gesetzt, wie man Exempel hat,
Ich hau' ihm auch den Schädel glatt vom Rumpfe;
Noch weil er rollt, stehn schon an dessen Statt
Zwey neue Köpfe auf dem Stumpfe.
Oft rennt sogar der Rumpf in vollem Lauf
Dem Kopfe nach, und setzt ihn wieder auf
Als wär' es nur ein Hut, den ihm der Wind genommen:
Nun, bitt' ich euch, wie ist so einem beyzukommen?

22.

Zwar, wie ihr wiſst, so bald der Hahn gekräht,
So ist's mit all dem Spuk, der zwischen eilf und zwölfen
Im Dunkeln schleicht, Gespenstern oder Elfen,
Als hätte sie der Wind davon geweht.
Allein, der Geist der hier sein Wesen treibet,
Ist euch von ganz besonderm Schlag,
Hält offnen Hof, iſst, trinkt, und lebt und leibet
Wie unser eins, und geht bey hellem Tag.

23.

Um meine Neugier aufzuschrauben,
Hast du dein bestes gethan, erwiedert Siegwins Sohn:
Man spricht von Geistern so viel, und lügt so viel davon,
Daſs Laien unsrer Art nicht wissen was sie glauben.
Einst kam an unsern Hof ein tief studierter Mann,
Der schwor uns hoch, es wäre gar nichts dran,
Und schimpfte weidlich los auf alle Geisterseher;
Auch hieſs ihn der Kaplan nur einen Manichäer.

24.

Sie disputierten oft bey einer Flasche Wein;
Doch, wenn das letzte Glas zu Kopf zu gehn begonnte,
So mischten sie so viel Latein darein
Daſs unser einer kaum ein Wort verstehen konnte.
Da dacht' ich oft: Schwatzt noch so hoch gelehrt,

Man weiſs doch nichts als was man selbst erfährt;
Ich wollt' ein Geist erwiese mir die Ehre
Und sagte mir was an der Sache wäre.

25.

Indem sah unser wandernd Paar
Sich unvermerkt in einem Park befangen,
Durch den sich hin und her so viele Wege schlangen,
Daſs irre drin zu gehn fast unvermeidlich war.
Der Mond war eben itzt vollwangig aufgegangen,
Um durch ein trüglich Dunkelklar
Die Augen, die nach einem Ausweg irren,
Mit falschen Lichtern zu verwirren.

26.

Herr, sagte Scherasmin, hier ist's drauf angesehn
Uns in ein Labyrinth zu winden.
Der einz'ge Weg sich noch heraus zu finden,
Ist — auf gut Glück der Nase nachzugehn.
Der Rath (der weiser ist als mancher Klügling meinet)

Führt unsre frommen Wandrer bald
Zum Mittelpunkt, wo sich der ganze Wald
In einen groſsen Stern vereinet.

27.

Und in der Fern' erblicken sie in Büschen
Ein Schloſs, das, wie aus Abendroth gewebt,
Sich schimmernd in die Luft erhebt.
Mit Augen, worin sich Lust und Grauen mischen,
Und zwischen Traum und Wachen zweifelhaft
Schwebt Hüon sprachlos da und gafft;
Als plötzlich auf die goldnen Thüren flogen
Und rollt' ein Wagen daher, den Leoparden zogen.

28.

Ein Knäbchen, schön, wie auf Cytherens Schooſs
Der Liebesgott, saſs in dem Silberwagen,
Die Zügel in der Hand. — Da kommt er auf uns los,
Mein bester Herr, ruft Scherasmin mit Zagen,
Indem er Hüons Pferd beym Zaume nach sich zieht:
Wir sind verloren! flieht, o flieht!

Da kommt der Zwerg! — Wie schön er ist! spricht jener —
„Nur desto schlimmer! Fort! und wär' er zehnmahl schöner.

29.

„Flieht, sag' ich euch, sonst ist's um uns gethan!“
Der Ritter sträubt sich zwar, allein da hilft kein Sträuben;
Der Alte jagt im schnellsten Flug voran
Und zieht ihn nach, und hört nicht auf zu treiben,
Zu jagen über Stock und Stein,
Durch Wald und Busch, und über Zaun und Graben
Zu setzen, bis sie aus dem Hain
Ins Freye sich gerettet haben.

30.

Mit Regen, Sturm und Blitz verfolgt ein Ungewitter
Die Fliehenden; die fürchterlichste Nacht
Verschlingt den Mond; es donnert, saust und kracht

Rings um sie her, als schlüg's den ganzen Wal
in Splitter;
Kurz, alle Element' im Streit
Zerkämpfen sich mit zügellosem Grimme;
Doch mitten aus dem Sturm ertönt von Zei
zu Zeit
Mit liebevollem Ton des Geistes sanfte Stimme

31.

„Was fliehst du mich? Du fliehst vor deinem
Glück;
Vertrau dich mir, komm, Hüon, komm
zurück!“
Herr, wenn ihr's thut, seyd ihr verloren,
Schreyt Scherasmin: fort, fort, die Finger
in die Ohren,
Und sprecht kein Wort! Er hat nichts Guts im
Sinn!
Nun geht's aufs neue los durch Dick und Dünn,
Vom Sturm umsaust, vom Regen über-
schwemmet,
Bis eine Klostermau'r die raschen Reiter hemmet.

32.

Ein neues Abenteu'r! Der Tag da dieſs geschah
War just das Nahmensfest der heil'gen Agatha,

Der Schützerin von diesem Jungfern-
zwinger.
Nun lag kaum einen Büchsenschuſs
Davon ein Stift voll wohl genährter Jünger
Des heil'gen Abts Antonius;
Und beide hatten sich in diesen Abendstunden
Zu einer Betefahrt freundnachbarlich verbunden.

33.

Sie kamen just zurück, als, nah am Kloster-
bühl,
Indem sie Paar und Paar in schönster Ordnung
wallten,
Der Rest des Sturms sie überfiel.
Kreuz, Fahnen, Skapulier, sind toller Winde
Spiel,
Und strömend dringt die Flut bis in des
Schleiers Falten.
Umsonst ist alle Müh den Anstand zu erhalten;
Die Andacht reiſst; mit komischem Gewühl
Rennt alles hin und her in seltsamen Gestalten.

34.

Hier wadet bis ans Knie geschürzt
Ein Nönnchen im Morast, dort glitscht ein
Mönch im Laufen,

Und, wie er sich auf einen Haufen
Von Schwesterchen, die vor ihm rennen, stürzt,
Ergreift er in der Angst die *Domina* beym Beine.
Doch endlich, als der Sturm sein äufserstes gethan,
Langt athemlos die ganze Korgemeine,
Durchnäfst und wohl bespritzt, im Klostervorhof an.

35.

Hier war noch alles voll Getümmel,
Als durch das Thor, das weit geöffnet stund,
Mein Scherasmin sich mitten ins Gewimmel
Der Klosterleute stürzt; denn auf geweihtem Grund
Ist's, wie er glaubt, so sicher als im Himmel.
Bald kommt auch Hüon nach; und, wie er gleich den Mund
Eröffnen will, die Freyheit abzubitten,
So steht mit einem Blitz — der Zwerg in ihrer Mitten.

36.

Auf einmahl ist der Himmel wolkenleer,
Und alles hell und mild und trocken wie vorher.

Schön, wie im Morgenroth ein neugeborner Engel,
Steht er, gestützt auf einen Lilienstängel,
Und um die Schultern hängt ein elfenbeinern Horn.
So schön er ist, kommt doch ein unbekanntes Grauen
Sie alle an: denn Ernst und stiller Zorn
Wölkt sich um seine Augenbrauen.

37.

Er setzt das Horn an seine Lippen an
Und bläst den lieblichsten Ton. Stracks übermannt den Alten
Ein Schwindelgeist; er kann sich Tanzens nicht enthalten,
Packt eine Nonne ohne Zahn,
Die vor Begierde stirbt ein Tänzchen mitzumachen,
Und hüpft und springt als wie ein junger Bock
So rasch mit ihr herum, daſs Schleiertuch und Rock
Weit in die Lüfte wehn, zu allgemeinem Lachen.

38.

Bald faſst die gleiche Wuth den ganzen Klosterstand;
Ein jeder Büſser nimmt sein Nönnchen bey der Hand,
Und ein Ballet beginnt, wie man so bald nicht wieder
Eins sehen wird. Die Schwestern und die Brüder
Sind keiner Zucht noch Regel sich bewuſst;
Leichtfert'ger kann kein Faunentanz sich drehen.
Der einz'ge Hüon bleibt auf seinen Füſsen stehen,
Sieht ihren Sprüngen zu, und lacht aus voller Brust.

39.

Da naht sich ihm der schöne Zwerg, und spricht
In seiner Sprach' ihn an, mit ernstem Angesicht:
Warum entfliehn vor mir, o Hüon von Guyenne? —
Wie? du verstummst? Beym Gott des Himmels, den ich kenne,
Antworte mir! — Nun kehrt die Zuversicht

In Hüons Brust zurück. Was willst du mein? erwiedert
Der Jüngling. — Fürchte nichts, spricht jener: wer das Licht
Nicht scheuen darf, der ist mit mir verbrüdert.

40.

Ich liebte dich von deiner Kindheit an,
Und was ich Gutes dir bestimme,
An keinem Adamskind hab' ich es je gethan!
Dein Herz ist rein, dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragst du nicht Fleisch und Blut,
Hast Glauben an dich selbst, hast in der Prüfung Muth:
So kann mein Schutz dir niemahls fehlen,
Denn meine Strafgewalt triſſt nur beſleckte Seelen.

41.

Wär' nicht dieſs Klostervolk ein heuchlerisch Gezücht,
Belög' ihr keuscher Blick, ihr leiser Buſston nicht

Ein heimlich ſtrafbares Gewiſſen,
Sie ſtänden, trotz dem Horn, wie du, auf ihren Füſsen.
Auch Scherasmin, für den ſein redlich Auge ſpricht,
Muſs ſeiner Zunge Frevel büſsen.
Sie alle tanzen nicht weil ſie der Kitzel ſticht,
Die Armen tanzen weil ſie müſsen.

42.

Indem beginnt ein neuer Wirbelwind
Den Faunentanz noch ſchneller umzuwälzen;
Sie ſpringen ſo hoch, und drehn ſich ſo geſchwind,
Daſs ſie in eigner Gluth wie Schnee im Thauwind ſchmelzen,
Und jedes zappelnde Herz bis an die Kehle ſchlägt.
Des Ritters Menſchlichkeit erträgt
Den Anblick länger nicht; er denkt, es wäre Schade
Um all das junge Blut, und fleht für ſie um Gnade.

43.

Der schöne Zwerg schwingt seinen Lilienstab,
Und stracks zerrinnt der dicke Zauberschwindel;
Versteinert stehn Sankt Antons fette Mündel,
Und jedes Nönnchen, bleich als stieg' es aus dem Grab,
Eilt, Schleier, Rock, und was sich sonst im Springen
Verschoben hat, in Richtigkeit zu bringen.
Nur Scherasmin, zu alt für solchen Scherz,
Sinkt kraftlos um, und glaubt ihm berste gleich das Herz.

44.

Ach! keicht er, gnäd'ger Herr, was sagt' ich euch? — Nicht weiter,
Freund Scherasmin! fällt ihm der Zwerg ins Wort:
Ich kenne dich als einen wackern Streiter,
Nur läuft zuweilen dein Kopf mit deinem Herzen fort.

Warum, auf andrer Wort, so rasch, mich z verlästern?
Fy! graulich schon von Bart, an Urtheil noc so jung!
Nimm in Geduld die kleine Züchtigung!
Ihr andern, geht, und büſst für euch und eur Schwestern!

45.

Das Klostervolk schleicht sich beschämt davon.
Drauf spricht der schöne Zwerg mit Freundlichkeit zum Alten:
Wie, Alter? immer noch des Argwohns düstre Falten?
Doch, weil du bieder bist, verzeiht dir Oberon.
Komm näher, guter alter Zecher,
Komm, faſs' ein Herz zu mir und fürchte keinen Trug!
Du bist erschöpft; nimm diesen Becher
Und leer' ihn aus auf Einen Zug.

46.

Mit diesem Wort reicht ihm der Elfenkönig
Ein Trinkgeschirr von feinem Gold gedreht.

Der Alte, der mit Noth auf seinen Beinen steht,
Stutzt, wie er leer es sieht, nicht wenig.
Ey, ruft der Geist, noch keine Zuversicht?
Frisch an den Mund, und trink, und zweifle nicht!
Der gute Mann gehorcht, zwar nur mit halbem Willen,
Und sieht das Gold sich flugs mit Wein von Langon füllen.

47.

Und als er ihn auf Einen Zug geleert,
Ist's ihm, als ob mit wollustvoller Hitze
Ein neuer Lebensgeist durch alle Adern blitze.
Er fühlet sich so stark und unversehrt,
Als wie er war, da er, in seinen besten Jahren,
Mit seinem ersten Herrn zum heil'gen Grab gefahren.
Voll Ehrfurcht und Vertraun fällt er dem schönen Zwerg
Zu Fuſs und ruft: Nun steht mein Glaube wie ein Berg!

48.

Drauf spricht der Geist mit ernstem Blick zum Ritter:
Mir ist der Auftrag wohl bekannt,
Womit dich Karl nach Babylon gesandt.
Du siehst, was für ein Ungewitter
Er dir bereitet hat; sein Groll verlangt dein Blut:
Allein, was du mit Glauben und mit Muth
Begonnen hast, das helf' ich dir vollenden;
Da, wackrer Hüon, nimm dieſs Horn aus meinen Händen!

49.

Ertönt mit lieblichem Ton von einem sanften Hauch
Sein schneckengleich gewundner Bauch,
Und dräuten dir mit Schwert und Lanzen
Zehn tausend Mann, sie fangen an zu tanzen,
Und tanzen ohne Rast im Wirbel, wie du hier
Ein Beyspiel sahst, bis sie zu Boden fallen:
Doch, lässest du's mit Macht erschallen,
So ist's ein Ruf, und ich erscheine dir.

50.

Dann siehst du mich, und wär' ich tausend Meilen
Von dir entfernt, zu deinem Beystand eilen.
Nur spare solchen Ruf bis höchste Noth dich dringt.
Auch diesen Becher nimm, der sich mit Weine füllet,
So bald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;
Der Quell versieget nie, woraus sein Nektar quillet:
Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
So wird der Becher leer, und glüht ihm in der Hand.

51.

Herr Hüon nimmt mit Dank die wundervollen Pfänder
Von seines neuen Schützers Huld;
Und da er sich des Ostens Purpurränder
Vergülden sieht, forscht er mit Ungeduld,
Nach Babylon den kürzesten der Wege.

Zeuch hin, spricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
Und daſs ich nie die Stunde sehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt!

52.

Nicht daſs ich deinem Muth und Herzen
Miſstraue! aber, ach! du bist ein Adamskind,
Aus weichem Thon geformt, und für die Zukunft blind!
Zu oft ist kurze Lust die Quelle langer Schmerzen!
Vergiſs der Warnung nie, die Oberon dir gab!
Drauf rührt er ihn mit seinem Lilienstab,
Und Hüon sieht aus seinem liebevollen
Azurnen Augenpaar zwey helle Perlen rollen.

53.

Und wie er Treu' und Pflicht ihm heilig schwören will,
Entschwunden war der Waldgeist seinem Blicke,
Und nur ein Lilienduft blieb wo er stand zurücke.
Betroffen, sprachlos, steht der junge Ritter still,
Reibt Aug' und Stirn, wie einer, im Erwachen

Aus einem schönen Traum, sich sucht gewiſs zu machen,
Ob das, was ihn mit solcher Lust erfüllt,
Was wirklichs ist, ob nur ein nächtlich Bild?

54.

Doch, wenn er auch gezweifelt hätte,
Der Becher und das Horn, das ihm an goldner Kette
Um seine Schultern hing, lieſs keinem Zweifel Platz.
Der Becher sonderlich dünkt dem verjüngten Alten
Das schönste Stück im ganzen Feenschatz.
Herr, spricht er, (im Begriff den Bügel ihm zu halten)
Noch einen Zug, dem guten Zwerg zum Dank!
Sein Wein, bey meiner Treu'! ist echter Göttertrank!

55.

Und nun, nachdem sie sich gestärkt zur neuen Reise,
Ging's über Berg und Thal, nach alter Ritter Weise,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13016/026

Den ganzen Tag; und nur ein Theil der kurzen Nacht
Wird unter Bäumen zugebracht.
So zogen sie, ohn' alles Abenteuer,
Vier Tage lang — der Ritter schon im Geist
Zu Babylon, und glücklich sein Getreuer,
Daſs Siegwins Sohn es ist, dem er zur Seite reist.

Varianten.

Stanze 1. Vers 8.

In Ästen buhlt, und Theil u. s. w.

St. 2. V. 8.

Wenn hörtest du, daſs Franken je geflohn?

St. 4. V. 4.

(*a*) Daſs ihm ein Strom von Blut aus Mund
u. s. w.

St. 19. V. 7.

(*a*) An ihrer acht, ich bin dabey!

St. 20. V. 5.

(*a*) Setzt, einem Geist, u. s. w.

St. 21. V. 2.

(*a*) Ich hau' ihm auch den Schädel glatt vom Leibe:

V. 4, 5.

(*a*) Ein andrer da. Oft rennt, als wie zum Zeitvertreibe,
Der Rumpf sogar in vollem Lauf

St. 22. V. 2.

(*a*) So ist's mit all dem Volk u. s. w.

V. 5 — 7.

(*a*) Allein, der Spuk der hier sein Wesen treibet,
Ist euch ein Geist von ganz besonderm Schlag;
Der hält hier offnen Hof, u. s. w.

St. 23. V. 6 — 8.

(*a*) (Der Pfarrer nannt' ihn einen M — anichäer)
Der schwur, es wäre gar nichts dran,
Und schimpfte weidlich los auf alle Geisterseher.

St. 24.

(*a*) Sie zankten oft sich drum bey einer Flasche Wein,

Und wenn das letzte Glas zu Kopf zu gehn begonnte,
So mischten sie so viel Latein und Griechisch drein
Daſs ich kaum dann und wann ein Wort verstehen konnte.
Gut, dacht' ich dann, ihr schwatzt wohl sehr gelehrt,
Allein, man weiſs doch nichts als was man selbst erfährt.
Ich wollte wohl, ein Geist erwiese mir die Ehre
Und käm' und sagte mir was an der Sache wäre.

St. 28. V. 1.

(*a*) Ein Knäblein, schön als wie auf seiner Mutter Schooſs

V. 7.

(*a*) — — — Er ist so schön, u. s. w.

St. 30. V. 1, 2.

(*a*) Indem sie fliehn, verfolgt sie ein Gewitter
Mit Regen, Sturm und Blitz. — —

St. 38. V. 2.

(*a*) Ein jeder Lollhart nimmt u. s. w.

V. 4 — 8.

— — — Die Schwestern und die Brüder
Vergessen aller Zucht und Regel ganz und gar.
Es ist ein wahrer Tanz von Faunen und Mänaden:
Hier flieht ein Weyhel weg, dort winken runde Waden,
Auch wohl noch mehr, und keine wird's gewahr.

Die folgende Stanze ist in die spätern Ausgaben nicht aufgenommen worden:

Der Rittter ganz allein steht fest auf seinen Füſsen,
Und lacht (wer hätt' auch hier nicht lachen müssen?)
Aus voller Brust, dem Veitstanz zuzusehn;
Wie hoch die dicken Wänste hüpfen,
Wie flink die Nonnen daher auf kurzem Grase schlüpfen,
Wie schnell und üppig sich die runden Hüften drehn;

Kurz, wie, des Wohlstands quitt, dem sie aus Zwang gefröhnet,
Die liebe Natur sich tummelt, bäumt und dehnet.

St. 39. V. 1.

(*a*) Indessen naht sich ihm u. s. w.

St. 43. V. 8.

— — — und glaubt itzt berstet (jetzt berste) ihm das Herz.

St. 44. V. 4.

Nur läuft dein Kopf manchmahl (zuweil) mit deinem Herzen fort.

St. 45. V. 2, 3.

(*a*) Drauf spricht der schöne Zwerg mit Huld zu Scherasmine:
Wie? Alter, immer noch des Argwohns düstre Miene?

St. 46. V. 5.

Ey, ruft der Zwerg, noch keine Zuversicht?

St. 47. V. 4.

(*a*) Er fühlt sich wieder so frisch, so stark und unversehrt,

St. 51. V. 3 — 5.

(*a*) Und kaum vergülden sich des Ostens Purpurränder,
So forscht er schon mit edler Ungeduld,
Von Oberon den kürzesten der Wege.

St. 54. V. 4.

(*a*) Zumahl der Becher dünkt dem neu verjüngten Alten

OBERON

DRITTER GESANG.

DRITTER GESANG.

1.

Am fünften, da ihr Weg sich durch Gebirge stahl,
Auf einmahl sehen sie in einem engen Thal
Viel reiche Zelten aufgeschlagen,
Und Ritter, mehr als zwanzig an der Zahl,
Die gruppenweis' umher in Palmenschatten lagen.
Sie ruhten, wie es schien, nach ihrem Mittagsmahl:
Indessen Helm' und Speer' an niedern Ästen hingen,
Und ihre Pferde frey im Grase weiden gingen.

2.

Kaum wird die ritterliche Schaar
Der beiden Reisigen noch auf der Höh' gewahr,
So raffen alle von der Erde
Sich eilends auf aus ihrer Mittagsruh,
Als ob zum Kampf geblasen werde.
Das ganze Thal wird reg' in einem Nu,
Man zittert hin und her, man läuft den Waffen zu,
Die Ritter rüsten sich, die Knappen ihre Pferde.

3.

Laſs sehen, spricht mein Held zu Scherasmin,
Was diese Ritterschaft, die dem Verdauungswerke
So friedlich obzuliegen schien,
In solche Unruh setzt. — Wir selber, wie ich merke,
Erwiedert jener; seyd auf eurer Hut.
Sie kommen uns in halbem Mond entgegen.
Herr Hüon zieht mit kaltem Blut den Degen,
Freund, spricht er, der ist mir für allen Schaden gut.

4.

Indem tritt aus dem Kreis, in seinem Wehrgeschmeide,
Ein feiner Mann hervor, grüſst höflich unsre beide,
Und bittet um Gehör. Mit Gunst, Herr Paladin!
Ein jeder, spricht er, ist hier angehalten worden,
Wer noch von unserm Stand und Orden
Seit einem halben Jahr in diesem Thal erschien.
Nun steht's in eurer Wahl, ein Speerchen hier zu brechen,
Wo nicht, sogleich zu thun, warum wir euch besprechen.

5.

Und was? fragt Hüon züchtiglich.
Nicht weit von hier, spricht jener, mästet sich
In einer festen Burg der Riese Angulaffer;
Ein arger Christenfeind, ein wahrer Wütherich,
Auf schöne Frau'n erpichter als ein Kaffer,
Und, was das schlimmste ist, fest gegen Hieb und Stich,
Kraft eines Rings, den er dem Zwerg genommen,
Aus dessen Park die Herren hergekommen.

Bayerische Staatsbibliothek München

6.

Mein Herr, ich bin ein Prinz vom Berge Libanon.
Ich hatte mich dem Dienst der schönsten aller Schönen
Drey Jahre sonder Minnelohn
Verdingt, bevor sie sich so viele Treu' zu krönen
Erbitten lieſs: und wie ich nun als Bräutigam
Ihr eben itzt den Gürtel lösen wollte,
Da kam der Wehrwolf, nahm sie untern Arm und trollte
Vor meinen Augen weg mit meinem holden Lamm.

7.

Fast sieben Monden sind verflossen,
Seit ich zu ihrem Heil mein äuſserstes versucht:
Allein der Eisenthurm, worein er sie verschlossen,
Wehrt mir den Zugang, ihr die Flucht.
Das Einz'ge, was von Amors süſser Frucht
Ich in der langen Zeit genossen,
War, Tage lang von fern auf einem Baum zu lauern,
Und hinzusehn nach den verhaſsten Mauern.

8.

Zuweilen däuchte mich sogar
Ich sehe sie, in los gebundnem Haar,
Am Fenster stehn, mit aufgehobnen Armen,
Als flehte sie zum Himmel um Erbarmen.
Mir fuhr ein Dolch ins Herz. Und die Verzweiflung nun
Trieb mich, seit jenem Tag, aus bloſser Noth zu thun
Was ihr erfahren habt, wie alle diese Streiter:
Kurz, ungefochten, Herr, kommt hier kein Ritter weiter.

9.

Gelingt es euch, was keinem noch gelang,
Aus meinem Sattel mich zu heben,
So seyd ihr frey und reiset ohne Zwang
Wohin ihr wollt: wo nicht, so müſst ihr euch ergeben,
Wie diese Herren hier, mir zu Gebot zu stehn,
Und keinen Schritt von hier zu gehn,
Bis wir das Abenteu'r bestanden
Und meine Braut erlöst aus Angulaffers Banden.

10.

Doch, wenn ihr etwa lieber schwört
In seinen Eisenthurm geraden Wegs zu dringen,
Und meine Angela allein zurück zu bringen,
So habt ihr freye Wahl, und seyd noch Dankes werth.
Prinz, sprach der Paladin, was braucht's hier erst zu kiesen?
Genug, daſs ihr die Ehre mir erwiesen!
Kommt, einen Ritt mit euch und eurer ganzen Zahl,
Vom übrigen ein andermahl!

11.

Der schöne Ritter stutzt, doch läſst er sich's gefallen:
Sie reiten, die Trompeten schallen,
Und, kurz, Herr Hüon legt mit einem derben Stoſs
Den Prinzen Libanons gar unsanft auf den Schooſs
Der guten alten Mutter Erde.
Drauf kommen nach der Reih' die edeln Knechte dran;
Und als er ihnen so wie ihrem Herrn gethan,
Hebt er sie wieder auf mit höflicher Geberde.

12.

Bey Gott, Herr Ritter, (spricht, indem er zu ihm hinkt,
Der Cedernprinz) ihr seyd ein scharfer Stecher!
Doch Basta! eure Hand! Kommt, weil der Abend winkt,
Zum brüderlichen Mahl und zum Versöhnungsbecher.
Herr Hüon nimmt den Antrag dankbar an:
Drey Stunden flogen weg mit Trinken und mit Scherzen;
Und, wie die Ritter ihn so schön und höflich sahn,
Verziehn sie ihm ihr Rippenweh von Herzen.

13.

Itzt, spricht er, liebe Herr'n und Freunde, da ich euch
Was mein war ehrlich abgewonnen,
Itzt, sollt ihr wissen, geht's geraden Weges gleich
Dem Riesen zu. Ich war's vorhin gesonnen,
Und thu' es nun mit desto gröſs'rer Lust,

Weil einem Biedermann ein Dienst damit
geschiehet.
Drauf dankt er daſs sie sich so viel mit ihm
bemühet,
Und drückt der Reihe nach sie all' an seine
Brust.

14.

Und als sie ihm zur Burg des ungeschlachten
Riesen
Durch einen Föhrenwald den nächsten Weg
gewiesen,
Entläſst er sie, mit der Versicherung,
Sie sollten bald von ihrer Dame hören.
Lebt wohl, ihr Herr'n! — „Viel Glücks!“ —
Und nun in vollem Sprung
Zum Wald hinaus. Kaum röthete die Föhren
Die Morgensonn', als ihm im blachen Feld
Ein ungeheurer Thurm sich vor die Augen
stellt.

15.

Aus Eisen schien das ganze Werk gegossen,
Und ringsum war's so fest verschlossen,

Daſs nur ein Pförtchen, kaum zwey Fuſs breit, offen stand;
Und vor dem Pförtchen stehn, mit Flegeln in der Hand,
Zwey hochgewaltige metallene Kolossen,
Durch Zauberey belebt, und dreschen unverdrossen
So hageldicht, daſs zwischen Schlag und Schlag
Sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag.

16.

Der Paladin bleibt eine Weile stehen;
Und, wie er überlegt was anzufangen sey,
Läſst eine Jungfrau sich an einem Fenster sehen,
Und winkt gar züchtiglich ihn mit der Hand herbey.
Ey ja! ruft Scherasmin, die Jungfer hat gut winken!
Ihr werdet doch kein solcher Waghals seyn?
Seht ihr die Schweizer nicht zur Rechten und zur Linken?
Da kommt von euch kein Knochen ganz hinein!

17.

Doch Hüon hielt getreu an seiner Ordensregel,
Dem Satan selber nicht den Rücken zuzudrehn.
Hier, denkt er, ist kein Rath als mitten durch die Flegel
Geradezu aufs Pförtchen los zu gehn.
Den Degen hoch, die Augen zugeschlossen,
Stürzt er hinein; und, wohl ihm! ihn verführt
Sein Glaube nicht; die ehernen Kolossen
Stehn regungslos, so bald er sie berührt.

18.

Kaum ist der Held hinein gegangen,
Indessen Scherasmin im Hof die Pferde hält,
So eilt die schöne Magd den Ritter zu empfangen;
Mit schwarzen Haaren, die ihr am Rücken niederhangen,
In weiſsem Atlaſsrock, der bis zur Erde fällt,
Und den am leicht bedeckten Busen
Ein goldnes Band zusammen hält,
Das zierlichste Modell zu Grazien oder Musen!

19.

Was für ein Engel, (spricht, indem sie seine Hand
Nur kaum berührt, das Mädchen süſs erröthend)
Was für ein Engel, Herr, hat euch mir zugesandt?
Ich stand am Fenster just, zur heil'gen Jungfrau betend,
Als ihr erschient. Gewiſs hat Sie's gethan,
Und als von Ihr geschickt nimmt Angela euch an.
Von Ihr, die schon so oft sich meiner angenommen,
Zu Hülfe mir gesandt, seyd tausendmahl willkommen!

20.

Nur laſst uns nicht verziehn; denn jeder Augenblick
Ist mir verhaſst, den wir in diesem Kerker weilen.
Ich komme nicht, spricht Hüon, so zu eilen:
Wo ist der Ries'? — O der, versetzt sie, liegt, zum Glück,

In tiefem Schlaf, und wohl, daſs ihr ihn so
getroffen;
Denn, ist er wieder auferweckt,
Vergebens würdet ihr ihm obzusiegen hoffen,
So lang' der Zauberring an seinem Finger steckt.

21.

Doch diesen Ring ihm sicher abzunehmen
Ist's noch gerade Zeit. „Wie so?“ — Der
tiefe Schlaf,
Der täglich drey- bis viermahl ihn zu lähmen
Und zu betäuben pflegt, ist kein gemeiner
Schlaf.
Ich will euch, weil noch wohl zwey ganze
Stunden fehlen
Bis er erwacht, die Sache kurz erzählen.
Mein Vater, Balazin von Frygien genannt,
Ist Herr von Jericho im Palästinerland.

22.

Beynah vier Jahre sind's, seit mich Alexis
liebte,
Der schönste Prinz vom Berge Libanon;
Und wenn ich ihn durch Sprödethun betrübte,

[illegible] wuſste, glaubet mir, mein Herz kein Wort davon:
Es fiel mir schwer genug! Doch, in den ersten Wochen
Hatt' ich's der heiligen Alexia versprochen,
Nur, wenn der Prinz drey Jahre keusch und rein
Mir diente, anders nicht, die Seinige zu seyn.

23.

Ganz heimlich ward er mir mit jedem Tage lieber;
Die Prüfungszeit war lang, allein sie ging vorüber;
Ich ward ihm angetraut, — und kurz, schon sahen wir
Ins Brautgemach zusammen uns verschlossen:
Auf einmahl flog im Sturm die Kammerthür
Erdonnernd auf, der Riese kam geschossen,
Ergriff mich, floh, und sieben Monden schier
Sind, seit mich dieser Thurm gefangen hält, verflossen.

24.

Zu wissen, ob der Ries' es mir so leicht gemacht
Ihm Stürme ohne Zahl beständig abzuschlagen,
Müſst ihr ihn selber sehn. Mein Herr, was soll ich sagen?
Stets angefochten, stets den Sieg davon zu tragen,
Ist schwer. Einst, da er mich in einer Mondscheinsnacht
(Noch schaudert's mich!) aufs äuſserste gebracht,
Fiel ich auf meine Knie, rief mit gerungnen Händen
Die Mutter Gottes an, mir Hülfe zuzusenden.

25.

Die holde Himmelskönigin
Erhörte mich, die Jungfrau voller Gnaden.
Getroffen, wie vom Blitz sank der Versucher hin,
Und lag, ohnmächtig mir zu schaden,
Sechs ganzer Stunden lang. So oft, seit dieser Zeit,
Er den verhaſsten Kampf erneut,

Erneut das Wunder sich; stracks muſs sein Trotz sich legen,
Und nichts vermag sein Zauberring dagegen.

26.

Dieſs war erst heute noch der Fall; und nach Verlauf
Der sechsten Stunde (vier sind schon davon verloffen)
Steht er zu neuem Leben auf,
So frisch und stark, als hätt' ihn nichts betroffen.
Des Ringes Werk ist dieſs. So lang' ihn der beschützt,
Kann ihm am Leben nichts geschehen.
Ihr glaubt nicht was der Ring für Tugenden besitzt!
Allein, was hält euch, selbst das alles anzusehen?

27.

Nun ging's dem Ritter just wie euch.
Er hatte sich, nach Angulaffers Nahmen,
Ein Unthier vorgestellt aus Titans rohem Samen,

Den wilden Erdensöhnen gleich,
Die einst, den Göttersitz zu stürmen,
Den hohen Pelion zusammt den Wurzeln aus
Der Erde rissen, um ihn dem Ossa aufzuthürmen:
Nun ward ein Mann von sieben Fuſs daraus.

28.

Habt ihr das Götterwerk von Glykon je gesehen,
Den groſsen Sohn der langen Wundernacht,
Im Urbild, oder nur in Gypse nachgemacht,
So denkt, ihr seht den Mann leibhaftig vor euch stehen,
Der in der schönen Mondscheinsnacht
Die arme Angela aufs äuſserste gebracht.
Ihn hätte, wie er lag, von unsern neuern Alten
Der Schlauste für ein Bild vom Herkules gehalten;

29.

Für einen Herkules in Ruh,
Als er dem Augias den Marmorstall gemistet;
So breit geschultert, hoch gebrüstet

Lag Angulaffer da; auch traf die Kleidung zu.
Der Ritter stutzt: denn in den Alterthümern
Lag seine Stärke nicht; und so, vorm keuschen Blick
Des Tages, im Kostum der Heldenzeit zu schimmern,
Däucht ihm ein wahres Heidenstück.

30.

Nun, flüstert ihm die Jungfrau, edler Ritter,
Was zögert ihr? Er schläft. Den Ring, und einen Hieb,
So ist's gethan! — „Dazu ist mir mein Ruhm zu lieb.
Ein Feind, der schlafend liegt, und nackter als ein Splitter,
Schläft sicher neben mir: erst wecken will ich ihn."
So macht euch wenigstens zuvor des Ringes Meister,
Spricht sie. Der Ritter naht, den Reif ihm abzuziehn,
Und macht, unwissend, sich zum Oberherrn der Geister.

31.

Der Ring hat, auſser mancher Kraft
Die Hüon noch nicht kennt, auch diese Eigenschaft,
An jeden Finger stracks sich biegsam anzufügen;
Klein oder groſs, er wird sich dehnen oder schmiegen
Wie's nöthig ist. Der Paladin begafft
Den wundervollen Reif mit schau'rlichem Vergnügen,
Faſst drauf des Riesen Arm, und schüttelt ihn mit Macht
So lang' und stark, bis er zuletzt erwacht.

32.

Kaum fängt der Riese sich zu regen an, so fliehet
Die Tochter Balazins mit einem lauten Schrey.
Herr Hüon, seinem Muth und Ritterstande treu,
Bleibt ruhig stehn. Wie ihn der Heide siehet,
Schreyt er ihn grimmig an: Wer bist du, kleiner Wicht,

Der meinen Morgenschlaf so tollkühn unterbricht?
Dein Köpfchen muſs, weil du's von freyen Stücken
Mir vor die Füſse legst, dich unerträglich jücken?

53.

Steh auf und waffne dich, versetzt der Paladin,
Dann, Prahler, soll mein Schwert dir Antwort geben!
Der Himmel sendet mich zur Strafe dich zu ziehn;
Das Ende naht von deinem Sündenleben.
Der Riese, da er ihn so reden hört, erschrickt,
Indem er seinen Ring an Hüons Hand erblickt.
Geh, spricht er, eh' mein Blut beginnt zu sieden,
Gieb mir den Ring zurück und ziehe hin in Frieden.

54.

Ich nahm dir nur was du gestohlen ab,
Und dem er angehört werd' ich ihn wieder geben.

Spricht **Hüon**; ich verschmäh' ein so geschenktes Leben;
Steh auf und rüste dich, und komm mit mir herab! —
„Du hättest mich im Schlaf ermorden können,
Versetzt der Reck' in immer sanfterm Muth;
Du bist ein Biedermann; mich dau'rt dein junges Blut;
Gib mir den Ring, den Kopf will ich dir gönnen."

35.

Feigherziger, ruft Hüon, schäme dich!
Vergebens bettelst du! Stirb, oder, wenn du Leben
Verdienst, verdien' es ritterlich!
Jetzt springt der Unhold auf, daſs selbst die Mauern beben;
Sein Auge flammet wie der offne Höllenschlund,
Die Nase schnaubt, Dampf fährt aus seinen Mund;
Er eilt hinweg den Panzer anzulegen,
Der undurchdringlich ist selbst einem Zauberdegen.

36.

Der Ritter steigt herab, und ungesäumt
erscheint
Ganz in verlupptem Stahl sein trotzig sichrer
Feind,
Der in der Wuth vergaſs, daſs vor des Ringes
Blitzen
Ihn keine Zauberwaffen schützen.
Allein der erste Stoſs, den Hüons gutes Schwert
Auf seinen Harnisch führt, giebt ihm die
Todeswunde;
Das Blut schieſst wie ein Strom den Hals
empor, und sperrt
Des Athems Weg in seinem weiten Schlunde.

37.

Er fällt, wie auf der Stirn des Taurus eine
Fichte
Im Donner stürzt; der Thurm, das Feld umher
Erbebt von seinem Fall; er fühlt sich selbst
nicht mehr,
Sein starrend Auge schlieſst auf ewig sich dem
Lichte,
Und den verruchten Geist, von Frevelthaten
schwer,

Schon schleppen Teufel ihn zum schrecklichen Gerichte.
Der Sieger wischt vom blutbefleckten Stahl
Das schwarze Gift, und eilt zur Jungfrau in den Sahl.

38.

Heil euch, mein edler Herr! ihr habt mich wohl gerochen,
Ruft Angela, indem sie sich entzückt
Zu seinen Füſsen wirft, so bald sie ihn erblickt:
Und dir, die ihn zum Retter mir geschickt,
O Himmelskönigin, sey es hiermit versprochen,
Der erste Sohn, mit dem ich in die Wochen
Einst komme, werd', in klarem dichtem Gold,
So schwer er ist, zum Opfer dir gezollt!

39.

Herr Hüon, als er sie gar ehrbar aufgehoben,
Erwiedert ihren Dank mit aller Höflichkeit
Der guten alten Ritterzeit,
Die zwar so fein, wie unsre, nicht gewoben,
Doch desto derber war, und besser Farbe hielt.

Des Ritters groſse Pflicht war Jungfrau'n zu beschützen,
Und, wenn sein Herz sich gleich unangemuthet fühlt,
Auf jeden Ruf sein Blut für jede zu verspritzen.

40.

Die Dame hatte noch nicht Zeit und Ruh genug
Gehabt, den jungen Mann genauer zu erwägen;
Itzt, da sie ihn erbat die Waffen abzulegen,
Itzt hätte sie sich gleich mehr Augen wünschen mögen
Als Junons Pfau in seinem Schweife trug,
So sehr däucht ihr der Ritter, Zug für Zug,
Von Kopf zu Fuſs, an Bildung und Geberden,
An Groſsheit und an Reitz, der erste Mann auf Erden.

41.

Nicht, daſs sie just mit jemand ihn verglich
Der zwischen ihm und ihrem Herzen stünde;
Ganz arglos überlieſs sie ihren Augen sich,

Und bloſses Sehn ist freylich keine Sünde.
Kein Skrupel störte sie in dieser Augenlust,
So sanft spielt noch um ihre junge Brust
Der süſse Trug; denn, was sie sicher machte
War, daſs ihr Herz nicht an Alexis dachte.

42.

Ein Glück für dich, unschuld'ge Angela,
Daſs keiner deiner Blick' in Hüons Busen Zunder
Zum Fangen fand. Und freylich war's kein Wunder:
Denn, kam ihr auch, wie dann und wann geschah,
Der seinige auf halbem Weg entgegen,
So war's der Blick von einem Haubenkopf;
Er hätt' auf einen Blumentopf,
Auf ein Tapetenbild, nicht kälter fallen mögen.

43.

Ein unbekanntes Was, das ihn wie ein Magnet
Nach Bagdad zieht, scheint allen seinen Blicken
Die scharfe Spitze abzuknicken,
Und macht, daſs jeder Reitz an ihm verloren geht.

Vergebens ist ihr Wuchs wie eine schöne Vase
Von Amors eigner Hand gedreht;
Vergebens schlieſst die sanft erhobne Nase
Sich an die glatte Stirn in stolzer Majestät;

44.

Umsonst hebt ihre Brust, gleich einem Doppelhügel
Von frischem Schnee, um den ein Nebel graut,
Den dünnen weiſsen Flor; umsonst ist ihre Haut
So rein und glatt als wie ein Wasserspiegel,
Worin im Rosenschmuck Aurora sich beschaut;
Vergebens hat ihr königliches Siegel
Die Schönheit jedem Theil so sichtbar aufgedrückt,
Daſs ihr Gewand sie weder deckt noch schmückt.

45.

Kurz, Angela mit allen ihren Reitzen
Ist ihm vergebens schön und jung;
Und, ferne nach Verlängerung
Der holden Gegenwart zu geitzen,
Wünscht er mit jedem Augenblick

In ihres Bräut'gams Arm recht herzlich sie zurück,
Und kann zuletzt sich nicht entbrechen,
Da Sie nichts sagt, ihr selbst davon zu sprechen.

46.

Kaum daſs er ihr dazu Geleit und Schutz versprach,
Und ihre Lippen sich in Dank dafür ergossen
Als ein Getös von Reisigen und Rossen
Im Hof der Burg sie plötzlich unterbrach.
Schon trampelt's laut die langen Wendelstiegen
Herauf. Die junge Frau erschrickt. — „Wer kann es seyn?"
Doch bald zerschmilzt ihr Schrecken in Vergnügen,
Denn, siehe da! **Alexis** tritt herein.

47.

Ihm war, zwar etwas spät, zu Sinne
Gestiegen, daſs es ihm nicht allzu rühmlich sey,
Wenn Hüon seine Braut dem Recken abgewinne,
Indessen, weit vom Schuſs, mit seiner Reiterey

Er, ihr Gemahl, im Schatten, frank und frey,
Sein zärtlich Blut mit Palmenwein verdünne:
Auch konnte ja (wer wird dafür ihm stehn?)
Der Ritter gar davon mit seinem Engel gehn.

48.

Demnach so hatt' er, stracks als ihm sein Ohr gesungen,
Mit seiner Ritterschaft zu Pferde sich geschwungen,
Und kam in vollem Trab, falls etwa die Gefahr
Durch Hüons Tapferkeit bereits vorüber war,
Die Schöne in Empfang zu nehmen,
Dem fremden Ritter Gottes Lohn
Zu wünschen, und — ein wenig sich zu schämen,
(Denkt ihr) allein, er war ein Prinz von Libanon.

49.

Herr Hüon, unverhofft des Umwegs überhoben
Mit Angela zurück ins Palmenthal zu gehn,

Läſst von den schönen Herr'n sich in die Wette loben,
Und fühlt sich just dabey so gut, als ob man ihn
Gescholten hätt'. Und nun, die Wohlthat zu vollenden,
Wird, durch des Ringes Kraft, von unsichtbaren Händen
Mit allem was den Gaum ergetzt
Ein groſser runder Tisch in Überfluſs besetzt.

50.

Ah, ruft die schöne Braut, schier hätt' ich es vergessen:
Herr Ritter, ehe wir zum Essen
Uns setzen, geht und schlieſst mit eigner Hand geschwind
Des Riesen Harem auf; denn funfzig Jungfern sind
Noch auſser mir in diesem Thurm verwahret;
Der schönste Mädchenflor, ein wahres Tulpenbeet!
Er hatte sie für seinen Mahomed
Zu Opfern, denk' ich, aufgesparet.

51.

Der Harem thut sich auf, und zeigt, in vollem Putz
Und buntem lieblichem Gewimmel,
Ein wahres Bild von Mahoms lust'gem Himmel.
Herr Hüon läſst die Damen all' im Schutz
Der schönen Herr'n, und ist schon weit davon geritten,
Da hinter ihm noch alles lärmt und schnarrt,
Die Ehre seiner Gegenwart
Sich wenigstens zur Tafel auszubitten.

52.

Schon schlich, indeſs in Grau das Abendroth zerfloſs,
Der stille Mond herauf am Horizonte,
Als Hüon, weil sein Gaul nicht länger laufen konnte,
An einem schönen Platz zu ruhen sich entschloſs.
Er sieht sich auf der grünen Erde
Nach einem Lager um, indessen für die Pferde
Sein Alter sorgt. Auf einmahl steht, ganz nah,
Ein prächtiges Gezelt vor seinen Augen da.

53.

Ein reicher Teppich liegt, so weit es sich verbreitet,
Auf seinem Boden ausgespreitet,
Mit Polstern rings umher belegt,
Die, wie beseelt von innerlichem Leben,
Bey jedem Druck sanft blähend sich erheben.
Ein Tisch von Jaspis, den ein goldner Dreyfuſs trägt,
Steht mitten drin, und, was dem essenslust'gen Magen
Zum Göttertisch ihn macht, das Mahl ist aufgetragen.

54.

Der Ritter bleibt wie angefroren stehn,
Winkt Scherasmin herbey, und fragt ihn, was er sehe?
O, das ist leicht, erwiedert der, zu sehn:
Freund Oberon ist sichtlich in der Nähe.
Wir hätten ohne ihn die Nacht,
Anstatt uns nun in Schwanenflaum zu senken,
Auf unsrer Mutter Schooſs so sanft nicht zugebracht.
Das nenn' ich doch an seine Freunde denken!

55.

Kommt, lieber Herr, nach dieser langen Fahrt
Schmeckt Ruhe süſs; laſst hurtig euch entgürten!
Ihr seht, der schöne Zwerg hat keinen Fleiſs gespart,
Wiewohl im Flug, uns herrlich zu bewirthen.
Herr Hüon folgt dem Rath. Sie lagern beide sich
Halb sitzend um den Tisch, und schmausen ritterlich;
Auch wird, beym Sang Gaskonscher froher Lieder,
Der Becher fleiſsig leer und füllt sich immer wieder.

56.

Bald löset unvermerkt des Schlafes weiche Hand
Der Nerven sanft erschlafftes Band.
Indem erfüllt, wie aus der höchsten Sfäre,
Die lieblichste Musik der Lüfte stillen Raum.
Es tönt als ob ringsum auf jedem Baum
Ein jedes Blatt zur Kehle worden wäre,

Und Mara's Engelston, der Zauber aller Seelen,
Erschallte tausendfach aus allen diesen Kehlen.

57.

Allmählich sank die süſse Harmonie,
Gleich voll, doch schwächer stets, herunter bis zum Säuseln
Der sanftsten Sommerluft, wenn kaum sich ie und ie
Ein Blatt bewegt und um der Nymfe Knie
Im stillen Bache sich die Silberwellen kräuseln.
Der Ritter, zwischen Schlaf und Wachen, höret sie
Stets leiser wehn, bis unter ihrem Wiegen
Die Sinne unvermerkt dem Schlummer unterliegen.

58.

Er schlief in Einem fort, bis, da der frühe Hahn
Aurorens Rosenpferde wittert,
Ein wunderbarer Traum sein Innerstes erschüttert.
Ihm däucht, er geh' auf unbekannter Bahn,
Am Ufer eines Stroms, durch schattige Gefilde;

Auf einmahl steht vor ihm ein göttergleiches Weib,
Im groſsen Auge des Himmels reinste Milde,
Der Liebe Reitz um ihren ganzen Leib.

59.

Was er empfand ist nicht mit Worten auszudrücken,
Er, der zum ersten Mahl itzt Amors Macht empfand,
Und athemlos, entgeistert vor Entzücken,
Sein Leben ganz in seinen Blicken,
Im Boden eingewurzelt stand,
Sie noch zu sehen glaubt, nachdem sie schon verschwand,
Und, da der süſse Wahn zuletzt vor ihm zerflieſset,
Nichts mehr zu sehn die Augen sterbend schlieſset.

60.

Betäubt, in fühlbar'm Tod, lag er am Ufer da
In seinem Traum: als ihn bedünkt, er spüre
Daſs eine warme Hand sein starres Herz berühre.

Und, wie vom Tod erweckt, erhob er sich und sah
Die Schöne abermahl zu seiner Seite stehen,
Die keiner Sterblichen in seinen Augen gleicht,
Und dreymahl schöner, wie ihm däucht,
Und holder als er sie zum ersten Mahl gesehen.

61.

Stillschweigend schauten sie einander beide an,
Mit Blicken, die sich das unendlich stärker sagten,
Was ihre Lippen noch nicht auszusprechen wagten.
Ihm ward in ihrem Aug' ein Himmel aufgethan,
Wo sich in eine See von Liebe
Die Seele taucht. Bald wird das Übermafs der Lust
Zum Schmerz: er sinkt im Drang der unaufhaltbar'n Triebe
In ihren Arm, und drückt sein Herz an ihre Brust.

62.

Er fühlt der Nymfe Herz an seinem Busen schlagen,
Der Glückliche! wie schnell, wie stark, wie warm!

Und — plötzlich hört es auf zu tagen,
Auf schwarzen Wolken rollt des Donners Feuerwagen,
Laut heulend bebt der Stürme wilder Schwarm;
Von unsichtbarer Macht wird schnell aus seinem Arm
Im Wirbelwind die Nymfe fortgerissen
Und in die Flut des nahen Stroms geschmissen.

63.

Er hört ihr ängstlich Schrey'n, will nach — o Höllenpein!
Und kann nicht! steht, entseelt vor Schrecken,
Starr wie ein Bild auf einem Leichenstein.
Vergebens strebt er, keicht, und ficht mit Arm und Bein;
Er glaubt in Eis bis an den Hals zu stecken,
Sieht aus den Wellen sie die Arme bittend strecken,
Und kann nicht schrey'n, nicht, wie der Liebe Wuth
Ihn spornt, ihr nach sich stürzen in die Flut.

64.

Herr! ruft ihm Scherasmin, da er sein banges Schnauben
Vernimmt, erwacht, erwacht! ein böser Traum

Schnürt euch die Kehle zu. — Fort, Geiſter, macht mir Raum,
Schreyt **Hüon**, wollt ihr mir auch ihren Schatten rauben?
Und wüthend fährt er auf aus ſeinem Traumgeſicht;
Noch klopft von Todesangſt umfangen
Sein ſtockend Herz, er ſtarrt ins Tageslicht
Hinaus, und kalter Schweiſs liegt auf den bleichen Wangen.

65.

Das war ein ſchwerer Traum, ruft ihm der **Alte** zu:
Ihr lagt vermuthlich wohl zu lange auf dem Rücken?
Ein Traum? ſeufzt **Siegwins** Sohn mit minder wilden Blicken,
Das war's! allein ein Traum, der meines Herzens Ruh
Auf ewig raubt! — „Das wolle Gott verwehren,
Mein beſter Herr!“ — Sag' mir im Ernſte, (ſpricht
Der Ritter ernſtvoll) glaubſt du nicht
Daſs Träume dann und wann der Zukunft uns belehren?

66.

Man hat Exempel, Herr, — und wahrlich, seit ich euch
Begleite, läugn' ich nichts, erwiedert ihm der Alte.
Doch, wenn ich euch die reine Wahrheit gleich
Gestehen soll, so sag' ich frey, ich halte
Nicht viel von Träumen. Fleisch und Blut
Hat, wenigstens bey mir, sein Spiel so oft ich träume:
Dieſs wuſsten unsre Alten gut,
Und lehrten's uns im wohl bekannten Reime.

67.

Inzwischen, wenn ihr mir den Inhalt eures Traums
Vertrautet, könnt' ich euch vielleicht was bessers reimen.
Das will ich auch, spricht Hüon, ohne Säumen.
Kaum röthet noch den Gipfel jenes Baums
Der Morgenstrahl. Wir haben Zeit zum Werke.
Nur reiche mir zuvor den Becher her,
Damit ich meine Geister stärke:
Es liegt mir auf der Brust noch immer zentnerschwer.

63.

Indeſs der wundervolle Becher
Den Ritter labt, sieht ihn der Alte still,
Als einer an, dem's nicht gefallen will,
Den wackern Sohn des braven Siegwins schwächer,
Als einem Manne ziemt, zu sehn.
Ey (denkt er bey sich selbst, kopfschüttelnd) im Erwachen
Noch so viel Werks aus einem Traum zu machen!
Doch, weil's nun so ist, mag's zum Frühstück immer gehn!

Varianten.

Stanze 2. Vers 8.

(*a*) Hier wapnen Ritter sich, dort Knappen ihre Pferde.

St. 3. V. 1.

Laſs sehen, spricht der Paladin,

V. 3.

(*a*) So friedsamlich kaum obzuliegen schien,

V. 5.

Erwiedert Scherasmin; seyd wohl auf eurer Hut,

St. 4. V. 3 — 8.

— — Herr Ritter lobesam,
Spricht er, wer noch von unserm Stand und Orden
Von ungefähr zu diesen Zelten (in diese Gegend) kam,

Ist von uns angehalten worden.
Es steht in eurer Wahl, ein Speerchen hier zu brechen,
Wo nicht, zu thun, warum u. s. w.

St. 5. V. 5.

Auf schöne Frauen wie ein Kaffer,

V. 8.

Aus dessen Park die Herrn vermuthlich hergekommen (kommen)

St. 6. V. 2 — 6.

(*a*) Ich hatte mich dem Dienst der Schönen aller Schönen
(*a. b*) Drey Jahre lang verdingt, und ohne Minnelohn,
(*a*) Bis sie erflehn sich lieſs, so viele Treu zu krönen.
(*b*) Eh' sie erbittlich war, so viele u. s. w.
(*a. b*) Doch in der Hochzeitsnacht, da ich als Bräutigam
(*a*) Ihr gleich den Gürtel lösen wollte,

St. 7. V. 1.

Sechs Monden sind nunmehr (bereits) verflossen.

V. 3.

Weh mir! der eiserne Thurm (Eisenthurm) u. s. w.

V. 5, 6.

(*a*) Das einz'ge was ich noch von Amors süſser Frucht
(*b*) Das einzige was ich von Amors u. s. w.
In dieser u. s. w.

St. 9. V. 5 — 7.

(*a*) — — — mir zu Gebot zu leben,
Und nicht von hier zu gehn, so lang
Bis wir u. s. w.

St. 13. V. 2.

(*a*) Was mein war ohnedieſs, so redlich abgewonnen,

St. 14. V. 5.

Ade, ihr Herrn! u. s. w.

V. 8.

(*a*) Ein ungeheurer Thurm von Ferne dar sich stellt.

St. 15. V. 8.

(*a*) Sich unzerknickt sogar kein Lichtstrahl u. s. w.

St. 16. V. 4, 5.

(*a*) Die winkt gar züchtiglich u. s. w.
Mein Treu! ruſt Scherasmin, u. s. w.

V. 7.

Seht ihr die Schweizer nicht mit ihren langen Zinken?

St. 17. V. 2, 3.

(*a*) Dem Satan selber nie den Rücken zuzudrehn.
Hier, denkt er, hilft sonst nichts als mitten u. s. w.

St. 18. V. 5.

(*a*) Im langen weiſsen Rock u. s. w.

St. 21. V. 1, 2.

(*a*) Jedoch, den Ring ihn sicher abzunehmen
(*a. b*) Ist's just noch Zeit. „Wie so?“ — Der Schlaf,

St. 22. V. 3.

(*a*) Und wenn ihn, wie er sagt, mein Sprödethun betrübte,

St. 24. V. 7.

(*a*) Fiel ich auf meine Knie, und rief mit wunden Händen

St. 25. V. 5.

(*a*) Sechs Stunden lang betäubt. u. s. w.

St. 27. V. 6.

(*a*) Den hohen Pelion mit sammt den Wurzeln u. s. w.

St. 28. V. 5 — 7.

(*a*) Den Mann, der in der Mondscheinsnacht
Das arme Kind so ins Gedräng gebracht.
So wie er lag, hätt' ihn von unsern neuern Alten

St. 29. V. 7.

(*a*) — — im Gewand der rohen Natur zu schimmern,

St. 33. V. 7, 8.

Gieb, spricht er, mir den Ring zurücke,
Und geh im Frieden, geh, und dank es deinem Glücke.

St. 34. V. 2 — 4.

Und dem er angehört, werd' ich ihn wieder schaffen,

Spricht Siegwins Sohn: du, hohle deine Waffen,
Und rüste dich, und komm herab!

V. 6.

Versetzt der Ries' mit immer sanfterm Muth;

St. 35. V. 5, 6.

Sein Auge glüht (flammt) als wie der Höllenschlund,
Die Nase schnaubet Zorn, Dampf u. s. w.

St. 36. V. 5, 6.

Allein beym ersten Stoſs u. s. w.
— — — vergeht ihm schon das Lachen;

V. 8.

Des Athems Weg in seinem weiten Rachen.

St. 38. V. 5.

(*a*) O Himmelskönigin, sey's fey'rlich hier versprochen,

St. 39. V. 7, 8.

Und wenn er gleich nicht mehr für die als jene fühlt,
Sein Blut beym ersten Ruf für jede zu verspritzen.

St. 42. V. 8.

(*a*) Auf ein Tapetenbild, gleich wichtig fallen mögen.

St. 54. V. 7.

Auf Gottes Boden nicht so sänftlich zugebracht.

St. 55. V. 2.

— — Laſst hurtig uns entgürten;

St. 56. V. 2.

(*a*) Der sanft erschlafften Nerven Band.

St. 57. V. 5.

Im stillen Bach sich kaum die Silberwellen kräuseln.

St. 58. V. 4.

(*a*) Ihm däucht, er ging auf unbekannter Bahn,

St. 63. V. 8.

— — zu ihr sich stürzen in die Flut.

St. 65. V. 5.

(*a*) — — — das wolle Gott verhüten,

V. 8.

(*a*) Daſs Träum' uns dann und wann was künftig iſt entbieten?

St. 68. V. 2.

(*a*) Den Ritter labt, sieht ihn der Alte, mäuschenſtill,

OBERON

VIERTER GESANG.

VIERTER GESANG.

1.

Der Paladin beginnt nun seine Traumgeschichte
Wie folget: Was du auch, mein guter Scherasmin,
Von dem, was ich dir itzt berichte,
Im Herzen denken magst, so ist's doch kein Gedichte,
Daſs ich, Gott sey es Dank! noch stets an Leib und Sinn,
So wie du hier mich siehst, ein reiner Jüngling bin.
Nie hat vor diesem Tag in meinem ganzen Leben
Mein unbefangnes Herz der Liebe Raum gegeben.

2.

Es waren zwar der schönen Jungfrau'n viel
An meiner Mutter Hof, und an Gelegenheiten,
Die einen Knaben leicht zur Tändeley verleiten,
Gebrach es nicht, zumahl beym Pfänderspiel:
Da gab's wohl manchmahl auch ein Strumpfband aufzulösen;
Allein der schönste Fuſs lieſs meine Fantasey
In stolzer Ruh; und wär's Genevrens Fuſs gewesen,
Es war ein Fuſs, mehr dacht' ich nicht dabey.

3.

Daſs ich von Kindheit an so viele offne Busen
Und bloſse Schultern sah, mocht' auch mit Ursach' seyn.
Gewohnheit gleicht in diesem Stück Medusen,
Und für das Schönste selbst verkehrt sie uns in Stein.
Allein, was half mir's, frey geblieben
Zu seyn bis in mein zweymahl zehntes Jahr?
Auch meine Stunde kam! Ach, Freund! mein Schicksal war
Im Traum zum ersten Mahl zu lieben.

4.

Ja, Scherasmin, nun hab' ich sie gesehn,
Sie, von den Sternen mir zur Siegerin erkohren;
Gesehen hab' ich sie, und, ohne Wiederstehn,
Beym ersten Blick mein Herz an sie verloren.
Du sprichst, es war ein Traum? Nein, Mann! ein Hirngespenst
Kann nicht so tiefe Spuren graben!
Und wenn du tausendmahl mich einen Thoren nennst,
Sie lebt, ich hatte sie, und muſs sie wieder haben.

5.

O hättest du den holden Engel doch
Gesehn wie ich! — Zwar, wenn ich mahlen könnte,
Ich stellte sie dir hin, so glühend wie sie noch
Vor meiner Stirne schwebt, und bin gewiſs, sie brennte
Dein altes Herz zu einer Kohle aus.
O daſs nur etwas mir geblieben wär', das Leben
Von ihr empfing! ach! nur der Blumenstrauſs
An ihrer Brust! was wollt' ich nicht drum geben!

6.

Denk dir ein Weib im reinsten Jugendlicht,
Nach einem Urbild von dort oben
Aus Rosengluth und Lilienschnee gewoben;
Gieb ihrem Bau das feinste Gleichgewicht;
Ein stilles Lächeln schweb' auf ihrem Angesicht,
Und jeder Reitz, von Majestät erhoben,
Erweck' und schrecke zugleich die lüsterne Begier:
Denk alles, und du hast den Schatten kaum von ihr!

7.

Und nun, sanft angelockt von ihren süſsen Blicken,
Dieſs holde Weib, das nur die Luftgestalt
Von einem Engel schien, an meine Brust zu drücken,
Zu fühlen, wie ihr Herz in meines überwallt,
Ist's möglich, daſs ich vor Entzücken
Nicht gar verging? — Nun komm, und sprich mir kalt,
Es war ein Traum! Wie schal, wie leer und todt ist neben
So einem Traum mein vorigs ganzes Leben!

8.

Noch einmahl, Scherasmin, es war kein Schattenspiel
Im Sitz der Fantasie aus Weindunst ausgegohren!
Ein unbetrügliches Gefühl
Sagt mir, sie lebt, sie ist für mich geboren.
Vielleicht war's Oberon, der sie erscheinen lieſs.
Ist's Wahn: o laſs ihn mir! die Täuschung ist so süſs!
Doch, nichts von Wahn! Kann solch ein Traum betrügen,
O so ist alles Wahn! so kann die Wahrheit lügen!

9.

Der Alte wiegt sein zweifelreiches Haupt,
Wie wenn man euch ein Wunderding erzählet,
Wovon ihr nichts im Herzen glaubt,
Wiewohl euch Grund es wegzuläugnen fehlet.
Was denkst du? fragt der Ritter. — Das ist's just
Was mich verlegen macht, versetzt der Unverliebte:
Ich hätte freylich wohl zu manchem Einwurf Lust;
Allein was hälf's am End', als daſs ich euch betrübte?

10.

Nur, vor der Hand, weil euer fürstlich Wort
Euch einmahl gegen Karl verbindet,
So, dächt' ich, setzten wir den Zug nach Bagdad fort.
Vielleicht daſs unterwegs der Zauber wieder schwindet;
Vielleicht daſs Oberon dabey sein bestes thut,
Und unversehens sich die Traumprinzessin findet.
Inzwischen, lieber Herr, thut euch die Hoffnung gut,
So hofft! Man macht dabey zum mindsten rothes Blut.

11.

Weil dieſs der Knappe spricht, steht mit gesenkter Stirne
Der Ritter da; denn plötzlich hatte sich
In seinem liebeskranken Hirne
Die Scene umgekehrt. Ach, spricht er, täusche mich
Nicht auch mit falschem Trost! Feindselige Gestirne
Sind über mir. Was kann ich hoffen? sprich!

Der Sturm, der sie von meiner Brust gerissen,
Läſst, leider, mich zu viel von meinem Schicksal wissen.

12.

Entrissen ward sie mir! Noch streckt sie aus der Flut
Die Arme gegen mich — noch stockt vor Angst mein Blut —
Und ach! wie an den Grund mit Ketten
Geschmiedet stand ich da, ohnmächtig sie zu retten!
Das war im Traum, spricht Scherasmin: wofür
Euch ohne Noth mit schwarzer Ahnung grämen?
Ein Traum läſst nie von Art. Das beste, glaubet mir,
Ist's, sich daraus nur was uns freut zu nehmen.

13.

Daſs euch im Traum ein wohl gewogner Geist
Die künft'ge Königin von euerm Herzen weist,
Das hat er gut gemacht! So etwas läſst sich glauben,

Und kurz, wir nehmen's nun für bare Wahrheit an.
Allein den Sturm, den Wirbelwind, die Schrauben
An Hand und Fuſs, die hat der Traum hinzu gethan.
Mir selbst ist oft in meinen jüngern Jahren,
Wenn mich der Alp gedrückt, dergleichen widerfahren.

14.

Da, zum Exempel, läuft ein schwarzer Zottelbär,
Indem ich wandeln geh', der Himmel weiſs woher,
Mir in den Weg; ich greif' im Schrecken nach dem Degen
Und zieh', und zieh' — umsonst! Ein plötzlich Unvermögen
Strickt jede Sehne mir in allen Gliedern los;
Zusehens wird der Bär noch siebenmahl so groſs,
Sperrt einen Rachen auf so gräſslich wie die Hölle;
Ich flieh' und ängst'ge mich, und kann nicht von der Stelle.

15.

Ein andermahl, wenn ihr von einem Abendschmaus
Nach Haus zu gehen träumt, bey einem alten Gaden
Vorbey; auf einmahl knarrt ein kleiner Fensterladen,
Und eine Nase guckt heraus
So lang als euer Arm. Ihr sucht, halb starr vor Schrecken,
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten stehn
Gespenster da, die ins Gesicht euch sehn,
Und feur'ge Zungen weit aus langen Hälsen recken.

16.

Ihr drückt in Todesangst euch seitwärts an die Wand
Die gegenüber steht — und eine dürre Hand
Fährt durch ein rundes Loch euch eiskalt übern Rücken,
Und sucht an euch herum, euch da und dort zu zwicken.

Ein jedes Haar auf euerm Kopfe kehrt
Die Spitz' empor, zur Flucht ist jeder Weg verwehrt,
Die Gasse wird zusehens immer enger,
Stets frostiger die Hand, die Nase immer länger.

17.

Dergleichen, wie gesagt, begegnet oft und viel;
Allein, am End' ist's doch ein bloſses Possenspiel,
Das Nachtgespenster sich in unserm Schädel machen;
Die Nase sammt der Angst verschwindet im Erwachen.
Ich dächt' an euerm Platz dem Ding nicht weiter nach,
Und hielte mich an das, was mir der Zwerg versprach.
Frisch auf! Mir ahnet was! Es müſste übel enden,
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wiederfänden.

18.

Bey diesem Worte springt der Ritter, angeweht
Von frischem Muth empor, als hätt' ihm nichts geträumet.
Der Morgenluft entgegen wiehernd, steht
Sein Renner schon gesattelt und gezäumet.
Er schwingt sich auf, und wie er aus dem Feld
Zurücke schaut, verschwunden ist das Zelt:
In einem Wink erhob sich's aus dem Rasen,
In einem Wink war alles weggeblasen.

19.

Sie zogen nun dem Lauf des hohen Eufrats nach,
Von Palmen und Gebüsch vorm Sonnenstrahl geborgen,
Durchs schönste Land der Welt, stillschweigend, keiner sprach
Ein Wort, wiewohl's an Stoff zum Reden nicht gebrach;
Denn jeder war vertieft in andre Sorgen.
Die reine Luft, der angenehme Morgen,

Der Vögel Lustgesang, des Stromes stiller Lauf,
Weckt beider Fantasie aus leisem Schlummer auf.

20.

Der Ritter sieht in ihrem Zauberspiegel
Nichts sehenswerth als das geliebte Bild.
Er mahlt die Göttin sich auf seinen blanken Schild,
Erklimmt auf ihrer Spur des Taurus schroffsten Hügel,
Steigt, sie erfragend, bis in Merlins furchtbars Grab,
Bekämpft die Riesen und die Drachen,
Die um das Schloſs, worin sie schmachtet, wachen,
Und kämpfte sie der ganzen Hölle ab.

21.

Indessen er, in eingebildeter Wonne,
Die schwer errungne Braut an seinen Busen drückt,
Sieht unvermerkt ans Ufer der Garonne,

Wo er als Kind den ersten Strauſs gepflückt,
Von Eufrats Ufern weg der Alte sich verzückt.
Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein andres Grün!

22.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt;
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bey meinen Vätern einst in deinem Schooſs zu liegen!

Mit matter Fauſt. Schon taumelt halb zerriſsen
Sein Roſs, und wälzt mit ihm in einem Strom von Blut
Sich um, und hat vor Angſt die Stange durchgebiſsen.

25.

Grimmschnaubend ſtürzt der Löw' auf ſeinen Gegner los,
Aus jedem Blick ſchieſst eine Feuerflamme.
Indem fährt Hüons Stahl ihm ſeitwärts in die Wamme.
Der Thüre Fürst, den ſolch ein Gruſs verdroſs,
Erwiedert ihn mit einer langen Schramme,
Nach der des Ritters Blut aus tauſend Quellchen floſs:
Hätt' Angulaffers Ring nicht über ihm gewaltet,
Ihn hätt' auf Einen Zug der Löw' entzwey geſpaltet.

26.

Herr Hüon rafft, was er an Kraft vermag,
Zuſammen, (denn ſein Tod blitzt aus des Löwen Blicke)

Und stöſst sein kurzes Schwert mit Macht ihm ins Genicke.
Vergebens schwingt sich noch der Schweif zu einem Schlag,
Von dem, wofern der Ritter nicht zurücke
Gesprungen wär', er halb zerschmettert lag;
Vergebens dräuet noch die fürchterliche Tatze;
Ein Streich von Scherasmin erlegt ihn auf dem Platze.

27.

Der Sarazen (den reichen Steinen nach,
Die hoch auf seinem Turban blitzen,
Ein Mann von Wichtigkeit) schien noch vor Angst zu schwitzen.
Die Ritter führen ihn am Arme ganz gemach
Den Bäumen zu, in deren Schirm sie lagen;
Man reicht zur Stärkung ihm den goldnen Becher dar,
Und auf Arabisch spricht der Alte: Herr, fürwahr,
Ihr habt dem Gott der Christen Dank zu sagen!

28.

Mit schelem Auge nimmt der Heid' aus Hüons Hand
Den Becher voll, und wie er an der Lippen Rand
Ihn bringt, versiegt der Wein, und glühend wird der Becher
In seiner Faust, der innern Schalkheit Rächer!
Er schleudert ihn laut brüllend weit von sich,
Und stampft, und tobt, und lästert fürchterlich.
Herr Hüon, dem es graut ihm länger zuzuhören,
Zieht sein geweihtes Schwert, den Heiden zu — bekehren.

29.

Allein, der Schalk, der übermannt sich hält,
Hat keine Lust zur Gegenwehr zu stehen;
Wie ein gejagter Strauſs läuft er ins nahe Feld,
Wo beide Pferd' im Grase weiden gehen.
Risch schwingt er sich auf Hüons Klepper, faſst
Ihn bey der Mähn', und mit verhängten Zügeln
Rennt er davon, in solcher Angst und Hast,
Als säſs' er zwischen Sturmwindsflügeln.

30.

Das Abenteu'r war freylich ärgerlich;
Allein was half's, dem Lecker nachzulaufen?
Zum Glücke war ein Ding, das einem Maulthier glich,
Im nächsten Dorf um wenig Geld zu kaufen.
Das arme Thier, durchsichtiger als Glas,
Schien kaum belebt genug, bis Bagdad auszureichen;
Doch däucht's dem Alten noch auf dessen Rückgrat baſs
Als seinem Herrn zu Fuſse nachzukeichen.

31.

Sie setzten beide nun nach dem gewünschten Port
Den ritterlichen Zug so gut sie konnten fort.
Der Sonnenwagen schwebt schon an des Himmels Grenzen,
Auf einmahl sehen sie, von fern im weiten Thal,
Gekrönt mit Thürmen ohne Zahl,
Der Städte Königin im Abendschimmer glänzen,
Und, durch ein Paradies von ewig frischem Grün,
Den breiten Strom des schnellen Tigers fliehn.

32.

Ein wundersam Gemisch von Schrecken und Entzücken,
Geheime Ahnungen, und fremde Schauer drücken
Des Ritters Herz, da ihm der Schauplatz auf sich thut,
Wo mehr sein Wort und angestammter Muth,
Als Karls Gebot, ihn treibt ein Wagstück zu bestehen,
Wovon kaum möglich ist ein besser Ziel zu sehen
Als jähen Tod. Gewiſs war immer die Gefahr,
Doch schien sie nie so groſs als da sie nahe war.

33.

Er sieht mit ihren goldnen Zinnen,
Gleich einer Götterburg, in furchtbar stolzer Pracht
Der Emirn Burg, den Thron, der Asien zittern macht,
Und spricht zu sich: Und Du, was gehst du zu beginnen?

Er stutzt. Doch bald stärkt wieder seine Sinnen
Des Glaubens Muth, der ihn so weit gebracht,
Und eine Stimme scheint ihm leise zuzuwehen,
Er werde die er liebt in jenen Mauern sehen.

54.

Auf, ruft er, Scherasmin, spann alle Segel auf!
Du siehst das Ziel von meinem langen Lauf;
Wir müssen Bagdad noch vor dunkler Nacht erreichen.
Nun geht's im schärfsten Trott, daſs Roſs und Reiter keichen.
Der Knapp' gieſst seinem Thier mitleidig etwas Wein
Aus Oberons Becher auf die Zunge:
Da, spricht er, trink, du guter treuer Junge,
Der Becher trocknet nicht für deines gleichen ein.

55.

Er hatte Recht. Kaum saugt des Maulthiers Zunge
So lechzend als ein angebrannter Stein

Den süſsen Thau des Zaubergoldes ein,
So schieſst mit allbelebendem Schwunge
Ein Feuerstrom durch Adern und Gebein;
Von neuer Kraft gespannt, erfrischt an Herz und Lunge,
Läuft's, einem Windspiel gleich, mit ihm davon,
Und eh' der Tag erlischt sind sie in Babylon.

36.

Noch irrten sie in seinen ersten Gassen
Unkundig in der Dämm'rung hin und her,
Als Fremde, die sich bloſs vom Zufall leiten lassen:
Da kam des Wegs von ungefähr
An ihrem Stab ein Mütterchen gegangen,
Mit grauem Haar und längst verwelkten Wangen.
He Mutter, seyd so gut, schreyt Scherasmin sie an,
Und weiset uns den Weg zu einem Han.

37.

Die Alte bleibt gestützt auf ihre Krücke stehen,
Und hebt ihr wankend Haupt, die Fremden anzusehen.

Herr Fremdling, spricht sie drauf, von hier ist's ziemlich weit
Zum nächsten Han; doch, wenn ihr müde seyd
Und wenig euch genügt, so kommt in meine Hütte;
Da steht euch Milch und Brot, und eine gute Schütte
Von frischem Stroh zu Dienst, und Gras für euer Vieh;
Ihr ruhet aus, und zieht dann weiter morgen früh.

38.

Mit groſsem Dank für ihr gastfreundliches Erbieten
Folgt Hüon nach. Ihm däucht kein Lager schlecht,
Wo Freundlichkeit und Treu' der offnen Thüre hüten.
Die neue Baucis macht in Eil die Streu zurecht,
Wirft Quendel und Orangenblüthen
Aus ihrem Gärtchen drauf, trägt fette Milch voll Schaum

Und saft'ge Pfirschen auf, und Feigen frisch vom Baum,
Beklagend, daſs ihr jüngst die Mandeln nicht geriethen.

39.

Dem Fürsten dünkt, er hab' in seiner Lebenszeit
Nie so vergnüglich Mahl gehalten.
Was der Bewirthung fehlt, ersetzt der guten Alten
Vertrauliche Geschwätzigkeit.
Die Herren, spricht sie, kommen eben
Zu einem groſsen Fest. — „Wie so?“ — Ihr wiſst es nicht?
Es ist das einz'ge doch was man in Bagdad spricht;
Die Tochter unsers Herrn wird morgen ausgegeben.

40.

„Des Sultans Tochter? Und an wen?“
Der Bräutigam ist einer von den Neffen
Des Sultans, Fürst der Drusen, reich und schön,

Und auf dem Schachbret soll ihn keiner übertreffen;
Mit Einem Wort, ein Prinz, den alle Welt
Der schönen Rezia vollkommen würdig hält.
Und doch — gesagt im engesten Vertrauen —
Sie lieſse lieber sich mit einem Lindwurm trauen.

41.

Das nenn' ich wunderlich, versetzt der Paladin,
Ihr werdet's uns so leicht nicht glauben machen.
„Ich sag' es noch einmahl, eh' die Prinzessin ihn
So nahe kommen läſst, umarmt sie einen Drachen,
Da bleibt's dabey! — Mir ist von langer Hand
Das Wie und Wann der Sache wohl bekannt.
Zwar hab' ich reinen Mund gar hoch versprechen müssen;
Doch, gebt mir eure Hand, so sollt ihr alles wissen.

42.

„Es wundert euch vielleicht, wie eine Frau, wie ich,
Zu solchen Dingen kommt, die selbst dem Fürstenstamme
Verborgen sind und sonsten männiglich?
So wisset denn, ich bin die Mutter von der Amme
Der schönen Rezia, bey der sie alles gilt,
Wiewohl schon sechzehn volle Jahre
Verflossen sind, seit Fatme sie gestillt;
Nun merkt ihr leicht, woher ich manchmahl was erfahre.

43.

„Man weiſs, daſs schon seit Jahren der Kalif,
Auf seine Tochter stolz, nicht selten
An Festen, die er gab, sie mit zur Tafel rief,
Wo schöner Männer viel sich ihr vor Augen stellten.
Allein auch das weiſs Stadt und Land,
Daſs keiner je vor ihr besonders Gnade fand;
Sie schien sie weniger mit mädchenhaftem Grauen
Als mit Verachtung anzuschauen.

44.

„Indessen ward geglaubt, sie könne Babekan
(So heiſst der Prinz, den sich zum Tochtermann
Der Sultan auserwählt) vor allen andern leiden.
Nicht, daſs beym Kommen oder Scheiden
Das Herz ihr höher schlug; ihn nicht mit Fleiſs zu meiden
War wohl das höchste, was er über sie gewann:
Allein, sie war doch sonst für niemand eingenommen;
Die Liebe, dachte man, wird nach der Hochzeit kommen.

45.

„Jedoch, seit einem Zwischenraum
Von wenig Wochen, hat sich alles umgekehret.
Seitdem kann Rezia den armen Prinzen kaum
Vor Augen sehn. Ihr ganzes Herz empöret
Sich, wenn sie nur von Hochzeit reden höret;
Und, was unglaublich ist, so hat ein bloſser Traum
Die Schuld daran.“ — Ein Traum? ruft Hüon ganz in Feuer;
Ein Traum? ruft Scherasmin, welch seltsam Abenteuer!

46.

Ihr träumte, fährt die Alte fort,
Sie werd' in Rehgestalt an einem wilden Ort
Von Babekan gejagt. Sie lief, von zwanzig Hunden
Verfolgt, in Todesangst herab von einem Berg;
Ihm zu entfliehen war die Hoffnung schon verschwunden!
Da kam ein wunderschöner Zwerg
In einem Faëton, den junge Löwen zogen,
In vollem Sprung entgegen ihr geflogen.

47.

Der Zwerg in seiner kleinen Hand
Hielt einen blüh'nden Lilienstängel,
Und ihm zur Seite saſs ein fremder junger Fant,
In Ritterschmuck, schön wie ein barer Engel;
Sein blaues Aug' und langes gelbes Haar
Verrieth, daſs Asien nicht sein Geburtsland war;
Doch, wo er immer hergekommen,
Genug, ihr Herzchen ward beym ersten Blick genommen.

48.

Der Wagen hielt. Der Zwerg mit ſeinem Lilienſtab
Berührte ſie; ſtracks fiel die Rehhaut ab:
Die ſchöne Rezia, auf ihres Retters Bitten,
Stieg in den Wagen ein, und ſetzt' erröthend mitten
Sich zwiſchen ihn und den, dem ſich ihr Herz ergab,
Wiewohl noch Lieb' und Scham in ihrem Buſen ſtritten.
Der Wagen fuhr nun ſcharf den Berg hinan,
Und ſtieſs vor einen Stein, und ſie erwachte dran.

49.

Weg war ihr Traum, doch nicht aus ihrem Herzen
Der Jüngling mit dem langen gelben Haar.
Stets ſchwebt ſein Bild, die Quelle ſüſser Schmerzen,
Bey Tag und Nacht ihr vor, und ſeit der Stunde war
Der Druſenfürſt ihr unerträglich.

Sie konnt' ihn ohne Zorn nicht hören und nicht sehn.
Man gab sich alle Müh die Ursach' auszuspähn;
Umsonst, sie blieb geheim und stumm und unbeweglich.

50.

Nur ihre Amm' allein, von der ich, wie gesagt,
Die Mutter bin, wuſst' endlich Weg' zu finden,
Das seltsame Geheimniſs, das sie nagt,
Aus ihrer Brust heraus zu winden.
Allein ihr wiſst, ob mit vernünft'gen Gründen
Ein Schaden heilbar ist, der heimlich uns behagt?
Die arme Dame war sich selber gram, und wollte
Daſs Fatme dennoch stets dem Übel schmeicheln sollte.

51.

Indessen kam der Tag, vor dem so sehr ihr graut,
Stets näher. Babekan, um bey der spröden Braut

In beſsre Achtung sich zu schwingen,
Lieſs wenig unversucht; nur wollte nichts gelingen.
Sie war bekanntlich stets den Tapfern sehr geneigt,
Er hatte sich noch nie in diesem Licht gezeigt:
Laſs, sprach er zu sich selbst, uns eine That vollbringen,
Der Unempfindlichen Bewundrung abzuzwingen!

52.

Nun setzte seit geraumer Zeit
Ein ungeheures Thier das ganze Land in Schrecken:
Es fiel bey hellem Tag in Dörfer und in Flecken,
Und würgte Vieh und Menschen ungescheut.
Man sagt, es habe Drachenflügel,
Und Klauen wie ein Greif und Stacheln wie ein Igel,
Sey gröſser als ein Elefant,
Und wenn es schnaube, fahr' ein Sturm durchs ganze Land.

53.

Seit Menschendenken war kein solches Thier erschienen,
Auch stand ein grofser Preis auf dessen Kopf gesetzt;
Allein weil jedermann den seinen höher schätzt,
Hat niemand Lust das Schufsgeld zu verdienen.
Nur Babekan hielt's des Versuches werth,
Durch eine kühne That der Schönen Stolz zu dämpfen.
Er geht im Pomp zum Sultan, und begehrt
Vergünstigung, den Löwen zu bekämpfen.

54.

Und als ihm's der, wiewohl nicht gern, gewährt,
Bestieg er heute früh vor Tag sein bestes Pferd,
Und ritt hinaus. Was weiter vorgegangen
Ist unbekannt. Genug, er kam, zu gutem Glück,
Auf einem fremden Gaul, ganz leise, sonder Prangen
Und ohne eine Klau' vom Ungeheu'r zurück.

Man sagt, er habe stracks, so bald er heim gekommen,
Sich hingelegt und Bezoar genommen.

55.

Bey allem dem sind nun mit unerhörter Pracht
Die Zubereitungen zum Hochzeitfest gemacht;
Unfehlbar wird es morgen vor sich gehen,
Und Rezia sich in der nächsten Nacht
In Babekans verhaſsten Armen sehen. —
Eh' dieſs geschieht, fuhr Hüon rasch heraus,
Eh' soll das groſse Rad der Schöpfung stille stehen!
Der Ritter und der Zwerg sind, glaubt mir, auch vom Schmaus.

56.

Die Alte wundert sich des Wortes, und betrachtet
Genauer, was sie erst nicht sonderlich geachtet,
Des Fremden blaues Aug' und langes gelbes Haar,

Und seinen Ritterschmuck, und daſs er nur
gebrochen
Arabisch sprach, und daſs er schöner war
Als je ein Mann, der in die Augen ihr
gestochen:
Das rasche Wort, das er gesprochen,
Und diese Ähnlichkeit! es däucht ihr sonderbar.

57.

Wo kam er her? warum? wer ist er?
zwanzig Fragen
Zu diesem Zweck, die schon auf ihrer Zunge
lagen,
Erstickte Hüons Ernst. Er that als wäre Ruh
Ihm noth, und legte sich auf seiner Streu
zurechte.
Die Alte wünscht, daſs ihm was ſüſses träumen
möchte,
Und trippelt weg, und schlieſst die Thüre nach
sich zu.
Allein wurmstichig war die Thür und hatte
Spalten,
Und Vorwitz juckt das Ohr der guten Alten.

58.

Sie schleicht zurück, und drückt so fest sie kann
Ihr lauschend Ohr an eine Ritze,
Und horcht mit offnem Mund und hält den Athem an.
Die Fremden sprachen laut, und, wie es schien, mit Hitze;
Sie hörte jedes Wort; nur, leider! war kein Sinn
Für eine alte Frau von Babylon darin:
Doch kann sie dann und wann, zum Trost in diesem Leiden,
Den Nahmen Rezia ganz deutlich unterscheiden.

59.

Wie wundervoll mein Schicksal sich entspinnt!
(Rief Hüon aus) Wie wahr hat Oberon gesprochen,
Schwach ist das Erdenvolk und für die Zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiſs den Hals gebrochen;

Auf mein Verderben zielt sein Auftrag sichtlich ab,
Und blindlings thut er bloſs den Willen des Geschickes:
Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab,
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines Glückes.

60.

Und daſs (spricht Scherasmin) die Jungfrau, die im Traum
Das Herz euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans ist, die Karl zu eurer Braut ernannte;
Daſs alles so sich schickt, und daſs auch Sie im Traum,
Wie ihr in sie, in Euch entbrannte,
So etwas glaubte man ja seinen Augen kaum!
Und doch, spricht Hüon, hat's die Alte nicht erfunden;
Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden.

61.

Nur wie er aufzulösen sey,
Da liegt die Schwierigkeit! — Mich sollte das nicht plagen,

Erwiedert Scherasmin: Herr, darf ich ungescheut
Euch meine schlechte Meinung sagen?
Ich macht' es kurz und schnitt' ihn frisch entzwey.
Dem Junker linker Hand lieſs ich den Luftpaſs frey
Und dem Kalifen seine Zähne,
Und hielte mich an meine Dulcimene.

62.

Bedenkt's nur selbst, in ihrer Gegenwart
Die Ceremonie mit Kopfab anzufangen,
Hernach vier Backenzähn' und eine Hand voll Bart
Dem alten Herren abverlangen,
Und vor der Nas' ihm gar sein einzig Kind umfangen,
Bey Gott! das hat doch wahrlich keine Art!
Das Schicksal kann unmöglich wollen
Daſs wir das Ziel uns selbst so grob verrücken sollen.

63.

Zum Glück, daſs Oberon das beste schon versah.
Das Hauptwerk ist doch wohl, dem Hasen
Von Bräutigam das Fräulein wegzublasen;
Und dazu hilft die schöne Rezia
Gewiſs uns selbst, so bald sie von der Alten
Berichtet ist, das gelbe Haar sey da.
Mir liegt indessen ob, zwey frische Klepper, nah
Beym Garten des Serai's, zur Flucht bereit zu halten.

64.

Herr Scherasmin, (versetzt der Ritter) wie es scheint,
Entfiel euch, daſs ich Karln mein Ehrenwort gegeben,
Dem, was er mir gebot, buchstäblich nachzuleben?
Da geht kein Jot davon, mein Freund!
Was draus entstehen kann, das mag daraus entstehen!
Mir ziemt es nicht so was voraus zu sehen.

Im Fall der Noth (erwiedert Scherasmin)
Muſs doch zuletzt der Zwerg uns aus dem Wasser ziehn.

65.

Allmählich schlummerte der Alte unter diesen
Gesprächen ein. Von Hüons Augen bleibt
Der süſse Schlaf die Nacht hindurch verwiesen.
Gleich einem Kahn auf hohen Wogen, treibt
Sein ahnend Herz mit ungeduld'gem Schwanken
Auf ungestüm sich wälzenden Gedanken:
So nah dem Port; so nah, und doch so weit!
Es ist ein Augenblick, und däucht ihm Ewigkeit.

Varianten.

Stanze 6. Vers 8.

(*a*) Denk alles dieſs, du haſt u. s. w.

St. 10. V. 5.

(*a*) Vielleicht auch daſs der Zwerg sein beſtes thut,

St. 16. V. 4.

(*a*) Und bohrt ins Wamms sich ein, um euch ins Herz zu zwicken.

St. 20. V. 6.

Bekämpft die Hünen u. s. w.

St. 29. V. 2.

Find't nicht für gut zur Gegenwehr u. s. w.

St. 30. V. 6.

Schien kaum belebt genug, um Bagdad zu erreichen;

St. 31. V. 8.

Den ſtolzen Eufrat hier, und dort den Tigris ziehn.

St. 33. V. 4.

Und du, spricht er zu sich, was gehst du zu
beginnen?

St. 38. V. 1, 2.

(*a*) Mit groſsem Dank für dieſs Erbieten
Folgt ihr Herr Hüon nach. u. s. w.

V. 8.

(*a*) Beklagend, daſs ihr fern' die Mandeln u. s. w.

St. 40. V. 5.

(*a*) Ein Prinz, mit Einem Wort, u. s. w.

St. 41. V. 1.

(*a*) Das nenn' ich seltsam seyn, u. s. w.

V. 3.

(*a*) Ich sag's nicht ohne Grund! u. s. w.

St. 43. V. 7.

Sie schien sie nicht sowohl mit mädchenhaftem
Grauen

St. 44. V. 8.

(*a*) Die Liebe, dachte man, wird schon im
Ehstand kommen.

St. 47. V. 5.

Sein blaues Aug', sein langes gelbes Haar

St. 50. V. 8.

Gleichwohl daſs Fatme stets u. s. w.

St. 51. V. 1.

Indessen kam der Tag, vor dem ihm graut,

St. 52. V. 2.

(*a*) Ein ungeheurer Löw u. s. w.

St. 53. V. 1.

Seit Menschendenken ward kein solches Thier
gesehen!

V. 3, 4.

Allein weil jedermann (jeder doch) den seinen
höher schätzt,
Will des Verdiensts sich niemand unterstehen.

St. 54. V. 4.

— — — Genug, er kam, zu allem Glück,

V. 6.

(*a*) Und ohne Löwenhaut zurück.

St. 56. V. 2.

(*a*) Genauer, was sie Anfangs nicht geachtet,

St. 57. V. 3, 4.

(*a*) — — — Er stellte sich der Ruh
Bedürftig, legte sich u. s. w.

St. 60. V. 1.

Und daſs (ruft Scherasmin) u. s. w.

St. 62. V. 5.

(*b*) Und vor der Nase ihm sein einzig Kind
umfangen,

St. 64. V. 4.

(*a*) Da geht kein Jot davon, mein guter
Freund!

OBERON

FÜNFTER GESANG.

FÜNFTER GESANG.

1.

Auch dich, o Rezia, floh, auf deinen weichen Schwanen,
Der süſse Schlaf. Du sahst in Klippen dich
Verfangen, woraus dir einen Pfad zu bahnen
Unmöglich schien. Verhaſst und fürchterlich
Ist dir das festliche Roth am morgendämmernden Himmel,
Verhaſst der Tag, der dich an Hymens Altar winkt.
Lang' wälzt sie seufzend sich um, bis endlich, vom innern Getümmel
Der Seele betäubt, ihr Haupt herab zum Busen sinkt.

2.

Sie schlummert ein, und, ihren Muth zu stützen,
Webt **Oberon** ein neues Traumgesicht
Vor ihre Stirn. Sie glaubt, bey Mondeslicht,
In einer Laube der Gärten des Harems zu sitzen,
In Fantasieen der Liebe versenkt.
Ein süſses Weh, ein lieblich banges Sehnen
Hebt ihre Brust, ihr Auge schwimmt in Thränen,
Indem sie hoffnungslos an ihren Jüngling denkt.

3.

Die Unruh treibt sie auf. Sie läuft, mit hastigen Schritten
Und suchendem Blick, durch Busch und Blumengefild,
Eilt athemlos zu allen grünen Hütten,
Zu allen Grotten hin; ihr Auge, zärtlich wild
Und thränenvoll, scheint das geliebte Bild
Von allen Wesen zu erbitten:
Oft steht sie ängstlich still, und lauscht
Wenn nur ein Schatten wankt, nur eine Pappel rauscht.

4.

Zuletzt, indem sie sich nach einer Stelle wendet
Wo durch der Büsche Nacht ein heller Mondschein bricht,
Glaubt sie — o Wonne! wenn kein falsches Schattenlicht
Ihr gern betrognes Auge blendet —
Zu sehen was sie sucht. Sie sieht und wird gesehn;
Sein Feuerblick begegnet ihren Blicken.
Sie eilt ihm zu, und bleibt, in schauerndem Entzücken,
Wie zwischen Scham und Liebe, zweifelnd stehn.

5.

Mit offnen Armen fliegt er ihr entgegen.
Sie will entfliehn, und kann die Knice nicht bewegen.
Mit Müh verbirgt sie noch sich hinter einen Baum,
Und in der süſsen Angst zerplatzt der schöne Traum.

Wie gerne hätte sie zurück ihn rufen mögen!
Sie zürnt sich selbst und dem verhaſsten Baum;
Vergebens suchet sie sich wieder einzuwiegen,
Ihm nachzusinnen bleibt ihr einziges Vergnügen.

6.

Die Sonne hatte bald den dritten Theil vollbracht
Von ihrem Lauf, und immer war's noch Nacht
Bey Rezia; so groſs war ihr Ergetzen,
Den angenehmen Traum noch wachend fortzusetzen.
Doch da sie gar zu lang' kein Lebenszeichen giebt,
Naht endlich Fatme sich dem goldnen Bette, schiebt
Den Vorhang weg, und findet mit Erstaunen
Die Dame wach, und in der besten aller Launen.

7.

Ich hab' ihn wieder gesehn, o Fatme, wünsche mir Glück,
Ruft Rezia, ich hab' ihn wieder gesehen! —

Das wäre! spricht die Amm', und sucht mit schlauem Blick
Herum, als dächte sie den Vogel auszuspähen.
Das Fräulein lacht: „Ey, ey, wie ist dein Witz so dick!
Man dächte doch, das sollte sich verstehen!
Ich sah ihn freylich nur im Traum; allein
Er muſs gewiſs hier in der Nähe seyn.

8.

„Mir ahnt's, er ist nicht fern, und sprich mir nichts dagegen,
Wenn du mich liebst!“ — So schweig' ich! — „Und warum?
Was wäre denn am Ende so verwegen
An meiner Hoffnung? Sprich! wie sollt' ich sie nicht hegen?“
Die Amme seufzt und bleibt noch immer stumm.
„Was übersteigt der Liebe Allvermögen?
Der Löwenbändiger, der mich beschützt, ist sie;
Und retten wird sie mich, begreif' ich gleich nicht wie.

9.

„Du schweigst? du seufzest? Ach! zu wohl nur, gute Amme,
Versteh' ich was dein Schweigen mir verhehlt!
Du hoffest nichts für meine Flamme!
Ich selbst, ich hoffe nur weil beſsrer Trost mir fehlt.
Die Stunde naht; schon klirren meine Ketten,
Und mein Verderben ist gewiſs;
Ein Wunder nur, o Fatme, kann mich retten,
Ein Wunder nur! wo nicht — so kann es dieſs!"

10.

Bey diesem Worte zieht mit feur'gem Blicke
Sie aus dem Busen einen Dolch hervor.
„Siehst du? Dieſs macht mir Muth! dieſs hebt mich so empor!
Mit diesem hoff' ich alles vom Geschicke!"
Die Amme schwankt an ihren Stuhl zurücke,
Wird leichenblaſs, und zittert wie ein Rohr.
Ach! ist dieſs alles, so erbarme
Sich Gott! — ruft sie, und weint und ringt die Arme.

11.

Das Fräulein drückt die Hand ihr auf den Mund:
Still, spricht sie, fasse dich! und steckt in ihren Busen
Den Dolch zurück. Du weiſst, im weiten Erdenrund
Ist nichts mir so verhaſst als dieser Fürst der Drusen.
Eh' Der mich haben soll, eh' soll ein giftiger Molch
In meine Brust die scharfen Zähne schlagen!
Kommt mein Geliebter nicht, den Raub ihm abzujagen,
Was bleibt mir übrig als mein Dolch?

12.

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen,
So hört man am Tapetenthürchen pochen,
Das aus dem Schlafgemach in Fatmens Kammer führt.
Sie geht, und kommt nach einer kleinen Weile
So schnell zurück, daſs sie vor lauter Eile

Und Freudetrunkenheit den Athem fast verliert.
„Nun sind wir aller Noth entbunden!
Triumf! Prinzessin, Triumf! der Ritter ist gefunden!“

13.

Im Nachtgewand, das wie ein Nebel kaum
Den schönen Leib umwallt, fährt jene aus den Lacken
Und fällt entzückt der Amme um den Nacken:
„Gefunden? Wo? wo ist er? O mein Traum,
So logst du nicht?“ — Die Amme, selbst vor Freuden
Ganz auſser sich, hat kaum noch so viel Sinn,
Die wonnetaumelnde halb nackte Träumerin
In groſser Eil' ein wenig anzukleiden.

14.

Herein gerufen wird sodann
Die Alte, selbst ihr Mährchen zu erzählen.
Die gute Mutter fängt beym Ey die Sache an,
Und läſst es nicht am kleinsten Umstand fehlen;
Kein Zug, kein Wort, das ihrem Gast entrann,

Wird im Gemählde weggelassen.
Er ist's, er ist's! wir haben unsern Mann,
Ruft Fatme aus; es kann nicht besser passen!

15.

Die Alte wird von neuem ausgefragt,
Muſs drey- und viermahl wiederhohlen
Was er gethan, gesagt und nicht gesagt;
Muſs immer wieder ihn vom Haupt bis zu den Sohlen
Abschildern, Zug für Zug — wie gelb und lang sein Haar,
Wie groſs und blau sein schönes Augenpaar;
Und immer ist noch etwas nachzuhohlen
Das in der Eil' ihr ausgefallen war.

16.

Indeſs sich so um zwanzig Jahre jünger
Die Alte schwatzt, entspinnt der hohe Lokkenbau
Der schönen Braut sich unter Fatmens Finger.
Mit Perlen, glänzender als Thau,
Wird schneckengleich ihr schwarzes Haar durchflochten,

Ohr, Hals und Gürtel schmückt so schimmerndes Gestein,
Daſs ihren Glanz im Sonnenschein
Die Augen kaum ertragen mochten.

17.

Vollendet stellt nunmehr, von ihrer Nymfenschaar
Zum Fest geschmückt und bräutlich angekleidet,
Gleich einer Sonne sich die Königstochter dar,
Und lieblich wie ein Reh, das unter Rosen weidet.
Kein Auge sah sie ungeblendet an,
Wiewohl sie jetzt nur Mädchenaugen sahn:
Nur sie allein schien nichts davon zu wissen,
Wie neben ihr die Sterne schwinden müssen.

18.

Das Feuer, das aus ihren Augen strahlt,
Die Ungeduld, das lauschende Verlangen
Das ihre Lippen schwellt und ihre zarten Wangen
Mit ungewohntem Purpur mahlt,

Setzt ihre Jungfrau'n in Erstaunen.
Ist dieſs die widerspenst'ge Braut,
(Beginnen sie einander zuzuraunen)
Der gestern noch so sehr vor diesem Tag gegraut?

19.

Indessen sammeln sich die Emirn und Wessire,
Geschmückt zum Fest, im stolzen Hochzeitsahl.
Gerüstet steht das königliche Mahl,
Und, bey Trompetenklang, tritt aus der goldnen Thüre
Des heiligen Palasts, von Sklaven aller Art
Umflossen, der Kalif mit seinem grauen Bart.
Der Drusenfürst, noch etwas blaſs von Wangen,
Kommt stattlich hinter ihm als Bräutigam gegangen.

20.

Und gegenüber thut die Thür von Elfenbein
Sich aus dem Harem auf, und, schöner als die Frauen
In Mahoms Paradies, tritt auch die Braut herein.

Ein Schleier zwar, gleich einem silbergrauen
Gewölke, wehrt dem Engelsangesicht
Den vollen Glanz allblendend zu enthüllen;
Und dennoch scheint ein überirdisch Licht
Bey ihrem Eintritt stracks den ganzen Sahl zu füllen.

21.

Dem Drusen schwillt und sinket wechselsweis'
Sein Herz, indem sein Aug' an ihren Reitzen hanget:
Er sucht im ihrigen was er zu sehn verlanget;
Allein, ein Blick, so kalt wie Alpeneis,
Ist alles was er sieht. Doch, dem Bethörten schmeichelt
Die Eitelkeit, die Selbstbetrügerin,
Daſs Rezia den spröden Blick nur heuchelt:
O (denkt er) all der Schnee schmilzt über Nacht dahin!

22.

Ob er zu viel gehofft soll kein Geheimniſs bleiben.
Doch, ohne jetzt unnöthig zu beschreiben,

Wie drauf, nachdem der Imam das Gebet
Gesprochen, man beym Schall der Pauken und der Zinken
Zur Tafel sich gesetzt, erst Seine Majestät,
Dann rechter Hand die Braut, der Bräutigam zur linken,
Und hundert Dinge, die von selber sich verstehn,
Ist's Zeit, auch wieder uns nach Hüon umzusehn.

23.

Der hatte, wie ihr euch erinnert, seine Nacht,
Von Ungeduld erhitzt, von Ahnungen umgaukelt,
Auf seiner Streue nicht viel sanfter zugebracht,
Als einer, den der Sturm in einem Mastkorb schaukelt.
Kaum aber hat dem Tag in seine goldne Bahn
Aurorens Rosenhand die Pforten aufgethan,
So senkt sich nebelgleich ein Dunst von Mohn- und Flieder-
Und Lilienduft auf seine Augen nieder.

24.

Er schlummert ein, und schläft in Einem Zug
Noch immer fort, da schon des Sonnenwagens Flug
Den Himmel halb getheilt. Sein Alter ging indessen
Um von der Burg die Lage auszuspähn,
Und zum Entführungswerk das nöth'ge vorzusehn;
Derweil, am kleinen Herd, zu ihrem Mittagsessen
Die gute Wirthin Anstalt macht,
Halb mürrisch, dafs ihr Gast so lange nicht erwacht.

25.

Sie schleicht zuletzt, um wieder durch die Spalten
Zu gucken, an die Thür, und trifft (zu gutem Glück
Für ihren Vorwitz) just den ersten Augenblick,
Da Hüons Augen sich dem goldnen Tag entfalten.

Friſch, wie der junge May ſich an den Reihen
stellt
Wenn mit den Grazien die Nymfen Tänze halten,
Hebt ſich mit halbem Leib empor der ſchöne
Held,
Und rathet, was zuerſt ihm in die Augen fällt?

26.

Ein Kaftan, wie ihn nur die höchſten
Emirn tragen,
Wenn ſich der Hof zu einem Feſte ſchmückt,
Auf goldbeblümtem Grund mit Perlen reich
geſtickt,
Liegt ſchimmernd vor ihm da, um einen Stuhl
geſchlagen;
Ein Turban drauf, als wie aus Schnee gewebt,
Und, um ihn her, den Emir zu vollenden,
Ein diamantner Gurt, an dem ein Säbel
ſchwebt,
So reich, daſs Scheid' und Griff ihm faſt die
Augen blenden.

27.

Zum ganzen Putz, von Fuſs zu Haupt,
Den Stiefelchen aus übergüldtem Leder

Bis zu dem Demantknopf der hohen Strauſsenfeder
Am Turban, mangelt nichts. Der gute Ritter glaubt,
Ihm träume noch. Woher kann solcher Staat ihm kommen?
Die Alte steht erstaunt. Das geht durch Zauberey,
Ruft sie; ich hätte doch sonst was davon vernommen!
Der Zwerg, spricht Scherasmin, ist ganz gewiſs dabey!

28.

Der Ritter glaubt es auch, und denkt: Durch all' die Heiden
Im Vorhof macht mir dieſs zum Hochzeitsahle Bahn.
Und flugs ist Kaftan, Gurt, und alles umgethan;
Die Wirthin spudet sich, ihn recht heraus zu kleiden.
„Allein was fangen wir mit diesem Turban an?
Das schöne gelbe Haar sein'twegen abzuschneiden?

Nicht um die Welt! — Doch still! es geht ja wohl hinein;
Er scheint ja recht mit Fleiſs dazu gewölbt zu seyn!“

29.

Herr Hüon stand nunmehr, bis auf die lilienglatte
Bartlose Wange, wie ein wahrer Sultan da,
Indem das Mütterchen ihn um und um besah
Und immer noch an ihm zu putzen hatte.
Drauf, als der treue Scherasmin
Ihm was ins Ohr geraunt, beginnt er fortzugehen,
Reicht einen Beutel Gold der Wirthin freundlich hin,
Und nun, lebt wohl, auf Wiedersehen!

30.

Nichts halb zu thun ist edler Geister Art.
Ein reich gezäumtes Roſs steht vor der Thür der Alten,
Und neben ihm zwey Knaben, schön und zart,
In Silberstück, die ihm die goldnen Zügel halten.

Herr Hüon schwingt sich auf; die Knaben frisch voran,
Und führen ihn auf einem Seitenwege,
Am Strome hin, durch blühende Gehäge,
Bis sie der hohen Burg sich gegenüber sahn.

31.

Schon ist er durch den ersten Hof gezogen,
Im zweyten steigt er ab, und geht zum dritten ein.
Er scheint ein Hochzeitgast vom ersten Rang zu seyn,
Und überall, von diesem Schein betrogen,
Macht ihm die Wache Platz. Er schreitet frey und stolz
Daher, und nähert sich dem Thor von Ebenholz.
Zwölf Mohren, Riesen gleich, stehn mit gezücktem Eisen
Die Unberechtigten vom Eingang abzuweisen.

32.

Allein des Ritters Staat und königlicher Blick
Drückt, wie er sich der hohen Pforte zeiget,
Die Säbelspitzen schnell zurück,

Die fernher sich entgegen ihm geneiget.
Die Flügel rauschen auf. Hoch schlägt sein Heldenherz,
Indem sie hinter ihm sich wieder wehend schlieſsen.
Drauf führt ein Säulengang, an welchen Gärten stieſsen,
Ihn noch zu einer Thür von übergüld'tem Erz.

33.

Ein groſser Vorsahl war's, mit Sklaven aller Farben
Kombabischen Geschlechts erfüllt,
Die ewig hier am Quell der Freude darben,
Und, da ein Mann, von Emirsglanz umhüllt,
In ihre hohlen Augen schwillt,
Mit Blicken, die in Knechtsgefühl erstarben,
Die Arme auf die Brust ins Kreuz gefaltet, stehn,
Und kaum so muthig sind ihm hintennach zu sehn.

34.

Schon tönen Cymbeln, Trommeln, Pfeifen,
Gesang und Saitenspiel vom Hochzeitsahle her;

Schon nickt des Sultans Haupt von Weindunst doppelt schwer,
Und freyer schon beginnt die Freude auszuschweifen;
Der Braut allein theilt sich die Lust nicht mit
Die in des Bräut'gams Augen glühet:
Als, eben da sie starr auf ihren Teller siehet,
Herr Hüon in den Sahl mit edler Freyheit tritt.

35.

Er naht der Tafel sich, und alle Augenbrauen
Ziehn sich erstaunt empor, den Fremden anzuschauen.
Die schöne Rezia, die ihre Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ernsten Blick gesenkt;
Auch der Kalif, den Becher just zu leeren
Beschäftigt, läſst sich nichts in seinem Opfer stören:
Nur Babekan, den seines nahen Falls
Kein guter Geist verwarnt, dreht seinen langen Hals.

36.

Sogleich erkennt der Held den losen Mann von gestern,
Der sich vermaſs der Christen Gott zu lästern:
Er ist's, der links am goldnen Stuhle sitzt
Und seinen Nacken selbst der Straf' entgegen bieget.
Rasch, wie des Himmels Flamme, blitzt
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden flieget,
Und hoch aufbrausend überspritzt
Sein Blut den Tisch, und den, der ihm zur Seite lieget.

37.

Wie der Gorgone furchtbars Haupt
In Perseus Faust den wild empörten Schaaren
Das Leben stracks durch seinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der Aufruhr, schnaubt
Die Mordlust ungezähmt im Busen der Barbaren;
Doch Perseus schüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,
So starrt der Dolch in jeder blut'gen Hand,
Und jeder Mörder steht zum Felsen hingebannt:

38.

So stockt auch hier, beym Anblick solcher kecken
Verrätherischen That, des frohen Blutes Lauf
In jedem Gast. Sie fahren allzuhauf,
Als sähn sie ein Gespenst, von ihren Sitzen auf,
Und greifen nach dem Schwert. Allein, gelähmt vom Schrecken,
Erschlafft im Ziehn der Arm, und jedes Schwert blieb stecken;
Ohnmächt'chen Grimm im starren Blick,
Sank sprachlos der Kalif in seinen Stuhl zurück.

39.

Der Aufruhr, der den ganzen Sahl empöret,
Schreckt Rezien aus ihrer Träumerey:
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach' sey;
Und wie sie sich nach Hüons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblickt!
Sie ist's, sie ist's, ruft er, und läſst entzückt
Den blut'gen Stahl und seinen Turban fallen,
Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken wallen.

40.

Er ist's, beginnt auch sie zu rufen, doch die Scham
Erstickt den Ton in ihrem Rosenmunde.
Wie schlug das Herz ihr erst, da er geflogen kam,
Im Angesicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebeskühn in seine Arme nahm,
Und, da sie, glühend bald, bald blaſs wie eine Büste,
Sich zwischen Lieb' und jungfräulichem Gram
In seinen Armen wand, sie auf die Lippen küſste!

41.

Schon hatt' er sie zum zweyten Mahl geküſst;
Wo aber nun den Trauring her bekommen?
Zum Glücke, daſs der Ring an seinem Finger ist,
Den er im Eisenthurm dem Riesen abgenommen.
Zwar, wenig noch mit dessen Werth vertraut,
Schien ihm, dem Ansehn nach, der schlecht'ste kaum geringer;
Doch steckt er ihn aus Noth itzt an des Fräuleins Finger,
Und spricht: So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!

42.

Er küſst mit diesem Wort die sanft bezwungne
Schöne
Zum dritten Mahl auf ihren holden Mund.
Ha! schreyt der **Sultan** auf, und knirscht
und stampft den Grund
Vor Ungeduld, ihr leidet daſs der Hund
Von einem Franken so mich höhne?
Ergreift ihn! Zaudern ist Verrath!
Und, tropfenweis' erpreſst, versöhne
Sein schwarzes Blut die ungeheure That!

43.

Auf einmahl blitzen hundert Klingen
In **Hüons** Aug', und kaum erhascht er
noch,
Eh' sie im Sturm auf ihn von allen Seiten
dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es
dräuend. Doch
Die schöne **Rezia**, von Lieb' und Angst
entgeistert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust
zum Schild

Der seinigen — der andre Arm bemeistert
Sich seines Schwerts. Zurück, Verwegne, schreyt sie wild.

44.

Zurück! es ist kein Weg zu diesem Busen
Als mitten durch den meinen! ruft sie laut;
Und ihr, noch kaum so sanft wie Amors holde Braut,
Giebt die Verzweiflung itzt die Augen von Medusen.
Vermeſsne, haltet ein, ruft sie den Emirn zu,
Zurück! — O schone sein, mein Vater! und, o du,
Den zum Gemahl das Schicksal mir gegeben,
O spart mein Blut in euer beider Leben!

45.

Umsonst! des Sultans Wuth und Dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läſst sein Schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängstlich Schreyn

Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm sie zu schützen
Noch übrig, als sein Horn von Elfenbein?
Es setzt es an den Mund, und zwingt mit sanftem Hauche
Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche.

46.

Auf einmahl fällt der hoch gezückte Stahl
Aus jeder Faust; in raschem Taumel schlingen
Der Emirn Hände sich in tänzerischen Ringen;
Ein lautes Hussa schallt Bacchantisch durch den Sahl,
Und Jung und Alt, was Füſse hat, muſs springen;
Des Hornes Kraft läſst ihnen keine Wahl:
Nur Rezia, bestürzt dieſs Wunderwerk zu sehen,
Bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen.

47.

Der ganze Divan dreht im Kreis
Sich schwindelnd um; die alten Bassen schnalzen

Den Takt dazu; und, wie auf glattem Eis,
Sieht man den Imam selbst mit einem Hämmling walzen.
Noch Stand noch Alter wird gespart;
Sogar der Sultan kann der Lust sich nicht erwehren,
Faſst seinen Groſswessir beym Bart,
Und will den alten Mann noch einen Bocksprung lehren.

48.

Die nie erhörte Schwärmerey
Lockt bald aus jedem Vorgemache
Der Kämmerlinge Schaar herbey,
Sodann das Frauenvolk, und endlich gar die Wache.
Sie all' ergreift die lust'ge Raserey:
Der Zaubertaumel setzt den ganzen Harem frey;
Die Gärtner selbst in ihren bunten Schürzen
Sieht man sich in den Reihn mit jungen Nymfen stürzen.

49.

Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Athems fast beraubt.

Welch Wunder! ruft sie aus; und just in dem Momente,
Wo nichts als dieſs uns beide retten könnte!
Ein guter Genius ist mit uns, Königin,
Versetzt der Held. Indem kommt, durch die Haufen
Der Tanzenden sein treuer Scherasmin
Mit Fatmen gegen sie gelaufen.

50.

Kommt, keicht er, lieber Herr! Wir haben keine Zeit
Dem Tanzen zuzusehn, die Pferde stehn bereit,
Die ganze Burg ist toll, die Thüren alle offen
Und unbewacht; was säumen wir?
Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur Flucht bepackt als wie ein lastbar Thier.
Sey ruhig, spricht der Held, nech ist's nicht Zeit zu gehen,
Erst muſs das Schwerste noch geschehen.

51.

Die schöne Rezia erblaſst bey diesem Wort;
Ihr ängstlich Auge scheint zu fragen und zu bitten:

„Warum verziehn? warum am steilen Bord
Des Untergangs verziehn? O laſs mit Flügelschritten
Uns eilen, eh' der Taumelgeist zerrinnt,
Der unsrer Feinde Sinne bind't!“
Doch Hüon, unbewegt, begnüget sich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand fest an sein Herz zu drücken.

52.

Allmählich lieſs nunmehr die Kraft des Hornes nach;
Die Köpfe schwindelten, die Beine wurden schwach,
Kein Faden war an allen Tänzern trocken,
Und, in der athemlosen Brust
Geschwellt, begann das dicke Blut zu stocken.
Zur Marter ward die unfreywill'ge Lust.
Durchnäſst, als stieg' er gleich aus einer Badewanne,
Schwankt der Kalif auf seine Ottomanne.

53.

Mit jedem Augenblick fällt, starr und ohne Sinn,
Da, wo rings um die Wand sich Polster schwellend heben,
Ein Tänzer nach dem andern hin.
Emirn und Sklaven stürzen zappelnd neben
Göttinnen des Serai's, so wie's dem Zufall däucht,
Als ob ein Wirbelwind sie hingeschüttelt hätte,
So daſs zugleich auf Einem Ruhebette
Der Stallknecht und die Favoritin keicht.

54.

Herr Hüon macht die Stille sich zu Nutze,
Die auf dem ganzen Sahle ruht;
Läſst seine Königin, nah bey der Thür, im Schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf seiner Hut
Zu seyn gebeut; giebt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Elfenbein, und naht sodann der Stelle,
Wo der Kalif, vom Ball noch schwach und matt,
Auf einen Polsterthron sich hingeworfen hat.

55.

In dumpfer Stille liegt mit ausgespannten Flügeln
Leis' athmend die Erwartung rings umher.
Die Tänzer all', von Schlaf' und Taumel schwer,
Bestreben sich die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzusehn, der sich, nach solcher That,
Mit unbewehrter Hand und bittenden Geberden
Dem stutzenden Kalifen langsam naht.
Was, denkt man, wird aus diesem allen werden?

56.

Er läſst sich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem sanften Tod und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiser Karl, von dem ich Dienstmann bin,
Läſst seinen Gruſs dem Herrn der Morgenländer melden,
Und bittet dich — verzeih! mir fällt's zu sagen hart!

Doch, meinem Herrn den Mund, so wie den Arm, zu lehnen,
Ist meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen
Und eine Hand voll Haar aus deinem Silberbart.“

57.

Er spricht's und schweigt, und steht gelassen
Des Sultans Antwort abzupassen.
Allein, wo nehm' ich Athem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu schildern?
Wie seine Züge sich verwildern,
Wie seine Nase schnaubt? mit welchem Ungestüm
Er auf vom Throne springt? wie seine Augen klotzen,
Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern strotzen?

58.

Er starrt umher, will fluchen, und die Wuth
Bricht schäumend jedes Wort an seinen blauen Lippen.
„Auf, Sklaven! reiſst das Herz ihm aus den Rippen!

Zerhackt ihn Glied für Glied! zapft sein verruchtes Blut
Mit Pfriemen ab! weg mit ihm in die Flammen!
Die Asche streut in alle Winde aus,
Und seinen Kaiser Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

59.

„Wer ist der Karl der gegen Mich sich brüstet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So sehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüstet,
Und wagt's, sie selber auszuziehn?“
Der Mensch muſs unter seiner Mütze
Nicht richtig seyn, versetzt ein alter Kan:
So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreymahl hundert tausend Mann.

60.

Kalif von Bagdad, spricht der Ritter
Mit edlem Stolz, laſs alles schweigen hier,
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir,

Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter:
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muſs gethan, das muſs gelitten werden.

61.

Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und steh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läſst die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entſchlieſse dich von Mahomed zu weichen,
Erhöh' das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

62.

Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig los zu sprechen,
Von jeder andern Forderung,
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,

Der mehr verlangt! So einzeln und so jung
Du hier mich siehst, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daſs einer mit mir ist
Der mehr vermag als alle deine Schaaren.
Wähl' itzt das beste Theil, wofern du weise bist!

63.

Indeſs, an Kraft und Schönheit einem Boten
Des Himmels gleich, der jugendliche Held,
Uneingedenk der Lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft spricht, so muthig dar sich stellt:
Beugt Rezia von fern, mit glühend rothen
Entzückten Wangen, liebevoll
Den schönen Hals nach ihm, doch schaudernd, wie der Knoten
Von all' den Wundern sich zuletzt entwickeln soll.

64.

Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort gesprochen,
So fängt der alte Schach wie ein Beseſsner an
Zu schrey'n, zu stampfen und zu pochen,
Und sein Verstand tritt gänzlich aus der Bahn.

Die Heiden all' in tollem Eifer springen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräun,
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

65.

Doch Hüon, eh' sie ihn erreichen, reiſst in Eile
Der Männer einem rasch die Stange aus der Hand,
Schlägt um sich her damit als wie mit einer Keule,
Und zieht, stets fechtend, sich allmählich an die Wand.
Ein groſser goldner Napf, vom Schenktisch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;
Schon zappeln viel am Boden um ihn her,
Die seinem Grimm zu nah gekommen.

66.

Der gute Scherasmin, der an der Thüre fern
Zum Schutz der Schönen steht, glaubt seinen ersten Herrn

Im Schlachtgedräng zu sehn, und überläſst voll Freude
Sich einen Augenblick der süſsen Augenweide:
Doch bald zerstreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angstgeschrey; er sieht der Heiden Rasen,
Sieht seines Herrn Gefahr, setzt flugs das Hifthorn an
Und bläst, als läg' ihm ob die Todten aufzublasen.

67.

Die ganze Burg erschallt davon und kracht:
Und stracks verschlingt den Tag die fürchterlichste Nacht,
Gespenster lassen sich wie schnelle Blitze sehen,
Und unter stetem Donner schwankt
Des Schlosses Felsengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln Trunknen gleich, Gehör, Gesicht vergehen,
Der schlaffen Hand entglitschen Schwert und Speer,
Und gruppenweis' liegt alles starr umher.

68.

Der Sultan, übertäubt von so viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen;
Sein Arm ist nervenlos, sein Athem schwer,
Sein Puls schlägt matt, und endlich gar nicht mehr.
Auf einmahl schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen
Erfüllt den Sahl mit frischem Lilienduft,
Und, wie ein Engelsbild ob einer Todtengruft,
Läſst **Oberon** sich itzt auf einem Wölkchen sehen.

69.

Ein lauter Schrey des Schreckens und der Lust
Entfährt der Perserin; ein unfreywillig Grauen
Bekämpft in ihr das schüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Brust
Gefaltet, steht sie glühend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben,

Und wagt, der süſsen Schuld jungfräulich sich
bewuſst,
Zu ihrem Retter kaum die Augen zu erheben.

70.

Gut, **Hüon**, spricht der Geist, du hast dein
Ehrenwort
Gelöst, ich bin mit dir zufrieden.
Zum Ritterdank ist dir dieſs schöne Weib
beschieden!
Doch, eh' ihr euch entfernt von diesem Ort,
Bedenke **Rezia**, wozu sie sich entschlieſset,
Eh' sie vielleicht mit unfruchtbarer Reu
Die rasche Wahl verführter Augen büſset!
Zu bleiben oder gehn läſst ihr das Schicksal
frey.

71.

So vieler Herrlichkeit entsagen,
Verlassen Hof und Thron, dem sie geboren
ward,
Um sich, auf ungewisse Fahrt,
Ins weite Meer der Welt mit einem Mann zu
wagen;

Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbestand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schicksals Schläge tragen,
(Und ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand!)
Da lohnt sich's wohl, vorher sein Herz genau zu fragen.

72.

Noch, Rezia, wenn dich die Wage schreckt,
Noch steht's bey dir den Wunsch der Liebe zu betrügen:
Sie schlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, so bald mein Stab sie weckt.
Der Sultan wird dir gerne, was geschehen,
Verzeihn, trotz dem was er dabey verlor,
Und Rezia wird wieder wie zuvor
Von aller Welt sich angebetet sehen.

73.

Hier schwieg der schöne Zwerg. Und, bleicher als der Tod,
Steht Hüon da, das Urtheil zu empfangen,

Womit ihn Oberon, der Grausame! bedroht.
In Asche sinkt das Feuer seiner Wangen.
Zu edel oder stolz, vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebesworten zu bestechen,
Starrt er zur Erde hin mit tief verhaltnem Schmerz,
Und läſst nicht einen Blick zu seinem Vortheil sprechen.

74.

Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten Kuſs,
Braucht keines Zunders mehr die Flamme zu erhitzen.
Wie wenig däucht ihr noch was sie verlassen muſs,
Um alles was sie liebt in Hüon zu besitzen!
Von Scham und Liebe roth bis an die Fingerspitzen,
Verbirgt sie ihr Gesicht und einen Thränenguſs
In seinem Arm, indem, hoch schlagend von Entzücken,
Ihr Herz empor sich drängt, an seines sich zu drücken.

75.

Und Oberon bewegt den Lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündniſs legen,
Und eine Thräne fällt aus seinem Aug' herab
Auf beider Stirn. So eil' auf Liebesschwingen,
Spricht er, du holdes Paar! Mein Wagen steht bereit,
Bevor das nächste Licht der Schatten Heer zerstreut,
Euch sicher an den Strand von Askalon zu bringen.

76.

Er sprach's, und eh' des letzten Wortes Laut
Verklungen war, entschwand er ihren Augen.
Wie einem Traum entwacht, steht Hüons schöne Braut,
Den ſüſsen Duft begierig aufzusaugen,
Der noch die Luft erfüllt. Drauf sinkt ein scheuer Blick
Auf ihren Vater hin, der wie in Todesschlummer

Zu starren scheint. Sie seufzt, und wehmuthsvoller Kummer
Mischt Bitterkeit in ihres Herzens Glück.

77.

Sie hüllt sich ein. Herr Hüon, dem die Liebe
Die Sinne schärft, sieht nicht so bald
Ihr Herz beklemmt, ihr schönes Auge trübe,
So drückt er sie mit zärtlicher Gewalt,
Den rechten Arm um ihren Leib gewunden,
Zum Sahl hinaus. — Komm, spricht er, eh' die Nacht
Uns überrascht, und jeder Arm erwacht,
Den, uns zu Lieb', der Geist mit Zauberschlaf gebunden.

78.

Komm, laſs uns fliehn, eh' uns den Weg zur Flucht
Ein neuer Feind vielleicht zu sperren sucht,
Und sey gewiſs, sind wir nur erst geborgen,
Wird unser Schützer auch für diese Schläfer sorgen.
Dieſs sprechend trägt er sie mit jugendlicher Kraft

Die Marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,
Den **Oberon** zu ihrer Flucht verſchafft,
Und eine ſüſsre Laſt hat nie ein Mann getragen.

79.

Die ganze Burg iſt furchtbar ſtill und leer
Wie eine Gruft, und Leichen ähnlich liegen
In tiefem Schlaf die Hüter hin und her;
Nichts hemmt der Liebe Flucht; der Wagen wird beſtiegen:
Doch traut das Fräulein ſich dem Ritter nicht allein;
Mit **Scherasmin** ſteigt auch die **Amme** haſtig ein.
Sie, die zum erſten Mahl ſo viele Wunder ſiehet,
Die arme Frau weiſs nicht wie ihr geſchiehet.

80.

Wie wird ihr da ſie rückwärts ſchaut
Und ſieht, an Pferde Statt, vier Schwanen vor dem Wagen,
Regiert von einem Kind! — Wie ſchaudert ihr die Haut,

Da sie empor gelupft und durch die Luft getragen
Sich fühlt und kaum zu athmen sich getraut,
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuschlagen,
So schwer bepackt, der Wagen sich erhebt,
Und, steter als ein Kahn, auf leichten Wolken schwebt!

81.

Als endlich gar die Nacht sie überfiel,
Was Wunder, daſs die Furcht zuletzt die Scham besiegte,
Und Fatme so gedrang an Scherasmin sich schmiegte,
Als wie zum Schlaf an ihren lieben Pfühl!
Vermuthlich daſs der Mann dazu sich willig fügte;
In solchen Fällen mischt das Herz sich gern ins Spiel:
Jedoch gereicht zum Ruhm des wackern Alten,
Daſs er wie reines Gold dieſs Feuer ausgehalten.

82.

Ganz anders war das junge Paar gestimmt,
Das Amor itzt mit seiner Mutter Schwanen

Davon zu führen schien. Ob auf gewohnten
Bahnen
Den Lauf ihr Zauberfuhrwerk nimmt,
Ob durch die Luft, ob's rollet oder schwimmt,
Ob langsam oder schnell, mit Pferden oder
Schwanen,
Sanft oder hart, mit oder ohne Fahr,
Sie werden nichts von allem dem gewahr.

83.

Ein neuer Wonnetraum, ein seliges Entzücken
Ins Paradies, dünkt sie ihr gegenwärt'ger
Stand;
Sie können nichts, als stumm, mit nimmer
satten Blicken,
Sich anschaun, eins des andern warme Hand
Ans volle Herz in süſser Inbrunst drücken,
Und, während Himmel und Erd' aus ihren
Augen schwand,
Und sie allein noch übrig waren, fragen:
Ist's, oder träumt uns noch? Sind wir in Einem
Wagen?

84.

„So war's kein Traum als ich im Traum dich sah?
(Rief jedes aus) So war es Rezia?
War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden lassen?
Du mein? — ich dein? — Wer durft' es hoffen, wer?
So wundervoll vereint, uns nimmer nimmermehr
Zu trennen? Kann das Herz so viele Wonne fassen?“
Und dann von neuem stets einander angeblickt,
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz gedrückt!

85.

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladnen Flügeln
Den Luftkreis ein; dieſs hemmt der Liebe Sehkraft nicht:
Aus ihren Augen strahlt ein überirdisch Licht,
Worin die Seelen selbst sich in einander spiegeln.
Nacht ist nicht Nacht für sie; Elysium

Und Himmelreich ist alles um und um;
Ihr Sonnenschein ergieſset sich von innen,
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen.

86.

Allmählich wiegt die Wonnetrunkenheit
Das volle Herz in zauberischen Schlummer;
Die Augen sinken zu, die Sinne werden stummer,
Die Seele dünkt vom Leibe sich befreyt,
In Ein Gefühl beschränkt, so fest von ihm umschlungen!
So inniglich von ihm durchathmet und durchdrungen!
Beschränkt in Eins, in diesem Einen bloſs
Sich fühlend — Aber, o dieſs Eins, wie grenzenlos!

Varianten.

Stanze 5. Vers 7, 8.

(*a*) Umsonst bemüht, sich wieder einzuwiegen,
Muſs sie am Schatten nun des Schattens sich vergnügen.

St. 6. V. 7, 8.

(*a*) Den seidnen Vorhang weg, und findet u. s. w.
Sie hell erwacht, u. s. w.

St. 10. V. 1, 2.

(*a*) Bey diesem Wort zieht sie mit feur'gem Blicke
Aus ihrem Busen u. s. w.

St. 12. V. 1 — 3.

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen,
So hört man an der kleinen Thüre pochen,
Die aus dem Schlafgemach in Fatmens Zelle führt.

V. 4 — 8.

(*a*) Die Amme eilt hinaus, und kommt nach einer Weile
Fast athemlos zurück vor Freuden und vor Eile.
Ihr ganzes Antlitz glänzt. Sie ruft (doch so gebunden
Ist ihre Zunge vor Lust, daſs sie den Ton verliert:)
(*a. b*) Prinzessin! Jubilo! der Ritter ist gefunden!

V. 4 — 6.

(*b*) Sie geht hinaus, und kommt nach einer kleinen Weile
So schnell zurück, daſs sie vor hast'ger Eile
Und Freudetrunkenheit u. s. w.

St. 17. V. 5.

(*a*) Kein Auge sah sie ohne Liebe an,

St. 18. V. 5.

(*a*) — — — und ihre vollen Wangen

St. 23. V. 5.

(*a*) Kaum aber hat dem Tag zu seiner goldnen Bahn

St. 28. V. 4.

(*a*) Die Wirthin müht sich viel, ihn recht u. s. w.

St. 29. V. 8.

Und nun, ade aufs Wiedersehn!

St. 30. V. 7.

An Eufrats Ufern hin u. s. w.

St. 35. V. 8.

(*a*) — — dreht seinen stolzen Hals.

St. 36. V. 1, 2.

(*a*) Sogleich erkennt der Held den Mann von gestern,
Der sich verwog u. s. w.

V. 4.

(*a. b*) Und seinen Nacken selbst, als wie zur Strafe, bieget.

St. 38. V. 3 — 5.

— — Sie fuhren allzuhauf,
Gespenstern gleich, von ihren Sitzen auf,
Und griffen u. s. w.

St. 40. V. 1.

(*a*) Er ist's, er ist's, rief sie — allein die Scham

St. 44. V. 3, 4.

(*a*) Und kaum so sanft und hold wie Amors Braut,
Macht die Verzweiflung sie so gräſslich wie Medusen.

(*b*) Und kaum so sanft wie Amors holde Braut,
Giebt die Verzweiflung ihr die Augen von Medusen.

St. 47. V. 8.

(*a*) Und will den alten Kerl u. s. w.

St. 48. V. 3.

Erst die Verschnittenen herbey,

St. 50. V. 3.

(*a*) — — — die Thüren stehen offen

Mit der 64sten Stanze fängt in der ersten Ausgabe der sechste Gesang an.

St. 64. V. 2.

(*a*) So fängt der alte Herr u. s. w.

St. 68. V. 8.

Läſst Ob'ron sich auf einem Wölkchen sehen.

St. 71. V. 7.

(Und ach! oft kommt der Schlag von der
geliebten Hand!)

St. 80. V. 1.

(*a*) Wie wird ihr erst, indem sie rückwärts
schaut

V. 3.

(*a*) — — — und denket, wie's ihr graut,

St. 81. V. 4.

(*a*) Als wie, wer schlafen will, an seinen lieben Pfühl.

St. 83. V. 7.

(*a*) Und sie allein noch übrig sind, sich fragen:

OBERON

SECHSTER GESANG.

SECHSTER GESANG.

1.

Kaum ſing Aurora an die Schatten zu verjagen,
Und ſchloſs dem Tag mit ihrer Rosenhand
Die Pforten auf, so hielt der Schwanenwagen,
Nicht weit vom seebespülten Strand
Von Askalon, im Schirm von hohen Palmenbäumen,
Auf einmahl still. Ein sanfter Stoſs
Weckt unser doppelt Paar, dieſs aus des Schlummers Schooſs,
Und jenes aus der Liebe wachen Träumen.

2.

In süſsem Schrecken bebt die Sultanstochter auf,
Indem zum ersten Mahl, vom Morgen angestrahlet,
Das Weltmeer grenzenlos sich in ihr Auge mahlet.
Voll Wunders schweift in ungehemmtem Lauf
Der ausgedehnte Blick auf diesen Wasserhöhen;
Die Unermeſslichkeit scheint vor ihr aufgethan:
Doch, mitten in der Lust kommt sie ein Schaudern an,
Im Unermeſslichen sich selbst so klein zu sehen.

3.

Ein grauer Flor umnebelt ihren Blick.
Wo bin ich? ruft sie. Doch, Herr Hüon, der am Wagen
Mit offnen Armen steht ins Grüne sie zu tragen,
Bringt den verschwebten Geist schnell zu sich selbst zurück.
Sey, spricht er, ohne Furcht, mein Leben,

(Indem er seinen Mund von Lieb' und Sehnsucht warm
Auf ihren Busen drückt, den stille Seufzer heben)
Sey ohne Furcht, du bist in meinem Arm.

4.

Mit Wonne fühlt sie sich itzt wieder ganz umgeben
Von ihrer Liebe, ganz in seinen Arm versenkt,
Und junger Efeu kann am Stamm nicht brünst'ger kleben
Als sie um seinen Leib die runden Arme schränkt.
So eilt er mit der süſsen Beute
Den Palmen zu; setzt dann auf weiches Moos
Sie in den Schatten hin, sich selbst an ihre Seite,
Und tauschte seinen Platz um keines Sultans Loos.

5.

Bald findet auch mit Fatme sich bey ihnen
Sein Alter ein, entschlossen, er und sie,

Bis auf den letzten Hauch dem lieben Paar zu dienen.
Kaum hatte Scherasmin im Grünen
Bey seinem Herrn, und Fatme nah am Knie
Der jungen Dame Platz genommen,
Schnell, wie ein Blitz der Fantasie,
Kam durch die Luft der schöne Zwerg geschwommen.

6.

Aus seinen Augen brach durch sanft bewölkten Gram
Der Freundschaft mildes Licht, und als er näher kam,
Sahn sie ein Kästchen, dicht besetzt mit Edelsteinen,
In seinem linken Arm wie eine Sonne scheinen.
Freund Hüon, sprach der Geist, nimm dieſs aus meiner Hand,
Wiewohl dich Karl dazu ausdrücklich nicht verpflichtet:
Wenn du ihn wiedersiehst, so dien' es ihm zum Pfand,
Daſs du, was er begehrt, buchstäblich ausgerichtet!

7.

Ihr merkt, (wiewohl in Rezia's Gegenwart
Nicht schicklich war es laut zu offenbaren)
Daſs des Kalifen Zähn' und Bart,
In Baumwoll' eingepackt, in diesem Kästchen waren.
Es hatte, während daſs der Sultan noch erstarrt
In seinem Lehnstuhl lag, von Oberons unsichtbaren
Trabanten einer sich behend ans Werk gemacht,
Und alles, ohne Scher' und Pelikan, vollbracht.

8.

Eilt nun, so fuhr er fort, bevor euch nachzujagen
Der Sultan Zeit gewinnt! Dort auf der Rhede liegt
Ein Schiff, das ohne Harm in sechs bis sieben Tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt;
Dort findet ihr, so bald ihr angekommen,

Ein andres schon bereit, das nach Salern euch bringt;
Und dann, so schnell als Lieb' und Sehnsucht euch beschwingt,
Geraden Wegs den Lauf nach Rom genommen!

9.

Und tief, o Hüon, sey's in deinen Sinn geprägt:
So lange bis der fromme Papst Sylvester
Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung legt,
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daſs der verbotnen süſsen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Denn wisset, daſs im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müſste.

10.

Er sagt's, und seufzt, und stiller Kummer schwillt
In seinem Aug'; er heiſset sie ihm nahen,

Und küſst sie auf die Stirn; und als sie aufwärts sahen,
Zerfloſs er wie ein Wolkenbild
Aus ihrem Blick. Der goldne Tag verhüllt
Sein Antlitz; traurig rauscht's, wie Seufzer, durch die Palmen,
Und Land und Meer scheint, dumpf und tief erstillt,
In trübem Duft gestaltlos zu verqualmen.

11.

Ein seltsam Weh, ein stilles Bangen drückt
Das holde Paar; sie sehn mit blassen Wangen
Einander an; im offnen Mund erstickt
Was jedes sprechen will; sie wollen sich umfangen,
Und ein geheimes Grau'n hält ihren Arm. Allein
In einem Pulsschlag stürzt der dumpfe Nebel nieder,
Lacht alles wie zuvor im goldnen Sonnenschein,
Und Muth und Freude kehrt in ihre Herzen wieder.

12.

Sie eilen nach dem Schiff, und finden's, hoch erfreut,
Zur Reise schon versehn und zierlich eingerichtet
Durch ihres Schützers Gütigkeit.
Ein frischer Landwind weht, der Anker wird gelichtet,
Das Seevolk jauchzt. Die Barke, vogelschnell,
Durchschneidet schon mit ausgespannten Flügeln
Die blaue Flut; die Luft ist rein und hell,
Und glatt das Meer um sich darin zu spiegeln.

13.

Sanft wiegend schwimmt, gleich einem stolzen Schwan,
Das Schiff dahin, zum Wunder aller Söhne
Des Oceans, auf kaum gefurchter Bahn.
So eine Fahrt hat noch kein Mensch gethan,
Rief jeder aus. Der Ritter und die Schöne
Stehn, Arm in Arm geschlungen, Stunden lang

Auf dem Verdeck, und schau'n; und jede neue Scene
Ist Opium für ihren Liebesdrang.

14.

Und wenn sie in die unabsehbar'n Flächen
Hinaus sehn, wo in Luft der Wellen Blau zerrinnt,
Fängt Hüon an von seinem Land zu sprechen,
Wie schön es ist, wie froh darin die Leute sind,
Und wie von Ost zum West die Sonne
Doch auf nichts holders scheinen kann
Als auf die Ufer der Garonne;
Und alles dieſs beschwört sein alter Lehensmann.

15.

Dem hüpft das Herz, so oft er seinem lieben
Gaskogne Hymnen singen kann!
Die schöne Rezia, wiewohl ihr dann und wann
Viel Worte unverständlich blieben,
Horcht unverwandt; denn das, wovon ihr nichts entgeht,

Was mit unsäglichem Behagen,
So neu ihr's ist, ihr Herz unendlich leicht versteht,
Ist — was ihr Hüons Augen sagen.

16.

Ein sanfter Druck der warmen Hand,
Ein Seufzer, der das volle Herz entladet,
Ein leiser Kuſs, der Rosenwang' entwandt,
Und, o ein Blick, in Amors Thau gebadet,
Was überzeugt, gewinnt und rührt wie dieſs?
Was geht so schnell, trotz dem behendsten Pfeile,
Von Herz zu Herz, trifft so gewiſs
Den Zweck, und macht so wenig lange Weile?

17.

In Seelgesprächen dieser Art
Verlor das Wortgespräch sich stets bey unsern beiden.
Oft schlichen sie, um Zeugen zu vermeiden,
In ihr Gemach, und standen da gepaart
Am offnen Fenster, oder saſsen
Auf ihrem Sofa. Doch, auch dann nicht ganz allein;

Die Amme wenigstens muſs stets zugegen seyn;
Denn Hüon selber bat ihn nie allein zu lassen.

18.

Noch immer wiederhallt der schreckenvolle Ton
Des strengen „laſst euch nicht gelüsten“
In seinem Ohr; denn wiſst, sprach Oberon,
Daſs wir uns sonst auf ewig trennen müſsten.
Wie meinte das der Geist? Es war ein tiefer Sinn
In seinem Blick, der immer ernster, immer
Bewölkter ward; ach! Thränen schwammen drin,
Und sein Gesicht verlor den sonst gewohnten Schimmer.

19.

Dieſs schwellt mit Ahnungen des guten Ritters Herz.
Er traut sich selbst nicht mehr; der Liebe leichtster Scherz

Erweckt die Furcht, ob Oberon ihn verdamme.
Indessen friſst die eingeschloſsne Flamme
Sich immer tiefer ein. Die Luft, worin er lebt,
Ist Zauberluft, weil Rezia sie theilet;
Ihr Athem weht darin, ihr holder Schatten schwebt
Um jeden Gegenstand, auf dem sein Auge weilet.

20.

Und, o Sie selbst glänzt ihn im Morgenlicht,
Im Abendroth, im sanften Schattentage
Des Mondes an. In welcher schönen Lage,
In welcher Stellung reitzt ihr Nymfenwuchs ihn nicht?
Der Schleier, der vor allen fremden Augen
Sie dicht umhüllt, fällt im Gemach zurück,
Erlaubt sogar dem furchtsam kühnen Blick
Sich, Bienen gleich, in Hals und Busen einzusaugen.

21.

Er fühlt die süſse Gefahr. O, soll es möglich seyn,
Du Schönste, ruft er oft, bis Rom es auszuhalten,
So wickle dich in sieben Schleier ein!
Verstecke jeden Reitz in tausend kleine Falten;
Laſs über dieses Arms lebend'ges Elfenbein
Die weiten Ärmel bis zur Fingerspitze fallen,
Und ach! Freund Oberon, vor allen
Verwandle bis dahin mein Herz in kalten Stein!

22.

Es war, wiewohl ihm oft die Kräfte schier versagen,
Des Ritters ganzer Ernst, den Sieg davon zu tragen
In diesem Kampf. Es däucht' ihn groſs und schön
Das schwerste Abenteu'r der Tugend anzugehn,
Schon groſs und schön, es nur zu wagen,
Und zehnfach schön und groſs, es rühmlich zu bestehn.

Allein, die Möglichkeit so einen Feind zu dämpfen,
Der immer stärker wird, je mehr wir mit ihm kämpfen?

23.

Nichts ist, was diesem Feind so bald gewonnen giebt,
Als bey der Schönen, die man liebt,
Sich dem Gefühl stillschweigend überlassen.
Zum Glück erinnert sich Herr Hüon seiner Pflicht,
Nach ritterlichem Brauch, sich mit dem Unterricht
Der Sultanstochter zu befassen.
Denn ach! das arme Kind lag noch im Heidenthum,
Und glaubt' an Mahomed, unwissend zwar warum.

24.

Der Ritter, sie von dieser Pest zu heilen,
Eilt was er kann, (die Liebe hieſs ihn eilen)
Sein Biſschen Christenthum der Holden mitzutheilen.

An Eifer gab er keinem Märt'rer nach;
Er war an Glauben stark, wiewohl an Kenntniſs schwach,
Und die Theologie war keineswegs sein Fach;
Sein *Pater* und sein *Credo*, ohne Glossen,
In diesen Kreis war all sein Wissen eingeschlossen.

25.

Doch was vielleicht an Licht und Gründlichkeit
Der Lehre fehlt, ersetzt des Lehrers Feuer:
Herr Hüon, standsgemäſs ein Feind von Wörterstreit,
Handhabt das Werk gleich einem Abenteuer,
Und was er glaubt, beschwört er hoch und theuer,
Erbötig, dessen Richtigkeit
Dem ganzen Heidenthum mit seinem blanken Eisen
Zu Wasser und zu Land handgreiflich zu erweisen.

26.

Groſs ist in des Geliebten Mund
Der Wahrheit Kraft; das Herz, voraus mit ihm in Bund,
Horcht ihm mit Lust und ehrerbiet'gem Schweigen.
Was ist so leicht zu überzeugen
Als Liebe? Ein Blick, ein Kuſs ist ihr ein Glaubensgrund.
Die Schöne, ohne sich in Fragen zu versteigen,
Glaubt ihrem Hüon nach, und macht in kurzer Zeit
Ihr Kreuz an Stirn und Brust mit vieler Fertigkeit.

27.

Das heil'ge Bad der Christen zu empfangen
Stand nun (wie unser Held in seiner Einfalt meint)
Ihr weiter nichts im Weg. Ihr ist's, um vor Verlangen
Zu brennen, schon genug, daſs er darnach zu bangen
Und jedes Augenblicks Verzug zu hassen scheint.

Ein Jünger Sankt Basils, ein groſser Heidenfeind,
Der ſich im Schiffe fand, wird leicht gewonnen, ihnen
Für die Gebühr hierin mit ſeinem Amt zu dienen.

28.

Die ſchöne Rezia, die nun Amanda hieſs
Seitdem ſie in den Chriſtenorden
Getreten war, gewann nicht nur das Paradies,
Sie ſchien dadurch ſogar noch eins ſo ſchön geworden.
Allein von Hüon wich zur Stunde ſichtbarlich
Sein guter Geiſt. Es war, im Taumel des Entzückens,
Des Herzens und des Händedrückens
Kein End'. Umſonſt zerwinkt der treue Alte ſich;

29.

Vergebens ſtellt ſich Fatme gegenüber:
Der gute Paladin in ſeinem Seelenfieber
Vergiſst des Zwergs, der Warnung, der Gefahr.

Der Alte hätte sich zu Tode winken können,
Die Wonn', in die er ganz versunken war,
Sie, deren Kuſs nun Engel selbst ihm gönnen,
Zu drücken an sein Herz, Amanda sie zu nennen,
Umnebelt seinen Blick, berauscht ihn ganz und gar.

30.

Auch Rezia, seitdem sie von Amanden
Den Nahmen eingetauscht, glaubt freyer von den Banden
Des Zwangs zu seyn, ist nicht mehr Rezia, vergiſst
Nun desto leichter Königswürde,
Hof, Vaterland, und kurz, was nicht Amanda ist.
Die Rückerinnerung, die sonst, wie eine Bürde
Zuweilen noch an ihrem Nacken hing,
Fiel mit dem Nahmen ab, den sie im Tausch empfing.

31.

Sie ist nun ganz für Hüon neu geboren,
Gab alles, was sie war, für ihn,

Gab einen Thron um Liebe hin,
Und fühlt' in seinem Arm, sie habe nichts verloren.
Sie gab sich weg, und ist Amande, nun
Für Liebe nur, durch Liebe nur zu leben,
Hat in der Welt nichts andres mehr zu thun,
Nichts andres zu empfangen noch zu geben.

32.

Der wackre Scherasmin, der das verliebte Paar
In solcher Stimmung sieht, erschrickt vor ihren Blicken.
Er wird darin ich weiſs nicht was gewahr,
Das lüstern ist, verbotne Frucht zu pflücken.
Ein Zeuge drückte sie, das sah er offenbar.
Sie küſsten sich, so bald er nur den Rücken
Ein wenig kehrt, so rasch, so durstiglich,
Und wurden roth, so bald sein Auge sie bestrich.

33.

Im Spiegel seiner eignen Jugend
Sieht er nur allzu gut was beide nicht mehr sahn;

Sieht, einer Motte gleich, die unerfahrne Tugend
Sich ahnungslos der schönen Flamme nahn.
Wie lieblich zieht der Glanz, die sanfte Wärme an!
Durch ihre Unschuld selbst betrogen
Umtaumelt sie das Licht in immer kleinern Bogen,
Und plötzlich ach! verbrennt sie ihre Flügel dran.

34.

In dieser Noth läſst der getreue Alte
(Mit Fatmen ingeheim zu diesem Zweck vereint)
Nichts unversucht, was ihm ein Mittel scheint,
Daſs wenigstens bis Rom des Ritters Weisheit halte;
Ihm fallt bald dieſs bald jenes ein,
Sie zu beschäftigen, zu stören, zu zerstreun;
Zuletzt schlägt er, da alle Mittel fehlen,
Zur Abendkürzung vor, ein Mährchen zu erzählen.

35.

Ein Mährchen nennt er es, wiewohl es freylich mehr
Als Mährchen war. Ihm hatt' es ein Kalender
Zu Basra einst erzählt, als er die Morgenländer
Nach seines Herren Tod durchirrte, lang' vorher,
Eh' in die Kluft des Libans aus den Wogen
Der stürmevollen Welt er sich zurückgezogen:
Und da es itzt in ihm gar lebhaft sich erneut,
Glaubt er, es sey vielleicht ein Wort zu rechter Zeit.

36.

Und so beginnt er denn: Vor etwa hundert Jahren
Lebt' an den Ufern des Tessin
Ein Edelmann, an Weisheit ziemlich grün,
Wiewohl sehr grau an Bart und Haaren;
Von Podagra und Gicht, der späten bittern Frucht

Zu viel genoſsner Lust, fast täglich heimgesucht;
Ein Hofmann übrigens, galant und wohl erfahren,
Und in der Kriegeskunst der Minne wohl versucht.

37.

Dem war, nachdem er lang' sein sündliches Vergnügen
Daran gehabt, im Hagestolzenstand
Auf Amors freyer Bürsch' Berg auf Berg ab im Land
Herum zu ziehn, und, wo er Eingang fand,
Bey seines Nächsten Weib zu liegen;
Ihm, sag' ich, war zuletzt der Einfall aufgestiegen,
Den steifen Hals, noch an des Lebens Rand,
Ins sanfte Joch der heil'gen Eh' zu schmiegen.

38.

Mit viel Geschmack und wohl verkühltem Blut
Sucht er ein Kind sich aus, wie er's zu Tisch und Bette,

Zu Scherz und Ernst, gerade nöthig hätte,
Zumahl zur Sicherheit; ein Mädchen, fromm
und gut,
Unschuldig, sittsam, unerfahren,
Keusch wie der Mond und frey von aller eiteln
Lust,
Jung überdieſs, pechschwarz von Aug' und
Haaren,
Von Farbe rosenhaft, und rund von Arm und
Brust.

39.

Von allen drey und dreyſsig Stücken,
Womit ein schönes Weib, sagt man, verse
hen ist,
Hätt' er kein einzigs gern an seiner Braut
vermiſst;
Am wenigsten das Aug', in dessen Feuerblicken
Ein feuchtes Wölkchen schwimmt, die kleine
weiche Hand,
Die Lippen, die dem Kuſs entgegen schwellen,
Das runde Knie, der Hüften schöne Wellen,
Und unter sanftem Druck den süſsen Wider-
stand.

40.

Der gute alte Herr, beym Kauf so schöner
Waare,
Vergaſs nur Eins — die fünf und sechzig
Jahre,
Die seinen Kopf bereits mit Schnee bestreun.
Zwar macht' er, aus geheimer Vorempfindung,
Ausdrücklich zum Beding der ehlichen Verbindung,
Sie sollte reitzvoll, warm, und alles das, allein
Für ihn, und kalt wie Eis für jeden andern
bleiben:
Allein, wer wird für Sie die Klausel unterschreiben?

41.

Rosette that's. Rosette war ein Kind,
War auf dem Land, dem Veilchen gleich, im
Schatten
Verborgen aufgeblüht, war froh und leicht
gesinnt,
Und sah in ihrem künftigen Herrn und Gatten
Nichts als den Mann der sie zur groſsen Dame
macht,

Ihr reiche Kleider gab und tausend schöne Sachen,
Die Kindern, wie sie war, bey Tage Kurzweil machen;
An andres hatte noch ihr Herzchen nie gedacht.

42.

Die Hochzeit ward demnach mit groſser Pracht vollzogen.
Der edle Bräut'gam, zwar ein wenig steif und schwer,
Stapft an Rosettens Hand gar ehrenfest einher;
Und wähnt sein Taufschein hab' um zwanzig ihn belogen.
Was Augen hat, läuft schaarenweis' herbey
Den prächt'gen Kirchgang anzustaunen:
Ein stattlich Paar! hört man zu beiden Seiten raunen;
Sie gleichen sich — wie Januar und May.

43.

Rosettens Unschuld war (wie in dergleichen Fällen
Gewöhnlich ist) des alten Gangolfs Stolz:

Er schien am zweyten Tag vor hohem Muth
zu schwellen,
Und schritt einher gerader als ein Bolz.
Es war der letzte Trieb von einem dürren
Holz!
Die Übel, die sich gern zu grauer Liebe
gesellen,
Begannen bald bey ihm sich reichlich ein-
zustellen;
Je wärmer Röschen ward, je mehr ihr Alter
schmolz.

44.

Indeſs verdoppelt er auf andre Art die
Proben
Von seiner Zärtlichkeit, beschenkt sie täglich
schier
Mit neuem Modekram, mit Spitzen, schönen
Roben,
Juwelen, kurz, mit allem was er ihr
An Augen ansehn kann. Es koste was es
wolle,
Was ihr Vergnügen macht, das ist für ihn
Genuſs;

Er fordert nichts dafür als höchstens einen Kuſs;
Mit Einem Wort, er spielt die — Alten-Mannes - Rolle.

45.

Rosette jugendlich vergnügt mit ihrem Loos,
Spart auch dagegen nichts den Alten zu vergnügen
Nach seiner Art; setzt sich auf seinen Schooſs
So viel er will, und läſst auf seinem Knie sich wiegen,
Läſst aus Gefälligkeit ihn tändeln wie er kann,
Pflegt seiner, liebevoll, in seinem Unvermögen;
Und, wandelt ihn (wie oft) die Schlafsucht an,
Darf er sein schweres Haupt auf ihren Busen legen.

46.

So lebten sie in Eintracht manches Jahr
Zusammen, keusch und treu wie fromme Turteltauben,
So treu ergeben Sie, und Er so voller Glauben,
Daſs jedermann dadurch erbauet war.

Der gute Mann vergaſs bey ihren Scherzen
Sein Podagra und seine Rückenschmerzen,
Und seinetwegen bloſs beklagt' in ihrem Herzen
Die junge Frau sein zehntes Stufenjahr.

47.

Allein, es kam; und ach! zu ihrem groſsen Leide,
Ein Übel kam mit ihm auf Gangolfs graues Haupt,
Das seiner liebsten Augenweide
Den armen Greis auf lebenslang beraubt.
Nie wird er wieder sich an ihren Blicken sonnen,
Nie wieder sehn dieſs reitzende Oval,
Wovon zu Engeln und Madonnen
So mancher Mahler gern die sanften Züge stahl!

48.

Wer sollt' ihm nun die lange Zeit vertreiben,
Dem armen blinden Mann, hätt' er Rosetten nicht?
Was würd' aus ihm, wär's ihr nicht süſse Pflicht,

Untrennbar Tag und Nacht an ihn geklebt zu bleiben,
Ihm immer Arm und Augenlicht
Zu leihn, für ihn zu lesen und zu schreiben,
Zu fragen was ihm fehlt, und, quälet ihn die Gicht,
Mit leichter warmer Hand ihm Knie und Fuſs zu reiben?

49.

Rosette, immer sanft, gefällig, mitleidsvoll,
Entrichtet ohne Zwang und Murren
Der Ehstandspflicht auch diesen schweren Zoll;
Aufmerksam stets, (wiewohl bey seinem Knurren
Ihr heimlich oft die Gall' ein wenig schwoll)
Daſs ja ihr Alter nichts zu klagen haben soll.
Zum Unglück fing er itzt, trotz ihrem guten Willen,
In seinem Sorgestuhl die schlimmste aller Grillen.

50.

Der ärgste Feind, der je sich aus der Hölle schlich
Die Sterblichen zu necken und zu quälen,
Fuhr in den armen Mann, und plagt' ihn jämmerlich.
Alt, schwach und blind, wie konnt' er sich verhehlen,
Rosette sey, so sehr sie einem Engel glich,
Doch nur ein Weib? Konnt's an Versuchern fehlen?
Die Welt ist rings umher von offnen Augen voll,
Und ach! das Auge blind, das sie beleuchten soll!

51.

So jung, so schön, so ganz aus lauter Liebeszunder
Gewebt, wer kann sie sehn und nicht vor Sehnsucht glühn?
Wo sah man je so frische Wangen blühn?
Je Augen funkelnder und Lilienarme runder?
Zwar ist sie tugendhaft; sie wird ja freylich fliehn:

Doch, wenn sie auf der Flucht nun glitschte? wär' es Wunder?
Der Grund, worauf sie flieht, ist hell geschliffner Stahl,
Und ach! die Einmahl fällt, die fällt für allemahl.

52.

Selbst ihre Tugenden, ihr sanftgefällig Wesen,
Ihr leichter Sinn, stets froh und guter Ding',
Was sonst an ihr das liebste ihm gewesen,
Die holde Scham sogar, womit sie ihn umfing,
Und was ihm sonst von ihren tausend Reitzen,
Entschleiert und verschönt, sein Seelenspiegel weist,
Das alles hilft itzt nur den Argwohn, der ihn beiſst,
Sich in sein wundes Herz noch tiefer einzubeitzen.

53.

Der Sklaverey, worin das gute junge Weib
Seit dieser Zeit verlechzt, ist keine zu vergleichen.

Stets angeschnallt an seinen siechen Leib,
Darf sie ihm Tag und Nacht nicht von der Seite weichen.
Miſstrauisch aufgeschreckt von jedem leisen Wort,
Trägt er die Augen nun an seinen Finger-Enden,
Und Nachts liegt eine stets von seinen knot'gen Händen
Bald da, bald dort auf ihr, aus Furcht sie schleich' ihm fort.

54.

So sanft Rosette war, so fiel doch solch Betragen
Ihr schwer aufs Herz. Er nennt es Liebe zwar:
Allein sie sah zu wohl nur, was es war,
Und fing, anstatt sich fruchtlos zu beklagen,
Zu überlegen an. So neben einem Mann
Von siebenzig, mit Gicht und Stein beladen,
Durchs Leben, wie durch einen Sumpf, zu waden,
Und noch gequält dazu, däucht ihr ein harter Bann.

55.

Gar vieles, was sie sonst geduldig überſehen,
Scheint in dem Licht, worin sie jetzt es sehen muſs,
Höchst widerlich und gar nicht auszustehen.
Sein Zärtlichthun ist jetzt ihr herzlichster Verdruſs,
Sein Scherz unleidlich plump, und ekelhaft sein Kuſs;
Wagt er noch mehr, so möchte man vergehen!
Und sie, o grausam! sie ist jung und schön für ihn,
Und was ihm unnütz ist, muſs sie sich selbst entziehn!

56.

Und was entschädigt sie? Der Stadt gesellige Freuden,
Tanz, Schauspiel, alles das ist ihr verbotne Frucht!
Von niemand wird ihr altes Schloſs besucht;
Als gingen Geister drin, scheint jeder es zu meiden.
Ein groſser Garten, hoch mit einer Mau'r umfaſst,

Ist alles was sie hat — im Kreis sich zu
bewegen;
Zum Träumen kann sie da an einen Baum sich
legen,
Und dann sogar ist ihr der blinde Mann zur
Last.

57.

Ein junger Edelknecht, in Gangolfs Schloſs
erzogen
Und über seinen Stall gesetzt,
Wird itzt zum ersten Mahl betrachtenswerth
geschätzt.
Er hatte zwar schon lange sich verwogen,
Mit schmachtender Begier die Dame anzusehn,
Und oft gesucht ihr's mündlich zu gestehn,
Doch, da sie stets dem Anlaſs ausgebogen,
Auch wieder ehrfurchtsvoll zurücke sich
gezogen.

58.

Jetzt aber, da Verdruſs und Gram
Und lange Weil' bey Tag, und noch langweil-
gers Wachen

Bey Nacht, Zerstreuungen ihr zum Bedürfniſs machen,
Kein Wunder, daſs sie jetzt die Sache anders nahm.
Es däucht ihr hart, in ihren schönsten Tagen
So gänzlich allem Trost des Lebens zu entsagen;
Und Walter, dessen Blick nun wieder Muth bekam,
War unermüdet, sich zum Tröster anzutragen.

59.

Sein Eifer wächst je mehr er Raum gewinnt.
Er fleht; sie weichert sich: doch unvermerkt entspinnt
Sich ein Verständniſs zwischen ihnen,
Wovon die Augen bloſs die Unterhändler sind;
Denn Gangolf war nicht an den Ohren blind,
Und öfters kann ein Ohr für hundert Augen dienen.
Der Alte spitzt die seinen gleich und lauscht
Wenn von Rosettens Kleid nur eine Falte rauscht.

60.

Ein ſolcher Zwang verkürzt die Komplimente
Des Widerſtands, und in ſehr kurzer Zeit
Sind Walter und die Dame ſchon ſo weit
Daſs nur die Frage iſt, wie man ſich nähern könnte?
Von ihrem Drachen, den ſein Huſten Tag und Nacht
Nicht ruhen läſst, gebannet und bewacht,
Was wird die junge Frau erſinnen,
Um etwas Raum und Zeit für Walter zu gewinnen?

61.

Noth ſchärft den Witz. Indem ſie hin und her
Auf Wege denkt, erwählt, verwirft, im beſten
Viel Schwierigkeiten ſieht, fallt ihr von ungefähr
Ein Birnbaum ein mit ſtufengleichen Äſten,
Der, an der Raſenbank im Garten, wo ſich rund
Um einen Marmorbrunnen Hecken
Von Myrten ziehn, hoch überhangend ſtund,
Den Schattenſitz vor Sonnengluth zu decken.

62.

Zu diesem anmuthsvollen Ort,
Den laue Lüftchen stets umfliegen,
Pflegt oft, zur Sommerszeit, wenn alles lechzt und dorrt,
Mit seinem Weibchen sich der Alte zu verfügen,
Um an des Brunnens kühlem Bord
Ein Stündchen oder zwey auf ihrem Schooſs zu liegen —
Zum Garten hat jedoch den Schlüssel er allein,
Und auſser ihm und ihr kam keine Seel' hinein.

63.

Was nun zu thun, den Schlüssel zu bekommen,
Den stets im Unterkleid der Alte bey sich führt?
Der wird beym Schlafengehn ganz sachte weggenommen,
Und, während daſs der Mann sein Ave psalmodiert,
In Wachs gedrückt, sodann am nächsten Morgen
Der Abdruck unvermerkt in Walters Hand gespielt,
Und ein Postskript dazu, das ihm den Baum empfiehlt;
Das übrige wird Walter schon besorgen.

64.

Nun, was geschah? Es war ein schöner warmer Tag
Zu End' Augusts, als unsern blinden Alten
Die Sonne lockt, wie er zuweilen pflag,
Die Mittagsruh im Myrtenrund zu halten.
Komm, meine Taube, spricht zu seinem andern Ich
Der graue Tauber, komm, mein Röschen, führe mich
Zu jenem stillen Grund, wo, seit er uns verbunden,
Der Gott der Eh' so oft uns Arm in Arm gefunden.

65.

Rosette winkt, und Walter schleicht voran;
Die Gartenthür wird leise aufgethan
Und wieder zugemacht; dann geht es an ein Fliegen
Dem Brunnen zu; der Birnbaum wird erstiegen,
Und, wo der breit'ste Ast sich sanft gebogen krümmt,

Des Weibchens Thron im dichtsten Laub bestimmt.
Der Alte kommt indeſs, mit ungewissen Tritten,
An seines Röschens Arm allmählich angeschritten.

66.

Weil nun der Mund beynah das einz'ge blieb,
Das noch, in viel und mancherley Gebrechen,
Ihm Dienste that, so war, von seiner Lieb'
Und von dem Paradies des Ehstands ihr zu zu sprechen,
Gewöhnlich das, womit er ihr die Zeit vertrieb.
Er mischte dann, vielleicht sie zu bestechen,
Von ihren Reitzungen viel Poesie hinein,
Und meistens kam ein Stück von Predigt hinter drein.

67.

Aus diesem Ton war's unterwegs gegangen,
Und, da sie glücklich nun beym Brunnen angelangt,
(Wo, wie ihr wiſst, der schöne Birnbaum prangt)

Da hatte Gangolf auch, nachdem er ihr die Wangen
Gestreichelt, und (wiewohl vom Husten stark geplagt)
Viel zärtliches und süſses vorgesagt,
Die Predigt eben angefangen,
Die ihr im Angesicht des Birnbaums schlecht behagt.

63.

Ist, sprach er — da er so, die Stirn an ihrer Brust,
Im Schatten bey ihr saſs, und an dem runden, weichen,
Atlaſsnen Arm sanft auf und ab zu streichen
Nicht müde ward — ist wohl der Unschuld unsrer Lust,
Der Ruh, dem süſsen Trost, dem alle Freuden weichen,
Dem Glück geliebt zu seyn, geliebt und sich bewuſst
Man sey es würdig — kurz, dem was du fühlen muſst
Wenn du mich liebst, ein Glück auf Erden zu vergleichen?

69.

O sprich, mein Röschen, — hier begann
Der alte Herr noch zärtlicher zu streicheln —
Doch rede frey und ohne alles Heucheln,
(Denn einer höret uns, den niemand täuschen kann)
Darf sich auch wohl dein armer blinder Mann,
Der dich so zärtlich liebt, darf sich dein Gangolf schmeicheln,
Daſs du ihn wieder liebst? daſs er dein Alles ist,
Dein ganzes Herz erfüllt, wie du sein Alles bist?

70.

Zwar freylich wollten wir die alten Sagen schätzen,
Wär' einem Mann nichts minder zu verzeihn,
Als an ein Weib sein ganzes Herz zu setzen,
Zu bau'n auf ihre Treu', zu trauen ihrem Schein.
Längst lehrten uns aus Tonnen und von Thronen,
Der Narr Diogenes, die weisen Salomonen,
Es sey des Weibes Herz kein zuverlässig Gut,
Und ihrer List nichts gleich als ihre Wankelmuth.

71.

Nichts von den weltlichen Geschichten
Zu sagen, sehn wir nicht sogar das heil'ge Buch
Den Ruhm der Weibertreu' von Anbeginn vernichten?
Kam auf die Menschheit nicht durchs erste Weib der Fluch?
Von seinen Töchtern ward der fromme Loth betrogen;
Die Kinder Gottes selbst, schon vor der groſsen Flut,
Verbrannten sich, von Weibern angezogen,
Die Fittiche an ihrer strafbarn Gluth.

72.

Die Delila'n, die Jaeln, Jesabellen
Und Bathseba'n, und wie ihr Nahme heiſst,
Ist unvonnöthen dir im Reihen aufzustellen,
Wiewohl die Schrift sie nicht der Treue halben preist:
Doch diese Judith, die den tapfern, frommen, alten
Feldmarschall Holofern erst in die Arme schlingt,

Erst liebetrunken macht, und dann ums Leben bringt,
Wer kann dabey der Thranen sich enthalten?

73.

Wär' aber auch der Weiber gröſste Zahl
An Lastern noch so reich, an Tugend noch so kahl,
Dir, meine Einz'ge, Auserwählte,
Dir, meines Alters Trost und meiner Augen Licht,
Dir trau' ich's zu, du bliebst getreu an deiner Pflicht,
Und fehltest nicht, wenn auch die beste fehlte.
Dein **Gangolf**, der so rein, so treu dich liebt,
Wird, o gewiſs! von dir so grausam nie betrübt?

74.

Wozu, versetzt mit schuldbewuſsten Wangen
Die junge Frau, und zieht den Schwanenarm,
Womit sie um den Gürtel ihn umfangen,
Miſsmüthig weg — wozu, versetzt sie rasch und warm,

All' dieſe Litaney? Womit in meinem Leben
Hab' ich dazu Gelegenheit gegeben?
Wie? ſoll ich glauben, daſs dein Herz an meiner Treu'
Nur einen Augenblick zu zweifeln fähig ſey?

75.

Unglückliche! iſt dieſs für alle meine Liebe
Zuletzt der Lohn? Wem gab ich ganz mich hin?
Der Unſchuld erſten Kuſs, der Jugend erſte Triebe,
Wer hatte ſie? — Und ach! daſs ich zu zärtlich bin,
Iſt mein Verbrechen nun! Ein Herz iſt ihm verdächtig
Das keinen andern kennt, für ihn nur ſtärker ſchlug!
Hoffärt'ger, haſt du nicht an dieſem Sieg genug?
Auch quälen muſst du mich? O grauſam! niederträchtig!

76.

Hier hielt ſie ein, als ob der übermäſsige Schmerz
Die Stimm' in ihrer Bruſt erſtickte;

Und schluchzend fiel der Greis ihr um den Hals und drückte
Das treue Weib reumüthig an sein Herz.
O weine nicht, mein Liebchen, o verzeihe
Was Liebe nur gefehlt! Ich wollte nicht Verdruſs
Dir machen; o verzeih, und gieb mir einen Kuſs!
Bey Gott! ich zweifle nicht an meines Röschens Treue!

77.

So seyd ihr! sprach Rosett', indem sie seinem Kuſs
Sanft sträubend sich entzog, so seyd ihr Männer alle!
Erst lockt ihr uns so schmeichelnd in die Falle,
Und habt ihr uns, macht ruhiger Genuſs
Statt frischem Blut bey euch nur böse Galle.
Weh dann der armen Frau, die euch befried'gen muſs!
Das Flämmchen selbst, das ihr so eifrig angeblasen,
Giebt euch zum Argwohn Stoff, und macht euch heimlich Rasen.

78.

Der gute Mann, den sehr zur ungelegnen Zeit
Sein Hüftweh überfällt, weiſs seinem armen Leibe
Sonst keinen Rath, als dem getreuen Weibe
Betheurungen zu thun von seiner Zärtlichkeit,
Und daſs der Schatten nur von Argwohn himmelweit
Von seinem Herzen sey und bleibe.
Somit bestätigt denn der neue Friedensschluſs
Von beiden Theilen sich mit einem süſsen Kuſs.

79.

Das wackre Ehpaar sank, aus Leerheit oder Fülle
Des Herzens, wie ihr wollt, in eine tiefe Stille.
Rosette seufzt. Der Alte fragt, warum?
Nichts, sagt sie wieder seufzend, und bleibt stumm.
Er dringt in sie. „Sey unbesorgt, mein Lieber,
Es ist ein Lüstern nur, und geht vielleicht vorüber.“ —

Ein Lüstern? — Ich versteh'! — Wie glücklich machtest du
Mein Alter noch! — Sie schweigt und seufzt noch eins dazu.

80.

Da hätten wir die Frucht von deinem kalten Baden,
Fuhr Gangolf fröhlich fort. Sag' an! es könnte dir,
Wenn du's verhielt'st, und dem Verborgnen schaden!
O! spricht sie, sähest du den schönen Birnbaum hier,
So frisch von Laub, so strotzend voll beladen
Mit reifer goldner Frucht! die Äste brechen schier!
Ich sagte nichts, aus Furcht du möchtest zürnen,
Allein — ich gäb' ein Aug' um eine dieser Birnen!

81.

Ich kenn' ihn wohl, den Baum; er trägt im ganzen Land
Die beste Frucht, versetzt der gute Blinde:

Doch, sprich, wie machen wir's? Kein Mensch ist bey der Hand,
Es ist ein Erntetag, das ganze Hofgesinde
Im Feld zerstreut — der Baum ist hoch, und ich
Bin schwach und blind — O wäre nur der Bengel
Der Walter hier! — „Mir fällt was ein, mein Engel,
Wir brauchen niemand sonst, spricht sie, als dich und mich.

82.

„Wär'st du so gut, und wolltest mit dem Rücken
Nur einen Augenblick fest an den Stamm dich drücken,
So wär's ein leichtes mir, hier von des Rasens Saum
Dir auf die Schulter mich zu schwingen;
Von da ist's vollends auf den Baum
Zum ersten Ast zwey kleine Spangen kaum;
Ich bin im Klettern und im Springen
Von Kindheit an geübt — gewiſs, es wird gelingen.“

83.

Von Herzen gern, versetzt der blinde Mann:
Und doch, mein Kind, wenn du zu Schaden kämest?
Es bräch' ein Ast? was könnt' ich Armer dann
Zu deinem Beystand thun? — Wie, wenn du dich bequemest
Zu warten? — „Sagt' ich nicht, daſs ich nicht warten kann?
Ich sehe wohl, daſs du des kleinen Diensts dich schämest;
Um alles wollt' ich dir nicht gern beschwerlich seyn!
Und doch, wer sieht uns hier? Wir sind ja ganz allein!“

84.

Was war zu thun? Es konnte leicht das Leben
Von einem Erben gar bey dieser Lüsternheit
Gefährdet seyn; kurz, halb mit Zärtlichkeit
Halb mit Gewalt, muſs **Gangolf** sich ergeben.
Er stämmt sich an, hilft selbst dem Weibchen auf,

Und vom geduld'gen Kopf des guten alten Narren
Schwingt sich **Rosette** frisch zum lüft'gen Sitz hinauf,
Wo ihrer, unterm Laub, verstohlne Freuden harren.

85.

Nun saſs von ohngefähr, da alles dieſs geschah,
Auf einer Blumenbank, dem guten blinden Alten
Vorüber, **Oberon**, um mit **Titania**,
Der **Feenkönigin**, hier Mittagsruh zu halten:
Indeſs die zefyrgleiche Schaar
Der **Elfen**, ihr Gefolg, zerstreut im ganzen Garten
Und meist versteckt in Blumenbüschen war,
Um schlummernd dort den Mondschein zu erwarten.

86.

Unsichtbar saſsen sie, und hörten alles an,
Was zwischen Mann und Frau sich eben zugetragen.

Zum Unglück, daſs sie auch die Birnbaumsscene sahn!
Dem **Elfenkönig** gab dieſs groſses Miſsbehagen.
Da, sprach er zu **Titanien**, sieht man nun
Wie wahr es ist, was alle Kenner sagen!
Was ist so arg, das nicht, um sich genug zu thun,
Ein Weib die Stirne hat zu wagen?

87.

Ja wohl, Freund **Salomon**, bekennt dein weiser Mund:
„Ein einzler Biedermann wird immer noch gesehen;
Doch wandre einer mir ums weite Erdenrund
Nach einem frommen Weib, er wird vergebens gehen!“
Siehst du, **Titania**, im Birnbaum dort versteckt
Das ungetreue Weib des blinden Mannes spotten?
Sie glaubt sich in der Nacht, die seine Augen deckt,
So sicher als in Plutons tieſsten Grotten.

88.

Allein, bey meinem Thron, bey diesem Lilienstab,
Und bey der furchtbarn Macht, die mir das Reich der Elfen
Mit diesem Zepter übergab,
Nichts soll ihr ihre List, nichts seine Blindheit helfen!
Nein, ungestraft in Oberons Angesicht
Sich ihres Hochverraths erfreuen soll sie nicht!
Ich will den Staar von Gangolfs Augen schleifen,
Und auf der frischen That soll sie sein Blick ergreifen!

89.

So? willst du das? versetzt mit raschem Sinn
Und Wangen voller Gluth die Feenkönigin;
So soll mein Schwur dem deinen sich vermählen!
So schwör' auch ich, so wahr ich Königin
Des Elfenreichs und deine Gattin bin,
Es soll ihr nicht an einer Ausflucht fehlen!
Ist Gangolf etwa ohne Schuld?
Ist Freyheit euer Loos, und unsers nur Geduld?

90.

Doch, ohne sich an ihren Zorn zu kehren,
Macht Oberon, was er geschworen, wahr.
Berührt von seinem Lilienstabe, klären
Sich Gangolfs Augen auf, verschwunden ist der Staar.
Erstaunt, entzückt beginnt er aufzuschauen,
Sieht hin, und schüttelt sich als führ' ein Wespenschwarm
Ihm in die Augen, sieht, o Himmel! soll er trauen?
Sein treues Röschen, ach! in eines Mannes Arm!

91.

Es kann nicht seyn! er hat nicht recht gesehen;
Ihn blendete das lang' entwohnte Licht;
Unmöglich kann sich so das beste Weib vergehen!
Er schaut noch einmahl hin — Das nehmliche Gesicht
Durchbohrt sein Herz. Ha, schreyt er, wie besessen,
Verrätherin, Sirene, Höllngezücht,

Du scheuest dich vor meinen Augen nicht
Der Ehr' und Treu' so schändlich zu vergessen?

92.

Rosette, wie vom Donner aufgeschreckt,
Fährt ängstlich auf, indem mit einem Zauberschleier
Ein unsichtbarer Arm den blassen Buhler deckt.
Was für ein seltsam Abenteuer
Stellt, denkt sie, just in diesem Nu, so sehr
Zur Unzeit, das Gesicht des alten Unholds her?
Doch, nach dem Wort der Königin der Elfen,
Fehlt ihr's an Witze nicht, sich aus der Noth zu helfen.

93.

Was hast du, lieber Mann? ruft sie herab vom Baum,
Was tobst du so? — „Du fragst noch, Unverschämte?“
Ich Arme! wie? du giebst dem Argwohn Raum?
So lohnst du mir, daſs mich dein Nothstand grämte,

Daſs ich, da nichts mehr half, durch schwarzer Kunst Gewalt
Mit einem Geist in Mannsgestalt
Um dein Gesicht zu ringen mich bequemte,
Und, dir zu Lieb', im Kampf den rechten Arm mir lähmte?

94.

Was Dank verdient, machst du sogar zu Schuld,
Und schämst dich nicht mir solch ein Lied zu singen?
Ha, schrie er, hier verlör' Sankt Hiob die Geduld!
Was ich gesehen nennst du ringen?
So möge mir dieſs neu geschenkte Licht
Des Himmels Wunderhand bewahren,
Und du, treuloses Weib, mögst du zur Hölle fahren,
Wie mir ein ehrlich Wort zu deiner That gebricht!

95.

Wie? ruft sie aus, so kann mein Gangolf sprechen?
Weh mir! ach! zu gewiſs muſs etwas, was es sey,
An meinem Zauberwerk gebrechen;
Dein Aug' ist offenbar noch nicht von Wolken frey!
Wie könnt'st du sonst mit solchen harten Reden
Dein treues Weib zu morden dich entblöden?
Dein Sehen kann kein wahres Sehen seyn;
Es ist das Flimmern nur von ungewissem Schein.

96.

O daſs es möglich wär' mich selbst zu hintergehen!
Spricht Gangolf; wohl dem Mann den nur ein Argwohn plagt!
Ich Unglücksel'ger hab's gesehen!
Gesehen was ich sah! — Dem Himmel sey's geklagt!
Ward je ein Weib unglücklicher geboren?

(Schreyt die Verrätherin mit einem Thränenguſs)
O daſs ich diesen Schmerz noch überleben muſs!
Mein armer Mann hat den Verstand verloren!

97.

Und welcher Mann von zärtlichem Gemüth
Verlör' ihn nicht, trotz allen seinen Sinnen,
Der Thränengüsse aus so schönen Augen rinnen
Und eine solche Brust von Seufzern schwellen sieht?
Der Alte kann nicht länger widerstehen:
„Gieb dich zufrieden, Kind, ich war zu rasch, zu warm;
Verzeih, und komm herab in deines Gangolfs Arm,
Es ist nun sonnenklar, ich hatte falsch gesehen!"

98.

Da hörst du's nun! spricht zu Titania
Der Elfenfürst: was er mit Augen sah
Schwemmt eine Thräne weg! Dein Werk ist's; triumfiere!

Doch hör' auch nun den heiligsten der
Schwüre!
Ich glaubte mich geliebt, und fand mein Glück
darin.
Es war ein Traum — Dank dir, daſs ich ent-
zaubert bin!
Hoff' nicht ein Thränchen werd' auch mich
umnebeln können,
Von nun an müssen wir uns trennen!

99.

Nie werden wir, in Wasser noch in Luft,
Noch wo im Blüthenhain die Zweige Balsam
regnen,
Noch wo der hagre Greif in ewig finstrer Gruft
Bey Zauberschätzen wacht, einander mehr
begegnen.
Mich drückt die Luft in der du athmest!
Fleuch!
Und wehe dem verräthrischen Geschlechte
Von dem du bist, und weh dem feigen Liebes-
knechte
Der eure Ketten schleppt! ich haſs' euch alle
gleich!

100.

Und wo ein Mann in eines Weibes Stricken,
Als wie ein taumelnder lusttrunkner Auerhahn,
Sich fangen läſst, und liegt und girrt sie an,
Und saugt das falsche Gift aus ihren üpp'gen Blicken,
Wähnt, Liebe sey's was ihr im Schlangenbusen flammt,
Und horcht bethört der lächelnden Sirene,
Traut ihren Schwüren, glaubt der hinterlist'gen Thräne,
Der sey zu jeder Noth, zu jeder Qual verdammt!

101.

Und bey dem furchtbarn Nahmen sey's geschworen
Der Geistern selbst unnennbar bleiben muſs,
Nichts wende diesen Fluch und meinen festen Schluſs:
Bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkohren,
Durch keusche Lieb' in Eins zusammen flieſst,

Und, probefest in Leiden wie in Freuden,
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber scheiden,
Der Ungetreuen Schuld durch seine Unschuld büſst.

102.

Und wenn dieſs edle Paar schuldloser reiner Seelen
Um Liebe alles gab, und unter jedem Hieb
Des strengesten Geschicks, auch wenn bis an die Kehlen
Das Wasser steigt, getreu der ersten Liebe blieb,
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einen Thron zu Lieb':
Titania, ist dieſs, ist alles dieſs geschehen,
Dann werden wir uns wiedersehen!

103.

So sprach der Geist und schwand aus ihrem Blick.
Vergebens lockte sie mit liebevoller Stimme,

Nachfliehend, ihn in ihren Arm zurück!
Nichts kann des raschen Worts, das er in seinem Grimme
Gesprochen, hätt' er gleich es selber nun beweint,
Nichts kann ihn seines Schwurs entbinden,
Bevor, nach dem Beding, der ganz unmöglich scheint,
Zwey Liebende, wie er's verlangt, sich finden.

104.

Seit dieser Zeit hat bis zu unsern Tagen
Sich Oberon in eigener Gestalt
Nie mehr gezeigt, und (wie die Leute sagen)
Bald einen Berg, bald einen dicken Wald,
Bald ein verlaſsnes Thal zu seinem Aufenthalt
Gewählt, wo Liebende zu stören und zu plagen
All sein Vergnügen ist: und daſs er nur für euch
Das Gegentheil gethan, ist einem Wunder gleich.

105.

Hier endigte der Alte mit Erzählen;
Und Hüon nimmt Amanden bey der Hand:

Wenn, spricht er, nur ein Paar getreu verliebter Seelen
Zu Oberons und Titaniens Ruhe fehlen,
So schwebt des Schicksals Werk an der Vollendung Rand.
War er's nicht selbst, der uns so wunderbar verband?
Er, sonst der Liebe Feind, hat uns in Schutz genommen:
Die Proben — O die laſst je eh'r je lieber kommen!

106.

Amanda legt an Antworts-Statt
Des Jünglings Hand ans Herz mit seelenvollen Blicken.
Ihr, die so viel für ihn gethan, gegeben hat,
Was blieb ihr noch mit Worten auszudrüken?
Und eine Scene von Entzücken
Erfolgt daraus, wobey der gute Scherasmin
Des schönen Mährchens Frucht, trotz allem seinem Nicken,
Auf einmahl zu verlieren schien.

107.

Zwar noch verbarg der Unschuld keuscher Schleier
Den Liebenden die wachsende Gefahr,
Und ihre Zärtlichkeit ergoſs sich desto freyer,
Je reiner ihre Quelle war.
Nie war ein junges Paar in Liebessachen neuer;
Doch eben darum hing ihr Loos an einem Haar.
Ihr ganzes Glück auf ewig zu zerstören,
Braucht's einen Augenblick, worin sie sich verlören!

Varianten.

Stanze 2. Vers 6.

Die Unermeſslichkeit scheint vor ihm aufgethan;

St. 7. V. 3.

Daſs des Kalifen Zähn' und Zwickelbart,

St. 8. V. 1.

(*a*) Eilt nun, fuhr Ob'ron fort, u. s. w.

St. 9. V. 2.

So lange bis dein Öhm, der fromme Papst Sylvester,

St. 10. V. 2.

(*a*) In seinem Aug', drauf heiſst er sie ihm nahen,

St. 12. V. 2.

(*a*) Zur Reise schon versehn und eingerichtet

St. 15. V. 1.

(*a*) Denn Dem hüpft hoch das Herz, u. s. w.

St. 18. V. 6, 7.

(*a*) In seinem Blick; sein Aug' ward immer ernster, immer
Bewölkter; Thränen schwammen drin,

St. 22. V. 4.

Das schwere Abenteu'r der Tugend u. s. w.

St. 24. V. 5.

(*a*) Er war an Glauben stark, doch an Erkenntniſs schwach,

St. 31. V. 3.

(*a*) Gab eine Welt um Liebe hin,

Mit der 55sten Stanze endigt sich in der ersten Ausgabe der sechste Gesang.

St. 44. V. 4.

(*a*) Juwelen, allem was er ihr

St. 62. V. 2.

(*a*) Wo laue Lüftchen stets die Zweige lispelnd biegen,

St. 67. V. 3.

— — — der liebe Birnbaum prangt)

V. 6.

Viel schönes ihr und zärtlichs vorgesagt,

St. 70. V. 2.

So wäre einem Mann u. s. w.

St. 79. V. 6, 7.

(*a*) Es ist nur ein Gelust, u. s. w.
Was sagst du, ein Gelust? u. s. w.

St. 102. V. 7.

(*a*) Titania, wenn alles dieſs geſchehen,

St. 106. V. 1.

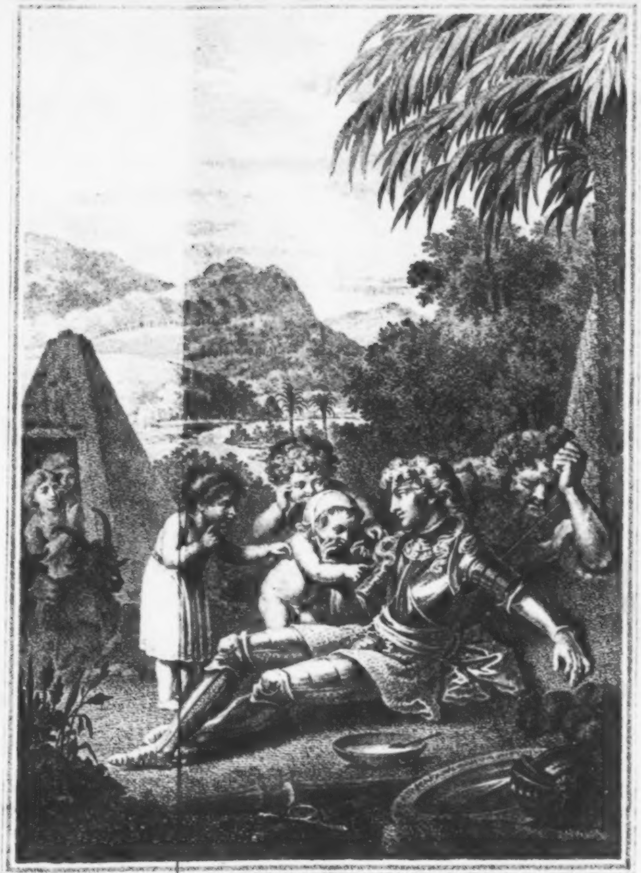
(*a*) Die Schöne legt, an Antworts Statt,

ENDE DES XXII. BANDES.

Bayeriſ
Staatsb

Leipzig,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg del.

F. John sculp. Vienne 1796

OBERON.

— da Blick und Ton ihm schnell ihr Herz gewann,
ſo wagen bald die Kinder ſich hin und ſpielen mit ſeinen Locken.
Den tapfern Mann ergötzt ihr traulich frohes Gewühl,
er wird mit ihnen Kind und theilt ihr ſüßes Spiel.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

DREY UND ZWANZIGSTER BAND

OBERON

VII. – XII. GESANG.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

OBERON

SIEBENTER GESANG.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

SIEBENTER GESANG.

1.

Inzwischen ward, nach sieben heitern Tagen,
Das liebenswürd'ge Heldenpaar,
Dem jedes Element durch Oberon günstig war,
Ans Ufer von Lepanto hingetragen.
Hier lagen, wie Herr Hüon gleich vernimmt,
Zwey leicht geflügelte Pinassen segelfertig,
Die eine nach Marsiliens Port bestimmt,
Die andre Reisender nach Napoli gewärtig.

2.

Der junge Herr, des Alten Wachsamkeit
Und Mentorblicks ein wenig überdrüssig,
Ist über diesen Dienst des Zufalls sehr erfreut
Und ungesäumt ihn zu benutzen schlüssig.
Freund, spricht er, Jahr und Tag geht noch vielleicht dahin,
Eh' mir's gelegen ist mich in Paris zu zeigen:
Du weiſst daſs ich vorerst nach Rom versprochen bin,
Und dieser Pflicht muſs jede andre schweigen.

3.

Indessen liegt mir ob, den Kaiser sehn zu lassen,
Daſs ich mein Wort erfüllt. Du bist mein Lehensmann,
Vollbringe du für mich, was ich nicht selber kann;
Besteige flugs die eine der Pinassen,
Die nach Marseille steu'rt; dann eile sonder Rast
Nach Hof, und übergieb, den Kaiser zu versöhnen,

Dieſs Kästchen mit des Sultans Bart und Zähnen,
Und sag' ihm an, was du gesehen hast:

4.

Und daſs, so bald ich erst des heil'gen Vaters Segen
Zu Rom gehohlt, mich nichts verhindern soll,
Die Sultanstochter auch zu Füſsen ihm zu legen.
Fahr wohl, mein alter Freund! der Wind bläst stark und voll,
Die Anker werden schon gelichtet,
Glück auf die Reis', und, hast du mein Geschäft verrichtet,
So komm und suche mich zu Rom im Lateran;
Wer weiſs, w[illegible] langen dort vielleicht zusammen an.

5.

Der treue Alte sieht dem Prinzen in die Augen,
Wiegt seinen grauen Kopf, und nähme gar zu gern
Die Freyheit, seinen jungen Herrn

Mit etwas scharfem Salz für diese List zu laugen.
Doch hält er sich. Das Kästchen, meint er zwar,
Hätt' ohne Übelstand noch immer warten mögen,
Bis Hüon selbst im Stande war
Dem Kaiser in Person die Rechnung abzulegen.

6.

Indessen da sein Fürst und Freund darauf beharrt,
Was kann er thun als sich zum Abschied anzuschicken?
Er küſst Amandens Hand, umarmt mit nassen Blicken
Den werthen Fürstensohn, den seine Gegenwart
Noch kaum erfreute, nun begann zu drücken,
Und Thränen tröpfeln ihm in seinen grauen Bart.
Herr, ruft er, bester Herr, Gott laſs' euch's wohl ergehen,
Und mögen wir uns bald und fröhlich wiedersehen!

7.

Dem Ritter schlug sein Herz, da zwischen seinem Freund
Und ihm die offne See stets weiter sich verbreitet.
Was that ich! ach! wozu hat Raschheit mich verleitet!
Wo hat mit seinem Herrn ein Mann es je gemeint
Wie dieser Mann? Wie hielt er in Gefahren
So treulich bey mir aus! O daſs ich es zu spät
Bedacht! Wer hilft mir nun wenn mir der Rath entgeht?
Und wer in Zukunft wird mich vor mir selbst bewahren?

8.

So ruft er heimlich aus, und schwört sich selber nun
Und schwört es Oberon, (von dem er, ungesehen,
Um seine Stirn das leise geist'ge Wehen
Zu fühlen glaubt) sein äuſserstes zu thun
Im Kampf der Lieb' und Pflicht mit Ehre zu bestehen.

Sorgfältig hält er nun sich von Amanden fern,
Und bringt die Nächte zu, starr nach dem Angelstern,
Die Tage, schwermuthsvoll ins Meer hinaus zu sehen.

9.

Die Schöne, die den Mann, dem sie ihr Herz geschenkt,
So ganz verwandelt sieht, ist desto mehr verlegen,
Da sie davon sich keine Ursach' denkt.
Doch mehr aus Zärtlichkeit, von ihrem Unvermögen
Ihn aufzuheitern als an ihrem Stolz gekränkt,
Setzt sie ihm Sanftmuth bloſs und viel Geduld entgegen.
Das Übel nimmt indeſs mit jeder Stunde zu,
Und raubet ihm und ihr bey Tag und Nacht die Ruh.

10.

Einst um die Zeit, da schon am sternevollen Himmel
In Thetis Schooſs der funkelnde Arktur

Sich senkt' — es schwieg am Bord das lärmende Getümmel,
Und kaum bewegte sich wie eine Weitzenflur
Auf der sich Zefyr wiegt, der Ocean; die Leute
Im Schiffe, allzumahl des tiefsten Schlummers Beute,
Verdünsteten den Wein, der in den Adern rann,
Und selbst am Ruder nickt der sichre Steuermann;

11.

Auch Fatme war zu ihres Fräuleins Füſsen
Entschlummert: nur von Deinem Augenlied,
O Hüon, nur von Deinem Busen flieht,
O Rezia, der Schlaf! — Die armen Seelen büſsen
Der Liebe ſüſses Gift. Wie wühlt sein heiſser Brand
In ihrem Blut! und ach! nur eine dünne Wand
Trennt sie; sie glauben fast einander zu berühren,
Und nicht ein Seufzer kann sich ungehört verlieren.

12.

Der Ritter, dem der lang' verhaltne Drang
Zur Marter wird, dem jede bittre Zähre,
Die seine Grausamkeit Amandens Aug' entzwang,
Auf seinem Herzen brennt, er seufzt so laut so bang,
Als ob's sein letzter Athem wäre.
Sie, die mit Lieb' und Scham schon eine Stunde rang,
Kann endlich länger nicht die Lind'rung sich versagen,
Zu forschen was ihn quält, und Trost ihm anzutragen.

13.

Im weiſsen Schlafgewand, dem schönsten Engel gleich,
Tritt sie in sein Gemach, mit zärtlichem Erbarmen
Im keuschen Blick, mit furchtsam offnen Armen.
Ihm ist, als öffne sich vor ihm das Himmelreich.
Sein Antlitz, kurz zuvor so welk, so todtenbleich,

Wird feuerroth; sein Puls, der kaum so träge
Und muthlos schlich, verdoppelt seine Schläge,
Und hüpfet wie ein Fisch im spiegelhellen Teich.

14.

Allein gleich wieder wirſt ihn Oberons
Wort danieder;
Und da er schon, durch ihre Güte dreist,
An seine Brust sie ziehen will, entreiſst
Er schnell sich ihrem Kuſs, sich ihrem Busen
wieder;
Will fliehn, bleibt wieder stehn, kommt rasch
auf sie zurück
In ihre Arme sich zu stürzen,
Und plötzlich starrt er weg, mit wildem rollendem Blick,
Als wünscht' er seine Qual auf einmahl abzukürzen.

15.

Sie sinkt aufs Lager hin, hoch schlägt ihr
volles Herz
Durchs weichende Gewand, und stromweis'
stürzt der Schmerz

Aus ihren schmachtenden vor Liebe schweren Augen.
Er sieht's, und länger hält die Menschheit es nicht aus:
Halb sinnlos nimmt er sie (werd' auch das ärgste draus!)
In seinen Arm, die glüh'nden Lippen saugen
Mit heiſsem Durst den Thau der Liebe auf,
Und ganz entfesselt strömt das Herz in vollem Lauf.

16.

Auch **Rezia**, von Lieb' und Wonne hingerissen,
Vergiſst zu widerstehn, und überläſst, entzückt,
Und wechselsweis' ans Herz ihn drückend und gedrückt,
Sich ahnungslos den lang' entbehrten Küssen.
Mit vollen Zügen schlürft sein nimmer satter Mund
Ein herzberauschendes wollüstiges Vergessen
Aus ihren Lippen ein; die Sehnsucht wird vermessen,
Und ach! an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund.

17.

Stracks schwärzt der Himmel sich, es löschen alle Sterne;
Die Glücklichen! sie werden's nicht gewahr.
Mit sturmbeladnem Flügel braust von ferne
Der fessellosen Winde rohe Schaar;
Sie hören's nicht. Umhüllt von finsterm Grimme
Rauscht Oberon vorbey an ihrem Angesicht;
Sie hören's nicht. Schon rollt des Donners droh'nde Stimme
Zum dritten Mahl, und ach! sie hören's nicht!

18.

Inzwischen bricht mit fürchterlichem Sausen
Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los;
Des Erdballs Axe kracht, der Wolken schwarzer Schooſs
Gieſst Feuerströme aus, das Meer beginnt zu brausen,
Die Wogen thürmen sich wie Berge schäumend auf,
Die Pinke schwankt und treibt in ungewissem Lauf,

Der Bootsmann schreyt umsonst in sturmbetäubte Ohren,
Laut heult's durchs ganze Schiff, weh uns! wir sind verloren!

19.

Der ungezähmten Winde Wuth,
Der ganze Horizont in einen Höllenrachen
Verwandelt, lauter Gluth, des Schiffes stetes Krachen,
Das wechselsweis' bald von der tiefsten Flut
Verschlungen scheint, bald, himmelan getrieben,
Auf Wogenspitzen schwebt, die unter ihm zerstieben:
Dieſs alles, stark genug, die Todten aufzuschrecken,
Muſst' endlich unser Paar aus seinem Taumel wecken.

20.

Amanda fährt entseelt aus des Geliebten Armen;
Gott! ruft sie aus, was haben wir gethan!

Der Schuldbewuſste fleht den Schutzgeist um Erbarmen,
Um Hülfe, wenigstens nur für Amanden, an:
Vergebens! Oberon ist nun der Unschuld Rächer,
Ist unerbittlich nun in seinem Strafgericht;
Verschwunden sind das Hifthorn und der Becher,
Die Pfänder seiner Huld; er hört und rettet nicht.

21.

Der Hauptmann ruft indeſs das ganze Volk zusammen,
Und spricht: Ihr seht die allgemeine Noth;
Mit jedem Pulsschlag wird von Wasser, Wind und Flammen
Dem guten Schiff der Untergang gedroht.
Nie sah ich solchen Sturm! Der Himmel scheint zum Tod,
Vielleicht um Eines Schuld, uns alle zu verdammen;
Um Eines Frevlers Schuld, zum Untergang verflucht,
Den unter uns der Blitz des Rächers sucht.

22.

So laſst uns denn durchs Loos den Himmel fragen
Was für ein Opfer er verlangt!
Ist Einer unter euch dem vor der Wage bangt?
Wo jeder sterben muſs hat keiner was zu wagen!
Er sprach's, und jedermann stimmt in den Vorschlag ein.
Der Priester bringt den Kelch; man wirft die Loose drein;
Rings um ihn her liegt alles auf den Knieen;
Er murmelt ein Gebet, und heiſst nun jeden ziehen.

23.

Geheimer Ahnung voll, doch mit entschloſsnem Muth,
Naht Hüon sich, den zärtlichsten der Blicke
Auf Rezia gesenkt, die, bang und ohne Blut,
Gleich einem Gypsbild steht. Er zieht, und — o Geschicke!
O Oberon! — er zieht mit frost'ger bebender Hand

Das Todesloos. Verstummend schaut die Menge
Auf ihn; er liest, erblaſst, und ohne Widerstand
Ergiebt er sich in seines Schicksals Strenge.

24.

Dein Werk ist dieſs, ruft er zu Oberon empor;
Ich fühl', obwohl ich dich nicht sehe,
Erzürnter Geist, ich fühle deine Nähe!
Weh mir! du warntest mich, du sagtest mir's zuvor,
Gerecht ist dein Gericht! Ich bitte nicht um Gnade,
Als für Amanden nur! Ach! Sie ist ohne Schuld!
Vergieb ihr! Mich allein belade
Mit deinem ganzen Zorn, ich trag' ihn mit Geduld!

25.

Ihr, die mein Tod erhält, schenkt eine fromme Zähre
Dem Jüngling, den der Sterne Miſsgunst trifft!
Nicht schuldlos sterb' ich zwar, doch lebt' ich stets mit Ehre;

Ein Augenblick, wo ich, berauscht von süſsem Gift,
Des Worts vergaſs, das ich zu rasch geschworen,
Der Warnung, die zu spät in meinen bangen Ohren
Itzt wiederhallt — das allgemeine Loos
Der Menschheit, schwach zu seyn — ist mein Verbrechen bloſs!

26.

Schwer büſs' ich's nun, doch klaglos! denn, gereuen
Des liebenswürdigen Verbrechens soll mich's nicht!
Ist Lieben Schuld, so mag der Himmel mir verzeihen!
Mein sterbend Herz erkennt nun keine andre Pflicht.
Was kann ich sonst als Liebe dir erstatten,
O du, die mir aus Liebe alles gab?
Nein! diese heil'ge Gluth erstickt kein Wellengrab!
Unsterblich lebt sie fort in deines Hüons Schatten.

27.

Hier wird das Herz ihm groſs; er hält die blasse Hand
Vors Aug', und schweigt. Und wer im Kreise stand,
Verstummt; kein Herz so roh, das nicht bey seinem Falle
Auf einen Augenblick von Mitleid überwalle.
Es war ein Blitz, der im Entstehn verschwand.
Sein Tod ist Sicherheit, ist Leben für sie alle;
Und da der Himmel selbst zum Opfer ihn ersehn,
Wer dürfte, sagen sie, dem Himmel widerstehn?

28.

Der Sturm, der seit dem ersten Augenblicke
Da Hüon sich das Todesurtheil sprach,
Besänftigt schien, kam itzt mit neuem Grimm zurücke.
Zersplittert ward der Mast, das Steuer brach.
Laſst, schreyt das ganze Schiff, laſst den Verbrecher sterben!
Der Hauptmann nähert sich dem Ritter: Junger Mann,

Spricht er, du siehst daſs dich Verzug nicht
retten kann,
Stirb, weil es seyn muſs, frey, und rett' uns
vom Verderben!

29.

Und mit entschloſsnem Schritt naht sich der
Paladin
Dem Bord des Schiffs. Auf einmahl stürzt die
Schöne,
Die eine Weile her lebloser Marmor schien,
Gleich einer Rasenden durch alles Volk auf ihn:
Es weht im Sturm ihr Haar wie eines Löwen
Mähne;
Mit hoch geschwellter Brust und Augen ohne
Thräne
Schlingt sie den starken Arm in liebevoller Wuth
Um Hüon her, und reiſst ihn mit sich in die
Flut.

30.

Verzweifelnd will, ihr nach, die treue
Fatme springen.
Man hält sie mit Gewalt. Sie sieht die holden
Zwey,

So fest umarmt, wie Reben sich umschlingen,
Schnell fortgewälzt nur schwach noch mit den Wogen ringen;
Und da sie nichts mehr sieht, erfüllt ihr Angstgeschrey
Das ganze Schiff. Wer kann ihr wiederbringen
Was sie verliert? Mit ihrer Königin
Ist alles was sie liebt und hofft auf ewig hin.

31.

Indessen hatte kaum die aufgebrachten Wogen
Des Ritters Haupt berührt, so legt, o Wunder! sich
Des Ungewitters Grimm; der Donner schweigt; entflogen
Ist der Orkane Schaar; das Meer, so fürchterlich
Kaum aufgebirgt, sinkt wieder bis zur Glätte
Des hellsten Teichs, wallt wie ein Lilienbette:
Das Schiff setzt seinen Weg mit Rudern munter fort,
Und, nur zwey Tage noch, so ruht's im sichern Port.

52.

Wie aber wird es dir, du holdes Paar, ergehen,
Das, ohne Hoffnung, nun im offnen Meere treibt?
Erschöpft ist ihre Kraft; Besinnen, Hören, Sehen
Verschwunden — das Gefühl von ihrer Liebe bleibt.
So fest umarmt, als wären sie zusammen
Gewachsen, keines mehr sich seiner selbst bewuſst,
Doch immer noch im andern athmend, schwammen
Sie, Mund auf Mund, dahin, und Brust an Brust.

53.

Und kannst du, Oberon, sie unbeklagt erbleichen,
Du, einst ihr Freund, ihr Schutz, kannst sie verderben sehn?
Du siehst sie, weinst um sie, — und läſst dich nicht erweichen?

Er wendet sich und flieht — es ist um sie geschehn!
Doch, sorget nicht! Der Ring läſst sie nicht untergehn,
Sie werden unverletzt den nahen Strand erreichen;
Sie schützt der magische geheimniſsvolle Ring,
Den Rezia aus Hüons Hand empfing.

34.

Wer diesen Ring besitzt, das allgewaltige Siegel
Des groſsen Salomon, dem löscht kein Element
Das Lebenslicht; er geht durch Flammen ungebrennt;
Schlieſst ihn ein Kerker ein, so springen Schloſs und Riegel
So bald er sie berührt; und will er von Trident
Im Nu zu Memfis seyn, so leiht der Ring ihm Flügel:
Nichts ist was der, der diesen Talisman
Am Finger hat, durch ihn nicht wirken kann.

35.

Er kann den Mond von seiner Stelle rücken;
Auf offnem Markt, im hellsten Sonnenschein,
Hüllt ihn, so bald er will, auch selbst vor Geisterblicken,
Ein unsichtbarer Nebel ein.
Soll jemand vor ihm stehn, er darf den Ring nur drücken,
Es sey, den er erscheinen heiſst,
Ein Mensch, ein Thier, ein Schatten oder Geist,
So steht er da, und muſs sich seinem Winke bücken.

36.

In Erd' und Luft, in Wasser und in Feuer,
Sind ihm die Geister unterthan;
Sein Anblick schreckt und zähmt die wildsten Ungeheuer,
Und selbst der Antichrist muſs zitternd ihm sich nahn.
Auch kann durch keine Macht im Himmel noch auf Erden
Dem, der ihn nicht geraubt, der Ring entrissen werden:

Die Allgewalt, die in ihm iſt, beschützt
Sich selbst und jede Hand, die ihn mit Recht besitzt.

37.

Dieſs ist der Ring, der dich, Amanda, rettet,
Dich, und den Mann, der, durch der Liebe Band
Und deiner Arme Kraft an deine Brust gekettet,
Unwissend wie, an eines Eilands Strand
Dich und sich selbst, o Wunder! wiederfand.
Zwar hat euch hier der Zufall hart gebettet;
Die ganze Insel scheint vulkanischer Ruin,
Und nirgends ruht das Aug' auf Laub und frischem Grün.

38.

Doch, dieſs ist's nicht, was in den taumelnden Minuten
Der ersten Trunkenheit die Wonnevollen rührt.
So unverhofft, so wunderbar den Fluten
Entronnen, unversehrt an trocknes Land geführt,
Gerettet, frey, allein, sich Arm in Arm zu finden,
Dieſs übermäſsig groſse Glück

Macht alles um sie her aus ihren Augen schwinden:
Doch ruft ihr Zustand bald sie zum Gefühl zurück.

39.

Durchnäſst bis auf die Haut, wie konnten sie vermeiden
Sich ungesäumt am Strande zu entkleiden?
Hoch stand die Sonn' und einsam war der Strand.
Allein, indeſs ihr triefendes Gewand
An Felsen hängt, wohin dem Sonnenstrahl entfliehen,
Der deine Lilienhaut, Amanda, dörrt und sticht?
Der Sand brennt ihren Fuſs, die schroffen Steine glühen,
Und ach! kein Baum, kein Busch, der ihr ein Obdach flicht!

40.

Zuletzt entdeckt des Jünglings bangen Augen
Sich eine Felsenkluft. Er faſst Amanden auf
Und fliegt mit ihr dahin, trägt eilends Schilf zu Hauf

Und altes Moos (der Noth muſs alles taugen)
Zur Lagerstatt, und wirft dann neben ihr sich hin.
Sie sehn sich seufzend an, und saugen
Eins aus des Andern Augen Trost, für jede Noth
Die gegenwärtig drückt und in der Zukunft droht.

41.

O Liebe, süſses Labsal aller Leiden
Der Sterblichen, du wonnevoller Rausch
Vermählter Seelen! welche Freuden
Sind deinen gleich? — Wie schrecklich war der Tausch,
Wie rasch der Übergang im Schicksal dieser beiden!
Einst Günstlinge des Glücks, von einem Fürstenthron
Geschleudert, bringen sie das Leben kaum davon,
Das nackte Leben kaum, und sind noch zu beneiden!

42.

Der schimmerreichste Sahl, mit Königspracht geschmückt,
Hat nicht den Reitz von dieser wilden Grotte
Für Rezia — und Er, an ihre Brust gedrückt,
Fühlt sich unsterblich, wird zum Gotte
In ihrem Arm. Das halb verfaulte Moos,
Worauf sie ruhn, däucht sie das reichste Bette,
Und duftet lieblicher, als wenn Schasmin und Ros'
Und Lilienduft es eingebalsamt hätte.

43.

O daſs er enden muſs, so gern das Herz ihn nährt,
Der süſse Wahn! Zwar unbemerkt sind ihnen
Zwey Stunden schon entschlüpft: doch, die Natur begehrt
Nun andre Kost. Wer wird sie hier bedienen?
Unwirthbar, unbewohnt ist dieser dürre Strand,
Nichts das den Hunger täuscht, wird um und um gefunden;
Und ach! ergrimmt zog Oberon die Hand
Von ihnen ab — der Becher ist verschwunden!

44.

Mit unermüdetem Fuſs besteigt der junge Mann
Die Klippen rings umher, und schaut so weit er kann:
Ein schreckliches Gemisch von Felsen und von Klüften
Begegnet seinem Blick, wohin er thränend blinkt.
Da lockt kein saftig Grün aus blumenvollen Triften,
Da ist kein Baum, der ihn mit goldnen Früchten winkt!
Kaum daſs noch Heidekraut und dünne Brombeerhecken
Und Disteln hier und da den kahlen Grund verstecken.

45.

So soll ich, ruft er aus, und beiſst vor wilder Pein
Sich in die Lippen, ach! so soll ich denn mit leeren
Trostlosen Händen wiederkehren,
Zu ihr, für die mein Leben noch allein

Erhaltenswürdig war? Ich, ihre einzige Stütze,
Ich, der mit jedem Herzensschlag
Ihr angehört, bin nur um einen einzigen Tag
Ihr Leben noch zu fristen ihr nicht nütze!

46.

Verschmachten soll ich dich vor meinen Augen sehn,
Du Wunder der Natur, so liebevoll, so schön!
Verschmachten! Dich, die bloſs um meinetwillen
So elend ist! für mich so viel verlieſs!
Dir, der dein Stern das schönste Loos verhieſs,
Eh' dich des Himmels Zorn in meine Arme stieſs,
Dir bleibt (hier fing er an vor Wuth und Angst zu brüllen)
Bleibt nicht so viel — den Hunger nur zu stillen!

47.

Laut schrie er auf in unnennbarem Schmerz;
Dann sank er hin, und lag in fürchterlicher Stille.
Doch endlich fällt ein Strahl von Glauben in sein Herz:

Er rafft sich aus des Trübsinns schwarzer Hülle,
Spricht Muth sich ein, und fängt mit neuem Eifer an
Zu suchen. Lang' umsonst! Schon schmilzt im Ocean
Der Sonnenrand zu Gold — auf einmahl, o Entzücken!
Entdeckt die schönste Frucht sich seinen gier'gen Blicken.

48.

Halb unter Laub versteckt, halb glühend angestrahlt,
Sah er an breit belaubten Ranken,
Melonen gleich, sie auf die Erde wanken,
Einladend von Geruch, und wunderschön bemahlt.
Wie hält er reichlich sich für alle Müh bezahlt!
Er eilt hinzu, und bricht sie; glänzend danken
Zum Himmel seine Augen auf,
Und Freudetrunkenheit beflügelt seinen Lauf.

49.

Amanden, die drey tödtlich lange Stunden
An diesem öden Strand, wo alles Furcht erweckt,

Wo jeder Laut bedroht, und selbst die Stille
schreckt,
Sich ohne den, der nun ihr Alles ist, befunden,
Ihr war ein Theil der langen Zeit verschwunden,
Zum Lager, wie es hier die Noth der Liebe
deckt,
Mit ungewohntem Arm vom Ufer ganze Lagen
Von Meergras, Schilf und Moos der Höhle
zuzutragen.

50.

Matt wie sie war, erschöpfte diese Müh
Noch ihre letzte Kraft; es brachen ihr die
Knie;
Sie sinkt am Ufer hin, und lechzt mit dürrem
Gaumen.
Vom Hunger angenagt, von heiſsem Durst
gequält,
An diesem wilden Ort, wo ihr's an allem fehlt,
Wie angstvoll ist ihr Loos! Wo mag ihr Hüon
säumen?
Wen ihn ein Unfall traf? vielleicht ein
reiſsend Thier?
Es nur zu denken, raubt den Rest von
Leben ihr!

51.

Die schrecklichsten der Möglichkeiten
Mahlt ihr die Fantasie mit warmen Farben vor.
Umsonst bemüht sie sich mit ihrer Furcht zu streiten,
Ein Wellenschlag erschreckt ihr unglückahnend Ohr.
Zuletzt, so schwach sie ist, keicht sie mit Müh empor
Auf eines Felsen Stirn, und schaut nach allen Seiten,
Und mit dem letzten Sonnenblick
Entdeckt sie ihn — Er ist's! er kommt zurück!

52.

Auch er sieht sie die Arme nach ihm breiten,
Und zeigt ihr schon von fern die schöne goldne Frucht.
Von keiner schönern ward, in jenen Kindheitszeiten
Der Welt, das erste Weib im Paradies versucht.
Er hält, wie im Triumf, sie in den letzten Strahlen

Der Sonn' empor, die ihre glatte Haut
Mit flammengleichem Roth bemahlen,
Indeſs Amanda kaum den frohen Augen traut.

53.

So läſst sich unsrer Noth der Himmel doch erbarmen!
Ruft sie, und eine groſse Thräne blinkt
In ihrem Aug'; und eh' die Thräne sinkt
Ist Hüon schon in ihren offnen Armen.
Ihr schwacher Ton, und daſs sie halb entseelt
An seinen Busen schwankt, heiſst ihren Retter eilen.
Sie lagern sich; und, weil ein ander Werkzeug fehlt,
Braucht er sein Schwert die schöne Frucht zu theilen.

54.

Hier zittert mir der Griffel aus der Hand!
Kannst du, zu strenger Geist, in solchem Jammerstand
Noch spotten ihrer Noth, noch ihre Hoffnung trügen?
Faul, durch und durch, und gallenbitter war

Die schöne Frucht! — Und bleich, wie in den letzten Zügen
Ein Sterbender erbleicht, sieht das getäuschte Paar
Sich trostlos an, die starren Augen offen,
Als hätt' aus heitrer Luft ein Donner sie getroffen.

55.

Ein Strom von bittern Thränen stürzt mit Wuth
Aus Hüon's Aug': von jenen furchtbarn Thränen,
Die aus dem halb gestockten Blut
Verzweiflung preſst, mit Augen voller Gluth,
Und gichtrisch zuckendem Mund und grimmvoll klappernden Zähnen.
Amanda, sanft und still, doch mit gebrochnem Muth,
Die Augen ausgelöscht, die Wangen welk, zu Scherben
Die Lippen ausgedörrt — Laſs, spricht sie, laſs mich sterben!

56.

Auch Sterben ist an deinem Herzen süſs;
Und Dank dem Rächer, der in seinem Grimme,

So streng er ist, doch diesen Trost mir lieſs!
Sie sagt's mit schwacher halb erstickter Stimme,
Und sinkt an seine Brust. So sinkt im Sturm zerknickt
Der Lilie welkend Haupt. Von Lieb' und Angst verrückt
Springt Hüon auf, und schlieſst die theure Seele
In seinen Arm, und trägt sie nach der Höhle.

57.

Ach! Einen Tropfen Wassers nur,
Gerechter Gott! schreyt er, halb ungeduldig,
Halb flehend, auf — Ich, ich allein, bin schuldig!
Mich treff' allein dein Zorn! mir werde die Natur
Ringsum zum Grab, zum offnen Höllenrachen!
Nur schone Sie! O leit' auf einer Quelle Spur
Den dunkeln Fuſs! Ein wenig Wassers nur
Ihr Leben wieder anzufachen!

58.

Er geht auſs neu zu suchen aus, und schwört,
Sich eher selbst, von Durst und Hunger aufgezehrt,

In dieſen Felſen zu begraben,
Eh' er mit leerer Hand zur Höhle wiederkehrt.
Er, ruft er weinend, der die jungen Raben
Die zu ihm ſchrey'n erbarmend hört,
Er kann ſein ſchönſtes Werk nicht haſſen,
Er wird gewiſs, gewiſs, dich nicht verſchmach-
ten laſſen!

59.

Kaum ſprach er's aus, ſo kommt's ihm vor
Als hör' er wie das Rieſeln einer Quelle
Nicht fern von ihm. Er lauſcht mit ſcharfem
Ohr;
Es rieſelt fort — Entzückt dankt er empor,
Und ſucht umher; und, bey der ſchwachen Helle
Der Dämmerung, entdeckt er bald die Stelle.
In eine Muſchel faſst er auf den ſüſsen Thau,
Und eilt zurück, und labt die faſt verlechzte
Frau.

60.

Gemächlicher des Labſals zu genieſsen,
Trägt er ſie ſelbſt zur nahen Quelle hin.
Es war nur Waſſer — doch dem halb erſtorb-
nen Sinn

Scheint Lebensgeist den Gaum hinab zu flieſsen,
Däucht jeder Zug herzstärkender als Wein
Und süſs wie Milch und sanft wie Ohl zu seyn;
Es hat die Kraft zu speisen und zu tränken,
Und alles Leiden in Vergessenheit zu senken.

61.

Erquickt, gestärkt, und neuen Glaubens voll
Erstatten sie dem, der zum zweyten Mahle
Sie nun dem Tod entriſs, des Dankes frohen Zoll;
Umarmen sich, und, nach der letzten Schale,
Strickt unvermerkt, am Quell auf kühlem Moos,
Der süſse Tröster alles Kummers
Das Band der müden Glieder los,
Und lieblich ruhn sie aus im weichen Arm des Schlummers.

62.

Kaum spielt die Morgendämmerung
Um Hüons Stirn, so steht er auf, und eilet
Auf neues Forschen aus; wagt manchen kühnen Sprung

Wo den zerriſsnen Fels ein jäher Absturz theilet;
Spürt jeden Winkel durch, stets sorgsam daſs er ja
Den Rückweg zu Amanden nicht verliere,
Und kummervoll, da er für Menschen und für Thiere
Das Eiland überall ganz unbewohnbar sah.

63.

Ihn führt zuletzt südostwärts von der Höhle
Ein krummer Pfad in eine kleine Bucht;
Und im Gebüsch, das eine Felsenkehle
Umkränzt, entdeckt sich ihm, beschwert mit reifer Frucht,
Ein Dattelbaum. So leicht, wie, auf der Flucht
Zum Himmel, eine arme Seele
Die aus des Fegfeu'rs Pein und strenger Gluth entrann,
Klimmt er den Baum hinauf als stieg' er himmelan;

64.

Und bricht der süſsen Frucht so viel in seine Taschen
Sich fassen lieſs, springt dann herab und fliegt,

Als gält's ein Reh in vollem Lauf zu haschen,
Das holde Weib, das stets in seinem Sinne liegt,
So wie sie munter wird, damit zu überraschen.
Noch lag sie, als er kam, schön in sich selbst geschmiegt,
In sanftem Schlaf; ihr glühn wie Rosen ihre Wangen,
Und kaum hält ihr Gewand *den* Busen halb gefangen.

65.

Entzückt in *süſses* Schau'n, den reinsten Liebsgenuſs,
Steht **Hüon** da, als wie der Genius
Der schönen Schläferin; betrachtet,
Auf sie herab gebückt, mit liebevollem Geitz
Das engelgleiche Bild, den immer neuen Reitz;
Dieſs ist, die, ihm zu Lieb', ein Glück für nichts geachtet,
Dem, wer's erreichen mag, sonst alles, unbedingt,
Was theu'r und heilig ist zum frohen Opfer bringt!

66.

„Um einen Thron hat Liebe dich betrogen!
Und, ach! wofür? — Du, auf dem weichen Schooſs
Der Asiat'schen Pracht wollüstig auferzogen,
Liegst nun auf hartem Fels, der weite Himmelsbogen
Dein Baldachin, dein Bett ein wenig Moos;
Vor Wittrung unbeschützt und jedem Zufall bloſs,
Noch glücklich, hier, wo Disteln kaum bekleiben,
Mit etwas wilder Frucht den Hunger zu betäuben!

67.

„Und Ich — der, in des Schicksals strenger Acht,
Mit meinem Unglück, was mir nähert, anzustecken
Verurtheilt bin — anstatt vor Unfall dich zu decken,
Ich habe dich in diese Noth gebracht!
So lohn' ich dir was du für mich gegeben,
Für mich gewagt? Ich Unglücksel'ger, nun

Dein Alles in der Welt, was kann ich für dich thun,
Dem selbst nichts übrig blieb als dieses nackte Leben?“

68.

Dieſs quälende Gefühl wird unfreywillig laut,
Und weckt aus ihrem Schlaf die anmuthsvolle Braut.
Das erste, was sie sieht, ist Hüon, der, mit Blicken
In denen Freud' und Liebestrunkenheit
Den tiefern Gram nur halb erdrücken,
In ihren Schooſs des Palmbaums Früchte streut.
Die magre Kost und eine Muschelschale
Voll Wassers macht die Noth zu einem Göttermahle.

69.

Zum Göttermahl! Denn ruhet nicht ihr Haupt
An Hüons Brust? Hat Er sie nicht gebrochen,
Die süſse Frucht? nicht Er des Schlummers sich beraubt,

Und ihr zu Lieb' so manche Kluft durchkrochen?
So rechnet ihm die Liebe alles an,
Und schätzt nur das gering, was sie für ihn gethan.
Die Wolken zu zerstreun, die seine Stirn umdunkeln,
Läſst sie ihr schönes Aug' ihm lauter Freude funkeln.

70.

Er fühlt den Überschwang von Lieb' und Edelmuth
In ihrem zärtlichen Betragen;
Und mit bethräntem Aug' und Wangen ganz in Gluth
Sinkt er an ihren Arm. O sollt' ich nicht verzagen,
Ruft er, mich selbst nicht hassen, nicht
Verwünschen jeden Stern, der auf die Nacht geschimmert
Die mir das Leben gab, verwünschen jenes Licht
Als ich im Mutterarm zum ersten Mahl gewimmert?

71.

Dich, bestes Weib, durch mich, durch mein Vergehn,
Von jedem Glück herab gestürzt zu sehn,
Von jedem Glück, das dir zu Bagdad lachte,
Von jedem Glück, das ich dich hoffen machte
In meinem väterlichen Land!
Erniedrigt — dich! — zu diesem dürftigen Stand!
Und doch zu sehn, wie du dieſs alles ohne Klagen
Erträgst — Es ist zu viel! Ich kann es nicht ertragen!

72.

Ihn sieht mit einem Blick, worin der Himmel sich
Ihm öffnet, voll von dem, was kaum ihr Busen fasset,
Amanda an: Laſs, spricht sie, Hüon, mich
Aus dem geliebten Mund was meine Seele hasset
Nie wieder hören! Klage dich
Nicht selber an, nicht den, der was uns drücket
Uns nur zur Prüfung, nicht zur Strafe zugeschicket;
Er prüft nur die er liebt, und liebet väterlich.

73.

Was uns seit jenem Traum, der Wiege unsrer Liebe,
Begegnet ist, ist's nicht Beweis hiervon?
Nenn, wie du willst, den Stifter unsrer Triebe,
Vorsehung, Schicksal, Oberon,
Genug, ein Wunder hat dich mir, mich dir gegeben!
Ein Wunder unser Bund, ein Wunder unser Leben!
Wer führt' aus Bagdad unversehrt
Uns aus? Wer hat der Flut, die uns verschlang, gewehrt?

74.

Und als wir, sterbend schon, so unverhofft den Wogen
Entrannen, sprich, wer anders als die Macht
Die uns beschützt, hat uns bisher bedacht?
Aus ihrer Brust hab' ich's gesogen,
Das Wasser, das in dieser bangen Nacht
Mein kaum noch glimmend Licht von neuem angefacht!

Gewiſs auch dieses Mahl, das unser Leben
fristet,
Hat eine heimliche wohlthät'ge Hand ge-
rüstet!

75.

Wofür, wenn unser Untergehn
Beschlossen ist, wofür wär' alles dieſs ge-
schehn?
Mir sagt's mein Herz, ich glaub's, und fühle
was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läſst uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Anker-
grund verliert,
So laſs uns fest an diesem Glauben halten;
Ein einz'ger Augenblick kann alles umge-
stalten!

76.

Doch, laſs das ärgste seyn! Sie ziehe ganz
sich ab,
Die Wunderhand, die uns bisher umgab;
Laſs seyn, daſs Jahr um Jahr sich ohne Hülf'
erneue,

Und deine liebende getreue
Amande finde hier auf diesem Strand ihr Grab;
Fern sey es, das mich je, was ich gethan, gereue!
Und läge noch die freye Wahl vor mir,
Mit frohem Muth ins Elend folgt' ich dir!

77.

Mir kostet's nichts von allem mich zu scheiden
Was ich besaſs; mein Herz und deine Lieb' ersetzt
Mir alles; und, so tief das Glück herab mich setzt,
Bleibst Du mir nur, so werd' ich keine neiden
Die sich durch Gold und Purpur glücklich schätzt.
Nur, daſs Du leidest, ist Amandens wahres Leiden!
Ein trüber Blick, ein Ach, das dir entfährt,
Ist was mir tausendfach die eigne Noth erschwert.

78.

Sprich nicht von dem was ich für dich gegeben,
Für dich gethan! Ich that was mir mein Herz gebot,
That's für mich selbst, der zehenfacher Tod
Nicht bittrer ist als ohne dich zu leben.
Was unser Schicksal ist, hilft deine Liebe mir,
Hilft meine Liebe dir ertragen;
So schwer es sey, so unerträglich — hier
Ist meine Hand! — ich will's mit Freuden tragen.

79.

Mit jedem Auf- und Niedergehn
Der Sonne soll mein Fleiſs sich mit dem deinen gatten;
Mein Arm ist stark; er soll, dir beyzustehn
In jeder Arbeit, nie ermatten!
Die Liebe, die ihn regt, wird seine Kraft erhöhn,
Wird den geringsten Dienst mit Munterkeit erstatten.

So lang' ich dir zum Trost, zum Glück genugsam bin,
Tauscht' ich mein schönes Loos mit keiner Königin.

80.

So sprach das beste Weib, und drückt mit keuschen Lippen
Das Siegel ihres Worts auf den geliebten Mund;
Und mit dem Kuſs verwandeln sich die Klippen
Um Hüon her; der rauhe Felsengrund
Steht wieder zum Elysium umgebildet,
Verweht ist jede Spur der nackten Dürftigkeit;
Das Ufer scheint mit Perlen überstreut,
Ein Marmorsahl die Gruft, der Felsen übergüldet.

81.

Von neuem Muth fühlt er sein Herz geschwellt.
Ein Weib wie dieſs ist mehr als eine Welt.
Mit hoher himmelathmender Wonne
Drückt er dieſs volle Herz an ihre offne Brust,
Ruft Erd' und Meer, und dich, allsehende Sonne,

Zu Zeugen seines Schwurs: „Ich schwör's auf diese Brust,
Den heiligen Altar der Unschuld und der Treue,
Vertilgt mich, ruft er aus, wenn ich mein Herz entweihe!

82.

„Wenn je dieſs Herz, worin dein Nahme brennt,
Der Tugend untreu wird, und deinen Werth verkennt,
Dich je, so lang' dieſs Prüfungsfeuer währet,
Durch Kleinmuth quält, durch Zagheit sich entehret,
Je lässig wird, geliebtes Weib, für dich
Das äuſserste zu leiden und zu wagen:
Dann, Sonne, waffne dich mit Blitzen gegen mich,
Und möge Meer und Land die Zuflucht mir versagen!"

83.

Er sprach's, und ihn belohnt mit einem neuen Kuſs,
Das engelgleiche Weib. Sie freu'n sich ihrer Liebe,

Und stärken wechselsweis' einander im Entschluſs,
So hart des Schicksals Herr auch ihre Tugend übe,
Mit festem Muth und eiserner Geduld
Auf beſsre Tage sich zu sparen,
Und blindlings zu vertraun der allgewaltigen Huld,
Von der sie schon so oft den stillen Schutz erfahren.

84.

Von beiden wurde noch desselben Tags die Bucht,
Die ihren Palmbaum trug, mit groſsem Fleiſs durchsucht,
Und fünf bis sechs von gleicher Art gefunden,
Die hier und da voll goldner Trauben stunden.
Das frohe Paar, hierin den Kindern gleich,
Dünkt mit dem kleinen Schatz sich unermeſslich reich;
Bey ſüſsem Scherz und fröhlichem Durchwandern
Des Palmenthals verfliegt ein Abend nach dem andern.

85.

Allein der Vorrath schwand; ein Jahr, ein Jahr mit Bley
An Füſsen, braucht's ihn wieder zu ersetzen,
Und, ach! mit jedem Tag wird ihr Bedürfniſs neu.
Arm kann die Liebe sich bey Wenig glücklich schätzen,
Bedarf nichts auſser sich, als was Natur bedarf
Den Lebensfaden fortzuspinnen;
Doch, fehlt auch dieſs, dann nagt der Mangel doppelt scharf,
Und die allmächtige Bezaubrung muſs zerrinnen.

86.

Mit Wurzeln, die allein der Hunger eſsbar macht,
Sind sie oft manchen Tag genöthigt sich zu nähren.
Oft, wenn, vom Suchen matt, der junge Mann bey Nacht
Zur Höhle wiederkehrt, ist eine Hand voll Beeren,
Ein Mewen-Ey, geraubt im steilen Nest,

Ein halb verzehrter Fisch, vom gier'gen Wasserraben
Erbeutet, alles, was das Glück ihn finden läſst,
Sie, die sein Elend theilt, im Drang der Noth zu laben.

87.

Doch dieser Mangel ist's nicht einzig der sie kränkt.
Es fehlt bey Tag und Nacht an tausend kleinen Dingen,
An deren Werth man im Besitz nicht denkt,
Wiewohl wir, ohne sie, mit tausend Nöthen ringen.
Und dann, so leicht bekleidet wie sie sind,
Wo sollen sie vor Regen, Sturm und Wind,
Vor jedem Ungemach des Wetters sicher bleiben,
Und wie des Winters Frost fünf Monden von sich treiben?

88.

Schon ist der Bäume Schmuck der spätern Jahrszeit Raub,
Schon klappert zwischen dürrem Laub

Der rauhe Wind, und graue Nebel hüllen
Der Sonne kraftberaubtes Licht,
Vermischen Luft und Meer, und ungestümer brüllen
Die Wellen am Gestad, das kaum ihr Wüthen bricht;
Oft, wenn sie grimmbeschäumt den harten Fesseln zürnen,
Spritzt der zerstäubte Strom bis an der Felsen Stirnen.

89.

Die Noth treibt unser Paar aus ihrer stillen Bucht
Nun höher ins Gebirg. Doch, wo sie hin sich wenden,
Umringet sie von allen Enden
Des dürren Hungers Bild, und sperret ihre Flucht.
Ein Umstand kommt dazu, der sie mit süſsen Schmerzen
Und banger Lust in diesem Jammerstand
Bald ängstigt, bald entzückt — Amanda trägt das Pfand
Von Hüons Liebe schon drey Monden unterm Herzen.

90.

Oft, wenn sie vor ihm steht, drückt sie des Gatten Hand
Stillschweigend an die Brust, und lächelnd hält sie Thränen
Zurück im ernsten Aug'. Ein neues zartres Band
Webt zwischen ihnen sich. Sie fühlt ein stilles Sehnen
Voll neuer Ahnungen den Mutterbusen dehnen;
Was innigers als was sie jé empfand,
Ein dunkles Vorgefühl der mütterlichen Triebe,
Durchglüht, durchschaudert sie, und heiligt ihre Liebe.

91.

Dieſs süſse Liebespfand ist ihr ein Pfand zugleich,
Sie werde nicht von Dem verlassen werden,
Der was er schafft in seinem groſsen Reich
Als Vater liebt. Gern trägt sie die Beschwerden
Des ungewohnten Stands, verbirgt behutsam sie
Vor Hüons Blick, und zeigt ihm ihren Kummer nie,

Läſst lauter Hoffnung ihn im heitern Auge schauen,
Und nährt in seiner Brust das schmachtende Vertrauen.

92.

Zwar er vergaſs des hohen Schwures nicht,
Den er dem Himmel und Amanden zugeschworen:
Doch desto tiefer liegt das drückende Gewicht;
Denn Sorgen ist nun doppelt seine Pflicht.
Bedarf es mehr sein Herz mit Dolchen zu durchbohren,
Als dieses rührende Gesicht?
Zeigt die gehoffte Hülf' in kurzer Zeit sich nicht,
So ist sein Weib, sein Kind, zugleich mit ihm verloren.

93.

Schon viele Wochen lang verstrich
Kein Tag, an dem er nicht wohl zwanzigmahl den Rücken
Der Felsenkluft bestieg, ins Meer hinaus zu blicken,

Sein letzter Trost! Allein vergebens stumpft' er sich
Die Augen ab, im Schooß der grenzenlosen Höhen
Mit angestrengtem Blick ein Fahrzeug zu erspähen;
Die Sonne kam, die Sonne wich,
Leer war das Meer, kein Fahrzeug ließ sich sehen.

94.

Itzt blieb ein einzigs noch. Es schien unmöglich zwar,
Doch, was ist dem der um sein Alles kämpfet
Unmöglich? Würde jedes Haar
Auf seinem Kopf ein Tod, sein Muth blieb' ungedämpfet.
Von diesem Fels, worauf ihn Oberon verbannt,
War eine Seite noch ihm gänzlich unbekannt;
Ein fürchterlich Gemisch von Klippen und Ruinen
Beschützte sie, die unersteiglich schienen.

95.

Itzt, da die Noth ihm an die Seele dringt,
Itzt scheinen sie ihm leicht erstiegne Hügel;

Und wären's Alpen auch, so hat die Liebe Flügel.
Vielleicht, daſs ihm das Wagestück gelingt,
Daſs sein hartnäck'ger Muth durch alle diese wilde
Verschanzung der Natur sich einen Weg erzwingt,
Der ihn in fruchtbare Gefilde,
Vielleicht zu freundlichen mitleid'gen Wesen bringt.

96.

Amanden eine Last von Sorgen zu ersparen,
Verbirgt er ihr das ärgste der Gefahren,
In die er sich, zu ihrer beider Heil,
Begeben will. Sie selbst trägt ihren Theil
Von Leiden still. Sie sprachen nichts beym Scheiden,
Als, lebe wohl! so voll gepreſst war beiden
Das Herz; doch zeigt sein Aug' ihr eine Zuversicht,
Die wie ein Sonnenstrahl durch ihren Kummer bricht.

97.

Da steht er nun am Fuſs der aufgebirgten Zacken!
Sie liegen vor ihm da wie Trümmern einer Welt:
Ein Chaos ausgebrannter Schlacken,
In die ein Feuerberg zuletzt zusammen fällt,
Mit Felsen untermischt, die, tausendfach gebrochen,
In wilder ungeheurer Pracht,
Bald tief bis ins Gebiet der alten finstern Nacht
Herunter dräun, bald in die Wolken pochen.

98.

Hier bahnet nur Verzweiflung einen Weg!
Oft muſs er Felsen an sich mit den Händen winden,
Oft, zwischen schwindlig tiefen Schlünden,
Macht er, den Gemsen gleich, die Klippen sich zum Steg;
Bald auf dem schmalsten Pfad verrammeln Felsenstücke
Ihm Weg und Licht, er muſs, so müd' er ist, zurücke,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1301/027

Bald wehrt allein ein Strauch, den mit zerriſsner Hand
Er fallend noch ergreift, den Sturz von einer Wand.

99.

Wenn seine Kraft ihn schier verlassen will,
Ruft die entflohnen Lebensgeister
Amandens Bild zurück. Schwer athmend steht er still,
Und denkt an Sie, und fühlt sich neuer Kräfte Meister.
Es bleibt nicht unbelohnt, dieſs echte Heldenherz!
Allmählich ebnet sich der Pfad vor seinen Tritten,
Und gegen das, was er bereits erstritten,
Ist, was zu kämpfen ihm noch übrig ist, nur Scherz.

Varianten.

(*a*) bezeichnet die erste Ausgabe des Oberon, im Deutschen Merkur 1780. (*b*) die Leipz. Ausg. von 1785. (*c*) die Leipz. Ausg. von 1792, welche bis zum VIII. Gesange mit jener übereinstimmend ist. Die Verse ohne diese Zeichen sind in den drey Ausgaben gleich, erscheinen aber in der gegenwärtigen verändert. Die in ( ) eingeschloſsnen Wörter sind die Lesart der Ausgabe von 1785. die vorstehenden die der ersten Ausgaben.

Stanze 1. Vers 2.

(*a*) Bey gutem Wind, das schöne Heldenpaar,

St. 6. V. 5.

Noch kaum erfreut' und nun begann zu drücken,

St. 7. V. 6, 7.

(*a*) — — — O daſs ich es zu spat
Bedacht! Wer hilft mir nun mit Rath und That?

St. 9. V. 5.

Als, durch sein Sprödethun an ihrem Stolz,
gekränkt,

St. 18. V. 6.

Die Pinke treibt in ungewissem Lauf,

St. 21. V. 1, 2.

Der Hauptmann ruft indeſs u. s. w.
Ihr, spricht er, seht die allgemeine Noth;

V. 6.

Um Eines Schuld vielleicht, u. s. w.

St. 23. V. 4.

Als wie ein Gypsbild steht. — —

St. 24. V. 6.

(*a*) Als für Amanden nur, denn Sie ist ohne
Schuld!

St. 31. V. 4.

(*a*) Ist stracks der Winde Schaar; — —

St. 32. V. 4.

(*a*) Verschwand; nur das Gefühl u. s. w.

St. 34. V. 7, 8.

— — — der diesen Talisman
Besitzt und kennt, u. s. w.

St. 35. V. 8.

(*a*) So steht er da, und muſs zu seinem Wink sich bücken.

St. 41. V. 3.

— — — welche andre Freuden

St. 44. V. 4.

(*a*) Begegnet seinem Blick, wohin er seufzend blinkt.

St. 46. V. 5.

(*a*) Dir, der das schönste Loos Natur und Glück verhieſs,

St. 54. V. 1.

(*a*) Hier, Freunde, zittert mir u. s. w.

St. 58. V. 7.

(*a*) Er kann sein schönstes Werk, sein eigen Bild, nicht hassen,

Mit der 61sten Stanze schlieſst sich in der ersten Ausgabe der achte Gesang.

St. 74. V. 4.

(*a*) Aus ihrer Brust hab' ich's, wie Lebensmilch gesogen,

St. 81. V. 1.

(*a*) Von neuem Muth fühlt Hüon sich
geschwellt.

V. 4.

(*a*) Drückt er sein Herz an ihre offne Brust,

V. 8.

(*a*) — — — wenn ich dieſs Herz entweihe!

St. 84. V. 4.

(*a*) Die, im Gebüsch zerstreut, voll goldner
Trauben stunden,

St. 90. V. 2, 3.

— — — und lächelnd füllen Thränen
Ihr ernstes Aug'.

St. 99. V. 5.

(*a*) — — — dein echtes Heldenherz!

OBERON

ACHTER GESANG.

ACHTER GESANG.

1.

Erstiegen war nunmehr der erste von den Gipfeln,
Und vor ihm liegt, gleich einem Felsensahl,
Hoch überwölbt von alten Tannenwipfeln,
In stiller Dämmerung ein kleines schmales Thal.
Ein Schauder überfällt den matten
Erschöpften Wanderer, indem sein wankender Schritt
Dieſs düstre Heiligthum der Einsamkeit betritt;
Ihm ist, er tret' ins stille Reich der Schatten.

2.

Bald leitet ihn ein sanft gekrümmter Pfad,
Der sich allmählich senkt, zu einer schmalen Brücke.
Tief unter ihr rollt über Felsenstücke
Ein weiſs beschäumter Strom, gleich einem Wasserrad.
Herr Hüon schreitet unverdrossen
Den Berg hinan, auf den die Brücke führt,
Und sieht sich unvermerkt in Höhen eingeschlossen,
Wo bald die Möglichkeit des Auswegs sich verliert.

3.

Der Pfad auf dem er hergekommen
Wird, wie durch Zauberey, aus seinem Aug' entrückt!
Lang' irrt er suchend um, von stummer Angst beklommen,
Bis durchs Gesträuch, das aus den Spalten nickt,
Sich eine Öffnung zeigt, die (wie er bald befindet)
Der Anfang ist von einem schmalen Gang

Der durch den Felsen sich um eine Spindel windet,
Fast senkrecht, mehr als hundert Stufen lang.

4.

Kaum hat er athemlos den letzten Tritt erstiegen,
So stellt ein Paradies sich seinen Augen dar;
Und vor ihm steht ein Mann von edeln ernsten Zügen,
Mit langem weiſsem Bart und silberweiſsem Haar.
Ein breiter Gürtel schlieſst des braunen Rockes Falten,
Und an dem Gürtel hängt ein langer Rosenkranz.
Bey diesem Ansehn war's, an solchem Orte, ganz
Natürlich, ihn sogleich für was er war zu halten.

5.

Doch Hüon — schwach vor Hunger, und erstarrt
Vor Müdigkeit, und nun, in diesen wilden Höhen,

Wo er so lang' umsonst auf Menschenanblick harrt,
Und von der Felsen Stirn, die ringsum vor ihm stehen,
Uralte Tannen nur auf ihn herunter wehen,
Auf einmahl überrascht von einem weiſsen Bart —
Glaubt wirklich ein Gesicht zu sehen,
Und sinkt zur Erde hin vor seiner Gegenwart.

6.

Der Eremit, kaum weniger betroffen
Als Hüon selbst, bebt einen Schritt zurück;
Doch spricht er, schnell gefaſst: Hast du, wie mich dein Blick
Und Ansehn glauben heiſst, Erlösung noch zu hoffen
Aus deiner Pein, so sprich, was kann ich für dich thun,
Gequälter Geist? wie kann ich für dich büſsen,
Um jenen Port dir aufzuschlieſsen
Wo, unberührt von Qual, die Frommen ewig ruhn?

7.

So bleich und abgezehrt, mit Noth und Gram umfangen
Als **Hüon** schien, war der Verstoſs, in den
Der alte Vater fiel, nur allzu leicht begangen.
Allein, wie beide sich recht in die Augen sehn,
Und als der Greis aus Hüons Mund vernommen
Was ihn hierher gebracht, wiewohl sein Anblick schon
Ihm alles sagt, umarmt er ihn wie einen Sohn,
Und heiſst recht herzlich ihn in seiner Klaus' willkommen;

8.

Und führt ihn ungesäumt zu einem frischen Quell,
Der, rein wie Luft und wie Krystallen hell,
Ganz nah an seinem Dach aus einem Felsen quillet;
Und während Hüon ruht und seinen Durst hier stillet,

Eilt er und pflückt in seinem kleinen Garten
In einen reinlichen Korb die schönsten Früchte ab,
Die, für den Fleiſs sie selbst zu bauen und zu warten,
Nicht kärglich ihm ein milder Himmel gab;

9.

Und hört nicht auf ihm sein Erstaunen zu bezeigen,
Wie einem, der sich nicht zwey Flügel angeschraubt,
Es möglich war die Felsen zu ersteigen,
Wo, dreyſsig Jahre schon, er sich so einsam glaubt
Als wie in seinem Grab. „Es ist ein wahres Zeichen
Daſs euch ein guter Engel schützt:
Allein, setzt er hinzu, das nöthigste ist itzt
Dem jungen Weibe die Hand des Trosts zu reichen.

10.

„Ein sichrer Pfad, wiewohl so gut versteckt,
Daſs ohne mich ihn niemand leicht entdeckt,

Soll in der Hälfte Zeit, die du herauf zu dringen
Gebrauchtest, dich zu ihr, zurück euch beide bringen.
Was meine Hütte, was mein kleines Paradies
Zu eurer Nothdurft hat, ist herzlich euch erboten.
Glaubt, auch auf Heidekraut schmeckt Ruh der Unschuld süſs,
Und reiner flieſst das Blut bey Kohl und magern Schoten.“

11.

Herr Hüon dankt dem gütigen alten Mann,
Der seinen Stab ergreift ihm selbst den Weg zu zeigen;
Und, daſs der Rückweg ihn nicht irre machen kann,
Bezeichnet er den Pfad mit frischen Tannenzweigen.
Noch eh' ins Abendmeer die goldne Sonne sinkt,
Hat den erseufzten Berg Amanda schon erstiegen,

Wo sie mit durstigen weit ausgehohlten Zügen
Den milden Strom des reinsten Himmels trinkt.

12.

In eine andre Welt, ins Zauberland der Feen,
Glaubt sie versetzt zu seyn; ihr ist als habe sie
Den Himmel nie so blau, so grün die Erde nie,
Die Bäume nie so frisch belaubt gesehen:
Denn hier, in hoher Felsen Schutz
Die sich im Kreis um diesen Lustort ziehen,
Beut noch der Herbst dem Wind von Norden Trutz,
Und Feigen reifen noch, und Pomeranzen blühen.

13.

Mit ehrfurchtbebender Brust, wie vor dem Genius
Des heil'gen Orts, fällt vor dem eisgrau'n Alten
Amanda hin, und ehrt die dürre Hand voll Falten,

Die er ihr freundlich reicht, mit einem frommen Kuſs.
In unfreywilligem Erguſs
Muſs ihn ihr Herz für einen Vater halten:
Die Furcht ist schon beym zweyten Blick verbannt;
Ihr ist, sie hätten sich ihr Leben lang gekannt.

14.

In seinem Ansehn war die angeborne Würde,
Die, unverhüllbar, auch durch eine Kutte scheint;
Sein offner Blick war aller Wesen Freund,
Und schien gewohnt, wiewohl der Jahre Bürde
Den Nacken sanft gekrümmt, stets himmelwärts zu schau'n;
Der innre Friede ruht auf seinen Augenbrau'n,
Und wie ein Fels, zu dem sich Wolken nie erheben,
Scheint überm Erdentand die reine Stirn zu schweben.

15.

Den Rost der Welt, der Leidenschaften Spur,
Hat längst der Fluſs der Zeit von ihr hinweg gewaschen.
Fiel' eine Kron' ihm zu, und es bedürfte nur
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhaschen,
Er streckte nicht die Hand. Verschlossen der Begier,
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen,
Ist nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,
Nur offen der Natur, und rein gestimmt zu ihr.

16.

Alfonso nannt' er sich, bevor er aus den Wogen
Der Welt geborgen ward, und Leon war das Land
Das ihn gebar. Zum Fürstendienst erzogen,
Lief er mit Tausenden, vom Schein wie sie betrogen,

Dem Blendwerk nach, das immer vor der Hand
Ihm schwebte, immer im Ergreifen ihm entschwand,
Dem schimmernden Gespenst, das ewig Opfer heischet,
Und, gleich dem Stein der Narr'n, die Hoffnung ewig täuschet.

17.

Und als er der dergestalt des Lebens beste Zeit
Im Rausch des Selbstbetrugs an Könige verpfändet,
Und Gut und Blut, mit feur'ger Willigkeit
Und unerkannter Treu', in ihrem Dienst verschwendet,
Sah er ganz unverhofft, im schönsten Morgenroth
Der Gunst, durch schnellen Fall sich frey von seinen Ketten;
Noch glücklich, aus der Schiffbruchsnoth
Das Leben wenigstens auf einem Bret zu retten.

18.

In dieſem Sturm, der alles ihm geraubt,
Blieb ihm ein Schatz, wodurch (ganz gegen Hofes-Sitte)
Alfonso sich vollkommen schadlos glaubt,
Ein liebend Weib, ein Freund, und eine Hütte.
Laſs, Himmel, dieſe mir! war nun die einz'ge Bitte,
Die ſein befriedigt Herz zu wagen ſich erlaubt.
Zehn Jahre lang ward ihm, was er ſich bat, gegeben;
Allein, ſein Schickſal war, auch dieſs zu überleben.

19.

Drey Söhn', im vollen Trieb der erſten Jugendkraft,
Der eignen Jugend Bild, die Hoffnung grauer Jahre,
Sie wurden durch die Peſt ihm plötzlich weggerafft.
Bald legt auch Schmerz und Gram die Mutter auf die Bahre.

Er lebt, und niemand ist der mit dem Armen weint,
Denn ach! verlassen hat ihn auch sein letzter Freund!
Er steht allein. Die Welt die ihn umgiebet
Ist Grab — von allem Grab, was er, was ihn geliebet.

20.

Er steht, ein einsamer vom Sturm entlaubter Baum,
Die Quellen sind versiegt, wo seine Freuden quollen.
Wie hätt' ihm itzt die Hütte, wo er kaum
Noch glücklich war, nicht schrecklich werden sollen?
Was ist ihm nun die Welt? Ein weiter leerer Raum,
Fortunens Spielraum, frey ihr Rad herum zu rollen!
Was soll er länger da? Ihm brach sein letzter Stab,
Er hat nichts mehr zu suchen — als ein Grab.

21.

Alfonso floh in dieses unwirthbare
Verlaſsne Eiland, floh mit fast zerstörtem Sinn
In dieſs Gebirg, und fand mehr als er suchte, drin,
Erst Ruh, und, mit dem stillen Fluſs der Jahre,
Zuletzt Zufriedenheit. Ein alter Diener, der
Ihn nicht verlassen wollt', die einz'ge treue Seele
Die ihm sein Unglück lieſs, begleitet ihn hierher,
Und ihre Wohnung war nun eine Felsenhöhle.

22.

Allmählich hob sein Herz sich aus der trüben Flut
Des Grams empor; die Nüchternheit, die Stille,
Die reine freye Luft, durchläuterten sein Blut,
Entwölkten seinen Sinn, belebten seinen Muth.
Er spürte nun, daſs, aus der ew'gen Fülle
Des Lebens, Balsam, auch für seine Wunden, quille.

Oft brachte die Magie von einem Sonnenblick
Auf einmahl aus der Gruft der Schwermuth ihn zurück.

23.

Und als er endlich dieſs Elysium gefunden,
Das, rings umher mit Wald und Felsen eingeschanzt,
Ein milder Genius, recht wie für ihn, gepflanzt,
Fühlt' er auf einmahl sich von allem Gram entbunden,
Aus einer ängstlichen traumvollen Fiebernacht
Als wie zur Dämmerung des ew'gen Tags erwacht.
Hier, rief er seinem Freund, vom unverhofften Schauen
Des schönen Orts entzückt, hier laſs uns Hütten bauen!

24.

Die Hütte ward erbaut, und, mit Verlauf der Zeit,
Zur Nothdurft erst versehn, dann zur Gemächlichkeit,

Wie sie dem Alter eines Weisen
Geziemt, der minder stets begehret als bedarf.
Denn, daſs Alfons, als er den ersten Plan entwarf
Von seiner Flucht, sich mit Geräth und Eisen,
Und allem was zur Hülle nöthig war,
Versehen habe, stellt von selbst sich jedem dar.

25.

Und so verlebt' er nun in Arbeit und Genuſs
Des Lebens späten Herbst, beschäftigt seinen Garten,
Den Quell von seinem Überfluſs,
Mit einer Müh, die ihm zu Wollust wird, zu warten.
Vergessen von der Welt, — und nur, als an ein Spiel
Der Kindheit, sich erinnernd aller Plage
Die ihm ihr Dienst gebracht, — beseligt seine Tage
Gesundheit, Unschuld, Ruh, und reines Selbstgefühl.

26.

Nach achtzehn Jahren starb sein redlicher Gefährte.
Er blieb allein. Doch desto fester kehrte
Sein stiller Geist nun ganz nach jener Welt sich hin,
Der, was er einst geliebt, itzt alles angehörte,
Der auch er selbst schon mehr als dieser angehörte.
Oft in der stillen Nacht, wenn vor dem äuſsern Sinn
Wie in ihr erstes Nichts die Körper sich verlieren,
Fühlt' er an seiner Wang' ein geistiges Berühren.

27.

Dann hört' auch wohl sein halb entschlummert Ohr,
Mit schauerlicher Lust, tief aus dem Hain hervor,
Wie Engelsstimmen sanft zu ihm herüber hallen.
Ihm wird als fühl' er dann die dünne Scheidwand fallen,

Die ihn noch kaum von seinen Lieben trennt;
Sein Innres schlieſst sich auf, die heil'ge Flamme brennt
Aus seiner Brust empor; sein Geist, im reinen Lichte
Der unsichtbaren Welt, sieht himmlische Gesichte.

23.

Sie dauern fort, auch wenn die Augen sanft betäubt
Entschlummert sind. Wenn dann die Morgensonne
Den Schauplatz der Natur ihm wieder aufschlieſst, bleibt
Die vorige Stimmung noch. Ein Glanz von Himmelswonne
Verkläret Fels und Hain, durchschimmert und erfüllt
Sie durch und durch; und überall, in allen
Geschöpfen, sieht er dann des Unerschaffnen Bild,
Als wie in Tropfen Thau's das Bild der Sonne wallen.

29.

So fließt zuletzt unmerklich Erd' und Himmel
In seinem Geist in Eins. Sein Innerstes erwacht.
In dieser tiefen Ferne vom Getümmel
Der Leidenschaft, in dieser heil'gen Nacht
Die ihn umschließt, erwacht der reinste aller Sinne —
Doch — wer versiegelt mir mit unsichtbarer Hand
Den kühnen Mund, daſs nichts unnennbars ihm entrinne?
Verstummend bleib' ich stehn an dieses Abgrunds Rand.

30.

So war der fromme Greis, vor dem mit Kindestrieben
Amanda niederfiel. Auch Er, so lang' entwöhnt
Zu sehn, wornach das Herz sich doch im stillen sehnt,
Ein menschlich Angesicht — erlabt nun an dem lieben,

Herzrührenden, nicht mehr gehofften Anblick sich,
Und drückt die sanfte Hand der Tochter väterlich,
Umarmt den neuen Sohn zum zweyten Mahl, und blicket
Sprachlosen Dank zu dem, der sie ihm zugeschicket;

31.

Und führt sie ungesäumt nach seiner Ruhestatt,
Zu seinem Quell, in seine Gartenlauben,
Bedeckt mit goldnem Obst und großen Purpurtrauben,
Und setzt sie im Besitz von allem was er hat.
Natur, spricht er, bedarf weit minder als wir glauben;
Wem nicht an wenig g'nügt, den macht kein Reichthum satt:
Ihr werdet hier, so lang' die Prüfungstage währen,
Nichts wünschenswürdiges entbehren.

32.

Er sagte dieſs, weil ihm der erste Blick gezeigt
Was er nicht fragen will und Hüon ihm verschweigt.
Denn beide, hatte gleich das Elend ihre Blüthe
Halb abgestreift, verriethen durch Gestalt
Und Sinnesart, wo nicht ein königlich Geblüte,
Doch sichrer einen Werth, dem selbst die Allgewalt
Des Glücks nichts rauben kann vom reinen Vollgehalt
Der innern angebornen Güte.

33.

Schon dreymahl wechselte der Tag sein herbstlich Licht,
Seit diese Freystatt sie in ihrem Schooſse heget,
Und beide können noch sich des Gedankens nicht
Entschlagen, daſs der Greis, der sie so freundlich pfleget,
Kein wahrer Greis, daſs er ein Schutzgeist ist,
Vielleicht ihr Oberon selbst, der ihres Fehls vergiſst,

Und, da sie schwer genug (däucht sie) dafür gebüſset,
Bald wieder glücklich sie zu machen sich entschlieſset.

34.

Nun schwindet zwar allmählich dieser Wahn,
Und ach! mit ihm stirbt auch, nicht ohne Schmerzen,
Die Hoffnung die er nährt; doch schmiegen ihre Herzen
Sich an ein Menschenherz nur desto stärker an.
Es war so sanft das Herz des guten Alten,
So zart sein Mitgefühl, sein innrer Sinn so rein,
Unmöglich konnten sie sechs Tage um ihn seyn
Und länger sich vor ihm verborgen halten.

35.

Der junge Mann, im Drang der Dankbarkeit
Und des Vertrau'ns, (zumahl da ihn zu fragen

Sein Wirth noch immer säumt) eröffnet ungescheut
Ihm seinen Nahmen, Stand, und was, seit jener Zeit,
Da er zu Montlery des Kaisers Sohn erschlagen,
Bis diesen Tag mit ihm sich zugetragen;
Durch welchen Auftrag Karl den Tod ihm zugedacht,
Und wie er glücklich ihn mit Oberons Schutz vollbracht;

36.

Und wie in einem Traum die Liebe sich entsponnen,
Die ihn beym ersten Blick mit Rezia vereint;
Wie er mit ihr aus Babylon entronnen,
Und das Verbot, das sein erhabner Freund
Ihm auferlegt, und wie, so bald er dessen
In einem Augenblick von Liebesdrang vergessen,
Die ganze Natur sich gegen sie empört
Und ihres Schützers Huld in Rache sich verkehrt.

37.

Wohl, spricht der edle Greis, wohl dem, den sein Geschick
So liebreich, und zugleich so streng, als dich, erziehet,
Den kleinsten Fehltritt ihm nicht straflos übersiehet,
Wohl ihm! denn ganz gewiſs, das reinste Erdenglück
Erwartet ihn. Auf Herzen wie die euern
Zürnt Oberon nicht ewig. Glaube mir,
Mein Sohn, sein Auge schwebt unsichtbar über dir;
Verdiene seine Huld, so wird sie sich erneuern!

38.

Und wie verdien' ich sie? mit welchem Opfer still'
Ich seinen Zorn? fragt Hüon rasch den Alten;
Ich bin bereit, es sey so schwer es will!
Was kann ich thun? — Freywillig dich enthalten,
Antwortet ihm Alfons: was du gesündigt hast

Wird dadurch nur gebüſst. — Der junge Mann erblaſst.
Ich fühl' es, spricht der Greis mit sanft erröthender Wange;
Allein, ich weiſs von wem ich es verlange!

39.

Ein edles Selbstgefühl ergreift den jungen Mann:
„Hier hast du meine Hand!“ Mehr ward kein Wort gesprochen.
Und wohl ihm, der, nach mehr als hundert Wochen,
Sich selbst das Zeugniſs geben kann,
Er habe sein Gelübde nicht gebrochen!
Es war der schönste Sieg den Hüon je gewann.
Doch hat er oft die Furcht vorm Alten zu erröthen,
Oft Rezia's standhaftern Ernst vonnöthen.

40.

Nichts unterhält so gut (versichert ihn der Greis)
Die Sinne mit der Pflicht im Frieden,

Als fleiſsig sie durch Arbeit zu ermüden;
Nichts bringt sie leichter aus dem Gleis
Als müſs'ge Träumerey. Um der zuvor zu kommen,
Wird ungesäumt, so bald der Tag erwacht,
Die scharfe Axt zur Hand genommen,
Und Holz im Hain gefällt bis in die dunkle Nacht.

41.

Noch eine Hütte für Amanden aufzurichten,
Und Dach und Wände wohl mit Leim und Moos zu dichten,
Dann zum Kamin, der immer lodern muſs,
Und für den Herd, den nöthigen Überfluſs
Von fettem Kien und klein gespaltnen Fichten
Hoch an den Wänden aufzuschichten,
Dieſs und viel andres giebt dem Prinzen viel zu thun:
Allein es hilft ihm Nachts auch desto besser ruhn.

42.

Zwar Anfangs will es ihm nicht gleich nach Wunsch gelingen,
Die Holzaxt statt des Ritterschwerts zu schwingen;
Die ungewohnte Hand greift alles schwerer an,
Und in der halben Zeit hätt' es ein Knecht gethan.
Doch täglich nimmt er zu, denn Übung macht den Meister;
Und fühlt er dann und wann sich dem Erliegen nah,
So wehet der Gedank', es ist für Rezia,
Sein Feuer wieder an, und stärkt die matten Geister.

43.

Indessen Hüon sich im Wald ermüdet, pflegt
Der edle Greis, der mit noch festem Tritte
Die schwere Last von achtzig Jahren trägt,
Der Ruhe nicht; nur daſs er von der Hütte
Sich selten weit entfernt. Kein heitrer Tag entflieht,
Der nicht in seinem lieben Garten

Ihn dieſs und das zu thun beschäftigt sieht.
Amandens Sorge ist des kleinen Herds zu warten.

44.

Da sähe man (wiewohl, wenn Engel nicht
Mit stillem Blick ihr Ebenbild umweben,
Wer sieht sie hier?) mit heiterm Angesicht,
Auf dem die Sorgen nur wie leichte Wölkchen schweben,
Die Königstochter gern sich jeder niedern Pflicht
Der kleinen Wirthschaft untergeben:
Auch was sie nie gekannt, viel minder je gethan,
Wie schnell ergreift sie es, wie steht ihr alles an!

45.

Oft schürzt sie, ohne mindsten Harm
Daſs ihre zarte Haut den schönen Schmelz verliere,
Beym Wassertrog, vor ihrer Hüttenthüre,
Den schlanken schwanenweiſsen Arm.

Die Freud' (ihr süſser Lohn) den väterlichen Alten
Und den geliebten Mann in einem Stand zu halten,
Der von dem Drückendsten der Armuth sie befreyt,
Veredelt, würdigt ihr des Tagwerks Niedrigkeit.

46.

Und sieht sie dann (auch Er ist jener Engel einer)
Der heil'ge Greis, der von der Arbeit kehrt,
Und segnet sie: o dann ist ihre Freude reiner
Und inniger, als würd' ihr dreymahl mehr verehrt
Als sie zu Bagdad lieſs. Wenn dann bey Sternenlichte
Die Nacht sie alle drey am Feuerherd vereint,
Und auf Amandens lieblichem Gesichte,
Das halb im Schatten steht, die Flamme wiederscheint:

Bayerisch
Staatsbib
Münc

47.

Dann ruht, mit stillem liebevollen
Entzückten Blick, der junge Mann auf ihr,
Und seine Seele schwillt, und süſse Thränen rollen
Die dunkle Wang' herab. Tief schweiget die Begier!
Sie ist ein überirdisch Wesen
Das ihm zum Trost erscheint — er ist beglückt genug
Daſs er sie lieben darf, und o! in jedem Zug,
In jedem keuschen Blick, daſs er geliebt ist, lesen!

48.

Oft sitzen sie, der fromme freundliche Greis
In ihrer Mitt', Amanda seine rechte
In ihrer linken Hand, und hören halbe Nächte
Ihm zu, von seiner langen Lebensreis'
Ein Stück, das ihm lebendig wird, erzählen.
Vom Antheil, den die warmen jungen Seelen

An allem nehmen, wird's ihm selber warm
dabey,
Dann werden unvermerkt aus zwey Geschichten drey.

49.

Zuweilen, um den Geist des Trübsinns zu
beschwören,
Der, wenn die Flur in dumpfer Stille trau'rt,
Im Schneegewölk mit Eulenflügeln lau'rt,
Läſst Hüon seine Kunst auf einer Harfe hören,
Die er von ungefähr in einem Winkel fand,
Lang' ungebraucht, verstimmt, und kaum noch
halb bespannt:
Doch scheint das schnarrende Holz von Orfeus
Geist beseelet,
So bald sich Rezia's Gesang mit ihm vermählet.

50.

Oft lockte sie ein heller Wintertag,
Wenn fern die See von strenger Kälte rauchte,
Der blendend weiſse Schnee dicht auf den
Bergen lag,

Und itzt die Abendsonn' ihn wie in Purpur tauchte,
Dann lockte sie der wunderschöne Glanz
Im reinen Strom der kalten Luft zu baden.
Wie mächtig fühlten sie sich dann gestärkt! wie ganz
Durchheitert, neu belebt, und alles Grams entladen!

51.

Unmerklich schlüpfte so die Winterzeit vorbey.
Und nun erwacht aus ihrem langen Schlummer
Die Erde, kleidet sich aufs neu
In helles Grün; der Wald, nicht mehr ein stummer
Verödeter Ruin, wo nur die Pfeiler stehn
Der prächt'gen Laubgewölb' und hohen Schattengänge
Des Tempels der Natur, steht wieder voll und schön,
Und Laub drückt sich an Laub in lieblichem Gedränge.

52.

Mit Blumen decket sich der Busen der Natur,
Aufblühend lacht der Garten und die Flur;
Man hört die Luft von Vogelsang erschallen;
Die Felsen stehn bekränzt; die flieſsenden Krystallen
Der Quellen rieseln wieder rein
Am frischen Moos herab; den immer dichtern Hain
Durchschmettert schon, im lauen Mondenschein,
Die stille Nacht hindurch, das Lied der Nachtigallen.

53.

Amanda, deren Ziel nun immer näher rückt,
Sucht gern die Einsamkeit, sucht stille dunkle Steige
Im Hain sich aus, und dicht gewölbte Zweige.
Da lehnt sie oft, von Ahnungen gedrückt,
An einem blüh'nden Baum, und freuet sich des Webens

Und Sumsens und Gedrängs und allgemeinen Lebens
In seinem Schooſs — und drückt mit vorempfundner Lust
Ein lieblich Kind im Geist an ihre Brust:

54.

Ein lieblich Kind, das ihre Mutterliebe
Mit jedem süſsen Reitz verschwenderisch begabt,
Sich schon voraus an jedem zarten Triebe,
Der ihm entkeimt, sich schon am ersten Lächeln labt,
Womit es ihr die Leiden alle danket
Die sie so gern um seinetwillen trug,
Sich labt an jedem schönen Zug
Worin des Vaters Bild sanft zwischen ihrem schwanket.

55.

Allmählich wird der wonnigliche Traum
Von schüchternen Beängstigungen
Und stillem Gram, den sie vor Hüon kaum

Verbergen kann und doch verbirgt, verdrungen.
Ach Fatme, denkt sie oft, und Thränen stehen ihr
Im Auge, wärest du in dieser Noth bey mir!
Getrost, o Rezia! das Schicksal, das dich leitet,
Hat dir zu helfen längst die Wege vorbereitet!

56.

Titania, die Elfenkönigin,
Sie hatte seit dem Tag, da Trotz und Widersinn
So unvermuthet sie um Oberons Herz betrogen,
Sich in dieſs nehmliche Gebirg zurückgezogen.
Mit dem Gemahl, der ihr durch einen Schwur entsagt,
Den unterm unbegrenzten Bogen
Des himmlischen Azurs kein Geist zu brechen wagt,
Mit seiner Lieb' und ihm war all' ihr Glück entflogen.

57.

Zu spät beweint sie nun die eitle, rasche That
Des Augenblicks; fühlt mit beschämten Wangen
Die Gröſse ihrer Schuld, den schweren Hochverrath
Den sie an ihm und an sich selbst begangen.
Vergebens kämpft ihr Stolz der stärkern Zärtlichkeit
Entgegen! — Ach! sie flöge himmelweit,
Und würfe gern, um ihr Vergehn zu büſsen,
In Thränen sich zu des Erzürnten Füſsen!

58.

Was hälf' es ihr? Er schwor, in Wasser noch in Luft,
Noch wo im Blüthenhain die Zweige Balsam regnen,
Noch wo der hagre Greif in ewig finstrer Gruft
Bey Zauberschätzen wacht, ihr jemahls zu begegnen!
Vergebens käm' ihn selbst die späte Reue an;
Auf ewig fesselt ihn der Schwur den er gethan.

Ihn auszusöhnen bleibt ihr keine Pforte offen!
Denn von der einz'gen, ach! was ist von der zu hoffen?

69.

Sie ist auf ewig zu. Denn nur ein liebend Paar,
Wie keines ist, wie niemahls eines war
Noch seyn wird, ſchlieſst sie auf. Von schwachen Adamskindern
Zu hoffen eine Treu', die keines Sturmwinds Stoſs
Erschüttert, eine Treu', die keine Probe mindern,
Kein Reitz betäuben kann? Unmöglich! — Hoffnungslos
Sinkt in der fernsten Zukunft dunkeln Schooſs
Ihr thränenschwerer Blick; nichts kann ihr Elend mindern!

60.

Verhaſst ist ihr nunmehr der Elfen Scherz, der Tanz
Im Mondenlicht, verhaſst in seinem Rosenkleide

Der schöne May. Ihr schmückt kein Myrtenkranz
Die Stirne mehr. Der Anblick jeder Freude
Reiſst ihre Wunden auf. Sie flattert durch das Leer
Der weiten Luft im Sturmwind hin und her,
Find't nirgends Ruh, und sucht mit trübem Blicke
Nach einem Ort, der sich zu ihrer Schwermuth schicke.

61.

Zuletzt entdeckt sich ihr im groſsen Ocean
Dieſs Eiland. Aufgethürmt aus schwarzen ungeheuern
Ruinen, lockt es sie durch seine Schwärze an
Den irren Flug dahin zu steuern.
Es stimmt zu ihrem Sinn. Sie taumelt aus der Luft
Herab, und stürzet sich in eine finstre Gruft
Um ungestört ihr Daseyn wegzuweinen,
Und, unter Felsen, selbst, wo möglich, zu versteinen.

62.

Schon siebenmahl, seitdem Titania
Dieſs traurige Leben führt, verjüngte sich die Erde
Ihr unbemerkt. Als wie auf einem Opferherde
Liegt sie auf einem Stein, den Tod erwartend, da;
Der Tag geht auf und sinkt, die holde Schattensonne
Beleuchtet zauberisch die Felsen um sie her;
Vergebens! strömten auch die Quellen aller Wonne
Auf einmahl über sie, ihr Herz blieb wonneleer.

63.

Das einz'ge, was ihr noch, mit einem Traum des Schattens
Von Trost, ihr ewig Leid versüſst,
Ist, daſs vielleicht der Zustand ihres Gattens
Dem ihren gleicht, und Er vielleicht noch härter büſst.

Gewiſs, noch liebt er sie! und o! wofern er liebet,
Er, durch sich selbst verdammt zum Schöpfer ihrer Pein
Und seiner eignen Qual, wie elend muſs er seyn!
So elend, daſs sie gern ihm ihren Theil vergiebet!

64.

Doch, dà für jede Seelenwunde,
Wie tief sie brennt, die Zeit, die groſse Trösterin,
Den wahren Balsam hat: so kam zuletzt die Stunde
Auch bey Titania, da ihr verdumpfter Sinn
Sich allgemach entwölkt, ihr Herz geduld'ger leidet,
Und ihre Fantasie in Grün sich wieder kleidet;
Sie giebt den Schmeicheley'n der Hoffnung wieder Raum,
Und was unmöglich schien wird itzt ihr Morgentraum.

65.

Auf einmahl grauet ihr vor diesen düstern Schlünden,
Worin sie einst sich gern gefangen sah;
Schnell muſs aus ihrem Aug' ein Theil der Klippen schwinden,
Und ein Elysium steht blühend vor ihr da.
Auf ihren leisen Ruf erschienen
Drey liebliche Sylfiden, die ihr dienen;
Ein schwesterliches Drey, das ihren Gram zerstreut,
Und der Verlaſsnen, mehr aus Lieb' als Pflicht, sich weiht.

66.

Das Paradies, das sich die Elfenkönigin
In diese Felsen schuf, war eben das, worin
Alfonso schon seit dreyſsig Jahren wohnte;
Und, ihm unwissend, war's die Grotte, wo sie thronte,
Woraus ihm, durchs Gebüsch vom Nachtwind zugeführt,
Der liebliche Gesang, gleich Engelsstimmen, hallte;

Sie war's, die ungesehn bey ihm vorüber wallte,
Wenn er an seiner Wang' ein geistig Weh'n verspürt.

67.

Auch unsre Liebenden, vom Tag an, da die Wogen
An dieses Eiland sie getragen, hatte sie
Bemerkt, und täglich spät und früh
Erkundigung von ihnen eingezogen.
Oft stand sie selbst, wenn jene sich allein
Vermeinten, ungesehn, sich näher zu belehren;
Und was sie hört' und sah gab ihr den Zweifel ein,
Ob sie vielleicht das Paar, das sie erwartet, wären.

68.

Je länger sie auf ihr Betragen merkt,
Je mehr sie sich in ihrer Hoffnung stärkt.
Sind Hüon und Amanda die getreuen
Probfesten Seelen nicht, die Oberon begehrt,
So mag sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen!

Von nun an sind sie ihr wie ihre Augen werth,
Und sie beschlieſst, mit ihren kleinen Feen
Dem edlen jungen Weib unsichtbar beyzustehen.

69.

Die Stunde kam. Von dumpfer Bangigkeit
Umher getrieben, irrt Amanda im Gebüsche,
Das um die Hütten her ein liebliches Gemische
Von Wohlgeruch zum Morgenopfer streut.
Sie irret fort, so wie der schmale Pfad sich windet,
Bis sie sich unvermerkt vor einer Grotte findet,
Die ein Geweb von Efeu leicht umkränzt,
Auf dessen dunkelm Schmelz die Morgensonne glänzt.

70.

Alfonso hatte oft vordem hinein zu gehen
Versucht, und allemahl vergebens; eben dieſs
War seinem alten Freund, war Hüon selbst geschehen,
So oft er, um des Wunders sich gewiſs

Zu machen, es versucht. Sie hatten nichts
gesehen:
Sie fühlten nur ein seltsam Widerstehen,
Als schöbe sich ein unsichtbares Thor,
Indem sie mit Gewalt eindringen wollten, vor.

71.

Schnell überfiel sie dann ein wunderbares
Grauen;
Sie schlichen leise sich davon,
Und keiner wollte sich der Probe mehr
getrauen.
Man weiſs nicht, ob Amanda selbst es schon
Zuvor versucht; genug, sie konnte dem
Gedanken,
Die erste, der's geglückt, zu seyn,
Nicht widerstehn; sie schob die Efeuranken
Mit leichter Hand hinweg, und — ging hinein.

72.

Kaum sah sie sich darin, so kam ein heimlich
Zittern
Sie an; sie sank auf einen weichen Sitz
Von Rosen und von Moos. Itzt fühlt sie,
Blitz auf Blitz,

Ein schneidend Weh Gebein und Mark erschüttern.
Es ging vorbey. Ein angenehm Ermatten
Erfolgte drauf. Es ward wie Mondesschein
Vor ihrem Blick, der stets in tiefre Schatten
Sich taucht', und, sanft sich selbst verlierend, schlief sie ein.

73.

Itzt dämmern liebliche verworrene Gestalten
In ihrem Innern auf, die bald vorüber fliehn,
Bald wunderbar sich in einander falten.
Ihr däucht, sie seh' drey Engel vor ihr knien,
Und ihr verborgene Mysterien verwalten,
Und eine Frau, gehüllt in rosenfarbnes Licht,
Steh' neben ihr, so oft der Athem ihr gebricht
Ein Büschel Rosen ihr zum Munde hin zu halten.

74.

Zum letzten Mahl beklemmt ihr höher schlagend Herz
Ein kurzer sanft gedämpfter Schmerz;

Die Bilder schwinden weg, und sie verliert sich wieder.
Doch bald, erweckt vom Nachklang süſser Lieder
Der halb verweht aus ihrem Ohr entflieht,
Schlägt sie in ihrem Traum die Augen auf, und sieht
Die Drey nicht mehr, sieht nur die Königin der Feen
In Rosenglanz sanft lächelnd vor ihr stehen.

75.

Auf ihren Armen liegt ein neu geboren Kind.
Sie reicht's Amanden und verschwebet
Vor ihren Augen, wie im Morgenwind
Ein Wölkchen schmilzt aus Blumenduft gewebet.
Im gleichen Nu entwacht Amanda ihrem Traum,
Und streckt die Arme aus, als wollte sie den Saum
Des rosigen Gewandes noch erfassen;
Umsonst! sie greift nach Luft, sie ist allein gelassen.

76.

Doch, einen Pulsschlag noch, und wie unnennbar groſs
Ist ihr Erstaunen, ihr Entzücken!
Kaum glaubt sie dem Gefühl, kaum traut sie ihren Blicken!
Sie fühlt sich ihrer Bürde los,
Und zappelnd liegt auf ihrem sanften Schooſs
Der schönste Knabe, frisch wie eine Morgenros'
Und wie die Liebe schön! Mit wonnevollem Beben
Fühlt sie ihr Herz sich ihm entgegen heben.

77.

Sie fühlt's, es ist ihr Sohn! — Mit Thränen inniger Lust
Gebadet, drückt sie ihn an Wange, Mund und Brust,
Und kann nicht satt sich an dem Knaben sehen.
Auch scheint der Knabe schon die Mutter zu verstehen.
Laſst ihr zum mindsten den Genuſs
Des süſsen Wahns! Er schaut aus seinen hellen Augen

Sie ja so sprechend an — und scheint nicht jeden Kuſs
Sein kleiner Mund dem ihren zu entsaugen?

78.

Sie hört den stillen Ruf — wie leise hört
Ein Mutterherz! — und folgt ihm unbelehrt.
Mit einer Lust, die, wenn sie neiden könnten,
Die Engel, die auf sie herunter sahn,
Die Engel selbst beneidenswürdig nennten,
Legt sie an ihre Brust den holden Säugling an.
Sie leitet den Instinkt, und läſst nun an den Freuden
Des zartsten Mitgefühls ihr Herz vollauf sich weiden.

79.

Indessen hat im ganzen Hain umher
Ihr Hüon sie gesucht, zwey ängstlich lange Stunden,
Und, da er nirgends sie gefunden,
Führt ihn zuletzt sein irrer Fuſs hierher.
Er nähert sich der unzugangbar'n Grotte;
Nichts hält ihn auf, er kommt — o welch ein Augenblick!

Und sieht das holde Weib, mit einem Liebesgotte
An ihrer Brust, vertieft, verschlungen in ihr Glück.

80.

Ihr, denen die Natur, beym Eingang in dieſs Leben,
Den überschwenglichen Ersatz
Für alles andre Glück, den unverlierbar'n Schatz,
Den alles Gold der Aureng-Zeben
Nicht kaufen kann, das beste in der Welt
Was sie zu geben hat, und was ins beſsre Leben
Euch folgt, ein fühlend Herz und reinen Sinn gegeben,
Blickt hin und schaut — Der heil'ge Vorhang fällt!

Varianten.

Stanze 2. Vers 7.

(*a*) — — in Felsen eingeschloſsen

St. 5. V. 1, 2.

(*c*) Allein, vor Hunger ſchwach, vor Müdigkeit
erſtarrt,
Und nun in dieſen wilden Höhen,

V. 7.

(*c*) Glaubt Hüon ein Geſicht zu ſehen,

V. 6, 7.

(*a.b*) — — — von einem weiſsen Bart,
Der ihn ſo lieblich ſchreckt — glaubt ein
Geſicht zu ſehen,

St. 7. V. 7.

(*c*) — — — Umarmt er ihn wie seinen Sohn,

St. 8. V. 6.

(*c*) In einen Korb u. s. w.

St. 11. V. 1.

(*c*) Herr Hüon dankt dem guten alten Mann,

St. 16. V. 6.

Ihm schwebt, und immer u. s. w.

St. 19. V. 6.

(*a*) — — — sein einz'ger Freund!

St. 20. V. 6.

(*a*) Des Glückes Spielraum, u. s. w.

St. 21. V. 6.

(*c*) Ihn nicht verlassen kann, u. s. w.

St. 25. V. 3.

Den Quell von seinem armen Überfluſs,

V. 4.

(*c*) Mit einer Mühe, die ihm Wollust wird,
zu warten.

St. 27. V. 2.

(*c*) Mit schauderlicher Lust, u. s. w.

Mit der 32sten Stanze schlieſst sich in der ersten Ausgabe der neunte Gesang.

St. 33. V. 6.

(*c*) Vielleicht selbst Oberon! u. s. w.

St. 37. V. 2.

(*a*) So liebreich, und zugleich so streng erziehet,

St. 52. V. 4, 5.

— — — die flieſsenden Krystallen
Der Quellen perlen wieder rein

St. 55. V. 4, 5.

Verbergen kann und doch verbergen will, u. s. w.
O Fatme,

St. 57. V. 1, 2.

Zu spät beweint sie nun die unbesonnene That
Des raschen Augenblicks; u. s. w.

St. 58. V. 8.

Die einz'ge die ihr bleibt, was ist von der zu hoffen?

St. 68. V. 5.

So muſs sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen!

St. 72. V. 4.

(c) Ein schneidend reiſsend Weh u. s. w.

St. 74. V. 6.

Schlägt sie die Augen auf, und sieht

V. 8.

In ihrem Rosenglanz u. s. w.

St. 75.

Auf ihren Armen lag ein neu geboren Kind.
Sie reicht's Amanden hin, und, wie verweht vom Wind,
Entschwebt die Göttin ihrem Blicke;
Doch blieb noch lang' ein Rosenduft zurücke.
Im gleichen Nu erwacht Amand' aus ihrem Traum,
Und streckt den Arm empor, als wollte sie den Saum
Des rosigten Gewandes noch erfassen;
Umsonst! sie greift nach Luft, und ist allein gelassen.

St. 76. V. 1.

(*c*) Nur einen Pulsschlag noch, u. s. w.

St. 77. V. 6.

(*a*) — — Er schaut aus seinen groſsen Augen

St. 78. V. 7.

(*c*) Sie leitet der Instinkt, u. s. w.

OBERON

NEUNTER GESANG.

NEUNTER GESANG.

1.

Es ist nun Zeit, uns auch nach Fatmen umzuschauen,
Die wir, seit Rezia mit Hüon sich ins Meer
Gestürzt, im Schiff, allein und alles Trostes leer
Gelassen, Tag und Nacht das Schicksal ihrer Frauen
Beweinend, und ihr eignes freylich auch.
Denn ach! sie weint, sie schreyt, sie rauft ihr Haar vergebens;
Er ist verweht, mit einem einzigen Hauch
Verweht, der ganze Bau der Ruhe ihres Lebens.

2.

Was soll nun aus ihr werden, so allein
In einem Schiff, von zügellosen Söhnen
Des rauhen Meers umringt, die ihren Jammer höhnen,
Mit frechen Augen schon, berauscht in feurigem Wein,
Verschlingen ihren Raub — was wird ihr Schicksal seyn?
Zum Glück erbarmet sich der schutzberaubten Schönen
Ein unverhoffter Sturm, der in der zweyten Nacht
Die See zum Tummelplatz empörter Wogen macht.

3.

Die Pinke treibt, indeſs ein allgemeines Zagen
Das Volk entnervt, auf ungewissem Meer
Herum gejagt, bald west- bald südwärts hin und her;
Bis, da der Winde Wuth in sieben schrecklichen Tagen

Erschöpft ist, an den Strand von Tunis sich verschlagen
Der Hauptmann sieht. Den Zufall, der ihn sehr
Zur Unzeit überrascht, in Vortheil zu verwandeln,
Beschlieſst er Fatmen hier als Sklavin zu verhandeln.

4.

Denn Fatme, die kaum vier und dreyſsigmahl
Den May sein Blumenkleid entfalten
Gesehn, war eine aus der Zahl
Der lange blühenden Gestalten,
Die nicht so leicht verwittern noch veralten,
Und die mit Reitzen von Gewicht,
Viel Feu'r im Blick, viel Grübchen im Gesicht,
Euch für den Rosenglanz der Jugend schadlos halten.

5.

Des Königs Gärtner kam durch Zufall auf den Platz,
Wo alles das um hundert Sultaninen

Zu kaufen war. Es schien Bemerkung zu verdienen.
Er trat hinzu, besah's und fand es sey ein Schatz.
Sein grauer Kopf ward nicht zu Rath gezogen.
Es fehlte, dünkt ihn, nichts in seinem Gulistan
Als eben dieſs. Das Gold wird hurtig vorgewogen,
Und Fatme duldet still was sie nicht ändern kann.

6.

Indeſs verfolgt mit stets gewognem Winde
Der treue Scherasmin den anbefohlnen Lauf.
Kaum nahm Massiliens Port ihn wohlbehalten auf,
So setzt er sich zu Pferd, und eilt so schnell, als stünde
Sein Leben drauf, zum Kaiser nach Paris.
Er hatte schon den Märt'rerberg erstiegen
Und sah im Morgenroth die Stadt noch schlummernd liegen,
Als plötzlich sich sein Kopf an einen Zweifel stieſs.

7.

„Halt, sprach sein Geist zu ihm, und eh' wir weiter traben,
Bedenke wohl was du beginnst, mein Sohn!
Zwar sollte das dein weiser Schädel schon
Zu Askalon erwogen haben,
Obgleich der Wind, der dort in Hüons Segel blies,
Dir wenig Zeit zum Überlegen lieſs.
Doch, wenn wir ehrlich mit einander sprechen wollen,
Du hättest damahls dich ganz anders sträuben sollen.

8.

„Denn, unter uns gesagt, es ist doch offenbar
Kein Menschensinn in dieser Ambassade.
Den Kaiser, der vorhin uns nie gewogen war,
Erbittert sie gewiſs im höchsten Grade.
Am Ende wär' es nur ums reiche Kästchen Schade!
Denn, wahrlich, mit der Hand voll Ziegenhaar,

Und mit den Zähnen da, Gott weiſs aus welchem Rachen,
Wird deine Excellenz sehr wenig Eindruck machen.

9.

„Ja, wenn Herr Hüon selbst, mit stattlichem Geleite
Von Reisigen, Trabanten und so fort,
Und mit der Tochter des Kalifen an der Seite
Herein geschritten wär', und hätte selbst das Wort
Geführt, und mit gehörigen Grimassen,
Wie einem Ritter, *Duc* und *Pair*
Geziemt, auf rothem Sammt, von goldnen Quasten schwer,
Die Sachen überreicht — da wollt' ich's gelten lassen!

10.

„Da kommt des Aufzugs Pracht, die Fei'rlichkeit, der Glanz
Der Sultanstochter, an der Hand des stolzen Gatten,

Kurz, jeder Umstand kommt dem andern da zu Statten,
Und trägt das Seine bey, die Sache rund und ganz
Zu machen. Karlen bleibt nichts weiter einzuwenden,
Er hat den Glauben in den Augen und in Händen;
Der Ritter hat sein Wort gehalten als ein Mann,
Und fordert frey was ihm kein Recht versagen kann.

11.

„Das alles geht auf einmahl in die Brüche,
Freund Scherasmin, wenn du nicht klüger bist
Als der dich abgeschickt. Wohlan, was Raths? was ist
Zu thun? — Das beste wär', auf allen Fall, er schliche
Mit seinem Kästchen sich ganz sachte wieder ab
Eh' jemand ihn bemerkt, und ritt' im groſsen Trab

Kein Mensch kann ihm ein Wort von Ritter Hüon sagen.
Vergebens rennet er die Stadt von Haus zu Haus
Und alle Kirchen und Spitäler fragend aus,
Und schildert ihn vom Fersen bis zur Scheitel
Den Leuten vor, — all' seine Müh ist eitel.

14.

Vier ewige Wochen lang, und dann noch zwey dazu,
Verweilt er sich in stets betrognem Hoffen,
Läſst keinen Tag sich selbst noch andern Ruh
Mit Forschen, ob sein Prinz denn noch nicht eingetroffen;
Und, da kein Warten hilft, beginnt er überlaut
Den groſsen Schwur des Baskenvolks zu fluchen,
Und schwört, so weit der Himmel blaut,
In einem Pilgerkleid den Ritter aufzusuchen.

15.

Was konnt' er anders thun? Sein Geld war aufgezehrt,
Und eine Perle nur vom Kästchen anzugreifen,

(Das billig hundertfachen Werth
In Hüons Augen hat, weil's Oberon ihm verehrt)
Eh' lieſs' er sich den Balg vom Leibe streifen!
Von einem Pilgersmann wird weder Gold begehrt
Noch Silbergeld; er kann mit Muschelschalen
Und Litaney'n die halbe Welt bezahlen.

16.

So bettelt nun zwey Jahre lang und mehr
Der treue unverdroſsne Alte
Sich durch die Welt die Länge und die Quer',
Und macht an jedem Port, auf jeder Insel Halte,
Fragt überall vergebens seinem Herrn
Und seiner Dame nach — bis ihn zuletzt sein Stern,
Und ein geheimer Trieb, der seine Hoffnung schüret,
Nach Tunis vor die Thür des alten Gärtners führet.

17.

Er setzt sich dort auf eine Bank von Stein,
Um, müd' und schwach von langem Fasten,
Im Schatten da ein wenig auszurasten,
Und eine Sklavin bringt ihm etwas Brot und Wein.
Sie sieht dem Mann im braunen Pilgerkleide
Erstaunt ins Aug', und er der Sklavin ebenfalls,
Und, sich mit einem Schrey des Schreckens und der Freude
Erkennend, fallen sie einander um den Hals.

18.

Bist du es, Fatme? ruft an ihrer nassen Wange
Der Pilger freudig aus; ist's möglich? — Ach! schon lange
Lieſs Scherasmin die Hoffnung sich vergehn!
Ist's möglich daſs wir uns zu Tunis wiedersehn?
Was für ein Wind hat euch in diese Heidenlande
Verweht? Und wo ist Hüon und Amande?

Ach, **Scherasmin**, schreyt **Fatme** laut, und bricht
In Thränen aus — Sie sind — Ich Arme! — Frage nicht!

19.

Was sagst du? ruft der **Alte** — Gott verhüte!
Was sind sie? Sprich! — „Ach, **Scherasmin**, sie sind —“
Mehr bringt sie nicht heraus! Das stockende Geblüte
Erstickt die Red' in ihrer Brust — Sie sind? —
O Gott! schluchzt **Scherasmin**, und weinet wie ein Kind
An **Fatmens** Hals — In ihrer vollen Blüthe!
Das ist zu hart! Allein mir schwante lang' vorher
Nichts gutes! **Fatme** — ach! die Probe war zu schwer!

20.

So bald die gute Frau zum kläglichen Berichte
Nur wieder Athem hat, erzählt sie Stück für Stück,

Von seiner Abreis' an bis auf den Augenblick
Der Schreckensnacht — da, beym auffackelnden Lichte
Der Blitze, Rezia durch alles Volk, das dichte
Auf Hüon drängt, sich stürzt, den Arm in Liebeswuth
Um den Geliebten schlingt und in die wilde Flut
Ihn mit sich reiſst, — die traurige Geschichte.

21.

Drauf sitzen sie wohl eine Stunde lang
Beysammen, sich recht satt zu klagen und zu weinen,
Und beide sich, aus treuem Liebesdrang,
Zum Preis des schönsten Paares zu vereinen,
Das je die Welt geziert. Nein, ruft sie vielmahls, nie,
Nie werd' ich eine Frau, wie diese, wieder sehen!
Noch ich, ruft Scherasmin in gleicher Melodie,
Je einem Fürstensohn wie Er zur Seite stehen!

22.

Zuletzt, nachdem er sich wohl dreymahl sagen lassen
Wie alles sich begab, geht ihm ein schwacher Schein
Von Glauben auf, und läſst ihn Hoffnung fassen,
Sie könnten beide doch vielleicht gerettet seyn.
Je mehr er es bedenkt, je minder geht ihm ein,
Daſs Oberon auf ewig sie verlassen.
In allem dem, was er für sie gethan,
War Absicht, wie ihn däucht, und ein geheimer Plan.

23.

Bey diesem schwachen Hoffnungsschimmer,
Der wie ein fernes Licht in tiefer Nacht ihm scheint,
Entschlieſst er sich, von Fatmen nun sich nimmer
Zu trennen, und, mit ihr durch gleichen Schmerz vereint,
Des Schicksals Aufschluſs hier in Tunis abzuwarten.
Durch ihren Vorschub tauscht er Pilgerstab und Kleid

Mit einem Sklavenwamms und einem Grabescheid,
Und dient um Tagelohn im königlichen Garten.

24.

Indessen Fatme und der wackre Scherasmin
Die Blumenfelder, die sie bauen,
Wie ihrer Lieben Grab, mit Thränen oft bethauen;
Sieht Hüon, seit sein prüfend Schicksal ihn
In jene Einsied'ley voll Anmuth und voll Grauen
Verbannt, nicht ohne Gram den dritten Frühling blühn.
Unmöglich kann er noch sein Heldenherz entwöhnen,
Ins Weltgetümmel sich mit Macht zurück zu sehnen.

25.

Der kleine Hüonnet, das schönste Mittelding
Von mütterlichem Reitz und väterlicher Stärke,

Das je am Hals von einer Göttin hing,
Und wahrlich doch zu anderm Tagewerke
Bestimmt, als mit der Axt auf seiner Schulter einst
Ins Holz zu gehn, vermehrt nur seinen Kummer.
Auch dich, o Rezia, in Nächten ohne Schlummer,
Belauscht dein Engel oft, wenn du im Stillen weinst.

26.

Tief fühlt ihr beid' in dieser Jugendblüthe,
Daſs Abgeschiedenheit euch unnatürlich ist,
Fühlt Kraft zu edlerm Thun in eurer Brust, vermiſst
Des Heldensinns, der unbegrenzten Güte
Gleich unbegrenzten Kreis! — Umsonst bemühn sie sich
Die Thräne, die dem abgewandten Aug' entschlich,
Dem alten Vater zu verhehlen;
Ihr Lächeln täuscht ihn nicht, er liest in ihren Seelen.

27.

Und ob ihm diese Welt gleich nichts mehr ist, doch stellt
Er sich an Ihren Platz, in das was sie verloren,
Was ihnen zugehört, wozu sie sich geboren
Empfinden — fühlt aus Ihrer Brust, und hält
Die Thräne für gerecht, die sie vor ihm aus Liebe
Verbergen, tadelt nicht die unfreywilligen Triebe,
Und frischt sie nur, so lang' als ihren Lauf
Das Schicksal hemmt, zu stillem Hoffen auf.

28.

An einem Abend einst — das Tagwerk war vollbracht,
Und alle drey, (Amande mit dem Knaben
Auf ihrem Schooſs) um an der herrlichen Pracht
Des hell gestirnten Himmels sich zu laben,
Sie ſaſsen vor der Hütt' auf einer Rasenbank,
Versenkten sich mit ahnungsvollem Grauen

In dieses Wundermeer, und blickten stillen Dank
Zu ihm, der sie erschuf — gen Himmel aufzuschauen:

29.

Da fing der fromme Greis, mit mehr gerührtem Ton
Als sonst, zu reden an von diesem Erdenleben
Als einem Traum, und vom Hinüberschweben
Ins wahre Seyn. — Es war, als wehe schon
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag' ihn sanft empor indem er sprach.
Amanda fühlt's; die Augen gehn ihr über,
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschwundnen nach.

30.

Mir, fuhr er fort, mir reichen sie die Hände
Vom Ufer jenseits schon — Mein Lauf ist bald zu Ende;
Der eurige beginnet kaum, und viel,

Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden,
(Oft sind's nur Stärkungen auf neue gröſsre Leiden)
Erwarten euch, indeſs ihr unvermerkt dem Ziel
Euch nähert. Beides geht vorüber,
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber;

31.

Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
Und die Erinnerung, daſs weder Lust noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht geschieden.
So sprach er vieles noch; und da sie endlich sich
Zur Ruh begaben, drückt' er, wie sie dünkte,
Sie wärmer an sein Herz, und eine Thräne blinkte
In seinem Aug', indem er schnell von ihnen wich.

32.

In eben dieser Nacht, von dunkeln Vorgefühlen
Der Zukunft aufgeschreckt, erhob Titania
Die Augen himmelwärts — und alle Rosen fielen
Von ihren Wangen ab, indem sie stand, und sah
Und las. Sie rief den lieblichen Gespielen,
Mit ihr zu sehen, was in diesem Nu geschah,
Und wie zu unglückschwangern Zügen
Amandens Sterne schon sich an einander fügen.

33.

Und, dicht in Schatten eingeschleiert, fliegt
Sie schnell dem Lager zu, wo zwischen Mandelbäumen
(Der Knabe neben ihr) die Königstochter liegt,
Aus ihrem Schlaf von ahnungsvollen Träumen
Oft aufgestört. Titania berührt
Die Brust der Schläferin (damit die Unruh schweige
Die in ihr klopft) mit ihrem Rosenzweige,
Und raubt den Knaben weg, der nichts davon verspürt.

34.

Sie kommt zurück mit ihrem schönen Raube,
Und spricht zu ihren Grazien: Ihr seht
Das grausame Gestirn, das ob Amanden steht!
Eilt, rettet dieses Kind in meine schönste Laube,
Und pfleget sein, als wär's mein eigner Sohn.
Drauf zog sie aus dem Kranz um ihre Stirne
Drey Rosenknospen aus, gab jeder holden Dirne
Ein Knöspchen hin, und sprach: Hinweg, es dämmert schon!

35.

Thut wie ich euch gesagt, und alle Tag' und Stunden
Schaut eure Rosen an; und wenn ihr alle drey
Zu Lilien werden seht, so merket dran, ich sey
Mit Oberon versöhnt und wieder neu verbunden.
Dann eilet mit Amandens Sohn herbey,

Denn mit der meinen ist auch ihre Noth verschwunden.
Die Nymfen neigten sich, und flohn
In einem Wölkchen schnell hinweg mit Hüons Sohn.

36.

Kaum war der Morgen aufgegangen,
So sucht mit bebendem unruhigem Verlangen
Amanda ihren Freund, der seine Lagerstatt,
Fern von Alfons und ihr, in einem Felsen hat.
So hastig eilt sie fort, daſs sie (was nie geschehen
Seitdem sie Mutter war) vor lauter Eil' vergiſst,
Nach ihrem Sohn, der noch ihr Schlafgeselle ist,
Und ruhig (glaubt sie) schläft, vorher sich umzusehen.

37.

Sie findet ihren Mann, im Garten irrend, auf,
Und beide nehmen auf der Stelle,
Was sie besorgen sich verbergend, nach der Zelle

Des alten Vaters ihren Lauf.
Wie klopft ihr Herz, indem sie seinem Lager
Sich langsam nahn! Er liegt, die Hände auf sein Herz
Gefaltet, athemlos, sein Antlitz bleich und hager,
Doch edel jeder Zug, und rein, und ohne Schmerz.

38.

Er schlummert nur, spricht Rezia, und legt
Die Hand, so leicht daſs sie ihn kaum berühret,
Auf seine Hand — und, da sie kalt sie spüret
Und keine Ader mehr sich regt,
Sinkt sie in stiller Wehmuth auf den blassen
Erstarrten Leichnam hin; ein Strom von Thränen bricht
Aus ihrem Aug' und badet sein Gesicht:
O Vater, ruft sie aus, so hast du uns verlassen!

39.

Sie rafft sich auf, und sinkt an Hüons Brust,
Und beide werfen nun sich bey der kalten Hülle

Der reinsten Seele hin, in ehrfurchtsvoller Stille,
Und sättigen die schmerzlich süſse Lust
Zu weinen, — drücken oft, um endlich wegzugehen,
Auf seine Hand der Liebe letzten Zoll,
Und bleiben immer, nie gefühlter Regung voll,
Bey dem geliebten Bild, als wie bezaubert, stehen.

40.

Es war als sähen sie auf seinem Angesicht
Die Dämmerung von einem neuen Leben,
Und wie von reinem Himmelslicht
Den Widerschein um seine Stirne weben,
Der schon zum geist'gen Leib den Erdenstoff verfeint,
Und um den stillen Mund, der eben
Vom letzten Segen noch sich sanft zu schlieſsen scheint,
Ein unvergängliches kaum sichtbar's Lächeln schweben.

41.

Ist dir's nicht auch (ruft Hüon, wie entzückt,
Amanden zu, indem er aufwärts blickt)
Als fall' aus jener Welt ein Strahl in deine Seele?
So fühlt' ich nie der menschlichen Natur
Erhabenheit! noch nie dieſs Erdenleben nur
Als einen Weg durch eine dunkle Höhle
Ins Reich des Lichts! nie eine solche Stärke
In meiner Brust zu jedem guten Werke!

42.

Zu jedem Opfer, jedem Streit
Nie diese Kraft, nie diese Munterkeit
Durch alle Prüfungen mich männlich durchzukämpfen!
Laſs seyn, Geliebte, daſs der Trübsal viel
Noch auf uns harrt — sie nähert uns dem Ziel!
Nichts soll uns muthlos sehn, nichts diesen Glauben dämpfen!
So spricht er, sich mit ihr von diesem heiligen Ort
Entfernend — und ihn nimmt das Schicksal gleich beym Wort.

43.

Denn, wie sie Hand in Hand nun wieder
Hervor gehn aus der Zell', und ihre Augenlieder
Erheben — Gott! was für ein Anblick stellt
Sich ihren Augen dar! In welche fremde Welt
Sind sie versetzt! Verschwunden, ganz verschwunden
Ist ihr Elysium, der Hain, die Blumenflur.
Versteinert stehn sie da. Ist's möglich? Keine Spur,
Sogar die Stätte wird nicht mehr davon gefunden.

44.

Sie stehn an eines Abgrunds Rand,
Umringt, wohin sie schaudernd sehen,
Von überhangenden gebrochnen Felsenhöhen;
Kein Gräschen mehr, wo einst ihr Garten stand!
Vernichtet sind die lieblichen Gebüsche,
Der dunkle Nachtigallenwald
Zerstört! Nichts übrig, als ein gräſsliches Gemische
Von schroffen Klippen, schwarz, und öd' und ungestalt!

45.

Zu welchen neuen Jammerscenen
Bereitet sie dieſs grause Schauspiel vor?
Ach, rufen sie, und heben, schwer von Thränen,
Den kummervollen Blick zum heil'gen Greis empor:
„Ihm wurde dieſs Gebirg in Frühlingsschmuck gekleidet,
Dieſs Eden Ihm gepflanzt; um Seinetwillen nur
Genossen wir's; und Schicksal und Natur
Verfolgen uns aufs neu', so bald er von uns scheidet!“

46.

Ich bin gefaſst, ruft Rezia, und schlingt
Ein Ach zurück das ihrer Brust entsteiget.
Unglückliche! der Tag, der all dieſs Unglück bringt,
Hat dir noch nicht das schrecklichste gezeiget!
Sie eilt dem Knaben zu, den sie vor kurzem, süſs
Noch schlummernd, (wie sie glaubt) verlieſs;
Er ist ihr letzter Trost; des Schicksals härtsten Schlägen
Geht sie getrost, mit ihm auf ihrem Arm, entgegen.

47.

Sie fliegt dem Lager zu, wo er
An ihrer Seite lag, und, wie vom Blitz getroffen,
Schwankt sie zurück — der Knab' ist weg, das Lager leer.
„Hat er sich aufgerafft? Fand er die Thüre offen
Und suchte sie? O Gott! wenn er verunglückt wär'?
Entsetzlich! — Doch vielleicht hat um die Hütte her,
(So denkt sie zwischen Angst und Hoffen)
Vielleicht im Garten nur der Kleine sich verloffen?“

48.

Im Garten? ach! der ist nun felsiger Ruin!
Sie stürzt hinaus, und ruft mit bebenden Lippen
Den Knaben laut beym Nahmen, suchet ihn
Ringsum, mit Todesangst, in Höhlen und in Klippen.
Der Vater, den ihr Schrey'n herbey gerufen, spricht

Umſonst den Troſt ihr zu, woran's ihm ſelbst gebricht:
„Er werde ſich gewiſs in dieſen Felsgewinden
Geſund und friſch auf einmahl wieder finden."

49.

Zwey Stunden ſchon war alle ihre Müh
Vergeblich. Ach! umſonst, laut rufend, irren ſie
Tief im Gebirg umher, beſteigen alle Spitzen,
Durchkriechen alle Felſenritzen,
Und laſſen ſich, um wenigſtens ſein Grab
Zu finden, kummervoll in jede Kluft hinab:
Ach! keine Spur von ihm entdeckt ſich ihrem Blicke,
Und von den Felſen hallt ihr eigner Ton zurücke.

50.

Das Unbegreifliche des Zufalls, daſs ein Kind
Von ſeinem Alter ſich verliere,
An einem Ort, wo weder wilde Thiere
Noch Menſchen (wilder oft als jene) furchtbar ſind,

Mehrt ihre Angst; doch nährt es auch ihr Hoffen:
„Es kann nicht anders seyn, er hat sich nur verloffen,
Und schlief vielleicht auf irgend einem Stein,
Vom Wandern müd, in seiner Unschuld ein.“

51.

Aufs neue wird der ganze Felsenrücken,
Wird jeder Winkel, jeder Strauch
Der ihn vielleicht versteckt, durchsucht mit Falkenblicken.
Die Unruh treibt sogar, wie unwahrscheinlich auch
Die Hoffnung ist ihn dort lebendig aufzuspüren,
Sie bis zum Strand herab, wo, unter dem Gemisch
Von aufgethürmtem Sand und sumpfigem Gebüsch,
Sie endlich unvermerkt einander selbst verlieren.

52.

Auf einmahl schreckt Amandens Ohr
Ein ungewohnter Ton. Ihr däucht, es glich dem Schalle
Von Stimmen. Doch, weil's wieder sich verlor,
Und sie bey einem Wasserfalle,
Der mit betäubendem Getöse übern Rand
Von einem hohen Felsenbogen
Herunter stürzt, sich ziemlich nah befand,
Glaubt sie, sie habe sich betrogen.

53.

Ihr schwanet nichts von gröſserer Gefahr,
Ihr einziger Gedank' ist ihres Sohnes Leben:
Und plötzlich, da sie kaum um einen Hügel, neben
Dem Wasserfall, herum gekommen war,
Sieht sie, bestürzt von einer rohen Schaar
Schwarzgelber Männer sich umgeben,
Und hinter einem hohen Riff
Erblickt sie in der Bucht ein ankernd Ruderschiff.

54.

Sie hatten kurz zuvor, um Wasser einzunehmen,
Vor Anker hier gelegt, und waren noch damit
Beschäftigt: als, mit schnell gehemmtem Schritt,
Auf einmahl eine Frau vor ihre Augen tritt,
Gemacht beym ersten Blick die schönsten zu beschämen.
Erstaunen schien sie alle schier zu lähmen,
An diesem öden Ort, den sonst der Schiffer fleucht,
Ein junges Weib zu sehn, die einer Göttin gleicht.

55.

Der Schönheit Anblick macht sonst rohe Seelen milder,
Und Tieger schmiegen sich zu ihren Füſsen hin:
Doch diese fühlen nichts. Ihr stumpfer Räubersinn

Berechnet sich den Werth der schönsten Frauenbilder
(Von Marmor oder Fleisch, gleich viel!) mit kaltem Blut
Bloſs nach dem Marktpreis, just wie andres Kaufmannsgut.
Hier, ruft der Hauptmann, sind zehn tausend Sultaninen
Mit Einem Griff, so gut wie hundert, zu verdienen.

56.

Auf, Kinder, greifet zu! So ein Gesicht wie dieſs
Gilt uns zu Tunis mehr als zwanzig reiche Ballen:
Der König, wie ihr wiſst, liebt solche Nachtigallen;
Und dieser wilden hier gleicht von den Schönen allen
In seinem Harem nichts. Ihr reicht Almansaris,
Die Königin, so schön sie ist, gewiſs

Das Wasser kaum. Wie wird der Sultan brennen!
Der Zufall hätt' uns traun! nicht besser führen können.

57.

Indeſs der Hauptmann dieſs zu seinem Volke sprach,
Steht Rezia, und denkt zwey Augenblicke nach
Was hier zu wählen ist. „Sind diese Leute Feinde,
So hilft die Flucht mir nichts, da sie so nahe sind:
Vielleicht daſs Edelmuth und Bitten sie gewinnt.
Ich geh' und rede sie als Freunde,
Als Retter an, die uns der Himmel zugesendet.
Vielleicht ist's unser Glück, daſs sie hier angeländet.“

58.

Dieſs denkend, geht, mit unschuldsvoller Ruh
Im offnen Blick, und mit getrosten Schritten,

Das edle schöne Weib auf die Korsaren zu:
Allein sie bleiben taub bey ihren sanften Bitten.
Die Sprache, die zu allen Herzen spricht,
Rührt ihre eisernen entmenschten Seelen nicht.
Der Hauptmann winkt; sie wird umringt, ergriffen,
Und alles läuft und rennt, die Beute einzuschiffen.

59.

Auf ihr erbärmliches Geschrey,
Das durch die Felsen hallt, fliegt Hüon voller Schrecken
Den Wald herab, zu ihrer Hülf' herbey.
Ganz auſser sich, so bald ihm was es sey
Die Bäume länger nicht verstecken,
Ergreift er in der Noth den ersten knot'gen Stecken
Der vor ihm liegt, und stürzt, wie aus der Wolken Schooſs
Ein Donnerkeil, auf die Barbaren los.

60.

Sein holdes Weib zu sehn, die mit blutrünst'gen Armen
Sich zwischen Räubertatzen sträubt,
Der Anblick, der zu Tiegerwuth ihn treibt,
Macht bald den Eichenstock in seiner Faust erwarmen.
Die Streiche fallen hageldicht
Auf Köpf' und Schultern ein mit stürzendem Gewicht.
Er scheint kein Sterblicher; sein Auge spritzet Funken,
Und sieben Mohren sind schon vor ihm hingesunken.

61.

Bestürzung, Scham und Grimm, von einem einz'gen Mann
Den schönen Raub entrissen sich zu sehen,
Spornt alle andern an, auf Hüon los zu gehen,
Der sich, so lang' er noch die Arme regen kann,
Unbändig wehrt; bis, da ihm im Gedränge
Sein Stock entfallt, die überlegne Menge

(Wiewohl er rasend schlägt und stöſst und um sich beiſst)
Ihn endlich übermannt und ganz zu Boden reiſst.

62.

Mit einem Schrey gen Himmel sinkt Amande
In Ohnmacht, da sie ihn erwürgt zu sehen glaubt.
Man schleppt sie nach dem Schiff, indeſs das Volk am Strande
Auf den Gefallnen stürmt, und tobt und Rache schnaubt.
Ihm einen schnellen Tod zu geben,
Wär's auch der blutigste, däucht sie Gelindigkeit:
Nein, ruft der Hauptmann aus, um desto längre Zeit
Der Tode grausamsten zu sterben, soll er leben!

63.

Sie ſchleppen ihn tief in den Wald hinein,
So weit vom Strand, daſs auch ſein lautſtes Schreyn
Kein Ohr erreichen kann, und binden ihn mit Stricken
Um Arm und Bein, um Hals und Rücken,
An einen Baum. Der Unglückſel'ge blickt
Zum Himmel auf, verſtummend und erdrückt
Von ſeines Elends Laſt; und laut frohlockend fahren
Mit ihrem ſchönen Raub nach Tunis die Barbaren.

Varianten.

In der erſten Ausgabe fängt hier der eilfte Geſang an.

Stanze 5. Vers 2.

Wie alles das um vierzig Sultaninen

V. 3.

(a) — — Es ſchien Betrachtung zu verdienen;

V. 4.

Er trat hinzu, beſah u. ſ. w.

St. 6. V. 6.

Er hatte schon die nächste Höh' erstiegen

St. 12. V. 2, 3.

— — — nach langem Überlegen
Der Sache, klügers nichts entgegen

St. 14. V. 6.

(*a*) Ein groſses *Ventregris*, nach Basken Art,
zu fluchen,

St. 15. V. 4.

— — — weil ihm's der Zwerg verehrt)

St. 17. V. 1.

Er setzt sich vor die Thür auf eine Bank
von Stein,

V. 2.

(*a. b*) Um, müde wie er ist und schwach
u. s. w.

St. 31. V. 3, 4.

— — — daſs weder Lust noch Schmerz
Euch nie u. s. w.

St. 48. V. 2.

(*c*) — — — und ruft mit schweren Lippen

St. 49. V. 2.

(*c*) Umsonst. Laut rufend, irren sie

V. 4.

Durchkriechen jeden Busch und alle Felsenritzen,

V. 8.

(*c*) — — — ihr eigner Ruf zurücke.

St. 52. V. 1.

Auf einmahl schreckt Amandens stilles Ohr

St. 52. V. 2.

(*c*) Ein ungewohnter Laut. — —

St. 57. V. 6.

(*a*) Ich rede sie, mit Zuverſicht, als Freunde,

OBERON

ZEHNTER GESANG.

ZEHNTER GESANG.

1.

Schon sinkt der Tag, und trauernd wirft die Nacht
(Ach! nicht vertraulich mehr in süſser Herzensfülle
Von Liebenden und Freunden zugebracht)
Mitleidig ihre trübste Hülle
Ums öde Eiland her, wo aus der tiefen Stille
Nun keinen Morgen mehr der Freude Lied erwacht;
Nur ein Verlassener von allem was er liebet
Der Pflichten schrecklichste durch stilles Dulden übet.

2.

Ihn hört **Titania**, in ein Gewölk verhüllt,
Tief aus dem Wald herauf in langen Pausen ächzen,
Sieht den Unglücklichen in stummer Angst verlechzen,
Und wendet sich von ihm. Denn, ach! vergebens schwillt
Ihr zartes Herz von innigem Erbarmen.
Ein stärk'rer Zauber stöſst mit unaufhaltbarn Armen
Sie weg von ihm; und wie sie überm Strand
Dahin schwebt, blinkt vor ihr ein Goldreif aus dem Sand.

3.

Amanda hatte ihn, im Ringen mit den Söhnen
Des Raubes, unvermerkt vom Finger abgestreift.
Die Elfenkönigin, indem sie ihn ergreift,
Erkennt den Talisman, dem alle Geister fröhnen.

Bald, ruft sie freudig, ist das Maſs des Schicksals voll!
Bald werden wieder dich die Sterne mir versöhnen,
Geliebter! Dieser Ring verband uns einst; er soll
Zum zweyten Mahl zu meinem Herrn dich krönen!

4.

Inzwischen hatte man im Schiff, mit groſser Müh,
Amanden, die in Ohnmacht lag, ins Leben
Zurück gerufen. Kaum begonnte sie
Die schweren Augen trostlos zu erheben;
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die Knie,
Und bat sie, sich dem Gram nicht länger zu ergeben:
Dein Glück ist's, sprach er, bloſs, wovon ich Werkzeug bin;
In wenig Tagen bist du unsre Königin.

5.

Besorge nichts von uns, wir sind nur dich zu schützen
Und dir zu dienen da: dich, Schönste, zu besitzen
Ist nur Almansor werth, der dir an Reitzen gleicht.
Er wird beym ersten Blick in deinen Fesseln liegen;
Und, glaube meinem Wort, du wirst ihn mit Vergnügen
Zu deinen Füſsen sehn. Der Hauptmann spricht's, und reicht
(Um allen Argwohn, den sie hegen mag, zu stillen)
Ein reiches Tuch ihr dar, sich ganz darein zu hüllen.

6.

Der ist des Todes, (fährt er fort,
Mit einem Blick und Ton, der alles Volk am Bord
Erzittern macht) der je des Frevels sich verwäget

Und seine Hand an diesen Schleier leget!
Betrachtet sie von diesem Augenblick
Als ein Juwel, das schon **Almansorn** angehöret.
Er sagt's, und zieht, damit sie ungestöret
Der Ruhe pflegen kann, kniebeugend sich zurück.

7.

Amanda, ohne auf des Räubers Wort zu hören,
Bewegungslos, betäubt von ihrem Unglück, sitzt,
Die Hände vor der Stirn, die Arme aufgestützt
Auf ihre Knie, mit starren, thränenleeren,
Erloschnen Augen da. Ihr Jammer ist zu groſs
Ihn auszusprechen, ihn zu tragen
Ihr starkes Herz zu zart. Ach! diesen letzten Stoſs
Erträgt sie nicht! Sie sinkt, doch sinkt sie ohne Klagen.

8.

Sie schaut nach Trost sich um, und findet keinen; leer
Und hoffnungslos, und Nacht, wie ihre Seele,
Ist alles, alles um sie her;
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhöhle!
Sie starrt zum Himmel auf — auch Der
Hat keinen Trost, hat keinen Engel mehr!
Am Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet,
Steht noch der Tod allein, der sie im Sinken hebet.

9.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
Hinab mit ihm ins stille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget;
Wo keine Kette mehr die freye Seele reibt,
Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden.

Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt:
Da wird sie alles, was sie liebte, wiederfinden!

10.

Wie ein verblutend Lamm, still duldend, liegt sie da,
Und seufzt dem letzten Augenblick entgegen:
Als, in der stillen Nacht, sich ihr Titania
Trost bringend naht. Ein unsichtbarer Regen
Von Schlummerdüften stärkt der schönen Dulderin
Matt schlagend Herz, und schläft den äufsern Sinn
Unmerklich ein. Da zeigt sich ihr im Traumgesichte
Die Elfenkönigin in ihrem Rosenlichte.

11.

Auf! spricht sie, fasse Muth! Dein Sohn und dein Gemahl
Sie athmen noch, sind nicht für dich verloren.

Erkenne mich! Wenn du zum dritten Mahl
Mich wieder siehst, dann ist, was Oberon geschworen,
Erfüllt durch eure Treu'. Ihr endet unsre Pein,
Und wie Wir glücklich sind, so werdet Ihr es seyn.
Mit diesem Wort zerflieſst die Göttin in die Lüfte,
Doch wehen, wo sie stand, noch ihre Rosendüfte.

12.

Amand' erwacht, erkennt an ihrem Duft
Und Rosenglanz, die nur allmählich schwanden,
Die göttergleiche Frau, die in der Felsengruft,
Gleich unverhofft, ihr ehmahls beygestanden.
Gerührt, beschämt von diesem neuen Schutz,
Ergreift ihr Herz mit dankbarlichem Beben
Dieſs Pfand von ihres Sohns und ihres Hüons Leben,
Und beut mit ihm nun jedem Schicksal Trutz.

13.

Ach! wüſste sie, was ihr (zu ihrem Glücke)
Verborgen bleibt, wie trostlos diese Nacht

Ihr unglücksel'ger **Freund**, mit siebenfachem Stricke
An einen Eichenstamm gebunden, zugebracht,
Wie bräch' ihr Herz! — Und Er, vor dessen Augenblitze
Nichts dunkel ist, der gute Schutzgeist, weilt?
Er steht, am Quell des Nils, auf einer Felsenspitze,
Die, ewig unbewölkt, die reinsten Lüfte theilt.

14.

Den ernsten Blick dem Eiland zugekehrt,
Wo **Hüon** schmachtet, steht der **Geisterfürst**, und hört
Sein Ächzen, das aus tiefer Ferne
Zu ihm herüber bebt, — schaut nach dem Morgensterne,
Und hüllt sich seufzend ein. Da nähert, aus der Schaar
Der Geister, die theils einzeln, theils in Ringen,
Ihn überall begleiten und umschwingen,
Sich einer ihm, der sein Vertrauter war.

15.

Erblassend, ohne Glanz, naht sich der Sylfe, blickt
Ihn schweigend an, und seine Augen fragen
Dem Kummer nach, der seinen König drückt;
Denn Ehrfurcht hält ihn ab die Frage laut zu wagen.
Schau auf, spricht Oberon. Und mit dem Worte weist
In einer Wolke, die mit ausgespanntem Flügel
Vorüber fährt, sich dem bestürzten Geist
Des armen Hüons Bild als wie in einem Spiegel.

16.

Versunken in der tiefsten Noth,
An seines Herzens offnen Wunden
Verblutend, steht er da, verlassen und gebunden
Im öden Wald, und stirbt den langen Martertod.
In diesem hoffnungslosen Stande
Schwellt seine Seele noch das zürnende Gefühl:
„Verdient' ich das? verdiente das Amande?
Ist unser Elend nur den höhern Wesen Spiel?

17.

„Wie untheilnehmend bleibt bey meinem furchtbarn Leiden,
Wie ruhig alles um mich her!
Kein Wesen fühlt mit mir; kein Sandkorn rückt am Meer
Aus seinem Platz, kein Blatt in diesen Laubgebäuden
Fällt meinetwegen ab. Ein scharfer Kiesel wär'
Um meine Bande durchzuschneiden
Genugsam — ach! im ganzen Raum der Zeit
Ist keine Hand, die ihm dazu Bewegung leiht!

18.

„Und doch, wenn meine Noth zu wenden
Dein Wille wär', o Du, der mich dem Tod so oft
Entrissen, wenn ich es am wenigsten gehofft,
Es würden alle Zweig' in diesem Wald zu Händen
Auf deinen Wink!“ — Ein heil'ger Schauder blitzt
Durch sein Gebein mit diesem Himmelsfunken;

Die Stricke fallen ab; er schwankt, wie nebeltrunken,
In einen Arm, der ihn unsichtbar unterstützt.

19.

Es war der Geist, dem Oberon die Geschichte
Des treuen Paars im Bilde sehen lieſs,
Der diesen Dienst ihm ungesehn erwies.
Der Sohn des Lichts erlag dem kläglichen Gesichte.
Ach! rief er, inniglich betrübt,
Und sank zu seines Meisters Füſsen,
So strafbar als er sey, kannst du, der ihn geliebt,
Vor seiner Noth dein groſses Herz verschlieſsen?

20.

Der Erdensohn ist für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: wir selbst, du weiſst es, sind
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finsternissen,
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang;

Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer
Zwang
Uns alle, daſs wir ihm im Dunkeln folgen
müssen.
In dieser Kluft, die mich von Hüon trennt,
Ist mir ein einzigs noch für ihn zu thun vergönnt.

21.

Fleuch hin, und mach' ihn los, und trag' ihn
auf der Stelle,
So wie er ist, nach Tunis, vor die Schwelle
Des alten Ibrahim, der, nahe bey der Stadt,
Die Gärten des Serai's in seiner Aufsicht hat.
Dort leg' ihn auf die Bank von Steinen,
Hart an die Hüttenthür, und eile wieder fort:
Doch hüte dich ihm sichtbar zu erscheinen,
Und mach' es schnell, und sprich mit ihm kein
Wort.

22.

Der Sylfe kommt, so rasch ein Pfeil vom
Bogen
Das Ziel erreicht, bey Hüon angeflogen,
Löst seine Bande auf, beladet sich mit ihm,

Und trägt ihn, über Meer und Länder, durch die Lüfte
Bis vor die Thür des alten Ibrahim;
Da schüttelt er von seiner starken Hüfte
Ihn auf die Bank, so sanft als wie auf Pflaum.
Dem guten Ritter däucht was ihm geschieht ein Traum.

23.

Er schaut erstaunt umher, und sucht sich's wahr zu machen:
Doch alles was er sieht bestätigt seinen Wahn.
Wo bin ich? fragt er sich, und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein Hahn
Zu krähn, und bald der zweyte und der dritte;
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor
Eröffnet sich, der Gott des Tages geht hervor,
Und alles lebt und regt sich um die Hütte.

24.

Auf einmahl knarrt die Thür, und kommt ein langer Mann
Mit grauem Bart, doch frisch und roth von Wangen,

Ein Grabscheit in der Hand, zum Haus heraus gegangen;
Und beide sehn zugleich, was keiner glauben kann,
Herr Hüon seinen treuen Alten
In einem Sklavenwamms — der gute Scherasmin
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,
In einem Aufzug, der nicht glückweissagend schien.

25.

Ist's möglich? rufen alle beide
Zu gleicher Zeit — „Mein bester Herr!“ — „Mein Freund!“
„Wie finden wir uns hier?“ — Und, aufser sich vor Freude,
Umfafst der alte Mann des Prinzen Knie und weint
Auf seine Hand. Ihn herzlich zu umfangen
Bückt Hüon sich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu sich auf, und küfst ihn auf die Wangen.
Gott Lob, ruft Scherasmin, nun weifs ich dafs ihr lebt!

26.

Was für ein guter Wind trug euch vor diese Schwelle?
Doch zum Erzählen ist der Ort hier nicht geschickt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine Zelle,
Eh' jemand hier beysammen uns erblickt.
Auf allen Fall seyd ihr mein Neffe Hassan, (flüstert
Er ihm ins Ohr) ein junger Handelsmann
Von Halep, der die Welt zu sehn gelüstert,
Und Schiffbruch litt, und mit dem Leben nur entrann.

27.

Ja, leider! blieb mir nichts, seufzt Hüon, als ein Leben
Das keine Wohlthat ist! — Das wird sich alles geben,
Erwiedert Scherasmin, und schiebt sein Kämmerlein
Ihm hurtig auf, und schlieſst sich mit ihm ein.
Da, spricht er, nehmet Platz; bringt dann auf einem Teller
Das beste, was sein kleiner Vorrathskeller

Vermag, herbey, Oliven, Brot und Wein,
Und setzt sich neben ihn, und heiſst ihn fröhlich seyn.

28.

Mein bester Herr, daſs wir, nach allen Streichen
Die uns das Glück gespielt, so unvermuthet hier
Zu Tunis, vor der Hüttenthür
Des Gärtners Ibrahim uns finden, ist ein Zeichen,
Daſs Oberon ganz unvermerkt und still
Uns alle wiederum zusammen bringen will.
Noch fehlt das Beste; doch, zum Pfande für Amanden,
Ist wenigstens die Amme schon vorhanden.

29.

Was sagst du? ruft Herr Hüon voller Freuden.
Demselben Ibrahim, dem ich bedienstet bin,
Dient sie als Sklavin hier, erwiedert Scherasmin.

Wie wird das gute Weib die Augen an euch
weiden!
Drauf fängt er ihm Bericht zu geben an,
Was er in all' der Zeit gelitten und gethan,
Und was ihn, unverrichter Sachen,
Bewogen, von Paris sich wieder wegzumachen;

30.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran gesucht,
Und, seiner dort viel Wochen ohne Frucht
Erwartend, unvermerkt sein Biſschen Geld verzettelt,
Darauf, mit Muscheln ausstaffiert,
Sich durch die halbe Welt als Pilger durchgebettelt,
Bis ihn sein guter Geist zuletzt hierher geführt,
Wo **Fatme**, die er unverhofft gefunden,
Auf beſsre Zeit mit ihm zu harren sich verbunden.

31.

Zum Glück ist immer unversehrt
(Setzt er hinzu) das Kätschen mitgezogen,

Das euch der schöne Zwerg zu Askalon verehrt;
Denn, wie ich sehe, Horn und Becher sind entflogen.
Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden Ort;
Es war nicht hübsch an mir so frey heraus zu platzen:
Die Freude, daſs ich euch gefunden, macht mich schwatzen;
Allein, ihr kennt mein Herz, und weiter nun kein Wort!

32.

Der edle Fürstensohn drückt seinem guten Alten
Die Hand, und spricht: Ich kenne deine Treu',
Sollst alles wissen, Freund! ich will dir nichts verhalten;
Allein, vor allem, steh in Einem Ding mir bey.
Das Kästchen, das du mir erhalten,
Ist an Juwelen reich. Denkst du nicht auch, es sey

Am besten angewandt, mir eilends Pferd und Waffen
Und ritterlichen Schmuck in Tunis anzuschaffen?

33.

Es sind zwölf Stunden kaum, seit eine Räuberschaar
Amanden mir entriſs, mir, der am ödsten Strande
Allein mit ihr und unbewaffnet war.
Sie führen sie vielleicht in diese Mohrenlande,
Nach Marok oder Fez, gewiſs nach einem Platz,
Wo Hoffnung ist, sie theuer zu verkaufen:
Allein kein Harem soll mir meinen höchsten Schatz
Entziehen, sollt' ich auch die ganze Welt durchlaufen.

34.

Der Alte sinnt der Sache schweigend nach.
„Die Gegend, wo ihr euch mit Rezia befunden,
Ist also wohl nur wenig Stunden

Von hier entfernt?“ — Nicht daſs ich wüſste, sprach
Der junge Fürst; vielleicht sind's tausend Stunden:
Mich trug, unendlich schnell, ich weiſs nicht wer,
(Doch wohl ein Geist) aus einem Wald hierher,
Wo mich das Räubervolk an einen Baum gebunden.

35.

Das hat, ruft jener aus, kein andrer Arm gethan
Als Oberons. Ich selber, spricht der Ritter,
Ich trau' ihm's zu, und nehm's als ein Versprechen an,
Er werde mehr noch thun. So bitter
Die Trennung ist, so schreckenvoll das Bild
Des holden Weibs in wilden Räuberklauen;
Dieſs neue Wunder, Freund, erfüllt
Mein neu belebtes Herz mit Hoffnung und Vertrauen.

36.

Der müſste ja ganz herzlos, ganz von Stein,
Und ohne Sinn, und gänzlich unwerth seyn
Daſs sich der Himmel seinetwegen
Bemühe, (hätt' er auch von dem die Hälfte nur
Erfahren, was mir widerfuhr)
Wer Kleinmuth und Verdacht zu hegen
Noch fähig wär'. Es geh' durch Feuer oder Flut
Mein dunkler Weg, ich halte Treu' und Muth.

37.

Nur, lieber Scherasmin, wenn's möglich ist, noch heute
Verschaffe mir ein Schwert und einen Gaul.
Zu lang' entbehr' ich beides! — an der Seite
Der Liebe zwar — doch itzt, in dieser Weite
Von Rezia, däucht mir mein Herzblut stehe faul
Als wie ein Sumpf, bis ich die schöne Beute
Den Heiden abgejagt. Ihr Leben und mein Glück,
Bedenk' es, hängt vielleicht an einem Augenblick.

38.

Der Alte schwört ihm zu, es soll' an ihm nicht liegen
Des Prinzen Ungeduld noch heute zu vergnügen.
Doch unverhofft hält seines Eifers Lauf
Am ersten Abend schon ein leidiger Zufall auf.
Denn Hüon fühlte von so viel Erschütterungen,
Die Schlag auf Schlag gefolgt, auf einmahl sich bezwungen,
Und brachte, matt und glühend, ohne Ruh,
Die ganze Nacht in Fieberträumen zu.

39.

Die Bilder, die ihm stets im Sinne lagen,
Beleben sich; er glaubt mit einem Schwarm
Von Feinden sich ergrimmt herum zu schlagen;
Dann sinkt er kraftlos hin, und drückt im kalten Arm
Die Leiche seines Sohns; bald kämpft er mit den Fluten,
Hält die versinkende Geliebte nur am Saum
Des Kleides noch; bald, selbst an einen Baum
Gebunden, sieht er sie in Räuberarmen bluten.

40.

Erschöpft von Grimm und Angst stürzt er aufs Lager hin
Mit starrem Blick. Dem treuen Scherasmin
Kommt seine Wissenschaft in dieser Noth zu Statten.
Denn dazumahl war's eines Knappen Amt
Die Heilkunst mit der Kunst der Ritterschaft zu gatten.
Ihm war sie schon vom Vater angestammt,
Und viel geheimes ward auf seinen langen Reisen
Ihm mitgetheilt von Rittern und von Weisen.

41.

Er eilt, so bald der schöne Morgenstern
Am Himmel bleicht, (indeſs bey dem geliebten Herrn
Als Wärterin sich Fatme emsig zeiget)
Den Gärten zu, worin noch alles ruht und schweiget;
Sucht Kräuter auf, von deren Wunderkraft
Ein Eremit auf Horeb ihn belehret,

Und drückt sie aus, und mischet einen Saft,
Der binnen kurzer Friſt dem ſtärkſten Fieber
wehret.

42.

Ein ſanfter Schlaf beginnt ſchon in der
zweyten Nacht
Auf Hüons Stirne ſich zu ſenken.
Mit liebevoller Treu' gepfleget und bewacht,
Und reichlich angefriſcht mit kühlenden
Getränken,
Fühlt er am vierten Tag ſo gut ſich her-
geſtellt,
Um ſich, ſo bald der Mond die laue Nacht
erhellt,
In einem Gärtnerwamms, womit man ihn
verſehen,
Mit Scherasmin im Garten zu ergehen.

43.

Sie hatten in den Roſenbüſchen,
Nah an der Hütte, noch nicht manchen Gang
gethan,

So kommt die Amme (die, was neues aufzufischen,
Sich oft dem Harem naht) mit einer Zeitung an,
Die kräft'ger ist als irgend ein Laudan
Des Kranken Blut und Nerven zu erfrischen:
Es sey, versichert sie, beynahe zweifelsfrey
Daſs Rezia nicht fern von ihnen sey.

14.

Wo ist sie? wo? ruft Hüon mit Entzücken
Und Ungeduld, auffahrend — Hurtig! sprich!
Wo sahst du sie? — Gesehn? erwiedert Fatme, ich?
Das sagt' ich nicht; allein, ich lasse mich zerstücken
Wenn's nicht Amanda ist, die diesen Abend hier
Gelandet. Höret nur, was die Minute mir
Die Jüdin Salome, die eben
Vom innern Harem kam, für ganz gewiſs gegeben.

45.

Kurz, sprach sie, vor der Abendzeit
Lieſs auf dem hohen Meer sich eine Barke sehen;
Sie flog daher mit Vogelsschnelligkeit,
Die Segel schien ein frischer Wind zu blähen.
Auf einmahl stürzt aus wolkenlosen Höhen
Zickzack ein feur'ger Strahl herab,
Und mit dem ersten Stoſs, den ihm ein Sturmwind gab,
Sieht man das ganze Schiff in voller Flamme stehen.

46.

An Löschen denkt kein Mensch in solcher Noth.
Das Feuer tobt. Vom fürchterlichsten Tod
Umschlungen, springt aus seinem Flammenrachen
Wer springen kann, und wirft sich in den Nachen.
Der Wind macht bald sie von dem Schiffe los,
Treibt sie dem Ufer zu; doch, eine Viertelstunde

Vom Strand, ergreift den Kahn ein neuer Wirbelstoſs,
Und stürzt ihn um, und alles geht zu Grunde.

47.

Die Leute schrey'n umsonst zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten, mit der angestrengten Stärke
Der Todesangst, umsonst sich aus der Flut herauf:
Nur eine einz'ge Frau, die sich zum Augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der Gefahr,
Wird auf den Wellen, wie auf einem Wagen,
Ganz unversehrt, und unbenetzt sogar,
Dem nahen Ufer zugetragen.

48.

Von ungefähr stand mit Almansaris
Der Sultan just auf einer der Terrassen
Des Schlosses, die hinaus ins Meer sie sehen lieſs,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupassen.
Ein sanfter Zefyr schien die Frau herbey zu wehn.

Doch, um sich nicht zu viel auf Wunder zu verlassen,
Winkt itzt Almansaris, und hundert Sklaven gehn
Bis an den Hals ins Meer, der Schönen beyzustehn.

49.

Man sagt, der Sultan selbst sey an den Strand gekommen,
Und habe sie, von einem Idschoglan,
Der aus dem strudelnden Schaum bis zur Terraſs' hinan
Sie auf dem Rücken trug, selbst in Empfang genommen.
Man konnte zwar nicht hören was er sprach,
Doch schien er ihr viel höfliches zu sagen,
Und, weil's an Zeit und Freyheit ihm gebrach,
Sein Herz ihr, wenigstens durch Blicke, anzutragen.

50.

Wie dem auch sey, dieſs ist gewiſs,
(Fährt Fatme fort) daſs sich Almansaris
Der schönen Schwimmerin gar freundlich und gewogen

Bewiesen hat, und ihr viel ſchönes vorgelogen,
Wiewohl der Fremden ſeltner Reitz
Ihr gleich beym erſten Blick Almanſors Herz entzogen;
Und daſs ſie ein Gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen.

51.

Angſt, Freude, Lieb' und Schmerz, mahlt, während Fatme ſpricht,
Sich wechſelsweis' in Hüons Angeſicht.
Daſs es Amanda ſey, ſcheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt ſich ſonnenklar,
Daſs Oberon, wiewohl noch unſichtbar,
Die Zügel ſeines Schickſals wieder lenket.
Wohlan denn, Freunde, rathet nun,
Was meinet ihr? was iſt nunmehr zu thun?

52.

Dem Sultan mit Gewalt Amanden zu entreiſsen,
Das würde Roland ſelbſt nicht wagen gut zu heiſsen,

Erwiedert Scherasmin; wiewohl es rathsam ist,
Uns ingeheim, auf alles was geschehen
Und nicht geschehen kann, mit Waffen zu versehen.
Doch vor der Hand versuchen wir's mit List!
Wie, wenn ihr, da ihr euch doch nicht des Grabens schämet,
Bey Ibrahim als Gärtner Dienste nähmet?

53.

Gesetzt, er macht auch Anfangs Schwierigkeit,
Er sieht euch schärfer an, und schüttelt
Sein weises Haupt; mir ist dafür nicht leid:
Ein schöner Diamant hat manches schon vermittelt.
Laſst diese Sorge mir, Herr Ritter! Zwischen heut
Und morgen sehn wir euch, trotz aller Schwierigkeit,
Zu einem Gärtnerschurz betitelt;
Das weit're überlaſst dem Himmel und der Zeit.

54.

Der Vorschlag däucht dem Ritter wohl
ersonnen,
Und wird nun ungesäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Ibrahim ist bald so gut gewonnen,
Daſs er den Paladin zum Neffen adoptiert,
Zu seinem Schwestersohn, der von Damask
gekommen,
Und in der Blumenzucht besonders viel gethan;
Kurz, Hüon wird zum Gärtner angenommen,
Und tritt sein neues Amt mit vielem
Anstand an.

Varianten.

In der ersten Ausgabe fängt hier der zwölfte Gesang an.

Stanze 1. V. 4.

Mitleidig wirft sie ihre trübste Hülle

St. 2. V. 4 — 8.

Und weint und flieht. Denn, ach! vergebens schwillt
Ihr Herz von Mitgefühl! Ein eisernes Geschicke
Stöſst sie, so bald sie sich ihm nähern will, zurücke,
Sie flieht, und wie sie nach dem einst geliebten Strand
Noch einmahl umschaut, blinkt ein Goldring aus dem Sand.

St. 3. V. 8.

(*c*) Zum zweyten Mahle dich zu meinem
Herren krönen.

St. 4. V. 4.

(*c*) Die schweren Augen zu erheben;

St. 7. V. 7.

(*a. b*) Ihr starkes Herz zu schwach. Nur
diesen letzten Stoſs

St. 10. V. 3.

Als, in der Stille der Nacht, u. s. w.

St. 11. V. 7, 8.

Mit diesem Wort entschwebt die Göttin ihrem
Blicke,
Doch bleibt noch, wo sie stand, ihr Rosenduft zurücke.

St. 14. V. 3.

Sein leises Ächzen, u. s. w.

St. 15. V. 4.

(*a*) Denn Ehrfurcht hemmet ihn die Frage
u. s. w.

St. 16. V. 6.

Hebt seine Seele noch u. s. w.

St. 19. V. 2.

Der beiden Liebenden im Bilde sehen lieſs,

St. 26. V. 8.

(*a*) — — und mit dem Leben kaum
entrann.

St. 30. V. 4.

Und wie er drauf, mit Muscheln ausstaffiert,

St. 33. V. 4.

(*a*) Sie führen sie vielleicht in diese Lande,

St. 45. V. 2.

Lieſs auf der Höh' sich eine Barke sehen;

St. 49. V. 3, 4.

(*c*) Der aus der Brandung sie bis zur Terraſs hinan
Auf seinem Rücken trug, u. s. w.

St. 50. V. 1.

(*a*) Wie dem auch seyn mag, dieſs ist ganz gewiſs

St. 51. V. 7.

(*a*) Wohlan dann, Freunde, spricht er, rathet nun,

St. 53. V. 7.

(*a*) Zum nettsten Gärtnerschurz betitelt;

OBERON

EILFTER GESANG.

EILFTER GESANG.

1.

Die Hoffnung, die ihr schimmerndes Gefieder
Um Hüon wieder schwingt, Sie, die er einzig liebt,
Bald wieder sein zu sehn, die goldne Hoffnung giebt
Ihm bald den ganzen Glanz der schönsten Jugend wieder.
Schon der Gedanke bloſs, daſs sie so nah ihm ist,
Daſs dieses Lüftchen, das ihn kühlet,
Vielleicht Amandens Wange kaum geküſst,
Vielleicht um ihre Lippen kaum gespielet;

2.

Daſs diese Blumen, die er bricht
Und mahlerisch in Kränz' und Sträuſse flicht,
Um in den Harem sie, wie üblich ist, zu schicken,
Vielleicht Amandens Locken schmücken,
Ihr schönes Leben vielleicht an ihrer lieblichen Brust
Verduften, — der Gedank' erfüllt ihn mit Entzücken;
Das schöne Roth der Sehnsucht und der Lust
Färbt wieder seine Wang' und strahlt aus seinen Blicken.

3.

Die heiſse Tageszeit vertritt das Amt der Nacht
In diesem Land, und wird verschlummert und verträumet.
Allein, so bald der Abendwind erwacht,
Fragt Hüon, den die Liebe munter macht,
Schon alle Schatten an, wo seine Holde säumet?
Er weiſs, die Nacht wird hier mit Wachen zugebracht;

Doch darf sich in den Gärten und Terrassen
Nach Sonnenuntergang nichts männlichs sehen
lassen.

4.

Die Damen pflegen dann, beym sanften
Mondesglanz
Bald paarweis', bald in kleinen Rotten,
Die blühenden Alleen zu durchtrotten;
Und ziert die Fürstin selbst den schönen
Nymfenkranz,
Dann kürzt Gesang und Saitenspiel und Tanz
Die träge Nacht; drauf folgt in stillen Grotten
Ein Bad, zu dem Almansor selbst (so scharf
Gilt hier des Wohlstands Pflicht) sich niemahls
nähern darf.

5.

Amanden (die, wie unser Ritter glaubte,
Im Harem war) zu sehn, blieb keine Möglichkeit,
Wofern er nicht sich um die Dämm'rungszeit
Im Garten länger säumt als das Gesetz erlaubte.
Er hatte dreymahl schon die unruhvollste
Nacht

In einem Busch, an dem vorbey zu gehen
Wer aus dem Harem kam genöthigt war, durchwacht,
Gelauscht, geguckt, und ach! Amanden nicht gesehen!

6.

Fuſsfällig angefleht von Fatme, Ibrahim
Und Scherasmin, ihr und sein eignes Leben
So offenbar nicht in Gefahr zu geben,
Wollt' er, wiewohl der Sonnenwagen ihm
Zu schnell hinab gerollt, am vierten Abend (eben
Zur höchsten Zeit) sich noch hinweg begeben,
Als plötzlich, wie er sich um eine Hecke dreht,
Almansaris ganz nahe vor ihm steht.

7.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymfen eine,
Um, lechzend von des Tages strengem Brand,
Im frischen Duft der Pomeranzenhaine
Sich zu ergehn. Ein leichtes Nachtgewand,
So zart als hätten Spinnen es gewebet,

Umschattet ihren Leib, und nur ein goldnes Band
Schlieſst's um den Busen zu, der durch die dünne Wand
Mit schöner Ungeduld sich durchzubrechen strebet.

8.

Nie wird die Bildnerin Natur
Ein göttlicher Modell zu einer Venus bauen
Als diesen Leib. Sein reitzender Kontur
Floſs wellenhaft, dem feinsten Auge nur
Bemerklich, zwischen dem Genauen
Und Überflüssigen, so weich, so lieblich hin,
Schwer war's dem kältsten Josefssinn,
Sie ohne Lüsternheit und Sehnsucht anzuschauen!

9.

Es war in jedem Theil, was je die Fantasie
Der Alkamenen und Lysippen
Sich als das Schönste dacht' und ihren Bildern lieh;

Es war Helenens Brust, und Atalantens Knie,
Und Leda's Arm, und Erigonens Lippen.
Doch bis zu jenem Reitz erhob die Kunst sich nie,
Der stets, so bald dazu die Lust in ihr erwachte,
Sie zur Besiegerin von allen Herzen machte.

10.

Der Geist der Wollust schien alsdann
Mit ihrem Athem sich den Lüften mitzutheilen,
Die um sie säuselten. Von Amors schärfsten Pfeilen
Sind ihre Augen voll, und wehe dann dem Mann,
Der mit ihr kämpfen will! Denn, könnt' er auch entgehen
Dem feurig schmachtenden Blick, der ihn so lieblich kirrt,
Wie wird er diesem Mund voll Lockungen, wie wird
Er seinem Lächeln widerstehen?

11.

Wie dem Sirenenton der zauberiſchen Stimme,
Der des Gefühls geheimste Saiten regt?
Der in der Seele Schooſs die süſse Täuschung trägt,
Als ob sie schon in Wollustseufzern schwimme?
Und wenn nun, eh' vielleicht die Weisheit sich's versah,
Verräth'risch jeder Sinn, zu ihrem Sieg vereinigt,
Den letzten Augenblick der Trunkenheit beschleunigt:
O sagt, wer wäre dann nicht seinem Falle nah?

12.

Doch, ruhig! Fern ist noch und ungewiſs vielleicht
Der Schiffbruch, der uns itzt fast unvermeidlich däucht.
Zu fliehen — sonst auf alle Fälle
Das klügste — ging in diesem Augenblick
Nicht an — sie war zu nah — wiewohl an Hüons Stelle

Ein wahrer Gärtner doch geflohen wär'. Zum Glück,
Hilft, falls sie fragt, ein Korb mit Blumen und mit Früchten,
Den er im Arme trägt, ihm eine Antwort dichten.

13.

Natürlich stutzt die schöne Königin,
In ihrem Wege hier auf einen Mann zu treffen.
Was machst du hier? fragt sie den Paladin
Mit einem Blick, der jedem andern Neffen
Des alten Gärtners tödtlich war.
Doch **Hüon**, unterm Schirm gesenkter Augenlieder,
Läſst auf die Kniee sich mit edler Ehrfurcht nieder,
Und stellt den Blumenkorb ihr als ein Opfer dar.

14.

Er hatte, (spricht er) bloſs es ihr zu überreichen,
Die Zeit versäumt, die allen seines gleichen

Die Gärten schlieſst. Hat er zu viel gethan,
So mag sein Kopf den raschen Eifer büſsen.
Allein die Göttin scheint in einen mildern Plan
Vertieft, indeſs zu ihren Füſsen
Der schöne Frevler liegt. Sie sieht ihn gütig an,
Und scheint mit Mühe sich zum Fortgehn zu entschlieſsen.

15.

Den schönsten Jüngling, den sie jemahls sah — und schön
Wie Helden sind, mit Kraft und Würde — fremde
Der Farbe nach — in einem Gärtnerhemde —
Dieſs schien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern hätte sie mit ihm sich näher eingelassen,
Hielt' nicht der strenge Zwang des Wohlstands sie zurück.
Sie winkt ihm endlich weg; doch scheint ein Seitenblick,
Der ihn begleitet, viel, sehr viel in sich zu fassen.

16.

Sie schreitet langsam fort, stillschweigend, dreht sogar
Den schönen Hals, ihm hinten nachzusehen,
Und zürnt, daſs er dem Wink so schnell gehorsam war.
War er, den Blick, der ihn erklärte, zu verstehen,
Zu blöde? Fehlt's vielleicht der reitzenden Gestalt
An Seele? Trügt das ungeduld'ge Feuer
In seinem Auge? Macht Gefahr ihn kalt?
Wie, oder sucht' er hier ein andres Abenteuer?

17.

Ein andres? — Dieser Zweifel hüllt
Ihr plötzlich auf, was sie sich selber zu gestehen
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüons Bild,
Irrt sie die ganze Nacht durch Lauben und Alleen,
Horcht jedem Lüftchen das sich regt
Entgegen, jedem Blatt, das an ein andres schlägt:

Still! spricht sie zur Vertrauten, laſs uns lauschen!
Mir däucht, ich hörte was durch jene Hecke rauschen.

18.

Es ist vielleicht der schöne Gärtner, spricht
Die schlaue Zof': er ist, wofern mich alles nicht
An ihm betrügt, der Mann sein Leben dran zu setzen,
Um hier, im Hinterhalt, an einen Busch gedrückt,
Mit einem Anblick sich noch einmahl zu ergetzen,
Der ihn ins Paradies verzückt.
Wie wenn wir ihn ganz leise überraschten,
Und auf der frischen That den schönen Frevler haschten?

19.

Schweig, Närrin, spricht die Haremskönigin;
Du faselst, glaub' ich, gar im Traume?

Und gleichwohl richtet sie geraden Wegs zum Baume,
Woher das Rauschen kam, die leichten Schritte hin.
Es war ein Eidechs nur gewesen,
Der durchs Gesträuch geschlüpft. — Ein Seufzer, halb erstickt,
Halb in den Strauſs, den sie zum Munde hielt, gedrückt,
Bekräftigt was Nadin' in ihrem Blick gelesen.

20.

Unmuthig kehrt sie um, und mit sich selbst in Zwist,
Beiſst sich die Lippen, seufzt, spricht etwas, und vergiſst
Beym dritten Wort schon was sie sagen wollte,
Zürnt, daſs Nadine nicht die rechte Antwort giebt,
Und nicht erräth, was sie errathen sollte;
Die schöne Dame ist, mit Einem Wort — verliebt!
Sogar ihr Blumenstrauſs erfährt's — wird, ohn' ihr Wissen,
Zerknickt, und Blatt für Blatt, verzettelt und zerrissen.

21.

Drey Tage hatte nun das Übel schon gewährt,
Und war, durch Zwang und Widerstand genährt,
Mit jeder Nacht, mit jedem Morgen schlimmer
Geworden. Denn, so bald der Abendschimmer
Die bunten Fenster mahlt, verläſst sie ihre Zimmer,
Und streicht, nach Nymfen-Art, mit halb entbundnem Haar,
Durch alle Gartengäng' und Felder, wo nur immer
Den Neffen Ibrahims zu finden möglich war.

22.

Allein, vergebens lauscht' ihr Blick, vergebens pochte
Ihr Busen Ungeduld: der schöne Gärtner lieſs
Sich nicht mehr sehn, was auch die Ursach' heiſsen mochte.
Unglückliche Almansaris!
Dein Stolz erliegt. Wozu dich selbst noch länger quälen,
(Denkt sie) und was dich nagt Nadinen, die gewiſs

Es lange merkt, aus Eigensinn verhehlen?
Verheimlichung heilt keinen Schlangenbiſs.

23.

Sie wähnt, sie suche Trost an einer Freundin Busen;
Doch was sie nöthig hat ist eine Schmeichlerin.
In dieser Hofkunst war Nadine Meisterin.
Der Saft von allen Pompelmusen
In Afrika erfrischte nicht so gut
Der wollustathmenden Sultanin gährend Blut,
Als dieser Freundin Rath und zärtliches Bemühen,
Den Mann, den sie begehrt, bald in ihr Netz zu ziehen.

24.

Um Mitternacht und bey verschloſsnen Thüren
Ihn in den Theil des Harems einzuführen
Worin Almansaris ganz unumschränkt befahl,
Schien nicht so schwierig, seit der Sultan, ihr Gemahl,
Der Leidenschaft zur schönen Zoradinen

(Wie sich die junge Fremde hieſs
Die durch ein Wunder jüngst an diesem Strand erschienen)
Ganz öffentlich und frey sich überlieſs.

25.

Die Amme hatte sich im Schlieſsen nicht betrogen;
Es war Amanda selbst, die aus der Räuber Macht
Titania durch einen Blitz gezogen
Und unverletzt an diesen Strand gebracht.
Ihr wiſst, was sich begab als sie ans Land gekommen;
Wie ihr Almansor stracks sein flüchtig Herz geweiht,
Und wie mit neidischer verstellter Zärtlichkeit
Almansaris sie aufgenommen.

26.

Der Sultan war vielleicht der allerschönste Mann
Auf den die Sonne je geschienen,
Und wuſste dessen sich so siegreich zu bedienen,

Daſs ihm noch nie ein weiblich Herz entrann.
Zum ersten Mahl bey dieser Zoradinen
Verlor er seinen Ruhm. Für Sie ist nur Ein Mann
Auf Erden; Sie hat keine Augen, keinen
Gedanken, keinen Sinn, als nur für diesen Einen.

27.

Die Würde ohne Stolz, die edle Sicherheit,
Die anstandvolle, unverstellte
Gleichgültigkeit und ungezwungne Kälte,
Womit sie ihn, der hier befehlen kann, so weit
Von sich zu halten weiſs, daſs er, wie sehr er brennet,
Ihr kaum durch einen stummen Blick
Zu klagen wagt, — dieſs alles sieht und nennet
Almansaris der Buhlkunst Meisterstück.

28.

Gewohnt, des Sultans Herz nach ihrer Lust zu drehen,
Zu herrschen über ihn, im Harem unbeschränkt

Zu herrschen, könnte sie den Zepter ungekränkt
Von dieser Fremden aus der Hand sich spielen sehen?
Zwar leiht sie ihrem Haſs ein lächelndes Gesicht,
Und thut als zweifle sie an Zoradinen nicht;
Doch überall ist's in des Harems Mauern
Verborgner Augen voll, die all ihr Thun belauern.

29.

Allein, seitdem des schönen Gärtners Reitz
Mit Amors schärfstem Pfeil ihr stolzes Herz durchdrungen,
Hat Lustbegier die Eifersucht verschlungen.
Ihr Ehrgeitz weicht nun einem süſsern Geitz,
Dem Geitz nach seinem Kuſs. Ihn wieder zu besiegen
Ist nun ihr einz'ger Stolz. Mag doch die ganze Welt
Zu Zoradinens Füſsen liegen,
Wenn Sie nur den sie liebt in ihren Armen hält!

30.

Sie selbst befördert nun den Anschlag — Zoradinen,
Entfernt von ihr, in einem andern Theil
Des Harems, den Almansor schon in Eil'
Für sie bereiten lieſs, anständ'ger zu bedienen:
Der Fremden wahrer Stand, wiewohl sie ihn noch nicht
Gestanden, mache dieſs zu einer Art von Pflicht;
Beym ersten Anblick könn' es keinem Aug' entgehen,
Sie sey gewohnt nichts über sich zu sehen.

31.

Indem Almansaris, mit list'ger Höflichkeit,
Auf diese Weise sich in ihren eignen Zimmern
Von einer Zeugin, die ihr lästig ist, befreyt,
Läſst, ohne sich um sie, und wie sie sich die Zeit
Vertreiben kann und will, im mindesten zu kümmern,
Almansor, der nun ganz sich seiner Liebe weiht,

Ihr freyen Raum, Entwürfe auszubrüten,
Wozu im Harem ihr sich hundert Hände bieten.

32.

Unmäſsig grämt indeſs der schöne Gärtner sich,
Daſs ihm — der schon seit mehr als sieben Tagen
Die Mauern, wo Amanda trau'rt, umschlich,
(Denn daſs sie trau'rt, das kann sein eignes Herz ihm sagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu sehn, nur ihres leichten Fuſses Spur,
(Er würd' ihn, o gewiſs! aus tausenden erkennen!)
Die unmitleidigen Gestirne noch miſsgönnen.

33.

Er wirft sich unmuthsvoll bey seinen Freunden hin:
„Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen Weg ersinnen,
Nur einen einz'gen Mund im Harem zu gewinnen,

Der meinen Nahmen nur und daſs ich nah ihr bin
Ins Ohr ihr flüstre?“ — Still! da kommt mir was zu Sinn,
Ruft Fatme aus: Ihr sollt ihr einen Mahneh schicken!
Geht nur, die Blumen, die uns nöthig sind, zu pflücken;
In dieser Sprache bin ich eine Meisterin.

34.

Und Hassan eilt, wie Fatme ihm befohlen,
Ein Myrtenreis, und Lilien, und Schasmin,
Und Rosen und Schonkilien herzuhohlen.
Drauf heiſst sie ihn ein Haar aus seinen Locken ziehn,
Nimmt dünnen goldnen Draht, und windet
Und dreht das Haar mit ihm zusammen, bindet
Den Strauſs damit, und drein ein Lorberblatt,
Worauf er A und H, verschränkt, gekritzelt hat.

35.

Nun, spricht sie, wenn ich's noch mit Zimmetwasser netze,
So ist's der schönste Brief, den je ein Herzensdieb
Von eurer Art an seine Liebste schrieb.
Wollt ihr, daſs ich's geschwind euch übersetze?
Verliere keine Zeit, ruft Hüon, tausend Dank!
Du kannst nicht bald genug mir eine Antwort bringen;
Die Liebe schütze dich und laſs' es dir gelingen!
Geh, wir erwarten dich auf dieser Rasenbank.

36.

Die gute Fatme ging. Allein, weil ihr kein Zimmer
Im innern Theil des Harems offen stand,
So lief der Strauſs durch manche Sklavenhand,
Und ward zuletzt (wie sich der Zufall immer
In alles ungebeten mischt)
Durch einen Irrthum von Nadinen aufgefischt,
Und ihrer Königin, nachdem sie erst durch Fragen
Das Wie und Wann erforscht, frohlockend zugetragen.

37.

Weil Fatme diesen Brief gebracht,
Die Sklavin Ibrahims, so konnte der Verdacht
Auf keinen andern als den schönen Hassan fallen;
Und daſs er aus des Harems Schönen allen
Der Schönsten gelten muſs, scheint eben so gewiſs,
Zumahl nach dem was jüngst sich zugetragen.
Was könnte denn das A und H sonst sagen,
Als — Hassan und Almansaris?

38.

Und hätte sie, wiewohl es nicht zu glauben,
Auch eine Nebenbuhlerin;
Nur desto mehr Triumf für ihren stolzen Sinn,
Der Feindin mit Gewalt die Beute wegzurauben!
Die Eifersucht, die dieſs auf einmahl rege macht,
Vereinigt sich mit andern sanftern Trieben,
Nicht länger als bis auf die nächste Nacht
Den schönen Sieg, nach dem sie dürstet, zu verschieben.

39.

Indessen kommt, entzückt von ihres Auftrags Glück,
Und ohne Argwohn, hintergangen
Zu seyn, fast athemlos, mit glühend rothen Wangen
Vor Freud' und Hastigkeit, die Amme nun zurück.
Ihr Blick ist schon von fern als wie ein Sonnenblick
Aus Wolken, die sich just zu theilen angefangen.
Herr Ritter, (raunt sie ihm ins Ohr) was gebt ihr mir,
So öffnet heute noch sich euch die Himmelsthür?

40.

Mit Einem Wort, ihr sollt Amanden sehen!
Noch heut, um Mitternacht, wird euch die kleine Thür
Ins Myrtenwäldchen offen stehen:
Der Sklavin, die euch dort erwartet, folget ihr

Getroſt wohin ſie geht, und fürchtet keine Schlingen;
Sie wird euch unverſehrt an Ort und Stelle bringen. —
Das gute Weib, dem nichts von Argliſt ſchwant,
Verläſst ſich auf den Weg, den ſie ihm ſelbſt gebahnt.

41.

„Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!
Ruft Hüon aus — Ich ſoll ſie wiederſehn!
Noch dieſe Nacht! Und wär's, durch tauſend Wunden
Unmittelbar von Ihr in meinen Tod zu gehn,
Kaum würde weniger die Nachricht mich erfreuen!“
Mein beſter Herr, ich habe guten Muth;
Die Sterne ſind uns hold, ihr werdet ſie befreyen,
(Spricht Scherasmin) und alles wird noch gut!

42.

Gebt mir drey Tage nur, um heimlich eine Pinke
Zu miethen, die nicht fern in einer sichern Bucht
Vor Anker liegen soll, bereit, beym ersten Winke,
So bald der Augenblick zur Flucht
Uns günstig wird, frisch in die See zu stechen.
Noch läſst's das Kästchen uns an Mitteln nicht gebrechen;
Nur Gold genug, so ist die Welt zu Kauf;
Ein goldner Schlüssel, Herr, schlieſst alle Schlösser auf!

43.

Indeſs daſs unser Held die Zeit von seinem Glücke
Mit Ungeduld an seinem Pulse zählt,
Und, weil sein Puls mit jedem Augenblicke
Behender schlägt, sich immer überzählt
Seufzt, nicht geduldiger, die reitzende Sultane,
Gerüstet schon zum Sieg, die Mitternacht herbey.

Gefällig bot der Zufall ihrem Plane
Die Hand, und machte sie von allen Seiten frey.

44.

Ein groſses Fest, der schönen Zoradinen
Zu Ehren im Palast vom Sultan angestellt,
Wobey die Odalisken all' erschienen,
Gab ihr in ihrem Theil des Harems offnes Feld.
Daſs sich Almansaris für überflüssig hält
Bey dieser Lustbarkeit, schien keinem ungebührlich:
Im Gegentheil, man fand das Kopfweh sehr natürlich,
Das, wie gebeten, sie auf einmahl überfällt.

45.

Die Stunde ruft. Der schöne Gärtner nahet
Sich leise durchs Gebüsch der kleinen Gartenthür.
Wie klopft sein Herz! Ihm fehlt der Athem schier,

Da eine weiche Hand im Dunkeln ihn empfahet,
Und sanft ihn nach sich zieht. Stillschweigend folgt er ihr,
Mit leisem Tritt, bald auf bald ab, durch enge
Sich oft durchkreuzende lichtarme Bogengänge,
Und nun entschlüpft sie ihm vor einer neuen Thür.

46.

Wo sind wir? flüstert er und tappt mit beiden Händen.
Auf einmahl öffnet sich die Thür. Ein matter Schein
(Wie wenn sich, zwischen Myrtenwänden
Mit Efeu überwölbt, in einem Frühlingshain
Der Tag verliert) entdeckt ihm eine Reihe Zimmer
Die ohne Ende scheint; und, wie er vorwärts geht,

Wird unvermerkt das matte Licht zu Schimmer,
Der Schimmer schnell zum höchsten Glanz erhöht.

47.

Er steht betroffen und geblendet
Von einer Pracht, die alles, was er je
Gesehn, beschämt; so sehr ist Gold und Lapis Lazuli,
Und was Golkond und Siam reiches sendet,
Mit stolzer Üppigkeit hier überall verschwendet.
Doch unbefriedigt sucht sein liebend Auge — Sie.
Wo ist Sie? seufzt er laut. Kaum ist sein Ach! entflogen,
So wird, in einem Blitz, ein Vorhang weggezogen.

48.

Zu beiden Seiten rauscht der reiche Goldstoff auf,
Und welch ein Schauspiel zeigt sich seinen starren Blicken!

Ein goldner Thron, und eine Dame drauf,
So wie ein Bildner sich, verloren in Entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymfen, jede jung
Und voller Reitz, wie Amors Schwestern, schweben
In Gruppen rings umher, — um, gleich der Dämmerung,
Den steigenden Triumf der Sonne zu erheben.

49.

Von rosenfarbner Seide kaum
Beschattet, schienen sie, zu ihrer Dame Füſsen,
Wie Wölkchen, die in einem Dichtertraum
Um Cythereens Wagen flieſsen.
Sie selbst, im reichsten Putz und mit Juwelen ganz
Belastet, zeigt ihm bloſs, daſs all dieſs bunte Funkeln
Nicht fähig ist, den angebornen Glanz
Von ihrer Schönheit zu verdunkeln.

50.

Herr Hüon, (der sich nun der Gärtner Hassan nennt)
So wie sein Auge sich zu ihr erhebt — erkennt
Almansaris, erschrickt, verwirrt sich, wankt zurücke.
Dieſs allverblendende wollüst'ge Traumgesicht,
Was soll es ihm? — Er sieht Amanden nicht!
Sie suchte hier sein Herz, Sie suchten seine Blicke.
Almansaris, die sehr verzeihlich irrt,
Glaubt, daſs ihr Glanz allein ihn blendet und verwirrt.

51.

Sie steigt vom Thron herab, kommt lächelnd ihm entgegen
Und nimmt ihn bey der Hand, und scheint bereit, für ihn
Die Majestät, vor der ihm schwindelt, abzulegen,
Und allen Vortheil bloſs von ihrem Reitz zu ziehn.

Unmerklich wird ihr Anstand immer freyer;
In ihren Augen brennt ein lieblich lodernd Feuer
Und spielt elektrisch sich in seinen Busen ein;
Sie drückt ihm sanft die Hand, und heiſst ihn fröhlich seyn.

52.

Halb unentschlossen scheint sein Blick ihr was zu sagen:
Sie winkt die Nymfen weg, und weg ist auch sein Muth;
Er scheint zu furchtsam nur die Augen aufzuschlagen.
Die Scene ändert sich. Ein zweyter Vorhang thut
Sich auf. Almansaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern Sahl, wo rings umher die Wand
Bekleidet war mit Rosen und mit Myrten,
Und mit Erfrischungen ein Tisch beladen stand.

53.

Beym Eintritt werden sie mit Sang und Klang empfangen,
Aus Saiten und Gesang ertönt der Freude Geist;
Und Hassan setzt, wie ihm's die Dame heiſst,
Ihr gegenüber sich. Erröthendes Verlangen
Und schöne Ungeduld bekennet, furchtsam dreist,
In ihrem schwimmenden Blick, auf ihren glühenden Wangen,
Ihm seinen Sieg: allein, aus seinen Augen bricht
Wie aus Gewölk ein traurig düstres Licht.

54.

Zwar irrt, nicht blöde mehr, sein Blick von freyen Stücken
Auf ihren Reitzungen umher;
Doch nicht aus Liebe, nicht mit schmachtendem Entzücken,
Nicht, wie sie wünscht, vom Thau wollüst'ger Thränen schwer.
Er ist zerstreut, er scheint sie zu vergleichen,

Und jeder Reitz, der ihm nachstellend sich enthüllt,
Mahlt nur lebendiger Amandens edles Bild,
Und muſs, beschämt, dem keuschen Reitze weichen.

55.

Vergebens reicht sie ihm den blinkenden Bokal
Mit einem Blick, der Amors ganzen Köcher
In seinen Busen schieſst. Beym frohsten Göttermahl
Reicht ihrem Herkules den vollen Nektarbecher
Mit süſserm Lächeln selbst die junge Hebe nicht.
Umsonst! Mit frostigem Gesicht
Nimmt er den Becher an, den kaum ihr Mund berührte,
Und trinkt, als ob er Gift auf seiner Zunge spürte.

56.

Die Dame winkt; und schnell schlingt sich die Schwesterschaar
Der Nymfen, die vorhin den goldnen Thron umgaben,
In einen Tanz, der Todte auf der Bahr'
Mit neuen Seelen zu begaben,
Und Geister zu verkörpern fähig war.
In Gruppen bald verwebt, bald wieder Paar und Paar,
Sieht Hüon hier die lieblichsten Gestalten
In tausendfachem Licht freygebig sich entfalten.

57.

Vielleicht zu deutlich nur, scheint alles abgezielt
Begierden ihm und Ahnungen zu geben:
Er fühl' es immerhin, denkt sie, wenn er nur fühlt,
Wie reich das Schauspiel ist das hier die Schönheit spielt!
Wie reitzend ist der Arme leichtes Schweben,
Der Hüften üppiger Schwung, der Knöchel wirbelnd Beben!

Wie schmachtend fallen sie, mit halb geschloſsnem Blick,
Als wie in süſsen Tod itzt stufenweis' zurück!

58.

Unwillig fühlt die überraschten Sinnen
Der edle Mann in dieser Gluth zerrinnen.
Er schlieſst zuletzt die Augen mit Gewalt,
Und ruft Amandens Bild zum mächt'gen Gegenhalt;
Amandens Bild, aus jener ernsten Stunde,
Als er, den Druck noch warm auf seinem Munde
Von ihrem Kuſs, zu Dem, der die Natur
Erfüllt und trägt, den Eid der Lieb' und Treue schwur.

59.

Er schwöret ihn, aufs neue, in Gedanken
Auf seinen Knie'n vor diesem heil'gen Bild:
Und plötzlich ist's als hielt' ein Engel seinen Schild
Vor seine Brust, so matt und kraftlos sanken

Der Wolluſt Pfeile von ihr ab.
Almanſaris, die Acht auf alles gab
Was ihr ſein Blick verrieth, klopft ſchnell in ihre Hände,
Und macht in einem Wink dem üpp'gen Tanz ein Ende.

60.

Und ob ſie gleich mit Müh kaum über ſich gewann,
Dem marmorharten jungen Mann
In ihren Armen nicht Empfindung abzuzwingen,
Verſucht ſie doch noch eins, das ſchwerlich fehlen kann:
Sie läſst ſich ihre Laute bringen.
Auf ihrem Polſterſitz mit Reitz zurück gelehnt,
Und, zum Bezaubern faſt, durch ihre Gluth verſchönt,
Was wird ihr durch die Gunſt der Muſen nicht gelingen?

61.

Wie raſch durchläuft in lieblichem Gewühl
Der Roſenfinger Flug die ſeelenvollen Saiten!

Wie reitzend ist dabey aus ihrem offnen weiten
Rückfallenden Gewand der schönen Arme Spiel!
Und, da aus einer Brust, die Weise zu bethören
Vermögend war, das mächtige Gefühl
Sich in Gesang ergieſst, wie kann er sich erwehren
Auf seinen Knie'n die Göttin zu verehren?

62.

Süſs war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn.
Es war das Lied von einer Schäferin,
Die lange schon ein Feu'r, das keine Rast ihr gönnet,
Verbarg — doch nun dem allgewalt'gen Drang
Nicht langer widersteht, und dem, der sie bezwang,
Erröthend ihre Pein und seinen Sieg bekennet.
Das Lied stand zwar im Buch, allein, so wie sie sang,
Singt keine, die nicht selbst in gleichen Flammen brennet.

63.

Hier weicht die stolze Kunst der siegenden Natur;
So lieblich girrt der Venus Taube nur!
Die Sprache des Gefühls, so mächtig ausgesprochen,
Der schönen Töne klarer Fluſs
Durch kleine Seufzerchen so häufig unterbrochen,
Der Wangen höhers Roth, des Busens schnellers Pochen,
Kurz, alles ist vollströmender Erguſs
Der Leidenschaften, die in ihrem Innern kochen.

64.

Im Übermaſs von dem was sie empfand
Fällt ihr zuletzt die Laute aus der Hand.
Die Arme öffnen sich — Doch, Hüon, dem es graute,
Greift eilends noch im Fallen nach der Laute
Wie ein Begeisterter, und stimmt mit mächt'gem Ton
Die Antwort an, gesteht, daſs eine andre schon

Sein Herz beſitzt, und daſs im Himmel und
auf Erden
Ihn nichts bewegen kann ihr ungetreu zu
werden.

65.

Feſt war ſein Ton, und unbeſtechlich ſtreng
Sein edler Blick. Die Zaubrerin, wider
Willen,
Fühlt ſeine Obermacht. Sie blaſst, und Thränen
füllen
Ihr zürnend Aug'; die Luſt kommt ins
Gedräng
Mit ihrem Stolz. Sie eilt ſich zu verhüllen;
Verhaſst iſt ihr das Licht, der weite Sahl zu
eng:
Mit einem kalten Blick auf ihren
Rebellen, winket ſie, ihn ſchleunig abzuführen.

66.

Die Gipfel glänzten ſchon im erſten Purpurlichte,
Als unſer Held, die Stirn in finſtern Gram

Gehüllt, zurück zu seinen Freunden kam.
Erschrocken lasen sie in seinem Angesichte
Beym ersten Blick die Hälfte der Geschichte.
Unglückliche, spricht er zu Fatmen, die vor Scham
Zur Erde sinkt, wohin war dir dein Sinn entflogen?
Doch — dir verzeih' ich gern — du wurdest selbst betrogen.

67.

Und als er drauf, was ihm in dieser Nacht
Begegnet war, erzählt, faſst er den guten Alten
Vorn an der Brust, und schwört: ihn soll die ganze Macht
Von Afrika nicht länger halten,
Mit Schwert und Schild, wie einem Rittersmann
Geziemt, in den Palast zu dringen,
Und seine Rezia dem Sultan abzuzwingen.
Du siehst nun, spricht er, selbst, was ich mit List gewann!

68.

Zu seinen Füſsen fleht ihm Scherasmin, und lange
Vergebens, nur drey Tage noch dem Zwange
Der nöthigen Verborgenheit
Sich in Geduld zu untergeben,
Und nicht durch einen Schritt, den selbst die Tapferkeit
Verzweifelt nennt, sein und Amandens Leben
Zu wagen; bittet nur um diese kurze Zeit,
Um jedes Hinderniſs von seiner Flucht zu heben.

69.

Auch Fatme fleht auf ihren Knieen, streckt
Ihr Haupt der Rache dar, wofern sie zu Amanden
Ihm binnen dieser Frist den Zugang nicht entdeckt.
Sie schwört, zum zweyten Mahl soll kein Betrug zu Schanden
Sie machen — Kurz, der Ritter selber fühlt,

Daſs ihm sein Unmuth nicht den besten Weg
empſiehlt:
Er giebt sein Wort, und kehret in den
Garten
Zurück, um seines Diensts und des Erfolgs
zu warten.

Varianten.

In der erſten Ausgabe fängt hier der dreyzehnte Geſang an.

Stanze 4. Vers 1 — 6.

Die Damen pflegen dann, beym ſanften Roſenglanz
Der Dämmerung (die hier ſich ſelten ganz
Verliert) bald paarweiſ', bald in Rotten,
Die blühenden Alleen zu durchtrotten.
Oft kürzt Geſang und Saitenſpiel und Tanz
Die ſchnelle Nacht; — —

St. 5. V. 6.

In einem Buſch, bey dem (Buſche, wo) vorbeyzugehen

St. 9. V. 7, 8.

(*c*) Der sie, so bald dazu die Lust in ihr erwachte,
Zur Siegerin von allen u. s. w.

St. 10. V. 5.

Die um sie wehn. — —

V. 7, 8.

(*a. b*) Wie wird er dieses Munds Verführungen, wie wird
Er ihrem Lächeln widerstehen?
(*c*) Wie wird er dieser Lippen Reitz, wie wird

St. 11. V. 5.

— — eh vielleicht die Weisheit sich's versehn,

V. 8.

Wie kann, o sagt, wie kann er widerstehn?

St. 16. V. 7.

In seinem Blick? Macht die Gefahr ihn kalt?

St. 18. V. 1.

(*c*) Vielleicht den schönen Gärtner? spricht

St. 20. V. 3.

(*c*) Beym dritten Worte was sie sagen
wollte,

St. 30. V. 8.

Sie sey gewohnt nichts über ihr zu sehen.

St. 40. V. 8.

(*a*) Hält sich des Wegs gewiſs, den u. s. w.

St. 42. V. 6.

(*c*) Das Kästchen läſst es uns u. s. w.

St. 43. V. 1.

(*c*) Indessen unser Held die Zeit u. s. w.

St. 45. V. 7.

— — — lichtlose Bogengänge,

St. 47. V. 3.

— — — so sehr ist Gold und Lazuli

St. 48. V. 7.

In Gruppen um sie her u. s. w.

St. 53. V. 7.

(*c*) Des Jünglings Sieg: — —

St. 54. V. 8.

— — — den keuschen Reitzen weichen.

St. 56. V. 1.

(*c*) — — und schnell fügt sich die Schwesterschaar

St. 65. V. 3.

(*c*) Fühlt seine Obermacht, erblaſst, und Thränen füllen

St. 66. V. 1, 2.

(*c*) Schon flimmerten im ersten Purpurlichte
Die Gipfel, als der Held u. s. w.

S. 67. V. 4.

Von Afrika zurück nicht länger halten,

OBERON

ZWÖLFTER GESANG.

ZWÖLFTER GESANG.

1.

Indessen sucht auf Polstern von Damast
Almansaris, mit Amors wildstem Feuer
In ihrer Brust, umsonst nur eine Stunde Rast.
Ist's möglich, oder hat das schnöde Abenteuer
Der letzten Nacht ihr nur geträumt? Ein Mann
Verachtet dich, Almansaris? Er kann
Dich sehen und für eine andre brennen,
Kann dich verschmähn, und darf es dir bekennen?

2.

Zur Wuth treibt der Gedanke sie;
Sie schwört sich grenzenlose Rache.
Wie häſslich wird er ihr! Ein Ungeheu'r, ein Drache
Ist lieblicher, als ihre Fantasie
Den Undankbaren mahlt — Wie lang? — In zwo Minuten
Ist sie des vorigen sich schon nicht mehr bewuſst:
Bald soll er tropfenweis' im Staub vor ihr verbluten,
Bald drückt sie ihn entzückt an ihre Brust.

3.

Nun steht er wieder da in seiner ganzen Schöne,
Der erste aller Erdensöhne,
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich ist er nur
Der Neffe Ibrahims; in seinem ganzen Wesen,
In seinem Ton und Anstand ist die Spur
Von dem, was er umsonst verbergen will, zu lesen;

Wo iſt der Stempel der Natur,
Der einen König macht, ſichtbarer je geweſen?

4.

Er, er allein, iſt ihrer werth,
Iſt werth in ihrem Arm ſich zu vergöttern.
Und, o! ihr fehlt ein Blitz, die Feindin zu zerſchmettern
Die ihn bezaubert hält und ihr den Sieg erſchwert!
Doch, wie, Almanſaris? Fühlſt du dich ſelbſt nicht beſſer?
Gönn' ihm den kleinen Stolz, ſich pfauengleich zu blähn
In ſeinem Heldenthum! Selbſt Dir zu widerſtehn!
Das alles macht doch nur die Luſt des Sieges gröſser!

5.

Beſtürm' ihn erſt, eh' du den Muth verlierſt,
Mit jedem Reitz, auf den ſich wahre Schönheit brüſtet;

Begieb, damit du ihn um so viel sichrer rührst,
Der fremden Waffen dich, womit die Kunst uns rüstet;
Er fühl' und seh' was Götter selbst gelüstet!
Und wenn du dann sein Herz noch nicht verführst,
Er dann dich noch verschmäht — dann, Königin, erwache
Dein Stolz, und schaffe dir die süſse Lust der Rache!

6.

So flüstert ihr aus einer Zofe Mund
Der kleine Dämon zu, den ihr, mit vollem Köcher,
Gebietrisch sitzen seht auf diesem Erdenrund!
Der alle Welt aus seinem Zauberbecher
Berauscht, und den, wer ihn nicht besser kennt,
Zur Ungebühr den Gott der Liebe nennt!
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur Nachricht sey es kund! — Asmodi ist sein Nahme.

7.

Almansaris, in deren warmem Blut
Schon ein Verführer schleicht, ist gegen den Betrüger
Von auſsen weniger als jemahls auf der Hut;
Sein Anhauch nährt und fächelt ihre Gluth,
Und kaum daſs sie, zur Zier, dergleichen thut
Als widerstände sie, so ist Asmodi Sieger.
Die Zofe Schmeichlerin, sein würdiges Organ,
Legt den Entwurf sogleich mit vieler Klugheit an.

8.

O raubet nun dem Blitz die Feuerschwingen,
Ihr Stunden, ihn herbey zu bringen,
Den süſsen Augenblick! Zu langsam schleichet ihr
(Wie schnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!
Doch — Sie ist's nicht allein, die itzt Sekunden zählet:
Auch Hüon überlebt, von Ungeduld gequälet,
Den trägen Gang der drey verhaſsten Tage kaum,
Und wachend und im Schlaf ist Rezia sein Traum.

9.

Der zweyte Morgen war dem sehnlichen Verlangen
Der Haremskönigin nun endlich aufgegangen;
Goldlockig; schön und rosenathmend stieg
Er, wie der Herold, auf, der ihr den schönsten Sieg
Verkündigte, schon säuselt durch die Myrten,
Die, dicht verwebt, der Grotten schönste gürten,
Ein leichter Morgenwind, und tausendstimmig schallt
Der Vögel frühes Kor im nah gelegnen Wald.

10.

Doch um die Grotte her ist unterm Myrtenlaube
In ew'ger Dämmerung das Heiligthum der Ruh.
Hier girret nur die sanfte Turteltaube
Dem Tauber ihre Sehnsucht zu.
In diesen lieblichen Gebüschen,
Dem dunkeln Sitz verborgner Einsamkeit,
Pflegt öfters sich zur stillen Morgenzeit
Almansaris mit Baden zu erfrischen.

11.

Der anmuthsvolle Morgen rief
Den schönen Hassan auf, indeſs noch alles schlief,
Die Blumenkörbe voll zu pflücken,
Die er an jedem Tag dem Harem zuzuschicken
Verbunden war: als ihm ein Sklav' entgegen lief,
Und keichend ihm befahl die Grotte aufzuschmücken.
Der Neger fügt, zur Eil' ihn anzuspornen, bey,
Daſs eine Dame dort zu baden Willens sey.

12.

Verdrossen geht Herr Hüon auszurichten
Was ihm befohlen war. Er füllt mit bunten Schichten
Von Blumen, Florens ganzem Schatz,
Den gröſsten Korb, und eilt zum angewiesnen Platz.
Fern ist's von ihm der Sache miſszutrauen.
Allein, beym Eintritt in die Grotte fällt auf ihn

Ein dumpfes wunderbares Grauen,
Und ein verborgner Arm scheint ihn zurück zu ziehn.

13.

Betroffen setzt er seine Blumen nieder;
Doch faſst er Augenblicks sich wieder
Und lächelt seiner Furcht. Das zweifelhafte Licht,
Das unter tausendfachem Flittern
In diesem Labyrinth mit sichtbarm Dunkel ficht,
Ist ohne Zweifel Schuld an diesem kind'schen Zittern,
Denkt er, und geht getrost, bey immer hellerm Schein,
Mit seinem Blumenkorb ins Innerste hinein.

14.

Hier herrscht ein Tag wie zu verstohlnen Freuden
Die schlaue Lust ein Zauberlicht sich wählt,
Nicht Tag nicht Dämmerung; er schwebte zwischen beiden,

Nur lieblicher durch das, was ihm zu beiden fehlt,
Er glich dem Mondschein, wenn durch Rosenlauben
Sein Silberlicht zerschmilzt in blasses Roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts gefährlichs droht,
Erwehrt sich kaum bezaubert sich zu glauben.

15.

Was er am wenigsten sich überreden kann,
Ist, daſs man hier, wo alles um und an
Von Blumen strotzt, noch Blumen nöthig hätte.
Doch, wie sein Auge nun auf allen Seiten irrt,
O wer beschreibt wie ihm zu Muthe wird,
Da ihm auf einem Ruhebette
Sich eine Nymf aus Mahoms Paradies
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

16.

In einem Licht, das zauberisch von oben
Wie eine Glorie auf sie herunter strömt,

Und, durch die Dunkelheit des übrigen erhoben,
Mit ihres Busens Schnee die Lilien beschämt;
In einer Lage, die ihm Reitzungen entfaltet
Wie seine Augen nie so schön entschleiert sahn;
Mehr werth als alles was zum Farren und zum Schwan
Den Jupiter der Griechen umgestaltet.

17.

Die Gase, die nur, wie ein leichter Schatten
Auf einem Alabasterbild,
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der Nacktheit selbst den Reitz der Scham zu gatten.
Weg, Feder, wo Apell und Tizian
Bestürzt den Pinsel fallen lieſsen!
Der Ritter steht, und bebt, und schaut bezaubert an,
Wiewohl ihm besser war die Augen zuzuschlieſsen.

18.

In süſsem Irrthum steht er da
Und glaubt, doch nur zwey Augenblicke,

(So schön ist was er sieht) er sehe Rezia.
Allein, mit Recht miſstrauisch einem Glücke
Das ihm unglaublich däucht, tritt er ihr näher, sieht,
Erkennt Almansaris, und wendet sich und flieht;
Er flieht, und fühlt im Fliehn von zwey elastisch runden
Milchweiſsen Armen sich gefangen und umwunden.

19.

Er kämpft den schwersten Kampf, den je seit Josefs Zeit
Ein Mann gekämpft, den edlen Kampf der Tugend
Und Liebestreu' und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reitz und heiſser Üppigkeit.
Sein Will' ist rein von sträflichem Entzücken;
Allein, wie lange wird er ihrem süſsen Flehn,
Den Küssen voller Gluth, dem zärtlich wilden Drücken
An ihren Busen, widerstehn?

20.

O Oberon, wo ist dein Lilienstängel,
Wo ist dein Horn in dieser Fährlichkeit?
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hülf' — Und noch zu rechter Zeit
Kommt Hülf' ihm zu. Denn just da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerstehn,
Und mit wollüst'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Fast überwältigt hat, läſst sich Almansor sehn.

21.

Gleich einem angeschoſsnen Wild,
Und wüthend, eine Frau, die ihn verschmäht, zu lieben,
Hat er, verfolgt von Zoradinens Bild,
Schon eine Stunde sich im Garten umgetrieben:
Der Zufall leitet ihn in dieses Myrtenrund;
Er glaubt die Stimme von Almansaris zu hören,
Und, weil die Grottenthür nur angelehnet stund,
Geht er hinein, sich näher zu belehren.

22.

Der Dämon, der durch seiner Priesterinnen
Gefährlichste des Ritters Treu' bestritt,
Wird schon von fern an seinem Sultansschritt
Almansòrs nahe Ankunft innen.
O Hülfe, Hülfe! schreyt das schnell gewarnte
Weib,
Und wechselt stracks mit Hüons Ihre Rolle,
Stellt sich, als kämpfte sie um ihren eignen
Leib
Mit einem Wüthenden, der sie entehren wolle.

23.

Ihr wilder Blick, ihr halb zerrissenes
Gewand,
Ihr fliegend Haar, des jungen Gärtners
Schrecken,
Der von der unversehnen kecken
Beschuldigung wie blitzgetroffen stand,
Der Ort, wo ihn der Sultan fand;
Kurz, alles schien in ihm den Frevler zu
entdecken.
O Alla! sey gelobt, rief die Betrügerin,
Dafs ich Almansorn selbst die Rettung
schuldig bin!

24.

Drauf, als sie schamhaft sich in alle ihre Schleier
Gewickelt, lügt sie, mit dem Ton
Der Unschuld selbst, ein falsches Abenteuer:
Wie dieser schändliche verkappte Christensohn,
Da ihr die Lust im Kühlen sich zu waschen
Gekommen, sich erfrecht sie hier zu überraschen,
Und wie sie mit Gewalt sich seiner kaum erwehrt,
Als ihn, zu gröſstem Glück, der Sultan noch gestört.

25.

Um von dem häſslichen Verbrechen,
Deſs er beschuldigt wird, den Ritter los zu sprechen,
Bedurft's nur Einen unbefangnen Blick;
Doch seinem Richter fehlt auch dieser einz'ge Blick.
Der Held verachtet es, mit einer Frauen Schande
Sich selbst vom Tode zu befreyn;

Er schmiegt den edeln Arm in unverdiente Bande,
Und hüllet schweigend sich in sein Bewuſstseyn ein.

26.

Der Sultan, den sein Unmuth zum Verdammen
Noch rascher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
Der Frevler werd' in Ketten weggeführt,
(Herrscht er den Sklaven zu, die sein Befehl zusammen
Gerufen) werfet ihn in eine finstre Gruft;
Und morgen früh, so bald vom Thurm der Imam ruft,
Werd' er, im äuſsern Hof, ein Raub ergrimmter Flammen,
Und seine Asche streut mit Flüchen in die Luft!

27.

Der Edle hört sein Urtheil schweigend — blitzet
Auf das verhaſste Weib noch Einen Blick herab,

Und wendet sich, und geht in Fesseln ab,
Auf einen Muth, den nur die Unschuld giebt,
gestützet.
Kein Sonnenblick erfreut das fürchterliche
Grab,
Worin er nun tief eingekerkert sitzet;
Der Nacht des Todes gleicht die Nacht, die
auf ihn drückt
Und jeden Hoffnungsstrahl in seinem Geist
erstickt.

28.

Ermüdet von des Schicksals strengen
Schlägen,
Verdrossen, stets ein Ball des Wechselglücks
zu seyn,
Seufzt er dem Augenblick, der ihn befreyt,
entgegen.
Schreckt ihn das Vorgefühl der scharfen
Feuerpein:
Die Liebe hilft ihm's übertäuben;
Sie stärkt mit Engelskraft die sinkende Natur.
Bis in den Tod (ruft er) getreu zu bleiben,
Schwor ich, Amanda, dir, und halte meinen Schwur!

29.

O daſs, geliebtes Weib, was morgen
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,
Auf ewig auch, Dir, treuer alter Freund,
Verborgen blieb'! — Wie gern erlitt' ich unbeweint
Mein traurig Loos! Doch, wenn ihr es erfahret,
Erfahret wessen ich beschuldigt ward, und mit
Dem Schmerz um meinen Tod sich noch die Schande paaret
Zu hören, daſs ich nur was ich verdiente litt —

30.

O Gott! es ist zu viel auch dieſs noch zu erdulden!
Es büſse immerhin für meine Sündenschulden
Der strengste Tod! Ich klage niemand an!
Dieſs einz'ge nur, o Oberon, gewähre
Dem, den du liebtest, noch: beschütze meine Ehre,
Beschütze Rezia! — Du weiſst, was ich gethan!

Sag' ihr, daſs ich, den heil'gen Schwur der Treue
Zu halten, den ich schwor, den Feuertod nicht scheue.

31.

So ruft er aus, und, vom Vertraun gestärkt
Daſs **Oberon** ihn hört, berührt ihn unvermerkt
Der mohnbekränzte Gott des Schlummers
Mit seinem Stab, dem Stiller alles Kummers,
Und wieget ihn, wiewohl nur harter Stein
Sein Küssen ist, in leichte Träume ein.
Hat ihm vielleicht, zum Pfand, daſs bald sein Leiden endet,
Der gute Schutzgeist selbst dieſs Labsal zugesendet?

32.

Noch lag die halbe Welt mit Finsterniſs bedeckt,
Als ihn aus seiner Ruh ein dumpfes Klirren weckt.
Ihn däucht er hör' im Schloſs die schweren Schlüssel drehen;

Die Eisenthür geht auf, des Kerkers schwarze Wand
Erhellt ein blasser Schein, er höret jemand gehen,
Und stämmt sich auf, und sieht — in schimmerndem Gewand,
Die Krone auf dem Haupt, die Lampe in der Hand,
Almansaris zu seiner Seite stehen.

33.

Sie reicht die Lilienhand ihm, reitzvoll lächelnd, dar,
Und — Wirst du, spricht sie, mir vergeben,
Was nur die Schuld der Noth, nicht meines Herzens, war?
O du Geliebter, hängt an Deinem schönen Leben
Mein eignes nicht? Ich komme, der Gefahr
Dich zu entziehn, (trotz deinem Widerstreben!)
Vom Holzstoſs dich, wozu dich der Barbar
Verdammt', auf einen Thron, den du verdienst, zu heben!

34.

Die Liebe öffnet dir der Hoheit Sonnenbahn:
Auf, mache sie von deinem Ruhm erschallen!
Nimm diese Hand, die dir sich schenket, an:
In einem Wink soll dein Verfolger fallen,
Und all sein Volk, wie Staub, um deine Füſse wallen.
Im ganzen Harem ist mir alles unterthan;
Vertraue dich der Liebe sichern Händen,
Und, was sie wagte, wird dein eigner Muth vollenden!

35.

„Hör' auf, o Königin! Dein Antrag häufet bloſs
Mein Leiden durch die Qual dir alles abzuschlagen.
O warum zwingst du mich's zu sagen?
Ich kaufe mich durch kein Verbrechen los!“
Ist's möglich? ruft sie, kann so weit der Unsinn gehen?
Unglücklicher, im Angesicht

Der Flamme, die bereits aus deinem Holzstoſs
bricht,
Kannst du Almansaris und einen Thron
verschmähen?

56.

Sag' mir, versetzt er, Königin,
Ich könne dir mit meinem Blute nützen,
So soll die Lust, womit ich eil' es zu verspritzen,
Dir zeigen, ob ich unerkenntlich bin!
Ich kann, zum Danke, dir mein Herzensblut,
mein Leben,
Nur meine Ehre nicht, nicht meine Treue
geben.
Wer Ich bin weiſst du nicht, vergiſs nicht wer
Du bist,
Und muthe mir nichts zu, was mir unmöglich ist.

57.

Almansaris, aufs äuſserste getrieben
Durch seinen Widerstand, sie wendet alles an,
Was seine Treu' durch alle Stufen üben

Und seinen Muth ermüden kann.
Sie reitzt, sie droht, sie fleht, sie fällt, verloren
In Lieb' und Schmerz, vor ihm auf ihre Kniee hin:
Doch unbeweglich bleibt des Helden fester Sinn,
Und rein die Treu', die er Amanden zugeschworen.

38.

So stirb denn, weil du willst! — ruft sie, des Äthems schier
Vor Wuth beraubt: ich selbst, ich will an deinem Leiden
Mein gierig Aug' mit heiſser Wollust weiden!
Stirb als ein Thor! des Starrsins Opferthier!
Schreyt sie mit funkelndem Aug', und flucht der ersten Stunde
Da sie ihn sah, verwünscht mit bebendem Munde
Sich selbst, und stürmt hinweg, und hinter ihr
Schlieſst wieder klirrend sich des Kerkers Eisenthür.

39.

Inzwischen hatte das Gerüchte,
Das Unglücksmähren gern verbreitet und verziert,
Von ihrem Herrn die traurige Geschichte
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.
Der schöne Hassan, hieſs es, sey im Bade
Vom Sultan mit Almansaris allein
Gefunden worden, und morgen ohne Gnade
Werd' er, im groſsen Hof, ein Raub der Flammen seyn.

40.

Ob Hüon schuldlos sey, war ihnen keine Frage;
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.
Doch, hätt' er auch gefehlt, so war er mitleidswerth.
In Fällen dieser Art wird echte Treu' bewährt.
Anstatt die Zeit mit Jammern zu verderben,
Beschlossen sie, das äuſserste für ihn
Zu wägen, um ihn noch aus dieser Noth zu ziehn,
Und, schlüg' es fehl, mit ihrem Herrn zu sterben.

41.

Kurz eh' der Tag begann, gelingt es Fatmens Muth
Und Wachsamkeit, die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt sich bis ins Schlafgemach zu schmiegen,
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unverhofften Wiederſehens Freude
Macht einen Augenblick ſie ſprachlos alle beide.
Das erſte Wort, das Fatme ſprechen kann,
Iſt Hüon, iſt Bericht von dem geliebten Mann.

42.

Was ſagſt du, goldne Amme? ruft Amande,
Und fällt ihr um den Hals — Mein Hüon mir ſo nah?
Wo iſt er? — Ach! Prinzeſſin, was geſchah!
(Schluchzt jene weinend) Hilf! zerreiſse ſeine Bande!
Spreng ſeinen Kerker auf! Dem Unglückſel'gen droht,
Aus Liebe bloſs zu dir, ein jämmerlicher Tod.

Und drauf erzählt sie ihr genau die ganze Sache,
Und ihres Ritters Treu' und der Sultanin Rache.

43.

Schon, ruft sie, steht der Holzstoſs aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine schirmt!
Mit einem Schrey der Angst, halb sinnlos, fährt Amande
In wilder Hast von ihrem Lager auf,
Wirft, wie sie steht, im leichten Nachtgewande,
Den Kurdé um, und eilt in vollem Lauf
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Sklavenwachen,
Die sie mit Wunder sehn, und schweigend Platz ihr machen.

44.

Sie dringt hinein, nichts achtend daſs es früh
Am Tage war, und wirft mit lilienblassen Wangen,

Und Haaren, die zerstreut um ihre Schultern
hangen,
Sich vor dem Sultan auf die Knie':
„Almansor, laſs mich nicht vergebens
Dir knieen! Schwöre, wenn mein Leben dir
Erhaltenswürdig scheint, daſs du die Bitte mir
Gewähren willst! Es gilt die Ruhe meines
Lebens!“

45.

Begehr', o Schönste, spricht erstaunt und
froh zugleich
Der Sultan, laſs mich nicht in Ungewiſsheit
schweben!
Dir zu gefallen ist mein feurigstes Bestreben;
Begehre frey! Mein Schatz, mein Thron, mein
Reich,
Nichts ist zu viel, was ich zu geben
Vermag. Ein einzigs nur behält sich Mansor vor,
Dich selbst! — „Du schwörst es mir?“ —
Der liebestrunkne Mohr
Beschwört's. — „So schenke mir des Gärtners
Hassan Leben!“

46.

Wie? ruft er mit bestürzter Miene,
Welch eine Bitte, Zoradine?
Was geht das Leben dich von diesem Sklaven an?
„O, viel, Almansor, viel! Mein eignes hängt daran!“
Sprichst du im Fieber? Schwärmest du? Verzeihe,
Doch, du miſsbrauchst des unbegrenzten Rechts
Das dir die Schönheit giebt. — Am Leben eines Knechts
Der sein Verbrechen büſst? — „Er büſst für seine Treue!

47.

„Mir ist sein Herz bekannt, er hält an seiner Pflicht,
Ist schuldlos, ist ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Mansor! — wenn er schuldig wäre,
So räche sein Vergehn an Zoradinen nicht!“
Mit Augen die von kaum verhaltnem Grimme funkeln

Ruft Mansor: Grausame, was quält dein
Zögern mich!
Welch ein Geheimniſs dämmert aus dem
dunkeln
Verhaſsten Räthsel auf! Was ist dir Hassan?
Sprich!

48.

„So wiſs es denn, weil mich die Noth zum
Reden zwinget,
Ich bin sein Weib! Ein Band, das nichts zer-
reiſsen kann,
Ein Band, gewebt im Himmel selber, schlinget
Mein Glück, mein Alles fest an den geliebten
Mann.
Uns drückt mit seiner ganzen furchtbarn
Schwere
Des Schicksals Arm — Wer weiſs, wie bald
an dich
Die Reihe kommt! — Du siehst mich elend —
Ehre
Mein Leiden, Glücklicher! — Du kannst es,
rette mich!“

49.

Wie? du bist Hassans Weib, und liebst ihn? — „Über alles!“ —
Unglückliche, er ist dir ungetreu! —
„Er ungetreu? Die Ursach' seines Falles,
Ich bin's gewiſs, ist einzig seine Treu'.“ —
Ich glaube was ich sah! — „So ward er erst betrogen,
Und du mit ihm!“ — Mit zürnendem Gesicht
Spricht Mansor: Spanne nicht den Bogen,
Zu stolz auf deinen Reitz, so lange bis er bricht!

50.

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts, als dich beklagen.
Er stirbt? schreyt Rezia — Tyrann,
Er, dem ein Wort von dir das Leben schenken kann,
Er stirbt? Du hast ein Herz mir das zu sagen?
Er hat des Harems Zucht verletzt,
Erwiedert Mansor kalt; ihm ist der Tod gesetzt!

Doch, weil du willst, so sey des Sklaven Leben,
Sein Leben oder Tod, in deine Hand gegeben!

51.

Gieb, Schönste, mir ein Beyspiel edler Huld,
Gieb mir die Ruh, die du mir raubtest, wieder!
Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füſsen nieder;
Ergieb dich mir, so sey dem Frevler seine Schuld
Geschenkt! Er zieh', mit königlichen Gaben
Noch überhäuft, zu seinem Volk zurück!
O zögre nicht, die Güte selbst zu haben
Die du begehrst! — Ein Wort macht mein und sein Geschick.

52.

Unedler! ruft mit eines Engels Zürnen
Das schöne Weib, so theuer kauft der Mann,
Den Zoradine liebt, sein Leben nicht! — Tyrann,
Kennst du mich so? — Die schlechteste der Dirnen,

Die mich bedienten einst, verschmähte deinen
Thron
Und dich um solchen Preis! Zwar steht, uns
zu verderben,
In deiner Macht: doch, hoffe nicht davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann
sterben.

53.

Der Sultan stutzt. Ihn schreckt des edeln
Weibes Muth.
Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Dräun
gerühret
Als da sie bat; doch, ihre Schönheit schüret
Das Feuer der Begier zugleich in seinem Blut.
Was sagt' er nicht ihr Herz mit Liebe zu
bestechen!
Wie bat er sie! wie schlangenartig wand
Er sich um ihren Fuſs! — Umsonst! Ihr
Widerstand
War nicht durch Drohungen, war nicht durch
Flehn zu brechen.

54.

Sie bleibt darauf, ihr soll der Tod willkommner seyn.
Der Sultan schwört mit fürchterlicher Stimme
Bey Mahoms Grab, nichts soll vor seinem Grimme
Sie retten, geht sie nicht sogleich den Antrag ein.
„Ist's nicht mein letztes Wort, soll Alla mich verdammen!
Hört man den Wüthenden bis in den Vorsahl schreyn:
Entschlieſse dich, sey auf der Stelle mein,
Wo nicht, so stirb mit dem Verworfnen in den Flammen!"

55.

Sie sieht ihn zürnend an, und schweigt. — Entschlieſse dich.
Ruft er zum zweyten Mahl. — O so befreye mich
Von deinem Anblick, spricht die Königin der Frauen;
Des Todes Grinsen selbst erweckt mir minder Grauen.

Almansor ruft, und giebt, von Wuth erstickt,
Den grausamen Befehl, und Höllenfunken sprühen
Aus seinem Aug'. Der Schwarzen Erster bückt
Sich bis zur Erde hin, und schwört, ihn zu vollziehen.

56.

Schon steht der gräſsliche Altar
Zum Opfer aufgethürmt; schon drängt sich, Schaar an Schaar,
Das Volk herzu, das, gern in Angst gesetzet,
An Trauerspielen dieser Art
Die Augen weinend labt, und schaudernd sich ergetzet.
Schon stehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An Einen Marterpfahl gebunden,
Die einz'gen Liebenden, die **Oberon** rein erfunden:

57.

Ein edles Paar in Eins verschmolzner Seelen,
Das treu der ersten Liebe blieb,

Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu
erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem Thron zu
Lieb'!
Mit nassem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch besorgt, daſs nicht den freyen Lauf
Des Trauerspiels vielleicht ein Zufall hemme.

58.

Den Liebenden, wie sie gebunden stehn,
Ist zwar der Trost versagt einander anzusehn;
Doch, über alles, was sie leiden
Und noch erwarten, triumfiert
Die reinste, seligste der Freuden,
Daſs ihre Lieb' es ist, was sie hierher geführt.
Der Tod, der ihre Treu' mit ew'gem Lorber
ziert,
Ist ihres Herzens Wahl; sie konnten ihn ver-
meiden.

59.

Inzwischen siehet man mit Fackeln in den
Händen
Zwölf Schwarze sich dem Opfer paarweis' nahn.

Sie stellen sich herum, bereit es zu vollenden,
So bald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und stracks erdonnert's laut, die Erde scheint zu beben,
Die Flamm' erlischt, der Strick, womit das treue Paar
Gebunden stand, fällt wie versengtes Haar,
Und Hüon sieht das Horn an seinem Halse schweben.

60.

Im gleichen Augenblick, da dieſs
Geschah, zeigt sich von fern in zwey verschiednen Reihen,
Von ängstlicher Bekümmerniſs
Gespornt, Almansor hier, und dort Almansaris,
Er Zoradinen, Sie den Hassan zu befreyen.
Halt! hört man sie aus allen Kräften schreyen.
Auch stürzt mit blitzendem Schwert durch die erschrockne Menge
Ein schwarzer Rittersmann sich mitten ins Gedränge.

61.

Doch Hüon hat das Pfand, daſs nun sein Oberon
Versöhnt ist, kaum mit wonnevollem Schaudern
An seinem Hals erblickt, so setzt er ohne Zaudern
Es an den Mund, und lockt den schönsten Ton
Daraus hervor, der je geblasen worden.
Sein edles Herz verschmäht ein feiges Volk zu morden:
Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch's den Athem raubt;
Dieſs sey die einzige Rache, die Hüon sich erlaubt.

62.

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberschwindel
Zuerst das Volk, das um den Holzstoſs steht,
Schwarzgelbes, lumpiges, halb nackendes Gesindel,

Das plötzlich sich, wie toll, im schnellsten Wirbel dreht;
Bald mischet sich mit allen seinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Füſse hat
Bey Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Wasserträgern.

63.

Unlustig faſst der Schach — Almansaris beym Arm;
Sie sträubt sich; doch was hilft sein Unmuth und ihr Sträuben?
Der Taumel reiſst sie fort, sich mitten in den Schwarm
Der Walzenden mit ihm hinein zu treiben.
In kurzem ist ganz Tunis in Allarm,
Und niemand kann auf seiner Stelle bleiben:
Selbst Podagra, und Zipperlein, und Gicht
Und Todeskampf befreyt von dieser Tanzwuth nicht.

64.

Indessen, ohne auf das Possenspiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in seligem Entzücken,

Sich sprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr Busen Raum
Für diesen Überschwang von Freuden.
Er ist nun ausgeträumt der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verschönt:
Gebüſst ist ihre Schuld, das Schicksal ausgesöhnt,
Aufs neu von ihm vereint, kann nun sie nichts mehr scheiden!

65.

Theilnehmend inniglich, sieht, noch auf seinem Roſs,
Der biedre Scherasmin (Er war der schwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloſs.
Er ist's, der wie ein Ungewitter
Vorhin daher gestürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren Händen,
Und, schlüg's ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne sie, ihm unerträglich war.

66.

Er ſpringt herab, drängt durch den tollen Reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, ſich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne ſteigen
Zu helfen, und ſie im Triumfe zu empfahn.
Groſs war die Freude, doch ſie ſchwoll noch höher an,
Da ſie den wohl bekannten Wagen,
Von Schwanen durch die Luft, ſtets niedriger, getragen,
Zu ihren Füſsen nun auf einmahl halten ſahn.

67.

Sie ſtiegen eilends ein — Die Mohren mögen tanzen
So lang' es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raſpeln oder ſchanzen
Für eine beſsre Kurzweil hält.)
Der lüft'ge Faeton fliegt, leicht und ohne Schwanken,
Sanft wie der Schlaf, behender als Gedanken,

Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer, um sie her.

68.

Schon tauchte sich auf Bergen und auf Hügeln
Die Dämmerung in ungewissen Duft;
Schon sahen sie den Mond in manchem See sich spiegeln,
Und immer stiller ward's im weiten Reich der Luft;
Die Schwanen lieſsen itzt mit sinkendem Gefieder
Allmählich sich bis auf die Erde nieder:
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,
Ein schimmernder Palast vor ihren Augen schwebt.

69.

In einem Lustwald, mitten zwischen
Hoch aufgeschoſsnen vollen Rosenbüschen,
Stand der Palast, von dessen Wunderglanz
Der stille Hain und das Gebüsche ganz

Durchschimmert schien — War's nicht an diesem Orte,
Spricht Hüon leis' und schaudernd — Doch, bevor
Er's ausspricht, öffnet schnell sich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfrau'n gehn aus dem Palast hervor.

70.

Sie kamen, schön wie der May, mit ewig blühenden Wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiſs,
Die Erdenkinder zu empfangen
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
Komm, sangen sie, (und goldne Zymbeln klangen
In ihren süſsen Gesang, zu ihrem lieblichen Tanz)
Komm, trautes Paar, empfang' den schönen Siegeskranz!

71.

Die Liebenden — sich kaum besinnend — in die Wonne
Der andern Welt verzückt — sie wallen, Hand in Hand,
Den Doppelreihen durch: als, gleich der Morgensonne
In ihrem Bräut'gamsschmuck, der **Geist** vor ihnen stand.
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen
In lieblicher Verkleidung sonst erschienen —
Ein Jüngling, ewig schön und ewig blühend, stand
Der **Elfenkönig** da, den **Ring** an seiner Hand.

72.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Rosenkrone
Geschmückt, **Titania**, in milderm Mondesglanz.
In beider Rechten schwebt ein schöner Myrtenkranz.
Empfange, sprechen sie mit liebevollem Tone,

Du treues Paar, zum edlen Siegeslohne,
Aus deiner Freunde Hand den wohl verdienten Kranz!
Nie wird von euch, so lang' ihr dieses Zeichen
Von unsrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen.

73.

Kaum daſs das letzte Wort von Oberons Lippen fiel,
So sah man aus der Luft sich eine Wolke neigen,
Und aus der Wolke Schooſs, bey goldner Harfen Spiel,
Mit Lilien vor der Brust drey Elfentöchter steigen.
Im Arm der dritten lag ein wunderschöner Knab',
Den sie, auf ihren Knie'n, Titanien übergab.
Süſs lächelnd bückt zu ihm die Königin sich nieder,
Und giebt, mit einem Kuſs, ihn seiner Mutter wieder.

74.

Und, unterm Jubelgesang der Jungfrau'n, die in Reihn
Vor ihnen her den Weg mit Rosen überstreun,
Ziehn durch die weite goldne Pforte
Die Glücklichen hinein in Oberons Freudenhaus.
Was sie gesehn, gehört, an diesem schönen Orte,
Sprach ihre Zunge nie beym Rückerinnern aus.
Sie sahn nur himmelwärts, und eine Wonnethräne
Im glänzenden Auge verrieth wohin ihr Herz sich sehne.

75.

In einen sanften Schlaf verlor sich wonniglich
Der sel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beide, Arm in Arm, wie neu geboren, sich

Auf einer Bank von Moos. Zu ihrer Seite standen
Im leicht umschattenden Gebüsch,
Reich aufgeschmückt, vier wunderschöne Pferde,
Und ringsum lag ein schimmerndes Gemisch
Von Waffen, Schmuck und Kleidern auf der Erde.

76.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloſs,
Weckt seinen Alten auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens Schooſs
Sanft schlummernd lag. Sie sehn sich um. Wie groſs
Ist ihr Erstaunen! — Herr, in welchem Lande
Glaubt ihr zu seyn? ruft Scherasmin entzückt
Dem Ritter zu — Kommt, seht von diesem Stande
Nach Westen hin, und sagt, was ihr erblickt!

77.

Der Ritter schaut hinaus, und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der so viel erfahren,
Und dessen Augen so gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum was er mit offnen Augen schaut.
Es ist die Sein', an deren Bord sie stehen!
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!
Er reibt sich Aug' und Stirn, schaut immer wieder hin,
Und ruft: Ist's möglich, daſs ich schon am Ziele bin?

78.

Nicht lange schaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
So stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar.
Ihm däucht, daſs alles um die Burg in Aufruhr war.
Man hört Trommetenschall, und eine Ritterschaar

Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken stehen offen.
Mein Glück, ruft Hüon, läſst mein Hoffen
Stets hinter sich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich
Betrügt, giebt's ein Turnier; geh, und erkund'ge dich.

79.

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Fatmen angekleid't. Denn, was sie haben muſs,
Sich, mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer Schönheit ziemt, in diesem fremden Lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten Überfluſs
Gehäuft zu ihren Füſsen liegen.
Herr Hüon läſst indeſs, mit manchem Vaterkuſs,
Den kleinen Hüonnet auf seinem Knie sich wiegen,

80.

Und sieht, mit inniglicher Lust,
Das schöne Weib, durch alles fremde Zieren

Und Schimmern nichts gewinnen noch verlieren.
Ob eine Rose ihre Brust
Umschattet, ob ein Strauſs von blitzenden Juwelen
In Glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch Den
Ihr nichts geliehn, bey Jener nichts zu fehlen.

81.

Der Alte kommt itzt mit der Nachricht an,
Drey Tage sey bereits der Schranken aufgethan.
Karl, (spricht er) immer noch durch seinen Groll getrieben,
Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben:
Und rathet, welchen Dank der Sieger heut erhält!
Nichts kleiners, Herr, als — Hüons Land und Lehen!
Denn, euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu sehen,
Ist was dem Kaiser nicht im Schlaf zu Sinne fällt.

82.

Auf, waffne mich, ruft Hüon voller Freuden;
Willkommner konnte mir kein' andre Botschaft seyn.
Was die Geburt mir gab, sey nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, so mag's der Kaiser dem bescheiden
Der's würdig ist! — Er sagt's, und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen Beyfall nicken.
Ihr Busen klopft ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller Rüstung da.

83.

Sie schwingen sich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt! und allenthalben schauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer

Die Gaſsen müſsig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er läſst, nachdem er sich bey ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier,
Zieht sein Visier herab, und reitet in die Schranken.

84.

Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,
Ihn, der an Anstand und an Stärke
Den besten, die der ritterlichen Werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Schel sehend stand am Ziel, auf seinem stolzen Roſs,
Der Ritter, der in diesen dreyen Tagen
Des Rennens Preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kaiser aus dem Schloſs.

85.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weise,
Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und

Den Richtern — tummelt drauf im Kreiſe
Den muth'gen Hengſt herum, und macht dem Sieger kund,
Daſs er gekommen ſey, den Dank ihm abzujagen.
Er ſollte zwar erſt Stand und Nahmen ſagen;
Allein ſein Schwur, daſs er ein Franke ſey,
Und ſeines Aufzugs Pracht, macht vom Geſetz ihn frey.

86.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiſte Schwere
Zu haben ſcheint, ſchwingt ihn mit leichter Hand,
Und ſtellt, voll Zuverſicht, ſich nun an ſeinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete
Schickt ſie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als itzt die ſchmetternde Trompete
Den Ungeduldigen zum Rennen Urlaub gab!

87.

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle
Die Erde küssen hieſs, schwillt mächtiglich die Galle,
Daſs er gezwungen wird, auf diese neue Schanz
Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war Lanzenspiel kaum mehr wie Hasenhetzen.
Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schooſs,
In voller Wuth auf seinen Gegner los.

88.

Doch, ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,
Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust,
Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken
Daſs alle Rippen ihm von seinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weit're Lust;
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.

Ein jubelnd Siegsgeschrey prallt an die Wolken an,
Und **Hüon** steht allein als Sieger auf dem Plan.

89.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,
Ob jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;
Und da sich niemand zeigt, eilt er mit schnellem Trab
Amanden zu, die, hoch auf ihrem schönen Rosse,
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab,
Und führt sie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf, die hohen Marmorstufen.

90.

Wie eine Silberwolk' umwebt
Amandens Angesicht ein undurchsicht'ger Schleier,
Durch den sich jedes Aug' umsonst zu bohren strebt.

Voll Ungeduld, wie sich dieſs Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge ohne Zahl
Dem edeln Paare nach. Itzt öffnet sich ein Sahl;
Hoch sitzt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiserlichem Staate.

91.

Herr **Hüon** nimmt den Helm von seinem Haupt,
Und tritt hinein, in seinen schönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und alle sehn erschrocken
Den Schnell-erkannten an. Der alte Kaiser glaubt
Des Ritters Geist zu sehn. Und **Hüon**, mit **Amanden**
An seiner Hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron, und spricht: Mein Lehnsherr! siehe mich,
Gehorsam meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!

92.

Denn, was du zum Beding gemacht
Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!
In diesem Kästchen sieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
Und Leben aufgesetzt — und sieh in dieser Schöne
Die Erbin seines Throns, und mein geliebtes Weib!
Mit diesem Worte fällt von Reziens Angesichte
Der Schleier ab, und füllt den Sahl mit neuem Lichte.

93.

Ein Engel scheint, in seinem Himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit sie nicht vergehen)
Vor den Erstaunten da zu stehen:
So groſs, und doch zugleich so lieblich anzusehen,
Glänzt Rezia in ihrem Myrtenkranz

Und silbernen Gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt, ungesehen, sich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen sind ihr plötzlich unterthan.

94.

Der Kaiser steigt vom Thron, heiſst freundlich sie willkommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heim gekommen
Von einem solchen Zug. Es stirbt der alte Groll
In Karls des Groſsen Brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden Hand, und spricht: Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der Dir an Tugend gleiche!

Varianten.

In der ersten Ausgabe fängt hier der vierzehnte Gesang an.

Stanze 11. V. 4.

Die er, mit jedem Tag, dem u. s. w.

St. 29. V. 4.

(c) Verborgen blieb'! — o litt' ich unbeweint

St. 31. V 5.

Der mohnbekränzte Geist des Schlummers

St. 36. V. 6.

(*a*) Nur meine Ehre nicht, nur meine Treu nicht geben.

St. 39. V. 5 — 8.

(*c*) Der ſchöne Haſsan, hieſs es, ward im Bade
Vom Sultan mit Almanſaris allein
Gefunden, und wird morgen, ohne Gnade,
Im groſsen Hof, ein Raub der Flammen ſeyn.

St. 44. V. 5 — 8.

(*a*) Almanſor, ſpricht ſie, wenn mein Leben dir
Erhaltungswürdig ſcheint, ſo laſs mich nicht vergebens
Dir knieen — Schwöre, daſs du was ich bitte mir
Gewähren willſt! — — —

St. 45. V. 5.

(*a*) Nichts iſt zu viel, was du verlangſt und ich zu geben

St. 46. V. 1.

(*a*) Wie? ruft der Sultan, mit bestürzter Miene,

St. 50. V. 3 — 6.

(*a*) Hast du ein Herz mir das zu sagen?
Er, dem ein Wort von dir das Leben retten kann,
Er stirbt? — So ist es! wer des Harems Zucht verletzt,
Erwiedert Mansor kalt, dem ist der Tod geſetzt.

St. 60.

Im gleichen Augenblick, da dieſs
Geschah, zeigt sich von fern, mit lautem Schreyen,
Almansor hier, und dort Almansaris.
Sie eilen hastig an, in zwey verschiednen Reihen,
Er Zoradinen, Sie den Hassan zu befreyen;

Und beiden folgt ein Trupp, bewehrt mit Dolch und Spieſs.
Auch stürzt mit bloſsem Schwert durch die erschrockne Menge
Ein schwarzer Rittersmann u. s. w.

St. 61. V. 4.

(*a*) — — — und lockt den lieblichsten Ton

V. 7, 8.

Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch der Tanz den Athem raubt!
Dieſs soll die Rache seyn, die Hüon sich erlaubt.

St. 67. V. 6.

— — — und schneller als Gedanken,

St. 68. V. 6.

(*c*) Allmählich sich zur Erde nieder:

St. 71. V. 5.

(*a*) Nicht mehr ein schöner Zwerg, ein Knäblein, wie er ihnen

St. 72. V. 8.

(*a. b*) Von unsrer Liebe bewahrt, u. s. w.

St. 74. V. 6 — 8.

Sprach ihre Zunge niemahls aus;
Sie sahn nur himmelwärts, und Freudenthränen brachen
Aus ihren Augen aus, so oft sie davon sprachen.

St. 75. V. 4 — 7.

— — — Zu ihrer Seite standen,
Reich aufgeschmückt, vier wunderschöne Pferde,
Und ringsum lag, bey Haufen, im Gebüsch
Ein prächtig schimmerndes Gemisch

St. 77. V. 4.

(*a*) Glaubt kaum was er mit Augen schaut.

St. 94. V. 6.

(*a*) In Karlmanns Brust. — —

GLOSSARIUM

über die im Oberon vorkommenden veralteten oder fremden, auch neu gewagten Wörter, Wortformen und Redensarten.

Acqs, II. 13. *Acqus*, (*Aquae Augustae*) eine kleine, vor Alters beträchtliche, bischöfliche Stadt in den *Landes* von *Gascogne*, die ihren Nahmen von einer mitten in der Stadt befindlichen heiſsen Quelle hat. Aus den Worten Scherasmins sollte man schlieſsen, daſs *Acqus* damahls im Besitz eines so genannten Gnadenbildes der heiligen Jungfrau gewesen sey. Poetisch zu reden, muſste er das, als in diesen Gegenden einheimisch, am besten wissen, und in so fern kann uns auch, ohne andere historische Beweise, an seinem Zeugniſs genügen.

Allzuhauf, V. 38. Nach der Analogie von allzugleich, allzumahl, u. a. aus All und zu Hauf (welches letztere in den Redensarten zu Haufe bringen, treiben, kommen, noch nicht völlig aus der Übung gekommen ist) in Form eines Nebenwortes zusammen gesetzt. Da der Dichter sich keiner Stelle im Heldenbuch, Theuerdank, und dergleichen erinnert, auf die er sich zu Rechtfertigung dieses ungewöhnlichen Wortes berufen könnte, so muſs er es darauf ankommen lassen, ob es als ein neu gewagtes geduldet oder verworfen werden wird.

Alquif, I. 22. Ein weiser Meister und groſser Zauberer im *Amadis de Gaule*.

Angehen, VI. 22. So viel als unternehmen, beginnen; eine sehr alte Bedeutung dieses Wortes, deren Gebrauch durch Hagedorns Beyspiel (in der Fabel vom Löwen, der mit seinem Bilde im Brunnen fechten will) hinlänglich gerechtfertigt ist:

> Und fordert ihn heraus den Zweykampf anzugehen.
>
> Poetische Werke, II. 8. 239.
> nach der Hamb. Ausgabe von 1769.

Babylon, wird in diesem Gedichte mehrmahls (wiewohl unrichtig) als gleichbedeutend mit Bagdad gebraucht, welches letztere unter den Abassischen Kalifen der Sitz dieser mächtigen Fürsten war. Die alten Romanciers übten eine so willkührliche Gewalt über die Geografie als über Kronologie und Geschichte aus; und unser Dichter hielt es für schicklich, sich ihnen auch in diesem Stücke gleich zu stellen. Übrigens ist nicht zu läugnen, daſs das Babylon im Roman von *Huon de Bordeaux*, dessen so genannte Admirale (*Miramolins*) in den Romanen von *Charlemagne* und seinen *Pairs* eine groſse Rolle spielen, nicht in Mesopotamien, sondern angeblich in Ägypten gelegen haben soll.

Bangen, nach etwas bangen, VI. 27. statt, mit bänglicher Ungeduld nach etwas verlangen, ein neu gewagtes Wort, welches sich selbst durch die Welt helfen mag, wenn es kann. Ob es nicht in alten Zeiten schon üblich gewesen, davon finden wir zwar keine Spur; aber wie wenig sind auch die noch vorhandenen Überbleibsel aus den Zeiten der Minnesänger theils gekannt, theils benutzt!

Bar, „schön wie ein barer Engel,“ IV. 47. Ein veraltetes Wort, welches ehemahls unter andern die Bedeutung von offenbar, augenscheinlich (*manifestus*, *luculentus*) hatte, und, in so fern dieser Begriff damit verbunden wird, in die Sprache der Dichter, (in welcher die Beywörter gröſsten Theils als Farben zu betrachten sind) wenigstens in die Sprache des komischen, scherzhaften und launigen Styls, aufgenommen zu werden verdient. Man hat es deſswegen einer Person in den Mund gelegt, der es anständig ist, sich in einer, wo nicht niedrigen, doch weniger edeln Sprechart auszudrücken, als der Held des Stücks, oder der Dichter, wenn er selbst erzählt.

Betefahrt, II. 52. In der katholischen Kirche eine Procession mit Kreuz und Fahnen, wobey gebetet wird. Besonders wurde vor Alters der in der so genannten Kreuzwoche (*Hebdomas Rogationum*) übliche feierliche Umgang, wobey die Felder und Früchte eingesegnet werden, so genannt. Auch kommt dieses Wort in der allgemeinen Bedeutung von Wallfahrt vor. Es scheint Niedersächsischen Ursprungs zu seyn.

Betitelt, mit einem rechtsgültigen Grunde (*titulo juris*) zum Anspruch an etwas versehen, X. 53. „zu einem Gärtnerschurz betitelt,“ statt **berechtigt**, ist in dieser Bedeutung neu gestempelt.

Dank, kommt mehrmahls in der Bedeutung vor, die dieſs Wort in der alten Turniersprache hatte, worin es den Preis bezeichnete, welchen der Ritter gewann, der alle andern aus dem Sattel gehoben hatte.

Dienstmann, V. 56. in der weitesten Bedeutung, ein Lehensmann oder Vasall.

Domina, II. 34. wird die Vorsteherin der Frauenklöster in einigen religiösen Orden genannt.

Durstiglich, VI. 32. nach einer veralteten Oberdeutschen Form von Nebenwörtern, welche in **inniglich**, **ewiglich**, **wonniglich** u. a. wenigstens in der Dichtersprache sich noch erhalten hat. **Luther** gebraucht das Wort **dürstiglich** in seiner Übersetzung der Bibel mehrmahls, um den höchsten Grad einer leidenschaftlichen Begierde auszudrücken; als 1 Mos. 34, 25. „die Brüder der Dina gingen in die Stadt Sichems **dürstiglich** und erwürgten alles was männlich war,“ und — **Sprichw. Salom.** 14, 5. „ein falscher Zeuge redet **dürstiglich** Lügen.“ In diesem Sinne wird es hier gebraucht.

Eitel, I. 30. in der veralteten Bedeutung: „in eitel Lust und Pracht,“ statt, in **lauter** Lust —

Elfen, II. 22. und a. o. Alfen, Elfen oder Elven sind eine Art von Genien, in der Mythologie der Nordischen Völker, in welcher sie (wie Adelung unter dem Wort Alp schon bemerkt) ungefähr die Stelle der Nymfen und Waldgötter der Griechen vertreten. Auch die *Fairies*, an welche das Brittische Landvolk noch itzt hier und da glaubt, gehören in diese Rubrik. In *Chaucers Merchants - Tale* ist Oberon König der *Fairies.* Unser Dichter hat diese Elfen zu einer Art von edeln, mächtigen und den Menschen gewogenen Sylfen erhoben, und Oberon, ihr König, spielt in diesem Gedicht eine so wichtige Rolle, daſs es daher den Nahmen von ihm erhalten hat.

Fahr, II. 16. Das veraltete Wort, an dessen Stelle Gefahr gewöhnlich ist. Daher Fährde, fährlich, Fährlichkeit, wovon ebenfalls in der Dichtersprache (nur *pudenter*, wie Horaz sagt) Gebrauch zu machen wäre.

Fahren, für reisen, ausziehen, wallfahrten, I. 26. „Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.“ In noch weiterer Bedeutung hieſs fahren herum irren, im Lande herum ziehen; daher fahrende Ritter, (*Chevaliers errans*) fahrende Schüler, Landfahrer u. d. Fahrt, III. 55. ist also so viel als Zug, Ritt, oder das Französische Wort *Traite.*

Fant, IV. 47. „Ein fremder junger Fant.“ — Dieses Wort wird hier für Jüngling gebraucht, und ist in so fern mit dem alten Worte **Knapp** (wovon **Schildknapp**, **Bergknapp**) gleichbedeutend. In Niedersachsen, wo es so viel als **Knecht** ist, wird es **Fent** ausgesprochen; im Isländischen lautet es **Fant**. Das Italiänische *Fante* ist damit vielleicht einerley Ursprungs. Auch die Bauern (*Pions*) im Schachspiele werden in einigen Gegenden **Fant** oder **Fänt** genannt.

Gaden, IV. 15. Ein uraltes Wort, dessen Gebrauch in Ober- und Niederdeutschland, und vornehmlich in der Schweiz, hier und da noch in verschiedenen aus einem gemeinsamen Begriff entspringenden Bedeutungen sich erhalten hat. In den Nahmen der gefürsteten Propstey **Berchtoldsgaden** und des Oberbayerischen Prämonstratenser-Stifts **Steingaden** ist **Gaden** eben das, was **hausen**, **heim**, **zell** in den Nahmen einer Menge von Klöstern in Österreich, Bayern und Schwaben. In der Bedeutung von **Laden**, **Kammer**, **Scheune**, **Stall** sagte man ehemahls **Würzgaden**, **Gadendiener**, **Speisegaden**, und sagt noch itzt in der Schweiz **Milchgaden**, (Milchkeller) **Käsegaden**, **Viehgaden**, **Heugaden**. Für **Stockwerk** eines Hauses kommt es im **Schwaben**- und **Sachsenspiegel** u. b. a. und für **Zimmer** oder **Gemach** im Heldenbuche vor:

Da schloſs die Küniginne
Drey Riegel vor das **Gaden**.

Eva war ein Gaden (Wohnsitz) aller weiblichen Tugend, sagte der zu seiner Zeit berühmte Prediger Joh. Matthesius noch im sechzehnten Jahrhundert. Man sollte dieses Wort (welches schon beym Ottfried und Willeram in der Form *Gadum* und *Gegadame* vorkommt) um so mehr zu erhalten suchen, da es ohne Zweifel eines von denen ist, die uns aus der ältesten Sprache, der gemeinschaftlichen Stamm-Mutter der Hebräischen, Fönizischen, Persischen und Celtischen, übrig geblieben sind. Denn es ist im Hebräischen *gadar*, einzäunen, im Punischen *Gadir*, Einzäunung, in *Gades*, dem alten Nahmen der Stadt Cadiz, und in dem Nahmen der Persischen Stadt Menosgada und der Burg Pasergada oder Persagadum, in der Gegend wo Cyrus den berühmten Sieg über den Astyages erhielt, unverkennbar. In unserm Gedichte scheint es hier, zumahl im Munde Scherasmins, an seinem rechten Orte zu stehen, und eine kleine Ladenstube oder Kammer eines schlechten Häuschens in einer Winkelgasse zu bezeichnen.

Glorie, XII. 16. „Wie eine Glorie.“ — Wenigstens in dieser zu unsrer Mahlerkunstsprache gehörigen Bedeutung, in welcher es das Bild des sich öffnenden Empyreums und der Erscheinung himmlischer Wesen, Engel, und Heiligen, in der Fantasie erregt, sollte, dünkt uns, dieses zwar fremde, aber schon in Kaisersbergers Postille und einigen unsrer ältesten Kirchenlieder vorkommende, und also längſt verbürgerte Wort beybehalten werden. Aber auch bloſs als poetiſche Farbe iſt es der Dichterſprache, um den höchſten Grad von Ruhm, Herrlichkeit und Majeſtät auszudrücken, (wie ſo manche andre Wörter, deren man uns ohne Noth oder Nutzen berauben will) unentbehrlich.

Groſsheit, III. 40. Groſsheit verhält ſich zu Gröſse, wie Hoheit zu Höhe, nur daſs es in dieſer Bedeutung im Hochdeutſchen noch nicht üblich iſt. Der Dichter verſteht unter Groſsheit das, was beym erſten Anblick eine groſse, über gewöhnliche Menſchen weit empor ragende Perſon ankündigt. Gröſse, ohne irgend eine hinzu geſetzte nähere Beſtimmung, erweckt nur den Begriff körperlicher Quantität: Groſsheit erregt ein mit Ehrfurcht verbundenes dunkles Gefühl der Würde und Vortrefflichkeit einer Perſon. Majeſtät iſt nur ein höherer Grad von Groſsheit, und beide können auch ohne eine über das gemeine Maſs hinaus gehende körperliche Gröſse (*Procerität*) Statt finden, wiewohl dieſe unſtreitig ein beträchtliches dazu beyträgt, das Gefühl und Vorurtheil von Groſsheit und Majeſtät zu erregen.

Guliſtan, IX. 5. Ein Perſiſches Wort, welches Blumen- oder Roſengarten bedeutet, bekannt aus einem unter dieſem Nahmen in die vornehmſten Europäiſchen Sprachen überſetzten Gedichte des berühmten Perſiſchen Dichters Sahdi, oder Scheik Moſleheddin Saadi von Schiras, der um das Jahr Christi 1193 geboren wurde, und bis 1313 unsrer Zeitrechnung gelebt haben soll. — Der Gebrauch dieses Wortes an dieser Stelle bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

Hämmling, V. 47. Ungefähr eben diese Art von Sklaven Kombabischen Geschlechts, V. 33. welche in der 48sten Stanze höflicher Kämmerlinge heißen. Das Wort Hämmling ist nach Wachtern sehr alt, und scheint nicht von Hammel, sondern von dem alten Wort hämeln, stümmeln, verschneiden, abgeleitet zu seyn. In dem Sinne, worin es hier gebraucht wird, kommt es in einer von Adelung unter dem Worte Hammel angeführten alten Übersetzung des Terenzischen *Eunuchus* vor, die im Jahre 1486 zu Augsburg gedruckt wurde. In einer hundert Jahre spätern Übersetzung eben dieser Komödie, durch M. Josua Loner, Pfarrherrn und Superintendenten zu Arnstadt, wird *Eunuchus* durch Frauenhut gegeben. „Wenn man (sagt der Übersetzer) das deutsch wollt geben gut, Möcht mans nennen den Frauenhut.“ (Hut wird hier, wie man sieht, in einer veralteten Bedeutung für Hüter genommen.) Der Erfinder dieses komischen Wortes ist aber nicht besagter Loner, sondern D. Luther, wie aus folgender von Wachtern angezognen Stelle aus seiner berüchtigten Schrift Wider Hans-Worst, Wittenberg 1541, zu ersehen ist: „Er were besser ein Frauenhut, der nichts thun sollte, denn wie ein *Eunuchus*, d. i. ein Frauenhut, stehen in einer Narrenkappe mit einem Fliegenwedel, [1]) und der Frauen hüten, und des davon sie Frauen heiſsen, (wie es die groben Deutschen nennen.)"

Han, IV. 56. Eben das, was Karavan- oder Kirwan-Serai; groſse öffentliche Gebäude in den Muhamedanischen Ländern, wo Reisende, jedoch ohne Verpflegung, beherbergt werden.

Heiden, II. 5. wird hier, nach der Weise der alten Ritterbücher, von allen Nicht-Christen, also auch von Sarazenen oder Muhamedanern, gebraucht.

Hesperien, I. 3. Italien, welches die ältesten Griechen, weil es ihnen gegen Abend lag, *Hesperia*, das Abendland, nannten.

Idschoglan, X. 49. Nahme einer Art von Pagen des Türkischen Hofes, die im dritten Hofe des Serai neben dem Divan wohnen, und in vier Oda's oder Klassen abgetheilt sind, von welchen die vierte unmittelbar zur Bedienung der Person des Sultans bestimmt ist. Vermöge einer den Dichtern immer zugestandenen Freyheit wird hier vorausgesetzt, daſs ungefähr dieselbe Einrichtung auch am Hofe des Königs von Tunis Statt gefunden habe.

---

[1]) Eine Anspielung auf den Pseudo-Frauenhut Chärea im Terenz, dem eine Magd, in der Meinung daſs er der Verschnittene sey, welchen ihre Dame zum Geschenk erhalten hatte, die junge Pamfila zu hüten gab, mit dem Auftrag, ihr, während sie nach dem Bade der Ruhe pflegte, Luft zuzufächeln.

Ie und ie, III. 57. Die alte und noch immer übliche Oberdeutsche Form der Partikel je ist ie, welches beynahe wie i ausgesprochen wird. So kommt sie bey den Minnesängern immer vor, und die Richtigkeit dieser Form und Aussprache wird auch durch das offenbar aus den alten Verneinungswörtchen ni und ie zusammen gesetzte nie bestätiget. Weil man einem Deutschen Dichter das Reimen nicht ohne Noth erschweren sollte, indem unsre Sprache ohnehin arm genug an Reimen ist, so halten wir für billig, daſs man reimenden Dichtern erlaube, sich der Wörter je, jeder, und jetzt sowohl in dieser neuern, als in der Altdeutschen Form, ie, ieder, und itzt, nach Gefallen zu bedienen. Ohne diese Freyheit hätte hier eine der besten Stanzen des ganzen Oberons entweder gänzlich kassiert, oder ins schlechtere verändert werden müssen.

Jungfernzwinger, II. 32. Ein (vermuthlich) von unserm Dichter gestempeltes Wort für Jungfernkloster. Daſs sich dazu keine andre Analogie fand als das Jägerwort Hundezwinger, wird ihm hoffentlich zu keinem Vorwurf gereichen.

Klosterbühl, II. 33. Bühel, Bühl, (in den härtesten Mundarten Büchel) ist ein gutes altes

Wort für Hügel. Die Reichsstadt Dinkelsbühl hat ihren Nahmen von Dinkel (einer Getreideart, die vermuthlich in ihrer Gegend vorzüglich geräth) und von einem dreyfachen Bühl, d. i. Hügel, worauf sie erbaut ist.

Knappen, III. 2. so viel als Schildknappen, Waffenträger, *Knapo* im mittlern Latein. Es war vor Alters mit Knecht oder Edelknecht (Englisch *Knight*) einerley, und wurde auch von einem jungen Edelmann gebraucht, welcher einem ältern Ritter, entweder als Lehrjunge, um die Ritterschaft zu erlernen, oder als Geselle, um sie unter Anleitung und Aufſicht eines Meisters auszuüben, Dienste that. Nach und nach verlor es, wie Knecht und Schalk, seine vormahlige Bedeutung und Würde, und ist dermahlen nur noch in den Benennungen Tuchknappe, Mühlknappe, Bergknappe, üblich.

Kobold, II. 11. Eine Art von Mittelgeistern, *Gobelinus* im Latein des Mittelalters, von welchen man glaubte, daſs sie den Menschen eher hold als zu schaden geneigt seyen, wiewohl dieſs so ziemlich von ihrer Laune und andern Umständen abhing. Der Kobold der Bergleute, oder das Bergmännchen, scheint mit Gabalis Gnomen, oder Elementargeistern von der vierten Klasse, einerley zu seyn.

Kurdé, XII. 43. Ein weites Oberkleid der Türkischen Damen. S. *Letters of Lady M. Worthley Montague*, L. XXIX.

Langon, II. 46. Eine kleine Stadt an der Garonne, berühmt durch ihren Wein, der für den besten unter den weiſsen Bourdeaux-Weinen, *Vins de Grave* genannt, gehalten wird. *Melanges tirés d'une grande Bibliotheque*, Vol. 36. p. 94.

Laudan, X. 43. *Laudanum*, eine aus Opium zubereitete Arzney von der Erfindung des berühmten Paracelsus, steht hier für jedes andere Kordial.

Magd, III. 18. Magd, Maget, Magad, Maid, Meyd, sind verschiedene Formen eines Wortes, welches in seiner ältesten Bedeutung eine ungeschwächte junge Frauensperson, eine Jungfrau im eigentlichen Verstande, bedeutete. „Es heiſst im Deutschen Magd (sagt D. Luther) ein solch Weibsbild, das noch jung ist, und mit Ehren den Kranz trägt und in Haaren geht." In diesem Sinne wird Maria in einem alten Kirchenliede die reine Magd genannt. Im Heldenbuch, Theuerdank, u. a. heiſsen junge Damen vom ersten Rang edle Meyd oder Magd, ohne daſs eben auf die fysische Bedingung der Jungfräulichkeit Rücksicht genommen wird. Magdthum bezeichnet daher im alten Deutschen sowohl den jungfräulichen oder ledigen Stand, als was man jetzt in engerer Bedeutung Jungferschaft nennt.

Mahneh, XI. 33. auch Salam genannt, ist eine unter den Türken und Maurischen Sarazenen gewöhnliche Art von geheimen Liebesbriefen, wobey Blumen, Spezereyen und tausend andere Dinge, als symbolische Zeichen, die eine gewisse abgeredete Bedeutung haben, statt der Worte gebraucht werden. In **Plants** Türkischem Staatslexikon ist ein Beyspiel davon gegeben, wo eine Weinbeere, ein Strohhalm, eine Jonquille, ein seidener Faden, Papierschnitzel, ein Schwefelhölzchen, eine Pistazie, eine verwelkte Tulpe und ein Stückchen Goldfaden, in einem Beutel der Geliebten überschickt, ihr ungefähr so viel sagen, als: „Holdes Mädchen, erlaube daſs ich dein Sklave sey und laſs dir meine Liebe gefallen. Ich brenne vor Sehnsucht nach dir, und diese Flamme verzehrt mein Herz. — Meine Sinne verwirren sich. Ach möchten wir doch zusammen auf Einem Bette ruhen! Ich sterbe, wenn du mir nicht bald zu Hülfe kommst." — Eine ähnliche Probe theilt Lady *Worthley Montague* im vierzigsten der oben angezogenen Briefe ihrer Korrespondentin mit. Ihrem Berichte nach ist mit jedem symbolischen Zeichen dieser geheimen Sprache ein gewisser Vers aus einem Dichter kombiniert; und sie sagt, sie glaube, es sey eine Million Verse zu diesem Gebrauch bestimmt; — was, wenn wir auch neun Zehntheile von der Million fahren lassen, diese Sprache zu einer der schwersten in der Welt machen würde.

Mahom, II. 5. und öfters. Eine in den alten Französischen Rittergedichten, *Fabliaux*, u. d. ziemlich allgemeine komische Abkürzung des Nahmens

Mahomed, wenn von dem groſsen Profeten der Sarazenen die Rede ist.

Manichäer, II. 23. war in Hüons Zeiten ein eben so gemeiner als verhaſster Ketzernahme, wobey man sich das abscheulichste dachte, ohne sich darum zu bekümmern, was die wirklichen Anhänger des Manes ehemahls gelehrt hatten oder nicht. Der Kaplan konnte also dem tief studierten Manne, der sich so positiv gegen die Geister erklärte, keinen schlimmern Streich spielen, als ihm einen Nahmen anzuhängen, den jener nicht auf sich sitzen lassen durfte, wenn er den anwesenden Laien nicht ein Gräuel werden wollte. Daher vermuthlich der Fechterkniff, im Fortgang des Streits sich hinter so viel Latein zurück zu ziehen, daſs die Zuhörer, und vielleicht auch der orthodoxe Kaplan selbst, ihm nichts weiter anhaben konnten.

Märtrerberg, IX. 6. *Montmartre* bey Paris, so genannt, weil nach ehemahligem gemeinem Glauben der heilige Dionysius Areopagita mit seinen Gefährten S. Rustikus und S. Eleutherus den Martertod auf diesem Berg erlitten haben soll.

Herzog Nayms, I. 52. Die alten Ritterbücher von *Charlemagne* und den Helden seiner Zeit sprechen viel von einem Herzog Naymes von Bayern, als dem weisesten Mann an Karls Hofe, für dessen Rath dieser Kaiser immer besondere Achtung getragen habe. Bekannter Maſsen kennt die Geschichte dieser Zeit keinen andern Herzog in Bayern als den unruhigen Tassilo. Ich habe dem seltsamen Nahmen Naymes überall nachgespürt, und nichts gefunden, als daſs in dem Zedlerischen Universal-Lexikon ein Nainus oder Nämus als ein General der Bayern unter Karl dem Groſsen aufgeführt wird, ohne die Quelle, woraus diese Angabe geschöpft ist, anzuzeigen.

Obsiegen, III. 20. (einem) auch ansiegen, eine Altdeutsche Form, für einen besiegen, bezwingen.

Ok, die Sprache von Ok, I. 12. Die so genannte Romanische (*romana rustica*) Sprache, die nach der Zerstörung der Römischen Herrschaft in Gallien vom Volke gesprochen wurde, theilte sich in zwey sehr ungleichartige Mundarten, in deren einer das dermahlige Französische Bejahungswörtchen *oui*, *oil*, in der andern hingegen *ok* ausgesprochen wurde. Diese letztere, die in dem mittäglichen Frankreich herrschte, hieſs daher *la langue d'oc*, und wurde späterhin die provenzalische genannt. S. die Einleitung vor *le Grands Fabliaux ou Contes du XII. et XIII. Siecle.*

Pan, der groſse Pan, II. 18. Eine im Munde Scherasmins fast zu gelehrte Anspielung auf das bekannte Mährchen von dem Agyptischen Schiffer Thamos, dem, als er einst, unter der Regierung des Kaisers Tiberius, an den Echinadischen Inseln vorbey fuhr, nach einer plötzlich erfolgten Windstille eine Stimme von den Paxischen Inseln her zu dreyen Mahlen befahl: so bald er den Hafen Pelodes (an der Küste von Epirus) erreicht haben würde, sollte er mit lauter Stimme ausrufen: Der groſse Pan sey gestorben. Thamos hatte diesen seltsamen Auftrag wieder vergessen, als er durch eine abermahlige Windstille, die ihn im Angesicht des Hafens Pelodes befiel, daran erinnert wurde: und kaum hatte er den Tod des groſsen Pans ausgerufen, so lieſs sich ein groſses Wehklagen und Gewinsel in der Luft hören, wie von unsichtbaren Personen, die an dieser Nachricht ganz besondern Antheil nähmen, und ihr Erstaunen und Leidwesen darüber bezeigten. Das merkwürdigste an dieser schönen Geschichte ist, daſs Plutarch in seiner Abhandlung von den Ursachen, warum die Orakel aufgehört hätten, sie einem gewissen Amilianus in den Mund legt, der sie von seinem Vater, als einem unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen, gehört zu haben versicherte. — Übrigens ist es, in Rücksicht des bekannten Gebrauchs, welcher in der Folge von dieser Erzählung gemacht wurde, eben nicht unmöglich, daſs Scherasmin gelegentlich von seinem Pfarrer etwas von ihr gehört haben könnte, wiewohl ihm nichts davon im Gedächtniſs geblieben, als die isolierte Vorstellung, wie still und todt es auf einmahl in der Natur werden müſste, wenn der groſse Pan wirklich zu sterben kommen sollte.

Pär (*Pair*) des Reichs, I. 48. Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daſs unser Dichter auch hier, da sein Held sich (als Herzog von Guyenne oder Aquitanien) einen Pär des Reichs nennt, in der 49sten Stanze von Fürsten des Kaiserreichs spricht, und in dieser Qualität das Recht seinen Ankläger zum Zweykampf heraus zu fordern geltend macht, nicht der Geschichte, sondern den Ritterromanen von *Charlemagne* folgt, welche wahrscheinlich erst im XII. und XIII. Jahrhundert ausgeheckt wurden. Der unbekannte Mönch, der seinen aus den abenteuerlichsten Erdichtungen zusammen gestoppelten Roman *de Gestis Caroli M. et Rolandi*, um ihm das Ansehen einer wahren Geschichte zu geben, dem Erzbischof Tilpin von Rheims (den er Turpin nennt) unterschob, hatte so wenig Kenntniſs und Begriff von Karl dem Groſsen und seiner Regierung, daſs er nicht nur die Gebräuche, Sitten und Lebensweise der so genannten Ritterzeiten, sondern sogar die ganze Verfassung von Frankreich, wie er sie unter Ludwig VII. und Filipp August (unter deren Regierung er lebte) fand, in die Zeit jenes groſsen Königs der Franken hinüber trägt. Daher denn auch die vorgeblichen zwölf Pärs desselben, die in diesen Romanen als die zwölf groſsen erblichen Kronvasallen erscheinen, da man doch damahls eben so wenig von Erb-Kronvasallen als von bestimmten Vorzügen und Vorrechten einiger derselben vor allen übrigen wuſste, indem alle vom König unmittelbar belehnte Baronen eben darum, weil sie alle einander gleich waren, *Pares Franciae* hieſsen, und, in so fern ein jeder nur von seines gleichen gerichtet werden konnte, den Hof der Pärs, *la Cour des Pairs* ausmachten. Von wem und zu welcher Zeit die ehemahls ungeheure Menge der Baronen oder Pärs von Frankreich auf zwölf (sechs geistliche und sechs weltliche a)) eingeschränkt worden, ist eine eben so problematische oder vielmehr unauflösbare Frage in der Französischen Geschichte, als der Ursprung der Kurfürsten in der Deutschen: aber so viel ist gewiſs, daſs von diesen zwölf Pärs erst unter Ludewig VII. Erwähnung geschieht. S. *Les Moeurs et Coutumes dans les differens tems de la Monarchie Franç. au Tome VI. de l'Hist. de France de le Gendre.*

Recke, III. 47. Ein veraltetes Wort für Riese. Es wurde ehemahls auch von andern tapfern und streitbaren Männern gebraucht, und die alten Sueven werden in dieser Bedeutung in dem Lobgesang auf den Heiligen Anno St. 19. gute Reckin genannt.

---

a) Jene waren, der Erzbischof Herzog von Rheims, der Bischof Herzog von Laon, der Bischof Herzog von Langres, der Bischof Graf von Beauvais, und die Bischöfe von Chalons sur Marne und von Noyon; Diese, die drey Herzoge von Burgund, Normandie und Guyenne, und die drey Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse.

In den alten Isländiſchen Mythen heiſsen ihre Heerführer oder Landeshauptleute (Könige) *Landrecken.*

Rennen, I. 35. „Bey einem offnen Rennen,“ d. i. in einem Turnier; ein in dem alten Amadis aus Gallien und ähnlichen Werken häufig vorkommendes Wort. Noch gewöhnlicher hieſs es ein Stechen, Stechſpiel, Ritterſtechen; daher Stechhelm, ein Turnierhelm, der das ganze Geſicht bedeckte und nur zum Sehen und Athmen Offnungen hatte. — Stechpferd, ein ſtarkes zum Turnieren abgerichtetes Pferd, Stechbahn, Stechzeug, u. ſ. w. ein ſcharfer Stecher, III. 12. Reiten wurde ebenfalls als ein Synonym von turnieren, oder eine Lanze mit einander brechen, gebraucht; daher ein Ritt, III. 10. Für Turnier wurde damahls auch Turney geſagt: II. 19. im Feld und im Turney.

Schimpf, I. 26. „In Schimpf und Ernſt,“ d. i. in Ritterſpielen und in gefährlichen Abenteuern, wo Leib und Leben gewagt wurde. — Schimpf wird hier in der veralteten Bedeutung von Spiel und Scherz gebraucht. Noch im 15ten Jahrhundert waren ſcherzen und ſchimpfen gleichbedeutend. So heiſst es zum Beyſpiel (nach Adelungs Zeugniſs) in einer zu Straſsburg 1466 gedruckten Deutſchen Bibel: „Abimelech ſah in (ihn, den Iſaak) ſchimpfen mit Rebekka ſeiner Hausfrauen.“ — Es wird aus Schimpf noch Ernſt werden, iſt eine Redensart, die noch itzt in Oberdeutschland zuweilen gehört wird.

Stange, für **Speer** oder **Lanze**, V. 65. kommt in dieser Bedeutung noch in Luthers Bibelübersetzung vor, Matth. 26, 47.

Stapfen, **einher stapfen**, VI. 42. ein veraltetes aber mahlerisches Wort, für stark und fest auftreten.

Sultanin, IX. 5. (*Sequin*) eine Türkische Goldmünze, deren Werth hier, wo es auf eine sehr genaue Bestimmung nicht ankommt, etwa einem Goldgülden oder halben Maxd'or gleich angenommen werden kann.

Ventregris, II. 20. Ein nur in Scherasmins Munde duldbarer, wiewohl ehemahls dem König Heinrich IV. von Frankreich sehr geläufiger, Gaskonischer Schwur, statt *Ventre-Saint-Gris*.

Verdrieſs, I. 41. Die alte Form des Wortes **Verdruſs**, welche hier mit gutem Bedacht der gewöhnlichen vorgezogen worden ist.

Verluppt, III. 36. „Ganz in verlupptem Stahl," d. i. in **bezauberten Waffen**. **Luppen**, **verluppen** hieſs in der alten Allemannischen Sprache vergiften; daher **verlüppte Pfeile**. Weil aber, wie **Wachter** wohl anmerkt, im gemeinen Volksglauben giftmischen und zaubern verwandte und associierte Begriffe sind, so bekamen die Worte luppen, verluppt, auch die Bedeutung von zaubern und bezaubert. So sagt zum Beyspiel König Tyrol (beym Goldast:)

> Der konnte luppen, (d. i. zaubern) mit die
> (dem) Speer;

und der Dichter Nithart (ebenfalls in Goldasts *Paraenet.*) Zöverluppe für Zauber, *fascinum magicum.*

Versehen, IV. 63. Etwas versehen, d. i. schicken, verfügen, kommt in dieser veralteten Form und Bedeutung öfters in Luthers Bibel vor.

Versteinen, VIII. 61. zu Stein werden, statt des gewöhnlichen versteinern, wo das r in der Endsylbe überflüſsig und sogar unrichtig ist. Wenn man verbessern, verschönern, verkleinern, vergröſsern sagt, so geschieht es darum, weil etwas besser, schöner, kleiner, gröſser werden soll als es war. Bey versteinen hingegen ist die Rede nicht davon, etwas noch steinerner als es ist, sondern etwas, das kein Stein war, zum Stein zu machen.

Unangemuthet, III. 39. d. i. ohne eine Anmuthung zu dieser Person zu spüren, ohne daſs sein Herz ihm etwas für sie sagt, ohne daſs sie ihn interessiert. Muth, (*Mod*, *Mûat*, *Mûoth*) hieſs bey den alten Angelsachsen, Franken und Allemannen *animus bene vel male adfectus*, das Gemüth, oder was wir figürlich das Herz nennen, und Muthen war so viel als das Gemüth in Bewegung setzen, anziehen. Daher Anmuth, was unser Herz anspricht, anzieht. Das Zeitwort anmuthen scheint also vorzüglich dazu geschickt zu seyn, wenigstens in vielen Fällen die Stelle des fremden und unsern Puristen anstöſsigen interessieren zu ersetzen; zumahl wenn unsre Schriftsteller sich entschlössen, dieses Wort in dem Sinne, worin es ansinnen oder zumuthen (d. i. verlangen daſs ein anderer über eine gewisse Sache eben so gemuthet sey wie wir) heiſst, nie wieder zu gebrauchen. Von etwas angemuthet oder unangemuthet seyn oder werden, wäre diesem nach so viel als davon interessiert oder nicht interessiert werden: und in diesem Sinne scheint unser Dichter das von ihm vermuthlich zuerst gebrauchte Wort unangemuthet genommen zu haben.

Wage, V. 72. VII. 22. für das, was man bey einer Entschlieſsung wagt. Wage ist in dieser Bedeutung ein zwar veraltetes, aber wenn es am rechten Orte steht, jedem verständliches, und kaum entbehrliches Altdeutsches Wort. Auch Wagestück, welches in einigen Provinzen noch gehört wird, für eine gefahrvolle Unternehmung, verlangt mit gleichem Recht wieder in Umlauf zu kommen.

Wehre für Gewehre, I. 43. — Wörter, die in der Dichtersprache erhalten zu werden verdienen.

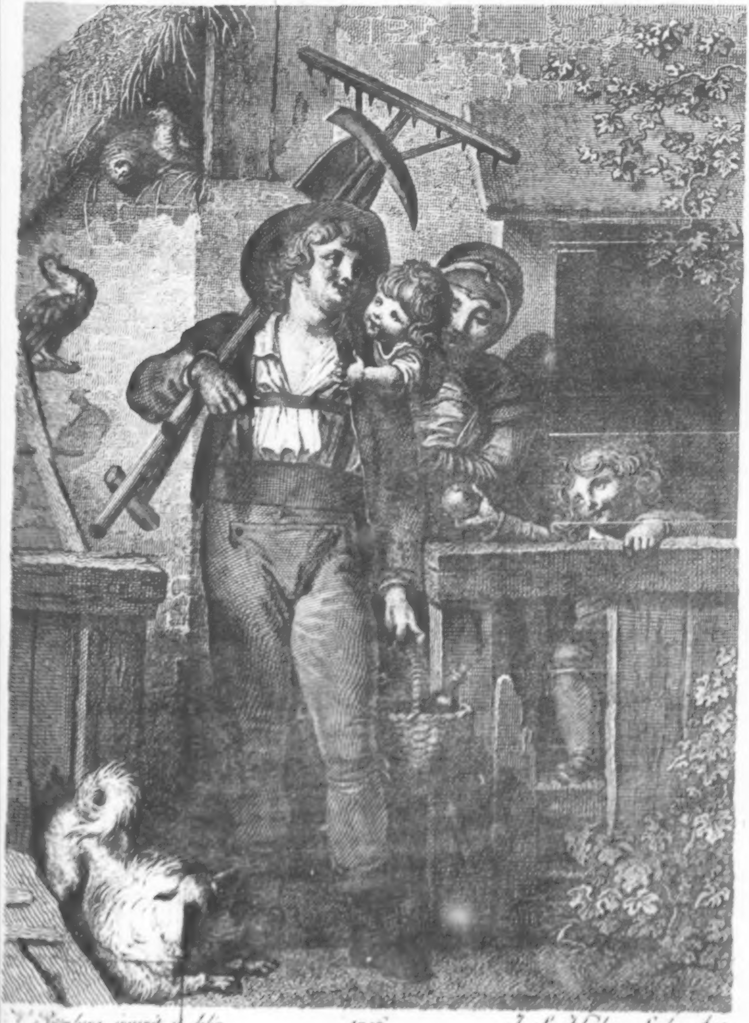
Wehrgeschmeide, III. 4. für Waffenschmuck, Waffenrüstung.

Weib, III. 58. „da steht vor ihm ein göttergleiches Weib,“ — wird hier in der Altdeutschen Bedeutung gebraucht, vermöge deren es, wie das Griechische *gyne*, eine jede Frauensperson, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand und Alter bezeichnet. So kommt das Wort Wib beständig bey den Minnesängern vor, wiewohl schon Walther von der Vogelweide in einem seiner schönsten Lieder sich sehr darüber ereifert, daſs man zu seiner Zeit (im 13ten Jahrhunderte) schon einen Unterschied zu machen anfing, weil die vornehmern nicht mehr Weiber sondern Frowen (Frauen) heiſsen wollten. Indessen sagen noch itzt in Oberdeutschland Personen von Stande, wenn von ihres gleichen die Rede ist, — „Sie ist ein schönes Weib;“ und auch in unsrer neuern Dichtersprache ist das Wort Weib von mehrern wieder in seine alte Würde eingesetzt worden. Denn, wie der eben benannte edle Minnesänger sagt:

Wib muſs immer sin der Wibe höhster
Nahme.

ENDE DES OBERON.

Leipzig
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



J. H. Ramberg invenit et delin. 1796. J. A. Klauber. Sculp. Aug.

ARBEIT und ZUFRIEDENHEIT

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

VIER UND ZWANZIGSTER BAND

VERMISCHTE AUFSÄTZE

LITERARISCHEN, FILOSOFISCHEN UND
HISTORISCHEN INHALTS.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT DES XXIV. BANDES.

I. SENDSCHREIBEN AN EINEN JUNGEN DICHTER.

II. WAS IST WAHRHEIT?

III. FILOSOFIE ALS KUNST ZU LEBEN UND HEILKUNST DER SEELE BETRACHTET.

IV. ÜBER DEN HANG DER MENSCHEN AN MAGIE UND GEISTERERSCHEINUNGEN ZU GLAUBEN.

V. ÜBER DIE ÄLTESTEN ZEITKÜRZUNGSSPIELE.

VI. ÜBER DIE IDEALE DER GRIECHISCHEN KÜNSTLER.

VII. DIE PYTHAGORISCHEN FRAUEN.

VIII. EHRENRETTUNG DER ASPASIA, JULIA UND FAUSTINA.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

SENDSCHREIBEN

AN EINEN JUNGEN DICHTER

Geſchrieben im Jahre 1782.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13018/028

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nun wohlan denn, mein junger Freund! niemand kann seinem Schicksal entrinnen; und wenn auch Sie zum Lorberkranz und dunkeln Kämmerchen des göttlichen Tasso, oder zum Spital und Nachruhm des Portugiesen Kamoens bestimmt sind, kann ich schwacher Sterblicher es verhindern?

Ich habe Ihre Beichte gehört, und den ganzen Fall wohl erwogen. Ihr innerer Beruf scheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Eine so scharfe Stimmung aller äuſsern und innern Sinne, daſs der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Äolsharfe, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objekts, wie das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurück giebt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird.

Ein Gedächtniſs, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamiert, woraus die Fantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervor haucht.

Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreywilligen innern Trieb alles Einzelne idealisiert, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloſsen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt.

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts todtes, nichts fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Überschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich, und sich in andre verwandelt.

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der fysischen und moralischen Welt.

Ein Herz, das bey jeder edlen That hoch empor schlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen, mit Abscheu zurück schaudert.

Zu allem diesem, bey dem heitersten Sinne und leichtesten Blut, ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und, bey der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen, eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinne befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freyen Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreyt, die ihr inneres Geschäft stören.

Freylich, wenn dieſs alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht einem Jüngling Sicherheit zu geben, daſs es (mit dem Filosofen der Dichter zu reden) die Musen selbst seyen, die ihm die schöne Raserey zugeschickt, die er eben so wenig, als Virgils Kumäische Sybille den profetischen Gott, von sich schütteln kann —

Seyn Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöschlichen Karakter, wodurch die Natur Sie zum Priester der Musen geweiht hat: und da es, nach dem göttlichen Plato, bloſs darauf ankommt, daſs die Musenwuth, [1]) um die schönsten Wirkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele [2]) ergreife; so müſste ich mich sehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unsers Filosofen Ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches Kennzeichen eines echten innern Berufs annehmen; aber wenigstens pflegt sich fast immer bey künftigen Virtuosen, bey Dichtern, Mahlern u. s. w. von der ersten Jugend an ein beynahe unwiderstehlicher Trieb zu der Kunst, in welcher sie vortrefflich zu werden bestimmt sind, zu äuſsern — und auch dieses Zeichen der Erwählung findet sich an Ihnen, mein junger Freund.

„Ich kann mich, (sagen Sie mir) so weit ich in meine ersten Lebensjahre zurück zu sehen vermag, keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verse gemacht hätte. Die angeborne Empfindlichkeit meines Ohrs für die Musik schöner Verse — die Wollust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versificierte Stellen

---

1) ἡ απο Μουσων μανια.

2) ψυχην ἁπαλην και αβαπτον.

in alten oder neuern Dichtern, besonders in der Äneis und in Horazens Oden, laut vordeklamierte — das häufige Wiederhohlen und Verweilen bey solchen Stellen, an denen sich, auch wenn ich sie still las, ich weiſs nicht welch ein inwendiges geistiges Ohr, womit mich die Natur beschenkt hat, wie am verhallenden Nachklange des Gesanges der Musen, weidete — alles dieſs kam bey mir dem Unterrichte zuvor: und so fand sichs, daſs ich alle Arten von Versen machte und eine Menge von Regeln beobachtete, eh' ich den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, Rhythmus, poetischem Numerus, nachahmender Harmonie, und dergleichen hatte. Nichts glich meiner Liebe zu den Dichtern als die Leichtigkeit womit ich sie verstand, das Interesse, das sie mir einflöſsten, und die beynahe ekstatische Entzückung, in welcher ich Stunden lang im Genuſs einer vorzüglich schönen Stelle, und in den Visionen, die dadurch in meiner Seele veranlaſst wurden, verharrete. Über meinem Virgil, Haller, Milton und Klopstocks ersten fünf Gesängen, vergaſs ich Essen und Trinken, Spiel, Schlaf, mich selbst und die ganze Welt. — Ich erfuhr zwar von früher Jugend an, von Seiten derer, denen meine Erziehung von natürlicher oder bezahlter Pflicht wegen oblag, den nehmlichen Widerstand, womit Ovid, Ariost, Tasso, Marino, und so viele andre berühmte Dichter zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur siegte, und der Genius oder Kobold, (wie Sie ihn lieber nennen wollen) der mich besaſs, wollte sich weder in gutem noch bösem austreiben lassen. Wenn ich auch keine Verse machte, meine musenfeindlichen Aufseher hatten damit wenig gewonnen. Alle Ideen und Kenntnisse, womit sie meine Seele voll zu stopfen beflissen waren, fielen entweder wieder durch, oder verwandelten sich in poetischen Stoff. Was ich nur trieb, Metafysik, Moral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde in mir zu Epopee und Drama; und während uns der Lehrer mit der Miene eines Mystagogen die Leibnitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich in meiner Einbildungskraft der Plan eines Gedichts über den Ursprung der Venus aus Meerschaum; oder ich lieſs die Bildsäule Pygmalions sich vor meinen Augen beleben, oder erklärte mir, wie das groſse Principium der Orfischen Kosmogonie, die Liebe, gleich der Leier Amfions, durch ihre Anziehungskraft die Elemente in eine Welt habe zusammen fügen können. —"

Was kann ich Ihnen, mein Lieber, gegen Thatsachen von dieser Stärke einwenden? — Ich glaube meine eigene Geschichte zu hören. Alles dieſs war, von Wort zu Wort, vor fünf und dreyſsig Jahren mein eigner Fall: und wenn ich Sie, nach so deutlichen Fingerzeigen der Natur, gleichwohl noch am diesseitigen Ufer des gefährlichen Rubikon aufhalten möchte; so habe ich wenigstens ganz andre Ursachen dazu, als Miſstrauen in Ihre Anlage und Fähigkeiten.

Schon die ersten Blumen des fruchtbaren Bodens, der Ihnen zu Theil geworden ist, so bescheiden Sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn, mir von Ihnen die schönsten Hoffnungen zu machen; und um so gewissere, eben darum weil Sie, bey einem so entschiedenen Naturberuf und so vielen Vorübungen und Studien von mehrern Jahren, noch immer so wenig mit Ihren eigenen Produkten zufrieden sind, und durch einen Beyfall, den Sie zu verdienen Sich nicht bereden können, beynahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten Tadel. Ich kenne kein entscheidendres Merkmahl eines wahren Talents als — diese Schwierigkeit sich selbst ein Genüge zu thun; dieses unermüdete Höherstreben; diese unaffektierte Verachtung dessen, was man schon ist, gegen das, was man noch werden zu können sich getraut; und dieses feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken andrer, und für die Mängel in seinen eigenen: — Eigenschaften, die ich so oft an Ihnen wahrzunehmen Gelegenheit habe, und die bey jungen und alten Dichtern so selten sind.

Staunen Sie mich immer an so viel Sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohl begründete Überzeugung, daſs Mutter Natur wirklich die Absicht hatte einen Dichter aus Ihnen zu machen, und daſs Sie, wenn Sie Sich Ihrem Hang überlassen, ganz Dichter und also für alle andre Lebensarten verloren seyn werden, gerade dieſs ists, was mich für Sie zittern macht. Unglücklicher Weise hat die gute Mutter an alles, nur nicht an den einzigen groſsen Punkt gedacht, daſs Plutus zu ihrem Plan hätte beygezogen werden müssen. Wie konnte sie vergessen, daſs die Dichter, so wenig als die Paradiesvögel, von Blumendüften leben können; und daſs gerade der Mann, dem alle Elementargeister zu Gebote stehen, und dem es nur einen Federzug kostet um die herrlichste Zaubertafel aus der Erde hervor steigen zu lassen, unter allen Menschen in der Welt dem Hungersterben am nächsten ist, wenn nicht zufälliger Weise irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen ist) besser für ihn gesorgt hat, als die Natur, die Musen — und er selbst?

Ein andres wäre, wenn Sie die Miene hätten, dem weisen Rathe zu folgen, den Herr Klinggut seinem Freunde giebt, 3) die Poeterey (mit der es, wie er meint, doch immer in allem Betracht eine unsichre Sache ist) bloſs als Nebenwerk neben einem einträglichen Amte oder einer andern ehrbaren gelehrten oder bürgerlichen Nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmahl, sagt Herr Klinggut, ein schöner Tag in deinen Garten,

Dein Kaffe und die Vögel warten
Nebst deinen Blumen schon auf dich;
Du wirst entzückt, du freust dich inniglich,
Du kennst schon die Natur und sie kennt dich,
Und eh' du's merkst, macht sie dich selbst zum Dichter;
Ruft dann die Kurie als Richter,
Dein Amt, dein Haus, dein Freund, nichts auf der Welt,
dich ab:
So eil' und lauf' in vollem Trab,
Hohl' dir ein Blatt Papier und schreibe,
Von keinem bessern Zeitvertreibe
Gereitzt, den ganzen langen Tag,
Und schick's nach Dessau in Verlag.

Das ist doch eine Art sich mit der Natur und den Musen auf einen Fuſs zu setzen, wobey man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die Verse, die man so nach Dessau in Verlag schickt, sind denn freylich auch dar-

---

3) S. dessen Episteln, Erstes Heft, S. 22 u. f.

nach; und man muſs gestehen, daſs die Dichter vom engern Ausschusse sich gewöhnlich anders dazu angeschickt haben. Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiſs, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlornen Stunden mit Mahlerey abgeben wollte, ein Rafael seyn würde.

Was ich Ihnen hier sage bleibt unter uns. Bewahren mich die Grazien, daſs ich die Herren, die ihre verlornen Stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem Zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, Sie, mein junger Freund, sind, zu Ihrem Glück oder Unglück, keiner von dieser Kategorie. Ihre Liebe zur Muse ist eine ernsthafte Leidenschaft, die das Schicksal Ihres Lebens entscheiden wird.

Sie werden überall, in allen Vorfallenheiten, Verhältnissen, Geschäften, Händeln, Leiden und Freuden Ihres Erdewallens, Dichter seyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein Dichter denkt, fühlt, spricht und handelt: und, wenn Sie auch zehn Jahre hinter einander keinen einzigen Vers gemacht hätten, so wird doch alles, was Sie in diesen zehn Jahren gesehen, gehört, versucht, gethan und gelitten haben, entweder Poesie gewesen oder zu Poesie geworden seyn; und es werden am Ende dieser (dem Anschein nach) für die Musen verlornen Periode Ihres Lebens mehr Keime und Embryonen von Gedichten aller Art in Ihrer Seele liegen, als Sie, wenn Sie auch Bodmers oder Nestors Jahre erreichten, nicht auszubrüten Zeit haben würden.

Aber, ach! dieſs ists nicht allein. Sie werden auch Thorheiten begehen, die nur ein Dichter begehen kann — werden mit dem glücklichsten Kopfe, mit dem besten Herzen, alle Augenblicke in einem falschen Lichte vor der Welt stehen; immer Klagen und Vorwürfe hören, und doch immer nur Sich selbst Schaden thun; und, wie Sie es auch anstellen mögen, um die Welt zu überzeugen daſs Sie ein unschuldiges harmloses wohlmeinendes Wesen sind, wird man Sie doch immer als ein Wunderthier anstaunen, in dessen Art zu denken und zu seyn die Leute sich nicht finden können, und in dessen Verstand oder Herz alle Augenblicke mächtige Zweifel gesetzt werden.

Alles dieſs, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme Folgen auf das Leben eines Menschen, der mit diesem bewunderten und verachteten, beneideten und verhaſsten, geschmeichelten und fast immer schlecht belohnten

Talente begabt ist, das ihm so sonderbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Menschen, so viel Gewalt über ihre Einbildungskraft, und so unerschöpfliche Mittel sich selbst zu helfen — in der seinigen giebt. Das goldne λαϑε βιωσας.

Der unbemerkte schmale Pfad durchs Leben, 4) der ewige Wunsch aller Seelen, die zum stillen Genusse der Natur und zum Leben mit ihren eigenen Ideen geboren sind, wird für Sie der Baum des Tantalus werden. Eine verhaſste Celebrität, der Sie unmöglich entgehen können, wird Ihre Ruhe vergiften, und einen unversieglichen Schwall von tausend nichtswürdigen aber nur desto beschwerlichern kleinen Plagen über Sie ergieſsen, die Ihnen nicht einmahl die arme Täuschung übrig lassen werden, Sich für das Vergnügen, das Sie der Welt machen, wenigstens mit Liebe belohnt zu glauben.

Eine Musenliebe, wie die Ihrige, endet sich gewöhnlich wie die Leidenschaft eines unerfahrnen Paars von Turteltaubenseelen, die einander statt alles andern Brautschatzes einen unermeſslichen Schatz von Zärt-

---

4) *Fallentis semita vitae. Horat. Ep.* 18.

lichkeit zubringen, und in dem süſsen Wahne, daſs die Liebe sie ewig speisen und tränken werde, aller Vorkehrungen gegen die Bedürfnisse des Lebens vergessen haben. Der bezauberte Liebhaber ist vollkommen versichert, daſs an der Seite seiner Geliebten eine Strohhütte ein Feenpalast sey; daſs er, bey den Strahlen aus ihren Augen keines Lichts, an ihrem wärmenden Busen keiner Feuerung, kurz, in dem Ocean von Wonne, worin seine trunkene Seele taumelt, gleich den Göttern im Himmel, nichts bedürfe als — daſs der süſse Wahn ewig daure! Aber, daſs ists eben worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, daſs Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre, kommen werden, wo die Fantasie, ihrer Zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen Gefühle des Gegenwärtigen Preis giebt; und daſs sie (vermöge ihrer immer täuschenden Natur) die Übel, die uns drücken, eben so sehr vergröſsert, als sie in glücklichen Stunden das Angenehme unsers Zustandes erhöhet. Man hat nicht bedacht, daſs, wenn es auch in der Natur wäre, aus dem schönen Endymions-Traume, worein sie uns versenkt hat, nimmer von uns selbst zu erwachen, doch gewiſs die nüchternen Leute um uns her, aus gutem oder bösem Willen, nicht ermangeln würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen Streich gespielt hätten, der jenem Argeer von seinen Anverwandten widerfuhr, da sie ihm so lange Niesewurz gaben, bis die herrlichen Tragödien verschwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu sehen glaubte.

Dieser Umstand allein wäre schon hinlänglich, alle meine Besorgnisse bey dem Lebenswege, den Sie einzuschlagen begriffen sind, zu rechtfertigen. Ein wahrer Dichter — (so selten auch, nach Versichrung des vorbelobten Herrn Klinggut, die Louisd'or und — die Zuckermandeln bey ihm sind 5) — befindet sich doch ungefähr in eben der Lage gegen die Welt, worin sich ein Besitzer des Steins der Weisen befinden würde. Beide könnten vielleicht, jener mit seinem Talisman

---

5) Und seine Louisd'or? Da steht's nun auch so so!
Mit Groschen hört man bey der Wasserflasche
Wohl einen Dichter in der Tasche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Sein Schweifsgeld zählt; doch Gold — ho! ho!
Ein Böhmisch Dorf! — Nein, Gold und Zuckermandeln,
Konfekte, Wein und Ordensband
Sind unser einem nur dem Nahmen nach bekannt.

Episteln, S. 21.

im Kopf und Herzen, und dieser mit seinem Pulver in der Tasche, glücklich seyn; wenn nur eine Möglichkeit wäre, ihr Geheimniſs vor der ganzen Welt zu verbergen. Aber da dieſs nicht wohl angeht, so mögen sich beide darauf verlassen, daſs man Mittel genug finden wird, sie für den Vortheil, den sie vor andern wackern Leuten haben, büſsen zu lassen.

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das Glück Ihres künftigen Lebens fürchte, so sind die Louisd'or und die Zuckermandeln wohl das wenigste was mir im Sinne liegt. Der letztern, mit allem Zubehör von Konfekten und Weinen, (die Ordensbänder etwa ausgenommen) werden Sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu so viel Gold, als ein Dichter braucht, der eben keine Ansprüche an eine Villa — wie Boileau's und Pope's, oder gar an ein Ferney macht, wird wohl auch noch Rath werden. Horaz speiste so oft er wollte an den Tafeln der Groſsen in Rom; wohnte so oft und so lange als es ihm gefiel in dem prächtigen Hause Mäcens, oder in seiner herrlichen Villa zu Tibur; hatte sein eigenes kleines Sabinum — kannte beynahe keine andre Plagen, als die er, durch das Unglück Roms erster Lyrischer Dichter zu seyn, von den Autoren, vom Publikum und von seiner Celebrität zu leiden hatte; und fand sich doch öfters so davon zusammen gedrückt, daſs ihm, bey aller seiner Liebe zu den Musen, in der Ungeduld die Lästerung entfuhr: Der Henker sollte ihn hohlen, wenn er seine Zeit nicht lieber verschlafen als Verse machen wollte.

Lesen Sie, was dieser liebenswürdige Dichter — der ein eben so feiner Weltmann als ein Mann von Genie und auserlesenen Kenntnissen war — an vielen Stellen seiner Briefe (besonders im neunzehnten an Mäcen, und im zweyten des zweyten Buchs an Julius Florus) von den Ungemächlichkeiten und Drangsalen des poetischen Berufs sagt; und lesen Sie, wenn Sie wollen, auch die Zusätze seines neuesten Kommentators, der seinen Autor (aus dem sehr simpeln Grunde, weil es ihm ungefähr eben so ergangen war) anschaulicher und inniger als manche andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmahl sein Schicksal erfüllen muſs, wenigstens gut wenn man weiſs wessen man sich zu versehen, und wie viel oder wenig man auf die Einnahmen, die man für die sichersten hielt, Rechnung zu machen hat.

Unter allen den schönen Lufterscheinungen, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tausend mitlaufenden nur so wenige erreichen, ist vielleicht die süſseste, — „der Wahn, daſs etwas mehr als Beyfall, mehr als das eitle *digito monstrari et dicier hic est*, daſs die Liebe der Nazion, für die er arbeitet, der Preis seiner unermüdeten Bestrebungen seyn werde.“ Schmeicheln Sie Sich nicht mit einer so eiteln Hoffnung, mein Freund! Das höchste, worauf Sie zählen können, sind Augenblicke von Gunst, kurze Aufbrausungen, von dem Vergnügen, das Sie uns in diesen Augenblicken gemacht haben, veranlaſst, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, sich von Ihnen vergnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem Momente an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden daſs Sie nach unserm Beyfall ringen, betrachten wir Sie mit eben den Augen, womit wir alle andre Prätendenten an Virtuosität in den ergetzenden Künsten ansehen; und Sie stehen (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taschenspielern, Luftspringern und Histrionen in Einer Linie. Alle Ihre Anstrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als Schuldigkeit an; und wehe Ihnen, wenn Sie nicht immer Sich selbst übertreffen, oder Sich jemahls für erlaubt halten auf Ihren Lorbern einzuschlummern!

Sie werden diesen Gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe Ihnen noch nicht das ärgste gesagt. Ihre Lage gegen das Publikum als Dichter ist weit weniger vortheilhaft, als wenn Sie die Ehre hätten ein groſser Kadenzenmacher oder der Parisische *Grand-Diable* zu seyn. Zu diesen Künsten hat ungefähr jedermann einen Maſsstab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um diese oder jene Wunderdinge zu leisten. Aber in der Musenkunst ists gerade das Widerspiel. Unter tausend Lesern hat kaum Einer einen deutlichen und bestimmten Begriff von den Schwierigkeiten und von dem Höchsten der Kunst. Die Leser oder Zuhörer fühlen wohl, ob man sie interessiert oder gähnen macht: aber das ist auch alles! Und da ein sehr mittelmäſsiges oder höchst nachlässig gearbeitetes Werk so gut als ein Meisterstück etwas interessantes haben kann: so können Sie Sich darauf gefaſst machen, daſs, so bald Ihr Werk aufgehört hat eine Meſs-Neuigkeit zu seyn, der erste beste Roman, der etwas Neues ist, und ein wenig Witz, hier oder da eine überraschende Situazion, eine rührende Stelle oder ein schlüpfriges Gemählde hat, sich der Aufmerksamkeit der lesenden Welt bemächtigen, und Ihre Arbeit, hätten Ihnen auch alle neun Musen daran geholfen, auf die Seite drängen wird. Hoffen Sie nicht durch irgend eine Anstrengung, irgend eine idealische Vollkommenheit, zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geistes empor streben, endlich einmahl zu erhalten, was Sie nach Ihren Begriffen von der Kunst, und im lebendigen Bewuſstseyn dessen was Sie geleistet haben, für bloſse Gerechtigkeit ansehen. Sie werden sie nie erhalten; nicht weil man Ihnen Gerechtigkeit versagen will, sondern weil man keinen Begriff von allem dem hat, was man wissen müſste um sie Ihnen widerfahren zu lassen.

Wenn ein poetisches Werk, neben allen andern wesentlichen Eigenschaften eines guten Gedichtes, das ist, was Horaz *totum teres atque rotundum* nennt; wenn es bey der feinsten Politur die Grazie der höchsten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruck immer angemessen, der Rhythmus immer Musik ist, der Reim sich immer von selbst, und ohne daſs man ihn kommen sah, an seinen Ort gestellt hat; wenn alles wie mit Einem Guſs gegossen, oder mit Einem Hauch geblasen da steht, und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu sehen ist: so kann man sich sicher darauf verlassen, daſs es dem Dichter, wie groſs auch sein Talent seyn mag, unendliche Mühe gekostet hat. Die Natur der Sache bringt das so mit sich; und, da es vielleicht in keiner Europäischen Sprache schwerer ist schöne Verse zu machen als in der unsrigen, so muſs auch der Fleiſs und die Anstrengung, um es in einer solchen Sprache zu einigem Grade von Vollendung zu bringen, verhältniſsmäſsig desto gröſser seyn.

Aber bilden Sie Sich ja nicht ein, wofern Ihnen jemahls ein Werk dieser Art gelingt, daſs Ihnen die Leser für das, was Sie mehr geleistet haben als man von Ihnen forderte, den mindesten Dank wissen werden. Man hätte (wie die tägliche Erfahrung lehrt) auch mit wenigerm fürlieb genommen. Ja, was das schlimmste ist, gerade diese Leichtigkeit, diese Glätte und Rundung, die Ihnen so viel gekostet, und die der einzelne und seltne Kenner mit aller gebührenden Kälte anerkennt, wird Ihrem Werke bey dem groſsen Haufen — Schaden thun. — „Es kostet Ihnen wohl nicht die geringste Mühe solche Verse zu machen?“ — wird das Kompliment seyn, das Ihnen überall entgegen schallen wird: und da die Menschen gewohnt sind, ein Kunstwerk nach der in die Augen fallenden Schwierigkeit, es hervorzubringen, zu schätzen; so wird auf das Ihrige, gerade um dessentwillen, weſswegen Sie Sich selbst am meisten Glück wünschten, eine Art von Verachtung fallen. Man wird es vielleicht mit mehr Vergnügen lesen als manche andre Früchte des nehmlichen Jahrganges. Aber, weil man glaubt, daſs Ihnen nichts leichter sey als solche Dinge zu machen; so werden Sie kaum mit einem fertig seyn, da man Ihnen, als ob Sie noch nichts gethan hätten, schon wieder ein anderes zumuthen wird: und wenn Sie so ungefällig oder träg oder unfruchtbar sind, die Erwartung Ihrer Gönner nicht aufs schleunigste zu erfüllen; so wird bald eine neue Fabrikwaare, worins irgend etwas zu lachen oder zu weinen giebt, sich der Aufmerksamkeit der müſsigen Welt bemächtigen; und das Werk, worin sich Ihre ganze Seele abgedruckt hat, das Werk Ihrer Liebe, Ihrer Nachtwachen, wobey Sie alle Ihre Kräfte aufgeboten, woran Sie alle Ihre Talente, alle Ihre Kenntniſs der Geheimnisse der Kunst verschwendet hatten, wird — mit den Erdschwämmen, die in Einer Nacht hervorstechen, vermengt — in einen Winkel geworfen, und in kurzem so rein vergessen werden, als ob es nie gewesen wäre.

Alles dieſs, mein Freund, ist etwas so natürliches, so alltägliches, ist aus einerley Ursachen von je her bey allen Nazionen (wenigstens in einem gewissen Zeitpunkt) etwas so allgemeines gewesen, daſs es lächerlich wäre sich darüber zu beklagen. Aber angenehm ists freylich nicht, von Erfahrungen dieser Art überrascht zu werden; und in den Momenten, worin Ihnen dieſs begegnen wird, werden Sie mehr als Einmahl versucht seyn, das Glück eines jeden ehrlichen Böotiers zu beneiden, der, gerade mit so viel Menschenverstand als er ins Haus gebraucht, sein Brot im Schweiſse seines Angesichts iſst, und für den Mangel des zweydeutigen Vorzugs — daſs zehn tausend Menschen, die er nie gesehen hat, seinen Nahmen nennen und sich anmaſsen über ihn und seinen Werth oder Unwerth abzusprechen — durch den Genuſs eines unbekannt aber ruhig den Strom der Zeit hinab gleitenden Lebens reichlich entschädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich Ihnen alle Arten von Verdruſs und Ungemach vorzählen wollte, welche jenseits der Aganippe, die für Sie der gefährliche Rubikon ist, auf Sie warten. Ich zweifle nicht, daſs ich Ihnen mit einem guten Theile davon nichts sagen würde, als was Sie schon wissen. Aber vergessen Sie nicht, auch die ganze zarte

Empfindlichkeit und **Reitzbarkeit einer poetischen Organisazion** mit dabey in Anschlag zu bringen. Tausend Dinge die Ihr Leben verbittern werden, sind, an sich betrachtet, Kleinigkeiten: aber für den Nervenbau, für die Einbildung, für das Herz eines **Dichters** werden es schwere Leiden seyn. Ein einziges schiefes oder hämisches Urtheil, ein einziger dummer Blick eines Zuhörers bey einer Stelle die ihm einen elektrischen Schlag hätte geben sollen, oder die Frage: **Was meinen Sie damit?** bey einer feinen **Ironie** — wird Sie gegen den Beyfall von Tausenden unempfindlich machen; und um einer einzigen solchen **Citazion** willen, wie Sie eine ganz jungfräuliche Stanze eines Gedichtes das Sie lieben, in einem Buche wo Sie es gewiſs nicht erwarteten, und von einem **harmlosen akademischen Filosofen**, der den Dichter **ehren** wollte, citiert oder vielmehr stupriert gesehen haben, werden Sie wünschen Ihr bestes Werk vernichten zu können.

Ich sage nichts von den Begegnungen, die Sie von Autoren, Kunstverwandten, Kennern, Kunstrichtern, Recensenten u. s. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an Ihnen irre, in Absicht aller dieser

Herren Horazens Methode6) einschlagen: erwarten Sie also auch Horazens Schicksal, das ist in geheim mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bey jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken oder, wenns am besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner Soldat, der bloſs durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall empor stiege, wäre eine groſse Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der, ohne von einer *Clique* zu seyn, ohne Schüler gemacht, ohne seinen Ruhm den dermahligen Potentaten in der Gelehrten-Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Klientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen Anhang gemacht zu haben, welcher immer bereit ist, auf jeden, der sich des Patrons Ungnade zugezogen hat, mit Faust und Ferse los zu schlagen — ein Autor, sage ich, der ohne alle diese Hülfsmittel, und (was ich nicht vergessen muſs) ohne von der Ägide der goldnen Mittelmäſsigkeit bedeckt zu seyn, bloſs durch eigenes Verdienst zum ruhi-

---

6) *Non ego ventosae plebis suffragia venôr etc.*
Non ego nobilium scriptorum auditor et ultor
Grammaticas ambire tribus et pulpita dignor.
Epist. 19.

gen Besitz eines unangefochtnen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, wäre eine noch viel gröſsre Seltenheit. Es tragen sich wohl zuweilen seltsame Dinge in der Welt zu, und einer gewinnt ja wohl das groſse Loos: aber wer kann darauf rechnen daſs Er dieser Eine seyn werde?

Überhaupt, wenn ein ausgebreiteter entschiedner Ruhm und die damit verbundnen Vortheile das Ziel sind wornach Sie laufen: so machen Sie Sich in Zeiten gefaſst, alle nur ersinnlichen Hindernisse in Ihrem Wege zu finden; und am Ende doch vielleicht zu sehen, wie Ihnen Leute zuvor kommen, die, anstatt in der vorgesteckten Bahn zu laufen, querfeld über die Schranken wegsetzen, und durch eine glückliche Verwegenheit den Preis an sich reiſsen, den sie in einem ordentlichen Wettlaufe nicht erhalten hätten. „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, sagt Salomon, und daſs einer angenehm sey, dazu hilft nicht daſs er ein Ding wohl könne; sondern alles liegt an der Zeit und am Glücke."

Sie wissen, mein Lieber, aus wie vielen Ursachen ich den lebhaftesten Antheil an Ihnen nehme. Ich sehe Sie auf einem Wege, der Sie wahrscheinlicher Weise — nicht zum Tempel des Glücks führen wird; und doch habe ich nicht das Herz Sie zurück zu halten. Ich selbst liebe die Kunst, welcher Sie Sich mit einer so entschiednen Fähigkeit widmen wollen, zu sehr, als daſs ich ohne eine Art von innerlicher Bestrafung wünschen könnte, Sie von ihr abzuschrecken. Und wie sollte ich die Antwort nicht voraus sehen, mit der Sie alles was ich Ihrem Entschluſs entgegen setzen könnte auf einmahl zu Boden werfen werden? Auch ist meine Absicht nicht Sie abzuschrecken; ich möchte Sie nur nöthigen, ehe Sie Ihre Partey auf immer nehmen, auch die Fährlichkeiten und Unlusten des Weges, der Ihnen so reitzend vorkommt, in Betrachtung zu ziehen.

Zu Horazens Zeiten war die Poesie zufälliger Weise der Weg eine Art von Glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, zum Versemachen.

Ibit eo quo vis qui zonam perdidit —

Bey uns, fürchte ich, ists just umgekehrt: der schmale Pfad über den Helikon ist ordentlicher Weise der gerade Weg in die Arme der lumpigen Göttin welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben Sie eine glücklichere Zeit für die Deutschen Musen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der Nachruhm bestimmt, den der groſse König verschmähte, der, nachdem er in vierzig mit jedem andern Ruhme beladnen Jahren nichts für unsre ihm völlig unbekannte Litteratur gethan hatte, sich endlich an dem Verdienste begnügte, uns die Dürftigkeit und die Mängel derselben öffentlich vorzurücken. Vielleicht — Aber, nein! — weil doch diese hoffnungsvollen Vielleichts sehr ungewiſs, und in der That weit unwahrscheinlicher sind als itzt manche sich träumen lassen; so stellen Sie Sich lieber das ärgste vor: und da Sie ohnehin keine groſse Anlage zur Filosofie des Aristippus haben, und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabey zu gewinnen wäre, viel Weihrauch an die Götter der Erde, oder diejenigen die ihre Gnaden austheilen, zu verschwenden; so untersuchen Sie Sich selbst genau, ob Sie im Schooſse Ihrer lieben Muse allenfalls auch bey einer Mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwasser glücklich seyn können?

Und wenn Sie dann, mein Freund, alles wohl überlegt, entschlossen sind es darauf ankommen zu lassen: so versprechen Sie mir mit Mund und Hand — weil ich Ihnen doch das schlimmste was begegnen kann voraus gesagt habe — niemahls in Ihrem Leben, wie es Ihnen auch ergehen mag, Sich über den Neid Ihrer Nebenbuhler und Zunftgenossen, über die Gleichgültigkeit der Groſsen, und über den Undank des Publikums zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, daſs die Dinge sind wie sie immer gewesen sind; und daſs die Welt, anstatt sich um unser liebes kleines Selbst herum zu drehen, in ihrem ewigen Fortschwung, uns, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit sich nimmt.

Die Menschen um uns her, vom gröſsten bis zum kleinsten, haben so viel mit sich selbst und ihrer eignen Noth, so viel mit ihren eignen Planen, Bedürfnissen, Leidenschaften, und momentanen Eingebungen des guten und bösen Dämons, den jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muſs, zu thun, daſs es kein Wunder ist, wenn sie sich nicht viel um die unsrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen Sie einem Menschen aus einer Noth, oder machen Sie ihm Vergnügen — wann, wo und wie ers bedarf, und er wird Ihnen in diesem Augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fordern, daſs er uns auch für ungebetene und unbrauchbare Dienste Dank wisse, oder, wenn wir ihm zur Unzeit die Ohren voll gesungen haben, sich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daſs andern Menschen, mitten im Gedränge ihrer Verhältnisse, Geschäfte, Sorgen, Zerstreuungen, Ergetzlichkeiten, die Kunst die wir treiben, die Gegenstände wovon unsre Seele voll ist, das Werk womit wir uns beschäftigt haben, und womit sie vielleicht auf der Gotteswelt nichts anzufangen wissen, eben so wichtig seyn sollen als uns selbst? Wie können wir billiger Weise verlangen, daſs sie ein eben so geübtes Ohr für die Musik unsrer Verse haben, die feinern Schönheiten eines poetischen Gemähldes eben so genau bemerken, eben so hoch in Anschlag bringen sollen, als ob sie viele Jahre lang ein besonderes Studium von solchen Dingen gemacht hätten?

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daſs für den bloſsen Liebhaber, in Werken des Witzes, des Geschmacks und der Kunst, immer viel verloren geht. Aber darum ist doch das Publikum weder ungerecht gegen vorzügliche Schriftsteller, noch ohne Gefühl für den Werth der Meisterstücke der Musenkunst. Sehen Sie, wie gut öfters auch sehr alltägliche Machwerke, *sine pondere et arte*, wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden! Die lesende Welt will auf allerley Art ergetzt und unterhalten seyn; und sie liebt die Mannigfaltigkeit so sehr, daſs ein Autor ganz und gar ungenieſsbar seyn müſste, dem es nicht glücken sollte bemerkt und (wenigstens eine Zeit lang) aus dem Gedränge der täglich zunehmenden Mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichtesten und kunstlosesten Gattung, die kaum etwas andres Poetisches hat als die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und den Reim, ist Witz oder Laune oder glückliche Ejakulazion eines augenblicklichen Gefühls genug, einen Verfasser der Nazion lieb und schätzbar zu machen. Lassen Sie es also nur nicht an Sich selbst fehlen, mein junger Freund! Verdienen Sie den öffentlichen Beyfall, er wird Ihnen nicht versagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben Sie Sich über die Menge, und bereichern Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preise, unsre Litteratur durch Werke, die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergetzen, sich der ganzen Seele des Lesers bemächtigen, alle Organen seiner Empfindung ins Spiel setzen, seine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern, und in ununterbrochner Täuschung erhalten, seinem Geiste Nahrung, und seinem Herzen den süſsen Genuſs seiner besten Gefühle, seines moralischen Sinnes, seiner Theilnehmung an andrer Leiden und Freuden, seiner Bewundrung für alles was edel, schön und groſs in der Menschheit ist, gewähren — und verlassen Sie Sich darauf, das Publikum wird Ihnen so viel Dank dafür wissen als Sie billiger Weise nur immer verlangen können.

Ich setze diese Klausel hinzu, weil es Unsinn wäre, von den Menschen mehr zu erwarten als sie zu geben haben. Und mit welchem Rechte wollten die Schriftsteller allein von ihrer Nazion mehr Gerechtigkeit, mehr Dankbarkeit, mehr Gleichheit und Beständigkeit fordern, als irgend ein andrer Mann von Verdienste, in welcher Kategorie er immer seyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe diese kleine Abschweifung für nöthig gehalten, damit Sie das, was ich Ihnen von den mancherley Unannehmlichkeiten des poetischen Lebens bloſs als Thatsache gesagt, nicht für Klagelieder aufnehmen, die mir das Gefühl oder Andenken eigener Erfahrungen ausgepreſst habe. In allen nur ersinnlichen Lebensarten und Umständen ist das menschliche Leben mit mancherley wirklichen, eingebildeten, natürlichen und selbstgemachten Plagen umfangen; und im Augenblicke der Überraschung kann uns oft auch ein kleiner Schmerz einen lauten Schrey abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche, allgemeine, und eben darum sehr erträgliche Übel sich ungeberdig stellen? *Quisque suos patimur manes.* — Indessen bedurfte es keiner Rücksicht auf die meinigen, um Ihnen von allgemeinen Erfahrungen zu sprechen, die in allen Zeiten und bey allen Völkern, wo Litteratur blühte, Statt gefunden haben.

Sie, mein Lieber, kennen mich gut genug, um zu wissen daſs ich mit meinem Loose in jeder Betrachtung zufrieden bin. Von meiner Jugend an habe ich die Kunst mehr geliebt als was man Ruhm und Glück nennt; und immer ist mir die unverfälschte Empfindung einzelner edler Seelen, der unerwartete gutherzige Dank irgend eines wackern Biedermannes der keine Nebenabsichten dabey haben konnte, mehr gewesen, als der ruhige Beyfall des kalten Kenners oder das laute Zuklatschen der Menge, — wiewohl es mir in einem Laufe von mehr als dreyſsig Jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein Verdienst beylegen, an welches ich keinen Anspruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: daſs ich, indem ich den gröſsten Theil meines Lebens im Dienste der Musen zugebracht, mehr für mich selbst als für andere gethan habe; und daſs es die reinste Wahrheit war, und vermuthlich bis an mein Ende wahr bleiben wird, was ich schon vor funfzehn Jahren (zu einer Zeit, da ich am äuſsersten Ende des südlichen Deutschlandes in gänzlicher Abgeschiedenheit von unserm Parnaſs und ohne alle litterarische Verbindung lebte) aus vollem Herzen zu meiner Muse sagte:

Gefällst du nicht, stimmt Welt und Kenner ein
Dich deines Diensts zu überheben,
So mag dein Trost in diesem Unfall seyn,
Daſs du bey süſser Müh' mir viele Lust gegeben:
Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.

Ich müſste mich sehr irren, wenn diese Gesinnung nicht im Fortgang Ihres Lebens auch die Ihrige seyn sollte; und so bleibt mir (was für Wege auch übrigens das Schicksal mit Ihnen gehen mag) doch immer der Trost: daſs eine Quelle von Glückseligkeit in Ihrem

Innern springt, die Ihnen jeden Kummer des Lebens verſüſsen, den Genuſs seiner besten Freuden verdoppeln, und, auch wenn sie zu versiegen anfängt, zum Labsal in den Tagen die uns nicht gefallen, wenigstens noch einzelne Nektartropfen für Sie übrig haben wird.

WAS IST WAHRHEIT?

Diese Frage ist dadurch, daſs sie schon so mannigmahl durch den Mund eines Pilatus ging, nichts desto schlechter geworden. Wessen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieser Frage überrascht wird? Schon tausend- und zehntausendmahl entschieden, wird sie immer wieder als ein Räthsel aufgeworfen werden, und in zehntausendmahl tausend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber so gewiſs dieſs auch ist, wehe denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unsers Gesichtes dadurch zu helfen daſs sie uns vollends blind machen! Das Wahrste von allem, was jemahls wahr genannt wurde, ist: daſs mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern und Traumgebilden, wovon wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade so viel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit ist, wie alles Gute, etwas verhältniſsmäſsiges. Es kann vieles für die menschliche Gattung wahr seyn, was es für höhere oder niedrigere Wesen nicht ist; und eben so kann etwas von dem einen Menschen mit innigster Überzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein andrer mit gleich starker Überzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Übereinstimmung eines Gefühls oder einer Vorstellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmahl der Wahrheit. Jene läſst uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen: und dieser kann eben sowohl bey der wahresten Vorstellung fehlen, als bey der täuschendsten zugegen seyn. Geschiehet nicht öfters was jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unsrer Kenntniſs der Natur und mit dem Anwachs unsrer Erfahrungen? Daher zum Theil, daſs Leichtgläubigkeit eine karakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen was möglich oder unmöglich ist: Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daſs ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben alles, weil sie das Miſstrauen noch nicht kennen: bey diesen ist Miſstrauen eine der bittern Früchte des Lebens, und macht sie eben so geneigt, an allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von je her die subtilsten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume, waren Männer von groſser Vernunft — und ich frage einen jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraus sehende, immer räsonierende Vernunft, was von je her am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unsers armen Erdelebens, zu untergraben und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemiſsbrauchten Nahmen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daſs Sofisten und Witzlinge von je her ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben: aber da der Mensch nun einmahl diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernste bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden räsoniert: und dennoch haben unläugbar alle Menschen etwas das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewuſstseyn dessen was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dieſs unläugbar das sicherste; vorausgesetzt, daſs ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewuſst ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sey eine Zaubrerin die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren: beweiset ihm, daſs er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daſs euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte: so bliebe nichts übrig, als ihn stehendes Fuſses ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eignes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läſst, ja was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sey, in irgend einem Falle nehmen läſst, wo er sich innigst bewuſst ist daſs er gefühlt hat. Das Einzige, wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eignen Gefühls, oder, was eben dasselbe ist, an sich selbst und seinem eignen Daseyn zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der Arabischen Erzählungen, die Herr Galland *le Dormeur eveillé* betitelt) der Kalife Harun Alraschid den armen Kaufmann Abu-Hassan durch einen Betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weise, die Folge hatte, daſs Abu-Hassan darüber in Raserey verfiel, und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird! wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu seyn, für Empfindung hält was bloſse Einbildung ist! wo er einen Gegenstand in dem verfälschenden Lichte der Leidenschaft oder des Vorurtheils sieht! u. s. w.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und eben so häufig geschieht es, daſs von zweyen, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, beide betrogen werden; daſs, während der eine Jupiter ist und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der andre uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundfeste des allgemeinen Menschensinnes; und der Glaube, den ein jeder an sein eignes Gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz von Ursachen, die ich nicht kenne, getäuschet werden: aber so lange ich mir bewuſst bin daſs ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl mehr als einer ganzen Welt die dagegen zeugte, und als allen Filosofen, die mir *a priori* beweisen wollten ich träume oder rase.

Freylich ist es verdächtig, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt, oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten Leute in der Welt wider sich hat; oder wenn er in sehr zusammen gesetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von scharfer Zergliederung, und von richtiger Zusammenstellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge andrer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn jemand in Sachen dieser Art dem Wege der scharfen Untersuchung ausweicht, und immer nur auf Sein Gefühl oder Unser Gefühl provociert. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten: wer soll zwischen seiner Empfindung und der unsrigen, oder zwischen unsrer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter seyn? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amfiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müſste?

In metafysischen und ästhetischen Dingen, das ist, in Sachen wo das meiste auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das billigste, einen jeden im Besitz und Genuſs dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, so lange er andre in Ruhe läſst. Wer hat ein Recht in seines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das andre an? Aber freylich, so bald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landstraſsen herum reitet, und alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daſs seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar daſs sie allein schön, und jedes andre Gesicht ein Meerkatzengesicht ist, — das ist etwas sehr unangenehmes für Leute die keine Lust haben sich zu balgen: und wiewohl die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen; so mögen sie sichs doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Mauleseltreiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniſs spielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten, und genieſst ihrer, wie der Luft die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann daſs sie ihm so nahe sey. Und so bald ihrer zwey sich über ihren ausschlieſsenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daſs sie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Ariost: während die tapfern Männer sich bey den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beide.

Ist dieſs Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein andres das eben so gut zur Sache paſst. Die Wahrheit ist weder hier noch da — Sie ist, wie die Gottheit und das Licht worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen, und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen, und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, keiner die nehmlichen —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat, oder gesehen zu haben glaubt; und ja nicht böse darüber werden, wenn sichs von ungefähr entdeckt, daſs wir falsch gesehen oder gehört, oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsre Meinungen für Axiome und unumstöſsliche Wahrheiten anzusehen, und andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es giebt einen der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreyfuſse sitzend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich giebt. — Bescheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre wie Nestor, und so weise wie siebenmahl sieben Weise zusammen genommen, so müſst' er doch — eben darum weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daſs man immer weniger von den Dingen begreift je mehr man davon weiſs; daſs, gegen Eine lichte Stelle die wir in der unermeſslichen Nacht der Natur erblicken, zehen tausend in Dämmerung, und zehnmahl zehn tausend im Dunkeln vor uns liegen; und daſs, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen, und in ihrem Lichte dieſs ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dieſs nehmliche Planetensystem nun abermahl nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeſslichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daſs eben diese Unermeſslichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daſs in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammen laufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der in dem sie lebt und webt und ist: beym Himmel! ich denke das müſste den weisen Mann bescheiden gemacht haben; und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, 1) der Sohn Barachiel von

---

1) So heiſst der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er dessen ältern Freunden lange stillschwei-

Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baren Skepticismus halten müſste.

Ein anderes ist, wenn ein Esel, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuversichtlichkeit spricht: dafür ist aller Respekt zu tragen; denn es ist nicht der Esel, sondern ein Gott, (dem es gleich viel gelten kann durch welches Organ er sich hörbar macht) der durch den Esel spricht. Einem Menschen aber — es sey denn er könne uns beweisen daſs er sich im Falle des besagten Esels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angesichts und des Blicks gen Himmel der ihm gegeben ist, von Zeit zu Zeit auf seine Füſse zu sehen und — bescheiden zu seyn!

---

gend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausstehen konnte, sie so mächtig deräsonieren und zuletzt doch vor Hiob verstummen zu sehen, endlich im Unmuth seiner Seele ausbricht, sich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang seiner Rede sagt: Ich bin der Rede so voll, daſs mich der Odem in meinem Bauch ängstet; siehe, mein Bauch ist wie der Most der zugestopft ist, der die neuen Fässer zerreiſst — u. s. w.

FILOSOFIE

ALS KUNST ZU LEBEN

UND

HEILKUNST DER SEELE BETRACHTET.

Die Menschen haben gelebt, und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh' einer von ihnen auf den Gedanken kam, daſs Leben eine Kunst seyn könnte; und, nach aller Wahrscheinlichkeit, ist jede andre Kunst, von den Künsten Tubalkains an — bis zur Kunst Fliegen zu fangen, (von welcher Schach Baham, ein *Peritus in arte*, versichert, daſs es keine so leichte Sache sey als viele Leute sich einbilden) schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst zu leben, Filosofie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht, und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bey weitem der gröſste Theil der Menschenkinder lieſs sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Molieres bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose geſprochen hatte; oder wie wir alle Athem hohlen, verdauen, uns auf mancherley Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne daſs unter Tauſenden nur Einer weiſs oder zu wiſſen verlangt, nach was für mechaniſchen Geſetzen und durch welche Verbindung von Urſachen das alles geſchehe. Und in dieſem dicken Nebel der Unwiſſenheit leben bis auf dieſe Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Aſia, Afrika, Amerika und den Inſeln des Südmeers, weiſse und olivenfarbe, ſchwarzgelbe und pechſchwarze, bärtige und unbärtige, beſchnittne und unbeſchnittne, tättowierte und nicht tättowierte, mit und ohne Ringe durch die Naſe, von den Rieſen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudſonsbay, u. ſ. f. — ſondern auch ſelbſt von dem gröſsten Theile der Einwohner unſers aufgeklärten Europa's läſst ſich mit gutem Fuge behaupten, daſs ſie von beſagter Kunſt zu leben eben ſo wenig wiſſen, und ſich eben ſo wenig darum bekümmern, als das leichtſinnige Völkchen in Otahity, oder als die halb erſtarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seekälber ſind.

Das Wunderbarſte bey der Sache iſt, daſs alle dieſe Menſchen, (die, nach einer ſehr billigen Berechnung, beynahe das ganze menſchliche Geſchlecht ausmachen) gleich ihren Voraltern bis auf Adam und Eva — die von wohl besagter schönen Kunst auch nichts wuſsten — dem ungeachtet so herzhaft drauf los leben, als ob sie ausgemachte Meister darin wären; ja, daſs der gröſste Theil dieser Pfuscher sich so wohl dabey befindet, daſs, in Rücksicht der sämmtlichen wesentlichsten und wichtigsten Verrichtungen des menschlichen Lebens, nicht leicht Einer von den auf- und abgedungenen Meistern und Professoren der Kunst sich neben ihnen sehen lassen darf.

Cicero sagt irgendwo: die Natur sey die beste Führerin des Lebens, welches vermuthlich so viel sagen soll, sie zeige uns am besten, wie wir uns durch dieſs Erdenleben durchhelfen können; — ingleichen: man könne gar nicht fehlen, wenn man sich von ihr führen lasse. — Darauf müssen sich nun wohl von je her die Menschen verlassen haben. Eben diese Natur, (dachten sie) die uns athmen, essen und trinken, Hände und Füſse brauchen lehrt, u. s. w. lehrt uns auch unsre Sinne, unser Gedächtniſs, unsern Verstand, alle unsre übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch was sich für uns schickt oder nicht. Es bedarf nur so vieler Aufmerksamkeit, als uns jeder Gegenstand selber abnöthigt: so sehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind ist.* Unsre Nase und unsre Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. s. w. gut zu essen sind; im Nothfalle lehrt es uns auch wohl der Hunger ohne viel Umstände. Für alle unsre dringenden Bedürfnisse hat die Natur gesorgt. Entweder ist die Sache die wir brauchen schon da — so haben wir, was vonnöthen ist sie zu ergreifen und zu genieſsen; oder wenigstens sind die Materialien dazu da — so haben wir gerade so viel Verstand und Kraft und natürliches Geschick in unsern Gliedmaſsen, um sie zu unserm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erste Mahl nicht geht, geht beym zehnten oder zwanzigsten; und reichen zwey Arme nicht, so werden vier, sechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Versuch setzt etwas zu unserm Begriff von der Sache und zu unsrer Geschicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen, und werden Meister durch Übung, ohne zu merken wie es zugegangen ist. Und eben diese Natur, die uns so weit bringt, verbirgt immer vor uns was zu weit von uns liegt, als daſs wir es, da wo wir sind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden seyn mit dem was wir haben, macht uns durch Unwissenheit glücklich, und hat uns diese wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbesserer täglich so viel Klagens erheben, 1) bloſs

---

1) Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum

dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger Unruhe unsern Zustand zu bessern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe wie jenem, der, um sich besser zu befinden, sich zu Tod arzneyte, und zur Grabschrift erhielt: *Per star meglio, sto qui.*" 2)

---

die Wucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daſs ein Mann, der sich bewuſst ist daſs er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Idee gern realisiert haben möchte: so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern aufgeführt sieht. Alle Köpfe, meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht, (wie dieſs denn gemeiniglich der Fall ist) so schmählt er auf die Trägheit der Menschen; und das ist ihm zu verzeihen, weil er dabey verliert. Aber diese nehmliche Trägheit schützt die Leute vor der Gefahr alle Augenblicke das Opfer eines Projekts und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dieſs, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabey gewinnen. Denn selten bezahlt das zehnte Projekt, wenn es auch anschlägt, den Schaden von den neunen, die fehl geschlagen sind.

2) Weil ich mich besser befinden wollte, befind' ich mich hier.

So lehrt die Natur alle Menschen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelaufen sind; und in allem dem ist, wie ihr seht, keine Kunst. Es ist die leibhafte Natur selbst. Das berühmte *Quam multis non egeo!* 3) jenes alten Weisen ist die angeborne Filosofie aller Samojeden, Lappen, Eskimo's, u. s. w. eine Filosofie, worin die Neu-Holländer, oder Neu-Walliser (wie sich die ehrlichen Leute nach Willkühr der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen lassen müssen) es am weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage: ein solches Leben sey ein Austernleben. Nennt es, wenn ihr wollt, fortdauernde Kindheit: aber ehret die Natur, die diese ihre Kinder auf dem kürzesten Wege zu jenem Glücklichleben (*beate vivere*) führt, wohin wir aufgeklärten Leute, vor lauter Menge der Wege die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise Theofrast (nicht Paracelsus, sondern der Schüler und Thronfolger des göttlichen Aristoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er sich über die Natur: „dafs sie dem Menschen so wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und

---

3) Wie vieles bedarf ich nicht!

ein ehrlicher Kerl gerade dann sterben müsse, wenn er die Kunst zu leben endlich in etwas ergriffen habe." — Wo hat ein Neu-Holländer jemahls eine so unbillige Beschwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden, (was bey ihnen nichts seltnes ist) so hat er just hundert Jahre gelebt, und steht von dem Gastmahle der Natur gesättigt auf — und wahrlich von einem Gastmahle, wo die Natur so schlecht zu essen giebt, daſs der strengste Kandidat der Heiligsprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeygehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als daſs Theofrast die Albernheit gesagt habe die man ihn sagen läſst. Die Leute an seinem Bette verstanden ihn nicht recht; und dann kam irgend ein Schulmeister lange hinter drein, wollte Sinn draus machen, und machte daſs es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theofrast meinte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daſs er vor sechzig oder siebzig Jahren nicht schon so klug gewesen sey, zu sehen, daſs er sich die Mühe ersparen könne, das als Kunst und Wissenschaft zu studieren, was ihn die Natur ohne Studium weit besser und sicherer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte auf sie zu merken. — Nicht die unschuldige Natur, sondern seine eigne Thorheit klagte er an, wie die meisten es in seinem Falle zu machen pflegen; wiewohl sie es eben so wohl bleiben lassen könnten: denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat es besser zu machen?

Bey allem dem ist meine Meinung keinesweges, der wohl gedachten Kunst zu leben ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sey im Grunde nichts andres als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Nahmen, ausbilde und zur Vollkommenheit bringe. — Wenn die Kunst das ist, und so fern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.

Ja, auch alsdann, wenn sie bloſs der geschwächten oder verderbten Natur zu Hülfe kommt, ist sie, wie die Arzneykunst, zuweilen wohlthätig, obgleich eben so ungewiſs, und oft eben so unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend seyn will, muſs die Kunst freylich flicken und stützen, kleistern und quacksalben so gut sie kann. Oder, richtiger zu reden: auch auf diesen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind gesorgt; hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit des äuſsern und inwendigen Menschen, so daſs der Kunst nichts übrig bleibt als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel sind, je weniger sie daran künstelt, desto besser für den Leidenden! Der Erfolg aber muſs doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat sie noch Kräfte genug sich an der Hand der Kunst aufzurichten, gut: wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamieren. Lebenskraft kann sie nicht geben wo keine ist.

Es ist schon lange, daſs man der Filosofie, wegen dieser Ähnlichkeit mit der Arzneykunst, den Nahmen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich scheint diese Qualifikazion geschickter zu seyn ihr Zutritt zu verschaffen, als wenn sie Anspruch macht, uns nach den Regeln ihrer Kunst leben zu lehren. Denn welcher Mensch, der den freyen Gebrauch seiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht daſs er ohne sie leben kann? So bald sie sich hingegen nur als Arzt anbietet, so wissen die Gesunden, daſs sie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inseln der Südsee kennen, wie es scheint, keine Arzneyen; aber sie wissen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäſslichkeiten heilen bey ihnen von selbst, und an den tödtlichen sterben sie — wie wir auch. Und weil sie so glücklich sind, von einer Seele an und für sich keinen Begriff zu haben, sondern ein Mensch ihnen immer ein Mensch aus Einem Stück ist: so wissen sie auch nichts von besondern Seelenkrankheiten; und wenn sie ja zuweilen einen Anstoſs dieser Art bekämen, so ist die Hungerkur, wozu sie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicher Weise das kräftigste Heilmittel.

Ist es hingegen bey einem Volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daſs Leib und Seele — anstatt daſs beide nur Eine Person seyn sollten — als zwey Mächte von verschiednem Interesse behandelt werden, wo (wie bey unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daſs aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? Der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem alles Sinn und Kraft und Seele, oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist; er ist ein unnatürlicher Centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo eines auf Unkosten des andern lebt; das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmensch nicht kannte; jedes das andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes-

und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen was Gott zusammen gefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das Übel aufs höchste gestiegen ist, jene Seelenarzneykunst ihre Hülfe zuweilen mit einigem Erfolg anbieten, und entweder *purgando, saignando et clysterizando* diesem oder jenem Pazienten einige Erleichterung — oder, wenigstens durch angenehme Opiate, etwas betrügliche Ruhe verschaffen. Aber man hat doch nie gesehen, daſs sie fähig gewesen wäre, das Übel aus dem Grunde zu heben; und man darf kühnlich behaupten, daſs ein Volk, wenn es einmahl in die Hände der beiden Heilgöttinnen gefallen, schon zum voraus unwiederbringlich verloren sey. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren Arzneyen bersten müſste: sondern, weil, so bald man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Übel schon zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Filosofie könne als Arzneykunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüſsten, daſs sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein, wie alle Künste sich gern wichtiger machen als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nehmlich (so wie ihre Schwester, die leibliche Arzneykunst) keinem Menschen zu, daſs er gesund sey. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach, ist die ganze Erde ein groſses Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dieſs eine Anmaſsung, die man beiden nicht gelten läſst. Die Natur weiſs nichts von Idealen. So lange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern ob jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder, und liest (wie Voltaires Zadig) keinen Buchstaben von allen den gelehrten Dissertazionen, worin ihm die Herren beweisen, daſs er unmöglich gesund seyn könne. Es giebt freylich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Übel nicht fühlt: aber diese Fälle sind selten, und können dem groſsen Haufen der sich wohl befindenden an ihrem wohl hergebrachten Rechte gesund zu seyn keinen Abtrag thun.

ÜBER DEN HANG
DER MENSCHEN AN MAGIE
UND
GEISTERERSCHEINUNGEN ZU GLAUBEN.

Gespenster, Elementargeister, Mittelwesen zwischen Engeln und Menschen, Feuer- und Luftgeister, Kobolde, Bergmännchen und Wassernixen, Schutzgeister oder Plagegeister einzelner Menschen, — mit Einem Worte, alle Arten von angeblichen Erscheinungen und wunderbaren Einwirkungen unsichtbarer Wesen, werden — aller Einwendung einer gesunden Filosofie und aller durch sie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und selbst in dem Herzen der Menschen immer einen Fürsprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieser Art, alles was einer Anekdote aus der Geisterwelt ähnlich sieht, und die Wirklichkeit dieser fantastischen Wesen zu bestätigen, oder die Gründe, womit die Vernunft sie bestreitet, zu entkräften scheint, wird den meisten immer willkommen seyn. Selbst der aufgeklärtere Theil der Menschen — Personen, die es auf keine Weise von sich gesagt wissen möchten, daſs sie Gespenster, Gespenstererscheinungen, und was in dieses Fach gehört, im Ernste zu glauben fähig wären — unterhalten sich doch gern mit Gesprächen oder Lektüren dieser Art. Ja, sogar der Filosof, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geisterseher ihren Glauben gründen, läugnet, fühlt sich unvermerkt von seiner eignen Fantasie überschlichen, und ist selten von seinen Vernunftschlüssen überzeugt genug, daſs nicht die instinktartige Neigung zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrtesten gemein hat, den leisen Wunsch, des Gegentheils durch unläugbare Thatsachen überführt zu werden, in ihm erregen sollte.

Eine Tradizion, die so alt als das Menschengeschlecht, oder doch gewiſs um viele Jahrhunderte älter als die Filosofie ist, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einstimmigkeit aller Völker über diese Dinge hervorgebracht. Von Kindheit an wird unsre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen, und angeblichen Geschichten angefüllt, welche sich auf diesen Glauben gründen und ihre ansteckende Kraft an uns beweisen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges versehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unsre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichste Quelle von Erfindung und Interesse genommen würde, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, daſs, wenn wir gleich Verstand genug haben zu sehen daſs sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der Überzeugung, daſs die ganze Maschinerie ihrer Götter- und Geistererscheinungen, Zaubereyen und Feereyen aus bloſsen Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zusammen gesetzt sey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daſs doch diese Wunderdinge wahr seyn möchten; und je empfänglicher unsre Seele für die Einwirkungen dieser Art von Dichtungen ist, desto geneigter sind wir, uns durch Erzählungen, die sich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatsache gründen, von der Wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beygetragen habe, diese Disposizion in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ists Wunder, wenn Priester (welche hierbey ein eben so begründetes und in verschiednem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig geweſen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da selbst ein groſser Theil der Filosofen, vornehmlich die von der Pythagorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule, diesen Glauben begünstiget, und eine Geisterlehre, in welcher alle Artikel des popularen Aberglaubens Unterstützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Diese romantische Art zu filosofieren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menschen, und ihrer Begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen schmeichelt, konnte nicht fehlen sich in eine desto gröſsere Achtung zu setzen, da sie sich, gleich den alten Mysterien, (deren Stelle sie unvermerkt einnahm) in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem jeden einzudringen erlaubt war. Aber je gröſser und abschrekkender die Schwierigkeiten in diesen Geheimnissen eingeweiht zu werden, desto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu diesem Vorzuge gelangten. Die magische Filosofie, deren vorgebliche Meister sich des Nahmens der Weisen im erhabensten Sinne des Wortes anmaſsten, (wie sie noch bis auf diesen Tag thun) versprach nichts geringers als die gröſste Veredlung der Menschheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinschaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte sich den Schlüssel zu besitzen zu den Pforten einer unsichtbaren geistigen Welt, gegen welche die sichtbare sich verhalte, wie die Buchstaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloſse Zeichen sie sind, oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menschen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geistern, nach ihren verschiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreisen, Eigenschaften und Verhältnissen; sie besaſs auch die Mittel mit diesen unkörperlichen Wesen in Verbindung zu treten, die Freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen, und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und subtile Lehrbegriff und die wenig verständlichen Schriften eines Plotinus verloren sich während der langwierigen Finsterniſs, welche nach Zerstörung des alten Römischen Reiches über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeistern und Zauberkräften, womit der Norden, so wie der Orient, von je her angefüllt war, erhielten sich; und der immer storbnen, Elementargeister, Kobolde, profetische Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingenesien und Metamorfosen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weiſsen und schwarzen Magie, in ihren Schutz nahmen und mit neuem Ansehen bekleideten. Der Glaube an alle diese Dinge war im sechzehnten Jahrhundert so allgemein, daſs man kaum Einen berühmten Mann dieser Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angesteckt gewesen wäre.

Nun hat zwar, Dank sey dem Himmel! diese poetische Art von Filosofie seitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne zu verschaffen und damit die gröſsten Schwierigkeiten zu übersteigen gewuſst hat, die ehmahls jedem entgegen standen, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen Formen der Dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerflossen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu seyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert sich zugleich mit dem Kreise unsrer Kenntnisse. Die

Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sey, sich über ihren verborgnen Mysterien von sterblichen Augen überschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimniſsreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer unerklärbares und unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imaginazion in ihre alte Lage zurück zu werfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen alles dessen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende zu Befriedigung unsers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen, deren Ursachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniſs sind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf seine ersten Bestandtheile aus einander legen könnten; so nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muſs, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und

Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind: und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Filosofie gefunden hatte; glauben immer, daſs sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten; und fühlen uns also um so geneigter, jedem Gehör zu geben, der unsre Einbildungskraft in Erwartung setzt, und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bey jener vergebens gesucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der eine eben so natürliche Folge der Aufklärung ist, als er den Geistersehern günstig zu seyn scheint. Je weiter die Grenzen unsrer Kenntnisse hinausgerückt werden, je mehr wir die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ist es gerade der gröſste Naturforscher, der sich am wenigsten untersteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Klasse der viereckigen Dreyecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unersättliche Wiſsbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergröſserungsgläser einen Abgrund von fysischen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahneter Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiſs der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoſsen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoſsen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroſsen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeſslichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beynahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daſs uns beynahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geistererscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern, (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse für sich haben) seyn mag: so ist doch unser Unvermögen ihre Unmöglichkeit zu beweisen alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft, — welche uns abhält zu entscheiden, daſs etwas darum unmöglich sey weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können wie es möglich sey — etwas bloſs darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einsehen wie und warum es unmöglich seyn sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das gewisseste wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daſs ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Wirklichkeit miſstrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahr giebt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daſs er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin bloſse Prätendenten sind, unglaubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern Augen seyn mag, die Erzählung selbst ist es niemahls; denn es ist einem seiner Vernunft mächtigen Menschen eben so natürlich eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben daſs die Sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieser Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerley Grunde.

Lassen wir aber einen Filosofen auftreten, und in einem ausdrücklich dazu geschriebenen Buche mit scharfsinnigen und scheinbaren Gründen aller Art beweisen, daſs alle für historisch wahr ausgegebene Gespenster- und Geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugnisse beruhen; und daſs die Erscheinungen, welche man ohne Einwirkung solcher

Wesen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, sich aus bekannten natürlichen Ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht bloſs Widersprechungsgeist ist, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Fantomen in unsern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt diese doppelte Bemerkung zu machen; und, ohne sie darum für etwas allgemeines zu geben, glaube ich, daſs man von dem gröſsern Theile derjenigen, welchen dermahlen die Benennung von Personen von Erziehung zukommt, sagen könne: daſs sie, ungeachtet des Unglaubens, den sie allen Erzählungen von Geistererscheinungen, welche bey Gelegenheit in einer Gesellschaft zirkulieren, entgegen setzen, im Herzen doch sehr geneigt sind, die Partey der Geister gegen einen jeden zu halten, der ihnen entweder das Daseyn selbst, oder wenigstens alle Gemeinschaft mit uns irdischen Menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese Neigung habe, auſser der Liebe zum Wunderbaren, noch einen besondern Zusammenhang mit der Hoffnung, (die dem Menschen eben so natürlich ist als jene) nach diesem Leben in einem andern persönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auſ angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte gestützt werden, gewöhnt sich unsre Fantasie, die Gespenster und die übrigen Geister, deren Daseyn auf der Tradizion beruht, als Einwohner jener unsichtbaren Welt anzusehen, in welche dereinst überzugehen unser Schicksal seyn werde. Ohne einen besondern religiösen oder filosofischen Glauben, der uns von diesem künftigen Leben angenehme und wünschenswürdige Vorstellungen macht, ist der Mensch, natürlicher Weise, nichts weniger als geneigt, sich dieses Land der Seelen sehr reitzend vorzustellen. Es sind ihm, wie dem guten Kaiser Hadrian, *Loca pallida, lurida, livida,* bleiche, bleyfarbne, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwischen seinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, schneidet alle natürliche Gemeinschaft zwischen beiden ab: er weiſs was er zurück lassen und verlieren wird; aber was er gewinnen werde, ist unbekannt oder ungewiſs. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an diese groſse Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesichte verliert, sich doch von Zeit zu

Zeit aufdrängt, und der Mensch sich nun einmahl nicht verbergen kann, daſs es dazu kommen muſs: so ist ihm alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiſs, daſs ordentlicher Weise niemand von dort zurück kommt, bemächtigt sich jeder, der sich als einen auſserordentlichen Gesandten oder Überläufer aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger, bey jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modificiert worden seyn mag. Der Filosof mag sich selber noch so deutlich beweisen, das Gespenster und Hausgeister (*Spiritus familiares*) und Wassernixen, welche die Kinder ins Wasser hinab ziehen, um sie mit Mandeln und Rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und eben dieselbe Kategorie, nehmlich in das Fach der Ammenmährchen gehören; der Weltmann mag alle solche Dinge, die nach dem Aberglauben unsrer guten dummen Altvordern riechen, noch so witzig belächeln; und das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous [1] mag noch so laut und Bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Filosofen, Weltleute und lustige Brüder sind am Ende doch nur — Menschen wie andre, und (einen jeden ausgenommen, der ein ordentliches scientifisches Buch gegen die Gespenster geschrieben hat) gilt auch in diesem Stücke von ihnen allen, was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoſsen, immer giebt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen.“ Wo die Natur den Menschen überhaupt schwach gelassen hat, da ist jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit siebenfältigem Erze verwahrt.

Diese Erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse auffallende Thatsachen begreiflich zu machen, wodurch seit einigen Jahren unsre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmahl in die dickste Verfinsterung der barbarischen Jahrhunderte zurück zu stürzen scheint. 2) Ein Rückfall, der vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde, wenn sie bedächten, daſs, aus immer fortdauernden, in der schwachen Seite des Menschen gegründeten Ursachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerey unter dem gröſsten Theile der Menschen mit der Aufklärung unter dem kleinsten Theile immer gleichen Schritt hält; sondern daſs die Zeiten der gröſsten Verfeinerung, des gröſsten Luxus, und der ungezähmtesten Liederlichkeit, von je her immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben.

---

[1] *Alcinoi de cute curanda plus aequo operata Juventus.* Horat.

Ich berühre diese unangenehm schnarrende Saite bloſs darum, weil es sehr gegen meine

---

2) Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare Gelegenheiten haben, oder sie wenigstens aus der Berliner Monatsschrift kennen, wissen wovon ich rede, ohne daſs es hier einer deutlichern Auſserung bedarf.

Absicht wäre, wenn jemand meine bisherigen Betrachtungen so ausdeuten wollte, als ob ich dem groben, und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen Miſsbrauche, der in unsern Tagen von dem Hang der Menschen zum Wunderbaren und Übernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine schwache Seite haben müssen; wenn es sogar wahr ist, daſs diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammen hängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, daſs unser angelegenstes Interesse erfordert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns bloſs stellt, auf unsrer Hut zu seyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes Studium iniziiert zu werden, der Glaube an geistige Beweger der Natur, und an eine unsichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünschen, die Deisidämonie, oder die Furcht vor den unsichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können weil sie unsichtbar sind, der Wunsch, daſs das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixier der ewigen

Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons, und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt seyn möchten, sind freylich lauter Neigungen und Wünsche, die theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daſs wir uns, mit geschloſsnen Augen und gebundnen Händen, von Isispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weisenmeistern, Spähmannen und Thyrspakurn, Schatzgräbern und Geisterbannern, wie die unwissendsten Nord- und Südländischen Wilden, zu Narren machen lassen sollen? — Eben darum, weil der Hang zum Übernatürlichen, der Glaube an unsichtbare Bären, und der Wunsch mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von je her allen diesen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreiſsliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen hat: eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daſs wir uns da, wo die gröſste Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen.

ÜBER DIE ÄLTESTEN

ZEITKÜRZUNGSSPIELE.

Die Erfindung der Würfel, und eines andern bey den Griechen üblichen Spieles, welches mit unserm Kegelschieben einige Ähnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem angeblichen Erfinder aller Künste und Wissenschaften, dem Theut oder Hermes der Ägypter zugeschrieben. Wir haben davon das Zeugniſs des Plato, der in seinem Fädros dem Sokrates eine Unterredung zwischen diesem Theut und dem Ägyptischen König Thamos in den Mund legt, welche er, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgiebt. So wenig Beweiskraft auch diese Stelle hat, so beweist sie doch, daſs die Erfindung dieser Spiele sich in dem grauesten Alterthume verliert.

Ein anderes bey den Alten sehr übliches Fingerspiel, welches die Franzosen *Mourre*, die Italiäner *Mora*, die Lateiner *digitis micare* nennen, und welches aller Vermuthung nach mit einer sehr alten Art mit den Fingern zu rechnen zusammen hing, [1] soll die schöne Helena erfunden haben, um sich und den Trojanischen Damen während der langen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben. Diese Art zu rechnen, die, weil sie die natürlichste ist, vermuthlich auch die älteste war, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, daſs man durch die verschiedene Artikulierung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte. Ich vermuthe, daſs das Feine dieses Spiels in der Behendigkeit bestanden habe, womit man dem andern gewisse Zahlen vorfingerte, die er eben so geschwind errathen muſste. Doch wird es auch auf eine Art, die keine Kenntniſs der Finger-Rechenkunst voraussetzt, gespielt, indem man bloſs so behende als möglich mehr oder weniger Finger auf- und zuklappt, und den andern Gerad oder Ungerad?

---

1) Beda Venerabilis, ein Brittischer Mönch, der im siebenten Jahrhundert lebte und für den gelehrtesten Mann seiner ungelehrten Zeit galt, hat einen Traktat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämmtlichen Figuren derselben von 1 bis 1000000 in Kupfer gestochen im Jahre 1544 zu Paris heraus gegeben hat; aus welchem Werke sie in der Folge in verschiedene andere, die von geheimen Künsten handeln, gekommen sind.

rathen läſst. Von welcher dieser Spielarten die schöne Tochter der Leda Erfinderin gewesen seyn mag, wissen wir nicht: aber das ist wohl gewiſs, daſs derjenige, der ihr diese Erfindung zugeschrieben, den Fürsten und Rittern am Hofe des alten Priamus wenig Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite soll Palamedes im Lager der Griechen vor Troja zur Gemüthsergetzung der Achäischen Feldherrn und Hauptleute, denen die zehnjährige Belagerung dieser Stadt vermuthlich nicht weniger müſsige Stunden lieſs als die Blokade von Gibraltar den Spanischen, die nehmlichen Spiele erfunden oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Plato dem Ägyptischen Theut beylegt.

Herodot (den die treuherzige Art, womit er seine Mährchen, so wie er sie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen billiger historischer Kunstrichter nur desto glaubwürdiger macht) schreibt die Erfindung der meisten Ergetzungsspiele, die bey den Griechen üblich waren, einem uralten Lydischen Könige, Nahmens Atys, zu, der (nach Frerets Ausrechnung) wenigstens dritthalb hundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege gelebt hat. Eine groſse Hungersnoth hatte das Reich dieses Fürsten aufs äuſserste gebracht. Die Unmöglichkeit der gemeinen Noth abzuhelfen, drang ihn endlich auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigstens das Gefühl seines Elendes zu erleichtern. Zu diesem Ende erfand er (vermuthlich mit Hülfe seiner Minister und schönen Geister) die besagten Spiele als ein Zerstreuungsmittel, das durch die Leidenschaften, die dabey erregt und beschäftigt werden, geschickt schien, ihre Aufmerksamkeit von den Gedanken an ihren Zustand abzukehren. Das Volk wurde in zwey Klassen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu essen bekamen oder spielten. Heute spielte die eine Klasse während die andre gespeist wurde; den folgenden Tag wurde der Tisch für die gestrigen Spieler gedeckt, und jene mufsten indessen ihrem Magen mit Würfeln oder Ballschlagen die Zeit vertreiben. Freret, der dieser Anekdote in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung des Lydischen Reiches Erwähnung thut, meint, es sey nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergetzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher, als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in seinem Gastmahle thut. Und wer weifs, ob nicht wir selbst die Zeit noch erleben, wo irgend ein schlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, diese alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzspekulazion zu machen, welche die Einkünfte seines Herrn durch die bloſse Abschaffung von 182½ Mahlzeiten des Jahrs, um drey bis vier hundert Procent — jährlich wenigstens, vermehren würde.

Wie dem auch seyn mag, so viel ergiebt sich aus Homers Odyssee, daſs das Spiel mit einer Art von steinernen Kegeln, die man Pessos nannte, (das einzige an dessen Erfindung die Lydier keinen Anspruch machten) zu den Zeiten des Trojanischen Krieges unter den Griechen schon so gewöhnlich war, daſs Minerva, wie sie in Gestalt des Königs Menthes Ulyssens Palast besucht, die Sponsierer der göttlichen Penelope vor der Thür über diesem Spiele antrifft. Athenäus giebt uns in seinen gelehrten Tischreden eine sehr deutliche Beschreibung, wie die besagten Freyer dieses Spiel gespielt hätten, und führt zu seinem Gewährsmann den Polyhistor Apion von Alexandria an, der es von einem Einwohner von Ithaka, Nahmens Kteson, unmittelbar gehört zu haben versicherte.

Es waren nehmlich hundert und acht edle Herren, theils aus Ithaka theils aus den nächst gelegnen Inseln, welche auf die Gemahlin und die Güter des Ulysses Anspruch machten; und eben so viele Pessi, d. i. längliche, unten viereckige, und oben zugeründete Steine, brauchten sie zu diesem Spiele. Die Freyer stellten sich in zwey Reihen gegen einander über, vier und funfzig gegen vier und funfzig; und eben so wurden auch ihre Steine gesetzt, so daſs zwischen den beiden Schlachtordnungen ein leerer Platz blieb, in dessen Mitte ein besonderer Stein gesetzt wurde, der den Nahmen Penelope bekam. Diese Penelope war nun das Ziel, wonach die Herren in einer bestimmten Entfernung werfen muſsten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entschieden. Der erste, welcher so geschickt oder so glücklich warf, sie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, dessen Stein wurde an ihren Platz gesetzt, und er warf nun von diesem Standpunkte zum zweyten Mahle nach seinem eigenen Steine, der nun die Penelope vorstellte. 2) Traf er sie ohne einen von den andern Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen, und hielts für eine Vorbedeutung, daſs Er der Glückliche

---

2) So verstehe ich wenigstens den Text des Athenäus, und begreife nicht wie er anders verstanden werden könne; wiewohl Herr Jakob Daleschamp, der Lateinische Übersetzer, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Textes etwas zu machen das gar keinen Sinn hat. Ich weiſs nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, als daſs dieſs so ziemlich gewöhnlich bey ihm ist.

sey, der zuletzt die Braut heimführen werde: und je öfter einer in diesem Spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine Hoffnung.

Dieses Spiel war also zugleich eine Art von Sortilegium, 3) und wurde, wie es scheint, bey den Alten öfters zu diesem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch andrer Spiele, mit denen sich die Freyer der schönen Penelope die Zeit kürzten: aber da sie von der kriegerischen und gymnastischen Art sind, welche bey den Griechen, auſser den lieblichen Spielen der Musen und Grazien, (Gesang, Tanz, Musik und Theaterspielen) fast alle andre verdrängten, so gehören sie nicht zu meinem dermahligen Gegenstande.

Die vorerwähnte Sage, die den Palamedes zum Erfinder des beschriebenen Spieles mit den steinernen Kegeln macht, hat durch einen seltsamen Irrthum viele Gelehrte veranlaſst, diesen Griechischen Prinzen für den Erfinder des Schachspiels auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen, was diesen Irrthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daſs irgend einer (z. B. der

---

3) Das ist eine Art von Anfrage bey dem Schicksal durch gewisse Handlungen, deren Erfolg für eine Antwort desselben aufgenommen wurde.

Lateinische Übersetzer des Älian) das Griechische *Pessi* durch *Latrunculi* übersetzt hat, und daſs unsre neuern Lateiner das Schachspiel *ludum latrunculorum* zu nennen pflegen; wiewohl das Soldatenspiel (welches bey den Römern diesen Nahmen führte) von dem Spiele der Homerischen Freyer eben so verschieden ist als vom Schachspiele, wie sichs besser unten zeigen wird.

Das wahre Schachspiel ist aus einer viel spätern Zeit, und war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel.

Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bey den Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die erste, die davon, unter dem Nahmen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sey. Aber auch die Perser gestehen, 4) daſs sie nicht die Erfinder desselben sind, sondern es erst in den Zeiten des groſsen Khosru

---

4) S. Hyde *de Ludis orientalium* und Freret *de l'origine du jeu des Echecs*, im *Vol. III. de l'Histoire de l'Acad. des Inscript. de* 1731.

oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nehmlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch die Sineser, laut ihres eignen Bekenntnisses, von den Indiern erhalten.

Unter diesen soll es, zu Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, ein Bramine, Nahmens Nassir, Dahers Sohn,[5] erfunden haben, um einen damahligen jungen und mächtigen König von Indien, Nahmens Behiib, oder Behram, — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von sich selbst zu groſs und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daſs ein Fürst matt werden muſs, so bald er von seinen Unterthanen verlassen wird, oder keine mehr hat.“ Hundert andre wackre Leute, Raja's und Braminen, hatten dieſs dem Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, daſs mehrere ihre Freymüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu

---

[5] Die Araber nennen ihn Sissa.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

erkennen, daſs ihre Geduld erschöpft sey, und die zinsbaren Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen — als Nassir, der Sohn Dahers, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beyspiele seiner Vorgänger gezeigt, daſs die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge seyn würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben, und nicht sie von einem andern zu empfangen glauben würde. Er erfand also das Königsspiel; wo der Schach oder König, wiewohl der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Unterthanen nicht das Beste dabey thun; und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste thun, und eben deſswegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen, und bekam Lust es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen, und fand, unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm, auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art, alle die groſsen Wahrheiten beyzubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Raja's und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edeln Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellekzionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Unterthanen wieder, und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammen gezogen hatte.

So erzählen die Arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels: und man muſs gestehen, wenn es gleich nur ein Mährchen seyn sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die ganze Beschaffenheit dieses edeln Spieles stimmt aufs vollkommenste mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beygelegt wird.

Vielleicht ist der Leser neugierig zu wissen, wie der König von Indien den Braminen Sissa oder Nassir für eine so schöne Erfindung belohnte. — „Sohn Dahers, sagte Behram zu ihm, 6) ich erkenne, daſs du ein

---

6) So erzählt Hyde aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen.

Mann bist, in welchem der Geist der Weisheit wohnt: begehre frey was ich dir geben soll, es sey so tief oder so hoch du willst; fordre bis zur Hälfte meines Reichs, es soll dir werden!“

Sissa, der Weise, beugte sich mit seinem Antlitz zur Erde, und antwortete dem Könige: Mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor deinen Augen, so gewähre mich dessen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in vier und sechzig Felder abgetheilt. So befiehl nun deinen Knechten, welche über deine Getreidehäuser gesetzt sind, daſs sie auf das erste Feld legen Ein Weitzenkorn, auf das andre zwey, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und so immer auf das nächst folgende noch einmahl so viel als auf das vorgehende, bis zum letzten der vier und sechzig Felder; und mein Herr der König lasse dieſs meine Belohnung seyn!

Wie der König dieſs hörte, gerieth er in einen groſsen Zorn, und verachtete den Braminen in seinem Herzen, sprechend: Du hast nicht gefordert wie ein weiser Mann, sondern wie ein Narr. Meinst du etwa, daſs ich nicht Macht genug habe dir etwas groſses zu geben, daſs du etwas so geringes von mir verlangst?

Allein der Bramine blieb dabey, daſs ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge und setzte hinzu, wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt so viel geben lassen. Der König lieſs also den Oberaufseher über seine Kornhäuser kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben was er begehrt habe.

Aber es zeigte sich bald, daſs der weise Sissa seinem Herrn in dieser Bitte abermahls eine indirekte Lehre hatte beybringen wollen. Denn der Oberaufseher über die Kornhäuser kam in kurzem wieder zurück, und versicherte: er habe zwar die Summe der Weitzenkörner, die der König dem Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen; aber solche, eh' er noch über die Hälfte der Zahl vier und sechzig gekommen, so ungeheuer groſs gefunden, daſs es ihm unmöglich sey fortzurechnen. Alles was er davon sagen könne, sey: daſs alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Bramine nach dem Versprechen des Königs zu fordern habe. 7)

---

7) Man hat ausgerechnet, daſs die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als sechzehn tausend drey hundert vier und achtzig Städte, in deren jeder ein tausend vier und zwanzig Kornhäuser, in jedem Kornhause hundert vier und siebzig tausend sieben

Jetzt ging dem König auf einmahl ein Licht auf; er merkte was ihm der Sohn Dahers durch diese Bitte zu verstehen gegeben hatte, lieſs ihn zu sich hohlen, umarmte und küſste ihn, und sprach: „Nun sehe ich daſs die Weisheit Gottes in dir ist; von Stund' an soll mein Volk nach deinem Munde regiert werden, und Du sollst das Brot an meinem Tische essen!“ — Und der weise Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige, und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie dieses Spiel in Indien und von seinem Erfinder genannt worden sey. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Nahmen *Schatreng*, oder *Schatrangschi*, das Königsspiel; und diesen Nahmen behielt es auch bey den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es *Xadrang*, oder auch mit dem Arabischen Artike *Al-Xadres* und *Axadres* nennen. Die Griechen, die

---

hundert zwey und sechzig Maſs Weitzen, und in jedem Maſs zwey und dreyſsig tausend sieben hundert acht und sechzig Körner wären; welches mehr Weitzen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen.

es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es *Zadrikion*, die Franzosen *le Jeu des Echecs*, die Deutschen das Schachspiel, (jene von dem Arabischen *Schek* oder *Scheik*, diese von dem Persischen *Schah* oder *Schach*) die neuern Lateiner *Ludum Scachorum*, und die Italiäner *Scacchi*.

Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter Mann als Saumaise war, ohne den Schatten eines Beweises aus Griechischen Schriftstellern, die Griechen zu Erfindern eines Spieles machen konnte, in welchem alles morgenländisch ist. Denn sein ganzer Beweis ist die seltsame Frage: Wer weiſs nicht, daſs man die Erfindung dieses Spiels den Griechen schuldig sey? Von ihnen (setzt er eben so entscheidend hinzu) kam es zu den Persern. (*Exercit. in Solin. p.* 795.) Die Prinzessin Anna Komnena, die doch wohl besser wissen konnte was an der Sache war, sagt gerade das Gegentheil. Denn da sie in der Erzählung der Verschwörung der vier Gebrüder Anemaden und des schwachköpfigen Senators Salomon gegen den Kaiser Alexius, ihren Vater, des Umstandes, welchem dieser Kaiser die Entdeckung der Verschwörung und sein Leben zu danken hatte, erwähnt, — nehmlich, daſs er gewohnt gewesen sey, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, mit einem seiner nächsten Verwandten Schach zu spielen — setzt sie hinzu: „Ein Spiel, welches bey den Assyrern 8) erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen ist.“ Daſs diese Prinzessin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptsache nichts: denn so viel bleibt immer gewiſs, daſs sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel *Zatrikion* Griechischen Ursprungs gewesen wäre, und daſs sie solchen Falls nicht daran gedacht hätte es den Assyrern zuzuschreiben.

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen: aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, daſs es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der morgenländischen Fürsten und Groſsen gewesen, und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Kalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschichtschreiber Elmakin eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er

---

8) So nannten die Griechen damahls die Araber, die im Besitz des alten Assyrischen und Persischen Reichs waren.

spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Kuter Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daſs es Zeit wäre seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriffe sich von der Stadt Meister zu machen. — „Gut, ich komme ja, sagte der Kalif zu dem Officier, laſs mich nur erst Kutern matt machen.“

Man erzählt von unserm groſsherzigen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter Umständen, die seinem Karakter zu gröſserer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bey Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte, und, der Grundgesetze des Deutschen Reichs und seiner Wahlkapitulazion uneingedenk, ihm durch ein aus Spanischen und Italiänischen Officieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitze des abscheulichen Duka d' Alba den Prozeſs machen lieſs: spielte der Kurfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangnen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen lieſs. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne, aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen; gab die Antwort eines Helden und eines guten Vaters; hieſs darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen; spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort; und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges eben so herzlich, als ob nichts widriges vorgefallen wäre. 9)

---

9) Robertsons Geschichte Karls V. Th. 3. S. 184. Diese Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtniſs, welche Seneka von Kanus Julius erzählt, einem edeln Römer, den der blutdürstige Tollhäusler Kaligula, ohne eine andre Ursache als weil Kanus noch eine alt Römische Seele hatte, ermorden lieſs. Kaligula hatte es ihm zehen Tage vorher gesagt, daſs sein Nahme auf der Todesliste stehe, und er war der Mann, dem man so was glauben konnte. Als nach zehen Tagen der Hauptmann, der den Kanus nebst einigen andern zum Tode führen sollte, in sein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beym Soldatenspiele. Folge mir, rief ihm der Hauptmann zu, und wies seinen Befehl. Kanus steht auf, zählt seine Steine, und — daſs du mir nicht, sagt er zu seinem Kammeraden, nach meinem Tode sagst du habest gewonnen! — Hier, spricht er zum Hauptmann, sey Du Zeuge, daſs ich einen Stein mehr habe als er. Seneka Epist. XIV. Die Anekdote ist eben so herrlich, als die moralische Brühe abscheulich ist, welche Seneka darüber gieſst.

Auch der groſse Asiatische Eroberer Timur, oder Tamerlan, war ein groſser Liebhaber vom Schachspiele. Er spielte aber nur das groſse, das auf hundert zwey und dreyſsig Feldern mit zwey und dreyſsig Figuren auf jeder Seite gespielt wird: das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar diejenigen mit denen ers gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daſs er immer ohne sich einen Augenblick zu besinnen zog, und doch immer allen andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den Kürzern zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Überlegenheit zu verzeihen. Da ihm dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: Aladdin, du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen. Hingegen wird von dem berühmten Sultan Mahmud, Sebukteghins Sohn, Gahsni genannt, erzählt: daſs er im Schachspiel eben so unerschöpflich an Kriegslisten und eben so unüberwindlich gewesen, als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dieſs gab einem Persischen Dichter, Nahmens Onsori, Anlaſs, ihm in zwey Versen ein Kompliment zu machen, das auf einen groſsen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

Mit tausend Fürsten spielt der König Mahmud Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt.

Das Schachspiel ist, seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Groſsen gewesen. Daher kam es, daſs man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbrets und der Figuren Ehre anzuthun suchte, und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte; wie davon in königlichen und fürstlichen Kunst- und Schatzkammern (so wie noch in manchen altedeln Deutschen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält) noch häufige Beweise anzutreffen sind. Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daſs (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der Persische König Kosru, Perviz Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyazinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer Persischer Monarch eines besaſs, dessen mindester Stein drey tausend goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers, deren Einbildungskraft immer noch über das höchste was sie vor Augen hatten weit hinaus ging, giebt uns in einer Erzählung von den Abenteuern, welche den vier Brüdern und Königssöhnen, Gauvain, (oder Galwin) Agravain, Gueret und Galleret, auf ihrem Zuge nach dem verlornen Lanzelot aufgestoſsen, eine Beschreibung eines Schachbrets und einer Art dieses Spiel zu spielen, die in einem romantischen Gedichte keine schlechte Figur machen würde.

„Galleret, der jüngste und artigste von diesen Brüdern, erblickt eines Tages, indem er aus einem Walde heraus reitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloſs; und indem er es mit Verwunderung betrachtet, kommt ein Fräulein aus demselben angeritten, die ihn sehr höflich anspricht, und ihn im Nahmen ihrer Dame, der Gebieterin dieses Schlosses, einladet, bey ihr auszuruhen, und nach der Tafel eine Partie Schach mit ihr zu spielen. Denn, setzte sie hinzu, vermöge der guten Erziehung die ein Ritter von euerm Ansehen ohne Zweifel erhalten hat, kann euch dieſs Spiel nicht unbekannt seyn. Galleret erwiedert mit aller Artigkeit eines Ritters von der Tafelrunde: er sey zwar kein groſser Meister in diesem Spiele; wiewohl ers öfters an König Artus Hofe habe spielen gesehen, wo der König und die Königin Genievre, und Lanzelot und Galwin und die übrigen Ritter in müſsigen Stunden sich gewöhnlich mit demselben zu ergetzen pflegten; indessen sey er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen wohin sie ihn führen würde. Diese brachte ihn also nach dem Schlosse, wo er von der Fee Floribelle, einer groſsen, schönen und sehr muntern Dame, freundlichst empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Sahl, wo er (wie sie sagte) alles zu dem Schachspiel, wozu sie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein Paar Augen von der ersten Gröſse, wie er einen *Echiquier* vor sich sah, dergleichen er noch keinen in seinem Leben gesehen hatte; denn der ganze Sahl stellte das Schachbret vor. Er war mit groſsen Quadersteinen von schwarzem und weiſsem Marmor gepflastert, welche die Felder des Schachbrets ausmachten; und die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu seyn schienen, waren alle in Lebensgröſse, und auſserordentlich prächtig aufgeschmückt. 10) Ihre Waffenrüstungen waren

---

10) Don Juan di Austria (Filipp des Vierten Sohn) soll einen Schachsahl von der nehmlichen Ein-

von geschmelztem Gold, und, eben so wie ihre Kleidung, mit Perlen und Edelgesteinen von groſsem Werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beiden Könige und Königinnen in einer ganz verblendenden Herrlichkeit. Die Läufer, die man damahls *Alsins* oder Bannerträger nannte, stellten Soldaten zu Fuſs vor, aber von Kopf zu Fuſs bewaffnet, und trugen prächtige Fahnen von zwey verschiednen Farben in der Hand, in welche zwey verschiedene Devisen mit Gold und Perlen gestickt waren. Die Springer saſsen als Ritter auf Pferden von gediegenem Golde, und man konnte nichts reichers sehen als ihre Rüstungen, Waffen und Pferdedecken. Die Thürme wurden von goldnen Elefanten getragen. Die simpeln *Pions* oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuſs vorgestellt, die mit Streitäxten bewaffnet waren, und so marzialisch aussahen, als ob sie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das seltsamste bey dem allen war, daſs

---

richtung gehabt, und sich zum Spielen statt der Steine lebendiger hierzu abgerichteter Personen bedient haben. War dieſs Nachahmung des Schachspiels der Fee Floribelle? Es ist kaum zu vermuthen, daſs Don Juan dieses *Fabliau*, welches Sainte-Palaye erst kürzlich aus einer Handschrift ans Licht gezogen, gekannt haben sollte.

der groſse Zauberer, der Werkmeister dieses wundervollen Schachspiels, (eben so geschickt wie Homers Vulkan) diesen Figuren die Eigenschaft gegeben hatte, sich auf bloſse Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von selbst nach dessen Befehle zu bewegen, und den Platz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame des Schlosses unterrichtete den Ritter zu seinen groſsen Erstaunen von dieser eben so bequemen als wunderbaren Art Schach zu spielen, und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daſs, wofern er obsiegen würde, er diesen kostbaren *Echiquier* zusammt dem Schlosse und der Dame oben drein gewonnen haben, hingegen, wenn er das Spiel verlöre, auf lebenslang ihr Sklave seyn sollte. Der junge Ritter erschrak zwar ein wenig über diesen Antrag; doch ermannte er sich sogleich wieder, und erklärte sich bereit, das Abenteuer zu unternehmen; voller Hoffnung, (wie die Jugend sich immer mehr zutraut als sie sollte) daſs ihm das Schachfeld, das Schloſs und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fing also an. Die Dame gab ihm ein weiſses Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte, und ihnen befahl wie sie gehen sollten: ein gleiches that die Dame mit einem schwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden, schienen sie sich zu beleben, hoben ihre

Streitäxte, Lanzen, Fahnen oder Schwerter, und bewegten sich mit kriegerischen Geberden an den angewiesnen Platz, als ob sie auf ihre Gegner losgingen, trafen aber einander nicht eher, bis in dem Augenblicke, da nach den Gesetzen des Spiels eine Figur genommen werden muſste. Diese Art zu spielen gefiel dem jungen Ritter so wohl, daſs er immer frischer auf seine Gegnerin losging; aber nicht lange, so nahm das Spiel eine Wendung, die seiner Geschicklichkeit nicht so viel Ehre machte als seinem Muthe. Kurz, er befand sich matt eh' ers sich versah, und es blieb ihm also kein andrer Ausweg übrig, als seine *Revenge* von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der Erklärung: daſs sie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang, und also höchstens drey Partien würden spielen können. Auch haben wir, setzte sie hinzu, hier noch ein andres Gesetz, und das ist: daſs wer eine Partie auf den vierten Zug verliert, keine *Revenge* fordern kann. Der junge Galleret lieſs sich alles gefallen, spielte mit aller Aufmerksamkeit deren er fähig war, gewann die Partie, verlor aber die dritte als die entscheidende, und muſste sich also gefallen lassen, entwaffnet in ein Gefängniſs abgeführt zu werden, wo er den Trost hatte eine Menge andrer Ritter anzutreffen, die ihre Freyheit wie er verspielt hatten; und wo er sich so lange gedulden mufste, bis sein Bruder Galwin so glücklich war die Dame durch den *Echec du berger* auf den vierten Zug matt zu machen, und, nach verschiedenen andern Abenteuern, den jungen Galleret endlich in den Besitz der schönen Floribelle und ihres Schachspiels zu setzen."

Wenn die Ritterbücher und *Fabliaux* des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts historischen Glauben in irgend einem Punkte verdienen könnten, so wäre das Alter des Schachspiels in Europa um viele Jahrhunderte früher hinaus zu setzen, als ich es nach Frerets Meinung angegeben habe. Aber die gröbsten Verstofse wider die Kronologie, Geografie und Geschichte sind diesen Romandichtern so gewöhnlich, dafs es ihnen nicht mehr Mühe kostete, die Ritter an des Königs Artus Hofe Schach spielen zu lassen, als Babylon nach Ägypten zu versetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Karln dem Grofsen eine Kreuzfahrt nach Palästina anzudichten. Dafs das Schachspiel zu ihren Zeiten an den Höfen der grofsen Herren in Frankreich gespielt, und die Geschicklichkeit in demselben für eine Anständigkeit eines wohl erzogenen Ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, daſs es den Rittern der Tafelrunde, als den wahren und vollkommensten Modellen aller ritterlichen Eigenschaften und Tugenden, auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern Beweis gegen Frerets Meinung würde das Schachspiel mit groſsen elfenbeinernen Figuren und Arabischen Karakteren abgeben, welches in dem Schatze der Abtey St. Denys gezeigt wurde, wofern das Vorgeben gegründet wäre, daſs es Karln dem Groſsen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geschenken des Kalifen Harun Alreschid) erhalten habe. Allein die Arabischen Karaktere geben dieser Tradizion um so weniger Gewicht, weil die Figuren nicht morgenländisch, sondern nach Europäischer Art gebildet sind. Dieser letzte Umstand, und der Nahme des Künstlers Josef Nikolas, könnte eher die Vermuthung erwecken, daſs es das Werk eines spätern Griechischen Meisters gewesen. Wenn Karl das Schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wohl im Eginhard, der so sehr ins Besondere seines häuslichen Lebens geht, eine Spur davon finden.

Noch weniger Aufmerksamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Gustavus

Selenus, oder Herzog Augusts von Lüneburg, ausführlicher Beschreibung des Schach- oder Königsspiels, S. 14, aus zwey ungedruckten Bayerischen Kroniken angeführt ist, „von dem Sohn eines Herzogs Okar in Bayern, der an dem Hofe König Pipins von Frankreich gelebt haben, und von dem Sohne des Königs erschlagen worden seyn soll, weil dieser nicht habe leiden können, daſs ihm jener im Schachspiel immer überlegen gewesen." — Eine andre handschriftliche Kronik, auf welche sich Herzog August beruft, erzählt die Sache folgender Maſsen: „Die beyden Fürsten, Herzog Albrecht und Herzog Okar, hatten nit mehr denn einen Sun, (haben sie ihn mit einander gehabt?) der ward erschlagen in seinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbret an König Pipinus Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürsten." — Der Sohn des Königs Pipinus, den der Sohn dieser beiden angeblichen Herzoge von Bayern mit einem Schachbret erschlagen haben soll, müſste einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen seyn, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen Geschichtschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drey Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbret erschlagen. Die beiden ältesten, Karl und Karlmann, regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh' er wuſste was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Kronik spricht aber so, als ob Pipin nur Einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohne desselben. Überdieſs kommen in der Geschichte dieser Zeit wohl ein Paar edle Bayrische Herren, Nahmens Adelbert und Ottker, vor, welche mit dem Bayrischen Hause verwandt, aber darum weder Herzoge von Bayern waren, noch so genannt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Mährchen sehr ähnlich, und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen, als die Geschichte der vier Haymons Kinder: wo Kaiser Karls Neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines überm Schachspiel entstandenen Haders, das Schachzabelbret an den Kopf wirft; dieser aber den Spaſs unrecht versteht, und mit dem nehmlichen Schachbret dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne giebt, daſs er jählings todt zu Boden fällt. Etwas Wahres ist an dergleichen alten Volksromanen und Sagen immer; aber da es selten möglich ist, es von dem Erdichteten zu unterscheiden, so können die daraus hergenommenen Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte seyn. Gesetzt also, daſs eine wirkliche Begebenheit an König Pipins Hofe zu jener Anekdote den Anlaſs gegeben hätte: könnte das Spiel, worüber die jungen Fürstensöhne sich entzweyten, nicht das alte Römische Soldatenspiel (*ludus latrunculorum*) gewesen seyn — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bey diesen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen, und endlich, da das Schachspiel den Weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich verdrängt, sondern auch in der Folge von den unwissenden Schriftstellern dieser Zeit mit demselben verwechselt worden?

Da beide Spiele, so wesentlich auch ihre Verschiedenheit ist, doch in verschiednen Stükken und hauptsächlich darin übereinkommen, daſs beiden der Nahme von Kriegs- oder Soldatenspielen ganz eigentlich zukommt: so war diese Verwechslung bey Romanschreibern, die wenig oder gar keine Kenntniſs des Alterthums hatten, um so leichter möglich, als von jenem Römischen Spiele sich immer noch einige Erinnerung und Tradizion erhalten haben mochte. Aber wie beynahe alle neuere Filologen sich so fest haben in den Kopf setzen können, die dem Palamedes (wiewohl ohne Grund) zugeschriebne *Petteia* der Griechen (das oben beschriebne Kegelspiel der Homerischen Freyer) und den *ludum latrunculorum* der Römer mit dem morgenländischen Schachspiele zu vermengen, würde unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüſste, daſs ein einziger Mann wie Saumaise Ansehen genug hatte, hundert andre auf sein bloſses Wort irre zu führen.

Das Wenige, was man aus Zusammentragung und Vergleichung aller Stellen, worin die alten Römischen Schriftsteller des Latronen- oder Latrunkelnspiels beyläufig Erwähnung thun, heraus bringen kann, ist zwar nicht hinreichend uns einen kunstmäſsigen Begriff davon zu geben; aber doch mehr als vonnöthen ist, um einen jeden, der bloſs sehen will was da ist, zu überzeugen, daſs zwischen diesem Römischen und dem Schachspiel nicht mehr Ähnlichkeit war, als zwischen dem Schach- und dem Damenspiele.

Da ich einmahl über diese Materie gerathen bin, so werden Leser, die für alles Menschliche — und also auch für die Spiele der Menschen einige Anmuthung haben, sich vielleicht nicht verdrieſsen lassen, bey dem Spiele, das einst so viel Reitz für die Herren der Welt hatte, noch ein wenig zu verweilen.

Und warum sollten denn die Spiele der Menschen unsrer Aufmerksamkeit unwürdig seyn? Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unsrer Kindheit, und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. — Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Loos der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Klasse der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuſs seines Daseyns, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungner Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Filosofen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unsern Herzen, und die Könige — leider! — mit unsern Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude, ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprichwort sagt) aus Spiel Ernst, und das, was schuldloser Scherz und *Nepenthe* der Sorgen des Lebens seyn sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freyheit, ihren Ruhm, ihr Glück, im eigentlichsten Verstande verspielt? — Bloſs in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluſs, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt: aber eben dieſs ists, was sie in der Karakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgekärter Geist verachtet nichts. Nichts was den Menschen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Filosofen unerheblich. — Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Karakter einer Nazion aufrichtiger ab als in ihren herrschenden Ergetzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine Veränderung in diesen, (wie in jener) die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit filosofischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

Doch, wieder zu dem Lieblingsspiele der Römer!

Zu Plautus und Ennius Zeiten — wo die Römische Sprache von der Sprache des Augustischen Jahrhunderts eben so verschieden war als es die Deutsche unter Friedrich dem Zweyten von der unter Josef dem Zweyten ist — hieſs *Latro* ein Soldat und *Fur* ein Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beide Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erste Bedeutung im gemeinen Leben verloren, und jenes war in Räuber, dieses in Spitzbube ausgeartet. Aber als der *ludus latronum* oder *latrunculorum* bey den Römern aufkam, und das gewöhnlichste Spiel wurde, womit sich Officiere und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, stand das Wort *latro* noch in gutem Ruf; und das Spiel behielt seinen alten Nahmen, auch nachdem das Wort seine alte Würde überlebt hatte. Es wurde auf einer Art von Damenbret, welches beym Seneka *tabula latruncularia* heiſst, mit Steinen (*calculi*) gespielt, welche *latrunculi* oder Soldätchen genannt wurden. Der Nahme Soldatenspiel, unter welchem ich seiner schon einigemahl erwähnt habe, ist also eine wörtliche Übersetzung seines Römischen Nahmens, und bezeichnet zugleich einen wesentlichen Karakter des Spieles selbst. Denn es sollte seiner Natur und Absicht nach ein militarisches Spiel seyn; und in der Art, wie beide Spieler (denn es wurde unter zweyen gespielt) nach den Gesetzen desselben ziehen und schlagen muſsten, bot es eine Menge Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überlisten, [11] zu überfallen, oder sich selbst aus einer schlimmen Lage heraus zu ziehen, einen begangnen Fehler wieder gut oder einen Fehler des Gegners sich zu Nutze zu machen u. s. w. Kurz, es kam dabey, wie im Kriege, auf Angriff und Vertheidigung an, und war also in so ferne dem Schachspiel ähnlich: aber sonst sowohl in der Beschaffenheit der Steine, als in der Art wie es gespielt wurde, von demselben ganz verschieden. Die Steine waren zwar auch von zweyerley Farbe, nehmlich weiſs und schwarz, (und muſsten es seyn, damit

---

11) *Insidiosorum si ludis bella latronum,*
Gemmeus iste tibi miles et hostis erit.
Martial.

jeder von den Spielenden die seinigen bequemer erkennen und übersehen konnte) aber sie waren weder an Figur noch Gang von einander unterschieden. Sie rückten in gerader Linie vor, und es wurden immer zwey erfordert, um dem Feind Einen nehmen zu können. [12]) Daher muſste jeder vorrückende oder sich zurückziehende Stein von einem hinter ihm stehenden bedeckt seyn. [13]) Die angeführten Stellen sind nicht hinlänglich, um daraus zu sehen, unter welchen Umständen ein Stein genommen wurde oder sich noch zurückziehen konnte: aber dieſs ist gewiſs, daſs der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde so viele Steine zu nehmen als möglich, oder seine Steine so einzuschlieſsen, daſs er nicht mehr ziehen konnte, welches sie anbinden (*alligare*) nannten; [14])

---

[12]) *Cautaque non stulte latronum praelia ludat,*
Unus cum gemino discolor hoste perit!
Ovid. Arte amandi L. III.

[13]) *Nec tuto ſugiens incomitatus eat.*
Id. Trist. II. v. 480.

[14]) *Ut niveus nigros, nunc ut niger alliget albos.*
Ecloga ad Pisonem, in Catalectis Vet. Poetar.

daſs hingegen wieder allerley Mittel waren, einen angebundnen Stein wieder in Freyheit zu setzen, und daſs in der Bemühung, dieses auf der einen Seite zu bewirken und auf der andern Seite zu verhindern, die hauptsächlichste Feinheit des Spieles lag. Auf dieſs deutet die Stelle im Seneka, (*Ep.* 117.) wo er sagt: „Wem in dem Augenblick, da er einem Latrunkelnspiele zusieht, angesagt wird, sein Haus brenne, der hält sich nicht auf vorher das Spiel zu übersehen, und bekümmert sich nun wenig mehr darum, wie der angebundne Stein sich wieder heraus wickeln werde.“ Die oben schon aus eben diesem Schriftsteller angezogne Stelle (*de Tranquil. An. c. XIV.*) beweist, daſs, wer einen Stein mehr hatte als sein Gegner, sich schon gröſsere Hoffnung machen konnte die Partie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiskus Nachrichten vom Leben des Gallischen Gegenkaisers Prokulus zeigt sich, daſs der Sieger Imperator hieſs; und daſs also, wie es im Schachspiele darauf ankommt wer den andern matt macht, es in diesem darauf ankam, wer von beiden Imperator würde? (*quis Imperator exiret?*) Prokulus, der sich, durch einen unternehmenden Geist und eine körperliche Stärke von der seltensten Art, von einem gebornen Räuber (denn seine Vorfahren hatten dieſs Handwerk schon von langem her getrieben) zum Anführer einiger Römischen Legionen in Gallien, in den verworrnen Zeiten des Kaisers Aurelianus, geschwungen hatte, wurde (wenn Vopiskus und sein Gewährsmann Onesimus Glauben verdienen) von den Lugdunensern bey einer solchen Gelegenheit zum Kaiser ausgerufen. Er spielte nehmlich bey einem groſsem Gastmahle *ad latrunculos*, und war bereits zehnmahl hinter einander Imperator in diesem Spiele geworden: als einer von den Gästen den Einfall hatte, ihn deſswegen scherzweise mit einem Ave Auguste! zu komplimentieren. Um den Spaſs rund zu machen, brachte der scherzhafte Gallier ein Purpurkleid herbey, warf es dem Sieger um die Schultern, und verehrte den neuen August mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenser, welche sich zu dem damahligen Kaiser Probus nicht viel Gutes zu versehen hatten, und vermuthlich mit dem Gedanken, ihm den Prokulus entgegen zu stellen, schon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen. Der Spaſs wurde Ernst, und Prokulus wurde, wiewohl nicht auf lange Zeit, zum wirklichen Römischen Imperator ausgerufen — weil er zehnmahl Imperator im Soldatenspiele geworden war.

Aus allen den Stellen, wo dieses Spieles in den alten Römischen Schriftstellern gedacht wird, und wovon wir die meisten angeführt haben, ist ersichtlich, daſs es zu Augusts Zeiten eines der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele in Rom war. Ovid in seiner leichtfertigen *Arte amandi* macht es seinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darin zu seyn. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Absichten hat, seine Geschicklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter Art gewinnen zu lassen.

Sive latrocinii sub imagine calculus ibit,
Fac pereat vitreus miles ab hoste tuus.
L. II. 306.

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweyte Buch seiner *Tristium* ausmacht, erhellt, daſs damahls auch schon ein Buch vorhanden war, das die Theorie dieses Spiels abhandelte und Vorschriften, es gut zu spielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneka sehen wir, daſs es zu seiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der *tabula latruncularia* verspielten. 15)

---

15) *Persequi singulos longum est, quorum aut latrunculi, aut pila, aut excoquendi in sole corporis cura, consumpsere vitam.* Seneca, *de Brev. Vitae c. XIII.*

Der gelehrte **Hyde** schlieſst aus allem, was man von der Beschaffenheit dieses alten Spiels heraus bringen kann, daſs es mit unserm **Damenspiel** einerley gewesen sey; oder, daſs der Unterschied zwischen diesem letztern und dem Römischen Soldatenspiele wenigstens nicht gröſser gewesen sey, als der Unterschied zwischen dem Morgenländischen und Europäischen Schachspiele. Wie es aber gekommen, daſs es aus einem Soldatenspiel ein **Damenspiel** geworden, können wir nicht sagen. Indessen scheint die Erklärung, welche Hyde davon giebt, indem er diese letztere Benennung von dem Deutschen Worte **Damm**, oder **Dam**, (wie die Engländer, Schweden und Dänen es schreiben) ableitet, der Aufmerksamkeit eines Etymologen nicht unwerth zu seyn. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes **Damm** verliert sich zwar in dem frühesten Alter unsrer Sprache; scheint aber doch, so wie das Zeitwort **Dammen** oder **Dämmen** und das davon abstammende **Dämpfen**, sich auf etwas kriegerisches bezogen zu haben. Denn vermuthlich ist es mit dem Griechischen Worte *δαμαν* einerley Ursprungs. Es ist aber nicht wohl möglich etwas bestimmtes hierüber zu sagen, da die Zeit, wann dieses Spiel unsern alten Vorfahren bekannt geworden, unbekannt ist. **Tacitus** berichtet uns zwar, daſs sie dem Würfelspielen mit einer solchen Leidenschaft ergeben gewesen, daſs sie nicht nur oft Hab' und Gut dabey verspielt, sondern, wenn sie alles verloren, zuletzt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das Leben war, ihre Freyheit selbst auf den letzten Wurf gesetzt: aber von dem Soldaten- oder Damenspiel erwähnt er nichts; wie er (dem ihre Sitten so bekannt waren) gewiſs gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches Deutsches Spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bey allen Europäischen Völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bey denen es *Atlanbaschi*, gewöhnlicher aber *Dama*, oder *Dama Ojuni*, heiſst. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war allem Vermuthen nach eine Erfindung der Römer, und wenigstens acht hundert Jahre älter als das Europäische Schachspiel, mit welchem es, so ganz ohne Grund, von den meisten Gelehrten, und noch neuerlich (nachdem Hyde die Geschichte desselben schon so überzeugend ins Klare gesetzt hatte) von dem Französischen Herausgeber der Alexias der Cäsarissa Anna Komnena, dem Jesuiten Possin, vermengt worden ist.

Natürlicher wenigstens wäre es, zu glauben, daſs der Erfinder des Schachspiels von dem Römischen Soldatenspiel einige Kenntniſs gehabt, und solches durch die vorgenommenen Veränderungen theils zu einer gröſsern Vollkommenheit gebracht, theils der morgenländischen Staats- und Kriegsverfassung, und seiner besondern Absicht auf seinen König gemäſser eingerichtet habe.

ÜBER DIE IDEALE
DER
GRIECHISCHEN KÜNSTLER.

1.

Ich bin nicht beleſen genug, um zu wiſſen, ob unter den unzähligen weiſen Leuten, die ſeit vier tauſend Jahren über göttliche und menſchliche Dinge — radotiert haben, nicht ſchon einer geweſen iſt, der uns *a priori* **bewieſen**:

„daſs die menſchliche Geſtalt unter allen möglichen Geſtalten die ſchönſte ſey."

Sollte es ſchon geſchehen ſeyn oder noch künftig geſchehen, ſo hätte der Mann, der ſich dieſes Verdienſt um die Menſchheit gemacht hat oder dereinſt noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was **Swift** den edeln **Huynhnhnm** thun läſst, der dem armen gedemüthigten Tropf **Gulliver** in die Zähne beweiſt:

„daſs die Pferdegeſtalt unendliche Mahl ſchöner und vollkommner ſey als die menſchliche."

Was indessen niemand zu läugnen begehren wird, ist dieſs: daſs es uns Menschen vor der Hand noch immer unmöglich geblieben ist, eine Gestalt die uns schöner vorkäme zu erfinden als die Gestalt unsrer eignen Gattung. Und das ist für unsern Hausbrauch genug.

Aber so ausgemacht dieſs ist, so wenig kann geläugnet werden: daſs schwerlich jemahls ein einzelner Mensch, Mann oder Weib, in so hohem Grade schön gewesen sey, daſs seine Gestalt, stückweise oder im Ganzen, nicht immer noch schöner als sie war hätte gedacht werden können; oder, daſs er nicht Ursache gehabt hätte zu befürchten, es könnte unversehens ein schönerer kommen und ihn aus dem Besitz seines vermeinten Vorzugs heraus werfen.

Dieser Satz scheint mir so wahrscheinlich, daſs ich beynahe versucht werden könnte, mit den Worten eines Sehers unsrer Zeit zu fragen: „Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen, darf sie im Ernst in Zweifel gezogen werden?“ — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten, in Untersuchungen wo es immer ein Unglück ist gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der That, was kann man von dem Zusammenflusse aller dieser unzähligen fysischen und sittlichen Ursachen, die vom Augenblicke der Zeugung an bis zum Augenblicke der Zerstörung von allen Seiten auf jeden Menschen eindringen, anders erwarten, als daſs *die Anlage zur Schönheit* in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müsse? Von diesen widrigen Einflüssen ist kein Klima, so wohl gemäſsigt es sey, ist kein Sterblicher, so wohl geboren und glücklich erzogen er sey, ausgenommen. Oder, wo ist das Land, worin nur in zehn Jahren die Witterung nie unmäſsig, die Luft nie mit schädlichen Dünsten und Samen ansteckender Krankheiten angefüllt gewesen wäre? Wo ist der Mensch, dessen Organisazion, Gesichtsbildung, Gesundheit und Stärke, von Mutterleibe an, nichts von auswärtigen Erschütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungesunder oder übermäſsiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beschädigungen, nichts von Zwang, Druck, Übertreibung und Überspannung, nichts von eignen und fremden Leidenschaften gelitten hätte? Mit welcher Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daſs die unzählbaren Ursachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit sind *zum Nachtheil der Schönheit* auf jeden einzelnen Menschen zu wirken, sich jemahls auch nur bey einem einzigen, wie durch Abrede oder vorbestimmte Harmonie, zum Vortheil derselben vereinigt haben sollten? — Ein vollkommen schöner Mensch ist also — wie alle vollkommene Dinge in dieser Welt, ein bloſser abstrakter Begriff, dessen Objekt auſserhalb der Einbildungskraft, die ihn erzeugt, nie existiert hat, nie existieren wird, nie existieren kann.

Gesetzt also, die alten Griechen wären, (wie jemand behaupten wollte) zur Zeit da die bildenden Künste unter ihnen blüheten, das schönste Volk unter der Sonne gewesen: so konnte ihnen doch kein Alcibiades noch Fädrus, keine Lais, Fryne noch Glycera, das Urbild vollkommner Schönheit darstellen.

2.

Aber was für Ursache haben wir, von der Schönheit und Güte (Kalokagathie) der besagten Griechen eine so hohe Meinung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere Menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter Gönner dieser Meinung glaubt, die sehr natürliche Frage, woher kam dieſs? folgender Gestalt aufgelöst zu haben:

„Da die Kunst nichts höhers, reiners, edlers erfunden und ausgearbeitet hat als die alten Griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit;

„so hatten die Griechen entweder höhere Ideale — imaginierten sich vollkommnere Menschen — und ihre Kunstwerke waren also bloſs neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft —

„oder — sie hatten eine höhere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich ihre Imaginazion so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.

„Nun kann ein Mensch überall nichts ganz erschaffen; und jeder Künstler kopiert seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters, sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen;

„schöne Werke der bildenden Kunst sind also immer ganz zuverlässig Siegel und Pfand schönerer Natur;

„nun machten die alten Griechischen Künstler schönere Werke als die unsrigen:

„also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken.“

Diesem entgegen sage ich:

Das jetzige Menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn, aber das muſs aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexanders, waren überhaupt weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiäner, Franzosen, Engländer, Deutschen, u. s. w.

Der Grund also, warum die Fidias, Alkamenes, Praxiteles, Lysippus u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht, weil sie von einer schönern Natur umgeben waren;

sondern es finden sich einige andere gegründete Ursachen, welche diese Erscheinung sattsam begreiflich machen.

Auch imaginierten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern Heroen und Götter in menschlicher Gestalt; und dieſs sind eigentlich die hoch gepriesnen Ideale, die in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt wurden, weil der Künstler, der z. B. die Niobe, oder den Vatikanischen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen Originale, sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner Fantasie schwebenden Idee arbeitete.

Und in so ferne, und weil nie ein Jüngling oder Weib sich anmaſsen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen als dieser marmorne Apollo, diese marmorne Niobe, könnte man wohl sagen, daſs es neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft gewesen;

wiewohl sich darum niemand einfallen lieſs, zu behaupten, daſs sie von dem Künstler aus Nichts erschaffen worden, sondern immer eine ewige Wahrheit bleibt: daſs die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiſs die Veranlassung, — und überhaupt in allen Fällen das Vorbild (*Typus*) der menschlichen Ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen Falle das Urbild (*Archetypon*) der menschlichen Werke ist.

Wenn ich also von den so genannten Idealen der Griechischen Künstler als dichterischen Werken oder Geschöpfen ihrer Imaginazion spreche, so ist meine Meinung: daſs einige ihrer Werke weder Kopien noch Karikaturen der im Einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern Nachbildungen von Urbildern, die auſser der Imaginazion des ersten Erfinders nirgends in der Natur so da gewesen; und von diesen Werken allein behaupte ich, daſs sie einen Grad von Schönheit, oder Gröſse und Majestät gehabt haben, dessen kein einzelnes menschliches Wesen sich rühmen konnte;

daſs auch hier, wie in allen menschlichen Dingen, ein Mehr und Weniger Statt gefunden, und daſs die Kunstwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger Unterscheidung unter der Rubrik Ideale in Eine Masse zusammen wirft, von so verschiedener Beschaffenheit gewesen, daſs diese Benennung nicht allen in einerley Bedeutung zukommen könne.

Endlich scheint mir ein Resultat von allem diesem: daſs sich schwerlich ein Grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere Künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) eben so schöne, vielleicht noch schönere Werke als die Alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nehmliche Gelegenheit und Freyheit hätten die schönsten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beschauen, sondern (was eben so nöthig ist) auch die nehmlichen groſsen Bewegursachen und Antriebe hätten, von welchen die Imaginazion jener Alten empor getragen und öfters zu einer Höhe aufgeschwungen wurde, die sich unter weniger günstigen Umständen nicht erreichen läſst. — Denn man kann nicht alles was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will als man kann.

Dieſs sind ungefähr die Hauptsätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun genauere Rechenschaft geben werde.

3.

Ich habe einen so groſsen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend einer haben kann, der sich einige Mühe gegeben hat sie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, als meine Einbildungskraft über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wohl selbst ein wenig über diesen Punkt. Allein, da die Einbildung: „daſs es Tugend sey sich in seinen Meinungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben,“ mich nie verhindert hat noch künftig verhindern soll, meine Begriffe von Menschen und menschlichen Dingen immer richtiger zu machen: warum sollt' ich nicht bekennen, daſs die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verloren haben?

Wenn ich Griechen sage, so ist die Rede weder von Homer noch Sofokles, weder von Sokrates noch Epaminondas. — Diese und einige andre Griechen, die wir aus der Geschichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freylich, (wie alle in hohem Grade vortreffliche Menschen) je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man Gelegenheit hat sie mit andern zu vergleichen.

Aber hier ist die Rede von der Nazion — von Athenern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern, u. s. w. und dieſs macht einen groſsen Unterschied. Der Begriff von einem ganzen

Volke ist ein unendlich zusammen gesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstrakzionen, falschen Indukzionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern aufs Allgemeine, und zwanzig andern Wegen die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Ich sehe die überspannte Meinung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen bey vielen als die zusammen gesetzte Wirkung ganz verschiedner Ursachen an. Unter diesen letztern ist freylich die Vortrefflichkeit der groſsen Männer, die dieses Volk einst gehabt, wiewohl meistens verkannt und übel belohnt hat, 1) und der Genie- und Kunstwerke, die sie uns hinterlassen haben, auch eine. Aber — die Autorität groſser Männer, die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben, — eine Autorität, die vielleicht nur in unsern Knabenjahren auf uns wirkte, aber eben damahls

---

1) Und auch bey diesen muſs man nicht vergessen, daſs wir sie, wie verklärte Geister und höhere Wesen, in einer Art von Glorie sehen, und in der Nähe, zumahl wenn wir in allerley bürgerlichen Verhältnissen mit ihnen gestanden hätten, ganz anders gesehen haben würden.

Eindrücke machte, die so leicht nicht wieder erlöschen — eine zu groſse, aus flüchtiger, unvollständiger Kenntniſs ihrer glänzenden Seite entsprungne Bewunderung — der Mangel eines besondern Studiums dessen, was sie, von Homer an bis zu ihrem Rückfall in die Barbarey, durch so mancherley Veränderungen und Stufen der Abartung gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende Erhitzung eines feurigen Kopfs beym Vortrag einer Lieblingsmeinung, oder irgend eines Resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt als man sagen wollte oder bey kälterm Blute gesagt zu haben wünschen möchte: diese und andere Ursachen, die hier nicht entwickelt werden können, tragen wohl zuweilen auch das ihrige bey, wenn von den Griechen als Menschen von einer höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wohl vor allen Dingen belehrt zu werden, welchem unter den Griechischen Völklein es eigentlich gilt? ob die Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter, u. s. f. auch darunter gemeint sind? hauptsächlich aber, zu welcher Zeit die Griechen schönere und bessere Menschen waren als die, von denen sich Michel-Angelo, Rafael, Tizian, Vandyk u. s. w. umgeben sahen? — Doch diese Frage beantwortet sich aus der Sache selbst. Die Künstler, von deren herrlichen Werken dieser Schluſs auf die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den Peloponnesischen Fehden, in der Zeit zwischen Perikles und Alexander. Die Menschen, die vor ihrer Zeit gelebt hatten, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Fidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen Einfluſs haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie nicht einmahl in wahren Bildnissen gesehen. Also müssen es denn ihre Zeitgenossen, d. i. die Zeitgenossen des Sokrates, Xenofon, Diogenes u. s. w. gewesen seyn! — Wir wollen sehen.

4.

Daſs die Griechen überhaupt ein wohl gebildetes Volk und schöne Personen unter ihnen nichts seltnes gewesen, läſst sich allerdings beweisen, und es läugnen zu wollen, wäre unverschämt. Aber womit man den historischen Beweis führen wollte, daſs sie zu irgend einer Zeit schöner gewesen als die Römer, Gallier, Germanen, Britten, Normannen, ja selbst als die heutigen Italiäner, Engländer, Franzosen, Deutschen, Dänen, Schweden u. s. w. — davon weiſs ich nichts. Selbst unter wohl gebildeten Völkern sind groſse Schönheiten immer selten. So mag es wohl bey den Griechen auch gewesen seyn; oder würden sie sonst über die Schönheit eines Alcibiades und Fädrus, einer Lais und Fryne, so viel Aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den Griechischen Weibern etwas so gar gemeines gewesen wäre, Alexander von dem Glanze der Persischen Frauen so geblendet worden seyn, daſs er sie Augenschmerzen (αλγηδονας οφϑαλμων) genannt hätte? 2) — Oder würde Lucian in seinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Mahler und Dichter zu Hülfe ruft, um die Schönheit der Smyrnerin Panthea zu beschreiben, von dieser Frau als von einem Wunder reden? da sie doch am Ende, selbst in seiner ekstatischen Beschreibung, nichts mehr ist als ein schönes Weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Deutschland zu sehen bekommt. — „Als ich zu Athen war, — sagt Kotta in Cicero's Dialogen von der Natur der Götter 3) — fand sich unter ganzen Her-

---

2) *Plutarch. in Alexandro.*

3) *Lib. I. cap. 20.*

den von Jünglingen kaum einer und der andere, der schön genannt werden konnte.“ — Die schönsten Gestalten und das schönste Blut sah man unter den Ionischen Griechen; also nicht in der eigentlichen Hellas, sondern in Asien. Smyrna, eine der Hauptstädte Ioniens, war ihrer schönen Weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian beym Aufzug der schönen Panthea unter den gaffenden Zuschauern stehen läſst, mit patriotischer Hoffart zu seinem Nachbar: Siehe, solche Schönheiten giebts nur zu Smyrna! — Ein gewisser Nymfodorus (der eine Reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert, nach dem Athenäus:4) „daſs er in der ganzen Welt nirgends schönere Weiber angetroffen als zu Tenedos,“ einer kleinen Insel nahe bey Troja. Und weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemahls eine Mahlerschule!

Doch, es wäre Überfluſs, den Satz, daſs die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine Menge andrer Bewohner des gemäſsigten Theils der Erdkugel, durch mehr Zeugnisse zu bestätigen. Die Sache spricht, däucht mich, von sich selbst. Woher sollte

---

4) *Deipnosoph. Libr. XIII. p. 609. E.*

ihnen wohl diese hohe Schönheit gekommen seyn? Gesunde Luft, oder Leibesübungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre Sonne etwa wärmer und geistiger, oder ihre Luft milder als in den schönsten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher Theil von Griechenland rauher unfruchtbarer Boden? Waren ihre ersten Eicheln fressenden Vorfahren etwa Menschen von edlerer Art als die unsrigen? Oder genossen die Griechen zu Perikles Zeiten etwa reinere und gesundere Nahrungsmittel als wir? Lebten sie von Ambrosia und Nektar? 5) Verderbte sich ihre Jugend nicht wenigstens so sehr als die heutige durch alle Arten von Ausschweifungen? Bey welchem Volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten Gattung weiter getrieben? 6) Auch die Excesse der Tafel und das Trinken über Bedürfniſs und Vermögen, das unsern biedern Vorfahren von den nüchternen Ultramontanen ehedem so sehr vorgeworfen wurde, ging zu Sokrates Zeiten bey den eleganten Athenern so sehr im Schwange, daſs der Weiseste unter

---

5) Schweinefleisch, gesalzene Fische, Schalfische, und allerley Arten von Kuchen waren die gemeinste Nahrung zu Athen

6) Wer daran zweifelt, kann sich von Aristofanes belehren lassen.

den Weisen selbst einmahl (und wer weiſs ob nur dieſs einzige Mahl?) sich nicht erwehren konnte mit den Wölfen zu heulen, und über seine Mitzecher keinen andern Vortheil erhielt, als daſs er, während die übrigen weggetragen werden muſsten, auf seinen eignen Füſsen nach Hause taumelte. — Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, daſs (die Pocken ausgenommen) beynahe alle Krankheiten der heutigen Europäer auch unter diesen angeblich schönern Menschen regiert, und den Ärzten so viel zu schaffen gemacht haben als bey uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, daſs die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältniſs gehe. Wäre dieſs, so müſst' es nirgends schönere Menschen geben als in den kleinern Schwäbischen Reichsstädten, wo beides sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Überlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf u. s. w. müſsten die groſsen Tempel der Schönheit und die Akademien seyn, wohin unsre Künstler, um die schöne Natur zu studieren, wallfahrten müſsten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese dieſs für den Satz: daſs die Ideale der Griechischen Künstler nur Kopien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? — Als die gröſsten Bildner und Mahler sich in Griechenland hervor thaten, wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? — Eine Zeit lang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als Harnischmacher und Waffenschmiede!

5.

„Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen Jahrhundert ihrer Künste gewesen seyn.“ — Bessere Menschen? und wer sagt uns das? Etwa Platon, Xenofon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Nazion gewiſs besser kannten als wir, und Patrioten genug waren um ihr kein Unrecht zu thun. — Wahrlich der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen, und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der groſsen Epoke des Medischen Krieges, bekommen, sagt ganz was andres. Nach den Sitten, die uns (zum Theil) im Homer so wohl gefallen — oder nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter vortrefflicher Menschen — oder nach einigen politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird man doch nicht die ganze Nazion günstiger beurtheilen wollen als andre? Wo ist ein civilisiertes Volk im heutigen Europa, das seit drey oder vier hundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien! die Zeit Ludwigs des Eilften und Franz des Ersten in Frankreich! die Zeit Heinrichs des Achten und der Elisabeth in England! die Zeit Maximilians des Ersten und Karls des Fünften in Deutschland! — Oder mangelt es etwann in unsern monarchischen sowohl als freyen Staaten an Gesetzen, Einrichtungen und Anstalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegen setzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine Frage, daſs die Polizey in den meisten Griechischen Städten unvollkommener war, und bey ihrem ewigen Schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie, schlechter seyn muſste, als heutiges Tages in jeder mittelmäſsigen Stadt in Deutschland. Und was die Sitten der Homerischen Zeiten betrifft, waren diese nicht in gewissen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt? —

Von dieser Seite also kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingestehen. Aber, vielleicht war das, was man den Urstoff und die Grundlage der Menschheit nennen kann, besser bey ihnen als bey andern? — Es wäre der Mühe werth wenn jemand dieſs erweisen wollte. Bis dahin halte ich mich an das was ich weiſs. Die Griechen waren, als sittliche Menschen betrachtet, ein noch sehr rohes und allen Ausbrüchen der wildesten Leidenschaften überlassenes Volk, als die Geschichte ihrer kleinen Könige den spätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu vielen hundert Tragödien gab. Und als nach ihren Siegen über den Xerxes Handelschaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergröſserte, die Begierden erhitzte, wurden sie (wie alle Völker der Welt aus gleichen Ursachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib, nach und nach in sehr kurzer Zeit ein so heilloses Volk als irgend ein Europäisches es jetzt ist. Ich berufe mich, wegen des

Beweiſes dieſer Beſchuldigung — nicht auf den Ariſtofanes, (wiewohl ſeine Komödien als hiſtoriſche Urkunden von der ſchändlichen Verdorbenheit der damahligen Griechen, beſonders der Athener, nicht zu verwerfen ſind) ſondern auf alle übrigen weniger unreinen Quellen unſrer Kenntniſſe von dieſem ſo übermäſsig erhobenen Volke.

Ich erſuche zu bemerken, daſs ich hier nicht von allen Griechen — ſondern eigentlich und beſonders von denen ſpreche, die ſich durch Liebe der Künſte und Verfeinerung des Geſchmacks und der Sitten am meiſten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bey den Athenern ſtehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht beſſerer Menſchen zu den Zeiten, da ſie ſich bald von dem Gerber Kleon, bald von dem Wildfang Alcibiades miſsregieren, bald von den Spartanern und ihren dreyſsig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloſer Memmen miſshandeln lieſsen! — Und was braucht es weitern Zeugniſſes deſſen was ſie waren, als die Art, wie ſie ſich ihre beſten Männer, von Miltiades bis zu Fokion, vom Halſe ſchafften? — Kann man nach ſo oft wiederhohlten Proben in der nehmlichen Art noch zweifeln, daſs der Karakter dieſes Volkes nicht weniger leichtſinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig, und also von dieser Seite wenigstens nicht besser gewesen als der Karakter irgend eines Pöbels in der Welt: so erwäge man nur die schändliche Art, wie sie die Reste ihrer Freyheit endlich gegen König Filipp von Macedonien verloren; und die noch zehnmahl schändlichere Art, wie sie sich, nach Alexanders Tod, gegen einen Antigonus, Demetrius Poliorkedes u. a. betragen haben. 7) Man hat keinen Begriff von einem tiefern Grade der Niederträchtigkeit. — Aber so muſste auch ein Volk seyn, das den edelsten und besten Mann seiner Zeit, Fokion, mit dem kältesten Blute hinrichten lieſs, um sich etliche Jahre darauf von dem sittenlosesten, schändlichsten Kerl seiner Zeit, einem Stratokles, und andern seines gleichen beherrschen zu lassen!

Ich sage nicht, daſs das Volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen Missethaten, Thorheiten, Bübereyen und Brutalitäten willen schlimmer gewesen sey als andrer Pöbel; aber ich sehe auch nicht, warum es, mit solchen Eigenschaften und bey einem

---

7) Man lese den Plutarch im Leben des Demetrius, und vergesse nicht, daſs Plutarch einer von den Alten ist, die am meisten Gutes von den Athenern gesagt haben.

solchen Betragen, besser sollte gewesen seyn als andrer Pöbel; oder warum wir, in Vergleichung mit ihm, verdienen sollten Hefen der Zeit genannt zu werden. 8) — Doch genug, und vielleicht schon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daſs die groſsen Bildner der Griechen bloſs dadurch fähig gemacht worden ihre so genannten Ideale hervorzubringen, weil sie von einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern Menschen umgeben gewesen als die neuern.

6.

Was war es denn also — da doch ein Mensch nichts überall ganz erschaffen kann — was sie fähig machte schönere Werke hervorzubringen, als, nach der gemeinen Meinung, irgend einer von den neuern Künstlern?

Ehe ich meine Gedanken über diese Aufgabe sage, muſs ich die Frage selbst ein wenig

---

8) S. Fysiognom. Fragmente, III. B. 1. Abschnitt, IV. Fragment.

anders wenden. Ich weiſs zu wenig davon, in wie fern die Werke der alten Griechischen und der neuern Europäischen Kunst so genau und unbefangen haben verglichen werden können, und wirklich verglichen worden sind, daſs man mit Gewiſsheit sagen könnte: die Kunst habe nie etwas reiners und vollkommners hervorgebracht als die Griechischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber nichts aus eignem Gefühle sagen. Die Mediceische Venus, der Vatikanische Apollo, u. s. w. stehen zwar in — Gypsabgüssen vor mir — und dieſs ist in Ermanglung der Originale doch etwas: aber von den vorzüglichsten Werken der neuern Bildhauer kenne ich nichts, das zur Vergleichung dienen könnte. — Und überdem finden sich verschiedene Ursachen, warum eine solche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muſs, und gleichwohl zum Vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der Folge sehen wird.

Ich stelle also die Frage lieber so: Woher mag es wohl gekommen seyn, daſs Griechische Künstler diese schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weſswegen ihnen dieser Nahme zukommt?

Mir däucht, man hat Unrecht, bey Wirkungen von so sehr zusammen gesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, alles immer auf Ein vermeintes Princip reducieren, und aus Einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freylich die kürzeste Art sich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen das Daseyn zu geben, und zu machen, daſs sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur thats nicht allein — die Gelegenheit sie zu studieren thats nicht allein — der Genie des Künstlers — die Liebe womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Gröſse — der stolze Gedanke, etwas der öffentlichen Anbetung würdiges hervorzubringen — thats nicht allein: aber alle diese Ursachen zusammen genommen thatens. — So werden Menschen; und so werden auch Statuen!

7.

Fürs erste also: Die Griechischen Künstler hatten unstreitig schöne Natur vor und um sich. — Ob eine schönere als die unsrige? — wer kann dieſs mit Gewiſsheit bejahen, oder mit Gewiſsheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung so anstellen, daſs keinem Theil Unrecht geschähe? — Wenigstens scheint es, aus allen vorangeführten Gründen, ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Aber was wir mit Gewiſsheit sagen können, ist dieſs: sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freyheit, die Schönheiten, die ihnen die Natur und ihre Zeit darstellte, zu beschauen, zu studieren, zu kopieren — als die neuern Künstler je gehabt haben — und dieſs macht einen sehr wesentlichen Punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen Nazional - Kampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu

Basilis 9) in Arkadien, die Ringspiele zwischen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta, u. s. w. — der berüchtigte Venustempel zu Korinth, (dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindar nicht erröthet) die Thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen

---

9) Nach dem Athenäus war unweit einer von dem Arkadischen König Kypselus vor Alters am Alfeus erbauten Stadt ein Tempel und heiliger Hain der Eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische Familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der Wettstreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feste dieser Göttin daselbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dieſs Institut habe zu seiner Zeit noch gedauert, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis stritten, Chrysoforos. Aus einer Stelle des Pausanias (*in Arcadicis*) schlieſse ich, daſs dieser von Athenäus nicht benannte Ort Basilis geheiſsen. Pausanias sagt, zu seiner Zeit sey nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hain der Ceres. Des Instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muſs also nichts sehr berühmtes gewesen seyn. Vielleicht war es eine Art von Rosenfest, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indessen scheint doch das Stillschweigen des Pausanias (wiewohl er ein Zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive Versicherung des letztern, was die Existenz dieses Instituts betrifft, zu beweisen.

der Groſsen nackend tanzten, 10) — alle dies Gelegenheiten, die schönsten Gestalten, unverhüllt, in der lebendigsten Bewegung, von Wetteifer verschönert, in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppierungen zu sehen — muſsten die Imaginazion der Künstler mit einer Menge schöner Formen anfüllen, und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern sie desto fähiger machen, sich zur Idee des Schönsten zu erheben.

Auſserdem hatte Griechenland, besonders das schöne Athen, seit dem Institut des weisen Solon 11) einen Überfluſs an Frauenzimmern, die von den Renten ihrer Schönheit lebten, und bereit waren auch zur Beförderung der Kunst das ihrige beyzutragen. Ein gewisser Aristofanes von Byzanz (der ein räsoniertes Verzeichniſs dieser holden Dienstmädchen der Venus geschrieben hat) brachte ihrer nur allein aus Athen hundert und dreyſsig zusammen, die einen Nahmen hatten; und Athenäus vermehrt diese Anzahl noch durch eine starke Nachlese. Alle diese Nymfen blühten in dem nehmlichen Jahrhundert da die Kunst blühte. Lais, die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte

---

10) Athenäus, *L. XIII. c. 9.*

11) S. ebendenselben, *l. c. c. 3.*

sich eine Ehre daraus, (wie uns eben dieser Autor versichert) ihren Hals und Busen den Mahlern zum Modell zu leihen. Daſs die schöne Theodota, die Lieblingsmätresse des Alcibiades, ehe sie zu diesem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen, „alles was sie schönes hatte“ sowohl Mahlern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitieren wollten, zu zeigen — erzählt uns Xenofon, ein Augenzeuge; denn ohne Zweifel war er einer von denen, welche Sokrates mit sich nahm, als er hinging diese Schönheit (die jemand in seiner Gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in Augenschein zu nehmen. Dieſs *ὁσα καλῶς εχοι* des Xenofon ist in der Thiemischen Ausgabe gar zu ehrbarlich übersetzt: „was sie mit Anständigkeit zeigen konnte.“ Denn Xenofon sagt dieſs nicht; so was versteht sich von selbst. Allein damahls herrschten in den reichsten und üppigsten Städten Griechenlandes ganz andre, und ungleich losere Begriffe vom Anständigen als bey uns. 12)

---

12) Ich finde beym Plinius eine Anekdote, die eine starke Ausnahme hiervon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwey Statuen der Venus gemacht; die eine nackend, (und dieſs war eben die nachmahls so berühmte *Venus Knidia*) die andere bekleidet. Er lieſs denen von Kos, die eine Venus

So würde es, z. B. höchst unanständig und gegen den Respekt des Gerichts befunden werden, wenn ein heutiger Advokat den schönen Busen seiner Klientin entblöſsen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er möchte sich noch so laut auf das

bey ihm bestellt hatten, die Wahl unter beiden, und sie wählten die bekleidete, wiewohl der Preis einerley war; *severum id ac pudicum arbitrantes.* Allein dieſs ist vielleicht nur eine Vermuthung des Plinius. Es ist eben so möglich, daſs sie die bekleidete bloſs wählten, weil sie ihnen schöner vorkam.[*] Eine bekleidete Venus, deren schöne Formen unter dem Gewande nichts verlieren, sondern wie dadurch hervor leuchten, ist vielleicht ein gröſseres Kunstwerk als eine nackte. Wenn die nachmahls so berühmten Seidenfabriken der Inseln Kos und Keos, wo diese feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdrucke des Plinius) die Bequemlichkeit verschafften nackend gekleidet zu seyn, damahls schon vorhanden waren, so würde meine Vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem aber auch seyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gern mit der nackten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich so wohl dabey, daſs, als der König Nikomedes sich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die sehr groſs waren) zu bezahlen, wenn sie ihm ihre Venus dafür geben wollten, sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs äuſserste ankommen lassen.

Beyspiel des berühmten Athenischen Sachwalters Hyperides berufen, der sich dieses Behelfs bey der schönen Fryne mit bestem Erfolg bediente: man würde das Präjudiz nicht gelten lassen, und er selbst sowohl als seine Klientin würden sich sehr übel dabey befinden, so geneigt auch die Herren des Gerichts ingeheim seyn möchten, sich in einem *Tète à Tète* von der Gültigkeit der producierten Evidenz überzeugen zu lassen. In Athen hingegen ärgerte sich kein Mensch an diesem wiewohl ungewöhnlichen Advokatenstreich, und die Dame wurde ohne weitere Untersuchung los gesprochen. — Im Vorbeygehen kann diese Geschichte auch zum Beweis dienen, daſs ein sehr schöner Busen nichts alltägliches zu Athen gewesen seyn muſs. Die Richter (sagt Athenäus) wurden bey dessen Anblick so frappiert, daſs sie, von einer heiligen Scheu (*Deisidaemonia*) ergriffen, es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, einer so schönen Priesterin der Venus das Leben abzusprechen.

8.

Da die Rede hier von Fryne ist, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein historischer Beweis für die Meinung, die ich bestreite, gezogen werden könnte. „Fryne war (wie der angezogene Autor versichert) vorzüglich an denen Theilen schön welche bedeckt werden; auch war es nichts leichtes, etwas von ihr entblöſst zu sehen; denn sie pflegte sich so knapp zu kleiden und so stark einzuhüllen, daſs nicht das mindeste von der bloſsen Haut sichtbar werden konnte, badete sich auch niemahls in öffentlichen Bädern.“ 13) —

---

13) Dieſs ist, treulich und ohne Gefährde, der Sinn des Athenäus, beynahe wörtlich übersetzt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daſs Herr Georg Ogle, *Esq.* diese Stelle so wie folget hätte verfälschen können? — „Auch war es nicht leicht, sie ohne Emozion nackend zu sehen; und in Rücksicht dessen war ihr von Obrigkeits wegen verboten sich eines öffentlichen Bades zu bedienen.“ S. dessen *Collection of Gems*, *p.* 76. O des weisen Mannes, der sich

Indessen fand sie doch einst für gut, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, und an einem Feste des Neptuns zu Eleusis den mystischen Schleier von sich zu werfen, um eine unendliche Menge Augen auf einmahl zum Anschauen dieser geheimen Schönheiten, die sie sonst so sorgfältig vor profanen Blikken zu verbergen pflegte, zuzulassen. Unverblümt von der Sache zu sprechen — die Nymfe stieg vor allem Volke nackend ins Meer und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das sie bey dieser Gelegenheit den Griechischen Künstlern gab, arbeitete Praxiteles, einer ihrer begünstigten Liebhaber, die nachmahls so berühmte Knidische Venus. Dieſs sagt Athenäus ausdrücklich. Aber wenn er etwas andres damit sagen wollte, als daſs Fryne das Modell war, von dem sich Praxiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine Meinung war, Praxiteles habe ein Bildniſs der Fryne für eine Venus ausgegeben: so behaupte ich, diese Anekdote verdiene nicht um ein Haar mehr Aufmerksamkeit, als so viel tausend andre verdächtige Histörchen, womit man sich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande

---

keine andere Ursache denken konnte, warum Fryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeydirekzion verboten worden war!

mehr als sonst irgendwo, an berühmten Personen und ihren Werken und Handlungen zu versündigen pflegte. Die Verdorbenheit der Sitten war damahls noch nicht so groſs, daſs die Welt so etwas als eine mahlerische Licenz hätte passieren lassen. Wenn gleich (nach dem Ausdruck eines Römischen Dichters) ganz Griechenland vor der Thür einer Lais oder Fryne lag, so hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Makel, die solchen Kreaturen anklebt; und eben diese Deisidämonie der Griechen, die sich ein Gewissen daraus machte den schönen Busen der Fryne zu zerstören, und sich dadurch an der Göttin, in deren Diensten sie gleichsam war, zu versündigen, würde es noch weniger haben ertragen können, die Werkzeuge ihrer Unenthaltsamkeit auf Altäre gestellt und in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen.

Doch, wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugniſs eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athenäus, der nur von Hörensagen schrieb, deutlich genug widerspricht. Pausanias erzählt ausdrücklich: 14) „Man sehe zu Thespiä eine Venus und eine Fryne

---

14) *In Boeoticis, cap.* 27.

von Marmor, beide von der Arbeit des Praxiteles." — Diese beiden Statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Fryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, seiner Geliebten die Ehre der religiösen Anbetung zu verschaffen: so hätte er sie gewiſs nicht den Knidiern für eine Venus, und den Thespiern für das was sie war, für Fryne, verkauft. Viele Fremde, die nach Knidos reisten um seine Venus zu sehen, hätten wohl auch schon seine Fryne zu Thespien gesehen, und der Betrug wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben; ganz Griechenland hätte bald gewuſst, daſs diese Knidische Göttin, die man unter die höchsten Wunder der Kunst zählte, weiter nichts als ein Bildniſs der Fryne sey; die Thespier hätten sich rühmen können das wahre Original dieser vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen, ihre Kopie in einem der berühmtesten Tempel der Liebesgöttin aufzustellen, und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Dirne zu betrügen; und als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine ungeheure Summe für ihre Venus anbieten lieſs, würden sie gewiſs keine Thoren gewesen seyn nein zu sagen.

Ich weiſs wohl, daſs eben diese Fryne auch dem Apelles gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene mahlte; wiewohl andre sagen, die schöne Perserin Kampaspe (von welcher bey dieser Gelegenheit ein bekanntes Histörchen erzählt wird) habe zum Modell dabey gedient. Gesetzt aber auch, daſs dieſs im strengsten Sinne der Worte zu nehmen wäre: so lieſse sich davon kein Schluſs auf Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es ist (wie Winkelmann bemerkt hat) nicht zu erweisen, daſs Gemählde jemahls zu Gegenständen der Religion und öffentlichen Andacht bey den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das Vorgeben des Athenäus für die Knidische Venus angeführt habe, kann also mit gutem Fug für alle berühmte Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich ist, so ists dieſs: daſs Künstler, die sich vermessen hätten Götter darzustellen, und nichts bessers als Kopien und Karikaturen (15) einzelner Menschen, also unvollkommener Individual-Naturen, hervorgebracht hätten, den Nahmen groſser Meister nie erlangt haben könnten;

---

15) Wie es am oben angezogenen Orte der Fysiognomischen Fragmente heiſst.

und daſs die Griechen, die sich ihre Zeitgenossen und Landsleute, wohl berühmte Kriegsmänner, Athleten, oder Alcibiaden, Frynen u. s. w. für Götter und Göttinnen hätten aufbinden lassen, entweder keine Augen gehabt haben müſsten, oder — Doch wir wollen uns nicht ereifern! Die Wahrheit spricht so stark für sich selbst, daſs wir ohne ihren mindesten Nachtheil gelassen bleiben können.

9.

Man sieht, daſs ich — bevor ich glaube etwas positiveres über die idealischen Werke der Griechischen Künstler sagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun ist, durch zwey Einschränkungen näher bestimme. Die Rede nehmlich ist nur von Bildern der Götter und Heroen — und auch unter diesen nur von solchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunstwerke ausgehoben hat; nicht von allen, die auf unsre Zeiten gekommen sind — nicht von den Werken aller guten Meister — am allerwenigsten von solchen, die wirkliche Bildnisse einzelner Menschen seyn sollten — wie z. B. der Perikles des Fidias, der Alexander des Lysippus, die Fryne des Praxiteles, die Statuen der Sieger in den Kampfspielen, u. s. w. Von diesen letztern mag ohne Zweifel mehr oder weniger gegolten haben, was in dem angezogenen fysiognomischen Fragmente von allen Abbildungen einzelner Naturen sehr richtig gesagt wird: „daſs sie immer unwahr, eine Art von Karikatur, höchstens Approximazion sind.“ — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — deren Urbilder kein Mensch mit Augen gesehen hatte — muſsten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind (in Rücksicht auf den Gegenstand) ihrer Natur nach unwahr, werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der einzelnen Menschheit nähern. Bey ihnen hat keine Approximazion Statt, weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbilde Statt findet. Alles kommt bloſs auf den Eindruck an, den sie auf den Menschen der sie anschaut, besonders auf den, der sie mit religiösen Gesinnungen anschaut, beym ersten Anblick machen. Wird er so dadurch getroffen, daſs ihn ein heiliger Schauder befällt, daſs er unter der menschlichen Hülle etwas mehr als menschliches, mehr als heroisches — daſs er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die strengste Forderung des Kunstliebhabers mehr verlangen? Der Priester wenigstens fordert nicht mehr. Der Künstler selbst hat seine stolzeste Absicht erreicht; er hat das äuſserste gethan, was der menschlichen Natur erlaubt war.

10.

Allein, daſs dieſs der Fall aller oder nur der meisten Künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey, ist mehr als ich jemahls behaupten möchte. Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten Grade von Gewiſsheit, der in solchen Dingen Statt findet, sagen können daſs seine Götterbilder aus der erhabensten Begeisterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit, 16) entstanden seyen, war Fidias — der Freund und Liebling des Perikles, und der Ausführer

16) Wie sich Lucian in seinem Charidemus ausdrückt.

seines groſsen Entwurfs, Athen zur schönsten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympius, das bewundernswürdigste, was jemahls Menschenhände geschaffen haben, (wie Cicero aus dem Munde einer ganzen Welt sagt) erschien unter den Griechen wie eine auf einmahl vor ihren Augen stehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beschreibung eines Pausanias, keine aus den Trümmern des zerstörten Alterthums hervor gegrabne Bilder nur den Schatten einer Vorstellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anschauen dieses herrlichen Werkes auf alle Menschen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit desselben schlieſsen. — Aber was ist Schlieſsen gegen Schauen? — Alle alten Schriftsteller, auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion selbst, sagt Quintilian, scheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu haben, so ganz stellt die Majestät dieses Werkes den Gott dar.“ 17) — Noch zu Epiktets Zeiten

---

17) Daſs es nicht nur auf die Menge, sondern selbst auf die erhabensten Menschen diesen Effekt gemacht, sehen wir aus dem Beyspiele des groſsen Römers Paulus Ämilius, von dem uns Livius sagt: *Olympiae et alia spectanda visa, et Iovem,*

reiste man nach Olympia, um den Jupiter des Fidias zu sehen; und „zu sterben, ohne es in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet“ — sind die eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergröſserung fällt. Ich weiſs nicht, ob man von dem Werk eines Menschen was gröſseres als diese beiden Züge sagen kann. Aber mich däucht, es ist genug um uns zu überzeugen, daſs Cicero,[18] der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewiſsheit von dem Werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser Künstler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete; sondern in seiner Seele saſs irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die sein inneres Auge geheftet war, und nach deren Zügen seine Hand arbeitete.“[19]

---

velut praesentem intuens animo motus est. Lib. XLV. c. 20.

[18] *Nec vero ille artifex, cum faceret Iovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2.*

[19] Das nehmliche sagt auch Plotinus, *Ennead. V. l.* 8.

Was diese Idee war, ob eine Erscheinung aus der idealischen Welt — oder eine neue Schöpfung seiner Dichterkraft — oder eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten, abgezogen von den schönern und bessern Menschen die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa seyn mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder Kopie noch Karikatur individueller Natur, und konnte das nicht seyn, oder diese schönern und edlern Menschen, die mit Schaudern den Vater der Götter darin erkannten, muſsten nicht einmahl gemeinen Menschensinn gehabt haben!

11.

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten der Alten von ihren berühmtesten Bildhauern bekomme, denke ich mir viererley Arten Werke, die in der weitesten Bedeutung des Worts idealisch heiſsen können, und die man, um etwas richtiges über die Ideale der alten Kunst zu sagen, genau unterscheiden muſs.

Die erste war eben diese *animo insidens species eximia pulchritudinis*, diese von der Natur selbst — auf eben die geheimniſsvolle unerklärbare Weise wie sie alles zeugt, geborne — oder wie von einem Gott eingehauchte Idee, nach welcher Fidias seine Minerva zu Athen, seinen Jupiter zu Elis arbeitete, — so viel möglich in Erz, Elfenbein oder Marmor dargestellt.

Da so wenig von den Meisterstücken des ältern Griechenlandes auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden und deren Urheber meist unbekannt sind, uns wenig helfen können, um über jene, welche längst zerstört worden, oder vielleicht noch itzt tief begraben liegen, etwas zuverlässiges zu sagen: so würde es Verwegenheit seyn die Künstler nennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten Klasse einen Platz zunächst an Fidias fordern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter diese? — Ich weiſs nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieser höchsten Begeisterung auch des höchsten Grades der Schönheit theilhaftig wurden. 20) Vielleicht gehörten sogar manche Werke des Fidias selbst

---

20) Wie z. B. die Alkmena und Sosandra des Kalamis, die Nemesis des Agorakritos, u. a.

nicht in diese Klaſse. Vielleicht — Doch wozu helfen uns alle diese Vielleicht? Vielleicht war nur **Ein Fidias**, wie nur **Ein Homer**, **Ein Shakspeare** — und vielleicht nur **Ein Jupiter Olympius**, wie nur **Eine Ilias**, nur **Ein Hamlet**.

12.

Ungleich zahlreicher an Künstlern und fruchtbarer an Werken war die **zweyte Klasse**, an deren Spitze ich den **Polykletus von Sycion** setze, der bekannter Maſsen wenige Olympiaden nach Fidias blühte. Dieser Künstler war der Erfinder des berühmten **Kanons**; einer Statue, die diesen Nahmen deſswegen erhielt, weil sie seinen Schülern (vermuthlich auch ihm selbst) zur **Regel des wahren Ebenmaſses** und der vollkommnen **Schönheit menschlicher Gestalt** diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt: *Solus hominum artem ipsam fecisse artis opere judicatur;* — ein Ausspruch, in welchem mehr Sinn liegt, als die witzelnde Wendung beym ersten Anblick vermuthen läſst.

War dieser Kanon ein Ideal von der ersten Klasse? oder war es nur ein Abstraktum, aus Vergleichung vieler einzelnen schönen Gestalten mit verständiger Wahl des Schönsten von der Natur abgezogen, und nach eignem Urtheil und Gefühl wieder zusammen gesetzt, wie Zeuxis seine Helena aus den zusammen gegatteten schönsten Theilen vieler einzelner schöner Mädchen, die vor ihm saſsen, heraus brachte? Höchst wahrscheinlicher Weise das letzte. Polyklet, so ein groſser Künstler er war, scheint kein Geist gewesen zu seyn, der sich mit einem Fidias messen konnte. Das irrige Vorgeben, das so manche einander auf Treu und Glauben nachgeschrieben haben, als ob die von Fidias angefangne Kunst durch ihn zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem Miſsverstande einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der Griechischen Wörter *Torneutike* und *Toreutike* entstanden.[21] Quintilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geschmacks, macht den Fleiſs und die Eleganz zum unterscheidenden Vorzug Polyklets, und dieſs zeuget mehr von Geschmack als von Genie. Er bildete fast lauter jugendliche Formen, und seine Werke hatten, auſser der Schönheit des Ebenmaſses, noch das

---

[21] *V. Salmas. in Solin. p. 735. C.*

Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge so wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daſs seine Amazone lange Zeit hernach in einem Bildhauerkonvent der Amazone des Fidias selbst vorgezogen wurde. 22) Die gemeine Meinung setzte ihn über alle seine Vorgänger: aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — *deesse pondus putant* — und aus dem Sinne der ganzen Stelle Quintilians ist ziemlich klar, daſs dieſs noch etwas mehr sagen wollte, als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile — wie Winkelmann 23) meint; von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muſs, da im Grunde alles das Groſse, was er von Polyklet als einem erhabenen Dichter in seiner Kunst sagt, bloſs Hypothese ist. Denn, spricht er als Geschichtschreiber, wo sind seine Zeugnisse? Oder als Augenzeuge, wo sind Polyklets Werke? Seine kolossalische Juno zu Argos war weltberühmt, und dem Quintilian gewiſs unverborgen. Dennoch sagt dieser, man hätte gefunden, daſs er die göttliche Würde und Gröſse nicht zu erreichen gewuſst habe — *Deorum autoritatem non explevisse* — da hingegen

---

22) *Plin. L.* 34. *c.* 8.

23) S. Geschichte der Kunst, S. 652 u. f. nach der Wiener Ausgabe.

Fidias glücklicher in Göttern gewesen als in Menschen, — *Fidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex.* Selbst die Wahl seiner Subjekte zeigt einen Genie von minderer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daſs es weit weniger über die gewöhnliche Menschenkraft ist, schöne, jugendliche, schwebende Formen, einen *Diadumenum molliter juvenem*, und einen *Doryphorum viriliter puerum,* — als den Vater der Götter und Menschen in seiner ganzen Majestät, darzustellen. Man sieht häufig Jünglinge von beiderley Art, und um sie zu verschönern braucht man nur das Individuelle wegzulassen: aber man sieht nirgends ein Original zu einem Jupiter Olympius.

Aus diesem Grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, daſs der Kanon, oder Doryforus des Polyklet ein Ideal vom ersten Rang, oder von derjenigen Art, die ich aus Inspirazion entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen Jüngling just in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — so schön als ihr wollt — aber weder einen Göttersohn, noch einen Gott. Wozu hier die höchste Begeisterung? oder wie war diese bey einem solchen Werke nur möglich? Also vielmehr ein Werk der Abstrakzion und Wiederzusammensetzung, aus dem Schönsten in einzelnen schönen Formen entstanden, mit dem Zirkel in der Hand abgemessen, mit architektonischem Auge und fester Künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug dieser selbst idealische Doryforus wurde das Urbild, wonach eine Menge folgender Künstler Götter und Menschen machte. Was den Neuern vorgeworfen wird, daſs sie Bildsäulen nach Bildsäulen kopierten — Schatten von Schatten — traf also schon viele alte Griechische Künstler: und es ist leicht zu begreifen, daſs die Kunst bey dieser Methode mehr verlor als gewann. Polyklet selbst scheint sich bey seinen übrigen Werken zu sehr an seinen Kanon gehalten zu haben. Daher die Einförmigkeit die ihm Varro [24] vorwarf, daſs sie fast alle nach einerley Modell, *paene ad unum exemplum*, gemacht seyen, — sogar bis auf die schwebende Stellung, woraus die Furcht sich von seinem Modelle zu entfernen ziemlich stark hervor scheint. — Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil dieser mehr Mannigfaltigkeit in seine Werke gebracht — *numerosior in arte quam Polycletus.*

---

[24] *Plin. l. c.*

Die nach Polyklets Kanon gebildeten Werke also machen das aus, was ich meine **zweyte Klasse von Idealen** nenne, und ich brauche kaum hinzu zu setzen, die unbedeutendste unter allen.

13.

Unter den Künstlern, welche nach Fidias und Polyklet über alle ihre Zeitgenossen und Nachfolger sich erhoben haben, stehen **Praxiteles** und **Lysippus** oben an, von denen der erste ungefähr um die hundert und vierte, der andre um die hundert und vierzehnte Olympiade geblühet hat.

Beiden giebt **Quintilian** zum gemeinschaftlichen Unterscheidungszeichen von ihren Vorgängern, „daſs sie sich der **Wahrheit**, oder (wie wir zu sagen pflegen) der **Natur** mehr genähert als ihre Vorgänger" — *ad veritatem Lysippum et Praxitelem accessisse optime affirmant.* Dieſs *optime* bezieht sich auf *accessisse*, wie aus dem gleich folgenden deutlich wird. „Denn (setzt Quintilian hinzu)

Demetrius wird deſswegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben, (*tanquam nimius in ea reprehenditur*) oder, weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert," — d. i. (wie man die Worte „*similitudinis quam pulchritudinis amantior*" auch übersetzen kann) weil er sich mehr der Ähnlichkeit als der Schönheit beflissen, — welches (im Vorbeygehen gesagt) abermahls bezeugt, daſs die Alten weit entfernt waren, zu glauben, ein Kunstwerk werde bloſs dadurch schön, daſs es die wirkliche individuelle schöne Natur darstelle, und also desto schöner, je genauer es sich an die Natur halte.

Jenes *optime accessisse* will also sagen: Praxiteles und Lysippus hätten sich so nahe an die Natur gedrückt, als es das groſse Gesetz der Schönheit erlauben wollte. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die sich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterschieden, daſs sie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmendes hatten, einen höhern Grad von Täuschung hervorbrachten, mehr menschliche Empfindung einflöſsten als jene.

Ich glaube aber bey dieser Ähnlichkeit einen sehr beträchtlichen Unterschied zwischen diesen beiden Meistern zu finden, worüber ich mich hier so gut als möglich zu erklären suchen werde.

Überhaupt scheint mir, **Praxiteles** habe sich mehr dem **Fidias** genähert, **Lysippus** mehr dem **Polyklet**.

Von jenem besaſsen die **Thespier** einen **Liebesgott**, den er selbst nach dem Modell eines von ihm geliebten Knaben gearbeitet und für sein vollkommenstes Werk erklärt haben soll. 25) Ein **Satyr**, der zu Pausanias Zeiten

---

25) **Pausanias** erzählt davon folgende Anekdote: „Praxiteles hatte der schönen Fryne, die er liebte, versprochen, ihr sein **bestes Werk** zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Fryne, die (wie es scheint) ihrem eigenen Geschmack nicht traute, und gern gewiſs gewesen wäre, welches unter seinen Werken in seinen eignen Augen das beste sey, redete mit einem Bedienten des Künstlers ab, daſs er einsmahls, da sein Herr den Abend bey ihr zubrachte, in gröſster Bestürzung angelaufen kam, die Nachricht zu bringen, es sey Feuer in seinem Hause ausgekommen, und die meisten seiner Werke seyen schon von den Flammen theils verzehrt theils sehr beschädiget. O! ich bin verloren, schrie Praxiteles, wenn mein **Satyr** und mein **Amor** verdorben sind. Nun hatte Fryne was sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst, sein Amor sey das schönste seiner Werke.“ — **Athenäus**

noch in Athen zu sehen war, wurde (nach eben dieser Anekdote) von ihm selbst nach jenem für sein bestes Werk gehalten. Der Satyr war von Erz, der Kupido von dem schönen Marmor, der auf dem Berge Pentelikos in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrscheinlich gehörte dieser Thespische Amor — um dessentwillen allein (wie Cicero sagt) die Fremden Thespien zu besuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchsten Klasse. Dieser Meinung scheint auch der Dichter Simonides 26) gewesen zu seyn, von welchem die vier schönen Verse herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten, und Grotius in vier fast eben so schöne Lateini-

---

erzählt die Sache kürzer, und ist, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er sagt bloſs: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Kupido und einem Satyr die Wahl gelassen, und Fryne habe (wie billig) den Liebesgott gewählt, und ihn nach Thespien, woher sie gebürtig war und woselbst Amor einen Tempel hatte, gestiftet. An Anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der Leser mag urtheilen, ob ich so glücklich gewesen bin, in dieser das Wahre auszuspüren.

26) Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieses Nahmens; denn dieser war lange vor der Geburt des Praxiteles schon gestorben.

sche übersetzt hat. 27) Und eben diese Verse — zumahl, wenn sie (wie Athenäus versichert) an dem Fuſse der Bildsäule eingegraben standen — scheinen das Vorgeben, daſs ein schöner Knabe dabey zum Modell gedient habe, sehr verdächtig zu machen. „Was Wunder (sagt der Griechische Dichter) daſs Praxiteles den Amor so schön gebildet hat? Er fühlte ihn, und zog das Urbild (αρχετυπον) aus seinem Herzen.“ — Wie wahr! Wo hätte er auch sonst ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes finden können? — Man nehme nun noch an, er habe diesen Amor ausdrücklich für seine Geliebte gemacht; und denke dann, daſs diese Geliebte die schöne Fryne war, und daſs es ein ewiges Denkmahl seiner Liebe seyn sollte: wie groſs muſste da die Begeisterung seyn, in der seine Seele die Idee davon empfing, und die Liebe, womit er sie ausführte! Nun ist auf einmahl begreiflich, warum dieser Amor ein so herrliches Werk wurde; so herrlich, daſs man bloſs, um ihn zu sehen, nach dem Städtchen Thespien reisete, wie man, um die Majestät

---

27) *Quam bene Praxiteles finxit quem sensit*
Amorem!
De corde exemplum sumserat ille suo;
Meque, mei precium, Phrynae dedit; inde sagittis
Nil opus est: videar si modo, sat ferio.

des Olympischen Vaters anzubeten, nach Elis, und, im Anschauen der Liebe-hauchenden Schönheitsgöttin hinzuschmelzen, nach Knidos wallfahrtete. Und nun ist auch begreiflich, warum die schöne Fryne dieses Bild so heilig hielt, daſs sie es, als ein von dem Gott der Liebe erschaffnes Werk, ihm selbst wiedergeben wollte, und jeden andern Ort als seinen ältesten Tempel dessen unwürdig glaubte.

Alle diese Gründe, den Thespischen Amor für ein Ideal der ersten Klasse zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch, — daſs, wofern Praxiteles irgend einen schönen Knaben seiner Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu groſse Knabenliebhaber waren, als daſs sich der Nahme desselben nicht durch Tradizion und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem versichert wurde, daſs er den Alcibiades in seinem Knabenalter 28) vorstellte. Wäre

28) Alcibiades führte in seiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein Blitze werfender Amor zu sehen war — sagt Plutarch im Leben dieses liebenswürdigen Taugenichts. Dieſs gab ohne Zweifel einem spätern Bildhauer die Idee von jenem Amor in Gestalt des Alcibiades als Knabe. Der Meister war unbekannt; man muthmaſste

der Thespische Amor nicht ein völliges Ideal gewesen, so würde man gewiſs den schönen Knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das Modell zu einem so bewunderten Werke gewesen zu seyn. Seine Familie und seine Vaterstadt hätten sich gewiſs so viel auf ihn eingebildet, als auf einen Pentathlischen Sieger in den Olympischen Spielen.

14.

Eine andre Beschaffenheit aber hatte es mit der Knidischen Venus, bey welcher Fryne (wie nicht geläugnet werden kann) auf gewisse Weise zum Modell diente; es sey nun, daſs sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor, oder der Künstler sie durch diesen für seine Venus, belohnen wollte.

Ich widerspreche durch dieses Eingeständniſs demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus und das Vorgeben, „diese

---

aber, daſs es Skopas oder Praxiteles seyn müſste. *Plin. XXXVI. S. IV. n. 9.*

Venus sey ein Bildniſs der Fryne gewesen," behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meinung etwas ein, die ich in diesem ganzen Aufsatz bestreite; aber freylich nicht bestreite — um zu widersprechen, sondern nur, in so fern ich sie für irrig halte: denn was daran wahr ist, soll ehrlich zugestanden werden.

Ich habe oben schon den Unterschied bemerkt, den ich zwischen Vorbild und Urbild mache. Die Knidische Venus war keine Kopie, keine Bildsäule der Fryne, 29) — auch nicht eigentlich eine idealisierte Fryne — denn so wär' es doch noch immer Fryne gewesen, und es sollte eine Göttin darstellen, und in einem Tempel die Ehre der Anbetung mit ihr theilen; — zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pandemos, sondern der himmlischen, (wie Lucian in der Apologie seiner Bilder ausdrücklich sagt) und dazu hätte sich doch wohl Fryne selbst ein Gewissen gemacht das Origi-

---

29) Praxiteles hatte der letztern mehr als Eine gemacht; auſser der, die Pausanias zu Thespien sah, befand sich eine zu Rom, an welcher die Kenner sowohl den Karakter ihrer Profession, als die Liebe, womit der Künstler gearbeitet, zu bemerken glaubten. *Plin. XXXIV.*

nal zu seyn. — Aber was war es denn, und wozu konnt' ihm Fryne dabey helfen, wenn es ihr nicht ähnlich sehen durfte? — Ich kann mir noch ein Drittes denken. Fryne, die schönste Figur ihrer Zeit, und die Geliebte des Künstlers, sollte ihm nur zum Mittel dienen, sich vollkommner zu begeistern; nur zur Stufe, von der sich seine Einbildungskraft zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinauf schwingen wollte. Dieſs war wenigstens seine Absicht; und wenn er sie (wie es scheint) nicht völlig erreichte, so lag der Fehler — an der Liebe — an Frynens Schönheit, die durch die Begierde, seine Imaginazion zu überflügeln, ohne Zweifel neue Reitze erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menschlichen Natur.

Daher (däucht mich) erklärt sich auf eine sehr natürliche Art alle das Wunderbare und zum Theil Paradoxe, was die Alten von den Wirkungen dieser Knidischen Venus erzählen. Sie war, wie Plinius sagt, nicht nur das schönste unter allen Werken des Praxiteles, sondern unter allem was man auf dem ganzen Erdenkreise sehen konnte. 30) Aber sie

---

30) Diesem widerspricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas sagt, die zu Rom im Tempel des Brutus Kallaïkus stand,

flöſste nicht nur Erstaunen und Bewunderung, nicht nur Liebe — sie flöſste sogar Begierden ein. Aristenät, oder wer der Verfasser der unter Lucians Nahmen gehenden Liebesgötter ist, läſst die beiden Jünglinge, deren Reise nach Knidos er in diesem Dialog beschreibt, beym Anblick dieses Bildes beynahe von Sinnen kommen, und den einen (sonst einen hartnäckigen Ketzer in Liebessachen) schier zum Stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beschaut, von welcher auch die Mediceische Venus vor Herrn Smollets Augen Gnade fand. Ja, die Küsterin des Tempels erzählte ihnen sogar mit vielen Umständen die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der sich mit allen Symptomen der rasendsten Leidenschaft in die marmorne Göttin verliebt, und endlich (nach einem Beweise davon, der sich nur auf Latei-

---

„*Praxiteliam illam antecedens et quemcunque alium locum nobilitatura.*" — Plinius ist von dergleichen Widersprüchen nicht immer frey. Wenn er Recht hatte, ihr diesen Vorzug zu geben, und der Grund, warum sie nicht mehr Aufsehens machte, darin lag, daſs (wie er sagt) zu Rom die Gröſse der Werke, die da zu sehen waren, sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr Aufsehens unter den Griechen, ehe sie nach Rom gebracht wurde? — Doch vielleicht war sie in einem höhern Styl gearbeitet, oder (nach unsrer nisch 31) erzählen läſst) sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt habe. Mit weniger Wuth, aber in einem der Göttin würdigern Entzükken, bricht der Epigrammen-Dichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekstatischen Fragen aus:

Wer beseelte den Fels? Wer sah dich, Cypris, auf Erden?
Gab dem fühllosen Stein diesen allmächtigen Reitz?

Klassifikazion) ein Ideal von der ersten Klasse — und eben darum, weil sie weniger sinnlichen Reitz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geschickt, ihr beym groſsen Haufen den Vorzug streitig zu machen?

---

31) *Ferunt amore captum quemdam, cum delituisset noctu simulacro cohaesisse, ejusque cupiditatis indicem esse maculam. Plin. L. XXXVI. p.* 726. Es ist sehr erlaubt an Wundern dieser Art zu zweifeln, wenn sie uns auch schon von Küstern und Küsterinnen erzählt werden. Indessen bestätigt doch Klemens Alexandrinus (in der löblichen Absicht das Heidenthum dadurch schamroth zu machen) die Wahrheit dieser Begebenheit durch das Zeugniſs eines gewissen Posidippos, der ein Buch von den Merkwürdigkeiten von Knidos geschrieben. Ob sie dadurch glaubwürdiger werde, ist eine andre Frage — genug, daſs die Begebenheit an sich selbst nichts unmögliches ist.

Diese Beyspiele und Augenzeugnisse von dem Effekt, den die Knidische Venus machte, — wenn wir auch abrechnen was die Imaginazion der Zeugen dabey gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen: daſs sie, zu aller der Schönheit, welche sie über sterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reitz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die schönsten, als die Lemnia eines Fidias, die *Venus Hortensis* (εν Κηποις) des Alkamenes, — wiewohl Lucian 32) einzelne Theile von diesen beiden den nehmlichen Theilen an der Knidischen Venus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man sich darüber verwundern, da so besondere Umstände zusammen kamen, sie zu dem zu machen was sie war? Fryne das Modell, Praxiteles der Werkmeister, die Liebe mit der er arbeitete, das beynahe unmögliche Bestreben etwas noch schöneres zu denken als — was man liebt, und dennoch das Ringen der enthusiastischen Einbildungskraft, diese Unmöglichkeit zu überwinden, — mich däucht, alles dieſs muſste gerad ein solches Werk hervorbringen. Seine Venus verlor etwas dabey an Göttlichkeit — aber nur so viel als sie (vielleicht gegen seine Absicht) an menschlicherm

---

32) *In Imagin. c.* 6.

Reitz gewann; und gerade das, wodurch sie weniger Göttin war, gab ihr dieſs Herzenschmelzende, Unnennbare, was bey ihrem Anblick Liebesbegierden entzündete, und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genusses wollüstig peinigte — vielleicht auch bey irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen jungen Menschen, der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich die Wirkung thun konnte, welche die Küsterin des Knidischen Tempels, mit aller geziemenden Devozion, zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

15.

Die Knidische Venus ist es also, von welcher ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Klasse mache — wiewohl sie unter so besondern Umständen zur Welt kam, daſs sie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die Einzige in ihrer Art war. Ich rechne nehmlich dahin alle Bilder von Göttern und Heroen, wobey sich der Künſtler durch den

Anblick schöner Individuen geholfen hatte, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reitz und Illusion zu geben, als ihm möglich gewesen wäre, wenn er bloſs nach seiner Idee oder dem einmahl angenommenen Götter-Ideal gearbeitet hätte. Der Vortheil, den er dadurch erhielt, fällt sogleich in die Augen. Die göttlichen und heroischen Naturen wurden auf diese Weise näher zu den Menschen herab gezogen; hatten mehr Leben, mehr sinnlichen Reitz; — gefielen also mehr — und mehrern — verschafften ihren Meistern allgemeinern Ruhm — wurden besser bezahlt u. s. w. und alles dieſs war sowohl auf Seiten der Meister als der Liebhaber sehr natürlich. Denn im gröſsten eigentlichsten Ideal war doch nur Ein Jupiter Olympius, dem (wie Plinius sagt) niemand nachzueifern sich getraute. — Wer sich auch empor heben wollte, muſste also einen andern Weg einschlagen.

16.

Fidias, Polyklet und Praxiteles hatten — wie alle Meister in welcher Kunst es sey — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald **Manier**, **Handgriff** und *Locus communis* wurde, was bey jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks, oder Werk der höchsten Anstrengung des Geistes gewesen war. Nicht nur der Kanon Polyklets wurde zum Modell; alle berühmten Bilder berühmter Meister wurden auf tausendfältige Art nachgebildet. Die Werke dieser Nachahmer und Kopisten wurden kalt und kraftlos; man entfernte sich von der Natur, ohne sich über sie aufschwingen zu können; und so war die Kunst im Abnehmen, als **Lysippus** erschien, eine neue Bahn betrat, und Mittel fand, ohne mit einem seiner Vorgänger in Kollision zu kommen, sich den Vorzug über seine Zeitgenossen, die Gunst Alexanders des Groſsen, und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von seinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe schon oben bemerkt, daſs der Karakter, der ihm mit **Praxiteles** gemein war, (nehmlich, daſs sie sich der Wahrheit oder der Natur mehr näherten als ihre Vorgänger) dem Lysipp auf eine ganz besondere Weise zukam. Dieser Künstler scheint weder durch seinen Genie, noch durch den Zeitpunkt worin er blühte und die Umstände worin er die Kunst fand, aufgelegt oder aufgemuntert gewesen zu seyn, sich in die Sfäre der Heroen und Götter zu wagen, die schon mit den Werken so mancher herrlichen Meister erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenständen, wozu er die Originale alle Tage vor sich sehen konnte. Ein Apoxyomenos, (ein Mann der sich selbst im Bade striegelte) eine betrunkne Flötenspielerin, haben ihn berühmter gemacht als sein Jupiter zu Argos, oder sein Kupido zu Thespien. Sein gröſster Held war Alexander, den er in verschiednen Stellungen sehr oft und so sehr zum Vergnügen dieses gernseynwollenden Göttersohns arbeitete, daſs dieser (wie man[1] sagt) von keinem andern Bildgieſser noch Bildhauer dargestellt seyn wollte. Lysippus bildete auch den Hefästion, Alexanders Liebling, und seine übrigen Freunde ab, alle (wie Plinius sagt) mit vollkommenster Ähnlichkeit.

Überhaupt entfernte er sich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleiſsiger, hielt sich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte seine Figuren schlanker, nicht so viereckig, u. s. w.

Als er anfing aus eignem Triebe sich auf die Bildnerey zu legen, (er sollte Anfangs ein Grobschmid werden) war **der Kanon Polyklets** das Modell wonach er studierte. Dieſs ist wenigstens der Sinn der Antwort, die er jemanden gegeben haben soll, der ihn fragte: wer sein Lehrmeister in der Kunst gewesen? — **Der Doryforus**, antwortete Lysipp. 33) Und vermuthlich war dieſs Studium, wodurch ihm die genaueste Beobachtung des schönsten Ebenmaſses mechanisch geworden, die Ursache, warum die sehr fleiſsige Beobachtung der Symmetrie (wie **Plinius** bemerkt) eine der vorzüglichsten Schönheiten seiner Bilder war.

In der Folge aber ermunterte ihn der Mahler **Eupompus**, sein Landsmann, (beide waren von Sicyon) den ängstlichen Weg zu verlassen, auf dem er ewig ein bloſser mechanischer Arbeiter geblieben wäre. Dieser Eupompus war einer der berühmtesten Mahler seiner Zeit, ein Rival des Timanthes und Lehrmeister des Pamſilus, welcher durch seinen Schüler **Apelles** berühmter geworden ist als

---

33) *Cicero de Clar. Orator.* 86.

durch seine eignen Werke. Der junge Lysipp fragte ihn, 34) welchen unter seinen Vorgängern er sich eigentlich zum Muster genommen? Eupomp wies auf eine Menge Volks, die eben auf einem Marktplatze vor ihren Augen wimmelte: „Hier sind meine Modelle, sagte der alte Mahler; die Natur selbst, nicht den Meister, muſs der Künstler nachahmen, der es verdienen will, dereinst selbst unter die Meister gezählt zu werden." Lysipp lieſs sichs gesagt seyn — aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge so berühmt und beliebt machte.

Wenn ich alles, was uns von ihm gemeldet wird, zusammen nehme und vergleiche, so däucht mich es komme so viel heraus: daſs er in seinen Bildnissen die Schönheit mit der Ähnlichkeit zu vereinigen gewuſst, und in seinen übrigen freyern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen schönen Theilen als im Ganzen zum Modelle genommen. Er studierte die Natur, ahmte

---

34) Es finden sich bey dieser Anekdote kronologische Schwierigkeiten, auf die, meines Wissens, noch niemand Acht gehabt hat. Wenigstens muſs Eupomp, als er dem Lysipp diese Antwort gegeben, ein sehr alter Mann gewesen seyn.

sie nach, stellte sie dar — aber nicht wie sie war, sondern wie er sie sah und sehen wollte; lieſs bey der Nachahmung das Fehlerhafte weg, oder wuſste es zu verbergen; zeigte was an jedem das schönste war auf die Weise, die dem Ganzen die vortheilhafteste schien; kurz, verschönerte seine Originale, und gab ihnen doch so viel von Wahrheit und Leben, daſs sie Täuschung hervorbrachten, und also von jedem beym ersten Anblick erkannt wurden. Dieſs war ohne Zweifel der wahre Grund, warum er so viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum sich Alexander von niemand als von Lysipp bilden, so wie er sich allein von Apelles, dem Mahler der Grazien, mahlen lassen wollte.

Seine Werke waren also mit aller ihrer Natur dennoch eine Art von Idealen; verschönerte einzelne Naturen, oder symmetrische Zusammensetzungen schöner Theile, aus verschiedenen Modellen zu einem homogenen Ganzen zusammen geschmelzt. Dieser Kunst, das Individuelle zu idealisieren, (einer Kunst, wozu mehr Geschmack und Urtheil, als Hoheit und Feuer des Geistes erfordert wird) hatte Lysipp eigentlich seinen groſsen Ruhm zu danken. Denn Demetrius, der sich bloſs an die Natur hielt, wurde gerade deſswegen getadelt — nicht etwa weil seine Werke Flickwerke oder Karikaturen, sondern weil sie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — *tanquam nimius in veritate.* So gewiſs ist es, daſs die Alten sich nichts davon träumen lieſsen, daſs Kunstwerke desto schöner würden, je mehr sie individuellen Naturen ähnlich wären!

17.

Ich habe also — beym Scheine des schwachen Lämpchens, das uns die unvollständigen Nachrichten der alten Schriftsteller von ihren Künstlern und Kunstwerken vortragen — vier Arten von Werken unterschieden, denen man — in so fern als sie alle, nicht aus Unvermögen, sondern aus Vorsatz ihrer Meister, etwas andres als bloſse Abbildungen einzelner Naturen waren — den gemeinsamen Nahmen der Ideale beylegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht unter diesem Geschlechtsnahmen mit einander zu vermengen pflegt.

Wenn wir jedoch auf der andern Seite den Unterschied sowohl zwischen diesen verschiednen Arten selbst, als zwischen dem Grade des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Fidias, oder einen Doryforus des Polyklet, oder eine bloſse Nachahmung dieses Doryforus hervorzubringen erfordert wurde, erwägen: so werden wir finden, daſs jener Nahme, in seiner edelsten und eigentlichsten Bedeutung, nur den Bildern idealischer Wesen, und auch unter diesen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchsten Grade künstlerischer Begeisterung, aus der angestrengtesten Bestrebung sich über die schönste und erhabenste sichtbare Natur empor zu schwingen, entstanden, und — wie der Römische Plato in der oben angezognen Stelle sagt — nach einem in der Seele des Künstlers erzeugten Urbilde mehr als menschlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem Begriffe ist noch immer ein groſser Unterschied zwischen dem, was in Bildung der Griechischen Götter und anderer fabelhafter Naturen konvenzionell, d. i. dem, was, nach den einmahl angenommenen Begriffen, jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war, 35) und zwischen der Idee,

---

35) Dieſs allgemeine und besondere Götter-Ideal, welches ich, ungeachtet es sich auf sehr richtige und

nach welcher ein Fidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiter, der Venus, des Apollo, u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der Vorschrift dessen was man Götter-Ideal nennen kann gearbeitet seyn, und dem ungeachtet unter den groſsen Meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Dieſs bedarf keines weitern Zeugnisses als des Augenscheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bey aller ihrer konvenzionellen Deität, sehr wenig geschickt sind, unsre Einbildungskraft in den Homerischen Olymp zu versetzen.

ſeine objektive Begriffe gründete, darum weil es für die Künstler, vermöge einer stillschweigenden Übereinkunft, Gesetz war, konvenzionell nenne, hat Winkelmann bekannter Maſsen in der Geschichte der Kunst eben so ausführlich als gelehrt und scharfſinnig abgehandelt.

18.

Aber — höre ich sagen — auch ihr, mit allem was ihr uns schon in etlichen Bogen von Idealen und Urbildern vorsagt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was ihr unter dieser Idee, diesem Urbild, dieser *eximia quadam specie pulchritudinis*, die in der Seele des Fidias ſaſs als er seinen Jupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennet: daſs es entweder ein Gespenst ist, das gerade so viel Grund in der Natur hat als andere Gespenster — Deutsch zu reden, daſs ihr und euer Cicero selbst nicht recht wiſst was ihr sagt; oder daſs dieser so hoch gepriesne Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut Reden habt, da niemand hingehen und sehen kann was an der Sache ist — weder mehr oder weniger war, als „eine Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten, und im Grunde doch nichts besser als Karikatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunst, der ewig unnatürlichen Kunst, nach der unendliche Mahl schönern Natur der schönern und bessern Menschen, mit denen das Land der Pelasger in den goldnen Zeiten des Perikles geziert war." 36)

19.

Nun, ja denn! wir wollen bekennen was zu bekennen ist. Am Ende — behalte auch Recht wer da kann — bleibt doch immer Gott allein die Ehre, und niemand in der Welt kann ein Interesse darunter haben, die Kunst mit der Natur zusammen zu hetzen, oder die eine auf Kosten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergessen wollen — auch die Natur, von der diese ganze Zeit über die Rede war, ist ja wahrlich nicht die Natur selbst, sondern bloſs die Natur, wie sie sich in unsern Augen abspiegelt — und dieſs rückt Natur und Kunst um ein beträchtliches näher zusammen. Es wäre freylich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenklos sich hinsetzen und aus Thon oder Stein —

---

36) Fysiognomische Fragmente *l. c.*

mit unserm Herrn Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch, ein Schattenbild (und das sind doch wohl alle unsre Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menschheit übersteigt. Und daſs der menschliche Geist — *Deus in nobis* — fähig sey sich etwas schöneres, reineres und vollkommneres zu denken, als diese, durch die *Peccata Mundi* von mehr als hundert Generazionen zerdrückten, angesteckten, verpfuschten und verhunzten Menschengesichter und Menschenleichname, wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen herum kriechen — ist weder eine ungereimte noch gottlose und dem Schöpfer der Natur — der (so viel ich weiſs) auch der Schöpfer der Kunst ist — zu nahe tretende Behauptung.

20.

Ich bekenne also vor allen Dingen, daſs es, wenn man von dem Jupiter Olympius des Fidias spricht, ein schlimmer Umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu haben. Da nun aber diesem Übel nicht abzuhelfen ist, so kommt es itzt nur darauf an, wie viel wir die Zeugnisse und Urtheile derjenigen, die das Glück hatten ihn gesehen zu haben, gelten lassen wollen oder nicht; und hierin läſst sich freylich niemanden etwas vorschreiben.

Aber dieſs wenigstens ist gewiſs, daſs unter allen, die von diesem Wunder der Kunst als Epopten reden, keiner sich so ausdrückt, daſs man nur auf die Vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus Nachbildung lebender Originale entstandenes Werk gehalten. Wäre dieſs der Fall gewesen: welcher unter allen Griechen, mit denen Fidias lebte, hätte mehr Anspruch machen können zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen, als eben dieser Perikles Olympius, den die Theaterdichter seiner Zeit so gern — nicht zum Spott, sondern aus demokratischer Eifersucht — mit dem Beherrscher des Olymps zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daſs Perikles der Gönner, der Beschützer, der Freund unsers Künstlers war: wie glaublich, daſs Fidias diese Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die seinem Stolz am meisten schmeicheln muſste, die Cour zu machen! — Allein so glaublich es immer seyn mag, so gewiſs können wir uns darauf verlassen, daſs Fidias der Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum einfallen konnte. — Und daſs die Griechen, der kolossalischen Vergröſserung ungeachtet, den Donnerer von Athen ersten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der Olympische nur einiger Maſsen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienschreiber hätte geeilt, der erste zu seyn der seinen lieben Landsleuten ins Ohr sagte: „Sie möchten vor der Majestät dieses vermeinten Jupiter nicht zu sehr erschrecken; es sey nur Perikles des Xantippus Sohn, Schinokäfalos oder der Zwiebelkopf zubenahmset, neun- oder zehnmahl gröſser und dicker als er unter seinem eignen Nahmen zu seyn pflege, und, um die Griechischen Ganshäupter zum besten zu haben, in einen Jupiter travestiert.“ — Man sieht klärlich, es konnte das nicht seyn. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieses Jupiters erklären kann, als — daſs wir annehmen, er sey entweder aus Zusammenschmelzung entstanden, oder — nach einem Gespenste gebildet worden.

21.

Was die Zusammenschmelzung betrifft, so kann ich mir eine zweyfache Art derselben denken. Es ists nehmlich entweder der Künstler, der die Operazion vornimmt, oder Mutter Natur verrichtet sie eigenhändig. — In jenem Falle kann wohl so etwas wie der Doryforus des Polyklet oder ein Lysippischer Jupiter daraus werden: aber daſs ein solches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Griechenköpfe und Griechenkörper, so symmetrisch als man immer will, zusammen gesetzt, die groſse Wirkung hätte thun können, die der Jupiter des Fidias (oben bemeldeter Maſsen) gethan hat, scheint mir so wenig glaublich, daſs ich (wenn kein ander Mittel ist) lieber annehmen will, die Natur selbst, in so fern sie in der Imaginazion der Menschenkinder ihr verborgnes Werk und Wesen hat, habe die Zusammenschmelzung vorgenommen. Daſs sie eine solche Schmelzerin ist, wird niemand läugnen: allein wie sie es dabey anfange, ist ein Geheimniſs, das uns (meines Wissens) noch kein Psycholog begreiflich gemacht hat.

Die Sache bleibt also noch immer so dunkel als zuvor; und wir mögen uns wenden und winden wie wir wollen, so werden wir genöthigt seyn zu bekennen: daſs Fidias nach einer in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieser Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher wenn wir sagen: sie sey eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten. — Und im Grunde verlieren wir nichts dabey, wenn wir sie ein Gespenst schelten lassen, und gestehen, daſs wir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Mahler eben so wenig verstehen, als von dem Gespenste das dem Brutus zu Filippi erschien, oder von irgend einem andern Gespenste, Geiste, Kobold oder andern Einwohner der unsichtbaren Welt, weſs Nahmens, Standes und Würde er seyn mag, der jemahls einem Sterblichen erschienen ist vom Anbeginn der Dinge bis auf diesen Tag. Ich trage für Herrn Johann Locke und seinen groſsen Grundsatz, *nil est in intellectu etc.* alle gebührende Achtung. Die Epikuräer und viele andre ehrliche Leute haben ein paar tausend Jahre vor ihm eben so viel davon gewuſst als er. Aber, trotz diesem groſsen Axiom, womit man (wie mit dem Eskalibor des Königs Artus) auf einmahl so groſse Stücke herunter hauen kann, wird auch von der kleinen Welt in unserm Hirnkasten ewig wahr bleiben, was Shakspeares Hamlet von Himmel und Erde sagt: „Es giebt gar viele Dinge da, wovon sich unsre Filosofie nichts träumen läſst.“ — Es ist eitle Mühe, alles, was in dem geheimniſsvollen Abgrund unsrer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daſs ich als ein Knabe von vierzehn Jahren, und auch schon lange zuvor, bey äuſsern Veranlassungen, die auf tausend andre nichts dergleichen wirkten, Gespenster und Erscheinungen aus der idealischen Welt in meiner Seele sah, die ich mir selbst weder aus Zusammensetzung oder Associazion meiner damahligen Sensazionen, noch aus irgend einer andern Ursache erklären kann. Denn Kunstwörter, alte oder neu geschmiedete, erklären nichts.

22.

Aber müssen wir denn alles erklären wollen? und ist es nicht genug, wenn wir wissen, so ist die Sache? — Man sage mir nicht, das heiſse ohne Noth die weislich verbannten *Qualitates occultas* zurück berufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daſs man nicht durch unzulängliche Data, und durch Heischesätze, denen man mehr Ausdehnung giebt als sie haben, zu erklären meine was sich nicht erklären läſst. Der Weg des Genies ist der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vorkamen. (Sprichw. Sal. Kap. 30. v. 18. 19.) Aristoteles und zwanzig andre konnten wohl über die Werke Homers filosofieren; aber keiner von ihnen hat uns noch ein Recept geschrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Jupiter des Fidias nicht eben so seyn?

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, daſs die schöne (wiewohl nicht eben schönere)

Griechische Natur, und die Gelegenheiten sie mehr zu ihrem Vortheile zu sehen, nothwendig das ihrige zu den schönen Ideen der Griechischen Künstler beygetragen haben müssen. Was ich läugne, ist nur, daſs dieser Umstand so viel, daſs er alles dabey gethan habe. Denn, that er alles: warum machten die andern Künstler nicht auch so herrliche Werke wie Fidias? Warum gab es unter den Griechischen Bildnern und Mahlern, die doch alle die nehmliche Natur um sich hatten, nur einige wenige, deren Werke groſse Wirkung thaten?

Man wird antworten: es verstehe sich von selbst, daſs der Mann, der etwas groſses hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufassen, ihre mannigfaltigen Schönheiten in seiner Seele zu koncentrieren und wieder in seinen Werken auszustrahlen, in einem hohen Grade haben müsse. Aber da sind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe, und wissen vom Wie des Fänomens, das erklärt werden soll, gerade so viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller Bescheidenheit meine Meinung von der Sache sagen? — Die Imaginazion eines jeden Menschenkindes, und die Imaginazion der Dichter und Künstler insonderheit, ist eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte, von denen das Abc buch, das man Psychologie nennt, gerade so viel erklären kann, als die Monadologie von den Ursachen der Vegetazion und der Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen — Veranlassungen — Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgnen wirken, — über diesem allen hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat. — „Hättens nicht die beiden kleinen hitzigen Hengste gethan und der Tollbrägen vom Postillion, der sie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht in den Kopf gekommen. — Er schnaubte daher wie ein Blitz" — sagt Tristram Shandy.[37] Dieſs ist die allgemeine Geschichte, wie Dichter, bildende Künstler, Komponisten, und alle das Volk von scharfen behenden Sinnen, und feuerfangender Imaginazion, zu ihren schönsten Ideen, ihren glücklichsten Erfindungen kommen. — Eine Veranlassung von innen oder auſsen ist freylich immer da; aber in neunzig Fällen unter hundert möchte ich den sehen, der mir erklärte, wie just diese Wirkung aus dieser Veranlassung, dieser vermeinten Ursache entstehen konnte? entstehen muſste?

---

[37] S. V. Th. 1. Kap. vom Anfang, nach der Bodischen Übersetzung.

24.

Indessen läſst sich zuweilen doch wenigstens so viel historisch begreiflich machen, wie es zugegangen, daſs die Seele des Mannes, der ein auſserordentliches Werk hervorgebracht, in diese ungewöhnliche Begeisterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte gesetzt worden, worin sie fähig seyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon sein Werk die Nachahmung ist. — Und dieſs ist, so viel ich weiſs, auch der Fall beym Jupiter Olympius des Fidias.

Ehe ich mich in die Erzählung dieser Umstände einlasse, muſs ich meine Leser bitten, bey dem Nahmen Fidias sich so lebendig als ihnen möglich ist einen Mann zu denken, der mit dem Genie der Kunst geboren war — einen Mann, der in Vergleichung mit seinen Lehrmeistern ein Gott scheinen muſste — der nicht etwa ganz gemächlich von der neunzehnten Stufe zur zwanzigsten hinauf stieg, wozu es freylich nicht viel mehr braucht als daſs man den einen Fuſs lüpfe und den andern nachziehe; sondern der den gewaltigen Raum zwischen seinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunst mit zwey oder drey Riesenschritten verschlang — einen Mann, der ein eben so groſser Architekt als Bildhauer war — der immer nichts als groſse Werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es also, von Natur und Gewohnheits wegen, zuletzt wie mechanisch werden muſste, alles was er dachte und machte groſs zu denken und zu machen — kurz, einen Mann, dem es (wie Quintilian in der oben angezognen Stelle sagt) leichter war Götter zu bilden als Menschen; und der zu allen den Wundern, womit er unter der Staatsverwaltung des Perikles die Stadt Athen verherrlicht hatte, keinen auſserordentlichen Anlauf zu nehmen, und um selbst seine Minerva, den Stolz der Athener, hervorzubringen, nur seine gewöhnliche Stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn solch ein Mann, von der edelsten Art von Rache angeflammt und in der angestrengtesten Eifersucht mit sich selbst, alle seine Kräfte zusammen nimmt, ein Werk zu schaffen, das alle seine vorherigen auslösche, — welch ein Werk muſste das werden!

Die Athener hatten dem Künstler für alle Verdienste, die er sich um ihre Stadt gemacht, der Welt Lohn gegeben. Ein groſser Mann, ein Freund des Perikles, ein Mann, neben dem wenige stehen konnten, ohne um die Hälfte kleiner zu werden, als sie waren wenn sie unter ihres gleichen standen — das alles zu seyn, war freylich in einer so schwankenden Demokratie Verbrechens genug. Man muſste aber doch einen Vorwand haben. Man stiftete also einen gewissen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daſs er von dem Golde, welches zu der kolossalischen Statue der Minerva gebraucht worden, etwas unterschlagen habe. Allein bey der Untersuchung zeigte sich, daſs Fidias die Vorsicht gebraucht hatte — unschuldig zu seyn, und daſs gerade so viel Gold an der Statue war, als er den Athenern verrechnet hatte. Dieſs setzte seine Feinde in die Verlegenheit, ihm zu einem Staatsverbrechen zu machen, „daſs einer von den Kriegsmännern in der **Amazonen-Schlacht**, die er in halb erhobener Arbeit auf den Schild der Minerva gearbeitet hatte, dem **Perikles**, und ein alter kahlköpfiger Mann, der einen groſsen Stein mit beiden Händen aufhebt, **ihm selbst** ähnlich sehe," — und weil es ihm hier nicht so leicht war das Gegentheil zu demonstrieren, so wurde er ohne weiters verurtheilt, ins Gefängniſs geworfen, und vermuthlich einige Zeit darauf — ungefähr aus eben dem Grunde, warum Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt — des Landes verwiesen, oder er fand Mittel aus dem Gefängnisse zu entwischen. 38) Kurz, Fidias begab sich nach **Elis**, und wurde Werkmeister des **Jupiter Olympius**.

Rollins Behauptung, daſs er bey diesem erstaunlichen Werke die Absicht gehabt habe, Rache an den Athenern auszuüben, und ihre Minerva um den Ruhm zu bringen daſs sie das Gröſste sey was die Kunst jemahls hervor-

---

38) Dieſs sagt ein ungenannter Scholiast des Aristofanes. **Plutarch** sagt, er sey im Gefängniſs gestorben. Das ist aber, aus verschiedenen Gründen, nicht glaublich.

gebracht — ist zwar eine bloſse Vermuthung; denn sie beruht, meines Wissens, auf keinem Zeugnisse: aber sie gehört unter die Vermuthungen, die man für so gewiſs nehmen kann als ob sie gerichtlich erwiesen wären; denn sie beruht auf der menschlichen Natur. So beleidigt, wie Fidias von den Athenern war, rächt man sich ganz gewiſs wenn man kann; und welche Rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn selbst ehrenvoller, und für die herrschende Leidenschaft der Athener, ihre Eitelkeit, empfindlicher gewesen wäre?

Fidias entwarf also den Plan eines Werkes, wodurch er alle Meisterstücke seiner Nebenbuhler in der Kunst und seine eignen zu verdunkeln hoffen konnte — den Vater der Götter und der Menschen in seiner Herrlichkeit. Es war ein wahres Poema, und nur den Gedanken davon zu fassen brauchte es schon eines so kühnen und solcher Kräfte sich bewuſsten Geistes wie der seinige. Aber da er seine Hand zur Ausführung ausstreckte, erschrak er vor seinem eignen Gedanken — fühlte daſs er nur ein Mensch war, er der es wagen wollte den König des Himmels darzustellen — und sein Muth verlieſs ihn einen Augenblick.

In welcher Gestalt, mit welchen Zügen, in welcher Stellung? daſs jeder der ihn sähe schaudernd den gegenwärtigen Gott, den Vater und König der Götter, fühlen und erkennen müſste!

Seine Seele arbeitete Tag und Nacht an der groſsen Geburt; stieg vom gröſsten der Menschen zum Halbgott — vom Halbgott zum Gott auf — strebte noch höher empor — aber hier — hier sank sie immer wieder.

Die Idee des Olympischen Vaters konnte nicht durch Abstrakzion noch Zusammensetzung gebildet werden; erscheinen muſste sie ihm. — Und sie erschien ihm, da er sichs am wenigsten versah, — da er einst, über den Markt gehend, einen Rhapsodisten das erste Buch der Ilias singen hörte. Im Vorübergehen trafen sein Ohr die drey berühmten und unübersetzlichen Verse, in welchen Zevs der flehenden Thetis die Gewährung ihrer Bitte mit einem Winke der Augenbraunen und des Hauptes, der den Olymp in seinen Tiefen erzittern macht, bestätiget. — Diese Verse trafen sein Ohr, oder vielmehr sein Innerstes, und siehe! auf einmahl stand die himmlische Erscheinung vor seinem Geist — und man schlieſse auf die Vollkommenheit dieser Idee von der Wirkung die sie, nach allem was sie durch ihre Einlenkung in die Materie verlieren muſste, selbst in dem unvollkommenen Nachbilde noch immer auf alle Anschauenden machte!

Der groſse Erz-Kritikus, Julius Cäsar Skaliger, ist mir nirgends kleiner, und in seiner windigen Aufgeblasenheit verächtlicher, als wenn er diese Anekdote 39) lächerlich findet. „Entweder Fidias hat uns, oder die Herren, die es von ihm erzählen, haben ihn zum Narren, sagt der kunstrichterliche Julius Cäsar; ich dächte doch, Fidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, um zu wissen daſs Jupiter Augenbraunen und Haarlocken habe.“ — Was ist einem Menschen zu antworten, der alles innern Sinnes für Geist und Leben so ganz ermangelt? — Von dem kann man wohl im eigentlichsten Verstande mit Euripides sagen, er verstehe nichts von Göttersachen. — Freylich hatten zehn tausend und zehntausendmahl zehn tausend Leute diese

---

39) Sie gründet sich zwar nur auf die Erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Makrobius — aber, wenn sie auch schlechtere Gewährsmänner hätte, so ist, däucht mich, der innere *Character indelebilis* der Wahrheit in ihr, der diejenigen, welche Augen zu sehen haben, stärker überzeugt als alles Ansehen fremder Zeugen.

nehmlichen Verse singen gehört, ohne in die Kraft derselben einzugehen, oder — einen Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen diesen Myriaden war auch keiner ein Fidias — und ein Fidias, der sich gerade in diesen eigensten Umständen, in diesem Drange der Seele, dieser Empfänglichkeit der Imaginazion befand, wie Er in dem Augenblicke, da eine solche Wunderkraft aus Homers Genie in den seinigen überging.

25.

Übrigens kann ich zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daſs die groſse Wirkung, welche dieses in der alten Welt so berühmte Bild auf alle, die es — mit Menschenaugen ansahen, machte, nicht ganz allein der Vollkommenheit des geistigen Urbildes, von welchem es abgeformt worden, beygemessen werden könne. Wenn die Religion selbst (wie Quintilian sagt) durch die Majestät dieses Werkes gewann: so ist nicht weniger zu glauben, daſs das religiöse Gefühl, womit es von den meisten angesehen wurde, hinwieder dem Werke Vortheil gebracht, und einen Nimbus von Göttlichkeit darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch itzt stände, für uns Unglaubige nicht haben würde. Es kommt so viel darauf an, in was für einer Stimmung der Seele man ein Ding ansieht! — Auch die kolossalische Gröſse dieses Jupiters, und daſs (wenn es erlaubt ist den Ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) sein Saum den ganzen Tempel füllte — trug unfehlbar nicht wenig bey, den Anschauenden diesen schauervollen Eindruck der unmittelbaren Gegenwart des Gottes zu geben. Aber was diesen Eindruck nothwendig bis auf den höchsten Grad der Möglichkeit treiben muſste, war dieſs: daſs der Olympische Jupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen Bilder der Götter, allein da stand; sondern daſs er, wie mitten im Olymp, hoch auf seinem Throne sitzend, und umgeben von den übrigen himmlischen Gottheiten (deren Subordinazion unter ihn durch Stellung und verhältniſsmäſsige Gröſse sichtbar wurde) dargestellt war.

Auch sogar die trockne Beschreibung, die uns Pausanias (der kälteste unter allen, die jemahls ihren Mund aufgethan haben von Kunstwerken zu sprechen) in seiner flachen Reisebeschreiber-Manier davon hinterlassen hat, ist hinlänglich, jedem Leser, dessen Einbildungskraft nicht eben so frostig ist, einige Ahnung von dem erstaunlichen Effekte zu geben, den das Ganze dieser gewaltigen Komposizion auf den ersten Blick machen muſste. 40)

---

40) Die flache Art, wie der äuſserst unpoetische Pausanias von allen Herrlichkeiten des Olympischen Tempels spricht, ist darum kein Beweis, daſs er nicht

davon gerührt worden sey. Im Gegentheil ich stelle mir ihn vor, wie er mit weit offnen Augen, seine Schreibtafel in der Hand, da stand, und gaffte, und vor lauter Erstaunen nicht wuſste wo er anfangen sollte, und seinem Leibe endlich keinen Rath fand, als alles, Stück für Stück, in der nehmlichen Verwirrung die in seiner Seele herrschte, aufzuschreiben. Was ihn am meisten am ganzen Werke gerührt zu haben scheint, war die Kostbarkeit der Materialien, die Verschwendung von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelsteinen, der schimmernde Thron u. s. w.

26.

Doch — so wenig ich auch vielleicht mit allem, was ich bisher über die Ideale der alten Künstler vorgebracht, gesagt haben mag — so viel ich selbst noch darüber zu sagen hätte, oder ein andrer, der des Alterthums und seiner Überbleibsel kundiger ist und tiefer sieht als ich, darüber sagen könnte, — es ist Zeit aufzuhören. Alles läuft am Ende doch in diesen Dingen auf Hypothese, und die besondere Art wie jeder sie sieht, faſst und zusammen stellt, hinaus. Drey oder vier Statuen, von denen man gewiſs wüſste sie seyen aus der Epoke des Perikles, — bloſs die Nemesis des Agorakritos, 41) die Sosandra des Kala-

---

41) Die Geschichte dieser Nemesis hat etwas merkwürdiges. Die Athener wollten ein Bild der Venus haben, um es in den so genannten Gärten in einem

mis, 42) und der **Amor** und die **Venus** des **Praxiteles**, mit einem einzigen von den vielen Wunderwerken des **Fidias**, würden uns ganz andre Aufschlüsse geben, als alles was man itzt *a priori*, oder aus den

---

Tempel der Venus Urania aufzustellen. Zwey Schüler des Fidias, Alkamenes und Agorakritos, wovon der letzte sein Liebling war, arbeiteten in die Wette um diesen Preis: die Venus des Agorakritos verdiente ihn; aber die Athener, die einem Ausländer diese Ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem Mitbürger, zu. Agorakritos empfand diese Ungerechtigkeit so hoch, daſs er sogar nicht mehr leiden konnte, daſs sein Werk eine Venus heiſsen sollte. Er nannte sie also **Nemesis**, und verkaufte sie mit der ausdrücklichen Bedingung, daſs sie nie nach Athen gebracht werden sollte. **Varro**, der gewiſs Kenner war, hielt diese Nemesis für das vollkommenste Werk der Griechischen Kunst. — Der Umstand, daſs Fidias die letzte Hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, ist entweder ein Versehen des Plinius oder seiner Kopisten; es ist wider alle Wahrscheinlichkeit. Wenn Fidias einem von beiden half, so wars gewiſs dem, der ihm am liebsten war.

42) Zwey Stellen **Lucians** geben uns von dieser **Sosandra** eine groſse Meinung. Die eine, (im dritten der *Dialog. Meretric.*) wo die eifersüchtige

noch vorhandenen alten Kunstwerken, und aus dem was uns die Autoren davon sagen, schlieſsen und vermuthen kann. — Meine Absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner Leser selbst über die Sache zu denken veranlaſst habe; und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen,

---

Filinna sich gegen ihre Mutter über die Aufführung ihres Liebhabers beklagt, der, in ihrer Gegenwart und um sie zu ärgern, die Thais wegen der Zierlichkeit ihres Tanzes, und ihres geschickten Fuſses, und ihrer schönen Knöchel, und wegen tausend andrer Schönheiten ganz ausschweifend erhoben hatte. — „Nicht anders, (sagt sie) als ob die Rede von der Sosandra des Kalamis gewesen wäre, und nicht von dieser Thais, von der wir ja beide wissen was an ihr ist, da wir mit ihr baden.“ —

Die andre Stelle findet sich in den Bildern, wo er nebst etlichen andern Statuen eben diese Sosandra auswählt, um aus Zusammensetzung dessen was an jeder das Schönste war das Bild seiner Panthea, oder der vollkommnen Schönheit, zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den Ausdruck von holder Scham, das leise verborgne Lächeln und die Anständigkeit und ungesuchte Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. (S. Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 482, nach der Wiener Ausgabe.)

die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden, und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen wie sie sind?

DIE
PYTHAGORISCHEN FRAUEN.

1.

Pythagoras ist einer von diesen ehrwürdigen Nahmen des Alterthums, die, wie die Nahmen Hermes, Orfeus, Zoroaster, Konfucius u. a. kaum den allerunwissensten gänzlich unbekannt sind; Nahmen, die aus den Fluten der Zeit, während sie von einer Generazion zur andern das Gedächtniſs so vieler Myriaden Menschen vom Erdboden hinweg schwemmt, immer in einerley Höhe empor ragen, und, gleich jenen unzerstörbaren Pyramiden des alten Ägyptens, mit Ehrfurcht angestaunt werden, wiewohl sie längst aufgehört haben zu einigem gemeinnützlichen Gebrauch zu dienen, und die hohe Weisheit, die ihnen einen so allgemeinen und dauernden Ruf verschafft hat, sogar für die gelehrtesten und scharfsinnigsten Neuern zur Hieroglyfe geworden ist.

Wie viel man auch immer hiervon auf die bekannte Eigenschaft der Zeit — gewisse Gegenstände desto mehr in unsrer Einbildung zu vergröſsern, je weiter sie aus unsern Augen rücken — schreiben will: so bleibt doch gewiſs, daſs ein Ruhm, der sich durch mehr als zwey tausend Jahre an den Nahmen eines Mannes, von welchem beynahe nichts in die Augen fallendes übrig ist, so fest angehängt hat, einen groſsen Karakter, ungewöhnliche Verdienste, und einen beträchtlichen Einfluſs in seine eigene und die nächst folgenden Zeiten voraussetzt.

Daſs dieſs auf eine sehr vorzügliche Art von Pythagoras gelte, läſst sich meines Erachtens mit hinlänglichem Grunde behaupten, wiewohl wenige berühmte Personen des Alterthums genannt werden können, deren Geschichte ungewisser, durch Tradizion und Volkssagen mehr entstellt, und in spätern Zeiten durch absichtliche Beymischung einer Menge unechter Zusätze und legendenmäſsiger Mährchen ärger verfälscht worden wäre als die seinige.

In diesem Stücke hat Pythagoras mit mehr als Einem auſserordentlichen Manne vor und nach ihm einerley Schicksal gehabt: man hat, um ihn zum Werkzeuge von Absichten, die er nie gehabt hatte, zu machen, ein so zweydeutiges, wunderbares und geheimniſsvolles Wesen aus ihm gemacht, daſs es, bey dem

Abgang hinlänglicher und zuverlässiger Urkunden, beynahe unmöglich ist zu sagen, was er war.

Das gewisseste indessen ist, daſs er, über vierzig Jahre lang, in dem untersten Theile von Italien, welchen die Griechen die groſse Hellas nannten, eine wichtige Rolle gespielt hat, und der Stifter einer Schule theoretischer und praktischer Weisheit, oder vielmehr einer merkwürdigen geheimen Gesellschaft gewesen ist, die sich durch alle Republiken dieses schönen Landes verbreitet, und, ihrer kurzen Dauer ungeachtet, noch Jahrhunderte nach ihrer Ausrottung wohlthätige Spuren ihres ehmahligen Daseyns in Italien und Griechenland zurück gelassen hat.

2.

Diese Gesellschaft, von welcher Pythagoras die Seele war, scheint sich keinen geringern Zweck, als die sittliche und politische Reformazion oder Wiedergeburt jener gröſsten Theils sehr verderbten Republiken, vorgesteckt gehabt, und zu gewisserer Erzielung eines so groſsen Zwecks den Anfang damit gemacht zu haben, sich selbst zu der höchsten moralischen Vollkommenheit auszubilden, deren die menschliche Natur fähig scheint.

Man kann der Idee, die man sich von dieser ersten Pythagorischen Gesellschaft oder Ordensverbindung und ihrem Einfluſs auf die freyen Städte in Groſs-Griechenland zu machen hat, vielleicht keine bessere Grundlage geben, als diese: daſs, selbst lange nachdem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden war, ein so ungemein vortrefflicher Mann wie Archytas von Tarent gleichsam aus ihrer Asche hervor ging; und daſs einer der gröſsten Staatsmänner und Kriegshelden und unstreitig der tugendhafteste und vollkommenste Mensch, den Griechenland aufzuweisen hat, Epaminondas, die Ausbildung, die ihn dazu machte, von einem unmittelbaren Schüler des Pythagoras, dem Lysis von Tarent, empfangen hatte.

Sogar die fabelhafte Sage, die sich in spätern Zeiten entspann und zu einem gemeinen Volksglauben wurde, daſs einige berühmte Gesetzgeber, Zaleukus von Lokri, Charondas von Katana, und sogar der Römische König Numa, die Weisheit, die ihnen einen so groſsen Nahmen gemacht, aus dem Unterricht des (erst lange nach ihrem Tode gebornen) Pythagoras geschöpft haben sollten, bestätigt die Wahrheit dessen was ich von der groſsen Einwirkung des Pythagorischen Ordens auf seine Zeitgenossen behauptet habe; denn sie beweiset, nach einer sehr richtigen Bemerkung des Cicero, wie groſs der Nahme der Pythagoräer und der Ruf ihres Instituts in Italien gewesen seyn müsse, da die spätern Römer, die aus den Erzählungen ihrer Vorältern sich von der Weisheit und den Tugenden ihres Königs Numa den gröſsten Begriff machten, bey ihrer Unwissenheit in der Zeitrechnung nicht anders denken konnten, als, ein Mann, der alle seine Zeitgenossen an Weisheit übertraf, müsse ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn.

3.

Pythagoras war der erste öffentliche Volkslehrer und Sittenprediger unter den Griechen, und man schreibt seinen Predigten Wirkungen zu, deren sich schwerlich irgend ein neuerer Buſsprediger rühmen kann. Als er nach Kroton[1] kam, sagt Justinus,[2] fand er die Einwohner in Üppigkeit, Wollust und Hoffart versunken. — Ein gewöhnlicher Mensch, wie schön er auch immer sprechen könnte, würde solchen Leuten die Frugalität lange vergebens anpreisen: aber Pythagoras, dem zu seiner hohen Weisheit und allen seinen übrigen Gaben noch eine seltne Schönheit und eine majestätische Gestalt zu Statten kam, wuſste sich Eingang zu verschaffen; und kurz, er lieſs nicht nach, bis er eine so groſse und allgemeine moralische Bekehrung in dieser reichen und üppigen Stadt zuwege brachte, daſs „man sich gar nicht vorstellen konnte, die Krotoner, die man jetzt sah, hätten jemahls die Wollüstlinge seyn können, die sie ehemahls waren.“ — Der Apostel der Weisheit erleichterte sich dieses groſse Werk nicht wenig dadurch, daſs er sowohl die männliche Jugend als die jungen Frauen besonders in die Kur nahm, und jedem Theile seine eigenen Tugenden und Pflichten so nachdrücklich ans Herz legte, daſs ein wahrer Wetteifer unter ihnen entstand, wer es dem andern darin zuvor thun möchte. Die Jünglinge wurden Muster der Sittsamkeit, und legten sich mit einem zu Kroton nie erhörten Fleiſs auf Filosofie und schöne Wissenschaften: und die jungen Frauen (wird man es auch dem ehrlichen Trogus glauben?) „trugen alle ihre goldgestickten Kleider, Juwelen, Halsketten, Armbänder u. s. w. in den Tempel der Juno, legten sie der Göttin als ein Opfer der häuslichen Tugend zu Füſsen, und gaben zu erkennen, daſs Zucht und Keuschheit, nicht schimmernder Putz, die wahre Zierde ihres Geschlechtes sey.“

---

[1] Kroton, oder Kroto, (jetzt Koteone, eine kleine Stadt in Kalabria Ultra) war damahls eine der gröſsten, schönsten und volkreichsten Städte in ganz Italien. Vorzüglich rühmte man die Gesundheit ihrer Lage und Luft (die zu dem Sprichwort, Gesunder als Kroton, Anlaſs gab) und die Vorzüge ihres Einwohner an körperlicher Stärke und Geschicklichkeit in den gymnastischen Übungen. Wenig Städte konnten eine so groſse Menge Sieger in den öffentlichen Kampfspielen zu Olympia u. s. w. aufweisen; und man pflegte daher zu sagen, (doch vermuthlich nur zu Kroton selbst) der letzte unter den Krotonern ist noch immer der erste unter den übrigen Griechen.

[2] Im vierten Kapitel des zwanzigsten Buchs seiner Auszüge aus einem groſsen historischen Werke des Trogus Pompejus, der zu Cäsar Augustus Zeiten lebte. Porfyrius in seinem Roman von Pythagoras beruft sich, dieser fast unglaublichen Sittenverbesserung der Krotoner wegen, auf das Zeugniſs des Dikäarchus von Messina, eines berühmten Schriftstellers aus der Aristotelischen Schule, welchen Cicero seinen Lieblingsautor (*Delicias suas*) nennt.

Wenn wir auch, wie billig, der Obermacht des Pythagorischen Genius über die Seelen der Krotoner nicht die ganze ausgedehnte Wirkung zutrauen, die ihr Justins Erzählung zu geben scheint; wenn wir annehmen, daſs die jungen Frauen und edeln Matronen, die er gewonnen habe, ihren Mitbürgerinnen ein so schönes Beyspiel zu geben, bey weitem den kleinern Theil des schönen Geschlechtes zu Kroton ausgemacht haben dürften: so bleibt diese Anekdote noch immer eines der rühmlichsten Denkmähler dessen, was die Weisheit über die zarten Seelen der sanftern Hälfte des Menschengeschlechtes vermag, und die Geschichte hat einige ähnliche, aber wenig gröſsere Triumfe der weiblichen Tugend aufzuweisen.

4.

Pythagoras hatte also auch Jüngerinnen, und unter diesen sogar mehrere, die zu seinem geheimen Unterricht zugelassen wurden, und als Pythagoräerinnen, in der engern Bedeutung des Wortes, hier und da von den Alten erwähnt werden. Ich weiſs nicht, wie viel wir an des Athenischen Geschichtschreibers Filochorus Verzeichnisse der Heroiden oder Pythagorischen Frauen verloren haben: wenig, wenn er sich auf einen bloſsen Katalogen eingeschränkt hätte; viel, wenn er (wie aus der Benennung Heldinnen zu vermuthen ist) Züge und Anekdoten aus ihrem Leben angeführt hat, welche diesen erhabenen Nahmen rechtfertigen. Jamblichus, ein anderer romantischer Biograf des Pythagoras, der uns funfzehn Filosofinnen aus der Schule dieses Weisen vorzählt, meldet nur von einer einzigen, die er Timycha nennt, einen solchen heroischen Zug; aber das Ganze sieht einem übel zusammen hangenden Mährchen zu ähnlich, um selbst in dem Munde eines weit zuverlässigern Erzählers als Jamblichus ist Glauben zu verdienen.

Um indessen nicht etwa bey meinen Leserinnen in den Verdacht zu kommen, als ob ich ihr Geschlecht ohne zureichende Ursache einer Heldin berauben wolle, will ich ihm dieses Geschichtchen aus dem ein und dreyſsigsten Kapitel seines Lebens des Pythagoras nacherzählen. — Der Tyrann Dionysius von Syrakus (sagt er) kam auf den Einfall, einigen in den Pythagorischen Mysterien eingeweihten Personen, die zu gewissen Zeiten von Tarent nach Megapontum zu reisen pflegten, durch eine überlegene Anzahl Syrakuser aufpassen und die guten Leute mit Gewalt entführen zu lassen. Sein eigener Schwager Eurymenes schämte sich nicht, sich zu diesem häſslichen Auftrage gebrauchen zu lassen. Er legte sich mit dreyſsig wohl bewaffneten Kriegsknechten in einen Hohlweg, den die Pythagoräer nothwendig passieren muſsten; und als diese, ungefähr zehen Personen stark, in ihrer Unschuld daher zogen, fiel er unversehens mit groſsem Geschrey über sie her. Die guten Leute, wiewohl unbewaffnet, schlugen sich dennoch, wie es dem Pythagorischen Ordensmuth geziemte, eine gute Weile mit den dreyſsig Soldaten herum; endlich aber, wie sie zu merken anfingen daſs die Partie gar zu ungleich sey, glaubten sie der Tugend nichts zu vergeben, wenn sie sich mit der Flucht zu retten suchten. Denn (sagt der weise Jamblichus) die gesunde Vernunft lehrt, daſs die Tapferkeit darin besteht, daſs man wisse, wann und wo man fliehen, und wann und wo man ausdauern soll. Sie würden auch, da sie leicht zu Fuſs, die ihnen nachsetzenden Feinde hingegen schwer bewaffnet waren, glücklich entkommen seyn, wenn sie nicht auf der Flucht an ein groſses Bohnenfeld, das bereits voller Schoten war, gerathen wären. Da ihnen nun das Pythagorische Dogma nicht erlaubte, eine Bohne auch nur anzurühren, so blieben sie auf einmahl stehen, wehrten sich noch mit Steinen und Knitteln und allem was ihnen vor die Hand kam, so lange sie konnten, und lieſsen sich zuletzt alle zusammen lieber todt schlagen, als daſs sie sich ergeben hätten. Eurymenes, sehr miſsmüthig darüber, daſs er auch nicht mit einem einzigen lebendigen Pythagoräer vor dem Tyrannen erscheinen sollte, lieſs die Erschlagenen begraben, richtete ihnen ein Heldendenkmahl auf, und zog miſsmüthig nach Hause. Unterwegs stieſs er auf einen andern Pythagoräer, Myllias von Kroton, der mit seiner im zehnten Monat schwanger gehenden Ehegattin Timycha von den übrigen zurück gelassen worden war, weil die gute Frau, ihrer Bürde wegen, nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Sogleich läſst sie der edle Eurymenes lebendig gefangen nehmen, trägt unterwegs groſse Sorge daſs ihnen nichts abgehe, und langt endlich wohlbehalten bey dem Tyrannen an. Dieser läſst sich den ganzen Hergang erzählen, bezeigt sich sehr betrübt darüber, und verspricht dem Pythagorischen Ehepaar, daſs er sie vor allen andern in hohen Ehren halten würde, wenn sie mit ihm regieren wollten. Da aber Myllias und Timycha sich zu nichts verstehen wollten, fuhr Dionysius fort: Antwortet mir wenigstens nur auf eine einzige Frage, so will ich euch unversehrt und mit einer ehrenvollen Begleitung wieder nach Hause schicken. Was war die Ursache, Myllias, warum deine Freunde lieber sterben als durch ein Bohnenfeld entfliehen wollten? Sie, versetzte Myllias, wollten lieber sterben als auf Bohnen treten: und ich will lieber sterben, als dir die Ursache sagen, warum wir auf keine Bohnen treten. Dionysius, dessen Neugier durch diese Antwort auſs höchste stieg, lieſs den Pythagoräer sogleich mit Gewalt wegführen, und befahl Tortur-Instrumente herbey zu bringen und die Timycha zu foltern, in Hoffnung, eine schwangere und der Unterstützung ihres Mannes beraubte Frau würde durch die Furcht der Marter leicht dahin zu bringen seyn, ihm das Geheimniſs zu entdecken. Aber die heldenmüthige Frau, ohne sich lange zu bedenken, biſs sich selbst die Zunge ab und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht, um ihm zu zeigen, wenn auch die zärtere weibliche Natur durch die Folter gezwungen werden könnte, etwas, das sie zu verschweigen schuldig sey, zu verrathen, so habe sie doch Muth genug, sich selbst des dazu erforderlichen Organs zu berauben, und ihr Geheimniſs dadurch in Sicherheit zu setzen. —

Was man auch von dieser Erzählung halten mag, so däucht mich, Beyspiele einer weniger ungewöhnlichen Stärke der Seele, Beyspiele der Mäſsigung, der Selbstverläugnung, der Geduld, und der Standhaftigkeit in Gelegenheiten, die im gemeinen und häuslichen Leben häufig genug vorkommen, würden den Pythagorischen Frauen eben so viel Ehre gemacht haben, und für den gröſsern Theil ihres Geschlechtes zur Aufmunterung und Nachfolge dienlicher gewesen seyn, als dieses Beyspiel eines beynahe unnatürlichen Heroismus. Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreise ihres häuslichen Lebens unscheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige ist, womit auf dem groſsen Schauplatze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geschichtschreiber beschäftigen! Und beruht nicht gröſsten Theils auf jenen unscheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, so wie auf diesen der Wohlstand des Staats? Pythagoras scheint mir — so viel ich aus den wenigen echten Überbleibseln seiner Filosofie und den beynahe ganz verloschnen Spuren seiner Lebensgeschichte schlieſsen kann — über alles dieses gedacht zu haben, wie derjenige denken muſs, der sich zum sittlichen Arzt verderbter Menschen und Staaten berufen fühlt; und wenn auch das Wenige, was uns Justinus von seiner zu Kroton bewirkten Sittenverbesserung erzählt, das Einzige wäre was wir von ihm wüſsten, so wäre es genug uns zu überzeugen, daſs seine Filosofie nicht auf Schwärmerey, oder täuschende Gaukelkünste, (wie viele, die ihre Meinung von ihm auf die Autorität eines Porfyrius, Jamblichus und ihres gleichen stützen, von ihm urtheilen) sondern auf richtige und wahre Schätzung der menschlichen Dinge gegründet war.

5.

Unter den Pythagorischen Frauen scheint Theano, die Gemahlin des Pythagoras, noch mehr durch ihre persönlichen Vorzüge, als das Ansehen, welches ihr diese Verbindung mit dem Haupte des Ordens gab, die erste und merkwürdigste gewesen zu seyn. Aber eben das Schicksal, das die ganze Pythagorische Gesellschaft nebst ihrem Stifter betroffen hat, hat uns der Mittel beraubt, auch mit dieser merkwürdigen Frau genauer bekannt zu werden. Etliche Briefe an Freundinnen, die unter ihrem Nahmen gehen, und einige einzelne

Züge, die uns von verschiedenen alten Schriftstellern aufbehalten worden, sind alles was den Menschenkenner in den Stand setzen kann, sich einige Vorstellung von ihrem Geist und Karakter zu machen.

Theano war, der wahrscheinlichsten Meinung zu Folge, die Tochter eines Krotoners: und ich glaube mich nicht irren zu können, wenn ich ihre Verbindung mit dem liebenswürdigen Weisen für eine Folge der enthusiastischen Hochachtung halte, die er sich unter den Einwohnern von Kroton erworben hatte. Denn es ist auf keine Weise wahrscheinlich, daſs er vor seiner Niederlassung in Groſs-Griechenland, d. i. in der ersten Hälfte seines Lebens, die er gröſsten Theils auf seine Reisen und seinen Aufenthalt in Ägypten verwendet hatte, schon vermählt gewesen seyn sollte. Die Person, in welcher ein Pythagoras seine Hälfte erkannte, und die er so sehr liebte, daſs er von einem gewissen erotischen Dichter, **Hermesianax**, (aus dessen verliebten Elegien an die berühmte **Hetäre Leontium** uns Athenäus ein ziemlich groſses Stück aufbehalten hat) beschuldigt wird, rasend in sie verliebt gewesen zu seyn, — diese Person muſs um so gewisser alle Vorzüge und Tugenden ihres Geschlechtes in sich vereiniget haben, als es selbst für den Erfolg seines ganzen Instituts wesentlich war, daſs die Gemahlin desjenigen, der die Sitten einer ganzen Nazion verbessern wollte, würdig wäre, im Karakter einer Ehegattin und Mutter allen Frauen zum Vorbild aufgestellt zu werden, ja selbst sowohl die Theilnehmerin seiner geheimsten Gedanken und Entwürfe als die Gehülfin ihrer Ausführung zu seyn.

Wir befinden uns, wie gesagt, mit dieser Frau, welche aller Wahrscheinlichkeit nach eine der vorzüglichsten Personen ihres Geschlechtes war, in dem Fall eines Künstlers, der aus dem Bruchstück eines Armes oder Fuſses, einem Finger und einem zerstümmelten Kopfe, die Bildsäule der Juno oder Venus eines Polyklet wieder herstellen sollte. Dieſs zu versuchen ist hier meine Absicht nicht; ich begnüge mich meinen Leserinnen (denn für Leserinnen ist der gegenwärtige Aufsatz eigentlich bestimmt) diese Bruchstücke vorzulegen, wie sie zu uns gekommen sind; nicht zweifelnd, ihre angeborne Divinazionskraft werde sie daraus eben so gut, und vielleicht noch sicherer, auf die ursprüngliche Schönheit des durch die Zeit zerstörten Götterbildes schlieſsen lassen, als das Auge der Liebe aus dem zufällig entdeckten Anfang eines zierlichen Fuſses oder der leisen Verrätherey einer unvermerkt gesprungnen Stecknadel die schönen Formen ahndet, woraus

Gewohnheit und konvenzioneller Wohlstand unter gesitteten Völkern weislich ein Geheimniſs macht.

6.

Ich fange mit den gröſsern Stücken, und also mit den **Briefen der Theano** an, welche der berühmte **Àldus Manuzius**, in seiner mit Hülfe des gelehrten Griechen **Markus Musurus** zu Stande gebrachten Sammlung von Briefen verschiedener Griechischen Filosofen, Redner, Dichter, und anderer berühmter Personen, zu Venedig im Jahre 1499 zuerst durch den Druck bekannt gemacht hat.

Die Frage, was von der Echtheit dieser Briefe zu halten sey, (worüber die Meinungen der Gelehrten vermuthlich immer getheilt bleiben werden) kann, bey Ermanglung zureichender Entscheidungsgründe, durch keine andere als **innere** Kennzeichen ausgemacht werden; und am Ende wird wohl immer bey jedem gelehrten Leser ein gewisses Gefühl, das sich schwerlich ganz in deutliche Begriffe auflöſen läſst, den Ausſchlag geben müſsen. Wenn ich dem meinigen trauen darf, so finde ich in den drey Briefen, die ich meinen Leserinnen vorlege, nichts, was Verdacht bey mir erweckte, daſs sie nicht von einer Frau, und von einer Frau, wie ich mir die Gemahlin des Pythagoras vorstelle, geſchrieben seyn könnten: im Gegentheil ich finde ihnen einen so ſichtbaren Karakter von kunſtloser weiblicher Einfalt im Styl, und von Pythagoriſchem Geiſte in Gedanken und Vorſtellungsart eingedrückt, daſs ich — ungeachtet aller Vermuthungen, welche die Aldiniſche Briefſammlung gegen ſich hat — an ihrer Echtheit nicht zweifeln mag. — Über die Frage, ob dieſe Briefe nicht einer andern jüngern Theano zuzuſchreiben seyen, werde ich meine Meinung in der Folge sagen. Zuerſt also die Briefe ſelbſt.

Theano an Eubula.

Ich höre du ziehest deine Kinder gar zu zärtlich auf. Dein Wille iſt, eine gute Mutter zu seyn: aber, meine Freundin, die erſte Pflicht einer guten Mutter iſt, nicht sowohl dafür zu sorgen, daſs sie ihren Kindern angenehme Empfindungen verschaffe, als sie so früh als möglich an das was die Grundlage jeder Tugend ist, an Mäſsigung und Bezähmung der sinnlichen Begierden, zu gewöhnen. Du hast dich also wohl vorzusehen, daſs die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bey ihnen spiele. Kinder, die von ihrem zartesten Alter an wollüstig erzogen sind, müssen nothwendig unvermögend werden, dem Reitz der Sinnenlust, der so mächtig auf sie wirkt, jemahls widerstehen zu können. Es ist demnach Pflicht, meine Liebe, sie so zu erziehen, daſs ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme; welches geschieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt, und ihr Körper gewöhnt wird immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieser übermäſsig weichlich und reitzbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anstrengung werden muſs. Daher ist nichts nöthiger, als daſs wir unsre Zöglinge in demjenigen am meisten üben, wovor sie sich am meisten scheuen, wenn sie gleich traurige Gesichter dazu machen und ihnen wehe dabey geschieht: es giebt kein besseres Mittel, zu machen, daſs sie, anstatt Sklaven ihrer Leidenschaften und eben so verdrossen zur Arbeit als nach Wollust gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das was schön und edel ist bekommen, und jener sich enthalten, diesem hingegen sich ergeben lernen.

Also, liebe Freundin, wenn du deine Kinder gar zu überflüssig und köstlich nährst; vielen Aufwand machst, um ihnen bald dieses bald jenes Vergnügen zu verschaffen; sie immer spielen und Muthwillen treiben lässest; ihnen gestattest alles zu sagen und zu beginnen, was ihnen einfällt; immer befürchtest das liebe Kind möchte weinen, und dir Mühe giebst es lachen zu machen; lachst und deine Freude daran hast, wenn es nach seiner Wärterin schlägt oder dir selbst garstige Nahmen giebt; ferner, wenn du so groſse Sorge trägst, die Kinder im Sommer immer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten: so erlaube mir zu sagen, daſs du sehr unrecht daran thust. Siehst du nicht, daſs armer Leute Kinder, die von diesem allen nichts wissen, dem ungeachtet leichter aufkommen, wachsen und gedeihen, und sich überhaupt weit besser befinden? Du hingegen ziehst deine Söhne wie lauter kleine Sardanapalen auf, und giebst ihrer männlichen Natur durch diese Verzärtelung einen Knick, wovon sie sich nie wieder erhohlen kann. Ich bitte dich, was soll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu essen kriegt, weint? wenn er essen soll, immer nur das leckerhafteste verlangt? wenns heiſs ist, gleich vergehen will, wenns kalt ist, schlottert? wenn ihm etwas verwiesen wird, widerbellt und Recht haben will? wenn man ihm nicht alles giebt was er verlangt, das Maul hängen läſst? wenn er nicht immer geätzt wird, sich erboſst? — Was kann aus solchen verzärtelten Kindern, wenn sie zu männlichen Jahren kommen, anders werden, als elende Sklaven ihr eigenen und fremder Leidenschaften?

Mache dir also eine ernstliche Angelegenheit daraus, liebe Freundin, eine gänzliche Reform mit deiner Kinderzucht vorzunehmen, und anstatt dieser weichlichen eine strenge Erziehung in deinem Hause einzuführen. Laſs sie Hunger und Durst, Hitze und Kälte ausstehen lernen, und gewöhne sie mit Geduld zu ertragen, wenn sie von andern ihres Alters oder von ihren Vorgesetzten beschämt werden. — Denn Abhärtung, Arbeit und Erduldung körperlichen Ungemachs sind für junge Gemüther, was das Alaunwasser für die Zeuge, die man in Purpur färben will: je stärker sie damit getränkt worden sind, desto tiefer dringt die Farbe der Tugend ein, desto schöner, feuriger und dauerhafter wird sie. 3) Siehe also

---

3) Die Schicklichkeit dieses Gleichniſsbildes im Munde der Theano fällt desto mehr in die Augen,

zu, meine Liebe, daſs es deinen Kindern nicht ergehe, wie den Reben, die, von schlechten Säften genährt, nothwendig schlechte Trauben tragen; oder, wie sollte eine üppige und weichliche Erziehung bessere Früchte bringen können, als Leichtfertigkeit, Übermuth, und das Gegentheil von jeder Eigenschaft, wodurch ein Mensch sich selbst und andern nützlich ist?

Theano an Nikostrata.

Auch mir, liebe Freundin, ist zu Ohren gekommen, was von deinem Manne verlautet, der, wie es heiſst, die Thorheit hat sich eine Hetäre 4) zu halten: aber mir ist leid, daſs

---

wenn man weiſs, daſs das Färben bey den Griechen unter die weiblichen häuslichen Geschäfte gehörte.

4) Ich bin genöthiget, dieses gewisser Maſsen unübersetzbaren Wortes wegen, mich auf meine erste Anmerkung zu den Hetärengesprächen im dritten Theile Lucians zu beziehen. Zwar hätte ich hier statt Hetäre das Wort Mätresse gebrauchen können: aber ist das eine nicht eben so wenig Deutsch als das andre? Die Hetären sind eigentlich so gut auf

ich zugleich hören muſs, Du seyest schwach genug, eiferſüchtig darüber zu seyn. Was deinen Gemahl betrifft, so kenne ich der Männer nur zu viele, die mit seiner Krankheit behaftet sind. Die armen Leute lassen sich, wie dumme Vögel, durch die Lockungen dieser Geschöpfe fangen; sie scheinen von dem Augenblick an, da sie ins Garn eingegangen sind, alle Besinnung verloren zu haben, und verdienen in dieser Rücksicht mehr Mitleiden als Unwillen. Du hingegen überlässest dich Tag und Nacht einer unmäſsigen Traurigkeit und Verzweiflung, und beschäftigst dich mit nichts, als wie du ihn beunruhigen und ihm den Genuſs seiner neuen Liebschaft verkümmern wollest. Das solltest du nicht thun, meine Liebe! Die Tugend einer Ehefrau ist nicht, ihren Mann zu belauern und zu hüten, sondern sich in ihn zu schicken; und dieſs thut sie, wenn sie seine Thorheiten mit Geduld erträgt. Zudem sieht er in seiner Hetäre bloſs eine Person bey der er Vergnügen sucht, in seiner Frau hingegen eine Gattin die einerley Interesse mit ihm hat. Euer gemeinschaftliches Interesse aber ist, Übel nicht mit Übeln zu häufen; und wenn Er ein Thor ist, so ist

---

Griechischem Boden gewachsen wie die Filosofen: warum soll man also jenen ihren ursprünglichen und eigenen Nahmen nicht eben sowohl lassen als diesen?

dieſs kein Grund, daſs Du darum eine Thörin seyn muſst. Es giebt Leidenschaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereitzt, durch Schweigen und Geduld hingegen desto eher gehoben werden: wie man zu sagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen lasse, erlösche von sich selbst. 5) Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er seine Untreue vor ihr zu verbergen sucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu sündigen hoffte; und was gewinnt sie damit? Er sündigt fort und läſst sie zusehen. Wenn du dir von mir rathen lassen willst, Liebe, so denke nicht, seine Zuneigung zu dir sey nothwendig an die Unsträflichkeit seiner Sitten gebunden. Betrachte die Sache in einem andern Lichte. Denke, daſs deine Verbindung mit ihm eine Gemeinschaft für das ganze Leben ist, — daſs er zu seiner Hetäre nur geht, weil er gerade nichts klügeres zu thun weiſs, und sich die lange Weile bey ihr zu vertreiben hofft, — und daſs er immer wieder zu Dir zurück kommt, weil er mit keiner andern

---

5) Die Griechen in den Asiatischen Städten waren von diesem Axiom so überzeugt, daſs sie gar keine Feueranstalten hatten, sondern ganz gelassen zusahen, wenn ihre Häuser und ihre vornehmsten Gebäude gelegentlich abbrännten. *Recherches Phil. sur les Grecs, Part. III. p. 58.*

als dir zu leben wünscht. Dich liebt er wenn die Vernunft Herr über ihn ist, jene aus Leidenschaft; aber die Leidenschaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald satt, und sie vergeht eben so schnell wieder als sie entstanden ist. Ein Mann müſste ein ausgemachter Taugenichts seyn, den eine Hetäre auf lange Zeit fesseln könnte. Denn was ist thörichter als ein Genuſs, wodurch wir uns selbst Unrecht thun? Es wird nicht lange anstehen, so wird er merken, welchen Schaden er seinem Vermögen und guten Nahmen dadurch zufügt. Kein Mensch, der seinen Verstand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit sehenden Augen in sein Verderben. Sey also versichert, das Recht, das du an ihn hast, wird ihn dir zurück bringen. Er wird einsehen, wie nachtheilig eine solche Lebensart seinem Hauswesen ist; er wird die Schmach der allgemeinen Miſsbilligung nicht länger ertragen können; sein Gefühl für dich wird wieder erwachen, und er wird bald wieder anderes Sinnes werden.

Du hingegen, liebe Freundin, anstatt dich mit einer Hetäre messen zu wollen, zeige den groſsen Unterschied zwischen dir und einer solchen Dirne durch anständiges Betragen gegen deinen Mann, sorgfältige Führung deines Hauswesens, gutes Vernehmen mit deinen Bekannten, und wahre Mutterliebe zu deinen Kindern.

Erweise diesem Geschöpfe die Ehre nicht, mit ihr zu eifern. Denn nur mit tugendhaften Personen zu eifern ist schön. Deinem Manne hingegen zeige dich immer zur Aussöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich sogar das Herz unsrer Feinde, und die Tugend, aber auch Sie allein, erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch sie kann eine Frau in gewissem Sinne über ihren Mann selbst Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem solchen Weibe hochgeschätzt, als gleich einem Feinde belauert seyn wollen. Je mehr Achtung du ihm zeigst, desto beschämter wird er werden, desto eher sich mit dir auszusöhnen verlangen, und dich dann um so stärker und zärtlicher lieben, wenn er, durch Betrachtung deiner untadeligen Aufführung und deiner Liebe zu ihm, zu einem so viel lebhafteren Gefühl seines Unrechts gegen dich gebracht worden ist. Euer Glück wird dann dieser kurzen Unterbrechung wegen nur desto gröſser seyn. Denn so wie nach einer überstandenen Krankheit nichts süſseres ist als das erste Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit, so enden sich auch die Miſshelligkeiten unter Freunden in einer desto innigern Gemüthsvereinigung —

Nun, meine Freundin, stelle diesem Rath die Eingebungen der Leidenschaft entgegen!

Diese rathet dir, weil Er krank ist, sollst Du dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil Er gegen die Rechtschaffenheit sündigt, sollst Du wenigstens gegen die Anständigkeit sündigen; weil Er seinem Vermögen und Kredit Schaden zufügt, sollst Du das deinige auch dazu beytragen, indem du dich über ihn hinauf zu setzen scheinst, und dein Interesse von dem seinigen absonderst. Du glaubst ihn zu züchtigen, und strafst dich selbst. Denn, sage mir, wie willst du dich an ihm rächen? Etwa dich von ihm scheiden? So wirst du, weil du doch noch viel zu jung bist verwittwet zu bleiben, es wieder mit einem andern Manne versuchen, und, wenn dieser in den nehmlichen Fehler fällt, wieder mit einem andern — oder dich entschlieſsen müssen, dein Leben ledig und einsam zuzubringen. 6) — Oder willst du dich nicht mehr um deine Haushaltung bekümmern, und, indem du alles drüber und drunter gehen lässest, deinen Mann zu Grunde richten? Würdest du dich dadurch nicht selbst zugleich mit ihm unglücklich und elend gemacht haben? — Du drohest der Hetäre mit deiner

---

6) Es ist nicht zu läugnen, daſs der Gedanke, ohne Mann zu leben, für Griechische Frauen etwas erschreckliches war. Diese Vorstellung also muſste ihre Wirkung thun.

Rache. Sie wird sich vor dir in Acht zu nehmen wissen; und wolltest du es bis zu einem persönlichen Angriff treiben, so rechne darauf, daſs ein Weib, die der Scham entsagt hat, streitbar ist. — Hältst du es für etwas schönes, alle Tage mit deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, so bedenke, daſs alles Keifen und Schelten seinen Ausschweifungen kein Ziel setzt, sondern bloſs euere Zwietracht immer unheilbarer macht. Oder wie? solltest du etwa gar mit Anschlägen gegen seine Person umgehen? Nein, meine Freundin! da würde die Tragödie, die uns die Verbrechen einer Medea in ihrem ganzen Zusammenhang darstellt, ihren Zweck sehr an dir verfehlen; 7) denn sie lehrt uns die Eifersucht zu bezähmen, nicht ihr den Zügel schieſsen zu lassen. Die Krankheit, an der du leidest, gleicht in diesem Stücke den Augenkrankheiten; man muſs schlechterdings

---

7) Diese Beziehung auf die Medea der Tragödie würde mir die Echtheit dieses schönen und einer Theano so würdigen Briefes verdächtig gemacht haben, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daſs Aschylus, ein Zeitgenosse des Pythagoras, eine Medea geschrieben haben soll; nichts von Thespis und Frynichus zu sagen, die schon eine geraume Zeit vor Aschylus den Stoff zu ihren monologischen Dramen aus der alten Heldengeschichte nahmen.

die Hände davon zurück halten: Geduld und Standhaftigkeit sind das einzige Mittel, wodurch du sie zu heilen hoffen kannst.

Theano an Kallisto.

Die Gesetze haben euch jungen Frauen zwar die Gewalt gegeben, euer Hausgesinde zu regieren so bald ihr heirathet: aber wie ihr regieren sollt, überlassen sie euch von den ältern zu lernen, die ohnehin so gern von Ökonomie sprechen und gute Lehren geben. Es ist eine schöne Sache, das, was man nicht weiſs, zu lernen, und den Alten zuzutrauen, daſs sie durch ihre Erfahrenheit am geschicktesten sind uns guten Rath zu geben. Eine Person, die noch erst so kürzlich aus dem jungfräulichen Stand in den häuslichen getreten ist, kann nicht früh genug anfangen, ihre junge Seele mit solchen Dingen zu nähren. —

Das erste, was eine Frau in ihrem Hause zu regieren hat, sind ihre Mägde; und hierbey, meine Liebe, kommt alles darauf an, es dahin zu bringen, daſs sie dir mit gutem Willen dienen. Die Herzen unsrer Sklavinnen werden nicht zugleich mit ihren Personen gekauft: jene muſs eine verständige Herrschaft sich erst durch ihr Betragen zu eigen machen; und dieſs geschieht, wenn man ihnen nicht mehr zumuthet als recht ist, und sie so behandelt, daſs sie weder unter zu vieler Arbeit einsinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müssen. Denn sie sind Menschen wie wir. Es giebt Frauen, die zu ihrem gröſsten Schaden viel dabey zu gewinnen glauben, wenn sie ihre Mägde recht übel halten, sie mit Arbeit überladen, und ihnen so viel sie nur immer können an ihrem nothdürftigen Unterhalt abbrechen. Böser Wille, Untreue, und heimliche Zusammenverschwörung des Gesindes gegen das Interesse der Herrschaft sind die natürlichen Folgen davon; um etliche Dreyer im Einzelnen zu ersparen, zieht man sich einen Schaden zu, der zuletzt ins Groſse läuft. Um nicht in diesen Fehler zu verfallen, meine Liebe, wirst du am besten thun, deinen Sklavinnen etwas Gewisses und Festgesetztes, nach Proporzion der Wolle, die sie gesponnen oder verarbeitet haben, zu ihrem täglichen Unterhalt zuzumessen, so daſs sie desto besser leben können, je fleiſsiger sie gewesen sind. Was aber ihre Vergehungen betrifft, so siehe dabey hauptsächlich auf das, was dir selbst anständig ist. Strafe deine Mägde, je nachdem sie mehr oder weniger verschuldet haben, ohne Zorn und ohne Grausamkeit; denn was dir jener an deiner Würde benommen hat, kann durch diese nicht wieder ersetzt werden. Wenn du immer deiner selbst mächtig bleibest, so kannst du ihnen nur desto besser zeigen, daſs du entschlossen seyest, keine Unarten noch Bosheiten an ihnen zu dulden. Sind ihre Laster unverbesserlich, so mache lieber daſs du ihrer auf einmahl los wirst und verkaufe sie; denn was soll dir die Herrschaft über ein Ding, das dir unnütz ist? In allem diesem aber nimm immer die Vernunft zur Rathgeberin; sie wird dich nicht nur belehren, ob wirklich gefehlt worden ist, damit du nicht einem Unschuldigen Unrecht thust, sondern auch wie groſs der Fehler sey, damit du die Strafe dem Vergehen proporzionieren kannst. Oft ist Nachsicht und Verzeihung die vernünftigste Maſsregel, die eine Frau nehmen kann, um gröſsern Schaden zu verhüten, und ihr Ansehen, worauf in den häuslichen Verhältnissen so viel ankommt, beyzubehalten. Manche Frauen können so grausam seyn, ihre Sklavinnen zu geiſseln, und in einem Anfall von Zorn oder Eifersucht ihren Grimm auf eine unmenschliche Art an ihnen auszulassen, um, wie sie sagen, ein abscheuliches Exempel an den armen Geschöpfen zu statuieren. Aber was ist der Vortheil, den sie von einem so strengen Hausregiment haben?

Die einen grämen sich über das Marterleben, das sie führen müssen, vor der Zeit zu Tode; andere suchen ihr Heil in der Flucht; noch andere haben sogar aus Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt. Wenn sich dann zuletzt die Frau in ihrem Hause allein sieht, und mit ihrem Schaden die Unklugheit ihrer häuslichen Regierung bejammert, dann kommt die Sinnesänderung zu spät. Erinnere dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Instrumente, die, zu wenig gespannt, keinen Ton von sich geben, und, zu hoch gespannt, springen. Gerade so verhält es sich zwischen einer Frau und ihrem Gesinde. Durch zu viel Nachsicht verliert die Frau ihr Ansehen und die Mägde vergessen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten. Und so gilt auch hier der goldne Spruch:

Der Mittelweg ist überall der beste.

7.

Dieſs sind die drey Briefe der Theano, die aus einer vermuthlich weit gröſsern Anzahl 8) durch die Gunst des Zufalls dem Schicksal der übrigen entronnen sind, und von deren Echtheit ich meines Orts überzeugt bin. 9) Verschiedene alte Autoren erwähnen noch einer jüngern Theano, die von den meisten (nach der gewöhnlichen Ungenauigkeit der Griechen in solchen Dingen) immer mit der ältern, so wie diese mit jener, vermengt wird. Mir scheint es Jamblichus am besten getroffen zu

---

8) So beruft sich z. B. Pollux eines Wortes wegen auf einen Brief der Theano an Timarete, der nicht mehr vorhanden ist.

9) Der gelehrte Lukas Holstenius hat aus einer Handschrift der Vatikanischen Bibliothek vier andre kleine Briefe, oder Fragmente von Briefen bekannt gemacht, die den Nahmen der weisesten Theano an der Stirne führen, aber von den echten auf den ersten Blick so leicht als Kupfer von Gold zu unterscheiden sind.

haben, nach welchem die eine mit dem Pythagoras selbst, und die andere mit Brontinus, einem seiner vornehmsten Anhänger zu Kroton, vermählt war. Diese letztere macht eine ungenannte Biografie des Pythagoras [10] (die von der andern nichts zu wissen scheint) zu einer Tochter dieses Weisen; und mir ist wahrscheinlich, daſs die Vermahnungen an Frauenzimmer und die Denksprüche verschiedener Personen aus dem Pythagorischen Orden, die ihr von Suidas zugeschrieben werden, nichts anders als Sammlungen waren, die diese jüngere Theano theils von den Briefen ihrer Mutter und anderer Frauen des Ordens, theils von sogenannten Apoftegmen, oder denkwürdigen Sinn- und Sittensprüchen derselben, die ihr aufbehaltenswürdig schienen, gemacht hatte; Sammlungen, aus welchen vermuthlich sowohl die mitgetheilten Briefe, als folgende Apoftegmen sich als Fragmente zufälliger Weise erhalten haben.

Theano wurde einst gefragt, wodurch sie berühmt zu werden gedächte? — Die Frage sollte vielleicht eine Schlinge seyn. — Sie antwortete mit dem Homerischen Verse: [11])

---

[10] Die wir bloſs aus den Auszügen kennen, die sich davon in der Bibliothek des Fotius No. 260. befinden.

Fleiſsig die Spindel drehend und meines Ehebetts
wartend.

Einer andern Person, welche von ihr wissen wollte, worin der Inbegriff dessen, was einer Frau ziemt, bestehe, antwortete sie: Ganz für ihren eigenen Mann zu leben.

Meines unmaſsgeblichen Erachtens wiegen diese beiden kurzen Antworten alle goldnen Sprüche des Pythagoras auf, und enthalten (wie sehr auch der Geist, worin Theano sie gab, aus der Mode gekommen seyn mag) den Text zu einer sehr vollständigen Sitten- und Pflichtenlehre der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts. Wir würden bald bessere Zeiten sehen, und es würde in weniger als einem halben Jahrhundert eine wunderbare Regenerazion aller unsrer ihrem Untergang zueilenden Europäischen Staaten erfolgen, wenn ein Trichter erfunden werden könnte, allen jetzt lebenden Frauen und Jungfrauen die Sinnesart einzugieſsen, die in die-

---

11) Ilias I. 31. Agamemnon sagt dem alten Priester Chryses, daſs dieſs zu Argos das Loos seiner Tochter seyn sollte: Theano wandte den Vers, durch bloſses Weglassen zweyer n, auf sich selbst an.

sen einfältigen Antworten der schönen Theano athmet.

Die Griechischen Frauen, die in den Mysterien der Ceres eingeweiht waren, sahen sich durch die Gesetze derselben genöthiget, neun Tage, theils vor theils während der Begehung der Thesmoforien, von ihren Männern abgeschieden zu leben. Wenn die Meinung, die uns Herr von Pauw von dem feurigen Temperament der Griechischen Damen beybringen möchte, gegründet wäre, so müſsten ihnen allerdings diese neun Tage und Nächte etwas lang vorgekommen seyn. Ein Spötter könnte vielleicht eine mitleidige Rücksicht auf diesen Umstand in der Antwort finden, welche Theano einer jungen Frau gab, von welcher sie gefragt wurde, nach wie langer Zeit eine Frau, die sich einem Manne genähert habe, rein genug sey, um den Thesmoforien beywohnen zu können? „Sogleich, wofern es ihr eigener ist, antwortete Theano; und ist es ein anderer, niemahls.“ — Ich sehe in dieser Antwort nichts als eine mit wenig Worten sehr viel sagende Belehrung einer jungen Person, die (nach ihrer Frage zu urtheilen) von der ehelichen Verbindung und von den Thesmoforien gleich unrichtige Begriffe hatte. Die Mysterien der ersten (wollte die eben so aufgeklärte als tugendhafte Theano sagen) sind zu heilig, als daſs eine Ehefrau, die ihren Pflichten getreu ist, jemahls durch sie verunreiniget werden könnte; und die andern sind es so sehr, daſs eine Frau, die jene zu profanieren fähig ist, durch keine Abstinenztage rein genug werden kann, sie jemahls ohne Entheiligung begehen zu können.

Es geschah einst zufälliger Weise, daſs einer ihrer Bekannten, ohne daſs sie es gewahr wurde, Gelegenheit bekam, ihren Arm bis über den Ellenbogen entblöſst zu sehen. Welch ein schöner Arm! rief er aus. — Aber nicht für jedermann, (*all' u demosios*) sagte Theano. — Man begreift nicht gleich, was an diesem Worte so witziges oder besonderes seyn soll, daſs es von einem Moralisten, zwey Kirchenvätern und einer kaiserlichen Prinzessin 12) als ein gar merkwürdiges Apoftegma citiert worden ist. Um den ganzen Nachdruck des Wortes *demosios* auszudrücken, hätte ich eigentlich übersetzen sollen: Aber er gehört nicht dem Publikum an. Man sieht, daſs ein zwar indirekter, aber ziemlich scharfer Verweis in der Wendung dieser Antwort liegt. Wenn ich (will sie sagen) eine Bildsäule wäre, die an einem öffentlichen Platze stände und

---

12) Plutarch, Klemens von Alexandrien, Theodoretus, und Anna Komnena.

ihren Arm zeigte, so wäre jedermann berechtigt, ihn anzusehen und in so laute Ausrufungen über seine Schönheit auszubrechen als ihm beliebte; denn da gehörte er dem Publikum an. Bey einer Hetäre oder öffentlichen Tänzerin wär' es eben dasselbe. Aber es war unschicklich und gegen die Ehrerbietung, sich eine solche Ausrufung zu erlauben, wenn man durch ein Ungefähr den Arm der Gemahlin des Pythagoras unverhüllt zu sehen bekommen hatte: wenn die Bescheidenheit in einem solchen Falle auch den Augen erlaubt, sich die Gunst des Zufalls zu Nutze zu machen, so sollte sie wenigstens den Mund verschlieſsen. — Freylich erfordern die heutigen Begriffe von Galanterie gerade das Gegentheil; und nach diesen kam Theano mit der bloſsen Ausrufung des unbescheidenen Zuschauers noch leicht genug davon: aber sie nahm es, wie man sieht, etwas schärfer mit dem was sich für eine ehrliche Frau schickt; und vielleicht las sie auch in den Augen dieses Profanen etwas, das eine Antwort, die ihn sogleich in seine Schranken zurück wies und vermuthlich mit keinem sehr anziehenden Lächeln begleitet war, nothwendig machte. Eine *Petite Maitresse* hätte sich freylich anders benommen!

Die Alten schreiben ihr auch ein Buch über die religiöse Frömmigkeit (*Eusebia*) zu, aus welchem vermuthlich der folgende, von Klemens Alexandrinus angezogene Gedanke genommen ist: „Dieses Leben wäre eine wahre Lustpartie für die Lasterhaften, wenn die Seelen nicht unsterblich wären, und der Tod wäre in diesem Falle für sie Gewinn." — Ein Gedanke, der zwar keine scharfe Prüfung aushält, aber doch, in ein gewisses Licht gestellt, für die meisten etwas so einleuchtendes hat, daſs Plato selbst kein Bedenken trug Gebrauch von ihm zu machen.

Nach dem Zeugnisse des Didymus soll Theano auch Verse gemacht, und (wie Theodoretus, ich weiſs nicht aus welcher Quelle, berichtet) nach dem Tode des Pythagoras gemeinschaftlich mit ihren Söhnen, Telauges und Mnesarches, der Schule, oder, richtiger zu reden, der geheimen Gesellschaft desselben vorgestanden haben.

8.

Unter den Pythagorischen Frauen werden **Arignote**, **Damo**, und **Myia** als Töchter des Pythagoras und der Theano genannt. Die beiden erstern sind wenig bekannt; aber von der letztern wird als etwas, das sie mit Einem Zuge karakterisiert, angemerkt: daſs sie während ihres jungfräulichen Standes bey festlichen Gelegenheiten den **Kor der Jungfrauen**, und als Ehefrau den **Kor der Frauen geführt habe**. Sie war mit dem berühmten Athleten **Milo von Krotona** vermählt, den seine ungewöhnliche Leibesstärke und die gymnastischen Übungen nicht verhinderten, ein Freund und Jünger des Pythagoras zu seyn. Man hat nichts von ihr übrig, als einen Brief an eine junge Mutter, über die Wahl einer **Amme**, der durchaus so verständige Regeln enthält, daſs Sokrates und Hippokrates gemeinschaftlich nichts weiseres über diesen Gegenstand hätten sagen können. Es ist meines Erachtens merkwürdig, daſs sich in diesem Briefe (an dessen Echtheit nicht zu zweifeln ist) auch nicht die geringste Spur zeigt, daſs Myia — die doch als eine Tochter des Pythagoras und der Theano die Grundsätze der reinsten Moral unmittelbar aus der Quelle eingesogen hatte — das Selbststillen der Kinder für eine Naturpflicht der Mütter gehalten hätte. In der That überwiegen (seltene Ausnahmen abgerechnet) die Gründe, welche es den Müttern aus den höhern Klassen auch sogar des bürgerlichen Standes miſsrathen, bey weitem diejenigen, die unsre populären Moralisten, bis auf die trivialsten Romanschreiber herab, seit mehrern Jahren einigen ausländischen Deklamatoren nachgehallt haben. Eine Amme, die mit allen den körperlichen und sittlichen Tugenden begabt wäre, welche die weise Myia mit gröſstem Rechte für unentbehrliche Erfordernisse zu diesem Dienste hält, dürfte in unsern Tagen nicht viel leichter zu finden seyn, als eine Mutter, welche die Stelle einer so vollkommnen Amme selbst einnehmen könnte. Und so werden denn wohl Ziegen, Kühe oder Eselinnen (bey denen man aller Besorgnisse ihres moralischen Karakters halber überhoben ist) in den meisten Fällen die tauglichsten Ammen seyn — welches hier nur im Vorbeygehen gesagt, und den Müttern — die über die Frage, „wie eine Sache gethan wird," nicht so gleichgültig sind als die gute Madam

Shandy, Tristrams Mutter — zu näherer Beherzigung empfohlen wird.

Neben dieser Pythagorischen Tochter finden sich unter einer ziemlichen Anzahl andrer Frauen dieses Ordens, deren Nahme das einzige ist was sich von ihnen erhalten hat, noch drey, welche jenen gewöhnlich beygefügt werden, wiewohl, außer einigen Überbleibseln ihrer Schriften, weder von der Zeit wenn sie gelebt, noch von ihren Umständen das geringste bekannt ist. Ihre Nahmen sind Fintys, Periktione und Melissa. Von den beiden ersten hat uns ein gewisser Johannes von Stobä, der Kompilator einer schätzbaren Blumenlese aus ungefähr fünf hundert poetischen und prosaischen Schriftstellern des Alterthums, [13] einige Fragmente aufbehalten.

Das erste ist aus einer Schrift der Fintys gezogen, worin sie von der Tugend, die ihrem Geschlechte besonders und eigens zukomme, von der weiblichen Sofrosyne, handelt — ein Wort, dessen ganze Bedeutung zu erschöpfen mir keines in unsrer Sprache geschickt scheint. Denn es umfaßt alle die besondern Tugenden, die ein wohl geordnetes

---

13) Er selbst lebte in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt.

Gemüth zur Quelle haben: eine Seele, die über ihre Sinne, Begierden und Leidenschaften Herr ist, und sich gern in den engen Kreis der häuslichen Pflichten und der aus ihrer Erfüllung entspringenden Glückseligkeit einschränkt. Sie setzt diese weibliche Sofrosyne, in welcher eigentlich die moralische Schönheit des Weibes bestehe, hauptsächlich in die Keuschheit und eheliche Treue; in Reinlichkeit und äufserste Simplicität in Kleidung und Putz; in Entfernung von allem, was auch nur den leisesten Verdacht der Koketterie und Begierde, andern Männern als ihrem eigenen zu gefallen, auf sie werfen könnte; in die geflissenste Einschränkung in ihr Hauswesen; in Zärtlichkeit und Sorge für ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hausgesinde; und in eine von aller abergläubischen oder schwärmerischen Neigung zum Aufserordentlichen und Geheimnifsvollen gereinigte religiöse Frömmigkeit.

Die Fragmente aus den Schriften der Periktione sind gröfsten Theils nichts als Wiederhohlung und Bestätigung eben derselben sittlichen Begriffe, Grundsätze und Maximen, auf welche die Pythagorische Schule die Filosofie der Frauen hauptsächlich einschränkte. Periktione eifert sehr gegen Luxus, Hoffart und Wollust; sie geht hierin beynahe so weit als der strengste Cyniker oder Anachoret, ohne daſs man sie mit Grund beschuldigen könnte zu weit zu gehen. Wie ungefällig auch ihre Moral gegen die gemeinsten Schwachheiten ihres Geschlechts ist, so kann man sich doch nicht erwehren, ihr völlig Recht zu geben, wenn sie behauptet: daſs nur eine Frau, die über alle diese Schwachheiten, über alle Eitelkeit, Sinnlichkeit und Hang zu Müſsiggang und Wollust erhaben ist, nur eine durchaus vernünftige, gesetzte, sich selbst genugsame, und allen ihren Pflichten unverrückt getreue Frau, in deren Kopf und Herzen, Innerlichem und Äuſserlichem, kurz, in deren ganzem Leben und Wesen alles zusammen stimmt, alles Harmonie ist, — daſs nur eine solche Frau fähig sey, ihren Mann, ihre Kinder, ihr ganzes Haus, und, wofern das Schicksal sie zu der hohen Bestimmung einer Fürstin oder Königin berufen hätte, ganze Staaten und Völker glücklich zu machen. —

In einem andern Fragmente schärft sie eine andere Rubrik von Pflichten ein, auf welchen das Wohl der Familien, und also mittelbarer Weise das Wohl der Staaten, beruht, „die Pflichten der Kinder gegen die Ältern." Auch diese treibt sie — so wie die Pflichten der Ehefrau gegen den Mann — auf die äuſserste Spitze, ohne daſs man ihr zumuthen könnte, auch nur das geringste von ihren Forderungen nachzulassen.

Von Melissa ist nichts auf uns gekommen, als ein kleiner Brief an eine junge Dame, die sich einige Belehrung von ihr ausgebeten hatte, was eine vernünftige Frau in Absicht auf ihren Putz zu beobachten habe? Ich hoffe meinen Leserinnen durch die Mittheilung desselben Vergnügen zu machen, wiewohl sie daraus sehen werden, daſs die Frauen des Pythagorischen Ordens zu den Hauptartikeln eines Modejournals ihrer Zeit, wofern ein solches schon damahls zu Kroton, Tarent oder Sybaris heraus gekommen wäre, wenig Beyträge geliefert haben würden.

Melissa an Klearete.

Du scheinst mir von selbst und vermöge einer glücklichen Naturanlage so voll schöner und guter Gesinnungen zu seyn, daſs dein so ernstlich bezeigtes Verlangen, etwas über den Putz einer Frau von mir zu hören, mir desto gewissere Hoffnung giebt, du werdest durch alle Stufen des Alters eine getreue Anhängerin der Tugend seyn. Eine verständige und edel denkende Frau muſs sich dem Manne, mit dem sie gesetzmäſsig verbunden ist, immer in einem stillen unscheinbaren Putze nähern, aber keineswegs prächtig, kostbar und mit entbehrlichen Auszierungen überladen: in einer ganz einfachen, reinlichen weiſsen Kleidung wird sie immer geputzt genug seyn.

Durchsichtige, 14) ganz purpurne und mit Gold durchwirkte Kleider müssen aus ihrer

---

14) Dergleichen Zeuge wurden vorzüglich zu Tarent fabriziert. Anfangs wurden sie wohl nur von Hetären getragen; aber nach und nach gefielen sich auch

Garderobe gänzlich ausgeschlossen seyn. Die Hetären, die darauf ausgehen so viele Männer als möglich in ihr Garn zu ziehen, mögen solcher Anlockungen nöthig haben: aber der Schmuck einer Frau, die nur einem einzigen gefallen will und soll, besteht in ihren Sitten, nicht in ihren Kleidern. An einer ehrlichen Frau ist nichts schöner, als wenn sie ihrem eigenen Manne angenehm zu seyn sucht, unbekümmert ob sie einem jeden, der ihr vor die Augen kommt, gefalle oder nicht.

Statt der Schminke diene dir die schöne natürliche Röthe, die ein Zeichen der Schamhaftigkeit ist, und Rechtschaffenheit, Anständigkeit und Sittsamkeit statt goldner Ketten und Edelsteine.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem kostbaren Aufzuge, sondern in der guten Einrichtung ihres Hauswesens; und sie ist gewiſs, daſs sie ihrem Manne durch nichts besser gefallen kann, als

die ehrlichen Frauen darin, und zuletzt war (wie auch heut zu Tage in groſsen Städten) zwischen einer ehrlichen Frau und einer Hetäre kein äuſserliches Unterscheidungszeichen mehr — bey vielen auch kein innerliches.

wenn sie alles nach seinen Wünschen anordnet und ausführt. Denn die Wünsche des Mannes müssen das ungeschriebene Gesetz seyn, nach welchem eine wohl geartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muſs glauben, daſs ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichste Mitgift sey, die sie ihrem Manne zugebracht habe, und daſs sie sich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äuſserliche gute Gestalt und Vermögen zu verlassen habe. Denn diese kann uns eine Krankheit oder die Miſsgunst der Menschen und des Schicksals rauben: jene hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil sie einen Theil, und unstreitig den besten Theil, von uns selbst ausmachen.

Was denken nun meine Leserinnen von den Frauen des Pythagorischen Ordens? Sie sind freylich zu alt, um Frauen nach der heutigen Welt und Mode zu seyn: auch muſs man den Umstand nicht ganz aus den Augen lassen, daſs sie sämmtlich in Republiken lebten, deren Verfassung den groſsen Unterschied der Stände und Kondizionen nicht zulieſs, der bey den meisten Völkern des heutigen Europa die Grenzen des Schicklichen und Anständigen für einige so sehr erweitert hat.

Bey dem allen dürfte doch schwerlich zu läugnen seyn, daſs wir in der Entfernung von der Pythagorischen Sofrosyne unvermerkt bis an den äuſsersten Rand der andern Extremität gekommen sind, wo einer oder zwey Schritte mehr in unwiederbringliches Verderben stürzen würden.

Wir werden also doch wohl, je eher je besser, wieder umkehren müssen; und leider! haben wir einen nur gar zu langen Weg zu machen, bis wir der gegenseitigen Extremität (wenn anders einige, die dieses zu lesen Geduld genug gehabt haben, die Sinnes- und Lebensart einer Theano, Melissa und Periktione mit diesem Nahmen belegen sollten) so nahe gekommen sind, daſs wir, ohne uns selbst zu schaden, stille stehen dürften.

Indessen freue ich mich, hinzu setzen zu können, daſs ich, sogar in den höchsten Ständen, mehr als Eine kenne, die, es sey als Jungfrau oder Vermählte, eben so würdig als die Tochter des Pythagoras gewesen wäre, den Kor der Jungfrauen und Frauen zu führen.

Und da mein glückliches Loos mich selbst seit ein und dreyſsig Jahren mit einem Weibe vereinigt hat, die als Ehefrau und Mutter, und in jedem andern reinen menschlichen Verhältniſs, von jenen Pythagorischen Frauen für ihre Schwester erkannt worden wäre: so sey mir erlaubt, Ihr, zu einem öffentlichen Denkmahl der Dankbarkeit für das Glück meines Lebens, das ich Ihrer Liebe und Ihren Tugenden schuldig bin, und unsern Töchtern, zur Aufmunterung einer solchen Mutter immer ähnlicher zu werden, diesen kleinen Aufsatz hiermit besonders zuzueignen.

EHRENRETTUNG

DREYER BERUHMTER FRAUEN

DER

ASPASIA, JULIA UND FAUSTINA.

I.

ASPASIA.

Die so genannten *Cours d' Amour* oder Gerichtshöfe für Liebessachen, welche vermuthlich unsern meisten Leserinnen (wenigstens dem Nahmen nach) bekannt sind, gehören unter die sonderbarsten Ausgeburten jener seltsamen Mischung von Rohheit und Galanterie, Barbarey und Verfeinerung, die den Hauptzug im Karakter der Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge ausmachen.

Ihr eigentlicher Sitz war das mittägliche Frankreich, wiewohl sie nach und nach auch in die nördlichen Provinzen übergingen, wo sie den Nahmen *Gieux sous l' Ormel*, Spiele unter dem Ulmbaum, führten, weil sie gewöhnlich im May auf freyem Felde unter dem Schatten einer groſsen Ulme gehalten wurden.

Die unter dem Nahmen der Troubadours oder Trouveren bekannten Poeten, oder (wenn man lieber will) Reimer dieser Zeiten, scheinen durch eine Art von Dichterey, *Tensons* und *Jeux-partis* genannt, — worin es immer um die Entscheidung eines zwischen zwey Damen oder Herren, oder unter zwey Verliebten entstandenen Streites über eine problematische Frage aus der Filosofie oder Rechtsgelehrsamkeit der Liebe zu thun war — zur Errichtung dieser lächerlich ernsthaften höchsten Reichsgerichte des Liebesgottes Gelegenheit gegeben zu haben.

Da die Produkte einer noch ziemlich barbarischen Muse, deren Fruchtbarkeit aber keine Grenzen hatte, damahls einen sehr wesentlichen Theil der Unterhaltungen ausmachten, womit sich die Damen auf ihren schwermüthigen und thurmreichen Schlössern die lange Weile vertrieben: so kam der Fall sehr oft, daſs die Frauen, oder ihre Ritter, (denn in diesen Zeiten muſste jede Dame ihren Ritter und jeder Ritter seine Dame haben) mit der Art, wie der Dichter irgend eine mehr oder weniger erhebliche oder spitzfindige Frage entschieden hatte, nicht zufrieden waren, und eine Revision seines Urtheils vornahmen, die nicht selten zu neuen Streitigkeiten Gelegenheit gab.

Diese vermehrten sich nach und nach dergestalt, daſs man endlich auf den Einfall kam, eine Art von Gerichtshöfen zu errichten, denen man das Recht zugestand, sowohl über alle diese erotischen Fragen und Zweifel, als über alle Arten von Zwistigkeiten, die unter Verliebten entstehen könnten, in letzter Instanz zu urtheilen. Die Richter, aus welchen eine solche *Cour d' Amour* bestand, wurden aus dem Mittel der Damen, Ritter und Dichter des Distrikts erwählt, und bestanden immer aus Personen, denen man ihrer Scharfsinnigkeit und Erfahrenheit wegen eine vorzügliche Einsicht in Liebes- und Ehrensachen zutrauen konnte.

Die Damen brachten dieses neue Institut, — das sich mit den Gegenständen, die für den gröſsten Theil ihres Geschlechts die interessantesten sind, beschäftigte, und das ihnen so viele und mannigfaltige Gelegenheit gab, die Feinheit ihrer Empfindungen, die Schärfe ihres Witzes, und ihre wundervollen Gaben für die Verwicklung der einfachsten und die Entwicklung der verworrensten Sachen schimmern zu lassen, — die Damen, sage ich, brachten dieses neue Institut, wovon sie natürlicher Weise die Seele waren, gar bald in solche

Aufnahme, daſs sich diese **Gerichtshöfe der Liebe**, besonders in der Provence und in Languedok, — „in diesen lustigen Ebenen und unter dieser freudigen Sonne, wo bey jedem Schritte, den man thut, der Verstand von der Einbildungskraft überrascht wird, und *Viva la joya* aus allen Augen funkelt und auf allen Lippen schwebt," 1) — unglaublich vervielfältigten.

In kurzem dehnten sie ihre Gerichtsbarkeit über das ganze Reich der **Liebe** und der **Galanterie** aus; unzählige Händel dieser Art wurden bey ihnen anhängig gemacht; die Parteyen unterwarfen sich ohne Murren ihren richterlichen Sprüchen, oder *Arrets d' Amour*, (wie sie im Kanzleystyl dieser seltsamen Gerichtshöfe genannt wurden) und aus diesen Entscheidungen formierte sich nach und nach eine Art von Gesetzbuch, dessen Autorität in ganz Frankreich anerkannt wurde.

Personen vom ersten Rang präsidierten in diesen Gerichten, und die berüchtigte Königin **Isabelle von Bayern**, 2) unter welcher

---

1) **Tristram Shandy**, im letzten Buche des siebenten und im ersten des achten Theils.

2) Gemahlin des unglücklichen Königs Karls des Sechsten von Frankreich.

die ehemahlige Frivolität der Französischen Nazion ihre höchste Stufe erreichte, trieb die Sache so weit, daſs sie für die *Cour d' Amour*, die sie am königlichen Hofe selbst errichtete, Präsidenten, Räthe, Requetenmeister, Auditeurs, Geheimschreiber, *Gens du Roi*, kurz alle Arten von Officianten, die bey den höchsten Gerichtshöfen zu Paris vorkommen, anordnete; und so weit ging damahls die Ehrfurcht vor den Damen und die Gefälligkeit gegen den Muthwillen einer Königin, welche Frankreich an den Rand des Untergangs brachte, daſs Prinzen von Geblüte, und andere von den gröſsten Herren des Reichs, ja sogar gravitätische Magistratspersonen und angesehene Geistliche, sich nicht schämten, diese lächerlichen Würden zu bekleiden. Eine Thatsache, die, nach der Vorstellungsart und den Sitten unsrer Zeit zu urtheilen, so unglaublich ist, daſs der ausgelassenste Poet es kaum wagen würde, in einem Possenspiel etwas ähnliches zu erdichten.

Aber was man sich am wenigsten träumen lassen sollte, und was unstreitig das Abenteuerliche dieser ritterlichen und romantischen Zeiten am stärksten schildert, ist der Umstand, daſs sogar Päpste die Liebesgerichtshöfe in ihren Schutz nahmen; daſs die Zeit, da diese Häupter der Christenheit zu Avignon Hof hielten, gerade die Epoke war, wo die *Cours d' Amour* in der Provence und den angrenzenden Ländern in ihrem höchsten Flore standen, und daſs Innocenz der Sechste die damahls mächtigen Grafen von Ventimiglia und von Tende, als sie ihm einen Besuch machten, unter andern auch mit dem Schauspiel einer glänzenden *Cour d' Amour* regalierte.

Ich sehe, daſs mich diese seltsame Erfindung eines dem Jahrhundert des Perikles sehr unähnlichen Zeitalters beynahe zu weit von Aspasien weggeführt hat. Aber die besagten weiblichen Gerichtshöfe des vierzehnten Jahrhunderts kamen mir ziemlich natürlich in den Sinn, da ich mich anschicken wollte, als Sachwalter der schönen Aspasia aufzutreten und eine Revision des strengen, oder vielmehr ungerechten Urtheils zu verlangen, welches die Nachwelt, auf einseitige Beschuldigungen verdächtiger Ankläger und auf bloſse Anscheinungen hin, allzu leichtsinnig über diese Frau ausgesprochen hat, welche, meines Erachtens, eine Zierde ihres Geschlechts gewesen ist.

Gäb' es, dachte ich, noch irgendwo eine *Cour d' Amour*, die in besserm Rufe stände als der Hof der Königin Isabeau, so würde ich die Gerechtigkeit derselben anrufen, um den so viele Jahrhunderte lang gekränkten Ruhm meiner Klientin, der nunmehr, da er sie selbst nichts mehr angeht, ein Eigenthum ihres ganzen Geschlechts geworden ist, wieder herzustellen. Da mir aber dieser Weg nun einmahl abgeschnitten ist, warum sollte ich mir nicht alle meine Leserinnen in eine *Cour d' Amour*, oder vielmehr in eine Art von ehrwürdigem weiblichem Areopagus, versammelt denken können, und die gute Sache der Griechischen Dame, zu deren Fürsprecher ich mich aufwerfe, auf ihren gerechten Ausspruch ankommen lassen?

Ich habe nicht zu besorgen, daſs irgend jemand so verwegen seyn werde, weder die Gehörigkeit noch die Unparteylichkeit dieses Richters anzufechten. Denn, wenn es auch scheinen könnte, als ob das, was der Ruhm Ihres Geschlechts dabey zu gewinnen hat, Sie verleiten möchte die Gelindigkeit der Strenge vorwalten zu lassen: so ist auf der andern Seite zu bedenken, daſs Ihnen eben so viel daran gelegen ist, die Ehre, die nur der Tugend gebührt, mit keiner Unwürdigen zu theilen, als nicht zuzugeben, daſs sie derjenigen, die einen gerechten Anspruch an sie hat, entzogen werde.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13019/029

Auch auf mich kann hoffentlich kein Verdacht einiger Parteylichkeit, Bestechung oder Hoffnung einiges Gewinns bey dieser Sache fallen; und wie gütig und gefällig gegen mein Geschlecht gewisse Lästerzungen meine erhabene Klientin auch immer abgeschildert haben mögen, so ist doch nur zu gewiſs, daſs es nicht mehr in ihrer Gewalt steht, den Dienst, den ich ihr erweisen werde, auch nur mit der kleinen Belohnung zu vergelten, welche die Liebesgöttin bey einem alten Idyllendichter demjenigen verspricht, der ihr den entlaufnen Amor wiederbringen würde.

Da ich also hiermit vor meinen edlen und gutherzigen, aber in Behauptung der Rechte der Tugend unbestechlichen Richterinnen erscheine, mich des durch unzählige ältere und neuere Schriftsteller und Buchmacher gröblich gemiſshandelten guten Nahmens einer Dame, welcher ihre Verleumder selbst die gröſsten Vorzüge einzugestehen genöthiget sind, anzunehmen, hätte ich die schönste Gelegenheit, zwey der häſslichsten Untugenden zu rügen, die fast allgemein und die Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten sind, deren man sich im täglichen Leben schuldig macht: nehmlich, die Geneigtheit allem, was zum Nachtheil und zur Verkleinerung vorzüglicher Personen in der Welt erzählt wird, Gehör zu geben; und die

Gewohnheit, in allen Fällen, wo das Betragen einer solchen Person einen Anschein von Zweydeutigkeit hat, lieber ohne genauere Untersuchung dem bösen Schein zu glauben, als auf eine günstige Auslegung der Sache zu denken, wie viele Ursache wir auch finden könnten, unser Urtheil mehr auf diese Seite zu neigen als auf jene. Aber die Sache, die ich zu führen übernommen habe, ist so gut, daſs ich kein Bedenken trage, mich dem strengen Gesetze zu unterwerfen, an welches der weise Solon alle diejenigen band, die vor dem Areopagus als Kläger oder Fürsprecher zu reden hatten, und vermöge dessen ihnen alle rednerischen Kunstgriffe, die Richter zum voraus einzunehmen, ihre Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzuleiten, oder ihr Gemüth zu Gunsten der einen und zum Nachtheil der andern Partey in Bewegung zu setzen, schlechterdings verboten waren. Eben so wenig werde ich mich des berühmten Mittels bedienen, wodurch der Redner Hyperides die Lossprechung der schönen Fryne vor dem furchtbaren Gericht der Heliasten zu Athen bewirkte. Ich werde die Richterinnen weder durch die Schönheit noch die übrigen auſserordentlichen Talente meiner Klientin zu bestechen suchen. Ich setze also alles was hierüber zu sagen wäre als bekannt voraus, und komme zur Hauptsache.

Die gemeine, oder vielmehr die allgemein angenommene Meinung setzt die Aspasia von Milet in eine Klasse von Frauenzimmern, die (aus Gründen, wovon hier nicht die Rede seyn kann) durch die Gesetze Solons zwar geduldet und beschützt, aber nichts desto weniger allezeit, selbst in den Zeiten der gröſsten Sittenverderbniſs zu Athen, als Personen, die eine unehrbare Lebensart trieben, angesehen, und von allem Umgang mit ehrlichen Frauen abgeschnitten waren, — mit Einem Worte, in die Klasse der Hetären. Die Geschichte berühmter Frauenzimmer, nach alfabetischer Ordnung, (deren erster Theil im Jahre 1772 zu Leipzig bey Böhmen heraus gekommen ist) eine aus dem *Dictionaire historique portatif des Femmes celebres* und den *Memoirs of the most illustrious Ladies of all Ages and Nations* zusammen getragene Kompilazion, die ich statt aller andern aus eben diesem Tone singenden Autoren anführen will, drückt sich über Aspasien folgender Maſsen aus. „Aspasia, eine der berühmtesten Buhlerinnen im alten Griechenlande, war von Milet gebürtig, — und stammte aus einer edeln Familie. — Wahrscheinlicher Weise mag sie in Megara angefangen haben sich durch ihr Handwerk einen Nahmen zu machen. Sie war übrigens in verschiedenen Betrachtungen eine sehr schätzbare Person: denn sie besaſs bey einem ungemeinen Verstand eine groſse Gabe der Beredsamkeit, welche sie durch sorgfältiges Studium der Redekunst zur Vollkommenheit gebracht hatte; eine Kunst, worin sie es dem Prodikus und Gorgias gleich that. Nächst dem verstand sie sich sehr gut auf die Filosofie, und hatte besonders in dem Theile der Moral, der von der Regierung und Staatsklugheit handelt, auſserordentliche Einsicht, u. s. w. So war Aspasia beschaffen, als ihr der Gedanke einkam, Athen wäre der einzige Schauplatz, der ihrer würdig sey; worauf sie auch mit einem Gefolge von jungen Mädchen, welche sie in der Kunst ihre Reitzungen geltend zu machen unterrichtet hatte, dahin ging, um eine Schule der Beredsamkeit zu eröffnen, und eine Akademie der Liebe zu halten. Dieſs war in der That ein Mittel ganz Athen an sich zu locken. Einige kamen hin, weil sie aus ihren Unterredungen über die Kunst der Beredsamkeit und über mancherley filosofische Materien Unterricht zu schöpfen suchten; andere fanden sich ein, weil ihnen daran gelegen war, ihre und ihrer Schülerinnen Umarmungen zu genieſsen. Sie hatte auch in der That berühmte Schüler, und machte gar ansehnliche Eroberungen. Sie unterrichtete den Sokrates in der Redekunst; sie flöſste dem Perikles, einem groſsen Filosofen und Redner in Athen, 3) die lebhafteste Liebe ein, und hielt beiden zugleich Vorlesungen über die Staatsklugheit. Dieſs berichten uns von ihr Plato, Plutarch und Athenäus.“ u. s. w.

In einem eben so platten Styl, und in eben diesem waschhaften Tone fährt der Verfasser dieser aus den ungleichartigsten Materialien, aus wahren Zügen, Vermuthungen, Sagen und Verleumdungen zusammen gestoppelten Geschichte der Aspasia fort, die Umstände ihrer Verheirathung mit dem Perikles und ihres häuslichen Lebens mit ihm vorzutragen. Er versichert uns, sie habe ihm „oftmahls, wenn es ihm gar zu sehr an Zeit gefehlt habe, ganze Reden gemacht, die er dann öffentlich zu halten nicht das mindeste Bedenken getragen. Aber (fährt er fort) sie leistete ihm, wie man sagt, auch noch eine andere Art von Diensten. Vor ihrer Verheirathung brachten die Männer, die sich am fleiſsigsten zu ihren Vorlesungen einfanden, auch ihre Weiber zu ihr, damit sie ihre Reden und Gespräche hören sollten. Dieses gute Zutrauen — nahm noch mehr zu, als sie die Gemahlin des Perikles

---

3) Eine lächerliche Art den Perikles zu karakterisieren! Gerade so, als wenn einer, bey Erwähnung des Nahmens Pitt, hinzu setzte, ein groſser Filosof und Redner in London.

wurde. Da nun Perikles, so zärtlich er auch Aspasien liebte, gleichwohl oftmahls andere flüchtige Neigungen hatte, so war sie ihm in seiner Liebe zu denjenigen von den Weibern der Bürger, die ihm gefielen, beyräthig und beförderlich.“ —

Und so wäre denn Aspasia, die Freundin eines Sokrates, die Juno des Athenischen Jupiters, (wie sie von den Komödienschreibern genannt wurde) mit etlichen Federzügen in eine Buhlerin, Schulhalterin und Kupplerin verwandelt! — Es ist Schande, auch für den gemeinsten Buchfabrikanten unsers Jahrhunderts, mit so wenig Sinn und Beurtheilung zu schreiben; es ist schändlich, mit einer so gefühllosen Plumpheit den Karakter einer Person zu besudeln, die ein Gegenstand der Bewunderung und Hochachtung der edelsten Menschen ihrer Zeit war: aber es ist ganz unerträglich, zu Beglaubigung ungereimter Verleumdungen sich auf Plato und Plutarch zu berufen, und den gröſsten Theil der Leser, denen der dreiste Ton des Erzählers seine Zuverlässigkeit zu verbürgen scheint, zu dem irrigen Wahn zu verleiten, als ob alle die Infamien, die er Aspasien so zuversichtlich nachsagt, auf dem Zeugniſs eines Plato beruheten, oder durch das Ansehen eines Plutarchs auſser allem Zweifel gesetzt würden.

Das Verhör der sämmtlichen Zeugen, die in Sachen meiner schönen Klientin auftreten sollen, wird uns ganz andere Resultate geben. Wir werden sehen, aus was für schlammigen Quellen die Verleumdungen geflossen sind, womit Aspasiens Karakter schon bey ihrem und Perikles Leben angeschmitzt wurde, ohne dadurch in den Augen ihrer edelsten Zeitgenossen etwas von seinem Glanze zu verlieren; wir werden durch die wenigen mit sich selbst übereinstimmenden Nachrichten und Karakterzüge, die uns (aufser einem Paar ehrwürdiger Schriftsteller ihrer Zeit) der ehrliche, wiewohl schwatzhafte und leichtgläubige Plutarch von ihr hinterlassen hat, hinlängliches Licht erhalten, um uns die Entstehung jener Verleumdungen erklären zu können: und wenn einige Griechische Autoren, fünf und mehrere hundert Jahre nach Aspasien, die Sarkasmen etlicher zügelloser Komödienschreiber für einen hinlänglichen Grund genommen haben, auf eine unwürdige Art von ihr zu sprechen; so werden wir sehen, dafs diese Herren mit unserm Französischen Biografen und seinem Dollmetscher in Eine Klasse gehören, und gerade so viel Achtung und Gehör verdienen als diese.

Unter denen, die das Glück hatten mit Aspasien zu leben, sind nur zwey, die ihrer in ihren Schriften, zwar nur im Vorbeygehen, aber auf eine ehrenvolle Art erwähnen, Plato und Xenofon: der erste in einem seiner schönsten Dialogen, Menexenus betitelt; der andere im dritten Kapitel der Unterredung zwischen Sokrates und Kritobulus über die Ökonomie.

Im Menexenus spricht Sokrates mit einem jungen Athener dieses Nahmens von dem Vorhaben des Senats, den Bürgern, die zu Anfang des berühmten Peloponnesischen Krieges ihr Leben für das Vaterland gelassen hatten, eine feierliche Leichenrede halten zu lassen. Menexenus meint, derjenige, auf den die Wahl des Senats falle, werde, wegen Mangel an Zeit sich dazu vorzubereiten, sehr verlegen seyn, und wohl gar aus dem Stegreife reden müssen. — Wie? sagt Sokrates, denkst du nicht, dafs ein jeder von diesen Herren seine Rede auf diesen Anlafs schon lange fertig liegen hat? Und am Ende, was ist denn auch so schweres daran, dafs es einer grofsen Vorbereitung dazu bedürfte? Ja, wenn einer die Athener im Peloponnesus, oder die Peloponnesier zu Athen zu loben hätte, da möchte wohl ein grofser Redner dazu gehören, um sich Beyfall zu verschaffen und seine Zuhörer zu überzeugen: aber wenn man diejenigen, die man lobt, zu Richtern hat, da ist es keine

Kunst gut zu sprechen. — Du getrautest dir also, sagt Menexenus, diese Rede zu halten, wenn es dir vom Senat aufgetragen würde? — Warum nicht, erwiedert Sokrates, da ich das Glück gehabt habe, eine Lehrmeisterin in der Redekunst zu haben, die viele andre zu sehr guten Rednern gemacht hat, und darunter einen der unter allen Griechen nicht seines gleichen hat, den Perikles? — Wer wäre diese, versetzt Menexenus, wenn du nicht Aspasien meinst? — Keine andere! Sie und Konnus, des Metrobius Sohn, sind ja beide meine Lehrmeister, jener in der Musik, 4) Aspasia in der Rhetorik. Es ist also kein Wunder, wenn ein Mann, der einer solchen Erziehung genossen hat, gut zu sprechen weiſs. — Und was hättest du denn zu sagen, wenn du die Leichenrede halten müſstest? fragt Menexenus. — Vielleicht nichts, antwortet Sokrates, wenn ich aus mir selbst reden müſste; aber zu gutem Glück hörte ich erst gestern zu, als Aspasia, da von dem Vorhaben, eine solche Rede halten zu lassen, gesprochen wurde, sich über diesen Gegenstand vernehmen lieſs, und uns auf der Stelle zeigte, was darüber zu sagen wäre; so

---

4) Die Musik war gerade das, worin Sokrates am wenigsten gethan hatte; und dieſs macht hier eben die Ironie auffallender.

daſs die Leichenrede, die vom Perikles gehalten wurde, meines Bedünkens, bloſs aus den Bruchstücken, die ihm von Aspasiens Rede im Gedächtniſs geblieben waren, zusammen geleimt war. — Erinnerst du dich dessen noch was Aspasia sagte? fragt Menexenus. — Ich hätte sehr Unrecht, wenn ich es läugnen wollte, antwortet Sokrates; denn sie gab sich Mühe genug es mir beyzubringen, und es fehlte wenig, daſs ich nicht Schläge von ihr bekommen hätte, weil ich so viel davon wieder vergessen hatte. — „Was hindert dich also, es mir vorzutragen?“ — Meine Lehrmeisterin könnte ungehalten auf mich werden, wenn ich ihre Rede öffentlich bekannt machte. — „Das hast du ganz und gar nicht zu besorgen, Sokrates! Thue mir den Gefallen, sage mir die Rede her; ob es die von Aspasien, oder von welchem andern sie ist, gilt mir gleich! nur die Rede!“ — Du wirst mich vielleicht auslachen, daſs ich in meinem Alter noch Spaſs treibe? — „Ganz und gar nicht, Sokrates; mir ist alles recht, wenn ich nur die Rede bekomme.“ — Nun, so werde ich dir denn wohl zu Willen seyn müssen, sagt Sokrates: müſste ichs doch, wenn du haben wolltest, daſs ich mich ausziehen und tanzen sollte, da wir doch beide hier allein sind. So höre denn. — Und nun fängt er an, seinem Freunde die vorgebliche Rede der Aspasia vorzutragen, 5) die dieser Dame allerdings groſse Ehre machen würde, wenn wir nicht Ursache hätten zu glauben, daſs sie nicht mehr Recht an dieselbe habe, als Diotima an die schwärmerisch-metafysische Theorie der Liebe, die ihr in Platons Gastmahl in den Mund gelegt wird. — Wie er fertig damit ist, setzt er hinzu: Und dieſs, Freund Menexenus, wäre also die Rede der Aspasia von Milet. — Beym Jupiter, ruft Menexenus aus, du giebst mir einen groſsen Begriff von dieser Aspasia, wenn sie im Stande ist, solche Reden abzufassen. Wer sollte das von einer Frau erwarten? — Wenn du es nicht glaubst, erwiedert Sokrates, so komm mit mir, du sollst sie selbst reden hören. — O mein guter Sokrates, versetzt jener, ich bin oft genug in Aspasiens Gesellschaft gewesen, um zu wissen, was von ihr zu erwarten ist. — Wie so? fragt Sokrates. Du bewunderst sie also nicht, und weiſst ihr keinen Dank für ihre Rede? — Im Gegentheil,

---

5) Diese Rede ist, wenige Züge ausgenommen, gänzlich von derjenigen verschieden, die vom Perikles wirklich gehalten, und vom Thucydides dem zweyten Buche seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges einverleibt worden ist, und die den Athenern so wohl gefiel, daſs sie alle Jahre an dem Gedächtniſstage der in besagtem Kriege umgekommenen Bürger öffentlich recitiert wurde.

dem, von welchem du diese Rede haſt, einen ſehr groſsen Dank, antwortet Menexenus, es ſey nun daſs ich ihn ihr oder einem andern ſchuldig bin. — Gut, ſagt Sokrates: aber daſs du mir nichts ausplauderſt! Du würdeſt dich dadurch um viele andere gar ſchöne politiſche Diskurse von ihr bringen, die ich dir in der Folge mittheilen will. — Dieſs iſt alles was Plato in ſeinen Werken von Aſpaſien ſagt.

In der Stelle, wo Xenofon ihrer erwähnt, iſt die Rede davon, wie viel eine Hausfrau zum Wohlſtand oder zum Schaden ihres Hausweſens beytragen könne, und wie nöthig es ſey, daſs der Mann, der eine junge unwiſſende und unerfahrne Perſon (wie alle Griechiſchen Mädchen vermöge ihrer Erziehung gewöhnlich waren) geheirathet habe, ſie auf eine verſtändige Art zu bilden, und eine gute Hausmutter aus ihr zu ziehen wiſſe. — Du glaubſt alſo, ſagt Kritobulus zum Sokrates, die guten Frauen, deren du vorhin erwähnteſt, ſeyen von ihren Männern dazu gebildet worden? — Ich denke es wird ſich ſo befinden, wenn wir genauer nachſehen, antwortet Sokrates. Übrigens empfehle ich dir die Aſpaſia, die dir über dieſe ganze Materie mit viel gröſserer Sachkenntniſs ſprechen kann als ich.

Man erlaube mir nun über dieſe beiden Stellen einige Anmerkungen zu machen.

In der ersten herrscht offenbar ein gewisser Ton von Scherz und Ironie, der den eigentlichen Sinn und Zweck Platons etwas zweydeutig macht. Indessen meint Plutarch, unter allem diesem Scherze sey doch so viel historische Wahrheit, daſs man zu glauben Ursache habe, der Umgang, den viele Athener mit dieser Frau gepflogen, habe keine andre Absicht gehabt, als von ihrer Geschicklichkeit in der Kunst zu reden Vortheile zu ziehen. Dieſs konnte geschehen, ohne daſs Aspasia im eigentlichen Wortverstande eine Schule der Rhetorik gehalten, einem Manne wie Perikles seine Rede diktiert, oder einem Sokrates (der um die Zeit, wovon hier die Rede ist, über vierzig Jahre alt war) Ohrfeigen gegeben hätte, weil er seine Lekzion nicht recht gelernt hätte. Indessen scheint es auch unter den damahligen Athenern solche Strohköpfe gegeben zu haben, die sich nicht vorstellen konnten, wie eine schöne und geistvolle Frau die Demagogen von Athen zu bessern Rednern und geschicktern Staatsmännern machen könne, ohne ihnen Vorlesungen über Rhetorik und Politik zu halten; oder wie sie einem Perikles Ideen zu seiner Ehrenrede auf die Bürger, die im Peloponnesischen Kriege zuerst gefallen wären, hätte geben können, ohne ihm die ganze Rede zu machen: und über diese Leute spottet der Platonische Sokrates augenscheinlich. Übrigens ist der ganze Dialog so gut eine Fikzion als alle andere Platonische Dialogen.

„Aber was für eine Ursache konnte er haben, eine Rede, deren Verfasser er ohne Zweifel selbst war, auf Aspasiens Rechnung zu setzen?"

Es fällt, dünkt mich, ziemlich stark in die Augen, (zumahl wenn man seine Rede mit der des Perikles vergleicht) daſs sie gemacht war die letztere auszulöschen. Aber die Rede des Perikles galt nun einmahl bey den Athenern für ein so groſses Meisterstück, daſs etwas unpopuläres und verhaſstes darin war, sich die Miene zu geben, als ob man etwas besseres machen könne. Was konnte er nun, um diesem Vorwurf zu entgehen, für eine artigere Wendung nehmen, als sich die gemeine Meinung von Aspasiens Stärke in der Rhetorik und Politik zu Nutze zu machen, und seine Rede für das wahre Original dieser groſsen Meisterin zu geben, wovon die Rede des Perikles nur als eine ungetreue Kopie anzusehen sey? Das Verhaſste des Unternehmens, den Athenern zu zeigen, wie diese Leichenrede hätte lauten müssen, um des groſsen Aufhebens das man davon machte würdiger zu seyn, fiel auf diese Art nicht geradezu auf Plato, und er hatte dennoch hinlänglich dafür gesorgt, daſs sich kein verständiger Leser über den wahren Verfasser irren konnte.

So wie in dem, was Plato den Sokrates von Aspasien sagen läſst, etwas übertriebenes und ironisches ist: so ernsthaft ist hingegen der Ton, worin Xenofons Sokrates in dem ganzen Gespräche mit dem Kritobulus, und also auch in der Stelle, wo er ihn an Aspasien verweiset, spricht. Hier ist nicht nur kein Schatten von Zweydeutigkeit, sondern sogar der Schlüssel zu dem, was Plutarch von den Athenischen Herren meldet, die kein Bedenken trugen, ihre Gemahlinnen zu Aspasien zu führen, damit sie von den Gesprächen dieser auſserordentlichen Frau profitieren möchten.

Es ist wahr, Plutarch setzt unmittelbar hinzu: ungeachtet sie ein Gewerbe trieb, das eben nicht das anständigste war; „denn sie unterhielt Mädchen in ihrem Hause, die sich dem Vergnügen der Mannspersonen widmeten.“ — Sie müſste also dieses unehrbare Gewerbe sehr heimlich getrieben haben. Denn daſs angesehene Männer von Athen ihre Frauen in ein solches Haus geführt haben sollten, oder daſs Athenische Frauen sich zum Umgang mit einer Fremden, die eine solche Profession getrieben hätte, verstanden haben sollten, war den Sitten der Athener so schnurgerade entgegen, daſs es sich gar nicht denken läſst. In einer von Terenz übersetzten Komödie des Menander macht sich der Athener Kremes ein Bedenken, nur das Wort Hetäre in Gegenwart seiner Frau auszusprechen: und die edelsten Männer von Athen sollten sich nicht geschämt haben, ihre Ehefrauen selbst in ein berüchtigtes Haus zu führen, um von einer Kupplerin Weisheit und Tugend zu lernen? Ein Sokrates sollte mit einer solchen Person öffentlich umgegangen seyn? sollte (wie er beym Xenofon thut) einen wackern Mann an eine solche Person gewiesen haben, um von ihr zu lernen, wie ein Mann seine Ehegattin bilden müsse? Ein Perikles sollte in einem schon ziemlich vorgerückten Alter fähig gewesen seyn, sich von seiner Gemahlin, einer edeln Athenerin, zu scheiden, um ein solches Weibsstück zu heirathen? Und (was nicht das Widersinnigste ist) eine Person von edler Abkunft, welche, nach Plutarchs eigenem Vorgeben, reitzend und liebenswürdig genug war, einem Perikles eine wahre Leidenschaft, eine Liebe, die sich auch nach seiner Vermählung mit ihr immer in gleicher Stärke erhielt, einzuflöſsen, sollte ein Gewerbe getrieben haben, wodurch eine Lais oder Fryne ihre eigenen Reitzungen zu beschimpfen geglaubt hätte? — Es würde unbegreiflich seyn, wie der gute

Plutarch den Komödienschreibern, deren Frechheit ihm bekannt genug war, so offenbare Ungereimtheiten habe nachsprechen mögen, wenn seine Lebensbeschreibungen nicht so häufige Beweise enthielten, daſs es ihm nicht schwer fiel sich die unglaublichsten Dinge als möglich vorzustellen, und daſs, bey allem seinem guten Verstande, seine Feder nicht immer von einer richtigen Beurtheilung geleitet wurde. Freylich erlaubten sich die Aristofanes, Kratinus, Eupolis und ihres gleichen, auch gegen Aspasien, was sie sich sogar gegen Sokrates, was sie sich gegen die gröſsten Männer der Republik und gegen Perikles selbst erlauben durften. Eine Frau, die durch ihren Geist, ihre Talente, ihre Kenntnisse, die Eleganz der Sitten und die freyere Lebensart des Ionischen Frauenzimmers, wovon sie den Athenern das erste und vollkommenste Modell an sich selbst zeigte, gegen die äuſserst einfach erzogenen, unwissenden, langweiligen, und fast immer in ihrem Gynäceon vegetierenden Athenerinnen so gewaltig abstach, muſste ja wohl diesen zügellosen Witzlingen, die nichts zu scheuen hatten, und Götter und Menschen so lächerlich machen durften als sie wollten und konnten, manche Blöſse geben, sie von Seiten ihrer Sitten anzugreifen; und Aristofanes war kein Mann, der eine solche Gelegenheit unbenutzt lieſs, zumahl da er, indem er seine Pfeile auf Aspasien abdrückte, den Perikles selbst (der desto mehr Neider und Feinde hatte, je gröſser er war) ungestraft verwunden konnte. Nicht zufrieden also, sie seine Omfale und Dejanira, und, nachdem er sie geheirathet hatte, seine Juno zu nennen, ging Aristofanes so weit, der Feindschaft des Perikles gegen die Megarer und dem Peloponnesischen Krieg eine Ursache zu geben, die, indem sie Aspasiens Sitten und Karakter anschmitzte, zugleich ein verächtliches und verhaſstes Licht auf den Perikles selbst fallen lieſs. — „Etliche von unsern jungen Leuten, sagt er, gehen in trunknem Muthe nach Megara und entführen die H*r* Simätha; die Megarer erboſsen sich darüber, und entführen, sich zu rächen, der Aspasia zwey H*r*n; und so sind drey Metzen die saubere Quelle des Kriegs, der über die ganze Hellas ausgebrochen ist! Das ists, warum der Olympier Perikles so gewaltig blitzt und donnert, und in ganz Griechenland alles zu unterst zu oberst kehrt," u. s. w. 6) So konnte Aristofanes seinen Dikäopolis sprechen lassen: aber Plutarch, der die wahren Ursachen des Dekrets gegen Megara und des Peloponnesischen Krieges aus seinem Thucydides wissen konnte, hatte Unrecht, die Berufung der Megarer auf diese Verse des Aris-

---

6) Aristofanes in den Acharnern, Akt 2. Scene 5.

tofanes für einen hinlänglichen Grund zu halten, „warum es gar schwer sey, hinter die wahren Ursachen des Peloponnesischen Krieges zu kommen.“

Übrigens konnte, Aspasiens Ehre unbeschadet, etwas Wahres an der Anekdote seyn. Aspasia hatte ohne Zweifel sehr artige junge Mädchen unter ihren Sklavinnen, ohne daſs sie darum das Schimpfwort verdienten, womit Dikäopolis sie belegt; die jungen Megarer konnten, um sich wegen der Entführung der Simätha zu rächen, ein paar schöne Sklavinnen aus Aspasiens Hause entführt haben, und Aspasia konnte eine solche Verwegenheit sehr übel finden, ohne daſs dieſs die Ursache des Krieges wurde, wiewohl es natürlicher Weise nicht geschickt war, die Megarer dem Perikles angenehmer zu machen.

„Aber, (wird vermuthlich der *Advocatus diaboli*, den ich mir bey dieser Rechtfertigung Aspasiens gegenwärtig denke, einwenden) böse Gerüchte, noch vier, fünf oder mehr hundert Jahre nach ihrem Tode, (wo alle mögliche Ursachen sie verleumden zu wollen längst aufgehört hatten) von einem so gutherzigen Manne wie Plutarch, und von so unbescholtnen Leuten wie Athenäus, Suidas, Syncellus u. a. so zuversichtlich fortgepflanzt, können doch wohl nicht ohne allen Grund seyn. "

In der That, so denke ich auch; und ich habe schon so viel davon angedeutet, daſs es nicht schwer seyn wird, dieses Räthsel aufzulösen. Aspasia war ein Frauenzimmer aus Ionien, und die Ionierinnen standen — vermuthlich wegen des freyern Umgangs, der in diesem schönen Lande unter beiden Geschlechtern Statt fand, und wovon eine lebhaftere Begierde zu gefallen, mehr Geschicklichkeit ihre Reitze geltend zu machen, und mehr Sorge für innerliche und äuſsere Verschönerung durch Talente, Geschmack, Putz, Artigkeit der Sitten und Manieren, die natürliche Folge bey den Damen war — die Ionierinnen, sage ich, standen zu Athen in so bösem Rufe, daſs der Filosof Äschines sie in einem seiner Dialogen durch die Bank für Koketten und etwas noch ärgers erklärte. Aspasia lebte zu Athen wie sie zu Milet oder Smyrna gelebt hätte. „Eine Frau, die mit allem, was wir Männer bey ihrem Geschlechte suchen, Eigenschaften verband, welche wir als ein Eigenthum des unsrigen anzusehen gewohnt sind, war in Athen eine Art von Wunder. Sie erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, und wurde in kurzem ein Gegenstand der Bewunderung für die einen, und der Miſsgunst für die andern.“ 7) Sie hatte (wie es scheint, und wie es sich für ihre edle Abkunft und für ihre Umstände schickte) verschiedene artige Mädchen, als ihre Aufwärterinnen, mitgebracht, die nach Ionischer Sitte in der Musik und Tanzkunst geübt waren, und (was ich, ohne des Gegentheils positiv versichert zu seyn, nicht für unmöglich erklären möchte) vielleicht in einem Kloster von Jungfrauen der Diane oder Vesta nicht in ihrem Elemente gewesen wären. Bey aller Decenz und Sittlichkeit, die in einem Hause unfehlbar herrschen muſste, das von Weisen besucht wurde, und wohin die vornehmsten Athener ihre jungen Frauen führten, läſst sich allenfalls begreifen, daſs unter dem Schleier des Geheimnisses zwischen einem Alcibiades oder Axiochus und einem solchen Kammermädchen dieſs und jenes verhandelt werden konnte, wovon Aspasia weder Lust hatte noch sich verbunden glaubte besondere Kundschaft zu nehmen. Aber wäre dieſs auch nicht gewesen, so braucht es nur einen sehr mäſsigen Grad von Menschenkenntniſs, um einzusehen, daſs sie sich darum nicht weniger hätte nachsagen lassen müssen, sie locke die edelsten und wichtigsten Männer zu Athen durch den Reitz des Vergnügens in ihr

---

7) Agathon, III. Theil, S. 323.

Haus; und ohne Zweifel war es gerade das Gesetz, das sie sich gemacht hatte, ihre Thür nur Personen vom ersten Rang oder von ausgezeichneten Verdiensten offen zu halten, was den Ausgeschloſsnen Anlaſs und Vorwand gab, ihre Sitten zu lästern. Vermuthlich hatte sogar der Ruf, daſs sie eine Schule der Beredsamkeit, Staatskunst und Sittenlehre halte, keinen andern Grund, als der Freyheit, womit ihr Haus von Männern besucht wurde, das Anstöſsige zu benehmen, das die Eiferer für die gute alte Sitte darin finden mochten. Im Grunde aber war es, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Art von Akademie der schönen Geister, und der Vereinigungspunkt der besten Gesellschaft von Athen. „Staatsmänner besuchten es, um im Schooſse der Musen und Grazien auszuruhen; die Anaxagoras und Sokrates, um ihre Filosofie aufzuheitern; die Fidias und Zeuxis, um schöne Bilder und Ideen aufzuhaschen; die Dichter, um ihren Werken die letzte Politur zu geben; die edelste Jugend von Athen, um sich zu bilden, oder sich wenigstens rühmen zu können, in Aspasiens Schule gebildet worden zu seyn." 8)

Wenn dieſs auch nichts mehr als Hypothese wäre, so ist es doch die einzige, die das

---

8) Agathon, III. Theil, S. 324.

Widersprechende in den Nachrichten der Alten von dieser auſserordentlichen Frau vereinigt; die einzige, die uns begreiflich macht, wie die einen so viel rühmliches, die andern so viel nachtheiliges von ihr sagen konnten; die aber eben dadurch zu mehr als einer bloſsen Hypothese wird. Sie setzt alles, was dunkel und zweifelhaft an ihrem Karakter, oder unglaublich an ihrer wirklichen Geschichte ist, in ein so helles Licht, als man nach mehr als zwey tausend Jahren nur immer verlangen kann. Nur durch sie erklärt sich, warum ein Xenofon und Plato, mit so vieler Zurückhaltung, dennoch nichts als was ihr rühmlich ist von ihr sagen; wie sie einem Perikles so lieb, so unentbehrlich, wie sie sogar seine Gemahlin werden konnte; warum die einen eine Weise, die andern eine Hetäre aus ihr machten; und wie es zuging, daſs ein Plutarch, der das Gefällige von diesem Karakter mit dem Soliden von jenem in ihr vereinigt sah, zwischen dem was sie war, was sie schien, und was man ihr andichtete, zweifelhaft, sich nicht besser zu helfen wuſste, als daſs er alles, wie übel es auch zusammen paſste, in Ein disparates Bild vereinigte, das, wie jenes beym Horaz, von oben einen schönen Mädchenkopf auf einem bunt befiederten Pferdehalse zeigt, und unten sich in einen häſslichen Fischschwanz endigt.

Und doch wie leicht war es, wenn er sich lebendig genug in Aspasiens Zeit, Umstände und Verhältnisse, und in die wesentlichsten Karakterzüge, die er selbst ihr beylegt, hinein gedacht hätte, wie leicht war es, sich alle anscheinende Widersprüche zu erklären, und die unartigen Ausfälle eines Kratinus und Aristofanes, (wobey es im Grunde doch bloſs darum zu thun war, dem **Perikles** bey dem Volke Schaden zu thun) wofern er ihrer auch erwähnen wollte, wenigstens für das was sie waren, für Muthwillen und Verleumdung, und nicht für Zeugnisse zu halten, die der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers würdig seyen!

Man braucht nichts, als diese Verleumdungen der frechsten und ausgelassensten Satire **abzurechnen**, und das Vorurtheil zu **berichtigen**, das der Kontrast zwischen einer Ionischen Dame und einer Athenerin dem Pöbel zu Athen gegen Aspasien beybringen muſste: so ist alles übrige, was uns Plutarch von ihrem Geist, ihren Talenten und ihrer Lebensgeschichte sagt, — wie wenig es auch unser Verlangen, mit einer so seltenen Person recht genau bekannt zu werden, ganz befriedigen kann — doch hinlänglich, uns zu überzeugen, daſs sie eine schöne und groſse Rolle zu Athen gespielt habe. Aber hätte sie dieſs gekonnt, „wenn sie nicht vorsichtig in ihrem

Betragen, und aufmerksam gewesen wäre sich die Hochachtung derjenigen zu erwerben, deren Beyfall für den öffentlichen Bürge ist? Oder können wir glauben, daſs Perikles sich hätte einfallen lassen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, wenn er nur hätte vermuthen dürfen, daſs sie um einen andern Preis zu haben seyn könnte?“ 9)

Mehr zur Rechtfertigung meiner edeln Klientin zu sagen, würde ein unbilliges Miſstrauen in die Weisheit, Gerechtigkeit und Humanität unsrer Richterinnen verrathen, und selbst der Achtung zu nahe treten, die ein Schriftsteller dem schönen Geschlechte schuldig ist. Wir unterwerfen uns also, mit aller Ruhe, die uns das Bewuſstseyn einer guten Sache giebt, ihrem entscheidenden Ausspruche: und sollten wir ja, gegen alle Vermuthung, einen schwarzen Stein zu viel bekommen, so möge Minerva selbst ihren weiſsen hinzu legen, 10) und dadurch die Lossprechung

---

9) Agathon, III. Theil, S. 325.

10) Wenn eine vor dem Areopagus angeklagte Person eben so viel weiſse als schwarze Steine bekam, so wurde sie los gesprochen, weil, wo die Wage der Gerechtigkeit in völligem Gleichgewicht steht, die Billigkeit sich auf die Seite der Humanität neigt. Damit aber doch dem Gesetze, kraft dessen die meh-

einer Sterblichen bewirken, die einst, mit allen ihren Gaben überhäuft, den Dienst der Grazien mit dem ihrigen so gut zu verbinden wuſste!

rern Stimmen entscheiden, kein Abbruch geschehe, so wurde, wenn dieser Fall eintrat, im Nahmen der Minerva, ein weiſser Stein hinzu gelegt, und dadurch die Majorität zu Gunsten des Beklagten hergestellt.

II.

JULIA

Cäsar Augusts Tochter.

Wiewohl ich die zärtliche Achtung, die man dem schönen Geschlechte in so vielerley Rücksichten schuldig ist, nicht so weit treiben möchte als der berühmte Bocaccio, der — in einem Buche, 11) das zu seiner Zeit in den Händen aller Florentinischen Damen war — sogar von einer Messalina als von einer liebenswürdigen Unglücklichen spricht, und die Schuld ihrer Unthaten auf den unvermeidlichen Einfluſs der Sterne

---

11) *De claris mulieribus* (von berühmten Frauen) betitelt. Es fängt mit unsrer allgemeinen Mutter Eva an, und hört mit der Königin Johanna der Zweyten von Neapel auf.

schiebt, unter welchen sie und ihre Liebhaber geboren worden: so kann ich mich doch nicht entbrechen, einer andern Dame jener Zeiten das Wort zu reden, für welche der Nahme einer schönen Unglücklichen sich besser zu schicken scheint, und gegen welche die Geschichtschreiber und die Nachwelt eine Härte beweisen, die sie, einer sehr groſsen Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens in diesem Grade nicht verdient hat.

Arme Julia! war es nicht genug, daſs du einen so groſsen Theil deiner besten Jahre in den Felsen der verhaſsten Insel Pandataria hinschmachten muſstest? Nicht genug, der Politik und Schwäche eines argwöhnischen und immer für seine usurpierte Alleinherrschaft zitternden Vaters, den geheimen Verfolgungen einer grenzenlos herrschsüchtigen Stiefmutter, und der kaltblütigen langsamen Rache eines Unmenschen wie Tiberius, aufgeopfert zu werden? Muſstest du, um das Maſs deines Schicksals voll zu machen, auch noch von Geschicht- und Romanschreibern 12)

---

12) Ich stelle unter diesen den Herrn von Serviez mit seiner *Histoire des Imperatrices Romaines* und den Verfasser der *Memoires de la Cour d' Auguste* billig oben an, da sie — um hier nur bey dem Artikel Julie stehen zu bleiben — in ihrer Erzäh-

als ein Geschöpf, das sogar dem weiblichen Nahmen Schande gemacht habe, mit den schmählichsten Beywörtern gebrandmarkt und der Verachtung und dem Abscheu aller Zeiten Preis gegeben werden?

Wenn die unglückliche Julia eine solche Behandlung von der Nachwelt nicht verdient hätte: wäre es dann nicht mehr als grausam, das Unrecht von einem Jahrhundert zum andern, in jedem Buche, worin von ihr die Rede ist, fortzusetzen?

Oder wenn es auch nur zweifelhaft wäre, ob sie die verächtliche Kreatur gewesen sey, wozu so viele Bücherschreiber (um ihren Eifer für die Tugend in die Wette an ihr auszulassen) sie gemacht haben: forderte nicht die Humanität von uns, den weiſsen Stein der Minerva, dessen bey Gelegenheit Aspasiens erwähnt worden ist, zu den schwarzen, wodurch sie verurtheilt würde, zu legen, und lieber zu billig als ungerecht von ihr urtheilen zu wollen?

Wenn aber sogar Gründe von nicht geringem Gewicht es wahrscheinlich machten, daſs

---

lung der kritisch-historischen Wahrheit nichts weniger als treu' geblieben sind.

sie vielmehr das Opfer einer abscheulichen Kabale als ihrer eigenen Ausschweifungen gewesen sey: würde da nicht, wenn wir sie auch nicht von allen Verirrungen, die unter den Römerinnen ihrer Zeit und ihres Standes so gemein waren, frey sprechen können, doch die Gerechtigkeit selbst erfordern, daſs man sie, nach einer billigen Schätzung ihrer schönen Eigenschaften, wenigstens mit der eben so liebenswürdigen Maria von Schottland (gegen welche doch die Nachwelt endlich unparteyisch wird) in dieselbe Linie stelle? Wäre es nicht Pflicht der Menschlichkeit, das, was ein ungewöhnlich strenges Schicksal und die von ihrer Unbesonnenheit Vortheil ziehende Bosheit ihrer Feinde an ihr selbst in ihrem Leben verschuldeten, wenigstens an ihrem Andenken zu vergüten, und (wenn ich hier nach Altrömischer Weise reden darf) ihren seufzenden Schatten durch eine Thräne, die von der Tugend selbst nicht verdammt werden kann, zu versöhnen und zu beruhigen?

Ehe ich die Gründe, die der Tochter Augusts bey einer Revision ihres Prozesses zu Statten kommen, in einiges Licht zu setzen versuche, sey mir erlaubt, das nöthigste von ihren Lebensumständen, und einige karakteristische Züge, die uns sowohl ihren Geist als ihre Sinnesart anschaulich machen können, voran zu schicken.

Sie war Augusts einzige Tochter, und wurde ihm, da er noch Oktavianus Cäsar hieſs, von seiner zweyten Gemahlin Skribonia geboren, welche er im Jahre der Stadt Rom 712 oder 13 (politischer Verhältnisse wegen, die von kurzer Dauer waren) geheirathet hatte, und drey bis vier Jahre hernach seiner heftigen Leidenschaft für die jüngere und schönere Gemahlin des Tiberius Klaudius Nero, die berühmte Livia, aufopferte, die von ihm selbst durch Adopzion mit dem Geschlechtsnahmen Julia, und von den Römern in der Folge mit dem erhabenen Titel Augusta beehrt wurde; eine Frau, welche die Gewalt, die sie in ihrem achtzehnten Jahre durch ihre blendende Schönheit über den ausschweifenden Oktavian erhielt, über den Herrn der Welt Augustus vierzig Jahre lang durch die Feinheit und Geschmeidigkeit ihres Geistes, und die Obermacht ihres Genius über den seinigen, in immer zunehmender Stärke zu erhalten wuſste. Juliens Unglück war — eine solche Frau zur Stiefmutter zu haben; oder, wenn dieſs nun ja einmahl nicht zu ändern war, ihr an Klugheit und Gewalt über sich selbst so wenig gewachsen zu seyn.

Julia war noch ein Kind, als sie im Jahre 717 mit dem Neffen und präsumtiven Erben Augusts, Marcellus, einem Knaben von zehn Jahren, vermählt, oder, nach unsrer Weise zu reden, verlobt wurde; und sie mochte etwa sechzehn oder siebzehn Jahre haben, als er in seinem vier und zwanzigsten, (nicht ohne daſs der Verdacht seines Todes auf Livien fiel) zu groſsem Leidwesen der Römer, aus der Welt ging. Es ist also eine seltsame Art zu reden, wenn Herr de Serviez sagt: „Marcellus habe Juliens Herz (in einem Alter, wo sie kaum wuſste ob sie ein Herz habe!) nicht fixieren können, und vielleicht habe er es gar nie besessen.“ — Dieſs kann sehr möglich seyn, ohne daſs es billig wäre, Julien ein Verbrechen daraus zu machen.

Kaum war sie wieder frey, so wurde sie, ohne daſs ihr Herz darum befragt worden wäre, zum zweyten Mahle das Opfer der Politik ihres Vaters, indem er sie mit M. Vipsanius Agrippa vermählte; einem Manne von niedriger Herkunft, aber an Verdiensten dem ersten Mann in Rom, und welchem, nebst dem Mäcenas, August alles was aus ihm geworden war zu danken hatte. Agrippa, der damahls in seinem zwey und vierzigsten Jahre stand, war unstreitig der gröſste Feldherr und Staatsmann seiner Zeit: aber sind dieſs die

Eigenschaften, die eine junge äuſserst lebhafte und leichtsinnige Wittwe von siebzehn Jahren an dem Manne sucht, von dem sie geliebt zu seyn wünscht? Julie wuſste unfehlbar sehr gut, daſs Agrippa nicht sie selbst, sondern die einzige Tochter des Herrn der damahligen Welt heirathete; und daſs die Wahl ihres Vaters nicht deſswegen auf Agrippa fiel, weil er Julien durch einen liebenswürdigen Mann glücklich machen wollte, sondern weil er (wie ihm Mäcenas sagte) den Agrippa schon so hoch erhoben hatte, daſs nun nichts andres übrig blieb, als ihn entweder aus dem Wege zu räumen, oder zu seinem Schwiegersohn zu machen. August betrachtete seine Tochter als einen Effekt, den er mit möglichstem Vortheil zu negociieren suchte; und Agrippa schloſs den Kontrakt, weil er in der ganzen Welt keinen bessern Handel treffen konnte.

Und wenn nun die kleine Julie — die doch mit niemand näher verwandt war als mit sich selbst — ihr Herz, worauf bey diesem Handel so wenig Rücksicht genommen wurde, für einen Effekt angesehen hätte, worüber man ihr selbst zu disponieren überlasse, — wäre es ihr wohl so sehr zu verdenken?

Aber Julia hatte ein so richtiges Gefühl von dem, was der Gemahlin eines Agrippa geziemte, daſs auch Agrippa hinwieder billig genug war, mit den unbesonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters und Temperaments Nachsicht zu tragen. [13] Diese leichtsinnigen, dem Rang und Karakter ihres Gemahls eben so wenig als der Tochter Augusts geziemenden Unbesonnenheiten in ihrem Betragen, machten dem Publikum — das entweder nach dem äuſserlichen Schein oder gar nicht urtheilen müſste — ihre Sitten verdächtig; man wunderte sich, wie die Kinder, die sie dem Agrippa gebar, ihrem präsumtiven Vater so ähnlich seyen: und um dieses vorgebliche Räthsel aufzulösen, läſst man sie ein unartiges *Bon-mot* sagen, das aus dem Mund einer Schifferin zu Ostia natürlicher klänge, als aus dem Munde der ersten Prinzessin der damahligen Welt. Aber so lange man mir den Mann nicht nennen wird, der es aus **Juliens eigenem Munde** gehört zu haben versichert, werde ich mir die Freyheit nehmen, es für den Einfall irgend eines platten Römischen Witzlings zu halten, den die Welt (wie sie in solchen Fällen immer sehr gütig ist) unvermerkt auf Juliens Rechnung setzte. Die Pythagoräerin Fintys hielt es für keinen schlechten Beweis der Tugend einer Ehefrau, wenn sie Kinder bringe, die ihrem Manne gleich sehen. Warum sollte dieser Beweis nicht auch zum Vortheil der armen Julia gelten? oder warum soll der **Schein** nur dann aufhören betrüglich zu seyn, wenn er **gegen sie** ist?

---

[13] Was ich hier sage, vergiftet der Verfasser der *Memoires de la Cour d' Auguste* folgender Maſsen: *Agrippa ne tarda pas à s' appercevoir de ces dereglemens secrets*, (dächte man nicht, dieser Autor wäre sein und ihr Vertrauter gewesen?) *il aima mieux souffrir en silence, que de publier son infamie par un coup d' éclat, qui ne l' eut peutêtre pas corrigée.* Man vergesse aber nicht, daſs dieſs alles bloſse Vermuthungen des Herrn Blackmore sind. Meines Wissens ist es nur dann erlaubt, das schlimmste von einer Person zu vermuthen, wenn es, unter den gegebenen Umständen, absurd wäre etwas andres als möglich anzunehmen; und dieſs ist hier schwerlich der Fall.

„Julia, sagt **Makrobius**, [14] liebte die schönen Wissenschaften, und hatte einen sehr ausgebildeten Geist; dabey war sie von einer leutseligen und gutherzigen Gemüthsart, ohne den mindesten Zug von Härte und Grausamkeit; auch wurde sie deſswegen allgemein und auſserordentlich geliebt.“ — Mit einem solchen Herzen konnte viel Leichtsinn und Hang zum Vergnügen verbunden seyn; und eine junge Prinzessin, die auſser ihrer Stiefmutter keine Person ihres Geschlechts in der ganzen Römischen Welt über sich sah, die in dieser Gröſse aufgewachsen war, der alles schmeichelte, alles zu Gebot stand, — konnte in beidem nur zu leicht über die Grenzen der Klugheit und Anständigkeit ausschweifen, nur zu leicht die Begriffe ihres Vaters von dem, was sich für die Tochter des Augustus schicke, für allzu streng halten, und sich einbilden, daſs der jungen Gemahlin des Agrippa mehr erlaubt sey, als der immer ernsthaften, immer auf ihrer Hut stehenden Julia Augusta.

---

[14] **Makrob.** Saturnal. Gespräche, B. II. Kap. 5.

August liebte seine einzige Tochter, wie ein Mann von seiner Art lieben kann, d. i. er liebte sich selbst in ihr. Sie war in ihrer Kindheit ziemlich streng erzogen worden, und er sah vermuthlich, daſs es, nachdem sie unter die Gewalt und Aufsicht des Agrippa gekommen war, nöthig sey, einen solchen Karakter mit Nachsicht zu behandeln, und daſs ihr Gemahl nicht so Unrecht habe, ihr mehr Freyheit zu lassen, als die bedenkliche Livia vermuthlich bey Gelegenheit gut heiſsen mochte. Es ist ganz wahrscheinlich, daſs er, so lange Agrippa lebte, über diesen Punkt seiner eigenen Neigung und den weisen Maximen seines Schwiegersohns mehr Gehör gab als seiner Gemahlin. Er betrachtete das, was an der Aufführung seiner Tochter die Miene von Leichtfertigkeit und Ausschweifung hatte, als die Wirkung eines leichten fröhlichen Gemüthes, das sich seiner muntern Laune und Lebhaftigkeit arglos überlasse, 15) unbekümmert wie ihr diese Freyheiten, die in ihren eigenen Augen unschuldig waren, von andern würden ausgedeutet werden; und vermuthlich sah er Julien, so lange er so von ihr dachte, in dem Lichte, worin er sie immer hätte sehen sollen.

Indessen ist gewiſs, daſs Augustus das Wohlgefallen an seiner Tochter nie hatte, welches er an ihr gefunden haben würde, wenn ihre flüchtige Sinnesart und Koketterie (um die Sache mit ihrem rechten Nahmen zu nennen) ihr erlaubt hätte, sich mehr nach seinem Sinne zu bequemen. Sie war nie völlig so, wie die Tochter Augusts, seinen Begriffen nach, seyn sollte; und der Kontrast, den sie in ihrem Äuſserlichen und in ihrer ganzen Art zu leben mit der prüden Livia machte, war ihr in seinen Augen immer nachtheilig. Seitdem er unter dem geheiligten Nahmen Augustus die Römische Welt allein beherrschte, hatte er (aus Beweggründen, die

---

15) Makrob. am angeführten Orte. „Augustus pflegte zu sagen: er habe zwey Töchter, die mit vieler Schonung behandelt seyn wollten, die Republik und seine Julia."

nicht hierher gehören) nichts angelegeners, als das Andenken der abscheulichen Zeiten des Triumvirats auszulöschen, und die Römer, denen er den ganzen äuſserlichen Prunk der Republik wieder gegeben hatte, mit einer so groſsen Mäſsigung und Bescheidenheit zu beherrschen, daſs sie nicht gewahr werden sollten, daſs sie einen Herren hätten. Schon damahls, als das Reich noch zwischen ihm und Antonius getheilt war, machte er sichs zum Gesetz, in Absicht auf seine eigne Person und Lebensweise der völlige Antipode von seinem Nebenbuhler um die Alleinherrschaft zu seyn; und diese Art zu leben wurde ihm in der Folge, da er sich so wohl dabey befand, endlich zur andern Natur. Er war als das Oberhaupt des Staats, als der Mann, in welchem das Vertrauen der Römer, die Politik seiner Minister, und das Glück des Cäsarischen Hauses alle Zweige der höchsten Gewalt vereinigt hatten, der unumschränkteste Monarch: in seinem Hause und in seinem Privatleben hingegen affektierte er, vor dem geringsten Senator nichts voraus zu haben. Und so wie er sich selbst nichts zu erlauben schien, was als ein Eingriff in die Gesetze, oder eine Beleidigung der guten Sitten, die er sich die Miene gab wieder herstellen zu wollen, ausgelegt werden konnte: so wollte er auch, daſs seine ganze Familie, seine Gemahlin, seine Tochter, und ihre Kinder, die er adoptiert hatte, in allen Stücken untadelig seyn, als lauter Muster aller Vollkommenheiten und Tugenden hervor glänzen, und um dieser hohen persönlichen Vorzüge willen von jedermann des erhabenen Gipfels, worauf das Glück sie gestellt, würdig geachtet werden sollten.

Es fehlte viel, daſs seine Julia ihm diese Zufriedenheit gegeben hätte: und wiewohl er vielleicht viele Jahre lang nichts schlimmeres von ihr erfuhr, als was er selbst an ihr zu tadeln fand; so war es doch, weil sie über diese Punkte unverbesserlich blieb, mehr als genug, um der ganzen Maschinerie, wodurch ihre Feinde endlich ihren Fall bewirkten, in seinem Gemüthe zur Unterstützung zu dienen.

Julia erschien einst in einem etwas freyen Anzuge vor ihrem Vater. 16) Sie bemerkte

---

16) Makrobius, aus welchem diese Anekdote genommen ist, bedient sich in seiner Sprache des Ausdrucks: *licentiore habitu*, den ich wörtlich übersetzt habe. Der Verfasser der *Memoires de la Cour d' Auguste*, der sich gegen Julien alles für erlaubt hält, übersetzt diese Worte: *vêtue d' une robe d' etoffe des Indes si transparente, qu' Auguste en fut choqué.* Wer wird glauben, daſs Julia in einem durchsichtigen Ostindischen Habit vor ihrem Vater erschienen sey?

sein Miſsfallen darüber, wiewohl er nichts sagte. Den folgenden Tag besuchte sie ihn in einer andern anständigern Kleidung, und umarmte ihn mit einer eben so ernsthaften Miene, als diejenige, womit er sie empfing, heiter war. So, sagte August, gefällst du mir! Dieſs ist ein Anzug, der sich für Augusts Tochter schickt! — Gestern, erwiederte Julia, hatte ich mich für meinen Mann geputzt, heute für meinen Vater.

Livia und Julia waren einst beide bey einem Gladiator-Spiel erschienen. Sie zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und man machte die Bemerkung, was für ein Unterschied in ihrem Gefolge sey. Livia hatte lauter ehrwürdige gravitätische Männer um sich, da hingegen Julia von einem Schwarm junger Herren, wovon die meisten

---

Funfzig Jahre später wirft zwar Seneka eine so ausschweifende Unverschämtheit den Römischen Damen vor: aber zu Augusts Zeiten waren die Sitten noch anständiger. Doch dieser romanhafte Geschichtschreiber, der aus der armen Julia einen „Schandfleck ihres Geschlechtes“ machen wollte, konnte ja wohl nicht weniger thun als sie im Kostum einer . . . ihrem Vater unter die Augen treten zu lassen! — Wie viel kommt doch in allen Dingen auf ein Biſschen mehr oder weniger an! Man kann es nicht zu oft erinnern.

für ziemlich ausschweifend passierten, umdrängt war. August schrieb in seine Schreibtafel, „sie möchte sehen, welch ein Unterschied zwischen den zwey ersten Frauen in Rom wäre,“ und schickte sie ihr zu. Julia schickte sie ihm sogleich wieder mit der darunter geschriebenen Antwort zurück: Mit der Zeit werden wir auch alt werden.

Ich bitte zu bemerken, daſs die ehrwürdigen alten Herren um Livia eben so wenig für die Keuschheit dieser Dame, als die jungen Stutzer und Schwärmer um Julien gegen die letztere beweisen. Alles was sich daraus folgern läſst, ist: daſs Livia die gehörige Rücksicht auf das Schickliche und Anständige nahm, Julia hingegen sich der Fröhlichkeit eines leichten Jugendsinnes überlieſs, gern einen bunten Schwarm von Verehrern um sich herum gaukeln sah, und das alles so natürlich fand, daſs ihr vermuthlich gar nicht einfiel, wie man so etwas übel deuten könne. Indessen sind diese zwey Anekdoten hinlänglich, uns zu zeigen, daſs August und seine Tochter über diese Punkte niemahls gleiches Sinnes werden konnten.

Der Tod des Agrippa, welcher im Jahre Roms 742 erfolgte, brachte in Juliens Umständen eine Veränderung hervor, die durch ihre eigenen Unbesonnenheiten, und den tief angelegten Plan einer Stiefmutter, deren Ehrgeitz vor keinem geheimen Verbrechen zitterte, zu ihrem Verderben ausschlug.

Es war einer von Augusts angelegensten Wünschen, die Oberherrschaft über die Römische Welt in seiner Familie zu erhalten. Da er sich selbst ohne einen Sohn sah, so hatte er die beiden Söhne seiner Tochter von Agrippa, Kajus und Lucius, schon bey Lebzeiten ihres Vaters, in die Cäsarische Familie versetzt und zu seinen eigenen gemacht. Beide wurden als seine künftigen Erben und Nachfolger betrachtet; aber sie waren noch Kinder, und Augustus, der nicht ohne einen Regierungsgehülfen, dessen Interesse so enge als möglich mit dem seinigen verbunden wäre, leben konnte, fand dazu keinen geschicktern, als den ältern Sohn seiner Gemahlin Livia, Tiberius Nero, der, damahls in seinem zwey und dreyſsigsten Jahre, durch das angeborne Talent, den abscheulichsten Karakter, den vielleicht die ganze alte Geschichte kennt, unter einer täuschenden Auſsenseite zu verbergen, Mittel gefunden hatte, seinem Stiefvater eine groſse Meinung von seinen Fähigkeiten, und der Welt von seiner Klugheit und Mäſsigung und von der Untadelhaftigkeit seiner Sitten beyzubringen.

Wenn in einer Sache, die ihrer Natur nach keine Gewiſsheit zuläſst, jemahls etwas höchst wahrscheinlich gewesen ist, so ist es dieses: daſs der Plan, ihren geliebten Sohn Tiberius zum Nachfolger Augusts zu machen, schon damahls tief in Liviens stolzer Seele lag. Eine grenzenlose Ambizion und Regiersucht war der Hauptzug des Karakters der Mutter und des Sohnes. Aber sie hatten es mit einem, bey aller seiner Schwäche, äuſserst feinen, miſstrauischen und auf seine höchste Autorität unendlich eifersüchtigen Manne zu thun. So wenig August merken durfte, daſs er von Livien regiert werde, so wenig durfte auch nur der Schatten eines Argwohns in ihm aufsteigen, daſs sie oder ihr Sohn sich einfallen lassen könnten, die natürlichen Erben Augusts, die Söhne seiner einzigen und selbst mit allen ihren Fehlern geliebten Tochter, von der Regierungsfolge verdrängen zu wollen. Es muſste also lange unter Grund gearbeitet werden; alles, was einen so groſsen, so unwahrscheinlichen, aber der Mutter und dem Sohne so angelegenen Ausgang der Sachen von ferne vorbereiten und nach und nach unvermerkt herbey bringen konnte, muſste lange zuvor, auf die natürlichste und unverdächtigste Art eingeleitet worden seyn; und sowohl der Plan selbst, als seine Räder und Springfedern, muſsten so geheim angelegt seyn, daſs Augustus, wenn er sich endlich genöthigt sehen würde, den Sohn der Livia zu seinem Erben zu ernennen, bloſs dem Schicksal nachzugeben glauben, und sich noch glücklich schätzen müſste, den einzigen Mann in ihm zu finden, der den ersten Platz in der Welt an seiner Statt mit Würde zu behaupten fähig wäre.

Der erste Schritt zur Realisierung dieses groſsen Entwurfs war die Vermählung des Tiberius mit der jungen Wittwe des Agrippa; eine Verbindung, die, ohne dem Rechte der jungen Cäsarn nachtheilig zu seyn, den Tiberius auf das engeste mit August und seiner Familie verkettete, ihm Gelegenheit gab seine Talente immer mehr zu seinem Vortheil schimmern zu lassen, und ein Mittel wurde, das Herz des alternden, immer strenger, mürrischer und miſstrauischer werdenden Augustus, unvermerkt, und auf eine Art, daſs die Schuld alles Miſsvergnügens allein auf Julien fiel, immer mehr von der letztern abzuwenden.

Es ist kein Zweifel, daſs die Juno Livia bey Stiftung dieser unglücklichen Heirath so fein zu Werke ging, daſs Augustus glauben mochte, er habe diesen Gedanken selbst gehabt, und — indem er sich dadurch der Treue und Anhänglichkeit eines jungen Mannes, den er geneigter war zu fürchten als zu lieben, zu versichern glaubte — sich schmeichelte, eine sehr staatskluge Maſsregel genommen zu haben. Wie es aber auch damit war, so viel ist gewiſs, daſs Juliens Neigung bey dieser dritten politischen Vermählung weniger als jemahls zu Rathe gezogen wurde.

Das Vorgeben der Romanschreiber, als ob sie den Tiberius schon bey Lebzeiten des Agrippa geliebt, oder wenigstens in ihr Netz zu ziehen gesucht habe, gründet sich zwar auf eine nichts beweisende Stelle im Sueton, [17] verdient aber, bey näherer Beleuchtung, keine Aufmerksamkeit. Nie sind wohl zwey Personen in der Welt gewesen, die einander vermöge einer natürlichen Antipathie in einem höhern Grade zuwider seyn muſsten, als die leichtsinnige, arglose und allen ihren Fantasien in der Fröhlichkeit ihres Herzens sich überlassende Julia, und der finstere, in sich selbst verschlossene, gravitätische, die behutsamste Weisheit und Moralität in seinem Betragen affektierende Heuchler Tiberius. Suetonius und Dion Kassius stimmen überein, daſs er sich nur mit der gröſsten Mühe entschlossen habe, seine Gemahlin Agrippina der Verbindung mit der Tochter Augusts aufzuopfern. Allein, wer den Karakter des Tiberius mit

---

17) S. dessen Tiberius, Kap. 7.

einiger Aufmerksamkeit erwogen hat, wird sich leicht mit mir überzeugen, daſs diese Grimassen des abscheulichen Menschen bloſs zur Absicht hatten, dem August Staub in die Augen zu werfen, und ihn glauben zu machen, als ob er dem tugendhaften, von allen ehrgeitzigen Wünschen weit entfernten Tiberius für das Opfer seiner ehelichen Zärtlichkeit zu Agrippinen noch groſse Verbindlichkeiten schuldig sey. Ganz gewiſs kostete dieses Opfer dem gefühllosen Menschen sehr wenig; ganz gewiſs war damahls nichts was seinem Ehrgeitz mehr schmeichelte, als sich an den Platz eines Agrippa erhoben zu sehen: aber er haſste oder liebte Julien darum weder mehr noch weniger; und wenn er (wie natürlich, und von einem Menschen, dessen ganzes Leben eine immer währende Verstellung war, nicht anders zu erwarten ist) sich stellte, als ob er, auf seiner Seite, alle Pflichten, die ihm diese neue Verbindung auflegte, aufs pünktlichste zu erfüllen gedenke, so hätte sich doch Suetonius dadurch nicht verleiten lassen sollen zu sagen, er habe anfänglich mit Julien einträchtig und in wechselseitiger Liebe gelebt; denn man muſs nichts ungereimtes sagen. Es war eben so unmöglich, daſs Julia den Tiberius hätte lieben sollen, als daſs Tiberius irgend etwas hätte lieben können. Indessen ist leicht zu glauben, daſs beide eine Zeit lang den äuſserlichen

Wohlstand gegen einander beobachtet haben werden; und dieſs ist bey Personen von ihrem Rang alles, was man gewöhnlich zu verlangen pflegt.

Wäre Augustus nicht von Livien, wie durch den Zauber eines unwiderstehlichen Talismans, beherrscht worden; hätte er bey der Wahl eines dritten Schwiegersohnes sich, anstatt durch den Einfluſs dieses Ulysses im langen Rocke, (wie sie ihr eigener Urenkel Kaligula nannte) vielmehr durch die Neigung seiner Tochter, ja durch seine eigene leiten lassen: so würde er vielleicht den Sohn des Triumvir Antonius, Julus Antonius, der vor allen andern jungen Römern von der ersten Klasse seine Hoffnungen bis zu der Tochter Augusts zu erheben berechtigt war, jedem andern vorgezogen haben. Er selbst hatte diesen jungen Mann, der an Geburt, Reichthum und persönlichen Vollkommenheiten wenige seines gleichen sah, um sich in ihm mit dem Schatten seines Vaters auszusöhnen, mit Beweisen seiner Huld überhäuft; und Julia hatte schon seit einigen Jahren eine Neigung zu ihm gefaſst, die sich endlich in Leidenschaft verwandelte und beiden verderblich wurde. Warum wurde nun auf Juliens eigene Wünsche gar keine Rücksicht genommen? Warum muſste sie sich, auch als die Wittwe des Agrippa und die Mutter zweyer junger Cäsarn, noch immer wie einen bloſsen Handlungsartikel des Cäsarischen Hauses traktieren lassen? Warum einem Menschen aufgedrungen werden, den sie verabscheute, und der, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon am Vermählungstage mit Anschlägen umging, wie er sie zu Grunde richten wollte? Würde wohl, wenn ihre Mutter Skribonia ihren Platz der ehrgeitzigen Livia nicht hätte abtreten müssen, jemahls nur die Rede von Tiberius gewesen seyn? Und ist es billig, der unglücklichen Julia daraus, daſs sie ein Herz hatte, das sich den grenzenlosen Entwürfen der Neronen nicht aufopfern lassen wollte, ein so groſses Verbrechen zu machen?

Man kann sich bey einem so falschen und schlauen Menschen wie Tiberius darauf verlassen, daſs Er es nicht war, der jemahls gegen Augustus Klagen über seine Tochter führte: aber man darf es ihm auch zutrauen, daſs er die Kunst besaſs, einer Frau von Juliens Lebhaftigkeit und Leichtsinn, mit allem kalten Blute von der Welt, tausend Mortifikazionen zu geben, die nur von ihr bemerkt und gefühlt wurden; und daſs es ihm in wenig Jahren glückte, sich so sehr von ihr verabscheuen zu machen als er nur wünschen konnte. Aber, was für sie das schlimmste war, mit einem Manne von diesem Schlage muſste eine Frau von dem ihrigen in den Augen der Welt immer Unrecht haben.

Tiberius beklagte sich noch immer nicht; aber, ehe man sichs versah, bat er sich von August, abwesend (damit es zu keiner nähern Explikazion kommen könnte) die Erlaubniſs aus, sich nach Rhodus zurückziehen zu dürfen; ein Schritt, der den August, wiewohl er ihm seine Bitte zugestand, eben so sehr befremdete, als es das ganze Römische Publikum intriguierte, die wahre Ursache davon zu errathen. Einige schrieben diesen Schritt auf Rechnung seiner Staatsklugheit: er wollte, sagten sie, den jungen Cäsarn, Juliens Söhnen, — die nun die Jünglingsjahre angetreten hatten, zu Fürsten der Jugend erklärt und zu Konsuln designiert worden waren, kurz als Söhne und präsumtive Nachfolger Augusts eine öffentliche Rolle zu spielen anfingen, und von den Römern bis zur Ausschweifung geliebt wurden — aus dem Wege gehen, und der ganzen Welt zeigen, wie entfernt er von dem Gedanken sey, sich des Ansehens seiner Mutter und seiner eigenen bisherigen Vielvermögenheit und Wichtigkeit im Staate zum Nachtheile der Enkel seines Stiefvaters überheben zu wollen. Andere setzten den geheimen Beweggrund hinzu, August selbst habe ihn merken lassen, er würde es gern sehen, wenn er sich von Rom entfernte. Noch andere glaubten, Tiberius habe dadurch sein Miſsvergnügen, daſs er nicht auch in die Familie der Cäsarn aufgenommen worden, zu erkennen geben wollen. Endlich fehlte es auch nicht an solchen, die keinen andern Beweggrund dieser plötzlichen Entfernung von den Geschäften und von Rom sahen, als daſs ihm Julia und ihr Betragen gegen ihn unausstehlich geworden sey. Selbst der tief sehende Tacitus will keinen andern zulassen; wie wahrscheinlich es auch immer ist, daſs ein so argwöhnischer Mann als Tiberius, an August, dessen Zuneigung zu seinen Enkeln damahls in ihrer gröſsten Lebhaftigkeit war, einige Veränderungen zu bemerken glauben mochte, die es rathsam machten, sich so lange zurückzuziehen, bis man seine Abwesenheit fühlen und selbst wieder nach ihm verlangen würde. Aber die Ursache, die in seinem und seiner würdigen Mutter Herzen am allertiefsten lag, war wohl diese: daſs die Zeit nun immer näher kam, wo die Mine, die man der unglücklichen Julia grub, springen sollte; und daſs die Gegenwart des Tiberius, aus mehr als Einem Grunde, dabey unschicklich gewesen wäre.

Ich habe — da es meine Absicht nicht ist, Julien für unschuldiger auszugeben als sie war — schon so viel von der Flüchtigkeit ihrer Sinnesart und der Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaften zugestanden, daſs man nichts natürlicher finden wird, als daſs sie ihren Liebeshandel mit dem Sohne des Antonius mit zu wenig Vorsicht getrieben haben werde, um der Nachrede nicht so viel Stoff zu geben, als ihre geheime Feindin nur immer wünschen konnte. Julia, die sich nur zu oft erinnerte, daſs sie Augusts Tochter war, that sich in ihrer Lebensweise um so weniger Zwang an, da sie sich schon seit geraumer Zeit alles nähern Umgangs mit ihrem Gemahl entschlagen hatte, und aus ihrem Abscheu gegen ihn kein Geheimniſs machte. Wie weit sie in dieser Freyheit gegangen sey, läſst sich, da alle alten Autoren, die von ihr sprechen, sich nur in mehr oder weniger starken allgemeinen Redensarten ausdrücken, mit keiner Zuverlässigkeit bestimmen. Ich begnüge mich also zu sagen: daſs, wenn auch ihre ganze Schuld in bloſsen Unbesonnenheiten bestanden hätte, ihre Feinde doch, nach der Art und Weise wie ihr der Prozeſs gemacht wurde, eben so leicht die schändlichsten Verbrechen daraus hätten machen können. Wäre dieser Prozeſs vor dem ordentlichen Richter gesetzmäſsig geführt worden, so würde vermuthlich eine Sache, wobey die Ehre des erhabensten Hauses der damahligen Welt so unmittelbar betroffen war, von den Geschichtschreibern für wichtig genug gehalten worden seyn, in einer umständlichern und genugthuenden Erzählung auf die Nachwelt gebracht zu werden. Aber die Sache wurde so summarisch oder vielmehr so tumultuarisch behandelt, daſs bis auf den heutigen Tag niemand mit Gewiſsheit sagen kann, ob auch nur ein einziges Verbrechen, das eines solchen Lärms und solcher Strafen würdig gewesen wäre, auf Julien und ihre Mitschuldigen hinlänglich erwiesen worden sey.

Das Ungewitter brach im Jahre 752 über sie aus. „Augustus, (so erzählt uns Dion Kassius diesen Handel im zehnten Abschnitt des fünf und funfzigsten Buchs seiner Geschichte) der zwar schon zuvor vermuthete, daſs seine Tochter nicht ordentlich lebe, es aber doch immer nicht glauben wollte, erfuhr, daſs sie in der Ungebundenheit so weit gegangen sey, sogar das Forum und die Rostra zum Schauplatz nächtlicher Schmäuse und Gelage zu machen, und gerieth darüber in den heftigsten Zorn.“ — Und wer war denn wohl in ganz Rom der oder diejenige, die sich hätten einfallen lassen, um eines an sich so wenig bedeutenden Excesses willen, die so allgemein geliebte Tochter Augusts, die Mutter der jungen Cäsarn, die vom Volke beynahe angebetet wurden, bey ihrem Vater so heftig zu verklagen, — wenn es nicht die weise und tugendhafte Livia war, die am besten wuſste, wo man den alten Herrn berühren muſste um ihn schreyen zu machen, wie äuſserst empfindlich er über den Punkt des Wohlstandes und der Würde seines Hauses war, und wie wenig er es ertragen konnte, daſs eine Person, die ihn so nahe anging, sich unziemliche Freyheiten gegen gute Zucht und Ordnung heraus nehmen sollte? Wer anders als Livia hätte eine solche Angabe wagen dürfen? Wer hatte ein so groſses Interesse, Julien aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen? Wer hatte das Herz dieses in seinen Leidenschaften so unmäſsigen Mannes mehr in seiner Gewalt als Livia? Und wer sonst als Livia konnte — seitdem kein Agrippa, kein Mäcenas mehr lebte, der ihn bald wieder zu sich selbst und auf die einzige Maſsnehmung, die in diesem Falle schicklich war, gebracht haben würde — sich sicherer versprechen, ihn in der ersten Hitze zu Schritten treiben zu können, die er, wenn er sie auch lebenslänglich bereuen würde, doch nie, ohne sich selbst zu entehren, zurück machen könnte?

Eine Frau, deren erste Triebfeder die Herrschsucht ist, ist eines jeden Verbrechens fähig. Zwischen Livien und dem Throne der Welt war niemand mehr als Julia und ihre Söhne. August hatte bereits über sechzig

Jahre, und versprach kein so hohes Alter als er wirklich erreichte. Livia, die über ihren Sohn alles zu vermögen hoffte, hatte hingegen gutes Vertrauen zu ihrem Genius, noch eine lange Reihe von Jahren als Julia Augusta die Welt regieren zu helfen. Aber da stand ihr eine andere, so viel jüngere Julia im Wege, die ein unbestrittenes Recht hatte, so bald Augusten etwas Menschliches begegnete, mit ihrem Sohne Kajus Cäsar den erhabenen Platz einzunehmen, den jene sich selbst und ihrem geliebten Tiberius so anständig fand.

Diese fatale Julia muſste also aus ihrem Wege geschafft, muſste bey Augusten, beym Senate, beym Volke, bey der ganzen Römischen Welt so arg angeschwärzt, so unwiederbringlich beschimpft und entehrt werden, daſs künftig gar nicht mehr die Rede von ihr seyn könnte. Es war keine Zeit dabey zu verlieren. Man ergriff also die erste Gelegenheit eines ziemlich öffentlichen Skandals, welches Julia und der muthwillige Hof, den sie um sich zu haben pflegte, durch eine, vermuthlich aus irgend einer besondern Veranlassung vorgenommene nächtliche Schwärmerey, der ganzen Stadt gegeben hatte. Ich überlasse es meinen Leserinnen selbst, sich die Miene, die Geberden, den bestürzten Ton, die stockenden Vorreden, die heuchlerischen Weigerungen — einen

Gemahl, einen Vater mit so schrecklichen Entdeckungen von den Schandthaten seiner einzigen unwürdigen Tochter nicht ums Leben bringen zu wollen, — kurz, alle die Kunstgriffe sich vorzustellen, deren eine Livia fähig ist, um, in den Augenblicken selbst, wo sie dem Gemahl und der Tochter den giftigsten Dolch im Herzen umkehrt, sich die Miene einer zärtlichen Gattin und Mutter zu geben, die unglückliche Beklagte durch die Art sie zu entschuldigen noch schuldiger scheinen zu machen, und den aufgebrachten Richter, selbst indem man ihn zu besänftigen sucht, noch mehr aufzubringen. Alles was seit zwanzig Jahren her gegen Julien gesammelt worden war, alle Blöſsen, die sie durch ihre Unvorsichtigkeit gegeben hatte, alles was in ihrem Betragen zweydeutig, an ihrem Putze zu kokett, in ihren Manieren oder Reden zu frey war, ihre Vertraulichkeit mit jungen Mannsleuten, denen man über einen gewissen Punkt alles zutrauen konnte, ihre wahren oder vermutheten oder nur angeschuldeten Liebeshändel mit einem Sempronius Gracchus, einem Julus Antonius, einem Krispinus, Appius Klaudius, Scipio, u. s. w. alles wurde in das verhaſsteste Licht gestellt, alles geltend gemacht, das Abscheuliche des öffentlichen Unfugs, der das Fundament der Klage ausmachte, zu erhöhen. August erstaunte, wie es möglich gewesen sey, daſs die väterliche Liebe ihn so lange bey offnen Augen habe verblenden können; er gerieth in die heftigste Wuth, faſste die raschesten Entschlüsse — aber er hatte noch nicht das ärgste gehört. Die für sein theures Leben so zärtlich besorgte Livia sparte ihm noch eine schrecklichere Entdekkung auf. „Das geheime Verständniſs seiner unwürdigen Tochter mit seinem undankbaren Günstling Julus Antonius hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach, oder vielmehr nur allzu gewiſs, tiefere, abscheulichere Absichten. Von einem Weibe, das schon längst alle Scham abgeschworen hatte, von einem jungen Ehrsüchtigen, in dessen Adern das wilde Blut des Antonius und der Fulvia schäumte, konnte, muſste man das ärgste erwarten. Eine abscheuliche Verschwörung gegen Augustus selbst — ihre Zunge erstarrte es auszusprechen — aber man hatte die stärksten Anzeigen — nur nicht gar redende Beweise — es war keine Zeit zu verlieren — man muſste sich der Schuldigen unverzüglich bemächtigen, und einer so gefährlichen Schlange wie Julia, einem beym Volke so beliebten Mitschuldigen wie Julus Antonius, keine Zeit lassen sich in Verfassung zu setzen.

Man wird mich fragen, welcher Gott oder Genius mir diese geheime Scene zwischen

Livien und August geoffenbart habe? Ich gestehe gern, daſs weder der schändliche Schmeichler des Tiberius und der Livia, Paterkulus, — noch Suetonius, der diese ganze, doch wahrlich nicht triviale Katastrofe der Familie Cäsars nur in wenigen Zeilen berührt und von Julus Antonius gar nichts sagt, — noch Tacitus, der eben so wenig von dem letztern weiſs — noch Dion, der noch kürzer ist, am glimpflichsten von Julien spricht, und von dem Komplot (wovon der Verfasser der *Memoires de la Cour d' Auguste* als von einem ausgemachten historischen Faktum so viele Worte macht) nichts weiter sagt, als daſs es ihm habe zur Last gelegt werden wollen — keiner von diesen allen hat sich auch nur einfallen lassen, die Diva Julia Augusta in diese Tragödie einzumischen. Aber in Sachen dieser Art kenne ich keinen bessern Genius, um uns auf die Spur der Wahrheit zu bringen, als denjenigen, der uns fähig macht, nach Vergleichung aller gegebenen Umstände uns so lebendig als möglich in die Entstehung einer Begebenheit, und in den Geist, den Karakter und das Interesse der handelnden Personen hinein zu denken, und, wo die Geschichtschreiber uns im Dunkeln lassen oder verwirren, im Reiche der Wahrscheinlichkeiten die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen sich eine geschehene Sache am deutlichsten begreifen läſst. Von Julien läſst sich alles glauben, wozu flüchtiges Blut, leichter Sinn, ein warmes Temperament und ein Überfluſs an Gesundheit eine junge Person von hohem Stande, guter Erziehung und glänzenden Glücksumständen bringen können: aber solche Abscheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater in seiner Anzeige an den Senat Schuld gegeben wurden, 18) sind nur alsdann zu glauben, wenn sie aufs schärfste bewiesen worden sind. Wer hingegen von einer Frau, die für ihre eigene und ihres Sohnes Ambizion alles zu unternehmen fähig war, einer Frau, die man in sehr wahrscheinlichem Verdacht hatte, den Tod des Marcellus, der jungen Cäsarn und zuletzt des Augustus selbst befördert und beschleunigt zu haben, um dem Ungeheuer, womit sie die Welt belästigt hatte, den Weg zur Regierung zu öffnen — wer von einer solchen Frau vermuthet, daſs sie

---

18) Sie sind so, daſs sie sich nur auf Lateinisch sagen lassen: „*Admissos gregatim adulteros, pererratam nocturnis commessationibus civitatem, forum ipsum ac rostra in stupra placuisse, quotidianum ad Marsyam concursum, cum ex adultera in quaestuariam versa, jus omnis licentiae sub ignoto adultero peteret. Seneca de Benefic. VI.* 32.

auch Julien und ihre Freunde ihrem herrschsüchtigen Plane aufgeopfert habe, zumahl wenn sich das Geschehene ohne diese Voraussetzung kaum als möglich denken läſst, — der kann schwerlich beschuldiget werden, daſs er seiner Einbildungskraft mehr erlaube als billig ist. Warum, wenn Livia nicht die geheime und erste Bewegerin aller dieser tragischen Begebenheiten war, warum wurde alles so übereilt und unförmlich betrieben? Warum wurde nicht Sorge getragen, daſs Welt und Nachwelt sich von der Gerechtigkeit eines so strengen Verfahrens gegen die Beschuldigten überzeugen könne? Warum war Augustus Richter in seiner eigenen Sache? Und warum wurde Julus Antonius so eilfertig und ingeheim aus der Welt geschafft?

Man kann sich vorstellen, was für eine Wirkung es im Senat machen muſste, als ein Quästor in voller Versammlung ein Notifikazionsschreiben des Imperators ablas, worin dieser dem Senat mit der Beredsamkeit eines wüthenden Zorns alle die Schändlichkeiten seiner Tochter entdeckte, die ich in der Note aus dem Seneka angeführt habe, und vermuthlich auch zugleich anzeigte, wie er diese Unthaten an ihr und ihren Mitschuldigen zu bestrafen für gut befunden habe — denn, daſs in dieser ganzen Sache gesetz- und ordnungsmäſsig verfahren worden sey, davon findet sich nirgends eine Spur. — Was muſsten sie von ihrem beynahe schon in seinem Leben vergötterten Augustus denken, der, ohne alle Noth und gegen allen Menschensinn, die Schande seines eigenen Hauses, wovon man, wenn sie auch bekannt gewesen wäre, kaum zu murmeln sich erkühnt hätte, eigenhändig und schriftlich dem Römischen Senat und dem ganzen Erdkreise kund und zu wissen that! Ohne Zweifel erkannte ein jeder in diesem unnatürlichen Verfahren die schwere Hand einer Stiefmutter, die dem Hause Cäsars Verderben drohte: aber so gebrochen war schon in diesen Zeiten der ehemahlige Römische Geist, daſs es niemand wagte, sich durch eine Vorbitte verdächtig zu machen, geschweige gegen das Verfahren selbst etwas einzuwenden.

Julia wurde in die kleine Insel Pandataria, (jetzt Santa Maria) unweit Ischia, verbannt, und mit einer empörenden Härte behandelt. Der einzige Trost, der ihr in dieser grausamen Verwandlung ihres Schicksals gegönnt wurde, war, daſs es Skribonien erlaubt wurde, ihrer unglücklichen Tochter freywillig ins Elend zu folgen.

Nach einiger Zeit, sagt Seneka, lieſs sichs Augustus nicht wenig gereuen, daſs er in der ersten Hitze (ein brausender Jüngling von —

zwey und sechzig Jahren) so weit gegangen, und dessen, was er seiner Würde und der Ehre seines Hauses schuldig war, so gröblich vergessen hatte; und da soll ihm sogar die Ausrufung entfahren seyn: Von dem allen wäre mir nichts begegnet, wenn Agrippa oder Mäcenas noch lebten! — Livia war wohl nicht zugegen, wie er diese Worte von sich hören lieſs: aber sie war zu gut bedient, als daſs sie ihr unbekannt geblieben seyn sollten; und man kann sich leicht vorstellen, ob sie irgend etwas vergessen haben werde, was den ohnehin von Natur grausamen Alten in der Partey, die er nun einmahl gegen seine Tochter ergriffen hatte, bestärken konnte. Er blieb also selbst gegen die dringenden Bitten des Volkes um Juliens Zurückberufung um so unerbittlicher, je unangenehmer es der stolzen Livia seyn muſste, ihre verhaſste Rivalin so allgemein geliebt und so öffentlich bedauert zu sehen. Alles was endlich von ihm zu erhalten war, (und auch dieſs erst, nachdem er seine Tochter fünf Jahre lang in dem elenden Pandataria hatte schmachten lassen) war, daſs er ihr einen etwas erträglichern Aufenthalt zu Reggio anwies, ohne auf die immer bis zum Ungestüm wiederhohlten Bitten des Volkes, ihr gänzlich zu verzeihen und sie nach Rom zurück zu berufen, eine andere Antwort zu geben, als daſs er den Römern öffentlich solche Weiber und Töchter wünschte.

Wenn noch ein Zweifel möglich wäre, daſs Livia und ihr Sohn die geheimen Beweger der ganzen Maschinerie, wodurch Julia zu Grunde gerichtet wurde, waren, so müſste er verschwinden, so bald man hört, wie Tiberius sich benahm, als die Nachricht nach Rhodus kam, was sich mit seiner Gemahlin zugetragen habe, und daſs seine Ehe mit ihr von Augustus aus eigener Machtgewalt aufgelöset worden sey. Er stellte sich, als ob er von allen diesen Begebenheiten nicht die geringste Ahndung gehabt habe, affektierte sehr betrübt darüber zu seyn, und ermüdete den August mit den Vorbitten, die er in allen seinen Briefen für sie einlegte. Wenigstens, bat er, möchte er ihr doch alles lassen, was er, Tiberius, ihr jemahls geschenkt hätte, um doch ihr trauriges Schicksal in etwas zu erleichtern. Aber wie ernst es ihm mit allen diesen Grimassen gewesen sey, bewies er, so bald er nach Augusts Tode zur Regierung kam. Der hartherzige Vater hatte der Unglücklichen eine kleine Pension, wovon sie nothdürftig leben konnte, ausgeworfen, die ihr, so lange er selbst lebte, richtig bezahlt wurde. Tiberius Cäsar lieſs es eine der ersten Handlungen seiner Regierung seyn, diese Pension — einzuziehen; er nahm ihr überdieſs noch ein kleines Eigenthum, das ihr der Vater gelassen hatte, schloſs sie zu Reggio in ein Haus ein, woraus ihr kein Schritt zu thun erlaubt war, verbot allen Menschen Umgang mit ihr zu haben, und lieſs sie in diesen Umständen, nachdem er sie durch die Ermordung ihres dritten Sohnes, Agrippa Posthumus, ihrer letzten Hoffnung beraubt hatte, im Jahre 767 vor Elend und Mangel umkommen.

Die schönen Lehren, welche sich Leichtsinn und gutes Herz aus dieser Geschichte ziehen können, machen sich zu leicht von selbst, als daſs ich mich dabey aufhalten sollte. Ich würde zufrieden seyn, wenn dieser kleine Versuch die Wirkung hätte, das Andenken Juliens von der Schande, womit es siebzehn hundert Jahre lang so unbilliger Weise belastet worden ist, zu erleichtern, und einen Theil derselben auf die erhabene Livia zu wälzen, die, mit aller ihrer Rechtfertigkeit, in den Augen aller guten Menschen eine ganz andere Sünderin war als die schöne und unglückliche Julia, und wenn sie auch (was doch ohne allen Grund von einigen vermuthet wird) die Korinna des leichtfertigen Ovidius gewesen wäre.

III.

FAUSTINA DIE JÜNGERE.

Und auch du, schöne Faustina, auch Du möchtest in besserm Andenken bey der späten Nachkommenschaft dieser Markomannen, Quader und Hermundurer stehen, die dein erhabener Gemahl so oft besiegte und nie bezwang? Auch Du verlangst eine Ehrenrettung?

Wer könnte diesem arglosen, offnen, Liebe athmenden Gesichte etwas abschlagen? Ich, mit dem du bloſs durch dein kaltes Gypsbild sprichst, ja, ich begreife, ich fühle es, daſs es unmöglich seyn müſste nein zu dir zu sagen.

Auch dir, schönste unter allen Augusten des alten Roms, haben die Lästerzungen deiner eigenen Zeit und die undenkenden Zusammenstoppler der unsrigen übel mitgespielt! Aber gewiſs hat keiner von diesen Unglücklichen weder dich selbst noch deine Büste gesehen!

Wem könnte bey diesen sanften gutartigen Zügen, bey dieser beynahe kindlichen Unwissenheit, daſs etwas Süſses schädlich, etwas Angenehmes unrecht seyn könne, die aus deinem ganzen reitzvollen Gesichte spricht, Arges von dir denken? Wer könnte so unbillig seyn, dich dafür zu bestrafen, daſs die Weisheit vielleicht zu wenig, die Grazien beynahe zu viel für dich gethan haben?

Doch, schon dieses Vielleicht ist mehr als irgend ein Zweifler zum Nachtheil der schönen Faustina beweisen könnte; es wäre denn, daſs es — um den Ruhm einer Tochter des Antoninus Pius, einer Gemahlin des Markus Aurelius, auf immer zu vernichten — genug wäre, wenn so ein Erdensohn wie Julius Kapitolinus, oder ein historischer Romanschreiber wie Serviez, ohne Beweis, ohne Wahrscheinlichkeit, ja sogar gegen die entscheidende Stimme eines unverwerflichen Zeugen, so viel schändliche Dinge von ihr sagte als er Lust hätte.

Es wäre mehr als unbillig, wenn wir einem elenden Volksgerüchte (denn dieſs ist doch der einzige Grund, worauf die Verleumdungen beruhen, womit das Andenken der schönen Faustina befleckt worden ist) so viel Gewicht beylegen wollten, daſs ein bloſses „es ging die Rede“ 19) in einer Sache, wo der stärkste gerichtliche Beweis kaum zureichend ist, statt alles Beweises dienen könnte.

Das in jeder Betrachtung unwahrscheinliche Vorgeben des Dion Kassius, als ob Faustina die Empörung des Avidius Kassius gegen ihren Gemahl nicht nur heimlich befördert habe, sondern sogar die Anstifterin derselben gewesen sey, hat schon der Römische Senator und Konsul Vulkaz in seinem Leben des Avidius so gut widerlegt, daſs es Überfluſs wäre, hier mehr davon zu sagen.

Aber als eine Probe, wie weit in jenen guten Zeiten der Antonine die Freyheit des gemeinen Volkes, von seinen Fürsten alles zu

---

19) *Sermo erat*, sagt Kapitolinus im Leben des Kaisers Lucius Verus, Kap. 10.

schwatzen was ihm einfiel, gehen durfte, und was die einen zu lügen und die andern zu glauben fähig waren, sey mir erlaubt dieses einzige Beyspiel anzuführen. Faustina, sagte man, sah einmahls einen Trupp Gladiatoren vorbey ziehen, und verliebte sich in einen von ihnen so heftig, daſs sie krank davon wurde, und sich zuletzt genöthiget fand, ihr Anliegen ihrem Gemahle zu entdecken. Der Kaiser brachte die Sache vor die Kaldäer. Diese weisen Meister gaben ihm den Rath: er sollte den Gladiator abwürgen lassen, Faustina sollte sich in dem warmen Blute desselben baden, und unmittelbar darauf ihrem Gemahl beyliegen. Der Rath wurde befolgt, die Kaiserin fand sich von ihrer Liebeskrankheit entledigt, wurde schwanger, gebar aber anstatt eines Prinzen einen — Gladiator; und so erklärte sich das Volk die Möglichkeit, wie von Markus Aurelius und Faustinen ein Kommodus habe entspringen können.

Kapitolinus gesteht zwar, daſs er diese schöne Geschichte für ein Mährchen halte; hingegen erröthet er nicht, Faustinen eines Geschmacks an Bootsknechten und Gladiatoren zu beschuldigen, der sich kaum von einer Messalina, und auch von dieser nur, weil sie die Gemahlin eines Klaudius war, denken läſst. Ja, was beynahe noch ärger ist, er schämt sich nicht zu glauben, es habe Leute gegeben, die sich unterstanden hätten dem Kaiser Markus Aurelius zu rathen, er sollte Faustinen wenigstens verstoſsen, wenn er sie ja nicht umbringen lassen wollte; und der Kaiser habe ihnen geantwortet: „Wenn wir unsre Gemahlin verstoſsen, so müssen wir auch ihre Mitgift (nehmlich das Reich) zurück geben.“ — Als ob ein Mann von seinen Grundsätzen sich jemahls hätte einfallen lassen können, das Römische Reich für ein Eigenthum des Antoninus Pius zu halten, das dieser seiner Tochter habe mitgeben können; oder als ob Markus dadurch Kaiser geworden sey, weil er Faustinen geheirathet, und nicht vielmehr umgekehrt bloſs darum Antonins Schwiegersohn geworden sey, weil er zu seinem Nachfolger am Reiche erklärt war!

Wer einen Markus Aurelius so reden lassen kann, wie sollte Der Glauben verdienen, wenn er eine Faustina unter die verächtlichsten Kreaturen ihres Geschlechtes herab würdigen will? — Wie konnte der Mann so bald wieder vergessen, daſs er selbst kurz vorher als ein trauriges Loos der Fürsten angemerkt hatte, „daſs keiner von ihnen hoffen dürfe von bösen Nachreden verschont zu bleiben, da sogar Markus sich habe nachsagen lassen müssen, daſs er seinen Bruder Lucius Verus vergiftet habe?"

Doch, warum halte ich mich bey diesen negativen Beweisen der Unschuld der schönen Faustina auf, da ich einen Zeugen derselben aufstellen kann, dessen positive Aussage von solchem Gewichte ist, daſs sie kaum die Möglichkeit eines Zweifels übrig läſst? Wer hatte mehr Gelegenheit Faustinen kennen zu lernen, und wer war geschickter richtig von ihr zu urtheilen, als Markus Aurelius selbst? Würde dieser, wenn er auch nur die geringste Ursache gehabt hätte an ihrer Tugend zu zweifeln, in seinem berühmten Denkbuche unter den Glückseligkeiten seines Lebens, wofür er den Göttern den gröſsten Dank schuldig sey, auch diese angeführt haben: „Daſs ihm eine solche Gemahlin, so gefällig und leicht zu lenken, so zärtlich gegen ihren Mann und ihre Kinder, so einfach, genügsam und kunstlos in ihrem Betragen und in allem was ihre Person angehe, zu Theil geworden sey?" 20) — Was in aller Welt hätte ihn bewegen können, in einem bloſs zu seinem

---

20) *Mark. Aurel. L.* zu Ende.

eigenen Gebrauch geschriebenen Denkbuche **so** von seiner Gemahlin zu schreiben, wenn er nicht aus Gefühl und Überzeugung geschrieben hätte? — „Er wuſste Faustinens liederliche Aufführung nicht, oder er dissimulierte sie,“ sagt Kapitolinus. — Wie hätte er, der gewiſs nichts weniger als ein schwacher Mann war, sich so unbegreiflich in dem Karakter einer Person irren können, die so selten von seiner Seite kam, ihn sogar auf seinen Feldzügen begleitete, sogar im Lager bey ihm lebte? Und, falls etwas zu dissimulieren war, wer dissimuliert **gegen sich selbst?**

Ich müſste mich sehr irren, oder der Karakter, den der Kaiser Markus seiner Gemahlin beylegt, und weſswegen er sich selbst in ihrem Besitz glücklich preiset, kann nicht der Karakter einer Frau seyn, die sich zu Kajeta Bootsknechten und Gladiatoren Preis giebt: und wenn ich sehe, wie schön ihr Brustbild Zug für Zug das Bild bestätiget, das der Mann, der sie am besten kennen muſste, von ihrer Sinnesart und ihren Sitten macht, und wie auffallend es hingegen von Messalinens Bildniſs absticht; so könnte ich mich eben so leicht bereden lassen, daſs Markus seinen Bruder vergiftet habe, als daſs Faustina mit einem solchen Karakter und einer solchen

Antonine, unter der Regierung des mildesten, bescheidensten, popularsten Fürsten, der jemahls gewesen ist!

Läſst es sich auch nur als möglich denken, daſs dieser Senat — dem eben diese Antonine alle seine Würde wieder gegeben hatten — der Niederträchtigkeit, der allen Begriff übersteigenden Schamlosigkeit fähig gewesen wäre, die öffentliche Ehrbarkeit, die Ehre ihrer Jungfrauen und Matronen, die Ehre des Kaisers und ihre eigene, so gröblich zu schänden, und von freyen Stücken solche öffentliche Beweise der innigsten Liebe und *Verehrung an das Andenken einer Person* zu verschwenden, deren bloſser Anblick das Auge einer Jungfrau und Matrone verunreiniget hätte, wenn sie das gewesen wäre, wozu die Unbesonnenheit einiger Historienschreiber sie zu machen gesucht hat? Was müſste der Römische Senat gewesen seyn, um einer zweyten Messalina nach ihrem Tode solche Ehren zu erweisen? Oder was der Kaiser Markus, um es zu dulden?

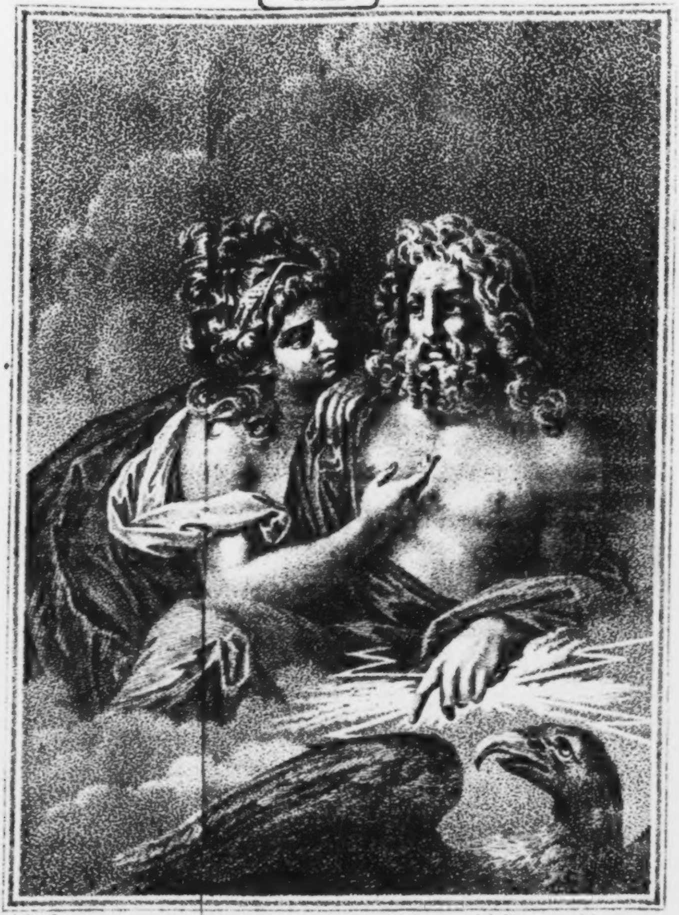
Man erlaube mir noch hinzu zu setzen: welch ein trauriges Gefühl muſs der Gedanke an die unselige Geneigtheit zu verleumden und der Verleumdung Gehör zu geben, die ein so häſslicher Flecken an der menschlichen Natur ist, in einem jeden erwecken, der nicht auf eine gänzliche Vergessenheit bey der Nachwelt rechnen kann, — wenn bloſse Sagen und Gerüchte mehr Glauben finden, als solche Zeugnisse!

ENDE DES XXIV. BANDES.

Leipzig,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

MUNCHEN



H. Ramberg del. F. John sculp. Viennae 1796.

JUPITER JUNO.

Jup. Ich bin entschlossen mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist und wenn du guten Rath hören wolltest, so &c.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

FÜNF UND ZWANZIGSTER BAND

GÖTTERGESPRÄCHE.

GESPRÄCHE IM ELYSIUM.

LEIPZIG
BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1796.

BIBLIOTHECA
[illegible]
MONTGENSIS.

GÖTTERGESPRÄCHE.

Bayerische
Staatsbibliothek

VORBERICHT.

Diese Göttergespräche wurden in den Jahren 1789—93 nach und nach aufgesetzt.

Die acht ersten sind bloſse Versuche in Lucians Manier, Spiele des Geistes, worin der Verfasser, nach der langen Arbeit einer Übersetzung der sämmtlichen Werke dieses in seiner Art einzigen alten Schriftstellers, eine angenehme Erhohlung fand. Sie sind, so wie die Göttergespräche seines Vorbildes, von ungleichem Gehalt; indessen war der Verfasser, als er sie zu Papier brachte, noch so voll von Lucian, mit welchem und für welchen er drey Jahre lang beynahe ganz allein gelebt hatte, daſs es nicht zu verwundern wäre, wenn etwas von Lucians Geist und Laune in diese Aufſätze übergegangen seyn sollte. Leser, denen man erst sagen müſste, daſs einige derselben einen sehr ernsthaften Zweck haben, wünscht sich der Verfasser nicht.

Die fünf letzten sind theils durch die Französische Revoluzion überhaupt, theils durch besondere Epoken derselben in den Jahren 1790, 1792 und 1793 veranlaſst worden, und athmen einen Geist von Mäſsigung und Billigkeit, der ihnen bey keiner Partey zur Empfehlung diente, aber desto gewisser auf den Beyfall späterer Zeiten rechnet.

INHALT DES XXV. BANDES.

I.

JUPITER und HERKULES.

Über Weltregierung und Göttersöhne.

II.

DIVA JULIA — ehemahls LIVIA AUGUSTA — DIVA FAUSTINA — die Jüngere — D. AUGUSTUS, und D. MARKUS AURELIUS.

Dem Hauptinhalt nach eine Apologie für die jüngere Faustina.

III.

JUPITER OLYMPIUS, — d. i. die Bildsäule desselben zu Olympia — LYCINUS, ein Bildhauer, und ATHENAGORAS.

Vertheidigung würdiger Götterbilder gegen die Ikonoklasten.

IV.

JUNO, LIVIA — D. Julia. —

Die letztere entdeckt der erstern im Vertrauen die Künste, wodurch sie sich eine unbegrenzte Macht über ihren Gemahl zu verschaffen gewuſst, und läſst uns bey dieser Gelegenheit Blicke in ihr Inneres thun, die den Vorwürfen, welche ihr von Faustinen im zweyten Gespräch gemacht werden, zur Bestätigung dienen.

V.

PROSERPINA, LUNA, DIANA.

Sie bemühen sich vergebens, den Punkt der Mythologie, der jede von ihnen zur Hekate macht, ins

reine zu bringen, bis die Erscheinung der wirklichen Hekate ihren Zweifeln ein Ende macht.

VI.

JUPITER, JUNO, APOLLO, MINERVA, VENUS, BACCHUS, VESTA, CERES, VIKTORIA, QUIRINUS, SERAPIS, MOMUS und MERKUR.

Merkur bringt den bankettierenden Göttern die Nachricht von ihrer förmlichen Absetzung im Römischen Senat, — unter der Regierung des Kaisers Theodosius des Groſsen — Jupiter erklärt sich über diese Begebenheit mit vieler Mäſsigung, und läſst die Götter einige tröstliche Blicke in die Zukunft thun.

VII.

FLORA, ANTINOUS.

Ein kleines Intermezzo.

VIII.

JUPITER, NUMA, hernach ein UNBEKANNTER,

der dieſs den meisten auch noch in unsern Tagen ist, und hier über seinen wahren Karakter und Zweck wichtige Aufschlüsse zu geben scheint.

IX.

JUPITER und JUNO.

Zwey sehr verschiedene Arten eben dieselben Gegenstände zu sehen und zu beurtheilen, nebst einer Weissagung, welche bereits in Erfüllung zu gehen angefangen hat.

X.

JUPITER OLYMPIUS und SANKT LUDEWIG, ehemahls König von Frankreich, hernach JUPITER PLUVIUS und

JUPITER HORKIUS, zwey Subdelegierte des Olympischen.

Über die Französische Revoluzion, wie sie sich unbefangenen Geistern in ihrer ersten Epoke darstellte. Ankündigung des 14ten Julius 1790.

XI.

Fortsetzung des vorgehenden Gesprächs, zwischen JUPITER, SANKT LUDEWIG, NUMA, und HEINRICH IV. von Frankreich.

XII.

JUNO, MINERVA und JUPITER.

Noch ein vergeblicher Versuch den einseitigen Parteygeist zu einer vernunftmäſsigen Vorstellungsart über die dermahligen Welthändel zu bringen.

XIII.

JUNO, SEMIRAMIS, ASPASIA, LIVIA, und ELISABETH, Königin von England.

Ein Olympischer Weiberrath über die dermahlige dringendste Angelegenheit der Völker und der Fürsten.

I.

HERKULES, JUPITER.

HERKULES.

Iſt es erlaubt, Herr Vater, weil wir hier unter vier Augen ſind, eine etwas freye Frage zu thun?

JUPITER.

Frage was du willſt, mein Sohn.

HERKULES.

Ich hätte ſchon lange gern gewuſst, ob es denn auch wirklich wahr iſt, daſs du, wie die guten Menſchlein da unten ſich ſchmeicheln, ſo gar groſsen Antheil an ihrem Befinden nimmſt, dich in alle ihre Händel mengeſt, über alle ihre Wünſche und Bitten ein Regiſter hältſt, und kurz, die Welt bloſs um ihrentwillen regiereſt?

JUPITER.

Da fragſt du mich viel auf einmahl, mein Sohn! und ich würde nicht einem jeden ſo offenherzig antworten wie dir. Allein vor dir, der mir immer unter meinen Söhnen der liebste war, vor dir hab' ich kein Geheimniſs. Also, was die Weltregierung anbelangt, die, indem er den Kopf gegen das Ohr des Herkules neigt, leise, die — ist meine Sache nie gewesen.

HERKULES

macht ein Paar groſse Augen an ihn.

Das wäre! Und wer regiert sie denn wenn Du sie nicht regierst?

JUPITER.

Höre, lieber Herkules, mehr als ich selbst weiſs, muſst du mich nicht fragen! Ich habe mich nie viel mit Metafysik abgegeben; auch wäre wenig Gewinn für mich dabey. Jeder hat nun einmahl seinen Wirkungskreis; ich habe den meinigen; und es ist schon etwas lange her, daſs ich mich gewöhnt habe, was *über mir* ist als etwas, das nicht in mein Fach gehört, zu betrachten. Die Welt, mein guter Schlangenwürger, ist um ein nahmhaftes Theil gröſser als du dir einzubilden scheinest. Mir ist noch nie eingefallen, sie ausmessen zu wollen: aber das kannst du mir sicher nachsagen, daſs der Distrikt, der mir und meiner Familie zu besorgen zugefallen ist, im Ganzen noch lange nicht so viel Raum einnimmt, als das kleine Königreich *Thespia*, wo du an dem Löwen von

Cithäron und an den funfzig Töchtern des Thespius deine erste Heldenprobe abgelegt hast.

HERKULES.

Was die letztern betrifft, Herr Vater, damit ging es so natürlich zu, daſs es sich nicht der Mühe verlohnte, mir ein Kompliment darüber zu machen, wenn die närrischen Kerle, die Poeten, eine Sache lassen könnten wie sie ist. — Doch, ich bitte um Verzeihung, daſs ich dir in die Rede gefallen bin.

JUPITER.

Ich habe mir die Sache nie anders als just so natürlich gedacht, wie du es zu verstehen giebst. Es bleibt immer eine That, deren sich ein Sohn Jupiters nicht zu schämen hat, und die dir keiner so bald nachthun wird. Also, um wieder auf das vorige zu kommen, das Dörfchen Thespia, wo der Groſsvater deiner funfzig Söhne König war, machte damahls eine sehr kleine Figur auf dem Erdboden; und doch war dieses nehmliche Königreich Thespia vielleicht ein zehentausendmahl tausendmahl gröſserer Theil vom Erdboden, als der Planetenkreis, den ich regiere, von dem Ganzen ist, welches wir in unserer Göttersprache — an die du dich nun gewöhnen muſst — die Welt nennen. Höher, lieber Alcid, wollen wir uns dieſsmahl in das Geheimniſs des Universums nicht versteigen.

HERKULES.

Dein Antheil ist noch immer ansehnlich genug, Jupiter —

JUPITER.

Um in unsern eignen Augen etwas zu seyn, müssen wir uns immer mit kleinern messen.

HERKULES.

Es ist also, trotz dem naseweisen Schäker, der neulich zu Athen das Gegentheil behaupten wollte, doch wahr, daſs du der höchste Beherrscher der Menschen bist, und eine unmittelbare Aufsicht über ihre Angelegenheiten führst?

JUPITER.

Wahr und nicht wahr, wie du es nehmen willst.

HERKULES.

Wahr und nicht wahr? — Ich wüſste nicht wie ich das nehmen sollte. Du treibst deinen Scherz mit mir.

JUPITER.

Und was sagte denn der naseweise Kerl zu Athen?

HERKULES.

Als ich neulich im Vorbeygehen meinen Tempel im Cynosarges einen Augenblick besuchte, hörte ich einen halb nackten breit geschulterten Burschen, dem die Haare in dikken Zotteln um die Stirne hingen, mit einem hagern ziegenbärtigen alten Manne über diese Sache sehr hitzig disputieren. Da müſste Jupiter viel müſsige Zeit haben, sagte jener, wenn er sich um alle die albernen und einander widersprechenden Bitten bekümmern sollte, die alle Augenblicke aus allen Winkeln des Erdbodens zu ihm abgeschickt werden.

JUPITER.

Der Mensch hatte so Unrecht nicht!

HERKULES.

Ist es, fuhr er fort, nicht unverschämt, daſs ein jeder Pinsel sich träumen läſst, der König der Götter und der Menschen sey nur darum da, sein ewiger Geschäftsträger, Hausverwalter, Küchen- und Kellermeister, Reisemarschall und Obersteuermann, kurz, sein Alles in allem zu seyn, und immer auf der Lauer zu stehen, um zu sehen, wo und wann ein jeder, der zu träg oder zu ungeschickt ist sich selbst zu helfen, seiner Dienste nöthig habe?

JUPITER.

Der Mann sprach ja lauter Gold, mein Sohn! Ich muſs mir den Menschen in meine Schreibtafel notieren. Hörtest du nicht wie er sich nannte?

HERKULES.

Sie hieſsen ihn Menipp, wenn ich recht gehört habe.

JUPITER.

Den kenn' ich! Einer der bissigsten Cyniker, aber ein Bursche von so hellen Augen und einer so feinen Nase, als jemahls einer seines gleichen gehabt hat.

HERKULES.

Und wenn auch (fuhr er fort) Jupiter so übermäſsig gefällig wäre, und sich zu allem brauchen lassen wollte, so muthen ihm die Leute offenbar mehr zu, als er, mit dem besten Willen, thun kann.

JUPITER.

Nur zu wahr! nur gar zu wahr!

HERKULES.

Wie, Vater Jupiter? du kannst nicht alles was du willst?

JUPITER.

Was ich will? Das kann ich freylich, mein guter Herkules! und weiſst du warum?

HERKULES.

Warum sonst als weil du Jupiter bist?

JUPITER.

Schlecht gerathen, mein Sohn! Ich kann was ich will, weil ich nichts will als was ich kann.

HERKULES.

Du kannst also, wie ich höre, nicht alles?

JUPITER lächelnd.

Es liegt bloſs an einem Paar Kleinigkeiten, über die ich noch nicht habe Meister werden können?

HERKULES.

Und die sind? —

JUPITER.

Fürs erste, daſs ich mit aller meiner Allgewalt nicht zuwege bringen kann, daſs zweymahl zwey mehr oder weniger als vier wären; und dann, daſs ich, so bald die ganze Ursache von einem Dinge da ist, nicht verhindern kann, daſs im nehmlichen Augenblicke nicht auch die Wirkung erfolge. Du kannst dir nicht einbilden, mein Sohn, in was für enge Grenzen meine Allmacht bloſs durch diese zwey fatalen Schlagbäume eingeschränkt wird.

HERKULES.

Wie? wenn jemand deinem groſsen Stellvertreter zu Olympia mit einem Skythischen Weidmesser die Nase abhauen wollte, könntest du ihm den Arm nicht zurückhalten?

JUPITER.

Wenn ich gleich neben ihm stände und es zu rechter Zeit gewahr würde, allerdings. Aber bis ich von hier aus zu Olympia angelangt wäre, könnte das ganze herrliche Werk des Fidias in tausend Stücke zerschlagen seyn.

HERKULES.

Und wofür schmieden dir denn die Cyklopen Jahr aus Jahr ein so viele Donnerkeile?

JUPITER.

Du begreifst doch, daſs ich nicht immer mit zehn tausend Donnerkeilen in der Faust da stehen werde, um sie überall hinzuschleudern, wo sie nöthig wären. Und wenn ich es auch thun wollte, so könnte ich doch nicht machen, daſs etwas, das einmahl geschehen ist, nicht geschehen wäre.

HERKULES.

Aber du kannst doch machen, daſs es nicht geschieht.

JUPITER.

Ja, in so fern die Ursache, wodurch es geschieht, nicht vorhanden ist.

HERKULES.

Eben die Ursache, meine ich, ist es, mit der du es zu thun hast. Du muſst sie verhindern Ursache zu werden.

JUPITER.

Aber wenn sie es nun einmahl ist?

HERKULES.

Mit allem Respekt gesprochen, Jupiter, du machst mich ungeduldig. Als der Centaur Nessus vor meinen Augen mit der schönen Dejanira davon laufen wollte, wuſste ich ihn sehr gut zu verhindern die Ursache ihrer Entführung zu werden. Ich schickte ihm einen meiner Pfeile nach, und traf ihn so richtig, daſs er die schöne Beute fahren lassen muſste.

JUPITER.

Das kam bloſs daher, weil der Centaur Nessus zwar die Ursache war, die mit der schönen Dejanira davon lief, aber nicht die Ursache, die ihre Entführung zu Stande brachte. Sage mir einmahl, als du unter den Mägden der Königin Omfale in Lydien in Weiberkleidern am Spinnrocken saſsest, und ihren Pantoffel an deinen Ohren fühltest wenn du den Faden zu dünn oder zu dick zogst, glaubtest du etwa eine Rolle zu spielen, die dem Sohne Jupiters und Alkmenes groſse Ehre machte?

HERKULES.

Nein, bey Hebens Nektarschale! das glaubt' ich nicht.

JUPITER.

Und du konntest dich zu solchen Unwürdigkeiten erniedrigen?

HERKULES.

Ich that was ich nicht lassen konnte.

JUPITER.

So? und warum das?

HERKULES.

Weil mich die Liebe überwältiget hatte.

JUPITER.

Und wie kam die Liebe dazu, einen Mann von deiner Stärke zu überwältigen?

HERKULES.

Um Verzeihung, Jupiter! wenn du das fragen kannst, so muſst du die schöne Omfale nie gesehen haben. Es wäre wahrlich dir selbst, mit allem Respekt zu sagen, nicht besser ergangen als mir.

JUPITER.

Lassen wir das! — Du gestehst also, daſs die Augen der schönen Omfale Wirkungen thaten, denen man nicht entgehen konnte. Und doch hättest du es können, mein Sohn, wenn du gewollt hättest.

HERKULES.

Wie hätte ich das machen sollen?

JUPITER.

Das unfehlbarste Mittel, wodurch du es ihren Augen unmöglich machen konntest eine so tyrannische Gewalt an dir auszuüben, war, die deinigen — zuzuthun.

HERKULES.

So hätte ich die Augen zuthun müssen ehe ich sie sah; denn so bald ich sie einmahl gesehen hatte, war mirs schon unmöglich sie nicht immer sehen zu wollen.

JUPITER.

Du erfuhrst also bey dieser Gelegenheit, daſs es Ursachen giebt, deren Wirkung sich nicht immer verhindern läſst.

HERKULES.

Freylich, eine Leidenschaft wie die Liebe —

JUPITER.

Die Leidenschaften der Menschen sind es eben, mein Sohn, was mir meinen Plan, wenn ich einen mit ihnen hätte, alle Augenblicke verrücken würde. Ich überlasse sie also gewöhnlich ihrer eigenen Thorheit. Sie haben just Vernunft genug, es immer hinter drein zu merken, wenn sie was recht albernes gethan haben, und so werden sie endlich durch lauter Thorheiten klug; wiewohl meistens erst, wenn es ihnen nichts mehr helfen kann.

HERKULES.

Aber, mit Erlaubniſs, das ist eine sonderbare Art zu regieren, wenn ich so frey reden darf.

JUPITER.

Das ist sie auch. Doch will ich damit nicht gesagt haben, daſs ich durch die Kenntniſs, die ich von der Natur der Menschen und der Dinge, von welchen sie abhangen, besitze, nicht im Stande sey einen gewissen Einfluſs zu behaupten, und Ursachen und Wirkungen so zu leiten, wie ich es für das Ganze am zuträglichsten halte. Aber, daſs ich mir Mühe geben sollte, einem jeden seinen Willen zu thun, oder ihren Dank und Beyfall verdienen zu wollen, das ist mir noch nie in den Sinn gekommen.

HERKULES.

Da hättest du auch ein Stück Arbeit zu verrichten, wogegen alle meine zwölf oder dreyzehn weltberühmten Arbeiten nur Kinderspiel wären.

JUPITER.

Es hieſse das Unmögliche unternehmen, und das ist, wie gesagt, meines Thuns nicht. Um dir das begreiflich zu machen, mein Sohn, will ich nur dieſs einzige anführen, daſs nichts in der Welt entgegen gesetzter seyn kann, als meine Art von den Sachen zu denken und die ihrige.

HERKULES.

Wie meinst du das eigentlich, Herr Vater?

JUPITER.

Ich will dir ein kleines Beyspiel geben. Neulich machte ich weiſs nicht welcher Epigrammendrechsler zu Rom ein paar unverschämte Verse, um sich darüber aufzuhalten, daſs ein pfiffiger Kerl, der durch Cäsars Gunst aus einem Barbier ein Senator und ein reicher Mann geworden war, von seinen Erben ein marmornes Grabmahl bekommen hatte. „Wie, sagte der Witzling, der Barbier Licinus soll ein Grabmahl von Marmor haben? und Pompejus hat nur einen schlechten Grabstein, Kato gar keinen! Wer kann das sehen und noch Götter glauben?“ — Der Mensch bildete sich ein, ein gewaltiges Argument gegen uns aufgetrieben zu haben, und zehn tausend Strohköpfe klatschten ihm Beyfall zu.

HERKULES.

Das war dumm von ihnen! Pompejus konnte sich, für das was er gewesen war, immer an an einem Sandstein begnügen; und ein Mann wie Kato braucht gar kein Grabmahl: aber der Barbier muſste eines von Marmor haben, um die Eitelkeit seiner Erben zu befriedigen, und der Nachwelt weiſs zu machen, daſs ihr Vetter ein groſser Mann gewesen sey — Das greift sich mit Händen.

JUPITER.

Und gesetzt es wäre Unrecht gewesen, daſs Licinus ein marmornes Grabmahl hatte und Kato gar keines, was ging das die Götter an? Hätte ich etwa das marmorne Grabmahl zu Boden donnern, oder auf Kato's Grab hinüber zaubern, oder diesem ein noch prächtigeres von Vulkan bauen lassen sollen? — Die Narren! Wenn sie ja glaubten, daſs etwas über die Sache gesagt werden müsse, warum griffen sie nicht in ihren eigenen Busen? Warum sollen es die Götter entgelten, wenn die ausgearteten Römer alles Gefühl für Freyheit und Tugend, und alle Scham vor ihrem eigenen Nahmen verloren haben?

HERKULES.

Gegen solches Gesindel wären ein paar Donnerkeile nicht übel angebracht.

JUPITER.

Wo denkst du hin, Herkules? Was würde aus dem armen Menschengeschlechte werden, wenn ich alle ihre Dummheiten mit Donnerkeilen bestrafen wollte? Denn solche Urtheile und solche Schlüsse höre ich alle Tage.

HERKULES.

Der Kerl mit dem Zottelhaar und dem Knotenstocke hatte also doch so Unrecht nicht.

JUPITER.

Das brauchen wir ihm nun eben nicht so gleich ohne alle Einschränkung zuzugeben. Zwischen dir und mir ists ein andres, mein Sohn.

HERKULES.

Bey dieser Gelegenheit, Herr Vater, weil ich doch (was mir selten begegnet) im Fragen bin, dürft' ich nicht noch eine Frage thun?

JUPITER.

Ich höre die Musen schon zur Tafel blasen; also mach es kurz!

HERKULES,

indem er Jupitern scharf in die Augen sieht.

Es betrifft einen Punkt, worüber mir niemand bessere Auskunft geben kann, als Du. Ist es wirklich an dem, daſs ich die Ehre habe dein Sohn zu seyn, Jupiter?

JUPITER.

Woher kommt dir auf einmahl dieser demüthige Zweifel? Hast du nicht Thaten genug gethan, um dich als einen Sohn Jupiters zu erweisen?

HERKULES.

Aufrichtig zu reden, wenn man alles davon abzieht, was die Poeten nach Handwerksgebrauch dazu gelogen haben, so möchte ich mit dem übrigen zu Stande gekommen seyn, wenn auch nur Amfitryon mein Vater gewesen wäre.

JUPITER.

Das ist mehr als Amfitryon selber glaubte. Deine Mutter Alkmene konnte es mit jeder Europa, Danae, Semele und Leda aufnehmen, und ich dächte du könntest mit dem Vater zufrieden seyn, den sie dir gegeben hat. Ist dirs nicht genug, daſs du von den Menschen für meinen Sohn gehalten und von mir selbst nicht verläugnet wirst? Was verlangst du mehr?

HERKULES.

Ich spreche mit dem Herzen in der Hand. am Ende kann einer doch weder mehr noch weniger seyn als er ist, wofür er auch von andern gehalten werden mag. Wenn ich also dem, was ich bin, die Ehre, die mir erwiesen wird, zu danken habe —

JUPITER.

Nun, nun, Herr Sohn! gar zu genau müssen solche Dinge nicht berechnet werden. Auf der Geburt und den Verdiensten der Göttersöhne muſs immer ein heiliger Schleier von etwas dichtem Gewebe liegen, und mit Grübeln kommt dabey nicht viel heraus. Genug, mein lieber Herkules, daſs du nun einmahl im Besitz der Göttertafel und der schönen Hebe bist. Beide erwarten dich. Wir wollen gehen!

II.

DIVA JULIA, bekannter unter dem Nahmen LIVIA AUGUSTA, und DIVA FAUSTINA die Jüngere, hernach D. AUGUSTUS und D. MARKUS AURELIUS.

LIVIA.

Woher, schöne Faustina, wenn man fragen darf?

FAUSTINA.

Von Rom, Julia. Die Lust kam mich an, einem hochzeitlichen Opfer beyzuwohnen, das die Tochter eines Konsulars, dem Dekret des Senats zu Folge, auf meinem Altare darbrachte.

LIVIA.

Und das sagst du mir ohne roth zu werden, Faustina?

FAUSTINA erröthend.

Ich? worüber sollte ich roth werden?

LIVIA.

Die Frage ist sonderbar genug! Hat man dich etwa vorher aus dem Lethe trinken lassen, ehe du in den Olymp aufgenommen wurdest, wo die Hochachtung der Römer für deinen Vater und für deinen Gemahl dir einen Platz verschaffte? — Warum wurdest du denn jetzt roth?

FAUSTINA.

Das ist meine Art so, Julia: ich erröthe immer, wenn man will, daſs ich erröthen soll.

LIVIA.

Das gute sanftmüthige Weibchen! Wolltest du mir wohl, weil du doch so gefällig bist, im Vertrauen sagen, ob du jemahls in deinem Leben jemand etwas abgeschlagen hast?

FAUSTINA.

Wenigstens erinnere ich mich nicht, daſs es durch meine Schuld geschehen wäre.

LIVIA.

Das ist sehr aufrichtig gesprochen!

FAUSTINA.

Wie so, Julia?

LIVIA.

Du bist auch gar zu naïv für die Gemahlin eines so groſsen Filosofen, wie dein guter Markus war!

FAUSTINA.

Ich begreife nicht, was ich so naïves gesagt haben sollte.

LIVIA lachend.

Du hast also wirklich in deinem Leben niemand etwas abgeschlagen?

FAUSTINA.

Meine Macht war sehr eingeschränkt; und wiewohl mein Gemahl viel Liebe für mich hatte, so wagte ich es doch nur selten, ihn für jemand um eine Gnade zu bitten, weil ich wuſste, wie unangenehm es ihm war, wenn er mir nicht gefällig seyn konnte. Markus Aurelius, pflegte er zu sagen, kann so viel Gutes thun als sein Privatvermögen erlaubt; aber der Kaiser ist der Gerechtigkeit so viel schuldig, daſs ihm keine Gnaden zu erweisen übrig bleiben. Indessen war ich für mich selbst reich genug, um selten in den Fall zu kommen, daſs ich eine Bitte aus Mangel an Vermögen abweisen muſste. Und wenn es auch geschah, so benahm ich mich wenigstens so dabey, daſs die Leute beynahe eben so vergnügt von mir weggingen, als ob sie ihres Wunsches gewährt worden wären.

LIVIA.

Wir verstehen uns nicht, holde Faustina: die Rede war gar nicht von dieser Art von Gefälligkeit —

FAUSTINA.

Und von was für einer andern könnte zwischen dir und mir die Rede seyn? Du warst die erste, die den Nahmen Augusta trug, und muſst also doch wohl aus eigner Erfahrung wissen, daſs eine Frau mit diesem Nahmen ziemlich sicher davor ist, um andere Gefälligkeiten angesprochen zu werden.

LIVIA.

Eben deſswegen soll es, wie man sagt, so mildherzige Göttinnen geben, die mit zuvorkommender Güte den ersten Schritt selber thun, und auch den blödesten Sterblichen zu überzeugen wissen, daſs man nichts wage, wenn man bey ihnen alles wagt.

FAUSTINA.

So? — Ich für meine Person habe immer gern das beste von meinem Geschlechte gedacht.

LIVIA.

Man hat oft ganz eigene Ursachen so nachsichtsvoll zu seyn.

FAUSTINA empfindlich.

Ich weiſs nicht, was dich berechtigen könnte, eine solche Sprache gegen mich zu führen. Doch wohl nicht der Stolz darauf, die Ehre der Apotheose, die dein eigner Sohn dir zu ertheilen Bedenken trug, endlich von einem Klaudius erhalten zu haben? Ich war die Tochter, die Gemahlin und die Mutter eines Augustus, und begreife nichts von der Freyheit, die du dir gegen mich herausnimmst.

LIVIA.

Wie, Faustina? Vorhin hofftest du, mir mit der Miene der naiven Unschuld einer jungen Vestalin auszuweichen? und jetzt glaubst du, mich durch diesen vornehmen Ton stumm zu machen? Wie kannst du, ohne vor Scham in die Erde zu sinken, dich nur erinnern, geschweige noch stolz darauf seyn, daſs du die Mutter eines Kommodus warst?

FAUSTINA.

Hast du auch etwa von dem schönen Mährchen gehört, das die Fischweiber zu Rom einander erzählten, um sich das mächtige Wunder zu erklären, warum mein Sohn ein so groſser Liebhaber von Gladiatorspielen war?

LIVIA.

Ich habe etwas gehört, Faustina, das mir noch mehr erklärt; das mir erklärt, wie natürlich es zuging, daſs dein Sohn — selbst ein Gladiator war. Wenigstens wirst du nicht läugnen wollen, daſs er auch nicht eine Ader von dem tugendhaften Manne hatte, der schwach genug war, sich für seinen Vater zu halten?

FAUSTINA.

War Antoninus Kommodus etwa der erste Sohn eines vortrefflichen Vaters, der aus der Art schlug? Wenn du so billig seyn wolltest zu bedenken, in welchem Grade die Römer dieser Zeiten verderbt waren; wie wenig der weise Mark-Aurel selbst diese Hefen des Romulus zu reinigen vermochte; von was für Menschen der Erbe des Throns der Cäsarn, trotz aller Sorge die sein Vater für seine Erziehung trug, schon in seinen frühesten Jahren umlagert war; — wenn du bedächtest, daſs die edelste Jugend von Rom, daſs sogar Männer, die seiner Erziehung vorgesetzt waren, zu einer Zeit da es Pflicht war ihm nichts als Wahrheit hören, nichts als gute Beyspiele sehen zu lassen, in die Wette eiferten, seinen Verstand durch die niedrigsten Schmeicheleyen, seine Sinne durch die schändlichsten Gefälligkeiten zu verführen, und jeden Keim von Gerechtigkeit und Menschlichkeit in seinem Herzen zu ersticken, indem sie ihm in den Kopf setzten, daſs dem Herrn der Welt alles erlaubt sey, daſs er selbst über alle

Geſetze und ſein bloſser Wille das Geſetz aller übrigen ſey: wenn du das alles, wie es doch billig wäre, mit in Rechnung bringen wollteſt, würdeſt du vielleicht finden, daſs es in dem ordentlichen Laufe der Natur kaum möglich war, daſs etwas beſſeres als ein Ungeheuer aus ihm werden konnte. Aber auch ohne dieſs ſehe ich nicht, warum die Mutter eines Tiberius, die Groſsmutter eines Klaudius, und die Ältermutter eines Kaligula — mir das Unglück, den Römern, die nichts beſſeres werth waren, einen Kommodus gegeben zu haben, zum Vorwurf machen dürfe?

LIVIA.

Ich geſtehe, daſs Kaligula und Klaudius der Juliſchen Familie nicht mehr Ehre gemacht haben, als Kommodus den Antoninen. Alles was du zur Entſchuldigung des letztern geſagt haſt, kommt auch den erſtern zu Statten. Die tugendhafteſte aller Mütter kann in unſerm ehemaligen Stande den Unſtern haben, einen Sohn in die Welt zu ſetzen, der für das Glück der Menſchen nie hätte geboren werden ſollen. Aber, um ohne Vorwurf deſswegen zu ſeyn, muſs diejenige, die ein ſolches Unglück trifft, ſich nicht muthwillig in den Fall geſetzt haben, Gladiatoren oder Bootsknechte in eine edle Familie einzuſchwärzen.

FAUSTINA.

Und welche Frau, die nur das mindeste Gefühl für Ehre hat, könnte fähig seyn, sich so wegzuwerfen?

LIVIA.

Wie? du kennest keine solche Frau? — Ich komme auf meine vorige Vermuthung zurück; du muſst einen starken Zug aus dem Lethe gethan haben, ehe du in den Olymp versetzt wurdest! Wie wäre es sonst möglich, daſs du die Bootsknechte zu Bajä vergessen haben könntest?

FAUSTINA.

Die Bootsknechte zu Bajä? — Entweder ich träume, oder du sprichst im Fieber?

LIVIA.

Keines von beiden, Faustina! du hörest nichts als was du dir selbst bewuſst bist, was ganz Bajä von dir sagt, und was die ganze Welt glaubt, und, trotz deiner Apotheose, glauben wird, so lange die Geschichte den Nahmen Faustina nennt.

FAUSTINA.

Du erschreckst mich, Livia! — Gute Götter! Die Welt ist, wie ich höre, boshafter als ich mir einbildete. Nie hätte ich mir vorgestellt, daſs die giftigste Lästerzunge in etwas, das im Grunde die unschuldigste Sache von der Welt war, Stoff zu einer so wenig verdienten Verleumdung finden könnte! — Höre, Diva Julia! ich bin nun eine Göttin wie du, und ich verschmähe es, mich für besser geben zu wollen als ich war. Ich läugne nicht, daſs ich in meinem Erdenleben ein schwindliges kurzsichtiges Geschöpf gewesen bin. Leichtsinn und gutes Herz machten die Grundzüge meines Karakters aus; und das Glück oder Unglück, als einzige Tochter des Herrn der Römischen Welt geboren zu seyn, war nicht sehr geschickt, mich vor den Fehlern zu verwahren, wozu diese Sinnesart die Anlage ist. Ich war fähig in der Fröhlichkeit meines Herzens unbesonnene Dinge zu thun, weil ich sie bey einer Person von meinem Rang für unbedeutend hielt, und mir nicht einfallen lieſs, daſs jemand arges bey einer Sache denken könne, bey der ich selbst nichts arges dachte. Ich zweifle sehr, ob mir in meinem ganzen Leben jemahls der Gedanke aufstieſs, die Welt könnte irgend einer meiner Handlungen eine meinem Ruhm nachtheilige Deutung geben. Aber nun, da du mir auf einmahl die Augen öffnest, besinne ich mich einer kleinen närrischen Begebenheit, die, indem sie nach und nach durch tausend ungewaschne Mäuler lief, endlich die Gestalt der schändlichen Lüge bekommen konnte, welche, wie es scheint, auf Unkosten meiner Ehre herum geflüstert wurde, und endlich auch zu deinen Ohren gekommen ist. Höre mich an, wenn du geneigt bist, das Wahre von der Sache zu hören!

LIVIA.

Sehr gerne. Setzen wir uns dazu unter diese Rosenlaube!

FAUSTINA.

Ich hielt mich öfters einige Wochen zu Bajä auf einer Villa auf, die ich von meiner Mutter geerbt hatte. Eine Gallerie der Villa stieſs unmittelbar an den Kay des Lukriner Sees. Ich befand mich eines Abends mit verschiedenen Römischen Damen, mit welchen ich sehr vertraut umging, in dieser Gallerie. Eine lebhafte und von allem Hofzwang entbundene Fröhlichkeit, die nicht selten über die Grenzen des strengern Wohlstandes hinaus schweifte, war der herrschende Geist dieser ländlichen Partien, wodurch ich mich für die lange Weile entschädigte, die mir (warum sollt' ich es läugnen?) die gutartige, aber etwas traurige Ernsthaftigkeit meines Filosofen machte; der, mit aller Hochachtung, die er mir einflöſste, für eine junge Frau von meiner Sinnesart einen zu langen Bart und zu strenge Grundsätze hatte, um ihr nicht zuweilen, durch seine Zärtlichkeit selbst, ein wenig lästig zu seyn. Denke dir also eine noch junge Kaiserin, wie ich damahls war, mitten in einem Zirkel der lebhaftesten und, wenn du willst, leichtfertigsten Römischen Frauen aus der ersten Klasse, unter dem schönsten Himmel der Welt, und in dieser Zauberluft von Bajä, dem Orte, der unter allen in der Welt (das einzige Dafne in Syrien vielleicht ausgenommen) am wenigsten zum Aufenthalt der Weisheit gemacht ist, und wo sogar Antonin (wenn er sich etliche Tage von den Geschäften los reiſsen konnte, mich mit einem Besuche zu überraschen) seine ernste Stirn entfaltete, und, von der allgemeinen guten Laune angesteckt, an den Spielen und Kindereyen meines kleinen Hofes sich zu ergetzen pflegte — denke dir, mit Einem Worte, Faustinen in ihrer Bajanischen Villa, und stimme, wenn du kannst, zum voraus den Ton deiner Seele von der Majestät der Gemahlin des feierlichen Cäsar Augustus so weit herab, um das, was ich dir zu bekennen habe, mit einiger Nachsicht anzuhören!

In einem engern Ausschuſs dieser Gesellschaft — von welcher alle Männer ausgeschlossen waren — befand ich mich einmahl, an einem schönen Abend, in der besagten Gallerie; und indem wir uns an dem Anblick einer Menge von Ruderschiffen aller Arten, die den Hafen bedeckten, und an dem bunten Gewimmel von Leben und Geschäftigkeit, das wir vor uns sahen, ergetzten, machte uns Popilia, eine meiner Freundinnen, mit einem lauten Ausruf, etliche junge Bootsleute bemerken, deren schöne Gestalt, unter einer nicht geringen Anzahl wohl gebildeter Matrosen, womit diese Schiffe bemannt waren, stark genug hervorstach, um unsre Augen auf sich zu ziehen. Die Gallerie, worin wir uns befanden, war mit auserlesenen Bildsäulen und Büsten von Griechischen Meistern ausgeziert, unter welchen vorzüglich ein junger Herkules, ein Merkur, und ein Bacchus der den Arm um Ariadne schlang, für Werke von der höchsten Schönheit anerkannt waren. Auf einmahl fiel es Popilien (die auf den Nahmen einer groſsen Kunstkennerin Anspruch machte) ein, zu behaupten, daſs keine dieser drey Bildsäulen eine Vergleichung mit den jungen Matrosen, die sie uns gezeigt hatte, aushalten könnte. Es entstand darüber ein lebhafter Streit zwischen ihr und ein paar andern, die sich für die Bildsäulen erklärten, und in kurzer Zeit theilte sich die ganze Gesellschaft in zwey Parteyen. Dieser scherzhafte Zank, der mit eben so viel Witz als Urbanität verlängert wurde, belustigte mich dermaſsen, daſs ich mich unvermerkt selbst hinein ziehen lieſs, und mit etwas mehr Wärme, als nöthig war, die Partey meiner Bildsäulen nahm. Nun erhitzte sich der Streit immer mehr; und da sich kein Theil für überwunden bekennen wollte, so schien es, zu beiderseitigem Verdruſs, unmöglich, ein Mittel zur Beylegung unsers Handels ausfündig zu machen. Endlich rief Popilia: Auf diesem Wege werden wir nie aus einander kommen; aber ich setze drey meiner schönsten Ägyptischen Zwerge gegen diesen jungen Herkules, daſs ich Recht behalten werde, wenn die Kaiserin es auf einen Augenschein ankommen lassen will, wobey wir die Vergleichung gelassen und ungehindert anstellen können. Dieser närrische Einfall wurde Anfangs mit allgemeinem Gelächter aufgenommen: aber je länger über ihn und seine Urheberin gescherzt wurde, desto besser leuchtete er uns ein; und zuletzt gestand man, daſs es das einzige Mittel sey, unsre Fehde zu entscheiden. Alle drangen in mich, zu Popiliens Vorschlage ja zu sagen; keiner einzigen stieg der mindeste Zweifel über die Unfüglichkeit der Sache auf, und ich selbst lieſs mich überreden, daſs nichts unschuldiger in der Welt seyn könne, als einen Wettkampf zwischen Natur und Kunst auf diese Art auszumachen. — In der That war es mein Glück, daſs dergleichen Einfälle etwas seltenes bey mir waren; denn ich glaube selbst, daſs ich, mit einem ungenügsamern Temperamente als das meinige war, gar wohl eine zweyte Messalina hätte werden können; so wenig Zeit pflegte ich zwischen den ersten besten Einfall, der mich anwandelte, und seine Ausführung zu setzen. Warum, dachte ich, — und so dachten alle meine Römerinnen, die, zum Theil, bey eben so viel Unbesonnenheit viel wärmeres Blut hatten als ich — warum sollte eine Frau, der die ganze Welt zu Gebote steht, sich eine Befriedigung versagen, die ihr einen bloſsen Wink kostet? Kurz, Julia, das unbedachtsame Ja wurde ausgesprochen: Popilia ertheilte etlichen Eunuchen meinen Befehl, und in einer Stunde traten fünf oder sechs junge Männer, so wie sie aus dem Bade kamen, (wo die Eunuchen sie zu diesem Wettkampfe vorbereitet hatten) mit einem Bewuſstseyn ihres Vorzugs über unsre Statuen herein, der dem Streit auf einmahl ein Ende machte. Denn beym ersten Anblick liefen wir alle mit groſsem Geschrey, und in einer Verwirrung und Eilfertigkeit, die das einzigste Gemählde in seiner Art abgegeben hätte, davon; und Popilia, die kurz zuvor die herzhafteste von uns allen gewesen war, hatte jetzt keine gröſsere Furcht, als unter den Fliehenden die letzte zu seyn. Dieses Abenteuer gab uns mehrere Tage lang Stoff zu scherzhaften Unterhaltungen: indessen blieb es auf meiner Seite ohne alle Folgen; die Wunde ausgenommen, die es, wie ich sehe, meinem

Ruhme beygebracht hat, wiewohl ich mir damahls nicht das geringste von einem solchen Erfolge träumen lieſs. In der That war weder meine Einbildungskraft noch mein Temperament so heiſs, als manche Leute sich vorstellen mochten, die mich nicht kannten, und eben darum nur desto dreister über das, was vermöge meines Karakters möglich oder unmöglich war, urtheilten. Ich rechne mir eine Weisheit, die mir nichts kostete, zu keinem Verdienst an: hingegen ist es auch nicht billig, daſs ich, einer bloſsen Unbesonnenheit wegen, für Sünden büſsen soll, die ich nicht begangen habe. Was aber Popilien und einige andere von meinen edlen Römerinnen betrifft, diese konnten sich freylich, wie ich in der Folge erfuhr, nicht so leicht von der Fantasie befreyen, die zu rasch abgebrochne Untersuchung in der Stille, ohne so viele Zeugen, wieder vorzunehmen. Die Nebenbuhler meiner Bildsäulen wurden mehrere Nächte hindurch heimlich in den Palast eingeführt, und vielleicht wohl gar absichtlich in dem Wahn unterhalten, daſs es die Kaiserin selbst sey, die dem Seewesen eine so unverhoffte Ehre erweise.

Dieſs, ehrwürdige Augusta, ist — zwey oder drey kleine Verirrungen der Augen oder des Herzens ausgenommen — das einzige zweydeutige Abenteuer, worein mich die arglose Fröhlichkeit meiner Gemüthsart in meinem ganzen Leben verwickelt hat. Du kannst mir glauben oder nicht glauben, wie es dir beliebt: aber ich begreife nun aus meiner eigenen Erfahrung, wie es zugehen konnte, daſs die liebenswürdige Julia, deine Stieftochter, auf eine so grausame Art das Opfer der Verleumdung und einer zu ihrem Untergang verschwornen Kabale werden konnte, ohne vielleicht strafbarer gewesen zu seyn als ich.

LIVIA.

Mich wundert nicht, schöne Faustina, daſs du dich einer Person annimmst, die dir so ähnlich war. Ich verlange nicht zu entscheiden, ob du die Ehre verdientest, die Gattin eines Mark-Aurel zu seyn: aber gewiſs war diese Julia, die du aus Sympathie so zärtlich in deinen Schutz nimmst, höchst unwürdig, die Tochter Augusts zu heiſsen!

FAUSTINA.

Auch die sanfteste Taube ist nicht ohne Galle, Livia! Du reitzest die meinige zu sehr, als daſs ich dich länger schonen könnte. Stolzes, bösartiges Weib! glaubst du, der bessere Theil der Welt lasse sich, eben so wie der groſse Haufe, durch die Larve der Weisheit täuschen, hinter welche du das hassenswürdigste aller Laster — wenn es auch das einzige gewesen wäre, das man dir vorzuwerfen hatte — zu verbergen wuſstest? Die schöne Julia wurde, mit allen ihren Fehlern, von dem Römischen Volke mit Entzückung geliebt; denn ihre Fehler schadeten niemand als ihr selbst. An dir war sogar die Tugend hassenswürdig; denn sie war die Mitschuldige und Hehlerin deiner Laster. Ein zu warmes Herz und ein zu leichtes Blut war die einzige Quelle der Fehltritte der unglücklichen Julia; oder vielmehr, ihr gröſster Fehler war, daſs sie nicht schlimm genug von dir dachte, und dir leichtsinniger Weise die Dolche selbst in die Hände spielte, womit du ihre Ehre und das Glück ihres Lebens ermordetest. Zu den Verbrechen, deren sie von ihren Feinden — und wenn hatte sie jemahls andere als dich und deinen Anhang? — beschuldiget wurde, gehörte nur Leichtsinn und allzu groſse Sicherheit auf ihre Vorzüge, und auf die Rechte, die sie an die allgemeine Liebe der Römer hatte: aber der Verbrechen, die Du begehen muſstest, um eine so liebenswürdige Tochter aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen, ist nur eine schwarze Seele fähig! Schmeichle dir nicht, Livia, daſs der Zauber, womit du die Augen eines leichtgläubigen Gemahls zu verblenden wuſstest, seine Kraft bis auf die Nachwelt erstrecke! Dein Inwendiges, das du mit einer so seltenen Gewalt über dich selbst vor deinen Zeitgenossen zu verbergen wuſstest, liegt bloſs und aufgedeckt vor ihr; und, anstatt eine wohlthätige Schutzgöttin Roms — der das Reich, wie deine Schmeichler sagten, alle Tugenden Augusts und alle Glückseligkeiten seiner milden Regierung zu danken habe — in dir zu ehren, sieht und verabscheut sie in dir die unerbittliche Verfolgerin einer Unglücklichen, deren Reitze die deinigen verdunkelten, — die Mörderin ihrer Kinder, die zwischen den deinigen und dem Throne der Welt standen, den du, wie viele Verbrechen er dir auch kosten möchte, keinem andern überlassen wolltest, und — warum sollte man von einem Weibe, die ihrer Herrschsucht jedes Gefühl der Menschlichkeit aufzuopfern fähig war, nicht das ärgste glauben? — die Mörderin deines eigenen Gemahls, dessen Tage du abkürztest, um den Folgen seiner geheimen Zusammenkunft mit dem jungen Agrippa zuvor zu kommen, und deinem würdigen Sohn eine Erbfolge zuzuwenden, an welche der einzige noch lebende Enkel Augusts ein ganz anderes Recht in den Augen der Römer hatte, als der Sohn des Klaudius Nero und der Livia Drusilla.

LIVIA.

Hat das sanfte Täubchen sich nun seiner Galle entlediget? oder ist noch eine Lästerung zurück, welcher du Luft machen muſst, um eine Person, deren bloſser Anblick ein stillschweigender Vorwurf deiner Unwürdigkeit ist, wo möglich so tief herab zu setzen, daſs du dir schmeicheln könntest, in Vergleichung mit ihr unschuldig zu seyn?

FAUSTINA.

Vergieb mir eine Hitze, die nie in meinem Karakter war, und wozu du selbst mich gar zu sehr gereitzt hast! Ich möchte dir nicht Unrecht thun, wie sehr auch die Anscheinungen gegen dich sind. Meine eigene Erfahrung sollte mich billig behutsamer gemacht haben; und überdieſs war der Unterschied zwischen deiner Sinnesart und der meinigen zu groſs, als daſs ich nicht Gefahr laufen sollte dich falsch zu beurtheilen, wenn ich dich nach mir beurtheile.

LIVIA.

Schwaches, zu einer ewigen Kindheit verurtheiltes Seelchen, laſs dich nichts gereuen was du jemahls gethan oder gesprochen hast! denn Du kannst nichts sprechen noch thun, was dir zugerechnet werden könnte. Geschöpfe deiner Art gleiten unbedeutend und ohne eine Spur hinter sich zu lassen, wie Schatten, durch das Leben hin, und sind nicht einmahl der Verachtung werth, womit die Menschen den Mangel an Verdienst und Tugend zu bestrafen pflegen. Es wäre lächerlich von mir, wenn ich mich gegen deine Beschuldigungen vertheidigen wollte. Wie sollte deine kleine Kinderhand den Maſsſtab faſsen können, womit eine Seele wie die meinige gemessen werden muſs? Die Natur hatte dich zu einer kleinen Leierspielerin oder Tänzerin zugeschnitten: der Zufall legte dich in die Wiege einer Kaiserin, und dann in das Ehebett eines Kaisers, — der es zu einer Zeit war, wo der alltäglichste Mensch den Stuhl des Augustus ausfüllen konnte, ohne weder seinen Geist, noch solche Gehülfen, wie August zu Ausführung seines groſsen Werkes bedurfte, nöthig zu haben. Zu meiner Zeit erforderte es eine Klugheit die ihr Ziel nie aus den Augen verlor, eine Wachsamkeit die nie einschlummerte, die Geschicklichkeit alles voraus zu sehen, alles vorzubereiten, allem vorzubeugen, alles zu rechter Zeit und auf die rechte Art zu thun, mit jedem Winde zu segeln, jeden Zufall, wie unerwartet, wie hinderlich er unsern Absichten war, zu ihrem Vortheil anzuwenden, mit Einem Wort, eine Verbindung aller möglichen Lebens- und Regierungskünste, wenn man die erste Rolle auf dem Weltschauplatze gut spielen wollte. Ein einziger Fehltritt wäre genug gewesen, um die Arbeit vieler Jahre, vielleicht unwiederbringlich, verloren zu haben. Und, indem ich so viele Künste nannte, die der erste August in sich vereinigen muſste, hätte ich doch beynahe die schwerste und unentbehrlichste von allen vergessen, die groſse Kunst alle diese Künste zu verbergen, und, indem wir immer bloſs unsern eigenen Zweck verfolgen, dem Ansehen nach bloſs für andere zu arbeiten; nichts zu scheinen als was andre wollen daſs wir seyn sollen; die Miene zu haben als ob man einem jeden traue, sich von einem jeden täuschen lasse, durch jedermanns Augen sehe, mit jedermanns Ohren höre, eines jeden Sache zu seiner eigenen mache. — Doch, zu wem sage ich das alles? Wie sollte Faustina dazu gekommen seyn, sich einen Begriff davon machen zu können, was Augustus den Römern, und was Livia dem Augustus war? Oder von wem sollte sie gelernt haben, daſs Seelen, die von der Natur selbst dazu bestimmt wurden sich die übrigen zu unterwerfen und einen alles umfassenden Wirkungskreis auszufüllen, aus *ihrem Standpunkte natürlicher* Weise alles anders sehen müssen, als diejenigen, die nur eine Spanne weit um sich herum sehen; daſs in ihren Augen jedes Mittel gut ist, das am sichersten zum Endzweck führt; und daſs sie entweder das nicht wären was sie sind, oder immer bereit seyn müssen, dem, was ihr letztes Ziel ist, alles andere Interesse, alle andern Gefühle, Verhältnisse und Rücksichten aufzuopfern?

FAUSTINA.

Wie glücklich preise ich mich, daſs die Natur mich **nicht** dazu bestimmte, eine dieser groſsen Seelen zu seyn, und eine so hohe Rolle zu spielen, als die von einer **Medea**, **Klytemnestra**, **Semiramis**, **Kleopatra** oder **Livia**! Die meinige war, immer fröhlich zu seyn, und, so viel an **mir** lag, alles froh zu machen was um mich war. Immerhin mag ich mit dieser Art zu denken klein und unbedeutend in deinen Augen seyn, Julia! Mein höchster Ehrgeitz ging nie weiter, als das ehrenvolle Zeugniſs zu verdienen, welches mein Gemahl von seiner Zufriedenheit mit meiner Gemüthsart und unserer langen Verbindung öffentlich abgelegt hat. Mein stolzester Wunsch ist dadurch befriediget; und selbst die Ehre, unter die Schutzgötter Roms aufgenommen zu seyn, schmeichelt meinem Herzen weniger, als der Gedanke, ein **solches Denkmahl** von **Markus Aurelius** erhalten zu haben, und mir bewuſst zu seyn daſs ich es verdiente.

AUGUSTUS und MARKUS AURELIUS treten hinter dem Gebüsche hervor.

AUGUST.

Wir sind unbemerkte Zuhörer euerer Unterredung gewesen, schöne Göttinnen, und wir kommen, Friede zwischen euch zu stiften.

FAUSTINA.

Hier ist meine Hand! Wenn ich nicht ganz ohne Galle bin, so bin ich doch ohne Groll; ich erkenne alle Vorzüge der erhabenen Gemahlin eines Cäsar Augustus, und es ist nichts was ich nicht thun wollte, um einen freundlichern Blick als diesen von ihr zu erhalten.

LIVIA halb lächelnd.

Kleine Zaubrerin! Wer könnte so unbillig seyn, dich dafür zu bestrafen, daſs die Weisheit zu wenig, und die Grazien zu viel für dich gethan haben?

MARK-AUREL.

Die Weisheit, Diva Julia, that gerade genug für sie, indem sie ihr diese gefällige und leicht zu lenkende Gemüthsart, diese Liebe zu ihrem Manne und zu ihren Kindern, und dieses einfache, bescheidene und genügsame Wesen gab, wofür ich den Göttern so oft, als für einen nicht geringen Theil meiner Glückseligkeit, zu danken pflegte: und wofern die Grazien zu viel für sie gethan haben sollten, so müſste es nur deſswegen seyn, weil sie, mit einem kleinern Antheil an äuſserlichen Reitzen, und mit einer weniger leichten und fröhlichen Sinnesart, der Verleumdung, welcher in unsern Tagen so schwer zu entrinnen war, vielleicht weniger ausgesetzt gewesen wäre. Aber, wer ist ohne Mängel? und was könnte uns, da wir einst Menschen waren, berechtigen, einander nichts zu gute zu halten?

AUGUST.

Wir hatten beide, Markus Aurelius und ich, jeder an seinem Platze, groſse Ursache den Göttern zu danken; Er, daſs sie ihm die sanfte, gefällige Faustina, Ich, daſs sie mir diesen weiblichen Ulysses (wie mein toller Urenkel [1] sie in einem seiner hellen Augenblicke nannte) zur Gefährtin des Lebens gaben. Jeder von uns empfing was für ihn das Beste war, und jeder fühlte und kannte den Werth dessen was er besaſs. Warum wolltet ihr, da keine Eifersucht zwischen euch Statt finden kann, einander nicht so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, als das Römische Volk, welches euch beide einer Stelle unter seinen Göttern würdig gefunden hat?

LIVIA.

Nichts weiter hiervon, August! — Deine Römer sind ein undankbares Volk. — Sie haben Faustinens Andenken durch die ehrenvollesten Dekrete verherrlichet. Was haben sie für mich gethan?

---

[1] Kaligula.

MARK-AUREL.

Hätte Julia Augusta durch ein Dekret des Senats gröſser werden können, als sie durch sich selbst ist?

LIVIA,

indem sie Faustinen umarmt.

Was für einen guten Mann du hattest, Faustina!

III.

JUPITER OLYMPIUS, LYCINUS, ein Bildhauer, und ATHENAGORAS.

Die Scene ist im Tempel zu Olympia.

LYCINUS,

nachdem er den Gott lange mit ſtummer Entzückung betrachtet hat, ſich vor ihm hinwerfend.

Dank ſey den Göttern, daſs ich nicht aus dem Leben gehen muſste, ohne dieſes göttlichſten Anblicks genoſſen und den König der Götter und der Menſchen gegenwärtig angeſchaut und angebetet zu haben!

ATHENAGORAS.

Wie? biſt du auch einer von dieſen ſtarrblinden Elenden, die in einem von Händen gemachten Götzenbilde den Feind Gottes und der Menschen, das verworfene Oberhaupt der höllischen Geister, anbeten? Deinen Jahren und Gesichtszügen nach hielt ich dich für vernünftiger!

LYCINUS

vor sich, indem er ihn starr ansieht.

Was für ein Mensch kann das seyn? Doch, ich erkenne den Vogel an seinem Gesange. Ich muſs ihm gar nichts antworten oder gelassen bleiben. — Wie ists möglich, Freund, daſs dieser zugleich so schauervolle und so herzerhebende Anblick, das Anschauen des Höchsten, was sich jemahls einem über die Grenzen der Menschheit empor strebenden Künstlergenius dargestellt hat, wie ists möglich, daſs es eine so unnatürliche Wirkung auf deine Seele thut?

ATHENAGORAS.

Schade um das schöne Elfenbein und das viele Gold, das die abgöttischen Eleaten auf eine so verdammliche Weise verschwendet haben, um das unwissende Volk in der Verblendung zu erhalten, und die Ehre der Anbetung, die allein dem wahren Gotte gebührt, einem aus Thon gekneteten, mit Elefantenzähnen überzogenen, und inwendig durch unzählige Sparren, Riegel und Latten zusammen gehaltenen Kolosse zuzuwenden, der so hohl als der kindische Wahnglaube seiner

Anbeter ist, und Ratten und Mäusen zur Wohnung dient. Ein feiner Gott, daſs ein vernünftiges Geschöpf die Knice vor ihm beugen soll!

LYCINUS

fährt fort, während Athenagoras spricht, Jupitern mit unverwandten Augen zu betrachten, und giebt ihm keine Antwort.

ATHENAGORAS nach einer Pause.

Du antwortest mir nicht, Götzendiener? Das war auch die klügste Partey, die du nehmen konntest! Was wolltest du gegen die sonnenhelle Wahrheit aufbringen?

LYCINUS.

Wenn du ein bloſser Sofist wärest, so würde ich dir vielleicht antworten: aber wer wird mit einem Blinden über die Wirkung von Licht und Farben, oder mit einem Stocktauben über den Zauber der Musik hadern?

ATHENAGORAS.

Du thust mir Unrecht, wenn du glaubst, daſs ich die Kunst und die Vortrefflichkeit der Arbeit an diesem groſsen Werke des berühmten Fidias verkenne. Was ich verabscheue ist bloſs der Miſsbrauch, der von der Kunst gemacht wird, wenn man sie dem verdammlichen Götzenbilde huldigen läſst.

LYCINUS.

Du haſt, mit Erlaubniſs zu ſagen, eine wunderliche Vorſtellungsart. Wie kannſt du ein Werk, welches gerade das höchſte iſt, was Genie und Kunſt jemahls hervorgebracht haben, einen Miſsbrauch der Kunſt nennen? Oder wie kann die Kunſt edler angewandt werden, als, durch ſichtbare Darſtellung eines Gottes, die Sterblichen mit einem Gefühle zu durchdringen, das demjenigen ähnlich iſt, womit ſie das Erſcheinen der Gottheit ſelbſt erſchüttern würde? Was wäre Theofanie, wenn es dieſer Anblick nicht iſt?

ATHENAGORAS.

Alles dieſs würde ſeine Richtigkeit haben, wenn die Rede von dem einzigen wahren Gotte wäre.

LYCINUS.

Was nennſt du den einzigen wahren Gott?

ATHENAGORAS.

Welche Frage von einem vernünftigen Menſchen! Wer könnte es anders ſeyn, als der unſichtbare, ewige, unerforſchliche, allgegenwärtige Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde? — Deſſen Daſeyn ſogar euere abgöttiſchen Vorfahren, mitten in dem dicken

Nebel, der ihren Verstand umhüllte, geahnet haben muſsten, da sie ihm zu Athen unter dem Nahmen des unbekannten Gottes einen Altar widmeten.

LYCINUS.

Und wie willst du, daſs Fidias diesen unsichtbaren, allgewaltigen, alles erfüllenden unbekannten Gott hätte abbilden sollen?

ATHENAGORAS.

Er kann gar nicht abgebildet werden! Das ewige Urwesen läſst sich so wenig in eine Idee als in eine sichtbare Gestalt einschränken.

LYCINUS.

Das versteht sich! Fidias hätte also, deiner Meinung nach, seinen Jupiter Olympius gar nicht machen sollen?

ATHENAGORAS.

Wie kannst du nur so eine Frage thun? Es war eine höchst frevelhafte Unternehmung, ein Bild zu machen, dessen Anblik einfältige Menschen zu Empfindungen verführt, die allein dem Gotte gebühren, der nicht abgebildet werden kann, und in keinem von Menschenhänden gebauten Tempel wohnt.

LYCINUS.

Mich dünkt, wenn du dieſs aus deinem Grundsatze folgerst, so muſst du entweder die Religion aus der Welt verbannen, oder verlangen, daſs die Menschen Empfindungen haben sollen, welchen kein Objekt in ihrer Vorstellung entspricht. Unsere ältesten Gesetzgeber hielten es in ihrer Weisheit für gut, das dunkle Gefühl einer höchsten Ursache aller Dinge, das sogar in den rohesten Naturmenschen schlummert, und immer von verschmitzten Betrügern auf tausenderley Arten zu ihrem Nachtheil gemiſsbraucht worden ist, zum gemeinen Besten der bürgerlichen Gesellschaft anzuwenden. Sie muſsten also diesem Gefühl eine gewisse Bildung und Richtung geben; und wie konnten sie das, ohne es mit einem anschaulichen Gegenstande zu verbinden, dessen Vorstellung jenes Gefühl unmittelbar und lebhaft rege machte? Sie waren also in der Nothwendigkeit, an die Stelle dessen, was an sich selbst unerkennbar ist, etwas zu setzen, das im Grunde zwar ein bloſses Zeichen desselben, aber doch geschickt seyn sollte, die Idee des Höchsten und Vollkommensten, was der Mensch sich anschaulich machen kann, in ihm zu erregen; und dieſs gab, in den Zeiten, wo die bildenden Künste sich zu einer gewissen Höhe empor gearbeitet hatten, den menschlichen

Götterbildern das Daseyn. Denn wie sehr sich auch die Einbildungskraft des erfindungsreichsten Menschen anstrengen mag, es wird ihr ewig unmöglich bleiben, eine schönere, edlere und vollkommnere Gestalt zu erfinden als die menschliche. Da sie sich aber so selten oder niemahls bey einzelnen Personen in ihrer ganzen Vollkommenheit zeigt, so geziemt es sich, wenn sie zu einem nicht ganz unwürdigen Zeichen der göttlichen Natur erhoben werden soll, sie nicht nur von allem, was sie durch die Zeit, die Leidenschaften, und tausend andere zufällige Ursachen gelitten haben kann, zu reinigen, sondern sie auch, so viel möglich ist, noch zu veredeln, und über sich selbst zu erheben, um ihr diese mehr als menschliche Gröſse und Schönheit, diese Erhabenheit über die Bedürfnisse und Sorgen der Sterblichen, diesen Geist der Unvergänglichkeit und ewigen Jugendkraft, kurz, diesen Karakter der Göttlichkeit zu geben, der die Götterbilder des Fidias so sehr über alle andere erhebt, wiewohl dieser groſse Künstler in Menschenbildern von mehr als Einem übertroffen wurde. Dieſs ist es, was er seinem Jupiter in einem so hohen Grade zu geben gewuſst hat, daſs ich versichert bin, du selbst, trotz deiner Vorurtheile, muſst dir Gewalt anthun, um das unfreywillige Gefühl zurück zu halten, das dich bey seinem Anblick überwältigt und vor ihm niederwirſt. — Und dieſs, was das gröſste Verdienst des Künstlers ist, willst du ihm zum Verbrechen machen?

ATHENAGORAS.

Welche Verblendung! Wie? es sollte nicht das gröſste Verbrechen seyn, dessen ein Bildner sich schuldig machen kann, wenn er alle Kräfte seiner Kunst aufbietet, um euerm Jupiter, dem nicht einmahl ein ehrbarer Mensch gleich seyn möchte, das wirkliche Ansehn eines Königs der Götter und der Menschen zu geben? Bey mir, und bey allen andern, deren Augen geöffnet sind, hat es keine Gefahr: aber, daſs Menschen, die von Kindheit an gewöhnt wurden vor Götzen zu knien, eine Bildnerey, wie diese hier, nicht anschauen können, ohne in ihrer Abgötterey bestärkt zu werden, das fühle ich selbst, und das ist es eben, was ich dem Fidias nicht verzeihen kann.

LYCINUS.

Ich für meine Person finde nichts lustiger, als die Menschen die einander ihre Vorurtheile vorwerfen. Ich gestehe dir gerne zu, daſs wir die unsrigen haben: aber die deinigen müssen, wenn ich es sagen darf, sehr dick auf deinen Augen liegen, wenn du nicht siehest, daſs eben darin das höchste Verdienst des Künstlers liegt, daſs er uns den König der Götter und der Menschen in einer Majestät dargestellt hat, die auf einmahl alle Spuren der falschen Eindrücke auslöschen muſs, welche die allegorischen Mährchen der Dichter und die albernen Legenden der Mythologen in unserm Gehirne zurück gelassen haben können. Was braucht es mehr als einen Blick auf diesen Jupiter Olympius, um zu fühlen, daſs nicht jener fabelhafte Jupiter, der sich als Schwan um den Busen einer Leda schlingt, oder in goldnen Tropfen einer Danae in den Schooſs regnet, sondern dieser hier, der wahre Jupiter ist?

ATHENAGORAS lachend.

Der wahre Jupiter! Das ist gerade als wenn du von wahren Centauren und wahren Sirenen sprächest. Ha, ha, ha! der wahre Jup— Kyrie Eleison! was ist das?

LYCINUS.

Götter! was seh' ich? Ists möglich daſs die Täuschung der Kunst so weit gehen kann? — Wie? der Gott belebt sich, ein überirdisches Feuer blitzt aus seinen Augen, er bewegt seine Augenbraunen, der Tempel erzittert, die Erde schwankt, ein Donnerschlag! —

JUPITER

mit wieder gesenkten Augenbraunen, lächelnd zu Athenagoras.

Du bist ein grausamer Mensch, Athenagoras! Nimm mir, auf deine Gefahr, was du kannst: aber daſs ich bin was ich bin, das wirst du mir doch nicht in meiner eigenen Gegenwart abläugnen wollen?

LYCINUS.

Nun, weiser Athenagoras, oder wie du dich nennst, wie ist dir nun zu Muthe?

ATHENAGORAS.

O auf dieſs war ich vorbereitet! — Er macht eine Menge Kreuze vor sich, und fängt an Jupitern zu exorcisieren. *Apage Satanas! Ego exorcizo te in nomine —*

JUPITER.

Signa te signa temere me tangis et angis!

ATHENAGORAS

fährt fort sich zitternd zu bekreuzigen, und Beschwörungsformeln zwischen den Zähnen zu murmeln.

JUPITER.

Sey ruhig, närrischer Mensch! Du siehst ja, daſs ich dir nichts zu thun begehre. Ich wollte dich nur überzeugen, daſs Jupiter Olympius wirklich und wahrhaftig — Jupiter Olympius ist.

ATHENAGORAS vor sich.

Welche herrliche Bekräftigung unsrer Lehre, daſs die Götzen der Heiden nichts andres als die abtrünnigen Engel sind, die sich von diesen Betrogenen als Götter anbeten lassen, und in dergleichen Bildern ihr Wesen treiben!

JUPITER.

Was murmelst du da in deinen Bart hinein?

ATHENAGORAS.

Trotze nicht zu sehr auf die kurze Frist, die dir noch gegeben ist, verworfner Geist! Dein Reich wird, nur zu bald für dich, zu Ende gehen! Ich hoffe den Tag noch zu erleben, da man deinen goldnen Bart in die Münze tragen, und funkelneue Denarien daraus prägen wird.

JUPITER.

Das ist, wie die Welt dermahlen geht, nicht unmöglich. Ich hoffe wohl noch tollere Dinge zu erleben.

ATHENAGORAS.

Die ganze Welt wird von dir abfallen, deine Tempel werden zerstört, deine Altäre umgeworfen, deine Bilder zertrümmert werden, und deine Priester Hungers sterben, oder anders glauben lernen.

JUPITER.

Desto schlimmer für sie und euch! Ich werde darum nicht weniger bleiben was ich bin, und ihr werdet die einzigen seyn die dabey verlieren. Denn darauf könnt ihr euch verlassen, eure Mythologen werden keinen Fidias, und eure Fidiasse keinen Jupiter Olympius hervorbringen.

ATHENAGORAS.

Wenn ich noch zweifeln könnte, wer du seyest, so würde ich dich an dieser hoffärtigen Sprache erkennen.

JUPITER.

Du bist ein drolliger Kerl, und ich möchte mir wohl noch länger Spaſs mit dir machen, wenn ich nicht mehr zu thun hätte. Also gehab dich wohl, und lerne von Jupiter, wie man die Narren erträgt.

IV.

JUNO, LIVIA.

JUNO.

O meine liebe Livia! ich bin die unglücklichste Frau von der Welt!

LIVIA.

Ein solches Wort hätte ich aus dem Munde der Königin der Götter und der Menschen nie zu hören geglaubt.

JUNO.

Wie, Livia? stehst du auch in dem gemeinen Wahne, daſs die Glückseligkeit ein unzertrennliches Eigenthum der Hoheit sey? während wir uns oft selig preisen würden, wenn wir unsern Stand mit allen seinen Vorzügen gegen das unscheinbare Glück einer armen, aber mit ihrem Zustande zufriedenen Schäferin vertauschen könnten!

LIVIA.

Ich erinnere mich nicht, als ich die erste unter den Sterblichen war, jemahls mit meinem Looſe ſo unzufrieden geweſen zu ſeyn, daſs ich es gegen ein geringeres hätte vertauſchen mögen.

JUNO.

So muſst du einen zärtlichern, oder wenigſtens einen höflichern und gefälligern Gemahl gehabt haben als ich.

LIVIA.

In der That hätte ich meine Forderungen übermäſsig hoch ſpannen müſſen, wenn ich mich von dieſer Seite nicht für glücklich gehalten hätte. Ich wüſste nicht, daſs August in den drey und funfzig Jahren unſrer Verbindung mir nur ein einziges Mahl Urſache gegeben hätte, zu zweifeln ob ich den erſten Platz in ſeinem Herzen einnähme.

JUNO.

Es fehlt viel, Livia, daſs ich ein gleiches von meinem Herrn und Gemahle rühmen könnte. Wer weiſs nicht, ſeitdem der ſchwatzhafte alte Homer alle unſere Ehegeheimniſſe ſo unbeſcheiden ausgeplaudert hat, mit wie wenig Achtung und Delikateſſe ich von Jupitern behandelt werde! wie unartig er mich oft unter den übrigen Göttern anfährt, was für Ehrentitel ich mir von ihm gefallen lassen muſs, und wie er sich eine ordentliche Freude daraus macht, mich bey jedem Anlaſs an Miſshandlungen zu erinnern, worüber er vor Scham vergehen sollte, wenn er Wangen hätte die des Erröthens fähig wären! Wie oft muſs ich mir nicht vorrücken lassen, daſs er mich einsmahls in einer seiner tollen Launen bey den Haaren gefaſst, und mit zwey Amboſsen an den Füſsen zwischen den Wolken habe herunter hangen lassen! Hättest du dir jemahls vorstellen können, wenn es der plauderhafte Bänkelsänger nicht verrathen hätte, daſs er mir sogar Schläge anzubieten fähig gewesen wäre, und das bey einer Gelegenheit, wo ein Mann von Lebensart sich auch gegen die geringste Milchmagd auf dem ganzen Ida zu Danksagungen verbunden gehalten hätte? Wie wenig er sich aus der ehelichen Treue macht, die er mir schuldig ist, und daſs keine Waldnymfe, keine Najade, und beynahe kein leidliches Weib noch Mädchen auf dem Erdboden vor ihm sicher ist, davon haben die Dichter nur zu viel gesungen. Hat er nicht den ganzen Himmel mit seinen Bastarten angefüllt? da ich, seine rechtmäſsige Gemahlin, in so vielen Jahren nicht ein einziges Kind von ihm aufzuweisen habe, und die Schmach der Unfruchtbarkeit tragen müſste, wenn ich nicht Mittel gefunden hätte, auf eine übernatürliche Art zur Mutter von Mars, Vulkan und Hebe zu werden. Livia lächelt, aber beynahe unmerklich. Gleichwohl siehst du, daſs er überflüssige Ursache hätte sich an mir zu begnügen, und daſs ich in allem, was die Wünsche eines Mannes befriedigen kann, keiner seiner Liebschaften nachstehe. Und es sollte mich nicht verdrieſsen, bloſs auf den leeren Titel einer Himmelskönigin eingeschränkt zu seyn? und, was noch das unerträglichste ist, so wenig Einfluſs zu haben, daſs ich mich zu Kunstgriffen, die meiner unwürdig sind, herab lassen, und Afroditens Zaubergürtel borgen muſs, wenn ich nur die geringste Kleinigkeit durchsetzen will?

LIVIA.

Man kann nicht läugnen, daſs die Männer, vielleicht keinen einzigen ausgenommen, in Vergleichung mit uns eine rauhe, unzärtliche und ungeschlachte Art von Wesen sind. Ohne etwas Kunst möchte es wohl einer Göttin selbst zu schwer seyn, über den gemeinsten Sterblichen so viel Gewalt zu erlangen, als eine Frau über ihren Mann haben muſs, um sich für leidlich glücklich zu halten.

JUNO lachend.

Wenn es natürlich damit zuging, Livia, so möcht' ich wohl wissen, wie du es anstelltest, um über einen Mann, der so eiferſüchtig auf seine Vorrechte, so miſstrauisch und zurückhaltend, und dabey so rasch und hitzig in seinen Leidenschaften war, wie August, eine so groſse Gewalt zu erlangen.

LIVIA.

Im Grunde kann nichts einfacheres seyn. Ich machte ihn so lang' er lebte glauben, daſs ich keinen andern Willen hätte als den seinigen, und erhielt dadurch gerade das Gegentheil; er glaubte mich zu regieren, und ich regierte ihn. Ich richtete mich in allen Dingen, die mir gleichgültig waren und auf die Er hingegen einen Werth legte, gänzlich nach seinem Geschmack und seiner Laune; ich war immer gerade so, wie er glaubte und wollte daſs Augusts Gemahlin seyn müsse. Meine Gefälligkeit in solchen Dingen hatte keine Grenzen. Weit entfernt ihm durch Eifersucht beschwerlich zu fallen, schien ich von seinen Liebeshändeln nicht die geringste Ahnung zu haben, war ihm sogar darin unter der Hand und mit der besten Art von der Welt förderlich, und vermöge einer Sympathie, in welche er nicht den geringsten Zweifel setzte, traf es sich, daſs die Damen, die den meisten Reitz für ihn hatten, immer auch diejenigen waren, die ich vorzog, und mit denen ich auf dem vertrautesten Fuſse lebte.

Durch diese vollkommne Gleichgültigkeit gegen seine kleinen Geheimnisse erhielt ich, daſs er keine andere für mich hatte; und indem ich ihn in dem Wahne lieſs, daſs er mich in diesem Punkt unbemerkt betrüge, konnte ich sicher seyn daſs er mich in keinem andern betrog, und in allen Dingen, die seine Regierung, seine Familie und seine politischen Verhältnisse betrafen, nichts ohne meinen Rath vornahm, und keine Entschlieſsung faſste, die ich ihm nicht eingegeben hatte; aber freylich mit so guter Art, daſs er immer nur seinem eigenen Kopfe zu folgen glaubte, indem er bloſs das Werkzeug des meinigen war. Durch diese Kunstgriffe (um ihnen ihren rechten Nahmen zu geben) erhielt ich den Vortheil, daſs er über meinen Verstand eben so wenig eifersüchtig war, als ich über seine Liebschaften; und alles war gewonnen, so bald ich dieſs gewonnen hatte. Überzeugt daſs ich kein anderes Interesse haben könne als das seinige, betrachtete er nun alle Vorzüge meines Geistes als sein Eigenthum; und da er sich bey meinem Rathe immer wohl befunden hatte, ward es endlich ein mechanisches Bedürfniſs für ihn, durch meine Augen zu sehen und keinen Schritt anders als an meiner Hand zu thun. Wirklich begegnete es ihm, seitdem ich durch Mäcens und Agrippa's Tod sein einziger geheimer Minister geworden war, nur ein einziges Mahl, daſs er (seine Galanterien ausgenommen) etwas vor mir verheimlichte; und dieses einzige Mahl muſste er (unter uns gesagt, Göttin) mit seinem Leben bezahlen.

JUNO.

Das nenne ich eine Frau von Geiste! Wie, Julia Augusta? du konntest es von dir erhalten, eine Verbindung von mehr als funfzig Jahren, die für beide Theile immer so glücklich gewesen war, auf eine solche Art zu zerreiſsen?

LIVIA.

Die Nothwendigkeit, groſse Göttin, ist, wie du weiſst, das höchste Gesetz der Götter und der Sterblichen.

JUNO.

Da du mir einmahl so viel gesagt hast, würdest du mich verbinden, wenn du mich von der Nothwendigkeit, die erste Zurückhaltung deines Gemahls gegen dich so streng zu bestrafen, etwas umständlicher überzeugen wolltest.

LIVIA.

Ich würde dich selbst um die Erlaubniſs, es zu thun, gebeten haben, Göttin, so viel liegt mir daran, in keinem falschen Lichte von dir gesehen zu werden. Augusts einzige Tochter Julia hatte in ihrer Verbannung durch ihre Freunde zu Rom (die nicht die meinigen waren) Mittel gefunden, den alten Imperator zu einer geheimen Zusammenkunft mit ihrem jüngsten Sohne Agrippa zu bewegen, der sich durch unbedeutende, aber einer sehr schwarzen Ausdeutung fähige jugendliche Ausschweifungen die Ungnade seines Groſsvaters und die Verbannung in die Insel Planasia zugezogen hatte. Man fand nöthig, mir ein Geheimniſs aus dieser Zusammenkunft zu machen: aber ich war so gut bedient, daſs ich sogar erfuhr, daſs der alte Herr auſserordentlich weichherzig dabey geworden sey. Kurz, er hatte sich mit seinem Enkel ausgesöhnt, und die Partey der Julia machte sich mit groſser Wahrscheinlichkeit Hoffnung, August werde ihn, zum Nachtheil meines Sohnes Tiberius Nero, zu seinem Erben und Nachfolger erklären. Ich sah nur zu deutlich, daſs Dinge vorgingen, die man mit groſser Sorgfalt vor mir zu verbergen suchte. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich mir die Frucht eines von so vielen Jahren her mit so vieler Anstrengung und Kunst bearbeiteten Planes nicht beynahe in dem Augenblicke, da sie sich los wand um mir reif in den Schooſs zu fallen, wie eine Thörin vor dem Munde weghaschen lassen wollte. Was für unendliche Mühe hatte es mir nicht gekostet, dieſen Plan den Augen eines ſo argwöhniſchen Mannes wie Auguſt ſeit dreyſsig Jahren zu entziehen! Was für Hinderniſse von der ſchwierigſten Art hatte ich nicht wegräumen müſſen, um den Sohn des Klaudius Nero, den einzigen, durch welchen ich, auch nach dem Tode Auguſts, fortzuregieren hoffen konnte, auf den Stuhl der Cäſarn zu erheben! Der Neffe Auguſts, Marcellus, Virgils *ſpes altera Romae*, muſste in ſeinem zwanzigſten Jahre ſterben; die jungen Cäſarn, Kajus und Lucius, ſeine Enkel und adoptierten Söhne, muſsten in der erſten Blüthe des Lebens fallen, und ihre Mutter Julia, der Liebling des Römiſchen Volkes und ihres Vaters, muſste mit ihrem einzigen noch lebenden Sohne aus ſeinen Augen und aus ſeinem Herzen verbannt werden, ehe die Ausführung eines ſolchen Entwurfs nur möglich war. Ich hatte alle dieſe Schwierigkeiten überwunden, war vor keinem Mittel erſchrokken, das zu meinem Zwecke nothwendig geweſen war, — und ich hätte vor dem einzigen erſchrecken ſollen, ohne welches alle übrigen verloren waren? ohne welches ich nicht nur ſo viele Jahre lang vergebens, ſondern ſogar gegen mich ſelbſt und bloſs zum Vortheil einer tödtlichen Feindin gearbeitet hätte, von welcher ich keine Schonung erwarten konnte? Meine eigene und meines Sohnes Erhaltung mufste in diesem dringenden Augenblicke mein einziges Gesetz seyn; und im Grunde war die Verkürzung der wenigen Tage, die ein abgelebter Mann noch zu sehen hoffen konnte, nur eine Kleinigkeit gegen das, was mir mein Entwurf bereits gekostet hatte.

JUNO.

Du bist ein Weib nach meinem Herzen, Julia Augusta! Wir müssen genauer mit einander bekannt werden. Indessen zweifle ich sehr, ob ich, mit dem Titanischen Blute das in meinen Adern rinnt, jemahls Geschmeidigkeit genug haben werde, von den Winken, die du mir gegeben hast, Gebrauch zu machen. Vielleicht sollte ich eine gefährlichere Nebenbuhlerin in dir sehen, als mein Gemahl mir jemahls eine gegeben hat. Warum sollte ein Stolz, wie der deinige, im Himmel nicht eben so wohl als ehmahls auf der Erde nach dem ersten Platze streben?

LIVIA.

Du scherzest, Göttin! — Wie könnte ich mir nur träumen lassen —

JUNO

Livien auf die Achsel klopfend.

Sey ruhig, Livia! mein eigener Stolz ist deine Sicherheit. Aber wenn ich jemahls wieder auf den Einfall komme mich von Jupitern zu scheiden, so bist du die Einzige im Olymp, die meinen Platz an seiner Seite zu ersetzen würdig ist. Sie geht ab.

LIVIA allein.

Stolze Saturnia! was für einen Gedanken rüttelst du aus seinem Schlummer in meinem Busen auf! Ich bin nun eine Göttin wie du, und Jupiter, so viel ich ihn bereits kenne, ist der wahre August des Olymps. Es könnte Ernst aus der Sache werden, wenn du dich dessen am wenigsten versähest.

V.

PROSERPINA, LUNA, DIANA,
die einander auf einem Dreywege begegnen.

PROSERPINA.

Ey, wie schön, daſs uns der Zufall alle dre so unvermuthet zusammen gebracht hat! S können wir doch endlich einmahl einen Punk ins reine bringen, der mir schon lange de Kopf warm macht.

LUNA.

Was kann das seyn, Proserpina?

PROSERPINA.

Sieh mir recht scharf ins Gesicht, Luna betrachte mich von Kopf zu Fuſs, von vor und von hinten, und sage mir auf deine jungfräuliche Ehre, ob du mich wohl für Diane angesehen hättest, wenn ich dir allein begegnet wäre?

LUNA.

Ich zweifle sehr daran. Gestalt und Kostum ist ja so verschieden an euch, daſs es unmöglich ist, euch, selbst bey meinem blassesten Lichte, zu verwechseln.

PROSERPINA.

Aber dir und Dianen muſs es doch öfters begegnet seyn, daſs jede sich selbst zu sehen glaubte, wenn ihr einander von ungefähr in den Wurf kamet?

DIANA.

Wir? Welch ein seltsamer Einfall! Ich sollte mich selbst in Lunen zu sehen glauben? Sie müſste sich nur in einen Spiegel verwandeln, wenn das möglich seyn sollte.

LUNA ironisch lächelnd.

Wenn der Unterschied zwischen Dianen und mir auch geringer wäre als ich mir jemahls geschmeichelt habe, so kenne ich mich doch selbst zu gut, um eines so seltsamen Irrthums fähig zu seyn.

PROSERPINA.

Ihr scheint also nicht zu wissen, daſs wir alle drey, wiewohl unter verschiednen Eigenschaften und Nahmen, nur eine und eben dieselbe Göttin sind?

LU

Wie? Du wärest — Ich?

DIANA.

Du — Diana?

PROSERPINA.

Das will ich eben nicht behaupten; aber Ich bin Hekate, Du bist Hekate, und Sie ist Hekate, und ihr seyd beide Hekate, ohne daſs ich selbst deſswegen weniger Hekate bin als ihr.

DIANA.

Vortrefflich! Und wer sagt uns solche Ungereimtheiten nach?

PROSERPINA.

O das sagen Leute die es wissen müssen! das sagen die Mythologen!

DIANA.

Die Mythologen können sagen was ihnen beliebt! Ich denke doch, ich muſs selbst am besten wissen was ich bin; und so lange ich nicht, wie die Töchter des Prötus, von der Nymfenwuth befallen werde, soll mir niemand weiſs machen, daſs ich Luna oder Proserpina, geschweige daſs ich beide zugleich sey.

LUNA lachend.

Ereifere dich nicht, Diana! Wer weiſs ob die Mythologen uns am Ende nicht besser kennen als wir selbst? Sie würden so etwas doch wohl nicht so positiv behaupten, wenn nichts wahres daran wäre?

DIANA.

Höre, Luna, über diesen Artikel verstehe ich keinen Scherz. Ich habe alle Achtung für dich: aber ich würde es auf keine Weise gut aufnehmen, wenn man mich mit dir verwechselte. Ich gönne dir deinen Endymion, und die funfzig Töchter, von welchen du ihn auf dem Latmos zum Vater gemacht haben sollst, von Herzen, nur verbitte ich mir die Ehre ihre Mutter zu seyn.

LUNA.

Diana, Diana! zwinge mich nicht zum Reden! oder ich erinnere dich an etwas, worüber ich, wenn ich Diana wäre, mehr erröthen würde, als über die Ehre, Mutter von funfzig hübschen Mädchen zu seyn. Aktäon —

DIANA.

Du wirst mir doch den Aktäon nicht vorrücken wollen, der für das Unglück, mich ohne seine Schuld im Bade gesehen zu haben, hoffentlich strenge genug von mir bestraft wurde?

LUNA.

Die Faunen haben freylich lose Mäuler! und die Sterblichen, die von uns immer nach sich selbst urtheilen, können sich unmöglich vorstellen, daſs eine Göttin, die keine persönliche Ursache hat warum sie nicht im Bade überrascht werden will, einen so schönen Jäger, wie Aktäon, für einen Augenblick unschuldiger Augenlust so grausam bestrafen sollte. Sie meinen dir weit weniger Unrecht zu thun, wenn sie den Faunen glauben, die bekannter Maſsen groſse Lauscher sind, und die Verwandlung des armen Aktäon für eine bloſse Folge der Kollision ausgeben, in welche die zärtliche Sorge für deinen Ruhm mit deinen Gefälligkeiten gegen ihn gerathen sey.

PROSERPINA.

Wie ich höre, so stände es eigentlich nur bey mir, die Ehre, mit Dianen und Lunen nur Ein Subjekt auszumachen, ein wenig zweydeutig zu finden. Allein, da ich für meine eigene Person Proserpina bin, so kann ich es ganz wohl geschehen lassen, wenn ihr dieses oder jenes auf euerer Rechnung haben solltet, mit dessen Verantwortung ich mich eben nicht gern beladen möchte. Denn daſs wir alle drey eine und eben dieselbe Hekate sind, hindert (wenn ich die Mythologen recht verstanden habe) nicht, daſs jede für sich bleibt was sie ist; so daſs Ich weder Luna noch Diana, sondern Proserpina bin, Du hingegen weder Proserpina noch Luna, sondern die jungfräuliche Jägerin Diana, und du, Luna, weder Diana noch Proserpina, sondern die nehmliche Luna bist, die den glücklichen Endymion mit funfzig Töchtern beschenkte.

LUNA.

Ah! nun habe ich die Auflösung des Räthsels gefunden! Hekate ist bloſs ein Nahme, der uns allen dreyen zukommt.

PROSERPINA.

Um Vergebung! Hekate ist kein bloſser Nahme, sondern die wahre wirkliche leibhafte Hekate, die aus uns dreyen zusammen genommen besteht und deſswegen die dreyfache und dreyförmige genannt wird.

DIANA.

Wir beide sind also so gut Hekate wie du?

PROSERPINA.

So sagen die Mythologen.

DIANA.

Wenn dieſs ist, so sind drey Hekaten; das ist doch klar?

PROSERPINA.

Mit nichten! ich sehe daſs ihr mich noch immer nicht verstanden habt.

LUNA.

Wenn du dich nur erst selbst verständest, gute Proserpina! Wie können wir nur Eine seyn, da unser doch, wie du siehest, drey sind?

PROSERPINA.

Freylich drey, in so fern ich Proserpina, du Luna, und diese Diana ist, aber nur Eine Hekate, in so fern Luna und Diana eben so gut Hekate sind als ich selbst.

LUNA.

Gestehe, Göttin, daſs du uns mit deinen mythologischen Subtilitäten ein wenig zum besten hast! Wir sind, und sind nicht; ich bin du, und du bist nicht ich; wir sind drey, und sind Eins, und was keine von uns einzeln ist, das sind wir alle drey — Was für ein Galimathias! Ich will nicht Luna seyn, wenn ich ein Wort davon verstehe.

PROSERPINA.

Es geht mir selbst nicht besser, meine Liebe. Ich hoffte die Sache sollte durch unsre Zusammenkunft ins klare gesetzt werden: aber ich muſs bekennen, daſs mir über dem Bestreben, euch etwas, das ich selbst nicht begreife, begreiflich zu machen, grün und blau vor den Augen wird. Wenn wir nur gleich einen Mythologen hier hätten!

LUNA.

Der würde uns vollends so verwirren, daſs uns mit aller Niesewurz in der Welt nicht wieder zu helfen wäre.

DIANA.

Wiſst ihr was, Göttinnen? Das beste ist, wir denken dem Dinge gar nicht mehr nach. Die Mythologen mögen von uns sagen was sie wollen, sie können uns doch zu nichts mehr noch weniger machen als wir sind. Ziehen wir jede unsre Straſse, und — Groſser Jupiter! was für ein fürchterlicher Lärm ist das? Hört ihr?

LUNA.

Ich höre ein Gebell wie von tausend Hunden, und ein Gezische wie von zehn tausend Schlangen —

PROSERPINA.

Blitze fahren aus dem Boden auf, Sturmwinde heulen durch den Wald, Eichen werden krachend aus ihren Wurzeln gerissen —

DIANA.

Die Erde erbebt unter meinen Füſsen, sie spaltet sich, dicke Schwefelflammen züngeln empor — Welch eine Gestalt steigt aus dem

Abgrund auf? Habt ihr in euerm Leben so was entsetzliches gesehen?

PROSERPINA.

Eine Frau steigt hervor, die zum wenigsten drey hundert Ellen hoch ist; die Blitze fahren armsdick aus ihren Augen, und statt der Haare wirbeln sich braun und blau gefleckte Schlangen in gräſslichen Zöpfen um ihre Scheitel, oder zischen in rollenden Locken an den schwarzgelben Schultern herab. Anstatt auf Füſsen zu gehen, windet sie sich auf zwey ungeheuern Drachen daher, einen flammenden Kienbaum in der linken Hand, einen vierzig Ellen langen Dolch in der rechten schwingend —

LUNA.

Hier ist nicht gut verweilen — laſst uns fliehen!

Sie laufen alle drey in den Wald hinein, und stoſsen auf einige gleichfalls entfliehende Nymfen und Faunen, die einander keichend zurufen: Es ist Hekate! laſst uns fliehen! Hekate kommt.

DIANA zu Proserpinen.

Hörst du was die Nymfen sagen? Diese Hekate wird wohl die rechte seyn.

LUNA.

Immer besser! Aber das hoffe ich wenigstens gewiſs zu wissen, daſs ich nicht diese Hekate bin.

PROSERPINA.

Dank sey dem Himmel daſs mich eine andere, der es besser ansteht, von der beschwerlichen Ehre befreyt, Hekate zu seyn! Was sie ist, und ob sie dreyfach oder vierfach ist, mag sie mit den Mythologen ausmachen; ich für meinen Theil bin sehr zufrieden, künftig nichts weiter als die einfache Proserpina vorzustellen. Gute Nacht, Göttinnen! ich kehre zu meinem finstern Ehegemahl zurück.

DIANA.

Ich zu meinen Dryaden und Windspielen.

LUNA.

Und ich, leise, zu meinem Endymion.

VI.

JUPITER, JUNO, APOLLO, MINERVA, VENUS, BACCHUS, VESTA, CERES, VIKTORIA, QUIRINUS, SERAPIS, MOMUS und MERKUR.

Jupiter und Juno mit allen übrigen Bewohnern des Olymps sitzen in einer offnen Halle des Olympischen Palasts an verschiedenen groſsen Tafeln: Ganymed und Antinous schenken den Göttern, Hebe den Göttinnen den Nektar ein; die Musen machen Tafelmusik, die Grazien und Horen tanzen pantomimische Tänze, und Jokus reitzt die seligen Götter von Zeit zu Zeit durch seine Karikaturen und Lazzi's zu lautem Gelächter. Im Augenblicke der gröſsten Fröhlichkeit kommt Merkur eilfertig angeflogen.

JUPITER.

Du hast dich verspätet, mein Sohn, wie du siehest. Was bringst du uns neues von da unten herauf?

VENUS zu Bacchus.

Er scheint schwer daran zu tragen. Wie verstört er aussieht!

MERKUR.

Das neueste, was ich mitbringe, ist nicht sehr geschickt, die Fröhlichkeit, die ich hier herrschen sehe, zu vermehren.

JUPITER.

Wenigstens ist es deine Miene nicht, Merkur. Was kann sich denn so schlimmes zugetragen haben, daſs es sogar die Götter in ihrer Freude stören soll?

QUIRINUS.

Hat etwa ein Erdbeben das Kapitol umgestürzt?

MERKUR.

Das wäre eine Kleinigkeit.

CERES.

Hat ein heftiger Ausbruch des Ätna mein schönes Sicilien verwüstet?

BACCHUS.

Oder ein unzeitiger Frost die Kampanischen Weinstöcke versengt?

MERKUR.

Kleinigkeiten! Kleinigkeiten!

JUPITER.

Nun, so rücke heraus mit deiner Jammergeschichte!

MERKUR.

Es ist weiter nichts, als — Er hält ein.

JUPITER.

Mache mich nicht ungeduldig, Hermes! Was ist denn weiter nichts als —?

MERKUR.

Nichts, Jupiter, als — daſs du zu Rom — auf eine Mozion, die der Imperator in eigner Person im Senat gemacht hat — durch eine überwiegende Mehrheit der Stimmen — förmlich abgesetzt worden bist.

Die Götter stehen alle in groſser Bewegung von der Tafel auf.

JUPITER,

welcher allein sitzen bleibt, lachend.

Nichts als das? — Dessen habe ich mich schon lange versehen.

ALLE GÖTTER auf einmahl.

Jupiter abgesetzt! ists möglich? Jupiter!

JUNO.

Du redest irre, Merkur — Äskulap, fühl ihm doch den Puls!

DIE GÖTTER.

Jupiter abgesetzt!

MERKUR.

Wie gesagt, förmlich und feierlich, mit einer groſsen Mehrheit von Stimmen, für einen Strohmann — was sage ich? ein Strohmann ist doch etwas! — für weniger als einen Strohmann, für ein Unding erklärt, seiner Tempel, seiner Priester, seiner Würde eines obersten Beschützers des Römischen Reichs beraubt!

HERKULES.

Das ist eine tolle Neuigkeit, Merkur — Aber, so wahr ich Herkules heiſse, er schwingt seine Keule, das sollen sie mir nicht umsonst gethan haben!

JUPITER.

Ruhig, Herkules! — Also hätte Jupiter Optimus Maximus, Kapitolinus, Feretrius, Stator, Lapis u. s. w. seine Rolle ausgespielt?

MERKUR.

Deine Bildsäule ist umgeworfen, und sie sind in voller Arbeit begriffen auch deinen Tempel zu zerstören. Die nehmliche Tragödie wird in allen Provinzen und Winkeln des Römischen Reichs gespielt. Überall stürzen

Legionen bocksbärtiger Halbmenschen, mit Fackeln und Mauerbrechern, Hämmern, Hakken und Äxten daher, und verwüsten in fanatischer Wuth die ehrwürdigen Gegenstände des uralten Volksglaubens.

SERAPIS.

O wehe! wie wird es da meinem herrlichen Tempel zu Alexandrien, und meinem prächtigen Kolofsbilde ergehen! Wenn die Thebaische Wüste nur die Hälfte ihrer heiligen Waldteufel über sie ausspeyt, so ist keine Rettung.

MOMUS.

O mit dir hat es keine Noth, Serapis. Wer wird sich unterfangen dein Bild anzutasten, da es zu Alexandrien eine ausgemachte Sache ist, dafs bey dem geringsten Frevel, den eine gottesräuberische Hand an demselben beginge, Himmel und Erde zu Trümmern gehen, und die ganze Natur ins alte Chaos zurück sinken würde?

QUIRINUS.

Man kann sich nur nicht immer auf dergleichen Sagen verlassen, mein guter Serapis. Es könnte dir ergehen wie der massiv goldnen Bildsäule der Göttin Anaitis zu Zela, von welcher man auch glaubte, der erste, der sich an ihr vergriffe, würde auf der Stelle vom Schlage getroffen zu Boden stürzen.

SERAPIS.

Und wie ging es dieser Bildsäule?

QUIRINUS.

Als der Triumvir Antonius den Farnazes bey Zela aufs Haupt geschlagen hatte, wurde die Stadt sammt dem Tempel der Anaitis ausgeplündert, und niemand konnte sagen, wo die massiv goldne Göttin hingekommen war. Nach einigen Jahren trug sichs zu, dafs August zu Bononien bey einem Veteran des Antonius übernachtete. Der Imperator wurde herrlich bewirthet, und da über der Tafel die Rede auf das Treffen bey Zela und die Plünderung des Tempels der Anaitis fiel, fragte er seinen Wirth als einen Augenzeugen, ob es wahr sey, dafs der erste, der Hand an sie gelegt habe, plötzlich todt zu Boden gestürzt sey? — Du siehst diesen Verwegenen vor dir, antwortete der Veteran, und du speisest wirklich von einem Beine der Göttin. Ich hatte das Glück, mich ihrer zuerst zu bemächtigen; Anaitis ist eine sehr gute Person, und ich gestehe dankbarlich, dafs ich ihr meinen ganzen Wohlstand schuldig bin.

SERAPIS.

Da giebst du mir einen schlechten Trost, Quirinus! Wenn es so in der Welt zugeht, wie uns Merkur berichtet, so kann ich meinem Koloſs zu Alexandrien kein besseres Schicksal versprechen. Es ist doch entsetzlich, daſs Jupiter solchen Unthaten so gelassen zusehen kann!

JUPITER.

Da thätest du wohl, Serapis, wenn du es eben so machtest. Für einen Gott aus dem Pontus hast du die Ehre, vom Osten bis zum Westen angebetet zu werden, lange genug genossen, und du kannst nicht wohl verlangen, daſs es deinen Tempeln besser gehe als den meinigen, oder daſs dein Koloſs länger daure als das göttliche Meisterwerk des Fidias. Du wirst doch nicht, wenn wir alle fallen, der einzige seyn wollen, der aufrecht stehen bleibt?

MOMUS.

Ey, ey, Jupiter? wo hast du deine berühmten Donnerkeile gelassen, daſs du dich so geduldig in deinen Fall ergiebst?

JUPITER.

Wenn ich nicht wäre was ich bin, so würde ich dir mit einem von ihnen auf diese alberne Frage antworten, Witzling!

QUIRINUS zu Merkur.

Du muſst es mir noch einmahl sagen, Merkur, wenn ich dirs glauben soll. Mein Flamen wäre also abgeschafft? mein Tempel zugeschlossen? mein Fest würde nicht mehr gefeiert? und die entnervten, sklavischen, gefühllosen Quiriten wären bis zu diesem Grade der Undankbarkeit gegen ihren Stifter ausgeartet?

MERKUR.

Ich müſste dich betrügen, wenn ich dir eine andere Nachricht gäbe.

VIKTORIA.

So brauche ich wohl nicht erst zu fragen, was aus meinem Altar und meiner Bildsäule in der Julischen Kuria geworden sey? Es ist schon so lange, seit die Römer die Kunst zu siegen verlernt haben, daſs ich nichts natürlicher finde, als daſs sie sogar die Gegenwart meines Bildes nicht mehr ertragen konnten. Bey jedem Blicke, den sie darauf warfen, muſste ihnen seyn, als ob es ihnen ihre schmähliche Ausartung vorrücke. Mit Römern, deren Nahme unter den Barbaren ein Schimpfwort, das nur Blut abwaschen kann, geworden ist, hat Viktoria nichts mehr zu schaffen.

VESTA.

Bey so bewandten Umständen werden sie gewiſs auch das heilige Feuer in meinem Tempel nicht länger brennen lassen? Himmel! was wird das Schicksal meiner armen Jungfrauen seyn?

MERKUR.

O denen wird kein Haar gekrümmt werden, ehrwürdige Vesta! Man wird sie ganz ruhig — Hungers sterben lassen.

QUIRINUS.

Wie sich die Zeiten ändern können! Ehemahls war es ein entsetzliches Unglück für die ganze Römische Welt, wenn das heilige Feuer auf dem Altare der Vesta verlosch —

MERKUR.

Und jetzt würde mehr Lärm entstehen, wenn das profane Feuer irgend einer Römischen Garküche ausginge, als wenn die Vestalen das ihrige alle Wochen zweymahl verlöschen lieſsen.

QUIRINUS.

Aber wer soll denn künftig an meiner Statt Roms Schutzpatron seyn?

MERKUR.

Sankt Peter mit dem Doppelschlüssel hat sich dieses Ämtchen ausbedungen.

QUIRINUS.

Sankt Peter mit dem Doppelschlüssel? Wer ist der?

MERKUR.

Das weifs ich selbst nicht recht; frage den Apollo, vielleicht kann er dir darüber mehr Auskunft geben.

APOLLO.

Das ist ein Mann, Quirinus, der in seinen Nachfolgern acht hundert Jahre lang die halbe Welt regieren wird, wiewohl er selbst nur ein armer Fischer war.

QUIRINUS.

Wie? Die Welt wird sich von Fischern regieren lassen?

APOLLO.

Von einer gewissen Art von Fischern wenigstens: von Menschenfischern, die in einer sehr künstlichen Fischreuse, Dekretalen genannt, nach und nach alle Nazionen und Fürsten Europens fangen werden. Ihre Befehle werden für Göttersprüche gelten, und ein Stück Schafleder oder Papier, mit Sankt

Peters **Fischerring** besiegelt, wird die Kraft haben, Könige ein- und abzusetzen.

QUIRINUS.

Dieser Sankt Peter mit dem Doppelschlüssel muſs ein gewaltiger Zauberer seyn!

APOLLO.

Nichts weniger! Es geht, wie du längst wissen solltest, mit den wunderlichsten und wunderbarsten Dingen in der Welt immer ganz natürlich zu. Die **Lawine**, die ein ganzes Dorf überschüttet, war Anfangs ein kleiner Schneeball, und ein Strom, der groſse Schiffe trägt, ist in seinem Ursprung eine rieselnde Felsenquelle. Warum sollten die Nachfolger eines Galiläischen Fischers in einigen Jahrhunderten nicht Herren von Rom, und vermittelst einer neuen Religion, zu deren Oberpriestern sie sich aufgeworfen, und mit Hülfe einer ganz neuen **Moral** und **Politik**, die sie auf dieselbe zu bauen wissen, endlich gar eine Zeit lang Herren der halben Welt werden können? Hast du doch auch die Herden des Königs von Alba, der ein sehr kleiner Potentat war, gehütet, ehe du dich zum Haupt aller Banditen in Lazium aufwarfst, und das kleine Raubnest zusammen flicktest, das in der Folge die Hauptstadt und Königin der Welt wurde. Sankt Peter machte in der That in seinem Leben keine groſse Figur: aber er wird die Zeit sehen, da Kaiser seinen Nachfolgern den Steigbügel halten, und Königinnen ihnen demüthig die Füſse küssen werden.

QUIRINUS.

Was man nicht erlebt, wenn man unsterblich ist!

APOLLO.

Es gehört freylich viel Zeit und nicht wenig Kunst dazu, um es mit der Menschenfischerey so weit zu bringen: aber die Fische werden auch dumm genug seyn, die sich von ihnen fangen lassen.

QUIRINUS.

Inzwischen sind und bleiben wir alle abgesetzt, nicht wahr?

MERKUR.

Dabey wird es wohl vor der Hand sein Verbleiben haben.

VERSCHIEDENE GÖTTER.

Lieber nicht unsterblich seyn, als solche Dinge zu erleben!

JUPITER.

Meine lieben Söhne, Oheime, Neffen und Vettern, sammt und sonders! ich sehe, daſs ihr diese kleine Revoluzion, die ich schon lange ruhig kommen sah, tragischer aufnehmt als die Sache werth ist. Setzt euch, wenn ich bitten darf, wieder an euere Plätze, und laſst uns bey einem Glase Nektar gelassen und unbefangen von diesen Dingen sprechen. Alles in der Natur hat seine Zeit, alles ist veränderlich, und so sind es auch die Meinungen der Menschen. Sie ändern sich immer mit den Umständen; und wenn wir bedächten, was für einen Unterschied nur funfzig Jahre zwischen dem Enkel und dem Groſsvater machen, so würde es uns wahrlich nicht befremden, daſs die Welt binnen ein oder zwey tausend Jahren unvermerkt eine ganz neue Gestalt zu gewinnen scheint. Denn im Grunde ist es doch nur Schein; es bleibt, wiewohl unter andern Masken und Nahmen, immer die nehmliche Komödie. Die albernen Leute da unten haben lange genug Aberglauben mit uns getrieben; und sollten einige unter euch seyn, denen damit gedient war, so muſs ich ihnen sagen daſs sie Unrecht hatten. Es wäre den Menschen wohl zu gönnen, wenn sie endlich einmahl weiser würden; beym Himmel! es wäre nicht zu früh. Aber daran ist vor der Hand noch nicht zu denken. Zwar schmeicheln sie sich immer, die letzte Albernheit, zu deren Erkenntniſs sie kommen, werde auch die letzte seyn, die sie begehen; Hoffnung besserer Zeiten ist ihre ewige Schimäre, von welcher sie immer betrogen werden, um sich immer wieder von ihr betrügen zu lassen: weil sie nie zu der Einsicht kommen, daſs nicht die Zeit, sondern ihre angeborne unheilbare Thorheit die Ursache ist, warum es nie besser mit ihnen wird. Denn es ist nun einmahl ihr Loos, nichts Gutes rein genieſsen zu können, und eine Albernheit, deren sie endlich, wie Kinder einer abgenutzten Puppe, überdrüssig geworden sind, immer nur gegen eine neue zu vertauschen, bey der sie meistens noch übler fahren als bey der vorigen. Dieſsmahl hatte es wirklich das Ansehen, als ob sie beym Tausche gewinnen würden: aber ich kannte sie zu gut, um nicht voraus zu sehen, daſs ihnen auf diesem Wege nicht zu helfen sey. Denn wenn auch die Weisheit selbst in Person zu ihnen herab stiege und sichtbarlich unter ihnen wohnen wollte, sie würden nicht aufhören, sie so lange mit Flittern und Federn, Lappen und Schellen zu behängen, bis sie eine Närrin aus ihr gemacht hätten. Glaubt mir, Götter, der Triumfgesang, den sie in diesem Augenblicke wegen des herrlichen Sieges, den sie über unsre wehrlosen Bildsäulen erfochten haben, anstimmen, ist ein Unglück weissagendes Rabengeschrey für die Nachwelt. Sie glauben sich zu verbessern, und werden aus dem Regen unter die Traufe kommen.

Sie sind unser überdrüssig, sie wollen nichts mehr mit uns zu thun haben — aber desto schlimmer für sie! Wir bedürfen ihrer nicht. — Wenn ihre Priester uns für unreine und böse Geister erklären, und das einfältige Volk versichern, daſs ein ewig brennender Schwefelpfuhl unsre Wohnung sey: was kümmert das mich oder euch? Was kann uns daran gelegen seyn, was halb vernünftige Erdthiere sich für Vorstellungen von uns machen? oder was sie sich für ein Verhältniſs gegen uns geben, und ob sie uns mit einem ekelhaften Gemisch von Opfergestank und Weihrauch, oder mit höllischem Schwefel beräuchern? Weder der eine noch der andere steigt bis zu uns. — Sie verkennen uns, sagt ihr, da sie sich unsrer Herrschaft entziehen wollen. Kannten sie uns etwa besser, da sie uns dienten? Was die armen Leute ihre Religion nennen, ist ja immer nur ihre Sache, nicht die unsere. Sie allein haben dabey zu gewinnen oder zu verlieren, wenn sie ihre Lebensweise vernünftig oder unvernünftig einrichten. Auch werden ihre Nachkommen, wenn sie einst die Folgen der unweisen Dekrete ihrer Valentiniane, Graziane, und Theodosier fühlen, Ursache genug finden, die raschen Vorkehrungen zu bereuen, die eine Flut von neuen und unerträglichen Übeln, wovon die Welt, so lange sie dem alten Glauben oder

Aberglauben beygethan war, keinen Begriff hatte, über ihren schwindligen Köpfen zusammen häufen werden. Ein anderes wäre, wenn sie sich durch die neue Einrichtung wirklich verbesserten! Wer von uns könnte oder wollte ihnen das übel nehmen? Aber gerade das Gegentheil! Sie gleichen einem Menschen, der, um ein kleines Übel, womit er so alt wie Titon werden könnte, zu vertreiben, sich zehn andere zehnmahl ärgere an den Hals kurieren läſst. So erheben sie, zum Beyspiel, ein gewaltiges Geschrey gegen unsre Priester, weil sie das Volk, das überall abergläubisch ist und immer abergläubisch bleiben wird, in Täuschungen unterhielten, wovon gleichwohl der Staat eben so gut Vortheile zog als sie. Werden es ihre Priester etwa besser machen? In diesem Augenblicke legen sie den Grund zu einem Aberglauben, der niemand als ihnen selbst nützlich seyn, und, anstatt die politische Verfassung zu befestigen, alle menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse verwirren und untergraben wird; einem Aberglauben, der wie Bley in den Köpfen liegen, jeder gesunden Vorstellung von natürlichen und sittlichen Dingen den Zugang verschlieſsen, und, unter dem Vorwand einer schimärischen Vollkommenheit, die Humanität in jedem Menschen schon im Keime vergiften wird. Wenn man von dem Aberglauben, der die

Welt bisher bethörte, das ärgste gesagt hat was sich mit Wahrheit von ihm sagen läſst, so wird man doch dereinst gestehen müssen, daſs er weit menschlicher, unschuldiger und wohlthätiger war, als der neue, den man an seine Stelle setzt. Unsere Priester waren unendliche Mahl harmlosere Leute, als diejenigen, denen sie jetzt weichen müssen. Jene genossen ihres Ansehens und ihrer Einkünfte im Frieden, vertrugen sich mit jedermann, und fochten niemands Glauben an: diese sind herrschsüchtig und unduldsam, verfolgen sich unter einander der nichtswürdigsten Wortspiele wegen mit der äuſsersten Wuth, entscheiden durch die Mehrheit der Stimmen, was man von undenkbaren Dingen denken, wie man von unaussprechlichen Dingen sprechen soll, und behandeln alle, die anders denken und sprechen, als Feinde Gottes und der Menschen. Daſs die Priester der Götter, ehe sie von diesen brausenden Bilderstürmern beeinträchtiget wurden, mit der bürgerlichen Obrigkeit in Zusammenstoſs gekommen wären, oder sonst die Ruhe des Staats gestört hätten, ist in tausend Jahren kaum erhört worden: die neue Priesterschaft hingegen hat, seitdem ihre Partey die begünstigte ist, nicht aufgehört, die Welt in Verwirrung zu setzen. Noch arbeiten ihre Pontifexe unter Grund: aber in kurzem werden sie nach den Zeptern der Könige greifen, sich zu Statthaltern ihres Gottes aufwerfen, und unter diesem Titel sich einer bisher unerhörten Oberherrlichkeit über Himmel und Erde anmaſsen. — Unsere Priester waren zwar (wie billig) keine sehr eifrigen Beförderer, aber doch wenigstens keine erklärten Feinde der Filosofie, von welcher sie unter dem Schutz der Gesetze nichts besorgten. Am allerwenigsten lieſsen sie sich einfallen, die Gedanken und Meinungen der Menschen unter ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen, und ihren freyen Umlauf in der Gesellschaft hindern zu wollen. Die ihrigen hingegen, — die, so lange sie die schwächere Partey waren, sich so viel damit wuſsten, die Vernunft auf ihrer Seite zu haben, und sie beym Angriff der Unsern immer ins Vordertreffen stellten, — geben ihr nun, da sie ihnen zu ihren weitern Operazionen nur hinderlich seyn würde, den Abschied, und werden nicht eher ruhen, bis sie alles um sich her finster gemacht, dem Volke alle Mittel zur Aufklärung entzogen, und den freyen Gebrauch der natürlichen Urtheilskraft zum ersten aller Verbrechen gestempelt haben. Ehemahls, da sie selbst noch von Almosen lebten, war ihnen die Wohlhabenheit und anständige Lebensart unsrer Priester ein Gräuel: nun, da sie mit vollen Segeln fahren, sind die mäſsigen Einkünfte unsrer Tempel, deren sie sich bemächtigen, viel zu wenig, die Bedürfnisse ihres Stolzes und ihrer Eitelkeit zu befriedigen. Schon jetzt haben ihre Pontifexe zu Rom, durch die Freygebigkeit aberwitziger reicher Matronen, deren schwärmerische Empfindsamkeit sie meisterlich zu benutzen wissen, durch die unverschämteste Erbschleicherey und tausend andere Kunstgriffe dieser Art, sich in den Stand gesetzt, es den ersten Personen im Reich an Pracht, Aufwand und Üppigkeit zuvor zu thun. Aber alle diese Quellen, wiewohl durch immer neue Zuflüsse zu Strömen angewachsen, werden den Unersättlichen nicht genügen: sie werden tausend nie erhörte Mittel erfinden, die Einfalt roher und verblendeter Menschen zu besteuern; sogar die Sünden der Welt werden sich durch ihre Zauberkunst in Goldquellen verwandeln, und, um diese desto ergiebiger zu machen, wird man eine ungeheure Menge neuer Sünden erdenken, wovon die Theofrasten und Epikteten keine Ahnung hatten. — Doch, wozu sage ich dieſs alles? Was geht es uns an, was diese Leute thun, oder nicht thun, und wie wohl oder übel sie sich ihrer neuen Herrschaft über die kränkelnden Seelen nervenloser, durch Wollust und Sklaverey verkrüppelter Menschen, bedienen werden? Auch die Verführer der übrigen sind Betrogene; auch sie wissen nicht was sie thun: uns aber, die wir in allem diesem klar sehen, kommt es zu, sie als Kranke und Wahnsinnige mit Schonung zu behandeln, und ihnen, ohne Rücksicht auf ihre Dankbarkeit oder Undankbarkeit, auch in Zukunft so viel Gutes zu erweisen, als ihr eigener Unverstand uns Gelegenheit dazu übrig läſst. Die Unglücklichen! wem als sich selbst schaden sie, da sie sich von freyen Stücken des wohlthätigen Einflusses berauben, durch welchen Athen zur Schule der Weisheit und der Kunst, Rom zur Gesetzgeberin und Regentin des Erdbodens wurde? wodurch beide einen Grad von Kultur erreichten, zu welchem selbst die bessern Nachkommen der Barbaren, die im Begriff sind, sich in die Länder und Reichthümer dieser ausgearteten Griechen und Römer zu theilen, niemahls wieder sich werden erheben können. Denn was soll aus Menschen werden, von welchen die Musen und Grazien, die Filosofie und alle verschönernden Künste des Lebens und des feinern Lebensgenusses, mit den Göttern, ihren Erfindern und Schützern, sich zurückgezogen haben? Ich sehe mit Einem Überblicke alles Böse voraus, das sich in den Platz des Guten eindrängen wird; alles Umförmliche, Verschrobene, Ungeheure und Miſsgestaltete, das diese fanatischen Zerstörer des Schönen, auf der Asche und den Trümmern der Werke des

Genies, der Weisheit und der Kunst, aufthürmen werden, — und mir ekelt vor dem widerlichen Anblicke. Weg damit! — Denn so wahr ich Jupiter Olympius bin, es soll nicht immer so bleiben! wiewohl Jahrhunderte darüber hingehen werden, bis die Menschheit die unterste Tiefe ihres Verfalls erreicht, und Jahrhunderte, bis sie sich, mit unsrer Hülfe, wieder über den Schlamm empor gearbeitet haben wird. Die Zeit wird kommen, da sie uns wieder suchen, unsern Beystand wieder anrufen, und bekennen werden, daſs sie ohne uns nichts vermögen; die Zeit wird kommen, da sie, mit unermüdeter Arbeit jedes zertrümmerte oder verunstaltete Überbleibsel der Werke, die einst durch unsern Einfluſs aus dem Geist und den Händen unsrer Lieblinge hervorgingen, wieder aus dem Staube ziehen, oder tief aus Schutt und Moder heraus graben, und sich vergebens erschöpfen werden, durch affektierten Enthusiasmus jene Wunder der echten Begeisterung und des wirklichen Anhauchs göttlicher Kräfte nachzuahmen.

APOLLO.

Ganz gewiſs wird sie kommen, Jupiter, diese Zeit! ich sehe sie, als ob sie schon im vollen Glanze der Gegenwart vor mir stände. Sie werden unsre Bilder wieder aufstellen, sie mit dem Schauder des Gefühls und der anbetenden Bewunderung anstaunen, sie zu Modellen ihrer Idole nehmen, die unter barbarischen Händen zu Scheusalen geworden waren, und — o welch ein Triumf! — ihre Pontifexe selbst werden stolz darauf seyn, uns, unter einem andern Nahmen, den prächtigsten Tempel zu erbauen!

JUPITER
einen großen Becher voll Nektar in der Hand.

Es lebe die Zukunft! — Zu Minerven. Meine Tochter auf die Zeit, wo du ganz Europa, in ein neues Athen verwandelt, mit Akademien und Lyceen angefüllt sehen, und die Stimme der Filosofie mitten aus den Wäldern Germaniens vielleicht noch freyer und heller erschallen hören wirst, als ehemahls aus den Hallen von Athen und Alexandrien!

MINERVA
den Kopf ein wenig schüttelnd.

Es erfreut mich, Vater Jupiter, dich bey den gegenwärtigen Aspekten so gutes Muthes zu sehen: aber mir wirst du verzeihen, wenn ich so wenig an ein neues Athen, als an ein neues Olympia glaube.

QUIRINUS zu Merkur.

Ich kann mir den Peter mit dem Doppelschlüssel, der mein Nachfolger werden soll,

Bayerische Staatsbibliothek

noch nicht aus dem Kopfe schaffen, Merkur. Wie ist es denn mit diesem Schlüssel? Ist es ein wirklicher oder emblematischer, natürlicher oder magischer Schlüssel? Wo hat er ihn her? und was will er damit aufschlieſsen?

MERKUR.

Alles was ich dir darüber sagen kann, Quirinus, ist, daſs er mit diesem Schlüssel wem er will die Pforte des Himmels oder des Tartarus aufschlieſst.

QUIRINUS.

Den Tartarus mag er unserthalben aufschlieſsen wem er will; aber auch den Himmel! das könnte mehr zu bedeuten haben.

MERKUR.

In der That haben sie es darauf angelegt, den Himmel mit einer so ungeheuern Menge neuer Götter ihres Schlages zu bevölkern, daſs für uns alte kein Raum mehr übrig bleiben wird.

JUPITER.

Dafür laſs mich sorgen, Hermes! Unsere Tempel und Ländereyen auf der Erde konnten sie uns leicht nehmen: aber im Olymp sind wir schon zu lange etabliert, um uns verdrängen zu lassen. Übrigens wollen wir, zum Beweis unsrer vollkommnen Unparteylichkeit, den neuen Römern, ihrer Insolenz ungeachtet, das Recht der Apotheose unter denselben Bedingungen zugestehen wie den alten. Wie ich höre sollen die meisten von ihren Kandidaten, die an diese Standeserhöhung Anspruch machen, keine Personen von der besten Gesellschaft seyn. Wir werden also, mit Sankt Peters Erlaubniſs, immer vorher, ehe wir einen einlassen, eine kleine Untersuchung mit ihm vornehmen. Findet sich, daſs er seiner übrigen Eigenschaften und Verdienste halben seinen Platz unter uns behaupten kann, so soll ihm, des goldnen Zirkels um den Kopf wegen, keine Einwendung gemacht werden; und Momus selbst soll ihm die Wunder, die man seine Gebeine oder seine Garderobe thun läſst, nicht vorrücken dürfen.

JUNO.

Mit den Mannspersonen kannst du es halten wie du willst, Jupiter; aber die Damen will ich mir verbeten haben.

VENUS.

Es sollen sehr artige darunter seyn.

JUPITER.

Darüber wird sich, wenn der Fall eintritt, sprechen lassen. Und nun — kein Wort mehr von *odiosis!* Einen frischen Becher, Antinous!

VII.

FLORA, ANTINOUS.

FLORA.

Warum so einsam und so düster, schöner Antinous?

ANTINOUS.

Ich würde vielleicht weniger düster seyn, wenn ich einsamer wäre, schöne Flora.

FLORA.

Wiewohl das Kompliment nicht das verbindlichste ist, so finde ich es an deinem Platze so natürlich, das ich mich nicht dadurch beleidigt halten kann. Es ist ein wahres Unglück gar zu liebenswürdig zu seyn.

ANTINOUS.

Niemand kann ein gröſseres Recht haben dieſs zu sagen, als die schöne Flora.

FLORA.

Wozu diese erzwungene Galanterie? Glaubst du, ich könne so wenig Wahrheit ertragen, daſs du mich gleich wieder streicheln müssest?

ANTINOUS.

Ich habe darum nicht weniger Augen, ob sie gleich ihr Gefühl meinem Herzen nicht mittheilen können. Ich sehe so gut als irgend ein anderer, wie liebenswürdig du bist, wiewohl keine Statue, deren Augen ein Gott mit Sehkraft begabte, kälter bey deinem Anblick bleiben könnte als ich.

FLORA.

Ich begreife dieſs vollkommen. Gerade so, schöner Antinous, geht es mir mit dir. Ich höre, seitdem du hier angekommen bist, alle unsre Göttinnen mit Entzücken von dir sprechen. Sie versuchen es nicht einmahl die Regungen zu verbergen, die du ihnen einflöſsest. Sogar die alte Cybele heftet kleine funkelnde Augen auf dich, und gesteht daſs der schöne Attis nicht so reitzend war als du. Ich allein finde nichts in meinem Herzen, das mir begreiflich macht, wie man dich mit allen deinen Reitzungen lieben kann.

ANTINOUS.

Das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich.

FLORA.

Spotte meines Unglücks nicht, Antinous! Wie gern wollte ich das Glück zu fühlen sogar mit der Qual ungeliebt zu lieben erkaufen!

ANTINOUS.

Du kennst vermuthlich diese Qual nur von hören sagen?

FLORA.

Dafür giebt es ein andres Unglück, womit ich nur zu sehr bekannt bin —

ANTINOUS.

Von jedermann mit Liebe verfolgt zu werden, ohne jemand zu finden, der sie dir hätte mittheilen können? Nicht wahr?

FLORA.

Ich kenne kein gröſseres.

ANTINOUS.

Du bist, wie es scheint, nie bis zur ausschweifendsten Schwärmerey von einem Einzigen, und von einem Einzigen, dem die ganze Welt zu Gebote stand, geliebt worden, und genöthigt gewesen seine Liebe zu dulden, ohne sie erwiedern oder nur durch die mindeste Theilnehmung dir selbst erträglich machen zu können: denn da hättest du ein noch gröſseres Unglück gekannt.

FLORA.

Ist es ein Fluch, den irgend ein miſsgünstiger Dämon auf die Schönheit gelegt hat? oder liegt es in der Natur der letztern, nichts auſser sich zu bedürfen, und in völlig befriedigter Selbstgenügsamkeit die Huldigung der Sterblichen, als etwas das ihr gebührt, anzunehmen, ohne sich dadurch geschmeichelt zu fühlen? Ich habe es nie recht ins klare bringen können: aber das weiſs ich, daſs ich mir oft gewünscht habe häſslich zu seyn.

ANTINOUS.

Welch ein Wunsch!

FLORA.

Erträglich häſslich, versteht sich; — ungefähr wie mir die meisten Personen meines Geschlechts vorkamen, wenn ich sie neben mir in einem Spiegel erblickte. Es ist wahr, eine Häſsliche flöſst nicht leicht Liebe ein: aber wenn es ihr begegnet, so wird sie auch dafür bis zum Unsinn geliebt; und dieſs muſs ein Genuſs für sie seyn, dem keine andere Wonne gleicht.

ANTINOUS.

Wie so?

FLORA verwundert.

Wie so? Ich dächte das begriffe sich auf der Stelle.

ANTINOUS.

So muſs ich nicht recht gehört haben was du mir sagtest.

FLORA.

Du erweisest mir die Ehre Zerstreuungen bey mir zu haben, schöner Antinous?

ANTINOUS.

Das ist sehr natürlich wenn man Dir gegenüber ist.

FLORA.

Bald hätte ich auch gefragt wie so? Aber in diesem Augenblicke wandelt mich ein Wunsch an, der dir noch närrischer vorkommen wird als der Wunsch häſslich zu seyn.

ANTINOUS.

Und der wäre?

FLORA.

Daſs ich ein Zaubermittel wissen möchte, dich selbst ein wenig häſslich zu machen.

ANTINOUS.

Du bist sehr gütig, Flora.

FLORA.

Wohl verstanden, nicht eben häſslich in meinen Augen, aber doch in den deinigen.

ANTINOUS.

Und was würden wir, du oder ich, dabey gewinnen?

FLORA.

O sehr viel! alle beide sehr viel, mein guter Antinous. Du hast in deinem Leben nie geliebt — sagtest du das nicht vorhin?

ANTINOUS.

So wenig als Du, wie du ebenfalls gestanden hast.

FLORA.

Nun gut; wenn du in deinen Augen häſslich wärest, so würden wir vielleicht beide eine neue Erfahrung machen.

ANTINOUS.

Ich würde in dich verliebt werden, meinst du? Warum dieſs die Folge seyn müſste, sehe ich nun eben nicht ein. Aber, wofern ich aufrichtig sagen soll wie mir ist, Göttin, so kann ich dir zuschwören, daſs ich mir selbst nicht halb so schön vorkomme als du vielleicht glauben magst.

FLORA lächelnd.

Das wäre ein Zeichen von guter Vorbedeutung, Antinous.

ANTINOUS.

Und wenn du eben so aufrichtig gegen mich seyn wolltest —

FLORA.

O das bin ich gewiſs! Ich dächte du hättest es schon lange merken sollen.

ANTINOUS.

So würdest du mir gestehen, daſs ich auch in deinen Augen nichts weniger als das Wunder von Schönheit bin, das die Schmeichler Hadrians aus mir machten.

FLORA.

Lassen wir das dahin gestellt seyn, lieber Antinous! Erst sollte die Aufrichtigkeit deines

Geständniſses etwas genauer unterſucht werden. Wenn ich nur gleich einen Spiegel hätte!

ANTINOUS.

Wozu einen Spiegel? Ich brauche keinen andern als dich ſelbſt. Aber wenn ich dir nun die bloſse Wahrheit geſagt hätte, was würde mirs bey dir helfen?

FLORA.

Du biſt eigennütziger als man dir zutrauen ſollte.

ANTINOUS.

Es kann nichts langweiligeres ſeyn, wie du weiſst, als ſich lieben laſſen zu müſſen ohne wieder lieben zu können: aber lieben ohne wieder geliebt zu werden, muſs ein noch unerträglicheres Gefühl ſeyn.

FLORA.

Es iſt doch wenigſtens ein Gefühl. Immer beſſer auch nur die Schmerzen der Liebe zu fühlen, als vor langer Weile zu Grunde zu gehen.

ANTINOUS.

Wie? du hältſt es für eine Kleinigkeit, zu den Qualen des Tantalus verdammt zu ſeyn?

FLORA.

Wer wollte aber auch gleich den ärgsten Fall setzen?

ANTINOUS.

Gesetzt also, ich liebte dich, schöne Flora —

FLORA lachend.

Vor lauter langer Weile! Wie kommt Antinous zu einer solchen Voraussetzung?

ANTINOUS.

Sagte ich nicht vorhin, es würde mir nichts bey dir helfen? Du bist zu schön um etwas auſser dir selbst zu lieben.

FLORA.

Wenn dieſs auch wäre, so bin ich doch nicht so gar gefühllos, daſs ich nicht wenigstens des Mitleidens fähig seyn sollte.

ANTINOUS stolz.

Des Mitleidens!

FLORA.

Wenn ich dir doch zeigen könnte, mit was für einer Miene du das sagtest, schönster Antinous!

ANTINOUS.

Du bläſest auch gleich ſo muthwillig den erſten Funken der Empfindung wieder aus, den mein Herz aus deinen Augen gefangen hatte.

FLORA.

Ein kleines Unglück, das meine Augen leicht erſetzen können, oder der Fehler müſste an deinem Zunder liegen. Aber zu viel muſst du freylich nicht von mir erwarten, mein ſchöner Herr! Mit Funken iſt ſo ein Kieſelherz, wie das meinige, nicht in den Fluſs zu bringen.

ANTINOUS

wirft einen ſchmachtenden Blick auf ſie und entfernt ſich.

Hätte ich je gedacht, daſs es ſo weit mit mir kommen ſollte!

FLORA.

Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, ein wenig Seele in dieſes Marmorbild zu bringen. Aber, wo dachten die Leute hin, da ſie einen Gott aus ihm machten?

VIII.

JUPITER, NUMA,
hernach ein UNBEKANNTER.

JUPITER.

Wie kommt es, Numa, daſs wir dich schon einige Tage nicht an der Göttertafel gesehen haben?

NUMA.

Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, lieſsen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen gesehen hätte wie die Sachen ständen.

JUPITER.

Und wie hast du sie gefunden?

NUMA.

Ich sage es mit schwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich sage ich dir nichts neues damit: dein Ansehen bey den Sterblichen scheint unwiederbringlich verloren zu seyn.

JUPITER.

Hast du nicht gehört was Apollo neulich über der Tafel sagte?

NUMA.

Er vertröstete dich weit hinaus, Jupiter, — und auch dieser Trost dreht sich am Ende doch nur um ein Wortspiel. Es ist gerade als wenn ein Kaldäischer Wahrsager den groſsen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genusse seiner Eroberungen an einem armseligen Fieber sterben muſste, mit der Versicherung hätte trösten wollen, daſs zwey tausend Jahre nach seinem Tode ein edler Enkel des groſsen Wittekind sein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein solcher Gedanke mag, so lange man sich wohl befindet, ganz angenehm seyn: aber für den Verlust des ersten Thrones der Welt ist er eine schwache Vergütung.

JUPITER.

Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp sollte deine Vorstellungen von solchen Dingen berichtiget haben?

NUMA.

Ich weiſs sehr wohl, daſs dich ein Dekret des Senats zu Rom des Einflusses, den du auf die Unterwelt hast, nicht berauben kann: aber —

JUPITER lächelnd.

Sprich nur gerade heraus was du denkst! — mein Ohr ist seit einiger Zeit sehr duldsam geworden — Aber was?

NUMA.

Dieser Einfluſs muſs doch wohl von keiner sonderlichen Bedeutung seyn, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Ansehens und der hohen Vorrechte, die du so viele Jahrhunderte lang in der ganzen Römischen Welt genossen hast, entsetzen lassen konntest, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

JUPITER.

Wenn mein Flamen so etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

NUMA.

Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewisser Maſsen für den Stifter der Altrömischen Religion gelten kann, so war es doch nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Policierung unumgänglich nöthig schien. Ich änderte zwar nichts wesentliches am Dienste der Götter, die ein uralter Volksglaube vorlängst in den Besitz der öffentlichen Verehrung gesetzt hatte: indessen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer reinern Erkenntniſs des höchsten Wesens, so zu sagen, offen zu erhalten, und wenigstens der gröbsten Art von Abgötterey dadurch vorzubeugen, daſs ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thierischer noch selbst unter menschlicher Gestalt abzubilden und in den Tempeln aufzustellen. Ich betrachtete schon damahls die verschiedenen Personen und Nahmen, die der Glaube der Vorältern zu Göttern erhoben hatte, entweder als Symbolen der unsichtbaren und unergründlichen Urkraft der Natur, oder als Menschen, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für groſse Verdienste um das gesellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeister erhoben hatte. —

JUPITER.

Und der Augenschein hat dich belehrt, daſs du dich, in dieser letztern Vorstellung wenigstens, nicht sehr irrtest; wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

NUMA.

Hätt' es zu meiner Zeit Fidiasse und Alkamenen im Lazium gegeben, vermuthlich würden diese Künstler auch mich auf andere Gedanken gebracht haben.

JUPITER.

Wenn du uns also nie für etwas andres gehalten hast als was wir sind: woher die Verwunderung, daſs wir es ganz wohl geschehen lassen können, wenn auch die Erdbewohner so weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

NUMA.

Es mag seyn, daſs die Gewohnheit unter euch zu leben, und euch von so langer Zeit her immer im Besitze der Anbetung der Menschen zu sehen, Schuld daran ist. Beides hat euch in ein wunderbares Helldunkel für mich gesetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von euerer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich gestehe daſs es mir Mühe kosten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorstellungsart zu gewöhnen.

JUPITER.

Beynahe hätt' ich Lust, aus dem Helldunkel hervor zu treten, und die Decke von dem Geheimnisse meiner Familie wegzuziehen, worüber sich so viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

NUMA.

Ich bin gewiſs, daſs du nichts dadurch verlieren wirst.

JUPITER.

Man gewinnt immer bey der Wahrheit, Freund Numa! — Du weiſst, daſs keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch schon da sind, und wie weit unsere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieses unermeſsliche Ganze zu seyn angefangen hätte, dessen Daseyn vielmehr der überzeugendste Beweis ist, daſs es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben so groſser Gewiſsheit sagen, daſs von allen sichtbaren Theilen desselben keines immer so gewesen sey, wie es ist. So hat z. B. die Erde, die wir einst bewohnten, schon vielerley groſse Revoluzionen ausgehalten, wovon sich, zum Theil, durch mündliche Überlieferung bey den ältesten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieser Art ist die Sage unter den Nordländern, Indiern und Ägyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden sey. In der That waren die Bewohner der Erde in diesem ersten Zeitraume, wofern man sie anders Menschen nennen kann, eine Art von Menschen, die sich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der Olympische Jupiter des Fidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern seiner Gärten aufstellt; so weit ragten sie an Gröſse und Schönheit der Gestalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geistes über die Menschen der spätern Perioden empor. Die Erde befand sich mit ihnen und durch sie in einem Zustande von Vollkommenheit, der ihrer damahligen Bewohner würdig war: aber nach Jahrtausenden trugen sich groſse Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenschaft ihrer ersten Bewohner artete auf verschiedenen Erdstrichen aus, über welche ihr Anwachs sie genöthigt hatte sich auszubreiten. Ungewöhnliche Weltbegebenheiten, Erschütterungen, Vulkane, Überschwemmungen, veränderten die Gestalt dieses Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verschlungen wurden, stiegen andere allmählich aus den Fluten empor: aber der gröſste Theil der alten Erdbewohner ging unter dieser furchtbaren Umwälzung der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zusammen; aber ihre Nachkommen sanken bald aus Mangel und Elend bis zu thierischer Wildheit herab. Inzwischen erhohlte sich die Erde allmählich wieder aus dem chaotischen Zustande, der die natürliche Folge jener schrecklichen Konvulsionen war, und wurde immer geschickter ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit sie sich wieder bevölkerte, nährten sich kärglich von Jagd und Fischerey, und, wo diese fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; sie wohnten gröſsten Theils in Wäldern und Höhlen, und die meisten waren so roh, daſs sie nicht einmahl den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicher Weise hatte sich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener ersten vollkommnern Menschenrasse bey seinen ursprünglichen Vorzügen und im Genuſs aller Vortheile der Künste und der Wissenschaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Katastrofen genöthiget, ihre angeerbten Wohnsitze zu verlassen, verbreiteten sie sich gegen Süden und Westen, und überall, wohin sie kamen, war ihre Ankunft der Erscheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn sie brachten nebst einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künste mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenschen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel sie eben zu dieser unmenschlichen Thierheit herab gewürdiget hatte. Du begreifst, Freund Numa, daſs sie von diesen armseligen Geschöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das sie ihnen mittheilten, durch die Künste des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch sie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Gesellschaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Gesetzgeber sie wurden, durch die lieblichen Künste der Musen, wodurch sie mildere Sitten, feinere Freuden und süſsern Lebensgenuſs verbreiteten, — du begreifst, sage ich, daſs sie durch alle diese Wohlthaten sich verdient genug um die Menschen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufsteigen in dieses reinere Element die natürliche Folge war) von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehrt zu werden. Auch wirst du nicht weniger begreiflich finden, daſs diejenigen, die sich einst so viele und groſse Verdienste um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Übergang in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden muſsten, der Menschen, die das, was sie zu Menschen machte, von ihnen empfangen hatten, sich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles dessen zu wachen, wovon sie in gewissem Sinne die Schöpfer gewesen waren.

NUMA.

Nun wird mir auf einmahl alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel gesehen hatte —

JUPITER.

Und nun wird dir hoffentlich auch klar seyn, warum ich sagte: ich könne es ganz wohl geschehen lassen, wenn die Menschen so weit in der Aufklärung kommen, daſs sie uns für nichts weiter halten als was wir wirklich sind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künstlern und Mythologen kräftig unterstützt, hatten den Dienst, den man uns erwies, — und den wir uns bloſs wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die Menschheit gefallen lieſsen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterey verwandelt, die nicht dauern konnte noch sollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menschlichen Dinge, endlich in sich selbst zusammen sinken muſste. Wie könnte ich verlangen, daſs etwas nicht erfolge, was nach den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit erfolgen muſs?

NUMA.

Aber diese fanatischen Neuerer begnügen sich nicht, euern uralten und auf so groſse Wohlthaten gegründeten Dienst zu reinigen; — sie zerstören, sie vernichten ihn! Sie rauben euch sogar, was sie euch schlechterdings schuldig sind; und, weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur Wahrheit herab zu stimmen, treiben sie den Unsinn ihrer frevelhaften Frechheit so weit, euch sogar für böse Dämonen und höllische Geister zu erklären und als solche zu behandeln.

JUPITER.

Ereifre dich nicht, guter Numa! Muſste ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unanständige Mährchen gefallen lassen, womit die Poeten ihre klaffenden Zuhörer auf meine Unkosten belustigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir spricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmahl gekommen ist, da der Dienst Jupiters den Menschen wohlthätig zu seyn aufgehört hat? Soll ich sie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Respekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen seyn, ob sie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweisen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir gesichert? oder schenkt mir Ganymed deſswegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

NUMA.

Aber ihnen ist daran gelegen, Jupiter, sich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinschaft zwischen dir und ihnen, wozu sie sich verführen lassen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genossen hat.

JUPITER.

Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es giebt Spitzköpfe da unten, die meinen Einfluſs auf die menschlichen Dinge in keinen so hohen Anschlag bringen; und, alles genau berechnet, dürften sie wohl so gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun als sie empfänglich sind; mit Wunderthun hab' ich mich nie gern abgegeben; und so geht dann gewöhnlich alles seinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du siehst, aber im Ganzen doch so, daſs man dabey bestehen kann. Dabey wird es, denke ich, auch fürs künftige sein Verbleiben haben. Was ich zum gemeinen Besten beytragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun: aber zu schwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu laſsen, das iſt Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

Der Unbekannte erſcheint.

NUMA.

Wer mag wohl der Fremde ſeyn, der dort auf uns zu kommt? Oder kenneſt du ihn etwa ſchon, Jupiter?

JUPITER.

Nicht daſs ich mich erinnerte. Er hat etwas in ſeinem Anſehen, das keinen gewöhnlichen Menſchen ankündigt.

DER UNBEKANNTE.

Iſt es erlaubt an euerer Unterredung Theil zu nehmen? Ich geſtehe, daſs ſie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.

JUPITER vor ſich.

Eine neue Art von Magnetiſmus! — Zum Unbekannten. Du weiſst alſo ſchon wovon wir ſprachen?

DER UNBEKANNTE.

Ich beſitze die Gabe zu ſeyn wo ich will; und wo ihrer zwey Wahrheit ſuchen, da ermangle ich ſelten, ſichtbar oder unſichtbar der dritte zu ſeyn.

NUMA

den Kopf ein wenig schüttelnd, leise zu Jupiter.

Ein sonderbarer Patron!

JUPITER,

ohne auf Numa zu achten, zum Unbekannten.

So bist du ein sehr guter Gesellschafter! Mich freut es deine Bekanntschaft zu machen.

NUMA zum Unbekannten.

Darf man nach deinem Nahmen fragen, und woher du kommst?

DER UNBEKANNTE.

Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

JUPITER.

Wir sprachen bloſs von Thatsachen; und diese erscheinen, wie du wissen wirst, einem jeden Zuschauer, nach seinem Standpunkt und nach Beschaffenheit seiner Augen, anders als den übrigen.

DER UNBEKANNTE.

Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Gesichtspunkte richtig gesehen werden.

NUMA.

Und der ist? —

DER UNBEKANNTE.

Der Mittelpunkt des Ganzen.

JUPITER leise zu Numa.

Hinter dem ist entweder sehr viel — oder gar nichts. Zum Unbekannten. Du kennest also das Ganze?

DER UNBEKANNTE.

Ja.

NUMA.

Und was nennest du seinen Mittelpunkt?

DER UNBEKANNTE.

Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich weit entfernt ist, und der sich alles nähert.

NUMA.

Und wie erscheint dir jede Sache aus diesem Gesichtspunkte?

DER UNBEKANNTE.

Nicht stückweise, nicht was sie in einzelnen Orten und Zeitpunkten ist, nicht wie sie sich gegen diese oder jene Dinge verhält, nicht was sie durch ihre Einsenkung in den Dunstkreis der menschlichen Meinungen und Leidenschaften verliert oder gewinnt, nicht wie sie durch Thorheit verfälscht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: sondern wie sie sich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Gestalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das ist, wie viel sie zum ewigen Wachsthum seiner Vollkommenheit beyträgt.

JUPITER.

Das läſst sich hören!

NUMA.

Und wie findest du aus diesem Gesichtspunkte den Gegenstand, wovon wir beide uns bey deiner Ankunft besprachen? die groſse Katastrofe, die in diesen Tagen alles, was dem Menschengeschlechte so viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigste und Heiligste war, ohne alle Rücksicht und Schonung umgestürzt hat?

DER UNBEKANNTE.

Sie erfolgte nothwendig, denn sie war lange vorbereitet, und es braucht, wie du weiſst, zuletzt nur noch einen einzigen Windstoſs, um ein altes, übel zusammen gefügtes, durchaus morsches, und überdieſs nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzustürzen.

NUMA.

Aber es war doch ein so prächtiger Bau! so ehrwürdig durch sein Alterthum, so einfach bey der gröſsten Mannigfaltigkeit, so wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Gesetze, die Sicherheit der Staaten unter seinen hohen Gewölben schon so lange gefunden hatten! War es nicht rathsamer es auszubessern, als zu zertrümmern? Unsre Filosofen zu Alexandrien hatten so schöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur sein ehemahliges Ansehen, sondern sogar einen viel gröſsern Glanz, und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Pantheon von so groſsem Umfang und von so künstlicher Bauart, daſs alle Religionen in der Welt — selbst diese neue, wenn sie nur verträglich seyn wollte — Raum genug darin gefunden haben würden.

DER UNBEKANNTE.

Schade, daſs es, mit allen diesen scheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichen Sand gebaut war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willst du daſs in einer Sache von so groſser Wichtigkeit Wahrheit und Täuschung sich vertragen sollen?

NUMA.

Das geht sehr gut an, wenn nur die Menschen sich unter einander vertragen; sie, die nie ärger getäuscht werden, als wenn sie sich ausschlieſslich im Besitze der Wahrheit glauben.

DER UNBEKANNTE.

Wenn getäuscht zu werden nicht ihre Bestimmung ist, — wie du doch wohl nicht behaupten willst? — so kann und wird es auch nicht ihr Loos seyn, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwischen Finsterniſs und Licht ist Dämmerung und Helldunkel allerdings besser als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Übergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag ist nun aufgegangen, und du wolltest trauern, daſs Nacht und Dämmerung vorüber sind?

JUPITER.

Du liebest die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Person spreche gern rund heraus. Vermuthlich willst du sagen, die Menschen würden durch diese neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünschen: aber noch sehe ich schlechte Anstalten dazu.

DER UNBEKANNTE.

Ganz unfehlbar wird es besser und unendlich besser mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit wird sie in den Besitz ler Freyheit setzen, die das unentbehrlichste Bedingniſs der Glückseligkeit ist: denn Wahrheit allein macht frey —

JUPITER.

Bravo! Das hörte ich schon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Überdruſs. Sätze dieser Art sind eben so unwidersprechlich und tragen eben so viel zum Heile der Welt bey, als die groſse Wahrheit, daſs einmahl eins — eins ist. So bald du mir die Nachricht bringen wirst, daſs die albernen Leute da unten, seitdem ein groſser Theil von ihnen anders glaubt als ihre Vorältern, bessere Menschen geworden seyen als ihre Vorältern, dann will ich dich für den Boten einer sehr guten Zeitung gelten lassen.

DER UNBEKANNTE.

Die Verderbniſs der Menschen war zu groſs, als daſs selbst die auſserordentlichsten Anstalten dem Übel auf einmahl hätten abhelfen können. Aber ganz gewiſs werden sie besser werden, wenn die Wahrheit sie erst frey gemacht haben wird.

JUPITER.

Das glaube ich auch; nur dünkt mich sey damit nicht mehr gesagt, als wenn du sagtest: so bald alle Menschen weise und gut seyn werden, werden sie aufhören thöricht und verkehrt zu seyn; oder, wenn die goldne Zeit, da jedermann vollauf hat, gekommen seyn wird, wird niemand mehr Hunger leiden.

DER UNBEKANNTE.

Ich sehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorsetzlich verschlieſsen, durch sie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon euere Weisen keine Ahnung hatten.

JUPITER.

Bist du in den Mysterien zu Eleusis iniziiert?

DER UNBEKANNTE.

Ich kenne sie so gut als ob ich es wäre.

JUPITER.

So wird dir bekannt seyn, was der letzte Zweck dieser Mysterien ist?

DER UNBEKANNTE.

Froh zu leben und mit der Hoffnung eines bessern Lebens zu sterben —

JUPITER.

Du ſcheinſt mir ein groſser Menſchenfreund zu ſeyn: weiſst du etwas wohlthätigeres für die Sterblichen?

DER UNBEKANNTE.

Ja.

JUPITER.

So laſs hören, wenn ich bitten darf!

DER UNBEKANNTE.

Ihnen das wirklich zu geben, was die Myſtagogen zu Eleuſis verſprachen.

JUPITER.

Ich fürchte, das iſt mehr, als du oder ich zu leiſten vermöchten.

DER UNBEKANNTE.

Du haſt es nie verſucht, Jupiter.

JUPITER.

Wer ſpricht gern von ſeinen Verdienſten? Indeſſen kannſt du leicht ermeſſen, daſs ich zu der Ehre, die mir von ſo vielen groſsen und wohl policierten Völkern ſeit einigen Jahrtauſenden erwieſen wird, nicht gekommen ſeyn kann, ohne etwas um ſie verdient zu haben.

DER UNBEKANNTE.

Das mag schon lange seyn! Wer zum Besten der Menschen nicht mehr thun mag, als er thun kann ohne aus seiner Ruhe heraus zu gehen, wird ſreylich nicht viel heilbringendes thun. Ich gestehe daſs es mir saurer geworden ist.

JUPITER.

Du gefällst mir, junger Mann! In deinen Jahren ist diese liebenswürdige Schwärmerey, die sich selbst für andere aufopfert, ein wahres Verdienst. Wer könnte sich für die Menschen aufopfern, ohne sie zu lieben? und wer könnte sie lieben, ohne besser von ihnen zu denken als sie werth sind?

DER UNBEKANNTE.

Ich denke weder zu gut noch zu schlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich sehe daſs ihnen zu helfen ist, und — es soll ihnen geholfen werden!

JUPITER.

Das ist es eben was ich sage. Du bist voll Muths und guten Willens; aber du bist noch jung; die Thorheit des Erdenvolkes hat dich noch nicht mürbe gemacht: in meinen Jahren wirst du ein ander Lied singen!

DER UNBEKANNTE.

Du sprichst wie ich es von dir erwarten konnte.

JUPITER.

Es kommt dir ärgerlich vor, mich so reden zu hören, nicht wahr? — Du hast einen groſsen und wohlthätigen Plan zum Besten der Sterblichen entworfen; du brennest vor Verlangen ihn auszuführen, du lebst und webst in ihm; dein weit sehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verschlingt alle Schwierigkeiten; du hast deine Existenz daran gesetzt: wie solltest du nicht glauben damit zu Stande zu kommen? Aber — du hast es mit Menschen zu thun, mein Trauter! Nimm mirs nicht übel, daſs ich geradezu spreche wie ich denke; es ist ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommst mir vor wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwergige, hinkende und bucklige Schauspieler aufführen wollte. Noch einmahl, Freund, du bist der erste nicht, der es versucht etwas Groſses mit Menschen auszuführen; aber ich sage dir, so lange sie sind was sie sind, kommt aus allen solchen Versuchen nichts heraus.

DER UNBEKANNTE.

Eben darum müssen neue Menschen aus ihnen werden.

JUPITER.

Neue Menschen? — Lachend. Das läſst sich hören! Wenn du das kannst! — Doch, ich glaube dich zu verstehen. Du willst sie umbilden, ihnen eine neue bessere Gestalt geben — das Modell dazu ist da — du darfst sie nur nach dir selbst bilden. Aber damit ist die Sache noch nicht gethan. Den Lehm zu deiner neuen Schöpfung hat dir die Natur gegeben, und den wirst du schon nehmen müssen wie er ist. Denke an mich, mein Lieber! du wirst dir alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn sie aus dem Ofen kommt, wirst du deine Schande an ihr sehen.

DER UNBEKANNTE.

Der Lehm (um bey deinem Gleichnisse zu bleiben) ist an sich selbst nicht so schlecht als du denkst; er kann gereinigt und so geschmeidig gemacht werden als ich ihn nöthig habe, um neue und bessere Menschen daraus zu bilden.

JUPITER.

Das soll mich freuen! Hast du die Probe schon gemacht?

DER UNBEKANNTE.

Allerdings.

JUPITER.

Ich meine — im Groſsen. Denn daſs unter tausend Stücken Eins gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

DER UNBEKANNTE.

nach einigem Stocken.

Wenn die Probe im Groſsen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen ist, so weiſs ich wenigstens, warum es nicht anders seyn konnte. Es wird mit der Zeit schon besser gehen.

JUPITER.

Mit der Zeit? — Nun ja! man hofft immer das beste von der Zeit! Wer wollte auch ohne diese Hoffnung etwas Groſses unternehmen? Wir wollen sehen, wie die Zeit deinen Erwartungen zusagen wird. Für die nächsten tausend Jahre kann ich dir wenig Gutes versprechen.

DER UNBEKANNTE.

Du hast, wie ich sehe, einen kleinen Maſsstab, alter König von Kreta! Was sind tausend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des groſsen Werkes erfordert, aus dem ganzen Menschengeschlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Geschöpfe zu machen?

JUPITER.

Ah! da hast du Recht! Wie manches Jahrtausend arbeiten die Hermetischen Weisen bereits an ihrem Steine, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was ist das Werk der Weisen Meister gegen das deinige!

DER UNBEKANNTE.

Du scherzest zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, ist eben so möglich, als daſs das Samenkorn einer Ceder zu einem groſsen Baum erwachse; nur daſs die Ceder freylich ihre Vollkommenheit nicht so schnell erreicht als eine Pappelweide.

JUPITER.

Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes so viel Zeit lassen als du wolltest, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewissen und ungeheuern Übel, womit die Menschen so viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewissen Gutes erkaufen sollen, geben der Sache eine andere Gestalt. Was muſs man von einem Plane denken, der dem Menschengeschlechte wohlthätig seyn soll, und in der Ausführung so übel geräth, daſs ein sehr groſser Theil desselben, durch einen Zeitraum dessen Ende unabsehlich ist, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und (was noch ärger ist) an Kopf und Herz schlechter gemacht wird als er jemahls war? — Ich berufe mich auf den Augenschein; und doch ist alles, was wir seit der Ermordung des braven Enthusiasten Julian gesehen haben, nur ein kleines Vorspiel des unermeſslichen Unheils, das die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menschen bringen wird, die sich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorpfeift, in die ungeahndete Schlinge locken lassen.

DER UNBEKANNTE.

Alle diese Übel, über welche du im Nahmen der Menschheit wehklagst, — du, dem ihr Elend sonst so wenig zu Herzen ging! — sind weder Bedingungen noch Wirkungen des groſsen Plans, wovon die Rede ist: es sind die Hindernisse, die sich ihm von auſsen entgegen stellen, und womit das Licht nur allzu lange zu kämpfen haben wird, bis es die Finsterniſs gänzlich überwältigt hat. Ist es die Schuld des Weins, wenn er in einem schimmeligen Gefäſse verdorben wird? — Da es nun einmahl Natur der Sache ist, daſs die Menschen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbesserung von innen und von auſsen so unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten sich mit jedem Siege vermehren, und selbst die *zweckmäſsigsten Mittel* bloſs dadurch, daſs sie durch *Menschenköpfe* gehen, in *Menschenhände* gestellt werden müssen, wieder zu neuen *Hindernissen* werden: — wie kann es dich befremden, daſs es nicht in meiner Macht steht, meinen Brüdern die Glückseligkeit, die ich ihnen zugedacht habe, um einen geringern Preis zu verschaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmahl abgenommen! — Aber *auch ich* vermag nichts gegen die ewigen Gesetze der Nothwendigkeit: genug, daſs die Zeit endlich kommen wird —

JUPITER ein wenig verdrieſslich.

Nun, so wollen wir sie denn kommen lassen, und die armen Tröpfe, mit denen du es so wohl meinst, mögen indessen sehen, wie sie sich behelfen! — Wie gesagt, *meine*

Blicke reichen nicht weit genug, daſs ich von einem so weitschichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das beste ist, daſs wir unsterblich sind, und also Hoffnung haben, die Entwicklung endlich doch noch zu erleben, wie viele Platonische Jahre sie auch auf sich warten lassen mag.

DER UNBEKANNTE.

Mein Plan, so groſs er ist, ist im Grunde der einfachste von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken gewiſs bin, ist eben derselbe, worauf ich jeden einzelnen Menschen zur Glückseligkeit führe; und was für seine Sicherheit bürget, ist — daſs es keinen andern giebt. Übrigens endige ich damit, womit ich anfing: Es ist unmöglich nicht getäuscht zu werden, so lange man die Dinge stückweise und, wie sie im besondern erscheinen, betrachtet. Sie sind nichts wirklich, als was sie im Ganzen sind, und die Vollkommenheit, die alles zu Einem verbindet, wohin alles strebt, und worin endlich alles ruhen wird, ist der einzige Gesichtspunkt, woraus alle Dinge richtig gesehen werden. — Und hiermit gehabt euch wohl! Er verschwindet.

NUMA zu Jupiter.

Was sagst du zu dieser Erscheinung, Jupiter?

JUPITER.

Frage mich in funfzehn hundert Jahren wieder.

IX.

JUPITER,
halb sitzend halb liegend auf einem mit Rosen bestreuten Ruhebette,
JUNO, zu seinen Füſsen sitzend.

JUPITER.

Und ist dieſs alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren hast? Du hättest etwas unmögliches fordern können, ich würde Dir zu Gefallen versucht haben, ob es nicht möglich zu machen sey.

JUNO.

Du bist sehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas unbilliges zumuthen.

JUPITER.

Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es ist das wenigste, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannst, daſs ich dich in deinem eigenen Kreise ungehindert wirken lasse.

JUNO.

Weiter gehen auch meine Wünsche nicht. Denn, da ich deine dermahligen Grundsätze kenne, so wär' es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daſs du dich selbst der Könige etwas lebhafter annehmen solltest.

JUPITER.

Wie ich merke, meinst du, ich neige mich zu stark auf die Volksseite? Es mag etwas an der Sache seyn; aber im Grunde geschieht es doch bloſs darum, weil es eine meiner ersten Regierungsmaximen ist, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dermahlige Zeit ist den Völkerhirten nicht günstig; die Reihe ist nun an den Völkern; und ich besorge sehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir schwöre, daſs ich den Maſsregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirst, keine Hindernisse in den Weg legen will.

JUNO.

So weit ist es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daſs die Erdebewohner, um unabhängig von uns zu seyn, sich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über sie!

JUPITER.

Wie gesagt, du kannst es versuchen, ich lasse dir freye Hände; ich sehe nur voraus, daſs du, so wie die Sachen stehen, wenig Freude davon haben wirst.

JUNO.

Ich wollte lieber daſs du das nicht voraus sähest. Wenn ich argwöhnisch wäre —

JUPITER.

Das bist du immer ein wenig gewesen, Dame meines Herzens! aber dieſsmahl würdest du mir Unrecht thun. Es ist mein völliger Ernst, dir mein Versprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schicksale zu überlassen.

JUNO.

Ich gestehe dir, Jupiter, daſs ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menschen bey der Sache der Könige so gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zusehen kann, wie seine Subdelegierten unvermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

JUPITER.

Dahin soll es doch so leicht nicht kommen, meine Beste.

JUNO.

Dahin ist es zum Theil schon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooſs legen.

JUPITER.

Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich der Vierte in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus sich machen läſst, verdient nichts bessers zu seyn.

JUNO.

Das ist eine bloſse Ausflucht, Herr Gemahl. Du weiſst sehr wohl, daſs solche Könige, wie du da genannt hast, äuſserst seltne Produkte der Natur und der Umstände sind, und daſs es nur desto besser ist. Die Könige sind im Grunde doch nur unsere Stellvertreter; und dazu sind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir sie nur nicht fallen lassen.

JUPITER.

Das Kompliment, das du mir da zu machen geruhest, ist eben nicht sehr schmeichelhaft. Aber, basta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung versteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du sie nennest, nicht fallen lassen, so lange sie noch auf ihren eignen Beinen stehen können. Mein Amt ist niemand unterdrücken zu lassen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laſs uns der groſsen Wahrheit nicht vergessen: daſs die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da sind.

JUNO.

Das ist, mit deiner Erlaubniſs, Herr Gemahl, ein alter Weidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen; — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des Griechischen Heeres sagen läſst:

„Vielherrscherey taugt nichts! nur Einer sey
Herrscher, nur Einer
König!“

Und damit sich niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkühr der Völker abhange, setzt er weislich hinzu: daſs es Jupiter selbst sey, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dieſs ist Wahrheit, und ich kenne keine gröſsere!

JUPITER.

Ich bin dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend der Welt in gewissem Sinne für Wahrheit gelten konnte, ist es nicht mehr, so bald die Rede von einem Volke ist, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es seiner Vernunft mächtig und stark genug geworden ist, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuschütteln. Völker haben freylich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen; und so lange sie so unwissend, so schwach, und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen gegen die Natur, sie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen

Kindheit erhalten zu wollen: aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind.

JUNO.

Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daſs ein hoher Grad von Kultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den ersten Epoken seiner Bildung steht, die angemessenste ist. Aber alle Weisen des Erdbodens werden es nie so weit bringen, daſs zehn Millionen Menschen, die zusammen ein Volk ausmachen, zwey Millionen Epaminondasse und Epikteten an ihrer Spitze haben sollten; und so wird immer wahr bleiben, was Ulysses sagt:

„Alle können wir nicht regieren, wir andern Achajer;
Vielherrscherey taugt nichts! nur Einer sey Herrscher, nur Einer König!“ —

JUPITER.

Zugegeben! Nur, daſs jedem Volke, wenn es so weit gekommen ist seine Rechte zu verstehen, und seine Kräfte berechnen zu können, — wozu im Grunde der gemeinste Menschenverstand zureicht — unbenommen bleibe, selbst zu seiner politischen Wirthschaft zu sehen. Juno schüttelt den Kopf. — Ich meine, daſs es denjenigen aus seinem Mittel, welchen es am meisten Einsicht und Rechtschaffenheit zutraut, auftragen dürfe, eine solche Einrichtung zu treffen, daſs die willkührliche Macht des Einzigen, und der Wenigen, die sich seiner Gunst und seines Vertrauens zu bemächtigen wissen, verhindert werde böses zu thun, die Kräfte des Staats zu verschwenden, die Sitten zu verderben, Weisheit, Tugend, und die Freymüthigkeit alles laut zu sagen was man für wahr hält, zu Verbrechen zu machen, kurz —

JUNO.

O, da hast du vollkommen Recht, Jupiter! Das sollen die Könige nicht dürfen! Sie müssen durch Religion und Gesetze eingeschränkt seyn, das versteht sich! Sie müssen wissen, daſs sie ihren Zepter bloſs von Jupiter empfangen haben —

JUPITER.

Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiſs am besten was an der Sache ist; aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den

Völkern schlecht damit geholfen seyn, wenn die Könige niemand über sich hätten als mich. Ich müſste sie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder sie würden gerade so regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den gröſsten Feierlichkeiten ganze Hekatomben opferten.

JUNO.

Auch will ich ja nicht, daſs die Religion das Einzige seyn soll, was sie respektieren müssen —

JUPITER etwas hitzig.

Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respektieren. Sie sind es eben, die den groſsen Ulyssischen Grundsatz, daſs die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

JUNO.

Ich sage ja, daſs sie nach Gesetzen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

JUPITER.

Das gemeine Beste! — Ein schönes Wort! — Und wer soll ihnen diese Gesetze geben?

JUNO.

O, die hat ja Themis schon längst auf dem ganzen Erdboden publiciert! Wo ist ein Volk so barbarisch, daſs ihm die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

JUPITER.

Du stellst dich auch gar zu unschuldig, Kind! — Und wenn nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorsamen Werkzeuge die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Gesetze ungeachtet, dennoch bloſs nach Willkühr regieren, und — weil sie die Macht dazu haben und von niemand zur Rede gestellt werden dürfen — so viel böses thun oder geschehen lassen (was dem Volke gleich viel ist) als ihnen beliebt? wie dann?

JUNO.

Das ist es eben was wir verhindern müssen, Jupiter! oder, wofür wären denn wir in der Welt?

JUPITER.

Wir? — Nun ja, freylich, mein Schatz, da hast du Recht! Nur daſs die Vernünftigen unter den Menschen die Sache von einer andern Seite ansehen. Wir Menschen, denken sie, sind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns selbst helfen; also wollen wir uns selbst helfen! Wer sich darauf verläſst, daſs andere für ihn thun werden was er selbst thun kann, und woran niemanden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

JUNO.

Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten —

JUPITER.

Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar sehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüſsten, daſs ich für meine Person es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden daſs die Leute gescheider werden. Es war eine Zeit, da sie mir die unverdiente Ehre erwiesen, alles Unglück, das der Wetterstrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu setzen, und weiſs der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottisen sagen lassen muſste, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unschuldigen zu treffen. Nun, seit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und seitdem die Leute wissen, daſs Metalle, hohe Bäume, Thurmspitzen und dergleichen, natürliche Blitzleiter sind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daſs es mir einfiele eifersüchtig darüber zu werden.

JUNO.

Wir kommen unvermerkt ins Moralisieren, lieber Jupiter —

JUPITER.

Und die Moral, denkst du, hat mit der Politik nichts zu schaffen?

JUNO.

Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts ist, sey es nicht immer für die Monarchen.

JUPITER.

Ich weiſs die Zeit wo ich auch so dachte; es ist eine sehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern sich, meine Liebe —

JUNO.

Wenn nur wir fest bleiben, so hat es wohl keine Noth.

JUPITER.

Höre, Juno! Du weiſst, daſs ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu sehen als ihr übrigen. Dein zuversichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken als ich Anfangs Willens war.

JUNO.

Und was für ein Geheimniſs kann das seyn, daſs du so bedenklich dazu aussiehest?

JUPITER.

Alles ist dem ewigen Gesetze des Wechsels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe ist nun an den Monarchien, und, etwas leise, die unsrige neigt sich zu ihrem Ende, so gut wie die übrigen. Der Schade wird nicht groſs seyn: es war doch nur Stückwerk.

JUNO.

Du sprichst im Traume, Jupiter.

JUPITER.

Erst regierten Uranus und Gea; dann kam das Reich des Saturnus; dieses machte dem meinigen Platz — und nun —

JUNO.

Und nun? — Du wirst doch dein Reich nicht der Nazional-Versammlung zu Paris abtreten wollen?

JUPITER äuſserst kalt.

Und nun — ist das Reich der Nemesis herbey gekommen!

JUNO.

Das Reich der Nemesis?

JUPITER.

Das Reich der Nemesis! So sagt mir ein uraltes, von Göttern und Menschen lange vergessenes Orakel, das Themis von sich gab, als sie noch im Besitz des Delfischen Bodens war, und dessen ich mich in diesen Tagen wieder erinnerte.

„Wenn, sagt das Orakel, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde seyn wird, worin die Tyranney der Könige, der Übermuth der Groſsen und die

Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe seyn werden, daſs in Einem Augenblick aller Unterdrückten Augen sich öffnen und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte NEMESIS, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarscharf messendes Maſs in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab steigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füſsen trat, und im Taumel seines Übermuthes keine andere Gesetze kennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden unter Ihr zu regieren, wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze seyn, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus seyn.“

JUNO lachend.

Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooſse die Erfüllung desselben abzuwarten?

JUPITER ernsthaft.

Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beyspiele folgen, und ruhig kommen lassen was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

JUNO.

O gewiſs werde ich kommen lassen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deſswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht die wir nun einmahl haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unsere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung, und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren sind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten Homerischen Orakel: Vielherrscherey taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freyheit unter einer väterlichen Regierung genieſsen; nichts kann billiger seyn: aber sie sollen sich nicht selbst regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen, und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen noch der Dinge ist, und die Betrognen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beym Erwachen ihr wirkliches Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen.

JUPITER.

Sey unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, ins rechte Maſs zu setzen wissen.

JUNO.

Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil zu der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem

Amte selbst vorzustehen; und wenn du es immer mit denen haltst die ihre Schuldigkeit thun, so verspreche ich mir deinen Beyfall. Wenigstens habe ich dein Wort, daſs du mir nicht entgegen arbeiten wollest?

JUPITER.

Und ich schwöre dir beym diamantnen Zaum der Nemesis, daſs ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut haltst, aber nothige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

JUNO,

indem sie ihn umarmt.

Laſs dir den schönen Antinous deine groſse Schale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe! Du sollst mit mir zufrieden seyn.

X.

JUPITER OLYMPIUS, SANKT LUDEWIG, hernach JUPITER HORKIUS und PLUVIUS,

zwey Subdelegierte des Olympischen Jupiters.

JUPITER OLYMPIUS.

Hättest du dir wohl, Freund Ludewig, zu deiner Zeit vorgestellt, daſs deine Gallofranken sich nach fünf hundert Jahren so mächtig hervorthun, aus dem frivolsten und leichtsinnigsten Volke in der Welt, wofür sie noch vor kurzem von ihren eigenen Sittenmahlern erklärt wurden, auf einmahl das vernünftigste werden, und dem ganzen Erdboden Beyspiele geben würden, welche (wenn ich anders recht in den Hieroglyfen des Schicksals gelesen habe) unvermerkt eine neue und auf alle Fälle bessere Ordnung der Dinge da unten veranlassen werden?

SANKT LUDEWIG.

Ich muſs gestehen —

JUPITER OLYMPIUS.

Hat man jemahls von einem so schnellen Übergang von Knechtschaft zu Freyheit, einem raschern Sprung von der schmählichsten Herabwürdigung der Menschheit zum lebendigsten Bewuſstseyn ihrer ganzen Würde und zur glänzendsten Entfaltung ihrer edelsten Kräfte, gehört? Noch einmahl, braver Ludewig, hättest du deiner Nazion — gerade in dem Augenblicke, da sie bis zur Verachtung der verächtlichsten Völker Europens herab gesunken war, eine so erstaunliche Energie, und, was noch unerwarteter ist, eine so beyspiellose Beharrlichkeit in einer Unternehmung, die vor kurzem noch den Klügsten unausführbar schien, zutrauen sollen?

SANKT LUDEWIG.

Der Kern meiner Nazion war immer brav und bieder. Wie unausgebildet auch ihre Naturanlagen, wie roh ihre Begriffe, wie ungebändigt ihr Feuer zu meiner Zeit noch war, so hatte ich doch Gelegenheit genug, die Keime von allem was schön und groſs ist in dem Karakter meiner wackern Franken zu entdecken. Seit kurzem haben sie meine Hoffnung von ihnen mehr als zu sehr gerechtfertigt. Ich weiſs nicht, ob ihre natürliche Lebhaftigkeit und der Drang der Umstände sie nicht vielleicht ein paar gefährliche Sätze zu viel machen lieſs; aber das glaube ich ohne Ruhmredigkeit sagen zu können: wären meine Nachfolger den Maximen und Gesinnungen treu geblieben, die mich in meiner Regierung (die fatalen Kreuzzüge abgerechnet) leiteten; so würde es mit dem sechzehnten Ludewig, und mit den übrigen Nachkommen meines sechsten Sohnes Robert, die jetzt eine so traurige Rolle spielen, so weit nicht gekommen seyn.

JUPITER OLYMPIUS.

Hier ist meine Hand, Sankt Ludewig! Für einen Ritter aus jenem rohen Zeitalter, der schon in seinem eilften Jahre einen König vorstellen muſste, von Mönchen erzogen worden war, und Tag und Nacht seinen Rosenkranz murmelte, warst du ein wahres Wunder von einem weisen und guten Fürsten!

SANKT LUDEWIG.

Dieſs ist mehr als ich verdiene! Wenn ich auch einige Tugenden hatte, so kann ich mir doch, seitdem ich hier oben einen richtigern Maſsstab von Recht und Unrecht bekommen habe, länger nicht verbergen, daſs die wenigen ruhigen Jahre, worin Frankreich unter mir den Segen des Friedens und einer milden Regierung genoſs, nicht den hundertsten Theil des Unheils vergüten konnten, welches ich — freylich in der besten Meinung von der Welt — durch meine zwey Ritterfahrten gegen die Ungläubigen über mein armes Volk brachte. Das Herz blutet mir, so oft ich daran denke.

JUPITER OLYMPIUS.

Ich würde an deinem Platze lieber gar nicht mehr daran denken. Was nicht mehr zu ändern ist, muſs man zum besten kehren. Es war freylich eine groſse Thorheit, Völkern, die einen andern Profeten hatten als du, den deinigen mit dem Degen in der Faust aufdringen zu wollen, der Eroberung irgend eines Grabes wegen (mein eigenes zu Kreta nicht ausgenommen) alles Gold und Silber deines Königreichs nach Italien und Ägypten zu tragen, und die Blüthe deiner Ritter und Knechte aufzuopfern, um am Ende nichts als zerfetzte Glieder, leere Beutel, und den Palästinischen Aussatz nach Hause zu bringen. Indessen hattest du diese ritterliche Narrheit mit einer Menge groſser und kleiner Potentaten deines Jahrhunderts gemein: aber deine Tugenden waren dein eigen; und was du zum Besten deines Volkes gethan hast, muſs dir billig doppelt angerechnet werden,

a nur eine auſserordentliche Rechtschaffenheit
ich fähig machen konnte, in einer solchen
eit unendliche Mahl weiser zu regieren, als
ie drey Könige, die im Jahrhundert der höch-
en Kultur und Aufklärung deinen Nahmen
etragen, und dein Fest alle Jahre an der Spitze
rer Ludewigsritter mit groſsen Ceremonien
efeiert haben.

SANKT LUDEWIG.

In der That muſs es mir zum Trost gerei-
nen, daſs ich, aus bloſsem Antrieb des gemei-
en Menschenverstandes, die nehmlichen Wege
n Regieren einschlug, auf welchen jetzt die
fgehelltesten Köpfe Frankreichs die Wieder-
erstellung des Staats zu bewirken suchen.
Ieine angelegensten Sorgen hatten immer das
Vohl des zahlreichsten, nützlichsten und unbil-
ger-Weise am wenigsten geachteten Theils
r Nazion zum Gegenstande. Ich setzte den
bermüthigen Anmaſsungen der Baronen, der
lerisey, und der Römischen Kurie so
ge Schranken, als es bey einer Verfaſsung,
e ich nicht ändern konnte, nur immer mög-
h war. Ich öffnete den Gelehrten vom Bür-
r- und Bauernstande den Zutritt zu allen
n Ämtern, die nur von den aufgeklärtesten
ännern wohl verwaltet werden können, aber
sher ausschlieſslich von rohen Rittern und
delknechten versehen wurden, deren die

wenigsten ihren Nahmen zu schreiben wuſsten; und, um den willkührlichen Richtersprüchen meiner Baronen Ziel und Maſs zu setzen, errichtete ich vier königliche Gerichtshöfe, wo einem jeden, der es verlangte, von gelehrten und erfahrnen Männern Recht gesprochen wurde. Ich vergaſs nie, daſs die königliche Würde nur ein Amt ist, für dessen Führung wir unserm Volke und der Nachwelt eben so verantwortlich sind als dem Himmel. Nie streckte ich meine Hand nach dem Eigenthume meiner Unterthanen aus: dafür aber wurden meine eigenen Domänen mit der gröſsten Ökonomie verwaltet; und weil ich wenig auf meinen Hof, und auf meine eigene Person beynahe gar nichts verwandte, so sah ich mich immer im Stande, zu rechter Zeit freygebig zu seyn, und sogar groſse Dinge ohne Belästigung meines Volkes unternehmen zu können. Kurz, wie gering auch das Gute, was ich that, gegen das ist, was ich entweder nicht vermögend genug auszuführen, oder nicht weise genug zu unternehmen war: so finde ich doch nicht wenig Beruhigung in dem Gedanken, daſs ich meinen Nachfolgern die ersten Grundzüge eines Regierungsplans hinterlieſs, durch dessen Ausführung Frankreich schon lange das geworden wäre, was es nun mit groſser Gefahr und vielen Aufopferungen durch die Arbeit seiner neuen Gesetzgeber zu werden hofft, ohne daſs meinem armen Sohne Ludewig dem Sechzehnten ein anderes Verdienst dabey übrig bleibt, als gern oder ungern — zu allem Ja zu nicken.

JUPITER HORKIUS erscheint.

Zu Jupiter Olympius.

Groſsmächtigster Beherrscher des Olympus, eine Nazion, auf welche die Augen der ganzen Welt geheftet sind, ist im Begriff eine Feierlichkeit zu begehen, dergleichen die Sonne, seitdem sie der Erde leuchtet, noch keine gesehen hat. Der Tag ist angebrochen, an welchem ihr König mit den Stellvertretern der ganzen Nazion, als Verwesern der gesetzgebenden Macht, und mit den Abgeordneten des stehenden Kriegsheeres sowohl, als der bewaffneten Bürger, aller Municipalitäten des Reichs, sich vereinigen wird, am Altare der Freyheit und Eintracht der neuen Verfassung zu huldigen, die das Glück ihrer Nachkommenschaft auf ewig befestigen soll. Der gesellschaftliche Vertrag, ohne welchen ein Staat nicht wie ein lebendiger organischer Körper, sondern bloſs wie ein mit Draht verbundenes Knochengerippe, zusammen hängt, — diese freywillige Verbrüderung freyer Menschen, um Ein Volk auszumachen, das, bey gleichen Menschen- und Bürgerrechten, sich verpflichtet, einerley Gesetzen in gleichem Maſse zu gehorchen, —

Gesetzen, deren Gründe die allgemeine Vernunft mit unauslöschlichen Zügen in jede Menschenseele geschrieben hat, und welche den Genuſs jener unverlierbaren Rechte allen Bürgern des Staats auf gleiche Weise versichern: dieser Vertrag, der bisher nur ein Traum der Weisen, und der fromme, aber eitle Wunsch der Freunde der Menschheit war, soll heute zum ersten Mahle von dem ersten und gröſsten aller freyen Völker der Welt im Angesicht des Himmels und der Erden beschworen werden. — Welch ein Tag! Welch ein Schauspiel für Götter und Menschen! Welch ein Beyspiel für Zeitgenossen und Nachwelt! — Dieses in seiner Art einzige Fest, dieser groſse Triumf der über alte Vorurtheile siegenden Vernunft, dieser glorreiche Vorläufer der wiederkehrenden Asträa und ihrer goldnen Zeit, verdient es, auch äuſserlich der heiterste, fröhlichste und glückweissagendste aller Tage zu seyn; und es ist deiner würdig, groſser Olympius, die feierliche Stunde des schönsten Bundes, der jemahls unter deinen Auspicien beschworen wurde, mit einem augenscheinlichen Zeichen deines Wohlgefallens zu begünstigen. Laſs also, wenn es dir gefällt, den gemessensten Befehl an den Gott der Winde und besonders an deinen untergeordneten Jupiter Pluvius ergehen, daſs sie von Stund' an alle Stürme an Fesseln legen, alle Regenwolken vom Pariser

Horizont entfernen, und nur so viel leicht schwebendes Gewölke um die Sonne her wehen sollen, als nöthig seyn mag, die unzählbare Volksmenge, die der groſse Zirkus der Nazional-Verbrüderung einschlieſsen wird, vor der allzu feurigen Gluth des Helios zu schirmen, welcher stolz darauf ist, diese Feierlichkeit mit aller Pracht seiner reinsten Strahlen zu verherrlichen.

JUPITER OLYMPIUS lachend.

Ey, ey, mein lieber Horkius! Was du in der Rednerschule, die du seit einiger Zeit besucht zu haben scheinst, schon für Fortschritte gemacht hast! — Übrigens ist dein Begehren nicht mehr als billig, und ich lobe den Eifer, womit du, als Vorsteher und Handhaber aller Eide der Sterblichen, an meiner Stelle, dein Amt bey dieser Gelegenheit verwaltest. — Merkur, hohle sogleich den Jupiter Pluvius herbey! — Nun, König Ludewig, was denkst du von dem neuen Schauspiele, das uns deine Franken heute zum besten geben wollen?

SANKT LUDEWIG.

Es ist in der That so neu, so ganz über alles was wir gewohnt sind zu sehen, wenn wir unsre Blicke auf diesen traurigen Schauplatz der menschlichen Thorheiten, und alles ihres selbst gemachten Elends, fallen lassen, — daſs ich, selbst wenn ich es mit Augen sehe, kaum meinen eigenen Sinnen werde glauben können.

JUPITER OLYMPIUS.

Dahin muſste es kommen, mein Freund, wenn der schöne Bau, an dessen Plane die Weisen unter den Sterblichen schon Jahrtausende im stillen arbeiten, auf einer dauernden Grundfeste ruhen sollte! Ich gestehe dir, daſs mich die Menschen zu interessieren anfangen, seitdem ich, wenigstens auf einem Flecke des Erdbodens, die gröſsere Zahl sich wie vernünftige Leute betragen sehe. Wenn sie so fortfahren sollten, werden sie es am Ende noch gar dahin bringen, daſs ich sie lieb gewinne.

JUPITER PLUVIUS erscheint.

JUPITER OLYMPIUS.

Nicht zu nahe, Pluvius!

PLUVIUS.

Was ist dein Befehl, groſser Jupiter?

JUPITER OLYMPIUS.

Hat dir Merkur nicht schon gesagt, wovon die Rede ist?

PLUVIUS.

Er hat es; aber erlaube mir, dir im Nahmen der ganzen sublunarischen Natur vorzustellen, daſs es mir, mit allem guten Willen das meinige zur Verherrlichung dieses vierzehnten Julius beyzutragen, eine pure Unmöglichkeit ist, deine Wünsche zu erfüllen.

JUPITER OLYMPIUS.

Eine Unmöglichkeit? Wie so, Pluvius?

PLUVIUS.

Dir brauche ich es wohl nicht erst zu sagen, daſs beym Departement des Luft- und Dunstkreises, bey welchem ich mit angestellt bin, eine so genaue Ordnung in Einnahme und Ausgabe eingeführt ist, daſs kein einziger Regentropfen mehr oder weniger, früher oder später, auf diesen oder jenen Fleck des Erdbodens fallen könnte, ohne die Ökonomie des ganzen Erdplaneten in Unordnung zu bringen. Vermöge einer schon lange getroffenen und vorbereiteten Einrichtung, an welcher, ohne die nachtheiligsten Folgen für einen groſsen Theil des Menschengeschlechtes und eine unzählige Menge von Thier- und Pflanzengeschlechtern, nicht das geringste geändert werden kann, muſs ich heute beynahe den ganzen Tag so stark zu Paris regnen lassen, daſs ich nicht sehe, wie die angesetzte Feierlichkeit nur mit einigem Anstande, geschweige mit Bequemlichkeit und Vergnügen, sollte vollzogen werden können.

HORKIUS.

Der Tag kann nicht mehr geändert werden! Also, mein guter Pluvius.

PLUVIUS.

Es ist mir leid; denn ich werde strömen lassen, daſs ihr euch wundern sollt! Da kann nichts davon abgehen!

HORKIUS.

Alles ist nun einmahl auf heute angeordnet, und zwischen der ganzen Nazion auf die nehmliche Stunde abgeredet. Es muſs dabey bleiben, und wenn gleich das Marsfeld zur See werden sollte! Aber hängt denn am Ende nicht alles von deinem Willen ab, groſsmächtigster Olympius? Wenn du zu befehlen geruhen wolltest —

JUPITER OLYMPIUS.

Wo denkst du hin, Horkius? Ich sollte um deiner Feierlichkeit willen einen Befehl geben, worunter Millionen Geschöpfe unverschuldet leiden würden? Das hast du doch hoffentlich nicht in der Nazional-Versammlung gelernt?

HORKIUS.

Um Verzeihung! Ich verlange dir keine Ungerechtigkeit zuzumuthen; nur kann ich nicht begreifen, was die Welt im Ganzen darunter leiden sollte, wenn in diesem Augenblick ein tüchtiger Nordostwind käme, und die Wasserschläuche, aus welchen uns Pluvius so reichlich zu beträufeln Willens ist, ins Atlantische Meer zurück jagte. Wenigstens kann doch so viel nicht daran gelegen seyn, wenn er seine Operazion um etliche Stunden aufschieben müſste.

PLUVIUS.

Das muſs ich am besten wissen, wie viel daran gelegen ist! Nicht einen Augenblick!

JUPITER OLYMPIUS.

Du verstehst das nicht, mein guter Horkius. Wenn es so ist, wie er sagt, so kann ich dir nicht helfen.

HORKIUS.

Aber meine Feierlichkeit! Ein solcher Tag! Ein solches Fest! Ein Tag, wie noch keiner gewesen ist, seitdem die Erde sich um ihre Achse dreht! — Was mich am meisten ärgert ist nur, daſs diese verruchten Aristokraten die boshafte Freude haben sollen, uns auszulachen!

JUPITER OLYMPIUS.

Die Natur kann darauf keine Rücksicht nehmen, mein Kind! Sie geht ihren eigenen Gang —

PLUVIUS.

In so fern du, groſser Olympius, nicht etwa ein Wunder thun —

JUPITER OLYMPIUS.

Höre, Pluvius! laſs mir dieses verwünschte Wort nicht noch einmahl über den Zaun deiner Zähne springen, oder, bey dem groſsen diamantnen Spinnwirtel der Parzen! ich ergreife dich beym Schopfe, und hänge dich, mit einem Amboſs an jedem Haare deines langen Zottelbartes, drey Tage und Nächte lang, zwischen Himmel und Erde auf! — Wofür seht ihr mich an, daſs ihr mir durch solche alberne Reden noch zu schmeicheln glaubt? — Du sollst regnen lassen, weil es nun einmahl geregnet seyn muſs, und kein Wort mehr über diesen Punkt! Jupiter zieht die Augbrauen zusammen, und Pluvius macht sich davon.

HORKIUS, indem er sich entfernt.

Wohlan denn! diesem grieſsgrämischen Wassermanne zu Trotz soll die Feierlichkeit dennoch vor sich gehen! Mögen doch meinethalben alle Wolken in der Welt zu Aristokraten werden, eine Gegenrevoluzion sollen sie wahrlich nicht zu Stande bringen! Sie können uns bis auf die Haut durchnässen, aber unsere Freude lassen wir uns nicht zu Wasser machen. Wir wollen doch sehen, wer zuletzt am meisten Ehre davon haben wird!

SANKT LUDEWIG.

Ich müſste meine Franken schlecht kennen, oder sie werden sich zu ihrem Ruhm aus der Sache ziehen.

JUPITER OLYMPIUS.

Es verlohnte sich, dächte ich, der Mühe, daſs wir selbst herunter stiegen, und aus der durchsichtigsten der Wolken, welche Pluvius über Paris zusammen getrieben hat, dem Ausgang der Sache zusähen. Begleite mich, Freund Ludewig.

SANKT LUDEWIG.

Sehr gern.

JUPITER OLYMPIUS zu Merkur.

Ist dieſs nicht Numa Pompilius, der dort aus dem Lorberwäldchen hervor geht?

MERKUR.

Er ist es.

JUPITER OLYMPIUS.

Er kommt eben recht. Der gute Mann war immer ein Liebhaber von Feierlichkeiten; er soll das Vergnügen haben einer beyzuwohnen, wie er in seinem Leben noch keine gesehen hat. Geh, Merkur, und sage ihm daſs er mit uns kommen soll.

XI.

JUPITER OLYMPIUS, MERKUR, NUMA POMPILIUS, SANKT LUDEWIG, HEINRICH IV.

Zuletzt noch

DER SCHATTEN LUDEWIGS XIV.

Die Scene ist in einer Wolke über dem Marsfelde zu Paris.

Ventre-Saint-Gris! Ludewig, seh' ich nicht dort den bravsten aller Gaskogner, den ersten Bourbon, auf welchen deine Krone erbte, und den würdigsten von allen deinen Enkeln? — Tritt näher, Heinrich! Bist du auch neugierig, einem in Frankreich so unerhörten Feste, dem Triumfe der Bürgerfreyheit über monarchischen und aristokratischen Despotismus, zuzusehen?

HEINRICH IV.

Ich bin, Dank sey dem Himmel, eh' ich ein König wurde, lange genug wenig mehr als jeder andere Erdensohn, und weiſs Gott! einer der geplagtesten gewesen, um noch so viel Menschengefühl übrig zu haben, daſs ich mich darüber freuen kann, wenn mein gutes Volk glücklich ist, sollt' es auch auf Unkosten meines Hauses seyn.

JUPITER.

Wären deine Nachfolger, als Menschen, deines gleichen gewesen, Heinrich Bourbon, so hätte der sechzehnte Ludewig diesen Tag nicht erleben müssen, den er vermuthlich nicht mit rother Dinte in seinem Kalender anzeichnen wird. — Komm und setze dich zu uns! Aus dieser Wolke wirst du alles sehr bequem sehen können.

SANKT LUDEWIG herab schauend.

Das muſs ich gestehen, ein herrlicher Schauplatz für eine solche Feierlichkeit! — Was sich meine gute Stadt Paris seit meiner Zeit verändert hat!

MERKUR.

Und was für eine Meinung wirst du von den heutigen Parisern bekommen, wenn du hörest, daſs dieser ungeheure Halbzirkel von amfitheatralischen Sitzen das freywillige Werk von mehr als hundert tausend Bürgern von Paris, beiderley Geschlechtes, war, die mit einem Enthusiasmus, den auch das ungünstigste Wetter nicht erkälten konnte, mehrere Tage lang vom Morgen bis zur Abenddämmerung arbeiteten, als sie sahen, daſs die bezahlten Tagelöhner bis zum vierzehnten Julius nicht fertig werden könnten.

NUMA zu Sankt Ludewig.

Laſs diese Schwärmerey zur herrschenden Leidenschaft des Volkes werden, so ist es von diesem Augenblick an das erste in der Welt.

HEINRICH IV.

Der Enthusiasmus, den die neu erworbene Freyheit einem lange unterdrückten, aber von Natur lebhaften und feurigen Volke einhaucht, wirkt wie die erste Liebe: der Liebhaber glaubt in gewissen Augenblicken mehr als ein Mensch zu seyn, weil die Geliebte ihm eine Gottheit ist. Er wird das Unmögliche unternehmen, wenn der Besitz oder die Erhaltung der geliebten Person auf dem Spiele steht: aber er müſste wirklich ein Gott seyn, wenn ihm eine so hohe Spannung natürlich genug werden könnte, um lange zu dauern.

MERKUR.

Welch ein unzählbares Volk sich von allen Seiten dem Marsfelde zudrängt! Welche Ströme von Menschen!

NUMA.

Und welche Regengüsse!

JUPITER.

In der That, Pluvius hält sein Wort über meine Erwartung.

MERKUR.

Und doch siehst du diese wackern Bürgersoldaten, mitten unter dem kräftigsten Platzregen, jauchzend und singend um den Altar der Freyheit tanzen!

NUMA.

Schade um ein so herrliches Fest! Es wäre doch eines freundlichern Wetters werth gewesen.

SANKT LUDEWIG.

Und mir ist es lieb, daſs meine braven Franken diese Gelegenheit bekommen haben, zu zeigen, daſs es nicht in der Macht der Elemente steht, ein Feuer wie das ihrige nur zu dämpfen, geschweige auszulöschen. Sagte ich nicht voraus, daſs es so gehen würde? In welcher schönen Ordnung der ganze unendliche Zug der Repräsentanten der Nazion und ihrer Beschützer, von der ganzen Bürgerschaft dieser unermeſslichen Hauptstadt begleitet, mit ihren Fahnen und Panieren, trotz dem abscheulichen Wetter, daher zieht! Welcher Triumf in ihren Augen funkelt! Die Ströme von oben, der aufgelöste Boden von unten, die triefenden Schirme und Kleider, die Ungemächlichkeiten aller Art, die betrogene Hoffnung eines glänzenden Tages, die tückische Schadenfreude der Gegenpartey, nichts, was ein jedes andere Volk in böse Laune gesetzt hätte, kann ihrem guten Muth etwas anhaben, nichts kann ihnen die Freude dieses Tages verkümmern!

JUPITER.

Geradeweg von der Sache zu sprechen, wären sie der Freyheit nicht werth, die ihnen heute auf ewig angetraut wird, wenn eine zerstörte Frisur und ein Nöſsel Wasser in den Schuhen sie an einem Feste wie dieses miſsmüthig machte. Was könnten sie einer so reitzenden Liebschaft zu Gefallen weniger leiden? Heinrich würde, um seiner schönen Gabriele einen verstohlnen Besuch zu machen, ein zehnmahl schlimmeres Wetter in der finstersten und frostigsten Winternacht für nichts geachtet haben — nicht wahr?

HEINRICH IV.

Wer kennt die Allmacht der Liebe besser als Jupiter?

MERKUR.

Mich däucht, der König läſst ein wenig lange auf sich warten.

JUPITER.

Nu, nu! das wollen wir ihm nicht verdenken. Das Vergnügen, sich von ein paar hundert tausend Menschen, wovon der geringste sich in diesem Augenblick ein kleiner König dünkt, *hoch leben* zu lassen, mag wohl nicht so groſs in seinen Augen seyn, daſs er eilen sollte, sich hier den Schnupfen und ein Zahngeschwür zu hohlen.

SANKT LUDEWIG.

Wer so billig ist zu bedenken, daſs vor zwey Jahren noch eine unterirdische Gruft in der *Bastille* darauf stand, wenn sich jemand unterfangen hätte, den groſsen Grundsatz der Monarchie, „daſs der König die einzige Quelle der Gesetze sey und von der Ausübung seiner Macht nur Gott allein Rechenschaft zu geben habe,“ anzufechten; und daſs Ludewig der Sechzehnte bis in die Mitte des Jahres 1789 nie eine andere Sprache als diese *gehört*, bey jedem *Vive le Roi!* das seit seinem Regierungsantritt seine Ohren erschütterte, nie etwas andres gedacht hatte, als daſs sein Volk ihm dadurch eine unbedingte Bereitwilligkeit, alles für ihn zu thun und alles von ihm zu leiden, angelobe: der wird es ihm wahrlich zu gut halten, wenn er eben nicht mit schnellen Schritten herbey eilt, der Nazion, die vor kurzem noch Nichts war, eidlich zuzuschwören, daſs er sie für die einzige Quelle aller Macht im Staate, sich selbst hingegen bloſs für den ersten Bürgermeister des Reichs erkenne, schuldig, so gut wie der geringste Dorfschulze, den Gesetzen der Volksrepräsentanten unterthan zu seyn, und keinen andern Willen zu haben als den ihrigen. Der Sprung von dem was er war, und wofür er von der ganzen Welt anerkannt wurde, zu dem was er jetzt vorstellt, ist gar zu groſs! Es ist ein wahrer *Salto mortale*, den man unmöglich thun kann, ohne davon betäubt zu werden. Was ich an ihm bewundre, ist, daſs er sich bey allen so wenig erwarteten Ereignissen dieser Zeit noch immer mit so guter Art benommen hat.

HEINRICH IV.

Er ist ein Bourbon, lieber Vater! Bonhommie ist von jeher unser stärkster Familienzug gewesen.

MERKUR.

Und diese Bonhommie, Heinrich, mit deinem Geiste, deiner Klugheit, deinem Muthe und altritterlichen Biederherzen verbunden, würde ihn, in der gegenwärtigen Krise, zum Retter seines Volkes, zur Seele aller öffentlichen Verhandlungen, zum Abgott aller Herzen, zum Stifter einer neuen, eben so dauerhaften als glücklichen Monarchie gemacht haben. Wie gering waren im Grunde seine Schwierigkeiten gegen die deinigen! Wie schwach war in ihrem ersten Anfange die Kabale herrschsüchtiger Demagogen, mit welcher er zu kämpfen hatte, wenn er zu kämpfen gewuſst hätte, gegen die furchtbare Ligue, über welche dich bloſs deine eigene Klugheit und Standhaftigkeit endlich triumfieren machte!

JUPITER.

Daſs du doch so gern radotieren magst, Merkur! Würde er denn in Ludewigs Lage und Umständen eben derselbe Mann gewesen seyn, der er als Heinrich IV. war.

HEINRICH IV.

Ich bin nie ein groſser Räsonierer gewesen; aber mich däucht, ein jeder ist, was er unter seinen Umständen seyn kann. Ein Fürstenkind ist am Ende ein Menschenkind wie ein anderes; und man kann eben so wenig von ihm fordern, daſs ein Minos oder Numa, ein Cäsar oder Trajan aus ihm werde, wenn es ihm nicht gegeben ist, als man ihm zumuthen kann, der erste Tänzer oder der beste Schwimmer unter seinem Volke zu werden. Laſst uns billig urtheilen! Die Schwierigkeiten, die zuletzt alle auf einmahl über Ludewig XVI. herstürzten, waren für ihn unendlich gröſser als die meinigen für mich; und er hatte keinen d'Aubigné, keinen Du Plessis-Mornay, keinen Sully zur Seite, wie ich! Hätte er solche Freunde gehabt, wer weiſs, ob er sie nicht vielleicht noch besser zu gebrauchen gewuſst hätte als ich?

JUPITER.

Deine Hand, guter Heinrich! Das ist ein Wort, das deinem Herzen Ehre macht, wenn du es auch mit deinem Vielleicht nicht errathen haben solltest! — Aber was bedeutet das Getümmel, das auf einmahl das ganze Marsfeld in Bewegung setzt?

MERKUR.

Endlich erscheint die Hauptperson des Festes.

SANKT LUDEWIG.

Mein armer Sohn! Wie blaſs er ist! Wie wenig er sich noch an diese neue Gestalt der Dinge gewöhnen kann!

JUPITER.

Ungeachtet dieses schmetternden *Vive le Roi!* dessen Donner die Wolken aus einander sprengt, glaubt er gewiſs nichts weniger als **unter seinen Kindern** zu seyn, wie oft es ihm auch schon von den Deputierten seiner guten Stadt Paris vorgesagt worden ist. — Gutherziger Ludewig! Wenn du dir das wirklich einbilden könntest, wer wäre glücklicher als du!

MERKUR.

Aber im Ernste, was kann ein Mann mehr verlangen, als unter fünf und zwanzig Millionen Menschen der **Erste** zu seyn, und fünf und zwanzig Millionen bare Livres **Besoldung** zu haben, ohne daſs man ihm was andres dafür zumuthet, als daſs er sich die zärtlichsten Sachen von der Welt vordeklamieren lasse, und zu allem, was man ihm vorträgt, **Ja** sage?

SANKT LUDEWIG.

Ich gestehe, daſs ich mich bey diesen Vortheilen nicht sehr wohl befinden würde.

HEINRICH IV.

Überdieſs ist noch sehr die Frage, wie gut **das ganze Reich** sich dabey befinden werde, daſs man die königliche Autorität unter zwölf hundert alte und neue Edelleute, Pfarrer, Advokaten, Ärzte, Kaufleute, Pachter und Bauern vertheilt hat, die (wenn ich anders die Menschen kenne) eben so leicht das Faſs der Danaiden füllen, als die allgemeine Ruhe und Ordnung durch Dekrete wieder herstellen werden, die nur so viel gelten, als das Volk sie gelten lassen will.

JUPITER.

Du setzest, wie ich sehe, kein groſses Vertrauen in die Konstituzion, die in diesem Augenblicke beschworen wird, und in die aus ihr entspringende neue Ordnung der Dinge, von welcher die Französischen Redner der Nazion so viel versprechen?

HEINRICH. IV.

Ich bin mit ganzem Herzen für eine freye Konstituzion, und für so viel Gleichheit unter allen Staatsbürgern, als mit der Natur einer sehr groſsen bürgerlichen Gesellschaft und mit dem letzten Zweck eines jeden Staats bestehen kann. Ich betrachte verschiedenes, was die Repräsentanten der Nazion bisher gethan haben, als die Grundlage einer guten Verfassung, die noch zu machen ist. Aber manches, däucht mich, war Übereilung einer einseitigen Vorstellungsart; manches das Werk des Parteygeistes und unedler

Leidenschaften; manches auch wohl das Werk einer Kabale, die ihre geheimen Anschläge noch durchzusetzen hofft, indem sie die Unwirksamkeit der Gesetze zu verlängern, die Nazional-Versammlung dem Volke verächtlich zu machen, und die Erbitterung der Parteyen aufs höchste zu treiben sucht. Ich begreife nicht, wie jemand es mit dem Vaterland ernstlich wohl meinen, und doch verblendet genug seyn könnte, nicht zu sehen, dafs man zu weit gegangen ist.

JUPITER.

Bedenke, was bey einer solchen Revoluzion dem Drang der Umstände, der Verschiedenheit der Vorstellungsarten, und dem ewigen Streite, worin Privatvortheile und gemeines Bestes mit einander verwickelt sind, zugerechnet werden mufs! Bedenke, dafs auch die redlichsten und weisesten Menschen nur Menschen sind! Man wollte Anfangs nur so weit gehen als die Noth erforderte, und wurde durch die unaufhaltbaren Wogen der Zufälle weiter fortgerissen. Ohne eine Revoluzion konnte dem Staate nicht geholfen werden; eine Revoluzion aber war nur durch überwiegende Gewalt möglich. Wenn ein Staat nur noch durch die Fesseln, die man seinen Bürgern angelegt hat, zusammen hängt: so wird er freylich aufgelöst, so bald diese Fesseln zerbrochen werden.

Ist es mit einer Regierung so weit gekommen, daſs sie sich nur noch durch Miſsbräuche erhält, und alle ihre Stärke nur von ihnen zieht: so muſs nothwendig auf die Abstellung dieser Miſsbräuche ein Augenblick von Stockung erfolgen; und das kann, nach Beschaffenheit der Menschen und der Umstände, ein sehr langer Augenblick seyn. Aber wenn ein so aufgeklärtes, so edler Gesinnungen, so warmer Menschengefühle fähiges Volk, wie das Französische, nur einmahl den groſsen Punkt gewonnen hat, frey zu seyn: so verlaſst euch darauf, es wird die Kräfte, die es nun ungehindert gebrauchen darf, endlich zu seinem wirklichen Besten gebrauchen lernen. Alles will gelernt seyn, sogar das Leben. Recht zu leben wissen, ist eine schwere Kunst; die Menschen recht zu regieren wissen, die schwerste unter allen. Ich selbst (unter uns gesagt) habe das beste, was ich davon weiſs, erst durch Fehlermachen gelernt; und ich zweifle sehr, daſs es den Westfranken anders gehen werde.

NUMA.

Eine Gesetzgebung für ein frey gewordnes Volk, das durch lange Kultur so weit von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt worden ist, daſs Vorurtheile nichts mehr über seinen Kopf, religiöse Gefühle wenig oder nichts mehr auf sein Gemüth vermögen, ist eine schwere Aufgabe, deren Auflösung jetzt zum ersten Mahle versucht wird. Der Gesetzgeber ermangelt dabey aller der Vortheile, die ich von der Rohheit der Romuliden, und von der treuherzigen Einfalt meiner Sabiner zog. Die Überzeugung, welche seine Gesetze mit sich führen müssen, — „dafs ein jeder sein möglichstes Privatinteresse nicht anders, als mit den Aufopferungen, die das allgemeine von ihm fordert, erzielen könne,“ — diese Überzeugung mufs Alles thun. Aber um auf sie rechnen zu können, müfste man nicht nur gewifs seyn, dafs sie allgemein und vollkommen sey, sondern auch, dafs die Bürger sich immer in demjenigen Zustande befinden werden, worin die Vernunft über alle Leidenschaften und sinnlichen Reitze das Übergewicht hat; eine Voraussetzung, die in der Anwendung sehr unrichtige Resultate geben wird. Zwar hört es sich einem Redner sehr angenehm zu, der — von der göttlichen Schönheit der Tugend, und von der heroischen Gröfse des Mannes, der kein Opfer für sein Vaterland zu kostbar findet, blofs für andere lebt und immer für andere zu sterben bereit ist — mit Gefühl und Begeisterung spricht: aber kein verständiger Gesetzgeber wird die Verfassung eines Staats auf sein Vertrauen in die Weisheit und Tugend seiner Bürger gründen.

JUPITER.

Wie würdest du es also anfangen, Numa, wenn du auf die Erde zurückkehren müſstest, um den Westfranken Gesetze zu geben?

NUMA.

Ich würde mir den Auftrag, wo möglich, verbitten, Jupiter; wofern dieſs aber nicht anginge, mich nicht verbunden halten, das Urbild der vollkommensten Gesetzgebung für sie vom Himmel zu stehlen, sondern genug gethan zu haben glauben, wenn ich (wie Solon den Athenern) die besten Gesetze gäbe, deren sie gegenwärtig fähig wären.

JUPITER.

Du würdest also, wie es scheint, einen ganz andern Weg einschlagen, als die Filosofen und Fysiokraten, die jetzt im Besitze des Gesetzgebens in Frankreich sind?

NUMA.

Ich würde mich wenigstens hüten, kein eingeführtes Gesetz eher abzuschaffen, bis ich gewiſs wäre, daſs ich es auch nicht einen einzigen Tag länger nöthig haben könnte. Ich würde mich hüten, den rohesten Theil des Volks (der doch immer die meisten und derbsten

Fäuste hat) von alten Pflichten zu en binden, eh' ich mich hinlänglich versicher hätte, daſs sie sich den neuen, die ich ihne dafür auflegte, willig und unverzüglich unterwerfen würden. Ich würde, wenn ich nothwendig voraus sehen müſste, daſs meine Gesetzgebung einer ansehnlichen und mächtigen Partey nicht angenehm seyn könne, mich seh hüten, diese Partey noch absichtlich ohn alle Noth zu erbittern; sondern sie vielmehr auf alle nur ersinnliche Weise zu gewinnen, und für die Aufopferungen, die sie den Staate machen müſste, zu entschädigen suchen Ich würde nicht Alles auf einmahl thun wollen, sondern eine Verbesserung nach un nach die andere herbey führen lassen; und während ich mich bloſs mit den unaufschieblichsten beschäftigte, zufrieden seyn, zu der andern, die ich der Zeit und der künftigen Erfahrung überlieſse, den Grund gelegt, oder den Weg gebahnt zu haben. Und hauptsächlich würde ich mir selbst zum unverbrüchlichen Gesetze machen, keine Gesetze — in der Trunkenheit zu geben.

MERKUR.

Der ehrwürdige Numa scheint mir da, mit der unschuldigsten Miene von der Welt, eine scharfe Satire auf meine Freunde hier unten gemacht zu haben.

NUMA.

Eine Satire? Hab' ich nicht schon gestan-
len, daſs ich das Werk, dem sie sich unter-
ogen haben, für das schwerste halte, des-
en Götter oder Menschen sich unterfangen
önnen? Kann man ohne Unbilligkeit fordern,
laſs ihr erster Versuch fehlerlos seyn
oll?

MERKUR.

Diejenigen, denen dieser Versuch Anse-
en, Vermögen, oder gar den Kopf kostet,
ind freylich geneigt zu glauben, daſs sie die
ehler, die dabey begangen werden, etwas
heuer bezahlen müssen.

NUMA.

Dafür sind es auch nicht immer die Wei-
esten, welche die Mehrheit der Stim-
en machen. Und kann ihnen dieſs zum
orwurf gereichen? Hat es jemahls eine freye
azion gegeben, die sich dieses Vortheils rüh-
en konnte?

JUPITER.

Nicht daſs ich wüſste! Wir wollen also,
eil doch unter dem Mond und über dem
ond nichts ganz vollkommen ist, von den
ackern Männern da unten keine Wunder

erwarten, und uns übrigens freuen, daſs alles (trotz dem Regenwetter und dem bösen Willen der Aristokraten) so ruhig und fröhlich abgelaufen ist. Die Konstituzion wäre also beschworen, und es käme nun bloſs noch darauf an, ein ehrliches Mittelchen ausfündig zu machen, wie fünf oder sechs tausend Millionen Livres Schulden bezahlt, die ungeheuern Verbindlichkeiten, womit die neuen Gesetzgeber die Nazion bereits belastet haben, erfüllt, und überdieſs noch die Einkünfte, die der Staat zu seinen ordentlichen und zufälligen Ausgaben nöthig hat, aufgebracht werden können, ohne dem Volke mehr aufzulegen als es zu tragen Lust hat? — Was meinst du, Heinrich? sollte nicht die Auflösung eines solchen Problems deinem Sully, eben so gut als dem ehrlichen Necker, schlaflose Nächte gemacht haben?

MERKUR.

Ich fürchte, die armen Westfranken werden sich um einen Finanzminister umsehen müssen, der, wie König Midas, die Gabe habe, alles was er anrührt in Gold zu verwandeln.

HEINRICH IV.

Ohne die unerschöpflichen Hülfsquellen, womit die Natur das Land und die Einwohner begabt hat, würde ihnen auch ein solcher Goldmacher wenig helfen; mit jenen hingegen werden sich fünf und zwanzig Millionen Menschen auch ohne diesen aus der Verlegenheit zu ziehen wissen! Zumahl da noch eine sehr ergiebige Quelle übrig ist, an welche noch niemand gedacht zu haben scheint.

MERKUR.

Oder vielleicht nicht denken wollte? Denn ich glaube sie zu errathen.

HEINRICH IV.

Man hat die Klerisey aus ihren Gütern heraus geworfen, und auf sehr mäſsige Besoldungen gesetzt; man hat den Adelstand nicht nur zu groſsen Aufopferungen genöthiget, sondern sogar aller mit dem Blute seiner Vorfahren erkauften Vorzüge beraubt; — und die Kapitalisten, die in den letzten funfzig Jahren unermeſsliche Reichthümer auf Unkosten der Nazion zusammen spekuliert haben, sollten allein ruhige Zuschauer der Noth des Vaterlandes abgeben dürfen, und für seine Rettung nichts aufopfern müssen? Dann wäre das, was man dem Adel und der Priesterschaft genommen hat, nicht Opfer, sondern Raub! Einer so groben Versündigung gegen die festgestellte Gleichheit der Rechte und

Pflichten können sich die Gesetzgeber nicht schuldig machen; oder wenn sie dessen fähig wären, wie könnte die Nazion dazu stille schweigen? Laſst die reichen Gläubiger des Staats — nach Abzug dessen, was sie mit ihren auf das bloſse Unentbehrliche eingeschränkten Mitbürgern auf gleichen Fuſs setzt — nur die Hälfte ihrer Forderung nachlassen; so ist Frankreich gerettet, und ich kann noch hoffen, die Zeit zu sehen, da ein jeder Bauer des Sonntags sein Huhn in seinem Topfe haben wird!

JUPITER.

Diese Zeit mag wohl, seit euere Bauern keine Abgaben mehr bezahlen, schon gekommen seyn; die Frage ist nur, wie lange sie dauern wird, und wie indessen den armen Bürgern, die kein Landeigenthum haben, zu helfen sey? — Merkur! siehe doch wer der Schatten ist, der sich vorhin, als der König schwor, plötzlich mit Unwillen wegwandte, und in diesem Augenblick auf dem Platze Vendome neben Ludewigs XIV. Bildsäule steht, und mit ohnmächtigem Fuſse die Erde stampft. — An seiner Gestalt, und an dem Ehrfurcht gebietenden Anstand eines tragischen Tyrannen, der ihm zur Natur geworden zu seyn scheint, sollte man ihn für Ludewig XIV. selbst halten.

MERKUR.

Er ist es auch.

JUPITER.

Geh und bring' ihn hierher!

SANKT LUDEWIG.

Für einen König, der sich so gern mit der Sonne vergleichen lieſs, sieht er ziemlich finster aus.

JUPITER.

Er hinterlieſs seinen Nachfolgern groſse Beyspiele — zur Nacheiferung und zur Warnung. Wenn sie nicht weiser dadurch geworden sind, so ist es wenigstens nicht seine Schuld.

LUDEWIG XIV.
indem er langsam herbey schwebt, vor sich.

Daſs ich mich selbst überleben muſste, um das königliche Ansehen, das durch mich den Zenith seiner Höhe erreicht hatte, so tief in den Staub gedrückt zu sehen!

JUPITER lächelnd.

Darf man fragen, majestätischer Schatten, warum du vorhin so unmuthig auf die Erde stampftest, als du deine Augen auf das Fuſsgestell deiner Bildsäule fallen lieſsest?

LUDEWIG XIV.

Wenn du Der bist, der du zu seyn scheinst, wie konntest du einen gelaſsnen Zuschauer bey einem Schauspiel abgeben, das alle Könige zur Rache auffordert? Aber vermuthlich hat sich der Dämon der Demokratie auch des Olymps bemächtiget, und auch Jupiter ist dahin gebracht, zu allem, was seine Unterthanen wollen, Ja zu sagen.

JUPITER.

Du bist nicht bey guter Laune, König Ludewig, sonst würde mir ein so höflicher Mann, als du immer gewesen bist, die Antwort nicht schuldig geblieben seyn.

LUDEWIG XIV.

Wie? Ich sollte mir noch bewuſst seyn wer ich war, und sollte den Französischen Nahmen, vor welchem ich den ganzen Erdboden zittern lehrte, in einem einzigen Jahrhundert so tief herab gewürdiget sehen, ohne vor Scham und Unwillen zu glühen? — Was fehlte dieser einst so glorreichen Nazion, nachdem sie alles Ansehen von auſsen, alle Würde von innen verloren hat, und durch Aufhebung des Unterschiedes der Stände den Kaffern und Kaliforniern gleich gemacht worden ist, was fehlte ihr noch, um sie bis zu ihrem ersten vierbeinigen Stande zu erniedrigen, um ihre völlige Rückkehr in die Wälder zu beschleunigen, als daſs die Barbaren ihre frevelhaften Hände auch nach den Meisterstücken der Kunst ausstreckten, und, durch Wegschaffung der vier gefesselten Figuren zu den Füſsen meiner Bildsäule, das prächtigste Denkmahl meiner Siege zu verstümmeln sich erfrechten?

JUPITER.

Gieb dich zufrieden, König Ludewig! Sie sind immer noch sehr artig gewesen, daſs sie wenigstens deine eigene stehen lieſsen. Was den Frevel betrifft, den sie an den verhaſsten Bildern der Sklaverey, die zu deinen Füſsen lagen, begangen haben, und den du für ein Zeichen von so böser Vorbedeutung ansiehst: so kann ich dir zum Troste melden, daſs sie dafür das Marsfeld in einen Cirkus verwandeln werden, der den herrlichsten Werken, wodurch die alten Cäsarn ihres Nahmens Gedächtniſs stifteten, an Gröſse und Pracht der Ausführung den Vorzug streitig machen wird. — Zu den übrigen. Es ist nun Zeit zurückzukehren, meine Kinder. Du, Heinrich, begleitest uns. Deine Tugenden und Verdienste hätten dir schon lange einen Platz im Olymp verschaffen sollen. Von dem neuen Rom konnte sich freylich der Liebhaber der schönen Gabriele keine Apotheose versprechen: aber das soll dich nicht hindern mein Tafelgenoſs zu seyn, und bey uns unter deines gleichen zu leben! Denn du wirst da noch mehrere finden, von welchen gleich dieser ehrwürdige Sabiner einer ist, er deutet auf Numa, die ihren Platz unter den Göttern nicht dem wenig zuverlässigen Urtheile der Menschen, sondern bloſs dem unsrigen und sich selbst zu danken haben. Wer sollte ein Gott zu seyn verdienen, wenn es nicht diejenigen verdienten, die den Menschen am meisten Gutes gethan haben? — Gehab dich wohl, wenn du kannst, Ludewig der Groſse! — Ihr übrigen folget mir.

XII.

JUPITER, JUNO, MINERVA.

JUNO zu Minerven.

Ich glaube gar, er ist über meiner schönen Rede eingeschlafen. — Jupiter!

JUPITER.

Fahre immer fort, Juno, da du einmahl in Athem bist! Ich höre dich gerne deklamieren, und es wäre nicht das erste Mahl, wenn ich beym sonoren Klang deiner Stimme eingeschlummert wäre.

JUNO.

Sehr verbindlich, Herr Gemahl! Aber sage mir nur wie dir es möglich ist, bey Dingen von solcher Wichtigkeit so gefühllos zu bleiben?

JUPITER.

Nil admirari, liebe Frau! — Wie kannst du erwarten, daſs einer, der dem Lauf der Welt schon so manches Jahrtausend aus einem so hohen Standpunkte zusieht, sich durch etwas, das bey diesen Lilliputern da unten vorgehen kann, aus der Fassung bringen lasse?

JUNO.

Aber du wirst doch selbst gestehen, daſs in allen diesen Jahrtausenden nichts geschehen ist, was mit dem ungeheuern Unsinn, wovon ich sprach, zu vergleichen wäre?

JUPITER.

Du muſst wissen, Dame Juno, daſs ich, seitdem mich das berühmte Dekret des groſsen Theodosius zur Ruhe gesetzt hat, vor lauter langer Weile — ein Filosof geworden bin.

JUNO lachend.

Wirklich? So darf michs freylich nicht wundern, daſs du den Sankülotten so günstig bist.

JUPITER.

Und daher käm' es also, daſs Du gegen die Filosofen so erbittert bist? — Mit einem kleinen Unterschied mag wohl etwas an der Sache seyn, meine Königin; aber freylich auf die kleinen Unterschiede pflegt ihr nicht viel Rücksicht zu nehmen; und ich wollte wetten, (wiewohl du so positiv bist) daſs deine Begriffe von der Filosofie der Sankülotten und von der Sankülotterie der Filosofen nicht die hellesten sind. — Minerva, mein Kind, gieb doch deiner Mutter ein wenig Licht über die Sache. Du muſst am besten davon unterrichtet seyn, da doch einst die sankülottische Filosofie in deinem geliebten Athen ausgebrütet wurde. — Eine Schale Nektar, Ganymed!

MINERVA.

Der Papa spricht von den Cynikern, wie ich höre. Ihre äuſserliche Ähnlichkeit mit den heutigen Sankülotten ist allerdings nicht zu läugnen: aber schon der einzige Umstand, daſs der Gallofränkischen Sankülotten (Weiber und Kinder ungerechnet) in diesem Augenblicke eben so viele Millionen sind, als es in meinem Athen binnen fünf hundert Jahren einzelne Cyniker gab, die ihrem Vater Diogenes Ehre machten, dieſs schon allein setzt einen beträchtlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Sankülotten voraus. Ich denke, um über die Sache ins klare zu kommen, müssen wir nicht vergessen, daſs es vor uralten Zeiten noch eine

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND, C.M. FN. 13020/030

andre primitive Art von Sankülotten gegeben hat, welche Juno selbst, wie verhaſst ihr auch die Filosofen seyn mögen, doch vermuthlich nicht in diese letzte Rubrik setzen wird.

JUNO.

Und wer wären diese?

MINERVA.

Die Naturmenschen, die vor den goldnen Zeiten Saturns in den groſsen Eichenwäldern, wovon die Erde damahls starrte, nackend oder mit rohen Thierfellen um die Schultern, auf allen Vieren herum krochen, sich von Eicheln und Bucheckern nährten, und keine andre Wohnung hatten als Felsenlöcher und hohle Bäume; so frey, daſs sie nicht einmahl die Bande der Ehe und der häuslichen Gesellschaft kannten; so gleich, daſs sie von den Rechten des Eigenthums noch gar keinen Begriff hatten, und also bloſs die Stärke des Arms oder des Knüttels entscheiden lieſsen, wenn sie über einen Baum voll wilder Äpfel, oder wegen irgend eines schmutzigen Weibchens einander in die Haare geriethen. Wofern die neuesten Prediger der Freyheit und Gleichheit sich selbst verstehen, oder die Welt nicht auf eine gar zu leichtfertige Art zum besten haben wollen, so sind diese Naturmenschen die wahren Urbilder der Sankülotterie, die Sankülotten in der reinsten und erhabensten Bedeutung dieses ehrenvollen Nahmens; so wie ein dem ihrigen sehr ähnlicher Zustand das letzte Resultat der Gallofränkischen Freyheit und Gleichheit seyn würde, wenn es Ernst damit wäre, und diese schönen, aber übel gemiſsbrauchten Worte nicht bloſs einer Bande schlauer Betrüger zu Talismanen dienten, um sich ungestraft jeder Autorität und Ordnung, die ihrer Herrschsucht oder Habsucht Schranken setzen will, entgegen zu bäumen, und einen Pöbel, den Nacktheit, Hunger und Brutalität zu allem fähig macht, zum blinden Werkzeug ihrer Leidenschaften und Plane zu machen.

JUNO.

Du sprichst ja lauter Gold, Tritonia?

JUPITER.

Für eine Filosofin treibst du die Sachen ein wenig zu weit, mein Töchterchen. Die Gallofranken sind Leute von lebhafter Einbildung und raschem Blut, überdieſs geborne Redner, oder Sykofanten, wenn du lieber willst. Man muſs es, wenn sie auf einem Tische stehen und zu einem maulaufsperrenden Haufen Schuhknechte, Kesselflicker, Sackträger, Fischweiber und Kaminfegerjungen reden, mit ihren Redefiguren und Wortspielen so genau nicht nehmen.

JUNO.

Auch nicht, wenn sie von ihrer Kanzel herab zu den Deputierten der ganzen Nazion reden?

JUPITER.

Das ist einem Sykofanten am Ende gleich viel. Genug, Dame Juno, daſs das Unsinnigste, was seit vier Jahren von jener berüchtigten Kanzel herab geschwärmt, radotiert, hyperbolisiert und sykofantisiert worden ist, kaum so unsinnig ist, als es die Einbildung wäre, daſs eine Nazion, die noch vor wenig Jahren, im Ganzen genommen, alle übrigen an Kultur und Verfeinerung übertraf, in so kurzer Zeit alle Vernunft, allen Menschensinn, alles Gefühl ihres eignen Besten so gänzlich verloren haben sollte, um unter der Freyheit und Gleichheit, auf welche sie ihre Glückseligkeit gründen will, die Freyheit der Waldthiere und die Gleichheit einer Zigeunerhorde zu verstehen.

JUNO.

Nun! antworte Du für uns beide, Pallas!

MINERVA.

Ich denke nicht, daſs es Junons Meinung ist, eine so unsinnige Absicht der ganzen Nazion oder auch nur einem kleinen Theile der Nazion aufbürden zu wollen: wiewohl nicht geläugnet werden kann, daſs die Maximen, die man seit geraumer Zeit in den Versammlungen ihrer Freyheitsschwärmer und Anarchisten hört, wenn man systematische Konsequenz darin suchen wollte, geraden Weges in den primitiven Zustand zurück führen, den ihr groſser Apostel Hans Jakob, wie wir alle wissen, für den wahren Naturstand des Menschen erklärt hat; für den einzigen, worin diese sonderbare Art von Thieren so gut und so glücklich seyn könne, als die Natur sie machen wolle. Aber ist etwa weniger Wahnwitz in dem fantastischen Projekt, wovon sich, wie es scheint, so viele wohlgesinnte Leute in diesen Tagen bethören lassen; in dem Projekte, das Eigenthümliche des Saturnischen Zeitalters, wo völlige Freyheit und Gleichheit mit Einfalt und Unschuld der Sitten, mit Wohlwollen und Liebe und allen geselligen Tugenden Hand in Hand gegangen seyn sollen, — eine Zeit, die nur Dichter zu Geschichtschreibern hat, — mit den Vorzügen der äuſsersten Kultur in einer groſsen Monarchie, mit dem höchsten Flor aller Künste und Wissenschaften, kurz, mit den Vortheilen der gröſsten Ungleichheit im gesellschaftlichen Stande, verbinden zu wollen? Und doch sehe ich nicht, wie man die Gallofränkischen Sankülotten von dem einen oder von dem andern dieser aberwitzigen Projekte frey sprechen könnte, wenn die groſsen Machtwörter Freyheit und Gleichheit, womit sie ein so widerliches Gepolter machen —

JUNO.

— und ein so schändliches Spiel treiben —

MINERVA.

— irgend eine Bedeutung in ihrem vielzüngigen Munde haben sollen.

JUPITER.

Habt ihr denn nicht gehört, Kinder, daſs ihre Gesetzgeber —

JUNO mit Hitze.

— Die Marat, die Robespierre, die Bazire, die Chabot, die Danton? — Feine Gesetzgeber!

JUPITER kalt.

— Nein, mein Schatz! — die Condorcet, die Vergniaux, die Rabaud, die

Garat, die Guadet, die Buzot, und ihres gleichen, eben darum, weil sie einsehen, daſs eine solche Vereinigung nicht ohne eine ganz besondere Umbildung der ganzen Nazion möglich wäre, die goldnen Zeiten, welche sie den ehrlichen Gallofranken von der Identificierung ihrer hochgepriesenen Freyheit und Gleichheit versprechen, klüglich auf die dritte Generazion hinaus gesetzt haben; indem sie auf eine ganz neue Art von Nazional-Erziehung dringen, die, allem Ansehen nach, unter den jetzt lebenden nicht zu Stande kommen, aber wovon doch, wenn sie endlich Wurzeln geschlagen habe, die dritte oder vierte Generazion unfehlbar die Früchte sehen werde. Wer nur warten kann! Das sag' ich immer; aber niemand hört darauf.

MINERVA.

Die Gallofranken sind auch die rechten Leute, lange auf etwas zu warten, was sie entweder auf der Stelle oder lieber gar nicht haben wollen! Aber ich fürchte, wofern sie auch so viel Geduld aufbringen könnten, so wird doch selbst ihre späteste Nachkommenschaft den Genuſs dieser Früchte nie erleben. Was die Natur unmöglich gemacht hat, kann durch keine Kunst möglich werden; und Prometheus müſste nur einen ganz neuen

Lehm finden und daraus eine ganz neue Menschenart bilden, um eine Republik mit ihnen zu besetzen, in welcher die Freyheit und Gleichheit des Eigenthums mit der bürgerlichen Ordnung, mit den Künsten, die den Reichthum erzeugen und nur durch ihn gedeihen, mit dem Reichthum, dessen nothwendige Folge die Ungleichheit ist, und mit der Unschuld und Eintracht des goldnen Alters der Dichter, die mit Ungleichheit, Reichthum und Verfeinerung unvereinbar sind, dergestalt vereiniget wäre, daſs aus dem Streit so unverträglicher Elemente diese schöne Harmonie des Ganzen entstände, die das Wesen eines blühenden Staats ausmacht, und die Fortdauer seines Wohlstandes ganz allein bewirken kann. Freylich wäre, wie Garat neulich sagte, eine Republik, die diese unverträglichen Eigenschaften in sich verbände, das Meisterstück, des menschlichen Verstandes — wenn sie möglich wäre: aber die Vernunft unternimmt nichts, was nur unter unmöglichen Bedingungen als möglich gedacht werden kann. Zwar ist diese Schimäre von jeher der Lieblingstraum gutherziger poetischer Seelen gewesen; die Platonischen Republiken, die Atlantiden und Utopien und Severambenländer sind nichts andres: aber nur in einen Gallofränkischen Kopf konnte der wilde Einfall kommen, eine groſse Monarchie zu Staub zu zermalmen, um aus einer recht einfachen Masse ein neues Utopien zu bilden, das, wofern es auch endlich die Gestalt dessen, was es seyn soll, gewonnen hätte, doch nicht länger bestehen könnte, als jene täuschenden Duftgebilde, die man in Gestalt von Feenschlössern und Zaubergärten an frühen Sommermorgen am Horizont aufsteigen, und eben so schnell, als sie entstehen, in sich selbst zerfliefsen sieht.

JUNO.

Und wir sollen ruhig zusehen, wie eine Rotte von Thoren, Sofisten, Marktschreyern, Heuchlern und Bösewichtern unter dem Vorwand eine solche Schimäre zu bewerkstelligen, das schönste Reich der Welt umkehrt — die edelsten und besten seiner Einwohner der Wuth und Mordlust des schändlichsten Pöbels aufopfert — andere bey Tausenden, ihres Vermögens und Vaterlandes beraubt, im Elend herum zu irren zwingt — den schuldlosesten aller seiner Könige, dessen einziges Verbrechen war, dafs er die aufrührerischen Bemühungen einer durch die Konstituzion verurtheilten republikanischen Fakzion vereiteln, und die Macht, die er unmittelbar aus den Händen der Nazion empfangen hatte, zu Wiederherstellung der Ruhe und Vollziehung der Gesetze anwenden wollte, als den abscheulichsten Tyrannen, Verräther und Meuchelmörder behandelt — und, nicht zufrieden ihr eigenes Vaterland zerrüttet, verwüstet, mit Bürgerblut überschwemmt, mit den ungeheuersten Verbrechen geschändet, und allen Gräueln einer endlosen Anarchie Preis gegeben zu haben, noch das Mögliche und Unmögliche versucht, um auch die übrigen Völker rings umher mit in ihren Ruin zu ziehen, und allgemeine Zerrüttung über den Erdboden auszubreiten? Eine Hand voll Narren und Unmenschen — —

JUPITER.

Wie du dich ereiferst, meine Königin! Du schimpfst ja als ob du — Unrecht hättest!

JUNO.

Wenn ich Wörter hätte, die meinen Grimm über so hassenswürdige Ungeheuer noch stärker ausdrückten, ich würde sie gewiſs nicht sparen. Ich wiederhohl' es also: eine kleine Rotte von Wahnsinnigen und Bösewichtern soll vor unsern Augen allen diesen Frevel verüben; soll den Nahmen eines durch die schnödesten Künste verblendeten und betrogenen Volkes zu Bewirkung eigennützīger Plane miſsbrauchen; soll ein schändliches Spiel treiben mit dem was den Menschen das heiligste und theuerste ist; soll Freyheit und Gleichheit der Rechte und allgemeine Wohlfahrt zu Netzen und Fallgruben für sie machen; soll ihre Tugenden selbst gegen sie bewaffnen, sie durch ihre Vaterlandsliebe, ihren Muth, ihren Ruhmdurst, ihre Verachtung des Todes, auf Wege führen, wo sie ein gewisser Untergang erwartet; — und von allem diesem nie erhörten Unfug sollen wir, denen die Regierung der Welt obliegt, kaltblütige Zuschauer abgeben? sollen nicht alle unsre Macht vereinigen, um diese öffentlich erklärten Feinde der Götter und der Menschen zur Strafe zu ziehen und auszurotten?

JUPITER ganz gelassen.

Wer hindert dich denn daran, wenn du es kannst?

JUNO.

Eben das macht mir die Geduld ausgehen, dich so reden zu hören, als ob das alles nichts auf sich hätte, und dich nichts anginge.

JUPITER.

Wirst du mich nicht etwa auch noch, wie Lucians Timon, fragen, ob mein flammenzückender, allblendender, schrecklich schmetternder Wetterstrahl erloschen sey, oder die Cyklopen mir keine Donnerkeile mehr schmieden wollen? Wunderliche Frau! Was willst du daſs ich thun soll? — Nichts davon zu sagen, daſs wir Götter mehr als die Hälfte unsrer Macht mit dem Glauben der Menschen an uns verloren haben, würde ich sie etwa durch Blitze und Donnerkeile vernünftiger machen? Ist es meine Schuld, daſs die Erdbewohner mit jedem Jahrzehend an Übermuth und Narrheit zunehmen? Haben wir an unsrer Seite nicht vorlängst alles gethan, um der Unvollkommenheit und Schwäche ihrer zweydeutigen Natur zu Hülfe zu kommen? Haben wir sie nicht, als sie noch in dem sankülottischen Zustande, dessen Minerva vorhin erwähnte, gleich andern Waldthieren nackend auf Vieren herum liefen, und Wurzeln und Erdäpfel mit den langen Klauen ihrer Vorderfüſse aus der Erde heraus kratzten, sich menschlich nähren und bekleiden gelehrt, sie in Familien und Gesellschaften versammelt, sie im Ackerbau und in allen Künsten, die das Leben erleichtern, beschützen und verschönern, unterwiesen? Haben wir ihnen nicht Gesetze, Religion und Polizey gegeben? ihnen die Musen und die Filosofie zugeschickt, um sie von allen Überbleibseln der thierischen Wildheit ihres ersten Zustandes zu befreyen; sie durch den Reitz des feinern Vergnügens der Sinne und des Geistes, durch die sanften Bande der Sympathie und des Wohlwollens, und die mannigfaltigen Verhältnisse des geselligen und bürgerlichen Lebens zu einem vollkommnern Genuſs ihres Daseyns zu bringen, und die Entwicklung der Kräfte jenes himmlischen Funkens zu befördern, der sie so hoch über ihre thierischen Verwandten erhebt und mit uns selbst in Gemeinschaft zu kommen fähig macht? — Damahls stand es wohl mit ihnen! Sie waren so glücklich als Geschöpfe ihrer Art es seyn können, und blieben es, so lange sie sich von uns regieren lieſsen. Aber die angeborne Unart ihrer Natur gänzlich zu vertilgen, stand nicht in unsrer Macht. Wir brachten sie so weit, daſs sie unser zuletzt entbehren zu können glaubten; sie kehrten unsre eigenen Wohlthaten gegen uns, kündigten uns den Dienst auf, liefen einem neuen Fantom von übermenschlicher Vollkommenheit nach, und verfielen unvermerkt, durch die Geringschätzung und Verabsäumung der Mittel, wodurch wir sie zu Menschen gemacht hatten, in eine Barbarey, die ganz nahe an die rohe Thierheit ihres ersten Zustandes grenzte. Jahrhunderte lang von Unwissenheit, Aberglauben und Fanatismus zu Boden gedrückt, von Priestern und Fürsten in unerträgliche Fesseln geschlagen, alles Lichts der Filosofie, aller Künste des Friedens, aller Sicherheit des Eigenthums und Lebens beraubt, der willkührlichen Gewalt ihrer Tyrannen und den Täuschungen hinterlistiger Sofisten Preis gegeben, sahen sie sich endlich wieder nach Uns um Hülfe um; und Wir, ohne uns an ihre Undankbarkeit zu kehren, lieſsen uns willig finden, unsre kostbarsten Gaben abermahls an Geschöpfe zu verschwenden, von denen wir voraus wuſsten, daſs sie keinen bessern Gebrauch davon machen würden als ihre Vorfahren. Aber kaum hatten sie in der Kultur, die ihnen unsere Töchter, die Künste und die Wissenschaften, gaben, wieder einige Stufen erstiegen, so erfolgte was ich vorher gesehen hatte: ihre Unstätigkeit, ihr Eigendünkel, ihr Durst nach Veränderung und Neuheit, die Widerspenstigkeit ihre Fantasien und Leidenschaften den Gesetzen der Vernunft zu unterwerfen, kurz, alle Unarten, die von ihrer halb thierischen Natur unzertrennlich sind, spielten wieder ihr altes Spiel, und verderbten uns das unsrige abermahls. Denn, du würdest eben so leicht einen Mohren durch Waschen weiſs machen, als einem Menschen die Vorzüge der Kultur einimpfen, ohne ihm mit jeder Geschicklichkeit einen Fehler, mit jeder Wahrheit einen Irrthum, mit jeder Tugend ein Laster mitzutheilen. Weit gefehlt daſs die Vernunft die Grenzen ihrer Herrschaft immer weiter ausdehnen, und ihre ewigen Feinde, Unwissenheit, Trägheit des Geistes, Willkührlichkeit und Egoisterey, endlich gänzlich verdrängen werde; haben wir nicht stets gesehen, daſs der Zeitpunkt der höchsten Verfeinerung und der äuſsersten sittlichen Verderbniſs immer ein und derselbe war? daſs die Epoke der höchsten Aufklärung immer diejenige war, worin alle Arten von spekulativem Wahnsinn und praktischer Schwärmerey am stärksten im Schwange gingen? Unfähig in irgend etwas das Mittel zu halten, schweifen die Menschen bald diesseits bald jenseits über die Linie des Wahren hinaus: und da es in jeder Sache nur Eine Weise recht zu verfahren, und dagegen unzählige Wege zu fehlen giebt; wer wollte sich darüber ereifern, wenn so schwache und unhaltbare Geschöpfe, wie dieses Töpferwerk des Prometheus, in irgend einer schweren Probe, worauf das Schicksal ihre Weisheit und Tugend setzt, übel bestehen?

JUNO.

Und mit dieser für dich sehr bequemen Filosofie, Herr Gemahl, glaubst du dich einer bestimmten Antwort auf meine vorigen Fragen überheben zu können?

JUPITER.

Allerdings, Dame meines Herzens, wofern du Geduld genug haben wolltest, eine so vielseitige Sache von mehr als Einer Seite anzusehen, und dich nicht von dem Anblick einer Menge Ungerechtigkeiten, Schelmereyen und Gewaltthaten, die von jeder groſsen Revoluzion der menschlichen Dinge immer unzertrennlich gewesen sind, verleiten lieſsest, die ungeheuern Übel, deren Quelle dadurch verstopft, und das unzählige Gute, das dadurch veranlaſst wird, zu übersehen.

JUNO.

Wenn ich irgend einen redseligen Gallofränkischen Sofisten in diesem Tone krähen höre, so erkenne ich, daſs er seine Schuldigkeit thut: aber wie Du, den die Erfahrung einer langen Reihe von Jahrhunderten mit dem Laufe der Dinge bekannt gemacht hat, — wie Du, der kein Interesse haben kann sich selbst oder andere zu täuschen, dir in solchen Radoterien gefallen kannst, ist mir unbegreiflich. — „Das unzählige Gute, das durch jene Revoluzion veranlaſst wird! Die ungeheuern Übel, deren Quellen dadurch verstopft werden!" — Wahrhaftig! wenn es höflich wäre von euch Herren der Welt Konsequenz zu fordern, so möchte ich dich wohl fragen, Jupiter, wie du dieſs mit dem, was du uns da eben so zierlich vorgetragen hast, zusammen reimen willst! — Nenne mir, wenn du kannst, das Gute, das durch den gewaltsamen Umsturz einer seit Jahrhunderten bestehenden bürgerlichen Ordnung veranlaſst wird, und nicht schon allein von dem Bösen, das dieser Umsturz nach sich zieht, wo nicht überwogen, wenigstens im Gleichgewicht gehalten würde. — Und worin, ich bitte dich, sollen diese Übel bestehen, deren Quelle dadurch verstopft wird, ohne daſs die neue Ordnung der Dinge auch neue Quellen eröffne, wovon die vorige nichts wuſste? — Ja, wenn die Menschen die Wohlthaten der Freyheit und Gleichheit in Unschuld und Eintracht zu genieſsen wüſsten, ohne einer Regierung, einer Verwaltung gemeinsamer Einkünfte, eines Kriegsstaats, kurz einer künstlichen Ordnung der Dinge, die der Unzulänglichkeit der natürlichen beständig zu Hülfe kommen muſs, nöthig zu haben: dann hättest du Recht zu sagen, daſs eine solche Revoluzion — in so fern sie sich auf einmahl über den ganzen Erdboden verbreitete — die Quellen aller Übel, die von jeder künstlichen Anordnung der menschlichen Dinge unzertrennlich sind, auf immer verstopfen würde. Aber, was wäre dieſs anders als eben jenes fabelhafte goldne

Zeitalter, das auſser der Fantasie der Dichter nie existiert hat, noch jemahls existieren wird, als — in den Inseln der Seligen! Du selbst machst uns ein Verdienst daraus, die Geschöpfe des Prometheus aus dem armseligen viehischen Zustande, worin wir sie fanden, gezogen und zu Menschen gebildet zu haben. Und doch waren sie in diesem Zustande so frey und gleich, als die Natur sie gemacht hatte: aber freylich um so frey und gleich zu bleiben, hätten sie auch in diesem Zustande bleiben müssen. Gebildete Menschen bedürfen einer Regierung; und jede Regierung (ihre Form sey welche sie wolle) hebt jene Naturfreyheit auf; so wie der bloſse gesellschaftliche Verein unter jedem groſsen, von seiner äuſsern Lage begünstigten, fleiſsigen, erfindsamen, und alle Arten von Künsten mit Eifer betreibenden Volke die natürliche Gleichheit aufhebt. Denn so unmöglich es ist, daſs ein solches Volk nicht reich und mächtig werde, eben so unmöglich ist es, daſs Reichthum und Macht nicht die Ungleichheit mit ihrem ganzen Gefolge herbey ziehe. Im bürgerlichen Gesellschaftsstande kann und darf nichts uneingeschränkt bleiben. Für groſse und mächtige Völker ist die monarchische Regierungsform, zweckmäſsig eingeschränkt, die angemessenste, weil sie die meisten Mittel in sich hat, diese Ungleichheit zu vergüten und zum gröſsern Wohl des Ganzen ausschlagen zu machen; die demokratische hingegen die nachtheiligste, weil in einer sehr groſsen Demokratie der bessere und eben darum kleinere Theil der Nazion immer entweder von der überwiegenden Majorität des schlechtern, oder von irgend einem Günstling und Abgott des Pöbels tyrannisiert wird. Nun reitze man aber ein solches Volk, unter dem Vorwand, es in den Besitz seiner Menschenrechte, seiner primitiven Freyheit und Gleichheit zu setzen, zum Umsturz des Thrones: was bleibt dann seinen Anführern anders übrig, als — es entweder durch eine fortdauernde Anarchie in jenen ursprünglichen thierischen Zustand zurück zu werfen — oder ihm eine neue Regierungsform zu geben, durch welche jene illusorische Freyheit und Gleichheit, wo nicht gleich Anfangs, doch unfehlbar nach und nach, so lange modificiert und beschnitten werden muſs, bis das besagte Volk, Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, sich mit jedem andern, das unter einer gesetzmäſsigen Regierung persönliche Freyheit und Sicherheit des Eigenthums genieſst, ungefähr auf gleichem Fuſse befinden wird? Offenbar sind die Gallischen Demagogen nicht wahnsinnig genug, das erste zu wollen: wollten sie es aber nicht, was waren denn die mächtigen Zauberwörter, Freyheit und Gleichheit — denen man vorbedächtlich die weiteste und unbestimmteste Bedeutung lieſs — was waren sie anders als Losungswörter des Aufruhrs, als bloſse Vorspiegelungen, wodurch eine zusammen verschworne Bande ehrgeitziger Egoisten die rohe, leicht zu erhitzende und in der Hitze zu allem fähige Klasse der Sankülotten, die in jeder groſsen Monarchie die Majorität ausmacht, dahin zu bringen wuſste, ihr zur Umkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge ihre Arme zu leihen? Diese Herrschlustigen, die bisher im Staate Nichts gewesen waren, aber durch Geisteskräfte und Talente, groſse Reichthümer, oder groſse Dürftigkeit bey unersättlichen Begierden, sich berufen fühlten eine Rolle zu spielen, wuſsten sehr wohl was sie thaten; denn sie wuſsten, wohin sie auf dem Wege, den sie einschlugen, kommen würden. Wäre es ihnen wirklich darum zu thun gewesen, dem zu hart gedrückten Volke so viel Freyheit und Gleichheit zu verschaffen, als jeder in bürgerlicher Gesellschaft lebende Mensch kraft des gesellschaftlichen Vertrags zu fordern berechtigt ist: so würden sie einen ganz andern Weg genommen, so würden sie sich begnügt haben, die übermäſsige Gewalt des Monarchen durch eine mit den nöthigen Gegengewichten versehene Konstituzion einzuschränken, dem Übermuth der Groſsen und der Höflinge, der Verschwendung des Staatseinkommens, den Gebrechen der Justizpflege, den unterdrückenden Vorrechten des Adels, der Raubsucht, Hoffart und Üppigkeit der Priester des Plutus — kurz, allen Arten von Miſsbräuchen, die (wie ich gestehe) in diesem Lande zu einer unerträglichen Höhe gestiegen waren, abzuhelfen, und vornehmlich durch zweckmäſsige Gesetze und Einrichtungen jene tiefe und allgemeine sittliche Verderbniſs von Grund aus zu heilen, die zugleich eine natürliche Folge des bisherigen Laufs der Dinge und eine unversiegbare Quelle des täglich wachsenden öffentlichen Elends gewesen war. Wenn, sage ich, die Gallofränkischen Volksrepräsentanten alles dieſs ernstlich wollten und sonst nichts wollten als dieſs: so konnten sie es auch, — trotz allem Widerstande des Hofes und der Aristokratie, deren Anzahl und Macht gegen das ungeheure Übergewicht eines ganzen bewaffneten Volkes, das seine Rechte geltend zu machen entschlossen war, in keine Betrachtung kam; und so bedurfte es keiner gewaltsamen Umkehrung aller bisherigen bürgerlichen Ordnung; so war es eben so unnöthig als unpolitisch, die Sachen bis zu einer Extremität zu treiben, wo das Volk, das von seinen Rechten nur sehr verworrene Vorstellungen hat, durch die absichtlich übertriebnen und verfälschten Begriffe, die man ihm davon beybrachte, sich auf einmahl aller seiner Pflichten entbunden glaubte, und im ungewohnten Gefühl seiner Übermacht und Unabhängigkeit, so wenig als der eigenwilligste Despot, daran erinnert seyn wollte, daſs ihm seine Rechte, ohne die strengste Beobachtung aller Pflichten des gesellschaftlichen Vertrags, nicht nur unnütz, sondern sogar verderblich sind. Aber die Demagogen wollten eine Verfassung, worin sie gewiſs waren die erste Rolle zu spielen; wollten eine Demokratie, deren Zügel sie immer in ihren Händen behalten, und worin sie ihren bemaulkorbten brummenden Suverän zu ihrem Profit tanzen lassen könnten wie ihnen beliebte. Dieſs war vom Anbeginn der Revoluzion der geheime Plan dieser unredlichen Menschen; alle ihre Anschläge, alle ihre Maschinen waren auf diesen Punkt gerichtet. Aber um dahin zu gelangen, muſste nothwendig die ganze Monarchie aufgelöst, muſste sogar die neue Konstituzion, woran ihre klügsten Männer so lange gearbeitet hatten, wieder umgeworfen, muſsten alle durch sie konstituierte Mächte wieder desorganisiert, und alles so viel möglich in den anarchischen Stand der primitiven Gesetzlosigkeit und Wildheit zurück gesetzt werden. — Gleich viel durch welche Mittel!

Die schändlichsten, die ungerechtesten, die grausamsten hatten nichts das diese Menschen erschreckte. Da sie selbst die Gesetzgeber sind, steht es ja nur bey ihnen, alle Gesetze abzuschaffen, die ihren Absichten zuwider sind, und alles zu Gesetz zu machen, was sie befördert. Mögen doch darüber, mit allem übrigen, auch alle moralischen Gefühle und Ideen vollends zu Trümmern gehen! Desto besser für ihren Zweck! Desto leichter ist es ihnen, aus der formlosen Masse nach ihrer Konvenienz neue Begriffe und Maximen zu drehen, die sie, ohne Rücksicht auf den innern Gehalt, zu Recht oder Unrecht stempeln, denen sie, nach Zeit und Umständen, jeden Sinn unterlegen und bald eine engere, bald eine weitere, oder auch gar keine Anwendbarkeit geben können. — Daher das zweyfache Maſs und Gewicht, womit wir sie bey allen Gelegenheiten messen und wägen sahen! Daher die schamlosen Widersprüche ihrer Beschlüsse und Handlungen mit ihren öffentlich vorgegebenen Grundsätzen! Daher alle die Taschenspieler-Kunstgriffe, wodurch sie noch immer das Volk zu hintergehen, zu verblenden, und im Taumel zu erhalten gezwungen sind, um ihm seinen wahren Zustand und ihre wahren Absichten zu verbergen, und ein Aufwachen zu verhindern, das nicht anders als fürchterlich für sie seyn könnte! Daher die schändliche

Nothwendigkeit, dem Pöbel unaufhörlich zu schmeicheln, dem Abschaum der Nazion alles zu gestatten, oder wenigstens alles ungestraft hingehen zu lassen; weil sie nie wissen, wie bald der Fall wieder kommen wird, wo sie (wie schon oft geschah) seiner Spieſse und Mordschwerter zu ihrer eigenen Vertheidigung, zur Unterstützung ihrer Komplotte, oder zur Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften nöthig haben werden! — Und eine Revoluzion, die dieſs alles bewirkt, ein groſses Reich in eine so ungeheure Zerrüttung gesetzt, sein Schicksal in die Hände solcher Menschen gespielt, sein voriges Elend so unermeſslich vergröſsert, seinen Bewohnern alle Hoffnung bessere Zeiten zu sehen wenigstens auf ein ganzes Menschenalter geraubt, ja sogar alle Wege ihrem gänzlichen Untergang zu entrinnen, oder sich wenigstens anders als durch ein verzweifeltes Mittel zu retten, so gänzlich abgeschnitten hat, — eine solche Revoluzion kannst du, Jupiter, um der Übel, deren Quelle sie verstopfen, und um des unzähligen Guten willen, das sie veranlassen soll, in deinen Schutz nehmen?

JUPITER.

Darin thust du mir Unrecht, Saturnia: ich nehme sie nicht in meinen Schutz. Der ganze Olymp ist mein Zeuge, daſs ich diesen Begebenheiten als bloſser Beobachter zugesehen habe. Ich gönne den Sterblichen Gutes; aber ich vermag nichts gegen Nothwendigkeit und Natur: und wenn alle Ursachen, die zu Bewirkung einer groſsen Weltbegebenheit zusammen arbeiten, den Punkt ihrer Reife und ihres Einklangs erreicht haben, wie dieſs dermahlen der Fall war; so würden alle eure Kräfte, mit den meinigen vereinigt, unvermögend seyn, einen einzigen Kopf, welcher fallen muſs, stehend zu erhalten. — Sonst sollte wahrlich der arme Ludewig den seinigen nicht unter die Guillotine haben legen müssen!

JUNO auffahrend.

Was sagst du? — Sie hätten ihre Verruchtheit bis zu einem so gräſslichen und zugleich so unpolitischen Frevel getrieben?

JUPITER.

In diesem Augenblicke!

JUNO

mit einem grimmigen Blick auf Jupiter.

In diesem Augenblicke, sagst du?

JUPITER.

Du siehst also, daſs nicht mehr zu helfen ist.

JUNO.

So eile ich, alle Völker und Fürsten des Erdbodens zur Ausrottung dieser erklärten Feinde der Götter und der Könige zu vereinigen; da es doch, wie ich sehe, unmöglich ist, deine zu Milch gewordene Galle zu reitzen, und selbst die schändlichste aller Gräuelthaten dich nicht bewegen kann, die Verbrecher in die Strudel des Flegethons hinab zu donnern!

JUPITER.

Übereile dich nicht, liebe Juno! Ich dächte, die Erfahrung sollte dich doch endlich gelehrt haben, wie leicht man aus übel ärger macht. Würdest du wohl ehemahls die halbe Erde unter Wasser gesetzt haben, um ein Nest voll sakrilegischer Ratten zu ersäufen, die dein venerables Bild zu Megalopel angenagt hätten? — Überlaſs die Strafe der Königsmörder der unerbittlichen, immer gerecht richtenden Nemesis; und hüte du dich nur, daſs du die Pest, deren Ansteckung du fürchtest, anstatt sie weislich in das Land, worin sie wüthet, einzuschlieſsen, nicht durch die Anstalten selbst, die du gegen sie vorkehrst, in ganz Europa verbreitest! — Ich habe nichts dagegen, daſs du, weil doch alte Begriffe und Gewohnheiten so viel Gewalt über dich haben, die Könige noch immer als meine Stellvertreter betrachtest, und dich, so warm du willst, für die Erhaltung ihres Anſehens verwendeſt: aber hüte dich, (wenn dir anders Leidenſchaft und Einſeitigkeit einen guten Rath anzunehmen verſtatten) hüte dich, die Sache deiner Klienten der Sache des ganzen Menſchengeſchlechts entgegen zu ſetzen, und ihnen durch übermäſsige Vorliebe noch mehr zu ſchaden, als ihre erklärteſten Feinde durch ihren Haſs! Wenn du es wirklich gut mit den Königen meinſt, ſo lehre ſie vor allen Dingen, ihre Freunde von ihren Feinden zu unterſcheiden. Sage ihnen: ein Thron, der auf einer haltbaren Verfaſſung, auf Gerechtigkeit und Zutrauen des Volkes ruhe, könne durch keine Erſchütterung von fremden Meinungen und Beyſpielen wankend gemacht werden. Sage ihnen: ein Regent ſchade der Wohlfahrt ſeines Staats, mit dem beſten Willen ſie zu befördern, öfters mehr durch zu viel als durch zu wenig thun; und je freyern Spielraum man den einzelnen Kräften eines empor ſtrebenden Volkes laſſe, deſto unſchädlicher ſey ſogar der Miſsbrauch dieſer Freyheit. Sage ihnen: eine weiſe Regierung und ein guter Fürſt habe von einem durch freyen Gebrauch ſeiner Vernunft veredelten und gebildeten Volke nichts zu beſorgen; und wenn du kannſt, Dame Juno, ſo lehre ſie auch recht verſtehen was ich ihnen durch dich ſagen laſſe, und du wirſt ſehen, daſs die Könige und die Welt sich nicht übel dabey befinden werden.

JUNO.

Was ich sehr deutlich sehe, Herr Gemahl, ist, daſs die Sachen nicht desto besser gehen, seitdem du ein so groſser Moralist geworden bist. Sie geht eilends ab.

JUPITER

nach einer kleinen Pause zu Minerven.

Was können wir von den Sterblichen fordern, wenn Götter selbst nicht weiser sind?

XIII.

JUNO, SEMIRAMIS, ASPASIA, LIVIA, und ELISABETH, Königin von England.

JUNO.

Ihr wisset bereits, meine Freundinnen, warum ich euch zu dieser geheimen Unterredung eingeladen habe. Die Monarchien, deren Beschützerin ich bin, sind von Gefahren umgeben, die mit jedem Tage besorglicher werden. Sie sind in ihren Grundfesten erschüttert worden, und einige von ihnen drohen einen nahen Einsturz, wenn nicht Mittel gefunden werden, sie noch in Zeiten zu unterstützen. Das schlimmste ist, daſs mein Gemahl — der sich überhaupt seit geraumer Zeit sehr geändert hat, und neuerlich ein groſser Moralist geworden ist — die demokratischen Anmaſsungen zu begünstigen scheint, und meinem Eifer für die gute Sache, wenigstens in der Wahl der Mittel, Grenzen setzt, die ich nicht zu überschreiten wagen darf. In diesen Umständen habe ich für nöthig gehalten, die weisesten und erfahrensten unter den Bewohnerinnen des Olymps zu Rathe zu ziehen; und auf welche andere, als auf euch, hätte da meine Wahl fallen können? Jede von euch hat, ohne zum Zepter geboren zu seyn, unter dem ersten Volk ihrer Zeit die erste Rolle gespielt. Du, Semiramis, hast dich, bloſs durch die Gröſse deiner persönlichen Vorzüge, aus einer Schäferhütte auf den ersten Thron der damahligen Welt geschwungen, die Eroberungen des groſsen Ninus fortgesetzt, und über eine Menge überwundener Völker mit einem Glücke, das sich vierzig Jahre lang an dich gefesselt zu haben schien, geherrschet. Du, Aspasia, erhobst dich von einer Milesischen Hetäre zum Rang einer Gemahlin des Perikles, und verdientest durch deinen Einfluſs über ihn, in einem Sinne den ich selbst hätte beneiden mögen, den Nahmen der Juno dieses Attischen Jupiters. Du, Livia, warst dem Erben des ersten Cäsars funfzig Jahre lang noch mehr als Aspasia dem Demagogen von Athen. Du ersetztest ihm seine zwey unentbehrlichsten Freunde, Mäcenas und Agrippa; und dir, der Vertrauten seines Herzens und der Seele seiner Rathschläge, hatte die Welt es zu danken, daſs sich der grausame und verhaſste Usurpator in einen bis zur Anbetung geliebten Regenten verwandelte, unter welchem das menschliche Geschlecht zum ersten Mahl einer vierzigjährigen allgemeinen Ruhe genoſs. Du endlich, jungfräuliche Elisabeth, nachdem du durch einen Karakter, der die geschmeidigste weibliche Klugheit mit heroischer Standhaftigkeit verband, tausend Gefahren und Schwierigkeiten, die dir und deinem Reiche dem Untergang drohten, glücklich besiegt hattest, du hinterlieſsest der Welt das in seiner Art einzige Beyspiel einer willkührlichen Regierung über ein freyes Volk, das dich abgöttisch liebte, und dessen Zuneigung und Beyfall zu erhalten dein höchster Ehrgeitz war. Vier solche Rathgeberinnen lassen mich einen Beystand erwarten, der meine Bemühungen nothwendig mit dem glücklichsten Ausgang krönen muſs. Eröffnet mir also eure Gedanken ohne Zurückhaltung, was für Mittel und Wege einzuschlagen seyn möchten, um den gänzlichen Verfall der noch bestehenden Monarchien zu verhüten, den alten Glanz des Thrones wieder herzustellen, das verlorne Zutrauen der Völker wieder zu gewinnen, und Erschütterungen, wie diejenigen von welchen wir Augenzeugen gewesen sind, in Zukunft unmöglich zu machen. Rede du zuerst, Semiramis!

SEMIRAMIS.

Groſse Königin des Olymps! Wie sehr ich mich auch durch die günstige Meinung, die du von meinen Fähigkeiten für die Regierungskunst gefaſst zu haben scheinst, geehrt finde, so kann ich mir doch selbst nicht verbergen, daſs ich vielleicht weniger als jede andere geschickt scheinen muſs, in der vorliegenden Sache einen tauglichen Rath zu geben; so groſs ist die Verschiedenheit der Umstände, unter welchen ich zu meiner Zeit den ersten Thron der Morgenländer behauptete, von der Lage, worin in diesem Augenblicke die abendländischen Reiche sich befinden. Indessen, da ich einmahl dazu aufgefordert bin, will ich meine Gedanken um so freymüthiger sagen, da vielleicht dieser Unterschied selbst uns auf die Spur der einzigen wahren Grundsätze leiten wird, durch welche die Dauer und der Glanz der monarchischen Regierung mit dem Glücke der Unterthanen verbunden werden kann.

Vor allen Dingen setze ich als etwas unwidersprechliches voraus, daſs die Monarchie die natürlichste, und eben darum die einfachste, leichteste und zweckmäſsigste aller Regierungsformen sey; diejenige, zu welcher die Menschen das meiste Vertrauen, und, so zu sagen, eine eingepflanzte Anmuthung haben, an welche sie sich folglich am leichtesten gewöhnen, und in welcher der letzte Zweck aller bürgerlichen Gesellschaft am gewissesten zu erreichen ist. So müssen wenigstens die Menschen der ältesten Zeiten, die sich auf dem ganzen Erdboden von Königen regieren lieſsen, gedacht haben; und wie hätten sie anders denken können? Die Natur selbst, indem sie den Menschen von seiner Kindheit an der väterlichen Gewalt unterwarf, legte den ersten Grund zu dieser Vorstellungsart; die Menschen brachten sie in die bürgerliche Gesellschaft mit, und, gewohnt von einem Vater, den sie sich nicht selbst gegeben hatten, unumschränkt regiert zu werden, lieſsen sie sich desto williger von einem allgemeinen Vater regieren, der es entweder durch ihre eigene Wahl wurde, oder den sie aus den Händen der Götter zu empfangen glaubten. Denn so betrachteten sie (wie ich aus eigener Erfahrung weiſs) jeden König, unter dessen Zepter sie durch das Loos des Krieges kamen. So bald derjenige, dem sie bisher gehorcht hatten, in der Schlacht fiel, trat der Sieger an seine Stelle: die Götter hatten sich für ihn erklärt, und dem überwundnen Volke fiel es nicht ein, sich gegen eine so vollgültige Entscheidung zu sträuben; zumahl, da der neue Monarch gewöhnlich mehr Macht hatte sie zu schützen, und seinen eigenen Vortheil miſskannt haben müſste, wenn er seine neuen Unterthanen nicht eben so väterlich hätte regieren wollen als seine alten. Man findet daher in den ersten Zeiten der Welt überall, wo eine gröſsere oder kleinere Anzahl Familien und Stämme beysammen lebte, gröſsere oder kleinere Könige, und, meines Wissens, kein einziges Beyspiel, daſs rohe Naturmenschen zusammen gekommen wären, um sich eine demokratische oder aristokratische Verfassung zu geben. Was hätte sie auch auf die Erfindung so künstlicher, so verwickelter, und doch so unzweckmäſsiger Regierungsformen bringen können? Als sie sich Königen unterwarfen, war es einem jeden nur darum zu thun, an seinem väterlichen Herde, im Schatten der Bäume die seine Vorältern gepflanzt hatten, die Früchte seines Feldes und seiner Herden mit den Seinigen in Sicherheit zu genieſsen. Für diese gemeine Sicherheit zu sorgen, einem jeden Recht zu sprechen, und die Störer der öffentlichen Ruhe zu bestrafen, war das Amt des Königs; und man hielt sich ihm, wie billig, noch sehr dafür verbunden, daſs er ein so mühsames Amt auf sich nehmen wollte. Jedermann pries sich glücklich, wenn er nur für sich und die Seinigen zu sorgen hatte, und lieſs sich nicht träumen, er würde noch glücklicher seyn, wenn er einen Theil seiner Zeit seinen Geschäften, seiner Ruhe, und seinem Vergnügen entziehen müſste, um an Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Diese Art zu denken, die zu meiner Zeit in allen kleinen Reichen des Orients herrschte, erhielt sich auch, nachdem unter der Regierung meines Gemahls eine Menge kleiner Staaten in das einzige Assyrische Reich zusammen geflossen war. Der Umfang der Monarchie erforderte nun, auſser einem glänzenden Hofe und einem ansehnlichen Kriegsstaat, eine Menge von obrigkeitlichen Ämtern, unter welche der Monarch seine höchste Gewalt stufenweise so vertheilte, daſs er gleichwohl alle Zügel in seiner Hand behielt, und, wie er die Quelle aller Autorität war, auch der Richter über das Verhalten derjenigen blieb, denen er einen Theil derselben anvertraute. Natürlicher Weise waren es Anfangs persönliche Verdienste im Krieg und Frieden, die eine Art von Recht, das jedem einleuchten muſste, an die Ehrenstellen gaben: aber, wiewohl in der Folge aus den Nachkommen der Könige und der obersten Staatsbedienten eine Art von erblichem Adel erwuchs, welchem Geburt und Erziehung, Verdienste der Vorfahren und angeerbte Reichthümer ansehnliche Vorzüge vor dem gröſsten Theile des Volkes gaben; so gewöhnte sich doch dieses, durch sein natürliches Gefühl von Billigkeit, sehr leicht daran, eine Klasse von

Menschen über sich zu sehen, die an die Vortheile, welche sie vor andern genoſs, ein selbst erworbenes oder angestammtes Recht zu haben schien, und sie dem Staate bey jedem Ruf der Pflicht, auf jeden Wink des Monarchen, durch desto gröſsere Aufopferungen bezahlen muſste. Das Volk blieb desto ruhiger dabey, da am Ende doch vor dem Monarchen alles gleich war, und man oft genug diejenigen, die sich ihrer Glücksvorzüge gar zu übermüthig bedienten, nur desto schrecklicher fallen sah, je höher die Stufe war, von welcher sie herab stürzten.

JUNO leise zu Livia.

Hättest du gedacht, daſs diese alte Königin von Babylon so schwatzhaft seyn würde?

LIVIA

eben so leise zu Juno.

Ich muſs gestehen, sie hohlt weit aus.

SEMIRAMIS

nach einer kleinen Pause.

Man kann nicht in Abrede seyn, daſs in dieser Art von Monarchie — wo alles von dem Willen eines Einzigen abhing, und gegen den Miſsbrauch dieser unbeschränkten Gewalt kein ander Mittel war, als was Verzweiflung den Unterdrückten eingeben konnte —

das Volk nur so lange glücklich und der Monarch nur so lange sicher war, als dieser seine Unterthanen wie seine Kinder betrachtete, und von ihnen hinwieder als ihr Vater angesehen wurde. In der Folge geschah es freylich nur zu oft, daſs die Völker sehr schlimme Väter, und schwache Väter sehr unartige Kinder bekamen. Keine menschliche Einrichtung erhält sich in ihrer ursprünglichen Einfalt und Güte. Es war natürlich, daſs die Monarchien ausarteten; daſs weise, thätige und gute Könige auch träge, wollüstige und tyrannische Nachfolger hatten; daſs die Völker gedrückt und gemiſshandelt, und dagegen manche herrschende Familien vom Throne gestürzt wurden, und der Zepter in fremde Hände kam, oder auch ein mächtiges Reich von einem andern verschlungen wurde. Aber bey dem allen ist es doch sonderbar, daſs, nach unzähligen Revoluzionen dieser Art, gleichwohl noch kein morgenländisches Volk auf die Idee einer durch positive Grundgesetze eingeschränkten Monarchie, geschweige auf eine eigentliche Volksregierung, gefallen ist! Sollte man nicht mit Recht daraus schlieſsen, daſs Völker, die einer Regierungsform, von welcher sie öfters so viel leiden muſsten, mit so standhafter Anhänglichkeit ergeben sind, sich im Ganzen genommen wohl bey ihr zu befinden glauben, und daſs sie Vorzüge haben müsse, die alle ihre Mängel und Gebrechen aufwiegen? Und so ist es auch, wenn mich nicht alles trügt; ja, noch mehr, ich bin überzeugt, daſs das Volk in den Abendländern im Grund eben so gesinnt ist, und sein Joch überall eben so geduldig auf dem Nacken leiden würde, wenn es nicht von unruhigen regiersüchtigen Menschen aufgewiegelt, und durch Vorspieglungen einer schimärischen Freyheit auf verderbliche Irrwege verleitet würde. Keine monarchische Regierung, wie heillos sie auch seyn mag, ist es so sehr, daſs sie nicht noch immer der Anarchie vorzuziehen seyn sollte, in welche ein Volk unvermeidlich gestürzt wird, wenn man ihm auf einmahl eine Freyheit giebt, die es weder zu ertragen noch zu gebrauchen weiſs. Mögen sich doch unter der Regierung eines Einzigen groſse Miſsbräuche in den Staat eingeschlichen haben! Miſsbräuche können immer durch rechten Gebrauch geheilt werden. Und sollte auch eine Nazion durch einen ungewöhnlichen Zusammenfluſs dringender Umstände in den Fall kommen, daſs sie sich selbst helfen müſste; so mögen unverständige oder grausame Gesetze abgeschafft, unbillige Vorrechte aufgehoben, übermäſsige Auflagen vermindert, eine verschwenderische Staatshaushaltung eingeschränkt werden: aber die Monarchie selbst, die kein Miſsbrauch ist, muſs unangetastet bleiben, und nur ein wahnsinniger

Arzt wird einem Kranken das Haupt abschlagen, damit es ihm nicht mehr wehe thun könne. Gesetzt aber auch, eine Nazion wollte sich alles Unheil, das aus einer gänzlichen Umkehrung ihrer alten Verfassung nothwendig erfolgen muſs, in Hoffnung besserer Zeiten gefallen lassen: wie kann sie hoffen, daſs sie sich jemahls unter einem demokratischen Regimente besser befinden werde? Entweder ihre Gesetzgeber müſsten die menschliche Natur selbst umzuschaffen wissen; oder der Staat wird sich, unter dem Schein einer populären Verfassung, unvermerkt in eine Oligarchie verwandeln, die dem Volke noch schädlicher und unerträglicher seyn wird, als der Despotismus eines Einzigen mit allen seinen Unbequemlichkeiten. — Doch, die Rede ist ja nicht davon, ob das Übel, gegen welches wir Mittel suchen, ein Übel sey? sondern, ob ihm geholfen werden könne?

JUNO.

Dieſs ist in der That der Knoten, den ich gern aufgelöst hätte. Während wir uns hier berathschlagen, friſst diese demokratische Pest, die bereits eines der schönsten Reiche des Erdbodens zu Grunde gerichtet hat, immer weiter um sich, und wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn die Kur nicht zu spät kommen soll.

SEMIRAMIS.

Es fehlt in solchen Fällen nicht an Ärzten, die, aus Furcht zu viel Zeit zu verlieren, nicht genug eilen können, den Ausbrüchen und Zufällen des Übels zu wehren: aber Palliative würden hier schlechte Wirkung thun, und hitzige Mittel übel nur ärger machen. Um die Krankheit in ihrem innersten Sitze angreifen und von Grund aus heilen zu können, muſs ihr vor allem die Nahrung entzogen und die Quelle verstopft werden, aus welcher sie immer neuen Zufluſs von bösen Säften erhalten hat. Die Völker werden nicht eher wieder zu jener Zufriedenheit mit ihrem Zustande, ohne welche keine dauerhafte innerliche Ruhe möglich ist, und die Monarchien nicht eher wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen, bis das alte Verhältniſs zwischen den Fürsten und den Völkern wieder hergestellt ist; bis der Fürst sein Volk wieder mit dem Herzen eines Vaters, das Volk seinen Fürsten wieder mit dem unbesorgten und grenzenlosen Vertrauen eines Kindes ansieht; jener seinen höchsten Stolz durch das Glück seiner Unterthanen befriedigt findet, diese, in gänzlicher Überzeugung daſs er nichts andres als ihr Bestes wollen könne, keinen Begriff davon haben, wie man seine Regierung tadeln oder seinen Befehlen den unbedingtesten Gehorsam verweigern könnte. Aus einem solchen Verhältniſs wird und muſs Ordnung, Ruhe und Wohlstand eben so unfehlbar in den groſsen Familien, die man Staaten nennt, entspringen, als das Glück einzelner Haushaltungen eine Frucht der Harmonie und des reinen Verhältnisses zwischen Mann und Weib, Ältern und Kindern ist. Aber wie könnte es jemahls dahin kommen, so lange die wahre Quelle des Miſstrauens und der Miſsverständnisse zwischen Völkern und Fürsten nicht verstopft wird? — Ich sehe voraus, wie sehr das Mittel, welches ich hierzu vorzuschlagen habe, gegen die herrschenden Begriffe dieser Zeit anprallt; und kaum würde ichs wagen es zu nennen, wenn ich weniger überzeugt wäre, daſs es eben so unschuldig und wohlthätig, als unfehlbar in seiner Wirkung ist.

JUNO.

Du erregst meine ganze Aufmerksamkeit, Semiramis. Was für ein Mittel kann das seyn?

SEMIRAMIS.

Ein sehr einfaches, groſse Göttin. — Die Freyheit, über die öffentlichen Angelegenheiten der Völker, über die natürlichen und gesellschaftlichen Rechte des Menschen, über Gesetzgebung und Staatsverwaltung der Regenten öffentlich alles zu reden und zu schreiben, was ein jeder, aus einem oft sehr schiefen Gesichtspunkte, mit sehr blöden, trüben oder vergällten Augen für wahr ansieht, muſs für das was sie ist, für Störung der öffentlichen Ruhe erklärt, und auf alle mögliche Weise unterdrückt werden. Die Wissenschaften überhaupt, und besonders diejenigen die das Wort Filosofie umfaſst, müssen wieder mit dem heiligen Schleier des Geheimnisses, den ihnen die leichtfertigen Griechen abgezogen haben, bedeckt, und einem nicht zahlreichen Orden von Weisen anvertraut werden, dessen Verfassung und Betragen die Regierung (von welcher er immer abhängig bleiben muſs) übersehen, beleuchten und in den gehörigen Schranken halten kann. Das Volk hingegen, dem nichts schädlicher ist als zu viel zu wissen und zu klar zu sehen, muſs, nach allen seinen Klassen, in den Kreis der Thätigkeit, wozu jede Klasse angewiesen ist, eingeschränkt, und in die Unmöglichkeit gesetzt werden, sich nach eigener Willkühr Kenntnisse zu verschaffen, deren Gebrauch so leicht zum Miſsbrauch, und deren Miſsbrauch ihm selbst und dem ganzen Staate so leicht verderblich werden kann.

ASPASIA lebhaft einfallend.

Wie, Semiramis? Du wolltest dem groſsen Plane der Natur, der ewig steigenden Vervollkommnung der Menschheit, deinen Königen zu Liebe einen solchen Riegel vorschieben? Du wolltest die Aufklärung —

SEMIRAMIS.

Verzeihe, Aspasia, daſs ich dir in die Rede falle. — Ich will weiter nichts, als daſs dem unvorsichtigen Gebrauch der Wissenschaften gesteuert, und das Volk in die wohlthätige Unmöglichkeit gesetzt werde, Gift für Arzney zu nehmen, oder auch wohl durch gute Arzneyen, deren es nicht bedarf, sich selbst vergiften zu können. Die Weisen sollen an Vermehrung des allgemeinen Schatzes der menschlichen Kenntnisse, und, wo möglich, selbst an Erweiterung der Grenzen des menschlichen Verstandes arbeiten dürfen so viel sie wollen; es soll ihnen sogar zur Pflicht gemacht werden, dem Volke, unter der Aufsicht der höchsten Obrigkeit, alle Entdeckungen und Erfindungen mitzutheilen, von welchen man versichert seyn kann, daſs sie den Zustand desselben, ohne ihm auf einer andern Seite gröſsern Schaden zu thun, verbessern werden. Nur soll den Weisen nicht erlaubt seyn, alles ohne Unterschied gemein zu machen was sie wissen und denken; viel weniger sollen den Unweisen freye Hände gelassen werden, durch Verbreitung ihrer Thorheit das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft zu stören. Was die Aufklärung betrifft, so gilt, däucht mich, auch von ihr, wenn man sagt, daſs entgegen gesetzte Dinge mit ihren äuſsersten Punkten in einander flieſsen. Sie scheint in diesen Tagen ihre höchste Stufe erreicht zu haben; und eine allgemein merkliche Folge davon ist, daſs alles sich wieder nach der Rückkehr jener goldnen Zeiten sehnt, da die Menschheit noch im Genuſs einer unverkünstelten Einfalt, Aufrichtigkeit, Wärme und Energie so glücklich war, daſs selbst die am meisten verfeinerten und von der Glücksgöttin am meisten begünstigten Zärtlinge des gegenwärtigen Zeitalters, mitten unter ihren üppigsten und ausgesuchtesten Genüssen, sich nicht enthalten können, das Glück jener rohen Kinder der Natur zu beneiden. Oder warum, als weil dieses Gefühl immer allgemeiner wird, sind lebhafte Schilderungen unverdorbener Naturmenschen beynahe das einzige, was mit einem unwiderstehlichen Reitz und Zauber auf alle Gemüther wirkt? Mich dünkt, es müsse uns, die wir von hier aus das Ganze der Menschheit so ziemlich übersehen, beynahe in die Augen springen, daſs mitten in der Erschlaffung der ausschweifendsten Üppigkeit (die man sehr unrecht mit Vervollkommnung verwechselt) alles unvermerkt sich wieder dahin neigt, woher die ganze menschliche Gattung vor einigen Jahrtausenden ausgegangen ist. Die Natur verfolgt hierin ihren eigenen ewigen Kreislauf.

Aber, wenn sie uns das Vermögen gegeben hat, mit Überlegung und Vernunft zu ihren Endzwecken mitzuwirken: was können wir beſsers thun, als die Anstalten zu treffen, wodurch ihr wohlthätigster Zweck, die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen, am kürzesten und sichersten befördert wird?

JUNO.

Deine Vorschläge, Königin Semiramis, verdienen in nähere Erwägung gezogen zu werden, und mich däucht, ich lese in Aspasiens Augen eine kleine Ungeduld, uns ihre Gedanken darüber zu eröffnen.

ASPASIA.

Weil die erlauchte Königin zu besserer Begründung ihrer Meinung für nöthig erachtet hat, bis zum Ursprung der bürgerlichen Gesellschaften zurück zu gehen, so sey mir erlaubt, überhaupt zu bemerken: daſs die Verschiedenheit der Himmelsstriche und des Erdbodens, und der aus jeder besondern Lage erwachsenden eigenen Bedürfnisse, einen beträchtlichen Unterschied zwischen den Bewohnern der fruchtbarsten Länder gegen Morgen, und den nomadischen Horden, welche die nördlichen und westlichen Erdstriche nach und nach bevölkerten, gemacht habe. In jenen war von undenklichen Zeiten her die unbeschränkte Regierung eines Einzigen, in diesen die Freyheit einheimisch. Ich will nicht bestreiten, daſs in jenen, unter einem Ackerbau treibenden, und eben darum milden und ruhigen Volke, das ursprüngliche väterliche Hausregiment den ersten Grund zu der morgenländischen Monarchie gelegt und das Modell derselben abgegeben haben könne: aber gewiſs ist, daſs die nomadischen Völkerstämme, die von Viehzucht, Jagd und Raub lebten, sich Jahrtausende lang in einer Art von Gesellschaft erhalten haben, die der natürlichen Freyheit keinen andern Eintrag that, als in so fern ein jeder, seiner eigenen Erhaltung wegen, sich freywillig dem Gesetze des gemeinen Besten unterwarf. Diese rohen Menschen lebten in einem ewigen Kriege mit den Thieren des Waldes und unter sich selbst. Eine solche Lebensart machte einen Anführer unentbehrlich; und da persönliche Vorzüge und Verdienste den einzigen Unterschied unter ihnen ausmachten, so war nichts natürlicher, als daſs der beste Jäger und der tapferste Krieger, der Mann, der in Verlegenheiten den besten Rath gab, in jeder Gefahr der Erste war, in jedem Ungemach am längsten ausdauern konnte, einhellig zum Anführer und Oberhaupt der Horde erwählt wurde. Auch diese Häupter der freyen Celtischen Horden, und einer Menge von ihnen abstammender kleiner Völkerschaften des nordwestlichen Theils der Erde, wurden in der Folge Könige oder Fürsten genannt: aber welcher Unterschied zwischen diesen Königen und den morgenländischen Despoten! zwischen dem erwählten Oberhaupt eines freyen Volkes, und einem Monarchen, der, kraft der Übermacht, die ihm die Waffen seiner Kriegsknechte über friedsame und wehrlose Landleute verschaffen, sich des unbeschränkten Ansehens, welches die Natur dem Vater über seine unmündigen Kinder giebt, über ganze Millionen Menschen, die so viel Recht an Freyheit haben als er selbst, anmaſst, und den mildernden Vaternahmen nur dazu gebraucht, um von seinen vorgeblichen Kindern blinden, alles leidenden Gehorsam fordern zu können, und sie, wenigstens mit einigem Schein von Rechte, zu seinen Leibeigenen zu machen! Die alten Bewohner von Europa haben diese morgenländische Art von Königen nie gekannt: und wiewohl sie sich in spätern Zeiten in verschiedene gröſsere und kleinere Monarchien formierten, wiewohl das Beyspiel der Römischen und Asiatischen Despoten, und noch mehr das innerliche Streben der monarchischen Regierung nach unbegrenzter Ausdehnung der höchsten Gewalt, unter Begünstigung einer neuen Religion und vieler anderer zufälligen

Umstände, der königlichen Autorität eine immer zunehmende Stärke gab; so hat doch der ursprüngliche Geist der Freyheit, der so viele Jahrhunderte lang seinen Hauptsitz in diesem Welttheile hatte, eben so wenig ganz gedämpft werden können, als das ursprüngliche Recht an Freyheit durch irgend etwas, das Menschen jemahls gethan oder geduldet haben, verloren gehen kann.

SEMIRAMIS.

Was die schöne Aspasia so eben gegen meine Grundsätze über Menschenregierung und Monarchie eingewendet hat, kann sie, meines Erachtens, so wenig entkräften, daſs ihre Stärke vielmehr in ein noch helleres Licht dadurch gesetzt wird. Mögen doch die Stammväter aller Völker auf Erden freye Naturmenschen gewesen seyn, und sich, bey einer auf Jagd, Viehzucht und Raub eingeschränkten Lebensart, Jahrtausende, wenn man will, in dieser Freyheit — die sie den vierfüſsigen Waldbewohnern so ähnlich machte — erhalten haben: genug, daſs die Natur das edelste ihrer Kinder eben so wenig dazu bestimmt haben kann, ewig ein herum schweifender Viehhirt zu bleiben, als immer das Leben eines Raubthiers zu führen. Gerade dieſs, daſs der Mensch von jeher nur so lang' er wild war, sein höchstes Gut in Unabhängigkeit setzte, hingegen so bald er sich seiner wahren Bestimmung (den Erdboden zu bauen, und die rohe Natur durch die Kunst zu seinem Nutzen und Vergnügen umzuschaffen) ergab, unvermerkt mildere Gesinnungen und Sitten annahm, die Gesetze des Eigenthums kennen und ehren lernte, und sich der Oberherrlichkeit eines Einzigen unterwarf; und daſs dieſs (wie Aspasia selbst gestehen muſs) mit der Länge der Zeit endlich auch sogar bey ihren Celtischen und Skythischen Räuberhorden der Fall war, gerade dieſs beweiset für mich: denn es beweiset, daſs nicht Freyheit, sondern ruhige Unterwerfung unter den Zepter eines Regenten, welcher die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Macht (die drey Hauptzweige der väterlichen Gewalt) als allgemeiner Landesvater in sich vereiniget, der wahre, von der Natur selbst vorbereitete und angewiesene Zustand ist, worin die Menschen zur Geselligkeit und Sittlichkeit erzogen, und im Genuſs aller Vortheile der bürgerlichen Verbindung ihres Daseyns froh werden sollen.

ASPASIA.

Anstatt einen ungleichen Streit mit der groſsen und immer zu siegen gewohnten Königin fortzusetzen, erkläre ich mich lieber, mit gehörigem Vorbehalt, ihrer Meinung, daſs die Regierung eines Einzigen die natürlichste und zuträglichste aller Formen sey, welche die Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines Volkes annehmen kann. Vielleicht hat sich dieser Satz von jeher nirgends auffallender bewährt als in den Freystaaten selbst, welche, wie zum Beyspiel Athen durch Perikles, Rom durch Scipio Afrikanus, Genua durch Andreas Doria, den höchsten Punkt ihres Wohlstandes erreichten, wenn das Volk, der Freyheit unbeschadet, die Führung seiner wichtigsten Geschäfte mit unbegrenztem Vertrauen einem einzigen groſsen Manne überlieſs. Perikles regierte, ohne jemahls einen andern Titel als den eines Feldherrn geführt zu haben, über das freye Athen bis an seinen Tod weit unumschränkter als Pisistratus, vor welchem er vielleicht nichts als die Liebe des Volks voraus hatte: er that im eigentlichsten Verstand alles was er wollte, weil er die Geschicklichkeit besaſs, sich von den Athenern nichts, als was er selbst für gut fand, befehlen zu lassen, und die Klugheit, nichts eigenmächtig zu thun, als was ihnen rühmlich oder angenehm war. Dieses Beyspiel, daſs eine fast uneingeschränkte Macht eines Einzigen sogar mit einer demokratischen Verfassung verträglich sey, scheint mir zu beweisen, daſs ein Monarch, der den Geist und die Talente eines Perikles besäſse, seinem Volk einen hohen Grad von Freyheit zugestehen könnte, ohne seinem eigenen Ansehen und Einfluſs etwas beträchtliches zu vergeben. Der groſse Punkt ist nur, sich durch persönliche Überlegenheit die Hochachtung, und durch Popularität die Zuneigung des Volkes zu erwerben: mit diesen Vortheilen wird der eingeschränkteste König willkührlicher über die Gemüther freyer Menschen herrschen, als irgend ein Asiatischer Despot über die Leiber miſsvergnügter Sklaven. Freylich fordre ich damit von den Königen, was wohl die wenigsten zu leisten fähig sind. Eine Regierung, die auf leidenden Gehorsam und kindlichen Glauben des Volkes an das Vaterherz seines Monarchen gegründet ist, mag für diesen freylich viel bequemer seyn: aber ich besorge sehr, die Zeit, da die Voraussetzung jenes väterlichen und kindlichen Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen möglich war, werde sich nicht wieder zurück rufen lassen. Die Europäer wenigstens scheinen endlich die Jahre der Autonomie erreicht zu haben, und nicht länger geneigt zu seyn, ihren Regenten mehr väterliches Ansehen einzuräumen, als ein Vater über seine volljährigen Söhne auszuüben berechtigt ist. Der Vorschlag der groſsen Königin, der Aufklärung Grenzen zu setzen, und die Wissenschaften wieder zu einer geheimen Ordenssache zu machen, wie sie es ehemahls in Persien, Ägypten und Indien waren, möchte also unter groſsen Nazionen, die sich bereits im Besitz einer weit verbreiteten Kultur befinden, schwerlich ins Werk zu setzen seyn. Eher wollte ich mich erkühnen dem Herkules seine Keule, als einem Volke, das sich des Gebrauchs seiner Vernunft einmahl bemächtigt hat, diese furchtbarste aller Waffen wieder aus der Hand zu winden. Ein solches Volk betrachtet den ganzen Schatz von Erfahrung, Wissenschaft und Kunst, den das gegenwärtige Jahrhundert von allen vergangenen geerbt und durch eigenen Fleiſs so ansehnlich vermehrt hat, als ein eben so gemeines Eigenthum der Menschheit, wie Luft und Sonnenlicht; und jede Unternehmung gegen die Freyheit, nach eignem Belieben aus diesen Gemeinquellen zu schöpfen, ist in seinen Augen eine tyrannische Anmaſsung gegen das unverlierbarste Naturrecht eines vernünftigen Wesens: kurz, ich müſste mich sehr irren, oder, so wie die Sachen stehen, wäre ein Bündniſs der Könige gegen die Aufklärung das unfehlbarste Mittel den Umsturz der Thronen zu beschleunigen, und unabsehbares Elend über die Völker zu bringen. Ich bin daher so weit entfernt, den Rath der groſsen Königin zu billigen, daſs ich vielmehr überzeugt bin, das beste was die Monarchen zu Befestigung ihres Ansehens thun können, sey gerade, den Unterthanen den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte völlig frey zu lassen, und den Umlauf aller Arten von Kenntnissen und Erzeugnissen des menschlichen Geistes vielmehr auf alle mögliche Weise zu befördern als hemmen zu wollen. Ich sage dieses mit der Erfahrung in der Hand: denn ich bin gewiſs, Perikles erhielt sich vornehmlich dadurch so lange im Besitz der groſsen Gewalt, die ihm die Athener überlieſsen, daſs er so viel Gebrauch von den Talenten der Gelehrten und Künstler seiner Zeit zu ihrer eigenen Bildung und zu Verschönerung ihrer Stadt machte; und daſs er, indem er ihrem lebhaften und unruhigen Geiste durch die Freyheit des Theaters, der Sofistenschulen und der öffentlichen Versammlungsörter, Gelegenheit zu angenehmen Zerstreuungen und unschädlichen Explosionen verschaffte, ihre Aufmerksamkeit von einer allzu eifersüchtigen Beobachtung seiner Staatsverwaltung abzuleiten wuſste. Ich getraue mir zu behaupten, daſs jeder Monarch, der diesen Weg einschlüge, (voraus gesetzt, daſs er sein Volk im übrigen nur erträglich behandelte) die nehmlichen Vortheile davon ziehen würde. Das sicherste Mittel, die Wirkungen der furchtbaren und in gewissem Sinne unermeſslichen Energie des menschlichen Geistes unschädlich zu machen, ist, wenn man ihr freyen Spielraum läſst. Der Mann, der sich damit abgiebt einer idealischen Republik Gesetze vorzuschreiben, vergiſst darüber sich um die wirkliche zu bekümmern; und wer Tragödien für den Schauplatz macht, spielt gewiſs keine für den Geschichtschreiber. Die Künste der Musen, und überhaupt alle Künste die für das Vergnügen und die Verschönerung des Lebens arbeiten, beschäftigen und erschöpfen groſse Kräfte, die, in Ermanglung eines so angenehmen und unschuldigen Wirkungskreises, gar leicht, durch gering scheinende Umstände gereitzt, einen andern Ausbruch nehmen, und der Gesellschaft eben so gefährlich werden könnten, als sie ihr jetzt wohlthätig sind. Überhaupt lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daſs ein Volk desto leichter zu regieren ist, je liberaler es regiert wird, und daſs es sich ganz gern aller Ansprüche an politische Freyheit begiebt, wenn man seine persönliche Freyheit unangetastet läſst. Man kann sich darauf verlassen, daſs die Menschen bey einem solchen Ersatz sich zu manchen Aufopferungen bequemen werden. Überhaupt ist nichts ungegründeter als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freyheit des Geistes ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die den Staat zusammen hält, aufzulehnen. Die Erfahrung hat immer das Gegentheil gezeigt. Je heller die Menschen das für und wider einer jeden Sache sehen, desto ungeneigter werden sie, ihre gegenwärtige Lage, wenn sie nicht ganz unerträglich ist, mit einer unbekannten und ungewissen zu vertauschen: und, in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wie in jenem Vulkanischen Netze, so verwickelt als sie sind, wie viel sind sie nicht zu ertragen fähig, ehe sie sich mit Gewalt los zu reiſsen versuchen!

Bey allem dem, groſse Königin der Götter, besorge ich sehr, es möchte den Monarchen, wie die Sachen dermahlen zwischen ihnen und ihren Untergebenen stehen, mit allem unserm guten Willen nicht viel zu dienen seyn. Denn was können wir ihnen rathen? Der Weise hilft sich selbst; der Thörichte hingegen wird den besten Rath entweder nicht hören, oder, wenn er ihn befolgt, ihn thöricht befolgen, und sich dann gerade um unsern Rath schlimmer befinden als zuvor. Mit Einem Worte, wehe dem, der an der Spitze eines Volkes steht, und nicht der verständigste und bravste Mann seines Volkes ist! Indessen, um doch nicht davon zu gehen ohne meinen kleinen Beytrag bezahlt zu haben, trage ich, besserer Meinung unbeschadet, darauf an: die Regenten zu warnen, daſs sie sich nicht von blödsinnigen Rathgebern verleiten lassen, der groſsen Revoluzion, die in dem menschlichen Verstande vorzugehen angefangen hat, in den

Weg treten zu wollen; anstatt, daſs es ohne Vergleichung rühmlicher und sicherer für sie seyn wird, mit der Vernunft in gutem Vernehmen zu leben, sie ihren eigenen Gang gehen zu lassen, und überhaupt ruhig dabey zu bleiben, wenn jedermann denkt wie er fühlt, spricht wie er denkt, glaubt was er wünscht, und thut was er nicht lassen kann. — Solltest du dieser freundlichen Warnung noch einen guten Rath beyfügen wollen, so wäre der meinige: denjenigen, die keine Ursache haben sich zuzutrauen, daſs sie die Jahrbücher ihrer Zeit mit preiswürdigen Thaten anzufüllen fähig seyen, ins Ohr zu sagen, sie könnten noch immer etwas rühmliches thun, — wenn sie machten, daſs die Geschichte — gar nichts von ihnen zu erzählen habe.

JUNO.

Du hast den Ton nicht bey uns verlernt, Aspasia, den du vor zwey tausend Jahren den Sokraten und Alcibiaden zu Athen angabst; und die Könige haben, wie ich sehe, keine sehr warme Patronin an dir. Hoffentlich wird uns Julia Augusta, an welcher nun die Reihe ist, etwas mehr Anmuthung zu ihrer Sache zeigen. Eine Frau, unter deren Einflusse die gröſste aller Republiken sich in eine so ruhige Monarchie verwandelte, als jemahls eine von einer langen Reihe von Königen auf ihre

Nachfolger fortgeerbt wurde, die Gemahlin und Mutter zweyer Fürsten, die in den feinsten Griffen der Regierungskunst von keinem andern übertroffen worden sind, muſs, wenn irgend eine, im Stande seyn, in der Verlegenheit, worin ich mich für meine Klienten befinde, einen Ausweg zu entdecken.

LIVIA.

Es ist nicht zu läugnen, daſs Cäsar Augustus ein gutes Theil Kunst vonnöthen hatte, um sich funfzig Jahre auf einem Posten zu erhalten, den sein groſser Vorgänger (vielleicht der Erste unter den Sterblichen, und von der Natur selbst zum Regenten aller übrigen gebildet) kaum ein Jahr lang hatte behaupten können. Indessen, wie man überhaupt der menschlichen Weisheit mehr Antheil an dem, was in der Welt geschiehet, zuzuschreiben pflegt, als sie wirklich hat, so mag wohl manches auf die Rechnung meines Gemahls, und vielleicht auch auf die meinige gesetzt werden, wovon vielmehr unserm Glücke als unsrer Klugheit die Ehre gebührt. In der That war August so übermäſsig glücklich, daſs ihm nicht nur die ziemlich leichte Kunst, sowohl von den Vortheilen seiner Lage und Umstände als von den Fehlern seiner Rivalen nützlichen Gebrauch zu machen, sondern (aufrichtig zu reden) sogar seine eigenen Fehler und Untugenden, weil sie ihm zufälliger Weise nützlich waren, für Verdienste angerechnet wurden. Der groſse Punkt, der ihm am meisten zu Statten kam, war, daſs sich die Römer und die ganze übrige Welt in dem Falle eines Schiffbrüchigen befanden, dem in der Angst jede Planke, deren er zuerst habhaft werden kann, die willkommenste ist. Wäre die Schlacht bey Akzium für den Antonius glücklich ausgefallen, wäre Oktavians Tod, statt des seinigen, die Folge davon gewesen: so würden sie sich, mit eben so vieler und vielleicht noch weit gröſserer Schwärmerey, in die Arme des Antonius geworfen haben. Wie dem aber auch seyn mag, so sage ich doch schwerlich zu viel, wenn ich das ganze Betragen des Augustus gegen die Römer — von dem Tage an, da er alle seine Gewalt in ihren Schooſs legte, um sie, unter den verschiedenen Benennungen, an welche ihre Ohren gewöhnt waren, wieder aus ihren Händen zu empfangen, bis zu dem berühmten *Plaudite*, womit er den Mimus seines Lebens beschloſs — eine der lehrreichsten Schulen für Könige nenne; besonders für solche, die über ein Volk regieren, das mit eifersüchtiger Liebe an dem Nahmen der Freyheit und an demokratischen Formen hängt; oder auch für einen bisher unumschränkten Monarchen, der sich (wie neulich der König der Westfranken) gezwungen fände, seinem

Volke die gesetzgebende Gewalt abzutreten, und sich eine Verfassung, wobey ihm wenig mehr als der Nahme eines Königs übrig bliebe, aufdringen zu lassen. Zwar Augustus befand sich gerade im entgegen gesetzten Falle; ihm fehlte von allem, was einen König ausmacht, nur der Nahme, da hingegen die Römer nichts als die leeren Formen und Hülsen von ihrer ehemahligen Verfassung übrig behielten: aber der Punkt, worauf es hier ankommt, ist, daſs Augustus sich darum nichts desto weniger so benahm, als ob das Römische Volk alles, und er selbst nichts wäre als was sie aus ihm machen wollten. Er maſs alle seine Schritte, wog alle seine Reden und Handlungen, sogar in seinem Privatleben, mit einer so ängstlichen Genauigkeit ab; bediente sich seiner Autorität mit so vieler Bescheidenheit und Zurückhaltung; schien bey allem, was er verlangte oder unternahm, so bekümmert zu seyn, ob es auch den Beyfall des Volkes habe; wuſste jeder Verfügung, die seine Allgewalt im Staate hätte verhaſst machen können, so geschickt das Ansehen einer Gefälligkeit gegen die Wünsche des Volkes zu geben, und spielte, mit Einem Worte, die Popularität mit so viel Feinheit und Anstand, daſs der eingeschränkteste Regent einer freyen Nazion nicht mehr Kunst anwenden könnte, eine Autorität, die er nicht hätte, zu erschleichen, als August anwandte, diejenige, die er hatte, zu maskieren. Übrigens giebt mir die Unparteylichkeit, womit ich den Mann, dessen Ruhm mit dem meinigen so eng verbunden ist, gerade von der Seite, die er am sorgfältigsten zu verbergen suchte, gezeigt habe, das Recht hinzu zu setzen: daſs, wenn er zu dieser Rolle durch die Umstände gezwungen war, und alle diese Kunstgriffe nöthig hatte, um eine unsichere usurpierte Gewalt in eine rechtmäſsige und dauerhafte zu verwandeln, der Gebrauch, den er von der letztern machte, ihm einen ehrenvollen Platz neben den besten Fürsten, die jemahls zum Throne geboren wurden, verdient hat. Augustus vereinigte alles in sich, was Semiramis und Aspasia für die wesentlichsten Tugenden eines guten Regenten erklärt haben; und gewiſs regierte der väterlich, der nicht von bettelnden oder voraus bezahlten Schmeichlern, sondern aus dem vollen Herzen der dankbaren Römer den schönen Nahmen Vater des Vaterlandes erhielt. Wenn ich gestehe, daſs in seiner Popularität viel mimische Kunst und Täuschung war, so müſste man sehr unbillig seyn, wenn man verkennen wollte, daſs selbst diese Täuschung, weil sie den Römern wohlthätig war, unter seine Verdienste gehört. Ein so verderbtes Volk, wie die Romuliden seiner Zeit, und wie dermahlen, mehr oder weniger, alle Europäische Nazionen sind, will getäuscht seyn, und muſs oft schlechterdings zu seinem eigenen Vortheil getäuscht werden: aber damit es nicht alle Augenblicke aus seinen goldnen Träumen aufgeweckt werde, muſs dem süſsen Wahn etwas Reelles zum Grunde liegen, muſs man erst sein Herz und sein Vertrauen gewonnen haben; und das letztere wenigstens erhält man schwerlich anders, als durch wirkliche Verdienste, die man sich um seinen Wohlstand gemacht hat. Und bestände auch alles, was ein Volk seinem Fürsten zu danken hätte, nur in einem angenehmern Lebensgenusse; so rechnen die Menschen das, was ihren Sinnen schmeichelt, gewöhnlich höher an, als ungleich gröſsere Wohlthaten, deren Werth nur mit dem Verstand erkannt und erst in langsam heran reifenden Früchten genossen wird.

Du siehest, groſse Göttin, daſs meine Gedanken von Aspasiens vielleicht nur in diesem einzigen Stücke verschieden sind, daſs sie von deinen zeptertragenden Klienten nicht gut genug zu denken scheint, um ihnen zuzutrauen, daſs der einzige Rath, den wir ihnen zu geben haben, den gehörigen Eingang bey ihnen finden werde. Ich gestehe, daſs ich von verschiedenen unter ihnen eine bessere Meinung hege; besonders von Einem, dem das Schicksal eine der schwersten Rollen zu spielen gab, und der mit allen Fähigkeiten, sie gut zu spielen, den Schauplatz vor kurzem betreten hat. Es ist natürlich, wenn das Ideal eines vortrefflichen Regenten, das jede von uns aufgestellt hat, dem gröſsten Meister der Kunst, den sie einst kannte, ähnlich sieht: aber ich müſste mich sehr irren, oder die Hauptmaximen, deren Befolgung jede von uns zur nothwendigsten Bedingung einer weisen und glücklichen Regierung machte, lassen sich sehr gut vereinigen; oder vielmehr die Regierung des Augustus ist ein wirkliches Beyspiel dieser Vereinigung, und verdient daher (wie ehemahls der berühmte Kanon des Polykletus von den Bildhauern) von allen Fürsten, wie groſs oder klein ihr Wirkungskreis seyn mag, zum Modell genommen zu werden. Ich weiſs sehr gut, wie viel ich damit von diesen Herren fordre; aber meine Absicht ist auch nichts weniger, als ihnen meine Cour dadurch zu machen. Wer sich mit Regieren abgiebt, ohne sich der Talente, die dazu erfordert werden, bewuſst zu seyn; wer sich vor irgend einer Arbeit und Mühe, die damit verbunden ist, scheuet, und nicht den festen Willen hat, sich durch alle mögliche Verdienste um das Glück seines Volkes der ersten Stelle im Staate würdig zu zeigen: für den habe ich keinen andern Rath, als sich einer Bürde, die er nicht tragen kann oder tragen will, je eher je lieber zu entladen. Sogar eine erbliche Krone ist usurpiert, wenn sie nicht verdient wird.

JUNO.

Auch du, Julia? — auch du machst so strenge Forderungen an die Könige?

LIVIA.

Um Vergebung, Göttin! ich fordere nicht mehr von ihnen als die Knaben meiner Zeit in Rom von ihren Spielkönigen: Wers am besten macht, riefen sie, soll König seyn!

JUNO.

Das ist es eben, was ich allzu streng finde. Wenn wir dem Volke das Recht eingestehen wollten, seine Regenten auf dieser Wage zu wägen, wie viele, meinst du, würden wohl auf angeerbten Thronen ruhig sitzen bleiben? Und dennoch hat eine lange Erfahrung gelehrt, daſs es für die Ruhe der Staaten zuträglicher ist, wenn sie, mittelst einer festgesetzten Erbfolge, die Wahl ihres Regenten dem Schicksale überlassen!

LIVIA.

Meine Meinung ist keinesweges dem Volk ein Recht einzugestehen, dessen Ausübung ihm selbst verderblich seyn und sehr bald alle bürgerliche Ordnung zerstören würde. Das Volk hat von der Regierung nichts zu fordern als Sicherheit und Gerechtigkeit: aber der Regent muſs desto mehr von sich selbst fordern; oder, wofern er so eine Art von König ist wie das Stück Holz in der Fabel, so sehe ich nicht, mit welchem Recht er sich beklagen könnte, wenn die Frösche ohne Scheu auf ihm herum springen.

JUNO.

Am Ende wird sich finden, daſs es keine leichte Sache ist, den Fröschen einen König zu geben, wie sie einen nöthig haben. Aber wir sind, däucht mich, unvermerkt von dem eigentlichen Gegenstande unsrer Berathschlagung abgekommen; es wird also an dir seyn, Königin Elisa, uns wieder zurück zu bringen, und uns gegen das Übel, welchem abgeholfen werden muſs, Mittel vorzuschlagen, die den gegenwärtigen Zeitumständen angemessen, so nahe als möglich bey der Hand, und zugleich so sicher in der Anwendung sind, daſs wir nicht Gefahr laufen eine Kur zu machen, die noch schlimmer als die Krankheit selber ist.

ELISABETH.

Der Grund, warum manche Kranke nicht genesen können, liegt nicht sowohl an dem Mangel wirksamer Heilmittel, als daran, daſs der Pazient sich der Kur nicht unterwerfen will, oder doch die Mittel nicht in der rechten Ordnung gebraucht. Dieſs dürfte wohl, wie ich besorge, auch der Fall bey manchen unter den Königen seyn, welchen du, groſse Beschützerin der Thronen, aus ihren Verlegenheiten geholfen wissen möchtest. Meiner Meinung nach giebt es wirklich ein unfehlbares Mittel, wie alles zwischen den Völkern und ihren Regenten in das gehörige Gleichgewicht gesetzt werden kann: aber, da es eben so einzig als unfehlbar ist, und von Seiten deiner Klienten ein Opfer fordert, wozu vielleicht keiner von ihnen sich freywillig entschlieſsen wird; so muſs ich voraus gestehen, daſs ich nicht viel mehr Vertrauen zu der Wirksamkeit unserer Berathschlagung habe als Aspasia, und beynahe gewiſs bin, die Nothwendigkeit allein werde die Verblendeten endlich zu den Schritten zwingen müssen, welche sie aus eigener Bewegung zu thun, wie ich befürchte, weder billig noch weise genug sind.

Meine erlauchten Vorgängerinnen haben verschiedene Vorschläge gethan, die unter den vorausgesetzten Bedingungen von sehr guter Wirkung seyn würden: nur sind diese Bedingungen unglücklicher Weise so beschaffen, daſs sich keine Rechnung auf ihre Voraussetzung machen läſst. Ganz gewiſs wird ein jedes

Volk, das von einem weiſen und guten Fürſten väterlich regiert wird, ſich unter ſeinem Zepter wohl befinden. Aber, wo iſt der Sterbliche oder der Gott, der irgend einem Volke auch nur für einen einzigen, geſchweige für eine ganze Reihe ſolcher Regenten, die Gewähr leiſten könnte? — Und wenn nun das Gegentheil erfolgt? Wenn der Monarch, der alles kann und alles darf, kein Vater, ſondern ein Tyrann iſt? wenn er ungerechte, unweiſe, die Rechte der Menſchheit kränkende, ja gänzlich aufhebende Geſetze giebt? wenn er ſelbſt kein anderes Geſetz erkennt als ſeine Leidenſchaften? wenn er über das Eigenthum, die Kräfte, die Freyheit und das Leben ſeiner Unterthanen nach Willkühr ſchaltet, die Staatseinkünfte verſchleudert, ſeine Länder den Drangſalen und Verwüſtungen unnöthiger und thörichter Kriege ausſetzt; kurz, wenn er ſich ſeiner unumſchränkten Gewalt ſo bedient, wie die meiſten Despoten von jeher gethan haben und immer thun werden: was bleibt dann, nach dem Plane der erlauchten Königin von Babylon, ſeinem gemiſshandelten Volke übrig, als die traurige Wahl, entweder zu leiden was nicht zu leiden iſt, oder, wenn es endlich aus Verzweiflung die unerträglichen Ketten mit Gewalt zerbricht, ſich allen Gefahren, allem Unheil einer plötzlichen, planloſen, vielleicht dem ganzen Staate verderblichen Revoluzion auszusetzen? — „Wenn der Monarch ein Tyrann ist,“ sagte ich, — und man wird mir einwenden, daſs unsre Zeit keine Busiris und Falaris, keine Neronen und Domiziane mehr hervor bringe: aber, man kann auf sehr verschiedene Art und unter gar mancherley Gestalten, sogar unter der Maske eines gütigen, für die Ruhe und das Glück seiner Unterthanen zärtlich besorgten Landesvaters, ein Tyrann seyn. Es giebt vielleicht keine Neronen mehr: aber hat die Natur etwa die Formen vernichtet, worin sie einen Filipp den Zweyten von Spanien, einen Ludewig den Eilften von Frankreich, einen Kaiser Ferdinand den Zweyten machte? Hieſs der vierzehnte Ludewig von Frankreich nicht der Groſse? der funfzehnte nicht der Vielgeliebte? Und leben oder vegetieren nicht in diesem Augenblicke solche Väter des Vaterlandes, welche, während ihre Gerechtigkeitsliebe und ihr gutes Herz von tausend Zungen gepriesen wird, mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit zusehen, wie ihre Unterthanen in ihrem Nahmen ausgeplündert werden? Kennen wir nicht Länder, welche die Freygebigkeit der Natur und der betriebsame Fleiſs der Einwohner zu Beyspielen des blühendsten Wohlstandes gemacht hatte, und die unter solchen guten Fürsten in einen Verfall geriethen, zu welchem sie gewiſs unter einem Tiberius nicht herab gesunken wären? Vermuthlich lebt auf der weiten Erde kein einziger Regent, für dessen Ohr und Herz der schöne Beynahme Ludewigs des Zwölften von Frankreich 1) keinen Reitz haben sollte: und dennoch könnte ich mehr als Einen nennen, der sein Volk mit der Zärtlichkeit eines Vaters zu lieben glaubt und vielleicht wirklich liebt, dessen Staatshaushaltung nichts desto weniger so beschaffen ist, daſs sich das Jahr mit ziemlicher Gewiſsheit ausrechnen läſst, wann er den gröſsten Theil seiner geliebten Kinder — an den Bettelstab gebracht haben wird. Unstreitig sagte Semiramis eine groſse Wahrheit, indem sie behauptete, daſs dem Übel, gegen welches wir die wirksamsten Mittel vorschlagen sollen, durch Palliative nicht geholfen werden könne. Was sind aber alle diese Täuschungen des Volks, in welchen sie und die erlauchte Livia die groſsen Mysterien der Regierungskunst zu setzen scheint, — diese liebliche Dichtung eines väterlichen und kindlichen Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen — oder diese hinterlistigen Künste, ein Volk in süſse Träume von Freyheit einzuwiegen, während man ihm eine Schlinge nach der andern über den Kopf wirft; es mit Pup-

---

1) Vater des Volks.

penspielen und goldenen Hoffnungen zu amüsieren; ihm sogar, damit es sich einen Augenblick für glücklich halte, alle ersinnlichen Gelegenheiten zu Befriedigung ausschweifender und kindischer Leidenschaften zu verschaffen, während man es unvermerkt zum Werkzeug, aber am Ende auch zum Opfer der willkührlichen Gewalt eines Demagogen, oder eines despotischen Monarchen macht — was sind diese Täuschungen anders als Palliative? als eine Art von Zaubermitteln, wodurch das Übel auf eine kurze Zeit beschworen und eingeschläfert wird, indessen es im Innern immer weiter um sich friſst, und bey der geringsten äuſserlichen Veranlassung mit verdoppelter Gewalt wieder ausbrechen muſs? — Sogar die unverwandte Aufmerksamkeit auf die Wünsche des Volks, die sorgsame Achtung für seine Vorurtheile und Launen, und (wenn ich der Sache ihren rechten Nahmen geben soll) die politische Koketterie, womit ich selbst ehemahls um den Beyfall und die Liebe meiner grillenhaften Nazion buhlte, — weniger vielleicht aus der Neigung zu gefallen, die unserm Geschlecht eigen ist, als um einer ziemlich willkührlichen Regierungsart das Verhaſste zu benehmen, und auf einem unsichern Throne desto fester zu sitzen, — verdient, ungeachtet aller Lobreden die ich damit gewann, im Grunde keinen bessern Nahmen; wenn gleich nicht zu läugnen ist, daſs mein Volk sich wohl dabey befand. Immerhin mag es von Zeiten, wo über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen noch verworrene Begriffe allgemein herrschen, wo das Volk den ganzen Umfang seiner Rechte nur noch dunkel ahnet, der Regent hingegen geneigt ist den seinigen alle mögliche Ausdehnung zu geben, kurz von Zeiten wie die, in welchen wir und alle unsre Vorfahren regiert haben, — immerhin mag es von solchen Zeiten wahr seyn, daſs jedes verderbte Volk, (wie Livia behauptete) und ich setze hinzu, jedes unwissende und viele Jahrhunderte durch immer betrogene Volk, getäuscht seyn wolle, und oft zu seinem eigenen Besten getäuscht werden müsse! Wie lange diese Periode der Kindheit, des Irrthums und der Täuschung auch dauern mag, endlich muſs einmahl die Zeit kommen, wo sich die Menschen nicht mehr wie Kinder behandeln lassen, nicht mehr betrogen seyn wollen, — wo sie wissen wollen woran sie sind, — welches das kleinere Übel für sie sey, unter bürgerlichen Gesetzen zu leben, oder in den Stand der natürlichen Gleichheit und Ungleichheit zurückzukehren, und unter welchen Bedingungen das erste dem andern vorzuziehen sey? — Alles müſste mich betrügen, oder diese Zeit (wofern sie nicht schon da ist)

ist im Anzug; und in diesem Falle sehe ich nur Eine Maſsregel, durch welche den furchtbaren Übeln, womit sie einen Theil des Menschengeschlechtes bedroht, vorgebauet werden kann. Sie hält ein.

JUNO.

Eile sie uns mitzutheilen, Elisa! — Denn hoffentlich wirst du meine Erwartung nicht zum zweyten Mahle getäuscht sehen wollen, da du dich so nachdrücklich gegen alle Täuschung erklärt hast.

K. ELISABETH.

Wenigstens würde die Schuld nicht an mir liegen, Göttin. Meine Maſsregel ist, wie ich gleich zu Anfang sagte, eben so unfehlbar, als sie die einzige ist, welche vernünftiger Weise genommen werden kann. Aber ich glaube die regierenden Herren — vom ersten aller Könige bis zum Bürgermeister des kleinsten aller Abderiten-Nester in der Welt — viel zu gut zu kennen, um zu hoffen, daſs sie durch bloſse Vernunftgründe bewogen werden sollten, die Hände dazu zu bieten.

JUNO.

Diese Sorge laſs dich nicht beunruhigen, Elisa! Wenn es nur darauf ankommt, so

Völker Rechte habe: aber worin diese Rechte und Pflichten eigentlich bestehen, wie weit sie sich erstrecken, in welche Grenzlinien sie eingeschlossen sind, und was für Einrichtungen getroffen werden müssen, um dem Volke den vollen Genuſs seiner Rechte zu verschaffen, und die Regenten zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten; darüber hat man sich immer mit verworrenen und schwankenden Vorstellungen beholfen; darüber ist sogar absichtlich und geflissentlich alle mögliche Dunkelheit verbreitet worden. Endlich hat in diesen Tagen das Schicksal einer groſsen Nazion — die sich, ihre Staatsverfassung ausgenommen, in jeder andern Rücksicht für die erste in der Welt halten konnte, aber, durch langwierige Miſshandlungen aller Art ins Verderben gestürzt und zur äuſsersten Verzweiflung gebracht, sich lieber allem Elend der Anarchie aussetzen als den zermalmenden Druck des monarchischen und aristokratischen Despotismus länger ertragen wollte — endlich, sage ich, hat das lehrreiche und furchtbare Schicksal dieser Nazion allen übrigen die Augen geöffnet; und die Überzeugung ist nun allgemein, daſs nichts als eine Konstituzion, worin die Rechte aller Klassen der Staatsbürger klar und bestimmt ausgedruckt und durch gehörige Veranstaltungen gegen alle willkührliche Eingriffe verwahrt sind, jeden andern Staat vor ähnlichen Auftritten sicher stellen könne. Dieſs, Göttin, ist die gegenwärtige Lage der Sachen. Die magischen Täuschungen, womit man bisher andere und sich selbst betrog, lassen sich nur in einem Nebel spielen, den die Vernunft endlich zerstreut hat; und gewaltsame Mittel (auſser dem daſs sie eben so unbillig als verhaſst sind) helfen zwar für den Augenblick, beschleunigen aber in der That die fürchterliche Katastrofe, welcher man dadurch vorbauen will. Augenscheinlich ist also nichts übrig, als daſs man sich je eher je lieber entschlieſse, zu thun was schon längst hätte gethan werden sollen. Eine Konstituzion von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und auf die Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln, ist das unfehlbare, leichte und einzige Mittel, allen heilbaren Übeln der politischen Gesellschaft abzuhelfen, die möglichste Harmonie zwischen dem Regenten und den Unterthanen herzustellen, und den Wohlstand der Staaten auf einer unerschütterlichen Grundlage zu befestigen.

JUNO.

Dein Vorschlag hat meinen ganzen Beyfall, und ich sehe nicht, warum die Monarchen

Bedenken tragen sollten, ihn aus eigner Bewegung mit dem gröſsten Vergnügen ins Werk zu setzen.

K. ELISABETH.

Wer einmahl im Besitz einer unbestimmten Macht ist, wird schwerlich groſse Lust haben, selbst auf Einschränkungen derselben anzutragen. In meinem alten England kostete es einem Könige den Kopf, und seinem zweyten Sohne die Krone, ehe es dahin kam, daſs ihre Nachfolger sich bequemten, die Rechte, welche die Nazion sich vorzubehalten für gut fand, als ein Grundgesetz des Reichs anzuerkennen.

JUNO.

Die Fürsten sind seitdem aufgeklärter und billiger geworden, Elisa; sie werden sich wohlfeiler bequemen.

K. ELISABETH.

Wie? Auch diejenigen, die ihr göttliches Recht, leidenden Gehorsam von den Unterthanen zu fordern, mit dreyſsig oder vierzig Legionen zu allem bereitwilliger Kriegsknechte behaupten können?

JUNO.

Du trauest dem väterlichen Herzen der Monarchen auch gar zu wenig zu.

K. ELISABETH.

Ich war selbst eine Königin: du wirst mir zu gut halten, wenn ich ein wenig ungläubig bin.

SEMIRAMIS.

In diesem Stücke denke ich wie Elisabeth.

LIVIA.

Auch ich besorge, sie möchte zuletzt nur zu sehr Recht behalten.

JUNO.

Wir müssen auf Mittel bedacht seyn, meine Freundinnen, die Hirten der Völker zu überzeugen, daſs sie für ihre eigene Sicherheit und Ruhe sowohl als für ihren Ruhm nichts bessers thun können, als Elisens Vorschlag ungesäumt ins Werk zu setzen. — Mir fällt sogleich eins ein, das wir vor Zeiten öfters mit gutem Erfolge gebraucht haben. Ich will meine Iris zu dem Gott der Träume schicken, und ihm befehlen lassen, noch in dieser Nacht allen Königen und Fürsten, die es angeht, jedem, nach Maſsgabe seines Karakters und seiner besondern Lage, einen eigenen Traum zuzusenden, der ihm in einem zwiefachen mit den stärksten Zügen und wärmsten Farben ausgeführten Gemählde, in dem einen das Vortheilhafte, Schöne und Ruhmvolle der von Elisen vorgeschlagenen Maſsregel, und in dem andern das unendliche Elend, das für sein Volk — und die Gefahr und Schande, die für ihn selbst — aus der Verachtung eines so guten Rathes erwachsen könnte, so lebhaft zu Gemüthe führe, daſs es ihm beym Erwachen eben so unmöglich seyn soll, der Wirkung seines Traumes zu widerstehen, als es dem König Agamemnon war, dem täuschenden Traume ungehorsam zu seyn, den ihm Jupiter zuschickte, um ihn zum Angriff der Trojaner aufzufordern.

SEMIRAMIS.

Ein glücklicher Gedanke, Göttin, dessen Ausführung deine Absicht schwerlich verfehlen kann!

ASPASIA.

Ich wünsche es, wiewohl in diesen unglaubigen Zeiten auch der uralte Glaube an Träume ziemlich erkaltet seyn mag.

K. ELISABETH.

Vielleicht machen die Könige eine Ausnahme. Auf allen Fall wird ihnen auch wachend beyzukommen seyn.

JUNO.

Genug für dieſsmahl, meine Kinder! Vorerst wollen wir sehen was meine Träume wirken werden.

GESPRÄCHE IM ELYSIUM.

I.

DIOKLES, LUCIAN.

DIOKLES, noch allein.

Wie ist mir? Wo bin ich? Ist dieſs Elysium? Die schönste Insel der Seligen, „wo goldne Blumen glühen? wo ein ewiger Frühling von Früchten aller Arten überflieſst? — Wo sind die reinen Krystallbäche? Wo die immergrünen blumenvollen Wiesen, die mir von Dichtern und Weisen 1) versprochen wurden? Wo die Sonne, die Tagen und Nächten immer gleich leuchtet?“ — Nichts als Dämmerung und Dämmerung! — und eine Stille, so still, so still, daſs ich das wiegende Schwanken einer Lilie auf ihrem Stängel hören könnte. Ein wahres Schattenland! — Und bin ich

---

1) Pindar. Olymp. 2. Äschin. Dial. III. 20.

denn auch ein Schatten? — Ich? — Was nennest du Dich? Ich kenne Dich nicht mehr! — Ach! welch ein seltsames Drängen und Winden und Schneiden und Absondern fühl' ich in mir? — Mich däucht, ich bin mir das nicht mehr bewuſst was ich mir kaum noch bewuſst war, und doch fühle ich noch daſs ich Diokles bin. — Wunderbar! mir ist als falle alle Augenblicke etwas von mir ab, bald wie Schuppen, bald wie ein Nebel den die Sonne niederdrückt. — Ein seltsamer Zustand! so leer! so leicht! so durchsichtig! — Es ist nicht ganz recht mit mir — gar nicht, wie ich mirs dachte — und doch bin ich eher wohl als übel. — Aber, seh' ich nicht dort einen Schatten gegen mich her schweben? Sein Ansehen ist frey, und ruhig, und edel. Gewiſs einer von den Weisen eines bessern Zeitalters! — Ich will ihn anreden; er soll mir sagen, ob dieſs Elysium ist.

Darf ich dich anreden? Darf ich dich fragen, wie du genannt wirst?

LUCIAN.

Du darfst alles was du kannst. Wir sind hier alle gleich, und haben wie die alten Atlanten, keine besondern Nahmen, auſser wenn wir uns von unserm vormahligen Leben unter einander besprechen. Da ich noch auf der Oberwelt war, nannten sie mich Lucian.

DIOKLES
ein wenig zusammen fahrend.

Lucian? — So bitte ich dich, schone meiner!

LUCIAN.

Warum bittest du mich das?

DIOKLES.

Weil du mich ohne Zweifel noch schärfer sehen wirst als ich mich selbst sehe. Ich bin gar nicht mit mir selbst zufrieden.

LUCIAN.

Du bist also ein neuer Ankömmling? Habe Muth! es wird immer besser mit dir werden.

DIOKLES.

Sage mir doch, bin ich wirklich im Elysium? Kann dieser Ort, wo wir jetzt sind, Elysium seyn?

LUCIAN.

Du bist im Elysium; aber deine Sinne sind noch nicht ganz gereinigt.

DIOKLES.

Das muſs es seyn! Nun versteh' ichs. Der Fehler muſs an mir liegen, daſs mir alles so trübe, so schattenmäſsig, so öde und todt vorkommt.

LUCIAN.

Du wirst ja diesen Augenblick erst geboren! Deine Augen sind noch dunkel, deine Ohren noch schlaff; du bist unsrer Luft, unsers Lichts noch ungewohnt. Aber das wird sich bald geben.

DIOKLES.

Sage mir doch, was ist das, das sich fast alle Augenblicke — eben jetzt da ich mit dir rede — wie von mir ablöst, und, wie Lappen eines zerriſsnen wollichten Nebels, seitwärts an mir niederwallt?

LUCIAN.

Dünkt dich nicht, du werdest bey jeder dieser Abschälungen leichter, freyer, dir selbst durchschaulicher?

DIOKLES.

So däucht mich — aber nur gar zu leicht, gar zu durchsichtig! Denn ich merke wohl, es wird vor lauter Abschälungen, wie du es nennst, beynahe nichts von mir übrig bleiben.

LUCIAN.

Sey unbekümmert! Es wird sich nichts abschälen, um was du dich nicht desto besser befinden wirst. Es sind nur die Täuschungen des Eigendünkels, die dich bisher umwickelten, und die Ursachen deiner meisten Leiden und Freuden waren.

DIOKLES.

Hilf Himmel! wenn dieſs ist, was für ein Puppen- und Fratzenspiel von Täuschung und Blendwerk war das, was ich mein Leben nannte!

LUCIAN.

Merkst du das? — Und doch wird es dir nicht an einem Lebensbeschreiber fehlen, der eine gar feine Komposizion daraus zu machen wiſsen wird.

DIOKLES.

O das ist häſslich! Meine Vorzüge, meine Tugenden, meine Freuden, beynahe alle — vielleicht gar alles zusammen — lauter Täuschungen!

LUCIAN.

Dafür waren es aber deine Leiden auch.

DIOKLES.

Desto schlimmer! desto schlimmer! Ich fühlte mich so stark, so groſs, wenn ich sie standhaft, edel, wie ein Weiser zu tragen glaubte. — Wie lächerlich ich dir vorkommen mufs!

LUCIAN.

Gar nicht! Die Last, die ein Mann kaum auf seinen Schultern fühlt, würde ein Kind niederdrücken. Hierin liegt die Täuschung nicht, Bruder. Aber, wenn du deine Leiden so standhaft, so edel, so heldenmüthig zu tragen glaubtest, davon geht nun wohl etwas ab.

DIOKLES.

Ich litt freylich nur — was ich nicht ändern konnte, und ächzte, klagte, schrie, so gut wie ein gemeiner Mensch, wenn mich niemand hörte, vor dem ich mich schämte nur ein gemeiner Mensch zu seyn.

LUCIAN.

Das ist wohl die dickste und häfslichste von allen Schuppen, kein gemeiner Mensch seyn zu wollen, wenn man im Grunde doch nur ein gemeiner Mensch ist. Siehst du, was für ein Klumpen wieder von dir fällt?

DIOKLES.

Hilf mir! Ich zerfalle! ich zerfliefse in Dunst und Schlacken!

LUCIAN.

Das ärgste wird nun bald vorüber seyn. Sey ruhig. Wir waren alle nur gemeine Menschen. — Mehr oder weniger Häute, schlechtere oder buntere Schuppen, machten den ganzen Unterschied.

DIOKLES.

Und die grofsen, die herrlichen Menschen sollten keine Ausnahme machen?

LUCIAN.

Frage sie selbst, wenn du einst zu ihnen gekommen seyn wirst.

DIOKLES.

Ihr lebt also hier frey von allem was die Sinne der Sterblichen fälscht? Jeder erscheint dem andern wie er ist?

LUCIAN.

Und sich selbst wie er war.

DIOKLES.

Und ihr seyd glücklich?

LUCIAN.

Eben darum! In unserm vorigen Zustande war es freylich anders. Aber hier, wo alles im vollkommnen Gleichgewicht, alles in Ruhe ist, wo keiner von dem andern was zu fürchten noch zu hoffen hat, wo keine Schiefheit, keine Vorurtheile, kein Neid, keine Schelsucht, keine Rachgier, mehr Platz hat, — wo also schlechterdings keine Ursache ist, was andres oder besseres scheinen zu wollen, oder zu müssen, als man ist: hier kann man niemand täuschen wenn man auch wollte, und nicht täuschen wollen wenn man auch könnte. Auch sich selbst nicht; denn man ist nur falsch gegen sich selbst, wenn man nicht wahr gegen andre seyn darf. Kurz, bey uns ist alles wahr, und eben darum sind wir glücklich.

DIOKLES.

Mich däucht, es wird Mühe kosten, bis ich mich an eure Glückseligkeit werde gewöhnen können.

LUCIAN.

Warst du etwa ein König?

DIOKLES.

Ein König! — Zuweilen, ja, aber nur in der Einbildung; und das endigte immer damit, daſs ich Satiren auf die Könige machte die es wirklich waren.

LUCIAN.

Hast du jemahls gehört, daſs ein Günstling, eh' er in Ungnade fiel, oder ein Officier, wenn er ein Regiment erwartete, oder ein Poet, wenn er eine Pension erhielt, eine Satire auf die Könige gemacht habe?

DIOKLES.

Ich verstehe dich: aber das war doch bey mir die Ursache nicht.

LUCIAN.

Nimm dich in Acht!

DIOKLES.

Ich war zum Glück in einer Lage, daſs ich ihrer Gnade entbehren konnte.

LUCIAN.

Du wähntest also vielleicht, du würdest es an ihrem Platze besser gemacht haben?

DIOKLES.

Das war freylich auch eine häſsliche Täuschung. Aber mein Haſs gegen die Könige floſs wahrlich aus einer reinern Quelle.

LUCIAN.

Nimm dich in Acht, Bruder!

DIOKLES.

Es war wirkliches Mitleiden mit dem armen Menschengeschlechte —

LUCIAN.

Und aus wirklichem Mitleiden mit dem armen Menschengeschlechte — hättest du selbst König seyn mögen?

DIOKLES.

Ich läugn' es nicht — aber bloſs um Gutes zu thun!

LUCIAN.

Hättest du Herr über den ganzen Erdboden seyn mögen?

DIOKLES.

Bloſs um desto mehrern Gutes zu thun.

LUCIAN.

Und unumschränkter Selbstherrscher?

DIOKLES.

Bloſs um das Gute desto ungehinderter zu thun.

LUCIAN.

Ernstlich, das konntest du dir einbilden?

DIOKLES.

O weh! —

LUCIAN.

Da schuppte sich wieder eine garstige dicke Haut ab!

DIOKLES.

Ach! was wird aus allen den Tugenden werden, in deren Bewuſstseyn ich mir oft so gütlich that!

LUCIAN.

Das war wohl eine sanfte Schaukel?

DIOKLES.

Wie glücklich ich mich dann fühlte! — Nein! Ich bin nicht im Elysium. — Mir ist hier ganz anders —

LUCIAN.

Du büſsest hier für — deine Tugenden.

DIOKLES.

Die ich zu haben wähnte und nicht hatte, meinst du?

LUCIAN.

Und die dir weder Anstrengung noch Opfer kosteten. — Du warst da oben wohl ein Dichter, nicht so?

DIOKLES.

Und liebte die Wahrheit über alles —

LUCIAN.

Und belogst dich selbst und die Welt dein ganzes Leben lang?

DIOKLES.

Du biſt noch immer Lucian, wie ich höre.

LUCIAN.

Bruder, es ſteht noch nicht recht mit dir. — Gehe dem ſchlängelnden Fuſspfade zwiſchen dieſen Platanen nach; er wird dich zu einer Grotte führen, in deren Vertiefung du eine Art von warmem Bade bereitet finden wirſt. Bediene dich deſſen ungeſcheut; es wird dich erweichen, und dir eine gelinde Ausdünſtung verſchaffen, nach welcher du dich viel beſſer befinden wirſt. Wenige kommen hierher, die dieſes Bades nicht eine Zeit lang bedürften, und niemand, dem nicht gerathen würde, es zur Vorſicht wenigſtens Einmahl zu gebrauchen. Geh, weil es doch ſeyn muſs! Wenn wir uns wiederſehen, wirſt du fühlen daſs du im Elyſium biſt.

II.

LUCIAN, DIOKLES, hernach PANTHEA.

LUCIAN.

Nun, wie gewohnst du in deinem neuen Zustand ein? Bist du nun besser mit dir selbst zufrieden?

DIOKLES.

Immer besser mit andern, und immer schlechter mit mir selbst. Es geht noch nicht recht, wie du siehst.

LUCIAN.

Im Gegentheile, du bist auf dem nächsten Wege zur Genesung. In deinem vorigen Leben wars gerade umgekehrt, nicht wahr?

DIOKLES.

Ich kanns nicht läugnen.

LUCIAN.

Damahls verglichst du immer die andern mit dir, und glaubtest dabey zu gewinnen, weil du dich selbst in dem täuschenden Spiegel des Eigendünkels sahst. Was du dich selbst nanntest, war nur deine Meinung von dir selbst; ein Gewand, aus tausend bunten glänzenden erborgten Lappen zusammen geflickt, das du dir, so gut du konntest, anzupassen suchtest. Nun, da diese Lappen einer nach dem andern von dir abfallen, schämst du dich deiner Nacktheit; aber mehr, weil du nicht gewohnt bist dich nackt zu sehen, als weil du dich deiner eigenthümlichen Gestalt zu schämen hättest. Daher die Unzufriedenheit mit dir selbst. Die Veränderung ist noch zu neu. Du bist wie einer, der den Arm, den er verloren hat, instinktmäſsig immer noch gebrauchen will, weil er immer wieder vergiſst daſs er ihn nicht mehr hat. Deine Lappen sind, durch den Mechanismus der Gewohnheit, Theile von deinem vermeinten Selbst geworden, und es geht dir jetzt wie jenem nackten Indier, da er zum ersten Mahl einen Europäer sich entkleiden sah.

DIOKLES.

Du wirst mir doch gestehen, daſs es nicht angenehm ist, sich auf einmahl so arm zu finden; zu sehen, daſs beynahe alles, was man für Eigenthum, Vorzug, Vorrecht, Verdienst ansah, nur Täuschung war. Du wirst mich schwerlich überreden, daſs ich durch die Entdeckung meiner Nacktheit gewonnen habe; und ich begreife nicht, wie ihr andern Einwohner des Elysiums glücklich seyn könnet. Ihr müſst ein Geheimniſs besitzen, zu welchem man mich noch nicht zugelassen hat.

LUCIAN.

Ganz und gar keines. Alles was wir haben um glücklich zu seyn, hast du auch.

DIOKLES.

Und bin doch nicht glücklich!

LUCIAN.

Das wird sich geben, Bruder. Du bist noch wie ein Kind, das zwar Augen und Ohren, Hände und Füſse so gut wie ein Erwachsner hat, aber sie nur noch nicht zu gebrauchen weiſs.

DIOKLES.

Es muſs wohl so seyn; aber ich sehe noch nicht, wie es so ist. Sage mir nur Eins, Lucian. Wie könnt ihr einander lieben, da, wie du sagst, jeder den andern ohne alle Täuschung sieht, folglich gerade so arm und nackt, als er seyn muſs, wenn er von dem allen entkleidet ist, was du fremde Lappen nennst. Z. B. der Diogenes, den du einst bewundertest —

LUCIAN.

Daran that ich freylich unrecht! Ich hätt' ihn nicht bewundern sollen. — Oder, richtiger zu reden, ich hätte mir nicht einbilden sollen, daſs ich ihn bewundere. Dafür bin ich aber auch jetzt von dergleichen Einbildungen von Grund aus geheilt.

DIOKLES.

Was ist Er dir denn jetzt?

LUCIAN.

Ein Mensch wie ein anderer.

DIOKLES.

Du liebest ihn also auch nicht mehr als jeden andern, der weiter nichts als ein Mensch ist?

LUCIAN.

Als ob das nicht das beste und herrlichste wäre, was einer seyn kann der kein Gott ist! Siehst du, guter Diokles, wir sind hier alle nichts als Menschen, und die Menschheit ist das einzige was wir an einander hochachten und lieben.

DIOKLES.

Die Vorzüge also, die ein Mensch in seinem Leben gehabt, die Verdienste, die er sich um die Welt gemacht hat, helfen ihm hier nichts?

LUCIAN.

Wenn er einmahl hier ist, nicht einen Deut.

DIOKLES.

Das ist mir unbegreiflich.

LUCIAN.

Das glaube ich gerne! Wenn du länger unter uns gewesen seyn wirst, wird dirs nicht mehr unbegreiflich vorkommen.

DIOKLES.

Also, deine Panthea, sogar diese Panthea, die, wenn du ihr nicht abscheulich geschmeichelt hast, so schön, so gut, so vollkommen war, —

LUCIAN lächelt.

DIOKLES.

— daſs du, um ihre Gestalt zu schildern, nicht nur die gröſsten Bildner und Mahler, ja die göttlichsten der Dichter, Homer und Pindar selbst, sondern, um alle Schönheiten und Gaben ihrer Seele darzustellen, sogar die Aspasien und Theano's und Saffo's und die Sokratische Diotima herbey rufen muſstest, um aus allem, was an den schönsten Bildern und den schönsten Karaktern, die jemahls gewesen sind, das Schönste war, wie ein andrer Zeuxis, das Bild dieser vollkommnen Frau zusammen zu setzen — diese deine Panthea also gilt hier nicht mehr als die erste beste Bürgersfrau von Smyrna, ihre Landsmännin, von der sich weiter nichts sagen läſst, als daſs sie eine gute ehrliche Frau war?

LUCIAN.

O gewiſs, wenn die Bürgersfrau von Smyrna das alles war, wozu die Natur das Weib bestimmt hat, und wodurch sie ihrem Hauswesen nützlich seyn konnte, ihrem Manne hold und treu, die Mutter schöner und gutartiger Kinder, eine verständige Hauswirthin, eine gute Spinnerin, Wirkerin, Stickerin, — wenn sie, wie Homers göttliche Penelope, lieber in ihrem Gynäceon unter ihren Mägden oder Töchtern saſs und arbeitete, als schalen Ergetzlichkeiten nachlief, oder ihre Zeit in zwecklosen Gesellschaften, mit Plaudern und Verleumden und Müſsiggang tödtete u. s. w. — kurz, wenn sie jede Tugend ihres Geschlechtes und Standes beſaſs, mehr war als scheinen wollte, und in ihrem engen Kreise von Thätigkeit vielleicht nur desto mehr Gutes stiftete, welches alles, wie du siehst, ein sehr möglicher Fall ist: so hat Panthea, mit allen ihren Gaben, hier keinen Vorzug vor ihr; und, was dir vielleicht noch seltsamer vorkommen wird, so maſst sie sich auch keinen an.

DIOKLES.

Da muſs etwas seyn, worin wir uns nicht verstehen. Aber, ich glaub' es zu ahnen. Deine Panthea war — nicht so vollkommen als du sie darstelltest. Du hast die Erlaubniſs, die man den Porträtmahlern giebt — zu verschönern ohne unkenntlich zu machen — ein wenig weiter getrieben als recht ist. Nicht so?

LUCIAN.

Daſs das ganze Spielwerk, in Zeuxis Manier, aus lauter Bildern zusammen gesetzt, folglich ein Ideal seyn sollte, sagt die Überschrift. Aber um dem Ganzen doch eine Art von poetischer Wahrheit zu geben, suchte ich mir das vollkommenste Weib dazu aus, das ich kannte; und dieſs Weib war Panthea. Sie war wirklich eine sehr schöne, und (was nicht alle Schönen sind) eine sehr liebenswürdige Frau; und das war schon viel. Aber sie war noch überdieſs die Geliebte eines Kaisers. Dieſs stellte sie in einen Lichtstrom, worin auch Flecken zu Schönheiten werden: wie vielmehr muſste der Glanz so vieler Vortrefflichkeit dadurch erhöht werden! Aber auch dieſs war noch nicht alles. Ich hatte freyen Zutritt bey ihr; sie schätzte meine Talente, zählte mich unter ihre Freunde. Rechne nun den Grad der Täuschung zusammen, den so vielerley zugleich wirkende täuschende Ursachen machen muſsten! Der Reitz einer Schönen ist an sich selbst schon ein so mächtiges Filtrum! Ihre Gunst, auch der kleinste Antheil daran, ein noch mächtigeres! Nimm noch dazu die geheimen Hoffnungen, die mit der Gewogenheit der Groſsen verbunden sind, und unvermerkt zu leisen Triebfedern eines Selbstbetruges werden, den wir um so weniger gewahr werden, weil wir ihn nicht sehen wollen. — Ich rede jetzt als ob wir noch da oben lebten, wo man betrügt und betrogen wird. — Wir hielten uns nicht für Schmeichler, weil wir in einem verfälschenden Helldunkel die Vollkommenheiten wirklich zu sehen glaubten, die wir anpriesen. Gleichwohl, so viele täuschende Umstände auch hier zusammen trafen, war meine Verblendung doch nicht groſs genug, daſs ich mir nicht hätte bewuſst seyn sollen, daſs Panthea weder ein überweibliches noch überirdisches Wesen sey. Aber, ich wollte mir eine Art von Verdienst um sie machen, und ich wuſste ungefähr, wie viel die Eitelkeit einer schönen Frau ertragen kann. Panthea war eine so bescheidene Schöne, als vielleicht wenig andre in ihren Umständen gewesen wären; und doch — solltest du es glauben? — hatte sie gegen eine Schilderung, worin sie als das Urbild aller Vollkommenheiten, die in einem weiblichen Wesen beysammen gedacht werden können, aufgestellt wird, nichts ernstlichers einzuwenden, als — die abergläubische Furcht, „die Göttinnen, mit denen ich sie verglichen hatte, möchten ihr, die doch nur eine Sterbliche wäre, die Vergleichung übel nehmen, und es ihr entgelten lassen.“

DIOKLES.

Wahrlich ein wohl angebrachter Zug von Gottesfurcht!

LUCIAN.

Glücklicher Weise kommt sie dort selbst hinter den Myrten hervor. — Wir wollen ihr entgegen gehen! — Du wirst sehen, daſs sie kein Bedenken tragen wird, noch freyere Geständnisse zu thun, als ich in ihrem Nahmen hätte thun dürfen. — Wir sprachen eben von dir, Panthea.

PANTHEA.

Von mir?

LUCIAN.

Die Wahrheit zu sagen, nicht sowohl von dir, als von dem Ideal einer vollkommnen Schönen, dem ein gewisser Lucian von Samosata, der sich für mich ausgab, deinen Nahmen lieh — weil das Bild doch einen Nahmen haben muſste, und weil er im ganzen Reich der Cäsarn keinen andern fand, der ihm mehr Ehre und Beglaubigung geben konnte.

PANTHEA.

Und, wenn mir recht ist, lebte damahls eine gewisse Panthea von Smyrna, die sich für mich ausgab, und sich sehr geschmeichelt fand, ihren Nahmen unter das Meisterstück eines so berühmten Redekünstlers gesetzt zu sehen?

DIOKLES vor sich.

Wie ich höre, sind die hübschen Leute sogar im Elysium noch nicht ganz von der

Schwachheit frey, einander Schmeicheleyen zu sagen.

PANTHEA.

Aber wir waren doch beide sehr alberne Kinder: Du, da du mich bereden wolltest, deine Panthea für mein Bildniſs zu halten; Ich, da ich mir einbildete, daſs du es wohl selbst dafür halten könntest?

LUCIAN.

Du verschweigst doch noch das Beste, Panthea.

PANTHEA.

Wie so?

LUCIAN.

Daſs die Dame, die sich für dich ausgab, sich wirklich überreden lieſs, das Götterbild für das ihrige zu halten.

PANTHEA.

Siehe, lieber Lucian, wir haben hier keine Geheimnisse mehr für einander. Eine schöne Frau auf der Oberwelt hört sich wenigstens eben so gern loben als ein Filosof, oder ein witziger Schriftsteller. Lob, wie unverdient es auch seyn mag, klingt in jenem Lande der Täuschungen immer angenehmer als der heilsamste Tadel. Und dann muſst du auch bedenken, daſs es nur von dir abhing, anstatt der witzigen Lobschrift eine eben so witzige Satire auf mich zu machen — und daſs ich dieſs wuſste. Dir kostete das eine nicht mehr Witz als das andre, und der Welt würde der Spötter Lucian unfehlbar mehr Vergnügen gemacht haben als der Schmeichler Lucian. War es nicht billig von mir, dir das Opfer, das du mir dadurch brachtest, zum Verdienst anzurechnen?

LUCIAN.

Es war mehr als billig, schöne Panthea, es war sogar groſsmüthig. Denn es kam doch nur auf Dich an, zu sehen, daſs ich ziemlich gewiſs berechnen konnte, das, was ich mit diesem Opfer bey dir gewann, sey mehr werth, als was ich bey der Welt dadurch verlor.

PANTHEA.

Am Ende wird denn wohl heraus kommen, daſs wir uns beide in unsrer Rechnung betrogen?

LUCIAN.

Oder, daſs wir gerade so handelten, als ob wir einander ins Spiel guckten. Denn, ungeachtet des Verdienstes, das die schöne

Panthea mir so hoch in Rechnung brachte, erinnere ich mich doch nicht, daſs ich viel mehr dadurch bey ihr gewonnen hätte, als ich mit ein paar Versen um einen Blumenstrauſs zu ihrem Geburtstage hätte gewinnen können.

PANTHEA.

Und Lucian würde sein schönes Ideal nicht um ein Haar schlechter gemacht haben, wenn er auch weniger auf meine Dankbarkeit gerechnet hätte. Denn, er machte es doch mehr sich selbst zu Gefallen, als mir.

DIOKLES vor sich.

Sie sind offenherziger als ich dachte!

LUCIAN.

Wie dem auch seyn mag, das solltest du uns doch gestehen, daſs du nicht ganz aufrichtig warst, als du mir wissen lieſsest, „du wärest gar keine Freundin von übertriebenen Schmeicheleyen."

PANTHEA.

Da irrest du dich doch wohl ein wenig, Lucian.

LUCIAN.

Wer war denn die Dame, die mir sagen lieſs: „Sie sey versichert, ich würde sie nicht so sehr gelobt haben, wenn es mir nicht von Herzen gegangen wäre?"

PANTHEA.

Und gerade daraus solltest du geschlossen haben, daſs ich aufrichtig war. Allerdings war ich keine Freundin von übertriebenen Schmeicheleyen; aber ich hielt die deinigen nicht für übertrieben.

LUCIAN lachend.

Oh, oh, daran dacht' ich freylich nicht! Das verschlieſst mir den Mund auf einmahl.

PANTHEA.

Was willst du, Lucian? Ich war ein Weib —

LUCIAN.

Und aufrichtig zu seyn, meine Schmeicheleyen waren wenigstens, lächelnd, so scheinbar, so wahrscheinlich, —

PANTHEA.

Spötter! — wenigstens mit so viel Witz und Feinheit angebracht, so neu und gefällig eingekleidet, so schön gesagt! — Das Vergnügen, von einem Manne, der so loben kann, gelobt zu werden, ist ein zu berauschender Trank, um das Biſschen Vernunft nicht zu

übertäuben, das der Eitelkeit in dem Kopfe eines schönen Weibes die Wage halten soll. — Doch, vergieb, Lucian, daſs ich dir nicht länger das Vergnügen machen kann, dich und deinen neuen Freund hier auf Kosten meiner ehemahligen Thorheit zu belustigen. Ich muſs einen kleinen Flug nach der Oberwelt thun.
Sie verschwindet.

DIOKLES zu Lucian.

Einen Flug nach der Oberwelt? Sie wird doch nicht spüken wollen? Wenigstens habe ich nie gehört, daſs sich jemand gerühmt hätte, ein so liebliches Gespenst gesehen zu haben.

LUCIAN.

Das ist ein Räthsel, das ich dir vielleicht ein andermahl auflösen darf. Sage mir jetzt, wie gefiel dir Panthea? Ist sie nicht schön?

DIOKLES.

Noch liebenswürdiger als schön, wie du sagtest. Aber noch immer sehr schön, wiewohl der Kontur ihrer Wangen nicht ganz so sanft abgeründet ist, als an der Venus des Alkamenes. Und, wenn ich dirs frey gestehen darf, der Zug ihrer Augenbrauen däuchte mich gerade darum desto geistreicher, weil er nicht so mit dem Zirkel gezogen ist, wie an dem Meisterstücke des Praxiteles. Auch ihre Stirn schien mir merklich breiter, als sie seyn müſste, um der Knidischen Venus so gleich zu seyn, und ihre Lippen länger und schmaler, als die den Kuſs heraus fordernden Lippen der Roxane des Aetion. Und doch däuchte mich, andre Lippen und eine andre Stirn würden ihrem Gesichte nicht so gut anstehen als ihre eignen.

LUCIAN.

So, daſs du also findest, ich habe ihr gerade dadurch Unrecht gethan, daſs ich sie schöner mahlen wollte als sie ist?

DIOKLES.

Ich denke, dieſs mag beym Verschönern öfters der Fall seyn.

LUCIAN.

Da hast du Recht. — Aber wie gefällt dir die Aufrichtigkeit, die unter uns eingeführt ist? Dünkt dich nun nicht, daſs wir sehr angenehm zusammen leben? Und fühlst du nicht, daſs du die schöne Panthea lieben könntest, wiewohl du sie ohne irgend eine Art von Täuschung siehst? Denn du wirst vermuthlich wahrgenommen haben, daſs die

Begierde, die dort oben die natürliche Wirkung der Schönheit hindert, unter die Dinge gehört, die wir zurück gelassen haben.

DIOKLES.

Ich hatte immer gehört, die Schönheit sey das, was die Begierde reitze. Itzt erklärt mir meine eigne Erfahrung, warum du sagtest, die Begierde hindre die natürliche Wirkung der Schönheit. Ich denke du hast vollkommen Recht. Schönheit für sich allein wirkt bloſses Wohlgefallen, und gewährt reinen ruhigen Genuſs. Begierde hingegen ist körperlicher Reitz, der, auch ohne von der Schönheit erregt zu werden, für sich selbst wirken kann, und durch die unruhige Bewegung, wodurch er die Heiterkeit der Seele trübt, der reinen Wirkung des Schönen nothwendig hinderlich ist.

LUCIAN.

So ists, denke ich: wiewohl in jenem sterblichen Leben geheime Triebfedern, von der Natur zu gemeinnützlichen Endzwecken angebracht, auch die Schönheit zu einem natürlichen Mittel machen, die Begierde zu erwekken. Daher ist es zwar unschicklich, Reitz und Schönheit zu verwechseln; aber eben so unläugbar, daſs Schönheit reitzt, als daſs

Reitz verschönert. Da dieſs letzte aber bloſs Täuschung ist: so erscheint uns Elysiern nichts schöner als es wirklich ist; und die Schönheit erzeugt in uns reine Liebe, ohne fremdes Zugemisch. Kurz, die berühmte Platonische Liebe, die auf der Oberwelt den meisten lächerlich, bey manchen betrügerische Anmaſsung, bey einigen schuldloser Selbstbetrug, bey andern verdienstlose Wahrheit, und nur bey sehr wenigen verdienstlose Täuschung ist — diese Platonische Liebe ist die einzige, deren wir fähig sind — das Schwärmerische ausgenommen, welches, als fremder unreiner Zusatz, von ihr abgeschieden wird.

DIOKLES.

Aber gerade diese Schwärmerey, diese schöne Seelentrunkenheit, die uns die Gegenstände unsrer Bewundrung, unsrer Liebe, unsers Verlangens, in einem so zauberischen Lichte zeigte, machte die höchste Wonne unsers vorigen Zustandes aus —

LUCIAN.

Und seine bittersten Qualen. Denn die unglücklichsten Menschen die ich je gekannt habe, waren gerade diese so leicht zu berauschenden Seelen, die, in ihrer Trunkenheit, sich, wie Bacchanten, stark genug fühlten Eichen zu entwurzeln, und, wenn der Taumel vorüber war, von einem Strohhalm zu Boden fielen; die jeder Genuſs zu Göttern machte, und jeder Verlust an Ixions Rad heftete.

DIOKLES.

Aber kannst du läugnen, daſs es eine Art von Schwärmerey giebt, die uns wirklich veredelt und glücklich macht?

LUCIAN.

Glücklich? Ja, so glücklich als ein Bacchusfest machen kann! Denn was auch die Ursache seyn mag die uns berauscht, die Trunkenheit selbst ist — Trunkenheit, und die Wirkungen sind ungefähr die nehmlichen.

DIOKLES.

Ich hatte Unrecht, mich eines Wortes zu bedienen, das mich unverständlich machte. Ich wollte sagen, giebt es nicht eine Art von Begeisterung, wo das Anschauen der Schönheit, der Vollkommenheit, des Göttlichen, wo es auch sey, — die Seele ergreift, erhebt, über alles Irrdische, Körperliche, Beschränkte und Vergängliche empor reiſst; sie, so lange dieſs Anschauen dauert, (wär's auch nur auf Augenblicke) ganz durchglüht, verherrlicht, beseligt, vergöttert?

LUCIAN.

Aus meinem Munde sollte es dich wohl befremden Ja zu hören? Aber bilde dir ein, daſs es Pythagoras oder Plato sey, der dir durch mich antwortet. Ja, Diokles, es giebt einen solchen Zustand; und er ist uns Bewohnern des Elysiums viel weniger fremd, als ers dort oben ist, wo ein Becher Wein von Chios, der Kuſs einer Glycerion, das Lächeln eines Groſsen — freylich nur Narren, aber wer ist dort nie Narr gewesen? — zu Göttern machen kann. Nur, was bey den Sterblichen fast immer ganz, oder doch zum Theil bloſses Spiel der Sinne und des wallenden Blutes, oder Blendwerk der Einbildungskraft und Überspannung der Seele ist, ist hier Wahrheit: und wenn dort oben jeder, der etwas von dieser Art erfahren zu haben meint, nicht laut genug krähen, nicht hyperbolisch genug davon schwatzen kann; so sind hier die heiligsten Augenblicke der Freundschaft, der rein gestimmtesten Sympathie, kaum heilig genug, von Empfindungen oder Erscheinungen dieser Art, auch nur in abgebrochnen Lauten, zu reden. Es sind Mysterien, in welchen wir alle iniziiert sind, wiewohl nicht in einerley Graden — Aber aus dem Heiligthum der Menschheit plaudern nur Schwätzer, die kaum hinein geblickt haben, und werden dafür gestraft, daſs sich die Thür vor ihnen zuschlieſst, ehe sie hinein gekommen sind.

DIOKLES.

Aber woran erkennt Ihr, daſs es nicht auch bey Euch Täuschung ist, was Ihr in einem Zustande, wovon sogar zu reden verboten ist, zu erfahren glaubt?

LUCIAN.

In jedem gesunden Zustande der Seele — wie vielmehr in der tiefen Stille und reinen Klarheit, worin die Weisen im Elysium leben — ist nichts untrüglicher als das Kennzeichen, wodurch sich Wahres und Falsches unterscheidet. Licht und Finsterniſs sind einander nicht mehr entgegen. Wahres Gefühl des Göttlichen unterbricht die Stille der Seele nicht — es macht sie vielmehr noch stiller, kehrt sie noch unverwandter in ihr Innerstes. Derjenige, dem dieser Sinn aufgeschlossen ist, spricht nicht von dem was er sieht, was er fühlt: aber sein ganzes Wesen, seine ganze Art zu seyn und zu wirken spricht davon. Etwas diesem ähnliches findet sich schon an jenem erhabenen Sterblichen, denen die Natur das Geheimniſs der Künste entsiegelt hat. Homer schrieb kein Buch von der Dichtkunst; aber er machte seine Ilias: Fidias, Praxiteles, Apelles, schrieben keine Theorien, definierten das Erhabne, die Schönheit, die Grazie nicht; aber ihre Werke spiegeln die Idee des Göttlichen zurück, die sich ihrer Seele eingesenkt hatte. Sie schwatzten eben darum nicht davon, weil sie gesehen hatten, was die Schwätzer nie sahen; versuchten eben darum nicht, es zu erklären, weil sie es als unerklärbar fühlten: sie machten es, und stellten es dar — denen welche sehen können. Dieſs ist der Karakter des Dichters, des wahren Machers; und in diesem Sinne ist jeder echte Künstler Dichter — ein kläglich entweihtes, beynahe schambares Wort, aber ehrwürdig dem, der seinen Sinn umfassen kann, wie es unsern Alten war! — Bloſs aus diesem Grunde läſst sich das, was in der Kunst das Höchste ist, was der wahre Künstler selbst mehr fühlt als erkennt, oft nur vorüber blitzen sieht, nur von fernher ahnet, eben darum läſst sich das nicht lehren. Kein Fleiſs, keine Nachtwachen, keine Nachahmung, kein Studium, wird es dem erforschlich noch erreichbar machen, dem es die Natur nicht offenbart. Und aus eben diesem Grunde können alle Schriften eines Plotin und Jamblich wohl eine Menge theosofischer Schönredner und Groſssprecher — vielleicht auch einige Schwärmer, Träumer, und Narren — aber keinen Apollonius machen. Dieſs ist alles, Diokles, was ich dir jetzt über diese Sache sagen kann.

DIOKLES.

Und ist genug.

III.

FAON, NIREUS, hernach SAFFO,
zuletzt noch ANAKREON.

Die Scene ist in einem Haine, der mit Spaziergängen und Lauben durchschnitten ist.

FAON.

Schöner Unbekannter — höre mich nur einen Augenblick.

NIREUS.

Was verlangst du von mir?

FAON.

Sage mir aufrichtig, wo bin ich? wer bin ich? und was soll ich hier?

NIREUS.

Welche Fragen! Du bist im Elysium, wiewohl noch kein Elysier — wer du bist, solltest du selbst am besten wissen — und was du hier sollst, wird sich geben, wenn du eine Zeit lang da gewesen bist.

FAON.

Ein seltsamer Ort! das muſs ich gestehen, und seltsame Einwohner! Wenn ich mir nicht noch ganz genau bewuſst wäre, daſs ich Faon bin, so müſst' ich glauben, jemand hätte mir meine eigene Person abgetauscht.

NIREUS vor sich.

Der Mensch ist noch ganz neu, wie ich sehe, und hat viel abzustreifen. — Zu Faon. Und wer glaubtest du denn auf der Oberwelt zu seyn?

FAON.

Ich glaubte nichts zu seyn als was ich war. Ich wurde einhellig für den schönsten Jüngling meiner Zeit gehalten.

NIREUS
sieht ihn lächelnd an.

Du? — Du warst vermuthlich ein Skythe?

FAON.

Eine feine Vermuthung, bey Cythereen! Was für Augen habt ihr im Elysium? Gleichwohl, schön wie du selbst bist, solltest du einen Hellenen, und, so wahr mir Amor gnädig sey! dein eigenes Bild in mir erkennen.

NIREUS.

Erkennst du das deinige in mir?

FAON

sieht ihn an und verwirrt sich.

Das ist doch nicht auszuhalten! Lieber wollt' ich dem Sisyfus seinen Stein wälzen, oder den Danaiden ihr Faſs füllen helfen!

NIREUS.

Was hast du, daſs du so unruhig scheinst? Deine Farbe wird immer düstrer, und deine Bildung immer ungestalter!

FAON.

Und das schlimmste ist, so bald ich dir in die Augen sehe, so komm' ich mir selbst so vor. Ja, der erste beste, der mir in diesem unbegreiflichen Lande begegnet, wirkt das nehmliche. Ich begreife nichts von dieser seltsamen Bezauberung. Wo ich hinblicke, bin ich von Spiegeln umgeben, die mich häſslich machen; und es giebt einige, deren Anblick ich gar nicht aushalten kann. Gleichwohl bin ich der nehmliche Faon, der noch vor kurzem der Schönste unter allen Griechen hieſs.

NIREUS.

Das will ich dir wohl glauben, weil du mirs versicherst.

FAON.

Du würdest es dir selbst geglaubt haben, wenn du mich gesehen hättest. Ich war so schön, daſs die Leute nicht begreifen konnten, wie einer, den weder ein Unsterblicher gezeugt noch eine Göttin geboren, ohne Wunder so schön seyn könne, und daher auf die Einbildung verfielen, die Mutter der Liebesgötter selbst habe mich zur Belohnung eines ihr geleisteten Dienstes mit übernatürlichen Reitzungen begabt. Die Menge meiner Liebhaber war so groſs, daſs sie mir zur Last wurde. Alle Mahler mahlten nur mich. Alle Weiber verloren ihre Ruhe um meinetwillen, und Saffo, die berühmte Sängerin von Lesbos, sogar ihren Verstand. Das arme Mädchen stürzte sich aus Verzweiflung, weil sie alle ihre feurigen Lieder an mir verschwendet sah, vom Leukadischen Felsen herab, um dessen Klippen, wie man sagt, ihre lieblich wehklagende Stimme noch immer in stillen Nächten umher irret, und mit schwachem in Thränen ersticktem Tone, Faon, Faon! ruft.

NIREUS.

Dafür hat sie büſsen müssen!

FAON.

Mir selbst gereichte meine Schönheit endlich zum Verderben. Ein brutaler Eifersüchtiger, der mich fand wo er nicht erwartet war, versetzte mich mit einem Dolchstoſs hierher — wo ein feindseliger Dämon mich angeblasen, und (wie ich nicht mehr zweifeln kann) alle Augen, ohne meine eigenen auszunehmen, zu meinem Nachtheil bezaubert hat. Es ist eine sehr unangenehme Veränderung, das kannst du mir glauben!

NIREUS.

Armer Faon, ich begreife wie dir zu Muthe ist. Was du jetzt erfährst, hab' ich ehemahls, da ich hierher kam, auch erfahren. Ich bin Nireus. —

FAON.

Wie? Du bist Nireus?

Nireus, Charopos Sohn, des Herrschers, und der Aglaja,
Nireus, der schönste Mann, der gegen Ilion auszog
Unter den Danaern, nach dem tadellosen Achilleus?

NIREUS.

Aber unstreitbar er selbst, und klein die Schaar, die ihm folgte. *)

FAON

mit einer selbstgefälligen Miene.

Nun, so unbescheiden bin ich nicht, daſs ich mich mit Dir vergleichen sollte — wiewohl mirs, beym Kastor! nicht an Schmeichlern gefehlt hat, die mich den Nireus meiner Zeit, den zweyten Hyacinth, und den wieder ins Leben zurück gerufenen Adonis nannten. Und ich will dir sogar gestehen, daſs es Augenblicke gab, wo ich mir selbst kaum getraute in einen Brunnen zu sehen, ohne vor dem Schicksal des Narcissus zu erzittern.

NIREUS vor sich.

Der widerliche Mensch!

---

*) Ilias II. v. 671. u. f.

FAON.

Laſs dich umarmen, schöner Nireus! Mir ist, ich erkenne mich selbst wieder in dir — laſs dich umarmen!

NIREUS zurück weichend.

Du übereilst dich, Faon!

FAON

als ob er vor sich selbst zurück fahre.

Weh mir! Welch eine plötzliche Verwandlung! So wahr mir Venus helfe, ich begreife nichts davon.

NIREUS.

Ich begreif' es sehr wohl.

FAON.

Aber sagtest du nicht, du hättest, als du hierher kamst, eben das erfahren? Gleichwohl hast du deine ganze Schönheit wieder erhalten. O sage mir, schöner Nireus, ist denn keine Hoffnung für mich, daſs ich wenigstens nur wieder werde was ich gewesen bin?

NIREUS.

Davor mögen die guten Götter dich bewahren!

FAON.

Du bist grausam.

NIREUS.

Und Du verstehst mich nicht.

FAON.

Ich frage bloſs, ob kein Mittel ist, wodurch ich meine natürliche Gestalt wieder erlangen könnte?

NIREUS.

Allerdings giebts ein Mittel. Hier im Elysium giebts Mittel für alles: denn die unheilbaren, wenn dergleichen sind, kommen nicht zu uns.

FAON.

So beschwör' ich dich bey den Grazien, entdeck' es mir! Ich vergehe vor Ungeduld, bis du mir sagst was ich thun muſs.

NIREUS.

Für Dich weiſs ich nur Ein Mittel — suche den Äsopus auf, liebe ihn und gewinne seine Gegenliebe!

FAON.

Wie? den kleinen buckligen glatzköpfigen Zwerg mit der breiten vorgedrückten Stirne?

mit den tief liegenden Augen? mit der Faunennase, und dem weiten Seehundsrachen? — der vorhin, an die schöne Rhodope gelehnt, bey mir vorbey schlenderte?

NIREUS.

Wie du ihn beschreibst! Er wird dir wohl schöner vorkommen, wenn du genauer mit ihm bekannt wirst.

FAON.

Du spottest meiner. Ich habe solche Miſsgeschöpfe nie leiden können. Es ist als ob alles um sie her von ihrer Häſslichkeit angesteckt würde. Ich versichre dich, da er im Vorübergehn nur einen Blick auf mich warf, war mir einen Augenblick lang als ob ich in einen Affen verwandelt wäre.

NIREUS.

Das ist schon ein gutes Zeichen, Faon.

FAON ungehalten.

Der Vorzug, den du über mich zu haben glaubst, macht dich übermüthig. Ich dächte doch nicht daſs ich dir Ursache gegeben hätte mir so zu begegnen.

NIREUS gelassen.

Du kannst dich hier noch in nichts finden. Gedulde dich! Es wird besser gehen, wenn du erst bey uns eingewohnt bist. Ich dachte gleich, daſs dir mein Mittel widersinnig vorkommen würde. Aber du wolltest es wissen, und, ich wiederhohle dirs, ich weiſs kein andres. Fahr wohl. Nireus entfernt sich.

FAON

ihm nachsehend, vor sich.

Wie schön er ist! Wenn er sich in dieser Gestalt zu Olympia zeigte, die Hellenen würden ihn für den Merkur oder den ewig jungen Apollo ansehen. — Ich möchte rasend werden! Mit jedem Augenblicke komm' ich mir ungestalter vor. Es muſs mit Zauberey zugehen, anders ists nicht möglich — Ich kanns nicht länger ertragen. Er geht tiefer in den Hain; indem begegnet ihm Saffo, die aus einer Laube hervor kommt. Aber, wer ist die Nymfe, die, mit so reitzendem Anstand, eine Lyra von Elfenbein im schönen Arm, aus jener Laube hervor geht? — Wie? seh' ich recht? — Wahrlich, beym Kastor! es ist die Lesbische Sängerin, es ist Saffo selbst! — Ich muſs ihr ausweichen. — Aber sie geht auf mich zu — sie lächelt mir — O gewiſs liebt sie mich noch! — So ist doch wenigstens Eine Person hier, in deren Augen ich noch der schöne Faon bin! — Ich will ihr entgegen gehen —

SAFFO.

Wie? der schöne Faon auch im Elysium?

FAON vor sich.

Dacht' ichs nicht! — Willkommen, Dichterin. Du hast mich wohl nicht so bald in diesen Gegenden zu sehen gehofft?

SAFFO lächelnd.

Hat sich vielleicht eine Grausame gefunden, die mich an dir gerochen hat? Hast du dich auch vom Leukadischen Felsen herab gestürzt?

FAON.

Vergieb mir deinen Tod, reitzende Saffo — Ich glaubte nicht, daſs dich die Liebe zu einer so ernsthaften Verzweiflung treiben würde.

SAFFO.

Es war ein kindischer Zustand, was wir da oben Leben nannten! Wenn ich jetzt an meine Lieder denke, Faon, — Sie hält die Hand vors Gesicht.

FAON.

Laſs sie dich nicht gereuen, schöne Saffo! Faon sieht dich jetzt mit ganz andern Augen an —

SAFFO

ihm schnell ins Wort fallend.

O gewiſs nicht mit verschiednern, als womit Saffo den schönen Faon ansieht.

FAON erschrocken.

Wie so? Was willst du damit sagen? — Vor sich. Götter! ich werde mir doch nicht zu viel geschmeichelt haben?

SAFFO.

So gefalle ich dir hier wirklich besser als zu Mitylene?

FAON.

Und Du — findest du mich so verändert von dem was ich war, als du mein Herz — Afrodite muſst' es in ihrem Zorne verhärtet haben! — durch so feurige Lieder in Liebe zu zerschmelzen suchtest?

SAFFO.

Erinnere mich nicht mehr daran! Mir wird gleich so wunderlich hier — Sie legt die Hand auf den Magen. — Ich finde dich gar nicht verändert.

FAON

lebhaft, indem er sie bey der Hand nehmen will.

Wirklich nicht?

SAFFO
die Hand zurück ziehend.

Ich finde dich noch eben so blond, eben so krauslockig, blauäugig, lilienwangig, kirschlippig, noch eben so weich und zart und wie mit lauter Rosen und Küssen aufgefüttert, als ehemahls — Kurz, Faon, du bist so schön, daſs — mir ganz übel davon wird. Sie bricht einen Zweig von einem blühenden Citronenbaum ab, und hält ihn vor den Mund.

FAON.

Mir sollen die Grazien den Rücken kehren, wenn ich dich verstehe!

SAFFO.

Ich dächte, ich erklärte mich. — Siehst du, schöner Faon — ich kann mich nicht lange aufhalten — Aber so schöne Herren wie du — sind nun, seit ich hier bin, meine tägliche Gesellschaft. Es sind ihrer nicht weniger als sieben, und immer einer blonder, süſser, zarter, lilienwangiger, geistloser, unbedeutender, leerer, ströherner als der andre. Und denke, ich muſs sie, schon sieben ganzer Monden lang, den ganzen Tag um mich her flattern lassen, ihre gefühllosen Schmeicheleyen, ihren ewigen eintönigen Grillengesang, ihr gedankenloses Elstergeschwätz anhören, und — darf mir weder die Augen verbinden, noch die Ohren verstopfen, noch davon laufen — und das alles, schöner Faon, zur Strafe, weil ich — so ein albernes Ding war, mich, aus Ungeduld darüber, daſs du so wenig Seele hattest, von dem Leukadischen Felsen zu stürzen. Ich versichre dich, mein Zustand würde ärger als ein Platz im Tartarus gewesen seyn, wenn nicht alle sieben Tage einmahl der eisgraue Nestor, und der alte Simonides, und der weise Solon, und andre solche hübsche Leute Erlaubniſs gehabt hätten, mich zu besuchen und meines Leides zu ergetzen.

FAON vor sich.

Ich möchte von Sinnen kommen!

SAFFO.

Du glaubst nicht, wie viel dieser alte Homerische Nestor über mein Herz gewonnen hat! `Das nenn' ich einen Mann, bey dem einem die Stunden zu Augenblicken werden! Wenn ja noch einer ist, der ihm den Vorzug in meiner Liebe streitig machen kann, so ists Anakreon — der liebenswürdigste, natürlichste, munterste, angenehmste, jugendlichste Greis im ganzen Elysium. Mein guter Faon! das sind die Männer, von denen ein Mädchen im Elysium geliebt zu werden stolz seyn mag!

FAON vor sich.

Was sie schön wird, indem sie von den alten eisbärtigen hohläugigen Fluſsgöttern spricht! — Laut. Wenn du das alles nicht bloſs sagst um mich rasend zu machen, so hat der Sturz vom Leukadischen Felsen eine mächtige Veränderung in dir gewirkt.

SAFFO.

Das ist auch noch das einzige, weſswegen ich dir von Herzen gut bin, lieber Faon; und so bald du deine Quarantäne überstanden, und dich zu einem Menschen, der in guter Gesellschaft einen Platz behaupten kann, abgestreift haben wirst, sollst du keine Ursache finden, mich der Undankbarkeit zu beschuldigen. Inzwischen fahr wohl! — Sie wendet sich von ihm ab, um wegzugehen. Vor sich. Ich kanns nicht länger bey dem widerlichen Menschen aushalten.

FAON.

Du bist ja sehr eilfertig. — Suchst du etwa deinen alten Anakreon, oder den Groſsvater Nestor auf? — so ersparst du eine Mühe — denn, wenn ich recht sehe, so kommt dir der alte Bacchusbruder von Teos, seine Glatze mit Rosen umkränzt, und den vollen Becher in der Hand, aus jenem Seitengang entgegen. Er weicht auf die Seite.

SAFFO.

Du hast recht gesehen. — Woher, o Sänger der Grazien, diese unverhoffte Erscheinung?

ANAKREON.

Die seligen Bewohner Elysiums senden mich, schöne Dichterin, dich in ihre Versammlung einzuführen. Deine Buſse ist vorbey — und in diesem goldnen Becher, mit Wasser aus Lethe gefüllt, bring' ich dir ein ewiges Vergessen aller Thorheiten und Plagen deines Erdenlebens.

SAFFO.

Reiche her — Dieſs trink' ich den schönen Lesbierinnen, dem goldlockigen Faon, und den Nymfen des Leukadischen Felsens zu! — Sie trinkt aus, und wirft sich dem Anakreon in die Arme.

ANAKREON.

Komm, meine Liebe. — Er singt:

'Αι Μουσαι τον Ερωτα
δησασαι στεφανοισι
τῳ Καλλει παρεδωκαν 3) u. s. w.

Sie gehen Arm in Arm singend ab.

FAON.

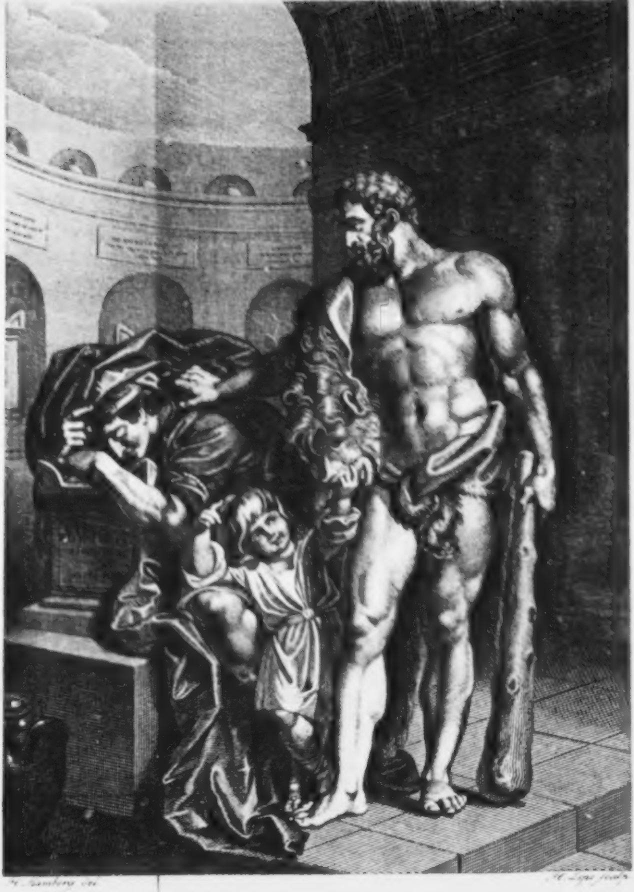
Und was aus mir werden soll, darum bekümmert sich niemand — Ein feines Elysium!

---

3) Die Musen banden Amorn mit Blumenkränzen, um ihn der Schönheit auszuliefern.

Bayerische

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg del. H. Lips sculp.

HERKULES und ADMET.

Freund gewiß nicht was Herkules verspricht [illegible] wird er halten!

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SECHS UND ZWANZIGSTER BAND

SINGSPIELE UND ABHANDLUNGEN.

LEIPZIG

bey Georg Joachim Göschen. 1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT DES XXVI. BANDES.

I.

ALCESTE, ein Singspiel in fünf Aufzügen.

II.

ROSEMUNDE, ein Singspiel in drey Aufzügen.

III.

DIE WAHL DES HERKULES, ein lyrisches Drama.

IV.

SINGGEDICHT, zur Geburtsfeier des Durchl. Herrn Erbprinzen Karl Friederich zu Sachsen-Weimar.

V.

DAS URTHEIL DES MIDAS, ein komisches Singspiel in Einem Aufzuge.

VI.

VERSUCH ÜBER DAS DEUTSCHE SINGSPIEL und einige dahin einschlagende Gegenstände.

VII.

ÜBER EINIGE ÄLTERE DEUTSCHE SINGSPIELE, die den Nahmen ALCESTE führen.

VIII.

NACHTRAG ZUR GESCHICHTE DER SCHÖNEN ROSEMUNDE.

IX.

RICHARD LÖWENHERZ UND BLONDEL, eine Anekdote.

ALCESTE

EIN SINGSPIEL IN FÜNF AUFZÜGEN.

Von dem
Kapellmeister Anton Schweitzer in Musik gesetzt
und in den Jahren 1773 und 74 auf dem damahligen
Weimarischen Hoftheater aufgeführt.

PERSONEN.

ADMET, König von Ferä in Thessalien.

ALCESTE, seine Gemahlin.

PARTHENIA, ihre Schwester.

HERKULES.

Kinder, Frauen der Alceste und Diener Admets, als stumme Personen.

Ein Kor männlicher und weiblicher Hausgenossen, im fünften Aufzuge.

Der Schauplatz ist im Palast Admets.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERSTER AUFZUG.

Ein Vorsahl an Alcestens Zimmer.

ERSTE SCENE.

ALCESTE allein.

Er ist gekommen,
Der Bote, der die Antwort mir des Gottes
Von Delfi bringt. Ich wagt' es nicht
Die Augen zu ihm aufzuheben.
An seinen Lippen hängt
Dein Schicksal, mein Admet! — das Schicksal deiner Gattin!
O gute Götter, habt ihr jemahls
Der frommen Liebe Flehn euch rühren lassen,
So hört mich, Götter! rettet, rettet ihn!
Wo nicht, so lasset mich mit ihm erblassen!

Zwischen Angst und zwischen Hoffen
Schwankt mein Leben, wie im Rachen
Der empörten Flut ein Nachen
Ängstlich zwischen Klippen treibt.

Der Donner rollt, die Winde brausen,
Die aufgewühlten Wogen kochen;
Rings um mich her ist Nacht und Grausen!
Dieſs Herz, ein Herz das nichts verbrochen,
Ist alles was mir übrig bleibt!

Zwischen Angst und zwischen Hoffen
Schwankt mein Leben, wie im Rachen
Der empörten Flut ein Nachen
Ängstlich zwischen Klippen treibt.

ZWEYTE SCENE.

ALCESTE, PARTHENIA.

ALCESTE.

Parthenia! — Gott!
Wie blaſs ist ihre Wange!
Sie bebt! — O Schwester, laſs mich nicht
In dieser Ungewiſsheit! Hat Apollo
Mein Urtheil ausgesprochen? Rede, rede!
Bringst du mir Leben oder Tod?

PARTHENIA,

mit weggewandtem Gesicht und erstickter Stimme.

Ach Schwester!

ALCESTE.

Was sagst du? Muſs er sterben?

PARTHENIA.

Unerbittlich,
Ach! unerbittlich sind die furchtbar'n Töchter
Des Erebus! Schon strecket Atropos
Die schwarze Hand — Bald wird der Faden seines Lebens
Durchschnitten seyn —

ALCESTE,

indem sie kraftlos auf einen Lehnstuhl sinkt.

Ihr Götter!

PARTHENIA.

Fasse dich, Geliebte!
Noch schimmert uns
Ein Strahl von Hoffnung; noch
Lebt dein Admet, und soll
Bis an das fernste Ziel der Menschheit leben,
Wenn jemand sich entschlieſst
Für ihn sich hinzugeben.

ALCESTE.

Parthenia, sprichst du wahr?

PARTHENIA.

Apollo spricht's aus meinem Munde.

ALCESTE.

Und zweifelst du, ob jemand ist
Der sich entschlieſse für Admet zu sterben?

PARTHENIA.

O Schwester, welch ein Mittel ihn zu retten!
Wer wird die Liebe, wer die Groſsmuth bis
Zu diesem Grad der Höhe treiben?
Sein Vater selbst, der abgelebte Greis,
Der lebendtodt ein freudeleeres Daseyn
Vielleicht noch wenig Tage schleppen wird,
Sein Vater selbst
Kann zu der edeln That sich nicht entschlieſsen.
Wir flehten ihm, umfaſsten seine Knie,
Beschworen ihn! Umsonst! gefühllos, taub,
Taub wie ein Marmor, blieb er unserm Flehen.

ALCESTE.

Das Alter hat in seiner kalten Brust
Die Quelle der Empfindung aufgetrocknet.
Doch, klage nicht, Parthenia! — Mein Admet
Wird leben! lebt in diesem Augenblick
Schon wieder auf! — Es ist gefunden,
Das Opfer, das für ihn der Parzen Zorn versöhnt.

PARTHENIA.

Es ist gefunden, sagst du? — sagst es mir so ernst
Und so gelassen? — Götter, welche Ahnung
Weckt diese furchtbare Gelassenheit
In meinem Busen! — Liebste Schwester!
Welch ein Entschluſs —

ALCESTE.

Er ist gefaſst!

Ihr Götter der Hölle,
Ihr furchtbaren Schatten,
O! schonet den Gatten!
Hier bin ich, und stelle
Zum Opfer mich dar!

Kniend.

Euch weih' ich mein Leben!

Sie erhebt sich wieder.

Sie haben's vernommen!
Sie kommen, sie kommen!
Ich höre das Schweben
Der schwarzen Gefieder.
Sie steigen hernieder!
Sie hohlen das Opfer
Zum Todesaltar!

Ihr Götter der Hölle,
Ihr furchtbaren Schatten,
O! schonet den Gatten!
Hier bin ich, und stelle
Zum Opfer mich dar!

PARTHENIA.

O gute Götter, höret nicht
Was in der Angst der zärtlichen Verzweiflung
Ein liebekrankes Herz euch angelobt! —
Komm, liebste Schwester, komm in meine Arme!
Komm zu dir selbst zurück! — Besinne dich,
Alceste! — Sieh mich an, die dich so zärtlich
Von unsrer Kindheit an geliebt, mich, die du wieder
So zärtlich liebtest, — kannst du den Gedanken,
Mich zu verlassen, nur erträglich finden?
Verlassen willst du Freunde, Vaterland
Und Kinder, alles was den Sterblichen
Das Theu'rste ist, verlassen? — dieses goldne Licht
Der Sonne mit der ew'gen Nacht
Des Tartarus vertauschen? — jeder Freude
Des Lebens, jedem schönen Blick
In wonnevolle Tage die dir winken
Entsagen? — Schrecklich! Nein, du sollst es nicht!
O ruf's zurück, Unsinnige, das rasche
Entsetzliche Gelübd —

ALCESTE.

Es ist unwiderruflich!
Vergebens marterst du mein leidend Herz:
Laſs ab, Parthenia! Nur zu sehr empfind' ich
Der Trennung Qual. — O meine Kinder! —
O mein Gemahl! — O meine Schwester! —
Bald,
Bald werden diese halb erloschnen Augen
Nicht mehr voll Liebe sich
An eurem Anblick weiden!
Die Parze ruft! Wir müssen — ach!
Wir müssen scheiden!

PARTHENIA.

Uns scheiden? O verhütet es,
Gerechte Götter! Nein, Alceste, nein!
Noch ist es Zeit. Die Götter haben Mitleid
Mit unsrer Schwachheit; hören nicht
Gelübde, von Verzweiflung
Der Liebe ausgepreſst. — Es ist —

ALCESTE.

Geschehn! Sie haben mich erhört!
Der Tod erwartet gierig seine Beute.
Schon fühl' ich seine Hand — Wie kalt
sie ist!
Ein banges Schaudern läuft durch meine Adern.
Parthenia, lege deine Hand auf diesen Arm
Und fühle —

PARTHENIA.

Götter!

ALCESTE.

Ja, ich sterbe,
Und mich gereuet mein Gelübde nicht.
Du lebst, Admet! — Wie leicht, wie süſs ist's der,
Die nur für dich gelebt, für dich zu sterben!

PARTHENIA.

Nein, nein! Bey allen Mächten des Olympus!
Du sollst nicht sterben, wenn im ganzen Umfang
Der allbelebenden Natur
Ein Mittel übrig ist. — Ich eile! — Gute Götter,
O helft, o rettet sie!

ALCESTE allein.

Wohin, wohin, Parthenia? Höre mich! —
Sie ist entflohn! Unglückliche,
Dein Eifer ist umsonst!
Kein Mittel, keine Wunderkraft der Kunst,
Kann einen Tag zu meinem Leben ſetzen.
Ich bin den Todesgöttern heilig,
Ich sterbe! — Dieses bange, langsam durch
Mein Innerstes hinkriechende

Noch nie gefühlte Schaudern,
Es ist der Tod! —

Sie sinkt in einen Lehnstuhl.

Parthenia! — Admet! — Wo seyd ihr?

O du, mein zweytes beſsres Ich,
Wo bist du? Kannst du, kannst du mich
In diesem letzten Kampf verlassen?
Ich sterb', ein Opfer meiner Pflicht,
Du lebst, Admet, und eilest nicht
Alcestens Seele aufzufassen?

ENDE DES ERSTEN AUFZUGS.

ZWEYTER AUFZUG.

Der Vorsahl vor Alcestens Zimmer.

ERSTE SCENE.

ADMET allein.

Wo ist Sie, daſs ich diese Freude
In Ihren Busen schütte? Diese Wonne
Mit Ihr empfinde? Dieses neue Leben
In Ihren Armen doppelt wieder fühle?
Allmächt'ge Götter! welch ein Wunder rief
So plötzlich mich vom schwarzen Ufer
Des Styx zurück?

Wem dank' ich dieſs Leben, wem dank' ich
die Wonne,
Zum zweyten Mahle geboren zu seyn?

Mit welcher Wollust saugt, o alles erquikkende Sonne,
Mein Auge deine Strahlen ein!
Wohlthätige Götter! Euch dank' ich die Wonne,
Zum zweyten Mahle geboren zu seyn!

ZWEYTE SCENE.

ADMET. PARTHENIA.

PARTHENIA.

Unglücklicher! du überlässest dich
Der Freude? — Wüſstest du —

ADMET.

Parthenia!

PARTHENIA.

Gott! wo werd' ich Worte finden,
Das schreckliche Geheimniſs —

ADMET.

Welch ein Geheimniſs? Schwester, deine Worte
Sind schreckend! schreckender dein Blick!
O rede, rede!

PARTHENIA.

Beweinenswürdiger! — Alceste! — deine Gattin —
— Ich kann nicht reden — Sieh!

DRITTE SCENE.

Das Zimmer der Alceste öffnet ſich, und zeigt ALCESTEN, in einem Lehnstuhl schlummernd. Eine Kammerfrau kniet neben ihr; zwey andere stehen seitwärts, aufmerksam auf den Augenblick ihres Erwachens lauschend.

ADMET, PARTHENIA, ALCESTE.

ADMET.

Alceste! — Götter! welch ein tödtender Gedanke
Trifft wie ein Donnerkeil in meine Seele!
Alceste —

PARTHENIA.

Stirbt — Du lebst — Nun weiſst du Alles!

ADMET.

Weh mir! Sie stirbt? — Sie stirbt damit ich lebe?
O Lieb'! o Tugend! —

Zu ihren Füſsen.

Du, für deren Werth
Die Sprache keinen Nahmen hat, Getreuste,
Beste,
Geliebteste der Weiber! Höre, höre mich!
O hebe deine Augen, siehe mich
Zu deinen Füſsen —

ALCESTE erwacht. Sie betrachtet ihn etliche Augenblicke mit liebevollen Blicken, als ob sie sich seines Daſeyns versichern wolle, dann reicht sie ihm die Hand.

ALCESTE.

O mein Admet, Du lebst? Dank sey den
Göttern!
Du lebst!

ADMET.

Für dich, für dich allein, Alceste!
Was könnte dieſs Geschenk der Götter ohne dich
Mir helfen?

PARTHENIA.

Ach! zu theu'r, Admet,
Zu theuer muſst du es erkaufen!

ALCESTE.

Zu theuer, sagst du? — O Parthenia,
Du kennest nicht was eine liebende
Getreue Gattin fähig ist.

Hätt' ich für sein schönes Leben
Tausend Leben hinzugeben,
O mit Freuden gäb' ich sie.

ADMET.

Groſse Götter! welche Liebe!

PARTHENIA.

Welch ein Beyspiel reiner Triebe!

BEIDE.

Nein! Die Erde sah es nie!

ALCESTE.

Ohne dich, wie könnt' ich leben?
O Geliebter, sage, wie?

ADMET, PARTHENIA.

Bestes Weib! dein eignes Leben
Für den Gatten hinzugeben!

ALCESTE.

Hätt' ich tausend hinzugeben,
O mit Freuden gäb' ich sie!

ADMET.

Zu lang', Alceste, lieſs ich dich
In einem Irrthum, den mein Herz verabscheut.

Du, die ich mehr als diese Augen, mehr
Als meine Seele liebe, sollteſt ſterben?
Für mich? Für mich? — Und dein Admet,
der nur
Um deinetwillen noch zu athmen wünſchte,
Er ſollt' um dieſen Preis ſein Leben kaufen?
O glaub' es nicht, Alceſte! Halte nicht
Den Mann, der deiner Liebe würdig war,
Der ſchmählichen verhaſsten Feigheit fähig!

ALCESTE.

Admet, ich kenne deine ganze Liebe.
Hier fühl' ich ſie; mein Herz iſt mir
Für deines Bürge —
Groſs und edel war es ſtets;
Und dieſs entſcheidet unſern Streit.
Wie? Sollteſt du dich weigern können
Der, die du liebſt, die Qual, dich zu verlieren,
Die ſchrecklichſte der Qualen, abzunehmen?
Du biſt ein Mann; ich nur ein ſchwaches
Muthloſes Weib! — O ſage nicht, Admet,
Du liebeſt mich, wenn du nur denken,
Nur zweifeln kannſt, daſs ich
Dich überleben ſollte.

ADMET.

Ihr hört ſie, Götter! — Und ihr könntet ſie
Mir rauben? Könntet ſo viel Tugend
Der Welt entziehen? Dieſes holde, ſchöne
Liebathmende Geſchöpf in ſeiner Blüthe
Dem Orkus opfern? — Nein,

Ihr seyd nicht Götter, oder
Ihr könnt es nicht!

ALCESTE.

O mäſs'ge dich, Admet!
Erzürne nicht die Mächte, die uns trennen!
Vielleicht daſs die Geduld, womit wir ihrem Willen
Uns unterwerfen, ihre Strenge mildert.
Vielleicht erweicht sie — Doch, was half' es uns
Mit eitler Hoffnung unsern Schmerz zu täuschen?
Apollo hat gesprochen! — Mein Gemahl,
Geliebter, bester Mann! wie könnt' ich schöner
Mein Leben als für dich verlieren?
Verlieren? Nein! wenn Du lebst, ist es nicht
Verloren! Leb' ich nicht in dir?

ADMET.

Was kann ich sagen? Gott! was kann ich ihr
Erwiedern? — Schau in meine Seele,
Geliebtes Weib! — Alceste, höre mich!
Um aller Götter willen, höre mich!
Du hoffst durch deinen Tod mein Leben zu erkaufen?
Vergebens hoffst du? — Deine Wohlthat ist
An mir verloren. Fordre nichts
Unmögliches. Ich kann nicht, kann nicht
Dich überleben! Unsre Seelen hat

Die Liebe unauflöslich in einander
Verwebt, und ewig, ewig unzertrennbar
Vereinigt, sollen sie ins Land der Schatten gehen!

ALCESTE.

Er hört mich nicht — Parthenia! geh, und hohle
Mir seine Kinder her.

Parthenia gehorcht.

VIERTE SCENE.

ADMET, ALCESTE.

ADMET.

Alceste, sey gerecht! Du, die so zärtlich liebt,
So edel denkt, o sey gerecht, Alceste!
Kannst du von mir verlangen, was
In meinen eignen, was in Aller Augen mich
Entehren müſste? — Nein, beym Himmel, nein,
Ich will die Schmach nicht dulden,
Daſs jeder, dem ein Herz im Busen schlägt,
Mit Fingern auf mich weise, spottend sage:
Hier geht er, hier,
Der Feige, der sein Leben mehr

Als seine Ehre liebt! der fähig war
Mit seiner Gattin sich vom Tode los zu kaufen!

ALCESTE.

Und kann Admet vergessen, dafs sein Leben
Nicht ihm, nicht seiner Gattin zugehört?
Hast du kein Volk, das dich anbetet? Hast
Du seine Thränen, seine Opfer, seine
Gelübde für dein Leben schon vergessen?
Vergessen, wie es schaarenweis' mit bleichen
Gesichtern, mit empor um Hülfe
Gerungnen Armen deinen Vorhof füllte?
O lafs nicht, mit dem Gram dich ihrer Liebe
Unwerth zu sehn, Alcestens Geist beschämt
Vor deinen Vätern sich verbergen müssen.

ADMET.

Grausame! Höre auf mein Herz zu foltern!
Ich kann in dieser schrecklichsten der Stunden
Nicht denken, nichts als dich! Du, du, Alceste,
Bist mir die ganze Welt! Verlier' ich dich,
So ist für mich kein Volk, kein Vaterland,
Kein Leben mehr —

FÜNFTE SCENE.

PARTHENIA mit den Kindern, **DIE VORIGEN.**

ALCESTE, indem sie ihre Kinder erblickt.

Auch keine Kinder?
Kommt, Kinder, laſst zum letzten Mahl
An diese Brust euch drücken. — Süſse, rührende
Geschöpfe! —

Sie umarmt sie.

Bald, o meine Kinder,

mit erstickter Stimme,

Bald habt ihr keine Mutter mehr!
Admet, o sieh sie an,
Und wenn du jeden andern Nahmen, der dir heilig
Seyn soll, vergessen hast,
Kannst du vergessen, daſs du Vater bist?

ADMET.

Unwiderstehlichs Weib! Wer kann dich hören,
Dich sehn, dich sterben sehn
Und überleben wollen? — O! dir gab
Ein Gott es ein,
Die Pfänder unsrer Liebe mir zu Hülfe
Zu rufen! — Siehe Du sie an, Alceste!

Erbarm dich ihrer Unschuld, ihres zarten
Hülfloſen Alters! Sieh,
Wie ſie beſtürzt mit liebevoller Angſt
Die kleinen Arme dir entgegen ſtrecken!

ALCESTE.

Geliebter! ſchone deiner ſterbenden
Zu ſchwachen Gattin! Kürze nicht durch dieſe
Grauſame Zärtlichkeit die Augenblicke,
Die uns die Parze ſchenkt!

ADMET.

O meine Kinder!
Ihr fühlet nicht was ihr verliert —

ALCESTE.

Ich fühl's für ſie.

ADMET.

Und änderſt nicht den ſchrecklichen Entſchluſs?

ALCESTE.

Wie kann ich? — Ach, Admet, die Todesgötter
Sind unerbittlich. Eines von uns beiden
Muſs fallen! — O! um unſrer Liebe,
Um dieſer armen
Unmündigen, um deiner Gattin willen,
Laſs mich, laſs mich allein das Opfer ſeyn!

ADMET, von Thränen erſtickt.

Es iſt zu viel!

ALCESTE.

Weine nicht, du meines Herzens
Abgott! Gönne mir im Scheiden
Noch die ſüſseste der Freuden,
Daſs mein Tod dein Leben ist.

Ach die Gröſse deines Schmerzens
Ist das Maſs von meinen Leiden.
Mein Gemahl! O meine Kinder!
Glaubet nicht, ich fühle minder,
Weil mein Herz bey euern Leiden
Seiner eignen Noth vergiſst!

Weine nicht, du meines Herzens
Abgott! Gönne mir im Scheiden
Noch die ſüſseste der Freuden,
Daſs mein Tod dein Leben ist.

Alceste, durch diese letzte Anstrengung ihrer Kräfte erschöpft, fällt in eine Ohnmacht, aus welcher sie durch die Zuckungen des Todes wieder erweckt wird. Die Kammerfrauen drücken ihren Jammer durch Geberden aus, und zeigen sich geschäftig ihr beyzustehen. Admet liegt trostlos zu ihren Füſsen; er streckt mit flehenden Geberden die Arme gen Himmel, bemüht sich Worte heraus zu bringen, aber vergebens. Parthenia führt die weinenden Kinder hinweg. Da sie zurück kommt, findet sie ihre Schwester mit dem Tode ringend.

PARTHENIA.

Sie stirbt, o Gott! sie stirbt —

ADMET.

O! ist denn kein Erbarmen
Im Himmel mehr?

ALCESTE, sterbend.

O Sonnenlicht, o mütterliches Land,
O Schwester, o Gemahl! — Zum letzten Mahl
Sieht euch Alceste — Drücke deinen Mund
An meinen Mund, Admet — ich sterbe —
Lebet wohl!
Geliebte — lebet —

Admet sinkt von Schmerzen betäubt zu Boden. Einige Bediente bringen ihn hinweg. Die Kammerfrauen breiten einen weiſsen Schleier über das Gesicht der erblaſsten Königin.

PARTHENIA.

O! dieser Schmerz zerreiſst die Dämme der Geduld!

Sie stirbt, ihr Götter!
Sie bringt den Schatten
Sich selbst zum Opfer
Von ihrer Pflicht!

Grausame Götter!
Ihr könnt es sehen?

Und unsre Thränen,
Die Angst des Gatten,
Sein heiſses Flehen,
Sein banges Stöhnen,
Es rührt euch nicht?

Da ist kein Retter!
Sie stirbt! — Alceste!
Die treuste, beste!
Und, o ihr Götter!
Ihr rettet nicht!

ENDE DES ZWEYTEN AUFZUGS.

DRITTER AUFZUG.

Ein mit Lorberbäumen besetzter Vorhof, und in einiger Entfernung ein Theil des königlichen Palasts auf Dorischen Säulen ruhend.

ERSTE SCENE.

HERKULES allein.

Die Sonne neigt sich. Müd' und ruhbedürftig
Betret' ich deinen wohl bekannten Vorhof,
Gastfreyes Haus!
Gesegnet sey mir, holder Sitz der Unschuld,
Der Zärtlichkeit, des stillen Glücks!
Sey mir gesegnet, frohes Thal,
Wo einst der Gott des Lichts
In Schäfertracht Admetens Herden führte,
Und, seines Götterstands entsetzt,
Die angenommne Menschheit zierte!

Beglücktes Land, — o möcht' Alkmenens Sohn,
Wenn er, von Ruhm und Siegen müd',
Einst auszuruhn verdient, des Lebens Rest
In deinen Schatten sanft verflieſsen sehen!

O du, für die ich weicher Ruh
Und Amors süſsem Scherz entsage,
Du, deren Nahmen ich an meiner Stirne trage,
Für die ich alles thu',
Für die ich alles wage,
O Tugend! — Einen Wunsch, nur Einen Wunsch gewähre
Dem der sich dir ergab! Wenn einst die Bahn der Ehre
Durchlaufen ist, wenn er sich sehnt nach Ruh,
So schlieſse hier am Abend seiner Tage
Die Freundschaft ihm die Augen zu!

Doch, was bedeutet diese tiefe
Unzeit'ge Stille? Keine Lieder hallen
Den Säulengang herauf?
Verlassen, öde, wie die Trümmern einer
Zerstörten Stadt, ist dein Palast, Admet?
Verlassen von den Göttern
Der Freude, deren Sitz er war!
Was für ein Unfall — Wie? Mir däucht ich hörte
Ein Klaggeschrey aus jener Halle tönen.

Ein Bedienter kommt aus dem Hause hervor, und eilt, da er den Herkules erblickt, mit einer Geberde der Bestürzung zurück.

O sage, Freund, — Er flieht mich! — Trübsinn hängt
Um seine Stirne! — Zu gewiſs! ein Unglück traf
Admetens Haus! — O wende, Vater Zevs,
Die Vorbedeutung ab! — Doch, was es sey,
Ich muſs es wissen! Rastlos treibt mich zwar
Der unversöhnbarn Juno Groll
Von einem Abenteu'r zum andern; aber hier,
Hier ruft die Freundschaft mir! Ihr Ruf
Geht allem andern vor —

ZWEYTE SCENE.

PARTHENIA, HERKULES.

PARTHENIA.

Alkmenens Sohn? — Willkommen, o Befreyer
Von Gräcien, willkommen, Herkules,
Dem Haus Admets!

HERKULES.

Wo ist er, wo? Was hält
Von seines Freundes Armen ihn zurück?

PARTHENIA.

Du weiſst es nicht?

HERKULES.

Kaum bin ich angekommen.
Noch sah ich niemand; nur ein Klageton
Schien aus dem innern Hause mir entgegen
Zu dringen — Reiſse mich aus diesem Zweifel!
Er lebt doch wohl?

PARTHENIA.

Er lebt.

HERKULES.

Er lebt — und trüber Gram umwölkt dein Auge
Prinzessin? Traurig sagst du mir, er lebt?

PARTHENIA.

Vor wenig Stunden schwebte noch sein Geiſt
Im Thor des Tartarus.

HERKULES.

Was sagst du?

PARTHENIA.

Durch ein Wunder ist
Er wieder uns geschenkt.

HERKULES.

Dank hab' Apollo! Denn sein Werk
War's ohne Zweifel! — Und Alceste — deine Schwester?

PARTHENIA.

Welchen Nahmen nanntest du,
Unglücklicher!

HERKULES.

Du schreckst mich! — Wie? Alceste —?

PARTHENIA.

Hat gelebt.

HERKULES.

Beklagenswerther Freund! Was thatest du
Den Göttern? — Welch ein Wechsel!

PARTHENIA.

Ach! wüſstest du erst alles, Herkules!

HERKULES.

Was kann ich ärgers wissen?

PARTHENIA.

Freywillig gab die treue Gattin sich
Für ihn dahin. Er lebt durch ihr Erblassen.

HERKULES.

Der feige Mann! — Konnt' er so niedrig seyn
Um diesen Preis sein Leben anzunehmen?

PARTHENIA.

Ach! da sie sich an seiner Statt den Parzen
Zum Opfer darbot, rang er mit dem Tode.
Er wuſst' es nicht.

HERKULES.

O Beyſpiel ohne gleiches!
Und du, Apollo, lieſsest es geschehn?
Du, der in dieſem menſchenfreundlichen
Wohlthät'gen Haus vor meines Vaters Zorn
Einſt eine Freyſtatt fand? —

PARTHENIA.

Er that was möglich war;
Doch ſelbſt den Göttern iſt
Nicht Alles möglich. Gänzlich lieſsen ſich
Die Parzen nicht erbitten. Jemand muſste
Zum Opfer für Admet ſich ſelber weihen.
Dieſs war die Antwort, die uns Delfi ſandte.
Kaum hörte ſie den Götterſpruch,
So war ihr Schluſs gefaſst,
Und unbeweglich blieb die Heldin unſerm Flehn.

HERKULES.

Und ſo viel Tugend ſollt' ein Aſchenkrug
Verſchlieſsen? — Nein! So wahr ich Sohn
Des Donnergottes bin, das ſoll er nicht!
Prinzeſsin, kann ich nicht Admeten ſehn?

PARTHENIA.

Was wird dein Anblick ihm in dieſem Jammer helfen?

HERKULES.

Ich muſs ihn ſehn.

PARTHENIA.

Ach! iſt er fähig deinen Anblick zu ertragen?
Er haſst den Tag, er haſst die Gegenwart
Der Menſchen die er liebte, haſst
Sein eignes Daseyn, fleht den Tod
Um Mitleid an.

Er flucht dem Tageslicht
In seinem Schmerz;
Sein bloſser Anblick bricht
Ein fühlend Herz;
Ihm Troſt zu geben, fänd'
Ein Gott zu ſchwer!

Er hört mit taubem Ohr
Der Freundſchaft Stimme;
Starrt zum Olymp empor
In ſtummem Grimme;
Kennt ſinnlos weder Furcht
Noch Hoffnung mehr!

Er flucht dem Tageslicht
In ſeinem Schmerz;
Sein bloſser Anblick bricht
Ein fühlend Herz;
Ihm Troſt zu geben, fänd'
Ein Gott zu ſchwer!

O Herkules! was bleibt der Freundschaft übrig
Für ihn zu thun? Er ist —

HERKULES.

Mein Freund!
Nie war er meiner Hülfe mehr benöthigt.
O laſs mich —

PARTHENIA.

Wohl! versuch' es, Göttersohn!
Vielleicht erweckt der Anblick eines Helden
Sein schon erstorbnes Herz. Ich geh'
Ihm deine Ankunft anzusagen.

Sie geht ab.

DRITTE SCENE.

HERKULES allein.

Es iſt beschlossen!
Durch nie erhörte, durch den Erdensöhnen
Versagte Thaten soll, o Vater Zevs,
Dein Sohn den Weg sich zum Olympus öffnen!
Herab zum Orkus steig' ich, zwing' ihn, mir Alcesten
Zurück zu geben, — oder unterliege
Der groſsen That!

Er geht in den Palast hinein.

VIERTE SCENE.

Der Schauplatz verwandelt sich in einen Sahl des Palasts.

HERKULES, ADMET.

Admet in einem Lehnstuhl, mit dem Arme auf einen kleinen Tisch gestützt, auf welchem ein Aschenkrug steht. Herkules nähert sich ihm langsam und schweigend, mit dem Ausdruck der mitleidenden Freundschaft in seinen Blicken. Admet sieht ihn mit starren Augen an.

HERKULES.

Wie? kennst du deinen Freund nicht mehr?

ADMET.

O ja, ich kenne dich! — Du bist — der Sohn
Von einem Gotte der mich elend macht.

HERKULES.

Admet, ich bin dein Freund, wiewohl du selbst
Kein Mann mehr bist. Ich kann nicht mit dir weinen,
Nicht jammern wie ein Weib, — doch helfen will ich dir.

ADMET.

Mir helfen?

HERKULES.

Ja, dir helfen oder im Versuch
Mein Leben lassen.

ADMET.

Dieſs kannst du; helfen kann kein Gott mir!

HERKULES.

Fasse,
Ermanne dich, Admet; noch ist nicht alles
Verloren —

ADMET.

Wie? Nicht alles? Ist
Alceste nicht verloren?
Sieh her! Da, siehst du diesen Aschenkrug?
Bald wird er alles, alles was von ihr
Mir übrig ist, verschlingen!

HERKULES.

Hoffe besser, Freund!

ADMET.

Ich hoffen? Rasest du?
Kannst du den Orkus zwingen, seine Beute
Zurück zu geben? — Hör' es, wenn du es
Noch nicht gehört! Todt ist sie, todt! erkaltet, athemlos,
Todt, sag' ich dir! — Ich habe nichts zu hoffen!

HERKULES.

Dein Zustand jammert mich, Admet,
Ich fühle deinen Schmerz. Doch zur Verzweiflung sinkt
Kein edler Mann herab! — Wie? war Admet
Nicht immer ein Verehrer
Der Götter? — Wo ist sein Vertraun
Auf ihre Macht?

ADMET.

Ach, Freund! sie haben mich
Verworfen! hörten nicht mein Flehn!

HERKULES.

Der Ausgang soll mit ihnen dich versöhnen,
Kleinmüthiger! — Ich gehe — Herkules
(Du kennest ihn) ist nicht gewohnt durch Worte
Zu reden. Lebe wohl! Bald sehen wir uns wieder!

ADMET.

Was willst, was kannst du thun?

HERKULES.

Freund, zweifle nicht!
Was Herkules verspricht
Das wird er halten!

Ruf deinen Muth zurück!
Die Götter walten!
Ihr Beyfall ist der Tugend Sold;
Sie sind den Frommen hold,
Und werden dein Geschick
Bald umgestalten!

Freund zweifle nicht!
Was Herkules verspricht
Das wird er halten!

ENDE DES DRITTEN AUFZUGS.

VIERTER AUFZUG.

ERSTE SCENE.

Der Vorsahl.

PARTHENIA allein.

Mit bangem Herzen, selbst des Trostes dürftig, den
Ich gebe, geh' ich, meine Thränen
Admetens Thränen zu vermischen.
Dank sey den Göttern! diese Linderung
Ist doch nicht länger ihm versagt.
Nicht mehr versunken in betäubende
Verzweiflung, hat sich an der Hand
Der Freundschaft seine Seele wieder aufgerichtet.
Er fühlt sich wieder selbst, kann weinen, findet Trost
In mitgeweinten schwesterlichen Zähren.
Sogar ein Sonnenblick von Hoffnung kämpft

Aus seinem trüben Aug' hervor, seitdem
Alkmenens Sohn, dem nichts unmöglich ist,
Ihn Hoffnung faſsen hieſs.
Allein zu bald verschlingt den ungewissen Strahl
Des Grames düstre Wolke wieder.
Er sinkt zurück in seine vorige
Trostlose Kleinmuth. Ach! in diesem Zustand ist's,
Wo er der Freundschaft sanfte Hand am meisten
Vonnöthen hat. — O ewig theurer Schatten!
Wie kann ich besser meine Liebe dir beweisen,
Als wenn ich was Du liebst erhalten helfe?

O! der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen,
Dem in der Noth ein Freund
Zum Trost erscheint:

Ein Freund, der willig ist
Die Thränen die er weint
In seinen Busen aufzufassen,
Der seiner selbst vergiſst
Und mit ihm weint.

O! der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen,
Dem in der Noth ein Freund
Zum Trost erscheint!.

Sie geht ab.

ZWEYTE SCENE.

Der Schauplatz verwandelt sich in das Zimmer des Admet.

ADMET allein.

O Jugendzeit, o goldne Wonnetage
Der Liebe, schöner Frühling meines Lebens,
Wo bist du hin? — Ist's möglich, bin ich der,
Der einst so glücklich war? So glücklich einst,
Und itzt so elend! Ohne Grenzen elend,
Wenn nicht die Hoffnung, bald, Alceste, dir
Zu folgen, meine Qual erträglich machte.
Wo bist du? — Irrst du schon, geliebter Schatten,
Um Lethens Ufer? — Ah! Ich seh' sie gehn!
In traur'ger Majestät geht sie allein
Am dämmernden Gestad; ihr weichen schüchtern
Die kleinern Seelen aus, sehn mit Erstaunen
Die Heldin an. — Der schwarze Nachen stöſst
Ans Ufer, nimmt sie ein — Der Schleier weht
Um ihren Nacken — O! nach wem, Geliebte,
Unglückliche, nach wem siehst du so zärtlich
Dich um? — Ich folge dir, ich komme! —
Weh mir! Schon hat das Ufer gegenüber
Sie aufgenommen! Liebreich drängen sich
Die Schatten um sie her; sie bieten ihr
Aus Lethens Flut gefüllte Schalen an.

O hüte dich, Geliebte! Koste nicht
Von ihrem Zaubertranke! Ziehe nicht mit ihm
Ein ewiges Vergessen unsrer Liebe ein.

O flieh, geliebter Schatten, fliehe;
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen.
Noch lebt Admet in deinem Herzen:
Dieſs ist sein Alles! O entziehe
Dieſs einz'ge letzte Gut ihm nicht!

DRITTE SCENE.

PARTHENIA, mit einem goldnen Becher in der Hand,
ADMET.

PARTHENIA.

Admet, der Gram erschöpft dich; die ermüdete
Natur bedarf Erquickung. Nimm, mein König,
Aus einer schwesterlichen Hand
Nimm diesen Becher! Schmerzenstillend
Ist seine Kraft. Das Land der Isis sendet uns
Den Wundertrank —

ADMET.

Was soll er mir?

PARTHENIA.

Ein Trunk aus Lethe selbst befreyet nicht gewisser
Von jedem Kummer, jedem Leid das Herz.
Ein allgemein Vergessen —

ADMET.

Weg, Parthenia! weg mit deinem Gift!
Wie? Treulos sollt' ich je
Der theuren Ursach' meines Leids vergessen?
O niemahls, niemahls! — Mit Alcesten hat
Die Freud' auf ewig sich von mir geschieden.
Mein Gram ist meine Speise, mein Vergnügen,
Mein Labsal! — Jede andre Lust
Verschmäht Admet! — Ich will an Sie allein
Nur denken; wachend, träumend Sie, nur Sie
Vor meinen Augen sehn. Auf ihrem Grabe
Soll meine Wohnung seyn! Von meinen Thränen sollen
Die Myrten wachsen, die ihr Bild umschatten!

PARTHENIA.

Unglücklicher, was hilft es dir
Dein Daseyn trostlos wegzutrauern?
Laſs ewig deine Schmerzen dauern,
Der Orkus giebt Sie nicht dafür!

ADMET.

O laſs mir, laſs mir meine Zähren,
Grausame, laſs mir meinen Schmerz!

Wie könnt' ich diesen Trost entbehren?
Er labt, er nährt mein leidend Herz.

PARTHENIA.

Bedenk, um welchen Preis du lebest!

ADMET.

O, der Gedanke tödtet mich!

PARTHENIA.

Wenn du in Gram dich selbst begräbest,
So starb Alcest' umsonst für dich!

ADMET.

Bemühe dich nicht länger meinen Thränen
Den Lauf zu wehren. Laſs mich weinen,
Parthenia! Dieſs allein
Kann meine Seele vor Verzweiflung retten.

PARTHENIA.

Und hast du deines Freundes tröstendes
Versprechen schon vergessen? Hallen nicht
In deinen Ohren noch die letzten Worte
Des Göttersohns?

ADMET.

Er hieſs mich hoffen! — Hoffen soll Admet?
O sprich, Parthenia, sprich, was soll ich hoffen?
Was kann ich hoffen?

PARTHENIA.

Alles! Alles was den Göttern nicht
Unmöglich ist!

ADMET.

Und hat Apollo selbst,
Apollo, der mich liebt, mir helfen können?
Ist Herkules allmächtiger als er?
Ach! zu gewiſs ist was ich hoffen könnte
Den Göttern selbst nicht möglich! — Laſs uns nicht
In wesenlose Träum' uns thöricht wiegen!
Der Unglücksel'ge, der im finstern Kerker
Von goldner Freyheit träumte, fühlt erwachend
Der Ketten Zahn nur desto wüthender
In seinem Fleische wühlen. — Ach Parthenia!
Anstatt zu eiteln Hoffnungen
Mich aufzumuntern, wecke mein von Gram
Erstorbnes Herz zu seinen Pflichten auf!
Zu lange säumten wir
Dem theuern Schatten durch ein Todesopfer
Die Höllengötter günstiger zu machen.
Schon nähert sich die feierliche Stunde
Der Mitternacht. Parthenia, komm und theile
Die Sorge für das heil'ge Werk mit mir.

ENDE DES VIERTEN AUFZUGS.

FÜNFTER AUFZUG.

Der Schauplatz stellt einen Haustempel im Palast Admets vor.

Ein Todtenopfer.

ERSTE SCENE.

ADMET. PARTHENIA.

Ein Kor von Hausgenossen des Admet, um den Altar kniend.

ADMET.

Ihr heil'gen unnennbaren Mächte,
In deren grauenvolle Nächte
Kein sterblich Auge dringen kann!

PARTHENIA.

Du, Hekate! und Ihr,
Gewogne Eumeniden!
Euch flehen wir,
O seht zufrieden,
Seht gnädig unser Opfer an!

KOR.

Euch flehen wir, o seht zufrieden,
Seht gnädig unser Opfer an!

Sie stehen alle wieder auf.

ADMET.

Zürnet nicht der frommen Zähre
Die auf ihre Urne fällt!
Ach! was ich mit Ihr entbehre,
Ersetzt mir nicht der Götter Sfäre,
Ersetzt mir nicht die ganze Welt!

PARTHENIA.

Ihr selbst im Olympus gefürchtete Mächte,
Die tief im Heiligthum geheimniſsvoller Nächte
Des Tages Fackel nie erhellt!

ADMET, PARTHENIA, zusammen.

O daſs dieſs Opfer euch versöhne!
O zürnet nicht der frommen Thräne
Die auf Alcestens Urne fällt!

ALLE.

O daſs dieſs Opfer euch versöhne!
Verzeiht, verzeiht der frommen Thräne
Die auf Alcestens Urne fällt!

ADMET.

Und du, wenn noch im Reich der Wonne, in den Kreisen
Der schönen Seelen, wenn im stillen Schooſs
Des ew'gen Friedens ein Gedanke noch
An deine Hinterlaſsnen dich erinnert,
Wenn unsre Thränen, unsre Sehnsucht, unser nie
Ermüdendes Gespräch von deiner Tugend
Und unserm Glück in dir
Dich noch erreichen kann,
Geliebter Schatten,
So hör' uns! — Fühle, fühle wie wir unaussprechlich
Dich noch im Grabe lieben,
Und möchte dieſs Gefühl
Selbst in Elysium deine Wonne mehren!

ZWEYTE SCENE.

HERKULES, DIE VORIGEN.

Der Kor entfernt sich.

PARTHENIA.

Wie? — Seh' ich, oder blendet mich der Schein
Der Opferflamme? Herkules schon wieder
Zurück? — Admet, sieh deinen Freund!
Und Freude blitzt aus seinen Augen!

ADMET.

— Freude?
Er sprach von Hülfe, da er ging!

HERKULES.

Und kommt zu halten was er dir versprach.

ADMET.

O Herkules, ich wähnte
Du seyst mein Freund —
Ist's möglich, kannst du meiner Schmerzen spotten?

HERKULES.

Dein Unglück macht dich ungerecht, Admet.
Ich tadle nicht daſs du in seinem ganzen Umfang
Es fühlst. Du trau'rst mit Recht. Alceste
Ist deiner Thränen werth. Sie ist die Zierde ihres
Geschlechts, verdient es daſs ihr Bild in Marmor
Den Enkeln heilig sey; verdient, so oft der Tag,
An dem sie sich für ihren Gatten hingab,
Zurück kommt, daſs Thessaliens fromme Töchter
Der Heldin Grab mit Blumenkränzen schmücken.
Man soll den Frauen sie zum Beyspiel nennen!
Sey wie Alceste — soll der Segen seyn
Der künftig jede Braut zur Gattin weihe!
Wir sind ihr's schuldig! Mehr, Admet,
Verlangt ihr Schatten nicht.

ADMET.

Du sprichst wie einer der das Glück
Nie kannte, das die Götter mir
Zu Neidern machte. Du verlorest keine
Alceste —

HERKULES.

Diesseits des Olymps, Admet,
Ist kein Verlust, den uns die Götter nicht
Ersetzen könnten.

ADMET.

O Alcid, ermüde die Geduld
Von deinem Freunde nicht! — Der hat
Sie nie gekannt, dem ihr Verlust
Ersetzlich scheint!

HERKULES.

Nicht ohne Grund spricht Herkules
So zuversichtlich. Höre mehr, Admet!
Was dir unmöglich scheint, ist schon gefunden.
Ich bringe den Ersatz. Die liebenswürdigste
Der Töchter Gräciens begleitet mich.

ADMET,
mit mühsam zurück gehaltnem Zorne.

Dieſs nennst du dein Versprechen halten?

PARTHENIA.

Erkläre mir dein Räthsel, Herkules.
Du sprichst von einer Schönen die dir folge?

Wie nennst du sie? Von wannen kommt sie uns?
Was kann sie wollen?

HERKULES.

Euer Leid ergetzen,
Parthenia; diese traurigen Cypressen
In Rosen wandeln; diesen Tempel wieder
Den Liebesgöttern weihen. — Starre mich
Nicht so aus Augen an, Admet, worin Verachtung
Und Wuth sich mit Erstaunen mischen!

ADMET.

Unfreundlicher, auf deines Vaters Nahmen
Zu stolzer Freund! Hör auf! ich will nicht länger
Alcestens Ruhm
Und meine Liebe lästern hören!
Mich prüfen willst du? — Spare deine Mühe!
Mein Herz verschmäht sie!

HERKULES.

Du miſskennest mich!
Ich will dein Glück, und du,
Du stöſsests von dir. Hast du denn die Schöne
Gesehn, die mich begleitet? — Sieh sie erst!
Und traun! du wirst die Gabe mit Entzücken
Mir danken, die du itzt verschmähst.

ADMET.

Nicht meine Treue — die ist ewig, ewig
Alcesten heilig! — Unsre Freundschaft setzest du
Auf eine Probe, — der sie unterliegt.
Ich geh' — und du — hast einen Freund verloren!

Ihr sollt' ich untreu werden können?
Dir ungetreu, Alceste? Dir?
Von fremder Flamme sollt' ich brennen?
O! wenn ich dessen fähig werde,
So öffne sich vor mir die Erde!
Der Eumeniden Fackel blitze
Mir ins Gesicht, und aus dem Sitze
Der Wonne fluch' Alceste mir!

Er geht ab.

DRITTE SCENE.

PARTHENIA, HERKULES.

PARTHENIA.

Alkmenens Sohn, bey den Göttinnen!
Du gehst zu weit —
Was konnte dich bewegen, deinen Freund
So grausam, vor der Urne einer

Geliebten Gattin, an dem Tage selbst
Der sie geraubt,
In ihres Schattens heil'ger Gegenwart,
Durch einen Antrag, der sein Herz
Zerreiſsen muſs, zu kränken?

HERKULES.

Zu kränken? Ferne sey es! Glücklich
Will ich ihn machen, ihn und dich, Parthenia.
Der nächste Augenblick soll für mich reden.

VIERTE SCENE.

PARTHENIA allein.

Was kann er meinen? — Sollt' es möglich seyn?
Welch ein Gedanke! — Nein! es ist unmöglich!
Von da, wo sie in diamantnen Mauern
Die Ewigkeit gefangen hält,
Ist keine Wiederkunft!

FÜNFTE SCENE.

HERKULES, ALCESTE, PARTHENIA.

PARTHENIA, Alcesten erblickend.

Allmächt'ge Götter!
Was seh ich? — Ja, ſie ist's! sie ist's! —
O theurer Schatten —

Sie geht mit ausgebreiteten Armen auf Alcesten zu, aber schaudert wieder zurück, da sie ihr nahe kommt.

HERKULES.

Fürchte nichts!
Es ist kein Schatten, der aus deinen Armen
In Luft zerfliefst. Sie lebt. Es ist
Alceste selbst, die ich vom Ufer
Des Styx zurück gebracht.

ALCESTE.

O Schwester! schliefs' ich dich in meine Arme wieder?
Aus welchem Traum erwach' ich!

PARTHENIA.

— O Entzücken!
O Wunder! — Darf ich meinen Sinnen glauben
Du Göttersohn? — Ich seh' sie, halte sie

In meinem Arm, Ihr Busen schlägt an meinem Busen,
Und doch besorg' ich daſs es Täuschung sey.

HERKULES.

Besorge nichts! Die Götter schenken sie
Dir wieder.

ALCESTE.

Lies in meinen Augen,
Wie glücklich mich dein Wiedersehen macht.
Gewiſs sie sagen dir daſs ich Alceste bin!

PARTHENIA.

Ja, Schwester, ja, du bist's! — O welche Wonne!
Laſs mich eilen — Dein Admet
Kann nicht zu schnell erfahren
Wie viel er seinem Freund zu danken hat.

HERKULES.

Ruf' ihn zurück, Prinzessin, red' ihm freundlich zu,
Besänft'ge seinen Zorn; doch sage ihm
Nicht Alles. Laſs Alcesten
Und mir die Freude, ihn mit seinem Glücke
Da er's am mindsten hofft zu überraschen.

PARTHENIA.

Wenn nur Gesicht und Ton mich nicht verräth,
Dem Mund soll nichts entschlüpfen!

Sie geht ab.

SECHSTE SCENE.

HERKULES, ALCESTE.

HERKULES.

Hülle, Königin,
In deinen Schleier dich, und tritt
Bey Seite. Sein Entzücken, in der Fremden,
Die seinen Zorn mir zuzog, dich zu finden,
Sey die Belohnung dessen was ich heute
Für euch gewagt!

ALCESTE.

O Göttersohn! noch immer scheint mir Alles
Was mir begegnet ist ein Traum,
Ein wunderbarer Traum!
Ich frage mich erstaunt, ob ich es bin?
Die Erde, die ich wieder
Betrete, diese Wohnung, die ich kaum auf ewig
Verlassen, dieser Tempel — Alles ist
Mir fremd. Elysium schwebt
Mit allen seinen unnennbaren Freuden
Vor meinen Augen noch.
Wie selig war ich! — Ach! mit meinem Glücke
Verlor ich auch die Macht es auszusprechen.

Dieſs weiſs ich nur, dieſs fühl' ich — o im Grunde
Der Seele fühl' ich es — es war kein Traum.
Noch athmet mir aus ewig blühenden Gefilden
Der Geist der Unvergänglichkeit entgegen.
Noch saugt mein Ohr
Die Wollust eurer Lieder, o ihr Söhne
Des Musengottes! —

HERKULES.

Still! — ich hör' Admetens Tritte —
Entferne dich!

Alceste zieht sich in den Grund des Schauplatzes zurück.

SIEBENTE SCENE.

DIE VORIGEN, PARTHENIA, ADMET, der ihr in einiger Entfernung mit düstern niedergeschlagenen Blicken folgt. Am Schluſs der Scene finden sich auch alle Hausgenossen wieder ein.

HERKULES.

Admet, vergieb mir! Zürne nicht
Auf deinen Freund! Er fehlte bloſs
Aus gutem Willen. Der Gedanke, wieder glücklich dich
Zu machen, riſs mich hin. Vergieb mir, Freund!

ADMET.

Vergieb dir selbst! Unzärtlich, Herkules,
War dein Betragen —

HERKULES.

Hebe deine Augen,
Und sieh, was mich entschuldigt!

ADMET.

O ihr Mächte des Olymps!
Was seh' ich! — Nein, ich sehe nichts! —
Mich täuscht
Ein Gott, der meiner spottet. Liebe, Sehnsucht,
höhnen
Mein gern betrognes Herz. Es ist ein Blendwerk!

Alceste nähert sich ihm mit offnen Armen.

— Wie? Es nähert sich? — Bist du's,
Geliebter Schatten, der zum Troste mir
erscheint?

ALCESTE.

O mein Admet!

Sie eilt auf ihn zu und umarmt ihn.

ADMET.

O Götter, lafst ihn ewig, ewig dauern
Den süfsen Wahn! —

Er umarmt sie von neuem.

Iſt's möglich, gute Götter! O iſt's möglich?
Umfaſs' ich dich, Alceste, keinen Schatten?

ALCESTE.

Ich bin es ſelbſt, Admet,
Die den Erſatz für ein verlorenes
Elyſium in deinen Armen findet.

ADMET.

O einmahl noch und abermahl, Geliebte,
Umarme mich! — Ich kann nicht oft genug
Mich überzeugen, daſs ich glücklich bin.
Dich ſelbſt, dich ſelbſt, Alceste, neu belebt
Umfaſs' ich! — Götter, welch Entzücken!

ALCESTE.

Den allvermögenden Belohnern
Der Tugend, mein Admet, — und deinem Freunde
Dank' es mit mir! Er wagte ſich für uns,
Stieg unerſchrocken in den furchtbarn Abgrund
Der ew'gen Nacht hinab, erkämpfte mich
Vom Thanatos.

ADMET.

O Sohn des Donnergottes! welch ein Dank
Kann meiner unbegrenzten Schuld
Mich gegen dich entbinden? — Sage,
Den Göttern gleicher Freund, wie konnteſt du
Lebendig in den unzugangbarn Sitz

Der Schatten dringen? — O erkläre mir
Ein Wunder, das mir noch, in dieſem Augenblicke
Da ich's mit Augen seh', mit Händen fühl',
Unglaublich iſt.

HERKULES.

Begehr' es nicht zu wiſsen!
Ein heil'ger Schleier, den die Götter ſelbſt
Nicht wegzuziehen wagen, liegt
Auf den Geheimniſsen des Geiſterreichs.
Der Eumeniden Hand ſchlieſst meinen Mund!
Genug für dich, daſs dir Alceſte wieder
Gegeben iſt. Geneuſs der wundervollen Wohlthat
Der Götter, Freund, und feſsle deinen Vorwitz.

ADMET.

Allgüt'ge Mächte, ſeht mit Wohlgefallen
Die Freudenthränen an, die meinem Aug' entſtrömen!
Was hat ein Sterblicher, um euch zu danken,
Als Freudenthränen? als ſein Unvermögen
Die Gröſse ſeines Dankes auszudrücken?

ALCESTE.

Wie glücklich ſind wir! Wie empfind' ich es
Für dich und mich! — Es iſt kein Blendwerk, mein Admet!

Ich leb', ich lebe wieder
Für dich, und fühl' erst itzt
Den ganzen Werth des Glücks für dich zu
leben!

Schon wandelt' ich
Im Kor der schönen Seelen,
Schon grüſste mich
Aus tausend Wunderkehlen
Elysiums schönster Hain;

Ich fühlte Götterfrieden
Tief in der Brust:
Doch, konnte meine Lust
Vollkommen seyn?
Geliebter, war ich nicht
Von dir geschieden?

Itzt findt Alceste sich in deinen Armen
wieder.
Elysium war ein Traumgesicht!
O nun erst lebt sie wieder!
Ist wieder dein!
Vermiſst nicht mehr der Amfionen Lieder,
Nicht ihren schönsten Hain!

ADMET.

Du hast Elysiums Glück empfunden!
Sprich, ist es unsrer Wonne gleich?

ALCESTE.

Ich hab' Elysiums Glück empfunden!
Allein dem Augenblick, wo ich Dich wiederfunden,
Ist keine andre Wonne gleich.

ADMET zu Herkules.

O Freund! wie kann ich dir vergelten?
Was ist ein Königreich?
Sind ganze Welten
Dem Werthe deiner Wohlthat gleich?

HERKULES.

Ich bin belohnt an euern Freuden
Mein mitempfindend Herz zu weiden;
Ich bin der glücklichste von euch!

PARTHENIA.

Ihr Götter, die uns zu beglücken
Dieſs Wunderwerk gethan,
Nehmt unser dankendes Entzücken
Zum Opfer an!

ADMET, ALCESTE.

Ihr Götter, die uns zu beglücken
Dieſs Wunderwerk gethan,

ALLE.

Nehmt unſer dankendes Entzücken
Zum Opfer an!

ROSEMUNDE

EIN SINGSPIEL IN DREY AUFZÜGEN.

Von dem
Kapellmeister Anton Schweitzer in Musik gesetzt
und im Jahre 1779 zu Mannheim aufgeführt.

PERSONEN.

KÖNIG HEINRICH II. von England.

KÖNIGIN ELINOR.

ROSEMUNDE.

BELMONT.

EMMA, LUCIA, Freundinnen der Rosemunde.

Ritter des Thurms.

Kor von Jungfrauen.

Kor von Rittern.

Kor von Schildknappen.

Der Schauplatz ist zu Woodstock-Park.

VORBERICHT

der ersten Ausgabe.

Heinrich Plantagenet, erster König von England aus dem Hause Anjou, — den uns die Geschichte als einen Prinzen beschreibt, der alle Vollkommenheiten des Leibes und Gemüths, die den liebenswürdigen Mann und den groſsen Fürsten machen, in sich vereinigte, — und seine Vermählung mit der vormahligen Gemahlin Ludewigs VII. von Frankreich, Eleanor oder Elinor, Erbin von Poitou und Guyenne, — und die Händel, die ihm der herrschsüchtige, unbändige Karakter dieser Frau zugezogen, — seine Liebe zu der schönen Rosemunde, und der unglückliche Ausgang, den sie durch die Eifersucht der Königin Elinor genommen: alles dieſs ist theils aus der Geschichte, theils aus einer schönen Alt-Englischen Ballade, wozu sie den Stoff gegeben, so bekannt, daſs es Überfluſs wäre sich hier darüber auszubreiten. Von der letztern wird die artige, wiewohl ziemlich modernisierte Übersetzung aus der Iris den Lesern vermuthlich noch im Andenken seyn. Auch findet sich in der *Bibliotheque Univers. des Romans* (*Octobre* 1776, *Tom. I. p.* 14. *f.*) und im 56. Stück des Berlin. Literarischen Wochenblatts 1777 eine umständliche historisch-romantische Erzählung dieser durch Tradizion und Poesie in die Wette verschönerten Liebesgeschichte, auf welche wir die Liebhaber allenfalls verweisen. Die alten Englischen Kronikschreiber scheinen (sagt der Herausgeber der *Relicks of Anc. English Poetry*) dem Mönch Higden gefolgt zu seyn, aus welchem Stow diese Nachricht giebt: „Rosemunde, die schöne Tochter Walthers, Lords Klifford, und König Heinrichs II. Beyschläferin, starb (wie einige sagen, vergiftet von der Königin Elinor) im Jahre 1177, zu Woodstock, wo König Heinrich ein Haus von wunderbarer Bauart für sie hatte bauen lassen. Es wurde, nach einigen, Labyrinthus oder Dädalus-Werk genannt, weil es wie ein Irrgarten gebaut war, so daſs niemand, ohne vom König unterrichtet zu seyn, zu Rosemunden kommen konnte. Gleichwohl ging die Sage, die Königin habe vermittelst eines Knäuels Zwirn oder Seide (den der König, ohn' es gewahr zu werden, da er aus ihrem Zimmer zu Rosemunden gegangen, nachgeschleppt) den Weg zu ihr gefunden, und sey so übel mit ihr umgegangen, daſs sie nicht lange mehr gelebt habe." Rosemunde wurde in einem Frauenkloster zu Godstow begraben, bey dessen Sekularisierung man ihre Gebeine noch in einem bleyernen Sarge fand, und wie er geöffnet wurde, (sagt der Englische Alterthumsforscher Leland) ging ein gar lieblicher Geruch daraus hervor.

Von ihrem Labyrinth sollen noch ums Jahr 1718 Überbleibsel zu Woodstock gefunden worden seyn.

Man hat in gegenwärtigem Singspiel den Umstand, daſs Königin Elinor mit Gift und Dolch zu Rosemunden kommt — und den, daſs sie nicht wirklich vergiftet wird, aus dem Singspiel gleiches Nahmens entlehnt, welches der berühmte Addison im Jahre 1706 auf die Englische Schaubühne gebracht; wiewohl von dem letztern Umstand hier ein ganz andrer Gebrauch gemacht wird. Überhaupt hat man sich mit einer Geschichte, die sich aus der Geburtszeit der alten Ritterromane herschreibt und so nah an die Fabel grenzt, alle Freyheiten erlaubt, welche theils das Interesse des Stücks, als musikalisches Drama betrachtet, theils andre Rücksichten zu erfordern schienen. Geschrieben im Jahre 1778.

ERSTER AUFZUG.

ERSTE SCENE.

Ein Sahl im königlichen Palast. Aussicht in dessen Gärten, die in der Ferne vom Thurme, der in den Labyrinth führt, geschlossen wird. Sonnen-Untergang.

KÖNIGIN tritt auf.

Nein! — in dieser Unruh schweben
Will ich länger nicht!
Ich will das Ärgste wissen! will ihn kennen,
Den Feind, mit dem ich kämpfen soll.
Wie? bin ich Königin,
Und dieser Labyrinth soll ein Geheimniſs mir
Verschlieſsen? — seine Eisenpforte soll
Sich nur dem König öffnen? —
O zu lange fühl' ich's, daſs er sich
Vor mir verbirgt — daſs Elinor nicht mehr
In seinem Herzen herrscht! —
Verräther! und du hoffst mich zu betrügen,
mich?
So kennst du mich? — Ha! zittre! zittre
Für dich und deine Mitverschworne! Denn,

Bey allem was im Himmel furchtbar ist
Und in der Hölle!
Kein Schlummer soll in meine Augen kommen,
Bis ich's ergründet habe, das unselige
Geheimniſs! —

ZWEYTE SCENE.

BELMONT zur KÖNIGIN.

BELMONT.

Königin, es ist entdeckt.

KÖNIGIN.

Entdeckt? — Ah! Belmont, meine Seele
Weissagt es mir! — Ich seh's,
Ein schändliches Geheimniſs schwebt
Auf deinen Lippen — Aber dennoch will
Ich alles wissen! Sprich, was ist entdeckt?

BELMONT.

Der Labyrinth ist einer Nymfe Sitz,
Die unter Zauberschatten da, wie eine zweyte
Armida, einen Hof von Liebesgöttern hält,
Und Rosemund' — ihr Nahme.

KÖNIGIN.

Nicht weiter! — Halte dich bereit
Auf jeden Wink!

Vergrabe was du weiſst in deiner Brust,
Und zähl' auf meinen Dank!

Belmont geht ab.

DRITTE SCENE.

KÖNIGIN allein.

So lohnst du meiner Liebe? —
Alles hab' ich dir geopfert, alles,
Und so lohnst du mir?
Treuloser! — Mein Geschenk sind die Provinzen,
Woher du siegreich eilst — und, o!
Des schmählichen Gedankens! Heinrich eilt
Um zu den Füſsen einer Buhlerin
Die Lorbern hinzulegen,
Die Ich ihm brach! — und Elinor —
Sie sollt' es sehn? Sie sollt' es dulden?
Beym Himmel, nein!

Du sollst erfahren,
Verräther, wer ich bin!

Weg! kein Erbarmen!
Bey ihren Haaren,
Vor deinen Augen,
Aus deinen Armen

Reiſs' ich die Buhlerin
Zur Rache hin!

Nein! kein Erbarmen!
Du sollst erfahren,
Verräther, wer ich bin!

Sie geht ab.

VIERTE SCENE.

Der Schauplatz verwandelt sich in einen prächtigen Garten im Innern des Labyrinths. Neben einer mit Efeu und Rosen umschlungnen Urne eine Rasenbank. Im Grunde die Vorderseite eines prächtigen Pavillions. Tiefer hinter auf der einen Seite ein Grottenwerk, auf der andern ein natürlicher Wasserfall. Es ist Nacht, mit Mondschein, bey bewölktem Himmel.

ROSEMUNDE.

Wie öd ist alles um mich her! wie kalt!
Wie fremd und fern von meinem Herzen alles!
Und war so lieblich einst —
Mit dir, Geliebter,
Ist aller Reitz von diesen Zauberfluren
Verschwunden — ohne dich,
Was wär' Elysium selbst dem Herzen das dich liebt?
Dich sucht es — ohne dich
Ist keine Ruh, kein Glück für deine Rosemund'!

Oft, am Rande stiller Fluten
Sitz' ich einsam da und zähle,
Zähl' an ihrem trägen Lauf
Ach! die schleichenden Minuten
Unsrer langen Trennung auf.

Dann geh' ich hin und wanke
Durch Hain und Thal und Flur!
Mein einziger Gedanke
Bist du, Geliebter, nur.

Bey jedem Lispeln
Aus dunklem Laube,
Bey jedem Flügelschlag
Der Turteltaube,
Wie lauscht mein sehnend Ohr,
Wie klopft mein Herz!
Und wenn ich Tage lang
Gelauscht, gesucht — wie bang
Ist dann mein Schmerz!

Sie lehnt sich an die Urne, und sinkt in stumme Traurigkeit.

Bald wieder auf der Liebe Fittigen zurück
Zu deiner Rosemunde zu eilen
Versprachst du mir!

Und schon zum zwölften Mahl
Sieht Luna mich,
Ach! ohne dich,
In diesem traur'gen Hain
Allein
Durch öde Lauben irren,
Ein liebender Schatten,
Der seinen Gatten
An Lethens Ufern sucht —
Ach Heinrich! was ist Ruhm?
Was ist der Nachwelt eitles ungenoſsnes Loos?
Du kämpfst um Lorbern, und die Rosen welken,
Die dir die Lieb' erzog!

Sie wirſt sich neben der Urne auf die Rasenbank, und fällt in ihr voriges Staunen.

Die Musik sinkt aus der zärtlichsten Schwermuth stufenweise zu einschlummernder Ruhe herab. Plötzlich gebietet sie wieder Aufmerksamkeit. Der Pavillion, die Grotte, und ein Theil der Gärten stehen herrlich erleuchtet da, und der Kor der Jungfrauen tritt auf. Rosemunde wird von dem allen nichts gewahr, bis der Kor zu singen anfangt.

FÜNFTE SCENE.

Der **KOR** der Jungfrauen, von **EMMA** und **LUCIA** geführt, nahert sich Rosemunden.

KOR.

Still' deine Klage,
Geliebte Holde!

Gieb deinen Sorgen
  Nicht länger Raum!

EMMA.

Getrost! dir spinnen
Die Glücksgöttinnen
Tage von Golde,
All' deine Plage
  Ist dann ein Traum.

KOR.

Still' deine Klage,
Geliebte Holde!
Gieb deinen Sorgen
  Nicht länger Raum!

ROSEMUNDE.

Ihr ruft zur Freude mich,
  Geliebte Schwestern?
Ach! alle Freude wich
  Mit Ihm von hier.

Seufz' ich in banger Nacht
  Hinauf zum Morgen —
Der Morgen kommt — wofür? —
  Er ist wie gestern!

Bringt meines Lebens Licht
Nicht näher mir!

KOR.

Still' deine Sorgen,
Geliebte Holde!
Tage von Golde
Entspinnen sich dir.

LUCIA.

Bald weicht die Nacht
Dem schönen Morgen
Der frey dich macht.

KOR.

O sel'ge Stunde
Des Wiedersehens!

LUCIA.

Er eilt, der Sieger —
Wie schön, wie warm! —
O Rosemunde,
In deinen Arm.

KOR.

O sel'ge Stunde!

EMMA.

Er kommt von Siegesarbeit heiſs
An deinem Blick sich aufzufrischen:
Du wirst den Heldenschweiſs
Ihm von der Stirne wischen,
Dem goldnen Helm sein lockig Haar entbinden,
Und um sein Lorberreis
Der Liebe Rosen winden.

KOR.

Still' deinen Kummer,
Geliebte Holde!
Entwach, entwache
Dem Zauberschlummer,
Dem bangen Traum!

ROSEMUNDE.

Ist's möglich? ist mein Glück so nah?

Ein Kor von Tänzerinnen, im Kostüm von Nymfen, erscheint.

EMMA und LUCIA.

Sieh, es nähern sich im Reihen
Dir die Nymfen dieser Haine,
Deinen Kummer zu zerstreuen,

Dich zur Freude einzuweihen;
Gieb der süſsen Ahnung Raum!

Tanze der Nymfen.

EMMA.

Gleich ihnen umtanzen
Die Stunden der Wonne
In frohem Getümmel
Die kommende Sonne:
Schon wallet am Himmel
Ihr glänzender Saum.

KOR.

In süſsem Getümmel
Umtanzen die Stunden
Der Liebe, der Wonne
Die kommende Sonne:
Entwache, Geliebte,
Dem ängstlichen Traum!

Die Nymfen beginnen einen neuen Reihentanz; mitten in demselben fällt der Vorhang.

ENDE DES ERSTEN AUFZUGS.

ZWEYTER AUFZUG.

ERSTE SCENE.

Galerie im königlichen Palast mit einer andern Aussicht in die Gärten.

KÖNIGIN, dann BELMONT.

KÖNIGIN.

Zwey Tage noch, so ist er wieder hier,
Und schmiegt sich wieder in die schnöden Fesseln
Der Zaubrerin! — Sie triumfiert —
Und ich — kann wenn ich will in einen Winkel mich
Verbergen, meine Schmach und sein verlornes Herz
Beweinend. — Nein, beym Himmel! Elinor
Hat andre Waffen, an
Verräthern sich zu rächen,
Als Weiberthränen!

BELMONT.

Diesen Augenblick, Gebieterin,
Bringt uns ein Bote keichend
Die Nachricht, daſs der König näher ist
Als wir geglaubt. Er eilt die ganze Nacht,
Um mit der Sonne Woodstock zu erreichen.

KÖNIGIN vor sich.

Wie ungeduldig! — Wohl! so ist es Zeit!

Zu Belmont.

Geh, Belmont, nach dem Thurm, und fordre
Den Rittersmann, der ihn bewacht,
In meinem Nahmen auf, die Pforte
Des Labyrinths zu öffnen.

BELMONT.

Er wird sich weigern.

KÖNIGIN.

Sag' ihm den Befehl
Von seiner Königin, und zaudert er,
So zwing' ihn!

Belmont geht ab.

ZWEYTE SCENE.

KÖNIGIN allein.

Ha! die ganze Nacht durch! —
Mit der Sonne hier zu seyn —
Und diese Eile, diese Hitze nicht für mich,
Für seine Rosemund'! — In ihre Arme eilst du —
Und Elinor ist nicht mehr — kann
Am Nahmen einer Königin
Sich g'nügen lassen! Und
Auch diesen leeren Nahmen,
Wie lange wird ihr noch erlaubt seyn ihn zu tragen?

Verruchter Gedanke,
Nein, dich ertrag' ich nicht!
Nichts mehr zu schonen
Machst du zur Pflicht!

Sie staunt.

Habt Dank, ihr Rachgöttinnen!
Dieſs soll mich befreyn!
Ich eile von hinnen —
O stärkt meine Sinnen,
Und weihet zur Rache,
Zur Rache mich ein!

ab.

DRITTE SCENE.

Der Schauplatz verwandelt sich in den Vorhof des Thurms, der den Labyrinth verschlieſst. Nacht mit Mondschein.

BELMONT

kommt und klopft an der eisernen Pforte.

Er soll mich hören,
Lag' er im Todesschlaf!

Er klopft stärker.

DER RITTER des Thurms von oben herab.

Wer klopft so spät an dieser Pforte?

BELMONT.

Herr Ritter, steigt herab und öffnet mir.

RITTER des Thurms.

Wer bist du?

BELMONT.

Belmont, von der Königin gesandt.
Ihr sollst du stracks die Eisenpforte öffnen,
Ist ihr Befehl.

RITTER des Thurms.

Ich öffne nicht.

BELMONT.

Wie? du verachtest das Gebot
Von deiner Königin?

RITTER des Thurms.

Ich öffne nicht.

BELMONT.

So komm herab, wenn du ein Ritter bist,
Und wehre mit dem Schwert in deiner Faust
Den Eingang mir!

Die Pforte öffnet sich, und der Ritter des Thurms kommt heraus.

RITTER des Thurms.

Weg von der Pforte,
Verwegner, oder bezahl
Den Frevel mit deinem Blut.

BELMONT.

Was sollen Worte?
Sie öffnen soll mir mein Stahl
Trotz deiner Wuth!

RITTER des Thurms.

Weg von der Pforte!

BELMONT.

Was sollen Worte?

BEIDE.

Sie schützen } soll mein Stahl
Sie öffnen }
Trotz deiner Wuth!

Die Ritter fechten.

VIERTE SCENE.

Die KÖNIGIN zu den VORIGEN. Edelknaben mit Fackeln vor ihr her; etliche Schildknappen folgen ihr.

KÖNIGIN, auf den Ritter des Thurms zugehend.

Verräther, du erfrechst dich, meinem Willen
Zu widerstehn?

RITTER des Thurms, sich vor die Pforte stellend.

Des Königs Auftrag — meine Pflicht —

KÖNIGIN.

Weg! hier ist keine Pforte
Die mir sich schlieſsen darf —

Zu den Schildknappen.

Bemächtigt euch
Des Frevelhaften!

Sie geht hinein.

BELMONT zum Ritter des Thurms.

Ergieb dich — folg' uns!

RITTER des Thurms.

Unsel'ge Nacht! — Verräther, so betrogst du mich
Aus meiner Pflicht? Ich bin verloren. Aber euch
Wird bald die Rache treffen — Zittert alle vor
Des Königs Zorn! — Mit mir macht was ihr wollt.

Er giebt sein Schwert von ſich und geht mit ihnen ab.

FÜNFTE SCENE.

Das Innere des Labyrinths. Alles zeigt sich wieder wie es zu Ende des ersten Aufzugs war. **ROSEMUNDE** unter einer Laube sitzend, das Gesicht halb in **Emma's** Arm verborgen; **Lucia** neben ihr; die **JUNGFRAUEN** und **Nymfen** in verschiednen Gruppen verstreut. Eine der **Nymfen** ist in einem Solotanz begriffen; auf einmahl erscheint die **KÖNIGIN**, ohne bemerkt zu werden. **Belmont** folgt ihr, und verliert sich sogleich wieder im Gebüsch.

Die **KÖNIGIN**

stutzt über den Anblick und bleibt stehen.

Vor sich.

Wie? was bedeutet dieses Fest?
Ha! sollt' er heimlich schon gekommen seyn?

Ein Reihentanz der Nymfen und Jungfrauen beginnt. Die Königin geht einige Schritte vorwärts, und wird erblickt. Ein allgemeines Schrecken verbreitet sich. Die Nymfen bleiben mitten im Tanz in Stellungen des Schreckens wie versteinert schweben.

KOR DER JUNGFRAUEN.

O Himmel! wer nähert sich da?

ROSEMUNDE, von ihrem Sitz auffahrend.

Gott! ich bin verloren!

Alle fliehen in Verwirrung, bis auf Emma und Lucia, die bey Rosemunden stehen bleiben.

KÖNIGIN, auf sie zugehend.

Was fürchtest du?

ROSEMUNDE.

Erhabne Frau,
Wenn eine Sterbliche du bist,
Wer bist du? und wie ſandest du
Den Weg hierher?

KÖNIGIN.

Sag' erst wer Du bist und wie Du hierher kommst.

ROSEMUNDE.

Dein Blick verwirrt mich, schreckt mich —

KÖNIGIN.

Kenntest du mich erst!

ROSEMUNDE.

Weh mir! Mir ahnet was!

KÖNIGIN.

Dir ahnet wahr! Ich bin's!
Rosemunde fällt ihr zu Füſsen.
Dein Nahm' ist Rosemunde?

ROSEMUNDE vor sich.

O Gott! — Was kann ich sagen? —
Zur Königin.
Ach!
Wenn nichts für mich in deinem Herzen spricht —
O läg' ich tief in meinem Grab!

KÖNIGIN.

Elende! weg aus meinen Augen, weg!

Zu Emma und Lucia.

Führt sie in ihr Gemach!
Mit eurem Leben steht ihr mir für sie.

Rosemunde richtet sich auf, wirft einen edlen Blick auf die Königin, und geht mit Emma und Lucia ab.

SECHSTE SCENE.

KÖNIGIN allein.

Beynah entwaffnete ihr Anblick meinen Grimm.
Die Unglücksel'ge! wie sie zitterte! —
Weh dir, Verführer! — Ganz gewiſs, sie lebte
In Unschuld eh' sie Dich
Erblickte! eh' dein Liebe lügend Aug'
Und deine Schlangenzunge sie bethörte!
Aber nichts soll ihr
Die Unschuld helfen, die sie nicht
Bewahren konnte! Fallen soll sie, deines
Verbrechens Opfer! — So bestraf' ich dich,
Treuloser, in der Thörin, die der Liebesrausch
Sich selbst vergessen macht! —
Mit welchem Blick sie von mir ging!
Als dächte sie, noch immer bald genug
Mich im Triumf zu führen,
Die Unverschämte! — Belmont! — Belmont!

SIEBENTE SCENE.

KÖNIGIN, BELMONT herbey eilend.

BELMONT.

Hier, Gebieterin!

KÖNIGIN giebt ihm einen Schlüssel.

Nimm diesen Schlüssel, eil' in mein Gemach,
Da steht ein goldener Pokal,
Den bringe mir hierher!
Trag' ihn behutsam! — Er enthält —
Was — bald mir Ruhe schaffen soll.

BELMONT erschrocken.

Gebieterin! —

KÖNIGIN.

Gehorch!

BELMONT.

Bedenke, Königin, die Folgen einer
Zu raschen That! Sie wird zu grenzenloser Wuth
Den König treiben — und er ist so nah!

KÖNIGIN.

So minder darf ich Zeit verlieren!

BELMONT.

Bey deinem Leben, groſse Königin,
Beschwör' ich dich! — Verzeih'!
Nur Treue gegen dich zwingt mich zum Ungehorsam.

KÖNIGIN.

Feigherziger! du hast sie mir verrathen,
Und nun — nun bist du muthlos, meiner Rache
Die Hand zu bieten?

BELMONT.

Gehorchend that ich meine Pflicht;
Itzt thu' ich sie mit Nichtgehorchen.

KÖNIGIN.

Den Schlüſsel mir zurück!

BELMONT.

Du rennst in dein Verderben!

KÖNIGIN, heftig.

Ich will gerochen seyn! —
Den Schlüssel!

BELMONT, nach einigem Zögern.

Königin, du willst's — so muſs ich denn!

Er geht ab.

ACHTE SCENE.

KÖNIGIN allein.

Der Schlange Kopf, die mich gestochen,
Ist unter meinem Fuſs, und nicht
Zertreten sollt' ich ihn?
Wen soll ich scheuen? — Furcht
Geziemt dem Schuldbewuſsten,
Nicht dem Beleidigten, der Recht sich schaſſt!

Sie zieht einen Dolch aus ihrem Busen.

Wie süſs wird dir die Rache seyn,
Stolze, gekränkte Seele!
Sie wähle nun, zu schärfrer Pein,
Gift, oder diesen Stahl!
Sie, die zu ihren Füſsen liegen
Dich sah, verräth'rischer Gemahl,
Jetzt soll sie sich zu meinen schmiegen,
Und jedes ſtrafbare Vergnügen
Büſs' eine Todesqual!

ab.

NEUNTE SCENE.

Ein Zimmer im Pavillion. ROSEMUNDE auf einem Ruhebette, in groſser Niedergeschlagenheit. EMMA neben ihr.

EMMA.

Sey ruhig, holde Liebe!
In wenig Stunden sind wir wieder frey.
Der König naht —

ROSEMUNDE.

O Emma, welch ein Wechsel!
O laſs mich weinen, weinen bis
Die Augen mir erlöschen!
Ich fühl's — tief fühl' ich's hier,
Es ist geschehn um Rosemund'! —
Gott! von wie vielen dunkeln traur'gen Tagen
Und thränenvollen Nächten ist
Der traurigste,
Die thränenvollste — dieſs!
Vielleicht die letzte!

EMMA.

Bald ist sie vorüber
Die Wolke, die dich schreckt, und alles, Rosemund',
Ist wieder hell um dich und wonnevoll —

Er eilt in deinen Arm, dein Schützer und
Dein Rächer! —
Gewiſs er wird nicht ungerochen lassen
Was dir begegnet ist.

ROSEMUNDE, aufstehend.

O nichts von Rache! Alle Schuld ist mein!
Ach, daſs der Zauberschleier eher nicht
Von meinen Augen fiel!
Ach, daſs er jemahls mich umnebelte!
O Emma! fühlen müssen:

„All diese Liebe, dieſs beym ersten Blick
So ganz gewonnene, so ganz
Dahin gegebne Herz,
Dieſs stete Sehnen nur nach Ihm,
O dieſs für Ihn nur leben,
Für Ihn nur athmen, was noch kaum der Stolz
Von meinem Herzen war —
Ach, Emma, Emma, soll dieſs Herz
Nicht bersten, da ich fühl' —
Es ist Verbrechen! — Er, den ich allein geliebt,
Allein aus allem in der Schöpfung,
Kann mir niemahls, niemahls angehören!
Nie darf ich wieder nur
Die Augen auf zu ihm erheben! —"

Emma, fühlest du
Den ganzen Umfang meines Elends?

Sie sinkt wieder auf das Ruhebette.

EMMA, mit höchster Zärtlichkeit.

Liebste Rosemund'!
Laſs ab! Entflieh den ängstlichen Gedanken!
Flieh aus dir selbst! Komm, lege deine Stirn
An meine Brust, und ruhe!

Sie setzt sich neben Rosemunden.

Wie ein Kind, in Mutterarmen
Eingewieget, schlummre, schlummre
Ein an deiner Freundin Brust!
Unsers Kummers sich erbarmen
Wird der Himmel! lohnt uns Armen
Jede Angst mit süſsrer Lust!
Wie ein Kind, in Mutterarmen
Eingewieget, schlummre, schlummre
Ein an deiner Freundin Brust!

Man hört ein Geräusch.

ROSEMUNDE, auffahrend.

Weh mir! was hör' ich —

EMMA.

Fürchte nichts!
Es ist nur Lucia — vielleicht dein Heinrich selbst;
Ich will —

Sie geht auf die Thüre zu.

ROSEMUNDE, sie beym Arme haltend.

O gute Emma —
Verlaſs mich nicht!

Die Thüre öffnet sich, zwey Schildknappen bemächtige sich der Emma, und schleppen sie hinweg. Man hö hinter der Scene:

EMMA.

Laſst mich! Ich will, ich muſs zu ihr.

KÖNIGIN, hinter der Scene.

Bringt sie in Sicherheit!

EMMA.

O Hülfe! Hülfe!

Rosemunde eilt bestürzt der Thüre zu.

ZEHNTE SCENE.

Die **KÖNIGIN** tritt herein, in der rechten Hand einen Dolch, in der linken den Giftbecher haltend.

ROSEMUNDE, zurück fahrend.

O Hülfe! Emma! Hülfe! rettet mich!

KÖNIGIN.

Verworfene! du rufst umsonst nach Hülfe!
Erkenne mich — und zittre!

ROSEMUNDE, angstvoll.

O Gnade, Gnade, groſse Königin!

KÖNIGIN vor sich.

Sie rührt mich wider Willen — Stark mein Herz!
In wenig Stunden wär' ich so in ihrer
Gewalt, wie sie in meiner jetzt —

Zu Rosemunden.

Mich zu erweichen hoffe nicht!
Du bist zur Strafe reif!

ROSEMUNDE.

Laſs meine Jugend — ach! ich wag' es nicht
Zu sagen, meine Unschuld — dich erbarmen!
Und doch — du, Himmel, weiſst's!

KÖNIGIN.

Der mag sich dein erbarmen,
Verbrecherin! — Ich bringe dir — den Tod.
Hier! wähle! hier ist Gift, und hier ein Dolch!

ROSEMUNDE.

Entsetzlich! — Königin, ich bin in deiner Macht —
Sey groſs und königlich — Verzeih der Armen
In Staub gedrückten! Sag', was kann ich thun
Dich zu versöhnen?

KÖNIGIN.

Stirb!

ROSEMUNDE.

Verstatte mir, in heil'ge Mauern mich
Vor allen Menschen zu verbergen! Schenke mir
Die kurze Frist! Mein Gram
Wird diesem armen Leben bald genug
Ein Ende machen.

KÖNIGIN.

Thörin, weg
Mit deinen Künsten! Denkest du
Auch mich damit zu fangen?
Hier — nimm und stirb!

ROSEMUNDE, weinend.

Laſs diese Zeichen
Der herzlichen Reu',
O laſs sie dich erweichen!
Verzeih der Sünderin,
Verzeih, verzeih.

KÖNIGIN.

Vergebens krümmst du dich
Mich zu erweichen;
Falle, Verbrecherin,
Ein Opfer beleidigter Treu'!

ROSEMUNDE, ihre Knie umfassend.

Sieh, mit gerungnen Armen
Fleht Rosemunde!
Auch deine Stunde
Wird kommen, Königin!
Auch Du wirst um Erbarmen
Zum Himmel flehn, wie ich
Dir flehe — Königin,
Erbarme dich!
Laſs dich erweichen!

KÖNIGIN.

Du flehst vergebens!

ROSEMUNDE.

Erbarme dich, verzeih!

KÖNIGIN.

Falle, Verbrecherin,
Ein Opfer beleidigter Treu'!

ROSEMUNDE

steht auf und greift nach dem Becher.

So gieb, Tyrannin, und der Richter dort
Verzeih' dir meinen Tod!

Sie trinkt den Becher aus. Die Königin wendet sich plötzlich weg, wirft sich in einen Lehnstuhl neben einem Tisch, und verbirgt ihr Gesicht.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ROSEMUNDE.

So ist's geschehn! — Ich sterb' —
Und sterbend, göttliche Gerechtigkeit,
Bet' ich dich an! — Vor dir
Ist Rosemund' nicht schuldlos! — Nimm,
Die Schwachheit eines zärtlichen,
Nichts böses ahnenden, in seiner ersten Liebe
Verirrten Herzens abzubüſsen,
Mein Leben an! —

Zu Elinor.

Doch, wisse, du,
Durch deren Hand das Schicksal mich bestraft,
Mein Herz betrog mich, aber rein
Und unbefleckt war meine Liebe,
Und groſs, ach! allzu groſs — ihr Gegenstand!
Sein allzu blendendes Verdienst
Wird Mitleid mir bey allen guten Herzen
Erwerben! — Und auch dieses wisse, Grausame,
Er ehrte meine Unschuld — liebte mehr
Als sein Vergnügen mich —
Wohl mir! ich fall' ein reines Opfer! — und
(O gönne mir, du, der für Ihn zu leben
Mir nicht erlaubt, o Himmel, gönne mir
Den süſsen Trost!) — ich sterb' um Seinetwillen!

Sie ermattet, und wankt dem Ruhebette zu.

KÖNIGIN vor ſich.

Ich war zu raſch.

ROSEMUNDE.

Wie wird mir! — Welches Schaudern! —
Welch ein Flor
Um meine Augen! —
Wie ſchwer! wie kalt! —

Sie ſinkt auf das Ruhebette.

Nur deine Liebe — fühl' ich —
Noch warm — in dieſem — eisumfangnen
Herzen! — Emma!
Bring' ihm — dieſs letzte, letzte —

Sie ſinkt mit dem Kopf aufs Küſsen, und ſchlieſst die Augen. Die Königin ſteht nach einer Weile auf, nähert ſich ihr, ergreift eine ihrer herab geſunknen Hände, und läſst ſie plötzlich wieder fallen.

EILFTE SCENE.

BELMONT, haſtig herein tretend, zur KÖNIGIN.

Gebieterin,
Man hört von ferne ſchon den Jubelſchrey
Der königlichen Schaar — Kein Augenblick
Iſt zu verlieren — Fliehe, rette dich!

KÖNIGIN.

Sind meine Ritter alle schon versammelt?

BELMONT.

Ja! Doch, was vermag der kleine Haufe?

KÖNIGIN.

Fürchte nichts!
Bald soll er furchtbar werden! —
Jetzt eile, schaffe diesen Rest
Der Unglückseligen hinweg,
Dann folge mir!

Sie geht ab.

ZWÖLFTE SCENE.

BELMONT allein.

Ein wilder Sturm zieht gegen uns daher —
Was wird der Ausgang seyn?
Jetzt, Schicksal, gieb mir Muth
Und festen Blick auf deinen Wink!

In nächtlichen Wettern,
Wenn rasende Stürme
Den Wald entblättern,
Die Pole krachen,
Und uns bey jedem Blitz

Der Hölle sich öffnender Rachen
Den qualvollen Sitz
Verdammter Seelen entdeckt:

Wohl dem alsdann, den — ungeschreckt
Wo Frevler tief erzittern müssen —
Sein schirmendes Gewissen
Mit Engelsflügeln deckt!

ENDE DES ZWEYTEN AUFZUGS.

DRITTER AUFZUG.

ERSTE SCENE.

Ein offner Platz vor dem Palast, der mit den Garten zusammen hangt. Sonnenaufgang. Ein Feldmarsch von ferne.

KOR der SCHILDKNAPPEN, dann KÖNIG HEINRICH vom KOR der RITTER begleitet.

KOR der Ritter.

Triumf dem Sieger
Vom Gallischen Strand!

KOR der Schildknappen.

Willkommen, Vater,
Dem Vaterland!

KÖNIG HEINRICH.

Willkommen hier,
Ihr edeln Schaaren!
Ihr theiltet Arbeit und Gefahren,
Theilt Lust und Ruhe nun mit mir.

BEIDE KÖRE.

Triumf dem Sieger
Vom Gallischen Strand!
Willkommen, Vater,
Dem Vaterland!

KÖNIG HEINRICH.

Dank, Freunde, Dank euch allen! Eure Treu'
Ist tief in Heinrichs Herz gegraben — Itzt
Entfernet euch, und gebt den müden Sinnen
Die wohl verdiente Ruh!

Beide Kore gehen ab.

ZWEYTE SCENE.

KÖNIG HEINRICH allein.

So athm' ich wieder dich,
Du süſse Luft,
Die mir
Von Ihr, von Ihr
Entgegen weht!

Bin ich so nahe Dir?
Kaum kann ich's glauben!
Ihr holden Lauben,

In deren Morgenduft
Sie geht,
Empfanget mich!

Wie gierig athm' ich dich,
Du süſse Luft,
Die mir
Von Ihr, von Ihr
  Entgegen weht!

Er eilt dem Garten zu.

DRITTE SCENE.

Ein Blumengarten im Labyrinth, mit Rosenbüschen, und Vasen mit Schasminen, Myrten, Orangen u. s. w. geziert.

EMMA und **LUCIA**, mit dem **KOR** der **JUNGFRAUEN**, kommen hervor.

KOR.

Schwarze Stunde,
Herber Fall!
Klaget, klaget
Der schönsten Blume Fall.

EMMA.

Kommt, Schwestern, an die traur'ge Pflicht!
Kommt, laſst uns Blüthen pflücken!
Schont, ihren Sarg zu schmücken,
Des Frühlings schönste Kinder nicht!

Sie vertheilen sich und pflücken Blüthen und Blumen. Nach einer Weile finden sie sich unvermerkt wieder bey-ammen, sehen einander traurig an, und brechen in die rste Klage aus.

KOR.

Schwarze Stunde!
Herber Fall!

EMMA.

Sie sind erstorben
Auf ihrem Munde,
Die Rosen all':
O klaget, klaget —

KOR.

Klaget, klaget
Der schönsten Blume Fall.

Bey den letzten Worten erscheint der König.

VIERTE SCENE.

KÖNIG HEINRICH. DIE VORIGEN.

KÖNIG HEINRICH, im Hervorgehen.

Die Pforte offen! — Klagetöne
Von innen her! — Mir schaudert —

Er erblickt den Kor.

Himmel! was
Erblick' ich! Töchter, wo ist Rosemund'?

EMMA, angstvoll.

Ach Herr! — Sie ist —

KÖNIG HEINRICH.

Was ist sie? Rede!

EMMA.

Gott! wie kann ich's sagen?

KÖNIG HEINRICH, hastig.

Wie? Sie ist —

Er fährt vor seinem eignen Gedanken zurück.

EMMA.

Das schreckliche Geheimniſs
Erstarrt in meinem Mund —

KÖNIG HEINRICH.

Sag' alles! Das Entsetzlichste ist schon gesagt!

EMMA.

Die Königin, mit Gift und Dolch in Händen,
drang
Zu uns herein, und — ohne Leben fanden wir
Das Opfer ihrer Wuth.

KÖNIG HEINRICH, mit Wehmuth.

Unglückliche! Euch war sie anvertraut —
Ihr liebtet sie — und lieſst sie tödten?

EMMA.

Wollte Gott
Ich hätt' Ihr Leben mit dem meinigen
Erkaufen können! —
Gerissen wurd' ich mit Gewalt
Von ihrer Seite —

KÖNIG HEINRICH.

Eilet! ruft die Ritter alle, die mit mir
Gekommen, laſst die Burg umringen,
Daſs nichts entrinne! Eilt im Flug!

Der Kor geht ab.

FÜNFTE SCENE.

KÖNIG HEINRICH allein.

Ermordet? — todt? — Ah tausend Dolche sind
In dir, unseliger Gedank'!
Und tausend Furienfackeln,
Alles anzuzünden, alles zu zerstören
Was Leben hat — O Rache! Rache!
Was säum' ich?

Er will abgehen.

SECHSTE SCENE.

BELMONT, sich dem Könige zu Füſsen werfend.

Herr! erheitre dich — Sie lebt!

KÖNIG HEINRICH.

Sie lebt? und ihre Schwestern, all' in Thränen,
Beweinen ihren Tod?

BELMONT.

Bey deinem eignen Leben, Herr,
Sie ist gerettet!

KÖNIG HEINRICH.

Zittre, wenn du mich betrügst!

BELMONT.

Die Königin ist die Betrogne — Rosemunden
Zu retten, wechselt' ich
Das ihr bestimmte Gift mit einem Trank,
Der, schnell betäubend, wie in Todesschlaf
Die Sinne senkt — doch schadlos, durch ein Gegengift
Von gleich behender Kraft —

KÖNIG HEINRICH.

Sie lebt? — O Belmont, rede wahr
Und nimm die Hälfte meines Reichs!

BELMONT.

In diesem Augenblick vielleicht
Erwacht sie wieder —

KÖNIG HEINRICH.

Vielleicht? — Du zweifelst noch?
Elender! Hüte dich vor meinem Grimm!

BELMONT.

Ich bin der Kraft des Gegengifts gewiſs.

KÖNIG HEINRICH.

So führe eilends mich zu ihr.

Sie eilen ab.

SIEBENTE SCENE.

Rosemundens Zimmer. Sie liegt auf einem Ruhebette. Die Musik bereitet eine Zeit lang zu dem was folget. Während solcher macht ROSEMUNDE einige Bewegungen, als eine Person, die allmählich aus einem tiefen Schlaf erwacht.

ROSEMUNDE.

Wo bin ich? —
Wie glänzend alles um mich her!
Wie wohl ist mir! — Erwacht
Ins beſsre Leben! — Aber — welch ein Nebel fällt
Von meinen Augen?
Ich bin ja — wo ich war! Find' alles wieder,
Erkenne alles —

Sie fühlt sich selbst an.

Wunder! Wunder!
Ich lebe noch! — So war es nur
Ein schwerer Traum? — Ich sah die Königin,
Wuth in den Augen — Gift und Dolch
In ihren Händen, drang sie auf mich zu —
Ich fleht' ihr angstvoll — unerbittlich blieb
Die Schreckliche — Ich nahm den Todeskelch
Und trank, und starb — und lebe noch?
Und finde hier mich wieder —

O Emma, Lucia, wo seyd ihr?
Hat alles mich verlassen? War es nur
Ein grausam Spiel
Das meine Feindin mit mir trieb? Erwartet
Mich ärgers noch?
Ach, Heinrich! eile deiner Rosemunde
Zu Hülf'! — Ein Augenblick zu spät
Kann uns auf ewig trennen!

ACHTE SCENE.

KÖNIG HEINRICH, und BELMONT zu ROSEMUNDEN.

KÖNIG HEINRICH,
mit offnen Armen auf sie zueilend.

Nein, holde Rosemund',
Uns trennen soll kein Schicksal mehr!

ROSEMUNDE, in frohem Schrecken.

O Himmel! Du? Mein König, Du? —
Du noch in meinem Arm?
O Wonnetod! Nun laſs mich sterben!

KÖNIG HEINRICH.

Theure Rosemunde,
Du lebst! ein Wunder hat dich mir erhalten.
Noch schaudern alle
Gebeine mir! So nah dem Elend ohne Grenzen

Dich todt zu finden! — Sieh den Mann,
Dem ich dein Leben schuldig bin!

BELMONT.

Wer hätte nicht
Sein eignes dran gewagt, um solch ein Leben
Zu retten?

KÖNIG HEINRICH.

Ah! wo war mein Sinn?
Ich konnte dich verlassen? fern von mir
Dich sicher glauben? — Dachte nicht,
Daſs eine Schlang' ich hinter mir
Zurück lieſs, deren Athem dich vergiften
würde?

ROSEMUNDE.

O dieser Augenblick
Vergütet alles! — Aber, laſs, Geliebter,
Laſs zu mir selbst mich kommen!
Der Freuden Überschwang erdrückt mein
Herz.
Der Wechsel ist zu schnell, zu unverhofft,
Zu groſs mein Glück als — daſs es dauern
könnte.

KÖNIG HEINRICH.

Sey ohne Furcht! Ist Heinrich nicht bey
dir?

Vorüber ist der Sturm,
Der Donner schweigt,
Des Himmels Auge zeigt
Sich allerheiternd wieder,
Und sanfte Stille läſst sich nieder
Auf Wald und Flur:

O zage nicht,
Du holde Rose!
Entfalte prangend dich
Im Sonnenlicht;
Sey deines Heinrichs Wonne wieder,
Und blüh' die Zierde der Natur!

Er geht ab.

NEUNTE SCENE.

ROSEMUNDE, BELMONT.

ROSEMUNDE.

Noch immer ist's
Ein Wunder meinen Augen daſs ich athme.
Ich, die vor wenig Stunden
Aus einer Furie Hand den Todeskelch empfing,
Und seine ganze Bitterkeit

Hinunter schlang, — ich leb', und deine Wohlthat ist's,
Du Edler?

BELMONT.

Nenn, o Schönste, nicht mit diesem Nahmen,
Was ein Barbar, ein Wilder selbst, so bald
Er Dich erblickt, zu thun nicht unterlassen könnte!

ROSEMUNDE.

Wie kann ich dir vergelten? — Ach! noch schlägt mein Herz
Zu furchtsam, um den Werth der Wohlthat ganz zu fühlen,
Die ich dir danke!

ZEHNTE SCENE.

EMMA, in Eile, zu den VORIGEN.

Sie stürzt sich in Rosemundens Arme — reifst sich aber schnell wieder los und spricht:

EMMA.

O fliehe, Rosemund'! die Königin ist nah.
Sie drang sich durch die Ritter, die die Burg erfüllen,
Und stürmt hierher. —

ROSEMUNDE.

Weh mir! Wo flieh' ich hin?

BELMONT.

Besorge nichts! Des Königs Gegenwart
Hat ihren Grimm entwaffnet.

ROSEMUNDE.

Sie kommt —

Zu Belmont.

O halte sie zurück!

Indem die Königin herein tritt, flieht Rosemunde in ein Kabinet, das an ihr Zimmer stöſst. Emma folgt ihr.

EILFTE SCENE.

Die KÖNIGIN, BELMONT.

KÖNIGIN.

Was seh' ich?

Zu Belmont.

Ha! Verräther! So betrogst du mich?

BELMONT.

Zu deinem Besten, Königin, wofern du selbst
Nicht deine Feindin bist.

KÖNIGIN.

Du drohest noch?

ZWÖLFTE SCENE.

Der KÖNIG, die VORIGEN.

KÖNIG HEINRICH.

Verwegne! Wie? du wagst dich einzudringen, wo
Die stummen Wände selbst dir deine That
Laut in die Seele donnern?
Entferne dich!

Zu Belmont.

Geh, wache für des Engels Sicherheit!

Belmont geht ab.

KÖNIGIN.

Ein Wort nur, Heinrich! — Nicht was ich gethan
Entschuldigen — nicht Rechte geltend machen,
Die einst, in bessern Zeiten, mir die Liebe gab!
Ich weiſs — verloren ist für mich dein Herz,
Und ich — verschmäh' es, dir, wie eine arme
Verlaſsne, Klagen vorzuwinseln.

KÖNIG HEINRICH.

Wie? du kommst mir gar ins Angesicht zu trotzen?

KÖNIGIN.

Laſs mich vollenden, und dann wähle, nach Gefallen,
Schmach oder Ruhm!
Ich weiſs — verloren ist dein Herz für mich;
Es sey! Vergessen sey's, daſs mich gewonnen
Zu haben einst dein Stolz war, daſs ich dich
Allein aus allen Königen der Welt
Einst meiner würdig hielt! Es ist vorbey!
Nur daſs ich allem Theil an deiner Ehre
So schnell entsage, das erwarte nicht!
Ist dieſs ein Rest von Liebe, so verzeih' ihn mir,
Und o um deinetwillen nur
Bedenke was du bist, und was du warst!
Was deines Lebens Frühling einst
Der Welt versprach, und was
In seiner üppigsten Verschwendung
Das Glück für dich gethan!
Zu welcher Glorie du den edeln Nahmen
Plantagenet erhöhen konntest! — Heinrich,
Bedenk' es, und — erröthe vor dir selbst!

KÖNIG HEINRICH.

Und du — besudelt mit der frischen Schande
Des Meuchelmords — erfrechest dich
Der Ehre heil'gen Nahmen auszusprechen?
Du wirfst zum Vormund dich
Für meine Ehre auf? —
Verlaſs mich! Herrsche wo du Recht
Zu herrschen hast — Nimm sie zurück

Die Länder Galliens, dein Erbgut — Geh,
Und, wenn du kannst, verbirg
Im Glanz des Throns die Schwärze deiner Seele.

KÖNIGIN.

Und solch ein Opfer deiner niedrigen
Sinnlosen Leidenschaft zu bringen, wärst du fähig?

KÖNIG HEINRICH.

Viel besser, als noch länger meines Lebens Ruh
Und Glück den Deinigen zu opfern!

KÖNIGIN.

Bethörter, du verdienst nicht, daſs ein Herz,
Wie meines, sich um deinetwillen kränke!
Ha! Nur zu wanken zwischen Elinor
Und — einer, deren Nahmen nur
Zu nennen meinen Mund befleckte!

KÖNIG HEINRICH.

Mörderin!
Aus meinen Augen! Du entehrst
Die Krone, die du trägst — Sie würde
Den Thron der Erde zieren!

KÖNIGIN.

Ha! ist's dahin gekommen? — Wohl! So eile nur.
Was hält dich? Habe sie! Ergetze Welt
Und Nachwelt mit dem Schauspiel deiner Thorheit!

Unwürdiger, du sollst sie haben!
Sie triumfier'!
Folg' ihrem Wagen in Fesseln nach,
Du sollst sie haben,
Und meine Seele soll
Sich laben
An deiner Schmach!

Entehre dich mit ihr
Vor allen Zeiten,
Setz' auf den Thron sie dir
Zur Seiten,
Sey selbst das Werkzeug meiner Rache,
Mache
Das Maſs der Schande voll!

Unwürdiger, du sollst sie haben!
Sie triumfier'!
Folg' ihrem Wagen in Fesseln nach,
Du sollst sie haben,
Und meine Seele soll
Sich laben
An deiner Schmach!

Sie geht ab.

DREYZEHNTE SCENE.

KÖNIG HEINRICH allein.

Unsinnige, dein Toben
Beschleunigt deinen Fall.
Weg! keinen Augenblick verbittern sollst du mir
Die Wonne, den Triumf — zu krönen was ich liebe.

Holde Schönheit, deinem Rechte
Huldigt alles, Erd' und Himmel!
Deine Fesseln stolz zu tragen
Folgen Helden
Deinem Wagen!
Selbst des Orkus finstre Mächte
Bändiget dein Zauberblick!

Eile, Göttin des Gerüchtes,
Ihren Sieg der Welt zu melden,
Ihren Sieg und Heinrichs Glück!

Indem er abgehen will, kommt ihm Rosemunde entgegen.

VIERZEHNTE SCENE.

ROSEMUNDE, KÖNIG HEINRICH.

ROSEMUNDE,

sich ihm zu Füſsen werfend.

Mein König, eine einzige, die letzte Bitte
Versage nicht der armen Rosemund'!

KÖNIG HEINRICH,

indem er sie aufrichtet.

Sprich, meines Herzens Königin,
Dein Wink ist mein Gesetz.

ROSEMUNDE, vor sich.

O Himmel, stärke mich!

Zu Heinrich.

Die Rede stockt in meinem Munde — doch, ich muſs! —
O höre meine letzte Bitte! Laſs mich fliehn,
Und meines Lebens Rest dem Himmel weihn!

KÖNIG HEINRICH.

Wie? Rosemund'? was ist dir? Grausame,
Welch eine Bitte? Du, du willst mich fliehn?

ROSEMUNDE.

O wenn ich je dir theuer war, so höre mich!
Du kennst dieſs Herz! Es war vom ersten Anblick dein!
Es überlieſs so willig sich
Dem süſsen Irrthum! Unbekannt
Mit deinem Stande, war's so glücklich im Gedanken
Für Dich allein zu schlagen! — Himmel! daſs es nur
Ein Irrthum war! ein süſser Traum!
Ach Heinrich, diese schreckenvolle Nacht
Hat mich erweckt, im Donner mich erweckt
Aus meinem Traum!

KÖNIG HEINRICH.

Hat nur zum süſseren Genuſs
Der Wahrheit dich erweckt.

ROSEMUNDE.

Ach! kann ich länger mir verbergen, daſs mein Glück
Ein Blendwerk war? daſs meine Liebe zwischen dir

Und deiner Königin, und deiner Ruhe steht?
Daſs sie — o schrecklicher Gedanke!
Daſs sie — Verbrechen ist?

KÖNIG HEINRICH.

O lästre nicht den seligsten
Der Triebe, lästre nicht dein eigen Herz.
Verbann' die grämlichen Gedanken,
Und überlaſs dich ganz
Der Wonne unsers Wiedersehns!

ROSEMUNDE.

Wie kann ich? — O mein König! eine Kluft
Ist zwischen dir und mir, die uns auf ewig trennt!
O suche nicht durch deine Liebe mich
Hinab zu ziehn!

KÖNIG HEINRICH.

Sey ruhig! Deine Feindin selbst
Hat diese Kluft erfüllt.
Mit jener Hand, die dir den Giftkelch bot,
Zerriſs die Wüthende die Fesseln die mich drückten!
Leer ist ihr Platz auf meinem Thron,
Und ihn zu füllen winkt die Liebe Dir!

ROSEMUNDE.

Ach! eine Hütte, Heinrich, nicht ein Thron!
Wie glücklich hätte sie mit deiner Liebe
Mein Herz gemacht!

O Liebe, warum machtest du
Uns nicht zu Hirten dieser Matten?

Dann wär' ich deine Schäferin!
Dann lebten wir, Ein Herz, Ein Sinn,
Die frohsten Hirten dieser Matten!
Und drückt' ich einst dein Auge zu,
So stiegen wir in Einem Nu
Umarmt hinab ins Land der Schatten!

O Liebe, warum machtest du
Uns nicht zu Hirten dieser Matten?

KÖNIG HEINRICH.

Auch dieses Glück, Geliebte,
Wird unser seyn. Des Thrones Sorge wird
Nicht alle Ruh mir rauben. Oft
Herunter steigen werd' ich, hier
Im Frieden dieser stillen Haine

Des Lebens reinste Wonn' in deinem Arm zu
suchen!
Nicht König mehr! Dein Schäfer! Alles,
Alles dir,
Wie du mir Alles! —

FUNFZEHNTE SCENE.

BELMONT zu den VORIGEN.

BELMONT.

Herr, die Königin mit ihrer kleinen Schaar
Hat von der Burg mit Dräuen sich entfernt.
Ihr folgt der allgemeine Haſs;
Und alle deine Ritter stehn, o Herr,
Und warten deines Winks!

KÖNIG HEINRICH.

Wohl, daſs die Mörderin sich selbst verbannt!
Itzt lach' ich ihrer Wuth! —
Geh, Belmont, rufe meine Ritter in den
Sahl:
Ich kann nicht bald genug von allem was mir
dient
Gehuldigt sehn der Göttin meines Herzens.

ROSEMUNDE.

Mein König! O was willst du thun? Verzieh!
Verschieb —

KÖNIG HEINRICH.

Nicht einen Augenblick!
Geh, Freund, vollende deines Königs Glück!

BELMONT.

Willkommener Befehl!

Er geht ab.

SECHZEHNTE SCENE.

KÖNIG HEINRICH. ROSEMUNDE.

KÖNIG HEINRICH.

Und du, Geliebte, quäle länger nicht
Dich selbst und mich mit wesenlosen Sorgen!
Schau über diesen Thron hinweg
Auf den ich dich versetze:
In meinem Herzen ist dein wahrer Thron!
Da liegt gefesselt mit der Liebe Ketten
Zu deinen Füſsen jeder meiner Wünsche. Du,
Du bist mir mehr als Thron und Reich. O zeig'
In deinen holden Augen, daſs mein Glück
Auch deines ist!

ROSEMUNDE.

Mein König und mein Herr,
Wie kann dieſs Herz, das du allein erfüllst,
Dir länger widerstehn? — Du hast gesiegt!
Gebiete! Hier ist deine Rosemunde,
Bereit für dich zu leben und — zu sterben!

Dir hingegeben
Hab' ich mein Alles!
Mein Glück, mein Leben,
Und was ich bin!

KÖNIG HEINRICH.

Wär' ich Beherrscher
Des Erdenballes,
Dich zu erhalten
Gäb' ich ihn hin!

ROSEMUNDE.

Für dich nur leben,
Für dich erkalten,

KÖNIG HEINRICH.

Ihn hinzugeben,
Dich zu erhalten,

BEIDE.

O seliger Gewinn!

KÖNIG HEINRICH.

So komm und gieb mir den Triumf,
Mit lautem Jauchzen meines Herzens Wahl
Gebilliget zu sehn von meinem ganzen Reich!

ROSEMUNDE.

Ich folge dir!

Sie gehen ab.

SIEBZEHNTE SCENE.

Der Schauplatz verwandelt sich in einen großen Rittersahl, mit erhöhtem königlichen Throne. SCHILDKNAPPEN und RITTER versammeln sich. Zuletzt tritt KÖNIG HEINRICH auf, von BELMONT begleitet. Der König besteigt den Thron. ROSEMUNDE erscheint mit EMMA und dem KOR DER JUNGFRAUEN, und bleibt seitwärts in einiger Entfernung vom Throne stehen.

KÖNIG HEINRICH.

Ihr Edeln Albions, ihr, deren Muth und Treu'
Ich oft geprüft, die alle die Gefahren
Des Kriegs, und blut'gen Ruhm, und schwer erkämpfte Siege

Mit mir getheilt!
Ihr eilet, Freunde, nun am väterlichen Herde
Des Friedens Früchte zu genieſsen,
Ruh' und häuslich Glück;
Und unter goldnen Decken sollt' indeſs
Geheimer Gram, des Lebens gift'ger Wurm,
An eures Königs Ruhe nagen?
Nein! — ich will sie von mir werfen,
Die Schlange, die ich allzu lange duldend
In meinem Busen hegte! — Elinor
Hat alle Rechte an mein Herz verloren,
Hat durch Verbrechen sich die Ehre, meinen Thron
Zu theilen, selbst geraubt — Hier, vor euch allen,
Verstoſs' ich sie, und gebe Rosemund'
Mein Herz und meine Hand — Ihr seht sie hier!
Laſst eure Augen reden
Für Heinrichs Wahl!
Ein Wunder hat sie mir erhalten!
Des Himmels Wink
Und meine Wahl und eure Liebe stimmen
In Eins, und rufen sie zum Thron.

KOR DER RITTER.

Leb' und herrsche, Preis der Schönen,

KOR DER SCHILDKNAPPEN und JUNGFRAUEN.

Schönste Tochter Albions!

BEIDE KÖRE.

Laſs dich Heinrichs Liebe krönen!
Sey die Zierde seines Throns!

KÖNIG HEINRICH zu Rosemunden.

So komm, Geliebte, komm, und nimm den Platz
Wozu dich unsre Liebe ruft!

Rosemunde nähert sich dem Throne mit zitterndem Schritte.

ACHTZEHNTE SCENE.

Auf einmahl werden die Thüren des Sahles aufgesprengt, und die KÖNIGIN, von ihren Rittern begleitet, dringt herein. Die Bestürzung über ihre Erscheinung macht eine allgemeine Pause.

KÖNIGIN,

im Hereintreten, mit lächelndem Grimme.

Ich ward wohl nicht erwartet
Bey diesem Fest?

Der König fährt mit Zeichen der Unruhe und des Zorns auf, und ruft Belmont zu:

KÖNIG HEINRICH.

Ha Belmont! was ist dieſs?

In eben diesem Augenblicke stürmt die Königin auf Rosemunden ein, und stöſst ihr, eh' Emma, Lucia, Belmont und der König, welche alle herbey eilen, es verhindern können, einen Dolch ins Herz.

KÖNIGIN,

indem sie den Stoſs führt.

Elende! stirb — — Ich bin gerochen! Nun
Macht was ihr wollt!

Rosemunde sinkt der Emma und Lucia in die Arme. Man legt sie auf die Stufen des Thrones.

KÖNIG HEINRICH, sinnlos.

O rettet, rettet! — faſst die Mörderin!

ROSEMUNDE.

Umsonst!

KÖNIG HEINRICH,
in Todesangst, zu ihren Fuſsen gestürzt.

O meine Rosemunde!

ROSEMUNDE.

Mein Schicksal ist erfüllt! — Ich sterb' — in
deinen Armen.

Der Vorhang fällt.

DIE WAHL DES HERKULES

EIN LYRISCHES DRAMA.

Von dem
Kapellmeister Anton Schweitzer in Musik gesetzt
und am 17ten Geburtstage des damahligen Herrn Erbprinzen
von Sachsen-Weimar und Eisenach auf dem Hoftheater zu
Weimar im Jahre 1773 aufgeführt.

PERSONEN.

DER JUNGE HERKULES.

ARETE, die Tugend.

KAKIA, die wollüstige Unthätigkeit.

Die Scene ist in einer waldigen Einöde.

HERKULES tritt auf.

O nehmt mich auf, ihr stillen Gründe,
Gewogne Schatten, hüllt mich ein!
Hier athm' ich wieder frey, empfinde
Des Daseyns Werth, bin wieder mein!

Ich sollte Amors Ketten tragen?
Die Thorheit schleppte mich an ihrem Siegeswagen?
Ein feiger Sklave sollt' ich seyn?
Beym Himmel! Nein!

Ich fühl' ein Herz in meinem Busen schlagen,
Ich fühl' — O Götter, darf ich's wagen,
In diesem unbehorchten Hain
Um ein Geheimniſs euch zu fragen?

Weſs ist die Stimme, die ich tief im Heiligthum
Der Seele höre? Oder täuschet mich,
Indem ich sie zu hören glaube,
Ein eitler Wahn?
Wer bin ich? — Diese Gluth
In meinem Busen, diese Ungeduld
Nach Thaten, dieses unaufhaltbare Streben
Nach einem unbekannten Ziel,
Dieſs Hüpfen jeder Ader, da
Wo andre beben,
Dieſs — was ich besser fühlen
Als mir erklären kann,
Wie nenn' ich's, was den andern Erdensöhnen mich
So ungleich macht? was mich auf ihre Spiele,
Was auf den ganzen Kreis von ihren kleinen Sorgen,
Entwürfen, Freuden, Plagen, kalt und unbewegt
Mich niederblicken heiſst,
Wie man auf einen Haufen Kinder blickt
Die sich um einen Apfel raufen?

Wer bin ich? Gab ein Halbgott, gab
Ein Gott das Leben mir?
Wie wallt mein Blut von diesem groſsen
Gedanken auf! Ich zittre nicht
Indem ich ihn zu denken wage.

Ja! ja! es ist kein Wahn! Ich fühl's, ich fühl's,
Was diese Adern schwellt, ist Götterblut!
O Du, der mir von seinem Leben gab,
Unsterblicher,
Warum verbirgst du dich vor mir?
O zeige dich! O lehre deinen Sohn
Die Wege zum Olympus, lehre ihn
Sich deiner würdig machen!

Aber, wenn ich mich zu viel erkühnte?
Wenn die selbstbetrogne Seele
Was sie feurig wünscht für Ahnung hielte?
Alcid! du träumst von Gottheit? Du? —
O sink' in Scham verloren
Tief in die Erde! — Du,
Den noch vor wenig Augenblicken
Ein rosenwangiges,
Der scherzenden Natur noch unvollendet
Entschlüpftes Ding,
Ein Mädchen, deiner selbst vergessen machte?

O! daſs mein böser Dämon dir entgegen
Mich führte, da du an der Spitze
Der Töchter Kalydons
Vom traubenvollen Hügel
Herunter in die Myrtenschatten
Des Achelous stiegst, o Dejanira!
Seit diesem Augenblicke find' ich dich,

Wohin ich flieh',
In meinem Wege. Jedem edeln Vorsatz
Begegnest Du!

Im Traum sogar verfolgst du mich.
Ich seh' dich, jugendlich wie Hebe,
Schimmernd wie Aurora, wollustathmend
Wie Cythere, da die Welle
Sie an Pafos Ufer trug —
Ich seh' dich, und vergesse
Der Lehren, die vom Nektarmund der Söhne
Des Musengottes in Citharons heil'gen Grotten
In meine Seele flossen — ach!
Vergesse jeden Schwur, den ich
Der Tugend that, so oft beym Lob der Helden mir
Die Wange glühte!

O weich' aus meiner Seele, Zaubrerin!
Nicht länger will ich deine Fesseln tragen.
Es sind nur Blumenketten, leicht zerrissen!
Dein Bild —
Mit seines schärfsten Pfeiles Spitze
Grub es in diese Brust
Der lächelnde Tyrann der Herzen ein —
Allein heraus will ich es reiſsen, oder fliehn
Wohin kein Menschenfuſs mir folgen soll,
Um meine Schmach und mich

Der Welt auf ewig zu verbergen!
Unglücklicher! bin ich es, dessen Worte
Sein eignes Ohr empören?
O wie räthselhaft noch immer
Mir selbst! wie groſs! wie klein!
Itzt, muthig jedem Ungeheuer Trotz
Zu bieten, itzt, verzagt vor einem Blick;
Itzt ganz durchdrungen von der hohen Schönheit
Der Tugend, ganz ganz ihrer Gottheit voll,
Zu welcher groſsen That,
Zu welchem Opfer fühl' ich mich
Nicht stark genug!
Doch bald, betrogner Jüngling, bald
Wird unter Zauberrosen dich
Die schnöde gürtellose Wollust
Zum Entschlummern
An ihrem Busen locken.
Süſses Gift
Wirst du aus ihren Augen schlürfen,
Und gleich den Seelen, die vom Lethe trinken,
Vergessen wer du bist und was du werden sollst.

So niedrig sollt' ich seyn? So schwach?
So unwerth deiner Tugend,
Alkmena? Eurer Lehren so
Uneingedenk, ihr Führer meiner Jugend?
Nein! dieser Tag sey Zeuge meiner Schwüre,
Und du, allsehend Auge des Olymp,

Und du, o Rhea,
Der Götter Mutter und der Sterblichen,
Seyd meine Zeugen! —

Die Scene verwandelt sich plötzlich in einen romantischen Lustgarten. KAKIA zeigt sich, dem Herkules gegenüber, auf ein zierliches Ruhebettchen, in einer ihrem Karakter gemäſsen Lage, reitzend hingegossen.

Götter, welch ein Anblick!
Wo bin ich? Träum' ich wachend?

KAKIA,

sich mit halbem Leib erhebend, ohne aufzustehen.

Willkommen, Göttersohn,
Im Reich der Freude!
Erheitre deinen Blick,
O komm, o meide
Nicht länger deinen Thron
An ihrer Brust!

Hier leben wir, ferne
Vom Erdengetümmel,
Das selige Leben
Der Götter im Himmel:
Uns strahlen die Sterne
Nur Wonne, nur Lust.

Willkommen, Göttersohn,
Im Reich der Freude!
O komm, o meide
Nicht länger deinen Thron
An ihrer Brust!

Sie steht auf und nähert sich ihm.

Du fliehst die Welt, Alcid?
Im Alter des Vergnügens
Entweichst du ihm in einen öden Wald?
Sprichst mit dir selber, staunst,
Verlierst dich in Gedanken, zweifelst welchen Weg
Ins Leben du erwählen sollst?
Sieh eine Freundin hier,
Die willig ist zum Glück der Götter dir
Den Weg zu zeigen.

HERKULES.

Und wie, o Göttin, — denn so kündigt dich
Dein ganzes Wesen an —
Mit welchem Nahmen soll ich dich verehren?

KAKIA.

Freude nennen mich,
O Jüngling, meine Freunde; aber in
Der Göttersprache ist

Mein Nahme Eudämonia.
Denn selbst die Götter leben nur durch mich
Ihr ewig sorgenfreyes Wonneleben.

Ich bin die Schöpferin der Freuden im Olymp
Und auf der Erde. Scherze, Grazien
Und Amoretten
Sind mein Gefolge. Selbst
Die Musen, die du liebst,
Sind meine Dienerinnen.
Meinen Freunden
Zollt der ganze Erdball Lust.
Ihnen scheint allein die Sonne,
Ihnen duftet Amors Lieblingsblume,
Ihnen sprudelt nur der Erde Nektar
Im krystallnen Becher, ihnen nur
Beleuchtet zu Cytherens Schlummer
Den Rosenpfad der stille Mond.
Sie, sie allein genieſsen
Des Lebens, scherzen seine Sorgen weg,
Und gleich der Rose, die an einer Nymfe Busen
Verduftet, athmen sie im Schooſs der Lust
Ihr frohes Daseyn aus.

O du, der Götter Liebling, Herkules,
Was zögerst du? —
Du zweifelst? — Hat ein Leben, ganz
Aus Lust gewebt, nichts was dich reitzen kann?

HERKULES.

Du sagst mir, Göttin, nur was deine Freunde
Genieſsen; sage mir auch was sie thun.
Womit verdienen sie so schön belohnt zu werden?

KAKIA.

Verdienen? — Denke richtiger
Vom Glück der Weisen, die sich mir ergeben!
Genieſsen, Freund, und vom Genusse ruhn
Zu süſserem Genuſs, ist alles was sie thun.
Genieſsen ohne Arbeit, in Gefühl
Ganz aufgelöst mit jedem trunknen Sinn
In einem Ocean von Wollust weben,
So leben die Olympier, so lebt
Wer mich besitzt, und dieſs nur nenn' ich leben!

Bey Hebens Nektarschalen,
Beym Lustgesang der Musen,
Ist euer Selbstbetrug,
Sind eure Qualen,
Betrogne Sterbliche,
Der Götter Spott!

O Jüngling, den die Sterne lieben,
O kämpfe nicht mit deinen Trieben!
Komm, Glücklicher, an meinen Busen,
Und werd' ein Gott!

HERKULES.

Allmächt'ge Götter! kann auch wider unsern Willen
Ein fremder Reitz Gewalt der Seele thun?
Zu stark, zu stark ergreift mich deiner süſsen Töne
Wollüst'ge Zauberey, Verführerin!
Ich strebe dir entgegen,
Ich fühle daſs ich's **soll**,
Und — folge dir.

Bey den Worten, „ich strebe dir entgegen," öffnet sich der hinterste Theil der Scene, und entdeckt eine rauhe Wildniſs, die auf einem steilen, mit Dornen bewachsnen Pfade zum Gipfel eines hohen Berges führt, wo aus einem Lorberwäldchen die Zinne des Tugendtempels hervor glänzt.

In dem Augenblicke, da Herkules spricht, „ich folge dir," erscheint

ARETE.

Halt ein, Alcid! Sieh, wer die Hand dir reicht!

HERKULES.

Welch eine Stimme? — O bist du's,
Bist du's, du Göttin meiner Seele? — Ja,

Dein ganzes Wesen, diese Majestät
Voll hohen Reitzes, diese Wunderkraft,
Die von dir ausgeht, meine schwankende
Entnervte Seele faſst, mit neuem Muthe
Sie anhaucht, alles, groſse Göttin,
Verkündigt Dich.
Du bist die Tugend — die ich liebe —

Mit Beschämung und Wehmuth.

Der ich untreu bin!

ARETE.

Dein Herz, o Herkules, wiewohl ich deinen Augen
Noch niemahls sichtbar ward,
Dein Herz erkennt mich, deine Freundin, deines
Geschlechtes Freundin: mich,
Die durch den Mund
Der Weisen, die dich bildeten,
Das göttliche Gefühl des Adels deiner Seele
In dir entflammte. Sieh, ich zeige hier
Mich deinen Augen. Dieser groſse Tag
Soll deines ganzen Lebens
Entscheidung seyn.

KAKIA.

Alcid, die Zeit ist kostbar, kurz das Leben.
Dieſs Wortgepränge raubt dir Augenblicke,
Die ungenossen fliehn, und niemahlſ wiederkommen.

ARETE.

Die Wahrheit, Herkules,
Braucht, um zu siegen, keiner Rednerkünste;
Sie rührt, sie überwältiget das Herz
Durch ihren eignen Reitz.
Ich komme nicht ein Leben ohne Mühe,
Ruhmloses Glück und unverdiente Freuden
Dir anzubieten. Heilig ist
Die Ordnung mir des Vaters der Natur;
Nichts Gutes geben
Den Sterblichen die Götter ohne Mühe.
Soll dir die Erde ihre Schätze zollen,
Du muſst sie bauen. Soll
Dein Vaterland dich ehren,
Arbeit' für sein Glück, für seinen Ruhm.
Soll Fama deinen Nahmen
Den Völkern und der Nachwelt nennen,
Verdien's um sie. Sey ein Wohlthäter
Der Menschheit, lebe, schwitze, blute
In ihrem Dienst. Was könnten dir die Menschen,
Die nichts von dir empfangen, schuldig seyn?
Verdienen nicht die Götter selbst den Weihrauch,
Der ihre Tempel füllt, durch alles Gute
Das sie der Erde thun?

KAKIA.

Du hörst es! Alles was die Freudenstörerin
Dir anzubieten hat, ist Arbeit, Mühe,
Gefahren, Wunden, Tod. Für andere,

Für Undankbare sollst du leben, nicht für dich;
Mühselig leben, daſs dein Grabstein einst
Dem Vorwitz später Enkel melde:

„Hier liegt ein Thor, der leben konnte,
Und starb,
Um, wenn er nicht mehr wär',
Auf andrer Thoren Lippen
Ein ungefühltes Daseyn zu erhaschen."

Herrliche Vergütung
Für alle Opfer, die sie von dir fordert!
Ich, junger Freund, verkaufe meine Gunst
Dir nicht so hoch. Genieſse du des Lebens
Im weichen Schooſs der Ruhe! Andre sollen
Für dein Vergnügen schwitzen. Eine ganze
Rastlose Welt soll deinen Freuden dienen,
Soll sich erschöpfen deinen Wünschen selbst
Zuvor zu eilen.

ARETE.

Thörin, höre auf
Mit deiner Schande dich zu brüsten!
Hör' auf mit täuschendem Sirenensang
Arglose unerfahrne Wanderer
In deinen Schlund zu ziehn!
Wer kennt dich nicht?
Und wen wirst du bethören, der dich kennt?
Du prahlst mit Götterwonne, Du,
Die alle ihre Freuden mit den Thieren

Des Feldes theilt und nichts von andern weiſs;
Die keinen innern Sinn für Wahrheit hat,
Noch für die süſse Ruhe
Der mit sich selbst und mit der ganzen
Natur in Friede lebenden schuldlosen Seele;
Du, deren Busen nie die heil'ge Gluth der Liebe
Zum Vaterland, der Menschenliebe wärmte,
Von deren Wange nie die fromme Thräne
Des Mitleids floſs, du sprichst von Götterwonne?
Wenn jemahls hat dein Ohr von allem Wohlklang
Den süſsesten, verdientes Lob, gehört?
Sprich, wenn genoſs dein Auge je des schönsten
Von allem was die Augen sehen können,
Des Anblicks einer guten That von dir?
Und selbst die einz'gen Freuden, die du kennst,
Wem giebst du lauter sie und unvergiftet?
Erwartet jemahls deine Lüsternheit den Ruf —
Gehorcht sie je dem Warnen der Natur?
Wenn achtest du im Taumel deiner Lüste
Ihr heiliges Gesetz? Darum ereilen auch
Bald ihre Strafen dich,
Und deiner eignen Thorheit Töchter
Sind die Erinnyen, die deine Frevel rächen.
In deinen Adern zehrt ein schleichend Gift
Des Lebens Quellen auf; ein frühes Alter
Welkt deine Wangen; stumpf und nur zum Schmerz
Noch mit Gefühl gestraft, gepeinigt vom Vergangnen

Und von der Zukunft, schmachtest du
Ein schrecklich Daseyn hin, das keine Hoffnung,
Kein tröstendes Bewuſstseyn guter Thaten dir
Erträglich macht.
Unglückliche, was helfen dann
Die Rosen dir, die deinen Weg bestreuen?
Durch Blumen führt sein sanfter Abhang, aber führt
In unausbleibliches Verderben.
Mein Weg ist steil und rauh und dornenvoll,
Er schreckt den Weichling ab;
Doch sieh, o Göttersohn, wohin er führt!

Der steile Pfad, auf den ich leite,
Dräut mit Dornen, starrt von Klippen;
Des Mittags Hitze saugt dein Blut;
Mit trübem Blick, mit dürren Lippen,
Siehst du, wenn Kraft und Muth ermatten,
Vergebens dich nach kühlen Schatten,
Nach einem Quell vergebens um.

Getrost! Ich schwebe dir zur Seite,
Ich helf' in jedem Kampf dir siegen;
Du dringst empor mit neuem Muth:
Der Gipfel naht, er ist erstiegen!
Da weht unsterbliches Vergnügen,
Und alles ist Elysium.

HERKULES.

O Göttin, löſe mir
Das Räthsel meines Herzens auf.
Zwey Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiſs! —
Bekämpfen sich in meiner Brust
Mit gleicher Kraft: die beſsre siegt, so lange
Du redest; aber kaum ergreift
Mich diese Zaubrerin mit ihren Blicken wieder,
So fühl' ich eine andere
In jeder Ader glühn, die wider Willen mich
In ihre Arme zieht.

ARETE.

Erröthe, Herkules,
Erröthe vor dir selbst! Die beſsre Seele
Bist Du! Sie ist allein dein wahres Selbst;
Wag' es zu wollen, und der Sieg ist dein!

KAKIA.

Alcid, du wendest dich von mir?
Du scheuest meinen Blick?
Wie wenig kennst du deine Freunde!
Aus gutem Willen kam ich, dir
Mit meiner Gunst
Die schöne Dejanira anzubieten:
Willst du dein eigner Feind seyn? Immerhin!
Verschmähe sie und mich! Ich werde den
Nicht lange suchen müssen, der so ein Geschenk
Mir abzunehmen sich entſchlieſsen kann.

HERKULES.

Was sagst du? — Oder ist's nur Täuschung?
denkst du nur
Mit diesem süſsen Nahmen mich zu locken?
Du, Dejaniren, mir?

KAKIA.

Und deines Herzens
Verlorne Ruh und Freuden ohne Maſs
In ihrem Arm! — Ja, Dejaniren,
Die schönste meiner Töchter, Sie, die ich
Für dich von Kindheit an bestimmte, dir
Erzog und pflegte, Undankbarer! Sie
Verschmähest du?

HERKULES.

Ich sollte Dejaniren
Verschmähn? Freywillig ihr entsagen? Nein!
Das kann ich nicht! Du selbst, Arete, kannst
Ein solches Opfer nicht von mir verlangen!

ARETE.

Und du — dem Ruf der Götter ungetreu,
Du könntest, eh' du ihr entsagtest, mir,
Dem Ruhm, der Tugend, der Unsterblichkeit
entsagen?
Du kannst noch schwanken?

HERKULES, ARETE, KAKIA

HERKULES zu ARETE.

O trag' Erbarmen
  Mit meinem Schmerz!
Der inn're Aufruhr
  Zerreiſst mein Herz.

KAKIA.

Dir winkt in meinen Armen
  Der Liebe Glück,
  Dich lockt ihr süſser Blick,
Und du verziehest?

ARETE.

Besinne dich! Du fliehest
  Das wahre Glück.

HERKULES.

Ist nicht für beide Raum
  In meiner Seele?

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 1302I/031

ARETE.

Weg mit dem eiteln Traum!
Erwach' und wähle!

HERKULES.

Ich lieb', o Göttin, dich
Und Dejaniren!

HERKULES und KAKIA, à 2.

Und ich entschlösse mich
Und du entschlössest dich
Euch
Sie
zu verlieren?

HERKULES.

Ist nicht für beide Raum
In meinem Herzen?

ARETE.

Weg mit dem eiteln Traum!

HERKULES.

Glich meinen Schmerzen
Wohl je ein Schmerz?
Der inn're Aufruhr
Zerreiſst mein Herz.

ARETE und KAKIA, à 2.

{ Der Tugend Götterglück
{ Der Liebe Götterglück
Willst du verscherzen?
O flieh! o flieh zurück!

HERKULES.

Nur einen Augenblick!
O tragt Erbarmen!

KAKIA.

In meinen Armen
Winkt dir der Liebe Glück,
Und du entfliehest?

ARETE.

Dir winket Götterglück,
Und du verziehest?

KAKIA.

Ist's möglich, holder Jüngling,
Kann zwischen mir und dieser ungeschlachten
Trübsel'gen Freudenhasserin
Dein Herz im Zweifel seyn?

ARETE.

Die Tugend leidet keine Nebenbuhlerin,
Alcid! und der entsagt mir schon
Der zwischen mir und meiner Feindin wankt.
Wenn Scham und Reue dich
Dereinst aus deinem Traume wecken,
Dann, Herkules, erinn're dich
Was ich für dich gethan. Itzt kann ich nichts
Als dich beklagen und — verlassen!

HERKULES.

Ich sollte Dich verlieren, Göttin, dich?
O eher laſs mir alles, was ein Sterblicher
Verlieren kann, entrissen werden!
Alles was ich liebe,
Das Leben selbst! — Was wär' es ohne dich?
Wie könnt' ich dir entsagen, dir,
Arete, die ich über alles liebe?
Verzeih, verzeih dem Taumel meiner Sinne!
Verlaſs mich nie! Zu deinen Füſsen schwört
Dein Herkules sein ganzes Herz dir zu.
Sieh ihn bereit dir alles aufzuopfern, alles
Für dich zu thun, für dich zu leiden, freudig dir
Bis in den Tod zu folgen.

ARETE.

Steh auf, mein Sohn!
So bist du deines Ursprungs

Und meiner Pflege würdig! Glorreich, Herkules,
Wird deine Laufbahn seyn,
Und groſs der Preis, der dich am Ziel erwartet.

HERKULES.

Und dir, Sirene, dir und deinen Gaben
Entsag' ich hier im Angesicht des Himmels und
Der Tugend, der ich mich zum Diener weihe.
Ein einz'ger Tag, für sie gelebt,
Ist einer Ewigkeit
Voll deiner Freuden vorzuziehn.

Kakia entfernt sich mit einem Verdruſs, den sie hinter ein höhnisches Lächeln zu verstecken sucht. Der Lustgarten verschwindet zugleich mit ihr.

ARETE.

O glaube mir, Alcid, indem du ihr entsagst,
Verzeihst du keiner Freude dich, an welche
Ein edler Geist sich unbeschämt
Erinnern kann. Die Freuden der Natur
Schmeckt nur der Weise rein und unvergällt;
Er, der sie sparsam, im Vorübergehn, genieſst,
So wie ein Wanderer die Ros'
An seinem Wege pflückt. Allein die Quelle
Des wahren Glückes flieſst in deiner eignen Brust.
Vergebens wär's sie auſser dir zu suchen.
Denn wisse, Herkules,
Was sterblich ist an dir, ist nur die Hülle

Des Unvergänglichen,
Und Götterfreuden nur sind eines Gottes würdig.
Ja, Sohn, die Ahnung, deren leiser Stimme
Du oft in deinem Innern horchtest, trügt dich nicht;
Ein Gott, ein Gott
Ist diese Flamme, die in deinem Busen lodert.
Verwandt dem Himmel, und zum Wohlthun bloſs
Auf diese Unterwelt gesandt,
Kehrst du, wenn einst dein göttliches Geschäfte
Vollendet ist, zurück in höhern Kreisen
Zu leuchten. — Schau empor, Alcid!

Sie, die in jenen Sfären herrschen,
Womit verdienten sie den Weihrauch, den
Die Dankbarkeit der Sterblichen auf ihren
Altären duften läſst?
Sie lebten einst, wie du, in irdischer Gestalt,
Doch nicht sich selbst,
Sie lebten bloſs der Erde wohl zu thun.
Sie waren's, die den rohen Menschen durch
Die Zaubermacht der Musen seinem Wald
Entlockten, durch Gesetze seine Wildheit zähmten,
Ihn umgestalteten und seinen Blick
Empor zum Vater der Natur erheben lehrten.
Der goldne Friede, mit der ganzen Schaar
Der Künste, die er nährt, der Überfluſs

Mit seinem Füllhorn, alles, was
Das Leben adelt, schmückt, beseliget,
Es war ihr Werk! Beschützer, Lehrer,
Hirten
Der Völker waren sie, und glänzen nun
Im Kor der Götter, selig durch den Anblick
Des Guten, das sie thaten.

HERKULES.

O Göttin, führe, führe mich
Den Weg, den diese Helden gingen!
Was säumen wir?
Er mag dem Weichling furchtbar seyn,
Er mag mit Dornen dräu'n, von Klippen starren,
Bey jedem Schritte mögen Ungeheuer
Sich mir entgegen stürzen;
Mich schreckt kein Hindernifs, kein Feind,
Ich folge dir!

HERKULES, ARETE.

HERKULES.

Allmächtig ist das Feuer,
Das du in mir entzündet,
Die Kette unauflöslich,
Die dich mit mir verbindet,
Mir, dem du ohne Schleier,
O Tugend, dich enthüllst.

ARETE.

Von deiner erſten Jugend
Hab' ich dich auserkohren:
Heil dir, du Held der Tugend,
Wenn du, für mich geboren,
Dein groſses Loos erfüllſt!

HERKULES.

Dich hab' ich mir auf ewig
Zur Göttin auserkohren:
Allmächtig iſt das Feuer,
Das mich für dich entzündet.

ARETE.

Du biſt für mich geboren.

HERKULES.

Ich bin auf ewig dein.

ARETE.

Dein ſüſseſtes Geſchäfte
Sey, alle deine Kräfte
Dem Glück der Welt zu weihn!

HERKULES.

Dich hab' ich mir auf ewig
Zur Göttin auserkohren,
Dir weih' ich meine Jugend!

ARETE.

Du bist dazu geboren,
Alcid, der Held der Tugend,
Der Menschen Stolz zu seyn.

BEIDE.

Dich hab' ich mir erkohren,
Du bist } dazu geboren,
Ich bin }
Den Göttern gleich } zu seyn.
Auf ewig dein }

SINGGEDICHT

zur Geburtsfeier des Durchl. Herrn Erbprinzen Karl
Friederich zu Sachsen-Weimar und Eisenach.

In Musik gesetzt von Herrn **Wolf.** 1783.

Willkommen, willkommen,
Du lange Gehoffter!
Zur seligen Stunde
Vom Himmel gegeben,
Willkommen ins Leben,
Willkommen ins Licht!

Umströmt von Entzücken,
Von Freude beklommen,
Verschlingt Dich die Liebe
Mit gierigen Blicken,
Schaut wieder und wieder
Und sättigt sich nicht.

Umkränzt mit Sternen rief
Aus einer hellen Wolke,
In tiefer Nacht, da ringsum alles schlief,
Die frohe Botschaft Deinem Volke,
O Vater Karl August, der Sachsen Schutzgeist zu.
Ihr Jubel hallt von Berg zu Berg,
Von Thal zu Thal durchs Land,
Vor Freude bebt der raschen Ilme Strand,
Von Myriaden wird die Wonnepost vernommen,
Und alles ruft im Taumel trunkner Lust
Aus Einer Brust
Aus Einem Munde
Dem Neugebornen zu:

Willkommen, willkommen,
Du lange Gehoffter!
Zur seligen Stunde
Vom Himmel gegeben,
Willkommen ins Leben,
Willkommen ins Licht!

Mit offnen Armen nimmt,
Du heil'ges Pfand der Dauer unsers Glückes,

Dich aus der Hand
Der Göttin des Geschickes
Dein Vaterland.
Ein neues Leben strömt aus Deinem jungen Leben
In unsre Brust, und hohes Vorgefühl
Der Zukunft wallt mit süſsem Beben
In jedem Busen auf. Kein düstrer Kummer drückt
Den Muth des Fleiſses mehr, der in die Ferne blickt,
Und alle Kräfte regt ein ungewohntes Streben.
Wie neu geboren blühn hinfür
Die schönen Fluren auf mit Dir,
Die das Geschick zum Erbe Dir gegeben.
Dein Anblick, theures Kind, Dein Wachsthum, Dein Gedeihn
Ist Frühlingsgeist, ist Sonnenschein,
Und wie ein lang' erseufzter Regen
Bringst Du uns Heil und unerschöpflichen Segen.

So labt ein dürstend Land
Der milde Thau;
In Balsamtropfen schmilzt
Des Morgens Grau,
Und Edens Jugend glänzt
Aus Feld und Au.

Erwache denn, o du der Götter und der Menschen
Unsterbliche Gebärerin!
Weg mit der düstern Winterhülle!
Verjünge dich in hoffnungsvolles Grün!
Laſs eilends alle Knospen ihre Blätter
Dem Göttersohn entfalten; laſs für Ihn
In tausendfarbner üppiger Fülle
Aurorens schönste Kinder blühn!

Zefyretten, laſst mit sanftem Wallen
Blüthenschnee auf Seine Wiege fallen,
Athmet Ihm die reinsten Düfte zu!

Und im nahen Hain, ihr Nachtigallen,
Dämpfet eurer Kehlen helles Schallen,
Und mit süſsem Wirbeln singet Ihn in Ruh!

Doch, haltet ein, ihr Sänger in den Zweigen!
Ihr Weste, regt die leisen Flügel nicht!
Er schlummert — Still! Kein Laut entweih' das heil'ge Schweigen!
Der Muse nur erlaubt die fromme Pflicht
Mit leichter Hand den Vorhang wegzubeugen.
O herzerweiterndes, o seliges Gesicht,
O Anblick Engel selbst vermögend anzuziehen!

Er schlummert auf Luisens Schooſs.
Ihr Mutterauge ruht mit innigem Vergnügen
Auf Ihrem Sohn, und sucht und ahnet wonnevoll
In Seinen kindlich edlen Zügen
Den Helden, der einst werden soll.
Mit Lieb' ergieſsenden Blicken
Bückt Sie Sich über Ihn, und drückt mit Einem Kuſs
Die Tugenden Ihm ein, die einst Ihr Volk beglücken.

Mitwissend um des Schicksals tiefsten Schluſs
Schwebt über Ihr Germaniens Genius,
Entziffert in der dämmernden Ferne
Die hohe Götterschrift der Sterne,
Und auf Karl Friederich sein strahlend Angesicht
Geheftet, reicht er freundlich Seinem Engel
Die Hand, und spricht:

Schützer des neuen Spröſslings
Von Sachsens ewigem Stamme,
Verdopple deine Sorgen!
Sieh auf zum Pol und lerne
Im Hieroglyf der Sterne
Sein glorienvolles Loos!

Schon an des Lebens Morgen
Fach' an die Heldenflamme!
Entfalt' in Seinem Busen
Durch schöner Thaten Träume
Der Tugend kräft'ge Keime
Und bild' Ihn gut und groſs.

Und du, der Sachsen Schutzgeist, mit der Kraft
Des Sturmes weh' sie auf zum unverlöschbarn Feuer
Die Flamme, die in diesem Augenblick
In jedem Busen lodert!
Ein jeder fühle sich vom Himmel aufgefodert,
Und bey dem allgemeinen Glück
Entbrenne jedes Herz in allgemeiner Tugend!
Laſs um den Fürsten deiner Jugend,
Mit Ihm, für Ihn, und stolz auf Ihn,
Ein neues Volk empor in beſsre Zeiten blühn!
Ein neues Volk, die Erben jener Treue,
Die Seinem Vater ihre Väter weihn.
Laſs sie, die mit Ihm Kinder waren,
Mit Ihm geblüht, dereinst in reifen Jahren
Karl Friedrichs werth und durch Ihn glücklich seyn.

Falle vom Himmel nieder,
Du allverbindend Feuer,
Du bester aller Triebe,
Durchglüh' uns, heil'ge Liebe
Zum väterlichen Land!

ZWEY STIMMEN.

Erfülle Haupt und Glieder,
Und mach, in sel'gem Wechsel,
Den Fürsten Seinem Volke,
Sein Volk dem Fürsten theuer,
Und Lieb' und Gegenliebe
Schling' ewig immer fester
Das unauflösliche Band.

VIER STIMMEN.

Falle vom Himmel nieder,
Du allverbindend Feuer,
Du aller Triebe bester,
Und Lieb' und Gegenliebe
Schling' ewig immer fester
Das unauflösliche Band.

ZWEY STIMMEN.

Von diesem schönen Bunde
Der Lieb' und Gegenliebe
Seht hier das holde Pfand!

KOR.

O Vater dieses Landes,
An Deines Sohnes Wiege
Schwört Dir aus unserm Munde
Dein Erbvolk Treu', und Liebe
Zum väterlichen Land.

DAS URTHEIL DES MIDAS

EIN KOMISCHES SINGSPIEL

In Einem Aufzuge.

PERSONEN.

APOLLO.

THALIA.

EIN JUNGER FAUN.

PAN.

KÖNIG MIDAS.

KOR DER FAUNEN.

KOR DER MUSEN.

Edelknaben und Volk.

Die Scene liegt in Frygien.

Eine Gegend am Ufer des Paktols, mit Gebüschen und Bäumen geziert. Zu beiden Seiten Anhöhen mit Rasensitzen. In der Mitte erhebt sich ein Thron von Rasen und Laubwerk, über welchem ein mit Rosen durchflochtner Efeukranz aufgehängt ist. In der Ferne zeigt sich der Palast des Königs Midas.

ERSTE SCENE.

THALIA tritt lachend auf.

Ha, ha, ha, ha!
O das ist gar zu schön! Wer hilft mir lachen?

EIN FAUN,

aus einem Busche hervor springend.

Um einen Kuſs, Thalia, lach' ich mit,
Und frage nicht, Warum?

THALIA.

Um einen Kuſs? Nein, schönes Faunchen, nein!
So theuer nicht: ich kann ja solo lachen.

DER FAUN.

So viel du willst. Ein Kuſs ist ohne das
Zum Ernst zu wenig, und zu viel zum Spaſs;
Ich möchte mir damit den Mund nicht wässern machen.

Ein Küſschen ist
Auch gar zu bald geküſst!
Kaum spitz' ich die Lippen,
Es schlürfend zu naschen,
Kaum glaub' ich's zu haschen,
So ist es entschlüpft.

Weg ist die Lust so bald wir zählen müssen!
Wie leicht wird von gezählten Küssen
Einer überhüpft!

THALIA,

mit einer Pantomime, welche die Anspielung auf die bekannte Fabel vom Fuchs und der zu hoch hangenden Traube deutlicher macht.

Die Traube mag ich nicht!
Sie würde mir nur stumpfe Zähne machen.
Wie schlau, Herr Fuchs! — Allein auch ungeküſst,

Mein guter Faun, sollst du mir helfen lachen!
Ha, ha, ha, ha!

DER FAUN

lacht auf eine erzwungene und bürleske Art mit.

THALIA.

Der groſse Spaſs,
Zu wiehern, wie du thust, und nicht zu wissen,
Warum! — Warum ich lache, Faun,
Das ist's — ha, ha, ha, ha!
Es ist zum Bersten! — Was doch Eigendünkel nicht vermag!
Sprich, lud nicht euer Pan auf diesen heut'gen Tag
Den Musengott zum Kampf im Singen ein,
Und soll nicht Midas — Richter seyn?

DER FAUN.

So? ist's nur das? Ich dachte was es wäre!

THALIA.

Ich denke, Freund, es ist sehr viel,
Und viel zu viel für euers Ordens Ehre.
Wir setzen nichts dabey aufs Spiel,

Und so ein Sieg kann wenig uns vergnügen.
Bloſs euer Wahn im Kampf mit uns zu siegen,
Der ist belachenswerth.

DER FAUN.

Nur nicht zu früh gelacht, mein schönes Kind!
Der lacht am besten der am letzten lacht!
Das Kichern soll dir bald genug vergehen.

THALIA.

Ihr habt euch freylich vorgesehen;
Die Wahl des Richters zeigt's!

DER FAUN.

Wie so? wie so? Was wäre gegen
Den König Midas einzuwenden?
Besinne sich das Fräulein was sie spricht!
Die Könige sind Herr'n von langen Händen —

THALIA.

Wir andern fürchten uns vor ihrer Länge nicht.

Ein Diadem ist keine Zauberbinde,
Um welchen Kopf es auch sich winde.
Es ziert die Stirne zwar
Und hält das Haar zusammen:
Allein der Kopf,
Und sollt' er auch vom groſsen Belus stammen,
Der Kopf, der Kopf,
Ist er ein Tropf,
So bleibt er was er war.

DER FAUN.

Bey meinem Schlauche! Nennt ihr das
Nicht gar — verzeih' mir's Pan! — filosofieren?
Mein Kind, du kennst den König Midas nicht:
Sein Kopf hat nichts beym Wetten zu verlieren.

Herr Midas, durch der Sterne Gunst,
Ist Meister jeder freyen Kunst
Und Kenner aller schönen Sachen.

THALIA, ironisch.

Das ist bekannt!
Wer giebt uns öfter was zu lachen?

DER FAUN.

Er ist kein bloſser Dilettant.
Er kann dir alles besser machen.

THALIA.

Ja wohl! den Klugen was zu lachen!

DER FAUN.

Er hat Verstand!

THALIA.

Das ist bekannt!

DER FAUN.

Macht er nicht Verse?

THALIA.

Schlecht genug!

DER FAUN.

Und spricht von allem?

THALIA.

Superklug!

DER FAUN.

Tanzt wie ein Faun, singt —

THALIA.

Wie ein Rabe!

DER FAUN.

Und spielt die Flöte schier wie Pan?
Er ist ein Herr von seltner Gabe!

THALIA.

Man sieht's ihm an!

DER FAUN.

Bey meinem Thyrsusstabe!
Ein Herr von groſser Gabe,

THALIA.

Ja wohl! Ein feiner Knabe!
Man sieht's ihm an!

DER FAUN.

Bald sollst du es auch hören — Ha!
Sie kommen schon — Von allen Seiten strömt
Das Volk herbey; der Schauplatz füllet sich

Mit Zeugen unsres Siegs — Thalia, horch empor!
Des Krummhorns Ton! der Klapperbleche Klirren!
Sie kommen! Siehe da, der Faunen muntres Kor,
Und Pan in ihrer Mitte!

Der Schauplatz füllet sich mit einer Menge Volkes von beiderley Geschlecht und jedem Alter.

ZWEYTE SCENE.

PAN vom **KOR DER FAUNEN** umgeben,
die **VORIGEN.**

KOR DER FAUNEN.

Platz gemacht, ihr Leute!
Platz dem Sieger Pan!
Unser Tag ist heute!
Wie zur sichern Beute
Ziehen wir zum Streite
Im Triumf heran!
Platz gemacht, ihr Leute!
Platz dem Sieger Pan!

THALIA.

Das nenn' ich das Gewiſsre ſpielen!

PAN, zu Thalien.

Ah ſa! mein ſchönes Kind, was machſt Du hier?
Du kommſt doch nicht den Kampf uns abzuſagen?

THALIA.

Wie ſchön iſt dieſes Selbſtvertraun!
Wie glücklich iſt ein Faun,
Der immer ſich gefällt, den keine Zweifel plagen,
Der urtheilt wie man Kegel ſchiebt,
Und Unſinn ſpricht ſo viel als ihm beliebt!
Was darf ein Mann mit langem Ohr nicht wagen!

Ein Faun
Iſt traun!
Im glücklichſten Zeichen geboren!
In ſeine Faunheit eingehüllt
Trägt er ſein Hörnchen übergüldt,
Reckt hoch empor
Sein langes Ohr,
Und ſpottet der kleineren Ohren.

PAN.

Ich glaube gar die Dirne will uns necken?
Gut! gut! das Omen nehm' ich an.
Ja, recken wollen wir die Ohren, recken,
Bis in die Wolken sie, wenn's möglich ist,
verlängen,
Und hängen, hängen, bis zur Erde hängen
Sollt ihr die eurigen!

Man hört Trompeten und Pauken von fern.

KOR DER FAUNEN.

Platz gemacht, ihr Leute!
Macht euch auf die Seite!
König Midas naht!
Herr Midas, unser Gönner,
Der gröſste aller Kenner,
Der je auf Leder trat.
Platz gemacht, ihr Leute!
König Midas naht!

DRITTE SCENE.

KÖNIG MIDAS, in einem langen Talar, dessen Schleppe ihm zwey Edelknaben nachtragen, kommt sehr eilfertig herbey gewackelt. Die VORIGEN.

THALIA, bey Seite.

Der Spaſs wird Ernst. Apollo darf nicht länger säumen.

Sie schleicht sich weg.

KÖNIG MIDAS, zu Pan.

Verzeihung, guter Pan! Wir lieſsen uns ein wenig
Zu lang' erwarten.

PAN.

Ist bey hohen Standspersonen
Nichts ungewöhnliches.

KÖNIG MIDAS.

Nicht wahr, ihr dächtet nicht,
Daſs Midas, wie ihr ihn hier seht,
Dem Tage selbst zuvor kam, bey der ersten Rose,

Die ihm Aurora an die Nase warf,
Sich aus den Federn machte?

Die Faunen lachen laut auf.

O das stellt
Kein Menschenkind sich vor, was unser einer
Den ganzen langen Tag bis in die späte Nacht
Zu thun hat! Wie man immer zehnerley
Auf einmahl thun, und immer da und dort
Und allenthalben seyn soll, oft nicht weiſs wo einem
Der Kopf steht, und am Ende, seht ihr, doch
Nie fertig wird, doch immer
Das nöthigste versäumt, und überall zu spät kommt.
Bey meiner Treu'! es ist ein saures Leben!
Die Welt beneidet uns?
Sie hätt' uns wahrlich viel heraus zu geben! —

Doch, was ich sagen wollte,
Wo bleibt Apollo? — Ha! probiert vermuthlich
Sein Stückchen noch! — Hat's Ursach'! — Was Geschmack betrifft,
Da bin ich, unter uns gesagt,
Ein wenig eigen!
Er kann es trefflich machen, und noch kommt's drauf an
Ob's mir gefällt. Ich war von Kindesbeinen an

Liebhaber — Kenner will ich just nicht sagen;
Doch, Ohren bring' ich mit, verlaſst euch drauf!

PAN.

Oh, wenn man solche Ohren
Zu Richtern hat, dann ist's nur Spaſs um's Singen.

KÖNIG MIDAS.

Ich sage nichts — Genug, ich weiſs wohl was ich weiſs;
Freund Pan, wir kennen uns — Apollo mag nur kommen!

DER FAUN.

Da kommt er wirklich schon.

KÖNIG MIDAS.

Lupus in Fabula! Ha, ha, ha, ha!

Alle Faunen lachen mit.

VIERTE SCENE.

APOLLO, THALIA, KOR DER MUSEN, die VORIGEN.

APOLLO.

Herausgefordert komm' ich, nicht aus Wahl;
Pan will den Kampf, **Pan** wählte sich den Richter.
Mir gilt ein jeder gleich, vorausgesetzt
Er hat ein Herz und nicht zu dicke Ohren.

KÖNIG MIDAS.

Nicht präludiert! Zur Sache! Frisch gewagt
Ist halb gethan! Ich setze mich —

Er besteigt den Thron.

Zu Apollo und Pan.

Ihr tretet in die Mitte —
Ihr andern lagert euch zu beiden Seiten.

Musen und Faunen nehmen auf den Rasenbänken Platz.

Und nun laſst hören wem der Kranz gebührt!

APOLLO, zu Pan.

Du singst zuerst!

PAN.

Gut, weil du, wie es scheint,
Den Vortheil haben willst, nach mir zu singen.

THALIA,
zu einer ihrer Schwestern.

Da wird es was zu lachen geben.

PAN,
mit viel Gestikulazion.

O Nymfe mit dem Lilienbusen,
Wie lange willst du grausam seyn?
Sieh wie dein Pan die ganze Nacht
An deinem Ufer sitzt und wacht,
Vom Mond bescheint,
Und seufzt und weint,
Und klagt dir seine Pein!
Wie kann dein Herz so fühllos seyn?
In einem solchen Busen?
So zart,
So fein,
Und doch so hart,
Als wär's in Stein
Verwandelt von Medusen!

KÖNIG MIDAS.

O bravo, bravo, Pan! Das nenn' ich singen!
Das heiſst Musik! — *Ancora*, guter Pan!
Das muſst du uns noch einmahl bringen!

PAN,
mit Variazionen.

O Nymfe mit dem Lilienbusen,
Wie kannst du unerbittlich seyn?
Ich spiel' auf meinem Haberrohr
So manch herzbrechend Lied dir vor,
Und du, und du,
Du lachst dazu,
Und höhnest meine Pein!
Wie kann dein Herz so fühllos seyn,
Als wär's in Stein
Verwandelt von Medusen?
So warm, so zart
Und doch so hart,
In einem solchen Busen!

KÖNIG MIDAS,
indem er ganz auſser sich vom Thron herab steigt.

Genug! genug! es ist nicht auszuhalten!
Er zieht sein Schnupftuch heraus und wischt sich die Augen.

THALIA.

Ja wohl! die Nymfe muſs von Alabaster seyn,
Die so was hören kann und nicht zerschmilzt.

KÖNIG MIDAS,

den Gesang Pans nachahmend.

„O Nymfe mit dem Lilienbusen,“ —
Das nenn' ich reine Melodie!
Das heiſst Musik! — „Und du, und du,
Du lachst dazu!“ — Da ist Natur und
Ausdruck!

Die Musen können das Lachen nicht länger
zurück halten.

Was giebt's zu kichern? he? — Die När-
rinnen!
Zu lachen wo sie weinen sollten! Ha, ha, ha, ha!
Das hat kein Eingeweide, keine Seele!
Das schmeckt und fühlt nicht! — Basta!
desto schlimmer
Für euch! — „Und du, und du,“ —

Zu Pan.

Ist nicht
Die Syrinx hier gemeint?

PAN.

Ja wohl! Die spröde Nixe hat
Mir leider! manches schöne Lied

Gekostet! — Wiſst ihr was ihr Unglück war?
Sie liebte die Musik nicht. Ihrenthalben
Hätt' ich mich heiſser singen können, — sie,
Sie hätte sich nicht so viel drum bekümmert.

KÖNIG MIDAS.

Ist's möglich? Was es doch für Leute giebt!
Kein musikalisch Ohr! kein Herz im Leibe!
Was sah'st du denn am Gänschen? — Doch, davon
Ein andermahl! Itzt muſs ich, Amtes halben,

die Achseln zuckend,

Auch deinem Gegentheil ein Ohr verleihen.
Wohlan, Apoll! Die Reih' ist nun an dir;
Der Sieg ist schwer — ich sage weiter nichts —
Doch, wenn du etwa eines andern dich
Besonnen hättest — wie du meinst, Apoll!

APOLLO, lächelnd.

Der Sieg ist, wie ich seh', entschieden; der Triumf
Fehlt noch allein; und diese Freude nicht
Dem Sieger zu verkümmern, will ich singen.
Der Richter spreche dann — wie er's versteht.

KÖNIG MIDAS.

Schon gut, schon gut!
So wie du geigen wirst, so werd' ich tanzen.

Die Musen begleiten den Gesang Apollo's mit Flöten und Saiteninstrumenten.

APOLLO.

Vom schlummerlosen Lager hob
Ismene sich, die lieblichste
Der Schäferinnen
An Ladons Ufer. Lange schlich ihr schon
Amynt, der schönste Hirt, vergebens nach;
Gefühllos blieb bey seinem stillen Leiden
Die Schäferin.
Doch endlich überwältigt sie
Der Gott der Liebe, und am frühsten Morgen
(Noch schien der Mond, noch schlief der ganze Hain)
Ging sie mit leisem Tritt, verschämt und schüchtern,
Dem Haine zu, wo unter dunkeln Myrten
Cytherens Marmorbild im blassen Lichte
Selenens glänzt.
Sie nähert sich, pflückt halb entfaltete,
Vom Morgenthau geschwellte Rosen, kränzt

Der Göttin Haare, bücket dann
Mit Wangen, die in schnellem Wechsel
bald
Der Purpurrose bald der Lilie gleichen,
Auf ihren Busen sich,
Und betet so zu Cyperns Königin:

Holde Königin der Liebe,
Nein, nicht länger soll Ismene
Deiner Allmacht widerstreben!
Göttin, kannst du ihr vergeben?
Laſs sie, laſs sie dich versühnen,
Diese erste stille Thräne
Hingeweint auf deine Brust!

O zu welchem neuen Leben,
Göttin, läſst du mich erwachen!
Konnt' ich je dir widerstreben?
O zu welchem neuen Leben,
Göttin, läſst du mich erwachen!
Alles scheint mir zuzulachen,
Alles athmet Götterlust.

THALIA,

zu einer der Musen.

Siehst du, Terpsichore, wie vor Vergnügen
Sogar der Faunen lang gespitztes Ohr
Wollüstig wackelt?

KÖNIG MIDAS.

Hübsch! Nicht übel, in der That!
Ganz hübsch in seiner Art, ich muſs bekennen!
Doch freylich! — nimm es mir nicht übel,
Apollo! — zwischen Ihm und dir —
Ich denke wir verstehn uns? — Kurz und gut,
Pan ist mein Mann, und Ihm gebührt der Kranz.

Er steigt vom Thron herab und setzt dem Pan den Kranz auf.

KOR DER FAUNEN.

Wohl gesprochen! wohl gesprochen!
Das heiſst in den Ring gestochen!
Unser Richter Midas lebe!
Midas, der so weislich spricht,
König Midas leb'! Er lebe,
Und sein Same sterbe nicht!

APOLLO.

Dem weisen Spruch zu Folg' ist Pan gekrönt;
Mir lohnt der Musen und mein eigner Beyfall;
Und unbelohnet sollte nur
Der Richter, der so weislich sprach,
Von hinnen gehen? Nein! das soll er nicht!
Sein angebornes Ohr, das so gelehrt entschied,
Ist fürderhin für ihn zu klein.
Wir wollen ihn, zum Angedenken
An diesen Tag, mit einem Ohrenpaar,
Das seiner würdig ist, beschenken.

Apollo berührt des Königs Haupt, und plötzlich dehnen sich seine Ohren zu Eselsohren von der ersten Gröſse aus. Musen und Faunen lachen überlaut.

KÖNIG MIDAS.

Was ist's? Was ist's? Was lacht man hier?

THALIA.

Glück zu dem schönen neuen Ohrenpaar,
Herr König Midas! — Sagtest du's nicht, Faun,
Der lacht am besten, der am letzten lacht?

KÖNIG MIDAS,
sich an die Ohren greifend.

Beym Element! was soll die Schäkerey?
Nehmt mir die Ohren ab!

APOLLO.

Sie sind nun dein,
Und weder Sterblicher noch Gott vermöchte sie
Dir wieder abzunehmen.

KÖNIG MIDAS.

Ey, ey, ey, ey!
Was soll die Schäkerey?
Nehmt mir die Ohren ab!

APOLLO.

Herr Aldermann, verzeih!

KÖNIG MIDAS.

Ey was! bey meinem Königsstab,
Wozu die Schäkerey?
Nehmt mir die Ohren ab!

APOLLO.

Herr Aldermann, verzeih!
Sie wieder abzunehmen
Das geht nicht an.

KÖNIG MIDAS, zu Pan.

Und du, Gevatter Pan,
Du läſst mich so beschämen?

PAN.

Ey! hat sich was zu schämen!
Sie stehen deiner Majestät
Nicht übel an.

KÖNIG MIDAS.

Ein Wort für zehn, mir steht
Die Schäkerey nicht an.

THALIA, DER FAUN.

Herr Aldermann, verzeih!
Die Ohren stehn dir an.

KOR DER MUSEN,
mit einer Verneigung.

Wir bitten nur, damit
Fürlieb zu nehmen.

KÖNIG MIDAS.

Verdammter Streich!
Ich möchte gleich
Vor Ärger bersten!

PAN, THALIA, DER FAUN.

Der lust'ge Streich!
Man möchte gleich
Vor Lachen bersten!

PAN.

Gieb dich zufrieden, Freund, und statt zu murren
Sey stolz auf deiner Ohren Majestät!
Du bist dadurch wie unser einer worden,
Und mit Vergnügen nehmen wir dich auf
In unsern lang geöhrten Orden.

KOR DER FAUNEN.

Wohl gesprochen! Wohl gesprochen!
König Midas, hochgeboren,
Midas, unser Bruder, lebe,
Und mit seinen Ohren wachse
Auch sein Nachruhm himmelan!

THALIA.

Weiser Midas, groſs von Ohren,
Nimm zu dieser neuen Würde
Unsern warmen Glückwunsch an!

BEIDE KÖRE.

Lebe, $\left.\begin{matrix}\text{Bruder}\\ \text{weiser}\end{matrix}\right\}$ Midas, lebe!
Trage leicht die neue Bürde,
Und mit deinen Ohren wachse
Auch dein Nahme himmelan!

Die Musen und Faunen schlieſsen tanzend einen Kreis um den König Midas. Der Vorhang fallt.

VERSUCH

ÜBER DAS

DEUTSCHE SINGSPIEL

und einige dahin einschlagende Gegenstände.

Geschrieben im Jahre 1775.

I.

Herr Burney, **dessen** musikalische Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland einige Zeit so viel Aufsehens gemacht, wundert sich mit Recht, daſs er in allen Deutschen Landen, die er durchwandert, nirgends ein Deutsches lyrisches Theater angetroffen. Er erkennt, daſs die Ursache davon nicht in einem unsrer Nazion anklebenden Mangel an Fähigkeit oder Neigung zu den Musenkünsten zu suchen sey. In der That lieben wir Deutschen die Musik so gut als alle andere Völker in der Welt; sie macht schon längst einen Theil der öffentlichen und Privaterziehung bey uns aus; es ist schwerlich eine Deutsche Provinz, die nicht seit mehr als hundert Jahren Virtuosen auf allen Arten der Instrumente hervorgebracht hätte; und die berühmten Nahmen Kayser, Telemann, Händel, Hasse, Graun, Bach, Gluck, Naumann, Hayden, und so manche andere, machen eine Reihe von Komponisten unsers Jahrhunderts aus, die wir (um das wenigste zu sagen) den gröſsten gleichzeitigen, auf welche Italien stolz ist, zuversichtlich entgegen stellen können. Wahr ists, der vornehmste und wesentlichste Theil der Musik, der Gesang, ist bisher am meisten unter uns vernachlässiget worden; aber man kann sich allenthalben durch die Erfahrung leicht überzeugen, daſs auch hieran die Natur keine Schuld hat, und daſs es nur auf die gehörige Ermunterung und auf gewisse Veranstaltungen ankäme, um in wenigen Jahren Sänger und Sängerinnen von der besten Art, vielleicht in so groſser Menge zu haben, als das musikalische Italien selbst. Wohl eingerichtete Singschulen, unter der Aufsicht geschickter Meister, würden Wunder thun; und wie leicht würde es den Fürsten und den Obrigkeiten der vornehmsten Reichsstädte seyn, wenn sie nur wollten, 1)

---

1) Wenn sie nur wollten — da liegt eben die Schwierigkeit! Wer soll ihnen den Willen machen, wenn sie nicht wollen? Vielleicht würden sie diesen Willen bald bekommen, wenn sie von der Wichtigkeit der Musik nur halb so richtige Begriffe hätten als Plato oder die Griechischen Gesetzgeber! — Das Unglück ist, daſs die meisten, die

durch Abstellung alter Miſsbräuche, durch neue, bessere Einrichtungen, durch einige Aufmunterung patriotischer und vom Genius ihrer Kunst ohnehin schon erwärmter Ton-

mitregieren oder regieren helfen, Musik, Poesie, Schauspiel und schöne Künste überhaupt nur als zeitvertreibende Künste, deren Zweck bloſs Augen- und Ohrenkitzel sey, betrachten, und (entweder aus Vorurtheilen einer pedantischen Erziehung, oder Mangel an Fähigkeit ein wenig tiefer in den Zusammenhang der menschlichen Dinge hinein zu schauen) nicht einsehen, was für allvermögende, unerschöpfliche Kräfte zur Vervollkommnung der Menschheit in diesen Künsten liegen. An Büchern, woraus dieſs zu lernen wäre, fehlt es zwar nicht; aber wer unter ihnen liest sie? Wer unter ihnen interessiert sich stark und anhaltend genug für das Schöne und Gute, um über solche Gegenstände zu meditieren, und sich dadurch zu überzeugen, daſs, so lange die Menschen — Menschen seyn werden, die Mitwirkung der Musenkünste zur Beförderung der Humanität unentbehrlich bleiben wird. Man sieht, wie die alte, kaum hier und da in engere Grenzen getriebene Barbarey den Kamm wieder empor hebt, und bekümmert sich nichts darum. Man sieht einzelne Privatmänner, oder Privatgesellschaften, meistens unaufgemuntert, alle ihre Kräfte anstrengen, der tausendköpfigen Hyder entgegen zu arbeiten, und künstler, mit sehr geringem Aufwand auch in diesem Fache die Reste der uralten Barbarey aus Germanien zu vertreiben, und den guten Gesang — dieses sichre Kennzeichen eines gefühlvollen und gesitteten Volkes — unter uns allgemein zu machen!

Viele, sonderlich unter dem edel gebornen Theile der Nazion, die sichs sonst (ihren Stammbaum und ihre angeborne Anwartschaft an Würden, Präbenden und Fürstenhüte ausgenommen) zur Ehre rechnen, in Grundsätzen, Sitten und Sprache keine Deutsche zu seyn, haben sich bereden lassen, und sind zum Theil noch immer sehr eifrig, es andern auch weiſs zu machen, daſs die Deutsche Sprache sich nicht zum Singen schicke. Auch hierüber ist Burney einer ganz andern Meinung;

---

bekümmert sich nichts darum. Man läſst sich die Folgen einer solchen Gleichgültigkeit vorzählen, vorbeweisen, vorsingen und vorsagen, und bekümmert sich nichts darum. — „Das Jahr 2440 wird alles gut machen." — So sey es denn! Heil dem, der diese wundervolle Wiederkunft des goldnen Alters — diese groſse Wirkung ohne Ursache — erleben wird. Wir andern mögen uns unterdessen, wie Endymion, an Träumen laben!

und sein Urtheil verdient unsre Aufmerksamkeit um so mehr, da er weder unsre Sprache genug versteht, um ihre ganze Schönheit zu kennen, noch die mindeste Gelegenheit giebt, einer vorgefaſsten Zuneigung für Deutschland beschuldiget zu werden; er, der uns in seinem Buche noch lange nicht einmahl bloſse Gerechtigkeit widerfahren lieſs. „Ich erstaunte, (sagt er) da ich fand, daſs die Deutsche Sprache, trotz ihrer häufigen Konsonanten und Gutturalen, sich besser zur Musik schickt, als die Französische.“ — Und wo fand er dieſs? Der gute Doktor Musikus würde weniger erstaunt seyn, und die Sprache, welche Kaiser Karl der Fünfte (freylich auch kein Deutscher, wiewohl König in Germanien!) nur mit seinem Pferde wiehern wollte, in einem sehr hohen Grade musikalisch gefunden haben, wenn er die besten Lieder eines Hagedorn, Gleim, Utz, Weisse, Jakobi, Bürger, Hölty, und die Kantaten eines Ramler oder Gerstenberg hätte lesen und ganz empfinden können.

Doch, dieses Vorurtheil, das sonst in Deutschland selbst dem Fortgang unsrer lyrischen Poesie, oder unsers Gesangs, (denn was ist lyrische Poesie, die nicht gesungen wird?) am meisten im Wege stand, ist nun beynahe verschwunden, oder wird sich wenigstens nicht mehr lange gegen das unverwerfliche Zeugniſs unsrer Sinne halten können. Erst werden wir hören und fühlen, daſs Deutsche Dichter und Deutsche Komponisten mit Deutschen Gesängen unsre Seelen bezaubern, und alles mit unserm Herzen machen werden was sie wollen. Dann werden spekulative Köpfe kommen, und untersuchen, wie das zugehe; und werden — zu groſser Verwunderung der ehrlichen Deutschen — finden, daſs ein Theil dieser Wirkungen auf Rechnung ihrer Sprache selbst zu setzen sey; die zwar nicht so weich, nicht so voll reiner Sylben in A, E und O, als die Wälsche, aber, trotz irgend einer andern Sprache, mit einem Überfluſs der klangreichsten Worte versehen ist, alle mögliche Gegenstände der musikalischen Nachahmung zu mahlen, alle Bewegungen in der Natur, und folglich alle Empfindungen und Affekten des menschlichen Herzens, (wozu jene die Bilder hergeben) die sanftesten und zärtlichsten so wohl als die donnernden und stürmenden, mit der gröſsten Wahrheit und Stärke auszudrucken.

Es ist also weder der Mangel an musikalischem Genie bey der Deutschen Nazion, noch die Unsingbarkeit unsrer Sprache, was dem Wunsche, unter dem Schutz eines Deutschen Musageten ein Deutsches Odeon, einen Tempel Deutscher Musen, errichten zu sehen, im Wege steht. Es ist ein andres Vorurtheil, das die lyrischen Schauspiele selbst betrifft; nehmlich, die beynahe allgemein herrschende Meinung, daſs die so genannte *Opera seria* ein Werk der Feerey seyn müsse, worin alle schönen Künste mit einander in die Wette eifern, die vollkommenste Befriedigung der Augen und Ohren äuſserst sinnlicher und verzärtelter Zuschauer hervorzubringen; oder, (um ungefähr das nehmliche mit den Worten des Grafen Algarotti zu sagen) „daſs in der Oper Poesie, Musik, Deklamazion, Tanzkunst und Mahlerey, alle ihre anziehendsten Reitzungen vereinigen müſsten, um den Sinnen zu schmeicheln, das Herz zu entzücken, und die Seele durch die angenehmsten Täuschungen zu bezaubern." — So lange man diesen Begriff mit dem Wort Oper verbindet, werden freylich nur sehr wenige Fürsten in Europa reich genug seyn, ein so kostbares Schauspiel zu haben, oder in die Länge auszuhalten; und daſs bey diesen Wenigen die Deutsche Sprache die Italiänische jemahls aus ihrem verjährten Besitz des lyrischen Theaters verdrängen werde, wird sich wohl niemand einfallen lassen.

Aber warum sollten denn jene Dinge, die man sich als wesentliche Stücke und unentbehrliche Erfordernisse des Singspiels zu betrachten angewöhnt hat, nicht eben so wohl als bloſse Nebensachen betrachtet werden können? — Wir wollen nicht über Worte streiten. Lassen wir immer, wenns darauf ankommt, die Italiänische und Französische Oper im Besitz dieses wunderbaren Nahmens, und aller Vorzüglichkeiten, die man damit verbinden will; und fragen wir uns dagegen lieber: ob wir nicht mehr Ehre davon hätten, wenn wir die Schöpfer einer neuen und interessantern Art von Schauspielen wären; nehmlich eines Singspiels, welches, ohne viel mehr Aufwand zu erfordern als unsre gewöhnlichen Tragödien, durch die bloſse Vereinigung der Poesie, Musik und Akzion, uns einen so hohen Grad des anziehendsten Vergnügens geben könnte, daſs kein Zuschauer, der ein Herz und ein Paar nicht allzu dicke Ohren mitbrächte, sollte wünschen können, seinen Abend angenehmer zugebracht zu haben.

Eine Oper nach dem bisher herrschenden Begriff ist ein zu kostbares Vergnügen für die meisten Fürsten Germaniens, und selbst für die volk- und geldreichsten unsrer freyen Städte. Ein Singspiel hingegen, nach dem Begriffe, den ich mir davon mache, würde so wenig Aufwand erfordern, daſs auch die mittelmäſsigste Stadt in Deutschland, bey etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihres Musikwesens als man bisher für nöthig gehalten hat, vermögend wäre, ihren Bürgern, anstatt jener noch im Schwange gehender bürgerlicher oder anderer noch abgeschmackterer Schauspiele, wenigstens zu gewissen festlichen Zeiten des Jahres, ein öffentliches Vergnügen von der edelsten Art, und gewiſs nicht ohne nützlichen Einfluſs auf Geschmack und Sitten, zu verschaffen. Etliche wenige vortreffliche Musikschulen würden eine Menge guter Meister hervorbringen, welche, durch Deutschland verstreut, jeder an seinem Orte wieder gute Schüler und Schülerinnen bilden würde; und ein einziges, unter dem Schutz eines Deutschen Perikles blühendes Odeon, auf welchem Singspiele dieser Art, in einem über das Mittelmäſsige sich erhebenden Grade der Ausführung, öffentlich gegeben würden, würde, als das Muster, dem andre mit mehr oder minder Kräften nahe zu kommen suchten, hinlänglich seyn, den guten Geschmack in diesem Fache durch ganz Deutschland auszubreiten.

Unbekümmert, ob vielleicht manche dieſen Vorſchlag als eine Dichtergrille mit Naſenrümpfen oder Hohnlächeln empfangen werden, glaube ich den Liebhabern der muſikaliſchen Künſte (wie man nach Platons Beyſpiel, auſser der eigentlich ſo genannten Muſik, alle mit derſelben verwandte oder ihres Beyſtands bedürfende Künſte, und alſo vornehmlich Poeſie, Deklamazion und Pantomimik nennen könnte) vielleicht keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihnen über dieſe gewiſſer Maſsen neue Gattung von Singſpiel, und über die Mittel, wodurch es vielleicht zur ergetzendſten und herzrührendſten aller Schauſpielarten gemacht werden könnte, meine Gedanken etwas ausführlicher mittheile.

II.

Es ist bekannt, daſs die groſse Oper der Italiäner und Franzosen schon längst von den angesehensten Kunstrichtern in Wälschland, Frankreich, England und Deutschland, für eine ungeheure Miſsgeburt des schlimmsten Geschmacks erklärt, und als eine solche mit unerbittlicher Strenge vom Parnaſs verbannt worden ist.

Algarotti selbst, der schon vor geraumer Zeit, in der Absicht das lyrische Theater zu reformieren, einen lesenswürdigen Versuch über die Oper bekannt gemacht hat; gesteht nicht nur die Wahrheit der meisten und wichtigsten Vorwürfe, welche der Oper gemacht worden, willig ein; er treibt solche sogar noch weiter als irgend einer von seinen Vorgängern. „Die Oper, (sagt er) die ihrem ursprünglichen Wesen nach der Tragödie der Alten am nächsten kommen sollte, bleibt (wie die Erfahrung zeigt) in ihrer Wirkung unendlich weit unter derselben; und wie könnte dieſs anders seyn, da weder der Dichter, noch der Komponist, noch der Schauspieler, noch der Dekoratör ihre wahre Schuldigkeit dabey thun? Man bekümmert sich wenig um eine gute Wahl des Süjets; noch weniger um die Übereinstimmung der Musik mit den Worten, und ganz und gar nicht um die Wahrheit des Gesangs und Recitativs, um die Verbindung der Tänze mit der Handlung, und um die Schicklichkeit der Dekorazionen. Alles dieſs wohl erwogen, was ist begreiflicher, als daſs ein Schauspiel, das seiner Natur nach das angenehmste unter allen seyn sollte, das abgeschmackteste und langweiligste wird? Man hat es bloſs der wenigen Eintracht beyzumessen, die unter den verschiedenen Theilen, woraus es zusammen gesetzt ist, herrscht. Daher kommt es, daſs ihm nicht der geringste Schatten von Nachahmung übrig bleibt; daher, daſs die Täuschung, die bloſs durch das Zusammentreffen aller dieser Theile hervorgebracht werden könnte, gänzlich wegfällt, und also diese Oper, die das Meisterstück des menschlichen Schöpfergeistes seyn sollte, in ein nervenloses, ungereimtes, groteskes Ungeheuer ausgeartet ist, das die schimpflichen Beynahmen völlig verdient, womit es von einem St.

Evremond, Dryden, Addison, Johnson und andern belegt worden ist.“

Es gehört nicht zu meiner dermahligen Absicht, mich in eine Untersuchung einzulassen, in wie weit diesen Klagen des Grafen Algarotti, entweder durch den Einfluſs seiner Abhandlung oder aus andern Ursachen, seither abgeholfen worden, oder in wie fern sie noch immer bestehen. Unläugbar würde es eben so ungerecht seyn, die Vorwürfe, die er den Italiänischen Opern seiner Zeit macht, auf alle Komponisten und Sänger ohne Unterschied auszudehnen, als es unbillig wäre, nicht zu gestehen, daſs, nachdem gewisse Miſsbräuche sich einmahl eingeschlichen und fest gesetzt hatten, es nicht immer in der Gewalt des Komponisten, wie viel Genie, Einsicht und Geschmack er auch besitzen mochte, stehen konnte, seiner Einsicht und seinem Geschmack in allem zu folgen. Indessen fehlt doch unläugbar noch sehr viel daran, daſs Algarotti's abgezweckte Reformazion wirklich Statt gefunden, und die Miſsbräuche, über die er so bittere Klagen führt, gänzlich vom lyrischen Theater verdrängt seyn sollten; und man sieht also, in wie fern ich das Singspiel, welches ich meinen Landsleuten anpreisen möchte, eine neue Gattung nenne. Es soll nehmlich diesen Nahmen nicht sowohl darum, weil es in seiner Art einfacher ist, und ungleich weniger Aufwand erfordert, 2) sondern vornehmlich deſswegen verdienen, weil es, frey von allen Fehlern, welche Algarotti mit allen Vernünftigen den Opern vorwirft, alle die Eigenschaften in sich

---

2) Der gröſsere oder kleinere Aufwand hängt weniger von der Natur des Singspiels und der Wahl des Stoffes, als von dem Willen und den Kräften des Unternehmers ab. Das allersimpelste Stück kann durch Pracht der Kleider und Dekorazionen kostbar gemacht werden. Auch benimmt das Singspiel, das ich vorschlage, niemanden hierin seine Freyheit. Meine Meinung ist bloſs, daſs Poesie, Musik und Akzion in demselben das Meiste thun sollen, um den Zweck (den ich nicht in die Bezauberung der Sinne, sondern in mächtige Rührung des Herzens setze) zu erhalten. Kleider und Dekorazion sollen nur die Täuschung befördern helfen, ohne welche jener Zweck nicht gehörig erreicht werden könnte; und dieſs können sie, (wenigstens in vielen Fällen) ohne sehr kostbar zu seyn. Glucks Ifigenie darf nur vortrefflich singen, und uns durch ihre Gestalt, Miene und Akzion die Ifigenie des Dichters darstellen, so wird sie uns in einem simpeln Altgriechischen Kleide von weiſser Seide eben so stark, und ohne Zweifel noch weit stärker rühren, als wenn sie in einer reich gestickten Robe daher geschwommen käme.

vereiniget, die dieser echte Kenner mit Grund als zum Wesen des Singspiels gehörend ansieht, aber in den meisten Opern fast gänzlich vermiſst.

Das Singspiel, in so fern es ein dramatisches Werk ist, hat alle wesentlichen Eigenschaften eines solchen mit allen andern Arten von Schauspielen, und in so fern es der Tragödie der Alten, besonders der Euripidischen, näher kommt, als irgend eine andre moderne Gattung, — Endzweck und Mittel mit dieser letztern gemein. Hingegen unterscheidet es sich — wo nicht von der Griechischen Tragödie, als welche aller Wahrscheinlichkeit nach selbst eine Art von Singspiel war — doch von allen übrigen heutiges Tags üblichen dramatischen Gattungen, durch den wesentlichen Umstand, daſs alles, was in diesen bloſs Rede oder Pantomime, im Singspiele Gesang und Instrumentalmusik, — oder mit Einem Worte, daſs die Musik gleichsam die Sprache des Singspiels ist.

Leute, welche vermuthlich von der Natur mit einem gröſsern Antheil von kalter Vernunft als feinem Gefühl und musikalischem Sinn ausgesteuert worden, haben gerade diese Eigenschaft, die das Singspiel —

zum Singspiel macht, für höchst unnatürlich angesehen, und bloſs aus dieser Ursache die Gattung selbst, als ganz widersinnig und wahre Täuschung hervorzubringen unfähig, verworfen. Das unwidersprechliche Zeugniſs ihrer Sinne würde sie, wenn sie sogar auf einem Italiänischen Theater eine *Didone abandonata* gesehen und gehört hätten, überwiesen haben, daſs eine singende und mit Instrumenten begleitete Heldin rühren kann. Aber auch ohne das hätten sie sich durch eine kleine Reflexion überzeugen können, daſs ihr Beweisgrund nicht Stich halte, weil er zu viel und wider sie selbst beweist. Denn die nehmlichen Kunstrichter — die das Singspiel als ein unnatürliches Ungeheuer verbannt wissen wollten, weil niemand mit sich selbst und andern singend zu reden oder seine Leidenschaften, Bedürfnisse und Entschlieſsungen in groſsen Arien auszudrücken pflegt — müſsten aus eben demselben Grunde nicht nur die sämmtlichen Schauspiele der Alten, sondern auch die moderne Französische und Engländische Tragödie in gereimten und nicht gereimten Versen, ja überhaupt alle Schauspiele schon aus dem einzigen Grunde verwerfen, weil es unnatürlich und widersinnig ist, daſs Leute von ihren wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten mit sich selbst oder ihren Vertrauten in Gegenwart einiger hundert Zuhörer, die ihnen unmittelbar vor der Nase sitzen, sprechen, und sich dennoch einbilden sollten, daſs sie allein seyen, und dergleichen mehr. Jede Schauspielart setzt einen gewissen bedingten Vertrag des Dichters und Schauspielers mit den Zuhörern voraus. Die letztern gestehen jenen zu, daſs sie sich, in so fern man ihnen nur wahre Natur in Karaktern, Leidenschaften, Sitten, Sprache, Handlung, Verbindung der Ursachen und Wirkungen, und so weiter darstellen werde, durch nichts andres, was entweder eine nothwendige Bedingung der theatralischen Vorstellung ist, oder bloſs des mehrern Vergnügens der Zuschauer wegen dabey eingeführt worden, in der Täuschung stören lassen wollen, welche jene Darstellung zu bewirken fähig ist. Beym Singspiele treten Dichter, Komponist und Sänger vor uns hin, und sagen: „Wir wollen einen Versuch machen, wie weit wir es vereinigt bringen können, euch eine interessante dramatische Fabel bis zum möglichsten Grade der Täuschung darzustellen. Wir sind keine so groſse Thoren, euch weiſs machen zu wollen, daſs Ifigenia, oder Dido, oder Alceste, wirklich nach Noten singend, unter Begleitung von Bässen, Violinen, Flöten und Hoboen, gestorben seyen; wir verlangen nicht von euch, daſs ihr poetische, musikalische und dramatische Nachahmung, und ein dadurch entstehendes Ideal für die Natur selbst halten sollt. Der Mahler, der euch die Opferung der Ifigenia, auf ein Stück Leinwand gemahlt, in einem schön geschnitzten und vergoldeten Rahmen hinstellt, verlangt nicht, daſs ihr glauben sollt, seine Ifigenia, sein Agamemnon, sein Kalchas, leben und athmen in vollem Ernst; ihm genüget vollkommen, wenn sie euch, trotz eurer Überzeugung daſs sie nur gemahlt sind, zu leben und zu athmen scheinen. Gesteht unsern zu euerm Vergnügen verbundenen Schwesterkünsten das nehmliche Recht zu. Wenn wir es in gewissen entscheidenden Augenblicken bis zur Täuschung eurer Fantasie bringen, euer Herz erschüttern, eure Augen mit Thränen erfüllen, — so haben Wir was wir wollten, und verlangen nichts mehr. Warum solltet Ihr mehr verlangen?" Ich denke, dieſs ist ein Antrag, gegen dessen Billigkeit nichts einzuwenden ist.

Wir werden in der Folge noch einen andern, tiefer aus der Natur hervor gezogenen Grund entdecken, aus welchem sich das Singspiel gegen den Vorwurf der Ungereimtheit vertheidigen läſst; oder, richtiger zu sprechen, wir werden in der Natur selbst den Grund der unläugbaren Begebenheit, „daſs eine singende, und von Geigen, Flöten und so weiter akkompagnierte Ifigenia oder Alceste uns bis zu Thränen rühren kann," entdecken. Bis dahin ist das, was wir hierüber schon gesagt haben, völlig zulänglich, den Satz zu befestigen: daſs das Singspiel, als Tragödie oder rührendes Drama betrachtet, und in so fern als es den groſsen Zweck der Täuschung und innigen Theilnehmung auf Seiten der Zuschauer wirklich zu erreichen fähig ist, seinen Platz unter den verschiedenen dramatischen Gattungen mit Fug und Recht behaupte.

Die Frage ist also nun: wie das Singspiel beschaffen seyn müsse, um jenen Zweck zu erreichen? Und diese Frage wird sich hinlänglich beantwortet finden, wenn wir zeigen, 1) was der Dichter in der Wahl und Behandlung seines Stoffs zu beobachten habe, und 2) was für Pflichten dem Komponisten obliegen, um das Werk und den Zweck des Dichters mit allen Kräften seiner Kunst zu unterstützen, und also das, was Poesie und Tonkunst vereinigt vermögen, wirklich im möglichst hohen Grade bey den Zuhörern hervorzubringen.

III.

Algarotti's an sich selbst richtiger Begriff vom Singspiele, daſs es unter allen modernen Schauspielen der Griechischen Tragödie am nächsten komme, würde uns, in Absicht auf die Wahl des Stoffes (*Sujets*) irre führen, wenn man daraus folgern wollte, daſs alle Süjets, die sich für die Tragödie schicken, auch dem Singspiel angemessen wären. Verfassung, Sitten, Religion, Nazionalkarakter, Interesse, Umstände, alles ist bey uns so sehr anders als bey den alten Griechen, daſs es schwerlich einem Vernünftigen einfallen könnte, unser Singspiel gänzlich auf den Fuſs der alten Tragödie setzen zu wollen. Auſserdem kommt hierbey auch der unendliche Unterschied zwischen der Musik der Alten und der unsrigen in Betrachtung. Wie unvollkommen auch bey allem, was die gelehrtesten Musikverständigen hierin geleistet haben, unsre Begriffe von der wahren Beschaffenheit der ausübenden Musik der Alten sind, so scheint doch so viel unläugbar zu seyn, daſs unsre heutige Musik, so wie sie seit den Zeiten des berühmten Gaudimel durch so viele groſse Italiänische, Deutsche und andere Meister nach und nach bearbeitet worden, einen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, wovon die Alten gar keinen Begriff hatten. Dieser für uns so vortheilhafte Vorzug auf einer Seite, und auf der andern der Umstand, daſs wir eine Tragödie haben, wo die bloſse natürliche Deklamazion, durch Akzion unterstützt, ohne Hülfe der Musik alles thut, giebt uns einen sehr entscheidenden Grund, nur solche Stoffe für dem Singspiel angemessen zu erkennen, welche der musikalischen Behandlung vorzüglich fähig sind. Man könnte freylich (wie ein gewisser Tonkünstler sich dessen einst vermaſs) auch den Altonaer Postreiter in Musik setzen; aber daraus, daſs sich alles komponieren läſst, folgt noch nicht, daſs man alles komponieren soll.

Die Musik ist die Sprache der Leidenschaften. Man lasse immer das Süjet eines Singspiels sehr wichtig seyn, und dem Dichter groſse moralische Karakter, erhabene Gesinnungen, edle Kämpfe zwischen Tugend und Leidenschaft, und also viele Gelegenheit darbieten, unser Gemüth mit schönen sittlichen

Idealen zu ergetzen, und eine Menge feiner Sentenzen anzubringen: so bald das Süjet politisch, und der Held des Stücks ein Staatsmann ist, — wie zum Beyspiel Themistokles, oder gar ein Stoiker, wie Kato von Utika, — so werden weder Komponist, Sänger noch Zuhörer ihre Rechnung dabey finden. Um diese einiger Maſsen zufrieden zu stellen, wird der Dichter alsdann genöthiget seyn, dergleichen mehr tragische als lyrische Dramen durch episodische Liebesintriguen, so zu sagen, musikalischer zu machen, im Grunde aber sie dadurch abzuwürdigen, und ein Werk hervorzubringen, dem man durch Vergleichung mit Horazens schönem Ungeheuer nicht groſs Unrecht thun würde. Stücke, in welchen vermöge der Natur des Stoffes viel Staatsinteresse räsoniert wird, oder wo die Personen lange Dialogen oder Reden zu halten haben, um einander durch die Stärke ihrer Gründe zu überzeugen, oder durch den Strom ihrer Beredsamkeit hinzureiſsen, sollten also vom lyrischen Theater gänzlich ausgeschlossen werden.

Aber auch nicht alle Leidenschaften schicken ſich gleich gut dazu, durch Gesang und Musik gehörig ausgedruckt und karakterisiert zu werden. Unstreitig kann die schöne schen Ausdruck und Vortrag entweder so sehr verschönert werden, daſs Kleopatra, gegen die Absicht des Dichters, uns Thränen ablockte; oder der Komponist, wenn er mit dem Dichter ringen wollte, würde unsre Ohren durch ein unleidliches Miſsgetön martern, und die Sängerin würde, anstatt zu singen, heulen müssen.

Die Musik — dieſs ist, däucht mir, hierin das groſse entscheidende Naturgesetz! — die Musik hört auf Musik zu seyn, so bald sie aufhört Vergnügen zu machen. Alles zu verschönern, was sie nachahmt, ist ihre Natur. Der Zorn, den sie schildert, ist der Zorn des Engels, der den aufrührischen Satan in den Abgrund stöſst; ihre Wuth ist die Wuth der Liebesgöttin über den eifersüchtigen Mars, der ihren Adonis getödtet hat. Die Wuth des Ödip, der sich in seiner Verzweiflung die Augen ausreiſst und dem Tage seiner Geburt flucht, ist ihr untersagt. Alle Gegenstände, die keine gebrochene Farben erlauben, alle wilden stürmischen Leidenschaften, die nicht durch Hoffnung, Furcht oder Zärtlichkeit gemildert werden, liegen auſser ihrem Gebiet.

Ich sage dieſs nicht ohne Furcht zu viel gesagt zu haben, und der Allmacht dieser göttlichen Kunst engere Grenzen zu setzen, als sie vielleicht wirklich hat. Wer kann bestimmen, wie hoch ein Komponist, der unter den Tonkünstlern das wäre, was Michael-Angelo unter den Mahlern, — ein Gluck oder Hayden, den Ausdruck und die Nachahmung der Natur mit glücklichem Erfolg treiben könnte? — Indessen ist doch gewiſs, daſs eben diese Natur selbst einer jeden Kunst Grenzen gesetzt hat, welche zu überspringen sie nicht versuchen soll; und der Verwegene, der es versucht, kann schwerlich anders als verunglücken. Der Dichter soll die Schönheit der Helena, die der Mahler unsern Augen darstellt, durch ihre Wirkung auf ihre Anschauer wie Homer, nicht durch eine Beschreibung im Geschmack des Dares und Nonnus schildern. — Der Mahler soll sich nicht unterfangen, den Kampf der Tugend und Ehre gegen eine schändliche aber unfreywillige Leidenschaft im Herzen einer Fädra mit dem Euripides in die Wette mahlen zu wollen; und der Tonkünstler sollte nie vergessen, wenn er schaudern macht, daſs es nicht der Schauder einer Gabriele de Vergi, indem sie das in Blut schwimmende Herz ihres Liebhabers aufdeckt, — und, wenn er unsre Augen mit Thränen füllt, daſs es nicht schmerzliche, sondern wollüstige Thränen, Thränen der Freude, der Liebe, der zärtlichen Überwallung eines innigst gerührten Herzens seyn müssen.

Wenn diese Betrachtung die Ödipe, die Atreen, die Fayels, und vielleicht die meisten eigentlich tragischen Helden vom lyrischen Schauplatz ausschliesst: sollte nicht, aus einem andern, aber eben so treffenden Grunde, ein mit Handlung überladenes, oder in einen allzu künstlichen Knoten verwickeltes Stück sich zur musikalischen Behandlung eben so wenig schicken, als ein äusserst tragisches? — Ich gebe zu, dass wenig Handlung auch selbst das lyrische Drama matt und einschläfernd machen wird, wenn der Dichter und der Komponist das nicht sind und nicht geleistet haben, was sie sollen. Aber dieser letzte Fall ändert nichts in der Theorie, die sich auf die Natur der Sache, nicht auf zufällige Umstände gründet. Die möglichste Einfalt im Plan ist dem Singspiel eigen und wesentlich. Handlung kann nicht gesungen, sie muss agiert werden: je mehr Handlung also, je weniger Gesang. Viel unerwartete Ereignisse, viel Verwirrung, viel episodische Scenen und so weiter, geben freylich dem Stücke mehr Mannigfaltigkeit, und können es vielleicht einer Gattung von

Zuhörern angenehm machen, die den Lärm lieben, und zu flüchtig sind, auch bey den interessantesten Gegenständen zu verweilen: aber die Musik gewinnt nicht dadurch, und der gefühlvolle Zuhörer noch weniger. Welches sind die Scenen, wo der Komponist seinem Genie einen freyen kühnen Flug erlauben, wo die Musik ihre ganze seelenbezwingende Macht ausüben kann, wo wir ganz Ohr, ganz Gefühl sind, wo unsre Herzen sich erhitzen, glühen, schmelzen? Sind es nicht diejenigen, wo der Dichter und der Tonkünstler, mit vereinigten Kräften, uns von einer Empfindung zur andern, einer Stufe des Affekts zur andern, mit sich fortreiſsen, und nicht eher ablassen, bis sie uns in eben dieselben Bewegungen gesetzt haben, wovon die handelnden Personen selbst durchdrungen sind? Sind es nicht alsdann nur wenige Worte, oft nur ein einziges Wort, ein Ton, ein Blick, eine Bewegung mit der Hand, die uns das Herz umkehren? — Und wie kann eine so kleine Ursache so groſse Wirkung thun? Bloſs darum, weil unsre Seelen stufenweise dazu vorbereitet, erweicht, und, so zu sagen, unvermerkt untergraben worden sind! Es gehört oft eine lange Reihe von vorbereitenden Vorstellungen und Empfindungen dazu, um einem einzigen groſsen Schlag, den der

Dichter an unser Herz thun will, seine volle Kraft zu geben. Hat in einem musikalischen Drama der Dichter oder der Komponist diese geheimen Anstalten vernachlässiget, so muſs er sich nicht befremden lassen, wenn er uns bey einer Stelle gleichgültig bleiben sieht, welche die gröſste Wirkung hätte thun sollen.

Eine ausgeführte Behandlung und Entwicklung der Affekten scheint also auf eine ganz besondere Weise zum Wesen des Singspiels zu gehören. Aber diese ist bey einem sehr zusammen gesetzten, verwickelten und intriguenvollen Süjet dem Dichter selten oder gar nicht möglich. Er hat alsdann nicht Zeit, uns so tief in das Innerste seiner Personen schauen zu lassen. Er kann uns nicht in diese genaue Bekanntschaft mit ihnen setzen, die das Interesse so sehr verstärkt, und uns einen ungleich lebhaftern Antheil an ihren Empfindungen nehmen läſst, als wir an den bloſsen Begebenheiten und Handlungen von Personen nehmen können, die uns ohne eine solche vertrautere Bekanntschaft immer fremd bleiben, wiewohl wir sie alle Augenblicke sehen und hören. Ist es aber des Komponisten Schuld, wenn ein solches Stück wenig Wirkung thut? Was bleibt ihm übrig, als darauf bedacht zu seyn, wie er durch alle die Hülfsquellen, die ihm die Melopöie und Harmonie darbieten, durch künstlich ausgeführte Sätze, schimmernde Arien, überraschende Passagen, koncertierende Instrumente, und dergleichen, wenigstens den Ohren der Zuschauer genug thun möge, da er so wenig Hoffnung vor sich sieht, ihrem Herzen beyzukommen.

Die Meinung, daſs der Stoff des Singspiels aus der Region des Wunderbaren hergenommen seyn müsse, und zwar aus der Ursache, weil im Singspiel Alles Musik ist, scheint mir nicht viel mehr Grund vor sich zu haben, als wenn man den Kupferstecher auf wunderbare Gegenstände einschränken wollte, weil in seinen Blättern alles schwarz oder weiſs ist. Es ist nicht wunderbarer, mit einer kleinen Anzahl ähnlicher oder kontrastierender Töne Empfindungen und Leidenschaften zu mahlen, als eben dieſs mit ein wenig schwarzer Farbe auf einem Bogen weiſsen Papiers zu bewerkstelligen; und Natur und Wahrheit werden in jenem Falle nicht mehr verletzt als in diesem. Das Singspiel setzt, wie oben schon bemerkt worden, einen stillschweigenden Vertrag zwischen der Kunst und dem Zuhörer voraus. Dieser weiſs wohl, daſs man ihn täuschen wird; aber er will sich täuschen lassen. Jene verlangt nicht für Natur gehalten zu werden; aber sie triumfiert, wenn sie mit ihrem Zauberstab noch gröſsere und schönere Wirkungen hervorbringt als die Natur selbst.

Die Einwendung des Algarotti gegen die historischen Süjets der Opern scheint also ohne hinlänglichen Grund zu seyn. Wir können ihm beypflichten, wenn er sagt: „Man fuhle gar mächtig, daſs Triller und Ruladen im Mund eines Julius Cäsar oder Kato nicht so guten Anstand hätten, als im Munde der Venus oder des Apollo.“ — Aber dieſs beweist nur gegen den Dichter, der so wenig Beurtheilung hat, entweder einen Helden zu wählen, dessen ganzer Karakter dem Singspiele nicht angemessen ist, oder gegen den Komponisten, der einen groſsen Mann wie einen weichlichen Atys behandelt. Kein vernünftiger Liebhaber der Musik, der einen Begriff davon hat was ein Singspiel ist, wird sich darüber ärgern, den Alexander oder den Porus in einem Singspiele singen zu hören: aber ärgern wird er sich, nicht über die Oper, sondern über die schlechte Beurtheilungskraft des Komponisten, oder über den Eigensinn der Sänger und die Tyranney der Mode, denen oft die gröſsten Meister seufzend nachgegeben haben, wenn Alexander und Porus nicht so singen, wie es der Gröſse ihres Karakters anständig ist.

Algarotti's übrige Einwendungen gegen die historischen Singspiele sind noch unerheblicher, weil sie sich bloſs auf die konvenzionellen Begriffe von der Oper gründen. Nach dem von uns aufgestellten Begriffe vom Singspiel ist wenig daran gelegen, „daſs die meisten historischen Süjets wenig Schauspiel und Augenweide darbieten" — denn das Singspiel ist kein Guckkasten — oder „daſs es nicht leicht ist schickliche Tänze und Divertissements dazu zu erfinden" — denn Tänze und Divertissements gehören ganz und gar nicht zum Wesen des lyrischen Drama. Alles kommt also bloſs darauf an, ob das historische Süjet zugleich einfach, interessant und musikalisch genug für das Singspiel ist. Ist dieſs, so hat es alle wesentlichen Erfordernisse eines lyrischen Stoffes; das übrige kommt auf den Genie und die Ausführung des Dichters, des Komponisten und des Sängers an. Die Gattung kann nichts dazu, wenn ein Süjet nicht in die rechten Hände fällt.

Indessen ist doch nicht zu läugnen, daſs, in so fern im Singspiele Musik und Gesang eine Art von idealischer Sprache ausmachen, die über die gewöhnliche Menschensprache weit erhaben ist, — daſs schon aus dieser Ursache etwas in der Natur desselben liege, womit wir den Begriff des Wunderbaren zu verknüpfen uns nicht enthalten können. Wenn wir uns einen würdigen sinnlichen Begriff von einer Göttersprache machen wollten, so müſste es, däucht mich, diese musikalische Sprache seyn. Es scheint also aus einem in der Natur der Sache liegenden Grunde herzukommen, daſs wir die Griechischen Götter und Götterkinder, vermöge eines unwillkührlichen innern Gefühls, auf dem lyrischen Theater schicklich und, so zu sagen, in ihrer eigenthümlichen Sfäre finden; da sie uns hingegen auf dem tragischen, selbst in einem Griechischen Stücke, anstöſsig seyn würden. In dieser Rücksicht scheinen also mythologische Süjets (in so fern alles übrige gleich ist) allerdings mehr Schicklichkeit zum Singspiele zu haben als historische.

Eben dasselbe läſst sich gewisser Maſsen auch von solchen behaupten, die aus dem heroischen Zeitalter der Griechen oder irgend eines andern bekannten Volks genommen sind. — Denn wenn ich lieber Griechische Süjets zum Singspiele wählen möchte, so wär' es mehr darum, weil sie uns nach unsrer bisherigen, hierin lobenswürdigen, Erziehungsart ungleich bekannter, und also auch schon darum interessanter sind, als

Hyperboreische, Indianische, Mexikanische und so weiter, als aus irgend einem andern Grunde; wiewohl auch der Umstand, daſs wir mit dem Begriffe von Griechen überhaupt die Idee eines von allen Musen vorzüglich begünstigten Volkes zu verknüpfen pflegen, hier nicht ganz ohne Gewicht seyn möchte. — Ich sage also, Stoffe, die aus der heroischen Zeit genommen sind, haben eine vorzügliche Schicklichkeit zum Singspiele, weil alles, was diese Zeit so stark von der unsrigen abstechen macht, zusammen genommen, ein Gefühl des Wunderbaren in uns erregt, dessen Stärke dem Grade unsrer Entfernung von dem ursprünglichen Leben und Weben der noch unbezwungenen, muthvollen und mit allen ihren Naturkräften wirkenden Menschheit proporzioniert ist. Es scheint uns eben so natürlich, daſs Menschen aus diesem Zeitalter eine unendlich vollkommnere, kräftigere und die Saiten unsers Gefühls stärker rührende Sprache reden, das ist, daſs sie statt zu reden singen, als daſs sie stärkerer Leidenschaften, edlerer Entschlieſsungen und kühnerer Thaten fähig sind als wir; und so finden wir die Alcesten, Ariadnen, Medeen, Ifigenien, auf dem lyrischen Theater eben so natürlich als die Göttinnen und Nymfen, die wir als Wesen zwar von höherer, aber doch ähnlicher Art mit jenen zu betrachten gewohnt sind.

Die Zeiten der irrenden Ritterschaft (aus welchen Ariost und Tasso den Stoff zu ihren herrlichen Gedichten, so wie einige Italiänische und Französische Operndichter aus diesen den Stoff zu ihren Angeliken, Armiden, Alcinen, Bradamanten und so weiter hergenommen haben) machen eigentlich keine besondere Epoke in der Geschichte der Menschheit aus; sie kommen in allen wesentlichen Stücken mit der Heldenzeit der Griechen völlig überein. Die Argonauten und die übrigen Heroen der letztern sind mit den Rittern von der runden Tafel, den Amadisen, Rolanden und Rinalden, völlig von einerley Schlag; in beiderley Zeiten spielen Helden, Damen, Riesen, Drachen und Ungeheuer aller Arten einerley Rolle, und die Urganden, Alcinen und Armiden sind nicht gröſsere Zaubrerinnen als die Medeen und Circen der Griechen. Von den Stoffen aus den Zeiten der Ritterschaft gilt also eben dasselbe, was von den heroischen.

Und warum nicht auch von denen aus der poetischen Schäferwelt? — Wohl verstanden, daſs darunter weder die metafysischen Seladons am Lignon, noch die galanten Schäfer des Fontenelle, noch die faden, langweiligen Hirten in unsern ehemahligen Nachspielen, sondern eine Art von Hirten gemeint sind, wozu uns die Natur selbst die Originale gegeben hat, und in manchem glücklich unbekannten Winkel des Erdbodens noch giebt. Die Schäferwelt der Dichter, das selige Hirtenleben der ältesten Menschen, wovon das Arkadien unsers Geſsners das Ideal ist, fällt bey den Griechen in die nehmlichen heroischen Zeiten, wo die Götter noch mit den Töchtern der Menschen lustwandelten, Apollo in Gestalt eines schönen Hirten die Herden des Admet weidete, Jupiter und Merkur in Filemons Hütte Zuflucht suchten, und Venus ihre Lieblinge unter Schäfern wählte. Diese Hirtenwelt ist für uns nicht weniger wunderbar als die Heldenzeit, aber gewiſs ohne Vergleichung anziehender. Denn was ist, zumahl in einem gewissen Alter, oder in der Gemüthsstimmung, worin wir uns befinden, wenn wir des Getümmels, der Fesseln, der Thorheiten und Muhseligkeiten des höfischen und städtischen Lebens überdrüssig sind, was ist uns dann angenehmer als diese lachenden Gemählde von Ruhe, Unschuld, Liebe und Glückseligkeit? dieses mehr zum Vergnügen als aus Noth beschäftigte, sorgenfreye Leben im Schooſse der Natur? diese selige Gleichheit, diese von Wildheit und Verkünstelung gleich weit entfernte schöne Einfalt und Güte der Sitten, wovon uns unser Herz sagt, daſs ohne alles dieſs kein glückliches Leben sey? Wie natürlich also, daſs wir uns so gern in dieses Arkadien versetzen lassen, daſs wir die Darstellung desselben auf dem lyrischen Schauplatze lieben, und, wenn ein Dichter wie Geſsner mit einem Tonkünstler wie Pergolesi sich zusammen fänden, und uns lyrische Schäferspiele gäben, sie vielleicht allen andern Arten vorziehen würden!

IV.

Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben: „Daſs dem Dichter eines Singspiels zur Wahl seines Stoffes nicht nur die Griechische Götter- Helden- und Hirtenwelt nebst der neuern Ritterzeit, sondern sogar die wirkliche Geschichte offen stehe; daſs aber darum nicht jedes Süjet aus einem dieser Felder tauglich sey, sondern die Wahl des Dichters nur auf solche fallen müsse, welche der musikalischen Behandlung fähig sind;

„Daſs er also 1) alle diejenigen bey Seite legen müsse, die, entweder wegen der Natur der Handlung, oder weil sie gar zu verwickelt und mit zu viel Begebenheiten beladen sind, sich besser zur Tragödie als zum Singspiele schicken;

„Daſs er 2) in der Wahl selbst für solche Karakter, Leidenschaften und Situazionen sich entscheiden müsse, die durch die musikalische Verschönerung nichts von ihrer Wahrheit verlieren;

„Daſs er 3) den Plan so einfach anlegen, und auf so wenige Personen als möglich einschränken, und schlechterdings, wo nicht alle Episoden, doch alle solche vermeiden müsse, die das Hauptinteresse, anstatt es zu erhöhen, schwächen würden;

„Endlich, 4) daſs er hauptsächlich dahin zu arbeiten habe, seine Personen mehr in Empfindung und innerer Gemüthsbewegung als in äuſserlicher Handlung darzustellen.“

In diesen an sich selbst ganz einleuchtenden Grundsätzen ist, däucht mich, alles enthalten, was der Dichter eines lyrischen Drama (auſser den Gesetzen, die allen dramatischen Werken überhaupt gemein sind) in Absicht auf die Wahl und Behandlung des Stoffes zu leisten hat, und was die Zuhörer mit Recht von ihm fordern können und fordern sollten, weil sie ihm, ohne ihrem eignen Vergnügen Schaden zu thun, nichts davon erlassen können.

Denjenigen, welche die Wälschen Opern kennen, brauche ich nicht zu sagen, daſs

Singspiele nach diesen Grundsätzen verfaſst in der That eine neue Gattung seyn, und die groſse Wirkung, welche Algarotti in der Oper seiner Zeit vermiſst, unfehlbar hervorbringen würden, wofern der Komponist mit dem Dichter aus Einem Geist und auf Einen Zweck arbeitete, und die Sänger den Pflichten, die ihnen von beiden aufgelegt werden, genug zu thun den Willen und das Vermögen hätten. Bey dieser freylich zu jenem Zweck schlechterdings nothwendigen doppelten Bedingung sey es mir erlaubt noch etwas länger zu verweilen.

Algarotti beginnt diesen Abschnitt seines Versuchs über die Oper mit einer äuſserst strengen Deklamazion gegen die Ausartung und verderbte Beschaffenheit der Musik unsrer Zeit. — Es ist bemerkenswerth, daſs diese nehmliche Klage vor sechzehn hundert Jahren von Plutarch, und vor mehr als zwey tausend schon von Plato geführt worden ist. Die Gelehrten wissen, wie heftig dieser letztere über die Ausartung, Weichlichkeit und Üppigkeit der Musik seiner Zeit eifert. Und zu welcher Zeit that er das? Zu einer Zeit, da die Musik von ihrer gegenwärtigen Vervollkommnung wahrlich noch sehr weit entfernt war; da man noch keinen Begriff von Kontrapunkt und vielstimmiger Harmonie hatte; da die meisten Instrumente, womit unsre Virtuosen ihre Zeichen und Wunder thun, entweder noch unerfunden, oder noch sehr unvollkommen waren; da der gröſste Kor weiter nichts thun konnte als dem Vorsinger nachzusingen, und der ganze Gebrauch, den man von den Instrumenten dabey zu machen wuſste, darin bestand, daſs man sie mit der Singstimme eine oder mehr Oktaven höher oder tiefer fortlaufen, oder höchstens auf gewissen Grundtönen aushalten lieſs. Doch dieſs hindert nicht, daſs jene Klagen Plutarchs, Platons und andrer weisen Männer unter den Alten nicht ihren guten Grund sollten gehabt haben; denn sie gingen doch hauptsächlich darauf, daſs man zu ihrer Zeit (wie zur unsrigen) das Schwere dem Singbaren, die Absicht, durch die äuſsersten Grade der künstlichen Ausführung in Erstaunen zu setzen — dem edlern Bestreben, das Herz zu rühren, und, wenn man auch dieſs letztere suchte, die Erweckung wollüstiger Gefühle und Leidenschaften von der gröbern Art — der Beruhigung des Gemüths oder der Erhebung der Seele zu den schönsten Gesinnungen und der Anfeurung derselben zu groſsen Thaten vorzog.

Die Musik eines Volkes — wie vollkommen oder unvollkommen sie übrigens seyn mag — steht immer in sehr enger Beziehung mit den öffentlichen Sitten. Plutarch lebte in einer Zeit, wo die Verderbniſs der Sitten, die Weichlichkeit der Lebensart, die Entnervung der Leiber durch die zügelloseste Ausgelassenheit in natürlichen und unnatürlichen Wollüsten, und folglich die Unvermögenheit der Seelen zu allem, was Kraft, Anstrengung, Enthusiasmus und Aufopferung voraussetzt oder fordert, — zum tiefsten Grad herunter gesunken war. Eben so lebte auch Plato zu einer Zeit, wo die Griechen, (nicht mehr die Homerischen) und besonders seine Athener, von der vormahligen edlen Einfalt ihrer Sitten sich schon sehr weit entfernt, die Stärke ihrer Vorfahren meistens schon verloren, und mit Asiens Reichthümern auch an Üppigkeit und Wollüsten Geschmack gefunden hatten. Nothwendig muſste in beiden Zeitaltern auch die Musik (und diese vorzüglich vor andern schönen Künsten, weil sie unter allen am stärksten auf die Leidenschaften wirkt) mit den Sitten ausarten; muſste die Einfalt, Kraft und Würde verlieren, die sie gehabt hatte, da Gesang und Tanz von den Orfeen, Amfionen, Foroneen u. s. w. zu einem gottesdienstlichen und politischen Hülfsmittel gemacht worden war. Nothwendig muſsten in einer Zeit, wo ein Alcibiades — Perikles, und eine Lais — Aspasia war, auch die Musen zu Dienerinnen der Wollust werden, so wie die Pindarischen Grazien ihres ehrenvollen Amtes, die Gastmähler und Tänze der Götter, und alles was im Olympus geschieht, anzuordnen, 4) entsetzt, zu bloſsen Gespielen und Aufwärterinnen der Liebesgöttin herab gewürdiget wurden.

Indessen ist doch wohl nicht zu läugnen, daſs der göttliche Plato, seiner Gewohnheit nach, die Sache zu weit trieb, wenn er, unter dem Vorwand, alle Veränderung in der Musik sey den Sitten gefährlich, verlangte, daſs die Griechen, nach dem Beyspiel der Ägypter, der Musik unter der Sankzion eines furchtbaren Strafgesetzes eine eben so unveränderliche Einförmigkeit auferlegen sollten, wie der Staatsverfassung und den gottesdienstlichen Gebräuchen. Bekannter Maſsen erstreckte sich bey den alten Ägyptern dieses Gesetz auf alle schönen Künste, welche sich durch diese vorsichtige Politik der Priester (der ersten Gesetzgeber und Regenten Ägyptens) zu einer ewigen Kindheit verdammt sahen. Wenn es auf Plato und seine Ägyptischen Priester angekommen wäre, so hätten

---

4) S. Pindars vierzehnten Olympischen Gesang.

die Griechen nicht nur keinen Damon und Timotheus, keinen Fidias, Myron, Lysippus, Zeuxis und Apelles — sie hätten sogar keinen Homer gehabt.

Es ist immer eine eigene Grille aller filosofischen Mifsvergnügten und Weltverbesserer gewesen, den Menschen vollkommen haben zu wollen, was er doch nicht seyn kann; und über alle Folgen seines natürlichen Strebens nach Vervollkommnung zu schmählen, welches doch gerade das ist, was ihn zum Menschen macht. Plato und Plutarch verdammen die Musik zu einförmigen feierlich-langsam hintönenden Melodien, weil zwey- und dreygeschwänzte Noten und ein paar Saiten auf der Lyra mehr die Sitten verderben könnten; gerade so wie Rousseau die Wissenschaften aus seiner Republik verbannt, weil sie Sofisterey und Hypothesen, Dogmatiken und Polemiken, kurz viel Unraths und böser Händel in die Welt gebracht haben.

Jeder neue Schritt zur Vollkommenheit in jeder Kunstfertigkeit, Wissenschaft und Tugend, führt zu neuen Abwegen auf beiden Seiten. Was thut das? Anstatt darüber zu wimmern, dafs wir nicht noch immer in der Wiege liegen oder am Führbande gehen, lafst uns lieber darauf denken, wie wir des Guten, dessen uns jeder Fortschritt auf der Laufbahn der Menschheit theilhaftig macht, mit so wenig Nachtheil als möglich genieſsen mögen, ohne uns an diese Gesellen des Doktor Peter Rezio von Tirteafuera 5) zu kehren, die auf jedes Gericht, wovon wir kosten wollen, unter dem Vorwande, daſs es zu hitzig oder zu kältend, zu nahrhaft oder zu leicht, zu süſs oder zu sauer sey, ihr verwünschtes Stäbchen fallen lassen, und uns, aus lauter Sorge für unsre Gesundheit, hungern lieſsen bis uns die Eingeweide zusammen schrumpften.

Wer nur überhaupt an die groſsen Meister in der musikalischen Komposizion denkt, die in den nächsten funfzig Jahren mit einander in die Wette geeifert, und an die vortrefflichen Werke in so mancherley Arten, die sie hervorgebracht haben, der könnte leicht bey Algarotti's Klageliedern über den Verfall der guten Musik den Bräutigam zu hören glauben, der sich beklagte, daſs seine Braut zu schön sey. Und gleichwohl läſst sich nicht läugnen, daſs viel Wahres an seinen Klagen ist.

Was ist zum Beyspiel gegründeter als seine Beschwerde: „daſs die Mode — nicht zufrieden über Kleidung und Kopfputz zu

---

5) Leibarzt der Statthalter der Insel Barataria im Don Quixote.

herrschen — ihr unbefugtes Ansehen sogar über die Werke einer Kunst ausdehne, welche der Natur nachahmen, und also unveränderlich seyn soll wie sie.“ — In der That ist nicht wohl abzusehen, warum man denjenigen, der ein musikalisches Werk bloſs darum, weil es alt ist, gering schätzt, nicht eben so lächerlich findet, als einer seyn würde, der ein Gemählde von Tizian oder Korreggio deſswegen verachten wollte, weil es dritthalb hundert Jahre alt sey. Liegt denn der Grund, warum ein Gesang schön ist, nicht eben so tief in der Natur, hängt er nicht eben so wenig von Willkühr und Zufall ab, als der Grund, warum ein Gemählde oder ein Gedicht schön ist? Gewiſs, der anmaſsliche Liebhaber der Musik, für den eine Arie von Leon oder Vinci aus der Mode ist, wird (wenn er aufrichtig seyn will) aus den nehmlichen Ursachen die Toilette der Venus von dem Antigrazien-Mahler Boucher der Verklärung von Rafael vorziehen! — Daſs der musikalische Geschmack zu gewissen Zeiten, oder bey einem gewissen Volke, so verdorben seyn könne, daſs die meisten, von den tonangebenden Midassen verführt, das wahre Schöne nicht fühlen, und dagegen Grimassen von Bewunderung machen, wo der Mann von richtigem Gefühl die Achseln zuckt: wer zweifelt daran? Aber ein musikalisches

Werk, das zu irgend einer Zeit vortrefflich war, das ist, eine groſse, allgemeine Wirkung auf Herz und Einbildungskraft that, wird es zu allen Zeiten bleiben. Fehlt es etwann an Beyspielen, die diese Wahrheit beweisen? Thut das berühmte Miserere des Allegri, wiewohl es über hundert und funfzig Jahre alt ist, in der päpstlichen Kapelle nicht auf alle die es hören, noch immer eben dieselbe wunderbare Wirkung? 6) Werden nicht die Köre in den Opern eines Lully und Händel noch immer herrlich und unübertrefflich gefunden? Und wenn Kenner von den Arien dieser groſsen Meister weniger vortheilhaft urtheilen, kommt es nicht bloſs daher, weil sie (wenigstens groſsen Theils, was auch die Ursache seyn mag) in ihrer Art nicht so vortrefflich als die Köre sind? — So würden nicht nur Kenner, sondern alle Menschen, die ein Paar hörende Ohren und ein fühlendes Herz haben, von musikalischen Werken urtheilen, wenn (was mehr zu wün-

---

6) Gegen dieses Beyspiel wird mit Recht eingewendet werden, daſs dieses Wunder nicht sowohl von den Noten des Allegri, als von der besondern Art des Vortrags und dem entzückenden Zusammenklang einer so groſsen Menge zu diesem gemeinschaftlichen Vortrag abgerichteter und geübter schöner Stimmen gewirkt werde. Anm. des Herausgebers.

schen als zu hoffen ist) einmahl als ein allgemeiner fest stehender Grundsatz angenommen wäre: daſs man den Werth einer musikalischen Komposizion bloſs nach den Wirkungen, die sie auf unser Gemüth macht, bestimmen müsse.

Übrigens mag wohl (im Vorbeygehen gesagt) ein besonderer Grund vorhanden seyn, warum bey den Italiänern die Begierde nach Neuem dem Geschmack am Schönen so viel Eintrag thut. Vermuthlich liegt es bloſs an der auſserordentlichen Liebe dieser Nazion für alles was Musik heiſst, und an dem Umstande, daſs man (besonders in Neapel und Venedig) allenthalben wo man geht und steht, bey Tag und bey Nacht, zu Wasser und zu Lande, Gesang und Saitenspiel um die Ohren klingen, schwirren und sausen hört. Ein schöner Gesang erregt in seiner ersten Neuheit ein so allgemeines Entzücken, daſs er in kurzem von allen Lippen tönt; und nun wird er so oft gesungen, so oft verschlungen, so oft mit ganzem und mit halbem Ohre gehört, daſs er bald aus einer fysischen Ursache keine lebhafte Empfindung mehr erregen kann, folglich einem so gefühlgierigen Volke, als die Italiäner sind, mehr Überdruſs als Vergnügen machen muſs. Man könnte sich ja zuletzt an der Venus selbst müde sehen; und wer nur zehn Tage hinter einander immer das nehmliche Solo von Besozzi hätte blasen hören, würde sich zuletzt nach dem Dudelsack eines Bärenführers sehnen.

Indessen gesteht Algarotti, daſs diese Veränderlichkeit des Geschmacks seiner Landsleute der Musik wenig schaden würde, wenn der Hauptfehler nicht an den Komponisten selbst läge. Diese Künstler vergessen, seiner Meinung nach, gar zu gern, daſs die Musik, wenn sie nicht Empfindungen vorträgt, und dadurch bestimmte Eindrücke auf unsre Seele macht, nur ein schaler Ohrenschmaus ist; daſs Musik und Poesie Schwestern und nur durch ihre Vereinigung allmächtig sind; aber daſs, auch wenn sie sich vereinigen, die erste der andern untergeordnet seyn muſs, und daſs alles verloren ist, so bald sie, anstatt zu gehorchen, herrschen will.

In der That, wenn die Opernkomponisten so oft, als es ihnen Algarotti Schuld giebt, in dem Falle sind, jene unläugbaren Grundsätze zu vergessen, so haben sie sehr Unrecht. Denn was unternimmt der Komponist, der das Werk eines Dichters in Musik setzt, anders, als die Zeichnung und Sizze eines andern auszumahlen? Und was muſs dabey heraus kommen, wenn er sich nun einbildet nach eigener Willkühr verfahren zu dürfen, und weder in der Wahl und Mischung der Farben, noch in Vertheilung des Lichts und Schattens, noch im Ton des Ganzen die Gedanken des Erfinders zu Rathe ziehen wollte? Musik und Akzion sind im Singspiel bloſse Organen, wodurch der Dichter auf unsre Seele wirken soll. Noch richtiger könnte man sie mit den Grazien vergleichen, die der Schönheitsgöttin zugegeben sind, um sie anzukleiden, zu schmücken und zu bedienen, und denen es gar nicht einfällt, auf Unkosten ihrer Gebieterin glänzen zu wollen. Der Tonkünstler, der die Wirkung des Gedichts, über welches er arbeitet, der juckenden Begierde, seine Kunst sehen zu lassen aufopfert, ist einem Mahler gleich, der die Juno vernachlässigen wollte, um unsre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Pfauen zu heften.

Doch, es würde ungerecht seyn, wenn man den Komponisten, und unter ihnen so manchem groſsen Meister, (welche hierin mit den übrigen sich so ziemlich in gleicher Schuld befinden) zum besondern Vorwurf machen wollte, was eine natürliche Frucht des einmahl angenommenen Begriffs von der Oper und des einzigen Effekts, den man dabey abzielte, war. Denn diesem Begriff zu Folge war Ohren- und Augenlust alles was die Zuhörer verlangten, und alles womit man sie bis zur Sättigung bediente. Der Poet war nur ein demüthiger Diener des Komponisten, des Dekoratörs, der Sänger und Tänzer, der seine Schuldigkeit schon gethan hatte, wenn er seinen gebietenden Herren und Damen nur recht viel Gelegenheit gegeben hatte, ihre Talente auszulegen. Die ganze Einrichtung der Opernmusik, der Zuschnitt aller besondern Theile, die Form der Arien und Recitative, alles gründete sich auf diesen Begriff und bezog sich auf diesen Zweck.

Daher diese Ouvertüren, die (wie andere Symfonien) immer aus einem Allegro, Adagio und Presto zusammen gesetzt, mit dem Stücke selbst gemeiniglich nicht die mindeste Verbindung haben, und (wie Algarotti sagt) den Exordien gewisser Kanzelredner gleichen, die mit einem Strom von schönen Frasen nichts zur Sache gehöriges sagen, sondern eben so gut zu jeder andern Rede gebraucht werden könnten.

Daher die gewöhnliche Vernachlässigung des Recitativs, über welches gemeiniglich Komponist und Sänger, als über etwas ihrer Aufmerksamkeit und Kunst unwürdiges, so schnell als möglich wegeilen, und die man meistens nur als eine Art von Ruheplätzen betrachtet, wobey Sänger und Zuhörer Athem schöpfen, jener seine Kräfte zu einer groſsen Bravurarie sammeln, diese nach Herzenslust plaudern, lachen; liebäugeln, spielen oder schlafen können, bis sie wieder durch das prächtige Geräusch oder zärtliche Getön eines Ritornells erinnert werden, daſs eine neue Arie im Anzug sey, die, wenigstens um der schönen Ruladen und Kadenzen des Sängers willen, Aufmerksamkeit verdiene.

Daher, daſs man die Arien als die Hauptsache in der Musik einer Oper behandelte; aber nicht etwa um eine groſse Wirkung auf das Herz dadurch zu thun, sondern um dem Komponisten und Sänger einen Tummelplatz zu geben, wo sie mit einander um den Preis ringen, und alle ihre Künste, die Ohren zu bezaubern, zu überraschen und in wollüstiges Erstaunen zu setzen, in die Wette auslassen könnten. Daher die unendliche Überladung derselben mit Zierathen; daher die ewigen seiltänzerischen und meistens gar nichts sagenden Passagien; daher die bis zum Ekel getriebnen und ganz am unrechten Orte angebrachten Wiederhohlungen der Wörter; daher die Abtheilung der groſsen Arie in drey Theile, und das oft so unnatürliche Da Kapo; daher die unmäſsig langen und unschicklichen Ritornellen, wo zum Beyspiel ein Mensch, der vor Zorn auſser sich ist, mit verschränkten Armen da steht und wartet, seine Wuth ertönen zu lassen, bis das Orkester ihm das rauschende Thema seiner Arie mit einer

Menge Wendungen und Verzierungen vorgespielt hat; aber daher auch der Überdruſs eines jeden Zuhörers von Gefühl, der sich durch das Vergnügen, das ihm eine Lieblingssängerin mit allen ihren Wunderkünsten machen kann, für die gähnende lange Weile, die ihm das ganze Stück verursacht, nur schlecht entschädiget hält.

Die Ausnahmen, die zu Gunsten mancher bekannten Stücke, oder einzelner Scenen, sonderlich in den besten Opern des Metastasio, zu machen sind, verhindern nicht, daſs alle diese Vorwürfe, welche Algarotti dem Wälschen Singspiele macht, nicht überhaupt nur zu wohl gegründet seyn sollten. Schon die neue Gestalt, welche Metastasio der Oper gab, war ein starker Schritt zur Verbesserung des lyrischen Theaters. Wie sollten Männer von so groſsem Genie als Hasse, Graun, Jomelli, ein Galluppi und so weiter, die Aufforderung, **ihr Genie im Ausdruck der Leidenschaft zu zeigen**, die in einer *Didone abandonnata*, einem *Demofoonte*, *Siroe*, *Tito* an sie gethan wurden, nicht mit Freuden angenommen haben? Aber dem ungeachtet blieb es in Absicht des Ganzen immer bey dem einmahl eingeführten und zum Gesetz gewordnen Herkommen. Weder Dichter noch Komponist waren Meister zu thun was sie wollten; beide muſsten sich, gern oder ungern, der Tyranney der Gewohnheit und der Sänger unterwerfen; und das Publikum, welches in keiner Sache von der Welt sein wahres Interesse zu kennen scheint, war auch hierin zu sinnlich, um eine gründliche Reformazion des Singspiels, so viel an seiner Seite möglich war, zu befördern.

Endlich haben wir die Epoke erlebt, wo der mächtige Genie eines **Gluck** dieses groſse Werk unternommen hat, das — wofern es jemahls zu Stande kommen **kann** — durch einen **Feuergeist** wie der seinige gewirkt werden müſste. Der groſse Erfolg seines **Orfeus** und **Eurydice**, seiner **Alceste**, seiner **Ifigenie**, würden alles hoffen lassen, wenn sich nicht unüberwindliche **sittliche Ursachen**, gerade in jenen Hauptstädten Europens, wo die schönen Künste ihre vornehmsten Tempel haben, seinem Unternehmen entgegen setzten! — Künste, die der groſse Haufe bloſs als Werkzeuge sinnlicher Wollüste anzusehen gewohnt ist, in ihre ursprüngliche Würde wieder einzusetzen, und die **Natur** auf einem Throne zu befestigen, der so lange von der willkührlichen Gewalt der Mode, des Luxus und der üppigsten Sinnlichkeit usurpiert worden: — ist ein groſses und kühnes Unternehmen; aber zu ähnlich dem groſsen Unternehmen Alexanders und Cäsars, aus den Trümmern der alten Welt eine neue zu schaffen, um nicht ein gleiches Schicksal zu haben. Eine Reihe von Glucken (so wie zum Projekt einer Universalmonarchie eine Reihe von Alexandern und Cäsarn) würde dazu erfordert, um diese Oberherrschaft der unverdorbenen Natur über die Musik; diesen einfachen Gesang, der wie Merkurs Schlangenstab die Leidenschaft erweckt oder einschläfert, und die Seelen in Elysium oder in den Tartarus führt; diese Verbannung aller Sirenenkünste, diese schöne Zusammenstimmung aller Theile zur groſsen Einheit des Ganzen, auf dem lyrischen Schauplatze herrschend und fortdauernd zu machen. — Gluck selbst — bey allem seinem Enthusiasmus — kennt die Menschen und den Lauf der Dinge unterm Monde zu gut, um so etwas zu hoffen! Schon genug, daſs er uns gezeigt hat, was die Musik thun könnte, wenn in diesen unsern Tagen irgendwo in Europa ein Athen wäre, und in diesem Athen ein Perikles aufträte, der für das Singspiel thun wollte, was jener für die Tragödien des Sofokles und Euripides that.

ÜBER EINIGE
ÄLTERE DEUTSCHE SINGSPIELE
DIE DEN NAHMEN
ALCESTE
FÜHREN.

ÜBER EINIGE

ÄLTERE DEUTSCHE SINGSPIELE

DIE DEN NAHMEN ALCESTE FÜHREN.

Ein Beytrag zur Geschichte der Sprache und Litteratur der Deutschen in der zweyten Hälfte des XVIIten Jahrhunderts bis gegen das zweyte Viertel des XVIIIten.[1])

Man hat der neuesten Deutschen Alceste die Ehre angethan, sie für das erste Deutsche Singspiel dieses Nahmens zu halten. Wäre die Meinung bloſs gewesen, sie in dem Sinne die erste zu nennen, in welchem ehemahls Brutus und Kassius die letzten Römer hieſsen, so möchte der Dichter das Kompliment allenfalls haben annehmen können, ohne sich einer übermäſsigen Einbildung von der Vorzüglichkeit seiner Alceste über ihre längst vergeſsnen Vorgängerinnen schuldig zu machen. Aber da sich jene Meinung bloſs auf Unwissenheit der ehemahligen Existenz dreyer Singspiele dieses Nahmens gründet, die zwischen den Jahren 1690 und 1720 auf Deutschen Schauplätzen gegeben worden sind: so glaubte der Verfasser etliche müſsige Stunden nicht übel anzuwenden, wenn er sie dazu widmete, über diese in Vergessenheit versunknen älteren Versuche der lyrisch-dramatischen Muse in Germanien einige Nachforschungen anzustellen, und die Resultate derselben den Freunden unsrer Litteratur, denen auch die Kindheit und die allmählichen Fortschritte derselben nicht gleichgültig seyn können, in gegenwärtigem Aufsatze mitzutheilen.

---

[1]) Aufgesetzt im Jahre 1773.

Glücklicher Weise kam ihm zum Behuf dieser kleinen Arbeit der Umstand zu Statten, daſs ein Exemplar von den besagten Singspielen sich in der berühmten Gottschedischen Sammlung Deutscher Schauspiele befand, welche Ihre Durchlaucht die damahlige Vormünderin und Landesregentin von Weimar, Mutter des jetzt regierenden Herzogs, die verwittwete Herzogin Anna Amalia, geborne Herzogin von Braunschweig, von den

Erben jenes durch gute und böse Gerüchte berühmten Gelehrten an sich gebracht hatte. Es wird nehmlich vielen noch bekannt seyn, daſs Gottsched zwanzig bis dreyſsig Jahr lang alle Arten von Schauspielen, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland zum Vorschein gekommen, geistliche und weltliche, tragische und komische, Helden- Schäfer- und Possenspiele, Opern die auf fürstlichen Hoftheatern aufgeführt, und Tragikomödien von Simson und Delila, Daniel und der keuschen Susanna, Judith und Holofernes, und so weiter, welche zur Übung der lieben Jugend von irgend einem Kollegen einer Lateinischen Stadtschule in kurzweilig-erbaulichen Reimweisen abgefaſst worden, aus allen Büchersammlungen, Plunderkammern, Makulaturgewölben und Pfefferbuden des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nazion, mit unermüdetem Eifer aufgestöbert, und mit Beystand seiner unzähligen Freunde und Schüler zusammen gebracht hatte; eine Sammlung, welche (damahls wenigstens) an Vollständigkeit einzig in ihrer Art war, und einem kritischen Geschichtschreiber unsrer Sprache und Litteratur zu Bezeichnung der Stufen, auf welchen beide bis zu ihrem gegenwärtigen Zustand empor gestiegen, unentbehrlich zu seyn schien.

Diese vorberührter Maſsen nach Weimar gekommene Sammlung wartete schon seit mehrern Jahren auf den Gebrauch, welchen (wie man sagte) ein damahliger hiesiger Gelehrter von den Schätzen, die sie enthielt, zu einem Beytrag für die kritische Geschichte des Deutschen Theaters zu machen gesonnen war: als (bey Gelegenheit der Frage, ob die damahls in Weimar erschienene Alceste wirklich die erste in Deutschland sey) die drey ältern Alcesten wieder ans Licht gezogen wurden, und den folgenden Aufsatz veranlaſsten, der bereits im Jahre 1773 im Deutschen Merkur erschien, und den Platz, den er hier in etwas veränderter Gestalt einnimmt, um so mehr verdienen dürfte, da die ganze Gottschedische Schauspiel-Sammlung, sammt den besagten drey Alcesten, bey dem unglücklichen Schloſsbrande im Jahre 1774 ein Raub der Flammen wurde.

Das erste der Deutschen Singspiele, wozu die durch ihre heldenmüthige Aufopferung und wunderbare Wiederbelebung berühmte Gemahlin des alten Thessalischen Fürsten Admet den Stoff gegeben hat, führt die Aufschrift: Alceste, in einer *Opera*, mit

Kurfürstlich Sächsischer Verwilligung auf dem neu erbauten Schauplatze zu Leipzig in der Ostermesse des 1693 Jahres vorzustellen. — Es ist in der kurfürstlichen Hofbuchdruckerey bey Immanuel Bergen gedruckt, und beträgt siebzig Quart-Seiten.

In einem kleinen Vorberichte sagt dem hochgeneigten Leser sein ergebenster Diener, der Übersetzer: „Weil gegenwärtiges Drama, welches ehemahls aus der Feder des berühmten *Aurelio Aureli* 2)

---

2) Dieser *Aurel. Aurelio* oder *Aureli*, ein geborner Venezianer, lebte in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am Hofe zu Parma, und machte sich zu seiner Zeit einen Nahmen durch eine groſse Anzahl musikalischer Schauspiele, welche von 1652 an nach und nach auf der Bühne und im Druck erschienen, und, nach dieser Alceste zu urtheilen, in dem schlimmen Geschmack geschrieben waren, womit Marino und Loredano damahls alle Dichter und Prosaisten ihrer Nazion ansteckten, und der von ihnen auch zu unserm Lohenstein, Hofmannswaldau, Postell u. a. überging, und sich durch ihre Nachahmer über ganz Deutschland ausbreitete. Der Operndichter Aureli muſs nicht mit einem andern *Aurelio Aurelli* aus Mantua verwechselt werden, der einer der vorzug-

geflossen, auf denen Adriatischen Scenen ein ungemeines Lob erhalten; so sey solches auch zum ersten Mahl auf dem neu erbauten Leipziger Schauplatz aufzuführen beliebt worden.“

Das Singspiel, oder die so genannte Opera, war zu der Zeit, da Aurelio Aureli für einen groſsen Operndichter galt, von der Würde, wozu es durch Apostolo Zeno und Pietro Metastasio erhoben worden ist, noch unendlich weit entfernt. Es war eine Art von Raritätenkasten, worin alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden zu sehen ist, in schönster Unordnung vor den Augen der Zuschauer vorbey zog; wo alles Natürliche durch Wunderwerke geschah; wo die Sinne immer auf Unkosten des Menschenverstandes belustiget, und das Wahrscheinliche, Anständige und Schickliche eben so sorgfältig vermieden wurde, als ob es mit dem Wesen der Opera nicht bestehen könnte. Je unnatürlicher, je besser, war das erste Gesetz eines Schauspiels, welches durch den groſsen Aufwand, den es erforderte, eine Belustigung der Fürsten wurde, und kaum würdig war Kinder zu belustigen.

---

lichsten Lateinischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts war, und dessen Gedichte den *Deliciis Poetarum Italorum* einverleibt sind.

Aurelio Aureli scheint bey Entwerfung seines Plans nichts angelegeners gehabt zu haben, als in seinen Zuschauern auch nicht den Schatten eines Zweifels zu erwekken, als ob er die Alceste des Euripides kenne. Das ganze Stück hat von Anfang bis zu Ende, die Nahmen ausgenommen, nicht den mindesten Geschmack von dem Lande und der Zeit, woraus die Begebenheit genommen ist. Admet, Alceste und alle übrigen Personen dieser Oper sind Leute aus einer andern Welt, die den Leuten unsrer Welt ungefähr so ähnlich sehen, wie die Amadis und Esplandians, die Magellonen und Orianen der alten Ritterbücher den Helden und Heldinnen der Geschichte. Sie empfinden, reden und handeln nach ganz andern Naturgesetzen, als wir armen Erdenbewohner. Die Dichter dieser wundervollen Schauspiele verdienten den Nahmen der Schöpfer in einem viel höhern Sinne, als Homer oder Sofokles. Diese bilden ihre Personen nach den Menschen, welche Gott geschaffen hat: jene bringen Wesen von ihrer eigenen Erfindung hervor; Geschöpfe, die uns zwar zu wenig ähnlich sind, um uns interessieren zu können, aber eben dadurch desto geschickter sind, uns in Erstaunen zu setzen, welches die einzige Absicht der ältern Opernmacher gewesen zu seyn scheint.

Das Einfache im Plan würde in den Augen dieser seltsamen Schöpfer ein eben so groſser Fehler gewesen seyn, als das Natürliche in der Ausführung. Aurelio würde mit so wenig Personen, als Admet, Alceste, Parthenia und Herkules, seine Adriatische Zuhörerschaft übel unterhalten haben. Er hat also sehr sinnreich noch einen Thrasymedes, Bruder des Admet, und eine Antigone, Prinzessin von Troja, nebst Meraspe, ihrem Groſsvater, beide im Hirtenhabit, eingeflochten, deren Helden- und Liebesgeschichte das Interesse des Stücks vermehren helfen muſs. Überdieſs spielen die Hofdame Eurilla, die Kavaliers Trineus und Orindus, Lillo, der Page der Königin, und Lesbus, des Königs Liebling, theils die Vertrauten, theils die lustigen Personen, mit einer angenehmen Abwechslung, welche den Zuschauer, wenn es auch möglich wäre gerührt zu werden, keinen Augenblick in einem so beschwerlichen Gemüthszustande schmachten läſst.

Von der Poesie des Styls und von der Sprache des Originals können wir nicht bestimmt urtheilen, da wir es nur aus der vor uns liegenden Übersetzung kennen. Aber was der Deutsche Übersetzer für ein Mann war, werden unsere Leser am besten aus den

Proben abnehmen, die ihnen der folgende Auszug vorlegt.

Im ersten Auftritte sehen wir, im königlichen Gemach, den Admet bettlägerig. Lesbus, sein Liebling, schläft und träumt neben ihm. Der König sucht sich eine Erleichterung seiner Schmerzen durch eine Arie zu verschaffen. Lesbus im Schlaf singt mit; und daraus entsteht eine Art von possierlichem Duett; denn Lesbus, dem von Wiedergenesung des Königs träumt, singt groſse Freude, und der König, der in Schmerzen liegt, beklagt sich über groſse Plagen. Endlich wacht Lesbus auf, und fragt den König:

Ach! sagt, ob euer Krankheitsjoch
Sich unterdeſs verzogen?
Mich dünkt jetzund,
Ihr würdet durch ein blutig Eisen
Im Augenblick gesund,
Darüber wollt' ich mich so froh erweisen.

Admet antwortet in einer Ariette:

Wenn der Parzen Schere nicht
Herz und Schmerz zugleich zerbricht,
Kann mich wohl kein ander Eisen
Zur beständ'gen Ruhe weisen.

Im zweyten Auftritte meldet der Kammerjunker Olindus den Herkules beym Admet an:

Herr, der groſsmüth'ge Herkules,
Der sich der Tugend stets beflissen,
Verlangt vor seiner Reise,
Nach der bekannten Art und Weise
Die königliche Hand zu küssen.

Admet verspricht, seinen Schmerz zu bezwingen, und Herkules wird vorgelassen. Dieser Herkules ist Held und Freund so sehr, als er es in der ältesten und jüngsten Alceste ist; aber die Art, wie er beides zu Tage legt, muſs man von ihm selbst hören.

HERKULES.

Der güt'ge Himmel gebe doch,
Daſs meinem Freund in diesem Krankheitsjoch
Von den gestirnten Höhen
Auch wieder mög' ein Freudenlicht aufgehen.

Admet erwiedert diesen wohlgemeinten Wunsch in gleichem Tone:

Alcides reise wohl!
Wenn Fama seine Thaten
In die Trompete stöſst
Und durch die Lüfte bläst,
So wird auch meiner Noth gerathen.
Jedoch, wenn geht die Reise fort?

HERKULES.

Mit Einem Wort, unfehlbar auf den Morgen.

ADMET.

Will denn Alcides sorgen,
Daſs sich sein Fuſs zu uns bemüht,
Eh' er von dannen zieht?

HERKULES.

Weil noch die Sonn' am Himmel steht,
Will ich nach meinen Pflichten
Dem Könige berichten,
Wohin die Reise geht,
Und seiner Majestät daneben
Das letzt' Adio geben;
Denn die Begier zu Ruhm und Ehr'
Erregt mein Herz vielmehr
Als der Iolen Blicke
Und was noch sonst von Cypripor zurücke.

ARIE.

Nichts klingt schöner auf der Welt
Als der Famen Ruhmtrompete,
Wenn sie bey der Grabesstätte
Noch die Heldenthaten meldt;
Nichts klingt schöner auf der Welt.

Mit dieser Arie geht Herkules ab, um Alcesten Platz zu machen, und es erfolgt ein

Dialog zwischen den beiden Eheleuten, worin Alceste, als eine wohl erzogene Prinzessin, mit ihrem Gemahl immer in der dritten Person spricht. Von der Art, wie sie ihm ihre Zärtlichkeit zu erkennen giebt, mag folgende Arie zur Probe dienen:

Werther Bräut'gam, seine Schmerzen
Gehn mir eben auch zu Herzen,
Seine Pein ist meine Noth,
Sein Betrübniſs meine Plage,
Die ich in dem Busen trage
Bis sie tilgt ein sanfter Tod.

Admet wendet sich in seiner Angst an eine Bildsäule des Apollo, die in seinem Schlafzimmer steht, und die Statue antwortet:

Admetus stirbet und verdirbt
Wie die verwelkten Amaranthen,
Wenn nicht jemand von nächsten Anverwandten
Sein Leben durch den Tod erwirbt.

Lesbus, des Königs Liebling, hat die Ehre, ein Anverwandter zu seyn; aber, da er hört, wie gefährlich diese Ehre ist, macht er sich sogleich auf die Füſse. So weit geht bey ihm die Freundschaft nicht.

Lesbus (singt er) will wohl gerne dienen,
Aber sterben mag er nicht.
Welcher sich dazu verpflicht,
Wird gewiſs nicht lange grünen. D. C.

ALCESTE.

Du darfst gar nicht erschrecken.

LESBUS.

Ja; ja, wenn's so gefährlich steht
Und bis ans Leben geht,
Muſs man sich nach der Decke strecken.
Ich bleibe nicht!

ALCESTE.

Hör' auf, du Bösewicht!
Der König schlieſst die Augenlieder.

LESBUS.

Adieu, zu tausend güter Nacht!
Nehmt meinen Herrn fein wohl in Acht;
Ich komme nun so bald nicht wieder.

Alceste, die nun allein ist, entdeckt, während der König schlummert, ihren Entschluſs in einem an seine Augen gerichteten Liede von drey Strofen:

Ruhet wohl, ihr schönsten Sterne!
Liebste Lichter, gute Nacht!
Wenn ihr ungefähr erwacht,
Und erblickt etwann von ferne
Was die Liebe hat verricht,
So entsetzet euch nur nicht.
Euch zu helfen, euch zu retten,
Euch zu lindern euern Schmerz,
Wählet sich mein treues Herz
Die pechschwarzen Todesketten. u. s. w.

Sie geht hierauf ab, und damit die Bühne nicht leer stehe, bleibt der Page Lillo zurück, und unterhält die Zuschauer mit folgenden sinnreichen Betrachtungen:

Die Königin klagt nicht vergebens,
Weil doch der Zucker ihres Lebens
So jämmerlich verdirbt,
Und in der ersten Blüthe stirbt.
Admetus lieget krank,
Drum mufs auch sie der Liebe Nektartrank
Sammt tausend süfsen Küssen
Noch immerfort vermissen.

ARIE.

Himmel, was für Bitterkeit
Heget doch die süfse Liebe,
Heute helle, morgen trübe,
Ist ihr bestes Ehrenkleid. D. C

Der Schauplatz verändert sich nunmehr, und nach einigen Auftritten, welche die Liebesnöthen des Thrasymedes und der Antigone, der Eurilla und des Trineus zum Gegenstand haben, erscheint in der dreyzehnten Scene Admet wieder frisch und gesund, und empfängt die Glückwünsche seines Hofes und des Herkules, wird aber bald durch den unversehenen Anblick der Königin, die sich selbst neben einem Springbrunnen im Garten erstochen hat, wieder in groſse Traurigkeit versetzt. Eine Schrift, welche sie zurück gelassen, entdeckt:

Daſs sie sich selbst dem Tod ergeben,
Daſs ihr Admetus möge leben.

Hierüber bricht der Unglückliche in folgende Klage aus:

O Unglück! ach ja, ja,
Schieſst auf mich los,
Ihr schädlichen Kometen!
Ob ihr mich gleich noch nicht gedenkt zu tödten.
Mein Unstern ist zu groſs.
Ich soll noch länger leben,
Und meiner Brust stets neue Marter geben,
Weil ich nicht folgen kann
Der Sonne meiner Seele,

Die eure finstre Todeshöhle
Aus treuer Liebe lieb gewann.
Jedoch, ihr meine Treuen,
Räumt dieses Jammerbild hinweg,
Und endet meinen Lebens-Weg.
Doch nein, es möchte mich gereuen;
Ich will, mein liebstes Herz,
Ich will noch länger leben,
Und auch dem Tode widerstreben.

Herkules bittet ihn, sein benetztes Augenpaar zu wischen; aber Admet läfst ihm unverhohlen, dafs er mehr als eine blofse Kondolenz von ihm erwarte. Habe er den Himmel tragen, und seinen treuen Gesellen (Theseus) aus des Orkus Schwellen erlösen können: so sey es seiner Faust auch nur ein kleines, Alcesten wieder zu hohlen. Ich thu' was mir der König hat befohlen, antwortet Herkules; und so zieht er zum Höllenschlund; der König geht wohl getröstet ab, und die Hofjunker, Lillo und Orindus, narrieren inzwischen über die That der Königin, und das Unternehmen des Herkules; sie finden jene sehr seltsam, und setzen wenig Vertrauen in dieses. Lillo schliefst mit einer Arie, in welcher der Dichter einen satirischen Seitenblick auf die ehrlichen Bürgersfrauen in Leipzig wirft:

Wie viel Männer in der Stadt
Stellten sich wohl krank und matt,
Hätten sie nur einen Bürgen,
Daſs sich ihr verdrieſslich Weib
Auch einmahl zum Zeitvertreib
Mit Alcesten möchte würgen.

Den Rest dieses ersten Akts füllen Thrasymedes und Trineus mit ihren respektiven Herzensangelegenheiten aus, und der Akt schlieſst mit einem Ballet von des Thrasymedes Kavalieren.

Die erste Scene des zweyten Aufzugs zeigt uns Alcesten in der Unterwelt; aber nicht etwann im Elysium, sondern in der Hölle, (wohin sie vermuthlich der Dichter als eine Selbstmörderin schicken zu müssen glaubte) mit Ketten an einen Steinfelsen gefesselt und von zwey Furien geplagt. Alcestens Standhaftigkeit hält gegen eine solche Belohnung ihrer Tugend nicht aus, und sie bereut ihre That in folgender Ariette:

Verdammter Stoſs,
Der mir das Herz durchstochen,
Und meinen Lebensdraht zerbrochen!
Wer macht mich wieder los?
Verdammter Stoſs!

Indem sie sich der Verzweiflung über die Unmöglichkeit ihrer Befreyung überläſst, erscheint Herkules, mit dem dreyköpfigen Cerberus kämpfend. Alceste ruft ihn um Hülfe an. „Euch zu vergnügen, antwortet er, hab' ich das ungeheure Loch mit kühnem Muth erstiegen." Nun mischt sich auch Klotho in die Sache, und erklärt sich, daſs sie aus Hochachtung für einen so groſsmüthigen Bestreiter alles, was er noch weiter begehren werde, zu thun bereit sey. Der bescheidene Herkules begnügt sich zu verlangen, daſs sie Alcestens abgeschnittnen Lebensfaden wieder zusammen knüpfe. Klotho verspricht es ihm, und geht ab. Herkules verjagt indessen die Furien, welche durch die Luft abgehen, und dadurch dem Helden und der befreyten Königin Gelegenheit zu diesem schönen Duett geben:

Von dem Tode zu dem Leben,
Von der Finsterniſs zum Licht
Will $\left.\begin{matrix}\text{mich}\\\text{dich}\end{matrix}\right\}$ Herkules erheben,
Und $\left.\begin{matrix}\text{mir meine}\\\text{dir deine}\end{matrix}\right\}$ Freyheit geben,
Drum fürcht' sich Alceste nicht.

Indem sie davon gehen wollen, erscheint Pluto, und erboſst sich sehr darüber, daſs

„die Geister seines Schwefelpfuhls“ sich die Seelen mit Gewalt rauben, lassen. Er ruft die Furien zurück, und befiehlt ihnen, sich der Alceste wieder zu bemächtigen. Aber Merkurius kündigt ihm an, der Gott, der in der Luft mit Blitz und Donner spielet; verlange Alcestens Befreyung. Pluto giebt sich sogleich ohne Widerrede zur Ruhe:

Hat's dieser so versehn,
Will ich auch seinen Willen
Den Augenblick erfüllen,
Und wieder in den Schatten ziehn!

Ich aber in den Himmel fliehn,

antwortet Merkur; und damit schnappt die Scene zu. Erst in der dreyzehnten finden wir Alcesten und ihren Erretter wieder in einem Dorfe unweit Larissa; aber Alcesten in einem Panzerhemde, um sich unkenntlich zu machen, weil sie sich auf einmahl von einer heftigen Eifersucht befallen fühlt, und Admets Treue auf die Probe setzen will.

Die Prüfung schlägt übel aus. Denn wirklich hat Admet sich inzwischen mit der Schäferin Antigone in ein Liebesbündniſs eingelassen, wobey an Alcesten gar nicht mehr gedacht wird. Es findet sich auch, daſs Antigone eben dieselbe Trojanische Prinzessin ist, um welche er ehemahls durch seinen jüngern Bruder Thrasymedes hatte werben lassen. Zum Unglück hatte sich der Prinz selbst in Antigonen verliebt, und dem Könige seinem Bruder anstatt des Porträts der Prinzessin ein andres gebracht, welches ihm so wenig gefiel, daſs er von seinem Vorhaben abstand, und Alcesten heirathete. Alles dieſs entdeckt sich nun nach und nach, und giebt, wie man sich vorstellen kann, zu gewaltigen Miſsverständnissen, zu vielen groſsen und kleinen Arien, und den schnakischen Hofschranzen Lesbus und Lillo zu ziemlich frostigen Späſsen und Epigrammen über die armen Leipziger Jungfern Anlaſs.

Aber die Entwicklung übertrifft alles, was man von Genien wie Aurelio und sein Übersetzer erwarten konnte. Admet und Antigone sehen sich nun „trotz Thrasymedens Trügereyen“ am Ziel ihrer Wünsche, und haben eben ein sehr zärtliches Duett angestimmt, als Alceste dazu kommt.

Was (ruft sie) muſs mein Auge hier erblicken?
Soll's dieser Hirtin so gelücken?
Ja, ja; doch nein,
Sie muſs was mehr als eine Närrin seyn!

Admet und Antigone fahren fort, einander Süſsigkeiten zu sagen:

ANTIGONE.

Mein König, mein Gemahl!

ADMET.

Du Schauplatz meiner Freuden!

BEIDE.

Nun weichet alle Qual.

Thrasymed, der diesem zärtlichen Auftritte seitwärts zugesehen hat, ruft:

Ich kann's nicht länger leiden,
Er sterbe!

und geht mit gezücktem Degen auf den König los. Aber die in ihrer soldatischen Verkleidung noch immer unerkannte Alceste schlägt ihm den Degen aus der Hand, und rettet dadurch das Leben ihres Ungetreuen. Zum Dank läſst sie Admet greifen und vor sich führen. Aber wie wird ihm, da er sieht, daſs es Alceste ist!

O Glück, (ruft er) wie hab' ich dieſs verschuldt? Alceste! —
Was, Alceste? (ruft die Prinzessin) nun brechen meine Hoffnungsäste! —

Admet fühlt sich keinen Augenblick in Verlegenheit über eine so unerwünschte Erscheinung:

So weichet dann, Prinzessin, euerm Glücke,
Und nehmt den Thrasymedes an!
Mein Herz vergiſst was er gethan,
Weil ich Alcesten lebendig erblicke.

Alceste hat natürlicher Weise gar nichts bey allem diesem zu sagen. Antigone, mit ihrem Loose wohl zufrieden, verbindet sich den Thrasymed, der sie mein Kind nennt, mit einem Kusse. Trineus und Eurilla, welche, ich weiſs nicht wie, Mittel gefunden haben auch ein Paar zu werden, mischen sich mit ein; nur

Lesbus geht von diesem Schmause
Ganz leer und ohne Braut nach Hause.

Der Groſspapa Meraspe hingegen

ist erfreut,
Daſs sich der Streit
So glücklich hat geendet,
Weil jedes Paar im Liebeshafen ländet.

Um diesen Auszug aus einem so seltsamen litterarischen Produkt vollständiger zu machen, sey mir erlaubt, noch eine Probe von den scherzhaften oder vielmehr schnakischen Scenen zu geben, worin Lillo und Lesbus die Zuhörer von Zeit zu Zeit wegen der Thränen, welche sie etwann in den ernsthaftern vergossen haben könnten, zu entschädigen suchen. Die folgende zwischen Lillo und Orindus kann für alle übrigen gelten.

LILLO.

Wie steht's denn, guter Freund?
Seyd ihr auch durch den Korb gefallen?
Ich hätt' es nicht gemeint,
Daſs euch das Herz so trefflich sollte wallen.

ORINDUS.

So hast du mich ertappt?

LILLO.

Du weiſst ja meine Pflicht,
Daſs alles, was mein Ohr erschnappt,
Dem Hofe wird bericht't.

ORINDUS.

Verrathe mich nur nicht!
Ich will mich dankbarlich erzeigen.

LILLO.

Du wirst dich gar zu hoch versteigen,
Weil dir die Schöne widerspricht.

ORINDUS.

Rosilde soll sich doch noch geben.

LILLO.

Gedenkst du dieses zu erleben?

ORINDUS.

Ja, ja.

LILLO.

Ich sage nein,
Sie wird gewiſs nicht so einfältig seyn.

ORINDUS.

1.

Jedes Weib ist solcher Art.
Durch ihr Weigern, durch ihr Wehren
Will sie unsre Gluth vermehren,
Bis sich Lieb' und Glücke paart.
Jedes Weib ist solcher Art.

2.

Denn ich weiſs schon, wie es geht;
Frauenzimmer muſs man bitten,
Weil in solchen spröden Sitten
Ihre ganze Kunst besteht.
Denn ich weiſs schon, wie es geht.

Er geht ab.

LILLO.

Ach geh, du kleiner Narre,
Daſs dich der groſse Sparre
Nicht etwann ganz und gar erdrückt.
Du bist gewiſs noch viel zu ungeschickt.
Denn wer die Mädchen will bezwingen,
Muſs allgemach
Die Pfenn'ge lassen klingen;
Das Bitten ist umsonst, die Seufzer sind zu schwach.

Wären die Dukaten nicht,
Würd' ein schönes Angesicht
Nimmermehr so theuer stehen,
Als es jetzund pflegt zu gehen;
Jedes thäte seine Pflicht,
Wären die Dukaten nicht.

Orindus hat in dieser Scene noch Muth, wie wir sehen. Aber bald darauf bringt ihn der unglückliche Fortgang seiner Versuche zu dem grausamen Entſchluſs, „der weiblichen Gestalt“ auf ewig zu entsagen. Er singt:

Gute Nacht, ihr schönen Kinder;
Meine Freyheit ist gesünder
Als der Strick.
Denn durch einen bloſsen Blick
Macht ihr euch zum Überwinder:
Gute Nacht, ihr schönen Kinder!

Sed ohe jam satis est! werden mir die Leser zurufen, und sich vielleicht wundern, wie es möglich gewesen sey, daſs eine Alceste wie diese vor dem Kurfürsten Johann Georg IV. und seinem Hofe (denn vor diesem wurde sie im Jahre 1693 aufgeführt) Gnade habe finden können. Aber im Jahre 1693 hatte man noch ein ganz anderes Maſs für das Schöne in der Dichtkunst als jetzt. Herr Paul Thiemich, der Schule zu St. Thomas in Leipzig Kollege, welchen uns Stolſe 3) als den Verfasser dieser Alceste nennt, war ein groſser Dichterschwan zu seiner Zeit. „Er scheint (so spricht ein gleichzeitiger gelehrter Kunstrichter) zu Opern recht geboren zu seyn. Wir können die glückliche Leichtigkeit und Anmuth seines Ausdrucks nicht genug bewundern. Seine Arien und seine Köre sind zum — Küssen. Man kann nichts lieblichers hören," und so weiter. 4)

---

3) Anleitung zur Historie der Gelahrtheit, S. 192.

4) S. Neumeisters historisch-kritische Dissertazion *de Poetis Germanicis hujus Seculi praecipuis. MDCXCV. Miramur certe Thimichianae dictionis facilitatem; suavitatem, qua Ariae (quas ajunt) qua Chori interpositi pollent, exosculamur, etc. pag.* 109.

Er beruft sich hierüber auf die Offenkündigkeit der Sache, und auf den lauten Beyfall, der den Opern dieses ungemeinen Dichters sowohl auf dem Hoftheater des Herzogs Johann Adolf von Weiſsenfels, als auf dem neuen Schauplatze zu Leipzig so oft und von einer so groſsen Menge entzückter Zuschauer zugeklatscht worden. Indessen verbirgt uns eben dieser Kunstrichter nicht, daſs kein kleiner Theil dieses Beyfalls auf die Rechnung der bewundernswürdig schönen Stimme und Akzion der Madame Thiemich, der Ehegattin des Dichters, und der vortrefflichen Komposizion des damahligen Kursächsischen Kapellmeisters Strunck — von welchem diese Alceste in Musik gesetzt worden — zu schreiben sey. 5) Auch trug sonder Zweifel die Kunst des kurfürstlichen Hof-Baumeisters, *Signor Sartorio*, von welchem die Dekorazionen und Maschinen zu dieser Alceste herrührten, nicht wenig zu jener groſsen Wirkung bey. Wenn wir dieſs alles zusammen nehmen, so werden wir nicht unbegreiflich finden, daſs Madame Thiemich, als Alceste, mit

---

5) *Attonito similes, si quando illorum Musurgetarum, Strunckii puto et Kriegeri, numeri accedunt musici, voxque et actio conjugis Thimichianae mirifice suavis et apta mirifice. Ibid.*

ihrem — „Werther Bräut'gam, seine Schmerzen gehn mir eben auch zu Herzen,“ im Jahre 1693 zu Weiſsenfels vielleicht eben so viel Thränen aus den Augen gelockt habe, als die von Madame Koch mit ausgezeichnetem Beyfall vorgestellte Alceste im Jahre 1773 zu Weimar gethan hat.

Was uns übrigens das Beste an der Sache zu seyn, und dem Genius der damahligen Zeit in Leipzig Ehre zu machen scheint, ist dieſs, daſs ein Schulkollege von St. Thomas Opern machen, und seine Frau Ehekonsortin die Hauptrolle darin auf öffentlicher Schaubühne spielen durfte, ohne daſs (wie es scheint) jemand etwas dawider einzuwenden hatte. In diesem Stücke haben sich die Zeiten mächtig verändert. Wehe dem Schulkollegen und der Schulkollegin, die sich in unsern Tagen so etwas zu Sinne kommen lassen wollten! Im vorigen Jahrhundert dachte man freylich noch natürlicher über diese und tausend andre Dinge. Finden wir nicht unter den alten Hamburgischen Operndichtern sogar einen Pfarrherrn, (Heinrich Elmenhorst) der sich nicht begnügte, in eigner Person Opern zu machen; sondern sogar den Muth hatte, diese musikalischen Schauspiele in einer besondern apologetischen Schrift, *Dramatologia* genannt, da er bereits im Predigtamte stand, ritterlich zu vertheidigen? 6)

Ich würde vermuthen, daſs eben dieser Ehrwürdige Herr Heinrich Elmenhorst, Pastor zu St. Katharina in Hamburg, derjenige sey, dem die zweyte Alceste, von welcher ich meinen Lesern Nachricht schuldig bin, ihr Daseyn zu danken habe; wenn Mattheson in seinem musikalischen Patrioten solche nicht einem gewissen Herrn Matsen zuschriebe, der übrigens ein unberühmter Erdensohn gewesen seyn muſs, weil er sogar in dem Neumeisterischen Dichterverzeichnisse keine Stelle gefunden hat. Laut Berichts des vorbenannten musikalischen Patrioten wurde diese nach der Alceste des Quinault gemodelte Deutsche Alceste im Jahre 1680 zu Hamburg aufgeführt, und war unter den seit 1678 bis 1738 daselbst öffentlich gegebenen Deutschen Opern und Operetten (deren Zahl über zwey hundert steigt) die dreyzehnte.

Das Exemplar, das ich vor mir habe, führt folgenden Titel: Alceste, aus dem Fran-

---

6) Neumeister *l. c. pag.* 29. *Legi meretur Elmenhorsti Dramatologia, qua Dramata hodierna musica, quas Operas vocare amant, in ministerio ecclesiastico jam tum constitutus, strenue defendit.*

zösischen ins Teutsche übersetzt, und in die Musik gebracht von Joh. Wolfgang Franken, C. M. dritter Druck (ohne Benennung des Orts und der Zeit.) In dem ziemlich weitläufigen Vorberichte glaubt der Dichter, es werde nicht undienlich seyn, „wegen der heidnischen Götter, die in seiner Oper hin und wieder vorkämen, ein und anders zu erinnern; indem etliche der Meinung seyen, daſs man vermöge *Exod. XXIII.* 13. der heidnischen Götter nicht einmahl gedenken, viel weniger dieselbigen auf einem öffentlichen Schauplatze aufführen sollte.“ Er setzt aber dieser strengen Meinung unterschiedliche triftige Gründe entgegen; und zwar, „1) daſs nach aller verständigen Theologen Auslegung die besagte Schriftstelle bloſs von einem gottesdienstlichen Gedanken rede, allermaſsen ansonsten die heilige Schrift mit sich selbst uneins seyn müſste, als welche an unzähligen Orten der heidnischen Götter Meldung thue. 2) Sey die Wissenschaft von den heidnischen Göttern nicht allein zu vielen Dingen nütze, sondern auch einem Gelahrten hoch nöthig, zumahl einem *Theologo*, als welches er (der Vorredner) mit Zeugnissen und Beyspielen stattlich erweiset. Ferner und 3) könne ja von den heidnischen *Autoribus* kein einziger ohne rechte Kenntniſs der falschen Götter verstanden werden; und wiewohlen freylich unterschiedliche schon getrachtet hätten, diese Heiden aus den christlichen Schulen auszustoſsen, so hätten sie dennoch nichts ausgerichtet, weil verständige Leute gesehen, daſs alsdann die alte *Barbaries in rempublicam literariam* wieder einschleichen würde. Hiezu komme noch, 4) daſs bishero fast von keinem rechtschaffenen *Theologo* die Schildereyen der heidnischen Götter (wann nur dieselben in keiner ungebührlichen und ärgerlichen Gestalt 7) vorgestellt würden) *in totum* improbiert worden, weil ansonsten aus den meisten Bibeln und kleinen Kinderlehren die Abbildung des güldnen Kalbes und des abgöttischen Tanzes der Kinder Israel um dasselbe her, und aus der Katharinenkirche in Hamburg die Schilderey des groſsen güldnen Bildes, welches der König Nebukadnezar (*Nabuchodonosor*) setzen lassen, nothwendig müſste verbannt werden; ja überdem man auch *s. v.* den Satan selbst in die Kirche mahle."

---

7) Zum Beyspiel, nicht gewandlos. Man weiſs, wie übel gewisse Zeloten, nach Konstantins des Groſsen Zeiten, den unbekleideten Statuen mitspielten. Die meisten wurden zertrümmert, oder auf eine lächerliche Art umgeschaffen; und ein elender Bildhauer, der eine Venus von Alkamenes bekleidete, glaubte ein gutes Werk gethan zu haben.

Nun (fährt der wohlmeinende Vorredner fort) folge ganz natürlich, daſs, wenn man Bücher von heidnischen Göttern lesen, und ihre Bildnisse, ja sogar den leidigen Satanas an heiliger Stätte aufstellen dürfe, es auch erlaubt seyn müsse, selbige in einer dramatischen Vorstellung aufs Theater zu bringen; „sintemahlen ein solches ja nicht geschehe, daſs man sie verehren wolle, sondern die *Evolutionem fabulae* oder vielmehr die ehemahlige Blindheit der Welt daraus zu erkennen,“ und so weiter. — „Wollte man übrigens einwenden: ob auch wohl eine Person, die einen solchen Abgott — zum Exempel einen Apollo, eine Venus, eine Diana und so weiter — vorstelle, in einem christgebührlichen Stande sey? — so könne man *per instantiam* antworten: ob auch ein Präceptor, der in Schulen den atheistischen *Lucianum* oder die heidnischen Poeten, *Horatium*, *Virgilium*, erkläre, oder ein Mahler, der den Teufel in die Kirche oder anderswo hinmahle, in einem solchen Stande sich befinde? Welches denn wohl kein Vernünftiger werde läugnen wollen. Und da man noch zum Überfluſs in dieser neuen Ausgabe, wegen der Schwachen und Unverständigen, unterschiedliche Redensarten geändert; so werde nichts mehr nöthig seyn, als daſs man die gemeine Protestazion der

Verfertiger der Italiänischen Opern hierher setze, nehmlich: „Man schreibe als ein Poet, und glaube wie ein Christ.“ Diesem noch mit anfügend: „Man stelle eine Sache für mit ihren Farben, nicht jemand zu verführen, sondern für den Fall zu verwahren,“ und so ferner. Aus welchem allen denn erhellet, daſs unser Dichter wenigstens seine Orthodoxie gegen die Belialssöhne seiner Zeit in Sicherheit zu bringen gewuſst habe.

Das Stück selbst ist eine freye Übersetzung der Alceste des Quinault, und wir finden also darin, auſser den Hauptpersonen, und einem Lykomedes, der Alceste Liebhaber, einer Cefise, derselben Staatsjungfer, dem alten Feres, dem Kleanth, einem Thessalischen Obersten, und zwey Bedienten, welche sich ziemlich unnütz machen, noch den Apollo, die Diana, die Thetis, die Proserpina, den Pluto, den Äolus, den Merkur, die Alekto und den Charon in Maschinen. Alle diese Personen führt schon Quinault auf; aber unser sinnreicher Landsmann, zu stolz um ein bloſser Übersetzer zu seyn, hat ihnen noch eine Person von seiner eignen Schöpfung zugegeben, einen gewissen Rochas, der die Stelle des Hanswursts vertritt, dessen man damahls noch auf keiner Deutschen Bühne entbehren konnte.

Alceste mit Hanswurst — ein barokkischer Einfall, wobey wirklich dem Poeten selbst das Herz ein wenig geschlagen zu haben scheint! Allein er rechtfertigt sich in seiner Vorrede damit: „daſs dieser Rochas nicht für morose und stoische Köpfe, sondern für Leute, welche einen zulässigen Scherz lieben, hinzu gefüget worden,“ und beweiset die Zulässigkeit der Sache mit einer Stelle des gelahrten D. Morhofs, welche unglücklicher Weise für seinen Rochas nichts beweist.

Wie der Übersetzer dem armen Quinault mitgespielt habe, könnte sich der Leser vielleicht ohne nähern Beweis einbilden: aber wir sind ihm wenigstens ein paar Arien zur Probe schuldig.

Im vierten Auftritte des ersten Akts läſst sich die Staatsjungfer Cefise mit Junker Strato, des *Königs* Lykomedes Vertrauten, in „eine galante Konversazion“ ein. Cefise, fragt ihn: Warum er an einem so schönen Tage ein so finstres Gesicht mache? Strato antwortet kurz und verdrieſslich: Weil er unter die Zahl der miſsvergnügten Liebhaber gehöre. Die Französische Cefise versetzt hierauf:

Un ton grondeur et ſevère
N'eſt pas un grand agrément;
Le chagrin n'avance guère
Les affaires d'un Amant.

Dieſs giebt der Deutſche Überſetzer wie folget:

Brummen, Grunzen und Betrüben
 Bringet wahrlich ſchlechte Freud';
Und befördert nicht im Lieben
 Der Verliebten Nutzbarkeit.

Cefiſe ſagt dem Strato geradezu, daſs ſie ihn nicht mehr liebe. Aber wie viel anders klingt dieſs in Quinaults Sprache, — welche freylich nicht die Sprache der Götter, aber doch die Sprache der feinen Welt in Ludwigs des Vierzehnten fröhlichern Jahren iſt — als in dem plumpen Deutſch der Hamburgiſchen Staatsjungfern vom Jahre 1680!

CEFISE.

Si je change d'amant,
Qu'y trouves-tu d'eſtrange?
Eſt-ce un ſujet d'étonnement
De voir une fille qui change?

STRATON.

Apres deux ans passés dans un si doux lien
Devois-tu jamais prendre une chaine nouvelle?

CEFISE.

Ne contes-tu pour rien
D'estre deux ans fidele?

Der Ton dieser Ceſise ist der leichte scherzende Ton eines jungen muthwilligen Mädchens. Wie platt und schwerfällig ist hingegen der Ton der Staatsjungfer:

Unbeständigkeit im Lieben
  Wird den Mädchen nachgesagt;
Aber wer ist treu geblieben,
  Wenn man bey den Männern fragt?
Sind wir von der Treu' entfernet,
Haben wir's von euch gelernet.

STRATO.

Ich habe dich ins zweyte Jahr gekannt,
So lange hat die Lieb' uns schon verbunden.
Wie ist denn nun dieſs angenehme Band
So lüderlich verschwunden?

CEFISE.

Bedenkst du dann dieſs nur so obenhin,
Daſs ich so lang' getreu gewesen bin?

Vermuthlich sind unsre Leser nicht sehr begierig, noch mehr Probestücke von dem Geschmack und der Poesie des Styls dieses Operndichters zu sehen. Aber ein kleines Beyspiel von den *Faceties* und *saillies de gayeté* des kurzweiligen Rochas können wir ihnen nicht erlassen. Man höre also das Brautlied, welches er Admeten und Alcesten singt:

Es ist das beste Thun der Welt
Das zuckersüſse Freyen.
Wer Hochzeit macht und Kindtauf' hält,
Dem wird es nicht gereuen.
Es schmeckt als lauter Marzipan,
Wenn man selbander schlafen kann.

Es ist so süſs als Mandelmus
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuſs
Viel Stunden darf ersuchen.
Ich halt', es thut doch trefflich sacht,
Wenn man sich so gemeine macht.

Und will man letzlich denn dazu
Die Braut ins Bette bringen —

LICHAS.

Pfui, Rochas, still! was denkest du?
Mit solchen lahmen Dingen!

ROCHAS.

Ha, ha! Ein jeder weiſs doch wohl,
Daſs dieſs zuletzt geschehen soll.

„Welch eine Zeit war das, (werden manche unsrer Zeitgenossen denken) wo man, in Städten, wie Hamburg und Leipzig, auf der Schaubühne singen hörte, was man zu unsrer Zeit höchstens noch in einigen kleinen Reichsstädten Nachts von trunknen Handwerksburschen auf den Gassen plärren hört! — Und, was das schlimmste ist, damahls hatte Frankreich bereits einen Corneille, einen Racine, einen Moliere, einen La Fontaine, einen Boileau!“ — Gut! hatte sie, und hat sie gehabt! — Hat gehabt, was wir noch zu hoffen haben. Was für armselige Sänger hatten die Franzosen, zu einer Zeit, da die Italiäner auf ihren Petrarka, ihren Ariost, ihren Tasso, ihren Guarini stolz waren! Zufällige Umstände und gutes Glück haben entschieden, welche von den barbarischen Nazionen des neuern Europa zuerst den wohlthätigen Einfluſs der Musen und Grazien empfinden sollten. Keine hat Ursache, den frühern Genuſs dieses Glückes sich für ein Verdienst anzurechnen; und vielleicht ist diejenige am glücklichsten, die es unter allen am letzten erhält.

Wenn man übrigens von diesen beiden Alcesten auf die Poesie der andern Opern der damahligen Zeit schlieſsen darf: so kann man sich nicht erwehren, die zum Theil vortrefflichen Süjets zu bedauern, die unter den Händen dieser **Elmenhorste**, **Richter**, **Matsen**, **Hinsche**, **Schröder**, **Fiedeler**, **Bressande**, und wie die Herren weiter hieſsen, zu den kläglichsten Karikaturen verunstaltet wurden. Ich finde darunter (**Adam und Eva**, eine **geistliche Oper**, womit die Unternehmer im Jahre 1668 ihren Schauplatz eröffneten, nicht mitgerechnet) **Theseus**, **Semiramis**, **Alexander in Sidon**, (das nehmliche Süjet, woraus Metastasio seinen *Rè Pastore* gemacht) **Xerxes**, **Numa** und so weiter, und eine Menge der schönsten mythologischen Süjets, **Ariadne**, **Semele**, **Acis und Galathee**, **Echo und Narciſs**, **Pygmalion**, **Medea**, **Adonis**, **Endymion**, **Psyche** und so weiter, von welchen verschiedene den einst berühmten, jetzt ganz unbekannten Lic. **Heinrich Postel** zum Verfasser haben.

Vermuthlich sind meine Leser müde, von alten miſslungenen Alcesten reden zu hören; ich bin es wenigstens, davon zu schreiben. Aber gleichwohl, um meine Nachricht etwas vollständiger zu machen, kann ich sie nicht eher entlassen, bis ich auch noch ein paar Worte von der dritten Alceste gesagt habe, welche den berühmten Johann Ulrich König zum Verfasser hat, und im Jahre 1719 auf dem groſsen Braunschweigischen Theater aufgeführt wurde.

König sagt uns in seinem Vorberichte, daſs sein Werk eines Theils eine Übersetzung der Französischen Alceste sey: aber in der That hat er durchaus so viel an dieser verändert, davon und dazu gethan, daſs er seine Alceste mit gutem Fug für seine eigne Schöpfung hätte ausgeben können. Was am meisten an ihm gelobt zu werden verdient, ist, daſs er die Würde des Süjets besser in Acht genommen, und die komischen Scenen weggelassen hat, welche im Quinault das wenige Interesse, das die ernsthaften allenfalls erregen könnten, fast gänzlich zernichten. Hingegen hat er, durch Vermehrung der Intriguen und Maschinerien, oder (wie er selbst sich ausdrückt) durch Vereinigung des Italiänischen und Französischen Geschmacks, (worauf er sich nicht wenig zu gute thut) den Vorzug erhalten, daſs sein Stück ohne alle Vergleichung abenteuerlicher, unnatürlicher und ungereimter wurde, und also (weil eine Oper damahls eben dadurch sich empfehlen muſste) auch desto besser gefiel, je abgeschmackter es war. Zur Probe schreibe ich nur das Register der Maschinen und Flugwerke ab. „Eine Brücke, worüber man zu Schiffe geht, welche einfällt. Thetis in ihrem Wagen mit Seepferden, nebst den Nordwinden, welche einen Seesturm erregen. Äolus in der Luft, mit den Westwinden. Des Lykomedes Residenz, so bestürmt und eingenommen wird. Pallas in ihrer Maschine von Trofäen. Diana in einer feurigen Kugel, welche sich theilt und einen halben Mond vorstellt. Merkurius fliegend. Des Charons Kahn, worin er die Seelen überfährt. Des Pluto und der Proserpinen Thron. Der Höllenhund Cerberus, so Feuer speyt. Des Pluto Wagen, worauf Herkules und Alceste wegfahren.“ — Man nehme zu allen diesen schönen Raritäten noch die mit eingeflochtnen Tänze der verkleideten 8) Grazien und Liebesgötter, Najaden und Tritonen, der Westwinde, welche die Nordwinde vertreiben, der Künste, welche den Tempel der Ehre bauen, und des Plutonischen Hofstaats, der über Alcestens

---

8) Dieſs soll eigentlich so viel sagen, als bekleideten. König besorgte vermuthlich, man möchte glauben, daſs er die Grazien und Najaden *in naturalibus* aufführen werde, wenn er nicht ausdrücklich das Gegentheil versichre.

Ankunft seine Freude bezeigt — und dann gestehe man, daſs die St. Evremond, die Remond von St. Mard und andre ihres gleichen nicht so gar Unrecht hatten, solche Singspiele (und von andern hatte man zu ihrer Zeit keinen Begriff) unsinnig zu finden!

Daſs die Poesie, die Sprache, die Recitative und die Arien schon um vieles besser seyn müssen als in den vorigen, kann man dem Verfasser des Gedichtes, August im Lager, voraus zutrauen; und in der That ist der Fortschritt, welchen unsre Sprache und Dichterey binnen den sechs und zwanzig Jahren, die von Thiemichs Alceste bis zu der König'schen verflossen waren, gemacht hatte, ein wahrer Riesenschritt. Im Recitativ trägt König (einem Gesetze zu Folge, welches damahls niemand abzuschütteln wagen durfte) noch die Fesseln des Reimes, welche seinen Gang meistens ziemlich ungemächlich, schleppend und schwerfällig machen: aber seine Arien sind gröſsten Theils ohne Vergleichung schöner und singbarer, als in den ältern Alcesten. — Hier einige Proben, welche, wie mich däucht, dieſs Urtheil rechtfertigen.

Herkules — der in Quinaults und Königs Alceste zugleich der Freund und der heimliche Nebenbuhler Admets ist, aber seine Liebe wie ein Held bestreitet und zuletzt besiegt — scheidet von Admet und Alcesten, nachdem er sie aus Lykomedens Gewalt befreyet hat, mit dieser Arie, deren Anfang sich auf Admets dringendes Bitten, länger zu bleiben, bezieht:

Der Himmel weiſs (und meine Liebe)
Wie gern ich länger bey euch bliebe;
Doch die Vernunft spricht, Nein!
Laſst ab noch mehr in mich zu dringen;
Mich hierin selber zu bezwingen,
Das muſs mein gröſster Sieg für dieſsmahl
seyn.

V. A.

Hierin und für dieſsmahl sind sehr entbehrliche Bestimmungswörter, welche die Sprache und den Vers schleppend machen. Mit einer kleinen Veränderung wäre der Schluſs dieser Arie runder und zugleich singbarer geworden:

Mich selber zu bezwingen
Soll meiner Siege gröſster seyn.

Erst, nachdem Alceste nicht mehr ist, entdeckt Herkules seinem Freunde, daſs auch er Alcesten geliebt habe, und noch liebe, und daſs er, wenn Admet ihm sein Recht auf sie (die er nun ohnehin auf ewig verloren habe) abtrete,

Bis in das finstre Land
Der nie bestürmten Hölle dringen,
Den Pluto selbst zur Wiedergabe zwingen,
Und aus dem Grab Alcesten wiederbringen

wolle. Diese Erklärung bestätigt er mit einer Arie, die alles enthält, was ein Tonkünstler verlangen kann:

Mich spornet der Eifer, mich waffnet die Liebe,
So stürm' ich die Hölle, so trotz' ich dem Tod.
Laſs den Abgrund Flammen speyen!
Das Geliebte zu befreyen
Verachtet mein Herze die grausamste Noth.

V. A.

Noch eine Arie des Herkules, da er im Begriff ist, dem Höllengott Alcesten zu entführen —

Ein groſses Herz kann alles in der Liebe,
Verlacht den Zwang, und trotzt der Noth:
Denn Amor thut durch seine Stärke
In edlen Seelen Wunderwerke,
Und zwingt zuletzt auch selbst den Tod.

Auch die folgende Arie, worin Alceste sich entschlieſst für Admet zu sterben, ist in ihrer Art vorzüglich:

Da mein Leitstern muſs entweichen,
  Schlieſst sich auch mein Auge zu.
Da das schöne Licht verschwindet,
Dessen Glanz mein Herz entzündet,
  Eilet auch mein Geist zur Ruh.

Noch singbarer und affektvoller ist die folgende, womit Cefise sie von ihrem Entschluſs abhalten will:

Ach! lösche doch nicht selbst die holden Kerzen!
Ach! trenne doch nicht selbst das süſse Band,
Das seine Seele deinem Herzen
Und deine Hand verknüpft mit seiner Hand.
Ach! trenne doch nicht selbst das süſse Band.

Und die ganze Scene, wo Alcestens Schatten in Elysium eingeführt wird, welchen Reichthum von schönen Gemählden, empfindsamen Modulazionen und entzückenden Melodien bietet sie einem groſsen Komponisten dar! — Der Schauplatz stellt den Pallast des Höllengottes vor; in der Ferne sieht man einen Theil der elysäischen Felder. Pluto und Proserpine, von einem Kor von Geistern umgeben, empfangen Alcestens Schatten:

PLUTO.

Empfange nun den Preis der allerhöchsten Treue
In ewig stiller Ruh.
Dein neuer Stand läſst nichts als Freude zu;
Hinfort sey dir kein Schmerz bekannt,
Damit dein edler Geist unendlich sich erfreue.

DER KOR.

Empfange nun den Lohn der allerreinsten Treue!

PROSERPINE.

Es soll allhier dieſs stille Leben
Dir ewig süſse Ruh und steten Frieden geben.

Der Kor wiederhohlt diese Worte.

PROSERPINE.

Du sollst hinfort mir stets zur Seite schweben.

PLUTO.

Das Höllenreich mach' alle seine Lust
Dir, alleredelster und schönster Geist, bewuſst.

DER KOR.

Einsame Stille! seliger Ort!
Welchen ohn' Unterschied endlich die Seelen
Willig oder gezwungen erwählen!
Selige Stille! ruhiger Ort!
Du bist nach Sorgen, nach Kummer, nach Quälen,
Allen Verfolgten der sicherste Port.

Freylich müssen uns die Ausfüllungswörter, die so leicht hätten vermieden werden können, anstöſsig seyn. Und warum anstatt des Höllenreichs, welches für uns mit so widrigen Eindrücken vergesellschaftet ist, nicht lieber Schattenreich? — Wie kann man sagen: gezwungen erwählen? — Und wie kommt dieser ungleichartige Begriff in Vorstellungen, welche nichts als Ruhe, Frieden und Seligkeit athmen sollen? — Aber so genau nahmen es freylich die besten Dichter des ersten Drittheils unsers Jahrhunderts noch nicht. Einheit des Tons, Reinigkeit des Ausdrucks, Rundung und Glätte des Styls, waren Grade von Vollkommenheit, die man von der Zeit, worin König seine Alceste schrieb, noch nicht verlangen kann. In der unsrigen kann man es mit besserm Rechte; aber noch immer lassen sich die meisten Leser mit wenigerm abfinden. Und wie wenig sind der Dichter, welche mehr von sich selbst fordern als die Leser, und die nicht zu ungeduldig oder zu träge sind, die Feile so lange zu gebrauchen, bis alles *teres atque rotundum* ist!

NACHTRAG ZUR GESCHICHTE

DER

SCHÖNEN ROSEMUNDE.

Nach dem Ausspruch des berühmten **David Hume** (*History of England*, *Vol. II. chap. IX.*) ist das zuverläſsigste, was die alten Geschichtschreiber von der schönen **Rosemunde** berichten: „daſs sie eine Tochter des Lord **Klifford** und König Heinrichs des Zweyten Beyschläferin gewesen, und ihm zwey natürliche Söhne geboren habe; den Richard, *Longespée* oder *Longsword* zugenannt, der in der Folge mit **Ela**, der einzigen Tochter und Erbin des Grafen von **Salisbury**, vermählt wurde, und **Gottfried**, ersten Bischof von **Linkoln** und nachmahligen Erzbischof von **York**.“ Alle übrigen Umstände, (sagt Hume) welche gewöhnlich von dieser Dame erzählt werden, scheinen **fabelhaft** zu seyn. In der That hat man hinlängliche Ursache anzunehmen, daſs das Vorgeben, sie sey als ein Schlachtopfer der Eifersucht der Königin **Eleanor** in der Blüthe ihres Lebens gefallen, und die besondern Umstände ihres Todes, wie sie in einem bekannten alten Englischen Volksliede erzählt werden, keine bessere Würdigung verdienen. Die gleichzeitigen Kronikenschreiber sagen nichts von einer gewaltsamen Todesart; und wenn gleich einige, als *Stow*, *Hollingshed* und *Speed*, darin übereinstimmen, daſs sie ihren Tod für eine Folge der harten Begegnung, welche Rosemunde von der Königin erlitten, ausgeben, so sind sie doch in ihren Ausdrücken darüber so verschieden, daſs man (wie der Herausgeber der *Relicks of Anc. Engl. Poetry* bemerkt) eben so wohl vermuthen kann, daſs diese harte Begegnung in wörtlichen Beleidigungen und Drohungen als in wirklichen Thätlichkeiten bestanden haben könne. Im Mund einer so stolzen Königin, wie Eleanor von Guyenne war, kann ein Wort so gut als ein Dolch seyn: und wiewohl ihre Geschichte einen Karakter zeigt, dem man, wo es auf Befriedigung ihrer Leidenschaften ankam, alles zutrauen darf, und wiewohl sie in einem Zeitalter lebte, wo sich seine Feinde durch Gift und Dolch vom Halse zu schaffen eben nichts ungewöhnliches war; so ist doch nicht zu glauben, daſs sie, ohne einen Nothfall, der hier nicht wohl denkbar ist, sich einer Gewaltthat schuldig gemacht haben sollte, wodurch sie einen Fürsten von so stürmischen Leidenschaften wie Heinrich der Zweyte, dem sie ohnehin verhaſst genug war, zur äuſsersten Wuth und Rache getrieben haben würde.

Der Umstand, daſs man auf Rosemundens Grabstein in dem Frauenkloster zu Godstow, bey Sekularisierung des letztern, die Figur eines Pokals eingehauen fand, scheint mir nichts gegen diese Meinung zu beweisen: denn, aller Wahrscheinlichkeit nach, wurde dieser Grabstein erst lange nach Rosemundens Tode, und also zu einer Zeit, da die Sage von ihrer Vergiftung schon Wurzeln gefaſst hatte, gelegt. Folgende Umstände scheinen mir diese Vermuthung sehr glaubwürdig zu machen.

„Als Rosemunde gestorben war, wurde ihr Leichnam nach dem Kloster Godstow gebracht und daselbst mitten im Kor begraben; vermuthlich ihrem letzten Willen zu Folge, und aus Vorliebe zu diesem Kloster, worin sie erzogen worden war. Lord Klifford, ihr Vater, war ein groſser Wohlthäter desselben gewesen, und auch König Heinrich hatte den Nonnen zu Godstow um Rosemundens willen viel Gutes gethan. Im Jahre 1191, welches das dritte der Regierung König Richards des Ersten (*Coeur de Lion*) war, kam Hugo, Bischof von Linkoln, in die Kirche zu Godstow, um sein Gebet zu verrichten; und wie er in den Kor trat, erblickte er ein Grab, das mit einem seidenen Leichentuch bedeckt und ringsum mit Wachslichtern besetzt war. Er fragt, wessen Grab das sey? und man antwortet ihm, Rosemundens, einer ehemahligen Beyschläferin des letzt verstorbenen Königs, der um ihrentwillen dem Kloster viel Gutes gethan habe. Wenn das ist, versetzte der strenge Prälat, so schafft diese H**e weg von diesem Platze, und begrabt sie auſserhalb der Kirche, damit die christliche Religion nicht um ihrentwillen Vorwürfe leiden müsse, und auf daſs andere Weibsbilder sich an ihrem Beyspiele spiegeln und vor unerlaubtem Umgang mit Mannsleuten sich hüten lernen!“ —

Diese Erzählung hat den Hoveden, einen ansehnlichen gleichzeitigen Geschichtschreiber, zum Gewährsmann, und scheint daher Glauben zu verdienen; wiewohl es sonderbar genug ist, daſs Hugo von Linkoln nicht gewuſst haben sollte, daſs sein Vorgänger auf diesem bischöflichen Sitze und damahliger Erzbischof von York ein leiblicher Sohn dieser Rosemunde war; und, wenn ers gewuſst, daſs er den Gebeinen der Mutter eines Primaten von England und Sohnes seines vor kurzem verstorbenen Königs so unanständig hätte begegnen sollen. Nicht zu gedenken, daſs er bey dieser Gelegenheit sich billig der heiligen

Maria Magdalena und der heiligen Maria der Ägypterin hätte erinnern sollen, welche beide der schönen Rosemunde über den Punkt, der dem Bischof so ärgerlich war, wenig vorzuwerfen hatten.

Ob nun gleich zu vermuthen ist, daſs der Befehl des Bischofs sogleich vollzogen werden muſste, so fanden doch die gutherzigen und dankbaren Schwestern zu Godstow in der Folge Gelegenheit, dem Andenken der liebenswürdigen Wohlthäterin ihres Hauses wieder die gebührende Ehre zu erweisen. Vermuthlich geschah dieſs, als König Johann, (ein Fürst, der sonst bekannter Maſsen geneigter war die Kirchen zu plündern als zu beschenken) nach dem Zeugnisse des D. Barcham, eines andern Geschichtschreibers dieser Zeit, das in Verfall gerathene Kloster reparieren lieſs, und mit jährlichen Einkünften begabte: „damit diese heiligen Jungfrauen den Seelen seines Vaters Heinrich und der bey ihnen begrabenen Rosemunde durch ihr Gebet die ewige Ruhe verschaffen möchten.“ Wahrscheinlich war es bey dieser Gelegenheit, daſs Rosemundens Grab den Grabstein erhielt, der sich im sechzehnten Jahrhundert bey Aufhebung des Klosters noch vorfand und mit demselben zerstört wurde. „Er war ringsum mit einer Einfassung von Rosen und Laubwerk geziert, und in der Mitte war der Becher eingehauen, aus welchem sie das von der Königin ihr gereichte Gift trank," sagt Thomas Allen, der wie ein Augenzeuge von der Sache spricht. Die Vermuthung des Herausgebers der *Relicks of Anc. Engl. Poetry* — „daſs eben dieser Becher, der vielleicht nur eine zufällige Zierath gewesen, in der Folge zu dem Wahn, daſs Rosemunde vergiftet worden, Anlaſs gegeben haben könnte," — steht auf einem sehr schwachen oder vielmehr auf gar keinem Fuſse. Diese populare Sage hat sich, wie viel eher zu vermuthen ist, bald nach dem Tode dieser Dame zu einer Zeit entsponnen, da Heinrichs groſse Liebe zu ihr, und die Eifersucht der Königin, und die Umstände, welche der Meinung, daſs sie ein Opfer der letztern geworden, einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit gaben, noch in frischem Andenken waren. Wie ein Becher bloſs zufälliger Weise zu der Ehre hätte kommen sollen, eine Verzierung auf Rosemundens Grabstein zu werden, ist nicht wohl begreiflich. Hingegen konnte sich binnen vierzig bis funfzig Jahren jene Volkssage gar wohl fest genug gesetzt haben, um begreiflich zu machen, warum man den Becher als Symbol ihrer nun allgemein geglaubten Todesart auf ihren Grabstein hauen lieſs. Denn so viel Zeit war wenigstens zwischen Errichtung des letztern und Rosemundens Tod verflossen, wenn man auch mit dem neuern Geschichtschreiber Karte annimmt, daſs Rosemunde erst kurz vor dem Aufstand der Söhne Heinrichs gegen ihren Vater, der im Jahre 1173 ausbrach, gestorben, und die von König Johann dem Kloster zu Godstow gemachte Schenkung bald nach seiner Wiederaussöhnung mit der Kirche im Jahre 1213 erfolgt sey.

Auch der berühmte Labyrinth oder *Bower* der Rosemunde (ein andrer Hauptumstand der fabelhaften Sage, die der bekannten Ballade zum Grunde liegt) scheint, eben so wie ihre vorgebliche Vergiftung, aus einem bloſsen Miſsverstande, und aus der herrschenden Volksneigung, bey der kleinsten Veranlassung einer ganz natürlichen und gewöhnlichen Sache eine wunderbare Gestalt zu geben, entstanden zu seyn. *A Bower* oder *a boure* (wie dieſs Wort im dreyzehnten Jahrhundert geschrieben wurde) bezeichnete damahls ungefähr eben das, was die Franzosen ein *Appartement* nennen. Rosemunde, sagt ein alter prosaischer Parafrast der versificierten Kronik des Robert von Glocester, 1) hatte

---

1) Warton, der mir diese *Facta* und ihre Quellen verschafft, setzt die Zeit, da dieser Mönch seine Kronik geschrieben, um das Jahr 1280. Sie

Zimmer, (*boures*) die ihr König Heinrich erbauen lassen, in den königlichen Schlöſsern zu Waltham, Winchester, im Park von Freemantel, zu Martelston, zu Woodstock, und an viel andern Orten. Diese Zimmer behielten noch lange hernach den Nahmen *Rosamonds-Chamber*; und Leland erwähnt in seinem *Itinerarium* eines Thurmes in dem stattlichen alten Schloſse zu Pickering in Yorkshire, der noch zu seiner Zeit (unter König Heinrich dem Achten) Rosamunds Thurm genannt wurde. Zur Bestätigung daſs *Bower* und Zimmer einerley war, findet sich in dem Lateinisch verfaſsten Inventar der königlichen Möbeln, oder der so genannten *Pipe-roll* aus König Heinrichs des Dritten Zeit, eine *Camera Rosamundae* zu Winchester erwähnt, welche nach der natürlichsten Vermuthung, nicht (wie Warton meint) ein Zimmer wo Rosemundens Bildniſs hing, sondern das nehmliche Zimmer war, welches Heinrich der Zweyte vermöge des vorangeführten Zeugnisses zu Winchester für sie hatte einrichten lassen. Rosemunde hatte also nicht nur ein *Bower* oder Apartement zu Woodstock, sondern

---

beginnt mit dem fabelhaften Stifter der Englischen Monarchie Brut, und geht bis auf Eduard den Ersten.

allenthalben wo sich der König ihr Liebhaber aufzuhalten pflegte. Wahrscheinlich hatten diese Zimmer einen geheimen Zusammenhang mit den königlichen, oder waren sonst so angebracht und eingerichtet, daſs niemand als der König selbst, oder wer die Erlaubniſs dazu von ihm erhielt, den Zugang zu selbigen finden konnte. Vielleicht war auch das zu Woodstock, weil Rosemunde sich während der Abwesenheit des Königs daselbst aufhielt, noch behutsamer und geheimniſsvoller gebaut; und dieſs gab in der Folge, als die Geschichte dieser Schönen nach und nach mit allerley romantischen Zusätzen ausgeschmückt wurde, Gelegenheit zu der Fabel von ihrem labyrinthähnlichen *Bower* zu Woodstock. Nachdem dann einmahl die Idee von Labyrinth damit verbunden war, so begreift sich von selbst, wie man auch darauf verfiel, andere Umstände aus der Geschichte des Theseus (der sich mit Hülfe eines von Ariadnen empfangnen Zwirns in den Labyrinth von Kreta hinein und wieder heraus gefunden) hinzu zu thun, und der Sache dadurch einen stärkern Anstrich von Romanhaftigkeit zu geben.

Auf diese Weise bekommt nun freylich die Geschichte der schönen Rosemunde eine sehr glaubwürdige aber auch ziemlich alltägliche Gestalt: dafür thut sie aber auch in derselben die Wirkung nicht, welche sie in der Volkssage thut. Der Verfasser der Ballade, Addison, der Urheber der Englischen Oper Rosamond, und der Verfasser des Deutschen Singspiels dieses Nahmens, hielten sich, wie billig, an die letztere. Denn was gehen den Dichter die historischen Umstände einer Begebenheit an? Bey ihm ist die Frage nie, wie eine Sache sich wirklich zugetragen, sondern, wie sie sich hätte zutragen müssen, um so angenehm, unterhaltend oder rührend zu seyn, als es sein und des Lesers Interesse ist, sie zu machen.

RICHARD LÖWENHERZ

UND

BLONDEL.

Eine Anekdote

aus der alten Geschichte der provenzalischen Dichter. 1777.

Richard, genannt Löwenherz, (*Coeur de Lion*) dritter König von England aus dem Hause **Plantagenet** oder **Anjou**, und zweyter Sohn König Heinrichs des Zweyten, bestieg den Englischen Thron im Jahre 1189. Kurz zuvor hatte der edelmüthige Sultan **Saladin** Jerusalem und das heilige Grab (das durch den abenteuerlichen Fanatismus der **Ritterzeit** das Grab etlicher hundert tausend Europäischer Christen wurde) nach der berühmten Schlacht bey **Tiberias** wieder eingenommen, und dadurch Europa von neuem mit allgemeinem Eifer entflammt, die durch diesen Verlust, nach damahliger Vorstellungsart, auf die ganze Christenheit gefallene Schmach wieder zu tilgen und zu rächen. König **Richard**, der tapferste und ritterlichste Fürst seiner Zeit, war auch der, bey welchem dieser Eifer zur heftigsten Leidenschaft aufloderte. Um in jenen geldarmen Zeiten die zu seinem vorhabenden Kreuzzuge nothwendigen Summen aufzubringen, veräuſserte er von den Domänen, Einkünften und

Regalien der Krone so viel er nur immer konnte. Ich wollte London selbst verkaufen, sagte er, wenn ich nur einen Käufer dazu finden könnte. König Filipp August von Frankreich vereinigte sich mit ihm zu diesem Abenteuer; aber, so wie Er, seinem persönlichen Karakter und seinem Rang nach, ein Recht zu haben glaubte, den Agamemnon unter dem vereinigten Heere der Kruziaten vorzustellen, so hatte Richard hingegen alle persönlichen Tugenden und Fehler, um die Rolle des Achills zu spielen. Seine bis zum Romantischen getriebne Unerschrockenheit und Liebe zu Abenteuern erwarb ihm den Beynahmen Löwenherz, und machte ihn zum Helden eines der berühmtesten Ritterbücher des dreyzehnten Jahrhunderts. 1) Sein Nahme ward so furchtbar unter den Sarazenen und Türken, daſs die Mütter, um ihre kleinen Kinder zum Schweigen zu bringen, sie mit dem König Richard bedräuten. Joinville, der in seinem Leben des heiligen Ludwigs diesen Umstand erzählt, setzt noch einen andern hinzu: Wenn die Araber ritten, und ihre Pferde vor irgend einem ungewöhnlichen Gegenstande stutzig wurden, so pflegten sie, indem sie ihnen den Sporn gaben, zu sagen:

---

1) S. Wartons *History of English Poetry, Vol. I.* 3. und 4.

Wie? meinst du, du sehest den König Richard? Ich weiſs nicht ob sich ein stärker zeichnender Zug denken läſst. Die Romanciers dieser Zeiten fanden etwas so wundervolles in den ritterlichen Thaten dieses Prinzen, daſs sie sich nicht anders zu helfen wuſsten, als vorzugeben, er sey im Besitz des in der fabelhaften Geschichte des Königs Artus so berühmten magischen Schwertes, Kaliburn oder Eskalibor genannt, gewesen; wiewohl der Roman von König Artus sagt, sein Schildknappe habe solches auf Befehl seines Herrn nach dessen Tod in die See geworfen.

Indessen blieben doch alle Groſsthaten dieses Helden und seiner Mitverbundenen ohne den abgezielten Erfolg. Eine fatale Eifersucht trennte die christlichen Fürsten, und entkräftete eine Macht, die durch Eintracht den Sarazenen hätte verderblich seyn können. König Richard selbst war zu stolz und zu heftig in seinen Leidenschaften, um die übrigen seine persönliche Überlegenheit nicht zuweilen stärker fühlen zu lassen, als die Klugheit es erlaubte. Der König von Frankreich, der Herzog von Burgund, Leopold Herzog von Österreich, (der nach dem unglücklichen Tode des Kaisers Friederich Rothbart und seines Sohnes an der Spitze der Deutschen

Kruziaten geblieben war) trennten sich von ihm gerade zu einer Zeit, da man die gröſste Hoffnung hatte, Jerusalem den Händen der Ungläubigen wieder zu entreiſsen.

Richard blieb allein; und die Frucht aller seiner Heldenthaten war, nebst der Eroberung von Askalon, ein Waffenstillstand, wodurch den Christen der Besitz des Wenigen, was sie mit so groſsem Aufwand wieder gewonnen hatten, und die Freyheit das heilige Grab zu Jerusalem ungehindert zu besuchen, auf drey Monate, drey Wochen, drey Tage und drey Stunden versichert wurde.

Unternehmungen, wie diese, wo groſse Monarchen ihre Erbländer verlassen und an Menschen und Geld erschöpfen, um in einem entlegenen Welttheil ohne Plan und festen Zweck Abenteuer zu bestehen; wo mit ungeheuern Kräften am Ende — Nichts geschafft, und die ganze Unternehmung, sogar im Moment der Gewiſsheit eines vollständigen Erfolgs, mit eben dem Schwindelgeiste, womit sie begonnen worden, wieder aufgegeben wird: eine solche Art zu verfahren muſs uns, nach den Grundsätzen einer gesundern Politik beurtheilt, unsinnig vorkommen. Aber die Kreuzzüge, und besonders König Richards seiner, müssen aus dem damahls in ganz

Europa herrschenden Taumel der irrenden Ritterschaft erklärt werden. Richarden war es bloſs darum zu thun, in die entlegensten Länder auf ritterliche Abenteuer zu ziehen, sich mit Sarazenen und Riesen und Löwen herum zu schlagen, und den Minstrels, die ihn begleiteten, Stoff zu Romanzen und Ritterbüchern zu geben. Diesen Zweck hatte er erreicht, und das Übrige bekümmerte ihn wenig. Entwürfe auf bleibende Eroberungen, Unternehmungen, von welchen eine dauerhafte Ruhe die Frucht wäre, kamen damahls nicht in die Köpfe der Helden. Man trieb und tummelte sich herum, ohne einen andern Zweck dabey zu haben, als sich herum zu treiben; man lebte, so zu sagen, von den Abenteuern des Tages; und man wollte sich selbst und andern immer noch Arbeit für den folgenden übrig lassen. Dieſs war der Geist der Ritterzeit!

Richard hatte bey der Belagerung von Askalon und bey andern Gelegenheiten den Herzog oder Markgrafen von Osterreich, Leopold, auf eine sehr empfindliche Art beleidigt, und Leopold, dem es an Muth fehlte sich die Genugthuung eines Ritters zu verschaffen, (die ihm Richard nicht verweigert haben würde) hatte sich mit dem verschlossenen Grimm einer ohnmächtigen Rachbegierde nach Hause begeben. Aber, was er wahrscheinlicher Weise nicht hoffen konnte, — eine Gelegenheit, Rache an seinem Feinde zu nehmen ohne seine eigene Person in Gefahr zu setzen, — spielte ihm das Schicksal und Richards Unvorsichtigkeit ganz unvermuthet in die Hände. König Richard, durch die einheimischen Unruhen seines Reichs und den unedeln Einfall des Königs Filipp in seine Französischen Erbländer zur Rückkehr gezwungen, hatte bey Aquileja Schiffbruch erlitten, und an diesem Orte die Kleidung eines Pilgrims angelegt, um unerkannt seinen Weg durch Deutschland zu nehmen, weil er in Frankreich nicht sicher zu seyn glaubte. Um den Nachstellungen des Guvernörs von Istrien zu entgehen, nahm er einen Umweg über Wien; und hier verrieth er sich durch einen Aufwand und Freygebigkeiten, die an einem Pilgrim um so mehr Aufmerksamkeit erregten, da er zu sehr das Air eines Helden hatte, um für das angesehen zu werden, was seine schlechte Kleidung ankündigte. Kurz, Richard wurde entdeckt, angehalten, und nach Linz in ein enges, der königlichen Würde höchst unanständiges Gefängniſs gebracht. Und hier soll ihm die Avantüre begegnet seyn, welche der Stoff der gegenwärtigen Erzählung ist.

Richard hatte seine Jugend meistens in seinen Französischen Erbländern, und einen ziemlichen Theil derselben in der Provence verlebt, wo die Kunst des Gesangs um diese Zeit in der höchsten Blüthe stand, und nicht nur eine der gemeinsten Ergetzlichkeiten der Groſsen bey Gastmählern und Festivitäten ausmachte, sondern auch von vielen unter ihnen selbst mit Ruhm getrieben wurde — wie es im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte bey uns Deutschen auch war. Hier sog Richard die sonderbare Liebe zu der Kunst der Trubadurs oder Minstrels ein, die ihn sein ganzes Leben durch nie verlieſs. Ja, die Liebe, welche von jeher so viel Sänger gemacht hat, machte auch ihn zum provenzalischen Dichter; denn das Provenzalische wurde damahls für angenehmer und singbarer als das Französische, und für die eigentliche Sprache der zärtlichen Leidenschaften gehalten. In der Folge war sein Hof, wie der des Landgrafen Hermann von Thüringen, ein Sammelplatz der berühmtesten Minstrels seiner Zeit, unter welchen Fouquet von Marseille, Anselm Faydit und Blondel de Nesle als seine Lieblinge genannt werden.

Der letzte hatte auf dem vorerwähnten Kreuzzuge (wohin dem Französischen Adel, nach Massieus Ausdruck, ganze Legionen Dichter folgten) sich besonders dem König

Richard gewidmet, und war ein Augenzeuge, ohne Zweifel auch ein Sänger seiner vornehmsten Thaten gewesen — wiewohl um diese Zeit die Bestimmung der Dichter von der Würde, die sie in den ältern Zeiten der Barden und Skalder behauptet hatte, schon ziemlich herab gesunken war. Denn ehemahls wurden die Barden als von den Göttern begeisterte Männer angesehen, und ihr Amt war ein heiliges und öffentliches Amt. Es war für sie Pflicht, die Kriegsmänner ihres Volkes auf ihren Heerzügen zu begleiten, ihnen den Schlachtgesang zu singen, Beobachter und Richter ihrer Heldenthaten zu seyn, und nach geendigter Schlacht den Tapfern durch Siegesgesänge zu belohnen, den Feigen hingegen durch Verachtung und Spott zu brandmarken. Diese Bestimmung bezog sich unmittelbar auf die Verfassung der alten Celtischen, Germanischen und Nordischen Völker — roher, wenig zahlreicher, von Jagd, Raub und Krieg lebender Haufen, in denen das Gefühl der Freyheit, mit dem Drang der gemeinsamen Noth verbunden, diesen Gemeinheitsgeist, dieses für Einen Mann Stehen hervorbrachte, wovon große policierte Nazionen, vermöge ihrer bürgerlichen und militarischen Verfassung, keinen Begriff mehr haben; wo jeder allen und alle jedem angehörten; wo eines Mannes persönliche Tugend als ein Eigenthum und gemeines Gut seiner Kaste oder seines Gaues angesehen wurde, und Verachtung des Lebens, wenns die gemeine Sache galt, die erste aller Tugenden war, und es, wofern die kleine Nazion sollte bestehen können, seyn muſste.

Aber all dieſs fand, bey so sehr veränderten Umständen, unter den Nachkommen dieser Völker in den Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge nicht mehr Statt. Die Feudalverfassung hatte, durch ganz natürliche Folgen, jenen Gemeinheitsgeist beynahe ganz ausgelöscht. Die Vasallen waren mehr oder minder mächtige, und die mächtigsten unter ihnen beynahe ganz unabhängige Herren geworden. Jeder bekümmerte sich nur um sich selbst, dachte nur auf seine eigne Erhaltung und Vergröſserung, und hielt seinen eigenen Hof. Die zufälligen Verbindungen der Noth oder des Eigennutzes, die der Moment knüpfte, löste der Moment wieder auf; persönliche Freundschaften unter den Rittern, und (wiewohl höchst selten) persönliche Treue gegen den Oberlehnsherrn, waren noch die einzigen Bande, welche Stärke genug hatten Probe zu halten, und wohl gar das ganze Leben auszudauern. In solchen Umständen konnten die Musenkünste nicht mehr die Wunder thun, die sie ehemahls gewirkt hatten. Sie waren nicht mehr unentbehrliche

Triebfedern, nicht mehr Zunder und Nahrung des Gemeingeistes; der Dichter und Sänger war nicht mehr ein Diener des Staats. Stufenweise, so wie die Verfassung, Umstände und Sitten der Staaten selbst sich änderten, sanken sie zu bloſsen Künsten des Vergnügens herab, und machten einen Theil des Luxus ihrer Zeit aus. Die Trubadurs und Minstrels wurden eine Art von Hofdienern, die man zur Pracht und zum Zeitvertreib hielt; man liebte, man ehrte sie sogar noch; aber weniger um ihrer wirklichen Verdienste willen, als weil sie sich zur Belustigung der Groſsen unentbehrlich zu machen wuſsten; weil man ihre *Lays* und *Fabliaux* liebte, und weil Poesie, Musik und pantomimische Kunst, die sich in der Folge wieder von einander trennten, damahls nur eine einzige Profession ausmachten und von einerley Meistern getrieben wurden. Die Groſsen mochtens zwar noch immer (wie natürlich) wohl leiden, wenn sie von ihren Dichtern besungen wurden: aber das Lob, das sie erhielten, war weniger der verdiente Preis ihrer Tugenden, als Kitzelung ihrer Eitelkeit, und konnte auch nicht wohl mehr seyn, da doch am Ende der am meisten gelobt wurde, der am besten bewirthete und die reichsten Geschenke gab. — Doch dieſs ist ein Nebenpfad, dessen Verfolg uns zu weit von unserm Gegenstande führen würde.

Blondel hatte den König Richard auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande begleitet; aber durch den Sturm, der den König an die Küste von Istrien warf, war das Schiff, worauf dieser Minstrel sich befand, in die Lagunen von Venedig getrieben worden. Blondel verfolgte seine Reise durch Deutschland und die Niederlande, und forschte allenthalben fruchtlos nach dem König seinem Herrn und Freunde. Er kam endlich nach England: aber auch da wuſste man nicht, was aus Richarden geworden seyn könnte; denn seine Gefangenschaft blieb ein ganzes Jahr lang ein Geheimniſs. Der Minstrel beschloſs seinen geliebten Herrn auszufinden, und wenn er ihn auch in der ganzen Welt suchen müſste. Er reiste lange vergebens, bis endlich ein dumpfes Gerücht, oder eine Vermuthung, die durch die ihm wohl bekannte Erbitterung zwischen Richard und Leopold wahrscheinlich gemacht wurde, ihn in die Staaten des letztern leitete.

Nachdem er sie viele Tage lang durchwandert hatte ohne auf eine nähere Spur zu kommen, langte er zuletzt bey einem alten Schloſs an, in dessen Thurm ein Gefangener (wie er ausforschte) scharf bewacht wurde. Wiewohl ihm niemand etwas näheres sagen konnte, schlug ihm doch gleich das Herz, daſs es sein Herr seyn könnte. Da es aber unmöglich war, sich auf irgend eine gewöhnliche Art, ohne verdächtig zu werden, davon gewiſs zu machen, so versuchte ers folgender Maſsen. Er fand Mittel, spät in der Nacht so nahe an den Thurm und unter das Fenster des Gefangenen zu kommen, daſs seine Stimme von diesem gehört werden konnte; und nun, nachdem er auf seiner Cither eine Weile präludiert hatte, fing er ein Lied an, welches Richard selbst in Palästina zu einer Zeit gemacht hatte, da er seiner Liebe zu der schönen Margarite Gräfin von Hennegau am stärksten nachzuhangen Gelegenheit gehabt. Denn die Gräfin hatte, nach dem Beyspiel der meisten Damen dieser Zeit, sich auch mit dem Kreuze bezeichnen lassen, und war ihrem Gemahl nach dem heiligen Lande gefolgt. Da es unsern Lesern wenig Trost geben möchte, wenn wir ihnen (falls wirs auch könnten) dieses *Lay* in der provenzalischen Sprache, worin Richard es gesetzt, vorsingen lieſsen; so haben wir versucht, es, so gut es gelingen wollte, in unsre Muttersprache überzutragen — herzlich wünschend, daſs es wenigstens mehr von der Kraft und Treuherzigkeit des Originals in sich haben möchte, als die galantifiierte Übersetzung der Mselle l'Heritier. a)

---

a) In einem kleinen, wenig bekannten Roman, der den Titel führt: *La tour tenebreuse et les jours lumineux, Contes Anglois, tirés d'anciens*

Blondel also fing zu singen an, wie folget:

Brennend tobt' in mir das Fieber,
Sengte jedes Lebensband,
Meiner Augen Licht ward trüber,
Und herüber
Aus dem finstern Schattenland
Streckte schon der Tod nach mir die kalte Hand:
Da kam mein Lieb mit holdem Blick
Und Tod und Fieber wich zurück.

Hier hielt der **Minstrel** ein; denn das Lied hatte bey jeder Stanze einen **Refrein**; und er zweifelte nicht, wenn der Gefangene derjenige wäre, den er suchte, so würde er sich bey dieser Gelegenheit verrathen.

Seine Erwartung betrog ihn nicht. Eine dumpfe, aber, wie er wohl hörte, des Gesangs gewohnte Stimme aus dem Innern des Thurms hervor, vollendete die Stanze mit folgendem Refrein:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süſse werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Manuscrits, contenant la Chronique, les Fabliaux et autres Poesies de ***Richard I.*** *surnommé* ***Coeur de Lion.*** *Paris 1705. 12.*

Blondel fuhr fort:

Ringsum mit Gefahr umfangen
Focht ich in der wilden Schlacht;
Dicht, wie Gottes Hagel, drangen
Spieſs' und Stangen
Auf mich ein mit aller Macht;
Schon ersank mein Arm und um mich her ward's
Nacht:
Da rief ich meine Dame an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan

Die nehmliche Stimme antwortete:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süſse werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Blondel beschloſs mit der letzten Stanze des Liedes:

Laſst das Feldgeschrey erschallen,
Wie im ungestümen Meer
Winde brausen, Donner knallen,
Alles fallen,
Alles splittern um mich her,
Hohes Muthes wird mein Herz doch nimmer
leer:
Kein Schicksal mich zu Boden fällt,
So lang' die Lieb' empor mich hält.

Die Stimme antwortete abermahl:

Ich sag' es ohn' Erröthen,
Das süſse werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

Groſs war Blondels Freude; denn er konnte nun kaum zweifeln, daſs es König Richard sey, der ihm geantwortet: aber um sich gleichwohl noch völliger zu überzeugen, setzte er aus dem Stegreif die vierte Stanze in der nehmlichen Weise hinzu:

Neid und feige Rachgier lauern
Nachts im Wald dem Löwen auf,
Zwingen ihn in finstern Mauern
Auszudauern;
Treue leitet Blondels Lauf:
Harre, Löwenherz! bald springt dein Kerker auf!

Und alsobald antwortete die Stimme, gleichfalls aus dem Stegreif:

O wäre Margot nur bey mir,
Der Himmel, spräch' ich, wäre hier!
Denn — sollt' ich deſs erröthen? —
Das süſse werthe Weib
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib.

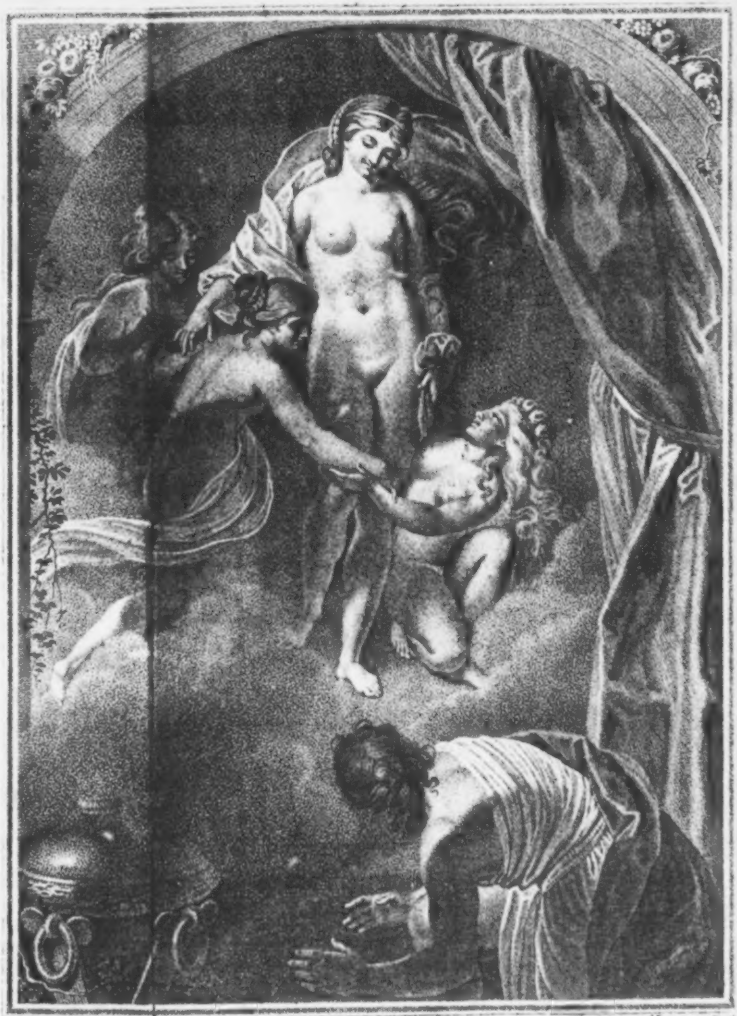
Jetzt glaubte der getreue Blondel seiner Sache völlig gewiſs zu seyn; aber seinem

Herren unmittelbare Hülfe zu leisten, war ihm unmöglich. . Indessen hatte Richard wenigstens die Stimme seines geliebten Minstrels erkannt, und er mochte nun glauben, daſs es Blondel selbst oder sein Geist gewesen sey, immer muſst' es ihm Trost und Muth geben, nach einer so langen Todesstille und Verlassenschaft von allem was ihm lieb war, eine Freundesstimme gehört zu haben, die ihm Befreyung versprach.

Blondel flog nach England zurück, machte den Baronen des Reichs den Ort bekannt, wo ihr König gefangen gehalten würde, und beförderte dadurch dessen Befreyung, welche einige Monate darauf — wiewohl mit vieler Mühe und Umständen, die dem Kaiser Heinrich dem Sechsten und dem Herzog Leopold wenig Ehre machen — auch wirklich erfolgte. S. *Fauchet Recueil de l'origine de la Langue et Poesie Françoise*, p. 93.

ENDE DES XXVI. BANDES.

Bayerische Staatsbibliothek



H. Ramberg del. *F. John sc. Viennae 1797*

MAMILIA.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

SIEBEN UND ZWANZIGSTER BAND

PEREGRINUS PROTEUS.

ERSTER THEIL.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

VORREDE

zur ersten Ausgabe von 1791.

Ich habe mich schon, bey einer andern Gelegenheit, etwas von einer kleinen Naturgabe verlauten lassen, die ich (ohne Ruhm zu melden) mit dem berühmten Geisterseher Swedenborg gemein habe, und vermöge deren mein Geist zu gewissen Zeiten sich in die Gesellschaft verstorbener Menschen versetzen, und, nach Belieben, ihre Unterredungen mit einander ungesehen behorchen, oder auch wohl, wenn sie dazu geneigt sind, sich selbst in Gespräche mit ihnen einlassen kann.

Ich gestehe, dafs mir diese Gabe zuweilen eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft: und da ich sie weder zu Stiftung einer neuen Religion, noch zu Beschleunigung des tausendjährigen Reichs, noch zu irgend einem andern, dem geistlichen oder weltlichen Arme verdächtigen Gebrauch, sondern blofs zur Gemüthsergetzung meiner Freunde, und höchstens zu dem unschuldigen Zweck, Menschenkunde und Menschenliebe zu befördern, anwende; so hoffe ich, für diesen kleinen Vorzug (wenn es einer ist) Verzeihung zu erhalten, und mit dem Titel eines **Geisterſehers**, der in unsern Tagen viel von seiner ehemahligen Würde verloren hat, gütigst verschont zu werden.

Es ist noch nicht lange, daſs ich das Vergnügen hatte, eine solche Unterredung zwischen zwey Geistern von nicht gemeinem Schlage aufzuhaschen, die meine Aufmerksamkeit um ſo mehr erregte, da diese Geister in ihrem ehemahligen Leben nicht zum besten mit einander standen, und der eine von ihnen mein sehr guter Freund ist.

Der letztere (um die Leser nicht unnöthig rathen zu lassen) war ein gewisser Lucian — keiner von den zwey oder drey Heiligen Lucianen, die mit einem goldnen Zirkel um den Kopf in den Martyrologien figurieren; auch nicht Lucian der Mönch; noch Lucian der Pfarrer zu Kafar-Gamala, der im Jahre des Heils 415 so glücklich war, von St. Gamaliel im Traume benachrichtiget zu werden, wo die Gebeine des heiligen Stefanus zu finden seyen; noch Lucian der Marcionit; noch Lucian von Samosata, der Arianer, von dem eine eigene Nebenlinie dieser unglücklichen Familie den Nahmen der Lucianischen führt — sondern Lucian der Dialogenmacher, der sich ehemahls mit seinen Freunden Momus und Menippus über die Thorheiten der Götter und der Menschen lustig machte, übrigens aber (diesen einzigen Fehler ausgenommen) eine so ehrliche und genialische Seele war und noch diese Stunde ist, als jemahls eine sich von einem Weibe gebären lieſs.

Der andere war eine nicht weniger merkwürdige Person, wiewohl er in seinem Erdeleben in allem den ausgemachtesten Antipoden meines Freundes Lucian vorstellte, und eine so zweydeutige Rolle spielte, daſs er bey den einen mit dem Ruf eines Halbgottes aus der Welt ging, während die andern nicht einig werden konnten, ob der Narr oder der Bösewicht, der Betrüger oder der Schwärmer in seinem Karakter die Oberhand gehabt habe. Alles in dem Leben dieses Mannes war excentrisch und aufserordentlich: sein Tod war es noch mehr; denn er starb freywillig und feierlich auf einem Scheiterhaufen, den er vor den Augen einer grofsen Menge von Zuschauern aus allen Enden der Welt, in der Gegend von Olympia, mit eigner Hand angezündet hatte.

Lucian, der ein Augenzeuge dieses beynahe unglaublichen Schauspiels gewesen war, wurde auch der

Geschichtschreiber desselben, und glaubte, als ein erklärter Gegner aller Arten von filosofischen oder religiösen Gauklern, einen besonderen Beruf zu haben, die schädlichen Eindrücke auszulöschen, welche Peregrin (so hieſs dieser Wundermann, wiewohl er sich damahls lieber Proteus nennen lieſs) durch einen so auſserordentlichen Heldentod auf die Gemüther seiner Zeitgenossen gemacht hatte: und wie hätte er diesen Zweck besser erreichen können, als indem er sie zu überzeugen suchte, daſs der Mann, den sie, nach einer so übermenschlichen That, für den gröſsten aller Weisen, für ein Muster der höchsten menschlichen Vollkommenheit, ja beynahe für einen Gott zu halten sich genöthigt glaubten, weder mehr noch weniger als der gröſste aller Narren, sein ganzes Leben das Leben eines von Sinnlichkeit und ausschweifender Einbildungskraft beherrschten halb wahnsinnigen Scharlatans, und sein Tod nichts mehr als der schicklichste Beschluſs und die Krone eines solchen Lebens gewesen sey.

Ich habe an einem andern Orte [1] die Gründe ausgeführt, welche mich überredeten, zu glauben, daſs Lucian nicht nur in allem, was er als Augenzeuge von diesem Peregrin berichtet, sondern auch in Erzählung derjenigen Umstände, die er von bloſsem Hörensagen hatte, ehrlich zu Werke gegangen, und von dem Gedanken, seine Leser zu belügen und dem armen Fantasten wissentlich Unrecht zu thun, weit entfernt gewesen sey. Aber wie zuverlässig auch Lucians Aufrichtigkeit in dieser Sache immer seyn mag, so bleibt nicht nur die Glaubwürdigkeit der Gerüchte und Anekdoten, die auf Peregrins Unkosten in Syrien und anderer Orten herum gingen und jenem erzählt worden waren, zweifelhaft, sondern auch die Fragen: „ob

---

[1] Lucians sämmtliche Werke, 3. Theil, S. 93 f.

Lucian in seinem Urtheile von ihm so unparteyisch, als man es von einem echten Kosmopoliten fordern kann, verfahre? und: ob Peregrin wirklich ein so verächtlicher Gaukler und Betrüger und doch (was sich mit diesem Karakter nicht recht vertragen will) zu gleicher Zeit ein so heiſser Schwärmer und ausgemachter Fantast gewesen sey, als er ihn ausschreyt? — diese Fragen, sage ich, bleiben für Leser, welche einem Angeklagten, der sich selbst nicht mehr vertheidigen kann, eine desto schärfere Gerechtigkeit im Urtheilen über ihn schuldig zu seyn glauben, unauflösliche Probleme.

Man kann sich also vorstellen, wie groſs mein Vergnügen war, als ich durch einen glücklichen Zufall Gelegenheit bekam, die erste Unterredung, die zwischen Lucian und Peregrin im Lande der Seelen vorfiel, zu belauschen, und aus dem eigenen Munde des letztern Aufschlüsse und Berichtigungen zu erhalten, wodurch das Mangelhafte in den Lucianischen Nachrichten ergänzt, das Dunkle und Unerklärbare ins Licht gesetzt, und das ganze moralische Räthsel des Lebens und Todes dieses sonderbaren Mannes, auf eine ziemlich befriedigende Art aufgelöset wird.

Wenn man sich erinnert, daſs seit dem Tode beider redenden Personen beynahe sechzehn hundert Jahre verstrichen sind, so wird man vielleicht unglaublich finden, daſs sie in einem so langen Zeitraum nicht eher Gelegenheit gehabt haben sollten, sich anzutreffen und gegen einander zu erklären. Allein furs erste sind sechzehn Jahrhunderte, nach dem Maſsstabe woran die Geister die Zeit zu messen pflegen, kaum so viel als nach unserm Zeitmaſse eben so viel Jahrzehende: und dann traten bey Lucian und Peregrinen noch besondere Umstände ein, von denen (wiewohl ſie zu den Geheimnissen des Geisterreichs gehören) uns vielleicht künftig etwas zu verrathen erlaubt seyn wird, die aber hier nicht an ihrem rechten Orte stehen würden.

Nach diesem kleinen Vorberichte würde mich nun nichts weiter hindern, die Unterredung zwischen den besagten beiden Geistern sogleich mitzutheilen, wenn ich voraussetzen könnte, daſs der Inhalt der oben angezogenen Lucianischen Schrift (ohne welche diese ganze Unterredung unverständlich und ihre Mittheilung zwecklos seyn würde) entweder aus dem Original oder aus irgend einer Übersetzung allen Lesern bekannt und gegenwärtig wäre. Da es aber billig ist, auf diejenigen, die sich nicht in dieſem Falle befinden, Rückſicht zu nehmen: ſo hoffe ich dieſen letztern durch folgenden Auszug aus Lucians Bericht von Peregrins Lebensende einen kleinen Dienſt zu erweiſen.

INHALT DES XXVII. BANDES.

EINLEITUNG:

Veranlaſsung dieser Unterredungen zwischen Peregrin und Lucian. Etwas über das Recht oder Unrecht, Schwärmerey und Thorheit durch Spott heilen zu wollen. Peregrin nimmt davon Gelegenheit, sich gegen die harten Urtheile, welche Lucian in seiner Schrift von Peregrins Tode über ihn gefällt, und besonders gegen die Beschuldigungen eines darin redend eingeführten Ungenannten so zu vertheidigen, daſs Lucians Wahrheitsliebe und Redlichkeit dabey ins Gedränge kommt. Da er indessen nicht zu läugnen begehrt, daſs der Schein und zum Theil die auf bloſsen Gerüchten und Verleumdungen beruhende öffentliche Meinung gegen ihn war, so wünscht er seinen neuen Freund durch eine reine offenherzige Beichte seines ganzen ehemahligen Lebens in den Stand zu setzen, ein richtigeres Urtheil von ihm zu fällen, hauptsächlich aber die zweydeutigen und räthselhaften Stellen seiner Geschichte in ihr wahres Licht zu setzen. **Lucian** zeigt sich geneigt ihn anzuhören, und so beginnt Peregrin, im

I. ABSCHNITT,

seine Erzählung mit einer kurzen Nachricht von seiner Vaterstadt und Familie, um sogleich zur Schilderung der Lebensweise und des Karakters seines Grofsvaters **Proteus**, von welchem er erzogen wurde, überzugehen, und zu zeigen, wie theils durch diese Erziehung, theils durch zufällige Umstände schon in seinen frühesten Jahren der Grund zu seinem ganzen Karakter und zu den seltsamen Verirrungen seiner frühzeitig erhitzten und exaltierten Einbildungskraft gelegt worden. Wie er schon im ersten Jünglingsalter dazu gekommen, etwas **dämonisches** in sich zu erkennen, und welchen Einflufs diese Entdeckung auf seine Ideen von seiner Bestimmung und dem, was für ihn das höchste Gut sey, gehabt habe. — Tod seines Grofsvaters, dessen Erbe er wird. Wahre Erzählung seines ersten Liebesabenteuers mit der schönen **Kallippe**, wodurch die schiefe und in wesentlichen Umständen verfälschte Art, wie **der**

Ungenannte zu Elis davon spricht, berichtiget wird. Peregrin geht von Parium nach Athen. Ursachen der sonderbaren Lebensart, die er daselbst führt. Zweytes unglückliches Abenteuer, welches ihm mit einem schönen Knaben zu Athen begegnet, und ihn schleunig nach Smyrna abzureisen bestimmt.

II. ABSCHNITT.

Gemüthszustand, worin Peregrin Athen verläſst. Wie sich sein Ideal von Glückseligkeit (Eudämonie) in ihm entwickelt, und durch eine natürliche Folge ein heftiges Verlangen daraus entsteht, vermittelst einer vermeinten erhabenen Art von Magie in die Gemeinschaft höherer Wesen zu kommen, und von einer Stufe dieses geistigen Lebens zur andern endlich zum unmittelbaren Anschauen und Genuſs der höchsten Urschönheit zu gelangen. Er wird zu Smyrna mit einem gewissen Menippus, und durch diesen mit dem Karakter und der Geschichte des Apollonius von Tyana, bekannt; auch erhält er von ihm die erste Nachricht von einer in der Gegend von Halikarnaſs sich aufhaltenden vermeintlichen Tochter des Apollonius, welche sich unter dem Nahmen Dioklea in den Ruf gesetzt habe, im Besitz der höchsten Geheimnisse der theurgischen Magie zu seyn. Peregrin beschliefst diese wundervolle Person durch sich selbst kennen zu lernen, geht nach Halikarnassus ab, und wird von Dioklea, einem von Apollonius im Traum erhaltnen Befehle zu Folge, als ein zu hohen Dingen bestimmter Günstling der Venus Urania, deren Priesterin sie ist, aufgenommen. Sein Aufenthalt in Diokleens Felsenwohnung. Wunderbarer Anfang und Fortgang seiner Liebe zu dieser Göttin. Erste Theofanie, die ihm in ihrem Tempel widerfährt, mit ihren Folgen.

III. ABSCHNITT.

Peregrin wird mit einer zweyten Theofanie beglückt, und gelangt zur unmittelbaren Vereinigung mit der vermeinten Göttin. Wie er in ihrer Wohnung aufgenommen und durch welche Mittel er eine kurze Zeit in der seltsamsten aller Selbsttäuschungen unterhalten wird. Die Göttin verwandelt sich endlich in die Römerin Mamilia Quintilla, und macht unvermerkt ihrer ehemahligen Priesterin Platz, die sich Peregrinen in einem ganz neuen Lichte zeigt, ihm den Schlüssel zu allen zeither mit ihm vorgenommenen Mystifikazionen mittheilt, und sich mit abwechselndem Erfolg alle mögliche Mühe giebt ihn von seiner Schwärmerey zu heilen und mit seiner gegenwärtigen Lage auszusöhnen. Nach mehr als Einem Rückfall versinkt Peregrin in eine peinvolle Schwermuth. Er erhält neue seine Eitelkeit nicht wenig kränkende Aufschlüsse über den Karakter und die Lebensgeschichte der Dioklea: aber die Entdeckung eines neuen Talents an der letztern wirft ihn in die vorige Bezauberung zurück; bis endlich der schmähliche Ausgang eines von Mamilien veranstalteten Bacchanals ihn plötzlich auf die Entschlieſsung bringt, sich der Gewalt dieser ihm zu mächtigen Zaubrerinnen durch eine heimliche Flucht zu entziehen, die er auch glücklich bewerkstelligt.

IV. ABSCHNITT.

Psychologische Darstellung der Gemüthsverfassung, worin Peregrin nach Smyrna zurück kam. Schwermuth und Verfinsterung, worein ihn das Gefühl der Leerheit stürzt, welche das Verschwinden der Bezauberungen, deren Spiel er gewesen war, in seiner Seele zurück läſst. Er wird zufälliger Weise (wie er glaubt) durch die Erscheinung eines unerklärbaren aber sehr interessanten Unbekannten aus diesem Zustand aufgerüttelt und in neue Erwartungen gesetzt, wohnt, ohne zu wissen wie es zugeht, einer Versammlung von Christianern zu Pergamus bey, und ein neues mystisches Leben beginnt von dieser Stunde an in ihm. Der Unbekannte fährt fort mächtig auf sein Gemüth zu wirken, spannt seine Erwartungen in dem magischen Helldunkel, worein er ihn einhüllt, immer höher, befiehlt ihm aber nach Parium zurückzukehren, wohin sein Vater ihn gerufen hatte, und daselbst ruhig auf denjenigen zu warten, der ihm zum Führer auf den rechten Weg zugeschickt werden sollte.

V. ABSCHNITT.

Die Unbekannten, in deren Händen Peregrin ohne sein Wissen sich befindet, fahren fort, ihn durch klüglich berechnete Umwege, Schritt für Schritt, dahin zu leiten, wo sie ihn haben wollen. Durch eine Veranstaltung dieser Art, die er für bloſsen Zufall hält, findet er die erste Nachtherberge auf seiner Reise bey einer einsam auf dem Lande lebenden Familie von Christianern, deren Liebenswürdigkeit, Eintracht, Gemüthsruhe, Einfalt der Seele und Unschuld der Sitten einen so tiefen Eindruck auf ihn macht, daſs der Wunsch mit solchen Menschen zu leben von nun an das Ziel aller seiner Bestrebungen ist, zumahl da dieser Eindruck durch die Erzählung seines Wirthes von dem Tode des Apostels Johannes (zu dessen

Gemeine er gehörte) und durch die Schilderung, die ihm sein Wegweiser von dem Karakter des erhabenen Wesens macht, nach welchem sie sich nannten, verstärkt wird. Peregrin kommt in das väterliche Haus zurück und übernimmt die Besorgung der Handelsgeschäfte seines Vaters. Bald darauf entdeckt sich ihm in der Person seines ehemahligen Wegweisers Hegesias, ein Kaufmann von Ägina, und einer der thätigsten Agenten des Unbekannten. Hegesias erwirbt sich durch seine Kenntnisse und Handelsverbindungen das Vertrauen des Vaters, welchem er seine Gemeinschaft mit den Christianern verbirgt, um desto ungestörter an dem Sohne das von dem Unbekannten und ihm selbst angefangene Bekehrungswerk betreiben zu können. Peregrin erhält den ersten Grad der Weihe von ihm. Karakter des Hegesias, mit einer Digression über den Unterschied zwischen den damahligen Christianischen Brüdergemeinen und den Christianern unter den Konstantinen und Theodosiern. Der Unbekannte, welcher fortan Kerinthus heiſsen wird, offenbart sich nun dem hinlänglich geprüften Peregrin etwas näher, und ertheilt ihm den zweyten Grad der Weihe, hüllt sich aber gar bald wieder in das heilige Dunkel ein, worin er ihm bisher immer erschienen war. Peregrin entdeckt, daſs er erst in den zweyten Vorhof des Heiligthums vorgeschritten sey, und diese Entdeckung verdoppelt seinen brennenden Eifer, sich der höhern Grade, die er noch zu ersteigen hat, durch die willigste Unterwerfung unter jede Prüfung, Vorbereitung und Aufopferung würdig zu machen. Er kehrt aus Gehorsam zu seinen Geschäften nach Parium zurück, und macht den Brüdern ein voreiliges Geschenk von seinem ganzen Vermögen. Sonderbares aber schlaues Benehmen des Hegesias bey dieser Gelegenheit, welches zu einigen der Entwicklung der Geschichte zuvorkommenden Anmerkungen über die schon damahls immer sichtbarer werdende Abweichung der Christianer von dem Geist und Vorbild ihres Meisters Anlaſs giebt.

PEREGRINUS PROTEUS

ERSTER THEIL.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

AUSZUG AUS LUCIANS NACHRICHTEN VOM TODE DES PEREGRINUS.

Die öffentlichen Kampfspiele zu Olympia, womit die zwey hundert sechs und dreyſsigste Olympiade begann, waren der Zeitpunkt, und eine Ebene in der Gegend dieser Stadt der Schauplatz, welchen der Filosof Peregrinus, auch Proteus genannt, dazu ausersehen hatte, den Griechen und Ausländern aus allen Theilen der Welt, so diese Spiele zu Olympia zu besuchen pflegten, die auſserordentlichste und schauerlichste aller Tragödien, das Schauspiel eines sich freywillig verbrennenden Cynikers, zu geben.

Auch **Lucian**, wiewohl er die Olympischen Spiele schon dreymahl gesehen hatte, hielt es der Mühe werth, einem solchen Schauspiele zu Liebe diese Reise zum vierten Mahle zu machen; und als er nach **Elis** (der nicht weit von Olympia gelegenen Hauptstadt der Republik dieses Nahmens) gekommen war, hörte er, indem er bey dem dortigen Gymnasion vorbey ging, einen cynischen Filosofen, um den sich eine Menge Volks versammelt hatte, mit der brüllenden Stimme die zum Kostum dieser Kapuziner der alten Griechen gehörte, dem Peregrinus eine Lobrede halten, und sein Vorhaben, sich zu Olympia zu verbrennen, in der, seinem Orden eigenen, popularen und deklamatorischen Manier rechtfertigen. — Von nun an mag Lucian in seiner eigenen Person sprechen.

„Und man darf sich noch erfrechen, (rief der Cyniker) einen Mann wie **Proteus** einer eiteln Ruhmsucht zu beschuldigen? O ihr Götter des Himmels und der Erde, der Flüsse und des Meeres, und du Vater Herkules! Wie? diesen Proteus, der in Syrien in Banden lag, ihn, der seiner Vaterstadt fünf tausend Talente schenkte, ihn, den die Römer aus ihrer Stadt vertrieben, ihn, der unverkennbarer ist als die Sonne, und der es mit Jupiter Olympius selbst aufnehmen könnte, — Ihn beschuldigt man der Eitelkeit, weil er durchs Feuer aus dem Leben gehen will? — That etwa Herkules nicht eben dasselbe? Starb Äskulap und Dionysos nicht durch einen Wetterstrahl? und stürzte sich nicht Empedokles in den Flammenschlund des Ätna?“

Als Theagenes (so nannte sich der Schreyer) dieſs gesagt hatte, fragte ich einen der Umstehenden, was er mit seinem Feuer meinte, und was Herkules und Empedokles mit dem Proteus zu schaffen hätten? — Du weiſst also nicht, versetzte er mir, daſs Proteus sich nächstens zu Olympia verbrennen wird? — Sich verbrennen? rief ich mit Verwunderung: wie ist das gemeint?

und warum will er sich verbrennen? — Aber wie mir jener antworten wollte, schrie der Cyniker wieder so abscheulich, dafs ich kein Wort von dem andern verstehen konnte. Ich hörte also nochmahls den erstaunlichen Hyperbolen zu, die jener zum Lobe des Proteus in einem Strom von Worten ausgofs. Dem Diogenes und seinem Meister Antisthenes geschähe schon zu viel Ehre, sagte er, wenn man sie nur mit ihm vergleichen wollte. Dazu wäre nicht einmahl Sokrates gut genug. Kurz, er forderte endlich Jupitern selbst zum Kampf mit seinem Helden heraus; doch fand er zuletzt für besser, die Sachen zwischen ihnen ins Gleichgewicht zu bringen, und schlofs seine Rede folgender Mafsen: „Mit Einem Worte, die zwey gröfsten Wunder der Welt sind der Olympische Jupiter und Proteus; jenen bildete die Kunst des Fidias, diesen die Natur selbst; und nun wird dieses herrliche Götterbild auf einem Feuerwagen zu den Göttern zurückkehren, und uns als

Waisen zurück lassen!" — Der Mann schwitzte wie ein Braten, indem er dieſs tolle Zeug vorbrachte; aber bey den letzten Worten brach er auf eine so komische Art in Thränen aus, daſs ich mich des Lachens kaum erwehren konnte; er machte sogar Anstalt sich die Haare auszuraufen, nahm sich aber doch in Acht, nicht gar zu stark zu ziehen. Endlich machten einige Cyniker dem Possenspiel ein Ende, indem sie den schluchzenden Redner unter vielen Trostsprüchen davon führten.

Er war aber kaum von der Kanzel herab gestiegen, so stieg schon ein Anderer wieder hinauf, um die Zuhörer nicht aus einander gehen zu lassen, bevor er dem noch flammenden Opfer seines Vorgängers eine Libazion aufgegossen hätte. Sein erstes war, daſs er eine laute Lache aufschlug, wodurch er, wie man wohl sah, seinem Zwerchfell eine nöthige Erleichterung verschaffte. Hierauf fing er ungefähr also an: Hat der Marktschreyer Theagenes seine verwünschte Rede mit den Thränen des Heraklitus beschlossen, so fange ich umgekehrt die meinige mit dem Gelächter des Demokritus an — und nun brach er von neuem in ein so anhaltendes Lachen aus, daſs die meisten von uns Anwesenden sich nicht erwehren konnten ihm Gesellschaft zu leisten. Endlich nahm er sich wieder zusammen, und fuhr fort: „Was könnten wir auch anders thun, meine Herren, wenn wir so höchst lächerliches Zeug in einem solchen Tone vorbringen hören, und sehen, wie bejahrte Männer, um eines verächtlichen kleinen Rühmchens willen, auf öffentlichem Markte nur nicht gar Burzelbäume machen? Damit ihr aber doch das Götterbild, das nächster Tage verbrannt werden soll, etwas näher kennen lernet, so höret mir zu; mir, der schon seit langer Zeit seinen Karakter studiert und sein Leben beobachtet, auſserdem aber noch verschiedenes von seinen Mitbürgern und von Personen, die ihn nothwendig sehr genau kennen muſsten, erkundiget hat.

„Dieses groſse Wunder der Welt wurde in Armenien, da er kaum die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, im Ehebruch ertappt, und genöthigt, mit einem Rettig im Hintern, [1] sich durch einen Sprung vom Dache zu retten, um nicht gar zu Tode geprügelt zu werden. Gleichwohl lieſs er sich bald darauf wieder gelüsten, einen schönen Knaben zu verführen; und bloſs die Armuth der Ältern, die sich mit drey tausend Drachmen abfinden lieſsen, war die Ursache, daſs er der Schande, vor den Statthalter von Asien geführt zu werden, entging. Doch, ich übergehe alle seine Jugendstreiche dieser Art; denn damahls war das Götterbild freylich noch ungeformter Thon, und von seiner Ausbildung und Vollendung noch weit entfernt. Aber was er seinem Vater gethan, ist allerdings nicht zu übergehen, wiewohl ihr vermuthlich alle schon gehört haben werdet, daſs er den alten

---

[1] Eine damahls gewöhnliche Art von Selbstrache beleidigter Ehemänner.

Mann, weil er ihm mit sechzig Jahren schon zu lange lebte, erdrosselt haben soll. Da die Sache bald darauf ruchtbar wurde, sah er sich gezwungen, sich selbst aus seiner Vaterstadt zu verbannen, und von einem Lande ins andere unstät und flüchtig herum zu irren.

„Um diese Zeit geschah es, daſs er sich in der wundervollen Weisheit der Christianer unterrichten lieſs, da er in Palästina Gelegenheit fand mit ihren Priestern und Schriftgelehrten bekannt zu werden. Es schlug so gut bey ihm an, daſs seine Lehrer in kurzer Zeit nur Kinder gegen ihn waren. Er wurde gar bald selbst Profet, Thiasarch, Synagogenmeister, mit Einem Wort Alles in Allem unter ihnen. Er erklärte und kommentierte ihre Bücher, und schrieb deren selbst eine groſse Menge; kurz, er brachte es so weit, daſs sie ihn für einen göttlichen Mann ansahen, sich Gesetze von ihm geben lieſsen, und ihn zu ihrem Vorsteher machten. — Es kam endlich dazu, daſs Proteus bey Begehung ihrer Mysterien ergriffen und ins Gefängniſs geworfen wurde; ein Umstand, der nicht wenig beytrug, ihm auf sein ganzes Leben einen sonderbaren Stolz einzuflöſsen, und diese Liebe zum Wunderbaren und dieses unruhige Bestreben nach dem Ruhm eines auſserordentlichen Mannes in ihm anzufachen, die seine herrschenden Leidenschaften wurden. Denn so bald er in Banden lag, versuchten die Christianer (die dieſs als eine ihnen allen zugestoſsene groſse Widerwärtigkeit betrachteten) das Mögliche und Unmögliche, um ihn dem Gefängniſs zu entreiſsen; und da es ihnen damit nicht gelingen wollte, lieſsen sie es ihm wenigstens an der sorgfältigsten Pflege und Wartung in keinem Stücke fehlen. Gleich mit Anbruch des Tages sah man schon eine Anzahl alter Weiblein, Wittwen und junge Waisen sich um das Gefängniſs her lagern; ja die vornehmsten unter ihnen bestachen sogar die Gefangenhüter, und brachten ganze Nächte bey ihm zu. Auch wurden reichliche

Mahlzeiten bey ihm zusammen getragen, und ihre heiligen Bücher gelesen; kurz, der theure Peregrin (wie er sich damahls noch nannte) hieſs ihnen ein zweyter Sokrates. Sogar aus verschiedenen Städten in Asien kamen einige, die von den dortigen Christianern abgesandt waren, ihm hülfreiche Hand zu leisten, seine Fürsprecher vor Gericht zu seyn, und ihn zu trösten. Denn diese Leute sind in allen dergleichen Fällen, die ihre ganze Gemeinheit betreffen, von einer unbegreiflichen Thätigkeit, und sparen dabey weder Mühe noch Kosten. Daher wurde auch Peregrinen seiner Gefangenschaft halber eine Menge Geld von ihnen zugeschickt, und er verschaffte sich unter diesem Titel ganz hübsche Einkünfte.

„Übrigens wurde er (als es zu gerichtlicher Entscheidung seines Schicksals kam) von dem damahligen Statthalter in Syrien wieder in Freyheit gesetzt; einem Manne, der die Filosofie liebte, und so bald er merkte wie es in dem Kopfe dieses Menschen aussah, und daſs er Narrs genug war aus Eitelkeit und Begierde zum Nachruhm sterben zu wollen, ihn lieber fortschickte, ohne ihn auch nur einer Züchtigung werth zu halten. Peregrin kehrte also in seine Heimath zurück, fand aber bald, daſs das Gerücht von seinem Vatermorde noch immer unter der Asche glühte, und daſs viele damit umgingen, ihm einen förmlichen Prozeſs deſswegen an den Hals zu werfen. Die Hälfte seines väterlichen Vermögens war über seinen Reisen aufgegangen, und der Rest bestand ungefähr in funfzehn Talenten an Feldgütern. Denn die sämmtliche Verlassenschaft des Alten war höchstens dreyſsig tausend Thaler werth, und nicht, wie Theagenes lächerlicher Weise geprahlt hatte, fünf Millionen; welches eine gröſsere Summe wäre, als wofür das ganze Städtchen Parium und fünf andere benachbarte oben drein verkauft werden könnten. Wie gesagt also, der Verdacht seines Verbrechens war noch warm, und es hatte alles Ansehen, daſs in kurzem ein Ankläger gegen ihn auftreten würde. Besonders war das gemeine Volk über ihn aufgebracht, und beklagte, daſs ein so wackerer Mann, wie der Alte nach dem Zeugniſs aller seiner Bekannten gewesen war, auf eine so gottlose Art aus der Welt gekommen seyn sollte. Nun sehe man, durch welche schlaue Erfindung der weise Proteus sich aus diesem bösen Handel zu ziehen wuſste! Er hatte sich inzwischen einen groſsen Bart wachsen lassen, und ging gewöhnlich in einem schmutzigen Kaput von grobem Tuch, mit einem Tornister auf den Schultern und einem Stecken in der Hand. In diesem tragischen Aufzug erschien er nun in der öffentlichen Versammlung der Parianer, und erklärte ihnen, daſs er hiermit die ganze Verlassenschaft seines seligen Vaters dem Publikum überlassen haben wolle. Diese Freygebigkeit that auf den gemeinen Mann eine so gute Wirkung, daſs sie in laute Bezeigungen ihres Dankes und ihrer Bewunderung ausbrachen. Das heiſst man einen Filosofen, schrieen sie, einen wahren Patrioten, einen echten Nachfolger des Diogenes und Krates! Nun war seinen Feinden der Mund gestopft, und wer sich hätte unterfangen wollen des Vatermordes noch zu erwähnen, würde auf der Stelle gesteiniget worden seyn. Indessen blieb ihm nach dieser Schenkung nichts anders übrig, als sich abermahls aufs Landstreichen zu begeben: denn da konnte er auf einen reichlichen Zehrpfennig von den Christianern rechnen, die überall seine Trabanten machten, und es ihm an nichts mangeln lieſsen. Auf diese Weise brachte er sich noch eine Zeit lang durch die Welt. Da er es aber in der Folge auch mit diesen verdarb, — man hatte ihn, glaube ich, etwas, das bey ihnen verboten ist, essen sehen — und sie ihn deſswegen nicht mehr unter sich duldeten, gerieth er in so groſse Verlegenheit, daſs er sich berechtigt glaubte, die Güter von der Stadt Parium zurück zu fordern, die er ihr ehemahls überlassen hatte. Er suchte beym Kaiser um ein Mandat deſswegen an: weil aber die Stadt durch Abgeordnete Gegenvorstellungen that, richtete er nichts aus, sondern wurde befehligt, es bey dem zu lassen, was er einmahl aus eigener freyer Bewegung verfügt habe.

„Nunmehr unternahm er eine dritte Reise zum Agathobulus nach Ägypten, wo er sich durch eine ganz neue und verwundrungswürdige Art von Tugendübung hervorthat. Er lieſs sich nehmlich den Kopf bis zur Hälfte glatt abscheren, beschmierte sich das Gesicht mit Leim, that (um zu zeigen, daſs dergleichen Handlungen unter die gleichgültigen gehörten) vor einer Menge Volks — was schon Diogenes öffentlich gethan haben soll, geiſselte sich selbst, und lieſs sich von andern mit einer Ruthe den Hintern zerpeitschen; mehrerer noch ärgerer Bubenstreiche zu geschweigen, wodurch er sich in den Ruf eines auſserordentlichen Menschen zu setzen suchte. Nach dieser schönen Vorbereitung schiffte er nach Italien über, wo er kaum den Boden betrat, als er schon über alle Welt zu schimpfen und zu lästern anfing, am meisten über den Kaiser, 2) gegen den er sich die ärgsten Freyheiten um so getroster herausnahm, weil er wuſste, daſs es der sanfteste und leutseligste Herr war. Wie man leicht denken kann, bekümmerte sich dieser wenig um seine Lästerungen, und hielt es unter seiner Würde, einen Menschen, der von Filosofie Profession machte, **Worte** halber zu strafen, zumahl da er das Lästern und Schmähen ordentlich als sein Handwerk trieb. Indessen half auch dieser Umstand seinen Ruf vermehren: denn es fehlte unter dem gemeinen Volke nicht an Einfältigen, bey denen er sich durch seine Tollheit in Kredit setzte; so daſs der Oberpolizeymeister ihn endlich, da ers gar zu arg machte, aus der Stadt hinaus bieten muſste, weil man, wie er sagte, solche Filosofen zu Rom nicht brauchen könnte. Aber auch dieſs vermehrte nur seine Celebrität, weil jedermann von dem Filosofen sprach.

---

2) Antoninus Pius.

der seiner kühnen Zunge und allzu grofsen Freymüthigkeit wegen aus der Stadt verwiesen worden sey, und diese Ähnlichkeit ihn mit einem Musonius, einem Dion, einem Epiktet, 3) und wer sonst von dieser Klasse das nehmliche Schicksal erfahren hatte, in Eine Linie stellte.

„In Griechenland, wohin er sich jetzt begab, spielte er keine bessere Rolle; denn bald liefs er seine Schmähsucht an den Einwohnern von Elis aus, bald wollte er die Griechen bereden die Waffen gegen die Römer zu ergreifen, bald lästerte er über einen durch seine Gelehrsamkeit und Würden gleich erhabenen Mann, 4) der unter mehrern andern Verdiensten um Griechenland eine Wasser-

---

3) Von welchen der erste unter dem Kaiser Nero, und die beiden andern nebst allen übrigen Filosofen, so viele ihrer damahls in Rom waren, durch ein Dekret des Kaisers Domizian aus Italien verwiesen worden waren.

4) Den Tiberius Klaudius Attikus Herodes.

leitung nach Olympia auf seine Kosten geführt hatte, damit die Zuschauer der Kampfspiele nicht länger vor Durst verschmachten müſsten. Diese Wohlthat machte ihm Peregrin zum Vorwurf, als ob er die Griechen dadurch weibisch gemacht hätte. Es gebühre sich, sagte er, daſs die Zuschauer der Olympischen Spiele den Durst ertragen könnten, und der Schade sey so groſs nicht, wenn auch manche an den hitzigen Krankheiten, die bisher wegen der Dürre dieser Gegend daselbst im Schwange gingen, drauf gehen müſsten. Und das alles sagte er, während er sich das nehmliche Wasser wohl belieben lieſs; eine Unverschämtheit, wodurch die Anwesenden so erbittert wurden, daſs alles zusammen lief und im Begriff war, ihn mit Steinen zuzudecken, so daſs der tapfere Mann, um mit dem Leben davon zu kommen, zu Jupitern 5) seine Zuflucht nehmen muſste.

---

5) Nehmlich in den Tempel Jupiters zu Olympia, der, wie alle Tempel, eine Freystätte war.

„In der nächst folgenden Olympiade erschien er wieder vor den Griechen, und zwar mit einer Rede, woran er in den verflossenen vier Jahren gearbeitet hatte, und worin er, unter Entschuldigung seiner letztmahligen Flucht, den Stifter des Wassers zu Olympia bis an den Himmel erhob. Wie er aber gewahr wurde, daſs sich niemand mehr um ihn bekümmerte, und daſs er kommen und gehen konnte ohne das mindeste Aufsehen zu erregen, — denn seine Künste waren nun was altes, und etwas neues, wodurch er in Erstaunen setzen und die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Publikums hätte auf sich ziehen können, wuſste er nicht aufzutreiben, da dieſs doch vom Anfang an das Ziel seiner leidenschaftlichsten Begierde gewesen war — so gerieth er endlich auf diesen letzten tollen Einfall mit dem Scheiterhaufen, und kündigte den Griechen bereits an den letzten Olympischen Spielen an, daſs er sich an den nächst folgenden verbrennen würde.

„Und dieſs ist nun also das wundervolle Abenteuer, mit dessen Ausführung er, wie es heiſst, beschäftigt ist, indem er bereits eine Grube graben, und eine Menge Holz zusammen führen läſst, um uns das Schauspiel einer übermenschlichen Stärke der Seele zu geben." u. s. w. 6)

Wie wir (fährt Lucian in eigner Person fort) in Olympia angekommen waren, fanden wir die Gallerie hinter dem Tempel mit einer Menge Leute angefüllt, die theils übel, theils rühmlich von dem Vorhaben des Proteus sprachen. Endlich erschien in Begleitung einer Menge Volks mein Proteus selbst, und hielt eine Rede an das Volk, worin er sich über seinen ganzen Lebenslauf, über die mancherley gefahrvollen Abenteuer, die ihm zugestoſsen, und das viele Ungemach, so er der Filosofie zu Lieb' ausgestanden,

---

6) Die nun folgende Deklamazion des Ungenannten, da sie nichts historisches mehr enthält, wird hier weggelassen.

umständlich vernehmen lieſs. Er sprach lange; aber da ich der Menge und des Gedränges wegen zu weit entfernt war, konnte ich wenig davon verstehen, und fand endlich aus Furcht erdrückt zu werden (welches mehr als Einem begegnete) für das sicherste, mich auf die Seite zu machen, und den Sofisten seinem Schicksale zu überlassen, der nun einmahl mit aller Gewalt sterben, und das Vergnügen haben wollte sich seine Leichenrede selbst zu halten. Indessen hörte ich doch wie er sagte: Er habe vor, einem goldnen Leben eine goldne Krone aufzusetzen; denn es gebühre sich, daſs der Mann, der wie Herkules gelebt habe, auch wie Herkules sterbe, und in den Äther, woher er gekommen, zurück flieſse. „Auch gedenke ich, sagte er, ein Wohlthäter der Menschen dadurch zu seyn, daſs ich ihnen zeige, wie man den Tod verachten müsse; und ich darf also billig erwarten, daſs alle Menschen meine Filokteten seyn werden.“

Diese letzten Worte verursachten eine groſse Bewegung unter den Umstehenden. Die Einfältigsten brachen in Thränen aus und riefen: Erhalte dich für die Griechen! Andere, die mehr Stärke hatten, schrieen: Vollführe was du beschlossen hast! Dieser Zuruf schien den alten Kerl ziemlich aus der Fassung zu bringen; denn er mochte gehofft haben, daſs ihn alle Anwesende zurück halten und nöthigen würden, wider Willen bey Leben zu bleiben. Aber dieſs leidige: „Vollführe was du beschlossen hast!“ fiel ihm so ganz unerwartet auf die Brust, daſs er noch blässer wurde als vorher, wiewohl er schon eine wahre Leichenfarbe gehabt hatte, und es wandelte ihn ein solches Zittern an, daſs er zu reden aufhören muſste.

Du kannst dir vorstellen, wie lächerlich mir das ganze Gaukelspiel vorkam. Denn ein so unglücklicher Liebhaber des Ruhms, wie dieser, verdiente kein Mitleiden, da wohl schwerlich unter allen, die jemahls von dieser Plagegöttin gehetzt wurden, Einer war, der weniger Ansprüche an ihre Gunst zu machen gehabt hätte. Indessen wurde er doch von vielen zurück begleitet; und sein Dünkel fand eine stattliche Weide, wenn er über die Menge seiner Bewunderer hinsah, ohne daſs der Thor bedachte, daſs auch die Elenden, die zum Galgen geführt werden, ein sehr zahlreiches Gefolge zu haben pflegen.

Die Olympischen Spiele waren nun vorüber, und weil eine so groſse Menge von Fremden auf einmahl abging daſs kein Fuhrwerk mehr zu bekommen war, muſste ich wider Willen zurück bleiben. Peregrin, der die Sache immer von einem Tage zum andern aufgeschoben hatte, kündigte endlich die Nacht an, worin er uns seine Verbrennung zum Besten geben wollte. Ich verfügte mich also gegen Mitternacht in Begleitung eines meiner Freunde gerades Weges nach Harpine, wo der Scheiterhaufen stand. Wenn man von Olympia neben der groſsen Rennbahn ostwärts geht, hat man gerade zwanzig Stadien 7) dahin zu gehen. Wie wir ankamen, fanden wir den Holzstoſs in einer ellentiefen Grube aufgesetzt. Er bestand gröſsten Theils aus Kienholz mit dürrem Reisig vermischt, damit das Ganze desto schneller in Flammen geriethe.

So bald der Mond aufgegangen war, (denn billig muſste auch Luna eine Zuschauerin dieser herrlichen That abgeben) erschien Peregrin in seinem gewöhnlichen Aufzug, und mit ihm die Häupter der Hunde, 8) vornehmlich der edle Theagenes, der eine brennende Fackel in der Hand trug, und die zweyte Rolle bey dieser Komödie nicht übel spielte. Auch Proteus selbst war mit einer Fackel bewaffnet. Beide näherten sich von dieser und jener Seite dem Scheiterhaufen und zündeten ihn an. Proteus legte den Tornister, den cynischen Mantel und den

---

7) Ungefähr drey Viertelstunden Weges.

8) Der cynischen Filosofen.

berühmten Herkuliſchen Knüttel ab, und ſtand nun in einer ziemlich ſchmutzigen Tunika da. Hierauf lieſs er ſich eine Hand voll Weihrauch geben, warf ſie ins Feuer, und rief, das Geſicht gegen Mittag gerichtet, (denn auch dieſs gehörte zur Etikette des Schauſpiels) — „O ihr mütterlichen und väterlichen Dämonen, nehmt mich freundlich auf!“ — Mit dieſen Worten ſprang er ins Feuer, und wurde ſogleich durch die rings umgebenden und aufſteigenden Flammen dem Aug' entzogen.

PEREGRINS
GEHEIME GESCHICHTE
IN GESPRÄCHEN IM ELYSIUM.

EINLEITUNG.

PEREGRIN. LUCIAN.

PEREGRIN.

Täuschen mich meine Augen, oder ist es wirklich mein alter Gönner Lucian von Samosata, den ich nach so langer Zeit wiedersehe?

LUCIAN,
ihn aufmerksam betrachtend.

Wir sind also bessere Bekannte als ich weiſs. Und doch ist mir selbst als ob mir deine Züge nicht fremd wären; sie mahnen mich an jemand den ich einst gesehen habe, wiewohl ich mich nicht besinne an wen.

PEREGRIN.

Es sind freylich über sechzehn hundert Jahre, seitdem wir uns auf der Ebene zwischen *Harpine* und *Olympia* zum letzten Mahle sahen.

LUCIAN.

Wie? Was für Erinnerungen weckst du plötzlich in mir auf? Solltest du wohl gar der Filosof *Peregrinus Proteus* seyn, der den seltsamen Einfall hatte, sich freywillig zu Olympia zu verbrennen?

PEREGRIN.

Eben der, dem du in deinen Werken ein nicht sehr beneidenswürdiges Denkmahl gesetzt hast.

LUCIAN.

Närrisch genug, daſs ich in meinem Kopfe hatte, du müſstest nothwendig über und über mit Brandblasen überdeckt und so schwarz wie ein Köhler seyn! Du hättest noch zehnmahl vor mir vorbey gehen können, ohne daſs ich dich in der glänzenden Figur, die du jetzt machst, erkannt hätte.

PEREGRIN.

Du dachtest wohl damahls nicht, daſs wir uns nach sechzehn hundert Jahren im Elysium wiedersehen würden?

LUCIAN.

Aufrichtig zu reden, nein. Schwärmen war nie meine Sache, wie du weiſst.

PEREGRIN.

Und doch lehrt dich nun die Erfahrung, daſs es nicht geschwärmt gewesen wäre, wenn du damahls über diese Dinge gedacht hättest wie du jetzt denkst.

LUCIAN.

Um Vergebung! Wie oft sieht man sogar im gemeinen menschlichen Leben Dinge geschehen, welche nicht voraus gesehen zu haben dem klügsten Manne nicht zum Vorwurf gereichen kann! Die Natur hatte mich mit einem kalten Kopfe ausgesteuert; ich hätte das hitzige Fieber in einem hohen Grade haben müssen, um mir damahls, als ich dich zu Harpine in die Flammen springen sah, einzubilden, daſs ich dich an einem Orte wie dieser und so wohlbehalten wiederſinden würde.

PEREGRIN.

Indessen beweisen deine Werke, daſs es dir nicht an Einbildungskraft fehlte; oder vielmehr, daſs nur wenige sich rühmen können, dich an Fruchtbarkeit und Stärke dieser Seelenkraft übertroffen zu haben.

LUCIAN.

Aber sie beweisen auch, dächte ich, daſs ich die Imaginazion nie anders als zum Spielen gebrauchte. Im Scherz machte ich wohl mit ihrer Hülfe Reisen in den Mond und nach der Jupitersburg: aber daſs ich im Ernst hätte glauben sollen, mit ihr über die Grenzen hinaus ſliegen zu können, die unsern fünf Sinnen, und folglich auch unsrer Vernunft, in jenem Leben von der Natur gesetzt waren, so etwas konnte eben so wenig in einen Kopf wie der meinige kommen, als der Gedanke, mir im Ernst einen Adlers- und einen Geiersflügel an die Arme zu binden und damit nach dem Monde zu fliegen.

PEREGRIN.

Dieſs geb' ich dir willig zu; denn alles was daraus folgt, ist, daſs es zu deiner eignen Art zu seyn gehörte, deine Einbildungskraft nur zum Scherz, zum Erfinden und Ausmahlen abenteuerlicher Bilder, und zur Belustigung deiner Zuhörer oder Leser zu gebrauchen. Aber ich denke nicht, daſs dir dieſs ein Recht gab diejenigen zu verspotten, die einen ernsthaftern Gebrauch von der ihrigen machten, und, indem sie sich die Bestimmung und das künftige Loos des Menschen ungefähr so einbildeten wie wir es wirklich befunden haben, durch die That bewiesen, daſs eine gewisse Divinazionskraft in unsrer Seele schlummert, die vielleicht (wie so viele andere Fähigkeiten) in den meisten Menschen nie erweckt wird, aber denen, in welchen sie erwacht und zu einem gewissen Grade von Lebhaftigkeit gelangt, ein Vorgefühl des Unsichtbaren und Zukünftigen giebt, das in einer feurigen und thätigen Seele natürlicher Weise nicht ohne Wirkung bleiben kann.

LUCIAN.

Freund Peregrin, wenn es erlaubt ist über einen Thersites zu spotten, der schöner als Faon und Adonis zu seyn wähnt, oder einen Zwerg lächerlich zu finden, der sich unter einer sechs Schuh hohen Thür bückt, aus Furcht im Durchgehen die Stirn anzustoſsen: so sehe ich nicht, warum es so unrecht seyn sollte, über einen Ehrenmann zu lachen, der, zum Beyspiel, sich einbildete, vermittelst ich weiſs nicht welches eigenen Sinnes das Gras wachsen zu hören, und den Umstand, daſs das Gras wirklich gewachsen ist, als eine Bestätigung dieser ihm beywohnenden Gabe geltend machen wollte.

PEREGRIN.

Und ich sehe eben so wenig, wie man ihm beweisen könnte, daſs er diesen Sinn nicht habe, als warum man ihm seinen Wahn, wenn es auch Wahn wäre, nicht unverspottet lassen sollte, zumahl wenn er sonst ein unschuldiger und guter Mensch ist.

LUCIAN.

Es giebt wohl unter der ganzen unermeſslichen Last von Thorheiten, woran der Verstand der armen Erdenkinder krank ist, wenige, die nicht an sich selbst so unbedeutend und unschuldig sind oder scheinen, daſs sie nicht mit gleichem Rechte sollten fordern können, unverspottet ihren Weg gehen zu dürfen: und doch sind eben diese kleinen unschuldigen Thorheiten zusammen genommen die Quellen der gröſsten Übel, von denen das Menschengeschlecht geplagt wird. Keine Thorheit, wie unschuldig sie auch scheinen mag, kann also einen Freybrief gegen den Spott verlangen, der beynahe das einzige wirksame Verwahrungsmittel gegen ihren schadlichen Einfluſs ist.

PEREGRIN.

Gut! aber gestehe mir auch, daſs gerade dieser groſse Hang der Menschen zur Thorheit, und diese fast allgemeine Bethörung, womit selbst diejenigen, die sich die klugsten dünken, unwissend angesteckt sind, es ihnen oft schwer macht, sich in ihren raschen Urtheilen über das, was thöricht oder nicht thöricht ist, vor Irrthum zu bewahren. Immer wird viel Behutsamkeit vonnöthen seyn, damit wir den Menschen, indem wir ihnen gutes zu thun glauben, nicht Schaden zufügen, wenn unsre Arzney noch viel schlimmere Wirkungen thut, als das Übel ist, dem wir abhelfen wollen. Welcher weise und gute Mann wird sich gern der beschämenden Reue aussetzen, eine Meinung, die den Menschen veredelt, die ihn über sich selbst erhebt und zu allem was schön und groſs ist begeistert, als einen thörichten Wahn dem Spotte der Narren und Gecken Preis gegeben zu haben?

LUCIAN.

Nicht alles was gleiſst ist Gold, mein edler Freund, und manche Meinung, die kein guter Mensch ihrer selbst wegen anfechten würde, wird durch den thörichten Gebrauch, welchen alberne oder brennende Köpfe von ihr machen, belachenswürdig. Überhaupt, lieber Peregrin, hat mich ein ruhiger Blick auf die menschlichen Dinge in jenem Leben etwas miſstrauisch gegen alle hoch fliegenden Anmaſsungen gewisser Leute, deren Absichten selten lange zweydeutig bleiben, gemacht; und ich argwohne immer eine Natter unter den Blumen, wenn ich von Mysterien oder magischen Operazionen höre, wodurch die menschliche Natur über sich selbst erhoben, wo nicht gar vergöttert werden soll. Meistens habe ich gesehen, daſs diese Dinge nichts als goldfarbige Fliegen sind, womit Betrüger ihre Angeln bestecken und gutherzige Schwindelköpfe damit anlocken, um, wenn sie einmahl in den Hamen gebissen haben, etwas weniger als Menschen, oder, rund heraus zu reden, Narren und blinde Werkzeuge ihrer geheimen Absichten aus ihnen zu machen. Wer zum Menschen geboren wurde, soll und kann nichts edleres, gröſseres und besseres seyn als ein Mensch — und wohl ihm, wenn er weder mehr noch weniger seyn will!

PEREGRIN.

Aber, lieber Lucian, gerade um nicht weniger zu werden als ein Mensch, muſs er sich bestreben mehr zu seyn. Unläugbar ist etwas Dämonisches in unsrer Natur; wir schweben zwischen Himmel und Erde in der Mitte, von der Vaterseite, so zu sagen, den höhern Naturen, durch unsre Mutter Erde den Thieren des Feldes verwandt. Arbeitet sich der Geist nicht immer empor, so wird der thierische Theil sich bald im Schlamme der Erde verfangen, und der Mensch, der nicht ein Gott zu werden strebt, wird sich am Ende in ein Thier verwandelt finden.

LUCIAN.

Es wäre denn daſs ihn die wohlthätige Natur, wie Merkur den Ulysses beym Homer, mit einem Moly beschenkt hätte, durch dessen Tugend er allen solchen Bezauberungen Trotz bieten könnte.

PEREGRIN.

Und wie nennest du diesen wundervollen Talisman? Denn so viel ich mich aus meinem Homer besinne, ist Moly nur der Nahme, den ihm die Götter gaben.

LUCIAN.

Verstand nenne ich ihn, lieber Peregrin, gemeinen aber gesunden Menschenverstand.

PEREGRIN,

indem er ihm scharf in die Augen sieht.

Und dieses *Moly* hätte Dich in deinem Leben immer vor der Zauberruthe der schönen *Circe* verwahrt?

LUCIAN.

Vor ihren *Verwandlungen* allerdings: es setzte mich ungefähr in das nehmliche Verhältniſs mit ihr, worein Ulysses durch die Kraft seines Moly mit der Sonnentochter kam. Denn *seinem* Moly allein, so wie ich dem *meinigen*, hatte er es zu danken, daſs er jenes Aristippische *εχω ουκ εχομαι* 9) sagen konnte, worauf in solchen Dingen alles ankommt, wie du weiſst.

---

9) Ich habe *sie*, nicht sie *mich*.

PEREGRIN.

Daſs du hier bist, beweiset viel für dich — aber Abschälungen 10) mag es doch gekostet haben!

LUCIAN.

Davon kann wohl niemand besser aus Erfahrung sprechen als Proteus.

PEREGRIN.

Die Luft, die wir hier athmen, lieber Lucian, macht uns zu Freunden, wie verschieden wir auch noch immer in unsrer Vorstellungsweise seyn mögen. Aber gestehe nur aufrichtig, du wunderst dich, wie ein so verächtlicher und nichtswürdiger Mensch, als du den armen Peregrin geschildert hast, eine Thür ins Elysium offen finden konnte?

---

10) Was er unter diesen Abschälungen versteht, ist in einem andern elysischen Dialog zwischen Lucian und Diokles deutlicher gemacht worden.

LUCIAN.

Ich schilderte dich damahls wie ich dich sah oder zu sehen glaubte. Freylich muſs indessen entweder mit meinen Augen, oder mit deinem inwendigen Menschen eine groſse Veränderung vorgegangen seyn.

PEREGRIN.

Vermuthlich mit beiden. Aber doch bin ichs der Wahrheit schuldig, dir, wenn du Muſse hast mich anzuhören, eine etwas bessere Meinung von dem, was ich in meinem Erdeleben war, beyzubringen, als du der Nachwelt davon hinterlassen hast.

LUCIAN.

Ich bin zwar im Begriff eine kleine Reise in unser altes Mutterland zu machen; aber mein Geschäft ist nicht so dringend, daſs es Eile erforderte. Überdieſs können mir die Nachrichten, die ich über gewisse Stellen deiner Lebensgeschichte von dir selbst am zuverlässigsten erhalten könnte, vielleicht bey dem, was der hauptsächlichste

Gegenstand meiner Absendung ist, nicht ohne Nutzen seyn.

PEREGRIN.

Desto besser. Wenigstens gewinnest du immer so viel dabey, daſs du nichts von mir hören wirst, als was ich selbst für Wahrheit halte.

LUCIAN.

Wir sind zwar sogar im Elysium nicht gänzlich von den geheimen Einflussen der Eigenliebe frey: aber da es unmöglich ist, daſs wir vorsetzlich gegen unser Gefühl und Bewuſstseyn reden sollten, so bin ich gewiſs, daſs ich über alles, was du selbst am besten wissen kannst, die reine Wahrheit von dir erfahren werde. Die Quellen, woraus ich ehemahls meine Nachrichten schöpfte, mögen wohl nicht immer die lautersten gewesen seyn, wiewohl ich allerdings den Willen hatte dir kein Unrecht zu thun.

PEREGRIN.

Wer weiſs besser als Du, wie wenig auf die Erzählungen und Urtheile der Sterblichen von einander zu bauen ist! Jene werden schon dadurch allein fast immer verfälscht, daſs man diese, es sey nun unvermerkt oder mit Vorsatz, unter sie einmischt, und also den Sachen durch unsre Meinungen von ihnen fast immer eine falsche Farbe oder ein betrügliches Licht giebt. Selten ist der Erzähler ein Augenzeuge, noch seltner der Augenzeuge ganz unbefangen, ohne alle Parteylichkeit, vorgefaſste Meinung oder Nebenabsicht; fast immer vergröſsert oder verkleinert, verschönert oder verunstaltet er was er gesehen hat. Du, zum Beyspiel, hattest den Willen mir kein Unrecht zu thun: aber ich war ein Christianer gewesen, und du hieltest alle Christianer für Schwärmer oder Schelme; ich war in den Orden des Diogenes übergegangen, und dein Haſs gegen die Cyniker ist bekannt genug, da du keine Gelegenheit versäumtest ihm die möglichste Publicität zu geben. Wie hättest du also den armen Peregrin, mit allem guten Willen ihm kein Unrecht zu thun, in keinem ungünstigen Lichte sehen sollen? Ihn, auf den der ehemahlige Christianer und der nunmehrige Cyniker einen doppelten Schatten warf?

LUCIAN.

Was die Cyniker betrifft, so muſs ich dich um Erlaubniſs bitten zu bemerken, daſs ich, anstatt ein Feind, vielmehr ein Bewunderer ihres Ordens, seiner ersten Stifter und der wenigen echten Glieder, die ihm Ehre brachten, war. Mein Demonax und mein Dialog mit einem Cyniker sollten mich, dächte ich, über diesen Punkt hinlänglich gerechtfertiget haben. Vermuthlich würde ich auch mit den Christianern gelinder verfahren seyn, wenn ich jemahls so glücklich gewesen wäre, nur einen einzigen edeln und liebenswürdigen Menschen aus dieser Sekte kennen zu lernen.

PEREGRIN.

Dieſs wäre eben nicht unmöglich gewesen; wiewohl ich gestehen muſs, daſs ein echter Christianer zu unsrer Zeit beynah eben so selten war als ein echter Cyniker. — Aber dieſs für jetzt bey Seite gesetzt, antworte mir, wenn ich bitten darf, nur auf eine einzige Frage.

LUCIAN.

Sehr gern. Frage was du willst.

PEREGRIN.

Der **Unbekannte**, der zu Elis, von der öffentlichen Redekanzel herab, so viel schändliche Dinge von mir erzählt haben soll, war er eine wirkliche Person? oder hast du ihn vielleicht nur aufgestellt um deine Komposizion einfacher zu machen, und einem Einzigen in den Mund gelegt, was du vielleicht von verschiedenen Personen zu verschiedenen Zeiten über mich gehört hattest?

LUCIAN.

Gewisser Maſsen beides.

PEREGRIN.

Ich erinnere mich nun selbst wieder, daſs mir **Theagenes**, so bald er nach Olympia kam, etwas von einem solchen Auftritt zu Elis erzählte, wo ihn sein übermäſsiger und (wie ich glaube) nicht ganz lautrer Eifer für den Ruhm des cynischen Ordens antrieb, die

Kanzel zu besteigen, um mir und meinem Vorhaben die Lobrede zu halten, die dir so anstöſsig war.

LUCIAN.

Der Unbekannte war kein Geschöpf von meiner Erfindung. Er schien, der Aussprache nach, ein Bithynier oder Paflagonier von Geburt, ein Epikuräer von Profession, und übrigens ein Mann zu seyn, der viel gereist und kein Neuling in der Welt war. Die Heftigkeit, womit dieser Mann gegen dich deklamierte, hätte mir seine Erzählung vielleicht verdächtig machen sollen: aber mein natürlicher Haſs gegen einen jeden der etwas auſserordentliches seyn wollte, die nachtheilige Meinung, die ich bereits von dir hegte, und die Übereinstimmung des Karakters, den er von dir machte, mit meiner eigenen vorgefaſsten Meinung, und mit den Nachrichten, die ich aus andern Quellen erhalten hatte, — alles dieſs zusammen machte mich geneigt ihm zu glauben, und die Hitze, womit er gegen dich sprach, einer der meinigen ähnlichen Sinnesart zuzuschreiben. Hierzu kam noch, daſs ich in dem

Resultat seiner ganzen Erzählung den Schlüssel zu finden glaubte, der mir das Auſserordentliche in deinem Leben, und besonders die seltsame Art wie du es zu endigen vorhattest, aufzuschlieſsen schien. Indessen gestehe ich offenherzig, daſs ich kein Bedenken trug, die Erzählung des Ungenannten mit verschiedenen Anekdoten, die ich zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten aufgelesen hatte, vollständiger zu machen. Auch kann ich nicht läugnen, daſs das Orakel des Bakis, welches ich ihn dem Spruch der Sibylle stehendes Fuſses entgegen setzen lieſs, eine Verschönerung von meiner eigenen Erfindung war.

PEREGRIN.

Man kann, denke ich, immer darauf rechnen, daſs Schriftsteller, denen es mehr um Beyfall als um strenge Wahrheit zu thun ist, sich eben kein Gewissen daraus machen werden, der Komposizion zu Liebe manchen Eingriff in die Rechte der letztern zu thun. Ein Biſschen Unwahrheit und Ungerechtigkeit mehr oder weniger, wenn es darauf ankommt einen witzigen Einfall anzubringen oder eine Periode zu ründen, ist eine sehr unbedeutende Kleinigkeit in ihren Augen. Wer das Unglück hat, der Gegenstand einer Filippika [11] zu seyn, muſs freylich unter diesem hergebrachten Vorrecht witziger Schriftsteller leiden: dafür aber befinden sich auch die Glücklichen, denen Lobreden zu Theil werden, desto besser dabey, und gewinnen oft, eben so unverdienter Weise, doppelt und dreyfach wieder, was jene verloren haben. Ich kann also, da du mein Bild von Theagenes vergolden, von dem Unbekannten hingegen mit Koth übertünchen lieſsest, immer eines gegen das andere aufgehen lassen: aber es bleibt mir noch eine andere kleine Beschwerde übrig, gegen welche es vielleicht schwerer seyn dürfte, deine Unparteylichkeit hinlänglich zu rechtfertigen.

LUCIAN.

Vermuthlich, daſs ich so leicht über die Rede wegging, die du selbst wenige Tage vor der Ceremonie an die Versammlung zu Olympia hieltest?

---

[11] Bekannter Maſsen werden die Deklamazionen des Demosthenes gegen den König Filipp von Macedonien so genannt.

PEREGRIN.

Und worin ich mich, wie du dich erinnern wirst, über alle zweydeutigen Stellen meiner Lebensgeschichte umständlich genug vernehmen lieſs. Wie kam es, daſs der groſse Freund der Wahrheit — der so gewissenhaft war, von allem was der Unbekannte zu meinem Nachtheil vorgebracht hatte, kein Wort auf die Erde fallen zu lassen — von allem was ich selbst zu meiner Rechtfertigung sagte, und was als die letzte Erklärung eines Sterbenden doch immer einiger Aufmerksamkeit werth war, nicht ein einziges armes Wörtchen vom Boden aufzuheben würdigte? Denn daſs die angeführte Entschuldigung, — „du wärest, der Menge und des Gedränges wegen, zu weit entfernt gewesen um etwas davon zu verstehen," — nicht eine bloſse Ausrede gewesen sey, werden sich unbefangene Leser schwerlich überreden lassen.

LUCIAN.

Aufrichtig zu reden, lieber Peregrin, ich zweifle sehr, ob du damahls, wenn du von mir hättest reden oder schreiben sollen, gerechter gegen mich gewesen wärest als ich gegen dich. Wir waren beide zu ganz das was wir waren, ich zu kalt, du zu warm, du zu sehr Enthusiast, ich ein zu überzeugter Anhänger Epikurs, um einander in dem vortheilhaftesten Lichte zu sehen. Ein inniges Gefühl von Verachtung war mit dem Begriff eines Schwärmers (unter welchem ich mir unmöglich etwas andres als entweder einen Narren oder einen Spitzbuben denken konnte) zu genau in mir verbunden, um nicht, selbst auf eine instinktmäſsige Weise, bey solchen Gelegenheiten auf mich zu wirken. Ich hatte weder Achtung noch Neugier genug für das, was du dem Volke vortrugst, um mich, mit Gefahr halb erdrückt zu werden, durch die Menge von Menschen, welche Kopf an Kopf um die Redekanzel herum standen, näher hin zu drängen — oder mich früh genug eines Platzes neben ihr zu versichern. Es war also die reine Wahrheit, da ich sagte, ich hätte wenig oder nichts von deiner Rede verstanden; und erst, als viele, die es in dem erstickenden Gedränge nicht mehr aushalten konnten, sich mit Händen und Füſsen wieder heraus arbeiteten, fand ich Gelegenheit, nahe genug zu kommen um den Schluſs derselben zu hören. Um so mehr wirst du mich demnach verbinden, guter Peregrin, wenn du mir durch die versprochnen Berichtigungen deiner Geschichte zu einer unverfälschten Kenntniſs deines Karakters verhelfen willst. Wenn dirs gefällt, so setzen wir uns dazu unter diesen Platanus, der jenem Sokratischen am Ufer des Ilyssus so ähnlich sieht.

PEREGRIN.

Sehr gern. Höre also, was ich dir von meiner Jugend, von meinen ersten Wanderungen, meiner Gemeinschaft mit den Christianern, meinem Übergang zu den Cynikern, meinem Aufenthalt in Alexandrien, Rom und Athen, und endlich von den Bewegursachen, warum ich meinem irdischen Leben ein so auſserordentliches Ende machte, mit aller Aufrichtigkeit, die eine natürliche Folge unsers gegenwärtigen Zustandes ist, erzählen werde. Es kommt, wie du weiſst, bey den Menschen nicht weniger als bey den Pflanzen, sehr viel, wo nicht alles, darauf an, in welchem Boden und unter welchen Einflüssen die zartesten Fasern ihrer aufkeimenden Natur entwickelt und genährt worden sind. Du wirst mir also erlauben, lieber Lucian, meine Geschichte, wie jener Dichter die Zerstörung des Trojanischen Reichs, vom Ey anzufangen.

ERSTER ABSCHNITT.

PEREGRIN.

Parium, wo ich geboren wurde, war eine Römische Pflanzstadt in der Provinz Mysien auf der östlichen Küste des Hellesponts, die durch ihre Lage an einem kleinen Busen der Propontis, der ihr zum Hafen diente, und durch die Betriebsamkeit ihrer Einwohner zu einer der blühendsten Städte dieser Gegenden geworden war. Mein Vater war ein Kaufmann, den seine Geschäfte zu häufigen Reisen veranlaſsten; und da er weder Zeit noch Lust hatte, sich meiner Erziehung selbst anzunehmen, willigte er desto lieber ein, mich, so bald ich die weiblichen Zimmer verlieſs, der Aufsicht und Pflege meines mütterlichen Groſsvaters Proteus zu überlassen, der sich gewöhnlich auf seinem nahe bey der Stadt gelegenen Landgut aufhielt.

Nach dem Tode meiner Mutter, die ich am Eintritt in meine Jünglingsjahre verlor, wurde ich von ihrem Vater, mit Bewilligung des meinigen, an Kindesstatt angenommen, und erhielt dadurch den Beynahmen Proteus; wiewohl ich mich in der Folge auf meinen Wanderungen, je nachdem es mir schicklicher war, bald des einen bald des andern Nahmens bediente. Du siehest, lieber Lucian, daſs ich wenigstens ziemlich unschuldig zu dem Nahmen gekommen bin, der dir zu einer mir nicht sehr rühmlichen Vergleichung meiner Wenigkeit mit Homers Ägyptischem Meergotte geholfen hat.

LUCIAN.

Desto besser, lieber Peregrinus Proteus, desto besser! Um so mehr habe ich Hoffnung, zu hören, daſs du zu einigen andern noch weniger schmeichelhaften Beynahmen, womit der Ruf deine Jugend angeschmitzt hat, eben so unschuldig gekommen bist.

PEREGRIN.

Du wirst — und kannst in der Lage, worin wir uns befinden — nichts als die reine Wahrheit von mir hören.

LUCIAN.

Das versteht sich. Also nur weiter, wenn ich bitten darf.

PEREGRIN.

Die Natur hatte mich zu einer glücklichen Gestalt und Gesichtsbildung mit einer sehr zarten Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke, und mit einer äuſserst beweglichen, warmen und wirksamen Einbildungskraft beschenkt. Bey einer solchen Anlage konnte es wohl nicht anders seyn, als daſs Homer, mit dessen Rhapsodien meine litterarische Erziehung, der Gewohnheit nach, angefangen wurde, unbeschreiblich auf meine Imaginazion wirkte; vornehmlich alles Wunderbare, die Götterscenen auf dem Olymp und auf der Erde, und die Feerey der Odyssee. Mein Pädagog, der nichts als Wörter, Redensarten und Dialekte, grammatische und rhetorische Figuren, Mythologie, alte Geschichte und Geografie — und auch dieſs alles nur mit den Augen eines stumpfsinnigen Pedanten in dem Dichter sah, trug nichts dazu bey, die Art, wie dieser auf mich wirkte, zu begünstigen oder zu berichtigen, zu verstärken oder zu schwächen. Da er in meinem

Gedächtniſs alles fand, was seine stolzesten Erwartungen befriedigte, so pries er bey allen Gelegenheiten nur meine Gelehrigkeit an, und that sich nicht wenig darauf zu gut, daſs ich eine Menge groſser Stellen aus allen Gesängen, das ganze Verzeichniſs der Schiffe, die Nekyomantie, den Tod der Freyer und dergleichen, trotz einem Rhapsodisten von Profession herdeklamieren konnte, und nicht nur alle Trojaner, die von Diomedens oder Achillens Hand gefallen waren, mit Nahmen zu nennen, sondern sogar die Wunden, die jeder empfangen, so genau anzugeben wuſste, als ob ich Feldarzt im Griechischen Lager gewesen wäre. Um alles übrige, und wie oder wodurch Homer zu viel oder zu wenig, zu meinem Vortheil oder Nachtheil, auf mich wirken möchte, blieb er um so unbekümmerter, da er von einem Schaden, den ich dadurch leiden könnte, eben so wenig als von der Behandlung, die in dem einen und andern Falle nöthig war, die leiseste Ahndung hatte.

Mein Groſsvater trug allzu viel zu der ersten Bildung meiner Seele bey, als daſs ich mich überheben könnte, dich etwas genauer mit ihm bekannt zu machen. Er war einer von den eben so unschädlichen als unnützlichen Sterblichen, die, weil sie selbst wenig von der Welt fordern, sich berechtigt halten, noch etwas weniger für sie zu thun als sie von ihr erwarten. Im Genuſs eines mäſsigen aber seinen Aufwand noch immer übersteigenden Erbgutes hatte er binnen mehr als siebzig Jahren, die er verlebte, oder, eigentlicher zu reden, verträumte, nie einen Finger gerührt es zu vergröſsern, noch einen Augenblick dazu verwandt, eine Vergleichung zwischen ihm selbst und seinen reichern Nachbarn zum geringsten Nachtheil seiner Leibes- und Gemüthsruhe anzustellen. Er liebte zwar das Vergnügen, aber nur in so fern es seiner Trägheit nicht zu viel kostete: und weil man, auſser den Stunden der Mahlzeit und des Bades, doch nicht immer auf seinem Ruhebettchen oder an einer rieselnden Quelle schlummern, oder dem Lauf der Wolken und dem Tanz der Mücken in der Abendsonne zusehen kann; so hatte er sich zum Zeitvertreib eine Art von Filosofie und Litteratur ausgewählt, die seiner Gemächlichkeit die zuträglichste war, und die Stelle dessen, was bey andern Menschen Beschäftigung des Geistes ist, bey ihm vertrat.

Der Zufall, der im menschlichen Leben so viel entscheidet, hatte ihn in seinen jüngern Jahren etlichemahl mit dem berühmten Apollonius von Tyana zusammen gebracht, und die Eindrücke, die dieser aufserordentliche Mann auf sein Gemüth machte, waren stark genug gewesen, um sich bis ins hohe Alter beynahe in immer gleichem Grade der Lebhaftigkeit zu erhalten. Der einzige Mann, von dem ich ihn jemahls mit einer Art von Begeisterung sprechen hörte, war Apollonius. Apollonius war ihm das höchste Ideal menschlicher oder vielmehr übermenschlicher Vollkommenheit; denn es war aus dem Tone, worin er von ihm sprach, leicht zu merken, dafs er ihn für irgend einen Mensch gewordnen Gott oder Genius hielt; und in der That hatte es dieser neue Pythagoras bey allen seinen Handlungen und Reden darauf angelegt, eine solche Meinung von sich zu erwecken und zu unterhalten.

Indessen fand doch mein Grofsvater keinen Beruf in sich, die Zahl der sieben Jünger zu vermehren, welche Apollonius vor seiner Reise nach Indien immer um sich zu haben pflegte. Alles was der vermeinte Gottmensch auf ihn wirkte, war, daſs die Neugier für auſserordentliche Dinge, die ein so wesentlicher Karakterzug aller trägen Menschen ist, eine bestimmtere Richtung bey ihm erhielt, und zu einer erklärten Liebhaberey für das wurde, was man in unsrer Zeit Pythagorische Filosofie nannte. Proteus, dessen Sache nicht war, in den Geist der Filosofie eines Pythagoras einzudringen, machte sich einen so weiten und willkührlichen Begriff von derselben, daſs alles echte und unechte Platz darin hatte, was dem Ägyptischen Hermes, dem Baktrianischen Zoroaster, dem Indischen Buddas, dem Hyperborischen Abaris, dem Thrazischen Orfeus, und allen andern Wundermännern des Alterthums von der Sage zugeschrieben oder von verschmitzten Betrügern untergeschoben wurde. Er sammelte sich nach und nach einen ansehnlichen Schatz von groſsen und kleinen Büchern, theosofischen, astrologischen, traum - und zeichendeuterischen, magischen, mit Einem Worte, übernatürlichen Inhalts — auf Pergament, Ägyptischem und Serischem Papier, Palmblättern und Baumrinden geschrieben, — über Götter und Geister, — über die verschiednen Arten ihrer Erscheinungen und Einwirkungen, über ihre geheimen Nahmen und Signaturen, über die Mysterien, wodurch man sich die guten Geister gewogen und die bösen unterthänig machen könne, — über die Kunst Talismane und Zauberringe zu verfertigen, über den Stein der Weisen, die Sprache der Vögel, — kurz über alle Schimären, womit Griechische und barbarische Beutelschneider, so genannte Kaldäer, herum ziehende Bettelpriester der Isis oder der groſsen Göttermutter, und andere Schlauköpfe von diesem Schlage, die gern betrogene Leichtgläubigkeit müſsiger Thoren zu unterhalten und zinsbar zu machen wuſsten. Je seltsamer, dunkler und räthselhafter diese Schriften klangen, desto höher stieg ihr Werth bey ihm; und waren sie vollends in lauter Hieroglyfen geschrieben, so glaubte er ein paar Blätter, zumahl wenn sie etwas mufficht rochen und ein Ansehn von moderndem Alterthum hatten, um hundert und mehr Drachmen noch sehr wohlfeil bezahlt zu haben.

Bey allem dem war es natürlich, daſs die Indolenz des guten Proteus sich auch nach einer leichtern und verdaulichern Nahrung sehnte; und daher machten alle Arten von Wundergeschichten, Götter- und Heldenlegenden, Geistermährchen, Milesische Fabeln und dergleichen, keinen kleinen Theil seiner Bibliothek und seine gewöhnliche Erhohlung aus, wenn er sich an dem vergeblichen Versuch, in jenen geheimniſsvollen Schriften klar zu sehen, ermüdet hatte. Glücklicher Weise für ihn waren die Eindrücke, die diese Lesereyen auf seine Einbildungskraft machten, flüchtig genug, daſs er sie der Reihe nach zwanzigmahl durchlesen konnte, und jedesmahl wieder ungefähr eben so viel Reitz darin fand, als eine Seele wie die seinige nöthig hatte, um in diesen Mittelstand von Traum und Wachen versetzt zu werden, worin er seine einsamen Stunden am liebsten hinzubringen pflegte. Dieses Mittel, sich selbst auf eine angenehme Art um seine Zeit zu betrügen, reichte um so eher zu, da in der That, ungeachtet er fast alle Gemeinschaft mit den Parianern abgebrochen hatte, wenige Tage oder Wochen im Jahre vergingen, wo er sich ganz allein gesehen hätte. Denn seine bald genug bekannt gewordene Neigung zu den geheimen Wissenschaften und Künsten zog ihm eine Menge Besuche von Fremden zu, die das ihrige zu Befriedigung derselben beytragen wollten. Herum ziehende Kaldäer und Magier, reisende Pythagoräer, und Leute, die mit der Art von Handschriften, auf die er so erpicht war, handelten, gingen bey ihm immer ab und zu; selten fehlte es ihm an dem einen oder andern Tischgenossen dieser Art, und es würde einem, der ihre Tischreden aufgeschrieben hätte, ein leichtes gewesen seyn, in kurzer Zeit ganze Karren voll solcher Konversazionen zusammen zu bringen, wie du eine in deinem Lügenfreunde verewiget hast. In den letzten Jahren seines Lebens lieſs er sich von einem Hermetischen Adepten überreden, eine geheime Werkstätte in seinem Hause anzulegen, worin Tag und Nacht an dem groſsen Werke, das man in spätern Zeiten den Stein der Weisen nannte, gearbeitet wurde. Zu gutem Glücke starb er noch zeitig genug, um den Plan des Adepten zu vereiteln, der ſich wahrſcheinlich mit guter Art zum Erben des alten Mannes zu machen hoffte.

Du ſieheſt leicht, lieber Lucian, was die Erziehung in dem Hauſe eines ſolchen Groſsvaters bey einem jungen Menſchen mit einer Anlage wie die meinige natürlicher Weiſe für Folgen haben muſste. Dazu kam noch, daſs ich der Liebling des alten Proteus war, und daſs er ſich eine eigne Freude daraus machte, mich ſo gut er konnte und wuſste in den Geheimniſſen ſeiner Filoſofie zu iniziieren. Sein Muſeum ſtand mir immer offen; ich muſste ihm oft, wenn er auf ſeinem Ruhebette lag, vorleſen, und er fand groſses Behagen daran, aus meiner Neugier für dieſe Dinge, und aus der Leichtigkeit womit ich mich in alles zu finden wuſste, zu augurieren, daſs dereinſt (wie er ſich ausdrückte) ein groſser Mann aus mir werden würde. Das einzige, was er nicht an mir bemerkte, war der Unterſchied, der bey aller dieſer anſcheinenden Sympathie zwiſchen ſeiner und meiner Sinnesart vorwaltete. Ihm war das Wunderbare nichts als eine Puppe, womit seine immer kindisch bleibende Seele spielte; bey mir wurde es der Gegenstand der ganzen Energie meines Wesens. Was bey ihm Träumerey und Mährchen war, füllte mein Gemüth mit schwellenden Ahndungen und helldunkeln Gefühlen groſser Realitäten, deren schwärmerische Verfolgung meine Gedanken Tag und Nacht beschäftigte. Er belustigte sich an filosofischen Bildern, Räthseln und Hieroglyfen, wie ein Kind an bunten Blumen oder Schmetterlingen Freude hat; Ich bestrebte mich in ihren tiefsten Sinn einzudringen: kurz, Er liebte das Auſserordentliche, weil es den ewigen Schlummer seiner natürlichen Trägheit durch angenehme Träume unterbrach, und Ich brannte schon als ein Mittelding von Knabe und Jüngling vor Begierde, diese auſserordentlichen Dinge selbst zu erfahren und zu verrichten.

LUCIAN.

Oder, mit andern Worten, der Unterschied zwischen euch war der: dein Groſsvater las die Geschichte der Abenteurer zum Zeitvertreib, und Du machtest alle mögliche

Anstalten selbst auf Abenteuer auszuziehen. Allerdings ein sehr wesentlicher Unterschied, und wovon du in deinem ganzen Leben die Folgen stark empfunden hast.

PEREGRIN.

Ohne mich jemahls eine derselben gereuen zu lassen.

LUCIAN.

Um Verzeihung, daſs ich dich unterbrochen habe! Es soll ohne Noth nicht wieder geschehen. Fahre immer fort, ich bin lauter Ohr.

PEREGRIN.

In der Bibliothek meines Groſsvaters befand sich auch das Buch des Empedokles von der Natur, verschiedene Dialogen von Plato und einige kleine Schriften des Heraklitus. Weil es gerade die einzigen waren, die er nicht zu lesen pflegte, so mochten sie, dicht mit Staube bedeckt, hinter einem Vorhang von Spinneweben schon zwanzig oder dreyſsig Jahre ruhig gelegen haben, als ihm einst, da er um etwas Neues verlegen war, zufälliger Weise Platons Gastmahl, als ein Werkchen, das sehr sinnreich und unterhaltend seyn sollte, vor die Stirne kam. Ich muſste es hohlen, und ihm, da er nach einer tüchtigen Mahlzeit aus dem Bade kam, an seinem Ruhebette vorlesen. So lange Fädrus, Pausanias, Eryximachus und Aristofanes ihre Meinungen von der Liebe vortrugen, ging es ziemlich gut; der letzte machte ihn sogar, mit seiner komischen Hypothese über die ursprüngliche Natur der Menschen und die wahre Ursache der verschiedenen Arten von Liebe, mehr als Einmahl laut auflachen. Bey der eleganten Hymne, die der schöne Agathon dem Amor singt, fing er mitunter zu gähnen an: aber wie endlich Sokrates das Wort nimmt, und nach einer Disputazion in seiner eigenen Manier, die mein Alter sehr langweilig fand, der Gesellschaft den Unterricht mittheilt, den er ehemahls von der Profetin Diotima über die Liebe und die Kunst zu lieben empfangen zu haben vorgiebt; schlief er unvermerkt so fest ein, daſs ich Zeit hatte, diesen Theil des Symposions, der sich meiner ganzen Aufmerksamkeit bemächtigte, zwey - oder dreymahl wieder zu lesen, bevor er wieder aufwachte. Ich selbst begab mich nicht eher zur Ruhe, bis ich noch in derselben Nacht diese Rede der Diotima heimlich abgeschrieben hatte; und als ich am folgenden Morgen, wie ich das Buch an seinen Ort zurück trug, seine Mitverbannten in eben demselben Winkel liegen sah, und aus den bloſsen Titeln und Nahmen der Verfasser von der Wichtigkeit des gefundenen Schatzes urtheilte, nahm ich sie alle mit, und verwandte von Stund' an keinen Augenblick, über den ich Meister war, auf etwas andres, als diese Schriften zu lesen, wieder zu lesen, zu durchdenken, zu vergleichen, und aus den Ideen, die sie in mir entwickelten, wo möglich ein Ganzes in mir selbst zu bilden. Mein bisheriges Leben schien mir dem Zustand eines Menschen zu gleichen, über dem, nachdem er lange bey schwachem Mondschein in einem dicht verwachsenen Walde herum tappte, die Morgendämmerung aufzugehen anfängt. Aber nun ward es auf einmahl Tag und Sonnenschein in meiner Seele. Sie wurde Anfangs dadurch geblendet, stärkte sich aber unvermerkt durch das

Lichtbad selbst, worin sie zu schwimmen glaubte, und erstaunte, sich auf einer Höhe zu finden, wo sie, von der reinsten Himmelsluft umflossen, in eine unermeſsliche Welt voll Schönheit hinaus sah, und in dem Wonnegefühl ihrer eigenen Freyheit, Kraft und Gröſse sich wie vergöttert fühlte.

LUCIAN.

Deine Seele, lieber Peregrin, muſs (mit der ehrwürdigen Profetin Diotima zu reden) von einer ganz erstaunlichen Fruchtbarkeit gewesen seyn, da sie nur die Berührung eines Plato, Empedokles und Heraklitus nöthig hatte, um auf einmahl von einer ganzen Welt voll Licht und Schönheit entbunden zu werden.

PEREGRIN.

Wenn dieſs nicht Scherz wäre, Lucian, so würde ich sagen, die Einwirkung dieser Weisen auf mein Innerstes könnte eher mit einem Funken, den der Stahl aus einem Feuerstein schlägt, verglichen werden. Denn was sie in mir entzündeten, war im Grunde nur eine einzige aber unauslöschliche Flamme.

die von diesem Augenblick an die Quelle alles Lichts und Lebens in mir wurde. Oder, um mich noch genauer auszudrücken, mir war, da diese Flamme in mir hervorbrach, als ob eine dunkle dichte Rinde, die mein Wesen bisher umschlossen hätte, plötzlich von mir abfiele; ich erblickte mich nicht mehr in einem Spiegel auſser mir, sondern in mir selbst, erkannte mich selbst zum ersten Mahl, und bedurfte von diesem Augenblick an keines Pythagoras oder Platons mehr dazu; so wenig, als die Sonne einer fremden Beleuchtung und Erhitzung bedarf, um lauter Licht und Feuer zu seyn.

LUCIAN.

Ich bekenne dir unverhohlen, Freund Peregrin, daſs ich meines Orts noch einiges fremden Lichtes nöthig hätte, um zu verstehen was du mir hier offenbarest. Allem Ansehn nach muſs mein Wesen seine alten Schalen und Rinden noch nicht alle durchbrochen haben.

PEREGRIN.

Das könnte leicht seyn, lieber Lucian. Doch vielleicht kann ich dir durch ein einziges Wort verständlicher werden. Du erinnerst dich vermuthlich, da du Platons Symposion gelesen hast, was Diotima von der Liebe als einem Dämon, das ist nach ihrer Erklärung, einem Mittelwesen zwischen der sterblichen und unsterblichen Natur, spricht. So einleuchtend mir diese Theorie war, die ich (wie beynahe alle Platonischen Begriffe) immer in mir geahndet zu haben glaubte, so sah ich doch Anfangs diesen Dämon der Liebe noch auſser mir; nur daſs er mir, durch eine sonderbare Art von Täuschung, immer näher zu kommen, immer anschaulicher zu werden schien. Die Rinde, von der ich dir sagte, wurde immer dünner, und in eben diesem Maſse ward es auch immer heller in meinem Inwendigen; kurz, sie wurde endlich so dünn, daſs ein einziger Vers des Empedokles, der mir zufälliger Weise in die Augen fiel, genug war, sie ganz zu zersprengen. Nun fühlte ich mich gleichsam von mir selbst entbunden, fühlte, daſs der Dämon der weisen Diotima in mir, oder vielmehr, daſs ich selbst der Dämon sey, der keiner Vermittlung eines dritten, sondern bloſs des ihm eigenen ewigen Verlangens und Aufstrebens nach dem höchsten Schönen und Vollkommnen nöthig habe, um im Genuſs desselben Eudämon, das ist, der reinsten Wonne, deren ein Dämon fähig ist, theilhaftig zu seyn, und im Genuſs des Göttlichen sich selbst vergöttert zu fühlen.

LUCIAN.

Ich fange an zu besorgen, daſs, um die erhabenen Dinge, die du mir sagst, zu fassen, ein eigener Sinn erfordert werde, womit die Natur mich zu versehen vergessen haben muſs.

PEREGRIN.

Es ist nichts als die Rinde, die du noch nicht ganz durchbrochen hast, Lucian.

LUCIAN.

Wie es auch damit seyn mag, so muſs ich dich bitten, wenn du in deiner Geschichte fortfahren willst, dich so nahe als dir immer möglich ist an meine Rinde zu halten, und eine Sprache mit mir zu reden, die ich verstehe, wenn du willst daſs es nicht eben so viel sey, als ob du bloſs mit dir selbst sprachest.

PEREGRIN.

Was ich gesagt habe, schien mir die einfachste Sache von der Welt zu seyn. Aber sey ruhig, Lucian! es wird, so wie ich in meiner Erzählung fortfahre, immer heller um mich her werden, und ich bin nun nahe an einigen Begebenheiten meiner Jugend, die, wiewohl du sie ehemahls in einem falschen Lichte gesehen hast, doch so beschaffen sind, daſs man nur ein ganz gewöhnlicher Mensch zu seyn braucht, sowohl um solche Abenteuer zu haben, als um zu begreifen, wie es damit zuging.

Ich hatte kaum das achtzehnte Jahr zurückgelegt, als mein Groſsvater starb, nachdem er mich in seinem letzten Willen zum einzigen Erben seiner Verlassenschaft eingesetzt hatte. Ich sah mich nun im Besitz eines weit gröſsern Vermögens, als ich brauchte um unabhängig zu leben; und mein erster Gedanke war, Parium zu verlassen, und mich auf Reisen zu begeben, nicht sowohl um das was man die Welt nennt zu sehen, (die mich damahls wenig kümmerte) als um Menschen zu suchen, die, wie ich, von der göttlichen Liebe der Vollkommenheit entbrannt, in dieser innigen Gemeinschaft und Vereinigung der Seelen mit mir leben könnten, die ich mir — vermöge einer mir selbst unbekannten Vermischung des Instinkts meines damahligen Alters mit dem Bedürfniſs meines Herzens — als einen wesentlichen Theil der höchsten Eudämonie vorstellte. Aber die Geschäfte, die ich meiner Erbschaft halben vorher abzuthun hatte, hielten mich, wegen Abwesenheit meines Vaters, unter dessen Vormundschaft ich stand, noch ein ganzes Jahr in Parium zurück; und in diesem Zeitraume begegnete mir das Abenteuer, das dein Ungenannter in der schönen Lobrede, die er mir zu Elis hielt, so übel verunstaltet hat, daſs ich, wofern mein Nahme nicht dabey genannt wäre, nie hätte vermuthen können der unglückliche Held dieses Mährchens zu seyn.

Während der ersten Jahre meines Lebens, die ich unter der Aufsicht meiner Mutter zubrachte, befand sich ein junges Mädchen in unserm Hause, die, als das einzige Kind einer verstorbenen Schwester meines Vaters, unter seiner Vormundschaft von meiner Mutter erzogen wurde. Sie war nur ein Jahr älter als ich, und da sie eine Tochter vom Hause vorstellte, so wurden wir unvermerkt gewohnt, uns als Bruder und Schwester zu betrachten. Die kindische Liebe, die sich zwischen uns entspann, war um so unbedeutender, da ich mit dem siebenten Jahre in das Haus meines Groſsvaters versetzt wurde, und von dieser Zeit an nur selten in die Stadt kam.

Kallippe (so hieſs die Nichte meines Vaters) erwuchs indessen nach und nach zu dem schönsten Mädchen in Parium. Ich sah sie bis zum Tode meiner Mutter von Zeit zu Zeit; aber wiewohl ich etwas für sie empfand, das der Anlage zu einer künftigen Leidenschaft ähnlich sah, so war ich doch noch viel zu jung, um recht zu wissen was ich fühlte, oder auch etwas andres für sie zu fühlen, als was unsrer nahen Verwandtschaft ganz anständig war; Kallippe hingegen, die um diese Zeit schon das funfzehnte Jahr angetreten, hatte mit demselben auch die Sinnesart eines Mädchens von diesem Alter angenommen, und betrachtete mich als einen Knaben, dem man ohne alle Gefahr liebkosen könne.

Bald darauf glaubte mein Vater dieses einzige Kind einer Schwester, die er sehr geliebt hatte, aufs glücklichste versorgt zu haben, indem er sie an einen der reichsten und angesehensten Männer in Parium verheirathete, ohne weder auf die Untugenden seiner Gemüthsart und Sitten, noch auf den grofsen Abstand seiner Jahre von den ihrigen die geringste Rücksicht zu nehmen. Von dieser Zeit an verlor sich meine Base Kallippe unvermerkt aus meinem Gesichtskreise; ich bekam sie nicht mehr zu sehen, und bekümmerte mich, in der Meinung dafs sie mit ihrem Loose zufrieden sey, nicht weiter um sie, bis nach meines Grofsvaters Tode die Angelegenheiten seiner Verlassenschaft mich nöthigten, einige Monate in der Stadt zuzubringen.

Hier hörte ich, dafs mein Vater seine Absicht, Kallippen glücklich zu machen, nicht leicht ärger hätte verfehlen können. Jedermann sprach von ihr als einer Frau, welche die schönsten Jahre ihres Lebens unter dem Druck eines unempfindlichen, finstern, kargen und eifersüchtigen Tyrannen zu schmachten verurtheilt sey; jedermann bedauerte sie, und alle Stimmen waren gegen den Mann, der einer solchen Frau übel zu begegnen fähig sey. Ich kannte den Lauf der Welt zu wenig, um etwas von der Sache zu begreifen; ich sann hin und her, verwarf aber meine Anschläge immer wieder als unschicklich und unausführbar. Vor allem schien mir nöthig, sie selbst zu sprechen: aber die kaltsinnige Höflichkeit und argwöhnische Vorsicht des alten Menekrates wuſste es immer so einzurichten, daſs ich keine Gelegenheit dazu finden konnte.

Endlich erfuhr ich von einer jungen Sklavin, der einzigen auf deren Treue Kallippe ein unumschränktes Vertrauen setzte, daſs ihre Gebieterin nichts sehnlicher wünsche als mich zu sprechen, indem sie mir Sachen von der gröſsten Wichtigkeit zu entdecken hätte. Bey einer solchen Übereinstimmung unsrer Wünsche war es nur noch um die Ausführung, nehmlich um eine geheime Zusammenkunft zu thun, die aber, in der Lage worin sich Kallippe befand, nothwendig so behutsam veranstaltet werden muſste, daſs weder ihr Mann noch die Nachbarn noch die übrigen Hausgenossen auch nur die leiseste Ahndung davon haben könnten. Auch hier fehlte es nicht an meinem guten Willen: aber wenn Kallippe und ihre Sklavin nicht erfindsamer oder dreister als ich gewesen wären, so möchte es wohl immer dabey geblieben seyn; denn selbst das gewöhnlichste, was in solchen Fällen zu thun ist, kam mir gar nicht in den Sinn. Dafür lieſs ich mich desto williger von der weiblichen Klugheit leiten; und so wurde endlich, nachdem verschiedene andere Vorschläge als gefährlich oder unthulich verworfen worden, beschlossen, daſs man eine kurze Abwesenheit des Menekrates benutzen wollte, um mich in der Stille der Nacht durch eine kleine Gartenthür in ein Kabinet zu bringen, wo ich meine Base finden würde.

LUCIAN.

Natürlicher Weise gewinnt die Sache unter allen diesen Umständen eine ganz andere

Gestalt; und doch, wenn der Zufall gegen uns ist, nehmen weder die Gesetze noch die Welt auf solche Umstände Rücksicht.

PEREGRIN.

Nur zu wahr. Aber für mich gab es keine Gesetze; oder vielmehr, da ich mein Gesetz in mir selbst hatte, so dachte ich nicht an die Gesetze von Parium. Und was ist das Urtheil der Welt einem Menschen, der nach dem Beyfall höherer Zeugen strebt, die seinem innern Auge so gegenwärtig sind, als ob sie auch dem äuſsern sichtbar wären! Ich dachte nichts als eine Pflicht zu erfüllen, und in der Wahl der Mittel mich bloſs der Nothwendigkeit zu unterwerfen, der die Götter selbst unterthan sind.

LUCIAN.

So weit begreife ich alles. Was mich wundert ist bloſs, ob ich den Erfolg errathen habe oder nicht. Die Gelegenheit ist eine gefährliche Versucherin, und ich glaube aus Erfahrung zu wissen, was in solchen Fällen möglich oder unmöglich ist

PEREGRIN.

Die Schlüsse, die man aus seinen eignen Erfahrungen auf das, was andere in ähnlichen Fällen gethan haben oder thun werden, macht, sind schon trüglich; wie sehr müssen es erst die seyn, die man von dem was meistens geschieht, auf das was möglich ist, macht! Indessen zweifle ich keinen Augenblick, lieber Lucian, daſs ich mit einer Art von Gewiſsheit sagen könnte, wie Du dich an meiner Stelle aus der Sache gezogen hättest: aber daſs du dieſs mit eben so vieler Gewiſsheit von mir sagen könntest, daran zweifle ich, mit deiner Erlaubniſs.

LUCIAN.

Du hast Recht, Peregrin! Ich war immer nur ein gewöhnlicher Mensch, und von einem gewöhnlichen Menschen läſst sich freylich nicht auf einen Dämon schlieſsen. Und doch sollte michs nicht befremden, wenn auch einem Dämon (zumahl einem dessen Natur Lieben ist) in dem Körper eines blühenden Jünglings von achtzehn Jahren, der sich mit einer schönen, zärtlichen und betrübten jungen Base von neunzehn in der Stille der Nacht

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13022/032

in einem Gartenkabinet eingeschlossen findet, unvermerkt eben so zu Muthe würde, als wenn er ein Mensch wie andre wäre.

PEREGRIN.

Auch in meinen Augen würde es kein groſses Wunder seyn. Höre also was sich zutrug. Unsre Zusammenkunft ging durch die schlaue Veranstaltung der getreuen Sklavin glücklich von Statten. Die erste Überraschung war auf beiden Seiten nicht gering, da Ich Kallippen zum ersten Mahl in der vollen Reife der Schönheit und Jugend, und Sie den Knaben von vierzehn, den sie vor vier Jahren zum letzten Mahle gesehen hatte, in einen hoch aufgeschoſsnen Jüngling verwandelt sah, an dessen Blüthe noch kein Wurm genagt hatte, und dem ein sonderbares Gemisch von Sanftheit und Feuer, von Heiterkeit und Ernst, das Ansehen eines weit reifern Alters gab, ohne dem, was die Jugend empfehlendes hat, nachtheilig zu seyn. Die einzige Lampe, die das Kabinet beleuchtete, trug wohl auch das ihrige bey, daſs unser mit so geheimniſsvollen Umständen verbundenes Wiedersehen mehr das Schauerliche einer unverhofften Erscheinung, als das Freudige einer veranstalteten Zusammenkunft hatte. Indessen faſsten wir uns bald wieder, und Kallippe fing die Unterredung mit Entschuldigung und Rechtfertigung des sonderbaren Schrittes, wozu sie sich gezwungen sähe, an. Natürlich führte dieſs zu einer umständlichen Ausführung der groſsen Beschwerden, die sie über ihren Tyrannen zu führen hatte; wobey die schöne Klägerin weder Redefiguren noch Thränen sparte, um das Mitleiden des jungen Menschen zu gewinnen, den sie zum Richter oder vielleicht zum Rächer ihrer Leiden machen wollte. Sie schien alle Fragen, die ich an sie thun konnte, voraus gesehen zu haben, mit so vieler Leichtigkeit antwortete sie auf alles; und sie beschloſs endlich mit verschiedenen geheimen Aufträgen, theils an meinen abwesenden Vater, theils gewisse Familienumstände, die eine Beziehung auf ihre eignen hatten, betreffend, welche eine zweyte und dritte Zusammenkunft vorbereiteten und ganz ungezwungen herbey brachten.

Hätte ich damahls schon die Menschenkenntniſs haben können, die uns eine

Erfahrung von dreyſsig oder vierzig Jahren verschafft, so könnte mir vielleicht das Betragen der schönen Kallippe einigen Argwohn gegeben haben; und wäre ich gesinnt gewesen, wie beynahe jeder andere in meinem damahligen Alter, so würde ich mich an allen Grazien zu versündigen geglaubt haben, wenn ich eine so gute Gelegenheit aus den Händen hätte schlüpfen lassen. Aber bey mir war weder das eine noch das andere möglich. Wie sichtbar auch die Schlingen waren, die meiner unerfahrnen Unschuld gelegt wurden, ich sahe sie nicht, weil ich nicht mehr Begriff von Schlingen hatte als ein neu ausgebrüteter Vogel; und vor Nachstellungen von mir hätte die schöne Kallippe nicht sicherer seyn können, wenn sie eine Priesterin der Diana oder meine leibliche Schwester gewesen wäre. Jede Frau oder Jungfrau war in meinen Augen ein heiliges Gefäſs im Tempel der Natur, desto heiliger und unverletzlicher, je schöner sie war. Wie sehr muſste es mir also die Gemahlin des Menekrates seyn, die durch Anverwandtschaft, Schönheit und Unglück ein dreyfaches Recht an meine Theilnehmung, meine Ehrfurcht und meine Dienste hatte!

LUCIAN.

Wunderbarer Mensch!

PEREGRIN.

Ich sehe, mit deiner Erlaubniſs, hier nichts Wunderbares; vielmehr wär' es ein Wunder gewesen, wenn ich anders gedacht hätte. Meine Erziehung hatte meinen Leib und meine Seele vor aller Verderbniſs, zumahl vor allzu früher Erweckung und willkührlicher Reitzung des Instinkts, verwahrt. Meine Einbildung war so rein wie meine Sinne; und die Liebe des höchsten Schönen, die in dieser Epoke meines Lebens die Seele aller meiner Gedanken und Neigungen war, gab dem Eindruck, welchen schöne Gestalten auf mich machten, eine vom gewöhnlichen, was andre Erdensöhne erfahren, so verschiedene Tinktur, daſs auch die Wirkung desselben nothwendig sehr verschieden seyn muſste. Übrigens bitte ich dich nicht zu vergessen, daſs ich mir kein Verdienst daraus zu machen begehre, sondern die Sache bloſs erzähle wie sie war. Als ich mich von Kallippen entfernte, folgte mir zwar ihr Bild, aber ohne mir eine andere Unruhe zu verursachen, als die Sorge, ihre Aufträge so gut mir möglich war auszurichten.

LUCIAN.

Alles Feuer in deiner Natur mufste sich damahls in die höchste Region deiner Einbildungskraft hinauf gezogen haben.

PEREGRIN.

Doch nicht so ganz; denn ich läugne nicht, Kallippe wurde, mit jedem Mahle dafs ich sie sah, schöner und liebenswürdiger in meinen Augen: aber ich setzte noch immer nicht den geringsten Argwohn weder in mich selbst noch in sie, und fand nichts natürlicher, als dafs mein Wohlgefallen und meine Theilnahme an ihr immer lebhafter wurde, je liebenswürdiger sie mir erschien. War die Liebe zum Schönen meiner dämonischen Natur nicht eben so eigenthümlich als meiner Brust das Athemhohlen? Dafs auch Kallippe immer wärmer, und immer sinnreicher wurde neue Ursachen und Wege zu neuen geheimen Zusammenkünften auszudenken, bemerkte ich zwar, hielt es aber für eine so natürliche Folge der rechtmäfsigen Zuneigung zu einem nahen Anverwandten, den sie von Kindheit an wie einen Bruder anzusehen gewohnt war, daſs es mir gar nicht als etwas mögliches einfiel, wie die Tadelsucht selbst etwas daran zu tadeln finden könnte. Und war es ihr, in einer so verlaſsnen Lage als die ihrige, am Ende zu verdenken, wenn sie schwer daran ging sich des einzigen Trostes wieder zu berauben, der ihr einige Erleichterung ihres traurigen Zustandes verschaffte? — „Deine Gegenwart, deine Reden sind Nepenthe für mich, sagte sie mir einsmahls beym Abschied, mit einer Stimme die wie Musengesang in meiner Seele wiedertönte. — Ich vergesse in diesen stillen Augenblicken der Freundschaft daſs ich unglücklich bin: könntest du schon müde seyn, mir zuweilen eine Stunde zu schenken, die du nur dem Schlaf entziehest?“ — Ich hätte mich für einen Barbaren gehalten, Lucian, wenn ich dessen fähig gewesen wäre.

LUCIAN.

Ich wahrlich auch! Aber gestehe, daſs du um diese Zeit den unsichtbaren Pfeil schon in der Leber stecken hattest!

PEREGRIN.

Ich glaub' es selbst, Lucian; aber damahls wuſste, ahndete ich sogar nichts davon: und was mich nothwendig sicher machen muſste, war, daſs ich die Nacht, da wir uns wieder sehen sollten, immer mit eben so vieler Ruhe erwartete, als ich sie mit Vergnügen kommen sah.

Indessen darf ich einen neuen Umstand nicht unerwähnt lassen, der einige Veränderung in der Beschaffenheit unsrer Zusammenkünfte machen konnte. Weil Menekrates eine ziemliche Zeit lang nicht aus der Stadt kam, so wurde das Gartenkabinet für unsern fernern Gebrauch zu gefährlich befunden. Nach langem Überlegen was zu thun sey, sagte endlich die Sklavin mit der Miene einer Person, die auf einmahl das Wahre gefunden hat: Ich weiſs im ganzen Hause keinen Ort, wo wir so völlig vor jedem Überfalle sicher sind, als das Schlafzimmer meiner Gebieterin. — Da hast du Recht, versetzte Kallippe lächelnd; ich weiſs nicht, warum es mir nicht sogleich in den Sinn kam! — Aber — sagte ich etwas betroffen, Menekrates? —

O, der ist in Jahr und Tag mit keinem Fuſse über die Schwelle gekommen, und — hat seine Ursachen dazu, sagte die Sklavin. Ich schwieg, und es blieb fürs nächste Mahl bey Kallippens Schlafzimmer.

LUCIAN.

Ein schöner und bequemer Ort, ohne Zweifel; aber, beym Jupiter! der schlüpfrigste, den dein Platonischer Dämon zwischen Himmel und Erde finden konnte!

PEREGRIN.

Du wirst mich auch gar zu unschuldig nennen, Lucian, — genug, mir fiel das nicht ein. Wäre Kallippe bey dem Vorschlage roth geworden, hätte sie einige Bedenklichkeit geäuſsert, so möchte vielleicht auch in mir ein Zweifel über die Schicklichkeit der Sache rege geworden seyn: aber daſs sie so unbefangen, so schnell und so ruhig ihren Beyfall gab, lieſs mich in meiner natürlichen Sicherheit. Ich liebte zwar Kallippen, aber mit einer so jungfräulichen Unwissenheit, daſs ihr Schlafzimmer für mich nichts mehr war als jeder andere Ort. Und in der That hätte sie im innersten Heiligthum der Vesta nicht sichrer vor geheimen Absichten und Anschlägen auf ihre Unschuld von meiner Seite seyn können als in ihrem Schlafzimmer.

LUCIAN.

Was für ein schlauer kleiner Bube euer Dämon Amor ist, Peregrin! Wie er die guten arglosen Seelen durch seine kindisch unschuldige Miene zu locken weiſs! Und doch wette ich, das Schlafzimmer war die Ursache alles Unheils.

PEREGRIN.

Höre nur. Beynahe hätte ich noch einen kleinen Umstand vergessen, der auch nicht ganz unwichtig war, wiewohl ich damahls nicht auf ihn achtete. Die junge Sklavin war immer bey unsern Zusammenkünften gegenwärtig; Anfangs ohne sich einen Augenblick ganz zu entfernen; bey der zweyten und dritten ging sie ab und zu; in der Folge blieb sie bald kürzer bald länger aus, oft eine halbe Stunde, auch noch länger; aber alles so ungezwungen und absichtlos, daſs ich ihre Abwesenheit kaum gewahr wurde.

LUCIAN.

Die Spitzbübin!

PEREGRIN.

Es vergingen mehrere Tage, ehe ich wieder den gewöhnlichen Wink von ihr erhielt.

LUCIAN.

Auch das vielleicht nicht ohne Absicht — Aber Du merktest immer nichts?

PEREGRIN.

Gewiſs nicht, auſser daſs mir die Zeit doch länger vorkam als ich ungefähr gerechnet hatte. Ich fing an für Kallippen unruhig zu werden, als die Sklavin mir durch den gewöhnlichen Weg das zwischen uns abgeredete Zeichen gab. Es war eine ziemlich dunkele Nacht, und alles im Hause lag in tiefem Schlafe begraben, als ich durch den Garten zu einem niedrigen Fenster in das Haus herein gelassen wurde. Ich konnte mir selbst nicht recht sagen warum, aber zum ersten Mahle war mirs, als ob ich um diese Zeit nicht in diesem Hause seyn sollte.

Diese kleine Unruhe verschwand zwar in dem Augenblicke, da mir die schöne Kallippe in ihrem Zimmer mit Augen voll Dank und Liebe entgegen kam; doch kehrte sie von Zeit zu Zeit wieder, wiewohl ich sie zu unterdrücken suchte. Kallippe ward es endlich gewahr. Sie fragte mich nach der Ursache einer Unruhe, die sie noch nie an mir bemerkt hatte, und ich gestand ihr, daſs ich sie und mich weder in diesen Mauern noch in diesem Zimmer für sicher halten könne. — Ohne Zweifel schlagen unsre Herzen auch hier sympathetisch, sagte sie; du irrest dich nur in der Ursache. Auch mir, fuhr sie fort, (und mit einem zärtlich wehmüthigen Tone, der alle meine Nerven in antwortende Schwingungen setzte) auch mir ahndet daſs wir uns zum letzten Mahle sehen. Nicht als ob wir hier das mindeste zu befürchten hätten. Ich, liebster Proteus, zittre vor einer ganz andern Gefahr, der einzigen, die ich zu befürchten habe — Ich darf, ich kann dich nicht länger sehen. Frage mich nicht nach der Ursache — denn du bist unter allen Sterblichen der letzte, der sie wissen darf.

Diese mir ganz neue Sprache setzte mich in Erstaunen: aber Kallippe lieſs mir keine Zeit zu mir selbst zu kommen. Sie sagte mir, mit einem Ausdruck von Wahrheit und zugleich mit einer Sanftheit, die ihren Worten einen unbeschreiblichen Zauber gab, das zärtlichste was die erste Liebe einem gefühlvollen jungen Weib eingeben kann; und das Ende davon war die Wiederhohlung, daſs wir uns zum letzten Mahl gesehen hätten. Wir müssen scheiden, rief sie mit erstickter Stimme, indem sie ihre schönen Arme um meinen Hals wand — Lebe wohl, Proteus! und erinnere dich zuweilen — der Unglücklichen, die dich deiner und ihrer Tugend aufopfert! — Lebe wohl!

Ein so unvermutheter Sturm, auf mein Herz und meine Sinne zugleich, war zu stark um seine Wirkung zu verfehlen; aber es kam noch ein Umstand hinzu, der den Sieg der schönen Kallippe über den unerfahrnen Neuling entscheidend machen muſste. Sie war bey allen unsern Zusammenkünften immer äuſserst anständig gekleidet gewesen. Dieſs war sie, dem ersten Anblick nach, auch jetzt; nur für die heftigen Bewegungen des Schmerzes und der Liebe, denen sie sich in diesen Augenblicken des Scheidens überlieſs, zu leicht. Freylich war es eine sehr warme Sommernacht: aber für eine so zärtliche Abschiedsscene war eine Tunika, die ein einziger Seidenwurm hätte gesponnen haben können, gar zu dünn; und als die zärtliche Kallippe ihre Arme um meinen Nacken wand, und in einem Augenblicke, wo der Gedanke eines ewigen Scheidens sie auſser sich setzte, ihren Busen etwas zu heftig an den meinigen drückte, kam natürlicher Weise eine so duftartige Hülle in eine Unordnung, die in einem solchen Moment ihren Reitzen ein zu groſses Übergewicht über meine unverwahrten Sinne gab.

Was in diesem Augenblick in mir vorging, ist schwer zu beschreiben. Ein allgemeines Zittern überfiel mich, mir ward schwindlig und dunkel vor den Augen, und ich wäre, glaube ich, zu Boden getaumelt, wenn mich Kallippe nicht in ihren Armen aufgehalten, und zu ihrem Ruhebette geführt hätte, wo ich in kurzem wieder zu mir selbst kam, indessen sie, den rechten Arm noch immer um meinen Leib geschlungen, Augen auf mich heftete, die alles Feuer der Liebe in mich zu ergieſsen schienen. Die Sklavin war bey dieser Scene nicht zugegen; Kallippe muſste meinen Zufall nicht für gefährlich genug gehalten haben, sie um Hülfe zu rufen.

Die Götter mögen wissen, wie das alles sich geendigt hätte, wenn nicht in diesem Augenblick ein groſser Lärm im Hause uns auf einmahl aus unserm Taumel gerissen und genöthigt hätte, auf das, was auſser uns vorging, Acht zu geben. Wir sind verrathen, rief die bestürzte Kallippe, indem das Getümmel immer näher kam, und die donnernde Stimme des Menekrates sich bereits deutlich unterscheiden lieſs. Ich sprang auf, und brauchte mich nicht einen Augenblick zu besinnen, daſs auſser meinem plötzlichen Verschwinden kein Mittel sey die Dame und mich zu retten.

LUCIAN.

In solchen Fällen haben die Dämonen ohne Körper ein beneidenswürdiges Vorrecht.

PEREGRIN.

Ich lief an das Fenster, das in den Garten ging; aber, auſserdem daſs die Höhe für einen Sprung zu gefährlich war, sah ich den Garten von verschiedenen mit Knütteln und Stangen bewaffneten Sklaven besetzt, in deren Hände zu fallen noch gefährlicher schien. Ein anderes Fenster ging in einen kleinen Hof, der zu einem Holzbehältniſs zugerichtet und mit einem Schindeldache versehen war, das nahe an Kallippens Fenster reichte, und von welchem es nicht unmöglich schien, durch einen Sprung auf das ziemlich flache Dach des niedrigen Seitengebäudes eines benachbarten Hauses zu kommen. Das weitere muſste dem Zufall überlassen werden. Menekrates pochte inzwischen, mit einem so lauten und herrischen Befehl aufzumachen, an der verschloſsnen Thür des Schlafzimmers, daſs Kallippe, ohne den Verdacht zu vergröſsern, nicht länger verziehen konnte, sie zu öffnen. Ich wagte also den entscheidenden Sprung. Ich gelangte glücklich auf das benachbarte Dach, und von diesem in einen kleinen Garten, wo es mir nicht schwer fiel, über eine niedrige und baufällige Mauer in ein enges

Gäſschen herab zu glitschen, an dessen Ausgang ich mich vor der Hinterthür meines eigenen Hauses, und einen Augenblick darauf in der Freyheit befand, von einer Gefahr, deren bloſser Gedanke alle meine Haare empor richtete, wieder zu Athem zu kommen. Allerdings war es viel Glück, daſs ich meine so oft wiederhohlte Unvorsichtigkeit mit der bloſsen Angst, noch immer wohlfeil genug, bezahlte: indessen verhielt sich die ganze Sache wie ich dir erzählt habe; die Prügel und der Rettig waren bloſse Verzierungen, womit dein Ungenannter das Geschichtchen seinen Zuhörern interessanter zu machen hoffte.

LUCIAN.

Wahrscheinlich wartete beides auf dich, wenn dir dein guter Dämon nicht noch so glücklich durchgeholfen hätte. Übrigens sind diese Verzierungen, wie du wissen wirst, bey Geschichten dieser Art, wovon das Publikum meistens Etwas, aber selten die wahren Umstände erfährt, zu gewöhnlich, als daſs man dem Ungenannten ein groſses Verbrechen daraus machen könnte, sie, vielleicht ohne

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

hiſtoriſchen Grund, der bloſsen Wahrſcheinlichkeit zu Ehren hinzu gedichtet zu haben. — Aber wie erging es der armen Kallippe? Denn, wiewohl ich geſtehe, daſs ſie mir in dieſer ganzen Sache bey weitem nicht der unſchuldigſte Theil zu ſeyn ſcheint, ſo kann ich doch nicht umhin zu wünſchen, daſs ſie nicht zu hart für eine ſo verzeihliche Schwachheit gebüſst haben möchte.

PEREGRIN.

Es war ein Glück für ſie, daſs ihre Sklavin die Geliebte eines Freygelaſsnen war, welcher alles über den alten Menekrates vermochte, und ſie, indem er ſich für ihre Unſchuld verbürgte, von der angedrohten Tortur rettete, die ihr ohne Zweifel das Geſtändniſs der Wahrheit ausgepreſst haben würde. Kallippe, vielleicht nicht ſo unvorbereitet auf ſolche Scenen als ich ihr zutraute, war Meiſterin genug über ſich ſelbſt, um die Unwiſſende zu ſpielen; und da ſich nichts fand, was gegen ſie hätte zeugen können, ſo blieb ſie am Ende noch berechtiget, Genugthuung von ihrem Unholde zu verlangen, deſſen unzeitige Eiferſucht ihren ſanften

Schlummer gestört und ihre unbefleckte Ehre angeschmitzt hatte. Zu gutem Glücke war mein Vater eben wieder nach Hause gekommen. Ich entdeckte ihm den ganzen Hergang; er nahm sich seiner beleidigten Nichte an: und da beide Theile ihre Ursachen hatten, die Sachen nicht aufs äuſserste zu treiben und dem Gelispel der Parianer je eher je lieber ein Ende zu machen; so überlieſs Menekrates seiner Gemahlin die Freyheit, über sein Haus in der Stadt und über ihre Tugend nach eigenem Gutdünken zu schalten, und zog sich bald nachher auf eines seiner Landgüter zurück, während ich in aller Stille Anstalten traf, an eben demselben Tage nach Athen abzureisen.

Das sonderbare Vorgefühl, womit ich in die ehrwürdige Minervenstadt eintrat, — die Meinung von ihrem hohen Alterthume, das sich bis in der Götterzeit verlor, — die Heiligkeit eines Ortes, wo man keinen Schritt thun kann, ohne dem Denkmahl eines Gottes oder Heros oder merkwürdigen Menschen zu begegnen, — die Erinnerung an ihren ehemahligen Glanz, an alles was sie einst war, und was Griechenland, und durch dieses die ganze Welt ihr zu danken hat, — im Gegensatz mit ihrer jetzigen Stille und Ruhe, stimmte in den ersten Tagen meines Aufenthalts zu Athen meine vorhin schon wunderbar genug gestimmte Seele in einen Ton von Melankolie und Feierlichkeit, der mit dem leichten muntern Geiste der Athener einen starken Miſsklang machte. Wenig um diese letztern und um alles Unbedeutende was sie thaten, da sie nichts Bedeutendes mehr zu thun hatten, bekümmert, entzog ich mich beynahe aller Gesellschaft, hielt mich immer an den einsamsten Orten auf, besuchte den Keramikus, die Akademie, die Pökile, das Lyceon, nur in den frühen oder nächtlichen Stunden, wenn sonst niemand da zu sehen war: kurz, anstatt wie andere Leute in dem wirklichen Athen zu leben, schwebte ich bloſs wie ein abgeschiedener Geist über dem Grabe des groſsen und herrlichen Athen, das — nicht mehr war.

Die Schulen der Filosofen hatten damahls keinen aufzuweisen, der sich über das Gewöhnliche merklich erhoben hätte. Sogar unter denen, die sich mit dem Pythagorischen und Platonischen Kostum dekorierten, fand ich nicht Einen, von dem ich mich im geringsten angezogen gefühlt hätte. Da die Stadt, ihrer Gröſse ungeachtet, nur sehr mittelmäſsig, wie du weiſst, bevölkert war, und die Athener alle mögliche Muſse hatten, sich um alles zu bekümmern was sie nichts anging: so beschäftigte ich eine Zeit lang ihre Aufmerksamkeit und ihren Witz, und sie lieſsen es nicht an Epigrammen fehlen, zumahl da ihnen meine Lebensweise mit meiner Jugend und Gestalt sehr lächerlich abzustechen schien. Weil ich aber, ohne darauf zu achten, bey meiner Weise blieb, und nach Verlauf weniger Wochen in einem der nächst gelegenen Flecken ein Landhaus miethete; hörte ich bald auf, etwas Neues für sie zu seyn: und so wie ich ihnen aus den Augen kam, kümmerte sich niemand mehr um mein Daseyn, bis ein kleines Abenteuer, das dein Ungenannter zu Elis nicht vorbey gelassen, aber eben so übel zugerichtet hat wie die Liebesgeschichte mit Kallippen, mich auf eine sehr unangenehme Art wieder in Erinnerung bey ihnen brachte.

Der Zufall lieſs mich einst in einem Gehölz am Fuſse des Pentelikus einen Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren finden, der dürres Reisig zusammen las, und dessen ungewöhnliche Schönheit meine ganze Aufmerksamkeit an sich zog. Ich lieſs mich in ein Gespräch mit ihm ein, und bewunderte die Offenheit und Lebhaftigkeit seiner Antworten. Auf einmahl fiel mir die Anekdote von der ersten Bekanntschaft ein, welche Sokrates einst mit einem eben so schönen Knaben in einem engen Gäſschen von Athen gemacht hatte, und daſs unter der Leitung des Weisen und seines Genius aus diesem Knaben der berühmte Xenofon geworden war. Mein Waldknabe schien mir ein nicht weniger glückliches Naturell zu versprechen; ich beschloſs an ihm zu thun was Sokrates an dem jungen Xenofon gethan hatte, vergaſs aber unglücklicher Weise, daſs Sokrates damahls ein Mann von funfzig Jahren war, und ich kaum zwanzig zählte. Die Reinheit meiner Seele und die Unschuld meiner Absichten lieſsen mich an diesen Unterschied nicht denken; und es fiel mir — mir, der das Urtheil anderer Leute nie in Anschlag brachte — so wenig ein, daſs jemand an meinem guten Willen für diesen Knaben etwas tadelhaftes finden könnte, als wenn ich einen Vogel aus dem Walde mit nach Hause gebracht hätte, um ihn singen zu lehren. Ich hing damahls, ohne daſs mich meine kleine Erfahrung mit der schönen Kallippe behutsamer über diesen Punkt gemacht hätte, noch sehr stark an dem Platonischen Glauben, daſs die äuſsere Schönheit ein Widerschein der innern sey; und meine rasche Einbildung weissagte sich in meinem jungen Xenofon vielleicht einen künftigen zweyten Pythagoras oder Apollonius, ohne es nur für möglich zu halten, daſs es eben so wohl ein Alcibiades oder Kallias seyn könnte. Aber auſser dem Verdienste, das ich mir durch die Pflege einer so schönen Pflanze um die Menschheit zu machen hoffte, hatte ich noch die besondere Absicht, mir in ihm einen künftigen Gehülfen in den Mysterien der hohen Magie zu erziehen, die damahls das groſse Ziel meiner Wünsche und Gedanken war, und wozu ich die Pythagorische und Platonische Filosofie, welcher ich seit einiger Zeit mit groſsem Fleiſs obgelegen hatte, als eine Vorbereitung ansah. Die Schönheit und Unschuld des jungen Gabrias war eine sehr wesentliche Bedingung zu meinen Absichten, so wie seine Unwissenheit kein Hinderniſs derselben war. Denn je reiner ich seine Seele von erkünstelten Begriffen und falscher Wissenschaft fand, desto geschickter war sie, die Ideen aufzufassen, zu welchen ich sie nach und nach zu erheben hoffte.

Die Neigung, die den Knaben gleich Anfangs zu mir zu ziehen schien, verwandelte sich ziemlich schnell in eine so groſse Anhänglichkeit, daſs er mich bat, ihn als einen Menschen zu betrachten der mir gänzlich angehöre. Von dieser Zeit an lebte er einige Wochen beständig mit mir in dem vorerwähnten kleinen Landhause. Es zeigte sich indessen immer mehr, daſs meine Hoffnungen von der Anlage des jungen Gabrias zu voreilig gewesen waren. Seine Lebhaftigkeit war mit einem Leichtsinn und einem Hang zum Muthwillen und zur Sinnlichkeit verbunden, der ihn zum untauglichsten aller Menschen machte, in Mysterien eingeweiht zu werden, deren erste Stufe die

Reinigung der Seele von allen thierischen Neigungen ist.

So bald ich mich hiervon überzeugt hielt, verging mir alle Lust mich weiter mit ihm abzugeben. Hätte ich keine andere Zwecke mit ihm gehabt, als ihn zu einem leidlichen Bürger von Athen zu bilden, so war freylich die Hoffnung dazu nichts weniger als verloren; er konnte sogar werden was seine Landsleute einen liebenswürdigen Menschen hieſsen; denn er war der angenehmste Plauderer von der Welt, hatte Witz und drollige Einfälle, machte auf einen Blick das Lächerliche an einer Person oder Sache ausfündig, und besaſs die Gabe, anderer Leute Stimme, Geberden, Gang und übrige Eigenheiten nachzuahmen, in einem ungewöhnlichen Grade: aber für meine Absichten war er unverbesserlich, und ich suchte mich also je eher je lieber von ihm los zu machen. Dennoch wuſste er mich zwey- oder dreymahl durch seine auſserordentliche Liebe zu mir, die er meisterlich spielte und mit den zärtlichsten Liebkosungen begleitete, wieder dahin zu bringen, daſs ich ihn noch länger bey mir duldete: bis endlich sein Betragen (welches einem weniger Unerfahrnen schon lange hätte verdächtig seyn müssen) keinen Zweifel mehr übrig lieſs, daſs er sich an mir eben so sehr betrogen habe als ich mich an ihm.

Er wurde noch an demselben Tage aus dem Hause geworfen; aber auch an demselben Tage meldete sich ein alter schlecht gekleideter Mann mit einer Miene von böser Vorbedeutung, als Vater des jungen Gabrias, bey mir, beklagte sich mit groſser Heftigkeit, daſs ich seinen Sohn — das unschuldigste Kind von der Welt, eh' er in meine Hände gefallen sey — verführt hätte, und forderte Genugthuung deſswegen, wenn ich nicht wollte, daſs er seine Klage gegen mich noch in dieser Nacht im Areopagus laut erschallen lieſse. Ich merkte bald genug, daſs ich einen Mann vor mir habe, dem es nicht um Versicherungen oder Beweise meiner Unschuld, sondern um mein Geld zu thun war; und alle Standhaftigkeit, die ich ihm entgegen setzte, wurde zum Schweigen gebracht, da er mir sagte, daſs Gabrias bereit wäre, über Gewalt gegen mich zu klagen. — Wie schlecht diese Leute auch waren, so war ich ein Fremder, ohne Freunde, und konnte darauf rechnen, ganz Athen, vornehmlich die ganze Zunft der Filosofen, die sich eine falsche Rechnung auf mich gemacht hatten, wider mich zu haben. Aber auch ohne diese Rücksichten hätte ich lieber mein ganzes Vermögen hingegeben, ehe ich in einem solchen Handel vor Gericht erschienen wäre. Ich bequemte mich also, dem alten Bösewicht die Summe worauf er bestand, und die in der That nicht gering war, zu bezahlen, wie ich mich bequemt haben würde, mein Leben oder meine Freyheit von einem Seeräuber los zu kaufen.

Dieser Zufall, der wie ein Blitz bey hellem Himmel auf mich herab stürzte, unterbrach das innere Geschäfte meiner Seele auf eine höchst schmerzliche Weise. Der Aufenthalt zu Athen wurde mir durch den Gedanken, was für Leute meinen guten Nahmen in ihrer Gewalt hätten, unerträglich; ich konnte mich nicht schnell und weit genug von Menschen entfernen, die mir zu meinem Zwecke so wenig halfen, und unter welchen man solchen Bübereyen ausgesetzt war. Ich packte also meine Sachen zusammen, und begab mich schon am dritten Tage nach dieser verhaſsten Begebenheit an Bord eines Schiffes, das nach Smyrna abzugehen begriffen war.

LUCIAN.

Was du thatest um dir dieses Gesindel vom Halse zu schaffen, würde ich, und vermuthlich ein jeder anderer, an deinem Platze auch gethan haben; wiewohl vielleicht wenige seyn mögen, die zu einem so schlimmen Handel so unverschuldet gekommen wären wie du. Der Verfasser der **Liebesgötter**, zu denen ich eben so unschuldig Vater seyn muſs, würde gesagt haben, du hättest deine Strafe durch deine Unschuld verdient: aber, meiner Meinung nach, verdientest du sie durch die Unvorsichtigkeit, dich mit einem dir unbekannten Athenischen Knaben — wenn er auch schöner als Ganymed und Adonis gewesen wäre — in einen Umgang einzulassen, der einen jungen Menschen von deinem Alter nothwendig verdächtig machen muſste; zumahl da du den

Vorwurf gegen dich hattest, ein Sonderling und ein Verächter der besten Gesellschaft zu seyn, die vielleicht in der ganzen Welt zu finden war; denn dafür galten die Athener unsrer Zeit, und nicht ohne Grund, däucht mich. Übrigens ist es sehr möglich, daſs der Alte so ganz Unrecht nicht hatte, sich zu beschweren daſs du seinen Sohn verführt habest.

PEREGRIN.

Wie so?

LUCIAN.

Der Junge konnte wirklich, da du ihn im Walde antrafst, noch unschuldig gewesen, und, ohne die Sokratische Liebe die du so plötzlich auf ihn warfst, es noch lange geblieben seyn. Vermuthlich erzählte er zu Hause, was ihm mit dem schönen fremden Herrn im Walde begegnet sey. Sein Vater, ein dürftiger, schlecht denkender, und wo es auf Gewinn ankam wenig bedenklicher Mann, machte seine Glossen darüber. Natürlicher Weise hatte er von einer so geistigen uninteressierten Liebe zu schönen Bübchen oder Mädchen, wie die deinige war, nicht die geringste Vorstellung noch Ahndung; er erkundigte sich vermuthlich nach dir, erfuhr daſs etwas bey dem fremden Herrn zu gewinnen sey, machte nun seinen kleinen Plan auf den einen oder den andern Fall, und unterrichtete den Jungen wie er sich zu benehmen habe. Die Hoffnung eines nahmhaften Gewinns ist für Leute von diesem Schlag eine unwiderstehliche Verführung; und so hättest du dich denn doch, mit aller deiner Unschuld, als den Verführer des jungen Gabrias anzusehen.

PEREGRIN.

In diesem Sinne allerdings. Indessen war der weise Sokrates selbst, nach dem unverwerflichen Zeugnisse, welches ihm der schöne Alcibiades in ziemlich groſser Gesellschaft darüber ertheilte, nicht reiner von diesem seinem Liebling, als ich von dem jungen Gabrias; wiewohl ich dich versichern kann, daſs der berüchtigte Günstling Hadrians ihm den Vorzug der Schönheit kaum hätte streitig machen können. Wäre ich gesinnt gewesen wie zehen tausend andere, so hätte alles den gewöhnlichen

Gang genommen, und dein Unbekannter zu Elis würde wahrscheinlicher Weise eine Verleumdung weniger gegen mich vorzubringen gehabt haben. Ich bezahlte also meine Tugend mit drey tausend Drachmen und einer Verwundung meiner Ehre, wovon ich die Narbe bis an meinen Tod behielt.

LUCIAN.

Deine Tugend, und — deinen Mangel an Klugheit, bitte ich hinzu zu setzen. Wer, ohne sich den Gesetzen dieser letztern, welche die groſse Tugend des gesellschaftlichen Lebens ist, zu unterwerfen, in seinem Betragen gegen andere bloſs von seinem Herzen und von einer idealischen Vorstellungsart geleitet wird, läuft immer Gefahr ähnliche Erfahrungen zu machen.

PEREGRIN.

Diese Klugheit war freylich nie meine Tugend. Durch sie allein würde mein ganzes Leben eine andere Gestalt gewonnen haben, alle Abenteuer, woraus es zusammen geflochten ist, würden unterblieben, und Peregrin —

LUCIAN.

— würde, mit Einem Worte, nicht Peregrin gewesen seyn — welches, nach dem ewigen Beschluſs der groſsen Pepromene, oder, wenn du lieber willst, vermöge der Natur der Dinge, eben so wenig möglich war, als daſs Lucian unschuldiger Weise hätte in den Fall kommen können, aus dem Fenster des alten Rathsherrn Menekrates zu springen, oder einem Athenischen Sackträger drey tausend Drachmen dafür zu bezahlen, daſs er seinem Jungen einen Kuſs auf die Stirne gegeben hätte.

ZWEYTER ABSCHNITT.

PEREGRIN.

Ich sollte nun in meiner Apologie, wenn ich es so nennen kann, auf den Tod meines Vaters und meine Gemeinschaft mit den Christianern kommen. Aber es verflossen einige Jahre zwischen diesen Begebenheiten und meinem Aufenthalt zu Athen. Willst du daſs ich diese überspringen soll? oder hast du Geduld genug die Erzählung etlicher Geschichten anzuhören, die diese Zwischenzeit ausfüllten, und in der That zu besserer Übersicht des Ganzen meines Lebens nicht gleichgültig sind, wiewohl dein Unbekannter nichts davon wuſste?

LUCIAN.

Du bist mir, ohne dir eine Schmeicheley sagen zu wollen, aus dem was du mir bereits vertraut hast, interessant genug geworden, daſs mir kein Umstand gleichgültig seyn kann, der deinen Karakter stärker oder von einer neuen Seite beleuchtet, und mir begreiflicher machen hilft, was ich in deinem Leben zweydeutig, räthselhaft und übel zusammen hängend fand.

PEREGRIN.

So mache dich immer auf eine sehr seltsame Geschichte gefaſst! Aber ehe ich dahin komme, wird es nöthig seyn noch ein paar Worte von der innern Verfassung zu sagen, worin ich mich befand, als ich den Entschluſs nahm nach Asien überzugehen.

Seitdem mich der Dämon der Liebe, den die Wahrsagerin Diotima dem Sokrates offenbarte, auf die Entdeckung gebracht hatte, daſs ich selbst ein eingekörperter Dämon dieser Art sey, schien mir nichts natürlicher, als das Verlangen, mich selbst und die Wesen meiner Gattung sowohl, als die höheren, mit denen meine Natur verwandt war, besser kennen zu lernen. Diese Kenntniſs war die einzige die ich meiner würdig hielt, da sie mich geraden Weges zur Eudämonie führte, jener erhabenen Geisterwonne, die mir nichts Irdisches weder geben noch rauben konnte, und nach welcher zu streben mein angebornes Vorrecht war. Und was konnte diese Eudämonie anders seyn, als das Leben eines Dämons zu leben, mit Dämonen und Göttern umzugehen, und von einer Stufe des Schönen zur andern bis zum Anschauen und Genuſs jener höchsten Urschönheit, jener himmlischen Venus zu gelangen, welche die Quelle und der Inbegriff alles Schönen und Vollkommnen ist?

Die groſse Frage blieb indessen immer: wie, auf welchem Wege, und durch was für Mittel dieſs geschehen könne? und, wofern es mehrere Wege gäbe, welches der nächste und kürzeste wäre? Da es mir nun ausgemacht schien, daſs unter den Alten Pythagoras und unter den Neuern Apollonius zu dieser hohen Eudämonie, und vielleicht zur höchsten Stufe derselben, gekommen seyen: so war meine erste Sorge, mich mit diesen so bekannt zu machen, als es durch eignes Forschen in allem was sie hinterlassen, und durch vertrauten Umgang mit Personen, die in den Mysterien ihrer Weisheit wirklich eingeweiht wären, geschehen könnte. Die Hoffnung, Einen wenigstens von dieser Klasse zu Athen zu finden, war mir fehl geschlagen: die wenigen Pythagoräer, die ich dort sah und hörte, schienen Leute zu seyn, die sich an den äuſserlichen Formen ihres Ordens und an Ansprüchen begnügten, welche sie zu realisieren weder wuſsten noch begehrten. Ich sah mich also genöthigt die einsame Lebensart zu erwählen, die den Zerstreuung liebenden Athenern so lächerlich vorkam, und mich auf mein eigenes Forschen, und auf die Reinigungen und Übungen der Seele einzuschränken, welche die natürliche Vorbereitung zu den höhern Stufen waren, die ich so sehnlich zu ersteigen wünschte.

LUCIAN.

Und fandest du denn, guter Peregrin, in ganz Athen keine ehrliche Glycerion, die dir die Wohlthat erweisen konnte, dich von allem diesem Unsinn auf einmahl und von Grund aus zu entledigen? Denn, so viel ich merken kann, fehlte dir doch nichts als diese Kur.

PEREGRIN.

Um einen Arzt zu suchen oder zuzulassen, Lucian, muſs man sich für krank halten, und davon war ich himmelweit entfernt. Auf dem Wege der Enthaltung, den ich ging, begegnet man keiner Glycerion, und wäre es geschehen, ich würde sie wie eine Empuse geflohen haben.

LUCIAN.

Sage mir nur noch dieſs einzige: Da du doch deine ganze Existenz an eine Eudämonie setztest, die dich mit Dämonen und Göttern in Gemeinschaft bringen sollte, stieg dir nie ein Zweifel über das Daseyn dieser wunderbaren Wesen auf? Fragtest du dich nie selbst: woher weiſs ich daſs es Dämonen und Götter giebt?

PEREGRIN.

Nie in meinem ganzen Leben! so wenig als es mir je einfiel mich zu fragen, ob es eine Sonne in der Welt gebe?

LUCIAN.

Aber daſs die Sonne da sey, sahest du —

PEREGRIN.

Mit dem körperlichen Auge, aber nicht gewisser, als den Gott der Sonne mit dem geistigen.

LUCIAN,

den Kopf ein wenig schüttelnd.

Also weiter, Freund Peregrin!

PEREGRIN.

Es scheint, lieber Lucian, man müsse aus eigener Erfahrung wissen, was es ist, seine Seele mit lauter Idealen von Schönheit und Vollkommenheit angefüllt zu haben; welche innere Ruhe, welche Freyheit und Gröſse es giebt, auf alle Gegenstände der Wünsche und Leidenschaften der Menschen mit Verachtung herab zu sehen, — im Getümmel aller dieser nach der Erde hin gebückten Geschöpfe seine eigene höhere Natur zu fühlen, — und, während sie einen nie gesättigten Hunger mit thierischen oder wesenlosen Befriedigungen zu stillen suchen, sich am reinen Ambrosia der Götter, an Schönheit, Harmonie und Vollkommenheit zu weiden, — kurz, mitten in der Hülle der groben Sinnenwelt, in einer lichtvollen und grenzenloſen Welt von Geiſtern und Ideen zu leben: man muſs, ſage ich, vermuthlich aus Erfahrung wiſſen was für eine Exiſtenz dieſs iſt, oder du würdeſt mich in dieſem Zuſtande nicht ſo bedauernswürdig finden, als du zu thun ſcheinſt. Aber ſollteſt du nicht wenigſtens dieſs erfahren haben: daſs es Träume giebt, die uns glücklicher machen, als wir wachend je geweſen ſind, und deren wir uns, ſelbſt nach dem Erwachen, noch immer mit Vergnügen erinnern?

LUCIAN.

Träume? — Allerdings! — Aber wie ging es dir denn auf der Fahrt nach Smyrna? Ihr hattet doch günſtigen Wind und gutes Wetter?

PEREGRIN lächelnd.

Sehr gutes. Wir kamen glücklich zu Smyrna an, und mein Genius wollte mir ſo wohl, daſs ich gleich in den erſten Tagen die Bekanntſchaft eines eisgrauen alten Mannes, Nahmens Menippus, machte, der keiner von den unangeſehenſten in der Stadt war, und in ſeiner Jugend mit dem Weiſen, den ich genauer zu kennen so begierig war, mit dem groſsen Apollonius, vielen Umgang gepflogen hatte.

LUCIAN.

Wie? doch nicht des Menippus, von dem uns der aberwitzige Damis in seinen Reisen des Apollonius das abgeschmackteste aller Ammenmährchen erzählt, die Geschichte von der Empuse oder Lamie, die, um diesen Menippus in sich verliebt zu machen, die Gestalt einer schönen Frau aus Fönizien angenommen, ein prächtiges Haus gemacht, und die Sache zwischen ihr und ihrem verblendeten Liebhaber bis zur Hochzeit getrieben habe; da denn der theure Wundermann Apollonius ganz unerwartet zum Hochzeitschmause gekommen, das ganze Zaubergastmahl sammt allem Gold- und Silbergeschirr und allen Bedienten verschwinden gemacht, und die arme in Thränen zerflieſsende Braut genöthigt habe, zitternd und zähnklappend zu gestehen, daſs sie eines von den Gespenstern sey, womit die Ammen den unartigen Kindern zu drohen pflegen, und daſs sie den holden Menippus bloſs darum an sich gezogen, um ihn erst recht fett zu machen und dann lebendig aufzuessen, indem sie und die übrigen Lamien, ihre Schwestern, gar groſse Liebhaberinnen von jungen wohl genährten Mannspersonen seyen, weil sie so reines Blut hätten? Wars etwa der?

PEREGRIN.

Eben der, Lucian, wiewohl er die Geschichte mit der Lamie, wie du leicht erachten kannst, etwas anders erzählte. Das angebliche Gespenst war weder mehr noch weniger als eine ausländische Hetäre, die schon seit mehrern Jahren zu Korinth unter dem Nahmen einer Fönizischen Dame junge Leute an sich gezogen, und auf die eine oder andere, oder auch auf beiderley Art zugleich, so gut ausgesogen hatte, als es eine leibhafte Empuse nur immer hätte thun können. Menippus, der sich damahls zu Korinth aufhielt, und ein wohl gemachter athletenmäſsiger junger Mensch war, hatte sich ebenfalls in den Netzen dieser schönen Menschenfresserin gefangen; und Apollonius, der ihn wenige Wochen zuvor in voller Blüthe und Jugendkraft gesehen hatte, brauchte weder ein Profet noch ein Halbgott zu seyn, um ihm die Verheerung, welche die Fönizierin an den Rosen seiner Wangen angerichtet hatte, auf den ersten Blick anzusehen. Er brachte den jungen Menschen, der ihm sehr ergeben war, ohne Mühe zum Geständniſs, und Menippus muſste ihm versprechen, einem so gefährlichen Umgang zu entsagen. Aber die Fönizierin hatte keine Lust, sich einen Liebhaber rauben zu lassen, von dessen Wichtigkeit niemand besser urtheilen konnte als sie. Sie hatte wirklich eine heftige Leidenschaft für ihn gefaſst, und da sie schon ziemlich weit über ihre Rosenzeit hinaus war, und bereits einen groſsen Theil ihrer Reitzungen von der Kunst borgen muſste, beschloſs sie, weil ihr kein anderes Mittel übrig blieb, den Menippus durch den Antrag ihrer Hand und der Reichthümer, die sie auf Unkosten ihrer Liebhaber erworben hatte, an sich zu fesseln. Dieser lieſs sich in einem Augenblick von Schwäche überwältigen. Die Fönizierin veranstaltete eine prächtige Hochzeit, und legte bey dieser Gelegenheit alles ihr Silber und alle ihre goldnen und mit Edelgesteinen besetzten Becher und Trinkschalen aus, um ihren Geliebten durch die Gröſse seines Glücks zu desto lebhafterer Dankbarkeit aufzufordern. Alles ging so gut wie sie es nur wünschen konnte: als auf einmahl der von allem unterrichtete Apollonius erschien, und der Hochzeitfreude ein Ende machte. Das, wodurch dieser auſserordentliche Mann den gröſsten Theil seiner Wunder wirkte, (sagte Menippus) war die majestätische Länge und Schönheit seiner Gestalt, und die Magie seiner Beredsamkeit, die durch sein Ansehen und den Ton seiner Stimme eine hinreiſsende Gewalt bekam — kurz, ein Äuſserliches, wodurch er Königen und dem Kaiser Domizian selbst eine Art von Ehrfurcht zu gebieten gewuſst hatte. Was Wunder, daſs eine so mancher Schuld sich bewuſste Dirne, wie diese, von der unerwarteten Gegenwart und der donnernden Anrede eines solchen Mannes, der sie eine Lamie schalt und seinen Freund aus ihren Klauen, wie er sagte, zu retten gekommen war, zu Boden geworfen wurde? Das Gastmahl, das Gold und Silber und die Bedienten verschwanden freylich, aber auf ihren eigenen Wink. Die bestürzte Fönizierin fiel dem Apollonius zu Füſsen: allein, was hätten ihre Bitten und Thränen über diesen Mann vermögen sollen? Er führte die angefangene Vergleichung ihres Karakters und ihrer bisherigen Lebensart mit dem, was von den Lamien oder Empusen gefabelt wird, ohne alle Schonung und mit Worten von solchem Nachdruck aus, daſs das arme Weib beynahe selbst zweifelte ob sie nicht wirklich eine Lamie sey — und endigte damit, daſs er den erschrockenen und beschämten Menipp, mit der Autorität, die er sich über seine jungen Freunde zu geben wuſste, beym Arm ergriff und mit sich davon führte, indem er zugleich der verblüfften Lamie befahl, unverzüglich aus Korinth zu verschwinden, und sehr nachdrückliche Drohungen hinzu fügte, wofern sie sich unterstände jemahls wieder einem seiner Freunde nachzustellen.

LUCIAN.

So habe ich mir diese Geschichte immer gedacht, und es ist bey diesem, wie bey allen andern Mährchen des Babyloniers Damis, ziemlich leicht, das Natürliche und Wahre von dem Wunderbaren, wodurch er es, dem Genie seines Landes gemäſs, aufzustutzen sucht, zu unterscheiden.

PEREGRIN.

Der alte Menippus erzählte mir eine Menge dergleichen Anekdoten, worauf der Schildknapp Damis und andere seines gleichen ihren Glauben gründeten, daſs Apollonius wenigstens ein Halbgott, wo nicht gar ein ganzer Mensch-gewordner Gott gewesen sey; welche aber, seiner Meinung nach, weiter nichts bewiesen, als daſs er ein Mann von ungewöhnlich groſsem Genie und Karakter war — und damit sehr viel bewiesen. Es ist natürlich, sagte er, daſs derjenige von gemeinen Menschen für mehr als ein Mensch gehalten wird, der das Gröſste was ein Mensch seyn kann, und also so weit über sie erhaben ist, daſs ihnen schwindelt wenn sie an ihm hinauf sehen. Wir stritten uns öfters über diesen Punkt; denn ich konnte dem angenehmen Wahne, den Apollonius für eines der glänzendsten Beyspiele eines vermenschten Dämons zu halten, ohne eine allgemeine Umkehrung meiner ganzen Vorstellungsart unmöglich entsagen; und Menippus, entweder weil er diese Bemerkung gemacht hatte, oder weil er nicht stark an seinen Meinungen hing, begnügte sich bey unsern Disputen über diese Dinge gemeiniglich, sich mit einem unglaubigen Vielleicht in die Sokratische Unwissenheit zurückzuziehen.

Ich fragte ihn einst, wie es käme, daſs ein Weiser von so auſserordentlicher Art, wie Apollonius, keine Schüler, die seiner würdig wären, hinterlassen, und daſs dieser zweyte, oder vielleicht zum zweyten Mahl in die Welt gekommene Pythagoras auf die Pythagoräer unsrer Zeit so wenig gewirkt habe? Menippus schien dieſs für eine Bestätigung und natürliche Folge seiner Meinung von der Person des Apollonius anzusehen. ‚Ein ungewöhnlich groſser Mann, sagte er, hat eben deſswegen wohl dumpfe Anstauner, abergläubische Verehrer, kindische Nachahmer und mechanische Wiederhaller seiner Worte, aber keine Söhne und Erben seines Geistes, seiner Naturgaben und seines Karakters. Indessen, wenn man einer Sage, die seit einiger Zeit sich verbreitet, glauben dürfte, so befände sich in der Gegend von Halikarnassus eine Art von Profetin oder Magierin, die eine Ausnahme hiervon machte. Man spricht sehr verschieden von dem was sie seyn soll. Einige geben sie für eine Ägyptische oder Syrische Priesterin aus; nach andern ist sie nichts geringers als die Erythräische Sibylle, die nach einer Verschwindung von tausend Jahren sich wieder sehen läſst; die meisten aber halten sie für eine Tochter des Apollonius, dem sie ungemein ähnlich seyn soll, und geben ihr, um ihren Ursprung noch mehr zu verherrlichen, ich weiſs nicht welche Göttin oder Nymfe zur Mutter, mit welcher er sie, nach seiner Verschwindung aus den Augen der Menschen, in einer der glücklichen Inseln, wohin er sich ohne zu sterben zurückgezogen, erzeugt haben soll. Kurz, diese Dioklea, wie sie sich nennt, ist eine sehr geheimniſsvolle Person: aber darin stimmen alle Gerüchte von ihr überein, daſs ihr nichts vergangenes noch künftiges unbekannt sey, daſs sie mit den Göttern umgehe, viele Wunderkuren verrichtet habe, und überhaupt ganz unbegreifliche Dinge zu thun im Stande sey. Wenn mich, setzte er hinzu, mein hohes Alter nicht an Smyrna fesselte, so hätte ich selbst die Reise nach Halikarnaſs gemacht, um diese wundervolle Person kennen zu lernen, und zu sehen, ob sie dem Apollonius, dessen Bild keine Zeit aus meinem Gedächtniſs auslöschen kann, wirklich so ähnlich ist als man sagt. — Besitzest du, fragte ich ihn, keine Bildsäule oder Büste von ihm? — Mehr als Eine, erwiederte er, und führte mich sogleich in ein Museum, wo er mir unter andern Brustbildern groſser Männer verschiedene zeigte, die den Apollonius vorstellen sollten, aber an deren jedem er vieles auszusetzen hatte. Ich drückte diejenige, die er für die ähnlichste erklärte, tief in meine Seele, und beschloſs bey mir selbst, (wiewohl ich ihm nichts davon merken lieſs) daſs sich der Mond nicht zweymahl ändern sollte, ehe ich mich durch meine eigenen Augen überzeugt hätte was an der Sache wäre.

Ich machte die Reise von Smyrna nach Halikarnaſs zu Lande, und mit solcher Eilfertigkeit, daſs ich zu Efesus nicht einmahl so lange verweilte, um den Dianentempel zu sehen, dem ich zu einer andern Zeit eine groſse Reise zu Liebe gethan hätte. Je näher ich dem Ziel meiner Reise kam, je öfter hörte ich von der weisen Dioklea, oder Apollonia, wie sie von vielen genannt wurde, sprechen. Man erzählte seltsame und (wie es zu gehen pflegt) übertriebene Dinge von ihren Orakeln und Wundern, von ihrem einsamen Aufenthalt in einem heiligen Walde der Venus Urania, von ihrer Felsenwohnung, in welche keinem Menschen den Fuſs zu setzen erlaubt sey, und wo sie von unsichtbaren Nymfen bedient werde, und wie übel es gewissen Verwegenen bekommen sey, die sich aus Vorwitz oder einer andern sträflichen Absicht hätten erfrechen wollen, ohne ihre Erlaubniſs in ihre geheimniſsvolle Wohnung einzudringen. Alles was ich hörte, vermehrte mein Verlangen, mit dieser Tochter des Apollonius (wofür ich sie, ungesehen und ununtersucht, zu erkennen geneigt war) so bald als möglich genauer bekannt zu werden. Besonders war ich über den heiligen Hain der Venus Urania, worin sie sich aufhielt, erfreut: denn ich schloſs daraus, daſs sie mit dieser

Gottheit, zu deren Anschauen zu gelangen schon lange das Ziel aller meiner Bestrebungen war, in unmittelbarer Verbindung stehen müſste. Die Schwierigkeit war nur, wie ich Zutritt bey ihr erhalten könnte, da meine Fremdheit, mein Geschlecht und meine Jugend meinen Wünschen nicht geringe Hindernisse entgegen setzten. Nach vielem Hin- und Hersinnen schien mir das schicklichste zu seyn, ihr mein Anliegen schriftlich vorzutragen. Ich machte ihr, mit Verschweigung meines Nahmens, in wenigen aber starken Zügen eine Abschilderung von mir selbst; entdeckte ihr das mich unumschränkt beherrschende Verlangen, in den Mysterien der höchsten und heiligsten Magie iniziiert zu werden, und wie weit ich es in der Vorbereitung dazu gebracht zu haben glaubte; und, um ihre Zuneigung desto eher zu gewinnen, setzte ich hinzu, (wie es denn auch die reine Wahrheit war) daſs ich der himmlischen Venus, als der ewigen Quelle und Fülle des höchsten und unvergänglichen Schönen, schon seit mehreren Jahren ein heiliges Gelübde gethan hätte, mich von aller irdischen Liebe und allem sinnlichen Liebesgenuſs rein zu erhalten, und meine Seele sowohl als meinen Leib in unbefleckter Unschuld für ihren Dienst, dem ich mich gänzlich gewidmet hätte, aufzubewahren. Alles dieses vorausgeschickt, legte ich ihr diese zwey Fragen vor: Ob mein Verlangen der Göttin angenehm sey? und, was ich in diesem Falle weiter zu thun hätte?

In einer Entfernung von vierzig bis funfzig Schritten von dem Felsen, worin Dioklea sich aufhielt, lief eine hohe und dichte Hecke von wilden Myrten um denselben, deren Pforte immer verschlossen blieb. Vor dieser Pforte lag ein groſser Sfinx von weiſsem Marmor, in dessen offnen Mund alle, welche die Profetin um etwas befragen oder ersuchen wollten, ein Papier steckten, worauf ihr Anliegen kurz und deutlich ausgedrückt war. Aber so wie man ihre Antworten oder ihre Hülfe unentgeldlich erhielt, so war auch die Erlaubniſs, sich durch dieses Mittel an sie zu wenden, auf eine einzige Stunde eines gewissen Tages in jeder Woche eingeschränkt, und die Erhörung hing gänzlich von der Willkühr der Göttin oder ihrer Prieſterin ab. Auch durfte niemand, der sich einer Übelthat oder Verunreinigung, wodurch er der Göttin miſsfällig seyn könnte, bewuſst war, den Graben überschreiten, der den heiligen Bezirk von dem übrigen Walde absonderte; und man pflegte sich daher gewöhnlich eines Knaben unter zwölf Jahren zu bedienen, um die Briefe oder die Zettel dem Sfinx in den Mund zu stecken.

Ich hatte mir jenseits des Grabens ein Zelt aufschlagen lassen, wohin ein einziger alter Diener, der bey mir war, meine unentbehrlichsten Bedürfnisse bringen muſste. Aber von dem Augenblick an, da ich meinen Brief an Dioklea abgelegt hatte, brachte ich den ganzen Tag in dem Innern des Hains zu, dessen heilige Dunkelheit und Stille das schicklichste Mittel war, die Abgeschiedenheit oder den Pythagorischen Tod, wodurch ich in das dämonische Leben übergehen muſste, zu befördern, und mein Inneres dem himmlischen Licht aufzuschlieſsen, worin ich zum unmittelbaren Anschauen der göttlichen Dinge zu gelangen versichert war. Eine unzählige Menge schneeweiſser Tauben schienen die einzigen Bewohner dieses Hains zu seyn, deren Farbe das Symbol der Reinheit, so wie ihr sanftes Girren (der einzige Laut der die tiefe Stille belebte) mir ein Bild des sehnenden Verlangens der Seele war, sich mit der höchsten Schönheit zu vereinigen. Die damahlige Jahrszeit, (es war im Anfang des Sommers) der reine Himmel dieses schönen Landes, dem wenige in der Welt zu vergleichen sind, die durch die lieblichste Kühlung gemilderte Wärme, alles trug das seinige bey, einen Jüngling von zwanzig Jahren, der so sonderbar gestimmt war, in diese Art von wachenden Träumen zu versetzen, wo, unter einem Schlummer der Sinne den das Flattern eines Schmetterlings erwecken kann, das Zauberspiel der begeisterten Einbildung zum Anschauen und die leiseste Ahndung der Seele zur Empfindung wird, — wo wir in vorbey blitzenden Augenblicken sehen und hören, was keine Zunge beschreiben, kein Apelles mahlen, kein Günstling der Musen in Töne setzen kann, — und das, was wir in diesen unbegreiflichen Augenblicken erfahren, es uns vielleicht durch unser ganzes Leben unmöglich macht, dem Gedanken Raum zu geben, daſs es Täuschung gewesen seyn könnte.

LUCIAN.

Eine glücklichere Stimmung hätte in der That die göttliche Dioklea oder Apollonia ihrem künftigen Schüler nicht wünschen können!

PEREGRIN.

Nachdem ich den gröſsten Theil des Tages und der Nacht auf diese Weise vorbey geträumt hatte, war ich endlich in einer süſsen Ermattung unter einigen Lorberbäumen mitten im Hain eingeschlafen. Beym Erwachen fand ich die Antwort der Tochter des Apollonius auf meinem Schooſse liegen. Wie groſs war mein Erstaunen, als ich, der in meinem Briefe nicht genannt war und schwerlich in ganz Karien von jemand gekannt seyn konnte, die Aufschrift erblickte: An Peregrinus Proteus von Parium. Es konnte nur durch die Entzückung, in welche mich der Inhalt setzte, übertroffen werden. „Mein Verlangen war der Göttin angenehm, und noch heute sollte ich mich in der ersten Stunde nach Mitternacht vor der Pforte einfinden, die in den innersten Bezirk des heiligen Haines führte.“

Ich erlasse dir, lieber Lucian, die Beschreibung alles dessen, was bis zu dieser feierlichen ersten Stunde nach Mitternacht in mir vorging. Du kennst nun bereits deinen Mann so gut, als ein Geist aus deiner Klasse ihn zu kennen fähig ist; und überdieſs habe ich dir noch so viele sonderbare Dinge bis zu dem Augenblick meiner Verlüftung (wie es dein Unbekannter zu nennen beliebt hat) zu erzählen, daſs ich mich, wo es nur immer ohne Nachtheil der Sache geschehen kann, der möglichsten Kürze werde befleiſsigen müssen.

LUCIAN.

Du kannst wenigstens auf einen willigen und dankbaren Hörer rechnen, Peregrin. So lange du meine Aufmerksamkeit unvermerkt immer höher spannst, werde ich deine Erzählung nie zu umständlich finden.

PEREGRIN.

Nachdem ich mich in der heiligen Quelle, die aus einem Felsen des Hains hervor sprudelte, dreymahl gewaschen, und ein schneeweiſses Kleid angezogen hatte, begab ich mich an den bestimmten Ort, und wartete mit klopfendem Herzen bis die Pforte sich öffnen würde. Sie öffnete sich endlich, und schloſs sich sogleich wieder hinter mir zu. Ich befand mich zwischen zweyen mehr als mannshohen Myrtenwänden, in einem sehr langen Gange, der mich zu einem Rosenhain führte, wo die schönsten Rosen, die ich jemahls sah, in unendlicher Menge und Mannigfaltigkeit der Formen an hoch aufgeschoſsnen und zierlich durch einander geschlungenen Büschen in voller Blüthe standen, und, im Glanze des beynahe vollen Mondes, durch die anmuthigste Vermischung von Licht und Dämmerung, und den Abstich starker Schlaglichter mit schwarzen Schatten, eine beynahe magische Wirkung auf mich thaten. Ich schien mir in die Sfäre verzückt zu seyn, die der eigene Wohnsitz der Göttin der Schönheit und Liebe ist; der Glanz, der mich umfloſs, war der Wiederschein ihres

Lächelns, und die Luft, die ich einsog, der Rosenathem ihres himmlischen Mundes. Das Wonnegefühl, wovon mein ganzes Wesen durchdrungen war, befreyte mich von aller Bangigkeit; mir war als ob ich keinen Körper mehr hätte, ich fühlte mich lauter Seele, und noch nie war ich mir so lebhaft und innig meiner dämonischen Natur bewuſst gewesen.

In diesem Zustande irrte oder schwebte ich vielmehr unter den zauberischen Rosengebüschen umher, als eine ehrwürdige Gestalt langsam auf mich zu kam, in welcher ich, so wie sie sich näherte, (es sey nun daſs es Täuschung oder Wahrheit war) immer mehr und mehr die auffallendste Ähnlichkeit mit dem Bilde des Apollonius, und der Abschilderung, die mir der alte Menipp von ihm gemacht hatte, entdeckte. Es war eine Frau von hohem schlankem Wuchs und feiner Gestalt, dem Ansehen nach zwischen dreyſsig und vierzig, von einer schönen Gesichtsbildung, worin gerade so viel Weiblichkeit war, als erfordert wurde, den Ernst ihrer edeln, beynahe männlichen Züge angenehm zu machen. Sie war, über eine lange weiſse schmal gefaltete Tunika, die ein breiter funkelnder Gürtel unter dem Busen zusammen hielt, in ein himmelblaues, mit silbernen Sternen durchwirktes Gewand gekleidet, dessen weite Ärmel bis auf die halbe Hand herab hingen. Ihre schwarzen Haare, um die Stirn mit einer weiſsen priesterlichen Binde umschlungen, wallten in langen dichten Locken um ihre Schultern den Rücken hinab. Ich blieb stehen, indem sie mit Grazie und Würde langsam auf mich zuging, und da sie in einer Entfernung von drey oder vier Schritten still hielt, näherte ich mich ihr ehrerbietig und sagte: Ich glaubte mich nicht irren zu können, wenn ich die Tochter des groſsen Apollonius und die Erbin seiner erhabenen Weisheit in ihr verehrte; wer ich selbst wäre, hätte ich nicht nöthig derjenigen zu sagen, die mich in diesem Lande Unbekannten, sogar ungesehen schon gekannt hätte. Sie erwiederte: „Ich würde mich nicht mehr hierüber wundern, wenn sie mir sagte, daſs ihr in der ersten Nacht meiner Ankunft zu Halikarnaſs Apollonius im Traum erschienen sey, und sie angewiesen habe, mir zur Befriedigung meiner Wünsche behülflich zu seyn.“ — Ich gestehe, daſs sich meine Eigenliebe durch diese Eröffnung nicht wenig geschmeichelt fand; denn sie versicherte mich der Wahrheit meiner Meinung von mir selbst und aller meiner Lieblingsideen, und ich schien mir nun mit meinen stolzesten Ansprüchen nach nichts zu streben, als wozu ich gleichsam durch meine Geburt berechtigt war.

Dioklea führte mich hierauf aus dem Rosenwäldchen in einen Gang, der mit einer doppelten Reihe hoher Pomeranzenbäume besetzt war, und auf einer sanft empor steigenden Anhöhe zu einem marmornen Tempel führte. Wir setzten uns unter dem vordern Säulengang auf eine Bank, und sie wuſste mich, wiewohl sie wenig sprach, unvermerkt dahin zu bringen, daſs ich ihr eine umständliche Erzählung der Geschichte meines Lebens machte. Bald darauf, als ich mit meiner Erzählung fertig war, stand sie auf, nahm mich bey der Hand, führte mich an der linken Seite der Anhöhe auf einem durch Gebüsche sich windenden Pfade herab, und, indem sie mich mit einem leisen Druck der Hand versicherte, daſs ich bald wieder von ihr hören würde, sah ich mich unversehens wieder vor der Pforte, durch die ich herein gekommen war. Sie öffnete und schloſs sich, wie das erste Mahl, von selbst, Dioklea war verschwunden, und ich befand mich in der Verfassung eines aus dem schönsten Traum erwachenden Menschen in dem äuſsern Bezirke des Hains allein.

LUCIAN.

Deine Dioklea legitimiert sich als eine echte Tochter des groſsen Apollonius; denn sie konnte ein wenig hexen, wie es scheint. Ich gestehe daſs du meine Neugier gewaltig aufgeregt hast.

PEREGRIN.

Du wirst dich nicht betrogen finden, wenn du von einem solchen Anfange nichts alltägliches erwartest.

Die Sonne hatte die Hälfte ihres Laufs zurückgelegt, als ich, nach einem leichten Mahle, unter dem angenehmen Gewirre von Gedanken, Ahndungen und Träumereyen, die das Abenteuer der vergangenen Nacht in meiner Seele theils zurück gelassen theils erweckt hatte, einschlummerte, und nicht eher wieder erwachte, als nachdem sie bereits untergegangen war. Wie ich die Augen aufschlug, sah ich einen nackten Knaben von neun bis zehn Jahren vor mir stehen, dessen Schönheit mir mehr als menschlich schien. Mit Rosen bekränzt, in der Hand einen Lilienstängel, der mich an Anakreons Amor erinnerte, winkte er mir mit einem lieblich unschuldigen Lächeln, ihm zu folgen. Er ging immer schweigend vor mir her, und führte mich durch ein Gewinde unbekannter Büsche, auf einem durch Kunst geebneten schneckenförmig steigenden Pfad an einem Felsen hinauf. Auf einmahl standen wir am Eingang einer hohen gewölbten Grotte, die von einer einzigen Lampe erleuchtet war, und in ihrer Vertiefung mit jedem Schritte niedriger und enger wurde. Mein kleiner Führer öffnete eine Thür, und ich befand mich in einem mit Marmor zierlich ausgelegten Vorsahle, durch dessen innere Öffnung ich in einem gröſsern schön erleuchteten Gemach eine kleine Tafel gedeckt sah.

Indem ich mich nach meinem verschwundnen Führer umsah, kam mir die Tochter des Apollonius entgegen. Du bist mir zu gut empfohlen worden, Proteus, — sagte sie mit einem leisen Lächeln, das den Ernst ihrer Züge sehr angenehm erheiterte und ihrer Miene etwas einladendes gab — als daſs es mir erlaubt wäre, dich nicht als einen Gast zu betrachten, den mir Apollonius zugeschickt hat. Und hiermit nahm sie mich bey der Hand und führte mich zu einem vergoldeten Stuhl, wo ich mich an der kleinen Tafel ihr gegenüber setzen muſste. Sie war leichter und einfacher als gestern, aber äuſserst edel angezogen, und hatte mit ihrer priesterlichen Binde um die Stirn das Ansehen einer Vestalin in ihrer Hauskleidung. Die kleine Tafel war niedlich besetzt, und eine einzige junge Nymfe, lieblich und unentfaltet wie eine Rosenknospe, verrichtete den Dienst, der dabey nöthig war.

Während ich mit aller Eſslust eines Menschen von meinem damahligen Alter, der seit etlichen Tagen nur sehr leichte Mahlzeiten gethan hatte, dem Gastmahl meiner freundlichen Wirthin Ehre machte, sprach sie mit mir von meiner Reise, von den Schönheiten der Stadt Smyrna, und von dem Dianentempel zu Efesus; und es schien ihren Beyfall zu haben, daſs ich, vor lauter Verlangen bald zu Halikarnaſs zu seyn, keine Zeit gehabt hatte, dieses Wunder der Welt in Augenschein zu nehmen. Als die Tafel abgetragen war, goſs sie etwas Wein in eine goldene Schale, machte der Göttin eine Libazion damit, und, nachdem sie die Schale wieder gefüllt hatte, brachte sie mir den gewöhnlichen Gast- und Freundschaftstrunk in einem Weine zu, der nur dem Nektar der Götter weichen konnte. Wir standen endlich auf; und während uns die junge Nymfe Wasser zum Waschen in einem vergoldeten Becken reichte, verschwand die Tafel, ohne daſs ich sah wohin sie gekommen war.

Eine Anmerkung, die ich erst lange hernach machte, war, daſs Dioklea bey allem Wunderwürdigen, das ihren Aufenthalt von der Wohnung gewöhnlicher Sterblichen unterschied, gerade so aussah als ob nichts alltäglicheres seyn könnte als diese Dinge, und daſs sie meine wenige Befremdung darüber eben so wenig zu bemerken schien. Bald nachdem wir von Tische aufgestanden waren, öffnete sie eine Thür, die auf eine kleine Terrasse führte, von welcher man über einen Theil dieser anmuthigen Wildniſs, und weiter hin durch eine Öffnung des Waldes in die See, wie ins Unendliche, hinaus sah. Hier setzten wir uns wieder, und die junge Nymfe brachte ihr eine Laute. Dioklea spielte einige sanfte melodische Stücke, und endigte mit einem Hymnus an Venus Urania, der meine Seele mit heiligen Gefühlen durchdrang; ich glaubte, die hohe Theano oder ihre Tochter Myja dem still horchenden Pythagoras und seinen Freunden himmlische Ruhe zusingen zu hören. Nach dieser Pythagorischen Vorbereitung zum Schlafengehen gab sie die Laute zurück, führte mich in ein kleines, nur vom Mondschein schwach erhelltes Schlafgemach, das für mich zubereitet war, wünschte mir mit feierlicher Miene einen gesunden und heiligen Schlummer, und entfernte sich.

Was dir vielleicht sonderbarer als alle diese Feerey vorkommen wird, ist dieſs:

daſs ich dieſs alles, wie gesagt, ohne Erstaunen oder Verwunderung, als etwas das meine Erwartung nicht übertraf, kurz als die natürlichste und schicklichste Sache von der Welt aufnahm. Die ganze Wirkung, die es auf mich that, war, mich gleichsam unter Gewährleistung aller meiner Sinne gewiſs zu machen, daſs ich wirklich bey der Tochter des Apollonius, der Erbin seiner Weisheit und erhabenen Geheimnisse, sey. Dieſs vorausgesetzt, hätte alles noch weit auſserordentlicher bey ihr seyn können, ohne daſs ich einen Augenblick stutzig darüber geworden wäre. Meine Einbildung war von früher Jugend an mit allen Arten des Wunderbaren vertraut, und was im gemeinen Laufe der Dinge wunderbar heiſst, war, nach meiner Vorstellungsart, in dem höhern Kreise, zu welchem Dioklea gehörte, natürlich. Ich überlieſs mich also mit dem ruhigsten Zutrauen der Freude über eine Aufnahme, die alles was ich erwarten konnte übertraf, und schlief in Hoffnungen ein, die der Traumgott selbst mit aller seiner grenzenlosen Macht nicht hätte übertreffen können.

Als ich mit dem Tag erwachte, war das erste was mir in die Augen fiel, ein wunderschönes Gemählde, welches in einem prächtigen Rahmen von vergoldetem Schnitzwerk eine ganze Wand meines Schlafgemachs einnahm. Es stellte Venus und Adonis vor: jene, in dem Augenblicke, wie sie, von einer rosenfarbnen Wolke umgeben, auf einer Anhöhe des Idalischen Hains aus ihrem Schwanenwagen steigt, indem eine von ihren Grazien die Zügel hält, und die beiden andern, mit der Göttin die schönste Gruppe machend, ihr im Aussteigen behülflich sind; diesen, wie er, zu ihren Füſsen liegend, mit dem wärmsten Ausdruck der anbetenden Liebe zu ihr empor schaut, in einer Stellung als ob er die Arme gegen sie ausbreiten wollte, aber plötzlich von einem heiligen Schauer zurück gehalten würde.

Es wäre schwer die Bewegungen zu beschreiben, die dieser unerwartete und meinen eigenen innern Zustand mir so lebhaft vorspiegelnde Anblick in meinem ganzen Wesen hervorbrachte. Genug, dieses Gemählde beschäftigte mich einige Stunden lang um so angenehmer, da ich es als ein Unterpfand betrachtete, daſs ich dem Ziele meiner Wünsche nahe sey. Indessen, wie groſs und blendend mir auch die Schönheit der Göttin Anfangs vorkam, so verlor sie doch bey so oft wiederhohltem Anschauen und Betrachten unvermerkt, und schien mir zuletzt weit unter dem Ideale zu bleiben, das ich in meiner Seele trug. Nicht als ob ich mir wirklich schönere Formen, oder im Ganzen ein vollkommneres Bild von ihr hätte einbilden können: sondern weil ihm die Glorie, worin ich sie mir dachte, alles das Unaussprechliche, Himmlische und Göttliche, das sich nicht mahlen läſst, fehlte, — oder vielmehr, weil das gemahlte Bild die ganze Wirkung nicht auf mich that, die ich von einer Erscheinung der Göttin selbst erwartete. Indessen kam ich doch von Zeit zu Zeit zu ihm zurück, um den Gedanken an ihm zu nähren, was Adonis beym Anschauen der gegenwärtigen Göttin empfunden haben müsse, da der bloſse gefärbte Schatten des Bildes, das ein Mahler sich von ihr vorstellen konnte, schon so viel Anziehendes und Liebeathmendes hatte.

LUCIAN.

Wie sehr, guter Peregrin, bestätigt dein Beyspiel die groſse Wahrheit, daſs es nicht die Dinge selbst, sondern unsre durch die Individualität bestimmten Vorstellungen von ihnen sind, was die Wirkung auf uns macht, die wir den Dingen selbst zuschreiben, weil wir sie unaufhörlich mit unsern Vorstellungen verwechseln!

PEREGRIN.

Ich sollte an diesem Morgen auf mehr als Eine Art überrascht werden. Indem ich verschiedene schöne Stücke, womit dieses Gemach ausgeziert war, durchging, ward ich auf einem kleinen Ecktische von Ebenholz eines elfenbeinernen Kästchens gewahr, worin ein goldner Schlüssel steckte. Da ich dieſs für eine Erlaubniſs ansah es zu öffnen, so schloſs ich es auf, und fand — eine mit goldnen Buchstaben, beschriebene Rolle von purpurfarbnem Pergament darin, welche die Überschrift hatte: Apollonius von Theofanien. [1] Du kannst dir vorstellen, mit welchem Entzücken, und zugleich mit wie viel Ehrerbietung und Glauben ich diesen kostbaren Schatz in die Hand nahm, und wie begierig ich zu lesen anfing. Ich war noch nicht weit gekommen, als mir Dioklea durch die junge Nymfe wissen lieſs, sie wäre verhindert mich diesen Morgen zu sehen; ich würde aber etwas gefunden haben, das meine Muſse hinlänglich beschäftigen könnte, und ich möchte es übrigens in allen Stücken so halten, als ob ich in meinem eigenen Hause wäre. Ich steckte also die Rolle in meinen Busen, und begab mich in eine Laube des Rosenhains, der nahe an Diokleens Felsenwohnung lag. Bald darauf erschien der Knabe, der gestern mein Führer gewesen war, wieder, setzte ein aus Golddraht geflochtenes Körbchen, worin mein Frühstück war, auf einen kleinen Marmortisch, und schwand wieder aus meinen Augen, ohne ein Wort zu sagen. Ich brachte den ganzen Morgen mit Lesen und Wiederlesen der gefundnen Handschrift zu, die mir zwar in ihrer bildervollen mystischen Sprache nicht viel deutliches offenbarte, aber eben darum mein Gemüth nur desto lebhafter in Bewegung geben, als ich dermahlen ertragen könnte. Sie unterschied zweyerley Arten von Theofanien. Die Götter, sagte sie, sind von jeher einigen besonders von ihnen geliebten Menschen sichtbar geworden: zuweilen ohne Zuthun der letztern, aus bloſsem Antrieb ihres eignen freyen Wohlwollens; zuweilen auf Veranlassung der Menschen, und durch die Mittel dazu bewogen, welche die theurgische Magie in ihrer Gewalt hat. Nicht als ob es nicht immer von den Göttern abhinge, sich mehr oder weniger, oder gar nicht mitzutheilen; sondern weil es möglich ist auf die Neigung ihres Willens selbst zu wirken, und sie durch die Allgewalt der Liebe zur Gegenliebe zu nöthigen. In jedem Fall aber ist es unmöglich anders zu dieser Mittheilung zu gelangen, als stufenweise, und durch Mittel, wodurch sie selbst, in eben dem Maſse, wie wir uns zu ihnen erheben, sich zu uns herablassen. Die höchsten und wohlthätigsten Götter haben sich daher immer in menschlicher Gestalt gezeigt; und bloſs hierauf gründet sich die Verehrung, die wir ihren Bildern, als Denkmählern ehemahliger Theofanien, und weil sie diese Gestalt gewisser Maſsen zu ihrer eigenen gemacht haben, schuldig sind. Nicht selten sind diese Bilder — nach Maſsgabe der Stärke, womit die Seele durch ihr unverwandtes Anschauen sich von allen andern Bildern abzuscheiden, und in einem einzigen reinen Gedanken des Herzens sich die unsichtbare Gottheit selbst anschaulich zu machen fähig ist — Kanäle auſserordentlicher Gnaden der Götter gewesen; und es ist daher immer wohl gethan, sich dieses Mittels zu bedienen, was auch der Erfolg seyn mag; der zwar immer von der Willkühr der Gottheit, aber gewiſs sehr viel von der Beschaffenheit des Subjekts und der Energie der Gefühle abhängt, wodurch wir uns zu ihnen aufschwingen und sie zu uns herunter ziehen.

---

[1] Göttererscheinungen.

Diese Theorie — von welcher ich dir hier bloſs einen leichten Umriſs mache — hatte desto mehr einleuchtendes für mich, da sie mit meinen eigenen Vorstellungen sehr gut zusammen stimmte, und mir zu einer vollgültigen Bestätigung derselben diente. Dioklea setzte noch verschiedenes hinzu, das mir einen hohen Begriff von ihren Einsichten in die göttliche Magie gab, und sprach unter andern mit Verachtung von gewissen Mitteln, wodurch manche angebliche Theurgen die Götter zum Erscheinen nöthigen zu können vorgäben. Es sey zwar nicht zu läugnen, sagte sie, daſs es, zum Beyspiel, gewisse auserlesene Wohlgerüche gebe, die ihnen angenehm seyen; denn sie liebten das reinste und vollkommenste in jeder Art: aber sie durch Räucherungen oder Zauberlieder anziehen zu wollen, sey ein kindischer Gedanke, und es werde nie ein anderes Mittel, sie zu uns zu ziehen, geben, als eben das, wodurch wir uns zu ihnen aufschwängen, nehmlich das heiſseste Verlangen einer von jeder andern Begierde und Leidenschaft gereinigten Seele. Vielleicht hätten jene vermeinten Theurgen gehört, die Götter pflegten ihre Gegenwart zuweilen durch himmlische Wohlgerüche oder Harmonien oder ein überirdisches Licht anzukündigen, und hätten hieraus, ohne Grund, den Schluſs gezogen, daſs man sie durch Fumigazionen und Epoden herbey locken könne: immer sey es gewiſs, daſs die unechte Magie sich solcher Behelfe zu Bewirkung betrüglicher Theofanien und Geistererscheinungen bediene; aber eben darum enthielten sich die wahren Theurgen dieser zweydeutigen Mittel gänzlich.

Als sie zu reden aufgehört hatte, bat ich sie sehr inständig, mir, wofern sie mich dessen nicht unwürdig hielte, das Heiligthum der Göttin nicht länger zu verschlieſsen, an dessen Schwelle sie mich vermuthlich bey unsrer ersten Zusammenkunft geführt hätte. Sie antwortete: dieser Tempel sey allen Profanen unzugangbar; aber mir sollte er, wie billig, noch in dieser Nacht geöffnet werden.

Bald darauf befahl sie unsre Abendmahlzeit zu bringen, welche, ganz nach Pythagorischer Weise, bloſs aus einigen leichten Speisen und auserlesenen Früchten bestand; auch wurde bloſses Wasser aus krystallenen Bechern dazu getrunken, aber das reinste, leichteste und frischeste, das ich je getrunken hatte. Nach der Mahlzeit hörten wir in einiger Entfernung eine äuſserst sanfte und herzerhöhende Musik von Instrumenten und Stimmen, ohne zu sehen wo sie herkam. Wir setzten uns auf eine Bank im Rosenhain, und hörten ihr eine Weile zu. Endlich wurde sie immer schwächer und schwächer, bis sie ganz in die Lüfte zu zerflieſsen schien. Wie wir nichts mehr hörten, stand Dioklea auf. Es ist Zeit, sagte sie, dein Verlangen zu befriedigen! — Du wirst das heilige Bild der Göttin sehen, und auf Sie allein wird es ankommen, wie viel oder wenig sie dir durch dieses Mittel von sich selbst erblicken lassen will. Von nun an bis zum Aufgang der Sonne versiegelt das heilige Schweigen unsre Lippen!

Ich bückte ihr meinen Dank und meinen Gehorsam zu, und wir gingen mit langsamen Schritten den Pomeranzengang zum Tempel hinauf. Als wir ankamen, fanden wir unter den Säulen rechter Hand drey junge Nymfen in langem weiſsem Gewande, und auf der linken drey zwölfjährige Knaben, ebenfalls weiſs gekleidet, auf uns warten. Dioklea schloſs die äuſsere Pforte auf, und wir traten in eine Halle, in deren Mitte eine vergoldete Thür unmittelbar in den Tempel führte. Zu beiden Seiten war ein Gemach, zum Ankleiden der Personen, die in den Tempel eingehen durften, bestimmt. Dioklea begab sich mit den drey Nymfen in das eine, und winkte mir, den Knaben in das andere zu folgen. Alles was hier zu thun war, wurde stillschweigend verrichtet. Ich wusch vor allem mein Gesicht und meine Hände. Hierauf zogen sie mir mein Oberkleid ab, bekleideten mich mit einem langen Rock von weiſser glänzender Seide, und gürteten mich mit einem breiten Gürtel von glattem Goldstoff mit den feinsten Perlen gestickt. Als ich angekleidet war, führten sie mich heraus, bückten sich, die Arme über die Brust gefaltet, vor mir und verschwanden.

Bald darauf trat auch die Priesterin wieder heraus. Sie war, über ein rosenfarbnes Gewand das nur bis an die Knöchel reichte, in ein violett purpurnes Oberkleid mit langen weiten Ärmeln gehüllt; ihre dichten Haare flossen los gebunden um ihre Schultern, und mitten auf der priesterlichen Binde um ihre Stirn funkelte ein Stern von citronfarbnen Diamanten. Sie hatte in diesem Aufzuge beynahe selbst das Ansehen einer Göttin, und noch nie war sie mir so schön und blendend vorgekommen. Die drey Nymfen erschienen in einer Art enge gefalteter Leibröcke von weiſser Seide, mit breiten rosenfarbnen Gürteln, und ihre Haare waren mit einem goldnen Bande aufgebunden, dessen Enden an beiden Seiten bis an die Knie herab hingen. Alle vier gingen mit zur Erde gesenktem Blicke vor mir vorbey; Dioklea öffnete mit einem goldnen Schlüssel die innere Pforte des Tempels, trat mit ihren Dienerinnen hinein, und schloſs die Pforte wieder hinter sich zu. Nach einer kleinen Weile that sich diese wieder auf, sie kamen heraus und langsam auf mich zu, jede etwas in der Hand haltend, das sie aus dem Tempel mitgebracht hatte. Dioklea band mir eine der ihrigen ähnliche Binde um die Stirn; eine der Nymfen setzte mir einen Myrtenkranz auf, die zweyte gab mir einen Lilienstängel in die rechte Hand, und die dritte einen Rosenzweig in die linke. Hierauf berührte die Priesterin jedes meiner

Augen mit den drey Mittelfingern ihrer rechten Hand, winkte mir in den Tempel hinein zu gehen, und schloſs die Pforte hinter mir zu.

LUCIAN.

Wahrlich, viel Ceremonien, und mehr als zu viel um diese Mysterien verdächtig zu machen! Ich bin ungeduldig zu hören, wie sich das alles enden wird.

PEREGRIN.

Was auch der Zweck dieser Feierlichkeiten war, so viel ist gewiſs, daſs mir das Herz beym Eintritt in den Tempel merklich höher schlug. Ich blieb nahe an der Pforte stehen, und faſste mich zusammen so gut mir möglich war, indem ich mich umsah und den edeln Geschmack der innern Baukunst und Verzierung bewunderte, so viel ich davon bey dem Lichtstrom sehen konnte, der aus einer halb runden Vertiefung hervorbrach, wo die Göttin in einer hohen vergoldeten Blende stand. Vor ihr, etwas seitwärts nach der rechten Hand, kniete ein marmorner Amor mit einer goldnen Pfanne, an Form dem

Horn der Amalthea ähnlich, aus welcher mit dem lieblichsten Wohlgeruch eine ungemein helle Flamme in der Dicke einer Zirbelnuſs empor loderte, und dem geglätteten Marmorbilde der Göttin eine zum Verblenden täuschende Beleuchtung gab. Dieses Bild war merklich gröſser als alle Venusbilder die ich noch gesehen hatte, und verband in meinen Augen die Majestät einer Göttin mit einer Schönheit, welche gleich beym ersten Anblick alles, womit man sie hätte vergleichen können, auslöschte, und nichts vollkommneres wünschen lieſs. Eine unfreywillige Gewalt warf mich vor ihm auf die Erde nieder; ich betete in ihm den sichtbaren Abglanz der höchsten geistigen Schönheit an, und fühlte in seinem Anschauen mein ganzes Wesen in die reinste Liebe aufgelöst. Doch ich will nicht versuchen, unbeschreibliche Empfindungen oder Täuschungen, wenn du willst, beschreiben zu wollen; denn in der That war es doch wohl Täuschung, daſs ich zuletzt, ob schon nur einen Augenblick, die Göttin selbst in ihrer ganzen überirdischen Glorie vor mir zu sehen glaubte.

LUCIAN lächelnd.

Das sollt' ich beynahe auch vermuthen. Aber was wurde zuletzt aus dem allen?

PEREGRIN.

Ich ward endlich gewahr, daſs die Fackel Amors, die zu diesen Mysterien unentbehrlich war, in wenig Augenblicken erlöschen würde, und zog mich, noch früh genug um die Thür des Tempels ohne tappen zu finden, zurück, nachdem ich meinen Myrtenkranz nebst dem Rosenzweig und Lilienstängel zu den Füſsen der Göttin niedergelegt hatte. Ich fand vor der Thür einen von den Knaben, der mir das feierliche Gewand wieder abnahm, und ich kehrte mit einem neuen Bilde in meiner Seele zurück, das, so zu sagen, ihre ganze Weite ausfüllte, aber, anstatt kalter Marmor zu seyn, von aller der Liebe belebt war, die —

LUCIAN.

— der kalte Marmor in dir angezündet hatte!

PEREGRIN,

nach einer kleinen Pause.

Mein Zustand in dieser Nacht war wachend und schlafend ein immer währender Traum von meiner angebeteten Göttin. Bald lag ich wieder im Tempel zu ihren Füſsen, bald wandelte ich an ihrer Seite im Hain von Amathunt, bald fand ich mich mit ihr in die himmlische Sfäre der Schönheit und Liebe verzückt, und sah und fühlte unaussprechliche Dinge. Diese Gemüthsverfassung wäre vielleicht bey jedem andern völlig erklärter Wahnsinn geworden: aber bey mir war sie durch alles vorhergehende so gut vorbereitet, hing mit meinen herrschenden Ideen so schön zusammen, und war meiner ganzen Art zu seyn so angemessen, daſs ich mich in meinem Leben nie so heiter, so gut und so glücklich gefühlt hatte. Kurz, mein Zustand war — bey aller Überspannung meiner Fantasie — der Begeisterung, worin sich jeder gefühlvolle und noch ungeschwächte Jüngling in den goldnen Tagen der ersten Liebe befindet, ähnlich genug, um im Grunde die natürlichste Sache von der Welt zu seyn.

Ich brachte einen Theil des folgenden Morgens mit Diokleen in den Rosengebüschen zu. Sie sagte mir: daſs ich von nun an den Tempel so oft besuchen könnte als ich wollte, ohne daſs es dazu ihrer Gegenwart oder besonderer Feierlichkeiten vonnöthen hätte; sie würde mir zu diesem Ende einen eigenen Schlüssel zustellen, um davon freyen Gebrauch zu machen; nur mit dem einzigen Vorbehalt, daſs der Tempel nie vor Untergang der Sonne aufgeschlossen werden dürfte, und bey ihrem Aufgang wieder zugeschlossen seyn müſste. Die Göttin, setzte sie hinzu, hat Wohlgefallen an der hohen Reinheit deiner Empfindungen, die unter den Sterblichen einem Wunder ähnlich ist; und ich müſste mich sehr irren, oder dir ist ein Loos beschieden, das selbst unter den Söhnen der Weisen nur selten einem Glücklichen zu Theil wird, wiewohl mir nicht erlaubt ist dir mehr davon zu sagen.

LUCIAN.

Aha! Ich sehe sie kommen! — Dachte ichs doch gleich vom Anfang an!

PEREGRIN.

Ich errathe deinen Gedanken: aber nicht zu voreilig, Lucian! du könntest dich betrogen finden. Man ist mit den Leuten, in deren Gesellschaft ich dich gebracht habe, nicht so leicht im Klaren. Gedulde dich! das Drama nähert sich seiner Peripetie.

Mein gestriger erster Besuch des Tempels, und was dabey in mir vorgegangen, war natürlicher Weise der vornehmste Gegenstand, worüber sich Dioklea mit mir unterhielt. Sie fragte mich, ob ich jemahls zu Knidos gewesen sey? und da ich mit Nein antwortete, fuhr sie fort: Du kennst also die berühmte Venus des Praxiteles nur dem Nahmen nach; aber vermuthlich hast du die Venus des Alkamenes zu Athen gesehen? — Öfters, war meine Antwort: allein, o wie wenig ist sie mit dieser zu vergleichen! oder vielmehr, wie unendlich ist der Unterschied zwischen dem was ich beym Anschauen der einen und der andern erfahren habe! — Jene, sagte Dioklea, flöſste dir wohl nur kalte ruhige Bewunderung ein; aber diese? — „Ein Gefühl, das meine Brust zu zersprengen schien, das meine ganze Seele kaum zu ertragen vermochte. In jener sah ich nur das Symbol der höchsten Schönheit; in dieser erkannte und fühlte ich die gegenwärtige Göttin selbst.“ — Bey allem dem, versetzte sie, muſs ich dich erinnern gegen deine Fantasie auf der Hut zu seyn; sie arbeitet oft zur Unzeit der höhern Einwirkung entgegen, und weidet uns mit Schatten, da wir ohne ihre zu groſse Dienstfertigkeit das Wesen selbst haben könnten. Du glaubtest die Gegenwart der Göttin zu fühlen, und es war vielleicht bloſse Täuschung. Das sicherste Mittel dich vor den Blendwerken der Einbildung zu verwahren, ist ihrer Geschäftigkeit Einhalt zu thun, und dich gänzlich den Gefühlen deines Herzens zu überlassen. Durch diese allein kannst du hoffen, die Göttin dir günstig zu machen. Das Herz, nicht die Einbildungskraft, ist das Organ, das ihrer Mittheilungen empfänglich ist. — Nach diesen Worten verlieſs sie mich, damit ich mir diese Lehren durch eigenes Nachdenken wahr machen könnte.

Um deine Geduld durch Erzählung des stufenweisen Wachsthums meiner vermuthlich beyspiellosen Leidenschaft nicht auf eine allzu groſse Probe zu stellen, will ich von dem Besuche, den ich in der folgenden Nacht im Tempel machte, nichts weiter sagen, als daſs dieſsmahl die Art, wie das Anschauen der Göttin auf meine Sinne wirkte, indem ich mich (nach dem Rathe der Tochter des Apollonius) den Empfindungen, die sie mir einflöſste, gänzlich überlassen wollte — zuletzt so lebhaft wurde, daſs sie mich erschreckte und gegen mich selbst miſstrauisch machte. Ich eilte in groſser Unruhe aus dem Tempel hinweg, und beschloſs mich der Göttin nicht wieder zu nähern, bis ich durch die sorgfältigste Reinigung meiner Seele alles Sinnliche von meiner Liebe abgewaschen hätte, welche, meiner Meinung nach, ganz rein und geistig seyn müſste, um mich der wirklichen Theofanie als des einzigen Zieles meiner Wünsche fähig zu machen. Ich konnte nicht von mir erhalten, mit einer so heiligen Jungfrau, als Dioklea in meinen Augen war, von dieser Entschlieſsung zu sprechen, weil ich mir keine Worte zu finden getraute, das, was sie veranlaſst hatte, zart genug auszudrücken, um keine unziemlichen Vorstellungen in ihr zu veranlassen. Sie konnte indessen leicht bemerken, dafs es nicht ganz richtig mit mir stehen müsse: ich war unruhig, tiefsinnig, zerstreut, und suchte die Einsamkeit um meine Gemüthsverfassung vor ihr zu verbergen, ohne zu bedenken, dafs ich sie eben dadurch verrieth. Indessen that sie doch, als ob sie nichts davon gewahr würde, und vermied, nach dem Beyspiel das ich ihr gab, alles was mich zu einer Erklärung hätte nöthigen können. So ging der Tag vorüber, und in der nächsten Nacht hatte ich wirklich so viel Gewalt über mich selbst, mir das Anschauen meiner geliebten Göttin zu versagen, wiewohl ich mich mehr als zehnmahl auf den Weg machte, und einmahl schon bis an die äufsere Pforte gekommen war.

Diese grausame Selbstpeinigung kostete mir eine schlaflose Nacht. Meine Unruhe wurde dadurch mehr vergröfsert als vermindert, und ich sah am folgenden Tage so blafs und hohläugig aus, dafs Dioklea sich nicht länger überheben konnte, Kenntnifs davon zu nehmen. Was ist mit dir vorgegangen, Proteus? fragte sie mich. Wo ist deine vorige

Heiterkeit und Ruhe? Woher diese Blässe deines Gesichts? dieses trübe Feuer in deinen Augen? Und warum besuchtest du gestern den Tempel nicht, sondern schweiftest die ganze Nacht durch im Hain und in den Gärten umher? — Ich fand lange keine Antwort auf diese Fragen. Endlich bemühte ich mich, nicht ohne grofse Verlegenheit und vieles Stocken, in so behutsamen Ausdrücken als ich (mit Gefahr ein wenig unverständlich zu seyn) nur immer finden konnte, ihr die Bedenklichkeiten zu eröffnen, die mir die Pflicht auferlegt hätten, mich freywillig aus den Augen der Göttin zu verbannen. Sie schien mir mit Erstaunen in die Augen zu sehen, wiewohl sie mich mehr als zu wohl verstanden hatte. Sie schwieg eine gute Weile. Endlich nahm sie mich lächelnd bey der Hand und sagte: Du bist ein wenig wunderlich, Proteus, und die Göttin ist nur zu gütig gegen dich. Steht es etwa nicht in ihrer Willkühr, durch welche Art von Einwirkung sie ihre Macht über dich beweisen will? Und wie sollten deine Sinne allein bey den entzückenden Einströmungen ihrer Gegenwart unempfindlich bleiben, da sie sogar die leblose Natur mit Wonnegefühlen durchschüttert? Wie kannst du glauben, daſs die Göttin etwas unmögliches und unnatürliches von dir fordern werde? — Ist die Liebe, die sie dir eingeflöſst hat, nicht ihr eigenes Werk? Kann Liebe ohne Verlangen, Verlangen ohne Ausdruck seyn? Die reinste Liebe — Venus Urania kann keine andere erwecken! — veredelt und verfeinert die Sinne, erhöht und begeistert sie, aber vernichtet sie nicht.

Dioklea war, indem sie dieſs sagte, lebhafter geworden als ich sie noch nie gesehen hatte: sie bemerkte dieſs vielleicht in meinen Augen, und hielt auf einmahl ein. — Soll ich dir sagen, (fuhr sie nach einer ziemlich langen Pause in einem ruhigern Tone und mit einem kaum merklichen ironischen Lächeln fort) soll ich dir sagen, was ich von deiner Liebe denke? Sie täuscht dich! oder vielmehr, du täuschest dich selbst mit einer Art von fantasierter Liebe, die du gleichsam durch Kunst und durch theurgische Mittel in dir erzwingen willst, weil du dich durch sie zu einer Stufe von Vollkommenheit empor zu schwingen hoffest, die deiner stolzen Eigenliebe schmeichelt. Wahre Liebe ist zu stark an ihren Gegenstand geheftet, zu tief in ihn versenkt, um so viel auf sich selbst Acht zu geben, und so behutsam und ängstlich über unbedeutende Dinge zu seyn. Du bist vielleicht einer sich so rein und ganz hingebenden Liebe nicht fähig: aber, glaube mir, die Götter lassen sich mit weniger nicht abfinden; und wiewohl es möglich ist, durch ihre besondere Gunst zu jener Theilnehmung zu ihrer Macht zu gelangen, die das einzige Ziel deiner Wünsche scheint, so giebt es doch kein Mittel ihnen diese Gunst wider ihren Willen abzunöthigen.

Dioklea berührte mich durch diese Rede an einem sehr empfindlichen Theile; denn in der That war ich mir sehr wohl bewufst, mit den Absichten, die sie mir zuschrieb, zu ihr gekommen zu seyn: aber auf der andern Seite fühlte ich noch lebhafter, dafs mir das Bild der Göttin eine Liebe eingehaucht hatte, die meine ganze Seele beschäftigte, und wovon das, was ich ehemahls für Kallippen fühlte, kaum eine leise Ahndung genannt werden konnte. Da mich nun ihr Vorwurf von dieser Seite nicht traf, so antwortete ich mit einer Zuversicht, die ihr vermuthlich nicht unangenehm war: dieſsmahl wäre wohl, wenn ich es sagen dürfte, Sie selbst diejenige, die sich irrte, wenn sie mich beschuldigte, daſs meine Liebe bloſser Selbstbetrug, oder gar eine heuchlerische Maske eigennütziger Absichten sey. Ich erklärte mich so warm und lebhaft über diesen Punkt, daſs sie genöthigt war, ihren Worten einen mildern Sinn zu geben, oder vielmehr zu behaupten, ich hätte den ihrigen nicht recht gefaſst. Dieser kleine Streit, der erste und letzte den wir mit einander hatten, endigte sich in einer Aussöhnung, wodurch wir bessere Freunde wurden als jemahls, und brachte eine Lebhaftigkeit in die Unterhaltungen dieses Tages, die der Einförmigkeit unsrer Lebensart sehr zu Statten kam.

Meine Ungeduld die Göttin wieder zu sehen gab den Vorstellungen, welche Dioklea meinen vielleicht allzu zärtlichen Bedenklichkeiten entgegen gesetzt hatte, so viel Gewicht, daſs ich das Ende eines Spaziergangs, wozu sie mich nach der Abendmahlzeit einlud, kaum erwarten konnte, wiewohl sie sichs so angelegen seyn liefs mich angenehm zu unterhalten, dafs sie nicht wohl befürchten konnte mir lange Weile zu machen. Es war schon ziemlich spät, als sie sich von mir beurlaubte, und ich eilte nun mit geflügelten Schritten dem Tempel zu. Nie hatten die Nachtigallen, die in grofser Menge ein dichtes Gehölze zur Linken des Tempels bewohnten, sich so sehr beeifert meine Aufmerksamkeit auf ihre lieblichen Wettgesänge zu ziehen; aber nie war es ihnen weniger gelungen. Meine ganze Seele war bereits in meinen Augen. Ich verdoppelte meine Schritte, schlofs die Pforten des Tempels hastig auf, und — stand auf einmahl wie versteinert, da ich Amors Fackel ohne Feuer und den Tempel so dunkel fand, dafs die geöffnete Thür nicht Licht genug einliefs, um das Bild der Göttin unterscheiden zu können.

Unter tausend Zweifeln und Besorgnissen, die sich über diese unerwartete Begebenheit in meinem Gemüthe drängten, behielt endlich der Gedanke die Oberhand, daſs die Göttin mich vielleicht auf die Probe stellen wolle, ob ich fähig sey, sie auch ohne Beyhülfe einer meine Sinne rührenden Gestalt eben so gegenwärtig zu denken, als ob sie in diesem Marmor vor meinen Augen stände. Aber wenn dieſs ihre Absicht war, so lieſs sie mir wenigstens nicht Zeit genug die Probe zu machen. Denn unversehens erfüllte den Tempel eine hell leuchtende Klarheit und ein leises Wehen der lieblichsten Rosendüfte; und statt der Bildsäule erblickte ich in einer helldunkeln Wolke, welche die ganze Vertiefung erfüllte, die Göttin selbst in lebendiger unaussprechlicher Schönheit und Glorie, zwischen ihren ewig jugendlichen Grazien, welche, Hand in Hand wie in einem leicht schwebenden Tanze sich um sie her bewegend, von Augenblick zu Augenblick ihre himmlischen Reitze bald umschleierten bald wieder sichtbar machten. Ich stand in Entzückung und Anbetung verloren, als die Göttin, mit einem Lächeln das den ganzen Tempel zu erheitern schien, einen Blick voll Huld und Majestät auf mich warf, und plötzlich wieder aus meinen Augen verschwand.

LUCIAN.

Freund Peregrin! — was willst du daſs ich glauben soll?

PEREGRIN.

Daſs ich dir nichts sage als was ich gesehen habe.

LUCIAN.

Gesehen nennst du es? Geträumt willst du sagen —

PEREGRIN.

Ich versichere dich, daſs ich in diesem Augenblicke nicht mehr träume als damahls.

LUCIAN.

So war es doch wenigstens einer von den wachenden Träumen, wovon du vorhin sprachest, wo man in vorbey blitzenden Augenblicken sieht, was kein besonnener Mensch, dessen Vernunft und Einbildung im gehörigen Gleichgewichte stehen, je mit gesunden Augen gesehen hat.

PEREGRIN.

Denke davon was du kannst, Lucian.

LUCIAN.

Bey allem dem müſsten die geschworensten Gegner aller Täuschungen, Demokrit und Epikur selbst, gestehen, daſs du in deinem Erdenleben mit einer beneidenswürdigen Imaginazion ausgesteuert warst! — Aber wie lange dauerte diese himmlische Erscheinung?

PEREGRIN.

Diese Frage, lieber Lucian, ist schwerer zu beantworten als du glaubst. Erscheinungen dieser Art lassen sich mit keinem gewöhnlichen Zeitmaſse messen; und wer, der mit einem solchen Gesichte beseligt wird, könnte daran denken dessen Dauer messen zu wollen, wenn es auch möglich wäre? Alles was ich dir davon sagen kann, ist, daſs sie mir, als alles wieder verschwunden war, nur wenige Augenblicke gedauert zu haben schien, aber daſs, meinem Gefühle nach, diese Augenblicke gegen die zwanzig Jahre, die ich bisher gelebt hatte, eine Ewigkeit gegen einen Augenblick waren.

LUCIAN.

Ich merke aus allen Umständen, daſs du noch etwas im Rückhalt hast, das mir auf die eine oder andere Art aus dem Wunder helfen wird: denn Alles, was dir in dem Zauberhaine der wundervollen Tochter des Apollonius begegnet ist, kannst du doch nicht wohl geträumt haben.

PEREGRIN.

Wenigstens würde ich nicht so unbescheiden gewesen seyn, dich mit einem so langen Traume aufzuhalten. Aber ich fühle selbst, daſs es Zeit ist, dir aus dem Wunder zu helfen, wie du es nennst, und wenn es auch nicht anders geschehen könnte, als indem ich dich in ein neues noch weit gröſseres werfe.

LUCIAN.

Du wirst mich sehr verbinden; denn ich muſs gestehen, daſs ich den Gemüthszustand, in welchen du mich hinein gezaubert hast, nicht lang' ertragen kann.

PEREGRIN.

Du glaubst mir wohl ohne Schwüre, daſs Venus Urania nach dieser Erscheinung keinen inbrünstigern Anbeter in der weiten Welt hatte als mich. Das ganze System meiner theurgischen Schwärmerey hatte durch diese offenbare Theofanie eine neue Stütze erhalten, und war in diesen wenigen Augenblicken so verdichtet und über allen Zweifel hinaus gesetzt worden, daſs ich nun das Wunderbarste und Unglaublichste zu ertragen fähig seyn muſste. So wie die wonnevolle Erscheinung verschwunden war, wurde mir auch der wieder verfinsterte Tempel zu enge. Ich eilte ins Freye, um meiner von Entzücken fast erstickten Brust Luft zu machen. Diese Nacht kam natürlicher Weise eben so wenig Schlaf in meine Augen als in der vorigen; aber die aufgehende Sonne überraschte mich, da ich sie noch weit entfernt glaubte.

Dioklea erblickte mich als ich vor ihrer Wohnung vorbey ging. Sie war schon völlig angekleidet, kam zu mir herab, und sagte: Sie wäre so früh aufgestanden, weil sie nothwendiger Geschäfte wegen in die Stadt reisen müſste: aber, setzte sie mit Verwunderung hinzu, wie kommt es, daſs ich Dich zu einer solchen Tageszeit schon so munter finde? Ich erzählte ihr, mit aller Redseligkeit eines Menschen, der kein dringenderes Bedürfniſs hatte als seinem zu vollen Herzen einige Erleichterung zu verschaffen, was mir diese Nacht im Tempel begegnet war. Ich muſste es ihr mehr als Einmahl mit allen Umständen erzählen, bis ich sie von allen Zweifeln geheilt sah, daſs meine Fantasie die Schöpferin dieses schönen Gesichtes gewesen seyn könnte. Die Stärke meiner eigenen Überzeugung nöthigte ihr endlich auch die ihrige ab; sie freute sich meines Glückes, und trennte sich nun, wie sie sagte, mit desto leichterem Herzen auf einige Tage von mir, da sie so gewiſs seyn könne, daſs ich ihre Abwesenheit kaum gewahr werden würde. Ich sollte mich inzwischen als denjenigen ansehen, der in dem ganzen Bezirke des heiligen Hains unumschränkt zu gebieten habe; alle, die von ihr abhingen, wären angewiesen, meine Winke eben so gehorsam wie die ihrigen zu befolgen: auch hätte sie dafür geſorgt, daſs es mir an nichts fehlen würde, was ich nöthig haben oder wünschen könnte, ohne daſs ich mich selbst deſswegen zu bekümmern brauchte. Nach diesen Worten umarmte sie mich mit der Vertraulichkeit einer alten Freundin, bestieg mit einer ihrer Nymfen und einem Diener einen mit zwey schneeweiſsen Pferden bespannten Wagen, und verschwand in kurzem aus meinen ihr nachfolgenden Blicken.

Die Entfernung der Tochter des Apollonius hätte mir nie weniger unangenehm seyn können, als in meiner damahligen Verfassung. Der ekstatische, oder, wenn du willst, nymfoleptische Zustand, worein mich die Erscheinung der vergangenen Nacht versetzt hatte, machte mirs zum Bedürfniſs, mir selbst und meinen Empfindungen überlassen zu werden. Doch, was sage ich mir selbst? da mein ganzes Selbst in jenes himmlische Gesicht, das noch immer in ätherischer Klarheit vor mir schwebte, übergegangen war. — Nichts äuſseres um mich her, nichts — als Diokleens Gegenwart, hätte mich in dieser süſsen Entzückung stören können: denn sie würde mich freylich unvermerkt verleitet haben, von dem Unaussprechlichen, das mein ganzes Wesen ausfüllte, zu sprechen; und wie wenig wäre das, was ich ihr von meiner Wonne hätte mittheilen können, gegen das gewesen was mir selbst dadurch entgangen wäre!

Ich begab mich nun in den dunkelsten und stillsten Theil des Hains, und es gingen einige Stunden hin, ehe die in meiner Einbildung noch immer fortdauernde Vision durch ein fast unmerkliches Ermatten des Lichts und der Farben so viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlor, daſs ich wieder zu mir selbst kam, mich wieder da sah wo ich war, mich mit einer Art von süſsem Erstaunen fragte, ob ich es sey, dessen Augen mit dem unmittelbaren Anschauen der Göttin beseligt worden? und mir selbst diese Frage mit der Gewiſsheit des innigsten Gefühls beantwortete. Die Gedanken, die jetzt mit auſserordentlicher Klarheit und Leichtigkeit in mir aufstiegen, waren nicht mehr Gedanken eines Sterblichen; mit meiner Liebe zu Venus Urania hatte sich bereits meine Dämonisierung angefangen. Konnt' ich noch zweifeln ob diese Liebe der Göttin angenehm sey? Sie hatte mir ja den stärksten Beweis davon gegeben; hatte sich herab gelassen, mir in der einzigen Art von Erscheinung, die meine Sinne ertragen konnten, in der Gestalt der höchsten weiblichen Schönheit, sichtbar zu werden. — Sollte sie bey dieser ersten Gunst stehen bleiben wollen? Unfehlbar war dieses Gesicht nur ein Pfand noch vollkommnerer Mittheilungen; mit jedem höheren Grade derselben, hoffte ich, würde sich meine eigene dämonische Natur mehr enthüllen, bis ich endlich, von einer Stufe zur andern, zum reinen unmittelbaren Anschauen Ihres Wesens, und zum vollen Genuſs aller Vorrechte des Meinigen gelangen würde. — Welche Hoffnungen! Welche Aussichten! Wie ganz anders versprach ich mir selbst mir die Liebe der Göttin zu Nutze zu machen, als die Adonis und Endymionen der poetischen Fabel! Schon durchflog ich mit ihr in Gedanken das unermeſsliche Weltall, durchschaute alle Geheimnisse der Pythagorischen Zahlen, hörte die Harmonie der Sfären, und begriff den tiefsten Sinn aller Hieroglyfen der Natur. Nichts was ein Dämon wissen kann, war mir verborgen, nichts was er wirken kann, unmöglich. — Welche Wonne, welch ein Vorgefühl neuer Kräfte, neuer weit ausgebreiteter Thätigkeit, lag in diesem vergötternden Gedanken! Und nun ergoſs sich auf einmahl die ganze Gutmüthigkeit meines Herzens in ihn. Ein neuer Prometheus, bildete ich schon in meiner allvermögenden Fantasie das Menschengeschlecht zu gutartigen und glücklichen Geschöpfen um; alles Elend verschwand von der Erde; ich rief Asträen wieder vom Himmel herab, stellte die Unschuld und Gleichheit des goldnen Alters wieder her, und beseligte es mit allem, was Künste, Musen und Grazien zur Ausschmückung und Veredlung des menschlichen Lebens beytragen können.

LUCIAN.

Armer Ikarus! wie hoch schwangst du dich auf deinen Wachsflügeln empor, und wie schmerzlich muſs der Fall aus einer solchen Höhe gewesen seyn!

PEREGRIN.

Ahndest du schon meinen Fall, Lucian? — Ganz andre Ahndungen schwellten damahls meinen Busen! Auch nicht der kleinste Zweifel, nicht der leiseste Laut einer unglückweissagenden Vorempfindung, störte die Wonne meiner bezauberten Seele; und, wenn es wahr ist, daſs kein wirklicher Genuſs an das reicht was uns die Einbildung davon verspricht, so war dieser einsame Tag unstreitig der glücklichste meines Lebens.

Ich hatte inzwischen, ohne darauf Acht zu geben, den Ort mehr als Einmahl verändert, und befand mich in einer Laube des Rosenwäldchens, wo ich endlich in der heiſsesten Stunde des Tages unvermerkt eingeschlummert war, als ich beym Erwachen einen Tisch mit verschiedenen Speisen und einem in Eis stehenden krystallnen Krug Wein vor mir sah, ohne gewahr worden zu seyn wie er hierher gebracht worden. Solltest du es glauben? aller seiner hohen dämonischen Schwärmerey zu Trotz, fiel der bezauberte Liebhaber der himmlischen Venus mit der Eſslust eines gemeinen Erdensohns über die anziehend duftenden Schüsseln her, und lieſs, wiewohl sie für zwey mäſsige Esser zureichend gewesen wären, nicht so viel übrig, daſs ein Schooſshündchen davon hätte satt werden können.

LUCIAN.

Dieſs ist gerade was mich von allen Symptomen deines damahligen Fiebers am wenigsten befremdet. Wiewohl man zu glauben pflegt, bezauberte Personen bedürften weder Speise noch Trank, so bin ich doch überzeugt, daſs bey der verliebten Art von Bezauberung gerade das Gegentheil Statt findet, und daſs von allen Arten der Liebe keine mehr Aufwand von Lebensgeistern verursacht, und also ihre öftere Ersetzung nothwendiger macht, als die Platonische. Vielleicht, da doch die Quelle der Ahndungen an diesem Tage so reichlich bey dir floſs, war diese auſserordentliche Eſslust auch eine geheime Ahndung, daſs du zu den neuen, vermuthlich nahe bevorstehenden Mittheilungen der Göttin einer solchen Vorbereitung nöthig haben könntest.

PEREGRIN.

Wie dem auch gewesen seyn mag, so zweifle ich nicht, daſs Hippokrates oder Galenus diese Begebenheit sehr natürlich gefunden haben würden. Was ich dir übrigens für gewiſs sagen kann, ist, daſs die Schüsseln leer waren, bevor ich ein Wort davon wuſste, und daſs die erhabenen Träume meiner Fantasie sehr wenig durch dieses animalische Geschäft unterbrochen wurden. Wirklich habe ich in spätern Zeiten oft die Bemerkung gemacht, daſs Seele und Leib bey der Art von Menschen, unter denen ich damahls keiner der geringsten war, eine ganz eigene Wirthschaft zusammen führen. Bald treibt jedes seine Geschäfte für sich, ohne von dem andern die mindeste Kenntniſs zu nehmen; bald vertauschen sie unvermerkt ihre Rollen mit einander; bald leben sie in offenbarer Fehde; aber ehe man sichs versieht, sind sie wieder so warme Freunde, daſs nichts in der Welt ist, was sie nicht für einander zu thun oder zu leiden bereit wären. — Doch vergieb, daſs ich dich mit unnöthigen Bemerkungen aufhalte, da ich dir bloſs meine Geschichte versprochen habe, und in der That einer seltsamen Auflösung der Räthsel nahe bin, womit ich dir eine Weile her den Kopf warm zu machen genöthigt war.

Ob es bloſs eine Folge der natürlichen Veränderlichkeit der menschlichen Seele war, die sich nicht lange in einer und eben derselben Stimmung erhalten kann, oder ob die beträchtliche Verstärkung, die der Strom meiner Lebensgeister so eben erhalten hatte, das ihrige dazu beytrug, — gewiſs ist, daſs die halcyonische Stille, welche in der ersten Hälfte des Tages mein Gemüth, wie ein heitrer wolkenloser Himmel die Erde unter ihm, umgeben hatte, sich in der andern Hälfte unvermerkt verlor. Ein geheimer Drang, ein unruhiges Sehnen, das mit jeder Stunde des sich neigenden Tages zunahm, trieb mich hin und her, und lieſs mich nirgends lange verweilen. Das Bild der Erscheinung, die ich in der letzten Nacht gehabt hatte, stand wieder mit neuer Lebhaftigkeit und mit neuen unbeschreiblichen Reitzen vor meiner Stirne. Aber das ätherische Licht, worin es mir diesen Morgen vorschwebte, war nicht mehr. Ich sah die Göttin in einer Beleuchtung, die ihre Schönheit mehr zu verkörpern, ihren Reitzungen einen Zauber zu geben schien, dessen Gewalt ich noch nie so lebhaft gefühlt hatte. Das Verlangen sie wieder zu sehen wurde immer feuriger, immer ungeduldiger. Oft breiteten sich meine Arme unfreywillig aus sie zu umfangen. Ich sprach mit ihr, sagte ihr alles was die höchste Schwärmerey der ersten Liebe dem Liebhaber einer Göttin eingeben kann, schweifte im ganzen Hain umher, und befand mich immer unvorsetzlich vor der Thür des Tempels. Je näher die Sonne ihrem Niedergang kam, desto länger wurde mir jede Minute, welche sie noch über dem Horizont verweilte. Eine geheime Ahndung — die im Grunde wohl nichts andres war als das instinktmäſsige Harren dessen was wir sehnlich wünschen — hieſs mich von dem Besuche, den ich diese Nacht wieder in dem Tempel machen wollte, irgend eine neue noch gröſsere Gunst der Göttin hoffen. In jener ersten Erscheinung hatte sie bloſs den Versuch gemacht, wie viel meine Sinne von ihrer Gegenwart ertragen könnten. Vielleicht, dachte ich, läſst sie sich dieſsmahl länger, vielleicht in einem noch mildern Glanze sehen; vielleicht nähert sie sich mir, würdigt mich einer Anrede, läſst mich aus ihren eigenen göttlichen Lippen hören, was ich thun muſs, um unmittelbarerer, vollkommnerer Mittheilungen würdig zu werden. Wahr ists, daſs ich mir von diesen Mittheilungen nur sehr dunkle, oder, besser zu reden, gar keine Vorstellungen machen konnte: aber die Wirkung dieses dunkeln Vorgefühls auf mein Gemüth war nur desto gewaltiger, und mein Wesen erlag beynahe unter der unnennbaren Wonne des Gedankens, von Venus Urania geliebt zu seyn — so wie mir in der That die Sprache zu gebrechen anfängt, da ich dir mit einiger Wahrheit schildern möchte, was in diesem seltsamen Zustande mit mir vorging.

LUCIAN.

Es ist freylich schwer von unnennbaren Dingen zu sprechen, und von auſserordentlichen Gefühlen einem andern, der in seinem Leben nichts auſserordentliches gefühlt hat, einen Begriff zu geben. Ich entbinde dich also eines vergeblichen Versuchs um so lieber, da du mir bereits genug gesagt hast, um sehr deutlich einzusehen, daſs du, mit aller möglichen Bestrebung, dem Blinden, den du vor dir hast, keinen anschaulichern Begriff von den Farben der unsichtbaren Gegenstände, die du ihm schilderst, mittheilen könntest.

PEREGRIN.

Ich verstehe den Wink, und werde in meiner nächsten Beschreibung, wo nicht so deutlich, doch wenigstens so kurz als möglich seyn.

DRITTER ABSCHNITT.

PEREGRIN.

Die Sonne war nicht lange untergegangen, als ich mich nach den gewöhnlichen Vorbereitungen auf den Weg zum Tempel machte. Aber, wie groſs meine Ungeduld nach diesem Augenblick gewesen war, so befiel mich doch, da ich unter den Säulengang trat und im Begriff war den Schlüssel in die Pforte zu stecken, ein so wunderbares Schaudern, daſs ich wieder umkehren, und den langen Gang von Pomeranzenbäumen zwey- oder dreymahl hin und her gehen muſste, bis ich Muth genug gefaſst hatte, die Pforte aufzuschlieſsen.

Ich fand das Innerste des Tempels nur schwach beleuchtet, ohne zu sehen wo das Licht herkam; der Amor mit der Fackel fehlte, und die tiefe bogenförmige Blende, wo das Bild der Göttin zu stehen pflegte, war mit einem purpurnen Vorhang bedeckt.

Mit hoch schlagendem Herzen stand ich in ehrfurchtsvoller Entfernung, die Augen auf den Vorhang geheftet, als er von zwey eben so schnell erscheinenden als verschwindenden Liebesgöttern plötzlich aufgezogen wurde, und die Göttin in ihrer gewöhnlichen Stellung meinen entzückten Augen zeigte. Der einzige Unterschied war, daſs sie nicht auf ihrem Fuſsgestelle, sondern auf einer kleinen, mit einem purpurnen Teppich belegten Erhöhung stand, zu welcher man auf zwey niedrigen Stufen empor stieg.

Während ich dieses Ideal der höchsten Schönheit mit einer Liebe und einem Verlangen, als ob ich es mit meinen Augen einsaugen wollte, betrachtete, schien mirs, die Statue belebe sich unvermerkt unter meinen Blicken; ihre Augen funkelten von einem überirdischen Lichte, ihr Busen schien sich zu heben, und eine liebliche Röthe alle Lilien ihrer nach dem schönsten Ebenmaſse gebauten Glieder in Rosen zu verwandeln.

Du wirst mir gern glauben, daſs mein Gefühl bey dieser Erscheinung — mochte sie nun Täuschung oder Wahrheit seyn — alle

Beschreibung zu Schanden machen würde. Von einem unwiderstehlichen Zug überwältigt wagte ich es endlich, mich ihr mit zögernden Schritten zu nähern; ein unbeschreiblich süſser Blick schien mich dazu einzuladen, und in eben dem Augenblicke, da ich meinen unfreywillig sich öffnenden Armen nicht länger gebieten konnte, breiteten sich die ihrigen gegen mich aus. Ich flog ihr entgegen, schlang jeden glühenden Arm um ihren Leib, fühlte ihren elastischen Busen den meinigen umwallen; dieses göttliche Feuer, das die ganze Natur beseelt, blitzte und strömte aus ihr mit einer Wollust, die ich nicht ertragen konnte, in mein ganzes Wesen über, alle meine Sinne taumelten, alle Bande meines Körpers lösten sich auf, meine Augen erloschen, und ich verlor alles Gefühl meiner selbst.

LUCIAN.

Eine seltsame Geschichte! — und im Grunde doch die gemeinste von der Welt. Alles kommt bey diesen Dingen auf die vorhergehenden und begleitenden Umstände, und vornehmlich auf die Beschaffenheit und Stimmung des Subjekts an. — Indessen muſs ich gestehen, Peregrin, du warst ein glücklicher Erdensohn; und wäre deine Verbrennung zu *Harpine* die einzige Bedingung gewesen, unter welcher das Schicksal dir erlaubt hätte solche Erfahrungen zu machen, du hättest sie wahrlich nicht zu theuer bezahlt! Wenn die Sterblichen eines Genusses fähig sind, der ihnen das Gefühl sich zu vergöttern giebt, so ist es das, was Du in diesen Augenblicken erfuhrst.

PEREGRIN.

Die Vergötterung, lieber Lucian, erfolgte erst, als sich der Todte, ohne zu wissen wie ihm geschah, auf einem zugleich äuſserst weichen und elastischen Ruhebette — in den Armen der Göttin wiederfand. Aber über diese Mysterien versiegelt (mit der Hohenpriesterin Dioklea zu reden) das heilige Schweigen meine Lippen. Alles was ich dir schuldig zu seyn glaube, ist, dich nicht länger in der Ungewiſsheit zu lassen, wer diese irdische Venus Urania war, die den unbedeutenden Sohn eines Bürgers von Parium, mit einem solchen Aufwand von wunderbaren Anstalten und theurgischen Vorbereitungen, zu ihrem Adonis zu machen würdigte.

Ohne Zweifel mufst du schon selbst gefunden haben, dafs dein Verdacht irre ging, da er auf die ehrwürdige Tochter des Apollonius fiel. Wäre die Priesterin und die Göttin nur eine und eben dieselbe Person gewesen, so müfste ich den Betrug schon bey der ersten Theofanie, da sie mir mit ihren Grazien in der Wolke erschien, und noch deutlicher in dem Augenblicke, da ihre Bildsäule sich so unverhofft für mich belebte, nothwendig entdeckt haben, und sie hätte sich also dieser Mittel zu meiner Bezauberung nicht bedienen können. Denn, wiewohl Dioklea, den Mangel der Jugend abgerechnet, eine sehr schöne Frau genannt werden konnte, so sah sie doch der Bildsäule nicht gleich; hingegen war die Ähnlichkeit des Bildes mit der Göttin, die ich in den Wolken sah und in der Blende des Tempels umarmte, durchaus in allen Theilen, Formen und Zügen so vollkommen, dafs das Leben allein den Unterschied zwischen dem einen und der andern machte.

Wisse also, Freund, daſs der heilige Hain, die Felsenwohnung der Dioklea, die Gärten um sie her, und der Tempel der Venus Urania — einen Theil eines groſsen Landgutes ausmachten, welches, nebst vielen ansehnlichen Ländereyen in Ionien, Karien, Lycien und auf der Insel Rhodus, das Eigenthum einer edlen Römerin war, die hier, im Mittelpunkt ihrer Besitzungen und in der vollkommensten Unabhängigkeit, den Rest ihrer Jugend, und die Reichthümer, die ihr ein betagter Gemahl hinterlassen hatte, nach einem eigenen, romantischen, aber (wie du gestehen wirst) nicht übel ausgedachten Plane zu genieſsen beschlossen hatte. Sie nannte sich Mamilia Quintilla, und würde in den Zeiten eines Kaligula, Klaudius oder Nero durch ihre auſserordentliche Schönheit sich eben so leicht zu dem Range der Poppeen und Messalinen erhoben haben, als es ihr unter der Regierung Hadrians gelang, sich — mit Aufopferung ihrer ersten Blüthe an einen alten Römischen Ritter, der durch Handelschaft, Glück und Pachtung der Staatseinkünfte ganzer Provinzen in Asien ein unermeſsliches Vermögen zusammen gebracht hatte — in wenig Jahren zur Erbin desselben zu machen.

Wenn die Dame Mamilia Quintilla den besagten Kaiserinnen, auſser der Schönheit, noch in einer andern Eigenschaft, die ihren Ruhm bey der Nachwelt mehr als zweydeutig gemacht hat, ähnlich war, so ist wenigstens nicht zu läugnen, daſs sie einen so sinnreichen Geschmack in der Art, wie sie ihre Lieblingsleidenschaft befriedigte, und so viel Feinheit in der Wahl der Personen, welche sie dazu vonnöthen hatte, zeigte, daſs es nicht gerecht wäre, sie mit jenen übel berüchtigten Augusten, oder andern Römerinnen ihrer zahlreichen Klasse, in eben dieselbe Linie zu stellen. Ihre Fantasie hatte, wie die meinige, in früher Jugend einen gewissen dichterischen Schwung bekommen: und da sie vermuthlich von den Tischfreunden ihres alten Tithons oft genug mit der Göttin von Cythere verglichen worden war; so mochte ihr, als sie sich mit zwanzig Jahren, in der Fülle des Lebens und der Schönheit, frey und im Stande sah jeder ihrer Neigungen und Launen ein Genüge zu thun, der Gedanke leicht genug gekommen seyn, sich einiger Vorrechte dieser Göttin anzumaſsen, und die Freuden, welche sie zu empfangen und zu geben gleich geschickt und geneigt war, einer gewissen idealischen Vollkommenheit so nahe zu bringen, als es einer Sterblichen nur immer möglich seyn könnte.

In dieser Absicht hatte sie ihre Villa zu einem wahren Zauberpalast, und den weitläuftigen Bezirk, der zu derselben gehörte, zu lauter Idalischen Hainen und zu einem zweyten Dafne umgeschaffen. Die prächtigen Gebäude, woraus die Villa bestand, waren mit einer zahllosen Menge wunderschöner Knaben zwischen acht und zwölf, und reitzender Mädchen zwischen zwölf und sechzehn Jahren angefüllt, die sie aus allen Provinzen des Römischen Reichs mit der eigensinnigsten Auswahl hatte zusammen kaufen lassen. Kein Fürst konnte sich rühmen, schönere Stimmen und Instrumente, vollkommnere Tänzerinnen, bessere Köche, und geschicktere Künstler von allen Gattungen die dem Vergnügen und dem Luxus dienen, in seinen Diensten zu haben, als die schöne Mamilia; und sie hatte sich der letztern so gut zu bedienen gewuſst, daſs ihr Palast und ihre Gärten eben so vielen künstlichen Scenen glichen, wo alles zu jedem Schauspiel, jeder Theaterveränderung, die zu ihrer Absicht nöthig seyn konnten, aufs sinnreichste eingerichtet und vorbereitet war. Und wie es von Zeit zu Zeit solche Günstlinge der Glücksgöttin giebt, zu deren Vortheil alle Zufälle sich mit einander verabredet zu haben scheinen, so muſste es sich fügen, daſs auch diese Römerin, deren Einbildung auf einen so romantischen Lebensgenuſs gestimmt war, die einzige Griechin antraf, die ganz dazu gemacht war, ihr zu Ausführung ihrer feinsten und sonderbarsten Ideen behülflich zu seyn.

Doch, ich will mir nicht länger selbst durch eine nähere Erklärung zuvor eilen, die noch zeitig genug an ihrem rechten Orte kommen wird. In den Augenblicken, wo die Erzählung meiner Abenteuer stehen geblieben ist, war ich noch unendlich weit von dem leisesten Argwohn entfernt, daſs ich in allem dem Auſserordentlichen, was mir seit einigen Tagen begegnete, nur das Spielzeug einer fantastisch - wollüstigen jungen Römerin und einer — alternden Griechischen Schauspielerin seyn könnte. Freylich würde jeder andere, der nicht so ganz unerfahren in den Angelegenheiten der Göttin von Cythere gewesen wäre als ich, durch eine solche Entwicklung des Lustspiels auf einmahl ins Klare gekommen seyn: aber bey mir stieg gerade durch das, was jedem andern die Augen geöffnet hätte, die Täuschung auf den höchsten Grad. So glücklich, als ich in den Armen der schönen Mamilia war, konnte, meinem Gefühle nach, nur die Göttin der Liebe machen, und nur ein Halbgott konnte unter solchem Übermaſs von Wonne nicht erliegen. Wirklich wandte die schlaue Römerin alles an, mich nicht einen Augenblick aus dieser Berauschung aller Sinne zu mir selbst kommen zu lassen; und die Leichtigkeit, womit es ihr gelang, schien etwas so neues für sie zu seyn, daſs sie (ohne einige täuschende Künste von meiner Seite) endlich selbst versucht war, mich für etwas mehr als einen Sterblichen zu halten.

Indessen, da sogar die Götter von Zeit zu Zeit nöthig haben, der unverlöschbaren Flamme ihrer ewigen Jugend etwas Nektar und Ambrosia zuzugieſsen, so erschienen, vermuthlich auf irgend ein geheimes Zeichen, plötzlich eben die drey lieblichen Mädchen, die bey ihrer ersten Theofanie die Grazien vorgestellt hatten, und boten uns auf goldenen Schalen und in zierlichen Gefäſsen von geschliffenem Krystall Erfrischungen an, die einen bey groſser Frugalität auferzogenen Bürger von Parium sehr leicht in dem Wahn erhalten helfen konnten, daſs er in die Wohnung der Liebesgöttin versetzt sey. Die Grazien lieſsen uns wieder allein, und — kurz, Freund Lucian, als ich nach einem kleinen Schlummer wieder erwachte, war der Tag angebrochen, die Göttin verschwunden, und ich befand mich, ohne zu wissen wie, von einem Gewimmel kleiner Amoretten umschwärmt, in einem lauen Bade, dem vermuthlich einige Tropfen Rosenöhl den ambrosischen Wohlgeruch mittheilten, der auch hier nicht fehlte, sich mit so vielen andern Umständen zu vereinigen, um meine Sinne in immer währender Trunkenheit und Täuschung zu erhalten.

LUCIAN.

In der That scheint die Circe, in deren Schlingen du gefallen warst, an Alles gedacht zu haben.

PEREGRIN.

Nachdem ich das Bad verlassen hatte, und in einem daran stoſsenden kleinen Gemache mit einer sehr zierlichen Kleidung von Fuſs auf angethan worden war, öffnete sich eine Thür, und ich befand mich in einem groſsen Parterre, in welches Flora alle ihre schönen Kinder zum Vergnügen der Göttin der Liebe versammelt hatte. Eine Menge kleiner Zefyre, die unter den Blumen umher schwärmten, hüpften mir mit Kränzen und Sträuſsern entgegen, und führten mich, in tausend lieblichen Gruppierungen vor mir hergaukelnd, durch einen kleinen Wald von immer blühenden Citronenbäumen, auf eine sanft empor steigende Anhöhe, wo ein prächtiger doppelter Säulengang sich um einen groſsen Platz herum zog, in dessen Mitte ein Brunnen, mit Gruppen von vergoldetem Erze geziert, das schönste Wasser in ein geräumiges Becken von Jaspis ausströmte.

Ich folgte meinen kleinen Führern in einem Zustande von Begeisterung, den du dir eher einbilden kannst, als ich ihn beschreiben könnte. In meinem Leben hatte ich mich nie so leicht gefühlt; mir war als ob ich mit schärfern Augen sähe und mit feinern Ohren hörte, oder vielmehr als ob ich jetzt erst zu leben anfinge, und mit jedem Augenblick ein neuer Sinn, eine neue Quelle geistiger Gefühle sich in mir aufthäte.

LUCIAN.

Eine sehr natürliche Folge der unmittelbaren Mittheilungen der Liebesgöttin bey einem zwanzigjährigen Neuling in ihren Mysterien, der durch sein ganzes bisheriges Leben, und vornehmlich durch die guten Dienste einer Tochter des Apollonius, vorbereitet war, auf eine so angenehme Art mit der Wahrheit selbst getäuscht zu werden!

PEREGRIN.

Im Grunde des Platzes erhob sich zwischen den zwey Bogen, die der Säulengang zu beiden Seiten machte, ein Pavillion von Frygischem Marmor, aus dessen weit offner Pforte mir zwey Köre junger Nymfen singend und tanzend entgegen kamen, die mich in diesem Palast, als meiner künftigen Wohnung, willkommen hieſsen, und das Glück des neuen Adonis priesen. Sie entschlüpften mir wieder aus den Augen, und ganze Schwärme neuer Amorinen und Zefyretten hüpften von allen Seiten herbey, um mich in den schimmernden Marmorsählen und zierlichen Gemächern meiner neuen Wohnung herum zu führen, welche mit dem reichsten und ausgesuchtesten, was alle der Wollust dienstbaren Künste zu Befriedigung des feinsten Geschmacks, der üppigsten Fantasie und der verwöhntesten Sinnlichkeit erfunden haben, bis zur Verschwendung angefüllt war. Aber weder das alles, noch die Menge der schönen Gemählde, Bildsäulen und Hermen, womit die Gallerie ausgeziert war, konnte mehr als einen flüchtigen Überblick von mir erhalten: meine Augen suchten überall nur die Göttin, und suchten sie vergebens. Der einsamste Busch, die dunkelste Höhle, wo ich mich ungestört dem Anschauen ihres Bildes, das sich mir aus meiner eignen Seele entgegen spiegelte, und den süſsen Erinnerungen, die keinem andern Gedanken Raum gaben, überlassen konnte, wäre mir tausendmahl lieber gewesen als alle diese Herrlichkeiten.

Ich eilte also wieder in die Gärten, warf mich neben einer Quelle, die aus der Urne einer schönen marmornen Nymfe sprudelte, unter ein dichtes Gewölbe von hohen Bäumen und duftenden Gebüschen, und verlor mich im Gefühl meines Glückes, in einer Art von Entzückung, worüber vielleicht alle andere Bedürfnisse vergessen worden wären, wenn die Liebesgötter, die mir zugegeben waren, mich nicht zur gewöhnlichen Zeit zu mir selbst gebracht, und zu einer Tafel geführt hätten, die unter einem dichten Laubgewölbe für mich bereitet war. Die lieblichste Musik unterhielt mich, ohne daſs ich sah woher sie kam, während ich meine durch die höchste Kunst des Komus gereitzte und befriedigte Eſslust stillte, und dauerte, sich unvermerkt entfernend, noch lange fort, nachdem die Tafel und die Amorinen wieder verschwunden waren. Endlich überschlich mich eine wollüstige Mattigkeit, und ich verschlummerte die heiſsen Stunden des Tages unter den geistigsten Träumen, die vermuthlich jemahls ein aus den ersten Umarmungen seiner Göttin kommender Verliebter geträumt hat. Ich erwachte wieder um die Zeit, da die Sonne ungefähr noch den sechsten Theil ihrer täglichen Reise zu vollenden hat, und eilte mit aller Munterkeit und Ungeduld, die ein Vorrecht unverdorbener Jugend ist, meine angebetete Göttin so lange zu suchen bis sie sich finden lieſse. Ein anmuthiger Schlangengang führte mich auf einem sanften Abhang unvermerkt in ein enges von buschigen Felsen umringtes Thal —

LUCIAN.

— dessen Beschreibung ich dir erlasse, wie romantisch es auch ohne Zweifel gewesen seyn wird.

PEREGRIN.

Daran thust du mir einen groſsen Gefallen, lieber Lucian; denn in der That sah ich von allen seinen romantischen Schönheiten so viel als nichts, weil ein ganz anderes Schauspiel sich meiner Augen bemächtigte, und, hätte ich ihrer auch so viele gehabt als Argus, sie alle zugleich angezogen und beschäftigt haben würde. In einer der Felsenwände, die dieſs liebliche Thal von jeder andern Seite als der, woher ich hinein gekommen war, unzugangbar machten, hatte die Kunst eine hohe und geräumige Grotte, und in dieser Grotte ein so schönes, heimliches und einladendes Bad erschaffen, als sich irgend eine Göttin zu ihrer Erfrischung in den glühenden Tagen des Sommers nur immer wünschen könnte. In einem Gebüsche von Rosen und Myrten, das die Grotte umgab, umher irrend, war ich ihr nahe genug gekommen, um durch ein leichtes Plätschern nach der Ursache desselben neugierig zu werden, und — wen anders als meine Göttin? in eben der Lage zu erblicken, worin eine nicht so gefällige Unsterbliche überrascht zu haben dem unglücklichen Aktäon einst so übel bekam. Wiewohl ich nun, allem Ansehen nach, kein ähnliches Schicksal zu besorgen hatte, so hielt mich doch Ehrfurcht und Entzücken bey diesem unverhofften Anblick so gefesselt, daſs ich mir kaum zu athmen getraute — aber glücklicher Weise war das Gebüsche zugleich so dunkel und so durchsichtig, daſs ich sehen konnte ohne gesehen zu werden.

LUCIAN.

Man sollte denken, deine Augen müſsten durch die Bildsäule, die der Göttin so ähnlich war, mit ihrer Gestalt schon so bekannt gewesen seyn —

PEREGRIN.

Bekannt? — O ja; aber was für ganz andere Augen hatte mir die letzte Nacht gegeben! Welch ein Unterschied! Nicht geringer, als ob einer in ein Buch schaute, dessen Karaktere ihm unbekannt wären, oder ob er die Sprache und die Zeichen verstände, worin es geschrieben ist.

LUCIAN.

Du hast Recht, Peregrin! daran dachte ich nicht; und das macht doch in der That, selbst für einen so kalten Anschauer der

Schönheit als ich und meines gleichen, einen groſsen Unterschied.

PEREGRIN.

Zudem vereinigten sich hier noch verschiedene kleine Umstände, die Schönheit der Göttin in ein Licht zu setzen, worin ich sie noch nie gesehen hatte. Die Grazien, die ich in immer abwechselnden Gruppierungen um sie her beschäftigt sah, waren bekleidet; zwar leicht und nymfenhaft, aber doch genug, um mit allen ihren Reitzen eine Art von Schatten zu machen, der die unverhüllte Schönheit der Göttin desto mehr erhob. Überdieſs war die Zeit dieser neuen Theofanie so schlau gewählt worden, daſs ein Strom von Sonnenstrahlen zwischen den Felsenspalten gerade in die gegenüber liegende Grotte fiel, und eine Glorie auf die badende Göttin warf, die meine Bethörung hätte vollenden müssen, wenn noch etwas daran zu vollenden gewesen wäre.

LUCIAN.

Du glaubst also, daſs auch diese Bade-Scene absichtlich angelegt war?

PEREGRIN.

Ohne Zweifel; denn ich hatte (wiewohl ich damahls nicht darauf merkte) immer den einen oder andern sichtbaren oder unsichtbaren Amor neben mir, oder über mir, oder hinter mir, der auf alle meine Bewegungen Acht gab, und kraft dieser Vorsicht konnte Quintilla genau wissen, um welche Zeit ich ungefähr auf dem Spaziergang, den mir einer von ihnen gezeigt hatte, nicht weit von der Grotte anlangen würde.

Die Göttin wurde ihrer Rolle eher müde als ihr Zuschauer der seinigen; sie verliefs das Bad meiner Rechnung nach sehr bald, und nachdem sie von ihren Grazien wieder angekleidet worden war, wurden plötzlich auf ein gegebenes Zeichen alle Gebüsche umher lebendig, und eine unzählige Menge junger Nymfen und kleiner Amorinen eilte herbey, sie zurück zu begleiten. Ich entfernte mich so schnell ich konnte; und als ich eine Weile darauf von einer andern Seite gegen den Pavillion zurück ging, fiel mir mitten in einem dunkeln Myrtenwäldchen ein kleiner Tempel in die Augen, vor dessen halb offner

Pforte ein Amor, mit dem Zeigefinger auf den Lippen, stand. Er winkte mir, öffnete die Pforte, schloſs sie hinter mir zu, und ich befand mich in einem Augenblick zu den Füſsen der Göttin, die in halb sitzender Lage auf einem thronförmigen Ruhebette mich zu erwarten schien. Die Wollust selbst hatte dieses Gemach, wie zur Scene ihrer Siege, mit einem zauberischen Rosenlichte beleuchtet, dessen Quelle verborgen war; und ein Pausanias hätte etliche Blätter zu Beschreibung aller Wunder der Kunst, womit es ausgeziert war, verwenden können. Aber besorge nichts, Lucian; wiewohl das Ganze, auch bey einem unaufmerksamen Anblick, nothwendig eine wunderbare Wirkung that, so ward ich doch nicht so viel von den Theilen gewahr, daſs ich dir diese Wirkung begreiflich machen könnte; denn auch hier sah ich nur die Göttin.

Die in der letzten Nacht angefangene Einweihung in ihren Mysterien wurde in dieser vollendet: aber da ihr der Zwang ihrer Gottheit endlich lästig werden mochte, so verwandelte sich Venus Urania unvermerkt in die leibhafte Mamilia Quintilla; und, wiewohl in dem süſsen Taumel, worin sie ihren Adonis zu erhalten wuſste, selbst das Übermaſs ihrer Gunsterweisungen die Täuschung eine Zeit lang beförderte, so kam doch endlich der Augenblick, wo die Erscheinung der Grazien eben so erwünscht als nothwendig war.

Sie erschienen auch wie gestern; aber mit ihrer Ankunft lösete sich, leider! der Zauber auf, der meine Vernunft seit einiger Zeit so seltsam gebunden hatte. Ein gewisses spöttelndes Lächeln, das ich in den Augen und Lippen derjenigen, die mir die Nektarschale anbot, überraschte, machte mich stutzen. Ich betrachtete sie mit einer miſstrauischen Aufmerksamkeit, heftete dann mit Bestürzung meine Augen auf die Göttin, und glaubte — o Himmel, welche Verwandlung! — in der Grazie nur eine Cypassis, und in der vermeinten Venus Urania nur eine sehr irdische Lais oder Fryne zu entdecken.

Die plötzliche Veränderung, die bey diesem Gedanken in mir vorging, war zu groſs, um einer Kennerin wie Mamilia unbemerkt zu bleiben; aber ohne das geringste Zeichen von Verdruſs darüber sehen zu lassen, sagte sie bloſs mit einem unbeschreiblich süſsen Lächeln zu mir: Du bedarfst der Ruhe, mein Geliebter! — Und, auf einen Wink, den sie ihren Mädchen zuwarf, hüllte sie sich in einen groſsen Schleier ein, und verschwand mit ihnen aus meinen Augen.

Wie bedürftig ich auch (nach dem Urtheil der schönen Mamilia) der Ruhe seyn mochte, so war doch in dem Zustande, worein mich meine so plötzliche — wiewohl freylich sehr natürliche — Entzauberung geworfen hatte, für diese Nacht an keine Ruhe mehr zu denken. Der Fall eines Faeton, mit welchen Farben ihn auch ein Dichter ausmahlen könnte, gäbe nur ein schwaches Bild des Sturzes ab, den meine taumelnde Seele von der Spitze ihrer vergötternden Aussichten that, als der magische Nebel so auf einmal von meinen Augen niedersank. Keine Beschreibung könnte die Beschämung des betrognen Dämons und den Unwillen erreichen, worin er über sich selbst entbrannte, der Held einer lächerlichen Posse, das Spielzeug einer Bande leichtfertiger

Weibsstücke gewesen zu seyn, die sich zusammen verschworen hatten, ihren Muthwillen mit seiner Unschuld und Aufrichtigkeit zu treiben.

Da meine Unerfahrenheit mich in diesem Augenblicke noch unwissend darüber liefs, wie vielen Antheil vor zwey Tagen der Überflufs meiner Lebensgeister an meiner Bezauberung, und nun die Erschöpfung an der Auflösung derselben hatte: so war es bey einem Menschen von meiner Vorstellungsart nicht wohl anders möglich, als dafs ich von einem Äufsersten ins andere fiel, mich selbst sowohl als die Gegenstände, denen meine Fantasie und mein Herz unwissender Weise eine idealische Vollkommenheit geliehen hatte, auf einmahl tiefer als recht war herab würdigte, und indem ich mir alles, was seit acht Tagen mit mir vorgegangen, mit den kleinsten Umständen ins Gedächtnifs zurück rief, nicht begreifen konnte, wie es möglich gewesen sey, dafs ich die Kunst, womit Dioklea und die vorgegebene Göttin mir ihre Schlingen gelegt hatten, nicht viel früher gewahr geworden. Der Unmuth, womit mich diese Gedanken erfüllten, machte mir die Scene meiner Entgötterung unerträglich; ich floh in den entlegensten Theil des Waldes, der die Gärten umgab, warf mich unter einen Baum, und hatte schon einige Stunden in dieser von meiner vorigen Wonne so stark abstechenden Gemüthslage hingebracht, als eine Erscheinung, deren ich mich gerade am wenigsten versah, den Lauf meiner kränkenden Betrachtungen hemmte.

Es war die Tochter des Apollonius selbst, die mit der Ruhe und Unbefangenheit einer Person, welche keine Vorwürfe befürchtet weil sie keine verdient zu haben glaubt, auf mich zukam und mich anredete. Wie? sagte sie mit einer angenommenen Miene von Verwunderung, wie finde ich dich hier, Proteus? — Möchtest du mich nie gefunden haben! antwortete ich, mein Gesicht mit einem tiefen Seufzer von ihr wegwendend. — Ists möglich, versetzte sie schalkhaft lächelnd, daſs Proteus, nach allem was seit unsrer Trennung mit ihm vorging, eines so undankbaren Wunsches fähig seyn kann? — „Undankbaren? — Und Du, kannst du nach dem schändlichen Betrug, den du mir geſpielt haſt, noch Dank erwarten?" — Seltſamer Menſch! Wenn du das Betrug nenneſt, wo iſt der König, der ſich nicht glücklich ſchätzte ſo betrogen zu werden? Du biſt mir unbegreiflich, Proteus! — „Und du, Dioklea, oder wie du heiſsen magſt — denn warum ſollte nicht auch dein Nahme, wie alles andere an dir, falſch ſeyn? — kannſt du läugnen, daſs die Venus, in deren Arme du mich betrogen haſt, eine —"

Dioklea lieſs mich nicht vollenden was ich ſelbſt nicht heraus zu ſagen vermochte. Du biſt in einer Laune, fiel ſie ein, worin du nicht zu fühlen ſcheinſt, was dir zu ſagen, oder mir anzuhören geziemt. — Und mit dieſen Worten entfernte ſie ſich mit ihrer gewöhnlichen Majeſtät, und lieſs mich in einem Zuſtande von Verwirrung und Unzufriedenheit über meine eigenen Gefühle, den ich mir ſelbſt nicht hätte erklären können. Genug, es zeigte ſich bald, daſs mein Unwille nicht lange gegen dieſe räthſelhafte Frau aushalten konnte. Die Zuverſicht mit der ſie ſich mir darſtellte, ihr Anblick ſelbſt, der edle Anſtand womit ſie dem Ausbruch meines

Unmuths Einhalt that, alles an ihr gebot mir eine unfreywillige Ehrerbietung; und so wie sie sich entfernte, wurden alle die wunderbaren und zauberischen Eindrücke wieder rege, die sie von unsrer ersten Bekanntschaft an auf mich gemacht hatte. Kurz, sie erhielt wieder ihre vorige Gewalt über mich; und kaum hatte ich sie aus den Augen verloren, als ich in einer plötzlichen Anwandlung von Reue über mein ungebührliches Betragen aufsprang, und ihr, zwar nicht ohne innern Kampf, aber wie von einer stärkern Kraft fortgezogen, nachzugehen anfing.

Es währte eine ziemliche Weile, bis ich sie wieder zu Gesichte bekam. Sie saſs, mit einer Nadelarbeit auf ihrem Schooſse, unter einer Laube des Myrtenwäldchens, und schien nicht zu bemerken daſs ich ihr immer näher rückte. Nachdem ich in einiger Verlegenheit eine Zeit lang hin und her um die Laube herum gegangen war, ohne daſs sie sich nach mir umgesehen hätte, konnte ich mich nicht länger zurückhalten hinein zu treten, und mich stillschweigend ihr gegenüber zu setzen. Sie schien meine Gegenwart noch immer nicht zu achten, und diese stumme Scene dauerte so lange bis ich zu seufzen anfing. War das nicht ein Seufzer, Proteus? sagte sie in einem scherzenden Tone. Du bist in der That sehr zu bedauern, daſs man dich wider deinen Willen dahin gebracht hat, ein schimärisches Glück gegen ein wirkliches, das alles was du dir jemahls einbilden konntest übertrifft, zu vertauschen! — Ich glaube selbst, sagte ich, daſs ich mich sehr glücklich finden würde, wenn ich so denken könnte, wie du es jetzt zu verlangen scheinst. — Glaubst du das? versetzte sie mit einem kleinen Nasenrümpfen. Aber, fuhr sie in dem ernsthaften Tone, den ich an ihr gewohnt war, fort, indem sie aufstand und auf den Pavillion zuging, wir sind jetzt nicht aufgelegt, von einem so zarten Gegenstande zu sprechen. Die Gebieterin dieses Ortes, von deren Stand und Vermögen du dir aus allem was du hier siehest die richtigste Vorstellung machen kannst, ist durch unvermuthete Geschäfte nach Milet abgerufen worden, und hat mir aufgetragen, in ihrer Abwesenheit dafür zu sorgen, daſs dir die Weile nicht lang werde. Wenn es dir nicht zuwider ist, wollen wir die Zeit bis zur Tafel mit

Besehung der merkwürdigsten Dinge in dieser Villa hinbringen.

Hiermit nahm sie mich bey der Hand, führte mich in die Gallerie, die ich zuvor nur flüchtig übersehen hatte, und zeigte mir, indem sie die mannigfaltigen Kunstwerke, welche Reichthum und Geschmack hier aufgehäuft hatten, mit mir betrachtete, so viele Kenntnisse in diesem Fache, und bey jeder Gelegenheit, die sich dazu anbot, so viel Weltkunde und Bekanntschaft mit allen merkwürdigen Personen der Zeiten Trajans und Hadrians, daſs die Bewunderung, die sie mir einflöſste, mit jeder Minute höher stieg, und alle Beschwerden, die ich gegen sie zu führen hatte, auf die Seite drängte. Kurz, Dioklea war so reich an Erfindung angenehmer Zerstreuungen, so unerschöpflich an Unterhaltung wenn wir uns allein befanden, und so aufmerksam, jeden leeren Zwischenraum mit Musik, Tänzen, Pantomimen, oder den übrigen Künsten, die hier für Mamiliens Vergnügen beschäftigt waren, auszufüllen, daſs mir die drey Tage, welche die Dame des Hauses abwesend war, wie einzelne Stunden vorbey kamen. Die

Wolken, die mein Gemüth umzogen hatten, zerstreuten sich; meine Einbildung klärte sich wieder auf; die tausendfachen zauberischen Eindrücke, welche Natur und Kunst auf alle meine Sinne machten, gewannen unvermerkt die Oberhand, und ehe der zweyte Tag vorüber war, befand ich mich wieder so lebendig und so hohen Muthes als jemahls; mit dem einzigen Unterschiede, daſs die Götternächte der Venus Mamilia einen Sinn, dessen geheime Forderungen mir so lange unverständlich geblieben waren, in eine Thätigkeit gesetzt hatten, die sich nicht so leicht beruhigen lieſs, und sich nun des Einflusses und der Obermacht bemeisterte, in deren Besitz ehemahls die Fantasie gewesen war. — Warum sollte ich dir, da ich doch einmahl im Bekennen bin, nicht alle meine Verirrungen und Bethörungen gestehen? Zwey Tage Abwesenheit, die Ruhe einer einsamen Nacht, und der üppige Überfluſs einer Römischen Tafel hatten der schönen Mamilia in meiner Einbildung ihre ganze Gottheit wiedergegeben; ich sehnte mich nach ihrer Zurückkunft: aber sie war abwesend, und die Tochter des Apollonius war gegenwärtig. Ihre ehemahlige priesterliche Feierlichkeit war mit der Binde um ihre Stirn verschwunden; sie hatte sich allmählich ihrer natürlichen Lebhaftigkeit überlassen; und so wie sie alle Reitze ihres Geistes vor mir entfaltete, schien sie sich auch nicht länger verbunden zu glauben, mir aus den eben so mannigfaltigen Reitzen ihrer Person länger ein Geheimniſs zu machen. Nie waren vielleicht die Grazien einem Weibe holder gewesen als ihr, und in der Kunst, die Gunstbezeigungen der Natur mit Anstand in das vortheilhafteste Licht oder Helldunkel, und was der Zahn der Zeit etwa daran benagt haben mochte, in den schlauesten Schatten zu setzen, hatte sie schwerlich jemahls ihres gleichen gehabt. Kurz, wiewohl sie die Hälfte ihrer Jahre hätte abgeben müssen um die Göttin der Jugend vorzustellen, so blieb ihr doch mehr, als für einen Neuling meiner Art nöthig war, um in einer dämmernden Rosenlaube oder in dem kleinen Tempel des Stillschweigens die Abwesenheit der Göttin Mamilia zu ersetzen.

LUCIAN.

Und sie machte sich vermuthlich eben so wenig Bedenken daraus, als der Neuling sich machte diese Untreue an seiner Göttin zu begehen?

PEREGRIN.

Er glaubte Mamilien keine Treue schuldig zu seyn. Aber die erfahrne Dioklea kannte die Männer zu gut, als daſs sie ihm den Sieg, den er über ihre Weisheit erhielt, nicht schwer genug zu machen gewuſst hätte, um den Werth desselben in seinen Augen zehnfach zu verdoppeln. — Soll ich dir noch mehr sagen? So lächerlich es in unserm dermahligen Stande seyn mag, von den Spielzeugen und Kurzweilen unsrer ehemahligen Kindheit mit einem gewissen Wohlbehagen zu sprechen, so kann ich mich doch der Tochter des Apollonius nicht ohne das Vergnügen erinnern, welches den Gedanken, irgend etwas Schönes oder Gutes in seiner höchsten Vollkommenheit genossen zu haben, natürlicher Weise begleitet. Wie weit war die Römerin auch in diesem Stücke unter der feiner organisierten, seelenvollern, erfindungsreichern Griechin! einer Griechin, die, von allen Musen und Grazien mit ihren Gaben überschüttet, einige Jahre lang unter andern Nahmen, als Mimentänzerin die Augenluſt und der angebetete Liebling der halben Welt geweſen war!

LUCIAN.

Du kannſt dich nun verbrennen wenn du willſt, Peregrin! Du haſt gelebt, und in einer einzigen Woche auf der Villa Mamilia zu Halikarnaſs des Lebens mehr genoſſen, als Millionen Menſchen in der ganzen Zeit ihres Daseyns.

PEREGRIN.

Gut! Aber ehe wir zu jenem letzten und höchſten Lebensgenuſs, zu meinem Verbrennen kommen, Lucian, wirſt du wohl noch einige Scenen meines Lebens-Mimus (wie es Cäſar Auguſtus nannte) anhören müſſen, die zur Vorbereitung dieſes letzten Auftritts nothwendig waren.

LUCIAN.

Für jetzt bin ich nur begierig zu ſehen, wie du dich aus den Händen zweyer ſo gefährlichen Perſonen, als deine Venus Mamilia und ihre Prieſterin zu ſeyn ſcheinen, retten wirſt.

PEREGRIN.

Wiewohl Dioklea die priesterliche Maske mit der Gleichgültigkeit einer Schauspielerin, die ihre Theaterkleidung von sich wirft, abgelegt hatte, so war sie doch viel zu klug, meinen Enthusiasmus, durch dessen magische Wirkung sie Vortheile, die ihr nicht gleichgültig zu seyn schienen, über mich gewonnen hatte, geradezu bestreiten zu wollen. Sie suchte ihm nur eine andere Richtung zu geben, und unvermerkt den Gedanken in mir zu veranlassen, daſs es keine andere Göttinnen gebe als liebenswürdige Weiber, und keine höhere Magie als den Zauber ihrer Reitzungen und des Instinkts der uns zu ihnen zieht; und diesem Plan zu Folge fand sie für gut, mir in einer vertraulichen Stunde den Schlüssel zu dem ganzen Zauberspiele zu geben, deren Held ich, ohne es zu merken, gewesen war.

Nachdem sie mir von Mamiliens Person und Karakter, und von ihrer eigenen Verbindung mit dieser Römerin, so viel als ich (ihrer Meinung nach) zu wissen brauchte, entdeckt hatte, sagte sie mir: Diese Dame werde durch gewisse Kundschafter, welche sie zu Halikarnaſs und an verschiedenen noch entferntern Orten halte, so gut bedient, daſs sie schon am ersten Tage meiner Ankunft eine ziemlich genaue Beschreibung meiner Person erhalten habe. Da ihre Aufmerksamkeit dadurch nicht wenig gereitzt worden sey, habe sie nicht nur alle meine Schritte aufs genaueste beobachten lassen, sondern auch bald Mittel gefunden, aus meinem alten Diener (einem arglosen und kurzsinnigen Frygier) so viel von meinen Lebensumständen auszufischen, daſs der Anschlag, sich meiner auf die eine oder andere Art zu bemächtigen, schon vor dem Empfang meines seltsamen Briefes an die göttliche Dioklea eine beschlossene Sache gewesen sey. Dieser Brief, (sagte Dioklea) indem er die schöne Römerin mit einem Karakter bekannt machte, der allen möglichen Reitz der Neuheit und des Wunderbaren für sie hatte, trieb ihre Vorstellung von der Wichtigkeit deiner Eroberung auf den höchsten Grad, und zeigte uns zugleich den einzig möglichen Weg, auf welchem sie zu machen war. Wie viel Dank wurde jetzt dem Unbekannten gesagt, der vor mehrern hundert Jahren einen Theil der Waldungen, welche zu Mamiliens Halikarnassischen Gütern gehören, der Venus Urania geheiligt hatte! Wie glücklich pries man sich, daſs man den Einfall gehabt hatte, der Göttin, statt ihres alten in Ruinen gefallnen Kapellchens, den schönen marmornen Tempel aufzuführen, und ihn mit den Hauptgebäuden der Villa, besonders mit demjenigen, welches zu theatralischen Vorstellungen eingerichtet war, in unmittelbare Verbindung zu bringen! — Der Plan und die Ausführung gab sich nun von selbst; und die wenigen Tage, die du in dem heiligen Hain und bey mir in meiner Felsenwohnung zubrachtest, waren völlig hinreichend, alle zu unserem Zauberspiele nöthigen Maschinen in Bereitschaft zu setzen.

Du begreifst nun, fuhr Dioklea fort, wie natürlich es zuging, daſs du auf deinen Brief ohne Nahmen eine Antwort mit der Aufschrift, an Peregrinus Proteus von Parium, auf deinem Schooſse fandest, als du im Hain aus einem Schlafe erwachtest, der, ohne daſs du es merktest, sehr genau beobachtet worden war. Mamilia, die vor Ungeduld brannte den wunderbaren Jüngling selbst in Augenschein zu nehmen, hatte ihn mit eigner Hand auf deinen Schooſs gelegt. Der schlafende Endymion kann schwerlich seine Göttin stärker bezaubert haben als du die deinige, da sie dich, wie in einem süſsen Traume, in der schönsten Beleuchtung des durch einige Zweige gebrochnen Mondlichtes, vor sich liegen sah. Du wirst mir, da du die Lebhaftigkeit dieser feurigen Römerin nun kennst, gern glauben, daſs ich alle Mühe von der Welt hatte, sie wieder wegzubringen, ehe sie sich, durch den Kuſs den sie dir geben wollte, in Gefahr setzte, den schlummernden Träumer zur Unzeit aufzuwecken. Mir kostete diese Scene meinen Schlaf; denn ich muſste den ganzen Rest der Nacht an Mamiliens Bette zubringen, um die Ergieſsungen ihrer Leidenschaft anzuhören, und ihre Ungeduld durch die Beschreibung aller Maschinen, die zu ihrem Vortheile zusammen spielen sollten, einzuschläfern. Wir konnten nicht zweifeln, daſs die bloſse Versetzung in einen so romantischen, mit lauter schönen Gegenständen angefüllten Ort, verbunden mit dem

Scheine des Wunderbaren, den alles von sich werfen sollte, auf einen Neuling, den seine eigene Schwärmerey und die ihm unbewuſste Magie des noch mit seiner ganzen Stärke wirkenden Naturtriebes so ganz wehrlos in unsre Hände lieferte, schon sehr viel zur Beförderung unsers Anschlages thun würde. Aber das meiste kam doch auf den ersten Eindruck an, den die Tochter des Apollonius bey der ersten Zusammenkunft auf dich machen sollte; und daher wurden auch (wie du dich erinnern wirst) alle Umstände so gewählt und verbunden, daſs sie die verlangte Wirkung thun muſsten, und daſs keiner hätte fehlen dürfen, ohne dieser etwas von ihrer Stärke zu benehmen. Alles muſste mit deinen enthusiastischen Ideen zusammen klingen, alles muſste sie wahr machen und immer höher spannen, alles in deinen Augen ungewöhnlich und wunderbar seyn und dir doch natürlich vorkommen, alles übereinstimmen deine Vernunft vollends zu betäuben, und deine bezauberte Seele mit ungewissen Erwartungen, neuen entzückenden Gefühlen, und dumpfer Ahndung der hohen Mysterien, die der Gegenstand deiner Wünsche waren, anzufüllen.

Bey einem so arglosen, so unerfahrnen, so schwärmerischen Jüngling war wenig zu besorgen, daſs er das Maschinenspiel, wodurch er gefangen werden sollte, so leicht entdecken würde: aber du wirst dich nun auch hinten nach erinnern, wie sorgfältig alles darauf angelegt war, dir eine solche Entdeckung unmöglich zu machen. Unsere Nymfen und Amoretten, die gewandtesten Geschöpfe von der Welt, waren jedes zu seiner Rolle aufs beste abgerichtet. Die Beschaffenheit des Ortes, und die Art, wie die Gärten der Villa von dem geheiligten Hain und dem Bezirke, der die Felsenwohnung umgiebt, abgesondert sind, lieſs dich nicht ahnden, daſs eine solche Villa in der Nähe sey. Wiewohl der hintere Theil des Tempels, der dem Anschein nach an einen Felsen angelehnt ist, unmittelbar mit derselben zusammen hängt, so war diese Verbindung doch durch die dichten Gebüsche und hohen Bäume, die den Tempel umgeben, so gut versteckt, daſs sie ohne eine sehr genaue Untersuchung schwerlich entdeckt werden konnte; und sowohl damit du hierzu keine Gelegenheit finden möchtest, als um die gute Wirkung der Theofanien, womit wir dich beglücken wollten, zu befördern, wurde dir gleich Anfangs zum Gesetz gemacht, daſs der Tempel nur nach Sonnenuntergang besucht werden dürfe. Die Bildsäule der Göttin war schon lange zuvor nach dem Modell der schönen Mamilia verfertigt worden, und eine jede andere, wäre es auch die Knidische selbst gewesen, würde zu unserer Absicht nichts getaugt haben. Ohne Zweifel wäre diese Absicht eben so wenig erreicht worden, wenn sie dir bey Tageslicht und an einem andern Orte, als das Bild irgend einer schönen Römerin, gezeigt worden wäre. Aber nachdem die Idee der Göttin in deiner Fantasie nun einmahl mit diesem Bilde zusammen geschmolzen war, und Mamilia, sogar im Marmor, schon beym zweyten Besuche deine Sinne so stark beunruhiget hatte: so durften wir es wagen, sie dir mit ihren Grazien in eigener leibhafter Person, wiewohl in Wolken und in einem übernatürlich scheinenden Lichte, erscheinen zu lassen, und konnten um so gewisser seyn, daſs die abgezielte Täuschung bey dir erfolgen, und daſs dir selbst der Taumel deiner Sinne als eine natürliche Folge der vermeinten Theofanie erscheinen werde, da du, zu allem Überfluſs, durch die zwischen uns vorgefallenen Unterredungen (deren du dich vermuthlich noch besinnest) so trefflich zu dieser Scene vorbereitet warst. Denn du wirst nun leicht begreifen, warum ich zu eben der Zeit, da ich dich des Wohlgefallens der Göttin an der Reinheit deiner Empfindungen versicherte, mir so angelegen seyn lieſs, dich zu überzeugen, daſs es in ihrem Belieben stehe, durch welche Art von Einwirkung sie sich dir mittheilen wolle. — Spitzbübin! rief ich, (wiewohl mit einer Umarmung, die ich ihrer reitzend schalkhaften Miene nicht versagen konnte) ich erinnere mich noch deiner eigensten Worte: „Ist die Liebe, die sie dir eingeflöſst hat, nicht ihr eigenes Werk? Kann Liebe ohne Verlangen, Verlangen ohne Ausdruck seyn? Die reinste Liebe — Venus Urania kann keine andere erwecken — veredelt und verfeinert die Sinne, erhöht und begeistert sie, aber vernichtet sie nicht.“ — Du hast ein treffliches Gedächtniſs, versetzte sie lächelnd: vermuthlich verstehst du nun auch, — nachdem wir dir den Schlüssel nicht nur zu dem was mit dir vorgenommen wurde, sondern auch zu dem was in dir vorging, gegeben haben — was ich damit meinte, als ich zu zweifeln schien, „ob du auch einer so rein und ganz sich hingebenden Liebe, wie die Göttin verlange, fähig seyest?“ — Und gleichwohl, bey allen diesen Täuschungen, glaubtest du nicht, als dir Mamilia mit ihren drey Mädchen in der helldunkeln Wolke von gemahlter Leinwand erschien, die Göttin der Liebe selbst mit ihren ewig jugendlichen Grazien zu erblicken? und kannst du läugnen, daſs dich diese vermeinte Theofanie unaussprechlich glücklich machte? — Weil ich sie für Theofanie hielt, fiel ich ich ihr ins Wort. O daſs ihr mich doch ewig in diesem Wahne gelassen hättet! — Sey versichert, antwortete Dioklea, es wäre geschehen, wenn nicht die Natur selbst es unmöglich gemacht hätte, nach dem höchsten Grade von Genuſs, dessen die Sinne fähig sind, noch länger getäuscht zu werden. Aber, wer wollte sich, wenn er so glücklich geworden ist als es ein Sterblicher seyn kann, noch beklagen, daſs man ihn nicht gar zum Gott gemacht hat? Und zudem, hattest du nicht, in den Stunden da sich die Göttin in

Mamilien verwandelte, Augenblicke, worin du dich wirklich vergöttert fühltest? — „O da war mir Mamilia noch immer die Göttin selbst.“ — Und sollte sie es nicht, trotz aller Aufschlüsse die du bekommen hast, wieder werden können? sagte Dioklea.

Die Zurückkunft der schönen Römerin, die dieser sonderbaren Unterredung ein Ende machte, verfehlte die Wirkung nicht, welche die Tochter des Apollonius von ihren Reitzungen und meiner starken Anlage, immer auf eine oder andere Art zu schwärmen und getäuscht zu werden, erwartete. Meine Verführerinnen glaubten die auſserordentlichen Mittel, die nun nicht länger zu gebrauchen waren, auch nicht länger nöthig zu haben. Sie hatten den Zauber, der vorher auf meiner Einbildungskraft lag, nun auf meine Sinne geworfen, und zweifelten nicht, in der fortwährenden Trunkenheit, worin sie mich durch immer abwechselnden Genuſs der ausgesuchtesten Vergnügungen zu erhalten wuſsten, mich unvermerkt dahin zu bringen, daſs meine vorige Denkungsart mir selbst endlich eben so lächerlich werden müſste als sie ihnen war.

Kurz, sie hofften mich aus dem eifrigsten Verehrer und Nachahmer des Pythagoras und Apollonius in den ausgemachtesten Epikuräer zu verwandeln. Auch in den Künsten, die zu einer solchen Operazion erfordert wurden, war Dioklea eine ausgelernte Meisterin; und hätte nur Mamilia mehr Gelehrigkeit für ihre Unterweisungen gehabt, so möchte es ihr, wo nicht auf eine sehr lange, doch gewifs auf eine weit längere Zeit gelungen seyn, mich in dem Taumel zu erhalten, der in den ersten Tagen nach ihrer Zurückkunft mein ganzes Daseyn in einem fortdauernden Moment von Genufs und Wonne verschlang. Aber diese kluge Mäfsigung, die allen Befriedigungen der Sinne so nöthig ist, diese Kunst dem Überdrufs von ferne schon zuvor zu kommen, die Begierde immer lebendig zu erhalten, sie auf tausendfache Art zu ihrem desto gröfsern Vergnügen zu hintergehen, sie in jedem Genufs einen noch vollkommnern ahnden zu lassen, und diefs alles auf eine so ungezwungene Art und mit so viel Grazie zu bewerkstelligen, dafs es Natur scheint, — alle diese feinen Künste, worin Dioklea unübertrefflich war, vertrugen sich nicht mit der raschen Sinnesart der feurigen Römerin. Der Zwang, den sie sich hätte auflegen müssen, um ihren Adonis wie einen Liebhaber, den man verlieren könnte, zu behandeln, war der Tod des Vergnügens in ihren Augen: kurz, sie betrug sich als ob sie wirklich die Göttin wäre, deren Rolle sie so gern spielte; und ihr Günstling hätte nichts geringers als der ewig junge Apollo oder der unerschöpfliche Sohn der Alkmene seyn müssen, um nicht viel eher, als sie es vielleicht erwarten mochte, gesättigt, ermüdet, und wieder zu sich selbst gebracht zu werden.

Wie unangenehm die Gefühle und Betrachtungen seyn muſsten, die auf dieses zweyte Erwachen folgten, wird dir die Kenntniſs, die du bereits von der eigenen Form meiner Seele, und der sonderbaren Vorstellungsart die ihr natürlich war, erlangt hast, anschaulicher machen, als ich es durch irgend eine Schilderung bewirken könnte. Diese Form, diese Vorstellungsart war mir zu wesentlich, um durch irgend eine zufällige Veränderung ausgelöscht zu werden. Die ungewohnte Trunkenheit, worein Mamiliens Zauberbecher meine Sinne gesetzt hatte, konnte unter keinen Umständen von langer Dauer seyn; und ihre verschwenderische Art zu lieben beschleunigte nur den Augenblick des Erwachens.

Mein erstes Gefühl in diesem schmerzlichen Augenblicke war die Höhe, von welcher ich gefallen war, und die Tiefe, worin ich lag. Aber glücklicher Weise war es nicht der Sturz eines Ikarus, dessen mit Wachs zusammen geleimte Flügel an der Sonne schmolzen, sondern der Fall eines Platonischen Dämons aus den überhimmlischen Räumen in den Schlamm der gröbern Elemente. Wie grofs auch meine Beschämung darüber war, so fühlte ich doch, dafs mich dieser Fall nur erniedriget und besudelt, nicht zerschmettert hatte. Die Schwingen meiner Seele waren nicht zerbrochen; ich konnte sie wieder los winden, mich wieder in die reinen Lüfte, die ich gewohnt war, empor schwingen, und die Erfahrungen selbst, die mich jetzt demüthigten, konnten mir dazu dienen, mich künftig vor ähnlichen Verirrungen zu hüten, und das Ziel meiner innersten Wünsche desto sicherer zu erreichen.

Dieses Gefühl allein, oder vielmehr die Ahndung dieser Gedanken, und das dunkle Bewuſstseyn der in mir liegenden Kräfte und Hülfsquellen war es, was mich in den ersten Augenblicken vor Verzweiflung bewahrte. Aber es fehlte viel, daſs Gedanken wie diese gleich Anfangs die Oberhand gehabt, und mit ihrer ganzen Stärke auf mich gewirkt hätten. Im Gegentheil, ich wurde finster, miſsmuthig und übellaunisch; alles umher verlor seinen Reitz und Glanz, und nahm die Farbe meiner düstern Seele an; ich verachtete mich selbst, und zürnte bitterlich auf diejenigen, die mich dazu gebracht hatten. Und dennoch hatte dieses Seelenfieber seine Abwechslungen; und ich lernte nun verstehen, was Xenofons Araspes mit dem Streit seiner beiden Seelen sagen wollte, denn ich erfuhr es in mir selbst. Ich schämte mich, wie ein anderer nektartrunkner Ixion, eine Theatergöttin für Venus Urania genommen zu haben, und erinnerte mich doch mit Entzücken der Augenblicke, wo mich diese Täuschung zum glücklichsten aller Sterblichen machte. Ich betrachtete in den Stunden der bösen Laune die üppige Mamilia als eine zauberische Lamie, die mich bloſs deſswegen nährte und liebkosete, um mir alles Blut aus den Adern zu saugen; und bald darauf, wenn ein Becher voll unvermischten Weins von Thasos in der schönen Hand dieser Lamie dargeboten, und zuvor von ihren wollustathmenden Lippen beschlürft, meine Lebensgeister wieder in Schwingung setzte, war ich wieder schwach genug, eine irdische Venus in ihr zu sehen, und in ihren immer willigen Armen neuen Stoff zu der bittern Reue zu hohlen, die meine einsamen Stunden vergiftete.

Wie sehr ich mich auch eine Zeit lang bemühte, diesen peinvollen Zustand meines Gemüthes vor Mamilien und ihrer scharfsichtigen Freundin zu verbergen, so war es doch (wie du leicht denken kannst) eben so verlorne Mühe, als alles was diese Damen sagen und thun konnten, um die einmahl aufgelöste Bezauberung der ersten Wonnetage wieder herzustellen. Die Römerin hoffte es durch Verdopplung dessen, was sie ihre Zärtlichkeit nannte, zu bewerkstelligen, beschleunigte aber dadurch die gegenseitige Wirkung. Die Tochter des Apollonius versuchte es auf einem andern Wege. Sie lieſs meine Sinne unangefochten, machte bloſs die Freundin und Rathgeberin, schien nichts angelegneres zu haben als mich zu beruhigen und mit mir selbst auszusöhnen; und indem sie die Unterredung bey jeder Gelegenheit vom Gegenwärtigen ablenkte und ins Allgemeine spielte, suchte sie mir unvermerkt eine feine Aristippische Art zu filosofieren einleuchtend zu machen, die in ihrem Munde eine so einnehmende Gestalt annahm, daſs die ganze Widerspenstigkeit eines zum Enthusiasten gebornen Menschen dazu erfordert wurde, nicht von ihr gewonnen zu werden. Sie erhielt indessen doch immer so viel, daſs die Grazien ihres Geistes, die sich in diesen Gesprächen in so mancherley vortheilhaftem Lichte zeigen konnten, mir ihren Umgang immer unentbehrlicher und gar bald zu dem einzigen machten, was mich an diesen Ort fesselte. Wir verirrten uns unter diesen Gesprächen zuweilen in ihre Felsenwohnung, oder in das Rosenwäldchen, dessen Anblick so viel angenehme Erinnerungen in meiner Seele wieder anklingen machte; und nicht selten endigte sich dann unser Streit über die

Verschiedenheit unsrer Grundbegriffe auf eine Art, die das Übergewicht der Aristippischen Filosofie über die Platonische völlig zu entscheiden schien; wiewohl im Grunde nichts dadurch bewiesen wurde, als die Schwäche des Platonikers, und die groſse Fertigkeit seiner Gegnerin in dem, was man die Sofisterey ihres Geschlechts nennen möchte. Genug, sie verhalf der schlimmern Seele zu manchem schmählichen Sieg über die bessere: aber eben dieſs stürzte mich unversehens in jenen gewaltsamen und qualvollen Zustand zurück, der von dem ewigen Widerspruch zwischen einer Art zu denken, deren Wahrheit man im Innersten fühlt, und einem Betragen, das man immer hinten nach miſsbilligen muſs, die natürliche Folge ist.

Während dieses seltsame Verhältniſs zwischen Diokleen und mir bestand, hatte Mamilia, deren Leidenschaften eben so schnell verbrausten als aufloderten, einen neuen Gegenstand für ihre launenvolle Fantasie gefunden. Sie war fast immer abwesend, und schien sich eine geraume Zeit gar nicht mehr um mich zu bekümmern. Ohne Zweifel trug die Ruhe, die sie uns lieſs, viel dazu bey, daſs auch jenes Verständniſs mit Diokleen, das im Grunde weder Liebe noch Freundschaft war, den Reitz ziemlich bald verlor, den es Anfangs für mich gehabt hatte. Der leeren Stunden wurden immer mehrere, in welchen der Zweykampf der beiden Seelen sich erneuerte, und der Sieg sich endlich auf die Seite der bessern neigte, ohne daſs Dioklea, die es auf der andern Seite an mancherley Kriegslisten nicht fehlen lieſs, mehr als einige Verzögerung ihrer gänzlichen Niederlage bewirken konnte. Ich sah mich mit Unwillen und Selbstverachtung wie in den Stall einer neuen Circe eingesperrt. Jeden Morgen stand ich von meinem weichen aber meist schlaflosen Lager mit dem Vorsatz zu entfliehen auf, und legte mich jede Nacht mit Grimm über mich selbst nieder, daſs ich den Muth nicht gehabt hatte ihn auszuführen.

Einsmahls, da ich mit der ersten Morgenröthe aufgestanden war, und in dem abgelegensten Theile des Waldes, der an Mamiliens Gärten stieſs, verdrieſslich und unentschlossen herum irrte, kam eine reitzende weibliche

Gestalt zwischen den Bäumen hervor geschlichen, die mich aufzusuchen schien, und in welcher ich bald eine der vermeinten Nymfen erkannte, die uns in Diokleens Felsenwohnung bedient hatten. Diese Sklavin, Myrto genannt, war eines von den Geschöpfen, die eine allgemeine Empfehlung an die ganze Welt in ihrem Gesichte tragen; und sie redete mich mit so vieler Anmuth und anscheinender Schüchternheit an, daſs ich nicht stark genug war, die Unhöflichkeit zu begehen und ihr den Rücken zuzukehren, wie mein erster Gedanke gewesen war, da ich sie erkannte. Sie sagte mir, sie habe schon lange diese Gelegenheit gesucht mich allein zu finden, um mir verschiedene Dinge, die mir nicht gleichgültig seyn könnten, zu entdecken; und nachdem wir uns in einem Gebüsche, wo wir nicht überrascht zu werden besorgen durften, gesetzt hatten, fing sie damit an, mir im engesten Vertrauen eine Menge geheimer Nachrichten von Mamilien mitzutheilen, die nicht sehr geschickt waren den Widerwillen zu mildern, den ich bereits gegen diese Venus Pandemos gefaſst hatte. Aber was der guten Nymfe ganz besonders am Herzen lag, war, die allzu günstige Meinung herunter zu stimmen, die ich von ihrer Gebieterin Dioklea zu hegen schien. Die umständliche Geschichte, die sie mir von ihr erzählte, würde uns zu weit von der meinigen entfernen; ich will also nur das wesentlichste davon berühren.

Die so genannte Dioklea war, unter den Nahmen Chelidonion, Dorkas, Filinna, Anagallis, und einer Menge anderer dieser Art, schon zwanzig Jahre in Griechenland, Italien und Gallien eine der bekanntesten Personen ihrer Klasse gewesen, ehe sie zu Halikarnaſs als Profetin auftrat, und sich Dioklea nennen lieſs. Ein junger Thessalier hatte sie beynahe noch als Kind zu Korinth einem Manne abgekauft, der mit hübschen Mädchen handelte, und ein feines Sortiment von dieser schlüpfrigen Waare beysammen hatte. Ein paar Jahre hernach bekam ein alter Epikuräer zu Athen Lust zu ihr, als sie mit einer kleinen Truppe von herum ziehenden Tänzern und Luftspringern in Gestalt einer Flötenspielerin vor seine Thür kam: er nahm sie zu sich, und fand grofses Belieben daran, die mannigfaltigen Talente, die er in dem Mädchen aufkeimen sah, auszubilden, und ihr die Maximen von Klugheit und Wohlanständigkeit einzuprägen, durch deren Beobachtung sie sich in der Folge so weit über die meisten Personen ihrer Klasse erhob. Nachdem sie noch durch verschiedene andere Hände gegangen war, und allerley Abenteuer bestanden hatte, erschien sie zu Antiochia und Alexandria unter dem Nahmen Anagallis als die schönste und geschickteste Mimentänzerin, die man jemahls in Syrien und Ägypten gesehen hatte. Sie zeigte sich nach und nach in dieser Eigenschaft in verschiedenen Provinzen des Römischen Reichs, und endlich in Rom selbst, wo sie einige der ersten Senatoren und Hofleute unter ihren Anbetern zählte. Nun erschien sie nicht mehr öffentlich auf dem Schauplatz, sondern lebte von den Einkünften ihrer Reitze und Geschicklichkeiten, mit dem verschwenderischen Aufwand einer Person, die es in ihrer Gewalt zu haben glaubt, sich überall die mächtigsten und reichsten zinsbar zu machen. Indessen hörte sie unvermerkt auf neu und jung zu seyn, die Quellen ihres

Aufwands floſsen immer spärlicher, und sie fand sich endlich genöthiget, in Gallien, Sicilien und Griechenland ihre vorige Profession wieder auszuüben. Da sie aber die groſse Wirkung nicht mehr that, die sie in der glänzendsten Zeit ihrer Blüthe zu thun gewohnt worden war, so gab sie diese Lebensart wieder auf, veränderte ihren Nahmen, und gesellte sich zu einer in Pontus, Kappadocien und Syrien herum wandernden Bande von Isispriestern, deren Gewerbe sie durch ihre erfinderische Einbildungskraft und die Mannigfaltigkeit ihrer Talente sehr einträglich zu machen wuſste. In dieser Epoke ihres Lebens, fuhr die Nymfe fort, war es, wo sie sich mit allen den goetischen, magischen und theurgischen Mysterien und Künsten vertraut machte, wodurch sie geschickt wurde, einige Zeit darauf, als die besagte Bande durch ein unangenehmes Abenteuer aus einander getrieben worden war, die Rolle einer vorgeblichen Tochter des göttlichen Apollonius zu spielen, und unter dem Schutze der Römerin Mamilia Quintilla, einer erklärten Liebhaberin alles Auſserordentlichen, eine Art von Orakelbude in dem heiligen Hain der Venus

Urania, der ein Zugehör ihrer Halikarnassischen Güter ist, aufzurichten. Der Nahme einer Erbin der Wissenschaften des groſsen Apollonius, der mystische Schleier worein sie sich hüllte, ihre sonderbare Lebensart, und die vielerley Gerüchte, die sie von ihrer profetischen Gabe, ihrem geheimen Umgang mit den Göttern, und den Wunderdingen die sie verrichtet hätte, unter das Volk zu bringen wuſste, fing schon an in Karien und den benachbarten Gegenden zu wirken, und gab der Profetin gute Hoffnung, in dem Aberglauben begüterter Thoren eine neue ergiebige Quelle von Einkünften zu finden: als die Entschlieſsung der Dame Mamilia, diese Villa zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte zu machen, der ganzen Sache eine andere Wendung gab. Dioklea wurde nun bekannter mit der edlen Römerin, und bemächtigte sich in kurzem ihrer Zuneigung in einem so hohen Grade, daſs sie die vertrautesten Freundinnen wurden: und da die Profetin kein Geheimniſs mehr für ihre neue Freundin hatte, so wurde beschlossen, daſs sie die angefangene Rolle, wiewohl mit verschiedenen Abänderungen die zu Mamiliens Absichten nöthig schienen, fortsetzen sollte. Die Mysterien der Venus Urania, zu deren Priesterin sie sich aufwarf, schienen der wollüstigen Römerin eine Menge unterhaltender Scenen zu versprechen, wodurch sie das Einförmige des ländlichen Lebens zu vermannigfaltigen, und ihrem Hang zu romantischen Einfällen und sonderbaren Liebesabenteuern Nahrung zu geben hoffte. Dioklea ordnete alle Einrichtungen an, die in den Gebäuden und Gärten der Villa zu diesem Ende für dienlich gehalten wurden; alles ging nach Wunsch von Statten, und schon mancher Unvorsichtige hatte sich in den Schlingen gefangen, die der treuherzigen oder lüsternen Jugend hier überall gelegt waren, ehe mein Verhängniſs, oder — um die Sache mit ihrem rechten Nahmen zu nennen, meine Thorheit, mich, wiewohl auf meine eigene Weise, zu ihrem Nachfolger machte. Es wäre, setzte die geschwätzige Nymfe hinzu, zwischen den beiden Sirenen verabredet, daſs Mamilia die Unglücklichen, die ihnen in die Klauen geriethen, so bald ihr die Fantasie zu ihnen vergangen wäre, ihrer dienstfertigen Freundin überlieſse. Dieses schreckliche Schicksal würde, wofern ich es nicht bereits erfahren hätte, auch das meinige seyn. Sie schilderte mir hierauf die Dame mit den vielen Nahmen als eine wahre Zaubrerin: es sey nicht anders möglich, sagte sie, das Weib müsse unerlaubte magische Mittel dazu gebrauchen, um die feinsten Männer so unbegreiflich zu verstrikken, daſs sie in einer Hetäre, die der halben Welt angehört habe, und die ohne die Hülfe der Färbekunst, des Pinsels und aller nur ersinnlichen Geheimnisse des Putztisches, der Kumäischen Sibylle gleich sehen würde, die liebenswürdigste Person ihres Geschlechtes zu umarmen glaubten. Aber dieſs sey gewiſs, daſs ich mir vergeblich schmeicheln würde, jemahls diesen Ort verlassen zu können, so lange Dioklea mich zurück behalten wolle; und ich könnte versichert seyn, daſs sie dieſs so lange wolle, bis sie mich durch ihre verderblichen Liebkosungen zum Schatten abgemergelt, und in ein wahres Gespenst verwandelt haben werde.

Die Lebhaftigkeit, womit die schöne Myrto diese Übertreibungen vorbrachte, hatte mir ihre Absicht bey der ganzen Vertraulichkeit schon verdächtig gemacht, als sie, nach einer kleinen Pause, mit dem Tone des zärtlichsten Mitleidens und mit aller Verführung, die sie in ihre schwarzen Augen legen konnte, fortfuhr: Der Gedanke, daſs ein so liebenswürdiger Mann wie ein Wachsbild an dem Zauberfeuer einer so schändlichen Empuse dahin schmelzen sollte, sey ihr unerträglich; sie hätte seit dem ersten Augenblicke, da sie mich in der Felsenwohnung gesehen, einen Antheil an mir genommen, der sie zu meiner genauen Beobachterin gemacht habe; sie finde mich eines bessern Looses würdig; und kurz, wenn ich ihre uneigennützige Freundschaft mit einiger Gegengunst belohnen wollte, so fühle sie sich stark genug, mir alle Annehmlichkeiten ihrer Lage in diesem Hause aufzuopfern, meine Flucht zu befördern, und mir, an welchen Ort der Welt es mir gefiele, zu folgen.

LUCIAN.

Das uneigennützige Nymfchen hätte also doch mit dem Rest, den die Empusen von dir übrig gelassen, groſsmüthig fürlieb genommen?

PEREGRIN.

Sie war noch uneigennütziger als du denkst; denn es zeigte sich in der Folge, daſs sie, wie ihr der Anschlag alles zu haben nicht gelingen wollte, bescheiden genug gewesen wäre, mich mit den Empusen zu theilen. Ich machte mich mit so guter Art als ich konnte von ihr los, indem ich ihr èin unverbrüchliches Stillschweigen über die Geheimnisse, die sie mir vertraut hatte, angeloben muſste. Die Flucht, womit ich schon mehrere Tage umging, war mit so wenig Schwierigkeiten verbunden, daſs ich der Hülfe dieser Sklavin dazu nicht vonnöthen hatte. Aber, anstatt daſs ihre geheimen Nachrichten von Diokleens bisherigem Lebenslauf, und die Furcht, die sie mir vor ihrer angeblichen Zauberey einzujagen hoffte, meine Lust zum Fliehen hätte vermehren sollen, fand ich mich nach dieser Unterredung weniger dazu geneigt als jemahls. Ich konnte mich nicht entschlieſsen, die Villa Mamilia zu verlassen, bevor mich Dioklea eine Probe ihrer so hoch gerühmten Geschicklichkeit in der pantomimischen Tanzkunst hätte sehen lassen. Ich ergriff die erste Gelegenheit, die sich anbot, um zu versuchen ob ich ihr Luſt dazu machen könnte, ohne ihr merken zu laſsen, daſs ich mehr von ihrer Geſchichte wiſse, als ſie mir ſelbst davon zu entdecken beliebt hatte. Es traf ſich, daſs einer von den Knaben und eines von den kleinen Mädchen, womit dieſes Haus ſo reichlich bevölkert war, während wir bey Tiſche ſaſsen, die Fabel von Amor und Psyche ganz artig für Kinder ihres Alters tanzten. Ich möchte wohl, ſagte ich, nachdem wir ihnen eine Weile zugeſehen hatten, ein ſo ſchönes Süjet von der berühmten Anagallis tanzen geſehen haben! Mein Wille war, indem ich dieſs ſagte, ſo unbefangen dazu auszuſehen, daſs Dioklea glauben müſste, ich dächte nicht mehr noch weniger dabey, als wenn ich gewünſcht hätte die Glycera des Menanders oder die Korinna des Ovidius geſehen zu haben: aber ich erröthete, zu meinem groſsen Verdruſs, ſo plötzlich und ſtark bey dem Nahmen Anagallis, daſs ſie leicht merken konnte, ich müſse mehr von ihr wiſsen als ich das Anſehen haben wollte. Ohne die geringſte Betroffenheit in ihrem Geſichte zu zeigen, verſetzte ſie: Du haſt alſo auch von dieſer Anagallis gehört? Und da ich mich wunderte, wie sie daran zweifeln könne, flüsterte sie mir lächelnd zu: Ich bin eine mächtigere Zaubrerin als du denkst; du sollst sie tanzen sehen, wiewohl sie schon eine geraume Zeit aus der Welt verschwunden ist.

Ein paar Tage darauf lud sie mich zu einem kleinen Schauspiel ein, das sie mir zu Ehren veranstaltet habe. Die Scene war mit zwey Kören von Liebesgöttern, Zefyrn und jungen Nymfen besetzt, die unter einem mit Musik begleiteten Tanz einen Lobgesang auf Amor und Psyche zu singen anfingen. Bald darauf theilten sie sich wieder zu beiden Seiten, und es erschien eine Tänzerin, die mir beym ersten Anblick die nehmliche Psyche darstellte, die ich öfters in Mamiliens Gallerie betrachtet hatte, wo sie, von der Hand Aetions gemahlt, unter die vorzüglichsten Zierden derselben gerechnet wurde. Ihre Kleidung, von einem sehr zarten Indischen Gewebe, zeichnete mit Anstand und Grazie die zierlichste Jugendgestalt, und eine Fülle der feinsten goldgelben Haare floſs in groſsen ringelnden Locken um ihre schönen Schultern den Rúcken hinab.

Ohne diese gelben Haare hätte sie beym ersten Anblick Dioklea scheinen können; wiewohl die Tänzerin auch noch schlanker und feiner gebildet schien. Ich betrachtete sie mit einem halb schauderlichen Erstaunen, ungewiſs wofür ich sie halten sollte, und beynahe zweifelhaft, ob das was ich sehe nicht wirklich ein Wunder der Zauberkünste sey, deren die Sklavin Myrto ihre Gebieterin beschuldigt hatte. Aber das sogleich angehende Spiel ihrer Arme und Hände, oder vielmehr die bewundernswürdige Musik aller Glieder und Muskeln ihres ganzen Körpers, die mit unbeschreiblicher Fertigkeit, Wahrheit und Anmuth zu einem immer mahlerischen und vorbildenden Ausdruck der Fabel, deren verschiedene Scenen sie darstellte, zusammen stimmten, — bemächtigte sich meiner ganzen Aufmerksamkeit zu stark, um einem andern Gedanken Raum zu lassen. Dieser pantomimische Tanz — der, ohne Hülfe der Wortsprache, bloſs von einer melodiösen und ausdrucksvollen Musik unterstützt, in einer allgemein verständlichen, unmittelbar zur Empfindung und Einbildungskraft redenden Sprache, die feinsten Schattierungen nicht nur der stärkern Leidenschaften, sondern sogar der zartesten Gemüthsregungen, den Augen mit der gröſsten Deutlichkeit vorzeichnete — gewährte mir ein Vergnügen, das nach und nach zu einem nie gefühlten und beynahe unaushaltbaren Entzücken stieg. Aber was wurde erst aus mir, als auf einmahl alle Amoretten und Nymfen verschwanden, und die reitzende Psyche in meine Arme flog, mich vollends zu überzeugen, daſs sie mir Wort gehalten, und — um mich einen der stärksten Züge aus dem Nektarbecher der Wollust thun zu lassen — wieder Anagallis geworden sey! — O gewiſs warst du eine Zaubrerin, Dioklea! wiewohl in einem andern Sinn als es die uneigennützige Myrto nahm; in dem einzigen, worin es vermuthlich jemahls Zaubrerinnen gegeben hat: denn alles was Natur und Kunst Reitzendes, Verführerisches und Seelenschmelzendes haben, war in dir aufgehäuft! Wer hätte, mit einer Empfindlichkeit wie die meinige, deinen Zaubereyen widerstehen können! — Diese einzige Stunde, Lucian, warf mich auf einmahl mitten in den Taumel der ersten Tage meiner Verirrungen zurück: und da die Gefälligkeit der wieder auferstandnen Anagallis eben so unerschöpflich war, als die Quelle dieser neuen Art von Unterhaltung, wozu ich ihr so unverhofft Gelegenheit gemacht hatte; so dauerte dieser neue und letzte Rückfall länger, als ich dir ohne Beschämung gestehen dürfte.

LUCIAN.

Ich glaube gar, du willst dir noch Leid seyn lassen, daſs die Götter des Vergnügens mit ihren Wohlthaten so verschwenderisch gegen dich gewesen sind? Täuschung oder nicht! welcher König (möchte ich mit Anagallis-Dioklea sagen) ja welcher Weise in der Welt hätte sich nicht um diesen Preis täuschen lassen wollen!

PEREGRIN.

Um die Sache in ihrem wahren Lichte zu sehen, lieber Lucian, muſst du dich in meine eigenste Person hinein denken, und den Zustand, worin du mich so beneidenswürdig findest, mit demjenigen vergleichen, worin ich von Kindheit an aufgewachsen war, und der im Grunde als eine bloſse Entwicklung meines Ichs anzusehen ist. Wäre meine vorige Gemüthsverfassung, und die ganze Sinnesart, woraus sie entsprang, bloſs das Werk einer unfreywilligen Beraubung angenehmer Gegenstände, und also eines nothgedrungnen Bedürfnisses, den Mangel eines reellen Genusses durch Schimären zu ersetzen, — kurz, wäre das hohe Selbstgefühl, die innere Ruhe, die Zufriedenheit mit mir selbst, das Ahnden einer erhabenen Bestimmung, und das Aufstreben zu idealischer Vollkommenheit, die mein vormahliges Glück ausmachten, bloſse Täuschung gewesen: dann wäre wohl nichts begreiflicher, als warum sie gegen eine Kette der lebhaftesten und ausgesuchtesten Vergnügungen der Sinne und des Geschmacks, welche keine Täuschungen sind, nicht hätten aushalten können. Aber jene Ideen und Gesinnungen, wie viel oder wenig sie auch mit Wahnbegriffen in meinem Kopfe verschlungen seyn mochten, waren meinem Gemüthe natürlich und wesentlich; die moralische Venus, die meinem Geiste vorschwebte, war kein Fantom, sondern ewige unwandelbare Wahrheit; nicht dieses Ideal, sondern meine durch erwachende Naturtriebe überraschte Fantasie, hatte mich in das künstliche Netz gelockt, das meiner erfahrungslosen Jugend von sinnlicher Liebe und Wolluſt geſtellt wurde. Dieſs, däucht mich, macht einen groſsen Unterschied; und bey dieser Bewandtniſs der Sache iſt wohl nichts natürlicher, als daſs ich keine dauernde Zufriedenheit in einem Zuſtande finden konnte, worin tausend andere ſich viele Jahre lang den Göttern gleich geachtet hätten.

Indessen dauerte doch dieser letzte Rückfall in das goldene Netz der Zaubrerin Dioklea lange genug, daſs ich das Vergnügen hatte mein beliebtes Rosenwäldchen zum zweyten Mahl in voller Blüthe zu sehen. Während dieser Zeit hatte Mamilia mehr als Einmahl den Einfall gehabt, und Mittel gefunden, ihre vernachlässigten Ansprüche wieder geltend zu machen: da sie aber, nach ihrer leichten Sinnesart, bloſs die Vergnügung einer augenblicklichen Laune suchte, und weder zu lieben wuſste noch geliebt zu werden verlangte, so schien sie mich ihrer Freundin immer wieder mit eben so wenig Eifersucht zurück zu geben, wie sie ihr alles übrige, was sie hatte, zum Gebrauch überlieſs. Denn dieſs that sie mit so wenigem Vorbehalt, daſs ein Fremder lange ungewiſs bleiben konnte, welche von beiden die Dame des Hauses sey. Überdieſs brachte sie einen groſsen Theil der Zeit, die ich noch hier verweilte, bald zu Milet, bald auf ihren Gütern zu Rhodus zu, und schien sich ohne uns gut genug zu belustigen, um von unserm Thun und Lassen keine Kenntniſs zu nehmen.

Dioklea bediente sich dieser Freyheit mit so vieler Behutsamkeit, hatte eine so groſse Mannigfaltigkeit reitzender Formen und Umgestaltungen in ihrer Gewalt, wuſste auf so vielerley Art zu gefallen, und dem Überdruſs durch eine so groſse Abwechslung und eine so feine Mischung der Vergnügungen der Sinne, der Einbildungskraft und des Geschmacks zuvorzukommen, daſs sie sich mit einigem Rechte schmeicheln konnte, einen bey eben so vieler Empfindsamkeit weniger sonderbaren Menschen, als ich war, noch ziemlich lange in ihren Fesseln zu erhalten. Gleichwohl konnte sie mit allen ihren Künsten nicht verhindern, daſs die Täuschung, die dazu gehörte, wenn sie sich sogar in den Augen eines sehr von ihr eingenommenen Zuschauers in eine Psyche, Danae, oder Leda verwandeln sollte, immer schwerer wurde, je öfter man sie in dergleichen Rollen gesehen hatte; und wie nichts unterm Monde vollkommen seyn kann, so war es ganz natürlich, daſs sie mir, nachdem die Stärke des ersten Eindrucks durch öftere Wiederhohlung geschwächt worden war, zuletzt immer weiter unter dem Ideale zu bleiben schien, dem sie so nahe als möglich zu kommen sich beeiferte.

Die Zeit, da auch dieser Talisman alle seine Zauberkraft an mir verlor, rückte immer näher heran, als die schöne Mamilia auf den Einfall gerieth, die bevorstehenden Dionysien durch ein groſses Bacchanal zu feiern, wobey Dioklea die Ariadne und ich den Bacchus vorstellen sollte.

Du wirst mich, denke ich, gern mit einer Beschreibung dieses Festes verschonen, dessen ich mich ungern erinnere, wiewohl es würdig gewesen wäre, einem Sardanapal oder Elagabalus gegeben zu werden. Die üppige

Römerin, die sich viel darauf zu gut that, die ganze Einrichtung dieser Lustbarkeit mit allen ihren Scenen selbst erfunden und angeordnet zu haben, hatte sich vorgesetzt, die Darstellung eines echten Bacchanals, wie es von Mahlern und Dichtern geschildert wird, so weit zu treiben als sie nur immer gehen könnte; und sie hatte zu diesem Ende eine ziemliche Anzahl frischer wohl gebildeter Jünglinge aus ihren weitläufigen Landgütern zusammen gebracht, welche die Faunen und Satyrn vorstellen mufsten, während sie selbst sich an der bescheidenen Rolle einer gemeinen Bacchantin genügen liefs. Aber, ihrer Meinung nach, der feinste Zug von Imaginazion an dem ganzen Feste, und etwas, wodurch sie mich auf eine sehr angenehme Art zu überraschen hoffte, war: dafs sie mit ihrer immer gefälligen Freundin die Abrede genommen hatte, wenn diese, als Ariadne, ihre Person bis zum letzten Akt gespielt haben würde, sich, unter Begünstigung der Dunkelheit, unvermerkt an ihren Platz zu setzen, und das übrige in ihrem Nahmen vollends auszuspielen. Der arme Bacchus, von einer zweyfachen Trunkenheit erhitzt, fand den

Betrug, als er ihn endlich entdeckte, so angenehm, daſs er in dem Taumel, worein der Zusammenfluſs so vieler berauschenden Umstände seine Sinne setzte, mehr Bacchus war als einem Sterblichen geziemet. Mamilia lieſs nichts, was dem Karakter einer Bacchantin Ehre machen konnte, unversucht, ihn dazu aufzumuntern; und um dieses echte Satyrspiel mit einem recht lustigen Ende zu krönen, muſste zuletzt Ariadne an der Spitze eines Schwarms von Faunen, Satyrn, Mänaden, Amoretten und Nymfen, alle mit Fackeln in der Hand, unversehens dazu kommen, und ihren Ungetreuen, unter einem ungezähmten Gelächter des ganzen Thyasos, auf der That ertappen.

Dieser letzte Zug stellte den bestürzten After-Bacchus auf einmahl in die vollkommenste Nüchternheit her, und der Zauber, unter welchem er so lange gelegen, war unwiederbringlich aufgelöst. Ein Mensch, der in einem entzückenden Traum an Jupiters Tafel mitten unter den seligen Göttern gesessen hätte, und im Erwachen sich von Gespenstern, Furien, Gorgonen und Harpyen umzingelt fände, könnte von keinem grauenvollern Erstaunen ergriffen werden, als ich, da ich mich in einer solchen Lage dem unsittigen Muthwillen einer solchen Gesellschaft Preis gegeben sah. Indessen behielt ich doch so viel Gewalt über mich selbst, daſs ich die Bewegungen zurück hielt, deren Ausbruch meine Demüthigung nur vergröſsert, und die Entschlieſsung, die ich auf der Stelle faſste, vielleicht unausführbar gemacht haben würde. Aber so bald das Unvermögen es länger auszuhalten diesen Scenen der wildesten Schwärmerey endlich ein Ende machte, und die sämmtlichen Bewohner der Villa, die daran Theil genommen hatten, in einem allgemeinen Schlaf versunken lagen: raffte ich mich auf, bekleidete mich mit der einfachsten Kleidung die ich finden konnte, und verlieſs, ohne von Mamilien und ihrer Freundin Urlaub zu nehmen, mit einem Vorrath neuer Begriffe und Erfahrungen, den ich mit dem Verlust meiner Unschuld und Gemüthsruhe theuer genug bezahlt hatte, diesen verhaſsten Boden, ohne auch nur Einen Blick auf die Wunder der Natur und Kunst, womit er bedeckt war, zurück zu werfen.

LUCIAN.

Vermuthlich war dieſs gerade was die edle Römerin wollte. Denn ich kann dir nicht bergen, dieses Bacchanal, und diese Abrede mit der ehrwürdigen Venuspriesterin Anagallis, hat mir ganz das Ansehen eines Anschlags, einen Menschen, der uns lästig zu werden anfängt, mit guter oder böser Art los zu werden. Die scharfsichtige Dioklea muſste dich zu gut kennen, um die Wirkung, die ein so übertrieben ausschweifendes Possenspiel auf dich thun muſste, nicht voraus zu sehen.

PEREGRIN.

Ich denke du hast es getroffen, ob ich gleich noch immer glaube, daſs Dioklea bey dieser ganzen Sache bloſs einer allzu groſsen Gefälligkeit gegen ihre Freundin schuldig war. Wie es aber auch damit seyn mochte, so war doch jeder Tag, um den ich eher aus diesen Sirenenklippen entrann, Dankes werth, und wenn ich ihn auch dem Überdruſs der edlen Mamilia Quintilla schuldig gewesen wäre. Allein so viel gutes traute ich ihr damahls nicht zu; ich besorgte vielmehr, daſs es der launischen und viel vermögenden Römerin leicht einfallen könnte, mir nachsetzen zu lassen. Diese unnöthige Furcht bewog mich, so bald ich zu Halikarnaſs anlangte, anstatt den Weg gerade nach Milet zu nehmen, tiefer ins Land hinein zu gehen; wo ich einige Wochen in groſser Verborgenheit damit zubrachte, dem was mit mir vorgegangen war nachzudenken, und zu überlegen, was für Mittel mir übrig geblieben seyn könnten, das so übel verfehlte Ziel meiner Wünsche zu erreichen.

VIERTER ABSCHNITT.

LUCIAN.

Ich muſs gestehen, Freund Peregrin, daſs du einen reichen Stoff zu Selbstgesprächen aus der Villa Mamilia mitgebracht hattest. Mit aller meiner Kälte kann ich mich doch so ziemlich in deine damahlige Lage hinein denken, und ich zweifle sehr, ob sich eine schmerzlichere für einen Jüngling, der mit so hohen Erwartungen dahin gekommen war, ersinnen lieſse.

PEREGRIN.

So wie du mich nun kennest, wirst du mir ohne Mühe glauben, daſs das, was mich am meisten schmerzte, nicht der Verlust der Wollüste und Vergnügungen war, womit die schöne Römerin und ihre sinnreiche Freundin mich ein ganzes Jahr lang überfüllt hatten. Selbst die Vernichtung der schwärmerischen Hoffnungen, die mich nach Halikarnassus zogen, kränkte mich jetzt so wenig, daſs ich im Gegentheil unbegreiflich fand, wie es möglich gewesen, dem Urbilde der Vollkommenheit eine Venus Urania, und dieser ein Marmorbild, das am Ende doch nur eine wollustathmende Erdentochter vorstellte, unterzuschieben. Meine ganze ehemahlige Vorstellungsart hatte durch eine fysische Folge meiner neuen Erfahrungen eine groſse Veränderung erlitten. Meine Einbildungskraft war abgekühlt. Alles was in meinen ekstatischen Träumen und Gesichten Täuschung gewesen war, erschien mir jetzt auch als solche; und ich glaubte deutlich zu sehen, wofern es ja möglich wäre, zu jener einst so feurig gewünschten Erhöhung meines Wesens und Empfänglichkeit für die Einflüsse der göttlichen Naturen zu gelangen, so müſste es wenigstens auf einem ganz andern Wege geschehen, als auf dem, der mich an der Hand der sehr unechten Tochter des Apollonius in die Arme einer Venus Mamilia geführt hatte.

Aber, wenn gleich die Fantomen, die ich ehemahls als Wahrheit liebte, verschwunden waren, so war doch der Raum noch da, den sie eingenommen hatten; und dieses ungeheure

Leere wieder auszufüllen, wurde nun das dringendste meiner Bedürfnisse. Ich hatte mich verirrt; aber das Ziel, wohin ich wollte, stand noch immer unverrückt, als der einzige Zweck meines Daseyns, in dunkler Ferne vor meinen Augen; und bis ich den rechten Weg dahin gefunden hatte, war keine Ruhe noch Glückseligkeit für mich. Mein Zustand in dieser Gemüthslage ist der dunkelste Schatten im Gemählde meines Erdelebens, woraus ich dir jetzt die lichtesten Stellen aushebe. Alles, was ich mich davon erinnern kann, ist, daſs es mir unmöglich schien, aus dieser Leerheit, diesem Hin- und Herschwanken, dieser immer getäuschten Bestrebung in einem bodenlosen Moore Grund unter mir zu finden, mich jemahls heraus zu arbeiten, und daſs mir diese Unmöglichkeit endlich unausstehlich wurde. Ich irrte von einem Orte zum andern und konnte nirgends bleiben. Da ich mich aber, nachdem auf diese Weise mehrere Monate verstrichen waren, jetzt vor allen Nachstellungen der Römerin sicher hielt, kehrte ich nach der Ionischen Küste zurück, und langte zu Anfang der schönen Jahreszeit in Smyrna an, ohne daſs die körperliche Stärkung, die mir dieſs mühsame Herumwandern verschaffte, eine merkliche Erheiterung meines Gemüthes hätte bewirken können.

Zu Smyrna war meine erste Sorge, den alten Menippus zu besuchen, der ohne seine Schuld die Veranlassung zu allen Abenteuern gegeben hatte, welche mir seit unserer ersten Zusammenkunft zugestoſsen waren: aber ich fand ihn nicht mehr unter den Lebenden. Der Anblick einer unzähligen Menge von Fremden, wovon dieser groſse Handelsplatz wimmelte, und worunter ich viele Ägypter, Syrer und Armenier sah, weckte jetzt auf einmahl den Gedanken wieder in mir auf, der mich vor anderthalb Jahren nach Smyrna geführt hatte; und ich beschloſs, zu Ausführung desselben mich an Bord des ersten Schiffes zu begeben, das nach Laodicea abgehen würde.

Während ich die Anstalten zu einer so langen Reise machte, traf es sich eines Tages, daſs mir auf einem einsamen Spaziergange, den ich in einer Gegend des Ufers, wo der Fuſstritt eines Menschen etwas seltenes war, beynahe alle Abende zu machen pflegte, ein

Mann in den Wurf kam, der hier eben so fremd zu seyn schien als ich, und durch seine Gestalt und Miene sowohl als durch seine Kleidung, die einen Syrer oder Fönizier vermuthen lieſs, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Nie sah ich so viel Tiefsinn mit so viel Feuer, einen so finstern Blick mit einer so offnen Stirn, und etwas so anziehendes mit einem solchen Ehrfurcht-gebietenden Ernst in Einem Gesichte vereinigt. Ich fand ihn, indem ich um die Ecke eines vorragenden Felsen herum kam, in einer natürlichen Nische, welche die Zeit in den Felsen gegraben hatte, auf einem Steine sitzen, mit einem aufgerollten Buche auf seinem Schooſse, in dessen Lesung er begriffen war, als ihn meine unvermuthete Erscheinung aufzuschauen bewog. Er warf, unter seinen schwarzen überhängenden Augenbraunen hervor, einen scharfen Blick auf mich, und fuhr wieder fort in seinem Buche zu lesen. Ich weiſs nicht welcher geheime Zug sich bey seinem Anblick in mir regte. Meine erste Bewegung war, mich ihm zu nähern: aber ich sah so wenig Einladendes in seinem Auge, daſs ich es nicht wagte. Ich ging tiefer in den Wald hinein, der sich auf dieser Landspitze bis nah ans Ufer erstreckte, und als ich zurück kam, fand ich den Unbekannten nicht mehr.

Des folgenden Abends trieb mich ein mehr als gewöhnlicher Grad von Trübsinn abermahls in diese Gegend. Ich sah mich lange vergebens nach dem Fremdling um, den ich, ohne zu wissen warum, hier wieder anzutreffen hoffte. Alles weit umher war einsam, still und schauervoll. Meine Gedanken wurden immer trüber. Ich stand mit gesenkter Stirn, an den Rumpf einer alten Eiche gelehnt, als ich auf einmahl den Fremden gewahr ward, der langsam bey mir vorüber ging. Er hielt einen Augenblick still, heftete einen Blick auf mich, der mir bedeutungsvoll schien, wiewohl ich ihn nicht entziffern konnte, und als ich, nach einigem Zaudern, zum Entschluſs kam ihm zu folgen, war er wieder verschwunden.

Der Mann fing an mich zu beunruhigen. Ich entfernte mich; aber sein Bild folgte mir; ich konnte mich nicht davon los machen, und es kam mir sogar im Schlafe wieder vor. Etwas, das ich mir selbst nicht erklären konnte, hielt mich am dritten Abend zurück, den einsamen Ort, wo ich diese sonderbare Erscheinung schon zweymahl gehabt hatte, zum dritten Mahle zu besuchen: aber ein eben so unerklärbares Etwas zog mich beynahe wider meinen Willen dahin. Ermüdet setzte ich mich auf den Stein, wo der Unbekannte neulich gesessen hatte, und hing, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, meinen gewöhnlichen Gedanken nach, als er plötzlich wieder vor mir stand.

LUCIAN.

Man muſs gestehen, Peregrin, deine Abenteuer haben alle einen ganz eigenen Anfang — immer so feierlich! so geheimniſsvoll!

PEREGRIN.

Das ist das letzte, Lucian, das sich so anfängt; und wiewohl meine Neugier gereitzt war, so gewann doch der Unbekannte durch diese ungewöhnliche Art meine Bekanntschaft zu suchen nichts, als daſs ich alle meine Klugheit (welches freylich nicht viel gesagt ist) aufbot, um auf meiner Hut gegen ihn zu seyn. Dioklea hatte mich miſstrauisch gemacht.

LUCIAN.

Und doch wollte ich wetten, mit allem deinem Miſstrauen wurdest du so gut wieder betrogen, als du dich mit der reitzenden Kallippe, dem schönen Gabrias, und der göttlichen Dioklea betrogst, da du lauter Vertrauen warst.

PEREGRIN.

Alles zu seiner Zeit, lieber Lucian. — So bald der Unbekannte nahe genug war, daſs ich nicht zweifeln konnte seine Absicht sey mich anzureden, stand ich auf, als ob ich ihm meinen Sitz überlassen wollte, und machte eine Bewegung mich zu entfernen, aber wie einer der erst ein Band zerreiſsen muſs, wodurch er zurück gehalten wird. — Wie, Peregrinus? sprach der Unbekannte mit einem Tone, der sogleich den Weg zu meinem Herzen fand, und einem Blicke, der wie ein Lichtstrahl in das Dunkle meiner Seele drang, — du fliehest vor deinem guten Genius? — Bey dieser Anrede blieb ich stehen, und raffte alle Kälte, die ich in meine Gewalt bekommen konnte, zusammen, um ihm statt der Antwort mit einer so unglaubigen als befremdeten Miene ins Gesicht zu sehen. Aber ich zweifle sehr, daſs der Erfolg meinem Willen gehorsam war. Denn, indem ich es sprach, lief mir ein Schauder durch alle Adern, und das unfreywillige Erstaunen, mich von einem so sonderbaren Unbekannten mit einer so seltsamen Anrede bey meinem Nahmen nennen zu hören, verschlang in einem Augenblicke mein Bestreben, dieses auſserordentliche Wesen durch eine angenommene Kälte von mir zurück zu schrecken.

LUCIAN.

Da haben wirs!

PEREGRIN.

„Kannst du, fuhr er in eben dem herzgewinnenden Tone fort, kannst du glauben, daſs uns ein bloſser Zufall hier zusammen gebracht habe? Es giebt keinen Zufall, Peregrin! Wir sollten uns finden, und wir fanden uns.“

Ich fühlte mich überwältigt. Ich setzte mich wieder auf meinen Stein, und der Unbekannte lieſs sich mir gegenüber auf einem bemoosten Felsenstücke nieder.

„Du fliehest die Menschen, (fuhr er fort, da meine Zunge noch immer gebunden schien) du suchst die Einsamkeit, suchest Ruhe, und lebst im Kriege mit dir selbst, sehnest dich nach dem Licht, und taumelst in der Finsterniſs. Noch so jung an Jahren, an Erfahrung schon so reich, was hast du an Weisheit gewonnen? Vor wenig Monaten noch eine so schöne Blume, wo ist der Glanz deiner Blüthe? Empusen in Lichtgestalten haben ihn mit ihrem Hauche befleckt! Der stolze Ixion glaubte die Königin der Götter zu umarmen; noch glücklich, wenn die vermeinte Göttin an seinem Busen in eine Wolke zerflossen wäre! Aber er selbst schmolz in den Armen einer Sirene hin."

Und dieſs alles liesest du in meinem Gesichte? rief ich mit Erstaunen und Bestürzung aus: Wunderbares Wesen, wer bist du?

„Nicht wofür du mich vielleicht hältst, wiewohl mehr als ich scheine. Du bist lange genug getäuscht worden, Peregrin! es ist Zeit, daſs dir der Weg der Wahrheit aufgeschlossen werde. Ich nannte mich deinen guten Genius, denn ich vertrete seine Stelle bey dir; und, wiewohl ich im Grunde nicht mehr bin als du selbst, so kann ich doch, in der Hand dessen dem ich diene, ein Werkzeug deiner Rettung werden.“

Du begreifst, lieber Lucian, daſs mein Erstaunen mit jedem Augenblick wachsen muſste. Wie konnte der Unbekannte mit den geheimsten Umständen meiner Geschichte so vertraut seyn, als ob er wirklich mein Genius wäre?

LUCIAN.

Dein alter Bedienter wird wieder geschwatzt haben.

PEREGRIN.

Da hätte er mehr sagen müssen als er selbst wuſste.

LUCIAN.

Er wuſste doch Etwas, wenn schon nicht Alles; und ein so schlauer Mann, als mir dein Unbekannter scheint, brauchte zu dem, was ihm deine eigene Gegenwart sagte, nur einige Bruchstücke von Nachrichten, um das Räthsel deiner Person ziemlich leicht aufzulösen.

PEREGRIN.

In der That vermuthete ich selbst so etwas; und dieser Gedanke gab dem letzten Funken von Miſstrauen, den die Offenheit des Unbekannten in mir übrig gelassen hatte, noch so viel Nahrung, daſs seine Reden nicht die ganze Wirkung auf mich thaten, die er erwarten konnte. Aber auch dieſs las er in meinem Gesichte. „Mich wundert nicht, fuhr er fort, daſs du unschlüssig bist, was du von mir denken sollst. Nichts ist was es scheint, wiewohl dem Erleuchteten Alles scheint was es ist. Die Natur ist eine Hieroglyfe, wozu wenige den Schlüssel haben, und der Mensch kennet alles andere besser als sich selbst. Er gleicht einem ausgesetzten Königssohne, der, von Hirten erzogen, in schlechter Gesellschaft, unter tausend verworrenen Zufällen und Abenteuern grau ward, ohne von seinem Ursprung und von dem, wozu er geboren war, einige Ahnung gehabt zu haben. Was für Trost hat der Blinde davon, daſs rings um ihn her Sonnenschein ist? Was hilft dem Bettler das Gold in den Eingeweiden der Erde? Das Leben des Menschen, das sein Alles scheint, ist Nichts; immer von einem

Augenblicke verschlungen, der schon dahin ist ehe man gewahr wurde daſs er da war, ist es Nichts! Aber, — o möchtens die Menschen wissen! möcht' es ihnen der Donner, der die Todten wecken wird, in die Seele donnern! — es ist mit der Zukunft schwanger, die Alles ist.“

Mein Unbekannter gab dieses sonderbare Orakel mit einer Begeisterung, einem Feuer in den Augen, einem, ich weiſs nicht welchem mehr als menschlichen Klang der Stimme, von sich, daſs ich davon ergriffen wurde, und den Muth verlor, ihn zu fragen was er damit wollte. Nachdem wir beide eine ziemliche Weile geschwiegen hatten, nahm er das Wort wieder, und sagte in einem sanftern, aber nach und nach immer feierlicher werdenden Tone: „Du bist zu einer groſsen Bestimmung berufen, Peregrin! — Eine mächtige Stimme vom Himmel ist durch alle Lande erschollen. Der Eingeladenen sind viele, aber die Zahl der Erwählten ist klein. Wir stehen am Rand einer furchtbaren Umkehrung der Dinge. Das Licht ist mitten aus der Finsterniſs hervorgebrochen; das Reich der Dämonen und ihrer Diener naht sich einem schrecklichen Ende. Schon ist die Stadt Gottes herab gestiegen, durch das Licht selbst, das von ihr ausstrahlt, den geblendeten Augen der Unheiligen noch verborgen: aber sie wird plötzlich, gleich der Morgensonne aus Wolken, hervorbrechen; die Völker der Erde werden sich zu ihr versammeln, und jeder ihrer Strahlen wird ein Blitz seyn, der die Feinde des Lichts verzehren wird.“

LUCIAN.

Immer besser! Ich erkenne deinen Mann an dieser Weissagung. Die wackern Leute, zu denen er gehört, bedrohten die Welt so lange mit einer fürchterlichen Umkehrung der Dinge, bis sie es in ihre Macht bekamen, die Drohung wahr zu machen.

PEREGRIN.

Er hielt abermahl ein, und heftete einen Blick auf mich, der mein Innerstes durchforschen zu wollen schien. Ich gestehe dir, daſs die Spitzen meiner Haare sich zu bewegen anſingen. So hatte ich noch keinen Menschen sprechen gehört! Ohne zu verstehen was er wollte, fühlte ich alle Kräfte meines

Wesens durch seine Reden erschüttert; geheime Ahnungen stiegen in mir auf; mir war nicht anders, als ob ich dem Augenblick einer groſsen Veränderung nahe sey. Indessen hatte ich mich doch, nach einer ziemlich langen Pause, so zusammen genommen, daſs ich eben die Lippen öffnen wollte, ihn zu bitten, daſs er sich über die geheimniſsvollen Dinge, die er mit der Begeisterung und der Gewiſsheit eines Profeten vorgebracht, deutlicher gegen mich erklären möchte; als er mir zuvorkam, und in einem viel ruhigern Tone fortfuhr: „Fasse dich, Peregrin! — Ich habe dich in Erstaunen gesetzt. Es war nöthig, um den erstorbenen Keim des Lebens in deinem Innersten wieder zu erwecken. Du bist gefallen, aber du wirst dich wieder erheben. Ich sehe das Zeichen der Erwählung auf deiner Stirne. Von nun an haben die Dämonen, in deren Schlingen du dich zu Halikarnaſs verfingest, keine Gewalt mehr über dich. Reinige dein Gemüth mit Strenge gegen dich selbst von jeder körperlichen Befleckung! Nur durch Ertödtung des thierischen Menschen wird der geistige ins Leben geboren; und keine andern als diese können Bürger der heiligen

Gottesstadt werden, in die ich dich einen Blick des Geistes thun lieſs. Noch einmahl, Peregrin, das Reich des Lichtes ist nahe — es hat schon angefangen — unwissend und als ein Fremdling, wie dein Nahme sagt, stehst du bereits in seiner Mitte. Bald wird die Decke von deinen Augen fallen; du wirst in Mysterien, wovon jene zu Eleusis nur täuschende Schatten sind, zum Anschauen eines ganz andern Lichtes kommen, und ein ganz anderer Führer der Seelen, als jener fabelhafte Hermes, wird das Göttliche in dir zu seinem Ursprunge zurück führen! — Dann wirst du mein Bruder seyn, Peregrin! wirst die Stimme des hohen Berufs hören, zu welchem du erwählt bist, und der Ehre theilhaftig werden, ein Mitarbeiter an dem glorreichsten aller Werke zu seyn, und unter dem Zepter des groſsen Eingebornen die neu geschaffene Erde regieren zu helfen."

LUCIAN.

Das war viel auf einmahl, guter Peregrin! Nach einer solchen Weissagung wird wieder eine ziemliche Pause erfolgt seyn?

Der Unbekannte ergriff bey den letzten Worten meine Hand, drückte sie mit Inbrunst, und stand auf. „Ich sehe, sprach er mit gerührter Stimme, dein Herz ist voll; allein mehr zu sagen ist mir nicht erlaubt. Ich stehe unter einem höhern Befehl. Ich muſs dich verlassen. Am siebenten Tage nach dem nächsten Neumond werden wir uns zu Pergamus wiedersehen.“ — Und hiermit küſste er mich mit einem Blick voll Liebe und Vertrauen auf die Stirn, entfernte sich eh' ich ein Wort sprechen konnte, und verlor sich zwischen den Felsen aus meinen Augen.

Ich stand in einer unfreywilligen Bewegung auf, als ob ich ihm folgen wollte: aber die Furcht ihm zu miſsfallen zog mich schnell zurück. Mit einem in der That sehr vollen Herzen setzte ich mich auf den Stein, wo dieser wunderbare Sterbliche oder Genius gesessen hatte. Seine Stimme schien noch leise um die Felsen zu tönen, von denen ich eingeschlossen war; von seinen Reden war kein Wort aus meinem Gedächtniſs entschlüpft; noch hörte ich sie alle in meinem Innern wiederhallen, und ich blieb, in tiefes Nachdenken über ihren Inhalt versunken, so lange sitzen, bis die einbrechende Nacht mich endlich nöthigte nach meiner Wohnung zurückzukehren.

Hier war mein erstes, meinen alten Freygelaſsnen in die schärfste Untersuchung zu nehmen, ob Er es sey, der den Unbekannten mit dem geheimern Theile meiner Begebenheiten so vertraut gemacht habe? Aber es fand sich, daſs der Alte ihn weder selbst gesehen, noch mit irgend einem andern, von welchem jener seine Nachrichten hätte ziehen können, ein Wort von mir und meinen Angelegenheiten gesprochen hatte.

LUCIAN.

Und was schlossest du hieraus?

PEREGRIN.

Eigentlich zu reden, nichts: aber ich machte mir doch selbst einen Vorwurf darüber, daſs ich, nach allem was ich von dem Unbekannten mit meinen Augen gesehen und aus seinem Munde gehört hatte, noch eines Miſstrauens gegen ihn fähig sey.

LUCIAN.

An diesem Zug erkenn' ich dich, Freund Peregrin: diese Gemüthsbeschaffenheit war es eben, die dir immer alle Vortheile, die du aus deinen Erfahrungen hättest ziehen können, rauben muſste.

PEREGRIN.

Du wirst dich um so weniger wundern, daſs ich so leicht in die Falle des Unbekannten einging, (wofern wir es anders, durch ein etwas vorschnelles Urtheil, für eine Falle erklären wollen) wenn du bedenkst, wie dringend bey mir das Bedürfniſs war, das Leere, das meine letzte Entzauberung in meiner Seele zurück gelassen hatte, wieder auszufüllen; und daſs die Harmonie in meinem Innern durch nichts andres hergestellt werden konnte, als indem die ganze Thätigkeit meines Geistes wieder auf den groſsen Zweck gerichtet wurde, der, wiewohl ich ihn auf einem Irrwege verfehlt hatte, nicht aufhörte, noch ohne eine gänzliche Verwandlung meines Ichs aufhören konnte, das Ziel meiner ewigen Sehnsucht zu seyn. Mir war, als ob mich die Reden des Unbekannten mit einer neuen

Lebenskraft angeweht hätten. Ihre Beglaubigung war in meinen eigenen Gefühlen und Wünschen. Sie blieben mir, wie sein Bild, immer gegenwärtig; mit jeder Erinnerung senkten sie sich tiefer in meine Seele ein, und sein Abschiedskuſs brannte noch lange auf meiner Stirne.

LUCIAN.

Ganz gewiſs wuſste dein Unbekannter auch dieſs voraus! Der verstand sich auf die profetische Kunst! Und mit welcher Sicherheit er vorher sagte, ihr würdet euch am siebenten Tage nach dem ersten Neumond wiedersehen! Das ist doch keine Begebenheit, die sich so voraus berechnen läſst wie eine Mondsfinsterniſs! Und Er, er bestimmt nicht nur den Tag; er nennt dir, damit du ihn ja nicht verfehlen könnest, sogar den Ort, wo ihr euch wiederfinden würdet. Der groſse Profet! Wie gut er seinen Mann kannte!

PEREGRIN.

Spotte nicht, Lucian! So simpel die Sache scheint, so gehörte doch vielleicht ein Mann von ungewöhnlichem Geiste dazu, ein so simples Mittel, seiner Sache gewiſs seyn zu können, zu finden. Du wirst über meine Einfalt lachen; ich gestehe dir aber aufrichtig, daſs ich mir damahls eben so wenig zu erklären wuſste, wie der Unbekannte wissen könnte daſs wir uns zu Pergamus wiedersehen würden, als woher er meinen Nahmen und meine Begebenheiten zu Halikarnaſs erfahren habe.

LUCIAN.

Und doch hattest du nichts eilfertigeres zu thun, als den Ort und den Tag in dein Denkbuch einzuzeichnen?

PEREGRIN.

Ich that es wirklich, wiewohl ich meinem Gedächtniſs auch ohne diese Beyhülfe hätte trauen dürfen; aber als ich es that, war ich weit von dem Vorsatz entfernt, die Vorhersagung durch eine freywillige Reise nach Pergamus wahr zu machen. Indessen wurde doch nach einem vierzehntägigen Aufenthalt zu Smyrna, wo die einsame Felsengegend alle Abende einen Besuch bekam, unvermerkt Anstalt gemacht, von Smyrna nach Kyme, von Kyme nach Myrina, von Myrina nach Grynion vorzurücken, ohne daſs sich ein wesentlicherer Beweggrund hätte angeben laſsen, als daſs ich dem gebenedeiten Pergamus dadurch immer näher kam.

LUCIAN.

Darf ich dich, weil wir doch (wie es scheint) jetzt zu deiner Verbindung mit den Christianern gekommen sind, ohne Unterbrechung fragen, ob du vor dem Tage, der dich mit dem Unbekannten zusammen brachte, niemahls Neugier oder Gelegenheit hattest, diese Leute näher kennen zu lernen? Eine aus Palästina entsprungene Sekte, die einen gekreuzigten Gott zum Stifter hatte, und sich eines Geistes rühmte, welcher Galiläischen Fischern die Gabe mittheilte alle Sprachen des Erdbodens zu reden, eine Sekte, welche die reinsten und erhabensten Grundsätze der Filosofie mit allem, was der Magismus Schwärmerisches hat, in Verbindung zu bringen wuſste, und sich einer Menge von Mitgliedern rühmte, die durch die bloſse Kraft ihres Glaubens, oft an Einem Tage, mehr und gröſsere Wunder gewirkt haben sollten, als dein Apollonius von Tyana in seinem ganzen Leben, — eine solche Sekte, sollte man denken, hätte eine Imaginazion wie die deinige um so mehr reitzen sollen, da sie einen so dichten Schleier um ihre Mysterien zog, und überdieſs durch Beyspiele der gröſsten Standhaftigkeit und einen mehr als Pythagorischen Gemeingeist die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

PEREGRIN.

Beynahe möchte ich deine Frage auf dich selbst zurück drehen; denn für einen so eifrigen Menschenforscher, wie du warst, scheinst auch Du ehemahls um eine genauere Kenntniſs der Christianer wenig bekümmert gewesen zu seyn.

LUCIAN.

Die rechte Antwort auf diese Gegenfrage würde uns zu weit aus dem Wege führen, Freund Peregrin. Und dann wirst du mir erlauben zu sagen, daſs der Fall bey dir und mir nichts weniger als eben derselbe war. Ich hatte einen natürlichen Abscheu vor dieser Art von Leuten; dich zog eine natürliche Sympathie zu ihnen.

PEREGRIN.

Also kurz, lieber Lucian, die Ursache, warum ich in der That nie neugierig gewesen war die Christianer näher kennen zu lernen, war die einfachste von der Welt; denn es war ungefähr eben dieselbe, warum ich nie daran dachte, mit den seltsamen Geschöpfen, womit du in deiner wahren Geschichte den Mond und die Sonne bevölkert hast, Bekanntschaft zu machen. Du wirst dich erinnern, daſs zu unsern Zeiten in guter Gesellschaft entweder gar nicht, oder nur mit Verachtung von den Christianern gesprochen wurde. Zu Parium hatte ich kaum ihren Nahmen nennen gehört, und zu Athen auch diesen nicht. Mein Groſsvater hegte aus mancherley Ursachen einen grenzenlosen Abscheu vor Juden und Judenthum; seine Vorurtheile gegen sie waren vielleicht zum Theil ungerecht, aber sie waren unheilbar: und weil die Christianer für eine Jüdische Sekte galten, und, was noch schlimmer war, für eine, die sogar von den Juden selbst aus ihrem Mittel ausgestoſsen worden; so glaubte man ihnen kein Unrecht zu thun, wenn man das Schlechteste von ihnen dachte und sagte;

zumahl da ein so weiser und gerechter Fürst wie Trajan, und Männer wie Plinius und Tacitus keine bessere Meinung von ihnen gehegt hatten. Mit diesen Vorurtheilen gegen Juden und Christianer aufgewachsen, hatte ich es, wie gesagt, nie der Mühe werth gehalten, mich genauer nach ihnen zu erkundigen; und wiewohl mein Unbekannter, wie du bemerkt hast, ein Christianer war, und sogar eine wichtige Person unter ihnen vorstellte, so kam doch damahls, eben darum weil er mir Ehrfurcht und Vertrauen einflöſste, kein Verdacht in meine Seele, daſs er zu einer so verächtlichen Menschenklasse gehören könnte. Denn dieſs war sie in meinem Wahne so sehr, daſs, wiewohl ich wuſste daſs sich eine zahlreiche Gemeine derselben zu Smyrna befand, mir gar nicht einfiel, die geringste Nachfrage ihrenthalben zu thun.

LUCIAN.

Der Unbekannte scheint gute Nachrichten von dir gehabt zu haben. Denn nun sehe ich offenbar, daſs er sich deiner zuvor versichern wollte, eh' er es wagte sich vor dir zu einem Nahmen zu bekennen, gegen welchen du so stark eingenommen warst. Würde er sonst Bedenken getragen haben, dich mit den Christianern zu Smyrna in Bekanntschaft zu bringen?

PEREGRIN.

In der That wuſste er mehr von mir als ich ihm zutraute. Aber das letztere zu unterlassen, mochte er wohl noch einen andern Beweggrund haben: denn er war das Haupt einer von den vielen besondern Sekten, in welche sich die Christianer um diese Zeit zu spalten anfingen; und da die Gährung, welche seine Lehre in der Gemeine zu Smyrna verursachte, damahls gerade am stärksten war, würde es auf keine Weise klug von ihm gewesen seyn, mich in einem so kritischen Augenblicke zum Zeugen derselben zu machen. Aber durch alle dieſe Aufklärungen laufen wir der Geschichte vor.

Ich hatte bald nach meiner Ankunft zu Smyrna von meinem Vater verschiedene Aufträge erhalten, die mich nöthigten meinen Aufenthalt an diesem Orte zu verlängern. Je weniger diese Geschäfte mit dem, was mir jetzt allein am Herzen lag, gemein hatten, desto mehr nahm meine Sehnsucht, den Unbekannten wieder zu sehen und den Aufschluſs seiner geheimniſsvollen Eröffnungen von ihm zu erhalten, mit jedem Tage zu. Als meine Geschäfte geendiget waren, fehlten noch fünf bis sechs Tage bis zum siebenten nach dem Neumond. Ich verlieſs Smyrna, weil ich nichts mehr da zu thun hatte: aber zu Mitylene warteten neue Aufträge auf mich, und überdieſs sollte ich so bald als möglich nach Parium zurückkehren. Was war also natürlicher, als von Smyrna gerade nach Mitylene, und von Mitylene nach Hause zu reisen? Wozu diese Landreise nach Pergamus, die mich so weit von meinem Wege abführte — als die Weissagung des Unbekannten wahr zu machen, welcher, wofern ich den Ausrechnungen der kalten Vernunft, und dem, was im Grunde meine Pflicht war, mehr Gehör gegeben hätte, als meinem Hang zum Auſserordentlichen, unstreitig dieſsmahl zum Lügenprofeten geworden wäre. Aber wirklich wurde der Drang nach Pergamus zu gehen unvermerkt so stark, daſs ich keinen Willen in mir fand, nur zu versuchen ob ich ihn überwältigen könnte.

Das Sonderbarste an der Sache ist, daſs die Vorhersagung des Unbekannten dadurch, daſs ich sie vorsetzlich wahr machte, nichts von ihrem Wunderbaren in meinen Augen verlor: denn woher hätte er voraus wissen können, dachte ich, daſs ich so viele Beweggründe, einen ganz andern Weg zu nehmen, dem bloſsen Verlangen ihn wieder zu sehen aufopfern würde, wenn er nicht die Gabe hatte, Gesinnungen in meiner Seele voraus zu lesen, die in vielen Tagen erst entstehen sollten?

LUCIAN.

Mit Personen von so gutem Willen ist es in der That eine bequeme Sache ein Wundermann zu seyn.

PEREGRIN

Wie wollten die Wundermänner auch zurechte kommen, wenn es nicht solche gutwillige, jeder Täuschung immer selbst entgegen kommende Seelen in der Welt gäbe? Dieſs war also auch hier der Fall. Ich reisete so eilfertig, als ob mir alles daran gelegen gewesen wäre, die Weissagung meines Unbekannten ja nicht zu Wasser werden zu lassen, und langte schon am sechsten Tage nach dem Neumond zu Pergamus an, wo ich den ganzen Abend damit zubrachte, mich allenthalben, wo er zu finden seyn konnte, nach ihm umzusehen. Allein seine Stunde war noch nicht gekommen. Mein Glaube wurde dadurch nicht erschüttert, aber meine Ungeduld nahm überhand. Endlich ward ich des folgenden Tages einen Sklaven gewahr, der mir eine Zeit lang von ferne bald zur Seite gegangen bald nachgefolgt war, und mich sehr aufmerksam zu betrachten schien. Ich blieb bey einem alten Denkmahle an einem wenig gangbaren Platze stehen: der Sklave näherte sich mir endlich, fragte mich sehr demüthig mit leiser Stimme, ob ich Peregrinus von Parium sey? und da ich es bejahte, überreichte er mir einen versiegelten Zettel, der nichts als diese Worte enthielt: „Folge diesem wohin er dich führen wird“ — mit der Unterschrift, der Unbekannte von Smyrna. Der Sklave sagte hierauf: wenn ich diesen Abend um die vierte Stunde nach Sonnenuntergang mich an einem gewissen Platze einfinden wollte, würde er mich dahin führen wo man mich erwartete. Ich versprach es. Die Stunde kam, ich begab mich an den bestimmten Ort, und bald erschien auch der Sklave wieder, und brachte mich durch eine Menge enger Gassen an eine kleine Thür, die uns, auf ein Zeichen das er gab, von innen aufgemacht wurde.

Ich folgte ihm an seiner Hand durch einen finstern Gang in ein kleines Gemach, das er hinter mir verschloſs. Auch dieser Winkel war ohne Licht, hatte aber eine viereckige Öffnung, die mit einem so durchsichtigen Flor bedeckt war, daſs sie die Stelle eines Fensters vertreten konnte. Ich wurde bald gewahr, daſs diese Öffnung durch die Mauer einer Scheune ging, welche von einigen Lampen ziemlich schwach erleuchtet war. So viel ich sehen konnte, befanden sich hier eine Anzahl Personen von allerley Alter, Geschlecht und Stande versammelt, die in groſser Stille auf verschiedenen Reihen von Bänken um einen Tisch herum saſsen, der einige Stufen über den Boden der Scheune erhöht und mit einem Teppich zugedeckt war.

Ich hatte kaum Zeit dieſs alles zu bemerken, als ein Mann in einem langen leinenen

Gewande, ein groſses purpurnes Kreuz auf der Brust, mit einem Rauchfaſs herein trat, und die Scheune mit Wolken von Weihrauch erfüllte; eine Ceremonie, die meiner Nase um so willkommner war, da ihr der dumpfige Geruch des Ortes und die Atmosfäre der anwesenden Personen beschwerlich zu werden anfing, und leicht den Verdacht hätte erregen können, daſs ich mich nicht in der besten Gesellschaft befinde, wiewohl ich zu merken anfing, daſs ich unter Christianern sey. Bald darauf erschien ein anderer, ungefähr eben so gekleidet, stellte sich vor den Tisch, und begann eine Art von Wechselgesang anzustimmen, wobey die Gemeine von Zeit zu Zeit, mit halber Stimme und mit ziemlich genauer Beobachtung der Modulazion und des Rhythmus, einfiel und dem Sänger zu antworten schien. Ich konnte zwar mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit nur einzelne Worte dieser Litaney (wie es die Christianer nennen) verstehen; allein das Feierliche dieses sehr einfachen und um so herzrührendern Gesangs, weil er bloſse Sprache des innigsten Gefühls der Singenden zu seyn schien, wirkte mit seiner vollen Kraft auf meinen innern

Sinn, und erregte (zumahl da der Sabäische Wohlgeruch den ersten widrigen Eindruck verschlungen hatte) unvermerkt ein leises Verlangen in mir, mit den guten Wesen, die sich mir durch diesen einzigen Sinn auf eine so angenehme Art mittheilten, in nähere Gemeinschaft zu kommen.

Als der Wechselgesang zu Ende war, erfolgte eine allgemeine tiefe Stille, die nur zuweilen durch halb laute abgebrochne Worte und Seufzer, welche ich mir damahls nicht zu erklären wuſste, unterbrochen wurde. Der Mann mit dem Rauchfaſs erschien abermahl, und erfüllte den ganzen Versammlungsort mit einer dicken Wolke von Weihrauch: und als sie sich zertheilt hatte, sah ich auf dem erhöhten Platze vor dem bedeckten Tische — wen anders als meinen Unbekannten, im Begriff eine Anrede an die Gemeine zu halten. Seine Stellung und sein ganzes Äuſserliches gebot Ehrfurcht; er hatte das Ansehen eines Weisen, dessen Gemüth von allen Leidenschaften und Gebrechen der sterblichen Natur gereinigt ist, und der gewohnter ist mit höhern Wesen als mit Erdenkindern umzugehen. Niemahls hörte ich einen Menschen mit einem so wahren Tone der Überzeugung von Dingen sprechen, die auſser der Einbildung und Vorstellungsart dessen, der sie glaubt, keine Realität haben, oder von deren Realität es wenigstens nicht möglich ist sich durch Anschauung oder Vernunftschlüsse zu überzeugen. Seine Rede bezog sich zwar unmittelbar auf das Lob eines gewissen Märtyrers, (mit den Christianern zu reden) dessen Gedächtniſs an diesem Tage von ihnen begangen wurde: aber ihr ganzer Inhalt schien mir darauf abgezielt zu seyn, mir — den er doch wohl nicht ohne eine besondere Absicht hierher gebracht hatte — über die geheimniſsvollen Dinge, in die er mich zu Smyrna hatte blicken lassen, einigen nähern Aufschluſs zu geben. Er sprach von dem Jüngling, der an diesem Tage die Wahrheit durch die standhafteste Erduldung eines grausamen Todes verherrlichet habe, als von einem edeln Kämpfer, der in dem groſsen Streite, worin die Kinder des Lichts mit den Geistern der Finsterniſs und ihrem Anhang begriffen wären, rühmlich gefallen sey, um nach der bevorstehenden glorreichen Endigung dieses heiligen Krieges als Sieger wieder aufzustehen, und einer von denen zu seyn, welche die neue Erde regieren würden. Er breitete sich mit hinreiſsender Beredsamkeit über diesen Zeitpunkt aus, dessen Glorien zu beschreiben ihm (wie er sagte) Bilder und Worte fehlten; wiewohl er den ganzen Reichthum der Sprache erschöpfte, nur einen matten Schattenriſs davon zu entwerfen. Er kündigte ihn mit der Gewiſsheit eines Profeten, der das Künftige schon gegenwärtig sieht, als etwas sehr nahe bevorstehendes an, und ermahnte die anwesenden Brüder und Schwestern, (die er in der eigenen Sprache seiner Sekte mit den prächtigsten Titeln belegte) um so tapferer und unermüdeter in dem Streite zu seyn, wozu sie berufen wären, da jeder Sieg, den sie über den Feind erhielten, den groſsen Tag beschleunigte, an welchem alles neu werden, oder vielmehr, durch die Wiedervereinigung mit dem Urquell des Guten, in den ursprünglichen Stand der reinsten und göttlichsten Vollkommenheit zurückkehren würde. Dieser Feind hätte, wie sie wohl wüſsten, ehemahls seinen Sitz in ihnen selbst gehabt, und seine Herrschaft über sie durch die Gewalt ausgeübt, womit er sie zu den Werken der Finsterniſs hingerissen hätte: aber, wiewohl er, seitdem der neue Mensch in ihnen zu leben angefangen, aus ihrem Herzen vertrieben sey, so suche und finde er doch, so lange das Göttliche in ihnen in diesem sterblichen Leibe gefangen gehalten werde, tausend Wege, sich durch die Sinne in den innerlichen Menschen wieder einzuschleichen, das Licht ihrer Seele zu umnebeln, und Aufruhr, Stürme und Verheerungen in ihrem Inwendigen anzurichten. Da nun zu Ertödtung des thierischen Menschen kein anderes Mittel sey, als das Leben des geistigen zu befördern: so ermahnte er sie mit groſsem Ernste, dem erstern, so viel nur immer mit der schuldigen Erhaltung des natürlichen Lebens bestehen könne, alle Nahrung zu entziehen, jede sinnliche Lust und Begierde in der Geburt zu ersticken, und durch öfteres Fasten, Wachen und Anhalten im Gebet den Einfluſs der himmlischen Kräfte in ihr Innerstes zu unterhalten. Söhne des Lichts, rief er, euch gebührt es, rein und ohne Makel zu seyn, wie der Vater der Lichter, von dem ihr abstammet! Brüder des Eingebornen, Erstlinge der neuen

Schöpfung, auserwählt mit Ihm das herrliche Reich zu regieren, dessen Stifter und König Er ist, euch gebührt es, aller Gemeinschaft mit den Kindern dieser Welt zu entsagen, und jede Gleichstellung mit den Unheiligen für Schmach zu halten. Gehet aus von ihnen! Sondert euch ab von ihnen! Ihr Anhauch ist Befleckung, ihre Berührung Gräuel und Bann! Welche Gemeinschaft könnte zwischen dem Licht und der Finsterniſs seyn? welche Theilnehmung zwischen den Glaubigen und den Unglaubigen? Ihre Augen sind verschlossen, die eurigen aufgethan. Sie trachten nach dem was auf Erden, Ihr nach dem was droben ist. Euer Wandel ist im Himmel. Dieser verächtliche Kothklumpen unter euern Füſsen hat nichts das eurer Wünsche werth sey. Die zerbrechliche Schale, meine Brüder, die uns noch umgiebt, ist es allein, was uns hindert das Leben der Geister zu leben: aber auch diese dünne Scheidewand wird, durch das Feuer der göttlichen Liebe unvermerkt verzehrt, immer dünner, immer durchsichtiger. — Hier hielt er auf einmahl ein; sein Haupt sank zurück, er schaute mit starren Augen empor, und schien einige Augenblicke in Verzückung zu schweben, während die Stille in der Versammlung noch stiller ward, und alle Augen mit Erstaunen auf ihn geheſtet waren. — Sollten aber auch, fuhr er wieder zu sich selbst kommend fort, sollten gleich viele unter euch in diesem Leben, welches nur die Geburt ins wahre Leben ist, noch nicht bis zum Anschauen selbst gelangen, noch nicht entkörpert genug seyn, daſs die Herrlichkeiten der unsichtbaren Welt ihrem Geiste aufgeschlossen würden: hat nicht der Glaube, der euch mitgetheilt ist, ein Auge, zu sehen was ihr nicht sehet, wiewohl ihr um und um davon umgeben seyd? hat er nicht eine Hand, zu ergreifen was euch ferne scheint, wiewohl es euch so nahe ist? Und wenn weder Glaube noch Liebe Grenzen haben; wenn beide so unendlich sind wie ihr Gegenstand, so unerschöpflich, wie die Äonen, 1) deren Ausflüsse sie

---

1) So nannten die Gnostiker, zu welchen der Unbekannte gehörte, die höchsten himmlischen Kräfte, welche sie als die ersten Ausflüsse der Gottheit, des Urquells aller geistigen Kräfte und Vollkommenheiten, betrachteten.

sind — wer, meine Brüder, kann sagen, was dem, der Glauben und Liebe hat, zu thun oder zu erreichen unmöglich ist?

LUCIAN.

Um der Grazien willen, Peregrin, halt ein! Laſs es an dieser Probe genug seyn! Ich sehe, dein Unbekannter war ein Meister in seiner Kunst. Braucht es einer gröſsern Probe, als daſs er dich noch in diesem Augenblicke mit seiner göttlichen Raserey wieder angesteckt hat? — Du guter Peregrin! Da hattest du deinen Mann gefunden!

PEREGRIN.

In der That sog mein Ohr, oder vielmehr meine ganze Seele mit tausend unsichtbaren Ohren, alle seine Worte mit einer wunderbaren Befriedigung ein. Was ich fühlte war dem unbeschreiblichen Gefühl ähnlich, womit ein lechzender Wanderer, der lange nach einem Tropfen frischen Wassers schmachtete, die ersten Züge aus einer ihm unverhofft entgegen rauschenden Felsenquelle thut. Der Unterschied war nur, daſs, wie bey jenem der Durst mit jedem Zuge abnimmt, ich hingegen mit jedem Zuge begieriger ward, mich, den Kopf zu unterst, in diesen Strom zu stürzen, und kaum meine äuſsersten Lippen gelabt zu haben glaubte, als der göttliche Mann zu reden aufhörte. In eben demselben Augenblick erschien auch der Sklave, der mich hierher gebracht hatte, wieder, nahm mich bey der Hand, und führte mich eilends davon, indem er mir ins Ohr flüsterte, daſs nun die heiligen Mysterien, bey denen kein Uneingeweihter zugegen seyn könnte, ihren Anfang nehmen würden. Ich entfernte mich, die Glücklichen beneidend, denen erlaubt war an diesen Mysterien Theil zu nehmen; und im Weggehen hallte mir noch das herzerhebende Getön eines neuen Hymnus nach, den die Gemeine anstimmte.

LUCIAN.

Natürlicher Weise entferntest du dich also mit dem Entschluſs, je eher je lieber einer von diesen beneideten Glücklichen zu werden: und da dieſs vermuthlich gerade das war, was der Unbekannte wollte, so wirst du, hoffe ich, deines Wunsches bald genug gewährt worden seyn?

PEREGRIN.

Dein Scharfsinn hat dich dieſsmahl nur zur Hälfte getäuscht, Lucian. Meine Gedanken hast du errathen: aber der Unbekannte war nicht so leicht zu entziffern als ich. Er überlieſs mich den ganzen Morgen, der auf diese merkwürdige Nacht folgte, meiner Sehnsucht, ihn allein zu sehen und zum Vertrauten dessen was in meinem Gemüthe vorging zu machen; aber vergebens erwartete ich ihn in meiner Wohnung, vergebens suchte ich ihn überall auf, wo ich ihn zu finden vermuthen konnte. Endlich, da ich um die siebente oder achte Stunde nach Hause kam, fand ich einen Brief, worin er mir sagte: „Es wäre ihm nicht erlaubt mich jetzt zu sprechen; aber wir würden uns zu rechter Zeit wieder sehen: inzwischen sollte ich zu Parium, wohin mich meine Pflicht zurück rufe, denjenigen erwarten, der mir zugesandt werden würde, um mich auf dem rechten Wege weiter zu bringen."

FÜNFTER ABSCHNITT.

PEREGRIN.

Da ich zu Pergamus nichts weiter zu erwarten hatte, machte ich auf der Stelle Anstalt nach Pitane abzugehen, um von da nach Mitylene überzusetzen. Man sagte mir, daſs ich einen groſsen Wald zu durchwandern hätte, worin man sich ohne Wegweiser leicht verirren könne; und indem ich meinen Wirth darüber zu Rathe zog, bot sich ein Landmann von freyen Stücken an, dem, seiner Versicherung nach, die ganze Gegend sehr bekannt war. Er müſste, sagte er, ohnehin durch diesen Wald, um in seine jenseits desselben liegende Heimath zurückzukehren, und der Weg würde ihm desto kürzer scheinen, wenn er ihn in meiner Gesellschaft zurücklegen könnte. Es war etwas in der Fysionomie dieses Mannes, das mir Vertrauen einflöſste. Ich trug also, zumahl da mein alter Diener bey mir war, kein

Bedenken sein Erbieten anzunehmen, und wir gingen früh genug ab, um noch vor Sonnen-Untergang die Gefahr des Verirrens überstanden zu haben.

Aber es fiel anders aus' als mein Mann geglaubt hatte. Die Sonne ging unter, und wir sahen noch keinen Ausgang aus dem Labyrinthe; vielmehr schienen wir uns immer mehr darin zu verfangen, wiewohl mein Führer versicherte, daſs wir auf dem rechten Wege wären. Da ich kein Miſstrauen in einen Menschen setzen konnte, der seiner Sache so gewiſs war und ein so sprechendes Zeugniſs seiner Redlichkeit in seinem Gesichte trug, so beruhigte ich mich dabey, und folgte meinem fast immer stillschweigenden Führer so lange, bis er endlich selbst zu gestehen anfing, daſs er den Weg nach Pitane verfehlt habe. Er schien nicht zu begreifen, wie es zugegangen sey. Da muſs, sprach er, eine höhere Hand im Spiele seyn. — Glaubst du etwa, daſs uns ein Waldgeist irre geführt habe? sagte ich lachend. — Das wäre nicht unmöglich, antwortete er ganz gelassen: es giebt überall böse Geister. — Und du fürchtest sie nicht? fragte ich. — Gewiſs nicht, versetzte er: sie müssen doch immer, wie leid es ihnen auch thut, durch das Böse, das sie wollen, das Gute befördern, das sie nicht wollen.

Ich hätte dem Manne bey diesen Worten gern ins Gesicht sehen mögen, wenn es nicht zu dunkel gewesen wäre. — Es wäre mit Dank anzunehmen, sagte ich, wenn uns dein Waldgeist, indem er uns in irgend einen Sumpf oder an einen jähen Abgrund zu verführen gedachte, unversehens zu einem guten Nachtlager gebracht hätte. — Das soll er auch, hoffe ich, erwiederte er; ich sehe schon Licht zwischen jenen Bäumen. — Es ist vielleicht ein Irrwisch, wenn es nicht der Mond ist, versetzte ich. — Er schwieg: aber bald darauf wurde der Wald offner, der Mond gab uns etwas Licht, und es zeigte sich wieder ein Weg, den mein Führer zu erkennen versicherte. Wir waren kaum eine Viertelstunde fortgegangen, so fanden wir ein langes angebautes Thal vor uns liegen, und entdeckten zwischen Gruppen von Bäumen einige Wohnungen. Sagte ichs nicht? sprach der

Wegweiser, mit der Hand nach den Wohnungen deutend. — „Aber die Frage ist, ob man uns aufnehmen wird.“ — Was wir hier sehen, ist ein kleines Landgut, erwiederte er, dessen Besitzer mir bekannt ist. Er ist ein guter Mann; er wird uns das Nachtlager nicht versagen.

Wir eilten, so ermüdet wir waren, den Hügel hinab, und sahen uns bald zwischen einigen Reihen hoher Kastanienbäume, die uns gerade zu einem sehr einfachen aber geräumigen Gebäude führten, welches die Wohnung des Landwirthes schien, dem dieses Gut zugehörte. Wie wir näher kamen, tönte uns aus der Stille der Nacht ein äufserst anmuthiger Gesang verschiedener männlicher und weiblicher Stimmen entgegen, deren gut zusammen passende Verschiedenheit, bey einer überaus reinen Intonazion, die angenehmste Harmonie hervorbrachte. Ich glaubte einen Korgesang jener himmlischen Wesen zu hören, deren wieder hergestellte Gemeinschaft mit uns, nach der Versicherung meines Unbekannten, eine der Glückseligkeiten des bevorstehenden Reichs Gottes seyn sollte. Meinem

Führer schien das eine gewohnte Sache zu seyn, und ich fing an zu vermuthen, daſs seine Verirrung im Walde weder ein Werk des Zufalls noch der Wald-Dämonen, sondern vorsetzlich abgezielt gewesen sey, mich hierher zu bringen.

LUCIAN.

Dieſs ist, dünkt mich, klar genug, und ich vermuthete es lange vor dir, lieber Peregrin.

PEREGRIN.

Wir hörten den Gesang eine gute Weile stillschweigend zu, und als er aufhörte, klopfte mein Führer dreymahl an der Pforte des Vorhoſs an. Nicht lange, so hörten wir jemand aus dem Hause an die Pforte kommen, der uns fragte, was unser Begehren sey? Mein Führer antwortete ihm etwas auf Syrisch, das ich damahls nicht verstand, und setzte auf Griechisch hinzu: er hätte ein paar Fremde, die nach Pitane wollten, durch den Wald geleitet; wir wären verirrt, und hofften keine Fehlbitte zu thun, wenn wir an dieser Pforte um ein Nachtlager bäten.

Er hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, so ging die Thür auf, und wir sahen einen rüstigen Mann von funfzig Jahren, der uns, einen nach dem andern, bey der Hand nahm und in seinem Hause willkommen hieſs. Einer seiner Söhne leuchtete uns, und wir wurden in einen kleinen Sahl geführt, wo sich in kurzem noch fünf oder sechs andere wackere Jünglinge einfanden, die als Söhne vom Hause sich geschäftig erwiesen, uns zu zeigen daſs wir freundlich aufgenommen wären. Bald darauf brachten sechs Mädchen von dreyzehn bis zwanzig Jahren, die Schwestern dieser Jünglinge, alles was vonnöthen war, uns die Füſse zu waschen. Sie waren alle eben so reinlich als einfach gekleidet, und zeichneten sich von allen weiblichen Wesen, die mir jemahls vorgekommen waren, durch ein Ansehen von Unschuld, Zucht und in sich selbst verhüllter Jungfräulichkeit aus, das sich besser fühlen als beschreiben läſst. Sie setzten das Wasser, ohne die Augen aufzuschlagen, vor uns nieder, breiteten reine Tücher und das übrige Zubehör auf einen Tisch aus, und entfernten sich wieder, eine nach der andern, eben so sittsam und ohne Geräusch, wie sie gekommen waren. Noch etwas das mir aufſiel, war, daſs diese sechs Mädchen einander so ähnlich sahen, als ob es eben so viele Kopien eben desselben Modells gewesen wären; bloſs das Alter und die Gröſse machte den Unterschied aus. Eben dieſs, wiewohl in minderem Grade, bemerkte ich auch an den Söhnen, von welchen die drey jüngsten, nachdem sie sich mit Schürzen von Leinen umgürtet hatten, ohne auf meine und meines alten Dieners Weigerungen zu achten, den Dienst des Fuſswaschens in groſser Stille und mit einem sonderbaren Anschein von Demuth und Andacht verrichteten.

Als sie damit fertig waren, und wir eine Weile ausgeruht hatten, erschien der Hausvater wieder, und führte uns in einen andern kleinen Sahl, zu einem gedeckten Tische, der mit Eyern und Milch, sehr schönem Brote und vortrefflichen Früchten besetzt war. Hier fanden wir eine Matrone von etwa vierzig Jahren, die Frau des Hauses und die Mutter aller dieser Kinder, die uns bat, da wir doch einiger Erquickung bedürften, mit dem fürlieb zu nehmen, was das Haus noch so spät zu geben vermöchte. Diese Frau flöſste mir beym ersten Anblick eine Empfindung ein, die ich noch nie gefühlt hatte — etwas das aus dem, was man für eine Königin und für eine Mutter fühlen kann, zusammen gesetzt war, und mich zwischen zwey unfreywilligen Anwandlungen, vor ihr nieder zu knien und ihr um den Hals zu fallen, im Gleichgewicht hielt: in einem so hohen Grade leuchtete jede Tugend, die wir mit dem schönen Worte Sofrosyne zusammen fassen, aus ihrem ganzen Gesicht und Wesen hervor. Ohne daſs sie vermuthlich jemahls eine Schönheit gewesen war, gab ihr die Mischung von Würde und Demuth, von Ernst und Güte, Weisheit und Einfalt, Betriebsamkeit und Ruhe, die den Karakter ihrer Gesichtsbildung und Züge ausmachte, eine so eigene Art von Würde und Anmuth, und zu aller der Mütterlichkeit, wenn ich so sagen kann, die eine Mutter von sechs Söhnen und eben so viel Töchtern in ihr darstellte, etwas so Jungfräuliches und Vestalenartiges, daſs ihr Anschauen auf einmahl alle Bilder von Schönheit und Grazie auslöschte, die aus der Villa Mamilia in meiner Seele zurück geblieben waren. Damahls kannte ich nichts, womit ich diese Frau, und das was ich bey ihrem Anblick empfand, hätte vergleichen können: aber lange nachher, als ich in allen Mysterien der Christianer eingeweiht war, dachte ich, so oft ich mich ihrer erinnerte, ein Mahler oder Bildner hätte, um die Mutter des Gottgesandten darzustellen, kein vollkommneres Modell finden können als diese Frau.

Es war ein schöner und für mich ganz neuer Anblick, diese Ältern zu sehen, die von so vielen ihnen ähnlichen, gesunden und gutartigen Kindern umgeben, einem schönen Baume glichen, der sich durch zwey Hauptäste in eine Menge saftvoller, dicht belaubter Zweige ausgebreitet hat. Die ganze Familie schien Ein Herz und Eine Seele. Die Befehle der Ältern wurden nur durch Winke gegeben, und doch eben so schnell und mit eben der Stille vollzogen, wie die Glieder des Leibes dem Willen gehorchen. Gutherzigkeit und Wohlwollen, eine Gefälligkeit, die aus reinem herzlichem Gefallen an einander zu entspringen schien, kurz, eine Übereinstimmung der Gemüther, wovon ich noch keine Vorstellung gehabt hatte, - leuchtete aus allen Augen, sprach aus allen Bewegungen und Handlungen dieser glücklichen Geschöpfe, und wirkte desto sonderbarer auf mich, da ich noch nie unter Menschen gewesen war, die so wenig Worte gemacht hätten wie diese. Es war als ob ihnen die Seelensprache, worin sie einander so gut verstanden, zu allem hinreichte, was sie sich zu sagen hatten. Sind dieſs, sagte ich zu mir selbst, die Menschen, von denen unsere Priester und unser Pöbel mit solchem Abscheu, und unsre groſsen Männer mit solcher Verachtung sprechen? Ist der Geist, der diese gutartige Familie beseelt, der allgemeine Geist ihres Ordens? O so hatte mein Unbekannter wohl Recht, sie neue Menschen und Erstlinge einer neuen Schöpfung zu nennen! Selbst das goldne Alter unsrer Dichter ist nur ein kindisches Mährchen gegen eine Welt, die von lauter Menschen, wie diese Familie, bewohnt würde.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihnen die Bewunderung und Zuneigung, die ich für sie fühlte, in sehr lebhaften Ausdrücken zu bezeigen. Aber meine Sprache schien ihnen fremd; die jungen Leute schlugen die Augen nieder oder traten auf die Seite, und der Hausvater sah mich an, als suchte er in meinem Gesichte, ob er sich an mir geirret habe. Indem ich nachdachte, was dieſs zu bedeuten haben könnte, reichte mir die Frau des Hauses einen Becher mit Wein, welchen eine ihrer Töchter, nach Gewohnheit des Landes, vorher mit Wasser vermischt hatte. Ich nahm ihn an, und aus einer bloſs mechanischen Gewohnheit goſs ich, indem ich meine Wirthin mit Ehrerbietung und Wohlgefallen betrachtete, ohne zu denken was ich that, etwas Wein auf den Boden, bevor ich trank. Sie erblaſste, trat zurück, und in wenig Augenblicken waren die Mutter und die Töchter aus dem Sahle verschwunden.

Warum thatest du das? fragte mich der Hauswirth mit freundlichem Ernste: siehe, wie du diese guten Seelen erschreckt hast! — Ich wurde feuerroth, und entschuldigte mich, mit einer eben so mechanischen Betheuerung beym Jupiter, daſs meine Hand es ohne den Willen meiner Seele gethan habe.

Nun schlichen sich auch die Söhne unvermerkt und in gröſster Stille einer nach dem andern fort. — Die Macht der Gewohnheit! sagte der Wegweiser mit einem kleinen Kopfschütteln. — Seit mehr als vierzig Jahren, fuhr unser Wirth fort, ist dieser Boden durch keine abgöttische Libazion entweiht, und der Nahme keines bösen Dämons in diesem Hause ausgesprochen worden. Wir scheuen uns nicht zu bekennen, daſs wir nur den Einzigen anbeten, durch welchen und in welchem Alles ist, und daſs wir ihm dienen, wie es uns der Liebling seines Sohnes, nach dessen Nahmen man uns nennt, gelehrt hat. Unser Bruder, der dich hierher gebracht hat, sagte uns, du wärest auf dem Wege einer der Unsrigen zu werden.

Er hielt ein, und ich gestehe, daſs mir diese Rede von einem Manne, den ich bisher eben so verständig als biederherzig gefunden hatte, mächtig auffiel. Du hättest mich also ohne diese vielleicht irrige Meinung nicht aufgenommen? fragte ich mit einiger Empfindlichkeit. — „Dennoch, antwortete er mit seiner gewohnten Ruhe, nur auf eine andere Art. Alle Menschen, wer sie auch seyn mögen, können gewiſs seyn, daſs wir uns keiner Pflicht der Menschlichkeit gegen sie weigern; aber Liebe können nur unsre Brüder von uns erwarten: und wenn wir nicht so strenge darüber hielten, so viel möglich alle Gemeinschaft mit denen, die es nicht sind, zu vermeiden, würden wir bald aufhören das zu seyn, was dir (wie du sagst) so viel Wohlwollen für uns eingeflöſst hat. Nur die Absonderung von den Kindern der Welt sichert uns, nicht von ihnen angesteckt zu werden." — Wenn der Wunsch, einer der Eurigen zu seyn, hinreichend wäre! versetzte ich. — Aber ich bin noch so unwissend, daſs ich nicht einmahl die Elemente der Weisheit, die euch zu so guten Menschen macht, begriffen habe. — „Was wir Gutes haben, erwiederte unser Wirth, ist Gnade von oben: der Wille allein ist unser; und auch das ist Gnade, daſs er gut ist. Übrigens sind wir, als bloſse Säuglinge der himmlischen Weisheit, nur mit Milch genährt worden; wir sind ungelehrte Landleute, und die hohe Gnosis unsrer Profeten ist eine Gabe des Geistes, die uns nicht gegeben ist.

In Einfalt des Herzens begnügen wir uns, an unserm Meister zu hangen, ihn, der aus Liebe zu uns sein Leben lieſs, von ganzem Herzen zu lieben, seines Sinnes zu seyn, seinem Exempel zu folgen, und mit Freudigkeit seiner Wiederkunft zu harren.“

Dieſs ist zum Heil hinreichend, mein Bruder, sagte unser Wegweiser: aber Kinder sind doch nicht geboren, um Kinder zu bleiben; sie sollen Jünglinge und Männer werden, und bedürfen alsdann, ja schon um es zu werden, stärkere Speise.

Der Hauswirth erwiederte nichts hierauf. Nach einer kleinen Weile fuhr jener fort: Ich weiſs daſs man dir Vorurtheile gegen unsre Gemeine beygebracht hat; aber ich bin gewiſs, wenn du unsern Profeten gesehen, wenn du ihn gehört hättest, du würdest andres Sinnes werden.

„Mein Bruder, versetzte unser Wirth mit Wärme, ich werde nie einen solchen Mann wieder sehen wie Johannes, der Liebling unsers Herren, war! Wohl mir, daſs ich ihn gesehen habe, den liebenswürdigen Greis, den wir alle wie unsern Vater liebten und als den Stellvertreter seines geliebten Meisters verehrten, und daſs sein Bild, oder vielmehr sein Geist in himmlischer Lichtgestalt, noch immer vor mir schwebt, so oft ich mich seiner erinnere! Unvergeſslich wird mir, so lang' ich lebe, der Augenblick seyn, da er in diesem Hause, in diesem nehmlichen Gemache wo wir jetzt sind, als ich ein Knabe von sieben Jahren war, seine heiligen Hände auf mich legte und mich segnete! Und so lang' ich lebe, werd' ich den herzlichen Ton der letzten Worte in meiner Seele hören, mit denen er von seiner Gemeine zu Efesus schied. Durch eine besondere Schickung hatte mich damahls mein Vater in meinem vierzehnten Jahre nach Efesus gebracht, um meine Erziehung daselbst vollenden zu lassen. Bald darauf fühlte der Heilige, der beynahe das ganze erste Jahrhundert des Heils durchlebt hatte, daſs die Stunde des Scheidens gekommen sey. Er wurde in einem Lehnstuhl in die Gemeine getragen, die sich in dem Hause, wo er wohnte, versammelt hatte. Nie, nie wird mir dieser Anblick, diese Gefühle, die mein Innerstes durchdrangen, aus dem Sinne kommen! Wenn uns ein Engel in Gestalt eines Greises erscheinen wollte, so würde er die Gestalt des von seinen Kindern scheidenden Johannes annehmen. Seine Augen waren dunkel geworden: aber das letzte Auflodern der erlöschenden Flamme schien sie auf einmahl zu erheitern, und in einem Blick voll Liebe auf uns alle auszustrahlen. Die ganze Gemeine lag in heiliger Stille und mit thränenden Augen auf den Knien um ihn her, seinen letzten Segen zu empfangen. Er erhob sich, breitete seine Arme gegen uns aus, segnete uns, sank zurück, und war verschieden."

Die Stimme unsers guten Wirths erstickte bey den letzten Worten, und Thränen rollten über seine glühenden Wangen herab; er sah eine lange Weile unverwandt empor; mein Wegweiser schwieg, wie in Gefühl verloren; und ich — ich gelobte mir selbst, daſs von nun an alle meine Gedanken dahin gerichtet seyn sollten, so bald immer möglich in die Gemeinschaft dieser liebenswürdigen Menschen aufgenommen zu werden, die in meinen Augen einen Timon selbst mit dem ganzen Menschengeschlecht ausgesöhnet hätten.

Bald darauf stand unser Wirth schweigend auf, führte uns in ein für uns aufgerüstetes Schlafgemach, und wünschte uns eine gute Nacht.

Mein Herz war zu voll, als daſs ich, wiewohl von der Reise sehr ermüdet, selbst hätte ruhen, oder meinem Gefährten Ruhe lassen können. Wie ist es möglich, sagte ich zu ihm, daſs so gute Menschen, wie ich nun sehe daſs ihr seyd, von der Welt so sehr verkannt werden können?

„Das wundert dich? antwortete er mit dem Lächeln, womit man auf die einfältige Frage eines Kindes antwortet: eben darum weil wir gut sind. Können wir, die wir noch so weit unter dem Vorbilde unsers Meisters und Herren sind, können wir erwarten, daſs es uns besser ergehen werde als ihm?“ — Und nun fing er an, durch meine Fragen veranlaſst, und durch das Interesse womit ich ihm zuhörte aufgemuntert, sich mit einer immer zunehmenden Wärme über den Karakter des auſserordentlichen Menschensohnes, den er seinen Meister und Herren nannte, auszubreiten; der (wie er sagte) in einem Alter, worin gewöhnliche Menschen kaum die ersten Elemente der Weisheit zu fassen fähig sind, die weisesten Männer aller Völker und Zeiten so weit hinter sich zurück lieſs, daſs die Hermes und Zoroaster, die Pythagoras und Sokrates, sich für glücklich geachtet haben würden seine Schüler zu seyn; in dem Alter der Leidenschaften sich als ein so vollkommnes Muster der Mäſsigung, Enthaltsamkeit, Ruhe des Gemüths, Sanftmuth, und überhaupt aller Tugenden, die am schwersten auszuüben sind, darstellte, daſs er seine Feinde öffentlich auffordern konnte ihn irgend einer Vergehung zu zeihen, und daſs selbst der Römische Prokurator von Judäa, wiewohl feige genug den Unschuldigen dem Hasse der Priester und der Wuth des Pöbels Preis zu geben, laut gestehen muſste, er finde keine Schuld an ihm. — „Wo ist jemahls, fuhr er fort, ein Menschensohn gesehen worden, der so gesprochen, so gelebt, und ein so reines Leben mit einem so bewundernswürdigen Tode gekrönt hätte? Ohne die geringste Anforderung an diese Welt, ohne Sorge für sich selbst, gewiſs daſs der Auftrag, womit er auf die Erde gesendet worden war, alle Mächtigen und Reichen, alle Priester und Schriftgelehrten, und überhaupt alle Regenten und Unterthanen des Reichs der Finsterniſs zu seinen tödtlichsten Feinden machen würde, — ging er mitten unter ihnen seinen Weg so heiter und ruhig fort, als ob er nicht voraus gewuſst hätte, daſs dieser Weg ihn gerade ans Kreuz führe. Jeder seiner Schritte zu diesem grausenvollen Ziele war mit einer Wohlthat bezeichnet, jedes seiner Worte ein goldner Spruch der Weisheit, o wie weit erhaben über alles, was vor ihm, selbst bey unsern auf ihre höhere Kultur so stolzen Griechen, diesen Nahmen geführt hatte! Wer sprach jemahls zugleich mit solcher Hoheit und Einfalt, so tief und doch so faſslich, so Gott-geziemend und doch zugleich so menschlich, von himmlischen und göttlichen Dingen? Es war unmöglich ihn mit unbefangenem Sinne zu hören, ohne die Wahrheit seiner Worte zu fühlen, oder vielmehr zu fühlen, daſs es die Wahrheit selber war, die in Geſtalt eines Menſchenſohnes zu Menſchen ſprach. Es war unmöglich nur ein bloſs natürlich guter Menſch zu ſeyn, und ihn zu ſehen, zu hören, mit ihm zu leben, ohne von ſeiner unwiderſtehlichen Holdſeligkeit und Güte überwältiget zu werden, und ihm mit einer Liebe, die kein anderer Sterblicher einflöſsen konnte, zugethan zu ſeyn. Alle ſeine Jünger und Jüngerinnen, ſogar diejenigen, die er zu beſtändigen Gefährten und Zeugen ſeines Lebens auserwählt hatte, hingen bloſs durch dieſe Liebe an ihm. Seine Perſon blieb ihnen immer ein unauflösliches Geheimniſs; mehrmahls wurden ſie ſogar irre an ihm: aber auch, nachdem ſie nun gewiſs waren, daſs ſie nichts in dieſer Welt von ihm zu hoffen hätten, gewiſs waren, daſs im Gegentheil ihre Anhänglichkeit an ihm ihnen nichts als Haſs und Verfolgung, ein mühſeliges Leben und einen peinvollen Tod zuziehen würde; auch da wirkte dieſe unbegreifliche Liebe noch immer ſo wunderbar in ihnen fort, daſs ſie, nach ſeinem Beyſpiel, keine Gefahren, keine Leiden, keine Martern ſcheuten, um den von ihm empfangnen Auftrag zu vollziehen, indem ſie der ganzen Welt das Reich

Gottes ankündigten, zu dessen Gründung er auf die Erde gekommen war. So lebte er, auch nach seinem Hingang, noch immer (wie er ihnen versprochen hatte) mitten unter den Seinigen; oder vielmehr nur seine Gestalt war ihren Augen entschwunden, Er selbst lebte in ihnen fort, redete aus ihnen, wirkte aus ihnen, und vollendete durch sie das groſse Werk, welches die Geister der Finsterniſs durch seinen Tod im Werden zu zerstören gehofft hatten. — Und dieser göttliche Mensch, (rief mein begeisterter Evangelist mit verstärkter Stimme aus) dieser weiseste, beste, reinste, liebevolleste, liebenswürdigste und geliebteste aller Menschen, starb im drey und dreyſsigsten Jahr eines solchen Lebens — am Kreuze! — — Und nun, setzte er nach einer ziemlich langen Pause hinzu, wirst du dich noch länger wundern, die Jünger eines Meisters, der so verkannt wurde, nicht besser behandelt zu sehen? In der That geht es uns noch viel zu gut: und ich fürchte sehr, es ist ein schlechtes Zeichen unſrer Lauterkeit und Gleichförmigkeit mit ihm, daſs uns die Kinder dieser Welt seit geraumer Zeit so viele Ruhe lassen."

Ich hatte, wie du leicht erachten kannst, gegen eine Antwort, die den Knoten so rasch entzwey hieb, nichts zu erwiedern, und konnte es um so weniger, da mir in diesem Augenblick eine Stelle meines Plato einfiel, wo er behauptet: „Ein vollkommen weiser und guter Mensch würde eben darum, weil er dieſs wäre, von den übrigen Menschen nothwendig gemiſskannt, gehaſst, geschmähet, verfolgt und endlich gar getödtet werden, ohne daſs er darum sogar am Kreuze aufhören würde, sich selbst gleich zu bleiben.“

Sollte man, dachte ich, nicht glauben, ein profetischer Geist hätte dem Attischen Filosofen diese Worte als eine Weissagung eingegeben, welche mehrere Jahrhunderte nach ihm unter einem Volke, dessen bloſser Nahme ihm vielleicht unbekannt war, auf eine so auffallende Weise in Erfüllung gehen sollte?

Ich konnte mich nicht enthalten meinem Gefährten diesen Gedanken mitzutheilen. Er schien meiner Meinung zu seyn, und behauptete: die Weisen unter den abgöttischen Völkern hätten sich öfters in dem Falle befunden, ohne es selbst zu wissen, Vorboten und Ankündiger des Gottgesandten zu seyn. Sein Eifer, mich vollends zu überzeugen, wurde nun immer feuriger, je mehr Eindruck seine Reden auf mich zu machen schienen. Vermuthlich wollte er, da wir uns mit Anbruch des Tages wieder trennen sollten, sich nicht vorzuwerfen haben, er hätte es an sich fehlen lassen, mich auf den rechten Weg zu bringen; und so überschlich uns der Morgen unvermerkt, ohne daſs der Schlaf in unsre Augen gekommen war.

LUCIAN.

Dein Wegweiser war, wie ich sehe, nicht ohne Absicht zu diesem Amte befördert worden. Aber bey aller Geschicklichkeit und allem Eifer, womit er sich seines Auftrages entledigte, sollte dir doch aufgefallen seyn, daſs mächtig viel Deklamazion in seinem Vortrage war; und es lag, dünkt mich, nur an dir, das ganze Räthsel des auſserordentlichen Mannes, zu dessen Anhänger er dich machen wollte, auf eine viel simplere Art zu erklären als die seinige. Das Auſserordentliche an ihm muſste sich so ziemlich verlieren, und alles wieder in den begreiflichen Lauf der Dinge eintreten, so bald du bedachtest, daſs die Geschichte, oder, um ihr ihren rechten Nahmen zu geben, die Mythologie aller dieser Göttersöhne, vom Brama der Indier, dem Hermes der Ägypter, dem Zoroaster der Baktrianer, dem Zamolxis der Geten, dem Linus und Orfeus der Griechen, u. s. w. bis auf unsern wundervollen Apollonius herab, in der Hauptsache immer eben dieselben Erscheinungen und eben dieselben Resultate giebt. Immer, von der Empfängniſs bis zum Tode, alles wunderbar; übermenschliche Natur und Kräfte, übermenschliche Weisheit und Tugend; Gemeinschaft mit den Göttern und einer unsichtbaren Welt; Gewalt über die Elemente und die vermeintlich in ihnen herrschenden Geister; unwiderstehliche Einwirkung auf gewöhnliche Menschen; hinreiſsende oder alle Herzen gewinnende Beredsamkeit; Gabe Wunderdinge zu thun, Todte zu erwecken, das Zukünftige vorher zu sagen, u. s. w. Immer ein unter den Sterblichen erschienener wohlthätiger Dämon in Menschengestalt, um sie von groſsen Übeln zu befreyen und in einen höchst glücklichen Zustand zu versetzen, irgend eine neue Religion, einen geheimen Gottesdienst und Orden, oder eine Theokratie zu stiften, welche Anfangs das wohlgemeinte Werk unschuldiger Enthusiasten, zuletzt, und in ziemlich kurzer Zeit, zu einer ganze Völker und Reiche unterjochenden Priester-Regierung wird. Für uneingenommene Zuschauer der menschlichen Dinge löset sich in allen diesen Fällen der geheimniſsvolle Knoten durch ein und eben dasselbe Dilemma auf. Entweder die Wundermänner täuschten ihre Anhänger und den übrigen groſsen Haufen — vielleicht aus wohlthätigen Absichten — vorsetzlich, was z. B. von den Stiftern unsrer Eleusinischen Mysterien unläugbar ist: oder sie täuschten unwissender Weise sich selbst durch ihren Enthusiasmus, und andere durch den natürlichen Zauber, womit groſse Seelen auf kleine wirken. In beiden Fällen erklärt sich alles auf die natürlichste Art von der Welt; zumahl wenn man bedenkt, wie wenig dazu gehört, daſs in den Augen unwissender und abergläubischer

Leute aus einem ungewöhnlichen Menschen ein Heros, und aus einem Heros ein Gott werde. Man müſste die menschliche Natur wenig kennen, wenn man von den unmittelbaren Jüngern eines solchen Mannes, oder von den Jüngern dieser Jünger, etwas anderes erwartete, als daſs sie immer mehr sagen werden als sie wirklich gesehen und gehört haben. Und wie sehr kommt ihnen dabey der Umstand zu Statten, daſs sie nie begieriger seyn können, unglaubliche Dinge zu erzählen, als ihre meisten Zuhörer es sind, dergleichen zu hören und zu glauben!

PEREGRIN.

Du wärest also, an meinem Platze, weiser gewesen als der Pythagorische Timäus beym Plato, der die religiöse Tradizion der Griechen auf einen sehr festen Grund gesetzt zu haben vermeint, indem er behauptet: „Ihre alten Sänger und Dichter hätten als Göttersöhne von den Angelegenheiten und Thaten ihrer Ahnen und ihrer ganzen Sippschaft natürlicher Weise am besten unterrichtet seyn müssen; und es sey also, wie unerweislich und unglaublich auch ihre Nachrichten an sich seyn möchten, für uns Menschensöhne schon genug, daſs sie uns von Göttersöhnen gegeben würden, um sie mit gebührender Ehrfurcht für hinlänglich beglaubigte Thatsachen gelten zu lassen."

LUCIAN.

Ich mache deinem Verstande wohl kein groſses Kompliment, Peregrin, wenn ich ihm zutraue, daſs ein Argument von dieser Stärke selbst in dem höchsten Punkt der Wärme deines Kopfes keinen groſsen Vortheil über dich erhalten hätte?

PEREGRIN.

Bey allem dem wäre es nicht mehr als billig, das Ansehen solcher Männer wie Timäus einem jungen Menschen zu Statten kommen zu lassen, welchen, auſser der Wärme seines Kopfes und seinem angebornen Hang zum Auſserordentlichen, noch der mechanische Einfluſs der Gewohnheit, von Kindesbeinen an Göttersöhne geglaubt zu haben, in diesem Stücke etwas leichtgläubig machen muſste.

Allein die Gründe des Glaubens, zu welchem ich mich durch die Unterredung mit meinem Wegweiser so mächtig hingezogen fühlte, hatten (um nicht ungerecht zu seyn) ein ganz anderes Gewicht, als Timäus oder Plato selbst — der mir in dieser Sache ohnehin der Ironie verdächtig ist — demjenigen, dem sie das Wort zu reden scheinen, jemahls verschaffen können. Wie scheinbar auch beym ersten Anblick die Ähnlichkeit seyn mag, die du unter den Göttersöhnen aller Völker und Zeiten findest, so war doch der Vorzug und die Überlegenheit desjenigen, mit welchem ich seit kurzem durch die Christianer bekannt geworden war, so groſs, so wesentlich, so unverkennbar — —

LUCIAN.

Um Vergebung, lieber Peregrin, daſs ich dir in die Rede falle! Aber es bedarf, wie du selbst siehest, keiner Rechtfertigung über diesen Punkt. Wir sind ja beide schon lange im Klaren, und ich hatte Unrecht, dich durch eine Anmerkung, die uns in ganz unnöthige Erörterungen verwickeln könnte, in deiner Erzählung zu unterbrechen.

PEREGRIN,

nach einer kleinen Pause.

Die Geschäfte meines Vaters in Mitylene waren so dringend und die Zeit meiner Zurückkunft nach Parium so nahe, daſs ich, wie schwer es mir auch wurde mich von meinen neuen Freunden so bald wieder zu trennen, nicht daran hätte denken dürfen, länger zu verweilen, wenn auch mein gastfreyer Wirth auf einen längern Aufenthalt angetragen hätte. Ich schied also mit Aufgang der Sonne von ihm und von meinem Wegweiser, der, indem er es einem der Hausgenossen unsers Wirthes überlieſs, mich vollends auf die Straſse nach Pitane zu bringen, mich sehr liebreich umarmte, mit der Versicherung, daſs wir uns eher, als ich vielleicht vermuthete, wiedersehen würden. Er weigerte sich sehr ernstlich eine Belohnung von mir anzunehmen; und da ich schlechterdings darauf bestand, bequemte er sich endlich nur in so ferne dazu, als es eine milde Handreichung zu den Bedürfnissen nothleidender Brüder seyn sollte, für welche von den Beyträgen der Begüterten aller Gemeinen in jeder Provinz eine gemeinschaftliche Kasse errichtet sey. Unter diesem Titel allein, sagte er, könne er meine Gabe annehmen, da er mich, wenigstens dem guten Willen nach, bereits als einen Bruder zu betrachten Ursache habe.

In der That hatte ich ihm zu warme und positive Versicherungen über diesen Punkt gegeben, als daſs er sich etwas andres zu mir hätte versehen können: und wenn du dich des Gemüthszustandes erinnerst, worin mich die erste Erscheinung des Unbekannten zu Smyrna antraf, und alle die Eindrücke, die von jenem Abend an auf mich gemacht worden waren, zusammen nimmst, so wirst du nichts Unbegreifliches darin finden, daſs ich mich (um dir einen deiner Lieblingsausdrücke abzuborgen) den Kopf zu unterst in einen Glauben stürzte, der meinen schönsten Gefühlen und erhabensten Ideen so angemessen war, daſs ich diese jetzt als bloſse Ahnungen betrachtete, deren wirkliche Gegenstände mir nun bald in ihrer ganzen Fülle mitgetheilt werden sollten.

In der gröſsten Lebhaftigkeit erwachte jetzt, da ich mir selbst und meinen Betrachtungen überlassen war, alles wieder in mir, was mich der Unbekannte hatte hoffen heiſsen, und mir war als hörte ich die emfatischen Worte noch in meinen Ohren klingen: „Bald wird die Decke von deinen Augen fallen! Du wirst in Mysterien, wovon die zu Eleusis nur täuschende Schatten sind, zum Anschauen eines ganz andern Lichtes kommen, und ein ganz andrer Führer der Seelen, als jener fabelhafte Hermes, wird das Göttliche in dir zu seinem Ursprung zurück führen!“ — Und nun kannst du dir leicht vorstellen, mit welcher Ungeduld ich eilte, die Hindernisse, die noch in meinem Wege lagen, auf die Seite zu schaffen, und wie ich wachend und schlafend nichts andres dachte und träumte, als mich so bald nur immer möglich von allen andern Verhältnissen los zu machen, um mich gänzlich dem groſsen Beruf zu widmen, zu welchem ich erwählt war. Denn, hatte nicht der Unbekannte das Zeichen meiner Erwählung auf meiner Stirne gesehen?

LUCIAN.

Da du doch selbst wieder auf deinen Unbekannten gekommen bist, so wär' es, däucht mich, wohl einmahl Zeit, daſs er aus dem geheimniſsvollen Nebel, worein er sich schon so lange, gleich einem Homerischen Gott, eingehüllt hat, hervor träte, und uns wissen lieſse, wer er eigentlich sey, und durch was für eine Magie er dazu gekommen, bey euerem ersten Zusammentreffen dir nicht nur alles was damahls in dir vorging, sondern sogar alles was lange vorher mit dir vorgegangen war, an den Augen anzusehen? Suchtest du nicht von deinem Wegweiser einige Erkundigungen über seine Person einzuziehen?

PEREGRIN.

Allerdings; aber alles was ich heraus brachte, war bloſs, daſs er Vorsteher einer ansehnlichen Anzahl Asiatischer Gemeinen, und ein Lehrer, oder (wie sie es nannten) ein Profet von groſser Geisteskraft und hoher Erleuchtung in göttlichen Dingen sey. Mehr, sagte mein Mann, könne er mir, ehe ich unter die Epopten [1] aufgenommen sey, nicht entdecken; und daran, lieber Lucian, wirst auch Du dich vor der Hand begnügen müssen, bis die Zeit mehr ans Licht bringen wird.

Ich bin bey Erzählung der Begebenheiten, die mich mit den Christianern bekannt machten, und die Entschlieſsung, mich unter sie zu begeben, herbey führten und beförderten, vielleicht in kleinere Umstände hinein gegangen, als ein Erzähler, dem vor der Gefahr langweilig zu werden bang ist, sich erlauben sollte. Aber ich glaubte so umständlich seyn zu müssen, weil ich dir begreiflich machen wollte, wie es ohne einen Sprung (den die Natur niemahls thut) möglich war, daſs aus einem Epopten der Mysterien der Venus Mamilia in so kurzer Zeit einer der eifrigsten Neofyten werden konnte, die mein Unbekannter für sein tausendjähriges Lichtreich jemahls angeworben haben mochte.

---

[1] So hieſsen die Iniziierten der Eleusinischen Mysterien, nachdem sie zum Anschauen des Lichts gelangt waren. Die Christianer entlehnten bekannter Maſsen dieses Wort, wie mehrere andere dieser Art, um es auf ihre Mysterien anzuwenden.

LUCIAN.

Du hast deine Absicht erreicht, Peregrin —

PEREGRIN.

Und ich werde also um so füglicher die Geschichte mehrerer Jahre, die noch bis zu dem Zeitpunkte, da ich eine nicht ganz unbedeutende Person unter den Christianern vorstellte, verstrichen, ins kurze zusammen fassen können.

Bey meiner Zurückkunft in das väterliche Haus fand ich meinen Vater von den Beschwerden des Alters früher übereilt, als ich es seinen Jahren nach vermuthet hätte, und daher entschlossen, seine Handlung aufzugeben, mit allen seinen Korrespondenten Richtigkeit zu machen, und den Rest seines Lebens in gemächlicher Ruhe unter seinen Freunden in Parium hinzubringen. Diesem Vorhaben zu Folge säumte er nicht, mir anzukündigen: daſs er mich bloſs deſswegen zurück berufen habe, um alle seine noch übrigen Geschäfte, besonders diejenigen, die mit gröſsern oder kleinern Reisen nach verschiedenen Handelsplätzen des schwarzen, Ägeischen und Cilicischen Meeres verbunden waren, auf die jüngern Schultern seines einzigen Sohnes abzuwälzen. Wiewohl nun nichts in der Welt mit meinen Neigungen weniger zusammen stimmte als die Lebensart, wozu ich dadurch verdammt wurde; so fühlte ich doch meine Pflicht stark genug, um mich ihren Obliegenheiten mit so guter Art zu unterziehen als mir möglich war.

LUCIAN.

Im Grunde, lieber Peregrin, lag es nicht an deinem Schicksale, wenn du von der Überspannung, die dich bisher in so sonderbare und so weit auſser dem gewöhnlichen Wege liegende Abenteuer verwickelte, nicht bey dieser Gelegenheit noch zu rechter Zeit um einige Grade herab gestimmt wurdest. Eine beschäftigte Lebensart, häufige Reisen, und die mannigfaltigen Verhältnisse mit allerley Arten von alltäglichen Leuten, in welche man dadurch gesetzt wird, sind sonst immer das sicherste Mittel die übermäſsige Lebhaftigkeit der Einbildung zu schwächen, und einen Platonischen Schwärmer, unvermerkt und zu seiner eigenen Verwunderung, in einen Menschen wie andere umzugestalten.

PEREGRIN.

In der That begegnete mir auch bey dieser Gelegenheit wieder etwas menschliches. Nicht als ob mein Entschluſs, mich so bald als immer möglich unter die Christianer zu begeben, wankend gemacht worden wäre. Im Gegentheil, je weniger ich an den Geschäften und Zerstreuungen meiner neuen Lebensart Vergnügen fand, und je auffallender der Kontrast war, den die Menschen, mit welchen ich zu verkehren hatte, mit jenen arglosen und gutherzigen Geschöpfen machten, unter welche mich mein Wegweiser von Pergamus hatte verirren lassen: desto ungeduldiger ward von Zeit zu Zeit meine Sehnsucht nach der unbewölkten Stille der Seele und der reinen Eudämonie, wozu ich nirgends als unter so guten Menschen gelangen zu können glaubte. Aber eben dieſs hing an einer in mir vorgegangenen Veränderung, die vermuthlich unter andern Umständen nicht so bald erfolgt wäre. Das, was du meine Schwärmerey nennest, bekam allmählich eine andere Richtung. Je mehr Gewalt die Einwirkungen der äuſsern Sinnenwelt über mich erhielten, je stumpfer wurde der innere Sinn für die geistigen Erscheinungen der fantastischen Ideenwelt, in welcher ich ehemahls gelebt hatte. Anstatt daſs einst das Ziel aller meiner Wünsche gewesen war, unter höhern Wesen das Leben der Geister zu leben, und mich bey lebendigem Leibe zum Dämon zu entkörpern, — fühlte ich jetzt kein dringenderes Bedürfniſs, als von aller Verbindung mit Menschen, deren ganze Art zu seyn in ewigem Widerspruch mit meinem Ideale von Harmonie und Schönheit stand, je eher je lieber befreyt zu werden, um in einer kleinen Gesellschaft unverfälschter, durchaus guter Menschen zu leben, an deren Anschauen meine Seele immer reines Wohlgefallen haben, und über die ich die ganze Fülle meiner Liebe, ohne Furcht vor Täuschung und Reue, ohne Gefahr von ihren Leidenschaften und Sitten angesteckt zu werden, ergieſsen könnte. Mit Einem Worte, Lucian, die magische Schwärmerey meiner frühern Jugend ging unvermerkt, eine Zeit lang wenigstens, in eine moralische über, welche mich zwar wieder neuen Illusionen der Einbildung und des Herzens aussetzte, aber doch zugleich dem, was in meinen Augen die Vollkommenheit des Menschen ist, näher brachte, und vielleicht ein Mittelzustand war, durch welchen ich nothwendig gehen muſste, um auf den geradesten Weg, der zu jener Vollkommenheit führt, zu kommen.

LUCIAN.

Das wollen wir sehen! Aber wie benahmen sich inzwischen der Unbekannte und der Wegweiser?

PEREGRIN.

Nichts weniger als zudringlich. Es verging beynahe ein halbes Jahr, ehe ich von dem letztern, mit Gelegenheit einiger Waaren, die meinem Vater von Smyrna kamen, ein Briefchen erhielt, worin er meldete, daſs er mich in kurzem zu Parium besuchen würde. Bald darauf erschien er wirklich in unserm Hause in Gestalt eines Handelsmanns von Ägina, Nahmens Hegesias, der von verschiedenen unsrer Korrespondenten Aufträge an meinen Vater hatte. Er betrug sich dabey mit so vieler Geschicklichkeit und Klugheit, daſs der Alte ganz von ihm eingenommen wurde, und sein Anerbieten, sich hinwieder von ihm mit Aufträgen nach einigen Plätzen der Ionischen Küste beladen zu lassen, mit Vergnügen annahm. Dieſs setzte ihn in kurzem auf einen so freundschaftlichen Fuſs mit uns, daſs es mir an Gelegenheit nicht fehlen konnte, so viele besondere Unterredungen mit ihm zu haben als ich nur immer wünschte. Ich erhielt einige der Bücher von ihm, die von den Christianern damahls noch sehr geheim gehalten wurden, und hauptsächlich die Geschichte der drey letzten Lebensjahre ihres Meisters, seine Wunderthaten, seine öffentlichen Reden, und den geheimern Unterricht, der nur seinen auserwählten Anhängern zu Theil ward, enthalten. Ich verschlang diese Bücher mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, und schöpfte daraus eine so innige Liebe für die Person dieses wunderbaren und in seiner Art einzigen Menschensohnes, daſs es mir nicht schwer gewesen wäre, ihm noch weit unglaublichere Dinge, als er zum Theil gesagt haben soll, mit eben der zutraulichen Gutherzigkeit zu glauben, womit ich, auf das Wort und die ehrliche Miene meines Freundes Hegesias, an die historische Zuverlässigkeit der Erzähler so außerordentlicher Dinge glaubte. Hegesias ließ nichts außer Acht, was mich in meinem neuen Glauben bestärken, und mir den Beruf eines Mitarbeiters an dem großen Werke der Zerstörung des Reichs der Finsterniß immer wichtiger machen konnte; und kurz, (um dich mit der Beschreibung meiner Fortschritte nicht noch längere Zeit aufzuhalten als ich gebrauchte sie zu machen) er fand mich in so guter Verfassung, daß er kein Bedenken trug, mir noch in der Nacht vor seiner Abreise von Parium den ersten Grad der Iniziazion in den Mysterien der Christianer zu ertheilen, und bey dieser Handlung — deren einfache aber herzerschütternde Feierlichkeit durch die Stille der Mitternacht und das Schauerliche des Ortes, den er dazu ersehen hatte, nicht wenig erhöht wurde — ein Gelübde von mir anzunehmen, das mich auf ewig zum Genossen des Reichs des Lichtes und zum unversöhnlichen Bekämpfer des Reichs der Finsterniß machen sollte.

Hegesias hatte schon mehr als Einmahl seine ganze Beredsamkeit anwenden müssen, den Eifer, den er selbst in mir entzündet hatte, zu mäſsigen, und mich zu überzeugen, daſs es Pflicht sey, mich den Verrichtungen, welche die Vorsehung mir dermahlen angewiesen habe, nicht eher zu entziehen, bis ein höherer Befehl mich davon abrufe. Aber in diesen feierlichen Augenblicken ergriff mich das Verlangen, alles zu verlassen und mich meinem neuen Beruf gänzlich und mit ungetheilter Thätigkeit zu widmen, mit solcher Gewalt, daſs ich von neuem in ihn drang, und in Hoffnung, seinen Widerstand auf einmahl zu entwaffnen, mit groſsem Feuer mich auf die Antwort berief, die unser Meister dem reichen Jüngling ertheilt hatte, der ihn fragte, was er thun müsse um selig zu werden. Nichts konnte, meiner Meinung nach, entschiedener seyn, als die Anwendbarkeit dieser Antwort auf meinen Fall. Allein Hegesias war nicht so leicht aus seinem Vortheil zu werfen als ich mir einbildete. Er strafte meine Ungeduld mit sanftem aber unerbittlichem Ernst, und bestand schlechterdings darauf, daſs es mir nicht erlaubt sey, meinen Vater eher zu verlassen, als bis er meines Dienstes nicht mehr benöthigt seyn würde. „Die Antwort, die dem Jüngling, auf den du dich beziehest, ertheilt wurde, sagte er, paſst so wenig auf deinen Fall, daſs sie vielmehr gegen dich entscheidet. Die Gemüthsverfassung, worin du dich in diesem Augenblicke befindest, ist gerade das Gegentheil der seinigen: denn Er schlich sich traurig fort, als er hörte daſs er das alles fahren lassen müsse, was Du mit Ungeduld zu verlassen wünschest. Irre dich nicht, mein Bruder, fuhr er fort: dich selbst, nicht deine äuſserlichen Umstände, dich selbst zu verläugnen, indem du dem feurigsten Wunsche deines Herzens widerstehst, ist die erste Pflicht, die dir deine Aufnahme in die Gemeinschaft der Kinder des Lichtes auflegt! Wie, Peregrin? du schmeichelst dir das groſse Gebot unsers Herren zu erfüllen, und ihm alles aufzuopfern, indem du in der That nur eine mühsame drückende Last von dir würfest, und, anstatt seinen Willen zu thun, deinen eigenen thätest? Gerade diese leidenschaftliche Begierde, womit du alles um seinetwillen verlassen möchtest, würde dein Opfer verwerflich machen; denn sie ist bloſse Täuschung deines noch nicht ganz überwältigten Selbst, oder vielmehr ein unsichtbares Netz, welches dein böser Dämon dir über den Kopf zu werfen sucht. Willst du dich gewiſs machen ob deine Selbstverläugnung echt ist? Opfre dem, welchem du alles was du bist und hast aufzuopfern bereit zu seyn wähnest, diese unzeitige Begierde auf; kehre in dein väterliches Haus zurück, und glaube, du dienest dem Herrn, indem du fortfährst die Geschäfte deines Vaters mit Aufmerksamkeit und Eifer zu besorgen. Du wirst, wenn du in diesem geringen Posten treu gewesen bist, zu rechter Zeit an einen höhern abgerufen werden.“

Hegesias ertheilte mir diese Züchtigung mit einem so ernsten und Gehorsam fordernden Tone, daſs ich den Unbekannten von Smyrna zu hören glaubte. Ich unterwarf mich also mit aller Demuth, die einem Neofyten 2) zukam, und empfing seinen Segen, mit der Versicherung, daſs ich mich von nun an als einen Bürger der Stadt Gottes, die in kurzem in sichtbarer Glorie auf die Erde herab steigen würde, zu betrachten hätte: und da ich mit Übernahme der strengen

---

2) So wurden von den damahligen Christianern diejenigen genannt, die nur noch den ersten Grad der Iniziazion in ihren Mysterien erhalten hatten.

Pflichten dieser hohen Würde auch alle Vorrechte derselben erhalten hätte, so könnte ich gewiſs seyn, daſs ich, von diesem Augenblick an, unter dem unmittelbaren Schutz und Einfluſs aller Geister des Lichtes, und in einer Verbindung mit den Genossen ihres Reiches stehe, die weder durch Raum noch Zeit gehemmet werden könne, und wovon ich ohne mein Zuthun, so oft es der Dienst unsers Königs erforderte, untrügliche Beweise erhalten würde.

LUCIAN.

Dieser Hegesias spielte, wie es scheint, keine geringe Rolle unter den Kindern des Lichtes.

PEREGRIN.

Er war, wie ich in der Folge erfuhr, einer der vertrautesten und thätigsten geheimen Agenten meines Unbekannten; ein Amt, wozu ihn seine auſserordentliche Gegenwart und Geschmeidigkeit des Geistes, seine Weltkenntniſs, und seine Geschicklichkeit mit allen Arten von Menschen umzugehen und ihr Zutrauen zu erwerben, ganz vorzüglich geschickt machte. Es war beynahe unmöglich ihm zu entgehen, wenn er sich eines Menschen bemächtigen wollte, der nur einige Anlage hatte, wissentlich oder unwissentlich, in einem höhern oder niedrigern Posten, als Gewicht, Rad oder Springfeder, an dem groſsen Werke, dessen Seele der Unbekannte war, arbeiten zu helfen. Er sprach mit vieler Fertigkeit alle Sprachen, die in dem ganzen damahligen Umfang des ungeheuern Römer-Reichs gesprochen wurden; besaſs groſse Geschicklichkeit und Kenntnisse in Handelsgeschäften; stand mit vielen Groſsen und mit den vornehmsten Häusern in allen Handelsplätzen des Reichs in Verbindung, und konnte der Sache, welcher er sich gewidmet hatte, desto wichtigere Dienste thun, da sich (auſser den Brüdern, die ihn kannten oder denen er sich zu erkennen gab) niemand einen Christianer hinter ihm vermuthet hätte. Denn er war, um zum Besten der guten Sache Allen Alles seyn zu können, von jeder äuſserlichen Handlung dispensiert, die ihn den Profanen hätte verdächtig machen können; eine Befreyung, welche mein Unbekannter den thätigsten unter seinen Vertrauten gewöhnlich zu ertheilen pflegte, und die er auch mir (wiewohl ich noch weit von diesem Grade war) durch Hegesias ertheilen liefs, da es mir von ihnen selbst zur Pflicht gemacht wurde, meine Verbindung mit den Brüdern vor meinen Verwandten und Mitbürgern geheim zu halten.

LUCIAN.

Diese Erlaubnifs, zum Vortheil des ganzen Ordens jede beliebige Person unter jeder erforderlichen Maske vorzustellen, giebt mir auf einmahl Licht über die Möglichkeit, wie eine zu meiner Zeit noch so sehr verachtete Sekte schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts ihrer Zeitrechnung so zahlreich und ansehnlich seyn konnte, dafs sie die Eifersucht der Priester der alten Götter nothwendig erregen mufste. Ihre Anzahl war schon unter den Antoninen viel gröfser als man glaubte, da vermuthlich nicht wenige (zumahl in den höhern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft) aus mancherley Rücksichten, und zum Theil auch (wie dein Hegesias) in der Absicht, ihren Brüdern bey jeder Gelegenheit desto nützlicher seyn, und überhaupt ihre neue Theokratie im Stillen desto ungehinderter gründen und ausbreiten zu können, mit Vergünstigung der Obern ihre Verbindung mit den Christianern so lange geheim hielten, bis veränderte Umstände diese Zurückhaltung immer weniger nöthig machten.

PEREGRIN.

Sehr wahrscheinlich. Indessen muſs ich gestehen, daſs für mich selbst, wiewohl ich mehrere Jahre in ziemlich enger Verbindung mit einigen von ihnen gestanden, ein undurchdringliches Dunkel auf der Geschichte des Ursprungs und der ersten Zeiten dieses in der Folge für die ganze Menschheit so wichtig gewordenen Ordens liegt. An meinen Vermuthungen darüber kann dir wenig gelegen seyn; auch würden sie uns zu weit von der Geschichte meiner eigenen Wenigkeit abführen, um welche es doch jetzt allein zu thun ist. Aber was ich aus eigener Erfahrung weiſs, ist, daſs zwischen den Christianern unter dem so genannten groſsen Konstantinus, und den gröſsern und kleinern, durch den ganzen Römischen Erdkreis zerstreuten Brüdergemeinen, die man zu meiner Zeit unter diesem Nahmen zu begreifen pflegte, ein mächtiger

Unterschied war. Denn damahls herrschte noch so wenig Zusammenhang, Ordnung und Übereinstimmung unter ihnen, daſs vielleicht nicht zwey Gemeinen von beträchtlicher Gröſse zu finden waren, die in allen Stücken Eines Glaubens und Sinnes gewesen seyn sollten. Aus Mangel eines genau bestimmten und allgemein angenommenen Lehrbegriffs, blieben viele Punkte ihres Glaubens zweifelhaft: und da eine Menge Fragen, die man sich nicht entbrechen konnte nach und nach aufzuwerfen, aus eben diesem Grunde nicht rein aufgelöst werden konnten; so hing jede besondere Gemeine hierin gröſsten Theils von den Meinungen und Vorurtheilen ihrer Vorsteher und Lehrer ab. Der Meister selbst hatte nichts schriftliches hinterlassen, das seinen künftigen Anhängern zur Richtschnur hätte dienen können. Natürlicher Weise war also das Maſs von Gedächtniſs und Verstand, das seinen ersten Schülern zu Theil geworden war, nebst dem Glauben an die Redlichkeit ihres Willens, die einzige Gewährleistung, welche diese den ihrigen für die Wahrheit der Thatsachen, wovon sie als

Augenzeugen sprachen, und der Lehren, die sie aus seinem Munde gehört zu haben versicherten, geben konnten. Was Wunder also, daſs sogar schon bey Lebzeiten derjenigen, durch welche die ersten Brüdergemeinen gepflanzt wurden, Irrungen, Streitigkeiten und Spaltungen entstanden, die das Ansehen dieses oder jenes Lehrers um so weniger verhüten oder ersticken konnte, weil derjenige, der etwas anderes lehrte, sich ebenfalls auf Tradizion, oder auf Schriften, die im Grunde für nichts mehr als für geschriebene Tradizion gelten konnten, berief, und also so viel anscheinendes Recht hatte, als jener, seine Lehre für diejenige zu geben, die mit dem Sinne des Meisters und mit dem Geiste seiner Worte am besten übereinstimme.

Bey dieser Bewandtniſs der Sachen läſst sich zwar mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daſs die Anzahl der echten Christianer schon zu meiner Zeit ziemlich gering, und vielleicht bloſs auf einzelne Familien oder kleine Gemeinen von derjenigen Art, wie ich auf meiner Wanderschaft nach Pitane eine kennen gelernt hatte, eingeschränkt war. Aber desto ansehnlicher muſste hingegen die Zahl derjenigen werden, die den Nahmen der Christianer führten, und, wiewohl sie in einigen Glaubenspunkten übereinstimmten, dennoch sowohl in ihrer Vorstellungsart überhaupt, als in besondern Lehrmeinungen und religiösen Gebräuchen und Übungen, weit genug von einander abgingen, daſs die Streitigkeiten, die darüber unter den Lehrern entstanden, unvermerkt den Geist der Liebe und Eintracht ersticken muſsten, der aus allen Gemeinen einen einzigen Leib, dessen Seele Christus wäre, hätte machen sollen.

Und eben diese Spaltung der damahligen Christianer in etliche Hauptparteyen, die zum Theil wieder in mehrere kleinere Sekten zerfielen, — eine Spaltung, welche um die nehmliche Zeit, da ihre Anzahl, während der ihnen von Hadrian und den beiden Antoninen gegönnten Ruhe, auſserordentlich gewachsen war, dem Orden selbst einen baldigen Untergang zu drohen schien — eben dieſs war es, was meinen Unbekannten (einen Mann, der sich zu schweren Unternehmungen geboren fühlte) auf den groſsen Gedanken brachte, einen geheimen Orden zu stiften, durch welchen er nach und nach allen Asiatischen und morgenländischen Gemeinen die zu ihrer Konsistenz und Dauer nöthige Gleichförmigkeit geben, und aus dessen Mittelpunkt er selbst, als unsichtbares Oberhaupt des Ganzen, die groſse Unternehmung, — eine neue, alles umfassende und beherrschende Theokratie auf den Trümmern aller alten Religionen und Staatsverfassungen aufzuführen — wo nicht zu Stande zu bringen, wenigstens so fest zu gründen hoffte, daſs er die gänzliche Vollendung seines Werkes der Zeit getrost überlassen könnte.

Doch ich merke, daſs ich meiner Geschichte schon wieder zuvorlaufe, und dir ein groſses Theil mehr von dem Geheimnisse des Unbekannten verrathe, als ich in der Epoke, von welcher jetzt die Rede ist, selbst davon wissen konnte.

Es war nun, seitdem ich von Hegesias den ersten Grad der Weihe erhalten hatte, über ein Jahr verflossen; wir hatten uns in dieser Zeit mehr als Einmahl an verschiedenen

Orten gesehen, und ich hatte schon so viele Proben meiner eifrigen Anhänglichkeit an die gute Sache, und meines grenzenlosen Gehorsams gegen die Winke meiner Obern, die ich als unmittelbare Organe des groſsen Logos betrachtete, abgelegt, daſs ich endlich von Kerinthus (so nannte sich, wie ich nun erfuhr, mein Unbekannter) einer zweyten Zusammenkunft, und bald darauf der feierlichen Einführung in eine der Gemeinen, die unter seiner Leitung standen, gewürdiget wurde.

Ich empfing bey dieser Gelegenheit den zweyten Grad der Weihe, wobey der hochwürdigste Kerinthus selbst das Amt des Mystagogen verwaltete, und wo alles, was ich sah und hörte, meine Seele mit nie empfundnen Gefühlen durchdrang. In der That verdiente das, was bey dieser Gelegenheit nicht sowohl auſser mir (denn dieſs war sehr einfach) als in mir selbst vorging, — so natürlich ich es mir auch jetzt erklären kann — den Nahmen unaussprechlicher Dinge (Aporrheta) in einem ganz andern Sinne, als jene Aufschlüsse, die den Epopten der Elensinischen Mysterien zu Theil wurden, und ich enthalte mich deſswegen mehr davon zu sagen; denn man müſste schlechterdings in dem Falle gewesen seyn das nehmliche erfahren zu haben, um sich einen Begriff davon machen zu können.

LUCIAN.

Ich überhebe dich dessen sehr gern, Freund Peregrin. So wie ich dich selbst nun kenne, — und nach allem, was du mir von dem Unbekannten, von dem Geiste der Brüdergemeinen, von ihren Versammlungen, von der hohen Meinung, die sie von der Würde, den Vorrechten und den Erwartungen ihres Ordens hegten, und überhaupt von allem, was seit deinem zweyten Aufenthalt in Smyrna mit dir vorgegangen war, bereits entdeckt hast, kann ich mir, auch ohne eigene Erfahrungen dieser Art und ohne alle Anlage dazu, ziemlich lebhaft vorstellen, wie dir bey der feierlichen Einführung in die Brüderschaft der Kinder des Lichts zu Muthe seyn muſste.

PEREGRIN.

Immer bleibt zwischen deiner Vorstellung, mein lieber Lucian, und dem was damahls in meiner Seele gegenwärtiges Gefühl und Anschauen war, der Unterschied, wie zwischen einem gemahlten Feuer und einem wirklichen; ein Unterschied, den ich hier bloſs deſswegen geltend mache, damit du den brennenden Eifer desto begreiflicher findest, womit ich von diesem Augenblick an in alle Plane des Unbekannten einging. Dieser schien mit dem Grade der Hitze, zu welchem er die drey groſsen Beweger des menschlichen Gemüthes, Glauben, Liebe und Hoffnung, bereits in mir gestiegen sah, so wohl zufrieden, daſs er in den ersten Tagen nach meiner Aufnahme zwischen mir und seinen Vertrautesten keinen Unterschied zu machen schien. Aber unvermerkt hüllte er sich wieder in das geheimniſsvolle Dunkel ein, worin er sich mir beym Anfang unsrer Bekanntschaft gezeigt hatte; und da ich schon ins Innere des Heiligthums eingegangen zu seyn vermeinte, erfuhr ich, daſs ich erst im zweyten Vorhofe sey, und daſs es noch längere und stärkere Prüfungen und Vorbereitungen erfordere, eh' es ihm erlaubt sey, die Decke gänzlich von meinen Augen wegzuziehen, und mich zum vollen Anschauen des Lichtes, dessen Glanz ich noch nicht ertragen würde, zuzulassen.

Diese Eröffnung konnte die Wirkung nicht verfehlen, die er vermuthlich dadurch auf mich zu machen hoffte. Anstatt mich abzuschrecken, spannte sie zugleich mit den Erwartungen, wozu sie mich berechtigte, alle Springfedern meines Wesens, alles zu unternehmen und alles zu erdulden, was ich nur immer zu thun oder zu leiden haben könnte, um jene hohe Stufe zu ersteigen, die nun das Ziel aller meiner Wünsche war. Indessen lieſs sich Kerinthus in keine nähere Erklärung über die Vorbereitungen und Prüfungen ein, die ich noch zu überstehen hatte. Er ermahnte mich bloſs, wie er schon bey unsrer ersten Zusammenkunft zu thun angefangen hatte, in Reinigung meines Gemüthes und Ertödtung aller sinnlichen Neigungen und eigennützigen Leidenschaften unverdrossen und unerbittlich gegen mich selbst zu seyn, und dieses Selbst als den gefährlichsten, schlauesten und hartnäckigsten unter allen Feinden zu betrachten, die ich als ein Streiter im Reiche des Lichts zu bekämpfen hätte. Er gab mir zu verstehen, daſs die unerschütterlichste Entschlossenheit, sich der Sache Gottes gänzlich aufzuopfern, der einzige Weg sey, der zu jener hohen Vollkommenheit führe, die er mir in der Brüderversammlung zu Pergamus von fern und wie in der ersten Dämmerung des anbrechenden Tages gezeigt habe. Ich sehe dein Herz für sie entbrannt, setzte er hinzu; aber Sehnsucht und klopfendes Verlangen ist noch nicht dieser felsenfeste Wille selbst, den keine Gefahr abschrecken, keine reitzende Verführung bestricken, keine Arbeit ermüden, keine Aufopferung in Verlegenheit setzen kann. Dieser Wille ist nicht das Werk weniger Tage oder Wochen; er wird bloſs durch die Abtödtung jeder andern Neigung, jedes andern Willens in uns geboren, und er ist nicht eher wirklich da, bis er unser Selbst ganz in sich verschlungen hat. — Er gab mir hierauf verschiedene besondere Anweisungen und Verhaltungsregeln, die Mittel betreffend, wodurch ich, desto eher, je eifriger ich in ihrem Gebrauch seyn würde, zum gänzlichen Durchbruch durch die Scheidewand, die noch zwischen mir und dieser Vollkommenheit stehe, gelangen könne. Denn, wiewohl er mir den Weg nichts weniger als leicht machte, so lieſs er mich doch deutlich genug merken, daſs die Zeit, in welcher ich ihn zurücklegen könne, gröſsten Theils von mir selbst abhange.

Fünf oder sechs Tage nach meiner Aufnahme in die Gemeine der Heiligen riefen den Vorsteher seine Verrichtungen anderswohin, und mich die meinigen nach Parium zurück. Die Art, wie er sich von mir trennte, lieſs auch dieſsmahl einen tiefen Stachel in meinem Herzen zurück. Ich scheide nicht von dir, mein Bruder, (sagte er zu mir, indem er mir die Hand mit Wärme drückte) denn ich werde dir im Geiste immer nahe bleiben, und ein unsichtbarer Zeuge der Treue seyn, mit welcher du das empfangne Kleinod bewahren wirst. Mit diesen Worten, die aus seinem Munde etwas unbeschreiblich eindringendes und magisches hatten, gab er mir den Bruderkuſs, der eines der Zeichen ist, woran die Christianer einander erkennen, und war aus meinen Augen verschwunden, ehe ich vermögend war, meinem von Empfindung geschwellten Herzen durch Worte Luft zu machen.

Kerinthus lieſs mich in einer Stimmung, die mich geneigter und geschickter machte, unter die Anachoreten der Thebaischen Wüste zu gehen, als nach Parium in das Getümmel des beschäftigten Lebens, und zu Menschen, deren Umgang mir mit jedem Tage peinlicher ward, zurückzukehren: aber Hegesias, der sich beynahe eben so viel Gewalt über mein Gemüth erworben hatte als der Profet selbst, und dem ich etwas von dieser Abgeneigtheit merken lieſs, brachte mich bald wieder auf andere Gedanken. Er wiederhohlte die Vorstellungen, die er mir schon ehemahls deſswegen gemacht hatte, mit verdoppelter Stärke, und bestand schlechterdings darauf, daſs das Beharren in meinem bisherigen Wirkungskreise die gröſste Probe von Selbstverläugnung sey, welche dermahlen von mir gefordert werde. So gönne mir, rief ich endlich mit einer Wärme die ihn sehr kalt zu lassen schien, so gönne mir wenigstens den einzigen Gedanken, der mir diese weltlichen, den Geist belastenden Sorgen, wozu du mich verurtheilest, erträglich machen kann! Die Natur bedarf wenig, und selbst in dem Wenigen, worauf ich mich einschränke, ist noch so viel Nahrung für den alten Menschen, daſs ich täglich darauf bedacht bin, mich noch von etwas entbehrlichem frey zu machen. Erlaube mir also, von diesem Augenblick an die Gemeine als den Eigenthümer und Herren meines ganzen Vermögens, und mich als den bloſsen Verwalter desselben, der ihr für jeden Obolen Rechnung abzulegen hat, anzusehen. Unter dieser Bedingung will ich nicht nur mit Geduld, sondern mit Vergnügen, so lange es von mir gefordert wird, an dieser Ruderbank angeschmiedet bleiben.

LUCIAN.

Darüber wird der arme Hegesias gewaltig erschrocken seyn!

PEREGRIN.

In der That bekam ich in der Folge alle Ursache zu glauben, daſs ihm meine Freygebigkeit, im Nahmen der Brüderkasse, deren oberster Verwalter er war, nicht sehr unangenehm seyn mochte. Aber wenigstens lieſs

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13023/033

er sich nichts davon merken. Er dankte mir für meinen guten Willen so kaltsinnig, als ob die Rede von funfzig Drachmen und nicht von mehr als zwey hundert Talenten gewesen wäre; aber zugleich warnte er mich mit brüderlichem Ernste, wohl auf meiner Hut zu seyn, daſs nicht etwa ein geheimer Stolz oder irgend eine andere unlautere Absicht unbemerkt bey dieser wohlgemeinten Darbringung meiner zeitlichen Güter im Hinterhalt laure. Mein Bruder, sprach er zu mir, wir gehören mit allem was wir sind und haben dem Herren an; denn was haben wir, das wir nicht empfangen hätten? oder was können wir unser nennen, das nicht sein wäre? Wir alle sind, in jeder Betrachtung, nichts andres als Verwalter über einen kleinern oder gröſsern Theil seiner Haushaltung. Er wird, wenn seine Zeit kommt, das Seinige schon von uns zu fordern wissen; und wehe uns, wenn er uns nicht alle Augenblicke bereit fände, ihm Alles bis auf den letzten Häller zurück zu geben!

LUCIAN.

Wie schmeckte das, Freund Peregrin?

PEREGRIN.

Ich gestehe, es fiel mir einen Augenblick auf die Brust, daſs so gar nichts freywilliges und verdienstliches bey meinem Opfer seyn sollte: aber ich unterdrückte diese kleine Empörung meines Herzens auf der Stelle, als die Eingebung eines bösen Dämons, und fand in der Rede des Hegesias nichts als die einfacheste und unwidersprechlichste Wahrheit. Denn so weit war ich noch nicht gekommen, — oder vielmehr, wie wäre es in meiner damahligen Gemüthsverfassung möglich gewesen, — den Taschenspielerstreich zu argwöhnen, mit welchem diese subtilen Heiligen so behend, daſs es keine arglose Seele wahrnehmen konnte, sich selbst an die Stelle des Herren zu schieben, und die Einfältigen zu bereden wuſsten, was man ihnen gebe, sey bloſs eine alte Schuld, die man Ihm zurück bezahle?

LUCIAN.

Ich fürchte sehr, mein guter Peregrin, daſs es mit der ganzen überstrengen und sogar über die stoische Spitzfindigkeit hinaus getriebenen Moral, mit der sich diese Schlauköpfe so viel wuſsten, bloſs auf Maskierung der Kunst, die Gemüther der Menschen zu beherrschen und über ihre Kasse zu schalten, abgesehen war.

PEREGRIN.

Bey Ihm, dessen ehrwürdigen Nahmen sie trugen, und bey seinen ersten redlichen Anhängern gewiſs nicht! Ihm war es in ganzem Ernst darum zu thun, die Menschen durch die Eigenschaften, die uns die Kindheit so liebenswürdig machen, durch Einfalt, Unschuld, reine Güte des Herzens und unbesorgtes Vertrauen auf den Vater im Himmel, zu der höchsten moralischen Vollkommenheit, und dadurch zu der reinsten Eudämonie, deren die Menschheit jenseits des Grabes fähig ist, zu führen. Dahin brachte er alle, die sich mit einfältigem Sinne seiner Führung überlieſsen; und lebendige Beyspiele davon hatte ich auf dem Meierhofe zwischen Pergamus und Pitane gesehen. Aber es erfolgte, was vermöge der Natur der Sache erfolgen muſste, und was keine menschliche noch göttliche Macht verhindern konnte. Die Christianer arteten schon nach Annehmung dieses Nahmens aus; sie verfielen nach und nach in alle Arten von Schwärmerey, standen allen Verführern, welche den Geist ihres Meisters zu heucheln und die Stimme des guten Hirten nachzuäffen wuſsten, bloſs; und so wurden jene hohen Gesinnungen und zarten Gefühle (die, so zu sagen, die angeborne Moral der schönsten Seelen ausmachen) von arglistigen Menschen zu subtilen Netzen verwebt, worin sie immer die gutherzigsten und arglosesten Gemüther am ersten zu fangen gewiſs waren.

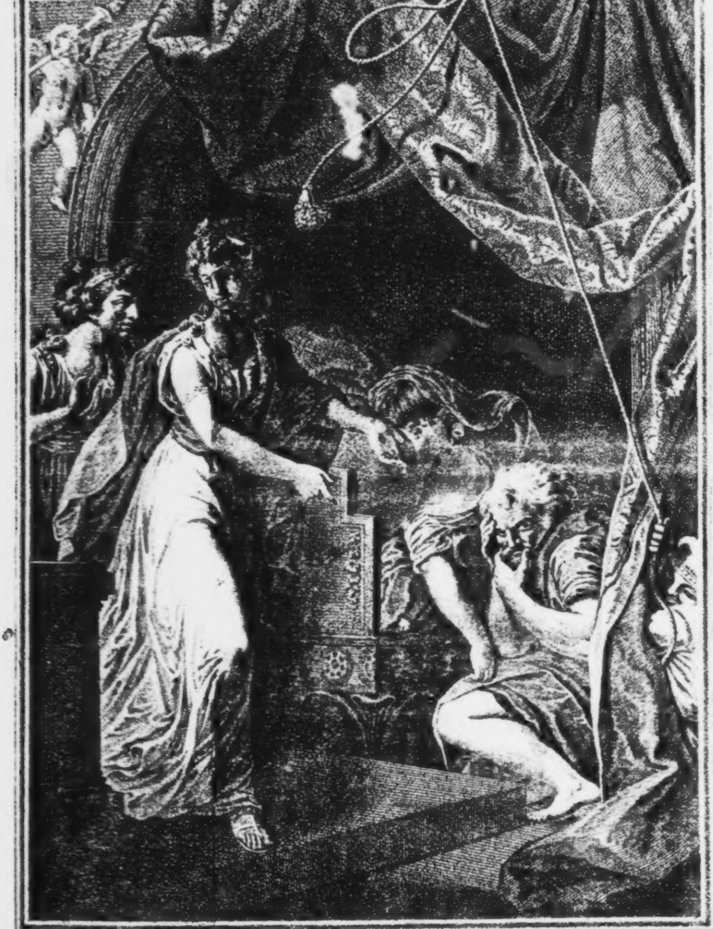
Aber, wie gesagt, um diese Zeit hatte ich noch nicht die mindeste Ahnung davon, daſs ich einst Ursache finden würde, so nachtheilig von diesen heiligen Menschen zu denken, von welchen nun Bruder genannt zu werden der höchste Stolz meines Herzens war. Ich nahm alles was sie mir sagten in dem reinsten und wörtlichsten Sinne; und, da ich mich von nun an als einen bloſsen Geschäftsträger der Gemeine betrachtete, so gewannen die Geschäfte selbst eine ganz andere Wichtigkeit in meinen Augen als sie vorher hatten. Sie schienen mir nun durch diese Bestimmung zu einer Art von Gottesdienst erhoben, und ich arbeitete, von Hegesias und andern unter seiner Leitung stehenden Brüdern fleiſsig unterstützt, um so eifriger an Vermehrung meines künftigen Erbgutes, da es — in der Sprache unsers Ordens zu reden — gänzlich zum Bau des Reichs Gottes verwendet werden sollte.

ENDE DES XXVII. BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Leipzig,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



H. Ramberg del. *F. John sculp. Viennae 1791*

FAUSTINA.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

ACHT UND ZWANZIGSTER BAND

PEREGRINUS PROTEUS

ZWEYTER THEIL

NEBST EINIGEN KLEINEN AUFSÄTZEN.

LEIPZIG

BEY GEORG JOACHIM GÖSCHEN. 1797.

PEREGRINUS PROTEUS

ZWEYTER THEIL.

INHALT DES XXVIII. BANDES.

VI. ABSCHNITT.

Peregrin wird durch den Tod seines Vaters Besitzer eines groſsen Vermögens, und seine Obern lassen sich endlich gefallen, den gröſsten Theil davon, als ein zum Bau des Reichs Gottes beygetragenes Scherflein, zu ihren Handen zu nehmen. Er wird nach Nikomedien berufen, erhält zur Belohnung der Treue, welche er bisher in dem angefangenen Werke seiner Heiligung bewiesen, das Versprechen, daſs er nun ohne weiters zum Anschauen der höchsten Geheimnisse des Reichs des Lichts zugelassen werde, und empfängt von Hegesias, als dem dazu von Kerinthus verordneten Mystagogen, den wirklichen Unterricht in der erhabenen Gnosis, hinter deren emblematischen und allegorischen Bildern Kerinthus das wahre Geheimniſs seines weit grenzenden politischen Plans verbarg. Peregrin, dessen unheilbare Fantasie in dieser aus magischen und kabbalistischen Quellen geschöpften Gnosis die nahe Befriedigung seiner höchsten Wünsche ahndet, nimmt die Bilder für die Sache selbst, und bestärkt dadurch seine Obern in dem Urtheil, daſs er ihrem Orden bloſs als Werkzeug, aber als solches durch seinen Eifer für ihre Sache, die ihm die Sache Gottes war, und durch die unbedingten Aufopferungen, wozu sie ihn immer bereit sahen, desto gröſsere Dienste thun könne. Anstatt also die Decke von seinen Augen wegzunehmen, unterhalten sie ihn vielmehr in seiner schwärmerischen Vorstellungsart, und bestimmen ihn endlich, nach einer neuen strengen Vorbereitung, in den Missionen zu arbeiten, durch welche der Orden die in Asien zerstreuten Brüdergemeinen nach und nach mit sich zu vereinigen suchte. Peregrin wird zu diesem Ende in eine Pflanzschule der Kerinthischen Sekte nach Ikonium, und von da nach Syrien abgeschickt. Der glückliche Fortgang seiner Arbeiten wird durch eine von Parium aus gegen ihn gerichtete Kabale unterbrochen: er wird vor dem Statthalter von Syrien angeklagt und kraft des bekannten Trajanischen Edikts ins Gefängniſs geworfen. Berichtigung der Erzählung des Lucianischen Ungenannten. Peregrins Gemüthszustand bey der Fortdauer seiner Einkerkerung.

VII. ABSCHNITT.

Unverhoffter nächtlicher Besuch, den er von Diokleen im Gefängniſs erhält. Sie entdeckt sich ihm als die Schwester des Kerinthus, macht ihn mit der geheimen Geschichte ihres Bruders und mit dem Innern seines groſsen Plans bekannt, und öffnet ihm dadurch auf einmahl die Augen über die ganze Kette von Täuschungen, wodurch er von Kerinthus und Hegesias bisher zum blinden Werkzeug ihrer politischen Absichten gemacht worden war. Peregrin erhält durch ihre Vermittlung seine Freyheit wieder, unter der Bedingung Syrien sogleich zu verlassen. Er stellt sich als ob er in alle ihre Absichten mit ihm eingehe, verläſst sie aber bald darauf heimlich, und entflieht nach Laodicea, fest entschlossen, alle Gemeinschaft mit Kerinthus und seinem Anhang auf immer abzubrechen.

VIII. ABSCHNITT.

Der schwärmerische Hang zur theurgischen Magie, von welchem Peregrin bisher beherrscht und unter mancherley Gestalten getäuscht wurde, macht nun allmählich einer andern Art von Schwärmerey Platz, deren erste Wirkung sein plötzlicher Entschluſs ist, sich für sein übriges Leben mit der liebenswürdigen Familie von Johanniten zu vereinigen, welche ihn bald nach seiner ersten Bekanntschaft mit Kerinthus, auf seiner Reise von Pergamus nach Pitane, so freundlich aufgenommen hatte. Dieses Vorhaben wird durch das unvermuthete Zusammentreffen mit einem gewissen Dionysius von Sinope vereitelt, mit welchem er vor etlichen Jahren zu Ikonium bekannt worden war. Beide theilen einander die Geschichte ihrer ehemahligen Verbindung mit Kerinthus und die während derselben gemachten Beobachtungen und Erfahrungen mit. Gründe, warum Dionysius Peregrins Trennung von

Kerinthus und Diokleen eher miſsbilligt als gut heiſst, nun aber, da dieser Schritt einmahl geschehen war, und Peregrin seinen unüberwindlichen Abscheu, an dem Plan dieser gefährlichen Geschwister Antheil zu nehmen, erklärt, darauf besteht, daſs er alle Gemeinschaft mit den Christianern, von welcher Sekte sie seyn möchten, gänzlich aufheben müsse. Merkwürdige Auſserungen des Dionysius über die Tendenz des damahligen Christianismus, und über Hierarchie und Theokratie überhaupt. Peregrin, bey welchem sich inzwischen aus den Trümmern seines ehemahligen Platonisch-magischen Systems eine neue, wiewohl nicht weniger schwärmerische Vorstellungsart entwickelt hat, entschlieſst sich, die Eudämonie (das ewige Ziel seiner Wünsche) zwar auf einem andern, aber seinem zeitherigen sehr nahe liegenden Wege zu suchen, und das höchste Ideal eines vollkommnen Cynikers zum Zweck und Vorbild seines übrigen Lebens zu machen. Er trennt sich von seinem Freunde Dionysius, der ihm vergebens anbietet sein unscheinbares aber sicheres Glück mit ihm zu theilen, und kehrt im Kostum eines Cynikers nach Parium zurück, um die Überbleibsel seines, gröſsten Theils dem Kerinthus aufgeopferten, Vermögens in Sicherheit zu bringen. Seine Verwandten verursachen ihm neue Ungelegenheiten und Kränkungen, welchen er sich durch den raschen Entschluſs, dem Volk von Parium ein Geschenk mit dem Rest seines Erbgutes zu machen, auf einmahl entzieht. Er begiebt sich nun nach Alexandrien in Ägypten, um die Schule des Filosofen Agathobulus zu besuchen, nachdem er sich von dem Ertrag eines kleinen Meierhofes (dem einzigen, was er sich bey Verschenkung seines Vermögens an die Parianer *mentaliter* vorbehielt) ein zur höchsten Nothdurft eines Cynikers ungefähr hinreichendes Einkommen versichert zu haben glaubte, welches ihm zwar in der Folge durch die Bemühungen seiner Feinde wieder entzogen, durch einen unverhofften Zufall aber reichlich ersetzt wird. Er findet zu Alexandrien nicht was er suchte, und bestärkt sich dadurch in dem Vorsatz, die Austerität der Heroen des cynischen Ordens in seinen Maximen, Reden und Handlungen aufs äuſserste zu treiben. Karakter seiner Misanthropie, und seltsame Leibesübungen und Selbstpeinigungen, wodurch er die Gewalt über seinen thierischen Theil bis zur völligen Apathie zu treiben sucht. Der groſse, wiewohl zweydeutige Ruf, in welchen er sich durch dieſs alles setzt, zieht ihm die Aufmerksamkeit eines vornehmen jungen Römers zu, von welchem er sich bereden läſst, ihn in der Eigenschaft eines Freundes und Hausgenossen nach Rom zu begleiten. Peregrin tritt seine Reise nach der Hauptstadt der Welt mit dem ganzen Enthusiasmus eines Menschen an, der dem glorreichsten Werke, das ein moralischer Herkules unternehmen konnte, der Sittenverbesserung dieser zur tiefſten Unsittlichkeit und Verderbniſs herab gesunkenen Stadt, entgegen geht, und findet sich, zu seinem Erstaunen, abermahls in allen seinen Erwartungen betrogen. Er verläſst das Haus des jungen Römers; der Unmuth versäuert und erbittert seine Sinnesart immer mehr, und er benutzt die Freyheit, welche der Schutz Mark-Aurels damahls allen Griechischen Filosofen zu Rom gewährte, seiner bösen Laune durch die heftigsten Satiren und die schonungsloseste Züchtigung des Lasters und der Lasterhaften Luft zu machen.

IX. ABSCHNITT.

Peregrin setzt sich durch sein Betragen in Rom in den Ruf eines erklärten Weiberhassers, und behauptet diesen Ruf bey verschiedenen Proben, auf welche er gestellt wird. Dieſs giebt Gelegenheit, daſs auch bey der jungen Faustina von ihm gesprochen wird, und diese Prinzessin (in deren Karakter leichter Frohsinn und arglose Gutherzigkeit die Hauptzüge waren) kommt auf den Einfall, den cynischen Weiberfeind von Person kennen zu lernen. Peregrin wird ihr vorgestellt, und benimmt sich auf eine so linkische Art, daſs Faustina in einem Anstoſs von muthwilliger Fröhlichkeit Lust bekommt, den Versuch selbst zu machen, ob die Apathie dieses seltsamen Sonderlings gegen die feineren Verführungskünste, die sie gegen ihn anzuwenden gedenkt, aushalten werde. Sie geht darüber mit einer andern Römischen Dame eine Wette ein, und weiſs, ohne ihrer eigenen Würde etwas zu vergeben, die bald von ihr ausfündig gemachte schwache Seite des unheilbaren Schwärmers so geschickt anzugreifen, daſs sie endlich einen Triumf über seine Misogynie erhält, der ihr selbst zwar den Preis der Wette verschafft, aber den armen Peregrin zur Fabel des Hofes und der Stadt macht. Der Unwille über diesen, seinem nichts arges besorgenden Herzen gespielten Streich treibt jetzt seinen cynischen Menschenhaſs so weit, daſs er alle Grenzen der Klugheit überspringt, und nicht nur Faustinen und ihre Freundinnen, sondern auch ihren Gemahl und den Kaiser ihren Vater selbst in seinen Deklamazionen nicht verschont. Faustina, die sich zu einer billigen Entschädigung gegen Peregrin verbunden glaubt, wird mit allem, was sie für ihn thun will, auf eine so beleidigende Art abgewiesen, daſs Peregrin am nächsten Morgen vom Präfekt der Stadt Rom den Rath erhält, die Stadt ohne Aufschub zu verlassen. Er gehorcht, und kehrt nach Griechenland mit dem Vorsatze zurück, der Menschen weniger als jemahls zu schonen, und, da er sie nicht besser machen könne, sie durch den ungefälligen Spiegel, in welchen er sie zu sehen zwingen wollte, wenigstens zu demüthigen und zu beschämen. Das gegenseitige unangenehme Verhältniſs, das zwischen ihm und der Welt daraus entsteht, nöthigt ihn, sich unweit von Athen in die einsamste Abgeschiedenheit zurückzuziehen, wo der Cyniker Theagenes, wiewohl wegen seiner plumpen Rohheit zu einer engern Verbindung mit Peregrin unfähig, beynahe der einzige Mensch ist, der sich ihm durch seine Anhänglichkeit erträglich macht. Endlich fühlt sich Peregrin von einem Lebensüberdruſs und von einer Lust zu sterben ergriffen, die mit jedem Tage zunehmen, und die für ihn anständigste Art, sein Leben freywillig zu endigen, zum Hauptgegenstand seiner Gedanken machen. So wie seine ganze Art zu seyn, seine strenge Enthaltsamkeit, und, mehr als alles andere, seine Erfahrungen, die dünnen Fäden, wodurch er noch am Leben hängt, einen nach dem andern abreiſsen, erwacht hingegen das alte, nie ganz erloschne Gefühl seiner dämonischen Natur wieder in seiner ganzen Stärke und in eben demselben Verhältniſs, wie der natürliche Trieb zum Leben die seinige verliert. Er sehnt sich immer ungeduldiger nach jenem höhern Leben der Wesen seiner Gattung; er fühlt, daſs er den Menschen nur noch durch seinen Tod nützen kann, und beschlieſst zu sterben. Gründe, die ihn bewegen, die Todesart des Herkules allen andern vorzuziehen, und vier Jahre zuvor öffentlich anzukündigen. Erwähnung der Zirkelbriefe, die er unmittelbar vor seinem Tod an alle Griechischen Städte abgehen lieſs, in der schwärmerischen Erwartung, daſs sie, als der letzte Wille eines zur Bestätigung seiner Lehre sterbenden Weisen, gewaltig auf die Gemüther wirken, und ihn noch im Tode selbst zum Wohlthäter der ganzen Hellas machen würden. Peregrin beschlieſst damit seine nicht selten auf Unkosten seines Verstandes aufrichtigen Bekenntnisse, indem er sich, wie es scheint, mit der Hoffnung tröstet, seinen neuen Freund überzeugt zu haben, daſs er in seinem Erdeleben, wenn auch ein Schwärmer, wenigstens (was ziemlich selten ist) ein ehrlicher Schwärmer gewesen sey.

SECHSTER ABSCHNITT.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

PEREGRIN
fährt in seiner Geschichte fort.

Nach etlichen Jahren erfolgte der Tod meines Vaters, plötzlich, aber niemand befremdend, da man, seiner Leibesbeschaffenheit und Lebensweise nach, schon lange voraus vermuthet hatte, daſs ein Stickfluſs etwas früher oder später seinem Leben ein Ende machen würde. Keiner Seele in Parium, am wenigsten mir selbst, fiel nur der Gedanke einer Möglichkeit ein, daſs nach mehrern Jahren die boshafteste Verleumdung fähig seyn könnte, von diesem Umstande den Stoff zu jenem schändlichen Gerüchte herzunehmen, dessen dein ungenannter Redner zu Elis sich so boshaft und zuversichtlich gegen mich bedient hat. Das gute Vernehmen, welches immer zwischen meinem Vater und mir, der Verschiedenheit unsrer Grundsätze und Neigungen ungeachtet, vorwaltete, und die Achtung, in welche mein sittlicher Karakter und ein Betragen, das keiner Art von Verleumdung die mindeste Blöſse gab, mich bey meinen Mitbürgern gesetzt hatte, machte einen solchen Argwohn eben so unnatürlich, als es die That selbst gewesen wäre. Meines Wissens hatte ich um diese Zeit in ganz Parium keinen Feind. Der einzige Menekrates, der seit mehrern Jahren alle nur ersinnliche Künste der Erbschleicherey (die du in deinen Todtengesprächen so meisterlich geschildert hast) angewandt hatte, um sich eine ansehnliche Stelle in dem letzten Willen meines Vaters zu verschaffen, lieſs mich einige Erkältung seiner Freundschaft spüren, nachdem sich bey Bekanntmachung des Testaments gezeigt hatte, daſs seiner gar nicht darin erwähnt, und nur seine Gemahlin Kallippe, als Nichte meines Vaters, mit einem nicht sehr erheblichen Legat bedacht worden war. Die Wahrheit zu gestehen, auch diese Dame, die seit meiner Zurückkunft nach Parium ihre alten Ansprüche an mich bey jeder Gelegenheit ohne Erfolg erneuerte, gab mir seit Eröffnung des Testaments wenig Ursache, sie für meine besondere Gönnerin zu halten; indessen kam ihr Miſsvergnügen doch zu keinem öffentlichen Ausbruch. Erst nachdem ich durch meine Entfernung von Parium, und durch das Gerüchte, daſs ich unter die Christianer gegangen sey, ein Gegenstand des allgemeinen Tadels meiner Mitbürger geworden war, erlaubte sie sich (wie ich lange nachher erfuhr) Anmerkungen und Winke über mich, die den ersten Grund zu der Verleumdung legten, auf welche ich zu rechter Zeit wieder zurück kommen werde.

LUCIAN.

Ich brauche dich wohl nicht erst zu versichern, mein Bester, daſs du bey mir schon gerechtfertiget bist. Wäre die Rede nur von irgend einer groſsen Narrheit, so wirst du mir erlauben zu sagen, daſs meine Partey genommen wäre: aber wer dich eines Bubenstücks beschuldiget, hat seinen Prozeſs bey mir verloren, und wenn er auch ganz Mysien zum Zeugen gegen dich aufstellen könnte. Doch, das versteht sich von selbst. — Wohlan denn, Freund Peregrin! das einzige Hinderniſs, das deiner gänzlichen Vereinigung mit den Christianern im Wege stand, ist nun fortgeräumt; du bist frey und Herr über ein ansehnliches Vermögen — Doch nein! ich vergesse, daſs du dir bereits einen unsichtbaren Herren gegeben hast, dessen sichtbare Hausverwalter schon vorläufig bedacht gewesen waren, dich aller Sorge, was du mit deinem Erbgut anfangen wollest, zu entbinden. Vermuthlich hattest du nun nichts angelegneres, als alles je eher je lieber dem wundervollen Unbekannten zu Füſsen zu legen?

PEREGRIN.

Das konnte nicht fehlen. So bald ich von der ganzen Erbschaft, die sich nach Abzug einiger Vermächtnisse auf zwey hundert und zwanzig Talente belief, Besitz genommen hatte, schrieb ich an Hegesias: Ich hoffte, man würde nun kein längeres Bedenken tragen, in meine gänzliche Absonderung von den Kindern der Finsterniſs einzuwilligen, und zu erlauben, daſs ich mich selbst, und alles was ich besäſse, einzig und allein dem Dienst unsers Herren und der Beförderung seines Reiches aufopferte.

In der That hatte Hegesias, durch seine Verbindungen mit den vornehmsten Kaufleuten und Wechslern in den Asiatischen Handelsplätzen, bereits auf eine so gute Art, daſs ich ihm noch dafür verbunden seyn muſste, dafür gesorgt, daſs ein groſser Theil meines Vermögens schon zu seinen Befehlen stand. Er begnügte sich also, ohne etwas bestimmtes auf mein Ansuchen zu antworten, mir eine Zusammenkunft in Nikomedien vorzuschlagen, wo wir uns mündlich darüber besprechen könnten; als bis dahin er von dem Profeten (wie Kerinthus gewöhnlich von seinen Anhängern genannt wurde) zu vernehmen hoffte, was der Wille unsers Herrn in Absicht meiner wäre.

Auf diese Antwort beschleunigte ich meine Abreise mit Ungeduld; und, nachdem ich alle meine Angelegenheiten zu Parium in Ordnung gebracht, schiffte ich mich, unter dem Vorwande die mir angefallnen Landgüter in Bithynien zu besichtigen, nach Nikomedien ein, ohne mich das gemächliche Leben, welches ich im Schooſse des Vergnügens unter meinen Mitbürgern hätte genieſsen können, auch nur einen Augenblick dauern zu lassen; so voll war meine ganze Seele von den Herrlichkeiten, die in der Gemeinschaft der Kinder des Lichts auf mich warteten, und von dem hohen Beruf, dem ich entgegen eilte! Denn wie konnte der höchste Stolz eines Sterblichen einen gröſsern Gedanken erstreben, als an dem glorreichen Werk aller Äonen; welche ihre göttlichen Kräfte und Einflüsse zur Zerstörung des Reichs des Gottes dieser Welt und seiner Dämonen vereinigten, ein Mitarbeiter zu seyn, und eine neue Erde unter dem Zepter des Menschgewordnen Logos regieren zu helfen? — Du kennest doch diese Sprache, Lucian?

LUCIAN.

Meinen Ohren wenigstens ist sie nicht so fremd als meiner Vernunft.

PEREGRIN.

Auch dieser wird sie sehr verständlich seyn, wenn ich dir diese vorgeblichen Geheimnisse der Geisterwelt aus der räthselhaften Bildersprache unsrer Sekte in die gewöhnliche Menschensprache übersetze. Erinnere dich der groſsen Entwürfe eines Alexanders und Julius Cäsars, — aus dem ganzen Erdboden ein einziges Reich, aus allen Völkern eine einzige Nazion zu machen, diesem ungeheuern Reiche eine einzige Hauptstadt zum Mittelpunkt zu geben, und in diesem Mittelpunkt ihr stolzes Selbst zur regierenden Seele des Ganzen zu machen.

Mein Kerinthus hatte keinen kleinern Plan; und wiewohl es ihm mit dem seinigen nicht besser gelang als dem groſsen Alexander, so bin ich doch gewiſs, daſs er sich schmeicheln darf, den ersten Grund zu der groſsen Revoluzion gelegt zu haben, die wir in den Zeiten der Theodosier zu Stande kommen sahen. Diese furchtbare Umkehrung der Dinge, die er mir gleich bey unsrer ersten Zusammenkunft so feierlich ankündigte, der Untergang des Reichs der Dämonen, das Herabsteigen der Stadt Gottes, zu welcher sich die Völker der Erde versammeln, und deren blitzende Strahlen die Feinde des Lichts verzehren sollten — alle diese pompösen Bilder waren keine Worte ohne Sinn; ganz gewiſs wuſste er was er damit sagen wollte: und was konnte dieſs anders seyn, als daſs es der neuen Theokratie der Christianer gelingen werde, die alte Religions - und Staatsverfassung umzustürzen? Diese Revoluzion zu bewirken und zu beschleunigen, war der wahre Zweck des geheimen Ordens, wovon ich einige Jahre nicht sowohl ein sehendes Mitglied, als ein blindes Werkzeug war.

LUCIAN.

Dein Kerinthus war ein kalter kluger Mann. Ein so warmer treuherziger Enthusiast, wie du, war zu seinem Plane sehr gut zu gebrauchen, aber nur so lange als man deine Vernunft in dem gehörigen Helldunkel zu erhalten wuſste. Alles war verloren, wenn man dich sehen lieſs, was hinter dem hoch tönenden mystischen Prunk verborgen steckte, und wie natürlich diese theurgische Magie war, womit man die herrschende Leidenschaft deiner Seele gefesselt hatte.

PEREGRIN.

Der Erfolg wird zeigen, daſs du richtig gerathen hast, Lucian. Hegesias empfing mich zu Nikomedien mit der zärtlichsten Bruderliebe; führte mich in die dortige Gemeine ein, welche nicht sehr zahlreich, aber gänzlich unter dem Zauber des Kerinthus war; bezeugte mir die Zufriedenheit des Vorstehers über die Treue, die ich bisher in dem angefangenen Werke meiner Heiligung bewiesen hätte, und endigte mit der Versicherung: daſs er nun kein Bedenken mehr trüge, den letzten Vorhang wegzuziehen, und mich in Geheimnisse schauen zu lassen, welche selbst dem gröſsern Theile der Brüder nur in Bildern und Symbolen geoffenbaret würden.

Dieses Versprechen spannte, wie du denken kannst, meine Erwartung auf den höchsten Grad; und Hegesias, dem das Mystagogenamt hierbey aufgetragen war, wuſste dem geheimen Unterricht, den ich nun einige Wochen lang von ihm empfing, alles das Feierliche, Heilige und Magische zu geben, wodurch seine Wirkung auf ein Gemüth, wie das meine, zehnfach verstärkt werden muſste. Die Gnosis umleuchtete mich wie ein überirdisches Licht, das aus offnem Himmel auf mich herab strömte; ich fühlte mich davon empor getragen, fühlte die schauervolle Gegenwart und das gewaltige Eindringen der göttlichen Urkräfte in das Innerste meines Wesens, und glaubte, mit Einem Worte, in manchen Augenblicken jenes hohe dämonische Leben, jenes unmittelbare Zusammenflieſsen mit der göttlichen Natur — ein Gefühl, unter welchem (wie viel Täuschung auch dabey seyn mag) alle menschliche Sprache einsinkt — wirklich zu erfahren, wovon in meiner ersten Jugend, und in dem Hain Uraniens zu Halikarnaſs, nur der schwache Schimmer leiser Vorempfindungen (wie ich jetzt wähnte) in meiner Seele aufgedämmert hatte. — Vermuthlich würde eine ausführliche Darstellung dieser erhabenen Gnosis wenig Interesse für dich haben —

LUCIAN.

Darauf kannst du dich verlassen! nicht das allermindeste!

PEREGRIN.

Ich begnüge mich also zu sagen, daſs sie weder mehr noch weniger als ein Gewebe von theosofisch-magischen Träumereyen war, welche Kerinthus eben so leicht den Grundbegriffen des damahligen Christenthums anzupassen wuſste, als sie sich mit jeder andern Moral und Religion in Verbindung setzen lieſsen. Denn es war eine der natürlichen Folgen seiner Theorie, daſs der menschliche Geist, trotz der dichten Rinde von kaltem und finsterm Stoffe, womit er nach seiner Verbannung aus den empyreischen Wohnungen umzogen worden, doch nie so ganz verfinstert geblieben sey, daſs nicht, gleichsam durch die Risse und Spalten dieser Kruste, einige Funken und Strahlen des allumflieſsenden Oceans von Feuer und Licht, der sich ewig aus dem Abyssus der Gottheit ergieſst, in sie eingedrungen wären, und —

LUCIAN.

Genug, genug, lieber Peregrin! — Mir ist nichts unausstehlicher als diese dithyrambische Art von Filosofie, die sich die Miene giebt, das unergründliche Geheimniſs der Natur ausfündig gemacht zu haben; und doch mit allen den Fantasiebildern, in welche sie ihre vorgeblichen Offenbarungen verkleidet, entweder nichts, als was jedermann schon längst gewuſst hatte, offenbart, oder geradezu platten Unsinn sagt. Indessen hat mich gleichwohl die Neugier einst verleitet, unter so vielen andern Ausgeburten der menschlichen Thorheit, mich auch mit diesem gnostischen Aberwitz bekannt zu machen: und du kannst also getrost voraussetzen, daſs es überflussig wäre, dich über das ganze theurgische System deines hochwürdigsten Profeten weiter auszubreiten; wie viel oder wenig es auch mit dem Ebionitischen, Valentinianischen, und andern dieser Art, wovon es in der Folge verschlungen wurde, gemein haben mochte. Die Vollständigkeit deiner eigenen Geschichte wird, denke ich, nichts dadurch verlieren.

PEREGRIN.

Erlaube mir nur noch diese einzige Anmerkung. Es kommt bey dieser gnostischen Theosofie alles im Grunde darauf an, daſs die abstrakten Begriffe der gemeinen Filosofie darin versinnlicht, und den Wörtern, wodurch sie bezeichnet werden, die unbekannten Wesen und Urkräfte selbst, wovon jene metafysischen Begriffe nur leere Hülsen sind, untergelegt werden: und gerade dieſs war es, was diese Art zu filosofieren für alle warmen Köpfe und glühenden Herzen eben so anziehend und verführerisch machte, als sie den kalten Köpfen deiner Art immer verächtlich seyn muſste. Ihr wuſstet, daſs die Göttin, in deren Arme man euch zu führen versprach, nur ein Wolkengebilde war; was für Genuſs hätte euch also eine wissentliche Täuschung verschaffen können? Wir Ixionen hingegen glaubten in der Wolke die Göttin, deren Gestalt sie uns vorspiegelte, selbst zu umfassen, und fühlten uns selig, nicht nur weil wir nicht wuſsten daſs wir getäuscht wurden, und also unser Genuſs (so lange die Täuschung dauerte) wirklich war; sondern auch, weil die Ähnlichkeit der Wolke mit der Göttin etwas wirkliches, und also der Gegenstand, der uns in diese Entzückungen setzte, mehr als ein bloſses Hirngespenst war. Denn, wofern auch dem Menschen in jenem irdischen Leben alle unmittelbare Gemeinschaft mit der unsichtbaren Welt versagt ist, so wird doch niemand zu läugnen begehren, daſs in dem unergründlichen Geheimnisse der

Natur (wie du es nanntest) etwas sey, das sich zu den Äonen oder Urkräften der Gnostiker, und dem ewigen Urwesen, aus welchem sie ausströmen, ungefähr so verhält, wie die Juno der Fabel zu der Wolke, womit Jupiter den Ixion täuschte. Immerhin mögen also die Bestrebungen der wärmsten Einbildungskraft, sich zum wirklichen Anschauen dieser unerreichbaren Gegenstände zu erheben, vergeblich seyn: so sind doch diese Gegenstände selbst wirklich; so besitzt doch die menschliche Seele das Vermögen sich eine Art von Schattenbildern von ihnen zu machen; und so ist begreiflich, wie jenes bloſse Bestreben in den innern Sinnen begeisterter Menschen Gefühle und Erscheinungen hervorbringen kann, die bey aller Täuschung noch immer Realität genug haben, um das Subjekt derselben, wenigstens seiner eigenen Schätzung nach, unbeschreiblich glücklich zu machen.

LUCIAN lächelnd.

Ich glaube etwas davon zu begreifen, Freund Peregrin. Aber weiter, wenn ich bitten darf!

PEREGRIN.

Der geheime Unterricht, den mir Hegesias während meines Aufenthalts zu Nikomedien ertheilte, anstatt daſs er der letzte Grad meiner Iniziazion gewesen seyn sollte, (wie ich mir schmeichelte) war ohne allen Zweifel vielmehr eine Art von Probe, worauf man mich stellte, um zu sehen, ob ich würdig sey zum Aufschlusse des wahren Geheimnisses zugelassen zu werden. Denn in diesem Punkte sich nicht zu irren, muſste ihnen aus mehr als Einer Rücksicht sehr angelegen seyn. Wäre meine Vernunft damahls schon meiner Fantasie mächtig genug gewesen, daſs ich — anstatt alle diese Blendwerke einer den Thatsachen des Christenthums untergelegten theurgischen Magie (woraus die Gnosis des Kerinthus gröſsten Theils zusammen gewebt war) im Wortverstande zu nehmen und mich unbeschreiblich dafür zu erhitzen — vernünftige Zweifel gegen den wörtlichen Sinn derselben und gegen ihre Übereinstimmung mit der reinen Lehre des Gottgesandten geäuſsert, und den scharf sehenden Menschenkenner Hegesias durch mein ganzes Benehmen überzeugt hätte, daſs ich durch schimmernde Luftgestalten nicht zu täuschen sey: so würde er wohl kein Bedenken getragen haben, mir das Innere des Ordens wirklich aufzuschlieſsen, mich des Unterschiedes zwischen seiner exoterischen und esoterischen Lehrart zu verständigen, und, kurz, mir zu vertrauen, daſs der buchstäbliche Sinn nur für die schwächern und schwärmerischen Seelen, der moralische und politische hingegen (der alles wieder in die natürliche Ordnung der Dinge einleitete, und welchem jener nur zur Hülle dienen sollte) nur für die Wenigen sey, die an der Spitze der ganzen Verbrüderung standen, und eben darum heller sehen muſsten als die übrigen. Aber einen Enthusiasten meiner Art, einen Menschen, dem das, was Kerinthus und Hegesias nur als Mittel zu ihrem Zwecke gebrauchten, der Zweck selbst war, und dem, so wie man die Binde von seinen Augen genommen hätte, auf einmahl alle Lust zum Werke vergangen wäre, konnte man unmöglich in ein Geheimniſs von dieser Wichtigkeit sehen lassen.

Sie beschlossen also (wie die That zeigte) den einzigen Gebrauch von mir zu machen, wodurch ich ihrer Sache wirklich Nutzen schaffen konnte, und wozu ich mich selbst so treuherzig darbot. Sie bemächtigten sich, zu Beförderung des Reichs Gottes, nach und nach und mit meinem besten Willen, meines Erbgutes; mich selbst aber, so bald sie sahen, daſs der Eifer für die Ausbreitung der heilsamen Lehre (wie sie ihre Gnosis nannten) meine ganze Seele in Flammen gesetzt hatte, bestimmten sie in den Missionen zu arbeiten, welche der Orden in allen Theilen der Asiatischen und morgenländischen Provinzen des Römischen Reichs unterhielt. Denn auſserdem, daſs sie mich bereit sahen, für die Sache Gottes (wofür ich die ihrige ansah) alles mögliche zu wagen und zu leiden, glaubten sie in meinen Fähigkeiten und selbst in meinem Äuſserlichen alles zu finden, was ihnen einen glücklichen Proselytenmacher in meiner Person versprechen konnte. Ein einziges Requisit ging mir noch ab: ich sah für einen Missionar noch zu wohl genährt aus. Aber dafür wuſste der kluge Hegesias in kurzem Rath zu schaffen. Das heilige Werk, wozu mich der Herr erwählt hatte, erforderte eine strenge Vorbereitung; und so muſste ich einige Monate lang so viel fasten, wachen und beten, daſs die wenige Nahrung und die vielen in erhitzender Betrachtung und Kontemplazion durchwachten Nächte mir bald genug das Ansehen eines Indischen Büſsers gaben, welches in der That ein wesentliches Erforderniſs zu dem Beruf ist, dem ich mit brennendem Verlangen entgegen ging.

Endlich kündigte mir Hegesias an, daſs er eine Reise zu machen hätte, auf welcher ich sein Gefährte seyn würde. Wohin, sagte er mir nicht, und mir war es nicht erlaubt zu fragen; denn ein unbedingter Gehorsam gegen alle Winke des Vorstehers — von welchem vorausgesetzt wurde, daſs er seine Verhaltungsbefehle unmittelbar von unserm Herren empfange — war eine der ersten Pflichten, zu deren Erfüllung ich mich, vor meiner angeblichen Einführung in das innere Heiligthum des Ordens, verbindlich gemacht hatte. Hegesias selbst schien in diesem Stücke nichts vor mir voraus zu haben. Er verbarg mir sorgfältig, daſs er die rechte Hand, ja, im eigentlichen Verstande des Wortes, das Faktotum des hochwürdigen Kerinthus war, und wollte dafür angesehen seyn, daſs er ein eben so blindes und passives Werkzeug in der Hand des Herren sey als ich selbst.

Nach einer langen Wanderschaft, auf welcher wir Bithynien, Galazien und Frygien die Kreuz und die Quer durchzogen und überall die Brüder besucht und gestärkt hatten, langten wir endlich zu Ikonium an, wo Kerinthus eine der ansehnlichsten Pflanzschulen seiner Sekte angelegt hatte. Wir fanden ihn mitten unter seinen Zöglingen, welche (wie ich in der Folge erfuhr) theils von ihm selbst, theils von einem seiner Vertrauten, zu der nehmlichen Bestimmung, wozu der Herr meine Wenigkeit erwählt hatte, ausgebildet wurden. Kerinthus empfing mich mit aller Zärtlichkeit und Offenheit, die mich (falls ich noch gezweifelt hätte) gewiſs machen muſsten, daſs ich ein Jünger von der vertrautesten Klasse sey, und daſs er vor mir kein Geheimniſs mehr habe; und, so lange ich zu Ikonium lebte, zeichnete er mich durch tausend Merkmahle einer besondern Achtung vor den übrigen Brüdern, welche, wie ich, zum fahrenden Apostolat bestimmt waren, aus.

Nichts konnte, bey allem Anschein von der offensten Mittheilung, feiner seyn als sein Betragen gegen mich; wiewohl ich diese Reflexion zu machen erst lange nachher fähig war, und damahls alles so für wahr nahm wie es schien. Um dir nur ein einziges Beyspiel davon zu geben, so wuſste er es so einzurichten, daſs ich es selbst war, der die erste Anregung von dem Amte, wozu er mich bestimmt hatte, that, indem ich ihm davon als von einem Geschäfte sprach, wozu ich mich innerlich berufen fühlte. — „Ich zweifelte keinen Augenblick, (war seine Antwort) als mir geoffenbaret wurde daſs du zu diesem hohen Beruf erwählt seyest, daſs dir auch die Gewiſsheit davon in deinem Innersten würde gegeben werden.“

Von dieser Zeit an unterhielt er sich mit mir, so oft wir allein waren, von keinen andern Gegenständen, als die sich auf dieses Geschäft bezogen, und theilte mir eine Menge Verhaltungsregeln und Kautelen mit, die ich dabey zu beobachten haben würde. Er verbarg mir nicht, daſs von mehr als fünf hundert gröſsern und kleinern Brüdergemeinen, welche damahls durch Asien, Syrien und

Ägypten zerstreut waren, kaum der siebente Theil in näherer und unmittelbarer Verbindung mit ihm stehe; und daſs es daher von unumgänglicher Nothwendigkeit sey, zahlreiche Arbeiter auszusenden, um der Verwirrung, dem Miſstrauen und den Spaltungen, welche der Geist der Finsterniſs unter den Gemeinen zu unterhalten geschäftig sey, vorzubeugen, und alle diese zerstreuten Schafe, durch die engeste Verbindung ihrer Hirten unter einander, nahe genug beysammen zu halten, um die Stimme des Oberhirten immer hören zu können, und von keinen blinden oder betrügerischen Leitern irre geführt zu werden. Er lieſs sich hierüber, besonders über die Klugheit, womit die Vorsteher der verschiedenen Gemeinen geprüft, behandelt und gewonnen werden müſsten, in sehr genaue Instrukzionen ein, die ich übergehe, weil sie mich zu weit von mir selbst abführen, und einem Menschenkenner, wie du, wenig neues sagen würden.

LUCIAN.

Ich muſs gestehen, Peregrin, daſs ich der Entwicklung dieses Theils deiner Geschichte mit Verlangen entgegen sehe.

PEREGRIN.

Wir kommen ihr immer näher, lieber Lucian. Nur Eines Umstandes muſs ich, ehe ich mein so genanntes Apostolat wirklich antrete, noch vorher erwähnen; und dieser war, daſs ich während meines Aufenthaltes zu Ikonium, unter andern jungen Männern, die in der Pflanzschule des Kerinthus beysammen lebten, einen kennen lernte, der meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würde, wenn ihn der Vorsteher auch nicht durch eine besondere Art von fein beobachtender Hochachtung von den andern unterschieden hätte. Er nannte sich Dionysius, war (dem Ansehen nach) einige Jahre älter als ich, und hatte Paflagonien (wo er aus einer kleinen Stadt gebürtig war) schon in seinen ersten Jünglingsjahren verlassen, um sich zu Athen aus einem Paflagonier zu — einem Menschen bilden zu lassen. Nachdem er in dieser ehrwürdigen Grabstätte der Sokraten und Platonen über zehn Jahre von einer Filosofenschule zur andern herum geirret und nirgends hinlängliche Befriedigung gefunden hatte, begab er sich, um mit der Natur und den Menschen durch eigenes Anschauen bekannt zu werden, auf Reisen; durchwanderte Griechenland, Italien, Gallien, Spanien, das Römische Afrika und Ägypten; wurde zu Alexandrien mit Hegesias, und durch diesen mit Kerinthus bekannt, und gefiel sich so wohl bey diesen Männern, (welchen, wenn sie jemand an sich ziehen wollten, schwerlich zu widerstehen war) daſs er, nachdem sie einander eine Zeit lang beobachtet hatten, den Entschluſs faſste, sich in ihren Mysterien einweihen zu lassen, und sein Loos mit dem ihrigen zu verketten. Die Heiterkeit und anscheinende Ruhe, die sich in der Fysionomie dieses Dionysius ausdrückte, zog mich eben so stark zu ihm, als ihn ich weiſs nicht was in der meinigen hinwieder anzuziehen und zu interessieren schien. Wir suchten und fanden einander öfters; aber die Aufrichtigkeit meiner Schwärmerey hielt ihn (wie ich in der Folge aus seinem eigenen Munde hörte) wider seinen Willen in einer Art von Respekt, und unsre Gespräche blieben, wie unsre Freundschaft, immer an der äuſsersten Grenze der Vertraulichkeit stehen. Kerinthus und Hegesias schienen groſse Absichten mit ihm zu haben; allein zu Beobachtungen dieser Art waren meine Augen damahls noch nicht hell genug. Ich trennte mich ungern von diesem Menschen, den ich, seiner Kälte ungeachtet, ungemein liebenswürdig fand, und der überdieſs wegen seiner mannigfaltigen Kenntnisse ein unterhaltender Gesellschafter war. Aber die Zeit kam, da wir, mit dem Bedauern einander nicht näher gekommen zu seyn, scheiden muſsten: er blieb bey unserm Vorsteher zurück, und ich wurde mit einem jungen Akoluthen, der mir zum Dienst zugegeben war, nach Kappadocien geschickt, um bey den Brüdergemeinen, die in diesem groſsen Lande zerstreut waren und unter die eifrigsten gerechnet wurden, meine erste Mission anzutreten.

Über diesem Geschäfte, worin ich — da ich es mit Kappadociern zu thun hatte — ziemlich glücklich war, gingen einige Jahre hin, binnen welcher Zeit es mir gelang, verschiedene zahlreiche Gemeinen mit der Kerinthischen Schwärmerey anzustecken, und in mehrern andern wenigstens einen so guten Anfang zu machen, daſs es dem Profeten ein leichtes war, das übrige durch seine eigene

Gegenwart, und durch einige Wunder, die ich ihn verrichten sah, vollends zu Stande zu bringen.

LUCIAN.

Wunder? — Was nennst du Wunder, Freund Peregrin?

PEREGRIN.

Ich will damit eben nicht sagen, daſs er den Mond vom Himmel herab gerufen habe, um ihn in seinen linken Rockärmel hinein und zum rechten wieder heraus rollen zu lassen; oder daſs er durch sein bloſses Wort Berge versetzt und Flüssen einen andern Lauf geboten habe: indessen muſs ich doch bekennen, daſs ich ihn höchst seltsame Nervenkrankheiten, welche (wie leicht zu erachten) auf Rechnung böser Dämonen gesetzt wurden, durch bloſses Handauflegen vertreiben sah; wobey doch vielleicht, als kein unbedeutender Umstand, nicht zu vergessen ist, daſs dieses Handauflegen mit einem ziemlich lange anhaltenden Streicheln und Reiben verbunden war —

LUCIAN.

Das laſs' ich gelten!

PEREGRIN.

Einige Teufel wurden durch die bloſse Kraft lieblich betäubender Wohlgerüche und die Magie eines feierlich schönen Gesangs, den er von den Brüdern und Schwestern mit gedämpften Tönen anstimmen lieſs, vertrieben. Ein paar Kranke — in der Einbildung vermuthlich — wurden bloſs dadurch plötzlich gesund, daſs er ihnen, nach allerley vorbereitenden Feierlichkeiten, auf einmahl mit mächtiger Stimme befahl zu glauben daſs sie gesund seyen —

LUCIAN.

Auch nicht übel!

PEREGRIN.

Das stärkste Stück aber, das ich mit meinen eignen Augen gesehen habe, war die Auferweckung einer — hysterischen Jungfrau, welche, als er herbey gerufen wurde, nach der Versicherung ihrer weinenden Verwandten, schon vor zwey Tagen gestorben war —

LUCIAN.

Und — den einzigen Umstand, daſs sie noch lebte, ausgenommen — ohne Zweifel alle Zeichen einer todten Person an sich hatte?

PEREGRIN.

Wie es auch damit beschaffen seyn mochte, bey den ehrlichen Kappadocischen Bauern galt diese Auferweckung für ein augenscheinliches Wunder; und ich kann nicht läugnen, daſs ich selbst bey dieser Gelegenheit so sehr Kappadocier war als ein anderer; mit so vielem Anstand und in einer so groſsen Manier wuſste der hochwürdige Kerinthus seine Rolle in solchen Scenen zu spielen. Kurz, die Wirkung der Wunder, die er zum Beweise seiner Sendung that, war so entscheidend, daſs nicht nur alle anwesenden Brüder, die noch an ihm gezweifelt hatten, sondern sogar viele von der Neugier herbey gezogene Götzendiener auf der Stelle gewonnen wurden. Ich, dem er sich gleich im ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft als ein auſserordentlicher und mit höhern Wesen in Verbindung stehender Mann dargestellt hatte, wurde vielleicht durch diese Dinge am wenigsten befremdet: indessen gaben sie doch meinem Glauben an ihn einen neuen Schwung; und ich zog nun, nachdem er mir seine wunderthätigen Hände aufgelegt hatte, desto getroster auf das neue Abenteuer aus, zu dessen Bestehung er mich, mit den nöthigen Empfehlungen und Instrukzionen versehen, nach Syrien abschickte.

Die Eroberung dieser Provinz lag ihm sehr am Herzen. Denn die Brüder zu Antiochia, Seleucia und Laodicea am Meer waren zum Theil reiche Handelsleute, von deren Vermögen und Verbindungen in allen Theilen des Römischen Reiches der geheime Orden, dessen Seele er war, groſse Vortheile ziehen konnte, wenn es ihm nur erst gelang, die Gemeinen selbst auf seinen Ton zu stimmen, und mit seinen Anhängern in den Provinzen des kleinen Asiens in nähere Vereinigung zu bringen. Da die Syrer überhaupt Leute von sehr lebhaften Sinnen und warmer Einbildungskraft sind, so schien ich ihm zu diesem Werk ein auserwähltes Rüstzeug zu seyn; und damit meine Bearbeitung eines so guten Bodens desto schneller und reichlicher Früchte bringen möchte, hatte er mich durch

Hegesias und andere seiner heimlichen Anhänger als einen Jünger aus der Schule des heiligen Johannes ankündigen lassen, der die Tradizion der wahren Lehre unmittelbar aus der lautersten Quelle geschöpft habe, und sowohl dieses Vorzugs halber, als wegen der Heiligkeit seines Lebens und seines Eifers für die Ausbreitung des Reichs unsers Herren, als ein wahrhaft apostolischer Mann aufgenommen zu werden verdiene.

In der That hatte meine Schwärmerey um diese Zeit den höchsten Grad ihrer Hitze erreicht. Meine innige Liebe für das Ideal der reinsten Menschheit, unter welchem ich mir die Person unsers ersten Meisters dachte, und mein Sinn für die Wahrheit seiner eben so erhabenen als einfachen Lebensweisheit hatte sich mit der schwärmerischen Gnosis und dem Glauben an die bevorstehende Theokratie des Kerinthus völlig amalgamiert; und meine von so viel brennbaren Materien entzündete und in stetem Feuer erhaltene Seele kochte und strudelte von einem so heifsen Verlangen, ihre Gefühle und Überzeugungen mit ihrer ganzen Fülle von Glauben, Liebe und Hoffnung über alle, die derselben nur einiger Maſsen empfänglich wären, auszuströmen, daſs Kerinthus schwerlich ein tauglicheres Subjekt zu Ausführung dessen, wozu er mich sendete, hätte finden können.

Ich machte meine erste Erscheinung in den Gemeinen, die unter der Aufsicht des Bischofs von Laodicea standen, und wurde allenthalben wie ein Engel, der geraden Weges vom Himmel käme, aufgenommen. Das Evangelium Johannis, wovon mir Kerinthus eine von ihm nach seinen Grundsätzen verfälschte Abschrift mitgegeben hatte, und die Auslegung, die ich — der selbst keine andere Abschrift kannte — den Brüdern in ihren Versammlungen über die darin enthaltnen Geheimnisse vortrug, wirkten auſserordentlich. Mein Ansehen unter diesen guten Leuten, deren gröſster Theil sich eben so treuherzig von mir täuschen lieſs als ich selbst getäuscht war, nahm von Tag zu Tage zu, und — kurz, meine Mission ging so gut von Statten, daſs in weniger als zwey Jahren mehr als die Hälfte der Gemeinen in Syrien und Palästina unvermerkt in den feinen Netzen des Kerinthus gefangen war, und sammt ihren Vorstehern unter die unsichtbare Leitung und Oberherrschaft eines Ordens kam, von dessen Existenz sie nicht die geringste Ahndung hatte.

Du stellst dir wohl von selbst vor, daſs bey diesem Geschäfte von Zeit zu Zeit Schwierigkeiten und Hindernisse zu bekämpfen waren, deren Beschreibung meine Erzählung ohne Noth verlängern würde. Dafür konnte ich aber auch sicher auf beständige Unterstützung der Unsichtbaren rechnen; und, was mir am meisten zu Statten kam, war der Umstand, daſs die Bischöfe und andere Diener der Gemeinen, welche mir hätten hinderlich seyn können, durch ansehnliche Verbesserungen ihrer Einkünfte, die ihnen aus der Ordenskasse (vermuthlich auf Unkosten meines Erbgutes) zuflossen, klüglich gewonnen waren, sich wenigstens bloſs leidend bey der Sache zu verhalten.

Mitten in dem Laufe meiner apostolischen Triumfe wurde ich ganz unvermuthet von einer unsichtbaren Hand aufgehalten, welche keinem der unsichtbaren Obern, von welchen ich abhing, zugehörte. Hättest du wohl gedacht, Lucian, daſs der geheime Pfeil, der mich zu Antiochia traf, in Parium abgeschossen wurde?

LUCIAN.

In deiner Vaterstadt? — Ich begreife. Deine Verwandten und präsumtiven Erben hatten wohl keine Lust, ruhig zuzusehen, wie das ansehnliche Erbgut, worauf das Gesetz, falls dir etwas menschliches begegnete, ihnen die nächste Anwartschaft gab, in die Brüderkasse der Christianer, wie in einen Strudel der nichts wieder zurück gab, hinein stürzte?

PEREGRIN.

Du hast es errathen, Lucian! Meine Entfernung von Parium — welcher man, wiewohl sie nichts weniger als heimlich geschehen war, in der Folge den Anschein einer Entweichung zu geben suchte — hatte groſses Aufsehen erregt, so bald man gewahr wurde, daſs ich an kein Wiederkommen dachte, und so bald man ausgekundschaftet hatte, daſs ich unter den Christianern lebe, und, wie es scheine, in sehr enge Verbindungen mit ihnen getreten sey. Einige Jahre lang hatten meine Verwandten sich vergebens Mühe gegeben, den Ort meines Aufenthalts, seit der Zeit da ich Nikomedien verlieſs, ausfündig zu machen; bis endlich der alte Menekrates von einem seiner Freunde, der einen Korrespondenten zu Antiochia hatte, erfuhr, daſs ich mich, in der Qualität eines Profeten und Mystagogen der Christianer, bald zu Laodicea, bald zu Antiochia oder Seleucia aufhalte, und in groſsem Ansehen bey dieser Sekte stehe. Meine Verwandten gingen nun mit einander zu Rathe, wie sie es anfangen wollten, um wenigstens das, was von der väterlichen Verlassenschaft noch zu Parium war, und das Landgut meines Groſsvaters aus den Klauen der Christianer zu retten. Das Resultat ihrer Berathschlagungen war endlich: durch Vermittlung des besagten Antiocheners mich dem kaiserlichen Statthalter als einen Christianer von der gefährlichsten Art anzuzeigen, dessen unruhige Schwärmerey die Aufmerksamkeit der Regierung um so mehr erregen müsse, weil er seinem Eifer für die Ausbreitung dieser hassenswürdigen Sekte bereits den gröſsten Theil eines ansehnlichen Erbgutes aufgeopfert habe.

Du erinnerst dich, Lucian, daſs die Strafgesetze gegen alle heimliche Zusammenkünfte überhaupt, und gegen die ausdrücklich verbotenen geheimen Versammlungen der Christianer insonderheit, unter der milden Regierung des Kaisers Hadrianus zwar nicht aufgehoben, aber doch unvermerkt eingeschlafen waren. Da sich die Christianer um diese Zeit ziemlich ruhig verhielten, so waren die Obrigkeiten überall unter der Hand angewiesen worden, sie auch hinwieder in Ruhe zu lassen, und, ohne daſs man sie ganz aus den Augen verlöre, zu thun als ob man sie nicht gewahr würde; so lange nicht besondere Umstände oder eine förmliche Anklage es etwa nöthig machten, gegen diesen oder jenen nach der Strenge der Gesetze zu verfahren. Die eben so unvernünftige als unmenschliche Maxime, keine andere Religion neben sich dulden zu wollen, war (wie du weiſst) den Priestern der alten gesetzmäſsigen Religion so lange fremd geblieben, bis diese neue, welche geduldet seyn wollte ohne eine andere zu dulden, im Dunkeln und durch die Nachsicht der Obrigkeiten und der Priester unvermerkt so weit um sich griff, daſs die letztern nothwendig aus ihrer allzu groſsen Sicherheit erwachen muſsten. Es war seit geraumer Zeit zur Mode geworden, die Christianer und Epikuräer (weil beide darin, daſs sie die alte Volksreligion für Aberglauben erklärten, gemeine Sache zu machen schienen) gewisser Maſsen mit einander zu vermengen; und da die Epikuräische Sekte schon einige Jahrhunderte lang bestanden hatte, ohne dem Interesse der Priesterschaft merklichen Abbruch zu thun, (denn man hatte ja Beyspiele, daſs Priester selbst, ohne ihrem Amt oder ihrer Filosofie etwas dadurch zu vergeben, Epikuräer waren) so ging es ganz natürlich zu, daſs man sich, gerade dieser Vermengung wegen, unvermerkt angewöhnte, die Christianer für eben so unschädlich anzusehen als jene. Gleichwohl war der Unterschied in diesem Punkte so groſs, daſs er auch den sorglosesten Priestern der alten Götter in die Augen springen muſste. Die Epikuräer glaubten zwar so wenig als die Christianer an die Pronöa (Vorsehung) des groſsen Jupiter, aber seine Gottheit machten sie ihm nicht streitig; sie spotteten über alle Arten von Aberglauben, aber die herrschende Religion respektierten sie als ein politisches Institut der Gesetzgeber. Indem sie also jenen verlachten, und diese unangetastet lieſsen, blieben sie (dem Geist ihrer Filosofie gemäſs) in einer Gleichgültigkeit gegen beide, die keinen Eifer, ihre Sekte auf Unkosten der Staats- und Priesterreligion auszubreiten, unter ihnen aufkommen lieſs. Bey den Christianern hingegen fand das vollkommenste Gegentheil Statt. Sie waren die erklärten Gegner nicht nur des Aberglaubens, sondern des gesetzmäſsigen Dienstes der Götter selbst; und der Enthusiasmus, womit sie den Dienst ihres Einzigen, der keine andere neben sich duldete, und den Glauben an seinen Gesandten, welcher das Reich dieses Einzigen allgemein machen sollte, auszubreiten suchten, lieſs mit Recht von ihnen erwarten, daſs sie nicht eher ruhen würden, bis sie den alten Volksglauben und den darauf gegründeten Götterdienst, oder, in ihrer Sprache zu reden, das Reich der Dämonen, gänzlich vertilgt haben würden.

Meine Verwandten zu Parium hatten, bey dem Anschlag den sie gegen mich faſsten, sehr richtig darauf gerechnet, daſs Vorstellungen dieser Art die Priesterschaft zu Antiochia in Feuer setzen und geneigt machen würden, ihre Angebung bey dem Statthalter von Syrien durch eine förmliche Klage zu unterstützen; und, um dieser den gehörigen Nachdruck zu geben, hatte man solche Maſsregeln genommen, daſs ich in einer nächtlichen Versammlung der Brüder, mitten in der Begehung unsrer heiligsten Mysterien ergriffen wurde. Man begnügte sich, die übrigen, mit der ernstlichen Vermahnung, sich nie wieder in einer solchen gesetzwidrigen Zusammenkunft betreten zu lassen, nach Hause zu schicken: ich hingegen, als Vorsteher und Mystagog dieser verbotenen nächtlichen Zusammenkünfte, wurde vor den Richter der ersten Instanz gebracht, und so bald ich die Frage, ob ich ein Christianer sey? mit aller Entschlossenheit eines Märtyrers bejahet hatte, dem Trajanischen Edikt zu Folge in ein öffentliches Gefängniſs abgeführt.

Diese Begebenheit machte Anfangs um so mehr Aufsehen zu Antiochia, weil sich seit mehrern Jahren nichts ähnliches in dieser groſsen, reichen und unendlich üppigen Hauptstadt zugetragen hatte. Man sprach ein paar Tage von nichts anderm; dafür wurde aber auch, so bald sie aufhörte etwas neues zu seyn, gar nicht mehr daran gedacht. Die Christianer hingegen, und besonders die mit Kerinthus verbündeten Gemeinen, geriethen dadurch in auſserordentliche Bewegung: und, wiewohl man bald merken konnte, daſs alles bloſs auf meine Person gemünzt sey, und die Brüder überhaupt wenig oder nichts deſshalben zu befürchten hätten; so zeigten sie doch so viel Unruhe, nahmen so warmen Antheil an meinem Schicksal, und machten im Verborgenen so vielerley Anschläge und zum Theil so viel wirkliche Schritte zu meiner Befreyung, daſs eben diese ihre unruhige Geschäftigkeit wahrscheinlich nicht wenig dazu beytrug, meine Gefangenschaft über ein ganzes Jahr hinaus zu ziehen. Kerinthus und Hegesias waren zwar viel zu klug, um in dieser Sache unmittelbar zu erscheinen; aber ich bin ihnen die Gerechtigkeit schuldig, zu gestehen, daſs sie sich durch die dritte Hand mit vielem Eifer für mich verwendeten, und groſse Sorge trugen, daſs es mir, so lang' ich im Gefängniſs war, an keiner Bequemlichkeit, die um Geld zu erhalten war, fehlen möchte. Überhaupt, Lucian, ist dein Ungenannter zu Elis in seiner ganzen Erzählung der Wahrheit nirgends so getreu geblieben als da, wo die Rede von meiner Gefangenschaft ist. Alle Umstände, die er anführt, sind buchstäblich wahr; den einzigen ausgenommen, daſs ich durch die Freygebigkeit der Brüder nicht so reich ward als er vorgiebt. Denn, wiewohl sie in solchen Fällen nichts zu sparen pflegten, den Zustand ihrer Märtyrer (wie sie einen jeden aus ihrem Mittel nannten, der deſswegen, weil er sich zum Christenthum bekannte, etwas leiden muſste) zu erleichtern, und, wo möglich, ihre Befreyung zu bewirken, so waren sie doch viel zu gute Ökonomen, um etwas überflüssiges und zweckloses zu thun. Man lieſs keinen Bruder Noth leiden; aber ihn durch ihre Freygebigkeit reich zu machen, wäre gänzlich gegen den Geist des Ordens gewesen, bey welchem die einzelnen Glieder nur in so weit in Betrachtung kamen, als der Vortheil des Ganzen es erforderte.

Was mich betrifft, so hatte die Einkerkerung, durch den Gedanken, für welche Sache ich litt, und durch alles das Heroische und Glorreiche, das in meiner Einbildung mit dem Nahmen eines Bekenners und Dulders verbunden war, zumahl in den ersten Tagen und Wochen, etwas so Herzerhöhendes für mich, daſs ich mich vielleicht in meinem ganzen Leben nie freyer fühlte als damahls —

LUCIAN.

Zum klaren Beweise, daſs die Stoiker ihrem Weisen zu viel schmeicheln, wenn sie behaupten, Er allein habe das Vorrecht, selbst in Ketten und Banden frey zu seyn. Der Schwärmer, der doch, um nichts härteres zu sagen, gerade das Gegentheil des Weisen ist, kann diesem auch hierin den Vorzug sogar noch streitig machen. — Übrigens, Freund Peregrin, würdest du mich verbinden, wenn du, diesem edeln Freyheitsgefühl unbeschadet, deinen Ausgang aus dem Kerker so viel möglich beschleunigen wolltest.

PEREGRIN.

Sehr gern. Denn, wiewohl diese Epoke meines Lebens die letzte war, wo mir die hohe Stimmung meiner Einbildungskraft eine Art von Glückseligkeit verschaffte, deren Verlust ich in der Folge oft genug zu bedauern Ursache hatte: so muſs ich doch gestehen, daſs die allzu groſse Einförmigkeit dieses fantastischen Glücks nach Verfluſs einiger Monate seinen Zauber merklich schwächte, und mich das Unangenehme der Einkerkerung und der Ungewiſsheit meines Schicksals zuweilen sehr lebhaft fühlen lieſs.

Auch der Mangel an Umgang mit Menschen, die, anstatt bloſs an mir zu saugen, auch mir, wie Hegesias und Kerinthus, etwas zu geben fähig gewesen wären, trug nicht wenig dazu bey, das Unbehagliche meines Zustandes zu vermehren. Zwar ermangelten die andächtigen Schwestern und gutherzigen alten Mütterchen, welche meiner pflegten, nicht, durch Bestechung des Kerkermeisters von Zeit zu Zeit kleine Versammlungen von Glaubigen, die das Wort von mir zu hören Verlangen trugen, und bey dieser Gelegenheit sehr reichliche **Liebesmahle** in meinem Gefängnisse zu veranstalten, auch überhaupt ihr möglichstes zu thun, mir ihre herzliche und eben dadurch oft sehr beschwerliche **christliche Liebe** mit Worten und Werken zu beweisen: aber —

LUCIAN lachend.

Armer Peregrin! — Kein **Aber**, wenn ich bitten darf — nur immer zu!

PEREGRIN.

Genug, es kam endlich so weit mit mir, daſs in gewissen Stunden — zumahl wenn ich (wie öfters geschah) auf meinem nicht allzu weichen Lager den Schlaf nicht finden konnte — Erinnerungen und Bilder aus der zauberischen **Villa Mamilia** in mir erwachten —

LUCIAN.

Und du wunderst dich noch darüber?

PEREGRIN.

Wenigstens geschah es sehr wider meinen Willen, das kannst du mir glauben! und ich kämpfte oft bis aufs Blut, um dieser Anfechtungen, (wie sie in unsrer Sprache hieſsen) als Eingebungen böser Dämonen, los zu werden. Ich sage bis aufs Blut, im wörtlichen Verstande; denn ich geiſselte mich zuweilen, wenn mir Satan zu mächtig werden wollte, so unbarmherzig, daſs mein Rücken des folgenden Tages meinen mitleidigen Wärterinnen nicht wenig zu schaffen machte.

LUCIAN.

Und was war der Erfolg dieser listigen Art den Feind in den Rücken zu fallen?

PEREGRIN.

Ich kann nicht läugnen, daſs ich übel dadurch ärger machte.

LUCIAN.

Das hätte ich dir vorher sagen wollen, mein guter Peregrin. Diesen Dämon mit Fasten und Beten zu bekämpfen, das laſs' ich allenfalls gelten: aber Ruthen und Geiſseln sind immer für ein besseres Mittel gehalten worden, ihn vielmehr aufzureitzen als zu dämpfen.

PEREGRIN.

Der Hauptfehler war wohl, daſs ich (nach den Grundsätzen der Kerinthischen Filosofie) gleich Anfangs solchen sehr natürlichen Anfechtungen die Wichtigkeit gab, sie in meinem Wahne zu übernatürlichen zu erheben. Eben daſs ich sie für Anfälle böser Geister hielt, und mich mit so groſsen Bewegungen und Anstalten gegen sie zur Wehre setzte, muſste die Sache immer ernsthafter und schwieriger machen. — Doch, es ist hohe Zeit, auf die Begebenheit zu kommen, die das Ende aller dieser Ausschweifungen und meine gänzliche Trennung von den Christianern herbey führte.

LUCIAN.

Ich bin lauter Ohr.

SIEBENTER ABSCHNITT.

PEREGRIN.

Eines Abends, da die lange Dauer meiner Gefangenschaft und die Lauigkeit, womit meine Freunde an meiner Befreyung zu arbeiten schienen, meiner Geduld härter als gewöhnlich zusetzten, öffnete sich die Thür meines Gefängnisses, und eine verschleierte Frau, mit einem Korb auf dem Kopfe und einer Lampe in der Hand, trat herein, und grüſste mich (indem sie die Lampe auf einen kleinen Tisch und den Korb auf den Boden setzte) mit dem wohl bekannten Friedenswunsche der Christianer. Ihr Anzug war die gewöhnliche Kleidung der Diakonissen, das ist, der ältlichen Wittwen, die sich dem Dienste der Brüdergemeinen widmeten; ein dunkelbrauner Habit von der gemeinsten Wolle, mit einem ledernen Gürtel zusammen gehalten: aber in ihrer Gestalt war etwas, das mit diesem Anzuge kontrastierte, und in eben dem Augenblick, da es mich befremdete, eine schlafende Erinnerung zu erwecken schien. Ich war betroffen, und das Herz schlug mir vor Erwartung, was aus dieser Erscheinung werden sollte, ohne daſs ich ein Wort hervorbringen konnte. Auch die unbekannte Schwester schien keine Eile zu haben, die Unterredung anzufangen. Das erste, was sie that, war, daſs sie in groſser Gelassenheit ihren Korb aufdeckte, ein kleines Rauchfaſs voll glühender Kohlen heraus nahm, etwas Räuchwerk darauf warf, und das ziemlich dumpfe Gewölbe mit einem Wohlgeruch erfüllte, der es auf einmahl (wenigstens für Einen Sinn) in ein Zimmer eines Feenpalasts verwandelte.

Dieſs erweckte neue Rückerinnerungen; mein Erstaunen nahm zu; ich erwartete mit Ungeduld, was auf diese magische Vorbereitung folgen würde. — „Und dein Herz sagt dir noch immer nichts, mein Bruder Peregrin?“ sprach sie endlich mit einer Stimme, die mich zu oft in Entzücken gesetzt hatte, um mich länger im Zweifel zu lassen; und mit dem letzten Worte schlug sie ihren Schleier zurück und öffnete ihre Arme.

Was seh' ich? Dioklea? rief ich auſser mir, indem ich in ihre Arme sank; ists möglich? Dioklea hier? Dioklea eine Christianerin?

„Und warum nicht? versetzte sie lächelnd. Ich habe so vielerley Rollen gespielt, warum nicht auch diese? die einzige, die es vielleicht der Mühe werth war noch zu lernen!“

Eine Rolle nennst du es? rief ich mit Bestürzung.

„Stoſse dich nicht an dieses Wort, lieber Peregrin; es ist nicht so übel gemeint als du es aufnimmst. Es gehört, wie du weiſst, Zeit dazu, eine lange gewohnte Sprache zu verlernen und sich eine ganz neue anzugewöhnen. Ich wollte nichts damit sagen, als worin wir unfehlbar beide einverstanden sind, daſs wir nichts weiseres und besseres thun konnten, als das, was wir ehemahls waren, mit dem, was wir nun sind, zu vertauschen.“

Ganz gewiſs, Dioklea, hast du das beste Loos erwählt! Aber, o sage, wie und wann und wo warest du so glücklich, dich von innern Heiligthums unsers Ordens gekommen: oder glaubst du etwa, daſs dieſs bey mir der Fall sey, mein Bruder? so irrest du dich sehr. Ich bin von den Jüngern hinter dem Vorhang, 1) lieber Peregrin; ich bin — was du gewiſs nicht vermuthest, nie errathen würdest, ich bin —"

Und was denn? rief ich —

„Die Schwester, die leibliche Schwester des Kerinthus," sagte sie mit einem lächelnden Blick, und einem Tone, der über mein Erstaunen zu triumfieren schien.

Sprichst du im Ernste? Du? Du, Anagallis-Dioklea, die Schwester des Kerinthus? —

„In vollem Ernste, lichtstrahlender Peregrinus Proteus, erwiederte sie indem sie meine Hand ergriff, hier hast du meine Hand darauf, die leibliche Schwester des groſsen Profeten Kerinthus, wiewohl nicht länger Anagallis noch Dioklea, sondern Theodosia."

---

1) So hieſsen diejenigen Schüler des Pythagoras, vor welchen er nichts geheimes hatte.

Bisher, lieber Lucian, hatte ich, ungeachtet des Eindrucks der Gegenwart dieser Zaubrerin, und des magischen Nimbus von tausend süſsen, Herz und Sinne schmelzenden Erinnerungen, in welchem sie vor meinen Augen stand, noch immer ausgehalten: aber gegen diese Entdeckung, und gegen den leisen Druck ihrer Hand in dem nehmlichen Augenblicke — hielt ich nicht länger aus. Es war als ob ich plötzlich aufhörte, der vorige Mensch zu seyn. — Ich warf mich, oder taumelte vielmehr, unwissend wer ich war und was ich that, zu ihren Füſsen, umfaſste ihre Knie, drückte mich mit der Entzückung eines Rasenden an sie an, stieſs sie einen Augenblick darauf wieder von mir, sprang auf, schlug mich mit der Faust vor die Stirne, sank mit dem Kopf aufs Lager hin, sprang wieder auf, stürzte auf Diokleens Schulter, und brach glücklicher Weise in einen Strom von Thränen aus, der mir die Sprache wiedergab, und wahrscheinlich meine Vernunft rettete. O so war auch dieſs alles Täuschung! rief ich endlich aus, indem ich mein Gesicht an ihren leicht verschleierten

Busen drückte. — Aber Du bleibst mir! Anagallis oder Dioklea, oder unter welchem Nahmen du dich mir darstellst, unter jedem Nahmen, unter jeder Verkleidung bist du — du selbst! Nicht wahr, Dioklea, Du täuschest mich nicht?

Sie umarmte mich statt der Antwort mit der ruhigen Zärtlichkeit einer Schwester, indem sie mich bat, mich zu fassen und diese stürmischen Bewegungen zu mäſsigen. „Ich habe dir noch unendlich viel zu sagen, setzte sie hinzu; aber du muſst erst ruhiger werden. Setze dich, lieber Peregrin. — Ich bringe in diesem Korb Erfrischungen mit, die deine Lebensgeister besänftigen werden; und ich hoffe, schon meine Gegenwart soll wie Homers Nepenthe auf dich wirken, und dich aller unangenehmen Dinge vergessen machen. Ich habe dafür gesorgt, daſs uns niemand stören wird. Die Nacht ist unser. Sogar die frommen Bettler und die Schaar von alten Weibern, die sonst immer vor der Thür lagen und Wache bey dir hielten, sind durch einen Polizeybefehl entfernt. Dioklea denkt an alles, wie du weiſst." — Unter diesen Reden schickte sie sich an, ihren Korb auszupacken, und, um desto rüstiger zu seyn, legte sie den Wittwenschleier, den braunen Überrock und den ledernen Gürtel ab, und stand in einer faltenvollen schneeweiſsen Tunika, die von einem Gürtel von künstlichen Rosen zusammen gehalten wurde, mit halb aufgebundnen, halb wallenden Haaren, nymfenähnlicher und reitzender, däuchte mich, als jemahls, vor mir da.

LUCIAN.

Armer — oder vielmehr nicht armer, reicher, an süſsen Täuschungen reicher Peregrin! Und du hättest gewollt, daſs dich Dioklea nicht täuschen sollte?

PEREGRIN.

Ach! was mich täuschte, war immer in mir selbst! Ich wage es kaum — denn in der That, entweder du bist so gefällig und erlässest mir ein Geständniſs, wofür ich wirklich keine Worte zu finden weiſs — oder was ich dir gestehen muſs, die Wirkung, welche Dioklea, (du weiſst was für Reitze, was für Erinnerungen dieser Nahme umfaſst) Dioklea, in diesem Anzug, in einem so gefährlichen Augenblicke, beym magischen Schein einer einzigen Lampe, nach einer so langen Trennung, nach einem so enthaltsamen Leben als ich seit sieben Jahren geführt hatte, in diesem Aufruhr aller meiner äuſsern und innern Sinne — auf mich machte — Nein, Lucian, fordre es nicht! — es wirft mich zu sehr vor dir zu Boden! Du würdest nicht begreifen können, wie dieses Weib, — die das war was ich wuſste, — die, wiewohl noch immer voller Reitze, doch gewiſs in einer ruhigern Gemüthsstimmung und bey hellem Tageslichte wenig Eindruck auf meine Sinne gemacht hätte, in diesem Augenblicke den Mann, den ich dir bisher geschildert habe, aus einem Enthusiasten von der höchsten Klasse, aus einem halben Engel — in einen wüthenden — ich kann das Wort nicht aussprechen — in einen —

LUCIAN.

So laſs es mich sagen — in einen Satyr verwandeln konnte. — Freund Peregrin, das begreife ich so gut, daſs ich noch keine von allen deinen Begebenheiten besser begriffen habe; so gut, daſs dieſs Geständniſs in meinen Augen allen deinen übrigen das Siegel der Wahrheit aufdrückt, und daſs ich, hätte Dioklea in jenem nehmlichen Augenblick, unter solchen Umständen, unmittelbar nach einer so heftigen Revoluzion in deinem ganzen Seyn und Wesen, auf einen Menschen wie du, diese Wirkung nicht gethan, entweder geglaubt hätte, du verschweigest mir etwas, oder gezwungen gewesen wäre, in deine ganze bisherige Erzählung ein Miſstrauen zu setzen. — Gieb dich also zufrieden, daſs du, mit allen deinen Visionen und trotz der hohen Gnosis des Kerinthus, doch nur ein Mensch, das ist, ein Ding warst, das unter gewissen Umständen und Bedingungen ein halber Engel, unter andern ein ganzer Satyr seyn kann, — und sage mir, wie benahm sich die schöne Theodosia in diesem Sturme?

PEREGRIN.

Ich bin ihr die Gerechtigkeit schuldig, zu sagen, daſs sie das Mögliche und das Unmögliche versuchte, um dem wüthenden Nymfolepten zu entgehen; aber ihre

Kräfte reichten nicht so weit. Überdieſs war die Thür von auſsen verriegelt, und noch lauter zu schreyen als sie wirklich schrie, — uns beide dadurch zum Stadtmährchen von Antiochia zu machen, und auf die unschuldigen Christianer eine Nachrede zu bringen, welche gewiſs von ihren Feinden sehr grausam gemiſsbraucht worden wäre, dazu war sie zu verständig und zu edel denkend. — Aber laſs mich kein Wort weiter von dieser widerlichen Scene sagen; denn Du, der alles so gut begreift, begreifst auch dieſs, daſs Dioklea —

LUCIAN.

O gewiſs begreife und billige ich sogar, — unter allen vorwaltenden Umständen, versteht sich — daſs sie dir vergab; dir, da du (wie ich mir leicht vorstellen kann) im Staube vor ihr lagst, und, von Scham und Reue beynahe vernichtet, um Gnade flehtest, eben so aufrichtig vergab, als sie gethan haben würde, wenn du sie durch eine unfreywillige Bewegung mit einem Messer verwundet hättest. — Nichts davon zu sagen, daſs eine Dame von Diokleens Stand, Alter und

Karakter sich im Grunde durch einen so auſserordentlichen Beweis der Gewalt ihrer Anziehungskraft weniger beleidigt als geschmeichelt finden muſste.

PEREGRIN.

Dieſs, Lucian, war wohl nicht der Fall mit Diokleen. Was geschehen war, verrückte ihren ganzen Plan, und konnte ihr also unmöglich anders als äuſserst unangenehm seyn. Und in der That, wenn ich bedenke, daſs dieser Sturm, wie du es zu nennen die Güte hattest, vielleicht das einzige war, was mich von den Verführungen dieser schlauen Kreatur retten, und in die ruhige Fassung setzen konnte, ohne welche es mir, aller Wahrscheinlichkeit nach, unmöglich gewesen wäre ihren Anschlag auf mich zu vereiteln: so bin ich beynahe versucht, jenen wilden Ausbruch, der so ganz und gar nicht in meinem natürlichen Karakter war, eher für das Werk meines guten Genius zu halten, oder wenigstens in die Zahl der unerklärbaren Zufälle zu setzen, durch welche wir, indem wir bloſs als blinde Werkzeuge einer mechanisch auf uns wirkenden Ursache handeln, von irgend einem groſsen Übel befreyet oder irgend eines groſsen Gutes theilhaftig werden; Zufälle, wovon jeder Mensch, vielleicht ohne Ausnahme, auffallende Beyspiele aus seiner eigenen Erfahrung anzuführen hat. Der Verfolg meiner Erzählung wird dich, denke ich, überzeugen, daſs ich Grund habe diese Bemerkung zu machen.

LUCIAN.

Etwas, wovon ich sehr stark überzeugt bin, ist: daſs die gute Mutter Natur, die ihre Kinder nicht leicht im Stiche läſst, sehr mütterlich dafür gesorgt hat, daſs wir, um den Glauben an uns selbst (dieſs so unentbehrliche Triebrad in unserm Wesen) durch keine unsrer Vergehungen oder Thorheiten gänzlich zu verlieren, für jede Anklage in unserm eigenen Busen eine Entschuldigung finden, welche unvermerkt die Gestalt einer Rechtfertigung gewinnt, und wenigstens uns selbst beruhigt, wenn sie auch nicht immer vor einem ganz unparteyischen Richter bestehen könnte. — Aber weiter, Peregrin!

PEREGRIN.

Als ich endlich, wiewohl nicht ohne groſse Mühe, meine so gröblich beleidigte Freundin wieder besänftiget sah, und einige Becher von einem Weine, der die Bacchanalien der Villa Mamilia in unsre Erinnerung zurück rief, das gute Verständniſs zwischen uns wieder hergestellt hatten, bat ich sie, mir zu erklären, durch was für ein Wunder die Tochter des Apollonius, die weltberühmte Tänzerin Anagallis, die Vertraute der üppigsten aller Römerinnen, mit Einem Worte, die schöne **Dioklea**, aus einer sehr irdischen Priesterin der himmlischen Venus in eine Schwester des erhabnen Kerinthus und in eine Christianerin umgestaltet worden sey.

Ich bin, versetzte sie, mit der Entschlieſsung hierher gekommen, dich über alle diese Dinge ins Klare zu setzen; und wiewohl ich wenig Ursache habe, viel Vertrauen in deine Weisheit zu setzen, so will ich es doch auf die Gefahr noch einmahl von meinem Herzen betrogen zu werden, mit dir wagen, und deiner Freundschaft für mich, an welcher ich nie gezweifelt habe, das Geheimniſs meiner Seele anvertrauen. Alles müſste mich betrügen, (setzte sie hinzu) oder das Schicksal hat uns nach einer so langen Trennung wieder zusammen gebracht, um an einem groſsen Plane mit einander zu arbeiten, und, wie oft uns auch die Umstände noch ferner trennen möchten, dem Geist und Herzen nach immer aufs engeste vereiniget zu bleiben. — Nach dieser Vorrede forderte sie, als die einzige und absolute Bedingung, ohne welche alle Gemeinschaft zwischen uns sogleich unwiderruflich aufgehoben werden müſste, daſs ich ihr feierlichst angeloben sollte, von diesem Augenblick an zu vergessen, daſs sie jemahls Dioklea und Anagallis für mich gewesen sey, nichts andres mehr in ihr zu sehen, als meine neu gefundene Schwester Theodosia, und mit dem heiligen Nahmen eines Bruders auch die Gesinnungen und das Betragen eines Bruders gegen sie anzunehmen. Es war natürlich, daſs ich mich auf alle Fälle gegen einen solchen Antrag sträubte; aber, da sie mit groſsem Ernst darauf bestand, blieb mir nichts andres übrig als zu gehorchen, und es lediglich auf die Bescheidenheit meines Betragens und ihre eigene Groſsmuth ankommen zu laſsen, ob und unter welchen Umständen sie für gut finden würde, von der strengen Buſse, welcher ich mich unterwarf, etwas nachzulassen.

Nachdem dieser vorläufige Punkt berichtiget war, fing sie an, mir das Wesentlichste von der geheimen Geschichte ihres Bruders und ihrer eignen mitzutheilen. Kerinthus war einige Jahre älter als sie; sie stammten von Jüdischen Ältern ab, die ihnen aber noch in ihrer Kindheit entrissen wurden. Noth und Dürftigkeit brachten ihren Bruder dahin, sich selbst und seine kleine Schwester auf eine gewisse Zeit an eine Bande herum ziehender Tänzer und Luftspringer zu verhandeln. Etliche Jahre darauf fiel die kleine Dorkas, wie sie sich damahls nannte, in die Hände eines gewissen Hermias, eines Weisen von dem Aristippischen Orden, der zu Athen privatisierte, und sich, aus nicht ganz uneigennützigen Absichten, ein Geschäft daraus machte, die Anlagen, die er in ihr entdeckte, theils selbst, theils durch die besten Meister die er finden konnte, auszubilden. Sie sprach von diesem ihrem zweyten Vater mit der Wärme und Zärtlichkeit einer

Tochter, die ihm alles was sie war zu danken hätte. Aber auch Er wurde ihr nach einigen Jahren durch den Tod geraubt; und weil das kleine Vermächtniſs, das er ihr hinterlassen konnte, ziemlich bald aufgezehrt war, so befand sie sich nun in dem Falle, von den Talenten zu leben, welche sie zu Athen erworben hatte; und in der That erfüllte sie, indem sie zu Smyrna, Efesus, Antiochia, und in andern Hauptstädten der östlichen Provinzen des Reichs, unter dem Nahmen Anagallis als mimische Tänzerin auftrat, wirklich die Absicht, zu welcher Hermias (der sie auf keinem andern Wege glücklicher machen zu können glaubte) sie mit so vielem Aufwand erzogen hatte.

Inzwischen hatte das Schicksal auch mit ihrem Bruder auf mancherley Art gespielt. Er war ehemahls zugleich mit ihr nach Athen gekommen, und Hermias hatte, aus Liebe zu ihr, ein paar Jahre für seinen Unterhalt gesorgt, und ihm Gelegenheit verschafft, in den Schulen der Rhetorn und Filosofen die erste Bildung eines Geistes zu erhalten, der schon damahls nichts gemeines zu versprechen schien. Nach Verfluſs dieser Zeit fand Hermias

Gelegenheit, den jungen Menschen an einen seiner Freunde zu Korinth zu empfehlen, der ihn zu Handlungsgeschäften gebrauchte, und in dessen Gesellschaft er verschiedene Reisen machte, auf einer derselben aber, durch die Unruhe seines immer ohne bestimmten Zweck empor strebenden Geistes, von ihm getrennt, und zuletzt nach Alexandrien verschlagen wurde, wo er einige Zeit in Gemeinschaft mit den Juden lebte, sich in der Religion seiner Väter unterweisen liefs, und mit verschiedenen übel berechneten Entwürfen, seinem unglücklichen Volke aufzuhelfen, umging, deren Vereitlung ihn von Alexandrien wieder weg, und von einem Abenteuer zum andern trieb. Er hatte sich in Ägypten mit der Hermetischen Filosofie bekannt gemacht, und wanderte nun durch Chaldäa und Medien bis nach der heiligen Stadt Balk, an die Ufer des Oxus, um sich in den Mysterien der Chaldäer und der Zoroastrischen Schule einweihen zu lassen.

Während der ganzen Zeit, da Kerinthus von seinem rastlosen und mit Entwürfen schwangern Geiste in den Morgenländern herum getrieben wurde, zeigte sich seine

Schwester nach und nach in allen Provinzen der Römischen Herrschaft als die erste Tanzkünstlerin ihrer Zeit, und bezauberte sowohl auf den öffentlichen Schauplätzen, als in den Privathäusern, wohin sie eingeladen wurde, alle Augen und Herzen. Seitdem sie sich dieser Lebensart ergeben hatte, waren mehr als zehn Jahre verflossen, in welchen sie ihren Bruder unvermerkt völlig aus dem Gesichte verloren hatte: als sie unverhofft eine Einladung von ihm erhielt, sich mit ihm zu einer Unternehmung zu verbinden, von welcher er sich und ihr groſse Vortheile versprach. Er hatte sich nehmlich zum Haupt einer Brüderschaft aufgeworfen, welche in den nördlichen Prozinzen von Kleinasien von Ort zu Ort herum ziehen wollte, um die Liebhaber fanatischer Religionsübungen in den Mysterien der Isis einzuweihen, und dieses Institut zugleich mit einem Orakel und andern Chaldäischen und magischen Operazionen zu verbinden, welche unter den rohen Völkern in Paflagonien, Galazien, und im Pontus groſse Ausbeute hoffen lieſsen. Kerinthus hatte dazu einer Priesterin vonnöthen, auf deren Geist und Geschmeidigkeit er sich in allen

Fällen verlassen könnte; und der öffentliche Ruf hatte ihm über diesen Punkt einen so vortheilhaften Begriff von seiner Schwester gemacht, daſs er sich des glücklichsten Erfolgs seiner Unternehmung gewiſs hielt, so bald sie an der Ausführung Antheil nehmen würde. Da die schöne Anagallis um diese Zeit des Theaters ziemlich überdrüssig war, so ging sie um so williger in die Vorschläge ihres Bruders ein, als sie sich von dieser neuen Lebensart tausend Gelegenheiten versprach, ihren erfinderischen Kopf auf eine angenehme Art zu beschäftigen, und weil überdieſs, seitdem sie aufgehört hatte den Augen des Publikums in den Hauptstädten etwas neues zu seyn, die Quellen zu Bestreitung ihres groſsen Aufwandes immer unergiebiger wurden. Sie begab sich also zu ihrem Bruder, der sie zu Smyrna erwartete; lieſs sich von ihm in der Rolle, welche sie in seinem geheimen Isisorden spielen sollte, unterrichten; durchwanderte hierauf mit ihm und seiner Gesellschaft einen groſsen Theil des kleinen Asiens, und rechtfertigte durch ihre Talente für diesen neuen Zweig der Schauspielkunst und Mimik die Meinung vollkommen, welche

Kerinthus von ihr gefaſst hatte. Allein diese wandernde Lebensart war, bey allen ihren Annehmlichkeiten, auch groſsen Beschwerden und Gefahren ausgesetzt; nicht alle Abenteuer fielen glücklich aus, und Anagallis, oder Parisatis (wie sie sich jetzt nennen lieſs) ging schon einige Zeit mit ihrem Bruder zu Rathe, wie sie ihre Fähigkeiten auf eine edlere und seines hoch strebenden Geistes würdigere Art beschäftigen könnten: als ein glücklicher Zufall sie mit der schönen und reichen Römerin Mamilia Quintilla bekannt machte, und die beiden Damen eine so groſse Zuneigung für einander faſsten, daſs sie von nun an beschlossen, sich nie wieder zu trennen. Kerinthus war eben abwesend, als sich dieses zutrug; sie benachrichtigte ihn schriftlich davon, und er lieſs sich um so eher gefallen seine Schwester in so guten Händen zu lassen, da er selbst im Begriff war, neue Verbindungen einzugehen, und bereits über dem groſsen Entwurfe brütete, mit dessen Ausführung wir ihn beschäftigt gesehen haben; jedoch muſste sie ihm versprechen, daſs sie so viel möglich einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm unterhalten und immer bereit seyn wollte, ihm, bey jeder Aufforderung, zu seinem Vorhaben (woraus er ihr damahls noch ein Geheimniſs machte) beförderlich zu seyn.

LUCIAN.

Ah! nun klärt sich auf einmahl alles auf, was dich bey deiner ersten Zusammenkunft mit Kerinthus beynahe nöthigen muſste, ihn für ein übermenschliches Wesen, oder wenigstens für einen Wundermann vom ersten Range anzusehen.

PEREGRIN.

Mich hatte dieser fatale Lichtstrahl in dem Augenblicke durchblitzt, da ich aus Diokleens Munde hörte, daſs sie die Schwester des Kerinthus sey; und daher diese heftige Revoluzion, die auf einmahl mein ganzes Wesen erschütterte. Es brauchte für mich nichts mehr, als mir zwey solche Personen wie Kerinthus und Anagallis in einem solchen Verhältnisse zu denken, um alles übrige dunkel voraus zu sehen, und mich verrathen und betrogen zu glauben. Indessen wollte ich doch aus ihrem eignen Munde hören, wie es damit zugegangen; und sie ermangelte nicht, mir von freyen Stücken alles Licht zu geben, das ich wünschen konnte.

Ich habe wohl nicht nöthig, (fuhr sie mit dem halb ironischen Lächeln, das in ihrem Gesicht einen so eigenen Zauber hatte, fort) mich über meine Begebenheiten, so lange ich in Verbindung mit Quintillen war, weitläufig auszubreiten, da du selbst eine Hauptrolle dabey gespielt, und schon damahls, als wir in der Villa Mamilia beysammen lebten, den Schlüssel zu der ganzen Maschinerey, durch welche man dir so beneidenswürdige Täuschungen verschaffte, von mir bekommen hast. Ich eile also zu einem Umstande, der sich bald nach deiner Entfernung von uns zutrug, und dir einen neuen Schlüssel zu dem wunderbaren Abenteuer, das dir zu Smyrna aufstiefs, geben wird.

Und nun erzählte sie mir: Ihr Bruder hätte ihr seit ihrer zweyten Trennung so viel Nachricht von sich gegeben, dafs sie daraus ersehen können, er habe endlich einen Wirkungskreis gefunden, worin er seine Fähigkeiten zu einem sehr grofsen und ehrenvollen Zweck anwende, und sich einen gewisser Maſsen unsichtbaren, aber nur desto wichtigern Einfluſs verschaffe, dessen Grenzen nicht abzusehen wären. Er meldete ihr von Zeit zu Zeit, daſs sein Geschäfte, trotz der vielen Schwierigkeiten die er zu bekämpfen habe, den glücklichsten Fortgang gewinne, sagte aber nie warum es eigentlich zu thun sey, und drückte sich über alles in einer so geheimniſsvollen Sprache aus, daſs ihre Neugier dadurch um so stärker gereitzt werden muſste, da er noch immer auf ihre künftige Mitwirkung Rechnung zu machen schien. Wenige Tage nach meiner Entweichung erschien er selbst zu Halikarnaſs, und lud seine Schwester zu einer geheimen Zusammenkunft ein, worin er sich über die Natur seiner neuen Verbindungen, über seine Plane, und über die Mittel, wodurch er sich, so zu sagen, zum König eines unsichtbaren Reichs zu machen hoffte, ausführlich gegen sie heraus lieſs. „Seine Reisen durch den gröſsten Theil des Reichs hätten ihm mancherley Gelegenheiten verschafft die Christianer genauer kennen zu lernen, und sich von ihrem Institut, oder vielmehr von dem, was es unter den

Händen eines fähigen und unternehmenden Mannes werden könne, ganz andere Begriffe zu machen als man gewöhnlich davon habe. Er hätte gefunden, was sich vielleicht noch keiner aus ihrem Mittel deutlich gedacht haben möchte, — daſs es ganz dazu gemacht sey die gröſste Revoluzion in der Welt zu bewirken, und daſs dazu, nächst der Zeit, die alles zur Reife bringen muſs, nichts weiter erfordert werde, als vermittelst eines geheimen Ordens wo nicht alle, wenigstens den gröſsern Theil der Brüdergemeinen, in ein wohl organisiertes Ganzes zu verbinden, und unter die unsichtbare Leitung eines Einzigen zu bringen, der durch seinen Geist, seine Talente, seinen Muth und eine unermüdliche Thätigkeit und Beharrlichkeit, einem so viel umfassenden Amte gewachsen sey.“ — Du kennest meinen Bruder, fuhr sie fort, und so brauche ich dir nicht zu sagen, wer dieser Einzige war, den er zur Ausführung seines Plans bestimmte, und ob er von dem Augenblick an, da dieser groſse Gedanke in seinem erfindungsreichen Geiste aufblitzte, mit etwas anderm beschäftigt war, als mit den Mitteln, wodurch er ihn in Wirklichkeit setzen könnte. Er ward ein Christianer, und that sich durch die Behendigkeit, womit er den Geist ihres Instituts erfaſste, durch die Beredsamkeit und das Feuer seines Vortrags in ihren Versammlungen, durch den neuen Schwung, den er ihren Lieblingsideen zu geben wuſste, und durch den brennenden, aber immer von Klugheit geleiteten Eifer, womit er sich für einzelne Gemeinen sowohl als für die allgemeine Sache verwendete, in kurzer Zeit so sehr hervor, daſs er das Vertrauen vieler einzelner Vorsteher und dadurch immer neue Gelegenheiten erhielt, das Innere ihrer Verfassung und Umstände, und (was für ihn das wichtigste war) die einzelnen Personen sehr genau kennen zu lernen, die entweder zu seinem geheimen Vorhaben als Werkzeuge oder als wirkliche Mitarbeiter brauchbar waren, oder, wenn er sie zu keinem von beiden aufgelegt fand, durch andere Mittel und Wege, wo nicht gewonnen, wenigstens verhindert werden muſsten, ihm mit Erfolg entgegen zu arbeiten.

Mitten unter diesen rastlosen Bemühungen brachte er den geheimen Orden zu Stande, mit dessen Hülfe er nun, da die Mitglieder durch eine groſse Anzahl der Asiatischen Gemeinen zerstreut waren, an dem Vereinigungswerke arbeiten konnte, wodurch er dem Institut der Christianer die Festigkeit und den genauen Zusammenhang geben wollte, ohne welche (wie er glaubt) seine immer weitere und schnellere Ausbreitung und endlich sein Triumf über die herrschende religiöse und politische Verfassung unmöglich seyn würde. Der Anfang zu diesem allen war gemacht. Aber noch immer suchte er Ordensglieder, denen er sich ganz vertrauen könnte, und welche mit den allzu seltnen Fähigkeiten ausgerüstet wären, die er bey den unmittelbaren Organen seines Plans zu finden wünschte: und da er mir (setzte sie hinzu) die Ehre erwies, von den meinigen eine sehr günstige Meinung zu hegen; so lieſs er nichts unversucht, um mich zu bewegen, daſs ich alle andere Verbindungen und Entwürfe aufgeben, und die Geistesgaben, die mir seine brüderliche Parteylichkeit zuschrieb, der Beförderung eines Werkes widmen sollte, wovon er meine Vernunft selbst überzeugte, daſs es das gröſste, glänzendste und vortheilhafteste sey, was Personen, die sich über den gewöhnlichen Menschenschlag erhaben fühlten, jemahls unternehmen könnten. Er beantwortete alle meine Fragen, löste alle meine Zweifel, entdeckte mir alle seine Hülfsquellen, und überführte mich von der wirklichen Ausführbarkeit seines Plans, bis zur Unmöglichkeit weiter etwas dagegen einzuwenden. Aber meine Zeit war noch nicht gekommen. Ich hing noch zu stark an Mamilien, oder (aufrichtig zu reden) an allem, was meine Verbindung mit ihr Angenehmes und Vortheilhaftes hatte; und Kerinthus selbst schien das letztere wichtig genug zu finden, um endlich seine Ansprüche auf mich, wiewohl ungern, der Betrachtung, daſs ich ihm in meinen damahligen Verhältnissen vielleicht nützlicher seyn könnte, aufzuopfern. Indem wir diese Sache noch mit vielem Eifer zwischen uns verhandelten, stellte sich mir auf einmahl das Bild meines lieben Flüchtlings dar. Gieb dich zufrieden, Bruder, rief ich mit einer Art von Begeisterung, ich habe einen Mann gefunden, der dich für deine fehl geschlagene Hoffnung reichlich entschädigen wird! — einen jungen Mann, der so ganz in deine Plane paſst, als ob ihn die Natur und das Glück absichtlich und ausdrücklich für dich ausgebildet hätten. Und nun, mein lieber Peregrin, erzählte ich ihm alles, was ich von deiner Geschichte aus deinem eigenen Munde wuſste, und was mir selbst mit dir begegnet war; und du kannst leicht ermessen, ob ich ihn dadurch begierig machte, einen so seltenen, so liebenswürdigen und so ganz entschiedenen Schwärmer je eher je lieber in seine Partey zu ziehen. Wir überlegten mit einander, was du nach deiner Entweichung von Halikarnaſs vermuthlich für einen Weg genommen haben könntest; und da ich nicht zweifelte daſs du über Smyrna zurück gehen würdest, so beschloſs Kerinthus sich unverzüglichlich dahin zu begeben, und inzwischen allenthalben, wo du wahrscheinlich auf deiner Wanderung durchkommen würdest, durch seine Freunde Erkundigungen von dir einzuziehen. Nach einiger Zeit erfuhr ich den glücklichen Erfolg des Plans, den er dieser Verabredung zu Folge entworfen hatte, und erhielt groſse Danksagungen von ihm, daſs ich ihn in den Stand gesetzt, eine Eroberung zu machen, von welcher er seiner Unternehmung wichtige Vortheile versprach.

Dioklea fuhr nun fort, mir von dem, was sich bis auf diese unsre, von meiner Seite so unverhoffte Zusammenkunft mit ihr selbst zugetragen, so viel zu berichten, als sie für nöthig hielt, mich zu überzeugen, daſs es auch damit ganz natürlich zugegangen sey. Die schöne Mamilia wurde des Aufenthalts in diesen Gegenden von Kleinasien überdrüssig, und Dioklea begleitete sie zuerst nach den berühmten Bädern von Dafne, unweit Antiochien, sodann nach Alexandrien, und endlich nach Italien zurück, wo die üppige Römerin eine schöne Villa, welche sie in der Gegend von Bajä besaſs, zu ihrem gewöhnlichsten Aufenthalt machte, und, von dem Beyspiele der neuen Bekanntschaften, in welche sie hier verwickelt wurde, hingerissen, sich allen Arten von Ausschweifungen mit so wenig Mäſsigung überlieſs, daſs ihre aus einem feinern Thone gebildete Freundin es endlich nicht länger bey ihr aushalten konnte. Sie trennten sich von einander; und Dioklea, welche sich von der Rolle, die sie in der Unternehmung ihres Bruders spielen könnte, eine neue, den Fähigkeiten ihres Geistes und ihrem gegenwärtigen Alter angemeſsnere Art von Thätigkeit versprach, säumte nun nicht länger sich mit ihm zu vereinigen, und, nachdem sie in kurzer Zeit alle dazu erforderlichen Kenntnisse und die Einweihung in den innersten Mysterien seines Ordens unter dem Nahmen Theodosia erhalten hatte, ihm an der Beförderung seiner geheimen Theokratie mit eben so vielem Eifer als Erfolg arbeiten zu helfen. Diese Vereinigung mit Kerinthus erfolgte bald, nachdem ich mich wieder von ihm getrennt hatte, um meine Mission nach der Syrischen Küste anzutreten.

Wie billig, war es eine ihrer ersten Sorgen, sich nach ihrem alten Freunde Proteus bey ihm zu erkundigen; und so erfuhr sie nicht nur alles, was ich — in der Meinung für die Sache Gottes und der ganzen Menschheit zu arbeiten — für ihn und seine Sache gethan hatte, sondern auch zugleich, daſs Kerinthus, weit entfernt mich seines innersten Vertrauens würdig zu halten, mich bisher nur als ein bloſses Werkzeug seiner Absichten betrachtet habe; als einen Menschen von gutem Willen, dessen Schwärmerey man benutzen müsse, ohne ihn jemahls auch nur ahnden zu laſsen, daſs das, was er für den Zweck hielt, bloſs ein Mittel zu dem wahren Zweck seines Ordens sey. Ich konnte, (sagte mir Dioklea mit aller Wärme unsrer ehemahligen Freundschaft) ich konnte mich mit dem Gedanken nicht versöhnen, einen Mann wie Du in den Augen meines Bruders so klein zu sehen. Wir stritten uns oft über dieses Kapitel, ohne daſs ich mit allem, was ich ihm zu deinem Vortheil sagte, etwas über seine vorgefaſste Meinung gewinnen konnte, welche (wie ich mir selbst nicht verbergen kann) auf Beobachtungen und Maximen gegründet war, die einen kältern und weniger für dich eingenommenen Kopf als der meinige nothwendig zurückhaltend machen muſsten. Mit Einem Worte, Kerinthus scheint sich überzeugt zu haben, daſs du seiner Sache als Apostel, allenfalls auch als Märtyrer, unendliche Mahl nützlicher seyn könnest, als du ihm seyn würdest, wenn er dich ohne Schleier in sein Geheimniſs schauen lieſse. Aber er mag seiner Schwester verzeihen, wenn sie eine bessere Meinung von dir hegt, und nichts dabey zu wagen hofft, indem sie, einen alten Freund zu retten, gewisser Maſsen zur Verrätherin an einem Bruder wird. In der That sah ich kein anderes Mittel, dich aus der gegenwärtigen Gefahr zu ziehen und vor künftigen sicher zu stellen. Nein, mein lieber Peregrin! du sollst nicht das Opfer eines schwärmerischen Eifers werden. Wenn Kerinthus Märtyrer für seine Sekte braucht, so mag er sich nach solchen umsehen, an welchen mein Herz weniger Antheil nimmt. Übrigens kennest du meine Art zu denken. Es ist angenehm, sich zuweilen einer unschädlichen und vorüber gehenden Schwärmerey der Fantasie oder des Herzens zu überlassen, so wie zuweilen eine kleine Trunkenheit angenehm und unschädlich ist: aber sein ganzes Leben durch zu schwärmen, und darüber zum blinden Werkzeuge fremder Absichten und Entwürfe zu werden, ist eine eben so undankbare als verächtliche Art von Existenz. Man gewinnt immer bey der Wahrheit, auch dann, wenn sie uns der schmeichelhaftesten Täuschungen beraubt. Der schlechte Erfolg, womit ich dir diese Filosofie vor sieben Jahren in der Villa Mamilia predigte, hätte mich billig abschrecken sollen, einen neuen Versuch zu machen: aber dießmahl, Peregrin, hast du so wenig dadurch zu verlieren, daſs ich dir die Augen öffne, und der Vortheil, hell in diesen Dingen zu sehen, ist dagegen so entschieden, daſs ich weder deinem noch meinem Verstand ein groſses Kompliment mache, wenn ich mir schmeichle, dich, noch ehe wir uns wieder trennen müssen, gänzlich zu meiner Vorstellungsart bekehrt zu haben.

Und nun fing sie an, sich in eine ausführliche Darstellung sowohl der Beschaffenheit und Lage, worin ihr Bruder die Angelegenheiten der Christianer gefunden habe, auszubreiten, als über den Plan, nach welchem er sie unvermerkt zu befestigen, empor zu bringen, und den gröſsten und edelsten Zweck, der jemahls zum Besten der Menschheit gefaſst worden, dadurch zu bewirken gesonnen sey. Sie wandte alle ihre Beredsamkeit an, mich von der Realität und Erreichbarkeit dieses Zweckes, und von der Unsträflichkeit und Unfehlbarkeit der Mittel, die er zu wirklicher Erreichung desselben zusammen spielen lasse, zu überführen. Die erhabnen Offenbarungen der unsichtbaren Welt, zum Beyspiel, die du (sagte sie lächelnd) mit einer in der That allzu kindlichen Einfalt im buchstäblichen Verstande genommen hast, scheinen mir weder mehr noch weniger als die unschuldigste Poesie: entweder bildliche Einkleidungen groſser Wahrheiten, um sie, die in ihrer reinsten Form den meisten Menschen unverständlich seyn würden, anschaulich und eben dadurch geschickt zu machen auf das Gemüth dieser Menschen zu wirken; oder Versinnlichung edler Zwecke, welche, ohne dieses unschuldige Mittel, die eigennützige Trägheit sinnlicher Menschen kalt lassen würden, hingegen, so bald sie ihnen als Befriedigungen ihrer liebsten Wünsche gezeigt werden, ihre ganze Seele erhitzen und alle ihre Kräfte in Bewegung setzen. Ist nicht die Natur selbst die erste und gröſste Zaubrerin? Täuscht sie etwa nicht uns alle durch Fantasie und Leidenschaften? und sind, dieser Täuschung ungeachtet, Fantasie und Leidenschaften, von Vernunft geleitet, nicht unentbehrliche Springfedern des menschlichen Lebens? Mit welcher Billigkeit könnte man es also einem Gesetzgeber, einem Religionsstifter, einem von den groſsen Heroen der Menschheit, die auf das Ganze wohlthätig zu wirken geboren sind, verargen, wenn sie sich der Mittel, welche die Natur selbst zu diesem Ende in uns gelegt hat, zu Beförderung des möglichsten und allgemeinsten Glücks der Menschen bedienen? Ich möchte nicht behaupten, daſs Kerinthus ein Wort mehr von der unsichtbaren Welt wisse, als ich, du, oder irgend ein anderer Erdensohn: aber wenn es höhere Wesen giebt, die sich damit beschäftigen den Menschen Gutes zu thun, so hätte wahrlich keines von ihnen einen edlern, göttlichern Gedanken in die Seele eines Sterblichen hauchen können, als die Befreyung der Menschheit von allen Arten der Tyranney, der Vorurtheile und der Leidenschaften, des Aberglaubens und des Despotismus, der Cäsarn und der Priester, welche der letzte Zweck der Theokratie des Kerinthus ist. Was könnte die erhabnen Benennungen des Reichs des Lichts, des Reichs Gottes, verdienen, wenn eine solche Freyheit sie nicht verdiente? Und sogar die Einflüsse der Äonen, und alle diese heiligen Mysterien der unsichtbaren Welt, womit Kerinthus die Einbildung schwärmerischer Seelen bezaubert, sind sie etwa ohne Sinn und

Bedeutung? Könnte, dürfte wohl jener groſse Zweck, eh' er wirklich erreicht ist, anders als durch unsichtbare Kräfte, als durch eine geheime Verbindung unsichtbarer Beweger verfolgt werden? Das Schwärmerische, Mystische und Wunderbare des Glaubenssystems und der religiösen Übungen, welche Kerinthus den mit ihm verbundenen Brüdern und Schwestern gegeben hat, ist um so unentbehrlicher, da sein wahrer Plan sowohl vor denen, gegen welche, als vor denen, für welche er arbeitet, nicht geheim genug gehalten werden kann. Denn diese würden, wenn ihre Vorstellungen ganz geläutert würden, weder den Werth der ihnen zugedachten Güter zu schätzen wissen, noch begreifen können, daſs der Weg, worauf sie geführt werden, der richtigste und sicherste ist: jene, welche den Glauben der Christianer für eine unschädliche Schwärmerey zu halten angefangen haben, würden die gewaltsamsten Mittel zu Ausrottung derselben anwenden, so bald sie wüſsten, daſs das Reich der Freyheit und Glückseligkeit, mit dessen Bau wir uns beschäftigen, nur auf den Trümmern des ihrigen errichtet werden könne.

Dioklea kannte mich so gut, daſs sie alles gewonnen zu haben glaubte, wenn sie mir sowohl die verhaſste Vorstellung, daſs ich selbst betrogen worden sey, benehmen, als meine natürliche Abneigung, andere zu täuschen, überwinden, und mich überreden könnte, daſs diese Täuschung nicht in der Sache selbst, sondern bloſs in den Formen, oder vielmehr in den Hüllen liege, worin die Wahrheit sich zeigen müsse, um desto mehr Liebhaber anzulocken, und sich den Nachstellungen ihrer Feinde leichter zu entziehen. Die Scheinbarkeit ihrer Gründe, durch die Beredsamkeit ihrer Augen und den Reitz ihrer Stimme und ihres ganzen Wesens verstärkt, überwältigte mich für den Augenblick; sie glaubte mich gewonnen zu haben, und genoſs schon im voraus den Triumf, den ihr meine Bekehrung (wie sie es nannte) über den Unglauben ihres Bruders verschaffen werde. Sie kündigte mir nun an, daſs der Statthalter von Syrien einer ihrer wärmsten Freunde sey, ohne mir zu verbergen, was für Rechte sie sich während ihres ehemahligen Aufenthalts in den Bädern von Dafne an seine Dankbarkeit erworben habe. Alles sey bereits zu meiner Befreyung vorgearbeitet; ich würde morgen von dem Statthalter selbst vernommen werden, welchem sie die Meinung beygebracht habe, daſs ich ihr naher Anverwandter, und, einen unschuldigen Hang zur Schwärmerey ausgenommen, ein Mann von vorzüglichen Gaben, und in jeder Betrachtung werth sey, daſs der allzu groſsen Wärme meiner Einbildungskraft etwas zu gut gehalten werde. Sie unterrichtete mich hierauf umständlich, wie ich mich bey diesem Römischen Satrapen zu benehmen hätte, und, nachdem sie mir gesagt hatte, wo sie mich nach meiner Freylassung anzutreffen hoffte, schieden wir von einander als die besten Freunde von der Welt.

LUCIAN.

Weiſst du auch, Freund Peregrin, daſs ich selbst von deiner Dioklea immer mehr und mehr bezaubert bin, und es dir schwerlich verzeihen könnte, wenn du eigensinnig genug gewesen wärest, ihre gute Meinung von dir zum zweyten Mahle zu täuschen?

PEREGRIN.

So mache dich nur gefaſst darauf, mir auch diese Anomalie vergeben zu müssen, da du mir so viele andere schon übersehen hast. Denn in der That, dieser Zauber, womit sie mich seit dem ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft gebunden hielt, und dem du selbst, wie es scheint, nicht widerstehen kannst, dauerte immer nur so lange sie gegenwärtig war. Kaum sah ich mich wieder allein, so war mir ungefähr zu Muthe, wie einem seyn müſste, der die Nacht mit der lieblichsten Nymfe zugebracht zu haben geglaubt hätte, und sich beym Erwachen von den dürren Armen einer alten Thessalischen Zaubrerin umfangen sähe. Der groſse Plan des Kerinthus — der mich vielleicht hätte verblenden können, wofern er selbst, zu der Zeit da ich ihn noch für den ersten aller Menschen hielt, mir mit dem Feuer eines Mannes, der kein anderes Interesse als das allgemeine Beste der Menschheit hat, den Aufschluſs darüber gegeben hätte — war nun, seitdem ich einen Scharlatan und eine Schauspielerin an seiner Spitze sah, nichts als ein betrügerisches Netz, worin er mich und tausend andere gutherzige Menschen gefangen hatte, um uns zu blinden Werkzeugen, und, nach Erforderniſs der Umstände, zu

Opfern seiner Herrschsucht und seines Eigennutzes zu machen. Es war mir unmöglich, einem Manne, der alles, was in meinen Augen das Ehrwürdigste und Heiligste war, bloſs als Maschinen, Dekorazionen und Masken zu Ausführung eines weit grenzenden politischen Plans gebrauchte, edle Absichten dabey zuzutrauen; und nichts in der Welt hätte mich dahin bringen können, mit dem ehemahligen Vorsteher einer herum ziehenden Bande von Isispriestern gemeine Sache zu machen, und wäre ich auch noch so gewiſs gewesen, in nicht mehr Jahren, als Alexander zu seinen Eroberungen brauchte, den Thron unsrer heuchlerischen Theokratie mitten in der Hauptstadt der Welt aufgerichtet zu sehen, und der Zweyte nach Kerinthus in dieser allgemeinen Monarchie zu seyn.

Diesen Gesinnungen zu Folge bedachte ich mich nicht lange, was ich von der Freyheit, die ich nun durch Diokleens Vermittlung wieder erhalten sollte, für einen Gebrauch zu machen hätte. So bald die Täuschung, die mir eine Wolke statt der Juno in die Arme gespielt hatte, vorüber war, konnte ich mich nicht schnell genug von den Gegenständen meiner betrognen Liebe los reiſsen, für die ich nun eben so viel Widerwillen empfand, als sie mich ehemahls angezogen und gefesselt hatten. Aber wie ich mich von Diokleen, welche ich wiederzusehen nicht vermeiden konnte, auf eine bessere Art als durch eine heimliche Flucht los machen könnte, dazu fand ich in dem ganzen Umfang meiner Einbildungskraft kein Mittel. Denn ich kannte die Schwäche meines Herzens und die magische Gewalt ihrer Überredungen, ihrer Liebkosungen, und (wenn nichts andres helfen wollte) ihrer Thränen, zu gut, um nur daran denken zu dürfen, ihr meine Entschlieſsung und die Beweggründe derselben eher zu entdecken, bis ich aus dem Kreise heraus wäre, worin sie alles was sie wollte aus mir machte. Dieſs war die einzige Schwierigkeit, die mir keine geringe Überwindung kostete. Denn der Gedanke an die groſsen Summen, die aus meiner Erbschaft in die Brüderkasse des Kerinthus und Hegesias geflossen waren, und welchen auch Dioklea, wiewohl nur im Vorbeygehen, bey mir geltend zu machen nicht vergessen hatte, hielt mich keinen Augenblick auf. Wie hätte auch ein solcher Verlust einen Menschen kränken sollen, der die Befriedigung eines einzigen seiner schwärmerischen Wünsche mit allen Schätzen von Indien noch sehr wohlfeil erkauft zu haben geglaubt hätte, und, nachdem er sich nun zum zweyten Mahle vom höchsten Gipfel seiner schönsten Hoffnungen herab gestürzt sah, nichts mehr zu verlieren hatte, was bedauernswerth war?

Alles erfolgte nun wie Schwester Theodosia es vorher gesagt hatte. Ich wurde am nächsten Morgen vor den Statthalter geführt, fand ihn aber von einer so ungeheuern Menge von Leuten, die entweder etwas anzubringen hatten oder auf seine Befehle warteten, belagert, daſs er weder Zeit noch Lust zu haben schien, mir zu der Schutzrede für die Christianer, die ich meditierte, Gelegenheit zu geben. Er begnügte sich zwey oder drey Fragen an mich zu thun, deren Beantwortung ihn vermuthlich in der Meinung, die ihm Dioklea von mir beygebracht, bestärken mochte: denn er erwiederte sie bloſs mit einem ironischen Lächeln, und dem Befehl, mich, als einen Menschen, von welchem der Staat und die öffentliche Ruhe nichts zu besorgen habe, auf der Stelle in Freyheit zu setzen, unter der einzigen Bedingung, daſs ich die Provinz Syrien sogleich verlassen und mich hüten sollte, noch einmahl in verbotenen Versammlungen, von welcher Art sie seyn möchten, betreten zu werden. Von der Klage, welche meine Verwandten der Verschleuderung meines Erbgutes halben gegen mich erhoben hatten, wurde gar nichts erwähnt. Vermuthlich hatte die vorsichtige Dioklea, die mit ihrem Bruder auf Gewinn und Verlust in Gesellschaft getreten war, Mittel gefunden, diesen Punkt mit dem Statthalter in geheim auszumachen. Genug, meine guten Freunde zu Parium muſsten sich an dem Bescheid ersättigen, daſs man bey der vorgenommenen Untersuchung keine Ursache gefunden habe, den Beklagten der Gewalt, die ihm die Gesetze in Rücksicht seines Alters über die Anwendung seines Vermögens gäben, zu berauben. Und so endigte sich, lieber Lucian, diese ganze Sache, ohne daſs die Filosofie des Statthalters so viel zu meiner Entlassung mitgewirkt hätte, als dein Ungenannter zu Elis dich glauben machen wollte.

LUCIAN.

Aber wie lief es nun mit Diokleen ab?

PEREGRIN.

Die Lebhaftigkeit der Freude, womit sie mich empfing, hätte beynahe alle meine Entschlossenheit umgeworfen. Ich wuſste mir nicht anders zu helfen, um das Bewuſstseyn des Widerspruchs zwischen meiner wirklichen Gesinnung und der Person, die ich spielen muſste, zu übertäuben, als daſs ich mich dem Eindrucke, den die Gegenwart dieser sonderbaren Frau immer auf mich machte, gänzlich Preis gab, und den Gedanken an das, was wir vorhatten, so viel möglich von ihr und mir zu entfernen suchte. Indessen war es doch unmöglich, daſs der innerliche Zwang, den ich mir anthun muſste um ruhiger und fröhlicher zu scheinen als ich war, einem so scharfen Auge wie das ihrige hätte entgehen können. Sie zeigte mir von Zeit zu Zeit einige Unruhe darüber; und da ich, in der drückenden Nothwendigkeit, sie durch eine Lüge zufrieden zu stellen, mich wenigstens derjenigen bedienen wollte, die der Wahrheit am ähnlichsten sah — oder vielmehr wirklich zur Hälfte Wahrheit war —

LUCIAN lachend.

Das nenne ich einen gewissenhaften Schelm!

PEREGRIN.

— so gab ich ihr endlich zu verstehen, daſs es sehr grausam von ihr gehandelt wäre, wenn sie dem Zwange, den sie mir in der verwichnen Nacht fürs Künftige zu einer Pflicht gemacht hätte, die mir, bey dem was ich für sie fühlte, weder leicht noch angenehm seyn könnte, nicht wenigstens so viel zu gut halten wollte, um die unfreywilligen Seufzer, die mir von Zeit zu Zeit entführen, ungeahndet zu lassen. Sie beantwortete diese Äuſserung, welche sie, ohne eine zu geringe Meinung von mir oder eine zu groſse von sich selbst zu hegen, für sehr natürlich halten konnte, durch ein Betragen, das mir einige Hoffnung lieſs, wenn ich mich ihres Zutrauens erst würdiger gemacht haben würde, von ihrem Herzen zu erhalten, was in der That bey einer Frau wie sie durch irgend eine andere Art von Verführung schwerlich zu erhalten war. Diese Wendung, welche unsre Unterhaltung nahm, führte unvermerkt Erinnerungen an Scenen aus der Vergangenheit herbey; dein armer Freund (wenn du ihn anders dieses Nahmens noch würdig findest) wurde eben so unvermerkt immer wärmer, und es kam so weit mit ihm, daſs, wenn Dioklea nur die mindeste Ahndung der Gefahr, von ihm verlassen zu werden, gehabt hätte, es gänzlich in ihrer Gewalt gewesen wäre, ihn bis zum Geständniſs seines treulosen Vorhabens zu treiben, und ihm einen Rückfall wenigstens auf lange Zeit unmöglich zu machen. Aber von dieser Seite lebte sie in der vollkommensten Sicherheit: und da sie alle ihre Aufmerksamkeit und Kunst bloſs darauf wandte, dem, was sie für die einzige Gefahr bey unserm neuen Verhältnisse hielt, mit guter Art vorzubauen; so entging ich zu meinem Glücke der einzigen, in welcher mein Entschluſs unfehlbar gescheitert wäre. Denn ich hätte in diesen zärtlichen Augenblicken, da meine Seele in dem Andenken so vieler unbeschreiblich wonnevoller Tage dahin schmolz, die mir in der zauberischen Einsamkeit der Villa Mamilia mit ihr zu einzelnen Stunden geworden waren, keine Stirne gehabt, ihr etwas zu verheimlichen oder abzuläugnen, wenn sie in meinem Inwendigen hätte lesen können. So hingegen schien sie, vielleicht aus Miſstrauen in ihr eignes Herz, nichts angelegners zu haben, als mich von jenen verführerischen Erinnerungen zurück zu ziehen, und wuſste mir auf ihre eigene feine Art unvermerkt Fragen abzulocken, deren Beantwortung ihr Gelegenheit gab, sich in eine umständliche Erzählung des Merkwürdigsten einzulassen, was ihr in den sieben Jahren unsrer Trennung begegnet war. Eine Vertraulichkeit, die meinem wankenden Vorsatz ungemein zu Statten kam, da es nicht fehlen konnte, daſs sie mich dabey manchen Blick in ihr Inneres thun lieſs, der mich in der alten Entdeckung bestätigte, daſs sie eine zu groſse Meisterin in der Mimik sey, als daſs ein Mensch von meinem Schlage jemahls hoffen dürfe, das, was der Natur oder der Kunst in ihr angehöre, mit einiger Sicherheit unterscheiden zu lernen.

LUCIAN.

Meine erste Sorge, so bald du deine Lebensgeschichte glücklich zu Ende gebracht haben wirst, soll seyn, diese Dioklea aufzusuchen, wofern sie anders in den Gegenden, die uns zur Wohnung angewiesen sind, zu finden ist.

PEREGRIN.

Über diesen Zweifel kann ich dich beruhigen, Lucian. Ich habe sie schon öfters und immer in sehr guter Gesellschaft angetroffen. Es soll mir ein Vergnügen seyn dich mit ihr bekannt zu machen.

LUCIAN.

Eine Gefälligkeit mehr, wofür ich dir verbunden seyn werde. Aber nun zum Verfolg deiner eigenen Angelegenheiten!

PEREGRIN.

Da mir auferlegt war, Antiochien noch an dem nehmlichen Tage und ohne alles Aufsehen zu verlassen, und Dioklea alle Anstalten dazu bereits getroffen hatte; so begreifst du ohne mein Erinnern, dafs alles, was ich dir so eben

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

von unsrer gegenseitigen Lage gesagt habe, das Merkwürdigste von den drey Tagen ausmacht, an welchen wir auf ihrer Rückreise zu ihrem Bruder, der uns zu Damaskus erwartete, zum letzten Mahl allein beysammen waren. Dioklea befand sich um die dritte Nacht so ermüdet, daſs sie, so bald wir in unsrer Herberge anlangten, sich sogleich zur Ruhe begab, und mir dadurch Zeit verschaffte, meine beschlossene heimliche Flucht ins Werk zu setzen. Glücklicher Weise hatten wir uns den Abend zuvor über das, was ich Heucheley nannte, ein wenig mit einander entzweyt, aber auf meiner Seite stark genug, daſs es mir bey Ausführung meines Vorhabens leichter ums Herz war als ich selbst gehofft hatte. Wir befanden uns nicht weit von Gabala, in dem Hause einer Christianerin, einer guten alten Wittwe, die hier von den Einkünften eines kleinen Landgutes lebte, und, da sie kinderlos war, den Mann Gottes Kerinthus, oder vielmehr die unter seiner Verwaltung stehende Brüderkasse, zu ihrem eventualen Erben eingesetzt hatte. Ich lieſs also meine geliebte Schwester Theodosia in guten Händen. Überdieſs hielt ich es auch für Pflicht, ihr von einer ziemlichen Summe an Gold, welche sie mir bey unsrer Abreise von Antiochien übergeben hatte, zwey Drittheile zurück zu lassen, wiewohl ich, ohne mein Gewissen zu belasten, das Ganze, als einen sehr kleinen Ersatz für das reiche Opfer, das ich der Brüderkasse dargebracht, hätte behalten können. Meine Flucht hatte nicht die geringste Schwierigkeit. Ich hinterlieſs einen Brief an Diokleen, worin ich ihr sagte: „Die Aufschlüsse, die ich über das Geheimniſs des Ordens, in welchen mich meine unvorsichtige Gutherzigkeit verflochten habe, seit kurzem erhalten hätte, machten mir eine gänzliche Aufhebung aller Gemeinschaft mit besagtem Orden und seinen Vorstehern zum unumgänglichen Gesetz. Ich begäbe mich hiermit freywillig und wohlbedächtlich alles Anspruchs an alle Summen, welche Hegesias und Kerinthus während unsrer Verbindung von mir erhalten oder in meinem Nahmen bezogen hätten; und hoffte dagegen, daſs Sie so billig seyn würden, mich für ein so beträchtliches Lösegeld hinwieder aller Pflichten zu entlassen, die ich beym Eintritt in ihren Orden übernommen, und deren Erfüllung mir von nun an moralisch unmöglich sey.

Im Übrigen werde ihnen ihre Kenntniſs meines Herzens Bürgschaft dafür leisten, daſs keines von ihnen jemahls etwas nachtheiliges von mir zu besorgen haben könne."

Ich machte, als alles im Hause im ersten Schlafe lag, meinen Abzug durch ein Fenster, das aus meinem kleinen Zimmer in den Garten ging, doch mit etwas mehr Bequemlichkeit als ehemahls aus dem Fenster der schönen Kallippe; und da ich, vom Gefühl meiner Freyheit und dem schmeichelhaften Bewuſstseyn der Leichtigkeit, womit ich der Tugend so viele und groſse Opfer brachte, begeistert, die ganze Nacht durch in Einem fort lief, befand ich mich mit Anbruch des Tages am Ufer des Meeres. Ich lieſs mich unverzüglich in einem Fischernachen nach Laodicea übersetzen, wo ich, in gröſster Verborgenheit, ein paar Tage damit zubrachte meine Lage zu überdenken, und zu sehen was für eine Partey mir nach einer so groſsen Katastrofe meiner innerlichen und äuſserlichen Umstände zu nehmen übrig sey.

ACHTER ABSCHNITT.

LUCIAN.

Ich gestehe dir offenherzig, Freund Peregrin, daſs in deinem letztern Betragen gegen Diokleen etwas ist, das ich mit deinem Karakter, so wie er sich bis zu dieser Epoke gezeigt hat, nicht recht zusammen reimen kann. Mich dünkt, das feine moralische Gefühl, das sich sonst bey allen Verirrungen deiner Fantasie und deines Herzens nie verlieſs, müsse durch deinen langen Aufenthalt unter den Christianern ein wenig abgestumpft worden seyn: denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daſs du eine Freundin, die schon so viel für dich gethan, dir in diesem Augenblick einen so groſsen Beweis ihrer Theilnehmung und ihres Zutrauens gegeben hatte, auf eine eben so unedle als unzärtliche Art, ohne die geringste Rücksicht auf die Verlegenheiten, in welche sie dadurch gesetzt wurde, hättest verlassen können? Bloſs aus Freundschaft für dich, bloſs weil sie den Gedanken nicht ertragen konnte, daſs du, anstatt ein Mitgenoſs der Unternehmungen ihres Bruders, nur ein Werkzeug, und wohl gar ein Opfer derselben seyn solltest, hatte sie dir sein Geheimniſs entdeckt, und sich dadurch in den Fall gesetzt, seinen ganzen Unwillen auf sich zu laden, ja vielleicht seinen ganzen Plan scheitern zu machen, wofern sie zu viel auf dich gerechnet haben sollte. Würde sie dieſs gewagt haben, wenn sie nicht die gröſste Meinung von deinem Edelmuth gehegt, dich nicht schlechterdings für unfähig gehalten hätte, ihr Zutrauen so zu belohnen wie du thatest? Und wärest du fähig gewesen so zu handeln, wenn du dich nur einen Augenblick an ihren Platz gesetzt hättest?

PEREGRIN.

Welch einen warmen Sachwalter diese Zaubrerin an dir gefunden hat, von deren verführerischer Gewalt du dir nur erst jetzt einigen Begriff machen kannst, nachdem es ihr schon bey einer bloſs mittelbaren Bekanntschaft gelungen ist, den kalten Lucian, den erklärten Feind aller Täuschungskünste, durch einen einzigen behenden Handgriff auf ihre Seite zu bringen! Mit welcher Leichtigkeit hat sie alle Aufschlüsse, die wir in dem Haine der Venus Urania und auf dem Landgute der edeln Römerin von ihrem wahren Karakter erhalten haben, plötzlich aus deinen Augen gerückt! Aber ich, mein lieber Lucian, ich trug zu tiefe Narben von allem, was ich durch ihren Leichtsinn, ihren Muthwillen, ihre Eitelkeit, ihre eigennützige Gefälligkeit gegen fremde Leidenschaften, gelitten hatte, in meiner Seele; ich hatte zu viele, zu entscheidende Proben, wie hoch sie es in der Mimik gebracht, und wie leicht es ihr sey, die Gestalt, Miene, Sprache und Geberde jeder schönen Empfindung, jeder Tugend, jeder moralischen Grazie anzunehmen, als daſs ich (zumahl nach Geständnissen, welche nothwendig einen dem Kerinthus und ihr selbst höchst nachtheiligen Eindruck auf mich machen muſsten) so geneigt hätte seyn können, von der anscheinenden Groſsmuth ihrer Freundschaft auf eine dauernde Art gerührt zu werden Ich begehre mich nicht zu rechtfertigen, Lucian; ich erzähle dir bloſs mit aller Aufrichtigkeit, deren ich in unserm gegenwärtigen Zustande fähig bin, was ich von meiner eigenen Geschichte weiſs; und Nachsicht mit meinen Verirrungen ist alles, worauf ich, bey einem Manne wie du, Anspruch machen kann. Ich bin getäuscht worden, und habe andere getäuscht; aber jenes immer unwissend, dieses immer ohne Vorsatz: ich gestehe beides offenherzig; aber am Ende ist es doch nur Gerechtigkeit, wenn ich sage, daſs ich zu beidem fast immer durch Anscheinungen verleitet wurde, die so lebhaft auf mich wirkten daſs ich sie für Wahrheit hielt. Mich dünkt, ich habe in meiner Erzählung schon erwähnt, daſs es mir während der vier Tage, die ich wieder mit Diokleen lebte, nicht wenig kostete, daſs ich nicht so offen und gerade gegen sie seyn durfte, als es ihr Betragen gegen mich zu fordern schien. Aber wie konnte ich anders, da ich entschlossen war, mit einem so gefährlichen Menschen, als Kerinthus nun in meinen Augen war, schlechterdings alle Gemeinschaft aufzuheben? Der Abscheu, den ich nach so unerwarteten und aus einem so glaubwürdigen Munde erhaltenen Aufschlüssen gegen ihn gefaſst hatte, war so übermäſsig als die

Verehrung, von welcher ich, so lang' ich ihn in einer überirdischen Glorie erblickte, für ihn durchdrungen war; er war zu heftig, um in seiner ersten Energie von irgend einer andern Empfindung überwogen zu werden. Und dennoch machte Dioklea meine Entschlieſsung mehr als Einmahl wanken! Dennoch würde sie allem Vermuthen nach einen gänzlichen Sieg über mich davon getragen haben, wenn sie in dem kritischen Momente, dessen du dich erinnern wirst, tiefer in mich gedrungen, und mich genöthiget hätte, ihr die wahre Ursache meiner Verlegenheit und meiner Seufzer zu entdecken.

LUCIAN.

Ich erinnere mich dieses kritischen Augenblicks sehr wohl, lieber Peregrin: aber erlaube mir zu bemerken, daſs es nicht Edelmuth und dankbares Gefühl für die auſserordentliche Freundschaftsprobe, die sie dir gegeben hatte, sondern etwas ganz anderes war, was dich damahls in ihre Gewalt brachte.

PEREGRIN.

Ich bekenne meine Schuld, und weiſs zu meiner Vertheidigung nichts weiter anzuführen als was ich schon gesagt habe. Im Fall eines Zusammenstoſses zweyer einander entgegen wirkender Gefühle muſs natürlicher Weise das schwächere weichen; und dieſs geschah im vorliegenden Fall um so mehr, da ich Diokleens Offenherzigkeit gegen mich, in der Stimmung, worein mich die Geheimnachrichten von ihrem Bruder gesetzt hatten, bloſs als einen feinern Kunstgriff ansah, mich stärker und unauflöslicher in die Unternehmungen eines Ordens zu verwickeln, der schon allein dadurch, daſs er im Grunde bloſs politische Absichten und Finanzspekulazionen zum Zweck hatte, alles Anziehende für mich verlor, und meiner ganzen Sinnesart zuwider war. — Aber es ist Zeit, den Rest meiner Geschichte mit etwas schnellern Schritten fortzusetzen.

LUCIAN.

Doch nicht schneller, wenn ich bitten darf, als das Interesse, das mir deine Geschichte eingeflöſst hat, gestatten kann. Du bliebst zu Laodicea stehen, in Überlegungen vertieft, was du nun mit deiner wieder erlangten Freyheit und mit deinen neuen

Erfahrungen anfangen wollest. Beide waren, nach deiner Gewohnheit, etwas theuer erkauft!

PEREGRIN.

Und muſsten eben darum auch einen desto gröſsern Werth in meinen Augen haben. Indessen übertreibe ich nichts, wenn ich sage, daſs weder der Verlust des gröſsten Theils meines Vermögens, noch die Trennung von Kerinthus, Dioklea und meinen ehemahligen Brüdern, mir das Vergnügen, mich wieder frey zu wissen, verkümmern konnten. Es gehörte, wie du bereits bemerkt haben wirst, zu den Eigenheiten meiner Sinnesart, daſs dieselben Gegenstände, welche in dem Zauberlichte, worin sie mir erschienen, meine ganze Seele eingenommen hatten, so bald ich fand oder zu finden glaubte, daſs sie das nicht waren wofür ich sie gehalten hatte, nur aus meinen Augen gerückt zu werden brauchten, um sich in wenigen Tagen auch aus meinem innern Gesichtskreise so gänzlich zu verlieren, als ob alles, was zwischen mir und ihnen vorgegangen, ein bloſser Traum gewesen wäre. Ich trennte mich von

Kerinthus und seinen Anhängern, nachdem der Sturm des ersten Augenblicks vorüber war, ohne daſs es meinem Herzen das geringste kostete, als von Betrugern oder Betrognen, zwischen welchen und mir von nun an keine Gemeinschaft mehr Statt fand; ohne Reue oder Beschämung, und durch das Bewuſstseyn befriediget, daſs ich, durch die edelsten Beweggründe in meine Verbindung mit ihnen hinein gezogen, der guten Sache, so lange ich sie dafür halten muſste, alles aufgeopfert hatte. Aber noch lebte ein Bild in meiner Seele, das mir zwar unter so vielen Gegenständen, welche unmittelbarer auf mich gewirkt und sich aller meiner Aufmerksamkeit bemächtigt hatten, nach und nach aus dem Andenken gekommen war, aber nun, in der tiefen Einsamkeit, in die ich mich zurück geworfen sah, durch einen Kontrast, der seine Liebenswürdigkeit verdoppelte, auf einmahl wieder wie eine himmlische Erscheinung vor meiner Stirne stand; — und dieſs war — das Bild der guten, unschuldigen, unverfälschten Familie von Christianern, zu denen mich mein Wegweiser Hegesias ehemahls in dem Walde zwischen Pergamus und

Pitane verirren lieſs. Du kennest mich nun so gut, Lucian, daſs ich dir nicht zu sagen brauche, mit welchem Feuer meine Einbildungskraft, in dem abermahligen Schiffbruch, den alle meine Hoffnungen und Wünsche erlitten hatten, nach diesem Brete griff. Meine Partie war auf einmahl genommen. Mein groſsväterliches Erbe, — eine Kleinigkeit gegen das, was die Ordenskasse des Kerinthus verschlungen hatte, aber mehr als hinlänglich einen Menschen von mäſsigen Bedürfnissen zu befriedigen — dieses Erbe, welches gröſsten Theils in einem kleinen, nahe bey Parium gelegenen Landgute bestand, war glücklicher Weise noch in meinen Händen. Mein Plan war also, mit dem ersten Schiffe, das nach Cypern und Rhodus befrachtet wäre, abzugehen, von da nach Hause zurückzukehren, die Trümmer meines Vermögens zu Gelde zu machen, und mich dann, wo möglich, unmittelbar mit jenem auserwählten Häuflein echter Jünger unsers guten Meisters zu vereinigen, um in paradiesischer Unschuld und Abgeschiedenheit von der Welt, Ein Leib, Ein Herz und Eine Seele mit diesen engelähnlichen Sterblichen, im reinsten Genuſs des gegenwärtigen und in freudigster Erwartung des zukünftigen Lebens, dieser hohen Eudämonie und göttlichen Befriedigung meines Innersten theilhaftig zu werden, welche schon so lange vergebens das letzte Ziel meiner Wünsche gewesen war.

LUCIAN.

Bravo, Peregrin! Deine Imaginazion thut wieder ihre Schuldigkeit, wie ich sehe; du genieſsest wieder so überschwenglich viel voraus, und alles in einer so überirdischen Lauterkeit und Vollkommenheit — daſs die guten ehrlichen Seelen, von denen du so viel erwartest, schlechterdings in die Unmöglichkeit gesetzt sind, deiner Fantasie genug zu thun, wenn sie auch noch so guten Willen dazu hätten.

PEREGRIN.

Dieſsmahl lieſs das Schicksal, oder meine Wankelmüthigkeit (wenn du nicht etwa lieber einmahl meiner Vernunft die Ehre davon geben willst) es nicht zur Probe kommen, welche sehr wahrscheinlich gerade so ausgefallen seyn dürfte, wie du erwartest. Eine unverhoffte Zusammenkunft mit einem Freunde, den ich seit mehrern Jahren ganz aus den Augen verloren hatte, verrückte mir den Gesichtspunkt, woraus ich diese Dinge noch anzusehen gewohnt war, und das Schicksal vollendete, was jener angefangen hatte.

Während daſs ich zu Lindus auf ein Fahrzeug wartete, welches mich nach Mitylene bringen sollte, begegnete mir in einer bedeckten Halle ein Mann, der bey meiner Erblickung eben so verwundert still stehen blieb, als ich bey der seinigen. Zu unsrer beiderseitigen Freude entdeckten wir, Ich in ihm den nehmlichen Dionysius von Sinope, mit welchem ich zu Ikonium in der Pflanzschule des Kerinthus Bekanntschaft gemacht hatte, Er in mir den damahligen Vertrauten und Günstling des Profeten, der auf eine geheime Mission nach Syrien abgeschickt worden war. Der bloſse Umstand, daſs wir uns so allein zu Lindus wiederfanden, sagte uns, daſs wir einander merkwürdige Dinge zu entdecken haben würden. Dionysius war seit kurzem, wie er mir sagte, durch eine Erbschaft nach Lindus gezogen worden, und gefiel sich da so wohl, daſs er diese anmuthige

Stadt zum Ziel seiner Wanderungen zu setzen Lust hatte.

Und wie machtest du es, fragte ich etwas voreilig, daſs du dich und deine Erbschaft aus den Klauen des Profeten Kerinthus in Sicherheit brachtest?

Diese Frage sagt mir viel auf einmahl, erwiederte Dionysius; aber wir müssen einen bequemern Ort suchen, uns einander näher zu erklären: und hiermit führte er mich in seine Wohnung, und nöthigte mich, das Gastrecht bey ihm anzunehmen. — Ich habe dir schon gesagt, Lucian, daſs dieser junge Mann den Schlüssel zu meinem Kopf und Herzen bey sich trug; denn in der weiten Welt fand sich schwerlich noch ein anderer, der, was die Schwärmerey betrifft, ein vollkommnerer Gegenfüſser von mir gewesen wäre, und doch in allem übrigen mehr mit meiner Gemüthsart sympathisiert hätte als er. Wir wurden also in wenigen Stunden vertraut genug, um nichts geheimes vor einander zu haben. Dionysius machte den Anfang mich über seine ehemahlige Verbindung mit Kerinthus ins Klare zu setzen.

Ich wurde, sagte er, durch einen Zufall mit ihm bekannt. Er schien mir ein Mann von tiefem Inhalt zu seyn, und alles, was ich an ihm sah, fesselte meine Aufmerksamkeit. Auch Er schien mich hinwieder als einen Menschen zu betrachten, der die seinige verdiente. Wir näherten uns einander unvermerkt, aber von beiden Seiten so behutsam, daſs ich lange nicht recht wuſste, was ich aus ihm machen sollte. Da wir einige Tage in Gesellschaft reisten, so fehlte es uns nicht an Gelegenheit, allein beysammen zu seyn; und so fiel die Unterredung nach und nach auf alles, was für Personen von Erziehung, Weltkenntniſs und gesetztem Karakter Interesse hat. Wir sprachen von Politik, von Filosofie, von Religion — immer mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge. Kerinthus lieſs sich über alles wie ein Mann von groſsem Sinn und festen Grundsätzen vernehmen, aber immer so, daſs er viel weniger zu sagen schien als er könnte. Ich glaubte etwas Geheimniſsvolles in ihm zu bemerken; aber er schien es zu tragen, wie einer, der zwar nicht sehen lassen will was er trägt, aber doch wohl leiden kann, daſs man merke er trage etwas Wichtiges. Dieſs schien mir auf mich gezielt zu seyn, und machte mich desto behutsamer; denn es war fest bey mir beschlossen, mich nicht verwikkeln zu lassen. Alles was ich von seiner Art zu denken heraus brachte, und worüber er sich allmählich etwas deutlicher erklärte, war: daſs die Welt zu einer groſsen Revoluzion heran reife; daſs wir diesem Zeitpunkte schon wirklich näher wären als man glaubte; daſs in den Begriffen und Meinungen der Menschen eine zu groſse Veränderung vorgegangen sey, als daſs die alten Stützen länger halten könnten, welche die politische und moralische Welt seit einigen Jahrtausenden getragen hätten, und daſs eine neue, auf die Würde und Bestimmung des Menschen gegründete Ordnung der Dinge nöthig sey, um den fürchterlichen Folgen einer gänzlichen Auflösung der gegenwärtigen Weltverfassung zuvorzukommen. Dieſs brachte mich zuweilen auf den Gedanken, daſs er vielleicht ein Christianer seyn könnte; aber er affektierte bey allem dem so gar nichts Profetisches, sprach von allem so schlicht, wie es die Natur der Sache und der begreifliche Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung mit sich brachte, daſs ich immer wieder versucht war, ihn für einen bloſsen Filosofen zu halten, wiewohl er sich mit ziemlicher Wärme gegen unsere Sektenfilosofie erklärte.

Ists möglich, unterbrach ich meinen Freund, daſs du mir von eben dem Manne sprichst, der mir zu Smyrna zwischen den Felsen des Vorgebirgs als eine Art von Genius erschien; der in meinem Innern las, sich mit einer Art von magischer Gewalt meiner ganzen Seele bemächtigte, und, als er wieder verschwand, mich in Ungewiſsheit lieſs, ob ich ihn für einen neuen Zoroaster, oder für einen Gott halten sollte?

Du siehest, fuhr Dionysius fort, daſs der Mann das groſse Talent hat, jeden nach seiner Weise zu bedienen; eine Gabe, wodurch schon einer der ersten Häupter seiner Sekte zu ihrer Ausbreitung so viel beygetragen hatte. Bey dir machte er den Profeten; bey mir den Weisen, den Menschenspäher, den freyen, gegen alle gleich wohlgesinnten Weltbürger, dessen Herz, auch wenn es von Eifer für die Rechte der Menschheit, von Verlangen ihrem Elend abgeholfen zu wissen glühte, dennoch immer unter den strengen Befehlen der Vernunft, unter der Leitung eines kalten Kopfes stand. Mehr als Einmahl schien es mir zwar, wenn er von der Nothwendigkeit sprach, daſs alle aufgeklärte Menschen, die es wohl mit ihren Brüdern meinten, mit vereinigten Kräften auf das einzig Nothwendige arbeiten sollten, als ob er absichtlich wärmer würde, um zu sehen wie und was es auf mich wirkte. Weil ich aber bey dergleichen Äuſserungen allemahl in gleichem Verhältnisse kälter und einsylbiger ward, so zog er sich immer unvermerkt wieder in seine gewöhnliche Ruhe zurück, ohne daſs ich an seinem Benehmen die mindeste Spur einer fehl geschlagnen Hoffnung wahrnehmen konnte.

So blieben die Sachen zwischen uns, bis es sich, da wir uns wieder trennen sollten, zeigte, daſs wir einander unvermerkt interessant genug geworden waren, um zu wünschen es noch mehr zu werden: und da ich bey meinen Reisen keine Zwecke hatte, die ich an dem einen Orte nicht eben so gut als an dem andern verfolgen konnte; so bot ich ihm an, ihn nach Ikonium, dem Ziel seiner Reise, zu begleiten, und er schien es mit sichtbarem Vergnügen anzunehmen. Wir kehrten unter Weges zwey- oder dreymahl in Häusern ein, wo er das Gastrecht hatte, und mich seinen Freunden als einen ihm sehr werthen Reisegefährten vorstellte. Ich wurde dadurch mit einigen Familien bekannt, die mir ein liebenswürdiger Schlag von Menschen zu seyn schienen, und sich ungemein gefällig gegen mich bezeigten; wiewohl es mir vorkam, als ob meine Gegenwart ihnen einigen Zwang auflege, den sie zu verbergen suchten.

Als wir endlich nur noch eine Tagereise von Ikonium entfernt waren, wuſste Kerinthus das Gespräch unvermerkt auf die Christianer zu lenken, schien aber, nach seiner Gewohnheit, vor allen Dingen die Tiefe des Wassers sondieren zu wollen, eh' er sich zu weit hinein wagte. Ich erklärte mich ohne Bedenken: wiewohl ich wenig Kenntniſs von dieser Sekte hätte, so könnte ich mich doch nicht überreden lassen, daſs sie so bösartige und gefährliche Leute seyen, als ihre Feinde behaupteten. — Wie es scheint, sagte er lächelnd, hast du vielleicht noch keinen von ihnen sehr nahe gesehen. — Niemahls daſs ich wüſste, war meine Antwort. — Aber vielleicht desto mehrere ohne es zu wissen, versetzte er. — Wie so, Kerinthus? — „Du hast auf unsrer letzten Reise dreymahl bey Christianern das Gastrecht genossen.“ — Ich betrachtete ihn bey diesen Worten mit einem Blick, den er zu verstehen schien — „Und ich bin gewiſs, fuhr er fort, daſs du schon tausendmahl in deinem Leben mit Christianern gesprochen oder Geschäfte gehabt hast, ohne sie dafür anzusehen. Dafür kann ich dir wenigstens bürgen, wenn dir im gemeinen Leben ein stiller, friedfertiger, zuverlässig treuer und guter Mensch, von unbescholtnem Ruf und reinen Sitten, in den Wurf kommt, so kannst du drey gegen Eins setzen, er ist ein Christianer.“ — Du machst mich begierig, sagte ich, so gute Menschen, und noch begieriger, das was sie zu solchen Menschen macht, genauer kennen zu lernen; und da du, wie ich sehe, selbst einer von ihnen, und vermuthlich ein Mann von Ansehen unter ihnen bist, so kann ich mich mit diesem Verlangen wohl an niemand schicklicher wenden als an dich. — Kerinthus beantwortete dieses Kompliment auf eine eben so bescheidene als leutselige Art: er sagte mir, daſs auch sie ihre Mysterien hätten, zu welchen zwar, dem ersten Ansehen nach, weniger harte und beschwerliche, aber im Grunde weit strengere Bedingungen erfordert würden als zu den Eleusinischen und andern dieser Art. — Ich antwortete: Da ich von einem Manne, wie Er, keine Zumuthung, die der Vernunft oder dem Herzen eines Menschen von gutem Willen widerstehen könnte, zu besorgen habe, so sey ich zu allem übrigen bereit. Und so wurde denn ausgemacht, daſs ich, so bald wir in Ikonium angelangt seyn würden, zur Vorbereitung für den ersten Grad der Weihe zugelassen werden sollte.

Nach einer Vorbereitung von wenigen Wochen erhielt ich diesen ersten Grad; aber dabey blieb es auch, und ich kann mich nicht rühmen, weiter als bis an die Schwelle des innern Vorhofes gekommen zu seyn. Denn wiewohl ich eine Zeit lang ziemlich gute Hoffnung von mir gab, so fand sich doch in der Folge, daſs ich weder als Missionar, noch als Märtyrer, noch als geheimer Minister und

Vertrauter im Reiche des Kerinthus (welches ich von einem andern Reiche, wovon mir viel Herrliches gesagt wurde, sehr gut zu unterscheiden wuſste) zu gebrauchen war: und da ich überdieſs noch die Hand fest auf meinem Geldbeutel hielt, und alles was mir gelegentlich von Verachtung des Irdischen, von dem was der Herr bedarf, von der tausendfältigen Frucht, welche alles, was man für seine Sache aufopfere, hier oder dort trage, und was dergleichen mehr war, ans Herz gelegt wurde, weder verstehen wollte noch um nähere Erklärung bat; so konnte ich deutlich genug sehen, daſs man nach Verfluſs einiger Monate an meiner Erwählung zu verzweifeln anfing, und als ich, dringender Familien-Angelegenheiten wegen, um meine Entlassung bat, noch froh war, eines beschwerlichen Beobachters los zu werden. Vermuthlich wünschte sich Kerinthus Glück, daſs er immer so zurückhaltend und verschlossen gegen mich geblieben war. Indessen hatte er doch in Augenblicken, wo meine Neugier mehr die Miene von Gelehrigkeit und Empfänglichkeit haben mochte, einzelne Lichtstrahlen in meinen Kopf fallen lassen, die sich darin sammelten, und mir zu sehr wahrscheinlichen Vermuthungen über den geheimen Plan dieses talentvollen moralischen Zauberers, wenn ich ihn so nennen kann, verhalfen. In der That wuſste er seinen Plan, das eigentliche groſse Mysterium seines Ordens, in sehr scheinbare moralische Hüllen einzuwickeln, welche, je nachdem die Hoffnung mich noch zu gewinnen stieg oder sank, dünner oder dichter wurden: aber eben diese Kunstgriffe, wie leicht auch seine Hand dabey war, verriethen mir was er verbergen wollte; und je mehr ich ihn zu enträthseln glaubte, desto mehr fand ich mich in der Meinung bestärkt, daſs er schwerlich den Mystagogen unter den Christianern spielen würde, wenn es in seiner Willkühr stände, auf dem Wege eines Alexanders oder Julius Cäsars zu seinem Ziele zu gelangen.

Dieſs, lieber Lucian, war ein Punkt, worüber mein Freund Dionysius sehr authentische Nachrichten von mir zu erwarten hatte. Damit ihm alles desto begreiflicher seyn könnte, sah ich mich genöthigt meine Geschichte vom Ey anzufangen.

LUCIAN.

Man hat immer viel vor andern Sterblichen voraus, wenn man eine Geschichte wie die deinige zu erzählen hat.

PEREGRIN.

Einem so ausgemachten Antipoden aller Schwärmerey, wie Dionysius, muſste sie in der That wunderbar genug vorkommen; und doch merkte ich, daſs von allen den auſserordentlichen Dingen, womit er dadurch bekannt wurde, ich selbst doch das wunderbarste in seinen Augen war. Er schien sich ganz leicht zu erklären, wie man eine Mamilia Quintilla, eine Dioklea, ein Kerinthus oder Hegesias seyn könne: aber wie es möglich sey Peregrinus zu seyn, dieſs, (wiewohl er zu höflich war, es mir ausdrücklich zu sagen) dieſs schien über seinen Begriff zu gehen. Indessen, da er sich doch nicht erwehren konnte, an dem seltsamen Schwärmer Antheil zu nehmen, fand er, als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, daſs es wirklich solcher Erfahrungen bedurft habe, um einen Menschen von dieser Gattung völlig zur Vernunft zu bringen; ein Vortheil, der, seiner Meinung nach, mit allem was er mir gekostet hatte, nicht zu theuer bezahlt war. Du kannst dir also vorstellen, wie der gute Mann erschrak, da er hörte daſs er meine Genesung zu voreilig vorausgesetzt habe, und daſs ich, weit entfernt endlich den rechten Talisman gegen alle Zaubereyen meines bösen Dämons gefunden zu haben, noch immer der alte Enthusiast sey, der sich nur in den Personen geirrt zu haben glaubte, und im Begriff stand, sich in ein neues Abenteuer zu wagen, wobey, seiner Meinung nach, zehn gegen Eins zu setzen war, daſs es keinen fröhlichern Ausgang nehmen würde. Ich hingegen hatte, seitdem das Bild meiner liebenswürdigen Johanniten wieder in mir lebendig geworden war, mich in den Gedanken mit ihnen zu leben schon so tief hinein gearbeitet, daſs ich nicht begreifen konnte, wie auch der kaltblütigste aller Menschen einem so natürlichen und vernünftigen Projekte seinen Beyfall versagen könne. Es muſs daran liegen, dachte ich, daſs du bey Erzählung deiner Begebenheiten zu schnell über diese hinweg geeilt bist; der gute Dionysius hat keine Vorstellung davon, was für Engel von Menschen es sind, zu denen mein Herz mich so unwiderstehlich hinzieht. Ich bot also alle meine Mahlerkunst auf, ihm eine Abschilderung von dieser Familie und von der Glückseligkeit, die mich in ihrem Schooſs erwarte, zu machen: aber ich trug meine Farben so dick auf, daſs mein Gemählde gerade das Gegentheil dessen, was ich beabsichtete, bey ihm wirken muſste.

„Beynahe, sagte er, sollte ich mir ein Gewissen daraus machen, dich von einem so süſsen und so unschuldig scheinenden Wahnsinne zu heilen: aber ich sehe, daſs deine Fantasie dein Herz abermahl zum besten hat, und daſs du bey diesem neuen Lebensplan um so gröſsere Gefahr läuſst, weil es vielleicht nicht so leicht seyn dürfte, dich, wenn die Täuschung vorüber seyn wird, von diesen ehrlichen Seelen wieder los zu winden, als von den Komödianten und Gauklern, deren Spiel du bisher gewesen bist. Ich sehe diesen Ausgang zu gewiſs voraus, um eher von dir abzulassen, bis ich dich überzeugt habe, daſs dir, nachdem du einmahl glücklich genug gewesen bist, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, keine andre Wahl übrig bleibt, als alle Gemeinschaft mit den Christianern aufzuheben.

„Dein Unglück, lieber Peregrin, (fuhr er fort) war bisher, daſs du dich immer blindlings von zwey Führern leiten lieſsest, die dich nothwendig irre führen muſsten. Gefühl und Imaginazion sind sehr angenehme Gefährten, aber gefährliche Wegweiser durch den Labyrinth des Lebens. Du hast dieſs nun schon so oft erfahren, daſs es wahrlich hohe Zeit ist, es endlich einmahl mit einem Führer zu versuchen, der unmöglich irre führen kann. Laſs also, anstatt einem vielleicht betrüglichen Zuge nachzugeben, die Vernunft entscheiden, was für eine Partey du ergreifen sollst. Die Vernunft, glaube mir lieber Peregrin, die Vernunft ist der gute Dämon des Menschen, und die Eudämonie, nach welcher du strebest, ist die Frucht eines nach ihrer Vorschrift geführten Lebens; oder es giebt gar nichts, das diesen Nahmen verdient, diesseits des Mondes. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob du, da du dich einmahl so tief mit Kerinthus eingelassen, da deine Fähigkeiten und Vorzüge dich zu einem ansehnlichen

Posten in seinem unsichtbaren Reiche bestimmten, und die Freundschaft Diokleens (deren Aufrichtigkeit und Wärme zu bezweifeln, du, so viel ich sehe, keinen Grund hattest) dir unfehlbar das Innerste seines Ordens aufgeschlossen und einen unmittelbaren Antheil an den Vortheilen seiner Unternehmung verschafft haben würde, — ob du, sage ich, nicht klüger gethan hättest, bey ihm auszuharren, und ob nicht gerade das, was dich bewog seine Partey zu verlassen, dich zum Gegentheil hätte bestimmen sollen.

„Zwar bin ich so überzeugt als du, dafs der aufserordentliche Mann, nach welchem die Christianer sich nennen und für dessen Jünger sie sich ausgeben, einen ganz andern Plan hatte, als der ist, an welchem Kerinthus arbeitet. Ganz gewifs war das Reich Gottes, welches Er ankündigte, und zu welchem er (nachdem ihm seine Absicht bey den Juden, seinen Stamm- und Glaubensgenossen, fehl geschlagen war) alle Menschen eingeladen wissen wollte, nichts weniger als eine politische Universalmonarchie. Alles müfste mich trügen, oder dieses Reich hatte mit der Theokratie oder Hierarchie, an welcher seine vorgeblichen Anhänger im Verborgnen arbeiten, und womit sie über lang oder kurz die erstaunende Welt überraschen werden, nicht mehr gemein, als sein Geist mit dem ihrigen. Er war ein Enthusiast im erhabensten Sinne dieses ehrwürdigen Wortes, welches durch Vermengung mit Schwärmerey, Fanatismus und Magismus so häufig entheiligt wird: aber seine Lehre war zu einfach, sein Sinn zu lauter, die Vollkommenheit, zu welcher er einlud und die er an sich selbst darstellte, zu rein und groſs, als daſs es sich nur denken lieſse, sie könnte jemahls das Antheil von Hunderttausenden und Millionen seyn. Was erfolgte also, und was muſste erfolgen? Eines von beiden: entweder seine reine Theosofie muſste, wie die Weisheit und Tugend (zwey nicht weniger profanierte Wörter!) eines Archytas oder Sokrates, sich immer nur, unsichtbarer Weise, unter den Wenigen erhalten und fortpflanzen, die seines Geistes waren; oder, wenn sie sichtbar werden, zu einer Art von Herrschaft über die menschlichen Gemüther gelangen, und irgend eine wichtige Veränderung in der

Welt hervorbringen sollte, so muſste sie sich mit den Meinungen und Leidenschaften der Menschen amalgamieren, und in der Hand ehrgeitziger, planvoller und betriebsamer Menschen zu einer neuen Volksreligion, und als solche zum Mittel eines Zwecks, der nicht der Zweck des ersten Stifters war, kurz, zu dem gemacht werden, was der Glaube und die Mysterien der Christianer in den Händen eines Kerinthus und Hegesias sind.

„Wie viel Antheil aber auch Regiersucht und Eigennutz an der Unternehmung dieser Männer haben mögen, so ist doch nicht zu läugnen, daſs etwas Groſses in dem Gedanken ist, die Menschheit zugleich von den Ketten des Aberglaubens und des Despotismus zu befreyen, und alle Völker der Erde, durch einen Glauben, der die moralische Natur des Menschen reinigt und veredelt, sie zu Kindern Eines Vaters, zu Mitgenossen gleicher Rechte, zu Erben eben derselben Hoffnung macht, in eine einzige Brüdergemeine zu versammeln. Mag doch diese Idee, in ihrer höchsten Vollkommenheit gedacht, unerreichbar seyn! Aber würden auch Jahrtausende dazu erfordert, um ihr von Stufe zu

Stufe näher zu kommen, und müſste gleich das Gute, das für die Menschheit dadurch gewonnen würde, mit tausend vorüber gehenden Übeln erkauft werden: immer bliebe der, der den Grund zu einer solchen Revoluzion gelegt hätte, ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ich müſste mich sehr irren, oder Kerinthus betrachtet sich selbst in diesem Lichte. Und, wiewohl man den keinen Schwärmer nennen kann, der so künstliche Maschinen mit so viel Klugheit und mit so feinen Handgriffen zu Ausführung eines Werks, wovon Er selbst die Seele ist, zu verbinden weiſs; wiewohl der Gebrauch wunderbarer Mittel und einer Art von moralischer Magie ihm sogar das Ansehen eines Betrügers geben: so wollte ich doch nicht behaupten, es sey unmöglich, daſs er, von der Schönheit und Gröſse seines Plans begeistert, sich selbst über die Mittel täusche, und alles für recht und gut halte, was zu einem so herrlichen Ziele führe; und dieſs um so mehr, je scheinbarer der Gedanke ist, daſs durch eine solche Anwendung das, was in einem andern Zusammenhang der Dinge böse seyn würde, in so fern als das

Gute dadurch befördert wird, sich wirklich in etwas Gutes verwandelt, und also aufhört zu seyn was es war. Ich erinnere mich, von Kerinthus etwas diesem ähnliches gehört zu haben; und wenn die Alexander und Cäsarn, wie zu vermuthen ist, Augenblicke hatten, wo eine unfreywillige innere Gewalt sie nöthigte einem Richter in ihrem eigenen Busen Rechenschaft zu geben, so waren es ohne Zweifel Sofismen dieser Art, wodurch sie ihn zu bestechen suchten.

„Wie es aber auch damit beschaffen seyn mag, immer macht es dem Genie des Kerinthus in meinen Augen Ehre, daſs er (aller Wahrscheinlichkeit nach) der erste war, der in dem Glauben einer bisher so verachteten Sekte das Mittel und Werkzeug fand, die gröſste aller Revoluzionen zu bewirken. Es ist sehr möglich, oder vielmehr es ist sehr wahrscheinlich, daſs er mit seiner Unternehmung scheitern wird. Er betreibt sie zu lebhaft, und, als einer der die Früchte seiner Arbeit selbst genieſsen möchte, zu eilfertig; die Welt ist zu einer so groſsen Katastrofe noch nicht reif. Aber ich bin gewiſs, wenn auch Kerinthus unterliegt, das von ihm angefangene Werk wird von andern Händen im Verborgenen fortgeführt; und vielleicht in weniger als zwey hundert Jahren werden unsre Nachkommen erstaunen, eine in ihren Anfängen so unscheinbare und nichts geachtete Verbrüderung auf einmahl ihr Haupt erheben, die alte Religion und Verfassung verschwinden, und die Theokratie des Kerinthus, vielleicht unter einem andern Nahmen und mit einer andern Auſsenseite, aber ihrem Geist und ihren Grundsätzen nach eben dieselbe, der Welt Gesetze geben zu sehen. Ob diese sich viel besser dabey befinden wird, will ich dahin gestellt seyn lassen. Ich meines Orts gestehe, daſs ich kein Freund von den Theokratien bin, in welchen man die Gottheit die Rolle eines morgenländischen Schachs spielen läſst, während Menschen, unter dem Nahmen seiner Satrapen und Wessire, sich seiner Allgewalt so wohl oder so übel bedienen, als es ihre Fähigkeiten, Leidenschaften, Schwachheiten und Laster erlauben oder fordern.

„Ich weiſs nur von Einer Theokratie, gegen welche keine Einwendung zu machen ist, weil sie weder Unrecht haben noch von irgend einer Macht aufgehalten werden kann; in welcher wir alle unsere Rolle spielen, ohne weder den Plan noch den Ausgang des Stücks zu kennen; in deren Plan alles, was ist und lebt, eingeflochten ist, alles von unbekannten Ursachen zu unbekannten Zwecken in ewiger Bewegung erhalten wird, alles zugleich Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung ist, und der erste Beweger von allem ewig unsichtbar hinter der Scene bleibt.

„In dieser Theokratie, mein lieber Peregrin, bin ich was ich bin, wirke was ich kann, und leide was ich muſs: von allen andern Autokratien, Demokratien, Aristokratien und Theokratien halte ich mich so fern als möglich. Ich verachte mich selbst nicht so sehr, daſs ich von der Willkühr eines andern abhangen möchte, so lang' es in der meinigen steht frey zu seyn; aber ich bin auch nicht stolz oder eitel genug, um über meines gleichen herrschen zu wollen.

„Aufrichtig zu reden, ist bey einer solchen Sinnesart gewöhnlich eine gute Porzion Trägheit und Liebe zum seligen Leben der Götter im Himmel, dem goldnen Müſsiggang; eine Liebhaberey, wovon ich mich selbst nicht frey sprechen will, und woraus du dir leicht erklären kannst, warum ich keine Lust hatte, mich mit dem hoch strebenden Kerinthus auf das gefahrvolle Meer weit aussehender, mühsamer, und vielleicht undenkbarer Abenteuer einzuschiffen.

„Du, Peregrin, hast keine Entschuldigungen dieser Art: aber, wie geschickt du dich auch während deiner Verbindung mit Kerinthus und Hegesias gezeigt hast, in ihrem Operazionsplan eine der thätigsten Rollen zu spielen, so begreife ich doch, wie dir durch die Entdeckung, daſs, was du für Ernst hieltest, nur Spiel sey, die Lust dazu vergehen konnte. Aber, o mein Freund! du, dem es so innig zuwider ist andere zu betrügen oder von andern betrogen zu werden, warum wolltest du dich von neuem in Gefahr begeben, der Betrogne eines magischen Gauklers zu seyn, der in deinem eignen Busen sitzt? Die Farben, womit er dir die Seligkeit vormahlt, die im Schooſse der vermeintlichen Engel auf dem Meierhofe bey Pitane deiner warten soll, sind Zauberfarben; das Licht, worin du diese guten Menschen siehst, ist Zauberlicht. Eine Zeit lang würdest du dich in das Paradies der Morgenländer versetzt glauben, und unter deinen Idealen von Unschuld und Liebe in den seligsten Gefühlen zerflieſsen. Aber so bald Zeit und Gewohnheit die erste Blüthe des Genusses abgestreift hätte, würden diese Engel unvermerkt zu armen, einfältigen Menschen herab sinken, mit denen du, auſser einiger Gleichförmigkeit in Gesinnungen des Herzens, wenig oder nichts gemein haben könntest. Du bist von Jugend an gewohnt mit Personen von gebildetem Geiste zu leben, bist selbst viel zu sehr entwickelt, als daſs du es, bey einer wenig oder bloſs mechanisch beschäftigten Lebensart, unter so schlichten und einförmigen Landleuten in die Länge aushalten könntest. Ihr Unvermögen, das wirklich für dich zu seyn, was dir deine Fantasie in ihrem Nahmen versprach, würde dich zuletzt übellaunig machen: und wäre es einmahl dahin gekommen; so würde nicht nur das, was du an ihnen liebst, viel von seinem Werth und Reitz verlieren; es würden auch Unvollkommenheiten zum Vorschein kommen, die du ehemahls nicht gesehen hattest, und die nun in deiner umgestimmten Einbildung (eben so gewiſs wie ehemahls das Schöne und Gute) gröſser erscheinen würden als sie sind. Was die natürliche Folge von diesem allen seyn müſste, brauche ich dir nicht zu sagen: aber ob es dann so leicht, oder nicht wohl gar unmöglich seyn dürfte, die Verbindungen, welche du in der ersten Schwärmerey des Herzens mit diesen guten Leuten eingegangen wärest, wieder aufzuheben, ist eine Frage, deren Beantwortung du nicht auf den Erfolg ankommen lassen darfst. Wenn also mein Rath etwas über dich vermöchte, so folgtest du meinem Beyspiel, und brächest, nachdem du dich doch einmahl durch einen Sprung aus dem Fenster von dem Profeten Kerinthus los gemacht hast, alle fernere Gemeinschaft mit den Christianern ab. Das was du suchest, lieber Peregrin, ist weder hier noch dort, weder bey dieser noch bey jener Partey oder Sekte: es ist in dir selbst oder es ist nirgends."

Verzeihe, Freund Lucian, wenn ich vielleicht in Anführung dieser Rede meines klugen und wohlmeinenden Wirthes zu weitläufig gewesen bin, wiewohl ich nur das

Wesentlichste, dessen ich mich erinnere, ausgezogen habe. Aber ich hielt es für nöthig, weil diese Vorstellungen, und die Gewalt, die sein Geist unvermerkt über den meinigen erhielt, in den acht Tagen, welche ich bey ihm zubrachte, eine Veränderung in mir bewirkten, die in der Geschichte meines Lebens Epoke macht. Denn es gelang ihm nicht nur, mir das neue Projekt, worauf sich meine Fantasie geworfen hatte, gänzlich auszureden; sondern Er war es auch, der die Entschlieſsung in mir veranlaſste, so bald ich meine häuslichen Angelegenheiten zu Parium ins Reine gebracht haben würde, zu dem weisen Agathobulus nach Ägypten zu reisen, und in vertrauterem Umgang mit diesem Manne (welchen er mir als einen sehr vortrefflichen Menschen und als das Muster eines echten Cynikers beschrieb) mich in der einzigen Lebensweise vollkommen zu machen, wobey ich, vermöge der Selbstkenntniſs wozu mir die Erfahrung verholfen hatte, glücklich zu seyn hoffen konnte.

„Wärest du, sagte mir Dionysius kurz zuvor ehe wir von einander schieden, wärest du ein weniger ungewöhnlicher Mensch, Peregrin, so würde ich dir vorgeschlagen haben, ob du nicht bey mir zu Lindus bleiben, und an dem kleinen Handel, womit ich mich (um nicht ganz müſsig zu gehen) beschäftige, Antheil nehmen wollest. Aber du bist nun einmahl nicht dazu gemacht, auf irgend einem gebahnten Wege durchs Leben zu ziehen, und es wäre vergeblich, zu erwarten daſs du hierin jemahls deine Natur ändern werdest. Ich sehe zwey Grundzüge in deinem Karakter, die dich unvermeidlich bestimmen, so lange du lebst, und vielleicht (setzte er lachend hinzu) in deinem Tode selbst, auſserordentlich zu seyn. Du strebest nach einem Lebensgenuſs, den nur innere Vollkommenheit geben kann; und wiewohl du, durch den Zauber einer unaufhörlich geschäftigen Einbildungskraft, dein bisheriges Leben in lauter Verblendung und Täuschung zugebracht hast, so kenne ich doch wenige, und vielleicht niemand, der die Wahrheit so leidenschaftlich liebt wie du, und für den es ein gröſseres Bedürfniſs wäre, sich in ihrem Besitz zu glauben. Für einen solchen Menschen ist meines Erachtens nur Ein Mittel sich zu retten. Er muſs sich von allen

Banden der bürgerlichen Geſellſchaft ſowohl als von allen beſondern Verbindungen gänzlich los wickeln, und, um allenthalben, immer, und im höchſt möglichen Grade unabhängig zu ſeyn, ſich ſchlechterdings auf die unentbehrlichſten Bedürfniſſe des Körpers einſchränken, und gegen allen äuſserlichen Reitz von Vergnügen und Schmerz, ſo wie gegen die Urtheile der Menſchen, ihren Beyfall oder Tadel, ihre Verehrung oder Verachtung, gleichgültig zu werden ſuchen. Auf dieſem Wege wird er unfehlbar mit allem, was lebt und iſt, in das reinſte Verhältniſs kommen, und, frey von Wahn und Leidenſchaft, in ungeſtörtem Selbſtgenuſs und unumſchränktem Wohlwollen, ſich ſelbſt in allem und alles in ſich ſelbſt fühlend, der göttlichen Natur ſo gleichförmig werden, als die menſchliche deſſen fähig iſt. Es ſteht mir wohl nicht zu, dich zu einer Lebensweiſe aufzumuntern, zu welcher ich ſelbſt weder Luſt noch Fähigkeit habe; aber, wenn dich die Schwierigkeiten des Weges, worauf es deines gleichen vielleicht zu dieſer Vollkommenheit bringen können, nicht abſchrecken, ſo bin ich verſichert, daſs es das vernünftigſte iſt, was du in deiner

Lage und mit einer Sinnesart, wie die deinige, unternehmen kannst."

Wie du siehest, Lucian, war es weder mehr noch weniger als das Ideal, das du in deinem Cyniker aufgestellt hast, was, nach der Meinung meines Freundes Dionysius, die wahre Bestimmung des ehemahligen Günstlings der Mamilien und Diokleen seyn sollte. Seltsam genug! aber vielleicht noch seltsamer, daſs dem Günstling der Mamilien und Diokleen nichts einfacher und einleuchtender schien als dieser Gedanke. Er schmiegte sich so schön an meine eigensten und innigsten Lieblingsideen an, paſste so gut zu meinen Umständen, und die Ausführung war so ganz in meiner Gewalt! — Überdieſs schien mir dieser reine, hohe Cynismus von dem ursprünglichen Institut der Christianer so wenig in irgend einem wesentlichen Punkte verschieden zu seyn, daſs er, auch in dieser Rücksicht, die einzige Partey war, die ich, ohne meinem Gefühl zu widerstreben, ergreifen konnte. Denn wiewohl mich Dionysius, in einer besondern Unterredung über die Person des Stifters jenes Instituts, von seiner Meinung zu überreden suchte, daſs er (abgezogen, was vernünftiger Weise nur als poetische Ausschmückung seiner Geschichte zu betrachten sey) mit allen andern eminenten Weisen, deren beynahe jedes nahmhafte Volk in der Welt sich wenigstens Eines rühmen könne, in eben dieselbe Linie zu stellen sey: so war doch etwas in seinem individuellen Karakter, das er mir vor allen übrigen voraus zu haben schien, und das mir durch die Anhänglichkeit, die ich selbst für ihn empfand, — ich, der ihn weder gesehen noch gehört hatte, die unbeschreibliche Liebe begreiflich machte, womit diejenigen, die mit ihm gelebt hatten, bis an ihren Tod an ihm hingen. Du siehest also, Freund Lucian, daſs der Cynismus, zu welchem ich von diesem Augenblick an so leicht überging als man einen Rock mit einem andern vertauscht, im Grund eine ziemlich christianische Miene hatte; und ich möchte nicht dafür stehen, daſs es nicht abermahls ein unversehener Streich meiner Einbildungskraft war, die Sokraten, Diogenen und Epikteten mit einem so schönen Ideal zu gruppieren, und durch das Licht, das von ihm auf sie zurück fiel, sie desto würdiger zu machen, von dieser Zeit an meine Helden zu seyn.

LUCIAN.

Du bedarfst bey mir keiner Entschuldigung deiner Apostasie, Peregrin; aber ich begreife, daſs du damahls einiger Entschuldigung bey dir selbst nöthig haben konntest.

PEREGRIN.

Weniger als du glaubst. Denn in der That ward ich durch diesen Übergang zu einem Cynismus, wovon ich aller Wahrscheinlichkeit nach das einzige Exemplar in der Welt war, keiner meiner vorigen Gesinnungen ungetreu, und, die gnostische Geisterlehre des Kerinthus ausgenommen, blieb in meinem innern Mikrokosmos alles wie es war. Aber auch jene Träumereyen waren schon lange zuvor, ohne eine Spur in meinem Kopfe zurück zu lassen, in dem nehmlichen Augenblicke verschwunden, da ich erfuhr, daſs mein Profet derselbe Mann sey, der vor einigen Jahren mit einer Bande Isispriester in der Welt herum gezogen war. Alles, was sich also (wenn ich anders eine

Stimme über mich selbst habe) von der Sache mit Wahrheit sagen läſst, ist dieſs: daſs mein Christianismus das reinigende Mittel war, durch welches ich gehen muſste, um des hohen Cynismus fähig zu werden, zu welchem ich mich von dieser Epoke an eben so warm und aufrichtig, wie vormahls zu meinen magischen, erotischen und theosofischen Schwärmereyen, bis zu meinem letzten Augenblick bekannte.

Dionysius, der zu Mitylene Geschäfte hatte, begleitete mich bis dahin. Wir schieden als Freunde, die sich wiederzusehen hofften; und diese Hoffnung wurde in der Folge mehr als Einmahl erfüllt.

Wie ich nach Parium zurück kam, fand ich überall eine sehr kalte Aufnahme. Ich erklärte mir die Sache Anfangs als etwas ganz natürliches, aus der Verachtung, welche die Einwohner einer Handelsstadt gegen einen Mitbürger fühlen muſsten, der ein groſses Vermögen, in einer Zeit, worin der geringste von ihnen es dupliert und tripliert haben würde, so heilloser Weise durchgebracht hatte. Aber es fand sich bald, daſs mein Kredit in

Parium noch viel schlimmer war als ich mir einbildete. Meine Verwandten, deren Erbitterung gegen mich durch den Ausgang ihrer zu Antiochien angebrachten Klage auf den höchsten Grad gestiegen war, hatten unter der Hand, durch allerley heimliche Kunstgriffe, unter das Volk gebracht: man habe Anzeigen, daſs es mit dem plötzlichen Tode meines Vaters nicht richtig zugegangen sey. Bald darauf hieſs es: man sey der Sache näher auf die Spur gekommen; man sprach von einem Sklaven, den ich vor meiner Entfernung von Parium frey gelassen, und der bald darauf verschwunden war. Endlich flüsterte man einander in die Ohren: es wäre leider nur zu gewiſs, daſs Peregrin selbst der Thäter sey. Unvermerkt wurde davon als von einer ausgemachten Sache gesprochen, wovon die Familie die Beweise in den Händen hätte; und man nannte schon einen Tag, da die Klage gegen mich öffentlich angebracht werden sollte. Jetzt wollte jedermann so klug gewesen seyn, etwas von der Sache geahndet zu haben; jedermann hatte, als mein Vater todt war und begraben wurde, und bey Eröffnung des Testaments, und bey zwanzig andern Gelegenheiten irgend einen verdächtigen Umstand wahrgenommen; und nun klärte sichs auf, warum ich ohne irgend eine begreifliche Ursache mich selbst aus Parium verbannt hatte, und als ein von den Furien hin und her getriebener Vatermörder in der Welt herum geirret war.

Als mir diese Gerüchte endlich zu Ohren kamen, errieth ich, ohne ein Ödipus zu seyn, sehr leicht, aus welcher Quelle sie geflossen, und was meine Intestaterben damit zu gewinnen hofften. Sie wuſsten sehr wohl, daſs sie nicht beweisen konnten was nicht geschehen war: aber sie kannten die Wirksamkeit dreister Verleumdung bey einem ohnehin schon gegen mich eingenommenen Volke, und sie glaubten auch mich zu kennen. Kurz, sie zweifelten nicht, ich würde aus Verdruſs und Unwillen über eine so wenig verschuldete Aufnahme bald wieder davon gehen, und sie dadurch berechtigen, zu sagen: die Furcht vor der Anklage und vor der Strafe, welcher ich nicht anders hätte entgehen können, habe mich zur Flucht getrieben. Sie würden dann (wie sehr wahrscheinlich zu vermuthen war) dem Abwesenden wirklich den Prozeſs gemacht, und, da sie in Parium einen groſsen Anhang hatten, meine ewige Landesverweisung und die Einziehung meines noch übrigen Vermögens ohne Mühe ausgewirkt haben.

Ich hatte diesen geheimen Anschlag kaum errathen, als mir plötzlich ein Mittel, ihn auf einmahl zu Wasser zu machen, einfiel, welches, so einfach es auch in meinen Augen war, schwerlich einem andern Parianer an meinem Platze in den Sinn gekommen wäre. Ich erschien bey der ersten öffentlichen Volksversammlung im ganzen Kostum eines Cynikers, bestieg den Redestuhl, und hielt eine Anrede an meine Mitbürger, worin ich ihnen mit Wenigem von meiner zweymahligen langen Abwesenheit Rechenschaft gab, und, nach einer öffentlichen Profession meiner Grundsätze und des Plans meines künftigen Lebens erklärte: da ich künftig nur sehr wenig bedürfen und Parium ungesäumt verlassen würde, um zu dem weisen Agathobulus nach Alexandrien zu reisen, so glaubte ich von meinem väterlichen Hause und von dem Landgute meines Groſsvaters keinen edlern Gebrauch machen zu können, als indem ich, wie hiermit geschehe, meinen geliebten Mitbürgern, dem Volke von Parium, eine mündliche und in gehöriger Form schriftlich beurkundete Schenkung davon machte.

Die Wirkung, welche diese Handlung auf die untern Volksklassen that, denen nach meiner Verordnung die Einkünfte jener Grundstücke vornehmlich zu gut kommen sollten, hat dein Ungenannter (der sich in allen unbedeutenden Dingen immer genau an die Wahrheit hält) so richtig beschrieben, daſs ich nichts weiter davon zu sagen brauche. Ich war nun auf einmahl an meinen Verwandten gerochen, und bey meinen Mitbürgern gerechtfertigt. Aber während die Lüfte von Lobpreisungen und Segnungen des edeln, groſsmüthigen und weisen Peregrinus erschallten, schlich ich mich aus dem Getümmel fort, und verlieſs Parium mit den Empfindungen, die seine Einwohner werth waren, auf immer.

Ein kleiner Meierhof in Bithynien, und einige böse Schuldforderungen aus der väterlichen Verlassenschaft, welche ich noch in Taurien einzutreiben hatte, wenn ich die Reisekosten daran wagen wollte, machten nun den ganzen Rest meines ehemahligen Vermögens aus. Das Gütchen warf etwas über vier hundert Drachmen jährlich ab. Ich machte also den Überschlag, daſs mein Einkommen, in so fern meine tägliche Ausgabe die Summe von vier Obolen [1]) nicht überstiege, zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen meines thierischen Theils hinreichen würde, und damit hielt ich mich für reich genug. Hatte Sokrates jemahls mehr, oder Antisthenes und Diogenes nur so viel gehabt? Nur der Schmutz — mit deiner Erlaubniſs, Lucian —

LUCIAN lachend.

Was für ein Gedächtniſs du hast, Peregrin! Wie? du erinnerst dich noch der ziemlich schmutzigen Tunika, worin ich dich in meiner Erzählung vor dem Scheiterhaufen paradieren lieſs?

PEREGRIN.

Wäre sie zufälliger Weise (wie es sich doch auch hätte fügen können) just schneeweiſs gewesen, so würdest du es mir, in der

---

1) Ungefähr drey Groschen.

Laune worin du damahls warst, zur Hoffart ausgedeutet haben. — Der Schmutz also — war das einzige, worüber ich mit dem Cynismus kapitulierte; ich wollte, im Nothfall, lieber thierischer essen, um etwas menschlicher gekleidet zu seyn. Ich machte mir also zum Gesetz, das Wasser nicht zu sparen, da ich es doch beynahe überall, so gut als die freye Luft, umsonst haben konnte. Indessen gestehe ich gern ein, daſs ich keinen Anspruch an den Titel eines eleganten Cynikers machte. Ich vertauschte nun den Nahmen Peregrinus, den ich unter den Christianern geführt hatte, wieder mit dem Nahmen meines Groſsvaters Proteus, und schickte mich zu meiner Reise nach Ägypten an, über welcher, da ich sie zu Fuſse machte, und überall, wo die Natur meinem Geiste oder gute Menschen meinem Herzen Nahrung gaben, verweilte, beynahe ein ganzes Jahr verstrich.

Aber, ehe ich zu meinem Aufenthalt bey Agathobulus komme, muſs ich noch mit zwey Worten berichtigen, was der Ungenannte zu Elis von dem vergeblichen und schimpflichen Prozeſse sagt, den ich mit den Parianern wegen der bewuſsten Schenkung vor dem Kaiser geführt haben sollte. Es ist, wie an allen seinen Anekdoten, etwas wahres auch an dieser, aber mit so viel Unwahrheit vermischt, als er nöthig hatte, damit eine an sich sehr unschuldige Handlung mich bey seinen Zuhörern zugleich lächerlich und verächtlich machen müſste. Die Sache verhielt sich so.

Es waren einige Jahre verstrichen, ehe meine Verwandten zu Parium erfuhren, daſs ich das vorerwähnte kleine Gütchen in Bithynien, woraus ich meinen nothdürftigen Unterhalt zog, aus dem allgemeinen Schiffbruche meines Vermögens gerettet hätte. Der Streich, den ich ihrer Bosheit durch die mehr erwähnte Schenkung gespielt hatte, war zu empfindlich, als daſs sie nicht jede Gelegenheit, sich deſswegen zu rächen, mit Begierde hätten ergreifen sollen. Sie zeigten also die gemachte Entdeckung dem Volk an, und behaupteten: da ich mir in der Schenkung, die ich der Stadt Parium von meinen noch übrigen liegenden Gründen gemacht, nichts ausdrücklich vorbehalten hätte; so wäre unstreitig auch der Bithynische Meierhof darunter begriffen, und die Stadt wäre nicht nur vollkommen berechtiget denselben als ihr Eigenthum anzusprechen, sondern auch den Ersatz der seit mehrern Jahren von mir bezogenen Nutznieſsung zurück zu fordern. Die Parianer lieſsen sich dieſs wohlgefallen, und fanden bey dem Statthalter von Bithynien so gutes Gehör, daſs sie ohne weitere Untersuchung in augenblicklichen Besitz gesetzt wurden. Ich befand mich damahls noch zu Alexandrien, und erfuhr diesen Vorgang nicht eher als durch das Ausbleiben meines kleinen Einkommens, welches mir jährlich durch die Vermittelung eines alten Freundes zu Smyrna (eines ehemahligen Freygelaſsnen meines Vaters) zugeflossen war. Die Verlegenheiten, in welche ich dadurch gesetzt wurde, nöthigten mich an die Parianer zu schreiben, und ihnen mit allem nur möglichen Glimpf vorzustellen: wenn ich mich auch in der Schenkungsurkunde unvorsichtiger Weise so ausgedrückt hätte, daſs sie meinen eignen Buchstaben gegen mich geltend machen könnten; so forderte doch die Billigkeit von ihnen, zu bedenken, daſs es unmöglich meine Meinung habe seyn können, mich selbst zu ihrem Vortheil sogar des Unentbehrlichsten, was ich zum Leben nöthig hätte, zu berauben. Weil aber diese Vorstellungen ohne Wirkung blieben, wandte sich mein Smyrnischer Freund, wiewohl er keinen Auftrag dazu von mir hatte, aus bloſsem Mitleiden in meinem Nahmen unmittelbar an den Kaiser: aber alles was er auch bey diesem mit vielem Bitten und Betreiben ausrichtete, war, daſs das strenge Recht den Sieg erhielt, und Supplikant mit seinem unstatthaften Begehren zur Ruhe verwiesen wurde.

Dieser Handel brachte mich dahin, meine tägliche Ausgabe vor der Hand von vier Obolen auf zwey zu beschränken; bis es bald genug so weit mit mir kam, daſs ich mich, um meinen Unterhalt von niemand als eine Wohlthat zu erbetteln, entschlieſsen muſste, täglich in den Hafen herab zu steigen, und durch einige Stunden harter Arbeit so viel zu verdienen, daſs ich dem Hunger wehren konnte. Ich hatte diese Lebensart bereits eine geraume Zeit, zu groſsem Vortheil meiner Gesundheit, getrieben, als ein ganz unvermutheter Zufall mich mit einem Cyprischen

Kaufmanne zusammen brachte, welchem ich vor mehr als zehen Jahren, in einer Verlegenheit, worein er, an einem Orte wo ihn niemand kannte, gerathen war, auf die bloſse Bürgschaft seiner Fysionomie, oder vielmehr ohne jemahls auf Wiedererstattung zu rechnen, fünf tausend Drachmen geliehen hatte. Wiewohl dieſs keine erhebliche Summe war, so war doch der Dienst, den ich dem Cyprier dadurch leistete, damahls von der äuſsersten Wichtigkeit für ihn; und da ich darauf bestand, ihm meinen Nahmen zu verbergen, so bestand er nicht weniger hartnäckig darauf, daſs ich ihm versprechen muſste, wenn er jemahls so glücklich wäre mich wiederzufinden, so wollte ich mich nicht weigern das Doppelte von ihm anzunehmen. Wie wenig lieſs ich mir damahls einfallen, daſs ich diesen Mann in meinem Leben wiedersehen würde! Und nun liefen wir einander, nach eilf oder zwölf Jahren, unverhofft am Ufer von Alexandrien in die Hände, und glücklicher Weise muſste es sich fügen, daſs die Fysionomie des Cypriers die Wahrheit gesagt hatte. Seine Freude mich wiederzufinden war so groſs, als ob er alle sechs Zauberringe deines **Timolaus** [a] auf einmahl gefunden hätte; aber sein Erstaunen war es nicht weniger, mich in Umständen zu sehen, worin mancher andere sich erlaubt hätte, einen ehemahligen Wohlthäter nicht wieder zu erkennen. Der Cyprier verkannte mich nicht. Er sagte mir, er wäre ein sehr reicher Mann; aber die Hälfte seines Vermögens würde nicht hinreichend seyn, ihn seiner Verbindlichkeit gegen mich zu entbinden: — kurz, er nöthigte mich auf die edelste Art, nun auch an meiner Seite die Bedingung, unter welcher er meine Wohlthat angenommen, zu erfüllen, und die Summe, die ihn gerettet hatte, doppelt von ihm zurück zu nehmen. Überdieſs sagte er mir auch seinen Nahmen und den Ort seines gewöhnlichen Aufenthalts, und drang mir das Versprechen ab, wenn ich mich jemahls wieder in Noth befände, ihm vor allen andern Freunden, die ich haben könnte, den Vorzug zu gönnen. Ich sagte es ihm zu, machte aber nie Gebrauch davon. Mit zehen tausend Drachmen war ich nun, für einen cynischen Filosofen, ein Krösus. Ich überrechnete, wie weit ich damit reichen würde, wenn ich meine tägliche Ausgabe auf vier bis fünf Obolen festsetzte; und da ich nicht gesonnen war länger als bis zum sechzigsten Jahre zu leben, so fand sich, daſs ich — ohne irgend einen auſserordentlichen Zufall — meinen wackern Cyprier nicht weiter nöthig haben würde.

---

[a] S. das Schiff oder die Wünsche, in Lucians Werken, 1. Theil, S. 317. f.

Der weise Agathobulus, dessen Ruf mich nach Alexandrien zog, erfüllte zwar die Vorstellung nicht ganz, die ich mir auf das Wort meines Freundes Dionysius von ihm gemacht hatte: und daran waren beide allerdings gleich unschuldig; denn welcher Sterbliche hätte einer Einbildungskraft wie die meinige ein Genüge thun können? Indessen war er doch unter den Lehrern der damahligen Alexandrinischen Schule der einzige, der mir einige Anhänglichkeit an seine Person einflöſste. Agathobulus ist mit gleich wenigem Rechte bald unter die Epikuräer, bald unter die Cyniker gezählt worden; denn er war im Grunde keiner Sekte zugethan. Er schien das Ideal des Weisen, welches er sich selbst zum Kanon vorsetzte, aus dem, was ihm an mehrern Einzelnen das Schönste dünkte, wie Zeuxis seine Helena, zusammen gesetzt zu haben; und, wenn er ja mit einem von den Alten verglichen werden müſste, so hätte man ihn einen Aristipp in Gestalt eines Stoikers nennen können. So wie man ehemahls von Sokrates sagte, daſs er die Filosofie vom Himmel herab gerufen, und sie mit den Menschen umzugehen und an den mannigfaltigen Verhältnissen ihres häuslichen und bürgerlichen Lebens Antheil zu nehmen gelehrt habe: so konnte man von Agathobulus sagen, er habe die Lebensweisheit des Diogenes in die gute Gesellschaft eingeführt, und, indem er die Strenge ihrer Maximen auf eine ihm eigene Art mit Urbanität und Grazie zu mildern wuſste, Wahrheiten und Tugenden, welche sich gewöhnlich in den Zirkeln der Glücksgünstlinge weder hören noch sehen lassen können ohne überlästig oder lächerlich zu seyn, selbst dieser am meisten verfeinerten, und eben darum verderbtesten Klasse von Menschen ehrwürdig oder wenigstens erträglich gemacht. Da er ohne Leidenschaften war, und sich von Jugend an der strengsten Ausübung der stoischen und cynischen Grundsätze ohne Mühe unterworfen hatte, so war es ihm ein leichtes geworden, seine Sitten unter den Weltleuten rein zu erhalten. Er stand von der üppigsten Tafel eines Römischen Ritters so nüchtern auf als von einem Sokratischen Mahle, und die reitzendste Gaditanische Tänzerin liefs seine Sinne so ruhig als eine sechzigjährige Vestalin. Kurz, Agathobulus lebte die Weisheit die er lehrte, weil sie ihm eben so leicht auszuüben war als das Athemhohlen und Verdauen einem gesunden Menschen; und eben diese Leichtigkeit, die gegen die prunkvolle Gravität und steife Pedanterie seiner meisten Professionsverwandten so stark abstach, war die Ursache, warum die vornehmsten Römer und Griechen zu Alexandrien sich in die Wette beeiferten, ihn zum Tischgesellschafter zu haben. Wie die Eitelkeit der Menschen von allem, sogar aus dem, was ihr zur Beschämung dienen sollte, Nahrung zu ziehen weifs, so schienen besonders die Römischen Magnaten, die in dieser Hauptstadt Ägyptens sehr zahlreich waren, ihre Toleranz gegen manche an sich selbst unangenehme Wahrheiten, welche sie bey Gelegenheit von dem Filosofen hören mufsten, sich selbst zu keinem geringen Verdienst anzurechnen; aber sie glaubten auch dadurch das Äufserste gethan zu haben, was sich von ihres gleichen erwarten lasse, und hielten sich durch diese Duldsamkeit ihrer an lauter Schmeicheley und Beyfall gewöhnten Ohren aller Verbindlichkeit überhoben, in ihren Urtheilen oder Handlungen auf besagte Wahrheiten die mindeste Rücksicht zu nehmen. Der gute Agathobulus, wenn seine Gefälligkeit gegen die Grofsen anders so uneigennützig war als sie es in der That zu seyn schien, verfehlte also seines Zwecks gerade durch das, was er für das einzige Mittel hielt dieser Klasse von Menschen beyzukommen. Man liefs ihm seine Filosofie hingehen, weil der Witz und die Laune, womit er sie würzte, seine Grillenfängerey (wie sie es nannten) unterhaltend machte; aber um aller Wahrheiten willen, die er ihnen täglich und oft mit grofser Freymüthigkeit predigte, geschah nicht eine einzige Thorheit, Ungerechtigkeit und Schelmerey weniger in Alexandrien.

Die zweydeutige Figur, welche Agathobulus unter diesen Umständen machte, bestärkte mich nicht wenig in dem Gedanken, dafs die Filosofie, wenn sie unter so verdorbnen Menschen, als unsre Zeitgenossen waren, wenigstens ihre eigene Würde behaupten wolle, anstatt das geringste von der Strenge und Austerität der Heroen des cynischen Ordens nachzulassen, sie vielmehr, wo möglich, noch weiter treiben, und den bloſsen Gedanken verschmähen müsse, den Schleier der Grazien oder den Gürtel der Venus zu entlehnen, um sich zu einer gefälligen Gesellschafterin dieser Menschen zu machen, deren strenge Richterin und unerbittliche Zuchtmeisterin zu seyn sie berufen sey. Solche Betrachtungen konnten in einem Menschen meiner Art nicht lange müſsig liegen. Die Erfahrungen, durch welche ich in der ersten Hälfte meines Lebens gegangen war, hatten mein Gemüth zu einer Art von Misanthropie gestimmt, deren in der That nur solche Menschen fähig sind, die, indem sie einem jeden mit Liebe, Zutrauen und Wohlwollen entgegen kamen, entweder allenthalben abgewiesen und zurück gestoſsen wurden, oder, so oft sie sich den lockendsten Einladungen der Sympathie, den verführendsten Anscheinungen von Aufrichtigkeit und

Wahrheit überlieſsen, sich am Ende so grausam getäuscht und betrogen sahen, wie dieſs in den wichtigsten Verbindungen meines vergangnen Lebens mein Fall gewesen war. Ich glaubte die Menschen zu hassen; aber im Grunde war es doch nur der Antheil den ich an ihnen nahm, war es doch nur die Liebe zur Menschheit, was mich zum Entschluſs brachte, im ganzen Rest meines Lebens einen Weg einzuschlagen, der, anstatt mich für alles was ich von den Menschen gelitten hatte zu rächen, zu nichts führen konnte, als mich selbst, ohne Gewinn für mich oder andere, zum Gegenstand ihres Hasses zu machen. Denn wo anders hin hätte mich die Entschlieſsung führen sollen, mit freywilliger Übernahme alles Ungemachs, das daraus erfolgen könnte, den herrschenden Maximen und Sitten meiner Zeit offene Fehde anzukündigen, und alle meine Reden und Handlungen zu einer immer währenden lebendigen Satire auf die Thorheiten und Laster der Menschen um mich her, und vornehmlich auf diejenigen zu machen, denen alle übrigen zu gefallen und zu schmeicheln beflissen waren?

LUCIAN.

In der That ist die heroische Entschlieſsung, sein Leben in einem unaufhörlichen Kriege mit den Thorheiten und Lastern, oder, was noch gefährlicher ist, mit den Narren und Schelmen seines Zeitalters zuzubringen, kein sonderliches Mittel sich beliebt zu machen, und ich könnte dir davon ein Lied aus eigener Erfahrung singen. Indessen kommt es auch hierin, wie in allen Dingen, auf ein wenig mehr oder minder, und vornehmlich auf die Sinnesart und innere Stimmung desjenigen an, der sich dieser gefährlichen Profession widmet. Ich gebe zu, daſs es Fälle giebt, wo die wärmste Liebe zur Menschheit in eine Art von Abscheu vor den Menschen, die uns umgeben, umschlagen kann. Aber ich zweifle sehr, ob dieſs so leicht ohne Beymischung irgend einer sauren Leidenschaft von der eigennützigen Art geschehe; und bey genauerer Untersuchung wird sich wohl meistens finden, daſs es gekränkte Eigenliebe, nicht Liebe zur Menschheit ist, was diejenigen, die in der Jugend immer mit Übermaſs liebten, im Alter zu Misanthropen macht. Ich glaube dir nicht

Unrecht zu thun, Freund Peregrin, wenn ich annehme, daſs es auch dir so ergangen sey, und daſs an dem Heldenmuthe, womit du die Thorheiten und Laster deiner Zeitgenossen bekämpftest, ein wenig Bitterkeit und versteckte Rachbegierde Antheil gehabt habe. Doch gestehe ich gern, daſs ich mir an einem zu Selbsttäuschungen so auſserordentlich aufgelegten Sterblichen, auch ohne dieſs, sehr gut erklären kann, wie der bloſse Gedanke, allein gegen das ganze Menschengeschlecht zu stehen, und, als ein neuer moralischer Herkules, sich durch Bekämpfung der sittlichen Ungeheuer, von denen du die Welt verwüstet und geängstiget sahest, den Weg zu den Göttern zu eröffnen, wie dieser Gedanke den Mann, dem bereits zwey groſse Versuche, sich über die gewöhnliche Menschheit empor zu schwingen, so übel miſslungen waren, zum irrenden Ritter der cynischen Tugend machen konnte.

PEREGRIN.

Ich habe mich dir nun einmahl Preis gegeben, Lucian, und nach allen Bekenntnissen, die ich bereits abgelegt, würde eine

Apologie für die, so ich noch zu thun habe, sehr überflüssig seyn. Warum sollte ich dir also nicht unverhohlen gestehen, daſs die seltsame Idee — oder Grille, (wenn du sie lieber so nennen willst) die sich meiner Imaginazion von früher Jugend an bemächtigt hatte, und durch meine Verbindung mit den Christianern nur anders gestaltet, nicht verdrängt worden war, die Einbildung, oder, wie ich in ganzem Ernste glaubte, das innige Bewuſstseyn meiner dämonischen Natur, (welches mich unter keinen Umständen gänzlich verlassen, und dann, wenn ich mich am tiefsten niedergedrückt fühlte, immer am stärksten empor gehoben hatte) um diese Zeit wieder mit neuer Lebhaftigkeit erwachte; daſs ich mich kraft derselben wirklich berufen fühlte, in einem geistigen und moralischen Sinne meinem Zeitalter das zu seyn, was der Thebanische Herkules dem seinigen gewesen war, und daſs dieſs von nun an die herrschende Vorstellung ward, die mich durch mein übriges Leben führte, und mich zuletzt mit dem Gedanken begeisterte, es auf Herkulische Art zu Olympia in den Flammen zu endigen?

Ein so hoher Beruf schien mir eine ganz besondere Vorbereitung zu erheischen. Denn, wiewohl ich bey den Christianern mehrere Jahre lang ein sehr strenges Leben geführt hatte, so warnte mich doch das, was mir mit Schwester Theodosien im Gefängniſs zu Antiochia begegnet war, zu stark vor der Möglichkeit eines Rückfalls; und ich sah mich, auch auſser diesem, bey der neu erwählten Lebensweise so manchen Anfechtungen anderer Leidenschaften ausgesetzt, daſs ich, um dem Dämon in mir eine unbeschränkte Gewalt über den Menschen, an welchen er noch gebunden war, zu verschaffen, es schlechterdings bis zu der vollkommensten Apathie bringen muſste, deren ein eingefleischter Genius nur immer fähig ist. Ich muſste nicht nur Mangel an allen Bequemlichkeiten und, im Nothfalle, selbst an den Bedürfnissen des Lebens, Frost und Hitze, Hunger, Durst und alle Arten körperlicher Schmerzen so leicht ertragen können, als ob es nicht ich, sondern ein anderer wäre, der sie litte; ich muſste nicht nur gegen alle Reitze der Sinnenlust und gegen alle Arten von Verführung so unempfindlich seyn als ein Marmorbild; ich muſste es auch gegen die empfindlichste aller Beleidigungen, gegen die Verachtung der Menschen seyn. Alles dieſs erforderte vielfältige und langwierige Übungen, — Übungen, welche mir (da es zu meinem Plan gehörte, bey manchen derselben keine Zeugen zu scheuen) von vielen den Nahmen eines Narren und Wahnsinnigen zuzogen, und zu dem, was dein Ungenannter von Elis (wiewohl mit ziemlicher Überladung) davon erzählte, einen sehr natürlichen Anlaſs gaben.

Ich zweifle sehr ob irgend einer von den heiligen Faunen und Satyrn, von welchen die Thebaide bald nach unsern Zeiten bevölkert wurde, seinen Witz zu Erfindung neuer Übungen dieser Art eifriger angestrengt haben könne als ich. Wirst du es mir wohl glauben, wenn ich dir sage: daſs ich — um auf allen Fall gewiſs zu seyn, daſs ich auch die Probe, worauf die schöne Fryne die Weisheit des Platonischen Xenokrates gestellt haben soll, rühmlich bestehen könnte — die Selbstpeinigung so weit trieb, eine der reitzendsten Hetären in Alexandrien eine ganze Nacht durch neben mir liegen zu lassen, und daſs ich wirklich so viel Gewalt über mich und sie behielt, daſs sie sich auch nicht des kleinsten Sieges über meine Enthaltsamkeit zu rühmen hatte?

LUCIAN.

Bravo, Freund Peregrin! Robert von Arbrissell ist also nicht nur nicht der erste, der dieses gefährliche Experiment glücklich überstanden hat: er muſs dir den Vorzug auch deſswegen lassen, weil er es zwischen zwey jungen zuchtvollen Klosterschwestern anstellte; welches ohne Vergleichung leichter war, als neben einer einzigen Priesterin der Venus Pandemos.

PEREGRIN.

Ich erwähnte dieser Anekdote bloſs als einer Probe, wie Ernst es mir mit meinen Übungen war, und wie sauer ich es mir werden lieſs, meinem Vorbilde — dem von Epiktet hinterlassenen Ideal eines echten und vollkommnen Cynikers — Zug für Zug gleichförmig zu werden. Alle diese Sonderbarkeiten zogen mir zwar, wie gesagt, unter einem so verfeinerten und üppigen Volke wie die Einwohner von Alexandria waren, einen sehr zweydeutigen Ruf zu; aber es fanden sich doch auch mehrere, die den Karakter einer hohen und beynahe mehr als menschlichen Weisheit darin zu sehen glaubten, und von mir als einem neuen Sokrates, Antisthenes und Epiktetus sprachen. Auch fehlte es mir (wiewohl Agathobulus selbst sich einige Spöttereyen, die von Mund zu Mund in der Stadt herum gingen, gegen mich erlaubt hatte) nicht an Schülern, die von dem Enthusiasmus, womit ich ihnen von der Würde, Freyheit und Eudämonie eines nach den strengsten Grundsätzen des wahren Cynismus geführten Lebens sprach, um so mehr überwältiget wurden, da sie bey mir eine Übereinstimmung zwischen Lehre und Ausübung wahrnahmen, welche an der prunklosen Weisheit des von allen Extremen gleich weit entfernten Agathobulus nicht so stark in die Augen fiel.

Ich hatte bereits über zehen Jahre (einige Reisen in Oberägypten und zu den Äthiopischen Gymnosofisten abgerechnet) in dieser Lebensart zu Alexandrien zugebracht, als ich mit einem jungen Römer von Rang und groſsem Vermögen, Nahmens Cejonius, bekannt wurde, der an meiner Person und an meinen Reden auſserordentlich viel Geschmack zu finden schien, und, nach langem Widerstand, endlich von mir erhielt, daſs ich ihn nach der Hauptstadt der Welt begleitete; welcher es, wie er sagte, seit dem berühmten Demetrius (dem Freunde eines Pätus und Seneka) an einem Manne gefehlt habe, der mitten in diesem unendlichen Strudel von prachtvoller Sklaverey, Aufwartungen und Gastmählern, Sykofanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden, (wie er die Stadt Rom mit den Worten deines Nigrinus schilderte) den Muth hätte, einem jeden die Wahrheit zu sagen, und, unter dem buntesten Gewühl und Gedränge aller Arten von Thoren, Gecken und Narren, das Leben eines Weisen zu leben.

Ich kann es ruhig deiner eigenen Schätzung überlassen, lieber Lucian, wie viel Antheil meine Eitelkeit — eine Schwachheit, von welcher ich mich darum nicht frey sprechen möchte, weil ich mir ihres Einflusses auf meine Entschlieſsung nicht bewuſst war — an meiner Gefälligkeit gegen das unabweisliche Anhalten meines jungen Römers hatte. Der Zauberspiegel in meinem Kopfe, worin ich alles sah, und so oft falsch sah was die gemeinsten Menschen mit bloſser Hülfe ihrer Leibesaugen richtig sehen, stellte mir freylich, ungeachtet der wenig geschmeichelten Abschilderungen, die mir mein edler Freund von der Königin des Erdkreises machte, alles ganz anders vor, als ich es in der Folge aus Erfahrung kennen lernte. Ich könnte jetzt noch über mich selbst lachen, wenn ich mich erinnere, mit was für Hoffnungen ich meinen jungen Führer nach Italien begleitete, und wie ich albern genug war, mir einzubilden, daſs Peregrinus Proteus von Parium nicht ein Jahr zu Rom gelebt haben werde, ohne eine mächtige Umgestaltung in den Sitten und der Denkart der ausgearteten Quiriten hervorgebracht zu haben. Aber ein Kopf wie der meinige konnte auch nur durch unangenehme Gefühle überführt werden, daſs er sich selbst immer zu viel zutraue, und von andern immer mehr erwarte als sie leisten wollten oder konnten.

Das erste, worin ich mich häſslich betrogen fand, war der Karakter des jungen Römers, dem ich mich anvertraut hatte. Die frühzeitige Kultur, welche seines gleichen zu erhalten pflegen, gab ihm, so bald er wollte, einen Anschein von Reife, von dem ich mich um so leichter hintergehen lieſs, weil in der Anhänglichkeit, die er mir zeigte, wirklich etwas persönliches war. Ich schmeichelte mir, einen jungen Mann von so glücklichen Anlagen nach und nach völlig gewinnen zu können, und, da er sowohl durch sein groſses Vermögen als durch die Verwandtschaft seines Hauses mit dem kaiserlichen zu den ersten Stellen im Reiche berufen war, ihn zum Werkzeuge der groſsen Reformazion zu machen, von welcher ich mir in meiner Einsamkeit zu Alexandrien einen schönen Plan geträumt hatte, dessen Realisierung lediglich von der einzigen kleinen Bedingung abhing, den regierenden Theil der Welt in Weise und den gehorchenden in Patrioten zu verwandeln.

LUCIAN.

Ein artiges kleines Projekt!

PEREGRIN.

Unglücklicher Weise hatte mein edler Römer, der mich zu Alexandrien mit so vielem Vergnügen über Staats- und Sittenverbesserung und über alles, was in dieses Fach (worüber sich so schöne Dinge sagen lassen) einschlug, deklamieren hörte, keinen Begriff davon, daſs solche Diskurse einen andern Gebrauch und Zweck haben könnten, als in müſsigen Stunden zu einer leidlichen Unterhaltung zu dienen. Überdieſs lebte er zu Rom in einem solchen Wirbel von Zerstreuungen, daſs ich ihn, auſser dem Tafelzimmer, sehr selten und immer nur auf Augenblicke zu sprechen bekam. Kurz, es zeigte sich in wenig Wochen, daſs er, indem er einen Griechischen Filosofen in seinem Hause unterhielt, sich eigentlich nur einer damahls herrschenden Mode fügen wollte, und daſs seine Wahl bloſs darum auf mich gefallen war, weil er auf seinen Reisen keinen andern gefunden hatte, der ihm besser anstand, und mit dem er sich zu Rom mehr Ehre machen zu können glaubte. Denn der Kontrast, den mein Äuſserliches mit meinem cynischen Aufzuge machte, konnte für eine Art von Seltenheit gelten; und der junge Herr schien sich nicht wenig darauf einzubilden, einen Hausfilosofen zu besitzen, von welchem jedermann gestehen muſste, daſs er einer Büste des Pythagoras, die in seiner Bibliothek paradierte, so ähnlich sehe, als ob sie von ihm abgeformt wäre. Ich habe dir, lieber Lucian, schon zu viel gebeichtet, das meiner Klugheit nicht zur Ehre gereicht, um dir zu verschweigen, daſs es eine ziemliche Zeit währte, bis ich über mein Verhältniſs mit dem edeln Cejonius im Klaren war: aber von dem Augenblick an, da ich es war, hörte auch, meiner alten Gewohnheit nach, alle Gemeinschaft zwischen uns auf. Ich verlieſs sein Haus auf der Stelle, und, nicht zufrieden, ihm selbst, mit aller Bitterkeit der gedemüthigten Eigenliebe, sehr derbe Wahrheiten ins Gesicht gesagt zu haben, glaubte ich der Filosofie noch die Genugthuung schuldig zu seyn, öffentlich gegen ihn und die edle Römische Jugend, die ich in seinem Hause kennen gelernt hatte, in einem sehr heftigen Tone los zu ziehen. Ein Betragen, wodurch ich meinen gewesenen hohen Freund zu bittern Klagen über meine Undankbarkeit berechtigte, und den ersten Grund zu mancherley Unannehmlichkeiten legte, die ich während meines Aufenthalts in Rom zu erdulden hatte. Ohne Zweifel würden die Folgen der Unklugheit, die ich bey dieser Gelegenheit zu Tage legte, noch verdrieſslicher für mich gewesen seyn, wenn Cejonius und sein Anhang sich nicht vor dem erklärten Thronfolger, dem Cäsar Markus Aurelius, gescheuet hätten, unter dessen unmittelbarem Schutze gewisser Maſsen alle Filosofen des stoischen und cynischen Ordens standen, und unter dessen Hausgenossen ich einige warme Freunde hatte.

NEUNTER ABSCHNITT.

PEREGRIN.

Ich übergehe, um deine Geduld zu schonen, lieber Lucian, verschiedene Begebenheiten, die mir in den drey bis vier Jahren, welche ich in Italien, theils zu Rom, theils bey meinen Bekannten auf dem Lande lebte, zugestoſsen sind. Aber eine einzige wird dir selbst vielleicht eine Ausnahme zu verdienen scheinen, wenn ich dir sage, daſs es nichts geringeres war, als ein kleines Abenteuer mit der einzigen Tochter des Kaisers, Faustina, welche damahls schon einige Jahre mit seinem angenommenen Sohne Markus Aurelius vermählt war, aber noch in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit stand.

Es wird dir nicht unbekannt seyn, in was für einen schlimmen Ruf die Sitten dieser Dame bey der Nachwelt gekommen sind, ohne daſs weder die zärtliche Achtung ihres Gemahls, welche sie bis an ihren Tod besaſs, noch die ausgezeichneten Ehrenbezeigungen, die der Senat ihrem Andenken erwies, einige Unvorsichtigkeiten vergüten konnten, wodurch sie in ihren jüngern Jahren die Verleumdung gegen sich gereitzt hatte. Ich kann mich nicht von dem Vorwurfe frey sprechen, zu einer Zeit, da ihr Karakter einem Menschen meiner Art nothwendig in einem sehr zweydeutigen Licht erscheinen mufste, selbst nicht wenig dazu geholfen zu haben, dafs das Römische Publikum (dessen herrschende Sitten dem Glauben an die Tugend der Frauen vom ersten Rang ohnehin wenig günstig waren) um so geneigter ward, die nachtheiligsten Anekdoten, die auf Unkosten der schönen Faustina herum getragen wurden, glaublich zu finden. Allein, seitdem der Scheiterhaufen zu Arpine den Zunder der Leidenschaften in mir verzehrt hat, sehe ich auch diese liebenswürdige Römerin und ihr Betragen gegen mich in einem andern Lichte, und finde mich — schon nach dem, was mir selbst mit ihr begegnet ist — sehr geneigt zu glauben, dafs ihr wenigstens durch die Gerüchte, welche sie mit den Poppeen und Messalinen in Eine Linie stellen, grofses Unrecht geschehen sey. Doch, du magst selbst von der Sache urtheilen.

Ungeachtet der ungeheuern Gröſse der Stadt Rom, und der Schnelligkeit, womit eine unendliche Menge aus allen Weltgegenden zusammen geflogener Menschen, deren jeder seinen eigenen Zweck verfolgte, sich wie Meereswogen durch und über einander her wälzten, war doch der Cyniker, welchen Cejonius aus Ägypten (dem Vaterlande so vieler Wunderdinge) mitgebracht hatte, eine Erscheinung, die in gewissen Zirkeln eine Art von flüchtiger Aufmerksamkeit erregte. Beynahe ein jeder, der ihn gesehen hatte, wuſste irgend etwas lächerliches oder seltsames, irgend eine kleine, wahre oder falsche Anekdote von ihm zu erzählen, wodurch diese Neuigkeit aus Afrika dem müſsigen Theile des Publikums interessant wurde. Jedermann wollte den Cyniker mit dem Pythagoraskopfe kennen lernen, um sagen zu können daſs er ihn auch gesehen habe; und es fehlte wenig, daſs man nicht den Kaiser selbst anging, zu befehlen, daſs er an dem ersten besten Feste, unter andern seltsamen Thieren, die aus allen Enden der

Welt nach Rom zusammen geschleppt wurden, dem Volk im Cirkus vorgezeigt werden sollte.

Es konnte also nicht fehlen, daſs endlich auch die Prinzessin, deren stärkste und vielleicht einzige Leidenschaft war, immer mit einer neuen Puppe zu spielen, neugierig ward, sich mit meiner Wenigkeit in Bekanntschaft zu setzen. Aber so leicht dieſs an sich selbst zu seyn schien, so hatte die Sache doch ihre Schwierigkeiten; denn man beschrieb ihr das filosofische Wunderthier als ungewöhnlich scheu und störrig. Besonders, sagten ihre Kammerfrauen, äuſsere es eine Antipathie gegen das weibliche Geschlecht, welche, wie man wahrgenommen habe, mit der Schönheit und Jugend der Damen in gleichem Verhältniſs stehe, und also für die Neugier der Prinzessin gar leicht unangenehme Folgen haben könne. Man erzählte ihr verschiedene Beyspiele dieser seltsamen Misogynie, welche wirklich nicht ohne Grund waren: aber bey Faustinen war dieſs gerade ein Beweggrund mehr, sich von einer so unglaublichen Wirkung der Schönheit durch den Augenschein zu überzeugen. Sie wohnte während der schönsten Monate des Jahres gewöhnlich in den Sallustischen Gärten, deren anmuthige Lustwäldchen ich in der heiſsen Tageszeit öfters zu besuchen pflegte. Ihre Neugier blieb also nicht lange unbefriedigt. Man sagte mir daſs sie mich zu sprechen wünschte, und, da ich mich dessen unter keinem schicklichen Vorwande weigern konnte, so lieſs ich mich, wiewohl ungern, in einen kleinen Gartensahl führen, wo ich sie mit zwey oder drey von ihren vertrautern Gesellschafterinnen bey einer tändelnden Art von Arbeit antraf. Ihre Schönheit, wiewohl sie das untadeligste Modell zu einer Göttin der Liebe abgeben konnte und mit einem einladenden Ausdruck von Gefälligkeit und Gutheit verbunden war, machte, vielleicht eben dieses Ausdrucks wegen, beym ersten Anblick nur einen schwachen Eindruck auf mich. Aber desto mehr schienen die Damen in ihrer Erwartung getäuscht zu seyn, da sie, anstatt eines rauhen, übel gekämmten und ungeschliffnen Cynikers, einen Menschen vor sich sahen, der in guter Gesellschaft gelebt zu haben schien, nach Griechischem Kostum anständig gekleidet war, und seinem äuſserlichen Ansehen und Betragen nach keine

Gelegenheit zu den feinen Spöttereyen gab, womit sich eine von ihnen zur Belustigung der Prinzessin bewaffnet hatte, und die bey meinem Eintritt schon auf ihren Lippen schwebten. Kurz, ich sah daſs der Pythagoraskopf auf den Schultern eines Mannes, den die Venus Mamilia vor dreyſsig Jahren zu ihrem Adonis gewählt hatte, seine Wirkung that. Aber die Unterredung gewann nichts dadurch an Lebhaftigkeit: und da der Filosof die gute Meinung, die man auf Empfehlung seines Äuſserlichen von ihm gefaſst zu haben schien, durch die Einsylbigkeit seiner Antworten auf alle Fragen, die man an ihn richtete, wenig aufmunterte; so wurde er zu seinem groſsen Troste ziemlich bald wieder verabschiedet, ohne daſs man auch nur den leisesten Wunsch äuſserte, die angefangene Bekanntschaft fortzusetzen.

LUCIAN.

Ich liebe die Abenteuer, die einen so trocknen Anfang haben; und ich müſste mich sehr irren, wenn diese anscheinende Kälte nicht einen geheimen Anschlag gegen deine Weisheit verbarg, der bereits in dem leichten Gehirnchen der schönen Faustina brütete.

PEREGRIN.

Ich wenigstens war damahls weit entfernt, so etwas zu argwohnen. Wir sahen uns indessen nach dieser ersten Zusammenkunft zufälliger Weise noch öfters in den Sallustischen Gärten. Der sanfte Reitz, der alles, was die schöne Faustina sagte und vornahm, wie verstohlner Weise begleitete, ihre immer währende Heiterkeit und Fröhlichkeit, der gänzliche Mangel an allen Ansprüchen, welche sie als die einzige Tochter des Kaisers zu machen hatte, mit einer Gutherzigkeit und schönen Einfalt verbunden, die an einer Römerin von ihrem Stande und aus diesem Zeitalter noch unendliche Mahl überraschender war als der Pythagoraskopf an einem Cyniker, — das alles überschlich mein Herz unvermerkt. Die schöne Faustina ward mit jeder Unterredung schöner in meinen Augen: und da sie mir eben so empfänglich als geneigt schien, ihrem Geist eine Art von Ausbildung geben zu lassen, wodurch sie (wie sie sagte) der Ehre, die Gemahlin eines Mark-Aurels zu seyn, würdiger zu werden hoffte; so lieſs sich dein alter Schwärmer — das wahre *tribus Antyciris insanabile caput* des Horaz — ohne Bedenken überreden, dieses gefährliche Amt bey einer jungen Fürstin zu übernehmen, deren wahrer Karakter, ungeachtet aller Aufschlüsse, die er durch die Kallippen, Mamilien und Diokleen über das groſse Räthsel des weiblichen Herzens erhalten zu haben glaubte, etwas ganz neues für ihn war.

Bey allem dem war das, was ich für die liebenswürdige Faustina fühlte, so rein und unschuldig, hatte so wenig Leidenschaftliches, und glich, mit Einem Worte, so sehr der Liebe eines zärtlichen Vaters für eine gutartige Tochter, daſs ich unmöglich in die mindeste Unruhe darüber gerathen konnte. Aber eben diese Ruhe meines Herzens war es, was Faustinen — welche wirklich (wie du sagtest) einen kleinen schelmischen Anschlag gegen meine Weisheit in der Arbeit hatte, und in der Ausführung ihrer launischen Einfälle ziemlich ungeduldig war — den bösen Gedanken eingab, daſs sie schlechterdings die unterste von den drey Seelen, welche Plato den menschlichen Körper bewohnen läſst, auf ihre

Seite ziehen müsse, wenn sie den Triumf über die Apathie ihres Filosofen erhalten wollte, worauf sie nun einmahl ihren Sinn gestellt hatte, und worüber es (wie ich in der Folge erfuhr) zwischen ihr und einer vertrauten Freundin eine groſse Wette galt.

Sie veranstaltete es also mit dem Zufall so geschickt, daſs ich sie einsmahls an einem sehr heiſsen Tage, in der einsamsten Grotte ihrer Gärten auf einer mit Rosen dicht bestreuten Moosbank, ziemlich leicht bekleidet schlummern fand. Es war der schönste Anblick, der meinen Augen jemahls gewährt worden war; wenigstens däuchte es mir so, da die Zeit die Bilder ehemahliger Visionen dieser Art zu matt gemacht hatte, um von dem lebendigen Eindruck der gegenwärtigen nicht ausgelöscht zu werden. Ich verweilte zwar nicht lange; aber meine Apathie war erschüttert; die Erinnerungen an diesen Augenblick schwächten die Gewalt, welche meine Vernunft durch eine vieljährige Übung in der strengsten Enthaltsamkeit über meine Einbildung erhalten hatte; und, wiewohl ich weder jung noch thöricht genug war, einer unziemlichen Leidenschaft für die Gemahlin eines Mark-Aurels Raum zu geben, so blieb es doch nicht mehr in meiner Macht, sie bey unsern fortgesetzten Zusammenkünften mit so unbefangenen Augen wie ehemahls anzusehen.

Diese Veränderung konnte der Prinzessin nicht lange verborgen bleiben. Sie lieſs zwar nichts davon gewahr werden, daſs sie ihren Lehrer bey jeder Zusammenkunft wärmer, belebter und unterhaltender fand; aber sie hielt sich von nun an gewiſs, ihre Wette gewonnen zu haben, und beschleunigte die Ausführung ihres Plans. Einsmahls fand ich sie mit einem Buche auf dem Schooſs, in dessen Lesung sie so vertieft schien, daſs ich ihr schon ganz nahe war, ehe sie meine Gegenwart bemerkte. Du hättest zu keiner gelegnern Zeit kommen können, sagte sie, um mir zur Gewiſsheit zu helfen, ob ich die Theorie einer sehr sublimen Dame, die mich schon seit einer halben Stunde unterhält, recht begriffen habe oder nicht. — Das Buch, worin sie las, war Platons Symposion, und also Diotima die Dame, von welcher die Rede war. Diese schöne und geistige Art von Liebe, welche man, mit undankbarer Verschweigung ihrer wahren Erfinderin, die Platonische zu nennen pflegt, ward nun der Gegenstand einer Unterredung, welche mich, der schönen Faustina und einer Gruppe der Grazien von Praxiteles gegenüber, unvermerkt in die Gemüthsstimmung meiner ersten Jugend versetzte.

Ich war vielleicht der einzige Mensch in der Welt, der einer Frau, wie diese die ich vor mir hatte, in solchem Ernst und mit so vielem Feuer von der Möglichkeit einer unkörperlichen Liebe zu der liebenswürdigsten aller Frauen, das ist, (wie ich ihr deutlich genug zu verstehen gab) zu ihr selbst, sprechen konnte. Faustina schien eben so vergnügt als verwundert darüber zu seyn, zum ersten Mahl in ihrem Leben einen Mann von einer so feinen und mit ihren Begriffen so übereinstimmenden Denkungsart zu finden: aber sie konnte nicht umhin, dem Schüler der Diotima, mit einer Miene, worin Naivität und Schalkheit sich zugleich mit einer ihr eigenen Grazie ausdrückten, einige Zweifel über die Möglichkeit, eine so geistige Art von Liebe auf beiden Theilen in die Länge auszuhalten, zu zeigen.

Das unmöglichste für mich war, in diesem Augenblicke an Kallippen und Mamilien zu denken, die mich über diesen Punkt billig etwas behutsamer hätten machen sollen; und es konnte also nicht fehlen, daſs ich in einige Verwirrung gerieth, da sie mir mit einem Blicke, der in den Grund meiner Seele zu dringen schien, sagte: wer mit solcher Gewiſsheit, wie ich, von dieser Sache sprechen könne, müsse Erfahrungen gemacht haben, die ihn dazu berechtigten; und ich würde es sehr verzeihlich finden, wenn sie mir ihre Neugier über diesen Theil meiner Lebensgeschichte nicht verbergen könnte.

In der That kam sie, nachdem wir einmahl so tief in diese Materie gekommen waren, und meine Verwirrung ihr gar leicht meine Aufrichtigkeit hätte verdächtig machen können, mit ihrem Wunsche dem meinigen entgegen. Ich versprach ihr also eine getreue und umständliche Erzählung der Begebenheiten meiner Jugend, die ihr (wie ich unbesonnen genug war hinzu zu setzen) beweisen würden, was ich schon damahls fähig gewesen wäre, wenn ich das Glück gehabt hätte, eine Diotima mit Faustinens Gestalt und Reitzen anzutreffen. Sie schien dieses Kompliment gerade so aufzunehmen, wie ich es wünschen konnte. Einer der nächsten Tage wurde dazu bestimmt, den Anfang meiner Erzählung zu machen; und man entlieſs mich mit Zeichen von Zufriedenheit, die auch ein weniger Platonischer Liebhaber ohne groſse Unbescheidenheit für Aufmunterungen hätte nehmen können.

Du siehest ohne mein Erinnern, lieber Lucian, daſs ich mich durch diese unvorsichtige Gefälligkeit gegen die Neugier der schönen Faustina in ein schlimmes Abenteuer hatte verwickeln lassen. Unter den Augen einer so liebenswürdigen Zuhörerin meine Einbildung durch die lebhafteste Versetzung in die Zauberscenen meiner Jugend in Flammen setzen, hieſs die Kerze, wie man zu sagen pflegt, an beiden Enden anzünden. Faustina, unter deren so lieblich lächelnden Gesichtszügen ich keine Schalkheit ahndete, trug alles, was sie, ohne sich gar zu bloſs zu geben, beytragen konnte, dazu bey, das Platonische Feuer, das im Busen ihres schwärmerischen Filosofen loderte, immer stärker anzufachen. Die Erzählung, durch häufige Digressionen und Erörterungen unterbrochen, ward alle Minuten zum Dialog, und dieser zuletzt so interessant, daſs er Ergieſsungen des Herzens (denn die Platonische Liebe hat ja auch die ihrigen) nöthig machte, welche durch die Gegenwart der kleinen Sklavinnen, deren die Prinzessin bey unsern Zusammenkünften immer drey oder vier um sich herum schwärmen hatte, nicht wenig gehindert wurden.

Natürlicher Weise war Faustina durch meine Bekenntnisse in ihren Zweifeln an der Möglichkeit der Platonischen Liebe vielmehr bestärkt als davon geheilt worden. Sie machte mir kein Geheimniſs daraus; und gleichwohl schien sie sich der meinigen mit einem so kindlich unschuldigen Zutrauen zu überlassen, daſs sie die Voraussetzung eines sympathetischen Gefühls, in dessen Reinigkeit ihr Bewuſstseyn sie kein Miſstrauen setzen lieſs, beynahe unvermeidlich machte.

LUCIAN.

Ich wundere mich nicht, Freund Peregrin, warum du immer, sogar bis in den Jahren, wo man gewöhnlich an die Gunst der Schönen keine Ansprüche mehr zu machen hat, von den reitzendsten dieses Geschlechts, das von unsrer guten Meinung von ihm so viele Vortheile zu ziehen weiſs, so auſserordentlich begünstiget wurdest. Denn — bey der kindlichen Unschuld der immer lächelnden Faustina! — nie ist ein Sterblicher mit einer glücklichern Anlage, immer das Beste von ihnen zu denken, geboren worden als du.

PEREGRIN.

Bethört von dem süſsen Wahne, der mir dieses Kompliment von dir zugezogen hat, ward ich nun immer weniger gewahr, was für ein gefährlicher Gegenstand eine Seele, deren Schönheiten mit den Reitzen ihres materiellen und animalischen Theils so zart verwebt oder vielmehr so unmerklich in einander verschmelzt waren, für einen Platonischen Liebhaber sey, der dem Unglück, beide Arten von Reitzen alle Augenblicke mit einander zu verwechseln, so sehr ausgesetzt war wie ich; und unstreitig war es in einem solchen Augenblick, wo mich die Weisheit so sehr verlieſs, daſs ich der Prinzessin von dem Zwange sprach, den die einzige Tagesstunde, welche sie mir (unter dem Vorwande des Unterrichts in der Filosofie) widmete, und die kleinen Nymfen, die immer dabey gegenwärtig waren, dem freyen Umtausch der Empfindungen unsrer Seelen auferlegten. Sie schien dieſs eben so gut als ich zu fühlen, aber verlegen zu seyn, wie es anders eingerichtet werden könnte. Sollte, sagte ich endlich, die keusche Luna, deren gute Dienste so oft von den gewöhnlichen Liebhabern angerufen werden, sich nicht erbitten lassen, einem Eingeweihten in den Mysterien der höhern Liebe günstig zu seyn? — Warum nicht? erwiederte Faustina lächelnd. Wenigstens gebe ich dir, setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, meine Einwilligung, wenn du es auf dich nehmen willst, auch mich in diesen erhabenen Mysterien einzuweihen.

Die schlaue Dame hatte mich, wie du siehest, unvermerkt auf einen Weg gebracht, worauf sie ihr mir damahls noch unbekanntes Ziel schwerlich verfehlen konnte. Sie erlaubte mir, unter der Leitung der jungfräulichen Göttin — deren Liebe zu Endymion ganz gewiſs, trotz den Lästerungen der Mythologen, ebenfalls von der Platonischen Art gewesen sey — die Sallustischen Gärten auch zu einer ungewöhnlichen Zeit zu beſuchen, und lieſs mich hoffen, daſs ich ſie zu einer gewiſſen Stunde in dem Myrtenwäldchen, das einen kleinen offnen Tempel der Grazien umgab, nicht umſonſt erwarten würde.

So viel ich mich erinnere, begünſtigte ſie mich mit drey oder vier ſolchen nächtlichen Zuſammenkünften. Sie, welche (wie ſichs am Ende auswies) nichts dabey wagte, blieb immer ſich ſelbſt gleich, immer ſo heiter und ſanft, ſo herablaſſend gefällig und theilnehmend als ich ſie ſtets gefunden hatte: aber für meine Apathie war dieſe Probe zu ſtark. Es gab Augenblicke, wo der Drang alles deſſen, was ich für ſie empfand, meine Bruſt zu zerſprengen drohte; und mehr als Einmahl war ich, unter dem fürchterlichen Kampf zwiſchen dem Überſchwang des Gefühls, das mich zu ihren Füſsen werfen wollte, und der Ehrfurcht und Scham, die mich mit gleich groſser Gewalt zurück zogen, in Gefahr ohnmächtig vor ihr hinzuſinken. Aber jedesmahl war dieſs auch der Augenblick, wo ſie mich, unter dem Vorwande daſs mir die Nachtluft nicht länger zuträglich ſcheine, mit dem Ausdruck der zärtlichſten

Besorgniſs für meine Gesundheit auf der Stelle nach Hause schickte.

Der Mond hörte endlich auf, diese nächtlichen Unterredungen zu begünstigen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr meinen Schmerz über den Verlust so seliger Stunden auf eine Art zu erkennen zu geben, die mich zum Mitleiden einer Frau, die mir schon so viel Güte gezeigt hatte, berechtigte. Du bist für einen Endymion ein wenig dringend, mein lieber Proteus, sagte sie: doch, ich beurtheile deine Empfindungen nach den meinigen. Auch ich entsage diesen angenehmen Unterhaltungen zwischen Seele und Seele, die durch das Elysische einer stillen Mondnacht so schön befördert werden, ungern: aber, was kann ich thun, sie dir zu ersetzen?

Ein tiefer Seufzer war alles, was der bezauberte Wahnsinnige darauf antworten konnte.

Ich will sehen was möglich ist, fuhr sie nach einigem Bedenken fort; du sollst in kurzem wieder von mir hören. Aber, wenn ich mich nun, um deinen und meinen Wunsch zu befriedigen, genöthiget fände, deinen Platonismus auf eine etwas harte Probe zu stellen?

Ich glaubte zu errathen was sie damit sagen wollte, und schwor ihr bey der himmlischen Cythere, und den Grazien des Sokrates, sie würde, auf welche Probe sie mich auch stellen wollte, niemahls Ursache finden, sich ihr Zutrauen gegen mich gereuen zu lassen.

Die schöne, aber ein wenig leichtfertige Gemahlin des Kaisers Markus war nun am Rande der Ausführung ihres Plans. Sie spielte mir übel mit, und ich hab' es ihr längst vergeben: aber was ich mir selbst nie vergeben werde, war die Blindheit, mit welcher ich in ihre —

LUCIAN.

— von dir selbst gewebten —

PEREGRIN.

— Schlingen fiel. — Gut! auch dieſs vermehrt die Vorwürfe, die ich mir zu machen habe.

LUCIAN.

Wunderliche Seele! wozu? Sie kommen nun zu spät; und es ist, däucht mich, klar, daſs deine Eitelkeit damahls eine solche Demüthigung noch nöthig hatte.

PEREGRIN.

Wie groſs auch meine Schuld bey diesem allen war, so würdest du mir doch Unrecht thun, wenn du glaubtest, daſs ich, mitten in diesen Ausschweifungen meiner Leidenschaft für die schöne Faustina, mich auch nur des leisesten Anschlags auf ihre Tugend schuldig gemacht hätte. Im Gegentheil, meine Schwärmerey (wie du es nennen wirst) ging so weit, daſs ich, falls es möglich seyn sollte daſs Faustina schwach würde, fest entschlossen war, ihrer guten Seele mit der meinigen zu Hülfe zu kommen, und daſs ich sogar auf diesen Fall hin eine Menge der sublimsten und herzrührendsten Sachen, die ich ihr sagen wollte, in Bereitschaft hielt.

LUCIAN.

Dieſs, lieber Peregrin, werde ich, — der ich in meinem Leben nie der Tugend, sondern nur der falschen oder übertriebenen Anmaſsungen einer dem Menschen nicht gegebenen Vollkommenheit gespottet habe — dieſs, Peregrin, werde ich nie Schwärmerey nennen. Aber daſs du dich vorsetzlich in den Fall setztest, dir selbst vielleicht nicht

Wort halten zu können; daſs du, nach so manchen Erfahrungen des Gegentheils, — auf den bloſsen Triumf hin, den dein Eigensinn über eine **Alexandrinische Hetäre** erhalten hatte — dir selbst eine Stärke zutrautest, die sich kein Sterblicher eher, als bis er ohne seine Schuld in dem Fall ist ihrer zu bedürfen, zutrauen soll: **das nenne ich Schwärmerey!**

PEREGRIN.

Gieb dich zufrieden, Freund Lucian! du wirst mich streng genug dafür büſsen sehen. Es vergingen einige Tage, ohne daſs ich die Prinzessin auf ihren gewöhnlichen Spaziergängen wieder zu sehen bekam, wiewohl ich sie überall, selbst in der Grotte, wo ich sie einst schlafend gefunden hatte, aufsuchte. Aber am vierten oder fünften Tage nach unsrer letzten Zusammenkunft, da ich zur gewöhnlichen Morgenstunde in einem Gange, der zum Tempel der Grazien führte, traurig auf und nieder ging, fiel ein Granatapfel vor mir nieder, in dessen Krone ich ein kleines Papier stecken fand. Ich entfaltete es mit zitternder Freude, und las ungefähr folgende

Worte: „Du kannst die auſserordentliche Probe, die du von meinem Vertrauen auf deine Gesinnungen erwartest, nicht lebhafter wünschen, als ich wünsche, was ich für dich thue durch dein Betragen gerechtfertigt zu sehen. Hast du noch Muth, die Probe, worauf ich dich dadurch stelle, zu bestehen, so finde dich eine Stunde vor Mitternacht bey dem Seitenpförtchen ein, das aus der Gallerie des Apollo in die Rosengebüsche führt, und folge dem, den du daselbst antreffen wirst."

Beides, die hohe Meinung, die ich von der Unschuld und Güte der schönen Faustina hegte, und das Vertrauen auf die Stärke meines eigenen Vorsatzes, war zu groſs, als daſs mein Entzücken über diesen mehr gewünschten als gehofften Beweis ihrer Gesinnung gegen mich durch den mindesten Zweifel hätte unterbrochen werden können. Die Zwischenzeit, die einem andern Liebhaber eine Ewigkeit geschienen hätte, verfloſs mir unter wonnevollen Vorgefühlen unvermerkt; kaum hatte ich mich in den schönsten Tagen meiner Jugend, selbst im heiligen Haine der Venus Urania zu Halikarnaſs, so entkörpert, so ganz **Dämon** gefühlt, als in der Erwartung dieser heiligen Mitternachtsstunde, in welcher der Bund einer ewigen Liebe zwischen der schönsten aller Seelen und der meinigen beschworen werden sollte.

Sie kam endlich. Die kleine Pforte öffnete sich; eine junge Sklavin nahm mich bey der Hand, und führte mich durch eine Menge dunkler Gänge in ein hell erleuchtetes und fürstlich ausgeschmücktes Gemach, dessen offne Mittelthür in eine Reihe kleiner Zimmer führte, welche ich zu durchwandern hatte, um zu der Göttin zu gelangen, die in dem letzten derselben ihres seligen Endymions wartete. In jedem der Zwischengemächer, aus welchen mir der lieblichste Wohlgeruch entgegen duftete, nahm die Beleuchtung stufenweise ab, bis sie zuletzt in dem Kabinette, wo ich Faustinen zu finden glaubte, in die sanfteste Dämmerung zerfloſs. Sie lag auf einem prächtigen Ruhebette, in eben dem leichten, aber äuſserst zierlichen Anzug und in eben der schönen Lage, worin ich sie in der unglücklichen Grotte gesehen hatte.

LUCIAN.

Armer Proteus, das war zu viel!

PEREGRIN.

Ein halb durchsichtiger Schleier verhüllte einen Theil ihres Gesichts und des schönsten Busens, den Amors Hand je geformt hatte. Mit immer stärker klopfendem Herzen hatte ich mich langsam herbey geschlichen: aber dieser erste Anblick überwältigte mich gänzlich. Ich warf mich zu ihren Füſsen, und — o Faustina! göttliche Faustina! — war alles, was ich in meiner Entzückung hervorbringen konnte, indem ich eine ihrer mir dargebotnen schönen Hände mit glühenden Küssen bedeckte.

In dem nehmlichen Augenblick hörte ich ein lautes Gelächter, das Kabinet wurde plötzlich so hell als der Tag, und die wahre Faustina rauschte hinter einem Vorhang hervor, und sagte zu einer andern Dame, die ihr folgte: „Ich habe die Wette gewonnen, Flaviana! — und du, guter Proteus, vergieb mir diese kleine Hinterlist! Ich überlasse es deiner eigenen Filosofie, die Moral aus diesem Platonischen Abenteuer zu ziehen, die für dich die zuträglichſte seyn mag.“ — Und hiermit eilte sie mit ihrer lachenden Freundin davon, und lieſs mich in einer Beschämung, einer Bestürzung, einer Vernichtung, die meinen ärgsten Feind zum Mitleiden hätte bewegen müssen.

LUCIAN lachend.

Armer Proteus! — Verzeih mir, daſs ich mitlachen muſs! — Aber kanntest du diese Flaviana, die so lustig darüber war, daſs sie ihre Wette auf deine Unkosten verloren hatte?

PEREGRIN.

Sie war eine der ersten jungen Damen zu Rom, und hatte, weil sie groſse Ansprüche an Witz machte und für eine Beschützerin der Griechischen Musen gehalten seyn wollte, eine Menge Maschinen angelegt, um sich meiner zu bemächtigen, als ich das Haus des Cejonius verlassen hatte. Aber da sie ihrer Sitten wegen in einem sehr zweydeutigen Lichte stand, und ich mir, um alle ähnliche Anmaſsungen abzuschrecken, wirklich vorgenommen hatte, mich in den Ruf eines entschiedenen **Weiberhassers** zu setzen: so waren alle ihre Versuche verunglückt; und dieſs hatte vermuthlich zu der Wette Anlaſs gegeben, von welcher ich auf eine so grausam überraschende Art das Opfer wurde.

LUCIAN.

Und wer war die Dame auf dem Ruhebette?

PEREGRIN.

Ich verweilte nur so lange, daſs ich mich zu meinem neuen Erstaunen überzeugen konnte, daſs es **Myrto** war, eben dieselbe Sklavin Myrto, welche in der Villa Mamilia eine von den Grazien der Göttin vorstellte, und es sich, wie du dich erinnern wirst, so angelegen seyn lieſs, die schöne Dioklea bey mir anzuschwärzen. Der Eindruck, den ich dazumahl auf ihr zartes Herz zu machen das Unglück hatte, schien seit einer so langen Reihe von Jahren noch nicht ganz erloschen zu seyn. Sie wandte, unter dem Vorwand daſs sie mir Sachen von groſser Wichtigkeit zu entdecken hätte, alles mögliche an, mich zurück zu halten: aber mein Stolz war zu tief verwundet, als daſs ich die Luft dieses für mich plötzlich verpesteten Hauses nur einen Augenblick länger hätte ertragen können. Ich riſs mich von ihr los, floh in meine Zelle zurück, und blieb etliche Tage eingeschlossen, um mich von dem harten Stoſs, den ein so schamvoller Ausgang des schönsten Abenteuers meines ganzen Lebens meiner Filosofie gegeben hatte, wieder zu erhohlen, und, alles wohl überlegt, den festen Entschluſs zu fassen, daſs es das letzte dieser Art in meinem Leben seyn sollte.

LUCIAN.

Soll ich offenherzig mit dir sprechen, Freund Proteus? — Daſs dein Herz in der ersten Bewegung Galle und Gift gegen die schöne Faustina kochte, kann ich dir leicht verzeihen: wem würde es an deinem Platze nicht eben so ergangen seyn? Aber wenn du in den einsamen Stunden der Besinnung nicht wieder so gut zu dir selber kamst, um sie von aller Schuld an deinem verunglückten Abenteuer mit ihr frey zu sprechen; wenn dein Gedächtniſs so treulos war, dich nicht zu erinnern, daſs sie, — selbst den Mittagsschlaf in der Grotte nicht ausgenommen, welchen ich, ohne einen gerichtlichen Beweis des Gegentheils, den du schwerlich führen könntest, für einen bloſsen Zufall halte — daſs sie, sage ich, weder verführerische Künste, dich in ihre Schlingen zu ziehen angewandt, noch dir die geringste Ursache gegeben, sie für eine schwärmerische Seele deines gleichen zu halten, kurz, daſs Du selbst es warst, der alle Auslagen bey dieser Gelegenheit auf eigene Rechnung übernahm: wenn du das alles vergessen konntest, so hattest du wahrlich sehr Unrecht. Das einzige, was Faustina, deiner eigenen Erzählung nach, zu verantworten haben konnte, war, daſs sie es geschehen lieſs, daſs du sie nach deiner sonderbaren Art liebtest. Allein, die Neugier, was wohl am Ende daraus werden würde, ist, däucht mich, einer jungen Fürstin, deren Laune zu solchen Kurzweilen gestimmt war, um so leichter zu gut zu halten, da sie vermuthlich durch Flavianen zur Wette herausgefordert worden war, und übrigens von einem Enthusiasten deiner Art unmöglich eine so lebendige Vorstellung haben konnte, um voraus zu sehen, wie wehe sie dir durch die unvermuthete Verwandlung aus einem neuen Endymion in — einen neuen Ixion — thun würde. In der That, lieber Proteus, war es bloſs deine Schuld, daſs du sie nicht nur, vermittelst des vorbesagten Zauberspiegels in deinem Kopfe, zu einer moralischen Venus, zu einem Ideal jeder geistigen Schönheit erhobst, sondern dieses Göttergebilde deiner schwärmenden Fantasie sogar mit deiner eigenen Art zu empfinden beseeltest, und eine Sympathie und Seelenverwandtschaft zwischen ihr und dir freygebig voraussetztest, für welche in ihrem ganzen Benehmen, so viel ich sehen kann, für einen Mann mit gewöhnlichen Augen kein entscheidender Grund zu finden war. Im Gegentheil, man muſste so verblendet und bezaubert seyn als du es warst, um nicht zu merken, wie sie bey allen deinen Bestrebungen, ihr deine Platonische Schwärmerey einzuimpfen, immer kalt und ruhig blieb, und wie wenig Vertrauen sie darauf setzte, daſs die Probe, zu welcher du sie selbst aufzufordern die Vermessenheit hattest, zu deinem Ruhm ausfallen würde. — Aber, was den Prozeſs gänzlich zu ihrem Vortheil entscheidet, und für die Güte ihres Herzens desto lauter spricht, je mehr Anlage zu Leichtsinn und Muthwillen in ihrer natürlichen Sinnesart war, ist der Umstand, daſs sie dich sogar noch in dem Briefchen, das dir der Granatapfel in die Hände spielte, vor der Gefahr warnte, wiewohl der Verlust ihrer Wette darauf stand, falls du dich eines bessern besonnen hättest.

PEREGRIN.

Jetzt, lieber Lucian, bin ich aus allen diesen Betrachtungen so geneigt als du selbst, Faustinen zu entschuldigen, und was mich damahls beynahe wahnsinnig machte, hat ihr und mir, seitdem wir uns hier wiederfanden, mehr als Einmahl Stoff zum Lachen gegeben. Aber vor meiner Verlüftung zu Harpine war so viel Unbefangenheit bey mir unmöglich. Auch nachdem sich der erste Sturm in meinem Gemüthe gelegt hatte, blieb es immer ein unverzeihliches Verbrechen in meinen Augen, daſs sie bey dem grenzenlosen Vertrauen, das ich in die Unschuld ihrer Seele setzte, fähig gewesen war, mit einem Herzen wie das meinige ein solches Spiel zu treiben, und einen Mann, der selbst in seinen Verirrungen (wie meine Eigenliebe mir schmeichelte) noch Achtung verdiente, dem Spotte fremder Zeugen, und (was mich am empfindlichsten kränkte) dem Hohngelächter einer Frau, deren Eitelkeit ich beleidiget hatte, so leichtsinnig und übermüthig Preis zu geben. Dieſs konnte ich ihr so wenig verzeihen, daſs ich mich vielmehr überflüssig berechtiget hielt, sie bey jeder Gelegenheit als die gefährlichste Sirene zu schildern, und selbst die Liebenswürdigkeit, die ihr jedermann zugestehen muſste, für eine bloſse Larve zu erklären, unter welcher eine falsche, gefühllose und grausame Seele laure. Wenn ich denn einmahl in diesen Ton gerathen war, so wurde weder ihres Vaters noch Gemahls geschont; und die ganze Deklamazion endigte sich gewöhnlich in eine bittere Satire über die Römer und Römerinnen, über die ungeheure Verdorbenheit ihres Herzens und ihrer Sitten, über den hassenswürdigen Despotismus ihrer Regierung, und über die seltsame Schwäche des guten frommen Kaisers, der sich die milde Gelindigkeit seiner flegmatischen Sinnesart für fürstliche Tugenden aufschmeicheln lasse, und, weil er allen Menschen Gutes wünsche, wirklich so unschuldig sey, sich einzubilden, daſs die Welt unter seinem Zepter halcyonische Tage lebe, und daſs allen Leuten so wohl sey als ihm selbst.

LUCIAN.

Und wie benahm sich die schöne Faustina bey diesem Rückfall ihres Platonikers in den Karakter eines echten cynischen Bellers?

PEREGRIN.

In der That war sie, trotz dem leichtsinnig fröhlichen Muthwillen, der sie zuweilen zu unschicklichen Schritten verleitete, die gutherzigste Seele von der Welt. Wie leicht hätte sie, wenn sie das gewesen wäre, wofür ich sie in meiner ungerechten Erbitterung ausgab, sich über den Gedanken weggesetzt, was aus einem armen Griechischen Landstreicher, den der Zufall zu seinem Unglück in ihren Weg geworfen hatte, werden könne! Wie unermeſslich war der Abstand von der einzigen Tochter des Kaisers und künftigen Augusta zu Peregrinus Proteus von Parium! — Aber Faustina hatte das Herz ihres Vaters geerbt. Kaum war die erste Freude über den wunderschönen Hermafroditen von Parischem Marmor, den sie durch ihre Wette gewonnen hatte, ein wenig verdünstet, so fiel ihr ein, daſs sie dem ehrlichen Schlag, dessen Thorheit ihre Gallerie mit einem so schönen Stücke bereicherte, eine Art von Vergütung für seine fehl geschlagenen Hoffnungen (wie lächerlich diese auch an sich selbst gewesen seyn möchten) schuldig sey; und so wie ihr dieſs einfiel, so bildete sich auch schon ein Plänchen in ihrem Kopfe, den guten Menschen so glücklich zu machen, als er es billiger Weise nur immer wünschen könne. Die vorbesagte Myrto, welche nach Mamiliens Tod in die Dienste der Kaiserin gekommen und von dieser ihrer Tochter überlassen worden war, genoſs des besondern Vertrauens ihrer jungen Gebieterin, und war die erste unter ihren Freygelaſsnen. Von ihr hatte Faustina, noch eher als von mir selbst, alles, was sie von meiner Geschichte wuſste, und bey dieser Gelegenheit auch den Nebenumstand erfahren, daſs der Liebesfunken, den ich ehemahls unwissend in ihrem schönen Busen entzündet hatte, der Zeit und meiner Undankbarkeit zu Trotz, noch immer unter der Asche fortglimme. Myrto war zwar indessen bis zum fünf und vierzigsten Jahre fortgerückt: aber die Grazien hatten sie mit der Gabe, immer jünger zu scheinen als sie war, beschenkt, und die gute Faustina glaubte, eine Verbindung zwischen uns würde um so schicklicher seyn, da die Ausstattung, welche sie ihrer Favoritin zugedacht hatte, mich in den Stand setzen würde, ein sehr gemächliches Leben zu führen; ein Umstand, der, ihrer Meinung nach, der schönen Myrto bey einem Filosofen, dessen Küche auf vier oder fünf Obolen des Tags fundiert war, keinen Schaden thun könnte.

Die Favoritin hatte mich schon einige Tage vergebens aufsuchen lassen und selbst aufgesucht, um mir von diesen guten Gesinnungen ihrer Gebieterin und von ihren eigenen Nachricht zu geben, als sie mich endlich in den ehemahligen Mäcenatischen Gärten antraf, und mich, eh' ich ihr entwischen konnte, zu einer Unterredung nöthigte, worin sie nichts vergaſs, was vielleicht jeden andern in meiner Lage hätte bewegen können, den Antrag, den sie mir mit der jungfräulichsten Bescheidenheit im Nahmen der Prinzessin machte, dankbarlich anzunehmen. Aber die schöne Myrto fand einen Mann vor sich, dem die unvergeſsliche Mitternachtsstunde und der Hermafrodit, dem er aufgeopfert worden war, seine ganze Apathie wiedergegeben hatte. Ihre Eigenliebe wurde schon bey diesem ersten Versuche durch die Kälte und Unbeweglichkeit, die ich ihr entgegen setzte, so empfindlich beleidigt, daſs ihr alle Lust zu einem zweyten verging.

Einige Wochen verflossen, ohne daſs ich von ihr oder Faustinen weiter etwas hörte, oder mich um sie bekümmerte. Aber einsmahls, da ich in der Abenddämmerung auf den Esquilien einsam herum irrte, nahte sich mir eine verschleierte Gestalt, welche mich um einige Augenblicke Gehör bat. Ich folgte ihr hinter eine Gruppe von Bäumen, und so bald sie sicher zu seyn glaubte daſs sie von niemand gesehen werde, gab sie sich — für meine alte Freundin — Dioklea zu erkennen.

Ihr Anblick versteinte mich beynahe im eigentlichen Verstande dieses Wortes. Diokle a! wollte ich ausrufen; aber das Wort erstarrte auf meinen Lippen. Sie schien die Wirkung, die ihre so unverhoffte Erscheinung auf mich that, keiner Aufmerksamkeit zu würdigen. Faustina, sagte sie mit ruhigem Ernst, hat erfahren, daſs du dich durch das, was zwischen ihr und dir vorgegangen, berechtigt hältst, übel von ihr zu sprechen. Die Rede geht sogar, man habe dich vor ziemlich vielen Zuhörern von dem Kaiser ihrem Vater, und von ihrem Gemahl, den sie über alle Anfälle der Satire hinweg gesetzt glaubte, in sehr unziemlichen Ausdrücken reden gehört. Die Prinzessin ist geneigt, diese unbedachtsamen Ergieſsungen einer allzu reitzbaren Galle deiner Menschlichkeit zu gut zu halten: aber sie bittet dich, um deiner eigenen Ruhe willen, die Stadt unverzüglich zu verlassen, und hofft, daſs du diesen von ihr selbst gestrickten Beutel, zum Behuf deiner Rückreise nach Griechenland, als ein Zeichen ihres guten Willens annehmen werdest. Mit diesen Worten überreichte sie mir einen ziemlich groſsen Beutel, der dem Ansehen nach mit Gold angefüllt war.

Es war immer eine von meinen unglücklichsten Eigenheiten, daſs ich in Fällen, wo ich zwischen zwey entgegen gesetzten Parteyen auf der Stelle wählen muſste, immer die ergriff, die ich nach besserer Überlegung wünschen muſste nicht genommen zu haben. Offenbar war es höchst unklug, die Bitte der Prinzessin für etwas andres als einen milderen Befehl anzusehen; und eben so unschicklich war es, ihr Geschenk mit Verachtung von mir zu weisen. Aber mein Gemüth war noch zu sehr verstimmt, und das Gelächter hinter dem Vorhang und die fatalen Worte — „Ich habe die Wette gewonnen, Flaviana!“ — ertönten noch zu stark in meiner Seele als daſs ich diese Botschaft einer Dame, von welcher ich mich so unverzeihlich gemiſshandelt glaubte, aus dem Munde einer alten Freundin, die mich das zwischen uns bestehende Miſsverhältniſs auf eine so kränkende Art fühlen lieſs, so gut hätte aufnehmen können wie sie gemeint war.

Ich antwortete trotzig: Ich wäre mir keines Verbrechens bewuſst, das mich der freyen Wahl meines Aufenthalts, die mir als einem Römischen Bürger zukomme, berauben könnte.

Was die milde Gabe der Prinzessin betreffe, so brauchte ich zu meinen Bedürfnissen nur Obolen; und da ich deren gerade so viele hätte als ich brauchte, so bäte ich sie, ihr Gold einem andern zuzuwenden, der dessen bedürftiger wäre als Proteus. — Und nach dieser impertinenten Gegenrede wandte ich Diokleen, die einen Blick voll kalter Verachtung auf mich heftete, mit aller Selbstzufriedenheit eines Menschen, der unverbesserlich geantwortet zu haben glaubt, den Rücken zu, und ging davon.

Kaum war der nächste Morgen angebrochen, so wurde ich zum Präfekt der Stadt Rom berufen. Ich zweifelte nicht, daſs mir der Vorgang am gestrigen Abend diese Ehre zuzöge, und versah mir daher wenig Gutes zu ihm. Aber es war mein Loos, die Menschen immer anders zu finden als ich sie erwartete. Der Präfekt nahm mich auf die Seite, und sagte mir mit einem sehr strengen Blick, aber mit einem eben so sanften Ton der Stimme: Er habe Ursache zu glauben, daſs die Luft und der Aufenthalt zu Rom mir ganz und gar nicht zuträglich sey, und wolle mir also, als mein guter Freund, gerathen haben, mich ohne Verzug aus Italien zu entfernen, und nach Griechenland oder Ägypten zurückzukehren. — Ja wohl, rief ich, ist die Luft von Rom Pest für mich! Dein Rath ist ein Befehl meines guten Dämons; ich gehorche ihm auf der Stelle. Und hiermit flog ich meiner Herberge zu, packte meinen Quersack, und machte mich noch in der nehmlichen Stunde auf den Weg nach Brundusium.

LUCIAN.

Du eilest, wie ich sehe, zur Entwickelung der seltsamen Tragikomödie deines Lebens; und doch kann ich dich nicht mit der Frage verschonen, durch welchen seltsamen Zufall wir die Schwester des Profeten Kerinthus, die wir als eine eifrige Theilnehmerin an seinen weit grenzenden Entwürfen verlieſsen, so unvermuthet unter den Hausgenossen der schönen Faustina wiederfinden?

PEREGRIN.

Eine völlig befriedigende Auskunft über diesen, auch mir damahls sehr unerwarteten Zufall, würde eine umständliche Geschichte des Fortgangs und Ausgangs der Unternehmungen dieses auſserordentlichen Mannes erfordern, welche du bey Gelegenheit besser aus eben der Quelle, woraus ich sie selbst habe, nehmlich aus seinem oder Diokleens eigenem Munde, schöpfen wirst. Alles was ich dir mit wenigem davon sagen kann, ist: daſs die Eifersucht einiger der angesehensten und thätigsten Vorsteher der Brüdergemeinen von seinen immer sichtbarer werdenden ehrgeitzigen Absichten und von der Verfälschung der Lehre ihres Meisters und seiner ersten Jünger, die ihm Schuld gegeben wurde, Gelegenheit nahmen, ihn und seine Anhänger, bald nach meiner Trennung von ihnen, in so schlimme Händel zu verwickeln, daſs ihm, nachdem er alle andere Hülfsquellen eines so erfindsamen und ränkevollen Kopfes erschöpft hatte, zuletzt kein andrer Ausweg übrig blieb, als auf immer zu verschwinden, und die Vollendung seines zu rasch betriebenen Plans der Zeit zu überlassen, welche im Lauf von etlichen Jahrhunderten zu Stande brachte, was kein Werk für das Leben eines einzigen Mannes war. Seine Schwester war bey dieser Katastrofe vorsichtig genug gewesen, in

Zeiten für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Sie wurde mit eben der Leichtigkeit wieder Dioklea, womit sie sich ehemahls in eine Theodosia verkleidet hatte; und als sie nach einer absichtlichen Verborgenheit von etlichen Jahren in Rom wieder zum Vorschein kam, fand sie durch Vorschub ihrer zahlreichen Freunde gar bald einen Weg, der ältern Faustina als die tauglichste Person zur Erziehung ihrer einzigen Tochter empfohlen zu werden. In dieser Stelle erwarb sie sich durch ihre Klugheit das Vertrauen der Mutter, und durch die gefällige Anmuth ihres Betragens und die Mannigfaltigkeit ihrer Talente die Zuneigung der Tochter in einem so hohen Grade, dafs sie nach der Vermählung der letztern mit dem Cäsar Markus ihr in das Haus ihres Gemahls folgte, und bis ans Ende ihres Lebens die vertrauteste ihrer weiblichen Günstlinge blieb.

LUCIAN.

Diefs ist zu meiner Beruhigung hinreichend; denn ich mufs gestehen, dafs es mir nicht gleichgültig gewesen wäre, über das Schicksal dieser vielgestaltigen und in jeder

Gestalt so anziehenden Dame in Ungewiſsheit gelassen zu werden. Ein Kerinthus mag verschwinden, wenn er seine Rolle nicht länger spielen kann: aber für eine Dioklea findet sich unter jedem Glückswechsel noch immer eine anständige Rolle. Wie hätte die schöne Faustina in bessere Hände gerathen, oder wo hätte sie eine wachsamere Aufseherin, eine erfahrnere Rathgeberin, eine gefälligere Freundin, und eine geschicktere Ausrichterin ihrer Aufträge finden können als Diokleen? Das Schicksal sorgte für beide da es sie zusammen brachte: laſs nun hören, Peregrin, was es für dich that, da es dich von beiden vermuthlich auf immer trennte.

PEREGRIN.

Es würde ihm schwer gewesen seyn, etwas für einen Eigensinnigen zu thun, der eine so besondere Gabe hatte, alles, was Götter und Menschen zu seinem Besten thun wollten, zu vereiteln, oder gegen ihre Absicht zu seinem Nachtheil zu kehren. In der That war ich in meinem ganzen Leben nie weniger aufgelegt gewesen als damahls, meine Ruhe von irgend einem Wesen auſser mir abhangen zu lassen, geschweige eine bessere Behandlung, als ich bisher von den Menschen erfahren hatte, durch Gefälligkeit um sie verdienen zu wollen; und die Betrachtungen, die auf meiner einsamen Wanderschaft aus Italien meine einzige Gesellschaft ausmachten, waren nicht sehr geschickt, mich in eine andere Stimmung zu setzen.

Ich rief alle Verhältnisse und Verbindungen, worin ich in meinem bisherigen Leben gestanden, in mein Gedächtniſs zurück; ich verglich in jeder dieser Lagen meine Erwartungen mit dem Erfolge; und das Resultat war: daſs ich mich stärker als jemahls überzeugt fühlte, ich würde, so oft ich unter den Menschen um mich her meines gleichen gefunden zu haben wähnte, mich eben so übel betrogen sehen, als ich es bisher immer gewesen war.

Was blieb mir also übrig, als mich mehr als jemahls in mich selbst hinein zu ziehen und von andern schlechterdings nichts weiter zu erwarten noch zu fordern? Aber — um ihnen doch wenigstens dafür, daſs sie mir den freyen Gebrauch der Luft und des Wassers lieſsen, meine Dankbarkeit zu zeigen, setzte ich mir von neuem vor, ihnen bey jeder Gelegenheit, öffentlich und besonders, wo nicht zu ihrer Besserung, wenigstens zu ihrer Beschämung und Demüthigung, die Wahrheit zu sagen. Es ist immer Etwas gethan, dachte ich, wenn wir sie, trotz ihrer selbstgefälligen Eitelkeit und ihrer allgemeinen stillschweigenden Abrede einander durch Höflichkeit und Schmeicheley zu hintergehen, nöthigen können, sich in dem ungefälligen Spiegel den wir ihnen vorhalten, wär' es auch nur auf Augenblicke, so zu sehen wie sie wirklich sind.

Mit diesem Vorsatze kam ich nach Griechenland zurück; und aus diesem Gesichtspunkte, Freund Lucian, wirst du dir leicht erklären können, wie es zuging, daſs diejenigen, die sich durch meine Freymüthigkeit beleidigt fanden, den Mann, — der keiner ihrer Thorheiten schonte, und sogar die Tugenden und Verdienste, worüber sie von aller Welt beklatscht wurden, durch ein Probefeuer gehen lieſs, worin sie in Rauch und Dunst zerflossen, — in den Ruf eines menschenfeindlichen, bissigen und halb tollen cynischen Hundes brachten. In diesem

Stücke war alles, was du deinen Ungenannten sagen lässest, bloſser Wiederhall der öffentlichen Stimme. Aber, wenn es nöthig wäre hierüber ins besondere zu gehen —,

LUCIAN.

Überhebe dich dieser Mühe, die nach allem, was ich nun von dir weiſs, ganz überflüssig wäre. Ich begreife nicht nur, wie du, zum Beyspiel, die glänzenden Verdienste, welche sich der Sofist Herodes Attikus, der eitelste aller Menschen die ich kenne, kraft seiner unermeſslichen Reichthümer um die Eitelkeit und Üppigkeit der Griechen machte, ohne Ungerechtigkeit in einem ganz andern Lichte sehen konntest, oder vielmehr sehen muſstest, als der groſse Haufe: ich gestehe sogar, daſs ich selbst nicht zu entschuldigen bin, diesem hoffärtigen Glücksgünstling einige Höflichkeiten, die er mir erwiesen hatte, auf deine Unkosten bezahlt zu haben.

PEREGRIN.

Dafür, lieber Lucian, hast du selbst mich schon mehr als hinlänglich gerochen, da du, in einem andern deiner Aufsätze, eben diese Freymüthigkeit gegen den nehmlichen Herodes, welche mir zum Verbrechen gemacht wurde, an Demonax — der im Grunde so gut ein Cyniker heiſsen konnte als ich — mit Lobsprüchen belegtest.

LUCIAN.

Ich muſs gestehen, diese kleine Züchtigung ist nicht ganz unverdient; wiewohl ich zu einiger Entschuldigung anführen könnte, daſs Demonax der liebenswürdigste und gutlaunigste aller Cyniker war, und seinen Tadel, ja sogar seine Spöttereyen, mit einem so feinen Attischen Salze zu würzen und in einer so angenehmen Manier vorzubringen wuſste, daſs die Getroffenen selbst nur selten ungehalten auf ihn werden konnten.

PEREGRIN.

Er glich hierin unserm gemeinschaftlichen Meister Agathobulus, welchem ich aus bereits angeführten Ursachen weder gleichen wollte, noch konnte. Bey mir ging, vermöge der individuellen Form meines Wesens, alles über die Aristotelische Linie der

Mäſsigung hinaus. Wen ich nicht mit Schwärmerey lieben, mit Entzückung loben konnte, den muſste ich mit Abscheu fliehen, mit Bitterkeit tadeln. Wie hätte sich die Welt mit einem solchen Menschen, oder er sich mit ihr, vertragen können? Niemand fühlte dieſs stärker als ich selbst, und daher bracht' ich auch den gröſsten Theil meines übrigen Lebens in der einsamsten Abgeschiedenheit zu. Selbst das stille Athen war für mich noch nicht still genug. Ich wählte eine kleine abgelegene Bauerhütte nicht weit von der Stadt zu meinem gewöhnlichen Aufenthalt; und auſser einigen jungen Leuten, die mein Ruf, — und einem oder zweyen, welche die täuschende Hoffnung, durch den Unterricht eines weisen Mannes selbst weise zu werden, an mich zog, war der Cyniker Theagenes von Paträ der einzige Mensch, dessen Besuche ich annahm, aber in der That mehr duldete als wünschte.

Ich wundre mich nicht, Freund Lucian, daſs dieser Theagenes in deinem Berichte von meinen letzten Tagen so übel weggekommen ist. Er hatte (auſser seiner Schwärmerey für mich) in seiner ganzen Person zu viel

Anstöſsiges für einen Mann wie Du, als daſs du billiger gegen ihn hättest seyn können als gegen mich selbst. Indessen war er im Grund ein Mensch von gutem Willen, und ich glaube noch in diesem Augenblicke, daſs sein Eifer für mich aufrichtig war. Allein eine grobe Organisazion, eine pöbelhafte Erziehung, eine gewisse angeborne Ungeschmeidigkeit, und ein natürlicher aber vom Glücke nicht begünstigter Hang zu einem müſsigen und unabhängigen Leben, kurz, eben dieselben Umstände, die ihn in den cynischen Orden geworfen hatten, setzten seiner Ausbildung so enge Grenzen, daſs er es, mit aller seiner Schwärmerey für den Thebanischen Herkules und — meine Wenigkeit, doch nie weiter brachte, als unter den vulgaren Cynikern dieser Zeit eine ziemlich ansehnliche Person vorzustellen. Gleichwohl, so wie er war, gewann ihm seine Gutmüthigkeit, sein Feuer und seine leidenschaftliche Zuneigung zu mir einigen Antheil an einem Herzen, dessen dringendstes Bedürfniſs war Etwas zu lieben: und wenn er mich gleich durch die unzähligen Dissonanzen, welche seine Art zu empfinden, zu denken und zu leben mit der meinigen machte, oft genug zurück stieſs; so blieb es mir doch unmöglich, den einzigen Menschen von mir zu entfernen, von welchem ich gewiſs zu seyn glaubte, daſs er von Herzen und ohne eigennützige Rücksichten an mir hange. Und so folgte denn auch ganz natürlich, daſs er bey meiner berüchtigten Todesscene die erste und geschäftigste Nebenrolle auf sich nahm.

Diese letzte Epoke meines Lebens — welches (wie du gesehen hast) auſserordentlich genug gewesen war, um sich auf eine ungewöhnliche Art zu endigen — ist nun das einzige, lieber Lucian, worüber ich dir noch einige Erläuterungen schuldig bin.

Ein freywilliger Ausgang aus dem Leben, ungeachtet er von den Platonen und Epikteten aus sehr scheinbaren Gründen gemiſsbilligt wurde, war von jeher unter Griechen und Römern von einer gewissen Klasse etwas so wenig seltenes gewesen, und im Gegentheil durch groſse Beyspiele so sehr gerechtfertigt und, so zu sagen, geheiligt worden, daſs sich schwerlich jemand darüber verwundert oder bekümmert haben würde, wenn ich meinem

Leben in der Stille, wie so manche andre Filosofen, durch Hunger, oder Opium, oder einen laufenden Knoten ein Ende hätte machen wollen. Aber ein in Griechenland so ungewöhnlicher, so feierlicher und vier Jahre zuvor öffentlich angekündigter freywilliger Tod muſste allgemeine Aufmerksamkeit erregen; und es war leicht voraus zu sehen, daſs er von dem einen für die gröſste Heldenthat, von einem andern für Wahnsinn, und von einem dritten für bloſse Scharlatanerie erklärt, von allen aber, oder doch wenigstens von den meisten, nur ihren eigenen Augen geglaubt werden würde.

Den Gedanken, mein Leben, so bald ich fühlte daſs es Zeit wäre, freywillig zu beschlieſsen, hatte ich schon lange, und in der That schon damahls gefaſst, als ich mich zu Alexandrien entschloſs, das Bild eines filosofischen Herkules in meiner Art zu leben darzustellen. Seit meiner Verbannung aus Italien war dieser Gedanke mit jedem Jahre lebendiger geworden. Das Leben unter den Erdebewohnern, das seit meinen letzten Erfahrungen zu Rom allen Reitz für mich verloren hatte, wurde mir nun von Tag zu Tage gleichgültiger, und endlich gar verhaſst. Meine ganze Art zu seyn und die äuſserst strenge Enthaltsamkeit, welcher ich von jener Zeit an getreu blieb, hatte alle natürlichen Bande, die den einzelnen Menschen ans Leben fesseln, nach und nach bey mir zu dünnen Zwirnsfäden abgeschlissen. Dagegen war die Stärke jenes sonderbaren Gefühls meiner dämonischen Natur — welches dich nun nicht mehr an mir befremden darf, da es die erste und mächtigste Triebfeder meiner ganzen Thätigkeit war — in eben dem Maſse gewachsen, wie der natürliche Trieb zum Leben die seinige verlor. Das Klümpchen organisierter Erde, womit ich mich noch schleppen muſste, wurde mir immer überlästiger; diese Organe selbst waren in meiner Vorstellung nur Hindernisse einer vollkommenern Art zu sehen, zu hören, mit dem Weltall, und vornehmlich mit den geistigen Wesen und Kräften desselben, in engere Beziehungen zu kommen, kurz, zu einer unendlich schönern und unbeschränktern Thätigkeit zu gelangen. Ich fühlte mich endlich von einer unbeschreiblichen Sehnsucht nach diesem höhern Leben, an dessen Wirklichkeit ich nie gezweifelt hatte, gepreſst: und da die Hoffnung, den Menschen durch meinen längern Aufenthalt unter ihnen nützlich zu seyn, immer schwächer und schwächer wurde; da sie mir endlich als eine lächerliche Schimäre erschien, die nur in dem Gehirn eines mit der Welt gänzlich unbekannten schwärmerischen Jünglings erzeugt, und, nach allem was mit mir vorgegangen war, nur von einem unheilbaren Thoren länger gehegt werden könne; so blieb nun nichts übrig, was mich hätte zurück halten können, und ich beschloſs zu sterben.

Aber in eben demselben Augenblicke stellte sich mir auch der Gedanke dar: da mein Leben der Welt zu nichts nütze gewesen sey, wenigstens meinen Tod wohlthätig für sie zu machen. In diesem Zeitalter der weichlichsten Entnervung müſste, dachte ich, das unmittelbare öffentliche Schauspiel eines freywilligen heroischen Todes, so eines Todes wie Herkules auf dem Öta und Kalanus im Angesichte Alexanders und seines ganzen Kriegsheeres starb, einen tiefern und heilsamern Eindruck auf die Gemüther machen, als der beredteste Moralist durch die schönsten Deklamazionen im Lyceum oder in der Stoa in zwanzig Jahren bewirken könnte. Du weiſst schon, lieber Lucian, wie leicht meine Einbildungskraft durch Vorstellungen dieser Art in Flammen zu setzen war; und doch müſste es dir lächerlich vorkommen, wenn ich ohne die geringste Übertreibung von dem seltsamen Reitz sprechen wollte, den der Gedanke — mich zu Olympia vor den Augen so vieler Myriaden von Griechen und Ausländern aus allen Gegenden der Welt in einer schönen Sommernacht zu verbrennen — bey seiner ersten Entstehung für mich hatte.

Von welcher Seite ich diesen Tod betrachtete, zeigte er sich mir in einer blendenden Gestalt. In Rücksicht auf die Menschen der gegenwärtigen und künftigen Zeiten war er eine glorreiche Selbstaufopferung, welche mich durch ein unvergeſsliches Beyspiel der Standhaftigkeit, der Geringschätzung dessen was den Sterblichen über alles ist, und des innern Bewuſstseyns einer über dieses armselige Erdeleben hinaus reichenden Bestimmung, auf ewig zum Wohlthäter der Menschen, die so wenig um mich verdient hatten, machen würde. In Rücksicht auf mich selbst war es die kürzeste, edelste, der ursprünglichen Natur des Dämons in mir, der mein wahres Ich ausmachte, angemessenste Art, nach einer schon zu lange dauernden Verbannung auf dieses verhaſste Land der Täuschungen, der Leidenschaften und der Bedürfnisse in mein ursprüngliches Element zurückzukehren. Überdieſs muſs ich gestehen, daſs ich mich auch nicht wenig durch die Vorstellung geschmeichelt fand, den Christianern zu zeigen, daſs sie nicht die einzigen seyen, die durch ihren Glauben mit dem Muthe begeistert würden, dem Anblick eines peinvollen Todes Trotz zu bieten.

LUCIAN.

Aber, wenn alle diese Vorstellungen so mächtig auf dich wirkten, wie kam es, daſs du dich bey der nächsten Wiederkehr der Spiele zu Olympia an der bloſsen Ankündigung deines Vorsatzes begnügtest, und die Ausführung noch vier ganzer Jahre, die dir in einer solchen Gemüthsstimmung vier Jahrhunderte scheinen muſsten, verschieben konntest?

PEREGRIN.

Aufrichtig zu reden, Lucian, — da ich mit allen meinen seltsamen Eigenheiten am Ende doch so gut ein Mensch war wie andere, so möchte ich nicht dafür stehen, daſs der Instinkt, der alle Lebendigen mit einer geheimen und nur desto mächtigern Gewalt an die einzige Art von Daseyn, welche sie aus unmittelbarer Erfahrung kennen, fesselt, nicht auch bey mir seine Wirkung gethan haben könnte. Indessen ist alles was ich hiervon mit Gewiſsheit sagen kann, daſs ich mir dieser Bewegursache nicht bewuſst war. Ich hatte vielmehr lange mit mir selbst zu kämpfen, bis ich zum Entschluſs kam, mein ungeduldiges Verlangen nach dem Tode, als die letzte Leidenschaft, die ich der Weisheit noch aufzuopfern hätte, zu überwältigen, und das Heroische und Exemplarische desselben eben dadurch, daſs ich ihm vier Jahre lang schrittweise entgegen ging, desto auffallender und vollkommener zu machen. Dieſs, lieber Lucian, war wenigstens der einzige Beweggrund, den ich mir selbst gestand, dem ich alles mögliche Gewicht zu geben suchte, und der endlich um so mehr die Oberhand behielt, weil ich dadurch Zeit gewann, theils die wenigen Freunde, die mit Wärme an mir hingen, auf unsere Trennung vorzubereiten, theils einen sonderbaren Einfall auszuführen, welchen mir die Begierde, ganz Griechenland durch meinen Tod in eine heilsame Erschütterung zu setzen, eingegeben hatte.

LUCIAN.

Du sprichst vermuthlich von den so genannten Zirkelbriefen, die du, wie die Rede ging, als eine Art Vermächtnisse an alle Städte von einigem Ansehen in Achaja und in dem Griechischen Asien erlassen haben solltest?

PEREGRIN.

Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich mich die Vorstellung der Wirkungen machte, welche der letzte Wille eines auf eine so auſserordentliche Art sterbenden Weisen auf diejenigen thun müſste, denen er — zu einer Zeit, da ihm für sich selbst an ihrem Wohl oder Weh, so wie an ihrer guten oder schlimmen Meinung von ihm, nichts mehr gelegen war — auf eine so uneigennützige und rührende Art zu erkennen gab, wie sehr ihm ihr Bestes am Herzen liege. Eine geraume Zeit vor meinem Tode beschäftigten diese

Zirkelbriefe meine ganze Seele; sie erhielt unvermerkt dadurch die Wärme und Begeisterung meiner Jugend wieder. Noch nie, däuchte mich, war ein Menschensohn vor mir in einer Lage und Stimmung gewesen, die ihm einen so groſsen Vortheil über seine Brüder gab; die ihn in einem so hohen Grade berechtigte, ihnen jede heilsame Wahrheit mit einem (wie ich in meiner gutherzigen Narrheit mir einbildete) so unwiderstehlichen Nachdruck ins Gesicht zu sagen; und die hingegen auch sie auf ihrer Seite so geneigt machen müſste, seinem strafenden Tadel und den Vorschlägen, die er ihnen zu Verbesserung ihrer Polizey und ihrer Sitten that, Gehör zu geben. Ich richtete es mit Hülfe meiner Cyniker und ihres Anhangs so ein, daſs alle diese Briefe zugleich mit der Nachricht von meinem Tode bey ihren Behörden eintreffen muſsten; und — was vielleicht unter allen Sterblichen nur mir begegnen konnte — während der ganzen Zeit, daſs ich mich mit diesen meinen moralischen und politischen Vermächtnissen beschäftigte, kam es mir auch nicht ein einziges Mahl in den Sinn, daſs sie sowohl ihres feierlichen Tons als ihres Inhalts wegen, als Träume eines

Wahnsinnigen mit Nasenrümpfen und Achselzucken aufgenommen werden, und alles nicht um ein Haar besser gehen würde, als es ohne mich und meinen letzten Willen in der Welt gegangen wäre.

Da es mir mit dieser ganzen Beichte meines abenteuerlichen Lebens bloſs darum zu thun war, dich, durch umständliche Erzählung dessen, was du nicht wuſstest, in den Stand zu setzen, von dem, was du wuſstest oder zu wissen glaubtest, richtiger und billiger zu urtheilen; so kann ich es nun ganz getrost dir selbst überlassen, mich, wo es vonnöthen ist, gegen den Verfasser der Nachrichten von Peregrins Lebensende in deinen Schutz zu nehmen. Alles Miſsverständniſs hört nun auf, und Peregrinus Proteus steht nun, als ein Schwärmer, wenn du willst, aber wenigstens als ein ehrlicher Schwärmer vor dir da. Du kannst dir nun ohne Mühe selbst erklären, was an der Erzählung des Arztes Alexander (der in dem heftigen Fieber, welches mich acht oder neun Tage vor meinem Tode überfiel, zu mir gerufen wurde) wahr oder unwahr gewesen seyn könne; und wirst leicht begreifen, wie der

Arzt Alexander die Ursache, die ich ihm angab, warum ich lieber freywillig in den Flammen zu Harpine als an einem hitzigen Fieber sterben wollte, eben sowohl falsch ausgedeutet, als der Sofist Lucian die Ursache dieses Fiebers durch sein — „vermuthlich weil er sich den Magen überladen hatte“ — übel errathen haben könne. Auch kann ich mich wegen der Todesfurcht, aus welcher mein besagter Gegner sich die Verzögerung meiner öffentlichen Verbrennung begreiflich machte, nun, da kein Nebel mehr zwischen uns ist, getrost auf das Augenzeugniſs meines Freundes Lucian berufen, der mich den Holzstoſs mit ziemlich fester Hand anzünden sah.

LUCIAN.

Dieses reinere Element, das wir nun bewohnen, macht es uns glücklicher Weise eben so unmöglich uns selbst als andere mit Parteylichkeit anzusehen. — Es muſs ein süſser Augenblick gewesen seyn, Peregrin, als du dich aus dem erstickenden Flammenstrudel auf einmahl in dieses neue Leben versetzt fühltest!

PEREGRIN.

O gewiſs! und doch für mich, der sich dessen versah, nicht so überraschend als für dich, den der kaltblütige Epikur überzeugt hatte, daſs mit dem letzten Athem alles aufhöre.

LUCIAN.

In der That, das Vergnügen dieser Überraschung war so groſs, daſs ich seine Filosofie — auch ohne Rücksicht auf so viele andere groſse Vortheile, welche sie über das irdische Leben verbreitet — um dieses einzigen willen für kein geringes Verdienst halte, das der gute Mann sich um die Menschheit gemacht hat. Doch hiervon ein andermahl!

EINE LUSTREISE
INS
ELYSIUM.

Ich denke nicht, daſs es in diesem goldnen Alter der Menschheit, wo seit weniger als zehn Jahren so viele neue Wunderkräfte in unsrer Natur aufgespürt worden sind, irgend einer Person, die dieses lesen wird, wofern sie nicht an einer ganz unheilbaren Verstopfung und Verhärtung ihres Glaubens-Organs 1) krank ist, befremdlich vorkommen

---

1) Bekannter Maſsen sprechen unsre neuesten Adepten von dem, was sie glauben nennen, in solchen Ausdrücken, daſs man (wenn anders eine Art von Sinn darin seyn soll) nothwendig denken muſs, sie nähmen in gewissen besonders dazu begabten Menschen ich weiſs nicht was für ein inneres Glaubens-Organ oder natürliches Werkzeug an, vermittelst dessen ein Mensch eben so glaubt, wie er vermittelst seines Auges sieht: nur mit dem Unterschiede, daſs wir andern menschlichen Menschen mit unsern Augen nur sichtbare Dinge sehen; jene Virtuosen im Glauben hingegen vermittelst ihres unnennbaren Organs auch unglaubliche Dinge glauben, welches ihnen freylich einen groſsen Vortheil über uns giebt.

werde, wenn ich mit aller gebührenden Bescheidenheit gestehe, daſs ich — oder, wenn man lieber will, das unerforschliche Etwas, das ich (um gewöhnliche Prose zu reden) meine Seele zu nennen pflege, unter andern geringen Naturgaben auch diese besitze, vermittelst einer gewissen sehr einfachen Operazion, so oft es mir oder ihr beliebt, aus meinem Körper heraus zu gehen, und sich in jede selbstbeliebige Bestimmung des Raumes und der Zeit, — mit andern Worten, in jeden Ort der Welt und in jeden Zusammenhang des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen zu versetzen, worin ein Lebendiges meiner Gattung seiner Natur und Art nach nur immer fortkommen oder zugelassen werden kann.

Ich setze diese Einschränkung nicht aus bloſser Bescheidenheit hinzu, sondern weil ich (wie der edle und Wahrheit-liebende Eukrates in Lucians Lügenfreund) meinen Freunden nicht gerne mehr sagen möchte als wahr ist; und ich muſs daher aufrichtig gestehen, daſs der Kreis, über welchen mir nicht erlaubt ist hinaus zu gehen, um ein beträchtliches kleiner ist, als jener berühmte Hermetische Zirkel,

Dessen Mitte aller Orten,
Dessen Umkreis nirgends ist.

Auſserdem sind mir auch, wenigstens dermahlen, noch nicht alle Elemente gleichgültig; und ich läugne nicht, daſs ich (aus Ermanglung eines gewissen flüchtigen Öhls, das aus koncentrierten Sonnenstrahlen gezogen wird, und neben andern Wunderkräften auch die Tugend hat, jeden damit gesättigten Körper feuerbeständig zu machen) es noch nicht so weit habe bringen können, in dem Elemente der Salamander länger als zwey bis drey Sekunden auszudauern, und daher, zu meinem groſsen Leidwesen, nicht so viele Beobachtungen in dieser merkwürdigen Region der Geisterwelt habe machen können, als ich wohl wünschen möchte, seitdem mir mein alter Freund Gabalis (den ich mit dem berühmten Gablitone nicht zu verwechseln bitte) von der Schönheit und den geistigen Reitzen der Salamanderinnen, mit denen er sehr genau bekannt ist, die auſserordentlichsten Dinge von der Welt erzählt hat.

Man wird mir vielleicht einwenden: „Zwey bis drey Sekunden seyen für eine Seele, die aus ihrem Leibe heraus gehen könne, eine lange Zeit; und Muhamed habe auf dem weltberühmten Esel Alborak in keiner längern Zeit alle neun Himmel durchwandert, und nicht weniger als sechzig tauſend Unterredungen mit dem Mann im Monde gehalten." 2)

Ich will nicht so unhöflich seyn, die historiſche Wahrheit dieſer Muſulmaniſchen Erzählung in Zweifel zu ziehen, oder (wie wohl mancher, der es nicht Urſache hätte, ohne Bedenken thun würde) ein von ſehr anſehnlichen Männern bekräftigtes und an ſich ſelbſt so simples Faktum dreiſte wegzuläugnen. Ganz gewiſs iſt die Zeit eben ſo unendlich theilbar als der Raum. Es kann Weſen geben, denen das, was wir eine Sekunde nennen, ein Jahrhundert, und wieder andere, denen unſre Jahrhunderte eben ſo viele Sekunden ſind. Aber ich erröthe nicht zu geſtehen, daſs ich keines dieſer Weſen bin — wiewohl mir (im Vorbeygehen zu ſagen) nicht unbekannt iſt, daſs ein gewiſſer Grad des Hermetiſchen Adepten-Ordens, wovon der berühmte M[illegible]fragmutoſiris zur Zeit der unſichtbare Obere

---

2) Die Muhamedaner ſagen zwar, mit Gott: aber es iſt augenſcheinlich, daſs es kein anderer als der Mann im Monde geweſen ſeyn kann. Überhaupt kann man ſich darauf verlaſſen, daſs von allem, was ſeit zwanzig oder dreyſsig tauſend Jahren auf Unkoſten des lieben Gottes geſagt und geſchrieben worden, nicht der hundertſte Theil wahr iſt.

ist, (wenn ich nicht irre, ist es der sieben hundert sieben und siebzigste) im Besitz des Geheimnisses seyn soll, sein Seelenuhrwerk so zu richten, daſs es so langsam oder so schnell läuft als man verlangt; ein Geheimniſs, vermöge dessen es nur von den Besitzern desselben abhängt, allenfalls in noch kürzerer Zeit als Muhamed, alle Sterne des himmlischen Archipelagus (den der gemeine Mann die Milchstraſse zu nennen pflegt) zu besuchen, und alles da zu sehen und in ihr Reisejournal zu notieren, was darin sehenswürdig ist.

Wenn ich indessen meine Meinung über diese und dergleichen Dinge aufrichtig sagen soll, so will ich zwar einem berühmten Seher unsrer Tage gern glauben, daſs eine Zeit kommen werde, wo ein Adamssohn, um sich aus einem Klumpen Urmaterie ein schönes und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehenes Weltchen zu bauen, nicht mehr Zeit und Mühe aufzuwenden nöthig haben wird, als ein Knabe um ein Kartenhaus aufzuführen, und wo der geringste von uns die Reise um das Universum in eben so viel Minuten machen wird, als in unserm dermahligen Raupenstande (mit dem groſsen Haller zu reden) ein Cook Jahre nöthig hatte, die kleine Welt, auf deren Oberfläche wir kriechen, in seiner Nuſsschale zu umsegeln; ja, ich gebe sogar zu, daſs diese Zukunft so weit nicht mehr entfernt ist als die Unglaubigen und Epikuräer denken. Indessen wollte ich doch wohlmeinend gerathen haben, die Saiten nicht auf einmahl gar zu hoch zu spannen.

Alles nach und nach und zu seiner Zeit! Ich dächte, wir könnten uns vor der Hand damit begnügen, daſs wir es in so kurzem schon so weit gebracht haben! In der Luft schiffen, auf dem Wasser gehen, durch eine dreyſsig Schuh tiefe Erdrinde Quellen riechen, mit geschloſsnen Augen in dem Magen eines Kranken sehen was ihm fehlt und womit ihm geholfen werden kann, aus Urinsalz Gold, und ich weiſs nicht aus welchem Salz, ohne Zuthun eines Weibes, sogar Menschen machen, mit den Ohren riechen, mit den Augen hören, sich von seiner eigenen Nasenspitze zum Anschauen des unendlichen — Nichts erheben, u. s. w. — alles das sind doch, beym Herkules! keine Kleinigkeiten; und das alles ist gleichwohl seit wenigen Jahren entdeckt und das Antheil einer Anzahl auserwählter Erdensöhne geworden, welche (wie alles Gute sich gern mittheilt) bereit sind, ihre Brüder und Schwestern um wenige Louisd'or in diesen herrlichen Mysterien einzuweihen. Nach einem solchen Anfang, hat man alle Ursache von der Welt sich die luxuriantesten Hoffnungen zu erlauben; und ich sehe in der That nicht, warum wir es nicht noch vor Ablauf dieses achtzehnten Jahrhunderts so weit gebracht haben sollten, nach Gefallen jede Gestalt anzunehmen, auf Besenstielen, oder auf geflügelten Widdern wie Frixus und Helle, durch die Luft zu reiten, im Wasser und im Feuer unter Ondinen und Salamandern zu leben, mit Einem Wort, alle die Wunder der Mythologie, der Mönchslegenden, der Tausend und einen Nacht, und der ganzen Feengeschichte zu realisieren, die bis auf diesen Tag von kurzsichtigen, blödherzigen oder übel gesinnten Leuten für Träumerey und Kinderspiel gehalten worden sind.

Indessen dürfte es doch, des gemeinen Besten wegen, nöthig seyn, die bevorstehende groſse Umkehrung und Umgestaltung aller Dinge nicht gar zu schnell auf einmahl zu bewirken. Alle plötzlichen Veränderungen sind gefährlich, wie wir die Beyspiele täglich vor Augen sehen. Besonders will ich hiermit die Besitzer des Steins der Weisen und des Wassers aus der Jugendquelle angelegentlichst gebeten haben, in der Mittheilung ihrer Geheimnisse mit etwas mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verfahren, als die Adepten des thierischen Magnetismus und Somnambulismus mit dem ihrigen. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daſs eine ganze Ilias von Verwirrung und Unheil daraus entstehen müſste, wenn das Gold auf einmahl so gemein würde wie Gassenkoth, oder wenn das Wasser der Unsterblichkeit in Hamburg, Frankfurt und Leipzig eben so leicht und wohlfeil zu haben wäre, als die privilegierten Universalarzneyen, solarischen Tinkturen, gekrönten und ungekrönten Wunderessenzen u. s. w. die mit allen ihren bewährten und weltbekannten Zauberkräften bisher doch nicht verhindert haben, daſs die Leute eben so gut an ihren Krankheiten gestorben sind, als ob gar keine Universalarzney in der Welt wäre.

Doch ich sehe daſs ich unvermerkt weiter von meinem Wege abgekommen bin, als ich Willens war. Um also auf meine eigene Wenigkeit und die oben besagte Gabe zurückzukehren, so finde ich für nöthig noch beyzufügen, daſs diese Naturgabe (oder wie man es nennen will) nichts weniger als ein besonderes Privilegium, dessen ich mich ausschlieſslich zu rühmen gedächte, sondern eine Sache ist, in deren Besitz sich schon von uralten Zeiten her mehrere Sterbliche befunden haben. Vermuthlich ist der junge Derwisch des Königs Fadlalla von Mussel in den Persischen Erzählungen, und der Wohlthätige in den *Illustres Fées* der Gräfin D'Aulnoy, nur wenigen, die dieses lesen, unbekannt. Ich begnüge mich diese zwey Beyspiele anzuführen, weil sie aus Quellen gezogen sind, deren Glaubwürdigkeit hoffentlich niemand in Zweifel ziehen wird. Indessen kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daſs sich ein nicht ganz unbedeutender Unterschied zwischen der Verfahrungsart dieser beiden Adepten und der meinigen befindet. Fürs erste konnten sie, wie es scheint, ihre Seele nicht anders aus ihrem Leibe heraus bringen, als indem sie ihr einen andern entseelten menschlichen oder thierischen Körper zu beseelen gaben; und dann bewirkten sie diese Metempsychose mit Hülfe gewisser magischer Worte, und zwar der Wohlthätige durch das bloſse Aussprechen des Wortes Quiribirini. Ich gestehe offenherzig, daſs mir die vorgebliche Kraft dieses und aller andern magischen Wörter und Formeln, vermittelst deren man zu fliegen, im Feuer oder unter dem Wasser zu leben, Geister zu sehen und Schätze zu erheben vermeint, um so verdächtiger sind, da bekannter Maſsen alle diese Wunderdinge von unsern heutigen Adepten nicht durch Zauberey, sondern durch ganz natürliche Mittel und auf die simpelste Art von der Welt zu Stande gebracht werden.

Wie es aber auch damit seyn mag, meine Methode wenigstens ist von dieser ganz verschieden. Ich gehe aus meinem Körper heraus ohne in einen andern überzugehen; und die ganz schlichte Ursache hiervon ist, weil meine Seele, auch nachdem sie ihren Körper abgelegt hat, ihn, oder vielmehr einen ihm gleichen fantastischen Leib, noch immer um sich zu haben glaubt. Etwas ähnliches hat schon der groſse Swedenborg an den Neuverstorbenen wahrgenommen, und erklärt diese sonderbare Erscheinung sehr filosofisch aus der Macht einer zur andern Natur gewordenen Gewohnheit. Der Unterschied ist bloſs, daſs dieser fantastische Körper wegen seiner auſserordentlichen Leichtigkeit meine Seele nicht verhindern kann, durch einen bloſsen Akt ihres Willens und in ungemein kurzer Zeit Reisen zu machen, die sie, mit ihrem wirklichen Leibe bepackt, entweder gar nicht, oder nicht anders als in sehr langer Zeit, mit viel Gefahr, Beschwerlichkeit und Aufwand, hätte machen können. Überdieſs bediene ich mich dabey weder des Zauberwortes Quiribirini, noch irgend eines andern Mittels, wodurch ich mit den Handhabern des berüchtigten Hexenhammers in unangenehme Verhältnisse gerathen könnte; sondern es geht dabey wenigstens so natürlich zu, als bey Desorganisierung eines Mädchens von zwanzig Jahren.

Nur ist die dabey erforderliche Manipulazion unendlich einfacher, und, die Wahrheit zu sagen, auch unendlich züchtiger: und so wie, bekannter Maſsen, nur eine nervensieche Person die gehörige Empfänglichkeit hat, unter den Händen eines in Rapport mit ihr stehenden Magnetisierers in den erhabenen Zustand des magnetischen Somnambulismus versetzt zu werden; so werden im Gegentheil zu der Wirkung wovon ich rede, und die ich, aus guten Ursachen, mit keinem Lateinischen oder Griechischen Nahmen belegen will, ziemlich gesunde Nerven erfordert.

So viel habe ich für nöthig erachtet zu Befriedigung der Wiſsbegierde meiner geneigten Leser voraus zu schicken, da die Höflichkeit zu erfordern schien, ihnen aus der Art und Weise, wie es mit diesen Ausflügen meiner Seele zugeht, kein Geheimniſs zu machen. Sie haben nun ein neues Beyspiel von der Wahrheit des groſsen und zeither so häufig angeführten Grundsatzes, in welchen der erhabene Stifter der neuesten Filosofie, Hamlet, Prinz von Dänemark, sein ganzes System eingeschlossen hat:

Es giebt der Dinge viel im Himmel und auf Erden,
Die in den Schulen uns nicht vordociert werden!

Eine Wahrheit, die mit klafterlangen goldnen Buchstaben an alle Wände geschrieben zu werden verdient, da sie nicht nur den Schatz der menschlichen Erkenntnisse auf die leichteste Art von der Welt ins unendliche vermehrt, sondern auch durch die billige Achtung, die jeder Entdecker neuer Naturkräfte, neuer Sinne und neuer Manipulazionen natürlicher Weise fur die Entdeckungen, Sinne und Manipulazionen seiner Brüder trägt, die gegenseitige Duldung und allgemeine Menschenliebe unendliche Mahl mehr befördert, als alle Sprüche der sieben Weisen aus Griechenland zusammen genommen.

Ich bitte um Vergebung, wenn dieser Prolog diejenigen Leser, die sich lieber, in der Homerischen Manier, so bald als möglich mitten in den Strom der Erzählung hinein werfen lassen, ein wenig ungeduldig gemacht hat; nur noch ein Wort, und ich komme zur Sache.

Die Art und Weise, wie sich meine Seele bey ihren kleinen Wanderungen benimmt, oder, wenn man lieber will, der Zustand, worin sie sich dabey befindet, hat eine so groſse Ähnlichkeit mit dem was man träumen nennt, daſs ich Anfangs selbst dadurch hintergangen wurde, und das, was mir in diesem sonderbaren Zustande begegnete, für einen bloſsen Traum hielt. Indessen bemerkte ich bald, daſs es in jenem Falle allezeit von meiner Willkühr abhing, an welchen Ort ich mich versetzen wollte, und daſs ein Zusammenhang und eine Ordnung in meinen Vorstellungen war, die in eigentlich so genannten Träumen nicht leicht Statt findet. Diesen gedoppelten sehr wesentlichen Unterschied abgerechnet, ist beynahe alles übrige in beiden Fällen gleich. Meine Seele hat bey einer solchen Auswanderung aus ihrem Körper, gerade wie im Traume, nur einen Augenblick nöthig, um einen Weg von mehrern hundert oder tausend Meilen zu machen. Nichts übertrifft die Leichtigkeit des Quasi-Körpers, womit sie, in der Meinung daſs es ihr gewöhnlicher sey, bekleidet ist. Alle ihre Sinne sind ungewöhnlich scharf. Die fremdesten Gegenstände kommen ihr bekannt vor; sie wundert sich über nichts, glaubt alles schneller und leichter zu verstehen als in ihrem alltäglichen Zustande, ist gleich mit allen vorkommenden Personen auf dem Fuſs alter Freunde, die sich nach langer Trennung wiedersehen, u. s. w. Ich überlasse, um nicht in eine neue Digression verwickelt zu werden, dem geneigten Leser, über alles dieses, nach dem gröſsern oder kleinern Maſse seiner psychologischen Weisheit, zu denken was er kann und will, da ich durch diese Bemerkungen bloſs dem

Irrthume zuvorkommen wollte, welchen die leicht wahrzunehmende Ähnlichkeit zwischen Seelenwanderungen und Träumen hätte veranlassen können.

Die Lucianischen Todtengespräche, deren Übersetzung mich zeither beschäftigt hatte, veranlaſsten auf eine sehr natürliche Art den Wunsch in mir, wo möglich mit eigenen Augen zu erkundigen, wie es in der so genannten Unterwelt aussehe. Wie unwahrscheinlich auch die Erfüllung eines so seltsamen Wunsches den Unglaubigen und Epikuräern vorkommen mag, so überzeugte mich doch der oben angeführte Hamletische Grundsatz, daſs sie nicht unmöglich sey. Es ist nichts unmöglich, sagte ich herzhaft zu mir selbst, zumahl seitdem die groſse Entdeckung gemacht worden ist, daſs es in irgend einem andern Planeten oder Kometen Wesen geben kann, bey denen zweymahl zwey — drey oder fünf ist.

Ich dachte der Sache nach, fand aber immer den leidigen Grundsatz in meinem Wege, daſs, wenigstens auf unsrer sublunarischen Welt, nichts ohne Mittel geschehen kann, und daſs, ordentlicher Weise, zwischen den Mitteln und dem, was dadurch gewirkt werden soll, irgend ein mehr oder weniger begreiflicher Zusammenhang Statt finden muſs.

Zu gutem Glücke rüttelte dieses vergebliche Nachdenken in meinem Gedächtniſs endlich die Erinnerung auf, daſs ich vor langer Zeit in einem alten *Bouquin* ohne Titelblatt und Schluſs von einer gewissen Manipulazion gelesen hatte, vermittelst deren die Seele aus ihrem Körper heraus gehen und sich an jeden beliebigen Ort versetzen könne. Damahls hatte ich, aus dem Vorurtheil gegen alles Wunderbare, welches unsre Wundermänner mit so vielem Recht als das gröſste Hinderniſs der möglichsten Exaltazion unsrer Natur ansehen, dieses Kunststück mit dem Quiribirini des Feenmährchens in Eine Klasse gesetzt, und nicht der geringsten Aufmerksamkeit gewürdiget. Aber jetzt, da ich in dem Falle war zu wünschen daſs es anschlagen möchte, hielt ich es wenigstens des Versuchs würdig. Die Manipulazion ist, wie gesagt, ohne Vergleichung einfacher als die somnambulatorische, und erfordert kaum eine Viertelstunde Zeit. Ich versuchte sie, und siehe, es gelang.

Ich befand mich auf einmahl, und so schnell als ein Mensch sich in Gedanken nach Rom, Peking, oder in den Mond versetzen kann, in einer Gegend, die ich beym ersten Anblick für die Gefilde Elysiums erkannte, wovon Virgil schon in meiner ersten Jugend das anmuthigste Bild in meine Seele gesenkt hatte. Nur jene Günstlinge der Natur, die, mit dem zartesten Gefühl geboren, in den Tagen der ersten Liebe, mit der geliebten Seele (denn in dieser seligen Periode des Lebens webt man in einer ganz geistigen Körperwelt und liebt nur Seelen) allein, Arm in Arm in einer vom Monde beleuchteten lauen Sommernacht lustwandeln gegangen zu seyn sich erinnern, sie allein können sich von diesen lieblichen Thälern der Ruhe eine Vorstellung machen, die meinem Unvermögen sie zu schildern zu Hülfe kommt: für alle übrigen würde auch die lebhafteste Beschreibung nur todter Buchstabe seyn.

Diese reitzenden Gefilde sah ich von einer unzähligen Menge menschlicher Gestalten belebt, die in gröſsern oder kleinern Gesellschaften unter hohen Bäumen oder an schattigen Quellen traulich beysammen saſsen, oder selbander, durch schlängelnde Gebüsche lustwandelnd, sich mit Sokratischen Gesprächen zu unterhalten, oder auch einzeln in stillen Lauben und Grotten ihren eignen Betrachtungen nachzuhängen schienen. Ich selbst schlüpfte mit der Leichtigkeit eines Schattens über die Blumen hin, die allenthalben ohne Pflege dem Boden entsproſsen, und die mildeste Luft, die ich jemahls athmete, mit einem Balsam erfüllten, der alles was hier lebt und webt in ewiger Jugend zu erhalten scheint.

Ungewiſs wohin ich mitten unter so vielen meine Neugierde gleich anziehenden Gegenständen mich zuerst wenden sollte, blieb mein Blick endlich auf einer sanften Anhöhe schweben, die, mit dichten Lorberbäumen umzirkelt, ein Amfitheater vorstellte, wo eine groſse Schaar majestätischer Schatten im Kreise ſaſs, und dem Ansehen nach in einer sehr ernsthaften Berathschlagung begriffen war. Ungeachtet der Zwischenraum, der mich von ihnen entfernte, ziemlich groſs war, sah ich sie doch, vermöge der ungemeinen Schärfe der Sinne, die ein Vorrecht der Abgeschiedenen ist, so genau als ob sie nur drey Schritte von mir entfernt wären. Die Fysionomie der meisten schien mir ganz bekannt zu seyn; und gleichwohl konnte ich mich weder besinnen noch errathen wer sie wären und was sie vorhätten.

Indem ich mich nun nach jemand umschaute, der mir aus dem Wunder helfen könnte, sah ich einen Schatten auf mich zu kommen, den ich, seiner Gestalt und Kleidung nach, beym ersten Anblick für einen Kapuziner-Bruder gehalten hätte, wenn sich diese Art von Thieren im Elysium vermuthen lieſse. Aber schon auf den zweyten Blick erkannte ich an seiner Glatze, an seinem Faunengesicht, und an einem gewissen Spottgeiste der ihm aus den Augen lachte, den Lucianischen Menippus, den man, um seine Ähnlichkeit und Verschiedenheit mit dem Weisesten der Griechen in zwey Worte zusammen zu fassen, den lachenden — so wie seinen Meister Diogenes den rasenden — Sokrates zu nennen pflegte. Dieser Menippus wurde hier (wie ich in der Folge erfuhr) als eine Art von filosofischem Harlekin ungefähr aus eben dem Grunde geduldet wie Momus unter den Göttern. Ein Spötter, der sogar an den Bewohnern Elysiums noch immer dieſs und jenes zu persiflieren fand, schien zur Unterhaltung einer gewissen genialischen Munterkeit in ihrer Gesellschaft beynahe unentbehrlich; und man fand sein Salz sehr geschickt, der Konversazion, die unter so vielen gleich gestimmten Seelen zuweilen ins Eintönige hätte fallen können, mehr anziehendes und mannigfaltiges zu geben.

Wer sind, fragte ich ihn in dem vertrauten Ton einer alten Bekanntschaft, jene hohen und ehrwürdigen Gestalten, die auf der umlorberten Anhöhe dort, wie die Amfiktyonen des ganzen Elysiums, beysammen sitzen, und über irgend eine wichtige gemeine Angelegenheit zu rathschlagen scheinen?

Es ist, antwortete mir Menippus, die löbliche Innung der sämmtlichen Könige im Elysium, die, ich weiſs nicht wie, auf den weisen Einfall gekommen sind, einen aus ihrem Mittel zu erwählen, den sie, wie ehemahls die Fürsten der Griechen den Agamemnon, für ihr gemeinsames Oberhaupt erkennen wollen. Vermuthlich arbeiten sie so eben an der Wahlkapitulazion.

Ich. Ich dachte, hier in der Unterwelt hätten alle Einwohner gleiche Rechte?

Menippus. So ist es auch. Diejenigen unter uns, die in ihrem vorigen Leben Könige oder Fürsten waren, haben hier nichts mehr zu befehlen, und genieſsen keiner andern Vorzüge, als die ihnen ihrer persönlichen Tugenden und Verdienste wegen freywillig zugestanden werden. Aber die Herren, scheint es, sind des Regierens so gewohnt, daſs sie, in Ermanglung andrer Unterthanen, lieber sich selbst dazu machen wollen, um wenigstens Einem aus ihrem Mittel das Vergnügen zu regieren zu verschaffen.

Ich. Du scherzest! Unmöglich kann
so groſsen und von jeder irdischen Leid
schaft geläuterten Seelen eine so kleine Eit
keit haften. Oder sollte sich auch nur Ein
unter ihnen finden, der das Glück ein Bürg
Elysiums zu seyn nicht dadurch verdient hät
daſs er ein guter König war?

Menippus. Darf man fragen was
unter einem guten Könige verstehst?

Ich. Unter einem guten Könige?

Menippus. Ja! denn vermuthli
denkst du dir etwas bey der Zusamme
setzung dieser zwey Worte, die, wenn i
nicht sehr irre, keine sonderliche Anmuthu
zu einander haben. Kein Ding in der W
ist gut oder böse an sich selbst, und was
einem gewissen Verhältnisse gut ist, kann
einem andern böse seyn. Verstehst du unt
einem guten Könige einen König der e
guter Mensch, oder einen Menschen d
ein guter König ist?

Ich. Ich könnte mich über diese Fra
verwundert stellen, aber ich merke wo du h
willst. Ein guter König ist wohl öfte
genöthigt ein böser Mensch zu seyn —

Menippus in die Rede fallend. — Oder i
auch öfters ein böser Mensch ohne dazu gen
thigt zu seyn.

Ich. Wie so?

Menippus. Weil kein Ding in der Welt gut ist, als wenn es das ist, wozu die Natur es machte; nun macht die Natur keine Könige sondern Menschen; *Ergo* —

Ich. Um Vergebung, die Natur macht eben sowohl Könige, als sie Sackträger, Handarbeiter, Künstler, Dichter oder Filosofen macht. Das, wozu einer von Natur am besten taugt, dazu macht ihn die Natur. Wer also unter einigen Millionen Menschen am besten dazu taugt die übrigen zu regieren, den hat die Natur zu ihrem Könige gemacht.

Menippus. Dagegen hätte ich viel einzuwenden, und will mir mein Recht hiermit vorbehalten haben. Aber, gesetzt ich gäbe dir zu, die Natur mache zuweilen einen König: so wirst du hoffentlich so ehrenhaft seyn und mir wieder eingestehen, daſs gerade dieser König keiner von den besten Menschen unter den Millionen, über die er gebietet, seyn wird.

Ich. Warum das?

Menippus. Mich däucht das versteht sich. Damit einer ein guter Mensch sey, muſs es ihm natürlich seyn alle andere Menschen als seines gleichen zu betrachten; er muſs sich nichts über sie heraus nehmen, jedes ihrer natürlichen Rechte ehren, nie vergessen, daſs Dürftigkeit, Schmerz, Verachtung, Zwang, Unterdrückung, Sklaverey, dem geringsten unter ihnen eben so empfindlich und verhaſst sind als ihm selbst; und diesen Gesinnungen muſs er auch immer gemäſs handeln. Wo ist jemahls der König gewesen, der dieſs gethan hat, es immer gethan hat, es immer thun konnte und durfte? Kurz, ich kann keinen Menschen für einen guten Menschen gelten lassen, der eine Profession treibt, wobey er alle Augenblicke bereit ist, und bereit seyn muſs, Tausende und Hunderttausende seiner Gattung elend zu machen.

Ich. Allenfalls würde ich sagen, daſs seine Profession nicht viel tauge. Aber wenn diese Profession nun einmahl unentbehrlich und Er zu dieser Profession geboren ist, so muſs er, gern oder ungern, alles Böse thun, wodurch ein ungleich gröſseres Übel verhütet, oder ein diese Übel weit überwiegendes Gutes erzielt werden kann.

Menippus. Es kostet mir Überwindung dich nicht zu unterbrechen — aber rede nur fort — weil ich doch sehe, daſs du noch mehr sagen möchtest.

Ich. Ich werde bald fertig seyn. Alles was ich sagen wollte ist, daſs ein König, der seine Rolle gut spielen will, unmöglich immer wie ein guter Mensch handeln kann; und umgekehrt, dafs der König, der sich zum Gesetz gemacht hätte, immer wie ein guter Mensch zu handeln, gerade dadurch weit mehr Böses thun würde als jener.

Menippus. Das müfste er ungeschickt machen!

Ich. Es könnte nicht anders seyn, weil er sich, anstatt von seinem Kopfe, von seinem Herzen führen liefse. Jener kümmert sich nichts um das was einzelne Menschen unter den Mafsregeln, die er zum Besten des Ganzen nimmt, zu leiden haben; dieser opfert bey allen Gelegenheiten den gröfsern Vortheil des Ganzen auf, um jedes einzelne Übel zu heben, das ihm bekannt wird, jedes einzelne Gute zu thun, wozu man ihn auffordert. Jener ist zufrieden, inner- und aufserhalb seines Reichs gefürchtet zu seyn; dieser möchte sich von allen die ihn umgeben geliebt sehen. Das unfehlbarste Mittel sich Liebe zu erwerben ist Gefälligkeit. Ein Monarch, der alles bewilligt was man von ihm bittet, immer nichts als fröhliche Gesichter um sich sehen will, und, wie Titus, den Tag für verloren hält, woran er nicht wenigstens Einen Glücklichen gemacht hat, wird von seinen Höflingen die Freude und Wonne des Menschengeschlechts genannt werden. Alle die bereits von ihm erhalten haben was sie wollten, oder es noch zu erhalten hoffen, werden ihm diesen schönen Titel bestätigen. Versemacher und Prosemacher werden seine Bonhommie zu göttlicher Güte erheben. Und gleichwohl braucht es nichts als eine solche Güte, um das mächtigste Reich in einem einzigen Menschenalter zu Grunde zu richten. Der gröſste Vortheil des gütigen Titus war, daſs er nur zwey Jahre regierte. Hätte er so lange wie Augustus gelebt, so würde er sich entweder genöthigt gesehen haben andere Grundsätze anzunehmen, oder das Römische Reich würde das Opfer seiner Bonhommie geworden seyn.

Menippus. Tiberius war also in deinen Augen ein besserer König als Titus?

Ich. Ein besserer, oder, wenn du lieber willst, ein gröſserer König, ganz gewiſs, wiewohl ein schlimmerer Mensch.

Menippus. Ich sehe also, daſs für das arme Menschengeschlecht nur Ein Rettungsmittel ist, um von den groſsen Königen nicht durch ihre Gröſse, und von den Guten nicht durch ihre Güte elend gemacht zu werden.

Ich. Und dieses Mittel wäre? —

Menippus. Gar keine Könige zu haben.

Ich. Ein wohl ausgedachtes Mittel!

Menippus. Wenn du länger bey uns bleibst, wirst du sehen, daſs wir Einwohner der Unterwelt uns sehr wohl dabey befinden.

Ich. Aber wie die Menschen auf der Oberwelt sich dabey befinden würden?

Menippus. Es wäre ihre eigene Schuld, wenn es ihnen nicht eben so wohl bekäme.

Ich. Und würde es ihnen darum weniger übel bekommen, wenn sie selbst Schuld daran wären? Ich dächte, gerade das Gegentheil.

Menippus. Ich will auch nichts andres gesagt haben, als daſs es ihnen wirklich sehr wohl bekommen würde. Wie schwach die Menschen immer seyn mögen, so dumm sind sie wenigstens nicht, daſs sie nicht wissen sollten, in welcher Lage sie am bequemsten liegen.

Ich. Und darum haben sie sich, laut der Geschichte und Erfahrung, auf dem ganzen Erdboden immer zu den Füſsen der Könige gelegt?

Menippus. Das muſsten sie wohl! Gewalt geht über Recht.

Ich. Gewalt? Der erste König, und wenn er nur über zwey hundert, oder auch nur über zwanzig Mann König war, konnte es doch nich durch Gewalt seyn?

Menippus. Auch stehe ich dir dafür, der erste König war ein sehr guter König.

Ich. Der Meinung bin ich auch. Deſswegen sagte ich vorhin, gewisse Menschen machte die Natur selbst zu Königen. Der erste König eines jeden Volkes in der Welt war gewiſs einer, den die Natur dazu gemacht hatte. Er war der kräftigste, der kühnste, der anschlägigste und entschlossenste unter den übrigen; er warf sich zu ihrem Anführer auf, weil er sich dazu tüchtig fühlte; und die andern folgten ihm, weil sie fühlten daſs sie einen solchen Anführer nöthig hätten.

Menippus. Er warf sich nicht auf, sondern sie erwählten ihn.

Ich. Wozu braucht es eine Wahl? Wo du einen Haufen wilder Jungen beysammen siehst, wirst du Einen sehen, dem die übrigen folgen, nicht weil sie ihn zu ihrem Obersten gewählt haben, sondern weil ers seyn will und kann. Der stärkste, der behendeste, der verwegenste steht bey allen ihren Unternehmungen an der Spitze; sie folgen ihm, weil sie ihn dafür erkennen, und erkennen ihn dafür, weil sie ihn so erfahren haben. Unter gleichartigen Wesen ist kein Anführer ehe die Gelegenheit da ist, wo man einen braucht. Ist diese gekommen, so hat man keine Zeit zum Wählen; wer den Muth hat sich zum Anführer aufzuwerfen, wird dafür erkannt.

Menippus. Das mag seyn; aber wenigstens um es immer zu bleiben, wird eine förmliche ausdrückliche Einwilligung der übrigen erfordert; und dieſs ist doch Wahl?

Ich. Alle Menschen, und vornehmlich rohe Menschen, (die überall und zu allen Zeiten den gröſsten Haufen ausmachen) werden durch Gewohnheit geleitet. Wer, so oft es die Noth erheischte, ihr Anführer war, wird unvermerkt bey allen Gelegenheiten für den Ersten anerkannt. Doch, wir streiten nicht um Worte. Nenn' es Wahl, wenn du willst; was ist damit gewonnen?

Menippus. Sehr viel. Menschen, die sich einem ihres gleichen freywillig unterwerfen, können und werden es nie anders als um ihres eigenen Besten willen und also unter Bedingungen thun. Beide Theile, der neue Anführer oder König (wie wir ihn nennen wollen) und seine neuen Unterthanen machen sich zu Erfüllung dieser Bedingungen gleich anheischig; und dieſs nennt man einen Vertrag. Die Hauptbedingung des Vertrags zwischen dem ersten König und seinen Unterthanen war, daſs sich die letztern bey seiner Regierung besser befinden sollten als ohne dieselbe. Die nehmliche Bedingung liegt bey dem Vertrage aller folgenden Könige mit den ihrigen zum Grunde. Nun befinden sich aber, wie wir so eben gefunden haben, die Menschen auf der Oberwelt bey ihren Königen nicht wohl; der Vertrag hat also ein Ende, und die Kontrahenten sind frey so bald sie wollen.

Ich. Ich sah dich schon lange kommen; aber ich läugne dir alles, Major, Minor, und Konklusion. Die Menschen haben sich nie freywillig, sondern allemahl aus Noth unterworfen; nie einem ihres gleichen, sondern immer einem, den die Natur oder ihr eigener Wahnglaube, oder beides zugleich, zu etwas mehr als sie gemacht hatte; nie vermittelst eines vorgehenden Vertrags, der sich hier gar nicht denken läſst, weil er die Unterthanen zu Richtern in ihrer eigenen Sache machte, und es von ihrem Gefühl, ihren Launen, Aufwallungen und einseitigen Urtheilen, oder von den Absichten und Intriguen des ersten besten, der sich zu ihrem neuen Anführer aufwerfen wollte, abhangen lieſse, ob sie die Bedingung dieses angeblichen Kontrakts für erfüllt oder unerfüllt halten wollten. Alle deine Vordersätze sind ungegründete Voraussetzungen, denen die Erfahrung, die allgemeine Geschichte und die menschliche Natur widerspricht.

Menippus. Die menschliche Natur? Die Menschen sind also deiner Meinung nach um der Könige willen in der Welt?

Ich. Die Menschen — sind in der Welt, weil sie nicht auſser der Welt, und die Könige, weil die Menschen nicht ohne Könige seyn können.

Menippus. Lächerlich! Wie viele Jahrhunderte waren die Griechen, die Karthager, die Römer, ohne Könige?

Ich. Wir streiten nicht um Worte, Menipp! Eine Aristokratie hat so viele kleine Könige als regierende Bürger. In einer Demokratie sind die Unterthanen selbst der König; und weil dieſs am Ende doch nicht recht angehen will, so siehst du, daſs alle Staaten, die mit dieser unglücklichen Verfassung gestraft sind, so lange zwischen der Regierung eines einzigen oder etlicher Demagogen hin und her schwanken und herum getrieben werden, bis sie sich in Monarchien verwandeln, oder in politischem Sinne gar zu Nichts werden. Regiert müssen die Menschen immer werden, durch wen es auch sey; und daſs die Regierung durch Könige die natürlichste sey, bezeugt Vater Homer 3) und — der ganze Erdboden.

MENIPPUS. Die Menschen kommen also gleich bey ihrer Geburt als Unterthanen auf die Welt? Das ist lustig zu hören!

ICH. Lustig oder unlustig, es ist Ordnung der Natur. Kinder kommen als Unterthanen ihrer Ältern auf die Welt; und jeder groſse Haufen erwachsener Kinder muſs, gern oder ungern, sich von dem regieren lassen, der Gewalt über ihn hat.

MENIPPUS. Immer besser! Also ist Gewalt die Quelle des Rechts?

ICH. Erkläre dich deutlicher, lieber Menipp, damit wir nicht wieder um Worte streiten.

MENIPPUS. Ein Straſsenräuber, der nach und nach Mittel fände, eine Armee zusammen zu bringen, mit der er das Königreich Persien eroberte, hätte also ein Recht König von Persien zu seyn?

ICH. Wenn er die Mittel hat Persien zu erobern, so hat er wohl auch die Mittel, sich

---

3) Ουκ αγαθον πολυκοιρανιη, u. s. w. Ilias, II. 204.

für König anerkennen zu lassen; und so wird er anerkannt, und niemand, der nicht die Mittel hat ihn vom Throne zu stürzen, wird ihm sein Recht streitig machen.

Menippus. Und du siehst nicht, daſs du, was geschieht oder gelingt, mit Recht vermengst?

Ich. Nicht ich, sondern die Menschen haben das von jeher gethan. Alexander, Filipps Sohn, hatte kein anderes Recht an Persien. Alle, oder doch gewiſs die meisten Monarchien, die jetzt für rechtmäſsig anerkannt werden, sind durch Eroberer gestiftet worden, die, wenn sich das Glück nicht für sie erklärt hätte, in einem Kerker oder am Galgen gestorben wären. Und bis auf diesen Tag schalten und walten die Könige mit ihren Provinzen als mit ihrem Eigenthum, verhandeln sie, vertauschen sie, oder treten sie durch Friedensschlüsse ab, ohne daſs es ihnen einfallt, die Unterthanen zu fragen, ob sie auch Lust haben, sich verkaufen, vertauschen und abtreten zu lassen.

Menippus. Und du hältst ein solches eigenmächtiges gewaltsames Verfahren für recht?

Ich. Davon ist nicht die Rede; auch kümmert es die Könige wenig, ob ich und du, und hundert tausend einzelne Menschen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13024/034

unsers gleichen ihre Handlungen für recht oder unrecht halten. Ein andres wäre es, wenn wir die Leute wären, ihnen unsre Meinung an der Spitze eines überlegenen Kriegsheeres zu sagen: und auch dann würde Der Recht behalten, der das Feld behalten hätte.

Menippus seinen Knüttel schwingend. Du siehst die Überlegenheit, die mir dieser Knüttel und meine Schultern über dich geben; ich kann dich also zu meinem Sklaven machen so bald mirs beliebt?

Ich. Ohne Zweifel.

Menippus. Und mein Knüttel giebt mir das Recht dazu?

Ich. Das Recht? — Wir wollen ehrlich mit einander handeln. Ich fühle mich nicht zum Sklaven aufgelegt, und würde es also schwerlich jemahls recht finden, wenn du mich kraft deines Knüttels zu deinem unterthänigsten und treugehorsamsten Knechte machen wolltest. Aber wenn dein Knüttel ein Talisman wäre, womit du etliche Millionen eben so rüstiger und tapfrer Männer als ich bin zu deinen Sklaven machtest: so würde dein Recht an uns von dem ganzen Erdboden eingestanden werden; und wir armen Wichte würden, wenn wir uns dagegen sträuben wollten, so lange geknüttelt, bis man uns den gehörigen Respekt vor dem Rechte des Stärkern eingebläut hätte. Die Knüttel der Könige sind solche Talismane, und daher haben sie gegen die Schwächern immer Recht.

Menippus lachend. Ha, ha, ha! Ich fange an zu merken, daſs du deinen Spaſs mit mir und mit den Königen treibst. Im Ernste wären wir also einerley Meinung?

Ich. Nicht so ganz; und um dich davon zu überzeugen, will ich (wiewohl gegen das laute Zeugniſs der Geschichte und Erfahrung) so höflich seyn und zugeben, daſs alle Monarchie und überhaupt alle Obrigkeit ursprünglich aus einem förmlichen Vertrag entstanden sey. Nun laſs einmahl sehen, was du damit gewonnen haben wirst! Ein Vertrag zwischen einem ganzen Volke, das aus einigen hundert tausend Köpfen und doppelt so viel Armen und Fäusten besteht, an einem, und einem einzelnen Manne als König, am andern Theil, ist ein Vertrag zwischen sehr ungleichen Parteyen, und der König wird sich also fürs erste an einer sehr eingeschränkten Gewalt begnügen lassen müssen.

Menippus. Desto besser! Natürlicher Weise wird man über gewisse Grundgesetze einig werden, zu deren Befolgung sich sowohl der König als das Volk anheischig macht.

Ich. Und um diesen Gesetzen die gehörige Kraft zu geben, und die Übertretung derselben zu verhüten oder zu bestrafen, ist eine Gewalt nöthig?

Menippus. Eine gesetzmäſsige Gewalt, allerdings.

Ich. Entweder du muſst annehmen, daſs die rohen Völker, die deinen ursprünglichen Vertrag mit ihren Königen schlossen, ganz erstaunliche Meister in der politischen Dynamik und Statik waren, und zu gehöriger Vertheilung und Ausgleichung der Staatskräfte eine sehr künstliche Verfassung ausklügelten; oder diese gesetzmäſsige Gewalt wird uns in ziemlich kurzer Zeit böse Händel machen. Denn, ist diese Gewalt in den Händen des Königs, so kannst du dich darauf verlassen, daſs er bald genug Mittel finden wird, durch die Schranken des Vertrags zu brechen, und so willkührlich zu regieren, als ihm und seinen Ministern, Höflingen, Günstlingen, Weibern und Kebsweibern belieben wird. Ist sie aber in den Händen des Volkes, wer soll die Unterthanen zu Erfüllung ihrer Vertragspflichten zwingen, wenn sie in vorkommenden Fällen, aus welcher Ursache es sey, keine Lust dazu haben? Was für eine traurige Rolle wird da der

König spielen, und was andres kann man von ihm und seinen Nachfolgern erwarten, als daſs sie nicht eher ruhen werden das Mögliche und Unmögliche zu versuchen, bis sie sich in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt haben? Je widerspenstiger sich die Unterthanen dabey bezeigen werden, desto schlimmer für sie! Gegen Ein Beyspiel, wo das Glück den Ausschlag auf die Seite des Volkes gab, sind wenigstens zehn, wo es sich für den König erklärte. Hat dieser einmahl die Macht in Händen, so wird der zwischen ihm oder seinen Vorfahren und dem Volk errichtete Vertrag, und wenn er mit goldnen Buchstaben auf eherne Tafeln geschrieben wäre, eben so wenig geachtet werden als ob er gar nicht existierte. Wehe dann dem Volke, das seine dadurch versicherten Rechte gegen willkührliche Anmaſsungen und Eingriffe seines Monarchen geltend machen wollte! Jeder Widerstand wird als Empörung angesehen, und mit Schwert und Galgen an den Anführern, mit gänzlicher Unterdrückung an dem Volke gerächet werden. Was hilft also dein ursprünglicher Vertrag, der aus Mangel einer höhern Gewalt, wodurch beide kontrahierende Theile zu Erfüllung der Bedingungen gezwungen würden, nicht länger gilt, als ihn der eine oder andere Theil gelten lassen will?

Menippus. Er kann seine Verbindlichkeit durch unrechtmäſsige Eingriffe eben so wenig verlieren, als irgend eine Pflicht dadurch, daſs sie übertreten wird, aufhört Pflicht zu seyn.

Ich. Ein herrlicher Trost für die Unterdrückten! Um wie viel wird ihr Zustand etwa durch den Gedanken, daſs sie Unrecht leiden, gebessert? Aber auch dieses armseligen Trostes hätten sie sich durch die Vorwürfe beraubt, die sie sich selbst über den Unverstand machen müſsten, ihre Rechte und Freyheiten auf einen so schwachen Grund, als Worte oder geschriebene Buchstaben sind, gebaut zu haben. Wie konnten sie jemahls erwarten, daſs ein Vertrag, der einem herrschssüchtigen und eigenmächtigen Monarchen papierne Schranken entgegen setzt, ihre Rechte gegen seine Gewalt sicher stellen würde? Nichts als die eiserne Nothwendigkeit setzt Schranken, die auch der mächtigste Tyrann respektieren muſs. Sie ist das erste und gröſste Naturgesetz, und das einzige das nie übertreten wird, weil es nicht übertreten werden kann. — Der erste König war der Anführer eines Volkes, das sich ihm unterwarf, weil es ein natürliches Vorrecht an ihm erkannte, und eines Anführers bedürftig war. Die Menschen fühlen sich frey, so bald sie durch keinen äuſsern Zwang, sondern durch die Meinung, daſs ihr eigenes Bestes eine gewisse Art zu handeln nothwendig mache, in ihrem Thun und Lassen bestimmt werden. In so fern kann man also sagen, daſs die ersten Völker sich ihre ersten Anführer freywillig gaben. Einen förmlichen Vertrag mit diesen Anführern zu schlieſsen konnte ihnen um so weniger einfallen, da sie nichts von einem Oberhaupte fürchteten, das ihnen immer mit seinem Leben für seine Aufführung bürgte. Der erste König war ganz gewiſs gut, und maſste sich nicht mehr Gewalt an, als ihm seine Untergebenen zugestanden: aber der erste entscheidende Sieg, den er über ein feindliches Volk erhielt, verschaffte ihm Unterthanen, die es nicht freywillig waren, und legte den Grund zu künftiger Unterdrückung der freywilligen. Der Eroberer wurde nach und nach, schneller oder langsamer, ein groſser Monarch, der an der Spitze eines besoldeten Kriegsheeres von dem gröſsern friedlichen Theil seiner Unterthanen nichts mehr zu befürchten hatte, und von diesem Augenblick an sich alles erlaubt hielt. Sein Recht war das Recht des Stärkern, das ist ein Übergewicht, das von den Schwächern stillschweigend und duldend so lange für rechtmäſsig anerkannt wird, als es erträglich ist, oder als der Gedanke an

Widerstand ihnen eben so wenig einfallen kann, als der Gedanke mit dem Kopfe vorwärts durch eine Ellen dicke Mauer zu rennen. In lange schon bestehenden policierten Staaten, — wo der Druck der obersten Gewalt durch ein so künstliches Räderwerk vertheilt ist, daſs er von den meisten nur auf eine sehr dumpfe Art gefühlt wird; wo die Gewohnheit dieses Gefühl endlich so mechanisch gemacht hat, daſs der gröſste Haufe die ihm aufgelegten Lasten eben so gedankenlos wie jedes andere Lastthier die seinige trägt; wo zu allen fysischen Ursachen des leidenden Gehorsams noch so viele moralische hinzukommen; wo besonders die Religion mit ihrer ganzen Stärke zu Gunsten des Monarchen wirkt, und die Priester, so lange er sich nicht gelüsten läſst ihre wohl oder übel hergebrachten Rechte anzutasten, seine furchtbarste Leibwache sind: — in solchen Staaten wird der tyrannische Übermuth auf der einen, und die sklavische Unterwürfigkeit auf der andern Seite oft bis zum unbegreiflichen getrieben. Indessen ereignet sich doch auch hier zuweilen der Fall, daſs der allzu straff gespannte Bogen auch einmahl bricht; daſs ein aufs äuſserste getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung seine eigene lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und, wofern günstige Umstände ihm das Übergewicht geben, nun auch an seinem Theile das Recht des Stärkern gegen seinen Unterdrücker geltend macht.

Menippus. Ungefähr wie ein Tieger, der seine Kette zerbrochen, oder ein Mastochs, der sich vom Stricke, woran er zur Schlachtbank geführt wird, los gerissen hätte?

Ich. Die Geschichte der Monarchen und Völker, so weit ich sie kenne, giebt mir kein anderes Resultat als dieses: Der Stärkere herrscht, und der Schwächere gehorcht so lange, bis er selbst der Stärkere wird.

Menippus. Ich gestehe dir, daſs ich mich nicht an eine Theorie gewöhnen kann, worin die Menschen mit den Ochsen und Eseln in Eine Reihe gestellt werden.

Ich. Ist es meine Schuld? — Aber da sehe ich einen stattlichen feinen Mann, mit einer offnen Miene und einnehmenden Gesichtsbildung, hinter dem Gebüsche hervor kommen. Du kennst ihn vermuthlich. Willst du daſs wir ihn zum Schiedsrichter unsers Streites herrufen?

Menippus. Es ist Xenofon, der Lieblingsschüler des weisen Sokrates. Ich bin es zufrieden, wenn er Lust hat das Richteramt anzunehmen.

Xenofon hatte zufälliger Weise hinter dem Gebüsche, wo er ruhete, unserer Unterredung zugehört. Er gestand es uns selbst, und überhob uns dadurch der Mühe, ihm den Gegenstand unsers Streites vorzutragen. Wir glauben, sagte ich, daſs uns niemand besser aus einander setzen könne, als der Verfasser des Hieron und der Cyropädie.

Xenofon. Und ich denke nicht, daſs es sehr schwer seyn werde euch zu vergleichen, oder ich müſste nur eure Meinungen nicht verstanden haben.

Menippus. Ich dächte, meine Meinung wäre von der seinigen (auf mich deutend) gerade so weit entfernt als Recht von willkührlicher Gewalt, und das ist die weiteste Entfernung die ich kenne.

Xenofon zu Menippus. Du behauptest, das Recht der Könige, oder der Obrigkeit überhaupt, gründe sich auf einen Vertrag zwischen dem gehorchenden und dem befehlenden Theile des gemeinen Wesens?

Menippus. Das behaupte ich! Der Vertrag mag nun ausdrücklich mit allen zu einer öffentlichen Handlung gehörigen Formalitäten und Feierlichkeiten errichtet, oder stillschweigend eingegangen worden seyn; ein Vertrag muſs immer vorausgesetzt werden, als die einzige mögliche Bedingung, unter welcher vernünftige und frey geborne Wesen, wie die Menschen sind, einem ihres gleichen mit Recht unterworfen seyn können.

Xenofon zu mir. Und du behauptest ein natürliches Recht des Stärkern, denSchwächern zu regieren, und gründest darauf das Recht der Obrigkeit?

Ich. Ich behaupte, die Nothwendigkeit sey die Quelle des Naturgesetzes, und das Naturgesetz die Quelle des Rechts. Die Menschen können ohne Regierung nicht bestehen. Die Natur lieſs es also nicht auf ihre Willkühr, oder einen Vertrag, der nur so viel gilt als man ihn gelten lassen will, nicht auf Zufall, oder launisches Spiel der Leidenschaften, oder das wankelmüthige Urtheil der Menschen, das fast immer von jenem abhängt, ankommen, ob und wie sie regiert seyn wollten: sie machte Anstalten, vermöge deren sie regiert werden, sie mögen wollen oder nicht. Der Stärkere regiert immer den Schwächern. Die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts bestätiget diesen Satz, und ein paar allenfallsige Ausnahmen beweisen nichts gegen die Regel. Das Recht des Stärkern wird auf dem ganzen Erdboden anerkannt. Wenn nach einem langen und blutigen Kriege Friede gemacht wird, so ist es immer der Stärkere, der die Bedingungen vorschreibt; und diese Bedingungen werden von den Schwächern nur so lange gehalten als sie die Schwächern sind. In den ältesten Zeiten der Welt kannte man kein anderes Völkerrecht, und die ersten groſsen Monarchien wurden, so wie alle folgenden, bloſs dadurch groſs, weil sie, den Raubfischen gleich, viele kleinere verschlangen.

MENIPPUS. Und wo kamen denn unsre Griechischen Freystaaten her? Warum wurden unsre Könige von Argos und Theben und Athen und so weiter, welche Anfangs bloſs Heerführer und Häupter ansehnlicher Stämme waren, nach und nach *abgeschafft*?

ICH. Weil ihnen eine kleine Anzahl *mächtiger Familien* über den Kopf gewachsen war. Die überwiegende Macht der letztern verwandelte die Monarchien in *aristokratische Republiken*. Das gemeine Volk, des Gehorsams gewohnt, lieſs sich Anfangs nicht einfallen, den mächtigsten und reichsten aus ihrem Mittel, so lange sie zusammen hielten, das Recht der Regierung streitig zu machen. Aber nach und nach zerfielen die Aristokraten unter einander, und wurden durch ihre Uneinigkeit unvermerkt die Schwächern. Nun fing das Volk an seine eigne Stärke zu fühlen; es machte eine Forderung nach der andern, nahm sich endlich mit Gewalt was man ihm nicht gutwillig geben wollte, und die Aristokratie verwandelte sich in Demokratie. Diese letztere grenzt so nahe an Anarchie, daſs sie nothwendig von Zeit zu Zeit in einen Zustand verfallen muſs, wo es einem beliebten, listigen und unternehmenden Menschen gelingen kann, sich einen mächtigen Anhang, und vermittelst desselben die Alleinherrschaft zu verschaffen. So entstanden die kleinen Tyrannen, wie ihr Griechen es nanntet, von denen einige eurer Republiken bald wohl bald übel regiert wurden. Auch die groſsen aber kurz dauernden Monarchien Alexanders und Antiochus des Groſsen hatten keinen andern Ursprung als überwiegende Gewalt: und die Römer wurden vermöge eben dieser Übermacht die Herren und Unterdrücker der Welt, so bald es durch die Waffen entschieden war, daſs ihnen weder Karthago, noch Pyrrhus, noch Antiochus, noch Mithridates die Oberherrschaft streitig machen konnten. Kurz, es ist die unläugbarste aller Thatsachen, daſs alle Republiken und Monarchien, die jemahls in der

Welt gewesen sind, ihr Daseyn der überwiegenden Stärke derer, die sie errichteten, zu danken hatten, und es bleibt also dabey und wird, so lange es Menschen giebt, dabey bleiben:

Beſiehlt wer kann, gehorcht wer muſs.

Xenofon. Ihr habt euch beide so deutlich erklärt, daſs ich eure Meinung vollkommen gefaſst zu haben glaube; und ich finde mich dadurch in dem, was ich vorhin sagte, bestätiget. So bald ihr euch nur selbst recht verstehet, werden wir, denke ich, alle drey über diese Sache Einer Meinung seyn.

Menippus. Das soll mich wundern!

Xenofon. Wir sind wenigstens über Einen Punkt einverstanden, nehmlich, daſs die Menschen ohne bürgerliche Verfassung und Regierung nicht bestehen können; man müſste denn annehmen wollen, die Natur habe die einzige Gattung von Wesen, die einer unabsehbaren Vervollkommnung fähig ist, dazu bestimmt, ewig in einem Zustande thierischer Wildheit und eines ewigen Krieges unter sich selbst und mit der ganzen Natur zu beharren. Denn dieſs ist der natürliche und nothwendige Zustand aller Menschenstämme, die ohne bürgerliche Regierung leben.

Menippus. Zum Beweise, daſs ich nicht haberechten will, soll dieſs von meiner Seite unnachtheilig zugestanden seyn.

Xenofon. Wenn es wahr ist, so wollen wir unbesorgt seyn, was daraus folgen mag. Wahrheit kann nichts als Wahrheit gebären, und ist nie mit sich selbst im Widerspruch. Wir stimmen also darin überein, daſs es den Menschen um ihres eigenen Besten willen nöthig ist, in bürgerlicher Verfassung zu leben und regiert zu werden. Aber auch darin werden wir, denke ich, übereinstimmen, daſs unter allen Thieren, die nicht von Natur ganz wild und unbezähmbar sind, keines ungeneigter ist sich regieren zu lassen, als der Mensch. Sogar die natürliche Herrschaft der Ältern über ihre Kinder ist ein Joch, wogegen sich die letztern von Jugend auf sträuben, und dem sie sich, da sie es nicht ganz abschütteln können, doch auf alle mögliche Weise zu entziehen suchen. Bey diesem angebornen Triebe zur Unabhängigkeit und willkührlichen Selbstbestimmung, bey diesem instinktmäſsigen Haſs gegen alles was unsrer Freyheit Schranken setzt, was sollte da wohl die Menschen dahin bringen können, sich regieren zu lassen, wenn es nicht eine Nothwendigkeit wäre, der sie sich nicht entziehen können?

Menippus. Ich sehe wo du mich an diesem Faden hinführen willst: aber es giebt allerdings auſser der Nothwendigkeit noch etwas, das die Menschen bewegen kann sich willig regieren zu lassen; und dieses Etwas — ist ihre Vernunft.

Xenofon. Sehr wohl! Aber du vergissest doch nicht, Menippus, daſs alle Menschen als Kinder geboren werden, deren Vernunft sich nur langsam durch Erziehung entwickelt, und nur spät durch Erfahrung zur Reife gelangt? Unmöglich kann es die Vernunft seyn, was die Kinder ihren Ältern unterwürfig macht. Eben dieſs ist und war auch von jeher der Fall bey allen noch unpolicierten Stämmen, Horden, und kleinen Völkerschaften, aus denen sich die gröſsern Völker und die bürgerlichen Verfassungen nach und nach gebildet haben. Ein rohes Volk ist ein Haufen groſser Kinder, eben so rasch und heftig in seinen Trieben und Leidenschaften, und beynahe eben so unerfahren als diese, aber um so viel unbändiger, da sie mehr Kräfte haben und sich ihrer besser zu bedienen wissen.

Menippus. Auch die Vernunft wirkt Anfangs bloſs als Instinkt in dem Menschen, ohne darum weniger Vernunft zu seyn. Es ist eine Blume in der Knospe. Ältern, welche die Liebe und das Zutrauen ihrer Kinder zu gewinnen wissen, werden sie immer sichrer und besser regieren, als diejenigen, die ihr häusliches Regiment auf bloſse Gewalt und Furcht der Strafe gründen.

Xenofon. Eine sehr wahre Bemerkung, woraus wir aber nicht mehr folgern wollen als wirklich aus ihr folgt. Die Regierung der Ältern über ihre Kinder wird durch Liebe, Dankbarkeit, Zutrauen, unterstützt, erleichtert, befestigt: aber diese Gefühle können nicht das Fundament derselben seyn, oder sie würde auf einem sehr schwachen und schwankenden Grunde ruhen. Wir müssen die menschliche Natur nicht schlimmer, aber auch nicht besser voraussetzen als sie ist. Jene sanften und schönen Bande des Herzens sind zu zart, um nicht alle Augenblicke von der thierischen Sinnlichkeit eines Geschöpfes zerrissen zu werden, das immer nur im Gegenwärtigen lebt und von jeder Begierde unwiderstehlich hingerissen wird. Zugestanden, daſs diese Bande mit zunehmender Vernunft der Kinder immer mehr Stärke erhalten, so ist doch unläugbar, daſs sie in den eigentlichen Jahren der Kindheit nicht stark genug sind. Kurz, die Regierung der Ältern gründet sich nicht auf einen zwischen ihnen und ihren Kindern errichteten, weder förmlichen noch stillschweigenden Vertrag, sondern auf die

Nothwendigkeit regiert zu werden, und auf ein Gefühl dieser Nothwendigkeit, welches durch die überwiegende Stärke der Ältern erweckt und unterhalten wird. Und gerade dieſs ist auch der Fall bey Völkerschaften, die, ihrer rohen Unwissenheit und Unbändigkeit wegen, durch Nothwendigkeit und Zwang gewöhnt werden müssen, das Joch der Regierung zu tragen. Kinder und Völker müssen regiert werden, weil sie sich selbst nicht regieren können, und müssen gehorchen lernen, nicht weil es ihnen so beliebt, sondern weil sie, gern oder ungern, gehorchen müssen.

Menippus. Dein Gleichniſs paſst nicht ganz, denke ich. Ich will nicht auf den Umstand drücken, daſs die Ungleichheit zwischen Kindern und Ältern gröſser und augenscheinlicher ist als zwischen einem Volk und seinem Regenten. Du würdest mir entgegen halten, daſs die Rede jetzt von den ältesten Völkern und ihren Regenten sey, deren persönliche Vorzüge sehr in die Augen fallend seyn muſsten. Aber ich sehe hier noch einen sehr bedeutenden Unterschied. Die väterliche Regierung und Gewalt erstreckt sich nur über die Jahre der Unmündigkeit, und hört auf so bald die Kinder für sich selbst sorgen können: aber die Gewalthaber über die groſsen

Kinder wollen nichts davon wiſsen, daſs ihre Vollmacht mit der Epoke der Unmündigkeit derselben ihre Endschaft erreicht hat. Wie widersinnig es auch ist, daſs eine durch Künste gebildete, durch Wiſsenschaften aufgeklärte, durch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte verständigte Nazion sich in ihrem männlichen Alter noch eben so behandeln lassen soll wie in ihrem kindischen: so sehen wir doch, daſs die besagten Gewalthaber sich an diese Ungereimtheit nicht kehren, sondern im Gegentheil das Joch nur desto schwerer machen, je mehr sie Ursache haben den Unterjochten Vernunft und Stärke genug zuzutrauen, es abzuschütteln.

Xenofon. Was an dieser Bemerkung wahr ist, streitet nicht gegen mich. Allerdings ist es ungereimt, ein gebildetes und aufgeklärtes Volk so zu behandeln als ob es noch in seinen Kinderjahren wäre. Aber was nennen wir ein aufgeklärtes Volk? Der gröſste Haufe wird diesen Nahmen nie verdienen. Die Erfahrung aller Zeiten über den Karakter des Volkes sowohl in monarchischen als popularen Staaten (und in diesen letztern vornehmlich) lehrt unwidersprechlich, daſs die Menge immer unmündig bleibt, und immer nöthig hat daſs andere für sie denken und ihr gemeinsames Interesse wahrnehmen. Es bleibt also durch die allgemeine Geschichte bestätigt, daſs ein ganzes Volk nie zu einem so hohen Grade von Vernunft und Weisheit gelangt, daſs es lediglich seinem eigenen Urtheil überlassen werden könnte, ob und wie es regiert werden wolle. Immer währende Verwirrung, Anarchie, und Rückfall in die alte Wildheit würde die unausbleibliche Folge einer solchen Emancipazion desselben seyn. Es muſs also in jeder bürgerlichen Verfassung, wenn sie anders Bestand haben soll, eine Macht seyn, die sich nicht auf Vertrag oder willkührliches Gutbefinden des Volkes, sondern auf das groſse Gesetz der Nothwendigkeit gründet. Da die Menschen ohne bürgerliches Regiment das nicht seyn noch werden können, wozu die Natur sie bestimmt hat; so ist es nothwendig, daſs sie einer Obrigkeit gehorchen: und weil der Gehorsam gegen diese Obrigkeit, ohne Auflösung der bürgerlichen Verfassung, nicht in ihr Belieben gestellt werden kann; so ist es nothwendig, daſs er aus dem Gefühl der obrigkeitlichen Übermacht und aus Furcht vor den unangenehmen Folgen der Widerspenstigkeit entspringe. Und so möchte denn wohl der Satz dieses Fremdlings, „befiehlt wer kann, gehorcht wer muſs,“ in der Natur der Dinge selbst gegründet, und eben dieſs die Ursache seyn, warum er durch die allgemeine Erfahrung auf dem ganzen Erdboden bestätiget wird.

Menippus. Desto schlimmer, wenn es so ist! Das Recht des Stärkern, und mit ihm ein ewiger Krieg der Stärkern mit den Schwächern, wäre also Ordnung und Absicht der Natur selbst?

Xenofon. Dieser ewige Krieg ist nichts weniger als eine Folge der Nothwendigkeit, daſs der Stärkere regiere und der Schwächere gehorche. Im Gegentheil, so bald eine Macht für die stärkere anerkannt wird, (und wie könnte sie sonst die stärkere seyn?) so folgt vielmehr Friede daraus; oder der Schwächere müſste auch am Verstande so schwach seyn, daſs er das Unmögliche für möglich hielte.

Menippus. Das Recht der Wölfe über die Schafe wäre also festgesetzt! Aber wie es auf das Menschengeschlecht passen könne, das doch vor bloſsem Vieh etwas nicht ganz unbeträchtliches, Vernunft genannt, voraus zu haben scheint, dieſs, ich gestehe es, will mir noch nicht klar werden.

Xenofon. Da möchte denn doch wohl die Schuld nur an dir selbst liegen, guter Menippus. Das natürliche Recht der Wölfe an die Schafe, wenn du es so nennen willst, ist ein Recht sie zu fressen; das Recht des Stärkern, wenn von Menschen die Rede ist, kann, eben darum weil es ein Verhältniſs von Menschen zu Menschen, nicht von Wölfen zu Schafen ist, keinen andern Gegenstand haben, als den Schwächern zu führen und zu schützen, falls sich beide noch in dem Stande natürlicher Freyheit und Gesellschaft befinden. Ist diese aber, auf welche Weise es nun geschehen seyn mag, in bürgerliche Gesellschaft übergegangen, welche, vermöge ihrer Natur, auf eine höchste, von allen Gliedern der Gesellschaft anerkannte und gefürchtete Gewalt gegründet ist: so ist es abermahls Natur der Sache, daſs der letzte Zweck der Gesellschaft, nehmlich das Wohl des Ganzen, oder (genauer zu reden) die Erhaltung seiner innerlichen und äuſserlichen Sicherheit, die Anwendung und die Grenzen dieser höchsten Gewalt bestimmt. Denn überhaupt müssen wir bey Erörterung dieser ganzen Sache nicht aus den Augen verlieren, daſs der Mensch, so wie er das Tageslicht erblickt, Ansprüche und Befugnisse mitbringt, die von der Willkühr anderer Menschen unabhängig sind, und deren ihn keine Gewalt berauben darf, wenn er sich ihrer nicht durch seine eigenen Handlungen verlustig macht. Macht, Stärke oder Kraft, (welches hier, da wir jetzt in allgemeinen Begriffen schweben, einerley ist) und Recht sind keine unverträgliche oder einander aufhebende Dinge; im Gegentheil, das Recht ist das was die Macht bestimmt, und ihr die gehörige Richtung giebt. Es giebt Fälle, wo ein Mensch um seiner eigenen Sicherheit willen genöthiget ist, einen andern Menschen, wenn er kann, zu seinem Sklaven zu machen; und eben dieser Fall kann, unter besondern Umständen und Einschränkungen, zwischen zwey Stämmen oder Völkern eintreten: aber auſser diesen besondern Fällen kann kein Mensch den andern, kein Volk das andere zu seinem Sklaven zu machen berechtigt seyn. Gesetzt also, ein Tyrann miſsbrauche, unter welchem ehrwürdigen Nahmen es auch seyn mag, seine Gewalt zur Unterdrückung seiner Unterthanen, anstatt sie zu Beförderung ihrer Wohlfahrt anzuwenden: so ist diese Anwendung seiner Gewalt, vermöge der Natur der Sache, unrechtmäſsig, und die Unterdrückten sind berechtigt sich zu helfen so bald sie können, das ist, so bald sie durch ihre Einmüthigkeit die Stärkern sind.

Menippus. Ich sehe nicht allzu deutlich, wie dieses Recht, das du dem Volke gegen den Gewalthaber zugestehest, mit den Begriffen von Unmündigkeit und Unvermögen sich selbst zu berathen, auf welche du noch kürzlich die Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Übermacht gegründet hast, verträglich seyn kann.

Xenofon. So wollen wir versuchen, es uns deutlicher zu machen. Wir haben als etwas aus der menschlichen Natur und der allgemeinen Erfahrung erweisliches vorausgesetzt, daſs die Menschen, um glücklicher als im Stande natürlicher Wildheit zu seyn, in bürgerlicher Verfassung und also unter obrigkeitlicher Gewalt leben, das ist mit Einem Worte, daſs sie regiert werden müssen. Da sie sich hierin mit den unmündigen Kindern in einerley Falle befinden, so haben wir einem jeden Volke in so fern eine Art von Unmündigkeit zugeschrieben. In der That liegt der Grund, warum es einem Volke so schlechterdings nöthig ist regiert zu werden, bloſs in dieser Ähnlichkeit zwischen den groſsen und kleinen Kindern. Beide haben einen natürlichen Hang zur Geselligkeit, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und Spielen: aber der häufige Zusammenstoſs ihrer Forderungen, und die wenige Gewalt die sie über ihre leicht entzündbaren Leidenschaften haben, veranlaſst alle Augenblicke Streit und Gewaltthätigkeiten unter ihnen, die bey den groſsen Kindern alle Bande der Gesellschaft zerreiſsen würden. Dieses zu verhüten muſs also eine überwiegende Macht vorhanden seyn, die jene Bande zusammen hält. Allein diese Macht darf (wie keine Kraft in der Natur) nie willkührlich — sondern soll und muſs nach Gesetzen wirken, die in der Natur des Menschen und in dem Endzwecke der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig gegründet sind. Diese Gesetze mögen geschrieben oder ungeschrieben, deutlich erkannt oder nur verworren geahndet seyn, genug sie sind da, sie liegen in der Natur der Sache, sie sind Aussprüche der allgemeinen Vernunft, und müssen befolgt werden, oder der Endzweck der bürgerlichen Verfassung wird vereitelt. Eine diesen Gesetzen zuwider laufende Regierung ist Miſsbrauch der höchsten Gewalt, oder Tyranney; und da das Elend der Unterthanen eine unausbleibliche Folge davon ist, so haben die letztern nichts als ihr Gefühl vonnöthen, um zu wissen, ob sie wohl oder übel regiert werden. Ist das Übel zu groſs um länger ertragen zu werden, so wird auch dieses Gefühl allgemein, und erweckt endlich, wenn die Miſshandlungen fortdauern, ein anderes, das lange durch Furcht und Gewohnheit zu gehorchen eingeschläfert lag, nehmlich das Gefühl eigener fysischer und moralischer Kräfte, und dieses bricht natürlicher Weise in Versuche aus, sich derselben zu seiner Rettung zu bedienen. Ein Volk kann sich nicht selbst regieren; aber es kann seine Arme zu seiner Selbstvertheidigung aufheben: und wiewohl die wenigsten weise genug sind ihr Privatinteresse dem gemeinen Besten aufzuopfern; so giebt es doch Fälle, wo wenigstens die Verzweiflung alles wagt um ein gemein verderbliches Übel abzutreiben.

MENIPPUS. Und was wird dann aus dem leidenden Gehorsam, der doch, wenn die Stärke ein Recht zu herrschen giebt, auf Seiten der Unterthanen eine nothwendige Folge ihrer Schuldigkeit ist, der überwiegenden Gewalt unterthan zu seyn?

XENOFON. Die Natur, oder, was auf Eines hinaus läuft, die Nothwendigkeit, hat den Menschen vieles zu leiden auferlegt. Empörung gegen unvermeidliche Übel wäre Tollheit; aber ein geringeres Übel zu leiden, um eines gröſsern überhoben zu seyn oder eines nur mit diesem Übel erkäuflichen Guten theilhaftig zu werden, ist der Vernunft gemäſs. In diesem Sinne ist leidender Gehorsam oft (und nur allzu oft) unvermeidliches Loos der Menschheit, und nothwendige Bedingung des bürgerlichen Lebens. Aber zu einem Gehorsam, der immer bereit wäre, alles, auch das unerträglichste zu leiden, ungeachtet es nur auf uns ankäme es nicht zu leiden — das ist, zu einem Gehorsam, der die Menschen zu etwas weniger als Vieh, zu bloſsen Maschinen, herab würdigte, dazu kann uns nichts verpflichten. Übrigens, lieber Menippus, wollen wir herrschen und regieren nie für gleichbedeutende Wörter gelten lassen. Die Natur hat die Menschen nicht zu Sklaven in die Welt gesetzt; sie müssen regiert, geleitet, berathen, nicht beherrscht, werden: und wiewohl sich vermöge des Zusammenhangs der menschlichen Dinge, der nicht ganz von uns abhängt, Fälle zutragen, wo bloſse Stärke das Recht zu regieren giebt; so kann sie doch niemahls ein Recht geben, gegen die Naturgesetze der Menschheit und die darauf gegründeten Grundgesetze aller bürgerlichen Gesellschaft zu regieren, das ist, willkührlich und tyrannisch zu herrschen.

Menippus. Wir sind also, wie es scheint, bloſs in der Art wie wir uns ausdrücken, verschieden. Die Gewalthaber sind, wie du selbst behauptest, verbunden nach Gesetzen zu regieren, und die Unterthanen berechtigt das Joch abzuschütteln, wenn sie es unerträglich finden. Das Verhältniſs zwischen dem Regierer und den Regierten beruhet also auf gegenseitigen Rechten und Pflichten, deren Beobachtung von beiden Seiten die Bedingungen desselben sind. — Nennen wir dieſs Vertrag oder nicht, der Nahme thut nichts zur Sache; aber die Sache ist gerade so, als ob der Vertrag dabey zum Grunde läge: „Wir wollen dir gehorchen, wenn du uns wohl regierest; aber so bald du deine Schuldigkeit gegen uns nicht erfüllen willst, sind auch wir von der unsrigen gegen dich entbunden."

Xenofon. Wie ich sehe, Freund Menippus, steht dein gesellschaftlicher Vertrag noch immer zwischen uns, und ich bin dir, mit allem was ich gesagt habe, noch immer unverständlich geblieben. Die bürgerliche Ordnung unter den Menschen auf den Begriff eines Vertrages zu gründen ist hauptsächlich darum unschicklich, weil ein Vertrag voraussetzt, daſs es gänzlich von dem Belieben der Parteyen abhängt, ob und wie sie sich vertragen wollen. Dieſs ist aber, nach meinen Begriffen, bey der bürgerlichen Ordnung keinesweges der Fall. Ich betrachte diese als ein Gesetz der Natur, als eine in der Beschaffenheit des Menschen gegründete nothwendige Bedingung seiner möglichsten Entwicklung und Ausbildung, worauf doch die Natur alles bey ihm angelegt hat. Wenn es Menschenrassen geben sollte, denen es an dieser Anlage zur Vervollkommnung gänzlich fehlte, so gehörten sie nicht zu den Menschen von denen hier die Rede ist; sie machten vielmehr eine Mittelgattung zwischen Menschen und Affen aus, die durch den Mangel der Triebfedern der Vervollkommnung genöthigt wäre, sich ewig in dem engen Kreise des thierischen Lebens herum zu drehen. 4) Die edlern Menschenrassen hingegen haben sich alle, früher oder später, mehr oder weniger, je nachdem ihnen die äuſsern Umstände beförderlich oder nachtheilig waren, aus dem Stande der rohen Natur heraus gearbeitet, und in bürgerliche Gesellschaften zu Befestigung und Erhöhung eines gemeinschaftlichen Wohlstandes vereiniget. Natur und äuſsere Nothwendigkeit arbeiteten hierbey zusammen auf Einen Zweck:

---

4) Ob es wirklich solche Halbmenschen (die Rede ist nicht von einzelnen zufälliger Weise Verunglückten, sondern von ganzen Stämmen, denen dieser Mangel natürlich wäre) auf dem Erdboden gebe? ob vielleicht die so genannten Päscherähs auf dem Feuerlande, und die stumpfen Neuholländer solche Mitteldinge zwischen Thieren und Menschen sind? — sind Fragen, die aus Abgang hinlänglicher Beobachtungen und angestellter Versuche noch unentschieden zu seyn scheinen.

und wiewohl es ungereimt wäre zu sagen, die Menschen hätten sich bloſs leidentlich dabey verhalten; so läſst sich doch eben so wenig behaupten, daſs sie bey Errichtung der ersten bürgerlichen Gesellschaften als Künstler zu Werke gegangen, und sich, nach vorgängiger gemeinsamer und freyer Berathschlagung, einhellig diejenige Staatsverfassung und Regierung gegeben hätten, die sie zu Erzielung des möglichsten Wohlstandes des gemeinen Wesens für die vollkommenste erkannt hätten. Die Geschichte widerspricht dieser Hypothese geradezu, und muſs ihr widersprechen, weil sie dem Gang der Natur in Entwicklung des Menschen, und also dem was vermöge der Natur möglich ist, zuwider läuft.

Um dich hiervon zu überzeugen, laſs uns einen Blick in die ältern Zeiten der Welt werfen. Das erste, was uns da in die Augen fällt, ist der groſse Unterschied zwischen der Verfassung der Völker im nördlichen Theile Asiens und in Europa, und derjenigen, welche die südlichern Länder Asiens bewohnen. In den letztern finden wir, lange vor der Policierung unsers Griechenlandes, schon groſse monarchische Staaten, wo die Willkühr des Regenten das höchste Gesetz ist; wo er wie ein Gott verehrt, und wie ein böser Dämon gefürchtet wird; wo er Herr und Eigenthümer des ganzen Staats ist, und die Unterthanen sich ohne Weigerung als seine Sklaven betrachten, über deren Güter, Vermögen, Leib und Leben er nach Belieben schalten kann; kurz, wo der Monarch Alles ist, und das Volk gar keine bürgerliche Existenz hat.

Menippus. Aber wie, um aller Götter willen, ists möglich, daſs Menschen, die ihrer Sinne mächtig waren, sich jemahls zu einer so unnatürlichen Verfassung bequemen konnten?

Xenofon. Nichts ist begreiflicher; und der Grund davon ist, weil nichts natürlicher war als eben diese unnatürliche Verfassung — in ihren ersten Anfängen. Denn sie erwuchs, beynahe eben so unmerklich als eine Pflanze aus ihrem Keime wächst, aus der ältesten patriarchalischen Lebensart der Menschen. Aus dem Vater einer Familie ward endlich das Haupt eines Stammes; unter mehrern Stämmen überwältigte der mächtigste nach und nach die schwächern, und das Haupt desselben wurde König. Während des Zeitlaufs, der zu diesen Fortschritten erfordert wurde, bildete sich unter diesen Menschen unvermerkt eine Art von bürgerlicher

Regierung nach dem Modell der natürlichen Familienmonarchie, von welcher sie ausgegangen war: der König wurde als der Vater der Völker, die er regierte, und diese als seine Kinder angesehen. Jener regierte so ununschränkt, wie ein Vater im Stande der natürlichen Gesellschaft über seine Familie: diese lieſsen sich eben so wenig einfallen mit ihrem Fürsten, als Kinder mit ihrem Vater, einen Vertrag zu errichten, und ihnen die Bedingungen, unter welchen sie gehorchen wollten, vorzuschreiben. Eine solche Verfassung konnte, so lange sie ihrem Ursprung näher war, und unter allerley günstigen Umständen, eine Zeit lang das Glück der Völker machen; auch findet man, selbst seitdem beynahe der ganze Orient unter dem Druck eines eisernen Despotismus schmachtet, hier und da noch einige Überbleibsel und Spuren der ursprünglichen Humanität dieser Vaterregierung. Aber unglücklicher Weise fehlt ihr eine Triebfeder, die der natürlichen eigen und so unentbehrlich ist, daſs ihr Mangel sogar leibliche Väter zu Tyrannen macht. Das natürliche Familienregiment gründet sich zwar (so wie sein bürgerliches Nachbild) auf die Furcht der Kinder vor der väterlichen Gewalt: aber die Natur sorgte dafür, diese letztere durch die Liebe zu mildern, die sie dem Herzen der Ältern einpflanzte. Die Väter der Völker hingegen, denen dieser wohlthätige Instinkt fehlt, begnügen sich gefürchtet zu werden, ohne das Verhaſste ihrer Gewalt durch Liebe, welche Gegenliebe gebiert, zu mildern. Knechtische Furcht, auf den blendenden Glanz eines unzugangbaren Thrones, auf Myriaden von Trabanten, auf zahllose Kriegsheere und das immer gezückte Schwert der Rache, kurz auf unwiderstehliche Gewalt gegründet, ist das einzige, was diese Monarchien zusammen hält, und die Sicherheit der Despoten und ihrer Satrapen ausmacht. Zuweilen sendet wohl auch das Schicksal den Unglücklichen einen Befreyer, einen Cyrus, zu, der die alten Fesseln zerbricht, und ein neu gestiftetes Reich mit Weisheit und wahrem Vatersinne regiert: aber dieser Fall ereignet sich selten, und das Gute, das dadurch bewirkt wird, ist meistens nur persönlich und vorüber gehend; denn die erste Quelle des Übels, die Verfassung, bleibt, und eine Reihe blöder oder lasterhafter Nachfolger zerstört in kurzem wieder, was der einzelne wohlthätige Regent gebauet hat.

Menippus. Aber wenn diese Verfassung der südöstlichen Völker Asiens den Ursprung hat, den du ihr giebst, wie kommt es, daſs die nördlichern Asiaten und die Europäischen Völker davon frey geblieben sind? Wenn jenen despotischen Monarchien das natürliche Familienregiment zum Grunde liegt, welches man allerdings (wie es scheint) als den Keim aller bürgerlichen Regierung ansehen kann: so müſste ja der Despotismus über den ganzen Erdboden ausgebreitet seyn?

Xenofon. Wär' er eine nothwendige Folge der ursprünglichen Familienregierung, so würde dieſs allerdings der Fall gewesen seyn. Aber wenn ich vorhin der unnatürlichsten aller Regierungsformen diesen natürlichen Ursprung gab, so fiel mir gar nicht ein, verschiedene zufällige Umstände, als z. B. den Einfluſs des Klima's und die daher entspringende Sinnesart und Lebensweise, als mitwirkende Ursachen, auszuschlieſsen. Bloſs diese äuſserlichen Umstände haben den Unterschied hervorgebracht, den man zwischen den nördlichen und südlichen Bewohnern der Erde wahrnimmt. Ein warmes, bis zur Üppigkeit fruchtbares, und eine mäſsige Arbeit hundertfältig belohnendes Klima, lud die Menschen ein, dem herum irrenden Hirtenleben zu entsagen und in festen Wohnsitzen sich anzupflanzen. Eine Menge friedsamer Künste, die Töchter des Ackerbaues und einer mildern Lebensart, entwöhnten sie von den kriegerischen Sitten ihrer Voraltern. Unvermerkt, aber nur desto unwiderstehlicher, wirkte der Einfluſs der Luft, der Sonne und des Bodens auf die Leibesbeschaffenheit und Sinnesart der Einwohner der heiſsen Erdstriche. Wollüstige Ruhe und sinnlicher Lebensgenuſs ist ihr höchstes Gut; und diesem Karakter ist die despotische Staatsverfassung so angemessen, daſs, auſser den rauhern Bewohnern der gebirgigen Provinzen, schwerlich irgend ein Volk im südlichen Asien, vom Eufrates bis zum Ganges und bis an die Ufer des östlichen Weltmeers, nur des Gedankens fähig ist, die despotische Regierungsform (zumahl da sie nun bereits Jahrtausende lang an sie gewöhnt sind) gegen irgend eine freye, populare oder aristokratische zu vertauschen.

Eine ganz andere Bewandtniſs hatte es natürlicher Weise mit den Stämmen oder Horden der nomadischen Völker, die in den ungeheuern Steppen und Wildnissen des nördlichen Theils von Asien und Europa mit ihren zahlreichen Herden umher zogen, und, so wie ihnen diese unermeſslichen Strecken zu enge wurden, sich gegen Mittag und Abend fortdrückten, und von Zeit zu Zeit die reichen mittäglichen Provinzen wie verheerende Fluten überschwemmten. Diese Völker haben Jahrtausende lang keine andere als freye Verfassungen gekannt. Aber auch die ihrigen entsprangen aus der patriarchalischen, die das

Urbild aller gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen ist. So wie eine Familie sich in mehrere Zweige ausbreitete, so wurden die Väter dieser Zweige die natürlichen Räthe und Gehülfen des gemeinschaftlichen Ahnherrn des ganzen Stammes. Wuchs in der Folge jeder Zweig wieder zu einem besondern Stamme, so verlor sich endlich der Begriff eines gemeinschaftlichen Vaters oder Oberhauptes. Jeder Stamm behauptete seine natürliche Unabhängigkeit von dem andern, ohne jedoch der alten Familienverbindung, die durch einerley Sprache und Sitten unterhalten wurde, gänzlich zu entsagen. Bey Gelegenheit gemeinschaftlicher Gefahren oder Unternehmungen machten die besondern Häupter dieser kleinern Horden Eines Hauptstammes den allgemeinen Rath desselben aus; eine Art von unförmlicher natürlicher Aristokratie, die nichts von ihrem Ansehen verlor, wenn auch die Umstände einen gemeinschaftlichen Anführer oder König nothwendig machten. Denn dieser war im Grunde doch nur der Erste unter seines gleichen, wiewohl ihm seine freywilligen Untergebenen in gewissen Fällen, wo das gemeine Beste es zu erfordern schien, selbst den unbedingtesten Gehorsam selten verweigerten. Wie gesagt, Jahrtausende lang ist dieſs die Verfassung aller nomadischen, Skythischen und Celtischen Völkerschaften des nördlichen und abendländischen Theils unserer Erdkugel gewesen. Sie war ihrem unruhigen, herum irrenden Jäger- und Hirtenleben, ihrer dem rauhern Klima gemäſsen Sinnesart, Stärke und Unbändigkeit, dem unaufhörlichen Kriegsstande, worin bald die gröſsern Horden, bald die kleinern Stämme an einander geriethen, sich drückten, verdrängten, zu Boden warfen, auch wohl gänzlich aufrieben, die natürlichste und angemessenste.

Aber diese Art von Freyheit grenzt zu nahe an gänzliche Verwilderung, als daſs sie der Zustand seyn könnte, worin die menschliche Gattung den Grad von Ausbildung und Wohlstand, worauf es die Natur bey ihr angelegt hat, erreichen könnte. Freyheit ohne eine weislich ausgedachte und künstlich organisierte bürgerliche Verfassung wächst gar bald in Barbarey und Wildheit aus, und ist in ihren Folgen oft noch verderblicher als die Sklaverey der despotischen Regierungsart. Beide hemmen den Fortschritt der Kultur, verewigen den Stand der Kindheit des Menschengeschlechtes, und zwingen ganze Völker, mit den glücklichsten Anlagen Jahrtausende auf eben demselben Punkte stehen zu bleiben. Der einzige Unterschied zum

Vortheil der Wildheit ist: daſs sie die edlern Naturkräfte des Menschen ungeschwächt schlummern läſst, da diese hingegen von der Sklaverey abgestumpft und gänzlich niedergeschlagen werden. Ein Haufen roher Wilden kann unter günstigen Umständen sich nach und nach zu einem Volke ausbilden, das mit groſsen körperlichen und moralischen Kräften zu dem, was die Vollkommenheit der menschlichen Natur ausmacht, empor strebt: aus einem Volk hingegen, das seit vielen Generazionen gewohnt ist am Joche zu ziehen, und alle Lasten die auf seinen Rücken aufgehäuft werden mit stummer Geduld zu tragen, wird nichts besseres; es müſste nur durch auſserordentliche Begebenheiten, so zu sagen, erst vernichtet und dann wieder neu geschaffen werden, wovon mir kein Beyspiel bekannt ist. Alle Revoluzionen, die sich gewöhnlich mit solchen Völkern zutragen, endigen sich damit, daſs sie der Raub eines andern Herren werden.

Laſs uns nun nach dem Punkte, von welchem wir ausgegangen sind, zurück sehen, Menippus. Ich behauptete, die bürgerliche Gesellschaft sey nicht sowohl ein Kunstwerk des menschlichen Verstandes, als vielmehr das Resultat des Bedürfnisses, der Nothwendigkeit und zufälliger Umstände; und ich berief mich hierüber auf ihren Ursprung in den ältesten Zeiten der Welt. Die Geschichte schien es uns begreiflich zu machen, wie aus einerley Urform in Südosten und Süden die groſsen despotischen Reiche, in Norden und Nordwesten hingegen die aus Demokratie, Aristokratie und Monarchie zusammen gewachsne Regierungsform entstanden, aus welcher sich, bey zunehmender Kultur, nach Maſsgabe der Umstände theils die so genannten Freystaaten, theils die gemäſsigte und eingeschränkte Monarchie gebildet haben. Nirgends zeigt uns die Geschichte eine Staatsverfassung, die man für ein reines Werk der Vernunft, ja nur für den Beschluſs einer allgemeinen freyen Berathschlagung gelten lassen kann; und wenn auch einige wenige Beyspiele das Gegentheil zu zeigen scheinen, so ist doch gewiſs, daſs sich selbst in unsern freyesten Republiken nur einzelne politische Momente finden, wo die Freyheit nicht durch willkührliche Gewalt Eines oder mehrerer Aristokraten, oder eines von selbstsüchtigen Demagogen mehr beherrschten als geleiteten Pöbels eingeschränkt, und nur allzu oft in einen bloſsen Nahmen verwandelt worden wäre.

Die bisherige Erfahrung zeigt uns also nichts, was nicht die Behauptung bestätigte, daſs alle bürgerliche Ordnung nur dadurch besteht, daſs der gehorchende Theil, gern oder ungern, das Joch der obrigkeitlichen Gewalt tragen muſs, durch welche er in den Schranken des Gesetzes, die er immer zu durchbrechen geneigt ist, zurück gehalten wird. Aber eben dieselbe Erfahrung zeigt auch, daſs die zur Aufrechthaltung des gemeinen Wesens unentbehrliche Macht sich immer auszudehnen sucht, und durch die Gesetze, welche sie handhaben soll, und welchen sie selbst untergeordnet ist, sich nur so lange und in so fern gebunden hält, als es ihr kein Opfer ihrer eigennützigen Neigungen, Leidenschaften und Entwürfe kostet. Eine groſse Macht wird daher fast immer, mehr oder weniger, zu Bedrückung des Volks gemiſsbraucht. Dieses duldet viel und lange; theils aus dem dunkeln Gefühl, daſs es nicht verlangen kann die Vortheile der bürgerlichen Verfassung ohne Aufopferungen zu genieſsen: theils weil die Macht der Gewohnheit so viel über den Menschen vermag, daſs ihm beynahe alles, was sein Daseyn nicht schnell und unmittelbar zerstört, durch sie erträglich wird; theils weil jedes einzelne Glied der Gesellschaft sein Unvermögen, einer überwiegenden und durch die Einbildung noch vergröſserten Gewalt zu widerstehen, fühlt, und Widerstand in groſsen Massen durch die Verfassung unmöglich gemacht ist. Die Gewalthaber an ihrem Theil werden indessen eben so gewohnt, keinen Widerstand zu finden, als das Volk, keinen zu thun. Unvermerkt räumen sie nach und nach alles aus dem Wege, was ihnen Anfangs Schranken setzte. Die Mittel sind unermeſslich, die der Inhaber der höchsten Gewalt im Staat in den Händen hat, das Volk, je nachdem die Umstände es fordern, zu täuschen, zu verführen, zu schrekken, zu erhitzen, zu besänftigen, bis er es endlich so weit gebracht hat, daſs sein bloſser Wille die Quelle aller Gesetze wird, oder (was eben dasselbe ist) die Gesetze nach Belieben einschränken oder ausdehnen, aufhalten oder beschleunigen, und jeden, den er begünstigen will, so wie sich selbst, von ihrem Zwang befreyen kann. Von nun an ist leidender Gehorsam das Loos des Volkes, und überhaupt aller, die nicht auf die eine oder andere Weise an der höchsten Gewalt Antheil haben. Da aber gleichwohl der möglichste Wohlstand des Ganzen, woran niemanden mehr als den Gewalthabern gelegen ist, es nothwendig macht, den Unterthanen wenigstens einen gewissen Grad von Thätigkeit zu lassen: so mag ein groſser Staat noch immer Jahrhunderte lang bey einer solchen

Verfassung bestehen; weil das Volk, wiewohl es in politischem Sinne nichts ist, wenigstens einen Theil seiner Kräfte zu Vermehrung seines Privatwohlstandes, oder doch zur Erhaltung seines Daseyns in einem durch angeborne Gewohnheit leidlich gewordenen, wenn gleich armseligen Zustande, anwenden kann. Immer fortschreitende Kultur, Kunstfleiſs, Gewerbe und Handelschaft verschaffen einem glücklich gelegenen und mit mancherley natürlichen Reichthümern begünstigten Staate, selbst unter einer heillosen Verwaltung, unermeſsliche, kaum zerstörbare Lebenskräfte; selbst die gröſste Ungleichheit und die ausschweifendste Üppigkeit vermehren eine Zeit lang seinen Flor und scheinen die Hülfsquellen der Machthaber unerschöpflich zu machen. Natürlicher Weise werden diese letztern immer sorgloser über die Folgen ihrer willkührlichen, ungerechten und unklugen Staatsverwaltung, gehen in ihren Forderungen und Anmaſsungen immer weiter, glauben alles zu dürfen und alles zu können, und da sie gewohnt sind, bey allem, was sie thun und wagen, die moralischen Ursachen in gar keinen Anschlag zu bringen, die fysische Macht hingegen für alles zu halten, so kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daſs diese Macht, in deren Besitz sie sich so sicher halten, am

Ende doch nur auf der Wirksamkeit der moralischen Räder und Springfedern beruht, und daſs der Augenblick, da das Volk zum Gefühl seiner Kraft erwacht, der letzte Augenblick seiner Tyrannen ist. Gewöhnlich werden sie denn auch von diesem fatalen Augenblick so ganz unbereitet überrascht, daſs sie in der ersten Verwirrung ihrer Sinne die Hülfsmittel, die noch in ihren Händen sind, entweder gänzlich aus der Acht lassen, oder einen so verkehrten Gebrauch davon machen, daſs man das dumpfsinnige Schwanken zwischen Muthlosigkeit und Übermuth, wodurch sie ihr Verderben beschleunigen, schon für den Anfang der furchtbaren Rache halten möchte, welche die unerbittliche Nemesis immer an allen Groſsen und Gewaltigen genommen hat und immer nehmen wird, die im Gebrauch ihrer Macht und ihrer übrigen Vorzüge der Bescheidenheit und Mäſsigung vergessen; der einzigen Bedingungen, unter welchen die vom Glück verabsäumten Menschen ihnen ihre Vorzüge willig zugestehen, und der einzigen Tugenden, die man von ihnen fordert.

Dieſs war seit Jahrtausenden der gewöhnliche natürliche Lauf der Dinge bey allen mehr oder weniger policierten Völkern. Die

Menschen fühlten die Nothwendigkeit regiert zu werden, und unterwarfen sich einer obrigkeitlichen Gewalt. Die Inhaber der letztern begnügten sich nirgends an dem Maſse von Macht und Ansehen, der ihnen vermöge der Natur der Sache zukam. Sie dehnten beides so weit aus als sie konnten, miſsbrauchten ihre Gewalt immer ungescheuter, und spielten mit Einem Worte so lange den Herren, der über seine Sklaven und sein Eigenthum willkührlich schalten und walten kann, bis endlich die Völker, nachdem sie lange geduldet hatten was nicht zu dulden war, entweder weil sie es nicht länger aushalten konnten, oder von ehrgeitzigen und ränkesüchtigen Menschen aus ihrem Mittel aufgereitzt, sich auf einmahl ihrer Übermacht bewuſst wurden, das Joch mit Gewalt abschüttelten, und an ihren Unterdrückern das Wiedervergeltungsrecht ausübten, aber im Ungestüm ihrer Wuth nun auch auf ihrer Seite aller Mäſsigung vergaſsen, alle bürgerliche Ordnung umstürzten, sich einer Gewalt anmaſsten die sie nicht zu gebrauchen wuſsten, und so lange gegen ihre eigenen Eingeweide wütheten, bis ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als sich einem neuen Machthaber mit oder ohne Einschränkung zu unterwerfen; da denn, so bald die Wunden des

Staats sich zu schlieſsen anfingen, auch das alte Spiel von neuem anging, um in mehr oder weniger Zeit einen ähnlichen Ausgang zu nehmen und auf die vorige Weise wieder anzufangen.

Menippus. Und in diesem sinnlosen Zirkel sollte das arme Menschengeschlecht sich ewig von leidendem Gehorsam und Sklaverey zu Empörung und Anarchie, und von diesen wieder zu jenen herum zu drehen bestimmt seyn?

Xenofon. Bestimmt — sagst du? Keineswegs! Keineswegs, Freund Menippus! oder die göttliche Nemesis, welche nie müde wird den frevelnden Übermuth und die wilde Gesetzlosigkeit durch die Folgen ihrer eigenen Missethaten zu züchtigen, und die Vernunft, die bey allem diesem nichts weniger als eine müſsige Zuschauerin ist, müſsten ewig unvermögend bleiben, den alten, schon zu lange dauernden Kampf der Sittlichkeit und Kultur mit der Thierheit und Barbarey, welche sich bis auf diesen Tag um die Herrschaft über die Menschen gestritten haben, endlich zum Vortheil der erstern, oder vielmehr zur Ehre der menschlichen Natur und zum Heil der Welt, auf immer zu entscheiden.

Hier hielt Xenofon ein; und indem Menippus, wie es schien, den Mund zu einer neuen Frage spitzte, schwand auf einmahl die Scene zugleich mit den redenden Personen aus meinen Augen, und ich befand mich wieder in meinem gewöhnlichen Zustand an meinem Schreibtische.

ANTWORTEN UND GEGENFRAGEN
AUF DIE
ZWEIFEL UND ANFRAGEN
EINES
VORGEBLICHEN WELTBÜRGERS

Wenn es noch zweifelhaft wäre, ob es auch unechte Weltbürger gebe, die sich dieses edlen Nahmens anmaſsen, ohne durch die Gleichförmigkeit ihrer Grundmaximen und Gesinnungen mit denen der wahren Kosmopoliten dazu berechtigt zu seyn, so hätte uns der ungenannte Verfasser der Neugierden eines Weltbürgers (einer vor kurzem auf anderthalb Bogen im Druck erschienenen Flugschrift) der Mühe überhoben, die Welt über das Daseyn solcher falscher Brüder auſser allem Zweifel zu setzen.

Dieser vorgebliche Weltbürger hat zwar seine Zweifel und Anfragen ausdrücklich nur den Staatsgrüblern zur Prüfung und Beantwortung gewidmet: da aber einige der erstern (und gerade diejenigen, die ihm die meisten Wehen zu machen scheinen) so beschaffen sind, daſs sie ohne alle staatsgrüblerische Spitzfindigkeit mit bloſser Hülfe des schlichten Menschenverstandes gehoben werden können; so finde ich mich um so mehr bewogen, ihm diesen kleinen Dienst zu leisten, indem diese Zweifel gerade solche Gegenstände betreffen, worüber sich die wahren Kosmopoliten durch eine gegen die seinige sehr stark abstechende Vorstellungsart unterscheiden.

Nichts ist wohl natürlicher, als daſs in einer Zeit, wo jedermann grübelt, manche Sätze, welche in Jahrhunderten, wo nur Mönche grübelten, für unzweifelhafte Wahrheiten galten, zu Aufgaben gemacht und genöthigt werden die Titel zu zeigen, auf welche sich ihre so lange unangefochtene Gewiſsheit gründe. Der gemeine Verstand, der alle Menschen instinktmäſsig lehrt was ihnen gut oder böse sey, ist zwar für sich selbst träge, und läſst sich nur gar zu leicht zufrieden stellen, auch wohl unter gewissen Umständen auf ganze Jahrhunderte einschläfern. Ist er aber einmahl aufgeschreckt und verschüchtert, so wird sein Miſstrauen eben so groſs als seine vorige Sicherheit; er verliert allen Respekt, glaubt seinen besten Freunden nichts mehr, wittert überall Betrug und Gefährde, durchleuchtet daher mit seinem Lämpchen jeden finstern Winkel, fürchtet sich aber eben so sehr vor gar zu blendendem Licht, als vor heiligem Dunkel, weil ihn dünkt, daſs man in dem einen so gut als in dem andern Gefahr laufe um seinen — Geldbeutel zu kommen.

Dieses Miſstrauen muſs um so viel gröſser werden, je mehr er entdeckt, daſs gewisse Leute sich sein gutherziges Vertrauen und seinen sorglosen Schlummer ungebührlich zu Nutze gemacht haben. Kommt dann noch eine naseweise Filosofie dazu, die ihn unaufhörlich mit Fragen beunruhigt, auf welche er nichts andres zu antworten weiſs als, „fragt meinen Hofmeister," die sich aber mit dieser Abweisung so wenig befriedigen läſst, daſs sie ihm vielmehr alles, was ihm sein Hofmeister von Kindheit an als heilige Wahrheit eingeflöſst, eingesungen, eingepredigt und eingeprügelt hatte, streitig und zweifelhaft macht; eine Filosofie, die kein Ansehen der Person und Würde, kein Privilegium des Alters, keinen Besitzstand der von Untersuchung des Titels befreye, gelten läſst, nichts Verborgenes unaufgedeckt, nichts Schimmerndes unangetastet, nichts Räthselhaftes unaufgelöst wissen will; die man sich nicht einmahl durch derbe Beweise vom Halse schaffen kann, weil sie immer den Beweis des Beweises fordert; und ist es endlich gar so weit gekommen, daſs diese Filosofie ihre Wirkungen, unter dem beliebten Nahmen der Aufklärung, der Befreyung vom Joch alter Vorurtheile, u. s. w. mit Hülfe unzähliger Bücher - Fabriken und Drucker-Pressen über alle Stände einer groſsen Nazion ausgebreitet und alle Arten von Köpfen in Gährung gesetzt hat: was Wunder, wenn endlich vor lauter Aufklärung, Freyheit zu denken, Eifersucht gegen alles menschliche und Miſstrauen gegen alles übermenschliche Ansehen, die Köpfe zu schwindeln anfangen, nichts um uns her mehr fest zu stehen scheint, und eine epidemische Zweifelsucht die Welt zuletzt mit einem noch schlimmern Zustande bedroht, als derjenige war, worin sie sich ihrem Hofmeister blindlings überlieſs, und eher an ihren eignen Sinnen als an der Unfehlbarkeit ihrer Führer zweifelte?

Augenscheinlich nähert sich ein groſser Theil von Europa diesem Zustande mit starken Schritten. Die vorbesagte Filosofie, nicht zufrieden sich der höhern Klassen allenthalben fast gänzlich bemächtigt zu haben, macht sich auch Wege zu demjenigen Theile des Volks, der sich beym bloſsen Glauben immer noch am leidlichsten befunden hat. Was zuletzt die Folgen dieses immer allgemeiner werdenden Empörungsgeistes gegen alles Ansehen, gegen alles was unsern Vätern ehrwürdig und unverletzlich war, natürlicher

Weise seyn werden — scheint eine Aufgabe, deren Auflösung eines akademischen Preises würdiger wäre, als manche andre, womit man die dialektische Geschicklichkeit unsrer besten Köpfe zeither in Wetteifer gesetzt hat. Wahrscheinlicher Weise wird, wenn man mit der Religion und der Priesterschaft fertig ist, die Reihe auch an Untersuchungen kommen, die unsern weltlichen Gewalthabern in der Folge nicht behagen dürften, so gleichgültig auch das Gefühl ihrer Stärke sie jetzt dagegen machen mag. Denn auch sie wird man endlich fragen: Aus welcher Macht thut ihr dieſs und das? Von wem habt ihr diese Macht empfangen, und wem habt ihr Rechenschaft davon zu geben? Worauf gründen sich eure Vorrechte, Besitzthümer und Ansprüche? Habt ihr die Gewalt, die uns zu Boden drückt, von der Natur? Werdet ihr aus einer vollkommnern Masse gebildet als wir? Habt ihr mehr Sinne, mehr Hände und Füſse? u. s. w. Oder, wenn sich alle eure Vorrechte (wie uns unsre Filosofen von den Dächern herab predigen) auf einen bloſsen Vertrag zwischen uns und euch gründen; wenn alles, was ihr besitzt, bloſs anvertrautes Gut ist, und euer Ansehen keinen andern rechtsbeständigen Grund hat noch haben kann, als eine von uns empfangene bedingte Vollmacht, die wir alle Augenblicke zurück nehmen können, so bald wir uns auf eine vortheilhaftere Art einzurichten wissen: wie könnt ihr erwarten, daſs so aufgeklärte Leute wie wir in der wichtigsten Angelegenheit unsers zeitlichen Lebens — (des einzigen, welches uns übrig bleibt, nachdem uns euere Filosofen gelehrt haben, daſs die Seele des Menschen in seinem Blute ist) — euch eine willkührliche und unbeschränkte Gewalt über unsere Personen, unser Eigenthum und unser Leben einräumen werden? Ehe wir euren Verordnungen gehorchen, wollen wir untersuchen, ob sie uns glücklicher machen werden. Ehe wir euch Subsidien bewilligen, wollen wir erst wissen, wie ihr sie zu unserm Nutzen anzuwenden gedenket. Und ehe wir uns an die Schlachtbank führen oder in Gefahr setzen lassen, unsre Felder verwüstet, unsre Wohnungen angezündet, unsre Weiber und Töchter geschändet, und unsre Söhne in die Kriegsknechtschaft geführt zu sehen, wollen wir vorher untersuchen, was uns daran gelegen ist, ob ihr etliche Quadratmeilen mehr oder weniger zu besteuern habt oder nicht.

Ich zweifle keineswegs, daſs unsere Obern nicht im Stande seyn sollten, auf alle diese unehrerbietigen Fragen — auch ohne Knüttel, Zuchthaus und Festungsbau — sehr gültige

Antworten zu geben. Aber die Geschichte der vergangenen Zeiten belehrt mich, daſs es doch immer sichrer ist, die Sachen nicht auf solche Spitzen zu treiben; daſs illuminierte Bauern und begeisterte Knipperdollinge, Kromwelle u. s. w. gefährliche Sachwalter der Menschheitsrechte sind, und, mit Einem Worte, daſs es besser ist, die wohlthätigen Wirkungen, die ein unvermerkt zunehmendes Wachsthum der Vernunft unfehlbar unter den Völkern der Erde hervorbringen wird, ruhig abzuwarten, als diesen Zeitpunkt (der doch gewiſs noch kommen wird) durch Mittel beschleunigen zu wollen, deren unüberlegte Folgen schlimmer und verderblicher seyn würden als die Übel, die man dadurch zu heben glaubt.

Der Himmel verhüte, daſs der Gedanke, der bisherigen Aufklärung unsrer Zeiten durch etwas andres als durch gesunde Vernunft und gründliche Wissenschaften Schranken zu setzen, jemahls in denjenigen erweckt werde, welche Gewalt über uns haben! Wahre Erleuchtung über alles, was den Menschen wesentlich angeht, ist unser wichtigstes und allgemeinstes Interesse; und Verbesserungen sind ihre natürlichen Folgen. Aber es giebt auch Irrwische, deren betrügliches Licht in Moräste führt. Selbst das wohlthätige Sonnenlicht darf nicht anders als mit groſser Behutsamkeit und durch fast unmerkliche Stufen in die schwachen Augen eines sehend gewordenen Blinden eingelassen werden, und ein zu starker Lichtstrohm blendet sogar ein geübtes Gesicht. Aber die eine Hälfte der Welt in den Brand stecken, um der andern eine schöne mahlerische Beleuchtung zu geben, ist ein Projekt, das nur in so einem Kopfe sollte entstehen können, wie jener war, der Rom an vier Ecken anzünden lieſs, um einem poetischen Gemählde vom brennenden Troja mehr Wahrheit geben zu können.

Die Herren, welche die goldnen Zeiten, auf die wir schon so manches Jahrtausend vertröstet werden, dadurch zu beschleunigen glauben, daſs sie vor allen Dingen auf den Umsturz der Religionsverfassung von Europa antragen, mögen vielleicht ihrer eignen Meinung nach sehr kosmopolitische Absichten dabey haben: aber ihr Projekt selbst ist um nichts besser als jener Neronische Einfall. Unsre Väter wuſsten auch, und hattens schon von ihren Vätern gelernt, daſs keine menschliche Anstalt ohne Miſsbräuche, keine Religion ohne Aberglauben ist: aber, daſs man alle Religion abschaffen müsse, damit niemand Gespenster glaube, oder nach Noth Gottes wallfahrte wenn er was nöthigers zu Hause zu thun hätte, das lieſsen sie sich freylich eben so wenig träumen, als daſs man das bürgerliche Regiment abschaffen müsse, damit Richter, Amtleute und Advokaten das Recht nicht länger beugen können, und kein armes Bäuerlein mehr in den Fall komme über Exekuzion oder Frohndienste zu wehklagen.

Eine weitläufige Rechtfertigung unsrer Väter uber diese Denkart zu unternehmen, würde eine unverzeihliche Verzweiflung an dem gemeinen Menschenverstande verrathen. Der Grundsatz, welchem sie in Beurtheilung und Schätzung des wesentlichen und zufälligen Nutzens oder Schadens der Religion folgten, geht durch alle Zweige des menschlichen Lebens. Wir würden auf den Zustand der Bewohner von Neu-Holland zurück gebracht werden, wenn man uns alles nehmen wollte, was durch Zufall oder Miſsbrauch Schaden thut. Eure Filosofie selbst, ihr kurzsichtigen und voreiligen Verbesserer! — aller Aberglaube und alle Möncherey der ganzen Welt, von dem ersten Menschen an, der an seine Träume glaubte oder zu einem Fetisch sprach, sey mein Gott! hat nicht halb so viel Elend verursacht, als eure Filosofie in einem einzigen Menschenalter stiften würde, wenn bey jeder policierten Nazion nur zwey Drittel an euern Unglauben glauben und nach euern Grundsätzen handeln würden.

Die ewige Quelle aller Schimären und Trugschlüsse, wodurch halb aufgeklärte Köpfe und aufgeklärte Halbköpfe sich selbst und andre täuschen, ist die Verwechslung willkührlicher Abstrakzionen mit den wirklichen Dingen dieser Welt. Man kann sich einen Staat, eine Polizey, ein durch Fleiſs und Handlung blühendes Volk ohne Religion denken, — also (schlieſst man) ist die Religion eine ganz entbehrliche Sache; und eine entbehrliche Sache, die so leicht gemiſsbraucht werden kann und durch den Miſsbrauch so schädlich ist, wird am besten gar abgeschafft, sagen unsre raschen Kurzdenker.

Sollten diese Herren, die sich so viel aufgeklärter zu seyn dünken als die Gesetzgeber und Weisen aller Völker und Zeiten, den Unterschied zwischen einem Staate, der aus zwanzig Millionen metafysischer Silhouetten, und einem Staate, der aus zwanzig Millionen lebendiger Menschenkinder besteht, auch wohl scharf genug durchdacht haben, um so gewiſs zu seyn, daſs dieser eben so gut ohne Religion bestehen könnte als jener? Oder, wenn auch ein wirklicher Staat der Religion, als politisches Institut betrachtet, für sich selbst entbehren könnte, wie wird er gegen andre Staaten aushalten, welche eine Religion haben, und bey denen (einen sehr möglichen Fall vorausgesetzt) diese Religion mit voller Kraft wirkte?

Doch, wir wollen über alle diese Fragen hinweg sehen. Der Bürger als Bürger soll, wenn die Herren wollen, der Religion entbehren, soll ohne sie im Zaum gehalten werden können: kann er sie darum auch als Mensch entbehren? Ist der Mensch um des Bürgers, oder der Bürger um des Menschen willen? Ist die Sorge für Nahrung und Kleidung, die Abführung seiner bürgerlichen Schuldigkeiten, und das Bestreben nach Reichthum und üppigem Genuſs die einzige oder höchste Angelegenheit des Menschen? Ist er nicht ein Wesen, das, so bald es sich ganz fühlt, sich einer sittlichen und geistigen Vollkommenheit fähig, und zu Geschäften, die dieser Fähigkeit entsprechen, geboren fühlt? Wollen wir diesen edlen Instinkt in ihm ersticken? ihn bloſs auf die thierischen Triebe einschränken? ihn mit aller Gewalt zu einer Art von Geschöpfen herab würdigen, die bloſs dafür gefüttert werden, daſs sie am Pfluge ziehen und Lasten tragen? Ihm die Religion nehmen ist freylich der kürzeste Weg dazu. Aber wenn auch Filosofen und Despoten sich mit einander vereinigten, diese schändliche Entmenschung an ihren Untergebenen vorzunehmen, werden diese die Operazion so geduldig aushalten? Werden sie, nachdem man ihnen ohnehin schon fast alles genommen hat, woran sie ein natürliches Recht mit auf die Welt brachten, sich auch noch das absofistisieren lassen, was jede Nazion des Erdbodens immer als ihre letzte Zuflucht, als ihr heiligstes und liebstes Gut, als einen Schatz, gegen welchen in Augenblicken des Enthusiasmus das Leben selbst für nichts geachtet wird, angesehen hat? — den Glauben ihrer Väter, den Glauben an eine Vorsehung die für alles sorgt, an einen unsichtbaren Weltbeherrscher dem alles unterthan ist, an unsichtbare Beschützer von welchen Hülfe zu erlangen ist wenn sonst nichts helfen kann, an ein künftiges Leben wo alles in Ordnung und Gleichgewicht kommt, alles, was hier gesündiget wurde, gebüſst, alles, was hier unvergolten blieb, vergolten werden wird? — Welch ein Unternehmen, dem Menschengeschlechte den Trost, der aus diesem Glauben entspringt, rauben zu wollen? Und welch ein Wahn, sich einzubilden daſs man es könne?

Man sage nicht, daſs ich hier Streiche in die Luft führe; daſs die Meinung der Herren, von denen die Rede ist, nicht sey, die Religion selbst, sondern nur den Miſsbrauch der mit ihr getrieben werde, abzustellen. Wenn dieſs wäre, würden sie sich anders benehmen und eine andere Sprache führen. Wenn einer mitten unter eine ganze Nazion hintritt und fragt:

> „Stehet zu vermuthen, daſs dem respektiven Gouvernement weniger Gehorsam geleistet werden wird, daſs es weniger gute Staatsbürger geben wird, wenn den Völkern die Furcht vor dem Religionsgespenste genommen wird?“

so muſs man ihm wenigstens lassen, daſs er die Gabe hat sich kurz und deutlich zu erklären; und ich sehe nicht, wie unser Weltbürger, der dieſs gefragt hat, seine Meinung über die Religion stärker und runder hätte heraus sagen können. Sie ist ihm bloſse Pfaffen-Erfindung, ein Gespenst womit man Kinder schreckt, und womit sich nur Kinder schrekken lassen. Und freylich, wenn sie nichts als das ist, so kann man nicht besser thun, als sie je eher je lieber abzuschaffen; so wie nichts gerechter wäre, als die Geistlichkeit — oder, wie sich unser After-Kosmopolit ausdrückt, die Pfaffen beiderley

Geschlechts — für vogelfrey zu erklären, wenn es wahr ist, daſs sie „Feinde des Staates sind, und Feinde des Staates ziehen." 1)

Religion und Gespenster stehen also, in dem aufgeklärten Kopfe des Welt- und Staatsbürgers, der so bescheidne und wohl überlegte Fragen an seine Mitbürger thut, in Einer Linie. „Und sind es nicht immer Kinder die an Gespenster glauben, fährt er fort zu fragen, und groſse Leute glauben doch nicht daran?" — Wenn ich nicht irre, so war es kein Kind, sondern ein groſser Mann, ein Mann von sehr groſsem alles umfassendem und tief eindringendem Geiste, (Bakon von Verulam) der gesagt hat: „Filosofie, nur mit den äuſsersten Lippen flüchtig gekostet, berauscht den Verstand, macht Religionsverächter und Unglaubige: nur mit vollen Zügen getrunken, wird sie Licht der Seele, und dann führt sie zu Gott." — Waren Sokrates und Plato Kinder? Oder war es ein Kind, das von den Eleusinischen Mysterien sagte: „Daſs sie das beste Geschenk seyen, was Athen, die Mutter so vieler vortrefflichen und herrlichen Dinge, der menschlichen Gesellschaft gemacht habe;

---

1) Neugierden eines Weltbürgers, S. 16.

weil man in ihnen das, was den Menschen allein zum Menschen mache, die wahren Grundsätze um glücklich zu leben und mit beſsrer Hoffnung zu sterben, gelehrt werde.“ 2) Das Kind, das so treuherzig an das Gespenst der Eleusinischen Mysterien glaubte, war einer der ersten Männer in Rom, zu einer Zeit, wo ein Römer gegen die Männer unsrer Zeit ein Gott war. Wenn unser Weltbürger sich die Mühe geben wollte genauere Erkundigungen einzuziehen, so würde er finden, daſs eine erste Ursache, die alles schafft, nährt und zu Einem verbindet, eine alles umfassende Vorsehung, die Verwandtschaft unserer Natur mit der göttlichen, und die instinktähnliche Ahnung der Fortdauer unsers wahren Selbsts über die engen Grenzen dieses Augenblicks von Leben, Gespenster sind, an welche von jeher unter

---

2) *Mihi, cum multa, eximia divinaque videntur Athenae tuae peperisse, atque in vitam hominum attulisse, tum nihil melius illis Mysteriis, quibus ex agresti, immanique vita exculti ad humanitatem et mitigati sumus, initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Cicero de Leg. II. 14.*

allen Völkern und zu allen Zeiten die gröſsten und erhabensten Geister geglaubt haben. 3)

Doch, unser Weltbürger spricht ja auch von der Allgüte eines allweisen Schöpfers, indem er es mit dieser Allgüte und Allweisheit nicht verträglich findet, „daſs die Vernunft nicht hinreiche den Menschen zu führen.“ — Aber wenn die Vernunft hinreicht den Menschen zu führen, wie verträgt sichs denn mit der Allgüte eines allweisen Schöpfers, daſs (wie er meint) „nur so wenig Menschen vernünftig sind?“ Vermuthlich will die Allweisheit, daſs die Unvernünftigen sich von den Vernünftigen führen lassen; so thut denn Glauben bey jenen, was Vernunft bey diesen. Auch ists meistens immer so gehalten worden: und wenn dieser Weltbürger die Porzion von der

---

3) Was der eben angeführte groſse Römer irgendwo von dem Glauben der Unsterblichkeit sagt: „*Nescio quomodo inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam augurinm futurorum, idque in maximis ingeniis altissimisque animis et existit maxime et apparet facillime*,“ läſst sich um so richtiger von der Religion überhaupt sagen, weil jener Glauben so wenig ohne Religion, als Religion ohne jenen Glauben bestehen kann.

allgemeinen Vernunft, die ihm selbst zu Theil geworden ist, dazu anwenden wollte, sich etwas tiefere Einsichten in die Beschaffenheit und den Zusammenhang der menschlichen Dinge zu verschaffen als seine Fragen und Zweifel zu verrathen scheinen; so würde er finden, daſs gerade die Vernunft, die dem Menschen zum Führer gegeben ist, die Gesetzgeber und Weisen aller Völker dahin gebracht hat, durch die Religion dem bürgerlichen Vertrage die Sankzion eines höhern Gesetzgebers, der Sittenlehre die stärksten Beweggründe, und der Tugend die höchste Begeisterung zu geben; daſs es gerade die Vernunft dieser Weisen, ihre richtige und lebendige Kenntniſs der menschlichen Natur war, was sie die Unzulänglichkeit der politischen Verfassung ohne Mitwirkung der Religion erkennen machte; und daſs (sogar ohne Rücksicht auf die sittlichen Vortheile, welche die letztere dem Staate gewähren kann) die bloſse Betrachtung, „daſs der Keim und die Wurzel der Religion in der Natur des Menschen liegt, und ein Volk ohne Religion sich so wenig als ein Volk ohne Leidenschaften denken 4) läſst,“ hinläng-

---

4) Ich verstehe unter denken nicht, mit Abstrakzionen spielen; denn in dieser letztern Bedeutung des Wortes läſst sich freylich alles denken.

lich war, die Vernunft der Gesetzgeber und Weisen von der Nothwendigkeit einer Religion des Staats, d. i. einer unter der Aufsicht und dem Schutze der bürgerlichen Obrigkeit stehenden öffentlichen Gottesverehrung, zu überzeugen.

Man muſs sehr unbekannt mit der Geschichtskunde und den Verhältnissen der menschlichen Dinge seyn, um die Vortheile zu verkennen, welche die Religion, das Priesterthum, ja sogar ehemahls das jetzt so verhaſste Mönchswesen, dem menschlichen Geschlechte gebracht haben. Läſst es die Beschaffenheit unsrer Natur nicht zu, daſs wir diese Vortheile ganz rein genieſsen; ist es unmöglich, selbst die beste Volksreligion immer von aller Mischung mit Schwärmerey und Aberglauben frey zu erhalten; sind die Priester eben darum, weil sie Menschen sind wie wir, Leidenschaften, Entwürfen und Handlungsweisen unterworfen, wodurch sie von ihrer wahren Bestimmung abgeführt und der bürgerlichen Gesellschaft nur gar zu oft schädlich geworden sind: von welchem Institut, welchem Stand unter den Menschen läſst sich nicht das nehmliche sagen? Aber wenn hat die Vernunft jemahls gelehrt, den Gebrechen einer nützlichen und (zur Zeit wenigstens) unentbehrlichen Sache durch Zernichtung derselben abzuhelfen?

Was sollen also Fragen wie diese? —

„Würde nicht auch Gras und Korn wachsen, wenn wir an Wistnu oder Vizlipuzli glaubten?

„Wäre nicht das kürzeste Mittel, allem Ungemach des Aberglaubens und der Pfafferey abzuhelfen, wenn man dem Volke die Furcht vor dem Religionsgespenste benähme?

„Wozu die Pfaffen beiderley Geschlechts, welche Feinde des Staats sind, und Feinde des Staats ziehen?

„Verträgt sich Glauben mit Verstand?“ u. s. w.

Solche Fragen thut weder ein Sokrates, der belehren, noch ein Unwissender, der belehrt werden will! Es sind (um ihnen den gelindesten Nahmen zu geben) Kruditäten eines Menschen, der — im Heiſshunger nach einer schmackhaftern Nahrung als ihm von seinen Pädagogen gereicht worden seyn mag — auf einmahl und allzu hastig mehr Französische Modefilosofie zu sich genommen hat, als er verdauen konnte.

Überhaupt hört man es diesem Weltbürger an seinem Ton an, daſs er zu einem Volke gehört, dem seit kurzer Zeit (zum

Behuf bekannter groſser Absichten) eine Freyheit **laut zu denken** eingeräumt wurde, die keine natürliche Frucht der Staats- und Religionsverfassung desselben ist, und also auch eben so schnell wieder zurück genommen werden kann, als sie gegeben wurde. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist eine Art von Saturnusfest, 5) wo jedem erlaubt ist zu sagen

---

5) Die **Saturnalien** waren zum Andenken der **goldnen Zeit** eingesetzt, deren, einer uralten Sage zu Folge, die Bewohner Italiens unter der Regierung des Saturnus genossen hatten. Die vornehmste Absicht bey diesem Feste war, die natürliche **Gleichheit** darzustellen, welche in diesen Zeiten unter Menschen Statt fand, die von Unterdrückung und Knechtschaft noch keinen Begriff hatten. Daher war an den Saturnalien die Gewalt der Herren über ihre Knechte suspendiert; sie speisten zusammen an Einem Tische, und die Sklaven hatten die Freyheit, so viele Sottisen zu sagen und zu thun als ihnen beliebte. Dieser beynahe grausame Spaſs dauerte in den Zeiten der Freyheit Roms nur Einen Tag, welcher nach dem Festkalender des Königs **Numa** der siebzehnte December war. **Julius Cäsar** vermehrte das Saturnusfest um zwey Tage, **Augustus** fügte den vierten, und **Kaligula** den fünften hinzu. — Die Saturnalien dehnten sich in dem Verhältniſs aus, wie die Freyheit **ab**- und die willkührliche Gewalt **zunahm**; welches (wie man sieht) sehr natürlich war. So

und drucken zu laſsen was ihm einfällt. Da nun diese fröhlichen Tage vielleicht nicht lange währen möchten; da ein jeder wenigstens weiſs, daſs man ihm den Mund wieder zusiegeln könnte so bald Zeit und Umstände es anrathen würden: so eilen die Leute über Hals über Kopf, einem schon lange her gesammelten Groll gegen alte Miſsbräuche Luft zu machen; und bey dieser wetteifernden Eilfertigkeit ist es denn sehr natürlich, daſs mitunter auch viel unförmliches Zeug aufs Papier gegoſsen, und jede blähende Gährung verworrener Ideen für Drang und innerlichen Beruf, auch etwas zu Beförderung der guten Sache beyzutragen, angesehen wird.

Wir sind so weit entfernt, irgend einem Volke, dem es der Himmel gönnt, den Genuſs dieser glücklichen Saturnalien zu miſsgönnen, daſs wir uns vielmehr über alles Gute freuen, was, als eine natürliche Folge der Freyheit des Untersuchungsgeistes und der durch sie bewirkten Aufklärung, sich über daſselbe verbreiten wird. *Felices sua si bona norint!* Aber eben darum wünschen wir, daſs die Freyheit laut zu denken mit Beschei-

---

gerieth vor einigen Jahrhunderten das Christenthum in immer gröſsern Verfall, je mehr Heilige kanonisiert und Festtage angeordnet wurden.

denheit gebraucht werden möchte. Man darf und soll zwar über alle menschlichen Dinge filosofieren; auch über alle göttlichen, in so fern sie durch die Vorstellungsart, Bedürfnisse und Leidenschaften der Menschen einen Zusatz von Unlauterkeit erhalten, oder sonst auf eine menschliche Art und Weise zu besondern Absichten modificiert worden sind. Wer filosofieren soll, muſs es mit Freyheit thun dürfen, — oder es wäre gerade als wenn man einen Beobachter in Pflicht nehmen wollte, am Himmel und auf Erden weder mit bloſsen noch mit bewaffneten Augen etwas zu sehen, worüber Petri Kanisii christliche Lehre (die unserm Weltbürger so anstöſsig ist) ins Gedränge kommen könnte. Aber, ehe man etwas Altes verwirft, muſs man es lange, genau und ohne alle Vorurtheile und Leidenschaften von allen Seiten erforscht haben. Denn, so lange bis das Gegentheil erwiesen wird, ist die Präsumzion für das Alte; und ehe man etwas Neues anfängt, muſs man sich auf alle nur mögliche Art gewiſs gemacht haben, daſs das Neue, wenn es plötzlich und mit Gewalt an die Stelle des Alten tritt, nicht andre Übel nach sich ziehen werde, die vielleicht ungleich schlimmer sind als diejenigen, denen man abhelfen will: denn, bis das Gegentheil auſs schärfste erwiesen worden, ist die Präsumzion immer gegen die Neuerung.

Die weisesten Männer aller Zeiten haben mit Respekt und Zurückhaltung von Meinungen und Gebräuchen gesprochen, die entweder *consensu omnium gentium* oder *religione majorum* ehrwürdig geworden sind; und selbst Miſsbräuche, die mit dem was einem Volke heilig ist und heilig seyn soll zusammen hangen, erfordern eine behutsame Hand, um ohne gröſsern Schaden geheilet zu werden.

Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland, wurden vom vierten Jahrhundert an nach und nach mit wunderthätigen Heiligen, mit Klöstern und mit Mönchen angefüllt, die in diesen Klöstern sich mit den Opfern, welche die fromme Einfalt jenen nichts mehr bedürfenden Heiligen darbrachte, mästeten. Diese fromme Einfalt unserer alten Vorfahren in den Jahrhunderten, die man die dunkeln und barbarischen nennt, ging freylich oft sehr weit. „Aber, mit allem dem (sagen wir mit den Worten eines verständigen und billigen Beurtheilers der menschlichen Angelegenheiten 6) war diese *sancta simplicitas* nicht immer schädlich, und selbst für die Kultur und Bevölkerung Europens nicht ohne Nutzen. Sie hat zu vielen nützlichen bürgerlichen und

---

6) *Melanges tirés d' une grande Bibliotheque. Mm. p.* 313.

spiel ungestraft forttreiben zu können, sich allem, was Vernunft und Aufklärung hieſs, mit Fäusten und Fersen entgegen setzten. Aber auch in diesem Stücke haben sich die Zeiten ziemlich geändert; und, wenn man die Mönche unsrer Zeit die Verdienste ihrer Vorfahren nicht genieſsen lassen will, ist es billig, sie die Missethaten derselben entgelten zu lassen? Wozu also die beleidigenden und ungezogenen Ausdrücke, worin man über den ganzen Stand herfährt? Womit will man eine solche Verfahrungsart rechtfertigen? Und was für Wirkungen glaubt man daſs sie auf die Gemüther des Volkes thun werden?

Man spricht und schreibt so viel von Toleranz, und verspricht sich so groſse Vortheile von der politischen Duldung dissentierender Religionen. Ist es Ernst damit? Wünschen diese Weltbürger, die in Römisch-katholischen Staaten (wo das Mönchswesen mit allen seinen Attributen und Akzidenzien nun einmahl so tiefe Wurzeln geschlagen hat, und mit der religiösen und bürgerlichen Verfassung so enge verwebt ist) so heftig und ohne alle Unterscheidung gegen alles, was in diesem Punkt Religion und Institut der Vorfahren ist, wüthen, wünschen diese Herren im ganzen Ernst, ihre dissentierenden Mitbürger in den Genuſs eines gleichen Antheils an allen bürgerlichen Rechten eingesetzt zu sehen? Wünschen sie im Ernst, daſs der grausame, die menschliche Natur entehrende und dem Staate so nachtheilige Religionshaſs aufhöre, die Nahmen Ketzer und Ketzerey, womit das katholische Volk in gewissen Ländern noch so gräſsliche Nebenbegriffe und schauderliche Gefühle verbindet, verbannt werden, und alle, die sich zu der mildesten und menschlichsten aller Religionen bekennen, einander als Kinder Eines Vaters und Glieder Eines Staates lieben und behandeln sollen? — Wünschen sie dieſs aufrichtig: so ist wahrlich die Erbitterung, die sie durch unbescheidene Übertreibung gewisser protestantischer Grundsätze in den Gemüthern der Römischen Geistlichkeit, und des gewiſs noch immer an ihr hangenden groſsen Haufens, unterhalten und immer schärfer und giftiger machen, ein sehr ungeschicktes Mittel jene Absicht zu befördern.

Endlich, (um das Wichtigste zuletzt zu sagen) wenn unserm Weltbürger, und allen die ihm gleichen, die Vertilgung alles dessen, was der Glückseligkeit der Völker im Wege steht, und die Bewirkung alles dessen, was sie befördern würde, wirklich so sehr am Herzen liegt, und wenn sie so überzeugt sind, daſs ohne Aufklärung keine Glückseligkeit, und ohne Freyheit der Vernunft und des Gewissens keine Aufklärung möglich ist: wie können sie so kurzsichtig seyn, nicht voraus zu sehen, daſs der Übermuth, womit sie sich der ersten Augenblicke von Freyheit bedienen, der geradeste Weg ist, sich derselben wieder verlustig zu machen? Diejenigen, welche Gewalt über uns haben, und deren Gedanken selten unsre Gedanken sind, können, aus Absichten die vielleicht die besten von der Welt seyn mögen, eine Zeit lang zu dem Miſsbrauche dieser Freyheit ein Auge zuthun. Aber wenn die schädlichen Folgen des Miſsbrauchs endlich allzu auffallend werden; wenn Freyheit zu filosofieren in Freygeisterey ausartet; wenn sie die Grundfeste der Moralität untergräbt, und die stärksten Bande der Gesellschaft auflöset; wenn es endlich sichtbar wird, daſs dieser Libertinismus, der das Palladium aller bürgerlichen Gesellschaft als ein Gespenst, und den Stand, dem die Bewahrung desselben anvertrauet ist, als den verächtlichsten aller Stände behandelt, — wenn es, sage ich, sichtbar wird, daſs dieser Libertinismus, auf einem ziemlich geraden Wege und unter ähnlichem Vorwande, auf den Umsturz aller andern Institute, Gerechtsame und Vorzüge, die ebenfalls keinen festern Grund als Meinung, Glauben, Alterthum, fromme Einfalt, Trägheit und Geduld der Völker haben, los geht: dann könnten unsre Erdengötter wohl, um ihrer eigenen Sicherheit willen, eben so plötzlich — den entgegen gesetzten Weg einschlagen, und Maſsregeln nehmen, die aller Aufklärung, Toleranz, Freyheit und Weltbürgerschaft auf einmahl ein betrübtes Ende machen dürften.

O Geist des gutherzigen, wohlmeinenden, aber einseitigen Helvezius! Wenn du, wie ich glaube, noch Antheil an den Schicksalen der Menschen nimmst, die du einst von ihren Vorurtheilen befreyen wolltest, und wenn du, wie ich nicht zweifle, jetzt tiefer in die Natur und den Zusammenhang der menschlichen Dinge siehst, mit welchem Auge wirst du die Unternehmungen deiner unbesonnenen Schüler ansehen? Wer wuſste besser als du, daſs es ganz ein anderer Despotismus ist als der hierarchische und mönchische, von welchem die Menschheit in unsern Zeiten am meisten zu befürchten hat? Wer hat dieses Ungeheuer, mit allen seinen furchtbaren Eigenschaften und verderblichen Wirkungen, wahrer, stärker geschildert als du? Aber wie konnte dir, oder wie kann irgend einem deiner Jünger verborgen seyn, daſs es nur noch alle die schwachen Fäden — von alten Meinungen, Vorurtheilen und Instituten, womit diese Hyder umschlungen ist, — daſs es nur noch diese im Einzelnen schwachen, aber zusammen genommen unzerbrechlichen Fäden sind, welche sie verhindern, ihre ganze Stärke zur Vernichtung aller noch übrigen Reste der menschlichen Freyheit anwenden zu können? Und ihr glaubt der Menschheit einen Dienst zu erweisen, wenn ihr mit eurem Lämpchen herum geht, und einen dieser Fäden nach dem andern absenget?

Doch, es ist Zeit daſs ich auch mein Lämpchen auslösche. Wie oft sagte ich schon zu mir selbst: Dieſs soll das letzte Mahl seyn, daſs du deine Zeit verderben willst Mohren zu bleichen! Die Menschen sind nun einmahl nicht gemacht weise zu seyn. Immer werden sie thun wie ihre Väter von jeher gethan haben, — ihre Endzwecke durch ihre Mittel zerstören, weder in Haſs noch Liebe Maſs halten, und, wie dumme Fische, sich mit goldfarbenen Fliegen locken lassen, den Angel ihres Wohlthäters, des Fischers, hinab zu schlingen. Moralische Epidemien lassen sich so wenig durch Vernunftgründe als leibliche Krankheiten durch Zauberworte heilen.

Aber alles was ist und geschieht, gehört zu einem Plane, von dem wir nichts verstehen. Groſse und Kleine, Weise und Unweise, spinnen und weben wir alle an dem unendlichen Gewebe des Schicksals, ohne zu wissen was wir machen, und befördern unbekannte Endzwecke, indem wir oft gerade das Gegentheil zu thun glauben oder scheinen.

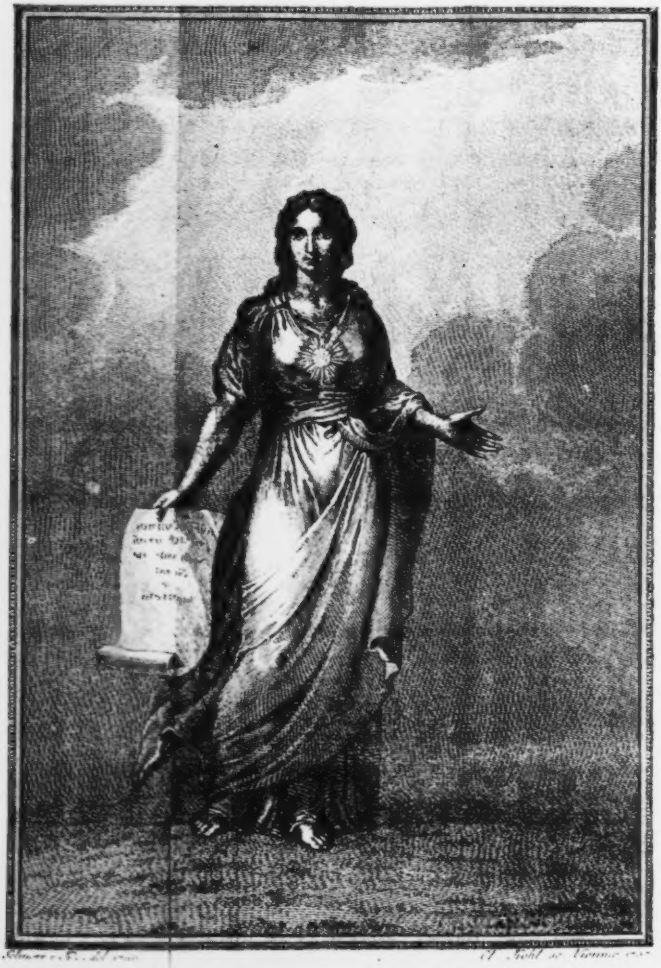
Und so bleibe es denn dabey, was Pope sagt:

> — — *In erring reason's spite,*
> *One truth is clear: Whatever is, is right.*

ENDE DES XXVIII. BANDES.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Leipzig,
gedruckt bey Georg Joachim Göschen.



Schnorr v. K. del. 1790

C. Kohl sc. Viennae 1791

AUFKLAERUNG.

C. M. WIELANDS

SÄMMTLICHE WERKE

NEUN UND ZWANZIGSTER BAND

VERMISCHTE AUFSÄTZE.

LEIPZIG
bey Georg Joachim Göschen. 1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ÜBER DEN FREYEN

GEBRAUCH DER VERNUNFT

IN

GLAUBENSSACHEN

sammt einer Beylage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

AN DEN LESER.

Der gröſste Theil dieser kleinen Schrift erschien im Januar und März des Deutschen Merkurs 1788, und wir müssen diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen kronologischen Umstand nicht auſser Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daſs der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe, wie Diogenes, da er einem, der alle Bewegung in der Welt läugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daſs er davon ging. Aber seine Absicht war nicht sowohl die Rechte der Vernunft in

Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und dieſs war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer bloſs die Partey der Wahrheit hält, kann es schwerlich irgend einer Partey in der Welt recht machen. Indessen glaubt der Verfasser, daſs die Redlichkeit seiner Absicht unverkennbar sey; und da er nicht seine Sache, sondern die Sache der Menschheit behauptet, warum sollte er nicht ruhig angehört werden?

SENDSCHREIBEN DES VERFASSERS

AN HERRN P. X. Y. Z***.

Sie melden mir, daſs meine Aufsätze über den freyen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, und die Freyheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz und andre unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daſs ich mich entschlieſsen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus zu heben, und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer

Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daſs ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse, und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser (denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer seyn kann.

Schwerlich kann jemand besser wissen als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumahl in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so vielen so vieles davon geschrieben worden, etwas neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, daſs verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daſs sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen, und daher nie zu viel beherziget, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läſst, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält, und, wiewohl er uns nichts neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bey allem dem, lieber Freund, giebt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann sich selbst zu sagen: daſs man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse

Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beyzutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke, und Mohren bleiche.

Wie haben sich, nur bloſs in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht zerarbeitet, um die schädlichen und schändlichen Überreste der alten Barbarey wenigstens unter den kultiviertesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur Ein Beyspiel zu geben: wer wird jemahls etwas allgemeiner gelesenes über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile lebhafter darstellen, die Einwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und schrecklichere Beyspiele schildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie, bewiesen wird daſs es Wahrheiten sind, und daſs das Wohl der Staaten und des menschlichen Geschlechts auf ihnen beruhet, müſsten nun — wenigstens von allen, die nicht ein handgreifliches Interesse haben sich ihnen entgegen zu setzen — allgemein anerkannt werden, und tausendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt so trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unsern Tagen mit Knütteln aus dem Schooſs Abrahams heraus in den Schooſs unsrer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unsern Tagen zu Parma eines der fürchterlichsten Inquisizionstribunale errichtet? wird in einer der ersten Deutschen Reichsstädte der Tag, worin durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde, „daſs die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten,“ gleich als ob die Republik an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sey, mit Sang und Klang und allgemeinem

Jubel gefeiert! — Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich, bey Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus bloſsen Finanzrücksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unsrer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte das groſse Werk zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als Einmahl auf dem windigen Triumfwagen der *Vana Gloria* über die Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth an die Räder desselben gefesselt hinter sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf' es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert mir mein guter Genius zu. Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniſs völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen

Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imaginazion, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der gröſsern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders als nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken, und selbst hierin nur eine Zeit lang, ihr wahres Interesse einsehen lernen, und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder groſse Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreiſst was jener gebaut hat. Schon keimen im Schooſse der Zukunft neue Wandalen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazian und Gregore von Rom, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten, und die Welt in die finstre Barbarey zurück zu stürzen, woraus diese Schutzgötter der Humanität sie gezogen hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen was da ist, um dem was werden soll Platz zu machen, gehört nun einmahl zu der groſsen Ordnung der Dinge, deren Plan eben so unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Ungeduld oder Lässigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in seinem Traumgesichte mit der Pädeia auf ihrem Wagen durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerley guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du säest nicht für dich selbst) was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerst fiel, — vielleicht erst lange wenn du nicht mehr bist.“

Weg also mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unsern kleinen häuslichen Zirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unserm guten Willen dienen können, — so laſst uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausstreuen, wovon wir uns (wenigstens so gewiſs als Menschen von etwas gewiſs seyn können) überzeugt halten, daſs es gute Samenkörner sind — und der Himmel lasse sie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die groſse Pepromene vorher bestimmt hat!

GEDANKEN

ÜBER DEN FREYEN GEBRAUCH DER VERNUNFT

IN GEGENSTÄNDEN DES GLAUBENS.

I.

Verschiedene Aufsätze eines mir von Person unbekannten Anonymus über einige mit allen Religionen der Welt in Beziehung stehende filosofische Probleme, die im Jahre 1787 in den Deutschen Merkur eingerückt wurden, geben mir nicht nur Anlaſs, sondern machen es mir gewisser Maſsen zur Pflicht, meine eigenen Gedanken von der Freyheit über Glaubenssachen zu filosofieren, und die Gründe, welche mich überzeugen, daſs die Ausübung dieses Naturrechts gerade jetzt nöthiger sey und heilsamer werden könne als jemahls, allen, die es mit dem menschlichen Geschlechte wohl meinen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich gestehe gern, daſs nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorstellungsart passen, daſs ich manches für sehr problematisch halte was ihm ausgemacht ist, und, aus Besorgniſs miſsverstanden zu werden, manches gar nicht gesagt hätte, worunter er vermuthlich nichts arges hatte. Indessen glaubte ich, daſs diese Aufsätze zu nützlichen Erörterungen Gelegenheit geben, und überhaupt dazu dienen würden, verschiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu sind, aber, so lange das Übel, dem sie entgegen wirken sollen, noch so fest sitzt, gleich einer Arzney, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilsam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wohl in verstärkter Gabe, beygebracht werden müssen.

Allerdings wär' es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des gesunden Menschenverstandes unter uns, wenn die Freyheit, womit der Ungenannte über Gegenstände, deren Untersuchung der Vernunft unstreitig zukommt, sich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzulässig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr unfilosofische und knechtische Art zu filosofieren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt einzudringen versucht, sich bey jedem Schritte scheuen müſste eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer *Hircocervus* für das was er ist erkannt würde; oder wenn man bey Entwicklung und Vergleichung menschlicher Begriffe und Meinungen die Resultate immer voraus sehen, und auf einmahl mit Denken einhalten müſste, so bald eines zum Vorschein käme, woraus dieser oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daſs es mit seinem Gedankenformular wohl nicht so ganz richtig stehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, so viel unser sind, nichts als Gras- und Fleisch - fressende Yahoos, 1) und also unstreitig die armseligste, häſslichste und hassenswürdigste Gattung des ganzen Thierreiches wären — ist ihrer Natur nach in ihrem Geschäfte ganz unabhängig. Wir können durch äuſserlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unsre Überzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schreckniſs, keine Marter, wie unerträglich sie auch

---

1) Die Yahoos des D. Swift sind aus Gullivers Reisen zu bekannt, als daſs wir nöthig hätten mehr zu Erklärung dieses Wortes beyzufügen.

sey, kann uns zwingen, etwas gegen unsere Überzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun bloſs durch unsre Vernunft Menschen sind, unsre Vernunft aber bloſs durch ihren freyen Gebrauch Vernunft ist: so ist, durch eine nothwendige Folge, der Gebrauch dieser Freyheit, und das Recht, den ganzen Prozeſs, wie wir durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, andern mitzutheilen, das unverlierbarste Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmahl kennen.

Aber nicht nur das allgemeine Beste der Menschheit überhaupt, auch das angelegenste Interesse der bürgerlichen Gesellschaften, worin wir leben, ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verbunden: denn von seinem Verluste würde der Verlust aller Gewissensfreyheit und aller bürgerlichen Freyheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsterniſs, Sklaverey und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius und Kaiser Friedrich III. die unvermeidliche Folge seyn.

Wenn es wahr ist, daſs dieses achtzehnte Jahrhundert sich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorher gehenden rühmen kann: so ist nicht weniger wahr, daſs wir sie lediglich der Freyheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wissenschaften und des filosofischen Geistes, und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche Lobredner unsrer Zeiten von diesen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber, wenn die Vortheile, die wir davon gezogen haben, nicht ungleich gröſser, ausgebreiteter, und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind als der Augenschein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bey weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und weil sie auch da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den Leidenschaften und dem Privatinteresse herrschender Parteyen, Stände und Orden noch so mächtigen und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederhohlen: „Nichts, was Menschen jemahls öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die die kaltblütige und bescheidene Unterſuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaſsen.“ Kein Menſch iſt ſo groſs und kein Hoherprieſter ſo heilig, daſs er, kraft ſeiner Majeſtät oder Heiligkeit, Ungereimtheiten ſagen oder thun dürfte, ohne daſs es erlaubt wäre, — ſollte es auch erſt nach ſeinem Tode geſchehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daſs die Ungereimtheiten, die er geſagt oder gethan hat, Ungereimtheiten ſind. Und wenn dieſs wahr iſt, — wie doch wohl niemand unverſchämt genug ſeyn wird es läugnen zu wollen? — warum ſollten nur die unrichtigen Definizionen, nur die grundloſen Diſtinkzionen, nur die Sofiſmen und Paralogiſmen, mit Einem Worte, nur die Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftſteller, Doktoren und Magiſter, wie illuminiert, reſolut, ſubtil, irrefragabel, angeliſch und ſerafiſch die Herren auch ſeyn mögen, warum ſollten nur ſie allein ſich ſelbſt einen Freybrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dieſs kann (wenigſtens ſo lang' es noch ſo nöthig iſt wie dermahlen) nicht oft und laut genug wiederhohlt werden: „Nicht die Dinge ſelbſt, ſondern nur unſre Vorſtellungen, Meinungen, Einbildungen, wirklichen oder vermeinten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüsse, oder zu ihrer Erklärung erfundenen Hypothesen und Systeme, sind der Gegenstand der spekulativen Wissenschaften.“ Bis zu den Naturdingen selbst sind wir noch nicht gekommen, oder können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Fänomenen, Ideen und Fantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuscht; aber unser Interesse ist, so wenig als möglich getäuscht zu werden: und was haben wir denn, als den allgemeinen Menschenverstand und die scharf prüfende Vernunft, was uns das Wahre, dessen Erkenntniſs uns zur Erfüllung unsrer Bestimmung nöthig ist, von Irrthum und Betrug, die uns schädlich und verderblich sind, mit Gewiſsheit unterscheiden lehren könnte?

Es ist wahr, Kinder müssen — so lange sie Kinder sind — durch Autorität geleitet werden: aber sie müssen auch unterrichtet werden, damit sie nicht ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zu Folge, mit jedem Jahre weniger Kind; es hat alles in sich, was es braucht um zur Reife, zur Vollkommenheit seiner individuellen Naturbestimmung zu gelangen, und es ist unrecht, wenn seine Obern es aus selbstsüchtigen Absichten an seiner Entwicklung hindern. Ist also das, was man Volk nennt, eine Art von moralischem Kinde, (wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt ist) so muſs auch von ihm gelten, was von allen Kindern gilt: es muſs ihm keine Gelegenheit abgeschnitten werden zu männlichem Verstande zu gelangen.

Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur die Finsterlinge, (worunter in der That der eine oder andere dem alten Amadis von Gallien den Nahmen des schönen Finsterlings streitig machen könnte) sondern sogar solche, die für sehr erleuchtete Köpfe gehalten seyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer sich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der Finsterniſs? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen: nun so muſs man sie gesund zu machen suchen, und sie werden es nach und nach schon ertragen lernen. Aber Diebe, Meuchelmörder und ihres gleichen scheuen das Licht; und gerade diese muſs es, um des allgemeinen Besten willen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falsche Lesart in einem alten Autor, oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es giebt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts einen sehr groſsen, einen entscheidenden Einfluſs haben: und diese sollen und müssen unermüdet und unerschrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet, und dem stärksten Feuer der Prüfung so lange ausgesetzt werden, bis sie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen, und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs, den kostbarsten und herrlichsten Schatz der Menschheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, sind einige einer Evidenz fähig, die der Gewiſsheit unsers eigenen Bewuſstseyns gleich ist.

Andere hingegen sind so beschaffen, daſs sie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unsers Wesens, keine andere Gewiſsheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entspringt, und durch einen im Herzen aller Menschen liegenden geheimen Wunsch, daſs sie wahr seyn möchten, unterstützt wird; ein Wunsch, der ein erweisliches moralisches Bedürfniſs, sie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben scheint.

Diese Wahrheiten sind nicht sowohl Gegenstände der spekulativen Vernunft als des vernünftigen Glaubens: aber ihre Wurzel liegt so tief in der menschlichen Natur, daſs kein Volk des Erdbodens, (wie unentwickelt und ungebildet es auch sonst seyn mag) so fern es des menschlichen Nahmens nur einiger Maſsen werth ist, gefunden wird, bey welchem sich nicht wenigstens dunkle, unreife, und miſsgestaltete Gespenster und Schattenbilder dieser Wahrheiten festgesetzt hätten, für welche sie eine ihnen selbst unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Diese Wahrheiten sind — das ewige Daseyn eines obersten Grundwesens von unbegrenzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Gesetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unsers eignen Grundwesens, mit

Bewuſstseyn unsrer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommenern Art von Existenz.

Meiner innigsten Überzeugung nach müſsten diese zwey Glaubenswahrheiten, wenn sie in ihrer möglichsten Reinheit und Einfachheit gedacht und geglaubt würden, den wohlthätigsten Einfluſs auf unsre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückseligkeit haben. Es ist erweislich und erwiesen, daſs sie den Menschen, im Ganzen genommen, unentbehrlich sind; erweislich und erwiesen, daſs auch der beste und glücklichste Mensch durch ihren Glauben noch besser, noch glücklicher werden muſs. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den Eleusinischen Mysterien sagt: daſs sie uns in die Verfassung setzen, froher zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben.

III.

Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln, und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerey, dem scheuſslichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit seyn sollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Miſshandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderey, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfriſst, und in ein moralisches Scheusal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erste Ursache alles dieses Übels weit auſser uns zu suchen: sie liegt uns sehr nahe; denn, kurz —

> Der Dämon steckt in unsrer eignen
> Haut!

Und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich ist, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewiſsheit bis in seine Wiege zu verfolgen: so ist doch nichts leichter als die Entstehung desselben unter den Umständen, worin uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt, sich psychologisch klar zu machen.

Kinder und Unwissende staunen alles an was sie nicht begreifen können, und die Welt ist für sie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menschen dargestellte Erscheinung, wovon sie nicht begreifen wie es damit zugehe, ist ein Wunder in ihren Augen. Die ältesten Zeiten der Welt und der Völker sind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Belege dieser Wahrheit giebt die Mythologie aller Nazionen.

Da nun alle Menschen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen sind, alles was in ihre Sinne fällt für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das ist einer Ursache, zu halten, von den besagten Wunderdingen aber keine Ursache in die Augen fiel, welcher man diese Wirkungen begreiflicher Weise zuschreiben konnte: so sahen sich die Menschen genöthiget, zu unsichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beystand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein eben so unwillkührlicher innerer Zwang nöthigt die menschliche Einbildungskraft, sich alle unsichtbare Dinge sichtbar zu machen; und so wurden aus jenen verborgenen Ursachen der Fänomene, die man sich nicht erklären konnte, Geister der Verstorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menschen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menschen konnten sie das nicht aus eigener Kraft; sie waren also Werkzeuge jener höhern Wesen, womit sich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicher Weise entstand hieraus der Glaube, daſs es Menschen gebe, welche sich — wodurch es nun sey — den Göttern, Halbgöttern, Feen und so weiter angenehm genug zu machen wüſsten, um solcher besonderer Gnaden und Gaben von ihnen gewürdiget zu werden; und es war zu vortheilhaft, sich bey dem unwissenden Haufen in einen solchen Kredit zu setzen, als daſs nicht bald genug ganze Schaaren von wunderthätigen Priestern, Wahrsagern, Zeichendeutern, Dienern und Auslegern der Orakel und so weiter entstanden wären, denen alles daran gelegen war, den Glauben an jene eingebildeten Wesen, der ihnen so viele sehr handgreifliche Vortheile verschaffte, auf alle nur ersinnliche Weise in den Gemüthern zu befestigen.

Aber der natürliche Stolz des Menschen, der in der ganzen sichtbaren Natur nichts höheres und mächtigeres kennt als sich selbst, konnte sich nicht lange auf diese Vorstellung einschränken. Er befand sich unendlich besser bey dem Gedanken, selbst die wirkende Ursache von Wunderdingen, als ein bloſses Werkzeug zu seyn. Man war inzwischen nach und nach bekannter mit der Natur geworden; der Kunstsinn hatte sich zu entwickeln angefangen; schärfere Sinne und glückliche Zufälle machten, daſs gewisse Menschen an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien allerley Eigenschaften entdeckten, woraus sie andern ein Geheimniſs machten, um unbegreifliche Dinge wirken zu können. Nach und nach entfaltete sich der Keim einer Filosofie, die einen tiefen aber räthselhaften Sinn in dem groſsen Buche der Natur ahndete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang bloſs angestaunt hatte. Man ahndete verborgene Kräfte, geheime Sympathien, geheime Beziehungen der Dinge, und jene goldne Kette, an welcher Homers Jupiter Erde und Meer empor zieht. Alle Dinge der sichtbaren Welt wurden als Hieroglyfen dieses geheimniſsvollen Buches betrachtet: aber die groſse Kunst war, sie lesen zu können. Wer dieſs konnte, besaſs natürlicher Weise den Schlüssel zum Innern der Natur, bemächtigte sich vermittelst desselben ihrer verborgensten Kräfte, und hatte die Mittel in Händen, gute und böse Dämonen, Elementar- und Astralgeister, ja die obersten Götter selbst, entweder zu seinen Freunden oder zu seinen Sklaven zu machen. Es fehlte nicht an

Menschen, die diese erhabene Wissenschaft zu besitzen vorgaben: und so entstand die Magie mit allen ihren Ästen und Zweigen; so füllte sich in den Händen verschmitzter Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken, und dadurch, gleich den Gefährten des Ulysses die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art stumpfsinniger Thiere verwandelt wurden, die sich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitschen, ja sogar füttern lassen mufsten, wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämonen im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, der Berge und Flüsse derselben, und so fort, in den Gemüthern schon befestiget. Sie kamen daher sehr natürlich auf den Gedanken, diesen Umstand zu ihrem grofsen

Vorhaben zu benutzen. Sie sahen, daſs die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, die rohen Menschen, mit denen sie es zu thun hatten, zu bändigen, und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze, oder setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienst eine bestimmtere Form und gröſsere Feierlichkeit; sie stifteten die Mysterien; und bey den Griechen wurden Eleusis, Olympia und Delfi schon in sehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerschaften, woraus sich nach und nach der groſse politische Körper bildete, der den Jupiter als seinen allgemeinen Schutzgott, und die Amfiktyonen als sein höchstes Nazionalgericht verehrte.

So wurden alle bürgerlichen Gesellschaften gewisser Maſsen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Konstituzion, aus. Man betrachtete sie (ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt nicht die Frage) als ein Band des

Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Aber — wie war diese Religion beschaffen? — Was ich im dritten Abschnitt über den Ursprung des Aberglaubens überhaupt gesagt habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieser Frage verhelfen.

V.

So rohe und äuſserst sinnliche Leute, wie man sich die Menschen dieser Zeiten denken muſs, waren noch wenig fähig, sich bis zu dem vernunftmäſsigen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begriff, der mit dem Worte Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer religiösen Verehrung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die

Priester in den ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Ärzte des Volks, und sind es noch jetzt bey allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Kultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneykunst war also gröſsten Theils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie. 2) Diese letztern, mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinazionskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter,

---

2) Magie in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche geheime Wissenschaft, auf Geister aller Arten, und durch sie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie ist der Nahme der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegistus, Zoroaster und ihrer vorgeblichen Schüler, welche bloſs durch die Kraft göttlicher Nahmen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geister wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und Gewalt über die bösen Geister zu haben vorgiebt.

wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden, und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde das Künftige zu wissen sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu groſse Vortheile von ihr, als daſs sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maſsgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damahls, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernst an alle diese Thorheiten glaubten: die meisten wuſsten sehr gut, was an ihren übernatürlichen Künsten war, und ihr Gewissen wurde gar bald harthäutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen seyn wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr Biſschen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, so bald sie etwas übernatürliches zu sehen und zu hören hoffen.

Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der Ägyptischen Priester bestand gröſsten Theils in den vorbenannter priesterlichen Künsten.

Die Theosofie und Magie des Zoroaster, und überhaupt alles was man Filosofie der Morgenländer nennt, begünstigte sie ebenfalls, und war dieses Nahmens eben so unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtausenden that sich endlich die wahre Filosofie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bey dem edlern Theile der Nazion in eben der Maſse ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmahl einen Theil der Staatsverfassung ausmachte: so muſsten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Kollision zu kommen, als daſs diese letztern sich nicht immer im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in seiner Geneigtheit zur Dämonenscheu (Δεισιδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bey seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereyen, zu erhalten gewuſst hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten filosofischen Sekten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten sogar einige, die den obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die Pythagorische und Platonische Filosofie wurde also (sonderlich je unreiner und trüber sie nach und nach zu werden anfing) von den Priestern immer mehr begünstigt. Die Epikurische hingegen, die sich zwar der Volksreligion im Äuſserlichen klüglich fügte, aber eine erklärte Gegnerin aller Arten von religiöser Betrügerey, aller Magie und Geisterseherey, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künste und gauklerischen Operazionen war, blieb, so lange sie dauerte, der Priesterschaft äuſserst verhaſst, und wurde von ihr auch dem Volke so verhaſst gemacht, daſs ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur sehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexanders des Groſsen, worin der gröſste Theil des damahls bekannten Asien nebst Ägypten Griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die Persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern, und Ägyptern Statt finden mufste, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit, wichtig. Die Filosofie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus, und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Filosofie, worin die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammen flossen, um alle möglichen Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerey und des Aberglaubens mehr als jemahls zu unterstützen.

VII.

Als endlich die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuern *Imperii Romani* alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bey denen die Aufklärung durch Wissenschaften sehr spät angefangen und, sogar unter den Grofsen, nur auf wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit Syrischen und

Ägyptischen Landstreichern überschwemmt, die, unter dem Nahmen Ägyptischer Priester, Magier, Kaldäer und so weiter, diese Geistesschwäche der Römer und Römerinnen sich auf alle mögliche Art zinsbar zu machen wufsten.

VIII.

Solchergestalt war denn alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen seinen Theilen (mehr oder weniger) mit Abgötterey und Zauberey, Götter- und Feenmährchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magische Operazionen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menschen in Thiere, Geistererscheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrsager, Orakelsprüche, und an tausend wahnsinnige Arten die guten und bösen Dämonen sich günstig zu machen, zu versöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz, die ganze Menschenmasse war mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angesteckt: als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beyspiel zu predigen, und die echte Gottesverehrung, von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu

Gott und den Menschen, und Ausübung aller moralischen Tugenden zurück zu führen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so groſses Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, das ist mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens, der Abgötterey und der Magie über die menschlichen Gemüther, ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte, seyn. Aber was wir gewiſs sagen und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte sattsam beurkunden können, ist: daſs diese groſse Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechtes von allen Übeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu, zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen selbst, die sich nach dem Nahmen Christus nannten, gehemmet, und (auſs gelindeste zu reden) wegen eines fortdauernden Zusammenflusses schädlicher Gegenwirkungen, bis auf diesen Tag, nur hier und da im Kleinen und auf eine sehr unvollständige und unvollkommene Weise bewirkt worden ist.

In der That ist es sonderbar genug, wie die Jünger und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die einfachste Vorstellungsart und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, kein Lehrformular vorgeschrieben, keinen neuen Gottesdienst eingeführt, kurz, in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts angelegneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören, und dagegen einem Reiche Gottes, dessen Sitz in den Herzen der Menschen ist, auf alle mögliche Weise beförderlich zu seyn, — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit und als ob sie es selbst nicht gewahr worden wären, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und von seinem Beyspiele so himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten Ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das Er angefangen hatte, wieder umzureiſsen, und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Nahmen und Dekorazionen, furchtbarer und der Menschheit verderblicher als es jemahls gewesen war, wieder herzustellen.

Freylich gilt auch hier wieder, was ich oben sagte, da vom Ursprung des religiösen Aberglaubens die Rede war: Der Dämon, der dieſs bewirkte, steckt in unsrer eignen Haut. Aber es ist nicht zu läugnen, daſs der Geist der Zeiten Augusts und seiner Nachfolger jenem unsaubern Geiste zu Ausführung seines Werkes groſsen Vorschub that.

X.

Unsre eigne Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in eben denselben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Kultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsterniſs in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerey, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenschaft für magische Wissenschaften und Operazionen, selbst unter den obersten Klassen des Staats Statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern, 3) Gauklern, Taschenspielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der

---

3) Ich verstehe unter religiösen Betrügern solche, denen die Religion zum Deckmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen muſs.

Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erste und zweyte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die siegreichen Kämpfe eines Lucian und Celsus 4) mit diesem Schwindelgeist ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Übel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele hier nicht zu entwickelnde Umstände, und in der Folge vornehmlich durch die Neuplatonische Filosofie, — die (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

XI.

Auch die Christen wurden von dieser schwärmerischen Filosofie bezaubert, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammen zu stimmen, son-

---

4) Celsus, ein Freund Lucians, schrieb ein groſses Werk gegen die Magie, dessen Verlust zu bedauern ist, weil sich aus einer Stelle Lucians schlieſsen läſst, daſs vornehmlich auch die Kunststücke, wodurch die angeblichen Adepten der magischen Weisheit die Leichtgläubigen hintergingen, ausführlich darin beschrieben waren. Es ist leicht zu erachten, daſs die Herren sich alle Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken.

dern sogar den Schlüssel dazu zu enthalten schien.

Als endlich ihre Partey, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem so genannten Heidenthume, die herrschende im Römischen Reiche ward, und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung und unter andern Nahmen, wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach fast gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten sich, nach ihrem Beyspiele, sogar der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande, sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Nahmens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch die Gebeine und andre Reliquien der Märtyrer und so weiter, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beystand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Kroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Konstantin dem Ersten wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Teufeln, und armen Seelen; alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt sind, und von unzähligen heiligen Mönchen und Bischöfen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müſste, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in diesen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer in einen die Menschheit schändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten sich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums, und brachten die monstrosesten Hirngespenster hervor, welche ohne Untersuchung angenommen, und von der Klerisey (aus Ursachen, die ihr und uns wohl bekannt sind) auf alle Weise unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestempelt, und mit kräftigen Ernulfusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen, und ist zu meiner dermahligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemählde fortzusetzen, und die unermeſslichen Übel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniſs, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum, über einen groſsen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unparteyische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit, jetzt da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume, Robertson, Gibbon, Walch, Schmidt und anderer, mehr als zureichend, alles bisher gesagte überflüssig, und zum Theil wohl über die Intenzion der Verfasser, zu bestätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniſs des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müſste sich freylich zu der fürchterlichen Aufopferung entschlieſsen, die Quellen selbst zu besuchen, und unter andern sich in der Kronik und den *Libris Miraculorum* des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jakob de Voragine, in den *Actis Sanctorum*, und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beynahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermahligen Hauptgegenstand noch bemerken muſs, ist folgendes.

XIII.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrschende im ehemahligen Römischen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der alten ein, und wurde die Religion des Staats, folglich von den Gesetzen geschützt und begünstigt, sondern maſste sich noch neuer bisher unerhörter Rechte an.

Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche, geduldet: die letztere, oder vielmehr ihre Klerisey, (die auch hierin, wie in so vielem andern, den Geist des Stifters verläugnete, indem sie sich auf den Buchstaben einiger harten Ausdrücke steifte) behauptete ein ausschlieſsendes Recht, und duldete in kurzem keine andere mehr neben sich.

Aber sie ging noch weiter. Nicht zufrieden jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinungen, Dogmen, Vorstellungs- und Ausdrucksarten über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch den **Irrthum** mit **Strafen**. Sie behandelte die **Überzeugung** als eine Sache, die von unserm **Willen** abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinen Verstand nicht überzeugten, dasjenige was er für Wahrheit erkannte entgegen zu setzen, wurde als ein vorsetzlich und halsstarrig Irrender zum **ewigen**, und (was noch weit schlimmer war) sogar zum **zeitlichen Feuer** verurtheilt.

So entstand in den christlichen Ländern eine **neue**, zuvor nie erhörte Gattung von **Verbrechen**. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciazionen, dem Despotismus der Byzantinischen und abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Konfiskazionen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaſst oder verdächtig war, los zu werden, und der Klerisey ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen und einen fast grenzenlosen Einfluſs zu verschaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die **Dogmen**, von deren **Glauben** nun **das zeitliche und ewige Leben** der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Untersuchung aushielten, erfand man eine subtile Art von

Dialektik und **Terminologie**, bey der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Absurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und unzugangbar zu machen, daſs unter zehn tausenden — selbst aus jenen Menschenklassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftsfertigkeit erfordert — kaum Einer seyn möchte, der nicht lieber alles was man wollte blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte.

Im Grunde war es auch mit diesem neu gebrochenen Überzeugungswege auf bloſse Täuschung abgesehen: denn nicht nur war er so beschaffen, daſs er bey wirklich denkenden Köpfen statt der Überzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte, und sie wider ihren Willen auf neue, den herrschenden widersprechende, Meinungen führte; sondern es war auch schon vorher ausgemacht, „daſs jede Untersuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Resultat als dieses Dogma geben würde, an sich selbst schon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementarischen und höllischen Feuers schuldig sey.“

Wehe dem, der sich in diesen armseligen Jahrhunderten seiner Vernunft zu Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelsprüche einer Priesterschaft, die sich einer willkührlichen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtiget hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen, sich unterstehen wollte! Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches, und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muſs; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeug gemacht, so bald uns ihr freyer Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquisizion, und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getrost jedes vernünftige oder vernunftfähige Geschöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu läugnen, wenn es kann, daſs man auf diese Art, und durch solche Mittel und Anstalten, jede Religion, wie unsinnig, abscheulich oder lächerlich sie auch immer seyn möchte, — von dem unmenschlichen Götzendienste des Kanaanitischen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienste der Latonenfrösche in

Abdera — für die einzige wahre und allein seligmachende ausgeben, und als solche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Nahmen verdienen also wohl diejenigen, die sich anmaſsen, oder, wofern ihre Vorfahren einer solchen Anmaſsung sich schuldig gemacht hätten, noch ferner darauf bestehen wollen, die einfachste, vernunftmäſsigste, wohlthätigste, menschlichste aller Religionen, auf einem solchen Wege und durch solche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leser möge hier einen Augenblick still stehen, und dann die Betrachtungen selbst fortsetzen, auf die ihn das Gesagte natürlicher Weise führen muſs!

Meine Absicht ist nicht irgend eine Partey oder Person zu beleidigen. Es wäre höchst unbillig, vernünftig denkenden und besser gesinnten jetzt Lebenden den Wahnsinn und die Missethaten barbarischer Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwissenheit sind vorbey: wenigstens kann sich niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwissenheit entschuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniſs und Befolgung das Wohl des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings abhängt, unbekannt sind; denn sie sind, Gott Lob, seit mehr als funfzig Jahren laut genug geprediget worden, und haben um ein mäſsiges Geld in allen Buchläden feil gestanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum sollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menschen (in der engern Bedeutung dieses Nahmens 5) zu seyn: warum sollten wir nicht wenigstens den Willen haben, alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als echte Menschen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundsätze, die zu Anfang dieser Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumstöſsliche Grundwahrheiten; ist der freye Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlichen Meinung, jedes menschlichen Glaubens,

---

5) Nehmlich in der, worunter die Halbmenschen, Drittels- und Viertels-Menschen, und andre *Anthropomorpha* nicht begriffen sind.

ein unverlierbares Recht der Menschheit, das uns niemand, ohne das gröſste aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur, 6) zu begehen, rauben kann: wer darf sich vermessen, seinen Bruder in dem Besitz und Gebrauch dieses Rechts zu stören?

Ist kein Mensch unfehlbar; ist irren und getäuscht werden etwas von unsrer Natur überhaupt unzertrennliches; giebt es eine unendliche Menge von Gegenständen des Wissens sowohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Geiste gesetzt hat — unmöglich ist völlig ins Klare zu kommen: so trage jeder seine Meinung oder seinen Widerspruch, mit seinen Gründen, bescheiden und gelassen vor, ohne einen andern zu verunglimpfen oder zu verspotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt anders zu denken.

Ist die Überzeugung des Verstandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum also nie als ein Verbrechen gestraft werden: so erkenne man doch endlich einmahl, daſs es Unsinn und Ungerechtigkeit zugleich ist, Nahmen, wodurch bloſs verschiedene Vor-

---

6) Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpazion und Schimäre seyn soll.

stellungsarten, verschiedene Begriffe, Lehrmeinungen und Überzeugungen von einander unterschieden werden, zu Schimpfnahmen zu machen!

XVI.

Es ist etwas den gesunden Menschensinn empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst herrschenden Gewohnheit, das Wort Deist oder Theist, welches (so viel ich weiſs) einen Menschen bezeichnet, der weder atheistische noch dämonistische Grundsätze hat, so zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf sich sitzen lassen könne, bey sich führe; da doch das Christenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Christianer der ersten Jahrhunderte in ihren Apologien stolz darauf waren Deisten zu seyn.

Die Einwendung, daſs man unter dem Worte Deist, in der gewöhnlichen verhaſsten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularen festgesetzt worden, glauben kann, — ist ein elender Behelf. Denn, gesetzt auch, ein jeder Deist müſste nach seiner Überzeugung alle besondern Dogmen der christlichen Parteyen verwerfen: so bleibt es an diesen doch immer ungerecht, Haſs oder Verachtung auf einen jeden zu werfen, der nicht alles glaubt was sie glauben.

Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem echten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christenthum sehr nahe; und wenn ein Deist aus allen Religionsparteyen auf dem Erdboden eine, zu welcher er sich halten sollte, zu wählen hätte, so würde er (vorausgesetzt, daſs er in seinem Bekenntniſs aufrichtig, und also ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend ist) gewiſs unter derjenigen christlichen Partey zu leben wünschen, deren Grundsätze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am nächsten kommen, und von falschen Zusätzen und Schlacken am reinsten sind.

Was könnten nun diese Christen für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äuſserlichen Gemeinschaft auszuschlieſsen? Wenn sie wirklich überzeugt sind, daſs der Glaube, der ihm noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sey, ist es nicht Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu versagen?

Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beyspiel bey ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie sie zu glauben? — falls es ihnen doch ja so wichtig scheint, daſs jedermann in allen Stücken glaube wie sie.

Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermahlen ihr Glaubenssymbol das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann er bloſs deſswegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, „weil es seiner Vernunft eben so fysisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist in der Luft zu gehen, oder im Feuer zu leben?“ — Und ist es nicht schändlich, wenn sie ihn, um einer solchen Ursache willen, zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lügner und Heuchler zu seyn, oder sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Miſsbrauch, der in unsern Tagen mit dem

Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger ist) mit der Sache selbst getrieben wird, ein wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menschen werden doch wohl, so lange kein anderes Verhältniſs und kein anderer Nahme sie von den Pflichten der Menschlichkeit los zählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorschein kommt?

Ist es aber nicht häſslich, das, was alle Menschen einander als Menschen schlechterdings schuldig sind, — nehmlich, einander so zu behandeln wie jeder von den andern behandelt zu werden wünscht — mit einem so elenden Wort als dulden zu verkleinern und beynahe auf nichts herab zu setzen?

Welche mehr als kindische Inkonsequenz! Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu seyn: und in Angelegenheiten, wo es auf Überzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maſsen wir uns ein Recht an, über andere zu tyrannisieren? Ich kann von einem jeden fordern, daſs er mich auf der Straſse ungestört meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn Ihr duldet, daſs ich von überirdischen Dingen anders denke, wähne oder träume als Ihr, ungeachtet Ihr selbst um nichts dadurch gebessert seyd, ob ich so oder anders über diese Dinge träume?

Narren und böse Leute sind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daſs man anders denke als sie; diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen zu thun und zu leiden was sie wollen. Hätten diese zwey Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, so würde er schon lange eine ungeheure Wildniſs und Wüste seyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Besondern das Ansehen hat) von den Klügern und Bessern regiert, und der Weise duldet die Thoren, weil er weise, die Schwachen weil er stark, die Bösen weil er gut ist.

Und so kommen wir denn, wenn die Rede von den groſsen Übeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: Den Menschen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden; aber sie können nie weiser werden, wenn sie nicht über alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und sie werden nie richtig denken lernen, so lange sie nicht frey denken dürfen, oder, welches einerley ist, so lange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingesetzt ist, und alles, was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muſs.

XVIII.

Tausende, die im Leben gegen diese Grundsätze handeln, werden, wenn sie dieses gelesen haben, sich selbst die Wahrheit derselben eingestehen. Unglücklicher Weise hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarsten Resultate der einfachsten unläugbarsten Wahrheiten wird, unter gegebenen Umständen und durch den Einfluſs einer Menge entgegen wirkender Kräfte, oft zu einer *unendlich verwickelten* und vielleicht unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der gröſsern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, ist das Werk einer groſsen Kunst und vieler Jahrhunderte. Tausend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüstiger Hände haben daran gebaut, und er ist auf den Felsen des Ansehens und Vortheils der Priesterschaft so fest gegründet, und durch so viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freyheit in Fesseln schmachtet, so künstlich verbunden worden, daſs es beynahe ungereimt wäre, die Erlösung dieser gefangenen Prinzessinnen für möglich zu halten, geschweige unternehmen zu wollen.

Das Schicksal kann freylich mit der Zeit groſse Revoluzionen herbey führen, 7) wodurch der gegenwärtige Zustand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde: aber wenn die Weltverbesserung, auf die ein menschenfreundlicher Träumer unsre Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröstet, bloſs durch Aufklärung bewirkt werden sollte, so ist sehr zu besorgen, daſs er ihre Epoke noch um einige Jahrhunderte zu früh gestellt hat.

Möchte ich doch mit dieser übel weissagenden Ahnung schon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geständniſs der Ovidischen Medea,

---

7) Dieses wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der Französischen Revoluzion geschrieben, von deren Nähe sich der Verfasser damahls wenig träumen lieſs.

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

wird so lange wahr seyn als Menschen — Menschen bleiben; und so lange die *Deteriora* mit grofsen, glänzenden, und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden sind, wird es auch der rechte Schlüssel zu tausend Ereignissen und Handlungen seyn, die den Verstånd des einsamen, aus der wirklichen Welt in sein idealisches Dschinnistan zurückgezogenen Filosofen überraschen, und seine übel berechneten Erwartungen täuschen.

XIX.

Wie sehr hätte ich gewünscht, in diesem traulichen Monolog über Gegenstände woran viel gelegen ist, mit dem ganzen edlern und bessern Theile unsrer Nazion, blofs als Mensch zu Menschen, Weltbürger zu Weltbürgern, und Deutscher Mann zu Deutschen Männern, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionsparteyen sprechen zu können! Und diefs um so mehr, da mein Widerwille gegen allen Sektengeist, meine Neigung und Fähigkeit (als einer, der ohne Vorurtheile und Interesse in allem diesem ist) gegen jede Partey gerecht zu seyn, und meine Wohlgesinntheit für das gemeine Beste meines Volks und der Menschheit überhaupt, vielen unter ihnen längst bekannt, und ohne Zweifel die Ursache ist, warum mein wohlmeinendes *Radotage* über die *pia desideria* aller gut denkenden Menschen mit so vieler Nachsicht angehört wird.

Aber was hälf' es, etwas unmögliches wünschen zu wollen? Ich sehe nur allzu wohl ein, daſs ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils schon gesagt theils noch zu sagen habe, bey beiden christlichen Hauptparteyen Eingang zu finden, gänzlich Verzicht thun, und mir einbilden muſs, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freyer Wahl als durch nöthigende Verhältnisse) selbst gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dieſs Wenige — weil doch diese gute Gelegenheit dazu da ist und so bald nicht wiederkommen möchte — sey mir erlaubt, in Rücksicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Christen allgemein für nöthig erkannte Verbesserung, laut — für mich zu sagen.

XX.

Ich wünsche allen Menschen, und also auch Sr. Päpstlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen seinen rechtmäſsigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn er auch nicht der Stuhl des heiligen Peters seyn sollte, noch immer für einen sehr respektabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt — und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpstliche Heiligkeit, oder für bösen Willen gegen die Gebeine der H. H. Apostel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine fysische Möglichkeit annehme, daſs über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilika zu Sankt Johann im Lateran, der Peterskirche, dem groſsen Obelisk, dem Vatikan, dem Kampidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda, und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bey irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daſs ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daſs es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Fern sey es also von mir, auch nur den leisesten Traum vom bloſsen Schatten eines solchen Wunsches jemahls in meiner Seele aufkommen zu lassen!

Aber gesetzt nun, (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!) gesetzt, weil es doch fysisch möglich ist, der schreckliche Fall hätte sich nun wirklich ereignet, — Rom wäre von der Erde verschlungen, oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden: was für Maſsregeln könnte und würde die katholische Kirche wahrscheinlicher Weise dann wohl zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedra Petri, und der magische Fischerring, (der nach dem weltbekannten Siegelring Salomons unstreitig der erste Ring in der Welt ist) die berühmten Schenkungen Konstantins, Pipins und Karls des Groſsen, die Dekretalen Isidors des Sünders, die dreyfache Krone der überirdischen, irdischen und unterirdischen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota, und die Wollenweberey und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sankt Agnes, aus der Welt verschwunden. Und wenn es nun einmahl so wäre, sollte darüber wohl ein groſses

Wehklagen unter den Völkern der Erde entstehen? Hätten die übrigen Bischöfe und Prälaten der katholischen Christenheit wohl groſse Ursache, ihre Kleider zu zerreiſsen und Asche auf ihre Häupter zu streuen? Sollten und müſsten sie nun wohl nichts angelegners haben, als mit vereinigten Kräften so bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des heiligen Peters auf dem Stuhle, worauf dieser nie gesessen, zu erwählen? Würden sie nicht vielmehr — ich rede menschlich, aber hoffentlich nicht thöricht — groſse Ursache haben, sich dieser Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen, und, alles wohl überlegt, sich am Ende dankbarlich gefallen lassen, durch diesen unverhofften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben, und in die Freyheit gesetzt zu seyn, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt?

Aber, (höre ich sagen) was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieser Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Person? oder an einem gewissen Stuhle? oder gerade an diesem? Ist der christliche Nahme und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, dessen despotischer Geist bey der möglichsten Einförmigkeit seiner Unterthanen einzig interessiert ist: wem wäre dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner als Monotonie?

Doch, sehen wir lieber, ohne uns länger bey einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses grofsen Falles seyn würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päpstliche System mit allen seinen Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nehmlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann blofs an den Hirten liegen, sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen, und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine schimärischen Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie bloſs auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulfusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daſs sie „die Hauptfestung der christlichen Religion, mit Aufopferung der unhaltbaren Auſsenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft sichert,“ ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit giebt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermischung des reinen Christenthums mit magischem und dämonistischem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerey, fromme Geistermährchen, und dergleichen Albernheiten zu gewinnen; und sie denken zu edel und gut, um sich jemahls zu Erben der Römischen Ablaſskrämerey, Jubeljahre, Apotheosen aberwitziger Mönche und mondsüchtiger Nonnen, talismanischer Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen, und anderer solcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem vorausgesetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum sie nicht zu Abstellung jedes erweislichen Miſsbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbesserung mit Freuden die Hände bieten, und die Ersten seyn sollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freyheit zu setzen, und dadurch, neben tausend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig dankbaren, einzig zu wünschenden Art von Vereinigung aller christlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es giebt Dinge, die ihrer Natur nach dergestalt von unserer Willkühr abhangen, daſs sie sind oder nicht sind, so bald es uns beliebt, daſs sie seyn oder nicht seyn sollen.

Man erlaube mir, dieses durch ein bekanntes Beyspiel zu erläutern.

Als Sankt Paul nach Efesus kam, 8) befand sich unter andern daselbst ein Tempel,

---

8) Geschichte der Apostel, Kap. 19.

der unter die Wunder der Welt gerechnet wurde, und in diesem Tempel ein kleines wohl beräuchertes Bildchen von Eben - oder Rebenholz, 9) das man die groſse Diana der Efesier nannte, und weit und breit in ganz Asien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte.

Sankt Paul — der sich bekannter Maſsen seiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit groſser Freyheit zu bedienen pflegte, ohne sich darum zu bekümmern daſs die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten, — Sankt Paul also nahm sich die Freyheit, einigen Efesiern zu sagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter seyn,“ — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieses Räsonement sehr einleuchtend vorkam.

Nun befand sich aber ein gewisser Demetrius in dieser Stadt, dem sehr viel daran gelegen war, daſs die groſse Diana der Efesier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen silbernen Dianentempelchen, die von den Fremden,

---

9) So sagt Plinius, *L. XVI. c.* 40. und die Einwendung, die der Graf Caylus in seiner Abhandlung vom Tempel zu Efesus dagegen macht, ist (im Vorbeygehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit.

wovon es in dieser Hauptstadt Asiens beständig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und diese Fabrik ging so stark, daſs das ganze ehrsame Goldschmids - Handwerk zu Efesus in Arbeit und Verdienst dadurch gesetzt wurde.

Demetrius versammelte also alle seine Arbeiter, und stellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sankt Pauls Vernunftschlüsse gerathen wäre. „Es will, sagte er, nicht allein mit unserm Handel dahin gerathen, daſs er nicht gelte, sondern auch der Tempel der groſsen Göttin Diana wird für nichts geachtet, 10) und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asia und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt.“ 11)

Man begreift, warum die Majestät der groſsen Göttin Diana dem frommen Manne

---

10) Dieſs war, mit Erlaubniſs, eine falsche Konsequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der **Baukunst**, und wurde von Sankt Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht.

11) *Non solum autem haec periclitabitur nobis pars in redarguitionem venire, sed et magnae Dianae templum in nihilum reputabitur, sed et destrui incipiet majestas ejus, quam tota Asia et orbis colit. Acta Apostolor. C. XIX. v. 27.*

so sehr am Herzen lag, und niemand wird sich darüber wundern, daſs diese Goldschmids-Synode sich damit endigte, daſs sie alle voll Zorns wurden, und aufschrieen: Groſs ist die Diana der Efesier!

In kurzem brachten sie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk stürmte dem Amfitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten warum es zu thun sey, schrie der Pöbel zwey Stunden lang an Einem fort, groſs ist die Diana der Efesier! bis endlich der Kanzler, durch eine sehr verständige und eines Erzkanzlers von Germanien würdige Rede, das Volk wieder beruhigte und nach Hause schickte.

Ich kenne kein besseres Beyspiel, meinen obigen Satz ins Licht zu setzen, als dieses. Die hölzerne Diana der Efesier war eine Göttin oder war keine Göttin, je nachdem die Efesier wollten. Und warum dieſs? Weil sie wirklich, Scherz bey Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häſslichen, viel gebrüsteten Zigeunerin, und also keine Göttin war. Indessen so lange sie dafür gehalten wurde, war es in gewissen Stücken eben so, als ob sie es wirklich gewesen wäre.

Wir wollen billig seyn. — Die Asiarchen, die Häupter der Stadt Efesus, der

Kanzler, und ihres gleichen, wuſsten ohn Zweifel so gut als wir, was an der Sach war: indessen hatten sich die Efesier vo alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht die Neokoren [12] der groſsen Diana z heiſsen, und ihr prächtiger Tempel verſchafft der Stadt Ansehen und einen einträgliche Zulauf von vielen Fremden; sie hatten als politiſche und kameraliſtiſche Gründe, als etwas unwiderſprechliches (wie ſich der Herr Kanzler von Efeſus ausdrückt [13]) anzunehmen, nicht daſs ihre Diana wirklich eine Göttin ſey, aber, „daſs die Stadt Efeſus die Pflegerin der groſsen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes [14]) ſey.“ —

---

[12] Das Wort Neokoros bedeutete bey de Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder wa wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu heiſsen; und unter den Römischen Cäsarn bewarb man sich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiser, denen in den Provinzen schon bey ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. Luther übersetzt dieſs Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bey sich. Die Efesier nannten sich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis, und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damahliger Dianentempel gewisser Maſsen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asien war, das zu seiner Erbauung beygetragen hatte.

Bey dem gemeinen Volke war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung ſie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache; und es fiel ihnen ſo wenig ein, ſich Einwürfe gegen dieſen Glauben zu machen, als dem Volke zu Loretto, zu zweifeln, daſs ihre Santa Kasa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden ſey.

Aber die Goldſchmiede hatten ein ganz anderes Intereſſe Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu ſeyn; und ſie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können als Cicero an ſein Augurat, ohne daſs sie, so lange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zusammen geschrieen hätten: Groſs ist die Diana der Efesier!

---

[13]) Apoſtelgeſchichte, K. XIX. v. 35, 36.

[14]) Aus dieſer Stelle, die durch ein von Jos. Skaliger in ſeinem Kommentar über Euſebii Chronikon angeführtes Griechiſches Epigramm beſtätiget wird, erhellet, daſs es ein gemeiner Glaube war, das Bild der Efeſiſchen Diana ſey vom Himmel gefallen.

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Efesus hätten einen sehr groſsen und dringenden Beweggrund (den sie freylich nicht hatten) gehabt, daſs ihre Diana keine Göttin mehr seyn sollte: was würden sie wohl gethan haben?

Die Unternehmung wäre allerdings groſsen Schwierigkeiten unterworfen gewesen: aber mit Zeit und Geduld sind schon schwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten sie vor allen Dingen den Goldschmieden eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sankt Paul und seine Gehülfen auf der einen, die Filosofen, die Luciane und ihres gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freye Erlaubniſs erhalten, über die Sache zu räsonieren, und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu scherzen so viel ihnen beliebt hätte; und das Volk, das mit allen seinen Fehlern und Unarten doch mehr Menschenverstand hat als man ihm zutraut, würde unvermerkt so umgestimmt worden seyn, daſs es ganz gelassen eine Anstalt nach der andern hätte machen sehen, um die Weissagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

XXII.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich sage, daſs gewisse Meinungen, die seit den Zeiten Papst Gregors VII. nach und nach von Mönchen, Jesuiten, und andern Klienten des Römischen Hofes ausgebrütet worden sind, und durch die erstaunlichen Prätensionen des besagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben — z. B. daſs ein jeweiliger Papst Gott auf Erden oder wenigstens ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sey, daſs er alle Gewalt im Himmel und auf Erden [15] habe, daſs er Unrecht zu Recht machen könne, daſs er über alle Gesetze sey, Könige ab- und einsetzen könne, und was dergleichen *propositiones male sonantes* mehr sind [16] — daſs, sage ich, diese und ähnliche Meinungen, eben so wie die Gottheit der Diana, von unserm Belieben sie zu glauben oder nicht zu glauben abhangen.

---

[15] Die im Himmel wollten wir ihm gern unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen, worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte: ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daſs man sich beynahe schämen muſs davon zu reden.

[16] Siehe das Glaubensbekenntniſs des P. Giannone, im Oktober 1781 des Deutschen Merkurs.

Sankt Paul würde unfehlbar, aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch, wie wir andern, könne, so wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott seyn" — sich für das Nichtglauben entschieden haben.

Wir stoſsen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Auflösung des groſsen Problems, das von vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der Weisen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu sagen, daſs der Römische Bischof weder mehr noch weniger als der Erste unter den abendländischen Bischöfen, seinen Brüdern, seyn würde, so bald man für gut fände, sich über diesen Punkt lediglich an erwiesene Fakta, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daſs man es eben mit dem Umsturz des Vatikans, der Peterskirche, des Museum Klementinum, der Villa Borghese u. s. w. so übermäſsig theuer erkaufen müſste. Man dürfte sich nur entschlieſsen, in allem gerade so zu verfahren als ob das Unglück geschehen wäre; so würde sehr wahrscheinlicher Weise auch alles so erfolgen, und beynahe eben so leicht, wenn auch etwas langsamer, in seine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freylich schneller wirken, und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmahl applanieren; so wie ehemahls die Gothen, da sie unter dem heillosen Kaiser Gallienus den Tempel der Diana von Efesus verbrannten und zerstörten, ihrer Gottheit auf einmahl ein Ende machten: aber ich gestehe, daſs ich diese heroischen Mittel nicht liebe; und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünschen, daſs eine so glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente seyn möchte.

Im Grunde würde es auch, in mehr als Einer Rücksicht, besser seyn. Man erinnert sich vermuthlich, was für ein höchst ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papst Pius XXVI. (oder wie er heiſst) im Jahre 2440 seyn wird, — wie so ganz und gar er der Gegenfüſser eines Gregors VII. eines Johanns XII. und XXII. eines Klemens V. Alexanders VI. Julius II. Leo X. u. s. w. — kurz, der gröſsten Zahl seiner Vorfahrer ist, — und wie vollkommen dieser vortreffliche Pontifex Maximus durch seine Aufklärung, Weisheit, Güte, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines ersten Priesters und allgemeinen Vaters der Christenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelst meines demüthigen Vorschlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen: und wie erſprieſslich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine solche Verwandlung! Ihre heilsamen Folgen sind so wichtig und ausgebreitet, daſs ein Freund der Menschheit sich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege stehen, noch immer für unersteigliche Berge angesehen werden.

In der That sehe ich nur Einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, diese wünschenswürdige Revoluzion zu beschleunigen, gemacht werden könnte — nehmlich: „daſs dadurch die mannigfaltigen Besteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrands (denn Sankt Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorsam und allen übrigen blinden Sünden der Ultramontaner bisher gezogen haben.“ Allein, da es bey mehr besagtem Vorschlage nicht darauf abgesehen ist, die **Fürsten der Kirche** ihrer rechtmäſsigen und wohl erworbenen Temporalien berauben zu wollen: so blieben dem Administrator des Kirchenstaates, bey einer besser eingerichteten Wirthschaft, auch ohne jene fremden Zuflüsse, noch immer Einkünfte genug übrig, seine erhabene Würde mit Anstand zu behaupten, und die Peterskirche nebst den übrigen sechs Basiliken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerley Nahmen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarey und Finsterniſs der Hildebrandischen Zeiten zurück werfen sollten: — so ist zu hoffen, daſs mit zunehmendem Tage die Augen, und, so Gott will, auch die Hände und Füſse sich immer mehr stärken werden; und so könnte denn wohl am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts manches zur Wirklichkeit gediehen seyn, was man am Schlusse des achtzehnten mit dem gelindesten Nahmen — Träume eines radotierenden Weltbürgers nennen wird.

XXIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung — die uns, denke ich, nicht sehr weit von unserm

Wege abgeführt hat — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schlusse des vierzehnten Abschnitts in meiner Gedankenfolge stehen blieb.

Wenn eine gute Anstalt ihren Zweck so gröblich verfehlt hat, daſs gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, heraus gekommen ist, so sind (wenn ich nicht sehr irre) nur zwey Dinge zu thun: „Man muſs entweder die gute Anstalt völlig eingehen lassen,“ — und dieſs wäre thöricht, wofern man nicht gewiſs wäre, etwas andres an ihre Stelle setzen zu können, das den Nutzen, den sie schaffen sollte, gewisser und besser schaffen würde; — oder „man muſs so lange nachforschen, woran es liegt daſs sie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfündig gemacht hat, und alsdann dem entdeckten Übel durch die zweckmäſsigsten Mittel aufs schleunigste abzuhelfen suchen.“

Ist aber das Gute, aus welchem wider seine Natur Böses heraus gekommen ist, von solcher Art, daſs es, erstens, nicht von uns abhängt, ob es da seyn oder nicht da seyn soll; ist, zweytens, die Sache so beschaffen, daſs sich jedermann durch bloſses Aufthun seiner Augen überzeugen kann, das Übel sey bloſs daher gekommen, „weil sich mit jenem Guten etwas Böses vermischt hatte, das nicht nur die heilsamen Wirkungen desselben hinderte, sondern es durch seine Beymischung sogar in ein verderbliches Gift verwandeln muſste;“ und ist es endlich, drittens, eben so augenscheinlich, daſs es völlig in unsrer Gewalt steht, und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operazion ist, dieses Böse, das so heillose Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigstens bis auf einen solchen Grad der Reinheit des letztern, abzuscheiden, daſs es schlechterdings nicht möglich ist es weiter darin zu bringen: so ist, däucht mich, die Frage, „was also zu thun sey?“ für Leute, die bey ihren fünf Sinnen sind, keine Frage mehr. Und wenn (alles dieſs vorausgesetzt) dem Übel gleichwohl nicht abgeholfen wird: so wissen wir wenigstens, was wir von dem Verstande oder dem guten Willen der moralischen Ärzte und Apotheker, die zu Heilung unsrer moralischen Gebrechen angestellt sind, zu denken haben; und dann möchte es auch wohl Zeit werden, mit Ernst darauf zu denken, wie wir uns selber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieser ziemlich unwidersprechlichen praktischen Wahrheiten auf unsern vorhabenden Gegenstand!

So weit uns die Geschichte in die ältesten Zeiten zurück sehen läſst, sehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachsen, und diesen, gleich einer üppig aufschieſsenden parasitischen Pflanze, jene umschlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen, und sogar durch seine Einflüsse den Früchten, wodurch sie dem menschlichen Geschlechte wohlthätig seyn konnte, seine eigene giftige Beschaffenheit mittheilen.

Da hier schlechterdings alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Fantasie, Leidenschaften und Priesterkünste 17) beygemischt haben, gereinigten Begriff zu machen: so kann ich mir unter diesem Worte nichts andres denken, als den Glauben an ein unerforschliches Urwesen, durch welches alle Dinge bestehen, und nach unveränderlichen Gesetzen der vollkommensten Gerechtigkeit, oder (was eben dasselbe sagt) der vollkommensten Güte und Weisheit, in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unsers eigenen, uns

---

17) Was ich unter diesen nicht liberalen Künsten verstehe, hoffe ich in dem fünften Abschnitt deutlich genug gemacht zu haben.

nicht minder unerforschlichen Grundwesens, mit Bewuſstseyn unsrer Persönlichkeit und einem solchen Fortschritt zu gröſserer Vollkommenheit, der durch unser Verhalten in diesem Leben modificiert wird.

Von diesem Glauben behaupte ich: daſs er

1) ein moralisches Bedürfniſs der Menschheit sey;

2) daſs seine Wurzel so tief in unsrer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sey, daſs man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen selbst zerstören müſste;

3) daſs er durch die Vernunft hinlänglich unterstützt werde, um den Nahmen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daſs er, in so fern er von Aberglauben oder Dämonisterey frey bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sey. 18)

---

18) Ich setze diese vier Hauptsätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht, und von allen, die diese Schrift interessieren kann, anerkannt, voraus. Sollte jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben glauben, diese

XXV.

Unglücklicher Weise war es in der Verfaſsung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daſs ihre Religion — wenn wir auch annehmen, es sey eine Zeit gewesen, wo sie (so viel es die Schwäche des kindischen Alters der Menschheit zulieſs) einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können.

Rohe sinnliche Menschen verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftsbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Naturen an, und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniſs. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herab stiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen her zögen, und ihnen in zweifelhaften Fällen sagten was sie thun oder nicht thun sollten.

Sätze für nicht so ausgemacht zu halten als ich: so würde ihre Mittheilung und Untersuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun, und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmähler, Tempel, Statuen und so weiter zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daſs sie alles Gute, was ihnen die Natur und der Zusammenhang der Dinge entweder freywillig oder als die Frucht ihres eigenen Verstandes und Fleiſses schenkte, als willkührliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von jeher beynahe eben so geschäftig, den Menschen Böses als Gutes zu thun: alle dem Menschen schädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden also ebenfalls den Göttern zugeschrieben. Erdbeben, Überschwemmungen, Miſswachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hoffnung des Landmanns zerstörende Gewitter, u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereitzt worden sey. Dieſs ging endlich so weit, daſs bey vielen Völkern sogar gewisse lasterhafte Leidenschaften und Handlungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerschaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte Familie des Tantalus und Pelops bey den Griechen ist ein weltbekanntes Beyspiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte und so viel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht lange ohne Priester, das ist, ohne Mittelspersonen, Prokuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bey jenen höhern Wesen, — und Priester nicht lange ohne Theologie seyn.

Da die Vernunft nur sagen kann was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sey, in Verlegenheit geräth, und entweder stammelt oder verstummet: so würde es eben keinen groſsen Künstler bedürfen, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirsenkorn zu gravieren.

Natürlicher Weise konnten Priester sich mit einer so kompendiösen Göttererkenntniſs nicht behelfen. Sie muſsten mehr von ihren Principalen wissen als gemeine Menschen;

und woher hätte ihnen diese geheime Wissenschaft kommen können als von den Göttern selbst? Diese offenbarten sich ihnen in Träumen, durch Erscheinungen, oder auf andere Art; und bald sah man aus dieser übernatürlichen Quelle jene berühmten priesterlichen und magischen Wissenschaften entspringen, auf welche die Filosofie freylich nie gekommen wäre, wozu sie aber doch wenigstens den Schlüssel hat: die Theorie der guten und bösen Geister, der himmlischen, elementarischen und höllischen Dämonen; die Wissenschaft der Opfer, Aussöhnungen und Iniziazionen; die Wissenschaft sich die höchsten Götter gnädig, die guten Dämonen günstig, die bösen unterwürfig zu machen; die Wissenschaft Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewissen Zeichen, wodurch die Götter sie uns andeuten, vorherzusagen; die Wissenschaft durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimnifsvolle Mittel Krankheiten zu heilen, u. s. w.

So wurden die Priester nach und nach zu Wahrsagern, Zeichendeutern, Ärzten und Wundermännern; so kam das Schicksal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien, und sogar das Leben der Menschen in ihre Gewalt; so bemächtigten sie sich der zwey stärksten Triebfedern der menschlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwissende Wilde und Barbaren unumschränkt zu herrschen; kurz, so wurde aus Religion Dämonisterey, aus Priesterthum Magie.

Beide walteten unter allerley Nahmen und Modifikazionen über den Erdboden, als die christliche Religion entstand, und, durch eine beym ersten Anblick erstaunliche, bey unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revoluzion, der Vielgötterey in dem ganzen Umkreise des alten Römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Theokratie und Hierarchie zu gründen, die sich durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte. Aber, wie himmlisch auch ihr Ursprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unschuldig ihre Mittel waren, sie wurde — unter Menschen — durch Menschen ausgebreitet, und konnte also nicht lange so rein bleiben, wie sie aus ihrer ersten Quelle geflossen war.

Die Vorsteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewufst hatten, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen;

und wie hätte der Bischof der Hauptstadt der Welt nicht endlich verleitet werden sollen, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels immer weiter auszudehnen? Unglücklicher Weise bediente man sich derselben mit so wenig Bescheidenheit, daſs ihr Einfluſs und ihre Oberherrschaft endlich drückender, schädlicher, grausamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Gesellschaft wurde, als es der in seiner eigenen unverlarvten Gestalt herrschende Dämonismus und Magismus nie gewesen war.

XXVII.

Man weiſs, — bringt es aber öfters bey den wichtigsten Gelegenheiten viel zu wenig in Anschlag, — wie mächtig Gewohnheit und Vorurtheile, in denen wir aufgewachsen sind, über den gemeinen Menschenverstand tyrannisieren: und wie sollten sie — sie, die uns fähig machen gegen das Zeugniſs unsrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben unsre Vernunft zu fesseln, und uns z. B. in einem Buche, für dessen Buchstaben man uns schon die tiefste Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geist desselben zu fassen, ja nur zu ahnden fähig waren, nicht

Dinge verborgen bleiben lassen, die einem jeden ganz unbefangenen Menschen beym ersten Lesen desselben in die Augen springen?

Es soll mich also nicht wundern, wenn das, was ich jetzt sagen werde, vielen meiner Leser anstöſsig wäre, wiewohl es darum (wenigstens meiner Überzeugung nach) nicht weniger wahr ist — und das ist: daſs zwischen dem Geist und Zweck Jesu, — so wie er sich uns in dem gröſsten Theile der vier Evangelien darstellt, in welchen alles, was wir von seiner Person und Geschichte wissen, enthalten ist, — und zwischen einigen Dingen die Er gesagt und gethan haben soll, eine so auffallende Disharmonie, ein so starker Widerspruch obwaltet, daſs es beynahe unmöglich, wenigstens gegen alle Regeln der Kritik ist, zu glauben, daſs er diese letztern Dinge wirklich gesagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieses Fänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen, und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgesetzt; ich sage also zu meiner dermahligen Absicht nur so viel, und hoffe, daſs wenigstens mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken gelesen hat, (denn gewöhnlich werden sie ohne alles Nachdenken gelesen) darin mit mir einstimmig seyn werde: daſs Christus zwar die Religion seines Volkes habe reinigen und verbessern, aber keine eigentlich neue, noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am allerwenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe stiften wollen.

Die Religion, von welcher Er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Nahme der Christlichen, das ist der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern bloſse Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniſs zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) Kindern gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten, und dem Bedürfniſs der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben,[19] und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenloſem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäſsigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung alles dessen was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, und immer währender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war

---

[19] Daſs dieſs der Geist der Lehre Christi, und das unwidersprechliche Resultat ihrer Grundbegriffe

---

sey, wird schwerlich jemand, der sie unmittelbar aus der Quelle geschöpft hat, läugnen können. Warum ist aber diese Quelle selbst nicht von allem dämonistischen Schlamme rein? Gewiſs war es Christus: aber nicht seine Jünger, denen er und seine Lehre, ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an seine Person, gewisser Maſsen immer ein Räthsel geblieben zu seyn scheint. Er wurde von ihnen getrennt, eh' er sie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) versprach er ihnen den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Aber dieser Geist wohnt nur in reinen Herzen, und zog sich vermuthlich von dem Augenblicke zurück, da sie sich einfallen lieſsen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: Es gefällt dem heiligen Geist und Uns u. s. w.

echte Theosofie, im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen einladet, wozu alle berufen, aber wenige auserwählt sind: weil ihm unverborgen war, daſs nur wenige Menschen so einfältigen Sinnes und guten Willens sind, um mit ganzer Seele in diese seine Vorstellungsart und Gesinnungen einzugehen und ihm in allem diesem — das ist in allem, was er mit den weisesten und besten Menschen, die jemahls lebten, gemein und was er vor ihnen voraus hatte — gleichförmig zu werden, und also den Nahmen seiner Jünger im eigentlichen Verstande zu verdienen. Alle konnten und muſsten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit sich, daſs diejenigen, die wirklich mit ihm Eines Sinnes und Geistes waren, nur eine kleine Gesellschaft von Brüdern ausmachten; und eben in dieser kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin sie, als Kinder Eines Vaters, unter einander lebten oder leben sollten.

XXVIII.

Indem ich mir diese Vorstellung von der Religion Jesu und der ersten Brüdergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu läugnen, daſs es in der Folge nicht möglich sollte gewesen seyn, eine mit den Grundsätzen und der Moral desselben übereinstimmende Volks- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämonistischen und magischen Aberglauben rein hätte bleiben können. Ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daſs sich sogar eine auf jene Grundsätze gebaute hierarchische Religionsverfassung denken (nur nicht so leicht ins Werk stellen) lasse, die von allen Priesterkünsten, aller tyrannischen Priestergewalt, Herrschaft über die Gewissen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einschränkung der Vorstellungen die man sich von den übersinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, und so weiter, mit Einem Worte, von der ganzen Litaney der Miſsbräuche, die seit so vielen Jahrhunderten unter der so genannten Christenheit im Schwange gingen, frey wäre; — wie denn etwas diesem von fern ähnliches seit den Zeiten der Königin Elisabeth in England zu sehen ist.

Wie schön aber auch das Ideal seyn möchte, welches man auf diese Möglichkeit bauen könnte, — dieſs wenigstens ist unwidersprechlich: daſs von des ersten Konstantins Zeiten an (ja schon lange zuvor) das Christenthum und seine kirchliche Verfassung sich von dem Geiste dessen, nach welchem es sich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daſs es beynahe in allem das Gegentheil dessen wurde, was es hatte seyn sollen; und daſs eine allgemeine gründliche Verbesserung endlich der groſse Gegenstand mehr als Einer Kirchenversammlung, und der sehnliche Wunsch aller Laien, ja sogar eines beträchtlichen Theils des Klerus, wurde.

XXIX.

Diese Kirchenverbesserung, — die schon so lange für nöthig gehalten, mehrmahls angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber selbst durch alle diese Bewegungen nicht weniger, als durch die Einflüsse der wieder erweckten Griechischen und Lateinischen Litteratur, vorbereitet worden war, — ereignete sich endlich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge; wiewohl unter so heftigen Erschütterungen, unter einem so hartnäckigen Widerstande de herrschenden Partey, und so vielen wilde Ausbrüchen fanatischer Leidenschaften auf beiden Seiten, daſs die errungenen Vortheile mi dem Preise, den sie gekostet haben, in ga keiner Proporzion ständen, wofern die Verbesserung auf halbem Wege stehen bleiben, und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menschheit davon heraus kommen sollte, als woran sich diejenige genügen lassen, die alle fernere Verbesserun unnöthig finden, ja wohl gar die bloſse Meinung, daſs das angefangene Werk noch weit von seiner Vollendung sey, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, selbst in den scheuſslichen Zeiten der Kreuzzüge, der Waldenser-Verfolgung und der Ausrottung der Tempelherren, sind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menschenopfern geschlachtet worden, als in diesem. Kein anderes bietet reichhaltigern Stoff zu Betrachtungen über den gewaltigen Einfluſs der Religion auf das zeitliche Wohl und Weh der Menschen dar!

Können wir, beym Überblick des unermeſslichen Elendes, das in diesen schrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchische

Tyranney, fanatischen Neuerungs- und Empörungsgeist, wüthenden Eifer der neuen, kaltblütige Grausamkeit der alten Partey, theils aus wirklicher religiöser Leidenschaft, theils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden ist, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menschlichen Gesellschaft daran gelegen sey, durch die möglichste Reinigung der Religion auch der bloſsen Möglichkeit zuvorzukommen, daſs wir oder unsre Nachkommen solche Gräuel, solche Unmenschlichkeiten, solche Teufeleyen um Gottes willen, wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu, sagt man, wird es so leicht nicht wieder kommen. Der Geist der Toleranz, der in unsern Zeiten herrschend geworden ist, und selbst in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art mit den Glaubensdissidenten zu verfahren sehr gemildert hat, ist uns Bürge dafür.“

Gut! Aber wer bürgt uns für diesen Geist der Toleranz selbst? Von wie langer Dauer wird sein Reich, von welcher Stärke wird seine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus seyn, wenn diese Duldung — deren bloſser Nahme schon wider sie zeugt — nur eine momentane Folge vorüber gehender Eindrücke einiger Modeschriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Überzeugung ist? wenn sie bloſs von der Denkart, oder Laune, oder Bonhommie, oder Gleichgültigkeit der Regenten, und von der zufälligen Schwäche über ihre Ohnmacht heimlich seufzender Molochspriester, abhängt, anstatt auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgesetzen zu beruhen? Kurz, was für Ursache haben wir, uns für sicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tieger — nur schläft, anstatt, wie der Dedschial der Muhamedaner, wenigstens bis zum Weltgerichte mit unzerreiſsbaren Ketten gefesselt zu seyn?

Gegen eine Partey, bey welcher die Intoleranz (in gewissem Sinne) sogar ein Grundartikel ihrer Religion ist, kann uns, so lange sie bey dieser Denkart beharret, nichts als unsere politische Macht sicher stellen. Aber worauf gründet sich unsre innere Sicherheit? Und was schützt uns gegen die Intoleranz der abergläubischen Anhänglichkeit an alte Terminologie und Formulare, gegen den fanatischen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u. s. w. in unserm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgültigkeit gegen die Religion ist eine sehr unzuverlässige, von dem leichtesten Anstoſs zusammen fallende Schutzwehre. Wer mit der Geschichte der Menschheit und Religion bekannt ist, kann unmöglich gleichgültig darüber seyn, in welchem Zustande sich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartüffen, so bald er mit einigem Ansehen bekleidet ist und Einfluſs hat, zum Werkzeuge so vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unsrer eignen Zeit könnte und sollte uns belehren, daſs diese Gleichgültigkeit, die dem ansehnlichsten und aufgeklärtesten Theile der Gesellschaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerksamkeit würdige Dinge verschloſs, von den Antipoden der Vernunft sehr vortheilhaft benutzt wurde, und daſs sie gerade der Schatten ist, worunter alle Arten von religiösem Unkraut am besten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr als noch funfzig Jahre wie die letzt verfloſsnen, um es dahin zu bringen, daſs Schwärmer und Zeloten unsern Nachkommen nicht mehr Freyheit zu denken und zu glauben übrig lassen, als die heilige Inquisizion den Einwohnern von Goa. So lange der Gebrauch dieser Freyheit bloſs zufällige Duldung ist; so lange das Recht der Protestanten „an unbeschränkte Gewissensfreyheit und unbeschränkte Untersuchung aller menschlichen Meinungen, Auslegungen und Entscheidungen in Glaubenssachen“ nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, sondern den einen noch ein Problem, den andern sogar Ketzerey ist: so lange haben wir wenig Ursache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unsre Väter nicht ertragen konnten, sicher zu glauben.

XXXI.

„Aber wie kann, (sollte man billig fragen) wie kann jenes Recht, auf welchem selbst die Existenz der Protestanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematisch seyn? Wo ist die Urkunde, durch welche diejenigen, die sich selbst in Freyheit gesetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkührlichen Fesseln verurtheilt hätten? Oder, wenn es eine solche Urkunde gäbe, welche Verbindlichkeit könnte sie für uns haben? Wer kann im Nahmen seiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine so unnatürliche Enterbung jemahls Statt finden? Das Recht, wovon hier die Rede ist, wenn sie selbst es hatten, muſsten sie auch uns hinterlassen: denn es war entweder Naturrecht oder nichts.“

Unsere Väter im sechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen so lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten sich der heilsamen Ermahnung des Profeten, „seyd nicht wie Roſs und Mäuler, die nicht verständig sind,“ und fingen an zu merken, daſs die sehr reellen Übel, von denen sie zu Boden gedrückt wurden, bloſse Folgen einer Art von Bezauberung seyen, welche in dem Augenblick vernichtet ist, da man aufhört, sich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch alles, was man sah und hörte, von Kindheit an den Gemüthern eingeprägt worden waren, Wahnbegriffe, die durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuers gegen den bloſsen Gedanken sie zu bezweifeln so lange gesichert gewesen waren, — wurden vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen, in Untersuchung genommen, und so, wie sie für das was sie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe erkannt wurden, verworfen. Tradizion, Besitz von undenklichen Zeiten her, Entscheidungen von St. Peters Stuhl herab, Meinungen der heiligen Kirchenväter und Doktoren, ja sogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der ersten Synode zu Jerusalem — „es gefällt dem heiligen Geist und Uns“ — im Munde allgemeiner Kirchenversammlungen, wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, so bald sie ihrer eigenen innern Überzeugung und den Beweisgründen, worauf sie beruhete, entgegen standen.

XXXII.

Alles dieſs aber erfolgte nach und nach. Man wuſste Anfangs selbst nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeschlagen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damahligen Umständen nicht wohl anders seyn konnte) weit entfernt, auf einmahl alle Autorität des Römischen Stuhls, der Kirchenväter, der Koncilien und der Tradizion verwerfen zu wollen. Man empörte sich Anfangs gegen bloſse Miſsbräuche, welche die so genannte Disciplin der Kirche betrafen: aber bald sah man sich genöthigt, auch die Dogmen anzugreifen, hinter welche sich jene verschanzten. Jeder falsch befundene Satz zog natürlicher Weise die Untersuchung anderer nach sich, mit denen er zusammen hing; und so konnte es nicht fehlen, daſs man in wenigen Jahren einen groſsen Theil des alten Lehrgebäudes so wurmstichig und baufällig finden muſste, als er wirklich war. Man berief sich auf den Papst, so lange man sich Hoffnung machte, daſs er den Miſsbräuchen, auf die der erste Angriff gerichtet war, abhelfen würde: aber so bald er gegen das, was Luther und seine Anhänger für unumstöſslich erwiesene Wahrheit hielten, entschieden hatte, sah man sich gezwungen, die Autorität der päpstlichen Heiligkeit näher zu beleuchten,[20] und fand am Ende, daſs er ein so fehlbarer Mensch sey als ein anderer, und daſs es mit seiner Statthalterschaft Christi nicht besser stehe als mit seiner Nachfolgerschaft auf dem Stuhle des heiligen Peter, welcher Rom nie gesehen hatte, oder mit seiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines Pontifex Maximus, welche den Kaisern angehörten.

---

[20] Fern sey es von mir, durch diese Behauptung etwas der Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Luther nachtheiliges insinuieren zu wollen! Als er auf den Papst provocierte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte: aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den Ablaſskram eben so sehr, nur mit besserm Grunde, überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, daſs der unfehlbare Richter für die Wahrheit entscheiden würde. Als aber, gegen alle seine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daſs er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoſs: so muſste der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln, und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte.

Eben so muſste es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab sich alle Mühe, die heiligen Väter, die groſsen Kirchenlehrer, die Tradizion, die Entscheidungen der Koncilien, so viel möglich auf seine Seite zu ziehen: aber so bald sie für die Gegner zeugten, wurde ihr Zeugniſs abgelehnt, und von ihrer Autorität an eine höhere appelliert.

Auch die so oft wiederhohlte Appellazion an eine zu veranstaltende allgemeine Kirchenversammlung, wenn sie etwas mehr als ein durch die Noth der Umstände abgedrungener Behelf war, setzte ein Vertrauen auf die Majorität einer solchen Versammlung voraus, die der Überzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war. Denn gesetzt, das Koncilium würde gegen sie entscheiden, — welches denn auch das Tridentinische zu thun nicht ermangelte —

was blieb ihnen anders übrig, als die ganze versammelte Hierarchie für Menschen zu erklären, die zusammen genommen eben so wenig unfehlbar, dem Irrthum eben so unterworfen seyen, als einzeln.

XXXIII.

Man sah sich also bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entscheidenden Richter in Glaubenssachen, und für die einzige Quelle, woraus die christliche Glaubenslehre geschöpft werden müsse, zu erklären, und alle übrigen Autoritäten nur in so fern, als sie mit derselben vollkommen übereinstimmten, gelten zu lassen.

Wie viel oder wenig dadurch gegen die Römische Kirche gewonnen wurde, und was diese mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte, gehört nicht hierher: genug, es konnte bey dem allmählich zunehmenden Tage nicht fehlen, daſs man früher oder später gewahr werden muſste, daſs ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens seyn möchte, nur alsdann für einen entscheidenden Richter in Glaubenssachen gelten könnte, wenn es (wie die Elemente der Geometrie) so beschaffen wäre, daſs alle Menschen, die es läsen und verständen, nicht nur vollkommen einerley dabey dächten, sondern auch von der Wahrheit seines allen Menschen gleich verständlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts so anschaulich und innig überzeugt würden, daſs es ihnen schlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder über den Sinn und die Deutung dieser oder jener Stellen verschiedener Meinung zu seyn.

Ob ein solches Buch möglich sey, ist eine Frage, die ich mir so wenig zu beantworten anmaſse, als sie zu meinem Zwecke gehört: aber dieſs wird doch wohl niemand zu läugnen begehren, daſs die Bibel dieses Buch nicht ist. — Unstreitig muſs man sehr viel Hebräisch und Griechisch wissen, sehr viele andere Bücher gelesen haben, und eine unendliche Menge historischer, kritischer, antiquarischer, kronologischer, geografischer, fysikalischer, und anderer wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, um es mit Verstande zu lesen; und dem ungeachtet enthält es, selbst für Leser die mit allen diesen Kenntnissen versehen sind, beynahe auf allen Blättern solche Stellen, die von verschiedenen Personen verschieden verstanden und ausgelegt werden. Nichts von vielen Stellen zu sagen, die mit einer so unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet sind, daſs alle angestrengten Bemühungen, den Glaubenspunkten, die dem ungeachtet daraus gezogen wurden, nur so viel Licht, als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig ist, (d. i. nur so viel Licht, um zu wissen was man glaube) zu geben, bis auf diesen Tag fruchtlos gewesen sind.

XXXIV.

Bey dieser unläugbaren und weltbekannten Beschaffenheit der Sache bleibt also — so viel ich wenigstens begreifen kann — in Ansehung alles dessen, was in der Bibel vieldeutig, geheimniſsvoll, im Widerspruch mit allgemeinen Vernunfts- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel selbst, mit Einem Worte, was nicht allgemein faſslich und verständlich ist, — nichts übrig, als diese Alternative:

„Entweder sich einem unfehlbaren Richter in Glaubenssachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entscheiden berechtigt ist, zu unterwerfen:"

Oder „allen, die darin mit uns übereinstimmen, daſs sie sich zur Religion Christi halten, und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Überzeugung zu glauben, oder (welches einerley ist) das Recht, sich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorstellungsart zu machen, die ihnen die richtigste scheint, (wie verschieden sie auch von der unsrigen seyn mag) einzugestehen, sie dieser Verschiedenheit ungeachtet für unsre Brüder zu erkennen, und, durch diese dem Geiste Christi höchst gemäſse Sinnesart, allen gehässigen Zänkereyen, Verketzerungen und Verfolgungen, sammt allem in der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft daraus entstehenden Unheil, auf einmahl und auf ewig ein Ende zu machen."

Wollen wir die erste Partey ergreifen, so sehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füſsen des „dreymahl gesegneten Vaters in dem dreyfach gekrönten Heiligthum" zu werfen, uns mit unsrer guten alten Mutter, der katholischen Kirche, aussöhnen zu lassen, und zu glauben was sie uns zu glauben befiehlt, wie übel sich auch unsre arme murrende Vernunft an der Kette dieses blinden Glaubens und leidenden Gehorsams befinden mag.

Oder, welchem Doktor der Theologie aus unserm eigenen Mittel sollten wir das Recht zugestehen, uns vorzuschreiben was und wie wir glauben sollen? die Linie auszustecken, über die wir im Forschen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Versuch, unsern Verstand von verworrenen, materiellen, unschicklichen und mit den ersten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorstellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinaus gehen dürften? Wer darf so dreist seyn, seinen Verstand, seine Einsichten nicht nur zum Maſsstabe, sondern sogar zur Regel und zum Gesetz aller übrigen zu machen? Und wenn es vor zwey oder drey hundert Jahren erlaubt war, sich in Glaubenssachen gegen Autorität und Machtsprüche, gegen Papst, Kirchenlehrer und Koncilien aufzulehnen; seit wann ist es unerlaubt worden, eben dasselbe gegen die Autorität und Machtsprüche einer noch so groſsen Anzahl protestantischer Kirchenlehrer zu thun, die (meines Wissens) kein echteres Kreditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweisen haben?

Durften unsre Vorfahren prüfen und das Bessere (d. i. was ihrer damahligen Einsicht und innern Überzeugung nach das Bessere war) behalten: warum nicht auch Wir? Warum sollen Wir nicht fortsetzen dürfen, was Sie nur anfangen, nicht vollenden konnten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu fesseln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorstellungsarten aufzudringen, die mit den Einsichten und Kenntnissen, welche ihnen das Wachsthum aller Wissenschaften nach und nach verschafft hat, unverträglich sind? mit Einem Worte, über ihren Verstand zu herrschen und ihr Gewissen zu tyrannisieren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht,“ sagen die Verfechter der Formulare und alt hergebrachten Glaubensreglements. „Es steht bey euch zu glauben was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaſst Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entsagt eurer ganzen bürgerlichen Existenz, sucht euch in den Sandwüsten von Afrika, oder in den noch unbewohnten Inseln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten filosofieren, glauben und hungern könnt, so viel euch beliebt; nur verlangt nicht, daſs wir euch für Brüder und Mitchristen erkennen, und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unsere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, so lange ihr selbst gesteht, daſs ihr, als Dissidenten, nicht dazu berechtigt seyd."

XXXVI.

Ich habe dem Protestanten, der so zu reden, oder doch zu handeln fähig ist als ob er so dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine solche Art mit denen zu verfahren, die über dunkle und geheimniſsvolle Glaubenspunkte anders denken als gewisse Doktoren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, oder als die Nicänische oder irgend eine andere Kirchenversammlung, ob eine solche Art zu verfahren dem Geiste des Protestantismus gemäſs sey?

Unsere Vorfahren konnten zu der Zeit, da sie die Fesseln des blinden Glaubens und Gehorsams abschüttelten, durch politische Verhältnisse und Erfordernisse der Zeit genöthigt seyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenschaft zu geben: aber weder sie noch irgend eine menschliche Gewalt konnte berechtigt seyn, eine solche Konfession zu einer absoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht selbst z denken, selbst zu untersuchen, ihrer eigene Überzeugung zu folgen, dessen sie sic bedienten weil sie es hatten, haben auc ihre Kinder.

Ich sage noch mehr: weder die allererste christliche Gemeine, noch irgen eine folgende, hatte ein Recht, konnt ein Recht haben, durch die Majorität z bestimmen, wie ihre Mitchristen die dunkel und verschiedener Deutung fähigen Stelle der Reden Christi und der Schriften seine Apostel zu verstehen hätten, oder Formel festzusetzen, wie sie sich über irgend eine Artikel, der nicht von einleuchtender Deutlichkeit ist, auszudrücken schuldig wären. Christus selbst hat kein Glaubensformular festgesetzt. Auch das apostolisch genannte Symbolum ist, seines respektabeln Alters ungeachtet, bekannter Maſsen kein Werk der Apostel.

Wenn also die immer zunehmende Menge der Bekenner des christlichen Glaubens es nöthig machte, die Artikel, worin sie alle übereinstimmten, in einen kurzen und faſslichen Lehrbegriff zu bringen, der zum Unterricht der Jugend dienen konnte: so muſste doch wenigstens die Vorstellungsart über einen jeden Artikel, der verschiedene

Vorstellungsarten zuläſst, frey bleiben; — oder man müſste (gegen alle Vernunft und gegen alles, was in der Lehre Christi allgemein verständlich ist) behaupten wollen: „die christliche Religion könne ohne Gewissenszwang und willkührliche Herrschaft über den menschlichen Verstand nicht bestehen.“ — Eine abscheuliche Behauptung, deren niemand fähig seyn kann, in dessen Seele jemahls auch nur eine leise Ahnung von dem, was der Sinn und Geist Christi war, gekommen ist.

XXXVII.

Die Gemeine hatte also nie ein Recht über Vorstellungsarten zu entscheiden, — das, was in der Schrift unbestimmt und problematisch ist, zu bestimmen, — noch in streitigen Fällen einer von den verschiedenen Meinungen eine ausschlieſsliche Sankzion zu geben; so wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre besondern Meinungen und Vorstellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es ist Unsinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweisen zu wollen: aber es ist Unsinn und Frevel zugleich, in einem solchen Falle seine Erklärung, seinen Beweis, andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorstehern der Gemeinen, oder vielmehr der Obrigkeit, kam es zu, solchen Freveln in Zeiten auf eine schickliche Art zu steuern: aber nie und nimmermehr waren sie berechtigt, oder können sie jemahls berechtigt seyn, irgend eine Meinung, die den Grundgesetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhaſsten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen, und als ein solches zu bestrafen.

Daſs einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten miſskannte; — daſs Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und ihres gleichen, nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — daſs die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner, und, so bald sie den Meister spielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben so ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht, oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partey zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daſs Konstantin, zur Schmach des christlichen Nahmens der Groſse genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabey benahm, zu unterhalten, und selbst in die Flamme zu blasen: alles dieſs, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten, und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabey, entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und was anders als ein dem Menschengeschlechte gehässiger Dämon könnte uns noch jetzt — bey so unendlich veränderten Umständen, und in einer Zeit, die an Erleuchtung und selbst an Sittlichkeit so viel vor den Zeiten der Konstantine und Theodosier voraus hat, anstiften, diese Gräuel wieder erneuern zu wollen?

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreyheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigstens diejenigen, die den übrigen zu Lehrern und Regenten gesetzt sind, sich überzeugt haben:

„Daſs Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes ist;

„Daſs sie nicht darin besteht, daſs wir über das göttliche Wesen grübeln und streiten, sondern daſs wir uns bestreben den Willen Gottes zu thun;

„Daſs (nach dem klaren Ausspruch Christi und seines Lieblingsjüngers) reine und thätige Liebe der Menschen, die wir sehen, das untrüglichste Kennzeichen unserer Liebe zu Gott, den wir nicht sehen, ist; und daſs wir unsern Glauben nicht durch Bekenntnisse und Formulare, sondern durch unsere Werke zu zeigen angewiesen sind;

„Daſs Gott an unserm Geschwätz und Gezänke was er sey oder nicht sey, an unserm kindischen Lallen über sein Wesen, seine Eigenschaften, seine Wirkungen, seine Ökonomie, seine Absichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. s. w. in der heiligen Schrift nirgends sein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm sey und recht thue, der sey ihm angenehm; und

„Daſs, mit Einem Worte, nicht Übereinstimmung in religiösen Meinungen und Formeln — sondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigsten Zwecken auf die Welt gesandten Christus, thätige Liebe der Menschheit und lebendige Hoffnung eines bessern Lebens für diejenigen, die sich dessen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Christen, und jene Gesinnungen in diesen zu bewirken das Ziel desjenigen seyn müsse, der des ehrwürdigen Nahmens eines Lehrers der unverfälschten Christusreligion würdig seyn will.“

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unsre gegenwärtige Zeit sehr leicht zu machen ist, so überlasse ich sie dem eigenen Nachdenken meiner Leser, und setze, zu Vermeidung alles möglichen Miſsverstandes, nur noch dieses hinzu.

Meine Meinung ist keinesweges, irgend einem protestantischen Regenten zu rathen, daſs er, durch ein öffentliches Proklama, alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Nestorianern, Manichäern, Gnostikern, mit allen andern Anern, Äern und Isten, die es vom Jahre Christi 54 an bis auf diesen Tag in der lieben Christenheit gegeben hat, in seine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen, Lehrer besolden, und sich recht herzlich angelegen seyn lassen solle, die möglichste Verschiedenheit in Religionsmeinungen unter seinem Volke zu veranlassen und sorgfältig zu unterhalten.

Mein unmaſsgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde bloſs dahin gehen:

Gelehrten und hell denkenden Männern, besonders unter denen die zum Lehramte öffentlich berufen sind, eine durch keine willkührliche, oder alte nicht mehr passende Gesetze eingeschränkte Freyheit zu lassen, die Religionslehren ihrer Einsicht und Überzeugung gemäſs vorzutragen;

Die Anwendung aller bereits erfundenen Ketzernahmen auf irgend einen jetzt Lebenden und die Erfindung neuer öffentlich bey schwerer Strafe 21) zu verbieten;

Nicht zu erlauben, daſs irgend ein so genannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen seiner Abweichung von dem, was in Kirchenversammlungen als die wahre Lehre über die geheimniſsvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens festgesetzt worden, auf Lehrstühlen oder in Schriften für einen Feind Gottes erklärt, oder mit andern verhaſsten Benennungen belegt werde,

---

21) Zum Beyspiele des Schiffziehens. Nur wollte ich, im Nahmen der Menschlichkeit, bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daſs die armen Leute besser genährt würden, und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau.

die in dem christlichen Volke die Meinung erwecken müssen, als ob es Sünde und Verbrechen sey, sich in Religionssachen zu irren, oder anders zu denken als wir;

Zu verordnen, daſs man von den mehr besagten geheimniſsvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, sich aller Erklärung und spitzfindigen Spekulazionen über diese Dinge enthalte, und sie überhaupt nur in so fern, als sie dem moralischen Zwecke der Religion förderlich seyn können, vortrage;

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über spekulative Sätze, Auslegung dieser oder jener Schriftstellen u. s. w. entstehen mögen, nicht einzumischen, keine öffentliche Partey darin zu nehmen, und nur dahin zu sehen, daſs die Herren Disputanten nicht aus den Schranken der allgemeinen Wohlanständigkeit hinaus gerathen, und aus einer bescheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde;

Dafür zu sorgen, daſs der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Überbleibseln der alten Barbarey gereinigt, und in allem dem groſsen Endzweck der innerlichen moralischen Besserung der Menschen (welcher offenbar der Zweck Jesu war) gemäſs eingerichtet werde.

Auſserdem würde ich mir die Freyheit nehmen, sie, wo möglich, zu überzeugen: daſs unter den Lehrern diejenigen, die einen groſsen Eifer für die Sache Gottes, eine besondere Frömmigkeit, und eine eigene, aus allem, was in der Bibel am unverständlichsten ist, zusammen gesetzte Sprache affektieren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer griesgramen, über die Gefahr des christlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre stönen, und den weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafstall Christi drohen sollen, auffordern, entweder übel organisierte Köpfe, oder arme kranke Leute sind, die mit ihrem Arzt von der Sache sprechen sollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein andrer, der nicht so höflich wäre als ich, Heuchler, Farisäer, Baalspriester und Tartüffen nennen würde; Leute, die, wenn sie vor tausend sieben hundert sieben und neunzig Jahren die Ehre gehabt hätten im hochwürdigen Synedrium zu Jerusalem zu sitzen, aus wirklichem oder affektiertem Eifer für die Sache Gottes, das Kreuzige ihn! über den unschuldigsten und besten der Menschen, über den ersten Gegner aller Gleiſsnerey, vermuthlich so laut als Kaifas und Klopstocks Filo geschrieen haben würden. Vor dieser Art Menschen würde ich den Fürsten rathen, sich wohl in

Acht zu nehmen, und mich übrigens versichert halten, daſs auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Übereinstimmung des Glaubens heraus kommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten so gern eingeschlagen wissen möchten.

XL.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Filosofen, für deren Freyheit ich bisher so laut gesprochen habe.

Anstatt die Filosofie mit Cicero als die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge zu definieren, möchte ich sie lieber die Wissenschaft aller Begriffe nennen, welche sich die Menschen von natürlichen und göttlichen Dingen machen können, und die Kritik aller Begriffe, die sie sich von jeher wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Christus, oder an der Unsterblichkeit der Seele, oder an Himmel und Hölle, an den guten oder bösen Geistern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde (wenn einer ist) versündigen, wenn ich die Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, die sich diese oder jene Menschenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Kapelle bringe, und nach den Gesetzen des vernünftigen Denkens untersuche, was davon wahr oder falsch seyn, was in die Luft verfliegen, oder als Schaum und Schlacken oben schwimmen, oder als *Caput mortuum* zu Boden sinken möchte.

Es bleibt ewig dabey: Nichts in der Welt ist so heilig, daſs es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daſs es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte; denn es sind nicht die Sachen, sondern die Begriffe und Meinungen der Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne alles dürfen, so frommet doch nicht alles.

> Halt Maſs in allem, denn in allem giebts
> Ein Mittel, dessen Linie, was recht ist,
> Bezeichnet; dies- und jenseits wird gefehlt!

sagt Horaz. Ein weiser Mann untersagt sich alle Spekulazionen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weise viel schaden können.

In einem christlichen Staate die Frage: ob ein Gott sey? aufwerfen, oder, welches auf Eins hinaus läuft, von dem Daseyn Gottes als einem Problem sprechen, weil die Beweise desselben keine mathematische oder apodiktische Demonstrazionen sind, ist etwas eben so weises, als wenn einer zu Rom die Frage:

was ist der Papst? aufwerfen, oder zu Frankfurt am Main öffentlich disputieren wollte: ob es nicht besser wäre, die kaiserliche Würde eingehen zu lassen?

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht, nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode, die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Filosofie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht: ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen oder gar umzustoſsen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.

Die Filosofie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung, und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probieren; und der Filosof ist kaum dieses Nahmens werth, der nicht bedenkt, daſs gegen Einen Menschen, der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehn tausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen giebt, unglücklicher seyn würden, als sie sind.

BEYLAGEN
ZU DER
VORGEHENDEN ABHANDLUNG.

An Herrn v. *** zu Br**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen **Preſsfreyheit** und **Preſsfrechheit** denke, welche (wie Sie mir melden) vor kurzem bey einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden, und einen kleinen Panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken, und das Gedachte andern mitzutheilen so gut man beides kann, unter die Rechte gehört, die mit der Ehre ein Mensch zu seyn nothwendig verbunden sind: so nehme ich keinen Anstand Ihnen freymüthig zu eröffnen, wie ich die Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daſs der Urheber dieser Unterscheidung etwas ganz bestimmtes dabey gedacht, und einen ganz guten

Zweck dabey gehabt haben oder zu haben vermeinen konnte, (welches, wie Sie wissen, in Absicht des Willens auf Eins hinaus läuft) und daſs es eben daher schwerlich seine Meinung war, sie jemahls gegen die Freyheit der Presse geltend zu machen. Kajus oder Tizius könnte ja wohl (wie uns allen im Eifer etwas menschliches begegnen kann) in einem an sich gerechten, aber zu leidenschaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht und also für Sache der Menschheit erkannte, — in einer zu raschen Bewegung der Lebensgeister und der Einbildungskraft, wovor ein Schriftsteller, der mit beiden reichlich versehen ist und über eine äuſserst interessante Sache schreibt, sich nicht immer genug hüten kann — ich sage, dieser Kajus, oder wie er heiſst, könnte ja wohl in einer solchen Stimmung hier und da, gegen seinen Vorsatz, ein wenig über die Aristotelische Linie der Höflichkeit und des Respekts hinüber gekommen seyn, ein wenig hyperbolisiert, und mehr gesagt haben, als etwa ein seine Ruhe liebender Römer einem Augustus oder Titus — geschweige einem ihrer Diener (die es natürlicher Weise mit Beleidigungen immer schärfer nehmen als die Auguste selbst) — hätte ins Gesicht sagen mögen, wiewohl man jenen Cäsarn mitunter ziemlich starke Sachen ins Gesicht sagen durfte.

Kajus könnte es also einem **Asinius Pollio** oder Lucius Piso (oder wen Sie ihm sonst gegenüber stellen wollen) mit Recht nicht sehr verdenken, wenn dieser Minister Augusts solche leidenschaftliche (wiewohl gar nicht übel gemeinte) Extravasazionen, in so fern sie über die gewöhnlichen Grenzen der Freyheit merklich hinaus gehen, mit einem Nahmen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche diejenigen bezeichnet werden, welche sowohl die Gefahr unbesonnener **Weise verachten, als die Gesetze des Wohlstandes und der Ordnung ohne** Scheu verletzen. Kajus würde selbst nicht läugnen können, daſs es Fälle giebt, wo dergleichen Unbesonnenheiten und Übereilungen eine verhältniſsmäſsige Rüge nach sich zu ziehen pflegen. Freylich könnte er sich mit seinem gerechten Eifer für die Sache der Menschheit entschuldigen: aber man würde ihm antworten, ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck seyn möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen: aber auf alle Fälle bleibt es eine groſse Regel, seinem Gegentheile keine Blöſse zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daſs so leidenschaftliche Wesen, wie wir armen

Menschlein, bey Gelegenheiten wo unser Eifer gar zu stark gereitzt wird, uns mehr erhitzen als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl — wie allemahl, so oft die Menschen *in partes* gehen — die Horazische Bemerkung Statt zu finden:

> *Iliacos intra muros peccatur et extra.*

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bey einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Übrigens, mein Freund, werde ich immer dabey bleiben, daſs man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelaſsnen Tone und ohne persönliche Beleidigung der anders denkenden vorbringt. Ich will nicht, daſs man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage; aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Tone der eignen Überzeugung und des reinen Wohlwollens, und doch mit Ruhe und Mäſsigung sagen, und man wird niemand dadurch beleidigen; oder, falls jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidiget zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art sie zu behaupten geschadet wird. Schadeten wir bloſs uns selbst dadurch, so möchte es hingehen; wir hätten wenigstens den Trost, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten: aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man sie nie genug predigen kann, derjenige, den sie trifft, uns immer mit dem Terenzischen *Tu si hic esses aliter sentias* zurück zu geben pflegt.

— Sie sehen, mein Herr, daſs ich die besagte Unterscheidung, welche vielen so anstöſsig gewesen ist, in einem Sinne nehme, worin sie für sehr unschuldig gelten kann; welches sie keinesweges wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nehmlich, als ob es darauf abgesehen sey, um deſswillen, weil dieser oder jener sich der Freyheit zu denken mit einiger Unbescheidenheit bedient habe, die Schriftsteller überhaupt einer Art von Inquisizion zu unterwerfen, und der Preſsfreyheit, unter dem Vorwande die Preſsfrechheit zu verhindern, willkührliche Fesseln anlegen zu wollen.

Ich weiſs nicht, was manche wackere Leute für Ursache haben mögen, so arges in ihrem Herzen zu denken: aber das bin ich gewiſs, daſs Augustus oder Titus es sehr übel genommen haben würden, wenn ihnen jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freyheit zu reden und zu schreiben, um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er seinen Athenern täglich bey Unzen und Skrupeln hätte vorwägen lassen wollen, wie viel sie essen sollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daſs der eine oder der andere zuweilen mehr iſst als recht ist? Und glauben Sie, daſs Solon selbst (falls er die Vorsicht so weit zu treiben fähig gewesen wäre) mit der Distinktion zwischen Eſsfreyheit und Freſsfreyheit bey den Groſsvätern der Sokraten und Aristofanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe Sie durch diese kleine Betrachtung völlig beruhiget zu haben. Wer die Eſsfreyheit zur Fresserey gemiſsbraucht hat, muſs sich gefallen lassen, ein Digestivpulver oder ein Brechmittel zu schlucken; wer die Preſsfreyheit zur Frechheit gemiſsbraucht hat, verdient nach Beschaffenheit des Vergehens eine verhältniſsmäſsige Züchtigung: aber die Preſsfreyheit bleibt dem ungeachtet, so gut wie die Eſsfreyheit, so uneingeschränkt als zuvor — oder — — desto schlimmer!

AN EBENDENSELBEN.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis funfzig Jahren um sich her hat, wie Ihr gehorsamster Diener, findet sich alle Tage mehr überzeugt, daſs es keinen goldnern Spruch in der Welt giebt, als das berühmte *Ne quid nimis* des wëisen Chilon. Mich dünkt, alle praktische Weisheit der ganzen Welt sey in diesen drey Wörtchen, „Nichts zu viel," oder in dem einzigen Wörtchen „mäſsig" enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daſs man — mit allen Eigenschaften, welche erfordert werden, um der gröſste Feldherr, Staatsmann, Finanzminister, oder der gröſste Dichter, Mahler, Tonkünstler, oder der erste aller Schneider und Schuster, kurz in jedem Fach und jeder Profession der Erste zu seyn — in jedem Fach und jeder Profession nur ein Pfuscher ist, wenn man sich den tiefen Sinn dieses mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht, und sich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo uns dieses Unglück begegnet, ist hinlänglich, das schönste Leben, so wie das schönste Werk, zu verunstalten.

Ich gestehe Ihnen gern, daſs so ein Sprüchlein leichter zu sagen als auszuüben ist, und daſs nicht jedermann ein so abgekühltes Blut haben kann, als der alte Chilon und seine funfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiſs würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteyen sein *Ne quid nimis!* zurufen. Mag doch jede glauben, daſs sie allein Recht habe, daſs ihre Sache die gute Sache sey: wenn die Leute nur auch glauben könnten, daſs die beste Sache durch Unbescheidenheit, Übereilung und Übertreibung endlich zu einer sehr schlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine sonst wahre Behauptung falsch machen; ein zu starkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperierten, kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäſsigung gesagt, den Gegner wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber in Leidenschaften noch gar filosofieren wollen, ist eine groſse Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigsten Dingen nicht so ruhig und gelassen führen kann, als ob es um die Auflösung einer arithmetischen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer besser, er schwiege.

Überhaupt giebt es, wie Salomon sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als deklamieren wie ein Cicero, und immer unendliche Mahl mehr, als sich erhitzen, und in dem Feuer, in welches man sich selbst hinein geschrieben hat, wahres und falsches unter einander mengen, und, um sich recht stark und kräftig auszudrücken, mehr sagen als man verantworten kann. Was halfen Cicero's *Philippicae* der Republik? Nichts. Aber ihm selbst kosteten sie seinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partey ein- für allemahl genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daſs sie sich nicht überwunden geben können ohne ihre ganze Existenz zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten: oder wenn man ja unglücklicher Weise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt daſs die Galle rege wird. Und auch bey dem vernünftigsten und kaltblütigsten Manne kann und muſs endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat, oder mit Leuten, die sich nur durch Sofismen und Sykofantenstreiche retten können. Denn gegen die einen und gegen die andern hilft kein Räsonieren. Zudem spielt der gröſsere Theil des Publikums bey solchen

Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bey einer Exekuzion. Dieses läuft herbey, um einem interessanten Schauspiele zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer nicht unangenehmen Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daſs dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber so bald es glaubt, dem armen Sünder geschehe zu viel, so hört auf einmahl alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen; und wehe ihm, wenn man Ursache zu der Meinung zu haben glaubt, daſs er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsetzlich, härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war! — Ich überlasse Ihnen die Anwendung dieses Gleichnisses selbst zu machen, und bin u. s. w.

AUFSÄTZE

welche sich auf die Französische Revoluzion von 1789 beziehen, oder durch dieselbe veranlaſst wurden.

Geschrieben in den Jahren 1789 — 94.

VERZEICHNISS DER AUFSÄTZE

ÜBER

DIE FRANZÖSISCHE REVOLUZION,

u. s. w.

I. Eine Unterredung zwischen Walther und Adelstan. August 1789.

II. Kosmopolitische Addresse an die Französische Nazionalversammlung. Oktober 1789.

III. Zufällige Gedanken über die Abschaffung des Adels in Frankreich. Julius 1790.

IV. Sendschreiben an Herrn P. E. in K. Januar 1792.

V. Die Französische Republik. September 1792.

VI. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes. Januar 1793.

VII. Worte zu rechter Zeit, u. s. w. Fragmente von Briefen an Freunde.

VIII. Über Deutschen Patriotismus. 1793.

IX. Über Krieg und Frieden. 1794.

I.

EINE UNTERREDUNG

über die Rechtmäſsigkeit des Gebrauchs, den die Französische Nazion dermahlen von ihrer Aufklärung und Stärke macht.

Geschrieben im August 1789.

WALTHER.

Ärger können doch die Franzosen nicht verleumdet und verschrieen werden, als es seit einigen Jahren von vielen ihrer eigenen Schriftsteller geschehen ist! — Da sehen Sie einmahl, was einer von diesen Herren in acht Zeilen für ein scheuſsliches Gemählde von der sittlichen Verdorbenheit ihrer Hauptstadt macht:

„Das Laster und die Verderbniſs der Sitten werden so weit getrieben, daſs die schüchterne Tugend es nicht wagen darf sich zu zeigen, ohne lächerlich gemacht zu werden. Es ist beynahe unmöglich, daſs die verwegenste, die zügelloseste Imaginazion zu der gegenwärtigen Verdorbenheit noch etwas hinzu thue. Die frechste Ungebundenheit (*la licence*) kann im ersten so wie im letzten Rang der Staatsbürger (*citoyens*) beynahe keinen Schritt weiter gehen.“ 1)

Und doch ist es diese so äuſserst verdorbene Nazion, die seit etlichen Monaten ganz Europa durch Äuſserungen eines Patriotismus, einer Weisheit, Tapferkeit und Standhaftigkeit, die in der Geschichte ohne Beyspiel sind, in Erstaunen setzt —

ADELSTAN einfallend. — und mit Grauen und Abscheu erfüllt, können Sie hinzu setzen. Eine ganze groſse Monarchie in Aufruhr ist freylich ein Schauspiel, das die allgemeine Aufmerksamkeit erregen und beschäftigen muſs: aber ich müſste mich sehr irren, mein lieber Walther, oder gerade diese fürchterlichen und kannibalischen Scenen, die wir theils in und um Paris, theils in den Provinzen

---

1) S. *Cahiers de Lecture* 1786. *N. IV. p.* 93.

spielen sehen, sind der stärkste Beweis, daſs der Ungenannte, dessen Worte Sie mir eben vorgelesen haben, die Verderbniſs und Zügellosigkeit seiner Mitbürger nicht übertrieben hat. Mich dünkt, die unerhörten Anmaſsungen der Nazionalversammlung auf der einen, und die bekannten gräſslichen Ausbrüche der Volkswuth auf der andern Seite, sind gerade dieser einzige Schritt, welchen jene Zügellosigkeit, über die er klagt, weiter gehen konnte, und dessen Möglichkeit er, um seiner Nazion nicht zu viel zu thun, bezweifelte.

WALTHER. Die Bewegungen eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes sind ihrer Natur nach stürmisch, und niemand kann für ihre Folgen verantwortlich gemacht werden, als der- oder diejenigen, die das Volk durch unverständige und tyrannische Maſsregeln zu dieser Verzweiflung getrieben haben. Was Sie den Ständen hierbey zur Last legen wollen, ist mir unbegreiflich. Mir wenigstens scheint es unmöglich, in der gröſsten, wichtigsten und schwersten Nazionalangelegenheit, wobey es um nichts geringeres als um die Wiedergeburt einer mit dem politischen Tode ringenden Monarchie zu thun ist, sich sogar in Augenblicken, wo der beste Kopf die Tramontane verlieren könnte, mit mehr Weisheit, Mäſsigung, Behutsamkeit, Delikatesse und Gegenwart des Geistes zu betragen, als die Nazionalversammlung von ihrer ersten Sitzung an bis auf diesen Tag gethan hat. Ich pflegte sonst immer zu sagen: Man versammle nur die respektabelsten Männer einer Nazion unter Ein Dach, und sie werden Pöbel werden. Die Geschichte beynahe aller Versammlungen dieser Art, besonders aller ökumenischen und nazionalen Kirchenversammlungen, war sehr geschickt mich in dieser Meinung zu bestätigen. Aber die hohe Vernunft, womit die dermahlige Versammlung der Repräsentanten der Französischen Nazion zu Werke geht, der feste Gang, womit sie sich, Schritt für Schritt, ohne auf die eine oder andere Seite zu schwanken, ihrem groſsen Endzweck nähert, die scharfe Richtigkeit der Grundbegriffe und Principien, nach welchen sie mit einer Konsequenz, die man der Französischen Lebhaftigkeit und Leichtigkeit nie zugetraut hätte, in ihren Deliberazionen und Beschlüssen verfährt, nöthigt mich, zu gestehen, daſs sie die Ausnahme von jenem Erfahrungssatze mache; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daſs noch nie eine groſse Nazion würdiger repräsentiert, noch nie der gröſsere Theil eines aus zwölf hundert Männern bestehenden Konciliums von einem männlichern Geiste beseelt, und von aufgeklärtern Köpfen und edlern Menschen geleitet worden sey.

ADELSTAN. Wie Sie warm werden, Walther!

WALTHER. Ich bin es in der That, und Sie werden mirs zu gut halten. Nie, ich wiederhohle es, nie hat eine Nazionalversammlung nicht nur ihren Konstituenten, sondern der ganzen Menschheit so viel Ehre gemacht als diese!

ADELSTAN. Ich machte Sie bloſs deſswegen auf Ihre Wärme aufmerksam, Freund, weil sie sich so leicht aus dem Herzen in den Kopf verbreitet, und den Operazionen des Geistes eine gar zu schnelle Bewegung giebt. Oder würden Sie sonst haben übersehen können, daſs der Aufruhr in Paris, der so schreckliche Auftritte nach sich zog und das Zeichen zu einer beynahe allgemeinen Empörung in den Provinzen ward, eine ganz natürliche Wirkung der raschen Anmaſsungen war, welche sich die Nazionalversammlung gegen die königliche Autorität erlaubte? Mehr als Einmahl war unter Ludwig XV. ein Minister, der das Vertrauen des Volks hatte, abgedankt worden, ohne daſs widergesetzliche und gefährliche Bewegungen darüber unter dem Volk entstanden wären; und Herr Necker selbst, als er dem Herrn von Calonne Platz machen muſste, trat ganz ruhig und ohne die mindeste Erschütterung des Reichs vom Schauplatz ab, wiewohl er schon damahls ein Günstling des dritten Standes war, der allerdings Ursache hat, auf ihn stolz zu seyn. Allein damahls existierte auch noch keine Nazionalversammlung, die das Volk mit dunkeln aber grenzenlosen Erwartungen einer alle seine Hoffnung übersteigenden Verbesserung seines Zustandes erfüllte, und einen König, dessen unbeschränkte Autorität noch nie bestritten worden war, nicht nur ahnen lieſs, daſs seine Gewalt nur so lange daure als sein Volk Lust habe sich von ihm beherrschen zu lassen, sondern ihm sogar in der berühmten Addresse vom zehnten Julius in den ehrerbietigsten und politesten Ausdrücken gerade ins Gesicht sagte: Die Nazion fühle ihre eigenen Kräfte zu stark, um sich länger durch den Popanz der Autorität schrekken zu lassen; sie gestehe ihm keine andere Gewalt zu, als die ihm die Liebe und das Vertrauen des Volkes gebe; und er möge sich nur auf die schrecklichsten Auftritte gefaſst machen, wenn er die (zu Erhaltung der Ordnung und Ruhe zusammen berufenen) Truppen nicht sogleich wieder entferne, d. i. wenn er sich in einer lediglich von der ausübenden Macht abhangenden Sache nicht von den Repräsentanten des Volks Gesetze vorschreiben lassen wolle. Mich dünkt, lieber Walther, wer solche Schritte wagt, sich solche Eingriffe in das königliche Amt erlaubt, dem Volk solche Beyspiele giebt, es so laut und nachdrücklich an die fysische Übermacht erinnert, die es sich selbst alle Augenblicke geben kann so bald es als Masse wirken will, — der kann allerdings für die Unordnungen und Gräuel, die ein ohnehin schon nur zu sehr gereitzter Pöbel bey der ersten Veranlassung von Seiten des Hofes begeht, verantwortlich gemacht werden.

WALTHER. Sie drücken Sich, für die Kälte womit Sie zu sprechen scheinen, etwas hart aus, Adelstan. Sie sprechen von Pöbel, von Aufruhr und Empörung, von Anmaſsungen und Eingriffen, und scheinen zu vergessen, daſs zwischen Volk und Pöbel, zwischen Aufruhr und Aufstand zu rechtmäſsiger Selbstvertheidigung, zwischen Anmaſsung und Behauptung seiner Würde, ein sehr wesentlicher Unterschied ist. Sie vermengen den Rath und die Bürger von Paris, die sich, in einem Augenblicke der das Wohl oder Weh der ganzen Nazion entschied, mit einer schnellen, aber (so viel den Umständen nach möglich war) zweckmäſsigen Bewegung zum Schutz der versammelten Reichsstände bewaffneten, — mit dem tumultuarischen

Sturm einer Rache-schnaubenden Volksmenge, die ein paar verhaſste Unglückliche ihrer nur zu lange und zu sehr gereitzten Wuth aufopfert. Sie nennen Anmaſsungen, was die offenbaren wesentlichen Pflichten einer von dem Könige selbst zusammen berufenen und von der ganzen Nazion mit ihren wesentlichsten unverlierbarsten Rechten beladenen Versammlung sind. Wie ist es möglich, daſs Sie die nothgedrungenen, mit eben so viel Ehrerbietung und Delikatesse als Würde und Freymüthigkeit vorgetragenen Vorstellungen, welche die Nazionalversammlung dem Könige wegen der ohne alle Noth um Versailles und Paris gelagerten Truppen zu machen gezwungen war, Eingriffe nennen können? Als ob der König wohlgesinntere, getreuere, unbefangnere, und von den gegenwärtigen Zeiterfordernissen besser unterrichtete Rathgeber haben könnte als die Repräsentanten der Nazion? Oder als ob diejenigen nicht eben so berechtigt als verpflichtet gewesen wären, ihm die reine Wahrheit zu sagen, die er bloſs deſswegen zusammen berufen hatte, damit sie ihm und dem Reiche zu Hülfe kommen sollten, da er selbst keinen Rath mehr zu schaffen wuſste?

Es würde eine etwas weitläuftige Arbeit seyn, das Betragen der Nazionalversammlung seit dem vierten und fünften May, an welchem dieser auf ewig denkwürdige Französische Reichstag eröffnet wurde, bis hierher, so weit die öffentlichen Nachrichten gehen, Schritt für Schritt zu recensieren: aber ich getraue mir zu behaupten, daſs sie in dieser ganzen Zeit, bis zu der bekannten Mozion des Grafen von Lally-Tolendal, keinen Schritt gethan hat, wozu sie nicht vollkommen berechtigt, keinen, der nicht zweckmäſsig und den Erfordernissen der Zeit angemessen gewesen wäre, keinen, den man mit Grund übereilt, gewagt, zweydeutig oder nur problematisch nennen könnte. Die Verwerfung der besagten Mozion ist der einzige, der einigem Zweifel unterworfen zu seyn scheint. Aber wenn man ihn mit der wahren Lage der Sachen vergleicht; wenn man bedenkt, daſs die Sicherheit und Freyheit der Nazionalversammlung, ohne die Gewiſsheit in jedem sich ereignenden Nothfalle von einem für die Sache des Vaterlandes bewaffneten Volke unterstützt zu werden, nur an einem Spinnefaden hing; wenn man bedenkt, wie beträchtlich noch unter der hohen Geistlichkeit und dem hohen Adel die heimlichen Freunde des Despotismus sind; wie unzuverläſsig der gute Wille eines Königs ist, der zu den Schritten, die ihm die Liebe des Volks wieder erworben haben, augenscheinlich bloſs durch die eiserne Nothwendigkeit gedrungen wurde; wie leicht man Vorwände finden kann, seinen Worten und Handlungen eine andere Deutung zu geben und andere Maſsregeln einzuschlagen; — kurz, wenn man die Schwierigkeiten, Ungewiſsheiten und Gefahren bedenkt, womit die Nazionalversammlung von allen Seiten umringt ist: so wird man den gröſsern Theil derselben schwerlich tadeln können, daſs er Bedenken trug, durch eine Verordnung, deren Wirkung auf das Volk unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu berechnen war und sehr nachtheilig seyn konnte, sich selbst seiner einzigen Stütze zu berauben.

Adelstan. Verzeihen Sie mir, mein Freund, wenn ich das Betragen der Partey, für die Sie Sich so warm erklären, in keinem so milden Lichte sehen kann. Für die Sicherheit der Reichsstände war, dächte ich, durch die bereits errichtete Nazionalmiliz zu Paris hinlänglich gesorgt; und das erste, das dringendste Bedürfniſs war nun, unverzüglich auch für die Sicherheit der Nazion selbst zu sorgen, die in so groſser Gefahr ist, durch die Unterbrechung, oder sollte ich nicht vielmehr sagen die Suspension der königlichen Autorität, in den unseligen Zustand einer gänzlichen Anarchie zu gerathen, den fürchterlichen Folgen der gegenseitigen Erbitterung der aristokratischen und demokratischen Partey immer mehr ausgesetzt, vielleicht in kurzem ein allgemeiner Schauplatz der wildesten Leidenschaften zu werden, und der zügellosen Gewaltthätigkeit herum streifender Räuberbanden (deren Anzahl die dermahlige traurige Lage der meisten Provinzen täglich vermehren muſs) Preis gegeben zu seyn. Diesem Unheil so viel möglich zuvorzukommen, hätte jetzt die erste Sorge der Nazionalversammlung seyn sollen, so wie es ihre dringendste Pflicht war; nicht die Modellierung einer Platonischen Republik, einer metafysischen Konstituzion, mit welcher es auf eine gänzliche Umkehrung der bisherigen abgesehen ist; einer Arbeit, wobey die Herren Demagogen, wenn sie nur erst von der Höhe ihrer abstrakten Spekulazionen zum Besondern herab zu steigen genöthigt seyn werden, so viele und so schwer aufzulösende Knoten finden dürften, daſs inzwischen der arme Pazient, den sie in Medeens Zauberkessel regenerieren wollen, wofern ihn nicht irgend ein *Deus ex machina* noch zu Hülfe kommt, leichtlich gar gestorben und verdorben seyn könnte.

Walther. Hoffentlich wird es dieses *Deus ex machina* so wenig bedürfen, Freund Adelstan, als des Zauberkessels der Medea. Es müſste übel gehen, wenn eine Nazion wie die Französische, die an Geist, Muth und Ehrgefühl jeder andern den Vorzug streitig machen kann, und in ihrer Volksmenge, Lage und innerlichem Zusammenhange, so wie in den unverlierbaren Reichthümern der Natur und des Kunstfleiſses, noch immer unermeſsliche Mittel sich selbst zu helfen besitzt, in dem entscheidenden Zeitpunkte, wo sie von den aufgeklärtesten, edelsten, tapfersten Männern des ganzen Reichs berathen und geleitet wird, wo solche Männer, wie ein Duc de Liancour, ein Bailly, ein Lally-Tolendal, ein La Fayette, ein Clermont-Tonnere, ein Mounier, an ihrer Spitze stehen, — die Mittel zu Erhaltung und dauerhafter Verbesserung ihres Zustandes, die in ihrer Gewalt sind, nicht zu gebrauchen wissen sollte.

ADELSTAN. Lassen Sie uns, wenn ich bitten darf, die Sache ohne Deklamazion ruhig und kaltblütig überlegen. Wenn Frankreich seit so vielen Jahrhunderten, als es eine Monarchie ist, eine freye Republik gewesen wäre; wenn Ludwig der Sechzehnte, anstatt ein Abkömmling des heiligen Ludwigs zu seyn, ein Dionysius oder Aristion wäre, der sich einer willkührlichen Alleinherrschaft bemächtigt und seine Mitbürger durch alle Gräuel einer übermüthigen, grausamen, und zügellosen Tyranney gemiſshandelt und aufs äuſserste gebracht hätte: dann sollte michs nicht befremden, wenn die Nazion in einem allgemeinen Aufstande das Joch des Usurpators abschüttelte, und sich wieder in ihre vorige Freyheit und gesetzmäſsige Verfassung setzte. Aber in unserm vorliegenden Falle ist doch alles ganz anders! Ludwig der Sechzehnte ist kein Tyrann, kein Usurpator, sondern der anerkannte Erbe und Nachfolger einer langen Reihe von rechtmäſsigen Königen. Er hat sich nie einer gröſsern Autorität und Gewalt angemaſst, als diejenige war, die seine Vorfahren gehabt und ausgeübt hatten, ohne daſs sichs die Nazion jemahls hatte einfallen lassen, sie ihnen streitig zu machen. Er hat sich in seiner ganzen Regierung als ein guter König, dem das Beste seiner Unterthanen nicht gleichgültig ist, bewiesen, und man kann ihm nichts zur Last legen als unvorsetzliche Fehler von derjenigen Art, wovon kein Mensch, geschweige einer der ein König, und ein König der nur ein Mensch ist, frey seyn kann. Der traurige Zustand, zu welchem das Reich unter ihm herab gesunken, ist nicht sein Werk. — Die Staatsschuld war schon bey seiner Thronbesteigung unermeſslich; sie nahm unter seiner Regierung durch den Amerikanischen Krieg (den die Nazion mit Enthusiasmus billigte und beförderte) beträchtlich zu; die Vermehrung der ohnehin schon beynahe unerschwinglichen Auflagen war die nothwendige Folge hiervon, und wurde durch ihre ungleiche Vertheilung (woran der König keine Schuld hat) noch empfindlicher. Zufallige Kalamitäten kamen hinzu, den Zustand des Volks und der Provinzen in einem Grade zu verschlimmern, der eine schleunige Hulfe dringend nothwendig machte. Eine allgemeine Unruhe, ein übertriebenes Verlangen nach Neuerungen, bemächtigte sich der Gemüther, und würde die Meinungen ganz irre gemacht haben, wenn man nicht darauf dächte, sie durch vereinigte weise und gemäſsigte Belehrungen festzusetzen. Dieſs war es, weſswegen der König die Stände des Reichs zusammen berief. Er wollte ihnen den Zustand der Finanzen zur Untersuchung vorlegen, und versah sich zu ihnen, daſs sie ihm die wirksamsten Mittel vorschlagen würden, eine dauernde Ordnung darin herzustellen und den öffentlichen Kredit zu befestigen. Er sah die Gemüther in Bewegung: aber er hoffte zuversichtlich, eine Versammlung der Repräsentanten der Nazion werde gewiſs nur den Rath der Weisheit und Klugheit hören. 2) — Und nun bitte ich Sie, wie erwiederte die Nazionalversammlung dem Könige dieses in sie gesetzte Vertrauen? Wie erledigte sie sich des Auftrags, um dessentwillen der König sie versammelt hatte? Denn Sie werden mir zugeben, daſs die Stände kein Recht hatten, sich selbst eigenmächtig zu versammeln. Der König muſste sie zusammen berufen. Eben so wenig waren sie, nachdem sie nun versammelt waren, berechtigt, über andere Gegenstände, zu andern Zwecken zu arbeiten, als diejenigen, wozu der König sie berufen hatte. Aber was that die Nazionalversammlung? Sie fing gleich damit an, die Hauptsache, oder vielmehr, die einzige Sache, um derentwillen sie versammelt worden war, als eine Nebensache auf die Seite zu legen, und sogleich unmittelbar an dem Umsturz der bisherigen monarchischen Verfassung zu arbeiten. Sie sprach von einer neuen Konstituzion. Sie lieſs Grundsätze hören, die bisher in Frankreich nie anders als in verbotenen Schriften gehört worden waren. Die Nazion ward jetzt auf einmahl

---

2) Alle mit durchschossener Schrift gedruckte Worte sind die eigenen Ausdrücke des Königs in der Rede, womit er den fünften May die erste Sitzung der Reichsstände eröffnete.

Alles, der König ein bloſser Nahme ohne bestimmten Sinn, ein wahrer Kulissenkönig. Die Nazion hieſs nun die Quelle aller Autorität; und wenn gleich das fürchterliche Wort Majestät des Volks öffentlich noch aus dem Munde keines Deputierten gegangen ist, so fällt doch einem jeden in die Augen, daſs die bisherigen Handlungen der Nazionalversammlung keine andere Grundlage haben können. Hat sie sich nicht deutlich genug erklärt, daſs sie keine höhere Macht über sich erkennt? daſs der Wille des Königs nur in so fern etwas gelten kann, als er mit dem Willen der Nazionalversammlung Eins, oder der Wiederhall derselben ist? Sind dieſs etwa keine Anmaſsungen, keine Eingriffe? War nicht der Augenblick, da der König durch die Entlassung des Herrn Neckers einen wesentlichen und vorher nie bestrittenen Akt der königlichen Autorität ausübte, auch der Augenblick eines fürchterlichen Aufstandes von einigen hundert tausend Menschen, an deren Spitze sich die Nazionalversammlung stellte? — Nun sagen Sie mir, lieber Walther, ist es wahrscheinlich, ist es nur denkbar, daſs sich der König seiner angeerbten, verfassungsmäſsigen, immer anerkannten, nie bestrittenen königlichen Rechte und Prärogative berauben lassen werde, wenn er es verhindern kann? Und wenn seine Partey (denn ganz gewiſs ist er noch nicht von der ganzen Nazion verlassen) in diesem Augenblicke noch nicht mächtig genug ist, sich einem durch die Anmaſsungen seiner Repräsentanten aufrührisch gemachten Volk entgegen zu stellen, wird sie lange, wird sie immer so ohnmächtig bleiben? Ist der Adel nicht der natürliche Beschützer des Throns? Werden die übrigen Fürsten einer Revoluzion, die ihnen einen so fürchterlichen Spiegel vorhält, so gelassen wie einer Schauspielertragödie zusehen? Können sie unthätig dabey bleiben, wenn man ihnen, nicht etwa bloſs in müſsigen Spekulazionen auf gedrucktem Papier, sondern durch die That selbst demonstriert, daſs es alle Augenblicke in der Macht ihrer Völker steht, ihnen den Gehorsam aufzukündigen, und ihrem einzelnen Arm Millionen bewaffneter Arme entgegen zu stellen? daſs sie, wenn es einmahl dahin gekommen ist, sich selbst auf ihre besoldeten Kriegsheere nicht mehr verlassen können; und kurz, daſs weder Erbrecht noch Krönung und Salbung, noch beschworne Unterthänigkeit und Treue der Unterthanen, die geringste Gültigkeit mehr haben, so bald es der Nazion einfällt, sich eine andere Konstituzion geben zu wollen. Ich wiederhohle es, werden die mächtigern Monarchen Europens einer Revoluzion, in welcher sie ihr eigenes oder ihres Nachfolgers

Schickſal voraus ſehen können, ſo gelaſſen zuſehen, als Nero dem Brand von Rom, den er ſelbſt veranſtaltet hatte? Es iſt nicht wahrſcheinlich. Und wenn es denn endlich, wie man die gröſste Urſache zu befürchten hat, zu einem allgemeinen Bürgerkriege kommen wird, was wird das Schickſal von Frankreich ſeyn? Die Menſchheit fährt vor dem bloſsen Gedanken zuſammen! — Und auf wem muſs alsdann die Schuld alles Unheils, das über die unglückliche Nazion kommen wird, liegen bleiben, als auf dieſen ihren Repräſentanten, die, anſtatt das Vertrauen des Königs durch ihre Klugheit und Mäſsigung zu rechtfertigen, durch den ehrſüchtigen Gedanken, alles vermögende Demagogen und Schöpfer einer neuen Konſtituzion zu ſeyn, (worin ſie, wie natürlich, die höchſte Gewalt in ihre eigenen Hände zu ſpielen wiſſen werden) ſich verführen lieſsen, das geblendete und taumelnde Volk in dieſen Labyrinth hinein geführt zu haben?

WALTHER *lächelnd.* Der Himmel wende alle böſe Vorbedeutung ab, lieber Adelſtan! Aber ich hoffe, daſs alles noch einen fröhlichern Ausgang nehmen ſoll; und inzwiſchen bin ich gewiſs, Sie, wenn Sie Zeit und Luſt haben, die Sache genauer und tiefer mit mir zu erwägen, überzeugen zu können, daſs die Französische Nazion und ihre Repräsentanten Recht haben, und daſs die Könige, die sich dermahlen zwischen Ludwig den Sechzehnten und sein Volk stellen, oder gar dem ersten behülflich seyn wollten, das andere vollends aufzureiben, sehr Unrecht daran thun würden.

ADELSTAN. Ich bin begierig zu hören, wie Sie diesen Beweis führen werden, und verspreche Ihnen alle Aufmerksamkeit, die ein so ernsthafter und für alle Menschen interessanter Gegenstand erfordert.

WALTHER. Sie haben in Ihrer Rede, worin ungefähr alles, was ein eifriger Royalist, in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, sagen kann, in Kurze zusammen gefaſst ist, eine Menge Begriffe, theoretische Sätze und Thatsachen in Verbindung gebracht, die theils deutlicher bestimmt, theils genauer aus einander gesetzt, und von allen ihren Seiten betrachtet werden müssen. Erlauben Sie mir, den Anfang mit dem Auszuge der Rede des Königs vom fünften May zu machen, den Sie zum Grund Ihres lebhaften Ausfalls gegen die Repräsentanten der Französischen Nazion gelegt haben. Die Rede darf und soll jetzt nicht seyn, wie viel Antheil das Herz des Königs an den Gesinnungen gehabt haben möge, die er in dieser Rede äuſsert; oder wie eine gewisse Hofpartey, die unter dem Nahmen der Kabale ein Gegenstand der Verwünschungen der Nazion ist, die auf Schrauben gesetzten Ausdrücke, die in dieser Rede vorkommen, ausgelegt haben würde, wenn sie die Oberhand hätte bekommen können. Das Haupt einer groſsen Nazion spricht in einem Zeitpunkte, wo es um nichts geringeres als die Verhütung einer gänzlichen Zerrüttung des Reichs und um seine politische Wiedergeburt zu thun ist, mit den Repräsentanten derselben: und diese sind berechtigt, alle Gesinnungen die er hier äuſsert, für seinen wahren Willen, und alle seine Worte in dem natürlichen Sinne, den sie in Rücksicht auf die dermahlige Lage der Sachen haben können und müssen, zu nehmen, und ihnen alle die Kraft und alle die Ausdehnung zu geben, die sie haben müssen, wenn sie nicht leere Komplimente seyn sollen.

Der König also sagte: „Dieser Tag, an welchem er sich von den Repräsentanten der Nazion, welche zu kommandieren (eine militarische Frasis!) er sich zur Ehre mache, umgeben sehe, sey ein Tag, nach dem sich sein Herz schon lange gesehnt habe. — Er habe kein Bedenken getragen, in der Zusammenberufung der allgemeinen Stände einen Gebrauch wieder herzustellen, von welchem das Reich eine neue

Stärke ziehen, und welcher der Nazion eine neue Quelle des Wohlstandes öffnen könne. — Er werde ihnen den Zustand seiner Finanzen vorlegen; nehmlich den jämmerlichsten, worin sich jemahls das Finanzwesen einer einst so reichen und mächtigen Nazion befunden hat; einer Nazion, die unter einer weisen Regierung die erste in der Welt zu seyn bestimmt war, und nun unter der seinigen durch bekannte Ursachen bis an den Rand der politischen Vernichtung herab gesunken war." — Er hoffte und erwartete von den Reichsständen, daſs sie ihm die wirksamsten Mittel vorschlagen würden, diesem Jammer abzuhelfen und eine dauernde Ordnung in seinen Finanzen herzustellen; und endigte mit einer Versicherung die entweder nichts oder alles sagt: „Alles was man von dem zärtlichsten Antheil an dem öffentlichen Wohl, alles was man von einem Suverän verlangen kann, welcher der erste Freund seines Volkes ist, das können und sollen Sie von meinen Gesinnungen erwarten."

Nun frage ich Sie: hatten diese königlichen Worte den Sinn, den sie haben müssen, wenn sie mehr als täuschende Vorspiegelungen seyn sollen? Sprach der König mit einem Haufen läppischer Knaben, oder mit Männern? mit Sklaven, oder mit Menschen, die dem unauslöschlichen Karakter der Menschheit, dem freyen Gebrauch ihrer Vernunft in Dingen, wovon ihre Existenz, ihr Wohl oder Weh abhängt, nie entsagt haben? nie entsagen wollten? nie entsagen konnten? — Die Antwort giebt sich von selbst.

Die Repräsentanten der Nazion waren also berechtigt, diese Erklärung des Königs als eine vorläufige allgemeine Einstimmung zu den Mitteln anzusehen, welche sie, nach der Weisheit und Klugheit, die ihnen der König billig zutraut, für die wirksamsten halten würden, die allgemeine Ruhe wieder herzustellen und eine dauernde Ordnung in der Staatshaushaltung zu bewirken.

Freylich hatte der König in eben dieser Rede sich verschiedener unbestimmter verschraubter Ausdrücke bedient, worin er sich einen krummen Seitenweg offen zu halten scheinen konnte. Er sprach von einem übertriebenen Verlangen nach Neuerungen, das sich der Gemüther bemächtigt habe; es war, seiner Meinung nach, nöthig, die Meinungen durch weise und gemäſsigte Belehrungen zu fixieren, wenn sie nicht ganz irre gemacht werden sollten; und eben zu diesem Ende hatte er die Herren, in vollem Vertrauen auf ihre Weisheit und Klugheit, zusammen berufen. — Aber was meinte der König unter einem übertriebenen Verlangen nach Neuerungen? Wollte er dadurch die fast allgemeine Stimme der Nazion bezeichnen, die sich schon seit mehrern Jahren immer lauter hatte hören lassen, und besonders seit den famösen Edikten vom 8ten May 1788 sich durch das Organ der Parlamente, und durch verschiedene schon sehr lebhafte Ausdrücke der erschöpften Geduld des Volkes ziemlich kategorisch erklärt hatte: „Daſs die Nazion nicht gesonnen sey, den immer weiter um sich greifenden Anmaſsungen des Despotismus und dem über ihr schwebenden Untergang länger ruhig zuzusehen.“ — Sollten also diese Ausdrücke so viel sagen: Der nicht länger zu verhehlende und vor den Augen des ganzen Europa offen da liegende jämmerliche Zustand meines Reichs und meiner Finanzen, der die Nazion schon lange allarmiert, hat endlich die meisten zur Überzeugung gebracht, wenn der Staat noch gerettet werden solle, müsse alles anders, alles besser, alles neu werden. Dabey würden aber die Herren und Damen, die sich von Zeit zu Zeit meiner Autorität zu bemächtigen gewuſst haben, ihre Rechnung nicht finden, und nicht ermangeln, eher alles auſs äuſserste zu treiben, als die Einschränkung ihrer willkührlichen Gewalt, womit die Nazion umzugehen scheint, gutwillig zuzugeben. Ich erwa also von der Klugheit der Herren Repräs tanten, daſs sie sich beeifern werden, der gar hell sehenden Nazion die nöthigen Scheu der vor die Augen zu hängen, und aller ersprieſsliche Palliative zu erfinden, verm telst deren die Sachen noch eine Zeit lang wie bisher fortgetrieben werden können, ol daſs man zu Versailles alle Augenblicke in fahr sey, sich von einigen Millionen zur V zweiflung gebrachter Menschen die Häuser ü dem Kopf anzünden zu lassen, u. s. w. — D das konnte der König nicht bey seinen W ten denken; wenigstens sind wir ihm, u war also die Nazionalversammlung noch vi mehr ihrem Könige so viel Respekt schuld zu glauben, daſs dieſs seine Meinung schle terdings nicht habe gewesen seyn können. A kein Respekt vor der königlichen Majestät ka weder sie noch uns verhindern, höchst wa scheinlicher Weise zu vermuthen, daſs nic die Nazion übertriebene Meinungen, v ihrem Elend und von dem einzig noch übrigen Rettungsmittel, wohl a der König selbst etwas verworrene, schwanken und übertriebene Meinungen von d Grenzen der ihm rechtmäſsig gebührend Autorität gehabt haben könnte, welche, sie bisher die Quelle von sehr groſsen u verderblichen Irrungen gewesen, v der Nazionalversammlung nothwendig durch weise und gesetzmäſsige Belehrungen berichtiget, und auf das Wahre, das Könige so selten zu hören bekommen, fixiert werden müssen.

Daſs dieſs wirklich der Fall gewesen sey, werden Sie, lieber Adelstan, um so weniger bezweifeln, wenn Sie Sich der Maximen und der Verfahrungsart erinnern, die der Hof schon seit mehrern Jahren den Parlamenten entgegen setzte, welche bisher noch die einzige wiewohl unzulängliche Schutzwehre der Rechte der Nazion gewesen waren: besonders, wenn Sie Sich erinnern, mit welcher Zuversicht, in der durch ihre Folgen so wichtig gewordenen königlichen Parlamentssitzung vom 19ten Novemb. 1787, der damahlige Groſssiegelbewahrer Lamoignon in seiner langen Rede die despotischen Sätze, daſs die gesetzgebende Macht in der Person des Suveräns ohne Abhängigkeit, ohne Theilnahme von andern, sich befinde, und daſs der König, als suveränes Haupt der Nazion, nur Gott allein von der Ausübung seiner höchsten Gewalt Rechenschaft zu geben habe, für unveränderliche Grundsätze der Französischen Monarchie erklärte. Dieſs hörte der gegenwärtige König seinem in Ceremonie versammelten Parlament ins Gesicht sagen: und wiewohl der Herr Groſssiegelbewahrer sehr verlegen gewesen seyn sollte, wenn er die Urkunde des Grundgesetzes, d. i. des deutlich und bestimmt ausgedruckten Willens der Nazion, „dem Könige die unumschränkte gesetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt auf ewig zu überlassen,“ auf den Parlamentstisch hätte legen müssen; so hatte doch der König nie was andres gehört, hatte wohl nie einen Augenblick daran gezweifelt, daſs er von der Ausübung seiner unumschränkten Alleinherrschaft und Allgewalt nur Gott allein Rechenschaft zu geben habe, 3) und muſs also natürlicher Weise unendlich befremdet seyn, nun auf einmahl von seinen getreuen Nazionalständen belehrt zu werden, man könne und müsse von ihm erwarten, und

---

3) Man würde sich, Dank sey dem Himmel! in unsern Tagen lächerlich machen, wenn man es noch für nöthig fände, alle die Ungereimtheiten zu entwickeln, die in dieser unaussprechlichen Absurdität liegen, die nur von einem Menschen, der gar nichts bey seinen Worten denkt, ausgesprochen werden kann. Ich begnüge mich also nur so viel davon zu sagen, daſs nach dieser Maxime der König von Frankreich noch despotischer und willkührlicher mit seinen Unterthanen verfahren dürfte, als der Groſssultan selbst, der seinen Türken für die Art, wie er seine höchste Gewalt ausübt, sogar mit seinem Kopfe stehen muſs.

erwarte wirklich von ihm, daſs er diesen anmaſslichen unveränderlichen Grundsätzen der Französischen Monarchie auf immer entsage, und sich gefallen lasse, daſs die Nazion, da sie nun einmahl der stärkere Theil ist, sich in den Genuſs ihrer unverlierbaren Rechte wieder einsetze, sich eine Konstituzion gebe, die vernünftiger Wesen würdig ist, und ihren König von der traurigen Möglichkeit erlöse, sie, gegen seine Absicht, durch den bloſsen Gebrauch, den etliche Wenige von seinem Nahmen machen, zu Grunde richten zu lassen, ohne daſs er selbst begreift wie es damit zugeht. Ich wiederhohle es, solche unerhörte Neuerungen mögen wohl einem Monarchen, der immer nur *uno minor Jove* zu seyn glaubte, sehr auf die Brust fallen: aber sein guter natürlicher Verstand wird sich, eher als man glaubt, darein zu finden wissen. Er wird sich (wenigstens ist es für seine und seines Reiches Ruhe zu wünschen) mit dem groſsen Grundsatz aller Monarchien, — „die Nazion sey nicht um ihres Königs, sondern der König um der Nazion willen in der Welt,“ — so gut als mit allen natürlichen Folgerungen aus demselben, unvermerkt, wie die ersten Araber mit dem ersten Kamehl, familiarisieren; kurz, er wird zuletzt selbst finden, daſs der Fall, worin er sich befindet, gerade die Auflösung jenes berühmten Hesiodischen Räthsels und in seiner Lage die Hälfte unstreitig mehr als das Ganze ist.

ADELSTAN. Sie sind so gut im Zuge, lieber Walther, daſs ich Sie ungern unterbreche: aber ich kann mich nicht erwehren, Sie an den sehr merkwürdigen Umstand zu erinnern, den auch der Siegelbewahrer dem Parlament unter die Augen zu halten nicht vergessen hat, „daſs die despotischen Grundsätze, gegen welche sich die Nazion nun so heftig auflehnt, sich wörtlich in einem *Arreté* des Pariser Parlaments vom 20sten März 1766 befinden.“ Was können Sie einer solchen Autorität entgegen setzen?

WALTHER. Schon im Jahre 1751 gaben vierzig Parlamentsadvokaten zu Paris die förmliche Erklärung von sich: daſs das Königreich Frankreich ein bloſs monarchischer Staat sey, und daſs die höchste Gewalt sich allein in der Person des Königs befinde. Hiergegen behauptete im Junius 1788 die *Commission intermediaire de Bretagne* in ihrem gedruckten *Memoire*, wie billig: „Vierzig Pariser Advokaten könnten fünf und zwanzig Millionen Menschen ihrer Rechte nicht durch einen bloſsen Spruch berauben.“ Eben dasselbe gilt von dem Pariser Parlamente selbst, das seit der sonderbaren Rolle, die es in den Unruhen der Fronde spielte, mehr als Einmahl seinen

Grundsätzen durch seine Handlungen, oder seinen Handlungen durch seine Grundsätze widersprochen hat, aber wenigstens in den letzten Jahren Ludwigs XV. und im Lauf der jetzigen Regierung in standhafter Behauptung gesunder Grundsätze sich selbst immer gleich geblieben ist.

Allein, wenn dieſs auch nicht wäre, was könnten die Beschlüsse oder Handlungen des Parlaments den Rechten der ganzen Nazion benehmen, da nicht einmahl die Nazion selbst — wenn sie auch jemahls unsinnig genug gewesen wäre, ihrem Recht an Freyheit und Sicherheit ihres Eigenthums förmlich zu entsagen — ihren Nachkommen das geringste dadurch hätte vergeben können? Auch der schamloseste Anhänger des Despotismus kann sich nicht einfallen lassen, daſs die Französische Nazion diese unverlierbaren Rechte des Menschen und des Bürgers nicht habe. Aber sie hatte bisher keine Konstituzion, die ihr den wirklichen Genuſs derselben hinlänglich versicherte; und die Könige hatten sich, seit dem Tode Heinrichs IV. einer willkührlichen Gewalt über das Vermögen und die persönliche Freyheit der Bürger, aller Vorstellungen, Reklamazionen und Protestazionen ihrer getreuen Parlamente ungeachtet, angemaſst, die mit jenen Rechten unverträglich ist. Unendliche Miſsbräuche dieser willkührlichen Gewalt, welche sich dem gänzlichen Despotismus immer mehr näherte, mit einer eben so willkührlichen, unordentlichen und verderblichen Verwaltung der Staatseinkünfte, hatten das Reich endlich an den Rand des Verderbens gebracht. Es war kein anderes Rettungsmittel mehr übrig als die Zusammenberufung einer allgemeinen Reichsversammlung: und was für ein anderes Mittel könnte diese, wenn sie auch aus lauter Göttern bestände, ausfündig machen, dem seiner gänzlichen Auflösung so nahe gebrachten Staatskörper neues Leben mitzutheilen, als eine Konstituzion, welche sowohl die bisher unbestimmten Rechte des Thrones, als die zu oft verletzten Rechte der Nazion bestimmt und auf immer befestiget?

Wer den Zweck will, der will auch die Mittel, ohne welche jener nicht erhalten werden kann. Die Nazionalversammlung konnte, durfte, muſste also jene Worte des Königs als eine allgemeine Beystimmung zu allem, was sie nach ihrer Weisheit und Klugheit zu Herstellung einer dauernden Ruhe und Ordnung unumgänglich nöthig finden würde, aufnehmen. Es ist wahr, der König, von Personen, die immer eine groſse Gewalt über sein Gemüth gehabt hatten, gegen die Gesinnungen des dritten Standes (der sich selbst unter dem Nahmen der *Assemblée Nationale* für die wahren Repräsentanten der Nazion erklärt hatte) miſstrauisch gemacht, und von einem ansehnlichen Theile der beiden ersten Stände selbst irre geleitet, vernichtete in seiner Sitzung vom 23sten Junius die Beschlüsse der Nazionalversammlung vom 17ten, und schrieb den versammelten Repräsentanten aller drey Stände Gesetze vor, deren Beobachtung den groſsen Zweck ihrer Versammlung unfehlbar vereitelt, und aus der ganzen Sache ein schales Possenspiel, das sich bloſs zu Vaudevillen und Pontneufs - Gesängen qualificiert hätte, gemacht haben würde. Aber offenbar wurde bey diesem und allen folgenden gewaltsamen Schritten, wozu ihn die Hofpartey vermochte, seinem natürlichen guten Verstand und seinem Herzen Gewalt angethan, — wie er in der Folge selbst bekannte. Man spiegelte ihm falsche Begriffe von der Ausdehnung seiner rechtmäſsigen Machtgewalt vor; man zeigte ihm die Absichten und Handlungen des dritten Standes in einem falschen Lichte; schilderte ihm denselben als einen fanatischen Haufen aufrührischer Republikaner ab, die auf nichts geringeres ausgingen als den Thron umzustürzen, oder wenigstens dem Könige nichts als den bloſsen Nahmen übrig zu lassen, u. s. w.

Sie können Sich vorstellen, ob es der Kabale, von welcher der gute König überall umringt war, an Kunstgriffen fehlen konnte, solchen Vorspiegelungen Farbe und Haltung zu geben, und wie das alles auf einen Fürsten wirken muſste, der von Kindheit an nur verworrene Begriffe von der königlichen Allgewalt bekommen hatte, und sich nun durch seine Ehre verbunden hielt, den Anmaſsungen eines aufrührischen Volkes seine ganze Standhaftigkeit entgegen zu setzen.

ADELSTAN. O sehr gut kann ich mir das vorstellen! Aber verzeihen Sie mir, daſs ich Sie schon wieder unterbrechen muſs. Da Sie wohl selbst nicht läugnen wollen, daſs sich der König seit mehr als Einem Jahrhundert im Alleinbesitz der suveränen Machtgewalt befand, und da die zwey ersten Stände allem beystimmten, was er in jener Sitzung vom 23sten Jun. als seinen höchsten königlichen Willen (welcher immer für die Quelle der Gesetze anerkannt worden war) erklärt hatte: mit welchem Rechte konnte der dritte Stand sich dem, was der Wille des Königs und der zwey ersten Stände war, entgegen setzen? Berechtigte dieser hartnäckige Widerstand die Rathgeber des Königs nicht ganz natürlich zu allen den nachdrücklichen Maſsregeln, die man ihn nehmen lieſs? Muſste man die Repräsentanten des dritten Standes, die sich selbst zur Nazionalversammlung aufgeworfen hatten, und durch den erfolgten Beytritt der Majorität der Klerisey und der Minorität des Adels noch übermüthiger geworden waren, nicht billiger Weise als aufrührische und mit höchst gefährlichen Anschlägen schwanger gehende Demagogen betrachten? Und würde nicht selbst ihre (wie es scheint) beschlossene Verhaftnehmung für einen Schritt, den die Ruhe des Staats nothwendig gemacht habe, angesehen worden seyn, wenn der Erfolg die Maſsregeln der königlichen Partey gerechtfertigt hätte?

WALTHER. Lassen Sie uns also, um mit diesen Dingen ins Klare zu kommen, Fakta und Recht im eigentlichen Verstande des Wortes wohl von einander unterscheiden. Nicht der Wille eines Menschen, sondern die allgemeine Vernunft (welche allein entscheiden kann, was die wahre *Ratio Status* sey) — sie mag sich nun durch das Organ eines Einzigen oder mehrerer mit hinlänglichen Verstandeskräften und Einsichten begabter Menschen erklären — ist die Quelle aller Gesetze für vernünftige Wesen. Der Wille der Hofpartey, durch welche auch dieſsmahl (wie schon so oft) das gute Gemüth des Königs überrascht oder überwältigt worden war, — der Wille der

Minorität der Klerisey, d. i. der vornehmsten Prälaten, die immer auf die Hofseite hinken, und der Wille der Majorität des Adels, dessen Privatinteresse bey dem bisherigen Despotismus des Hofes seine Rechnung besser fand als bey einer auf das wahre Nazionalinteresse gegründeten Konstituzion, dieser dreyfache Wille war freylich: daſs alles (so viel nur immer möglich) beym Alten bleiben sollte. Und dabey würde es auch geblieben seyn, wenn der dritte Stand sein Recht nicht so männlich und standhaft zu behaupten gewuſst hätte.

Aber — ich bitte Sie, diesen groſsen Punkt nie aus den Augen zu verlieren — die Nazion war nicht zusammen berufen worden, Palliative für die tödtlichen Gebrechen und Wunden des Staats zu erfinden, sondern sie von Grund aus zu heilen. Der Grund des Übels lag erweislich, oder vielmehr augenscheinlich, in dem Mangel einer geschriebenen, vom Könige und der Nazion anerkannten und beschwornen Grundverfassung. Bloſs aus Mangel derselben war die unbestimmte königliche Autorität nach und nach über alle rechtmäſsige Grenzen, — d. i. über die Grenzen, in welche das Naturrecht, der erste Zweck aller bürgerlichen Gesellschaft, das allgemeine Beste, kurz die Natur der Dinge und die Vernunft sie einschlieſst, — ausgedehnt worden; und bloſs aus dieser unrechtmäſsigen Ausdehnung waren alle Miſsbräuche der höchsten Gewalt, so wie aus dieser alle Gebrechen des Staats und ihr Resultat, ein unbeschreibliches Nazionalelend, natürlicher Weise entstanden.

Eine Konstituzion muſste also errichtet werden. Alle drey versammelte Stände des Reichs waren schuldig, an derselben mit vereinigten Kräften zu arbeiten. Da aber die beiden ersten Stände (oder vielmehr die Minorität des ersten und die Majorität des andern) ihre Abgeneigtheit, Hand an dieses groſse Werk zu legen, deutlich genug gezeigt hatten, sollte es nun um dessentwillen liegen bleiben? Wenn ein Volk, wie das Französische, durch seine besten, d. i. aufgeklärtesten, geschicktesten, und rechtschaffensten Männer repräsentirt werden soll, ist es da nicht (vermöge der Natur der Sache) der kleinere Theil des hohen Adels (verzeihen Sie mir, lieber Adelstan, daſs ich eine Thatsache, die Sie selbst nicht läugnen werden, so gerade heraus sage) und der gröſsere Theil der Vorzüglichsten unter den beiden übrigen Ständen, der dazu erwählt werden muſs? — Oder, soll in einer Nazionalsache die überwiegende Zahl entscheiden, ist es auch alsdann nicht der dritte Stand? Unter den vier oder fünf und zwanzig Millionen freyer Menschen, woraus die Französische Nazion besteht, macht der gesammte Adel mit der gesammten hohen Klerisey, der Zahl nach, nur ein sehr kleines Häufchen aus. Der König würde, auch ohne Erzbischöfe und andere groſse Prälaten, auch ohne Ducs, Marquis, Comtes, Vicomtes und Barons, mit dem Rest der Nazion ein sehr groſser Monarch bleiben: aber was würde er ohne den dritten Stand seyn?

Es war also Natur der Sache, daſs sich der dritte Stand zur Nazionalversammlung konstituierte; zumahl, da man bereits sehr wohl wuſste, daſs der gröſsere Theil der Klerisey und die aufgeklärtesten und edelgesinntesten des Adels sich in kurzem mit ihm vereinigen würden; wie es auch (ungeachtet der abschreckenden Anstalten, die der Hof zu machen anfing) binnen wenigen Tagen erfolgte.

So viel, lieber Adelstan, von dem was in diesen Begebenheiten recht ist. Und nun lassen Sie uns die Sache aus dem gewöhnlichen Gesichtspunkte der Politiker betrachten, wo die überwiegende Macht entscheidet was gelten soll, und wo Der Recht hat, für den sich der Erfolg, oder (wie Lukan sagt) die Götter erklären.

Wer hatte also seine wirkliche Übermacht besser berechnet, die Hofpartey oder die Nazionalversammlung? Der Erfolg entschied es in wenigen Stunden. Den drey und zwanzigsten Junius, Vormittags um zehn Uhr, kassierte und annullierte der König in der Versammlung aller drey Stände alles was der dritte Stand bisher beschlossen hatte. — An eben diesem Tage erschien Abends um neun Uhr der König auf einem Balkon des Schlosses zu Versailles, und kündigte dem Volke an: „Daſs die des Vormittags gehaltene königliche Sitzung als nicht geschehen betrachtet werden sollte.“ — Die Repräsentanten hatten also den Willen des Volkes sehr wohl verstanden, und seine Machtgewalt sehr richtig überrechnet. Freylich ging es stürmisch dabey zu. Aber wir sprechen jetzt auch bloſs von dem, der Recht behält, weil er die meisten Arme und den entschlossensten Willen hat.

Billig hätten der Hofpartey, deren böse Räthe und Zudringlichkeiten die königliche Autorität an diesem Tage so entsetzlich bloſs gestellt hatten, die Augen nunmehr aufgehen sollen. Aber sie verlieſsen sich auf die Armee, auf das Kanonenrecht und auf die unüberwindliche Bastille. Der Erfolg zeigte abermahl daſs sie falsch gerechnet hatten. Ein groſser Theil der versammelten Truppen wollte nicht gegen seine eigene Nazion fechten; die Kanonen kamen in die Hände des Volks, und die furchtbare Bastille war binnen drey Stunden gestürmt und erobert. Als der König den siebzehnten Julius nach Paris kam, um sich in die Arme seines Volkes zu werfen, und, so zu sagen, sich auf ewig mit demselben auszusöhnen, fand er über zweymahl hundert tausend Menschen in Waffen, unter welchen vielleicht dreyſsig tausend Soldaten waren, die von der königlichen Armee zur Nazionalmiliz übergegangen waren. Hätte ihn sein guter Genius (der noch in der Nacht vom funfzehnten durch die Herzoge von Liancour und Villeroi die Oberhand über die so genannte Kabale erhielt) nicht dieses einzige Mittel sich und das Reich zu retten eingegeben; hätten die Eingebungen seiner bösen Dämonen den Sieg erhalten: was hätten alle seine Armeen gegen eben so viel Heere, als Intendancen in Frankreich sind, ausrichten wollen? „Die Nazion, sagte damahls ein Pariser Blatt, ist ein Riese, der alle Tage um hundert Ellen wächst: der Hof ein Zwerg, der so lange abnehmen wird, bis er gar nichts mehr ist: dann bleibt nichts übrig als der König und die Nazion; und mehr ist auch nicht nöthig.“

Alles dieſs hatte die Nazionalverſammlung nach ihrer Weisheit und Klugheit voraus gesehen!

Glücklicher Weise kann Frankreich hoffen, daſs der neuliche verhaſste Ausbruch der Volkswuth, dessen Opfer ein paar Unglückliche geworden sind, welche freylich nicht schlimmer als so viele andere ihres gleichen waren, die letzte Scene dieser Art in Paris seyn werde. Alles nähert sich seit dem entscheidenden Schritte, den der König am siebzehnten Julius gethan hat, einem zum Vergnügen sowohl des Königs als seines Volkes ausschlagenden Ausgange. Der König hat in seinem Schreiben an Herrn Necker 4) anerkannt, daſs er getäuscht worden, daſs man seinem Karakter Gewalt angethan habe. Er hat sich, wie die Nazionalversammlung in ihrem *Arreté* vom vier und zwanzigsten Julius sagt, gröſsere Rechte als jemahls auf das Ver-

---

4) Dieses Schreiben des Königs ist zu merkwürdig, um es hier nicht wörtlich einzurücken. Es lautet so: *J'ai été trompé sur vôtre compte; on a fait violence à mon caractere. Me voilà enfin éclairé. Venez, venez, Mr. sans delai reprendre vos droits à ma confiance, qui vous est acquise à jamais. Mon coeur vous est connu. Je vous attends avec toute ma Nation, et je partage bien sincerement son impatience. Sur ce, etc.* *Louis.*

trauen seiner getreuen Unterthanen erworben; er hat alle Rathgeber, welche ein Gegenstand der Beunruhigung für die Nazion seyn konnten, von seiner Person entfernt; er hat diejenigen, deren Wiederkunft sie wünschte, zurück berufen; er ist (am funfzehnten Julius) in der Nazionalversammlung mit dem unbeschränkten Vertrauen eines Vaters, der sich mitten unter seinen Kindern sicher weiſs, erschienen, und hat sie ersucht, daſs sie ihm den Staat retten helfen möchten. Mit eben dieser Gesinnung ist er in seine Hauptstadt gekommen, um sich mitten unter sein Volk zu mengen, (es ist unmöglich die ganze Energie der Französischen Redensart, *pour se confondre avec son peuple*, auszudrücken) und durch seine Gegenwart alle Besorgnisse desselben zu zerstreuen. Seine Absichten sind eines Abkömmlings von Heinrich dem Vierten würdig; und alles müſste uns täuschen, oder Er ist eben so willig die gerechten Forderungen der Nazion anzuerkennen, al **diese** es ist, die wesentlichen Rechte de Thrones auf immer zu befestigen. „Auf dies (sagt ein Französisches Blatt) eben sowoh als auf die unverjährbaren Rechte der Nazio und ihre Liebe zu ihrem Suverän, wird di Freyheit des Französischen Volkes gegründe werden, und auf diesem Grunde wird sie une schütterlich seyn. Auf demselben wird die Na zionalversammlung das Monument aufführe das dem ganzen Europa ankündigen wird, Frankreich habe sich frey gemacht, — nicht von dem Gehorsam, der seinem gesetzmäſsigen Suverän gebührt, als dessen wahres Interesse ist, über ein glückliches Volk, nicht über Sklaven, zu regieren, — sondern von dem Joch einer verkappten Aristokratie, unter welchem es in den beiden letzten Regierungen geseufzet hat, — dem einzigen Joche, dem sich die Franzosen zu entziehen Ursache hatten, und welches sie endlich so glücklich gewesen sind abzuschütteln."

Adelstan. Wollte doch der Himmel, daſs diese schöne Weissagung in die vollständigste Erfüllung gehen, und der Altrömische Gott *Bonus Eventus* (der die Miſsgriffe und falschen Schritte der armen Sterblichen so oft wieder gut machen muſs) auch dieses Mahl alles, was auf allen Seiten und von allen Parteyen gefehlt worden ist, durch einen so wünschenswürdigen Ausgang zum Besten kehren möchte! Aber ich weiſs nicht welche geheime Ahnung mir nicht erlauben will, mich einer so süſsen Hoffnung zu überlassen, und den Führern der Parteyen so viel Tugend, den Aristokraten so viel Edelmuth, dem Volke so viel Mäſsigung, der Nazionalversammlung so viel Weisheit, und dem guten König Ludwig dem Sechzehnten so viel Muth und Festigkeit zuzutrauen, als sie alle besitzen müſsten, wenn diese für Frankreich, für ganz Europa, für die ganze Menschheit so unendlich wichtige Revoluzion ein so gutes Ende nehmen sollte, als Sie, mein Freund, aus wohlmeinendem Herzen hoffen, und ich, ohne es zu hoffen, mit Ihnen wünsche. 5)

---

5) Wie weit das Französische Volk am 7ten November 1796 noch von dem beneidenswürdigen Wohlstand entfernt war, der ihm im Jahre 1789 von seinen damahligen politischen Wundärzten als ganz nahe angekündigt wurde, scheint der Bürger Richard, Mitglied des *Conseil de* 500, auſser allem Zweifel gesetzt zu haben, da er an besagtem Tage dem Conseil folgendes Gemählde von dem Zustande **der meisten Departements** machte: „*La plûpart des Departemens sont devastés par des bandes de brigands, qui d'un bout de la France à l'autre s'entendent pour la ravager. Des vols et des assassinats journaliers, des crimes dont on ne trouve des exemples que dans les tems de barbarie et chez les peuples les plus sauvages, des tortures qui font frémir, — tel est le tableau raccourci des horreurs, auxquelles se trouvent exposés les malheureux habitans des campagnes.*“ Anmerkung des Herausgebers im Jahre 1796.

II.

KOSMOPOLITISCHE ADDRESSE
an die Französische Nazionalversammlung,

von

Eleutherius Filoceltes.

Im Oktober 1789.

Hochmögende Herren!

Ich bin zwar nur ein einzelner unbedeutenter Weltbürger, und spiele, Dank sey den Göttern! in den tragikomischen oder komitragischen Haupt- und Staatsakzionen, die auf dem allgemeinen Weltschauplatze aufgeführt werden, weder eine groſse noch kleine Rolle. Da ich aber gleichwohl die Ehre habe ein Mensch zu seyn, und als solcher genöthigt bin, an allen menschlichen Dingen mehr oder weniger Antheil zu nehmen: so habe ich mich nicht entbrechen können, auch bey dem höchst interessanten und in seiner Art einzigen groſsen Drama, welches Ew. Hochmögenden dem übrigen Europa auf Unkosten Ihrer Nazion zum Besten zu geben geruhen, von dem Augenblicke, da der Vorhang aufgezogen wurde, bis zu dieser Stunde, einen der aufmerksamsten und wärmsten Zuschauer abzugeben.

Vermöge des Ordens, zu welchem ich mich bekenne, hege ich sowohl von den Rechten und Pflichten des Menschen als von dem letzten Zweck aller bürgerlichen Einrichtungen mit Ew. Hochmögenden ziemlich einerley Begriffe. Ich konnte also denjenigen unter Ihnen, die seit der Eröffnung des Reichstages mit eben so viel Weisheit als Muth und Standhaftigkeit den geheimen Bemühungen, wodurch eine andere Partey die wohlthätigen Absichten Ihrer Zusammenberufung vereiteln zu wollen schien, entgegen arbeiteten, meinen Beyfall nicht versagen. Ich gestehe sogar, daſs die vorbelobten Eigenschaften, und der heldenmüthige, zu jeder Aufopferung eigener Vortheile bereitwillige Patriotismus, der alle Ihre Reden zu beseelen, alle Ihre Schritte zu leiten schien, mir eine so leidenschaftliche Bewunderung für Sie, und so warme Wünsche für den glücklichen Erfolg der weisen Entwürfe einflöſste, die ich Ihnen zuzutrauen mich verbunden glaubte, daſs ich auch da, wo mir Ihre Schritte zu rasch, Ihre Maſsnehmungen zu gewagt zu werden schienen, lieber ein Miſstrauen in die Richtigkeit meines Urtheils als in die Weisheit des Ihrigen setzte. Mit Einem Wort — es gehörte die enthusiastische Scene der berühmten Nacht vom vierten August dazu, um meine Augen zu entzaubern, und mir die ganze Reihe von Handlungen, wodurch Sie Sich seit der Entfernung und Wiederkunft des Herrn Necker karakterisiert haben, in dem Lichte zu zeigen, worin sie, so viel ich wahrnehmen kann, allenthalben von allen unbefangenen und kaltblütigen Zuschauern gesehen wird.

Seit dieser Zeit sind, ich kann es nicht bergen, einige Zweifel über die Art und Weise, wie Sie das Werk der Palingenesie der Französischen Monarchie angefangen haben, in mir aufgestiegen; und diese Zweifel haben sich bey einigem Nachdenken in eine Anzahl von Fragen aufgelöst, wovon ich mir hiermit die Freyheit nehme Ew. Hochmögenden eine kleine Probe vorzulegen. Nicht als ob ich so eitel und zudringlich wäre mir zu schmeicheln, daſs Sie es der Mühe werth finden sollten, sie einer von Ihren vielen *Comités* zur Untersuchung zu übergeben, um auf erstatteten Bericht darüber zu debattieren, und nach einer Anzahl für und wider gehaltener eleganter Reden den Beschluſs zu fassen: *qu' il n' y a lieu à deliberer;* sondern weil es, da diese Fragen doch an Jemand gerichtet seyn müssen, am natürlichsten schien, sie an diejenigen zu richten, die den Anlaſs dazu gegeben haben.

Ich nehme mir also die kosmopolitische Freyheit, in aller geziemenden Ehrerbietung zu fragen:

I.

Ist das Recht, dessen Sich Ew. *Hochmögenden* im Nahmen des Französischen Volkes dermahlen bedienen, der Französischen Monarchie *eine neue Konstituzion* zu geben, *ein allgemeines unverlierbares Naturrecht*, das allen Völkern ohne Ausnahme zu allen Zeiten zukommt, so bald sie sich dessen zu bedienen Lust und Belieben tragen? Oder kommt es allen Völkern nur in *dem* Falle zu, wenn sie ihren Zustand unter der gegenwärtigen Staatsverfassung nicht länger erträglich finden? Oder ist es etwa ein besonderes *ausschlieſsliches Vorrecht*, dessen sich die Französische Nazion ganz allein zu erfreuen hat?

Die Beantwortung dieser drey Fragen — in welche die groſse *Frage aller Fragen*: „worauf gründet sich das Recht der Franzosen, im Jahre 1789 ihre alte Konstituzion von Grund aus umzustürzen und eine ganz neue zu errichten?“ von selbst zerfällt —

scheint einigen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Wie man sie auch auflöset, so entstehen neue Fragen, auf welche die Antwort immer schwerer wird.

Wenn das besagte Recht ein allgemeines Naturrecht ist, folgt daraus nicht unmittelbar:

Daſs jede groſse oder kleine Nazion auf dem Erdboden, ohne Ausnahme, zu allen Zeiten, so bald sie es für gut befindet, befugt ist, dasselbe in Ausübung zu bringen?

Folgt nicht ferner: daſs, da der Wille des Menschen so veränderlich ist als seine Vorstellungsart, und als die Eindrücke die er von auſsen empfängt, ein jedes Volk die Konstituzion, die es sich heute gegeben hat, in vier Jahren oder vier Monaten oder auch in vier Wochen oder Tagen, kurz so oft es ihm einfällt, wieder einwerfen und eine neue machen kann und darf?

Und muſs nicht endlich, als eine dritte ganz natürliche Folgerung, zugegeben werden: daſs mehr besagtes Recht sich auf jede besondere Provinz, jede Stadt, jeden Marktflecken, jedes Dorf, kurz auf jede besondere Gemeinheit, ja sogar auf jede einzelne Familie erstreckt? sintemahl ihnen allen, kraft ihrer natürlichen Freyheit, die Autonomie, oder das Recht sich selbst Gesetze zu geben, eben so gut und eben so unverlierbar zukommt als der gröſsten Nazion in der Welt, und dergestalt zukommt, daſs sie sich desselben niemahls auf eine nur für sich selbst, geschweige für ihre Nachkommen verbindliche Art begeben können?

Wenn es nun, wie ich glaube, mit diesen spekulativen Folgerungen seine Richtigkeit hat, was für praktische Folgen möchten sich wohl daraus — zumahl wenn man von den Erfahrungen, welche die Französische Nazion seit acht Wochen hierüber zu machen das Glück gehabt hat, auf ähnliche Fälle schlieſsen darf — auf die Ruhe und den Wohlstand, ja selbst auf die Sicherheit des Eigenthums und Lebens der Bürger eines jeden Staats in Europa verbreiten?

Wofern aber das mehr besagte Recht einem jeden Volke nur alsdann zukommt, wenn demselben — wie dermahlen bey den Franzosen der Fall gewesen zu seyn scheint — sein bisheriger Zustand unerträglich geworden ist; so fragt sich:

Liegt der Grund, warum wir uns übel befinden, immer auſser uns? Oder haben wir ihn nicht vielmehr in den meisten Fällen, auch wenn wir ihn auſser uns zu finden vermeinen, in uns selbst zu suchen?

Ist es nicht eine Regel der Weisheit, seinen gegenwärtigen Zustand, so lang' er noch erträglich ist, nicht mit Gefahr eines weit schlimmern zu verändern?

Wer soll darüber erkennen, ob der Fall, wo die gegenwärtige Konstituzion nicht länger erträglich ist, wirklich eingetreten sey oder nicht? Giebt es hierüber einen andern rechtmäſsigen Richter als eines jeden Gefühl und Urtheil? Oder wer hat das Recht, einem freyen Volke zu sagen: So viel muſst du erträglich finden! Diese Bedrükkung muſst du dir gefallen lassen!

Wenn es nun (wie bisher die allgemeine Erfahrung seit so manchen Jahrtausenden selbst in den freyesten Staaten gelehrt hat) fysisch und moralisch unmöglich ist, daſs eine Nazion im Ganzen und in allen ihren Theilen immer mit ihrem Zustande zufrieden sey;

Wenn es unmöglich ist eine Konstituzion zu erfinden, kraft deren die Menschen aufhören dem Irrthum und den Leidenschaften, woraus ihre meisten Übel entspringen, unterworfen zu seyn;

Wenn es keine Konstituzion giebt, welche die Ungleichheit unter den Bürgern einer groſsen politischen Gesellschaft aufhebe; und wenn es unläugbar ist, daſs bloſs aus dieser Ungleichheit, in ihrer unvermeidlichen Verbindung mit den übrigen Ursachen die auf den Zustand der Menschen wirken, nach und nach eine unzählige Menge von Partikular- und Individualübeln entspringen, die denjenigen, die davon gedrückt werden, oft äuſserst lästig fallen: wenn alles dieſs unläugbar ist —

Was läſst sich anders erwarten, als daſs die Bürger des Staats (zumahl wenn ihnen *ihre ewigen und unverlierbaren Menschenrechte* so deutlich und nachdrücklich, wie Ew. Hochmögenden *in Ihrer Weisheit* zu thun für gut gefunden haben, *deklariert und eingeschärft* worden sind) jeden äuſsern Druck, jedes Ungemach ihrer Lage, jede Kollision ihres Privatnutzens mit dem gemeinen Besten, ihrer Leidenschaften mit den Gesetzen, ihrer Wünsche und Erwartungen mit dem was ihnen wirklich von der Konstituzion gewährt wird, *unerträglich* finden, und also, bey jeder etwas mehr als gewöhnlich auffallenden Veranlassung, *sich selbst helfen*, ihre gesetzgebende Macht in Ausübung bringen, und die Konstituzion vortheilhafter für sich eingerichtet zu sehen verlangen werden?

Ich kann Ew. Hochmögenden nicht bergen, der weltbürgerliche Antheil, den ich an dem Wohl und Weh der sämmtlichen Einwohner von Europa (als des verhältniſsmäſsig aufgeklärtesten und glücklichsten Theils unsers Planeten) zu nehmen genöthigt bin, macht mich nicht wenig für die Folgen besorgt, die aus solchen Grundsätzen ganz natürlich entspringen dürften.

Es bedarf eben keiner übernatürlichen Exaltazion der natürlichen Vorhersehungskraft unsrer Seele, um zu weissagen: daſs eine jede Konstituzion (wie sie auch entstanden seyn mag) auf einem sehr unsichern Grunde stehe, wenn jedes Gefühl von Unbehaglichkeit und Druck dem Volke das Recht giebt, das Joch der bisherigen Gesetze, der bisherigen Verfassung und Einrichtung, worauf die Ruhe und Sicherheit des Staats gegründet war, abzuschütteln, in den Stand der natürlichen Freyheit und Anarchie zurück zu treten, und alle diejenigen als seine Feinde zu behandeln, die mit der bisherigen Konstituzion entweder zufrieden sind, oder sie wenigstens erträglich genug finden, um keine andere — die das Volk ebenfalls wieder umwerfen kann so bald es will — für einen so hohen Preis erkaufen zu wollen, als — derjenige ist, für welchen Ew. Hochmögenden dem Pariser Volke die Satiſfakzion verschafft haben, Se. Allerchristlichste Majestät zu seinem Subdelegierten zu machen und Dero Staatsräthe an Laternenpfähle aufzuhängen.

Ich gestehe demnach, daſs ich um der allgemeinen Ruhe und Sicherheit willen aufrichtig wünsche, Ew. Hochmögenden möchten so glücklich seyn, in den Archiven der grofsen Göttin Natur (oder des höchsten Wesens, in dessen Gegenwart und unter dessen Auspicien Sie die Rechte des Menschen und Bürgers zu deklarieren angefangen haben) das Original eines Freybriefes zu finden, vermöge dessen das Recht, sich eine neue Konstituzion zu geben so oft es dem Volke beliebt, — ein ausschliefsliches Privilegium der Französischen Nazion wäre, das von keiner andern zum Grunde oder Vorwande gebraucht werden dürfte, hinzugehen und defsgleichen zu thun.

II.

Sie haben Recht, Hochmögende Herren, Sich so unerschrocken und eifrig gegen monarchischen und aristokratischen Despotismus zu erklären: nur, erlauben Sie mir zu fragen, worin der demokratische Ihrer Meinung nach besser ist, und ob er eine Nazion glücklicher, reicher und mächtiger machen kann als jene?

Die Franzosen werden zwar das erste Beyspiel einer Nazion von vier und zwanzig Millionen Menschen seyn, die unter einer demokratischen Konstituzion glücklich wäre; und die Erfahrung (die in Sachen dieser

Art das zuverlässigste Orakel ist) kann uns also noch nicht belehren, wie gegründet die Hoffnung sey, die Sie Sich von der Gröſse und Dauer dieser Nazional-Glückseligkeit machen, und wie bald und wie lange Frankreich das *Pais de Cocagne* seyn und bleiben werde, wovon das Volk in seinem neuen Freyheitsrausche so süſse Träume träumt. Bis dahin mag es also immer erlaubt seyn ein wenig zu zweifeln, ob ein Reich, das seit mehrern Jahrhunderten eine der mächtigsten Monarchien auf dem Erdboden war, sich so leicht und ohne groſse Nachtheile in eine Demokratie werde umschaffen lassen, und ob überhaupt irgend eine groſse Nazion geschickt sey, unter einer demokratischen Konstituzion glücklich zu seyn?

Ehe ich meine kleinen Zweifel über diese bedenkliche Materie vortrage, muſs ich einer, wiewohl sehr unbedeutenden Einwendung zuvorkommen, die mir — wo nicht von einem Mitgliede der augusten Nazionalversammlung zu Versailles — wenigstens von manchen wackern Leuten, die sich durch Worte und Nahmen irren lassen, gemacht werden dürfte: „als ob nehmlich die neue Französische Konstituzion noch immer monarchisch bleibe, weil die königliche Würde durch dieselbe ja nicht gänzlich aufgehoben und abgeschafft worden sey.“ Ich habe hierauf nichts zu sagen, als daſs die Athener, selbst in den Zeiten da die Demokratie gänzlich das Übergewicht bekommen hatte, unter ihren neun Archonten einen, der der König hieſs, und die aristokratisch-demokratischen Römer einen *Rex sacrificulus* hatten. Ein altes Sprichwort sagt: ein Mann kann sein Stroh Heu nennen. Die Franzosen können ihren Subdelegierten zur ausübenden Gewalt titulieren wie sie wollen: aber sie werden uns nicht bereden, daſs ein Monarch, der sich von seinen treugehorsamsten Unterthanen ihren Subdelegierten schelten lassen muſs, — ein Monarch, dem der Maire von Paris anstatt des Eides der Treue schwört: daſs er seine gesetzmäſsige Gewalt ehren wolle, (er kann doch auch ungeschworen nicht wohl weniger thun?) — ein Monarch, dem die Pariser Bürger nicht einmahl das Recht Nein zu sagen lassen wollen, — nicht ein Monarch sey, der mit dem ehrlichen Könige Petaud 6) so ziemlich in Einer Linie steht, und vielleicht in seinem Herzen lieber mit etwas mehr Ansehen König von Yvetot, als, auf dem Fuſse wie seit dem 16ten Julius, Titularmonarch

---

6) In einem Mährchen des Grafen Caylus, genannt *Cadichon* oder *Tout vient à point qui peut attendre.*

der neuen Französischen Monarchie seyn möchte.

Indem ich dieses schreibe, sehe ich aus einem öffentlichen Pariser Blatte, daſs es in Hochdero Versammlung den 28sten August über diesen groſsen Punkt wirklich zur Sprache gekommen ist. Die *Comité de Constitution* legte ihr Projekt vor, dessen erster Artikel also lautet:

> „Die Französische Regierung (*le Gouvernement François*) ist monarchisch. Es giebt in Frankreich keine Autorität die über das Gesetz ist; der König regiert bloſs durch dasselbe, und wenn er nicht in seinem Nahmen befiehlt, so kann er keinen Gehorsam verlangen.“

Die Verfechter der Demokratie rochen politische Ketzerey in diesem Artikel. Man trug erst auf Verbesserungen an: aber bald wollte man ihn ganz abgeändert wissen, und mehr als zwanzig verschiedene neue Redakzionen wurden nach und nach vorgelesen. Beynahe alle Kritiken fielen auf die ersten Worte: „Die Französische Regierung ist monarchisch.“ Ungeachtet Herr von Virieu schon Tages zuvor, da dieser Artikel zum ersten Mahl verlesen worden war, die verfängliche Frage gethan hatte: „ob jemand in der ganzen Versammlung sey, der es streitig machen könne daſs Frankreich ein monarchisches

Gouvernement sey?“ und damahls eine allgemeine Stille statt der Antwort erfolgt war: so bemerkte man doch jetzt, (da man indessen Zeit gehabt hatte sich zusammen zu nehmen) daſs diese Worte einen sehr unbestimmten und vieldeutigen Sinn darböten. Vor zehn Jahren, sagte man, hieſs Frankreich auch ein monarchisches Gouvernement; und wahrhaftig, was wir jetzt haben wollen, ist doch wohl keine Monarchie von jenem Schlage! u. s. w. Nach langen Debatten proponierte endlich ein Herr Rousier, dem Streite durch folgende Redakzion ein Ende zu machen:

„Frankreich ist ein monarchischer Staat, worin die Nazion das Gesetz giebt und der Monarch es zur Vollziehung bringt. Diese Absonderung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt macht das Wesentliche der Konstituzion von Frankreich aus.“

Diese Redakzion fand bey einem Theile der Versammlung so groſsen Beyfall, daſs sie haben wollten, man sollte sogleich darüber deliberieren: aber ein andrer Theil bestand darauf, daſs die Redakzion der *Comité* ein Prioritätsrecht habe; und nach langem und hitzigem Streiten wurde endlich letzteres durch die Mehrheit der Stimmen durchgesetzt, die nähere Erörterung der Hauptfrage aber auf den 29sten August ausgesetzt. Es war also damahls wenigstens noch unentschieden, ob Frankreich ein monarchischer Staat sey oder nicht.

Wie die Entscheidung ausgefallen, oder vielmehr auf welche Art die Pille vergoldet worden seyn mag, — so viel ist aus dem bisherigen Gang der Sachen zu vermuthen, daſs die Demagogen sich über den Nahmen um so gefälliger werden finden lassen, da sie gewiſs sind, daſs die Sache selbst darum weder mehr noch weniger nach ihrem Sinne gehen wird. Konnte Cäsar Oktavianus seine neue Monarchie in Rom unter republikanischen Formen verbergen: warum sollte die monarchische Form nicht eben so gut der neuen Demokratie in Frankreich zur Maske dienen können? Hier liegt also die Schwierigkeit nicht.

Aber, Hochmögende Herren, es ergeben sich einige andere Anstände, welche — wenn sie mit eben der metafysischen Spitzfindigkeit, womit Ew. Hochmögenden die Rechte des Menschen ins Reine gebracht haben, erörtert werden sollten — die Nazion leicht in neue Unruhe setzen, und das ganze glorreiche Werk der Wiedergeburt Frankreichs unfröhlich machen könnten.

Die Nazion ist, nach allen Symptomen zu urtheilen, seit etlichen Monaten in einer seltsamen Art von Freyheitsfieber begriffen, welches mit dem berühmten Abderitenfieber viele Ähnlichkeit zu haben scheint: mit dem einzigen Unterschiede, daſs das letztere (nach Tristrams Berichte) die vorher rohen und in den grausamsten Lastern ersoffenen Abderiten so sanft, mild und liebreich machte, daſs kein Waffenschmid mehr das Herz hatte ein einziges Werkzeug des Todes zu verfertigen; das Freyheitsfieber hingegen die Pariser, das artigste und politeste Volk in der Welt, so grimmig und nach aristokratischem Blute durstig machte, daſs alle Waffenschmiede der ganzen Welt kaum zugereicht hätten, ihre friedlichen Kunst- und Kücheninstrumente schnell genug in Werkzeuge des Todes umzuschmieden.

Mit welcher Art von Raserey man behaftet seyn mag, dieſs ist immer gewiſs, daſs es ein Zustand ist, worin der menschliche Verstand nicht sehr klar sieht, und die Vernunft Sprünge im Schlieſsen macht, die ihr nicht natürlich sind. Kein Wunder also, wenn die vom Freyheitstaumel ergriffene Nazion nicht sah, daſs sie, indem sie ein unerträgliches Joch abschüttelte, nur ihre gebietenden Herren wechselte, und den monarchischen Despotismus nur mit einem andern vertauschte, den sie in kurzem vielleicht noch drückender finden wird.

„Wie sollte das möglich seyn?“ — Auf die simpelste Art von der Welt.

Nach Ew. Hochmögenden eigenen festgesetzten Konstituzionsartikeln ist die Nazion, das ist, jeder einzelne Bürger der Nazion, berechtigt, „keinen andern Gesetzen zu gehorchen, als denen, zu deren Errichtung er entweder persönlich oder durch seine Repräsentanten mitgewirkt hat.“ — Aber es ist nicht weniger einer von den Artikeln Ihrer Konstituzion, „daſs alle Bürger des Staats einander an Rechten gleich sind.“

Hier ergeben sich also gleich einige Fragen. Was verstehen Ew. Hochmögenden unter persönlich mitwirken? Wollen Sie durch diesen Ausdruck etwa den Antheil, den Sie selbst, als die Nazionalversammlung, an der Gesetzgebung haben, bezeichnen? Aber diesen hat ein jeder von Ihnen — nicht als *Monsieur un tel*, Bürger der demokratischen Monarchie von Frankreich — sondern bloſs als Repräsentant. Nun repräsentiert aber niemand seine eigene Person, sondern immer einen andern; und wiewohl die Repräsentanten der Nazion unstreitig Personen sind, so konkurrieren sie doch zur Gesetzgebung nicht für ihre eigenen Personen, sondern bloſs in so fern jeder von ihnen seine Wähler, als einen konstituierenden Theil der Nazion, vorstellt. Die obige Distinkzion zwischen persönlich oder durch seine Repräsentanten ist also in dieser Voraussetzung ohne Grund. Die ganze Nazion konkurriert nicht persönlich, sondern bloſs durch Repräsentanten; und Sie selbst, Groſsmächtige Herren, müssen, in so fern Sie Bürger des Staats sind, repräsentiert werden. Soll aber das Wort persönlich so viel sagen, als, es gebe Personen in der Monarchie, die vermöge eines besondern Vorrechts für sich selbst zur Gesetzgebung zu konkurrieren befugt wären: worauf könnte sich in Ihrer neuen, bloſs auf die ursprünglichen Menschenrechte gegründeten Konstituzion ein solches Vorrecht vor andern Staatsbürgern stützen? — Auf die ehemahlige Verfassung? Diese ist ja aufgehoben und vernichtet. Auf Herkommen und Observanz? Was gelten diese gegen das groſse Naturgesetz, welches allen Menschen gleiche Rechte giebt, und gegen Ihre neue Verfassung, die allen Bürgern diese Gleichheit garantiert? Das Wahre von der Sache (ich spreche bloſs nach Ew. Hochmögenden eigenen Grundsätzen) ist also:

Ein jeder Bürger, (*Citoyen*) d. i. die vier bis fünf Millionen Gallofranken, denen ihr

Geschlecht und Alter das Stimmrecht in der Nazion giebt, sind berechtigt, als eben so viele Solone und Lykurge, in eigener Person zu Versailles zu erscheinen und Gesetze geben zu helfen: oder, wofern sie auch, ihrer Geschäfte oder Bequemlichkeit wegen, und vielleicht gröſsern Theils, weil es nicht allzu anständig wäre, in hölzernen Schuhen und zerrissenen Hosen in einer so augusten Versammlung aufzutreten, wofern sie, sage ich, aus dieser oder jener Ursache lieber durch müſsigere und stattlichere Repräsentanten erscheinen wollen; so haben doch diese letztern nicht mehr Recht, als ihre Konstituenten ihnen geben können und wollen; und es wäre ein wahres *Crime de leze Nation*, wenn zwölf hundert bloſse Stellvertreter sich anmaſsen wollten, ihre Vollmacht zu überschreiten oder auszudehnen, und sich selbst als die gesetzgebende Macht im Staate zu gerieren, da sie doch nichts als Diener, Werkzeuge und Worthalter derselben sind.

Gesetzt aber auch, alle die vielen hundert tausend Gesetzgeber — mit Zimmeraxten und Fleischmessern, Hämmern und Hobeln, Nähnadeln und Schusterahlen, in Schurzfellen, leinenen Kitteln und hölzernen Schuhen, die am Ende doch immer den zahlreichsten und handfesteſten Theil der Nazion ausmachen, hätten sich, aus Unkunde ihrer Majestätsrechte, und weil das Gesetzgeben ein noch so neues Handwerk für sie ist, in ihren Vollmachten nicht genug vorgesehen, und ihren Repräsentanten eine gröſsere Gewalt anvertraut als die Klugheit erlauben konnte: wäre es nicht abermahls ein wahres *Crime de leze Nation*, wenn die Repräsentanten sich der Unwissenheit oder Übereilung ihrer hohen Obern und Kommittenten prävalieren, und den Buchstaben ihrer Vollmacht gegen den Geist derselben zum Nachtheil der Nazion geltend machen wollten?

Dieſs vorausgesetzt, frage ich:

Lieſs sich wohl, als die sämmtlichen Deputierten der drey Stände zur Versammlung der *Etats Generaux* bevollmächtiget wurden, der gröſste Theil des Adels, der Geistlichkeit, und des dritten Standes auch nur im Traum einfallen, ihre Repräsentanten nach Versailles zu schicken, um die uralte Verfassung der Französischen Monarchie von Grund aus umzuwerfen, den König seiner Autorität zu entsetzen, den Adel und die Geistlichkeit ihrer von undenklichen Zeiten her ohne Widerspruch inne gehabten Rechte und Besitzungen zu berauben, jede bisher rechtmäſsige Gewalt aufzuheben oder zu suspendieren, sich selbst die höchste Macht im Staate zuzueignen, und nicht nur eine unzählige Menge einzelner Bürger der Monarchie, sondern Korporazionen, Gemeinheiten und ganze Provinzen aus dem Besitz ihrer uralten wohl hergebrachten Rechte, Freyheiten und Vorzüge, d. i. ihres unstreitigen Eigenthums, durch die schwärmerischen und nur von Schwärmern so hoch gepriesenen Beschlüsse vom 4ten August auf einmahl heraus zu werfen? — Und dieſs alles, ehe die Herren noch selbst wissen oder einverstanden sind, wie sie den daraus natürlich entstehenden Unordnungen, Nachtheilen und Miſsbräuchen zuvorkommen oder abhelfen, wie sie die Beraubten entschädigen, und nach welchem Grundrisse sie, anstatt des eingestürzten alten Gothischen Staatsgebäudes, ihre neue Platonische oder fysiokratische Republik aufführen wollen? Und wenn sie zu allem diesem nicht von der ganzen Nazion ausdrücklich bevollmächtiget waren, haben sie nicht den 4ten Julius in Einer Stunde sich eines zehnmahl gewaltsamern Despotismus angemaſst, als Ludwig der Sechzehnte in seiner ganzen langen Regierung?

Wofern sich aber auch behaupten lieſse, die Nazionalversammlung sey berechtigt gewesen, alle diese Veränderungen, als nothwendige Bedingungen der neuen Konstituzion, die sie zu Rettung und Wiederbelebung der in den letzten Zügen liegenden Monarchie für nöthig hielt, in Vorschlag zu bringen: erforderte nicht die Ehrfurcht, die sie der von ihr selbst anerkannten oder vielmehr geschaffenen Majestät des Französischen Volkes schuldig war, diese Vorschläge vor allen Dingen überall, in allen Provinzen, Städten und Gemeinen des Reichs, den sämmtlichen Gliedern der Nazion vorzutragen, und zu hören, ob dieſs alles wirklich der Wille derselben sey? um es auf diesen allein ankommen zu lassen, ob und was von den vorgeschlagenen Veränderungen die Kraft eines Grundgesetzes erhalten solle oder nicht?

Da dieſs nun nicht geschehen ist; da die Nazionalversammlung sich in allem als die höchste gesetzgebende Macht beträgt; da sich diese Anmaſsung nicht sowohl auf die von ihren Kommittenten empfangene Vollmacht zu gründen scheint, als auf die momentane Gewalt, die ihr der fanatische Aufstand eines durch alle mögliche Mittel aufgebrachten und wüthend gemachten Pöbels in die Hände spielte;

Da es augenscheinlich ist, daſs vom 16ten Julius an die Anmaſsungen mit jedem Tage immer weiter getrieben wurden, und der Muth der Subdelegierten der Nazion plötzlich so hoch stieg, daſs sie sich selbst als eben so viele Könige, den König hingegen als einen Subdelegierten der Nazion ansahen;

Da alle Behutsamkeit und künstliche Wendungen ihrer öffentlichen Blätter der Welt doch nicht verbergen können, daſs es oft sehr tumultuarisch in der augusten Nazionalversammlung zugeht, und daſs es eigentlich die kleinere Anzahl ist, welche die gröſsere, weniger durch die Stärke ihrer Argumente als durch den *horror naturalis* der menschlichen Natur vor — Laternenpfählen, zu der Majorität, die seit einigen Wochen so seltsame Dinge beschlieſst, zu disponieren gewuſst hat:

Sollte da wohl die Nazion, wenn sie über kurz oder lang wieder zu sich selbst kommt, nicht ganz natürlich auf den Gedanken gebracht werden, daſs sie, bey allen den schönen Wiegenliedern von Freyheit und Freyheit, womit man sie in den Schlummer zu singen sucht, noch immer unter dem Druck einer despotischen Obergewalt liegt? daſs alles, was sie vor der

Hand beym Tausche gewonnen hat, darin besteht, daſs die so genannte **Aristokratie** einer demokratischen **Oligarchie** Platz machen muſste, und daſs die **vier und zwanzig Millionen** Menschen, — die mit aller Majestät, Herrlichkeit und Allgewalt, womit sie von den redseligen Demagogen dekoriert werden, noch immer gröſsten Theils sehr arme Wichte sind, — anstatt eines einzigen Königs, nun die Ehre haben von zwölf hundert kleinen **Melks** (mit Herrn von Voltaire zu reden) an der Nase geführt zu werden?

III.

Mit Ew. Hochmögenden Vergünstigung, nur noch ein paar kleine Fragen über den **künftigen** König von Frankreich.

Was Sie aus dem guten König Ludwig dem Sechzehnten gemacht haben, wissen Sie am besten. Ich gestehe, daſs die sentimentalischen Fastnachtsspiele, die seit dem 16ten Julius mit ihm gespielt worden sind, besonders die sollenne Belehnung Sr. Majestät mi dem Titel eines **Wiederherstellers der Französischen Freyheit** und das *T Deum* das er deſswegen mitsingen muſste, mich immer an das grausame Spiel erinnern, das die Römischen Kriegsknechte mit Jesu von Nazareth trieben, da sie ihm einen alten Purpurmantel um den gegeiſselten Rücken warfen, ihm ein Rohr statt des Zepters in die Hand gaben, eine Krone von Dornen auf sein Haupt drückten, und, wenn sie ihn dann genug angespieen und mit Fäusten geschlagen hatten, vor ihm niederfielen und sagten: Gegrüſset seyst du der Juden König! — Wie ihm selbst dabey zu Muthe seyn mag, wollen wir an seinen Ort gestellt seyn lassen. Aber, wenn Ihre Absicht (wie es den Anschein gewinnt) etwa seyn sollte, die königliche Würde unvermerkt, oder vielleicht mit dem Ableben des gegenwärtigen Königs, gar eingehen zu lassen: wäre es nicht genug, ihm die Krone und den Zepter seiner Vorfahren abgenommen zu haben, ohne ihm noch durch einen allzu grausamen Spott sogar ein Verdienst aus seiner Degradazion machen zu wollen?

Doch was sage ich von Degradazion? Das, was ehemahls der König von Frankreich war, ist nicht mehr; dieſs ist weltbekannt. — Die Konstituzion, welche erklären und festsetzen soll, was ein König von Frankreich künftig seyn werde, ist noch nicht gemacht. — Was aus diesen beiden unläugbaren Sätzen nothwendig folgt, kann auch ein Blinder sehen.

Hätte sich wohl vor drey und zwanzi Jahren, als das Parlament zu Paris förmlic erklärte,

> „daſs die gesetzgebende Macht in der Person des Königs, als suveränen Hauptes de Nazion, sich ohne Theilnahme von ander befinde, und daſs dieſs ein unveränderlicher Grundsatz der Französische Monarchie sey,“

irgend ein sterblicher Mensch in allen Gallien einfallen lassen dürfen, die Frage aufzuwerfen:

> „Ist das Gouvernement in Frankreic monarchisch oder nicht?“

Kann dieſs in einem Lande, wo ei rechtmäſsiger Erbkönig den Thron wirklic inne hat, die Frage seyn?

Und Sie, Erlauchte Herren, haben gleichwohl noch Bedenken getragen, diese Frag mit Ja oder Nein zu beantworten?

Was ist also der Monarch in diesem Augenblicke? Ist er? ist er nicht? Ist er entsetzt oder suspendiert? Oder stellt er einsweilen nur den Quasi-König vor, den Si dermahlen noch in der Mache haben? Di Majestät des Volks ist das groſse Wort das jetzt in Frankreich am lautesten gehör wird. Die Nazionalversammlung selbst, ode vielmehr gewisse Demagogen, die den Ton angeben nach welchem das Volk singt, haben es Mode gemacht. Was für einen Sinn hat also der Titel Ew. Majestät, der dem König noch von den emancipierten Franzosen, die sich nicht mehr für seine Unterthanen halten, gegeben wird? Giebt es zweyerley Majestäten in Einer Monarchie? Da die Majestät des Volks, Dero Grundsätzen zu Folge, die ursprüngliche und höchste ist, so ist die königliche doch wohl nur ein Wiederschein von jener? Wie viel Ehrerbietung wird denn künftig ein Schuhflicker zu Versailles, der sich bewuſst ist ein konstituierender Theil der Volksmajestät zu seyn, vor der königlichen Majestät haben, die vermöge des neuen politischen Katechismus sich zu jener nur wie der Mond zur Sonne verhält? die ja (nach den erbaulichen Ausdrücken eines ganz neuen Pamflets) die Majestät eines bloſsen Dieners, Prokurators und Hausverwalters der Nazion ist? 7) Zur Zeit wenigstens scheint

---

7) Hier sind die eigenen Worte dieses feinen Schriftstellers: *Sire, qui êtes vous? La nation vous a fait ce que vous êtes! Hugues-Capet, dont vous tirez votre droit, étoit sujet comme nous; elle l'a reconnu pour Roi; et si vous l'ignorez, elle peut faire éprouver à votre maison le*

das Pariser Volk von dem Gefühl seiner neu erlangten Majestät mächtig durchdrungen zu seyn, da, laut der neuesten Berichte, das bloſse Gerücht, daſs eine Partey in der Nazionalversammlung sey die dem Könige das *Veto* zugestehen wolle, beynahe einen neuen Aufstand in Paris veranlaſst hätte. Wir werden allem Anschein nach noch manche sonderbare, für den Ruhm und das Glück der Französischen Nazion nicht gleichgültige Wirkungen der Majestätsrechte, in deren Besitz das Volk sich gesetzt hat, zu sehen bekommen!

IV.

Die Staatsschuld, und die traurige Nothwendigkeit, sie bey dem fürchterlichen Deficit der Staatseinnahme immer noch vermehren zu müssen, hat bekannter Maſsen die Zusammenberufung der Stände, und also mittelbarer Weise die gegenwärtige Revoluzion veranlaſst, wiewohl sie eigentlich der ein-

sort qu'a éprouvé celle de Charlemagne. La France ne vous appartient pas; c'est vous qui lui appartenez, vous êtes son homme, son procureur, son intendant. etc. V. Lettre à un Censeur Royal sur la liberté de la Presse.

zige Gegenstand Ihrer Deliberazionen hätte seyn sollen. Erlauben Sie mir, in Absicht dieser nur allzu reichen Quelle von Fragen, bloſs diese einzige:

Ist die Staatsschuld, die unter den vorigen Regierungen und der jetzigen bis zur Revoluzion vom 15ten Junius vom Gouvernement gemacht worden, eine wirkliche Nazionalschuld, d. i. eine Schuld, für welche die ganze Nazion zu haften verbunden ist, oder nicht? — Doch, Verzeihung! indem ich sie niederschreibe, sehe ich, daſs diese Frage eigentlich keine Frage ist: denn sie beantwortet sich von selbst. Die Nazion, weit entfernt die mindeste Ahndung von ihrer dermahligen Majestät zu haben, hatte damahls, als diese Schuld gemacht wurde, keinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, und bezahlte lauter Auflagen in welche sie nicht eingewilliget hatte. Überdieſs rührte der gröſste Theil der Schuld (wie die Demokraten laut genug behaupten) bloſs von übermäſsiger Pracht, Verschwendung und schlimmer Haushaltung des Hofes her; und die Nazion hatte so wenig dadurch gewonnen, daſs, während im Ganzen etliche hundert Familien sich auf Kosten der Nazion bereicherten, etliche Millionen in der gröſsten Dürftigkeit schmachteten. Es ist also klar, daſs eine Schuld, die von der Nazion weder gemacht, noch bewilligt, noch in ihren Nutzen verwendet worden, keine Nazionalschuld ist noch seyn kann.

Und Sie, Hochmögende Herren, Sie, denen die Nazion die Behauptung aller ihrer Rechte anvertraut hat, Sie, von welchen ein auſserst gekränktes und dem Untergang nahe gebrachtes Volk (ich rede bloſs Ihre Sprache) seine Rettung und Wiederherstellung erwartet, Sie erdreisten Sich, durch drey wiederhohlte Beschlüsse der ohnehin erschöpften Nazion eine ungeheure Schuld aufzubürden, die wider ihren Dank und Willen gemacht wurde, und durch die sie, anstatt Vortheil von ihr zu haben, beynahe zu Grunde gerichtet worden ist? Was würde ein Privatmann, dessen Vermögen während seiner Kindheit und Minderjährigkeit von leichtsinnigen, wollüstigen und ungetreuen Vormündern, Verwaltern und Bedienten durchgebracht worden wäre, was würde er dazu sagen, wenn man ihm zumuthen wollte, sogar noch die Schulden zu bezahlen, womit diese treulosen Haushalter seine Güter belastet hätten, während die Güter selbst durch ihre schlechte Aufsicht in den äuſsersten Verfall gerathen wären, und der arme Unmündige für seine Person sogar an dem nöthigsten hätte Mangel leiden müssen? — Ist dieſs etwa nicht der wirkliche, eigentliche Fall der Französischen Nazion? Sind unter den fünf und zwanzig Millionen freyer Bürger und Bürgerinnen, woraus sie besteht, nicht wenigstens vier und zwanzig Millionen, von denen man mit eben so viel Recht verlangen könnte die Schulden des Kaisers im Monde zu bezahlen, als diejenigen, die der Hof zu einer Zeit machte, da die Nazion noch in der Wiege lag, und der König niemand als Gott allein von seinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben hatte? Ist es nicht genug, daſs man während ihrer politischen Kindheit so übel mit ihrem Gute gewirthschaftet hat? Sollen die guten Franzosen, nun, da sie ihre eigenen Herren geworden sind, sich noch für fremde Schulden verbürgen, und dadurch vollends zu Grunde richten lassen? — anstatt daſs sie, durch die einzige positive Erklärung, „daſs sie diese Schuld weder anerkennen noch zu bezahlen gesonnen seyen,“ sich auf einmahl wieder in den vorigen Stand setzen, und bey den mäſsigen Abgaben, die das wahre Bedürfniſs des Staats unter einer weisen und redlichen Administrazion erfordert, nach und nach wieder zu dem Grade von Wohlstand gelangen könnten, ohne welchen eine Nazion mit allen ihren Menschen- und Bürgerrechten nur ein Haufen armer Teufel ist.

Dieſs sind, däucht mich, Gedanken, die einem seit kurzem aus der drückendsten Sklaverey in die ungebundenste Freyheit überge-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53169-9
WIELAND,C.M. FN. 13025/035

gangenen Volke über lang oder kurz nothwendig einfallen werden. Die abermahligen achtzig Millionen, womit Ew. Hochmögenden die bereits unerschwingliche Schuld einer Regierung, die nicht mehr ist, neuerlich zu vermehren sich genöthiget sahen, sind wahrlich kein sehr reitzender Beweggrund, die Nazion zur Übernahme einer so ungeheuern Last zu bewegen; einer Last, welche wenigstens der gegenwärtigen Generazion alle Hoffnung benimmt, des Segens der Freyheit, in welche sie sich gesetzt hat, jemahls froh werden zu können. Wie? Die Nazionalversammlung hält sich ermächtiget, die beiden ersten Stände, die Klerisey und den Adel, durch einen bloſsen Machtspruch ihrer seit tausend Jahren besessenen Rechte und Besitzungen zu berauben; und sie trägt Bedenken, einen Strich durch eine Schuld zu machen, wodurch die ganze Nazion aller Früchte ihres Bodens und ihres Fleiſses auf ein halbes Jahrhundert wenigstens zum voraus beraubt wird? Sie trägt Bedenken eine Schuld zu vernichten, welche das Volk so wenig zu tilgen verbunden ist, als ein Lehensfolger angehalten werden kann, die muthwilligen Schulden zu bezahlen, womit sein Vorfahrer ohne seine Einwilligung die Lehengüter belästigt hat? War denn die Regierung berechtigt diese Schulden zu machen? — Ohne Zweifel, wofern sie zur

Erhaltung des Staats nothwendig waren. Aber ist dieſs hier der Fall? Weiſs oder behauptet nicht ganz Frankreich das Gegentheil? Oder war es nicht wenigstens eine der ersten Pflichten der Nazionalversammlung, vor allen Dingen die Beschaffenheit dieser Schuld, die wirkliche Verwendung aller seit der Regierung Ludwigs des Funfzehnten nach und nach aufgenommenen Summen zu untersuchen, und das, was die Bedürfnisse des Staats davon verzehrten, von dem, was ein übermäſsiger Hofstaat, unordentliche Wirthschaft, falsche Politik, Mätressen, Günstlinge, Parasiten, Spione, und privilegierte Blutigel des Staats verschlungen haben, abzusondern? Mit welchem Schatten eines Rechtes können diese letztern der unschuldigen Nazion aufgehalset werden? Geht nicht vom funfzehnten Julius eine ganz neue Ordnung der Dinge in Frankreich an? Ist es nicht eben so, als ob die ganze Nazion neu erschaffen aus dem Chaos hervorgegangen wäre? Und man will sie für Kontrakte verantwortlich machen, die ein König, der nur Gott von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben hatte, zu einer Zeit einging, da die jetzige freye Nazion, in moralischem Sinne, gar nicht existierte?

Ich gestehe, daſs ich — weil es doch einmahl auch über diesen wichtigen Artikel zwischen der Nazion und ihren erlauchten Repräsentanten zur Sprache kommen muſs — sehr begierig bin, zu sehen, was die Repräsentanten für Wendungen nehmen werden, ein so despotisches und mit ihren eigenen Grundsätzen in so offenbarem Widerspruch stehendes Verfahren gegen die Nazion, die in Kraft ihrer fünf und zwanzig Millionen Fäuste sich einer sehr respektabeln Obermacht bewuſst ist, zu rechtfertigen.

Ehe ich mich von Ew. Hochmögenden beurlaube, sey mir vergönnt, noch ein paar Worte zu meiner eigenen Rechtfertigung zu sagen. Ich bin — der Zweifel ungeachtet, die ich gegen die Weisheit, Konsequenz und Schicklichkeit einiger Schritte, welche Sie seit ungefähr acht Wochen gethan haben, laut werden zu lassen mir die weltbürgerliche Freyheit genommen habe — weder ein Sklave, noch ein Neider des Glücks und Ruhms der Gallofränkischen Nazion. Sie selbst, meine Herren, können nicht überzeugter seyn, als ich es bin:

Daſs eine Nazion, die sich über ein Jahrhundert lang so mitspielen lieſs wie der Ihrigen mitgespielt worden ist, sehr Unrecht hatte, es so lange mit anzusehen;

Daſs das allgemeine Beste in einem monarchischen Staat eine solche Konstituzion erfordert, wodurch die drey Mächte der Staatsverwaltung, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende, einander in gehörigem Gleichgewichte halten;

Daſs folglich die gesetzgebende Gewalt von der vollziehenden abgesondert seyn muſs, und die letztere in keinem Falle berechtigt seyn darf Eingriffe in die richterliche zu thun;

Daſs ein jedes Volk ein unverlierbares Recht an so viel Freyheit hat, als mit der nöthigen Ordnung bestehen kann, und daſs Freyheit mit Subordinazion, und Subordinazion mit Freyheit, die nothwendigste Bedingung des Wohlstandes eines jeden Volkes ist;

Daſs die Person und das Eigenthum eines jeden Bürgers unter der Garantie der Konstituzion oder der Gesetze (welchen alle Glieder des Staats ohne Ausnahme unterworfen seyn müssen) vor aller willkührlichen Gewalt und Bedrückung sicher seyn muſs;

Daſs jeder Bürger des Staats, ohne Ausnahme, zu den Lasten desselben nach Proporzion dessen, was er über das Unentbehrliche besitzt oder einzunehmen hat, beyzutragen schuldig ist; und endlich, Daſs Ungleichheit der Stände, des Vermögens, der Kräfte, der Vortheile die man von der bürgerlichen Gesellschaft zieht, und des Drucks den man von ihr zu erleiden hat, nicht nur etwas unvermeidliches, sondern auch zur Wohlfahrt des Ganzen unentbehrliches ist.

So übereinstimmig meine Überzeugung in diesem allen mit der Ihrigen seyn mag, so wenig kann ich mich hingegen von der Richtigkeit verschiedener anderer Begriffe und Grundsätze überzeugen, mit welchen die Demokraten, die dermahlen in Frankreich den Meister spielen, ein so groſses Geräusch machen, und wovon die Nazion bereits so traurige Folgen erfahren hat. Zum Beyspiel mögen für jetzt nur die Begriffe von Freyheit und Majestät dienen.

Meines Erachtens ist es mit der Freyheit wie mit der Gesundheit. Ein Volk, das sich seit Jahrhunderten unter das Joch einer willkührlichen Regierung geschmiegt, und sich mit seinem Enthusiasmus für Könige, die nur Gott von ihrer Regierung responsabel waren, noch gebrüstet hat, — ein solches Volk auf einmahl für frey erklären, ist eben so viel, als wenn man einen Haufen kränkelnder, durch Ausschweifungen entnervter oder durch übermäſsige Arbeit und schlechte Nahrung geschwächter Menschen für gesund erklären wollte. Freyheit hängt (so wie Gesundheit) von zwey nothwendigen Bedingungen ab, die beysammen seyn müssen: von einer guten Konstituzion und von einer guten Lebensordnung. Die erste kann man einem Volke geben; zu der andern muſs es durch den Zwang der Gesetze genöthiget werden. Taugt eure Konstituzion nichts, so macht eine bessere, wenn ihr könnt; die Freyheit sey eine natürliche Folge der Subordinazion der Bürger unter weise und gerechte Gesetze in einer vernunftmäſsigen Konstituzion! Aber fangt nicht damit an, Sklaven auf einmahl in Freyheit zu setzen! Denn die unvermeidliche Folge davon wird seyn, daſs sie sich eigenmächtig auch von den Gesetzen und von allen Pflichten frey machen, über alle Schranken springen, und sich in ihrem ersten Freyheitstaumel die brutalsten Ausschweifungen erlauben werden. Die Nazionalversammlung hat diese Regel der Klugheit für unnöthig gehalten, und sieht bis auf diesen Tag die schönen Folgen davon.

Was die Majestät betrifft, so wird über dem Begriff, den das Volk mit diesem Worte verbindet, immer ein heiliges Dunkel hangen müssen, oder seine magische Kraft verschwindet, und die Majestät wird — was sie jetzt in Frankreich ist. Es ist lächerlich von der Majestät des Volks zu faseln. Die wahre Majestät, das Ehrfurchtgebietende, Heilige, Unverletzliche, was dieses Wort in sich schlieſst, liegt in dem Gesetze, welches nicht (wie man jetzt in Frankreich zu sagen beliebt) der allgemeine Wille des Volks, sondern der Ausspruch der allgemeinen Vernunft ist, und welchem folglich alle Bürger des Staats die unverbrüchlichste Unterwürfigkeit schuldig sind. Aber das Gesetz kann sich nicht selbst handhaben; nur durch die vollziehende Macht wirkt es das was es wirken soll. Es ist also nichts nöthiger, als der vollziehenden Macht das höchste Ansehen, die gröſste Ehrerbietung, die unverletzlichste Heiligkeit, mit Einem Worte, die Majestät, ohne Widerspruch einzuräumen. Das Volk muſs keinen Begriff davon haben, daſs man sich ihr widersetzen dürfe; und Unordnung, Frechheit, wilde Gewaltthätigkeit, allgemeine Anarchie sind die Folgen davon, wenn man unvorsichtig genug ist, diesen Talisman zu zerbrechen.

Die Majestät ist also vermöge der Natur der Sache ein Eigenthum desjenigen — dessen Händen die vollziehende Gewalt anvertraut wird. Ob jemand im Staate diese Gewalt und die mit ihr nothwendig verbundene Majestät haben soll, hängt selbst bey der ersten Einrichtung einer Monarchie oder Republik nicht von der Willkühr des Volkes ab. Jemand muſs sie haben, sey es nun

Karl oder Ludwig, Einer oder mehrere. Wer dieser Jemand seyn solle, mag immer von dem Vertrauen und der freyen Wahl des Volkes abhangen: genug, nicht der Wille des Volks, sondern die Natur und das Wesen der vollziehenden Gewalt enthält den Grund der Majestät. So soll und muſs jedes Volk denken, oder es denkt falsch; und der Franzos, der zu seinem Könige spricht: *Sire, qui êtes vous? — vous appartenez à la France vous êtes son homme, son Procureur, son Intendant* — dieser Mensch, wenn gleich die Pariser finden, daſs er *infiniment d'esprit* hat, gehört — ins Tollhaus.

Die Nazionalversammlung hat durch ihre Deklarazionen und Handlungen, vielleicht gegen ihre Absicht, zu dieser Geringschätzung Anlaſs gegeben, in welche die königliche Majestät gefallen ist. — Was sind die Folgen davon gewesen? Alle öffentlichen Blätter, alle Privatnachrichten, sind davon voll. Die Unordnung, die Gährung der Gemüther, die schädlichen Wirkungen der Neuerungssucht, des Miſstrauens, des demokratischen Taumels, dauern noch immer fort — sie sind unübersehbar. Man hat dem Volke, welches, vermöge der Natur der bürgerlichen Gesellschaft, gehorchen muſs, die Zügel schieſsen lassen: es regiert — oder thut was es will, und will nichts mehr thun was es soll. Man hat die neue Konstituzion damit angefangen, die alte gänzlich aufzulösen, das königliche Ansehen unter die vorgebliche Volksmajestät herab zu würdigen, alle Subordinazion willkührlich zu machen, mit Einem Worte, die Monarchie in eine Anarchie zu verwandeln, um auf den Ruinen der alten Verfassung eine neue aufzuführen, über deren Plan und Einrichtung die fünf und zwanzig Millionen Menschen, die sich inzwischen der höchsten Gewalt bemächtigt haben, wahrscheinlicher Weise vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht einverstanden seyn werden. — Hat man wohl daran gethan? Hätte man nicht, manches wenigstens, besser machen können? Wird die neue Ordnung, die aus diesem Chaos — wenn endlich einmahl *Deus et melior Natura* die Oberhand gewinnen — entspringen wird, die unzähligen Wunden, welche der demokratische Kakodämon der freyheitstrunknen Nazion geschlagen hat, bald und gründlich genug heilen können, um als eine Vergütung so vieles Übels angesehen zu werden?

Die Zeit allein kann auf diese Fragen die wahre Antwort geben.

III.

ZUFÄLLIGE GEDANKEN
ÜBER DIE
ABSCHAFFUNG DES ERBADELS
IN FRANKREICH.

Im Julius 1790.

Die Französische Nazionalversammlung hätte meiner politischen Sagacität keinen schlimmern-Streich spielen können als durch das schreckliche Dekret vom neunzehnten Junius, wodurch sie den erblichen Adel in Frankreich auf immer abgeschafft, und verordnet hat: „Daſs die Titel, Prinz, Duc, Marquis, Comte, Vicomte, Vidame, Baron, Chevalier, Ecuyer, von nun an von niemand mehr gebraucht und niemanden mehr gegeben werden dürfen; daſs es nicht mehr erlaubt seyn solle, irgend jemanden, wer er auch sey, Monseigneur, Messire, Altesse, Grandeur, Eminenz und Excellenz zu schelten; und daſs also von besagtem neunzehnten Junius an aller Unterschied der Stände, und alle Vorrechte, welche die Meinung seit so vielen Jahrhunderten an gewisse Nahmen und das, was man eine adeliche Geburt nennt, zu heften pflegte, auf ewig aufgehoben, und kein Bürger des Französischen Reichs künftig einen andern als seinen wahren ursprünglichen Familiennahmen führen, auch diesem zu Folge alle adelichen Wappen abgeschafft seyn, und niemand seinen Domestiken mehr eine so genannte Livree geben solle;" — also und dergestalt, daſs von diesem neunzehnten Junius des laufenden Jahres 1790 an alle Franzosen einander so gleich sind, als die Einwohner von Neuseeland, oder die Schatten in Lucians Reich der Todten; daſs persönliche Eigenschaften und Vermögen künftig den einzigen Unterschied zwischen ihnen ausmachen, und nichts als die freye Wahl des Volks durch Ertheilung öffentlicher obrigkeitlicher Ämter und Würden einem Franzosen vor dem andern einen politischen Vorzug geben kann.

Dieſs geht so weit, (und, wenn die demokratischen Gesetzgeber konsequent seyn wollten, muſste es so weit gehen) daſs sogar die Brüder des Königs, wenn ich anders die Meinung des Herrn La Fayette recht verstanden habe, den Titel Königliche Hoheit nicht mehr erhalten, und anstatt Graf von Provence, Graf von Artois, schlechtweg der erste und zweyte Herr Bruder des Königs heiſsen werden. Und wie sollten sie anders, da der König selbst, wenn er nicht durch den einstimmigen Willen der Nazion zur ersten Magistratsperson des Reichs erklärt wäre, vermöge dieses Dekrets weder mehr noch weniger als Louis Capet seyn würde?

Zu den zwey Kammern nach dem Modell des Englischen Parlaments, die wir uns noch vor kurzem aus wahrem Wohlmeinen mit dem Französischen Volke träumen lieſsen, ist die Hoffnung also nun auf immer verschwunden!

Nach dem sonderbaren Eindruck, den dieser den Grundsätzen einer reinen Demokratie so angemessene, schon so lange vorbereitete, so leicht voraus zu sehende, und dennoch so unerwartete Schritt der Nazionalversammlung auf uns biederherzige Deutsche gemacht hat, kann man sich vorstellen, was für Gemüthsregungen er am Hofe zu St. Cloud, und überhaupt unter dem gesammten Französischen Adel veranlaſst haben müsse.

Indessen traten doch mitten aus diesem letztern einige hervor, welche Stolz genug hatten, sich sogar zu Verfechtern einer Mozion aufzuwerfen, durch welche sie — nichts zu verlieren glaubten.

Der Abbé Maury zog alle Stränge seiner Beredsamkeit an, um die Titel, Duc, Marquis, Comte, Baron u. s. w. in seinen heiligen Schutz zu nehmen; und wer war es, der den Abbé Maury widerlegte? — Kein geringerer als der erste Baron der Christenheit, 8) Herr Matthieu von Montmorency; also gerade der, welcher, wenn irgend

---

8) Die Familie Montmorency führt über ihrem Geschlechtswappen die Devise: *Dieu aide le premier Baron Chretien!* Vermöge einer uralten Tradizion gehörte der Ort Montmorency schon unter dem Kaiser Grazian im Jahre Christi 377 einem vornehmen Gallischen Herrn zu, welcher, wo nicht der erste, doch einer der ersten seines gleichen war, die sich zur christlichen Religion bekannten. Gewiſs ist, daſs Bouchard (Burkhart) von Montmorency, der erste dieses Nahmens, schon unter König Robert ein ansehnlicher Seigneur in Frankreich, und Matthieu der Erste (der eine Tochter von König Heinrich dem Ersten von England, und nach ihrem Tode die Wittwe König Ludwigs des Sechsten von Frankreich zur Ehe hatte) schon unter König Ludwig dem Siebenten Connetable von Frankreich war.

einer, sich am meisten berechtigt halten konnte, die Vorzüge seiner Abstammung von dem ältesten und glänzendsten Hause in Frankreich bey dieser Gelegenheit geltend zu machen. In der That stand es aber einem Montmorency am besten an, einer der ersten zu seyn, der den übrigen weiland *Hauts et Puissants Seigneurs* (worunter nicht wenige sind, deren Voraltern im vierzehnten Jahrhundert schwerlich gut genug gewesen wären, einem der seinigen die Lanze zu tragen) ein Beyspiel gäbe, wie wenig Werth ein wahrhaftig edler Mann auf Vorzüge legt, die bloſs von der Meinung der Menschen abhangen, und nur zu oft mit Leuten ohne allen persönlichen Werth getheilt werden.

Ich weiſs nicht, was dieser merkwürdige Abkömmling von Matthieu Montmorency dem Ersten in der Nazionalversammlung über die vorliegende Frage wirklich gesprochen hat: aber ich weiſs, wie ich Erdensohn, wenn ich die Ehre hätte Mattheus Montmorency zu heiſsen, mich in aller Stille mit mir selbst darüber besprochen hätte. 9)

---

9) Man weiſs aus Shaftesburys Characteristiks, daſs sich alle Selbstgespräche (wenigstens alle, die des Aufschreibens werth sind) darauf gründen, daſs man in jedem Menschen zwey Seelen, eine bessere (d. i. die vernünftige) und eine

Die Nazionalversammlung will also — hätte ich zu mir selbst, oder vielmehr hätte meine vernünftige Seele zu der unvernünftigen gesagt — den erblichen Adel in Frankreich abgeschafft wissen; und diesem zu Folge, nimmt sie dir den Grafentitel und das Familienwappen an deiner Kutsche, und stellt dich, in so fern wir uns, du und ich, nicht durch persönliche Vorzüge und Verdienste unter unsern Mitbürgern hervorthun, mit den geringsten unter ihnen in eine und eben dieselbe Klasse.

U. Das ist es eben, worüber ich toll werden möchte.

V. Laſs doch hören, worin das Unrecht besteht, das sie dir dadurch anthut!

U. Fürs erste: Sie nimmt mir meine Geburt —

V. Wie meinst du das, Freund Matthieu? Du wärst also durch dieses Dekret in den Stand der Ungebornen versetzt? Wo denkst du hin? Da du einmahl geboren bist, so bist und bleibst du geboren, und der liebe Gott selbst kann nun nicht mehr machen, daſs du nicht geboren seyst. Alles was du in diesem Stücke verlierst, ist eine höchst lächerliche,

---

schlechtere (d. i. die unvernünftige) annehmen kann, die ein ganz entgegen gesetztes Interesse haben, und nicht selten scharf an einander kommen alberne, nonsensikalische Redensart, die sonst unter deines gleichen üblich war, und so klang, als ob die Leute, die keine offne Helme, Fahnen, Strauſsfedern und Schildhalter im Wappen führen, nicht einmahl geboren wären, 10) weil der Zufall sie von keiner *haute et puissante Dame*, auf den Nahmen und die Verantwortung eines ihr priesterlich angetrauten *haut et puissant Seigneur*, geboren werden lieſs.

U. Aber die Nazionalversammlung nimmt mir doch Vorzüge vor vielen Millionen Menschen, die ich kraft meiner Geburt und Abstammung mit auf die Welt brachte!

V. Das wollen wir, mit Erlaubniſs, etwas näher untersuchen, lieber Matz! Vor allen Dingen also, wie wolltest du es wohl anfangen, wenn du irgend einem ehrlichen Zweifler deine

---

10) Wer kennt nicht die Formel, *avoir de la Naissance?* und die unter uns üblichen Deutsch-Französischen, *est-il de Naissance? — elle n'est pas de Naissance.* — Die stockdeutsche Redensart, „er ist nicht von Familie,“ setzt alle Nichtadelichen doch wenigstens mit Melchisedek, dem König von Salem, in Eine Linie; denn der war auch nicht von Familie, da er bekannter Maſsen weder Vater noch Mutter, Brüder noch Vettern hatte.

Abstammung von **Bouchard** dem Ersten, oder wenigstens von **Matthieu** dem Ersten beweisen solltest?

U. Ich würde ihm meinen Stammbaum vorlegen!

V. Bravo! Und — zugestanden, daſs er keine genealogischen noch heraldischen Einwendungen dagegen zu machen hätte — was wolltest du ihm antworten, wenn er dir sagte: der Stammbaum sey zu seiner Überzeugung noch nicht hinreichend; du müssest ihm auch beweisen, daſs keiner einzigen von deinen Groſsmüttern und Ältermüttern (bis in welchen Grad aufsteigender Linie du willst) nie auf die eine oder andere Art etwas — menschliches begegnet sey. Lies die Schilderungen, welche die Geschichtschreiber von den Ausschweifungen des Französischen Hofes unter der berüchtigten Königin **Isabelle von Bayern** machen! Lies **Brantomes** *Memoires des Dames galantes de son tems,* und zittre!

U. Gut für dich, daſs ich mich nicht mit **dir** schieſsen kann! Aber dem Fremden, der mir solche Zweifel blicken lieſse, würde ich mit einer Kugel in seine Zähne antworten.

V. Kindskopf! Was hättest du damit bewiesen? Bliebe die Möglichkeit des Zweifels nicht dem ungeachtet in den Hirnschädeln aller übrigen Menschen sitzen? Wolltest du dich mit dem ganzen menschlichen Geschlechte herumschieſsen, um zu beweisen, daſs keine deiner Urältermütter, wenigstens im Schlaf, oder in einer Ohnmacht, oder wenn sie auf einem Ball etliche Gläser Champagner zu viel getrunken hätte, — zum Nachtheil deines Stammbaums, von wem es auch sey, hätte überrascht werden können? Denn wenn es auch ein König gewesen wäre, so siehst du —

U. *Mordieu!* Mach mir den Kopf nicht länger warm, oder — ich schieſse mich — mit mir selbst!

V. Nur ruhig, Bruder Matthieu! Es ist so schlimm nicht gemeint. — Du hast ja bisher immer gesehen, was für eine gutherzige Art von Schafen diese, wie Pilze, aus der Erde gewachsenen Leute sind. Wie klar es am Tage liegt, daſs es dir in Ewigkeit unmöglich seyn würde, ich will nicht sagen vor dem Richterstuhle der Themis, sondern nur vor dem Lehrstuhle der Fysik zu beweisen, daſs auch nur ein einziger Blutstropfen von Matthieu dem Ersten in deinen Adern flieſse: so ist doch noch keinem Gebornen noch Ungebornen eingefallen, dir die eheliche Zuverlässigkeit und Unüberraschbarkeit deiner erlauchten Ahnfrauen, von Aline Montmorency, gebornen Prinzessin von Groſs- und

Kleinbritannien, an, bis auf die Dame, die dich geboren hat, streitig zu machen. Und diese höfliche gutherzige Meinung ist es auch, worauf, was diesen Punkt betrifft, alles ankommt. Also zugestanden, du stammest, ohne jemands Widerrede, von allen den edlen, groſsen und glorreichen Männern ab, die wir Montmorency's in unserer Ahnentafel führen, was kann dir das für deinen eigenen Adel helfen?

U. Was für eine Frage das ist!

V. Nicht so ungereimt, als du dir vielleicht einbildest. Aber erst müssen wir uns verstehen. Ich meine, worin du deſswegen ein edlerer, vortrefflicherer, eminenterer Mensch geboren bist, als Meister Knieriemen, der dir diesen Morgen ein Paar Stiefeln anmaſs? Bist du etwa deiner Mutter aus dem Ohre gekrochen, wie Gargantua? Oder machtest du lauter Konfekt und *Creme à la Fleur d'Orange* in deine Windeln, wie Prinz Biribinker? — Denn daſs du keinen Sinn und kein einziges Glied an deinem Leibe mehr hast als dein Schuster, wirst du nicht zu läugnen begehren? Oder kannst du auch nur wenigstens das behaupten, daſs du, kraft deines Archi - Urältervaters Mattheus des Ersten, einen bessern Magen, ein schärferes Gesicht, gesundere Eingeweide, stärkere Knochen und Sehnen auf die Welt gebracht habest als dein Jäger oder Kutscher? Oder bist du etwa darum mit feinern innern Sinnen, mit einer lebhaftern Einbildungskraft und einem festern Gedächtniſs, mit mehr Witz, Verstand und Vernunft, oder mit einer wärmern Liebe für die Wahrheit, mit einem festern Willen nichts zu thun als was recht und edel ist, geboren, als hundert tausend andre, die ohne Stammbaum empfangen und geboren werden?

U. Wer sagt denn das?

V. Oder hast du deſswegen alle die groſsen Fähigkeiten, Talente, Tugenden, militarischen und politischen Verdienste, um derentwillen so viele deiner Vorfahren in den Jahrbüchern Frankreichs glänzen, als ein angebornes Erbgut mit aus Mutterleibe gebracht?

U. Das hab' ich mir nie träumen lassen.

V. Nun, um aller Annassen, Mattheussen und Heinrichen Montmorency willen! worin soll denn der Adel bestehen, den du von ihnen geerbt haben willst?

U. Es ist doch offenbar, daſs mir die Ehre, von einer so langen Reihe groſser und berühmter Männer, die seit mehr als zehen Jahrhunderten immer zunächst an unsern Königen standen, mit so vielen königlichen und fürstlichen

Häusern verschwägert waren, und zum Theil die gröſsten Rollen auf dem Weltschauplatze spielten, abzustammen, in den Augen aller Menschen, die sich einer solchen Ehre nicht rühmen können, einen Vorzug giebt!

V. Deine Geburt giebt dir, wie du eingestanden hast, keinen wirklichen, an deiner Person haftenden Vorzug vor andern gemeinen Leuten; der Vorzug liegt also, nach dir, bloſs in der Meinung oder Einbildung dieser Leute, daſs du Vorzüge habest die du nicht hast?

U. Das ists nicht, was ich sagen wollte. Es ist in der Meinung der Welt ein wirklicher Vorzug, von einer langen Reihe edler Ahnen abzustammen, und es sind wirkliche und ansehnliche Vorrechte damit verbunden.

V. Laſs uns einen kleinen Unterschied machen! Der groſse Haufen der Leute, die sich im Ernst einbilden, sie glaubten, daſs du deiner Geburt wegen eine andre und höhere Art von Wesen seyst als sie, sind die embryonischen Menschen, (wahre Ungeborne) deren Vernunft noch unentwickelt in verworrenen Wahnbegriffen und kindischen Vorurtheilen, wie ein Sommervogel in seiner Puppe, eingewickelt liegt. Wie ists möglich, daſs du dir auf die Meinung solcher

Leute etwas zu gut thun kannst? Wenn Rothkäppchen zum Wolfe sagt: *ah! ma Mere - grand', que vous avez de grandes pattes!* so spricht Rothkäppchen wie ein sehr dummes Kind. Aber bilde dir darum nicht ein, daſs alle, oder nur der gröſste Theil von denen, die sich ehemahls stellten als ob sie alle Montmorency's der letzten sieben Jahrhunderte in dir verehrten, solche Rothkäppchen wären. Sie wuſsten sehr gut was für ein Unterschied zwischen Gold und Tomback ist, und sehnten sich, das kannst du mir glauben, schon lange nach einem neunzehnten Junius, der die Sache zwischen dir und ihnen ins Reine brächte. Gesetzt aber auch, es wäre ihnen mit allem, was sie dir deiner Geburt halben einräumten, Ernst gewesen: was für ein Kind müſstest du seyn, um dich durch Ehrenbezeigungen geschmeichelt zu finden, die man dir bloſs deſswegen erweiset, weil man dich für einen andern ansieht? die bloſs den berühmten Männern gelten, deren Nahmen du trägst? Wahrhaftig eben so wohl möchte ich mir was darauf einbilden, wenn ich der Stock wäre, an welchem die groſse Perücke des berühmten Marschalls von Luxemburg gehangen hätte! Aber du siehst nun aus dem Erfolge, was es mit dem Wähnen und Meinen der Menschen für eine Sache ist. Wenn sie auch sechs hundert Jahre lang steif und fest geglaubt hätten, daſs du und ich und unsere ganze Familie in gerader Linie von dem groſsen Bären am Himmel abstammten, und wenn sie uns dieses Glaubens wegen immer hundert Schritte weit aus dem Wege gegangen wären: so brauchte es nur einen neunzehnten Junius, nur so viel Zeit als man nöthig hat sich zu besinnen, daſs zweymahl zwey viere macht, — und weg ist der Glaube! Sie sehen klar, und Matthieu Montmorency, wofern er weiter nichts als Matthieu Montmorency ist, ist in ihren Augen nichts besser als ein *Fesse-Matthieu.* — Was aber die wirklichen ansehnlichen Vorrechte betrifft, die in unsern Europäischen Staaten bisher mit dem erblichen Adel und dem, was man eine glänzende Geburt nennt, verbunden waren, —

U. Die sind es eben, die mir am Herzen liegen!

V. — so weiſs man ja wann, wie, von wem und weſswegen wir sie eigentlich erhalten haben, mit was für Leuten wir sie theilen, und wie wenig wir uns, wenn wir auch nur das mindeste Gefühl von wahrer Ehre besitzen, auf Vorrechte einzubilden haben, die unsere Vorfahren in barbarischen Zeiten (da es immer die Gewalt war, die das Recht machte) von schwachen Regenten, von welchen man fordern konnte was man wollte, oder von herrschsüchtigen, die den unentbehrlichen Beystand ihrer Vasallen mit Prärogativen und Auszeichnungen auf Unkosten des unterdrückten Volkes wohlfeil zu erkaufen glaubten, erworben haben. Sind nicht die meisten dieser Vorrechte offenbare Usurpazionen über die wesentlichen Menschheitsrechte, welchen niemand, der in den gesellschaftlichen Verband eintrat, zu entsagen gemeint seyn konnte? Usurpazionen über Rechte, um welche das Volk, überall wo es sie verlor, entweder listiger Weise betrogen wurde, oder sie den räuberischen Klauen einer stärkern Gewalt gezwungen überlassen muſste! Denn was hätten in jenen rohen Zeiten, wo Polizey und Kultur noch unbekannte Nahmen waren, unbewaffnete Landleute und Handarbeiter gegen die Lanzen und Schwerter dieser eisernen Männer ausrichten können, deren einziges Handwerk und liebster Zeitvertreib rauben und morden war? — Laſs uns ehrlich gegen uns selber seyn! Die Zeiten der Täuschung sind vorbey. Was könnt' es uns helfen, uns wissentlich durch Schimären hintergehen zu wollen, die nur so lange für etwas gelten konnten, als sie von der Welt für etwas anerkannt wurden? Wofür wollten wir uns durch eine Anhänglichkeit an Götzen, an die kein Mensch mehr glaubt, lächerlich machen? Noch einmahl, Bruder Matthieu, laſs uns ehrlich seyn! Was verlieren wir, wenn wir Vorzüge und Titel verlieren, die uns in den Augen aller Vernünftigen nur Schaden thun, so bald sie ihren Werth und Glanz nicht von uns selbst erhalten? Ein groſser Titel, eine Würde, ein Ordensband dekorieren (wer von uns allen darf es läugnen?) nur den Mann der keiner Dekorazion bedarf, der auch ohne sie gerechte Ansprüche an allgemeine Hochachtung hat, und, anstatt Ehre von Titeln zu empfangen, ihnen dadurch Ehre macht, daſs er sie führt. Hast du persönliche Verdienste, wofür wolltest du dich mit fremden brüsten? Hast du keine, — was könnte unverschämter und zugleich schmählicher für dich selbst seyn, als Geburtsrechte geltend zu machen, die dich der Mühe überheben sollen, einen eigenen Werth zu haben? dich eines Geburtsrechts an Ehrenstellen anzumaſsen, zu welchen du nicht tauglich wärest? an Unterscheidungen und Gnadenbezeigungen, die du nicht um den Staat verdient hättest? Oder willst du etwa gar behaupten, darin bestehe eben dein Prärogativ, daſs du keiner Talente noch Verdienste nöthig habest, um an alle diese Vortheile Anspruch machen zu können?

Wie? du wolltest dich auf ein angestammtes Recht berufen, um diejenigen, die keine andern Titel als ihre eigenen Talente und Verdienste aufzuweisen haben, von solchen Ehrenstellen und Vortheilen zu verdrängen oder gänzlich auszuschlieſsen, die ihrer Natur nach nur dem Talente, nur dem persönlichen Verdienste gebühren? Du wolltest dich, zu ihrem und (was noch mehr ist) des gemeinen Wesens Nachtheil, des Vortheils über sie bedienen, daſs deine Familie mehr Gelegenheit gehabt hat, sich auf Unkosten des Staats zu bereichern als die ihrige? Nein, das kannst du nicht, Bruder Matthieu! Unsre edeln Vorfahren würden dich mit Füſsen von sich stoſsen, dich für einen Bastard erklären, wenn sie nur argwohnen müſsten, daſs du dich ihres Adels, der nie der deinige seyn kann, auf eine so unedle Art prävalieren wolltest, gesetzt auch die Zeiten eines Ludwigs des Vierzehnten und Funfzehnten wären noch die unsrigen. Sey edel gesinnt wie sie; zeichne dich vor deinen Mitbürgern und Zeitgenossen durch Verdienste, durch Tugenden, durch rühmliche Thaten aus, wie einige von ihnen; erwirb dir das Vertrauen, die Liebe, die Hochachtung, den Dank deines Vaterlandes; verdiene in seinen Jahrbüchern eine Stelle unter den Männern, die das eiserne Joch des Despotismus zerbrochen, die schimpflichen Narrenseile des blinden Vorurtheils zerrissen, eine Jahrhunderte lang getäuschte, irre geführte und gemiſshandelte Nazion in Freyheit gesetzt, und die zuverlässigste Hoffnung besserer Zeiten auf eine Verfassung und Gesetzgebung zu bauen gedenken, die auf den ewigen Aussprüchen der Vernunft und Erfahrung, als auf unzerstörbaren Grundpfeilern, ruhen soll: 11) das thue, mein Freund, und dann nenne dich Matthieu Montmorency oder Lukas Asnier, du wirst ein edler Mann seyn, und von dem ganzen Menschengeschlechte dafür erkannt werden!

U. Ich glaube du hast Recht, Bruder Ich! Du bist immer in allen Dingen klüger als ich gewesen; ich fühle die Wahrheit alles dessen was du mir da gesagt hast, und ich schäme mich vor dir, daſs ich nur einen Augenblick anders denken konnte.

---

11) Ich bitte mich nicht miſszudeuten. Eine solche Verfassung erwartete der vernünftigere Theil der Nazion von ihren Repräsentanten, und eine solche gedachten ihr auch die Vernünftigsten unter den letztern zu geben. Von dem, was sie nach und nach wirklich unter dem unseligen Kampfe des Parteygeistes und der Privatleidenschaften geworden ist, ist jetzt noch nicht die Rede.

V. Da wir also Eins sind, und du und ich nun wirklich nur Eine Person ausmachen, so laſs uns stehendes Fuſses auf die Tribune steigen, und diesem Stentor Maury, der uns Dinge weiſs machen will wovon er selbst kein Wort glaubt, zeigen, daſs ein Montmorency, der sich seines Nahmens würdig fühlt, keinen andern Titel nöthig hat, und nichts zu verlieren glaubt, indem er, auf der Laufbahn nach allem was schön und groſs ist, sich mit dem unscheinbarsten seiner Mitbürger in Eine Linie stellen läſst.

Es versteht sich von selbst, daſs einem jeden, Franzosen oder Deutschen, der dazu Recht und Lust haben mag, frey steht, seinen ganzen Nahmen und Titel an die Stelle des edeln *Premier Baron Chretien* zu setzen, an dessen Platze ich mir die Ehre gegeben habe, dieses kleine Duodrama von den zwey Seelen spielen zu lassen, welche jeder Mensch (wenn er auf sich selbst Achtung geben will) so gut wie Xenofons Araspes bey hundert Gelegenheiten in seinem Busen dialogieren hören kann. Horaz war ein groſser Liebhaber von diesen Selbstgesprächen, und der sinnreichste und politeste Filosof unsers Jahrhunderts, der Graf

Anton Shaftesbury, empfiehlt sie mit Recht als ein vortreffliches Hausmittel, unsre innerliche Ökonomie auf einen guten Fuſs zu setzen, und dem vernünftigen Theil unsres Selbsts über den unvernünftigen (oder, um uns höflicher auszudrücken, den sinnlichen) das gehörige Übergewicht zu verschaffen. Denn in der That kommt es bey allen Fehden, die zwischen diesen zwey Hälften der menschlichen Natur nur immer vorfallen können, bloſs darauf an, daſs die Vernunft gehört werde: sie wird und muſs immer den Sieg erhalten, wenn man sie nur ruhig ausreden läſst; oder es müſste mit der andern Hälfte schon so weit gekommen seyn, daſs sie auf allen Vieren ginge.

Sankt Franz von Assisi (einer von den gutlaunigsten und grundehrlichsten Heiligen im ganzen Kalender) pflegte diese letztere, mit vieler Richtigkeit des Ausdrucks, nur seinen Bruder Esel zu nennen, und behauptete: daſs Bruder Esel schlechterdings — wie ein Esel behandelt werden müsse, wenn es gut mit uns Menschen stehen solle. Und wirklich, wer die Sache genauer beherzigen will, wird finden, daſs alle die unzähligen Übel, womit sich das arme Menschengeschlecht, unter unsäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden, seit mehrern tausend Jahren geschleppt hat, ihren wahren Grund immer in erstaunlichen Albernheiten haben, die lediglich auf Rechnung des besagten starrsinnigen Thieres kommen, und von der Vernunft, so bald sie sich Gehör verschaffen kann, mit einem einzigen Wort in Staub und Asche verwandelt werden.

Unglücklicher Weise hatten sich diese Albernheiten, unter respektabeln oder doch respektierten Nahmen, oft viele Jahrhunderte lang in den finstern Köpfen des maschinenartigen Theils der Menschen so festgesetzt, daſs es unter zehen tausenden kaum Einem einfiel, sich selbst darüber zur Rede zu stellen; und eben darum muſste es den Wenigen, bey welchen die Vernunft damahls schon zum Durchbruch kam, so übel bekommen, zur Unzeit hellere Augen zu haben als ihre Zeitgenossen. Und wenn auch endlich ein Volk von einer Stufe der Aufdämmerung zur andern unvermerkt so weit kommt, daſs es auf einmahl in den meisten Köpfen Tag wird: so wirkt doch die alte Gewohnheit noch immer bey vielen mechanisch fort, so, daſs sie vor der nothwendigen Schluſsfolge aus zweyen Sätzen, deren Wahrheit sie sich selbst aus innerer Überzeugung zu gestehen gezwungen sind, wie vor einem Gespenste zurück fahren, und den Anblick der Vernunft, trotz aller ihrer von den Weisen mit so vieler Entzückung angepriesenen Schönheit nicht eher ertragen können, bis Zeit und Gewohnheit ihre Augen mit den Zügen und dem Glanze dieser Unsterblichen vertrauter gemacht haben.

Etwas von dieser Art mag wohl, allem Ansehen nach, der Fall der wackern Männer auf der rechten Seite der Nazionalversammlung gewesen seyn, die bey Abfassung des Dekrets, wovon hier die Rede ist, ein so miſstönendes *Ex profundis* anstimmten, und — mit einem Eifer, wodurch sie sich, bey einer Gelegenheit wie diese, einem Bayard oder Catinat schwerlich sehr empfohlen hätten — erklärten: „Keine Dekrete und keine Macht in der Welt könne sie verhindern, als *Gentilshommes* zu leben und zu sterben."

Ich gestehe gern, daſs es selbst für einen Immanuel Kant eine schwere Aufgabe wäre, den eigentlichen Sinn des Wortes *Gentilhomme* genau zu bestimmen und von aller Dunkelheit und Vieldeutigkeit zu befreyen: aber diese Herren muſsten doch, sollte man glauben, wissen, was sie sich bey einem Worte, für welches sie leben und sterben wollten, dachten. Oder ging es ihnen vielleicht wie dem ehrlichen Sancho im Don

Quischott? der, wenn ihm zuweilen begegnet, sich in seinen Reden so zu verwickeln, daſs er selbst nicht mehr weiſs was er sagt, sich damit tröstet, Gott verstehe ihn wenigstens. — Bedeutet etwa das Französische Wort *Gentilhomme* so viel und nicht mehr als das Englische *Gentleman*, so hätten sie sich eine so lebhafte Erklärung ersparen können, da gewiſs niemand in der Welt unhöflich genug seyn wird, ihnen diese Benennung in der letztern Bedeutung streitig zu machen. Oder wollten sie etwa so viel damit sagen: kein Dekret in der Welt könne machen, daſs sie nicht die Söhne, Enkel, Urenkel u. s. w. ihrer Väter, Groſsväter, Urgroſsväter u. s. w. wären? — Auch dieſs begehrt ihnen gewiſs niemand abzustreiten. Oder wollten sie damit behaupten, die Nazion könne ihnen die Titel, Chevalier, Baron, Comte, Vicomte, Vidame, Marquis, Duc, u. s. w. wenn sie ihnen von ihren Vorältern her angestammt seyen, mit Recht eben so wenig nehmen als ihre Erbgüter? Darüber möchte sich allenfalls in einem akademischen Sahle für und wider disputieren lassen; und es verlohnte sich wohl der Mühe, wenn von wirklichen Herzogthümern, Land- und Markgrafschaften, Fürstenthümern, Grafschaften und Baronien die Rede wäre, deren man sie entsetzen wollte. Aber bloſse leere Titel! Wer wird sich einen so unbedeutenden Verlust so tief zu Herzen nehmen? Und wie konnten die guten Herren, die sonst von einem so groſsen Eifer für die königliche Autorität beseelt waren, zu einer Zeit, wo der König selbst so viele und groſse Prärogative, ohne nur ein Wort dagegen zu sagen, dem allgemeinen Besten aufgeopfert hatte, noch an ihre eigenen kleinen Personen denken, und über das Opfer eitler Ehrentitel, die mit der neuen demokratischen Verfassung des Französischen Reichs ohnehin unverträglich waren, ein solches Aufheben machen? Eine Nazion, welche Macht genug hatte, ihre ganze vorige Verfassung von Grund aus umzuwerfen; eine Nazion, die ihrem vor so kurzer Zeit noch unumschränkten Könige die Suveränität, und der Klerisey, welche die Schlüssel des Himmelreichs hat, ihre Güter nehmen durfte, hat gewiſs auch die Macht, ihrem vormahligen Adel (dessen politische Vorrechte schon mit der abgeschafften Feudalverfassung von selbst verschwunden waren) seine Titel zu nehmen, und wird sich, nachdem sie sich der höchsten Gewalt und der Majestät selbst anmaſsen durfte, wohl schwerlich das kleine Recht nehmen lassen, Benennungen abzuschaffen, die sich auf eine Ungleichheit zwischen den Bürgern des Staats beziehen, von welcher das Volk auch nicht den Schatten einer Erinnerung übrig lassen will.

Dieſs alles ist so klar, daſs es den Herren, von welchen die Rede ist, ehe sie noch den Mund aufthaten, nothwendig in Gedanken schweben muſste. Was für einen Sinn sollen wir also ihrer Erklärung geben? Was können sie sich dabey gedacht haben? — Doch in heftigen Gemüthsbewegungen weiſs man zuweilen selbst nicht recht was man spricht, und spricht oft ganz was andres als man denkt. Vielleicht wollten sie nichts weiter damit sagen, als, keine Macht im Himmel und auf Erden könne ihnen wehren, sich selbst für Personen zu halten, denen die *Gentilhommerie* als ein angezeugter, eingegossener und eingefleischter, mit ihrem ganzen Wesen unzertrennlich und (wie es die Theologen nennen) hypostatisch vereinigter Karakter, beywohne; und in diesem tröstlichen Glauben wären sie entschlossen, trotz Welt, Teufel, Filosofie und Nazionalversammlung, zu leben und zu sterben. — Wenn dieses, wie ich vermuthe, ihre Meinung war, so muſs man gestehen, daſs kein Wort darauf zu antworten ist.

Es giebt Dinge, lieben Freunde, die man nie untersuchen oder auf die Kapelle bringen, sondern von Kindesbeinen an, nach dem Beyspiel aller uns umgebenden Personen, immer geglaubt haben muſs, wenn sie die verlangte Wirkung, „mit Furcht und Zittern respektiert zu werden, und also immer unangefochten zu bleiben,“ bey uns wunderlichen Erdenkindern hervorbringen sollen. Von dieser Art ist z. B. die Gabe der Könige von England Kröpfe zu heilen, die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zu Rom, die Existenz der Popanze, Melusinen, Feen und weiſsen Frauen, der Hexensabbath auf dem Blocksberge, die Wunderkraft des Blutes des heiligen Januars zu Neapel, das göttliche Recht der Könige, die Majestät des Volks, und was dergleichen mehr ist; — und von dieser Art, sagen die Stoiker, ist auch das so schwer zu erklärende, mit dem Glauben so leicht zu fassende, der Vernunft hingegen so unbegreifliche Ding, das man den erblichen Adel nennt.

Auf Dinge dieser Art läſst sich sehr füglig anwenden, was Terenz seinen Parmeno von der Liebe sagen läſst:

> *Here, quae res in se neque consilium neque modum*
> *Habet ullum, eam consilio regere non potes.*

Sie gehören ganz und gar nicht unter die Gerichtsbarkeit der Vernunft; sie müssen unter dem Schutze des heiligen und unzugangbaren Dunkels, das sie umgiebt, in ehrfurchtsvoller Entfernung angebetet werden, und alles geht gut (wenigstens für die Götzen und ihre Priesterschaft) so lange die Menschen glauben und zittern. So bald hingegen der allgemeine Glaube an diese Dinge erkaltet ist; [12] so bald sie so wenig mehr täuschen, daſs man ihnen immer näher auf den Leib rückt, sie von allen Seiten zu begucken, zu beriechen und zu betasten anfängt, allerley Proben und Versuche mit ihnen anstellt, und endlich gar die naseweisen Fragen, *quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?* (wer? was? wo? womit? warum? wie? wann?) über sie aufzuwerfen sich beygehen läfst: so bald es mit ihnen dahin gekommen ist, so wär' es wohl am besten (wenigstens am klügsten) gethan, gar nicht mehr davon zu sprechen.

---

[12] Dieſs scheint selbst in solchen Ländern von Europa, wo der blinde Glaube ehemahls seinen vornehmsten Sitz hatte, schon seit geraumer Zeit der Fall gewesen zu seyn. Schon vor dreyſsig Jahren klagte ein ehrlicher Krämer zu Loretto dem berühmten Goldoni, der ihm etwas von seinen heiligen Siebensachen abkaufte, es ginge leider mit seinem Gewerbe nicht mehr wie ehedem. „Ach, mein Herr, sagte er, es war eine Zeit, wo die allerseligste Jungfrau Maria so viel Segen zu unserm Handel gab, daſs Leute meiner Art in kurzem zu einem ansehnlichen Vermögen gelangten. Aber seit einigen Jahren hat die Mutter Gottes, unsrer Sünden wegen, ihre Hand ganz von uns abgezogen; der Absatz unsrer Waaren wird von Tag zu Tage geringer, wir verdienen kaum noch das liebe Brot, und wenn die Herren Venezianer nicht noch das Beste thäten, wir müſsten unsre Läden ohne weitres schlieſsen.“ *Memor. del Sgr. Goldoni, T. VIII. pag.* 23.

Indessen, da ich mich nun einmahl mit dieser kitzlichen Adelssache befafst habe, sey mir wenigstens erlaubt, mit aller Gutherzigkeit eines Erdbürgers *qui omnia sua secum portat*, zu sagen, wie ich sie aus meinem kosmopolitischen Standpunkte zu sehen glaube.

Um mich selbst so viel möglich ins Klare zu setzen, betrachte ich den erblichen Adel (denn von diesem allein ist hier die Rede) aus einem zwiefachen Gesichtspunkte: als einen Vorzug der Geburt, der sich auf die Meinung anderer dieses Vorzugs ermangelnder Menschen gründet; und als ein politisches Institut, welches jener Meinung eine solche Sankzion giebt, dafs die besagten Menschen, wenn sie diese Meinung gleich nicht haben, doch so handeln und überhaupt sich so stellen, und stellen müssen, als ob sie dieselbe hätten. Ich schränke mich, meinem Zweck gemäfs, dermahlen blofs auf den ersten Gesichtspunkt ein, und werde vielleicht zu einer andern Zeit Gelegenheit finden, nachzuhohlen, was ich über den Adel, in so fern er ein politisches Institut ist, etwa zu bemerken habe.

Was also den ersten Punkt betrifft, so ist es in unsern Tagen, meines Wissens, etwas unter allen verständigen Leuten ausgemachtes, daſs die Meinung, als ob die Abstammung von adlichen, verdienstvollen oder verdienstleeren, berühmten oder unberühmten Ältern, an sich selbst einem Kindlein irgend einen fysischen oder moralischen Vorzug vor andern Kindern gebe, oder als ob ein Mensch, dessen Urgroſsvater Armeen kommandierte und Europa wohl oder übel regieren half, bloſs deſswegen ein besserer und respektablerer Mensch sey, als einer, dessen Urgroſsvater hinter dem Pfluge ging oder an einem Webstuhle saſs, — es ist, sage ich, etwas längst ausgemachtes, daſs diese Meinung ein Vorurtheil sey, das keine vernünftige Untersuchung aushalten kann. Man würde sich in den Augen der Montmorency, Montausier, Rochefoucaud, Noailles, La Fayette und ihres gleichen lächerlich machen, wenn man eine solche Albernheit behaupten wollte.

Wenn die Menschen also nichts als vernünftige Wesen, und, so zu sagen, lauter Vernunft wären, oder wenn sich hoffen lieſse, daſs sie jemahls zu einem so hohen Grade der Veredlung ihrer Natur gelangen könnten: so würde jenes Vorurtheil, zugleich mit allen übrigen, wodurch die bürgerlichen Gesellschaften seit einigen tausend Jahren (mehr oder weniger leidlich) zusammen gehalten worden sind, ohne jemands Widerrede und Protestazion von selbst aus der Welt verschwinden.

Aber dieſs ist nicht der Fall, dieſs wird und kann niemahls der Fall seyn. Die Vernunft wird, so lange wir Menschen bleiben, in einem jeden immer nur einen kleinen Theil seines Mikrokosmus mit vollem Lichte bestrahlen: der gröſsere wird immer, mit unzähligen Abstufungen des Lichts und Schattens, in Dämmerung, Nebel und Dunkelheit liegen; und sinnliche Gefühle, helldunkle Vorstellungen, und tausenderley magische Erscheinungen der innern Sinne, (die Resultate eines feinen mechanischen Spiels unzähliger geheimen Springfedern des Herzens und der Einbildungskraft) werden nie aufhören, mit einer Art von Zaubergewalt auf die menschlichen Gemüther zu wirken.

Es giebt kein einziges Vorurtheil, das sich nicht auf einen Schein von Erfahrung und Wahrheit stützte, oder mit mehr oder weniger feinen Fäden in die innigsten Gefühle der Menschheit verwebt wäre. Manche derselben sind der Moralität beförderlich, und daher, in so fern sie sich am Ende in schöne Empfindungen und Gesinnungen auflösen lassen, berechtigt, von der Vernunft selbst in ihren Schutz genommen zu werden.

Ich müſste mich sehr irren, oder der edle Stolz, der den Abkömmling einer alten, an groſsen und verdienstvollen Männern reichen Familie antreibt, sich des glänzenden Nahmens, den er von ihnen geerbt hat, würdig zu machen, mit allen seinen schwärmerischen Erscheinungen — auf der einen Seite; und das unfreywillige vermischte Gefühl von Ehrerbietung und Liebe beym Anblick des würdigen Erben eines Nahmens, der auf einmahl tausend in einander flieſsende Vorstellungen von allem, was in den Augen der Menschen groſs, schön und beneidenswürdig ist, in unserm Gemüthe erregt, und uns eine solche Person vor tausend andern interessant und wichtig macht, auf der andern Seite — diese Gefühle sind tief in der menschlichen Natur gewurzelt, und werden, so lange die Menschen — Menschen bleiben, durch kein Dekret irgend einer Nazionalversammlung aus ihr heraus dekretiert werden. — Ich sage noch mehr: desto schlimmer für die Nazion, aus deren Herzen eine übermüthige und dieses Nahmens unwürdige Filosofie so schöne Gefühle, so wohlthätige Vorurtheile (wenn man sie ja durch diesen Nahmen degradieren will) mit der Wurzel ausreuten könnte!

Ich weiſs sehr gut, was mir die Verfechter des Dekrets gegen diese Behauptung einwenden können. Aber wenn ich gefragt würde, wie groſs wohl, unter allen den Comtes und Vicomtes, Ducs, Marquis und Barons, die durch dasselbe künftig auf ihren bloſsen Geschlechtsnahmen reduciert worden sind, die Anzahl derjenigen sey, die unter ihren Ahnen viele um die Welt oder wenigstens um ihre Nazion wahrhaft verdiente Männer aufzuweisen haben, und diesen Ahnen Ehre machen? — so würde ich — einen Augenblick verstummen, und dann antworten: Vielleicht, selbst bey dieser groſsen Verdorbenheit der Gemüther und der Sitten, die seit den Zeiten des *Duc Regent* nach und nach alle höhern Klassen in Frankreich bis aufs Mark durchdrungen hat, (an welcher aber der Adel nicht mehr Schuld, und von welcher er nicht weniger das Opfer ist, als andere Klassen) vielleicht, dieser Verderbniſs und Ausartung ungeachtet, noch immer weit gröſser als man glaubt! — Aber gesetzt auch, daſs die Zahl der Französischen Edelleute, in deren Herzen noch ein lebendiger Funke jenes alten Ritter- und Heldengeistes glüht, den der verstorbene Graf von Tressan so schön zu schildern wuſste, noch so klein wäre; was gewänne die Nazion dabey, wenn sie, durch einen Schlag mit Merlins Zauberpritsche, auf einmahl alles Bewuſstseyn ihrer Herkunft, alle Erinnerungen an den Ruhm ihrer Vorfahren aus ihrem Gedächtnisse, und alle Bilder und

Denkmähler derselben aus den Sählen, Gallerien und Kapellen ihrer Schlösser, heraus zaubern könnte? Und um was würde Frankreich gebessert seyn, oder sich mehr Gutes von ihnen zu versprechen haben, wenn sie alle sammt und sonders von diesem Augenblick an, vermöge der besagten Zauberpritsche, von lauter Kesselflickern und Scherenschleifern abzustammen glaubten?

Man sage mir nicht: „Weder der Geist der Ritter des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts, noch derjenige, der in den Französischen Adel fuhr, seitdem der ehrsüchtige Priester Armand du Plessis-Richelieu ihren alten Stolz durch Hinrichtung des gröſsten Montmorency seinen ungeschmeidigen Nacken unter die Füſse der Könige und ihrer Minister biegen lehrte, — weder dieser Geist noch jener schickt sich mehr für unsre Zeit.“

Ohne Zweifel würden die groſsen Männer aus dem Adelstande, welche so viel zum Glanze der Regierung Ludwigs des Vierzehnten beygetragen haben, wenn sie mit den Grundsätzen und der Vorstellungsart ihrer Zeit im Julius 1789 von den Todten erweckt und an ihre ehemahligen Plätze gestellt worden wären, es für Pflicht gehalten haben, die königliche Autorität und die alte Verfassung bis auf den letzten

Blutstropfen zu behaupten. Aber eben derselbe Geist und Muth, eben dieselbe Würde und Gröſse der Seele erhält in verschiedenen Zeiten, durch die Verschiedenheit der Begriffe sowohl als der Umstände, verschiedene Richtungen. Epaminondas, am Hofe eines Artaxerxes geboren, würde ein eifriger Royalist geworden seyn; und die Turenne, die Montmorency-Luxemburg, die Catinat, die Noailles, die Villars, u. s. w. würden, wenn ihre Jugend in unsre Zeit gefallen wäre, wahrscheinlich Freunde, Waffenbrüder und Nebenbuhler des edeln La Fayette in der ruhmwürdigsten aller Unternehmungen gewesen seyn.

So nenne ich die unternommene Befreyung einer groſsen Nazion von dem eisernen Despotismus einer in die unerträglichste Aristokratie ausgearteten monarchischen Regierung, von den drückendsten und schmählichsten Miſsbräuchen aller Art, von barbarischen Gesetzen, und von einer verderblichen Staatsverwaltung. Aber so werde ich nie das Unternehmen nennen, statt einer (nach dem Beyspiel der Englischen Konstituzion) durch hinlänglich sicher gestellte Rechte des Volks in ihre wahren Grenzen eingeschränkten Monarchie, eine ungeheure, unendlich verwickelte, unbehülfliche und unsichere Demokratie aufzustellen; eine Demokratie, wie nicht nur noch nie eine gewesen ist, sondern auch, aller moralischen Wahrscheinlichkeit nach, unter fünf und zwanzig Millionen Menschen keine bestehen kann, und wenn sie auch alle auf einmahl in lauter Gracchus, Brutus, Kassius und Algernon-Sidney's verwandelt würden.

Unstreitig hätte mit dem Adel, so gut als mit dem Hofe und der Klerisey, diejenige Reformazion vorgenommen werden sollen, die zum allgemeinen Besten unumgänglich nöthig war. Aller ungerechte, unbillige, und bloſs des Miſsbrauchs wegen verhaſste Unterschied zwischen den adelichen und nicht adelichen Bürgern eines und desselben Staates muſste aufgehoben werden. Talente und Verdienste muſsten Titel seyn, die einem jeden Bürger den Weg zu jeder öffentlichen Ehrenstelle öffneten. Ruhmvolle Ahnen muſsten einem verdienstlosen Menschen hierin kein Vorrecht geben. Nichts kann gerechter seyn als alles dieſs! Aber es war auch gerecht, oder wenigstens billig, und einer so schön denkenden Nazion, wie die Französische, würdig, die Verdienste und Tugenden edler Vorfahren noch in den Erben ihres Nahmens zu ehren, und den Überresten des einst so berühmten Französischen Adels, den Nachkommen der Männer, deren Geschichte seit Jahrhunderten mit den Annalen Frankreichs und der allgemeinen Weltgeschichte beständig verflochten war, so viel Vorzüge zu lassen, als mit einer freyen Konstituzion nicht nur verträglich, sondern als selbst zu gröſserer Festigkeit, Würde und Vollkommenheit derselben nöthig war.

Es hat einem schwindligen Freyheitsgeist und der Nazionalversammlung anders beliebt; und wenn es (wie man bald nicht länger zweifeln kann) ihr ganzer Ernst ist, dem Französischen Reiche die Verfassung von Ury, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Appenzell zu geben, so konnten sie freylich nicht weniger thun. Wie sie dabey fahren werden, wird sich zeigen. Der 14te Julius (dessen Morgenröthe, indem ich dieses schreibe, nur noch sechs und dreyſsig Stunden entfernt ist) wird allem Ansehn nach ein sehr entscheidender Tag seyn.

Ich schlieſse diesen kleinen Aufsatz, mit der (vielleicht überflüssigen) Erinnerung, daſs alles bisher gesagte ohne besondere Rücksicht auf unsern Deutschen Adel geschrieben ist, und daſs man mir so viel Altdeutschen Biedersinn und Vaterlandsliebe zutrauen darf, daſs ich meine Gedanken über den letztern und über unsere Nazionalverfassung überhaupt nicht verblümt und durch Gleichnisse, sondern geradezu (wie ein Mann zu seinen

Brüdern reden soll) vortragen würde, wenn ich glaubte, daſs es Zeit dazu sey. Aber Reden hat seine Zeit und Schweigen hat seine Zeit, sagt der weise König Salomon. Es fehlt noch viel daran, daſs wir den Punkt erreicht hätten, wo ein Volk reif für gewisse Wahrheiten ist, und wo es ihm wirklich nützlich ist, daſs es über seine gemeinschaftlichen wichtigsten Angelegenheiten mit Ernst zur Sprache komme. Alles was wir jetzt noch vielleicht ertragen möchten, könnten etwa patriotische oder weltbürgerliche Träume seyn, die, als Träume, ohne Bedeutung sind, und von gravitätischen Leuten nicht einmahl angehört werden.

Indessen kann es nichts schaden, wenn wir von Zeit zu Zeit einen verständigen Blick auf das, was um uns her vorgeht, werfen, und, durch fremde Beyspiele auf andrer Leute Kosten weiser gemacht, die Thorheiten und Vergehungen aller Art kennen und vermeiden lernen, wovon wir König, Prinzen, Minister, Adel, Klerisey und Volk — bey einer Nazion, die so viel vor uns voraus hat und tagtäglich Beweise von dem edelsten Gefühl und dem richtigsten Verstande ablegt — die traurigen Opfer werden sehen.

IV.

SENDSCHREIBEN
AN
HERRN P. E. IN K.

Im Januar 1792.

Sie sind von so vielen Jahren her einer der ersten, deren Beyfall zu verdienen ich gewünscht habe: wie könnt' es anders seyn, als daſs Ihre in so lebhaften Ausdrücken mir bezeigte Zufriedenheit mit meinen Gedanken über die Französischen Angelegenheiten mir groſses Vergnügen machen muſste?

Und doch muſs ich Ihnen gestehen, daſs diese Freude in etwas durch den Gedanken gestört wurde, daſs es vielleicht nicht in meiner Macht stehe, immer Ihrer Vorstellungsart und Ihren Wünschen gemäſs über eine Sache zu urtheilen, die von so vielen Seiten angesehen werden kann, so unendlich verwickelt ist, und so vielerley politische Probleme darlegt, deren Auflösung einem Ausschusse der weisesten Staatskunstverständigen aller Zeiten zu schaffen machen würde.* Sie selbst, mein Freund, so zart und schonend Sie Sich in Ihrem ganzen Schreiben ausdrücken, scheinen mir nicht verbergen zu wollen, daſs dieſs der Fall bereits gewesen sey. Sie waren mit der Addresse des Eleutherius Filoceltes an die Nazionalversammlung so übel zufrieden, „daſs Sie gegen jeden behaupteten, ich könne sie nicht geschrieben haben;“ und noch neuerlich betrübte Sie, (wie Sie sagen) daſs ich an einem glücklichen Ausgang der Französischen Revoluzion zu verzweifeln anfing, und die Westfranken noch nicht für reif zur Freyheit hielt. Sie bitten, Sie beschwören mich sogar, (gleich als ob der gute Erfolg der Französischen Revoluzion oder das Wohl unsers eigenen Vaterlandes von meinem Muth abhinge) Sie beschwören mich um meiner warmen Menschenliebe willen, doch keine Muthlosigkeit öffentlich zu äuſsern, weil Sie überzeugt sind, daſs der guten Sache dadurch geschadet werde. Alles dieses, mein theuerster Freund, scheint es auf meiner Seite nöthig zu machen, daſs ich mich über verschiedene von Ihnen berührte Punkte bestimmt genug erkläre, um

Sie wegen meiner Gesinnungen in keiner Ungewiſsheit zu lassen. Zu diesem Ende muſs ich noch eine Stelle aus dem Anfang Ihres Schreibens anführen.

„Da ich (sagen Sie) gern und freudig mein Leben hingäbe, wenn dadurch die Völker in eine vortreffliche Regierungslage gebracht werden könnten, und wenn davon ein glücklicher Ausgang der Französischen Revoluzion abhinge: so werden Sie Sich leicht vorstellen, welch einen hohen Werth ich allen Aufsätzen beylege, die Sie für diese gute Sache geschrieben haben. Ihre Schriften werden weit und breit, und auch besonders von den Mächtigen Deutschlands gelesen. Ihre richtige Filosofie und Ihre . . . Schreibart müssen also eine starke Wirkung bey den natürlichen Widersachern guter Staatskonstituzionen hervorbringen, und man wird nicht so leicht zu despotischen Maſsregeln zu schreiten wagen, wenn Sie unveränderlich den Rechten der Menschheit das Wort reden.“

So gewiſs ich auch bin, daſs ein Mann von Ihrem Karakter über die bloſse Möglichkeit einer wissentlichen Schmeicheley weit erhaben ist: so kann ich mich doch nicht überreden, daſs irgend etwas, das ich schreiben könnte, von so groſsem Einfluſs und Gewicht seyn sollte, als Sie glauben. Wäre aber dem so, nun so gebe der Himmel sein Gedeihen zu meinen Bemühungen! Denn so lange ich das Vermögen behalten werde zu denken, und zu sagen was ich denke: so lange werde ich — ohne eine andere Furcht, als die vor den Schlingen, welche meine eignen oder fremde Vorurtheile und Leidenschaften, und andere uns selbst unmerkliche Unlauterkeiten und Sofistereyen des Egoismus meiner Vernunft legen möchten — nicht aufhören, dem, was ich für Wahrheit erkenne, öffentlich zu huldigen, und meine Gedanken über die wichtigen Gegenstände, an welchen Allen gelegen und worüber sich zu irren oder irre geführt zu werden Allen schädlich ist, so gut und so laut zu sagen als ich kann. Diesem zu Folge werde ich auch nie müde werden, die wirklichen und richtig bestimmten Rechte der Menschheit (oder, was mir eben dasselbe heiſst, Rechte des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft) gegen alle und jede (in so fern nehmlich die Sache mit Vernunftgründen, und nicht mit Dolchstöcken, Flintenkolben und Laternengalgen ausgemacht wird) bey jeder Gelegenheit nach meinem besten Vermögen zu behaupten. Bey dieser Entschlieſsung besorge ich nichts von despotischen Maſsregeln, und erkundige mich sehr wenig nach der Wirkung, welche meine Aufsätze bey den natürlichen Feinden guter Staatsverfaſsungen hervorbringen mögen; fest versichert, daſs unter unsern Mächtigen aller Klassen die Anzahl derer, denen man durch freymüthigen Vortrag seiner Gedanken über allgemein angelegene Gegenstände miſsfallen kann, durch die Zahl der aufgeklärten und wohl gesinnten wo nicht bereits überwogen, doch wenigstens im Gleichgewicht erhalten wird; und also so leicht nicht zu befürchten ist, daſs ein Deutscher Schriftsteller, der es mit der Menschheit immer wohl gemeint hat, und vierzig Jahre lang in ruhigem Besitze seines Rechts laut zu denken gelassen worden ist, unter dem unmittelbaren Schutz eines weisen und gerechten Fürsten, ich weiſs nicht durch welche gesetzlose Allgewalt (denn in Germanien ist, Gott Lob! niemand über dem Gesetz) sich erst noch in seinem Alter genöthigt sehen sollte, den Wanderstab zu ergreifen, und einen Zufluchtsort zu suchen, wo es kein Verbrechen wäre, als ein freyer Mann zu denken und zu schreiben. Beruhigen Sie Sich also von dieser Seite, mein verehrter Freund, und seyn Sie versichert, daſs Sie den Schmerz nie erleben sollen, mich an der guten Sache der Menschheit zum Verräther werden zu sehen.

Aber — ist denn diese gute Sache mit der Französischen Revoluzion einerley? oder ist es so ausgemacht, daſs die Sache der letztern eine gute Sache, eine Sache ist, für welche alle wahren Kosmopoliten und Freunde der Menschheit Partey nehmen müſsten?

Erlauben Sie mir, daſs ich mich hierüber in möglichster Bestimmtheit gegen Sie erkläre.

Die Französische Staatsrevoluzion ist — eine geschehene Sache. Die Frage, ob die Nazion dazu berechtigt gewesen sey? scheint mir, da geschehene Dinge nicht zu ändern sind, eben so überflüssig zu seyn, als sie, wegen des Miſsbrauchs, der von Bejahung oder Verneinung derselben gemacht werden kann, gefährlich ist. Genug sowohl für uns, als für die, welche Gewalt über uns haben, — daſs Staatsrevoluzionen überhaupt nichts sehr ungewöhnliches sind; — daſs sie (wie alle andere Weltbegebenheiten) Wirkungen natürlicher Ursachen sind, und in den meisten Fällen nach einem so nothwendigen Naturgesetz erfolgen, daſs ein Kenner und scharfer Beobachter der menschlichen Dinge beynahe mit Gewiſsheit vorher sagen könnte, wo und wann dergleichen sich ereignen müſsten.

Zwar sind die Menschen ihrer Natur nach mit einem hohen Grade von Duldungs- und

Ausdaurungskraft begabt. Es wäre, wenn uns Frankreich nicht das Beyspiel gegeben hätte, unglaublich, was für Lasten selbst ein lebhaftes und ungeduldiges Volk nach und nach ertragen lernt; was für ungeheure Ungerechtigkeiten, welche schmähliche Behandlung, welche Abscheulichkeiten es eine lange Zeit aushalten kann, wenn nur sein Leiden durch fast unmerkliche Gradazionen zunimmt, und die Gewalt, von welcher es zu Boden gedrückt wird, allen Widerstand unmöglich zu machen scheint. Aber selbst die lastbarste Duldsamkeit hat ihr Maſs und Ziel: wird auch dieses überschritten, so geht sie endlich in Verzweiflung über, und die Verzweiflung eines groſsen Volks ist immer der erste Augenblick eines allgemeinen Gefühls seiner eigenen Stärke. Es wäre Unsinn auf Seiten der Gewalthaber, ein an leidenden Gehorsam gewöhntes Volk bis zu diesem Augenblick zu treiben: und doch wird diese Wahrheit vielen vergeblich gepredigt! Es müssen solche Begebenheiten erfolgen, wie wir erlebt haben, um sie zum Nachdenken zu nöthigen: aber (man kann es nicht oft genug wiederhohlen) wohl denen, die klug genug sind, durch andrer Leute Schaden weise zu werden!

Man braucht sich nur des ganzen Zusammenhangs der Umstände zu erinnern, unter welchen der allgemeine Aufstand des Französischen Volks im Julius 1789 erfolgte, um überzeugt zu werden, daſs diese Begebenheit eine zur Reife gekommene unaufhaltbare Wirkung vorgehender Ursachen war, auf welche die Frage, ob sie mit Recht oder Unrecht erfolgt sey, nicht viel besser paſst, als auf ein Erdbeben in Kalabrien oder einen Orkan in Jamaika.

Allein, nachdem sie nun erfolgt war, und wenigstens eilf Zwölftheile der ganzen Nazion ihren allgemeinen Willen, „nicht länger zu dulden was schon lange nicht zu dulden war,“ mit einer Energie, die allem Widerstand Trotz bot, zu Tage gelegt hatten: welcher unbefangene Zuschauer dieser groſsen Begebenheit hätte so wenig Menschlichkeit haben können, nicht zu wünschen, daſs sie einen glücklichen Ausgang für die Nazion nehmen möchte? Und wer muſste sich nicht freuen, wenn er sah, wie viele Umstände zusammen trafen, diesen erwünschten Ausgang zu befördern? welche groſse Kräfte sich dazu vereinigten, und mit wie vieler Weisheit und Standhaftigkeit die hellesten Köpfe, die geschicktesten, beredtesten und muthvollesten Männer aus allen Klassen, die wahren Optimaten der Nazion, sich dazu verwendeten!

Die Deputierten des so genannten dritten Standes, durch eine Anzahl von Gliedern der beiden höhern damahligen Stände verstärkt, konstituierten sich unter dem Nahmen Nazionalversammlung zu bevollmächtigten Repräsentanten der Nazion, und wurden kaum vom Könige selbst dafür erkannt, als sie sich auch (wie leicht voraus zu sehen war) zur *Assemblée nationale constituante* erhoben, d. i. zu einem solchen Ausschuſs der Nazion, der den Auftrag von ihr hatte, dem Reich eine neue und bessere Konstituzion zu geben.

Auch dieſs ist eine geschehene Sache, wobey die Frage, „mit welchem Rechte?“ zu spät kommt: wiewohl (im Vorbeygehen gesagt) niemand, der die so genannten *Cahiers* der drey Stände gelesen hat, läugnen wird, daſs — in so fern die Gebrechen und Miſsbräuche der vormahligen Verfassung und Staatsverwaltung, welchen der allgemeine Wille abgeholfen wissen wollte, nicht ohne Veränderung der Konstituzion zu heilen waren — das Recht zu einer solchen Staatsoperazion in den *Cahiers* wirklich eben so gut enthalten war, als von dem, der einen gewissen Zweck erreicht wissen will, vorausgesetzt werden muſs, daſs er auch zu allen nothwendigen Bedingungen desselben bereit sey.

Eine neue Konstituzion war also das groſse Werk, welches die Nazionalversammlung in die Arbeit nahm. — Aber von diesem Augenblick an muſste sie auch nothwendig in Parteyen und Rotten zerfallen.

So wie sich der König genöthigt gesehen hatte, die allgemeinen Stände des Reichs zusammen zu berufen, war es, selbst bey der Hofpartey, eine ausgemachte Sache, daſs das Volk bey den Operazionen, wozu der König die Stände einlud, gewinnen sollte; aber freylich sollte es so wenig gewinnen als möglich. Denn das Volk konnte nur gewinnen, was der Hof, die höhere Klerisey, und der mit ihr aufs engste verbundene Adel verloren, d. i. was sie entweder freywillig oder gezwungen dem gemeinen Wesen aufopfern wollten, oder muſsten. Da nun diese wenig Lust zeigten, von ihrer Autorität, ihrem Einfluſs, ihren Vorrechten, Vortheilen und Besitzungen aller Arten, auch nur einen Sonnenstaub mehr aufzuopfern als sie schlechterdings muſsten; da sie also alles anwandten, die Plane der Volkspartey zu untergraben, zu hemmen, und, so viel an ihnen war, zu vereiteln: was muſste die natürliche Folge davon seyn, als daſs sie sich zuletzt gezwungener Weise zu weit gröſsern Aufopferungen bequemen muſsten, als man ihnen zugemuthet haben würde, wenn sie es hätten über ſich gewinnen können, den Wünſchen des Volks gleich Anfangs mit guter Art entgegen zu kommen?

Seit dem 14ten Julius war das Übergewicht der Macht ſo entſcheidend auf Seiten des Volks, daſs aller Widerſtand, den man den Verfechtern ſeiner Rechte entgegen ſetzte, zu nichts dienen konnte, als daſs ſie ihre Forderungen immer höher ſpannten, und endlich, durch die Allmacht der Umſtände gezwungen, ſo hoch ſpannen muſsten als es nur immer möglich war. Kurz, — es ſey nun daſs die Häupter des Volks keinen andern Ausweg ſahen die Nazion zu retten; oder daſs republikaniſche Geſinnungen und Grundſätze ſie ſo weit führten; oder daſs einige Demagogen ſich von Ambizion und Privatleidenſchaften ſo weit über die Grenzlinie der Mäſsigung fortreiſsen lieſsen; oder daſs alle dieſe Triebfedern bey verſchiedenen Subjekten zugleich ins Spiel kamen und zuſammen auf Einen Punkt wirkten: genug, die Majorität der Nazionalverſammlung erklärte, „daſs die ſuveräne Gewalt und Majeſtät allein, unzertrennt, und unveräuſserlich bey der Nazion ſtehe,“ und machte dieſen Satz, nebſt einer allen einzelnen Staatsbürgern zuſtehenden Gleichheit an Rechten, — von welcher die Aufhebung alles bisherigen Unterſchieds der Stände und Klaſſen, aller erblichen Titel und Vorrechte, und des ganzen Feudalsystems mit allem seinem Zubehör, die natürliche Folge war — zur wesentlichen Grundlage ihrer neuen Konstituzion.

Diese neue Staatseinrichtung legt, 1) durch die Vertheilung der vollziehenden und administrierenden Gewalt unter den König, ein verantwortliches Ministerium, drey und achtzig Departements- und zwey hundert neun und vierzig Distriktsdirektorien und vier und vierzig tausend Municipalitäten, 2) durch die Aufhebung aller erblichen Vorzüge und Gerechtsame des Adels, 3) durch das allen Aktivbürgern [13] zustehende Recht, in den *Assemblées primaires* die Wähler [14] (*Electeurs*) sowohl der gesetzgebenden Repräsentanten der Nazion, als der Glieder der Departements- und Distriktsadministrazionen, und der Richter in allen Unter- und Obergerichten zu seyn, 4) durch die Einrichtung der so genannten

---

[13] Ein Activbürger, nach Maſsgebung der neuen Französischen Konstituzion, (von 1791) ist jeder Westfranke, der fünf und zwanzig Jahre alt ist, eine vom Gesetz bestimmte Zeit in einer der vier und vierzig tausend Municipalitäten seſshaft, keines andern Bedienter, und in die Rolle der Nazionalgarden seiner Municipalität eingeschrieben ist, eine direkte Kontribuzion wenigstens von einem dreyfachen Tagelohns-Werth bezahlt, und den Bürgereid geschworen hat.

[14] Um der Würde eines Wählers fähig zu seyn, wird in den Städten, die unter sechs tausend Einwohner haben, nicht mehr erfordert, als Eigenthümer

---

oder Nutznieſser eines Gutes zu seyn, dessen jährlicher Ertrag auf den Kontribuzionsrollen einem Einkommen von hundert und funfzig Tagelöhnungen, oder Miethmann einer Wohnung, deren Ertrag hundert Tagelöhnungen gleich ist. Auf dem Lande muſs man, um ein *Electeur* seyn zu können, entweder Eigenthümer oder Nutznieſser eines Gutes seyn, dessen Ertrag auf den Werth von hundert und funfzig Tagelöhnungen angeschlagen ist, oder so viel Feldgüter im Pacht haben, daſs ihr Ertrag auf den Kontribuzionsrollen dem Werth von vier hundert Tagelöhnungen gleich geschätzt ist. — Man sieht beym ersten Anblick, daſs eine solche Einrichtung (zumahl bey einer sehr groſsen und sehr verderbten Nazion) zweyen sehr nachtheiligen Folgen ausgesetzt ist; nehmlich, 1) daſs ein Kandidat sehr arm seyn müſste, wenn er nicht reich genug wäre, die Stimmen so armer Wähler bey Hunderten zu kaufen; und 2) daſs die turbulentesten Köpfe, wenn sie nur recht viel Popularität und demokratischen Freyheitseifer auskramen, immer die gröſste Leichtigkeit finden werden, sich die Mehrheit der Stimmen unter solchen Wählern zu verschaffen. Auffallende Beyspiele hiervon zeigt uns die dermahlige Nazionalversammlung mehr als zu viel.

Nazionalgarden, und 5) durch die Begünstigung der demokratischen Klubs, die sich in den meisten Städten Frankreichs, nach dem Modell des so genannten Jakobiner-Klubs zu Paris, formierten, und in kurzem eine Menge kleiner politischer Körper vorstellten, die zuletzt der Nazionalversammlung selbst furchtbar wurden, und zur Fortdauer der Anarchie, in welche Frankreich durch die Auflösung der alten Konstituzion verfiel, nicht wenig beytrugen — ich sage, die neue Konstituzion legte durch alle diese Einrichtungen in die Schale des Volks ein so groſses Übergewicht über den König und den Adel, daſs es das Ansehen haben muſste, (und vermuthlich auch die Meinung und Absicht einer ansehnlichen Partey in der Nazionalversammlung war) als ob man Frankreich in eine förmliche Demokratie umwandeln, und den leeren Nahmen König und ein unwesentliches Gespenst von Monarchie, bloſs aus Schonung eines alten popularen Wahns und aus andern politischen Rücksichten, — nur der Form wegen und für den Augenblick, beybehalten wolle.

Die Menschen müſsten nicht mehr seyn was sie von jeher gewesen sind, wenn eine so plötzliche Umkehrung der Dinge nicht die Folge gehabt hätte, daſs sich die Nazion in Rotten spaltete, die unter den Nahmen der

Royalisten, Aristokraten, Demokraten, Jakobiner, Freunde der Freyheit und der Konstituzion, u. s. w. das Reich in Verwirrung setzten, die Anarchie fortdauernd machten, die gesundesten Glieder der Nazionalversammlung entweder aus derselben vertrieben, oder ihre Stimme überschrieen und ihren wohlthätigen Einfluſs hemmten, die Nazionalversammlung sowohl an ruhiger Ausbildung und Vollendung der Konstituzion, als an andern, zu Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung und der zerrütteten Staatsökonomie gleich nothwendigen Operazionen hinderten, sie nicht selten zu übereilten Maſsnehmungen trieben, und durch die entgegen arbeitenden Bewegungen, Komplotte, heimlichen oder offenbaren Bemühungen der aufs äuſserste gebrachten Opposizionspartey das Volk in Konvulsionen stürzten, deren wilde Ausbrüche mehr als Einmahl der ganzen Revoluzion einen höchst unglücklichen Ausgang drohten.

Die Volkspartey glaubte unter solchen Umständen nicht einen Schritt nachgeben zu können, ohne alles bereits Eroberte wieder aufs Spiel zu setzen; und ihr Miſstrauen (die natürliche Frucht einer von ihren Gegnern durch unzählige Mittel beständig unterhaltenen Ängstlichkeit vor sichtbaren und unsichtbaren Gefahren) stieg endlich auf einen so hohen Grad, daſs sie ihren eignen Freunden nicht mehr trauten, und jede Äuſserung gemäſsigter Gesinnungen für Hochverrath gegen die Nazion ansahen. Die Hofpartey, der Adel und die hohe Geistlichkeit hingegen sahen sich so weit getrieben, daſs sie nicht mehr für ihre alten Privilegien, Exemzionen und Prärogative, sondern für ihre Existenz zu streiten glaubten. Die Verzweiflung wirkte nun eben dasselbe bey ihnen, was sie ehemahls bey dem dritten Stande gewirkt hatte: so wie sie nichts mehr zu verlieren hatten, was in ihren Augen des Lebens werth war, entschlossen sie sich, auch das, was man ihnen lassen wollte, aufs Spiel zu setzen, und entweder Alles wieder zu gewinnen, oder Alles zu verlieren.

Unter so mancherley nachtheiligen Umständen, mitten unter diesen Erschütterungen und hartnäckigen Kämpfen entgegen wirkender Kräfte, stieg, von der Übermacht des gemeinen Volks beschützt und begünstigt, diese neue Konstituzion hervor, die von ihren schwärmerischen Freunden eben so übermäſsig erhoben, als von ihren offenbar parteyischen Feinden übermäſsig verachtet, geschmäht und verlästert wird.

Sie verdient meines Erachtens weder das eine noch das andere. Aber bevor ich Ihnen meine Meinung von derselben sage, dürfte wohl die Beantwortung einer Frage nicht überflüssig seyn, die jedem Unbefangenen zuerts einfallen muſs; nehmlich: „Ist diese Konstituzion auch wirklich (wie man behauptet und behaupten muſs, wenn sie für ein fest stehendes Reichs-Grundgesetz anerkannt werden soll) der allgemeine Wille der Französischen Nazion?“

Daſs die Emigranten und ihre noch zurück geblieben Freunde diese Frage mit einem überlauten Nein beantworten, versteht sich; und unstreitig hatten sie (in so fern sie ein Theil der Nazion sind, und so lange sie es sind) ein Recht über jeden Artikel der Konstituzion ihre freye Stimme zu geben. — Aber befanden sie sich auch wirklich und immer im Besitz der Ausübung dieses Rechts, als die Konstituzion noch unter den Händen ihrer Werkmeister war? — Schwerlich wird jemand, der mit den Verhandlungen der konstituierenden Nazionalversammlung genauer bekannt ist, dieses letztere ohne Einschränkung behaupten wollen.

Man wendet ein: Der Widerspruch eines Haufens von Menschen, der sich zu dem gröſsern, der Konstituzion anhangenden Theile der Nazion kaum wie eins zu hundert verhält, könne und dürfe nicht in Betrachtung kommen.

Sie wissen, mein Freund, was Herr Burke gegen diese Behauptung aus allgemeinen Rechtsgründen mit groſser Scheinbarkeit eingewendet hat. Eine scharfe Erörterung seines Räsonements über diesen Punkt würde mich hier zu weit führen. Überhaupt aber leuchtet einem jeden ein, daſs der allgemeine Satz, „die Majorität des Volks könne, so oft sie von groſsen und wesentlichen Beschwerden dazu aufgefordert zu seyn glaubt, die gegenwärtige Verfassung eines Staats nach Gefallen umkehren,“ mit dem Interesse der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings unverträglich ist, und, wenn er überall unter das Volk verbreitet würde, unversehens ganz Europa in die gräulichste Zerrüttung stürzen könnte.

Aber wenn nun doch in irgend einem besondern Falle nicht zu läugnen wäre, daſs die zeitige Konstituzion eines gewissen Staats nichts tauge, daſs sie nur dem kleinsten, mächtigsten und reichsten Theile der Nazion günstig, für den gröſsten hingegen unterdrückend sey; wenn ferner dieser gröſste Theil lange geduldet hätte, was von Menschen, die sich etwas mehr als Last- und Zugvieh zu seyn fühlen, nicht zu dulden ist, und nun entschlossen wäre, es nicht länger zu dulden, einmüthig entschlossen wäre, sich, kraft der Übermacht seiner Köpfe und Arme, in Freyheit zu setzen; wenn er auch damit wirklich zu Stande gekommen wäre, und es nun bloſs darauf ankäme, das wieder erlangte Gut gegen alle Angriffe und Gefahren möglichst sicher zu stellen — wie dann?

Natürlicher Weise würde und müſste in diesem Falle die groſse Mehrheit entscheiden; und die unbeträchtlich kleine Minorität müſste sich entweder der Konstituzion, die den meisten gefiele, unterwerfen; oder, wenn sie das nicht wollte, müſste ihr erlaubt seyn, sich selbst von dem Körper der Nazion abzutrennen, auszuwandern, und ein anderes Vaterland zu suchen.

Und ausgewandert ist auch wirklich, weltkündiger Maſsen, ein an sich sehr beträchtlicher, wiewohl gegen vier und zwanzig Millionen, die zurück geblieben sind, der Zahl nach unerheblicher Theil der Nazion. Aber dennoch, welch ein ungeheurer Verlust, wenn unter diesen dreyſsig oder vierzig tausend Emigranten auch nur der sechste, nur der zehnte, ja nur der zwanzigste Theil, nicht bloſs Aristokraten dem Nahmen nach, sondern wirklich das, was dieser Nahme besagt, die Besten, die aufgeklärtesten, rechtschaffensten, tugendhaftesten, verdienstvollesten Männer der Nazion, wenn es Miltiaden, Cimonen, Xenofonen, Focionen und Epaminondasse wären, denen ein heilloser Zustand ihres Vaterlandes nichts andres als den Wanderstab übrig gelassen hätte! Aber, zum Glück für Frankreich, sind diese Ausgewanderten dem gröſsern Theile nach —— Doch, ich urtheile nicht gern nach Hörensagen! Aber, wenn Sie von Augenzeugen, von Leuten die sich auf das unmittelbare Zeugniſs ihrer eigenen Stirnen und Rücken berufen können, hören wollen, wer diese Französischen Optimaten sind: so erkundigen Sie Sich nur zu Durlach, Speier, Worms, Mannheim, Koblenz, Trier, und so weiter, und Sie werden Sich nicht wenig wundern, warum die Nazionalversammlung, anstatt sie zur Wiederkunft zu nöthigen, nicht schon längst ein allgemeines Nazional-Dank- und Freudenfest wegen ihrer freywilligen Auswanderung angeordnet hat. 15)

„Also wäre denn doch — diese Ausgewanderten, und diejenigen von den Zurückbliebnen, die ihnen in Gedanken und Wünschen nachfliegen, abgerechnet — die neue Konstituzion der allgemeine Wille des Französischen Volkes?“

---

15) Zumahl da sie das Geld, das sie mitgenommen, auf alle Fälle nie wieder zurück bringen werden, und also nichts als negative Vortheile und positive Übel von ihrer Wiederkehr zu gewinnen sind.

Gesetzt auch diefs sey vor dem leidigen Schisma, welches die bürgerliche Konstituzion der Klerisey, und der den Priestern defswegen auferlegte von den meisten aber verweigerte Eid veranlafste, der Fall gewesen: so ist doch unläugbar, dafs seit diesem unseligen Zeitpunkt, und noch in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, die Majorität des Volks in sehr vielen, wo nicht den meisten Distrikten des Reichs, wenigstens mit diesem Theile der Konstituzion sehr übel zufrieden ist.

Aber — auch die Artikel, wodurch der alte Römisch-katholische Glaube des Französischen Volks in die Enge kam, bey Seite gesetzt — haben wir grofse Ursache zu denken, dafs sich, aufser den beiden Hauptparteyen, eine beträchtliche Anzahl verständiger Männer von reifem Urtheil und abgekühltem Blute in Frankreich finde, denen die Gebrechen der neuen Konstituzion noch viel stärker als irgend einem Ausländer auffallen, und die zu der Disproporzion zwischen der Allgewalt des Volks und der Ohnmacht des an allen Gliedern gefesselten *Pouvoir executif*, — zu den vier und vierzig tausend Municipalitäten, zu der Verordnung, dafs die Departements- Distrikts- und Municipalitätsbeamten alle zwey Jahre andern Platz machen müssen, und zu manchen andern Konstituzionsgesetzen, wodurch die alte Ordnung der Dinge zum Schaden einer unzähligen Menge einzelner Glieder der Gesellschaft auf einmahl gewaltsamer Weise auf den Kopf gestellt worden ist, ihre Einwilligung nie gegeben hätten, wenn sie bey Errichtung der Konstituzion eine freye und sichere Stimme gehabt hätten.

Und nun lassen Sie mich noch fragen, ob Sie Sich selbst mit innerer Überzeugung überreden können, daſs der König (der in einem monarchischen Staate zu Dingen, die das Ganze so wesentlich betreffen, doch auch ein Wort zu reden haben sollte) die Konstituzion, so wie sie ihm vorgelegt worden ist, unbedingt angenommen hätte, wenn er mit völliger Freyheit und Sicherheit, oder nur mit einiger Hoffnung, daſs sein Widerspruch in Betrachtung kommen würde, seine Meinung darüber hätte sagen dürfen?

Es ist wahr, Ludwig der Sechzehnte hat feierlich und öffentlich vor seiner Nazion und dem ganzen Europa erklärt, daſs er die Konstituzion freywillig angenommen habe; und es wäre also unartig, wenn wir uns an jenen Spaſsmacher erinnern wollten, der, indem er den Kopf aus dem Fenster steckte, um einem anklopfenden Besucher zu sagen er sey nicht zu Hause, es (zum Scherz wenigstens) sehr übel nahm, daſs ihm jener nicht auf sein Wort glauben wolle. Der König hatte allerdings die Wahl, entweder die Konstituzion anzunehmen oder die Krone abzulegen; und Er wählte was für ihn (und in der That auch für die Nazion) das kleinere Übel schien. Wem die freye Wahl gelassen würde, ob er in den Rhein springen oder sich am Ufer die Haut über die Ohren ziehen lassen wollte, würde ohne Zweifel das erste erwählen, weil es ihm doch eine Möglichkeit, durch Schwimmen davon zu kommen, übrig lieſse: indessen ist klar, daſs er, wofern er ganz frey wäre, keines von beiden wählen würde. Auch hat Ludwig der Sechzehnte selbst, sowohl in dem Annehmungsakt als in seinen öffentlichen Erklärungen an seine Brüder und an die sämmtlichen Emigranten, — Erklärungen, welche (im Vorbeygehen gesagt) mit groſser Weisheit und Schicklichkeit abgefaſst sind — sich über die Beweggründe seiner Annahme deutlich genug erklärt. Man hatte dem guten König aufs stärkste versichert, daſs die Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Frankreich bloſs von seiner Annahme der Konstituzion abhange; und er hatte in der That Ursache sich diese Hoffnung davon zu machen, — wiewohl der Erfolg das Gegentheil gezeigt hat. Wie fehlerhaft auch eine Konstituzion seyn mag, so ist doch die Regierung des Gesetzes immer besser als eine Anarchie, worin Miltons Chaos König ist.

Ludwig der Sechzehnte konnte, für seine individuelle Person, mit seinem konstituzionsmäſsigen Loose zufrieden seyn; ein *Roi faineant* würde es sogar dem mühseligen gefahr- und sorgenvollen Leben eines Friedrichs des Zweyten von Preuſsen unendlich vorziehen. Diejenigen Artikel der Konstituzion, die Er (wenn es in seiner Macht gestanden hätte) vermuthlich abgeändert haben würde, betreffen nicht sein persönliches Besserseyn, sondern das Beste der Nazion, die sich, (wie der Augenschein lehrt) der Konstituzion ungeachtet, und (die Wahrheit zu sagen) zum Theil aus Schuld derselben, sehr übel befindet, und, wenn nicht irgend ein *Deus ex machina* dazwischen kommt, in alle Gräuel und allen Jammer der abscheulichen Zeiten der Ligue zurück stürzen wird.

Wenn wir nun alle diese Umstände zusammen nehmen, so scheint die Frage: „ob die neue Französische Konstituzion in allen ihren Artikeln für den allgemeinen Willen der Nazion angesehen werden könne?“ auſs gelindeste zu reden, sehr problematisch zu seyn.

„Aber, sey es auch damit wie es wolle, wenn die Konstituzion nur an und in sich selbst gut, nur so beschaffen ist, daſs sie der allgemeine Wille zu seyn verdient, und wirklich der allgemeine Wille wäre, wofern den übrigen ungünstigen Umständen (die, wenn es um Rechtfertigung oder Entschuldigung der einzelnen Gesetzgeber zu thun wäre, in Betrachtung kämen) nicht das mindeste bekannt wäre.

Unstreitig ist es schon ein groſser Nachtheil, wenn der Entwurf einer Konstituzion, wodurch eine in den letzten Zügen liegende Monarchie wieder neu geboren und der möglichste Wohlstand der Nachkommenschaft auf einen ewig dauernden Grund gesetzt werden soll, einer Versammlung von zwölf hundert so ungleichartigen Geschöpfen, als diejenigen woraus die *Assemblée constituante* bestand, aufgetragen wird. Wahrscheinlich würde ein anderes, vielleicht nicht so kolossalisches, aber mit sich selbst besser übereinstimmendes, den Umständen (wovon der Mensch sich nie gänzlich Meister machen kann) angemeſsneres, leichter und sichrer auszuführendes Werk heraus gekommen seyn, wenn es, anstatt zwölf hundert Männern, einem einzigen, aber einem Solon, oder einem Triumvirat, aber einem Triumvirat wie Montesquieu, Turgot und Franklin, hätte aufgetragen werden können.

Doch, wozu Hypothesen und fromme Wünsche? Frankreich beſaſs keinen Solon noch Franklin, hatte keinen Montesquieu noch Turgot mehr. Die Konstituzion ist nun einmahl gemacht, und, so wie sie ist, möchte sie immer für eine Nazion von drey oder vier Millionen Menschen, die an Seele und Leib gröſsten Theils noch unverdorben wären, noch auf einer nicht sehr hohen Stufe der Kultur ständen, und mit den Übeln einer übermäſsigen, unterdrückenden Ungleichheit noch unbekannt, von Luxus, Üppigkeit und Übermuth eben so weit als von Dürftigkeit, Elend und Sklaverey, von beiden aber ungleich weiter als von der ersten Einfalt des Hirten- und Pflanzerlebens entfernt wären — mit Einem Worte, die Konstituzion, wie sie vor uns liegt, möchte vielleicht für ein Volk wie die Englischen Kolonien in Nordamerika vor ihrer gegenwärtigen Unabhängigkeit, oder in etlichen Jahrhunderten, wenn die Neuseeländer oder Neuholländer binnen dieser Zeit noch um einige Stufen in der Humanisierung vorgerückt seyn werden, für Neuholland und Neuseeland ganz gut seyn. Aber für die *çi-devant* Franzosen, für eine so unendlich weit von der Einfalt und Reinheit der Sitten, ohne welche sich keine glückliche Demokratie denken läſst, entfernte Nazion, kann der plötzliche Übergang aus der Unterdrückung des willkührlichsten Despotismus und der verhaſstesten Art von Aristokratie in eine demokratische Verfassung, die ihr den höchsten Grad von politischer Freyheit einräumt, nicht anders als ein unnatürlicher Zustand seyn. Montesquieu — der so oft in der Nazionalversammlung citiert wurde, aber dessen Geist so selten in ihr erschien — würde sich gewiſs nie haben einfallen lassen, einer über eine Quadratfläche von mehr als zehen tausend geografischen Meilen ausgebreiteten Nazion — und welch einer Nazion! — einer so raschen, so eiteln, so leicht aufbrausenden, so schwärmerischen, und dabey so leichtfertigen, so willkührlichen, so unbändigen und so verdorbenen Nazion, eine Verfassung zu geben, die ohne Einfalt des Sinnes und Unschuld der Sitten, ohne einen entschiednen Karakter von Mäſsigung, Beschränktheit und Häuslichkeit sich nicht einmahl unter einem kleinen Volke erhalten kann; eine Verfassung, die sogar der kleinen Republik Athen, bloſs weil der Karakter ihrer Einwohner dem Französischen Nazionalkarakter ähnlich war, verderblich gewesen ist.

„Aber, werden Sie vielleicht einwenden, wenn auch allenfalls die jetzt lebende Generazion, dem gröſsten Theile nach, für eine solche Verfassung nicht gut genug wäre: so wird doch die Konstituzion selbst den Karakter des Volks unvermerkt reinigen, veredeln und der Freyheit würdiger machen; so wird sie wenigstens der Nachwelt eine bessere Art von Menschen bilden;

und so werden doch die künftigen Generazionen, eben so für die Konstituzion gemacht wie diese für sie, die unermeſslichen Vortheile der Freyheit zu genieſsen haben.“

Das gebe der Himmel! Ich sage von ganzem Herzen Amen! dazu. Aber, wofern wenigstens unsre Enkel diese groſse fysisch-moralische Revoluzion in den Köpfen, in den Herzen und unter den Zwerchfellen der Franzosen erleben sollen, werden wohl mit der Konstituzion selbst noch groſse Veränderungen vorgehen müssen. Denn, entweder alles, was mich die ganze Geschichte der Menschheit gelehrt hat, betrügt mich, oder die Konstituzion, von der wir reden, kann, so wie sie ist, nicht alt genug werden, um eine Art von Menschen, wie die Demokratie sie nöthig hat, in Frankreich zu zeugen; kann aus innerlichen Fehlern, aus Mangel an innerer Stärke, eben so wenig Bestand haben, als sie wegen ihres Unverhältnisses sowohl zu dem Karakter, den Gewohnheiten und Sitten, ja selbst zu dem dermahligen Grade der Kultur und Aufklärung des Französischen Volkes, [16] als zu Frankreichs innern und äuſserlichen Umständen bestehen kann.

---

[16] Wie weit es der gröſste Theil dieses Volks in diesem Stücke gebracht habe, läſst sich nicht nur aus dem groben Aberglauben und der kannibalischen Grausamkeit, wovon uns das gemeine Volk in Frankreich

Es ist nicht seit ehegestern, daſs ich von der Wahrheit des Homerischen Halbverses,

> Vielherrscherey taugt nichts, —

innigst überzeugt bin, und der höfliche Korrespondent des *Moniteur*, der es mir vor einigen Wochen zu einem ehrenvollen Titel machte, Verfasser des Agathon zu seyn, hätte wissen können, daſs der Verfasser des Agathon schon vor fünf und zwanzig Jahren im ersten und zweyten Kapitel des achten Buches Schilderungen, wie es in demokratischen Staaten zugeht, aufgestellt hat, die nicht wohl von ihm vermuthen lassen, daſs die Umbildung der Französischen Monarchie in eine Demokratie, wie noch keine gewesen ist, eine sehr glückliche Begebenheit für die Nazion in seinen Augen seyn könne.

bis auf diesen Tag so viele Proben gezeigt hat, sondern auch schon bloſs aus dem kleinen Umstand abnehmen, daſs ein Deputierter in der Nazionalversammlung öffentlich gestanden hat, daſs unter ihren vier und vierzig tausend Municipalitäten kaum zwanzig tausend seyen, wo die Municipalitätsbeamten ihren Nahmen schreiben und gedrucktes lesen können.

Und doch, mein lieber Freund, wenn denn diese neue Demokratie am Ende auch nur eine echte und reine Demokratie wäre! So hätten wir doch wenigstens den Trost, hoffen zu dürfen, daſs sie, bey allen Gebrechen dieser Staatsform, auch das Gute derselben haben werde. Aber unglücklicher Weise ist die neue konstituzionsmäſsige Verfassung Frankreichs weder Monarchie noch Demokratie, sondern, als ein politisches Wesen betrachtet, so eine Art von Dingen, wie die Centauren der Griechischen Dichter, die sich zwar recht gut dichten, träumen, mahlen und aus Stein bilden lassen, aber nur nicht lebendig existieren können.

Die Konstituzion hat zwar erklärt, daſs die Französische Regierungsform monarchisch sey; aber sie erklärt zugleich, daſs die Suveränität einzig und unzertrennlich der Nazion zugehöre. Der wahre Monarch ist also das Volk, und es ist schwer zu sagen, was der König in dieser demokratischen Monarchie seyn soll. Sie haben ihm beynahe alles Ansehen und alle Macht genommen, ohne welche die königliche Würde den Zweck, für den sie da ist, nicht erfüllen kann; und so wie die Sachen zwischen dem Volk und dem Könige stehen, ist es moralisch unmöglich, daſs jemahls ein gegenseitiges Vertrauen zwischen ihnen Statt finde.

Der König **soll die exekutive Macht haben**, und findet bey jedem Schritte Hindernisse, Fuſsangeln und Steine des Anstoſses, die seine Operazionen aufhalten, erschweren, und nicht selten unmöglich machen. Er hat die **Exekuzion**, und es fehlt ihm nichts dazu als — **die Macht**.

Die Konstituzion hat ihm, nach langen und hitzigen Debatten, in welchen die Vernunft nur mit groſser Mühe endlich über den demokratischen Fanatismus den Sieg davon trug, das *Veto* als ein nothwendiges Gegengewicht gegen **die demokratische Aristokratie** der Nazionalversammlung eingeräumt. Aber auch dieses läſst ihn der eifersüchtige und argwöhnische Geist der Demokratie, den die Konstituzion dem für den einzigen Suverän erklärten Volke in die Nase geblasen hat, nicht ruhig ausüben. Gleich beym ersten Mahle, da er dem neulichen **Dekret gegen die Emigranten** aus Gründen, die eines weisen und guten Königs würdig scheinen, seine Sankzion versagte, durfte sich das **Direktorium** des *Departement de Loir et Cher* unterstehen, in einer Addresse an die Nazionalversammlung zu sagen: *Legislateurs, vôtre decret sur les emigrans vous comble de gloire. Nous ne voulons pas declamer contre le veto du Roi, puisque la Constitution a donné à un seul homme le droit de* *paralyser la volonté de vingt cinq millions.* 17) *Le pouvoir executif* (der König also) *vient de se charger de la responsabilité la plus terrible,* 18) *et il sera coupable des malheurs que son refus pourra entrainer.* 19) Und, merken Sie wohl, in der Nazionalversammlung wurde diese Addresse, welche dem Direktorium den Ausdruck des

17) Immer gellen uns die fünf und zwanzig Millionen um die Ohren. Aber die Herren vergessen, daſs unter diesen fünf und zwanzig Millionen wenigstens sechzehn sind, die in solchen Dingen gar keinen Willen haben noch haben können.

18) Bekannter Maſsen ist der König vermöge der Konstituzion für die Ausübung seines königlichen Rechts, einem Dekret, gegen welches er wichtige Einwendungen hat, die Sankzion zu versagen, nicht responsabel. Die Direktoren des Departements von Loir und Cher stoſsen also hier geradezu in die Trompete des Aufruhrs gegen die Konstituzion selbst, auf welche sie so oft schon geschworen haben.

19) Also sogar für mögliche schlimme Folgen, d. i. für einen Ausgang, der nicht in seiner Macht steht, soll nach den fanatischen Grundsätzen dieser Demagogen ein König responsabel gemacht werden, den die Konstituzion von aller Verantwortlichkeit entbunden hat!

lebhaftesten Miſsfallens hätte zuziehen sollen, applaudiert, und nur mit Mühe verhinderte der gesundere Theil der Volksrepräsentanten, daſs diese aufrührische Schrift nicht auf Befehl der Nazionalversammlung gedruckt und in ihr Protokoll eingetragen wurde. Wenn ein Departements - Direktorium mitten in der Nazionalversammlung eine solche Sprache ertönen lassen darf, so ist die königliche Majestät ein leerer Nahme; ja die Konstituzion selbst gilt (wie man bereits aus mehr als Einem Beyspiel und sogar aus Dekreten der jetzigen Nazionalversammlung sehen kann) nur so viel, als die schwärmerischen Independenten und ihr Anhang sie gelten lassen wollen.

Aber wie sollte auch die Majestät des Königs mehr als ein bloſses Sylbengezische seyn? Es giebt jetzt drey Majestäten in Frankreich: die suveräne Majestät des Volks, die Quelle der beiden andern, — die Majestät der Nazionalversammlung, eine Qualifikazion, womit ihr als Repräsentant des Volks in den Addressen und sogar in den Deklamazionen ihrer eigenen Mitglieder häufig geschmeichelt wird, — und die Titularmajestät des Königs, die, so wesenlos sie auch ist, ihm doch Anfangs von der gegenwärtigen Nazionalversammlung streitig gemacht, und nur, aus Furcht das dem

Könige wieder hold gewordene Pariser Volk zu sehr vor die Stirne zu stoſsen, wider Willen zugestanden wurde. Aber damit sich der gute König dieses letzten Rests seiner ehemahligen Autorität ja nicht überhebe, wird er bey jeder Gelegenheit auf die härteste und respektloseste Art erinnert, daſs er nur der erste Beamte, nur eine Art Bürgermeister oder *Maire de France* sey, dem die Französische Demokratie den Nahmen König gelassen habe, ungefähr wie die alten Römer, nach Austreibung der Tarquinier, einen *Rex sacrificulus* 20) beybehielten. Erst vor kurzem (am neun und zwanzigsten November vorigen Jahres) schrie einer der gewaltigsten Redner in der Nazionalversammlung so laut er konnte und unter gewaltigem Händeklatschen der Tribunen: *Disons au Roi, qu'il ne regne que pour le peuple, que le Peuple*

---

20) Seit Romulus und Numa waren gewisse öffentliche Opfer, die nur der König im Nahmen des Volkes bringen konnte. Da die Römer sehr streng über ihrem alten Religionswesen hielten, so wurde, damit diesen Opfern keine Feierlichkeit abginge, nach Abschaffung der Könige ein *Rex sacrificus* erwählt, der statt des Königs dabey präsidieren muſste: um aber diesen Opferkönig doch so klein als möglich zu machen, nannte man ihn nur *Rex sacrificulus.*

est son Souverain, et qu'il est sujet à la Loi. Das erste und letzte Glied dieser Periode sind unläugbare und hochheilige Wahrheiten in jedem monarchischen Staate: aber das mittlere ist eine harte Rede! Welches Volk (ich will nicht sagen welcher König) mag sie tragen? Ich kenne keine ärgere Kommission als seinen eigenen Suverän zu regieren; und, groſse Götter! was für einen Suverän? Einen Suverän, gegen den der groſse Bel zu Babel und selbst der ungeheure Gargantua Meisters Franz Rabelais nur ein Wiegenkind ist; einen Suverän, der fünf und zwanzig Millionen Mäuler zum Verschlingen, und funfzig Millionen Arme zum Greifen und Zuschlagen hat, von denen wenigstens der fünfte Theil alle Augenblicke bereit ist, seine Suveränität mit Fäusten und Fersen, Knütteln, Flintenkolben und Laternenhaken zu behaupten.

Ich frage: Wenn das Volk der Suverän ist, wessen Suverän ist es? „Sein eigner.“ — Nun so regiere es sich selbst! — „Unmöglich!“ — Das glaub' ich auch, mein Freund. — Aber ein Volk zu regieren, dem alle Augenblicke in die Ohren geschrieen wird, daſs es der Suverän seiner Regierer sey, ist noch viel unmöglicher. Gewiſs wird ein Suverän, der sich selbst nicht regieren kann, sich auch nicht von andern regieren lassen, oder (wie alle

Suveräns dieser Art) doch nur von solchen, die ihm immer schmeicheln, und alles thun was er haben will, damit er sie hinwieder thun lasse was sie wollen.

Sagen Sie mir nicht: „Das Volk hat ja geschworen, dem Gesetz und dem Könige getreu zu seyn." — Was kann man das millionenköpfige Thier in einem Augenblick von Schwärmerey nicht schwören machen? Es ist wahr, das Volk hat auch seine *intervalla lucida*, worin es recht gut einsieht, daſs es ohne Gesetze und Obrigkeit seines Lebens und Eigenthums nicht lange sicher wäre, daſs es regiert werden, daſs es gehorchen muſs. Aber auch der tollköpfigste Despot, auch ein Kaligula und Nero und Elagabalus hat heitere Augenblicke, worin er klar einsieht, daſs er, um seiner Allgewalt lange und sicher zu genieſsen, nach Gesetzen regieren, d. i. seinen Willen der Vernunft unterwerfen, müſste. Aber dann müſste er seiner willkührlichen Allgewalt entsagen; und weil er dazu keine Lust hat, bleibt auch jene Überzeugung unfruchtbar. Glauben Sie, daſs ein Suverän, der fünf und zwanzig Millionen schwindlige Köpfe hat, seine Verbindlichkeit, Gesetzen die er sich selbst gegeben hat zu gehorchen, seltner vergessen werde, als einer der nur Einen Tollkopf hat? — Das Gesetz, sagt die Konstituzion, ist der allgemeine Wille, und niemand darf zum Gehorsam gegen Gesetze gezwungen werden, zu denen er seine Einwilligung nicht gegeben hat. Nun ist aber jeder Westfranke ein Bestandtheilchen dieses Volks, das der Suverän des Königs ist, und hat entweder in das Gesetz eingewilligt oder nicht. Im letzten Fall ist es kein Gesetz für ihn: hat er aber eingewilligt, so ist der Wille des Menschen wandelbar; was er gestern gewollt hat, kann er heute (zumahl bey veränderten innern oder äuſsern Umständen) nicht mehr wollen. — „Das wäre Sofisterey," werden Sie sagen. — O gewiſs! Aber solche Sofistereyen macht die Leidenschaft, der Eigennutz, die Unwissenheit, der Eigendünkel, alle Stunden und Augenblicke.

„Aber eben darum hat ja die Konstituzion eine *Force publique* angeordnet, und in die Hände der Municipalitäten, Distrikts - und Departements - Direktorien, und des Königs, der an ihrer aller Spitze steht, gegeben, damit ein jeder Theilhaber an der Volksmajestät, der den Gesetzen nicht gehorchen will, dazu gezwungen werden könne."

Das lieſse sich hören, wenn diese Magistratspersonen zwey - oder dreymahl hundert tausend Janitscharen, oder (was in Frankreich noch sichrer wäre) ein eben so groſses Heer von schwarzen Verschnittnen zu Diensten hätten, die keine Aktivbürger von Frankreich wären, und keinen Begriff von den Menschheitsrechten hätten. Aber die Nazional-Garden, die Nazional-Gendarmerie und die Nazional-Linientruppen sind (gröſsten Theils wenigstens) Aktivbürger, sind selbst Partikeln des Suveräns, werfen einen Strahl der Urmajestät aus, die das Volk, gleich der Sonne, aus allen seinen Punkten ausstrahlt, und gehorchen (nach dem Beyspiel ihrer Obern, der Municipalitäten und Distriktsdepartements) nur wann, wie und wem sie wollen. — Der König? O der hat vollends gar kein Mittel den Gesetzen Respekt zu verschaffen. Denn bis seine exekutive Gewalt (die, um Wirkung zu thun, wie ein elektrischer Blitz sollte wirken können) durch die unendlichen Umwege aller der gröſsern und kleinern Kanäle, durch die sie sich vertheilen muſs, und durch alle die Formalitäten, die ihr die Konstituzion in den Weg gestellt hat, an Ort und Stelle gelangt ist, käme sie fast immer zu spät, wenn sie auch in sich selbst Ansehen genug hätte, ihrem Willen, die Gesetze zur Vollziehung zu bringen, (denn in dieser Willenserklärung besteht doch im Grunde die ganze exekutive Macht des Königs) Kraft zu geben.

Es vergeht beynahe keine Session der Nazionalversammlung, wo nicht Beyspiele und Klagen aus allen Gegenden des Reichs vorkämen, die zu Belegen des Gesagten dienen, und durch Thatsachen beweisen, wie prekär, ungewiſs und unzulänglich die Autorität der Gesetze und ihrer Vollzieher über ein Volk von fünf und zwanzig Millionen ist, dem die Konstituzion die Suveränität eingeräumt hat; ein Volk, welches seine Repräsentanten und Obrigkeiten selbst erwählt, und sie alle zwey und vier Jahre wieder ab- oder einsetzen kann.

Glauben Sie nicht, mein Bester, daſs diesen Gebrechen durch den Ruhestand werde abgeholfen werden, der sich hoffen läſst, so bald das ritterliche Feuer der emigrierten Abenteurer und hochherzigen *Champions* des Despotismus und der erblichen Aristokratie gedämpft seyn wird. Das Übel sitzt zu tief, denn es ist in der Konstituzion selbst gewurzelt. Ehemahls war es eine despotische Aristokratie, welche Frankreich zu Grunde richtete: jetzt ist es eine übel organisierte Demokratie, die, allen an sich noch so vortrefflichen Gesetzen zu Trotz, dieses Reich verhindern wird sich wieder aufzurichten. Die Konstituzion kann und darf nicht bleiben wie sie ist, oder nie werden weder wir noch unsre Nachkommen in Frankreich diese goldnen

Zeiten blühen sehen, die uns die luxurianten Schönredner eines vom Freyheitstaumel und von ihren schönen Frasen und Perioden bezauberten Volkes vor zwey Jahren, als einen unmittelbaren Erfolg der Revoluzion, weissagten.

Eine monarchische Demokratie, oder demokratische Monarchie, wie künstlich sie auch immer in der Theorie (und was wäre wohl die Konstituzion anders?) ausgearbeitet seyn mag, ist in der politischen Ordnung der Dinge eine monstrose Zusammensetzung. Was vermöge der Natur der Sache daraus werden mufs, ist leicht vorher zu sehen; in so fern nicht äufserliche Ursachen und eine Wendung der Umstände, die kein Sterblicher voraus sehen kann, entweder mit dem gänzlichen Ruin des Reichs die ehemahlige Verfassung wieder herstellen, oder die Nazion selbst in einer kürzern als dreyfsigjährigen Frist diejenigen Änderungen mit der Konstituzion vornimmt, ohne welche sie, meiner Überzeugung nach, keinen Bestand haben kann.

Was uns so oft irre führt, ist, dafs wir so gern eine Art von idealischen Menschen, Menschen wie sie seyn sollten, oder wie wir sie zu unserm Plane, zu unsern Absichten nöthig haben, an den Platz der wirklichen Menschen setzen. Diese letztern werden immer (und wenn die Götter selbst herab stiegen, ihnen die vollkommenste aller Konstituzionen zu geben) aus Xenofons zwey Seelen 21) zusammen gesetzt bleiben; immer wird in ihnen die selbstische Seele mit der uneigennützigen im Streit seyn. Immer werden Kultur, Energie des Geistes, groſse Talente, ihre meisten Besitzer nicht zu bessern Menschen, sondern nur geschickter machen, die Gemüther der schwächern zu unterjochen, und desto mehr Böses zu thun. Immer wird die Gabe, die groſsen Machtwörter, Vaterland, Freyheit, öffentliche Glückseligkeit, Religion, Tugend, u. s. w. geltend zu machen, bey vielen nur ein süſser Lockgesang seyn, um die armen ungewahrsamen Vögel, die sich dadurch anlocken und bezaubern lassen, in ihre Schlingen zu ziehen. Immer wird die unmittelbare Gelegenheit, Ansehen, Reichthum, Einfluſs und Obermacht, als die goldnen Früchte des Baums der Erkenntniſs, pflücken zu können, auch edle Gemüther lüstern machen und dem geraden

---

21) S. Xenofons Cyropädie, oder, wem es gelegner ist, Shaftesburys *Characteristiks, Vol. I. pag.* 152 u. f. in der neuen Baselschen Ausgabe, die im Jahre 1790 bey J. J. Turneisen und J. L. Legrand erschienen ist.

Wege der Pflicht entführen. — Kurz, immer wird jenes groſse und einzige Lebensprincip demokratischer Staaten, bürgerliche und häusliche Tugend, unter jedem groſsen Volke (wie viel mehr unter einem Volke, das durch eine plötzliche Revoluzion aus einer gänzlichen politischen Nullität in den Besitz der höchsten Gewalt versetzt worden ist!) mehr auf den Lippen schweben, als in den Herzen schlagen.

Lassen Sie uns also nicht erwarten, daſs eine Nazion, die, nach den Schilderungen und Geständnissen ihrer eigenen Schriftsteller und Wortführer, unter einer glänzenden Auſsenseite einen fürchterlichen Grad von fysischer und sittlicher Verderbniſs verbirgt, durch die Freyheit in Patrioten, durch eine demokratische Konstituzion in tugendhafte Menschen werde umgeschaffen werden. Das Volk wird auch ferner hintergangen und despotisiert werden wie ehemahls, nur unter andern Formen und durch andere Mittel. Wer die gröſsten demagogischen Talente hat, wer dem Volk am besten schmeichelt, überall das lauteste Wort führt, über die verhaſste exekutive Gewalt, 22) über die Minister, über

---

22) Wie sollte sie nicht verhaſst seyn? Ohne sie dürfte ja jedermann thun was ihn gelüstete. In einem popularen Staate spielen nicht die Gesetzgeber,

den Hof, über die *Ci-devants*, am tüchtigsten loszieht, — überall in allen Municipalitäten und Distrikten werden Leute dieser Art das Vertrauen des Volks gewinnen, und durch seine Gunst zu den Stellen gelangen, die den gröſsten Einfluſs geben. Bald wird auch hier, wie allenthalben, der Reichthum sein alles überwiegendes Gewicht behaupten; Ränke und Kabalen werden das bescheidenre, Bestechung und eigennützige Freygebigkeit das arme Verdienst auf die Seite drücken. Unvermerkt wird sich, unter dem Schirm der Konstituzion, eine neue Aristokratie aus der monarchischen Demokratie erheben, die so gut, wie die ehemahlige erbliche, im Grund eine Kakistokratie seyn, und das arme, in seinen sanguinischen Erwartungen übel betrogene Volk bald genug dahin bringen wird, sein Alles, die immer täuschende Hoffnung besserer Zeiten, auf die Spitze einer neuen Revoluzion zu setzen.

Sie sehen mich traurig an, lieber Freund? Sie können den Gedanken nicht ertragen, daſs ich von der Französischen Konstituzion nicht besser augurieren, der Nazion nicht mehr gutes zutrauen soll? — Verzeihen Sie mir; oder

sondern die, welche die Gesetze vollziehen müssen, die unangenehme Rolle.

vielmehr belehren Sie mich, wenn ich Unrecht habe! Ich verlange nichts bessers als überzeugt zu werden, daſs ich die Sache aus einem täuschenden Gesichtspunkte sehe. Sie selbst können nicht eifriger wünschen als ich, daſs die Französische Revoluzion den glücklichen Ausgang gewinne, den ihr, von ihrem ersten Ausbruch an, alle Freunde der Menschheit gewünscht haben. Auch bin ich, ungeachtet meines wohl gegründeten Widerwillens gegen die Demokratie, ungeachtet meiner Unzufriedenheit mit einigen wesentlichen Artikeln der Konstituzion, noch immer ungeneigt, an einem glücklichen Ausgange, zumahl jetzt, da der Augenblick der entscheidenden Krisis so nahe ist, gänzlich zu verzweifeln.

Alles, dünkt mich, kommt darauf an, wie sich die Nazion in dem gegenwärtigen wichtigen Moment, der von neuem die Augen von ganz Europa auf sie heftet, zeigen wird. Die Freunde der Freyheit, die Verfechter der Rechte des Volks, sind aufs äuſserste getrieben; es gilt um Leben oder Tod; noch nie ist die Gefahr von innen und von auſsen gröſser gewesen als jetzt. Die so genannten Aristokraten und der gröſsere Theil der Klerisey, der mit ihnen einerley Interesse hat, scheinen unabtreiblich entschlossen, ihr letztes aufs Spiel zu setzen. Ist der gröſste Theil des Volks eben so entschlossen, alles für die Erhaltung der Freyheit und bürgerlichen Gleichheit zu wagen, so wird der Sieg bald entschieden seyn. Eine Hand voll Griechen, deren Wahlspruch „frey leben oder sterben“ war, überwältigte und vernichtete ehemahls die ganze furchtbare Macht des groſsen Königs: und mehr als vier Millionen Franzosen, die den gleichen Wahlspruch schon so oft beschworen haben, sollten sich einer Hand voll Abenteurer nicht erwehren können, die im Grunde ihre letzte Hoffnung bloſs auf den verächtlichen Begriff gesetzt haben, den sie sich von dem Wankelmuth, dem Aberglauben und dem alten Sklavensinne des Französischen Volks machen? So bald dieses letztere verständig und gesetzt genug ist, sich weder durch Panische Schrecken noch durch Kabalen oder Aufhetzungen konstituzioneller oder nicht konstituzioneller Priester in Verwirrung setzen, und mit sich selbst uneinig oder gegen den König und seine Minister ohne Grund miſstrauisch machen zu lassen: so hat der Kreuzzug der Französischen Chevalerie, mit welchem wir schon so lange in den öffentlichen Blättern belustiget werden, so ziemlich die Miene eines Abenteuers in Don-Quischottischem Geschmack, und wird wahrscheinlich mehr Stoff für die komische Muse des Herrn von Piis, als für die heroische Tuba eines neuen Ronsard oder Chapelain an die Hand geben.

Aber hier steht meine Divinazionsgabe still. Nur die Erfahrung, nur die That selbst kann uns sagen, wie ein Volk, das so leicht von einem Äuſsersten zum andern überspringt, die Probe bestehen wird, auf die es in kurzem gestellt werden dürfte.

Ich denke, mein verehrungswürdiger Freund, Sie verstehen mich nun, wenn ich hinzu setze: daſs alles, was ich gegen die Französische Konstituzion einzuwenden habe, (so erheblich es mir scheint) mich nicht verhindert, darin Ihrer Meinung zu seyn, daſs die Westfranken sehr Recht haben, wenn sie jetzt, da die Frage nicht von besser oder schlechter befinden, sondern von Seyn oder Nicht seyn, ist, eine Konstituzion, die ihnen und ihren Nachkommen Freyheit und Gleichheit der Rechte verspricht, als das Heiligste und Beste was sie haben ansehen, sie gegen alle gewaltsame Angriffe mit noch tausendmahl heiſserm Eifer verfechten, als ihre barbarischen Vorfahren ehemahls für die heilige Oriflamme gefochten haben, und lieber sich und ihre Feinde zugleich unter den Ruinen der Monarchie begraben, als sich wieder in die schmählichen Ketten des aristokratischen Despotismus schmieden lassen wollen.

Sie haben nicht nur Recht, wenn sie so gesinnt sind; sondern sie verdienten von Sklaven selbst verachtet zu werden, wenn sie anders gesinnt seyn könnten. Die Gebrechen der neuen Konstituzion kommen hierbey nicht in Betrachtung. Kein Volk hat jemahls eine Verfassung ohne sehr wesentliche Fehler gehabt: aber nicht die Verfassung, sondern die Gesinnungen und der Karakter eines Volks entscheiden seinen Werth und sein Schicksal. Hat uns Herr Isnard wahr gesagt, da er in jener so mächtig applaudierten Rede (vom 29sten November) sagte — „*Traiter tous les peuples en freres, ne faire aucune insulte, n'en souffrir aucune; ne tirer le glaive que pour la justice, ne le remettre dans le foureau qu'après la victoire; enfin être toujours prêt à combattre pour la liberté, toujours prêt à mourir pour elle, et à disparoitre tout entier de dessous le globe plûtot que de se laisser réenchainer, — voilà le caractere du peuple François!*“ 23) — ist dieſs wirklich der

---

23) „Alle andere Völker als Bruder behandeln, andern keine Beleidigung zufügen, aber auch von andern keine dulden; das Schwert nur für die Gerechtigkeit ziehen, und es nicht eher wieder in die Scheide stecken, als nachdem man gesiegt hat; immer bereit seyn für die Freyheit zu kämpfen,

Karakter des Französischen Volkes, und wird er sich im Feuer der Prüfung so bewähren: o gewiſs, mein Freund, dann ist die Sache dieses Volks die Sache der ganzen Menschheit; und die Macht müſste von einem fürchterlichen Irrgeiste bethört seyn, die gegen eine so gerechte, harmlose und groſs gesinnte Nazion mit ihren Feinden gemeine Sache machen wollte.

Wenige Monate werden uns hierüber ins Klare setzen. Wär' es am Ende auch nur ein Theil der Nazion, der diesen edeln Karakter zu behaupten wüſste, welchen Herr Isnard in seiner patriotischen Aufwallung dem ganzen Volke zuschreibt: so soll dieser Theil unsre eifrigsten Wünsche, und, was auch der Ausgang seyn mag, unsre laute Bewunderung haben. Hat aber (was sich wohl ohne Hochverrath an der Majestät des Westfränkischen Volkes glauben lieſse) Herr Isnard seinen Mitbürgern nur sagen wollen, was sie seyn sollten; oder hat ihn seine exaltierte Einbildung zu einer übertriebenen Meinung von dem, was sie sind, hingerissen:

---

immer bereit für sie zu sterben, und lieber ganz und gar von der Erdkugel wegzuschwinden, als sich wieder in die alten Ketten zu schmiegen: dieſs ist der Karakter des Französischen Volkes."

nun, so wird unser immer gemäſsigtes und von der Wahrheit allein geleitetes Urtheil den Grad von Achtung und Theilnehmung, oder von Verachtung und Abscheu, der ihnen gebührt, nicht nach dem, was andre von ihnen sagen, sondern nach ihren Handlungen abmessen.

Wenn ich Freyheit und Gleichheit der Rechte für das heilige Palladium nicht nur der Westfranken und aller Nazionen, die sich bereits im Besitze desselben befinden, sondern des ganzen Menschengeschlechts ansehe: so halte ich mich für sicher, weder von Ihnen noch irgend einem Vernünftigen miſsverstanden zu werden.

Ich verstehe unter der Freyheit, an welche alle Menschen einen gerechten Anspruch zu machen haben, nicht eine Verfassung, die dem Volke die höchste Gewalt im Staate giebt, und es von seiner Weisheit und Tugend, und von der jeweiligen Thermometer-Höhe, worauf Glaube, Liebe und Hoffnung zu seinen besoldeten Repräsentanten und Dienern bey besagtem Volke stehen, abhangen läſst, ob, wann und wie fern es den Gesetzen gehorchen will: sondern ich verstehe darunter Befreyung von willkührlicher Gewalt und Unterdrückung; gleiche Verbindlichkeit aller Glieder des Staats den Gesetzen der Vernunft und Gerechtigkeit zu gehorchen; ungehinderten Gebrauch unsrer Kräfte, ohne irgend eine Einschränkung, als die der letzte Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig macht; Freyheit zu denken; Freyheit der Presse; Freyheit des Gewissens in allem was den Glauben an das höchste Wesen und die Verehrung desselben betriſſt; — kurz, eine Freyheit, ohne die der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, den Zweck seines Daseyns nicht erfüllen kann, die er aber auch nur in so fern er wirklich ein vernünftiges Wesen ist recht gebrauchen kann, und die ihm also nicht nur durch die Grundverfassung des Staats garantiert, sondern zu deren rechtem Gebrauch er durch seine Erziehung gebildet seyn muſs.

Eben so verstehe ich unter Gleichheit der Rechte keine absolute Gleichheit, die allen Unterschied zwischen Klassen und Ständen, Armen und Reichen, Optimaten und Idioten, gebildeten und rohen Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft aufhebt: sondern nur, daſs alle Bürger des Staats ohne Ausnahme vor dem Gesetze gleich seyen; daſs keine privilegierte Kaste vorhanden sey, die sich einer den übrigen Ständen lästigen Ausnahme von den Bürden des Staats, oder eines angebornen ausschlieſslichen

Rechts an die höhern Ämter und Würden desselben [24]) anzumaſsen habe; sondern daſs Talente, vorzügliche Geschicklichkeit und persönlicher Werth einem jeden, ohne Rück-

---

24) Es versteht sich, daſs die Rede hier nicht von dem Recht der Erbfolge auf Königsthronen und Fürstenstühlen ist, welches gar nicht in dieses Kapitel gehört und auf einem Grunde beruht, den sogar die Französischen Demokraten respektiert haben. Aber auch zu andern untergeordneten Würden und Ämtern im Staat schon durch Geburt bestimmt zu seyn, ist dem gemeinen Wesen vielmehr vortheilhaft als nachtheilig; in so fern nur weder ein Vorrecht, noch viel weniger ein ausschlieſsliches Recht damit verbunden ist: denn gerade durch diese heilsame Klausel wird dem Miſsbrauche des angebornen Rechts hinlänglich vorgebeugt; und der Staat kann nicht anders als dabey gewinnen, wenn den Vornehmen und Begüterten kein anderer Weg zu öffentlichem Ansehen, Einfluſs und Gewicht im Staate übrig bleibt, als sich um persönliche Verdienste zu bewerben, und sich des Vortheils, den ihnen ihre Glücksumstände geben, um so eifriger zu Nutze zu machen, weil ihnen der Rang immer von Mitbewerbern abgelaufen werden kann, die den Nachtheil einer niedrigen unscheinbaren Geburt, oder des Mangels an Vermögen, durch gröſsere Fähigkeiten und höhern Fleiſs zu überwinden gewuſst haben.

sicht auf Geburt, Geschlechtsnahmen und andere zufällige Umstände, zu jeder Stelle, worin er dem Staat am nützlichsten seyn kann, so gut den Zugang öffnen sollen, als ob er in gerader Linie von Nabukodonosor oder Konfuzius abstammte.

Ich glaube, ohne jemanden zu beleidigen, sagen zu können, daſs die Vernunft in dem heutigen Europa bereits so viel Obermacht über alte Vorurtheile und Miſsbräuche (die vermoderten Reste barbarischer Jahrhunderte) errungen hat, daſs es über kurz oder lang bey jeder Nazion in unserm Welttheile zu dieser Freyheit und Gleichheit kommen wird, und kommen muſs. Auch glaube ich, daſs auf der einen Seite die Plebejer in jedem Europäischen Staate mit diesem Grade von Freyheit und Gleichheit eben so wohl zufrieden seyn können, als auf der andern die Billigkeit und Klugheit der Kaste der Patricier, oder, Deutsch zu reden, der Abkömmlinge unsrer alten Freyen und Ritter, zu loben ist, daſs sie (nach dem Beyspiel des Englischen Adels) in allen gemeinen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens nicht bloſs mit Plebejern, die ihrem dunkeln Nahmen durch Talente und persönliche Verdienste einigen Glanz zu verschaffen gewuſst haben, sondern überhaupt mit allen Personen von Erziehung und Lebensart, ohne Rücksicht auf

Nahmen und Stammbaum, sich immer mehr auf gleichen Fuſs zu setzen beflissen sind.

In Frankreich scheint weder die Partey der so genannten Aristokraten den Plebejern so viel Freyheit und Gleichheit eingestehen, noch die unendlich zahlreichere Majorität der letztern sich mit so gemäſsigten Ansprüchen begnügen zu wollen; oder vielmehr, die letztern sind durch den unbiegsamen Stolz der erstern gezwungen worden, Alles von denen zu fordern, die Nichts einzuräumen entschlossen sind. Anstatt sich an der Freyheit genügen zu lassen, haben sie dem Volke, d. i. sich selbst, die Majestät zugeeignet; und die Gleichheit aller Französischen Staatsbürger ist seit der Revoluzion nach und nach so weit getrieben worden, daſs der unbedeutendste Jakobinerklubs-Genosse dem Könige viel Ehre zu erweisen glaubt, wenn er den Hut vor ihm lupft, und daſs jedes wurstarmige, kupfernasige Fischweib sich von so gutem Adel dünkt als eine Bourbonstochter; — eine Art von Gleichheit, wobey das gesellschaftliche Leben und die Vergnügungen an öffentlichen Orten, besonders in den Schauspielhäusern, (wo die pöbelhaftesten Menschen sich ihrer Menschenrechte auf eine sehr auffallende Art zu bedienen geruhen) wenig unter diesem einst so fein gesitteten Volke gewonnen haben.

So lange die erste Partey darauf besteht, sich nicht eher zur Ruhe zu begeben, bis in Frankreich alles wieder auf den alten Fuſs (d. i. wie es in den goldnen Zeiten Ludwigs des Groſsen, des Regenten Filipp von Orleans und des vielgeliebten funfzehnten Ludwigs war) gesetzt seyn werde, ist wenig Anschein, daſs die Volkspartey von ihren auf das andere Extrem getriebenen, bereits in Besitz genommenen, und durch die Konstituzion, selbst befestigten Anmaſsungen auch nur einen Tüttel fahren lassen sollte. „Gleichheit und Freyheit — sagte neulich der allgewaltige Volksredner Isnard — Gleichheit und Freyheit sind den Westfranken eben so unentbehrlich geworden als die Luft die sie einathmen.“ Auch zweifelt dieser neue Mirabeau nicht, von der Höhe seiner Rednerbühne herab alle seine Mitbürger mit dem heiligen Feuer des Patriotismus dermaſsen zu durchglühen, daſs es ihnen ein leichtes seyn werde, „mit der einen Hand ihr Geld wegwerfend, mit der andern das Schwert ziehend, zu kämpfen, zu siegen, und das übermüthige Geschlecht der Aristokraten zu zwingen, die Qualen der Gleichheit auszuhalten.“

Dieſs dürfte denn doch wohl etwas mehr heiliges Feuer, Zeit, Assignate und Franzosenblut kosten, als sich Herr Isnard in der Höhe seiner Begeisterung einbildete. Käm' es aber auch dazu, so würde doch für die innere Ruhe Frankreichs und die Wiederherstellung seines Wohlstandes wenig damit gewonnen seyn, wofern die rohen Demagogen, die dermahlen in der Nazionalversammlung so laut schreyen und so wenig kluges zu Stande bringen, eben so hartnäckig bey den demokratischen Grundsätzen der Konstituzion beharren wollten, als das übermüthige Geschlecht bey seiner Anhänglichkeit an die alte Verfassung, mit welcher seine Prärogative stehen oder fallen.

V.

DIE FRANZÖSISCHE REPUBLIK.

Geschrieben im September 1792.

So hat denn die republikanische Partey in Frankreich endlich doch den Triumf erhalten, der diese letzten vier Jahre durch das unverrückte Ziel aller ihrer Bemühungen war! So ist sie endlich reif geworden, die Frucht so vieler Nachtwachen, so vieler Kämpfe, so vieles Blutes, so vieler Verbrechen! Der neu zusammen berufene Nazionalkonvent hat sogleich in seiner ersten Sitzung die königliche Würde auf immer abgeschafft; Ludwig der Sechzehnte und seine Familie ist in den Privatstand herab gestürzt, und Frankreich — nennt sich eine Republik.

Dieſs ist so einmüthig und mit solcher Entschlossenheit geschehen, daſs man wohl nicht zweifeln kann, alle Deputierte, die an dem Beschluſs Theil genommen haben, müssen gewiſs gewesen seyn, es sey der Wille des Französischen Volkes, keinen König mehr zu haben. Die Franzosen haben also auch die zweyte Hauptrevoluzion, die sie binnen vier Jahren erlebten, damit angefangen, die gesetzmäſsige Verfassung umzuwerfen, ehe sie noch wuſsten was für eine andere sie an den Platz derselben setzen wollten.

Der Konvent hat Frankreich zwar für eine Republik erklärt. Allein, fürs erste, wird, um eine Republik zu seyn, noch etwas mehr erfordert, als es seyn zu wollen; und dann ist auch das Wort Republik ein sehr unbestimmtes, vielsinniges Wort. Auch Venedig und Genua, so gut wie San Marino, nennen sich Republiken, und werden dafür erkannt; sogar Polen gilt für eine Republik, selbst in diesem Augenblick, da die Nazion in zwey Parteyen zerrissen ist, von welchen diejenige, die vermittelst einer neuen Konstituzion den Segen der Freyheit über Polen verbreiten möchte, von derjenigen, die für die alte Ordnung oder Unordnung der Dinge streitet, als die Mörderin der Polnischen Freyheit ausgeschrieen, und im Nahmen der Freyheit selbst unterdrückt wird.

Frankreich ist also dadurch, daſs es sich zur Republik erklärt hat, noch nichts bestimmtes, noch keine in politischem Sinne selbstständige Gesellschaft geworden. Denn dieser rasche Schritt geschah, ehe man noch über die groſse Frage:

> „Was für eine Art Republik Frankreich seyn soll?“

und über die noch gröſsere:

> „Ob und wie fern es moralisch möglich sey, daſs Frankreich eine Republik seyn könne?“

ins Klare und überein gekommen war.

Ich will hier nicht untersuchen, ob die Abschaffung der königlichen Würde rechtmäſsig, oder klug, oder auch nur in den vorliegenden Umständen das einzige Mittel, wodurch Frankreichs Verderben verhütet werden konnte, und also (in so fern die Rettung des Volks das höchste Gesetz ist) wirklich nothwendig war. Der Prozeſs zwischen Ludwig dem Sechzehnten und seinem Volke ist noch bey weitem nicht so instruiert, daſs ein unbefangener Zuschauer dieser groſsen Begebenheit Grund genug vor sich hätte, ein richtiges Urtheil in dieser höchst verwickelten Sache festzusetzen. Wir haben bisher nur die Ankläger des Königs mit ihren Beweisen und Behelfen gehört, aber wenig oder nichts von dem, was Ludwig der Sechzehnte zu seiner Vertheidigung zu sagen hat. Bey den Häuptern der republikanischen Partey, und durch sie bey dem groſsen Theile des Volks, über dessen Meinungen und Leidenschaften sie sich eine sehr begreifliche Herrschaft zu verschaffen gewuſst haben, ist es freylich eine ausgemachte und auſser allem billigen Zweifel gesetzte Sache, daſs der König treulos, eidbrüchig und verrätherisch an der Nazion gehandelt habe. Aber jedem andern bleibt es noch immer (um das wenigste zu sagen) sehr problematisch, ob ein redlicher Sachwalter Ludwigs in dem ganzen Verlauf der Revoluzion, in der von ihm angenommenen Konstituzion selbst, und in dem konstituzionswidrigen Betragen, dessen sich die Nazionalversammlung, die Jakobiner-Brüderschaft und das Volk (besonders das Parisische) seit dieser Epoke gegen den König schuldig gemacht, nicht sehr erhebliche Gründe finden könnte, das seinige zu rechtfertigen. Gewiſs ist es wenigstens, daſs es ihm nicht an Stoff zu Gegenklagen fehlt; daſs ihm die republikanische Partey weder Zeit noch Macht gelassen hat, nach der Konstituzion zu regieren; daſs man ihm das Vertrauen des Volks — ohne welches er (wie die Herren wohl wuſsten) nicht lange König seyn konnte — auch da schon zu rauben suchte, da noch kein hinlänglicher Grund zum Miſstrauen vorhanden war; daſs man ihm aufs wenigste eben so viele Ursachen gab, miſstrauisch gegen sein Volk zu seyn, als sein

Volk zum Argwohn gegen ihn hatte; kurz, daſs er von der Nazionalversammlung und den Demagogen fast bey den Haaren dazu gezogen wurde, sich endlich unter seinen natürlichen und erklärten Freunden nach Hülfe umzusehen.

Doch, gesetzt auch Ludwig der Sechzehnte habe seine Absetzung verdient, und die Nazion sey nicht nur berechtigt, sondern, in Betracht aller vorliegenden Umstände, sogar genöthigt gewesen, durch Einführung einer neuen Staatsverfassung und Regierung sich selbst zu helfen: auf jeden Fall muſsten die Demagogen, die nun schon so lange und eifrig daran gearbeitet haben dem Volk eine reine Demokratie in den Kopf zu setzen, überzeugt seyn, daſs der Nazion auf diese Weise wirklich geholfen sey. Denn es wäre Unsinn, eine Konstituzion, die nur erst vor einem Jahre von der Majorität des Volks mit Frohlocken und Jubilieren angenommen wurde, bloſs wegen einiger Unvollkommenheiten, oder um der Vergehungen des Königs willen, wieder aufzuheben, wenn man nicht zum wenigsten den Plan einer andern fertig liegen hätte, von welcher man sich gewiſs halten könnte, daſs sie durch ihre unläugbare Vortrefflichkeit den allgemeinen Beyfall der Nazion und der unparteyischen Welt davon tragen müsse.

Und diesen Unsinn haben die Demagogen gleichwohl wirklich begangen; und ich weiſs nicht wie rühmlich oder tröstlich es für sie seyn kann, daſs es weder der erste noch der gröſste ist, den sie vor dem Richterstuhle der Vernunft zu verantworten haben.

Wir wollen indessen die Nachsicht gegen diese mit ihrem Volke und dem ganzen menschlichen Geschlecht es so wohl meinenden Männer so weit treiben als sie nur immer gehen kann; wir wollen die Schuld eines Benehmens, das wir, menschlicher Weise zu reden, nicht anders als widersinnig heiſsen können, den Umständen, dem Drang der Zeit, der eisernen Nothwendigkeit, mit Einem Worte dem Schicksal (das so viel tragen muſs und tragen kann) auf den Rücken wälzen. Das Französische Volk will nun einmahl aller Vortheile des bürgerlichen Gesellschaftsvertrags und einer gesetzmäſsigen Regierung vollauf genieſsen, ohne ihnen auch nur das geringste von den allgemeinen Rechten des Naturmenschen an Freyheit und Gleichheit aufzuopfern. Es weiſs aber freylich nicht wie die Sache anzugreifen ist, und schickt also eine Anzahl Männer aus seinem Mittel, in deren Weisheit und Redlichkeit es ein besondres Vertrauen setzt, mit dem Auftrag ab, gemeinschaftlich eine Verfassung zu entwerfen, deren Resultat jene höchst mögliche Freyheit und Gleichheit sey, die das Ziel seiner Wünsche ist, und wovon es sich das glückseligste Schlaraffenleben verspricht.

Ich frage nicht, ob diese Männer einen solchen Auftrag hätten annehmen sollen? ob irgend ein weiser Mann sich zu so etwas anheischig machen werde? Genug die *Citoyens*, die sich zum Nazionalkonvent deputieren lieſsen, waren, was den Punkt der Freyheit und Gleichheit betrifft, gerade so weise als ihr oberster Herr und Meister, das Volk selbst, das sie zu seinen Stellvertretern und Stimmführern ernannte. Sie kamen zusammen, um zu suchen was nirgends zu finden ist, um ins Werk zu richten was kein Gott möglich machen kann, — eine Republik, worin alle frey, alle gleich, alle glücklich sind, — eine wohl geordnete, ruhige und blühende Republik, worin ein Volk von vier und zwanzig Millionen Menschen zu gleicher Zeit der Suverän und der Unterthan ist; worin es, als höchster Gesetzgeber, Gesetze giebt, die es, so bald es ihm gut dünkt, wieder abschaffen kann, — als höchster Richter, so oft es ihm kurzen Prozeſs zu machen beliebt, das Gesetz an jedem wirklichen oder vermeinten Verbrecher eigenhändig vollzieht, u. s. w. Und wenn nun diese wackern Männer vergebens gesucht haben werden, was nicht zu finden ist, vergebens an einem Werk arbeiten werden, dessen sich nur ein neuer Prometheus mit neuen, ausdrücklich aus einem ganz besondern Thone dazu gebildeten Menschen unterfangen könnte: sollten wir wohl Ursache haben, uns darüber zu wundern?

Gleichwohl, wenn diese Männer, da sie sich nun einmahl des Abenteuers unterwunden hatten, es wenigstens nur so angriffen, daſs die Hoffnung, ohne eine oder mehrere neue Revoluzionen damit zu Stande zu kommen, einige Wahrscheinlichkeit hätte; wenn sie, durch das zweyfache Beyspiel ihrer Vorgänger gewitziget, wenigstens nur die Abwege, in welche sich jene so oft verloren, nur die Klippen, gegen die sie so oft mit vollen Segeln anfuhren, zu vermeiden suchten; sich selbst, bevor sie die Hand an ein so wichtiges Werk legten, von unlautern Leidenschaften gereiniget, allen Fakzionsgeist verbannt, allen Nebenabsichten entsagt hätten; wenn sie einträchtig und mit gegenseitigem Zutrauen, mit Würde, Ruhe und kalter Überlegung, wie den Depositarien der Wohlfahrt eines ganzen Volks geziemt, zu Werke gingen: so möchte noch immer etwas Gutes von ihren Bemühungen zu hoffen seyn; so könnt' es ihnen doch vielleicht wie gewissen Alchymisten gehen, die zwar nicht den Stein der Weisen, den sie suchten, aber doch irgend eine treffliche

Arzney, eine neue Farbe, die Kunst Porzellan zu machen, oder sonst etwas fanden, das sie zwar nicht suchten, das aber wenigstens der Mühe werth war gefunden zu werden. Wenn sie, anstatt das Ideal *de la Democratie la plus democratique* (wie der Deputierte Osselin sagte) in Frankreich zu realisieren, auch nur, nach so vielen Versuchen, endlich die Gesetze und Verfassung ausfündig machten, die der gegenwärtigen Beschaffenheit der Nazion die angemessensten wären: welcher billig denkende könnte mehr von ihnen fordern?

Die wenigen Tage, seit welchen der neue Nazionalkonvent in Aktivität ist, sind freylich ein zu kurzer Zeitraum, um über das, was sich von ihm erwarten läſst, ein sicheres Urtheil festzusetzen. Indessen hat sich doch bereits in diesen wenigen Tagen in dieser groſsen Synode, wiewohl sie aus lauter eifrigen Republikanern besteht, so viel Ungleichartiges in der Denkart, so viel Diskordanz, leidenschaftliche Hitze, Unlauterkeit, Kabale und Fakzionengeist hervorgethan, daſs wir andern Weltbürger, denen in dieser ganzen Revoluzionssache nicht das Interesse der einen oder andern Partey oder Rotte, sondern das allgemeine Beste der Menschheit am Herzen liegt, bis jetzt noch wenig Ursache finden, in die Weisheit, Rechtschaffenheit und Harmonie der neuen Repräsentanten des Französischen Volkes ein groſses Vertrauen zu setzen.

Überhaupt hat sich wohl noch keine so eben erst in die Geburt eingetretene Republik von innen und auſsen in einer gefährlichern Presse befunden; und es ist schwerlich abzusehen, wie die Französische zwischen zwey so entschlossen gegen einander stehenden Fakzionen als die **Parisische** und die von der **Gironde**, und unter den Händen solcher *Accoucheurs* wie **Robespierre, Danton, Marat, Collot d' Herbois** und ihres gleichen, gesund und wohl gestaltet werde zur Welt kommen können.

Die gröſste Schwierigkeit liegt indessen in der Natur der Sache selbst. Frankreich, ehemahls die mächtigste Monarchie in Europa, eine Nazion von wenigstens vier und zwanzig Millionen Menschen, die sich in Rücksicht aller ihrer Vortheile ohne übertriebnen Stolz für die erste in der Welt halten konnte; ein Reich, das aus einer Menge sehr ungleichartiger und sehr verschiednes Interesse habender Theile in zwölf Jahrhunderten nach und nach zusammen gewachsen war, ohne jemahls **ein wohl organisiertes Ganzes** gewesen zu seyn, — ein solches Reich soll auf einmahl in **eine einzige reine Demokratie** verwandelt werden. **Gleichheit** aller Bürger soll die Grundfeste derselben ausmachen; und eine so vollkommene Gleichheit, daſs auch kein Schatten von Aristokratie geduldet, kein Keim einer Möglichkeit übrig gelassen werden soll, daſs jemahls ein Bürger oder eine Klasse von Bürgern den mindesten Vorzug, das mindeste Übergewicht über die andere erhalten könne. Eine solche Demokratie hat die Welt noch nie gesehen.

Alle Republiken dieser Art, die entweder noch vorhanden oder aus der Geschichte bekannt sind, bestehen oder bestanden entweder aus einzelnen Städten, unter denen die gröſste, mit Paris verglichen, nur für einen mittelmäſsigen Ort gelten kann; oder aus sehr kleinen, in Gebirge eingeschloſsnen, von jeher armen, von jeher freyen, oder doch kein Joch lange duldenden Völkchen von wenigen Tausenden streitbarer Männer, bey denen alle Umstände sich vereinigten, um eine demokratische Regierungsform zur einzigen zu machen, die sich für sie schickte. Und selbst in den meisten dieser kleinen Demokratien sah man von jeher die Gewalt des Volks durch aristokratische Formen eingeschränkt. Sogar die Regierungsform von Sparta war aus Monarchie und Demokratie gemischt; und diese in jeder Betrachtung unnatürliche Republik glaubte sich nur durch ein Kollegium von Aufsehern erhalten zu können, denen sie eine beynahe unumschränkte Gewalt anvertraute; wiewohl gerade dieses Eforat, wodurch sich das Volk gegen die Könige sicher zu stellen suchte, weil es an einer Macht fehlte die Aufseher in Schranken zu halten, endlich den Untergang der Republik beschleunigte.

Aber auch für die Möglichkeit, daſs ein groſser Staat, der viele Jahrhunderte lang als Monarchie existiert hatte, sich durch eine gewaltsame Umkehrung in eine reine Demokratie verwandeln könne, zeigt uns die Geschichte nicht ein einziges Beyspiel. Denn die so genannten Königreiche der heroischen Zeit, wie das von Argos, Mycän, Sicyon, Megarä, Athen, Theben u. s. w. aus denen sich alle die kleinen Republiken des alten Griechenlands nach und nach bildeten, wird hier wohl niemand gegen mich anführen wollen. Und selbst diese gingen nicht von einem Extrem ins andere über. Es waren kleine Embryonen noch unentwikkelter bürgerlicher Gesellschaften, aus Demokratie, Aristokratie und Monarchie gemischt, worin sich die Edeln und das Volk der Könige entledigten, und das gemeine Wesen so lange zwischen Aristokratie und Demokratie herum trieb, bis endlich die letztere das Übergewicht bekam, und dadurch den Verlust der

Freyheit von innen und der Unabhängigkeit von aufſen beschleunigte.

Indessen hat es die Partey, die sich seit dem 10ten August das Übergewicht in Frankreich zu verschaffen gewuſst hat, auf ihre und der ganzen Nazion Gefahr gewagt, der Welt etwas zu zeigen, was sie noch nie gesehen hat, und möglich zu machen, was bisher für unmöglich gehalten worden war. Es ist allerdings schwer und oft verwegen, eine Linie ziehen zu wollen, über welche der Mensch in der Vervollkommnung seiner selbst und seines Zustandes sich nicht erheben könne. Aber in dem vorliegenden Fall ist die Verwegenheit ganz auf Seiten der Französischen Demagogen. Denn, um sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs speisen zu können, müſste der Nationalkonvent und das ganze Volk über die Auflösung des Problems: *wie kann Frankreich eine Demokratie werden?* nicht nur eben so einig seyn, als man es über die Frage: ob das Königthum in Frankreich abgeschafft werden sollte? gewesen ist: man müſste auch einmüthig auf *die einzige Form* verfallen, unter welcher Frankreich als Republik vielleicht bestehen könnte. Aber gerade dieses *Wie?* diese *Form* wird die Klippe seyn, woran sie scheitern werden. Denn so bald es darüber recht deutlich zur

Sprache kommen wird, werden sich zwey Parteyen zeigen, deren jede einen für sie so wichtigen Entscheidungsgrund für ihre Meinung hat, daſs nicht zu hoffen ist, daſs sie jemahls — wenigstens so lange Paris das Schicksal, dem es entgegen taumelt, nicht wirklich erfahren haben wird — sich über diesen Punkt (auf den doch alles ankommt) zu solchen Beschlüssen vereinigen sollten, wodurch die Quelle der Insurrekzionen und Revoluzionen verstopft würde, und die neue Republik Konsistenz gewinnen könnte.

Ich glaube mich nicht sehr zu irren, indem ich mir die Sache so vorstelle. Paris und die zunächst um dasselbe liegenden Departements, deren Interesse mit dem Parisischen am genauesten verknüpft ist, wollen, daſs Frankreich, auch als Republik, auch als Demokratie, ein einziger unzertheilter Staatskörper bleibe; wollen, daſs alle ehemahligen Provinzen und Abtheilungen, oder alle drey und achtzig dermahligen Departements so mit einander verbunden bleiben sollen, wie die Glieder eines organisierten Körpers mit dem Ganzen; dergestalt, daſs keines auſser demselben für sich bestehe. Und warum wollen sie dieſs? — Schwerlich aus einem andern Grund, als weil sie wollen, daſs Paris, die bisherige Hauptstadt des Königreichs, auch die Hauptstadt der neuen Republik, der Kopf, der alle übrigen Glieder leitet, das Herz, dem das Blut aus allen andern zuströmt und von welchem es allen übrigen wieder zugetheilt wird, bleiben soll.

Aber dieſs kann unmöglich der Wille der gröſsern Anzahl der Departements seyn. Sie haben vermuthlich eine zu gute Meinung von ihren eigenen Köpfen, um nicht völlig überzeugt zu seyn, daſs niemand besser als sie wisse was ihnen gut ist; und, weit entfernt, Paris für das Haupt oder Herz von Frankreich zu erkennen, scheinen sie vielmehr sehr geneigt, es für ein groſses krebsartiges Geschwür in demselben anzusehen, das alle guten Säfte des Körpers an sich zieht, und den übrigen dadurch entkräfteten Gliedern nur verdorbene zurück giebt. Man würde sich sehr betrügen, wenn man aus den Lobsprüchen, welche einige Deputierte aus entfernten Departements bey Gelegenheit den Verdiensten der Stadt Paris um die Revoluzion ertheilen, und aus den brüderlichen Gesinnungen, die sie ihr im Nahmen ihrer Mitbürger bezeugen, den Schluſs ziehen wollte, daſs es immer, daſs es nur lange dabey bleiben werde. Die andern groſsen Städte des Reichs, besonders die See- und Handelsstädte, werden unfehlbar, so bald die Nazion wieder Luft bekommt, andere Saiten aufziehen, und (wofern sie es nicht jetzt schon sind) bey ruhigerm Nachdenken bald überzeugt werden, daſs Frankreich keine Republik auf dem Fuſs seyn könne, wie es die Herren Robespierre, Danton, Santerre, und die Gemeine von Paris haben wollen; daſs es entweder in die Form einer durch Grundgesetze eingeschränkten Monarchie zurück treten, oder sich zu einer verhältniſsmäſsigen Anzahl einzelner Republiken organisieren müsse, deren jede für sich besteht, während sie alle zusammen durch ein Trutz- und Schutzbündniſs, und durch einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der politischen Einheit, zu einem einzigen groſsen Freystaat, wie ehemahls der Bund der Amfiktyonen und der Achäische Bund in Griechenland, oder noch heut zu Tage die Helvetische Eidgenossenschaft, die Republik der vereinigten Niederlande, und die der dreyzehn Freystaaten in Nordamerika, verbunden sind.

Indessen hat die Stadt Paris nicht nur als Frankreichs allgemeine Hauptstadt einen uralten Besitzstand, und als der Brennpunkt der Revoluzion unläugbare Verdienste um die Republik für sich; es hat nicht nur groſse Aufopferungen und tiefe Wunden vorzuweisen, die es sich für die gemeine Sache geschlagen hat: es hat auch noch das Vermögen, alle diese Titel durch eine ungeheure Volksmenge, und (was sein Übergewicht sehr entscheidend macht) durch die Männer vom 14ten Julius und 6ten Oktober, geltend zu machen. Paris ist schon für sich allein eine furchtbare Macht; und es wäre vielleicht politischer, ihm den Vorrang und das Ansehen, worauf es so eifersüchtig ist, lieber von freyen Stücken einzugestehen, als die Republik schon in ihrer Wiege der Gefahr eines Bürgerkriegs auszusetzen.

Allein die entferntern Departements werden mit gutem Grunde hiergegen einwenden: daſs eben dieses Übergewicht der bisherigen Hauptstadt der Monarchie mit den Grundbegriffen einer auf völlige Gleichheit gegründeten Republik unverträglich sey. Die Aufhebung der Monarchie hebt auch die Hauptstadt der Monarchie auf; denn ein demokratisches Königreich ohne König ist ein Unding; oder, wenn Paris künftig die Stelle des Königs ausfüllen will, was hätte das übrige Frankreich durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen? In der Demokratie soll und darf Paris nicht mehr Rechte, nicht mehr Gewicht und Einfluſs haben als jede andere Stadt in Frankreich. Was sie sich mehr anmaſsen wollte, (und man hat seit dem 10ten August gesehen, wie weit sie zu gehen fähig ist) wäre

Usurpazion; denn die Gleichheit der Rechte, die gleiche Unabhängigkeit einer jeden Municipalität von allen andern, der gleiche Antheil an der Suveränität, die dem ganzen Staat, in so fern er als Eine moralische Person betrachtet wird, beywohnt, ist es ja eben, was das Wesen der Französischen Demokratie ausmacht. Aber eben darum, weil Frankreich zu groſs und aus zu verschiedenen Theilen zusammen gesetzt ist, um als ein einziger popularer Staat, ohne eine das Ganze zusammen haltende groſse Macht, bestehen zu können, eben darum muſs es in mehrere kleinere Republiken vertheilt werden, deren jeder die Autonomie in ihrem eigenen Bezirk zukommt, deren jede sich organisieren und regieren kann wie sie es ihrem Interesse am zuträglichsten findet; wiewohl alle zusammen sich zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit, vermittelst eines besondern Gesellschaftsvertrags, zu Einem groſsen Freystaat verbinden, und in allem, was ihr gemeinschaftliches Interesse betrifft, sich einer gemeinschaftlichen Regierung, an welcher jede besondere Republik in gleichem Maſs Antheil hat, unterwerfen müssen. Eine solche Konstituzion scheint das einzige Mittel, Frankreich auf der einen Seite vor der gänzlichen Auflösung, auf der andern vor der unerträglichen Abhängigkeit von einer anmaſslichen

Hauptstadt zu bewahren, die *vom ersten Tage der Gleichheit* an nicht mehr berechtigt war, sich die Hauptstadt Frankreichs zu nennen.

Man begreift, daſs die Parisische Partey von ihrer Meinung nicht abgehen kann, ohne sich zu einem sehr heroischen Opfer zu entschlieſsen, und sich gefallen zu lassen, daſs Paris in sehr kurzer Zeit zu jener *goldnen Mittelmäſsigkeit* herab sinke, deren ganzen Werth zu schätzen die Pariser wohl noch nicht Filosofen genug sind. Aber es ist eben so begreiflich, daſs der gröſste Theil der übrigen groſsen Städte und Abtheilungen des Reichs noch viel weniger von seiner Meinung weichen kann, weil dadurch nicht nur das Interesse vieler einzelner Theile, sondern in der That das allgemeine Beste des Ganzen, dem Eigennutz eines einzigen Theils aufgeopfert würde.

Dieſs giebt uns, däucht mir, den Schlüssel zu *Marats* Aufforderung an das Pariser Volk, worin er mit dürren Worten sagt: „Alles sey verloren, wofern das Volk nicht durch eine neue *Insurrekzion* sich selbst zu helfen eile.“

Dieſs macht uns begreiflich, warum *Danton* und *Robespierre* (die zwey mächtigsten Verfechter der Parisischen Partey) so stark darauf drangen, daſs Frankreich zu einem untheilbaren Ganzen und die Einheit der Repräsentazion und Exekuzion zur Grundlage der neuen Regierungsform erklärt werden solle; und warum der erstere sogar die Todesstrafe gegen einen jeden, der sich beygehen lassen würde Frankreich zerstückeln zu wollen, auf der Stelle ausgesprochen haben wollte. Aber es erklärt uns auch, warum der Nazionalkonvent, in welchem die Partey der südlichen Departements dermahlen noch ein, wiewohl schwankendes, Übergewicht zu haben scheint, sich dem Projekt einer Diktatur oder eines Triumvirats, und der Oligarchie, deren die Kommune von Paris sich anzumaſsen anfing, mit so groſser Heftigkeit entgegen setzte.

Die von dem Nazionalkonvent einhellig ausgesprochene Deklarazion, daſs die Französische Republik *une et indivisible* sey, wie unverträglich sie auch mit der Idee einer Zertheilung zu seyn scheint, läſst im Grunde den unter der Asche glimmenden Streit unentschieden: denn auch die Republik der vereinigten Niederlande und der Nordamerikanischen Freystaaten kann von sich sagen, daſs sie durch ihre ewige Konföderazion *une et indivisible* sey. Worte gelten wie Münze. Die wahre Einheit liegt nicht in der Form, sondern in der Überzeugung worin jeder der Bundesverwandten steht, daſs sein eigenes Interesse ihm die unverbrüchliche Beobachtung seiner Bundespflichten eben so angelegen macht, als ihm seine (mit der Erhaltung aller übrigen verbundene) Selbsterhaltung ist; da hingegen, bey aller scheinbaren Einheit der Form, die Republik durch Miſstrauen, Eifersucht, Kabalen und Fakzionen unaufhörlich hin und hergeworfen und in Gefahr der Desorganisazion und Auflösung gesetzt werden muſs, wofern ein einzelnes Glied derselben den Willen und die Mittel hat, die übrigen durch seinen Einfluſs zu beherrschen.

Wiewohl nun die dermahlige gefahrvolle Lage der neuen Republik dem Nazionalkonvent die Pflicht auferlegt, alles, was die gute Harmonie der Departements und ihren Eifer für die gemeinschaftliche Sache stören und schwächen könnte, sorgfältig zu vermeiden; und es also unumgänglich nothwendig scheint, ihre innere Organisazion, die Quelle unabsehbarer Miſshelligkeiten, so lange, bis sie vor äuſserlicher Beeinträchtigung sicher ist, zu beseitigen, um sich inzwischen lediglich und (so zu sagen) mit vorsetzlich zugeschloſsnen Augen an die dekretierte Einheit und Untheilbarkeit zu halten: so ist doch leicht voraus zu sehen, daſs, so bald der Sturm glücklich vorüber seyn, und Ruhe von auſsen ihnen Muſse und Freyheit lassen wird ihre Republik auf eine dauerhafte Konstituzion zu gründen, das Projekt, die übrigen Abtheilungen derselben von Paris unabhängiger zu machen, unfehlbar wieder vorgenommen werden muſs.

Bey näherer Untersuchung wird sich alsdann vermuthlich finden: daſs die Eintheilung des Ganzen in drey und achtzig Haupttheile, wie beförderlich sie auch Anfangs der Revoluzion war, in die Länge mit groſsen Unbequemlichkeiten verbunden wäre; daſs sie nicht für einen bleibenden Zustand taugt, und daſs auf jeden Fall, welche Form man auch dem Ganzen geben will, eine neue Eintheilung in gröſsere Stücke, unter welchem Nahmen man sie zulassen mag, ganz unvermeidlich ist. Da nun, vermöge des Grundsatzes der möglichsten Gleichheit, keinem derselben das Recht sich selbst zu organisieren, und sich solche Gesetze zu geben, die seiner Lage, seinen Bedürfnissen und Verhältnissen gegen die Nachbarn, kurz, seinem eigenen Interesse die angemessensten sind, streitig gemacht werden kann: so wird doch zuletzt, unter dieser oder jener Benennung, eine Anzahl unabhängiger Freystaaten heraus kommen, welche, von der beständigen unruhigen

Theilnehmung an den Angelegenheiten aller übrigen befreyt, in so fern sie nur dem, was die gemeinschaftliche Verbindung jedem auferlegt, genug thun, übrigens bloſs für sich selbst zu sorgen haben, sich der Benutzung aller Vortheile, die aus der Kultur ihres Bodens und von den mannigfaltigen Zweigen ihres Kunstfleiſses, ihrer Gewerbe, des in- und ausländischen Verkehrs, u. s. w. zu ziehen sind, ungehindert widmen, und auf diese Art viel eher, leichter und gewisser, als auf irgend einem andern Wege, zu jenem durch alle Glieder des politischen Körpers sich verbreitenden Wohlstand und Lebensgenuſs zu gelangen hoffen können, der die natürliche Folge einer wohl geordneten Freyheit und Gleichheit unter der Regierung weiser Gesetze ist, und doch wohl unläugbar das war, was die Franzosen durch die Revoluzion gewinnen wollten. Wie lange sich auch die Stadt Paris und ihre Partey gegen diese künftige neue Ordnung der Dinge, setzen wird, so wird es doch früher oder später dazu kommen müssen; wenn sie anders nicht Gefahr laufen wollen, unter unaufhörlichen innerlichen Erschütterungen aus einer Revoluzion in die andere zu fallen, und am Ende doch nur das Opfer herrschsüchtiger Demagogen, wilder Brauseköpfe, und — ihrer eigenen Thorheit zu werden.

Wie entfernt bey dieser Lage der Sachen die bessern Zeiten auch seyn mögen, womit die Franzosen das Gefühl der gegenwärtigen Übel einzuschläfern, und sich unter einander bey gutem Muthe zu erhalten suchen: so dringt sich uns doch noch eine andere Betrachtung auf, welche die Erfüllung jener sanguinischen Hoffnungen wo nicht ganz unmöglich macht, doch wenigstens von einer Bedingung abhängig zeigt, welche unter allen Hindernissen, womit die neuen Republikaner zu kämpfen haben, das unübersteiglichste scheint.

Es war ein goldnes Wort, was der *Citoyen Buzot* im Konvent hören liefs: „Es ist nicht genug, dafs man sich Republikaner nenne, und monarchische Köpfe behalte!“ — Aber auch republikanische Köpfe machens noch nicht aus: um Republikaner zu seyn, oder, richtiger zu reden, um es zu werden, und wenigstens so lange, bis uns die republikanischen Formen zur andern Natur geworden sind, [25] bleiben zu können, werden auch republikanische

---

[25] Ich setze diese letzte Einschränkung hinzu, um, einem Einwurf zuvorzukommen, der sowohl aus der Geschichte, als aus dem gegenwärtigen Zustande beynahe aller dermahligen Republiken *vel quasi* hergenommen werden könnte.

Sitten erfordert. Ich habe diese Saite mehrmahls berührt; und auch den Repräsentanten der Französischen Nazion hat sich diese fatale Wahrheit öfters wider Willen aufgedrungen: aber niemand machte sie in dieser letzten Epoke so oft und so nachdrücklich geltend, als der Minister Roland, dessen Tugend und gerader Sinn den Robespierren und Dantons so beschwerlich und verhaſst ist. Man kann sich über dieses Einzige Nothwendige eines Volkes, das aus dem Zustande der höchsten Verdorbenheit, zu welchem es in einer vierzehnhundertjährigen Monarchie stufenweise herab gesunken war, zur republikanischen Freyheit wiedergeboren oder vielmehr umgeschaffen werden soll, nicht stärker erklären, als es dieser (wie es scheint) selbst rechtschaffne alte Mann in seinen verschiedenen Addressen an die Nazion und ihre Repräsentanten, und neuerlich in derjenigen, womit er das erste Dekret des Konvents an alle Departements begleitet, gethan hat, welche sich anfängt: *La Convention Nationale est formée — elle vient de s' ouvrir. Français! ce moment doit être l' epoque de vôtre regeneration! etc.* worin er ihnen, wiewohl mit aller Schonung eines weisen und billigen Mannes, viele heilsame, aber bitter schmeckende Wahrheiten sagt.

„Wir dürfen uns selbst nicht verhehlen, (sagt dieser *Ministre-Citoyen*) wie viel Gutes uns auch die glorreiche Regierung 26) des Gesetzes verspricht, wenn wir uns ihrer würdig zeigen, so viel schmerzliche Wehtage kann sie uns verursachen, wenn wir uns nicht entschlieſsen, unsre Sitten dieser neuen Regierungsart anzupassen. Es ist nun nicht mehr mit schönen Reden und Maximen ausgerichtet; wir brauchen einen Karakter, wir brauchen Tugenden. Der Geist der Toleranz, der Humanität, des allgemeinen Wohlwollens, muſs nun nicht mehr bloſs in den Schriften unsrer Filosofen athmen, muſs sich bey uns nicht mehr bloſs durch Manieren, oder durch jene vorüber gehenden Handlungen eines Augenblicks äuſsern, welche geschickter sind die Eigenliebe dessen,

---

26) Das Französische Wort ist *regime*, welches zwar auch für Regierung gebraucht wird, aber eigentlich eine nach gewissen Vorschriften genau eingerichtete Lebensordnung bedeutet, und hier also einen besondern Nachdruck hat, der im Deutschen verloren geht; oder ich hätte es etwa so umschreiben müssen: „Diese herrliche Lebensweise, da man nur das Gesetz über sich hat, nur dem Gesetz gehorchen darf, aber ihm immer unterthan seyn, immer unbedingt gehorchen muſs." — Denn dieſs muſs bey den Worten *regime de la Loi* gedacht werden.

der sich damit sehen läſst, zu kitzeln, als das gemeine Beste zu befördern: dieser Geist muſs vorzugsweise der Nazionalgeist werden; er muſs unaufhörlich in der Wirkung der Regierung und in dem Betragen der Regierten sichtbar seyn. Er hängt unmittelbar an der richtigen Schätzung der Würde unsrer Gattung, an dem edeln Stolz des freyen Menschen, welchen Herzhaftigkeit und Güte vor allen übrigen auszeichnen und kenntlich machen sollten."

Roland wendet sich nun an die Departements-Obrigkeiten insonderheit. — „Ihr seyd im Begriff (sagt er) die Republik ausrufen zu lassen: ruft also einen allgemeinen Brudersinn aus; denn beides ist nur eine und eben dieselbe Sache. — Kündiget in allen Municipalitäten das billige aber auch strenge Reich des Gesetzes an. Wir waren bisher gewohnt, die Tugend zu bewundern, weil sie schön ist: nun müssen wir sie ausüben, weil sie uns unentbehrlich ist. Da wir künftig auf einer höhern Stufe stehen werden, so sind auch unsre Schuldigkeiten desto unnachläſslicher. Die Glückseligkeit kann uns nicht fehlen, wenn wir uns verständig betragen; aber wir müssen sie jetzt verdienen, oder wir werden sie nicht anders als nach den härtesten Prüfungen und

Widerwärtigkeiten schmecken. 27) Ich sage es noch einmahl: es ist nun keine Möglichkeit mehr für uns, zu einem dauernden Wohlstande zu gelangen, als wenn wir Tapferkeit, Gerechtigkeit und Güte bis zum Heroismus treiben. Um einen mindern Preis kann uns die Republik nicht glücklich machen."

Die Erfahrung wird die Wahrheit dieses Ausspruchs nur zu sehr bestätigen. Denn, wenn es Wahrheit ist, was schon Montesquieu seinen Landsleuten bewies, daſs eine Vaterlandsliebe, die allen Egoismus verschlingt und der kein Opfer für das gemeine Beste zu groſs ist, eine Gerechtigkeit, die, nur weil sie unerbittlich gegen uns selbst ist, uns streng gegen andere zu seyn erlaubt, eine Mäſsigung und Einfalt der Sitten, die uns gegen jeden Reitz der Versuchung, in welcher Gestalt sie uns locke, unempfindlich macht, kurz nur allgemeine Tugend — die, so wie sie Gelegenheit dazu bekommt, sich in jede besondere verwandelt — das Princip, die

---

27) Wie schrecklich und in welchem gewiſs von ihm selbst nicht geahneten Umfang ist dieses profetische Wort des in der Folge so schändlich verkannten Roland seit vier Jahren in Erfüllung gegangen!

A. d. H.

innere Lebenskraft und Seele der echten Demokratie sey; wenn ohne Tugend, ohne Mäſsigung, ohne Reinheit der Sitten keine Demokratie weder zu Stande kommen noch sich erhalten kann: was für Hoffnungen können wir uns von der neuen Republik der Gallofranken machen?

Ich besorge sehr, sie haben sich die Sache leichter vorgestellt als sie ist. Sie haben in der Trunkenheit ihrer Freude, das Joch der Monarchie abgeschüttelt zu haben, den diamantnen Zaum vergessen, womit die Göttin der Freyheit und Gleichheit die Triebe und Leidenschaften ihrer Unterthanen fesselt; haben nicht bedacht, daſs nur die reinste Liebe der Tugend, oder die Macht einer zur andern Natur gewordenen Gewohnheit den Despotismus der Gesetze erträglich machen kann. Ihre Demagogen haben dem armen Volk eine Suveränität vorgespiegelt, die (es sey nun bey einzelnen Personen, oder bey groſsen Menschenmassen, die zusammen Ein Ganzes auszumachen sich verbunden haben) nur der Vernunft zukommen kann, welche das regierende Princip der moralischen Welt ist; eine Suveränität, die zur unerträglichsten Usurpazion und Tyranney wird, so bald die Menge oder die fysische Macht ihre Überlegenheit zu einem Titel macht, sie nach

Willkühr auszuüben. Noch vor kurzem 28) hat der bekannte Kandidat der Diktatur, Danton, sich nicht gescheut, mitten unter den Repräsentanten der Französischen Nazion diese unsinnige Maxime hören zu lassen: Es giebt kein Gesetz, das vor dem suveränen Willen des Volks existiere; und anstatt daſs ein allgemeiner Unwille den unbesonnenen oder unredlichen Demagogen zur Vernunft hätte zurück rufen sollen, hallte ihm einer von seinen getreuen Waffenträgern, Fabre Deglantine, nach: *Je repete avec le citoyen Danton, que nulle loi est préexistante à la volonté du Peuple.* Wahrlich, dieſs sind traurige Aspekten für die neue Republik! Ein Volk, dem diejenigen, in die es sein ganzes Vertrauen setzt, den Kopf mit solchen monarchischen Maximen verrücken, hat noch eine schlechte Anlage, den Forderungen des ehrlichen Roland Genüge zu leisten!

Wollen wir noch bestimmtere Anzeigen, was für einen ungeheuern Sprung dieses Volk thun müſste, um von seinen dermahligen Angewohnheiten auf einmahl zum andern Extrem, zur demokratischen Tugend, überzugehen? — Hier ist ein anderer unverwerflicher Zeuge der Wahrheit! Noch erst am

---

28) In der Sitzung vom drey und zwanzigsten September 1792.

zweyten Oktober sagte Josef Delaunay im Nahmen der Aufsichtskommission zu den Repräsentanten der Nazion: Es sey die höchste Zeit, daſs der Konvent dem bisherigen Unwesen ein Ende mache. „Eines von beiden, (sagte der neu bekehrte Jakobiner) entweder wir müssen hier alle auf dem Platze bleiben, oder das Reich der Gesetze muſs wieder hergestellt werden, die Anarchie muſs sterben, und das Revoluzionsbeil darf nicht länger ein Werkzeug des Schreckens, der Mordlust und Rachsucht in den Händen ruchloser Bösewichter seyn! — Ohne Zweifel war ein Augenblick von Anarchie nöthig, um den Untergang unsrer Feinde zu vollenden: aber eben das, was der schönsten Sache, die jemahls war, den Triumf versichert, kann sie unwiederbringlich zu Grunde richten, wenn es über die Grenze, die ihm die Nothwendigkeit der Konjunkturen anwies, ausgedehnt wird; und es ist — offenbar, daſs euere Beschlüsse vornehmlich dahin gehen müssen, Ordnung und Subordinazion wieder herzustellen, und Mittel zu finden, wie die Autoritäten wieder zu Kräften kommen können, und wie verhindert werden möge, daſs nicht ein einziger Tropfen Menschenbluts unter einem andern als dem Schwert des Gesetzes flieſse. Verfehlt ihr dieses wesentliche Fundament des Gebäudes, welches ihr im Begriff seyd aufzuführen: so würden alle eure Arbeiten wie eitle Träume dahin schwinden; und es bliebe euch für alle eure Nachtwachen nichts übrig, als der Schmerz, wieder eine neue Nazionalrepräsentazion herbey zu rufen, der es auch nicht besser gelingen würde das Volk zu retten und die Freyheit zu gründen. Denn was vermag die Autorität gegen die Macht, wenn diese in den Händen von Menschen ist, für welche eine jede Konstituzion immer den unverzeihlichen Fehler haben wird, daſs sie eine öffentliche Autorität anordnet, und diese Menschen Gesetzen unterwirft?“ 29)

---

29) Heil dir, Josef Delaunay, für die groſse Wahrheit, die du hier zu sagen den Muth hast! Schon lange muthmaſsten wir andern Zuschauer, daſs gerade dieſs das groſse Verbrechen der vorigen Konstituzion, des guten Königs Ludwigs des Sechzehnten, der ehemahligen Departements-Administrazion zu Paris u. s. w. gewesen sey; das unverzeihliche Verbrechen, das den Zorn der Jakobiner, der Männer vom sechsten Oktober und der braven *Galeriens* von Marseille so heftig gegen sie entbrennen machte. Sehet nun zu, wie ihr den Tieger bändigen wollt, den ihr selbst von der Kette los gelassen habt!

Es ist traurig, diese schon so lange gehörten Paränesen noch am zweyten Oktober und am dreyzehnten Tage der Republik im Nazionalkonvent erschallen zu hören; und man kann der neu gebornen, aber leider! viel zu früh gebornen Demokratie wenig Gutes von ihnen augurieren.

Tröstlich ist es dagegen doch auf der andern Seite, daſs diese Rede des Herrn Josef Delaunay — wie so viele andere schöne Reden und Kommissionsberichte — tüchtig beklatscht und vom Konvent zum Druck befördert worden ist.

Wir wollen also, da sie vielleicht endlich einmahl durchschlagen und irgend eine heilsame Krise bey dem Pazienten bewirken mag, vor der Hand noch nicht gänzlich — **an der Republik verzweifeln!**

VI.

BETRACHTUNGEN
ÜBER
DIE GEGENWÄRTIGE LAGE DES VATERLANDES.

Geschrieben im Januar 1793.

VIDEANT CONSULES, NE QUID RES PUBLICA DETRIMENTI CAPIAT.

Die Kultur und Ausbildung der Menschheit, die seit drey hundert Jahren in dem gröſsern Theile von Europa von einer Stufe zur andern empor gestiegen ist, hat endlich unvermerkt eine beynahe gänzliche Umänderung der alten Vorstellungsarten, Meinungen und Gesinnungen hervorgebracht; eine Art von allgemeiner intellektueller und moralischer Revoluzion, deren natürliche Folgen mit

Gewalt aufhalten zu wollen vergeblich, und um so unpolitischer wäre, da sie durch Gerechtigkeit und Klugheit so geleitet werden können, daſs sie, ohne heftige Erschütterungen zum gröſsten Nutzen des menschlichen Geschlechts überhaupt und der einzelnen Staaten insonderheit ausschlagen müssen, wofern die rechte Zeit und die rechte Art einer so weisen und nöthigen Operazion nicht versäumt wird. Unsern Mitbürgern, deren keinem das Heil des Vaterlandes hoffentlich gleichgültig ist, hierüber einige patriotische Betrachtungen zu eigenem Nachdenken mitzutheilen, ist der Zweck dieses Aufsatzes, womit wir ein Jahr auspicieren, welches mit groſsen Ereignissen trächtig ist, und für den Ruhm und die Wohlfahrt Germaniens entscheidend seyn kann.

I.

Es kann schwerlich zu oft wiederhohlt werden, — denn es ist eine Wahrheit, welche zu vernachlässigen oder welcher sich entgegen zu setzen gleich verderblich wäre, — und es muſs also so lange wiederhohlt werden, bis es zu Herzen genommen wird: „Die Menschheit hat in Europa die Jahre der Mündigkeit erreicht.“

Sie läſst sich nicht mehr mit Mährchen und Wiegenliedern einschläfern; sie respektiert keine angeerbte Vorurtheile mehr; kein Wort des Meisters gilt mehr weil es Wort des Meisters ist; die Menschen, sogar die von den untersten Klassen, sehen zu klar in ihrem eigenen Interesse, und in dem was sie zu fordern berechtigt sind, als daſs sie sich länger durch Formeln, die ehemahls eine Art von Zauberkraft hatten, aber nun als Worte ohne Sinn befunden worden sind, abweisen und beruhigen lassen sollten. Sie können nicht mehr alles glauben was ihre Groſsväter glaubten, und wollen nicht mehr alles dulden was ihre Väter duldeten. Miſsbräuche, Kränkungen, Bedrückungen, die man ehemahls zwar seufzend und murrend ertrug, aber doch ertrug, weil man maschinenmäſsig glaubte es könne nicht anders seyn, fängt man an unerträglich zu finden, weil man sieht daſs es anders seyn könne. Man fragt sich selbst, warum man sie ertragen müsse? und man findet, es sey kein Grund zu einer solchen Nothwendigkeit vorhanden. Man sieht sich um, ob es nicht möglich sey sich davon zu befreyen, und fängt an eine Möglichkeit zu ahnen, daſs man sich vielleicht selbst helfen könne, wenn man sich in der Hoffnung getäuscht finden sollte, von denen Hülfe zu erhalten, denen man noch immer so viel guten

Willen zutraut, daſs sie gern helfen möchten wenn sie könnten, die aber auch dieses Zutrauen nothwendig verscherzen müſsten, wenn man sähe, daſs sie nichts thun wollten um es zu verdienen.

II.

In solchen Disposizionen — mehr oder weniger — befand sich in unserm Deutschen Vaterland ein beträchtlicher Theil der Nazion, und vornehmlich derjenige, der auf die Meinungen und Leidenschaften der Menge den meisten Einfluſs hat, als die Französische Revoluzion ausbrach, und eine Aufmerksamkeit und Theilnehmung erregte, die vielleicht in keinem andern Lande von Europa so lebhaft, so warm und so allgemein gewesen ist als in Deutschland.

Verdienten unsere Könige und Fürsten den verhaſsten Nahmen, der ihnen von unwissenden und übermüthigen Gallischen Freyheitsschwärmern mit eben so viel Unbilligkeit als Frechheit unaufhörlich in die Ohren gekeilt wird: so würden sie nicht gesäumt haben, beym ersten Ausbruch der Revoluzion Ludwig dem Sechzehnten zu Hülfe zu eilen, und (was im ersten und zweyten Jahre, ja noch zu Anfang des dritten leicht gewesen wäre) wenigstens der groſsen Katastrofe zuvorzukommen, welche die Monarchie in Frankreich vielleicht auf ewig zertrümmert, das Volk hingegen durch die Zauberwörter **Freyheit** und **Gleichheit** mit einem Gefühl unerschöpflicher Kräfte, mit einem Altrömischen Muth und Stolz erfüllt hat, der allen Feinden Trotz bietet, und selbst den mächtigsten gefährlich zu werden droht. Tyrannen sind argwöhnisch und furchtsam; sie fahren bey jedem ungewöhnlichen Geräusche auf, und zittern für ihre eigene Sicherheit. Ich wiederhohle es, hätten die Könige, welche Ludwig dem Sechzehnten endlich zu Hülfe zogen, die tyrannischen Gesinnungen, deren man sie beschuldiget: so würden sie sich gleich Anfangs vereinigt haben, die Französische Revoluzion in ihren ersten Ausbrüchen zu ersticken. Aber gerade das Gegentheil erfolgte. Von der Gerechtigkeit der Beschwerden, welche die Französische Nazion zu führen hatte, eben so überzeugt, als im Bewuſstseyn, nichts als Gutes um ihre eigenen Angehörigen verdient zu haben, der Treue und Zuneigung dieser letztern versichert, lieſsen sie dem, was im Innern Frankreichs zwischen dem König und dem Volke vorging, seinen Lauf: und nicht eher als nach einer Reihe von heraus fordernden Beleidigungen, nicht eher als bis sie hohe Ursache zu haben glaubten, für die Ruhe und das Glück ihrer eigenen Staaten (welche sie, vermöge einer Vorstellungsart, die ihnen nur ein

Thor übel nehmen kann, mit der Erhaltung der monarchischen Regierungsform und ihrer persönlichen Rechte unzertrennlich verbunden halten) bekümmert zu seyn, fingen sie (da es in der That zu spät war) an, ernstliche Anstalten gegen die republikanische Partey in Frankreich vorzukehren, von welcher sie vermuthlich weit entfernt waren sich vorzustellen, daſs sie (wie die Erfahrung gezeigt hat) die groſse Majorität der ganzen Nazion ausmache.

Die durch die Revoluzion bewirkte neue Ordnung oder Unordnung der Dinge hatte also mehr als drey volle Jahre Zeit, Grund zu gewinnen; die demokratische Partey behauptete gegen alle nur ersinnliche Bemühungen, Anschläge und Versuche der Royalisten und Aristokraten eine furchtbare Überlegenheit, und der zehnte August entschied endlich allem Ansehen nach den Sieg der ersten und den Untergang der andern auf immer.

III.

Aber in diesen drey bis vier Jahren hatte auch die Wirkung, welche diese in so vielerley Ansicht ungewöhnlich interessante Tragödie auf die Deutschen Zuschauer thun muſste, mehr als zu viel Zeit, desto tiefer in die Gemüther einzudringen und sich desto fester darin zu setzen, je schärfer die Mannigfaltigkeit der immer abwechselnden, oft ganz unerwarteten Auftritte die nie zu Athem kommende Aufmerksamkeit auf die Entwicklung eines politischen Knotens, der sich täglich stärker zusammen zog, gespannt hielt; und je mehr in einer so langen Zeit dem dunkeln Gefühle, daſs alles dieſs uns selbst näher angehe als man sichs gern gestehen wollte, Raum gegeben wurde, die Leidenschaften, die Einbildungskraft, die Wünsche und Besorgnisse der Zuschauer mit ins Spiel zu ziehen.

Es wäre überflüssig, die Ursachen, warum die Französische Revoluzion auch auf unsere Deutschen Mitbürger so stark und allgemein wirkt, genauer entwickeln zu wollen: aber was sie gewirkt oder veranlaſst hat etwas näher in Erwägung zu ziehen, möchte hingegen desto nothwendiger seyn, da (nach einem zwar sehr bekannten, aber im menschlichen Leben leider zu wenig geachteten Naturgesetze) jede Wirkung die Ursache einer andern ist, und aus geringen, oder für geringer als sie sind angesehenen Ursachen öfters Wirkungen hervorkommen, die uns nur darum in Verlegenheit setzen, weil sie uns überraschen, und die uns nicht überraschen könnten, wenn wir auf sie vorbereitet gewesen wären.

IV.

Eine der wichtigsten Folgen der auſserordentlichen Ereignisse der letzten vier Jahre ist unstreitig diese: daſs bey dieser Gelegenheit eine Menge unwahrer, halb wahrer, übertriebener und gefährlicher Sätze, die in vielen Köpfen gar seltsam durch einander brausen, aber auch viele Wahrheiten von der höchsten Wichtigkeit, viele wohl gegründete Zweifel gegen manches, das man sonst für ausgemacht hielt, eine Menge Fragen und Antworten über Gegenstände, woran einem jeden gelegen ist, eine Menge praktischer Sätze über Gesetzgebung, Regierung, Menschenrechte und Regentenpflichten, in allgemeinen Umlauf gekommen und bis zu den untern Volksklassen durchgedrungen sind, welche ehemahls nur als Geheimlehren das Eigenthum einer kleinen Zahl von Eingeweihten waren, und worüber sogar diese selbst sich nur unter vier Augen ganz frey heraus zu lassen pflegten. Wirkliche und eingebildete, echte und falsche Aufklärung hat in dieser kurzen Zeit sichtbarer zugenommen, als in den funfzig vorher gegangenen Jahren zusammen. Sich einzubilden, daſs die eine und die andere ohne sehr bedeutende Einflüsse in unsern sittlichen und politischen Zustand bleiben werde, wäre Thorheit: aber noch thörichter wär' es, sich einzubilden, daſs man durch despotische Maſsregeln ihren Fortgang hemmen, oder ihren unausbleiblichen Folgen zuvorkommen könne. Die Macht kümmert sich zwar wenig, ob etwas, das sie ihrem Interesse zuträglich glaubt, erlaubt sey oder nicht: aber jeder gewaltsame Versuch, den Fortschritten des menschlichen Geistes, unter dem Vorwande des Miſsbrauchs der von der Freyheit der Vernunft gemacht werde, Einhalt zu thun, würde jetzt nicht nur moralisch, sondern selbst fysisch unmöglich seyn. Das Reich der Täuschung ist zu Ende, und die Vernunft allein kann nunmehr die Übel heilen, die der Miſsbrauch der Vernunft verursachen kann.

V.

Die ungeheuern Beschwerden des Französischen Volkes gegen die Verwaltung und Anwendung der Staatseinkünfte dieses Reichs, gegen die Verschwendungen und Erpressungen des Hofes, gegen die tyrannischen *Lettres de cachet*, gegen die schlechte Justizpflege, gegen einige Personen der königlichen Familie, gegen den Adel, die Klerisey, und die ganze Hierarchie der Staatsdiener und Beamten aller Art, — die Beschwerden über die tief kränkende Verachtung und Bedrückung der arbeitsamsten und nützlichsten Klassen in den Städten und auf dem Lande, über den unausstehlichen Übermuth der Groſsen, über die schändliche Gleichgültigkeit der Regierung gegen das Elend des Volks, und über die daher entstehende Unheilbarkeit so groſser Gebrechen und unleidlicher Miſsbräuche, die das Volk endlich zur Verzweiflung treiben muſste, — alle diese Beschwerden, die man zu Rechtfertigung der Revoluzion so oft und nachdrücklich geltend machen hörte, gaben ganz natürlich den Anlaſs, daſs man auch desto öfter an seine eigenen dachte, daſs man öfter und freyer als sonst davon sprach, und desto aufmerksamer auf die Mittel wurde, wodurch unsre Nachbarn sich der ihrigen zu entledigen suchten.

VI.

An Dingen, welche vieles mit einander gemein haben, fällt die Ähnlichkeit weit stärker in die Augen als die Verschiedenheit, und die Urtheile des groſsen Haufens bestimmen sich meistens nach jener, ohne diese in gehörige Betrachtung zu ziehen. Da auch in Deutschland ein groſser Theil der Verfassung auf die Grundlage des alten Feudalsystems und, so zu sagen, mit den Trümmern desselben erbaut ist; da auch wir einen mit groſsen Vorrechten ausschlieſslich begabten hohen und niedern Adel, Bischöfe und Äbte die zugleich Fürsten und regierende Herren sind, und eine Menge reicher Domkapitel haben, an welche der alte ritterbürtige Adel sich eine Art von Geburtsrecht zugeeignet hat; da die Überreste der alten Lehensverfassung, und die verschiedenen Gattungen von persönlichen Knechtsdiensten und Realservituten, womit die Unterthanen auf dem Lande den Grundherren verhaftet sind, hier und da ziemlich drückend auf den Schultern der ersten liegen; da also auch bey uns der Mangel an persönlicher Freyheit und freyem Besitz des Eigenthums, und die enorme Ungleichheit zwischen einem verhältniſsmäſsig ziemlich kleinen Theile der Staatsbürger und allen übrigen auffallend ist: so war nichts natürlicher als die Wahrnehmung dieser Ähnlichkeiten, und der Gedanke an die Möglichkeit, daſs ähnliche Ursachen auch bey uns ähnliche Wirkungen hervorbringen könnten. Kein Wunder also, daſs sich bey Gelegenheit der Französischen Revoluzion auch die Deutsche Nazion in Parteyen theilte, die, wenn gleich, Dank sey dem Himmel! die öffentliche Ruhe nicht durch sie unterbrochen worden ist, darum nicht weniger existierten, und ihr Daseyn durch allerhand Äuſserungen spürbar machten.

Kaum erhielt in Frankreich die Volkspartey die Oberhand über die so genannten Aristokraten, so zeigte sich auch in Deutschland eine Partey, die viel zu wünschen, und eine andere, die viel zu befürchten hatte. Beide nahmen immer lebhaftern Antheil an derjenigen Französischen Partey, mit welcher sie einerley Interesse zu haben glaubten. Jeder Vortheil, den die Aristokraten in Frankreich über die Volkspartey oder die so genannten Demokraten, oder diese über jene zu erhalten schienen, fachte die Leidenschaft stärker an, womit man sich für die einen oder die andern interessierte; weil nichts leichter ist als sich an den Platz desjenigen zu setzen, mit welchem man ungefähr einerley zu fürchten oder zu hoffen hat. Bey jedem Vortheile, den die Volkspartey erhielt, glaubten unsre Aristokraten in der Miene und dem Tone derjenigen, die entweder ihrer Meinungen oder ihrer Geburt wegen des Demokratismus verdächtig waren, 30), die Spuren von ich weiſs nicht welchen

---

30) Es ist übrigens merkwürdig, daſs die eifrigsten Verfechter des Aristokratismus in Deutschland *Roturiers*, und die hitzigsten Demokraten Edelleute sind; wiewohl *in dubio* präsumiert wird, daſs jeder die Klasse begünstige, in welcher er geboren ist.

Anmaſsungen und geheimen Anschlägen zu sehen. Dafür aber sahen auch unsre erklärten Demokraten in dem Benehmen der Gegenpartey (besonders neuerlich bey den günstigen Aspekten, die einen nahen und vollständigen Sieg über die Französische Demokratie hoffen lieſsen) einen anticipierten Triumf, der sie desto mehr erbitterte, da er den Völkern, deren Rechte sie behaupteten, neue Fesseln, und, durch die Präkauzionen, die man gegen künftige Versuche nehmen würde, verdoppelte Bedrückungen anzudrohen schien.

Beide Parteyen sahen die Gegenstände mit leidenschaftlichen Augen, und sahen also falsch. Wehe indessen den Moderierten, die sich zwischen beiden gleich unparteyisch in der Mitte halten wollten, keinem Theil mehr Recht oder Unrecht als er wirklich hatte, oder ihnen zu haben schien, gaben, und behaupteten, daſs man weder Aristokrat noch Demokrat, sondern ein Freund seines Vaterlandes und der Menschheit, und immer bereit seyn müsse, in jedem Kollisionsfall sein Privatinteresse dem allgemeinen Besten aufzuopfern! Dieses letztere ist in echt aristokratischen Ohren immer eine *propositio male sonans et haeresi proxima*; ein Satz, den man bey Gelegenheiten, wo Ernst aus der Sache werden könnte, gar nicht hören lassen soll. Überdieſs schien auch die

Behauptung der Moderierten, „daſs es keine Sache der Könige gebe die der Sache des Volks entgegen gesetzt werden dürfe, sondern daſs beide Sachen im Grunde nur eine und eben dieselbe Sache seyen,“ bey beiden Parteyen ein geheimes Miſstrauen gegen ihre Gesinnungen zu erregen; und so geschah es denn, daſs sie es, eben darum weil sie von keiner Partey waren, mit beiden dermaſsen verdarben, daſs es ihnen vermuthlich nicht besser ergehen dürfte als ihren Brüdern in Frankreich, wofern es (wider Hoffen) auch bey uns zu irgend einer gewaltsamen Krisis käme.

Ich bitte nicht zu vergessen, daſs ich hier nicht darüber urtheile, wie viel oder wenig jede dieser Parteyen Recht oder Unrecht habe, sondern bloſs von Thatsachen spreche die niemand läugnen kann. Wenn jene leidige Eintheilung in Aristokraten und Demokraten auch sonst nichts geschadet hätte, als daſs sie an vielen Orten den Frieden und die Harmonie des gesellschaftlichen Lebens störte, und vormahls reine Verhältnisse durch allerley unangenehme Miſsklänge unterbrach, so hätte sie schon Böses genug gestiftet. Aber man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daſs ihre längere Dauer die Ruhe der Staaten selbst endlich in Gefahr setzen, und dem einzigen Mittel, wodurch diese Ruhe fest gegründet werden kann, unüberſteigliche Hinderniſse entgegen thürmen würde.

VII.

Noch ein Umſtand, der auf den groſsen Haufen ſehr ſtarke Eindrücke machen muſste, war, daſs die Volksspartey in Frankreich bey allen Gelegenheiten den Sieg erhielt, und ihn nothwendig erhalten muſste, weil ſie ihn bloſs dadurch erhielt, daſs ſie ihren Gegnern an fyſiſcher Stärke ſo entſcheidend überlegen, war. Die Hofpartey verlieſs ſich Anfangs zu viel darauf, daſs gewiſse moraliſche Urſachen noch eben ſo mächtig auf das Volk wirken würden, als ſie ſeit Jahrhunderten gewirkt hatten. Sie waren gewiſs, daſs der *Tiers-état*, der ſchon ſo lange und ſo tief unter ihnen gekrochen war, und den, wenn er es auch wagen wollte ſein Angeſicht zu erheben, ein einziges Machtwort (wie ſie glaubten) ſtracks wieder zu Boden werfen könnte, nimmermehr ſo viel Muth zuſammen bringen würde, um gegen ein königliches *tel est nôtre plaisir*, das ihm aus einander zu gehen befahl, verſammelt zu bleiben. Aber die Vorſtellungsart, von welcher ein ſolches Machtwort ſeine Kraft erhält, war nicht mehr da; und die Deputierten des *Tiers-état*, ſtark durch die

Arme eines groſsen Volks das sein angelegenstes Interesse in ihre Hände gestellt hatte, wagten es, dem Höfling, der ihnen den Befehl des Königs ankündigte, zu sagen, sie würden es darauf ankommen lassen, ob man sie mit Bajonetten aus einander treiben wollte.

Nun setzte man seine Hoffnung auf die Treue der Armee. Aber die Soldaten, und die Französische Garde zuerst, erinnerten sich auf einmahl, daſs sie Bürger seyen, und anstatt gegen das Volk zu agieren, stellten sie sich auf die Seite desselben.

Nachdem diese zwey sonst immer bewährten heroischen Mittel nicht angeschlagen hatten, glaubte man wenigstens noch auf ein drittes rechnen zu können, das noch nie gefehlt hatte, 31) auf die beyspiellose Anhänglichkeit der Französischen Nazion an ihre Könige. Aber der sechste Oktober, der zwanzigste Junius, der zehnte August und der ein und zwanzigste September bewiesen,

---

31) In der That blieb noch ein Nothanker (der heilige Anker, wie ihn die Griechen nannten) übrig, nehmlich der Einfluſs der Priester auf den Glauben und das Gewissen des Volks. Despotismus und Priesterthum waren von jeher immer getreue Bundesgenossen. Aber dieſsmahl schlug auch diese letzte Hoffnung fehl.

wie schwach auch dieser Rohrstab war, den bloſs die Meinung des Volks zu einem einst so gewaltigen Pfeiler gemacht hatte.

Das einzige Wort Freyheit, von einer ganzen Nazion tief gefühlt, vernichtete, gleich dem Kraut Moly, womit Minerva beym Homer den klugen Ulysses gegen die Zaubereyen der Circe bewaffnet, die einst allmächtige Wirkung aller Zauberwörter, die ihre Kraft bloſs vom Glauben an sie erhalten. So wie diese Meinung sich änderte, dieser Glaube nicht mehr war, was vermochte ein Einzelner — zumahl einer, der als bloſser Mensch unter Tausenden kaum Einen fand, dem die Natur den Stempel eines Mannes nicht kräftiger aufgedrückt hätte — was vermochten seine Freunde, seine Rathgeber, seine Schmeichler, seine Knechte, (wenn sie auch bey ihm ausgehalten hätten) gegen die fysische Überlegenheit so vieler Millionen, die, aufs äuſserste getrieben, plötzlich und alle zugleich ihre wirkliche Macht zu fühlen, und mit der wirklichen Schwäche ihrer Feinde zu vergleichen anfingen!

VIII.

Nichts ist vielleicht auffallender, (wiewohl für den Forscher der menschlichen

Natur nichts begreiflicher) als wie sehr in diesem Punkte der politische Glaube dem religiösen gleicht.

Ein grofses, seiner uralten Kultur und Künste wegen berühmtes Volk betete seit Jahrhunderten, mit einem Glauben der bis zur höchsten Schwärmerey ging, die Gottheit des grofsen Serapis an, ohne sich jemahls einer so verwegnen, so gottlosen und todeswürdigen Frage unterwunden zu haben, als diese: „Ist Serapis denn auch wirklich ein Gott? und auf welchen Gründen beruht unser Glaube, dafs er es sey?“

Eine neue Religion, die geschworne Feindin derjenigen, die bisher in uraltem Besitz gewesen war die Menschheit zu täuschen, streckte unter Theodosius dem Ersten einen eisernen Zepter über das ganze Reich der Cäsarn aus. Überall wurden alle Altäre der alten Götter umgestürzt, überall ihre Tempel zerstört: nur der Tempel des grofsen Serapis zu Alexandrien erhielt sich noch durch den Glauben, dafs die wohlthätigen Überschwemmungen des Nils, die reichen Ernten der grofsen Kornkammer von Konstantinopel, durch einen unwiderruflichen Schlufs des Schicksals an die Dauer dieses Tempels und seines Dienstes gebunden seyen.

Endlich aber überwältigte doch der Eifer eines Biſchofs und ein Befehl des Kaiſers auch dieſen letzten Reſt des alten Volksglaubens. Schon war der Tempel des Serapis ausgeplündert und zerſtört; aber noch immer wagte es niemand, eine frevlerische Hand an die Majeſtät des Gottes ſelbſt zu legen. Denn noch immer wirkte der ehemahlige allgemeine Glaube des Alexandriniſchen Volkes, daſs, wofern dieſs jemahls geſchähe, Himmel und Erde im gleichen Augenblick zuſammen ſtürzen und in die alte Nacht des Chaos zurück ſinken würden. Endlich erkühnte ſich ein von heiligem Eifer berauſchter Soldat, mit einer gewaltigen Streitaxt in der Fauſt, die an den koloſſiſchen Abgott angelegte Leiter hinauf zu ſteigen. Das heidniſche Volk ſtand in troſtloſer Verzweiflung von ferne, und der groſse Haufe der Chriſtianer ſelbſt erwartete in ängſtlicher Ungewiſsheit den Ausgang des Kampfes. 32) Der Soldat führte einen kräftig ausgeholten Streich auf einen Backen des Gottes; der Backen fiel zu Boden, und keine

---

32) *Gibbon's History of the Decline and Fall of the Roman Empire, Vol. V. p.* [illegible], 96. Es hätte (im Vorbeygehen zu ſagen) nichts ſchaden können, wenn Herr Gibbon für die Umſtände, die er hier ſo poetiſch darſtellt, irgend einen Augenzeugen als Gewährsmann aufgeſtellt hätte.

Donner lieſsen sich hören, Himmel und Erde blieben unbewegt in ihrer vorigen Ruhe. Der siegreiche Kriegsmann wiederhohlte seine Streiche, der ungeheure Götze wurde zu Boden geworfen und in Stücken zerhackt. Der Erfolg des ersten Hiebes hatte Glaubige und Zweifler auf einmahl belehrt; und eben dieser Serapis, vor wenig Minuten noch ein Gott vom ersten Rang in den Augen vieler Tausende, aber nun handgreiflich überwiesen daſs er nur ein elender Götze, der sich selbst nicht helfen könnte, war, wurde nun unter Schmähungen und Verwünschungen durch die Straſsen von Alexandrien geschleppt, und im Amfitheater, unter dem Jubel und Händeklatschen eben des Pöbels der noch kürzlich vor seiner Allmacht gezittert hatte, zu Asche verbrannt.

Der Fall des unglücklichen Ludwigs des Sechzehnten ist zu frisch in jedermanns Erinnerung, als daſs es nöthig wäre, die Parallele auszuführen. Die Ähnlichkeit ist fürchterlich und lehrreich. Auch in Frankreich wurde der erste Streich nach der königlichen Autorität, die so lange der Abgott der Nazion gewesen war, nur mit Zittern geführt: aber der Erfolg des ersten zog alle übrigen nach sich.

Nur so kluge Staatsmänner, wie dort die Räthe des jungen und unweisen Nachfolgers eines weisen Vaters, 33) können sich einbilden, daſs ein solches Beyspiel, mit solchem Erfolg gekrönt, der Welt umsonst gegeben werden könne. Sehen wir nicht, welche Gährung der Gemüther es bereits unter diesen Britten veranlaſst, die noch vor kurzem so stolz auf ihre Verfassung waren, und in Vergleichung mit andern so viel Recht hatten es zu seyn? Geschieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden?

Ich will diese Betrachtungen nicht weiter fortsetzen, um mich nicht zu lange auf dem Wege zu verweilen, der mich zu dem, was der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes ist, führen soll. Sie erschöpfen den Gegenstand noch lange nicht: aber sie sind hinlänglich, die Verständigen zu weiterem Nachdenken zu veranlassen, und zu beweisen, was ich beweisen wollte, — nehmlich, daſs die Französische Revoluzion, als bloſses Schauspiel betrachtet, so wie wir sie mit allen ihren Auftritten vor unsern Augen entstehen und fortschreiten sahen, auf ein mit solchen Disposizionen zur Ansteckung zuschauendes Publikum nothwendig sehr lebendige und tiefe

---

33) Siehe 1. Buch der Könige, Kapitel XII. Vers 3—19. Ein Kapitel, das ausdrücklich zur Lehre und Warnung für unsre Zeit in der Bibel zu stehen scheint.

Eindrücke habe machen müssen; die es denn auch (wie niemand läugnen kann) wirklich gemacht hat.

IX.

Befände sich Deutschland in eben denselben Umständen, worin sich Frankreich vor vier Jahren befand; hätten wir nicht eine Verfassung, deren wohlthätige Wirkungen die nachtheiligen noch immer überwiegen; befänden wir uns nicht bereits im wirklichen Besitz eines groſsen Theils der Freyheit, die unsre westlichen Nachbarn erst erobern muſsten; genössen wir nicht gröſsten Theils milder, gesetzmäſsiger und auf das Wohl der Unterthanen aufmerksamer Regierungen; hätten wir nicht mehrere Hülfsmittel gegen Bedrückungen als die ehemahligen Franzosen; wären unsre Abgaben so unerschwinglich, unsre Finanzen in so verzweifeltem Zustande, unsre Aristokraten so unerträglich übermüthig, so gegen alle Gesetze privilegiert, wie in dem ehemahligen Frankreich: 34) — so ist kein Zweifel, daſs die

---

34) Freylich gilt dieſs nicht von allen Theilen des Deutschen Reiches, und leidet überall seine Einschränkungen. Freylich liegt in manchen Gegenden das Joch des politischen und religiösen

Beyspiele, die uns seit einigen Jahren in diesem Lande gegeben wurden, ganz anders auf uns gewirkt hätten; so würden, anstatt daſs es bloſs bey Disposizionen zur Ansteckung blieb, die Symptome des Fiebers selbst ausgebrochen, und das Deutsche Volk aus einem bloſsen theilnehmenden Zuschauer schon lange handelnde Person geworden seyn.

Die innere Ruhe, die wir — mit wenigen, unbedeutenden und sogar nützlich gewordenen Ausnahmen — in dem ganzen Deutschen Vaterlande bisher genossen haben, beweiset

---

Despotismus noch hart genug auf den Hälsen des Volkes. Freylich werden in manchen die unverletzlichen Rechte der Vernunft und des Gewissens, aus Beschränktheit oder Verkehrtheit derer, die am Staatsruder sitzen oder das Ohr des Regenten haben, zu wenig geachtet und nicht selten gröblich verletzt. Freylich *quisque suos patimur manes!* — Aber das alles, und was hierüber noch in einem dicken Buche zu sagen wäre, wenn man ins Besondere gehen wollte, beweist nur, daſs wir noch nicht da sind, wohin wir durch rechtmäſsige Mittel zu streben schuldig sind, und zu gelangen gute Hoffnung haben; — nicht, daſs es so schlimm mit uns stände, daſs wir aus Verzweiflung eine desperate Kur, auf die Gefahr darüber zu Grunde zu gehen, versuchen müſsten.

schon sehr viel für die gute Seite unsrer Konstituzion, und für den Respekt, welchen sowohl Regenten als Unterthanen gegen die Gesetze tragen. Sie zeuget aber auch zugleich von dem gesetzten Karakter und gesunden Menschenverstande der Nazion, auf welche nicht bloſs der Anblick der Triumfe der Freyheit und Gleichheit, sondern auch das unermeſsliche Elend der Anarchie, der Unsicherheit des Vermögens und Lebens, der Fakzionenwuth, der *Vendée* u. s. w. mit der ganzen ungeheuern Menge von Verbrechen und Unmenschlichkeiten, zu welchen die Revoluzion in Frankreich den Anlaſs gegeben, und womit jene Triumfe viel zu theuer erkauft wurden, den gehörigen Eindruck gemacht hat.

X.

Indessen, wie überhaupt Einseitigkeit in praktischen Urtheilen eine Quelle unzähliger Irrungen ist, würde man sehr Unrecht haben, wenn man sich durch die vorstehenden Betrachtungen gar zu sicher machen lieſse, oder durch andere einschläfernde Vorstellungen über die wahre Lage der Sachen, und über das, was unter gewissen Umständen möglich oder unmöglich, zu besorgen oder nicht zu besorgen, zu thun oder zu lassen ist, sich selbst täuschen wollte.

Gegen alles, was in dem vorstehenden Abschnitte tröstliches und beruhigendes angeführt worden, wiewohl es — unter vielerley Einschränkungen und mit vielen Ausnahmen — wahr ist, läſst sich, Punkt für Punkt, sehr viel eben so wahres einwenden.

Man muſs also, wenn man sich in Sachen von solcher Wichtigkeit nicht muthwillig selbst betrügen will, immer wieder auf das zurück kommen, was ohne Einschränkung und Ausnahmen wahr, was auf alle Fälle das Sicherste und Beste ist. Wer kann Tag und Stunde berechnen, wann ein baufälliges, morsches, immer mehr aus dem Gleichgewichte kommendes Gebäude zusammen stürzen wird? Wer kann die Minute mit Gewiſsheit vorher sagen, wann ein leckes Fahrzeug, das immer mehr Wasser zieht als man auspumpen kann, endlich zu Grunde sinken muſs? Aber darauf kann man sicher rechnen, daſs jenes, wofern man nicht je eher je lieber eine gründliche Reparatur mit ihm vornimmt, den Einwohnern unfehlbar überm Kopfe einfallen, und dieses, wenn es nicht glücklicher Weise noch in Zeiten in eine bequeme Bucht vor Anker gebracht und mit einem neuen Kiel versehen werden kann, unfehlbar untersinken werde.

Diejenigen, die sich bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen wohl genug befinden, um billiger Weise nichts andres als mit Horaz sagen zu können, *bene est, nil amplius oro,* — diese Glücklichen sind gewohnt, den Nothstand und das Elend der untersten und bey weitem zahlreichsten Klassen nur als Massen von schwarzen Schatten, gleichsam im Hintergrunde des Gemähldes, worin sie selbst die Hauptfigur sind, zu sehen, und können also nur schwach davon afficiert werden. Die Tausende, die bey einer Verbesserung des Zustandes von Millionen ihrer Nebenmenschen und Mitbürger eher etwas aufzuopfern als zu gewinnen haben könnten, sind immer mit dem gegenwärtigen Zustande des Ganzen zufrieden, und passieren daher für gute Bürger. Die meisten von ihnen machen sogar dem warmen Freunde der Menschheit und des Vaterlandes (wenigstens hinter seinem Rücken) eine Art von Verbrechen daraus, wenn er nicht immer in ihr egoistisches *BENE EST* mit einstimmt, und die groſse Weisheitsmaxime jenes Hanswursts bey dem Englischen Dichter Prior,

> Friſs deine Mettwurst, Sklav, und halt dein
> Maul!

nicht eben so weislich beobachtet als sie. Aber, indessen daſs wir (wie man von dem gejagten Strauſs erzählt) den Kopf ins Gras stecken, und, um keine Gefahr fürchten zu müssen, keine sehen wollen, gehen die Sachen darum nicht weniger ihren Gang fort. Das Übel, das wir nicht gewahr werden, oder worüber wir uns täuschen, nimmt inzwischen überhand; und wir, wenn endlich — nach einer Stille, die uns zur Unzeit sicher machte — der Sturm ausbricht, wir stehen überrascht und angedonnert da; als ob das was nun geschieht nicht durch unzählige Fäden mit dem Vorhergegangenen verwebt wäre; als ob der gegenwärtige Augenblick etwas andres wäre, als der Punkt der Zeitigung, zu welchem das Vergangene, zwar allmählich, aber doch für aufmerksame Augen nicht unmerklich, heran reifte.

XI.

Es ist eine alte, aus der Erfahrung gezogene und immer durch sie von neuem bestätigte Bemerkung, daſs der gewöhnliche Gang der Dinge durch jene Art von unvermutheten Erfolgen, die man in Ermanglung einer deutlichern Erklärung den unbekannten Göttern Glück und Unglück zuzuschreiben gewohnt ist, zuweilen dergestalt gehemmt oder beschleuniget wird, daſs in jenem Falle hundert Jahre erfordert werden können, um etwas zuwege zu bringen, wozu in diesem ein einziges hinreicht.

Unsere Zeit, die dazu bestimmt scheint, die auſserordentlichsten Ereignisse der vergangenen Jahrtausende in einer schnellen Folge auf einander zu erneuern, hat uns auch hiervon eine auffallende Probe gezeigt, da wir im letzten Viertel des abgewichenen Jahres binnen wenig Wochen Dinge geschehen sahen, von welchen kurz zuvor auſserhalb Frankreichs die weisen Meister der Staatskunst sich den Erfolg so wenig träumen lieſsen, daſs sie ihn (wie es scheint) nicht einmahl für möglich hielten. Ludwig der Sechzehnte, der den zehnten August — beynahe in dem Augenblicke, da sich Aristokraten und Monarchisten vereinigen wollten seine Feinde auszurotten — suspendiert worden war, wurde wenige Tage darauf in den Thurm im *Temple* eingeschlossen, und die Partey der Moderierten oder Monarchisten, die sich noch kaum mit La Fayette und Rochefoucaud an ihrer Spitze für die überwiegende hielt, verschwand so plötzlich vom Französischen Horizont, daſs ihre Stelle nicht mehr gefunden wird. Am 21sten September wurde die königliche Würde von einem neu erwählten und bevollmächtigten Nazionalkonvent einhellig abgeschafft, und Frankreich für eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Republik erklärt; und dieser Schritt, der schlechterdings eines von beiden, entweder ein Ausbruch des entschiedensten

Wahnsinns, oder die höchste Kraftäuſserung der ganzen in Einen Punkt koncentrierten Nazionalstärke seyn muſste, war die indirekte Antwort auf ein Manifest, — von welchem sich die mächtigen Beschützer Ludwigs des Sechzehnten die glücklichsten Erfolge versprachen, da sie an der Spitze eines groſsen und sieggewohnten Heeres bereit standen, den Befehlen und Drohungen desselben einen unwiderstehlich geglaubten Nachdruck zu geben.

Wer hätte nicht, je nachdem er gesinnt war, erwarten oder befürchten sollen, daſs jener 21ste September unter solchen Umständen der Todestag der Französischen Freyheit sey? daſs der Fall des Throns den Fall aller andern konstituierten Autoritäten nach sich ziehen, und, da die Republik nur noch ein bloſser Nahme zu seyn schien, die Nazion in eine Anarchie zurück stürzen würde, wovon alles, was man bisher mit diesem Nahmen belegt hatte, nur als ein kleines Vorspiel anzusehen wäre? Wer hätte nicht von einer solchen neuen Revoluzion, die in den Augen der meisten bloſs der letzte Versuch einer zur Verzweiflung gebrachten Rotte war, einen fürchterlichen Bürgerkrieg, eine gänzliche Auflösung des Staats, und die gewisse Erfüllung der scheinbarsten Hoffnungen, womit die Göttin der Täuschung jemahls den Sterblichen geschmeichelt hat, erwarten sollen? — Sogar der arme König Ludwig, obgleich (wie König Theodor von Korsika) seit dem 10ten August *senza soldi e senza regno*, hatte einen so starken Zug aus dem Zauberbecher dieser Göttin gethan, war des Erfolgs der nächsten vierzehn Tage so gewiſs, daſs er den Bemühungen des Pariser Volks, seinen Thurm mit einem breiten tiefen Graben zu umgeben, mit mitleidigem Lächeln zusah.

Und von allem diesem, was mit so groſser Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, erfolgte gerade das Widerspiel! Die Nazion stand auf einmahl wie ein einzelner Mann auf, um für ihre neu erwählten Göttinnen, Freyheit und Gleichheit, zum Sieg oder in den Tod zu gehen. Der Nazionalkonvent, trotz der Robespierrischen Fakzion, die ihn schon in den ersten Tagen entweder zu unterjochen oder zu ersticken drohte, zeigte zur Erhaltung des Vaterlandes und der Republik, die noch nicht geboren war, 35) einen Muth, eine Eintracht, eine Standhaftigkeit, die ihn zu der Höhe des Altrömischen Senats zu erheben schien. Die Bürger von Thionville und Lille gaben dem ganzen Frankreich das

---

35) Und vielleicht eben dadurch einer Nazion, deren feuriger Geist die Zukunft so leicht in Gegenwart zu verwandeln weiſs, nur ein desto lebhafteres Interesse einflöſste.

Beyspiel eines so schwärmerischen und zugleich so kaltblütigen Heroismus, daſs sogar die feigsten und trägsten aller Menschen, geschweige ein Volk wie das Französische, davon ergriffen und mit dem feurigsten Wetteifer beflügelt worden wären. Die neuen, vorher wenig bekannten **Feldherren** zeigten Talente, die man nicht erwartet hatte, mit einer Eintracht und einem Eifer für die gemeine Sache verbunden, die um so gewisser einen guten Erfolg versprachen, da die Elemente selbst sich für die Franken zu erklären schienen. In wenig Wochen war **Longwy** und **Verdun** wieder in ihren Händen, hatten die verbundenen Heere die Grenzen Frankreichs wieder verlassen, standen die Heere der neuen Republik auf fremdem Boden, hatte sich **Custine** der Magazine zu Speier bemächtigt und die Residenz des ersten Kurfürsten zum Mittelpunkt seiner Operazionen in Deutschland gemacht, **Montesquiou** Savoyen, **Anselme** Nizza eingenommen, und **Dumouriez** bey Mons einen Sieg erfochten, der den Nahmen der Franzosen in ganz Europa wieder zu Ehren setzte, und sowohl durch die Gröſse der Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, als durch die Wichtigkeit der unmittelbaren und entferntern Folgen, die ihn begleiteten, von der Geschichte den berühmtesten, deren Andenken sie verewigt, an die Seite gesetzt werden wird.

XII.

Solch ein Glückswechsel, solche Beweise einer seit Jahrhunderten beyspiellosen Nazional-Energie, solche Blitze eines republikanischen Geistes und einer republikanischen Tugend, die man einem so frivolen, so tief verderbten Volke nicht zugetraut hatte, mit solchen Erfolgen gekrönt, warfen einen Glanz von sich, der durch die reiſsende Schnelligkeit, womit die Begebenheiten sich über einander herwälzten, noch blendender werden muſste.

Der kältere Menschenforscher läſst sich indessen durch alle diese Groſsthaten der neuen Gallofranken so wenig als durch die groſsen Grundsätze und Gesinnungen, die ihre Redner mit einer so sirenenmäſsigen Beredsamkeit geltend zu machen wissen, verblenden; er kann sich diese Aufwallungen eines allgemeinen Freyheitstaumels bey einem Volke wie das Französische in einem so entscheidenden Momente sehr gut erklären: aber er vergiſst nicht darüber, daſs es eben dieses Volk ist, das vom Anfange der Revoluzion bis zum 6ten Oktober des verwichenen Jahres sich einer so ungeheuren Menge von brutalen, barbarischen und diabolischen Atrocitäten schuldig gemacht hat, daſs keine Zeit die Schande, die sie dem Französischen Nahmen zugezogen haben, jemahls auslöschen kann. Ein Nazionalkarakter, der sich eben so stark durch Grausamkeit, Blutdurst, kaltblütige Rachgier und Mordlust, als durch Ehrgefühl, Stolz, Eitelkeit, Groſsherzigkeit und Verachtung des Lebens auszeichnet, verwandelt sich nicht in so kurzer Zeit, daſs es gerecht und vernünftig wäre, die mit einem solchen Karakter gestempelte Nazion wegen einiger, ja sogar wegen einer langen Reihe glänzender Handlungen, hochachtungswürdig zu finden, oder ihr ein Verdienst aus Scheintugenden zu machen, die ihr eben so natürlich als ihre Laster sind, und mit diesen aus Einer gemeinschaftlichen Quelle flieſsen. Überdieſs bürgt uns die glückliche Wendung, die ihre Sache von auſsen genommen hat, keineswegs für ihre Glückseligkeit von innen: im Gegentheil ist nichts wahrscheinlicher, als daſs der Dämon der Zwietracht, den sogar die unmittelbarste Gefahr des Vaterlandes nicht beschwören konnte, so bald sie wieder Ruhe bekommen, desto wüthender ausbrechen, und, indem er sie aus einer Insurrekzion und Revoluzion in die andere wirft, das Beyspiel der unendlichen Übel, welche sie über sich selbst häufen, zum wirksamsten Gegengift gegen die sofistische Freyheits- und Gleichheitstheorie, womit sie uns zu berauschen suchen, machen werde.

XIII.

Aber so kaltblütig urtheilt freylich die groſse Menge nicht; oder vielmehr sie urtheilt gar nicht, sondern überläſst sich den Eindrücken, die alles ungewöhnliche und ans Wunderbare grenzende auf ihre Sinne macht. Von jeher und vermöge der Natur der Sache war eine bis zum Heroismus getriebene Tapferkeit, mit einem gewissen Anstrich von Groſsmuth und Humanität verbunden, das, was die Herzen der Menschen am schnellsten überwältigt, was am gewissesten Bewunderung und Liebe einflöſst. Auch beweist es groſse Klugheit an den Feldherren der Französischen Kriegsheere, daſs sie ihre Untergebenen dahin zu bringen gewuſst haben, eine so gute Zucht in den benachbarten Gegenden, wo sie gegenwärtig den Meister spielen, zu beobachten, und sich (wenigstens in Deutschland) durch ein über alle Erwartung gutes Betragen die Achtung und Zuneigung der Völker, denen sie ihr neues Evangelium predigen, zu erwerben. Man fragte sich selbst erstaunt, ob das die Kannibalen, die Unmenschen, die apokalyptischen Bestien seyn sollten, denen seit vier Jahren so schreckliche Unthaten nachgesagt wurden? und man fand sich genöthigt zu glauben, daſs alles, was man von den Gräueln der famösen schwarzen

Tage, und von so vielen wüthenden Auftritten, womit das suveräne Volk seine Manier Justiz und gute Polizey zu handhaben beynahe täglich in irgend einem von den zweyhundert neun und vierzig Distrikten bethätigte, gehört und gelesen habe, wo nicht gänzlich von den Aristokraten und ihren Parteygängern erdichtet, doch unfehlbar übermäſsig vergröſsert worden seyn müsse. Nur wenige ahnen die List, die hinter dieser angenommenen gefälligen Auſsenseite im Hinterhalte liegt; nur wenige sehen, daſs die Häupter der neuen Republik zu klug sind, um d[illegible] Vortheile eines solchen Betragens nicht genau berechnet zu haben. Denn natürlicher Weise wird das Freyheits- und Gleichheits-Evangelium, das an sich selbst schon den Mühseligen und Beladenen so süſs tönt, sich desto mehr Eingang verschaffen, wenn die Apostel desselben ihm auch durch ihr persönliches Betragen die Herzen zu gewinnen suchen.

Nach der eigenen täglich wiederhohlten Versicherung der so genannten Neufranken oder Westfranken, ist die Befreyung aller Völker des Erdbodens, die Ausrottung der Tyrannen, und wo möglich die Organisierung des ganzen menschlichen Geschlechts zu einer einzigen verbrüderten Demokratie, der eigentliche Zweck der Waffen dieser neuen Republik. Besonders geht die menschenfreundliche Absicht des Bürgers Custine bey seinem Heerzuge nach Deutschland nicht sowohl auf die Züchtigung derjenigen Deutschen Fürsten und Aristokraten, die sich durch ihre Verwendungen für die königliche und aristokratische Partey als Feinde der Republik bewiesen haben, (denn dieſs soll nur als eine Nebensache im Vorbeygehen abgethan werden) als vielmehr darauf: die Einwohner aller Gegenden, welche sie einnehmen oder durch welche sie ziehen, zu ihrer Lehre von der unveräuſserlichen Suveränität des Volks und von der Unrechtmäſsigkeit der monarchischen Regierung zu bekehren, unbekümmert, was (wofern es ihnen glücken könnte) die Folgen davon seyn müſsten, wenn unsre Städte, Flecken und Dörfer, nach dem Beyspiele der Westfranken, mit dem Umsturze der gegenwärtigen Ordnung den Anfang machten, ehe sie noch wüſsten was für eine andere sie an die Stelle derselben setzen wollten, oder, falls sie sich (um kurz aus der Sache zu kommen) nach dem Muster der Neufränkischen Konstituzion organisieren wollten, ob sie bey der demokratischen Anarchie, die daraus entspringen müſste, besser fahren würden als bey der Subordinazion, deren sie gewohnt sind.

XIV.

Fern sey es von mir, den Einsichten des aufgeklärten Theils der Deutschen Nazion, und selbst dem gesunden Menschenverstande der rohesten Volksklassen, so wenig zuzutrauen, daſs ich mir einbilden sollte, ein so luftiger Plan wie dieser — ein Plan, der so offenbar aus der gröſsten Unwissenheit unsrer innern Verfassung entspringt, und auf theils ganz grundlose theils schief gesehene und fälschlich generalisierte Voraussetzungen berechnet ist — würde in Deutschland so leicht durchzusetzen seyn, als sich der Bürger Röderer und andere weise Männer seines Schlages einzubilden scheinen.

Allein auf der andern Seite würde man doch wohl — auch im Bewuſstseyn der besten Sache und mit dem unbeladensten Gewissen — die Sicherheit zu weit treiben, wenn man, bey allen den allgemeinern Gründen zur Vorsicht, auf welche mich bisher der Gang meiner Betrachtungen geführt hat, (und welche da und dort noch mit vielen besondern zu vermehren seyn dürften) die natürlichen Folgen des fortdauernden Daseyns von funfzig oder sechzig tausend bewaffneten Freyheits und Gleichheitspredigern auf Deutschem Grund und Boden in Rücksicht auf die Ruhe des Ganzen für unbedeutender ansehen wollte, als sie wirklich sind.

Mir däucht, es könne nichts auffallender seyn, als daſs es eine Art von neuer politischer Religion ist, was uns von den Custine, Dumouriez, Anselme, u. s. w. an der Spitze ihrer Heere gepredigt wird.

Die Stifter und Verfechter dieser neuen Religion erkennen keine andere Gottheiten als Freyheit und Gleichheit: und wiewohl sie ihren Glauben nicht eben wie Muhamed und Omar mit Feuer und Schwert ausbreiten, sondern im Gegentheil (gleich den ehemahligen Verkündigern des Reichs Gottes) die Völker mit gar süſsen und freundlichen Worten zum Reich der Freyheit einladen; so haben sie doch die groſse Maxime, keinen andern Glauben neben sich zu dulden, mit Muhamed und den Theodosiern gemein. Wer nicht mit ihnen ist, ist wider sie. Wer ihren Begriff von Freyheit und Gleichheit nicht für den einzigen wahren erkennt, ist ein Feind des menschlichen Geschlechts, oder ein verächtlicher Knecht, der, von den engbrüstigen Vorurtheilen der alten politischen Abgötterey zusammen gedrückt, seine Knie vor selbstgemachten Götzen beugt, und freywillig Fesseln trägt, die er, so bald er nur wollte, wie versengte Zwirnsfäden von sich schütteln könnte.

In einer solchen Sprache kündigen diese neuen Republikaner allen Königen und

Fürsten der Erde den Krieg an, indem sie zu gleicher Zeit allen Völkern Friede und Verbrüderung anbieten. Sie sind ausgezogen, alle Thronen, die sie in ihrem Wege finden, umzustürzen, und sich (wie sie sagen) das unendliche Verdienst um das menschliche Geschlecht zu machen, es von seinen Unterdrückern zu befreyen. Denn auſser der neuen Französischen Demokratie giebt es, ihrer Vorstellungsart nach, nichts als Tyrannen und Sklaven.

„Man muſs, (sagte der Deputierte St. Just am 13ten November im Nazionalkonvent) man muſs dem ehemahligen Könige den Prozeſs machen, nicht weil er übel regierte, sondern weil er König war. Denn nichts in der Welt kann diese Usurpazion rechtfertigen. In welche Täuschungen das Königthum sich einhüllen, hinter welche vorgebliche Verträge es sich verstecken mag, es ist und bleibt ein ewiges Verbrechen, gegen welches ein jeder Mensch das Recht hat sich zu erheben und zu bewaffnen; es ist ein Frevel, den sogar die Blindheit eines ganzen Volks nicht rechtfertigen kann. Ein solches Volk begeht durch das Beyspiel, das es andern giebt, selbst ein Verbrechen gegen die Natur. Alle Menschen empfangen unmittelbar von